Schriften

von

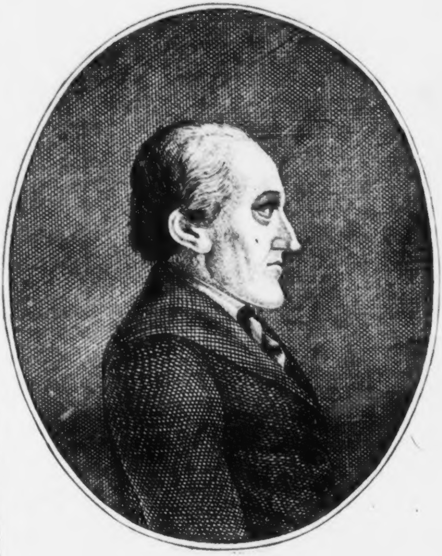
Adolph Freyherrn Knigge.

Erſter Band.

(Ueber den Umgang mit Menſchen. 1r Bd.)

Hannover,
in der Ritſcherſchen Buchhandlung.
1804.

Univ. Bibl.
München



FREYH. v. KNIGGE.

Ueber den

Umgang mit Menſchen.

Von

Adolph Freiherrn Knigge.

In drei Theilen.

Achte verbeſſerte Auflage.

Mit dem Portrait des Verfaſſers.

Mit Churfürſtlich Sächſiſchem Privilegio.

Hannover,
in der Ritſcherſchen Buchhandlung.
1804.

Ad Bibl. Acad. Land.

Universitäts München

Inhalt des erſten Theils.

Einleitung; Seite 1.

1) Warum man mit großen und glänzenden Eigenſchaften dennoch nicht immer in der Welt ſein Glück mache. Ueber den esprit de conduite. Mancher will ſich nicht nach den Sitten Andrer fügen. Manchem fehlt es dazu an der nöthigen Weltkenntniß; mancher macht zu viel Forderungen. Aber auch mit dem beſten Willen und guten Anlagen glückt es nicht Jedem; warum? 2) In Teutſchland iſt es ſchwer, allgemein gute Eindrücke in Geſellſchaften zu machen; warum? Bilder von Verſchiedenheit des geſellſchaftlichen Tons in einigen Provinzen von Teutſchland, und Bilder von den Sitten verſchiedner Stände. 3) Von meinem Berufe, über dieſen Gegenſtand zu ſchreiben. 4) Meine eignen Erfahrungen.

Erſtes Capitel; Seite 33.

Allgemeine Bemerkungen und Vorſchriften über den Umgang mit Menſchen.

1) Jeder Menſch muß ſich in der Welt ſelbſt geltend machen. Anwendung dieſes Satzes. 2) Strebe nach Vollkommenheit, aber nicht nach dem Scheine der Vollkommenheit! 3) Sey nicht zu ſehr ein Sclave der Meinung Andrer! 4) Verliere nicht die Zuverſicht! 5) Eigne Dir nicht fremdes Verdienſt zu! 6) Verbirg Deinen Kummer! 7) Rühme nicht zu laut Dein Glück! 8) Enthülle nicht die Schwächen Deiner Nebenmenſchen! 9) Gieb Andern Gelegenheit, zu glänzen! 10) Suche Gegenwart des Geiſtes zu haben! 11) Willſt Du etwas in der Welt

erlangen, ſo mußt Du darum bitten. 12) Nimm ſo wenig, wie möglich, von Andern Wohlthaten an! 13) Grenzen der Dienſtfertigkeit. 14) Halte ſtrenge Wort, und ſey wahrhaft! 15) Sey pünctlich, ordentlich, fleißig! 16) Intereſſire Dich für Andre, wenn Du willſt, daß Andre ſich für Dich intereſſiren ſollen! 17) Verflicht niemand in Deine Privat-Zwiſtigkeiten, und ſetze Dich immer in Gedanken in andrer Leute Stelle! 18) Laß Jeden ſeine Handlungen ſelbſt verantworten, wenn Du nicht ſein Vormund biſt! 19) Handle nur ſelbſt immer folgerecht! 20) Habe ſtets ein gutes Gewiſſen! 21) Sey, was Du biſt, immer und ganz! 22) Unterſchied im äuſſern Betragen. 23) Sey nicht zu offenherzig! 24) Suche nie, jemand lächerlich zu machen! 25) Schrecke, zerre, beunruhige und necke nicht! 26) Alle Menſchen wollen amüſirt ſeyn. Ueber das Spaßmachen. 27) Sage Jedem etwas Lehrreiches oder Angenehmes! 28) Ueber Spott und Mediſance. 29) Ueber Anecdoten. 30) Trage keine Nachrichten aus einem Hauſe in das andre! 31) Sey vorſichtig in Tadel und Widerſpruch! 32) Rede nicht zu viel und nicht langweilig! 33) Noch von Dingen, die nur Dich intereſſiren! 34) Ueber Egoismus. 34) Widerſprich Dich nicht in Reden; 36) Wiederhole Dich nicht, und ſchärfe Dein Gedächtniß! 37) Vermeide Zweideutigkeit; 38) Gemeinſprüche; 39) Unnütze Fragen! 40) Lerne Widerſpruch ertragen! 41) Wo man ſich zur Freude verſammelt, da rede nicht von Geſchäfften! 42) Ueber Religions-Geſpräche. 43) Sey vorſichtig in Geſprächen über Andrer Gebrechen! 44) Andre Vorſichtigkeits-Regeln. 45) Bringe bei niemand unangenehme Dinge in Erinnerung! 46) Nimm nicht Theil an fremdem Spotte! 47) Ueber Diſputirgeiſt. 48) Ueber Verſchwiegenheit. 49) Wohlredenheit und äuſſerer Anſtand. 50) Ueber kleine geſellſchaftliche Unſchicklichkeiten. 51) Betragen, wenn uns Langeweile gemacht wird. 52) Leichtigkeit im Umgange. 53) Man hüte ſich vor zu großen Forderungen! 54) Kleidung. 55) Soll man viel oder wenig in Geſellſchaften gehen? 56) Man kann in jeder Geſellſchaft etwas lernen. 57) Mit wem ſoll man umgehen? 58) Ueber den Umgang in großen Städten, in kleinern, und auf dem Lande. 59) In fremden Gegenden. 60) Regeln beim Briefwechſel. 61) Wie man die Menſchen beurtheilen ſolle. 62) Ob dieſe Regeln allgemein paſſen? 63) In wie fern auch Frauenzimmer nach dieſen Regeln handeln können.

Zweites Capitel; Seite 121.

Ueber den Umgang mit ſich ſelbſt.

1) Es iſt nützlich und intereſſant, über den Umgang mit andern Menſchen ſeine eigne Geſellſchaft nicht zu vernachläſſigen. 2) Es kommen Augenblicke, wo wir uns ſelbſt am nöthigſten ſind. 3) Gehe eben ſo vorſichtig, fein, redlich und gerecht mit Dir ſelbſt um, wie mit Andern! 4) Sorge für Deine Geſundheit, aber verzärtle Dich nicht! 5) Reſpectire Dich ſelbſt, und habe Zuverſicht zu Dir ſelbſt! 6) Verzweifle nicht bei dem Bewußtſeyn mangelnder Vollkommenheiten, bei den Schwierigkeiten, ein großer Mann zu werden! 7) Sey Dir ein angenehmer Geſellſchafter! 8) Aber ſey Dir auch kein Schmeichler, ſondern ein aufrichtiger und gerechter Freund! Sey eben ſo ſtrenge gegen Dich, wie Du gegen Andre biſt! 9) Wie man Abrechnung mit ſeiner Moralität halten ſolle.

Drittes Capitel; Seite 129.

Ueber den Umgang mit Leuten von verſchiednen Gemüthsarten, Temperamenten und Stimmungen des Geiſtes und Herzens.

1) Ueber die vier Haupt-Temperamente und deren Miſchungen. 2) Ueber herrſchſüchtige Leute. 3) Ueber Ehrgeizige. 4) Eitle. 5) Hochmüthige, im Gegenſatze von Stolzen. 6) Ueber ſehr empfindliche Leute.

Einleitung.

1.

Wir ſehen die klügſten, verſtändigſten Menſchen im gemeinen Leben Schritte thun, wozu wir den Kopf ſchütteln müſſen;

Wir ſehen die feinſten theoretiſchen Menſchenkenner das Opfer des gröbſten Betrugs werden;

Wir ſehen die erfahrenſten, geſchickteſten Männer, bei alltäglichen Vorfällen, unzweckmäßige Mittel wählen; ſehen, daß es ihnen mislingt, auf Andre zu wirken; daß ſie, mit allem Uebergewicht der Vernunft, dennoch oft von fremden Thorheiten, Grillen und von dem Eigenſinne der Schwächern abhängen; daß ſie von ſchiefen Köpfen, die nicht werth ſind, mit ihnen verglichen zu werden, ſich müſſen regieren und mishandeln laſſen, daß hingegen

Schwächlinge und Unmündige an Geiſt Dinge durchſetzen, die der Weiſe kaum zu wünſchen wagen darf;

Wir ſehen manchen Redlichen faſt allgemein verkannt;

Wir ſehen die witzigſten, hellſten Köpfe in Geſellſchaften, wo Aller Augen auf ſie gerichtet waren, und jedermann begierig auf jedes Wort lauerte, das aus ihrem Munde kommen würde, eine nicht vortheilhafte Rolle ſpielen; ſehen, wie ſie verſtummen, oder nur gemeine Dinge ſagen, indeß ein andrer, äuſſerſt leerer Menſch die kleine Summe von Begriffen, die er hie und da aufgeſammelt hat, ſo durch einander zu werfen und aufzuſtutzen verſteht, daß er Aufmerkſamkeit erregt, und, ſelbſt bei Männern von Kenntniſſen, für etwas gilt;

Wir ſehen, daß die glänzendſten Schönheiten nicht allenthalben gefallen, indeß Perſonen, mit weniger äuſſern Annehmlichkeiten ausgerüſtet, allgemein intereſſiren. —

Kurz, wir werden täglich gewahr, daß die klügſten und gelehrteſten Männer, wenn nicht zuweilen die untüchtigſten zu allen Weltgeſchäften, doch wenigſtens unglücklich genug ſind, durch den Mangel einer gewiſſen Gewandtheit zurückgeſetzt zu bleiben, und daß die Geiſtreichſten, von der Natur mit allen innern und äuſſern Vorzügen beſchenkt, oft am wenigſten zu gefallen, zu glänzen verſtehn.

Manche Leute glauben, größere Eigenſchaften berechtigten ſie, die kleinen geſellſchaftlichen Schicklichkeiten, die Regeln des Anſtandes, der Höflichkeit, oder der Vorſicht zu vernachläſſigen — Das iſt nicht gut gethan. Großer Eigenſchaften wegen verzeiht man große Fehler, weil Menſchen von feinerm Stoffe heftige Leidenſchaften zu haben pflegen. Wo aber keine Leidenſchaft im Spiele iſt, da ſoll der beſſere Mann auch weiſer handeln, als der alltägliche; und es iſt nicht weiſe gehandelt, die unſchuldigen Gebräuche der Geſellſchaft zu verachten, wenn man in der Geſellſchaft leben und wirken will.

Ich rede aber hier nicht von der freiwilligen Verzichtleiſtung des Weiſen auf die Bewunderung des vornehmen und geringen Pöbels. Daß der Mann von beſſrer Art da in ſich ſelbſt verſchloſſen ſchweigt, wo er nicht verſtanden wird; daß der Witzige, Geiſtvolle, in einem Cirkel ſchaler Köpfe ſich nicht ſo weit herablässt, den Spaßmacher zu spielen; daß der Mann von einer gewiſſen Würde im Character zu viel Stolz hat, ſein ganzes Weſen nach jeder ihm unbedeutenden Geſellſchaft umzuformen, die Stimmung anzunehmen, wozu die jungen Laffen ſeiner Vaterſtadt den Ton mit von Reiſen gebracht hoben, oder den gerade die Laune einer herrſchenden Coquette zum Conſervations- Cammer- und Chorton erhebt; daß es den Jüngling beſſer kleidet, beſcheiden, ſchüchtern und ſtill; als nach Art der mehrſten unſrer heutigen jungen Leute, vorlaut, ſelbſtgenügſam und plauderhaft zu ſeyn; daß der edle Mann, je klüger er iſt, um deſto beſcheidner, um deſto mistrauiſcher gegen ſeine eignen Kenntniſſe, um deſto weniger zudringlich ſeyn wird; oder daß, je mehr innerer, wahrer Verdienſte ſich jemand bewußt iſt, er um deſto weniger Kunſt anwenden wird, ſeine vortheilhaften Seiten hervorzukehren, ſo wie die wahrhafte Schönheiten alle kleinen anlockenden, unwürdigen Buhlkünſte, wodurch man ſich bemerken zu machen ſucht, verachtet. — Das alles iſt wol ſehr natürlich! — davon rede ich alſo nicht.

Auch nicht von der beleidigten Eitelkeit eines Mannes voll Forderungen, der unaufhörlich eingeräuchert, geſchmeichelt und vorgezogen zu werden verlangt, und, wo das nicht geſchieht, eine traurige Figur macht; nicht von dem gekränkten Hochmuthe eines abgeſchmackten Pedanten, der mislaunig wird, wenn er das Unglück hat, nicht aller Orten für ein großes Licht der Erde bekannt und als ein ſolches behandelt zu ſeyn; wenn nicht Jeder mit ſeinem Lämpchen herzuläuft, um es an dieſem großen Lichte der Aufklärung anzuzünden. Wenn ein ſteifer Profeſſor, der gewohnt iſt, von ſeinem beſtaubten Dreifuße herunter, ſein Lehrbuch in der Hand, einem Haufen gaffender, unbärtiger Muſenſöhne ſtundenlang hohe Weisheit vorzupredigen, und dann zu ſehn, wie ſogar ſeine platten, in jedem halben Jahre wiederholten Späße ſorgfältig nachgeſchrieben werden; wie jeder Student ſo ehrerbietig den Hut vor ihm abzieht, und Mancher, der nachher ſeinem Vaterlande Geſetze giebt, ihm des Sonntags im Staatskleide die Aufwartung macht; wenn ein Solcher einmal die Reſidenz oder irgend eine andre Stadt beſucht, und das Unglück nun will, daß man ihn dort kaum dem Namen nach kennt, daß er in einer feinen Geſellſchaft von zwanzig Perſonen gänzlich überſehn, oder von irgend einem Fremden für den Cammerdiener im Hauſe gehalten und Er genannt wird, er dann ergrimmt, und ein verdroſſenes Geſicht zeigt; oder wenn ein Stuben-Gelehrter, der ganz fremd in der Welt, ohne Erziehung und ohne Menſchen-Kenntniß iſt, ſich einmal aus dem Haufen ſeiner Bücher hervorarbeitet, und er dann, äuſſerſt verlegen mit ſeiner Figur, buntſchäckig und altväteriſch gekleidet, in ſeinem, vor dreißig Jahren nach der neueſten Mode verfertigten Bräutigamsrocke, da ſitzt, und an nichts von allem, was geſprochen wird, Antheil nehmen, keinen Faden finden kann, um mit anzuknüpfen: ſo gehört das alles nicht hieher.

Eben ſo wenig rede ich von dem groben Cyniker, der, nach ſeinem Hottentotten-Syſteme alle Regeln verachtet, welche Uebereinkunft und gegenſeitige Gefälligkeit den Menſchen im bürgerlichen Leben vorgeſchrieben haben, noch von dem Kraft-Genie, das ſich über Sitte, Anſtand und Vernunft hinauszuſetzen, einen beſondern Freibrief zu haben glaubt.

Und wenn ich ſage, daß oft auch die weiſeſten und klügſten Menſchen in der Welt, im Umgange und in Erlangung äuſſerer Achtung, bürgerlicher und andrer Vortheile, ihres Zwecks verfehlen, ihr Glück nicht machen; ſo bringe ich hier weder in Anſchlag: daß ein widriges Geſchick zuweilen den Beſten verfolgt, noch daß eine unglückliche leidenſchaftliche oder ungeſellige Gemüthsart bei Manchem die vorzüglichſten, edelſten Eigenſchaften verdunkelt.

Nein! meine Bemerkung trifft Perſonen, die wahrlich allen guten Willen und treue Rechtſchaffenheit mit mannigfaltigen, recht vorzüglichen Eigenſchaften und dem eifrigen Beſtreben, in der Welt fortzukommen, eignes und fremdes Glück zu bauen, verbinden, und die dennoch mit dieſem Allen verkannt, überſehn werden, zu gar nichts gelangen. Woher kömmt das? Was iſt es, das Dieſen fehlt und Andre haben, die, bei dem Mangel wahrer Vorzüge, alle Stuffen menſchlicher, irdiſcher Glückſeligkeit erſteigen? — Was die Franzoſen den esprit de conduite nennen, das fehlt Jenen: *die Kunſt des Umgangs mit Menſchen* — eine Kunſt, die oft der ſchwache Kopf, ohne darauf zu ſtudiren, viel beſſer erlauert, als der verſtändige, weiſe, witzreiche; die Kunſt, ſich bemerken, geltend, geachtet zu machen, ohne beneidet zu werden; ſich nach den Temperamenten, Einſichten und Neigungen der Menſchen zu richten, ohne falſch zu ſeyn; ſich ungezwungen in den Ton jeder Geſellſchaft ſtimmen zu können, ohne weder Eigenthümlichkeit des Characters zu verliehren, noch ſich zu niedriger Schmeichelei herabzulaſſen. Der, welchen nicht die Natur ſchon mit dieſer glücklichen Anlage hat gebohren werden laſſen, erwerbe ſich Studium der Menſchen, eine gewiſſe Geſchmeidigkeit, Geſelligkeit, Nachgiebigkeit, Duldung, zu rechter Zeit Verleugnung, Gewalt über heftige Leidenſchaften, Wachſamkeit auf ſich ſelber und Heiterkeit des immer gleich geſtimmten Gemüths; und er wird ſich jene Kunſt zu eigen machen. Doch hüte man ſich, ſie zu verwechſeln mit der ſchädlichen, niedrigen Gefälligkeit des verworfnen Sclaven, der ſich von Jedem misbrauchen läſſt, ſich Jedem preisgiebt, um eine Mahlzeit zu gewinnen; dem Schurken huldigt, und um eine Bedienung zu erhalten; zum Unrechte ſchweigt, zum Betruge die Hände bietet, und die Dummheit vergöttert.

Indem ich aber von jenem esprit de conduite rede, der uns leiten muß, bei unſerm Umgange mit Menſchen aller Gattung: will ich nicht etwa ein Complimentir-Buch ſchreiben, ſondern einige Reſultate aus den Erfahrungen ziehn, die ich geſammelt habe, während einer nicht kurzen Reihe von Jahren, in welchen ich mich unter Menſchen aller Arten und Stände umhertreiben laſſen und oft in der Stille beobachtet habe. — Kein vollſtändiges Syſtem, aber Bruchſtücke, vielleicht nicht zu verwerfende Materialien, Stoff zu weiterm Nachdenken.

2.

In keinem Lande in Europa iſt es vielleicht ſo ſchwer, im Umgange mit Menſchen aus allen Claſſen, Gegenden und Ständen, allgemeinen Beifall einzuerndten: in jedem dieſer Kreiſe wie zu Hauſe zu ſeyn, ohne Zwang, ohne Falſchheit, ohne ſich verdächtig zu machen, und ohne ſelbſt dabei zu leiden, auf den Fürſten wie auf den Edelmann und Bürger, auf den Kaufmann wie auf den Geiſtlichen, nach Gefallen zu wirken, wie in unſerm teutſchen Vaterlande; denn nirgends vielleicht herrſcht zu gleicher Zeit eine ſo große Mannigfaltigkeit des Converſationstons, der Erziehungsart, der Religions- und andrer Meinungen, eine ſo große Verſchiedenheit der Gegenſtände, welche die Aufmerkſamkeit der einzelnen Volks-Claſſen in den einzelnen Provinzen beſchäftigen. Dies rührt her von der Mannigfaltigkeit des Intereſſe der teutſchen Staaten gegen einander und gegen auswärtige, von dem Unterſchiede der Verbindungen mit dieſem oder jenem auswärtigen Volke, und von dem ſehr merklichen Abſtande der Claſſen in Teutſchland von einander, zwiſchen denen verjährtes Vorurtheil, Erziehung und zum Theil auch Staats-Verfaſſung eine viel beſtimmtere Grenzlinie gezogen haben, als in andern Ländern. Wo hat mehr, als in Teutſchland, die Idee von ſechszehn Ahnen des Adels weſentlichen moraliſchen und politiſchen Einfluß auf Denkungsart und Bildung? Wo greift weniger allgemein, als bei uns, die Kaufmannſchaft in die übrigen Claſſen ein? (Soll ich die Reichsſtädte ausnehmen?) Wo macht mehr, als hier, das Corps der Hofleute eine ganz eigne Gattung aus, in welche hinein, ſo wie zu der Perſon der mehrſten Fürſten, nur Leute von gewiſſer

Geburt und gewiſſem Range ſich hindrängen können? Wo durchkreuzen ſich mehr Arten von Intereſſe? — Und dieſe treffen nicht etwa auf irgend einen dem ganzen Volke merkbaren Punct zuſammen, auf allgemeine National-Bedürfniſſe, Volks-Angelegenheiten, Vaterlands-Nutzen, wie in England, wo Aufrechthaltung der Conſtitution, Freiheit und Glück der Nation, Flor des Vaterlandes, der Punct iſt, in welchem ſich das Streben, Dichten und Trachten ſo mancher originellen Charactere vereinigt, noch wie in faſt allen übrigen europäiſchen Ländern, die entweder unter einem einzigen Oberhaupte ſtehen, oder durch ein einziges, allen Gliedern wichtiges Intereſſe beherrſcht werden, wie die Schweiz, oder in welchen eine allein herrſchende Religion, oder ein tyranniſches Clima, über Denkungsart, Ton und Stimmung allgemein überwiegende Gewalt hat.

Daß im Ganzen unſere teutſche Verfaſſung, ſo zuſammengeſetzt ſie auch iſt, ſehr große, weſentliche Vorzüge gewährt, das leidet keinen Zweifel; allein es iſt nicht weniger gewiß, daß dieſelbe den mächtigſten Einfluß auf die Verſchiedenheit der Stimmung in den einzelnen

Provinzen und Staaten und unter den mancherlei von einander abgeſonderten Ständen hat. Eben daher kommt es, daß unſre Schauſpieler, Schauſpiel-Dichter und Romanen-Schreiber ein viel ſchwereres Studium haben, wenn ſie alle dieſe Nüancen kennen, bearbeiten und dennoch einen Anſtrich von originellem National-Character wollen durchſchimmern laſſen; viel ſchwerer, als in Frankreich, wo die Sitten der verſchiednen Stände und einzelnen Provinzen nicht ſo ſehr gegen einander abſtechen. Eben daher kömmt es, daß man über wenige unſrer literariſchen Producte ein allgemein einſtimmig beifälliges Volks-Urtheil hört, daß überhaupt ſo wenige unſerer Werke wie National-Monumente auf die Nachwelt übergehen, und eben daher endlich kömmt es, daß es ſo ſchwer iſt, mit Menſchen aus allen Ständen und Gegenden in Teutſchland umzugehn und bei allen gleich wohl gelitten zu ſeyn, auf Alle gleich vortheilhaft zu wirken.

Der treuherzige, naive, zuweilen ein wenig bäuriſche, materielle Bayer iſt äußerſt verlegen, wenn er auf alle verbindlichen, artigen Dinge antworten ſoll, die ihm der feine Ober-Sachſe in *einem* Othem entgegenſchickt; dem ſchwerfälligen Weſtphälinger iſt alles hebräiſch, was ihm der Oeſterreicher in ſeiner, ihm gänzlich fremden Mund-art vorpoltert; die zuvorkommende Höflichkeit und Geſchmeidigkeit des durch franzöſiſche Nachbarſchaft polirten Rheinländers würde man in manchen Städten von Niederſachſen für Zudringlichkeit, für Niederträchtigkeit halten. Man glaubt da, ein Mann, der ſo äuſſerſt unterthänig und nachgiebig iſt, müſſe gefährliche oder niedrige Abſichten haben, oder müſſe falſch, oder ſehr arm und hülfsbedürftig ſeyn; und oft iſt dort ein wenig zu weit getriebne äuſſere Höflichkeit hinlänglich, den Mann, der ſich am Rheine dadurch allgemeine Liebe erwerben würde, an der Leine verächtlich zu machen. Dagegen wird aber auch der, nicht kältere, nur weniger leichtſinnige, weniger zuverſichtliche, nicht ſo im Gedränge von Fremden, noch auf Reiſen an Leib und Seele abgeſchliffene, geglättete, ſondern ernſthafte Niederſachſe, der bei der erſten Bekanntſchaft nicht ſehr zuvorkommend, ſondern wohl gar ein wenig verlegen iſt, an einem Hofe im Reiche vielleicht für einen ſchüchternen Menſchen, ohne Lebensart, ohne Welt, angeſehn werden.

Sich nun alſo nach Ort, Zeit und Umſtänden umzuformen, und von verjährten Gewohnheiten ſich loszumachen: das erfordert Studium und Kunſt.

In Gegenden, aus welchen weder Unzufriedenheit mit dem Vaterlande, noch Müßiggang, noch Verderbniß der Sitten, noch unbeſtimmte, raſtloſe Thätigkeit, noch Anecdoten-Jagd, noch vorwitzige Neugier, die Menſchen ſchaarenweiſe auswandern macht, und jeden Pinſel zum Reiſen treibt, ſind die Einwohner mit dem, was es daheim giebt, ſo herzlich wohl zufrieden, daß ſie nichts Größers kennen, nichts Größers kennen mögen, als das, was ſie in ihrem Vaterlande von Jugend auf betrachtet, ſchon als Knaben bewundert, oder von ihren Verwandten und Freunden haben ſtiften, bauen, anlegen geſehn. Ihnen ſind die kleinen jährlichen oder andern Feſte immer neu, immer gleich glänzend und merkwürdig. — Glückliche Unwiſſenheit! nicht zu vertauſchen mit dem Ekel, welcher den Mann anwandelt, der in ſeinem Leben ſo gar viel aller Orten erlebt, erfahren, geſehn, bauen und zerſtören geſehn hat, und zuletzt an nichts mehr Freude finden, nichts mehr bewundern kann, alles mit Tadel und Langerweile anblickt! Ich reiſte vor einigen Jahren im rauheſten Wetter in nothwendigen Geſchäften vierzig Meilen weit von *** nach ***. Es fügte ſich, daß in letztrer Stadt am Tage meiner Ankunft ein General, mit den dabei aller Orten mehr oder weniger üblichen Feierlichkeiten, ſollte begraben werden. Die ganze Stadt, die dergleichen ſelten geſehn, war vom frühen Morgen an in Bewegung; alles ſprach von dem Begräbniſſe des Generals. Ein Officier von meiner alten Bekanntſchaft begegnete mir im Gaſthofe: „Ey! wo kommen „Sie her?“ rief er; Ich ſagte es ihm. Der gute Mann vergaß in dem Augenblicke, daß *** vierzig Meilen weit läge, und daß eine ſolche Feierlichkeit mir wol ſchwerlich in ſo ſchlechtem Wetter eine ſo weite Reiſe werth ſeyn könnte: „O!“ ſagte er, „Sie kommen „gewiß, um unſern General begraben zu ſehn; „ja! es wird ſich ſchön ausnehmen.“ — Nun! zu ſo etwas kann ich kaum lächeln; mögten alle Menſchen das am ſchönſten finden, was ſie haben! Doch geſtehe ich auch, daß dies oft zu Intoleranz führt; daß die Anhänglichkeit an einheimiſche Sitten zuweilen ungerecht, ungeſchliffen gegen Menſchen macht, die ſich durch kleine Verſchiedenheiten, wäre es auch nur in Anſtand, Kleidung, Ton, Mund-art oder Gebehrden, unſchuldigerweiſe auszeichnen.

In Reichsſtädten iſt dieſe Anhänglichkeit an väterliche Sitten, Kleidertrachten u. dgl. ſehr auffallend, und hat nicht ſelten Einfluß auf Regierungs-Verfaſſung, Religions-Verträglichkeit und andre wichtige und unwichtige Dinge. So legen z. B. alle calviniſtiſche Kaufleute in *** ihre Gärten nach holländiſchem Geſchmacke an. Nun hörte ich einſt einen ſolchen von einem andern Negocianten dieſes Bekenntniſſes, der aber in ſeinem Garten einige, der reformirten Gemeine auffallende Veränderungen vorgenommen hatte, ſagen: „der Mann habe in ſeinem Garten allerlei „lutheriſche Streiche gemacht.“ Ich meine, dieſe Verſchiedenheit der Sitten und der Stimmung in den teutſchen Staaten macht es ſehr ſchwer, auſſer ſeiner vaterländiſchen Gegend, in fremden Provinzen, in Geſellſchaften zu gefallen, Freundſchaften zu ſtiften, Geſchmack am Umgange zu finden, Andre für ſich einzunehmen und auf Andre zu wirken.

Aber dieſe Schwierigkeiten werden in Teutſchland noch größer unter Perſonen von verſchiednen Ständen und Erziehungen. Wer wird nicht ſchon mehrmal in ſeinem Leben die Erfahrung gemacht haben, in welche Verlegenheit man kommen kann, und wie groß die Langeweile iſt, die uns befällt, oder die wir Andern verurſachen, wenn wir in eine Geſellſchaft gerathen, deren Ton uns gänzlich fremd iſt; wo alle, auch noch ſo warme Geſpräche an unſerm Herzen vorbeigleiten; wo die Form der ganzen Unterhaltung, alle Gebräuche und äuſſere Manieren der Anweſenden weit auſſer unſerm Syſteme liegen, nicht zu unſern Gewohnheiten paſſen; wo die Minuten uns Tage ſcheinen; wo Zwang und Verwünſchung unſrer peinlichen Lage auf unſrer Stirne gemahlt ſtehen.

Man ſehe nur einen ehrlichen Land-Edelmann, aus treuer Lehnspflicht, einmal nach langen Jahren wieder an dem Hofe ſeines Landesherrn erſcheinen! Er hat ſich ſchon früh Morgens auf's beſte ausgeſchmückt und ſich die ſonſt gewöhnte liebe Pfeife Tabak verſagt, um nicht nach Rauch zu riechen. Auf den Gaſſen der Stadt war es noch öde und ſtill, als er ſchon in ſeinem Wirthshauſe umherwandelte und alles in Bewegung ſetzte, um ihm beyzuſtehn, bei dem beſchwerlichen Geſchäfte, ſich hofmäßig auszuſchmücken. Jetzt iſt er endlich fertig; ſein gekräuſeltes und gepudertes Haar, das auſſerdem ſelten ohne Nachtmütze auftritt, hat er der freien Luft preisgegeben und er leidet nun hölliſche Kopfſchmerzen; die ſeidnen Strümpfe erſetzen bei weitem nicht, was die heute zurückgelegten Stiefel ihm ſonſt gewähren; ihn friert gewaltig an den, ihm nackend ſcheinenden Beinen. Der beſetzte Rock iſt in den Schultern nicht ſo bequem, wie ſein treuer, alter, warmer Ueberrock; der Degen geräth jeden Augenblick zwiſchen die Beine; er weiß nicht, was er mit dem kleinen Hütchen in der Hand anfangen ſoll; das Stehn wird ihm unerträglich ſauer. — In dieſer grauſamen Verfaſſung erſcheint er im Vorzimmer. Um ihn her wimmelt ein Haufen Hofſchranzen herum, die, obgleich ſie wahrlich ſämmtlich vielleicht nicht ſo viel werth, wie dieſer ehrliche, nützliche Mann, und im Grunde ihrer Herzen nicht wehiger als er von Langerweile geplagt ſind, dennoch mit Naſerümpfen und Verachtung hier, wo ſie in ihrem Elemente zu ſeyn ſcheinen, ihn anſehen. Er fühlt jeden Spott, überſieht ſie, und muß ſich dennoch von ihnen demüthigen laſſen. Sie nähern ſich ihm, thun mit zerſtreuter, wichtiger Miene einige Fragen an ihn; Fragen, an denen das Herz keinen Antheil nimmt und worauf ſie auch die Antwort nicht abwarten. Er glaubt Einen unter ihnen zu entdecken, der ihm theilnehmender ſcheint, als die Uebrigen; mit dieſem fängt er ein Geſpräch von Dingen an, die ihm, vielleicht auch dem Vaterlande, wichtig ſind: von ſeiner häuslichen Lage, von dem Wohlſtande der Provinz, in welcher er lebt; er redet mit Wärme; Redlichkeit athmet alles, was er ſagt — aber bald ſieht er, wie ſehr er ſich in ſeiner Hoffnung getäuſcht hat. Das Männchen hört ihm mit halbem Ohre zu, erwidert irgend ein Paar unbedeutende Sylben zur Antwort, und läſſt dann den braven Hausvater da ſtehn. Nun nähert er ſich einem Cirkel von Leuten, die mit Intereſſe und Lebhaftigkeit zu reden ſcheinen. An dieſem Geſpräche wünſcht er Theil zu nehmen; aber alles, was er hört, Gegenſtand, Sprache, Ausdruck, Wendung, alles iſt ihm fremd. In halb teutſchen, halb franzöſiſchen Wörtern wird hier eine Sache abgehandelt, auf welche er nie ſeine Aufmerkſamkeit geſchärft, von welcher er nie geglaubt hat, daß es möglich wäre, teutſche Männer könnten ſich damit beſchäftigen. Seine Verlegenheit, ſeine Ungeduld ſteigt mit jedem Augenblicke, bis er endlich das verwünſchte Schloß weit hinter ſich ſieht.

Und nun, den Fall umgekehrt, laſſe man einen ſonſt edlen Hofmann einmal hinaus auf das Land in die Geſellſchaft biedrer Beamte und Provinzial-Edelleute gerathen; — hier herrſchen ungezwungene Fröhlichkeit, Offenherzigkeit, Freiheit; man redet von dem, was am nächſten den Landmann angeht; man wiegt die Worte nicht ab; der Scherz iſt kunſtlos, treffend, gewürzt, aber nicht zugeſpitzt, nicht ſtudirt. Unſer Hofmann verſucht es, ſich in dieſe Manier hineinzuarbeiten: er miſcht ſich in die Geſpräche; aber der Ausdruck der Offenheit und Treuherzigkeit fehlt. Was bei Jenen naiv war, wird bei ihm beleidigend. Er fühlt dies, und will die Leute in ſeinen Ton ſtimmen. In der Stadt gilt er für einen angenehmen Geſellſchafter: er ſpannt alle Segel auf, um auch hier zu glänzen; allein die kleinen Anecdoten, die feinen Züge, worauf er anſpielt, ſind hier gänzlich unbekannt, gehen verlohren. Man findet ihn mediſant, da in der Stadt niemand ihn einer Verläumdung beſchuldiget. Seine Complimente, die er wahrlich gut meint, hält man für Falſchheit; die Süßigkeiten, die er den Frauenzimmern ſagt, und die nur höflich und verbindlich ſeyn ſollen, betrachtet man wie Spott. — So groß iſt die Verſchiedenheit des Tons unter zweierlei Claſſen von Menſchen! —

Ein Profeſſor, der in der litterariſchen Welt eine nicht gemeine Rolle ſpielt, meint, in ſeiner gelehrten Einfalt, die Univerſität, auf welcher er lebt, ſey der Mittelpunkt aller Wichtigkeit und das Fach, in welchem er ſich Kenntniſſe erworben, die einzige, dem Menſchen nützliche, wahrer Anſtrengung allein werthe Wiſſenſchaft. Er nennt Jeden, der ſich darauf nicht gelegt hat, verächtlicherweiſe einen Bellettriſten. Einer Dame, die bei ihrer Durchreiſe den berühmten Mann kennen zu lernen wünſcht, und ihn desfalls beſucht, ſchenkt er ſeine neue, in lateiniſcher Sprache geſchriebene Diſſertation, wovon ſie nicht ein Wort verſteht; er unterhält die Geſellſchaft, welche ſich darauf gefreuet hatte, ihn recht zu genieſſen,

ſen, bei der Abendtafel, mit Zergliederung des neuen academiſchen Credit-Edicts, oder, wenn der Wein dem guten Manne jovialiſche Laune giebt, mit Erzählung luſtiger Schwänke aus ſeinen Studenten-Jahren.

Einſt ſpeiſete ich mit dem Benedictiner-Prälaten aus J*** bei Hofe in H***. Man hatte dem dicken hochwürdigen Herrn den Ehrenplatz neben der Fürſtin Hoheit gegeben; vor ihm lag ein großer Ragout-Löffel, zum Vorlegen; er glaubte aber, dieſer größere Löffel ſey, ihm zur beſondern Ehre, zu ſeinem Gebrauche dahingelegt, und um zu zeigen, daß er wohl wiſſe, was die Höflichkeit erfordert, bat er die Prinzeſſin ehrerbietig, ſie möchte doch ſtatt ſeiner ſich des Löffels bedienen, der freilich viel zu groß war, um in ihr kleines Mäulchen zu paſſen.

In welcher Verlegenheit iſt zuweilen ein Mann, der nicht viel Journale und neuere Modeſchriften lieſt, wenn er in eine Geſellſchaft von ſchöngeiſteriſchen Herrn und Damen geräth.

Gleichſam wie verrathen und verkauft ſcheint ein ſogenannter Profaner, wenn er ſich unter einem Haufen Mitglieder einer geheimen Verbindung befindet.

Freilich kann nichts ungeſitteter, den wahren Begriffen einer feinen Lebensart mehr entgegen ſeyn, als wenn eine Anzahl Menſchen, die ſich auf dieſe Art unter einander verſtehen, einem Fremden, der gutmüthig unter ſie tritt, um an den Freuden der Geſelligkeit Theil zu nehmen, durch ununterbrochene Lenkung des Geſprächs auf Gegenſtände, wovon Dieſer gar nichts verſteht, jeden Genuß der Unterredung raubt. Auf dieſe Art habe ich zuweilen in meiner erſten Jugend in Familien-Cirkeln, wo die Unterhaltung beſtändig mit Anſpielungen auf mir gänzlich unbekannte Anecdoten durchflochten, und durch gewiſſe mir fremde Redensarten und Bonmots, womit ich gar keinen Begriff verbinden konnte, gewürzt war, tödtende Langeweile gehabt. Man ſollte wol mehr Rückſicht nehmen: allein ſelten ſind ganze Geſellſchaften ſo billig, ſich nach Einzelnen zu richten; auch läſſt ſich das nicht immer mit Recht fordern; folglich iſt es wichtig für Jeden, der in der Welt mit Menſchen leben will, die Kunſt zu ſtudiren, ſich nach Sitten, Ton und Stimmung Andrer zu fügen.

3.

3.

Ueber dieſe Kunſt will ich etwas ſagen — Aber habe ich denn auch wol Beruf, ein Buch über den esprit de conduite zu ſchreiben, ich, der ich in meinem Leben vielleicht ſehr wenig von dieſem Geiſte gezeigt habe? Ziemt es mir, Menſchenkenntniß auszukramen, da ich ſo oft ein Opfer der unvorſichtigſten, einem Neulinge kaum zu verzeihenden Hingebung geweſen bin? Wird man die Kunſt des Umgangs von einem Manne lernen wollen, der beinahe von allem menſchlichen Umgange abgeſondert lebt? — Laſſet doch ſehn, meine Freunde! was ſich darauf antworten läſſt!

Habe ich widrige Erfahrungen gemacht, die mich von meiner eignen Ungeſchicklichkeit überzeugt haben — deſto beſſer! Wer kann ſo gut vor der Gefahr warnen, als Der, welcher darinn geſteckt hat? Haben Temperament und Weichlichkeit, — oder darf ich es nicht Fühlbarkeit eines ſo gern ſich anſchließenden Herzens nennen? — haben Sehnſucht nach Liebe und Freundſchaft, nach Gelegenheit Andern zu dienen und ſympathetiſche Empfindungen zu erregen, mich oft unvorſichtig handeln gemacht, oft die calculirende Vernunft weit zurückgelaſſen;

ſen; ſo war es wahrlich nicht Blödſinnigkeit, Kurzſichtigkeit, Unbekanntſchaft mit Menſchen, was mich irreleitete; ſondern Bedürfniß zu lieben und geliebt zu werden, Verlangen thätig zu ſeyn, zum Guten zu wirken. Uebrigens werden vielleicht wenig Menſchen in einem ſo kurzen Zeitraume in ſo manche ſonderbare Verhältniſſe und Verbindungen mit andern Menſchen aller Art gerathen, wie ich, ſeit ungefähr zwanzig Jahren; und da hat man denn ſchon Gelegenheit, wenn man nicht ganz von der Natur und Erziehung verwahrloſet iſt, Bemerkungen zu machen und vor Gefahren zu warnen, die man ſelbſt nicht hat vermeiden können. Daß ich aber jetzt einſam und abgezogen lebe, geſchieht weder aus Menſchenhaß, noch Blödigkeit; ich habe ſehr wichtige Gründe dazu; allein dieſe hier weitläuftig zu entwikkeln, das hieße zu viel von mir ſelbſt reden, da ich ohnehin noch, zum Schluſſe dieſer Einleitung, etwas über meine eignen Erfahrungen werde ſagen müſſen, bevor ich zum Zwecke komme. — Alſo nur noch dieſes:

4.

Ich trat als ein ſehr junger Menſch, beinahe noch als ein Kind, ſchon in die große

Welt und auf den Schauplatz des Hofes. Mein Temperament war lebhaft, unruhig, bewegſam, mein Blut warm; die Keime zu mancher heftigen Leidenſchaft lagen in mir verborgen. Ich war in der erſten Erziehung ein wenig verzärtelt und durch große Aufmerkſamkeit, deren man meine kleine Perſon früh gewürdigt hatte, gewöhnt worden, ſehr viel Rückſichten von andern Leuten zu fordern. In einem Vaterlande aufgewachſen, wo Schmeichelei, Verſtellung und ein gewiſſes kriechendes Weſen nicht ſehr zu Hauſe ſind, hatte man mich freilich auch nicht zu jener Geſchmeidigkeit vorbereitet, deren ich bedurfte, um, unter mir ganz fremden Leuten, in deſpotiſchen Staaten große Fortſchritte zu machen; auch iſt der theoretiſche Unterricht in wahrer Weltklugheit bei der Jugend theils ſelten mit Erfolge, theils nicht immer ohne Gefahr zu ertheilen; eigne Erfahrung muß da in der Folge das beſte thun. Dieſe Lectionen, wenn man das Glück hat, wohlfeil daran zu kommen, ſind von der heilſamſten Wirkung, und prägen ſich tief ein. Noch erinnere ich mich einer kleinen Scene von der Art, die mich auf eine Zeitlang vorſichtig machte. Ich ſaß in C*** in der italiäniſchen Oper in der herrſchaftlichen Loge; ich war früher als der Hof gekommen, weil ich Mittags nicht auf dem Schloſſe, ſondern in der Stadt als Gaſt geſpeiſt hatte. Noch waren wenige Menſchen da; in der ganzen Reihe des erſten Ranges ſaß nur einzig der Land-Commandeur, Graf J***, ein würdiger Greis. Er hatte, wie es ſchien, auch darauf gerechnet, daß es ſchon ſpäter wäre, als es wirklich war; weil er nun Langeweile hatte, und mich gleichfalls einſam da ſitzen ſah, trat er zu mir herein, und fing eine Unterredung mit mir an. Er ſchien ſehr zufrieden mit dem, was ich ihm über verſchiedene Gegenſtände, von denen ich einige Kenntniß beſaß, ſagte; der Greis wurde immer freundlicher und herablaſſender, und dies kitzelte mich ſo ſehr, daß ich darauf allerlei Seitenſprünge in meinem Geſpräche machte, und zuletzt ein wenig mediſant wurde. Endlich entwiſchte mir eine mir gegenwärtig nicht mehr erinnerliche, grobe Unvorſichtigkeit im Reden; der Graf ſah mir ernſthaft in das Geſicht, und ohne weiter ein Wort zu verliehren, ließ er mich ſtehn und gieng zurück in ſeine Loge, ich fühlte die ganze Stärke dieſes

Verweiſes, aber die Arzenei half nicht lange. Meine Lebhaftigkeit verleitete mich zu großen Inconſequenzen; ich übereilte alles, that immer zu viel oder zu wenig, kam ſtets zu früh oder zu ſpät, weil ich immer entweder eine Thorheit begieng, oder eine andere gutzumachen hatte. Daher kamen unendliche Widerſprüche in meinen Handlungen, und ich verfehlte faſt bei allen Gelegenheiten des Zwecks, weil ich keinen einfachen Plan verfolgte. Zuerſt war ich zu ſorglos, zu offen, gab mich zu unvorſichtig hin, und ſchadete mir dadurch; alsdann nahm ich mir vor, ein feiner Hofmann zu werden. Mein Betragen wurde gekünſtelt, und nun traueten mir die Beſſern nicht; ich war zu geſchmeidig, und verlohr dadurch äuſſere Achtung und innere Würde, Selbſtſtändigkeit und Anſehn. Erbittert gegen mich und Andre, riß ich mich dann los, und wurde bizarr. Dies erregte Aufſehn; die Menſchen ſuchten mich auf, wie ſie alles Sonderbare aufſuchen. Dadurch aber erwachte mein Trieb zur Geſelligkeit wieder; ich näherte mich auf's neue, lenkte wieder ein, und nun verſchwand der Nimbus, den nur meine Abgezogenheit von der Welt um mich her gezogen hatte. In einer andern Periode ſpottete ich der Thorheiten, zuweilen nicht ohne Witz; man fürchtete mich, aber man liebte mich nicht; dies ſchmerzte mich; um das wieder gut zu machen, zeigte ich mich von der unſchädlichen Seite, entfaltete ein liebevolles, wohlwollendes Herz, unfähig zu ſchaden und zu verfolgen — und die Wirkung davon war, daß jedermann, der noch einen Reſt von Groll auf mich, oder irgend einen luſtigen Einfall von mir, auf ſeine Rechnung geſchrieben hatte, mir jetzt auf der Naſe ſpielte, ſobald er ſah, daß ich nur mit Rappieren und nicht mit Schwerdtern focht, daß meine Waffen nicht zum Morde geſchliffen waren. Oder wenn meine ſatyriſche Laune durch den Beifall luſtiger Geſellſchafter aufgeweckt wurde, hechelte ich große und kleine Thoren durch; die Spaßvögel lachten dann; aber die Weiſern ſchüttelten die Köpfe und wurden kalt gegen mich. Um zu zeigen, wie wenig bösartig meine Laune wäre, hörte ich auf, zu mediſiren und entſchuldigte alle Fehler; und nun hielten Einige mich für einen Pinſel, Andre für einen Heuchler. Wählte ich mir meinen Umgang unter den ausgeſuchteſten, aufgeklärteſten Männern;

nern; ſo erwartete ich vergebens Schutz von dem am Ruder ſtehenden Dummkopfe; gab ich mich elenden Leuten preis; ſo wurde ich mit dieſen in Eine Claſſe geſetzt. Menſchen ohne Erziehung, von niederm Stande, misbrauchten mich, wenn ich mich ihnen zu ſehr näherte; mit Vornehmern verdarb ich es, ſobald ſie meine Eitelkeit beleidigten. Bald ließ ich zu viel Uebergewicht den Dummen fühlen, und wurde verfolgt; bald war ich zu beſcheiden, und wurde überſehn. Bald richtete ich mich nach den Sitten der Leute, nach dem Ton aller unbedeutenden Geſellſchaften, in welche ich lief, verlohr goldne Zeit, Achtung der Weiſern und Zufriedenheit mit mir ſelber; dann wurde ich zu einfach, und ſpielte eine ſchiefe Rolle, da, wo ich hätte glänzen können und ſollen, durch Mangel an Zuverſicht zu mir ſelber. Zu einer Zeit gieng ich zu ſelten aus; man hielt mich für ſtolz oder menſchenſcheu; zu einer andern zeigte ich mich überall, und wurde ein Alltagsgeſicht. In den erſten Jünglingsjahren gab ich mich unbedachtſam, Jedem ausſchließlich, einzeln und ganz hin, der ſich meinen Freund nannte, und mir einige Zuneigung bewies; wurde oft ſchändlich

betro=

betrogen und in den ſüßeſten Erwartungen getäuſcht; nachher war ich jedermanns Freund, bereit, Jedem zu dienen, und dann ſchloß ſich niemand mit ganzer Seele an mich, weil niemand mit dem kleinen, in ſo viel Partikeln getheilten Stückchen Herzen vorlieb nehmen wollte. Wenn ich zu viel erwartete, wurde ich getäuſcht; wenn ich ohne allen Glauben an Treue und Redlichkeit unter den Menſchen umher rennte, hatte ich gar keinen Genuß, nahm an gar nichts Theil. Es iſt dem Publico nicht unbekannt, welchen thätigen Antheil ich an der Verbindung der ſogenannten Illuminaten genommen, wovon ich in einer eignen Schrift (Philo's Erklärung ꝛc.) Rechenſchaft gegeben habe. Dieſe Verbindung, an deren Spitze Perſonen ſtanden, die zum Theil, ihrer Geburt, ihren bürgerlichen Verhältniſſen und ihren Talenten nach, zu den wichtigſten Männern in Teutſchland gehörten, machte vorzüglich auch Menſchenkenntniß zu einem Gegenſtande ihrer Nachforſchungen. Der, durch deſſen Hände, wie das bei mir eine Zeitlang der Fall war, faſt alle Geſchäfte einer ſo ausgebreiteten Geſellſchaft giengen, fand freilich Gelegenheit genug, Leute aus allen Ständen und von ſehr verſchiedener Bildung und Stimmung, welche Mitglieder des Ordens waren, von mancher Seite und in allerlei Lagen kennen zu lernen; allein da man mit dieſen Leuten größtentheils nur ſchriftlichen Umgang pflog, ſo gewann im Ganzen meine practiſche Erfahrung nicht ſo viel dabei. Reichhaltiger war die Ausbeute, die ich an Höfen, an welchen ich mich vielfältig umhertrieb, gemacht habe. Soll ich es mir aber zur Schande, oder zur Ehre rechnen? — genug! auch auf dieſem Schauplatze habe ich mehr beobachtet, als meine Beobachtungen zu eignem Vortheile nützen gelernt, und nie habe ich über mein zu lebhaftes Temperament ſo viel gewinnen können, daß ich meine ſchwachen Seiten ſo ſorgfältig, wie ich thun ſollen, verborgen hätte. — Und ſo vergiengen dann die Jahre, in welchen ich hätte mein Glück machen können, wie man das gewöhnlich nennt. Jetzt, da ich die Menſchen beſſer kenne, da Erfahrung mir die Augen geöffnet, mich vorſichtig gemacht und vielleicht die Kunſt gelehrt hat, auf Andre zu wirken; jetzt iſt es zu ſpät für mich, dieſe Wiſſenſchaft in Anwendung zu bringen. Mein Rücken krümmt ſich mit Mühe zu Reverenzen; ich habe nicht viel unnütze Zeit mehr zu verſchwenden, die ich preisgeben könnte; das Wenige, was ich noch in dem Reſte meines Lebens auf ſolchen Wegen erlangen könnte, lohnt die Mühe und Anſtrengung nicht, die mich das koſten würde, und es ziemt dem Mann, deſſen Grundſätze Alter und Erfahrung befeſtigt haben, eben ſo wenig, jetzt erſt anzufangen, den Geſchmeidigen, wie den Stutzer zu ſpielen. — Es iſt zu ſpät, ſage ich, mit der Ausübung anzuheben; aber nicht zu ſpät, Jünglingen zu zeigen, welchen Weg ſie wandeln müſſen — und ſo laſſet uns dann den Verſuch machen und der Sache näher rücken!

Erſtes Kapitel.

Allgemeine Bemerkungen und Vorſchriften über den Umgang mit Menſchen.

Jeder Menſch gilt in dieſer Welt nur ſo viel, als er ſich ſelbſt gelten macht. Das iſt ein goldner Spruch, ein reiches Thema zu einem Folianten, über den esprit de conduite und über die Mittel, in der

Welt ſeinen Zweck zu erlangen; ein Satz, deſſen Wahrheit auf die Erfahrung aller Zeitalter geſtützt iſt. Dieſe Erfahrung lehrt den Abentheurer und Großſprecher, ſich bei dem Haufen für einen Mann von Wichtigkeit auszugeben, von ſeinen Verbindungen mit Fürſten und Staatsmännern, mit Männern, welche nicht einmal von ſeinem Daſeyn etwas wiſſen, in einem Tone zu reden, der ihm, wo nichts mehr, doch wenigſtens manche freie Mahlzeit und den Zutritt in den erſten Häuſern erwirbt. Ich habe einen Menſchen gekannt, der auf dieſe Art von ſeiner Vertraulichkeit mit dem Kaiſer Joſeph und dem Fürſten Kaunitz redete, obgleich ich ganz gewiß wußte, daß Dieſe ihn kaum dem Namen nach, und zwar als einen unruhigen Kopf und Pasquillanten kannten. Indeſſen hatte er hierdurch, da niemand genauer nachfragte, ſich auf eine kurze Zeit in ſolches Anſehn geſetzt, daß Leute, die bei des Kaiſers Majeſtät etwas zu ſuchen hatten, ſich an ihn wendeten. Dann ſchrieb er auf ſo unverſchämte Art an irgend einen Großen in Wien, und ſprach in dieſem Briefe von ſeinen übrigen vornehmen Freunden daſelbſt, daß er, zwar nicht Erlangung ſeines Zwecks, aber doch manche höfliche Antwort erſchlich, mit welcher er dann weiter wucherte.

Dieſe Erfahrung macht den frechen Halbgelehrten ſo dreiſt, über Dinge zu entſcheiden, wovon er nicht früher als eine Stunde vorher das erſte Wort geleſen oder gehört hat, aber ſo zu entſcheiden, daß ſelbſt der anweſende beſcheidene Literator es nicht wagt, zu widerſprechen, noch Fragen zu thun, die des Schwäzzers Fahrzeug auf's Trockne werfen könnten.

Dieſe Erfahrung iſt es, durch welche der emporbringende Dummkopf ſich zu den erſten Stellen im Staate hinaufarbeitet, die verdienſtvollſten Männer zu Boden tritt, und niemand findet, der ihn in ſeine Schranken zurückwieſe.

Sie iſt es, durch welche ſich die unbrauchbarſten, ſchiefſten Genies, Menſchen ohne Talent und Kenntniſſe, Plusmacher und Windbeutel, bei den Großen der Erde unentbehrlich zu machen verſtehen.

Sie iſt es, die größtentheils den Ruf, den Gelehrte, Muſiker und Maler ſich erwerben, beſtimmt.

Auf dieſe Erfahrung geſtüzt, fordert der fremde Künſtler hundert Louisd'or für ein Stück, das der einheimiſche, zehnfach beſſer gearbeitet, um funfzig Thaler verkaufen würde; allein man reiſſt ſich um des Ausländers Werke: er kann nicht ſo viel fertig machen, wie von ihm gefordert wird, und am Ende läßt er bei dem Einheimiſchen arbeiten und verkauft das für ultramontaniſche Waare.

Auf dieſe Erfahrung geſtützt, erſchleicht ſich der Schriftſteller eine vortheilhafte Recenſion, wenn er in der Vorrede zu dem zweiten Theile ſeines langweiligen Buchs mit der ſchamloſeſten Frechheit von dem Beifalle redet, womit Kenner und Gelehrte, deren Freundſchaft er ſich rühmt, den erſten Theil beehrt haben.

Dieſe Erfahrung giebt dem vornehmen Bankerottirer, der Geld borgen will und nie wieder bezahlen kann, den Muth, das Anlehn in ſolchen Ausdrücken zu fordern, daß der reiche Wuchrer es für Ehre hält, ſich von ihm betrügen zu laſſen.

Faſt alle Arten von Bitten um Schutz und Beförderung, die in dieſem Tone vorgetragen werden, finden Eingang und werden nicht abgeſchlagen; dahingegen Verachtung, Zurückſetzung und nicht erfüllte billige Wünſche faſt immer der Preis des beſcheidnen, furchtſamen Clienten ſind.

Dieſe Erfahrung lehrt den Diener, ſich bei ſeinem Herrn, und Den, welcher Wohlthaten empfangen hat, ſich bei dem Wohlthäter ſo wichtig zu machen, daß Der, welcher die Verbindlichkeit auflegt, es für ein großes Glück rechnet, einem ſolchen Manne anzugehören.

Kurz! der Satz: **daß jedermann nicht mehr und nicht weniger gelte, als er ſich ſelbſt gelten macht**, iſt die große Panacee für Abentheurer, Prahler, Windbeutel und ſeichte Köpfe, um fortzukommen auf dieſem Erdballe — ich gebe alſo keinen Kirſchkern für dieſes Univerſalmittel — Doch ſtill! ſollte denn jener Satz uns gar nichts werth ſeyn? Ja meine Freunde! er kann uns lehren, nie ohne Noth und Beruf unſre ökonomiſchen, phyſikaliſchen, moraliſchen und intellectuellen Schwächen aufzudecken. Ohne alſo ſich zur Prahlerei und zu niederträchtigen Lügen herabzulaſſen, ſoll man doch nicht die Gelegenheit verabſäumen, ſich von ſeinen vortheilhaften Seiten zu zeigen.

Dies darf aber nicht auf eine grobe, gar zu merkliche, eitle und auffallende Weiſe geſchehn, denn ſonſt verliehren wir vielmehr dadurch; ſondern man muß die Menſchen nur muthmaſſen, ſie ſelbſt darauf kommen laſſen, daß doch wol etwas mehr hinter uns ſtecke, als bei dem erſten Anblicke hervorſchimmert. Hängt man ein gar zu glänzendes Schild aus; ſo erweckt man dadurch die genauere Aufmerkſamkeit; Andre ſpüren den kleinern Fehlern nach, von denen kein Erdenſohn frei iſt; und ſo iſt es ſogleich um unſern Glanz geſchehn. Zeige dich alſo mit einem gewiſſen beſcheidnen Bewußtſeyn innerer Würde, und vor allen Dingen mit dem auf Deiner Stirne ſtrahlenden Bewußtſeyn der Wahrheit und Redlichkeit! Zeige Vernunft und Kenntniſſe, wo Du Veranlaſſung dazu haſt! Nicht ſo viel, um Neid zu erregen und Forderungen anzukündigen; nicht ſo wenig, um überſehn und überſchrien zu werden! Mache Dich rar, ohne daß man Dich weder für einen Sonderling, noch für ſcheu, noch für hochmüthig halte!

2.

Strebe nach Vollkommenheit, aber nicht nach dem Scheine der Vollkommenheit und Unfehlbarkeit. Die Menſchen beurtheilen und richten Dich nach dem Maaßſtabe Deiner Forderungen, und ſie ſind noch billig, wenn ſie nur das thun, wenn ſie Dir nicht-Forderungen

gen aufbürden. Dann heißt es, wenn Du auch nur des kleinſten Fehlers Dich ſchuldig machſt: „Einem ſolchen Manne iſt das gar nicht „zu verzeihn;“ und da die Schwachen ſich ohnehin ein Feſt daraus machen, an einem Menſchen, der ſie verdunkelt, Mängel zu entdecken, ſo wird Dir ein einziger Fehltritt höher angerechnet, als Andern ein ganzes Regiſter von Bosheiten und Pinſeleien.

3.

Sey aber nicht gar zu ſehr ein Sklave der Meinungen Andrer von Dir! Sey ſelbſtſtändig! Was kümmert Dich am Ende das Urtheil der ganzen Welt, wenn Du thuſt, was Du ſollſt? und was iſt Dein ganzer Prunk von äuſſern Tugenden werth, wenn Du dieſen Flitterputz nur über ein ſchwaches, niedriges Herz hängſt, um in Geſellſchaften Staat damit zu machen?

4.

Vor allen Dingen wache über Dich, daß Du nie die innere Zuverſicht zu Dir ſelber, das Vertrauen auf Gott, auf gute Menſchen und auf das Schickſal verliehreſt! Sobald Dein Nebenmann auf Deiner Stirne Mismuth und Verzweiflung lieſt — ſo iſt alles aus. Sehr oft aber iſt man im Unglücke ungerecht gegen die Menſchen. Jede kleine böſe Laune, jede kleine Miene von Kälte deutet man auf ſich; man meint, Jeder ſehe es uns an, daß wir leiden, und welche vor der Bitte zurück, die wir ihm thun könnten.

5.

Schreibe aber auch nicht auf Deine Rechnung das, wovon Andern das Verdienſt gebührt! Wenn man Dir, aus Achtung gegen einen edlen Mann, dem Du angehörſt, Vorzug oder Höflichkeit beweiſt, ſo brüſte Dich damit nicht, ſondern ſey beſcheiden genug, zu fühlen, daß dies alles vielleicht wegfallen würde, wenn Du einzeln aufträteſt! Suche aber ſelbſt zu verdienen, daß man Dich um Deinetwillen ehre! Sey lieber das kleinſte Lämpchen, das einen dunklen Winkel mit eignem Lichte erleuchtet, als ein großer Mond einer fremden Sonne, oder gar Trabant eines Planeten!

6.

Fehlt Dir etwas; haſt Du Kummer, Unglück; leideſt Du Mangel; reichen Vernunft, Grundſätze und guter Wille nicht zu: ſo klage Dein Leid, Deine Schwäche niemand, als dem, der helfen kann, ſelbſt Deinem treuen Weibe kaum! Wenige helfen tragen; faſt Alle erſchweren die Bürde; ja! ſehr Viele treten einen Schritt zurück, ſobald ſie ſehen, daß Dich das Glück nicht anlächelt. Sobald ſie aber gar annehmen, daß Du ganz ohne Hülfsquellen biſt, daß Du keinen geheimen Schutz haſt, niemand, der ſich Deiner annimmt — o! ſo rechne auf Keinen mehr! Wer hat den Muth, einzig und feſt als die Stütze des von aller Welt Verlaſſenen öffentlich aufzutreten? Wer hat den Muth zu ſagen: „Ich kenne den Mann; „er iſt mein Freund; er iſt mehr werth, als „Ihr alle, die ihr ihn ſchmähet!“ Und fändeſt Du ja einen Solchen, ſo würde es doch nur etwa ein anderer armer Tropf ſeyn, der ſelbſt in elenden Umſtänden, aus Verzweiflung ſein Schickſal an das Deinige knüpfen wollte, deſſen Schutz Dir mehr ſchädlich, als nützlich wäre.

7.

Rühme aber auch nicht zu laut Deine glückliche Lage! krame nicht zu glänzend Deine Pracht, Deinen Reichthum, Deine Talente aus! Die Menſchen vertragen ſelten ein ſolches Uebergewicht, ohne Murren und Neid. Lege daher auch Andern keine zu große Verbindlichkeit

keit auf! Thue nicht zu viel für Deine Mitmenſchen! Sie fliehen den überſchwenglichen Wohlthäter, wie man einen Gläubiger flieht, den man nie bezahlen kann. Alſo hüte Dich, zu groß zu werden in Deiner Brüder Augen! auch fordert Jeder zu viel von Dir, und eine einzige abgeſchlagene Wohlthat macht tauſend wirklich erzeigte in Einem Augenblicke vergeſſen.

8.

Enthülle nie auf unedle Art die Schwächen Deiner Nebenmenſchen, um Dich zu erheben! Ziehe nicht ihre Fehler und Verirrungen an das Tageslicht, um auf ihre Unkoſten zu ſchimmern!

9.

Suche weniger ſelbſt zu glänzen, als Andern Gelegenheit zu geben, ſich von vortheilhaften Seiten zu zeigen, wenn Du gelobt werden und gefallen willſt. Die wenigſten Menſchen vertragen ein Uebergewicht von Andern. Lieber verzeihen ſie uns eine zweideutige Handlung, ja! ein Verbrechen, als eine That, durch welche wir ſie verdunkeln. Doch, wenn Du fern von ihnen, auſſer ihrem Wirkungskreiſe ſtehſt; dann vielleicht laſſen ſie Dir Gerechtigkeit widerfahren. Auch im bloß geſelligen Umgange ſoll man ſich hüten, hervorſtechen zu wollen. Ich habe den Ruf eines vernünftigen und witzigen Mannes aus mancher Geſellſchaft mitgenommen, in welcher wahrlich kein kluges Wort aus meinem Munde gegangen war, und in welcher ich nichts gethan hatte, als mit muſterhafter Geduld vornehmen und halbgelehrten Unſinn anzuhören, oder hie und da einen Mann auf ein Fach zu bringen, wovon er gern redet. Wie mancher beſucht mich, mit der demüthigen Ankündigung: (wobei ich mich oft nicht des Lachens erwehren kann) er komme, um mir, als einem gewaltigen Gelehrten und Schriftſteller, ſeine Ehrerbietung zu bezeigen! der Mann ſetzt ſich dann hin und fängt an zu reden, läſſt mich, den er bewundern will, gar nicht zu Worte kommen, und geht, entzückt über meine lehrreiche und angenehme Unterhaltung, zu welcher ich nicht zwanzig Worte geliefert habe, von mir, höchſt vergnügt, daß ich Verſtand genug gehabt habe — ihm zuzuhören. Habe Geduld mit allen Schwächen dieſer Art! Wenn daher auch jemand ein Geſchichtchen, oder ſonſt etwas vorbringt, das er gern erzählt, und Du hätteſt es auch ſchon mehr gehört, und es wäre vielleicht ein Märchen, das Du ſelbſt ihm einſt mitgetheilt hätteſt; ſo laß es ihm doch nicht auf unangenehme Weiſe merken, daß die Sache Dir alt und langweilig iſt, wenn die Perſon anders Schonung verdient! Was kann unſchuldiger ſeyn, als ſolche Ausleerungen zu befördern, wenn man dadurch Andern Erleichterung und ſich einen guten Ruf verſchafft? Und wenn die Leute unſchuldige Liebhabereien haben, z. B. gern von Pferden reden, es gern ſehen, daß man eine Pfeife Tabak mit ihnen rauche, ein Glas Wein mit ihnen trinke; ſo erzeige man ihnen dieſe kleine Gefälligkeit, wenn es ohne große Ungemächlichkeit und ohne Falſchheit geſchehen kann! Desfalls habe ich nie die Gewohnheit der Hofleute von gemeinerm Schlage gut finden können, die jedermann nur mit halbem Ohre und zerſtreueter Miene anhören, ja! gar mitten in einer Rede, die ſie veranlaſſt haben, einfallen, ohne das Ende abzuwarten.

10.

Gegenwart des Geiſtes iſt ein ſeltnes Geſchenk des Himmels, und macht, daß wir im Umgange in ſehr vortheilhaftem Lichte erſcheinen.

nen. Dieſer Vorzug nun läſſt ſich freilich nicht durch Kunſt erlangen; allein man kann an ſich arbeiten, daß, wenn er uns fehlet, wir wenigſtens nicht durch Uebereilung uns und Andre in Verlegenheit ſetzen. Sehr lebhafte Temperamente haben hierauf vorzüglich zu achten. Ich rathe daher, wenn eine unerwartete Frage, ein ungewöhnlicher Gegenſtand, oder irgend etwas anders uns überraſcht, nur eine Minute ſtill zu ſchweigen und der Ueberlegung Zeit zu laſſen, uns zu der Parthei vorzubereiten, die wir nehmen ſollen. So wie ein einziges raſches, unvorſichtiges Wort, oder ein in der Verwirrung unternommener Schritt zu ſpäte Reue und unglückliche Folgen wirken können; ſo kann ein ſchnell auf der Stelle gefaſſter und ausgeführter raſcher Entſchluß, in entſcheidenden Augenblicken, in welchen man ſo leicht den Kopf verliehrt, Glück, Rettung Troſt bringen.

II.

Wünſcheſt Du zeitliche Vortheile, Unterſtützung, Verſorgung im bürgerlichen Leben; mögteſt Du in einer Bedienung angeſtellt werden, in welcher Du Deinem Vaterlande nützlich ſeyn könnteſt: ſo mußt Du darum bitten, ja! nicht ſelten betteln. Rechne nicht darauf, daß die Menſchen, ſie müßten denn Deiner ganz nothwendig bedürfen, Dir etwas anbiethen, oder ſich ungebeten für Dich verwenden werden, wenn auch Deine Thaten noch ſo laut für Dich reden, und jedermann weiß, daß Du Unterſtützung bedarfſt und verdienſt! Jeder ſorgt für ſich und die Seinigen, ohne ſich um den beſcheidnen Mann zu bekümmern, der indeß nach Gemächlichkeit in ſeinem Winkelchen ſeine Talente vergraben, oder gar verhangern kann. Darum bleibt ſo mancher Verdienſtvolle bis an ſeinen Tod unerkannt, auſſer Stand geſetzt, ſeinen Mitmenſchen nützlich zu werden — weil er nicht betteln, nicht kriechen kann.

12.

So wenig wie möglich laſſet uns indeſſen von Andern Wohlthaten fordern und annehmen! Man trifft gar ſelten Leute an, die nicht früh oder ſpät für kleine Dienſte große Rückſichten forderten, und das hebt dann das Gleichgewicht im Umgange auf, raubt Freiheit, hindert uneingeſchränkte Wahl, und wenn auch unter zehnmal nicht einmal der Fall einträte, daß dies uns in Verlegenheit ſetzte, oder Verdruß zuzöge; ſo iſt es doch weislich gehandelt, dies mögliche Einmal zu vermeiden, und lieber immer zu geben, Jedem zu dienen, als von Andern Dienſte oder ſonſt etwas anzunehmen. Auch giebt es wenig Menſchen, die mit guter Art Wohlthaten erzeigen. Verſuchet es, meine Freunde! wie viele unter Euren Bekannten nicht auf einmal, mitten in der fröhlichſten, höflichſten Gemüthsſtimmung ihr Geſicht in feierliche Falten ziehen, wenn Ihr Eure Anrede mit den Worten anhebet: „Ich „muß eine große Bitte an Sie wagen; Ich „bin in einer erſchrecklichen Verlegenheit.“ Sehr bereit aber pflegen die Menſchen zu ſeyn, uns ſolche Dienſte anzubieten, deren wir nicht bedürfen, oder gar, die ſie ſelbſt nicht zu leiſten im Stande ſind. Der Verſchwender iſt immer willig, mit Gelde zu dienen; der Dummkopf mit gutem Rathe.

Vor allen Dingen hüte man ſich, jemand um eine Gefälligkeit zu bitten, wenn man voraus wiſſen kann, daß er uns nicht wohl, wenn er es auch wollte, eine abſchlägige Antwort geben kann! (z. B. wenn er uns Verbindlichkeit ſchuldig, oder ſonſt von uns abhängig iſt.)

Wohlthaten annehmen, macht abhängig; man weiß nicht, wie weit das führen kann. Man kömmt da oft in's Gedränge zwiſchen der Nothwendigkeit, ſchlechten Menſchen zu viel nachzuſehn, oder undankbar zu ſcheinen.

Um nun des fremden Beiſtandes entbehren zu können, dazu iſt das beſte Mittel, wenig Bedürfniſſe zu haben, mäßig zu ſeyn, und beſcheidne Wünſche zu nähren; wer aber von unzähligen Leidenſchaften in raſtloſem Taumel umhergetrieben wird, bald Ehrenſtellen, bald Wucher, bald Erwerb, bald wollüſtigen Genuß verlangt; wer, von dem Luxus des Zeitalters angeſteckt, alles begehrt, was ſeine Augen ſehen; wen vorwitzige Neugier und ein unruhiger Geiſt treiben, ſich in jeden unnützen Handel zu miſchen; der wird freilich nie der Hülfe und Unterſtützung fremder Leute, zu Befriedigung ſeiner zahlloſen Wünſche, ſich entäuſſern können.

13.

Wenn ich aber geſagt habe, daß man lieber Allen geben, als von irgend jemand empfangen ſollte; ſo hebt doch das den Satz nicht auf, daß man nicht gar zu viel für Andre

dre thun dürfe. Ueberhaupt ſey dienſtfertig, aber nicht zudringlich! Sey nicht jedermanns Freund und Vertrauter! Vor allen Dingen beſſere und bemoraliſire die Menſchen nicht, rathe ihnen nicht, ohne entſchiedenen Beruf dazu! Die Wenigſten wiſſen Dir Dank dafür und ſelbſt wenn ſie uns um Rath fragen, ſind ſie gewöhnlich ſchon entſchloſſen zu thun, was ihnen gefällt. Man beläſtige nicht ſeine Bekannten mit kleinen, unwichtigen Aufträgen, z. B. etwas für uns einzukaufen u. dgl. wenn man auf andre Weiſe Rath ſchaffen kann; auch ſuche man ſich von ähnlichen Beſorgungen loszumachen! Gewöhnlich büßt man Zeit und Geld dabei ein, und erndtet dennoch ſelten Dank und Zufriedenheit. Miſche Dich auch nicht in Familien-Händel! Ich bin ein paarmal mit der beſten Abſicht ſehr übel dabei gefahren. Vor allen Dingen hüte Dich, Zwiſtigkeiten ſchlichten und Verſöhnungen ſtiften zu wollen! (Es ſey denn unter geliebten, geprüften Perſonen) Mehrentheils werden beide Partheien einig, um über Dich herzufallen. Das Kuppeln und Heirathen-Schmieden überlaſſe man dem Himmel und einer gewiſſen Claſſe von alten Weibern!

14.

Keine Regel iſt ſo allgemein, keine ſo heilig zu halten, keine führt ſo ſicher dahin, uns dauerhafte Achtung und Freundſchaft zu erwerben, wie die: unverbrüchlich, auch in den geringſten Kleinigkeiten, Wort zu halten, ſeiner Zuſage treu und ſtets wahrhaftig zu ſeyn in ſeinen Reden. Nie kann man Recht und erlaubte Urſachen haben, das Gegentheil von dem zu ſagen, was man denkt, wenn gleich man Befugniß und Gründe haben kann, nicht alles zu offenbaren, was in uns vorgeht. Es giebt keine Nothlügen; noch nie iſt eine Unwahrheit geſprochen worden, die nicht früh oder ſpät nachtheilige Folgen für jemand gehabt hätte; der Mann aber, der dafür bekannt iſt, ſtrenge Wort zu halten und ſich keine Unwahrheit zu geſtatten, gewinnt gewiß Zutrauen, guten Ruf und Hochachtung.

15.

Sey ſtrenge, pünctlich, ordentlich, arbeitſam, fleiſſig in Deinem Berufe! Bewahre Deine Papiere, Deine Schlüſſel und alles ſo, daß Du jedes einzelne Stück auch im Dunkeln finden könneſt! Verfahre noch ordentlicher mit fremden Sachen! Verleihe nie Bücher, oder andre Dinge, die Dir ſind geliehen worden; haſt Du von Andern dergleichen geborgt, ſo bringe oder ſchicke ſie zu gehöriger Zeit wieder, und erwarte nicht, daß ſie, oder ihre Domeſtiken, noch Wege gehn, um dieſe Dinge abzuholen! — Jedermann geht gern mit einem Menſchen um und treibt Geſchäfte mit ihm, wenn man ſich auf ſeine Pünctlichkeit in Wort und That verlaſſen kann. Finde Dich genau, zur beſtimmten und gehörigen Stunde, da ein, wo Du erſcheinen willſt; und wärſt Du auch der Einzige, der dieſe Ordnung beobachtet. Gute und böſe Beiſpiele von der Art reizen zur Nachfolge; und die Ungerechtigkeit andrer Menſchen rechtfertigt nicht die unſrige.

16.

Intereſſire Dich für Andre, wenn Du willſt, daß Andre ſich für Dich intereſſiren ſollen! Wer untheilnehmend, ohne Sinn für Freundſchaft, Wohlwollen und Liebe, nur ſich ſelber lebt, der bleibt verlaſſen, wenn er ſich nach fremden Beiſtand ſehnt.

17.

Verflechte niemand in Deine Privat-Zwiſtigkeiten, und fordere nicht von Denen, mit welchen Du umgehſt, daß ſie Theil an den Uneinigkeiten nehmen ſollen, die zwiſchen Dir und Andern herrſchen!

Eine Menge dieſer Vorſchriften umfaſſt die alte Regel: Setze Dich in Gedanken oft in andrer Leute Stelle, und frage Dich ſelbſt: „Wie würde es Dir unter denſelben Umſtänden gefallen, wenn man Dir dies zumuthete, gegen Dich alſo handelte, von Dir das forderte? — dieſen Dienſt, dieſe Verwendung, dieſe langweilige Arbeit, dieſe Erklärung?“

18.

Bekümmere Dich nicht um die Handlungen Deiner Nebenmenſchen, in ſo fern ſie nicht Bezug auf Dich, oder ſo ſehr auf die Sittlichkeit im Ganzen haben, daß es Verbrechen ſeyn würde, darüber zu ſchweigen! Ob aber jemand langſam oder ſchnell geht, viel oder wenig ſchläft, oft oder ſelten zu Hauſe, prächtig oder ſchlecht gekleidet iſt, Wein oder Bier trinkt, Schulden oder Capitalien macht, eine

Geliebte hat oder nicht — was geht das Dich an, wenn Du nicht ſein Vormund biſt? Thatſachen hingegen, die man durchaus wiſſen muß, erfährt man oft am beſten von dummen Leuten, weil dieſe ohne Witz, ohne Conſequenzmacherei, ohne Seitenblicke, ohne Verbrämung und ohne Leidenſchaft, geradehin erzählen.

19.

Von Deinen Grundſätzen gehe nie ab, ſo lange Du ſie als richtig anerkenneſt! Ausnahmen machen iſt ſehr gefährlich und führt immer weiter, vom Kleinen zum Großen. Haſt Du Dir alſo einmal aus guten Gründen vorgenommen, keine Bücher zu verleihen, keinen Wein zu trinken u. dgl.; ſo müſſe kein Sterblicher Dich bewegen können, davon abzugehn, ſo lange die Gründe Deiner erſten Entſchließung nicht wegfallen! Sey feſt; aber hüte Dich, ſo leicht etwas zum Grundſatze zu machen, bevor Du alle möglichen Fälle überlegt haſt, oder eigenſinnig auf Kleinigkeiten zu beſtehn!

Vor allen Dingen alſo handle nur ſtets folgerecht (conſequent)! Mache Dir einen

Lebensplan, und weiche nicht um ein Tüttelchen von dieſem Plane, hätte dieſer Plan auch allerlei Sonderbarkeiten! — Die Menſchen werden eine Zeitlang die Köpfe darüber zuſammenſtecken, und am Ende ſchweigen, Dich in Ruhe laſſen und Dir ihre Hochachtung nicht verſagen können. Man gewinnt überhaupt immer durch Ausdauern und durch planmäßige, weiſe Feſtigkeit. Es iſt mit Grundſätzen, wie mit jeden andern Stoffen, woraus etwas gemacht wird, nämlich, daß der beſte Beweis für ihre Güte der iſt, wenn ſie lange halten, und in der That, wenn man recht genau den Gründen nachſpüren will, warum auch den edelſten Handlungen mancher Menſchen nicht Gerechtigkeit wiederfährt; ſo wird man oft finden, daß das Publikum deswegen Verdacht gegen die Wahrheit und den Zweck dieſer Handlungen gefaſſt hat, weil ſie nicht in das Syſtem des Mannes, der ſie begeht, weil ſie nicht zu ſeinen übrigen Schritten zu paſſen ſcheinen.

20.

Was aber noch heiliger als jene Vorſchrift iſt — Habe immer ein gutes Gewiſſen! Bei keinem Deiner Schritte müſſe Dir Dein Herz über Abſicht und Mittel Vorwürfe machen dürfen! Gehe nie ſchiefe Wege; und baue dann ſicher auf gute Folgen, auf Gottes Beiſtand und auf Menſchenhülfe in der Noth! Und verfolgt Dich auch wohl eine Zeitlang ein widriges Geſchick — o! ſo wird doch die ſelige Ueberzeugung von der Unſchuld Deines Herzens, von der Redlichkeit Deiner Abſichten, Dir ungewöhnliche Kraft und Heiterkeit geben; Dein kummervolles Antlitz wird im Umgange mehr, weit mehr Intereſſe erwecken, als die Fratze des lächelnden, grinzenden, glücklich ſcheinenden Böſewichts.

21.

Sey, was Du biſt, immer ganz, und immer Derſelbe! Nicht heute warm, morgen kalt; heute grob, morgen höflich und zuckerſüß; heute der luſtige Geſellſchafter, morgen trocken und ſtumm, wie eine Bildſäule! Mit ſolchen Leuten iſt übel umzugehn; ſie überhäufen uns, wenn ſie gerade in guter Laune ſind, oder niemand um ſich haben, der vornehmer als wir, oder ſpaßhafter, oder ein größerer Schmeichler iſt, mit allen Zeichen der herzlichſten, vertraulichſten Freundſchaft. Wir bauen darauf und wollen wenig Tage nachher den Mann wieder beſuchen, der uns ſo gern bei ſich ſieht, der uns ſo freundlich eingeladen hat, recht oft zu kommen. Wir gehen hin, und werden nun ſo froſtig und verdrießlich empfangen, oder man läſſt uns ohne Unterhaltung in einer Ecke ſitzen, antwortet uns nur mit gebrochnen Sylben, weil man grade von Creaturen umgeben iſt, die mehr Weihrauch ſpenden, als wir. Von ſolchen Menſchen muß man ſich unmerklich zurückziehn, und wenn ſie nachher, in einem Augenblicke von Langerweile, uns wieder aufſuchen, gleichfalls gegen ſie den Spröden machen und ihnen unter den Händen fortſchlüpfen.

22.

Mache einigen Unterſchied in Deinem äuſſern Betragen gegen die Menſchen, mit denen Du umgehſt, in dem Zeichen von Achtung, die Du ihnen beweiſeſt! Reiche nicht Jedem Deine rechte Hand dar! Umarme nicht Jeden! Drücke nicht Jeden an Dein Herz! Was bewahrſt Du den Beſſern und Geliebten auf, und wer wird Deinen Freundſchafts-Bezeugungen trauen, ihnen Werth beilegen, wenn

Du ſo verſchwenderiſch in Austheilung derſelben biſt?

23.

Zwei Gründe hauptſächlich müſſen uns bewegen, nicht gar zu offenherzig gegen die Menſchen zu ſeyn: zuerſt die Furcht, unſre Schwäche dadurch aufzudecken und misbraucht zu werden, und dann die Ueberlegung, daß, wenn man die Leute einmal daran gewöhnt hat, ihnen nichts zu verſchweigen, ſie zuletzt von jedem unſrer kleinſten Schritte Rechenſchaft verlangen, alles wiſſen, um alles zu Rathe gezogen werden wollen. Allein eben ſo wenig ſoll man übertrieben verſchloſſen ſeyn; ſonſt glauben ſie, es ſtecke hinter allem, was wir thun, etwas Bedeutendes, oder gar Gefährliches, und das kann uns in unangenehme Verlegenheit verwickeln und veranlaſſen, daß wir verkannt werden, beſonders in fremden Ländern, auf Reiſen, bei manchen andern Gelegenheiten, und kann uns überhaupt auch im gemeinen Leben, ſelbſt im Umgange mit edeln Freunden, ſchaden.

24.

Suche keinen Menſchen, auch den Schwächſten nicht, in Geſellſchaften lächerlich zu machen!

chen! Iſt er dumm: ſo haſt Du wenig Ehre von dem Witze, den Du an ihm verſchwendeſt; iſt er es weniger, als Du glaubſt: ſo kannſt Du vielleicht der Gegenſtand ſeines Spottes werden; iſt er gutmüthig und gefühlvoll: ſo kränkſt Du ihn; und iſt er tückiſch und rachſüchtig: ſo kann er Dir's vielleicht auf eine Rechnung ſetzen, die Du früh oder ſpät auf irgend eine Art bezahlen mußt. — Und wie oft kann man nicht, wenn das Publicum auf unſre Urtheile über Menſchen achtet, einem guten Manne im bürgerlichen Leben wahrhaften Schaden zufügen, oder einen Schwachen ſo niederdrücken, daß aller Ehrgeitz in ihm erlöſcht und alle Keime zu beſſern Anlagen erſtickt werden, indem man ihn, durch Hervorziehn ſeiner uns lächerlich ſcheinenden Seiten, der Verachtung preisgiebt.

25.

Schrecke, zerre und necke auch niemand, ſelbſt Deine Freunde nicht, mit falſchen Nachrichten, mit Witzeleien, oder was ſonſt auf einen Augenblick beunruhigt, in Verlegenheit ſetzt! Es giebt der wahrhaftig misvergnügten, unangenehmen, ängſtlichen Augenblicke ſo viele in der Welt, daß es wol brüderliche Pflicht iſt, alles hinwegzuräumen, was die Laſt der wirklichen und eingebildeten Plagen auch nur um ein Sandkorn erſchweren kann. Für eben ſo unſchicklich halte ich es, einem Freunde, aus Scherz, wie es die Gewohnheit mancher Leute iſt, mit ſelbſt erfundnen erfreulichen Neuigkeiten ein kurzes Vergnügen zu machen, das nachher vereitelt wird. Das alles iſt Neckerei, durch welche die Freuden des Umgangs nicht gewürzt, ſondern verſalzen werden. Auch ſoll man nicht die Neugier reizen, oder die Leute durch halb abgebrochne Worte ängſtigen, ſondern lieber gänzlich ſchweigen, wenn man nicht ausreden will. Es giebt Menſchen, welche die Gewohnheit haben, ihren Freunden ſolche myſtiſche Warnungen hinzuwerfen, wie z. B.: „Es läuft ein böſes Gerücht von „Ihnen herum, aber ich kann, ich darf Ihnen „noch nichts darüber ſagen.“ Dergleichen hat gar keinen Nutzen, und beunruhigt.

Ueberhaupt muß man ſo wenig wie möglich die Leute in Verlegenheit ſetzen, vielmehr ſich bemühen, wenn auch jemand im Begriff iſt, eine Unvorſichtigkeit zu begehen (z. B. ſchlecht von einem Buche zu reden, deſſen Verfaſſer gegenwärtig iſt) oder ſonſt beſchämt zu werden, ihm dieſe Verlegenheit zu erſparen, oder die Sache auf irgend eine Weiſe wieder in's Feine zu bringen. Und wenn jemand aus Unachtſamkeit etwas zerbrochen, fallen gelaſſen, oder ſonſt ſich einer kleinen Unvorſichtigkeit ſchuldig gemacht hat: ſo blicke man nicht hin, wenigſtens nicht mit Lächeln, oder Unwillen, noch betroffen, um ſeine Verwirrung nicht zu vermehren!

26.

Vor allen Dingen aber vergeſſe man nie, daß die Leute unterhalten (amüſirt) ſeyn wollen; daß ſelbſt der unterrichtendſte Umgang ihnen in der Länge ermüdend vorkommt, wenn er nicht zuweilen durch Witz und gute Laune gewürzt wird; daß ferner nichts in der Welt ihnen ſo witzreich, ſo weiſe und ſo ergötzend ſcheint, als wenn man ſie lobt, ihnen etwas Schmeichelhaftes ſagt; daß es aber unter der Würde eines klugen Mannes iſt, den Spaßmacher, und eines redlichen Mannes unwerth, den niedrigen Schmeichler zu machen. Allein es giebt einen gewiſſen Mittelweg; dieſen rathe ich einzuſchlagen, und da jeder Menſch doch wenigſtens eine gute Seite hat, die man loben darf, und dies Lob, wenn es nicht übertrieben wird, aus dem Munde eines verſtändigen Mannes, Sporn zu größerer Vervollkommnung werden kann; ſo iſt das Wink genug für Den, der mich verſtehen will.

Zeige, ſo viel Du kannſt, eine immer gleiche, heitre Stirne! Nichts iſt reizender und liebenswürdiger, als eine gewiſſe frohe, muntre Gemüthsart, die aus der Quelle eines ſchuldloſen, nicht von heftigen Leidenſchaften in Tumult geſetzten Herzen hervorſtrömt. Wer immer nach Witz haſcht; wem man es anſieht, daß er darauf ſtudirt hat, die Geſellſchaft zu unterhalten; der gefällt nur auf kurze Zeit, und wird bei Wenigen Intereſſe erwecken. Er wird nicht aufgeſucht werden von Denen, deren Herz ſich nach beſſerm Umgange, und deren Kopf ſich nach ſocratiſcher Unterhaltung ſehnt.

Wer immer Spaß machen will, der erſchöpft ſich nicht nur leicht und wird matt, ſondern hat auch die Unannehmlichkeit, daß, wenn er einmal gerade nicht aufgelegt iſt, ſeinen Vorrath von luſtigen Kleinigkeiten zu öffnen, ſeine Gefährten das ſehr ungnädig aufnehmen. Bei jeder Mahlzeit, zu welcher er gebeten wird, bei jeder Aufmerkſamkeit, die man ihm beweiſt, ſcheint die Bedingung ſchwer auf ihm zu liegen, daß er dieſe Ehre durch ſeine Schwänke zu verdienen ſuchen ſolle; und will er es einmal wagen, den Ton zu erheben und etwas Ernſthaftes zu ſagen, ſo lacht man ihm gerade in das Geſicht, ehe er mit ſeiner Rede halb zu Ende iſt. Wahrer Humor und ächter Witz laſſen ſich nicht erzwingen, nicht erkünſteln; aber ſie wirken, wie das Umſchweben eines höhern Genius, wonnevoll, erwärmend, Ehrfurcht erregend. Willſt Du witzige Einfälle anbringen, ſo überlege auch wohl, in welcher Geſellſchaft Du Dich befindeſt! Was Perſonen von einer gewiſſen Erziehung ſehr unterhaltend ſcheint, kann Andern ſehr langweilig und unſchicklich vorkommen; und ein freier Scherz, den man ſich in einem Cirkel von Männern erlaubt, würde bei Frauenzimmern übel angebracht ſeyn.

27.

Gehe von niemand und laß niemand von Dir, ohne ihm etwas Lehrreiches oder etwas Verbindliches geſagt und mit auf den Weg gegeben zu haben; aber beides auf eine Art, die ihm wohlthue, ſeine Beſcheidenheit nicht empöre, und nicht ſtudirt ſcheine, damit er die Stunde nicht verlohren zu haben glaube, die er bei Dir zugebracht hat, und daß er fühle, Du nehmeſt Intereſſe an ſeiner Perſon: es gehe Dir von Herzen: Du verkaufeſt nicht blos Deine Höſlichkeits=Waare ohne Unterſchied jedem Vorübergehenden! Man verſtehe mich alſo recht! Ich mögte gern, wenn es möglich wäre, alles leere Geſchwätz aus dem Umgange verbannt ſehen; mögte, daß man, ohne Aengſtlichkeit, auf ſich Acht hätte, nie etwas zu ſagen, wovon Der, welcher es anhören muß, weder Nutzen noch wahres Vergnügen haben, woran er, weder mit dem Kopfe, noch mit dem Herzen, Antheil nehmen könnte. Weit entfernt bin ich alſo, das Syſtem ſolcher Leute empfehlen zu wollen, die Jeden ohne Unterlaß mit leeren Complimenten, Schmeicheleien oder Lobſprüchen in die Verlegenheit ſetzen, ihnen auf tauſend nicht eins antworten zu können. Uebrigens tadle ich auch nicht ein gutgemeintes Höſlichkeits=Wort, ein verdientes, beſcheidnes, zu fernerm Guten ermunterndes Lob. Ein Beiſpiel wird meine wahren Grundſätze darüber deutlicher machen. Ich ſaß einſt an einer fremden Tafel, zwiſchen einer hübſchen, verſtändigen jungen Dame und einem kleinen, garſtigen Fräulein, von etwa vierzig Jahren. Ich beging die Unhöflichkeit, die ganze Mahlzeit hindurch, mich nur mit Jener zu unterhalten, zu Dieſer hingegen kein Wort zu reden. Beim Nachtiſche erſt erinnerte ich mich meiner Unart; und nun machte ich den Fehler gegen die Höflichkeit durch einen andern gegen die Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit gut. Ich wendete mich zu ihr, und redete von einer Begebenheit, die vor zwanzig Jahren vorgegangen war — Sie wußte nichts davon — „Es iſt kein Wunder,“ ſagte ich, „Sie waren damals noch „ein Kind.“ Das kleine Weſen freute ſich innigſt darüber, daß ich ſie für ſo jung hielte, und dies einzige Wort erwarb mir ihre günſtige Meinung. — Sie hätte mich dieſer niedrigen Schmeichelei wegen verachten ſollen. Wie leicht hätte ich einen Gegenſtand zu einem Geſpräche mit ihr finden können, das ihr auf irgend eine Weiſe intereſſant geweſen wäre! und es war meine Pflicht, darauf zu denken, und ihr nicht einen ganzen Mittag hindurch die Thür der Unterhaltung zu verſchließen. Jene elende Schmeichelei hingegen war eine unwürdige Art, den erſten Fehler zu verbeſſern.

Man kann ſich indeſſen oft ſehr ſchlecht empfehlen, indem man den Menſchen etwas recht Verbindliches geſagt zu haben meint. So giebt es Leute, die es ſehr übel nehmen würden, wenn man ihnen bezeugte, daß man ſie für gutmüthig hielte, und Andre, die ſich beleidigt fühlen, wenn man ſie verſichert, ſie ſähen geſund aus.

28.

Wem es darum zu thun iſt, dauerhafte Achtung ſich zu erwerben; wem daran liegt, daß ſeine Unterhaltung niemand anſtößig, Keinem zur Laſt werde; der würze nicht ohne Unterlaß ſeine Geſpräche mit Läſterungen, Spott, Mediſance, und gewöhne ſich nicht an den ausziſchenden Ton von Perſifflage! Das kann wohl einigemal, und, bei einer gewiſſen Claſſe von Menſchen, auch öfter gefallen; aber man flieht und verachtet doch in der Folge den Mann, der immer auf anderer Leute Koſten oder auf Koſten der Wahrheit die Geſellſchaft vergnügen will, und man hat Recht dazu; denn der gefühlvolle, verſtändige Menſch muß Nachſicht haben mit den Schwächen Anderer.

Er weiß, welchen großen Schaden oft ein einziges, wenngleich nicht böſe gemeintes Wörtchen anrichten kann; auch ſehnt er ſich nach gründlicherer und nützlicherer Unterhaltung; ihm ekelt vor leerer Perſifflage. Gar zu leicht aber gewöhnt man ſich in der ſogenannten großen Welt dieſen elenden Ton an; man kann nicht genug davor warnen.

Uebrigens aber möchte ich auch nicht gern alle Satyre für unerlaubt erklären, noch leugnen, daß manche Thorheiten und Unzweckmäßigkeiten, im weniger vertrauten Umgange, am beſten durch eine feine, nicht beleidigende, nicht zu deutlich auf einzelne Perſonen anſpielende Perſifflage bekämpft werden können. Endlich bin ich auch weit entfernt, zu fordern, man ſolle alles loben und alle offenbaren Fehler entſchuldigen; vielmehr habe ich nie den Leuten getrauet, die ſo merklich affectiren, alles mit dem Mantel der chriſtlichen Liebe bedecken zu wollen. Sie ſind mehrentheils Heuchler, wollen durch das Gute, das ſie von den Leuten reden, das Böſe vergeſſen machen, welches ſie ihnen zufügen, oder ſie ſuchen dadurch zu erlangen, daß man eben ſo nachſichtig gegen ihre Gebrechen ſey.

29.

Erzähle nicht leicht Anecdoten, beſonders nie ſolche, die irgend jemand in ein nachtheiliges Licht ſetzen, auf bloßes Hörenſagen nach! Sehr oft ſind ſie gar nicht auf Wahrheit gegründet, oder ſchon durch ſo viel Hände gegangen, daß ſie wenigſtens vergrößert, verſtümmelt worden, und dadurch eine weſentlich andre Geſtalt bekommen haben. Vielfältig kann man dadurch unſchuldigen guten Leuten ernſtlich ſchaden, und öfter ſich ſelber großen Verdruß zuziehn.

30.

Hüte dich, Nachrichten aus einem Hauſe in das andre zu tragen, vertrauliche Tiſchreden, Familien-Geſpräche, Bemerkungen, die Du über das häusliche Leben von Leuten, mit welchen Du viel umgehſt, gemacht haſt, und dergleichen, auszuplaudern! Wenn dies auch nicht eigentlich aus Bosheit geſchieht, ſo kann doch eine ſolche Geſchwätzigkeit Mistrauen gegen Dich und allerlei Zwiſt und Verſtimmung veranlaſſen.

31.

Sey vorſichtig im Tadel und Widerſpruche! Es giebt wenig Dinge in der Welt, die nicht zwei Seiten haben. Vorurtheile verdunkeln oft die Augen, ſelbſt des klügern Mannes, und es iſt ſehr ſchwer, ſich gänzlich an eines Andern Stelle zu denken. Urtheile beſonders nicht ſo leicht über kluger Leute Handlungen, oder Deine Beſcheidenheit müßte Dir ſagen, daß Du noch weiſer als ſie ſeyſt! und da iſt es denn eine misliche Sache um dieſe Ueberzeugung. Ein kluger Mann iſt mehrentheils lebhafter, als ein Andrer, hat heftigere Leidenſchaften zu bekämpfen, bekümmert ſich weniger um das Urtheil des großen Haufens, hält es weniger der Mühe werth, ſein gutes Gewiſſen durch große Apologien zu rechtfertigen. Uebrigens ſoll man nur fragen: „Was „thut der Mann Nützliches für Andre?“ und, wenn er dergleichen thut, über dies Gute die kleinen leidenſchaftlichen Fehler, die nur ihm ſelber ſchaden, oder höchſtens unwichtigen, vorübergehenden Nachtheil wirken, vergeſſen.

Vor allen Dingen maße Dir nicht an, die Bewegungsgründe zu jeder guten Handlung abwägen zu wollen! Bei einer ſolchen Rechnung würden vielleicht manche Deiner eignen großen Thaten verzweifelt klein erſcheinen.

Jedes Gute muß nach ſeiner Wirkung für die Welt beurtheilt werden.

32.

Habe Acht auf Dich, daß Du in Deinen Unterredungen durch einen wäßrigen, weitſchweifigen Vortrag nicht ermüdeſt! Ein gewiſſer Laconismus — in ſo fern er nicht in den Ton, nur in Sentenzen und Aphorismen zu ſprechen, oder jedes Wort abzuwägen, ausartet — Ein gewiſſer Laconismus, ſage ich, das heiſſt: die Gabe, mit wenig körnigten Worten viel zu ſagen, durch Weglaſſung kleiner, unwichtiger Details die Aufmerkſamkeit wach zu erhalten; und dann wieder zu einer andern Zeit die Geſchicklichkeit, einen nichtsbedeutenden Umſtand durch die Lebhaftigkeit der Darſtellung intereſſant zu machen — das iſt die wahre Kunſt der geſellſchaftlichen Beredtſamkeit. Ueberhaupt aber rede nicht zu viel! Sey haushälteriſch mit Spendung von Worten und Kenntniſſen, damit es Dir nicht früh an Stoffe fehle, damit Du nicht redeſt, was Du verſchweigen ſollſt, verſchweigen willſt, und damit man Deiner nicht ſatt werde! Laß auch Andre zu Worte kommen, ihren Theil zur allgemeinen Unterhaltung mit hergeben! Es giebt Leute, die, ohne es ſelbſt zu merken, aller Orten die Sprachführer ſind; und wären ſie in einem Zirkel von funfzig Perſonen, ſo würden ſie ſich dennoch bald Meiſter von der ganzen Unterhaltung machen.

So unangenehm dies für die Geſellſchaft iſt; eben ſo widrige, Freude ſtöhrende Eindrücke macht die Weiſe mancher Leute, die ſtumm und geſpannt horchen und lauern, und die man leicht für gefährliche Beobachter halten kann, denen es nur darum zu thun ſcheint, jedes unvorſichtige, nicht gehörig gewählte Wort, das man in ſorgloſer Redſeligkeit fallen läſſt, zu irgend einem hämiſchen Zwecke aufzuſammeln.

33.

Es giebt Menſchen, die (ſo wie Manche ſich fruges consumere natos glauben) auch im geſelligen Leben immer nur empfangen, nie geben wollen; die vom übrigen Theile des Publicums beluſtigt, unterrichtet, bedient, gelobt, bezahlt, gefüttert zu werden verlangen, ohne etwas dafür zu leiſten; die über Langeweile klagen, ohne zu fragen, ob ſie Andern weniger Langeweile gemacht haben; die behaglich da ſitzen, ſich's wohlſeyn, ſich erzählen laſſen, aber nicht daran denken, auch für das Vergnügen der übrigen zu ſorgen. — Das iſt aber eben ſo ungerecht, als läſtig.

Noch Andre findet man, die immer nur ihre eigne Perſon, ihre häuslichen Umſtände, ihre Verhältniſſe, ihre Thaten und ihre Berufs-Geſchäfte zum Gegenſtande ihrer Unterredung machen, und alles dahin zu drehen wiſſen, jedes Gleichniß, jedes Bild von daher nehmen. So wenig wie möglich übertrage in gemiſchte Geſellſchaften den Schnitt, den Ton, den Dir Deine ſpecielle Erziehung, Dein Handwerk, Deine beſondre Lebensart geben! Rede nicht von Dingen, die, auſſer Dir, ſchwerlich jemand intereſſiren können! Hüte Dich, in den Fehler Derjenigen zu verfallen, die ſich ſelbſt perſiffliren, ihre eigne werthe Perſon zum Beſten haben! Das ſetzt die Anweſenden in Verlegenheit, und verräth einen eiteln Egoismus. Spiele nicht auf Anecdoten an, die Deinem Nachbar unbekannt ſind, auf Stellen aus Büchern, die er wahrſcheinlich nicht geleſen hat! Rede nicht in einer fremden Sprache, wenn es glaublich iſt, daß nicht jeder, der um Dich iſt, dieſelbe verſteht! Lerne den Ton der Geſellſchaft annehmen, in welcher Du Dich befindeſt!

Nichts kann abgeſchmackter ſeyn, als wenn der Arzt einige junge Damen mit Beſchreibung ſeiner Sammlung anatomiſcher Präparaten, der Rechtsgelehrte einen Hofmann über die unwirkſame Profeſſions-Ergreifung und das edictum Divi Martii, der alte gebrechliche Gelehrte eine junge Cokette von ſeinem offnen Beinſchaden unterhält.

Oft aber tritt der Fall ein, daß man in Geſellſchaften geräth, wo es ſchwer iſt, etwas vorzubringen, das Theilnahme erweckte. Wenn ein verſtändiger Mann von leeren, elenden Menſchen umgeben iſt, die für gar nichts von beſſerer Art Sinn haben; ei nun! ſo iſt es ſeine Schuld nicht, wenn er nicht verſtanden wird. Er tröſte ſich alſo damit, daß er von Dingen geredet hat, die billig intereſſiren müßten!

34.

Rede alſo nicht zu viel von Dir ſelber, auſſer in dem Kreiſe Deiner vertrauteſten Freunde, von welchen Du weißt, daß die Sache des Einen unter ihnen eine Angelegenheit für Alle iſt; und auch da bewache Dich, daß du nicht Egoismus zeigeſt! Vermeide, ſelbſt dann zu viel

viel von Dir zu reden, wenn gute Freunde, wie es vielfältig geſchieht, das Geſpräch aus Höflichkeit auf Deine Perſon, auf Deine Schriften und dergleichen leiten! Beſcheidenheit iſt eine der liebenswürdigſten Eigenſchaften, und macht um ſo vortheilhaftre Eindrücke, je ſeltner dieſe Tugend in unſern Tagen wird. Sey alſo auch nicht ſo bereit, jedermann Deine Schriften unberufen vorzuleſen, Deine Anlagen zu zeigen und Deine rühmlichen Handlungen zu erzählen, noch auf feine Art Gelegenheit zu geben, daß man Dich darum bitten müſſen! Auch drücke niemand durch Deinen Umgang, das heißt: zeige in keiner Geſellſchaft ein ſolches Uebergewicht, daß Andre verſtummen, ſich in ſchlechtem Lichte zeigen müſſen!

35.

Widerſprich Dir nicht ſelbſt im Reden, ſo daß Du einen Satz behaupteſt, deſſen Gegentheil Du ein andermal vertheidigt haſt! Man kann ſeine Meinung von Dingen ändern; allein man thut doch wohl, in Geſellſchaften nicht eher, wenigſtens nicht entſcheidend zu urtheilen, als bis man alle Gründe für und gegen dieſelben gehörig abgewogen hat.

36.

Hüte Dich, in die Fehler Derjenigen zu verfallen, die, aus Mangel an Gedächtniß, oder an Aufmerkſamkeit auf ſich, oder weil ſie ſo verliebt in ihre eignen Einfälle ſind, dieſelben Hiſtörchen, Anecdoten, Späße, Wortſpiele, witzigen Vergleichungen und ſo ferner, bei jeder Gelegenheit wiederholen! Ueberhaupt iſt es, und beſonders auch für den geſelligen Umgang, wichtig, ſein Gedächtniß zu ſchärfen, und ſich deswegen nicht zu ſehr daran zu gewöhnen, alles ſchriftlich aufzuzeichnen, was man behalten will.

37.

Würze nicht Deine Unterhaltung mit Zweideutigkeiten, mit Anſpielungen auf Dinge, die entweder Ekel erwecken, oder keuſche Wangen erröthen machen; zeige auch keinen Beifall, wenn Andre dergleichen vorbringen! Ein verſtändiger Mann kann an ſolchen Geſprächen keine Luſt haben. Auch in bloß männlichen Geſellſchaften verleugne nicht die Schamhaftigkeit, Sittſamkeit und Dein Misfallen an Zoten!

38.

Flicke keine platte Gemeinſprüche in Deine Reden ein; zum Beiſpiel: daß Geſundheit ein ſchätzbares Gut; daß das Schlittenfahren ein kaltes Vergnügen; daß Jeder ſich ſelbſt der Nächſte ſey; daß, was lange dauert, gut werde, wovon ich das Gegentheil zu beweiſen übernehme; daß man durch Schaden klug werde, welches leider! ſelten eintrifft; oder daß die Zeit ſchnell hingehe — welches, im Vorbeigehn zu ſagen, gar nicht wahr iſt; denn da die Zeit nach einem beſtimmten Maaßſtabe berechnet wird: ſo geht ſie nicht ſchneller vorbei, als ſie grade muß, und Der, welchem ein Jahr kürzer vorkömmt, als es iſt, der muß in demſelben über Gebühr geſchlafen haben, oder ſonſt ſeiner Sinne nicht mächtig geweſen ſeyn — oder: daß Ausnahmen die Regel beſtätigten — Gleich als wenn ein particularer verneinender Satz die Wahrheit eines allgemeinen bejahenden beweiſen könnte, oder umgekehrt! da doch vielmehr durch die Ausnahme klar wird, daß die Regel nicht allgemein iſt. Solche Sprüchwörter ſind ſehr langweilig und nicht ſelten ſinnlos und unwahr.

Es giebt ſolche mechaniſche Menſchen, deren Geſpräche zur Hälfte aus gewiſſen Formeln beſtehen, welche ſie, ohne etwas dabei zu denken, herplappern. Sie treffen Dich tödtlich krank im Bette an, und freuen ſich, Dich wohl zu ſehn. Zeigſt Du ihnen Dein Bildniß: ſo finden ſie, daß es zwar ähnlich ſehe, aber viel zu alt gemalt ſey. Allen Kindern ſagen ſie: ſie ſeyen groß für ihr Alter, und gleichen dem Vater, und was dergleichen leeres Geſchwätze mehr iſt. Einen eben ſo elenden Stoff zur Unterhaltung liefern Räthſel, Wortſpiele, Pfandſpiele u. dgl.

39.

Beläſtige nicht die Leute, mit welchen Du umgehſt, mit unnützen Fragen! Man findet Menſchen, die, nicht eben aus Vorwitz und Neugier, ſondern weil ſie nun einmal gewöhnt ſind, ihre Geſpräche in Catecheſations-Form zu verfaſſen, uns durch Fragen ſo beſchwerlich werden, daß es gar nicht möglich iſt, auf unſre Weiſe mit ihnen in Unterhaltung zu kommen.

40.

Lerne Widerſpruch ertragen! Sey nicht kindiſch eingenommen von Deinen Meinungen!

Werde nicht hitzig, noch grob im Zanke; auch dann nicht, wenn man Deinen ernſthaften Gründen Spott und Perſifflage entgegenſetzt! Du haſt, bei der beſten Sache, ſchon halb verloren, wenn du nicht kaltblütig bleibſt, und wirſt wenigſtens auf dieſe Art nie überzeugen.

41.

An Oertern, wo man ſich zur Freude verſammelt: beim Tanze, in Schauſpielen, rede mit niemand von häuslichen Geſchäften, noch weniger von verdrießlichen Dingen! Man geht dahin, um ſich zu erholen, um auszuruhen, um kleine und große Sorgen abzuſchütteln, und es iſt alſo unbeſcheiden, jemand mit Gewalt wieder mitten in ſein tägliches Joch hineinſchieben zu wollen.

42.

Daß ein redlicher und verſtändiger Mann über weſentliche Religionslehren, auch dann, wenn er das Unglück haben ſollte, an der Wahrheit derſelben zu zweifeln, ſich dennoch keinen Spott erlauben wird: ich meine, das verſteht ſich von ſelber; aber auch über kirchliche Verfaſſungen, über die Menſchenſatzungen, welche in einigen Secten für Glaubenslehren gehalten werden, über Ceremonien, die

Manche für weſentlich halten und dergleichen, ſoll man nie in Geſellſchaften ſpotten. Man reſpectire das, was Andern ehrwürdig iſt! Man laſſe Jedem die Freiheit in Meinungen, die wir ſelbſt verlangen! Man vergeſſe nicht, daß das, was wir Aufklärung nennen, Andern vielleicht Verfinſterung ſcheint! Man ſchone der Vorurtheile, die Andern Ruhe gewähren! Man beraube niemand, ohne ihm etwas Beſſeres an die Stelle deſſelben zu geben, was man ihm nimmt! Man vergeſſe nicht, daß Spott nicht beſſert; daß unſre, hier auf Erdrn noch nicht entwickelte Vernunft über ſo wichtige Gegenſtände leicht irren kann; daß ein mangelhaftes Syſtem, auf welchem aber der Grund einer guten Moral liegt, nicht ſo leicht umzureiſſen iſt, ohne zugleich das Gebäude ſelbſt über den Haufen zu werfen, und endlich, daß ſolche Gegenſtände überhaupt gar nicht von der Art ſind, daß man ſie in Geſellſchaften abhandeln könne!

Doch dünkt mich, man vermeide heut zu Tage oft zu vorſetzlich alle Gelegenheit, über Religion zu reden. Einige Leute ſchämen ſich, Wärme für Gottes-Verehrung zu zeigen, aus Furcht, für nicht aufgeklärt genug gehalten zu werden, und andre affectiren religiöſe Empfindungen,

dungen, ſcheuen ſich, auch nur im mindeſten gegen Schwärmerei zu reden, um ſich bei den Andächtlern in Gunſt zu ſetzen. Erſteres iſt Menſchenfurcht, und Letzteres Heuchelei; beides aber eines redlichen Mannes gleich unwerth.

43.

Wenn Du von körperlichen, geiſtigen, moraliſchen oder andern Gebrechen redeſt, oder Anecdoten erzählſt, die gewiſſe Grundſätze oder Vorurtheile lächerlich machen, oder gewiſſe Stände in ein nachtheiliges Licht ſetzen ſollen: ſo ſiehe Dich vorher wohl um, ob niemand gegenwärtig ſey, der das übel aufnehmen, dieſen Tadel oder Spott auf ſich und ſeine Verwandten ziehen könnte!

Halte Dich über niemands Geſtalt, Wuchs und Bildung auf! Es ſteht in keines Menſchen Gewalt, dieſe zu ändern. Nichts iſt kränkender, niederſchlagender und empörender für den Mann, der unglücklicherweiſe eine etwas auffallende Geſichtsbildung oder Figur hat, als wenn er bemerkt, daß dieſe der Gegenſtand der Verſpottung oder Befremdung wird. Leute, die ein wenig mit der großen Welt bekannt ſind, und unter Menſchen von allerlei Formen und Anſehen gelebt haben, ſollte man darüber billig gar nichts mehr erinnern dürfen; aber leider trifft man hie und da, ſelbſt unter fürſtlichen Perſonen, beſonders unter Damen, ſolche an, die ſo wenig Gewalt über ſich, oder ſo wenig Begriffe von Wohlanſtändigkeit und Billigkeit haben, daß ſie die Eindrücke, welche ein ungewöhnlicher Anblick von der Art auf ſie macht, nicht verbergen können. — Das iſt ſchwach, und wenn man noch dabei überlegt, wie relativ und dem verſchiednen Geſchmacke unterworfen die Begriffe von Schönheit und Höflichkeit ſind, wie ſo wenig auf ſichern Grundſätzen beruhend unſre phyſiognomiſche Wiſſenſchaft iſt, und wie oft unter einer anſcheinend häßlichen Larve ein ſchönes, edles, warmes, großes Herz, mit einem feinen, tiefdenkenden Kopfe ſteckt: ſo ſieht man leicht, daß man ſehr ſelten Recht, auf das äuſſere Anſehen eines Menſchen nachtheilige Folgerungen zu bauen, und nie Befugniß haben kann, die Eindrücke, welche ein ſolcher Anblick etwa auf uns macht, zu jemands Kränkung durch Lachen oder auf andre Art kund werden zu laſſen.

Auf-

Auſſer einer ſonderbaren Figur können uns aber noch andre Dinge an einem Menſchen auffallend ſeyn, zum Beiſpiel: lächerliche, phantaſtiſche, abgeſchmackte Gebehrden, Manieren, Verzerrungen des Körpers, Unbekanntſchaft mit gewiſſen Sitten, Unvorſichtigkeiten im Betragen, ungewöhnlicher, altmodiſcher Anzug, u. dgl. Es gehört nicht weniger zu einer guten Lebensart, hierüber nicht durch Lachen oder durch Zeichen, die man einem der Anweſenden giebt, ſein Befremden zu erkennen zu geben, und dadurch den armen Mann, der ſich dergleichen zu Schulden kommen läſſt, noch mehr in Verlegenheit zu ſetzen.

44.

Wenn Du in einer Geſellſchaft von einem der Anweſenden mit Deinem Freunde reden willſt (obgleich dies, wie das Ohrenflüſtern, überhaupt unanſtändig iſt): ſo gebrauche wenigſtens die Vorſicht und Schonung, die Perſon, von welcher Du redeſt, nicht dabei anzuſehen! Und iſt Dir daran gelegen, etwas zu hören, das in einiger Entfernung von Dir geſprochen wird: ſo wende auch Deine Blicke nicht dahin! Man wird ſonſt aufmerkſam auf

Dich, und man hört ja auch nur mit den Ohren, nicht mit den Augen.

45.

Man hüte ſich, bei Perſonen, mit denen man umgeht, unberufen unangenehme Dinge in Erinnerung zu bringen! Oft bewegt eine Art von unkluger Theilnehmung die Leute, uns um die Beſchaffenheit unſrer öconomiſchen und anderer verdrießlichen Sachen zu befragen, obgleich ſie uns nicht helfen können, und uns dadurch zu zwingen, Gegenſtände, die wir in Geſellſchaften, wa wir uns aufzuheitern dachten, ſo gern vergeſſen möchten, ohne Unterlaß vor Augen zu behalten. Man muß ſo viel Menſchenkenntniß haben, zu unterſcheiden, ob der Mann, den wir vor uns ſehen, ſeinem Temperamente, ſeiner Lage und der Art ſeines Kummers nach, durch ſolche Geſpräche erleichtert werden könne, oder ob nicht vielleicht ſein Leiden dadurch doppelt erſchwert werde.

Man enthalte ſich auch, andern Leuten das, was ſie nun einmal haben und nicht wieder abſchaffen können, zuwider zu machen, ihnen die Lage, darinn ſie nun einmal leben müſſen, durch unangenehme Schilderungen zu verleiden. Es giebt ſolche unberufene Wahrheits-

Prediger, die ſich ein Geſchäft daraus machen, uns auch den unſchuldigſten glücklichen Wahn wegzuraiſonniren.

46.

Nim nicht Theil daran, lächle nicht beifällig, thue lieber, als hörteſt Du es gar nicht, wenn jemand einem Dritten unangenehme Dinge ſagt, oder ihn beſchämt! Die Feinheit eines ſolchen Betragens wird gefühlt, und oft dankbar belohnt.

47.

Ueber die Gewohnheit, Paradoxen vorzubringen, über Widerſprechungsgeiſt, Disputirſucht, Citiren und Berufen auf die Meinungen und Ausſprüche Andrer, werde ich mich im dritten Capitel dieſes Theils erklären, und beziehe mich hier darauf.

48.

Eine der wichtigſten Tugenden im geſellſchaftlichen Leben, welche wirklich täglich ſeltner wird, iſt die Verſchwiegenheit. Man iſt heut zu Tage ſo äußerſt trügeriſch in Verſprechungen, ja in Betheurungen und Schwüren, daß man ohne Scheu ein unter dem Siegel des Stillſchweigens uns anvertrautes Geheimniß gewiſſenloſerweiſe ausbreitet. Andre Menſchen,

ſchen, die weniger pflichtvergeſſen, aber höchſt leichtſinnig ſind, können ihrer Redſeligkeit keinen Zaum anlegen. Sie vergeſſen, daß man ſie gebeten hat, zu ſchweigen; und ſo erzählen ſie aus unverzeihlicher Unvorſichtigkeit die wichtigſten Geheimniſſe ihrer Freunde an öffentlichen Wirthstafeln; oder ſie vertrauen, indem ſie Jeden, der ihnen während ihres Dranges, ſich zu entladen, in den Wurf kömmt, für einen treuen Freund anſehen, das, was ſie doch nicht wie ihr Eigenthum betrachten ſollten, eben ſo leichtſinnigen Leuten an, wie ſie ſelbſt ſind. Solche Menſchen gehen dann auch nicht weniger unklug mit ihren eignen Heimlichkeiten, Planen und Begebenheiten um, zerſtören dadurch ſehr oft ihre zeitliche Glückſeligkeit, und vernichten ihre Abſichten.

Welchen Nachtheil überhaupt ſolche unvorſichtige Bewahrung fremder und eigner Geheimniſſe gewähre, das bedarf wohl keiner weitläuftigen Auseinanderſetzung. Es giebt aber eine Menge anderer Dinge, die zwar nicht eigentlich Geheimniſſe ſind, wovon uns aber die Vernunft lehrt, daß es beſſer ſey, ſie zu verſchweigen, und andre Dinge, deren Ausbreitung wenigſtens für niemand lehrreich und unterhaltend ſeyn kann, und wovon es doch möglich wäre, daß ihre Verplauderung irgend jemand nachtheilig ſeyn mögte. — Ich empfehle alſo eine kluge Verſchwiegenheit, die jedoch nicht in lächerliche Myſterioſität ausarten muß, wie eine ſehr wichtige Tugend im Umgange. Uebrigens wird man die Bemerkung wahr finden, daß in deſpotiſchen Staaten die Menſchen, im Ganzen genommen, verſchwiegner ſind, als da, wo mehr Freiheit herrſcht. Dort machen Furcht und Mißtrauen verſchloſſen und zurückhaltend; hier folgt Jeder dem Triebe ſeines Herzens, ſich freimüthig mitzutheilen.

Wenn man auch mehrern Leuten zugleich ſein Geheimniß anvertrauen muß: ſo lege man doch unbedingte Verſchwiegenheit auf, damit jeder von ihnen glaube, er wiſſe es allein, müſſe allein für die Bewahrung haften.

Manche Leute haben die ſehr unartige Gewohnheit, ſich, wenn man ſie zum Voraus um Verſchwiegenheit über eine Sache bittet, die man ihnen entdecken will, nicht beſtimmt zu erklären, nichts zu verſprechen. Aus Gutmüthigkeit hält man dann nicht zurück, ſondern redet, indem man die Bedingung vorausſetzt.

Dies Betragen iſt nicht nachzuahmen; der aufrichtige Mann äuſſert ſich ohne Rückhalt, und hört nicht eher, als bis er geſagt hat, inwiefern er ſich zur Verſchwiegenheit verbindlich machen könne, oder nicht.

49.

Was die Franzoſen Contenance nennen, Haltung und Harmonie im äuſſern Betragen, Gleichmüthigkeit, Vermeidung alles Ungeſtüms, aller leidenſchaftlichen Ausbrüche und Uebereilungen, deſſen ſoll ſich vorzüglich ein Mann von lebhaftem Temperamente befleiſſigen.

Ein großes Talent, welches durch Studium und Achtſamkeit erlangt werden kann, iſt die Kunſt, ſich beſtimmt, fein, richtig, körnigt, nicht weitſchweifig auszudrücken, lebhaft im Vortrage zu ſeyn, ſich dabei nach den Fähigkeiten der Menſchen zu richten, mit denen man redet; ſie nicht zu ermüden, gut und launigt zu erzählen, nicht über ſeine eignen Einfälle zu lachen; nach den Umſtänden trocken oder luſtig, ernſthaft oder komiſch, ſeinen Gegenſtand darzuſtellen und mit natürlichen Farben zu malen. Dabei ſoll man ſein Aeuſſeres ſtudiren, ſein Geſicht in ſeiner Gewalt haben, nicht grimaciren, und, wenn wir wiſſen, daß gewiſſe Mienen, zum Beiſpiele beim Lachen, unſrer Bildung ein widriges Anſehen geben, dieſe zu vermeiden ſuchen. Der Anſtand und die Gebehrdenſprache ſollen edel ſeyn: man ſoll nicht bei unbedeutenden, affectloſen Unterredungen, wie Perſonen aus der niedrigſten Volksklaſſe, mit Kopf, Armen und andern Gliedern herumfahren und um ſich ſchlagen; man ſoll den Leuten gerade, aber beſcheiden und ſanft, ins Geſicht ſehen, ſie nicht bei Aermeln, Knöpfen und dergleichen zupfen. Kurz, alles was eine feine Erziehung, was Aufmerkſamkeit auf ſich ſelbſt und auf Andre verräth, das gehört nothwendig dazu, den Umgang angenehm zu machen, und es iſt wichtig, ſich in ſolchen Dingen nicht nachzuſehn, ſondern jede kleine Regel des Wohlſtandes, ſelbſt in dem Cirkel ſeiner Familie, zu beobachten, um ſich das zur andern Natur zu machen, wogegen wir ſo oft fehlen, und was uns Zwang ſcheint, wenn wir uns Nachläſſigkeit von der Art zu verzeihen gewohnt ſind. Hierüber in dieſen Blättern viel mehr zu ſagen; zu lehren: daß man den Leuten nicht in die Rede fallen dürfe: daß wir einen Teller, oder was uns dargereicht wird, auch dann abnehmen müſſen, wenn wir nichts davon behalten wollen, damit der Andre nicht die Mühe habe, es unſertwegen in der Hand zu tragen; daß man ſo wenig wie möglich in einer Geſellſchaft den Leuten den Rücken zukehren, in Titeln und Namen nicht irre werden ſolle; daß man bei Perſonen, die das genau nehmen, den Vornehmern immer auf der rechten Seite, oder wenn Drei beiſammen ſind, in der Mitte gehen laſſe; daß man, wenn jemand, dem wir Auszeichnung ſchuldig ſind, vor unſerm Hauſe vorübergeht, wo wir am Fenſter ſtehen, und er uns grüßt, man das Fenſter auf einen Augenblick öffnen, oder wenigſtens thun müſſe, als wolle man es öffnen; daß eben dies in der Kutſche beim Vorüberfahren zu beobachten ſey; daß man Dem, mit welchem man ſpricht, frei und offen, doch nicht ſtarr und frech, in das Geſicht ſchauen, ſeine Stjmme in ſeiner Gewalt haben, nicht ſchreien und doch verſtändlich reden, in ſeinem Gange Anſtand beobachten, nicht aller Orten das große Wort führen ſolle; daß man, wenn man ein Frauenzimmer führt, mit ihr, um ſie nicht zu ſtoßen, gleichen Schritt halten, und mit demſelben Fuße, wie ſie, antreten, ihr auch zuweilen ſeine linke Hand reichen müſſe, wenn ſie an der rechten Seite nicht ſo bequem gehen würde; daß man auf ſteilen Treppen im Hinunterſteigen die Frauenzimmer vorausgehen, im Hinaufſteigen aber ſie folgen laſſen müſſe; daß, wenn man uns nicht verſteht, und wir vorausſehen, daß eine genauere Erklärung nichts helfen würde, oder der Gegenſtand von ſo geringer Wichtigkeit iſt, daß er keinen großen Aufwand von Worten verdient, wir dann die ganze Sache fallen laſſen müſſen; daß vornehme Leute, wenn ſie nicht über Vorurtheile hinaus ſind, es übel nehmen, wenn ein Geringer von ſich und ihnen in Gemeinſchaft ſpricht, (z. B. „Als wir geſtern zuſammen ſpazieren giengen.“ „Wir haben im geſtrigen Spiele gewonnen, und unſre Gegner verloren“) und, daß ſie verlangen, man ſolle thun, als ſeyen ſie allein in der Welt des Nennens werth: „Ihro Excellenz, Ihro Gnaden haben gewonnen;“ (höchſtens mögte man hinzuſetzen: „mit mir“) daß man bei Tiſche den abgeleckten Löffel womit man gegeſſen, nicht wieder vor ſich hinlegen ſolle, wie das ſo Viele thun; daß man einen Zahnſtocher, womit uns ein Andrer ausgeholfen, ihm nicht, wenn wir ihn gebraucht haben, unrein wiedergeben dürfe; daß, wenn man mit jemand in Einem Bette ſchlafen muß (ich kenne nichts Ekelhafters und Unanſtändigers, als ſelb Ander unter derſelben Decke zu liegen), man ihm ſo wenig Ungemächlichkeit, wie möglich, verurſache; daß man die Leute nicht zehnmal wieder zurückrufe, ihnen noch hundert Dinge zu ſagen und nachzuſchreien habe, wenn ſie im Zimmer oder auf der Gaſſe von uns gehen, ſchon die Thür in der Hand, ſchon Abſchied genommen haben; daß es eine unartige Gewohnheit ſey, immer etwas zwiſchen den Fingern oder im Munde zu führen, das man zerdrückt und ſpielend zernichtet, es ſey brauchbar oder nicht, gehöre uns oder Andern; daß man erſt um Erlaubniß fragen müſſe, wenn man in Gegenwart fremder Perſonen Briefe leſen, oder andre Geſchäfte von der Art treiben will; daß es anſtändig ſey, wenn man jemand im Vorbeigehen grüſſen will, den Hut auf der Seite abzuziehen, wo der Fremde nicht geht, damit man ihn nicht damit berühre, und ſein Geſicht nicht vor ihm verberge; daß man, wenn man jemand etwas darreicht, es, in ſo fern dies zu ändern ſteht, nicht mit der bloßen Hand hingeben müſſe; daß es ſich nicht ſchicke, in Geſellſchaften in das Ohr zu flüſtern, bei Tafel krumm zu ſitzen, unanſtändige Gebehrden zu machen, noch zu leiden, daß ein Frauenzimmer, oder jemand, der vornehmer iſt als wir, von einer Speiſe, die vor uns ſteht, vorlege; daß es unartig ſey, in Geſellſchaften jemandem einen unſchuldigen Spaß zu verderben, z. B. wenn er Kartenkünſte zeigt, und wir wiſſen, wie das Stück gemacht wird, das kleine Wunder zu enthüllen, und dergleichen Regeln mehr zu geben, dazu iſt hier nicht der Ort. Leuten von gewiſſem Stande und einer nicht ganz gemeinen Erziehung iſt das in der erſten Jugend ſchon eingeprägt worden; nur erinnere ich, daß dieſe kleinen Dinge in mancher Leute Augen keine kleine Dinge ſind, und daß oft unſre zeitliche Wohlfahrt in ſolcher Leute Händen iſt.

50.

Es giebt noch andre kleine geſellſchaftliche Unſchicklichkeiten und Inconſequenzen, die man vermeiden, und wobei man immer überlegen muß, wie es wol ausſehen würde, wenn Jeder von den Anweſenden ſich dieſelbe Freiheit erlauben wollte; zum Beiſpiel: während der Predigt zu ſchlafen; in Concerten zu plaudern; hinter eines Andern Rücken einem Freunde etwas zuzuflüſtern, oder ihm Winke zu geben, die Jener auf ſich deuten kann; wenn man lächerlich ſchlecht tanzt, oder ein Inſtrument elend ſpielt, ſich damit ſehen und hören zu laſſen, und dadurch die Anweſenden zum Spotte und zum Gähnen zu reitzen; wenn uns die Leute aus dem Wege gehn wollen, ihnen, wie Yorick der Marquiſe von F*** in Mailand, zehnmal auf allen Seiten entgegen zu rennen; wenn wir ein Kartenſpiel nicht verſtehen, oder höchſt langſam ſpielen, uns dennoch dabei hinzuſetzen, unſrer Gegner Geduld auf die Probe zu ſtellen und unſern Gehülfen durch Ungeſchicklichkeit in Verluſt zu bringen; bei dem Tanze zugleich die Melodie mit zu ſingen; in Schauſpielen ſo hinzutreten, daß man nicht über uns wegſehn kann; in jede Verſammlung ſpäter zu kommen, früher wegzugehn, oder länger zu verweilen, als alle übrigen Mitglieder der Geſellſchaft. Vermeide dergleichen Unſchicklichkeiten! Blicke nicht in fremde Papiere! Auch mag Mancher nicht leiden, wenn man ihm beim Leſen, Arbeiten u.

dgl. auf die Finger ſieht. Bleibe auch nicht allein im Zimmer, wo Schriften oder Gelder herumliegen! Wenn zwei Perſonen, die vor mir hergehen, leiſe mit einander reden, ohne meiner gewahr zu werden, ſo pflege ich einiges Geräuſch zu machen, um mich von allem Verdachte, als wenn ich ſie beſchleichen wollte, und ſie von aller Verlegenheit zu befreien. So klein dergleichen Aufmerkſamkeiten ſcheinen, ſo machen ſie doch den Umgang angenehm und leicht.

51.

Oft ſind wir in dem Falle, daß uns durch Geſpräche Langeweile gemacht wird. Vernunft, Vorſichtigkeit und Menſchenliebe gebieten uns dann, wenn nun einmal nicht auszuweichen iſt, Geduld zu faſſen, und nicht durch beleidigendes Betragen unſern Ueberdruß zu erkennen zu geben. Man kann ja, je ſeelenloſer das Geſpräch und je geſchwätziger der Mann iſt, um deſto freier nebenher an andre Dinge denken; und wäre auch das nicht — ei nun! es geht im menſchlichen Leben ſo manche verträumte Stunde verlohren! Iſt man denn nicht einige Aufopferung der Geſellſchaft ſchuldig, mit welcher man umgeht? — Und geſchieht es nicht vielleicht zuweilen, daß auch wir dagegen, ſo groß auch die Meinung ſeyn mag, die wir von der Wichtigkeit unſrer Geſpräche haben, dennoch durch unſre Redſeligkeit Andern Langeweile machen?

52.

Gewiſſen Leuten iſt eine Leichtigkeit im Umgange und die Gabe, geſchwind Bekanntſchaften zu machen und Zuneigung zu gewinnen, wie angeboren; andern hingegen hängt von Jugend auf eine gewiſſe Blödigkeit und Schüchternheit an, die ſie nicht abzulegen vermögen, wenngleich ſie täglich fremde Leute aller Art um ſich ſehen. Dieſe Blödigkeit nun iſt freilich ſehr oft die Folge einer fehlerhaften Erziehung, ſo wie auch zuweilen die Wirkung einer heimlichen Eitelkeit, die in Verlegenheit geräth, aus Furcht, nicht zu glänzen. Manchen Menſchen aber ſcheint dieſe Schüchternheit gegen ganz fremde Leute wirklich von Natur eigen zu ſeyn, und alle Mühe, welche ſie ſich dagegen geben, iſt verloren. Ein regierender Fürſt, einer der edelſten und verſtändigſten Männer, die ich kenne, und der auch wahrlich ſeines Aeuſſern wegen ſich nicht zu ſchämen noch zu fürchten braucht, nachtheilige

Eindrücke zu machen, hat mich verſichert, daß, obgleich ihn ſein Stand von Kindheit an in die Lage geſetzt habe, täglich große Cirkel und viele fremde Geſichter zu ſehn, er dennoch an keinem Tage in ſein Vorzimmer trete, wo der verſammelte Hof ſeiner wartete, ohne aus Verlegenheit auf einen Augenblick ganz blind zu werden. Uebrigens fällt bei dieſem liebenswürdigen Herrn, ſobald er ſich ein wenig erholt hat, die Schüchternheit weg, und dann redet er freundlich und offen mit jedermann, und ſagt beſſre Dinge, als gewöhnlich Fürſten, bei ſolchen Gelegenheiten, über Wetter, böſe Wege, Pferde und Hunde zu ſagen wiſſen.

Eine gewiſſe Leichtigkeit im Umgange alſo, die Gabe, ſich gleich bei der erſten Bekanntſchaft vortheilhaft darzuſtellen, mit Menſchen aller Art zwanglos ſich in Geſpräche einzulaſſen und bald zu merken, wen man vor ſich hat und was man mit Jedem reden könne und müſſe: das ſind Eigenſchaften, die man zu erwerben und auszubauen trachten ſoll. Doch wünſche ich, daß dies nie in jene, den Abentheurern ſo eigne Unverſchämtheit und Zudringlichkeit ausarte, die oft, in weniger als einer Stunde Friſt, einer ganz fremden Tiſchgeſellgeſellſchaft im Wirthshauſe ihre Lebensläufe abgefragt, und dagegen den ihrigen erzählt, Dienſte und Freundſchaft angeboten, und Dienſte, Verwendung und Hülfe für ſich erbeten haben. Die Hauptſache kommt immer darauf an, leicht in den fremden Ton mit einzuſtimmen, und nichts auskramen, nichts geltend machen zu wollen, was da nicht verſtanden oder nicht geſchätzt wird.

53.

Man vermeide alſo auch, in alle Cirkel große Forderungen mitzunehmen, allen Menſchen alles allein ſeyn, mit aller Gewalt glänzen, hervorgezogen werden zu wollen; zu verlangen, daß aller Menſchen Augen nur auf uns gerichtet, ihre Ohren nur für uns geſpitzt ſeyen; denn ſonſt werden wir freilich uns aller Orten zurückgeſetzt glauben, eine traurige Rolle ſpielen, uns und Andern Langeweile machen, menſchenſcheu und bitter die Geſellſchaft fliehn und von ihr geflohen werden. Ich kenne viele Leute von der Art, die durchaus, wenn ſie ſich in vortheilhaftem Lichte zeigen ſollen, der Mittelpunct ſeyn müſſen, um welchen ſich alles dreht, ſo wie überhaupt manche Menſchen im gemeinen Leben niemand neben ſich vertragen, der mit ihnen verglichen werden könnte. Sie handeln vortrefflich, groß, edel, nützlich, wohlthätig, geiſtreich, ſobald ſie es allein ſind, an die man ſich wendet, von denen man bittet, erwartet, hofft; aber klein, niedrig, rachſüchtig und ſchwach, ſobald ſie in Reihe und Gliedern ſtehen ſollen, und zerſtöhren jedes Gebäude, wozu ſie nicht den Plan gemacht, oder wenigſtens die Kranz-Rede gehalten haben; ja, ihr eignes Gebäude, ſobald nur ein Andrer eine kleine Verzierung daran angebracht hat. Dies iſt eine unglückliche, ungeſellige Gemüthsart. Ueberhaupt rathe ich, um glücklich zu leben und Andre glücklich zu machen, in dieſer Welt ſo wenig wie möglich zu erwarten und zu fordern.

54.

So viel über den Anſtand, über ſchickliche Manieren und über die Höflichkeit im äuſſern Betragen, Beſcheidenheit und Mäßigung; und nun noch etwas über die Kleidung. Kleide Dich nicht unter und nicht über Deinen Stand, nicht über und nicht unter Dein Vermögen, nicht phantaſtiſch, nicht bunt, nicht ohne Noth prächtig, glänzend, noch koſtbar; aber reinlich, geſchmackvoll, und, wo

Du Aufwand machen mußt, da ſey Dein Aufwand zugleich ächt und ſchön! Zeichne Dich weder durch altväteriſche, noch jede neumodiſche Thorheit nachahmende Kleidung aus! Wende einige größere Aufmerkſamkeit auf Deinen Anzug, wenn Du in der großen Welt erſcheinen willſt! Man iſt in Geſellſchaft verſtimmt, ſobald man ſich bewußt iſt, in einer unangenehmen Ausſtaffirung aufzutreten.

Trage nie geliehene Sachen! Das hat von mehr als Einer Seite nachtheiligen Einfluß auf den Charakter.

55.

Wenn die Frage entſteht: ob es gut ſey, viel oder wenig in Geſellſchaft zu erſcheinen; ſo muß die Beantwortung derſelben freilich nach den einzelnen Lagen, Bedürfniſſen und nach unzählichen kleinen Umſtänden und Rückſichten, bei jedem Menſchen anders ausfallen. Im Ganzen aber kann man den Satz zur Richtſchnur annehmen: daß man ſich nicht aufdringen, die Leute nicht überlaufen ſolle, und daß es beſſer ſey, wenn man es einmal nicht allen Menſchen recht machen kann, daß gefragt werde, warum wir ſo ſelten, als geklagt, daß wir zu oft und aller Orten erſcheinen. Es giebt einen feinen Sinn dafür, (wenn uns nicht übertriebne Eitelkeit und Selbſtſucht die Augen blenden) einen Sinn, der uns ſagt, ob wir gerngeſehn, oder überläſtig ſind, ob es Zeit iſt, fortzugehen, oder ob wir noch verweilen ſollen. Aus der Art, wie uns von Kindern und Domeſtiken in einem Hauſe begegnet wird, pflegt man am leichteſten zu merken, wie die Herrſchaften oder Aeltern gegen uns geſtimmt ſind.

Uebrigens rathe ich, wenn man ſich ſo weit in ſeiner Gewalt haben kann, mit ſo wenig Leuten, wie möglich, vertraulich zu werden, nur einen kleinen Cirkel von Freunden zu haben, und dieſen nur mit äuſſerſter Vorſicht zu erweitern. Gar zu leicht misbrauchen und vernachläſſigen uns die Menſchen, ſobald wir mit ihnen vollkommen vertraulich werden. Um angenehm zu leben, muß man faſt immer ein Fremder unter den Leuten bleiben. Dann wird man geſchont, geehrt, aufgeſucht. — Deswegen iſt das Leben in großen Städten ſo ſchön, wo man alle Tage andre Menſchen ſehen kann. Für einen Mann, der ſonſt nicht ſchüchtern iſt, iſt es ein Vergnügen, unter Unbekannten zu ſitzen. Da hört man, was man ſonſt nicht hören würde; man wird nicht gehütet, und kann in der Stille beobachten.

56.

Uebrigens rathe ich auch an, um ſeiner ſelbſt und um Andrer willen, ja nicht zu glauben, es ſey irgend eine Geſellſchaft ſo ganz ſchlecht, das Geſpräch irgend eines Mannes ſo ganz unbedeutend, daß man nicht daraus etwas lernen, eine neue Erfahrung, einen Stoff zum Nachdenken ſammeln könnte. Aber man ſoll nicht aller Orten Gelehrſamkeit, feine Cultur fordern, ſondern geſunden Hausverſtand und graden Sinn begünſtigen, vorziehen, und reden und wirken laſſen, ſich auch unter Menſchen von allerlei Ständen miſchen: ſo lernt man zugleich nach und nach den Ton und die Stimmung annehmen, die nach Zeit und Umſtänden erfordert werden.

57.

Mit wem aber ſoll man am mehrſten umgehn? Natürlicher Weiſe läßt ſich auch dieſe Frage nur nach eines Jeden beſondrer Lage beantworten. Hat man die Wahl (und wirklich hat man dieſe auch öfter, als man glaubt), ſo wähle man ſich die Weiſern zu ſeinem Umgange;

gänge; Leute, von denen man lernen kann, die uns nicht ſchmeicheln, die uns überſehen. Allein gewöhnlich gefällt es uns beſſer, einen Cirkel untergeordneter Geiſter um uns her zu verſammeln, die in Kreiſen tanzen, ſo oft unſer hoher Genius ſeine Zauberruthe ſchwingt. Wir bleiben indeſſen dadurch immer, wie wir waren, kommen nie weiter in Weisheit und Tugend. Es giebt zwar Lagen, in welchen es nützlich und lehrreich, ſich unter Menſchen von allerlei Fähigkeiten zu miſchen, ja, wo es auch Pflicht iſt, nicht blos mit Leuten umzugehn, von denen wir, ſondern auch mit ſolchen, die von uns lernen können, und die ein Recht haben, dies zu fordern. Dieſe Gefälligkeit aber darf nie ſo weit gehen, daß die Rechenſchaft, die wir einſt von unſrer goldnen Zeit, und von der Obliegenheit, uns zu vervollkommnen, geben ſollen, dabei Gefahr laufe.

58.

Es iſt oft eine höchſt ſonderbare Sache um den Ton, der in Geſellſchaften herrſcht. Vorurtheil, Eitelkeit, Schlendrian, Autorität, Nachahmungsſucht, und wer weiß, was ſonſt noch, ſtimmen dieſen Ton ſo, daß zuweilen Menſchen, die an einem Orte zuſammen leben, Jahr aus, Jahr ein, ſich auf eine Weiſe verſammeln, unterhalten, Dinge mit einander treiben und über Gegenſtände reden, die Allen zuſammen und jedem Einzelnen unendliche Langeweile machen. Dennoch glauben ſie, ſich den Zwang anthun zu müſſen, dieſe Lebensart alſo fortzuführen. Gewährt wol die Unterhaltung in den mehrſten großen Cirkeln einem Einzigen von den da Verſammelten wahres Vergnügen? Spielen unter funfzig Perſonen, die jeden Abend die Karten in die Hand nehmen, wol zehn aus wahrer Neigung? um deſto erbärmlicher iſt es, wenn freie Menſchen in kleinern Oertern, oder gar auf Dörfern, die zwanglos leben können, um den Ton der Reſidenzen nachzuahmen, ſich eben ſo peinlich unter das Joch dieſer Langeweile krümmen. Hat man Gewicht bei ſeinen Mitbürgern und Nachbarn, ſo iſt es Pflicht, alles dazu beizutragen, den Ton vernünftiger zu ſtimmen. Iſt das aber nicht der Fall, und man geräth einzeln in einen ſolchen Cirkel, ſo vermehre man nicht, durch ein ſchiefes, ſtummes, oder mürriſches Betragen, unter den Anweſenden und dem Hauswirthe die Verlegenheit, es vor einander zu verbergen, daß ſie ſich ſämmtlich weit von da weg wünſchten; ſondern man zeige ſich vielmehr wie einen Meiſter in der Kunſt, viel zu reden, ohne etwas zu ſagen, und mache ſich wenigſtens das Verdienſt, den Raum auszufüllen, wovon auſſerdem gewöhnlich die Verläumdung Beſitz nimt!

In volkreichen, großen Städten kann man am unbemerkteſten und ganz nach ſeiner Neigung leben. Da fallen eine Menge kleiner Rückſichten weg; man wird nicht ausgeſpäht, controllirt, beobachtet; es laufen nicht ſo aus Mund in Mund die intereſſanten Nachrichten: wie vielmal in der Woche ich Braten eſſe; ob ich oft oder ſelten ausgehe, und wohin; wer zu mir kömmt; wie ſtark der Lohn iſt, den ich meiner Köchin gebe, und ob ich kürzlich mit ihr geſchmählt habe? Meine Kleidung wird nicht gemuſtert; man fragt nicht in jedem Krämer-Hauſe meine Magd, wenn ſie für vier Pfennige Pfeffer holt, für wen der Pfeffer iſt, und wozu der Pfeffer gebraucht werden ſoll? Eine unbedeutende Anecdote beſchäftigt da nicht ſechs Wochen lang alle Zungen; man wandelt unbemerkt, friedenvoll und ungeneckt durch den großen Haufen hin, beſorgt ſeine Geſchäfte, und wählt ſich eine Lebensart, wie man ſie für zweckmäßig hält. In kleinen Städten iſt man verurtheilt, mit einer Anzahl, oft ſehr langweiliger Magnaten, in ſtrenger Abrechnung von Beſuchen und Gegenbeſuchen zu ſtehn, die gewöhnlich gleich nach dem Mittagstiſche ihren Anfang nehmen, und bis zu der Bürgerglocke, das heißt, bis zehn Uhr Abends, fortdauern, während welcher Zeit die Unterhaltung gewöhnlich den König von Preuſſen, den Kaiſer, andre hohe Potentaten und was der Reichspoſtreuter von ihnen meldet, zum Gegenſtande hat. Das iſt nun freilich erſchrecklich; doch giebt es auch Mittel, dort den Ton des Umgangs nach und nach zu verfeinern, oder das ſchwache Publicum daran zu gewöhnen, nachdem es ein viertel Jahr hindurch über uns geläſtert hat, uns endlich auf unſre Weiſe leben zu laſſen, wenn man ſich übrigens redlich, menſchenfreundlich, dienſtfertig und geſellig beträgt. Am übelſten aber pflegt man in den mittlern Städten daran zu ſeyn, ſowol in den Reichsſtädten der geringern Claſſe, als in unbeträchtlichen Reſidenzen. Da herrſchen gewöhnlich, neben einem übertriebnen Luxus und ſolchen ſittlichen Verderbniſſen, die mit der Corruption in den größten Städten wetteifern,

eifern, noch obenein alle Gebrechen kleiner Städte, Klatſchereien, Anhänglichkeit an Schlendrian, an Gewohnheiten und Familien-Verbindungen, die abgeſchmackteſten Forderungen und die lächerlichſte Claſſificirung der Stände. So habe ich eine Stadt geſehn, in welcher ein Mann, durch ſeine kürzlich erhaltene Bedienung, die ehemals dort nicht exiſtirt hatte, ſo ſehr von allen übrigen, einmal beſtimmten Rang-Ordnungen abgeſondert war, daß er, wie ein Elephant in einer Menagerie, immer für ſich allein ſpatzieren gehn mußte, ohne ſeines Gleichen, weder einen Geſellſchafter, noch eine Gefährtin finden zu können. Vielleicht bin ich parteiiſch für meine Vaterſtadt, aber ich glaube, (und auch andre einſichtsvollere Männer laſſen ihr dieſe Gerechtigkeit widerfahren) daß, obgleich Hannover nicht zu den größten Städten in Teutſchland gehört, man dennoch hier ſo frei und unbemerkt leben könne, wie irgendwo. Vermuthlich hat unſre Verbindung mit England, wo manche Vorurtheile von der Art verachtet werden, hierzu viel beygetragen. Da nun aber in den wenigſten Städten von Teutſchland dieſe glückliche Stimmung angetroffen wird; ſo muß man lernen, ſich nach den herrſchenden Sitten zu richten; und nichts kann unvernünftiger und für den Eifer ſelbſt von nachtheiligen Folgen ſeyn, als wenn ein Einzelner, der nicht beſonders in Anſehn ſteht, auftreten, und ſeine Vaterſtadt reformiren will. Nirgends kömmt indeſſen ein ſolcher Declamator übler an, als in den Reichsſtädten, wo alte Sitte und Schlendrian innig verwebt ſind in die Regierungsform und in alle übrige Verhältniſſe. Dort kann zuweilen der bloße Schnitt eines Rocks, oder ein bischen mehr oder weniger Gold darauf, wodurch ein Kaufmann ſich von ſeinen Mitbürgern unterſcheidet, ihn um ſeinen Credit bringen, und eine Perücke im vorigen Coſtüm, die über einen leeren Hirnkaſten gehängt wird, bei der Rathsherrn-Wahl den Sieg über ein eigenes Haar, das einen feinen Kopf deckt, davontragen.

In Dörfern und auf ſeinem Landgute lebt man in der That am ungezwungenſten; und für jemand, der Luſt hat ſich zu beſchäftigen und zum Beſten Andrer etwas beigetragen, findet ſich da mannigfaltige Gelegenheit, indem man an dem nützlichſten, zu ſehr niedergedrückten und vernachläſſigten Stande zum

Wohlthäter werden kann; allein die geſelligen Freuden ſind auf dem Lande nicht ſo leicht zu verſchaffen. In Augenblicken, wo man gerade Bedürfniß fühlt, ſeine Arme nach einem treuen Freunde auszuſtrecken, iſt dieſer Freund vielleicht meilenweit von uns entfernt; oder man müßte reich genug ſeyn, einen ganzen Hofſtaat von Freunden um ſich her zu verſammeln; aber auch das hat ſeine üble Seite; und ſehr reiche Leute fühlen ja ohnehin ſelten dies Bedürfniß. Um alſo hier glücklich und vergnügt leben zu können, ohne ſo ſehr wohlhabend zu ſeyn, ſoll man die Kunſt verſtehen, das Gute aus dem Umgange der Menſchen, die man bei ſich haben kann, zu ſchmecken und zu erkennen, der einfachen Freuden nicht müde zu werden, damit zu geizen, und ihnen auf erfindungsreiche Art Mannigfaltigkeit zu geben. Weil man auf dem Lande ſeine Frau, ſeine Kinder und ſeine Hausfreunde vom Morgen bis zum Abend ununterbrochen um ſich zu ſehen pflegt; ſo entſteht leicht Ueberdruß, Leere im Umgange. Dies kann durch einen Vorrath guter Bücher, die neuen Stoff zur Unterhaltng geben, durch intereſſanten Briefwechſel mit abweſenden Edeln, und durch weiſe Eintheilung der Zeit, indem man manche Tagesfriſten einſam in ſeinem Zimmer zubringt, gehoben werden; und nichts iſt ſüßer auf dem Lande, als wenn, nach einem nützlich verlebten Tage, wo Jeder für ſich ſeine Geſchäfte beſorgt hat, des Abends ſich der kleinen Cirkel zum Spatziergange, muntern Scherze und zwangloſen Geſpräche wieder verſammelt. Es giebt ſelbſt Prinzen, die dieſen Genuß kennen, und ich habe einſt, am Fuße der vogeſiſchen Gebirge, einige Wochen an dem Hofe eines guten und klugen Fürſten auf dieſe Art ſehr glücklich hingebracht.

Nichts aber iſt erſchrecklicher und doch häufiger zu finden, als wenn Menſchen, die in kleinen Städten, oder gar auf dem platten Lande, täglich mit einander umgehen müſſen, in ewigem Zwiſte mit einander leben, und dabei doch nicht reich genug ſind, ſich Jeder für ſich eine beſondre Exiſtenz zu ſchaffen. Sie bauen ſich eine Hölle auf Erden. Nirgends alſo iſt es ſo wichtig, wie hier, ſchonend, nachſichtig, geſchmeidig, vorſichtig, klug und mit einer Art von Coketterie im Umgange zu verfahren, um Misverſtändniſſen, Ekel und Ueberdruſſe vorzubauen. Aber auch nirgends hat man Urſache, vorſichtiger im Reden und

Handeln zu ſeyn, als in kleinen Städten, und da, wo ein kleinſtädtiſcher Ton herrſcht, weil da die Menſchen wenig Zerſtreuung haben, und nichts andres zu thun wiſſen, als alles nachzuplaudern und ſich um fremde Händel zu bekümmern.

59.

In fremden Städten und Ländern iſt Vorſichtigkeit im Umgange zu empfehlen, und das in manchem Betrachte. Wir mögen nun dort Unterricht und Belehrung, oder öconomiſche und politiſche Vortheile, oder blos Vergnügen ſuchen: ſo iſt es ſehr nothwendig, gewiſſe Rückſichten nicht zu verachten. Im erſten Falle, nämlich wenn wir reiſen, um uns zu unterrichten, verſteht ſich's vor allen Dingen von ſelber, daß wir wohl überlegen, in welchem Lande wir ſind, und ob man da ohne Gefahr und Verdruß von Allem reden und nach Allem fragen dürfe. Es giebt leider! auch in Teutſchland Staaten, in welchem die Regierungen es nicht gern ſehen und es ſcharf ahnden, wenn gewiſſe Werke der Finſternis an das Tages=Licht gezogen werden. Da iſt Behutſamkeit nöthig, ſowol in Geſprächen und Nachforſchungen, als in der Wahl der

Men=

Menſchen, mit denen man ſich in Verbindung einläßt. Uebrigens muß ich auch hier erinnern, daß ſehr wenig Reiſende eigentlich Beruf haben, ſich um die innere Verfaſſung fremder Länder zu bekümmern; allein thörichte Neugier, Vorwitz, oder unruhiger Thätigkeitstrieb, jagt jetzt haufenweiſe die Menſchen hinaus, um in fremden Gaſthöfen, Poſthäuſern, Clubbs und in den Schwitzkammern hypochondriſcher Gelehrten, unſichre Anecdoten zu einem Werkchen zu ſammeln, indeß ſie daheim noch unendlich viel zu wirken und zu lernen gefunden haben würden, wenn es ihnen um ihr und Andrer Wohl ernſtlich zu thun wäre.

Daß dieſe Vorſicht verdoppelt werden müſſe, ſobald man an einem fremden Orte für ſich etwas zu ſuchen oder zu fordern hat, verſteht ſich wol von ſelber. Da alsdann manches Auge auf uns gerichtet iſt, ſo müſſen wir den Umgang mit Leuten vermeiden, die, unzufrieden mit der Regierung, ſich ſo gern den Fremden an den Hals werfen, weil ſie unter ihren Mitbürgern durch unkluge Aufführung ſich einen böſen Namen gemacht, und ſich auf dieſe Art den Weg verſperrt haben, bürgerliche Vortheile zu erlangen, die ſie aber zu verachten ſcheinen, wie der Fuchs die Trauben. Dieſe Art Leute ſucht ſich dann dadurch ein bischen zu heben, daß ſie mit den Reiſenden, denen ſie ſich in den Gaſthöfen oder auf andre Art aufdringen, durch die Gaſſen der Stadt laufen, und dadurch Verbindungen in andern Ländern muthmaßen laſſen. Ein Fremder, der nur wenig Tage ſich an einem Orte aufhalten will, kann ohne Nachtheil mit dieſem, mehrentheils ſehr geſchwätzigen und von luſtigen und ärgerlichen Mährchen aller Art vollgepfropften Ciceroni's nach Gefallen herumrennen, und kein vernünftiger Mann wird ihm das verdenken. Wer aber länger in einer Stadt verweilen, in den beſſern Cirkeln Zutritt haben, oder gar ein Geſchäft zu Stande bringen will; dem rathe ich, in der Auswahl ſeines Umgangs auch die Stimme des Publicums zu ehren.

Es giebt faſt in jeder Stadt eine Partei ſolcher Unzufriedener; es ſey nun mit der Regierung, oder nur mit der Geſellſchaft. Zu Dieſen geſelle Dich alſo nicht! Wähle nicht unter ihnen Deinen Umgang! Dieſe Malcontenten glauben ſich nicht geehrt genug, oder ſind unruhige Köpfe, Läſtermäuler, Menſchen voll unvernünftiger Forderungen, ränkevolle, oder unſittliche Leute. Da ſie nun, einer dieſer Urſachen wegen, von ihren Mitbürgern geflohn werden, ſo ſuchen ſie unter ſich eine Art von Bündniß zu errichten, in welches ſie, wenn ſie können, verſtändige und wackre Männer zu ihrer Verſtärkung durch Schmeichelei hineinziehen. Laß Dich weder darauf, noch überhaupt auf das ein, was Partei und Faction genannt werden kann, wenn Du mit Annehmlichkeit leben willſt!

60.

Briefwechſel iſt ſchriftlicher Umgang. Faſt alles, was ich vom perſönlichen Umgange mit Menſchen ſage, leidet Anwendung auf den Briefwechſel. Dehne alſo Deinen Briefwechſel, ſo wie Deinen Umgang, nicht über Gebühr aus! Das hat keinen Zweck, koſtet Geld und iſt Zeitverderb. Sey eben ſo vorſichtig in der Wahl derer, mit denen Du einen vertrauten Briefwechſel anfängſt, wie in der Wahl Deines täglichen Umgangs und Deiner Lectüre! Nim Dir auch vor, nie irgend einen ganz leeren Brief zu ſchreiben, in welchem nicht wenigſtens etwas ſtünde, das dem, an welchen er gerichtet iſt, Nutzen oder reine Freude gewähren könnte. Vorſichtigkeit iſt im Schreiben noch weit dringender als im Reden zu empfehlen; und eben ſo wichtig iſt es mit den Briefen, welche man erhält, behutſam umzugehn. Man ſollte es kaum glauben, was für Verdruß, Zwiſt und Mißverſtändniß durch Verſäumniß dieſer Klugheits-Regel entſtehen können. Ein einziges hingeſchriebenes, unauslöſchliches Wort, ein einziges, aus Unachtſamkeit liegen gebliebenes Papier, hat manches Menſchen Ruhe und oft auf immer den Frieden einer Familie zerſtöhrt. Brief-Klatſchereien, voreilig ſchriftlich mitgetheilte, nicht gegründete Nachrichten, können unendlichen Schaden ſtiften, den redlichen Mann bei Tauſenden verdächtig machen.

Ich kann daher nicht genug Vorſichtigkeit in Briefen und überhaupt im Schreiben empfehlen. Noch einmal! Ein übereiltes mündliches Wort wird wieder vergeſſen; aber ein geſchriebenes kann noch nach funfzig Jahren, in der Erben Händen, Unheil ſtiften.

Briefe, an deren richtiger und ſchneller Beſorgung irgend etwas gelegen iſt, muß man immer auf die gewöhnliche Weiſe mit der Poſt oder durch eigne Bothen abgehen laſſen, nie aber, etwa zu Erſparung des Porto, ſie Reiſenden mitgeben, oder ſonſt durch Gelegenheit und in fremden Umſchlägen fortſchicken. Man kann ſich gar zu wenig auf die Pünctlichkeit der Menſchen verlaſſen.

Lies Deine Briefe, wenn Du es ändern kannſt, nicht in Andrer Gegenwart, ſondern wenn Du allein biſt; ſowohl weil es die Höflichkeit alſo befiehlt, als auch aus Vorſicht, um durch Deine Mienen den Inhalt nicht zu verrathen.

Es giebt Perſonen, beſonders unter den Damen, welche die Leute, die mit ihnen an demſelben Ort leben, bei den unbedeutendſten Veranlaſſungen, mit kleinen Briefen und Zetteln beſtürmen, und dadurch Dem, der beſſere Dinge treiben kann, als unnütze Billette zu leſen und zu beantworten, ſeine Zeit rauben.

61.

Glaube immer, und Du wirſt wohl dabei fahren, daß die mehrſten Menſchen nicht halb ſo gut ſind, wie ihre Freunde ſie ſchildern; und nicht halb ſo böſe, wie ihre Feinde ſie ausſchreien!

Beurtheile die Menſchen nicht nach dem, was ſie reden, ſondern nach dem, was ſie thun! Aber wähle zu Deinen Beobachtungen ſolche Augenblicke, in welchen ſie von Dir unbemerkt zu ſeyn glauben! Richte Deine Achtſamkeit auf die kleinen Züge, nicht auf die Haupt-Handlungen, zu denen Jeder ſich in ſeinen Staatsrock ſteckt! Gieb Acht auf die Laune, die ein geſunder Mann beim Erwachen vom Schlafe, auf die Stimmung, die er hat, wenn er des Morgens, wo Leib und Seele im Nachtkleide erſcheinen, aus dem Schlafe geweckt wird; — auf das, was er vorzüglich gern iſſt und trinkt: ob ſehr materielle, einfache, oder ſehr feine, gewürzte, zuſammengeſetzte Speiſen; auf ſeinen Gang und Anſtand; ob er lieber allein ſeinen Weg geht, oder ſich immer an eines Andern Arm hängt; ob er in einer graden Linie fortſchreiten kann, oder ſeines Neben-Gängers Weg durchkreuzt, oft an Andre ſtößt, und ihnen auf die Füße tritt; ob er durchaus keinen Schritt allein thun, ſondern ſtets Geſellſchaft haben, immer ſich an Andre anſchließen, auch um die geringſten Kleinigkeiten erſt Rath fragen, ſich erkundigen will, wie es ſein Nachbar, ſein College macht; ob er offne Thüren, offne Fenſter, helles Licht, lautes und deutliches Reden liebt, oder nicht; ob, wenn er etwas fallen läſſt, er es ſogleich wieder aufnimt, oder es da liegen läſſt, bis er gelegentlich, nach ſeiner Gemächlichkeit, einmal hinreicht, um es aufzuheben; ob er gern Andern in die Rede fällt, niemand zu Worte kommen läſſt; ob er gern geheimnißvoll thut, die Leute auf die Seite ruft, um ihnen gemeine Dinge in das Ohr zu ſagen; ob er gern in allem entſcheidet, und ſo ferner. Auch die Handſchriften der Leute tragen mehrentheils den Stempel ihres Characters. Alle Kinder, mit deren Erziehung ich beſchäftigt geweſen bin, haben nach meiner Hand das Schreiben gelernt; allein, ſo wie ſich nach und nach ihre Gemüthsarten entwickelten, brachte jedes von ihnen ſeine eignen Züge hinein. Beim erſten Anblicke ſchienen ſie Alle einerlei Hand zu ſchreiben; wer aber genauer Acht gab, und ſie kannte, fand in der Manier des Einen Trägheit, bei Andern Kleinlichkeit, oder Unbeſtimmtheit, Flüchtigkeit, Feſtigkeit, Verſchrobenheit, Ordnungsgeiſt, oder irgend eine andre Eigenthümlichkeit. —

Faſſe alle dieſe Wahrnehmungen zuſammen, nur ſey nicht ſo unbillig, nach einzelnen ſolchen Zügen den ganzen Character zu richten!

Sey nicht zu parteiiſch für Menſchen, die Dir freundlicher begegnen, als Andre!

Baue nicht eher feſt auf treue, immer Stich haltende Liebe und Freundſchaft, als bis Du erſt ſolche Proben geſehen haſt, die Aufopferung koſten! Die mehrſten Menſchen, die uns ſo herzlich ergeben ſcheinen, treten zurück, ſobald es darauf ankömmt, ihren Lieblings-Neigungen zu unſerm Vortheile zu entſagen. Darauf iſt alſo Rückſicht zu nehmen, wenn man wiſſen will, was ein Menſch uns werth iſt. Es iſt keine Kunſt, alles zu leiſten, was man nur wünſchen mag, das Einzige ausgenommen, was Ueberwindung koſtet.

62.

Alle dieſe allgemeinen, ſodann die folgenden beſondern Regeln nun, und viele mehrere noch, die ich, um mein Werk nicht über Gebühr auszudehnen, der eigenen Einſicht der Leſer überlaſſe, zielen dahin, den Umgang leicht, angenehm zu machen, und das geſellige Leben zu erleichtern. Es kann aber Mancher ſeine beſondern Gründe haben, warum er ſich über einige derſelben hinausſetzen will, und da iſt es denn freylich ſehr billig, Jedem zu erlauben, auf ſeine eigne Art ſeine Ruhe zu befördern. Dringen wir niemand unſre Specifica auf? Wer weder Gunſt der Großen ſucht, noch allgemeines Lob, noch glänzenden Ruhm, noch Beifall verlangt; wer, ſeiner politiſchen und öconomiſchen Lage, oder andrer Rückſichten wegen, nicht Urſache hat, den Cirkel ſeiner Bekanntſchaft zu erweitern. Wer Alters oder Schwächlichkeit halber den menſchlichen Umgang flieht, der bedarf keiner Regeln des Umgangs. Wir ſollen daher ſo billig ſeyn, von niemand zu fordern, daß er ſich nach unſern Sitten richte, ſondern jedermann ſeinen Gang gehn laſſen; denn da jedes Menſchen Glückſeligkeit in ſeinen Begriffen von Glückſeligkeit beruht; ſo iſt es grauſam, irgend einen zwingen zu wollen, wider ſeinen Willen glücklich zu ſeyn. Es iſt oft luſtig anzuſehn, wie ein Haufen leerer Köpfe ſich über einen ſehr verſtändigen Mann aufhält, der keinen Beruf fühlt oder nicht aufgelegt iſt, den Ton ihrer Geſellſchaft anzunehmen, ſondern, mit einer abgeſonderten Exiſtenz ſehr wohl zufrieden, ſeine theure Zeit nicht jedem

Narren preisgeben will. Wenn wir nicht gerade Sclaven der Geſellſchaft ſeyn wollen, ſo nehmen das die müßigen Leute, die nichts beſſeres zu thun wiſſen, als aus dem Bette vor den Spiegel, von da an Tafel, von da an den Spieltiſch, von da wieder an Tafel, und von da endlich in das Bett zu wandern, ſehr übel, daß wir nicht wie ſie leben, der Geſelligkeit nicht höhere Pflichten aufopfern wollen — das iſt eine Unart, deren man ſich enthalten ſoll. Es heißt nicht, ſich abſondern, wenn man zu Hauſe bleibt, um zu thun, was man thun ſoll, wovon man Rechenſchaft geben muß.

63.

Und nun weiter, zu den beſondern Umgangs-Regeln — doch vorher noch eine Erinnerung! Wenn ich allein, oder auch nur vorzüglich, für Frauenzimmer ſchriebe, ſo würde ich eine Menge der ſchon gegebenen und noch folgenden Vorſchriften, theils gänzlich übergehen, theils modificiren, theils andre an deren Stelle ſetzen müſſen, die alsdann für Männer weniger brauchbar wären. — Das iſt indeſſen nicht der Zweck meines Buchs. Weiſe Frauenzimmer allein können den Perſonen

ſonen ihres Geſchlechts die beſten Lehren über ihr Betragen im geſellſchaftlichen Leben ertheilen; das iſt eine Arbeit, die Männern nicht gelingen würde. Findet jedoch das ſchöne Geſchlecht auch etwas für ſich Brauchbares in dieſen Blättern: ſo wird das meine Zufriedenheit über mein eignes Werk ſehr vermehren. Uebrigens haben Frauenzimmer in ihrem Umgange in der That Rückſichten zu nehmen, die bei uns gänzlich wegfallen. Sie hängen viel mehr vom äuſſern Rufe ab, dürfen nicht ſo zuvorkommend im Umgange ſeyn. Man verzeiht ihnen von einer Seite weniger Unvorſichtigkeiten, und von der andern mehr Launen; ihre Schritte werden früher wichtig für ſie, indeß dem Knaben und Jünglinge manche Unvorſichtigkeit nachgeſehen wird; ihre Exiſtenz ſchränkt ſich auf den häuslichen Cirkel ein, da hingegen des Mannes Lage ihn eigentlich feſter an den Staat, an die große bürgerliche Geſellſchaft knüpft. Deswegen giebt es Tugenden und Laſter, Handlungen und Unterlaſſungen, die bei einem Geſchlechte von ganz andern Folgen ſind, als bei dem andern. — Doch über dies alles iſt den Damen ſo viel Gutes in andern Büchern geſagt worden, daß jede weitere Ausführung dieſes Gegenſtandes hier am unrechten Orte ſtehen würde.

Zweites Kapitel.

Ueber den Umgang mit ſich ſelbſt.

1.

Die Pflichten gegen uns ſelbſt ſind die wichtigſten und erſten, und alſo iſt der Umgang mit unſrer eignen Perſon gewiß weder der unnützeſte, noch unintereſſanteſte. Es iſt daher nicht zu verzeihen, wenn man ſich immer unter andern Menſchen umhertreibt, über den Umgang mit Menſchen ſeine eigne Geſellſchaft vernachläſſigt, gleichſam vor ſich ſelber zu fliehen ſcheint, ſein eignes Ich nicht cultivirt, und ſich doch ſtets um fremde Händel bekümmert. Wer täglich herumrennt, wird fremd in ſeinem eignen Hauſe; wer immer in Zerſtreuungen lebt, wird fremd in ſeinem eignen

Herzen, muß im Gedränge müßiger Leute ſeine innere Langeweile zu tödten trachten, büßt das Zutrauen zu ſich ſelber ein, und iſt verlegen, wenn er ſich einmal mit ſich ſelber allein befindet. Wer nur ſolche Cirkel ſucht, in in welchen er geſchmeichelt wird, verliert ſo ſehr den Geſchmack an der Stimme der Wahrheit, daß er dieſe Stimme zuletzt nicht einmal mehr aus ſich ſelber hören mag. Er rennt dann lieber, wenn das Gewiſſen ihm dennoch unangenehme Dinge ſagt, fort, in das Getümmel hinein, wo dieſe wohlthätige Stimme überſchrien wird.

2.

Hüte Dich alſo, Deinen treueſten Freund, Dich ſelbſt, ſo zu vernachläſſigen, daß dieſer treue Freund Dir den Rücken kehre, wenn Du ſeiner am nöthigſten bedarfſt. Ach! es kommen Augenblicke, in denen Du Dich ſelbſt nicht verlaſſen darfſt, wenn Dich auch jedermann verläßt; Augenblicke, in welchen der Umgang mit Deinem Ich der einzige tröſtliche iſt. — Was wird aber in ſolchen Augenblicken aus Dir werden, wenn Du mit Deinem eignen Herzen nicht in Frieden lebſt, und auch von dieſer Seite aller Troſt, alle Hülfe Dir verſagt wird?

3.

Willſt Du aber im Umgange mit Dir Troſt, Glück und Ruhe finden; ſo mußt Du eben ſo vorſichtig, redlich, fein und gerecht mit Dir ſelber umgehn, wie mit Andern, alſo daß Du Dich weder durch Mishandlung erbitterſt und niederdrückeſt, noch durch Vernachläſſigung zurückſetzeſt, noch durch Schmeichelei verderbeſt.

4.

Sorge für die Geſundheit Deines Leibes und Deiner Seele; aber verzärtle beide nicht! Wer auf ſeinen Körper losſtürmt, der verſchwendet ein Gut, welches oft allein hinreicht, ihn über Menſchen und Schickſal zu erheben, und ohne welches alle Schätze der Erde eitle Bettelwaare ſind. Wer aber jedes Lüftchen fürchtet und jede Anſtrengung und Uebung ſeiner Glieder ſcheuet; der lebt ein ängſtliches, nervenloſes Auſtern-Leben, und verſucht es vergeblich, die verroſteten Federn in den Gang zu bringen, wenn er in den Fall kömmt, ſeiner natürlichen Kräfte zu bedürfen. Wer ſein Gemüth ohne Unterlaß dem Sturme der Leidenſchaften preisgiebt, oder die Segel ſeines Geiſtes unaufhörlich ſpannt, der rennt auf den Strand, oder muß mit abgenutztem Fahrzeuge nach Hauſe laviren, wenn grade die beſte Jahrszeit zu neuen Entdeckungen eintritt. Wer aber die Kräfte ſeines Verſtandes und Gedächtniſſes immer ſchlummern läßt, oder vor jedem kleinen Kampfe, vor jeder Art von minder angenehmer Anſtrengung zurückbebt; der hat nicht nur wenig wahren Genuß, ſondern iſt auch ohne Rettung verloren, da, wo es auf Kraft, Muth und Entſchloſſenheit ankommt.

Hüte Dich vor eingebildeten Leiden des Leibes und der Seele! Laß Dich nicht gleich niederbeugen von jedem widrigen Vorfalle, von jeder körperlichen Unbehaglichkeit! Faſſe Muth! Sey getroſt! Alles in der Welt geht vorüber; alles läßt ſich überwinden, durch Standhaftigkeit; alles läßt ſich vergeſſen, wenn man ſeine Aufmerkſamkeit auf einen andern Gegenſtand heftet.

3.

Ehre Dich ſelbſt, wenn Du willſt, daß Andre Dich ehren ſollen! Thue nichts im Verborgnen, deſſen Du Dich ſchämen müßteſt, wenn es ein Fremder ſähe! Handle, weniger Andern zu gefallen, als um Deine eigne Achtung nicht zu verſcherzen, gut und anſtändig! Selbſt in Deinem Aeuſſern, in Deiner Kleidung ſieh Dir nicht nach, wenn Du allein biſt! Gehe nicht ſchmutzig, nicht zerlumpt, nicht unrechtlich, nicht krumm, noch mit groben Manieren einher, wenn Dich niemand beobachtet! Miskenne Deinen eignen Werth nicht! Verliere nie die Zuverſicht zu Dir ſelber, das Bewußtſeyn Deiner Menſchenwürde, das Gefühl, wenn nicht eben ſo weiſe und geſchickt als manche Andre zu ſeyn, doch weder an Eifer, es zu werden, noch an Redlichkeit des Herzens, irgend jemand nachzuſtehen.

6.

Verzweifle nicht, werde nicht mißmüthig, wenn Du nicht die moraliſche oder intellectuelle Höhe erreichen kannſt, auf welcher ein Anderer ſteht; und ſey nicht ſo unbillig, andre gute Seiten an Dir zu überſehen, die Du vielleicht vor Jenen voraus haben magſt! — Und wäre das auch nicht der Fall; müſſen wir denn Alle groß ſeyn?

Stimme Dich auch herab von der Begierde zu herrſchen, eine glänzende Haupt-Rolle zu ſpielen! Weißt Du nicht, wie theuer man das oft erkaufen muß? Ich begreife es wol: dieſe Sucht, ein großer Mann zu ſeyn, iſt bei dem inneren Gefühle von Kraft und wahrem Werthe ſchwer abzulegen. Wenn man ſo unter mittelmäßigen Geſchöpfen lebt, und ſieht, wie wenig dieſe erkennen und ſchätzen, was Gutes in uns iſt, wie wenig man über ſie vermag, wie die elendeſten Pinſel, die alles im Schlafe erlangen, aus ihrer Herrlichkeit herunter blicken — ja! es iſt wol freilich hart! — Du verſuchſt es in allen Fächern: Im Staate geht es nicht; Du willſt in Deinem Hauſe groß ſeyn; aber es fehlt Dir an Gelde, an dem Beiſtande Deines Weibes; Deine Laune wird von häuslichen Sorgen niedergedrückt; und ſo geht dann alles den Werktags-Gang; Du empfindeſt tief, wie ſo alles in Dir zu Grunde geht; Du kannſt Dich durchaus nicht entſchließen, ein gemeiner Kerl zu werden, in der Fuhrmanns-Gleiſe fortzuziehn — Das alles fühle ich mit Dir; allein verliehre doch darum nicht den Muth, den Glauben an Dich ſelbſt und an die Vorſehung! Gott bewahre Dich vor dieſem vernichtenden Unglücke! Es giebt eine Größe, — und wer die erreichen kann, der ſteht hoch über Alle — dieſe Größe iſt unabhängig von Menſchen, Schickſalen und äuſſerer Schätzung. Sie beruht auf innerem Bewußtſeyn; und ihr Gefühl verſtärkt ſich, je weniger ſie erkannt wird.

7.

Sey Dir ſelber ein angenehmer Geſellſchafter! Mache Dir keine Langeweile; das heißt: ſey nie ganz müßig! Lerne Dich ſelbſt nicht zu ſehr auswendig; ſondern ſammle aus Büchern und Menſchen neue Ideen. Man glaubt es gar nicht, welch ein eintöniges Weſen man wird, wenn man ſich immer in dem Cirkel ſeiner eignen Lieblings-Begriffe herumdreht, und wie man dann alles wegwirft, was nicht unſer Siegel an der Stirne trägt.

Der langweiligſte Geſellſchafter für ſich ſelbſt iſt man ohne Zweifel dann, wenn man mit ſeinem Herzen, mit ſeinem Gewiſſen in nachtheiliger Abrechnung ſteht. Wer ſich davon überzeugen will, der gebe Acht auf die Verſchiedenheit ſeiner Laune. Wie verdrießlich, wie zerſtreuet, wie ſehr ſich ſelbſt zur

Laſt iſt man nach einer Reihe zwecklos, vielleicht gar ſchändlich hingebrachter Stunden; und wie heiter, ſich ſelbſt mit ſeinen Gedanken unterhaltend dagegen am Abend eines nützlich verlebten Tages!

8.

Es iſt aber nicht genug, daß Du Dir ein lieber, angenehmer und unterhaltender Geſellſchafter ſeyeſt, Du ſollſt Dich auch, fern von Schmeichelei, als Deinen eignen, treueſten und aufrichtigſten Freund zeigen; und wenn Du eben ſo viel Gefälligkeit gegen Deine Perſon, als gegen Fremde haben willſt, ſo iſt es auch Pflicht, eben ſo ſtrenge gegen Dich, wie gegen Andre zu ſeyn. Gewöhnlich erlaubt man ſich alles, verzeiht ſich alles, und Andern nichts; giebt bei eignen Fehltritten, wenn man ſie auch dafür anerkennt, dem Schickſale, oder unwiderſtehlichen Trieben die Schuld, iſt aber weniger duldend gegen die Verirrung ſeiner Brüder. — Das iſt nicht gut gethan.

9.

Miß auch nicht Dein Verdienſt darnach ab, daß Du ſageſt: „ich bin beſſer, als Dieſer und Jener, von gleichem Alter, Stande,“

und ſo ferner; ſondern nach den Graden Deiner Fähigkeiten, Anlagen, Erziehung, und der Gelegenheit, die Du gehabt haſt, weiſer und beſſer zu werden, als Viele. Halte hierüber oft in einſamen Stunden Abrechnung mit Dir ſelber, und frage Dich, wie ein ſtrenger Richter, ob Du alſo dieſe Winke zu höherer Vervollkommnung genützt habeſt?

Drittes Kapitel.

Ueber den Umgang mit Leuten von verſchiedenen Gemüthsarten, Temperamenten und Stimmungen des Geiſtes und Herzens.

1.

Man pflegt gewöhnlich vier Haupt-arten von Temperamenten anzunehmen, und zu behaupten, ein Menſch ſey entweder choleriſch, phlegmatiſch, ſanguiniſch, oder melancholiſch. Obgleich nun wol ſchwerlich je eine dieſer Gemüthsarten ſo ausſchließlich in uns wohnt, daß dieſelbe nicht durch einen kleinen Zuſatz von einer andern modificiret würde, da dann aus dieſer unendlichen Miſchung der Temperamente jene feine Nüancen und die herrlichſten Mannigfaltigkeiten entſtehen: ſo iſt doch mehrentheils in dem Segelwerke jedes Erdenſohns einer von jenen vier Hauptwinden vorzüglich wirkſam, um ſeinem Schiffe auf dem Oceane dieſes Lebens die Richtung zu geben. Soll ich mein Glaubensbekenntniß über die vier Haupt-Temperamente ablegen, ſo muß ich aus Ueberzeugung Folgendes ſagen:

Blos choleriſche Leute flieht billig Jeder, dem ſeine Ruhe lieb iſt. Ihr Feuer brennt unaufhörlich, zündet und verzehret, ohne zu wärmen.

Blos Sanguiniſche ſind unſichere Weichlinge, ohne Kraft und Feſtigkeit.

Blos Melancholiſche ſind ſich ſelber, und blos Phlegmatiſche andern Leuten eine unerträgliche Laſt.

Choleriſch-ſanguiniſche Leute ſind die, welche in der Welt ſich am mehrſten bemerken, gefürchtet werden, welche Epoche machen, am kräftigſten wirken, herrſchen, zerſtöhren und bauen; choleriſch-ſanguiniſch iſt alſo der wahre Herrſcher- (der Deſpoten-) Character; aber noch ein Grad von melancholiſchem Zuſatze, — und der Tyrann iſt gebildet.

Sanguiniſch-phlegmatiſche leben wol am glücklichſten, am ruhigſten und ungeſtöhrteſten, genieſſen mit Luſt, misbrauchen nicht ihre Kräfte, kränken niemand, vollbringen aber auch nichts Großes; allein dieſer Character, im höchſten Grade, artet in geſchmackloſe, dumme und grobe Wolluſt aus.

Choleriſch-melancholiſche richten viel Unheil an, Blutdurſt, Rache, Verwüſtung, Hinrichtung des Unſchuldigen und Selbſtmord ſind nicht ſelten die Folgen dieſer Gemüthsart.

Melancholiſch-ſanguiniſche zünden ſich mehrentheils an beiden Enden zugleich an, reiben ſich ſelber an Leib und Seele auf.

Choleriſch-phlegmatiſche Menſchen trifft man ſelten an; es ſcheint ein Widerſpruch in dieſer Zuſammenſetzung zu liegen; und dennoch giebt es deren, bei welchen dieſe beiden Extreme wie Ebbe und Fluth abwechſeln, und ſolche Leute taugen durchaus zu keinen Geſchäften, zu welchen geſunde Vernunft und Gleichmüthigkeit erfordert werden. Sie ſind nur mit äuſſerſter Mühe in Bewegung zu ſetzen, und hat man ſie endlich in die Höhe gebracht, dann toben ſie wie wilde

Thiere umher, fallen mit der Thür in das Haus, und verderben alles durch raſenden Ungeſtüm.

Melancholiſch-phlegmatiſche Leute aber ſind wol unter allen die unerträglichſten, und mit ihnen zu leben, das iſt für jeden vernünftigen und guten Mann Höllenpein auf Erden.

Noch einmal! die Miſchungen ſind unendlich verſchieden. Wo man aber eins dieſer Temperamente entſchieden die Oberhand nehmen ſieht, da findet man auch in ſeinem Gefolge gewiſſe, dieſem Temperamente beſonders eigne Tugenden und Laſter. So ſind z. B. ſanguiniſche Leute mehrentheils eitel, aber wohlwollend, theilnehmend, ergreifen leicht alles mit Lebhaftigkeit und Leidenſchaft; choleriſche pflegen ehrgeizig zu ſeyn; melancholiſche ſind mistrauiſch und nicht ſelten geizig; und phlegmatiſche beharren eigenſinnig auf vorgefaſſten Meinungen, um ſich die Mühe des Nachdenkens zu erſparen. — Man muß die Gemüthsarten der Menſchen ſtudiren, in ſo fern man im Umgange mit ihnen auf ſie wirken will. Ich kann hier nur einzelne Fingergerzeige geben, wenn ich mein Buch nicht zur Ungebühr ausdehnen will.

2.

Herrſchſüchtige Menſchen ſind ſchwer zu behandeln, und paſſen nicht zum freundſchaftlichen und geſelligen Umgange. Sie wollen aller Orten durchaus die erſte Rolle ſpielen; alles ſoll nach ihrem Kopfe gehen. Was ſie nicht errichtet haben, was ſie nicht dirigiren, das verachten ſie nicht nur; nein! ſie zerſtöhren es, wenn ſie können. Wo ſie hingegen an der Spitze ſtehen, oder wo man ſie wenigſtens glauben macht, daß ſie an der Spitze ſtehen, da arbeiten ſie mit unermüdetem Eifer, und ſtürzen alles vor ſich weg, was ihrem Zwecke im Wege iſt. Zwei herrſchſüchtige Leute neben einander taugen zu gar nichts in der Welt, und zertrümmern alles um ſich her, aus Privat-Leidenſchaft. Hieraus nun iſt leicht abzunehmen, wie man ſich gegen ſolche Leute zu betragen habe, wenn man mit ihnen leben muß; und ich glaube darüber nichts hinzufügen zu dürfen.

3.

Ehrgeizige Menſchen müſſen ungefähr auf eben dieſe Art behandelt werden. Der

Herrſchſüchtige iſt zugleich auch ehrgeizig, aber umgekehrt der Ehrgeizige nicht immer herrſchſüchtig, ſondern begnügt ſich auch wol mit einer Nebenrolle, in ſo fern er darin nur mit einigem Glanze zu erſcheinen hoffen darf; ja es können Fälle kommen, wo er ſelbſt in der Erniedrigung Ehre ſucht; doch verzeiht er nichts weniger, als wenn man ihn an dieſer ſchwachen Seite kränkt.

4.

Der Eitle will geſchmeichelt ſeyn; Lob kitzelt ihn unausſprechlich; und wenn man ihm Aufmerkſamkeit, Zuneigung, Bewundrung widmet: ſo braucht nicht eben große Ehrenbezeigung damit verbunden zu ſeyn. Da nun jeder Menſch mehr oder weniger von dieſer Begierde, zu gefallen und vortheilhafte Eindrücke zu machen, an ſich hat: ſo kann man ohne Sünde hie und da einem ſonſt guten Manne, dem dieſe kleine Schwachheit anklebt, in ſolchen Puncten ein wenig nachſehn; ein Wörtchen, das er gern hört, gegen ihn fallen laſſen, ihm erlauben, an dem Lobe, das er einerndtet, ſich zu erquikken, oder ſich ſelbſt nach Gelegenheit ein wenig zu laben. Das ſchändlichſte Handwerk aber treiben die niedrigen Schmeichler, die durch unaufhörliches Weihrauch-Streuen eitlen Leuten den Kopf ſo einnehmen, daß dieſe zuletzt nichts anders mehr hören mögen, als Lob; daß ihre Ohren für die Stimme der Wahrheit verſchloſſen ſind, und daß ſie jeden guten graden Mann fliehen und zurückſetzen, der ſich nicht ſo weit erniedrigen kann, oder es für eine Art von Unbeſcheidenheit und Grobheit hält, ihnen dergleichen Süßigkeiten in's Geſicht zu werfen. Gelehrte und Damen pflegen am mehrſten in dieſem Falle zu ſeyn, und ich habe deren einige gekannt, mit denen ein ſchlichter Biedermann deswegen faſt gar nicht umgehen konnte. Wie die Kinder dem Fremden nach den Taſchen ſchielen, um zu erfahren, ob man ihnen keine Zuckerplätzen mitgebracht hat; ſo horchen Jene auf jedes Wort, das Du ſprichſt, um zu vernehmen, ob es nicht etwas Verbindliches für ſie enthält, und werden mürriſcher Laune, ſobald ſie ſich in ihrer Hoffnung betrogen finden. Der höchſte Grad dieſer Eitelkeit führt zu einem Egoismus, der zu aller geſellſchaftlichen und freundſchaftlichen Verbindung untüchtig macht, und dem Eiteln eben ſo ſehr zur Laſt, wie dem zum Ekel wird, der mit ihm leben muß.

Obgleich man nun ſolchen eiteln Leuten nicht ſchmeicheln ſoll, ſo hat doch auch nicht Jeder Beruf, ſie zu beſſern, zum Pädagogen an ihnen zu werden, beſonders nicht an ſolchen Menſchen, die mit ihm in gar keiner Verbindung ſtehen; ihnen auf ungeſchliffene Art den Text zu leſen; ſie zu demüthigen, oder weniger Höflichkeit und Gefälligkeit gegen ſie zu üben, als man jedem Andern widmen würde; und es iſt unbillig, wenn diejenigen, welche täglich mit ihnen leben müſſen, dies von uns verlangen; wenn ſie fordern, daß wir mit Hand anlegen ſollen, ihre verzognen Freunde umzubilden.

Eitle Leute pflegen gern Andern zu ſchmeicheln, um dagegen wieder mit Weihrauch eingeräuchert zu werden, und weil ſie das für das einzige würdige Opfer, für die einzige vollwichtige Münze halten.

5.

Von Herrſchſucht, Ehrgeiz und Eitelkeit iſt Hochmuth, ſo wie von Stolz, unterſchieden. Ich möchte gern, daß man Stolz für eine edle Eigenſchaft der Seele anſähe;

für ein Bewußtſeyn wahrer innrer Erhabenheit und Würde; für ein Gefühl der Unfähigkeit, niederträchtig zu handeln. Dieſer Stolz führt zu großen, edlen Thaten; er iſt die Stütze des Redlichen, wenn er von jedermann verlaſſen iſt; er erhebt über Schickſal und ſchlechte Menſchen, und erzwingt ſelbſt von dem mächtigen Böſewichte den Tribut der Bewunderung, den er wider Willen dem unterdrückten Weiſen zollen muß. Hochmuth hingegen brüſtet ſich mit Vorzügen, die er nicht hat; bildet ſich auf Dinge etwas ein, die gar keinen Werth haben. Hochmuth iſt es, der den Pinſel von ſechzehn Ahnen aufbläht, daß er die Verdienſte ſeiner Vorfahren — die oft nicht einmal ſeine ächten Vorfahren ſind, und oft nicht einmal Verdienſt gehabt haben, — daß er dieſe ſich anrechnet, als wenn Tugenden zu dem Inventario eines alten Schloſſes gehörten! Hochmuth iſt es, der den reichen Bürger ſo grob, ſo ſteif, ſo ungeſellig macht. Und wahrlich! dieſer pöbelhafte Hochmuth iſt, da er mehrentheils von Mangel an Lebensart und ungeſchickten Manieren begleitet wird, wo möglich, noch empörender, als der des Adels. Hochmuth iſt es, der den Künſtler mit ſo viel Zuverſicht zu Talenten erfüllt, die, ſollen ſie auch von niemand anerkannt werden, ihn dennoch in Gedanken über alle Erdenſöhne hinausſezzen. Er wird, wenn niemand ihn bewundert, eher auf die Geſchmackloſigkeit der ganzen Welt ſchimpfen, als auf den natürlichen Gedanken gerathen, daß es wol mit ſeiner Kunſt nicht ſo ganz richtig ausſehen müſſe.

Wenn dieſer Hochmuth nun gar in einem armen, verachteten Subjecte wohnt; dann wird er ein Gegenſtand des Mitleidens, und pflegt eben nicht viel Unheil anzurichten. Er iſt aber übrigens faſt immer mit Dummheit gepaart, alſo durch keine vernünftigen Gründe zu beſſern, und keiner beſcheidnen Behandlung werth. Hier hilft nichts, als Uebermuth gegen Uebermuth zu ſetzen, oder zu ſcheinen, als bemerkte man ein hochmüthiges Betragen gar nicht; oder Leute, die ſich aufblaſen, gar keiner Achtſamkeit zu würdigen, ſie anzuſehen, wie man auf einen leeren Platz hinblickt, ſelbſt wenn man ihrer bedarf; denn wahrhaftig! — ich habe das oft erfahren — je mehr man nachgiebt, deſto mehr fordern, deſto übermüthiger werden ſie. Bezahlt man ſie aber mit gleicher Münze, ſo weiß ihre Dummheit nicht, wie ſie das Ding nehmen ſoll, und ſpannt gewöhnlich andre Saiten auf.

6.

Mit ſehr *empfindlichen*, leicht zu beleidigenden Leuten iſt es nicht angenehm umzugehen. Allein dieſe Empfindlichkeit kann verſchiedne Quellen haben. Hat man daher nachgeſpürt, ob der Mann, mit welchem wir leben müſſen, und der leicht durch ein kleines unſchuldiges Wörtchen, oder durch eine zweideutige Miene, oder durch einen Mangel an Aufmerkſamkeit, gekränkt und vor den Kopf geſtoßen wird, ob dieſer Mann, ſage ich, aus Eitelkeit, wie es mehrentheils der Fall iſt, oder aus Ehrgeiz, oder weil er oft von böſen Menſchen hintergangen und geneckt worden, oder endlich deswegen ſo leicht zu beleidigen iſt, weil ſein Herz zu zärtlich fühlt, weil er von Andern eben ſo viel verlangt, wie er ihnen ſelbſt giebt, ſo muß man ſein Betragen danach einrichten, und jeden Anſtoß von der Art zu vermeiden ſuchen; doch pflegt das ſchwer zu ſeyn. Iſt er übrigens redlich und verſtändig, ſo wird ſeine Verſtimmung nicht lange dauren; er wird durch eine gerade, freundliche Erklärung bald zu beſänftigen ſeyn; er wird nach und nach ſeinen beſten Freunden trauen lernen, und vielleicht zuletzt, wenn man immer edel und offen mit ihm verfährt, von ſeiner Schwachheit zurückkommen.

Von dieſen allen ſind in der That diejenigen am ſchwerſten zu befriedigen und der Geſellſchaft am läſtigſten, die ſich jeden Augenblick vernachläſſigt, zurückgeſetzt, nicht genug geehrt glauben. Man hüte ſich alſo, in dieſen Fehler zu verfallen, wodurch man ſich ſelber quält und Andern peinliche Mühe macht!

7.

Eigenſinnige Menſchen ſind viel ſchwerer zu behandeln, als ſehr empfindliche; doch iſt mit ihnen auszukommen, wenn ſie übrigens verſtändig ſind. Sie pflegen dann, in ſo fern man ihnen nur in dem erſten Augenblicke nachzugeben ſcheint, bald von ſelber der Stimme der Vernunft Gehör zu geben, ihr Unrecht und die Feinheit unſrer Behandlung zu fühlen, und wenigſtens auf eine kurze Friſt geſchmeidiger zu werden. Ein Elend aber iſt es, Starrköpfigkeit in Geſellſchaft von Dummheit anzutreffen und behandeln zu müſſen. Da helfen weder Gründe, noch Schonung. Es iſt da mehrentheils nichts weiter zu thun, als einen ſolchen ſteifſinnigen Pinſel blindlings handeln zu laſſen, ihn aber ſo in ſeine eignen Ideen, Plane und Unternehmungen zu verwickeln, daß er, wenn er durch übereilte, unkluge Schritte in Verlegenheit geräth, ſich ſelbſt nach unſrer Hülfe ſehnen muß. Dann läßt man ihn eine Zeitlang zappeln, wodurch er nicht ſelten demüthig und folgſam wird, und das Bedürfniß, geleitet zu werden, fühlt. Hat aber ein ſchwacher, eigenſinniger Kopf von ungefähr ein einzigmal gegen uns Recht gehabt, oder uns über einen kleinen Fehler erwiſcht; dann thue man nur Verzicht darauf, ihn je wieder zu leiten! Er wird uns immer zu überſehen glauben, unſrer Einſicht und Rechtſchaffenheit nie trauen; und das iſt eine höchſt verdrießliche Lage.

Bei beiden Gattungen von Leuten aber helfen in dem erſten Augenblicke keine weitläuftige Vorſtellungen, indem ſie dadurch nur noch mehr verhärtet werden. Hängen wir von ihnen ab, und ſie geben uns Aufträge, wovon wir wiſſen, daß ſie dieſelben nachher ſelbſt misbilligen werden: ſo kann man nichts Klügeres thun, als ihnen ohne Widerrede Gehorſam zu verſprechen, aber entweder die Befolgung ſo lange zu verſchieben, bis ſie ſich indeß eines Beſſern beſinnen, oder in der Stille die Sache nach eignen Einſichten einzurichten, welches ſie gewöhnlich in ruhigen Augenblicken zu billigen pflegen, in ſo fern man nur etwa thut, als habe man ihren Befehl alſo verſtanden, ſich aber ja nie ſeiner größern, kaltblütigen Einſicht rühmt.

Nur in ſehr wenig eiligen oder ſonſt höchſt wichtigen Fällen kann es nützlich und nöthig ſeyn, Eigenſinn gegen Eigenſinn aufzuſpannen, und ſchlechterdings nicht nachzugeben. Doch geht alle Wirkung dieſes Mittels verlohren, wenn man es zu oft und bei unbedeutenden Gelegenheiten, oder gar da anwendet, wo man Unrecht hat. Wer immer zankt, der hat die Vermuthung gegen ſich, immer Unrecht zu haben; es iſt alſo weiſe gehandelt, den Andern in dieſen Fall zu ſetzen.

6.

8.

Eine beſondre Gemüthsart, die mehrentheils aus Eigenſinn entſpringt, doch auch wol zuweilen blos Sonderbarkeit, oder ungeſellige Laune, oder nur üble Gewohnheit zur Quelle hat, iſt die Zankſucht. Es giebt Menſchen, die alles beſſer wiſſen wollen, allem widerſprechen, was man vorbringt; oft gegen eigne Ueberzeugung widerſprechen, um nur das Vergnügen zu haben, ſtreiten zu können. Andre ſetzen eine Ehre darein, Paradoxen zu ſprechen; Dinge zu behaupten, die kein Vernünftiger irgend ernſtlich alſo meinen kann, bloß damit man mit ihnen darüber plaudern ſolle. Endlich noch Andre, die man Querelleurs (Stänker) nennt, ſuchen vorſätzlich Gelegenheit zu perſönlichem Zanke, um eine Art von Triumph über furchtſame Leute zu gewinnen, über Leute, die wenigſtens noch feiger ſind, als ſie; oder, wenn ſie mit dem Degen umzugehen wiſſen, ihren falſchen Muth in einem thörichten Zweikampfe zu offenbaren.

In dem Umgange mit allen dieſen Leuten rathe ich die unüberwindlichſte Kaltblütigkeit an, und daß man ſich durchaus nicht in Hitze bringen laſſe. Mit denen von der erſten Gattung laſſe man ſich in gar keinen Streit ein, ſondern breche gleich das Geſpräch ab, ſobald ſie aus Muthwillen anfangen, zu widerſprechen. Das iſt das einzige Mittel, ihrem Zankgeiſte, wenigſtens gegen uns, Schranken zu ſetzen und viel unnütze Worte zu ſparen. Denen von der zweiten Gattung kann man je zuweilen die Freude machen, ihre Paradoxen ein wenig zu bekämpfen, oder doch beſſer, zu beſpötteln. Die Letztern aber müſſen viel ernſthafter behandelt werden. Kann man ihre Geſellſchaft nicht vermeiden; kann man in derſelben, durch ein entfernendes, fremdes Betragen, ſie ſich nicht vom Leibe halten, ihren Grobheiten nicht ausweichen: ſo rathe ich, einmal für allemal ihnen ſo kräftig zu begegnen, daß ihnen die Luſt vergehe, ſich ein zweitesmal an uns zu reiben. Saget ihnen auf der Stelle, in unzweideutigen, männlichen Ausdrücken Eure Meinung, und laſſet Euch durch ihre Aufſchneiderei nicht irre machen! Man wird mir zutrauen, daß ich über den Zweikampf ſo denke, wie jeder vernünftige Mann darüber denken muß, nämlich, daß er eine unmoraliſche, unvernünftige Handlung ſey. Sollte nun aber auch jemand, ſeiner bürgerlichen Lage nach, zum Beiſpiel ein Officier, durchaus ſich dem Vorurtheile unterwerfen müſſen, eine Beleidigung durch die andre und durch perſönliche Rache auszulöſchen: ſo kann doch dieſer Fall nie dann eintreten, wenn er, ohne die geringſte Veranlaſſung von ſeiner Seite, hämiſcher Weiſe angetaſtet wird; und der hat doppelt Unrecht, der gegen einen ſo genannten Stänker mit andern Waffen, als mit Verachtung, oder, wenn es ihm gar zu nahe gelegt wird, anders als mit einem geſchmeidigen ſpaniſchen Rohre kämpft, und hat nachher Unrecht, wenn er ihm Genugthuung giebt, wie man das zu nennen pflegt.

Im Allgemeinen aber wohnt in manchen Menſchen ein ſonderbarer Geiſt des Widerſpruchs. Sie wollen immer haben, was ſie nicht erlangen können; ſind nie mit dem zufrieden, was Andre thun; murren gegen Alles, was grade *ſie* nicht alſo beſtellt haben, und wäre es auch noch ſo gut. Es iſt bekannt, daß man ſolche Leute ſehr oft dadurch leiten kann, daß man ihnen entweder das Gegentheil von *dem* vorſchlägt, was man gern durchſetzen mögte, oder auf andre Weiſe ſorgt, daß ſie unſre eignen Ideen gegen uns durchſetzen müſſen.

9.

Jähzornige Leute beleidigen nicht mit Vorſatz. Sie ſind aber nicht Meiſter über die Heftigkeit ihres Temperaments; und ſo vergeſſen ſie ſich in ſolchen ſtürmiſchen Augenblicken ſelbſt gegen ihre geliebteſten Freunde, und bereuen nachher zu ſpät ihre Uebereilung. Ich brauche wol nicht zu erinnern, daß Nachgiebigkeit — vorausgeſetzt, daß dieſe Leute, andrer guten Eigenſchaften wegen, einiger Schonung werth ſcheinen, denn auſſerdem muß man ſie gänzlich fliehen; — daß weiſe Nachgiebigkeit und Sanftmuth die einzigen Mittel ſind, den Jähzornigen zur Vernunft zurückzuführen. Allein ich muß dabei erinnern, daß, phlegmatiſche Kälte dem Erzürnten entgegen zu ſetzen, ärger als der heftigſte Widerſpruch iſt; er glaubt ſich dann verachtet, und wird doppelt aufgebracht.

10.

Wenn der Jähzornige nur aus Uebereilung Unrecht thut, und über den kleinſten Anſchein von Beleidigung in Hitze geräth;

nachher aber auch eben ſo ſchnell wieder das erwieſene Unrecht bereuet, und das erlittene verzeiht; ſo verſchließt hingegen der *Rachgierige* ſeinen Groll im Herzen, bis er Gelegenheit findet, ihm vollen Lauf zu laſſen. Er vergiſſt nicht, vergiebt nicht, auch dann nicht, wenn man ihm Verſöhnung anbietet, wenn man alles, nur keine niederträchtigen Mittel anwendet, ſeine Gunſt wieder zu erlangen. Er erwidert ſowol das ihm zugefügte wahre, wie das vermeintliche Uebel, und dies nicht nach Verhältniß der Größe und Wichtigkeit deſſelben, ſondern tauſendfältig; für kleine Neckereien, wirkliche Verfolgung; für unüberlegte Ausdrücke, in Uebereilung geredet, thätige Rache; für eine Kränkung unter vier Augen, öffentliche Genugthuung; für beleidigten Ehrgeiz, Zerſtöhrung weſentlicher Glückſeligkeit. Seine Rache ſchränkt ſich nicht auf die Perſon ein, ſondern erſtreckt ſich auch auf die Familie, auf die bürgerliche Exiſtenz und auf die Freunde des Beleidigers. Mit einem ſolchen Manne leben müſſen, das iſt in Wahrheit eine höchſt traurige Lage, und ich kann da nichts rathen, als daß man ſo viel möglich vermeide, ihn zu beleidigen, und zugleich ſich in eine Art von ehrerbietiger Furcht bei ihm ſetze, die überhaupt das einzige wirkſame Mittel iſt, ſchlechte Leute im Zaume zu halten.

11.

Faule und phlegmatiſche Menſchen müſſen ohne Unterlaß getrieben werden; und da doch faſt jeder Menſch irgend eine herrſchende Leidenſchaft hat: ſo findet man zuweilen Gelegenheit, durch Aufrührung derſelben ſolche ſchläfrige Geſchöpfe in Bewegung zu ſetzen.

Es giebt unter ihnen ſolche, die blos aus Unentſchloſſenheit die kleinſten Arbeiten jahrelang liegen laſſen. Auf einen Brief zu antworten, eine Quitung zu ſchreiben, eine Rechnung zu bezahlen — ja! das iſt eine Haupt- und Staats-Action, zu welcher unbeſchreibliche Vorbereitungen gehören. Bei ihnen muß man zuweilen wirklich Gewalt brauchen; und iſt das ſchwere Werk einmal überſtanden, dann pflegen ſie ſich recht dankbar zu bezeigen, ſo übel ſie auch anfangs unſre Zudringlichkeit aufnahmen.

12.

Miſtrauiſche, argwöhniſche, mürriſche und verſchloſſene Leute ſind wol unter Allen die, in deren Umgang ein edler gerader Mann am wenigſten von den Freuden des geſelligen Lebens ſchmeckt. Wenn man jedes Wort abwägen, jeden unbedeutenden Schritt abmeſſen muß, um ihnen keine Gelegenheit zu ſchändlichem Verdachte zu geben; wenn kein Funken von erquickender Freude aus unſerm Herzen in das ihrige übergeht; wenn ſie keinen frohen Genuß mit uns theilen; wenn ſie die Wonne der ſeltnen heitern Augenblicke, welche uns das Schickſal gönnt, nicht nur durch Mangel an Theilnehmung uns unſchmackhaft machen, ſondern ſogar, mitten in unſern glücklichſten Launen, uns unfreundlich ſtöhren, aus unſern ſüßeſten Träumen uns verdrießlich aufwecken; wenn ſie unſre Offenherzigkeit nie erwidern, ſondern immer auf ihrer Hut ſind, in ihrem zärtlichſten Freunde einen Böſewicht, in ihrem treueſten Diener einen Betrüger und Verräther zu ſehen glauben; dann gehört wahrlich ein hoher Grad von feſter Rechtſchaffenheit dazu, um nicht darüber ſelbſt ſchlecht und menſchenfeindlich zu werden. Hiebei iſt nichts zu thun, wenn ein ungezwungenes, immer gleich redliches Betragen vergebens angewendet wird, wenn es nichts hilft, daß man ihnen jeden Zweifel, ſobald man deſſelben gewahr wird, hebt, als daß man ſich um ihren Argwohn und um ihr mürriſches Weſen ſchlechterdings nicht bekümmre, ſondern muthig und munter den Weg fortgehe, den uns Klugheit und Gewiſſen vorſchreiben. Uebrigens ſind ſolche Menſchen herzlich zu bedauren; ſie leben ſich und andern zur Qual. Es liegt bei ihnen nicht immer Bösartigkeit zum Grunde; nein! eine unglückliche Stimmung des Gemüths, dickes Blut, oft auch Einwirkung des Schickſals, wenn ſie gar zu oft ſind hintergangen worden — das ſind mehrentheils die Quellen ihrer Seelenkrankheit. Und dieſe Krankheit iſt in jüngern Jahren nicht ganz unheilbar, wenn die, welche einen ſolchen Mann umgeben, ſtets edel und grade gegen ihn handeln, ohne ſich um ſeine Grillen und Launen zu bekümmern, und er dadurch endlich überzeugt wird, daß es noch Redlichkeit und Freundſchaft in der Welt giebt. Bei allen Perſonen hingegen

gen faſſt dies Uebel immer tiefre Wurzel, und muß mit Geduld ertragen werden.

Am mehrſten ſind diejenigen zu beklagen, bei denen dies Mißtrauen bis zum Menſchenhaſſe geſtiegen iſt. Der Verfaſſer des Schauſpiels: Menſchenhaß und Reue, läſſt in demſelben den Major ſagen: „ich hätte vergeſſen, Vorſchriften für den Umgang mit dieſer Art von Menſchen zu geben.“ Es iſt wahr, ich habe hier wenig darüber geſagt; allein es iſt auch unmöglich, dazu allgemeine Regeln vorzuſchlagen, da es nothwendig iſt, bei jedem einzelnen Falle genau mit den Quellen des Uebels bekannt zu ſeyn.

13.

Neidiſche, ſchadenfrohe, misgünſtige und eiferſüchtige Gemüthsarten ſollten wol nur das Erbtheil hämiſcher, niederträchtiger Menſchen ſeyn; und doch trifft man leider einen unglücklichen Zuſatz von dieſen böſen Eigenſchaften in den Herzen ſolcher Leute an, die übrigens manche gute Eigenſchaft haben. — So ſchwach iſt die menſchliche Natur! — Ehrgeiz und Eitelkeit können in uns das Gefühl erwecken, Andern ein

Glück nicht zu gönnen, nach welchem wir ausſchließlich ſtreben; ſey es nun Vermögen, Glanz, Ruhm, Schönheit, Gelehrſamkeit, Macht, ein Freund, eine Geliebte, oder was es auch ſey: und ſobald dieſe Empfindung einen gewiſſen Widerwillen gegen die Perſon in uns erzeugt hat, die, trotz unſrer Misgunſt, trotz unſrer Eiferſucht, im Beſitze jenes ihr mißgönnten Guts bleibt; dann können wir uns heimlich eines ſchadenfrohen Kitzels nicht erwehren, wenn es dieſer Perſon ein wenig widrig geht, und die Vorſehung unſre feindſeligen Geſinnungen, beſonders, nachdem wir ſchwach genug geweſen ſind, dieſe bekannt werden zu laſſen, gleichſam rechtfertigt. Ich werde bei den Gelegenheiten, wenn von Künſtler- Gelehrten- und Handwerks-Neide, von Misgunſt unter Fürſten, Vornehmen, Reichen und Leuten; die in der großen Welt leben, von Eiferſucht unter Ehegenoſſen, Freunden und Geliebten die Rede ſeyn wird, manches ſagen, was auch hier anwendbar, aber überflüſſig zu wiederholen ſeyn würde, und es bleibt mir wirklich nichts hinzuzufügen übrig, als daß, um allem Neide in der Welt auszuweichen, man auf jede gute

Eigenſchaft, ſo wie auf alles, was Erfolg unſrer Bemühungen und Glück heißt, Verzicht thun, und, wenn es darauf ankömmt, mitten unter einem Schwarme von misgünſtigen Leuten zu leben, und dennoch dem Neide und der Eiferſucht ſo wenig wie möglich Nahrung zu geben, ſeine Vorzüge, ſeine Kenntniſſe und ſeine Talente mehr verbergen als kund machen, keine Art von Eminenz zeigen, anſcheinend wenig fordern, wenig begehren, auf weniges Anſprüche machen, und wenig leiſten müſſe.

Jener Neid nun erzeugt dann oft die ſchrecklichen Verläumdungen, denen auch der edelſte Mann ausgeſetzt iſt. Es läßt ſich nicht feſt beſtimmen, wie man ſich immer zu betragen habe, wenn man verläumdet wird. Oft erfordern Redlichkeit und Klugheit die ſchnellſte und deutlichſte Darſtellung der wahren Beſchaffenheit; oft hingegen iſt es unter der Würde eines rechtſchaffenen Mannes, ſich auf Erläuterungen einzulaſſen. Der Pöbel hört nicht auf, uns zu necken, wenn er ſieht, daß dies uns anficht, und die Zeit pflegt, früh oder ſpät, die Wahrheit auf das Licht zu ziehen.

14.

Der Geiz iſt eine der unedelſten, ſchändlichſten Leidenſchaften. Man kann ſich keine Niederträchtigkeit denken, deren ein Geizhals nicht fähig wäre, wenn ſeine Begierde nach Reichthümern in das Spiel kömmt, und jede Empfindung beſſerer Art, Freundſchaft, Mitleid und Wohlwollen, finden keinen Eingang in ſein Herz, wenn ſie kein Geld einbringen; ja, er gönnt ſich ſelber die unſchuldigſten Vergnügungen nicht, in ſo fern er ſie nicht unentgeldlich ſchmecken kann. In jedem Fremden ſieht er einen Dieb, und in ſich ſelber einen Schmarotzer, der auf Unkoſten ſeines beſſern Ichs, ſeines Mammons, zehrt.

Allein in den jetzigen Zeiten, wo der Luxus ſo übertrieben wird, wo die Bedürfniſſe, auch des mäßigſten Mannes, der in der Welt leben und eine Familie unterhalten muß, ſo groß ſind; wo der Preis der nöthigen Lebensmittel täglich ſteigt; wo die Macht des Geldes ſo viel entſcheidet; wo der Reiche ein ſo beträchtliches Uebergewicht über den Armen hat; endlich, wo von der einen Seite Betrug und Falſchheit, und von der andern Mistrauen und Mangel an brüderlichen Geſinnunſinnungen in allen Ständen ſich ausbreiten und daher die Zuverſicht auf die Hülfe der Mitmenſchen ein unſicheres Capital wird; in dieſen Zeiten, meine ich, hat man Unrecht, wenn man einen ſparſamen, vorſichtigen Mann, ohne nähere Prüfung ſeiner Umſtände und der Bewegungsgründe, welche ſeine Handlungen leiten, ſogleich für einen Knicker erklärt.

Es gibt ferner unter den wirklichen geizigen Leuten ſolche, die neben dieſer Geld-Begierde noch von einer andern mitherrſchenden Leidenſchaft regiert werden. Dieſe ſcharren dann zuſammen, ſparen, betrügen Andre und verſagen ſich alles, auſſer da, wo es auf Befriedigung dieſer Leidenſchaft ankömmt; ſey es nun Wolluſt, Gefräßigkeit, Ehrgeiz, Eitelkeit, Neugier, Spielſucht, oder was es auch immer ſey. So habe ich Menſchen gekannt, die, um einen Louisd'or zu gewinnen, Bruder und Freund verrathen, und ſich der öffentlichen Beſchimpfung ausgeſetzt haben würden; hundert für den ſinnlichen Genüß eines Augenblicks hingegebene Gulden hingegen für gut angelegtes Geld hielten.

Noch Andre rechnen ſo ſchlecht, daß ſie Heller ſparen und Thaler wegwerfen. Sie lieben das Geld, aber ſie verſtehen nicht damit umzugehen. Um alſo die Summen wieder zu erhaſchen, um welche ſie von Gaunern, Abentheurern und Schmeichlern betrogen werden, geben ſie ihrem Geſinde nicht ſatt zu eſſen; und um tauſend Thaler wieder zu gewinnen, die ſie verſchleudert haben, wechſeln ſie auf die unanſtändigſte Weiſe aller Orten einzelne feine Gulden ein, damit ſie an jedem vielleicht einen Heller Agio gewinnen.

Endlich noch Andre ſind in allen Stücken freigebig, und achten das Geld nicht; in einem einzigen Puncte aber, worauf ſie gerade Werth ſetzen, ſind ſie lächerlich geizig. Meine Freunde haben mir oft im Scherze vorgeworfen, daß ich auf dieſe Art karg in Schreib-Materialien ſey, und ich geſtehe dieſe Schwachheit. So wenig reich ich bin, ſo koſtet es mich doch geringere Ueberwindung, mich von einem halben Gulden, als von einem holländiſchen Brief-Bogen zu ſcheiden, obgleich man für zwölf Groſchen vielleicht ein Buch des feinſten Papiers kaufen kann. Ja, ich habe reiche und freigebige Leute gekannt, die der Verſuchung nicht widerſtehen konnten, Kleinigkeiten, auf welche ſie einen vorzüglichen Werth ſetzen, zu entwenden, wo ſie dergleichen liegen ſahen.

Die allgemeine Regel im Umgange mit geizigen Leuten iſt wol die, daß, wenn man ihre Gunſt erhalten will, man nichts von ihnen fordern müſſe. Da dies nun aber nicht immer zu ändern iſt, ſo ſcheint es der Klugheit gemäß, daß man prüfe, zu welcher der vorhin geſchilderten Gattungen von Geizigen der Mann, mit dem man es zu thun hat, gehöre, um danach ſeine Behandlung einzurichten.

Ueber den Umgang mit Verſchwendern brauche ich nichts zu ſagen, als daß der verſtändige Mann ſich nicht durch ihr Beiſpiel zu thörigten Ausgaben verleiten laſſen, und daß der redliche Mann von ihrer übel geordneten Freigebigkeit weder für ſich, noch für Andre, Vortheile ziehen ſoll.

15.

Reden wir jetzt von dem Betragen gegen Undankbare? Ich habe bei mancher Gelegenheit erinnert, daß man auf dieſer Erde, auch bei den edelſten und weiſeſten Handlungen,

gen, weder auf Erfolg, noch auf Dankbarkeit rechnen dürfe. Dieſen Grundſatz ſoll man, wie ich dafür halte, nie aus den Augen verlieren, wenn man nicht karg mit ſeinen Dienſtleiſtungen, feindſelig gegen ſeine Mitmenſchen werden, noch gegen Vorſehung und Schickſal murren will. Bei dem Allen aber müßte man jeder menſchlichen Empfindung entſagt haben, wenn es uns nicht kränken ſollte, daß Menſchen, denen wir treulich, eifrig und uneigennützig gedient, die wir aus der Noth gerettet, denen wir uns ganz gewidmet, uns ihnen vielleicht aufgeopfert haben, — daß dieſe uns vernachläſſigen, ſobald ſie unſrer nicht mehr bedürfen, oder gar verrathen, verfolgen, mißhandeln, wenn ſie dadurch zeitliche Vortheile oder die Gunſt unſrer mächtigen Feinde gewinnen können. Doch wird der weiſe Menſchenkenner und warme Freund des Guten ſich dadurch nicht abſchrekken laſſen, großmüthig zu handeln. Mit Bezug auf das, was hierüber im zehnten Capitel des zweiten Theils und im fünften Abſchnitte des zweiten Capitels in dem dritten Theile geſagt wird, erinnere ich nur nochmals, daß jede gute Handlung ſich ſelbſt belohnt; ja, daß der Edle eine neue Quelle von innerer Freude aus der Undankbarkeit der Menſchen zu ſchöpfen verſteht, nämlich die Freude, ſich bewußt zu ſeyn, gewiß uneigennützig, blos aus Liebe zum Guten, — Gutes zu thun, wenn er voraus weiß, daß er auf keine Erkenntlichkeit rechnen darf. Er bedauert die Verkehrtheit Derer, die fähig ſind, ihres Wohlthäters zu vergeſſen, und läßt ſich dadurch nicht abhalten, den Menſchen zu dienen, die ſeiner Hülfe um ſo nöthiger bedürfen, je ſchwächer ſie ſind, je weniger Glück ſie in ſich ſelber, in ihren Herzen haben.

Klage alſo nicht über die Undankbarkeit, mit welcher man Dir lohnt; wirf ſie dem nicht vor, der ſie Dir erzeigt; fahre fort, ihn großmüthig zu behandeln; nimm ihn wieder auf, wenn er zu Dir zurückkehrt! Vielleicht geht er endlich in ſich, fühlt den ganzen Werth, die Feinheit Deiner Behandlung, und wird dadurch gebeſſert; — wenn nicht: ſo denke, daß jedes Laſter ſich ſelbſt beſtraft, und daß das eigne Herz des Böſewichts und die unausbleibliche Folge ſeiner Niederträchtigkeit Dich an ihm rächen werden. — O!

welch' ein langes Capitel über die Undankbarkeit der Menſchen könnte ich ſchreiben, wenn ich nicht, aus Schonung gegen Die, welche ſich von dieſer Seite an mir verſündigt haben, meine vielfachen traurigen Erfahrungen in dieſem Fache lieber verſchweigen wollte!

16.

Manchen Leuten iſt es ſchlechterdings unmöglich, in irgend einer Sache den geraden Weg zu gehen. Ränke, Schwänke und Winkelzüge miſchen ſich in alle ihre Unternehmungen, ohne daß ſie deswegen von Grund aus böſe ſind. Eine unglückliche Stimmung des Gemüths und die Einwirkung von Lebensart und Schickſalen können dieſen Charakter bilden. So wird, zum Beiſpiel, ein ſehr mistrauiſcher Mann auch wol die unſchuldigſte Handlung heimlich thun, ſich verſtellen, und ſeinen wahren Zwek verſchleiern. Ein Mann von übel geordneter Thätigkeit, oder von zu vielem raſchen Feuer, — ein ſchlauer unternehmender Kopf, der in einer Lage iſt, wo ihm alles zu einfach hergeht, wo es ihm an Gelegenheit fehlt, ſeine Talente zu entwickeln, wird allerlei ſchiefe Seitenſprünge

ſprünge wagen, um ſeinen Wirkungskreis zu erweitern, oder mehr Intereſſe in die Scene zu bringen; und dann wird er nicht immer ekel genug in der Wahl ſeiner Mittel ſeyn. Ein ſehr eitler Menſch wird in manchen Fällen verſteckt handeln, um ſeine Schwäche zu verbergen. Ein Mann, der lange an Höfen gelebt hat, um ſich her nichts als Verſtellung, Intrigue, Cabale und Gegeneinanderwirken zu ſehen, und ſelbſt auf geradem Wege nichts zu erhalten gewöhnt iſt, findet ein Leben, das ohne Verwickelung fortgeht, zu einförmig; er wird ſeine unbedeutendſten Schritte ſo thun, daß man ihm nicht nachſpüren kann, und ſeinen unſchuldigſten Handlungen einen räthſelhaften Anſchein geben. Der Juriſt, der ſich ſtets mit den Spitzfindigkeiten der Chicane beſchäftigt, findet innigen Seelen-Genuß darinn, daß er in Worten und Werken allerlei Cautelen und Schwänke anbringt. Wer ſeine Gehirn-Nerven durch Romanen-Leſen und andre phantaſtiſche Träumereien überſpannt, oder wer durch ein üppiges, müſſiges Leben, durch ſchlechte Geſellſchaft und dergleichen, den Sinn für Einfalt, kunſtloſe Natur und Wahrheit verloren hat, der kann ohne Intrigue nicht exiſtiren, — und ſo gibt es eine Menge Menſchen, die, was ſie auf geradem Wege erlangen könnten, nicht halb ſo eifrig wünſchen, wie das, was ſie heimlich zu erſchleichen hoffen. Man kann aber auch endlich den edelſten, offenherzigſten Menſchen, beſonders in jüngern Jahren, zu Winkelzügen verleiten, wenn man ihm ohne Unterlaß Mistrauen zeigt, oder ihn mit ſo viel Strenge behandelt, ihn in einer ſolchen Entfernung von uns hält, daß er kein Zutrauen zu uns haben kann.

Was nun auch dazu beigetragen haben mag, manchen Menſchen Ränke und Winkelzüge zur Gewohnheit zu machen, ſo iſt wol folgende Art, ſich gegen ſie zu betragen, die beſte, die man wählen kann:

Man handle ſelbſt immer ſo offen und unverſtellt, und zeige ſich ihnen in Worten und Thaten wie einen ſo entſchiednen Feind von allem, was Schiefigkeit, Intrigue und Verſtellung heißt, und wie einen ſo warmen Verehrer jedes redlichen, aufrichtigen Mannes, daß ſie wenigſtens fühlen, wie viel ſie in unſern Augen verlieren würden, wenn wir ſie auf böſen Schlichen ertappten!

Man zeige ihnen, ſo lange ſie uns noch nicht getäuſcht haben, ein unbegränztes Vertrauen, ſtelle ſich, als könne man ſich auch die Möglichkeit nicht einbilden, daß ſie uns hintergehen würden. Iſt ihnen dann an unſrer Achtung gelegen, ſo werden ſie ſich vor dem erſten uns misfälligen Schritte hüten.

Man zeige ſich ſo duldſam gegen kleine Schwachheiten, und ſo bereit, begangne Fehler zu verzeihen und zu entſchuldigen, in ſo fern nur keine Tücke dabei im Spiele geweſen, daß ſie ſich nicht vor uns, wie vor ſtrengen Sittenrichtern, zu ſcheuen und zu verſtecken nöthig finden!

Man kundſchafte nie um ſie her, beſchleiche ſie nie, erlaube ſich keine verſteckte Wege, ſondern frage, wenn man Recht dazu hat, und uns daran gelegen iſt, etwas, das uns nicht klar ſcheint, erläutert wiſſen zu wollen, geradezu, mit feſtem Tone, begleitet von einem durchdringenden Blicke, um den Grund der Sache. Stottern ſie, ſuchen ſie auszuweichen: ſo breche man entweder ab, um ihnen zu verſtehen zu geben, daß man ihnen die Schande eines Betrugs erſparen wolle, nehme aber nachher eine kältere Aufführung gegen ſie an, oder man warne ſie mit freundlichem, doch ernſthaftem Weſen, ihrer nicht unwürdig zu handeln!

Haben ſie uns aber dennoch einmal hintergangen, ſo nehme man die Sache nicht auf einen leichten, ſcherzhaften Fuß! Man zeige ſich über dieſen erſten falſchen Schritt ſehr entrüſtet, ſey nicht ſogleich bereit, denſelben zu verzeihen! und hilft dann alles das nicht, und ſie fahren fort, uns mit Winkelzügen und Ränken zu hintergehen: ſo beſtrafe man ſie durch Verachtung und fortgeſetztes Mistrauen, das man in alles, was ſie reden und thun, ſetzt, bis ſie ſich beſſern; aber ſelten kömmt Der, welchem ſchiefe Streiche zur Gewohnheit geworden, wieder auf den Weg der Wahrheit zurück.

Alles hierüber Geſagte paſſt alſo auch auf das Betragen gegen Lügner.

17.

Was man aber im gemeinen Leben einen Windbeutel oder Aufſchneider und Prahler nennt, das iſt eine andere Gattung von Menſchen. Dieſe haben nicht die Abſicht, jemand eigentlich zu hintergehen. Um ſich in beſſerm Glanze zu zeigen; um ſich bemerklich zu machen; um Andern eine ſo hohe Meinung von ſich beizubringen, wie ſie ſelbſt haben; um Aufmerkſamkeit durch Erzählung wunderbarer Vorfälle zu erregen; oder um für angenehme, unterhaltende Geſellſchafter zu gelten, erdichten ſie, was nie exiſtirt hat, oder vergrößern, was wenigſtens nie alſo geweſen iſt; und haben ſie einmal die Fertigkeit erlangt, auf Koſten der Wahrheit eine Begebenheit, ein Bild, einen Satz zu verzieren, ſo fangen ſie zuweilen an, ihren eigenen Windbeuteleien zu glauben, alle Gegenſtände durch ein Vergrößerungs-Glas anzuſehen, und ſo in Rieſengeſtalten wieder zu Papier zu bringen.

Die Erzählungen und Beſchreibungen eines ſolchen Aufſchneiders ſind zuweilen ganz luſtig anzuhören; und wenn man erſt mit ſeiner Bilderſprache bekannt iſt, weiß man ſchon, was man vom Ganzen abzurechnen hat, um den Ueberreſt für baares Geld anzunehmen. Geht es aber mit ſeinen Verbrämungen zu weit, ſo kann es nicht ſchaden, wenn man ihn entweder durch eine Menge von Fragen über die genaueſten Umſtände ſo in ſein eignes Gewebe verwickelt, daß er, indem er weder rückwärts noch vorwärts kann, beſchämt wird, oder wenn man ihm für jede Unwahrheit auf komiſche Art eine noch derbere wieder aufheftet, und ihm dadurch merklich macht, daß man nicht dumm genug geweſen ſey, ihm zu glauben; oder wenn man, ſobald er anfängt zu blaſen, die Segel der Unterhaltung auf einmal einzieht, und ſeinem Winde ausweicht, da er denn, wenn dies öfter und von mehrern verſtändigen Männern geſchieht, behutſamer zu werden pflegt.

Unverſchämte Müſſiggänger, Schmarotzer, Schmeichler und zudringliche Leute, rathe ich, in der gehörigen Entfernung von ſich zu halten, ſich mit ihnen nicht gemein zu machen, ihnen durch ein höfliches, aber immer ſteifes und ernſthaftes Betragen zu erkennen zu geben, daß ihre Geſellſchaft und Vertraulichkeit uns zuwider iſt. Einer meiner Bekannten erzählte mir einſt: Er habe in Holland über der Thür des Arbeitzimmers eines verſtändigen Mannes folgende Worte mit großen Buchſtaben geſchrieben gefunden: „Es iſt erſchrecklich „beſchwerlich für einen Mann, der beſtimmte „Geſchäfte hat, von Leuten überlaufen zu

„wer=

„werden, die keine Geſchäfte haben.“ — Der Einfall war nicht übel. Die, welche gern bei uns ſchmauſen, kann man am leichteſten dadurch verſcheuchen, daß man ſie, ohne ihnen etwas zu reichen, wieder fortgehen laſſe; aber gegen Schmeichler, beſonders gegen die von feinerer Art, ſoll man, ſeines eignen Gefühls wegen, auf ſeiner Hut ſeyn. Sie verderben uns von Grund aus, wenn wir unſer Ohr an ihren Sirenen-Geſang gewöhnen. Dann wollen wir ohne Unterlaß geſtreichelt und gekitzelt ſeyn, finden die wohlthätige Stimme der Wahrheit nicht harmoniſch genug, und vernachläſſigen und verſäumen die treuern, beſſern Freunde, die uns aufmerkſam auf unſere Fehler machen wollen. Um nicht ſo tief zu fallen, waffne man ſich mit Gleichgültigkeit gegen die gefährlichen Lockungen der Schmeichelei; man fliehe vor dem Schmeichler, wie vor dem böſen Feinde! Allein das iſt nicht ſo leicht, wie man wol glaubt; es giebt eine Art, Süßigkeiten zu ſagen, die das Anſehen hat, als wollte man gerade das Gegentheil thun. Der ſchlaue Schmeichler, der Deine ſchwache Seite ſtudirt hat, wird, wenn er Dich für zu verſtändig hält, um nicht die gröſſern Schlingen dieſer Art für gefährlich zu erkennen, Dir nicht immer Recht geben; er wird vielmehr Dich tadeln; er wird Dir ſagen: „daß er nicht begreifen könne, „wie ein ſo edler und weiſer Mann, wie Du „ſeyeſt, ſich einen kleinen Augenblick auch „einmal habe vergeſſen können; er hätte geglaubt, ſo etwas könne nur gemeinen Leu„ten von ſeinem Schlage begegnen." Er wird an Deinen Schriften Fehler rügen, die Dir gleich beim erſten Anblicke unbedeutend ſcheinen müſſen, und ihm nur dazu dienen, diejenigen Stellen um deſto unverſchämter zu loben, von welchen er weiß, daß Du Dir etwas darauf zu gute thuſt. „Schade," wird er ausrufen „daß Ihre Sinfonien — ich bin „kein Schmeichler; ich ſage meine Meinung „immer rund heraus — Schade, daß dieſe „herrlichen Sinfonien, die gewiß in allem „Betracht ein klaſſiſches Werk genannt wer„den können, ſo äuſſerſt ſchwer vorzutragen „ſind. Wo findet man Meiſter, die würdig „wären, ſo etwas aufzuführen? Und doch „iſt das ein weſentlicher Fehler, den Sie, „verzeihen Sie meiner Offenherzigkeit! hät„ten vermeiden ſollen." Er wird Mängel an Dir finden, und mit verſtelltem Eifer dagegen declamiren, — Schwachheiten und Mängel, auf welche Deine Eitelkeit ſich etwas einbildet. Er wird Dich einen Miſanthropen ſchimpfen, wenn Du gern ſiehſt, daß Deine abgezogene Lebensart Aufſehen erregen ſoll; er wird Dir vorwerfen, Du ſeyeſt intrigant, wenn es Dir behagt, für einen ſchlauen Hofmann angeſehen zu werden. Auf dieſe Weiſe wird er ſich bei Dir und andern Kurzſichtigen in den Ruf eines unpartheiiſchen, wahrheitliebenden Mannes ſetzen; ſein honigſüßer Trank wird glatt hinuntergehen, und in der Berauſchung werden Dein Herz und Dein Beutel dem verſchmitzten Spötter offen ſtehen. Vielfältig habe ich, beſonders an Höfen, dergleichen Männer angetroffen, die unter der Maske der Bonhommie und bei dem Rufe, den Fürſten tapfer die Wahrheit zu ſagen, die ärgſten Maulſchwätzer waren.

19.

Jetzt werde ich im Allgemeinen von dem Betragen gegen Schurken, das heißt, gegen Leute, die von Grund aus ſchlecht ſind, reden, obgleich ich dafür halte, daß — ein bischen Erbſünde abgerechnet — eigentlich kein Menſch von Grund aus ganz ſchlecht, wol aber durch fehlerhafte Erziehung, Nachgiebigkeit gegen ſeine Leidenſchaften, oder durch Schickſale, Lagen und Verhältniſſe, ſo verwildert ſeyn könne, daß von ſeinen natürlichen guten Anlagen faſt keine Spur mehr zu ſehen iſt. Hier aber kömmt es nicht darauf an, wie jemand ein Schurke geworden, ſondern wie er, wenn er ein ſolcher iſt, müſſe behandelt werden. Ich beziehe mich dabei zuerſt auf das, was ich über den Umgang mit Feinden und über das Betragen gegen Verirrte und Gefallne ſagen werde, und füge nur noch nachſtehende Bemerkungen hinzu:

Daß man, wo möglich, den Umgang mit ſchlechten Leuten fliehen müſſe, wenn uns unſre Ruhe und unſre moraliſche Vervollkommnung am Herzen liegt, -- das verſteht ſich wol von ſelber. Wenn ein Mann von feſten Grundſätzen auch nicht eigentlich ſchlecht durch ſie wird, ſo gewöhnt er ſich doch nach und nach an den Anblick der Unthaten, und verliert jenen Abſcheu gegen alles, was unedel iſt; einen Abſcheu, der zuweilen einzig hinreicht, uns in Augenblicken von Verſuchung vor feinern Vergehungen zu bewahren. Leider aber zwingt uns unſre Lage zuweilen, mitten unter Schurken zu leben, und mit ihnen gemeinſchaftlich Geſchäfte zu treiben; und da iſt es denn nöthig, gewiſſe Vorſichtigkeits-Regeln nicht aus der Acht zu laſſen.

Glaube nicht, wenn Du einiges Verdienſt von Seiten des Kopfs und des Herzens haſt, — glaube nicht, es dahin zu bringen, daß Du von ſchlechten Menſchen je gänzlich in Ruhe gelaſſen werden, oder mit ihnen in Frieden leben könneſt! Es herrſcht ein ewiges Bündniß unter Schurken und Pinſeln gegen alle verſtändige und edle Menſchen; eine ſo ſonderbare Verbrüderung, daß ſie unter allen übrigen Menſchen einander erkennen und bereitwillig die Hand reichen, mögten ſie auch durch andre Umſtände noch ſo ſehr getrennt ſeyn, ſobald es darauf ankömmt, das wahre Verdienſt zu verfolgen und mit Füßen zu treten. Da hilft keine Art von Vorſichtigkeit und Zurückhaltung; da hilft nicht Unſchuld, nicht Geradheit; da hilft nicht Schonung, noch Mäßigung; da hilft es nicht, ſeine guten Eigenſchaften verſtecken, mittelmäßig ſcheinen zu wollen. Niemand erkennt ſo leicht das Gute, das in Dir iſt, als Der, dem dies Gute fehlt. Niemand läßt innerlich dem Verdienſte mehr Gerechtigkeit widerfahren, als der Böſewicht; aber er zittert davor, wie Satan vor dem Evangelio, und arbeitet mit Händen und Füßen dagegen. Jene große Verbrüderung wird Dich ohne Unterlaß nekken, Deinen Ruf antaſten; bald zweideutig, bald übel von Dir reden, die unſchuldigſten Deiner Worte und Thaten boshaft auslegen. — Aber laß Dich das nicht anfechten! würdeſt Du auch wirklich von Schurken eine Zeitlang gedrückt, ſo wird doch die Rechtſchaffenheit und Conſequenz Deiner Handlungen am Ende ſiegen, und der Unhold bei einer andern Gelegenheit ſich ſelbſt die Grube graben. Auch ſind die Schelme nur ſo lange einig unter ſich, als es nicht auf männliche Standhaftigkeit ankömmt, ſo lange ſie im Dunkeln fechten können. Hole aber Licht herbei, und ſie werden auseinander rennen! Und wenn es nun gar zur Theilung der Beute ginge, dann würden ſie ſich unter einander bei den Ohren zauſen, und Dich indeß mit Deinem Eigenthume ruhig davon wandern laſſen. Gehe Deinen geraden Gang fort! Erlaube Dir nie ſchiefe Streiche, nie Schleichwege, um

Schleichwegen zu begegnen; nie Ränke, um Ränke zu zerſtöhren; mache nie gemeinſchaftliche Sache mit Böſewichtern, gegen Böſewichter! Handle großmüthig! Unedle Behandlung und zu weit getriebenes Mistrauen können Den, welcher auf halben Wegen iſt, ein Schelm zu werden, vollends dazu machen; Großmuth hingegen kann einen nicht ganz verſtockten Unhold vielleicht auf einige Zeit wenigſtens beſſern, und die Stimme des Gewiſſens in ihm erwecken. Aber er müſſe fühlen, daß Du nur aus Huld, nicht aus Furcht alſo handeltſt! Er müſſe fühlen, daß, wenn es auf das Aeuſſerſte kömmt, wenn der Grimm eines unerſchrocknen redlichen Mannes losbricht, der kühne, rechtſchaffene Weiſe im niedrigſten Stande mächtiger iſt, als der Schurke im Purpur; daß ein großes Herz, daß Tugend, Klugheit und Muth, ſtärker machen, als erkaufte Heere, an deren Spitze ein Schuft ſteht! Was kann Der fürchten, der nichts mehr zu verlieren hat, als das, was kein Sterblicher ihm rauben kann? und was vermag in dem Augenblicke der äuſſerſten, verzweifelten Nothwehre ein feiger Sultan, ein ungerechter Deſpot, der in ſich ſelbſt einen

Feind herumträgt, der ihm immer in die Flanke fällt, gegen den Niedrigſten ſeiner Unterthanen, der ein reines Herz, einen hellen Kopf, Unerſchrockenheit und geſunde Arme zu Bundesgenoſſen hat?

Es iſt unmöglich, ſich bei gewiſſen Leuten beliebt zu machen, und da kann es nicht ſchaden, wenn dieſe uns wenigſtens fürchten.

Es gibt Leute, die uns zu Vertraulichkeiten, zu gewiſſen Eröffnungen zu bewegen ſuchen, damit ſie nachher Waffen gegen uns in Händen haben, womit ſie uns drohen können, wenn wir ihnen nicht zu Gebote ſtehen wollen. Die Klugheit erfordert, dagegen auf ſeiner Hut zu ſeyn.

Beſchenke den, von dem Du fürchteſt, er werde Dich beſtehlen, wenn Du glaubſt, daß Großmuth noch Eindruck auf ihn machen könnte!

Ermuntre, ehre äuſſerlich Menſchen, an denen Du irgend eine Thatkraft zum Guten findeſt! Bringe ſie nicht ohne Noth um Credit! Es giebt Leute, die viel Gutes ſagen, im Handeln aber heimliche Schalke ſind, oder Menſchen voll Inconſequenz, Leichtſinn und Leidenſchaft: entlarve dieſe nicht, in ſo fern es nicht der Folgen wegen ſeyn muß! Sie wirken durch ihre Reden manches Gute, das nicht geſchieht, wenn man ſie verdächtig macht. Man ſollte ſie immer herumreiſen laſſen, um gute Zwecke zu befördern; allein ſie müßten jeden Ort früh genug verlaſſen, um ſich nicht zu verrathen und durch ihr Beiſpiel nicht die Wirkung ihrer Lehren zu verderben.

20.

Zu übertrieben beſcheidne und furchtſame gute Menſchen ſoll man zu ermuntern, ſie mit größrer Zuverſicht zu ſich ſelber zu erfüllen ſuchen. So verachtungswerth Unbeſcheidenheit und Dünkel ſind, ſo unmännlich iſt zu weit getriebene Schüchternheit. Der Edle ſoll ſeinen Werth fühlen, und eben ſo wenig ungerecht gegen ſich, als gegen Andre ſeyn. Uebertriebnes Lob und zu weit ausgedehnter Vorzug aber beleidigen den Beſcheidnen. Er müſſe weniger aus Deinen Worten, als aus Deinen ungekünſtelten, wahre Zuneigung verrathenden Handlungen, Deine Hochachtung zu ihm erkennen!

21.

Unvorſichtigen und plauderhaften Leuten darf man natürlicherweiſe keine Geheimniſſe anvertrauen. Beſſer wäre es, man hätte überhaupt keine Geheimniſſe in der Welt, könnte immer frei und offen handeln, und alles, was im Herzen vorgeht, vor jedermann ſehen laſſen; beſſer wäre es, man dächte und redete nichts, als was man laut denken und reden darf. Da dieß indeſſen, beſonders bei Männern, die in öffentlichen Aemtern ſtehen, oder ſonſt fremde Geheimniſſe zu verwahren haben, nicht möglich iſt: ſo muß man freilich vorſichtig in Mittheilung ſeiner Heimlichkeiten ſeyn.

Man findet Menſchen, denen es ſchlechterdings unmöglich iſt, eine Sache zu verſchweigen. Man ſieht es ihnen an, wenn ſie ängſtlich umherlaufen, daß ſie etwas Neues tragen, und daß ſie leiden, bis ſie einem andern Plaudrer ihre Nachricht heiß mitgetheilt haben. Andern fehlt es zwar nicht an dem guten Willen, zu ſchweigen, wol aber an der Klugheit, ſich nicht durch Winke, Blicke, oder auf andre Art zu verrathen; oder an der Feſtigkeit, ſich nicht ausfragen zu laſſen; oder ſie haben eine zu gute Meinung von der Ehrlichkeit und Verſchwiegenheit derer, welchen ſie ſich anvertrauen. — Gegen alle dieſe muß man verſchloſſen ſeyn.

Es kann auch zuweilen nicht ſchaden, wenn man plauderhafte Leute bei der erſten Gelegenheit, da ſie etwas über uns geſchwatzt haben, dergeſtalt in Furcht ſetzt, daß ſie es nicht wagen dürfen, hinter unſerm Rücken auch nur einmal unſern Namen zu nennen, es ſey im Guten oder Böſen. Die eigentlichen bekannten Zeitungsträger aber, deren es faſt in jeder Stadt einige giebt, kann man nützen, wenn man ein Mährchen im Publiko ausgebreitet wiſſen will. Nur muß man dann nicht verfehlen, ſie um Verheimlichung der Sache zu bitten, ſonſt halten ſie es vielleicht der Mühe nicht werth, dieſelbe auszuplaudern.

Vorwitzige und neugierige Menſchen kann man nach den Umſtänden entweder auf ernſthafte oder ſpaßhafte Manier behandeln. Im erſtern Falle muß man, ſobald man merkt, daß ſie ſich im mindeſten um unſere Angelegenheiten bekümmern, uns belauſchen, behorchen, ſich in unſere Geſchäfte miſchen, unſern Schritten nachſpüren, oder unſre Plane und Handlungen ausſpähen wollen, ſich gegen ſie mündlich, ſchriftlich oder thätig ſo kräftig erklären, ſie auf eine ſolche Weiſe zurückſchicken, daß ihnen die Luſt vergehe, auch nur von Weitem ſich an uns zu wagen. Will man aber ſeinen Spaß mit ihnen haben, ſo kann man ihrer Neugier ohne Unterlaß ſo viel zu ſchaffen machen, daß ſie über die Kindereien, worauf man ihre Aufmerkſamkeit lenkt, keine Muße behalten, ſich um diejenigen Dinge zu bekümmern, woran uns gelegen iſt, daß ſie dieſelben nicht beobachten.

Zerſtreuete und vergeſſene Leute taugen nicht zu Geſchäften, wo es auf Pünktlichkeit ankömmt. Jungen Perſonen kann man dieſe Fehler zuweilen noch abgewöhnen, und es dahin bringen, daß ſie ihre Gedanken bei einander halten. Manche, die aus zu großer Lebhaftigkeit des Temperaments leicht alles vergeſſen, und nie da zu Hauſe ſind, wo ſie ſeyn ſollten, kommen von dieſer Schwachheit zurück, wenn ſie älter, kühler und ſittſamer werden. Andre affectiren, zerſtreuet zu ſeyn, weil ſie glauben, das ſähe vornehm oder gelehrt aus; über ſolche Thoren aber ſoll man nur die Achſeln zucken, und ſich wohl hüten, ihre Diſtractionen artig zu finden. Es gilt von ihnen, was ich über Die ſage, welche ſich körperlich krank ſtellen, um Intereſſe zu erwecken. Weſſen Gedächtniß aber wirklich ſchwach, und nicht etwa durch Uebung nach und nach zu ſtärken iſt, dem rathe man, ſich alles ſchriftlich aufzuzeichnen, was er behalten will, und dieſen Zettel täglich oder wöchentlich einmal durchzuleſen; denn es iſt wahrlich nichts verdrießlicher, als wenn uns jemand verſpricht, eine Sache zu beſorgen, an welcher uns gelegen iſt, wir uns auch auf ſein Wort verlaſſen, er aber nachher rein vergiſſt, wovon die Rede geweſen.

Sehr zerſtreueten Leuten muß man es übrigens ſo hoch nicht anrechnen, wenn ſie gegen uns zuweilen in Aufmerkſamkeit, Höflichkeit, oder was man ſonſt im geſelligen und freundſchaftlichen Umgange fordert, unvorſetzlich fehlen.

22.

Es gibt eine Art Menſchen, die man wunderliche (difficiles) Leute nennt. Sie ſind nicht bösartig, ſind nicht immer zänkiſch und mürriſch; aber man kann ihnen doch nicht leicht etwas ganz recht machen. Sie haben ſich, zum Beiſpiel, an eine pedantiſche Ordnung gewöhnt, deren Regel nicht Jeder, ſo wie ſie, im Kopfe hat; und da kann es denn leicht kommen, daß man einen Stuhl in ihrem Zimmer anders hinſtellt, als ſie es gern ſehen (wenn dies übrigens aus wahrem Ordnungsgeiſte herrührt, ſo habe ich an der Sache ſelbſt nichts auszuſetzen); oder ſie hängen gewiſſen Vorurtheilen an, denen man ſich unterwerfen muß, wenn man in ihren Augen Werth haben will; zum Beiſpiel: in Kleidertrachten, in der Art laut oder leiſe zu reden, groß oder klein zu ſchreiben und dergleichen. Man ſollte wol ſagen, daß ein vernünftiger Mann über ſolche Kleinigkeiten hinausgehen müßte; unterdeſſen trifft man doch Männer an, die über andre Gegenſtände ſehr verſtändig und billig denken, nur in ſolchen Punkten nicht; und was wichtiger als das iſt, an dieſer Männer Gunſt kann uns vielleicht ſehr viel gelegen ſeyn. Wenn dies Letztre nun der Fall iſt, ſo rathe ich, in Dingen von geringem Belange, die mit einiger

Aufmerkſamkeit ſo leicht zu befolgen ſind, ſich ihnen gefällig zu zeigen. Andre aber, mit denen wir weiter in keinem Verhältniß ſtehen, laſſe man, in ſo fern ſie übrigens brave Männer ſind, bei ihrer Weiſe, und vergeſſe nicht, daß wir Alle unſre Schwachheiten haben, die man brüderlich ertragen muß!

Leute, die etwas darin ſuchen, ſich durch ihr Betragen in unweſentlichen Dingen von Andern zu unterſcheiden (nicht eigentlich aus Ueberzeugung, daß es beſſer ſo ſey, als anders, ſondern hauptſächlich darum, weil ſie das zu thun vorziehen, was Andre nicht thun), ſolche Leute nennt man Sonderlinge. Sie ſehen es gern, wenn man ihre Weiſe bemerkt; und ein verſtändiger Mann muß in ſeinem Betragen gegen ſie wohl überlegen, ob ihr Eigenſinn von unſchädlicher Art iſt, und ob ſie Männer ſind, die in irgend einer Rückſicht Schonung verdienen, um darnach im Umgange mit ihnen zu verfahren, wie es Vernunft und Duldung fordern.

Was endlich Leute betrifft, die von Launen regiert werden, ſo daß man ihnen heute der willkommenſte Gaſt, morgen der überläſtigſte Geſellſchafter iſt, ſo rathe ich, — vorausgeſetzt, daß dieſe Launen nicht ihren Grund in geheimen Leiden haben (denn wenn das iſt, ſo habe Mitleiden!) — gar nicht zu thun, als bemerkte man ſolche Ebben und Fluthen, ſondern auf immer gleich-vorſichtigem Fuße mit ihnen umzugehen.

23.

Dumme Leute, die ihre Schwäche fühlen, ſich von vernünftigen Menſchen leiten laſſen, und zwar, einem natürlich gutmüthigen wohlwollenden, ſanften Temperamente gemäß, ſich leicht zum Guten und ſchwer zum Böſen leiten laſſen, ſind nicht zu verachten. Es können nicht alle Menſchen hohen, erhabnen Geiſtes-Schwung haben; und die Welt würde auch ſehr übel dabei fahren, wenn es alſo wäre. Es müſſen mehr ſubalterne, als Herrſcher-Genies unter den Erdenſöhnen ſeyn, wenn nicht Alle in ewiger Fehde mit einander leben ſollen. Daß ein gewiſſer höherer Grad von Tugend, zu welcher Kraft, Muth, Feſtigkeit, oder feine Beurtheilungskraft gehört, nicht mit Schwäche des Geiſtes beſtehen könne, das iſt wol freilich gewiß; allein das gehört ja nicht hierher. Wenn im Ganzen nur das Gute geſchieht, und die dummen Menſchen zu dieſem Guten ſich die Hände führen laſſen; ſo füllen ſie ihren Platz nützlicher aus, als die überſchwenglichen Genies, die Feuerköpfe, mit ihrem ſich durchkreuzenden unaufhörlichen Wirken und Streben.

Unerträglich hingegen iſt die Lage, wenn man es mit einem Stockfiſche zu thun hat, der ſich für einen Halbgott hält, mit einem eiteln, eigenſinnigen, mistrauiſchen Pinſel, mit einem verzogenen, verzärtelten, vornehmen Schöps, der Länder und Völker zu regieren hat, und alles ſelbſt regieren will. Doch werde ich bei verſchiednen einzelnen Gelegenheiten in dieſem Buche ſagen, wie man mit dieſer Art Menſchen umgehen müſſe.

Eine gewiſſe Gattung gutmüthiger, aber ſchwacher und plumper Menſchen, iſt, ſelbſt in der Jugend, ſchwer zu verfeinern. Die Sprache der Ironie verſtehen ſie nicht. Iſt ſie zu fein, ſo nehmen ſie es für baares Geld. Ein ernſthafter Ton greift auch nicht ein, oder beleidigt ſie. Warme, gefühlvolle Ermahnungen bleiben gänzlich ohne Wirkung.

Allein man thut oft den Leuten großes Unrecht, indem man ſolche für ſchwach, dumm,

gefühl=

gefühllos oder unwiſſend hält, die es wahrlich gar nicht ſind. Nicht Jeder hat die Gabe, ſeine Gedanken und Empfindungen an den Tag zu legen, am wenigſten auf unſre Manier. Nach ſeinen Thaten muß man ihn richten, aber auch das nur mit Rückſicht auf ſeine Lage und auf die Gelegenheit, die er gehabt, oder die ihm gefehlet hat, ſich auszuzeichnen. Man überlegt ſelten, daß der Menſch ſchon ſehr viel Werth hat, der in der Welt nur nichts Böſes thut, und daß die Summe dieſes negativen Guten zur Wohlfahrt des Ganzen oft mehr beiträgt, als der lange Lebenslauf eines thätigen Mannes, deſſen heftige Leidenſchaften in unaufhörlichem Kampfe mit ſeinen groſſen, edlen Zwecken ſtehen. Und dann ſind Gelehrſamkeit, Cultur und geſunde Vernunft wieder ſehr verſchiedne Dinge. Es herrſcht unter Menſchen von einer gewiſſen Erziehung und Bildung ſo viel Convention, und wir verwechſeln nur gar zu leicht die Grundſätze, welche auf dieſen Uebereinkünften beruhen, mit den unwandelbaren Vorſchriften der reinen Weisheit. Wir ſind nun einmal gewöhnt, nach jenem Maaßſtabe zu denken, oder vielmehr Worte nachzulallen, deren zweideutigen Sinn wir Mühe haben würden, einem ganz rohen Wilden zu erklären; und ſo halten wir denn Denjenigen für einen Schafskopf, der von allem dieſen auswendig gelernten Zeuge nichts weiß, und nur ſo redet — wie ihm der Schnabel gewachſen iſt. Wie oft haben mich, über Kunſtwerke, die Ausſprüche gemeiner Leute ohne alle Cultur, Ausſprüche, die dem ſogenannten Kenner ſehr abgeſchmackt vorkommen würden, aus dem Zauber einer falſchen, erzwungenen Täuſchung geriſſen, und den Sinn für wahre, ächte Natur in mir wieder erweckt! Wie oft habe ich im Schauſpielhauſe erſt das nüchterne Urtheil der Gallerie erwartet; habe erwartet, was für Eindruck eine Scene auf das unbeſtochene Volk, das wir Pöbel nennen, machen, — habe erwartet, ob ein rührender Auftritt allgemeine Stille, oder lautes Gelächter verbreiten würde, um mich zu beſtimmen in meinem Glauben, wie treu der Schriftſteller und Schauſpieler die Natur kopiert, oder ob er ſie verfehlt hätte! Auf mich wirkt Illuſion, weil ich in einer Welt voll Täuſchungen von Jugend auf gewandelt habe; jene aber leben und weben in Wahrheit. Groß iſt der Künſtler, der durch das Spiel ſeiner Phantaſie, durch ſeine, die Natur nachahmende Darſtellung, auch uncultivirte Menſchen vergeſſen machen kann, daß ſie getäuſcht werden. Groß iſt ferner der Mann, der den Sinn für ungeſchminkte Wahrheit nicht in dem Meere von Neben-Ideen, Vorurtheilen und Conventionen erſäuft hat. Aber wie ſelten trifft man Kunſt und Wahrheits-Sinn, Cultur und Einfalt, Arm in Arm an! — Laſſet uns alſo Den nicht verachten, der den beſſern Theil auf Koſten des ſchlechtern gerettet hat, und laſſet uns ihn ja nicht aufklären, ſondern lieber bei ſolchen dummen Leute in die Schule gehn!

Auf gutmüthige, aber ſchwache Leute ſoll man zum Beſten zu wirken, — ſoll, wenn man kann, edle Freunde um ſie her zu verſammeln ſuchen, von denen ſie nicht gemisbraucht, ſondern zu Thaten gelenkt werden, die eines wohlwollenden Herzens würdig ſind. Es gibt Perſonen, die nichts abſchlagen können, wenigſtens nicht mündlich; und da geſchieht es dann, daß, um niemand zu kränken, oder damit man nicht glaube, daß es ihnen an gutem Willen fehle, ſie mehr verſprechen, als ſie erfüllen können; mehr hingeben, mehr Arbeit für Andre übernehmen, als ſie gerechterweiſe thun ſollten. Andre ſind ſo leichtgläubig, daß ſie Jedem trauen, ſich Jedem preisgeben und aufopfern, Jeden für einen treuen Freund halten, der die Auſſenſeite des ehrlichen, menſchenliebenden Mannes trägt. Noch Andre ſind nicht im Stande, für ſich etwas zu erbitten, ſollten ſie auch darüber nichts in der Welt von demjenigen erlangen, worauf ſie die billigſten Anſprüche machen dürfen. Ich brauche wol nicht zu ſagen, wie ſehr alle dieſe Schwachen gemishandelt werden; wie man auf die Gutherzigkeit und Dienſtfertigkeit der Erſtern losſtürmt, und wie den Andern die Unverſchämtheit alles vor dem Munde wegnimt, weil ſie nicht den Muth haben, zuzugreifen. Misbrauche keines Menſchen Schwäche! Erſchleiche von Keinem Vortheile, Geſchenke, Verwendung von Kräften, die Du nicht nach den Regeln der ſtrengſten Gerechtigkeit, ohne ihm Verlegenheit und Laſt aufzuladen, von ihm fordern darfſt; ſuche auch zu verhindern, daß Andre dergleichen thun;

mache dem Blöden Muth! Verwende Dich, rede für ihn, wenn ſeine Schüchternheit ihn abhält, ſein eigener Fürſprecher zu ſeyn!

Manche Leute haben die Schwachheit, mit ganzer Seele gewiſſen Liebhabereien nachzuhängen. Sey es nun irgend eine noble Paſſion: Jagd, Pferde, Hunde, Katzen, Tanz, Muſik, Malerei, oder die Wuth, Kupferſtiche, Naturalien, Schmetterlinge, Petſchafte, Pfeifenköpfe und dergleichen zu ſammeln, oder Bau-Geiſt, Garten-Anlage, Kinder-Erziehung, Mäcenatenſchaft, phyſicaliſche Verſuche — oder was für ein Steckenpferd ſie auch reiten: ſo dreht ſich doch der ganze Kreis ihrer Gedanken immer um dieſen Punkt herum; ſie reden von keiner Sache ſo gern, wie von dieſem ihrem Lieblings-Gegenſtande; jedes Geſpräch wiſſen ſie dahin zu lenken. Sie vergeſſen dann, daß der Mann, welchen ſie vor ſich haben, vielleicht von keinem Dinge in der Welt weniger verſteht, als von dieſem, verlangen aber auch dagegen nicht gerade, daß er mit großer Kenntniß davon rede, wenn er nur die Geduld hat, ihnen zuzuhören; wenn er ihre Sächelchen nur mit Aufmerkſamkeit betrachtet, nur bewundert, was ſie ihm wie die größte Seltenheit empfehlen, und Intereſſe daran zu nehmen ſcheint. Nun, wer wird denn wol ſo hartherzig ſeyn, dieſe kleine Freude einem Manne, der übrigens redlich und verſtändig iſt, nicht zu gewähren! Vorzüglich empfehle ich Aufmerkſamkeit auf die — doch wie ſich's verſteht, unſchuldigen — Liebhabereien der Großen, an deren Gunſt uns gelegen iſt; denn, wie Triſtram Schandy anmerkt, ſo wird ein Hieb, welchen man dem Steckenpferde gibt, ſchmerzlicher empfunden, als ein Schlag, den der Reuter ſelbſt empfängt.

24.

Mit muntern, aufgeweckten Leuten, die von ächtem Humor beſeelt werden, iſt leicht und angenehm umzugehen. Ich ſage, ſie müſſen von **ächtem** Humor beſeelt werden; die Fröhlichkeit muß aus dem Herzen kommen, muß nicht erzwungen, muß nicht eitle Spaßmacherei, nicht Haſchen nach Witz ſeyn. Wer noch aus ganzem Herzen lachen, ſich den Aufwallungen einer lebhaften Freude überlaſſen kann; der iſt kein ganz böſer Menſch. Tücke und Bosheit machen zerſtreuet, ernſthaft, nachdenkend, verſchloſſen;

mais un homme, qui rit, ne sera jamais dangereux. Daraus folgt indeſſen nicht, daß Jeder, der nicht von fröhlicher Gemüthsart iſt, deswegen etwas Böſes im Schilde führen ſollte. Die Stimmung des Gemüths hängt vom Temperamente, ſo wie von Geſundheit und von innern und äuſſern Verhältniſſen ab. Aechte muntre Laune aber pflegt anſteckend zu ſeyn, und dieſe Epidemie hat etwas ſo wohlthätiges; es iſt ein ſo wahres Seelen-Glück, einmal alle Sorgen und Plagen dieſer Welt weglachen zu dürfen, daß ich dringend anrathe, ſich zur Munterkeit anzufeuern und wenigſtens ein Paar Stunden in der Woche auf dieſe Weiſe der geſitteten Fröhlichkeit zu widmen.

Allein es iſt ſchwer, in luſtiger Stimmung, und wenn man dem Witze den Zügel ſchießen läßt, nicht in einen ſatyriſchen Ton zu fallen. Was giebt uns reichern Stoff zum Lachen, als das unzählige Heer von Thorheiten der Menſchen? Und dieſe Thorheiten treten am lebhafteſten vor unſre Augen, wenn wir uns die Originale dazu denken, in welchen ſie wohnen. Lachen wir nun über die Narrheit, ſo iſt es faſt unvermeidlich, auch über den Narren mit zu lachen, und da kann dann dies Lachen ſehr ernſthafte, verdrießliche Folgen haben. Wenn ferner unſre Spöttereien Beifall finden, ſo werden wir verleitet, unſern Witz immer feiner zuzuſpitzen, und Andre, denen es auſſerdem vielleicht an Stoff zu munterer Unterhaltung fehlen würde, ſchärfen, durch unſer Beiſpiel verführt, ihre Aufmerkſamkeit auf die Mängel ihrer Nebenmenſchen: und was daraus entſtehen könne, das iſt theils bekannt genug, theils habe ich darüber ſchon etwas im erſten Capitel geſagt. Ich halte es daher für Pflicht, im Umgange mit ſehr ſatyriſchen Leuten auf ſeiner Hut zu ſeyn. Nicht, daß man ſich perſönlich vor ihrer ſpitzen Zunge oder Feder fürchten müßte, denn das zeigt wirklich den höchſten Grad von innerm Bewußtſeyn einiger Erbärmlichkeit an; ſondern daß man nicht durch ſie verführt werde, mit zu läſtern; daß man ſich und Andern dadurch nicht ſchade, und daß der Geiſt der Duldung nicht von uns weiche. Man zeige daher ſatyriſchen Leuten keinen zu lauten Beifall, beſtärke ſie nicht in der Gewohnheit, ihren Witz auf andrer Menſchen Unkoſten ſpielen zu laſſen, und lache nicht mit, wenn ſie läſtern und ſchmähen.

Ich ſage, man hat gar nicht Urſache, ſatyriſche Leute eigentlich zu fürchten; denn ſind ſie übrigens edle Männer, ſo werden ſie, wenn ſie auch über Thorheiten lachen, doch den Character des redlichen Mannes ſchonen. Sind ſie aber boshafte Spötter, ſo werden ſie ſich mehr, als Andern, ſchaden. — An den Mann von Würde wagt ſich denn auch nicht leicht ein Solcher, wenigſtens nicht zum zweitenmal.

Trunkenbolde, grobe Wollüſtlinge und alle andre Arten von laſterhaften Leuten ſoll man freilich fliehn, und ihren Umgang, wenn man kann, vermeiden; iſt dies aber durchaus unmöglich, ſo bedarf es wol keiner Erinnerung, daß man ſich hüten müſſe, von ihnen zur Untugend verführt zu werden. Allein das iſt nicht genug. Es iſt auch Pflicht, ihren Ausſchweifungen, mögten ſie ſolche auch in das gefälligſte Gewand hüllen, nicht durch die Finger zu ſehen, ſondern vielmehr, wo es mit Klugheit geſchehen kann, einen unüberwindlichen Abſcheu dagegen zu zeigen, ſich auch wohl zu enthalten, an unzüchtigen, ſchmutzigen Geſprächen beifälligen Antheil zu nehmen. Man ſieht in der großen Welt die ſogenannten agréables débauchés mehrentheils die glänzendſte Rolle ſpielen, und in manchen, beſonders männlichen Cirkeln, die Unterhaltung auf Zoten und Zweideutigkeiten hinausgehen, wodurch die Phantaſie junger Leute erhitzt, mit ſchlüpfrigen Bildern erfüllt, und die Corruption weiter ausgebreitet wird. Zu dieſem allgemeinen Verderbniſſe der Sitten, zu Unterdrückung, vielleicht gar zu Verachtung der Keuſchheit, Nüchternheit, Mäßigkeit und Schamhaftigkeit, darf kein redlicher Mann auch nur das mindeſte beitragen. Er muß vielmehr, ſo viel an ihm iſt, ohne Anſehn der Perſon, ſein Mißfallen daran beſtimmt zu erkennen geben, und, wenn er Menſchen, die auf dem Wege des Laſters wandeln, durch freundſchaftliche Warnung und Hinlenkung ihrer Thätigkeit auf würdigere Gegenſtände, nicht beſſern kann, ihnen wenigſtens zeigen, daß er den Sinn für Reinigkeit und Tugend nicht verlohren habe, und daß in ſeiner Gegenwart die Unſchuld reſpectirt werden müſſe.

26.

Einen ganz eignen Abſchnitt verdienen die Enthuſiaſten, überſpannten, romanhaften Menſchen, Kraft-Genies und excentriſchen Leute. Sie leben und weben in einer Atmoſphäre von Phantaſien, wie ein Fiſch im naſſen Elemente, und ſind geſchworne Feinde der kalten Ueberlegung. Mode-Lectüre, Romane, Schauſpiele, geheime Verbindungen, Mangel an gründlichen wiſſenſchaftlichen Kenntniſſen, und Müßiggang, ſtimmen einen großen Theil unſrer heutigen Jugend auf dieſen Ton; man trifft aber auch Schwärmer mit grauen Köpfen an. Sie ſtreben ohne Unterlaß nach dem Auſſerordentlichen und Uebernatürlichen; verachten das nahe liegende Gute, um nach fernen Erſcheinungen zu greifen; verſäumen das Nöthige und Nützliche, um Plane für das Entbehrliche zu machen; legen die Hände in den Schooß, wo es Pflicht wäre, zu wirken, um ſich in Händel zu miſchen, die ſie nichts angehen; reformiren die Welt, und vernachläſſigen ihre häuslichen Geſchäfte; finden das Wichtigſte zu klein, und das Abgeſchmackteſte erhaben; verſtehen das Deutlichſte nicht, und predigen das Unbegreifliche. Vergebens ſtellſt Du ihnen die Gründe der geſunden Vernunft vor; ſie werden Dich wie einen gemeinen Menſchen, ohne Gefühl, ohne Sinn für das Große, verachten, Mitleiden mit Deiner Weisheit haben, und ſich lieber an ein Paar andre Narren von ähnlichem Schwunge anſchließen, die in ihren Unſinn einſtimmen. Iſt Dir's alſo darum zu thun, einen ſolchen Schwärmer von etwas zu überzeugen, oder auch nur irgend in Anſehn bei ihm zu ſtehen: ſo müſſen Deine Geſpräche warm und feurig ſeyn, und Du mußt mit eben ſo viel Enthuſiasmus der geſunden Vernunft das Wort reden, als womit er die Sache ſeiner Thorheit verſicht. Selten aber richtet man überhaupt etwas mit ſolchen Menſchen aus, und es iſt am beſten gethan, der Zeit ihre Cur zu überlaſſen. Indeſſen ſteckt zum Unglücke Schwärmerei an, wie der Schnupfen. Wer daher eine ſehr lebhafte Einbildungskraft hat, und nicht ganz ſicher von der Herrſchaft ſeines Verſtandes über dieſelbe iſt, den rathe ich, im Umgange mit Enthuſiaſten jeder Gattung auf ſeiner Hut zu ſeyn. In dieſem Jahrhunderte, in welchem die Wuth noch geheimen Verbindungen, die faſt alle auf ſolchen Grillen beruhen, ſo allgemein geworden iſt, hat man ſogar Mittel gefunden, alle Arten von religiöſer, theoſophiſcher, chemiſcher und politiſcher, oder wer weiß von was für Schwärmerei? in Syſteme zu bringen. Ich mag nicht entſcheiden, welche von dieſen Gattungen die gefährlichſte iſt, halte aber doch dafür, diejenigen, welche auf politiſche, halbphantaſtiſche, halb jeſuitiſche Plane und auf Welt-Reformation hinausgehen, gehören wol wenigſtens nicht zu den unſchädlichſten Donquixoterien; ich glaube dies um ſo feſter, da gerade dieſe Art von Schwärmer-Syſtemen am mehrſten Verwirrung im Staate anrichten kann, und die blendendſte Auſſenſeite zu haben pflegt, ſtatt daß die übrigen bald Langeweile machen, und nur ſchiefe und mittelmäßige Köpfe dauerhaft beſchäftigen. Man gewöhne ſich daher, im Umgange mit den Apoſteln ſolcher Syſteme, die jedem Biedermanne ſonſt ſo theuren Ausdrücke: Glück der Welt, Freiheit, Gleichheit, Rechte der Menſchheit, Cultur, allgemeine Aufklärung, Bildung, Weltbürgergeiſt und dergleichen, für nichts anders, als für Lockſpeiſe, oder höchſtens für gutgemeinte leere Worte zu nehmen, mit denen dieſe Leute ſpielen, wie die Schulknaben mit den oratoriſchen Figuren und Tropen, welche ſie in ihren magern Exercitien anbringen müſſen.

Kraft-Genies und excentriſche Leute laſſe man laufen, ſo lange ſie ſich noch nicht gänzlich zum Einſperren qualificiren. Die Erde iſt ſo groß, daß eine Menge Narren neben einander Platz darauf hat.

27.

Reden wir itzt ein Wort von Andächtlern, Frömmlern, Heuchlern und abergläubiſchen Leuten!

Wem es mit ſeinen Empfindungen für die Religion, mit ſeiner Wärme für Gottes Liebe, Gottes-Furcht und Gottes-Verehrung und mit ſeiner Anhänglichkeit an die gottesdienſtlichen Gebräuche der Kirche, zu welcher er ſich in ſeinem Herzen bekennt, ein aufrichtiger Ernſt iſt: der hat die gegründetſten Anſprüche auf unſre Achtung. Sollte er auch das Weſen der Religion, mehr als wir für gut halten, in bloßes Gefühl, ohne allen Gebrauch ſeiner ihm von Gott verliehenen Leiterinn, der Vernunft, ſetzen: — ſollte auch,

unſerer

unſrer Meinung nach, eine erhitzte Phantaſie ſich in ſeine religiöſe Empfindungen miſchen: — ſollte er auch zu anhänglich an gewiſſen Ceremonien, Gebräuche und Syſteme ſeyn: ſo verdient er, wenn er übrigens ein redlicher Mann, ein praktiſcher Chriſt iſt, Duldung, Schonung und Bruderliebe. Allein um deſto verachtungswürdiger iſt ein Schuft, ein gleißneriſcher Böſewicht, der hinter der Larve der Heiligkeit, Sanftmuth und Religioſität den wollüſtigen Verführer, den tückiſchen Verleumder, Aufrührer, Anhetzer, rachgierigen Böſewicht, oder den fanatiſchen Verfolger verſteckt. Beide Arten von Leuten ſind aber nicht ſchwer zu unterſcheiden. Der fromme Edle iſt gerade, offen, ſtill und heiter, nicht übertrieben höflich, nicht übertrieben zuvorkommend, noch übertrieben demüthig, aber liebevoll, einfach und zutraulich in ſeinem Betragen. Er iſt nachſichtig, milde und duldend, redet auch nicht viel, auſſer mit vertrauten Freunden, über religiöſe Gegenſtände; der Heuchler hingegen pflegt ſüß, kriechend, ſchmeichelnd, immer auf ſeiner Hut, ein Sklave der Großen, ein Anhänger der herrſchenden Parthei, ein

Freund der Glücklichen, nie ein Vertheidiger der Verlaſſenen zu ſeyn. Er führt Rechtſchaffenheit und Religion ohne Unterlaß im Munde, gibt ſeine reichen Allmoſen, und erfüllt ſeine chriſtlichen Liebespflichten mit Geräuſch und Aufſehen, tobt und ſchäumt über den Gottloſen und Laſterhaften, oder entſchuldigt fremde Fehler auf ſolche Weiſe, daß ſie dadurch tauſendfältig vergrößert ſcheinen. Hüte Dich, dieſem auf irgend eine Weiſe in die Hände zu fallen; fliehe ihn; tritt ihm nicht auf den Fuß; beleidige ihn nicht, wenn Dir Deine Ruhe lieb iſt!

Abergläubiſche Leute, die Ammen-Mährchen, Geſpenſter-Hiſtörchen und dergleichen anhängen, ſind nicht durch Gründe der Philoſophie und durch vernünftige Zweifels-Erweckung von ihrem Wahne zu befreien, am wenigſten aber durch Declamationen, Perſiflage und Ereiferung. Es iſt da kein anderes Mittel, als, ihnen nicht eher zu widerſprechen, bis man zugleich eine einzelne Thatſache ſtrenge und kaltblütig unterſuchen, und ſie mit eignen Augen von dem Betruge oder Ungrunde überzeugen kann, obgleich es wahrlich unbillig iſt, daß man Dem, welcher eine übernatürliche Erſcheinung behauptet, den Beweis erläßt, und ihm Denjenigen auflegt, der die Rechte der Vernunft vertheidigt.

23.

Nicht toleranter, als die Frömmler, pflegen ihre Gegenfüßler, die Deiſten, Freigeiſter und Religions-Spötter von gemeiner Art zu ſeyn. Ein Mann, der unglücklich genug iſt, ſich von der Wahrheit, Heiligkeit und Nothwendigkeit der chriſtlichen Religion nicht überzeugen zu können, verdient Mitleiden, weil er ein ſehr weſentliches Glück, einen künftigen Troſt im Leben und Sterben entbehrt; er verdient mehr als Mitleiden, er verdient Liebe und Achtung, wenn er dabei ſeine Pflichten wie Menſch und Bürger, ſo viel an ihm iſt, treulich erfüllt, und niemand in ſeinem Glauben irre macht. Wenn aber jemand, der aus böſem Willen, aus Verkehrtheit des Kopfs oder des Herzens, ein Religions-Verächter geworden iſt, oder gar zu ſeyn nur affectirt, aller Orten Proſeliten zu werben ſucht, öffentlich mit ſchaalem Witze, oder nachgebeteten voltairiſchen Floskeln, der Lehren ſpottet, auf welche andre Menſchen ihre einzige Hoffnung, ihre zeitliche und ewige Glückſeligkeit bauen; wenn er Jeden verfolgt, verachtet, ſchimpft, Jeden einen Heuchler oder heimlichen Jeſuiten ſchilt, der nicht wie er denkt: ſo iſt ein ſolcher bösartiger Thor unſrer Verachtung werth, iſt werth, daß man ihm dieſe Verachtung zeige, wäre er auch ein noch ſo vornehmer Mann; und wenn man es für vergebliche Mühe hält, ſeinem Gewäſche ernſthafte Gründe entgegenzuſetzen: ſo ſtopfe man ihm wenigſtens, wenn es irgend möglich iſt, ſein Läſtermaul!

29.

Ueber die Art, wie man ſchwermüthige, tolle und raſende Menſchen behandeln müſſe, ſollte billig ein philoſophiſcher Arzt ein eignes Werk ſchreiben. Dieſer Mann müßte Leute von der Art in und auſſer den Hoſpitälern aufſuchen, dieſelben genau und in verſchiednen Jahrszeiten und Monds-Veränderungen beobachten, und aus den Reſultaten dieſer Unterſuchungen ein ganzes Syſtem ausarbeiten. Mir fehlt es an der Menge von Thatſachen, ſo wie an mediciniſchen Kenntniſſen dazu, und hier würde eine weitläuftige Abhandlung über dieſen Gegenſtand auch zu viel Raum wegnehmen, da ich ſchon ſo manches Blatt mit Bemerkungen über den Umgang mit nicht eingeſperrten Narren angefüllet habe. Alſo nur noch wenig Zeilen darüber!

Der wichtigſte Punct ſcheint bei ſolchen Kranken anfangs der zu ſeyn, daß man die erſte Quelle ihres Uebels aufſuche, daß man bewahrheite, ob und wie dieſelben, ob durch Zerrüttung einzelner körperlicher Werkzeuge, oder durch Gemüthslage, heftige Leidenſchaften, oder Unglücksfälle, entſtanden ſeyn. Zu dieſem Endzwecke muß man Acht geben, womit ſich ihre Phantaſie in den Augenblicken der Raſerei oder Verwirrung, und auſſer denſelben, beſchäftige, worauf ihre Einbildungskraft brüte. Da würde ſichs denn zeigen, daß man, um dieſe Unglücklichen nach und nach zu heilen, mehrentheils nur auf einen einzigen Punkt zu wirken, in ihnen auf vorſichtige Weiſe nur eine einzige herrſchende Grille zu zerſtöhren oder zu modificiren brauchte. Ferner würde es wichtig ſeyn, darauf Acht zu geben, welche Art von Wetter-Veränderung, Jahrszeit und Monds-Wandlung Einfluß auf ihre Krankheit hätte, um die glücklichen Augenblicke zur Behandlung zu nützen. Endlich habe ich bemerkt, daß das Einſperren und jede harte Verfahrungsart faſt immer das Uebel ärger macht. Ich muß bei dieſer Gelegenheit mit wahrem, aufrichtigem Lobe der Einrichtung Erwähnung thun, welche im Tollhauſe in Frankfurt am Mayn herrſcht, und welche ich vielfältig zu beobachten Gelegenheit gefunden habe. Man läßt dort die Wahnſinnigen, wenn es nur irgend ohne Gefahr geſchehen kann, wenigſtens in den Jahrszeiten, von welchen man weiß, daß alsdann ihre Tollheit weniger heftig iſt, unter unmerklicher Beobachtung frei im Hauſe und Garten herumgehen; und der Zuchtmeiſter verfährt ſo ſanft und liebreich mit ihnen, daß viele derſelben nach einigen Jahren völlig geheilt wieder herauskommen, und eine größere Anzahl höchſtens nur melancholiſch bleibt, allerlei Handarbeiten zu verrichten im Stande iſt, indeß die Menſchen in manchen andern Hoſpitälern durch Einſperren und Härte vielleicht im höchſten Grade wüthend geworden ſeyn würden.

Man kann aber auch ſchwache Menſchen ſtufenweiſe um ihren Verſtand bringen, wenn man eine heftige Leidenſchaft, von welcher ſie regiert werden, ſey es Liebe, Hochmuth oder Eitelkeit, nährt, reizt und dann wieder kränkt. Zwei ſolcher elenden Geſchöpfe erinnere ich mich geſehen zu haben. Der eine trug ein Hofnarren-Kleid an dem Hofe des Fürſten von ***. Er war in der Jugend ein Menſch von feinem Kopfe, guten Anlagen und voll Witz geweſen; noch loderten davon in ruhigen Augenblicken Flammen hervor. Er hatte ſtudiren ſollen, aber nichts gelernt, ſondern ſich einem lüderlichen Leben überlaſſen. Als er darauf in ſein Vaterſtädtchen zurückkam, behandelte man ihn wie einen unwiſſenden Müßiggänger, und er ſelbſt fühlte, daß er weiter nichts war. Er hatte aber einen ungeheuren Hochmuth, und war nicht gänzlich arm. Von ſeiner Familie und den Leuten ſeines Standes verſtoßen, fing er nun an, mit den Hof-Officianten des Fürſten von *** ſich herumzutreiben. Seine luſtigen Einfälle zogen ſogar die Aufmerkſamkeit dieſes ſehr muntern Herrn auf ihn. Er wurde bald vertraut mit demſelben und mit dem ganzen Hofe, wodurch anfangs ſeine Eitelkeit gekitzelt wurde; doch endigte ſich das natürlicherweiſe damit, daß man ihn misbrauchte, und wie einen privilegirten Spaßmacher betrachtete. Dies war indeſſen immer noch eine Art von Exiſtenz, die ihm behagte, ſo lange das Ding in gewiſſen Schranken blieb, und es ihm erlaubt war, auf vertraulichem Fuße mit vornehmen Leuten umzugehen, und ihnen zuweilen derbe Wahrheiten zu ſagen. Weil dieſe aber ſich nicht umſonſt ſo weit herablaſſen wollten, auch nicht zu aller Zeit gleich gut aufgelegt waren, ſeinen Witz, der zuweilen in das Grobe fiel, anzunehmen: ſo erfuhr er Demüthigungen aller Art, bekam zuweilen Schläge, und konnte doch nun nicht mehr zurück, indem ihm ſeine Verwandten und Bekannten in der Stadt mit äuſſerſter Verachtung begegneten, und ſein kleines Vermögen geſchmolzen war. — Und ſo ſank er denn immer tiefer. Er wurde gänzlich abhängig vom Hofe; der Fürſt ließ ihm eine buntſchäckigte Kleidung machen, und es war kein Küchenjunge im Schloſſe, der nicht das Recht zu haben glaubte, einen Spaß von ihm zu begehren, oder ihm für einen Schoppen Wein einen Naſenſtüber zu geben. Aus Verzweiflung berauſchte er ſich nun täglich; und war er ja einmal nüchtern, ſo nagten die Vorſtellung ſeiner fürchterlichen Lage, das Gefühl der unedeln Rolle, welche er ſpielte, die Anſtrengung, neue Späße zu erfinden, um nicht auf immer verſtoßen zu werden, und ſein aufwachender Hochmuth an ſeiner Seele, indeß er ſeinen Körper durch Ausſchweifungen zerrüttete. Er wurde wirklich ein Narr; und einmal ſo raſend, daß man ihn ein halbes Jahr hindurch an der Kette verwahren mußte. Als ich ihn ſahe, war er ein alter Mann, trieb ſich in einem armſeligen Zuſtande umher, wurde wie ein verrückter Menſch angeſehen, war aber mehr ein Gegenſtand des Widerwillens, als des Mitleidens, und hatte doch noch helle Augenblicke, in welchen er ungewöhnlichen Scharfſinn, Witz und Genie verrieth, auch, wenn er einen halben Gulden erbetteln wollte, auf eine feine Weiſe zu ſchmeicheln, und mit ſo ſchlauer Menſchenkenntniß die ſchwachen Seiten der Leute zu faſſen verſtand, daß ich nicht wußte, ob ich nicht mehr über die Leute, die ihn ſo tief hinabgeſtoßen hatten, als über ſeine Verirrungen ſeufzen ſollte.

Der andre Menſch, von welchem ich reden wollte, war einſt Verwalter auf einem edelichen Gute geweſen, nachher aber in Penſion geſetzt worden. Da nun ſolchergeſtalt die Herrſchaft nichts mit ihm anzufangen wußte, trieb ſie ihren Spaß mit ihm, indem er ſehr dumm und zugleich hochmüthig und verliebt war. Sie nannten ihn Fürſt, gaben ihm einen Orden, ließen erdichtete Briefe von hohen Potentaten an ihn ſchreiben, in welchen ihm entdeckt wurde, daß er eigentlich aus einem großen Hauſe abſtamme, aber in ſeiner Jugend entführt worden ſey; daß der Großſultan, welcher unrechtmäßigerweiſe ſeine Länder beſäße, ihm nach dem Leben trachtete; daß eine griechiſche oder hebräiſche Prinzeſſin in ihn verliebt ſey, und dergleichen mehr. Es mußten luſtige Freunde, wie Geſandte verkleidet, in Unterhandlungen mit ihm treten; — und kurz! nach wenig Jahren brachte man es dahin, daß der arme Tropf wirklich verrückt wurde, und dieſe Thorheiten glaubte.

Ich enthalte mich aller Anmerkungen über dieſe beiden Geſchichten; der Leſer wird ſie ohne meine Anweiſung machen können.

Ende des erſten Theils.

Schriften

von

Adolph Freiherrn Knigge.

Zweiter Band.

(Ueber den Umgang mit Menſchen. 2r Bd.)

Hannover,
in der Ritſcherſchen Buchhandlung.
1804.

Ueber den

Umgang mit Menſchen.

Von

Adolph Freiherrn Knigge.

Zweiter Theil.

Achte verbeſſerte Auflage.

Mit Churfürſtlich Sächſiſchem Privilegio.

Hannover,
in der Ritſcherſchen Buchhandlung.
1804.

Univ. Bibl.
München

Inhalt des zweiten Theils.

Einleitung; Seite 1.

Nachricht von der Art der Eintheilung aller in den drei Bänden dieſes Werks verhandelten Gegenſtände.

Erſtes Capitel; Seite 2.

Von dem Umgange unter Menſchen von verſchiedenem Alter.

1) Der intereſſanteſte Umgang hat wol unter Menſchen von gleichen Jahren Statt; doch verrücken Temperament, Erziehung und dergleichen auch hier die Grenzen. 2) Alte Leute ſollen die Freuden der jüngern nicht ſtören, ſondern, ſo viel möglich, ſich in die frühern Jahre zurückdenken. 3) Sie ſollen aber nicht auf eine lächerliche Art jung ſcheinen wollen. 4) Ihr Umgang muß der Jugend lehrreich ſeyn. 5) Es iſt nicht mehr Mode, ältern Leuten Achtung zu beweiſen: die heutige Generation iſt weit klüger, als die Väter waren: der Verfaſſer gehört aber noch zur alten Welt. 6) Regeln, wie ſich Jünglinge gegen alte Leute betragen ſollen. 7) Ueber den Umgang mit Kindern.

Zwei-

Zweites Capitel; Seite 16.

Von dem Umgange unter Eltern, Kindern und Blutsfreunden.

1) Ob Anhänglichkeit an Familie und Vaterland Vorurtheil ſey? — Etwas über Weltbürger-Geiſt. 2) Ueber das Betragen der Eltern gegen ihre Kinder; 3) der Kinder gegen ihre Eltern. 4) Ueber den Umgang unter Verwandten. — Etwas von alten Oheimen und Baaſen.

Drittes Capitel; Seite 29.

Von dem Umgange unter Eheleuten.

1) Gute Wahl der Gatten iſt das ſicherſte Mittel zu künftigem Eheglücke, und das Gegentheil hat traurige Folgen. 2) Warum ſo manche, in der Jugend mit ſehr wenig Ueberlegung geſchloſſene Ehen dennoch glücklich ausfallen? 3) Ob vollkommne Gleichheit in Temperamenten und Denkungsart zu einer glücklichen Ehe nothwendig ſey? 4) Vorſchriften, welche man beobachten ſoll, um ſich einander immer neu, angenehm und werth zu bleiben. 5) Haupt-Regel: Erfülle ſorgſam jede Deiner Pflichten! 6) Wie wir uns zu verhalten haben, wenn die liebenswürdigen Eigenſchaften fremder Perſonen zu lebhafte Eindrücke auf unſre Ehegenoſſen machen. 7) Wie man ſich ſelbſt gegen ſolche Eindrücke waffnen ſolle, beſonders gegen die feinern Coketten; in der Jugend; im reifen Alter. 8) Eheliche Pflicht ſchließt aber nicht alle zärtlichen Empfindungen für andre Perſonen aus. 9) Man ſoll von einander auch nicht Aufopferung alles eignen Geſchmacks, aller andern unſchuldigen Neigungen verlangen, ſich aber nach und nach in gleiche Stimmung zu ſetzen ſuchen. 10) Wie man wirkliche Ausſchweifungen vermeiden ſolle? 11) Ob man Geheimniſſe vor einander haben dürfe? 12) Jeder Ehegenoſſe ſoll ſeine angewieſenen Geſchäfte haben. 13) Wie es mit Verwaltung der Caſ-

ſen zu halten? 14) Wie aber, wenn ein Theil die Verſchwendung liebt? — Häusliche Sparſamkeit iſt ein Mittel zum Eheglücke. 15) Iſt es beſſer, daß der Mann, oder daß die Frau reich ſey? Erſteres. Warum. — Betragen gegen eine reiche Frau. 16) Iſt es beſſer, daß der Mann klüger ſey, als das Weib, oder umgekehrt? 17) Ob man ſeiner Gattinn ſein Unglück klagen dürfe? — Verhalten in wirklichen Unglücksfällen. 18) Betragen bei gar zu großer Ungleichheit der Denkungsart. 19) Wie man ſich verhalten ſolle, wenn das Schickſal uns mit einer unmoraliſchen, laſterhaften Perſon auf ewig verbunden hat? 20) Leide nicht, daß Fremde ſich in Deine häuslichen Geſchäfte miſchen! — Etwas über alte böſe Schwiegermütter. 21) Ueber Verletzung ehlicher Treue und Eheſcheidung. 22) Ob dieſe Regeln auch anwendbar auf die Ehen unter ſehr vornehmen und ſehr reichen Leuten ſeyen?

Viertes Capitel; Seite 75.

Ueber den Umgang mit und unter Verliebten.

1) Kurze Vorſchrift, wie man mit Verliebten umgehen ſolle. 2) Warum man den Verliebten keine Vorſchriften für ihren Umgang unter einander geben könne? 3) Glückſeligkeit der erſten Liebe, im Gegenſatze mit den Empfindungen eines Herzens, das ſchon oft Tauſch und Handel getrieben. 4) Eiferſucht und Zwiſt unter Verliebten knüpfen das Band feſter, doch nicht die Eiferſucht einer Cokette. 5) Ob Weiber oder Männer inniger und beſtändiger lieben? 6) Sey verſchwiegen in der Liebe! Es giebt ein Glück, das man ſich ſelbſt kaum geſteht, und Gefälligkeiten, die ihren Werth verlieren, wenn ſie erlautert werden. 7) Warnungen vor übereilten Eheverſprechungen. 8) Nach dem Bruche mit der Geliebten ſoll man edel handeln.

Fünftes Capitel; Seite 88.

Ueber den Umgang mit Frauenzimmern.

1) Erklärung des Verfaſſers über das, was er etwa zum Nachtheile des weiblichen Geſchlechts in dieſem Capitel ſagen müßte. 2) Umgang mit Frauenzimmern dient zur Bildung des Jünglings, und gewährt reine Freuden. 3) Warum äuſſere und innere Vorzüge nicht immer das einzige ſichere Mittel ſind, uns in dem Umgange mit Frauenzimmern angenehm zu machen? 4) Die Frauenzimmer lieben an den Männern keine Infirmitäten; warum? 5) Warum man es den Damen nicht zum Vorwurf machen ſolle, wenn ſie ſich für ausſchweifende Männer intereſſiren? 6) Was für ein Anzug den Weibern an uns gefalle? 7) Man ſoll nicht mehrern Frauenzimmern zugleich einerlei Huldigung bezeugen; 8) Nicht in ihrer Gegenwart andre Damen von eben ſolchen Anſprüchen zu ſehr loben. 9) Beſtrebe Dich, ein angenehmer Geſellſchafter zu ſeyn, wenn Du den Damen gefallen willſt! Schmeichelei gefällt ihnen vorzüglich wohl. 10) Ueber die Neugier der Weiber. 11) Wie man ſich nach ihren Launen richten müſſe? — Man ſoll ſich ihnen nicht aufdringen. 12) Sie finden Vergnügen an kleinen Neckereien. 13) Man laſſe ihnen den Triumph, und beſchäme ſie nicht! 14) Ueber Weiber Rache. 15) Wie man ſich hüten könne, nicht verliebt zu werden? 16) Niederträchtigkeit Derer, die junge Mädchen betrügen, täuſchen, verführen, zu Grunde richten. 17) Ueber den Umgang mit Coketten und Buhlerinnen. 18) Etwas von gelehrten Weibern. 19) Ueber die Verſtellung der Weiber. 20) Ueber alte Coketten, Prüden, Spröde, Betſchweſtern, Gevatterinnen. 21) Noch etwas im Allgemeinen von den Freuden im Umgange mit edeln und verſtändigen Weibern.

Sechstes Capitel; Seite 120.

Ueber den Umgang unter Freunden.

1) Ueber die Wahl der Freunde, in der Jugend und im reifern Alter. 2) In wie fern zur Freund-

ſchaft

ſchaft Gleichheit des Alters, des Standes, der Denkungsart und der Fähigkeiten erfordert werde? 3) Warum ſehr vornehme und ſehr reiche Leute wenig Sinn für Freundſchaft haben? 4) Rechne nie auf die dauerhafte Freundſchaft ſolcher Menſchen, die von unedeln, heftigen oder thörigten Leidenſchaften regiert werden! 5) Ob es ſo ſchwer ſey, treue Freunde zu finden? — Wie ſie beſchaffen ſeyn müſſen? — Ob man deren viele antreffe? 6) Beſtimmung der Grenzen der Anhänglichkeit für einen Freund. 7) Freunde in der Noth. 8) Ob man ſeinen Freunden ſein Unglück klagen ſolle? 9) Was wir thun ſollen, wenn uns ein Freund ſeine Noth klagt? 10) Grenzen der Vertraulichkeit. 11) Schmeichelei muß unter Freunden wegfallen, nicht aber Gefälligkeit. — Man muß den Muth haben, Wahrheit zu ſagen und anzuhören. 12) Vorſichtigkeit im Fordern und Annehmen von Freundſchaftsdienſten, Wohlthaten und Gefälligkeiten 13) Wie man es anzufangen habe, daß wir unſerm Freunde nicht überläſtig werden, und daß der öftere, zu vertrauliche Umgang nicht widrige Eindrücke erzeuge? — Daß man auch Trennung von geliebten Freunden ertragen lernen müſſe. 14) Ueber den Briefwechſel mit abweſenden Freunden. 15) Ueber Eiferſucht in der Freundſchaft. 16) Alles, was Deinem Freunde angehört, ſey Dir heilig! 17) Man ſoll ſeine Freunde nicht nach der Wärme beurtheilen, die ſie äuſſerlich zeigen 18) Man ſoll nicht ängſtlich um Freunde werben. 19) Es gibt Menſchen, die gar keine vertraute Freunde haben, und andre, die jedermanns Freunde ſind. 20) Vorſchriften über die Aufführung, wenn Mißverſtändniſſe unter Freunden entſtehen. 21) Wie aber, wenn uns Freunde täuſchen, verlaſſen, oder wir uns in unſrer Meinung von ihnen betrogen glauben? 22) Betragen nach dem Bruche mit einem unwürdig befundenen Freunde.

Siebentes Capitel; Seite 153.

Ueber die Verhältniſſe zwiſchen Herren und Dienern.

1) Man ſoll der unterwürfigen Menſchenklaſſe die Dienſtbarkeit leicht zu machen ſuchen. 2) Die mehrſten Menſchen ſcheinen zwar zur Sklaverei geboren zu ſeyn; woher das aber komme? 3) Doch fühlen ſie den Werth des größern Verdienſtes und einer edlen Behandlung. — Regeln, daher genommen. — Gutes Beiſpiel wird empfohlen. 4) Nachſicht und Vertraulichkeit mit Dienſtboten ſoll nicht übertrieben werden. Mittel, gut bedient, und von ſeinen Leuten geliebt zu werden. 5) Auf welchem Fuße gewöhnlich heut zu Tage der Hausvater mit dem Geſinde lebt. Vortheile und Nachtheile von dem Unternehmen, ſeine Domeſtiken ſich ſelbſt zu erziehen. 6) Warum man das Geſinde nicht ſchlagen noch ſchimpfen ſolle? 7) Betragen gegen fremde Bediente. 8) Ueber Friſeurs, Barbiers und Putzmacherinnen. 9) Etwas über das Betragen des Dieners gegen den Herrn. 10) Diebſtahl zu hindern.

Achtes Capitel; Seite 168.

Betragen gegen Hauswirthe, Nachbarn und Solche, die mit uns in demſelben Hauſe wohnen.

1) Nächſt den erſten natürlichen Verhältniſſen iſt man zuerſt ſeinen Nachbarn und Hausgenoſſen Rath, That und Hülfe ſchuldig. 2) Man ſoll ſich ihnen aber nicht aufdringen, noch ihre Handlungen ausſpähen. 3) Kleine Gefälligkeiten gegen Perſonen, die unter, neben uns, und uns gegenüber wohnen. 4) Verhalten gegen Hauswirthe, und Betragen des Hauswirths gegen Miethsleute. 5) Kleine Mißhelligkeiten müſſen gleich geſchlichtet werden.

Neun-

Neuntes Capitel; Seite 173.

Ueber das Verhältniß zwiſchen Wirth und Gaſt.

1) Ueber die Rechte der Gaſtfreundſchaft in alten und neuern Zeiten. 2) Einige Regeln für Den, welcher Gaſtfreundſchaft erzeigt. 3) Betragen des Gaſtes gegen den Wirth. 4) Es gibt Menſchen, die den Werth der erwieſenen Gaſtfreundſchaft zu hoch anrechnen.

Zehntes Capitel; Seite 181.

Ueber die Verhältniſſe unter Wohlthätern und Denen, welche Wohlthaten empfangen, wie auch unter Lehrern und Schülern, Gläubigern und Schuldnern.

1) Dankbarkeit für empfangne Wohlthaten; auch dann, wenn uns der Wohlthäter nicht mehr nützen kann. 2) Man ſoll nie durch unedle Schmeichelei Wohlthaten weder erringen, noch vergelten. — Ob erwieſene Menſchenpflicht beſondern Dank verdiene? 3) Grenzen der Dankbarkeit gegen ſchlechte Menſchen. 4) Ueber die Art, Wohlthaten zu erzeigen, und über den Umgang mit Dem, welchem man ſie erwieſen. 5) Verhältniß zwiſchen Lehrer und Schüler. — Betragen gegen Perſonen, die ſich dem Erziehungsgeſchäfte widmen. 6) Ueber das Betragen gegen Schuldner und Gläubiger.

Elftes Capitel; Seite 190.

Ueber das Betragen gegen Leute, in allerlei beſondern Verhältniſſen und Lagen.

1) Gegen Feinde, Beleidiger und Beleidigte. 2) Ueber den Umgang mit Leuten, die einander feind ſind. 3) Ueber die Art, Kranke zu behandeln. 4) Ueber das Betragen gegen Arme, Leidende, Verlaſſene, Verirrte und Gefallene.

Zwölftes Capitel; Seite 220.

Ueber das Betragen bei verſchiedenen Vorfällen im menſchlichen Leben.

1) In eignen und fremden Gefahren. 2) Auf Reiſen. — Einige Regeln, um bequem, angenehm, wohlfeil und nützlich zu reiſen, und wie man ſich gegen Reiſende und in Bädern zu betragen habe. 3) Ueber das Betragen in Geſellſchaft betrunkner Leute. 4) Regeln beim Rathgeben und Rathfragen. 5) Bei feierlichen Gelegenheiten. 6) Beim Tanze.

Ein-

Einleitung.

Der erſte Theil dieſes Buchs enthält Bemerkungen über den Umgang mit Menſchen von allerlei Art, ohne Rückſicht auf ihre beſondern Verhältniſſe unter einander. Die manchfaltigen natürlichen, häuslichen und bürgerlichen Verbindungen aber erfordern eine verſchiedene Anwendung der Regeln des Umgangs und neue Vorſchriften für einzelne Fälle. Ich rede daher in dieſem zweiten Theile zuerſt von demjenigen, was wir in der menſchlichen Geſellſchaft zu beobachten haben, in ſo fern wir auf Verſchiedenheit des Alters und des Geſchlechts, auf Blutsfreundſchaft, auf die erſten Bande des häuslichen Lebens und auf Freundſchaft, Liebe, Dankbarkeit, Wohlwollen, endlich auf die Lagen mancher

Art, in welche Menſchen aus allen Ständen gerathen können, unſer Augenmerk richten. Der dritte Theil aber wird die Pflichten entwickeln, die uns Stand, bürgerliche Verbindung, Uebereinkunſt und alle übrigen zuſammengeſetztern Verhältniſſe auflegen.

Erſtes Kapitel.

Von dem Umgange unter Menſchen von verſchiednem Alter.

I.

Der Umgang unter Menſchen von gleichen Jahren ſcheint freilich viel Vorzüge und Annehmlichkeit zu haben. Aehnlichkeit in Denkungsart und wechſelſeitige Austauſchung ſolcher Ideen, die gleich lebhaft die Aufmerkſamkeit erregen, ketten die Menſchen an einander. Jedem Alter ſind gewiſſe Neigungen und leidenſchaftliche Triebe eigen. In der Folge der Zeit verändert ſich die Stimmung; man rückt nicht ſo fort mit dem Geſchmacke und der Mode; das Herz iſt nicht mehr ſo warm, faßt nicht ſo leicht Intereſſe an neuen Gegenſtänden; Lebhaftigkeit und Phantaſie werden herabgeſtimmt; manche glückliche Täuſchungen ſind verſchwunden; viel Gegenſtände, die uns theuer waren, ſind um uns her abgeſtorben, entwichen, unſern Augen entrückt; die Gefährten unſrer glücklichen Jugend ſind fern von uns, oder ſchlummern ſchon im mütterlichen Schooße; der Jüngling hört die Erzählungen von den Freuden unſrer ſchönſten Jahre nur aus Gefälligkeit ohne Gähnen an. Gleiche Erfahrungen geben reichhaltigern Stoff zur Unterhaltung, als wenn das, was ein Menſch erlebt hat, dem andern ganz fremd iſt. — Das alles leidet keinen Widerſpruch; doch rückt Verſchiedenheit der Temperamente, der Erziehung, der Lebensart und der Erfahrungen dieſe Grenzlinien oft vor und zurück. Viel Menſchen bleiben in gewiſſem Betrachte ewig Kinder, indeß Andre vor der Zeit Greiſe werden. Der an Leib und Seele abgenutzte Jüngling, der alle Welt-Lüſte bis zum Ekel geſchmeckt hat, findet freilich wenig Genuß im Kreiſe junger unſchuldiger Landleute, die noch Sinn für einfache Freuden haben: und der alte Biedermann, der nicht weiter, als höchſtens in einem Umkreiſe von fünf Meilen ſich von ſeiner Heimat entfernt hat, iſt unter einem Haufen erfahrner und belebter Reſidenz-Bewohner, mit ihm von gleichem Alter, eben ſo wenig an ſeinem Platze, wie ein betagter Capuziner in einer Geſellſchaft von alten Gelehrten. Dagegen aber binden auch manche Neigungen, zum Beiſpiel die noblen Paſſionen der Jagd, des Spiels, der Mediſance und des Trunks, vielfältig Greiſe, Jünglinge und alte Weiber recht herzlich an einander; dieſe Ausnahme von jener allgemeinen Bemerkung, von der Bemerkung: daß der Umgang unter Leuten von gleichen Jahren viel Vorzüge habe, kann indeſſen die Vorſchriften nicht unkräftig machen, die ich jetzt über das Betragen der Menſchen von verſchiednem Alter gegen einander geben werde. Nur muß ich noch eine Anmerkung hinzufügen: Es iſt nicht gut, wenn eine zu beſtimmte Abſonderung unter Perſonen von verſchiednem Alter Statt findet, wie zum Beiſpiel in Bern, wo faſt jedes Stufenjahr ſeine eignen, angewieſenen geſellſchaftlichen Cirkel hat, ſo daß, wer vierzig Jahre alt iſt, anſtändigerweiſe nicht mit einem Jünglinge von fünf und zwanzig Jahren umgehen kann. Die Nachtheile

theile eines ſolchen conventionellen Geſetzes ſind wol nicht ſchwer einzuſehen. Der Ton, den die Jugend annimmt, wenn ſie immer ſich ſelbſt überlaſſen iſt, pflegt nicht der ſittlichſte zu ſeyn; manche gute Einwirkung wird verhindert; und alte Leute beſtärken ſich in der Selbſtſucht, im Mangel an Duldung, und werden mürriſche Hausväter, wenn ſie keine andre, als ſolche Menſchen um ſich ſehen, die mit ihnen gemeinſchaftliche Sache machen, ſobald von Lobes-Erhebung alter Zeiten und Herunterſetzung der gegenwärtigen, deren Ton ſie nie kennen lernen, die Rede iſt.

2.

Selten nehmen ältere Leute ſo billige Rückſicht, daß ſie ſich in Gedanken an die Stelle jüngerer Perſonen ſetzten, die Freuden derſelben nicht ſtöhrten, ſondern vielmehr zu befördern und durch Theilnahme lebhafter zu machen ſuchten. Sie denken ſich nicht in ihre eignen Jugendjahre zurück; Greiſe verlangen von Jünglingen dieſelbe ruhige, nüchterne, kaltblütige Ueberlegung, Abwägung des Nützlichen und Nöthigen gegen das Entbehrliche, dieſelbe Geſetztheit, die ihnen Jahre, Erfahrung und phyſiſche Herabſpannung gegeben haben. Die Spiele der Jugend ſcheinen ihnen unbedeutend, die Scherze leichtfertig. Es iſt aber auch wahrlich erſtaunlich ſchwer, ſich ſo ganz in die Lage zurück zu denken, in welcher wir vor zwanzig oder dreißig Jahren waren, und bei dem beſten Willen entſtehen daraus manche unbillige Urtheile und manche Uebereilungen bei Erziehung der Jugend. — O! laſſet uns doch lieber ſelbſt ſo lange jung bleiben, wie möglich iſt, und, wenn der Winter unſers Lebens unſer Haar mit Schnee deckt, und nun das Blut langſamer durch die Adern rollt, das Herz nicht mehr ſo warm und laut im Buſen pocht, doch mit theilnehmender Wonne auf unſre jüngern Brüder herabſehen, die noch Frühlings-Blumen pflükken, wenn wir, dick eingehüllt, am häuslichen, väterlichen Heerde Ruhe ſuchen! Laſſet uns nicht durch platte Gemeinſprüche die ſüſſen Freuden der Phantaſie niederpredigen! Wenn wir zurückſchauen auf jene ſeeligen Tage, wo ein einziger Liebesblick des holden Mädchens, das jetzt eine alte runzligte Matrone iſt, uns bis in den dritten Himmel entzückte; wo bei Muſik und Tanz jede Nerve in uns wiederhallte; wo Scherz und Witz jeden

den trüben Gedanken verjagten; wo ſüße Träume, Ahnungen, Hoffnungen, unſre Exiſtenz froh machten; — o! ſo laſſet uns doch dieſe glückliche Periode bei unſern Kindern zu verlängern trachten, und, ſo viel möglich, an ihrem Wonnegefühle Theil nehmen! Mit zärtlicher Ehrerbietung drängen ſich dann Kind, Knabe, Mädchen und Jüngling um den freundlichen alten Mann, der ſie zu unſchuldiger Fröhlichkeit aufmuntert. Ich bin als Jüngling mit ſo liebenswürdigen alten Damen umgegangen, daß ich wahrlich, wenn ich die Wahl gehabt hätte, an ihrer Seite lieber mein Leben hingebracht haben würde, als bei manchem hübſchen, jungen Mädchen; und wenn bei großen Tafeln mich, als einen jungen Menſchen, die Reihe traf, neben einer dummen Schönheit Platz zu nehmen, habe ich oft den Mann beneidet, dem ſein Rang ein Recht gab, der Nachbar einer verſtändigen, muntern alten Frau zu ſeyn.

3.

So ſchön aber dieſe gutmüthige Herablaſſung zu der Stimmung der Jugend iſt, ſo lächerlich muß es uns vorkommen, wenn ein Greis ſo ſehr Würde und Anſtand verleugnet, daß er in Geſellſchaft den Stutzer oder den luſtigen Studenten ſpielt; wenn die Dame ihre vier Luſtra vergißt, ſich wie ein junges Mädchen kleidet, herausputzt, cokettirt, die alten Gliedmaßen beim engliſchen Tanze durch einander wirft, oder gar andern Generationen Eroberungen ſtreitig machen will. Solche Scenen bewirken Verachtung: nie müſſen Perſonen von gewiſſen Jahren Gelegenheit geben, daß die Jugend ihrer ſpotte; die Ehrerbietung, oder irgend eine der Rückſichten vergeſſe, die man ihnen ſchuldig iſt.

4.

Es iſt indeſſen nicht genug, daß der Umgang älterer Leute den jüngern nicht läſtig und hinderlich werde: er muß ihnen auch Nutzen ſchaffen. Eine größere Summe von Erfahrungen berechtigt und verpflichtet Jene, Dieſe zu unterrichten, zurechtzuweiſen, ihnen durch Rath und Beiſpiel nützlich zu werden. Dies muß aber ohne Pedanterei, ohne Stolz und Anmaßung geſchehen, ohne auf lächerliche Weiſe für alles eingenommen zu ſeyn, alles anzupreiſen, was alt iſt, ohne Aufopferung aller Jugend-Freuden, beſtändige Huldigung und unterthänige Aufwartung

tung zu fordern, ohne Langeweile zu erregen, und ohne ſich aufzudringen. Man ſoll ſich vielmehr aufſuchen laſſen; und das wird gewiß nicht fehlen, da gutgeartete junge Leute ſich's zur Ehre zu rechnen pflegen, mit freundlichen und verſtändigen Greiſen umgehen zu dürfen, und es der Unterhaltung mit einem ſolchen, der ſo manches geſehen und erlebt hat, und davon zu erzählen weiß, nicht an Reiz fehlt.

5.

So viel über das Betragen bejahrter Perſonen gegen jüngere Leute! Jetzt noch etwas von der Aufführung der Jünglinge im Umgange mit Männern und Greiſen!

In unſern, von Vorurtheilen ſo ſäuberlich gereinigten, aufgeklärten Zeiten werden manche Empfindungen, welche die Natur uns eingeprägt hat, wegvernünftelt. Dahin gehört denn auch das Gefühl der Ehrerbietung gegen das hohe Alter. Unſre Jünglinge werden früher reif, früher klug, früher gelehrt; durch fleiſſige Lectüre, beſonders der reichhaltigen Journale, erſetzen ſie, was ihnen an Erfahrung und Fleiß mangeln könnte; dies macht ſie ſo weiſe, über Dinge entſcheiden zu können, wovon man ehemals glaubte, es würde vieljähriges, ämſiges Studium dazu erfordert, nur eingiermaaßen klar darinn zu ſehen. Daher entſteht auch jene edle Selbſtigkeit und Zuverſicht, die ſchwächere Köpfe für Unverſchämtheit halten, jene Ueberzeugung des eignen Werths, mit welcher unbärtige Knaben heute zu Tage auf alte Männer herabſehen, nnd alles mündlich und ſchriftlich überſchreien, was ihnen in den Weg kömmt. Das Höchſte, worauf ein Mann von ältern Jahren Anſpruch machen darf, iſt gnädige Nachſicht, züchtigende Critik, Zurechtweiſung von ſeinen unmündigen Kindern und Enkeln, und Mitleiden mit ihm, der das Unglück gehabt hat, nicht in dieſen glücklichen Tagen, in welchen die Weisheit, ungeſäet und ungepflegt, wie Manna vom Himmel regnet, gebohren worden zu ſeyn. Ich, der ich auch das Schickſal gehabt habe, in einem Jahre zur Welt zu kommen, in welchem der größte Theil der Polyhiſtoren, von denen ich hier rede, ihre jetzt ſo ſcharfen Zähne noch am Wolfszahn übten, oder gar noch Embryonen waren, — ich habe es nicht zu jenem Grade der Aufklärung bringen können, und muß daher um Verzeihung bitten, wenn ich hier einige Regeln zu geben wage, die ziemlich nach der alten Mode ſchmecken werden. — Doch zur Sache!

6.

Es giebt viel Dinge in dieſer Welt, die ſich durchaus nicht anders als durch Erfahrung lernen laſſen; es giebt Wiſſenſchaften, die ſo ſchlechterdings langwährendes Studium, vielfaches Betrachten von verſchiednen Seiten und kältres Blut erfodern, daß ich glaube, auch das feurigſte Genie, der feinſte Kopf, ſollte einem bejahrten Manne, der, ſelbſt bei ſchwächern Geiſtesgaben, Alter und Erfahrung auf ſeiner Seite hat, in den mehrſten Fällen einiges Zutrauen, einige Aufmerkſamkeit nicht verſagen. Und wäre auch nicht von wiſſenſchaftlichen Fächern die Rede, ſo iſt doch wol im Ganzen unleugbar, daß die Summe manchfaltiger Erfahrungen, die jeder in der Welt lebende Mann in einer langen Reihe von Jahren einſammelt, ihn in den Stand ſetzt, ſchwankende Ideen zu berichtigen, von idealiſchen Grillen zurückzukommen, ſich nicht ſo leicht von Phantaſie, warmem Blute und reizbaren Nerven irre führen zu laſſen, und die Menſchen und die Dinge um ihn her aus einem richtigern Geſichtspuncte anzuſehen. Endlich dünkt es mich ſo ſchön, ſo edel, Dem, welcher nun nicht lange mehr die Schätze und Freuden dieſer Welt ſchmekken kann, den Reſt ſeines Lebens, in welchem gewöhnlich Sorgen und Kümmerniſſe wachſen und der Genuß vermindert wird, ſo leicht wie möglich zu machen, daß ich kein Bedenken trage, dem Jünglinge und Knaben zuzurufen: „Vor einem grauen Haupte ſollſt „Du aufſtehen! Ehre das Alter! Suche den „Umgang ältrer kluger Leute! Verachte nicht „den Rath der kältern Vernunft, die Warnung des Erfahrnen! Thue dem Greiſe, „was Du willſt, daß man Dir thun ſolle, „wenn einſt Deiner Scheitel Haar verſilbert „ſeyn wird! Pflege ſeiner, und verlaß ihn „nicht, wenn die wilde, leichtfertige Jugend „ihn flieht!“

Uebrigens aber iſt es auch gewiß, daß es ſehr viele alte Gecke und Schöpſe, wie hie und da weiſe Jünglinge, gibt, die ſchon geerndtet haben, wo Andre noch kaum ihr Handwerksgeräthe zum Graben und Pflügen ſchleifen.

7.

Nun noch etwas von dem Umgange mit Kindern; aber nur ſehr wenig! Denn hiervon weitläuftig reden, das hieſſe, ein Werk über Erziehung ſchreiben, und das iſt ja nicht mein Zweck.

Der Umgang mit Kindern hat für einen verſtändigen Mann unendlich viel Intereſſe. Hier ſieht er das Buch der Natur in unverfälſchter Ausgabe aufgeſchlagen. Er ſieht den wahren, einfachen Grundtext, den man nachher oft mit Mühe nur unter dem Wuſte von fremden Gloſſen, Verzierungen und Verbrämungen herausfinden kann; die Anlage zu der Eigenthümlichkeit in den Charactern, die nachher leider mehrentheils entweder ganz verloren geht, oder ſich hinter der Larve der feinern Lebensart und hinter conventionelle Rückſichten verſteckt, liegt noch offen da: über viele Dinge urtheilen Kinder, von Syſtemgeiſt, Leidenſchaft und Gelehrſamkeit unverführt, weit richtiger, als Erwachſene; ſie empfangen manche Eindrücke weit ſchneller, haben noch eine große Anzahl Vorurtheile weniger gefaßt. — Kurz, wer Menſchen ſtudiren will, der verſäume nicht, ſich unter

Kinder zu miſchen! Allein der Umgang mit denſelben erfordert auch Ueberlegungen, die im Leben mit ältern Perſonen wegfallen. Heilige Pflicht es, ihnen auf keine Weiſe Aergerniß zu geben; ſich leichtfertiger Reden und Handlungen zu enthalten, die von niemand ſo lebhaft, wie von den auf alles Neue ſo aufmerkſam horchenden, ſo fein beobachtenden Kindern aufgefangen werden; ihnen in jeder Art Tugend, in Wohlwollen, Treue, Aufrichtigkeit und Anſtändigkeit Beiſpiel zu geben; — kurz, zu ihrer Bildung alles nur Mögliche beyzutragen.

Immer herrſche Wahrheit in Deinen Reden und in Deinem Betragen gegen dieſe jungen Geſchöpfe! Laß Dich herab (jedoch nicht auf eine Weiſe, die ihnen ſelbſt lächerlich vorkommen muß) zu dem Tone, der ihnen nach ihrem Alter verſtändlich iſt! Zerre, necke die Kinder nicht, wie einige Leute die Gewohnheit haben! — das hat böſe Einflüſſe auf den Character.

Gutgeartete Kinder werden durch einen ganz eignen Sinn zu edlen, liebevollen Menſchen hingezogen, wenn dieſe ſich auch nicht ſo ſehr viel mit ihnen zu thun machen, da ſie hingegen Andre fliehen, ob ſie ihnen gleich auſſerordentlich gefällig ſind. Reinigkeit, Einfalt des Herzens, iſt das große Zauberband, wodurch dies bewirkt wird, und die läßt ſich denn freilich nicht nach Vorſchriften lernen.

Daß das Herz des Vaters und der Mutter an ihren Kindern hängt, iſt ſehr natürlich; eine Klugheits-Regel iſt es alſo, wenn uns an der Gunſt der Eltern gelegen iſt, ihre geliebten Kinder nicht zu überſehen, ſondern ihnen einige Aufmerkſamkeit zu widmen! Weit entfernt von uns aber bleibe es, den ungezogenen Knaben und Mädchen der Groſſen niederträchtigerweiſe zu ſchmeicheln, dadurch den Hochmuth, den Eigenſinn und die Eitelkeit dieſer mehrentheils ſchon ſo ſehr verderbten Dingerchen zu nähren, zu ihrer moraliſchen Verſchlimmerung etwas beizutragen, und das Grundgeſetz der Natur zu übertreten, welches befiehlt, daß das Kind dem reifen Alter, nicht aber der Mann dem Knaben huldige!

Vor allen Dingen hüte man ſich auch, wenn Eltern in unſrer Gegenwart ihren Kindern Verweiſe geben, nicht etwa die Parthei der Kinder zu nehmen! denn dadurch werden dieſe in ihrer Unart beſtärkt, und jene in ihrem Erziehungsplane geſtört.

Zweites Kapitel.

Von dem Umgange unter Eltern, Kindern und Blutsfreunden.[1]

1.

Das erſte und natürlichſte Band unter den Menſchen, nächſt der Vereinigung zwiſchen Mann und Weib, iſt von je her das Band zwiſchen Eltern und Kindern geweſen. Wenn gleich das Zeugungs-Geſchäft nicht eigentlich abſichtliche Wohlthat für die folgende Generation iſt, ſo gibt es doch wenig Menſchen, die nicht ganz gut damit zufrieden wären, daß jemand ſich die Mühe gegeben hat, ſie in die Welt zu ſetzen; und obwol in unſern Staaten die Eltern ihre Kinder nicht blos aus freiem Willen auferziehen, nähren und pflegen, ſo iſt es doch abgeſchmackt, zu ſagen: die manchfaltige Bemühung, welche dies erfordert und nach ſich zieht, lege keine Art von Verbindlichkeit auf, oder: es ſey nicht wahr, daß ein Zug von Wohlwollen, Sympathie und Dankbarkeit uns denen Perſonen näher bringe, deren Fleiſch und Blut wir ſind, unter deren Herzen wir gelegen, die uns gefüttert, für uns gewacht, geſorgt, die alles mit uns getheilt haben.

Unmittelbar darauf folgt die Verbindung unter den Zweigen eines Stammes. Die Mitglieder derſelben Familie, durch ähnliche Organiſation, gleichförmige Erziehung und gemeinſchaftliches Intereſſe harmoniſch geſtimmt und an einander geknüpft, fühlen für einander, was ſie für Fremde nicht fühlen; und fremder werden ihnen die Menſchen, je mehr ſich dieſer Kreis erweitert.

Vaterlands-Liebe iſt ſchon ein zuſammengeſetzteres Gefühl, aber immer noch inniger, wärmer als Weltbürger-Geiſt, für einen Menſchen, der nicht, früh verwieſen aus der bürgerlichen Geſellſchaft, ein Abentheurer, von Land zu Land irrend, kein Eigenthum und keinen Sinn für bürgerliche Pflichten hat. Wer die Mutter nicht liebt, deren Brüſte er geſogen; weſſen Herz bei dem Anblicke der Gefilde nicht warm wird, in welchen er die unſchuldigen, glücklichen Jahre ſeiner Jugend fröhlich und ſorgenlos verlebt hat: — was für Intereſſe ſoll Der wol an dem Ganzen nehmen, da Eigenthum, Moralität, und alles, was den Menſchen auf dieſer Erde irgend theuer ſeyn kann, doch am Ende auf Erhaltung jener Familien- und Vaterlands-Bande beruhet?

Daß aber dieſe Bande täglich lockrer werden, beweiſt nichts, als daß wir uns täglich weiter von der edlen Ordnung der Natur und deren Geſetzen entfernen; und wenn ein ſchiefer Kopf, den ſein Vaterland wie ein unbrauchbares Mitglied ausſtößt, weil er ſich den Geſetzen nicht unterwerfen will, unzufrieden mit dem Zwange, den ihm Sittlichkeit und Policei auflegen, behauptet, es ſey des Philoſophen würdig, alle engern Verbindungen aufzulöſen, und kein anderes Band anzuerkennen, als das allgemeine Bruderband unter allen Erdbewohnern: ſo überzeugt uns das von nichts weiter, als daß kein Satz ſo närriſch iſt, der nicht in unſern Tagen in irgend einem philoſophiſchen Syſteme als Grundpfeiler aufgeſtellt würde. — Glückliches achtzehntes Jahrhundert, in welchem man ſo große Entdeckungen macht, wie zum Beiſpiel: daß man, um leſen zu lernen, nicht mit den Buchſtaben und Silben bekannt zu ſeyn brauche, und daß man, um alle Menſchen zu lieben, keinen Einzelnen lieben dürfe! Jahrhundert der Univerſal-Arzeneien, der Philalethen, Philantropen, Alchymiſten und Cosmopoliten! wohin wirſt Du uns noch führen? Ich ſehe im Geiſte allgemeine Aufklärung ſich über alle Stände verbreiten; ich ſehe den Bauer ſeinen Pflug müßig ſtehen laſſen, um dem Fürſten über Gleichheit der Stände und über die Schuldigkeit, die Laſt des Lebens gemeinſchaftlich zu tragen, eine Vorleſung zu halten; ich ſehe, wie Jeder die ihm unbequemen Vorurtheile wegraiſonnirt, wie Geſetze und bürgerliche Einrichtung der Willkühr weichen, wie der Klügre und Stärkre ſein natürliches Herrſcher-Recht reclamirt (zurückfordert), und ſeinen Beruf, für das Beſte der ganzen Welt zu ſorgen, auf Koſten der Schwächern gültig macht; wie Eigenthum, Staats-Verfaſſungen und Grenzlinien aufhören, wie Jeder ſich ſelbſt regiert, und ſich ein Syſtem zu Befriedigung ſeiner Triebe erfindet. — O gebenedeietes, goldenes Zeitalter! dann machen wir Alle nur eine Familie aus; dann drükken wir den edeln, liebenswürdigen Menſchenfreſſer brüderlich an unſre Bruſt, und wandeln, wenn dies Wohlwollen ſich erweitert, endlich auch mit dem genievollen Orang-Outang Hand in Hand durch dies Leben. Dann fallen alle Feſſeln ab; dann ſchwinden alle Vorurtheile; ich brauche nicht meines Vaters Schulden zu bezahlen, habe nicht nöthig, mich mit einem Weibe zu begnügen, und das Schloß vor meines Nachbars Geldkaſten iſt kein Hinderniß, mein angebornes Recht auf das Geld, das die mütterliche Erde uns Allen darreicht, in Ausübung zu bringen.*)

So weit ſind wir nun aber noch nicht gekommen; und da es viel Menſchen gibt, unter die auch ich gehöre, die ihre Verwandten lieben, und Sinn für häusliche Freuden und für das Familienband haben, ſo will ich doch hier einige Bemerkungen über den Umgang unter Blutsfreunden liefern.

---

*) Und das ſind die Grundſätze eines Mannes, den Georg Zimmermann, Aloiſius Hoffmann und Conſorten als einen Volks-Aufwiegler verketzerten.

2.

Es gibt Eltern, die in einem beſtändigen Wirbel von Zerſtreuungen umhergetrieben, ihre Kinder kaum ein Paar Stunden des Tages ſehen, ihren Vergnügungen nachrennen, und indeß Miethlingen die Bildung ihrer Söhne und Töchter überlaſſen, oder, wenn dieſe ſchon erwachſen ſind, mit ihnen auf einem ſo fremden, höflichen Fuß leben, als wenn ſie ihnen gar nicht angehörten. Wie unnatürlich und unverantwortlich dies Verfahren ſey, das bedarf wol keines Beweiſes. Es gibt aber andre Eltern, die von den Kindern eine ſo ſklaviſche Ehrerbietung und ſo viel Rückſichten und Aufopferungen fordern, daß durch den Zwang und den gewaltigen Abſtand, der hieraus entſteht, alles Zutrauen, alle Herzens-Ergieſſung wegfällt, ſo daß den Kindern die Stunden, welche ſie an der Seite ihrer Eltern hinbringen müſſen, fürchterlich und langweilig vorkommen. Noch andre vergeſſen, daß Knaben auch endlich Männer werden; ſie behandeln ihre erwachſenen Söhne und Töchter immer noch wie kleine Unmündige, geſtatten ihnen nicht den geringſten freien Willen, und trauen den Einſichten derſelben nicht das Mindeſte zu. — Das alles ſollte nicht ſo ſeyn. Ehrerbietung beſteht nicht in feierlicher, ſtrenger Entfernung, ſondern kann recht gut mit freundſchaftlicher Vertraulichkeit beſtehen. Man liebt Den nicht, an welchen man kaum hinauf zu ſchauen wagen darf; man vertrauet ſich dem nicht, der immer mit ſteifem Ernſte Geſetz predigt; Zwang tödtet alle edle, freiwillige Hingebung. Was kann hingegen entzückender ſeyn, als der Anblick eines geliebten Vaters mitten unter ſeinen erwachſenen Kindern, die nach ſeinem weiſen und freundlichen Umgange ſich ſehnen, keinen Gedanken ihres Herzens vor dem verbergen, der ihr treueſter Rathgeber, ihr nachſichtsvoller Freund iſt, der an ihren unſchuldigen, jugendlichen Freuden Theil nimmt, oder ſie wenigſtens nicht ſtöhrt, und mit ihnen wie mit ſeinen beſten und natürlichſten Freunden lebt! — Eine Verbindung, zu welcher ſich alle Empfindungen vereinigen, die nur den Menſchen theuer ſeyn können —. Stimme der Natur, Sympathie, Dankbarkeit, Aehnlichkeit des Geſchmacks, gleiches Intereſſe und Gewohnheit des Umgangs! Allein dieſe Vertraulichkeit kann auch übertrieben

ben werden, und ich kenne Väter und Mütter, die ſich dadurch verächtlich machen, daß ſie die Gefährten der Ausſchweifungen ihrer Kinder, oder gar, wenn dieſe beſſer ſind, als ſie ſelbſt, mit ihren Laſtern, die ſie nicht zu verhehlen trachten, das Geſpötte oder der Abſcheu derer werden, denen ſie ein lehrreiches Beiſpiel geben ſollten.

3.

Es iſt in unſern Tagen nichts Seltnes, Kinder zu ſehen, die ihre Eltern vernachläſſigen, oder unedel behandeln. Die Jünglinge finden ihre Väter nicht weiſe, nicht unterhaltend, nicht aufgeklärt genug. Das Mädchen hat Langeweile bei der alten Mutter, und vergißt, wie manche langweilige Stunde Dieſe bei ſeiner Wiege, bei Wartung deſſelben in gefährlichen Krankheiten, oder bei den kleinen ſchmutzigen Arbeiten zugebracht, wie ſie ſich in den ſchönſten Jahren ihres Lebens ſo manches Vergnügen verſagt hat, um für die Erhaltung und Pflege des kleinen ekelhaften Geſchöpfs zu ſorgen, das vielleicht ohne dieſe Sorgfalt nicht mehr da ſeyn würde. Die Kinder vergeſſen, wie viel ſchöne Stunden ſie ihren Eltern durch ihr betäubendes Geſchrei verdorben, wie viel ſchlafloſe Nachte ſie dem ſorgſamen Vater gemacht haben, der alle Kräfte aufbot, für ſeine Familie zu arbeiten, ſich manche Bequemlichkeit entziehen, vor manchem Schurken ſich krümmen mußte, um Unterhalt für die Seinigen zu erringen. Gutgeartete Gemüther werden indeſſen nie ſo ſehr das Gefühl der Dankbarkeit erſticken, daß ſie meiner Ermahnungen bedürften; und für niedre Seelen ſchreibe ich nicht. Nur erinnere ich, daß, wenn auch Kinder Urſache hätten, ſich der Schwachheiten, oder gar der Laſter ihrer Eltern zu ſchämen, ſie doch weiſer und beſſer handeln, wenn ſie die Fehler derſelben ſo viel möglich zu verſtecken ſuchen, und im äuſſern Umgange nie die Ehrerbietung aus den Augen ſetzen, die ſie ihnen in ſo manchem Betrachte ſchuldig ſind. Segen des Himmels und Achtung aller gutgeſinnten Menſchen ſind der ſichere Preis der Sorgfalt, welche die Söhne und Töchter auf die Pflege, Erhaltung und edle Behandlung ihrer Eltern verwenden. Traurig iſt die Lage für ein Kind, wenn es durch die Uneinigkeit, in welcher ſeine Eltern leben, oder ſonſt, in die Verlegenheit geräth,

Par=

Parthei für oder gegen Vater oder Mutter nehmen zu ſollen. Vernünftige Eltern werden es aber immer vermeiden, ihre Kinder in ſolche unglückliche Zwiſtigkeiten zu verwickeln, und gute Kinder werden dabei mit derjenigen Vorſichtigkeit zu Werke gehen, die Rechtſchaffenheit und Klugheit gebieten.

4.

Ich höre ſo oft darüber klagen, daß man unter fremden Leuten mehr Schutz, Beiſtand und Anhänglichkeit finde, als bei ſeinen nächſten Blutsfreunden; allein ich halte dieſe Klage größtentheils für ungerecht. Freilich gibt es unter Verwandten eben ſo wohl unfreundſchaftliche Menſchen, wie unter Solchen, die uns nichts angehen; freilich geſchieht es wol, daß Verwandte ihrem Vetter nur dann Achtung beweiſen, wenn er reich, oder vom großen Haufen geehrt iſt, ſich aber des unbekannten, armen, oder verfolgten Blutsfreundes ſchämen; ich denke aber, man fordert auch oft von ſeinen Herren Oheimen und Frauen Baaſen mehr, als man billigerweiſe verlangen ſollte. Unſre politiſchen Verfaſſungen und der täglich mehr überhandnehmende Luxus machen es wahrlich nothwendig,

dig, daß Jeder für ſein Haus, für Weib und Kinder ſorge, und die Herren Vettern, die oft, als unwiſſende und verſchwenderiſche Tagediebe, in der ſichern Zuverſicht, von ihren mächtigen und reichen Verwandten nicht verlaſſen zu werden, ſorglos in die Welt hinein leben, haben dann ſo unerſättliche Forderungen, daß der Mann, dem Pflicht und Gewiſſen kein Spielwerk ſind, dieſe unmöglich befriedigen kann, ohne ungerecht gegen Andre zu handeln. Um nun dieſen unangenehmen Colliſionen ſich nie auszuſetzen, rathe ich, zwar die herzliche Vertraulichkeit, die den Umgang im Familien-Kreiſe ſo angenehm macht, nicht zu verachten, aber ſo wenig wie möglich bei Blutsfreunden Erwartungen von Unterſtützungen und Schutz zu hegen und zu erwecken, ſich ſeiner Verwandten anzunehmen, in ſo fern es ohne Unbilligkeit gegen beſſere Menſchen geſchehen kann, nicht aber ſeine dummen Vettern, wenn man die Macht in Händen hat, Andre glücklich zu machen, auf Koſten verdienſtvoller Fremden, zu befördern und hinaufzuſchieben.

Auſſerdem läßt ſich auf den Umgang mit Verwandten noch dasjenige anwenden, was ich unten von dem Umgange unter Eheleuten und Freunden ſagen werde, nämlich, daß Menſchen, die ſich lange kennen und oft ohne Larve und Schminke ſehen, doppelt vorſichtig in ihrem Betragen gegen einander ſeyn müſſen, damit einer des Andern nicht müde, und wegen kleiner Fehler nicht ungerecht gegen größere Tugenden werde.

Endlich wünſchte ich auch, daß zahlreiche Familien in mittlern Städten nicht ſo beſtändig nur unter ſich leben mögten, dadurch die Geſellſchaft in kleine abgeſonderte Theile zerſchnitten, trennten, und Menſchen, die nicht mit ihnen verwandt noch verſchwägert ſind, von ſich entfernten, ſo daß ein Fremder, wenn er ungefähr unter ſie geräth, wie verrathen und verkauft iſt.

Doch nun noch ein paar Anmerkungen! Die erſte: alte Vettern und Tanten, beſonders unverheirathete, pflegen ſo gern zu hofmeiſtern, ihre podagriſchen und hyſteriſchen Launen an ihren erwachſenen Nichten und Neffen auszulaſſen, und dieſe zu behandeln, als liefen ſie noch im Rollwägelchen herum. — Ich denke, das ſollten ſie bleiben laſſen. Dadurch ſind wirklich die alten Tanten und

Onkel zu einem Sprüchworte geworden, und manche geringe Erbſchaft wird zu theuer erkauft, wenn man dafür ſo viel einſchläfernde, wirkungsloſe Predigten anhören muß, dahingegen die guten alten Leute von ihren jungen Verwandten mit Freuden liebevoll gepflegt und gewartet werden würden, wenn ſie weniger ſäuerlich in ihrem Betragen gegen ſie wären. Die andre Anmerkung: Es herrſcht in manchen Städten, beſonders in Reichsſtädten, ein äuſſerſt ſteifer und übler Ton unter den Perſonen einer Familie. Bürgerliche, ökonomiſche und andre Rückſichten zwingen ſie, ſich oft zu ſehen, und dennoch zanken, necken, haſſen ſie ſich unaufhörlich unter einander, und machen ſich dadurch das Leben ſehr ſchwer. Wo gar keine Sympathie in Denkungsart iſt; wo gar keine Einigkeit und Freundſchaft herrſchen; da laſſe man ſich doch lieber ungeplagt, betrage ſich höflich gegen einander, wähle ſich aber Freunde nach ſeinem Herzen!

Drit=

Drittes Kapitel.

Von dem Umgange unter Eheleuten.

1.

Eine weiſe und gute Wahl bei Knüpfung des wichtigen Bandes im menſchlichen Leben iſt freilich das ſicherſte Mittel, um in der Folge ſich Freude und Glück in dem Umgange unter Eheleuten verſprechen zu können. Wenn hingegen Menſchen, die nicht gegenſeitig dazu beitragen, ſich das Leben ſüß und leicht zu machen, ſondern die vielmehr widerſprechende, ſich durchkreutzende Neigungen und Wünſche und verſchiednes Intereſſe hegen, unglücklicherweiſe ſich nun auf ewig an einander gekettet ſehen: ſo iſt es in der That eine höchſt traurige Lage, eine Exiſtenz voll immerwährender herber Aufopferung, ein Stand der ſchwerſten Sklaverei, ein Seufzen unter den eiſernen Feſſeln der Nothwendigkeit, ohne Hoffnung einer andern Erlöſung, als wenn der dürre Knochenmann mit ſeiner Senſe dem Unweſen ein Ende macht.

Nicht weniger unglücklich iſt dies Band, wenn auch nur von einer Seite Unzufriedenheit und Abneigung die Ehe verbittern, wenn nicht freie Wahl, ſondern politiſche, öconomiſche Rückſichten, Zwang, Verzweifslung, Noth, Dankbarkeit, dépit amoureux, ein Ungefähr, eine Grille, oder nur körperliches Bedürfniß, wobei das Herz nicht war, dieſelbe geknüpft hat: wenn der eine Theil immer nur empfangen, nie geben will, unaufhörlich fordert, Befriedigung aller Bedürfniſſe, Hülfe, Rath, Aufmerkſamkeit, Unterhaltung, Vergnügen, Troſt im Leiden fordert, — und dagegen nichts leiſtet. Wähle alſo mit Vorſicht die Gefährtinn Deines Lebens, wenn Deine künftige häusliche Glückſeligkeit nicht ein Spiel des Zufalls ſeyn ſoll!

2.

Ueberlegt man aber, daß gewöhnlich auch diejenigen Ehen, welche auf eigner Wahl beruhen, in einem Alter und unter Umſtänden geſchloſſen werden, wo weniger reife Ueberlegung und Vernunft, als blinde Leidenſchaft und Naturtrieb dieſe Wahl beſtimmen, obgleich

gleich man in dieſer Verbindung wol ſehr viel von Sympathie und Herzenshange träumt und ſchwatzt: ſo ſollte man ſich beinahe darüber verwundern, daß es noch ſo viel glückliche Ehen in der Welt gibt. Aber die weiſe Vorſehung hat alles ſo herrlich geordnet, daß eben das, was dieſem Glücke im Wege zu ſtehen ſcheint, daſſelbe vielmehr befördert. Iſt man in den Jahren der Jugend weniger geſchickt zu weiſer Wahl, ſo iſt man dagegen von der andern Seite auch noch geſchmeidiger, leichter zu leiten, zu bilden, und nachgiebiger, als in dem reifern Alter. Die Ekken — möchten ſie auch noch ſo ſcharf ſeyn! — ſchleifen ſich leichter an einander ab, und fügen ſich, wenn der Stoff noch weich iſt. Man nimmt die Sachen nicht ſo genau, wie nachher, wenn Erfahrung und Schickſale uns ekel, vorſichtig gemacht, und große Forderungen in uns erweckt haben; wenn die kältere Vernunft alles abwägt, jeden Diebſtahl an Genuß ſehr hoch anrechnet, berechnet, wie wenig Jahre man noch vielleicht zu leben habe, und wie geizig man mit Zeit und Vergnügen ſeyn müſſe. Entſtehen unter jungen Eheleuten gern Zwiſtigkeiten, ſo iſt auch die

Verſöhnung deſto leichter geſtiftet. Widerwille und Zorn faſſen nicht ſo feſte Wurzel; und wenn der Körper mitſpricht, wird oft der heftigſte Streit durch eine einzige eheliche Umarmung wieder geſchlichtet. Dazu kommen denn nach und nach Gewohnheit, Bedürfniß mit einander zu leben, gemeinſchaftliches Intereſſe, häusliche Geſchäfte, die uns nicht viel Zeit zu müßigen Grillen laſſen, Freude an Kindern, getheilte Sorgfalt für derſelben Erziehung und Verſorgung, — welches alles, ſtatt die Laſt des Eheſtandes zu erſchweren, in den Jahren, wo Jugend, Kräfte und Munterkeit mitwirken, dies Joch ſehr ſüß macht, und manchfaltig abwechſelnde Freude gewährt, die durch Theilung mit einer Gattin doppelt ſchmackhaft wird. Nicht alſo im männlichen Alter. Da fordert man mehr für ſich, will erndten, genieſſen, nicht neue Bürden übernehmen; man will gepflegt ſeyn; der Character hat Feſtigkeit, mag ſich nicht mehr umformen laſſen; die Begierden dringen nicht ſo laut auf Befriedigung. Nur wenig Ausnahmen mögten hier Statt finden, und dieſe nur unter den edelſten Menſchen, die bei zunehmenden Jahren nachſichtiger, ſanfter werden, und, feſt überzeugt von der allgemeinen Schwäche der menſchlichen Natur, wenig fordern und gern geben; aber immer iſt dies eine Art von Heroismus, eine Aufopferung, und hier iſt ja von wechſelſeitiger Glückſeligkeits-Beförderung die Rede; — kurz, ich würde anrathen, in dieſem Alter langſamer bei der Wahl einer Gattinn zu Werke zu gehen, wenn ein ſolcher Rath nicht überflüſſig wäre. Das gibt ſich von ſelber; wer ſich aber in männlichen Jahren auf dieſe Weiſe übereilt, der mag dann die Folgen von den Thorheiten tragen, zu welchen ein Jünglings-Kopf auf Mannes-Schultern verführt!

3.

Ich glaube nicht; daß eine völlige Gleichheit in Temperamenten, Neigungen, Denkungsart, Fähigkeiten und Geſchmack, durchaus erfordert werde, um eine frohe Ehe zu ſtiften, vielmehr mag wol zuweilen gerade das Gegentheil (nur nicht in zu hohem Grade, noch in Haupt-Grundſätzen, noch ein zu beträchtlicher Unterſchied von Jahren) mehr Glück gewähren. Bei einem Bande, das auf gemeinſchaftlichem Intereſſe beruht, und wo alle Ungemächlichkeit des einen Theils zugleich mit auf den andern fällt, iſt es, zu Vermeidung übereilter Schritte und deren ſchädlicher Folgen, oft ſehr gut, wenn die zu große Lebhaftigkeit, das raſche Feuer des Mannes, durch Sanftmuth oder ein wenig Phlegma von Seiten des Weibes gedämpft wird, und umgekehrt. So würde auch mancher Haushalt zu Grunde gehen, wenn beide Eheleute gleichviel Luſt an Aufwand, Pracht, Ueppigkeit, einerlei Liebhaberei, oder gleich viel Hang zu einer nicht immer wohlgeordneten Wohlthätigkeit und Geſelligkeit hätten; und da unſre jungen Roman-Leſer und Leſerinnen gemeiniglich die Ideale zu ihren künftigen Lebens-Gefährten nach ihrem eignen werthen Ich ſchnitzeln, ſo iſt es doch ſo übel nicht, wenn zuweilen ein alter grämlicher Vater oder Vormund einen Querſtrich durch dergleichen Verbindungsplane macht. — So viel nur von der Wahl des Gatten! und das iſt beinahe ſchon mehr, als eigentlich hieher gehört.

4.

Wichtig iſt die Sorgfalt, welche Eheleute anwenden müſſen, wenn ſie ſich ſo täglich ſehen und ſehen müſſen, und alſo Muße und Gelegenheit genug haben, Einer mit des Andern Fehlern und Launen bekannt zu werden, und ſelbſt durch die kleinſten derſelben manche Ungemächlichkeit zu leiden; — wichtig iſt es, Mittel zu erfinden, ſich dann nicht gegenſeitig läſtig, langweilig, nicht kalt, gleichgültig gegen einander zu werden, oder gar Ekel und Abneigung zu empfinden. Hier iſt alſo weiſe Vorſicht im Umgange nöthig. Verſtellung fällt in allem Betrachte weg; aber einer gewiſſen Achtſamkeit auf ſich ſelbſt, und der möglichſten Entfernung alles deſſen, was ſicher widrige Eindrücke machen muß, ſoll man ſich befleiſſigen. Man ſetze daher nie gegen einander jene Höflichkeit aus den Augen, die ſehr wohl mit Vertraulichkeit beſtehen mag, und die den Mann von feiner Erziehung bezeichnet! Ohne ſich fremd zu werden, ſorge man doch dafür, daß man durch oft wiederholte Geſpräche über dieſelben Gegenſtände nicht langweilig ſey, daß man ſich nicht ſo auswendig lerne, daß jedes Geſpräch der Eheleute unter vier Augen läſtig ſcheint, und man ſich nach fremder Unterhaltung ſehnt! Ich kenne einen Mann, der eine Anzahl Anecdötchen und Einfälle beſitzt, die er nun ſchon ſo oft ſeiner Frau, und in deren Gegenwart fremden Leuten ausgekramt hat, daß man dem guten Weibe jedesmal Ekel und Ueberdruß anſieht, ſo oft er mit einem dergleichen Stückchen angezogen kömmt. Wer gute Bücher lieſt, Geſellſchaften beſucht, und nachdenkt, der wird ja leicht täglich neuen Stoff zu anziehenden Geſprächen finden; aber freilich reicht dieſer nicht zu, wenn man den ganzen Tag müßig einander gegenüber ſitzt; und man darf ſich daher nicht wundern, wenn man ſolche Eheleute antrifft, die, um dieſer tödtenden Langenweile auszuweichen, wenn gerade keine andre Geſellſchaft aufzutreiben iſt, mit einander halbe Tage lang Piquet ſpielen, oder ſich zuſammen an einer Flaſche Wein ergötzen. Sehr gut iſt es desfalls, wenn der Mann beſtimmte Berufs=Arbeiten hat, die ihn wenigſtens einige Stunden täglich an ſeinen Schreibtiſch feſſeln, oder auſſer Hauſe rufen; wenn zuweilen kleine Abweſenheiten, Reiſen in Geſchäften und dergleichen ſeiner Gegenwart neuen Reiz geben. Ihn erwartet dann ſehnſuchtsvoll die treue Gattinn, die indeß ihrem Hausweſen vorge=

ſtan=

ſtanden. Sie empfängt ihn liebreich und freundlich; die Abendſtunden gehen unter frohen Geſprächen, bei Verabredungen, die das Wohl ihrer Familie zum Gegenſtande haben, im häuslichen Cirkel vorüber, und man wird ſich einander nie überdrüſſig. Es giebt eine feine, beſcheidne Art ſich rar zu machen, zu veranlaſſen, daß man ſich nach uns ſehne; dieſe ſoll man ſtudiren. Auch im Aeuſſern ſoll man alles entfernen, was zurückſchenchen könnte. Man ſoll ſich ſeinem Gatten, ſeiner Gattin, nicht in einer ekelhaften, ſchmuzigen Kleidung zeigen, ſich zu Hauſe nicht zu viel Unmanierlichkeiten erlauben — das iſt man ja ſchon ſich ſelber ſchuldig — und vor allen Dingen, wenn man auf dem Lande lebt, nicht verbauern, nicht pöbelhafte Sitten, noch niedrige, plumpe Ausdrücke im Reden annehmen, noch unreinlich, nachläſſig an ſeinem Körper werden. Denn wie iſt es möglich, daß eine Frau, die immer an ihrem Manne unter allen übrigen Menſchen, mit welchen ſie umgeht, am mehrſten Fehler und Unanſtändigkeiten wahrnimmt, denſelben vor allen andern gern ſehen, ſchätzen und lieben könne? Noch einmal! wenn die Ehe ein

Stand der Aufopferung wird, wenn ihre Pflichten als ein ſchweres Gewicht auf uns liegen: o! wie kann dann wahres Glück ihr Theil ſeyn?

5.

Eine Haupt-Vorſchrift aber für alle Stände und für alle Verhältniſſe wende man auch auf den Eheſtand an! Sie iſt dieſe: Erfülle, ſo ſorgſam, ſo pünktlich, ſo nach einem feſten Plane Deine Pflichten, daß Du, wo möglich, darinn alle Deine Bekannten übertreffeſt: ſo wirſt Du auch auf die wärmſte Hochachtung Anſpruch machen können, und in der Folge alle Diejenigen verdunkeln, welche nur durch einzelne glänzende Eigenſchaften augenblickliche vortheilhafte Eindrücke machen. Aber erfülle ſie auch alle, dieſe Pflichten! Der Mann prahle nicht etwa mit ſeiner Uneigennützigkeit, mit ſeinem Fleiſſe, mit ſeiner guten Hauswirthſchaft, mit der Achtung guter Männer, der indeß in der Stille ſich wöchentlich ein paarmal ein Räuſchchen trinkt! Die Frau poche nicht auf ihre Keuſchheit, welche vielleicht das Verdienſt des Zufalls oder eines kalten Temperaments iſt, wenn ſie indeß ſorglos die Erziehung ihrer

rer Kinder vernachläſſigt! Nein; wer Achtung und Zuneigung als Pflicht fordert, der muß auch Achtung und Zuneigung zu verdienen wiſſen; und wenn Du willſt, daß Deine Frau Dich unter allen Menſchen am mehrſten ehren und lieben ſolle, ſo verlaß Dich nicht darauf, daß ſie Dir's am Altare verſprochen hat, — wer kann ſo etwas verſprechen? — ſondern darauf, daß Du alle Kräfte aufbieteſt, beſſer zu ſeyn als Andre! aber beſſer in jedem Betrachte; nur den Folgen nach laſſen ſich Tugenden und Laſter claſſificiren; denn übrigens ſind ſie alle gleich wichtig, und ein ſorgloſer Hausvater iſt eben ſo ſtrafbar, wie ein unkeuſches Eheweib. Allein das iſt der Menſchen gewöhnliche Art zu handeln! Sie eifern gegen Laſter, zu welchen ſie keinen Hang haben, und denken nicht, daß die Verabſäumung wichtiger Tugenden ein eben ſo ſchweres Verbrechen iſt, wie die Ausübung einer böſen That. Ein altes Weib verfolgt mit wüthendem Grimme ein armes junges Mädchen, das durch Temperament und Verführung zu einem Fehltritte iſt verleitet worden; daß aber die gute Matrone ihre Kinder wie das dumme Vieh hat aufwachſen laſſen, darüber glaubt ſie keine Verantwortung geben zu dürfen: — hat ſie doch nie die eheliche Treue verletzt! — Sorgſame Pflichts-Erfüllung in allen Rückſichten iſt alſo das ſicherſte Mittel, um der beſtändig fortdaurenden Zärtlichkeit ſeiner Ehehälfte gewiß zu ſeyn.

6.

Mit dem Allen aber wird es nicht fehlen, daß nicht zuweilen fremde liebenswürdige Menſchen auf kurze Zeit vortheilhaftere Eindrücke auf Ehegenoſſen machen ſollten, als einer von Dieſen ſeiner Ruhe wegen wünſchen mögte. Es iſt nicht zu erwarten, daß, wenn die erſte blinde Liebe verraucht iſt, — und die verraucht denn doch bald — man ſo partheyiſch für einander bleiben, daß man nicht oft die Vorzüge andrer Leute ſehr lebhaft fühlen ſollte. Hierzu kömmt denn noch, daß Perſonen, mit denen wir ſeltner umgeben, ſich immer von ihren beſten Seiten zeigen und uns mehr ſchmeicheln, als die, mit denen wir täglich leben. Eindrücke von der Art werden aber bald wieder verſchwinden, wenn nur der Gatte fortfährt, ſeine Pflichten treulich zu erfüllen, und wenn er keinen niedrigen Neid, keine närriſche Eiferſucht blicken läßt, die ohnehin nie gute, ſondern allemal ſchlimme Folgen hat. Liebe und Achtung laſſen ſich nicht erzwingen, nicht ertrozzen; ein Herz, das bewacht werden muß, iſt wie der Mammon eines Geizigen, mehr eine unnütze Laſt, als ein wahrer Schatz, deſſen man froh wird; Widerſtand reizt; keine Wachſamkeit iſt ſo groß, daß ſie nicht hintergangen werden könnte, und es liegt in der Natur des Menſchen, daß man ein Gut, das vielleicht ſonſt gar keinen Reiz für uns haben würde, doppelt eifrig wünſcht, ſobald der Beſitz deſſelben mit Schwierigkeiten für uns verbunden iſt.

Man ſoll auch jene kleinen Künſte, die höchſtens unter Verliebten, nicht aber unter Ehegatten, Statt finden dürfen, verachten, durch welche man, um die Liebe des andern Theils mehr anzufeuern, mit Vorſatz Eiferſucht zu erregen ſucht. Bei einem Bande, das auf gegenſeitige Hochachtung beruhen muß, darf man ſich durchaus keiner ſchiefen Mittel bedienen. Glaubt meine Frau, ich könne in der That meine Pflicht und Zärtlichkeit gegen ſie fremden Neigungen aufopfern,

„opfern, ſo muß das ihre eigne Achtung gegen mich vermindern; und merkt ſie hingegen, daß ich nur Spielwerk mit ihr treiben will: ſo iſt das mehr als verlorne Arbeit, die noch obendrein oft ernſtliche Folgen haben kann.

Ich ſage, wenn auch auf kurze Zeit der Mann ſeinem Weibe, oder die Frau ihrem Gatten Veranlaſſung zu ſolchen Unruhen gibt: ſo wird doch dieſe kleine Herzens-Verirrung, wenn der leidende Theil nur fortfährt, ſeinen Pflichten treu zu ſeyn, nicht dauern können. Bei kaltblütiger Prüfung wird der Gedanke aufleben: „Mögte auch Jener, mögte „auch Jene die liebenswürdigſten Eigenſchaften haben: ſo iſt er mir doch, iſt ſie mir „doch nicht, was mir mein Mann, mein „Weib iſt, theilt doch nicht mit mir jede „Sorge des Lebens, hat nicht mit mir ſchon „ſo viel Glück und Unglück gemeinſchaftlich „getragen, hängt nicht ſo mit ganzer Seele, „mit erprobter Treue an mir, iſt nicht Vater, nicht Mutter meiner lieben Kinder, „wird nicht ſo ewig alles Gute und alles „Böſe mit mir theilen, wird mir nicht den „Verluſt erſetzen, wenn ich meinen Gatten

„von mir ſtoße“ — und ein ſolcher Triumph der Rückkehr, komme er früh oder ſpät, iſt dann ſüß, und macht alle Leiden vergeſſen.

7.

Klugheit und Rechtſchaffenheit aber erfordern, daß man ſich ſelber gegen die Eindrücke größrer Liebenswürdigkeit, welche fremde Perſonen auf uns machen könnten, waffne. In der frühen Jugend, wenn die Phantaſie lebhaft iſt, die Begierden heftig wirken, und das Herz noch oft mit dem Kopf davon läuft, würde ich rathen, ſolchen gefährlichen Gelegenheiten auszuweichen; ein junger Mann, welcher merkt, daß ein Frauenzimmer, mit dem er umgeht, ihm vielleicht einſt beſſer als ſeine Frau gefallen, wildes Feuer in ihm entzünden, oder wenigſtens ſeine häusliche Glückſeligkeit verbittern könnte, thut wohl, wenn er, in ſo fern er ſich nicht Feſtigkeit genug zutrauet — und er urtheilt weiſe, wenn er ſich dieſe nicht leicht zutrauet —, thut, ſage ich, wohl, wenn er ſolchen Umgang, ſo viel möglich, meidet, damit derſelbe ihm nicht zum Bedürfniſſe werde. Dieſe Vorſicht iſt am nöthigſten gegen die feinern Coketten zu beobachten, die, ohne eben Plane auf Verletzung der Ehre zu haben, ihr Spielwerk mit der Ruhe eines gefühlvollen redlichen Mannes treiben, und einen zweckloſen Triumph darinn ſuchen, ſchlafloſe Nächte zu verurſachen, Thränen zu veranlaſſen, und anderer Weiber Neid zu erregen. Es gibt viel ſolcher eiteln Damen, die nicht immer durch böſes Herz, noch Temperament, aber wohl durch die raſende Begierde, ſtets zu glänzen, allgemein zu gefallen, getrieben, manche ſtille häusliche Ruhe und den Frieden unter Eheleuten auf dieſe Weiſe zerſtöhren. In reifern Jahren hingegen rathe ich die entgegengeſetzte Cur-Art an. Ein Mann von feſten Grundſätzen, der ſeinem Verſtande Rechenſchaft von den Gefühlen ſeines Herzens gibt und dauerhaftes Glück ſucht, wird am leichteſten von den zu vortheilhaften Begriffen, die er von fremden Perſonen in Vergleichung mit ſeiner Gattinn gefaßt hat, zurückkommen, wenn er Jene ſo oft und vielfältig ſieht, daß er an ihnen mehr Fehler wahrnimmt, als an ſeinem edeln, verſtändigen, treuen Weibe. Und dann kommen die Augenblicke des Seelen-Bedürfniſſes, wo man ſich nach der theilnehmenden Gefährtinn ſehnt, wenn ſchwere Bürden das Herz drücken, die kein Fremder ſo uns tragen hilft, oder wenn Freuden jedes Gefäß in uns erweitern, Freuden, die kein Fremder ſo mit uns theilt, oder Verlegenheiten uns aufſtoßen, die man keinem Fremden ſo aufrichtig, ſo ſicher entdecken darf, wie der Perſon, die einerlei Intereſſe mit uns hat; und dann ein Blick auf wohlerzogene, durch gemeinſchaftliche Sorgfalt erzogne Kinder, auf die Früchte der erſten jugendlichen Liebe! — und das Herz kehrt ungezwungen zu den ſüßeſten Pflichten zurück.

8.

Uebrigens aber kann nichts abgeſchmackter, läppiſcher, läſtiger, von verkehrterer Wirkung ſeyn, oder mehr das Leben verbittern, als wenn Eheleute durch die prieſterliche Einſegnung ein ſo ausſchließliches Recht auf jede Empfindung des Herzens von einander erzwungen zu haben glauben, daß ſie wähnen: nun dürfe in dieſem Herzen auch nicht ein Plätzchen mehr für irgend einen andern guten Menſchen übrig bleiben; der Gatte müſſe für ſeine Freunde und Freundinnen todt ſeyn, dürfe für kein Geſchöpf auf der

Welt, als für die werthe Ehehälfte, Intereſſe empfinden, und es ſey Verbrechen gegen die eheliche Pflicht, mit Wärme, Zärtlichkeit und Theilnahme von und mit andern Perſonen zu reden. Dieſe Forderungen werden doppelt abgeſchmackt bei einer ungleichen Ehe, wo von der einen Seite ſchon Aufopferungen mancher Art Statt finden. Wenn da der eine Theil, um ſich in dem Umgange mit liebenswürdigen Leuten aufzuheitern, auf einen Augenblick ſein Unglück zu vergeſſen, neue Kräfte zum Ausdauern zu ſammeln, ſeinen Geiſt zu erheben und wieder zu erwärmen, in die Arme zärtlicher, ihm wahrhaftig treu ergebner Freunde eilt; ſo ſoll der andre Theil ihm dafür danken, nicht durch närriſches Betragen oder gar durch Vorwürfe den Gatten, die Gattin kränken, zur Verzweiflung bringen, und endlich zu wirklichen Verbrechen verleiten.

9.

Die Wahl dieſer Freunde muß aber dem Herzen, ſo wie die Wahl ſittlicher Vergnügungen und unſchuldiger Liebhabereien dem Geſchmacke eines Jeden überlaſſen bleiben. Ich habe oben geſagt, daß ich glaube, es werde nicht durchaus Gleichheit von Neigungen, Temperamenten und Geſchmack zum Eheglück erfordert. Unerträgliche Sklaverei wäre es daher, ſich dergleichen aufdringen laſſen zu müſſen. Es iſt wahrlich ſchon hart genug, wenn man die Freude entbehren ſoll, edle Empfindungen, erhabne Gedanken, feinere Eindrücke, welche ſeelen-erhebende Bücher, ſchöne Künſte und dergleichen auf uns machen, mit der Gefährtinn unſers Lebens theilen zu können, weil die ſtumpfen Organe derſelben dafür nicht empfänglich ſind; aber nun gar dieſem allen entſagen, oder ſich in der Wahl ſeines Umganges und ſeiner Freunde nach den abgeſchmackten, gefühlloſen Grillen eines ſchiefen Kopfs und kalten Herzens richten, allen wohlthätigen Erquickungen von der Art entſagen zu müſſen: — das iſt Höllenpein! und ich brauche wol nicht hinzuzufügen, daß am wenigſten der Mann, der doch von der Natur und bürgerlichen Verfaſſung beſtimmt iſt, das Haupt, der Regent der Familie zu ſeyn, und der oft Gründe haben kann, warum er dieſen oder jenen Umgang wählt, dieſer oder jener Beſchäftigung ſich widmet, dieſen oder jenen

Schritt thut, der Manchen auffallend ſeyn kann, — daß Dieſer auf ſolche Weiſe ſich wol am wenigſten wird einſchränken laſſen. Es erleichtert hingegen das Leben unter Menſchen, die nun einmal verbunden ſind, alle Leiden und Freuden gemeinſchaftlich zu tragen, wenn man nach und nach ſeine Neigungen, ſeinen Geſchmack gleich zu ſtimmen, — wenn der Eine Sinn für das zu bekommen ſucht, was der Andre liebt und gern ſieht, beſonders wenn dies wirklich groß, erhaben und edel iſt, und es zeugt wahrlich von faſt unbegreiflicher Dummheit, oder von der verächtlichſten Indolenz, wo nicht von dem böſeſten Willen, wenn man, nach vieljähriger Verbindung mit einem verſtändigen, gebildeten, fein fühlenden, liebevollen Geſchöpfe, noch eben ſo unwiſſend, roh, ſtumpf und ſtarrköpfig geblieben iſt, wie man vorher war. Wenn dann der erſte Rauſch der Liebe vorüber iſt, und der leidende Theil einſieht, was der Ehegatte ihm ſeyn könnte, ſeyn ſollte, ſeyn müßte, — was Andre ihm geweſen ſeyn würden, oder ſind: — dann gute Nacht Ruhe! Frieden! Glück! Zärtlichkeit und Hochachtung hingegen werden bei vernünftigen

Perſonen jene Gleichſtimmung leicht bewirken, wenn nicht ſtörriſcher Eigenſinn oder empörende Ungleichheit in Denkungsart die Trennung unterhält.

10.

Wie aber ſoll man ſich gegen wirkliche Ausſchweifungen waffnen? — denn bis jetzt habe ich nur von Herzens-Verirrungen geredet — Wie ſoll man ſich waffnen, wenn von einer Seite heftiges Temperament, ein reizbarer Körper, Mangel an Herrſchaft über Leidenſchaften, Verführung, Buhler-Künſte, anlockende Schönheiten und Gelegenheit uns hinziehen; von der andern vielleicht der Gattinn mürriſches Betragen, üble Launen, Dummheit, Kränklichkeit, Mangel an Schönheit, an Jugend, an Gefälligkeit, an Temperament uns zurückſtoßen? — Dies Buch iſt kein vollkommnes Syſtem der Moral; alſo überlaſſe ich jedem vernünftigen Manne, dieſe Frage ausführlich zu beantworten, und ſelbſt zu beurtheilen, wie er es anfangen müſſe, über ſeine Begierden Meiſter zu werden, auch gefährlichen Gelegenheiten und Verführungen auszuweichen, welches freilich in der Jugend nicht ſo leicht iſt, wie man wol denkt. Doch ſo viel über dieſen Gegenſtand, wie hieher gehört, und ſich ohne Beleidigung der Sittſamkeit ſagen läßt! Man gewöhne ſich ſelbſt und Einer den Andern nicht an Ueppigkeit, Wolluſt, Weichlichkeit und Schwelgerei; mache, daß die körperlichen Bedürfniſſe und Begierden nicht zu heftig in uns werden; man ſey, ſelbſt in der Ehe, ſchamhaft, keuſch, delicat und cokett in Gunſtbezeigungen, um Ekel, Ueberdruß und fauniſche Lüſternheit zu entfernen! Ein Kuß iſt ein Kuß, und es wird wahrlich faſt immer des Weibes Schuld ſeyn, wenn ein ſonſt nicht ſchlechter Mann dieſen Kuß, den er von treuen, reinen und warmen Lippen ehrenvoll und bequem zu Hauſe erlangen könnte, mit Hintanſetzung von Pflicht und Anſtand, bei Fremden holt. Hat aber die größre Schwierigkeit und Seltenheit ſo viel Reiz für den Menſchen: ey nun! ſo ſuche man auch der ehelichen Vertraulichkeit dieſen Reiz der Neuheit zu geben, zuweilen kleine Hinderniſſe in den Weg zu legen, oder durch Enthaltſamkeit, Entfernung u. dergl. das Verlangen darnach zu vermehren! In weiter fortrückenden Jahren fällt dann auch dieſer Vorwitz ſo ziemlich weg; denn da werden ja die Triebe beſcheidner und leichter von der Vernunft zu regieren, oder man müßte ſie muthwilligerweiſe reizen.

11.

In der Ehe ſoll gegenſeitiges uneingeſchränktes Zutrauen, ſoll Offenherzigkeit Statt finden. Kann denn aber gar kein Fall eintreten, wo Einer vor dem Andern Geheimniſſe bewahren dürfte? O ja; gewiß! — Freilich, da der Mann von der Natur beſtimmt iſt, der Rathgeber ſeines Weibes, das Haupt der Familie zu ſeyn; da die Folgen jedes übereilten Schritts der Gattinn auf ihn fallen; da der Staat ſich nur an ihn hält; da die Frau eigentlich gar keine Perſon in der bürgerlichen Geſellſchaft ausmacht; da die Verletzung der Pflichten von ihrer Seite ſchwer auf ihm liegt, und dieſe Verletzung die Familie weit unmittelbarer beſchimpft, und derſelben Schande und Nachtheil bringt, als die Ausſchweifungen des Mannes dies thun; da ſie mehr von dem äuſſern Rufe abhängt, als er; endlich da Verſchwiegenheit mehr eine männliche, als weibliche Tugend iſt: ſo kann es wol ſeltner gut ſeyn, wenn die Frau ohne ihres Mannes Wiſſen Schritte unternimmt, und dieſelben vor ihm verheimlicht. Er hingegen, der an den Staat geknüpft iſt, oft Geheimniſſe zu bewahren hat, die nicht ihm gehören, und durch deren Verbreitung er mit Andern in Verlegenheit kommen könnte, er, der das Ganze ſeines Hausweſens überſehen ſoll, auch vielfältig den Plan, nach welchem er handelt, nicht den ſchwächern Einſichten unterwerfen darf, ſondern feſt und unerſchüttert ſeinem Verſtande und Herzen folgen und das Urtheil des Volks verachten muß: er kann ohnmöglich immer ſo alles erzählen und mittheilen. Verſchiedenheit der Lagen aber kann dieſen Geſichtspunct verrücken. Es gibt Männer, die ſehr übel fahren würden, wenn ſie einen einzigen Schritt ohne Rath und Wiſſen ihrer Weiber thäten; es gibt ſehr plauderhafte Herren und ſehr verſchwiegne Damen; eine Frau kann weibliche Geheimniſſe von einer Freundinn anvertrauet bekommen haben. — In allen dieſen und ähnlichen Fällen müſſen Klugheit und Redlichkeit das Verhalten beider Theile beſtimmen. Das aber bleibt eine heilige Wahrheit, daß, wenn wahrhaftes Mistrauen ſich einſchleicht, wenn man

Offen=

Offenherzigkeit erzwingen muß, alles Glück der Ehe entflieht. Nichts kann endlich ſchändlicher, niederträchtiger ſeyn, als wenn der Mann pöbelhaft genug denkt, heimlich die Briefe ſeiner Frau zu erbrechen, ihre Papiere zu durchwühlen, oder ihre Schränke zu durchſuchen. Auch verfehlt er mit ſolchen unwürdigen Mitteln immer ſeines Zwecks. Nichts iſt leichter, als die Wachſamkeit eines Menſchen zu täuſchen, wenn es blos auf beweisbare Vergehen ankömmt, und man die feinern Bande zerriſſen, die Verlegenheit der Delicateſſe und des Zutrauens gehoben hat. Ein Mann, der einmal ſeine Frau eine Ehebrecherinn nennt, ſteckt ſich ſelbſt das Horn der Hahnreiſchaft auf. Nichts iſt leichter, als einen Menſchen zu hintergehen, den man genau kennt, bei dem man allen Glauben verloren hat, den man oft auf falſchem Argwohn ertappen kann, weil Leidenſchaft ihn blind macht, und er durch Mistrauen verdient hat, getäuſcht zu werden. — Betrug iſt faſt immer die ſichere Folge davon, und man kann auf dieſe Weiſe das edelſte Geſchöpf moraliſch zu Grunde richten und zu Verbrechen reizen.

12.

Ich rathe, aus Gründen, die wol jeder vernünftige Menſch ſelbſt einſehen wird, auch nicht einmal an, daß Eheleute alle Geſchäfte gemeinſchaftlich treiben, ſondern daß Jeder ſeinen angewieſenen Wirkungskreis habe. Es geht ſelten gut im Hauſe, wenn die Gattinn für ihren Gatten die Berichte ad Serenissimum entwerfen, und er dagegen, wenn Fremde eingeladen ſind, die Capaunen braten, Cremen machen, und die Töchter ankleiden helfen muß. Daraus entſteht Verwirrung; man ſetzt ſich dem Geſpötte des Hausgeſindes aus; der Eine verläßt ſich auf den Andern, will ſich aber dagegen in alles miſchen, alles wiſſen. — Mit Einem Worte: das taugt nicht!

13.

Was aber die Verwaltung der Gelder betrifft, ſo kann ich die Weiſe der mehreſten Männer von Stande nicht billigen, welche ihren Gemahlinnen eine gewiſſe Summe geben, womit ſie auskommen müſſen, um davon den Haushalt zu beſtreiten. Dadurch entſteht getheiltes Intereſſe; die Frau tritt in die Claſſe der Bedienten, wird zu Eigennutz

nutz verleitet, ſucht zu ſparen, findet, daß der Mann zu lecker iſt, macht ſchiefe Geſichter, wenn er einen guten Freund zur Tafel einladet; der Mann, wenn er nicht fein denkt, meint immer, er ſpeiſe für ſein theures Geld zu ſchlecht, oder wagt es im Gegentheil aus übertriebner Zurückhaltung und Feinheit nicht, zuweilen ein Gerichtchen mehr zu fordern, um ſeine Gattinn nicht in Verlegenheit zu ſetzen. Gib alſo Deiner Hausfrau, wenn nicht etwa ein Hausbofmeiſter oder eine Ausgeberinn diejenigen Geſchäfte bei Dir verſieht, die eigentlich zu den Pflichten der Gattinn gehören, gib ihr eine Summe Geldes, die Deinen Umſtänden angemeſſen ſey, zur Ausgabe! Wenn dieſe verwendet iſt, ſo komme ſie, und fordre mehr von Dir; findeſt Du, daß zu viel iſt ausgegeben worden, ſo laß Dir die Rechnung zeigen! Ueberlege mit ihr gemeinſchaftlich, auf welcher Seite geſpart werden könne! Mache ihr kein Geheimniß aus Deinen Vermögens-Umſtänden; allein beſtimme ihr auch eine kleine Summe zu ihren unſchuldigen Vergnügungen, zu ihrem Putze, zu ſtillen wohlthätigen Handlungen, und fordre davon keine Berechnung!

14.

14.

Gute Hauswirthſchaft iſt eins der nothwendigſten Stücke zur ehelichen Glückſeligkeit. Man ſuche desfalls vor allen Dingen, wenn man auch im ledigen Stande einigen Hang zur Verſchwendung gehabt hätte, ſich davon loszumachen und ſich häuslicher Sparſamkeit zu befleiſſigen, ſobald man heirathet! Einem einzelnen Menſchen iſt alles leicht zu ertragen — Noth, Mangel, Demüthigung, Zurückſetzung; am Ende ſteht ihm, wenn er geſunde Arme hat, die ganze Welt offen; kann alles im Stiche laſſen, und in einem unbekannten Winkelchen der Erde leicht mit ſeiner Hände Arbeit ſein Leben friſten. Aber wenn ſchlechte Haushaltung den Ehemann und Vater in Armuth geſtürzt hat, und er nun den Blick auf die Perſonen ſeiner Familie umherwirft, die von ihm Unterhalt, Nahrung, Wartung, Erziehung, Vergnügen fordern; wenn er dann oft nicht weiß, woher er auf morgen Brod nehmen, wovon er die großen Mädchen kleiden ſoll, deren jetzigen Lumpen bald zerriſſen ſind; oder wenn ſeine bürgerliche Ehre, ſeine Beförderung, die Verſorgung ſeiner Kinder davon abhängt, daß er mit den Seinigen in einem gewiſſen anſtändigen Aufzuge, vielleicht gar mit einem Glanze erſcheine, und es doch von allen Seiten dazu fehlt; wenn das Silber-Geräthe vom Wucherer, wo es im Verſatze ſteht, auf einen Mittag geborgt werden muß, um Gäſte darauf bewirthen zu können, indeß unten im Hauſe ein Knabe wartet, der es gleich nach der Mahlzeit wieder in Empfang nehmen ſoll. Wenn Gläubiger und Advocaten ihn in die Enge treiben, und Juden an den Zipfeln ſeines ſchlaffen Geldbeutels melken: dann fallen böſe Launen, Krankheit des Leibes und der Seele den Unglücklichen an; Verzweiflung ergreift ihn; er ſucht ſich zu betäuben, verfällt in Ausſchweifungen; von innen zernagt ihn das unruhige Gewiſſen, von auſſen verfolgen ihn bittre Vorwürfe ſeines Weibes; das Winſeln ſeiner Kinder ſchreckt ihn aus fürchterlichen Träumen auf; die Verachtung, womit der vornehme und reiche Pöbel auf ihn herabblickt, umwölkt jeden Strahl von Hoffnung; Muth und Troſt ſchwinden; die Freunde fliehen, das Hohngelächter der Feinde und Neider erſchüttert jede Nerve, und in dieſer traurigen Lage ſchwindet denn freilich aller Schatten von häuslicher Freude. Der Elende flieht auch nichts ſo ſehr, als den Anblick und den Umgang Derer, die er mit ſich in das Unglück geſtürzt hat. — Sollte alſo einer von den Eheleuten zur Verſchwendung geneigt ſeyn, ſo iſt es rathſam, weil es noch Zeit iſt, Mittel vorzuſchieben, jener gräßlichen Lage auszuweichen. Der andre Theil, der beſſer mit Gelde umzugehen weiß, übernehme die Caſſe! Man mache ſich einen genauen Etat, wie man dem Haushalte wieder aufhelfen will, und befolge dieſen pünctlich, ſchränke ſich ein, ſorge aber dafür, daß, wo möglich, auch etwas zu erlaubten Vergnügungen übrig bleibe, damit dem Verſchwender die Einſchränkungen und Entbehrungen nicht zu ſchwer werden!

15.

Iſt es aber beſſer, daß der Mann, oder daß die Frau reich ſey? Wenn eins ſeyn ſoll, ſo ſtimme ich für Erſteres. Gut iſt es, wenn Beide einiges Vermögen haben, um zu den Nothwendigkeiten des Lebens gemeinſchaftlich beitragen zu können, damit nicht Einer ſo ganz auf Koſten des Andern zehre. Soll aber die Abhängigkeit, welche doch natürtürlicherweiſe daraus auf Seiten des ärmern Theils entſteht, Statt finden: ſo iſt es der Natur gemäßer, daß das Haupt der Familie am mehrſten zum Unterhalte der Familie beitrage. Heirathet ein Mann eine reiche Frau, ſo ſetze er ſich wenigſtens in den Stand, dadurch nie ihr Sklave zu werden! Aus Verabſäumung dieſer Vorſicht ſind ſo wenig Ehen von der Art glücklich. Hätte meine Frau mir großes Vermögen zugebracht, ſo würde ich mich doppelt beſtreben, ihr zu beweiſen, daß ich geringe Bedürfniſſe hätte; ich würde wenig an meine Perſon wenden; ich würde ihr beweiſen, daß ich dies Wenige mit meinem Fleiſſe mir erwerben könnte; ich würde ihr Koſtgeld geben; ich würde nur der Verwalter ihres Vermögens ſeyn; ich würde Aufwand im Hauſe machen, weil das ſich für reiche Leute ſchickt; aber ich würde ihr zeigen, daß dieſer Aufwand meiner Eitelkeit nicht ſchmeichelte; daß ich bei zwei Speiſen eben ſo vergnügt, wie bei zwanzigen bin; daß ich keiner Aufwartung bedarf; daß ich geſunde Beine habe, die mich eben ſo weit, wenn gleich nicht ſo ſchnell fortbringen, wie ihre vergoldeten Wagen; und dann würde ich, wie es dem Hausherrn zukömmt, über die Anwendung ihres Vermögens unumſchränkte Gewalt verlangen.

16.

Iſt es nöthig, daß der Mann klüger ſey, als die Frau? — Das iſt wiederum eine nicht unwichtige Frage; wir wollen ſie näher beleuchten. Der Begriff von Klugheit von Vernunft wird, mit allen ſeinen Beziehungen und Modificationen, nicht immer auf einerlei Art verſtanden. Die Klugheit eines Mannes ſoll wol von ganz anderer Art ſeyn, als die, welche man von einer Frau verlangt; und wenn nun vollends Klugheit mit Welt-Erfahrung, oder gar mit Gelehrſamkeit verwechſelt wird, ſo wäre es Unſinn, von dieſen bei *einem* Geſchlechte ſo viel, wie bei dem andern, vorausſetzen zu wollen. Ich fordre daher von einem Frauenzimmer einen esprit de détail, eine Feinheit, unſchuldige Verſchlagenheit, Behutſamkeit, einen Witz, ein Dulden, eine Nachgiebigkeit und Geduld: — lauter Stücke, die doch auch zur Klugheit gehören; — welche in *dem* Grade nicht immer das Eigenthum des männlichen Characters ſind. Dagegen erwarte ich, daß der

Mann zuvorſchauender, gefaßter bei allen Vorfällen, feſter, unerſchütterlicher, weniger den Vorurtheilen unterworfen, ausdauernder und gebildeter ſey, als das Weib. Jene Frage aber war in allgemeinem Sinne zu verſtehen, nämlich alſo: Wenn einer von beiden Theilen ſchwach, ſtumpf von Organen und unwiſſend in manchen zum Weltleben nöthigen Kenntniſſen ſeyn ſollte: würde es da beſſer ſeyn, daß der Mann, oder daß die Frau der ſchwächere Theil wäre? — Ich antworte ohne Anſtand: Noch habe ich nie eine glückliche und weiſe geordnete Haushaltung geſehen, in welcher die Frau die entſchiedne Alleinherrſchaft gehabt hätte. Es geht in einem Hauſe, wo ein Mann von mittelmäßigen Fähigkeiten das Regiment führt, größtentheils immer noch beſſer her, als in einem, wo eine kluge Frau ausſchließlich Herr iſt. Es kann vielleicht Ausnahmen davon geben; allein ich kenne deren keine. Es verſteht ſich aber, daß hier nicht von der feinern Herrſchaft über das Herz eines edlen Gatten die Rede iſt: wer wird dieſe nicht gern einem klugen Weibe einräumen? welcher verſtändige Mann wird nicht fühlen, daß er oft ſanfter Zurechtweiſung bedarf? Jene ausſchließliche Herrſchaft hingegen ſcheint der Beſtimmung der Natur zuwider zu ſeyn. Schwächerer Körperbau; eingepflanzte Neigung zu weniger dauerhaften Freuden; Launen aller Arten, die den Verſtand, oft in den entſcheidendſten Augenblicken, feſſeln; Erziehung; und endlich bürgerliche Verfaſſung, welche die Verantwortung des Hausregiments allein auf den Mann wälzt: das alles beſtimmt die Gattin laut, Schutz zu ſuchen, und legt dem Gatten die Pflicht auf, zu ſchützen. Nun iſt aber doch nichts lächerlicher, als wenn der Weiſere und Stärkere bei dem Thoren und Schwachen Schutz ſuchen ſoll. Frauenzimmer von vorzüglichen Geiſtesgaben handeln daher wahrlich gegen ihren eignen Vortheil, und bereiten ſich unangenehme Ausſichten, wenn ſie aus Herrſchſucht ſich dumme Männer wünſchen oder wählen; die ſichern Folgen davon ſind Ueberdruß, verwirrte Haushaltung und Verachtung des Publicums für einen von beiden Theilen, und das heißt ja: für beide Theile. Männer aber, die ſo unmündig am Geiſte ſind, daß ſie die Rolle eines Hausvaters nicht gehörig zu ſpielen, nicht Herr in ihrem Hauſe zu ſeyn vermögen, thun beſſer, Hageſtolze zu bleiben, und ſich ein Plätzchen in einem Hoſpital, oder eine Präbende zu kaufen, als daß ſie ſich vor Kindern, Hausgeſinde und Nachbarn lächerlich machen. Ich habe einen ſchwachen Fürſten gekannt, deſſen Gemahlinn ſo unumſchränkte Gebieterinn über ihn war, daß, als ſie einſt beſtellt hatte, auszufahren, der Fürſt hinunter in den Schloßhof ſchlich, und den Kutſcher, welcher da hielt, leiſe fragte: „Wiſſet ihr nicht, ob ich mitfahre?“ Das macht ſolche Ehemänner zum Geſpötte, und niemand mag Geſchäfte mit einem Manne treiben, deſſen Willen, deſſen Freundſchaft und deſſen Art, irgend einen Gegenſtand anzuſehen, von den Launen, Winken und Zurechtweiſungen ſeiner Frau abhängen, — der ſeine Briefe erſt ſeiner Hofmeiſterinn zur Durchſicht vorlegen, und über die wichtigſten, geheimſten Angelegenheiten erſt Inſtruction bei dem Bratenwender holen muß. Sogar in der Höflichkeit gegen die Ehefrau ſoll der Mann ſeine Würde nicht verleugnen. Verächtlich iſt, ſelbſt den Weibern, ein Mann, der, bevor er ſich zu etwas entſchließt, erſt jedesmal ſagt: „Ich will es mit meiner Frau überlegen;“ der ihr immer das Mäntelchen nachträgt, ſich nicht unterſteht, in eine Geſellſchaft zu gehen, wo ſie nicht iſt, oder der ſeine treueſten Bedienten abſchaffen muß, wenn Madam deren Geſichtsbildung nicht ertragen kann.

17.

Es gibt in dieſem Leben eine Menge Ungemachs zu tragen. Auch der, welcher der Glücklichſte zu ſeyn ſcheint, hat geheime Leiden mancher Art zu überwinden, wahre und eingebildete, unverſchuldete oder ſelbſt geſchaffne, gleichviel! aber immer darum nicht minder Leiden. Sehr wenige Weiber haben Kraft genug, das Unglück ſtandhaft zu leiden, guten Rath in der Noth zu ertheilen, und ihren Gatten die Bürde tragen zu helfen, die nun einmal getragen werden muß. Die mehrſten erſchweren das Uebel durch unzeitige Klagen, durch Geſchwätz, wie es ſeyn könnte, wenn es nicht ſo wäre, wie es iſt, oder gar durch übel angebrachte, zuweilen ſehr unbillige Vorwürfe. Iſt es daher irgend möglich, kleinere Unannehmlichkeiten, (mit Haupt-Unglücksfällen aber läßt ſich das ſelten thun) vor Deiner Ehefrau zu verbergen, ſo verſchließ lieber den Kummer in Deinem Herzen! Es kann ja ohnehin ein gutgeartetes Gemüth nicht erleichtern, wenn es Andre, die es liebt, mit in ſeine Leiden zieht; und wenn nun gar die Laſt dadurch nicht erleichtert, ſondern vielmehr erſchwert wird: wer wollte dann nicht lieber ſchweigen, und ſeinen Rücken dem Sturme allein preisgeben? Schickt die Vorſehung Dir aber einen großen, nicht zu verſchweigenden Unfall, Noth, Schmerz, Krankheit zu, — verfolgen Dich widrige Geſchicke, oder böſe Menſchen: o dann rufe Deine ganze Standhaftigkeit auf! faſſe Deinen Muth zuſammen, und verſüße der Gefährtinn Deines Lebens die Bitterkeit des Kelchs, den ſie mit Dir austrinken muß; wache über Deine Launen, damit nicht der Unſchuldige durch Dich leiden müſſe! Verſchließ Dich in Dein Kämmerlein, wenn das Herz zu ſchwer wird! Dort erleichtre Dich durch Thränen oder Gebet! Stärke und ſtähle Dein Herz durch Philoſophie, durch Zuverſicht auf Gott, durch Hoffnung und durch weiſe Entſchlieſſungen! und dann tritt mit heitrer Stirne hervor, und ſey der Tröſter des Schwächern! — Ach! es iſt kein Elend in der Welt von beſtändiger Dauer, kein Schmerz ſo groß, der nicht freie Augenblicke übrig lieſſe; ein gewiſſer Heroismus im Kampfe gegen das Unglück führt Freuden mit ſich, die wahrlich das härteſte Ungemach in Vergeſſenheit bringen; und der Gedanke, Andre zu tröſten und aufzurichten, erhebt das Herz wunderbar, erfüllt mit unbeſchreiblicher Heiterkeit. — Ich rede aus Erfahrung.

18.

Wir ſind darüber einig geworden, daß vollkommne Gleichheit in Denkungsart und Temperamenten zu einer glücklichen Ehe nicht nothwendig ſey. Traurig iſt doch aber immer die Lage, wenn die Ungleichheit gar zu auffallend iſt, wenn die Gattinn ſo an gar nichts von allem warmen Antheil nimmt, was dem Gatten wichtig und intereſſant ſcheint. Traurig iſt es immer, wenn man, um Genuß unſchuldiger Freuden, um Leiden, um hohe Gefühle, ferne Ausſichten, Unternehmungen, — kurz, um alles, was Kopf und Herz beſchäftigt, zu theilen, ſich nach fremden Mitgenoſſen umſehen muß. Traurig iſt es, wenn ein phlegmatiſches Geſchöpf zu jedem geiſtreichen Tropfen, den uns die ſüße Phantaſie einſchenkt, Waſſer gießt, uns aus jeder ſeligen Täuſchung unſanft aufweckt, unſre wärmſten Geſpräche mit Plattitüden beantwortet, und unſre ſchönſten Pflanzungen zertritt. — Was iſt aber in ſolchen Lagen zu thun? Vor allen Dingen Hiobs Specificum gebraucht! Nicht lange moraliſirt, wo keine Beſſerung zu hoffen iſt, — geſchwiegen, wenn man doch nicht verſtanden wird; und dann die Gelegenheit vermieden, Scenen zu veranlaſſen, wodurch wir zu arg entrüſtet, oder gekränkt, oder durch die Dummheit des Weibes öffentlich beſchimpft würden! — ſo kann man denn doch wenigſtens negativ ſo ziemlich glücklich ſeyn.

19.

Wie aber, wenn das Schickſal oder eigne Thorheit uns auf ewig an ein Geſchöpf gekettet hat, das, mit großen moraliſchen Gebrechen oder gar mit Laſtern behaftet, der Liebe und Achtung edler Menſchen unwerth iſt; wenn unſre Gattinn uns durch ein mürriſches, feindſeliges Temperament, durch Neid, Geiz, oder unvernünftige Eiferſucht das Leben verbittert, oder wenn ſie ſich durch ein falſches, tückiſches Herz verächtlich macht, oder wenn ſie in Unzucht oder in Völlerei lebt? Ich brauche hier nicht zu erinnern, daß mancher ehrliche Mann unſchuldigerweiſe in dies Labyrinth gerathen kann, wenn ihm die Liebe in früher Jugend einen Streich geſpielt hat, indem der böſe Feind Asmodäus im Brautſtande immer die ſchönſte Larve vornimmt. Ich ſchweige hingegen auch davon, daß ſehr oft der Mann durch üble oder unvorſichtige Behandlung daran Schuld iſt, wenn Untugenden und Laſter, zu welchen der Keim in dem Herzen ſeiner Frau lag, zum Ausbruche kommen. Es würde mich endlich zu weit führen, wenn ich Regeln für das Verhalten in jeder einzelnen unglücklichen Lage von der Art geben wollte. — Alſo nur ſo viel im Allgemeinen! Man muß in ſolchen Lagen dreierlei Rückſichten nehmen, nämlich: *zuerſt* ſolche, welche auf Beförderung unſrer eignen Ruhe abzielen; *ſodann* Rückſichten auf Kinder und Hausgenoſſen; und *endlich* auf das Publicum. Was uns ſelbſt betrifft, ſo rathe ich: wenn einmal keine Hoffnung zu Bewirkung ſittlicher Beſſerung da iſt, ſich nicht mit Klagen, Vorwürfen und Zän=

Zänkereien aufzuhalten, ſondern in der Stille ſolche kräftige Gegenmittel zu wählen, die uns Vernunft, Rechtſchaffenheit und Gefühl von Ehre anrathen. Entwirf reiflich und mit möglichſt kaltem Blute Deinen Plan! Ueberlege wohl, ob eine Trennung nöthig ſey, oder wie Du es anzufangen habeſt, Deinen Zuſtand, wenn derſelbe nun einmal nicht zu verbeſſern iſt, leidlich zu machen, und laß Dich dann von dieſer Richtſchnur durch nichts, ſelbſt durch keine blos anſcheinende Beſſerung, noch durch Liebkoſungen, abwendig machen! Erniedrige Dich aber nie ſo weit, daß Du Dich durch Hitze zu gröbern Behandlungen verleiten lieſſeſt; ſonſt haſt Du ſchon zur Hälfte Unrecht. Erfülle endlich um ſo treuer Deine Pflichten, je öfter Dein Weib dieſelben übertritt: ſo wird auch Dein Gewiſſen beruhigt ſeyn, und mit einem ruhigen Gewiſſen läßt ſich alles, auch das Aergſte, ertragen. In Betracht Deiner Kinder, des Hausgeſindes und des Publicums aber vermeide alles Aufſehen! Laß, wo möglich, Dein Unglück nicht ruchtbar werden! Wenn Uneinigkeit unter Eheleuten herrſcht, ſo werden die Kinder immer ſchlecht erzogen. Iſt dieſe

Uneinigkeit alſo nicht zu verbergen, ſo trenne Dich lieber von Deinen Kindern, und überlaß ihre Leitung fremden guten Händen! Wenn bekannte Uneinigkeiten unter Eheleuten herrſchen, ſo iſt das Hausgeſinde nie zur Ordnung, Treue und Geradheit geneigt. Es entſtehen Partheien und Klatſchereien ohne Ende. Vermeide daher allen Zank in Gegenwart des Geſindes! Wenn öffentliche Uneinigkeit unter Eheleuten herrſcht, ſo verliert der unſchuldige Theil, zugleich mit dem ſchuldigen, die Achtung der Mitbürger. Vertraue deswegen nicht leicht Dein häusliches Unglück fremden Leuten!

20.

Sehr gern aber pflegen ſich dienſtfertige gute Freunde, alte Weiber, beiderlei Geſchlechts, Vettern und Baaſen in ſolche Angelegenheiten zu miſchen. Leide nicht, daß irgend jemand, wer es auch ſey, ohne Dein Bitten ſich um Deine häuslichen Umſtände bekümmre; weiſe ſolche Naſeweiſigkeiten mit aller männlichen Entſchloſſenheit von Dir! Gute Seelen vertragen ſich ohne Vermittlung, und mit ſchlechten richtet ein Friedensſtifter doch nichts aus. Allein bete, daß der

Himmel Dich vor ſolchen alten Hexen von Schwiegermüttern bewahre, die alles wiſſen, alles thun, und, wenn ſie auch dumm wie das Vieh ſind, dennoch alles dirigiren wollen; deren Geſchäft iſt, Hetzereien anzuſtiften, zu unterhalten, und die mit Köchinnen und Haushälterinnen gemeinſchaftliche Sache machen, um aus chriſtlicher Liebe die Handlungen des Nächſten auszuſpähen. Sollteſt Du aber zum Unglücke ſo eine Meerkatze, ein ſolches ſataniſches Hausgeräth mit erheirathet haben: ſo ergreif die erſte Gelegenheit, da ſie ſich in Deine Hausvaters-Angelegenheiten miſchen will, um ihre freundlichen, frommen Dienſte auf eine ſolche Art zu verbitten, daß ſie Dir ſobald nicht wiederkomme! Es gibt aber auch gute, edle Schwiegermütter, die ihrer Kinder Ehegenoſſen wie ihre eignen Kinder lieben, ihren verheiratheten Töchtern mit treuem Rathe beiſtehen, und denen man denn um ſo mehr Ehrerbietung und Aufmerkſamkeit ſchuldig iſt, wenn man ihnen die Bildung eines geliebten Weibes zu danken hat.

Ueberhaupt ſollen alle Zwiſtigkeiten unter Eheleuten nur unter ihren vier Augen ausgemacht

gemacht werden, und, wenn es auf das Höchſte kömmt, von der Landes-Obrigkeit; alle Mittel-Inſtanzen taugen gar nichts, und fremde Friedens-Stifter und Beſchützer des leidenden Theils machen immer das Uebel ärger. Der Mann muß Herr ſeyn in ſeinem Hauſe: ſo wollen es Natur und Vernunft. Mit einem Herrn zankt man nicht; er hat Richter über ſich, nicht neben ſich. Er ſoll ſich auf keine Weiſe dieſe Herrſchaft rauben laſſen, und auch dann, wenn die weiſere Frau ſeiner offenbaren Macht die heimliche Gewalt über ſein Herz entgegenſtellt, muß auch das äuſſere Anſehen der Herrſchaft nie wegfallen.

21.

Nichts erſchüttert ſo heftig das Glück unter Gatten und Gattinnen, als die Verletzung ehelicher Treue. Der Moralität nach und unſern religiöſen und politiſchen Grundſätzen gemäß, iſt die Uebertretung der ehelichen Pflichten von einer Seite ſo unedel wie von der andern; in Rückſicht auf die Folgen hingegen iſt freilich die Unkeuſchheit einer Frau weit ſtrafbarer, als die eines Mannes; jene zerreißt die Familien-Bande, vererbt auf Baſtarte die Vorzüge ehelicher Kinder, zerſtört die heiligen Rechte des Eigenthums, und widerſpricht laut den Geſetzen der Natur, nach welchen immer Vielweiberei weniger unnatürlich, als Vielmännerei ſeyn würde. — Man hat nicht einmal in irgend einer Sprache einen üblichen Ausdruck für das Letztere. Der Mann iſt das Haupt der Familie; die ſchlechte Aufführung ſeiner Frau wirft zugleich Schande auf ihn, als den Haus-Regenten; — nicht umgekehrt alſo! Ohne Betracht auf Folge und Rechenſchaft aber, dünkt mich, handelt ein Theil, der den andern für untreu hält, ſehr unweiſe, wenn er durch Vorwürfe, oder gar durch unvernünftiges Toben ihn in Schranken halten will. Iſt es ihm um ſein Herz zu thun, ſo muß er wiſſen, daß man nur durch ſanfte, liebevolle Mittel Herzen feſſelt, durch das Gegentheil aber zurückſtößt; verlangt er nur den alleinigen Beſitz ſeines Leibes, ſo iſt er ein Geſchöpf der gemeinſten Art. Eheleute, die durch kein edleres Band an einander geknüpft ſind, finden tauſend Mittel, ſich zu hintergehen, und es iſt daran nicht viel verloren. In ſo fern alſo bei der Untreue nicht Zärtlichkeit und Hochachtung gekränkt werden, ſo iſt wahrlich, wie die Franzoſen in der That vorgeben, die Hahnreiſchaft, wenn man die Sache weiß, ſehr wenig, und wenn man ſie nicht weiß, gar nichts. Noch ärger aber, und das ſicherſte Mittel, auch den treueſten Gatten zu Ausſchweifungen zu verleiten, iſt, ihn auf bloßen Verdacht durch Vorwürfe und niedriges Mistrauen beleidigen. Sollte aber Dein Unglück gewiß, und Deine Schande nicht zu verbergen ſeyn: ſo iſt freilich kein anderes Mittel, als Trennung durch gerichtliche Hülfe, oder durch gütliche Uebereinkunft, obgleich der Schandfleck dadurch nicht ausgelöſcht wird. In allen übrigen Fällen iſt die Eheſcheidung eine höchſt bedenkliche Sache. Leute, die eine Reihe von Jahren mit einander verlebt haben, können einen ſolchen Schritt nicht leicht thun, ohne Beide an öffentlicher Achtung zu verlieren. Eheleute, die Kinder haben, können, ohne ſehr nachtheilige Folgen für die Bildung und zeitliche Glückſeligkeit dieſer Kinder, ſich nie trennen. Iſt es daher irgend möglich, bei einem weiſen, vorſichtigen Betragen es mit einander auszuhalten: ſo ertrage, leide und dulde man, und vermeide öffentliches Aergerniß!

22.

22.

Allein alle dieſe Vorſchriften ſind wol nur auf Perſonen im mittlern Stande beſonders anwendbar. Die ſehr vornehmen und ſehr reichen Leute haben ſelten Sinn für häusliche Glückſeligkeit, fühlen keine Seelen-Bedürfniſſe, leben mehrentheils auf einem ſehr fremden Fuße mit ihrem Ehegatten, und bedürfen alſo keiner andern Regeln, als ſolcher, die eine feine Erziehung vorſchreibt. Und da ſie auch eine eigne Moral zu haben pflegen, ſo werden ſie wol in dieſem Capitel wenig finden, das für ſie tauglich wäre.

Viertes Kapitel.

Ueber den Umgang mit und unter Verliebten.

1.

Mit Verliebten iſt vernünftigerweiſe gar nicht umzugehen; ſie ſind ſo wenig, wie andere Berauſchte, zur Geſelligkeit geſchickt; auſſer ihrem Abgotte iſt die ganze Welt todt für ſie. Man mag übrigens leicht mit ihnen fertig werden, wenn man nur Geduld genug hat, ſie von dem Gegenſtande ihrer Zärtlichkeit reden zu hören, ohne zu gähnen; wenn man im Gegentheile dabei einiges Intereſſe zeigt, ſich über ihre Thorheiten und Launen nicht zu ärgern, und im Fall die Liebe heimlich gehalten ſeyn ſoll, ſie nicht zu beobachten, nichts zu merken ſcheint, wüßte auch die ganze Stadt das Geheimniß (wie es denn mehrentheils geſchieht); endlich wenn man ihre Eiferſucht nicht erregt.

Und ſo hätte ich denn über dieſen Gegenſtand weiter nichts zu reden. — Doch noch ein Paar Bemerkungen! Suchet Ihr einen verſtändigen Freund, der Euch mit weiſem Rathe, oder mit feſtem Muthe, mit Fleiß und dauernder Arbeit dienen ſoll: ſo wählet keinen Verliebten dazu! Iſt es Euch aber darum zu thun, eine theilnehmende, empfindelnde Seele zu finden, die mit Euch klage, winsle, oder Euch ohne Sicherheit Geld borge, auf etwas ſubſcribire, ein reiches Almoſen gebe, ein armes Mädchen ausſtatte, einen beleidigten Vater beſänftigen helfe, oder mit Euch Ritterſtreiche mache, Kindereien treibe, oder Eure Verſe, Eure Liederchen und Sonaten lobe: — ſo wendet Euch nach den

Um=

Umſtänden an einen glücklichen oder leidenden Liebhaber!

2.

Den Verliebten ſelbſt Regeln über ihren Umgang mit einander zu geben, das würde verlorne Mühe ſeyn; denn da dieſe Menſchen ſelten bei geſunder Vernunft ſind: ſo wäre es eben ſo unſinnig, zu verlangen, daß ſie ſich dabei gewiſſen Vorſchriften unterwerfen ſollten, als wenn man einem Raſenden zumuthen wollte, in Verſen zu phantaſiren, oder Einem, der die Kolik hat, nach Noten zu ſchreien. Doch lieſſe ſich Einiges ſagen, das gut zu beobachten wäre, wenn man hoffen dürfte, daß ſolche Menſchen der Vernunft Gehör gäben.

3.

Die erſte Liebe bewirkt ungeheure Revolutionen in der ganzen Sinnesart und dem Weſen des Menſchen. Wer nie geliebt hat, kann keinen Begriff haben von den ſeligen Freuden, die der Umgang unter Verliebten gewährt; wer zu oft mit ſeinem Herzen Tauſch und Handel getrieben hat, verliert den Sinn dafür. Ich habe einſt ein Bild davon entworfen, und da ich jetzt nichts Beſſeres darüber zu ſagen weiß, will ich dieſe Stelle hier abſchreiben.*)

„Es iſt eine gar ſonderbare Sache um die erſten Liebes-Erklärungen. Wer mit ſeinem Herzen ſchon oft Spielwerk getrieben, ſeine zärtlichen Seufzer vor manchen Schönen ſchon ausgeblaſen hat, dem wird es eben nicht ſchwer, wenn er einmal wieder ſich die Luſt macht, verliebt zu werden, ſeine Empfindungen bei einer ſchicklichen Gelegenheit an den Tag zu legen; auch weiß dann die Cokette ſchon, was ſie bei ſolchen Vorfällen zu antworten hat; ſie glaubt das Ding nicht ſogleich, meint, der Herr wolle ſie zum Beſten haben, er ſpiele den Romanhelden, oder, wenn er dringend wird, und ſie glaubt nach und nach überzeugt werden zu müſſen, ſo kömmt zuerſt eine Bitte, ihrer Schwachheit zu ſchonen, ihr nicht ein Geſtändniß abnöthigen, wobei ſie erröthen müßte; und dann will der entzückte Liebhaber dem holden Engel um den Hals fallen, und in Wonne dahinſchmelzen; aber die Schöne proteſtirt feierlich gegen

---

*) Die Verirrungen [illegible] Philoſophen, oder Geſchichte Ludwigs von Seelberg, Theil 1, Seite 108.

„gen alle ſolche Freiheiten, verläßt ſich überhaupt „auf ſeine Ehre und Rechtſchaffenheit, „reicht ihm höchſtens die Backe dar, theilt „ihre Gunſtverwilligungen in unendlich kleine „Parcelen, um täglich nur um ein Haar „breit dem Ziele näher rücken zu dürfen, „damit der ſchöne Roman deſto länger dauern „möge; und wenn auf andre Art keine Zeit „mehr zu gewinnen iſt, muß ein kleiner Zwiſt „dazwiſchen kommen, die völlige Entwickelung „aufhalten, und die Uhr auf die Schäferſtunde „zurückſtellen. Bei allen dieſen „conventionellen Gaukeleien aber empfinden „dergleichen Leute gar nichts, lachen, wenn „ſie allein ſind, des Poſſenſpiels, das ſie „mit einander treiben, können voraus calculiren, „wie weit ſie morgen und übermorgen „mit ihrem Geſchäfte kommen müſſen, und „werden dick und fett bei ihrer Liebespein.“

„Ganz anders aber iſt es mit einem Paar „unſchuldigen Herzen, die, zum erſtenmal „vom wohlthätigen Feuer der Liebe erwärmt, „ſo gern ihren ſüßen, ſchuldloſen Gefühlen „Luft machen mögten, und immer nicht Muth „faſſen können, mit Worten zu ſagen, was „Augen und Gebehrden oft ſchon deutlich

„geſagt und beantwortet haben. Der Jüngling
„ſieht die Geliebte zärtlich an; ſie erröthet:
„ihr Blick wird unruhig, unſtät, wenn
„Er mit einem andern Mädchen zu viel und
„zu freundlich redet; ſein Auge mögte zürnen,
„er mögte gleichgültig vor ihr vorbeiblicken,
„wenn ſie einem Andern vertraulich
„etwas in das Ohr geſagt hat; man fühlt
„den Vorwurf, gibt augenblickliche Genugthuung,
„bricht plötzlich und faſt unhöflich
„das Geſpräch ab, welches den Argwohn erweckt
„hat; der Verſöhnte dankt durch das
„zärtliche Lächeln und durch die fröhlichſte,
„plötzlich aufwachende Laune; man nimmt
„mit den Augen Verabredungen auf morgen,
„entſchuldigt ſich, warnet vor Beobachtern,
„erkennt ſich gegenſeitige Rechte auf einander
„an — und hat ſich doch noch mit keinem
„Wörtchen geſagt, was man für einander
„fühlt. Allein man ſucht von beiden
„Seiten ernſtlich die Gelegenheit dazu; ſie
„kömmt, kömmt oft, und man läßt ſie ungenützt
„vorbeiſtreichen, drückt ſich höchſtens
„einmal leiſe die Hand, und doch auch das
„nie ohne irgend einen ſchicklichen Vorwand,
„ſagt ſich aber kein Wort, iſt mißmüthig,

„zweifelt an Gegenliebe, und hat ſich oft noch nicht gegen einander erklärt, wenn man ſchon die Fabel der ganzen Stadt und der Gegenſtand der ſchändlichſten Verläumdung iſt. Iſt endlich das längſt im Buſen pochende Bekenntniß den furchtſamen Lippen ſtotternd entflohen, und mit gebrochenen, halb erſtickten Worten, von einem bis in das Innerſte dringenden Händedrucke begleitet, beantwortet worden; dann lebt man vollends erſt ganz für einander, iſt wenig um die übrige Welt bekümmert, ſieht und hört nichts um ſich her, iſt in keiner Geſellſchaft verlegen mit ſeiner Perſon, wenn nur der theure Gegenſtand uns freundlich anlächelt; findet an der Seite der Geliebten alles Ungemach des Lebens leichter zu ertragen; glaubt nicht, daß es Krankheit, Armuth, Druck und Noth in der ſchönen Welt geben könne; lebt mit allen Creaturen in Frieden; verachtet Gemächlichkeit, köſtliche Speiſe, Schlaf. — O Ihr! wenn Ihr je ſo wonnevolle Zeiten verlebt habt, ſprechet! iſt auch ein ſüßerer Traum zu träumen möglich? Iſt unter allen phantaſtiſchen Freuden des Lebens Eine, die ſo

„unſchuldig, ſo natürlich, ſo unſchädlich wäre?
„Eine, die ſo überſchwenglich glücklich,
„fröhlich, ſo friedenvoll machte? — Ach!
„daß dieſer ſelige Zuſtand der Bezauberung
„nicht ewig dauern kann, daß man oft nur
„gar zu unſanft aus dieſem eliſiſchen Schlummer
„aufgeſchreckt wird!“

4.

In der Ehe iſt Eiferſucht ein ſchreckliches, Ruhe und Frieden ſtörendes Uebel, und jeder Streit von böſen Folgen; in die Liebe hingegen wirkt Eiferſucht neue Manchfaltigkeit hinein; nichts iſt ſüßer, als der Augenblick der Verſöhnung nach kleinen Zwiſtigkeiten, und ſolche Scenen knüpfen das Band feſter. Zittre aber vor der Eiferſucht einer Cokette, vor der Rache eines Weibes, deſſen Liebe Du verſchmäht haſt, oder für welches Dein Herz nicht mehr ſpricht, wenn ſie Deiner — ſey es nun aus Luſt, oder aus Eitelkeit, aus Vorwitz, oder aus Eigenſinn! — noch begehrt! Sie wird Dich mit wüthigem Grimme verfolgen, und keine Schonung von Deiner Seite, keine Nachgiebigkeit, keine Verſchwiegenheit über die ehemaligen Verhältniſſe, keine öffentliche Ehrerbietungs-Bezeigungen werden Dir helfen, beſonders wenn ſie Dich nicht etwa fürchtet.

5.

Weiber-Feinde ſchreien laut: das ſchöne Geſchlecht liebe nie mit ſo gänzlich treuer Ergebung, wie wir Männer; Eitelkeit, Vorwitz, Luſt an Abentheuern oder körperliches Bedürfniß ſey es nur, was ſie zu uns hinreiſſe, und man dürfe nicht länger auf Weibertreue rechnen, als ſo lange wir eine von dieſen Leidenſchaften und Trieben nach Zeit und Gelegenheit befriedigen könnten; Andre hingegen lehren gerade das Gegentheil, und beſchreiben mit den reizendſten Farben die Beſtändigkeit, die Innigkeit und das Feuer eines weiblichen, von Liebe erfüllten Herzens. Jene eignen dem Geſchlechte viel mehr Sinnlichkeit und Reizbarkeit, als edlere Gefühle zu, und ſagen, es ſey nur Grimmaſſe, wenn Weiber ihre Männer überreden wollten, ſie hätten ein ſehr kaltes Temperament; Dieſe hingegen behaupten: die reinſte, heiligſte Liebe, ohne Begehren, ja, auf gewiſſe Art ohne Leidenſchaft, dieſe göttliche Flamme könne nur in weiblichen Seelen in ihrer ganzen Fülle wohnen. Wer von beiden Partheien

Recht hat, das mögen Diejenigen entſcheiden, denen eine größere Kenntniß des weiblichen Herzens, — obgleich ich in dem Umgange mit Frauenzimmern viel Jahre hindurch kein unaufmerkſamer Beobachter geweſen bin, — Diejenigen, ſage ich, mögen das entſcheiden, denen dieſe größere Kenntniß und feinere Welt-Erfahrung ein Recht geben, über den Character der Weiber kühler, unpartheiiſcher, mit mehr Scharfſinn und mit gründlicherer Vernunft als ich, zu urtheilen und zu ſchreiben! Ich wage das nicht; auch ſind es zwei verſchiedene Fragen: aus welchen Quellen zuerſt Weiberliebe zu entſpringen pflege? und: welche Eigenſchaften nachher dieſe Liebe haben, wenn einmal die Seele davon ergriffen iſt? Das aber getraue ich mir zu behaupten, ohne einem von beiden Geſchlechtern zu nahe zu treten, daß wir Männer an Treue und gänzlicher Hingebung in der Liebe wol ſchwerlich die Weiber übertreffen können. Die Geſchichte aller Zeiten iſt voll von Beiſpielen der Anhänglichkeit, der Ueberwindung aller Schwierigkeiten und Verachtung aller Gefahren, mit welcher ein Weib ſich an ihren Geliebten kettet. Ich kenne kein höheres Glück auf der Welt, als ſo innig, ſo treu geliebt zu werden. Leichtſinnige Gemüther findet man unter Männern, wie unter Frauenzimmern; Hang zur Abwechſelung iſt dem ganzen Menſchengeſchlecht eigen; neue Eindrücke größerer Liebenswürdigkeit, wahrer oder eingebildeter, können die lebhafteſten Empfindungen verdrängen; aber faſt möchte ich ſagen, die Fälle der Untreue wären häufiger bei Männern, als bei Weibern, würden nur nicht ſo bekannt, machten weniger Aufſehen; wir wären wirklich nicht ſo leicht auf immer zu feſſeln, und es würde vielleicht nicht ſchwer halten, die Urſachen davon anzugeben, wenn das hieher gehörte.

6.

Treue, ächte Liebe freuet ſich in der Stille des ſeligen Genuſſes, prahlt nicht nur nie mit Gunſtbezeigungen, ſondern geſteht ſich's ſogar ſelbſt kaum, wie froh ſie iſt. Die glücklichſten Augenblicke in der Liebe ſind da, wo man ſich noch nicht gegen einander mit Worten entdeckt hat, und doch jede Miene, jeden Blick verſteht. Die wonnevollſten Freuden ſind die, welche man mittheilt und empfängt,

pfängt, ohne dem Verſtande davon Rechenſchaft zu geben. Die Feinheit des Gefühls leidet oft nicht, daß man ſich über Dinge erkläre, die ganz ihren hohen Werth verlieren, die anſtändigerweiſe, ohne Beleidigung des Zartgefühls, gar nicht mehr gegeben und angenommen werden können, ſobald man etwas darüber geſagt hat. Man verwilligt ſtillſchweigend, was man nicht verwilligen darf, wenn es erbeten, oder wenn es merkbar wird, daß es mit Abſicht gegeben werden ſoll.

7.

In den Jahren, in welchen ſo gern das Herz mit dem Kopfe davon läuft, bauet ſo Mancher das Unglück ſeines Lebens durch übereilte Ehe-Verſprechungen. Im Taumel der Liebe vergißt der Jüngling, wie wichtig ein ſolcher Schritt iſt, wie, von allen Verbindlichkeiten, die man übernehmen kann, dieſe die ſchwerſte, die gefährlichſte und leider die unauflöslichſte iſt. Er verbindet ſich auf ewig mit einem Geſchöpfe, das ſich ſeinen von Leidenſchaft geblendeten Augen ganz anders darſtellt, als es ihn nachher die nüchterne Vernunft kennen lehrt, und dann hat er ſich eine Hölle auf Erden bereitet; oder er vergißt, daß mit einer ſolchen Verbindung die Bedürfniſſe, Sorgen und Arbeiten wachſen, und dann muß er, an der Seite eines innigſt geliebten Weibes, mit Mangel und Kummer kämpfen und doppelt alle Schläge des Schickſals fühlen; oder er bricht ſein Wort, wenn ihm vor der prieſterlichen Einſegnung noch die Augen aufgehen; und dann ſind Gewiſſensbiſſe ſein Theil. — Allein, was vermögen Rath und Warnung im Augenblicke des Rauſches? Uebrigens beziehe ich mich auf das, was ich im 15ten und 16ten Abſchnitte des folgenden Kapitels ſagen werde.

8.

Haben Liebe und Vertraulichkeit Dich an ein Geſchöpf gekettet, und Eure Bande würden getrennt, ſey es nun durch Schickſale, Untreue und Leichtfertigkeit des einen Theils, oder durch andere Umſtände; ſo handle, nach dem Bruche, oder wenn die Verbindung ſonſt aufhört, nie unedel! Laß Dich nicht hinreiſſen zu niedriger Rache! Mißbrauche nicht Briefe, noch Zutrauen! Der Mann, der fähig iſt, ein Mädchen zu läſtern, einem Weibe zu ſchaden, das einſt in ſeinem Herzen geherrſcht hat, verdient Haß und Verachtung;

und wie mancher ſonſt nicht ſehr liebenswürdige Mann hat die Gunſt artiger Frauenzimmer nur allein ſeiner erprobten Beſcheidenheit, Verſchwiegenheit und Vorſichtigkeit in Liebesſachen zu danken!

Fünftes Kapitel.

Ueber den Umgang mit Frauenzimmern.

1.

Ich will gleich zu Anfange dieſes Kapitels feierlich erklären, — zwar ſollte es billig einer ſolchen Erklärung nicht bedürfen, weil ſchon der geſunde Menſchenverſtand das lehrt, und ich kühn ſagen darf, daß meine Schriften nicht Gelegenheit geben, mich für einen Läſterer des ſchönen Geſchlechts zu halten; doch der Schwachen wegen füge ich es hinzu — daß, was ich hier etwa im Allgemeinen zum Nachtheile des weiblichen Characters ſagen mögte, der Verehrung unbeſchadet geſagt ſeyn ſoll, die nicht nur jedes einzelne edle Weib und Mädchen, ſondern die auch das Geſchlecht, im Ganzen genommen, von ſo manchen Seiten, nur nicht gerade von der fehlerhaften, verdient. Dieſe zu verſchweigen, um jene zu erheben, das iſt das Handwerk eines feilen Schmeichlers; und der bin ich nicht, der mag ich nicht ſeyn. Die mehrſten Schriftſteller aber, welche etwas über die Frauenzimmer ſagen, ſcheinen ſich's zum Geſchäft zu machen, nur die Schwächen derſelben aufzudecken — das iſt noch weniger meine Abſicht. Wenn ich über den Umgang mit Menſchen ſchreibe: ſo muß ich auch die Schwächen in Erwägung ziehen, denen man nachgeben, die man ſchonen muß, um in dieſem Umgange gut fortzukommen. Jedes Geſchlecht, jeder Stand, jedes Alter, jeder einzelne Character hat dergleichen Schwächen. In ſo fern ich dieſe kenne, gehört es zu meinem Zwecke, davon zu reden; und man wird finden, daß ich von der andern Seite weder die Tugenden verſchwiegen, die den Umgang mit Männern und Frauenzimmern, mit Alten und Jungen, mit Weiſern und Schwächern, mit Vornehmen und Geringen, angenehm machen, noch irgend eine einzelne Claſſe auf Koſten oder zum Vortheile der andern, gelobt oder getadelt habe. — So viel als Vorrede zu dieſem Kapitel.

2.

Nichts iſt ſo geſchickt, die letzte Hand an die Bildung des Jünglings zu legen, wie der Umgang mit tugendhaften und geſitteten Weibern. Da werden die ſanftern Tinten in den Character eingetragen; da wird durch mildere und feinere Züge manche rauhe Härte gemäßigt; — kurz: wer nie mit Weibern beſſerer Art umgegangen iſt, der entbehrt nicht nur ſehr viel reinen Genuß, ſondern er wird auch im geſelligen Leben nicht weit kommen; und den Mann, der verächtlich vom ganzen weiblichen Geſchlechte denkt und redet, mag ich nicht zum Freunde haben. Ich habe die ſeligſten Stunden in dem Cirkel liebenswürdiger Frauenzimmer verlebt; und wenn etwas Gutes an mir iſt, wenn, nach ſo vielfältigen Täuſchungen von Menſchen und Schickſalen, Erbitterung, Mißmuth und Feindſeligkeit noch nicht Wohlwollen, Liebe und Duldung aus meiner Seele verdrängt haben: ſo danke ich es den ſanften

ten Einwirkungen, die dieſer Umgang auf meinen Character gehabt hat.

3.

Die Weiber haben einen ganz eignen Sinn, um diejenigen unter den Männern zu unterſcheiden, welche mit ihnen ſympathiſiren, ſie verſtehen, ſich in ihren Ton ſtimmen können. Man hat ſehr Unrecht, wenn man ihnen Schuld gibt, körperliche Schönheit allein mache auf ſie ſo lebhafte Eindrücke; ſehr oft hat gerade der entgegengeſetzte Fall Statt. Ich kenne Jünglinge mit Antinous-Geſtalten, die ihr Glück bey dem ſchönen Geſchlechte nicht machen, und hingegen Männer mit faſt garſtigen Larven, die dort gefallen und Theilnehmung erwecken. Auch liegt nicht der Grund darinn, daß ſie die Klügern und Witzigern vorzögen, noch in der mehrern oder mindern Schmeichelei und Huldigung; es gibt aber eine Art, mit Frauenzimmern umzugehen, die nur von ihnen ſelbſt erlernt werden kann; und wer die nicht verſteht, der mag mit allen innern und äuſſern Vorzügen ausgerüſtet ſeyn — er wird ihnen nicht behagen. Man findet Männer, die von der Gabe, den Frauenzimmern zu gefallen, großen Mißbrauch machen, denen man erwachſene Töchter anvertrauet, die zu allen Tages-Zeiten bei den Damen freien Zutritt und ſich in den Ruf geſetzt haben, ohne Bedeutung zu ſeyn, denen man die freieſten Scherze erlaubt, oft aber Gelegenheit gibt, nachher zu ſpät zu bereuen, was man ihnen eingeräumt hat. Der Mißbrauch hebt indeſſen den erlaubten Gebrauch jener Kunſt nicht auf. Ein kleiner Anſtrich von weiblicher Sanftmuth, die aber ja nicht in unmännliche Schwäche übergehen darf; Gefälligkeiten, die nicht ſo groß, nicht ſo merklich ſeyn dürfen, daß ſie Aufſehen erregen, oder größere Gegenforderung veranlaſſen, aber auch nicht ſo heimlich, daß ſie gar nicht gefühlt, ſondern überſehen würden; kleine, feine Aufmerkſamkeiten, wofür ſich kaum danken läſſt, die alſo kein Recht geben, ohne Anſpruch zu ſeyn ſcheinen, und doch verſtanden, doch angerechnet werden; eine Art von Augenſprache, die, ſehr vom Liebäugeln unterſchieden, von zarten, empfindungsvollen Herzen aufgefaſſt wird, ohne in Worte überſetzt werden zu dürfen; das Verbergen gewiſſer geheimen Gefühle; ein freier, treuherziger Umgang, der nie in freche, gemeine

meine Vertraulichkeit ausarten muß; zuweilen ſanfte Schwermuth, die nicht Langeweile macht; ein gewiſſer romanhafter Schwung, der weder in's Süßliche, noch Abentheuerliche fällt; Beſcheidenheit, ohne Schüchternheit; Unerſchrockenheit, Muth und Lebhaftigkeit, ohne ſtürmiſches Weſen; körperliche Gewandtheit, Geſchicktheit, Behendigkeit, angenehme Talente; — ich denke, das iſt es ungefähr, was den Weibern an uns gefallen könnte.

4.

Das Gefühl der Schutzbedürftigkeit und die Ueberzeugung, daß der Mann ein Weſen ſeyn müſſe, das fähig ſey, dieſen Schutz zu verleihen, iſt von der Natur auch denen Frauen eingepflanzt, die Stärke und Entſchloſſenheit genug haben, ſich ſelbſt zu ſchützen. Desfalls fühlen auch weichgeſchaffne Damen eine Art von Widerwillen gegen äuſſerſt ſchwächliche, gebrechliche Männer. Sie können gegen Leidende herzliches Mitleid empfinden, zum Beiſpiel gegen Verwundete, Kranke und dergleichen; aber eigentliche, bleibende Infirmitäten, die den freien Gebrauch der Kräfte hemmen, werden die Zuneigung, ſelbſt des ſittſamſten Weibes, von Dir abwendig machen.

5.

Man hat oft den Damen vorgeworfen, daß ſie ſich vorzüglich für ausſchweifende Leute intereſſirten. Wenn das wahr iſt: ſo kann ich doch nichts durchaus Anſtößiges darinn finden. Sind ſie, bey dem Bewußtſeyn eigner Schwäche, toleranter als wir: ſo macht das ihrem Herzen Ehre; allein wir Männer tadeln auch oft nur aus Neid ſolche glücklichen Verbrecher von unſerm Geſchlechte, finden hingegen, wenn wir die Lovelace und Carl Moor nur auf dem Papiere oder auf der Schaubühne ſehen, heimliches Wohlgefallen an ihnen. Der Grund von dem Allen liegt wol in einem dunkeln Gefühle, welches uns ſagt, daß zu Verirrungen von der Art eine gewiſſe Präſtanz, eine Thätigkeit, eine Kraft gehöre, die immer Intereſſe erweckt. Uebrigens will man bemerkt haben, daß die mehrſten Frauenzimmer nur vorzüglich duldſam gegen *hübſche Männer* und gegen *garſtige Weiber* ſeyen.

6.

Noch muß ich erinnern, daß die Frauenzimmer an den Männern Reinlichkeit und eine wohlgewählte, doch nicht phantaſtiſche Kleidung lieben, und daß ſie leicht mit einem Blicke kleine Fehler und Nachläſſigkeiten im Anzuge bemerken.

7.

Huldige nicht mehrern Frauenzimmern zu gleicher Zeit, an demſelben Orte, auf einerlei Weiſe, wenn es Dir darum zu thun iſt, Zuneigung oder Vorzug von einer Einzelnen zu erlangen! Sie verzeihen uns kleine Untreuen, ja! man kann dadurch bei ihnen zuweilen gewinnen; aber in dem Augenblicke, da man ihnen etwas von Empfindungen vorſchwatzt, muß man fühlen, was man ſagt, und es nur für ſie fühlen. Sobald ſie merken, daß Du Dein zärtliches Gewäſche Jeder auskramſt, iſt alles vorbei. Sie mögen, was ſie uns ſind, uns gern ungetheilt, allein bleiben.

8.

Zwei Frauenzimmer, die Forderungen und Anſprüche von einerlei Art machen, ſey es nun von Seiten der Schönheit, Gelehrſamkeit,

keit, oder ſonſt, ſtimmen in einer Geſellſchaft nicht gut zuſammen. Doch werden ſie zuweiweilen mit einander fertig; kömmt aber die Dritte hinzu, dann hat der böſe Feind ſein Spiel.

Hüte Dich daher auch, in Gegenwart einer Dame, die Anſprüche von irgend einer Art macht, eine andre, wegen gleicher Eigenſchaften, zu ſehr zu loben, beſonders eine Nebenbuhlerin mit denſelben Anſprüchen! Es pflegt allen Menſchen, die ein Gefühl von eignem Werthe und Begierde zu glänzen haben, vorzüglich aber den Damen, eigen zu ſeyn, daß ſie gern ausſchließlich bewundert werden mögen, es ſey nun wegen Schönheit, wegen Geſchmack, wegen Pracht, wegen Talente, wegen Gelehrſamkeit, oder weswegen es auch ſey. Sprich daher auch nicht von Aehnlichkeiten, die Du findeſt, zwiſchen der Frau, mit welcher Du redeſt, und ihren Kindern, oder irgend einer andern Perſon! Frauenzimmer haben zuweilen ſonderbare Grillen; man weiß nicht immer, wie ſie ſich vorſtellen, daß ſie ausſehen, wie ſie gern ausſehen mögten. Die Eine affectirt Simplicität, Unſchuld, Naivetät; die Andre macht

Anſpruch auf hohe Grazie, Adel und Würde in Gang und Geberde. Die Eine ſähe es gern, wenn man ſagte: ihr Geſicht verrathe ſo viel Sanftmuth; eine Andre mögte männlich klug, entſchloſſen, geiſtvoll, erhaben ausſehen. Dieſe mögte mit ihren Blicken zu Boden ſtürzen können; Jene mit ihren Augen alle Herzen wie Butter ſchmelzen. Die Eine will ein geſundes und friſches, die Andre ein kränkliches, leidendes Anſehen haben. — Das ſind nun kleine unſchädliche Schwachheiten, nach denen man ſich wol richten kann.

9.

Die mehrſten Frauenzimmer wollen ohne Unterlaß angenehm unterhalten ſeyn. Der angenehme Geſellſchafter iſt ihnen oft mehr werth, als der würdige, verdienſtvolle Mann, von deſſen Lippen Weisheit ſtrömt, wenn er redet; der aber lieber ſchweigen, als leere Worte ſprechen mag. Allein kein Gegenſtand ſcheint ihnen unterhaltender, als ihr eignes Lob, wenn es nicht zu grob eingekleidet wird; — doch auch damit nehmen es Manche ſo genau nicht. Man erhebe immer einmal die Schönheit einer alten Matrone! Man ſehe immer einmal die Mutter für die Tochter im

Hauſe an! — Sie werden uns darum die Augen nicht auskratzen. Ueberhaupt aber iſt es mit dem Alter der Frauenzimmer ein kitzlicher Punkt. Man thut am beſten, dieſe Saite gar nicht berühren. Wenn man übrigens die Kunſt verſteht, ihnen Gelegenheit zu geben, zu glänzen, ſo bedarf man weiter keiner Unterhaltung, und man wird ihnen gewiß nicht unangenehm ſeyn. — Iſt das nicht bei allen Menſchen mehr oder weniger der Fall? Gewiß! doch bei Weibern öfter, weil man wol ohne Sünde ein wenig mehr Eitelkeit auf Rechnung ihres Geſchlechts ſchreiben, als dem unſrigen Schuld geben darf.

10.

Ein großes Triebrad im weiblichen Character iſt die Neugier. Auch darauf muß man zu rechter Zeit im Umgang mit ihnen zu wirken, und dies Bedürfniß nach den Umſtänden zu erwecken, zu beſchäftigen und zu befriedigen verſtehen. Sonderbar genug iſt es, wie weit oft Vorwitz und Neugier bei ihnen gehen. Auch die mitleidigſten Seelen unter ihnen empfinden zuweilen einen unbezwinglichen Trieb, ſchreckliche Scenen, Executionen, Operationen, Wunden und dergleichen anzuſchauen, jämmerliche Mordgeſchichten zu hören; — Gegenſtände, denen ſich der weniger weibliche Mann nicht ohne Widerwillen gegenüber ſieht. Deswegen ſind ihnen auch diejenigen Romane und Schauſpiele größtentheils die angenehmſten, in welchen Abentheuer ohne Ende, unerwartete Begebenheiten in Menge, und Greuel auf Greuel gehäuft ſind. Deswegen forſchen die Schlimmern unter ihnen ſo gern nach fremden Geheimniſſen, und ſpähen die Handlungen ihrer Nachbaren aus, wenn auch nicht immer Bosheit, Neid und Schadenfreude zum Grunde liegen. Cheſterfield ſagt: „Wenn Du „Dich bei Weibern einſchmeicheln willſt, ſo „vertraue ihnen ein Geheimniß!“ — freilich wol nur ein kleines Geheimniß. — Doch warum nicht auch größere? Können nicht manche Weiber beſſer ſchweigen, als ihre Männer? Es kömmt nur auf den Gegenſtand des Geheimniſſes an.

11.

Auch die edelſten Weiber haben mehr abwechſelnde Launen, ſind weniger gleichgeſtimmt zu allen Zeiten, als wir Männer.

Reizbarere Nerven, die leichter zu allerlei Gemüthsbewegungen in Schwingung zu bringen ſind, und ein ſchwächerer Körperbau, der manchen unbehaglichen Gefühlen ausgeſetzt iſt, die wir gar nicht kennen, ſind Schuld daran. Wundert Euch daher nicht, meine Freunde! wenn Ihr nicht jeden Tag denſelben Grad von Theilnehmung und Liebe in den Augen derjenigen Damen zu finden glaubet, an deren Zuneigung Euch gelegen iſt! Ertraget dieſe vorübergehende Launen, aber hütet Euch in ſolchen Augenblicken von Verſtimmung, Euch aufzudringen, oder zur Unzeit mit Eurem Witz oder Troſte angezogen zu kommen; ſondern überleget wohl, was ſie in jeder Gemüthslage etwa gern hören mögten, und wartet ruhig den Augenblick ab, wo ſie ſelbſt den Werth Eurer Nachſicht und Schonung fühlen, und ihr Unrecht gutmachen!

12.

Die Frauenzimmer finden ein gewiſſes Vergnügen an kleinen Neckereien; mögen ſelbſt denen Perſonen, die ihnen am theuerſten ſind, zuweilen unruhige Augenblicke machen. Auch hiervon liegt der Grund in ihren

ren Launen, und nicht in Bösartigkeit des Gemüths. Wenn man ſich dabei vernünftig, duldſam, nicht ſtürmiſch beträgt, noch durch eigne Schuld den kleinen Zwiſt zu einem wirklichen feierlichen Bruche heranwachſen läſſt: ſo löſchen ſie in einer andern Stunde die Beleidigungen, die ſie uns zugefügt haben, durch verdoppelte Gefälligkeit aus, und man erlangt dabei oft ein Recht mehr auf ihre Zuneigung.

13.

In ſolchen und allen übrigen kleinen Kämpfen und Streitigkeiten mit Frauenzimmern muß man ihnen den Triumph des Augenblicks laſſen, nie aber ſie merklich beſchämen; denn das iſt etwas, das ihre Eitelkeit ſelten verzeiht.

14.

Daß die Rache eines unedeln Weibes fürchterlich, grauſam, dauernd und nicht leicht zu verſöhnen ſey, das hat man ſchon ſo oft geſagt, daß ich es hier zu wiederholen faſt nicht nöthig finde. Wirklich ſollte man es kaum glauben, welche Mittel ſolche Furien ausfindig zu machen wiſſen, einen ehrlichen Mann, von dem ſie ſich beleidigt glauben, zu martern, zu verfolgen; wie unauslöſchlich ihr Haß iſt; zu welchen niedrigen Mitteln ſie ihre Zuflucht nehmen. Der Verfaſſer dieſes Buchs hat leider ſelbſt eine Erfahrung von der Art gemacht. Ein einziger unbeſonnener Schritt in ſeiner frühen Jugend, durch welchen ſich der Ehrgeiz und die Eitelkeit eines Weibes gekränkt hielten, ob ſie ihn früher, als er ſie, auf den Fuß getreten hatte, war Schuld daran, daß er nachher aller Orten, wo ſein Schickſal ihn nöthigte, Schutz und Glück zu ſuchen, Widerſtand und faſt unüberſteigliches Hinderniß fand; daß heimliche, durch allerlei Wege gewonnene Verläumder mit böſen Gerüchten vor ihm hergingen, um jeden Schritt zu hindern, jeden unſchuldigen Plan zu vereiteln, den er zu ſeinem Fortkommen und zum Wohl ſeiner Familie anlegte. Ihm half nicht das vorſichtigſte, untadelhafteſte Betragen, nicht die öffentliche Erklärung, wie ſehr er ſein Unrecht erkenne. — Die rachgierige Frau hörte nicht auf, ihn zu verfolgen, bis er endlich freiwillig allem entſagte, wozu man die Hülfe Anderer braucht, und ſich auf eine häusliche Exiſtenz einſchränkte, die ſie ihm nicht rauben

ben kann. — Und das that eine Frau, in deren Macht es geſtanden, viele Menſchen glücklich zu machen, und die von der Natur mit ſehr ſeltnen Vorzügen des Körpers und des Geiſtes ausgerüſtet war.

Es ſcheint übrigens in der Natur zu liegen, daß Schwächere immer grauſamer in ihrer Rache ſind, als Stärkere; vielleicht, weil das Gefühl dieſer Schwäche die Empfindung des erlittenen Drucks verſtärkt, und lüſterner nach der Gelegenheit macht, auch einmal Kraft zu üben.

15.

Eine philoſophiſche Abhandlung des Herrn Profeſſor Meiners, über die Frage: „ob es „in unſrer Macht ſtehe, verliebt zu werden, „oder nicht?“ läſſt mich daran verzweifeln, irgend etwas Neues über die Mittel ſagen zu können, welche man anzuwenden hat, um im Umgange mit liebenswürdigen Frauenzimmern die Freiheit ſeines Herzens nicht einzubüßen. Die Liebe iſt zwar ein ſüßes Ungemach, das über uns kömmt, gerade wenn wir uns deſſen am wenigſten verſehen, gegen welches wir alſo gewöhnlich erſt dann anfangen, Maaßregeln zu nehmen, wenn es ſchon zu ſpät iſt; da ſie aber oft ſehr bittre Leiden und Zerſtörung aller Ruhe und alles Friedens mit in ihrem Gefolge führt; da hoffnungsloſe Liebe wol eine der ſchrecklichſten Plagen iſt, und äußere Verhältniſſe zuweilen auch den edelſten, zärtlichſten Neigungen unüberſteigliche Hinderniſſe in den Weg legen: ſo iſt es doch der Mühe werth, beſonders für Den, welchen die Natur mit einem lebhaften Temperamente und mit warmer Phantaſie ausgeſtattet hat, ſich an eine gewiſſe Herrſchaft des Verſtandes über Gefühle und Sinnlichkeit zu gewöhnen, und, wo er ſich dazu zu ſchwach fühlt, — der Gelegenheit auszuweichen. Groß iſt die Verlegenheit, für ein fühlendes Herz, geliebt zu werden, und Liebe nicht erwiedern zu können. Schrecklich iſt die Quaal, zu lieben und verſchmäht zu werden; verzweiflungsvoll die Lage Deſſen, der für gränzenloſe treue Zärtlichkeit und Hingebung mit Betrug und Untreue belohnt wird. — Wer gegen dies alles ſichre Mittel weiß, der hat den Stein der Weiſen gefunden. Ich geſtehe meine Schwäche: — ich kenne keins, als die Flucht, ehe es dahin kömmt.

16.

16.

Es leben unter uns Männern Böſewichter, denen Tugend, Redlichkeit und die Ruhe ihrer Nebenmenſchen ſo wenig heilig ſind, daß ſie unſchuldige, unerfahrne Mädchen, wenn nicht durch ſchlaue Künſte wirklich zum Laſter verführen, doch mit falſchen Erwartungen oder gar mit Verſprechungen einer künftigen Eheverbindung täuſchen, ſich dadurch für den Augenblick eine angenehme Exiſtenz verſchaffen, die armen Kinder aber, die indeß ihrentwegen aller Gelegenheit zu anderweitiger Verſorgung ausgewichen ſind, nachher verlaſſen, um neue Verbindungen zu ſchlieſſen. Die Schändlichkeit eines ſolchen Verfahrens wird ja wol Jeder einſehen, der noch einen Funken von Gefühl für Ehre in ſeinem Buſen trägt; und wem ein ſolches Gefühl fremd iſt, für den ſchreibe ich nicht. Es gibt aber ein andres, den Folgen nach nicht weniger ſchädliches, obgleich in Betracht der Abſicht nicht ſo ſtrafbares Betragen der Männer gegen gefühlvolle Frauenzimmer, worüber ich einige Worte zur Warnung ſagen muß. Es glauben nämlich Manche unter uns, es könne gar kein Intereſſe in den Umgang mit jungen Mädchen kommen, wenn man ihnen nicht Süßigkeiten ſagte, ihnen ſchmeichelte, oder eine Art von Wärme und Herzens-Andringlichkeit aus Worten und Geberden hervorleuchten lieſſe. Dies nährt nicht nur den ohnehin ſchon großen Hang des Geſchlechts zur Eitelkeit, ſondern, da eben dieſe Eitelkeit, die Ueberzeugung von der Macht ihrer Reize, gern jedes Honigwort für Sprache inniger Empfindung hält: ſo ſetzen die guten Dingerchen ſich gleich in den Kopf, es ſey ernſtlich auf eine Heirath angeſehen. Der Stutzer merkt das nicht, oder wenn er es merkt, ſo iſt er zu leichtſinnig, den Folgen nachzudenken; er verläßt ſich darauf, daß er nie beſtimmt etwas von Heiraths-Anträgen hat fallen laſſen, und wenn er nun früh oder ſpät aufhört, einer ſolchen Schönen zu huldigen, ſo iſt das Mädchen eben ſo unglücklich, als wenn er ſie abſichtlich betrogen hätte. Sie welkt dahin, die arme Verlaſſne, wenn getäuſchte Hoffnung, fehlgeſchlagene Erwartung an ihrem Herzen nagt, indeß der ſüße Herr ſorglos bei Andern herumſchwärmt und das Unglück nicht einmal ahnet, das er angerichtet hat.

Eine nicht minder gewöhnliche Art, junge Mädchen zu Grunde zu richten, iſt, wenn man entweder durch leichtfertige Reden und luxuriöſen Witz ihre Neugier und ihre Sinnlichkeit reizt, oder durch Erweckung romanhafter Begriffe ihre Phantaſie erhitzt, ihre Aufmerkſamkeit von ſolchen Gegenſtänden, womit ſie, ihrem Berufe gemäß, ſich beſchäftigen ſollten, ableitet, in ihnen den Sinn für einfaches, häusliches Leben ertödtet, oder ein junges Land-Mädchen, durch reizende Darſtellung der Stadt-Freuden, mit ihrer Lage unzufrieden macht. Da ich nicht blos ſchreibe, um zu lehren, wie man angenehm, ſondern auch, wie man nützlich im Umgange ſeyn ſolle: ſo iſt es Pflicht für mich, vor dergleichen zu warnen; und glaube mir, junger Menſch! ſorgſame Eltern werden Dich ſegnen, Dich mit Freuden an der Seite ihrer Töchter ſehn, ja! ſie werden Dir ihr einziges Kind zutrauensvoll zur Gattinn hingeben, wenn Du meinem Rathe folgſt, und Dich dadurch in den Ruf eines verſtändigen und gewiſſenhaften Jünglings ſetzeſt.

17.

17.

Ich ſollte hier billig auch etwas von dem Umgange mit groben Coketten und Buhlerinnen ſagen; allein das würde mich zu weit führen, und ſchwerlich mögte meine Mühe mit Erfolge belohnt werden. Die Schlingen, denen man auszuweichen hat, ſind unzählig. Ich wünſchte, man flöhe dieſe Art Weiber, wie die Peſt; hat man aber einmal das Unglück, in dergleichen Fallſtricke gerathen zu ſeyn: ſo wird man ſelten ſo viel kalte Ueberlegung haben, ehe man ein ſolches Geſchöpf beſucht, vorher ein Kapitel aus meinem Buche zu leſen. Zudem hat der König Salomon das alles weit beſſer geſagt. — Doch ein Paar Zeilen darüber! Unbeſchreiblich fein ſind ſolche verworfne Geſchöpfe in der Kunſt, ſich zu verſtellen, unverſchämt zu lügen, Empfindungen zu heucheln, um ihre Habſucht, ihre Eitelkeit, ihre Sinnlichkeit, ihre Rache, oder irgend eine andre Leidenſchaft zu befriedigen. Unendlich ſchwer iſt es, zu erforſchen, ob eine Buhlerinn Dir wirklich um Dein Selbſt willen anhängt. Haſt Du ſie vielfältig auf die Probe von Uneigennützigkeit geſetzt, und immer ſo befunden,

funden, wie du wünſchteſt: ſo iſt das etwas, aber noch ſehr wenig. Sie verachtet vielleicht Dein Silber, um deſto ſichrer Dich ſelbſt mit allem Deinem Golde zu gewinnen; oder ihr Temperament leitet ſie weniger zum Gelde, als zur Wolluſt. Haſt Du ſie bei mancherlei Verſuchungen, wo ſie Gelegenheit und Anreizung gehabt hätte, Dich heimlich zu hintergehen, ſtets treu befunden; hat ſie zärtliche Sorgfalt, ſelbſt für Deinen Ruf, für Deine Ehre gezeigt; zieht ſie Dich nicht ab von andern natürlichen und edeln Verbindungen; opfert ſie Dir Jugend, Schönheit, Gewinn, Glanz, Eitelkeit auf: — ey nun! die Miſchungen der Anlagen und Temperamente ſind manchfaltig — ſo kann auch eine Buhlerinn von andern Seiten gute, liebenswürdige Eigenſchaften haben; aber traue nicht; traue nicht! Ein Weib, das die erſten und heiligſten aller weiblichen Tugenden, die Keuſchheit und Sittſamkeit, für nichts achtet; wie kann das wahre Ehrfurcht für feinere Pflichten haben? Doch bin ich weit entfernt, alle unglücklichen Gefallnen und Verführten in die Claſſe verachtungswerther Buhlerinnen ſetzen zu wollen. Wahre Liebe kann auch ein verirrtes Herz zur Tugend zurückführen. Es iſt ſchon oft geſagt worden, daß Derjenige ſichrer vor der Verführung ſey, der die Gefahr kennt, als Der, welcher nie in Verſuchung geführt worden iſt; allein es bleibt bei dieſer Art von Vergehungen immer eine mißliche Sache um die ſichre, dauerhafte Beſſerung, und keine Lage iſt demüthigender und beunruhigender, als wenn man die Perſon, an welcher unſer Herz hängt, von Andern verachtet ſieht, wenn man ſich vor der Welt der Bande ſchämen muß, die uns ſo theuer ſind. Liebe, reine Liebe, ſichert übrigens am beſten gegen Ausſchweifungen, und der Umgang mit edeln, ſittſamen Weibern verfeinert den Sinn des Jünglings für Tugend und Unſchuld, waffnet ſein verwöhntes Herz gegen ſtudirte und freche Buhlerkünſte. — Uebrigens bleibt es doch immer gewaltig hart, daß wir Männer uns ſo leicht alle Arten von Ausſchweifungen erlauben, den Weibern aber, die von Jugend auf durch uns zur Sünde gereizt werden, keinen Fehltritt verzeihen wollen, obgleich freilich für die bürgerliche Verfaſſung dieſe größere Strenge gegen das ſchwächere Geſchlecht ſehr heilſam iſt.

Iſt es aber wol wahr, was man im gemeinen Leben ſo oft hört, daß jedes Weib zu verführen ſey? — o ja! ſo wie jeder Richter auf irgend eine Art beſtechbar, und jeder Erdenſohn, wenn alle innre und äuſſre Umſtände dazu mitwirken, zu jedem Verbrechen fähig ſeyn würde. — Aber heißt das etwas andres geſagt, als: daß wir alle — Menſchen ſind? Ueberlegt man dabei, wie auf die feinern Sinne der Frauenzimmer größre Reizung, Verführung, Schmeichelei, Eitelkeit, Neugier, Temperament, ſo mächtigen Einfluß haben; wie der kleinſte Fleck von dieſer Seite an ihnen ſo leicht bemerkt wird, weil ſie in keinen bürgerlichen Verhältniſſen ſtehen, ihre Verirrungen nicht durch höhere Tugenden vergeſſen machen können: — o! wer wollte dann nicht dulden und ſchweigen? — Wenden wir uns zu einer erhabnen Claſſe von Frauenzimmern — zu den gelehrten Weibern!

18.

Ich muß geſtehen, daß mich immer eine Art von Fieberfroſt befällt, wenn man mich in Geſellſchaft einer Dame gegenüber oder an die Seite ſetzt, die große Anſprüche auf

Schöngeiſterei, oder gar auf Gelehrſamkeit macht. Wenn die Frauenzimmer doch nur überlegen wollten, wie viel mehr Intereſſe diejenigen unter ihnen erwecken, die ſich einfach an die Beſtimmung der Natur halten, und ſich unter dem Haufen ihrer Mitſchweſtern durch treue Erfüllung ihres Berufs auszeichnen! Was hilft es ihnen, mit Männern in Fächern wetteifern zu wollen, denen ſie nicht gewachſen ſind, wozu ihnen mehrentheils die erſten Grundbegriffe, welche den Knaben ſchon von Kindheit an eingebläuet werden, fehlen? Es gibt Damen, die, neben allen häuslichen und geſelligen Tugenden, neben der edelſten Einfalt des Characters und neben der Anmuth weiblicher Schönheit, durch tiefe Kenntniſſe, ſeltne Talente, feine Cultur, philoſophiſchen Scharfſinn in ihren Urtheilen, und Beſtimmtheit im Ausdrucke, Gelehrte vom Handwerke beſchämen. Dürfte ich es wagen, hier öffentlich ein Paar Namen zu nennen, ſo könnte ich beweiſen, daß ich Originale zu dieſem Bilde nicht lange zu ſuchen brauchte; allein wie geringe iſt nicht die Anzahl ſolcher Frauen! und iſt es nicht Pflicht, die mittelmäßigen weiblichen Genies abzuſchrecken, auf Koſten ihrer und Andrer Glückſeligkeit nach einer Höhe zu ſtreben, die ſo Wenige erreichen?

Ich tadle nicht, daß ein Frauenzimmer ihre Schreib-art und ihre mündliche Unterredung durch einiges Studium und durch keuſch gewählte Lectüre zu verfeinern ſuche; daß ſie ſich bemühe, nicht ganz ohne wiſſenſchaftliche Kenntniſſe zu ſeyn; aber ſie ſoll kein Handwerk aus der Literatur machen; ſie ſoll nicht in allen Theilen der Gelehrſamkeit umherſchweifen. Es erregt wahrlich, wo nicht Ekel, doch Mitleiden, wenn man hört, wie ſolche arme Geſchöpfe ſich erkühnen, über die wichtigſten Gegenſtände, die Jahrhunderte hindurch der Gegenſtand der mühſamſten Nachforſchung großer Männer geweſen ſind, und von denen Dieſe dennoch mit Beſcheidenheit behauptet haben, ſie ſähen nicht ganz klar darinn; wenn man hört, wie ein eitles Weib darüber am Thee- oder Nachtiſche, in den entſcheidendſten Ausdrücken, Machtſprüche wagt, indeß ſie kaum eine klare Vorſtellung von der Materie hat, wovon die Rede iſt. Aber der Haufen der Stutzer und Anbeter bewundert dennoch mit lautem Beifalle die feinen Kenntniſſe der gelehrten Dame, und beſtärkt ſie dadurch in ihren unglücklichen Anſprüchen. Dann ſieht ſie die wichtigſten Sorgen der Hauswirthſchaft, die Erziehung ihrer Kinder und die Achtung unſtudirter Mitbürger wie Kleinigkeiten an, glaubt ſich berechtigt, das Joch der männlichen Herrſchaft abzuſchütteln, verachtet alle andre Weiber, erweckt ſich und ihrem Gatten Feinde, träumt ohne Unterlaß ſich in idealiſche Welten hinein; ihre Phantaſie lebt in unkeuſcher Gemeinſchaft mit der geſunden Vernunft; es geht alles verkehrt im Hauſe; die Speiſen kommen kalt oder angebrannt auf den Tiſch; es werden Schulden auf Schulden gehäuft; der arme Mann muß mit durchlöcherten Strümpfen einherwandeln. Wenn er nach häuslichen Freuden ſeufzt, unterhält ihn die gelehrte Frau mit Journals-Nachrichten, oder rennt ihm mit einem Muſen-Almanach entgegen, in welchem ihre platten Verſe ſtehen, und wirft ihm höhniſch vor, wie wenig der Unwürdige, Gefühlloſe, den Werth des Schatzes erkennt, den er zu ſeinem Jammer beſitzt.

Ich hoffe, man wird dies Bild nicht übertrieben finden. Unter den vierzig bis funfzig Damen, die man jetzt in Teutſchland als Schriftſtellerinnen zählt — die Legionen Derer ungerechnet, die keinen Unſinn haben drucken laſſen —, ſind vielleicht kaum ein halbes Dutzend, die, als privilegirte Genies höherer Art, wahren Beruf haben, ſich in das Fach der Wiſſenſchaften zu werfen; und dieſe ſind ſo liebenswürdige, edle Weiber, verſäumen ſo wenig dabei ihre übrigen Pflichten, fühlen ſelbſt ſo lebhaft die Lächerlichkeiten ihrer halbgelehrten Mitſchweſtern, daß ſie ſich durch meine Schilderung gewiß nicht getroffen und beleidigt finden werden. Iſt es aber nicht bei männlichen Schriftſtellern auch der Fall, daß unter der großen Menge derſelben nur Wenige ausgezeichneten Werth haben? Gewiß! nur mit dem Unterſchiede, daß Begierde nach Ruhm oder Gewinn dieſe irre leiten kann; die Frauenzimmer hingegen nicht ſo leicht Entſchuldigung finden können, wenn ſie, mit mittelmäßigen, oder weniger als mittelmäßigen Talenten und Kenntniſſen, eine Laufbahn betreten, welche weder die Natur, noch die bürgerliche Verfaſſung ihnen angewieſen hat.

Was nun den Umgang mit ſolchen Frauenzimmern angeht, die auf Litteratur Anſpruch machen: ſo verſteht ſich's, daß, wenn dieſe Anſprüche gerecht ſind, ihr Umgang äuſſerſt lehrreich und unterhaltend iſt; und was die von der andern Claſſe betrifft, ſo kann ich nichts weiter anrathen, als — Geduld, und daß man es wenigſtens nicht wage, ihren Machtſprüchen Gründe entgegenzuſetzen, oder ihren Geſchmack zu reformiren, wenn man ſich auch nicht ſo weit erniedrigen will, den *Haufen ihrer Schmeichler* zu vermehren.

19.

Das weibliche Geſchlecht beſitzt, in viel höherm Grade als wir, die Gabe, ſeine wahren Geſinnungen und Empſindungen zu verbergen. Selbſt Frauenzimmer von weniger feinen Verſtandes-Kräften haben zuweilen eine beſondre Fertigkeit in der Kunſt, ſich zu verſtellen. Es gibt Fälle, wo dieſe Kunſt ihnen Schutz gegen die Nachſtellungen der Männer gewährt. Der Verführer hat gewonnenes Spiel, wenn er bemerkt, daß das Herz der Schönen, oder ihre Sinnlichkeit, mit ihm gegen ihre Grundſätze gemeinſchaftliche Sache macht. Alſo rechne man es ihnen nicht zum

Vor=

Vorwurf, wenn ſie zuweilen anders ſcheinen, als ſie ſind! aber man nehme darauf Rückſicht in dem Umgang mit ihnen! man glaube nicht immer, daß ihnen Derjenige gleichgültig ſey, dem ſie mit merklicher Kälte begegnen, noch daß ſie ſich vorzüglich für Den intereſſiren, mit dem ſie öffentlich vertraulich umgehen, den ſie auszuzeichnen ſcheinen! Oft thun ſie dies gerade, um ihr Spiel zu verbergen, wenn es nicht etwa blos Neckerei, oder Wirkung ihrer Launen, ihres Eigenſinnes iſt. Sie ganz zu entziffern, dazu gehört tiefes Studium des weiblichen Herzens, vieljähriger Umgang mit den Feinern unter ihnen; kurz, mehr als in dieſen Blättern entwickelt werden kann.

20.

Ich ſchweige von der Vorſichtigkeit im Umgange mit alten Coketten; mit ſolchen, die ſich einbilden, die Anſprüche auf Bewundrung, auf Huldigung und die Gewalt ihrer Schönheit würden, wie die geſetzmäßigen Rechte der Juriſten, durch dreißigjährigen Beſitz um deſto ſichrer: die in fünf Jahren nur einmal ihren Geburtstag feiern, und die, wenn ſie an der Spitze einer Bücher-Cenſur ſtänden, am erſten den Calender verbieten würden. Ich ſchweige von den Prüden, Strengen, Spröden und Betſchweſtern, mit welchen man zuweilen, wie ich höre, unter vier Augen ganz anders als in Geſellſchaft umgehen darf, und von denen leichtfertige Leute behaupten: verſchwiegne und kühne Männer machten bei dieſer Claſſe gerade am leichteſten ihr Glück. Ich ſchweige von den ſogenannten alten Gevatterinnen und Frauen Baaſen, die ſich's zur chriſtlichen Pflicht machen, den Ruf ihrer Nachbarn und Bekannten von Zeit zu Zeit an die Sonne zu ziehen, und mit denen man es daher nicht verderben darf. — Ich ſchweige von dieſen allen, um die guten Damen nicht gegen mich aufzubringen, der ich an allen dieſen Läſterungen keinen Theil nehme.

21.

Aber noch ein Paar Worte über die ſeligen Freuden, die der Umgang mit verſtändigen und edeln Weibern gewährt! Ich habe ſchon vorhin geſagt, daß ich demſelben die glücklichſten Stunden meines Lebens zu verdanken habe; und in Wahrheit! das ſprach ich aus der Fülle meines Herzens. Ihr zartes

tes Gefühl; ihre Gabe, ſo ſchnell zu errathen, zu begreifen, Gedanken aufzufaſſen, Mienen zu verſtehen; ihr feiner Sinn für die kleinen, ſüßen Gefälligkeiten des Lebens; ihr reizender, naiver Witz; ihre oft ſo ſcharfſinnigen, von gelehrten, ſyſtematiſchen, vorgefaßten Meinungen ſo freien Urtheile; ihre unnachahmliche liebenswürdige Launen — intereſſant, ſelbſt in ihren Ebben und Fluten; ihre Geduld in langwierigen Leiden, wenn gleich ſie im erſten Augenblicke, wo der Unfall ſie trifft, dem Gefährten das Uebel durch Klagen ſchwerer machen; ihre ſanfte, liebreiche Art zu tröſten, zu pflegen, zu warten, zu harren, zu dulden; die Milde, welche in ihrem ganzen Weſen herrſcht; die kleine, unſchädliche Geſchwätzigkeit und Redſeligkeit, wodurch ſie die Geſellſchaft beleben — das alles kenne ich, ſchätze ich, verehre ich. — Und wer wird nun, bei dem, was ich zum Nachtheil Einiger unter ihnen habe ſagen müſſen, mir Läſterung aufbürden, oder gehäſſige Abſichten beimeſſen?

Sechstes Kapitel.

Ueber den Umgang unter Freunden.

1.

Da bei dem Betragen gegen unſre Freunde alles auf die Wahl derſelben ankömmt, ſo muß ich zuerſt einige Bemerkungen über dieſen Gegenſtand vorausſchicken. Keine freundſchaftliche Verbindungen pflegen dauerhafter zu ſeyn, als dieſe, welche in der frühern Jugend geſchloſſen werden. Man iſt da noch weniger mistrauiſch, weniger ſchwierig in Kleinigkeiten; das Herz iſt offner, geneigter ſich mitzutheilen, ſich anzuſchließen; die Charactere fügen ſich leichter zuſammen; man gibt von beiden Seiten nach, und ſetzt ſich in gleiche Stimmung; man erfährt mit einander ſo manches, erinnert ſich der ſorgloſen, gemeinſchaftlich vollbrachten glücklichen Jugend-Jahre, und rückt mit gleichen Schritten in Cultur und Erfahrung fort. Dazu kommen dann Gewohnheit und Bedürfniß:

wird Einer aus dem vertrauten Kreiſe durch die Hand des Todes dahingeriſſen, ſo kettet das die übrigbleibenden Gefährten um deſto feſter an einander. — Ganz anders ſieht es aus in reifern Jahren. Von Menſchen und Schickſalen vielfältig getäuſcht, werden wir verſchloſſner, trauen nicht ſo leicht; das Herz ſteht unter der Vormundſchaft der Vernunft, die genauer abwägt, und ſich ſelbſt Rath zu ſchaffen ſucht, bevor ſie ſich Andern anvertrauet. Man fordert mehr, iſt ekler in der Wahl, nicht mehr ſo lüſtern nach neuen Bekanntſchaften, wird nicht ſo lebhaft betroffen von glänzenden Auſſenſeiten; man hat ächtere Begriffe von Vollkommenheit, von dauerhafter Bündniſſen, von Nutzen und Schaden einer gänzlichen Hingebung; der Character iſt feſter; die Grundſätze ſind auf Syſteme zurückgeführt, in welche die Geſinnungen und Theorien eines uns fremden Menſchen ſelten paſſen; folglich wird es ſchwerer, eine dauerhafte Harmonie zu Stande zu bringen; und endlich ſind wir in ſo manche Geſchäfte und Verbindungen verflochten, daß wir kaum Muße, und wenigſtens ſelten Drang haben, neue zu ſchlieſſen. Alſo vernachläſſige man ſeine Jugendfreunde nicht; und wenn auch Schickſale, Reiſen und andre Umſtände uns in der Welt umhergetrieben und von unſern Geſpielen getrennt haben, ſo ſuche man doch, jene alten Bande wieder anzuknüpfen, und man wird ſelten übel dabei fahren.

2.

Es iſt ein ziemlich allgemein angenommener Grundſatz, daß zu vollkommner Freundſchaft Gleichheit des Standes und der Jahre erfordert werde. „Die Liebe“ ſagt man „ſey blind; ſie feßle, durch unerklärbaren „Inſtinct, Herzen aneinander, die dem kalten „Beobachter gar nicht für einander geſchaffen zu ſeyn ſchienen; und da ſie nun „durch Gefühle, nicht durch Vernunft geleitet werde, ſo fielen bei ihr alle Rückſichten „des Abſtandes, den äuſſere Umſtände erzeugen, weg. Die Freundſchaft hingegen „beruhe auf Harmonie in Grundſätzen und „Neigungen; nun aber habe jedes Alter, ſo „wie jeder Stand, ſeine ihm eigne Stimmung, nach der Verſchiedenheit der Erziehung und Erfahrungen, und desfalls finde „unter Perſonen von ungleichen Jahren und „ungleichen bürgerlichen Verhältniſſen keine

„ſo vollkommne Harmonie Statt, wie zu „Knüpfung des Freundſchaftsbandes erfor„dert werde.“

Dieſe Bemerkungen enthalten viel Wahres, doch habe ich ſchon zärtliche und dauerhafte Freundſchaften unter Leuten wahrgenommen, die, weder dem Alter noch dem Stande nach, ſich ähnlich waren, und wenn man ſich an dasjenige erinnert, was ich zu Anfange des erſten Kapitels in dieſem Theile geſagt habe: ſo wird man dies leicht erklären können. Es gibt junge Greiſe und alte Jünglinge. Feine Erziehung, Mäßigkeit in Wünſchen, Freiheit in Denkungsart und Unabhängigkeit der Lage, erheben den Bettler zu einem Manne von hohem Stande, ſo wie verachtungswürdige Sitten, unedle Begierden und niedrige Geſinnungen ſelbſt einen Fürſten zu dem Pöbel herabwürdigen können. Das iſt aber zuverläſſig gewiß, daß zu einer dauerhaften, innigen Freundſchaft Gleichheit in Grundſätzen und Empfindungen erfordert wird, und daß dieſelbe auch bei einer zu groſſen Verſchiedenheit in Fähigkeiten und Kenntniſſen nicht leicht Platz finden kann. Fällt nicht eine der höchſten Glückſeligkeiten bei einer ſolchen Verbindung, die Austauſchung von Ideen und Meinungen, die Mittheilung verſchwiſterter Gefühle, die Berichtigung dunkler Ahnungen und Zurechtweiſung in wichtigen Fällen alsdann weg, wenn unſer Freund ſich durchaus nicht in unſre Lage hineindenken kann, wenn ihm unſre Empfindungen gänzlich fremd ſind? Es gibt Leute, die man nur bewundern darf, an welche man immer hinaufſchauen muß, und dieſe Menſchen verehrt man, aber — man liebt ſie nicht, oder man verzweifelt wenigſtens daran, von ihnen wieder geliebt zu werden. In der Freundſchaft müſſen beide Theile gleichviel geben und empfangen können. Jedes zu große Uebergewicht von einer Seite, alles, was die Gleichheit hebt, ſtört zugleich die Freundſchaft.

3.

Warum haben ſehr vornehme und ſehr reiche Leute ſo wenig wahren Sinn für Freundſchaft? Sie fühlen weniger Seelen-Bedürfniß. Ihre Leidenſchaften zu befriedigen; rauſchenden, betäubenden Freuden nachzurennen; immer zu genießen; geſchmeichelt, gelobt, geehrt zu werden; darum iſt es ihnen Allen mehr oder weniger zu thun. Von Perſonen ihres Gleichen werden ſie durch Eiferſucht, Neid und andre Leidenſchaften getrennt; die noch Größern ſuchen ſie nur auf, wenn ſie ihrer, zu Begünſtigung eigennütziger oder ehrgeiziger Abſichten, bedürfen; die geringern und Aermern aber halten ſie in einer ſo groſſen Entfernung von ſich, daß ſie von ihnen weder die Wahrheit annehmen, noch den Gedanken ertragen können, ſich mit ihnen gleichzuſtellen. Auch bei den Beſten unter ihnen erwacht früh oder ſpät die Vorſtellung, daß ſie von beſſerm Stoffe ſeyen, und das tödtet dann die Freundſchaft.

4.

Allein ſelbſt unter denen Menſchen, die Dir an Stand, Vermögen, Alter und Fähigkeiten gleich ſind, rechne nur auf die dauerhafte Freundſchaft Derer, die nicht von unedeln, heftigen, oder thörigten Leidenſchaften beherrſcht, noch wie ein Wetterhahn, von Launen und Grillen hin und hergetrieben werden! Wer raſtlos rauſchenden Freuden und Zerſtreuungen ſich ergibt; wer wilden Begierden, der Wolluſt, dem Trunke, dem vermaledeieten Spiele alles aufopfert; weſſen Abgott falſche Ehre, Gold, oder ſein eignes Ich iſt; wer, wankelmüthig in Grundſätzen und Meinungen, einen Character hat, der ſich, wie Wachs von Jedem in jede Form drücken läßt; der mag vielleicht ein guter Geſellſchafter, aber nie wird er ein beſtändiger, treuer Freund ſeyn. Sobald es auf Verleugnung, Aufopferung, auf Beharrlichkeit und Feſtigkeit ankömmt, wird ein Solcher Dich im Stiche laſſen; Du wirſt allein daſtehen und Dich hintergangen glauben, da doch Du allein Dich betrogen, indem Du unvorſichtig gewählt haſt. Ueberhaupt iſt es in dieſer Welt ſo oft der Fall, daß unſre Phantaſie uns die Menſchen malt, wie wir gern mögten, daß ſie ausſehen ſollten, und es nachher ſehr übel nimmt, wenn ſie gewahr wird, daß die Natur nicht das Original dem Gemälde gleich geſchaffen hat.

5.

Man pflegt zu ſagen: das ſicherſte Mittel, Freunde zu haben, ſey — keiner Freunde zu bedürfen; aber jeder Menſch von Gefühl bedarf Freunde. — Und ſollte es denn wirklich ſo ſchwer ſeyn, in dieſer Welt treue Freunde zu finden? Ich meine, nicht halb ſo ſchwer, wie man gewöhnlich glaubt. Unſre empfindelnden jungen Herren ſchaffen ſich nur zu überſpannte Begriffe von der Freundſchaft. Freilich, wenn wir gänzliche Hingebung, unbedingte Aufopferung, Verleugnung alles eignen Intereſſe, in höchſt critiſchen Augenblicken, blinde Ergreifung unſrer Parthei gegen eigne beſſre Ueberzeugung, ſogar Bewundrung unſrer Fehler, Billigung unſrer Thorheiten, Mitwirkung bei unſern leidenſchaftlichen Verirrungen — mit Einem Worte: wenn wir mehr von unſern Freunden fordern, als Billigkeit und Gerechtigkeit von Menſchen verlangen darf, die Fleiſch und Bein ſind und freien Willen haben: ſo werden wir nicht leicht unter tauſend Weſen Eins finden, das ſich ſo gänzlich in unſre Arme würfe. Suchen wir aber verſtändige Menſchen, deren Hauptgrundſätze und Gefühle mit den unſrigen übereinſtimmen, kleine unmerkliche Verſchiedenheiten abgerechnet; Menſchen, die Freude finden an dem, was uns freuet; die uns lieben, ohne von uns bezaubert, das Gute in uns ſchätzen, ohne blind gegen unſre Schwächen zu ſeyn; die uns im Unglücke nicht verlaſſen, uns in guten

ten und redlichen Dingen treu und ſtandhaft beiſtehen, uns tröſten, aufrichten, tragen helfen, uns, wo es höchſt nöthig iſt und wir deſſen werth ſind, alles aufopfern, was man ohne Verletzung ſeiner Ehre und der Gerechtigkeit gegen ſich ſelbſt und die Seinigen aufopfern darf, uns die Wahrheit nicht verhehlen, uns aufmerkſam auf unſre Mängel machen, ohne uns vorſetzlich zu beleidigen, uns allen andern Menſchen vorziehen, in ſo fern es ohne Unbilligkeit geſchehen kann — — ſuchen wir ernſtlich Solche: nun, ſo finden wir deren gewiß. — Viele? nein! das ſage ich nicht, aber doch wol ein Paar für jeden Biedermann; — und was braucht man mehr in dieſer Welt?

6.

Haſt Du nun einen ſolchen treuen Freund gefunden, ſo bewahre ihn auch! Halte ihn in Ehren, auch dann, wenn das Glück Dich plötzlich über ihn erhebt, auch da, wo Dein Freund nicht glänzt, wo Deine Verbindung mit ihm durch die Stimme des Volks nicht gerechtfertigt zu werden ſcheint! Schäme Dich nie Deines ärmern, weniger hochgeſchätzten Freundes; beneide nicht den Dir vorgezogenen Freund! Hange feſt an ihm, ohne ihm läſtig zu werden! Fordre nicht mehr von ihm, als Du ſelbſt leiſten würdeſt; ja, fordre nicht einmal ſo viel, wenn Dein Freund nicht in allen Stücken mit Dir einerlei lebhaftes Temperament, einerlei Fähigkeiten, einerlei Grad von Empfindniß hat! Ergreife warm und eifrig die Parthei Deines Freundes, aber nicht auf Koſten der Gerechtigkeit und Redlichkeit! Du ſollſt nicht ſeinetwegen blind gegen die Tugenden Andrer ſeyn, noch, wenn Du die Macht in Händen haſt, eines würdigen, geſchickten Mannes Glück zu bauen, dieſen dem weniger fähigen Freunde nachzuſetzen. Du ſollſt nicht ſeine Uebereilungen vertheidigen, ſeine Leidenſchaften wie Tugenden erheben, in kleinen Zwiſtigkeiten mit andern Menſchen, wenn er unrecht hat, vorſetzlicherweiſe die Parthei des Beleidigers verſtärken; nicht Dich mit in ſein Verderben ſtürzen, wenn ihm dadurch nicht geholfen wird, noch vielleicht gar durch unkluge Vertheidigung ſeine Feinde mehr erbittern, und Dir und den Deinigen den Untergang bereiten. Aber retten ſollſt Du ſeinen Ruf, wenn er unſchuldig verläumdet wird, auch dann, wenn jedermann ihn verläßt und verkennt, ſobald Du hoffen darfſt, daß dies ihm irgend Vortheil bringen kann. Oeffentlich ehren ſollſt Du den Edeln, und Dich nie Deiner Verbindung mit ihm ſchämen, wenn Schickſale oder böſe Menſchen ihn unverdient zu Boden gedrückt haben. Nicht mitlächeln ſollſt Du, wenn loſe Buben hinter ſeinem Rücken her ihn höhnen. Mit Vorſicht und Klugheit ſollſt Du ihm Nachricht geben von Gefahren, die ihm und ſeiner bürgerlichen Ehre drohen; aber nur in ſo fern dies dazu dienen kann, dem Uebel auszuweichen, oder Unvorſichtigkeiten wieder gut zu machen, nicht aber, wenn er dadurch blos eine unruhige Stunde gewinnt.

7.

Freunde, die uns in der Noth nicht verlaſſen, ſind äuſſerſt ſelten. — Sey Du Einer dieſer ſeltnen Freunde! Hilf, rette, wenn Du es vermagſt! opfre Dich auf,— nur vergiß nicht, was Klugheit und Gerechtigkeit gegen Dich und Andre von Dir fordern! aber tobe nicht, klage nicht, wenn Andre nicht ein Gleiches für Dich thun! Nicht immer herrſcht böſer Willen bei ihnen. Ich habe vorhin geſagt, daß ſchwache und durch Leidenſchaft beherrſchte

herrſchte Menſchen unſichre Freunde ſind; doch wie wenige gibt es, die ganz feſt und unerſchütterlich in ihrem Character, ganz frei von kleinen Leidenſchaften und Nebenabſichten wären, die nicht bei ihrer Anhänglichkeit an Dich mit Rückſichten nähmen auf Deinen äuſſern Ruf, auf Deine Verhältniſſe, darauf, daß ſie, wenn nicht durch Dich geehrt werden, doch wenigſtens nicht Schande vor der Welt wegen ihrer Zuneigung zu Dir auf ſich laden wollen; wie Wenige, die nicht, wo es auf Verläugnung ankömmt, den Schwächern gegen den Mächtigern aufopfern! Wenn dieſe nun, ſobald ein Ungewitter ſich über Deinem Haupte zuſammenzieht, einen kleinen Schritt zurücktreten, oder wenigſtens ihre Liebe und Verehrung in eine Art von Protection und Rathgebersrolle verwandeln — nun, ſo ſey billig! Schiebe die Schuld auf das ängſtliche Temperament der mehrſten Leute, auf ihre Abhängigkeit von äuſſern Umſtänden, auf die Nothwendigkeit, heut zu Tage durch Gunſt ſein Glück zu machen, um bei den wahrhaftig theuren Zeiten fortzukommen! Wie wenig Menſchen würden übrig bleiben, mit denen Du Hand in Hand auf dieſer Erde durch

Glück und Uyglück wandeln könnteſt, wenn Du es ſo genau nehmen wollteſt! Zuweilen iſt auch der Fall da, daß wirklich unſre Freunde (wenn wir uns durch kleine oder groſze Unvorſichtigkeiten unſer Schickſal ſelbſt zugezogen haben) ſich die Rechtfertigung ſchuldig ſind, öffentlich zu zeigen, daß ſie nicht in unſre Thorheiten verwickelt geweſen. Oft werden ſie durch unſre widrige Lage gerade ſo geſtimmt, wie ſie immer hätte geſtimmt ſeyn ſollen; das heißt: ſie hören auf, uns ſo zu ſchmeicheln, wie ſie es vorher aus Furcht, uns zu verlieren, thaten, ſo lange wir von jedermann aufgeſucht wurden und unſre Freunde wählen konnten. Ich habe in einigen blendenden Situationen meines Lebens einen Haufen von Leuten ſich mir aufdringen geſehen, die mir ohne Unterlaß Weihrauch ſtreuten, jeden meiner witzigen Einfälle mit lauter Bewundrung auffingen, ſchmeichelhafte Verſe auf mich machten, meine Worte wie Orakelſprüche ausſchrien, und meinen Ruf im Poſaunenton erhoben. Ich kannte das Menſchengeſchlecht genug, um nicht alles das für baare Münze aufzunehmen, ſondern feſt überzeugt zu ſeyn, daß, wenn ich einſt in eine

weni=

weniger angenehme Lage kommen, und ſie meiner nicht mehr bedürfen, ſie mir ganz anders begegnen würden. Ich irrte nicht, aber deswegen waren Dieſe doch nicht insgeſammt Schurken und Heuchler. Viele von ihnen, es iſt wahr, lernte ich als Solche kennen; ſie erlaubten ſich die ärgſten Niederträchtigkeiten gegen mich; es befremdete mich nicht; ich verachtete ſie; aber Manche waren vorher nur von dem Strome mit fortgeriſſen worden. Die Stimme meiner Feinde erweckte ſie nun; ſie ſtutzten, betrachteten mich mit forſchendem Auge, und ſahen meine Fehler; ſie warfen mir dieſe Fehler durch Worte oder einige Kälte in ihrem Betragen, vielleicht ein wenig zu unſanft vor, gaben mir dadurch Gelegenheit, ſelbſt aufmerkſam auf dieſelben zu werden, an mir zu arbeiten; und wahrlich dieſe ſind mir nützlichere, ächtere Freunde geweſen, als manche Andre, die nicht aufhörten, mich in meiner Eitelkeit und Selbſtgenügſamkeit zu beſtärken.

8.

Kein Grundſatz ſcheint mir unfeiner und eines gefühlvollen Herzens unwürdiger, als der: „daß es ein Troſt ſey, Gefährten oder

„Mitleidende im Unglücke zu haben.“ Iſt es nicht genug, ſelbſt leiden, und dabei überzeugt ſeyn zu müſſen, daß in der Welt noch viel eben ſo redlich gute Menſchen, wie wir ſind, nicht weniger Elend zu tragen haben? Sollen wir noch die Summe dieſer Unglücklichen muthwilligerweiſe dadurch vermehren, daß wir Andre zwingen, auch unſre Laſt mitzutragen, die dadurch um nichts leichter wird? Denn man ſage doch nicht, daß es Erleichterung ſey, ſich von ſeinem Schmerze zu unterhalten! Nur für einige alte Weiber, nicht aber für einen verſtändigen Mann, kann Geſchwätzigkeit von der Art Wohlthat werden. Ich habe im erſten Kapitel des erſten Theils davon geredet: ob es gut ſey, Andern ſeine Widerwärtigkeiten zu klagen. Damals ſagte ich zu Beantwortung dieſer Frage nur das, was Weltklugheit und Vorſichtigkeit lehren; im Umgange mit Freunden hingegen, wovon hier die Rede iſt, muß uns auch Feinheit des Gefühls vorſchreiben, unſre unangenehme Lage vor dem mitempfindenden, zärtlich theilnehmenden Freunde ſo viel möglich zu verbergen. Ich ſage: ſo viel möglich, denn es können Fälle kommen, wo die Bedürfniſſe des gepreßten Herzens, ſich zu entladen, zu groß, oder die liebreichen Anforderungen des Freundes, der den Kummer auf unſrer Stirne lieſt, zu dringend werden, wo länger zu ſchweigen Folter für uns, oder Beleidigung für den Vertrauten werden würde. In allen übrigen Fällen laſſet uns der Ruhe, unſers Freundes, wie unſrer eignen, ſchonen! Das aber verſteht ſich, daß hier nicht von Gelegenheiten die Rede iſt, wo ſein Rath oder ſeine Hülfe uns retten kann. — Was wäre Freundſchaft, wenn man da ſchwiege?

9.

Klagt Dir ein Freund ſeine Noth, ſeine Schmerzen: ſo höre ihn mit Theilnehmung an! Halte Dich nicht mit moraliſchen Gemeinſprüchen auf, mit Bemerkungen über das, was anders hätte ſeyn, und was er hätte vermeiden können, da es doch einmal nicht anders iſt! Hilf, wenn Du es vermagſt! tröſte und verwende alles, was ihm Linderung geben kann; aber verzärtle ihn nicht an Leib und Seele, durch weibiſche Klagen! Erwecke vielmehr ſeinen männlichen Muth, daß er ſich über die nichtigen Leiden dieſer Welt erhebe! Schmeichle ihm nicht mit falſchen Hoffnungen,

gen, mit Erwartungen eines blinden Ungefährs; ſondern hilf ihm, Wege einſchlagen, die eines weiſen Mannes würdig ſind!

10.

Aus dem Umgange mit Freunden muß alle Verſtellung verbannt ſeyn. Da ſoll alle falſche Schaam, da ſoll aller Zwang, den Convenienz, übertriebne Gefälligkeit und Mistrauen im gemeinen Leben auflegen, wegfallen. Zutrauen und Aufrichtigkeit müſſen unter innigen Freunden herrſchen. Allein man überlege dabei, daß die Entdeckung von Heimlichkeiten, deren Mittheilung gar keinen Nutzen ſtiften, hingegen, durch die kleinſte Unvorſichtigkeit in Bewahrung derſelben, Nachtheil bringen kann, kindiſche Geſchwätzigkeit iſt; daß wenige Menſchen, unter allen Umſtänden, unverbrüchlich ein Geheimniß zu bewahren vermögen, wenn auch dieſe Menſchen alle übrigen Eigenſchaften haben, die zur Freundſchaft erfordert werden; daß fremde Geheimniſſe nicht unſer Eigenthum ſind; und endlich, daß es auch eigne Geheimniſſe geben kann, die man ohne Schaden, Gefahr und Nachtheil durchaus keinem Menſchen auf der Welt anvertrauen darf!

II.

Jede Art von ſchädlicher Schmeichelei muß im Umgange unter ächten Freunden wegfallen, nicht aber eine gewiſſe Gefälligkeit, die das Leben ſüß macht, Nachgiebigkeit und Geſchmeidigkeit in unſchuldigen Dingen. Es gibt Menſchen, deren Zuneigung man augenblicklich verloren hat, ſobald man aufhört, ihnen Weihrauch zu ſtreuen, ſobald man nicht zu allen Dingen einerlei Meinung mit ihnen iſt, einerlei Geſchmack mit ihnen hat. In ihrer Gegenwart darf man den größten Vorzügen andrer Leute nicht Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Gewiſſe Seiten kann man gar nicht berühren, ohne ſie aufzubringen. Haben ſie eine Thorheit begangen; ſind ſie blindlings eingenommen für oder gegen eine Sache; werden ſie von Phantaſie oder Leidenſchaft irregeleitet; haben ſie unanſtändige oder ſchädliche Gewohnheiten an ſich; findet man in ihrer Art zu leben und zu wirthſchaften etwas mit Grunde auszuſetzen, und man unterſteht ſich, hierüber etwas zu ſagen: ſo ſchlägt das Feuer aller Orten heraus. Andre werden hiedurch nicht ſowol beleidigt, als gekränkt. Sie ſind gewöhnt, ſich ſo zu verzärteln, daß ſie die Stimme der Wahrheit gar nicht hören können. Man ſoll nur von ſolchen Dingen mit ihnen reden, die ihren faulen Seelen-Schlummer befördern. — „Wenn ich Dich bitten darf,“ ſagen ſie, „ſo laß uns davon abbrechen! das ſind Gegenſtände, die ich nicht gern in mein Gedächtniß zurückrufe. Es iſt nun einmal nicht anders! Ich weiß wohl, daß ich Unrecht habe, daß ich vielleicht anders handeln ſollte; aber es würde einen zu ſchweren Kampf koſten — meine Geſundheit, meine Ruhe, meine ſchwachen Nerven vertragen es nicht, daß ich ernſtlich darüber nachſinne.“ — Pfui! ein Menſch, der einen feſten Character beſitzt, und ernſtlich das Gute liebt und ſucht, muß den Muth haben, bei jedem Gegenſtande mit reifer Ueberlegung verweilen zu können. — Alle ſolche weichgekochte Seelen taugen nicht zur Freundſchaft. Man muß das Herz haben, Wahrheit zu ſagen und Wahrheit anzuhören, auch dann, wenn dieſe Wahrheit hart iſt, und unſer Innerſtes erſchüttert. Der Freibrief eines Freundes, dem andern die Wahrheit nicht zu verhehlen, berechtigt ihn aber nicht, dies mit Anmaßung, mit Grobheit, mit

Ungeſtüm, mit Zudringlichkeit zu thun, ihn durch lange Predigten zu ermüden und zu erbittern, oder mit ängſtlichen Beſorgniſſen zu erfüllen, wenn, ſeinem Temperamente oder den Umſtänden nach, gar kein Nutzen davon zu erwarten ſieht.

12.

Ich habe vorhin geſagt, daß alles, was die Gleichheit unter Freunden aufhebt, der Freundſchaft ſchädlich ſey. Da nun das Verhältniß zwiſchen einem Wohlthäter und Dem, welcher Wohlthaten empfängt, am wenigſten mit Gleichheit beſtehen kann: ſo ſcheint es der Zartheit der Gefühle angemeſſen, zu verhindern, daß durch ein zu großes Gewicht von Wohlthaten auf einer Seite ein Freund dem andern gleichſam unterwürfig werde. Verbindlichkeiten von der Art ſind der Freiheit, der uneingeſchränkten Wahl entgegen, auf welcher die Freundſchaft beruhen ſoll. Sie bringen etwas in dies Bündniß hinein, das nicht hinein gehört, nämlich die Dankbarkeit, welche nicht freiwillig, ſondern Pflicht iſt. Man hat ſelten den Muth, ſo kühn und offenherzig mit dem Wohlthäter zu reden, wie mit dem Freunde. Dazu kömmt, daß, wenn ich einen Freund um eine Gefälligkeit bitte, er aus Zartgefühl mir nicht gern abſchlägt, was er vielleicht einem Fremden abſchlagen würde. Ich weiß wohl, daß es ein edles, ſtolzes Herz, wenn es Wohlthaten annimmt, faſt mehr koſtet, als wenn es gibt, ſelbſt dann, wenn das, was es hingibt, Aufopferung fordert; allein immer iſt denn doch auf einer Seite Laſt der Verbindlichkeit — und heißt das nicht, unter Freunden, auf beiden Seiten? Wäre es endlich auch nur aus der einzigen Rückſicht, daß empfangene Wohlthat uns partheiiſch für den Wohlthäter macht, und Partheilichkeit Beſtechung iſt: ſo wünſchte ich doch ſchon darum, dergleichen ſo viel möglich aus der Freundſchaft verbannt zu ſehen. Alſo ſey man äuſſerſt ekel in Erheiſchung und Annahme von Freundſchafts-Dienſten! Man ſuche lieber in Fällen, wo irgend eine ſolche Bedenklichkeit Statt finden möchte, Hülfe bei Fremden, beſonders in Geldſachen! Man misbrauche nicht durch Empfehlungen fremder Angelegenheiten die Dienſtfertigkeit ſeiner mächtigen Freunde! Allein es gibt Mittel, den edeln Mann, der gern Gutes thut, aufmerkſam zu machen auf Gegenſtände, die ſeiner Hülfe werth ſind. Mylord Marſhall

Keith wurde von einem Officier gebeten, ihn dem Könige von Preuſſen zu empfehlen. Er antwortete nicht, gab ihm aber, bei ſeiner Abreiſe nach Potsdam, einen kleinen Sack voll Erbſen mit, den der Officier dem Könige, ohne Brief, überreichen ſollte. Friedrich begriff, daß ſein Freund keinem Menſchen von gemeinem Schlage einen ſolchen Auftrag würde gegeben haben, und nahm den Officier in ſeinen Dienſt. Ueberhaupt haben feinere Seelen unter ſich eine eigne geheime, Andern unverſtändliche Sprache. Doch gibt es Fälle, in denen man ohne Scheu ſich an Freunde wenden muß, nämlich wenn die Freundſchafts-Dienſte, deren wir bedürfen, von der Art ſind, daß der Freund ſie uns ohne Ungemächlichkeit erweiſen, oder ohne uns in Verlegenheit zu ſetzen und uns im mindeſten zu beleidigen, verweigern kann; wenn wir in den Umſtänden ſind, ihm gelegentlich wieder gleiche Gefälligkeiten zu erweiſen; wenn niemand ſo gut, wie er, von der Lage der Sache, von der Sicherheit, mit welcher er unſre Bitte zu gewähren vermag, überzeugt iſt, oder wenn unſer ganzes Glück auf Verſchweigung einer Sache beruht; wenn wir uns keinem Andern ſicher, ohne Gefahr und Schaden anvertrauen, von keinem Andern Hülfe erwarten dürfen, und wenn wir dann gewiß wiſſen, daß unſer Freund dabei nichts verlieren, keiner Unannehmlichkeit ausgeſetzt ſeyn kann. In allen dieſen und ähnlichen Fällen würden wir gegen das Zutrauen ſündigen, das wir ihm ſchuldig ſind, wenn wir ihm unſre Verlegenheit verſchwiegen.

13.

Etwas von dem, was ich über das Verhältniß unter Eheleuten geſagt habe, findet auch bei Freunden Statt, nämlich, daß man ſich hüten muß, einander überdrüſſig zu werden, oder durch zu öftern, zu vertraulichen Umgang, widrige Eindrücke zu veranlaſſen. Zu dieſem Endzwecke wähle man dieſelben Mittel, die ich bei jener Gelegenheit vorgeſchlagen habe. Man ſehe ſich nicht ſo übermäßig oft, daß die Geſellſchaft unſers Freundes aufhöre, Wohl that, — daß ſie anfängt etwas Alltägliches für uns zu werden, daß wir zu genaue Bekanntſchaft mit den kleinen Fehlern des Freundes machen, deren jeder Menſch mehr oder weniger hat, die auch nicht ſo ſehr auffallen, wenn man nicht immer

mer mit einander lebt, die aber bei manchen Stimmungen und Launen auf die Länge von nachtheiliger Wirkung ſeyn können! Dieſe Vorſicht iſt in der Freundſchaft noch nöthiger, als in der Ehe, da in jener nicht, wie in dieſer, andre Rückſichten und der Gedanke, daß man nun einmal auf die ganze Lebenszeit mit einander zu Freude und Leid, zu gemeinſchaftlicher Ertragung, und um ein Leib und eine Seele zu ſeyn, vereint iſt; da, ſage ich, dieſer Gedanke und manches andre Band der Liebe in der Freundſchaft wegfällt, folglich die Beſtändigkeit derſelben von ſeiner Schonung abhängt. Es iſt wahr, daß jene unangenehme Eindrücke bei edeln und verſtändigen Menſchen nicht von Dauer ſind, und daß es nur eines Zwiſchenraums von wenig Tagen bedarf, um uns wieder die Augen zu öffnen über den Werth und Vorzug unſers Freundes vor andern mittelmäßigen Leuten, mit denen wir indeß gelebt haben; allein beſſer iſt es doch, wenn dergleichen Empfindungen gar nicht in unſer Herz kommen; und das kann man ja ändern. Man verbanne daher auch aus dem Umgange mit Freunden jene pöbelhafte Vertraulichkeit, jenen

nen Mangel an Höflichkeit und jene Nachläſſigkeit im Aeuſſern, wovon ich im dritten Kapitel dieſes Theils, beſonders in deſſen viertem Abſchnitte, geredet habe; und lege endlich auch dem Freunde keine Art von Zwang auf; verlange nicht, daß er ſich nach unſern Launen, nach unſerm Geſchmacke richten, noch daß er den Umgang ſolcher Leute, gegen welche wir eingenommen ſind, fliehen ſolle!

Eben ſo wichtig iſt es aber auch, ſich den Umgang mit geliebten Perſonen nicht ſo ſehr zum Bedürfniſſe zu machen, daß man ohne ſie durchaus nicht leben zu können glaubt. Wir ſind auf dieſer Welt nicht Herren über unſer Schickſal. Man muß ſich gewöhnen, Trennungen durch Tod, Entfernungen und andre Umſtände, zu ertragen, und wenn man ein Gut beſitzt, ſich mit dem Gedanken gemeinmachen, daß man dies Gut auch verlieren könne. Ein weiſer Mann bauet nicht ſeine ganze Exiſtenz auf das Daſeyn eines andern Weſens.

14.

Bleibe aber immer, auch in der Entfernung, ein warmer Freund Deiner Freunde! ſonſt ſcheint es, als habeſt Du aus Eigennutz, um den Genuß ihrer Unterhaltung zu ſchmecken, Dich an ſie geſchloſſen. Sey nicht ſo nachläſſig im Briefwechſel mit ihnen, wie wol manche Menſchen es ſind! Wie leicht iſt nicht ein Zettelchen beſchrieben! Wer hat ſo viel Geſchäfte, daß ihm nicht täglich wenigſtens eine Viertelſtunde frei bliebe? wie erfreulich für einen entfernten Freund, und wie wohlthuend für uns ſelbſt können aber nicht oft ein paar zärtliche, tröſtliche Zeilen ſeyn! Ich laſſe auch die Entſchuldigung nicht gelten, daß man zuweilen lange Zeit hindurch gar nicht geſtimmt ſey, ſeine Gedanken in Ordnung auf das Papier zu bringen. Briefe an den Vertrauten unſers Herzens ſind keine redneriſche Ausarbeitungen; jedes Wort, das Abdruck deſſen iſt, was in unſrer Seele vorgeht, wird ihm willkommnen ſeyn, und auf dieſe Weiſe wird uns ja die Trennung von geliebten Perſonen erträglich.

15.

Man ſieht zuweilen Menſchen eben ſo eiferſüchtig in der Freundſchaft, wie in der Liebe ſeyn. Das zeugt mehr von einer neidiſchen, als von einer zärtlichen Gemüthsart. Freuen ſoll es uns, wenn auch andre

Leute den Werth Deſſen zu ſchätzen wiſſen, der uns theuer iſt; freuen ſoll es uns, wenn unſer Liebling noch auſſer uns gute Seelen findet, denen er ſich mittheilen, in deren Gemeinſchaft er reine Wonne ſchmecken kann. Er wird darum nicht blind gegen unſre Vorzüge, nicht undankbar gegen uns werden — und würden wir denn dadurch mehr innern Werth bekommen, daß wir ihm die Augen über die Vortreflichkeit Andrer zuhielten?

16.

Alles, was Deinem Freunde angehört, ſein Vermögen, ſein bürgerliches Glück, ſeine Geſundheit, ſein Ruf, die Ehre ſeines Weibes, die Unſchuld und Bildung ſeiner Kinder — das alles ſey Dir heilig, ſey ein Gegenſtand Deiner Sorgfalt und Deiner Schonung! Auch Deine heftige Leidenſchaft, Deine unmäßigſte Begierde müſſe dieſe Unverletzlichkeit ehren!

17.

Gaben, Anlagen und die Art, ſeine Empfindungen an den Tag zu legen, ſind bei den Menſchen verſchieden. Nicht immer iſt Derjenige der Gefühlvollſte, welcher am mehrſten von innern Regungen und Empfindungen

gen ſchwatzt; nicht immer Derjenige der treueſte und beharrlichſte Freund, der mit dem heftigſten Feuer uns an ſeine Bruſt drückt, der mit der größten Hitze hinter unſerm Rücken ſich unſrer annimmt. Alles Ueberſpannte taugt nicht, dauert nicht. Ruhige, ſtille Hochachtung iſt mehr werth, als Anbetung, Verehrung und Entzückung. Man verlange daher nicht von Jedem denſelben Grad von äuſſern Freundſchafts-Bezeigungen, ſondern beurtheile ſeine Freunde nach der fortgeſetzten, immer gleichen Zuneigung und treuen Ergebenheit, welche ſie uns in der That, ohne Uebertreibung und ohne Schmeichelei, beweiſen! Leider aber ordnet unſre Eitelkeit mehrentheils den Werth der Menſchen nach dem Grade der Huldigung, welche ſie uns leiſten, und die mehrſten Leute ſuchen ſolche Freunde um ſich her zu verſammeln, an deren Seite ſie in doppelt vortheilhaftem Lichte erſcheinen, und denen ihre Worte Orakelſprüche ſind.

18.

Werbe nicht ängſtlich um Freunde! Mache nicht Jagd auf jeden guten Mann, daß er Dir beſonders zugethan werden ſoll! Jede

Art von Andringlichkeit, wäre ſie auch noch ſo gut gemeint, pflegt in dieſer Welt Verdacht zu erwecken; und wer in der Stille auf dem Pfade fortwandelt, den Redlichkeit und Klugheit bezeichnen, und dabei ein wohlwollendes, zur Mittheilung geſtimmtes Herz in ſeinem Buſen trägt, der bleibt nicht unbemerkt, nicht unaufgeſucht; er findet planlos ein Paar Edle, die ihm die Hand zum brüderlichen Bunde reichen.

19.

Es gibt aber Menſchen, die gar keinen vertrauten Freund, ſondern nur Bekannte haben; entweder weil ihnen der Sinn für dies Seelen-Bedürfniß fehlt, oder weil ſie keinem lebendigen Weſen trauen, oder weil ihre Gemüthsart kalt, unverträglich, verſchloſſen, eitel, oder zänkiſch iſt. Andre ſind aller Welt Freunde; ſie werfen ihr Herz jedermann vor die Füße, und deswegen bückt ſich Keiner, greift niemand darnach, es aufzunehmen. — Laſſet uns zu keiner von beiden Claſſen gehören!

20.

Auch unter den vertrauteſten Freunden können Irrungen entſtehen, Misverſtändniſſe eintreten. Wenn man darüber Zeit verſtreichen läſſt, oder zugibt, daß ſich dienſtfertige Leute hineinmiſchen: ſo erwächſt daraus nicht ſelten eine dauerhafte Feindſchaft; ja, eine Feindſchaft, die mehrentheils um ſo heftiger wird, je zärtlicher, je vertrauter die Verbindung geweſen, und je ärger man ſich alſo hintergangen glaubt. Es iſt wahrlich ein trauriger Anblick, auf dieſe Weiſe zuweilen die edelſten Seelen gegen einander empört zu ſehen. Dringend rathe ich daher, bei dem erſten Schatten von Unzufriedenheit für irgend ein Betragen des Freundes, nicht zu ſäumen, ohne Zuthun eines Dritten, auf Erläuterung zu dringen. Da pflegt alles ſehr bald verglichen zu werden; vorausgeſetzt, daß kein böſer Wille obwaltet, wie man es denn bei gutgeſinnten, wohlwollenden Freunden vorausſetzen muß.

21.

Wie aber, wenn uns nun Freunde täuſchen, wenn wir nach einiger Zeit wahrnehmen, daß unſer gutes Herz uns irregeleitet, uns an Menſchen gekettet hat, die unſrer nicht werth ſind? — Meine Leſer! ich kann es nicht oft genug wiederholen, daß wir mehren=

rentheils ſelbſt daran Schuld ſind, wenn wir bei näherm Umgange die Menſchen anders finden, als wir ſie uns anfangs gedacht haben. Partheiiſche Gefühle; Sympathie; Aehnlichkeit des Geſchmacks, der Neigung; feine Schmeichelei; Seelen-Drang, in Augenblikken, wo Jeder uns ein Wohlthäter ſcheint, der nur einige Theilnahme an unſerm Schickſale zeigt — dieſe und andre dergleichen Eindrücke laſſen uns von den Menſchen, denen wir unſer Herz ſchenken, ſolche Ideale faſſen, die nachher unmöglich wahrgemacht werden können. Wir denken ſie uns engelrein, und ſind nachher viel unduldſamer gegen dieſe unſre Lieblinge, als gegen fremde Leute, ſobald wir menſchliche Schwachheiten an ihnen gewahr werden, indem wir daraus eine Ehrenſache für unſre Klugheit machen. Spannet Eure Erwartung, Eure Meinung von Euren Freunden nicht zu hoch: ſo wird Euch ein menſchlicher Fehltritt, den ſie in Augenblicken der Verſuchung begehen, nicht befremden, nicht ärgern! Habet Nachſicht! Ihr bedürft deren vielleicht ſelbſt bei andern Gelegenheiten. Richtet nicht, damit auch Ihr nicht gerichtet werden! — Und was für Recht haſt Du denn auch über die Moralität Deines Freundes? Was iſt er Dir anders ſchuldig, als Treue, Liebe und Dienſtfertigkeit? Wer hat Dich zum Sittenrichter über ihn beſtellt? — Suche einen ganz vollkommnen Mann auf dieſer Erde! — Du kannſt hundert Jahre alt werden und noch immer vergebens umherrennen.

Vor allen Dingen aber ſoll man ſich hüten, jedem elenden Geſchwätze, womit böſe oder ſchwache Menſchen zum Nachtheile unſrer Freunde unſre Ohren erfüllen, Glauben beimeſſen. Leute, die heute mit einem Manne, den ſie bis in den Himmel erheben, ihren letzten Biſſen theilen würden, und morgen, wenn irgend ein altes Weib ihnen ein ärgerliches Märchen aufgehängt hat, denſelben zu dem verächtlichen Betrüger herabwürdigen! Leute, die einen vieljährigen, genau geprüften Freund, auf Angabe des niederträchtigen unwürdigen Pöbels, einer ihm ſchuldgegebnen Schandthat fähig halten können, — wäre auch alle Wahrſcheinlichkeit auf Seiten der Verläumder! — ſolche wankelmüthige, elende Lumpenſeelen verdienen nur Verachtung, und der Verluſt ihrer Freundſchaft iſt baarer Gewinn. Der Anſchein iſt oft ſehr trüglich; man kann Veranlaſſungen haben; es können Nothwendigkeiten eintreten, die es uns unmöglich machen, gewiſſe zweideutig ſcheinende Schritte zu erläutern; aber, daß ein bewährter, edler Mann keine ſchlechte Handlung begangen habe, davon bedarf es gar weiter keines Beweiſes, als deſſen, daß ein edler Mann nie ſchlechte Handlungen begeht.

22.

Wenn denn nun aber wirklich unſer Freund ſich ſo moraliſch verſchlimmert, oder unſer leichtgläubiges Herz ſich in einem ſolchen Grade in ſeinem Zutrauen zu ihm betrogen, daß er unſre Vertraulichkeit gemisbraucht, uns mit Undank belohnt hätte — nun! ſo hört er auf, unſer Freund zu ſeyn; ich meine aber, er behält doch nicht mehr und nicht weniger Recht auf unſre Duldung, als jeder andre uns fremde Menſch. Ich halte es für eine falſche Zärtelei, an welcher mehrentheils die Eitelkeit, indem wir uns ungern wollen geirrt haben, ihren Theil hat, wenn man glaubt, man müſſe nun von einem ſolchen Verräther immer mit großer

Scho=

Schonung reden, weil er einſt unſer Freund geweſen. Das Einzige, was uns bewegen kann, ſeiner zu ſchonen, iſt der Gedanke: daß überhaupt das menſchliche Herz ein ſchwaches Ding iſt, und daß man leicht zu weit in ſeinem Widerwillen geht, wenn eine Art von Rache ſich in unſer Urtheil miſcht. Von der andern Seite aber macht der Umſtand, daß der Mann uns betrogen, ſein Verbrechen auch nicht um ein Haar breit größer, berechtigt uns nicht, ärger gegen ihn zu Felde zu ziehen, als gegen jeden andern Schelm, der andre Menſchen und überhaupt die Tugend betrügt.

Siebentes Kapitel.

Ueber die Verhältniſſe zwiſchen Herren und Dienern.

1.

Es iſt traurig genug, daß der größte Theil des Menſchengeſchlechts, durch Schwäche, Armuth, Gewalt und andre Umſtände, gezwungen iſt, dem kleinern zu Gebote zu ſtehen, und daß oft der Beſſre den Winken des Schlechtern gehorchen muß. Was iſt daher billiger, als daß die, denen das Schickſal die Gewalt in die Hände gegeben hat, ihren Nebenmenſchen das Leben ſüß und das Joch erträglicher zu machen, dieſe glückliche Lage nicht ungenützt laſſen?

2.

Wahr iſt es aber auch, daß die mehrſten Menſchen zur Sklaverei geboren, daß edle, wahrhaftig große Geſinnungen und Gefühle hingegen nur das Erbtheil einer unbeträchtlichen Anzahl zu ſeyn ſcheinen. Laſſet uns indeſſen den Grund dieſer Wahrheit weniger in den natürlichen Anlagen; als in der Art der Erziehung, und in unſern, durch Luxus und Deſpotismus verderbten Zeiten ſuchen! Durch ſie wird eine ungeheure Menge Bedürfniſſe erzeugt, die uns von Andern abhängig machen. Das ewige Angeln nach Erwerb und Genuß erzeugt niedrige Leidenſchaften, zwingt uns, zu erbetteln und zu erkriechen, was wir für ſo nöthig zu unſrer Exiſtenz halten, ſtatt daß Mäßigkeit und Genügſamkeit die Quellen aller Tugend und Freiheit ſind.

3.

Bleiben nun die mehrſten Menſchen ſtumpf für feinere Empfindungen, und unfähig zu erhabnen, hohen Geſinnungen: ſo ſind ſie doch nicht Alle unerkenntlich gegen großmüthige Behandlung, noch blind gegen wahren Werth. Rechne alſo weder auf die Zuneigung und Achtung, noch auf freiwillige Folgſamkeit derer, die Dir unterworfen ſind, wenn dieſe ſelbſt fühlen, daß ſie moraliſch beſſer, weiſer, geſchickter ſind, als Du, daß Du nöthiger ihrer bedarfſt, als ſie Deiner; wenn Du ſie mishandelſt, ſchlecht für weſentliche Dienſte belohnſt, die Schmeichler unter ihnen den geraden, aufrichtigen, treuen Dienern vorziehſt; wenn ſie ſich ſchämen müſſen, einem Manne anzugehören, den Jeder haſſt, oder verachtet; wenn Du mehr von ihnen verlangſt, als Du ſelbſt an ihrer Stelle würdeſt leiſten können; wenn Du Dich weder um ihr moraliſches, noch ökonomiſches, noch phyſiſches Wohl bekümmerſt, ihnen den Lohn ihrer Arbeit ſo ſparſam zutheilſt, daß ſie verzweifeln, oder Dich betrügen müſſen, oder wenigſtens keine frohe Stunde haben können; wenn Du nicht Rückſicht nimmſt auf ihren körperlichen Zuſtand, ſie verſtoßeſt, ſobald ſie alt und ſchwächlich werden; wenn Du ihnen wenig Ruhe und Schlaf erlaubeſt; wenn ſie, indeß Du ſchwelgſt, in rauher Jahrszeit bis nach Mitternacht, vielleicht gar dem böſen Wetter bloßgeſtellt, auf Dich voll tödtender Langerweile warten müſſen; wenn Dein lächerlicher Hochmuth ein Gegenſtand ihres Spottes wird, oder Dein Jähzorn ſie mit Schimpfwörtern überhäuft; wenn ſie mit aller Aufmerkſamkeit kein freundliches Wort von Dir gewinnen können! — Geradheit, Redlichkeit, wahre Menſchenliebe, Würde und Folgerichtigkeit in unſern Handlungen zu zeigen, das iſt, ſo wie überhaupt das ſicherſte Mittel, uns allgemeine Achtung zu erwerben, ſo insbeſondre geſchickt, uns der Ehrerbietung und Zuneigung Derer zu verſichern, die von uns abhängen, uns oft ohne Schminke in mancherlei Launen ſehen, und gegen welche wir uns alſo ſchwerlich lange verſtellen können. Es iſt ein altes, aber ſehr wahres Sprüchwort: „So wie der Herr; alſo der „Knecht!“ Es verſteht ſich, daß dies nur von Dienſtboten gilt, die lange genug in einem Hauſe gedient haben, um den darinn herrſchenden Ton anzunehmen; aber bei dieſen trifft es denn auch faſt unfehlbar ein. Ein Cammerdiener, der ein Windbeutel iſt, dient mehrentheils einem Prahler! beſcheidne Herrſchaften haben höfliches Geſinde; in ſtillen, ordentlichen Haushaltungen findet man ſittſame, fleiſſige Leute zur Aufwartung; zänkiſche, lüderliche Bediente und Mägde ſind da zu Hauſe, wo Zwiſt und zügelloſe Sitten unter den Herrſchaften im Gange ſind. — Alſo iſt ein gutes Beiſpiel (wortreicher Ermahnungen bedarf es nicht), das ſicherſte Mittel, brauchbares Geſinde zu bilden.

4.

So ſehr ich nun einen freundlichen, liebreichen Umgang mit Bedienten anrathe, ſo wenig kann ich es billigen, wenn man ſich ihnen vorſetzlicherweiſe in allen ſeinen Blößen zeigt, ſie zu Vertrauten im heimlichen Angelegenheiten macht, ſie durch übermäßige Bezahlung an ein üppiges Leben gewöhnt, — wenn man ſie nicht gehörig beſchäftigt, alles ihrer Willkühr überläßt, ſie zu unumſchränkten Herren über Caſſen und Vorräthe macht, und dadurch in ihnen Reiz zum Betrug erweckt, — wenn man alle Gewalt über ſie und alles Anſehen freiwillig aufgibt, und ſich zu Gemeinmachung und übertrieben vertraulichen Scherzen mit ihnen herabläßt. — Man findet unter hundert Menſchen von der Art kaum Einen, der das vertragen kann, der nicht Misbrauch von einer ſolchen Nachſicht macht. Auch iſt das eben kein Mittel, ſich beliebt zu machen. Ein wohlwollendes, ernſthaftes, geſetztes, immer gleiches Betragen, unterſchieden von ſteifer, hochmüthiger Feierlichkeit, — gute, richtige, nicht übermäßige, der Wichtigkeit ihrer Dienſte angemeſſene Bezahlung, — ſtrenge Pünktlichkeit, wenn es darauf ankömmt, ſie zur Ordnung und zu demjenigen anzuhalten, wozu ſie ſich verbindlich gemacht haben, — Liebe und Freundſchaft, wenn ſie die Gewährung einer anſtändigen, beſcheidnen Bitte, die Vergünſtigung eines unſchuldigen Vergnügens von uns begehren, oder auch ungebeten nur erwarten können, — weiſe Ueberlegung in Zutheilung der Arbeit, ſo daß man ſie nicht mit unnützen Arbeiten überhäufe, mit Geſchäften, die blos unſer eitles Vergnügen zum Gegenſtande haben, dennoch aber nicht leide, daß ſie je müßig ſeyen, ſondern ſie auch anhalte, für ſich ſelbſt zu arbeiten, ſich in Kleidung reinlich und rechtlich zu halten, ſich Geſchicklichkeit zu erwerben, — Aufmerkſamkeit und Aufopfrung unſers eignen Intereſſe, wenn man Gelegenheit hat, ihnen ein beſſeres Schickſal zu verſchaffen, ſie zu befördern, — väterliche Sorgſamkeit für ihre Geſundheit, für ehrlichen Erwerb und für ihre ſittliche Aufführung: — das ſind die ſicherſten Mittel, gut, treu bedient und von Denen, die uns dienen, geliebt zu werden. Hierzu füge ich noch den Rath, nicht zu viel Dienſtboten zu halten, aber die wenigen, die man hat, und deren man bedarf, nützlich zu beſchäftigen, gut zu bezahlen und vernünftig zu behandeln. Je mehr Bedienten man hat, um deſto ſchlechter wird man bedient.

5.

Unſre feine Lebensart hat einem der erſten und ſüßeſten Verhältniſſe, dem Verhältniſſe zwiſchen Hausvater und Hausgenoſſen, alle Anmuth, alle Würde genommen. Hausvaters-Rechte und Hausvaters-Freuden ſind größtentheils verſchwunden; das Geſinde wird nicht als Theil der Familie angeſehen, ſondern wie Miethlinge betrachtet, die wir nach

Gefallen abſchaffen, ſo wie auch ſie uns verlaſſen können, ſobald ſie ſonſt irgendwo mehr Freiheit, mehr Gemächlichkeit oder reichere Bezahlung zu finden glauben; und auſſer den Stunden, die ſie unſerm Dienſte widmen müſſen, haben wir kein Recht auf ſie, leben nicht unter ihnen, ſehen ſie nur dann, wenn wir ihnen das Zeichen mit der Schelle geben, und ſie nun aus ihren, gewöhnlich ſehr ſchmutzigen, ungeſunden Löchern zu uns hervorkriechen. Dieſe loſe, auf ungewiſſe Zeit geknüpfte Verbindung zieht daher eine Gränzlinie zwiſchen dem Intereſſe beider Theile; der Herr ſucht den Miethling recht wohlfeil zu bekommen: er müßte denn aus Eitelkeit oder Verſchwendung mehr an ihn wenden; — was im Alter aus dem armen dienſtbaren Geſchöpfe werden wird, darum bekümmert er ſich nicht, und der Bediente, der das weiß, ſucht bei ſo ungewiſſen Ausſichten zu erhaſchen, was zu erhaſchen iſt, um wo möglich einen Nothpfenning zurückzulegen. Welchen Einfluß dies auf Sittlichkeit, auf Bildung, auf Vertrauen und gegenſeitige Zuneigung haben müſſe, das iſt leicht einzuſehen. Es iſt wahr, daß nicht alle Herrſchaften

ten vollkommen ſo fremd und unnatürlich mit ihrem Geſinde umgehen; aber wo findet man in jetzigen Zeiten noch Solche, die, als Väter und Lehrer Derer, die ihnen dienen, ſich's zur Freude machen, mitten unter ihnen zu ſitzen, durch weiſe und freundliche Geſpräche ſie zu unterrichten, an ihrer ſittlichen und geiſtigen Bildung zu arbeiten, und für ihr künftiges Schickſal beſorgt zu ſeyn? Es iſt wahr, daß die Wenigſten von denen, die bei Privat-Leuten in Dienſt treten, ſo wohl erzogen ſind, daß ſie den Werth einer ſolchen Herablaſſung zu erkennen und gehörig zu nützen wiſſen; allein was hindert uns, das Geſinde ſelbſt zu erziehn, ſie als Kinder anzunehmen, ſie dann lebenslang, wie die Mitglieder unſrer Familie, bei uns zu behalten, und ihr Schickſal, nach Verhältniß ihres Verdienſtes und unſers Vermögens, zu verbeſſern? Ich kenne aus Erfahrung alle Ungemächlichkeiten einer ſolchen Unternehmung, bin mehrere Jahre hindurch dieſem Plane gefolgt; vielfältig mißlingt es; unſre Arbeit belohnt ſich nicht, wird nicht erkannt; die Kinder, wenn ſie herangewachſen ſind, fangen an ſich zu fühlen, und entziehen ſich unſrer väterlichen Zucht. Allein oft ſind wir ſelbſt durch fehlerhafte Behandlung daran Schuld: und nicht immer handeln ſie undankbar gegen uns. Wir geben ihnen zuweilen eine ganz andre Art von Erziehung, als für ihre Lage taugt, und dadurch gerade machen wir ſie unzufrieden mit ihrem Zuſtande, ſtatt ihr Glück zu bauen; oder wir behandeln ſie, wenn ſie ſchon erwachſen ſind, noch immer wie Kinder. Der Freiheitstrieb iſt allen Creaturen von der Natur eingeprägt; ſie glauben ſich einem Joche zu entziehen, wenn ſie von uns gehen, glauben unſrer nicht mehr zu bedürfen, ſich ſelbſt rathen und regieren zu können. Vielfältig aber reuet es ſolche Menſchen in der Folge, uns verlaſſen zu haben, wenn ſie erſt den Unterſchied unter einem Herrn und einem Hausvater erfahren, und lebhafte, ächte Begriffe von wahrer Freiheit erhalten. Das Fremde, das man nicht kennt, ſieht immer beſſer aus, als das gewöhnte auch noch ſo Gute. Auf Erfolg und Dankbarkeit ſoll man übrigens in dieſer Welt nie rechnen, ſondern das Gute blos aus Liebe zum Guten thun. Nicht alle Mühe aber iſt verloren, die verloren zu ſeyn ſcheint, und die Wirkungen einer guten Erziehung äuſſern ſich oft erſt ſpät nachher. Es iſt auch ſüß, für Andre zu pflanzen, da hingegen Früchte zu ziehen, die man ſelbſt genießt, ein gemeines Verdienſt iſt.

6.

Ein Hausvater hat das Recht, ſein Geſinde ernſtlich zur Pflicht-Erfüllung anzuhalten; allein nie ſoll er ſich durch Hitze verleiten laſſen, erwachſene Dienſtboten mit groben Schimpfwörtern, oder gar mit Schlägen zu behandeln. Ein edler Mann mag nur Kraft gegen Kraft ſetzen; nie wird er Den mishandeln, der ſich nicht wehren darf.

Faſt noch härter iſt es, den armen Dienſtboten, wegen kleiner Unachtſamkeiten, z. B. wenn ſie etwas zerbrochen haben, einen Theil ihres ſparſamen Lohns zu entziehen. Uebrigens muß ich bei dieſer Gelegenheit einen Rath geben, der, ſo unbedeutend er ſcheinen mögte, dennoch nicht zu verachten iſt: man ſuche nämlich bei Domeſtiken ſo viel Zutrauen zu erwecken, daß ſie, ſobald durch ihre Schuld etwas im Hauſe verloren gegangen oder zerbrochen iſt, es uns ſogleich melden; und dann erſetze man das fehlende Stück ohne Anſtand wieder, laſſe ſein häusliches Inventarium nie verringert werden. Iſt von einem Dutzend Taſſen, Teller, Gläſer oder dergl. erſt ein Stück fort: ſo wird nicht mehr auf die übrigen ſo viel Sorgfalt verwendet, und bald ſind ſie alle verſchwunden, da man denn in einen vollen Beutel greifen muß.

7.

Fremden Bedienten ſoll man in aller Rückſicht höflich und liebreich begegnen, denn in Betracht Unſrer ſind ſie freie Leute, oder wir dürfen ſelbſt uns nicht frei nennen, wenn wir Fürſten dienen. Dazu kömmt, daß manche Bediente ſehr viel Einfluß auf ihre Herrſchaften haben, an deren Gunſt uns gelegen iſt, — daß die Stimme der niedrigen Claſſen von Menſchen oft ſehr entſcheidend für unſern Ruf werden kann, und endlich, daß dieſe Claſſe es ſehr viel genauer damit zu nehmen pflegt, ſich leichter beleidigt, nicht gehörig gepflegt glaubt, als Perſonen, welche die Grundſätze einer feinen Erziehung über elende Kleinigkeiten hinausſetzt.

8.

Es wird hier nicht am unrechten Orte ſtehen, wenn ich die Warnung hinzufüge, ſich vor Geſchwätzigkeit und Vertraulichkeit in dem Umgange mit Friſeurs, Barbiers und Putzmacherinnen zu hüten. Dies Volk — doch gibt es auch da Ausnahmen — iſt ſehr geneigt, aus einem Hauſe in das andre zu tragen, Intriguen, Ränke, Klatſchereien anzuſpinnen, und ſich zu allerlei unedeln Dienſten brauchen zu laſſen. Am beſten iſt es, ſich mit ihnen auf einen ernſthaften Fuß zu ſetzen.

9.

Das Geſinde pflegt kleine Veruntreuungen in Eß-Waaren, Caffee, Zucker und dgl. für keinen Diebſtahl zu halten. So unrecht dies iſt, ſo bleibt es doch darum nicht weniger die Pflicht der Herrſchaften, ihren Domeſtiken die Gelegenheit zu benehmen, dergleichen Unredlichkeiten ſich ſchuldig zu machen. Zwei Dinge ſind hierbei am wirkſamſten: zuerſt ein gutes Beiſpiel von Mäßigkeit und Bezähmung der Begierlichkeit, und dann von Zeit zu Zeit freiwillige Darreichung ſolcher Biſſen, welche die Lüſternheit reizen könnten.

10.

Und nun ſollte ich auch etwas von dem Betragen des Dieners gegen den Herrn reden,

den. Ich werde aber dieſen Gegenſtand größtentheils da abhandeln, wo ich von dem Umgange mit Vornehmern, Reichern und Fürſten rede. Alſo nur ſo viel hier: Wer dient, der erfülle treu die Pflichten, zu welchen er ſich verbindlich gemacht hat; er thue darinn lieber zu viel, als zu wenig; den Vortheil ſeines Herrn ſehe er wie ſeinen eignen an; er handle immer ſo offenbar, und führe ſeine Geſchäfte mit ſolcher Ordnung, daß es ihm zu keiner Zeit ſchwer fallen könne, Rechenſchaft von ſeinem Haushalte abzulegen; er misbrauche nie das Zutrauen, die Vertraulichkeit ſeines Herrn; er decke nie die Fehler Deſſen auf, deſſen Brod er iſſt; er laſſe ſich nicht verleiten, weder im Scherze, noch im Unwillen, die Gränzen der Ehrerbietung zu überſchreiten, die er Dem ſchuldig iſt, dem das Schickſal ihn unterwürfig gemacht hat; allein er betrage ſich auch immer mit einer ſolchen Würde, daß es dem Obern nie einfallen könne, ihm mit Verachtung zu begegnen, oder unedle Dienſte zuzumuthen, ſondern daß dieſer ſeinen Werth, als eines Menſchen, fühle, und, wenn er einer guten Empfindung fähig iſt, des Abſtandes ungeachtet,

tet, den die bürgerliche Verfaſſung zwiſchen ihnen geſetzt hat, ihm dennoch ſeine Hochachtung widmen müſſe! Er laſſe ſich nicht durch blendende Auſſenſeiten bewegen, ſeinen Zuſtand zu verändern, ſondern überlege, daß jede Lage ihre Ungemächlichkeiten hat, die man in der Ferne nicht wahrnimmt! Hat er bei dieſem redlichen und vorſichtigen Betragen dennoch das Unglück, einem undankbaren, harten, ungerechten Herrn zu dienen: ſo ertrage er, wenn ſanfte Vorſtellungen nichts helfen, geduldig, ohne Geſchwätz und ohne Murren, ſo lange er ſich dieſer Lage nicht entziehen kann. Kann er aber, ſo folge er andern Ausſichten, ſchweige nachher über das, was ihm begegnet iſt, und enthalte ſich aller Rache, aller Läſterung, aller Plauderei! Doch können Fälle eintreten, wo ſeine gekränkte Ehre eine öffentliche oder gerichtliche Rechtfertigung gegen den mächtigen Unterdrücker fordert, und dann trete er ohne Winkelzüge, kühn und feſt, voll Zuverſicht auf die Güte ſeiner Sache, auf Gottes und der Menſchen Gerechtigkeit, hervor, und laſſe ſich weder durch Menſchenfurcht, noch durch Armuth und fremde Ränke abſchrecken, ſeinen Ruf zu retten, wenn auch der ſtärkere Böſewicht ihm alles Uebrige rauben kann!

Achtes Kapitel.

Betragen gegen Hauswirthe, Nachbarn und Solche, die mit uns in demſelben Hauſe wohnen.

1.

Wenn wir in der Ordnung von den erſten und natürlichſten Verhältniſſen ausgehen, und immer von den einfachen zu den zuſammengeſetztern fortſchreiten: ſo denken wir, nach den bis dahin betrachteten Verhältniſſen, nun zuerſt an die Verbindung mit Nachbarn und Hausgenoſſen.

Unſre neuere Philoſophie überſpringt zwar dieſe engen Verhältniſſe; allein ich bin dazu noch nicht aufgeklärt genug, und ſchreibe alſo aus Ueberzeugung den Satz hin: „Nächſt „den Perſonen Deiner Familie, biſt Du am „erſten Deinen Nachbarn und Hausgenoſſen „Rath, That und Hülfe ſchuldig.“ Es iſt ſehr ſüß, ſowol in der Stadt wie auf dem

Lande, wenn man mit lieben, wackern Nachbarn eines zwangloſen, freundſchaftlichen und vertraulichen Umgangs pflegen darf. Es kommen im menſchlichen Leben ſo manche Fälle, wo augenblickliche kleine Hülfe uns Wohlthat iſt, wo wir uns zur Erholung von ernſthaften Arbeiten, wenn Sorgen uns drükken, nach der Gegenwart eines guten Menſchen ſehnen, den wir nicht erſt weit zu ſuchen brauchen; — alſo vernachläſſige man ſeine Nachbarn nicht, wenn ſie irgend von geſelliger, wohlwollender Gemüthsart ſind! Ich habe die Wohlthat eines ſolchen Umgangs drei Jahre hindurch in meiner Einſamkeit bei Frankfurt am Mayn geſchmeckt, und werde mich lebenslang mit Dankbarkeit und Freude der fröhlichen Stunden erinnern, die mir an der Seite einer liebenswürdigen Familie, die neben mir an wohnte, nur zu ſchnell entflohen ſind. Da war es, wo die verſtändigen und muntern Geſpräche dieſer edlen Leute mich aufheiterten, mich wieder mit den Menſchen ausſöhnten, mich ſo manches Ungemach vergeſſen machten! In großen Städten pflegt man zu glauben, es gehöre zu dem Tone, nicht einmal zu wiſſen, wer mit uns in demſelben Hauſe wohne. Das finde ich ſehr abgeſchmackt, und ich weiß nicht, was mich bewegen ſollte, eine halbe Meile weit zu fahren, wenn ich die Unterhaltung, oder die Langeweile, welcher ich nachrenne, eben ſo gut zu Hauſe finden könnte, oder um einen Freundſchafts-Dienſt die ganze Stadt zu durchjagen, wenn neben mir an ein Menſch wohnt, der mir denſelben gern erzeigen würde, in ſo fern ich mir ſeine Freundſchaft und ſein Zutrauen erworben hätte. Schämen würde ich mich, wenn es der Fall wäre, daß die Miethkutſcher und Straßenbuben mich beſſer als meine Nachbarn kennten.

2.

Man ſoll ſich aber hüten, ſowol ſich Denen aufzudringen, Diejenigen zu überlaufen, die, wenn ſie mit uns unter Einem Dache wohnen, uns nicht ausweichen können, wie auch beſonders, ihre Handlungen auszuſpähen, und in ihre häuslichen Angelegenheiten zu miſchen, ihren Schritten, die uns nichts angehen, nachzuſpüren, und kleine mißfällige Dinge, die wir an ihnen bemerken, unter die Leute zu bringen. Da vor Allen das Geſinde hierzu ſehr geneigt zu ſeyn pflegt, ſo

ſoll

ſoll man ſeine Dienſtleute davon abzuhalten, und den Geiſt der Klatſcherei aus ſeinem Hauſe zu verbannen ſuchen.

3.

Es gibt kleine Gefälligkeiten, die man Denen ſchuldig iſt, mit welchen man in demſelben Hauſe, denen man gegenüber wohnt, oder deren Nachbar man iſt, — Gefälligkeiten, die an ſich gering ſcheinen, doch aber dazu dienen, Frieden zu erhalten, und beliebt zu machen, und die man deswegen nicht verabſäumen ſoll. Dahin gehört: daß wir Poltern, Lärmen, ſpätes Thür-Zuſchlagen im Hauſe vermeiden, Andern nicht in die Fenſter gaffen, nichts in fremde Höfe oder Gärten ſchütten, und dergleichen mehr.

4.

Manche Menſchen denken ſo wenig fein, daß ſie glauben, gemiethete Häuſer, Gärten und Hausgeräthe brauchten gar nicht geſchont zu werden, und es ſey bei Beſtimmung der Mieths-Summe ſchon auf die Abnutzung und Verwüſtung mit gerechnet worden. Ohne zu erwähnen, daß dies wenigſtens nicht immer der Fall iſt, ſo denke ich auch: ein Mann, der Erziehung hat, kann kein Vergnügen daran finden, muthwilligerweiſe etwas zu verderben, das nicht ſein iſt, wodurch er jemand betrübt, und ſich verhaßt macht. Es wird ſehr bald bekannt, wenn man pünctlich im Bezahlen, nicht grob, dabei ordentlich und reinlich iſt, und man wird dann lieber und um billigern Preis zum Miethsmanne aufgenommen, als mancher viel Vornehmere und Reichere. So lange ich Hausvater bin, habe ich nebſt den Meinigen nie auch nur den kleinſten Streit mit meinen Hauswirthen und Nachbarn gehabt, und ich darf es ſagen: ſie haben ſich mehrentheils mit Thränen in den Augen von uns getrennt.

Der Wirth ſoll aber gleichfalls gegen ſeinen Miethsmann gefällig ſeyn, mit Billigkeit verfahren, und nicht über jede Kleinigkeit zanken, die nicht weniger vorgefallen ſeyn würde, wenn er ſelbſt ſein Haus bewohnt hätte.

5.

Wenn unter Leuten, die zuſammen in demſelben Hauſe wohnen, oder ſonſt täglich miteinander leben müſſen, Verſtimmungen oder Misverſtändniſſe entſtehen: ſo thut man wohl, die Erläuterung zu beſchleunigen; denn nichts iſt peinlicher, als mit Perſonen unter einem Dache zu leben, gegen die man einen Widerwillen hegt.

Neuntes Kapitel.

Ueber das Verhältniß zwiſchen Wirth und Gaſt.

I.

In alten Zeiten hatte man hohe Begriffe von den Rechten der Gaſtfreundſchaft. Noch pflegen dieſe Begriffe in Ländern und Provinzen, die weniger bevölkert ſind, oder wo einfachere Sitten bei weniger Reichthum, Luxus und Corruption herrſchen, ſo wie auf dem Lande, in Ausübung gebracht, und die Rechte der Gaſtfreundſchaft heilig gehalten zu werden. In unſern glänzenden Städten hingegen, wo nach und nach der Ton der feinen Lebensart allen Biederſinn zu verdrängen anfängt, da gehören die Geſetze der Gaſtfreundſchaft nur zu den Höflichkeits-Regeln, die Jeder nach ſeiner Lage und nach ſeinem

Gefallen, mehr oder weniger anerkennt und befolgt, oder nicht. Auch iſt es wahrlich zu verzeihen, wenn man, bei immer zunehmendem Luxus und dem mannigfaltigen Misbrauche, den man in unſern Zeiten von der Gutherzigkeit der Menſchen macht, vorſichtig in Erzeigung ſolcher Gefälligkeiten wird, und wenn man genauere Rückſprache mit ſeinem Geldbeutel nimmt, bevor man jedem Müßiggänger und freundlichen Schmarotzer Haus, Küche und Keller öffnet. Wer hierinn aus thörigter Eitelkeit zu viel thut, betrügt zugleich ſich und Andre: ſich, indem er ein Vermögen verſchwendet, das er beſſer anwenden könnte; und Andre, indem er, unter dem Titel von Gaſtfreundſchaft, nur ſeinen Hang zur Prahlerei befriedigt. Von der Gaſtfreundſchaft der Großen und Reichen rede ich gar nicht; Langeweile, Eitelkeit und Prachtliebe ordnen da alles auf's Beſte, und Der, welcher gibt, weiß, ſowol wie Der, welcher empfängt, auf welche Rechnung er dies zu ſchreiben, und wie er ſich dabei zu betragen habe. Aber von der Gaſtfreundſchaft unter Perſonen vom mittlern Stande will ich doch etwas reden, und einige allgemeine Regeln geben, die auf dieſen Gegenſtand anwendbar ſind.

a.

Man reiche das Wenige, was man der Gaſtfreundſchaft opfern kann, in gehörigem Maaße, mit guter Art, mit treuem Herzen und mit freundlichem Geſichte dar! Man ſuche bei Bewirthung eines Fremden oder eines Freundes weniger Glanz, als Ordnung und guten Willen zu zeigen; fremde Reiſende kann man ſich vorzüglich durch gaſtfreundſchaftliche Aufnahme verpflichten. Es kömmt ihnen nicht auf eine köſtliche freie Mahlzeit, aber darauf kömmt es ihnen an, daß ſie Eingang in guten Häuſern, und dadurch Gelegenheit erhalten, ſich über Gegenſtände zu unterrichten, die zu dem Zwecke ihrer Reiſe gehören. Gaſtfreundſchaft gegen Fremde iſt desfalls ſehr zu empfehlen. Man ſehe nicht verlegen aus, wenn uns unerwartet ein Beſuch überraſcht! Nichts iſt unangenehmer und peinlicher, als wenn wir merken, daß es dem Manne, der uns bewirthet, ſauer wird, daß er ungern und nur aus Höflichkeit hergibt, oder daß er mehr Aufwand dabei verſchwendet, als ſeine Umſtände leiden; wenn er ohne

Unterlaß ſeiner Frau oder ſeinen Bedienten in die Ohren flüſtert, oder mit ihnen zankt, ſobald eine Schüſſel unrecht geſtellt oder etwas vergeſſen worden; wenn er ſelbſt im Hauſe herumlaufen, alles anordnen muß, und alſo an den Freuden der Geſellſchaft gar nicht Theil nimmt; wenn er zwar gern gibt, ſeine Frau hingegen uns jeden Biſſen in den Mund zählt; wenn ſo wenig in den Schüſſeln liegt, daß Der, welcher vorlegt, unmöglich herumreichen kann; wenn der Wirth und die Wirthinn uns ungeſtüm zum Eſſen und Trinken nöthigen, oder auf eine Weiſe geben, die uns zu ſagen ſcheint: „Es iſt nun einmal ange„ſchafft; alſo füllet Euch den Bauch voll! „Werdet recht ſatt, ſo habt Ihr auf lange „Zeit genug, und brauchet ſobald nicht wie„der zu kommen!“ endlich, wenn wir Zeugen von Familienzwiſt und der Unordnung, die im Hauſe herrſcht, ſeyn müſſen. Mit Einem Worte: es gibt eine Art, Gaſtfreundſchaft zu erweiſen, die dem Wenigen, das man darreicht, einen höhern Werth gibt, als große Schmauſereien haben. Vieles trägt hierzu die Unterhaltung bei. Man muß daher die Kunſt verſtehen, mit ſeinen Gäſten nur von ſolchen Dingen zu reden, die ſie gern hören; in einem größern Kreiſe ſolche Geſpräche zu führen, woran Alle mit Vergnügen Theil nehmen, und ſich dabei in vortheilhaftem Lichte zeigen können." Der Blöde muß ermuntert, der Traurige aufgeheitert werden. Jeder Gaſt muß Gelegenheit bekommen, von etwas zu reden, wovon er gern redet. Weltklugheit und Menſchenkenntniß müſſen hier in den beſondern Fällen zum Leitfaden dienen. Man muß nichts als Auge und Ohr ſeyn, ohne daß dies mühſam ausſehe, ohne daß man an uns Anſtrengung wahrnehme, oder als geſchähe dies nur aus Pflicht, nur, um zu zeigen, man wiſſe zu leben, nicht aber von Herzen. Man bitte nicht Menſchen zuſammen, oder ſetze ſolche an Tafeln neben einander, die ſich fremd, oder gar feind ſind, ſich nicht verſtehen, nicht zu einander paſſen, ſich Langeweile machen! Alle dieſe Aufmerkſamkeiten aber müſſen auf eine ſolche Art erwieſen werden, daß ſie nicht mehr Zwang auflegen, als ſie Wohlthat für den Gaſt ſind. Haben die Bedienten aus Verſehen den unrechten Mann, oder haben ſie einen Gaſt auf den unrechten Tag gebeten: ſo muß der Fremde doch nicht merken, daß er uns unerwartet kommt, wenigſtens nicht, daß er uns in Verlegenheit ſetzt, uns unwillkommen iſt.

Manche Menſchen unterhalten ſich und Andre am beſten, wenn man ſie zu großen Cirkeln bittet; Andre muß man, wenn ſie glänzen oder ſich an ihrem Platze finden ſollen, ganz allein, oder nur zu einem kleinen Familienmahl einladen: auf dies alles muß man Acht haben. Jeder, der auf kurze oder lange Zeit in Deinem Hauſe iſt, und wäre er Dein ärgſter Feind, muß daſelbſt von Dir gegen alle Arten von Beleidigungen und Verfolgungen Andrer, ſo viel an Dir iſt, geſchützt ſeyn! Es müſſe Jeder unter unſerm Dache ſich ſo frei wie unter ſeinem eignen fühlen; man laſſe ihn ſeinen Gang gehen, renne ihm nicht in jedem Winkel nach, wenn er vielleicht allein ſeyn will, und verlange nicht von ihm, daß er für die Koſt, welche er genießt, uns unterhalten, und dadurch ſeine Zeche bezahlen ſolle; endlich laſſe man nicht nach in Gefälligkeit und Bewirthung, wenn der Freund ſich längre Zeit bei uns aufhält, ſondern erzeige ihm gleich in den erſten Tagen nicht mehr und nicht weniger, als man in der Folge fortſetzen kann!

3.

Der Gaſt aber hat gegen den Wirth auch gegenſeitig Rückſichten zu nehmen. Ein altes Sprüchwort ſagt: „Ein Fiſch und ein „Gaſt halten ſich beide nicht gut länger, als „drei Tage im Hauſe.“ Dieſe Vorſchrift leidet nun wohl Ausnahmen; allein ſo viel Wahres ſteckt doch darinn, daß man ſich niemand aufdringen, und Ueberlegung genug haben ſoll, zu bemerken, wie lange unſre Gegenwart in einem Hauſe angenehm, und für niemand eine Bürde iſt. Nicht immer iſt man ſo aufgelegt, nicht immer in ſeinen häuslichen Angelegenheiten ſo eingerichtet, daß man gern Gäſte bei ſich ſieht, oder lange beherbergt. Bei Leuten, die nicht auf einen ſehr großen Fuß leben, ſoll man daher nicht leicht unvermuthet kommen, oder ſich ſelbſt einladen. Dem Manne, der uns Gaſtfreundſchaft erweiſet, ſollen wir, zum Lohne ſeiner Güte, ſo wenig Laſt wie möglich machen. Hat der Wirth mit ſeinen Leuten zu reden, oder ſonſt häusliche Geſchäfte: ſo ſchleicht man ruhig davon, bis er fertig iſt. Wir ſollen ru-

hig

hig und ſtill unſern Gang gehen, uns nach den Sitten des Hauſes richten, den Ton der Familie annehmen, als wenn wir Glieder derſelben wären, wenig Aufwartung fordern, genügſam ſeyn, uns nicht in häusliche Angelegenheiten miſchen, nicht durch unſre Launen den Ton verſtimmen, und wenn es, unſrer Meinung nach, irgendwo in der Bewirthung gemangelt hat, nicht undankbar hinter dem Rücken her darüber, oder über das, was wir ſonſt etwa in dem Hauſe geſehen haben, unſern Spott treiben.

4.

Es gibt aber auch Menſchen, die einen ſo gewaltig hohen Werth auf die Gaſtfreundſchaft ſetzen, welche ſie uns erweiſen, daß ſie dafür gelobt, geſchmeichelt, bedient, häufig beſucht, und wer weiß was ſonſt alles? ſeyn wollen. Das iſt nun freilich nicht billig. Ein mäßiger Mann verlangt doch nicht mehr, als ſich ſatt zu eſſen, und das kann er ja leicht um geringern Preis. Das Mehr oder Weniger iſt ſo viel nicht werth, und ich halte wahrhaftig meine Geſellſchaft und meine verlorne Zeit eben ſo theuer, wie Ihre Hochmögenden Dero Paſteten und Braten.

Zehntes Kapitel.

Ueber die Verhältniſſe unter Wohlthätern und Denen, welche Wohlthaten empfangen, wie auch unter Lehrern und Schülern, Gläubigern und Schuldnern.

I.

Die Dankbarkeit iſt eine der heiligſten Tugenden. Wer Dir Gutes gethan hat, den ehre! Danke ihm nicht nur mit Worten, die ihm die Wärme Deiner Erkenntlichkeit zeigen, ſondern ſuche auch jede Gelegenheit auf, wo Du ihm wieder dienen und nützlich werden kannſt! Fehlt Dir aber dazu die Veranlaſſung, ſo entfalte ihm wenigſtens durch ein unterſcheidend liebreiches äuſſeres Betragen Dein dankbares Herz! Miß dies Betragen nicht pünctlich nach der Größe der Wohlthat ab, die du empfangen, ſondern nach dem Grade des guten Willens, den Dein Wohlthäter Dir gezeigt hat! Höre auch dann nicht auf, dankbar gegen ihn zu ſeyn, wenn Du ſeiner nicht mehr bedarfſt, oder wenn Unglücksfälle ihn von ſeiner Höhe herabgeſtürzt,

ſtürzt, ihn ſeines äuſſern Glanzes beraubt haben!

2.

Nie aber laß Dich zu niederträchtiger Schmeichelei herab, um entweder Wohlthaten zu erſchleichen, oder für den empfangenen Schutz auf unedle Weiſe Dich zum Sklaven eines ſchlechten Mannes zu machen! Wo Pflicht und Rechtſchaffenheit es fordern, da müſſe Dein Mund nie zum Unrechte ſchweigen, und keine Art von Beſtechung die Stimme der Wahrheit zum Schweigen bringen! Du bezahlſt reichlich die Wohlthat, wenn Du dafür die Pflichten eines ächten Freundes erfüllſt, und, ſelbſt mit Gefahr, den Schutz zu verlieren und für undankbar gehalten zu werden, dem Wohlthäter ſagſt, was ihm nöthig und heilſam zu hören iſt. Eben ſo wenig leide, daß jemand ſich's zum Verdienſte anrechnet, daß er Dich bis itzt hochgeſchätzt, Dich bei Andern gelobt und vertheidigt hat! Warſt Du deſſen würdig, ſo erfüllte er eine Pflicht, die man auch ſeinen Feinden nicht verſagen darf; wo nicht, ſo hat er nicht gehandelt, wie ein gerechter und verſtändiger Mann, ſelbſt in Rückſicht ſeiner Freunde, handeln ſoll.

3.

3.

Es iſt eine unangenehme Lage, wenn wir jemand, dem wir viel Verbindlichkeit ſchuldig ſind, nachher von einer ſchlechten Seite kennen lernen. Dieſer Verlegenheit weicht man nun freilich aus, wenn man das befolgt, was ich ſchon einmal geſagt habe, nämlich, daß man ſo wenig wie möglich Wohlthaten annehmen ſolle. Allein nicht immer läßt ſich das ändern; und wenn wir dann wirklich in die Verlegenheit kommen, einem ſchlechten Menſchen auf dieſe Art verpflichtet zu werden: ſo rathe ich an, ihn wenigſtens mit ſo viel Schonung zu behandeln, wie mit Redlichkeit und weiſer Wahrheitsliebe beſtehen kann, und von ihm zu ſchweigen; doch nur, in ſo fern Schweigen nicht Verbrechen iſt; — denn in dieſem letztern Falle muß alle Rückſicht aufhören. So wie aber unter den Menſchen, welche Wohlthaten erzeigen: ſo iſt auch ein Unterſchied unter den Wohlthaten ſelbſt. Es gibt unbedeutende Gefälligkeiten, die man ohne Furcht, auch von den ſchlechteſten Leuten annehmen kann. Es iſt dann *ihre* Schuld, wenn ſie dieſelben höher anrechnen, als ſie werth ſind.

In andern wichtigen Fällen hingegen rathe ich, beſonders wenn man nicht voraus weiß, ob man je im Stande ſeyn wird, das Gute zu erwidern, lieber nichts anzunehmen.

4.

Die Art, wie man Wohlthaten erzeigt, iſt oft mehr werth, als die Handlung ſelbſt. Man kann durch dieſelbe den Preis jeder Gabe erhöhen, ſo wie von der andern Seite ihr alles Verdienſt rauben. Wenig Menſchen verſtehen dieſe Kunſt; es iſt aber wichtig, ſie zu ſtudiren, die Kunſt: auf edle Weiſe Gutes zu thun; die Delikateſſe Deſſen zu ſchonen, dem wir es erzeigen; keine ſchwere Laſt von Verbindlichkeit aufzulegen; erwieſene Wohlthaten weder auf feine, noch auf grobe Art vorzuwerfen; dem beſchämenden Danke auszuweichen; nicht Dank zu erbetteln, und dennoch dem dankbaren Herzen nicht die Gelegenheit zu rauben, ſich ſeiner Pflicht zu entledigen. Der gibt doppelt, der gleich, zu rechter Zeit, ungebeten und mit Freuden gibt. Gib gern! Es iſt ſeliger Genuß, es iſt Wohlthat, geben, zur Freude Andrer etwas beitragen zu dürfen. Gib alſo gern, aber verſchwende nicht Deine Wohlthaten!

thaten! Sey dienſtfertig, bereitwillig; aber bringe niemanden Deine Dienſte auf! Rechne nicht, ob es erkannt und belohnt werden wird! Brauche doppelte Schonung im Umgange mit Denen, welchen Du Gutes erwieſen, aus Furcht, ſie mögten argwöhnen, Du wollteſt Dich für Deine Mühe bezahlt machen, ſie Dein Uebergewicht fühlen laſſen, Dir größere Freiheit gegen ſie erlauben, weil ſie aus Dankbarkeit ſchweigen müſſen! Oft iſt es feiner gebandelt, von Dem keine Gegen-Gefälligkeiten anzunehmen, dem wir Wohlthaten erzeigt haben; oft hingegen iſt es edler, ihm Gelegenheiten zu geben, und durch kleine Dienſte, die man ihm hoch anrechnen kann, für große gleichſam zu bezahlen, damit keine zu ſchwere Laſt von Verbindlichkeiten auf ihm zu liegen ſcheine. Weiſe nicht die Bittenden von Deiner Thür zurück! Wenn Dich jemand um Rath, Hülfe, Wohlthat anſpricht: ſo höre ihm freundlich, theilnehmend und aufmerkſam zu! Laß ihn ausreden, Dir ſeine Sache vorſtellen, ohne ihm in die Rede zu fallen! Und kannſt Du ihm nicht willfahren, ſo ſage den Grund, warum Du es nicht kannſt, ohne beleidigende Ausdrücke gerade heraus! Enthalte Dich aller falſchen Ausflüchte, aller leeren Vertröſtungen! Dringe den Leuten keine Geſchenke oder andre Wohlthaten auf, wenn Du vorausſehen kannſt, daß ihr Ehrgeiz oder ihre Eitelkeit ihnen nicht erlauben wird, dergleichen ohne Erwiderung oder Gegen-Geſchenk anzunehmen! Im Uebrigen beziehe ich mich auf das, was ich über dieſen Gegenſtand im erſten Theile (§. 12.) geſagt habe.

5.

Keine Wohlthat iſt größer, als die des Unterrichts und der Bildung. Wer jemals etwas dazu beigetragen hat, uns zu weiſern, beſſern und glücklichern Menſchen zu machen, der müſſe unſers wärmſten Danks lebenslang gewiß ſeyn können! Hat er dabei nicht alles geleiſtet, was wir itzt, bei reifern Jahren, bei weitern Fortſchritten in der Cultur, von einem Lehrer und Hofmeiſter fordern würden: ſo ſollen wir doch nicht unerkenntlich gegen das Wenige ſeyn, was wir von ihm empfangen haben.

Ueberhaupt verdienen ja Diejenigen wohl mit vorzüglicher Achtung behandelt zu werden, die ſich redlich dem wichtigen Erziebungs-Geſchäfte widmen. Es iſt wahrlich eine höchſt ſchwere Arbeit, Menſchen zu bilden: — eine Arbeit, die ſich nie mit Gelde bezahlen läſſt. Der geringſte Dorf-Schulmeiſter, wenn er ſeine Pflichten treulich erfüllt, iſt eine wichtigere und nützlichere Perſon im Staate, als der Finanz-Miniſter; und da ſein Gehalt gewöhnlich ſparſam genug abgemeſſen iſt: was kann da billiger ſeyn, als daß man dieſem Mann wenigſtens durch einige Ehrenbezeigung das Leben ſüß, und das Joch erträglich zu machen ſuche? Schämen ſollten ſich die Menſchen, die den Erzieher ihrer Kinder wie eine Art von Dienſtboten behandeln! Mögten ſie nur bedenken (wenn ſie auch nicht fühlen können, wie unedel dies Betragen an ſich ſchon iſt), welchen nachtheiligen Einfluß dies auf die Bildung der Jugend hat! Es kann mir durch die Seele gehen, wenn ich den Hofmeiſter in manchem adelichen Hauſe demüthig und ſtumm an der Tafel ſeiner gnädigen Herrſchaft ſitzen ſehe, wo er es nicht wagt, ſich in irgend ein Geſpräch zu miſchen, ſich auf irgend eine Weiſe der übrigen Geſellſchaft gleich zu ſtellen, — wenn ſogar den ihm untergebenen

Kindern von Eltern, Fremden und Bedienten der Rang vor ihm gegeben wird, — vor ihm, der, wenn er ſeinen Platz ganz erfüllt, als der wichtigſte Wohlthäter der Familie angeſehen werden ſollte. — Es iſt wahr, daß es unter den Männern dieſer Art hie und da ſolche gibt, die eine ſo traurige Figur auſſer ihrer Studirſtube ſpielen, daß man nicht wohl auf einen beſſern Fuß mit ihnen umgehen kann; allein das widerlegt nicht dasjenige, was ich von der Achtung geſagt habe, die man dieſem Stande ſchuldig iſt. — Wehe den Eltern, die ihre Kinder ſolchen ſelbſt nicht erzogenen Miethlingen anvertrauen!

Haſt Du aber einen edeln Freund gefunden, der ſich der Erziehung deines Sohnes annimmt: ſo iſt es auch nicht genug, daß Du ihm ausgezeichnet freundlich, ehrenvoll und dankbar begegneſt; Du mußt ihm auch freie Macht laſſen, ohne Widerſpruch ſeinen Erziehungsplan durchzuſetzen; und von dem Augenblicke an, da Du Dein Kind in ſeine Hände lieferſt, haſt Du den wichtigſten Theil Deiner väterlichen Rechte auf ihn übertragen. — Doch dies alles gehört mehr in ein Werk über Erziehung, als daß hier der Ort wäre, weitläuftig davon zu handeln. – Ich ſchweige daher auch von dem Betragen der Lehrer und Hofmeiſter im Umgange mit ihren Untergebenen, und eile weiter.

6.

Ueber den Umgang mit Schuldnern und Gläubigern habe ich wenig zu ſagen. Man ſey menſchlich, billig und höflich gegen die Erſtern! Man glaube nicht, daß jemand, der uns Geld ſchuldig iſt, deswegen unſer Sklave geworden ſey, daß er ſich alle Arten Demüthigungen von uns müſſe gefallen laſſen, daß er uns nichts abſchlagen dürfe, noch überhaupt, daß der elende Bettel, der Mammon, einen Menſchen berechtigen könne, ſein Haupt über den andern emporzuheben! Seine Gläubiger bezahle man pünktlich, und halte ſein Wort treulich! Man verwechſele nicht den ehrlichen Mann, der von billigen Zinſen leben muß, mit dem jüdiſchen Wucherer: ſo wird man immer Credit haben, und, wenn man ſich in Verlegenheit befindet, billige Menſchen antreffen, die uns, ohne ihren Schaden, aus der Noth helfen.

Eilftes Kapitel.

Ueber das Betragen gegen Leute, in allerlei beſondern Verhältniſſen und Lagen.

I.

Zuerſt über die Aufführung gegen unſre Feinde! Man kränke niemand vorſetzlich; man ſey wohlwollend, dienſtfertig, verſtändig, vorſichtig, gerade und ohne Winkelzüge in allen Handlungen; man erlaube ſich keinen Schritt zum Nachtheil eines Andern; man zerſtöhre keines Menſchen Glückſeligkeit; man verläumde niemand; man verſchweige ſelbſt das wirkliche Böſe, das man von ſeinem Mitmenſchen weiß, wenn man nicht entſchiednen Beruf hat, oder das Wohl Andrer es beſtimmt erfordert, darüber zu reden: ſo wird man — etwa keine Feinde haben? — das ſage ich nicht; aber man wird, wenn uns dennoch Neid und Bosheit verfolgen, wenigſtens die Beruhigung empfinden, keine Veranlaſſung zur Feindſchaft gegeben zu haben.

Es ſteht nicht immer in unſrer Willkühr, geliebt, aber es hängt immer von uns ab, nicht verachtet zu werden. Allgemeiner Beifall, allgemeines Lob ſind ſehr entbehrliche Dinge; allgemeine Achtung können ſelbſt die Schurken dem Redlichen und Weiſen, wider Willen, in ihren Herzen nicht verſagen, und der warmen Freunde bedarf man etwa nur drei in der Welt, um glücklich zu ſeyn.

Will man ohne Angſt in dem Umgange mit Menſchen leben, ſo darf es uns nicht beunruhigen, wenn nicht alle Menſchen uns für gut und weiſe halten. Je mehr hervorleuchtende edle Eigenſchaften aber ein Mann hat, um deſto gewiſſer kann er darauf rechnen, von der Scheelſucht ſchwacher und ſchlechter Menſchen manches ertragen zu müſſen; und Die, welche die allgemeine Stimme des Pöbels aller Claſſen für ſich haben, ſind mehrentheils die mittelmäßigſten Leute, Leute ohne Character, oder niedrige Schmeichler und Heuchler. Es iſt wahrlich nicht ſchwer, Menſchen zu gewinnen, auch die zu gewinnen, welche am heftigſten gegen uns eingenommen waren, und das oft durch ein einziges Geſpräch unter vier Augen, wenn man ihre ſchwache Seite ſtudirt hat, und es recht darauf anlegt. Allein das iſt eine elende, des redlichen Mannes unwürdige Kunſt, — und was kümmert es mich am Ende, ob Menſchen, die mein Herz nicht kennen, — ja, die mich nie geſehen haben, durch die Geſchwätze irgend eines alten Weibes gegen mich eingenommen ſind, oder nicht?

Klage aber nie über Verfolgung und Feinde, wenn Du nicht Luſt haſt, die Anzahl der Letztern zu vermehren; es ſchleicht immer eine Anzahl furchtſamer, niederträchtiger Geſchöpfe umher, die nicht den Muth haben, gegen einen Mann von Würde ſich öffentlich zu erklären, die aber ſich augenblicklich an Dich wagen, ſobald ſie Dich hülflos, ſcheu und niedergeſchlagen erblicken; und dieſe, ſo unbedeutend ſie Dir auch ſcheinen mögten, können mit ihren Neckereien Dir tauſendfältigen Kummer machen. Der feſte Mann muß ſich ſelbſt ſchützen. Zeige Zuverſicht zu Dir ſelber, ſo wirſt Du ganze Heere von Schelmen im Zaume halten! Zudem iſt des Kämpfens in der Welt ſo viel: jeder gute Mann hat mit ſeinen eignen Angelegenheiten genug zu thun, ſo daß es vergebens iſt, Alliirte zu ſuchen, weil dieſe bei der erſten Gelegenheit, wo es eigne Sicherheit gilt, davon laufen. Der Mann, welcher ſich ſtellt, als merkt er nicht einmal, daß man ihn verfolgt, der von Zeit zu Zeit ſagt: „Gottlob! mir geht es gut; ich habe Freunde“ wird für einen mächtigen Bundesgenoſſen gehalten, deſſen man ſchonen müſſe, da hingegen über den Verlaſſenen Jeder, wie die benachbarten Fürſten über das Eigenthum einer kleinen Reichsſtadt, herfällt.

Werde nie hitzig oder grob gegen Deine Feinde, weder in Geſprächen, noch Schriften! Und wenn böſer Wille und Leidenſchaft, wie es mehrentheils geſchieht, bei ihnen im Spiele ſind: ſo laß Dich auf keine Art von Erläuterung ein! Schlechte Leute werden am beſten durch Verachtung beſtraft, und Klatſchereien am leichteſten widerlegt, wenn man ſich gar nicht darum bekümmert.

Wenn man daher unſchuldig verläumdet, angeklagt, verkannt wird, ſo zeige man Stolz und Würde in ſeinem Betragen: und die Zeit wird alles aufklären.

Nicht alle Böſewichter ſind unempfindlich gegen eine edle, großmüthige, immer gleiche, gerade Behandlung. Mit dieſen Waffen alſo kämpfe man, ſo lange ſich's irgend thun läſſt, gegen ſeine Feinde! Sie müſſen nicht Rache fürchten, ſondern fürchten, daß ſie ſich ſelbſt in den Augen des Publicums herabſetzen würden, wenn ſie fortführen, einen Mann zu verfolgen, dem niemand ſeine Ehrerbietung verſagt.

Wollen ſie aber dennoch nicht das Gewehr ſtrecken, und macht Dein Stillſchweigen bei ihren Ausfällen ſie noch kecker, dann zeige einmal mit großer Kraft, was Du thun könnteſt, wenn Du wollteſt! Aber gebrauche dabei keine Winkelzüge! Vereinige Dich nie mit andern ſchlechten Leuten; mache keine gemeinſchaftliche Sache mit einem Schelme, um den andern zu bekämpfen; ſondern tritt ganz allein, muthig, kühn, ſchnell, gerade und öffentlich gegen ſie auf! Es iſt unglaublich, wie viel ein Einziger, mit einem guten Gewiſſen und mit edlem Feuer, gegen Schaaren von Nichtswürdigen vermag.

Sey nur trotzig gegen mächtige, ſiegende Feinde! Des Ueberwundnen, des Unglücklichen ſchone, und verſchweige alles Unrecht, das er Dir vormals zugefügt, ſobald er auſſer Stande iſt, Dir ferner zu ſchaden, ſobald er die Stimme des Publicums gegen ſich hat! Allein der Böſewicht wendet alles an, um es dahin nicht kommen zu laſſen; — das Gefühl ſeiner eignen Ungerechtigkeit wird ein neues Verbrechen für Den, welchen er muthwillig gekränkt hat. Doch endlich kömmt alles an den Tag, und dann genieſſe mit Beſcheidenheit die Freuden des Triumphs!

Laß Dir nie zweimal die Hand zur Verſöhnung reichen! Vergiß dann alle Beleidigungen, ſollteſt Du auch fürchten müſſen, daß der Mann bei der erſten Gelegenheit die Feindſeligkeit erneuern wird! Sey zwar auf Deiner Hut; aber zeige kein Mistrauen! Es iſt beſſer, unſchuldigerweiſe zum zweitenmal beleidigt werden, als ein einzigmal den Mann, dem es mit ſeiner Rückkehr zu Dir ein Ernſt iſt, kränken, erbittern, und ihm allen Muth nehmen! Aber man muß auch verzeihen können, *ohne* darum gebeten zu werden.

Man hat oft die beſte Gelegenheit, die Gemüthsart eines Menſchen dann kennen zu lernen, wenn er uns beleidigt hat. Man gebe Acht, ob er es durch Bitten um Verzeihung wieder gut zu machen ſucht? — und wie? — gleich, oder lange nachher? — öffentlich, oder heimlich? — und warum nicht gleich, und nicht vor allen Leuten? — Aus Starrköpfigkeit, Eitelkeit, oder Blödigkeit? — Oder ob er gar keinen Schritt thut, ſondern uns laufen läſſt, wol gar mault, und Feindſchaft auf den Beleidigten wirft? — Ob jenes aus Leichtſinn, oder Tücke? — Oder ob er den Fehler zu beſchönigen ſucht, Winkelzüge macht, den Geſichtspunkt zu verrücken ſucht, um Recht zu behalten? — Schon in den Jahren der Kindheit kann man aus dieſen Zügen auf den künftigen Character ſchlieſſen.

Haſt Du jemand beleidigt, ſo ſuche, ſo bald möglich, Dein Unrecht gut zu machen! — nicht auf kriechende, aber auf herzliche Weiſe! Unmöglich laſſen ſich hier für alle einzelne Fälle Vorſchriften geben; nur muß ich bemerken, daß es Menſchen gibt, die durch jede kleine Herablaſſung, die man ihnen zeigt, ſo übermüthig und geneigt werden, uns Unrecht zuzufügen, daß man gegen Dieſe, wenn man ihnen eine unbedeutende Beleidigung zugefügt hat, die oft nur in ihrer Einbildung beſteht, die Erſatzleiſtung nicht zu weit treiben, ſondern lieber durch nachheriges vorſichtigeres Betragen die Uebereilung in Vergeſſenheit zu bringen ſuchen muß.

Je vornehmer der Mann, der von Feinden verfolgt wird, um deſto wichtiger iſt es, daß er den größten Theil dieſer Vorſchriften ſich zu nutze mache. Ein Miniſter wird oft durch kleine, ſehr kleine Leute, deren Einfluß er verachtet, blos dadurch geſtürzt, daß er bei dem erſten Angriffe Furchtſamkeit, Mangel an Zuverſicht blicken läſſt.

Uebrigens hat man nicht Unrecht, wenn man behauptet, daß unſre Feinde oft, ohne es zu wollen, unſre größten Wohlthäter ſind. Sie machen uns aufmerkſam auf Fehler, die unſre eigne Eitelkeit und die Nachſicht unſrer partheiiſchen Freunde und die niedrige Gefälligkeit der Schmeichler vor unſern Augen verbergen. Ihre Schmähungen feuern in uns den Eifer an, um deſto ſorgſamer den Beifall der Beſſern zu verdienen; und wenn ſie jedem unſrer Schritte auflauern, ſo lehren ſie uns, auf unſrer Hut ſeyn, um ihnen keine Blöße zu geben.

Keine Feindſchaft pflegt heftiger zu ſeyn, als die unter entzweieten Freunden. Unſre Eitelkeit kömmt da in das Spiel; wir ſchämen uns, das Spielwerk eines Böſewichts geweſen zu ſeyn; wir wenden alles an, um Dieſen nun im ſchlechteſten Lichte zu zeigen, damit wir vor der Welt unſre Trennung von ihm rechtfertigen mögen. — Es iſt ein trauriger Anblick, zu ſehen, wie dann ſelbſt edle Menſchen, wenn ſie gegen einander aufgebracht ſind, ſich gegenſeitig zu verkleinern ſuchen, um ſich gegen ſich ſelber zu rechtfertigen. Doch, über das Betragen gegen Freunde nach dem Bruche habe ich ja ſchon im ſechsten Kapitel dieſes Theils geredet.

2.

Man kömmt oft in nicht geringe Verlegenheit, wenn unſre Lage uns zwingt, mit Leuten umzugehen, die einander feind ſind, wo man es gar leicht mit einer Parthei verdirbt, ſobald man mit der andern gut ſteht, oder es mit beiden verdirbt, wenn man ſich ungebeten, oder auf unvorſichtige Weiſe, in dieſe Händel miſcht; ich empfehle dabei folgende Vorſichtigkeits-Regeln:

So viel man kann, vermeide man die Unannehmlichkeit, zu gleicher Zeit mit zwei Partheien umzugehen, die mit einander in Zwiſt leben!

Kann man dies aber nicht ändern, zum Beiſpiel, ohne plötzlich ein Verhältniß aufzuheben, in welchem man lange Zeit geſtanden: ſo ſetze man ſich, wo möglich, auf den Fuß, in die obwaltenden Streitigkeiten durchaus nicht eingeflochten zu werden! Man bitte ſich's vielmehr aus, daß in den Geſprächen dieſe Sache nie berührt werde! Dieſe Regel findet vorzüglich dann Statt, wenn Menſchen, die ehemals vertraute Freunde geweſen ſind, nun auf einmal in Feindſchaft mit einander gerathen. Verhalte Dich ganz leidend, wenn dann Einer über den andern bei Dir klagt! Er mag nun in der erſten Empfindlichkeit ein Wort zu viel geſagt haben, und nachher mit ſeinem Gegentheile wieder einig werden, oder es mag in dauernde Feindſchaft übergehen: ſo wird er es doch bei kaltem Blute übel nehmen, wenn Du zum Guten oder Böſen gerathen haſt.

Kann man aber auch dies nicht ändern, ſo enthalte man ſich zuerſt aller Zweizüngigkeit!

keit! Das heißt: man rede nicht, wenn man bei der einen Parthei iſt, zum Nachtheile der andern, und wiederum zum Tadel jeder, wenn dieſe es wünſchen; ſondern, wenn man ſich durchaus darüber erklären muß, immer ſo, wie es einem redlichen, gerechten Manne zukömmt!

Noch ſchändlicher aber, als jene Duplicität, iſt das Verfahren mancher Menſchen, die, um dabei im Trüben zu fiſchen, oder um dadurch zu einer wichtigen Perſon zu werden, oder aus Schadenfreude und Geiſt der Intrique, von beiden Seiten Oel zum Feuer gieſſen, und den Zwiſt unterhalten.

Wenn man ferner die ſtreitenden Theile nicht recht genau kennt; wenn ſie nicht unſre vertrauteſten Freunde ſind; wenn man nicht ganz gewiß weiß; daß man es mit edeln, von Vernunft regierten Leuten zu thun hat, die vielleicht nur durch Misverſtändniſſe, oder durch andre, mit Hülfe eines Dritten leicht zu hebende Irrungen getrennt worden; wenn vielmehr böſer Wille, Eigennutz, ungeſellige Gemüthsart, oder unbändige Leidenſchaft im Spiele iſt, — folglich keine dauerhafte Wiedervereinigung nach den Gemüthsarten der Leute zu hoffen ſteht: ſo laſſe man ſich nicht darauf ein, Verſöhnung ſtiften zu wollen! Man verdirbt es dabei leicht mit einer Parthei, und nicht ſelten mit beiden.

Iſt es endlich gar nicht zu vermeiden, daß man ſich für oder gegen eine von den beiden Partheien beſtimmt erkläre, ſo nehme man ſich nicht etwa, wie Leute von niedriger Denkungsart zu thun pflegen, immer der ſtärkern gegen die ſchwächere an, oder drehe gar den Mantel nach dem Winde, um abzulauern, wer ſiegen wird, und alsdann Den im Stiche zu laſſen, der von dem Andern durch allerlei Cabale unterdrückt worden; ſondern man entſcheide ſich, ohne Anſehen der Perſon und ohne Rückſicht auf Freundſchaft, Schmeichelei und Verwandtſchaft, männlich und unerſchütterlich, nach den Regeln der Gerechtigkeit, für Den, von dem uns unſre Vernunft ſagt, daß er Recht habe, und bleibe ihm treu und beſtändig zugethan, es gehe auch, wie es wolle!

3.

Wenden wir uns jetzt zu Kranken und Leidenden! — Wer je empfunden hat, welch ein Labſal bei Krankheiten und Schmerzen eine gute, ſorgſame, ſtille und beſcheidne Wartung gewährt, der wird es nicht unnütz finden, daß ich ein paar Worte hierüber ſage. Die Art der Behandlung und Sorgfalt muß ſich aber freilich nach der Verſchiedenheit der Krankheiten richten, mit welchen der Leidende kämpft, und ich kann alſo keine allgemein paſſende Regeln vorſchlagen; doch, ſo viel ſich im Ganzen über dieſen Gegenſtand ſagen läßt, möge hier Platz finden!

Es gibt Krankheiten, in welchen Aufmunterung des Gemüths, Zerſtreuung und angenehme Unterhaltung ſehr viel zur Geneſung beitragen, und hingegen andre, bei denen Ruhe und ſtille Wartung das Einzige ſind, wodurch man dem Leidenden Linderung verſchaffen kann. Man ſoll daher wohl unterſcheiden und beobachten, welche Art von Behandlung anwendbar ſeyn mögte.

Ich geſtehe, daß in ſchweren Krankheiten mir die Aufwartung bezahlter Wärter immer angenehmer geweſen iſt, als die ſorgfältige, liebevolle Zudringlichkeit werther Freunde. Jene ſind durch Erfahrung mit den kleinen Handgriffen bekannt, und leiſten ihre

Dienſte mit unverdroſſener Geduld, Kaltblütigkeit und ſtrenger Pünktlichkeit, bekümmern ſich nicht um unſre Launen, und leiden nicht bei unſern Schmerzen; dieſe hingegen werden uns oft, beſonders wenn unſre Nerven ſehr reizbar ſind, durch zu viel Eifer läſtig, wiſſen nicht behutſam genug bei ihren Handreichungen mit uns umzugehen, erregen unſre Ungeduld durch Fragen, und machen unſer Leiden durch zu warmes Mitgefühl, das wir in ihren Augen leſen, doppelt ſchwer; wozu denn noch kömmt, daß der Gedanke, ſie zu häufig zu bemühen, und die Furcht, ſie zu beleidigen, wenn wir über etwas unzufrieden ſind, uns einen peinlichen Zwang auflegen. Will man daher ſeinen Freund ſelbſt verpflegen, ſo ſuche man die Art geübter Kranken-Wärter nachzuahmen, den Leidenden ſo wenig wie möglich läſtig zu werden, und alles mechaniſch ſo zu machen, wie er es gern zu haben ſcheint: man werde nicht misvergnügt, wenn ein Kranker zuweilen auffahrend, böſer Laune, oder zänkiſch wird! Wir fühlen nicht, wie ihm zu Sinne iſt, und wie ſeine zerrüttete Maſchiene auf ſeinen Geiſt wirkt. Doch kann ein Mann, der achtſam

ſam auf ſein eignes Ich iſt, viel über ſich erlangen, und ſelbſt in ſchweren Krankheiten in ſo weit Meiſter über ſeine Launen werden, daß er diejenigen Perſonen, welche ihm Sorgfalt widmen, nicht unnützerweiſe plage.

Man mache nicht, beſonders bei einem Kranken von ſehr empfindlicher, weicher Gemüthsart, ſein Leiden durch Wehklagen und ängſtliches Bezeigen noch ſchwerer!

Man rede nicht von Dingen, die ihm, ſelbſt wenn er geſund wäre, unangenehm ſeyn würden, — nicht von häuslichen Verlegenheiten, vom Tode, noch von Vergnügungen, an welchen er nicht Theil nehmen kann!

Leute, die blos in der Einbildung krank ſind, muß man zwar nicht verſpotten, noch zu überzeugen ſuchen, daß ihnen nichts fehle; denn das macht ganz verkehrte Wirkung auf ſie; aber man ſoll ſie auch nicht in ihrer *Thorheit beſtärken*, ſondern, wenn vernünftige Vorſtellungen nichts helfen, nur gar keine Theilnahme zeigen, ihre Klagen mit Stillſchweigen beantworten, und, wenn der Sitz des Uebels im Gemüthe iſt, ſie durch weiſe gewählte Zerſtreuungen auf andre Gedanken zu bringen ſuchen.

Auch gibt es Menſchen, die dadurch Intereſſe zu erwecken glauben, daß ſie ſich kränklich ſtellen. Das iſt eine thörigte Schwäche! Auf unmännliche, marzipanene Stutzer vielleicht, nicht aber auf verſtändige Menſchen, kann geiſtige und körperliche Gebrechlichkeit beſonders vortheilhaft wirken, und nur in einem Zeitalter von allgemeiner Entnervung darf man auf den Gedanken gerathen, durch Klagen über Mängel an Präſtanz, ſo wie durch blöde Augen, Blähungen und ſchwache Werkzeuge, ſich von einer artigen Seite zeigen zu wollen. Man ſuche ſolche Leute von ihrer Albernheit zurückzuführen, ſie zu überzeugen, daß es beſſer ſey, Bewunderung, als Mitleiden zu erregen, und daß nichts ſo allgemein vortheilhafte Eindrücke mache, wie der Anblick eines Weſens, das, an Leib und Seele geſund, in ſeiner vollen Kraft, zur Ehre der Schöpfung daſteht!

Endlich: in Unpäßlichkeiten, wo der Geiſt viel über den Körper vermag, wo Seelen-Leiden das Uebel vermehren, und die Beſſerung hindern, da ſoll man alle Kräfte aufbieten, ſeine ganze Lebhaftigkeit in Bewegung

gung ſetzen, um Heiterkeit, Muth, Troſt und Hoffnung in das Gemüth des Kranken zurückzurufen.

4.

Noch ſchonender, als mit dieſen Leidenden, ſoll man mit Leuten umgehen, auf welchen die ſchwere Hand des Schickſals liegt, — mit Unglücklichen, Armen Bedrängten, Verſtoßenen und Zurückgeſetzten, mit Verirrten und Gefallenen. Reden wir von jeder dieſer Claſſen ein paar Worte beſonders!

Nimm Dich des Armen an, wenn Dir Gott die Mittel in die Hände gegeben hat, ſeine Noth zu erleichtern! Weiſe nicht den Dürftigen von Deiner Thür zurück, ſo lange Du noch, ohne Ungerechtigkeit gegen die Deinigen, eine kleine Gabe zu geben haſt! Sey es wenig oder viel, ſo gib es mit gutem Herzen, und — wie ich bei Gelegenheit geſagt habe, als von der Art, Wohlthaten zu erzeigen, die Rede war, — gib es mit guter Art! Berechne nicht ſo genau, ob der Mann, dem Du helfen kannſt, ſelbſt an ſeinem Unglücke Schuld ſey, oder nicht! Wer in der Welt würde ganz unſchuldig an den Leiden, die ihn treffen, befunden werden, wenn man alles ſo ſtrenge unterſuchen wollte? Willſt oder kannſt Du aber gar nichts, oder nur wenig geben, ſo brauche keine leere Ausflüchte! Laß den Armen nicht durch Deine Bedienten unter allerlei Vorwande wieder beſtellen, oder vertröſten! Am wenigſten aber erlaube Dir, etwa zu Rechtfertigung Deiner Hartherzigkeit, Grobheiten, beleidigende Strafpredigten gegen Den, deſſen Bitte Du abzuſchlagen entſchloſſen biſt; ſondern ſprich den Mann ſelbſt, und ſage ihm kurz und menſchenfreundlich, warum Du nicht geben kannſt, nicht geben willſt! Thue auch auf das erſte Wort, was zu thun vernünftig und gut iſt, und warte nicht darauf, daß man durch wiederholtes Betteln Dein Herz erweiche! Gib aber nicht wie ein Verſchwender, ſondern laß Deine Wohlthaten von der Gerechtigkeit gegen Dich und Andre geordnet werden, und verſchleudre nicht an den Landläufer, Bettler von Handwerke und Faullenzer, was Du dem hülfloſen Alter, der Gebrechlichkeit, und dem durch widrige Zufälle Verunglückten, ſchuldig biſt! Und wo es Labſal geben kann, da begleite Deine kleine Gabe ein ſanftes

Troſt=

Troſtwort, ein vertraulicher Rath, und ein freundlicher, mitleidiger Blick! Gehe ſchonend und äuſſerſt fein mit Leuten um, die in unangenehmen häuslichen Lagen ſind! Sie pflegen ſehr empfindlich zu ſeyn, pflegen leicht zu glauben, man verachte ſie, ſetze ſie zurück, ihrer Armuth wegen. Das elende Geld hat leider nur gar zu viel Einfluß auf den Pöbel aller Stände. Unterſcheide Dich von dieſem Haufen! Ehre den verdienſtvollen Armen öffentlich! Suche ihm wenigſtens einen frohen Augenblick zu machen, wenn Du auch ſeine Umſtände nicht verbeſſern kannſt! Ueberhaupt ſind alle Unglückliche mistrauiſch, und meinen, jedermann ſey gegen ſie. Suche ihnen dieſen Wahn zu benehmen! Bemühe Dich, ihr Zutrauen zu gewinnen! Entziehe Dich nicht dem Anblicke des Jammers! Fliehe nicht die Wohnung der Noth und der Dürftigkeit! Man muß vertraut ſeyn mit dem mancherlei Elende auf dieſer Welt, um bei dem Leiden des unglücklichen Bruders theilnehmend mitempfinden zu können. Wo der beſcheidne Arme im Verborgenen ſeufzt, es nicht wagt, ſich herbeizudrängen und um Hülfe zu bitten; wo widrige Vorfälle den fleißigen Mann, den Mann, der einſt beſſre Tage geſehen hat, zu Boden ſchlagen; wo eine zahlreiche ehrliche Familie, mit allem Fleiße, durch die tägliche Arbeit ihrer Hände nicht ſo viel erringen kann, um ſich gegen Hunger, Blöße und Krankheit zu ſchützen; wo auf hartem Lager, in durchwachten, durchſeufzten Nächten, ſchamhafte Thränen über gerungene Hände rollen: — Dahin, menſchenfreundlicher Wohlthäter! dahin bringe Dein Blick! Da kannſt Du Deine Gelder, den Ueberfluß deſſen unterbringen, was Dir der Schöpfer anvertrauet hat, und Zinſen damit erwerben, die keine Bank auf Erden Dir zuſichern kann.

Wer kein Geld hat, der hat auch keinen Muth. Er fürchtet aller Orten zurückgeſetzt zu werden, glaubt jede Demüthigung ertragen zu müſſen, und zeigt ſich aller Orten in ſchwachem Lichte. — Ach! ermuntre einen alſo Niedergedrückten! Ehre ihn, wenn er es ſonſt verdient, und bewege Deine Freunde, daß ſie ein Gleiches thun!

Manchen aber drücken ſchwerere Leiden, als die der Armuth und des Mangels: Seelen lenleiden, die an der Knoſpe des Lebens nagen. O! ſchone des Kummervollen! Pflege ſeiner! Suche ihn aufzurichten, zu tröſten, mit Hoffnung zu erfüllen, Balſam in ſeine Wunden zu gieſſen, und wenn Du ſeine Laſt nicht erleichtern kannſt, ſo hilf wenigſtens tragen, und weine eine brüderliche Thräne mit ihm! Richte aber die Art Deiner Behandlung nach Vernunft ein! Es gibt Augenblicke des Schmerzes, wo alle Gründe der Philoſophie keinen Eingang finden, und da iſt das Mitgefühl oft das beſte Labſal. Es gibt Kummer, deſſen Tilgung man ruhig und ſtill der Zeit überlaſſen muß; Es gibt Leidende, die erleichtert werden, wenn man mit ihnen über ihr Unglück plaudert; es gibt Schmerzen, die nur Einſamkeit lindert; es gibt andere Lagen, in welchen ein feſtes, männliches Zureden, Erweckung des Muths, Aufruf zu ſtolzer Zuverſicht, angewendet werden müſſen; — ja, es gibt Lagen, wo man den Niedergebeugten mit Gewalt herausziehen und der Verzweiflung entreiſſen muß. Die Klugheit aber ſoll uns in jedem dieſer einzelnen Fälle lehren, was für Mittel wir zu wählen haben.

Die Unglücklichen ketten ſich gern an einander. Statt ſich aber gemeinſchaftlich zu tröſten, winſeln ſie mehrentheils nur mit einander; und verſinken immer tiefer in Schwermuth und Hoffnungsloſigkeit. Hiervor warne ich daher, und rathe jedem Bedrängten, wenn weder Gründe der Vernunft, die er ſich ſelbſt vorhalten kann, noch Zerſtreuungen ſeinen Zuſtand erträglich machen, den Umgang eines verſtändigen, nicht empfindelnden Freundes zu wählen, und an dieſes Mannes Seite die Gedanken auf andre Gegenſtände zu richten, die ſeinen Schmerz nicht nähren.

Es gibt Menſchen, die, bei Veranlaſſung zur Betrübniß, weniger *traurig* als *mürriſch*, *zänkiſch*, ja, ſogar *hämiſch* ſind, ſo daß ſie andere Unſchuldige darunter leiden laſſen, wenn nicht alles nach ihrem Kopfe geht. Ein edles Herz wird ſanfter durch Schmerz; und ſelbſt der Menſchenfeind, den Schickſale erbittert haben, wird, wenn er ſonſt ein guter Mann iſt, wol düſter, verſchloſſen, auch nach ſeinem Temperamente vielleicht einmal ungeduldig und geneigt werden, aufzufahren; aber er wird nie vorſetzlich auf einen Dritten die Laſt ſeines Kummers wälzen, und dies um ſo weniger, je ſchwerer ſeine Leiden ſind.

Die mehrſten Menſchen haben nur Mitleid mit ſtillem Kummer, empfinden aber Ueberdruß bei lauten Klagen; vielleicht weil dieſe ſie gleichſam zwingen zu wollen ſcheinen, Theil daran zu nehmen.

Der Unterdrückten, Zurückgeſetzten und Verfolgten ſoll man ſich annehmen, in ſo fern es die Klugheit erlaubt, und wir ihnen dadurch nicht etwa mehr ſchaden, als nützen. Dies iſt nicht nur Pflicht, wenn von thätiger Hülfe und Rettung des ehrlichen Namens die Rede iſt; ſondern man ſoll es ſich auch zum Geſetze machen, im geſellſchaftlichen Umgange, — wo das beſcheidene Verdienſt ſo oft überſehen und von leeren Windbeuteln über die Achſel angeſchauet wird, wo Rang und Glanz den innern Werth verdunkeln, und der Schwätzer und Windbeutel den Weiſen überſchreien, — in dieſen Kreiſen den guten Mann, der ſtumm und verlegen daſteht, von niemand angeredet, ja, mit Verachtung behandelt, gedemüthigt, lächerlich gemacht wird, aus ſeinem Winkel hervorzuholen, und ihn durch ehrenvolles, freundliches Zureden in gute Laune zu ſezzen. Man gebe einem ſolchen nur Gelegenheit, ſich auf anſtändige Weiſe in die Unterhaltung zu miſchen: und man wird ſich wundern, welch ein ganz andrer Menſch aus ihm werden kann. Oft habe ich mich innerlich über die Art geärgert, mit welcher zuweilen Staabs-Officiere jungen Leuten begegnen, die doch ſchon die erſte Stuffe erſtiegen haben, um zu werden, was Jene ſind; wie die Hofmeiſter in großen Häuſern, die Geſellſchafterinnen vornehmer Thörinnen, die Auditoren auf manchen Aemtern, die armen Landmädchen in den Cirkeln der dürren Stadt-Fräulein, die Candidaten an den Tafeln feiſter Conſiſtorialräthe, und die jungen Kaufmannsdiener in den Geſellſchaften ihrer Patrone behandelt werden. Und wo mein Betragen nur irgend von Gewicht ſeyn konnte, da rechnete ich es mir immer zur Ehre, ſolche Märtirer des Hochmuths aus ihrer peinlichen Lage zu reiſſen, mich ihrer anzunehmen, und mit ihnen zu reden, wenn jedermann ſie ſtehen ließ.

Sonderbar iſt eine Bemerkung, die ich ſo oft zu machen Gelegenheit gehabt habe, und die ich hier anführen will. Sie iſt nämlich dieſe: Neid und Misgunſt verfolgen den Glücklichen; Bosheit und Cabale ruhen ſelten eher, als bis ſie alles niedergedrückt haben, was über ſie emporragte; aber kaum iſt ein Menſch ganz zu Boden geſchlagen, ſo ſucht Jeder, ſelbſt Der, welcher ihn verfolgt hat, eine Ehre darinn, ſeine Parthei zu ergreifen; doch, wohl zu merken! wenn keine Hoffnung mehr da iſt, daß er hierdurch wieder emporkomme. Man mögte alſo faſt ſagen, man wäre nicht ganz unglücklich, ſo lange man noch Feinde hätte.

Unter allen Unglücklichen ſind wol die Verirrten und Gefallenen am mehrſten zu bedauern. Hierunter verſtehe ich Solche, die, vielleicht durch einen einzigen begangenen Fehltritt in eine Kettenreihe von Vergehungen eingeflochten, das Gefühl für die Tugend erſtickt, oder die Fertigkeit, ſchlecht zu handeln, erlangt, oder alle Zuverſicht zu Gott, Menſchen, zu ſich ſelbſt und den Muth verloren haben, den beſſern Weg wieder zu ſuchen, oder die wenigſtens im Begriff ſtehen, ſo tief zu fallen. Sie ſind, ſage ich am mehrſten zu bedauern; denn ſie entbehren den einzigen Troſt, der uns in den ſchwerſten Leiden aufrichten kann: das Bewußtſeyn, nicht muthwilligerweiſe ſich das Schickſal zugezogen zu haben. Dieſe Unglücklichen verdienen aber nicht nur unſer Mitleiden, nein, auch unſre brüderliche Nachſicht, unſre Zurechtweiſung, und, wenn es noch Zeit iſt, unſern Beiſtand. Wenn man immer weiſe, duldend und unpartheiiſch genug wäre, zu überlegen, wie leicht das ſchwache menſchliche Herz irre zu leiten iſt; wie unwiderſtehlich bei heftigen Leidenſchaften, warmem Blute und verführeriſchen Gelegenheiten, manche Reizungen ſcheinen; wie blendend, anlockend und bezaubernd die Auſſenſeiten mancher Laſter ſind; wie dieſe zuweilen ſogar den Mantel der Philoſophie umzuhängen, und durch ſophiſtiſche Gründe die innere Stimme der beſſern Ueberzeugung zum Schweigen zu bringen verſtehen, und wie es dann nur auf einen kleinen Schritt ankömmt, um das Opfer der feinſten Täuſchung, und ſtufenweiſe unmerklich in das ſchrecklichſte

Labyrinth gelockt zu werden; wenn man bedenken wollte, wie oft Mismuth, oder Verzweiflung über ein feindſeliges Schickſal aus einem Menſchen von den beſten Anlagen einen Böſewicht und Verbrecher machen; wie man durch ungerechtes, ſchändliches Mistrauen ihn verleiten kann, das zu werden, wofür man ihn doch einmal hält; wenn man dann demüthig auf ſeine Bruſt ſchlüge, und geſtünde, daß mehrentheils nichts als das Zuſammentreffen derſelben innern und äuſſern Umſtände, wodurch Jene gefallen ſind, erfordert worden wäre, um aus uns zu machen, was ſie ſind: — o! ſo würden wir nicht ſo ſtrenge richten, würden nicht ſo zuverſichtlich auf unſre Tugenden pochen, die nicht ſelten nur das Spiel des Temperaments, das Werk des Zufalls ſind, würden uns der Gefallenen annehmen, und dem Strauchelnden liebevoll die Hand reichen. — Aber heiſſt das nicht, tauben Ohren predigen? — Doch mein Herz drängt mich, über dieſen Gegenſtand etwas zu ſagen. Alſo zur Sache! — Nichts beſſert weniger als kalte moraliſche Predigten. Es gibt wenig Menſchen, ſelbſt unter den Laſterhaften, die nicht eine Menge herrlicher Gemeinſprüche über die Pflichten, welche ſie übertreten, zu ſagen wüßten; das Unglück will nur, daß die Stimme der Leidenſchaft mit wärmerer Beredtſamkeit ſpricht, als die Stimme der Vernunft. Willſt Du alſo dieſer gegen jene Gewicht geben, ſo mußt Du die Kunſt verſtehen, Deine Tugend-Lehren in ein reizendes Gewand zu hüllen, mußt nicht nur den Kopf, ſondern auch das Herz und die Sinnlichkeit Deſſen, den Du zurechtweiſen willſt, auf Deine Seite bringen; Dein Vortrag muß warm und nach den Umſtänden bildreich, ſinnlich, erſchütternd, hinreiſſend ſeyn. Allein der Mann, den Du vor Dir haſt, muß Dich auch lieben und hochſchätzen, muß ſich zu Dir hingezogen fühlen, muß mit Enthuſiasmus für das Gute und Schöne erfüllt werden, und dabei in der Entfernung Ehre, Freude und Genuß auf dem Wege vorausſehen, auf welchen Du ihn zu leiten die Abſicht haſt. Dein Umgang, Dein Rath muß ihm zum Bedürfniß werden. Dies aber erlangſt Du nicht, wenn Du wie ein ſtolzer, ſtrenger Geſetzprediger vor ihn hintrittſt; wenn Du ihm mit Deiner kalten Moral Langeweile machſt; wenn Du ihn mit Anmerkungen über das Geſchehene, das doch nun nicht mehr zu ändern iſt, ermüdeſt, und ihm erzählſt, wie es ganz anders würde gekommen ſeyn, wenn — es nicht ſo gekommen wäre, wie es gekommen iſt, wenn er Dir hätte folgen wollen. Nichts iſt ferner ſo fähig, zur Niederträchtigkeit zu verleiten, wie öffentliche Verachtung und Bezeugung eines fortdauernden Mistrauens in die Beſſerung eines Menſchen. Wem es daher ein Ernſt iſt, einen Verirrten zurechtzuführen, der begegne ihm mit Schonung, und zeige ihm wenigſtens äuſſerlich, daß man die beſte Erwartung von ihm habe, daß man von ſeinen herrlichen und guten Vorſätzen alles hoffen könne, und gebe ihm zu verſtehen, daß, wenn er einmal wieder mit feſtem Fuße auf edlerer Bahn wandle, er ſicherer vor neuer Verführung ſeyn werde, als Der, welcher die Gefahr nicht kennt! Man zeige ihm, wenn er wirklich anfängt, ſich zu beſſern, — wäre dieſe Beſſerung auch anfangs nur erzwungen oder verſtellt, — wie mit jedem Tage unſre Achtung für ihn wächſt! — Wenn er Verſtand hat, wird er ſchon ſehen, ob Du der

Mann biſt, den er in der Folge täuſchen kann. — Man werfe ihm nie, auch nicht auf die entfernteſte Weiſe, ſeine ehemaligen Verirrungen vor; ſondern ſcheine nur Augen für ſeine jetzige Aufführung zu haben! Allein es geht nicht ſo ſchnell mit Ablegung von Laſtern, die uns ſchon zu einer Art von Fertigkeit geworden ſind; alſo darf uns ein kleiner Rückfall nicht befremden; und obgleich man dann die Stärke ſeines Vortrags und der angewendeten Mittel zur Beſſerung verdoppeln muß, ſo ſoll man doch nicht muthlos werden, noch dem Rückkehrenden den Muth benehmen. Laſſet uns endlich zur Ehre der Menſchheit und zur Erweckung unſers Eifers glauben, daß niemand in der Welt ſo tief gefallen, ſo von Grund aus verdorben ſeyn könne, daß ihm nicht, bei redlicher, eifriger Anwendung der beſten Mittel, noch zu helfen wäre! und Ihr, die Ihr in der großen Welt lebet, und ſo bereitwillig ſeyd, einen Mann oder ein Weib, die durch irgend eine zweideutige oder ſchlechte Handlung ſich erniedrigt, oder auch wol nur etwa lächerlich gemacht haben, auf immer aus Euren Geſellſchaften zu verbannen und mit

Schande und Spott zu beladen, indeß Hunderte unter Euch umherwandeln, die entweder daſſelbe heimlich treiben, oder wenigſtens treiben würden, wenn es die Umſtände erlaubten; denket, daß Ihr es zu verantworten habt, wenn Verzweiflung Jene ergreift, wenn ſie von Stufe zu Stufe hinabſinken, und wenn ſie, da die beſſern Häuſer ihnen verſchloſſen ſind, ſich einen Umgang wählen, in welchem ſie immer niederträchtiger werden, und zuletzt, ohne Rettung verloren, durch Eure Schuld zu Grunde gehen!

Zwölftes Kapitel.

Ueber das Betragen bei verſchiedenen Vorfällen im menſchlichen Leben.

I.

Ich habe bei mancher Gelegenheit Gegenwart des Geiſtes und Kaltblütigkeit, als Haupt-Erforderniſſe zu allen Geſchäften und Verrichtungen im menſchlichen Leben, empfohlen; nirgends aber ſind uns dieſe Eigenſchaften nothwendiger, als in Vorfällen, *wo wir, oder Andre, in augenſcheinlicher Gefahr ſchweben.* Hier hängt die ganze Rettung in critiſchen Augenblicken zuweilen von einem raſchen Entſchluſſe ab. Halte Dich daher nicht mit Geſchwätzen auf, wo es Noth iſt, zu handeln! Unterdrücke Dein zu zartes Gefühl, und winſele nicht, wo Du zugreifen ſollteſt! Sey Dir gegenwärtig in Feuer- und Waſſers-Noth und dergleichen, wo man oft alles verliert, wenn man den Kopf verliert, — wo Die, welche wir retten können, zuweilen gezwungen werden müſſen, ſich uns zu überlaſſen! Vorzüglich wichtig wird dieſe Gegenwart des Geiſtes auch dann, wenn man unerwartet von Dieben und Mördern angegriffen wird. Räuber und Banditen ſind faſt immer entweder furchtſam, oder, wenn Verzweiflung ſie berauſcht, nicht genug auf ihrer Hut, — auf ernſthaften, förmlichen Widerſtand nicht vorbereitet. Ein entſchloſſener, kaltblütiger Mann iſt da ſtärker, als zehn ſolcher Elenden, die ihn angreifen. Hier muß aber wohl überlegt werden, ob es Schaden oder Nuzzen ſtiften könne, ſich mit Schieß- oder anderm Gewehre zu vertheidigen, oder nicht; ob es gerathener ſey, Lärm zu machen, oder ſich in ſein Schickſal zu finden: der Uebermacht zu weichen und mit Hingebung ſeines Mammons ſein Leben zu erkaufen. Es laſſen ſich darüber unmöglich allgemeine Regeln geben. Um aber auf jeden dieſer Fälle ſich gefaſſt zu halten, rathe ich, bei kaltem Blute ſich in dergleichen Lagen hineinzudenken, und ſich dann dienliche Maaßregeln vorzuſchreiben. Ich halte es auch für einen wichtigen Theil der Erziehung, ſeine Kinder zuweilen nicht nur durch Fragen, wie ſie ſich bei ſolchen Gelegenheiten betragen würden, aufmerkſam auf unerwartete Vorfälle aller Art zu machen, ſondern ſie auch zuweilen in wirkliche kleine Verlegenheit zu ſetzen, um ſie an Gegenwart des Geiſtes zu gewöhnen, und ſie auf die Probe zu ſtellen.

2.

Ich habe einmal den Wunſch geäuſſert, es mögte jemand, ſtatt die ungeheure Anzahl von Beſchreibungen großer und kleiner Reiſen durch alle Winkel von Teutſchland zu vermehren, ein Werk drucken laſſen, in welchem er Vorſchriften gäbe, wie man ſich im Allgemeinen zu betragen hätte, um wohlfeiler, angenehmer und nützlicher zu reiſen; ſodann darinn ſagte, in welchen Provinzen zu Wagen, in welchen aber zu Pferde beſſer fortzukommen wäre, und ſo ferner. Stehen auch hie und da in ſolchen nützlichen Werken Bemerkungen darüber, wie zum Beiſpiel in des Herrn Nicolai Reiſebeſchreibungen: ſo würde dennoch ein Buch, in welchem dieſe Vorſchriften geſammelt wären, meiner Meinung nach, nicht überflüſſig ſeyn. In einer Schrift über den Umgang mit Menſchen kann nur ein geringer Theil dieſer Regeln Platz finden; doch darf ich dieſen Gegenſtand auch nicht ganz mit Stillſchweigen übergehen; denn zu dem, was man unter Menſchen treibt, gehört doch auch das Reiſen mit. Alſo einige einzelne Anmerkungen über das Betragen auf Reiſen und gegen Reiſende.

Es iſt weiſe gehandelt, bevor man ausreiſt, aus Büchern oder mündlichen Erzählungen, ſich genau von dem Wege, den man nehmen will, von denjenigen, was unterwegens und in den Oertern, die man beſuchen mögte, zu bemerken, zu beobachten und zu vermeiden iſt, nicht weniger von den Preiſen und den unvermeidlichen Geld-Ausgaben zu unterrichten, damit man weder betrogen werde, noch in Verlegenheit gerathe, noch etwas zu ſehen verſäume, das der Aufmerkſamkeit werth ſcheint.

Der Mann von Kenntniſſen, von einigen Talenten, von unbeſcholtenem gutem Rufe und von feinen und guten Sitten bedarf nicht ſo einer Menge von Empfehlungsbriefen, wie die mehrſten Reiſenden von gemeiner Art mit auf den Weg zu nehmen pflegen. Er wird ſich ſchon aller Orten bekannt zu machen und in Achtung zu ſetzen wiſſen, ohne ſich und Andern Zwang aufzulegen. Oft fügt es ſich indeſſen, daß man in einer Stadt, durch Empfehlungsbriefe oder ſonſt, mit zwei Perſonen in Bekanntſchaft kömmt, die mit einander in Feindſchaft leben. Es iſt daher der Klugheit gemäß, an einem fremden Orte, bevor man von ſolchen kleinen Umſtänden unterrichtet iſt, in den Häuſern, in welchen man Zutritt erhält, von ſeinen übrigen Verbindungen nicht zu reden, gelegentlich aber zu äuſſern, daß man, als ein Fremder, ſich um dergleichen Händel nicht bekümmern wolle.

Man verrechnet ſich leicht in ſeinen Ueberſchlägen der Reiſekoſten; ich rathe daher nicht nur, nach gemachtem Etat (Ueberſchlag), ſich immer etwa auf ein Drittel mehr gefaſſt zu halten, als die gezogene Summe beträgt, ſondern auch beſorgt zu ſeyn, daß man in den Haupt-Oertern, durch welche man kömmt, an ſichre Geſchäftsmänner addreſſirt (gewieſen) ſey, oder ſonſt Mittel habe, im Fall unvorhergeſehene Umſtände eintreten, ſich aus der Verlegenheit zu reiſſen.

In Teutſchland hat man mehr als in andern Ländern Urſache, wegen des ſehr verſchiedenen Münzfußes, ſich beim Geld-Wechſeln in Acht zu nehmen, und es iſt etwas ſehr Gewöhnliches, daß ſchelmiſche Gaſtwirthe den Fremden dabei hintergehen, oder ihm auf Gold Münze herausgeben, die er auf der nächſten Poſt nicht brauchen kann.

In manchen Gegenden, beſonders im Reiche, iſt es vortheilhafter, und geht dennoch eben ſo ſchnell (beſonders wenn man nur wenig Tagereiſen macht, bevor man ſich in einer Stadt verweilt), ſich durch ſogenannte Haudrer oder Miethkutſcher fahren zu laſſen; in andern hingegen kömmt man am beſten mit Poſtpferden fort. Im erſtern Falle iſt es nicht gut, einen eignen Wagen zu haben; wenigſtens iſt dann ſelten Vortheil dabei. Es gibt aber auch Landſchaften, in welchen man am bequemſten und nützlichſten zu Pferde reiſt, und andre, wo man ſeinen Zweck am vollkommenſten erreicht, wenn man zu Fuße wandert.

Leute von gewiſſem Stande pflegen Tag und Nacht fortzurollen, ohne ſich unterweges aufzuhalten. Dies mag recht gut ſeyn, wenn man die theuren Zehrungen in den Wirthshäuſern erſparen will, wenn man eilig iſt, um den Ort ſeiner Beſtimmung zu erreichen, oder wenn man mit den Gegenden, welche man durchreiſt, ſchon ſo bekannt geworden iſt, daß man nichts mehr ſehen kann, das unſrer Beobachtung werth wäre.

Auſſerdem aber rathe ich, lieber kleine Reiſen aufmerkſam zu unternehmen, als groſe, auf denen man bis in die Hauptſtädte hinein nur Poſtmeiſter und Poſtknechte kennen lernt.

Auch miſche man ſich, wenn es uns ein Ernſt iſt, unſre Menſchen- und Länder-Kenntniß zu erweitern, unter Perſonen von allerlei Ständen! Die Leute von gutem Tone ſehen einander in allen europäiſchen Staaten und Reſidenzen ähnlich; aber das eigentliche Volk, oder noch mehr der Mittelſtand, trägt das Gepräge der Sitten des Landes. Nach ihnen muß man den Grad der Cultur und Aufklärung beurtheilen.

Nicht in allen Provinzen von Teutſchland ſind Wege und Poſt-Anſtalten gleich gut. Man muß dies in genaue Erwägung ziehen, und darnach ſeine Verfügungen treffen, beſonders wenn uns daran gelegen iſt, ſchnell fortzukommen.

Zum Reiſen gehört Geduld, Muth, gute Laune, Vergeſſenheit aller häuslichen Sorgen,

gen, und daß man ſich durch kleine widrige Zufälle, Schwierigkeiten, böſes Wetter, ſchlechte Koſt und dergleichen nicht niederſchlagen laſſe. Dies iſt doppelt zu empfehlen, wenn man einen Geſellſchafter bei ſich hat; denn nichts iſt langweiliger und verdrießlicher, als mit einem Manne zu reiſen und in einem Kaſten eingeſperrt zu ſitzen, der ſtumm und mürriſcher Laune iſt, bei der geringſten unangenehmen Begebenheit aus der Haut fahren will, über Dinge jammert, die nicht zu ändern ſind, und in jedem kleinen Wirthshauſe ſo viel Gemächlichkeit, Wohlleben und Ruhe fordert, wie er zu Hauſe hat.

Das Reiſen macht geſellig; man wird da mit Menſchen bekannt und auf gewiſſe Weiſe vertraut, die wir auſſerdem ſchwerlich zu Geſellſchaftern wählen würden; das iſt auch weiter von keinen Folgen, und ich brauche wol übrigens nicht zu erinnern, daß man ſich hüten müſſe, in der Vertraulichkeit gegen Fremde, die man unterwegens antrifft, zu weit zu gehen, und dadurch Abentheurern und Spitzbuben in die Hände zu fallen.

Wer viel reiſet, oder häufige Beſuche von Reiſenden bekömmt, und kein vorzüglich gutes Gedächtniß hat, geräth oft in die Verlegenheit, von einem guten alten Bekannten angeredet zu werden, deſſen Namen und Verhältniſſe er ſich aber nun nicht wieder erinnern kann, und der es dann für Hochmuth hält, wenn ihm fremd begegnet wird. Mit einiger Gewandtheit hilft man ſich indeſſen leicht heraus, ohne daß der Andre etwas davon gewahr wird.

Ich rathe niemand, ſich auf Reiſen einen fremden Namen zu geben; man kann dadurch, ehe man ſich's verſieht, in große Verlegenheit gerathen; und ſelten iſt es nöthig und nützlich, ein ſolches Incognito zu beobachten.

Manche Leute ſuchen etwas darinn, auf Reiſen zu prahlen, viel Geld zu verzehren, glänzen zu wollen, und prächtig gekleidet zu ſeyn. Das iſt eine thörigte Eitelkeit, die ſie in den Wirthshäuſern theuer abbüßen müſſen, ohne für ihr Geld mehr zu erhalten, als der einfache Reiſende. Niemand erinnert ſich weiter des Fremden, der ſo viel Aufwand gemacht hat, wenn dieſer weiter gereiſet, und nichts mehr von ihm zu ziehen iſt. Doch iſt es der Klugheit gemäß, anſtändig, und was man in Niederſachſen rechtlich nennt, in ſeinem Aufzuge zu ſeyn, ſich nicht zu vornehm und nicht zu demüthig, nicht zu reich und nicht zu arm zu ſtellen, weil man ſonſt, in beiden Extremitäten, leicht entweder für einen unwiſſenden Pinſel, deſſen erſte Ausflucht dies iſt, und den man alſo nach Gefallen prellen kann, oder für einen gewaltig vornehmen Herrn, von dem etwas zu ziehen iſt, oder für einen Avanturier angeſehen wird, dem man aus dem Wege gehen, und der mit ſchlechter Bewirthung fürlieb nehmen muß.

Man kleide ſich bequem! Ein ungemächlicher Anzug macht unbehaglich, ungeduldig und müde.

Man ſpare auf der Reiſe nicht am unrechten Orte! So gebe man, zum Beiſpiel, den Poſtknechten zwar nicht übertriebene, aber doch nach den Umſtände reichliche Trinkgelgelder! Sie ſagen ſich das Einer dem Andern auf den Stationen wieder; man kömmt dann ſchneller fort, und hat manche Vortheile davon.

Wenn man, ſeiner Geſundheit wegen, oder um ſich zu zerſtreuen und zu erheitern, in ein Bad reiſt: ſo hüte man ſich, ſeine häuslichen und andern Sorgen mit dahin zu nehmen! Man beſtrebe ſich, wenigſtens für die Zeit alles zu entfernen und daheim zu laſſen, was böſe Laune und Kümmerniſſe erwecken kann! Man unterbreche ſeinen ernſthaften Briefwechſel, fliehe jede Arbeit, die Anſtrengung erfordert, und verſehe ſich mit ſo viel Geld, daß man ſich nicht manches unſchuldige Vergnügen zu verſagen brauche! Wer klug iſt, flieht das Spiel, das eigentlich aus allen Bad- und Brunnen-Oertern auf ewig verbannt ſeyn ſollte, und überhaupt nur für die unbedeutendſten Menſchen eine Lieblings-Beſchäftigung ſeyn kann. In Bädern ſoll Jeder dazu mitwirken, allen läſtigen Zwang, nicht aber Sittſamkeit und Gefälligkeit, aus den geſellſchaftlichen Cirkeln zu verbannen. Hier muß, beſonders wenn der Kreis der Gäſte klein iſt, eine Menge Rückſichten und Vorſichtigkeits-Regeln, denen man ſich im bürgerlichen Leben unterwirft, wegfallen, Duldung und Einigkeit herrſchen, und aller Partheigeiſt muß bei Seite geſetzt werden. Man lebt da nur für unſchuldigen Genuß und Vergnügen. Nach Ablauf dieſer Zeit rückt Jeder wieder in die Rolle ein, die der Staat ihm anvertrauet hat.

Teutſche Poſthalter, Wagenmeiſter und Poſtknechte pflegen in dem Rufe einer ausgezeichneten Grobheit zu ſeyn. Es kömmt aber alles auf die Art an, wie man mit ihnen umgeht: ein ernſthaftes, von einer gewiſſen Würde begleitetes Betragen, und, wo es anzubringen iſt, ein freundliches Wort, wird bei dieſen Leuten ſelten ohne gute Wirkung angewendet.

Wenn man an dem Wagen etwas zerbricht, ſo ſind mehrentheils in den Städten die Handwerksleute ſogleich bei der Hand, verſtehen ſich auch wol mit den Poſtknechten, den Schaden für viel größer anzugeben, als er iſt, um deſto mehr Geld von uns zu ziehen. Ich rathe desfalls, bei ſolchen Gelegenheiten alles ſelbſt zu unterſuchen, oder durch treue Bediente unterſuchen zu laſſen, bevor man Befehle zur Ausbeſſerung gibt.

Die Poſtknechte ſind größtentheils von den Gaſtwirthen beſtochen, (oder ein Wirth verabredet ſich mit dem andern in der nahe gelegnen Stadt) um dem Fremden gewiſſe Gaſthöfe zu empfehlen, die darum aber weder immer die beſten, noch die wohlfeilſten ſind. Es iſt daher vernünftig, ſich hierauf nicht zu verlaſſen, ſondern ſich bei andern ſichern Leuten zu erkundigen: wo man am beſten und billigſten behandelt werde.

Nichts iſt auf Reiſen bei kaltem Wetter erwärmender und unſchädlicher zu trinken, als zuweilen ein wenig Wein-Eſſig.

Die Bedienten, die man mit ſich auf Reiſen nimmt, ſollen wohl darauf Acht geben, daß die Poſtknechte, welche mit den Pferden zurückreiten, nicht, wie es vielfältig geſchieht, Schwengel, Nägel oder andere

Kleinigkeiten, die zum Wagen gehören, mitnehmen. Auch pflegen Dieſe mit den Chauſſee-Aufſehern ſich zu verſtehen, an den Weghäuſern vorbeizufahren, unter dem Vorwande, uns nicht aufhalten zu wollen, nachher aber eine Rechnung zu machen, vermöge deren wir doppelt ſo viel bezahlen müſſen, wie feſtgeſetzt iſt, und man gegeben haben würde, wenn man das Weggeld jedesmal ſelbſt entrichtet hätte.

Es iſt eine Gewohnheit der Poſtknechte, in allen Städten raſch zu fahren; eine Gewohnheit, die ihren Nutzen hat, und gegen welche man nicht eifern ſoll. Iſt nämlich an der Kutſche etwas zerbrechlich, ſo würde es beſſer ſeyn, wenn es da vollends bräche und riſſe, wo die Hülfe nahe iſt, als auf offner Straße. Hält aber das Fuhrwerk die Probe des Raſſelns auf dem Steinpflaſter aus, ſo kann man hoffen, damit an Ort und Stelle zu kommen.

Es iſt eine Regel der Klugheit, vorher mit Handwerksleuten auf das genaueſte zu dingen, bevor man etwas ausbeſſern läſſt, oder ſonſt Dinge, die zur Bequemlichkeit dienen, an fremden Oertern anſchafft.

Das ſicherſte Mittel für einen Gaſtwirth, viel Zuſpruch zu bekommen und alſo Geld zu gewinnen, iſt: höflich, billig, nebſt ſeinen Leuten ſchnell zur Aufwartung, und nicht neugierig zu ſeyn. Da dies aber nicht immer der Fall iſt, ſo fährt der Fremde, der nicht Luſt hat, doppelt zu bezahlen, am beſten, wenn er ſich mit Geduld waffnet, und ſo wenig wie möglich zankt.

Kehrt man zum erſtenmal in ein Wirthshaus ein, ſo kann es Vortheil bringen, wenn man den Wirth hoffen läſſt, man werde öfter da anſprechen; er pflegt dann billiger mit der Zeche zu ſeyn, um ſich zu empfehlen.

Wenn der Gaſtwirth übermäßig viel für die Zehrung fordert, und ſich nicht auf einen ſtarken Abzug einlaſſen will: ſo thut man doch nicht wohl, ihm ſchriftliche Rechnung und genaue Specification jedes einzelnen Puncts abzufordern, es müßte denn der Mühe werth ſeyn, ihn bei der Polizei zu belangen. Fängt er an aufzuſchreiben, ſo rechnet er immer noch mehr heraus, als er anfangs gefordert hatte; — und wer kann dann mit einem ſolchen Taugenichts über die Preiſe der Lebensmittel ſich herumzanken? In Wirthshäuſern, wo Wein zu haben iſt, wird der Wirth, wenn man Bier fordert, immer verſichern: das Bier ſey ſehr ſchlecht. Hier iſt der beſte Rath, nur gleich Wein zu beſtellen, und, wenn uns daran gelegen iſt, Bier zu trinken, dies hinterher zu verlangen.

In den mehrſten ſchlechten Wirthshäuſern rauchen die Oefen, und werden nicht geſchmiert, damit der Gaſt beſtelle, daß man das Holz wieder herausziehen ſolle, und es dennoch bezahlen müſſe; die Betten ſind zu kurz, die Kiſſen mit blauen Ueberzügen verſehen, damit man den Schmutz nicht wahrnehme. Gegen die erſte Ungemächlichkeit iſt kein Mittel zu finden, als gar nicht einheizen zu laſſen. Die andern kann man heben, wenn man ſeine eignen mitgenommenen Betten und Betttücher auf Stroh auf der Erde legen läßt.

Die Wirthe fragen uns gemeiniglich: was wir zu eſſen wünſchen? — Das iſt ein Kunſtgriff, durch den man ſich nicht fangen laſſen muß. Denn, beſtellt man nun etwas, zum Beiſpiel, ein Huhn, einen Pfannekuchen, oder dergleichen: ſo muß man dies Gericht und noch obenein eine gewöhnliche Mahlzeit bezahlen. Man thut da am beſten, zu antworten: man verlange nichts, als was gerade im Hauſe, oder ſchon zubereitet ſey. Auch rathe ich, — ausgenommen in ſo groſſen Gaſthöfen, wie etwa in Frankfurt am Mayn, bei meinem ehrlichen Krug, Herrn Dyck, Fritſch und in andern ſolchen Häuſern — keine fremde Weine, ſondern nur gemeinen Tiſchwein zu begehren. Es kömmt doch alles aus demſelben Faſſe, nur mit dem Unterſchiede, daß das, was man uns als alten oder fremden Wein verkauft, koſtbareres Gift iſt, als das, womit man uns am allgemeinen Wirthstiſche verſorgt. Und ſelbſt an dieſer Wirthstafel zu ſpeiſen, iſt gewiß für einen einzelnen Reiſenden wohlfeiler und unterhaltender, als auf ſeinem Zimmer ſeiner eignen Perſon gegenüber zu ſitzen.

Manche Poſtmeiſter, die zugleich Gaſtwirthe ſind, brauchen folgenden Kunſtgriff zu ihrem ökonomiſchen Vortheile: Wenn man Pferde wechſelt, und indeß eine kleine Mahlzeit beſtellt: ſo dauert es ungebührlich lange, ehe dieſe fertig wird. Indeß werden die Pferde gefüttert und angeſchirrt. Kaum aber ſteht unſer Eſſen auf dem Tiſche, ſo meldet ſchon der Poſtillon mit dem Horn, daß er fertig ſey und fort wolle. Man ſoll alſo in Eil wenig eſſen, und dennoch eine ganze Mahlzeit bezahlen. Ich rathe aber, wenn man nicht ſehr eilig iſt, ſich nicht irre machen zu laſſen; ſondern mit voller Muße zu ſpeiſen.

Wenn in Ländern, wo keine gute Poſt-Ordnung eingeführt iſt, Poſtmeiſter uns mehr Pferde aufdringen wollen, als billig iſt, und zu Fortſchaffung unſers Fuhrwerks nöthig ſind, ſey es nun unter dem Vorwande von ſchlechten Wegen, böſer Jahrszeit, oder daß unſre Kutſche zu ſchwer ſey: ſo hilft es ſelten, wenn man ſich auf's Bitten legt, oder ſein Recht, auf eben ſolche Weiſe weiter befördert zu werden, wie man gekommen iſt, ſtrenge behaupten will; denn jene Leute wiſſen wohl, daß einem Fremden mehr daran gelegen iſt, nicht aufgehalten zu werden, als ſich zu verweilen, um einen Proceß bey dem Ober-Poſtamte zu führen. Da indeſſen das Vorſpannen mehrerer Pferde Folgen für alle übrigen Stationen hat, ſo pflegen ſich die Poſthalter, wenn ſie recht höflich ſind, zu erbieten, und einen ſchriftlichen Schein auszuſtellen, daß dies weiter nicht von Folgen ſeyn ſolle. Hierauf aber laſſe man ſich nicht ein! Dies Papier hat keinen Nutzen. Auf dem nächſten Wechſelplatze wird man uns, wenn gerade ein Paar Pferde müßig ſtehen, nichts deſto weniger eben ſo viele vorſpannen, und uns wiederum einen Schein anbieten, der eben ſo unwirkſam bleiben würde, wie der erſte. Das ſicherſte Mittel bei ſolchen Fällen iſt, entweder dem Wagenmeiſter ein gutes Trinkgeld zu geben, und dem Poſtillon, welcher fahren ſoll, auf eben dieſe Art zu gewinnen, oder ein oder zwei Pferde mehr zu bezahlen, ohne ſie vorſpannen zu laſſen.

Wenn man Waſſer-Reiſen auf Strömen macht, oder Hausrath auf dieſe Weiſe fortbrinbringen läßt: ſo baue man nie auf die Verſprechungen der Schiffer, in Anſehung der Zeit, binnen welcher ſie an Ort und Stelle ſeyn wollen! Sie halten ſich mehrentheils unterwegs auf, um noch mehr Fracht zu ihrem Vortheile aufzunehmen, oder Schleichhandel zu treiben, wenn ſie heimlich Kaufmannsgüter mit eingeladen haben; es müßte denn über dies alles der bündigſte ſchriftliche Contract aufgeſetzt ſeyn.

Wer zu Pferde reiſt, ſey es nun mit oder ohne Reitknecht, der darf ſich nicht auf die Leute in den Wirthshäuſern in Anſehung der Verpflegung ſeiner Reuterei verlaſſen, ſondern muß ſelbſt beſorgt ſeyn, oder ſeine Bedienten dazu anhalten, daß die Pfer- in einem guten, reinen und geſunden Stalle, von fremden Gäulen getrennt, gehörig gewartet und gefüttert werden.

Man unternehme keine weite Reiſe auf Miethkleppern, wenn man nicht zuverläſſig weiß, daß die Pferde geſund und gut ſind, ein Paar Tage vorher geruht haben, und friſch fortgehen; denn, wenn gleich die Pferde-

Verleiher ſehr ernſthaft zu bitten pflegen: man möge ja dem Gaule mit den Spornen nicht zu nahe kommen; er ſey gewaltig feurig: ſo ſind doch dieſe feurigen Bucephalen oft mit Spornen, Peitſchen und Verwünſchungen nicht aus der Stelle zu bringen.

Wenn ich nicht fürchtete, weitſchweifig zu werden, ſo würde ich hier noch manche, gewiß nicht unnütze Vorſchrift geben, z. B. daß man fremde Pferde ſchonen; daß man, wenn man größere Reiſen machen will, langſam in und langſam aus dem Stalle reiten ſolle; daß man nicht wohl thue, in Städten über Canäle, die mit Brettern bedeckt ſind, zu reiten, und ſo ferner. Man ſage nicht, daß dies bekannte Dinge ſind! Sehr viel Leute lernen zu Pferde ſitzen und Pferde bändigen, aber praktiſch reiten lernt man nicht auf der Bahn. Allein ich ſehe ſchon die Herren Krittler die Naſe darüber rümpfen, daß ſo etwas in einem Buche über den Umgang mit Menſchen Platz finden ſollte. Wer aber überlegt, daß in dieſem Buche überhaupt Vorſchriften zu einem glücklichen, ruhigen und nützlichen Leben in der Welt und unter Menſchen gegeben werden ſollen, der wird ſich wundern, wenn er hört, daß ein teutſcher Recenſent geſagt hat: ich ſey in den Fehler ſo vieler teutſchen Schriftſteller gefallen, die ihren Werken zu viel Vollſtändigkeit geben wollten, und darüber freilich — weniger amüſant ſchrieben.

Das Fußgehen iſt gewiß die angenehmſte Art zu reiſen. Man genießt die Schönheiten der Natur; man kann ſich unerkannt unter allerlei Leute miſchen, beobachten, was man auſſerdem nicht erfahren würde; man iſt ungebunden, kann das freundlichſte Wetter und den ſchönſten Weg wählen, ſich aufhalten, einkehren, wann und wo man will; man ſtärkt den Körper, wird weniger erhitzt und gerüttelt, hat Appetit, hat Schlaf, und iſt, wenn Müdigkeit und Hunger der Bewirthung das Wort reden, leicht mit jeder Koſt und jedem Lager zufrieden. Ich habe auf dieſe Weiſe einige Kreiſe von Teutſchland verſchiedenemal durchwandert, und unter andern auf ſolche Art die erſte genauere Bekanntſchaft mit dem Paradieſe von Teutſchland, mit der ſchönen Pfalz, gemacht. Hier wurde der Entſchluß in mir reif, eine Zeitlang mich da niederzulaſſen, wo ich nachher vier Jahre hindurch ſo manche glückliche Stunde in der herrlichſten Gegend, an der Seite edler Menſchen und unvergeßlich lieber Freunde, verlebt habe, denen ich hier dies kleine Opfer treuer, dankbarer Hochachtung bringe; aber ich habe doch auch gefunden, daß dieſe Art zu reiſen in Teutſchland mit einiger Schwierigkeit verknüpft iſt. Zuerſt hat man die Ungemächlichkeit, nur wenig Kleidungsſtücke, Bücher, Schriften und dergleichen mit ſich führen zu können. Dieſem kan man indeſſen dadurch einigermaßen abhelfen, daß man, was etwa ein Bote nicht tragen kann, mit der Poſt in die Haupt-Oerter ſchickt, durch welche man reiſen will. Allein eine zweite Unbequemlichkeit beſteht darinn, daß dieſe, in Teutſchland für einen Mann von Stande ungewöhnliche Art zu reiſen, zu viel Aufmerkſamkeit erregt, und daß die Gaſthalter nicht eigentlich wiſſen, wie ſie uns behandeln ſollen. Iſt man nämlich beſſer gekleidet, als gewöhnliche Fußgänger, ſo hält man uns entweder für verdächtige Menſchen, für Abentheurer, oder für Geizhälſe; man wird beobachtet, ausgefragt, und, mit Einem Worte: man paßt nicht in den Tarif, nach welchem die Wirthe ihre Fremden zu taxiren pflegen. Iſt man aber ſchlecht gekleidet, ſo wird man, wie ein reiſender Handwerksburſche, in Dachſtübchen und ſchmutzige Betten einquartirt, oder man muß jedesmal weitläuftig erzählen: wer man ſey, und warum man nicht mit Kutſchen und Pferden erſcheine? Bei Fußreiſen iſt die Geſellſchaft eines verſtändigen und muntern Freundes vorzüglich angenehm.

Man verlaſſe ſich nicht auf die Bauern, wenn ſie uns Fußwege anzeigen, die näher als die gewöhnlichen ſeyn ſollen! So wie überhaupt dieſe Menſchen voll Vorurtheile und voll Anhänglichkeit an alte Gewohnheiten ſind, ſo gehen ſie auch immer die Wege, die vom Vater auf den Sohn herab, für die nächſten ſind anerkannt worden, ohne daß ſie Augenmaß und Ueberlegung gebrauchen, um die Irrthümer ihrer Voreltern zu berichtigen.

Hat man große Tagereiſen zu Fuße zu machen, ſo genieſſe man früh Morgens nichts als ein Glas Waſſer! Hat man dann einige Stunden zurückgelegt und fühlt ſich ermüdet, ſo iſt Caffee und Brod zur Erquickung heilſam. Selten ein Glas Wein, kann auch nicht ſchaden; Branntewein macht müde und ſchlaff.

Will man ausruhen, ſo hüte man ſich, zu nahe an der Straße ſich unter einen Baum zu legen! Das ſind gewöhnlich Plätze, wo Bettelleute ſich lagern und Ungeziefer zurücklaſſen.

Macht man den Weg durch einen unbekannten Wald, und denkt binnen ein- oder zwei Tagen wieder zurückzukehren; ſo ſtreue man hie und da abgeriſſene Zweige auf ſeinen Pfad, um darnach den Weg wieder zu finden; man gehe nie ohne Gewehr, wenigſtens nie ohne Stock!

Ueber das Betragen gegen fremde Reiſende iſt ſchon im neunten Kapitel dieſes Theils etwas geſagt worden. Hier füge ich nur noch folgende Bemerkungen bei: man hat in jetzigen Zeiten Urſache, vorſichtig gegen ſolche Leute zu handeln, nicht nur, um von Abentheurern und ſchlechten Menſchen unbehelligt zu bleiben, ſondern auch den ſogenannten reiſenden Gelehrten nicht Gelegenheit zu geben, aus unſern vertraulichen Geſprächen ihre Anecdoten-Sammlungen zu bereichern, und uns nachher, zum Danke für unſre Gaſtfreundſchaft, gedruckt aufzuſtellen. Auf der andern Seite aber ſey man auch ſo billig, Fremde, die ſich uns nicht aufbringen, edel zu behandeln, und ſie nicht etwa zur Geſchwätzigkeit zu verleiten, um nachher aus dieſen unſichern einzelnen Zügen ein Bild von ihnen zu entwerfen, und der Welt mitzutheilen.

3.

Ich komme jetzt zu dem Umgange mit betrunkenen Leuten. Der Wein erfreuet des Menſchen Herz, und wenn man dieſe Arzenei nicht wie ein nothwendiges Bedürfniß, ohne welches man durchaus nicht in frohe Launen zu ſetzen iſt, ſondern wie ein Erweckungsmittel braucht, um in trüben Augenblicken den natürlichen guten Humor, der nie ganz aus dem Gemüthe eines ehrlichen Biedermannes weichen darf, unter dem

Schutte von häuslichen Sorgen hervorzurufen: ſo habe ich nichts dagegen einzuwenden, ſondern geſtehe vielmehr, daß ich ſelbſt die wohlthätige Wirkung dieſer herrlichen Arzenei aus dankbarer Erfahrung kenne. Allein kein Anblick iſt ſo widrig für den verſtändigen Mann, wie der eines Menſchen, welcher ſich durch ſtarke Getränke um Sinne und Vernunft gebracht hat. Wenn dieß auch nicht der Fall iſt, ſo bleibt es ſchon unangenehm, der einzige ganz Kaltblütige in einer Geſellſchaft von Leuten zu ſeyn, die ſich durch ein Gläschen über die Gebühr um einen Ton höher geſtimmt haben; und wenn man den Tag mit ernſthaften Geſchäften hingebracht hat, und dann von ungefähr des Abends in einen Cirkel ſolcher muntrer Gäſte geräth: ſo iſt faſt kein anderes Mittel zu finden (oder man müßte denn von Natur immer zum Scherze aufgelegt ſeyn), als ein wenig mit zu zechen, um ſich denſelben Schwung zu geben.

Die Wirkungen des Weins auf die Gemüther der Menſchen ſind aber, nach ihren natürlichen Temperamenten, ſehr verſchieden. Manche zeigen ſich äuſſerſt luſtig; Andre ſehr zärtlich, wohlwollend und offenherzig; Andre melancholiſch, ſchläfrig, verſchloſſen; Andre hingegen geſchwätzig, und noch Andre zänkiſch, wenn ſie berauſcht ſind. Man thut wohl, der Gelegenheit auszuweichen, mit Betrunkenen von dieſer letztern Art in Geſellſchaft zu gerathen. Iſt dies aber nicht zu vermeiden, ſo kann man doch darinn mehrentheils mit einem vorſichtigen, nachgebenden und höflichen Betragen, und dadurch, daß man ihnen nicht widerſpricht, ſo ziemlich gut fortkommen. Daß man auf das, was ein Menſch im Rauſche verſpricht, nicht bauen dürfe; daß man ſich doppelt ernſtlich hüten müſſe, eine Ausſchweifung im Trunke zu begeben, wenn man weiß, daß man einen böſen Rauſch hat; daß es unedel gehandelt ſey, dieſen ſchwachen Zuſtand eines Menſchen zu nützen, um ihm Zuſagen oder Geheimniſſe zu entlocken; und endlich, daß man mit Leuten, die zu tief in die Flaſche geſchauet haben, keine ernſthafte Sachen verhandeln müſſe: — das verſteht ſich wol von ſelber.

4.

Nun etwas über das Rathgeben! Wenn Dich jemand um Rath und Zurechtweiſung bittet, ſo überlege wohl, ob es Pflicht ſey, daß Du ihm Deine Meinung aufrichtig ſageſt, oder nicht; ſodann, ob es ihm mit ſeinem Begehren ein Ernſt ſey, oder nicht! Frägt er Dich, wenn er ſich ſchon vorgenommen hat, was er thun oder laſſen will; fordert er Zurechtweiſung, Critik, blos um gelobt, geſchmeichelt zu werden: ſo laß Dich darauf nicht ein! Man muß ſeine Leute kennen, wenn man ſich nicht unnütze, oft obendrein ſehr undankbare Mühe geben will. Man braucht darum doch kein Schmeichler zu ſeyn, noch in unweiſen und unrechten Vorſätzen zu beſtärken. — Es gibt leicht einen Weg, den Auftrag von ſich abzulehnen. Am vorſichtigſten ſey man im Rathgeben bei Heiraths-Angelegenheiten.

Dagegen aber frage auch Du nicht nach Rath und fremdem Urtheile, wenn Du ſchon entſchloſſen biſt, Dein Ohr nur zum Beifalle und Lobe zu neigen!

5.

Bei Sterbe-Betten, Geburts-Feſten und andern ſolchen Gelegenheiten enthalte Dich aller ſteifen, feierlichen Aufzüge, prunkvollen Spruchreden und Theater-Scenen! Solche Zierereien und Förmlichkeiten machen doch keine bleibenden Eindrücke, ſind mehrentheils für beide Theile ermüdend, und für jeden Dritten äuſſerſt langweilig.

6.

Ich habe bemerkt, daß man (dies iſt beſonders bei Frauenzimmern der Fall) ſich beim Tanze oft von einer nicht vortheilhaften Seite zeigt. Wenn das Geblüt in Wallung kömmt, ſo iſt die Vernunft nicht ganz Meiſter von der Sinnlichkeit; allerlei Arten von Temperaments-Fehlern werden dann offenbar. Man ſey alſo auf ſeiner Hut! Der Tanz gibt uns eine Art von Rauſch, in welchem die Gemüther die Verſtellung vergeſſen. — Wohl Dem, der nichts zu verbergen hat! Anſtändigkeits-Regeln beim Tanze übergehe ich hier. Wer Erziehung hat, bedarf deren nicht, und weiß zum Beiſpiel, daß er Acht auf die Gänge geben ſolle, — nicht, wenn er im engliſchen Tanze die Hälfte der Reihe hinuntergekommen iſt, anfangen dürfe, nachläſſiger zu tanzen; daß man ſich niemand vordrängen, und Frauenzimmer von Stande nicht plump angreifen, drücken und herumreiſſen müſſe; daß es beim Händegeben ſchicklich ſey, der Hand des Vornehmern über der ſeinigen den Platz zu laſſen, und dergleichen mehr. — Das alles würde in der That nicht verdienen, daß man ein Wort darum verlöre, wenn nicht in der heutigen Welt Mancher durch Beobachtung oder Vernachläſſigung ſolcher Kleinigkeiten ſein zeitliches Glück oder Unglück bauete.

Ende des zweiten Theils.

Schriften

von

Adolph Freiherrn Knigge.

Dritter Band.

(Ueber den Umgang mit Menſchen.)

Dritter Theil.

Hannover,
in der Ritſcherſchen Buchhandlung.
1804.

Ueber den

Umgang mit Menſchen.

Von

Adolph Freiherrn Knigge.

Dritter Theil.

Achte verbeſſerte Auflage.

Mit Churfürſtlich Sächſiſchem Privilegio.

Hannover,
in der Ritſcherſchen Buchhandlung.
1804.

Ad
Bibl.
Acad.
Land.

Universitäts-
München
Bibliothek

Dritter Theil.

Inhalt des dritten Theils.

Einleitung; Seite 1.

Uebergang zu den in dieſem Theile verhandelten Gegenſtänden.

Erſtes Capitel; Seite 2.

Ueber den Umgang mit den Großen der Erde, Fürſten, Vornehmen und Reichen.

1) Character der mehrſten Großen und Reichen. 2) Unterſchied im Umgange mit ihnen, je nachdem man von ihnen abhängt, ihrer bedarf, oder nicht. 3) Man ſoll ſich den Vornehmern und Reichern auf keine Weiſe aufdringen. 4) Man muß ſich nicht das Anſehen geben, als gehörte man zu der Claſſe der Vornehmern, oder lebte mit ihnen in der engſten Vertraulichkeit; noch ihre Gewohn-

wohnheiten, oder gar ihre Fehler ſich eigen machen. 5) Man baue nicht auf alle freundlichen Blicke der Großen, und laſſe ſich dadurch nie bewegen, ſich mit ihnen gemein zu machen! 6) Grenzen der Gefälligkeit gegen ſolche Große, in deren Händen unſer bürgerliches Glück iſt. 7) Man ſoll ſich von ihnen zu unedeln und gefährlichen Dienſten nicht mißbrauchen, in keine bedenkliche Händel ziehn, noch gewiſſe Dinge vertrauen laſſen. 8) Ueber die Dankbarkeit der Vornehmen und Reichen. Man ſoll ihnen nichts aufopfern, nichts ſchenken, nichts leihen, von ihnen nichts borgen. 9) Trage nichts dazu bei, ſie und die Ihrigen noch mehr zu verderben, weder durch Schmeichelei, noch auf andre Art! 10) Ueberhaupt ſoll man bei ihnen vorſichtig im Reden ſeyn, und ſich aller Mediſance enthalten, übrigens aber ſie angenehm zu unterhalten ſuchen. 11) Vorſichtigkeits-Regeln in Anſehung ſolcher Vertraulichkeit mit andern Menſchen, woraus Fürſten und Vornehme Verdacht ſchöpfen können. 12) Rede mit den Großen der Erde nicht von Deinen häuslichen Umſtänden! Klage ihnen nicht Dein Leid! vertraue ihnen nichts! Suche ihnen zu zeigen, daß Du ihrer nicht bedarfſt!

darfſt! Mache Dich vielmehr ihnen nothwendig! 13) Aber hüte Dich, ſie Dein Uebergewicht fühlen zu laſſen, ſie zu verdunkeln, beſonders Deine Vorgeſetzten! 14) Ueber kleine unſchädliche Gefälligkeiten gegen die Großen. Ueber ihre Liebhabereien und ihren Hang zum Reiſen. 15) Betragen, wenn Vornehme und Reiche um Rath fragen. 16) Alle dieſe Vorſichtigkeits-Regeln werden doppelt wichtig im Umgange mit vornehmen Dummköpfen. 17) Betragen, wenn man der Liebling eines Erden-Götzen iſt. 18) Aufführung gegen einen geſtürzten Großen. 19) Ueber die Almoſen der Großen. 20) Nicht alle Große der Erde haben die Fehler ihres Standes. Es gibt edle, gute Menſchen unter ihnen. 21) Noch etwas über den Umgang der Großen und Reichen unter einander. 22) Spöttle nicht über das Kleine an kleinen Höfen!

Zweites Kapitel; Seite 39.

Ueber den Umgang mit Geringern.

1) Der Leſer wird zum Theil auf das verwieſen, was im ſiebenten Kapitel des

zweiten Theils iſt geſagt worden. 2) Man ſey höflich gegen Geringere, auch dann, wenn man ihrer nicht bedarf! Man ehre das Verdienſt, auch im niedern Stande, auch in Gegenwart der Großen, und aus reiner Abſicht! 3) Aber dieſe Höflichkeit ſey weder übertrieben, noch beleidigend, noch abgeſchmackt! 4) Man hüte ſich vor grenzenloſer Vertraulichkeit gegen Leute, die keine Erziehung haben! 5) Man ſoll ſich im Wohlſtande nicht rächen, wenn Leute von niederm Stande uns im Unglücke nicht geachtet, ſondern unſern mächtigen Feinden gehuldiget haben. 6) Man ſoll nicht mit leeren Verſprechungen, nicht mit falſchen Hoffnungen täuſchen. 7) Man muß auch abſchlagen können 8) Zu viel Aufklärung taugt nicht für niedre Stände. 9) Noch etwas über das Betragen gegen Subalterne.

Drittes Kapitel; Seite 47.

Ueber den Umgang mit Hofleuten und ihres Gleichen.

1) Hierher gehören die Bemerkungen über den Umgang mit Leuten, die in der ſogenannten großen Welt leben, überhaupt.

Bild der dort herrſchenden Sitten 2) Wer das kann, der bleibe fern von Höfen und großen Cirkeln! und das ſteht öfter in unſrer Gewalt, als man gewöhnlich glaubt. 3) Will oder muß man aber in der großen Welt auf immer oder auf einige Zeit leben, ohne den Ton derſelben annehmen zu können; ſo gibt es doch Mittel, ſich geachtet zu machen. Welche ſind dieſe? 4) Lebt man endlich immer in der großen Welt: ſo ſoll man ſich in derſelben nicht auszeichnen. 5) Wie weit man in Nachahmung der Hofſitten gehen dürfe? 6) Etwas über den heutigen Hofton junger Leute. 7) Verachte nicht alles, was bloß conventionellen Werth hat! 8) Der beſſre Mann wird in der großen Welt nicht leicht unangetaſtet bleiben; Betragen dabei. 9) Sey in der großen Welt zuverſichtlich, frei, und mache Dich geltend, doch ohne Unverſchämtheit und Prahlerei! 10) Man meſſe ſein Betragen gegen Hofleute pünktlich nach dem ihrigen gegen uns ab! Ueber Klatſchereien. 11) Man ſey höflich gegen ſie, mache ſich aber fürchten, ſetze ſich in Anſehen und Würde, und ſage ihnen nach Gelegenheit die Wahrheit! 12) Noch einige Vorſichtigkeits-Regeln über Vertraulichkeit und Offenherzigkeit. 13) Wie viel größere Vorſicht noch derjenige beobachten müſſe, welcher nicht bloß in der großen Welt leben, ſondern auch in derſelben würkſam ſeyn will. 14) Ueber Geſandte. 15) Wozu das Leben in der großen Welt nüzzen könne.

Viertes Kapitel; Seite 72.

Ueber den Umgang mit Geiſtlichen.

1) Bild eines redlichen Prieſters, im Gegenſatze mit einem ächten Pfaffen. 2) Vorſichtigkeits-Regeln im Umgange mit allen Geiſtlichen, ohne Unterſchied. 3) Betragen in Prälaturen, Klöſtern, Stiftern und gegen Domherrn.

Fünftes Kapitel; Seite 81.

Ueber den Umgang mit Gelehrten und Künſtlern.

1) Was man heut zu Tage unter einem Gelehrten und Künſtler verſtehe? 2) Ob man den Gelehrten nach ſeinen Schriften beurtheilen könne, und ob ein Schriftſteller auch im Umgange immer anders reden müſſe, als gewöhnliche Menſchen? Es iſt ſehr zu ver-

zeihen, wenn ein Mann gern von ſeinem Fache redet. Ueber Verläſterung berühmter Männer. Ueber decidirende junge Gelehrte. 3) Einige Vorſichts-Regeln im Umgange mit Schriftſtellern. 4) Ueber den Umgang der Gelehrten unter einander. 5) Man ſoll nicht prahlen mit der Freundſchaft der Gelehrten, noch mit den Brocken aus ihren Schriften. 6) Vorſicht im Umgange mit Journaliſten und Anekdoten-Sammlern. 7) Ueber den Umgang mit Dichtern, Muſikern, Dilettanten; und wie ſich ein Künſtler betragen ſolle, der heut zu Tage ſein Glück machen will. 8) Etwas über das Schauſpieler-Leben. Warnung für den Jüngling, der ſein Leben den gefälligen Muſen und dem Umgange mit ihren Prieſtern widmet. 9) Wie man ſich zu betragen habe, wenn man die Direction über Tonkünſtler und Schauſpieler führt. 10) Man ſoll den jungen Künſtler nicht durch Schmeichelei verderben. Regeln für dieſen. 11) Glück, im Umgange mit dem ächten philoſophiſchen Künſtler, beſchrieben. 12) Ueber geſellſchaftliche Bühnen.

Sechſtes Kapitel; Seite 115.

Ueber den Umgang mit Leuten von allerlei Ständen, im bürgerlichen Leben.

1) Etwas von Aerzten; welche man ſich wählen, und wie man ſich gegen ſie betragen ſolle? 2) Ueber Juriſten, und die Art, mit ihnen zu verfahren. 3) Ueber den Soldatenſtand und den Umgang mit Officiren. 4) Ueber Kaufmannſchaft, den Umgang und den Handel mit großen und kleinen Kaufleuten. Etwas vom Pferdehandel. 5) Etwas über Buchhändler, Nachdrucker und dergleichen. 6) Ueber Sprachmeiſter, Muſikmeiſter und dergleichen. 7) Von dem Umgange mit Künſtlern und Handwerksleuten. 8) Ueber Juden, und die Art, mit ihnen zu verfahren. 9) Ueber die Art, wie man Bauern und überhaupt Landleute behandeln müſſe.

Siebentes Kapitel; Seite 162.

Ueber den Umgang mit Leuten von allerlei Lebensart und Gewerbe.

1) Mit Aventuriers von der unſchädlichern Art. 2) Mit denen von ſchlimmerer Gattung. 3) Etwas von Spielern; über das Spiel und von den Betragen bei dem-

ſelben. 4) Ueber myſtiſche Betrüger, Geiſterſeher, Goldmacher und dergleichen, und über die Anhänglichkeit unſers Zeitalters an Myſtick.

Achtes Kapitel; Seite 177.

Ueber geheime Verbindungen und den Umgang mit den Mitgliedern derſelben.

1) Ueber Unnützlichkeit und Schädlichkeit geheimer Verbindungen. 2) Vorſichtigkeits-Regeln, in Rückſicht auf dieſelben. 3) Betragen, wenn man ein Mitglied einer ſolchen Verbindung iſt.

Neuntes Capitel; Seite 186.

Ueber die Art, mit Thieren umzugehen.

1) Ob dieſer Gegenſtand hierher gehöre? 2) Ueber Grauſamkeit gegen Thiere. 3) Ueber abgeſchmackte Empfindelei, in Rückſicht auf Behandlung der Thiere. 4) Ueber das Vergnügen an eingeſperrten Thieren. 5) Ueber abgerichtete Thiere. 6. Ueber die Thorheit derer Leute, die mit Thieren wie mit Menſchen umgehen.

Zehntes Capitel; Seite 193.

Ueber das Verhältniß zwiſchen Schriftſteller und Leſer.

1) Ueber den Schriftſteller-Beruf. Es kann auch einem verſtändigen Manne begegnen, etwas mittelmäßiges drucken zu laſſen, nie aber etwas, das der Moralität ſchadet, Unſinn verbreitet, und einen Andern vorſätzlich kränkt. 2) Was noch mehr dazu gehöre, in der Welt als Schriftſteller ſein Glück zu machen. 3) Ueber das Betragen des Leſers gegen den Schriftſteller, und über Critik. 4) Ueber Lectüre. 5) Ueber den Umgang mit verſtorbenen großen Männern.

Eilftes Kapitel; Seite 203.

Schluß.

1) Anrede an die Leſer, über dies Buch. 2) Ueber den Nutzen deſſelben. 3) Anmerkungen über den Satz: daß man aus den Menſchen machen könne, was man wolle; und Verwahrung gegen Misdeutung des Zwecks dieſes Buchs. 4) Warum der Verfaſſer die Fehler mancher Claſſen von Leuten hat aufdecken müſſen, und was er noch mehr hätte thun können?

Einleitung.

Nach dem, was ich in der Einleitung zu dem zweiten Theile dieſes Buchs, über die darin beobachtete Ordnung der Gegenſtände, geſagt habe, führt mich mein Plan nun zur Entwicklung der Vorſchriften für den Umgang mit Perſonen von verſchiedenen Ständen und Verhältniſſen im bürgerlichen Leben, da ich denn, wie billig, mit den Großen der Erde den Anfang mache.

Erſtes Capitel.

Ueber den Umgang mit den Großen der Erde, Fürſten, Vornehmen und Reichen.

1.

Man würde ungerecht handeln, wenn man behaupten wollte, alle Fürſten, alle ſehr vornehme und alle ſehr reiche Leute hätten dieſelben Fehler mit einander gemein, durch welche viele von ihnen ungeſellig, kalt, unfähig zum ächten Freundſchaftsbande, und ſchwer zu behandeln im Umgange werden; allein man verſündigt ſich wahrlich nicht, wenn man ſagt, daß dies bei den mehrſten von ihnen der Fall iſt. Sie werden in der Erziehung verwahrloſet, von Jugend auf durch Schmeichelei verderbt, durch Andere und ſich ſelbſt verzärtelt. Da ihre Lage ſie über Mangel und Bedürfniß mancher Art hinausſetzt; da ſie ſelten in Verlegenheit oder Noth gerathen: ſo lernen ſie nicht, wie nöthig ein Menſch dem andern, wie ſchwer, allein zu tragen manches Ungemach in der

Welt, — wie ſüß, theilnehmende, mitleidende Seelen zu finden, und wie wichtig es iſt, Andrer zu ſchonen, damit man einſt zu ihnen ſeine Zuflucht nehmen könne. Sie lernen ſich ſelbſt nicht kennen, weil man ſie, aus Furcht oder Hoffnung, die widrigen Eindrücke, welche ihre Fehler und Gebrechen wirken, nicht empfinden läßt. Sie ſehen ſich als Weſen beſſerer Art an, von der Natur begünſtigt, zu herrſchen und zu regieren; die niedern Claſſen hingegen beſtimmt, ihrem Egoismus, ihrer Eitelkeit zu huldigen, ihre Launen zu ertragen, und ihren Phantaſien zu ſchmeicheln. Auf die Vorausſetzung, daß die mehrſten Großen und Reichen größtentheils dieſem Bilde gleichen, muß man ſein Betragen im Umgange mit ihnen gründen. Um deſto wohlthätiger zwar iſt die Empfindung, wenn man unter ihnen Einen antrifft, der mit einem gewiſſen edeln Stolze, mit mehr Feinheit, Großmuth und beſſerer Cultur — Vortheile, welche freilich eine zweckmäßige, vornehme Erziehung gewähren kann! — alle Privat-Tugenden verbindet. — Und, noch einmal! es giebt Deren ſelbſt unter Fürſten; — aber ſie ſind dünne geſäet, und nicht immer macht der allgemeine Ruf ſie uns bekannt. Auf dieſen und auf die Poſaunen der Zeitungsſchreiber und Journaliſten, rathe ich, nicht zu ſehr zu bauen. Ich habe oft mit inniger Betrübniß geſehn, wie ſo ganz anders der allgemein bewunderte, als Wohlthäter des Menſchengeſchlechts und Beförderer alles Edeln, Großen und Schönen geprieſene Erdengott und Liebling des Volks, in der Nähe ſo klein, ſo erbärmlich war. Die beſten Fürſten ſind nicht ſelten die, von denen am wenigſten geredet wird, ſowohl im Guten als im Böſen.

2.

Der Umgang mit Großen und Reichen muß aber ſehr verſchieden ſeyn, je nachdem man ihrer bedarf, oder nicht; von ihnen abhängig, oder frei iſt. Im erſten Falle darf man wohl nicht immer ſo gänzlich ſeinem Herzen folgen, muß zu Manchem ſchweigen, ſich Manches gefallen laſſen, darf nicht ſo kühn die Wahrheit ſagen, obgleich ein feſter, redlicher Mann dieſe Geſchmeidigkeit dennoch nie bis zu niedriger Schmeichelei treiben wird. Indeſſen verändern kleine Umſtände, ſo wie die feinen Niancen der Charactere, das Verhältniß, weswegen ich denn in dem Folgenden alle Regeln für den Umgang mit den Großen zuſammenfaſſen, und den Leſern überlaſſen werde, zu ordnen und auszuwählen, was in jeder Lage anwendbar iſt.

3.

Ein allgemeiner Satz für alle Fälle iſt der: Dringe Dich den Vornehmen und Reichen nicht auf, wenn du nicht von ihnen verachtet werden willſt! Ueberlaufe ſie nicht mit Bitten für Dich und Andre, wenn ſie Deiner nicht überdrüſſig werden, wenn ſie Dich nicht fliehen ſollen! Laß Dich vielmehr von ihnen aufſuchen! Mache Dich rar; doch dies alles, ohne daß Deine Abſicht merklich, ohne daß es gezwungen ſcheine!

4.

Suche nicht, Dir das Anſehn zu geben, als gehörteſt Du zu der Claſſe der Vornehmern, oder lebteſt wenigſtens mit ihnen in engſter Vertraulichkeit! Rühme Dich nicht ihrer Freundſchaft, ihres Briefwechſels, ihres Zutrauens, noch Deines Uebergewichts über ſie! Wenn eine ſolche Verbindung ein Glück iſt: — ich meine, man kennt hierüber meine Grundſätze — ſo erfreue man ſich in der Stille dieſes unbequemen Glücks! Es giebt Menſchen, die durchaus dafür angeſehn ſeyn wollen, eine größere Figur in der Welt zu ſpielen, in höherem Anſehn zu ſtehen, als wirklich der Fall iſt. Sie führen, auf Koſten ihres Geldbeutels, den Luxus der Vornehmen und Reichen in ihren Häuſern, oder drängen ſich in deren Cirkel ein, wo ſie eine elende Figur ſpielen, nur hinterher laufen müſſen, und keinen frohen Genuß haben, indeß ſie lehrreichern und ſüßern Umgang gänzlich vernachläſſigen, und gute Freunde und weiſe Menſchen von ſich entfernen. Die geizigſten Leute ſparen zuweilen keine Koſten, wenn ſie Gelegenheit finden können, Zutritt in großen Häuſern zu erlangen; und hungern gern Monate hindurch, um einmal einen Fürſten bei ſich zu bewirthen, der dieſes Opfer gar nicht gewahr wird, nicht dankbar dafür iſt, vielleicht Langeweile bei ihnen hat, alles ſehr bürgerlich findet, und nach vierzehn Tagen wohl gar den Namen des thörigten Wirthes vergeſſen hat. Andre laſſen es ſich wenigſtens angelegen ſeyn, die nichtsbedeutenden und verderbten Sitten der Großen pünctlich nachzuahmen, ihre hochmüthige Herablaſſung, ihren geſchäftigen Müßiggang, ihre Zerſtreuung, ihr Wichtigthun, ihre leeren Vertröſtungen, ihre ſeelenloſen Geſpräche, ihre Zweizüngigkeit, Windbeutelei, Gefühlloſigkeit, Nachahmung der Ausländer, die Verachtung ihrer Mutterſprache, ihre fehlerhafte Schreibart, ja ſogar ihre lächerlichen Gebehrden, Gewohnheiten und Gebrechen, ihr Stammeln, Liſpeln, Achſelzucken, ihre Grobheit gegen Niedere, Kränklichkeit, ihr Podagra, ihre ſchlechte Hauswirthſchaft, ihre dummen Launen, und mehr dergleichen herrliche Vorzüge zu copiren und ſich eigen zu machen. Ihnen iſt der beſte Beweis für die Güte einer Sache der, daß ſie ſagen: jedermann von Stande handle ſo und nicht anders; — als wenn das eine Narrheit heiligen könnte! — Handle ſelbſtſtändig! Verleugne nicht Deine Grundſätze, Deinen Stand, Deine Geburt, Deine Erziehung: ſo werden Hohe und Niedre Dir ihre Achtung nicht verſagen können!

5.

Man traue nicht zu ſehr den freundlichen Geſichtern der mehrſten Großen; glaube ſich nicht auf dem Gipfel der Glückſeligkeit, wenn der gnädige Herr uns anlächelt, die Hand ſchüttelt, oder uns umarmt! Vielleicht bedarf er unſerer in dieſem Augenblicke, und behandelt uns mit Verachtung, wenigſtens mit Kälte, ſobald dieſer Augenblick vorüber iſt. Vielleicht fühlt er gar nichts bei ſeiner Freundlichkeit; wechſelt Mienen, wie Andre Kleider wechſeln; iſt grade in der Verdauungs-Stunde zu unthätigem Wohlwollen geſtimmt, oder will einen andern ſeiner Sclaven dadurch demüthigen. Man bleibe mit dieſer Gattung Menſchen immer in ſeinen Schranken, mache ſich nicht gemein mit ihnen, und vernachläſſige nie die äußere unterſcheidende Höflichkeit und Ehrerbietung, die man ihrem Stande ſchuldig iſt, ſollten ſie ſich auch noch ſo ſehr herablaſſen! Früh oder ſpät fällt es ihnen doch ein, ihr Haupt wieder empor zu heben, oder ſie verabſäumen uns, wenn ein andrer Schmeichler ſie an ſich zieht; und dann ſetzt man ſich unangenehmen Demüthigungen aus, die man mit weiſer Vorſicht vermeiden kann.

6.

Ueberſchreite nicht bei Deiner Gefälligkeit gegen die Großen der Erde, in deren Händen Dein bürgerliches Glück iſt, — die Grenzen der wahren Ehre! Es iſt eine große Verſuchung für einen armen oder ehrbegierigen jungen Menſchen, der in dem Dienſt eines ſchwachen Fürſten ſich emporſchwingen will, ob er nicht deſſen ränkevollem Miniſter, dem regierenden Cammerdiener, oder einer tyranniſchen Buhlerinn huldigen ſoll; aber ſelten nimmt das ein gutes Ende. Solche Lieblinge ſtürzen ſich früh oder ſpät ſelbſt, und reißen dann ihre Creaturen mit in ihr Verderben; und wäre auch dies nicht, ſo werden doch die größten Vortheile, die man dadurch erlangen könnte, zu theuer erkauft, wenn man dafür die Achtung weiſer und rechtſchaffener Männer aufopfern muß; und das iſt gewiß immer der Fall. — Der gerade Weg hingegen führt unfehlbar, wo nicht zu einem glänzenden, doch zu einem dauerhaften Glücke.

7.

Auch laſſe man ſich von den Erden-Göttern nicht nur zu keinen unedeln Geſchäften mißbrauchen, ſondern ſey auch vorſichtig in allen Dienſten, welche man ihnen erweiſet. Sie machen leicht aus jeder Gefälligkeit eine Pflicht, und halten es nachher für Verabſäumung unſrer Schuldigkeit, wenn wir zu einer andern Zeit uns nicht gerade aufgelegt zeigen, uns eben alſo preiszugeben. Wenigſtens vergeſſen ſie leicht was man für ſie gethan hat. Es bat mich einmal der *** von ***, der ſonſt in der That viel gute Eigenſchaften hatte, ihm ein paar Aufſätze in franzöſiſcher und teutſcher Sprache zu verfaſſen, die er bei einer gewiſſen Gelegenheit öffentlich vorleſen wollte, um die Gemüther zu lenken. „Es fehlt mir an Zeit, „mein Lieber!“ ſagte er „ſonſt würde ich Sie „nicht bemühen; doch, Sie ſind auch in dergleichen Arbeiten geübter als ich.“ Ich wendete einige Stunden Fleiß und Anſtrengung daran, und als ich ihm das Ganze brachte, drückte er mich an ſeine Bruſt, dankte mir unter vier Augen, in den zärtlichſten herablaſſendſten Ausdrücken dafür, und ſchwur ſehr übertrieben: meine Arbeit ſey ein Meiſterſtück von Beredſamkeit. Kurz! er gebehrdete ſich, als wenn ich ihm den wichtigſten Dienſt geleiſtet hätte, bat mich aber, die Sache zu verſchweigen, welches ich auch that. Nach ein paar Jahren kam ich des Morgens in *** zu ihm. Er erzählte mir allerlei zu ſeinem eigenen Lobe. — Ich hörte demüthig zu. — „Und das, „alles“ fuhr er fort, „habe ich durch ein „Paar Mémoires bewirkt, die mir, ohne mich „zu rühmen, nicht übel gerathen ſind. Sie „ſollen ſie ſelbſt leſen. Nehmen Sie ſie mit „Sich nach Hauſe!“ Er überreichte mir darauf meine eigene Geiſtes=Waare, nur von

ſei=

ſeiner Hand geſchrieben; ich ſteckte ſie ein, legte aber zu Hauſe meine Concepte dazu, und ſchickte ihm dann die Papiere zurück. Er wurde ein wenig beſchämt, und wir ſcherzten nachher darüber; — allein ſo ſind auch die beſten unter ihnen!

Vor allen Dingen hüte man ſich, von Ihnen in gefährliche Händel gezogen zu werden! Sehr gern pflegen ſie das zu thun, und ſchieben dann entweder die Schuld auf uns, wenn die Unternehmung nicht gelingt, oder laſſen uns gar darin ſtecken, und alles Ungemach allein auf uns fallen, wenn die Sache ſchief geht. Auch von letzterer Art habe ich in den Jahren meiner unvorſichtigen Jugend Erfahrungen gemacht, wovon indeſſen die Erzählung hier um ſo weniger Platz finden kann, da ich mir feſt vorgeſetzt habe, keine Anecdote einzumiſchen, wobei eigentlich irgend Jemandes Character in ein ſchlechtes Licht geſetzt würde. Kurz! man laſſe ſich ihre Geheimniſſe nicht mittheilen! Sie ſchonen des Mannes, der um ihre Heimlichkeiten weiß, nur ſo lange, als ſie ſeiner unumgänglich bedürfen; aber ſie fürchten ihn, und ſuchen ſich von ihm loszumachen, ſobald ſie können, mögte man ihnen auch noch ſo deutlich

lich zeigen, daß man unfähig iſt, dies Uebergewicht und ihr Zutrauen zu misbrauchen!

8.

Ueberhaupt darf man auf die Dankbarkeit der mehrſten Vornehmen und Reichen, ſo wie auf ihre Verſprechungen nicht bauen. Opfere ihnen alſo nichts auf! Sie fühlen den Werth davon nicht, glauben, alle andre Menſchen ſeyen ihnen einen ſolchen Tribut ſchuldig für den Schutz, für die gnädigen Blicke, ja! für eine ungeſtörte Exiſtenz; oder man wolle dadurch kleine Vortheile erringen. Schenke ihnen alſo auch nichts! Das heißt einen Tropfen köſtlichen Balſams in einen Eimer trüben Waſſers fallen laſſen. Ich beſaß ein altes koſtbares Gemählde; ein geſchickter Maler ſchätzte den Werth deſſelben auf hundert Piſtolen. Die Hälfte dieſer Summe, die ich leicht dafür bekommen haben würde, wäre bei meinen damaligen häuslichen Umſtänden mir äußerſt nützlich geweſen; mein gutmüthiges Temperament aber, oder vielmehr meine Thorheit, verleitete mich, das Gemählde dem Durchlauchtigſten *** von *** zu ſchenken, welcher es auch annahm. Ich dachte dadurch nichts zu erſchleichen; aber theils wollte ich dieſem Fürſten hiermit meine Zuneigung bezeugen, theils hoffte ich, da ich im Begriff ſtand, ihn um etwas zu bitten, das er mir, weil er mir's verſprochen, längſt ſchuldig war, er werde ſich nun endlich ſeines Worts erinnern, ſo oft er das Gemälde erblickte; allein ich betrog mich. Er umarmte mich, als ich zu ihm kam, und zeigte mir den Ehrenplatz, welchen er meinem Geſchenke angewieſen: doch ſein Verſprechen erfüllte er nicht; und als ich mich nach Jahres Friſt eines Abends zugleich mit einem Geſandten, dem er ſeine Schätze der Kunſt zeigte, in ſeinem Cabinette befand, ſagte er dieſem Fremden in meiner Gegenwart, indem er von meinem theuren Gemälde redete: „Es iſt wahrlich ein „ſchönes Stück, und ich bin ziemlich wohlfeil daran gekommen.“ — Er hatte alſo vergeſſen, daß ich es war, der ihm dieſen ſehr wohlfeilen Preis gemacht hatte; — und ich beſeufzte die verſchwundene Hoffnung und die verlorne Summe, von welcher ich mit den Meinigen eine Zeitlang hätte leben können.

Eben ſo wenig rathe ich, den Großen Geld zu leihen, oder von ihnen zu borgen. Im erſtern Falle ſehen ſie nicht nur ihre Gläubiger als Wucherer und als ſolche an, die ſich eine Ehre daraus machen müſſen, den gnädigen Herren mit ihrem Vermögen aufzuwarten, ſondern auch, wenn ſie ſaumſelig in Wiederbezahlung der Schuld ſind, wie man denn das ſehr oft erlebt: (da ſie mehrentheils größern Aufwand machen, und unordentlicher in ihren häuslichen Geſchäften zu ſeyn pflegen als ſie ſollten) ſo hat man unerhörte Weitläuftigkeiten, hat zuweilen Mühe, Gerechtigkeit gegen ſie zu erlangen, und macht ſich wohl noch obenein eine mächtige Parthei zu Feinden. Im andern Falle aber, nämlich wenn man von ihnen borgt, wagt man, tauſendfältig ihr Sclav zu werden.

9.

Trage nichts dazu bei, ſie und ihre Kinder noch mehr zu verderben, moraliſch zu verſchlimmern! Schmeichele ihnen nicht! Nähre nicht ihren Stolz, ihre Ueppigkeit, ihre Eitelkeit, ihren Hang zu nichtigen und wollüſtigen Freuden! Beſtärke die Großen nicht in den Grundſätzen von angebornen Vorzügen, von Herrſchers-Rechten, von Geſalbtheit und dergleichen Grillen! Heuchle nicht! Verleugne nicht Wahrheit, ſelbſt die bittre Wahrheit nicht! Sey freimüthig, aber ohne grob zu werden, und ohne Dich ſelbſt zu

Grunde zu richten! Nim Dich der verkannten Unſchuld, des verläumdeten Edeln, des durch Hof-Ränke verſchwärzten Ehrenmanns an; doch mit Vorſicht, ohne ſeine Feinde dadurch noch mehr zu erbittern, und ſo viel Deine Lage es Dir erlaubt! Befördere, unterſtütze, wo Klugheit es geſtattet, die Wünſche, den guten Ruf und die billigen Geſuche Derer, die zu ſchüchtern, zu arm, zu beſcheiden, oder zu ſehr niedergedrückt, verkannt, von zu geringem Stande ſind, um ſich den Palläſten zu nähern! Man ſollte es kaum glauben, welchen Einfluß die Reden eines verſtändigen allgemein geſchätzten Mannes auf dieſe Menſchen haben können, ſowohl im Guten als Böſen; wie gern ſie alles zum Vortheile ihres Dünkels auslegen, und wie viel man auf ſie wirken kann, wenn auch die Folgen nicht ſichtbar werden.

10.

Man hüte ſich mit ihnen von Planen und Projecten zu reden, von denen man nicht gewiß iſt, daß ſie, wenn ſie auf dies bloße Wort alſo unternommen werden, ausführbar ſind, theils aus Furcht, ſie zu misleiten, (beſonders, wenn ſie uns vielleicht nur halb verſtanden haben, und nun gleich für ſich an das Werk geben) theils damit nicht die Schuld auf uns falle, wenn der Erfolg nicht der Erwartung gemäß iſt! Ich erinnere mich, (um nur ein, ganz kleines Beyſpiel zu geben) daß einſt ein gewiſſer Prinz mit mir von einem platten Dache redete, das er auf ſein Gartenhaus hatte legen, aber wieder abnehmen laſſen, weil er es zu ſchwer befunden. Mir fiel gerade ein, daß ich von einem franzöſiſchen Ingenieur-Officier gehört hatte: man könne ein wohlfeiles, leichtes und dauerhaftes plattes italieniſches Dach aus einer Menge Lagen von blauem Zucker-Papiere, zwiſchendurch und obenauf mit Schiff-Theer beſchmiert und mit Kies (Flus-Sand) beſtreuet, verfertigen. Dies erzählte ich dem Prinzen beiläufig, ohne jedoch für die Güte der Sache einzuſtehn. Lange nachher erfuhr ich, daß er den Verſuch — wer weiß, wie? — gemacht hätte, daß dieſer mislungen war, und daß er nicht undeutlich zu verſtehn gegeben hätte, ich ſey ein Mann, auf deſſen Projecte man ſich nicht zu ſicher einlaſſen dürfte.

Ueberhaupt kann man kaum vorſichtig genug in ſeinen Reden mit ihnen ſeyn. Man enthalte ſich daher in ihrer Gegenwart aller

nachtheiligen Urtheile über andre Leute, aller Mediſance! Sie pflegen dergleichen ganz gern zu hören; aber die Folgen ſind oft ſehr unglücklich. Zuerſt ſetzt man dadurch ſich und Andre in ihren Augen herab; denn ſie lachen zwar mit, haſſen aber doch den Läſterer und Ausſpäher fremder Fehler, bei dem heimlichen Bewußtſeyn ihrer eigenen vielfachen Gebrechen (ſo gern ſie dies auch unterdrücken); und da ſie ſchon alle übrigen Menſchen verachten, ſo wächſt dieſe Verachtung durch Aufdeckung fremder Schwachheiten. Sodann misbrauchen ſie wol gelegentlich unſern Namen, kompromittiren uns, indem ſie unſern Einfall nacherzählen, hetzen uns mit Andern zuſammen. Endlich weiß man zuweilen nicht, ob nicht das zeitliche Glück ſolcher Menſchen, von denen man nachtheilige Begriffe erweckt, in ihren Händen iſt; und da erſtaunt man, wenn man erfährt, wie oft ein einziges, ohne böſe Abſicht hingeworfenes Wort feſte Wurzel faßt, und nach langer Zeit noch die ſchädlichſten, unglücklichſten Folgen haben kann. Das Gute gleitet auf ihren untheilnehmenden Herzen ab; das Böſe hingegen ſetzt ſich feſt, und wird ſo leicht nicht ausgelöſcht. Ich könnte davon die ſonderbarſten Beiſpiele an-

anführen, wenn ich nicht fürchtete, dadurch die Geduld der Leſer zu ermüden. Am aller vorſichtigſten aber ſoll man in ſeinen Geſprächen über andre Perſonen von höherem Stande ſeyn. Obgleich die Erdengötter ſich unter einander ſelten lieben, ſondern mehrentheils durch allerlei Leidenſchaften getrennt ſind; ſo hören ſie doch nicht gern, daß man die privilegirten Lieblinge des Himmels in ihrer Gegenwart ohne Ehrerbietung nennt. Uebrigens wollen die Vornehmen und Reichen angenehm unterhalten und in fröhliche Laune geſetzt ſeyn. Thue dies auf unſchuldige Weiſe, wenn Dir an ihrer Gunſt gelegen iſt; aber erniedrige Dich nicht zu ihrem beſoldeten Spaßmacher, der Schwänke liefern muß, ſo oft ſie winken, und von dem ſie kein vernünftiges Wort hören mögen!

11.

In den Herzen der mehreſten Großen wohnt Mißtrauen. Es herrſcht bei Ihnen der Gedanke: alle übrigen Menſchen hätten einen Bund gegen ſie gemacht. Deswegen ſehen ſie es ſo ungern, wenn unter Denen, welche ihnen unterworfen ſind, enge Freundſchaften entſtehen. Wer ſich um Fürſten und Vornehme nicht zu bekümmern braucht, der kann ſich hierüber gänzlich hinausſetzen, Verbindungen nach ſeinem Herzen ſchließen; und überhaupt wird kein redlicher Mann, aus niedriger Gefälligkeit gegen irgend einen Beſchützer und Gönner, einen wahren Freund vernachläſſigen, noch einen würdigen Mann, der ihm die Hand reicht, von ſich ſtoßen. Wer aber an Höfen ſein Glück machen will, der thut doch wohl, wenn er vorſichtig in der Wahl ſeines Umgangs, ſeiner Vertrauten und der Geſellſchaften iſt, welche er am häufigſten beſucht. Es herrſchen da immer Partheien und Cabalen, in welche ein wohlwollendes, theilnehmendes Herz gar zu leicht hineingezogen wird. Und wenn nun eine dieſer Partheien über die andere ſiegt, ſo muß oft der Unſchuldigſte, in ſo fern er nur irgend Mitwiſſender bei dem, was vorgefallen, geweſen iſt, die Zeche bezahlen helfen. Ich habe an einem Orte, wo ich mich wahrlich — wider meine ſündliche Natur — äuſſerſt vorſichtig aufgeführt hatte, unbeſchreiblichen Verdruß blos dadurch gelitten, daß man muthmaßte, ich habe eine gewiſſe Sache, die vorgegangen, gewußt, oder wenigſtens gemerkt, weil ich viel mit den Perſonen umgieng, welche darinn verwickelt waren. Und doch konnte man leicht ſchließen, daß ich keine Rolle dabei geſpielt, ja, daß ich dieſe Sache nicht eher erfahren haben konnte, als bis ſie ſchon geſchehn, folglich durch meinen Rath oder Angabe nicht mehr zu hindern geweſen. Man hätte mir alſo meine Verſchwiegenheit in jedem Betrachte, und auch deswegen zum Verdienſte anrechnen ſollen, weil ich meine Freunde nicht verrathen hatte. Man hätte überlegen ſollen, daß ich ein freier dienſt- und pflichtloſer Menſch war, folglich keine Obliegenheit hatte, den Fiscal oder Angeber zu machen, und mich in ſolche Händel zu miſchen. — Aber man iſt denn nicht ſo billig, und ich rathe angelegentlichſt, an Höfen ſich zu keiner Parthei merklich zu ſchlagen, ſondern ſeinen graden Gang fortzugehn, und ſich um nichts zu bekümmern, was uns nicht unmittelbar betrifft; höflich gegen jedermann, vertraulich aber nur unter vier Augen gegen die Allergeprüfteſten zu ſeyn.

12.

Rede mit den Großen der Erde ohne Noth nicht von Deinen häuslichen Umſtänden, von Dingen, die nur perſönlich Dich und Deine Familie angehen! Klage ihnen nicht Dein Ungemach! Vertraue ihnen nicht den Kummer Deines Herzens! Sie fühlen ja doch kein warmes Intereſſe dabei, haben keinen Sinn für freundſchaftliche Theilnahme; es macht ihnen Langeweile; Deine Geheimniſſe ſind ihnen nicht wichtig genug, um ſie treu zu bewahren. Immer meinen ſie, man wolle bei ihnen betteln, — und ſie verachten den Mann, der nicht glücklich, nicht frei iſt. Von Jugend auf glauben ſie, jedermann mache Plan auf ihren Geldbeutel, auf ihre Wohlthaten. Ueberhaupt ſehen uns die Leute von dem Augenblicke, da wir etwas zu ſuchen, Andrer zu bedürfen ſcheinen, mit ganz andern Augen an, als vorher. Man läßt uns Gerechtigkeit widerfahren, ja, man zeigt ſich bezaubert von unſern angenehmen Talenten, von unſern Kenntniſſen, von unſrer Herzensgüte, von den glänzenden Vorzügen unſers Geiſtes, ſo lange wir mit allen dieſen ſchönen Eigenſchaften nichts als höfliche Behandlung und Gefälligkeit verdienen wollen, ſo lange wir als Fremde, als unabhängige Menſchen, niemand im Wege ſtehn, niemand verdunkeln; aber viel genauer, ſtrenger und unbilliger fängt man an, uns zu beobachten und zu richten, wenn wir unſre Vorzüge im

Staate geltend machen und die erlaubten Vortheile damit erringen wollen, worinn ſich ſo gern die vornehmen Dummköpfe und deren Creaturen theilen. Am beſten wird man von den Vornehmen und Reichen behandelt, wenn ſie erkennen, daß man ihrer gar nicht bedarf; wenn man ihnen dies auf eine Art zeigt, ohne ſich deſſen laut zu rühmen; wenn ihnen im Gegentheil unſre Hülfe, unſre Einſicht unentbehrlich iſt; wenn wir dabei nie die Beſcheidenheit und äußere Huldigung auſſer Augen ſetzen; wenn unſer Scharfſinn, unſre größere Weisheit, unſre Feſtigkeit und Geradtheit, ihnen Ehrerbietung einflößen, ohne daß ſie uns eigentlich fürchten; wenn wir uns bitten, uns aufſuchen laſſen, nicht aber unſern Beiſtand aufdringen — Einen ſolchen Mann ſchonen ſie ſorgfältig. —

13.

Hüte Dich aber, einen Großen, der Anſprüche auf Verſtand, Witz, hohe Tugenden, Gelehrſamkeit, Kunſtgefühl, oder worauf es immer ſey, macht, — hüte Dich, ihm deutlich, oder gar in Gegenwart Andrer merken zu laſſen, daß du Dir bewußt biſt, Du übertreffeſt, Du überſeheſt, Du verdunkelſt ihn! In der Stille darf er das wohl fühlen, aber er muß es nur allein zu fühlen glauben. Vor allen Dingen iſt dieſe Vorſicht nöthig gegen Vorgeſetzte, die ungeſchickter in ihrem Fache ſind, als Du. Gern mögen ſie Dir Deine beſſern Einſichten, gleichſam als prüften ſie Dich, abfragen, ſich zu eigen machen, Dir nach Gelegenheit Deine eigne Waare wieder verkaufen; doch wehe Dir, wenn Du das rügſt, wenn Du nur einmal thuſt, als merkteſt Du es; oder gar, wenn Du den unterrichtenden Ton gegen ſie annimſt! — Wie werden ſie Dir das Leben ſauer machen! Wie viel werden ſie von Dir fordern, das ſie ſelbſt nie zu leiſten im Stande ſeyn würden, damit ſie Gelegenheit haben, Dich eines Fehlers zu überzeugen.

14.

Es giebt aber geringe, unſchuldige Gefälligkeiten gegen die Großen der Erde, die man ihnen, ohne ſich ein Gewiſſen daraus zu machen, erweiſen, und unwichtige Forderungen von ihrer Seite, die man ohne niedrige Schmeichelei erfüllen kann. Dieſe verzogenen Schooßkinder des Glücks ſind nämlich von Jugend auf daran gewöhnt worden, daß man ſich in Kleinigkeiten nach ihren Phantaſien fügt, ihren Geſchmack zur Richtſchnur

ſchnur annimt, ihre Liebhabereien artig findet, und alles vermeidet, was ihnen aus Vorurtheil oder kindiſchem Eigenſinne zuwider iſt. Auch die beſten unter ihnen ſind von ſolchen Grillen und Einbildungen nicht ganz frei, und wenn man nun auf einen ſonſt redlichen, edeln Fürſten dadurch zum Guten wirken kann, daß man ſich hierzu bequemt, oder wenn unſer und unſrer Familie zeitliches Glück in ſeinen Händen iſt: — wer wird da nicht nachgebend ſeyn, und ſich ein wenig nach einem Solchen richten? So reden zum Beyſpiel manche Fürſtenkinder ſehr geſchwind und undeutlich, und ſehen es nicht gern, wenn man noch einmal frägt, ſondern wollen gleich verſtanden ſeyn. Freilich wäre es beſſer, wenn man ihnen dieſe Unart in der Kindheit abgewöhnt hätte: aber es iſt nun einmal nicht geſchehn; oder ſie lieben Pferde, Hunde, bunte Soldätchen, Schauſpiele, Pfeifenköpfe, Bilder, Geiger, Fidler; componiren auch wohl ſelbſt; bauen, pflanzen, errichten Academien, Muſäa und dergleichen. — Wie unſchuldig iſt es nicht da, zuweilen mit einzuſtimmen, einige Kennerſchaft zu zeigen? Nur muß man ſie in ihren Lieblings-Fächern nicht überſehen, nicht übertreffen wollen,

len, welches leicht zu geſchehen pflegt, da ſie oft von den Dingen, womit ſie ſich am mehrſten beſchäftigen, am wenigſten verſtehen — wie ſich denn über den vorſichtigen Umgang mit vornehmen Componiſten und unwiſſenden Mäcenaten ein weitläuftiges Capitel ſchreiben ließe. — Auch was gewiſſe Kleidertrachten, Manieren, den Ton der Stimme, was Styl, Handſchrift und mehr ſolche Dinge betrifft, darüber haben ſie zuweilen gewiſſe eigne Meinungen, die man ſchonen muß, wenn man ſich ihnen nicht unangenehm machen will. Uebrigens verſteht ſich's, daß dieſe Gefälligkeit aufhören ſoll, ſobald dieſelbe ſchädlichen Einfluß auf den Charakter haben kann: wenn ſie dadurch im Egoismus merklich beſtärkt, von ernſthaften Beſchäftigungen abgezogen, unbillig gegen Andre, ungerecht gegen wirkliche Verdienſte werden, oder wenn ihre Liebhabereien von ſolcher Art ſind, daß dadurch ihr Herz verwildert, verhärtet grauſam wird.

Zu den mehrentheils ſchädlichen Liebhabereien großer, beſonders regierender Herren, gehört auch die Luſt, außer Lande zu reiſen. Ungern möchte ich einen Fürſten darinn beſtärken. Sie rennen da gewöhnlich

im

in fremden Himmelsgegenden herum, bevor ſie ihr eigenes Land kennen, in welchem tauſend Gegenſtände, mehr als die Carnavals von Venedig und die Pferderennen in England, ihrer Aufmerkſamkeit werth ſind; kaufen für den ſauren Erwerb ihrer Unterthanen ausländiſche Poſſen, Krankheiten des Leibes und der Seele, und bringen nicht ſelten große Forderungen, Hang zu Verſchwendung, Wolluſt und Ueppigkeit, böſe Laune, Müßiggang, Avanturiers u. dergl. in ihre arme Reſidenz zurück.

15.

Fürſten, Vornehme und Reiche pflegen zuweilen ſich ſo weit zu Leuten von geringern Stande herabzulaſſen, daß ſie dieſelben um Rath fragen, oder ſie um Beurtheilung ihrer Spielwerke, ihrer Schriften, Anlagen, Plane, Meinungen und dergleichen bitten. Ich empfehle da Behutſamkeit, und daß man ſich erinnere, wie übel das Rathgeben und Warnen dem armen Gil Blas von Santillana in dem Hauſe des Cardinals bekam, obgleich dieſer ihn ſo dringend aufgefordert hatte, ihm zu erzählen, was die Leute von ſeinen Predigten redeten. So wie faſt alle übrige Menſchen, ſo legen beſonders die Großen der Erde

Erde uns mehrentheils nur darum ſolche Dinge zur Beurtheilung vor, damit wir ſie loben ſollen, und fragen nicht eher um Rath als bis ſie ſchon beſchloßen haben, was ſie thun wollen.

16.

Noch mögten alle dieſe Regeln der Vorſichtigkeit nicht ſo gefährlich zu übertreten ſeyn im Umgange mit ſolchen Perſonen, die zwar nicht frei von den Fehlern einer vornehmen Erziehung, übrigens aber gut geartet, wohlwollend und verſtändig ſind; allein doppelt wichtig wird ihre Befolgung, wenn man es mit vornehmen Pinſeln, mit Menſchen zu thun hat, die zugleich hochmüthig, unwiſſend, dumm, von Jedem, wie ein Rohr, hin und her zu leiten, mistrauiſch, kalt und rachſüchtig ſind, — und ich bedaure jede Chriſten-Seele, die von dergleichen kleinen und großen Tirannen abhängen muß.

17.

Wenn Du das glänzende Unglück haſt, der Liebling eines ſchwachen Erden-Götzen zu ſeyn: ſo bereite Dich nicht nur ſelber dazu vor, daß dieſe Freude nicht lange dauern, daß ein Schmeichler Dich aus Deinen Poſten verdrängen wird; ſondern zeige auch ſowohl Deinem Sultane, daß Du nicht gänzlich von ſeinen Blicken lebſt, als auch dem Volke, wie wenig Du Dir auf dieſen nichtigen Vorzug zu gut thuſt; wie unweſentlich zu Deiner moraliſchen Exiſtenz ein ſolcher unbedeutender, zufälliger Glanz iſt! Wenn Du dann in tiefe Ungnade fällſt, ſo fliehen doch wenigſtens die Beſſern nicht vor Dir, wie vor einem vernichteten, verweſeten Menſchen: und der undankbare Deſpot fühlt, daß es noch Leute giebt, die ſeiner entbehren können. Baue überhaupt nicht auf die Freundſchaft, Feſtigkeit und Anhänglichkeit der Groſſen! Sie achten Dich, ſo lange ſie Deiner bedürfen; ſind wankelmüthig, glauben lieber das Böſe, als das Gute, und der Letzte hat bei ihnen immer Recht.

Nütze aber die Zeit ihrer Gunſt, um ſie zur Gerechtigkeit, Treue, Wahrheit und Menſchenliebe zu ermuntern! Stimme ihnen nicht bei, wenn ſie je vergeſſen wollen: daß ſie was ſie ſind und was ſie haben, nur durch Uebereinkunft des Volks ſind und haben; daß man ihnen dieſe Vorrechte wieder nehmen kann, wenn ſie Misbrauch davon machen; daß unſre Güter und unſre

ſre Exiſtenz nicht ihr Eigenthum, ſondern daß alles, was ſie beſitzen, unſer Eigenthum iſt, weil wir dafür alle ihre und der ihrigen Bedürfniſſe befriedigen, und ihnen noch obenein Rang, Ehre und Sicherheit geben, und Geiger und Pfeifer bezahlen; endlich daß in dieſen Zeiten der Aufklärung bald kein Menſch mehr daran glauben wird, daß ein Einziger, vielleicht der Schwächſte der ganzen Nation, ein angeerbtes Recht haben könnte, hundert tauſend weiſern und beſſern Menſchen das Fell über die Ohren zu ziehn; daß ſie aber ohne Trabanten und Wachen ruhig ſchlafen können, wenn das dankbare Volk, deſſen treue Diener ſie ſind, ſie liebt und für das Wohl der Edeln Segen vom Himmel erfleht. — Es verſteht ſich, daß dieſe Wahrheiten einiger Einkleidung bedürfen, wenn ſie den verwöhnten Ohren der Großen harmoniſch klingen ſollen.

Willſt Du Dich in Gunſt erhalten: ſo mache, daß nie der eitle Große merke, daß Du Dich Deiner Gewalt über ihn freueſt, noch daß Du gern Deine Meinung gegen die ſeinige durchſetzen wolleſt! Zeige ihm, daß wirklich Achtung und Liebe zu ſeiner Perſon und das Verlangen, nützlich zu ſeyn, Deine Schritte leiten, nicht aber Eigennutz oder kindiſche Eitelkeit! Aber ſey auch nicht ſo närriſch, billige Vortheile, Belohnungen Deiner Dienſte, zurückzuweiſen, Dein Vermögen aufzuopfern, und nachher vielleicht, wenn er Deiner müde iſt, Dich mit einem weißen Stabe fortſchicken zu laſſen!

Ueber alle Geſchäfte, die Dir von Fürſten aufgetragen werden, führe ſo genaue pünktliche Rechnung und Controlle, daß Du zu jeder Zeit die Rechtmäßigkeit Deiner Schritte gegen Verläumder und Ankläger beweiſen könneſt!

Ungebeten übernimm kein Geſchäft, das nicht zu Deinem Amte gehört!

Vermeide es, ihnen durch trocknen, langweiligen Vortrag die Geſchäfte noch unangenehmer zu machen, als ſie ihnen ſchon gewöhnlich ſind!

Biſt Du des Fürſten Günſtling: ſo fehlt Dir's nicht an Neidern und Ausſpähern; ſey daher dann doppelt vorſichtig in Deinem ſittlichen Betragen!

Es giebt immer an Höfen Leute, denen daran gelegen iſt, genau zu wiſſen, wie groß Dein Einfluß auf den Kopf und das Herz des Fürſten iſt. Um dieſe nie in Deine Karte blicken zu laſſen, und damit ſie nicht wiſſen mögen, von welcher Seite etwa der Herr gegen Dich gewonnen werden könnte: ſo vermeide alle Gelegenheit, in Andrer Gegenwart mit ihm von Geſchäften, oder ſonſt von Gegenſtänden, über welche Du vielleicht mit ihm nicht gleicher Meinung biſt, zu reden!

Sey vorſichtig, höchſt vorſichtig, in beſtimmter Anempfehlung andrer Leute, zum Dienſte des Fürſten!

Baue nie auf die Anhänglichkeit Deiner ſogenannten Creaturen, das heißt, ſolcher Menſchen, die Dir ihr Glück zu verdanken haben!

Verſprich nicht Dein Fürwort, wenn Du des Erfolges nicht gewiß biſt!

Begünſtige die Geſuche der Creaturen Deiner präſumtiven Feinde in billigen Dingen!

18.

Wenn Dein Beſchützer, wenn ein Großer, dem Du in der Zeit ſeines äuſſern Glücks, aus Noth, Höflichkeit, Politick oder gutem

Willen, gehuldigt haſt, von ſeiner Höhe herabſtürzt; wenn er Stand, Vermögen, Einfluß oder Glanz verliert: ſo ſchlage dich nicht zu der Parthei der Niederträchtigen, die dem Unglücklichen, der ihnen zu nichts mehr helfen kann, den Rücken zukehren! Verdient er Deine Hochachtung, ſo zeige ihm nun mit doppeltem Eifer, daß dein Herz nicht von der Stimme des Pöbels abhängt; iſt er aber Deiner Zuneigung unwerth, ſo ſchone ſeiner wenigſtens darum, weil er von jedermann verlaſſen iſt, und alſo zu Mishandlungen ſchweigen muß! Räche Dich auch eben deswegen nie an Dem, von welchem Du verfolgt, gedrückt worden, ſo lange er Gewicht hatte! Sammle vielmehr feurige Kohlen auf ſein Haupt, (beſchäme ihn durch ſanftmüthige, liebreiche Behandlung,) damit er in ſich gehe und, wo möglich, durch Großmuth gebeſſert werde!

19.

Sammle nicht leicht für Arme bei Vornehmen und andern Leuten von der großen Welt! Sie geben mehrentheils nur aus Prahlerei, und behandeln Dich, als wäre es ein Almoſen für Dich. — Ueberhaupt hilf ſelbſt wo Du kannſt! Gib nicht Aſſignationen auf fremde Hülfe! Tadle aber auch nicht ſogleich den Reichen, wenn er Dir eine Wohlthat für einen Dürftigen verſagt, die ein Aermerer Dir gewährt! Denke immer, daß ſeine größern Bedürfniſſe (ob wahrhafte oder eingebildete: gleichviel) und die größern Anforderungen Andrer auf ſeine Wohlthätigkeit ihn mit Dem, der weniger hat, in *eine* Claſſe ſetzen, und daß man, wenn man gegen Alle freigebig ſeyn will, gegen Einige nicht *wohlthätig* ſeyn kann.

20.

Und nun noch einmal! Wenn ich hier ſehr viel zum Nachtheile des Charakters der mehrſten Großen und Reichen geſagt habe, ſo bin ich doch weit entfernt, dies ohne Unterſchied auf alle Perſonen der höhern Claſſen ausdehnen zu wollen. Es iſt mir immer äußerſt zuwider geweſen, zu ſehen, wie manche unſrer armſeligen neuern Schriftſteller es ſich zum Geſchäfte machen, auf die höhern Stände zu ſchimpfen. Viele von ihnen ſind ſo wenig mit den erhabenern Menſchen-Claſſen bekannt, daß es die höchſte Ungereimtheit verräth, wenn ſie über Sitten und Denkungsart derſelben ein Urtheil wagen. Von ihren Dachſtübchen ſchielen ſie neidiſch und hämiſch nach den Palläſten der Glücklichern hinunter. Wenn, bei grober Koſt und dem Waſſerkruge, die ſüßen Düfte aus den Küchen und Kellern derer, die im Ueberfluſſe leben, zu ihnen hinaufſteigen, ſo reizt das ihre Nerven, erregt ihre Galle; es ärgert ſie, daß ihre Glücksumſtände ihnen nicht wie jenen erlauben, ihre Leidenſchaften zu befriedigen; ſie verwünſchen den Mann im vergoldeten Wagen, den ſie zu Fuße nicht einholen können, ſchimpfen auf den hartherzigen Mäcen, der nicht eben ſo überzeugt ſcheint von ihren großen Verdienſten, als ſie ſelbſt es ſind, und fluchen auf das Geſchick, welches die Güter der Erde ſo ungleich ausgetheilt hat. Da müſſen es dann die armen Fürſten, Miniſter, Edelleute und Reichen entgelten, die ſie als Tyrannen, Böſewichter, Thoren und hartherzige Unterdrücker alles deſſen, was edel und gut iſt, abſchildern. Ein ſo fanatiſcher Eifer kann wol nie mein Gehirn ergreifen. Selbſt im Ueberfluſſe und mit großen Erwartungen aufgewachſen, kenne ich recht gut die Vortheile und Nachtheile einer reichen und vornehmen Erziehung. Meine nachherigen Schickſale aber, mein Aufenthalt an Höfen, und der Umgang mit Men=

Menſchen aller Art, das alles hat mich gelehrt, wie nöthig es ſey, Denen, die nicht durch widrige Erfahrungen vollends ausgebildet werden, und die ſo ſelten reine, lautre, unpartheiiſche Wahrheit hören, ohne Leidenſchaft zu ſagen, was ihnen ſo nöthig iſt, zu hören. Viele von ihnen ſind wahrlich herzlich gut; ſelbſt die Schwächern haben oft manche Temperaments-Tugend, deren Wirkungen für die Welt viel wohlthätiger werden können, als die ſanften Aufwallungen ärmerer und ohnmächtigerer Sterblichen. Sie haben von ihrer erſten Jugend an alle Muße und Gelegenheit, ihren Geiſt zu bilden, ſich Talente zu erwerben, Welt und Menſchen kennen zu lernen; haben Veranlaſſungen in Menge, Gutes zu thun, die Freuden der Wohlthätigkeit zu ſchmecken. Ihr Character wird nicht niedergedrückt, auch nicht verſchoben durch Unglück und Mangel, oder durch die Nothwendigkeit, ſich zu ſchmiegen und zu beugen. Und wenn von einer Seite Schmeichelei ſie leicht verderben kann, ſo iſt von der andern der Gedanke, daß jede ihrer edeln Handlungen bemerkt wird, und ihre Verirrungen oft noch der ſpäten Nachwelt vorerzählt werden, ein Sporn mehr, groß und vortreflich zu werden. Auch nützen Viele von ihnen alle dieſe Triebfedern; und es iſt ein Glück, an der Seite eines Fürſten zu leben und Einfluß auf ihn zu haben, der die Würde ſeines Standes kennt und ſich ſeines hohen Berufs werth zeigt. Ich kenne deren Einige, die es auch gewiß nicht übel aufnehmen, wenn man ihnen die Klippen zeigt, an welchen ſo viele von ihnen ſcheitern.

21.

Zum Schluſſe noch ein Paar Worte über den Umgang der Großen und Reichen unter ſich! Sie verderben ſich größtentheils Einer den andern. Die Kleinern beeifern ſich, es den Größern nach-, ja, es ihnen an Aufwande und übelverſtandener Erhabenheit zuvorzuthun: und ſo verewigen ſie ihre Thorheiten, welche von noch kleinern Magnaten bis auf den Geringſten, der nur einen Schuhputzer in ſeiner Livre herumlaufen hat, nach möglichſten Kräften nachgeahmt werden. Luſtige Beyſpiele von dieſer Art ſieht man an den kleinen teutſchen Höfen: wie ſie einander aufpaſſen, ſich wechſelſeitig controlliren, beneiden, zu übertreffen ſuchen; wie, wenn der durchlauchtige Herr in Y*** an ſeinem Geburtstage einen Ball und zugleich eine Illumination von ſieben Pfund Talglichtern gegeben hat, der Fürſt in V*** an ſeinem Feſte ein Feuerwerk von acht Pfunden Pulver hinzuthut; wie, wenn der Eine ſich einen Ober-Hof-Marſchall für dreihundert Gulden Gage und zwölf Scheffel Hafer hält; der Andre dem Cheff ſeines Hofes noch obenein ein breites Ordensband über den hungrigen Magen hängt. Der eine regierende Graf, verſchreibt ſich eine Meute Jagdhunde, wie ſie kein Potentat in Europa hat; der angrenzende beſoldet eine Meute Hofmuſici, die wenigſtens eben ſo viel Lärm macht. Der Dritte, voll Verzweiflung darüber, daß er es ſeinen Nachbarn nicht zuvorthun kann, verzehrt lieber den ſauern Erwerb ſeiner geplünderten Unterthanen in Paris, ſpielt lieber da eine elende Rolle, als in ſeiner Reſidenz den guten, treuen Landesvater vorzuſtellen. Und ſo geht das weiter hinunter. Man fange nur in Städten an, ein Concert oder dergleichen zu geben, welches abwechſelnd von einer geſchloſſenen Geſellſchaft gehalten wird, und womit etwa ein Abendeſſen verknüpft iſt. Der Erſte, bei welchem ſich der Zirkel verſammlet, wird ein Paar Flaſchen Wein und kalte Küche hergeben;

der Andre fügt einen Punſch hinzu; und ehe ein Vierteljahr vergeht, iſt die Anſtalt in eine koſtſpielige Freſſerei ausgeartet. Das ſollte nun unter verſtändigen vornehmen und reichen Leuten nicht alſo ſeyn. Sie ſollten den niedern Beiſpiele geben von Ordnung, Einfalt, Hinwegſetzung über ſteife Etikette, von Mäßigkeit in Speiſe, Kleidung, Pracht, Bedienung, Hausrath und allen ſolchen Dingen. Sie ſollten das Vorurtheil vernichten, daß die Herzen der Großen zu keinen dauerhaften Freundſchaften fähig ſeyen — mit Einem Worte: ſie ſollten nicht vergeſſen, daß die Augen ſo Vieler auf ſie gerichtet ſind.

22.

Spöttle nicht über das Kleine an kleinen Höfen! Beſſer ſo, als wenn ein Herr über vier Quadrat-Meilen Landes Garden zu Fuß und zu Pferde, Miniſters, Hof-Cavaliere in Menge hält und Schulden über Schulden macht! Es iſt nur alles relativ klein und iſt immer gut, wenn es nur nicht zwecklos und voll abgeſchmackter Forderungen iſt. Dreißig Mann, die abwechſelnd Ordnung in der Stadt halten, ſind mehr werth, als dreißigtauſend, die man von nützlicher Arbeit abzieht, um auf Koſten des fleißigen armen Unterthanen Spielwerk mit ihnen zu treiben.

Zweites Capitel.

Ueber den Umgang mit Geringern.

1.

Im ſiebenten Kapitel des zweiten Theils dieſes Werks habe ich von dem Betragen des Herrn gegen den Diener und von den Pflichten geredet, welche der Vornehmere auf ſich hat, Denen, die vom Schickſale beſtimmt ſind, in Unterwürfigkeit zu leben, ihr Daſeyn leicht und ſüß zu machen. Ich verweiſe alſo zuerſt die Leſer dahin, und füge hier nur noch einige Regeln für den Umgang mit ſolchen Perſonen hinzu, die zwar nicht in unſern Dienſten, aber doch, der Geburt, dem Vermögen, oder andern bürgerlichen Verhältniſſen nach, tiefer als wir ſtehen.

2.

Man ſey höflich und freundlich gegen ſolche Leute, denen das Glück nicht gerade eine ſo reichliche Summe nichtiger zeitlicher Vortheile zugeworfen hat, als uns, und ehre das wahre Verdienſt, den ächten Werth des Menſchen, auch im niedern Stande! Man ſey nicht, wie die mehrſten Vornehmen und Reichen etwa nur dann herablaſſend gegen Leute von geringerm Stande, wenn man ihrer bedarf, da man ſie hingegen verabſäumt oder ihnen übermüthig begegnet, ſobald man ihrer entbehren kann! Man vernachläſſige nicht, ſobald ein Größerer gegenwärtig iſt, den Mann, den man unter vier Augen mit Freundſchaft und Vertraulichkeit behandelt, ſchäme ſich nicht, öffentlich den Mann vor der Welt zu ehren, der Achtung verdient, mögte er auch weder Rang, noch Geld, noch Titel führen! Man ziehe aber nicht die niedern Claſſen bloß aus Eigennutz und Eitelkeit vor, um die Stimme des Volks auf unſere Seite zu bringen, um als ein lieber, leutſeliger Herr geprieſen und über Andere erhoben zu werden! Man wähle nicht vorzüglich den Umgang mit Leuten von gemeiner Erziehung, um etwa in dieſen Cirkeln mehr geehrt, mehr geſchmeichelt zu werden, und glaube nicht, daß man populär und natürlich ſey, wenn man die Sitten des Pöbels nachahmt! Man ſey nicht lediglich darum freundlich gegen die Geringern, um irgend einen Höhern im Range zu demüthigen; nicht aus Stolz herablaſſend, um deſto mehr geehrt zu werden, ſondern

dern überall aus reiner, redlicher Abſicht, aus richtigen Begriffen von Adel, und aus Gefühl von Gerechtigkeit, die, über alle zufällige Verhältniſſe hinaus, in dem Menſchen nur den Werth ſchätzt, den er als Menſch hat!

3.

Aber dieſe Höflichkeit ſey auch wohl geordnet; ſie ſey nicht übertrieben! Sobald der Geringere fühlt, daß ihm die Ehre, welche wir ihm erweiſen, unmöglich zukommen kann: ſo hält er es entweder für Mangel an Vernunft, für Spott, oder gar für Falſchheit; argwöhnt, es ſtecke etwas dahinter, wir wollten ihn mißbrauchen. Sodann giebt es auch eine Art von Herablaſſung, die wahrhaftig kränkend iſt, wobei der leidende Theil offenbar fühlt, daß man ihn nur ein mildthätiges Allmoſen der Höflichkeit darreicht. Endlich giebt es eine abgeſchmackte Art von Höflichkeit, wenn man nämlich mit Leuten von geringerm Stande eine Sprache redet, die ſie gar nicht verſtehen, die unter Perſonen von der Claſſe gar nicht üblich iſt; wenn man das conventionelle Gewäſche von Unterthänigkeit, Gnade, Ehre, Entzücken und ſo ferner, bei Perſonen anbringt, die an ſolche ſtarke Gewürze gar nicht gewöhnt ſind. Dies iſt der gemeine Fehler der Hofleute. Sie halten ihren Jargon für die einzige allgemeine Sprache, und machen ſich dadurch oft bei dem beſten Willen lächerlich oder verdächtig. Die große Kunſt des Umgangs iſt, wie ich gleich zu Anfange dieſes Buchs geſagt habe, den Ton jeder Geſellſchaft zu ſtudiren, und nach Gelegenheit annehmen zu können.

4.

Man hüte ſich aber vor grenzenloſer Vertraulichkeit gegen ſolche Menſchen, die keine feine Erziehung haben! Sie mißbrauchen leicht unſre Gutwilligkeit, fordern immer mehr, und werden unbeſcheiden. Man gebe Jedem, ſo viel er zu ertragen vermag!

5.

Laß es den Geringern in Deinen glänzenden Umſtänden nicht entgelten, wenn er Dich, ſo lange Dich das Glück nicht anlächelte, verabſäumt, wenn er Deinen mächtigen Feinden gehuldigt hat, wenn er ſich, wie die großen gelben Blumen nach der Sonne dreht! Denke, daß ſolche Menſchen oft in die Nothwendigkeit verſetzt werden, wenn ſie mit den Ihrigen leben und eſſen wollen, ſich zu krümmen und zu ſchmiegen; daß wenige unter ihnen ſo erzogen ſind, daß ſie Sinn für gewiſſere feinere Gefühle und Aufopferungen haben, und daß alle Menſchen mehr oder wenig nach Eigennutz handeln, den die Geſchliffenern nur künſtlicher verbergen.

6.

Täuſche nicht den Niedern, der Dich um Schutz, Fürſprache, oder Hülfe bittet, mit falſchen Hoffnungen, leeren Verſprechungen und nichtigen Vertröſtungen, wie es die Weiſe der mehrſten Vornehmen iſt, die, um die Clienten ſich vom Halſe zu ſchaffen, oder in den Ruf von Leutſeligkeit zu kommen, oder aus Schwäche, aus Mangel an Feſtigkeit, jeden Bittenden mit ſüßen Worten und Verheißungen überſchütten, ſobald er aber den Rücken gewendet hat, nicht mehr an ſein Anliegen denken! Der Arme geht indeß voll Hoffnung nach Hauſe, glaubt ſeine Angelegenheit den beſten Händen anvertrauet zu haben, verſäumt alle andern Wege, die er zu Erlangung ſeines Zwecks einſchlagen könnte, und fühlt ſich nachher doppelt unglücklich, wenn er ſieht, wie ſehr er ſich betrogen hat.

7.

Hilf dem der deſſen bedarf! Befördere und ſchütze Die, welche Dich um Hülfe, Wohlthat und Schutz anſprechen, in ſo fern die Gerechtigkeit es geſtattet! Aber hüte Dich, ſo ſchwach zu ſeyn, daß Du durchaus nichts abſchlagen könneſt! Daraus entſtehen zweierlei nachtheilige Folgen: zuerſt, daß Leute von niedriger Denkungsart Deine Schwäche mißbrauchen, und Dir eine Laſt von Verbindlichkeiten, Arbeiten und Sorgen auflegen, die für Dein Herz, für Deine Kräfte, oder für Deinen Geldbeutel zu ſchwer iſt, oder wodurch du gezwungen wirſt, ungerecht gegen Andre zu handeln, die weniger zudringlich ſind. Und dann der zweite Schaden: wer zu viel verſpricht, der wird wider Willen zuweilen ſein Wort zu brechen genöthigt. Ein feſter Mann muß auch den Muth haben, eine abſchlägige Antwort geben zu können; und wenn er dies auf edle, nicht beleidigende Weiſe, aus wichtigen Gründen thut, und ſonſt dafür bekannt iſt, daß er gerecht handelt und gerne hilft: ſo wird er ſich dadurch keine Feinde erwecken. Allen Menſchen kann man es freilich nicht recht machen, aber wenn man immer conſequent und weiſe handelt, ſo werden uns wenigſtens die Beſſern nicht verkennen. Schwäche iſt nicht Güte; und verweigern, was man vernünftiger Weiſe nicht zugeſtehen kann, heißt nicht hartherzig ſeyn.

8.

Verlange nicht einen übermäßigen Grad von Cultur und Aufklärung von Leuten, die beſtimmt ſind, im niedern Stande zu leben! Trage auch nichts dazu bei, ihre intellectuellen Kräfte zu überſpannen, und ſie mit Kenntniſſen zu bereichern, die ihnen ihren Zuſtand widrig machen, und den Geſchmack an ſolchen Arbeiten verbittern, wozu Stand und Bedürfniß ſie aufrufen! Das Wort Aufklärung wird in unſern Zeiten oft ſehr gemißbraucht, und bedeutet nicht ſowol Veredelung des Geiſtes, als Richtung deſſelben auf grillenhafte, ſpeculative und phantaſtiſche Spielwerke. Die beſte Aufklärung des Verſtandes iſt die, welche uns lehrt, mit unſrer Lage zufrieden und in unſern Verhältniſſen brauchbar, nützlich und zweckmäßig thätig zu ſeyn. Alles Uebrige iſt Thorheit, und führt zum Verderben.

9.

Begegne Deinen Untergebenen liebreich, ohne Dein Anſehen bei ihnen zu verlieren! Es taugt nie, wenn die Subalternen ſich ihren Vorgeſetzten unentbehrlich machen; und verächtlich wird der Cheff eines Departements, der, weil er nicht ſelbſt arbeiten will, oder nicht arbeiten kann, ſich auf die Untergebenen verlaſſen muß; da er dann nicht Anſehn und nicht Muth genug behält, einen nachläſſigen oder eigenſinnigen Secretair an ſeine Pflicht zu erinnern, ſondern ſich alles muß gefallen laſſen, was Dieſer gut findet vorzunehmen, oder zurückzulegen.

Drittes Kapitel.

Ueber den Umgang mit Hofleuten und ihres Gleichen.

1.

Ich faſſe hier die Bemerkungen über den Umgang mit Hofleuten und mit ſolchen Perſonen überhaupt, die in der ſogenannten großen Welt leben und den Ton derſelben angenommen haben, zuſammen. Leider wird dieſer Ton, den Fürſten und Vornehme von ſolcher Art, wie ich ſie im erſten Kapitel dieſes Theils beſchrieben habe, angeben und ausbreiten, von allen Ständen, die einigen Anſpruch auf feine Lebensart machen, nachgeäfft. Entfernung von Natur; Gleichgültigkeit gegen die erſten und ſüßeſten Bande der Menſchheit; Verſpottung der Einfalt, Unſchuld, Reinigkeit und der heiligſten Gefühle; Falſchheit; Vertilgung, Abſchleifung jeder charakteriſtiſchen Eigenheit und Originalität; Mangel an gründlichen, wahrhaftig nützlichen Kenntniſſen; an deren Stelle hingegen Unverſchämtheit, Perſifflage, Impertinenz, Geſchwätzigkeit, Inconſequenz, Nach-

läſlaſſen; Kälte gegen alles, was gut, edel und groß iſt; Ueppigkeit, Unmäßigkeit, Unkeuſchheit, Weichlichkeit, Ziererei, Wankelmuth, Leichtſinn; abgeſchmackter Hochmuth; Flitterpracht, als Maske der Bettelei; ſchlechte Hauswirthſchaft; Rang- und Titelſucht; Vorurtheile aller Art; Abhängigkeit von den Blicken der Deſpoten und Mäcenaten; ſclaviſches Kriechen, um etwas zu erringen; Schmeichelei gegen Den, deſſen Hülfe man bedarf, aber Vernachläſſigung auch des Würdigſten, der nicht helfen kann; Aufopferung auch des Heiligſten, um ſeinen Zweck zu erlangen; Falſchheit, Untreue, Verſtellung, Eidbrüchigkeit, Klatſcherei, Cabale; Schadenfreude, Läſterung, Anecdoten-Jagd; lächerliche Manieren, Gebräuche und Gewohnheiten — das ſind zum Theil die herrlichen Dinge, welche unſre Männer und Weiber, unſre Söhne und Töchter, von dem liebenswürdigen Hofgeſindel lernen; — das ſind die Studien, nach welchen ſich die Leute von feinem Tone bilden! Da, wo dieſer Ton herrſcht, wird das wahre Verdienſt nicht nur bloß überſehen, ſondern, ſo viel möglich, mit Füßen getreten, unterdrückt, von leeren Köpfen zurückgedrängt, verdunkelt, verſpottet. Kein größerer Triumpf

Triumph für einen faden Hofſchranzen, als wenn er den Mann von entſchiedenem Werthe, deſſen Uebergewicht er heimlich fühlt, demüthigen, ihn auf einem Mangel an conventioneller feinen Lebensart ertappen, und, durch die Art, wie er dies zu erkennen gibt, oder dadurch, daß er mit ihm in einer Sprache oder über Gegenſtände redet, wovon er nichts verſteht, es dahin bringen kann, daß Jener verwirrt wird, und ſich in ſchiefem Lichte zeigt! Kein größrer Triumph für die Petite-Maitreſſe, als wenn ſie eine redliche Frau; voll wahrer innerer und äußerer Vorzüge und Würde, in einer Geſellſchaft von Weltleuten von einer lächerlichen Seite darſtellen kann! Das alles muß man erwarten, wenn man ſich unter Menſchen von dieſer Claſſe miſcht. Man muß ſich dann nicht beunruhigen, wenn uns dergleichen widerfährt, und hinterher ſich kein graues Haar darum wachſen laſſen. Man hat ſonſt keinen friedlichen Augenblick, wird unaufhörlich von tauſend Leidenſchaften, beſonders von Ehrgeiz und Eitelkeit, in Aufruhr gebracht. Es gibt aber drei Mittel, allen dieſen Ungemächlichkeiten auszuweichen, indem man nämlich entweder ſich mit der großen

Welt unbefangen läßt, oder in derſelben ſeinen graden Gang fortgeht, ohne ſich alle dieſe Thorheiten anfechten zu laſſen, oder endlich, indem man den Ton derſelben ſtudirt, und, ſo viel es ohne Verleugnung des Charakters geſchehen kann, mit den Wölfen heult.

2.

Wer ſeiner Lage nach nicht ſchlechterdings dazu verdammt iſt, an Höfen, oder ſonſt in der großen Welt zu leben, der bleibe fern von dieſem Schauplatze des glänzenden Elends; bleibe fern vom Getümmel, das Geiſt und Herz betäubt, verſtimmt und zu Grunde richtet! In friedlicher häuslicher Eingezogenheit, im Umgange mit einigen Edeln, verſtändigen und muntern Freunden ein Leben führen, das unſrer Beſtimmung, unſern Pflichten, den Wiſſenſchaften und unſchuldigen Freuden gewidmet iſt, und dann zuweilen einmal mit Nüchternheit an öffentlichen Vergnügungen, an großen, gemiſchten Geſellſchaften Theil nehmen, um für die Phantaſie, die doch auch nicht leer ausgehen will, neue Bilder zu ſammeln, und die kleinen, widrigen Gefühle der Einförmigkeit zu verlöſchen: — das iſt ein Leben, das eines weiſen Mannes werth iſt! Und in Wahrheit! es ſteht öfter in unſrer Macht, als man gemeiniglich denkt, ſich der großen Welt zu entziehen. Menſchenfurcht, elende Gefälligkeit gegen mittelmäßige Leute, Eitelkeit, Schwäche, Nachahmungsſucht, — das iſt es, was ſo manchen ſonſt nicht ſchlechten Mann bewegt, ſeine ſchönſten Stunden da zu verſchleudern, wo er im Grunde nicht zu Hauſe iſt, wo ſo oft Ekel und Langeweile ihn anwandeln, und allerlei unedle Leidenſchaften ihr Spielwerk mit ihm treiben. Freilich aber muß man, um ſich dieſem zu entziehen, nicht nur, ſeinen Verhältniſſen nach, unabhängig ſeyn, ſondern auch nach feſten Grundſätzen zu handeln und ſich über das Geſchwätz der Leute hinauszuſetzen den Muth haben, — mag auch davon geſprochen werden, was da will!

3.

Muß oder will man aber in der großen Welt leben, und man iſt nicht ganz ſicher, den Ton derſelben annehmen zu können: ſo bleibe man lieber der Art von Stimmung und Wendung treu, die uns Natur und Erziehung gegeben haben. Nichts kann abgeſchmackter ſeyn, als wenn man jene Sitten halb und unvollſtändig copirt, — wenn der ehrliche Landmann, der ſchlichte Bürger, der gerade, teutſche Biedermann, den franzöſiſchen Petit-maitre, den Hofmann, den Politiker ſpielen will, — wenn Leute, die einer ausländiſchen Sprache nicht mächtig ſind, alle Gelegenheit aufſuchen, mit fremden Zungen zu reden, oder, wenn ſie auch in ihrer Jugend an Höfen gelebt haben, nicht merken, daß die galante Sprache aus Ludwig des Vierzehnten Zeiten jetzt gar nicht mehr im Umlaufe iſt, und eine Stutzer-Garderobe aus dem vorigen Jahrhunderte im Jahr 1790 nur auf dem comiſchen Theater Wirkung thut. Solche Menſchen machen ſich muthwilligerweiſe zum Geſpötte, da man hingegen mit einem ungezwungenen, natürlichen und verſtändigen Betragen, Anſtande und Anzuge, wenn dies alles auch nicht nach dem feinſten Hofſchnitte iſt, ſich mitten unter dem leichtfertigen Geſindel Achtung und, wo nicht ein angenehmes, doch ein ruhiges, ungekränktes Leben verſchaffen kann. Sey alſo einfach in Deiner Kleidung und in Deinen Manieren, ehrlicher Biedermann! Sey ernſthaft, beſcheiden, höflich, ruhig, wahrhaftig! Rede nicht zu viel und nie von Dingen, wovon Du nichts weißt, noch in einer Sprache, die Dir nicht gelaufig iſt, in ſo fern Der, welcher mit Dir ſpricht, Deine Mutterſprache verſteht! Betrage Dich mit Würde und Geradheit, ohne grob zu ſeyn, ohne Ungeſchliffenheit! ſo wird man Dich ungeneckt laſſen. Freilich wirſt Du dabei auch nicht ſehr vorgezogen: Dein Geſicht wird kein Mode-Geſicht werden. Hierüber aber beruhige Dich! Zeige Dich nicht verlegen, ängſtlich, wenn in einer großen Geſellſchaft kein Menſch mit Dir redet, Du verlierſt nichts dabei, kannſt für Dich an allerlei gute Dinge denken, auch manche nützliche Bemerkung machen, und man wird Dich nicht verachten, ſondern vielleicht gar fürchten, ohne Dich zu haſſen, und das iſt denn doch zuweilen ſo übel nicht.

Leute, die in der Jugend an Höfen und in großen Städten keine unbeträchtliche Rolle geſpielt, die vielmehr dort geglänzt, nachher aber ſich zurückgezogen, ſich einer einfachern Lebensart gewidmet haben, vergeſſen gar zu leicht, daß man, um hier immer ein Mode-Geſicht zu bleiben, nie den Faden der herrſchenden Converſation aus der Hand verlieren, nie verſäumen darf, der Cultur —

wenn man das Cultur nennen muß — auch in den kleinſten Fortſchritten, nachzufolgen. Das iſt aber, bei der unbeſchreiblichen Veränderlichkeit des Geſchmacks und der Phantaſie ohnmöglich, ſobald man nicht immer mit der ganzen Flotte auf dem großen Weltmeere herumſchwimmt. Es geſchieht dann, daß wir ſehr böſer Laune werden, wenn wir ſehen, daß man uns vernachläſſigt, daß jüngere, oft ſehr unbedeutende Menſchen jetzt die Coriphäen ſind, daß dieſe und deren Bewunderer uns über die Achſel anſehen, uns nur aus nachſichtiger Höflichkeit einige Aufmerkſamkeit beweiſen — O! es iſt unglaublich, wie ſo etwas die Gemüthsruhe, auch des klugen Mannes (denn ſelbſt kluge Leute ſind nicht immer ganz von Eitelkeit frei) erſchüttern, wie es verſtimmen und bewirken kann, daß man ſich in recht unangenehmem Lichte zeigt, und, wenn man etwas zu ſuchen hat, die Frucht einer weiten Reiſe und große Unkoſten verliert, da hingegen unſer Witz, unſre Laune unaufhaltſam und bezaubernd fortſtrömen, wo wir uns geehrt, geliebt und mit Aufmerkſamkeit behandelt wiſſen. Wer ſich viele Jahre hindurch an großen und kleinen Höfen und ſonſt in der großen Welt hat umhertreiben müſſen, der wird nie in Verlegenheit von jener Art kommen können. Er wird die Fertigkeit erlangt haben, ſich geſchwind zu orientiren, ſchnell zu faſſen, welche Sprache anwendbar iſt; die guten Leute hingegen, die nicht Gelegenheit gefunden haben, dieſen Grad von Verfeinerung zu erlangen, ſollen wohl beherzigen, was zu Anfange dieſes Abſchnitts iſt geſagt worden.

4.

Wer aber endlich viel und immer in der großen Welt lebt, der thut doch wohl, den herrſchenden Ton zu ſtudiren, und die äuſſern Gebräuche derſelben anzunehmen. Erſteres iſt ſo ſchwer nicht, und Letzteres kann ohne ſchädlichen Einfluß auf unſern Character geſchehen. Zeichne Dich alſo durch altväteriſche Kleidung oder Manieren nicht aus! aber vergiß nicht, dabei auf Dein Alter, Deinen Stand und Dein Vermögen Rückſicht zu nehmen, und copire nicht die Lächerlichkeiten einzelner Thoren, noch die ephemeriſchen Moden des Augenblicks! Mache Dich mit der Sprache der Hofleute, mit ihrer Art, ſich gegen einander zu betragen, mit den Conventionen im Umgange bekannt; aber verleugne nicht innere Würde, Character und Wahrheit!

5.

Es laſſen ſich ohnmöglich allgemeine Regeln geben, wie weit man in Nachahmung der Hofſitten gehen dürfe. Ein verſtändiger und redlicher Mann wird das am beſten ſelbſt nach ſeiner Lage, Gemüthsart und nach ſeinem Gewiſſen abmeſſen können. Doch nur ſo viel: Unſchädliche Thorheiten, die man nicht Luſt hat nachzuahmen, hat man deswegen nicht immer Beruf zu bekämpfen, und gleichgültige Gewohnheiten und Sitten, die weiter keinen Einfluß auf den Character haben, kann man, ja! muß man zuweilen auf kurze Zeit mitmachen, und darf ſich das um ſo weniger übel nehmen, wenn man dadurch manches größere Gute zu bewirken in den Stand geſetzt wird.

Es giebt auch Moden in Literatur und Kunſt, im Geſchmacke, in gewiſſen Vergnügungen und Schauſpielen, in dem Beifalle, den irgend eine Sängerinn, irgend ein Tonkünſtler, Schriftſteller, Prediger, Maler, Geiſterſeher, Schneider oder Friſeur, oft gegen Verdienſt und Würdigkeit, vom vornehmen großen Haufen einerndtet, und es iſt verlorne Mühe, dieſem Mode-Geſchmacke ſich widerſetzen zu wollen. Am beſten iſt es da, ruhig abzuwarten, daß eine neue Narrheit die alte verdränge. Es giebt Moden im Gebrauche von Arzeneinen, denen ſich die Vornehmern unterwerfen zu müſſen glauben, — ſey es, daß ſie ſich täglich clyſtiren, oder in ein gewiſſes Bad und in kein anderes reiſen, oder ſich mit den Pillen oder Pulvern irgend eines Marktſchreiers langſam vergiften! Lächle in der Stille darüber! clyſtire Dich ohnmaßgeblich auch ein wenig, und mache mit, was ſich ohne Gefahr und Tollheit mitmachen läßt! Wenigſtens mache Dich mit dieſen Moden bekannt, um nicht in Deinen Geſprächen dagegen anzuſtoßen! Du wirſt übel anlaufen, wenn Du nach Deiner Empfindung eine Theaternymphe tadelſt, deren Gebrülle grade zu der Zeit in der feinen Welt für Götterſtimme gilt, oder wenn Du ein Buch erbärmlich nennſt, deſſen Verfaſſer als ein großes Genie anerkannt wird. Du wirſt übel anlaufen, wenn du eine Dame, die gerade in der Periode iſt, in welcher ſie nach der Mode freigeiſteriſche Grundſätze haben muß, von religiöſen Gegenſtänden unterhältſt. Denn auch das hat ſeine

Geſetze, die von der Mode beſtimmt werden. Jünglinge fangen ſchon im fünf und zwanzigſten Jahre an alt zu werden, nicht mehr zu tanzen, ſich den Zirkeln der Greiſe zuzugeſellen, ein feierliches, philoſophiſches, ein Geſchäfts-Geſicht mit in die Geſellſchaft zu bringen, kommen ſie aber nahe an die Vierzige, dann werden ſie wieder jung, hüpfen herum, ſpielen um Pfänder mit jungen Mädchen: — das alles muß man beobachten, und ſeine Maaßregeln darnach nehmen.

6.

Uebrigens geſtehe ich — es bleibt aber unter uns —, daß der Ton, welcher jetzt unter unſern ganz jungen Leuten ziemlich allgemein an Höfen und in der feinen Welt eingeſchlichen iſt, mir gar nicht ſo gefallen will, wie der, welcher vor etwa zwanzig Jahren herrſchte. Viele von ihnen kommen mir äuſſerſt ungeſchliffen und plump vor; es ſcheint mir, als ſuchten ſie etwas darinn, Beſcheidenheit, Höflichkeit und Delicateſſe zu beleidigen, ſtumm, ungefällig gegen Damen und Fremde zu ſeyn, ſelbſt ihren Körper zu vernachläſſigen, ohne alle Grazie beim Tanze herumzuſpringen, krumm und ſchief und gebückt zu gehen, keine Kunſt, keine

Wiſſenſchaft gründlich zu lernen, ohngeachtet aller Mühe, welche die neuern Pädagogen anwenden, und ohngeachtet des vortrefflichen Beiſpiels, das ſie der Jugend in Höflichkeit, Beſcheidenheit und Gründlichkeit geben. Es giebt freilich einen Bocksbeutel, einen Rang und eine Steifigkeit im Umgange, die in vorigen Zeiten in Teutſchlaud herrſchend waren; und es iſt ein Glück, daß wir anfangen, ſie abzulegen; aber edler Anſtand iſt nicht Steifigkeit, — verbindliche Höflichkeit und Aufmerkſamkeit nicht Bocksbeutel, — Grazie nicht Zwang — und ächtes Talent, wahre Geſchicklichkeit nicht Pedanterei. Und man ſehe auch die papiernen Männchen an, wie Ueberdruß und Langeweile auf ihrer früh ſich runzelnden Stirne wohnen; wie ſie unfähig ſind, von ganzem Herzen froh zu werden, wie ſie in den ſchönſten Jahren des Lebens ſchon, bei den unſchuldigen Freuden der Jugend, Eckel empfinden. — Doch, ich habe Hoffnung, daß es bald wieder beſſer damit werden ſoll, und ohne Stolz auf unſre Vaterſtadt kann ich es wohl ſagen: Wir haben hier eine liebenswürdige wohlerzogene Jugend in allen Claſſen und Ständen aufzuweiſen.

7.

Verachte nicht alles, was bloß conventionellen (übereinkünftlichen) Werth hat, wenn Du mit Annehmlichkeit in der großen Welt leben willſt! Verachte nicht ſo ganz und gar Titel, Orden, Glanz, äußere Zierrathe und dergleichen; aber ſetze keinen innern Werth darauf! ringe nicht ängſtlich darnach! Es gibt doch wohl Fälle, wo ein ſolcher an ſich nichtiger Stempel Dir und den Deinigen, wo nicht reelle Vortheile, doch Annehmlichkeiten zuwege bringen kann. Heimlich in Deinem Kämmerlein darfſt Du herzlich aller dieſer Thorheiten lachen; aber thue das nicht laut! Mit einem Worte: zeichne Dich unter den Weltleuten, mit denen Du leben mußt, nicht zu ſehr aus. Dies iſt nicht nur Regel der Klugheit! nein, es iſt auch Pflicht, die Sitten des Standes anzunehmen, den man wählt; ganz zu ſeyn, was man iſt, — doch wie ſich das verſteht, nie auf Koſten des Charakters. Erwarte übrigens auf dieſem Schauplatze nicht, daß man in Dir den edeln, weiſen, geſchickten Mann ſchätze, ſondern nur, daß man von Dir ſage: Par Dieu! il a de l'esprit, comme nous autres!

8.

Und willſt Du auch nur dies eitle Lob davon tragen, ſo darfſt Du ſelbſt nicht einmal merken laſſen, daß Du von beſſerm Stoffe biſt, als der große Hauſe jener hirnloſen Müßiggänger. Der klügere und edlere Mann — bequemte er ſich auch noch ſo pünktlich nach den Sitten der ſogenannten feinen Societät — wird dennoch dem Neide, der Verleumdung und den unaufhörlichen Neckereien und Klatſchereien, welche hier herrſchen, nicht ausweichen: denn um ſchaalen Köpfen zu gefallen, muß man ſelbſt ein ſchaaler Kopf ſeyn. Ich rathe denn, ſich das gar nicht anfechten zu laſſen, vor allen Dingen aber keinen Verdruß, keine Unruhe zu äußern; ſonſt bekömmt man nie Frieden. Man gehe alſo ſeinen Gang fort, folge ſeinem Syſteme, und laſſe die Thoren ſchwatzen, bis ſie müde werden! Hier ſind auch alle Erläuterungen, alle Entſchuldigungen übel angebracht, und wenn Du mit Widerlegung einer Verläumdung fertig biſt, ſo wird man ſchon eine andre in Bereitſchaft haben.

9.

In der großen Welt iſt der oben entwikkelte Grundſatz vorzüglich nicht außer Augen zu laſſen, nämlich, daß jedermann nur ſo viel gilt, als er ſich ſelbſt Werth beilegt. Man zeige ſich alſo frei, zuverſichtlich, ſeiner Sache gewiß! Man laſſe die Leute nicht einmahl ahnen, daß es möglich wäre, man könne uns zurückſetzen, ſich unſers Umganges ſchämen, in unſerer Geſellſchaft Langeweile haben! Hofleute und ihres Gleichen pflegen die Grade ihrer Höflichkeit und Aufmerkſamkeit gegen uns darnach abzumeſſen, in welcher äußern Achtung wir in den vornehmen Cirkeln ſtehen. Man erwerbe ſich alſo da Achtung, mache ſich ein gewiſſes freies Weſen eigen, das man nur durch Uebung erlernt, das von Unverſchämtheit, Zudringlichkeit und Prahlerei ſehr unterſchieden iſt, und das vorzüglich in einem ruhigen; leidenſchaftsfreien, anſtändigen, gleichmüthigen Betragen, das planlos und ohne Forderungen zu ſeyn ſcheint, beſteht, und zu welchem man nie gelangt, wenn unſre Eitelkeit aller Orten Glanz ſucht, und wenn im Grunde des Herzens unſer eigener Beifall uns nicht mehr werth iſt, als die Bewunderung, womit leere Köpfe uns beehren.

10.

Man meſſe ſein Betragen gegen Hofleute pünktlich nach dem ihrigen gegen uns ab, und gehe ihnen keinen Schritt entgegen! Dieſe Menſchen-Gattung nimt eine Hand breit, wo man ihnen einen Finger breit einräumt. Man erwidere Stolz mit Stolz, Kälte mit Kälte, Freundlichkeit mit Freundlichkeit, gebe aber nicht mehr und nicht weniger, als man empfängt! Die Befolgung dieſer Vorſicht hat mannichfaltigen Nutzen. Die feinen Weltleute ſind wie ein Rohr, das vom Winde bewegt wird. Da ſie ſelbſt ſo wenig Bewußtſeyn innerer Würde haben, ſo beruht ihre ganze Exiſtenz auf ihrem äußern Rufe. Sie werden ſich an Dich ſchließen, ſobald ſie ſehen, daß Du in gutem Lichte wandelſt. Aber wenn Du nicht durch die niedrigſte Schmeichelei und Preisgebung alle alten Weiber beiderlei Geſchlechts auf Deine Seite ziehſt, ſo wird bald einmal eine Läſterzunge etwas Dir Nachtheiliges ausſprengen. Kaum wird ein ſolches Gerücht herumlaufen, ſo werden jene Sclaven lauern, welche Wirkung dies auf das Publicum macht; und faßt es Wurzel, ſo werden ſie den Kopf um ein paar Zoll höher gegen Dich tragen. Macht Dich das unruhig, ängſtlich, — behandelſt Du ſie nach Deinem Herzen wie Leute, deren Freundſchaft Du gern halten mögteſt: ſo werden ſie immer unbeſcheidener, und helfen die elende Klatſcherei weiter tragen, woraus Dir denn, ſo geringe auch die Sache ſcheinen mögte, mancherlei Verdruß erwachſen kann. Wirf aber auf den Erſten, der Dir kalt begegnet, einen verächtlichen Blick, ſo wird er zurückſpringen, vor ſeinem eigenen Rufe beben, kein nachtheiliges Wort von Dir über ſeine Zunge kommen laſſen, und ſich vor dem Manne beugen, von dem er glaubt, er müſſe geheimen Schuz haben, weil er ſo feſt ſteht, ſo gleichgültig gegen die ſeligmachende Stimme des hohen Pöbels iſt. Ja, gib ihm doppelt wieder, was er wagt, Dir zu bieten! Laß Dich durch kein freundliches Wörtchen wieder heranlocken, bis er gänzlich zu Kreuze kriecht! Ich, der ich nun keine Plane mehr auf das Glück mache, in der großen Welt zu glänzen, folge darin eben keinem feſten Syſteme, ſondern meiner jedesmaligen Gemüthsſtimmung und Laune. An ächte unverfälſchte Herzensergießung gewöhnt, voll Wärme für alles, was Freundſchaft und Zuneigung heißt, weniger darum bekümmert, geehrt, als geliebt zu ſeyn, beunruhigt mich, — ich ſchäme mich dieſes Geſtändniſſes nicht — beunruhigt, verſtimmt jedes kalte Betragen von Leuten, die mir gute Eigenſchaften zu haben ſcheinen, mehr, als mir, nach ſo mancher Erfahrung in der großen Welt, zu verzeihen iſt. Zu andern Zeiten aber behandle ich auch das Ding von der luſtigſten Seite, und freue mich, indem ich höre, daß das müſſige Publikum ſich auf Unkoſten meiner Wenigkeit beſchäftigt, herzlich darüber, daß dies gerade einen Mann trifft, der nur als Volontär in der großen Welt dient, und kein Avancement verlangt. Indeſſen iſt, was ich meinem Temperamente nach thue, darum noch nicht gut gethan. Am beſten iſt es gewiß, über dergleichen und über Klatſchereien aller Art wenigſtens nicht die geringſte Unruhe zu zeigen, mit niemand weiter darüber zu reden, und ſich auf keine Explication einzulaſſen. Dann iſt in acht Tagen das Märchen vergeſſen, da auf jede andre Art hingegen die Sache ärger gemacht wird.

11.

Sey höflich und geſchliffen im Aeußern! Man muß an Höfen und im Umgange in großen Städten manchen Menſchen ſehen, ertragen und freundlich behandeln, den man nicht ſchäzt; auch ſucht man ja in dieſem Getümmel keine Freunde, ſondern nur Geſellſchafter. Allein wo es Nutzen ſtiften, oder wenigſtens unſer Anſehen befeſtigen, wo es wirken kann, daß Der Dich fürchte, der nicht anders als durch Furcht im Zaume zu halten iſt, da laß ihn Dein Anſehen fühlen! Nim gegen den Hofſchranzen eine Art von Würde, von edelm Stolze und von Hoheit an, damit nie der Gedanke in ihm aufkeimen könne, Dich zu foppen, oder zu mißbrauchen! Dieſe Sclaven-Seelen zittern vor dem Uebergewichte des verſtändigen, conſequenten Mannes; allein das muß weder in Aufgeblaſenheit, noch in Bauernſtolz ausarten. Sage dieſen Leuten zuweilen einmal, doch ohne Hitze und Grobheit, die Wahrheit! Schlage ihre flachen, ſchiefen Urtheile kaltblütig mit Gründen nieder, wo es nach den Umſtänden die Klugheit erlaubt! Stopfe ihnen das Maul, wenn ſie den Redlichen läſtern! Setze ihren Schleichwegen

Muth, Thätigkeit und wahre Kraft entgegen! Scherze nicht vertraulich mit ihnen! Laß ächter Laune nicht den Lauf, — aus Furcht, ein Wort zu ſprechen, das man mißbrauchen, verdrehen könnte!

12.

Ueberhaupt rede in der großen Welt nie warme Herzensſprache! Die iſt dort eine fremde Mundart. Rede nicht von den reinen, ſüßen, einfachen häuslichen Freuden! Das ſind Myſterien für ſolche Profane. Habe dein Geſicht in deiner Gewalt, daß man nichts darauf geſchrieben finde, weder Verwunderung, noch Freude, noch Widerwillen, noch Verdruß! Die Hofleute leſen beßer Mienen, als gedruckte Sachen: das iſt faſt ihr einziges Studium. Vertraue Deine Angelegenheiten niemand! Sey vorſichtig, nicht nur im Reden, ſondern ſogar im Hören! ſonſt wird Dein Name leicht compromittirt.

13.

Ich habe ſchon vorhin geſagt, daß unſer Betragen in der großen Welt nach eines jeden beſondrer Lage ſich richten müſſe, und daß, was dem Einen darinn zu beobachten wichtig, für den Andern vielleicht von gar keinem Belange ſeyn könne. Wer nicht bloß in derſelben leben und geachtet werden, ſondern auch wirken, ſich empor arbeiten, regieren will, der muß das Ding freilich noch viel feiner ſtudiren. Da kann es äußerſt wichtig werden, entweder zu der herrſchenden Parthei, oder (wobei man größtentheils am ſicherſten geht, wenn man ſonſt kein ganz unwichtiger Mann iſt) zu gar keiner zu gehören, um von allen aufgeſucht zu werden, und nach Gelegenheit unmerklich Anführer einer eigeneu zu werden. Da muß oft die Politik uns lehren, wo wir des ſichern Vortheils nicht gewiß ſind, — wo nicht zu helfen, vielleicht gar zu ſchaden iſt, unſre verfolgten Freunde allein kämpfen zu laſſen, und uns ihrer nicht öffentlich auzunehmen. Da kann es nöthig ſeyn, ſich anfangs ſehr klein zu ſtellen, um nicht beobachtet, in unſern Planen nicht geſtört, vielmehr als ein unbedeutender Menſch (weil ein ſolcher immer mehr Stimmen auf ſeiner Seite hat, als der von beſſrer Art) befördert zu werden. Zu allen Geſchäften aber, die man in der großen Welt führen muß, iſt nichts ſo dringend anzuempfehlen, als — Kaltblütigkeit das heißt: ſich nie zn vergeſſen; nie ſich zu übereilen; den Verſtand nie dem Herzen, dem Temperaperamente, der Phantaſie preiszugeben; Vorſicht, Verſchloſſenheit, Wachſamkeit, Gegenwart des Geiſtes, Unterdrückung willkührlicher Aufwallungen und Gewalt über Launen. Mit Kaltblütigkeit und den dahin gehörigen Eigenſchaften ſieht man Perſonen von den mittelmäßigſten natürlichen Gaben über den lebhafteſten, feinſten Feuer-Kopf herrſchen. Aber dieſe ſchwere Kunſt — wenn ſie ſich je erlernen läßt, wenn ſie nicht ausſchließlich ein Geſchenk der Natur iſt — erlangt man nur nach vieljähriger Arbeit und Erfahrung.

14.

Und nun zum Schluſſe dieſes Kapitels auch etwas über den Nutzen, den uns der Umgang mit Menſchen in der großen Welt gewährt! Er iſt wahrlich nicht unbeträchtlich. Vorſchriften, welche uns auf die erlaubten Sitten der feinern Societät verweiſen, ſind freilich keine Grundſätze der Moral, ſondern nur der Uebereinkunft; allein eben dieſe Uebereinkunft beruht doch darauf, daß man ſuche, ſich und Andern in einer zwangvollen Lage, deren Ungemächlichkeit wir nun einmal nicht ganz aus dem Wege räumen können, den Zuſtand ſo leidlich als möglich zu machen, ohne dazu ſolche Mittel zu ergreifen, die unſern innern Werth auf das Spiel ſetzen. Dieſer innere Werth aber, der, wie ein Schatz unter der Erde, immer, auch verborgen, Gold bleibt, kann doch Wittwen und Waiſen nähren, und Monarchen und Reiche zum Wohl der Welt in Wirkſamkeit ſetzen, wenn er hervorgeholt und durch den Stempel der Convention in Umlauf gebracht, wenn er allgemein anerkannt wird,— anerkannt von Denen, die ſich auf reines Geld verſtehen, und anerkannt von Denen, die nur auf das Gepräge achten.— Alſo wünſchte ich, man eiferte nicht ſo heftig gegen den wahren feinen Weltton. Er lehrt uns, die kleinen Gefälligkeiten nicht außer Acht zu laſſen, die das Leben ſüß und leicht machen. Er erweckt in uns Aufmerkſamkeit auf den Gang des menſchlichen Herzens, ſchärft unſern Beobachtungsgeiſt, gewöhnt uns, ohne zu kränken und ohne gekränkt zu werden, mit Menſchen aller Art leben zu können. Der ächte und zugleich redliche alte Hofmann verdient wahrlich Verehrung; und man braucht nicht in die Wüſten zu fliehen, noch ſich in Studirzimmern zu vergraben, um auf den Titel eines Philoſophen Anſpruch machen zu dürfen. Ja, ohne einige

Kennt=

Kenntniß der großen Welt hilft uns alle Stuben-Gelehrſamkeit, alle Menſchenkunde aus Büchern ſehr wenig. Ich rathe alſo jedem jungen Manne, der edeln Ehrgeiz, Durſt nach Welt- und Menſchen-Kenntniß und Begierde hat, nützlich und thätig zu ſeyn, wenigſtens auf einige Zeit den gröſſern Schauplatz zu betreten, wäre es auch nur, um zu Beobachtungen Stoff zu ſammeln; die einſt im Alter ſeinen Geiſt beſchäftigen und ihn in den Stand ſetzen, ſeinen Kindern und Enkeln, die vielleicht beſtimmt ſind, an Höfen und in großen Städten ihr Glück zu ſuchen, weiſe Lehren zu geben.

Viertes Kapitel.

Ueber den Umgang mit Geiſtlichen.

1.

Ich mache, da ich nun auf den Umgang mit Leuten von andern Ständen und Verhältniſſen komme, billigerweiſe in einem eigenen Kapitel mit der Geiſtlichkeit den Anfang. Lehrreich und wohlthätig iſt der Umgang mit einem ſolchen, der ſich aus ganzer Seele ſeinem heiligen Berufe widmet, ſeinen Verſtand und Willen durch den ſanften Einfluß der liebevollſten Religion Jeſu geläutert hat, — der Wahrheit und Tugend mit Eifer und Wärme nachſtrebt, und die Kraft des Worts durch eigenes Beiſpiel beſtätigt, — der ſeiner Gemeine Bruder, Freund, Wohlthäter und Rathgeber, in ſeinem Vortrage populär, warm und herzlich iſt, — durch Beſcheidenheit, Einfalt der Sitten, Mäßigkeit und Uneigennützigkeit ſich als einen würdigen Nachfolger der Apoſtel auszeichnet, — duldend gegen fremde Religions-Verwandte, väterlich nachſichtig gegen Verirrte, kein Feind unſchuldiger Fröhlichkeit, und dabei in ſeinem häuslichen Cirkel ein guter, zärtlicher und weiſer Hausvater iſt. Allein nicht alle Diener der Kirche ſehen dieſem Bilde ähnlich. Menſchen ohne Erziehung und Sitten, aus dem niedrigſten Pöbel entſproſſen, ohne geſunde Vernunft und ohne andre Kenntniſſe, als die dazu gehören, ſich nach einem elenden Schlendrian examiniren zu laſſen, dringen ſich in dieſen Stand ein, haſchen nach reichen Pfründen und Pfarren, und erlauben ſich, um dahin zu gelangen, alle Arten von Schleichwegen und Niederträchtigkeiten. Haben ſie nun ihren Zweck erreicht, dann fährt der rechte Pfaffen-Geiſt in ſie. Geizig, habſüchtig, wollüſtig, gefräßig, Schmeichler der Groſſen und Reichen, übermüthig und ſtolz gegen Niedre, voll Neid und Scheelſucht gegen Ihres Gleichen, ſind ſie größtentheils daran Schuld, wenn Verachtung der heiligſten Religion ſo allgemein einreißt. Dieſe Religion behandeln ſie als eine trockne Wiſſenſchaft, und ihr Amt als ein einträgliches Handwerk. Auf dem Lande verbauern ſie, ergeben ſich dem Müßiggange und der Bequemlichkeit, und klagen über ungeheure

Arbeit, wenn ſie alle acht Tage einmal von der Kanzel herunter die Zuhörer mit ihren dogmatiſchen, armſeligen Spitzfindigkeiten einſchläfern müſſen. Sie angeln nach Geſchenken, Erbſchaften und Vermächtniſſen, wie der Teufel nach ihrer Seele. Ihr Ehrgeiz iſt unermeßlich; ihr geiſtlicher Stolz, ihr Despotismus, ihre kirchliche Herrſchſucht ohne Gränzen. Den Eifer für die Religion brauchen ſie zum Deckmantel ihrer Leidenſchaften. Orthodoxie iſt die Parole; blinder Glaube und Ehre Gottes das Feldgeſchrei, wenn ſie den unſchuldigen ruhigen Bürger, der einen Unterſchied unter Religion und Theologie macht, den Pfaffen nicht ſchmeichelt, und ihnen nicht opfert, bis in den Tod verfolgen wollen. Ihre Rache iſt fürchterlich, unerſättlich, ihre Feindſchaft unverſöhnlich — ich rede aus Erfahrung — gegen Den, der ſich ihrem eiſernen Scepter nicht unterwerfen, oder zu ihren Bosheiten nicht ſchweigen will. Ihre Eitelkeit iſt größer, als die eines Weibes. Aus Vorwitz, kindiſcher Neugier, ſchleichen ſie ſich in die Häuſer und Familien ein, um ſich in Händel zu miſchen, die ſie nichts angehen; um Ränke zu ſchmieden, Zwietracht zu ſtiften, und im Trüben zu fiſchen. Niemand verſteht beſſer, als ſie, die Kunſt, ein Vorhaben, mit Ueberwindung aller Schwierigkeiten, liſtig durchzuſetzen, ohne das Anſehn zu haben, als hätten ſie die Hände im Spiele. Geht es auf die eine Weiſe nicht, ſo greifen ſie die Sache am verkehrten Ende an, drehen, wenden, bemänteln, verrücken den Geſichtspunkt, und ruhen nicht eher, als bis ſie, zu Befriedigung ihrer Herrſchſucht, ihrer Rache, oder ihrer Habſucht, den vorgeſetzten Zweck erreicht haben.

Ihre Predigten, ihre Geſpräche und Mienen ſind Bannſtrahlen, Verdammungs-Urtheile und Drohungen gegen andre Religions-Verwandte und gegen Jeden, der das Unglück hat, nicht glauben zu können, was ſie — oft ſelbſt nicht glauben, ſondern — nur lehren, weil es Geld einbringt. Sie lauſchen auf die Fehler ihrer Nebenmenſchen, ſchreien dieſelben vergrößert aus, oder wo ſie das alles nicht öffentlich thun dürfen, da wirken ſie durch Andere im Verborgenen, oder hängen die Maske der Demuth, der Heuchelei, des Eifers für Gottſeligkeit und gute Sitten vor, um mit

ſanf=

ſanfter Stimme, mit Klagen und Winſeln, die Schwachen auf ihre Seite zu bringen, und den Weiſern und Beſſern bei dem Volke verdächtig zu machen — Ja, ſolche Ungeheuer giebt es unter den Dienern der Kirchen, und nicht etwa nur unter Mönchskutten und Jeſuitenmänteln, — nein! mancher proteſtantiſche Pfaffe würde ein zweiter Hildebrand ſeyn, wenn ihm nicht die Flügel beſchnitten wären.

2.

Da nun aber hie und da, auch unter den weniger boshaften, ja, unter den redlichen Geiſtlichen, Einige doch einen kleinen Anſtrich von manchem dieſer Fehler, zum Beiſpiel von geiſtlichem Stolze, von Unduldſamkeit, von Anhänglichkeit an Syſtemgeiſt, von falſchem Prieſtergeiſt, von Habſucht, oder von Rachſucht haben: ſo kann es wohl nicht ſchaden, wenn man gewiſſe Vorſichtigkeits-Regeln beobachtet, die im Umgange mit allen Perſonen dieſes Standes ohne Unterſchied nicht ganz übel angebracht ſind.

Man hüte ſich alſo, ihnen Gelegenheit zu Verketzerungen zu geben! Und ſo wie überhaupt ein verſtändiger Mann ſich enthält, über religiöſe Gegenſtände in Geſellſchaften zu plaudern: ſo ſoll man in Gegenwart eines Geiſtlichen vorzüglich Acht haben, nie ein Wort fallen zu laſſen, das übel ausgelegt und als ein Ausfall gegen irgend ein Kirchenſyſtem oder einen Religionsgebrauch angeſehen werden könnte! Auch beſuche man die Kirchen, ſelbſt wenn die Art des Gottesdienſtes und der Vortrag des Predigers unſre Andacht nicht ſehr befördern, des Beiſpiels wegen, und um nicht Gelegenheit zu geben, daß man uns Gleichgültigkeit gegen Religion aufbürde.

Man mache in Geſellſchaft nie einen Geiſtlichen lächerlich, mögte er auch noch ſo viel Veranlaſſung dazu geben! Auch rede man mit Vorſicht von ihnen! Theils machen dieſe Herren gar zu gern ihre eigene Sache zur Sache Gottes; theils verdient dieſer ehrwürdige Stand auf alle Weiſe eine Schonung, die man wegen der Unwürdigkeit einzelner Mitglieder nicht aus den Augen ſetzen darf; theils kann man durch das Gegentheil Verachtung der Religion, die leider ſo ſehr einreißt, wider Willen befördern.

Man bezeige hingegen den Geiſtlichen alle äußere Ehrerbietung, die ſie nur irgend billigerweiſe fordern können, und beleidige nicht nur keinen derſelben, ſondern mache ſich auch nicht der mindeſten, von jedem andern leicht zu verzeihenden Unterlaſſungsſünde, keines Mangels an Höflichkeit gegen ſie ſchuldig!

Man laſſe, in Einrichtung der ihnen zukommenden Gebühren und Abgaben, ſich keine Abkürzung, noch Saumſeligkeit zu Schulden kommen; gebe aber auch, bei Fällen, die öfter eintreten können, nicht zu viel! denn ſie ſchreiben gern alles auf, und machen aus Freigebigkeit ein Geſetz, ein Recht, das ſie ſogar auf ihre Nachfolger zu vererben trachten.

Man ſey gaſtfrei gegen diejenigen, welche eine gute Tafel und ein volles Gläschen lieben!

Man hüte ſich, bevor man den Mann nicht recht genau kennt, einen Geiſtlichen von der alltäglichen Art zum Vertrauten in häuslichen Angelegenheiten und andern Dingen von Wichtigkeit zu machen, und halte ihn entfernt, wenn er ſich unberufen in dergleichen miſchen will!

Man verhindere die zu große Vertraulichkeit der Weiber und Töchter mit gewiſſen Beichtvätern und geiſtlichen Rathgebern!

3.

In Prälaturen und Klöſtern muß man den Ton der Herren Patrum anzunehmen verſtehen, wenn man ihnen willkommen ſeyn will. Ein guter geſunder Appetit; nach Verhältniß eben ſo viel Durſt, und die Gabe, ein Gläschen mit Geſchmack und oft genug ausleeren zu können; ein kurzweiliger Humor; ein Witz, der nicht zu fein, ſondern ein wenig grobartig ſeyn muß; zuweilen ein Wortſpielchen, ein lateiniſches Räthſel, eine Anſpielung auf eine ſcholaſtiſche Spitzfindigkeit, — einige Bekanntſchaft mit Legenden und Kirchenvätern, — Beifall, durch Bauch-erſchütterndes Lachen an den Tag gelegt, wenn der Pater Spaßmacher (dies Amt pflegt ſelten unbeſetzt zu ſeyn) einen Schwank hervorbringt, — viel Ehrerbietung gegen den hochwürdigen Herrn Prälaten, Guardian, oder Prior, — Bewunderung der Koſtbarkeiten, Reliquien, Gebäude und Anſtalten, — kein Geſpräch über Aufklärung und Literatur, aber deſto mehr über Politik, Krieg und Frieden, — Zeitungsnachrichten, — Befriedigung der Neugier, wenn nach Familienumſtänden und Anecdoten geforſcht wird, — da, wo man Muſik treibt, gezeigt, daß man in dieſer Kunſt nicht fremd iſt, — Vorſichtigkeit, wenn von andern geiſtlichen Orden, beſonders von Jeſuiten, die Rede iſt, — Rang, Anſehen, Reichthum, Pracht, Titel, Orden, und mehr als dies alles, wo es nöthig iſt, Geſchenke: — das ſind ohngefähr die Mittel, dort gut aufgenommen zu werden, und ſich Achtung zu erwerben.

Zu Domherren braucht man größtentheils nur Appetit zum Eſſen und Trinken, muthwillige, ein wenig fauniſche Laune und Stillſchweigen über gelehrte Gegenſtände mitzubringen.

In Nonnenklöſtern, ſo wie in catholiſchen und proteſtantiſchen weiblichen Stiftern, kann man mit einer hübſchen, ſtämmigen Figur, mit treuherziger, doch äußerlich anſtändiger Vertraulichkeit, mit einem Sacke voll Mährchen, Neuigkeiten und Späßchen auch ziemlich weit kommen.

Von dem Umgange der Religiöſen unter ſich rede ich nicht; darüber iſt in den Briefen über das Mönchsweſen, in den Briefen aus dem Noviciate und in unzähligen andern Schriften ſchon ſehr viel Gutes und Treffendes geſagt worden.

Fünftes Kapitel.

Ueber den Umgang mit Gelehrten und Künſtlern.

3.

Wenn der Titel eines Gelehrten nicht heut zu Tage ſo gemein würde, wie der eines Gentleman in England; wenn man ſich unter einem Gelehrten immer nur einen Mann denken dürfte, der ſeinen Geiſt durch wahrhaftig nützliche Kenntniſſe ausgebildet, und dieſe Kenntniſſe zu Veredlung ſeines Herzens angewendet hätte; — kurz einen Mann, den Wiſſenſchaften und Künſte zu einem weiſern, beſſern und für das Wohl ſeiner Mittbürger thätigern Menſchen gemacht hätten; dann brauchte ich hier kein Kapitel über den Umgang mit ſolchen Leuten zu ſchreiben. Bedarf es einer Vorſchrift, wie man mit dem Weiſen und Edeln umgehen ſoll? An ſeiner Seite auf die Lehren zu horchen, die von ſeinen Lippen ſtrömen; ſeine Augen auf ihn gerichtet zu haben, um ſein Beiſpiel die Richtſchnur unſerer Handlungen ſeyn zu laſſen; die Wahrheit von ihm zu vernehmen, und dieſer Wahrheit zu folgen — das iſt ein Glück, deſſen Genuß nicht nach Regeln gelernt zu werden braucht. Wenn aber heut zu Tage jeder elende Verſeſchmidt, Compilator, Journaliſt, Anekdoten-Jäger, Ueberſetzer, Plündrer fremder literariſcher Güter, und überhaupt Jeder, der die unbegreifliche Nachſicht unſers Publikums misbraucht, um ganze Bände voll Unſinn, Thorheit und Wiederholung längſt beſſer geſagter Dinge drucken zu laſſen, ſich ſelber einen Gelehrten nennt; wenn die Wiſſenſchaften nicht nach dem Grade ihrer Nützlichkeit für die Welt, ſondern nach dem veränderlichen leichtfertigen Geſchmacke des leſenden Pöbels geſchätzt, ſpekulative Grillen Weisheit genannt werden, fieberhafte Phantaſie für Schwung und Begeiſterung gilt; wenn ein Knabe, der ſein rauhes Gewäſch in abwechſelnd kurzen und langen Zeilen in einen Muſen-Almanach einrücken läßt, ein Dichter heißt; wenn der Menſch, der mit ſeinen Fingern ein Gewühl von falſchen Tönen, ohne Verbindung und Ausdruck, den Saiten entlockt, ein Tonkünſtler; der, welcher ſchwarze Puncte, in Abſchnitte eingetheilt, auf Papier ſetzen kann, ein Componiſt; der, welcher auf Brettern herumſpringt, ein Tänzer genannt wird: dann muß man wohl ein Paar Worte darüber ſagen, wie man ſich im Umgange mit ſolchen Menſchen zu betragen hat, wenn man nicht für einen Mann ohne Geſchmack und Kenntniß angeſehen ſeyn, und Jedem das Seinige geben will.

2.

Beurtheile nicht den moraliſchen Character des Gelehrten nach dem Inhalte ſeiner Schriften! Auf dem Papiere ſieht der Mann oft ganz anders aus, als in Natura. Auch iſt das ſo übel nicht zu nehmen. Am Schreibtiſche, wo man die ruhigſte Gemüthsverfaſſung wählen kann, wenn keine ſtürmiſche Leidenſchaften unſern Geiſt aus ſeiner Faſſung bringen: da laſſen ſich herrliche moraliſche Vorſchriften geben, die nachher in der wirklichen Welt, wo Reizung, Ueberraſchung und Verführung von Seiten der berüchtigten drei geiſtlichen Feinde uns hin und her treiben, nicht ſo leicht zu befolgen ſind. Alſo ſoll man freilich den Mann, der Tugend predigt, darum nicht immer für ein Muſter von Tugend halten, ſondern auch bedenken, daß er ein Menſch bleibt;

ihm

ihm wenigſtens dafür danken, daß er vor Fehlern warnt, wenn er ſelbſt auch nicht ſtark genug iſt, dieſe Fehler zu vermeiden; und es würde unbillig ſeyn, ihn desfalls für einen Heuchler zu halten (obgleich es eben ſo unbillig wäre, ohne Beweis vorauszuſetzen, er thue das Gegentheil von dem, was er lehrt, oder man müſſe ſeine Worte anders auslegen, als ſie lauten). Von der andern Seite ſoll man auch nicht die Grundſätze, die ein Schriftſteller den Perſonen ſeiner eignen Schöpfung in den Mund legt, wie ſeine eignen anſehen, noch einen Mann deswegen für einen Böſewicht, oder Faun, oder Menſchenhaſſer halten, weil ſeine üppige Phantaſie, ſein Feuer ihn verleitet, irgend einen boshaften Character von einer glänzenden Seite darzuſtellen, oder eine wollüſtige Scene mit lebhaften Farben zu ſchildern, oder mit Bitterkeit über Thorheiten zu ſpotten. Er thäte wohl beſſer, wenn er das unterließe, aber er iſt darum noch kein ſchlechter Mann; und ſo wie man bei hungrigem Magen Götter-Mahlzeiten ſchildern kann, ſo kenne ich Dichter, die Wein und materielle Liebe beſingen, und dennoch die mäßigſten, keuſcheſten

ſten Menſchen ſind; kenne Schriftſteller, die Greuel von Schandthaten mit der treffendſten Wahrheit dargeſtellt haben, und dennoch Rechtſchaffenheit und Sanftmuth in ihren Handlungen zeigen; kenne endlich Satyriker, voll Menſchenliebe und Wohlwollen.

Eine andre Art von Ungerechtigkeit gegen Schriftſteller und Künſtler begeht man, wenn man von ihnen erwartet, ſie ſollen auch im gemeinen Leben nichts als Kernſprüche reden, nichts als Weisheit und Gelehrſamkeit predigen. Der Mann, der am glänzendſten von einer Kunſt ſchwatzt, iſt darum nicht immer der, welcher die gründlichſten Kenntniſſe davon beſitzt. Es iſt nicht einmal angenehm, und ſchmeckt nach Pedanterei, wenn wir Jeden ohne Unterlaß von unſern eignen Lieblings-Beſchäftigungen unterhalten. Man geht in Geſellſchaften, um ſich zu zerſtreuen, um auch einmal Andre, nicht ſich ſelbſt, zu hören. Nicht Jeder hat ſo viel Gegenwart des Geiſtes, um mitten im Getümmel, und wenn er durch Fragen und Vorwitz überraſcht wird, mit Würde und Beſtimmtheit von Gegenſtänden zu reden: die er vielleicht zu Hauſe in ſeinem einſamen Zimmer mit der größten Klarheit durchſchauet. Und dann gibt es auch Geſellſchaften, in welchen die Leute ſo gänzlich anders, als wir, geſtimmt ſind; die Dinge von ſo durchaus andern Seiten anſehen, daß es nicht möglich iſt, in dem erſten Augenblicke ſich ſo zu faſſen, daß man etwas Geſcheutes auf das antworte, was ſie uns vortragen. Auch hat ja ein Gelehrter, ſo gut wie ein andrer Erdenſohn, ſeine Launen, iſt nicht ſtets gleich aufgelegt zu wiſſenſchaftlichen und überhaupt zu ſolchen Geſprächen, die Nachdenken erfordern; oder die Menſchen, die er um ſich ſieht, behagen ihm nicht, ſcheinen ihm keines Aufwandes von Verſtand und Witz würdig.

Als vor vielen Jahren der Abbé Raynal in den Rhein-Gegenden war, wurde ich einſt mit ihm in einem vornehmen Hauſe zu Gaſte geladen. Es hatte ſich da eine Schaar neugieriger Damen und Herren nebſt einigen Schöngeiſtern verſammelt, um ihn zu bewundern, und von ihm bewundert zu werden. Er ſchien zu beiden nicht aufgelegt, und — ich geſtehe es, — der Ton ſeiner Unterhaltung gefiel mir gar nicht. Die ganze Geſellſchaft aber war gegen den

Mann, der ihre Erwartungen ſo getäuſcht hatte, aufgebracht und erbittert, und das ging denn ſo weit, daß Alle behaupteten: Dieſer ſey nicht der Abbé Raynal geweſen, oder es ſey unmöglich, daß der Abbé Raynal ſo ſchöne Sachen geſchrieben habe.

Es iſt ein recht garſtiger Zug in dem Character unſers Zeitalters, daß man ſo gern von guten Schriftſtellern und überhaupt von Männern, die ſich Ruf erworben haben, ärgerliche Anecdoten aufſammelt, um ihnen einen Grad der öffentlichen Achtung zu entziehen, wenn ihre Schriften ihnen Bewundrer gewonnen, wenn ihre Talente die Aufmerkſamkeit verſtändiger Menſchen mehr auf ſie, als auf Männer gleiches Standes, gezogen haben; ja, es gibt ſogar gewiſſe gar dumme kleine Städte, in welchen man wirklich affectirt, den Mann mit Verachtung zu behandeln, dem es gelungen iſt, durch gute literariſche Producte, auswärts, das heißt, außer dem Kreiſe der Herren Vettern und Frauen Baaſen, ſeinen Namen bekannt zu machen. Daß man einen Solchen im Vaterlande nicht aufkommen, auch allenfalls darben laſſe, das finde ich ganz in der Ordnung der menſchlichen

Dinge; aber ſeinen moraliſchen Character aus Neid verdächtig machen, und ihm, wenn er auch noch ſo demüthig, noch ſo forderungslos ſeinen ſtillen Gang fortgehet, ausgezeichnet grob behandeln —: das iſt doch zu hart, und geſchieht doch hie und da, beſonders in einigen minder großen Städten.

Spricht aber ein Gelehrter, ein Künſtler gern und viel von ſeinem Fache, ſo nimm ihm auch das nicht übel auf! Die unglückliche Polyhiſtorei, die Wuth, auf allen Zweigen der Wiſſenſchaften und Künſte herumzuhüpfen, ſich zu ſchämen, daß irgend etwas unter der Sonne ſeyn dürfte, worüber wir nicht raiſonniren könnten, iſt nicht eben das, was unſerm Zeitalter am mehrſten Ehre macht; und wenn es langweilig iſt, einen Mann alle Geſpräche auf ſeinen Lieblings-Gegenſtand lenken zu hören, ſo iſt es mehr als langweilig, es iſt empörend, wenn ein Schwätzer entſcheidende Urtheile über Dinge ausſpricht, die gänzlich außer ſeinem Geſichtskreiſe liegen; wenn der Prieſter über Politik, der Juriſt über Theater, der Arzt über Mahlerei, die Cokette über philoſophiſche Gegenſtände, der ſüße

Herr über Tactik misklügelt. Erlaube dem Manne, der etwas gelernt hat, mit Leidenſchaft von ſeiner Kunſt, von ſeiner Wiſſenſchaft zu reden; ja, gib ihm Gelegenheit dazu! Man iſt wahrlich recht viel werth in der Welt, wenn man — doch übrigens bei geſundem Hausverſtande — ein Fach aus dem Grunde verſteht; und mir ekelt vor den herumwandelnden encyclopädiſchen Wörterbüchern; mir ekelt vor den allwiſſenden, aburthelnden jungen Herren, mit denen man denn ſo zuweilen einmal das Unglück hat in Geſellſchaft zu kommen, — die den beſcheidenen, zweifelnden Forſcher mit Machtſprüchen zu Boden ſchlagen, und die, beſonders von liebenswürdigen gelehrten Damen unterhaltend gefunden, ganz unausſtehlich werden.

3.

Haben die Gelehrten weniger Vorurtheile, als andere Menſchen; ſo hängen ſie dagegen um deſto feſter an denjenigen, welche ihnen einmal eigen ſind. Man muß daher ſehr behutſam mit ihnen umgehen. Nichts wird leichter gekränkt, als die Eitelkeit eines Gelehrten. Man muß ſogar alle

Zweideutigkeiten in den Lobeserhebungen vermeiden, die man an ſie ausſpendet.

Die mehrſten Schriftſteller verzeihen es uns leichter, wenn wir ihren ſittlichen Character, als wenn wir ihren Ruf in der gelehrten Welt antaſten. Man ſey daher vorſichtig in Beurtheilung ihrer Producte! Selbſt dann, wenn ſie uns um unſre Meinung darüber fragen, iſt dies immer ſo auszulegen, als bäten ſie uns um ein Lob. Den Fall ausgenommen, wenn Freundſchaft uns zu völliger Offenherzigkeit verpflichtet, rathe ich alſo, bei ſolchen Gelegenheiten, wo man unmöglich ohne Niederträchtigkeit loben, wenigſtens etwas zu ſagen, was die beleidigte Eitelkeit nicht wie Tadel auslegen kann

Faſt noch ungnädiger pflegen es die Herren aufzunehmen, wenn man gar nichts von ihrer Autorſchaft weiß, gar nichts von ihnen geleſen, oder wenn man den Mann eines Buchs wegen, das er geſchrieben hat, dennoch im gemeinen Leben nicht anders als Jeden behandelt, der auf andre Weiſe der Welt nützlich wird; endlich, wenn man Grundſätze äußert, die nicht in ihr Syſtem paſſen, die mit denen ſtreiten, zu deren Behauptung ſie ſo manchen Bogen Papier mit Buchſtaben verſehen haben. Hüte Dich vor dieſem allen, wenn Du einen Schriftſteller nicht beleidigen willſt! Allein unterſcheide auch wohl, welchen Mann Du vor Dir haſt: groß klein, oder mittelmäßig! Alle riechen den Weihrauch gern, der ihnen geſtreuet wird, aber nicht jeden darf man auf gleich grobe Art einräuchern. Der eine nimt fürlieb, wenn Du es ihm grade in das Geſicht ſagſt: er ſey ein großer Mann; der Andre iſt zufrieden, wenn Du nur ohne Widerſpruch erlaubſt, daß er dies ſelbſt von ſich ſage; der Dritte verlangt nichts von Dir, als Hiobs Geduld, wenn er Dir ſeine elenden Producte vorlieſet; den Vierten kitzelt eine kleine vortheilhafte Anſpielung auf irgend eine Stelle aus ſeinen Schriften; dem Fünften behagt äußere ausgezeichnete Ehrerbietung, wenn auch von ſeiner Autorſchaft nicht ausdrücklich Erwähnung geſchieht: und ein Sechster endlich — es ſey mir erlaubt, neben Dieſem mein Plätzchen zu nehmen, — begnügt ſich, wenn die wenigen Edeln ihm die Gerechtigkeit widerfahren laſſen zu glauben, daß es ihm wenigſtens um Wahrheit und Tugend zu thun ſey, daß er nichts geſchrieben habe, deſſen ſein Herz ſich zu ſchämen braucht, und daß, wenn ſeine Werke keine Meiſterſtücke ſind, ſie doch auch nicht ausſchließlich zu Roſinen-Düten qualificiren.

4.

Luſtig anzuſehen aber iſt es, wenn zwei Schriftſteller ſich einander mündlich oder ſchriftlich loben und preiſen, vortheilhafte Recenſionen gegenſeitig erſchleichen, ſich bei lebendigem Leibe einbalſamiren und eine glänzende Ewigkeit zuſichern. Auch mag ich wohl ein ruhiger Zuſchauer ſeyn, wenn ein paar Leute zuſammenkommen, die gern von einander bewundert werden mögten, oder die ſehr viel Gutes von einander gehört haben. Wie ſie ſich drehen und wenden, um ſich wechſelsweiſe die ſchwache Seite abzujagen! Wenn ſie nun auseinander gehen, zeigt ſich immer, daß der Eine den Andern vortreflich findet, wenn dieſer ihm entweder Gelegenheit gegeben hat, ſeine Talente auszukramen, oder wenn beide Narren ſich auf ähnliche ſympathetiſche Thorheiten ertappt haben.

Nicht ſo luſtig aber iſt der Anblick des Unweſens, das man ſo oft unter Gelehrten wahrnimt, die entweder, wegen der Verſchiedenheit ihrer Meinungen und Syſteme, ſich vor dem ehrſamen Volke wie Bettelbuben herumzanken, oder, wenn ſie an demſelben Orte leben, und in demſelben Fache auf Ruhm Anſpruch machen, einander verfolgen, haſſen, ſich gegenſeitig auch nicht die mindeſte Gerechtigkeit widerfahren laſſen; wie Einer den Andern zu verkleinern und bei dem Publico herabzuſetzen ſucht. — Pfui der Niederträchtigkeit! Iſt denn die Quelle der Wahrheit nicht reich genug, um zugleich den Durſt vieler Tauſende zu ſtillen; und können Neid, Scheelſucht und pöbelhafte Erbitterung auch Geiſter herabwürdigen, die der Weisheit geweiht ſind? — Doch hierüber iſt ſchon oft ſo vieles geſagt worden, daß ich es für beſſer halte, einen Vorhang vor ſolche gelehrte Proſtitutionen zu ziehen, die leider in unſern Zeiten nicht ſelten geſehen werden.

5.

Es gibt Leute, die ſich dadurch Gewicht zu geben ſuchen, daß ſie ſich ihrer Verbindung, ihrer Verwandtſchaft, Freundſchaft, oder ihres Briefwechſels mit Gelehrten rühmen. Das iſt eine Thorheit, der man ſich enthalten ſoll. Ein Mann kann große Verdienſte als Schriftſteller haben, ohne daß uns desfalls eine genaue Verbindung mit ſeiner Perſon Ehre macht. Man iſt auch darum nicht gleich weiſe und gut, wenn Weiſe und Edle uns mit Nachſicht und Freundlichkeit behandeln. Auch kann ich das Citiren und Berufen auf fremde Autoritäten, wie überhaupt alles Prahlen und Schmücken mit fremden Federn nicht leiden. Das mittelmäßigſte ſelbſt Gedachte und mit Ueberzeugung Gefühlte iſt für uns mehr werth, als das Vortrefflichſte, was wir bloß nachlallen.

6.

Unter den heutigen ſogenannten Gelehrten muß man billigerweiſe einigen unſrer Journaliſten und Anecdoten-Sammler einen anſehnlichen Rang einräumen. Mit dieſen Leuten aber iſt eine ganz beſondere Vorſicht im Umgange nöthig. Sie ſtehen gemeiniglich, bei geringem Vorrathe von eigner Gelehrſamkeit, im Solde irgend einer herrſchſüchtigen Parthei oder eines Anführers derſelben, ſey es nun von politiſchen Ketzermachern, Orthodoxen, Schwärmern, Vernunft-Feinden, Myſtikern, oder wovon es immer ſey. Dann ziehen ſie durch's Land, um Mährchen zu ſammeln, die ſie nach Gelegenheit Documente nennen, oder mit dem Schwerdte der Verleumdung Jeden zu verfolgen, der nicht zu ihrer Fahne ſchwören will; Jedem den Mund zu ſtopfen, der es wagt, an ihrer Unfehlbarkeit zu zweifeln. Ein einziges Wörtchen, das nicht in ihr Syſtem paßt, und das ſie irgendwo auffangen, gibt ihnen Stoff zu Verketzerungen, zu unwürdigen Neckereien, zu Verfolgungen der beſten, ſorgloſeſten, planloſeſten Menſchen. Sey behutſam im Reden, wenn ein Solcher Dich freundlich beſucht, und erwarte, daß er nachher einmal ein Bild von Dir und allem drucken laſſen werde, was er bei Dir geſehen und gehört hat! Der Mann, der dies Handwerk in Teutſchland am heftigſten treibt, und gegen den alle Art von rechtlicher und handfeſter Hülfe vergebens angewendet wird; dieſer Mann heißt — ich muß ihn hier öffentlich nennen — heißt — Anonymus, und iſt ein gar ſonderbarer Mann. Da er ſich, wie Cartouche, in ſo vielfache Geſtalten umzuformen weiß, daß kein Steckbrief auf ihn paßt: ſo rathe ich, jeden Unbekannten, der gewiſſe Mode-Wörter, wie zum Beiſpiel: gefährliche und ſchädliche Aufklärung, Publicität, Denk-

Freiheit, Toleranz, oder ,Gefahr für den einzig ſeligmachenden Glauben, höhere Wiſſenſchaften, Magnetismus, oder dergleichen gar zu oft im Munde führt, fürerſt für jenen Herrn Anonymus zu halten, der ein garſtiger, ſchadenfroher Spitzbube iſt, und umhergeht, wie ein brüllender Löwe, um zu ſuchen, wen er verſchlingen mögte — leo rugiens, mugiens, quaerens, quem devoret.

4.

Mit Tonkünſtlern, einer Gattung von Dichtern, Componiſten, Tänzern, Schauſpielern, Malern und Bildhauern iſt der casus ganz anders zu behandeln. Dieſe ſind — es verſteht ſich immer, daß ich in jeder Claſſe von Menſchen die Beſſern ausnehme — wohl keine gefährliche, aber deſto eitlere und oft ſehr zudringliche und unſichre Leute. Weit entfernt, zu fühlen, daß die ſchönen Künſte, obgleich man ihnen nicht den Einfluß auf Herz und Sitten abſprechen kann, doch am Ende zum Hauptzwecke nur das Vergnügen haben, folglich, im Werthe für das Glück der Welt, den höhern, wichtigern, ernſthaftern Wiſſenſchaften nachſtehen müſſen; weit entfernt, zu fühlen, daß man, um wahrhaftig den Titel eines großen Mannes zu verdienen, mehr verſtehen und mehr müſſe bewirken können, als Augen zu vergnügen, Ohren zu kitzeln, Phantaſien zu erhitzen, und Herzchen in Aufruhr zu bringen, ſehen ſie ihre Kunſt wie das Einzige an, was des Beſtrebens eines vernünftigen Menſchen werth wäre; und es muß uns nicht befremden, wenn ein Tänzer, der höher beſoldet wird, als ein Staatsminiſter, herzlich bedauert, daß Dieſer nichts Beſſeres gelernt habe. Der philoſophiſchen Künſtler, ſo wie Georg Benda einer war; der beſcheidnen Virtuoſen, wie der edle Fränzl in Mannheim und ſein liebenswürdiger Sohn; der verſtändigen, mit allen Privat-Tugenden geſchmückten Maler, wie der ſelige Tiſchbein; der Schauſpieler, bei denen Kopf, Herz und Sitten gleich viel Hochachtung verdienen, wie der unnachahmliche Schröder, — ſolcher Männer gibt es nicht ſo gar viele unter ihnen. Ich rathe desfalls, einen äußerſt vertrauten Umgang mit dieſer Menſchen-Claſſe nur nach der ſtrengſten Auswahl zu ſuchen. Cantores amant humores, das heißt: auf ein Liedchen ſchmeckt ein Schlückchen. Sänger, Dichter und dergleichen lieben das Wohlleben, und das kann uns nicht wundern. Es gibt wohl eine Art von Begeiſterung, zu der ſich die Seele bei der einfachſten, mäßigſten Lebensart erheben kann; und, die Wahrheit zu geſtehn, das iſt wohl die einzige, deren Früchte auf Unſterblichkeit Anſpruch machen dürfen. Hoher Schwung des Genius hinauf zu der heiligen, reinen Quelle, aus welcher er entſprungen, iſt freilich ganz von andrer Art, als Spannung der Nerven, Erhitzung der Phantaſie durch Reizung der Sinne; und man ſieht es ſolchen Werken, wie Klopſtocks Meſſias und Schillers Don Carlos ſind, bald an, daß ihr Feuer nicht aus der Champagner-Flaſche iſt gezogen worden. Allein wie wenig Künſtler werden von jener beſſern Glut entzündet! Ihre, durch unordentliche Aufführung und unglückliche äuſſerliche Verhältniſſe, über welche ſie nicht Kraft genug haben, ſich durch Philoſophie zu erheben, ihre dadurch geſchwächte Maſchiene, ſage ich, fordert, um nicht ganz den Geiſt niederzudrücken, gewaltſame Stärkungs-, oder vielmehr berauſchende Mittel. Dies treibt ſie zuerſt zu einem, den ſinnlichen Freuden gewidmeten Leben. Dazu kömmt, daß Der, welcher einmal die ſchönen Künſte zu ſeinem einzigen Berufe gemacht hat, ſelten noch Geſchmack an ernſthaften Geſchäften findet, — daß dieſe ihm äußerſt trocken ſcheinen; und da man doch nicht immer ſingen, geigen, pfeifen und kleckſen kann, ſo bleiben viel Stunden des Tages auszufüllen, welche denn dem Wohlleben geopfert werden. An weiſe Vertheilung und Anwendung der Zeit, an Aufſuchung eines lehrreichen und vernünftigen Umgangs denken alſo dieſe Herren ſelten; und ſie ſchätzen den Mann, der ihnen ſinnliche Freuden gewährt, und ihnen dabei ſchmeichelt, höher, als den Weiſen, der ſie auf den Weg der Wahrheit und Ordnung führt. Jenem drängen ſie ſich auf; Dieſen fliehen ſie. Bei dem allgemein einreißenden faden Geſchmacke unſers Zeitalters, bei der Vernachläſſigung nützlicher Wiſſenſchaften, iſt dies, wie ich glaube, ein Wort zu ſeiner Zeit geredet, mögte man mich auch deswegen für einen Pedanten halten! Jeder ſeichte Kopf, der nur ein weiches Herzchen hat, den edeln Müſſiggang und ein lüderliches Leben liebt, legt ſich heut zu Tage auf die ſchönen Wiſſenſenſchaften; glaubt Beruf zum Künſtler zu haben; macht Verſe; ſchreibt für das Theater; ſpielt ein Inſtrument; componirt, pinſelt; — und ſo muß denn am Ende der Geſchmack ausarten und die Kunſt verächtlich werden. Deswegen ſehen wir auch ganze Heerden ſolcher Künſtler herumlaufen, die nicht einmal mit den erſten theoretiſchen Grundſätzen ihrer Kunſt bekannt ſind: Muſiker, die nicht wiſſen, aus welcher Tonart ſie ſpielen: die nichts vorzutragen verſtehen, als was ſie auf ihrer Geige oder Pfeife auswendig gelernt haben; ohne philoſophiſchen Geiſt, ohne geſunde Vernunft, ohne Studium, ohne wahres Natur-Gefühl, aber dagegen mit deſto mehr Selbſtgenügſamkeit und Frechheit ausgerüſtet; unter ſich von Brodneid entbrannt; neidiſch auf einen Liebhaber, der ihr Hauptſtudium nur wie Nebenſache treibt, und dennoch mehr davon weiß, als ſie, die weiter nichts gelernt haben. Hat ein ſolcher aber Anhang unter den Leuten nach der Mode, genießt er den Schutz der anmaßlichen Kenner: ſo wage man es ja nicht, laut zu ſagen, daß er ein Stümper ſey, wenn man nicht für einen unwiſſenden Menſchen gelten und alle Dilettanten gegen ſich aufbringen will! Allein wem ekelt nicht vor der Menge ſolcher vornehmen und geringen Dilettanten, vor ihren ſchiefen Urtheilen, vor ihrem albernen Gewäſche? Willſt Du Dich bei dieſem wilden Haufen beliebt machen: ſo mußt Du die Geduld haben, ihren Unſinn anzuhören, oder gar die Niederträchtigkeit begehen, ihn zu loben, und ihren Machtſprüchen beizupflichten. Willſt Du Dich aber bei ihnen in Anſehn ſetzen: ſo ſey ja nicht beſcheiden, ſondern eben ſo unverſchämt, wie ſie! Entſcheide mit Kühnheit! Tritt mit Zuverſicht mitten unter die größten Männer! Dränge Dich hervor! Thue, als ſeyeſt Du äuſſerſt ekel in Deinem Geſchmacke; als ſey es ſchwer, den Beifall Deines verwöhnten Auges und Ohrs zu gewinnen! Rede von dem allgemeinen Rufe, in welchem Deine Kenntniſſe ſtünden! Verachte, was Dir zu hoch iſt! Schüttle bedeutend mit dem Kopfe, wenn Du nichts Paſſendes zu ſagen weißt! Begegne dem Anfänger mit Uebermuthe! Schmeichle vornehmen, reichen, mächtigen Dilettanten und Mäcenaten! Befördre die Luſt an Spielwerken und Kleinigkeiten, an niedlichen Rondo's, an Bierhaus-Menuetten,

ten, mitten in ernſthaften Stücken: an buntſchäckigtem Colorit, an Sinn-Gedichtchen, an Bombaſt und leerer Phraſeologie, an Schauſpielen voll Gräuel, Verwickelung und Uebertreibung! — So kannſt Du Dein Schärflein zum allgemeinen Verderbniſſe des Geſchmacks redlich beitragen! Fühlſt Du aber Kraft in Dir, und haſt nicht Urſache, Menſchen zu ſcheuen, ſo widerſetze Dich dem Unweſen! Eifre gegen dieſe Erbärmlichkeiten, aber eifre mit Gründen, und rücke den Midaſſen unſerer Zeit die groſſen Perücken und Narrenkappen zurück, damit man ihre langen Ohren ſehe, und ſich nicht durch ihre Amtsgeſichter täuſchen laſſe! Traurig iſt es indeſſen, daß auch der wahrhaftig große Künſtler heut zu Tage einen Theil dieſer Wege einſchlagen muß, wenn er nicht dem Marktſchreier das Feld räumen will; daß er oft Natur, Beſcheidenheit, Einfalt und Würde, der Mode und dem Vorurtheile aufzuopfern, ſich mit falſchem Glanze auszurüſten, ſich zum Windbeutel und Spaßmacher zu erniedrigen gezwungen iſt, um zu gefallen und Brod zu finden. Uebel iſt auch oft der Künſtler, beſonders der Muſiker, daran, wenn er in eine Geſellſchaft von Leuten geräth, die ihn bewundern wollen, die ihn bitten, ſich vor ihnen hören zu laſſen, und die denn doch weder Aufmerkſamkeit, noch Kenntniß der Kunſt haben. Abſchlagen darf er es nicht, wenn er nicht will für eigenſinnig gehalten werden, und doch fühlt er, daß er ſeine Perlen den Säuen vorwirft. Er ſetzt ſich an das Clavier, ſpielt das ſanfteſte Adagio, und nun brüllen die zuhörenden Liebhaber mitten in der rührendſten Stelle überlaut: „O! das iſt gar ſchön! vortrefflich!“ — und darüber geht die Stelle verloren. — Solcher Unſchicklichkeiten ſoll man ſich enthalten.

8.

Nun noch ein Wort zur Warnung für den Jüngling, in Betracht der Künſtler, beſonders der Schauſpieler, von gemeiner Art! Ich habe vorhin geſagt, daß der vertraute Umgang mit den mehrſten derſelben, von Seiten ihrer Kenntniſſe, ihres ſittlichen Lebens und ihrer öconomiſchen Umſtände, für Kopf, Herz und Geldbeutel nicht ſehr vortheilhaft ſeyn könne; allein noch in andern Rückſichten muß ich Vorſicht empfehlen. — Wenn man weiß, welch ein warmer Verehrer der ſchönen Künſte ich ſelbſt bin: ſo wird man mir wohl nicht Schuld geben, daß es aus Vorurtheil oder Kälte geſchehe, wenn ich dem Jünglinge rathe, mäßig im Genuſſe der ſchönen Künſte, mäßig im Genuſſe des Umgangs mit den gefälligen Muſen und deren Prieſtern zu ſeyn. — Muſik, Poeſie, Schauſpielkunſt, Tanz und Malerei, wirken freilich wohlthätig auf das Herz. Sie machen es weich und empfänglich für manche edle Gefühle: ſie erheben und bereichern die Phantaſie, ſchärfen den Witz, erwecken Fröhlichkeit und Laune, mildern die Sitten, und befördern die geſelligen Tugenden. Allein eben dieſe herrlichen Wirkungen können, wenn ſie übertrieben werden, manchfaltiges Elend veranlaſſen. Ein zu weiches, weibiſches, von allen wahren und eingebildeten, eignen und fremden Leiden in Aufruhr zu bringendes Gemüth iſt wahrlich ein trauriges Geſchenk. Ein Herz, das, empfänglich für jeden Eindruck, wie ein Rohr, von manchfaltigen Leidenſchaften hin und her bewegt, jeden Augenblick von andern ſich durchkreuzenden Empfindungen hingeriſſen wird; ein Nerven-Syſtem, auf welchem jeder Betrüger, der nur den rechten

Ton zu treffen weiß, nach Gefallen ſpielen kann: — das alles wird uns da, wo es auf Feſtigkeit, unerſchütterlichen männlichen Muth, auf Ausdauern und Beharrlichkeit ankömmt, ſehr zur Laſt. Eine zu warme, zu hochfliegende Phantaſie, die allen unſern geiſtigen Anſtrengungen einen romanhaften Schwung gibt, und uns in eine Ideen-Welt verſetzt, kann uns in der wirklichen Welt theils ſehr unglücklich, theils zu gänzlich unbrauchbaren Menſchen machen. Sie ſpannt uns zu Erwartungen, erregt Forderungen, die wir nicht befriedigen können, und erfüllt uns mit Ekel gegen alles, was den Idealen nicht entſpricht, nach welchen wir in der Bezauberung wie nach Schatten greifen. Ein üppiger Witz, eine ſchalkhafte Laune, die nicht unter der Vormundſchaft einer keuſchen Vernunft ſtehen, können nicht nur leicht auf Koſten des Herzens ausarten, ſondern würdigen uns auch herab, verleiten zu Spielwerken, ſo daß wir, ſtatt der höhern Weisheit und nüchternen Wahrheit nachzuſtreben, und unſre Denkkraft auf wahrhaftig nützliche Gegenſtände zu verwenden, nur den Genuß des Augenblicks ſuchen, und ſtatt, mitten durch die Vorurtheile hindurch, in das Weſen der Dinge einzudringen, uns bey den glänzenden Außenſeiten verweilen. Fröhligkeit kann in Zügelloſigkeit, in Streben nach immerwährendem Taumel übergehen. Milde Sitten verwandeln ſich nicht ſelten in Weichlichkeit, in übertriebene Geſchmeidigkeit, in niedre, unverantwortliche Gefälligkeit, die alles Gepräge von männlichem Character abſchleifen; und ein Leben, das bloß den geſelligen Freuden und dem ſinnlichen Vergnügen gewidmet iſt, leitet uns fern von allen ernſthaften Geſchäften, bei welchen der ſpätre, aber ſichrere, dauerndere Genuß durch Ueberwindung von Schwierigkeiten und durch anhaltende Arbeit und Anſtrengung erkauft werden muß; es macht uns die für Geiſt und Herz ſo wohlthätige Einſamkeit unerträglich, macht uns ein ſtilles häusliches, den Familien- und bürgerlichen Pflichten gewidmetes Daſeyn unſchmackhaft; — mit einem Worte: wer ſich gänzlich den ſchönen Künſten widmet, und mit den Prieſtern ihrer Gottheiten ſein ganzes Leben verſchwelgt, der wagt es darauf, ſein eignes dauerhaftes Wohl zu verſcherzen, und wenigſtens nicht ſo viel zur Glückſeligkeit

Andrer beizutragen, wie er nach ſeinem Berufe und nach ſeinen Fähigkeiten vermögte. Alles, was ich hier geſagt habe, trifft vorzüglich bei dem Theater und bei dem Umgange mit Schauſpielern ein. Wenn unſere Schauſpiele das wären, wofür wir ſie ſo gern ausgeben mögten; wenn ſie eine Schule der Sitten wären, wo uns auf eine gefällige und zweckmäßige Weiſe unſre Verirrungen und Thorheiten dargeſtellt und an das Herz gelegt würden: ja, dann könnte es immer recht gut ſeyn, oft die Bühne zu beſuchen, und den Umgang mit Männern zu wählen, welche man als Wohlthäter ihres Zeitalters anſehen müßte. Man darf aber nicht das Theater nach demjenigen beurtheilen, was es *ſeyn könnte*, ſondern nach dem, was *es iſt*. Wenn in unſern Luſtſpielen die comiſchen Züge der Narrheiten der Menſchen ſo übertrieben geſchildert ſind, daß niemand das Bild ſeiner eignen Schwachheiten darinn erkennt; wenn romanhafte Liebe darin begünſtigt wird; wenn junge Phantaſten und verliebte Mädchen daraus lernen, wie man die alten vernünftigen Väter und Mütter, die zur ehlichen Glückſeligkeit mehr als eingebildete Sympathie und vorübergehenden Liebes-

Rauſch fordern, betrügen und zu ihrer Einwilligung bewegen muß; wenn in unſern Schauſpielen Leichtſinn im gefälligen Gewande erſcheint, vornehmes Laſter in Glanz und Hoheit auftritt, und, durch einen Anſtrich von Größe und Kraft, wider Willen Bewundrung erzwingt; wenn im Trauerſpiele unſer Auge mit dem Anblick der ärgſten Gräuel vertrauet; wenn unſre Einbildungskraft an Erwartung wunderbarer, feenmäßiger Entwickelungen und Auflöſungen gewöhnt wird; wenn man uns in den Opern dahin bringt, daß es uns gleichgültig iſt, ob die geſunde Vernunft empört wird, in ſo fern nur die Ohren gekitzelt werden; wenn der elendeſte Fratzen-Schneider, die ungeſchickteſte Dirne, in ſo fern ſie Anhang unter dem Volke haben, allgemeine Bewunderung einernten; wenn endlich, um alle dieſe nichtigen Zwecke zu erlangen, unſre Theater-Dichter ſich über Wahrſcheinlichkeit, ächte Natur, weiſe Kunſt und Anordnung hinaus, folglich den Zuſchauer in den Fall ſetzen, im Schauſpielhauſe keine Nahrung für den Geiſt, ſondern nur Zeitverkürzung und ſinnlichen Genuß zu ſuchen: — wer wird ſich's da nicht zur Pflicht machen, Jünglingen und Mädchen den ſparſamſten Genuß dieſer Vergnügungen zu empfehlen? Und nun, was die Schauſpieler betrifft: Ihr Stand hat ſehr viel Blendendes. Freiheit; Unabhängigkeit von dem Zwange des bürgerlichen Lebens; gute Bezahlung; Beifall; Vorliebe des Publicums; Gelegenheit, da einem ganzen Volke öffentlich Talente zu zeigen, die außerdem vielleicht verſteckt geblieben wären; Schmeichelei; gute gaſtfreundſchaftliche Aufnahme von jungen Leuten und Liebhabern der Kunſt; viel Muße; Gelegenheit, Städte und Menſchen kennen zu lernen: — das alles kann manchen Jüngling, der mit einer unangenehmen Lage, oder mit einem unruhigem Gemüthe, mit übel geordneter Thätigkeit kämpft, bewegen, dieſen Stand zu wählen, beſonders, wenn er in vertrauten Umgang mit Schauſpielern und Schauſpielerinnen geräth. Aber nun die Sache näher betrachtet! Was für Menſchen ſind gewöhnlich dieſe Theater-Helden und Heldinnen? Leute, ohne Sitten, ohne Erziehung, ohne Grundſätze, ohne Kenntniſſe; Abentheurer; Leute aus den niedrigſten Ständen; freye Buhlerinnen; — mit dieſen lebt man, wenn man ſich demſelben

Stande gewidmet hat, in täglicher Gemeinſchaft. Es iſt ſchwer, da nicht mit dem Strome fortgeriſſen zu werden, nicht zu Grunde zu gehen. Neid, Feindſchaft und Cabale erhalten immerwährenden Zwiſt unter ihnen. Diese Menſchen ſind nicht an den Staat geknüpft; folglich fällt bei ihnen ein großer Bewegungsgrund, gut zu ſeyn: die Rückſicht auf ihren Ruf unter den Mitbürgern, weg. Kömmt noch etwa die Verachtung, mit welcher, freilich unbilligerweiſe, manche ernſthafte Leute auf ſie herabſehen, hinzu: ſo wird das Herz erbittert und ſchlecht. Die tägliche Abwechſelung von Rollen benimmt dem Character die Eigenheit; man wird zuletzt aus Gewohnheit, was man ſo oft vorſtellen muß; man darf dabei nicht Rückſicht auf ſeine Gemüths-Stimmung nehmen, muß oft den Spaßmacher ſpielen, wenn das Herz trauert, und umgekehrt. Dies leitet zur Verſtellung. Das Publicum wird des Mannes und ſeines Spiels überdrüſſig; ſeine Manier gefällt nicht mehr nach zehn Jahren; das ſo leichtfertigerweiſe gewonnene Geld geht eben ſo leichfertig wieder fort; — und ſo iſt denn ein armſeliges, dürftiges, kränkliches Alter nicht ſelten der letzte Auftritt des Schauſpieler-Lebens.

9.

Wer Schauſpieler und Tonkünſtler unter ſeiner Aufſicht und Direction hat, dem rathe ich, ſich gleich anfangs auf einen gewiſſen Fuß mit ihnen zu ſetzen, wenn man nicht von ihrem Eigenſinne und ihren Grillen abhängen will. Die Hauptpunkte, worauf es dabei ankömmt, ſind: ihnen zu zeigen, daß man dem Geſchäfte gewachſen ſey; daß man einen Künſtler zu beurtheilen und zurechtzuweiſen verſtehe; ſie an Pünktlichkeit und Ordnung zu gewöhnen, und bei der erſten Uebertretung, Naſeweiſigkeit oder Zügelloſigkeit Strenge fühlen zu laſſen; ſie übrigens aber, nach Verhältniß der Talente und der ſittlichen Aufführung eines Jeden, mit Höflichkeit und Auszeichnung zu behandeln, ohne ſich je gemein mit ihnen zu machen.

10.

Ermuntre durch beſcheidnes Lob, aber ſchmeichle nicht, erhebe nicht zur Ungebühr den jungen angehenden Schriftſteller und Künſtler! dadurch verdirbt man die Mehrſten von ihnen in Teutſchland. Das übertriebne Beklatſchen und Lobpreiſen macht ſie ſchwindlich, aufgeblaſen, hochmüthig. Sie beeifern ſich dann nicht weiter, der größten Vollkommenheit nachzuſtreben, und hören auf, ein Publicum zu achten, das ſo leicht zu befriedigen ſcheint. Leider! aber treibt uns der Zuſtand unſrer heutigen Literatur gar zu leicht, alles zu loben, was nicht offenbar Unſinn iſt, weil man faſt gewöhnt iſt, lauter abgeſchmacktes Zeug gedruckt zu leſen, beſonders in dem Fache der ſchönen Wiſſenſchaften.

Laß dich dadurch nicht verderben, junger Mann von Talenten! Bewahre auch Dein Herz vor Neid! Laß fremdem Verdienſte Gerechtigkeit widerfahren! Suche immer die Geſellſchaft ſolcher Männer, durch deren Umgang Du, zum Vortheile Deine Kunſt, weiſer und beſſer werden kannſt, nicht aber den Schwarm niedriger Schmeichler oder Enthuſiaſten!

II.

So wenig Vortheil man von der Vertraulichkeit mit Künſtlern von gemeiner Art hat: ſo lehrreich und unterhaltend iſt der Umgang mit einem Manne, der philoſophiſchen Geiſt, Gelehrſamkeit und Witz mit ſeiner

ner Kunſt verbindet. Es iſt ein Glück, an der Seite eines ſolchen Künſtlers zu leben, deſſen Geiſt durch Kenntniſſe gebildet, deſſen Blick durch Studium der Natur und der Menſchen geſchärft, bei dem, durch die milden Einwirkungen der Muſen, das Herz zu Liebe, Freundſchaft und Wohlwollen geſtimmt und die Sitten gereinigt worden. Seine freundliche Beredtſamkeit wird uns in trüben Stunden aufheitern, ſein Umgang uns wieder mit der Welt ausſöhnen, wenn Mismuth und Unzufriedenheit uns plagen; er wird uns Erholung gewähren von verdrießlichen, mühſamen, trocknen Berufs-Geſchäften, wird uns erwärmen, wird uns neue Federkraft geben, wenn wir durch lange Anſtrengung herabgeſpannt ſind; er wird uns die mäßigſte Koſt zu einem Göttermale, unſre Hütte zu einem Heiligthume, zu einem Tempel, unſern Heerd zu einem Altare der Muſen erhöhen.

12.

Man pflegt viel zum Vortheile geſellſchaftlicher Bühnen und von ihrem wohlthätigen Einfluſſe auf die Bildung junger Leute zu ſagen. Es würde mich zu weit führen, wenn ich hier alles auseinanderſetzen wollte, was ſich für und gegen die Sache ſagen läßt, und was ich ſelbſt vielfach darüber zu beobachten und zu erfahren Gelegenheit gehabt habe. Nur ſo viel mit wenigen Worten: Ein großer Theil deſſen, was über das Theaterweſen überhaupt in dieſem Kapitel geſagt worden, iſt auch auf die geſellſchaftlichen Bühnen anwendbar. Welche beſondre Vorſicht aber noch bei der Wahl der Stücke und der Rollen-Vertheilung. zu beobachten iſt, wenn geſittete junge Leute Schauſpiele aufführen ſollen, das fällt leicht in die Augen. Allein ich würde den Eltern noch außerdem vorzüglich eine weiſe Rückſicht auf das Alter, auf die Gemüthsart, auf die Temperamente ihrer Kinder, auf den Grad der Ausbildung und Beſtimmtheit des Characters, den ſie ſchon erlangt, oder noch nicht erlangt hätten, dringend empfehlen, wenn ich um Rath gefragt würde.

Sechstes Kapitel.

Ueber den Umgang mit Leuten von allerlei Ständen, im bürgerlichen Leben.

1.

Machen wir den Anfang mit den **Aerzten**! Kein Stand iſt für das Menſchengeſchlecht wohlthätiger, als dieſer, wenn er ſeine Beſtimmung erfüllt. Der Mann, welcher alle Schätze der Natur durchwühlt, und ihre Kräfte erforſcht, um Mittel aufzuſuchen, das Meiſterſtück, der irdiſchen Schöpfung, den Menſchen, von den Plagen zu befreien, von denen ſein ſichtbarer, materieller Theil befallen wird, die ſeinen Geiſt zu Boden drükken, und oft ſchon ſeine Maſchine zerſtören, ehe noch einmal ſich jede Kraft in ihm entwickelt hat: der Mann, der ſich vor dem Anblicke des Elendes, Jammers und Schmerzens nicht ſcheuet, der ſeine Gemächlichkeit, ſeine Ruhe, ſelbſt ſeine eigne Geſundheit und ſein Leben daranwagt, um den leidenden Brüdern beizuſtehen; dieſer Mann verdient Verehrung und warmen Dank. Er gibt einer zahlreichen Familie ihren Beſchützer, ihren Erhalter, ihren Wohlthäter wieder, rettet unmündigen Kindern ihren Vater, Ernährer und Erzieher, führt vom Rande des Grabes den edeln Gatten zurück in die Arme ſeines treuen Weibes. — Mit einem Worte: kein Stand hat ſo unmittelbar ſegenvollen Einfluß auf das Wohl der Welt, auf das Glück, auf die Ruhe, auf die Zufriedenheit der Mitbürger, wie der eines Arztes. Und wenn man bedenkt, welch ein Umfang von Kenntniſſen dazu gehört! — Man wird es ohne Genie in keinem Stande recht weit bringen; doch gibt es Wiſſenſchaften, in welchen ein ſchlichter geſunder Hausverſtand, und wohl noch etwas weniger, recht gute Dienſte thut; große Aerzte hingegen können durchaus nur die feinſten Köpfe ſeyn. Doch das Genie macht es nicht allein aus; es gehört das ämſigſte Studium dazu, um es in dieſem Fache weit zu bringen. Endlich, wenn man überlegt, daß dieſe Kenntniſſe, mit allen Hülfswiſſenſchaften, welche die Arzneikunde vorausſetzt, gerade die erhabendſten, natürlichſten, erſten Grundkenntniſſe des Menſchen ſind — Studium der Natur in allen ihren Reichen, in allen ihren möglichen Wirkunkungen, in allen ihren Beſtandtheilen; Studium des Menſchen, an Leib und Seele, in ſeinen feſten und flüſſigen Theilen, in ſeiner ganzen Compoſition, in ſeinen Gemüthsbewegungen und Leidenſchaften — Was kann denn lehrreicher, tröſtender, erquickender ſeyn, als der Umgang und die Hülfe eines ſolchen Mannes? Es gibt aber unter den Söhnen Aesculaps auch unzählige Leute von ganz andrer Art; Leute, denen der Doctorhut das Privilegium gibt, an armen Kranken, Verſuche ihrer Unwiſſenheit zu machen; Leute, die den Körper des Patienten wie ihr Eigenthum, wie ein Gefäß anſehen, in welches ſie nach Willkühr allerlei flüſſige und trockne Materien ſchütten dürfen, um wahrzunehmen, welche Wirkung durch den Streit dieſer ſalzartigen, ſauren und geiſtigen Dinge hervorgebracht wird, und wobei ſie nichts wagen, als höchſtens, daß das Gefäß zu Grunde geht. Andern fehlt es, bei der gründlichſten Kenntniß, an Beobachtungsgeiſt. Sie verwechſeln die Zeichen der Krankheiten, laſſen ſich durch falſche Berichte der Patienten täuſchen, forſchen nicht kaltblütig, nicht tief, nicht fleißig genug, und verordnen dann Mittel, die gewiß helfen würden — wenn wir die Krankheit hätten, mit welcher ſie uns behaftet glauben. Wieder Andre kleben an Syſtemgeiſt, an Autorität, an Mode, und ſchieben nie auf ihre Blindheit, ſondern auf die Natur die Schuld, wenn ihre Arzneimittel andre Wirkungen hervorbringen, als die, welche ſie, aus Vorurtheil, ihnen zutrauen; endlich noch Andre halten aus Gewinnſucht die Geneſung der Leidenden auf, um deſto länger nebſt dem Apotheker und Wundarzte den Vortheil davon zu ziehen. In weſſen von dieſer Herren Händen man nun auch fällt: ſo wagt man es doch darauf, das Opfer der Unwiſſenheit, der Sorgloſigkeit, des Eigenſinns oder der Bosheit zu werden.

Nun iſt es freilich, ſelbſt einem Layen, der ſonſt einen geraden Blick mit einiger Menſchenkenntniß, Erfahrung und Gelehrſamkeit verbindet, nicht ſo ſchwer, den großen Charlatan von dem geſchickten Manne, an ſeinem Vortrage, an der Art ſeiner Frage und Verordnungen, zu unterſcheiden; unter den Beſſern aber Den auszuzeichnen, dem man am ſicherſten ſeinen Körper anvertrauen kann, das iſt viel ſchwerer. Folgende Vorſchriften würde ich daher, in Rückſicht auf dem Umgang mit Aerzten, empfehlen:

Lebe mäßig in allem Betrachte, ſo magſt Du den Arzt als Freund bei Dir ſehen, aber Du wirſt ſeiner Hülfe ſelten bedürfen!

Gib wohl Acht auf das, was Deiner Conſtitution ſchädlich oder dienlich iſt, was Dir wohl, und was Dir übel bekömmt! Richte darnach ſtrenge Deine Lebensart ein, ſo wirſt Du nicht oft in den Fall kommen, Dein Geld in die Apotheke ſchicken zu müſſen!

Wenn man nicht ganz fremd in der Phyſik, dabei ein wenig bewandert in medicinischen Büchern iſt, ſein Temperament kennt, und weiß, zu welchen Krankheiten man Anlage hat, und was Wirkung auf uns macht: ſo kann man auch oft, bei wirklichen Krankheiten, ſein eigner Arzt ſeyn. Jeder Menſch iſt einer Art von Gebrechen mehr ausgeſetzt, als einer andern, in ſo fern er einförmig lebt. Studirt er nun mit Ernſt dieſen einzigen Zweig der Heilkunde, ſo müßte es ſonderbar zugehen, wenn er davon nicht vielleicht mehr, wenigſtens eben ſo viel Einſicht erlangen ſollte, als ein Mann, der das ganze Heer von Krankheiten überſehen muß.

Fordert aber die Noth, daß Du Dich an einen Arzt wendeſt, und Du willſt Dir einen unter dem Haufen ausſuchen: ſo gib zuerſt Acht, ob der Mann geſunde Vernunft hat; ob er über andre Gegenſtände, mit Klarheit, unpartheiiſch, ohne Vorurtheil raiſonnirt; ob er beſcheiden, verſchwiegen, fleißig, anhänglich an ſeine Kunſt iſt; ob er ein gefühlvolles, menſchenliebendes Herz zeigt; ob er ſeine Kranken mit einer Menge verſchiedner Arzneien zu beſtürmen, oder ſich einfacher Mittel zu bedienen, der Natur wo möglich ihren Lauf zu laſſen pflegt; ob er eine Diät empfiehlt, die nach ſeinen Begierden abgemeſſen; ob er verbiethet, was ihm zuwider iſt; anräth, wozu er Appetit hat; ob er ſich im Reden zuweilen widerſpricht; ob er feſt in ſeinem Syſteme iſt, oder ſich irre machen läßt und von einer Heilart zur andern übergehet; ob er einzelnen Kennzeichen entgegen arbeitet, oder immer die Hauptſache vor Augen hat; ob er Brodneid gegen ſeine Kunſt-Verwandten, ob er ſich bereitwilliger zeigt, den Großen und Reichen, als den niedern und Armen beizuſtehen? Biſt Du über dieſe Puncte befriedigt und beruhigt, ſo vertraue Dich ihm an!

Vertraue Dich aber ihm allein, gänzlich und ohne Zurückhaltung! Verſchweige auch nicht den kleinſten Umſtand, der dazu dienen mag, ihn mit dem Zuſtande und dem Sitze Deines Uebels bekannt zu machen! Doch miſche keine nichtsbedeutende Kleinigkeiten, keine Thorheiten, keine Grillen, keine Einbildungen hinein, die ihn irre machen könnten! Folge ſtrenge und pünktlich ſeinen Vorſchriften, damit er ſicher ſeyn dürfe, ob das was Du nachher empfindeſt, die Folge ſeiner angewendeten Mittel ſey! Desfalls laß Dich auch nicht verleiten, nebenher keine Hausarkana, mögten ſie auch noch ſo unſchuldig ſcheinen, zu gebrauchen, noch heimlich einen zweiten Arzt um Rath zu fragen! Vor allen Dingen nim nicht etwa zu gleicher Zeit zwei ſolcher Herren öffentlich an! Die Reſultate ihrer mediciniſchen Conſilien werden eben ſo viel Todesurtheile für Dich ſeyn; Keinem von Beiden wird Deine Geneſung am Herzen liegen; ſie werden Deinen Körper zu dem Kampfplatze ihrer verſchiedenen Meinungen gebrauchen; ſie werden Einer dem Andern die Ehre misgönnen, Dich geſund zu machen, und Dich alſo lieber gemeinſchaftlich in jene Welt ſchicken, um nachher wechſelſeitig die Schuld auf einander ſchieben zu können.

Den Mann, der alles anwendet, was in ſeinen Kräften ſteht, Deine Geſundheit herzuſtellen, belohne nicht ſparſam! Gib ihm reichlich, nach Deinem Vermögen! Haſt Du aber Urſache, zu glauben, daß er eigennützig ſey, ſo ſetze Dich auf den Fuß, ihm jährlich etwas Feſtgeſetztes zu zahlen, Du mögeſt krank oder geſund ſeyn, damit er kein Intereſſe dabei habe, Dich mit allerlei Krankheiten zu verſehen, oder Deine Herſtellung aufzuhalten.

2.

Wenden wir uns nun zu den Juriſten! Nächſt den natürlichen Gütern, nächſt der Wohlfahrt des Geiſtes, der Seele und des Leibes, iſt in der bürgerlichen Geſellſchaft der ſichre Beſitz des Eigenthums das Heiligſte und Theuerſte. Wer dazu beiträgt, uns dieſen Beſitz zuzuſichern; wer ſich weder durch Freundſchaft, noch Partheilichkeit, noch Weichlichkeit, noch Leidenſchaft, noch Schmeichelei, noch Eigennutz, noch Menſchenfurcht bewegen läßt, auch nur einen einzigen kleinen Schritt von dem geraden Wege der Gerechtigkeit abzuweichen; wer durch alle Künſte der Chicane und Ueberredung, durch die Unbeſtimmtheit, Zweideutigkeit und Verwirrung der geſchriebenen

Geſetze hindurch, klar zu ſchauen, und den Punkt, den Vernunft, Wahrheit, Redlichkeit und Billigkeit beſtimmen, zu treffen weiß; wer der Beſchützer des Aermern, des Schwächern und Unterdrückten gegen den Stärkern, Reichern und Unterdrücker; wer der Waiſen Vater, der Unſchuldigen Retter und Vertheidiger iſt — der iſt gewiß unſrer ganzen Verehrung werth.

Was ich hier geſagt habe, beweiſt aber auch zugleich, wie ſehr viel dazu gehört, auf den Titel eines würdigen Richters und auf den, eines edeln Sachwalters Anſpruch machen zu dürfen; und es iſt, am gelindeſten geſprochen, ſehr übereilt geurtheilt, wenn man behauptet, es werde, um ein guter Juriſt zu ſeyn, wenig geſunde Vernunft, ſondern nur Gedächtniß, Schlendrian und ein hartes Herz erfordert; oder die Rechtsgelehrſamkeit ſey nichts andres als die Kunſt, die Leute auf eine privilegirte Art um Geld und Gut zu bringen. Freilich, wenn man unter einem Juriſten einen Mann verſteht, der nur ſein römiſches Recht im Kopfe hat, die Schlupfwinkel der Chicane kennt, und die ſpitzfindigen Diſtinctionen der Rabuliſten ſtudirt hat, ſo mag man Recht haben; aber ein Solcher entheiligt auch ſein ehrwürdiges Amt.

Doch iſt es in der That traurig — um auch das Böſe nicht zu verſchweigen — daß in dieſem Stande die Handlungen ſo vieler Richter und Advocaten, ſo wie die Juſtiz-Verfaſſung in den mehrſten Ländern, ſehr mannigfaltige Gelegenheit zu jenen harten Beſchuldigungen geben. Da widmen ſich denn die ſchiefſten Köpfe dem Studium der Rechtsgelehrſamkeit, womit ſie keine andre feine Kenntniſſe verbinden, dennoch aber ſo ſtolz auf dieſen Wuſt von alten römiſchen, auf unſre Zeiten wenig paſſenden Geſetzen ſind, daß ſie von dem Manne, der die edlen Pandecten nicht am Schnürchen hat, glauben, er könne gar nichts gelernt haben. Ihre ganze Gedanken-Reihe knüpfe ſich nur an ihr Buch aller Bücher, an das Corpus Juris an, und ein ſteifer Civiliſt iſt wahrlich im geſellſchaftlichen Leben das langweiligſte Geſchöpf, das man ſich denken mag. In allen übrigen menſchlichen Dingen, in allen andern, den Geiſt aufklärenden, das Herz bildenden Kenntniſſen unerfahren, treten ſie dann in öffentliche Aemter. Ihr barbariſcher Styl, ihre bogenlangen Perioden, ihre Gabe, die einfachſte, deutlichſte Sache weitſchweifig und unverſtändlich zu machen, erfüllt Jeden, der Geſchmack und Gefühl für Klarheit hat, mit Ekel und Ungeduld. Wenn Du auch nicht das Unglück erlebſt, daß Deine Angelegenheit einem eigennützigen, partheiiſchen, faulen, oder ſchwachköpfigen Richter in die Hände fällt; ſo iſt es ſchon genug, daß Dein oder Deines Gegners Advocat ein Menſch ohne Gefühl, ein gewinnſüchtiger Gauner, ein Pinſel, oder ein Chicaneur ſey, um bei einem Rechtsſtreite, den jeder unbefangne geſunde Kopf in einer Stunde ſchlichten könnte, viel Jahre lang hingehalten zu werden, ganze Zimmer voll Acten zuſammengeſchrieben zu ſehen, und dreimal ſo viel an Unkoſten zu bezahlen, als der Gegenſtand des ganzen Streits werth iſt, ja am Ende die gerechteſte Sache zu verliehren, und Dein offenbares Eigenthum fremden Händen preiszugeben. Und wäre beides nicht der Fall; wären Richter und Sachwalter geſchickte und redliche Männer, ſo iſt der Gang der Juſtiz in manchen Ländern von der Art, daß man Methuſalems Alter erreichen muß, um das Ende eines Proceſſes zu erleben. Da ſchmachten denn ganze Famimilien im Elende und Jammer, indeß ſich Schelme und hungrige Scribler in ihr Vermögen theilen. Da wird die gegründeteſte Forderung wegen eines kleinen Mangels an elenden Formalitäten, für nichtig erklärt. Da muß der Aermere ſich's gefallen laſſen, daß ſein reicherer Nachbar ihm ſein väterliches Erbe wegreißt, wenn die Chicane Mittel findet, den Sinn irgend eines alten Documents zu verdrehen, oder wenn der Unterdrückte nicht Vermögen genug hat, die ungeheuren Koſten zu Führung des Proceſſes aufzubringen. Da müſſen Söhne und Enkel geduldig zuſehen, wie die Güter ihrer Voreltern, unter dem Vorwande, die darauf haftenden Schulden zu bezahlen, Jahrhunderte hindurch in den Händen privilegirter Diebe bleiben, indeß weder ſie noch die Gläubiger Genuß davon haben, wenn dieſe Diebe nur die Kunſt beſitzen, Rechnungen aufzuſtellen, die der gebräuchlichen Form nach richtig ſind. Da muß mancher Unſchuldige ſein Leben auf dem Blutgerüſte hingeben, weil die Richter nicht ſo bekannt mit der Sprache der Unſchuld, wie mit den Wendungen einer falſchen Beredſamkeit ſind. Da laſſen Profeſſoren Urtheile über Gut und Blut durch ihre unbärtigen Schüler verfaſſen, und geben Demjenigen Recht, der das Reſponſum bezahlt, — Doch was helfen alle Declamationen, und wer kennt nicht dieſe Greuel der Verwüſtung?

Einen beſſern Rath weiß ich nicht zu geben, als den: Man hüte ſich, mit ſeinem Vermögen oder ſeiner Perſon in die Hände der Juſtiz zu fallen!

Man weiche auf alle mögliche Weiſe jedem Proceſſe aus, und vergleiche ſich lieber, auch bei der ſicherſten Ueberzeugung von Recht, gebe lieber die Hälfte deſſen hin, was uns ein Anderer ſtreitig macht, bevor man es zum Schriftwechſel kommen laſſe!

Man halte ſeine Geſchäfte in ſolcher Ordnung, mache alles darinn bei Lebzeiten ſo klar, daß man auch ſeinen Erben nicht die Warſcheinlichkeit eines gerichtlichen Zwiſtes hinterlaſſe!

Hat uns aber der böſe Feind zu einem Proceſſe verholfen, ſo ſuche man ſich einen redlichen, uneigennützigen, geſchickten Advocaten — man wird oft ein wenig lange ſuchen müſſen —, und bemühe ſich, mit ihm alſo einig zu werden, daß man ihm, außer ſeinen Gebühren, noch reichere Bezahlung verſpreche, nach Verhältniß der Kürze der Zeit, binnen welcher er die Sache zu Ende bringen wird!

Man mache ſich gefaßt, nie wieder in den Beſitz ſeiner Güter zu kommen, wenn dieſe einmal in Advocaten- und Curatoren-Hände gerathen ſind, beſonders in Ländern wo alter Schlendrian, Schläfrigkeit und Inconſequenz, in Geſchäften herrſchen!

Man erlaube ſich keine Art von Beſtechung der Richter! Wer dergleichen gibt, der iſt beinahe ein eben ſo arger Schelm, wie Der, welcher nimt.

Man waſne ſich mit Geduld in allen Geſchäften, die man mit Juriſten von gemeinem Schlage vorhat.

Man bediene ſich auch keines Solchen zu Dingen, die ſchleunig und einfach behandelt werden ſollen!

Man ſey äußerſt vorſichtig im Schreiben, Reden, Verſprechen und Behaupten gegen Rechtsgelehrte! Sie kleben am Buchſtaben. Ein juriſtiſcher Beweis iſt nicht immer ein Beweis der geſunden Vernunft; juriſtiſche Wahrheit zuweilen etwas mehr, zuweilen etwas weniger, als gemeine Wahrheit; juriſtiſcher Ausdruck iſt nicht ſelten einer andern

Auslegung fähig, als gewöhnlicher Ausdruck und juriſtiſcher Wille oft das Gegentheil von dem, was man im gemeinen Leben Willen nennt.

3

Ich komme jetzt zu dem Wehrſtande. Wenn in unſern heutigen Kriegen noch Mann gegen Mann föchte, und die Kunſt, Menſchen zu vertilgen, nicht ſo methodiſch und maſchinenmäßig getrieben würde; wenn allein perſönliche Tapferkeit das Glück des Kriegers entſchiede, und der Soldat nur für ſein Vaterland, zu Vertheidigung ſeines Eigenthums und ſeiner Freiheit ſtritte: ſo würde auch freilich noch kein ſolcher Ton unter dieſen Männern herrſchen, wie jetzt, da zu einem geſchickten Kriegshelden ganz andre Arten von Kenntniſſen gehören, da ein paar neue Reſſorts, nämlich Subordination und ein conventioneller Begriff von Ehre, auf gewiſſe Weiſe an die Stelle des kühnen Muths getreten ſind, und dieſe die Menſchen zwingen müſſen, da ſtehen zu bleiben und aus der Ferne auf ſich ſchießen zu laſſen, wo die Leidenſchaften der Fürſten ihnen gebiethen, zu ſtehen und ihr Leben für wenig Groſchen daran zu wagen. Dennoch war eine gewiſſe

Rohigkeit, Zügelloſigkeit und ein Hinausſetzen über alle Regeln der Moral und bürgerlichen Uebereinkunft — gleich als wären dieſe Geſetze nur Kinder des Friedens — noch in der erſten Hälfte dieſes Jahrhunderts faſt der allgemeine Character eines Soldaten von hohem und niedern Range. In unſern Tagen aber ſieht es damit ganz anders aus. Faſt in allen europäiſchen Staaten findet man unter Männern und Jünglingen im Soldatenſtande Perſonen, die durch Kenntniſſe in allen Fächern der Wiſſenſchaften und Künſte, beſonders in ſolchen, die zu ihrem Handwerke gehören, durch eine beſcheidene, feine Aufführung, durch ſtrenge Sittlichkeit, Sanftmuth des Characters und nützliche Anwendung ihrer Muße, zu Bildung des Geiſtes und Herzens, ſich der allgemeinen Achtung und Liebe werth machen. Ich würde alſo gar keine beſondre Vorſchriften über den Umgang mit Officiren zu geben haben, wenn nicht theils, ſo wie in allen Ständen, alſo auch hier, Ausnahmen vom Guten Statt fänden, theils einige andre Rückſichten nicht mit Stillſchweigen übergangen werden dürfen; doch kann ich mich dabei kurz faſſen.

Wer ſeinem Stande, ſeinem Alter, oder ſeinen Grundſätzen nach, ſich weder aufziehen und beleidigen zu laſſen, noch eine Beleidigung durch den Zweikampf auszutilgen Luſt haben kann; der thut wohl, wenn er die Gelegenheit vermeidet, bei Spiel, Trunk oder andern dergleichen Fällen, mit rohen Leuten vom Soldatenſtande in Gemeinſchaft zu kommen, oder wenn er ſolchen Gelegenheiten nicht ausweichen kann, ſich ſo behutſam, höflich und ernſthaft, wie möglich, aufzuführen. Indeſſen kömmt hiebei auch ſehr viel auf den Ruf an, in welchen man ſich geſetzt hat; und ein gerader, feſter, redlicher und verſtändiger Mann pflegt, ſelbſt von ausſchweifenden, ungeſitteten Leuten, reſpectirt und geſchont zu werden.

Ueberhaupt aber rathe ich, im Reden und handeln gegen Officiere vorſichtig zu ſeyn. Das Vorurtheil von übel verſtandner Ehre, das in den mehrſten Armeen, vorzüglich in der franzöſiſchen, herrſchend iſt, und das von mancher andern Seite einen Nutzen ſtiften kann, der hier zu weitläuftig zu entwickeln ſeyn würde, befiehlt dem Officier, auch nicht das kleinſte zweideutige Wörtchen, das ihm geſagt wird, hinzunehmen, ohne

Genugthuung durch Waffen zu fordern; und da hat denn vielmals ein Ausdruck, den man ſich im gemeinen Leben erlauben dürfte, für ihn einen beleidigenden Sinn. Man darf, zum Beiſpiel, wohl ſagen: „Das war doch nicht gut,“ aber keineswegs: „Das war ſchlecht von Ihnen; — und doch muß das, was nicht gut iſt, nothwendig ſchlecht ſeyn. Mit dieſer Sprache der Uebereinkunſt ſoll man ſich alſo bekannt machen, wenn man mit Perſonen, denen dieſelbe Geſetze auflegt, umgehen will.

Daß man in Gegenwart eines Officiers nie, auch nicht das Mindeſte, zum Nachtheile dieſes Standes vorbringen dürfe, verſteht ſich wohl um ſo mehr von ſelbſt, da es in der That nöthig iſt, daß der Soldat ſeinen Stand für den erſten und wichtigſten in der Welt halte. — Denn was ſoll ihn bewegen, ſich einer ſo beſchwerlichen und gefährlichen Lebensart zu widmen, wenn es nicht die Anſprüche auf Ruhm und Ehre ſind?

Endlich pflegt bei dem Soldatenſtande eine Art von offnem, treuherzigen, nicht ſehr feierlichen, ſondern muntern, freien und durch geſitteten Scherz gewürztem Betragen uns beliebt zu machen; mit derſelben muß man daher vertraut werden, wenn man mit dieſer Klaſſe leben will. Doch ſind vielleicht die Zeiten nicht mehr fern, wo jede dieſer Vorſchriften unnütz werden, und der Stand eines Soldaten nicht länger von dem eines Bürgers getrennt bleiben wird.

4.

Kein Stand hat vielleicht ſo viel Annehmlichkeit, wie der eines **Kaufmanns**, wenn dieſer nicht ganz mit leerer Hand anfängt, wenn das Glück ihm nicht entſchieden zuwider iſt, wenn er ein wenig vor ſich gebracht hat, wenn er ſeine Unternehmungen mit gehöriger Klugheit treibt, nicht zu viel wagt und auf das Spiel ſetzt. Kein Stand genießt einer ſo glücklichen Freiheit, wie dieſer. Kein Stand hat von je her ſo unmittelbar thätigen, wichtigen Einfluß auf Moralität, Cultur und Luxus gehabt, wie die Kaufmannſchaft. Wenn durch ſie und durch die Verbindung, welche dieſelbe zwiſchen entlegenen, in ſo viel Dingen von einander verſchiedenen Völkern ſtiftet, der Ton ganzer Nationen umgeſtimmt, und Menſchen mit geiſtigen und körperlichen Bedürfniſſen, mit Wiſſenſchaften, Wünſchen, Kranheiten, Schätzen und Sitten bekannt wären, die außerdem vielleicht nie, wenigſtens ſehr viel ſpäter, bis dahin gedrungen ſeyn würden, ſo läßt ſich wohl nicht zweifeln, daß es, wofern die feinſten Köpfe unter den Kaufleuten eines großen Reichs ſich über ein Syſtem von Wirkſamkeit nach feſten Grundſätzen vereinigten, in ihrer Macht ſtehen müßte, welche Richtung des Verſtandes und Willens ſie ihrem Vaterlande geben wollten. Zum Glück für unſre Freiheit aber gibt es theils nicht viel ſo weitſehende, planvolle Köpfe unter Leuten dieſes Standes in der Welt, theils ſind ſie durch ſehr verſchiedenes Intereſſe ſo getrennt, daß ſie ſich nicht zur Tyrannei vereinigen können; und ſo fällt zwar die Wirkung nicht weg, welche der Handel auf Sitten und Aufklärung hat; aber es geht doch damit nicht methodiſch zu, ſondern alles rückt ſeinen Gang an der Hand der Zeit fort. Indeſſen begreift man leicht, daß eben das Idéal, welches ich von einem großen Handelsmanne aufgeſtellt habe, einen Mann von feinem, vorausſchauenden, weit umfaſſenden Geiſte, und, wenn es ihm um das Wohl der Welt zu thun iſt, einen Mann von edeln, erhabenen Geſinnungen bezeichnet. Auch gibt es ſolcher Männer in dieſem Stande, und ich habe, beſonders während meines Aufenthalts in Hamburg, Bremen und andern Gegenden, deren einige kennen gelernt, die wahrlich, wenn ſie auf einem andern Schauplatze geſtanden, unter den größten Männern ihrer Zeit genannt worden wären.

Da man nun aber keiner Vorſchriften bedarf, um zu lernen, wie man mit weiſen und guten Menſchen umgeben ſoll, ſo will ich hier nur von dem Betragen im Umgange mit Kaufleuten von gemeinem Schlage reden. Dieſe werden von ihrer erſten Jugend an gewöhnlich ſo mit Leib und Seele nur dahin gerichtet, auf Geld und Gut ihr Augenmerk, und für nichts anders als für Reichthum und Erwerb Sinn zu haben, daß ſie den Werth eines Menſchen faſt immer nach der Schwere ſeines Geldkaſtens beurtheilen, und bei ihnen: Der Mann iſt gut, ſo viel heißt, wie: Der Mann iſt reich. Hierzu geſellt ſich wohl noch, beſonders in Reichsſtädten, eine Art von Pralerei, eine Begierde, es andern ihres Gleichen da, wo es in die Augen fällt, an Pracht zuvorzuthun, um zu zeigen, daß ihre Sachen feſt ſtehen. Da ſie aber mit dieſer Neigung immer noch Sparſamkeit und Habſucht verbinden,

den, und ſie, ſobald es nicht bemerkt wird, in ihren Häuſern äußerſt eingeſchränkt und hungrig leben und ſich ſehr viel verſagen: ſo bemerkt man da einen Contraſt von Kleinlichkeit und Glanz, von Geiz und Verſchwendung, von Niederträchtigkeit und Stolz, von Unwiſſenheit und Forderung, der Mitleiden erregt; und ſo indüſtriös auch ſonſt die Kaufleute ſind, ſo fehlt es ihnen doch mehrentheils an der Gabe, ein kleines Feſt durch geſchmackvolle Anordnungen glänzend, und mit wenig Koſten einen anſtändigen Aufwand zu machen. Außer Hamburg iſt dies wohl in allen deutſchen Handelsſtädten mehr oder weniger der Fall.

Willſt Du bei dieſen Leuten geachtet ſeyn, ſo mußt Du wenigſtens in dem Rufe ſtehen, daß Deine Vermögens = Umſtände nicht zerrüttet ſeyen: Wohlſtand macht auf ſie den beſten Eindruck. Sey es durch Deine Schuld, oder durch Unglück, ſo wirſt Du, auch bei den herrlichſten Vorzügen des Verſtandes und Herzens, von ihnen verachtet werden, wenn Du Mangel leideſt.

Willſt Du einen Solchen zu einer milden Gabe, oder ſonſt zu einer großmüthigen Handlung bewegen: ſo mußt Du entweder ſeine Eitelkeit mit in das Spiel bringen, daß es bekannt werde, wie viel dies große Haus an Arme gibt; oder der Mann muß glauben, daß der Himmel ihm die Gabe hundertfältig vergelten werde: dann wird es andächtiger Wucher.

Große Kaufleute ſpielen, wenn ſie ſpielen, gewöhnlich um hohes Geld. Sie betrachten das wie jeden andern Speculations-Handel; aber ſie ſpielen dann auch mit aller Kunſt und Aufmerkſamkeit. Man hüte ſich daher, wenn man das Spiel nicht verſteht, oder es nachläſſig, bloß wie Zeitvertreib anſieht, ſich mit ſolchen Männern darauf einzulaſſen!

Laß es Dir hier ja nicht einfallen, Werth auf Geburt und Rang zu ſetzen, beſonders wenn Du arm biſt! oder Du wirſt Dich kränkenden Demüthigungen ausſetzen.

Doch pflegt in manchen Kaufmannshäuſern ein Mann mit Stern, Orden und Titel geſchmeichelt zu werden: das geſchieht dann aus Pralerei, um zu zeigen, daß auch Vornehme da Gaſtfreundſchaft genießen, oder daß man mit Höfen und großen Familien in Verhältniſſen ſtehe.

Auch der Gelehrte und Künſtler wird hier überſehen, oder nur aus Eitelkeit vorgezogen. Er erwarte nicht, daß ſein wahrer Werth erkannt werde!

Da die Sicherheit des Handels auf Pünktlichkeit im Bezahlen und auf Treue und Glauben beruht, ſo ſetze Dich bei den Kaufleuten in den Ruf, ſtrenge Wort zu halten und ordentlich zu bezahlen: ſo werden ſie dich höher achten, als manchen viel reichern Mann.

Man hüte ſich, wenn man nicht ſelbſt den Handel aus dem Grunde verſteht, ſich von Kaufleuten zu gemeinſchaftlichen Unternehmungen und Speculationen verleiten zu laſſen. Iſt bei der Sache ein ſicherer Gewinn wahrſcheinlich zu erwarten: ſo enthält ſich der Kaufmann wohl, einem Laien, und wäre er ſein beſter Freund, davon Eröffnung zu thun, um ihn Theil nehmen zu laſſen. Solche Anträge ſind alſo immer verdächtig. Daß man noch außerdem, wenn auch der Erfolg glücklich ausfällt, bei der Berechnung und Theilung verkürzt wird, verſteht ſich von ſelbſt.

Wer wohlfeil kaufen will, der kaufe für baares Geld! — das iſt eine ſehr bekannte Lehre. Man hat dann die Wahl von Kaufleuten und von Waaren, und man kann es niemand übel auslegen, wenn er, bei der Ungewißheit, ob und wie bald er bezahlt werde, für ſeine Waare einen übertriebenen Preis fordert, oder das Schlechteſte hingibt, was er hat.

Hat man Urſache, mit dem Betragen des Mannes, mit welchem man Handlungs-Geſchäfte getrieben hat, zufrieden zu ſeyn: ſo wechſele man nicht ohne Noth, laufe nicht von einem Kaufmanne zu dem andern! Man wird von Leuten, die uns kennen, denen an der Erhaltung unſrer Kundſchaft gelegen iſt, treuer bedient, und ſie geben uns auch, wenn es ja unſre Umſtände erforderten, leichter Credit, ohne deswegen den Preis der Waaren zu erhöhen.

Man enthalte ſich, einem Krämer für den geringen Vortheil, der ihm aus einem kleinen Handel mit uns zuwächſt, viel Mühe, Zeitverluſt und Wege zu machen! Dieſe Unart iſt beſonders den Frauenzimmern eigen, die zuweilen ſich für tauſend Thaler Waare auspacken laſſen, um, nach zweiſtündiger Beäuglung und Betaſtung, für einen Gulden zu kaufen, oder gar alles Geſehene zu ſchlecht und theuer zu finden.

Bei kleinen Kaufleuten, und in Städten, wo eigentlich nur Krämer wohnen, iſt die unartige Gewohnheit eingeriſſen, daß dieſe oft ſehr viel mehr für ihre Waaren fordern, als wofür ſie dieſelbe hingeben wollen. Andre geben mit angenommener Treuherzigkeit und Biederkeit vor, daß ſie den äußerſten Preis ſetzen, und laſſen ſich keinen Heller abdingen; und ſo muß man oft doppelt ſo viel bezahlen, als die Sache werth iſt. Erſtern würde man ihre kleinen Künſte leicht abgewöhnen können, wenn die Angeſehenſten in einer Stadt ſich vereinigten, ſolchen Gaunern gar nichts abzukaufen. Es iſt aber das jüdiſche Verfahren beider Art von chriſtlichen Krämern eben ſo unredlich, wie unklug. Sie betrügen damit höchſtens nur einige Fremde und Solche, die von dem Werthe der Waaren nichts verſtehen; bei Andern hingegen verlieren ſie allen Glauben; und wenn man erſt ihre Weiſe kennt, ſo bietet man ihnen nur die Hälfte von dem, was ſie fordern. Uebrigens ſoll Der, welcher kaufen will, die Augen aufthun: es iſt unvernünftig, einen Handel von einiger Wichtigkeit zu ſchließen, ohne vorher ſich Kenntniß von dem wahren Werthe der Sache erworben zu haben, die man zu kaufen die Abſicht hat.

Welch eine groſe Vorſicht man im Pferde-Handel zu beobachten habe, das iſt eine bekannte Sache. Bei dieſem hat ſich das Vorurtheil eingeſchlichen, daß Eltern und Kinder, Geſchwiſter und Freunde, Herren und Diener ſich keinen Gewiſſens-Vorwurf machen zu dürfen glauben, wenn ſie einander betrügen.

5.

Die Herren **Buchhändler** verdienten wohl ein eigenes Kapitel. In demſelben könnte man ſehr viel Wahres zum Lobe Derer unter ihnen ſagen, die dieſen Handel nicht wie einen jüdiſchen Erwerb treiben, ſo daß ſie etwa wenig darum bekümmert wären, was **für** Bücher bei ihnen verlegt und verkauft, in ſo fern nur Gelder daraus gelöſet werden, — denen es nicht gleichgültig iſt, ob man ſie zu Hebammen von kleinen Krüppeln und Mißgeburten braucht, ob ſie zu Werkzeugen der Ausbreitung eines elenden, ſeichten, falſchen Geſchmacks und ſchlechter Grundſätze dienen, — ſondern denen, wie unſerm Nicolai, Wahrheit, Cultur und Aufklärung am Herzen liegen, — die das verkannte, im Dunkeln lebende Talent ermuntern, aus dem Staube hervorziehen, in Thätigtigkeit ſetzen und großmüthig- unterſtützen, — die den täglichen Umgang und das Verkehr mit Gelehrten und Büchern dazu anwenden, ſich ſelbſt Kenntniſſe zu ſammeln, ihren Geiſt zu bilden, und beſſere Menſchen zu werden. Und dann würde, des Contraſtes wegen, das Gegenbild keine üble Wirkung machen. — Das Bild eines Mannes, der, nachdem ein halbes Jahrhundert hindurch die vortreflichſten Werke durch ſeine ſchmutzigen, geldgierigen Finger gegangen, noch immer eben ſo unwiſſend und dumm geblieben — außer was die kleinen Wucher-Künſte betrift —, wie ein zehnjähriger Knabe, — der Manuſcripte und neue Bücher nach der Dicke, nach dem Titel, und nach dem Verhältniſſe ſchätzt und kauft, nach welchen er vermuthen kann, daß ein von falſchen Geſchmacke irre geleitetetes Publicum darnach greifen werde, — der; um dieſen falſchen Geſchmack zu unterhalten, durch unbärtige Knaben jämmerliche Broſchüren, Romänchen und Mährchen ſchreiben, und unter ſeiner Firma (Namen) in die Welt gehen läßt, — der die erbärmlichſte Schmiererei, deren Nichtswürdigkeit er ſelbſt fühlt, durch einen viel verſprechenden Mode-Titel, oder durch ſaubere Bilderchen aufgeſtutzt, nach Frankfurt und Leipzig ſchleppt, und für dieſe Lumpereien ein ſchändendes Lob von feilen Recenſenten erkauft, — der den Mann von Talenten wie einen Tagelöhner behandelt und bezahlt, von der eingeſchränkten häuslichen Lage eines armen Schriftſtellers Vortheil zieht, um ein Werk, das Anſtrengung aller Kräfte, Nachtwachen und Aufwand von wahrer Geiſtesgröße erfordert hat, und womit er Tauſende gewinnen kann, wie Maculatur zu erhandeln, — der, ſo oft ihm ein Werk angeboten wird, verächtlich die Naſe rümpft und den Kopf ſchüttelt, um deſto wohlfeiler daran zu kommen, — der, wie unter andern unſre Carleruher und Frankenthaler Freunde, durch Nachdruck ein Dieb an fremden Eigenthume wird. Endlich könnte ich Vorſchriften geben, wie die Schriftſteller mit Buchhändlern von dieſer Art umgehen ſollen, um nicht ihre Sclaven zu werden, — wie man ſich bei Ihnen Gewicht geben könne, und in welche Form man ſeine Geiſtesproducte gießen müſſe, damit ſie von den Soſiern unſrer Zeit in Verlag genommen werden. — Das aber ſind zum Theil Zunft-Geheimniſſe, die unter uns großen Gelehrten nur mündlich fortgepflanzt werden, und die man alſo nicht jedem, der bloß Leſer iſt, verrathen darf.

Bei der erſten flüchtigen Ueberſicht ſollte man glauben, alle Buchhändler, die nur irgend einigen Verlag hätten, müßten reich werden. Wenn man in Teutſchland vier und zwanzig Millionen Einwohner annimmt, und dann rechnet, das jedes Buch tauſendmal abgedruckt würde, ſo beträgt das auf 24,000 Menſchen nur ein Exemplar. — Und welches Buch könnte ſo ſchlecht ſeyn, daß nicht unter 24,000 Leuten Einer Luſt bekäme, es zu kaufen? Allein man wird bald anderer Meinung, wenn man die Schuldbücher der Herren Buchhändler durchſieht; wenn man erfährt, daß ſie von ihren Amtsbrüdern nicht mit Gelde, ſondern mit Maculatur und Ladenhütern, von andern Käufern aber oft mit Vertröſtungen bezahlt werden; daß man von der Summe jener 24,000,000 beinahe den ganzen Bauernſtand abrechnen muß, und daß die häufigen Leih-Bibliotheken und Nachdruck-Fabriken ihnen beträchtlichen Schaden zufügen.

Doch noch eine Bemerkung: Wer ſich bei Buchhändlern, beſonders in minder groſſen Städten, beliebt machen will, der leibe und verleihe nicht viel Bücher, und errichte keine Leſe-Geſellſchaften! Man kann es ſonſt wahrlich den armen Handelsmännern nicht übel nehmen, daß ſie ſich durch Nachdruck, kleine Künſte und ſparſames Honorarium an ihren Collegen, am Publico und an den Autoren zu erholen ſuchen, wenn unter zwanzig Perſonen kaum einer ein Buch kauft, die übrigen aber umſonſt mitleſen

6.

Ich habe im erſten Theile dieſes Buchs bei Gelegenheit, da ich Bemerkungen über den Umgang mit Wohlthätern machte, zugleich von dem Betragen in Rückſicht auf Lehrer und Erzieher geredet. Unter dieſer Claſſe habe ich aber die ſogenannten Maitres, das heißt: die ſtundenweiſe bedungenen Unterweiſer in Sprachen und Künſten, nicht mit begriffen. Von dieſen werde ich daher hier noch ein paar Worte ſagen.

Wirklich iſt es eine recht läſtige Beſchäftigung, zu Erringung ſeines Unterhalts den ganzen Tag durch, in Wind und Wetter, von einem Hauſe in das andere zu laufen, und ohne freie Wahl der Schüler dieſelben Anfangsgründe einer Kunſt oder Sprache unzähligemal wiederholen zu müſſen. Findet man nun unter dieſen Meiſtern dennoch einen Mann, dem, trotz dieſer abſchreckenden Schwierigkeiten, die Fortſchritte, welche ſeine Schüler machen, mehr als der Gewinn am Herzen liegen, — dem es ernſtlich darum zu thun iſt, ſeine Kunſt leicht, gründlich, lebhaft und deutlich vorzutragen: ſo ehre man dieſen, wie jeden Andern, der etwas zu unſrer Bildung beiträgt! Man folge ihm! Man laſſe es nicht dabei bewenden, die Lehrſtunde auszuhalten, ſondern bereite ſich darauf vor, und wiederhole das Gelernte, damit er ſeine ſchwere Arbeit nicht mit Seufzen verrichte! Oft aber trifft man unter dieſen Herren ſehr ſchlechte Subjecte an: Menſchen ohne Erziehung und Sitten, die von dem, was ſie andern beibringen wollen, ſelbſt keine klare Begriffe, am wenigſten aber die Gabe haben, in Andern dergleichen zu erwecken, — Menſchen, die, beſonders wenn ſie mit Kindern zu thun haben, ihre Schüler etwas auswendig lernen laſſen, womit ſie gelegentlich die unwiſſenden Eltern täuſchen können, welche denn große Begriffe von den Fortſchritten bekommen, die gemacht werden, indeß der Meiſter froh iſt, wenn die Stunde glücklich vor-

[illegible] über-

übergegangen, — Menſchen, die, um dieſe Stunde zu vertreiben, Stadt-Mährchen erzählen, aus einem Hauſe in das andre tragen, oder gar das unedle Handwerk von Kupplern und Liebesbriefträgern verwalten. Ich kann jeden ſorgſamen Vater, und wem ſonſt junge Leute anvertrauet ſind, nicht genug vor dieſer böſen Gattung von Unterweiſern warnen, und rathe, ſo viel möglich, bei den Lehrſtunden ſolcher Meiſter, die man nicht recht genau kennt, gegenwärtig zu ſeyn. Ich kann mich nicht enthalten, dieſe Vorſicht gegen Muſik-Meiſter zu empfehlen. Die größere Anzahl Tonkünſtler beſteht aus ſehr leichtſinnigen, üppigen, ſinnlichen Leuten. Die Muſik erregt Gefühle, aber dunkle Gefühle, die öfter für Wolluſt, als für hohe Tugenden empfänglich machen, mehr die Phantaſie, als die Vernunft beſchäftigen. Deswegen gibt es unter den Virtuoſen ſo viel verderbte und dumme Menſchen. Ganz anders verhält es ſich mit großen Componiſten; ich rede nur von ausübenden Muſikern.

7.

Ein redlicher, arbeitſamer und geſchickter Handwerksmann oder Künſtler iſt eine der nützlichſten Perſonen im Staate, und es macht unſern Sitten wenig Ehre, daß wir dieſen Stand ſo gering ſchätzen. Was hat ein müſſiger Hofſchranze, was hat ein reicher Tagedieb, der um ſein baares Geld ſich Titel und Rang erkauft hat, vor dem fleißigen Bürger voraus, der ſeinen Unterhalt auf erlaubte Weiſe durch ſeiner Hände Arbeit erwirbt? Dieſer Stand befriedigt unſre erſten und natürlichſten Bedürfniſſe. Ohne ihn würden wir für unſre Nahrung und Kleidung und für alle Gemächlichkeiten des Lebens mit eigenen hohen Händen ſorgen müſſen; und erhebt ſich nun gar der Handwerker oder Künſtler (wie es ſehr oft der Fall iſt) durch Erfindungskraft und Verfeinerung ſeiner Kunſt über das Mechaniſche, ſo verdient er doppelte Achtung. Dazu kömmt, daß man wirklich unter dieſen Leuten, die bei ihren Geſchäften Zeit genug haben, an andre gute Dinge zu denken, zuweilen die hellſten Köpfe und Männer antrifft, die freier von Vorurtheilen ſind, als Viele, die durch Studiren und Syſtemgeiſt ihre geſunde Vernunft verſchroben haben.

Man ehre alſo einen rechtſchaffenen und fleißigen Handwerksmann, und betrage ſich höflich gegen ihn! Man gehe nicht ohne Noth, ſo lange man mit ſeiner Arbeit, mit ſeinem Fleiße und ſeinen Preiſen zufrieden iſt, von ihm ab, um ſich an einen andern zu wenden! Man mache nicht den Handwerksneid unter dieſen Leuten rege! Man ziehe, bei gleichen Umſtänden, den Handwerksmann, der unſer Nachbar iſt, dem entfernter wohnenden vor! Man bezahle ordentlich, pünktlich, baar, und dinge ihm nicht über die Gränzen der Billigkeit ab! Unverantwortlich iſt das Verfahren ſo vieler Vornehmen und ſelbſt Reichen, die, bei allem Aufwande, den ſie machen, nur zuletzt daran denken, die Handwerksleute, welche für ſie arbeiten, zu befriedigen. Sie verlieren vielleicht in einem Abende Tauſende im Spiele, und machen es ſich zu einem Ehrenpunkte, dieſe Schuld ohne Aufſchub zu tilgen; ihr armer Schuſter hingegen muß, um eine Rechnung von zehn Thalern, worunter mehr als die Hälfte in baaren Auslagen von ſeiner Armuth beſteht, bezahlt zu erhalten, Jahre lang manchen ſauren Weg vergebens thun, und ſich von einem groben Haushofmeiſter abweiſen laſſen. Dies ſtürzt ſo manchen ehrlichen, ſonſt wohlhabenden Bürger in Mangel, oder verleitet ihn, ein Betrüger zu werden.

Es herrſcht aber unter den Handwerksleuten die unartige Gewohnheit des Lügens. Sie verſprechen, was ſie weder halten können, noch halten wollen, und übernehmen mehr Arbeit, als ſie in der verheißenen Friſt zu liefern im Stande ſind. Es würde der Mühe werth ſeyn, daß ſich, wie ich ſchon oben in Anſehung der übertheuernden und überfordernden Krämer vorgeſchlagen habe, die angeſehenſten Leute einer Stadt dahin vereinigten, bei einem ſolchen Windbeutel nicht mehr arbeiten zu laſſen. Was mich betrifft (der ich vielleicht zu pedantiſch auf Worts-Erfüllung und Ordnung halte): ich mache mit den Handwerksleuten, welche für mich arbeiten, den Vertrag, daß ich augenblicklich von ihnen abgehe, ſobald ſie mir ihre Zuſage nicht halten. In ihrer Gegenwart ſchreibe ich mehrentheils die Stunde auf, in welcher ſie die Arbeit zu liefern verheißen; iſt nun dieſe Stunde erſchienen, und ſie ſtellen ſich nicht ein: ſo haben ſie vom frühen Morgen bis in die Nacht von mir und meinen Leuten keine Ruhe. Dadurch nun, und wenn man jedesmal bei Ablieferung der Arbeit baar bezahlt, erlangt man, daß man ſeltner belogen wird, als Andre.

8.

Ein Blick zurück auf das, was ich von dem Umgange mit Kaufleuten geſagt habe, erinnert mich, daß ich bei dieſer Gelegenheit auch von den Juden, als gebornen Handelsmännern, hätte reden ſollen. Ich will aber das Wenige, was ich etwa über dieſen Gegenſtand vorzutragen habe, hier nachholen.

In Amerika trifft man ſehr viel Juden an, die durchaus in allen ihren Sitten mit den Chriſten übereinſtimmen, auch ſogar mit chriſtlichen Familien durch wechſelſeitige Heirathen ſich verbinden. In Holland und einigen Städten von Teutſchland, beſonders in Berlin, iſt die Lebensart mancher jüdiſchen Familien von der Weiſe, wie andre Religions-Verwandte leben, auch faſt gar nicht unterſchieden. In dieſen Fällen nun iſt eine von den Urſachen gehoben, weswegen der Character dieſes Volks ſo viel unvortheilhafte Eigenheiten hat. Freilich bringen es leider die mehrſten Juden in der höhern Cultur nicht weiter, als daß ſie die Einfalt und Strenge ihrer Sitten gegen chriſtliche Laſter und Thorheiten vertauſchen. Ein jüdiſcher Stutzer, Wüſtling oder Freigeiſt ſpielt dann mehrentheils eine ſehr unvortheilhafte Rolle. Daß übrigens die höchſt unverantwortliche Verachtung, mit welcher wir den Juden begegnen, — der Druck, in welchem ſie in den mehrſten Ländern leben, und die Unmöglichkeit, auf andre Weiſe als durch Wucher ihren Lebens-Unterhalt zu gewinnen, — daß dies alles nicht wenig dazu beiträgt, ſie moraliſch ſchlecht zu machen, und zur Niederträchtigkeit und zum Betruge zu reizen, — endlich daß es, ungeachtet aller dieſer Umſtände, dennoch edle, wohlwollende, großmüthige Menſchen unter ihnen gibt: — das ſind bekannte, oft geſagte Dinge. Laßt uns aber hier die Juden, nicht wie ſie unter andern Umſtänden ſeyn könnten, noch wie einzelne Subjecte unter ihnen ſind, ſondern ſo, wie wir jetzt ihren Volks-Character nach der größern Anzahl beurtheilen müſſen, betrachten!

Sie ſind da unermüdet, wo etwas zu gewinnen iſt, und machen, durch ihren Zuſammenhang in allen Ländern und dadurch, daß ſie ſich durch keine Art von Behandlung und Zurückweiſung abſchrecken laſſen, faſt unmögliche Dinge möglich. Man kann ſie daher unter der Hand zu den wichtigſten Verhandlungen brauchen; nur muß man ihre Dienſte gut bezahlen.

Sie ſind verſchwiegen, wo ſie Intereſſe dabei finden; vorſichtig; zuweilen zu furchtſam, doch für's Geld bereit, das Aergſte zu wagen; verſchlagen; witzig; muſterhaft in ihren Einfällen; Schmeichler im höchſten Grade, und finden alſo Mittel, ſich ohne Aufſehen in den größten Häuſern Einfluß zu verſchaffen, und durchzuſetzen, was man ohne ſie ſchwerlich erlangen würde.

Sie ſind mistrauiſch. Haben wir ſie aber einmal von unſrer Pünktlichkeit im Bezahlen und von der Heilighaltung unſers Worts überzeugt, — haben ſie oft Geſchäfte mit uns gemacht, und wiſſen ſie, daß wir mit unſern Finanzen nicht ganz übel ſtehen: ſo kann man auch bei ihnen Hülfe finden, wenn alle chriſtlichen Wucherer uns im Stiche laſſen.

Biſt Du aber ein ſchlechter Wirth, oder ſind Deine Vermögens-Umſtände in einer zweideutigen Lage: ſo wird niemand dies leichter gewahr werden, als der Jude. Rechne dann nicht darauf, daß er Dir Geld vorſchießen werde, oder mache Dich gefaßt, ihm, wenn er es auf Speculation daran wagt, Dich zu ſo übertriebenen Procenten und zu ſolchen Bedingungen verbindlich machen zu müſſen, daß dadurch Deine Lage gewiß noch unglücklicher wird!

Es wird den Juden gewaltig ſchwer, ſich vom Gelde zu ſcheiden. Wenn Jemand, den ſie nicht recht genau kennen, ſie um ein Darlehn anſpricht: ſo werden ſie denſelben auf einen andern Tag wieder beſtellen. Unterdeſſen forſchen ſie bei Handwerkern, Nachbarn, Bedienten und dergleichen, nach den kleinſten Umſtänden des künftigen Schuldners. Kömmt dieſer zur beſtimmten Zeit wieder, ſo läßt ſich der Jude verleugnen, oder verſchiebt die Zahlung noch um einige Wochen, Tage oder Stunden. Und iſt auf Deinem Geſichte nur irgend eine Spur von Verlegenheit über Deine Umſtände, oder von zu großer Freude über die zu hoffende Hülfe zu leſen: ſo wird der Jude ſich nicht von ſeinem Mammon trennen, und hätte er auch ſchon angefangen, das Geld hinzuzählen. Das er Dir immer das leichteſte Gold gibt, verſteht ſich von ſelbſt. Auf dies alles muß man ſich gefaßt machen, wenn man in ſolche Fälle kömmt.

Bei dem Handel mit Hebräern gemeiner Art rathe ich, die Augen oder den Beutel zu öffnen. Es iſt ſehr natürlich, daß ein Chriſt ſich auf ihre Gewiſſenhaftigkeit, auf ihre Betheuerungen nicht verlaſſen darf. Sie werden Euch Kupfer für Gold, drei Ellen für vier, alte Sachen für neue verkaufen, falſche Münze für ächte geben, wenn Ihr es nicht beſſer verſtehet.

Wenn man alte Kleider oder andre Sachen an Juden verhandeln will: ſo ſuche man mit dem erſten, der uns ein irgend leidliches Gebot thut, ſogleich einig zu werden! Läſſeſt Du ihn fortgehen, ohne ſein Gebot anzunehmen: ſo wird die Nachricht, daß bei Dir etwas zu ſchachern ſey, und daß man Mendeln oder Joſeph den Handel nicht verderben dürfe, wie ein Lauffeuer durch die ganze Judenſchaft gehen, und in der Synagoge publicirt werden: in ſolchen Fällen halten ſie treulich zuſammen. Es werden dann haufenweiſe die Iſraeliten, fremde und einheimiſche, Dein Haus beſtürmen; aber jeder ſpäter kommende wird immer etwas weniger bieten, als der vorhergehende, bis Du endlich entweder den erſten wieder aufſuchſt, der aber dann die gleich anfangs gebotene Summe noch vermindert, oder bis Deine Waare Dir ſo zuwider wird, daß Du ſie für die Hälfte des Werths einem Andern hingibſt, der ſie treulich dem Erſten einhändigt. Wenn auch ein Jude von gemeiner Art Dir im Handel ſo viel bietet, wie Du etwa fordern zu dürfen glaubſt, ſo ſchlage doch nicht gleich zu! Er wird ſonſt zurückziehen, entweder weil er nun denkt, er hätte noch wohlfeiler daran kommen können, oder es ſtecke Betrug dahinter.

Iſt mon ſeines Kaufs mit einem Trödel-Juden völlig einig, ſo wird er doch noch verſuchen, uns zu hintergehen. Er wird gewöhnlich ſagen: „er habe kein baares „Geld bei ſich, wolle uns aber die Uhr „oder ſonſt etwas zum Unterpfande laſſen.“ Er weiß wohl, daß man das ſelten annimmt. Gibt man ihm nun Credit und das Gekaufte mit, ſo ſchleppt er dies in der ganzen Stadt umher, biefet es feil, und bringt es wieder, mit dem Bedeuten: „man „ſolle etwas ſchwinden laſſen; er habe ſich

„über=

„ubereilt." Oder er kömmt gar nicht wieder, und man muß lange hinter der Bezahlung herlaufen. Auch wollen ſie gar zu gern Waare ſtatt Geld geben, denn die baare Münze iſt ihnen ſehr an das Herz gewachſen. — Auf dies alles darf man ſich nicht einlaſſen. Etwas ganz Characteriſtiſches hat dieſe Nation übrigens in Allem. — Ich rede von dem großen Haufen derſelben, nicht von Denen, die ſich (vielleicht nicht zu ihrem Glücke) nach den Sitten der Chriſten umgebildet haben. — Man höre die Muſik in ihren Tempeln und die ganz eigene Art, wie ſie dieſelbe vortragen! Man ſehe ſie tanzen! Man gebe Acht auf die Verzierungen, welche auch die reichſten alten Juden in ihren Häuſern anbringen, ob nicht immer etwas von den Knäufen an dem Tempel Salomons, von den Verzierungen der Bundeslade, Scharlach, Roſenroth und gezwirnter weißer Seide mit unterläuft.

9.

In den mehrſten Provinzen von Deutſchland lebt der Bauer in einer Art von Druck und Sclaverei, die wahrlich oft härter iſt, als die Leibeigenſchaft deſſelben in andern Ländern. Mit Abgaben überhäuft, zu ſchweren Dienſten verurtheilt, unter dem Joche grauſamer, rauherziger Beamten ſeufzend, werden ſie des Lebens nie froh, haben keinen Schatten von Freiheit, kein ſichres Eigenthum, und arbeiten nicht für ſich und die Ihrigen, ſondern nur für ihre Tyrannen.

Wen nun die Vorſehung in die glückliche Lage geſetzt hat, zu Erleichterung dieſer ſo ſehr gedrückten und doch ſo wichtigen, ſo nützlichen Menſchen-Claſſe etwas beitragen zu können: o! der ſchaffe ſich doch die ſüße Wonne, in den kleinen Hütten der Landleute Freude zu verbreiten, und ſeinen Namen von Kindern und Enkeln mit Segen nennen zu hören!

Freilich wohl ſind die Bauern zum Theil ſo hartnäckige, zänkiſche, widerſpenſtige und unverſchämte Geſchöpfe, daß ſie aus der geringſten Wohlthat eine Schuldigkeit machen, — daß ſie nie zufrieden ſind, immer klagen, immer mehr haben wollen, als man ihnen zugeſtehen kann; allein ſind wir nicht ſelbſt durch lange fortgeſetzte unedle Behandlung und Vernachläſſigung ihrer Bildung daran Schuld, daß niederträchtige Geſinſinnungen bei ihnen herrſchend werden? und gibt es nicht einen Mittelweg zwiſchen übertriebener Nachſicht und deſpotiſcher Strenge und Grauſamkeit? Ich verlange nicht, daß ein Landes- oder Gutsherr ſich, ſo lange die jetzige Ordnung der Dinge noch Statt hat, des Rechts begeben ſolle, ſeine Unterthanen zu ſchuldigen Dienſten zu brauchen; allein er ſoll nicht, damit er zum Beiſpiel das grauſame Vergnügen einer Hirſch- und Schweine-Metzelei ſchmecke, den Bauer, zu einer Zeit, wo ſeine Gegenwart zu Hauſe ihn und ſeine Familie gegen Mangel ſchützen muß, mehr Tage hinter einander in ſtrenger Kälte mit leerem Magen herumlaufen, und Ohren und Naſe erfrieren laſſen. Er ſoll ihm die ſchuldigen Abgaben nicht ſchenken; aber er ſoll Nachſicht mit ſeinen Umſtänden haben, Rückſicht auf erlittene Unglücksfälle nehmen, und darauf halten, daß die Beamten die Gelder zu einer Zeit eintreiben, wo es dem armen Landmanne weniger ſchwer wird, baare Münze aufzutreiben, ohne ſich mit Leib und Seele dem Juden oder dem böſen Feinde zu verſchreiben.

Man ſchwatzt ſo viel von Verbeſſerung der Dorfſchulen und Aufklärung des Landvolks; allein überlegt man auch wohl immer genau genug, welch ein Grad von Aufklärung für den Landmann, beſonders für den von niedrigem Stande, taugt? Daß man den Bauer nach und nach, mehr durch Beiſpiele als durch Abhandlungen, zu bewegen ſucht, von manchen ererbten Vorurtheilen, in der Art des Feldbaues und überhaupt in Führung des Haushalts, zurückzukommen, — daß man durch zweckmäßigen Schul-Unterricht die thörigten Grillen, den dummen Aberglauben, den Glauben an Geſpenſter, Hexen und dergleichen zu zerſtören trachte, — daß man die Bauern gut ſchreiben, leſen und rechnen lehre: das iſt löblich und nützlich. Ihnen aber allerlei Bücher, Geſchichten und Fabeln in die Hände zu ſpielen; ſie zu gewöhnen, ſich in eine Ideen-Welt zu verſetzen; ihnen die Augen über ihren armſeligen Zuſtand zu öffnen, ſo lange man nicht die ernſtliche Abſicht hat, dieſen zu verbeſſern; ſie durch zu viel Aufklärung unzufrieden mit ihrer Lage, ſie zu Philoſophen zu machen, die über ungleiche Austheilung der Glücksgüter declamiren;

ihren Sitten Geſchmeidigkeit und den Anſtrich der feinen Höflichkeit zu geben — das taugt wahrlich nicht, obgleich es auch grauſam und ungerecht iſt, die natürlichen Fortſchritte einer ſolchen Aufklärung vorſetzlich hindern zu wollen. Ohne alle dieſe künſtlichen Hülfsmittel trifft man indeſſen unter alten Landleuten Menſchen von ſo unverfälſchtem Sinne, von ſo hellem, heiterm Kopfe, und von ſo feſtem Charakter an, daß dieſe manchen hochſtudirten Herrn beſchämen könnten. Im ganzen betrage man ſich gegen den Bauer treuherzig, gerade, offen, ernſthaft, wohlwollend, nicht geſchwätzig, dem Verhältniſſe gemäß, immer gleich: und man wird ſich ſeine Achtung, ſein Zutrauen erwerben, und viel über ihn vermögen.

Von Land-Edelleuten und andern Perſonen höhern Standes, die in den Dörfern leben, gilt zum Theil daſſelbe. Man nehme keinen Reſidenz-Ton mit ihnen hin, hüte ſich vor leeren Complimenten, nehme Theil an ihren ländlichen Freuden, Sorgen und Geſchäften, und verbanne allen Zwang im Umgange mit ihnen, ohne doch zu ſchmutziger, pöbelhafter Aufführung herabzuſinken: ſo wird man ihnen als Gaſt, Nachbar, Freund und Rathgeber willkommen ſeyn.

Siebentes Kapitel.

Ueber den Umgang mit Leuten von allerlei Lebensart und Gewerbe.

1.

Zuerſt von den ſogenannten Aventuries! Ich rede hier nicht von den eigentlichen Betrügern und Gaunern — von dieſen ſoll gleich nachher gehandelt werden! —, ſondern von der unſchädlichen Art der Abendtheurer, die, wenn ſie ſich mit Madam Fortuna gar zu oft überworfen haben, zuletzt an die kleinen Neckereien dieſes launigten Weibes ſo gewöhnt ſind, daß ſie immer aufs Neue blindlings in den Glückstopf hineingreifen, und es wagen, entweder auf die Finger geklopft zu werden, oder einmal einen fetten Brocken zu erhaſchen. Sie leben, ohne feſten Plan für den folgenden Tag, auf gute Hoffnung los, unternehmen alles, was ihnen für den Augenblick eine Ausſicht zu einigem Unterhalte zu eröffnen ſcheint. Wo eine reiche Wittwe zu heirathen, eine Penſion, eine Bedienung an irgend einem Hofe, oder dergleichen zu erhalten iſt; da ſind ſie nicht ſaumſelig. Sie taufen ſich, adeln ſich, ſchaffen ſich um, ſo oft es ihnen beliebt, und es die Sache erleichtern kann. Was ſich als Edelmann nicht durchſetzen läßt, das verſuchen ſie als Marquis, als Abbé, als Officier. Zwiſchen Himmel und Erde iſt kein Fach, kein Departement, in welchem ſie nicht bereit wären, ſich an die Spitze der Geſchäfte ſtellen zu laſſen, keine Wiſſenſchaft, über welche ſie nicht mit einer Zuverſicht plaudern, die ſogar den Gelehrten zuweilen ſtutzen macht. Mit einer bewundernswürdigen Gewandheit, mit einem savoir faire, das ſelbſt der beſſere Mann zum Theil von ihnen lernen ſollte, gelangen ſie zu Dingen, die der Rechtſchaffenſte und Verſtändigſte nicht einmal zu wünſchen den Muth hat. Ohne tiefe Menſchenkenntniß haben ſie gerade das, womit man in dieſer Welt über wahre Weisheit den Meiſter ſpielt — esprit de conduite. Gelingt das nicht, was ſie unternehmen, ſo werden ſie doch dadurch nicht in ihrem guten Humor geſtört; die ganze Welt iſt ihr Vaterland, und als blinde Paſſagiers ſind ſie auf dem Poſtwagen eben ſo zu Hauſe, wie in einer prächtigen Caroſſe. — Ein gutmüthiges Völkchen, durch das Nomaden-Leben gewöhnt, Freuden und Leiden geduldig zu ertratragen und zu theilen! Haben ſie irgendwo ihre Rolle ausgeſpielt, ſo ſchnüren ſie ihr Bündelchen, und gehen aus ihren Paläſten ſo leichtfüßig davon, wie ein flüchtiger Morgen-Traum.

Als Geſellſchafter mag man dieſe Leute nicht verachten! Sie haben ſo manches geſehen und erfahren, daß dem Menſchenkenner ihr Umgang nicht ganz unintereſſant ſeyn kann. Ja, wenn ſie ſonſt nicht bösartig ſind, ſo findet man bey ihnen Theilnehmung, Dienſtfertigkeit und Gefälligkeit in hohem Grade. Dagegen iſt zu einer genauen freundſchaftlichen Verbindung mit ihnen gar nicht zu rathen. Man ſey nicht zu vertraulich gegen ſie, und bediene ſich nicht ihrer Hülfe zu wichtigen Geſchäften! Theils leidet dadurch unſer eigner Ruf; theils kann man ſich von ihrem Leichtſinne und ihrer Characterloſigkeit wenig wahre Hülfe verſprechen; auch pflegen ſie nicht eben ſehr ekel in der Wahl der Mittel zu ſeyn, welche ſie anwenden, um zu einem Zwecke zu gelangen.

2.

Beſchäme nicht leicht den Aventurier, auch Den von ſchlechtrer Art nicht, wenn Du ihn irgendwo in einer erborgten Geſtalt, unter falſchem Namen, oder mit ſelbſt geſchaffnen Titeln und Ehrenzeichen geſchmückt antriffſt, in ſo fern nicht wichtige Gründe eintreten, oder Du beſondern Beruf dazu haſt! Auch würde Dir das nicht immer gelingen; denn ſeine Unverſchämtheit mögte vielleicht Wege finden, das Unangenehme einer ſolchen Scene auf Dich ſelbſt fallen zu machen. Doch kann es zuweilen nützlich ſeyn, ſo einem Herrn unter vier Augen merken zu laſſen, daß er von unſrer Bekanntſchaft ſey, und daß es in unſrer Macht ſtehen würde, ihn zu entlarven, daß man aber Seiner ſchonen wolle. Dann wird ihn vielleicht die Furcht vor der Entdeckung zurückhalten, böſe Streiche zu ſpielen. Es gibt aber unter dieſen Landläufern äußerſt gefährliche Leute, Ausſpäher, Verführer, Verläumder, Diebe und Schelme aller Art. Nicht nur ſollte Dieſen die Thür jedes ehrlichen Mannes verſchloſſen bleiben, ſondern die kleinern teutſchen Fürſten würden auch wohlthun, wenn ſie ſich weniger mit ſolchem Geſindel einließen, welches gewöhnlich mit einer Taſche voll von Planen und Projecten zum Beſten des Landes, zu Beförderung des Handels, zum Flor und zur Verſchönerung ihrer Reſidenzen, angezogen kömmt, redliche Diener aus ihren Aemtern verdrängt und verdächtig macht, ſeinen Beutel zum Ruin des Landes ſpickt, freilich ſeine Rolle ſelten lange ſpielt, aber wenn es auch, mit Schimpf und Schande beladen, davon gehen muß, mehrentheils viel geſtiftetes Unglück zurückläßt, was es nie wieder gut machen kann, und irgend einen andern ſchwachen Herrn findet, mit dem es ſeine Operationen auf das Neue anfängt. In dieſen Fällen iſt es Pflicht, dem Böſewichte öffentlich die Larve abzuziehen; doch thue man das nicht eher, als bis man die deutlichſten Beweiſe gegen ihn in Händen hat! denn dergleichen Menſchen haben die Gabe, ihre Sache von ſolchen Seiten vorzuſtellen, daß man ſehr viel wagt, wenn man ſie mit unſichern Waffen angreift.

3.

Unter allen Abentheurern ſind, nach meiner Empfindung, die Spieler vom Handwerke die verächtlichſten. Indem ich nun von ihnen rede, werde ich auch Gelegenheit nehmen, über das Spiel im allgemeinen und über das Betragen bei demſelben etwas zu ſagen.

Keine Leidenſchaft kann ſo weit führen, keine kann den Jüngling, den Mann und ganze Familien in ein grenzenloſeres Elend ſtürzen, keine den Menſchen in eine ſolche Kettenreihe von Verbrechen und Laſtern verwickeln, als die vermaladeyte Spielſucht. Sie erzeugt und nährt alle nur erſinnlichen unedeln Empfindungen: Habſucht, Neid, Haß, Zorn, Schadenfreude, Verſtellung, Falſchheit und Vertrauen auf blindes Glück; ſie kann zu Betrug, Zank, Mord, Niederträchtigkeit und Verzweiflung führen, und tödtet auf die unverantwortlichſte Weiſe die goldne Zeit. Wer reich iſt, thut thörigt, wenn er ſein Geld auf ſo ungewiſſe Speculation anlegt; und wer nicht viel zu wagen hat, muß furchtſam ſpielen, kann die Launen des Glücks nicht abwarten, ſondern muß bei dem erſten widrigen Schlage das Feld räumen, oder er wagt es darauf, aus einem Dürftigen ein Bettler zu werden. Doch iſt die Thorheit der erſtern noch weit größer, als die der Letztern. Selten ſtirbt der Spieler als ein reicher Mann; wer daher auf dieſem elenden Wege Vermögen erworben hat, und dann nicht aufhört zu ſpielen: der hat zehnfaches Unrecht.

Wenig Leute bedenken, daß, wenn ſie täglich ſpielen, ſie ſich eine jährlichr gewiſſe Ausgabe von wenigſtens ſechzig Thalern aufladen, die ſie von dem möglichen ungewiſſen Gewinne abrechnen müſſen; nämlich das Kartengeld.

Hüte Dich, mit Leuten vom Handwerke Dich auf ein Spiel einzulaſſen, wenn Dir Dein Geld lieb iſt!

Traue Keinem von ihnen! in keiner Sache! — Die wenigen Ausnahmen, wo dieſe Regel einem ehrlichen Spieler von Profeſſion Unrecht thun könnte, verdienen nicht in Anſchlag gebracht zu werden; und wer ſich dieſer verächtlichen Lebensart widmet, mag es nicht übel nehmen, daß man ihm den Geiſt der Zunft zutraut, zu welcher er ſich bekennt.

Laß Dich auf keine bloße Hazard-Spiele ein! Um geringen Preis geſpielt, ſind ſie äußerſt langweilig, und hohes Geld dem Ungefähr preisgeben, iſt Narrheit. Ein verſtändiger Mann verachtet jede Beſchäftigung, bei welcher Kopf und Herz ſchlummern müſſen, und man darf nur ein mittelmäßiger Rechner ſeyn, um ſich zu überzeugen, daß bei ſolchen Glücks-Spielen die Wahrſcheinlichkeit immer gegen uns iſt. Wollen wir aber gar keine Wahrſcheinlichkeit annehmen; ſo bleibt der Erfolg ein Werk des Zufalls: — und wer wird denn vom Zufalle abhängen wollen?

Auf die ſogenannten Commerz-Spiele thue entweder auch Verzicht, oder lerne ſie vorher recht, und ſpiele mit gleicher Aufmerkſamkeit, es mag um hohen Preis, oder um eine Kleinigkeit gelten! Lerne Dich aber auch im Spiele bemeiſtern, und wage nicht mit Unverſtand! Mache nicht durch gehäufte Fehler der Aufmerkſamkeit und Kunſt, Dich ſelbſt arm, und deinen Mitſpielern Ungeduld und Langeweile!

Zeige keine böſe Laune wenn Du ſchlechte Kärten bekömmſt, wenn Du verlierſt! Wer nie Geld im Spiele verlieren will, der muß ſich auf die Blindekuh einſchränken.

Manche Leute geben immer vor, gewonnen zu haben; andere klagen ſtets über Verluſt. Die Erſtern belügen nur ihren eignen Geldbeutel; die andern aber ſprechen ſich ſelbſt ein böſes Urtheil. Denn wer ohne Unterlaß verliert, iſt ein Narr, wenn er nicht endlich das Spielen aufgibt.

Spiele nicht ſo unerträglich langſam, daß Deinen Geſellſchaftern alle Geduld vergeht! Zanke nicht, wenn Deine Mitſpieler Fehler machen!

Zeige keine laute Freude, wenn Du gewinnſt! das pflegt Dem, welcher verloren hat, empfindlicher zu ſeyn, als der Verluſt ſelbſt.

Nöthige niemand zum Spiele, wenn er nicht gern oder unglücklich ſpielt! Dies geſchieht vielfältig von Leuten, denen es eine wichtige Angelegenheit iſt, ihre Partheien vollzählig zu haben.

— Doch dieſe Materie iſt wol kaum einer ſo langen Abhandlung werth. — Wenden wir uns zu andern Gegenſtänden!

4.

Unter den Abentheuren unſrer Zeit ſpielen die Geiſterſeher, Goldmacher und andre myſtiſche Betrüger keine unbeträchtliche Rolle. Dieſe Art von Schwärmerei, nämlich der Glaube an übernatürliche Wirkungen und Erſcheinungen, iſt ſehr anſteckend. Bei dem Gefühle, wie manche Lücke in unſern philoſophiſchen Syſtemen und Theorien übrig bleibt, ſo lange unſer Geiſt in den Grenzen irdiſcher Ausdehnung eingeſchränkt iſt, und bei der Begierde, dennoch, über die

Grenzen dieſer Eingeſchränktheit hinaus, Blicke zu thun, ſcheint es dem Menſchen ganz natürlich, die unerklärbaren Sachen a posteriori zu erläutern, wenn es mit den Beweiſen a priori nicht recht gehen will; das heißt: aus den geſammelten Thatſachen Reſultate zu ziehen, die ihm angenehm ſind; Reſultate die theoretiſch, durch Schlüſſe, nicht vollſtändig herauskommen. Da geſchieht es dann, daß, um eine Menge ſolcher Thatſachen zu gewinnen, man geneigt iſt, jedes Mährchen für wahr, jede Täuſchung für Realität zu halten, damit man ſeinem Glauben Gewicht gebe. Je aufgeklärter aber die Zeiten werden, je ämſiger man ſich beſtrebt, der Wahrheit auf den Grund zu kommen, deſto ſichtbarer wird es uns, daß wir auf Erden dieſen Grund nicht finden; um deſto leichter alſo gerathen wir auf jenen Weg, den wir vorher verachtet haben, ſo lange noch auf dem hellen Wege der Theorien neue Entdekkungen zu machen waren. Ich glaube, daß dies eine ungezwungene Erklärung des Phänomens iſt, das ſo Manchem höchſt wunderbar ſcheint, — des Phänomens, daß in den Zeiten der größten Aufklärung ein blinder Glaube an Ammen-Märchen grade am ſtärkſten einreißt.

Dieſe Stimmung des Publicums nun machen ſich eine Menge Betrüger zu nutze, die theils planmäßig verbunden, uns zu unterjochen, theils einzeln, nach Zeit und Gelegenheit darauf ausgehen, die Augen der Schwachen zu blenden.

Sey es nun dabei auf unſre Geldbeutel, oder auf Tyrannei über unſern Willen, oder auf irgend einen andern moraliſchen, intellectuellen oder politiſchen Mißbrauch angeſehen: ſo iſt es immer ſehr wichtig, dagegen auf ſeiner Hut zu ſeyn.

Obgleich ich mich nicht feſt überzeugen kann, daß eben alle Abentheurer ſolcher Art, daß die Caglioſtro's, Saint Germain's, Schröpfer, und Conſorten bis auf den armen Maſius hinunter, ſämmtlich von einer einzigen Triebfeder regiert werden, und daß jeder ſolcher Wundermann ſeine Unternehmungen auf denſelben Zweck zu leiten die Abſicht haben ſollte: ſo ſind wir doch Denen allen Dank ſchuldig, die uns vor ſolchen Abentheurern warnen, und uns wenigſtens zeigen, wohin das führen könnte. Um aber nicht zu wiederholen, was ſo vielfältig iſt geſagt worden, und noch immer geſagt wird, will ich hier, bei dem Betragen gegen

Leute von der Art, nur folgende Vorſichtigkeits-Regeln vorſchlagen.

Laß es an ſeinen Ort geſtellt ſeyn, ob man Geiſter ſehen und Gold machen könne, oder nicht! Leugne nicht das, wovon Du nicht das Gegentheil ſo klar beweiſen kannſt, daß es nicht möglich ſey, dagegen etwas einzuwenden! — denn Beweiſe, die auf Vorderſätze beruhen, welche nur willkührlich angenommen ſind, können bloß Den überzeugen, der Luſt hat, davon überzeugt zu werden. — Aber baue nicht, bei der Möglichkeit einer Sache, den Schluß auf ihre Wirklichkeit, noch auf metaphyſiſche Grillen moraliſche Handlungen! Sollte auch jemand durch Schlüſſe überführt werden können, daß wohl ſehr wahrſcheinlich jedes ſichtbare Weſen von einer Menge unſichtbarer umgeben iſt: ſo bleibt es doch immer thörigt gehandelt, wenn dies ſichtbare Weſen ſeine ſichtbaren Handlungen mehr nach der vermuthlichen unſichtbaren Geſellſchaft, die ihn umgibt, einrichtet, als nach den Sitten der wackern wirklichen Perſonen, unter denen es umherwandelt.

Man zeige alſo in Worten und Handlungen mehr Wärme für thätige, nützliche

Wirkſamkeit, als für Speculation; ſo werden ſich die Herrn Myſtiker nicht leicht zu uns geſellen!

Geräth man aber an einen ſolchen Wundermann, und es iſt uns daran gelegen, ihn und ſein Syſtem genauer kennen zu lernen: ſo hüte man ſich, vorher Unglauben und Vorwitz zu offenbaren! Er wird ſonſt bald merken, daß mit uns nicht viel anzufangen iſt, daß wir nicht empfänglich für ſeine Weisheit ſind; er wird uns nicht einweihen in ſeine Geheimniſſe, nicht zulaſſen zu ſeinem eſoteriſchen Unterrichte, und wir werden den Vortheil entbehren, uns und unſre Freunde von dem wahren Zuſammenhange zu unterrichten, — ungerechnet, daß es ſich wirklich für einen vernünftigen Mann nicht ſchickt, ſich früher für oder gegen eine Sache einnehmen zu laſſen, bevor er dieſelbe kaltblütig unterſucht hat, wäre auch aller Anſchein dagegen; beſonders wenn es Dinge betrifft, in welchen ſelbſt der Weiſeſte lebenslang im Finſtern tappt.

Glaubt man zuverſichtlich einen Betrug entdeckt zu haben; ſo iſt Spott, ſo iſt Hohnlächeln nicht das Mittel, Schwärmer zu bekehren. Man gehe alſo Schritt vor

Schritt, und, da die Sinne leichter getäuſcht werden können, als die Vernunft, ſo fordre man, bevor man ſich auf Erſcheinungen, Proben und Proceſſe einläßt, daß uns vor allen Dingen zuerſt die Theorie, auf welcher das alles beruht, recht deutlich erklärt werde! und hier laſſe man ſich nicht etwa auf eine bildliche Sprache ein, ſondern auf beſtimmte, verſtändliche teutſche Worte und auf den Ideen-Gang und Sprach-Gebrauch, der einmal unter Gelehrten üblich iſt. Es mag vielleicht ſehr viel Weisheit in dem Jargon der Myſtiker ſtecken; aber für uns kann nur das Werth haben, was wir verſtehen. Man gönne alſo einem Jeden die Freude, einen ſchmutzigen Kieſel für einen Diamanten zu halten! aber wenn man kein eben ſo großer Kenner von Edelgeſteinen iſt, ſo ſage man gutmüthig, ohne Scham, frei heraus: „daß man „dieſen Stein für nichts anders, als für „einen ſchmutzigen Kieſel halten könne!“ Es iſt keine Schande, etwas nicht einzuſehn, aber es iſt mehr als Schande, es iſt Betrug, das Anſehen haben zu wollen, als verſtünde man, — was man nicht verſteht.

Hat Dich indeſſen ein Landſtreicher, ein Goldmacher, oder Geiſterſeher, bei Deiner ſchwachen Seite gefaßt, eine Zeitlang ſein Spielwerk mit Dir getrieben — o! wer iſt mehr in dieſer Leute Händen geweſen, als ich? —, und Du entlarvſt endlich den Schurken: dann ſcheue Dich nicht, nein! denke, daß es Pflicht iſt, zur Warnung andrer ehrlicher, leichtgläubiger Leute, öffentlich den Betrug bekannt zu machen, — mögteſt Du auch dabei in keinem ſehr vortheilhaften Lichte erſcheinen!

Achtes Kapitel.

Ueber geheime Verbindungen und den Umgang mit den Mitgliedern derſelben.

1.

Unter die mancherlei ſchädlichen und unſchädlichen Spielwerke, mit welchem ſich unſer philoſophiſches Jahrhundert beſchäftigt, gehört auch die Menge geheimer Verbindungen und Orden verſchiedner Art. Man wird heut zu Tage in allen Ständen wenig Menſchen antreffen, die nicht, von Wißbegierde, Thätigkeitstrieb, Geſelligkeit, oder Vorwitz geleitet, wenigſtens eine Zeitlang Mitglieder einer ſolchen geheimen Verbrüderung geweſen wären. Und doch mögte es wol nun endlich einmal Zeit ſeyn, dieſe theils zweckloſen, thörigten, theils dem geſellſchaftlichen Leben gefährlichen Bündniſſe aufzugeben. Ich habe mich lange genug mit dieſen Dingen beſchäftigt, um aus Erfahrung reden und jedem jungen Manne, dem ſeine Zeit lieb iſt, abrathen zu können, ſich in irgend eine geheime Geſellſchaft, ſie möge Namen haben, wie ſie wolle, aufnehmen zu laſſen. Sie ſind alle freilich nicht in gleichem Grade, aber doch alle ohne Unterſchied, zugleich unnütz und gefährlich. Unnütz ſind ſie zuerſt, weil man in unſerm Zeitalter keine Art von wichtigem Unterrichte in Geheimniſſe einzuhüllen braucht. Die chriſtliche Religion iſt ſo klar und befriedigend, daß ſie nicht, wie dieſe Volks-Religionen der alten Heiden, einer geheimen Auslegung, einer doppelten Lehrart bedarf; und in den Wiſſenſchaften werden die neueſten Entdeckungen zum Wohl der Welt öffentlich bekannt gemacht, müſſen und ſollen öffentlich bekannt gemacht werden, damit ſie jeder Sachverſtändige prüfen und bewahrheiten könne. In den einzelnen Ländern hingegen, wo noch Finſterniß und Aberglauben herrſchen, muß man den kommenden Tag erwarten. Man darf da nichts übereilen; man verdirbt oft mehr, als man gutmacht, wenn man die Zwiſchenſtufen überſpringen will; es hat gar keinen Nutzen, daß einzelne Menſchen die Periode der Aufklärung zu beſchleunigen trachten: auch können ſie das nicht; und wenn ſie es können, ſo iſt es Pflicht, dies öffentlich zu thun, um deſto mehr Pflicht, damit andre vernünftige Männer, in demſelben Lande und in andern Gegenden, über den Beruf der Aufklärer, über den Werth der geiſtigen Waare, welche ſie feilbiethen, und darüber mögen urtheilen können, ob das, was ſie lehren, auch wirklich Aufklärung ſey, oder ob ſie nicht vielleicht ſchlechtere Münzen ausprägen, als die iſt, welche ſie verrufen. Unnütz ſind ſolche Verbindungen ferner, von Seiten ihrer Wirkſamkeit, weil ſie mehrentheils ſich mit elenden Kleinigkeiten und abgeſchmackten Cäremonien beſchäftigen, eine Bilder-Sprache reden, die alle mögliche Auslegung leidet, nach ſchlecht durchgedachten Planen handeln, unvorſichtig in der Wahl ihrer Mitglieder ſind, folglich bald ausarten, und, wenn ſie auch anfangs in ihrer Einrichtung Vorzüge vor öffentlichen Geſellſchaften haben könnten, nachher dieſelben und noch mehr ſolcher Gebrechen bei ihnen einreißen, als die, über welche man in der Welt klagt. Wer Luſt hat, etwas Großes und Nützliches zu thun, der findet dazu im bürgerlichen und häuslichen Leben ſehr viel Gelegenheit, die faſt kein Einziger ganz ſo anwendet, wie er könnte. Es müßte erſt bewieſen werden, daß auf dieſem öffentlich privilegirten Wege nichts mehr zu thun übrig bliebe, oder daß dem warmen Beförderer des Guten unüberſteigliche Hinderniſſe in den Weg gelegt wären, bevor man das Recht haben dürfte, ſich einen vom Staate nicht ſanctionirten, geheimen, beſondern Wirkungskreis zu ſchaffen. Wohlthätigkeit bedarf keiner myſteriöſen Hülle; Freundſchaft muß auf freier Wahl beruhen, und Geſelligkeit braucht nicht durch geheime Wege befördert zu werden.

Allein dieſe geheimen Verbindungen ſind auch ſchädlich für die Welt. Schädlich, weil alles, was im Verborgnen geſchieht, mit Recht in Verdacht gezogen werden kann; weil die Vorſteher der bürgerlichen Geſellſchaft die Befugniß haben, von dem Zwecke jeder Thätigkeit, zu welcher ſich Mehrere vereinigen, ſich unterrichten zu laſſen; weil ſonſt, unter dem Schleier der Verborgenheit, eben ſowohl gefährliche Plane und ſchädliche Lehren, wie edle Abſichten und weiſe Kenntniſſe, verſteckt ſeyn können; weil ſelbſt nicht alle Mitglieder von ſolchen verderblichen Abſichten, die man zuweilen hinter der ſchönſten Auſſenſeite zu verhüllen pflegt, unterrichtet ſind; weil nur mittelmäßige Genies ſich in dieſen Schraubeſtock einzwängen laſſen; die beſſern hingegen entweder bald zurücktreten, oder zu

Grunde gehen, ausarten und eine ſchiefe Richtung bekommen, oder auf Koſten der Andern herrſchen; weil mehrentheils unbekannte Obere im Hinterhalte ſtehen, und es eines verſtändigen Mannes unwerth iſt, nach einem Plane zu arbeiten, den er nicht überſieht, für deſſen Wichtigkeit und Güte ihm Leute einſtehen, — die er nicht kennt, denen er ſich verbindlich machen muß, ohne daß *ſie* ſich *ihm* verbindlich machen, ohne daß er weiß, an wen er ſich zu halten hat, wenn man ihm dafür gar nichts leiſtet; weil ſchiefe Köpfe und Schurken ſich dies zu Nutze machen, ſich zu unbekannten Obern aufwerfen, und die übrigen Mitglieder zu ihren Privat-Abſichten mißbrauchen; weil jeder Erdenſohn Leidenſchaften hat, und dieſe Leidenſchaften alſo mit in die Geſellſchaft bringt, wo ſie dann im Schatten, unter der Maske der Verborgenheit, freiern Spielraum haben, als am Tageslichte; weil alle dieſe Verbindungen, durch nach und nach einſchleichende üble Wahl der Mitglieder, ausarten; weil ſie Geld und Zeit koſten; weil ſie von ernſthaften bürgerlichen Geſchäften ab-, zum Müſſiggange oder zu zweckloſer Geſchäftigkeit leiten; weil ſie bald der Sammelplatz von Abendtheurern und

Tagedieben werden; weil ſie allerlei Gattungen, von politiſcher, religiöſer und philoſophiſcher Schwärmerei begünſtigen; weil mönchiſcher esprit de corps bei ihnen einreißt und viel Unheil ſtiftet; endlich, weil ſie Gelegenheit zu Cabalen, Zwiſt, Verfolgung, Intoleranz und Ungerechtigkeit gegen gute Männer geben, die keine Mitglieder eines ſolchen, oder wenigſtens nicht deſſelben Ordens ſind.

Dies iſt mein Glaubensbekenntniß über geheime Verbindungen! Giebt es eine unter ihnen, die manche dieſer Gebrechen nicht hat — ei nun! ſo mag ſie dann wie Ausnahme gelten! — ich kenne keine, die nicht wenigſtens an einigen derſelben krank läge *)

3.

Ich rathe daher nochmals, ſich auf dieſe Mode-Thorheit nicht einzulaſſen; ſich ſo we-

nig

---

*) Und noch jetzt (im Jahre 1796) iſt dies meine unveränderte Meinung über geheime Verbindungen! Ich habe ſie nicht geändert, ungeachtet ich kürzlich das Werk: **über geheime Welt- und Regierungskunſt** geleſen habe. Ich mißkenne des Herrn Hofraths Weishaupt redliche Abſichten nicht; aber ſeine Gründe haben mich nicht überzeugt.

nig wie möglich um die Syſteme, um das Perſonale und um die Schritte geheimer Verbindungen zu bekümmern; ſeine Zeit nicht mit Leſung ihrer Streitſchriften zu verſchwenden; vorſichtig im Reden über dieſen Gegenſtand zu ſeyn, um ſich Verdruß zu erſparen, und weder ein gutes noch böſes Urtheil über ſolche Syſteme zu wagen, weil der Grund derſelben oft ſehr tief verborgen liegt.

3.

Haben aber Vorwitz, übel geordnete Begierde thätig zu ſeyn, Neugier, Ueberredung, Eitelkeit oder andre Bewegungsgründe Dich verleitet, in eine ſolche Verbindung zu treten: ſo hüte Dich wenigſtens, von Thorheiten und Schwärmereien angeſteckt, vom Secten-Geiſte hingeriſſen zu werden! Hüte Dich, das Spielwerk, die Maſchine verkappter Böſewichter zu werden! Dringe, wenn Du kein Knabe mehr biſt, auf deutliche Entwickelung des ganzen Syſtems! Nim nicht eher Andre auf, als bis Du ſelbſt vollkommen unterrichtet biſt! Laß Dich nicht durch räthſelhafte Vorſpiegelungen, durch große Verheißungen, durch blendende Plane zum Beſten der Menſchheit, durch den Anſchein von Uneigennützigkeit, Heiligkeit und Reinigkeit der Abſicht blenden; ſondern fordre Beweiſe von Thaten und gänzliche Ueberſicht! Wirft man Dir dann Deinen Mangel an Empfänglichkeit, Deine Unwürdigkeit vor: ſo laß Dir erzählen, welche Eigenſchaften die hohen Obern fordern, und beleuchte ſie, dieſe Obern, ſelbſt, nach ihrem Maaßſtabe, um ihren Werth, alle Eitelkeit bei Seite geſezt, gegen den Deinigen zu halten! Laß Dich aber durchaus nicht darauf ein, unbekannten Obern zu huldigen, möchte man auch noch ſo einleuchtend ſcheinende Gründe dafür anführen! Sei vorſichtig in jedem Worte, das Du in Ordensgeſchäften ſchreibſt, und noch mehr in Uebernehmung irgend einer eidlichen oder andern Verbindlichkeit! Fordre Rechenſchaft von Anwendung der Gelder, die man Dich bezahlen läßt! — Und wenn, bei dieſer vielfachen Vorſicht, Du der Verbindung müde wirſt, oder die Verbindung Deiner überdrüßig wird: ſo trenne Dich ohne Geräuſch und Zank von ihr, und rede nachher nie wieder von der Sache, damit Du allen Verfolgungen ausweicheſt! Sollte man Dich aber dennoch nicht in Ruhe laſſen, ſo tritt öffentlich auf, und ſcheue Dich nicht, Betrug, Narrheit und Bosheit vor den Augen des ganzen Publikums, Andern zur Warnung, bekannt zu machen!

Uebrigens hat man weder Verbindlichkeit, noch Beruf, alles zu zerſtören, was man nicht gut findet. Man kann theoretiſch gegen manche Dinge in der Welt eifern, ohne deswegen ſich als Verfolger zu zeigen, wodurch ohnehin das Uebel faſt immer ärger gemacht wird. Man kann ſogar Ordens-Verſammlungen von der unſchädlichſten Art beſuchen, wenn man einmal ein Mitglied iſt; ſie ſind, wie Clubs, Beförderungs-Mittel der Geſelligkeit; — ja, es kann dies Pflicht werden, um das größere Uebel zu hindern, gefährlichen Einwirkungen entgegenarbeiten zu helfen, daß man ſeine Hand nicht aus dem Spiele ziehe.

Neuntes Capitel.

Ueber die Art, mit Thieren umzugehen.

1.

In einem Buche über den Umgang mit Menſchen ſcheint wohl freilich ein Kapitel über die Art mit Thieren umzugehen, nicht an ſeinem Platze. Allein was ich hierüber zu ſagen habe, iſt ſo wenig, und hat doch im Ganzen ſo viel Bezug auf das geſellſchaftliche Leben überhaupt, daß ich hoffen darf, man werde mir dieſe kleine Ausſchweifung gütigſt verzeihen.

2.

Der Gerechte erbarmet ſich auch ſeines Viehes. — Das iſt ein vortrefflicher Spruch! Ja! der edle, der gerechte Mann martert kein lebendiges Weſen. Wenn doch die hartherzigen, grauſamen, oder, um billiger zu urtheilen, zum Theil nur leichtſinnigen, verwilderten Menſchen, deren Augen ſich an der Quaal eines raſtlos umhergetriebenen Hirſches, oder an der Todesangſt eines in dem Schauplatze der Barberei auf den Tod gehetzten Thiers weiden können; wenn die Unbeſonnenen, die mit dem Leben eines armen Geſchöpfs, das in ihre kindiſchen Hände fällt, wie mit einem Balle ſpielen, Fliegen und Käfern Beine ausreißen, oder ſie ſpießen, um zu ſehen, wie lange ein alſo leidendes Thier in convulſiviſcher Pein fortleben könne; wenn die vornehmen Müſſiggänger, die, um die Ehre zu haben, am ſchnellſten der lieben Langenweile in den Rachen zu reiten oder zu fahren, ihre armen Pferde auf den Tod jagen; wenn Dieſe, und Alle, die durch den Anblick der geängſteten, duldenden, von dem grauſamſten aller Raubthiere, von dem Menſchen, mit kaltem Blute, nicht aus Hunger, ſondern aus Muthwillen nur, gemarterten Creatur nicht erweicht werden, — gegen das anklagende Seufzen und Winſeln dieſer unglücklichen Geſchöpfe zu ihrem und unſerm gemeinſchaftlichen Schöpfer fühllos ſind; wenn ſie doch nur bedenken wollten, daß dieſe Thiere zwar zu unſrer Nahrung auf der Erde ſind, nicht aber, um von uns gepeinigt zu werden, und daß keine Creatur das Recht haben könne, mit dem Leben einer andern Creatur, der Gott einen Odem eingeblaſen hat, ſein Spielwerk zu treiben; das dies Verſündigung an dem Vater aller lebendigen Weſen iſt; daß ein Thier eben ſo ſchmerzhaft Mißhandlung, barbariſchen Mißbrauch größere Stärke und Wehe fühlt, wie wir, und vielleicht noch lebhafter, da ſeine ganze Exiſtenz auf ſinnlichen Empfindungen beruht; daß dieſe Exiſtenz vielleicht ſeine erſte Stuffe iſt, um auf der Leiter der Schöpfung da hinaufzuſteigen, wo wir jetzt ſtehen; daß Grauſamkeit gegen unvernünftige Weſen unmerklich zur Härte und Grauſamkeit gegen unſre vernünftigen Nebengeſchöpfe führt. — Wenn ſie doch das alles fühlen und ihr Herz dem ſanften Mitleiden gegen alle Creaturen eröffnen wollten!

3.

Doch wünſche ich, man möge dieſe Exclamation nicht auf die Rechnung einer abgeſchmackten Empfindelei ſchreiben. Es gibt ſo zarte Männlein und Weiblein, die gar kein Blut ſehen können; die zwar mit groſſem Appetit ihr Rebhünchen verzehren, aber ohnmächtig werden würden, wenn ſie eine Taube abſchlachten ſehen müßten! Leute, deren Federn und Zungen mit moraliſchem Gifte und Dolche den Freund und Bruder verfolgen, aber mitleidig einer matten Fliege das Fenſter öffnen, damit ſie fern von ihren

Augen — zertreten werden könne; die ihre Bedienten in dem rauheſten Wetter ohne Noth ſtundenlang umherjagen, aber dagegen herzlich den armen Sperling bedauren, der, wenn es regnet, ohne Regenſchirm und Ueberrock herumfliegen muß. Zu dieſen ſüßen Seelchen gehöre ich nicht, halte auch nicht alle Jäger für grauſame Menſchen. — Es muß ja dergleichen Leute geben, ſo wie wir, wenn keine Schlächter in der Welt wären, bloß von Speiſen aus dem Pflanzenreiche leben müßten. — Aber ich verlange nur, daß man nicht ohne Zweck und Nutzen Thiere martern, noch ein vornehmes Vergnügen darin ſuchen ſolle, mit wehrloſen Geſchöpfen einen ungleichen Krieg zu führen.

4.

Ich habe immer nicht begreifen können, welche Freude man daran haben könne, Thiere in Kefige und Kaſten einzuſperren. Der Anblick eines lebendigen Weſens, das außer Stand geſetzt iſt, ſeine natürlichen Kräfte anzuwenden und zu entwickeln, darf keinem verſtändigen Manne Freude gewähren. Wer mir daher einen ſchönen Vogel in einem Bauer ſchenken will, dem kann ich vorherſagen, daß das einzige Vergnügen, welches er mir dadurch verſchaffen kann, das ſeyn wird, ſein Bauer zu öffnen, und das arme Thier aus der Sclaverei in Gottes freie Luft hinausfliegen zu laſſen; auch iſt eine Menagerie, in welcher wilde Thiere mit großen Koſten in kleinen Verſchlägen aufbewahrt werden, meiner Meinung nach, ein ſehr ärmlicher Gegenſtand der Unterhaltung.

5.

Noch abgeſchmakter aber ſcheint es mir, wenn man ſich an einem Vogel ergötzt, der ſeinen ſchönen wilden Geſang hat vergeſſen müſſen, um vom Morgen bis zu dem Abende die Melodie einer elenden Polonaiſe zu pfeifen, oder wenn man Geld ausgiebt, um einen Hund zu ſehen, den man gelehrt hat, einen Reverenz wie ein Tanzmeiſter zu machen, und auf den Wink ſeines Meiſters anzudeuten, wie viel ſchöne Junggeſellen in der Verſammlung ſind.

6.

Habe ich aber diejenigen getadelt, die grauſam gegen Thiere verfahren; ſo muß ich doch auch ſagen, daß Andre in die entgegengeſetzte Uebertreibung fallen, indem ſie mit dem Viehe eben ſo, wie mit Menſchen umgehen. Ich kenne Damen, die ihre Katzen zärtlicher umarmen, als ihre Ehegatten; junge Herren, die ihren Pferden ſorgſamer aufwarten, als ihren Oheimen und Baaſen; und Männer, die gegen ihre Hunde mehr Zärtlichkeit, Schonung und Nachſicht beweiſen, als gegen ihre Freunde, die ſich von jenen müſſen mit Flöhen bevölkern laſſen. Indeſſen ſcheinen manche Thiere in beſſerm Rufe zu ſtehen, wie andre. Niemand ſchämt ſich, zu bekennen, daß er Flöhe habe; gewiſſe andre kleine Inſecten hingegen darf kein Menſch von Erziehung mit ſich führen, obgleich beides Ungeziefer iſt; und an Geſelligkeit geben die letztern den erſtern nichts nach.

Es ſcheint manchen Leuten, beſonders Frauenzimmern, eine natürliche Furcht vor gewiſſen Thieren, als Mäuſen, Spinnen ꝛc. angebohren zu ſeyn. Sollte ſich auch dergleichen Widerwillen, wie ich es doch glaube, nicht nach und nach überwinden laſſen: ſo vermag man es doch gewiß, in ſo fern Meiſter über ſich zu werden, daß man in Geſellſchaft, bei dem Anblicke dieſer Feinde, ſich nicht ſo kindiſch betrage und gebehrde, wie es vielfältig geſchieht.

Mitleiden, nicht Spott, verdienen die Unglücklichen, mit denen die Menſchen ſo übel geſpielt haben, daß ſie (mißtrauiſch gegen alle vernünftige Weſen, die ſo oft ihre Verſtandeskräfte nur zum Schaden ihrer Brüder anwenden) in dem liebevollen Drange des Herzens, das ſich gern ein Geſchöpf zugeſellen will, einen treuen Hund wie ihren einzigen Freund behandeln.

Zehntes Kapitel.

Ueber das Verhältniß zwiſchen Schriftſteller und Leſer.

1.

Ich halte es für billig, bevor ich dies Werk über den Umgang mit Menſchen ſchließe, mit meinen Leſern auch ein paar Worte über unſre wechſelſeitigen Verhältniſſe gegen einander zu reden. Zuerſt alſo einige Bemerkungen über den Beruf, den ein Mann haben kann, ein Buch zu ſchreiben!

Ich habe bei andern Gelegenheiten geäußert, daß ich die Schriftſtellerei in unſern Zeiten für nichts mehr, als für ſchriftliche Unterredung mit der Leſewelt halte, und daß man es daher im freundſchaftlichen Geſpräche ſo genau nicht nehmen dürfe, wenn auch einmal ein unnützes Wort mit unterliefe. Man ſoll es alſo dem Schriftſteller nicht übel ausdeuten, wenn er, ein wenig von Geſchwätzigkeit verführt, von der Begierde, über irgend eine Materie allerlei Arten von Menſchen ſeine Gedanken mitzutheilen, etwas ken läßt, das nicht gerade die Quinteſſenz von Weisheit, Witz, Scharfſinn und Gelehrſamkeit enthält. Man behält ja die Freiheit, dem Schwätzer zuzuhören, oder nicht, — kann, bevor man ſein Buch kauft, ſich erſt bei Andern nach dem Manne erkundigen, — hat aber, denke ich, auf keinen Fall das Recht, ihm allein deswegen Grobheiten zu ſagen, weil uns ſeine gedruckte Unterhaltung nicht gefällt, in ſo fern er uns nicht vorher mit unverſchämten Prahlereien und großen Verſprechungen getäuſcht hat. Es iſt überhaupt ſehr viel ſchwerer, als man glauben ſollte, ſeine eignen Producte zu beurtheilen; nicht nur, weil unſre Eitelkeit da in das Spiel kömmt; ſondern auch, weil die Objecte, über deren Beobachtung wir lange gebrütet, für uns, eben durch das Nachdenken, welches wir darauf verwenden, einen ſolchen Werth bekommen haben können, daß wir unſre Gedanken darüber für äußerſt wichtig halten, indeß einem Andern, was wir auch davon ſagen mögen, unwichtig und gemein vorkommt. Und haben wir etwa gar Sprache und Beredtſamkeit nicht in unſrer Gewalt, oder ſind verſtimmt zu der Zeit, wenn wir jene Gedanken zu Papier bringen wollen, oder vergeſſen, daß der Gegenſtand, über welchen wir ſchreiben, nur durch kleine beſondre Beziehungen auf unſre damalige Lage, die ſich nicht mit übertragen laſſen, uns am Herzen liegt; oder dies Herz iſt zu voll, um, was es empfindet, nach der Reihe hererzählen zu können: ſo geſchieht es, daß wir etwas ſchreiben, welches uns, die wir alle Nebenbegriffe daran knüpfen, die dazu gehören, das Bild auszumalen, ſehr unterhaltend ſcheint, jenen andern aber gähnen macht und mit Unwillen gegen uns erfüllt. Indem es nun desfalls leicht geſchehen kann, daß ſelbſt ein verſtändiger Mann, von Eitelkeit geblendet, oder durch ſolche Gefühle irre geleitet, ein Buch ſchreibt, das andre Menſchen für ein unnützes und langweiliges Buch halten: ſo kann und darf es doch einem verſtändigen Manne nie begegnen, etwas öffentlich vor dem Publico zu reden, das gegen Moralität und geſunde Vernunft ſtritte, oder wodurch er einem ſeiner Mitmenſchen muthwillig Schaden zufügte. Denn wenn gleich Schriftſtellerei nur Unterredung iſt, ſo iſt ſie doch eine ſolche Unterredung, auf welche man ſich ſo lange Zeit zu beſinnen Muſſe gehabt hat, wie dazu gehört, jeden unſittlichen, ganz ſchiefen und boshaften Gedanken zu unterdrücken. Ich meine daher, alles, was das Publicum von einem Schriftſteller, der ohne zu weit getriebene Anſprüche auftritt, fordern kann; iſt, daß er durch ſeine Werke nichts dazu beitrage, Sitten-Verderbniß, Dummheit und Unduldſamkeit zu verbreiten. Alles Uebrige: Beruf zu ſchreiben; Wahl des Gegenſtandes; Einkleidung; Anſprüche auf Ruhm, Beifall und Lob; zu ſtiftender Nutzen; einzunehmender Gewinn; Hoffnung auf Unſterblichkeit — das alles iſt ſeine Sache, und es geht auf ſeine Gefahr, wenn er ſich dem Schimpfe ausſetzt, entweder in der Stille zu Fuß vom Parnaſſe wieder herunterſchleichen zu müſſen, oder von der Meute der Recenſenten parforce gejagt zu werden.

2.

Wenn alſo ein Autor nichts Schädliches und nichts unſinniges ſagt, ſo muß man ihm erlauben, ſeine Gedanken drucken zu laſſen; wenn er etwas Nützliches ſagt, ſo macht er ſich ein Verdienſt um das Publicum. — Aber wird deswegen ſein Buch auch gewiß gefallen? Das iſt wieder eine ganz andere Frage. — Allgemeiner Beifall von Guten und Böſen, von Weiſen und Thoren, von Hohen und Niedern? — Ei nun! wer wird ſo eitel ſeyn, darauf Anſpruch zu machen? Aber um auch nur dem größten Theile der Leſewelt zu gefallen, welche niedrige Mittel wählt da nicht mancher Schriftſteller? — Wer ſich nicht, in Anſehung der Form, der Einkleidung, des Titels ſeines Buchs, nach dem Geſchmacke des Jahrs richtet; wer keine Anecdötchen mit einmiſcht; wer nicht dafür ſorgt, daß ſein Werkchen hübſch fein gedruckt und mit Bilderchen ausgeziert werde; wer herrſchende Vorurtheile, Mode-Syſteme, glänzende Thorheiten, politiſchen, kirchlichen gelehrten und moraliſchen Despotismus angreift oder lächerlich macht; wer ſich einem Verleger wählt, auf den die andern Buchhändler neidiſch, dem ſie feind ſind; wer ſich nicht demüthig unter den Schutz irgend eines gelehrten Poſaunen-Blaſers begiebt; wer nicht die Schreier im Publico, und Die, welche in der feinen Welt den Ton angeben, zu gewinnen ſucht; wer zu beſcheiden auftritt; wer ſein Buch einem Manne widmet, oder in demſelben einem Manne Gerechtigkeit widerfahren läßt, deſſen Verdienſte beneidet, verfolgt werden; wer das Unglück hat, durch ſeine Geiſtes-Producte mehr Aufmerkſamkeit zu erregen, als ſeine Anſpruch machende Mitbürger; wer dadurch auswärts ſich einen Namen macht, den ihm ſeine Landsleute nicht gönnen: — der wird, wenigſtens in dieſer Generation, vielleicht ſein Glück als Schriftſteller nicht machen, und auch ſein nützlichſtes Werk bald wie Maculatur behandelt ſehen. Ich rathe daher, die unſchuldigſten unter dieſen kleinen Autorkünſten nicht eben gänzlich zu vernachläſſigen. Viele davon aber ſind eines edeln, verſtändigen Mannes unwerth.

In prahleriſchen Vorreden, ſich für den bisher erhaltenen allgemeinen Beifall zu bedanken; an feile Recenſenten Beurtheilungen ſeiner Werke einzuſenden, die man ſelbſt, oder die ein gefälliger Freund aufgeſetzt hat, und in welchen man dem Publico dazu Glück wünſcht, daß der Lieblingsſchriftſteller der Nation die Welt abermals mit einem ſchönen Buche beſchenkt habe, und dergleichen elende Künſte mehr, helfen doch nur auf kurze Zeit. Sichrer, als die Recenſionen, obgleich nicht unfehlbar für den bleibenden innern Werth eines Buchs entſcheidend, iſt die allgemeine Stimme des Publicums. Wenigſtens iſt es einem Schriftſteller

[illegible]

zu verzeihen, wenn er ein Werk nicht für ganz ſchlecht, ſondern dem Bedürfniſſe des Zeitalters angemeſſen hält, das eine Reihe von Jahren hindurch häufig gekauft, geleſen, neu aufgelegt und überſetzt wird, wenn er dann auf den einzelnen Tadel unberufner Kunſtrichter wenig achtet, und fortfährt, die Leſewelt zu unterhalten, ſo lange dieſe Stimmung dauert; aber wenn ſie auch nachläßt — dann iſt es freilich Zeit, aufzuhören.

3.

Reden wir jetzt auch von dem Betragen, von den Pflichten des Leſers gegen den Schriftſteller! Zuerſt ſoll, denke ich, jener nie vergeſſen, daß dieſer ſich nicht nach dem Geſchmacke jedes Einzelnen richten kann. Was für Dich, in Deiner Lage, in Deiner Stimmung, höchſt intereſſant iſt, das ſcheint einem Andern vielleicht äußerſt langweilig und unbedeutend, und wahrlich! der Mann müßte ein Hexenmeiſter ſeyn, der ein Buch verfaſſen könnte, in welchem Jeder für ſein paar Groſchen fände, was er ſuchte. Es gibt Bücher, die man durchaus nur dann leſen muß, wenn man eben ſo geſtimmt

ſtimmt iſt, wie der Mann war, der ſie ſchrieb, ſo wie es auch andre gibt, deren Sinn und Schönheit man immer, in jeder Laune, faſſen und ſich eigen machen kann. Nicht immer ſind darum jene geiſtvoll, groß und erhaben von Inhalte, noch im Gegentheil immer ſchwärmeriſch und fieberhaft. Nicht immer enthalten darum dieſe lauter beſtimmte, ewige Wahrheiten, auf kalte, unwiderlegbare, allein des vollkommnen Mannes würdige, unerſchütterliche Philoſophie gegründet, oder, im Gegentheile, nicht immer gemeine, ohne Mühe leicht zu verdauende Seelen-Speiſe. Sey alſo nicht zu ſtrenge, mein gelehrtes Leſerchen! in Beurtheilung eines ſonſt nicht ſchlecht geſchriebenen Buchs! oder behalte wenigſtens Deine Meinung darüber in Deinem Kopfe, in welchem oft viel leerer Raum iſt, und verſchreie das Buch nicht! Am wenigſten aber laß Dich verleiten, den moraliſchen Character des Schriftſtellers auf bloße Muthmaßung bei dieſer Gelegenheit anzugreifen, ihm ſchädliche Abſichten beizumeſſen, ſeinen Worten einen erzwungenen Sinn zu geben, und ſeine Winke hämiſch auszudeuten! Beurtheile nicht ein Buch, wenn Du nur einzelne Stellen daraus geleſen haſt, und bete nicht das Lob und den Tadel unwiſſender, boshafter oder feiler Recenſenten nach!

4.

Bei der Menge unnützer Schriften thut man übrigens wohl, eben ſo vorſichtig im Umgange mit Büchern, wie mit Menſchen zu ſeyn. Um nicht zu viel Zeit mit Leſung unnützen Papiers zu verſchwenden, das heißt: um nicht von Schwätzern mir die Zeit verderben zu laſſen, ſuche ich auch von *dieſer* Seite nicht viel neue Bekanntſchaft eher zu machen, als bis der allgemeine Ruf mich auf ein gutes, oder beſonders muſterhaftes Buch aufmerkſam macht. Ich bin mit einem kleinen Cirkel alter guter Freunde zufrieden, die ich oft, und immer mit neuem Vergnügen, ſchriftlich mit mir reden laſſe.

Hier wäre denn wohl der Ort, einen eignen, nicht unbedeutenden Abſchnitt den Bemerkungen über den *Umgang mit verſtorbenen großen und edeln Männern* zu widmen; allein das würde mich zu weit führen; wichtig iſt aber gewiß der

Einfluß, den das Studium der Geſchichte, des Characters und der Schriften, der berühmteſten Helden und Weiſen verfloſſener Jahrhunderte auf die Ausbildung eines Mannes hat. Man träumt ſich in jene Zeiten hinein, wird beſeelt von dem Geiſte, der aus den Thaten und Reden jener erhabnen Menſchen hervorgeht; und in dieſem Sinne hat der Umgang mit Verſtorbenen ſehr oft gröſſere Wirkung auf Köpfe, Herzen, und durch dieſe auf groſe Weltbegebenheiten, geäußert, als der Umgang mit den Zeitgenoſſen.

Eilftes Kapitel.

Schluß.

1.

Und nun, wertheſte Leſer! eile ich zum Schluſſe dieſes Werks über den Umgang mit Menſchen. Finden Sie etwas darinn, das Ihrer Aufmerkſamkeit werth iſt, — wird dies Buch vom Publico gütig aufgenommen und billig beurtheilt: ſo wird mir das mehr Freude machen, als mir bis jetzt ſelbſt der beſte Erfolg irgend einer meiner Schriften gewährt hat. Wenigſtens hoffe ich, Sie werden hier keine Grundſätze antreffen, deren ſich ein rechtſchaffner und verſtändiger Mann ſchämen dürfte, und, wenn es ſonſt kein anderes Verdienſt hat, ihm doch das der Vollſtändigkeit, nicht abſprechen; denn ich glaube, daß doch nicht leicht irgend ein Verhältniß im geſelligen Leben gefunden werden könne, über welches ich nicht etwas geſagt hätte. — Ob gut, oder ſchlecht, oder beides vermiſcht, oder mittelmäßig von Anfang bis zu Ende: — das darf ich nicht entſcheiden.

2.

Daß ein ſolches Buch aber, vorausgeſetzt nämlich, daß der Gegenſtand mit gehöriger Einſicht, Erfahrung und Menſchenkenntniß behandelt wäre, nicht nur Jünglingen, ſondern ſelbſt Männern Nutzen gewähren könnte: das darf ich wohl behaupten. Man verlangt von feinen, hellſehenden Leuten immer auch feine Lebensart; aber man hat darin Unrecht. Dieſer Geiſt des Umgangs erfordert Kaltblütigkeit, Achtſamkeit auf geringe Dinge, auf Kleinigkeiten, die man bey feurigen Genies ſelten antrifft. Ein Wink hingegen aus einem ſolchen Buche, kann Manchen aufmerkſam auf Fehler in Behandlung der Menſchen machen, — auf Fehler, die er an ſich aus zu großer Lebhaftigkeit bis jetzt überſehen hatte, ohne ihn deswegen abzuhalten, die fremden Erfahrungen auf ſeine Weiſe zu nützen, und dennoch ſelbſtſtändig zu handeln.

3.

Ich habe aber in dieſem Werke nicht die Kunſt lehren wollen, die Menſchen zu unſern Endzwecken zu mißbrauchen, über alle nach Gefallen zu herrſchen. Jeden nach Belieben für unſre eigennützigen Abſichten in Bewegung zu ſetzen. Ich verachte den Satz: „daß „man aus den Menſchen machen könne, was „man wolle, wenn man ſie bei ihren ſchwa„chen Seiten zu faſſen verſtünde.“ Nur ein Schurke kann das, und will das, weil nur ihm die Mittel, zu ſeinem Zwecke zu gelangen, gleichgültig ſind; der ehrliche Mann kann nicht aus allen Menſchen alles machen, und will das auch nicht; und der Mann von feſten Grundſätzen läßt auch nicht alles aus ſich machen. Aber das wünſcht, und das kann jeder Rechtſchaffene und Weiſe bewirken, daß wenigſtens die Beſſeren ihm Gerechtigkeit widerfahren laſſen; daß niemand ihn verachte; daß er Frieden von außen her habe; daß man ihn in Ruhe laſſe; daß er Genuß aus dem Umgange mit allen Claſſen von Menſchen ſchöpfe; daß andere ihn nicht mißbrauchen, oder bei der Naſe herumführen. Und wenn er ausdauert, immer folgerecht, edel, vorſichtig und gerade handelt: ſo kann er ſich allgemeine Achtung erzwingen, kann auch, wenn er die Menſchen ſtudirt hat, und ſich durch keine Schwierigkeiten abſchrecken läßt, faſt jede gute Sache am Ende durchſetzen. Hierzu nun die Mittel zu erleichtern, und

Vorſchriften zu geben, die dahin einſchlagen, — das iſt der Zweck dieſes Buchs.

Wer aber ſein ganzes Leben hindurch, bei jeder willkührlichen Handlung, bei jedem kleinen Schritte, den er zu unternehmen hat, erſt nachſehen wollte, ob er dazu in dieſem Buche kein Recept, keine Vorſchrift fände, der würde freilich alle Eigenthümlichkeit des Characters verleugnen. — Doch, wie kann das auch meine Abſicht ſeyn? Kaum bedürfte es dieſer Erinnerung, wenn es weniger ſchiefe Köpfe und boshafte Ausleger in der Welt gäbe.

4.

Daß ich bei dieſer Gelegenheit die Schwachheiten mancher Claſſen von Leuten habe aufdecken müſſen, ohne jedoch auf einzelne Subjecte unedle Fingerzeige zu geben, das war wohl ſehr natürlich. Aber o! was hätte ich ſagen können, wenn ich mein Buch mit wirklichen Anecdoten hätte auszieren, und beſondere Erfahrungen aus meinem Leben erzählen wollen! — Schmeichle ich mir zu viel, wenn ich hoffe, daß man mir dergleichen nicht Schuld geben, und mir wenigſtens von dieſer Seite Gerechtigkeit widerfahren laſſen werde?

Ende des dritten Theils.

Schriften

von

Adolph Freyherrn Knigge.

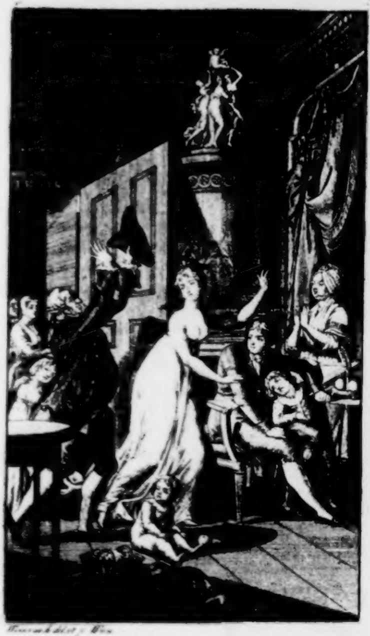
Vierter Band.

(Geſchichte des Amtsraths Gutmann.)

Hannover,
in der Ritſcherſchen Buchhandlung.
1804.

Univ.-Bibl.
München

56 N:



[illegible] del. et sc. Wien

Geld habe ich:

Geſchichte
des
Amtsraths Gutmann
von
ihm ſelbſt geſchrieben.

herausgegeben
von
Adolph Freyherrn Knigge.

Dritte Auflage

Hannover
in der Ritſcherſchen Buchhandlung 1812.

[illegible]
München

Geſchichte
des Amtsraths Gutmann,
von ihm ſelbſt geſchrieben.

Erſtes Kapitel.

Enthält einige Familien- und andere Nachrichten.

Die Güter des ſeligen Herrn Geheimenraths von Fürſtenruf gehörten, wie das jedermann weiß — oder ſollten einige meiner Leſer ſo unglücklich ſeyn, nie etwas von dieſem Herrn gehört zu haben; ſo ſey es ihnen hiemit geſagt — ſie gehörten zu den anſehnlichſten Gütern im ***ſchen Lande Er ſelbſt, der Herr Geheimerath, wohnte ſeit dem Jahre 1750 auf einem derſelben, das Mehlbach hieß; mein Vater war ſein Pachter, und die Haushaltungs-Gebäude, in denen meine Eltern ihr Weſen trieben, lagen ein wenig von dem Schloſſe getrennt, worinn der alte gnädige Herr hauſete, oder reſidirte — wie Sie es nennen wollen.

Der Herr Geheimerath hatte ſeinen Abſchied vom Hofe genommen, weil der Herzog, dem er als Miniſter, Obermarſchall, Obercämmerer, Oberſtallmeiſter, Intendant der Muſik, Conſiſtorial-, Regierungs- und Kriegs-Präſident gedient, für einen jüngern Geheimerath, deſſen modernes Geſicht ihm beſſer zu gefallen anfing, von irgend einem hohen Potentaten ein großes Ordensband erhandelt hatte. Der Herr von Fürſtenruf ſahe ſich nun natürlicher Weiſe für einen verlornen Mann an und begehrte ſeine Entlaſſung, die er in den huldreichſten Ausdrücken erhielt. Er beſchloß, den Reſt ſeiner Tage in der ſüßen Ruhe des Landlebens hinzubringen, wovon er jetzt, ſo wie über das Glück der Unabhängigkeit und über die Undankbarkeit der Fürſten, viel artige Dinge zu ſagen wußte. Das Zipperlein ſetzte ihm oft ſcharf zu und da auch ſeine Frau Gemahlinn, die ehemals Hofdame geweſen, beinahe ganz blind und zugleich mit Gicht und andern Gebrechen behaftet war; ſo glaubten Beide, die Ruhe und heitre Landluft würde ihren Körpern und Seelen ſehr zuträglich ſeyn.

Ich war gerade zehn Jahre alt, (denn ich bin im kalten Winter 1740 geboren) als unſre gnädige Herrſchaft ihren Einzug in Mehlbach hielt. Der Schulmeiſter des Dorfs hatte dazu eine Feierlichkeit veranſtaltet. Zwölf Kinder, mit wohl gekräuſelten und weiß eingepuderten Haaren, angeführt von mir und ſeiner Tochter, mußten paarweiſe vor der ganzen Gemeine her, eine halbe Stunde Weges von Mehlbach die ankommende Kutſche in Empfang nehmen; wir Kinder warfen ſodann eine Menge Blumen hinein, indeß der Schulmeiſter eine Cantate von ſeiner Compoſition aufführte. Er ſelbſt und unſer Schweinehirte ſangen den Baß; für die übrigen Stimmen war nicht weniger gut geſorgt, und wenn die Inſtrumental-Begleitung dabei nicht durchaus gut beſetzt werden konnte: ſo war doch eine obligate Trompete, die ein Muſicant aus Bremen blies, der grade dort bei Verwandten ſich aufhielt, keinesweges zu verachten. Die Partitur dieſer Muſik beſitze ich noch; ſie wird in der nächſten Meſſe bei dem Herrn Rathe Boßler in Speier ſauber geſtochen erſcheinen, wenn ſich eine hinlängliche Anzahl Subſcribenten dazu findet.

Der Herr Geheimerath von Fürſtenruf ſchien äuſſerſt zufrieden und ſogar gerührt von dieſer Veranſtaltung, ſtieg aus dem Wagen und hielt eine lange Rede an ſeine verſammelten Unterthanen, die zwar nicht gänzlich verſtanden wurde, weil viel franzöſiſche Wörter und höfiſche, erhabne Ausdrücke darinn vorkamen, aber dennoch, und grade vielleicht um deſto mehr, bewundert wurde. Der Schulmeiſter bekam auf der Stelle das Prädicat als Cantor, und was mich betrifft, ſo erhielt ich, beſonders als die gnädige Herrſchaft erfahren hatte, daß ich ihres Conductors Sohn wäre, die Erlaubniß, oft in das Schloß zu kommen und die ſchönen Sachen zu bewundern, die nach und nach ausgepackt und in den großen Zimmern aufgeſtellt wurden.

Man will behaupten, daß alte Hofleute nie in eine andere Lebensart paßten. Keiner von ihnen, der nicht über Zwang und Ueberdruß klagte, ſo lange er auf dem ſchlüpfrigen getäfelten Boden umherwandelt, aber auch Keiner, den nicht tödtende Langeweile ergriffe, ſobald er in eine bequemere Lage verſetzt wird. Wenigſtens traf dieß bei unſrer gnädigen Herrſchaft ein. Nachdem die erſten Zerſtreu ungen, welche eine neue Einrichtung verurſacht, vorbei waren, fing man an, das Locale genauer in Augenſchein zu nehmen. Man hinkte durch alle Gärten ließ ſich auch wohl den Caffee in ein nahgelegenes Wäldchen bringen, oder fuhr in das Feld, um den Schnittern bei ihrer Arbeit zuzuſehn; allein wenn dieſe einfachen Gegenſtände, die für uns genügſamen Landleute immer neuen Reiz hatten, einmal beſchauet waren, gewährten ſie ſchon dem verwöhnten Geſchmacke des vornehmen Paars keinen Genuß mehr. Man ſah ſich daher nach Umgang um, kutſchierte zu den benachbarten Beamten und Land-Edelleuten und empfing Gegenbeſuche von ihnen; aber es fand ſich, daß alle dieſe Leute nur von Gegenſtänden zu reden wußten, die für unſre gnädige Herrſchaft wenig Intereſſe hatten; alſo brach man dieß Verkehr ab und lebte einſam für ſich. Um nun der drückenden leeren Stunden weniger zu haben, ſtand man des Morgens ſehr ſpät aus dem Bette auf, genoß dann gemächlich die Chocolade, fütterte den Papagoy, ließ ſich allerlei Geſchäfte vortragen, ſich dann ein wenig ankleiden, und ſo kam der Mittag glücklich herbei und mit ihm eine leckere Mahlzeit, bei welcher man recht lange verweilte. Nach der Tafel hielt man ein Schläfchen und gegen Abend ſpielte das hohe Paar mit einander Piquet, ließ ſich den Küchenzettel auf den folgenden Tag bringen, nahm ein leichtes Nachteſſen von wenig Gerichten zu ſich und legte ſich dann zu Bette.

Dieſe einförmige Lebensart wurde bald zur Gewohnheit und manches Jahr hindurch fortgeſetzt.

Die Sorgfalt für die kränklichen Körper, welche oft, beſonders in der kältern Jahreszeit, von heftigen gichtiſchen und podagriſchen Zufällen heimgeſucht wurden, unterbrach jedoch zuweilen die gewöhnliche Tagesordnung, und endlich fand man auch Mittel, durch die Devotion manche Stunde auszufüllen, indem man ſich täglich von der Kammerfrau oder dem Hausverwalter aus einigen alten Poſtillen, Gebet- und Geſang-Büchern etwas vorleſen ließ. Nur zuweilen kam ein wenig mehr Mannigfaltigkeit in dieſe Lebensweiſe. Dieß geſchah, wenn der Neffe und künftige Erbe des Herrn Geheimenraths, der auf ſeine Koſten Geſandter des ***ſchen Hofes in *** war, auf einige Wochen zu ſeinem Herrn Oheim kam, um mit eignen Augen zu ſehn, ob der alte Herr noch nicht bald durch einen ſanften Tod ihn in den Stand ſetzen wollte, ſeine Schulden zu bezahlen. Weil der Herr Geſandte und ſeine Frau Gemahlinn voraus wußten, welche tödtende Langeweile ſie in Mehlbach erwartete, pflegten ſie einige Hausfreunde mitzubringen, und dann ging es auf dem Schloſſe ziemlich lebhaft her. — Doch, ich halte mich zu lange bei der hochadelichen Familie auf; laſſet uns zu mir und den Meinigen zurückkehren!

Mein Vater war ein anſtändiges Mittelding zwiſchen einem Bauern und gentleman. Aus unſerm Dorfe gebürtig, war er einſt im Gefolge des Herrn Geheimenraths, der mit ihm gleiche Jahre hatte, als Kammerdiener auf Reiſen gegangen, und hiernächſt als Verwalter auf dem Gute angeſetzt worden, welches er nachher, als er ſich größere Kenntniſſe von der Landwirthſchaft erworben und mit Julianen Langenbeck einiges Vermögen erheirathet hatte, in Pacht nahm.

Da meine Eltern ſchon ziemlich bei Jahren waren, als ſie ſich mit einander verbanden, war kein ſehr reicher Eheſegen zu erwarten; auch zeugten ſie nur zwei Söhne, wovon der ältere, welcher ſechs Jahre vor mir zur Welt kam, früh beſtimmt wurde, die Jägerei zu lernen, um einſt hochadlicher Förſter werden zu können. Er wurde, nachdem er von unſerm Herrn Paſtor confirmirt worden, einem Verwandten anvertrauet, welcher eine Forſt-Bedienung im ***ſchen Fürſtenthum bekleidete; allein ſchon am Ende ſeines erſten Lehrjahrs, das heißt, ungefähr zehn Monate vor der Ankunft des Herrn Geheimenraths in Mehlbach, wurde am Abend eines Tages mein Bruder, welcher des Morgens auf die Jagd gegangen war, vermißt, und alle Bemühungen ſeines Lehrherrn, ſo wie meiner Eltern, etwas von ihm zu erfahren, waren vergebens.

Weil mein Vater mich nun als ſeine einzige Stütze im Alter betrachtete, und er durch Gottes Segen und eignen Fleiß ein, für ſeinen Stand nicht unbeträchtliches Vermögen erworben hatte, beſchloß er, nichts an meiner Erziehung zu ſparen, in welchem Vorſatze er durch die Gnade beſtärkt wurde, deren mich, wie ich oben erzählt habe, der Herr Geheimerath würdigte. Denn dieſer ließ mich nicht nur oft zu ſich in das Schloß holen, ermahnte mich, fleiſſig und fromm zu ſeyn, und ließ mich zur Probe etwas aus des berühmten Neumeiſters Predigt: das ſchwer zu bekehrende Juden-Herz, welche man in deſſen geiſtlichen Bibliothek, Hamburg 1719. gedruckt findet, laut vorleſen: ſondern beſchenkte mich auch wohl mit einem blanken Harz-Gulden und verhieß meinem Vater, wenn ich etwas Tüchtiges lernte, für meine künftige Beförderung zu ſorgen.

Ich wurde alſo beſtimmt, mich dem gelehrten Stande zu widmen, und meine Eltern ſahen ſchon im Geiſte mich als hochadlichen Juſtitiarius die Bauern in Mehlbach ſportuliren. Der alte gnädige Herr begünſtigte dieſen Plan. Er hoffte, noch lange genug zu leben, um einen jungen Menſchen ganz zur Führung der Geſchäfte für die hohe Familie ausbilden zu können. Sein Haupt-Augenmerk dabei war, daß Dieſer einſt das Archiv in beſſere Ordnung bringen, und, der Welt zur Belehrung, die ſehr intereſſante Geſchichte des Hauſes Derer von Fürſtenru[illegible] ſchreiben ſollte, welches ihm ſehr am Herzen lag. Ich habe unter meines Vaters Schriften einen Aufſatz gefunden, den ein gewiſſer Gerichtshalter in Mehlbach, Herr Daniel Criſomirius, verfaßt und darinn den Urſprung und die fernere Genealogie dieſes vornehmen Geſchlechts deutlich und mit der größten hiſtoriſchen Treue beſchrieben hatte. Vermuthlich hatte der Herr Geheimerath dieſen Aufſatz meinem Vater mitgetheilt, damit er mir einſt bei einer ähnlichen Arbeit von ſo nützlicher Art zum Leitfaden dienen könnte. Nach Anleitung deſſelben war ein großer Stammbaum verfertigt und in einem Saale des Schloſſes aufgehängt worden, wo er eine ſchmale

Wand von der Decke bis auf den Boden ausfüllte. Eine ausdrücklich dazu gewidmete Leiter ſetzte jeden Neugierigen in den Stand, aus dem graueſten Alterthume bis in die neueſten Zeiten und umgekehrt mit ſeinen Beobachtungen hinauf und herab zu ſteigen.

Ich kann der Verſuchung nicht widerſtehen, einen ganz kleinen Auszug aus jener Familien-Geſchichte hier einzurücken, und werde mich wenig um den Spott Derer bekümmern, die ſchon gegen ſolche Familien, welche ihre Abkunft doch nur höchſtens von der Zeit der Kreuzigung Chriſti her ableiten, zu ſagen pflegen: es ſey lächerlich, dergleichen zu behaupten, da jeder Geſchichtskundige wiſſe, daß in Teutſchland die Gewohnheit, Familien-Namen zu führen, noch keine vierhundert Jahre alt ſey und man unmöglich ältere ächte Nachrichten haben könne; daß es mit der Genealogie und dem reinen adlichen Blute überhaupt eine ganz ſonderbare Bewandniß habe, indem dieſe auf die Vorausſetzung einer langen Reihe tugendhafter und treuer Weiber beruhe, welche in dieſer untermondiſchen Welt ſchwerlich zu finden ſey; endlich daß überhaupt ſolche bloß genealogiſche Familien-Geſchichten keinen verſtändigen Menſchen intereſſiren könnten. — Ich ſage, ich verachte dergleichen Einwürfe, weiß, für wen ich ſchreibe, und daß es, bei dieſen heilloſen ungläubigen Zeiten, noch einen kleinen Cirkel von Edeln giebt, denen meine Nachrichten willkommen ſeyn werden; alſo kurz zur Sache!

Der erſte Stifter des hochadlichen Geſchlechts derer von Fürſtenruf war ein natürlicher Sohn des egyptiſchen Königs Pharao geweſen und zwar deſſelben, der im rothen Meere ſeinen Tod fand. Er ſaß neben ſeinem Herrn Vater auf einem Streitwagen, als der Monarch die Kinder Iſrael verfolgte und dabei ums Leben kam allein weil unſer junger Herr ein frommerer Jüngling und von jeher den Juden hold geweſen war, hielt ihn ein Engel (vermuthlich beim Haarbeutel) über Waſſer, und brachte ihn an das Ufer, da er dann, von allen ausgezogenen Egyptern allein, wieder zurück in die Reſidenz kam.

Hierauf werden noch einige Ahnherren nahmhaft gemacht und endlich Einer, der Kammerjunker bei der Königinn Cleopatra war, und, nachdem Antonius die Schlacht bei Actium verloren, nebſt dem übrigen egyptiſchen Hof-Etat, von Auguſtus als Gefangener nach Rom gebracht wurde. Seiner guten Eigenſchaften wegen wurde er bald freigelaſſen, nahm einen römiſchen Namen an und ging in kaiſerliche Kriegsdienſte. Sein Sohn bekannte ſich heimlich zur chriſtlichen Religion.

Einer von den Nachkommen war im Gefolge des Kaiſers Hadrian, als dieſer die ſehr glaubwürdige Fuß-Reiſe Chapeau bas von Spanien bis an den Euphrat machte.

Unter Conſtantin dem Großen war die Familie in glänzendem Anſehn.

Im ſechsten Jahrhunderte war Einer von den Ahnherren Aſſeſſor bei dem Hofgerichte des Kaiſers Juſtinian. Seine Nachkommen verließen den Orient und gingen nach Rom zurück.

Ludwig, mit dem Zunamen: der Breitſchultrige, machte ſich unter dem Kaiſer Lotharius als einen tapſern Krieger bekannt.

Curt diente im Jahre 1006 Heinrich dem Heiligen (ſonſt auch der Hinkende genannt, weil ihm, den glaubwürdigſten Geſchichtſchreibern nach, der Engel Michael die Hüfte verrenkt hatte) in dem Kriege gegen Polen.

Unter den ſchwäbiſchen Kaiſern ſtanden die Ahnherren Derer von Fürſtenruf in hohen Würden und Aemtern.

In der Geſchichte des funfzehnten Jahrhunderts kömmt zuerſt der Familien-Namen vor, und Joſt von Fürſtenruf iſt von Albert II. mit anſehnlichen Gütern belehnt worden, weil er ein geſchickter Jäger geweſen.

Die folgenden Ahnherren zeichneten ſich rühmlichſt aus in den Zeiten des Fauſtrechts, durch allerlei glückliche Unternehmungen gegen reiſende Kaufleute und dergleichen.

In neuern Zeiten kömmt ein Herr von Fürſtenruf vor, der durch ſeine Gemahlinn (es ſteht nicht angeführt, auf welche Art) ſein Glück bei einem Herzoge von Wirtenberg macht, und ein andrer, der mit anſehnlichen Pertinenzen belehnt wird, weil er als erſter Landesſtand in *** es durchgeſetzt hatte, daß die Bauern doppelt ſo viel Abgaben bezahlten, als ehemals.

Dieß Wenige ſey genug, um zu zeigen, durch welche Verdienſte dieſe hohe Familie zu ſo großem Anſehn gekommen war, und wenn ich abermals in den Fehler verfallen bin, durch Darſtellung dieſes Gegenſtandes die Erzählung meiner eignen Begebenheiten zu unterbrechen: ſo mag mich das Beiſpiel der mehrſten hiſtoriſchen Schriftſteller rechtfertigen, die, wenn ſie die Geſchichte von Ländern und Völkern zu liefern verſprechen, ſich am längſten bei den Lebens-Umſtänden und Anekdoten einzelner vornehmer Perſonen aufhalten, welches ein ausländiſcher Witzling mit dem Verfahren eines Mannes verglichen hat, der, wenn er die großen Thaten beſingen ſollte, die mit einem Schwerdte vollbracht worden wären, ſeinen Gegenſtand über die Schilderung der Roſtflecke aus den Augen verlöre, die ſich auf dieſer Klinge eingefreſſen hätten.

Zweites Kapitel.

Jugendjahre. Veränderungen in Mehlbach. Noch einige Charakter-Schilderungen.

Zur Beruhigung derjenigen Leſer, welche vielleicht aus der Ueberſchrift dieſes Kapitels ſchließen mögten, daß ich ſie mit weitläuftigen Erzählungen aus meinem unbedeutenden Knaben-Alter ermüden würde, muß ich gleich Anfangs hier erklären, daß dieß nicht meine Abſicht iſt. Wer Schüler-Scenen und Studenten-Streiche geſchildert ſehen will, der leſe unſre neuern teutſchen Romane, die voll davon ſind. Ich werde nur kurz über die Jahre hinausgehen, die faſt bei jedem, nicht gänzlich von der Natur und dem Schickſale verwahrloſten Menſchen, reicher an unſchuldigen, reinen Freuden, als an wichtigen Begebenheiten zu ſeyn pflegen.

Den erſten, freilich nicht ſehr gelehrten, doch auch nicht ganz unvernünftigen Unterricht genoß ich von dem, oben als Muſik-Director rühmlichſt genannten, bei dem Einzuge des Herrn Geheimenraths zum Cantor erhobenen Schulmeiſter. Er war, nach damaliger Art, ein ganz geſchickter Mann, wußte ſeinen lateiniſchen Caſum zu ſetzen, ſich Anſehn, Aufmerkſamkeit und Folgſamkeit bei den Kindern zu verſchaffen, ohne gar zu oft den Staab Wehe zur Hand zu nehmen, und verſtand die Kunſt, eine Haupt-Frage aus dem Catechismus in ſo viel kleine zu zergliedern, daß, wenn dadurch die Begriffe nicht deutlicher wurden, die Schuld wenigſtens öfter an der Dunkelheit des Gegenſtandes ſelber, als an der Geſchicklichkeit des Lehrers, ihn auseinanderzuſetzen, lag.

Schon von meinem neunten Jahre an aber unterzog ſich unſer ehrlicher Pfarrer, Herr Weſterberg, dem Geſchäfte, mir Privat-Unterweiſung zu geben, wofür ihm mein Vater nach Vermögen ſeine Erkenntlichkeit bezeugte, und, ſo oft eingeſchlachtet wurde, etwas in ſeine Küche lieferte. Dieſem frommen und verſtändigen Geiſtlichen habe ich viel zu verdanken; ſein Charakter war ſanft, heiter und geſellig, ſeine Sitten waren untadelhaft, ſeine Grundſätze ſtrenge, aber duldſam. Da jeder Leidende ſeine Zuflucht zu ihm nahm und ſein Herz ihm nicht leicht geſtattete, den Hülfsbedürftigen von ſeiner Thür wegzuweiſen, ſo gab er oft mehr hin, als die beſſer calculirende kalte Vernunft gutheiſſen konnte. Er war daher ſehr arm und machte mit ſeinem abgeſchabten ſchwarzen Rocke und ſeinem demüthigen Anſtande zuweilen eine klägliche Figur an der Tafel des Herrn Geheimenraths, der, gewohnt, die Menſchen nach dem äuſſern Scheine zu beurtheilen, ihn ſelten einladen ließ, und weil ſeine Predigten nicht in hochtönenden Worten und zierlichen Phraſen, ſondern in einfältiger Herzensſprache verfaßt waren, keine große Meinung von ſeinen Talenten zu haben ſchien; um ſo weniger, da der Prediger Weſterberg ſich auf keine politiſche Geſpräche einließ, keine Zeitungen las und keine Anekdoten aus der Nachbarſchaft zu erzählen wußte.

Unter der Leitung dieſes würdigen Mannes ſetzte ich bis in mein vierzehntes Jahr meine Studien fort, und mein Vater war eben im Begriffe, mich in ein auswärtiges Gymnaſium zu bringen, als ſich durch den Tod des alten Geheimenraths die Scene in Mehlbach veränderte, weswegen er dann die Reiſe aufſchob. Die gnädige Frau zog nun zu einer Schweſter, welche Stifts-Dame war, und der Herr Geſandte von Fürſtenruf kam mit ſeinem ganzen Hauſe an, um von den Gütern Beſitz zu nehmen.

Da ſich bei näherer Beleuchtung fand, daß große Summen an die Wittwe, ſo wie auch viel Legate u. d. gl. herausgezahlt werden mußten, und die Gläubiger des Herrn Bothſchafters, die immer auf dieſen frohen Zeitpunkt waren vertröſtet worden, nun ernſtlich auf Bezahlung drangen, ſo daß der Gewinnſt aus der Erbſchaft in der That nicht ſehr beträchtlich war; ſo hielt es der gnädige Herr für nothwendig, auf eine Zeitlang Mehlbach zu ſeinem Aufenthalte zu wählen, wo er weniger Aufwand zu machen brauchte. Er gab daher vorerſt ſeinen Geſandtſchaftsposten auf, der in der

That nie von großer Wichtigkeit geweſen war, und beglückte ſeine Unterthanen mit ſeiner holden Gegenwart.

Der Herr Geſandte von Fürſtenruf war damals ein Mann von fünf und dreißig Jahren; wohl gewachſen, äuſſerſt höflich, geſchmeidig, redſelig, aber nicht geſprächig; (denn das ſind zwei ſehr verſchiedne Dinge. Er ſprach nicht, um ſeine Gedanken gegen andre auszutauſchen, ſondern er plauderte ohne Unterlaß, damit niemand Zeit gewönne, die Unterhaltung auf einen Gegenſtand zu leiten, auf welchen er ſich nicht vorbereitet hatte.) Dabei war er ſehr lebhaft, wie es ſchien; aber es war dieß Weſen doch eigentlich nur eine angenommene Bewegſamkeit, welche ich nachher ſo oft an ſogenannten Weltleuten wahrgenommen habe; eine Lebhaftigkeit, die nicht aus dem innern Feuer einer reichen Einbildungskraft, welche jeden Augenblick neue Gegenſtände auffaßt, neue Beſchäftigung ſucht, nicht aus Drange, zu würken und thätig zu ſeyn, hervortritt; ſondern aus einem unaufhörlichen Kitzel, immer glänzen, gefallen, bemerkt werden zu wollen. Er mogte auch gern für einen Gelehrten, Kunſtkenner, Mann von Geſchmack, für einen Beförderer alles Guten, für einen herablaſſenden, gnädigen Menſchenfreund, kurz! für Alles angeſehn ſeyn, weswegen andre Leute einzeln gelobt werden.

Vorzüglich ſchmeichelte es ihn, wenn man ſich geneigt zeigte, zu glauben, er habe höchſt wichtige Geſchäfte, einen ausgebreiteten Briefwechſel und großen Einfluß auf die Cabinette der Fürſten. Deswegen pflegte er auch oft wohl die unbedeutendſten Briefe durch Staſſetten abzuſenden, oder ſich dergleichen ſchicken zu laſſen. Uebrigens liebte er, wie ſich das verſteht, Pracht, Glanz und rauſchende Freuden.

Die gnädige Frau hatte, neben einem feinen Anſtriche von Coquetterie, im Grunde ungefähr dieſelben vornehmen Eigenheiten; allein ſie wußte dabei eine gewiſſe Simplicität und Beſcheidenheit zu affectiren, Sinn für Natur-Schönheiten und für einfache häusliche und ländliche Freuden zu heucheln und durch eine cadenzirte, ſanfte, ungekünſtelt ſcheinende Sprache, ihrer kleinen hübſchen Figur noch größern Reiz zu geben. Sie ſpielte auf dem Lande die fleiſſige Hausfrau, ſpann ſogar und wußte meinen Vater, der ſonſt ein alter Practicus war, ſo treuherzig zu machen, daß es ſie nur ein Paar glatte Worte koſtete, wenn es auf einen Geld-Vorſchuß angeſehn war. Allein eine ganz andre Dame fanden Diejenigen an ihr, die ſie in großen Cirkeln ſahen. Da war ſie ganz Welt-Frau, wußte mit ihren Augen zu fordern und zu geben, zu beglücken und zu beunruhigen, konnte Stunden lang von elenden unwürdigen Kleinigkeiten plaudern, auf andrer Leute Unkoſten witzig ſeyn, ließ das ſtille Verdienſt, das nicht hinter einer Mode-Larve ſteckte, linker Hand liegen, verſammelte einen Kreis von vornehmen Flach-Köpfen um ſich her und weidete ſich an ſinnloſen Schmeicheleien.

Es bleibt mir noch das beſte Stück in dieſer adlichen Familien-Gruppe zu ſchildern übrig, nämlich der einzige Sohn des Geſandten, der mit mir ungefähr gleiches Alter hatte. Er war ein edler, lieber, muntrer Knabe, unverdorben, voll warmen Gefühls für alles Gute und Schöne, ganz Natur, ganz Wahrheit. Er konnte durchaus keine Ungerechtigkeit, keine Unterdrückung, die Andern widerfuhr, ertragen; ſeine Seele ſchien für Liebe und Freundſchaft geſchaffen. Dabei hatte er einen ſehr fähigen Kopf, wohl weniger zum Schaffen und Erfinden, als zum Auffaſſen und Ordnen, eine reizbare Einbildungskraft, welche leicht beunruhigt wurde und einen entſchiednen Hang zu einer ungeſtörten Unabhängigkeit. Er ſuchte nie den Schwächern zu drükken, zu verdunkeln, mogte nicht auf andrer Menſchen Rechnung genießen, aber er ließ ſich auch ungern drücken und ſeinen eignen Genuß verkümmern. Dieſe in der Folge immer feſter gewordene Denkungsart und ſein zu theilnehmendes, ſich zu ſehr hingebendes, offnes Herz haben ihm in dem Laufe ſeines Lebens, wie ich das einſt erzählen werde, manche trübe Stunde gemacht.

Daß dieſer edle junge Menſch in ſeiner ganz anders geſinnten Eltern Hauſe ſo und nicht ſchlimmer geworden war, das hatte er der treuen Sorgfalt ſeines Hofmeiſters, des Herrn Schmidt, zu danken, welcher jeden Keim zum Guten, der in ſeines Zöglings Seele hervorſproßte, zu hegen und zu pflegen wußte. Er hatte den jungen Fürſtenruf vom ſechsten Jahre an allein unter ſeiner Aufſicht gehabt; der Herr Geſandte und ſeine Frau Gemahlinn bekümmerten ſich, wie das vornehmen Leuten zukömmt, wenig um die Erziehung ihres Sohnes, legten aber auch den Bemühungen des Herrn Schmidt nichts in den Weg; und da ſie gern für aufgeklärter als andre Perſonen ihres Standes gelten wollten, ſo behandelten ſie den Hofmeiſter auch ziemlich freundlich und höflich.

Als der Herr Geſandte den Entſchluß, in Mehlbach wenigſtens eine Zeitlang zu wohnen, zur Ausführung gebracht hatte, ſah ſich Herr Schmidt nach einem Geſpielen für ſeinen Zögling um. Er warf ſeine Augen auf mich, und nachdem er meine Gemüthsart erforſcht und deswegen den redlichen Prediger Weſterberg zu Rathe gezogen hatte, that er ſeinem gnädigen Herrn den Vorſchlag, mich an den Unterweiſungs-Stunden des jungen Edelmanns Theil nehmen zu laſſen und mir überhaupt zu erlauben, Karln (ſo hieß der Jüngling) den größten Theil des Tages hindurch Geſellſchaft zu leiſten. Der Herr von Fürſtenruf willigte um ſo lieber in dieſen Vorſchlag, da ihm Herr Weſterberg mich ſchon oft empfohlen und von den guten Geſinnungen Nachricht gegeben, die der verſtorbene Geheimerath in Anſehung Meiner bewieſen hatte. Meine Eltern waren ſehr froh über dieſe Wendung meines Schickſals und ich hatte nun das Glück, noch einige Jahre hindurch eine Erziehung zu genießen, wie ſie mir mein Vater auf keine andre Weiſe hätte verſchaffen können. Dabei ſchloß ſich mein Herz bald innigſt an meinen vornehmen Jugendfreund an. Meine Art zu denken hatte, ich darf es ohne Ruhmredigkeit ſagen, ſehr viel mit der ſeinigen gemein, nur war ich weniger reizbar und lebhaft, ließ mich nicht ſo leicht hinreiſſen von angenehmen und unangenehmen Eindrücken und zeigte bei dem Unterrichte, den wir gemeinſchaftlich empfingen, mehr Fleiß und weniger Genie. Karl gewann mich bald herzlich lieb, war unzertrennlich von mir und es dauerte nicht lange, ſo hatte er meine noch ein wenig bäueriſchen Sitten durch ſeinen täglichen Umgang ſo verfeinert, daß wer nicht ſehr genau ſich auf den Geruch, oder jagdmäßig zu reden, auf die Witterung eines Edelmanns verſtanden, mich immer für einen Junker hätte halten können.

So verfloſſen dann die Jahre meiner Jugend ſehr heiter und ungetrübt; und daß ich nachher in meinem, mir oft ſo ſehr verkümmerten Leben mir nicht durch Launen und unnütze Grillen der bittern Stunden noch mehr geſchaffen habe, das verdanke ich gewiß dem glücklichen Umſtande, daß weder Noth, noch Zwang, noch Mißhandlung, noch übel angewendete Strenge, noch Zurückſetzung, den unſchuldigen Genuß meiner Frühlingstage mir verleidet, meine zum Frohſinn geſtimmte Seele nicht verſtimmt oder verkränkelt haben. Ich bin immer geneigter geweſen, der Hoffnung, als der Furcht und Angſt Gehör zu geben; und ſo iſt oft ein Leiden ſchon vorübergegangen geweſen, ehe ich Zeit gehabt, mich von ſeinem wirklichen Daſeyn zu überzeugen. Die Leſer werden künftig hören, daß mich ſehr widrige Schickſale betroffen haben; aber gottlob! ich habe dieſe Unglücksfälle immer nur als vorübergehende Bekanntſchaften betrachten dürfen, und nie recht vertrauet mit dem Kummer werden können.

Wir haben vorhin von der Prachtliebe des Herrn Geſandten geredet. Nun war es freilich ſeine Abſicht, auf dem Lande die Ausgaben einzuſchränken, und er führte auch dieſen Entſchluß zum Theil aus; allein noch immer gieng in ſeiner Haushaltung ſo viel darauf, daß ſein Schulden-Etat wohl nicht vermindert wurde. Ein ganzes Heer, größtentheils müſſiger, ſittenloſer und unverſchämter Bedienten rennte unaufhörlich durch einander, und betrog und beſtahl die Herrſchaft nach beſtem Vermögen. Auch wurde Mehlbach nicht leer von Fremden, die mit Lakaien und Pferden den Herrn von Fürſtenruf beſchmauſeten. Er hatte, in der Hoffnung einer großen Erbſchaft, viele Leute ſeiner Bekanntſchaft, als er ſeinen Poſten verließ, zu ſich eingeladen; dieſe kamen dann auch der Reihe nach, beſonders im Frühlinge, herangezogen, um auf dem Lande ihre Geſundheit herzuſtellen. Da war bald ein ancien capitaine de dragons, der in Mehlbach die hoffmannſchen Pillen gebrauchen wollte, bald ein alter gichtbrüchiger Kammerherr; den man die kämpfſchen Clyſtiere verordnet hatte, bald ein Regierungsrath, der den pyrmonter Brunnen dort trinken wollte. Solche Leute brachten noch andre, ungebetene Gäſte mit, welche ſich die herrlichen Paſteten und den alten Rheinwein wohlſchmecken ließen. Ich hatte Gelegenheit da, manche ſonderbare Originale kennen zu lernen; allein oft entzogen wir, Herr Schmidt, mein Freund Karl und ich, uns dem Getümmel im Schloſſe und brachten ein Paar Stunden bei meinem, immer heitern alten Vater auf dem Pachthofe zu, oder machten einen angenehmen Spaziergang mit dem würdigen Pfarrer Weſterberg.

Es iſt wahr, daß durch den Aufwand, welchen der Geſandte machte, mancher Handwerksmann, Gaſtwirth, Tagelöhner u. d. gl. im Dorfe Gewinn hatte; allein wenn man dagegen in Anſchlag bringt, wie ſehr nach und nach durch die liederlichen Domeſtiken die Sitten im Dorfe verderbt, wie durch ſie der Hang zum Wohlleben, zum Müſſiggange und allerlei Art Luxus und Ausſchweifungen in den friedlichen Hütten der Bauern verbreitet wurden: ſo bekömmt die Sache ein anderes Anſehn, und man kann nach dieſem kleinen Maaßſtabe die größern, oft ſo ſehr gerühmten herrlichen Vortheile berechnen, welche einer hochfürſtlichen Reſidenz durch die Anweſenheit des Hofes zuwachſen.

Bei dem Allen ſprach der Herr Geſandte immer von Oeconomie und machte allerlei thörigte Operationen, durch welche er das wieder zuſammenſcharren wollte, was er unnützer Weiſe verſchwendete. So wurden zum Beiſpiel Spar-Oefen angelegt, und es war berechnet, daß nun in jedem Ofen jährlich für fünf Thaler Holz weniger verbrannt werden würde; allein die erſte Anlage koſtete ſo viel, daß vierzig Jahre nicht hinreichen konnten, das Capital, welches dazu verwendet wurde, nebſt den Zinſen zu erſetzen.

Auch mein Vater hatte ſcheinbaren Vortheil von der gnädigen Herrſchaft Anweſenheit, indem er Butter, Eyer, Geflügel u. d. gl. in das Schloß lieferte; nur war es ſchlimm, daß alles auf Rechnung geſchrieben, nnd dieſe Rechnung nie bezahlt wurde. Die Pacht-Gelder aber waren auch ſchon immer längſt im Voraus gehoben. Mein Vater runzelte daher die Stirne, ſo oft der Haushofmeiſter angewackelt kam und neue Beſtellungen machte. Dieſer Haushofmeiſter, ein kleiner, runder Kerl, in halbem Franzbande, war äuſſerſt geſchwätzig und von der Erhabenheit ſeines Amts auf komiſche Weiſe eingenommen. Ich erinnere mich, daß er einſt mit wichtiger Miene zu meinem Vater kam, um einen fetten Puterhahn zu beſtellen, der am Geburtsfeſte der Frau Geſandtinn auf die Tafel kommen ſollte. „Aber recht „fett, mein allerliebſter Herr Verwalter!“ ſetzte er hinzu *); „ja recht fett, darum beſchwöre ich Sie — „Du allmächtiger Gott! wenn er anders ausſiele, „wenn er mager wäre — Herzensfreund! ich ſänke „in die Erde. Apropos, mein Schatz! wiſſen Sie, „was ich geſtern gethan habe? Unſer gnädiger Herr „ſpeiſen ſo gern Maccaroni. Nun hatte, unter uns „geſagt, der Koch ſie das letztemal ſehr ſchlecht ap„pretirt, ſehr ſchlecht, hören Sie, miſerabel. Nun „ſtanden geſtern wieder Maccaroni auf dem Küchen„zettel; da ſagte ich, hören Sie, Monſieur Francois!

---

*) Mein Vater wurde ſeit der Ankunft des Geſandten immer „Herr Verwalter!“ genannt, weil er das ehemals geweſen war. Ihm gefiel dieß gar nicht; ein Conductor iſt ein freier Mann, der etwas gepachtet hat, ein Verwalter iſt ein Dienſtbote. Allein vornehme Leute urtheilen ganz anders, und was ſoll man ſagen, wenn ein verdienſtvoller Künſtler, zum Beiſpiel ein Maler, um auf mehr äuſſere Ehre Anſpruch machen zu dürfen, ſich den Titel eines churfürſtlichen Kammerdieners erbetteln muß?

‚ſagte ich, laſſen Sie mich heute einmal ſelbſt die „Maccaroni zubereiten! Er war's zufrieden; und „hören Sie, ich habe ſie gekocht und ich will nicht „ruhig ſterben, wenn der gnädige Herr nicht drei „Portionen davon gegeſſen haben.“

Obgleich nun der junge Fürſtenruf an allen dieſem Aufwande und überhaupt an der Lebensart, die in ſeiner Eltern Hauſe geführt wurde, wenig Geſchmack fand: ſo hielt es Herr Schmidt, nachdem ſein Zögling ſchon das ſiebenzehnte Jahr zurückgelegt hatte, folglich bald als ein erwachſener Menſch betrachtet wurde und ſich nicht allen Geſellſchaften entziehen konnte, wodurch aber manche Stunde verloren ging, hielt er es, ſage ich, nicht länger für gut, ihn im väterlichen Hauſe zu laſſen. Sein Vorſchlag, mit dem Jünglinge nach Leipzig zu gehn, um dort ſeine Studien zu vollenden, wurde angenommen, und ich mußte mich von meinem geliebten Jugendfreunde trennen. Freilich, da auch ich vorbereitet genug war, um eine Univerſität zu beziehn, und mein Vater noch immer bei dem Plane beharrte, mich ſtudieren zu laſſen, ſo hätte ich gleichfalls jenen Ort wählen und dort an der Seite des jungen Fürſtenrufs leben können; allein mein Vater war gegen Leipzig eingenommen, fand auch die Lebensart dort zu theuer, fürchtete, ich mögte, durch die Vertraulichkeit mit meinem Freunde, in zu vornehme Geſellſchaften gezogen werden; kurz! ich ſollte nach Jena. Hierzu wurde ſogleich Anſtalt gemacht; wir reiſeten an Einem Tage ab. Mein Vater gab mir einen treuherzigen Segen und eine kurze aber kräftige Vermahnung; meine

Mutter einige zurückgelegte harte Thaler nebſt einer Bratwurſt, und der Prediger Weſterberg eine ſchön eingebundene Bibel mit auf den Weg; und ſo fuhren wir getroſt von dannen. Einen Theil des Weges machte ich mit in der Kutſche meines Freundes; dann ſetzte ich mich auf den Poſtwagen und kam um Oſtern 1758 in Jena an.

Drittes Kapitel.

Gutmanns Studien und Rückkehr in ſeinen Geburtsort.

Zu der Zeit, als ich nach Jena kam, war die Lebensart unter den Studierenden dort noch ſehr roh. Die mehrſten ſogenannten Gelehrten behalten lebenslang einen kleinen Anſtrich von den Sitten, welche ſie auf Univerſitäten angenommen, und vorzüglich iſt dieß bei Denen ſichtbar, die in jenem Zeitraume in Jena ſtudiert haben. Ich glaube indeſſen hiervon eine Ausnahme zu machen. Von Jugend auf war ich an ein beſcheidnes und ſanftes Betragen gewöhnt worden; mein Temperament ſtimmte auch vollkommen dazu bei, und mein täglicher Verkehr in dem Hauſe des Geſandten hatte mir den Umgang mit Perſonen von feinern Manieren zu einem Bedürfniſſe gemacht. Deswegen vermied ich dann auch in Jena faſt alle Gemeinſchaft mit Studenten, und beſuchte in müſſigen Stunden nur die Häuſer einiger Profeſſoren, in welchen ich durch Empfehlungs Briefe Zutritt erhalten hatte. Auſſerdem war in der erſten Zeit meines dortigen Aufenthalts der Briefwechſel mit meinem Jugendfreunde meine angenehmſte Erholung. Allein die Kriegsunruhen, deren Schauplatz damals Sachſen war, hemmten nicht nur oft den Lauf der Poſten; ſondern auch, da es vorzüglich in und um Leipzig faſt immer ſehr ſtürmiſch zuging, hielten es die Eltern des Herrn von Fürſtenruf ſchon im Jahre 1759 für rathſam, ihn ſeine Studien in Leiden vollenden zu laſſen. Er hatte nicht Gelegenheit gefunden, mich vor ſeiner Abreiſe von dieſer Veränderung zu benachrichtigen; alſo verfehlten ihn meine nachherigen Briefe, unſre Correſpondenz wurde unterbrochen, und als ſie einmal ins Stocken gerathen war und wir in der Folge immer weiter auseinander und in mancherlei andre Verhältniſſe kamen, wurde dieſe Verbindung nicht wieder angeknüpft.

Der Abſicht meines Vaters gemäß, ſollte ich mich den juriſtiſchen Studien widmen; ich geſtehe es aber gern, daß ich dieſem Zweige der Gelehrſamkeit wenig Geſchmack abgewinnen konnte. Zwar beſuchte ich fleißig genug die juriſtiſchen Collegia; allein andere Wiſſenſchaften hatten mehr Reiz für mich. Ich fing, wie gewöhnlich, meine Laufbahn mit der theoretiſchen Philoſophie an, die mir jedoch beinahe das Studiren gänzlich verleidet hätte. Ich kann mich noch in dieſem Augenblicke nicht enthalten, zu glauben, daß der ganze Kram von Metaphyſik un ſpeculativer Weisheit keinen Pfifferling werth iſt. Welcher neuen Wahrheit ſind wir durch dieſen Weg auf die Spur gekommen? Was wiſſen wir mehr von dem Weſen der Seele, und ihren Operationen; von der Art, wie das, was wir Geiſt nennen, auf die ſichtbare Welt wirkt; von unſerm ehemaligen und künftigen Zuſtande; von dem unendlichen, unbegreiflichen Weſen der Gottheit; von der Art der Kraft, die Alles belebt, wachſen und gedeihen macht? Was wiſſen wir jetzt mehr von dieſem Allen, als was man vor dreitauſend Jahren davon gewußt hat? Wer hat nur einmal ergründet, wie es zugeht, daß ich meinen Arm, meinen Fuß rühren kann, wenn ich will? Was hat uns das ganze Heer ſpeculativer Philoſophen in allen Zeitaltern anders aufgetiſcht, als alte Grillen, Träumereien und Vermuthungen, in ein anderes Gewand, in eine neu erfundene Terminologie gehüllt, um tauſendmal geſagte Dinge noch einmal vorbringen zu können; Wortklaubereien, voll von auffallenden Widerſprüchen; Unſinn, in gelehrter, trüber Waſſer-Brühe ſchwimmend? Wir ſpotten jetzt über die alten ſcholaſtiſchen Klopf-Fechter; was haben denn aber die Schöpfer neuer Syſteme Beſſeres, Beruhigenderes geliefert?

Strange! all this difference ſhould be
Twixt tweedle-dum, and tweedele-dee!

Nur a posteriori, nur auf dem Wege der Erfahrung, nur durch genaue Beobachtung des Sichtbaren, könnten wir nach und nach über jene Gegenſtände mehr Licht verbreiten. Studium der Natur, in allen ihren Reichen, Phyſik, Chemie, Aſtronomie und alle Theile der Mathematik — das ſind die Wiſſenſchaften, durch deren Hülfe wir ſichere Blicke in die herrliche Oeconomie des unendlich großen und guten Schöpfers zu thun wagen dürfen, ſo weit uns nämlich dieß in unſerm jetzigen Zuſtande möglich iſt — alles Uebrige ſcheint mir eitler Zeitverderb. Und was die ſogenannte practiſche Philoſophie betrifft: ſo bedürfen wir wahrlich keiner Gelehrten und Weltweiſen, um uns unſre moraliſchen und religiöſen Pflichten zu zergliedern. Die ganze Summe dieſer Pflichten, mit allen Bewegungsgründen zu denſelben, iſt in den folgenden drei Vorſchriften enthalten: „Suche „deinen Zuſtand ſo glücklich als möglich zu machen! „Um dieß vollkommner zu erlangen, handle gegen „Andre, wie Du wünſcheſt, daß ſie gegen dich handeln mögen! Und wenn Du alſo mit Dir ſelber „und mit Deinen Brüdern Frieden haſt; dann ſuche „dieſen Genuß noch dadurch zu erhöhen, daß Du, ſo „viel dieß Geſchöpfe mit Fleiſch und Bein vermögen, „einem Grade von geiſtiger Vollkommenheit und Reinigkeit der Geſinnungen nachſtrebeſt, der Dich dem „allervollkommenſten Weſen ähnlicher, wohlgefälliger und ſeiner väterlichen Sorgfalt würdiger mache!“

Ich meine, das ſind die ſehr einfachen Bewegungsgründe zu jeder Art Tugend und Weisheit, die dem armen Bauern, wie dem reichen Prälaten, ſeine geſunde Vernunft darbietet, und worüber man weder Collegia zu leſen, noch dicke Bücher zu ſchreiben nöthig hätte. Wer auſſer dieſen Bewegungsgründen noch mehrere in ſeinem Glauben an den geoffenbarten Willen der Gottheit findet, der hat doppelten Antrieb und doppelte Ueberzeugung, daß er nicht irregehe, und wer noch obendrein mit einem natürlichen Inſtincte zum Guten ausgerüſtet iſt, erſpart ſeiner Vernunft manche Anſtrengung, manchen Kampf gegen Sinnlichkeit und Temperament.

Denkende Leſer werden mir's, wie ich hoffe, verzeihen, daß ich einen Augenblick meine Geſchichte durch dieſe ernſthaften Betrachtungen unterbrochen habe; wer aber bloß Mährchen und Poſſen leſen will, dem rathe ich, dieß Buch aus der Hand zu legen.

Nun nur noch wenige Worte über meine Studien! Ich lernte in Jena ſo viel von der Rechtsgelehrſamkeit, als etwa hinreichend ſeyn mogte, das Amt eines Gerichtshalters auf dem Lande zu verſehen, obgleich ich ungern daran dachte, daß ich dieſen Stand ergreifen ſollte; allein Naturgeſchichte, Phyſik und die mathematiſchen Wiſſenſchaften blieben meine Lieblings-Fächer, und ich legte mich beſonders auf die letztern mit ſolchem Eifer, daß ich im Begriffe war, nach Hauſe zu ſchreiben, um mir die Erlaubniß auszuwürken, meinen künftigen Lebensplan zu verändern, und mir auf Akademien ſelbſt eine Laufbahn zu eröffnen, als ein Brief, den ich von daher empfing, auf einmal dieſen Entwurf vereitelte.

Es war nämlich gegen Ende des Jahrs 1761, da ich durch meine Mutter die Nachricht von meines Vaters ſchleunigem Tode empfing. Sie äuſſerte mir zugleich ihr Verlangen, mich ſobald als möglich bei ſich zu ſehen, damit ich ihr in Führung des Haushalts Hülfe leiſten könnte.

Mein guter Vater hatte nicht, wie ſo viel andre alte Leute, den Gedanken an ſeine Auflöſung von ſich verſcheucht, ſondern auf dieſen Fall im Voraus beſtimmt, daß alsdann, bis zum Ablauf der Pacht-Jahre, ſein Schwager, ein ehrlicher Landmann, der in der Nachbarſchaft wohnte, die Oeconomie fortführen ſollte; denn, wie geſagt, mit mir hatte er andre Plane, und in der That war auch der Contract, den er mit dem Herrn von Fürſtenruf geſchloſſen hatte, nicht ſo vortheilhaft, daß er es für ein Glück hätte halten können, wenn ſeine Familie über die Zeit der jetzigen Pacht hinaus in dem Beſitze derſelben geblieben wäre. Es hatte aber indeß mein Oheim ſich in andre weitläuftige Unternehmungen verwickelt, hatte eine große Potaſchen- und Salpeter-Siederei angelegt, wovon er ſich nicht entfernen konnte, ſo daß mir nichts übrig blieb, als mich dem Haushaltungs-Geſchäfte ſelbſt zu unterziehen.

Ich kann nicht ſagen, daß mir dieſe Lebensart eigentlich zuwider war, um ſo weniger, da ſie mir Muße genug übrig ließ, nebenher meine Studien für mich fortzuſetzen; allein es wäre doch wohl beſſer geweſen, wenn ich mich erſt noch ein wenig in der Welt unter Menſchen herumgetrieben hätte, bevor ich eine Art von Hausvater würde.

Indeſſen gewinnt man leicht Geſchmack an jedem Geſchäfte, das an ſich nützlich und vortheilhaft iſt; auch haben die Arbeiten des Landwirths viel mehr Abwechſelung, als die Herren Städter glauben. Sie geben Beſchäftigungen von vielfacher Art in allen Jahreszeiten, wobei Leib und Seele ſtark und wacker bleiben. Die Freude, unter ſeinen Händen gedeihen zu ſehen, was man mit Sorgfalt geſäet, gepflanzt und gehegt hat, und ſelbſt die kleinen Unruhen über Wind und Wetter bringen Mannigfaltigkeit in dieſe, ſo einförmig ſcheinende Scenen, und wer Sinn für die Schönheiten der Natur hat, weiß dieſen Genuß noch zu erhöhen. Mir waren von Jugend auf dieſe Dinge nicht fremd geweſen; alſo erwarb ich mir bald die nöthigen Kenntniſſe, und in kurzer Zeit fiel mir's nicht mehr ein, je eine andre Laufbahn betreten zu wollen.

Meine erſte Sorge ging dahin, den Zuſtand des Vermögens zu unterſuchen, das mein Vater hinterlaſſen hatte. Dieß hielt ich um ſo mehr für Pflicht, weil, wenn einſt mein verlorner Bruder ſich wieder einfinden ſollte, dieſer mit Recht ſeinen Antheil an der Verlaſſenſchaft von meinen Händen fordern könnte. Das Reſultat meiner Nachforſchungen war aber nicht ſehr tröſtlich; die Pacht war nach und nach faſt über Gebühr erhöht worden; in einigen nicht ſehr fruchtbaren Jahren hatte mein Vater zuſetzen müſſen, und endlich hatte er ſich von dem Herrn Geſandten zu ſo anſehnlichen Geld-Vorſchüſſen verleiten laſſen, die nach und nach von den Pacht-Geldern abgezogen werden ſollten, aber immer, auf dringende Bitten, nicht abgezogen wurden, daß, auſſer dieſer ziemlich unſichern Forderung, das ganze übrige Vermögen in dem Inventario ſteckte, welches auch nicht ſehr beträchtlich war.

Auf dem Schloſſe fand ich die Umſtände ſehr verändert; die Zudringlichkeit der unhöflichen bürgerlichen Gläubiger des Herrn von Fürſtenruf war ſo groß geworden, daß er ſehr oft wegen rückſtändiger Zinſen verklagt und ihm ein Capital nach dem andern gekündigt wurde. Er ſuchte dann wohl auf kurze Zeit Rath zu ſchaffen, allein das waren nur Palliativ-Mittel und die Ausſicht zu einem nahen Concurſe, worauf ſchon längſt Advocaten und Richter begierig gelauert hatten, ſchien unvermeidlich. In dieſer Verlegenheit hatte nun endlich, aber zu ſpät, der Herr Geſandte angefangen, ſeinen Aufwand einzuſchränken. Die Hälfte der Domeſtiken wurde abgedankt, welches jedoch, wie es zu gehen pflegt, gerade diejenigen traf, die ihm am redlichſten gedient hatten, und keine Schmeichler waren. Die Tafel wurde auf wenige Schüſſeln (noch immer zu viel für die ächte Mäßigkeit) eingeſchränkt. Die Menge ſchmarotzender guter Freunde verlor ſich und der gnädige Herr wurde — ein Philoſoph. Ich fand ihn, als ich ihm das erſtemal nach meiner Zurückkunft die Aufwartung machte, mit einem Buche in der Hand im Garten-Saale neben ſeiner Frau Gemahlinn ſitzen, welche ihm eine baumwollne Nachtmütze ſtrickte, und er hielt einen eben ſo erbaulichen Sermon über die Nichtigkeit der Welt-Freuden und über das Glück des Landlebens, als der wohlſelige Herr Geheimerath, wenn er ſeinen Papagoyen fütterte.

Viertes Kapitel.

Gutmanns Verheirathung. Bild ſeines häuslichen Lebens.

Als ich meine neue Lebensart antrat, war es nicht meine Abſicht, ſogleich auf das Heirathen auszugehen. Ich hatte noch kein Frauenzimmer gefunden, das vorzüglich lebhafte Eindrücke auf mich gemacht hätte, und ich war jung genug, es ruhig abzuwarten, ob mir das Schickſal ungeſucht ein ſolches Weſen zuweiſen würde. Meine liebe Mutter führte, indeß ich für den Ackerbau und das übrige ſorgte, den innern Haushalt mit unermüdeter Thätigkeit und Treue. Es waren ihr dieſe Geſchäfte zu einem wahren Bedürfniſſe geworden; allein ich ſahe es doch oft mit Betrübniß, daß die gute alte Frau ihre Kräfte über Vermögen anſtrengte, daß ſie des Abends ſehr ermüdet war, und daß oft kleine unvermeidliche Verkältungen ihrer Geſundheit Gefahr droheten. Wenn daher die Bauern im Dorfe, unſre Bekannte in der Nachbarſchaft und ſelbſt unſer Herr und die Frau Geſandtinn darauf anſpielten, daß ich doch nun wohl bald an den Eheſtand denken würde, machte ich zuweilen ernſthafte Betrachtungen über dieſen Gegenſtand. Ich bemerkte, daß eine gute Hausfrau viel dazu beitragen könnte, mir mein Leben zu verſüßen, daß ich dann im Stande ſeyn würde, meiner würdigen Mutter ein ruhiges Alter zu bereiten, Ihrer zu pflegen und durch kindliche Aufmerkſamkeit einen Theil der Schuld abzutragen, welche ihre zärtliche Sorgfalt von meiner erſten Jugend an mir auferlegt hatte. Auch ſchien die gute Frau ſich zu erheitern, ſo oft man mit ihr von der Glückſeligkeit redete, mich als Ehemann und Vater und ſich von Enkeln umgeben zu ſehen. Auf dem Lande hat man dann auch mehr Sinn für die Hausvaters-Freuden. Man heirathet, um die Bürden und Annehmlichkeiten des Lebens mit einer theuren Gefährtinn theilen zu können, indeß der Städter vor einer Verbindung zittert, die ſeinen Aufwand vermehrt und ihn unzählige neue Sorgen und die Ausſicht zu einer wahrſcheinlichen Hahnreiſchaft in der Ferne erblicken läßt.

Sobald man mich halb und halb dazu geſtimmt ſah, fehlte es von allen Seiten nicht an Vorſchlägen mancher Art, denn man hielt mich für einen wohlhabenden jungen Mann und für einen fleiſſigen Hauswirth. Die Frau Geſandtinn war nicht die Letzte, welche ſich bei mir das Verdienſt der Freiwerberei verſchaffen wollte. Sie hatte eine etwas dürre, übrigens ziemlich wohlgeſtaltete Kammerjungfer, welche ſie nicht ungern an einen Mann gebracht hätte. Dieſe war, wie die gnädige Frau verſicherte, von hübſchen Leuten, indem ihr Vater war Anfangs nur Ritter-Saal-Camin-Heizer in Stuttgard geweſen, nachher aber zum Reit-Stall-Futter-Marſchal war befördert worden. Sie konnte manche Dinge auf Franzöſiſch nennen, Spitzen knippeln, hatte Richardſons Pamela und Clariſſe geleſen und ſchon viel zur Aufklärung der Bauern in Mehlbach beigetragen, indem ſie, nebſt dem kleinen Haushofmeiſter, das Verdienſt hatte, die Fähigſten unter den jungen Leuten einige engliſche Tänze gelehrt zu haben, ſo wie ſie vor zwölf Jahren in Stuttgard waren getanzt worden. Als ich aber einſt der Frau Geſandtinn geſagt hatte, daß ich von Kindheit an eine natürliche Abneigung gegen Kammerjungfern und Fledermäuſe verſpürt hätte, blieb ich von dieſer Seite ohne Anfechtung.

In dem Städchen, das eine halbe Meile von uns entlegen war, wohnte ein Gewürzkrämer, welcher drei nicht häßliche Töchter hatte. Dieſe Familie beſuchte uns zuweilen an Sonntagen, Der Vater pflegte dann einen blau und weiß geflammten Rock und in der Hand einen Stock mit einem porcellainenen Knopfe zu tragen. Sobald er aus dem Städtchen heraus war, nahm er ſeine Perücke, damit dieſe geſchont werden mögte, ab; ſie wurde hierauf in eine Schachtel gelegt, welche die jüngſte Tochter tragen mußte. So gieng der Zug fort. Die drei Schönen ſchürzten die Kleider auf, und wenn ſie mit dicken rothen Köpfen in dem Hölzchen vor Mehlbach ankamen; wurde ein kleiner Taſchen-Spiegel an einen Baum befeſtigt, die Perücke wieder hervorgeholt, und alles ſo in Ordnung gebracht, daß man mit Anſtande erſcheinen konnte. Die mittelſte von dieſen Grazien ſchien vorzüglich Jagd auf mich zu machen; ſie kramte alle ihre Talente aus. Unter andern hatte ſie ein bischen Muſik gelernt, und da in unſerm beſten Zimmer ein Spinet ſtand, auf deſſen Deckel Adam und Eva mit der Schlange und Zubehör gemalt waren, pflegte ſie ſich wohl erbitten zu laſſen, darauf den Elephanten-Marſch zu ſpielen und nachher uns mit einer Arie zu beglücken, die ſich anfing:

„Von allem, was ich Schönes weiß,
„Behält die Freundſchaft doch den Preis.“

Hätte mir dieß Frauenzimmer auch gefallen können, ſo würde mir doch ſchon der Umſtand die Familie zuwider gemacht haben, daß ich, wenn ſie uns beſucht hatte, in zwei Tagen nachher, den Gewürz-Nägelein- und Saffran-Geruch nicht aus dem Zimmer bringen konnte.

Nicht beſſer ſahe es mit den übrigen Frauenzimmer-Bekanntſchaften aus, die ich machte. Mein Heiraths-Stündlein ſchien alſo noch nicht gekommen zu ſeyn; und ſo vergieng ein Jahr.

In dem folgenden Frühlinge bekam mein ehemaliger würdiger Lehrer, der Paſtor Weſterberg, Beſuch von ſeiner Nichte, einem hübſchen jungen Frauenzimmer, aber ohne Vermögen, das ihre Eltern verloren hatte und nun an ihrem Oheime einen zweiten Vater fand. Sie war zwar auf dem Lande aufgewachſen, hatte nachher aber ein Paar

Jahre bei Verwandten in Braunſchweig zugebracht, welche rechtſchaffne und ſeine Leute waren. Daſelbſt ſchien ſie grade ſo viel Politur angenommen zu haben, als mit Einfalt der Sitten und natürlicher Ungezwungenheit beſtehen kann. Das war es, was ich ſuchte, und da ich in der Folge noch mehr gute Eigenſchaften an ihr wahrnahm, ſo ſprach ich mit meiner Mutter darüber, die meine Wahl vollkommen billigte.

Es iſt aber nicht genug, eine Frau zu nehmen; man muß auch wiſſen, wovon man mit ihr und den Kindern, die kommen können, leben will. Nun haben die Leſer gehört, wie es mit meinen Vermögens-Umſtänden beſtellt war; ich hielt es daher für Pflicht, vor allen Dingen erſt mit dem Herrn Geſandten mich auf einen ſichern Fuß zu ſtellen. Freilich machte er große Augen, als er die Menge der einzelnen Handſcheine erblickte, die er nach und nach ausgeſtellt hatte. Ich that den Vorſchlag, gewiſſe Termine feſtzuſetzen, an welchen jedesmal ein Theil der Schuld von den Pacht-Geldern abgezogen werden ſollte; allein ſeine Bitten; der Gedanke an ſeine jetzige eingeſchränkte Lage; die Freundſchaft, die mich an ſeinen Sohn knüpfte; die Verbindlichkeit, die ich dem Hauſe hatte, in welchem ich den beſſern Theil meiner Erziehung genoſſen — das alles wirkte auf mich und ich war gutmüthig genug, von ihm über die ganze Summe eine Obligation und das Verſprechen einer ordentlichen Verzinſung anzunehmen. Dagegen aber ließ ich mir den Pacht-Contract, ohne Erhöhung, auf zwölf Jahre erneuern; und da ich auf dieſe Weiſe für die Zukunft geſorgt zu haben glaubte, ſo wendete ich mich an den redlichen Weſterberg und bat um ſeine Einwilligung zu meiner Verbindung mit ſeiner Nichte, von deren wohlwollenden Geſinnungen gegen mich ich vorher überzeugt ſeyn durfte, weil meine Mutter ſich's zum Geſchäfte gemacht hatte, ſie darüber zu erforſchen. Der würdige Greis gab mit Thränen in den Augen ſeinen Segen zu meinem Vorhaben und alles wurde in Richtigkeit gebracht.

Sobald es in dem kleinen Cirkel um uns her ruchtbar wurde, daß ich mich mit der Jungfer Weſterberg verheirathen würde, wünſchte mir jedermann freundlich Glück dazu. Es war mir eine große Freude, zu ſehen, daß meine Wahl allgemein gebilligt wurde, und daß ſelbſt Diejenigen, welche vorher Plan auf meine unbedeutende Perſon gemacht hatten, doch den Verdienſten meiner Braut Gerechtigkeit widerfahren ließen. Auch mit der Familie des Gewürzkrämers blieb ich nach wie vor in guten Verhältniſſen; ſie ſtellte ſich zu dem Feſte ein, zu welchem ich ein Paar Tage nach meiner Trauung unſre Bekannten eingeladen hatte. Die Zweite von den Schönen erſchien mit einem citronengelben Kleide nebſt dunkelgrünen Bandſchleifen und tanzte wacker herum; und da ich nachher alles, was ich an Zucker, Kaffee und dergleichen brauchte, von dem Vater kaufte, mir auch zuweilen ein Loos in der braunſchweigiſchen Claſſen-Lotterie von ihm aufhängen ließ; ſo lebten wir mit dieſen, übrigens ganz guten Leuten auf ſehr freundſchaftlichem Fuß.

Nun nahmen dann meine Hausvaters-Freuden ihren Anfang, und ich kann es wohl ſagen, daß ich in dieſem Zeitpuncte das Glück eines ruhigen häuslichen Lebens in vollem Maaße genoß. Meine liebe Frau nahm ſich mit Eifer des innern Haushalts an und alles ſchien unter ihren Händen zu gedeihen. Ich hatte gute Erndten, und Frieden und Einigkeit herrſchten unter meinem Dache. Jeder hatte ſeine beſtimmte Arbeit, und als meine Amalie mich binnen drei Jahren zuerſt mit einer Tochter und dann mit zwei Söhnen beſchenkt hatte, da wurde es lebhaft in meinem Hauſe; die alte Mutter trug und wartete und pflegte der Kinder, hatte ihre innige Freude an den Kleinen und ſtrickte, mit der Brille auf der Naſe, Strümpfe und Mieder für ſie. Wenn wir Alle im Sommer des Tages Laſt und Hitze getragen hatten, ſchmeckte unſer leichtes Mahl des Abends in der Kühlung uns köſtlich. Wir pflegten dann wohl den Tiſch vor dem Hauſe auf den Hof ſetzen zu laſſen, Vater Weſterberg leiſtete uns oft dabei Geſellſchaft, und dann wurde der Krug, der in der Reihe herumgieng, mit dem beſſern März-Biere angefüllt, das nicht täglich heraufgeholt werden durfte. Der Herr Geſandte und die gnädige Frau fiengen nun wirklich auch an, nachdem ſie von ihren Schmeichlern und Tiſch-Freunden verlaſſen waren, Sinn für eine einfache Lebensweiſe zu bekommen. Zuweilen ſchlenderten ſie gegen die Zeit des Abendeſſens Arm in Arm zu uns, baten ſich auf eine Schale Milch und einen derben Pfannekuchen, den meine

Frau meiſterhaft zu backen verſtand, zu Gaſte. Ich mußte es geſchehen laſſen, daß ſie ein Paar Flaſchen alten Wein mitbrachten, den ſie ſelbſt trugen. Sie waren bei ſolchen Gelegenheiten in der That liebenswürdig in ihrem Betragen und ich beſtrebte mich, ſie aufzuheitern, welches mir faſt immer gelang, denn ich darf es wohl ſagen, in meiner Jugend war ich ſehr zu unſchuldigen Scherzen aufgelegt und hatte die Gabe, das Geſpräch durch Witz und muntre Laune, die niemand wehe that, zu beleben.

Das Heu-Einſammeln, die Korn-Erndte, das Obſt-Abnehmen, das Einſchlachten — das alles waren Feſte für uns, für unſer Geſinde und für unſre Nachbarn. Zuweilen kamen auch wohl böhmiſche Muſikanten, die, aus Furcht abgewieſen zu werden, wenn man ſie klimpern gehört hätte, vorher im Dorfe ihre Inſtrumente geſtimmt hatten, dann auf den Hof geſchlichen kamen und auf einmal vor unſrer Thür mit Hackebrett, Geigen und Pfeifen ein Concert eröffneten, das unſern, nicht ſehr verwöhnten Ohren ganz wohl gefiel. Sie mußten ſich aber erſt mit unſerm Hofhunde abfinden, der ihre Ankunft zu melden pflegte, auch nicht ſelten zu den Waldhörnern mit intonirte.

Im Winter wurden die langen Abende den häuslichen Arbeiten gewidmet. Mutter und Tochter ſpannen und ich holte meine Bücher hervor, ſtudirte, las nützliche Werke, die mir Vater Weſterberg verſchaffte, oder brachte meine Rechnungen in Ordnung.

Wir waren aber auch nicht ganz ohne Beſuch von Fremden. Im Spät-Jahre pflegte unter andern ein Weinhändler die Gegend zu bereiſen, ſich zu Lieferungen zu empfehlen, und die ausſtehenden Gelder einzucaſſiren. Dieſer war ein verſtändiger, muntrer und freimüthiger Mann. Bei mir nahm er gewöhnlich ſein Nachtlager und ich beſtellte dann einen Ohm leichten Tiſchweins bei ihm, womit ich das Jahr hindurch ausreichte. Er ſprach gern von Politik und wir kannengieſſerten mit einander. Der Hubertsburger Frieden war indeſſen ohne unſer Zuthun geſchloſſen worden und es blieb uns nichts übrig, als hintennach die Fehler zu rügen, die in den ſieben Feldzügen waren gemacht worden. Er war auf öſterreichſcher Seite; ich hielt es mit dem Könige von Preuſſen; allein darum ſchieden wir doch immer ohne Groll auseinander, denn gottlob! damals war es noch nicht dahin gekommen, daß man ſich, verſchiedner politiſcher Privat-Meinungen wegen, haßte, verfolgte, verleumdete, und unſer Gerichtshalter dachte vernünftig genug, ſich um unſre Staats-Dialogen nicht zu bekümmern.

Der Luxus in meinem Hauſe war ſehr geringe; wir kleideten uns einfach, ländlich und bürgerlich, und eine Menge entbehrlicher Kleinigkeiten, womit die Stadt-Leute ſich behängen und Zimmer und Taſchen anfüllen, blieben uns ganz fremd. Kam einmal ein hauſirender Tablett-Krämer in unſer Dorf; ſo war ſein Nürnberger Waaren-Kaſten ein Gegenſtand unſrer großen Bewunderung; und that ich dann ein Uebriges, indem ich meiner Frau ein ſeidnes Halstuch, ein Arbeits-Körbchen oder dergleichen kaufte: ſo war eine Herrlichkeit im Hauſe, größer und inniger, als wenn ein Monarch ſeiner Gemählinn oder Maitreſſe einen Diamanten-Schmuck überreichen läßt, der mit dem ſauern Schweiſſe geplünderter Unterthanen iſt bezahlt worden — So bewahrten wir das glückliche Gefühl, uns über Kleinigkeiten zu freuen, und den Vorzug, koſtbaren Ueberfluß entbehren zu können!

Die Jagd des Herrn Geſandten hatte ich nicht mit gepachtet, auch war ich nie ein ſtarker Nimrod geweſen. Indeſſen beſuchte mich zuweilen im Herbſte ein Buchhändler aus ***, der dieſe Uebung liebte. Während ſeiner Anweſenheit pflegte uns der Förſter mit hinauszunehmen, und wenn wir von frühem Morgen an bis zur Abend-Dämmerung umher gelaufen waren, bewirthete uns meine Frau mit einer Schüſſel derber Koſt, die durch Hunger und Weidmanns-Scherz gewürzt wurde.

In die Reſidenz kam ich ſelten und nur dann, wenn mich Geſchäfte nöthigten, dahin zu gehen. Meine weiblichen Hausgenoſſen zeigten ſich, wenn dieß geſchahe, geſchäftig, meinen Feſttags-Rock und Hut rein auszubürſten, mir ſeine Wäſche, ein Halstuch, das warm hielt, und dergleichen zu beſorgen; und wenn ich nach Hauſe kam, brachte ich allerlei Neuigkeiten, gedruckte Lieder, ſeltne Blumen-Zwiebeln und für die Kinder Honig-Kuchen, Roſinen und Mandeln mit.

Mannigfaltiger wurden die Geſchäfte und Freuden, als die Kleinern heranwuchſen. Das muntre Mädchen, das nach ihrer Großmutter Julie war getauft worden und derſelben, nach der Verſicherung unſrer Nachbarn, ſo ähnlich ſah, wie ein Tropfen Waſſer dem andern, wäre beinahe ein wenig verzogen worden, denn es wurde bald unſer Aller Liebling. Der älteſte Knabe, den der Herr Geſandte ſelbſt aus der Taufe gehoben und Gottfried genannt hatte, war von ſtiller Gemüthsart, begriff leicht, war nachdenkend und beſchäftigte ſich gern mit Leſen und Kritzeln auf Papier und Wänden; der Jüngſte hieß Daniel, nach unſerm lieben Weſterberg. Die Frauenzimmer, die überall gern Aehnlichkeiten finden, verſicherten, er ſey mein wahrhaftes Ebenbild. Uebrigens war er ein runder, rothwangiger Junge, der die freie Luft liebte, Vergnügen am Säen und Pflanzen, dabei immer das Herz auf der Zunge hatte und von dem ſich's vorausſagen ließ, daß er keine große Revolutionen in der Welt bewirken würde. In meinem Sinne hatte ich ihn zu einem Landwirthe, ſeinen Bruder aber beſtimmt, ein Gelehrter zu werden.

Fünftes Kapitel.

Verdrießliche Vorfälle. Unerwartetes Glück.

Bis hierher, das heißt, bis in mein neun und zwanzigſtes Jahr, hatte mir die gütige Vorſehung noch keinen bittern Kelch gereicht; der Verluſt meines alten Vaters, den ich nach der Ordnung der Dinge vorausſehn konnte, war das einzige Haupt-Leiden geweſen, das mich betroffen hatte, und ich kann mit Wahrheit ſagen, daß ich die größern Widerwärtigkeiten des Lebens nur aus Büchern und mündlichen Erzählungen kannte. Daß dieß nicht ewig ſo fortgehn konnte, darauf war ich gefaßt, und ſchon das Jahr 1770 erinnerte mich daran, daß es vermeſſen ſeyn würde, wenn ich mich, vor ſo viel tauſend guten und beſſern Menſchen voraus, berechtigt halten wollte, lauter ungetrübte Freuden in dieſer Welt zu genießen.

Der erſte Schlag, der mich in dieſem Jahre traf, war der ſchleunige Tod meines väterlichen Freundes Weſterberg. Er war zu einem gefährlichen Kranken gerufen worden. Als er nun da ſaß, mit freundlichen Tröſtungen den Leidenden erquicken und ihn zu ſeinem Abſchiede vorbereiten wollte, ſank er, indem er eben den Vers ausſprach: „Wer weiß, wie nahe mir mein Ende!“ todt neben dem Bette hin. — Der Kranke genas nach einiger Zeit.

Die Trennung von dieſem würdigen Manne machte eine große Lücke in meiner häuslichen Glückſeligkeit. Seine Prediger-Stelle wurde durch einen kleinen, ſüßen Candidaten beſetzt, der zu der Claſſe jener vielplaudernden Geſchöpfe gehörte, die von allen Wiſſenſchaften den Schaum abſchöpfen, von Allem mitſchwatzen, über Alles entſcheiden wollen — eine Gattung von Menſchen, die ſich in neuern Zeiten ſo unendlich vermehrt hat, daß, wenn man nicht fortdauernd mit der ſchweren Artillerie einer gründlichen Critik unter ſie feuert, dieſe Freibeuter bald, wie Pharao's Heuſchrecken, die fruchtbarſten Felder der Wiſſenſchaften in Wüſteneien verwandeln werden. Herr Pittmann brachte in Mehlbach Mode-Wörter in Umlauf, die bis jetzt in unſerm armen Dörfchen nur ſelten waren gehört worden. Er ſprach ohne Unterlaß von innigen Empfindungen, von Sympathie, von Wonne-Gefühlen, von Empfindſamkeit, von unglücklichen Leidenſchaften, von Seelen-Genuß, Menſchenkenntniß, Philoſophie des Lebens, ſüßen Schwärmereien, Scharfblick, Veredlung, Aufklärung des Landvolks und dergleichen. Selbſt ſeine Predigten waren ſo voll von dieſen Blümlein und er wußte ſie in einer ſo ſanft accentuirten Stimme vorzutragen, daß die Weiberchen, denen es größtentheils bei einer Kanzel-Rede mehr auf den Ton des Vortrags, als auf den Inhalt ankömmt, ſelten die Kirche verließen, ohne ihre Thränen-Säcke ausgeleert zu haben, beſonders wenn er dabei ſeine kleinen ſchwarzen Aeugelein zu verdrehn und zu rollen anfieng. Er hatte Baſedows Elementar-Werk, das eben erſchienen war, mitgebracht und wollte die Dorf-Schule in ein Philantropin verwandeln und dem armen Cantor noch in ſeinen alten Tagen die neue Lehr-Methode beibringen. Auch that er Vorſchläge wegen eines zu ſtiftenden Roſen-Feſtes, die aber von dem Herrn Geſandten, aus Mangel an dem nöthigen Fond, verworfen wurden.

Ich hätte nun das alles wohl geſchehen laſſen können, wenn das Männchen ſich nicht ſo zudringlich in meinem Hauſe gezeigt hätte. Allein da kam er immer mit einer Taſche voll von Muſen-Almanachs, Journalen und, was das Aergſte war, Romanen angezogen, die er meiner Frau, welche gern in den langen Winter-Abenden einmal, beſonders des Sonntags, ein Buch zur Hand nahm, zu leſen gab. Das gute Weib beſaß zu meinem und ihrem Glücke wenig gelehrte Cultur. Sie hatte ein wenig Geſchichte und Erdbeſchreibung getrieben, ſchrieb einen natürlich wohlgeſetzten Brief, hatte mit Auswahl einige unſrer ältern teutſchen Dichter und Proſaiker, Gellert, Haller, Hagedorn, Rabner und und einige Reiſe-Beſchreibungen geleſen; aber eine Menge von Verhältniſſen, Qualen und Freuden im menſchlichen Leben, das tolle Spiel ſtürmiſcher Leidenſchaften und das Reich der erhitzten Phantaſie — das alles war ihr fremd geblieben. Nun wurde ſie durch jene Schriften in dieſe neue Welt eingeführt, ihre Neugier gefeſſelt und ihre Einbildungskraft in Bewegung geſetzt. Ich wurde mit Unwillen gewahr, daß ſie oft Stunden dem Romanleſen widmete, die ſie beſſer zu häuslichen Geſchäften hätte anwenden können. Das erdichtete Schickſal eines Trauerſpiel-Helden konnte ihr oft ſo heiße Thränen auspreſſen, als das wirkliche Elend der Menſchheit um uns her; alles Wunderbare und Unerwartete zog ihre Aufmerkſamkeit auf ſich, da das Alltägliche hingegen ihr zu gemein vorkam; ſie nahm nicht mehr ſo herzlich an unſern kleinen häuslichen Freuden Antheil, und unſre ehrlichen Nachbarn und Bekannten kamen ihr nicht mehr gebildet genug vor, gleich als wäre ſie wirklich gewohnt geweſen, mit den feinern Leuten umzugehn, deren Bekanntſchaft ſie doch nur in ihren Büchern gemacht hatte.

Anfangs begnügte ich mich, mit leichtem Spotte gegen dieſen Sturm zu kämpfen, der meiner Familien-Glückſeligkeit Gefahr drohte und mich alles für die Erziehung meiner Kinder fürchten ließ. Nachher hielt ich über das Romanen-Leſen und im Allgemeinen über die Auswahl der Lectür, nach eines jeden Leſenden beſondern Bedürfniſſen, ein ſehr ernſthaftes Geſpräch mit dem Herrn Prediger, fand aber, daß alles, was ich dadurch gewann, nur darinn beſtand, daß ich wie ein Mann ohne Geſchmack und Gefühl bemitleidet wurde. Da nun die Frau Geſandtinn auch ein wenig nach dieſer Seite hinhinkte und ſogar die leſeluſtige Kammerjungfer, von der ich ſchon einmal geredet habe, jetzt mit zu der Parthey gezogen wurde, ſo ſann ich eben darauf, gemeinſchaftlich mit dem Herrn von Fürſtenruf (der zwar auch gern den Mäcenaten und Literatur-Freund ſpielte, aber glücklicher Weiſe dieſe Art von Leſerei nicht liebte) dem gelehrten Unweſen, wenigſtens in meinem Hauſe, ein Ende zu machen; als unangenehme Vorfälle von andrer Art meine Aufmerkſamkeit von dieſem Gegenſtand ablenkten.

Der Geſandte hatte ſeit einigen Monaten verſchiedene kleine Reiſen gemacht und war immer ein Paar Wochen lang ausgeblieben. Als er das erſtemal zurückkam, erzählte er, er habe ſeinen Sohn beſucht, der jetzt Regierungsrath und Kammerjunker in *** war, und mit dem er in einigen Jahren keine Zuſammenkunft gehabt hatte. Er brachte mir einen Gruß von ihm, verſicherte, daß es ihm wohlgienge, und daß er ſich Meiner noch erinnerte. Ich bezeugte ihm meinen Wunſch, den jungen Herrn nach ſo langer Zeit einmal wiederzuſehn; und damit hatte dann die Unterhaltung über dieſe Abweſenheit ein Ende. Nach der Rückkehr von jeder den folgenden Reiſen, ſchien mir der Herr von Fürſtenruf immer ſchwermüthiger und tiefſinniger zu werden. Doch da neugieriger Vorwitz nie mein Fehler geweſen iſt und ich mich in keines Menſchen, am wenigſten in vornehmerer Leute Vertraulichkeit eindrängen mag, er aber nicht geneigt ſchien, mir freiwillig die Urſache ſeines Kummers zu entdecken, ſo ließ ich die Sache auf ſich beruhen. Indeſſen entwiſchten dem kleinen Haushofmeiſter ein Paar Worte gegen meine Frau, von verunglückten Geld-Anleihen und von bevorſtehenden unangenehmen Veränderungen.

Gegen Anfang des Herbſtes in demſelben Jahre fieng man auf dem Schloſſe an, den beſten Hausrath einzupacken und einige damit beladene Fuder nach dem kleinen ſächſiſchen Städtchen *** bringen zu laſſen, in welchem die Herrſchaft ein einzelnes Haus beſaß, das zu dem Eigenthume der Frau Geſandtinn gehörte. Kurz nachher reiſten ſie Beide, ohne von jemand Abſchied zu nehmen, dahin.

Dieß ſonderbare Betragen blieb nicht lange ein Räthſel. Der Geſandte ſah, nach verſchiednen vergeblichen Verſuchen, ein großes Capital aufzunehmen, voraus, daß er in wenig Wochen ſeine Güter den Gläubigern würde überlaſſen müſſen, und um den größern Kummer und den Demüthigungen auszuweichen, die ihn bei dieſer Gelegenheit, wenn er perſönlich gegenwärtig wäre, erwarten würden, floh er nach***. Da die lange Reihe meiner eignen Begebenheiten mich verhindern wird, bald wieder von ihm und ſeiner Gattinn zu reden, ſo will ich, was ich noch in dieſem Buche von ihnen zu ſagen habe, hier kurz zuſammenfaſſen. Der Geſandte lebte von der geringen Summe, die ihm aus den Gütern verwilligt wurde, in dem kleinen Städtchen ſehr eingeſchränkt. Er behielt von ſeinen noch übrigen Domeſtiken nur die unentbehrlichſten, unterhielt mit niemand Umgang, fieng an zu kränkeln, da Verdruß an ſeinem Herzen nagte, und er nicht Philoſoph genug war, ruhig entbehren zu können, was doch ſo wenig weſentlich zur wahren Glückſeligkeit iſt. Nach dreizehn Monaten ſtarb er und die Frau von Fürſtenruf fand Gelegenheit, ſich als Oberhofmeiſterinn am Hofe des

Fürſten von *** anſtellen zu laſſen, woſelbſt ſie vor einem Paar Jahren ihr Leben beſchloſſen hat.

Kurz nach des Geſandten Abreiſe erſchien in den Zeitungs=Blättern eine gerichtliche Vorladung aller ſeiner Gläubiger auf einen beſtimmten Termin in der Reſidenz. Mich ahnete gleich nichts Gutes in Anſehung meiner Forderung, die gleichwohl über fünftauſend Thaler groß war. Indeſſen reiſte ich hin, meldete mich, gleich den Uebrigen, mit meiner Obligation in der Hand, hatte aber bald den Verdruß, zu ſehn, daß der größte Theil der andern Creditoren in der Claſſification mir vorgeſetzt wurden, weil ihnen ältere Rechte eingeräumt waren. Noch hätte ſich das ertragen laſſen, wenn ich nur hätte hoffen dürfen, indeß Zinſen von meinem Capitale — der Frucht meiner und meines Vaters vieljährigen Arbeit — zu bekommen. Allein die heilige Juſtiz wußte der Sache eine ſolche Wendung zu geben, daß es zu einem förmlichen Concurſe kam, folglich der Zinslauf gehemmt wurde. Der Advocat Hamſterfeld, ein ausgelernter Spitzbube, von langer hagerer Figur, das wahre Ebenbild der Chikane, wurde zum Curator ernannt und bekam nun freie Hände, mit den Einkünften der ſchönen Güter, jedoch in Form Rechtens, zu ſchalten und zu walten, wie er es vor ſeinem bocksledernen Gewiſſen würde verantworten können; ich armer Mann aber behielt die Ausſicht, mit Verluſt der Zinſen, wenn alles recht glücklich gienge, in funfzig Jahren die erſten Gelder auf Abſchlag meiner fünftauſend Thaler, wovon noch obendrein ein

Theil meinem Bruder gehörte, wenn Dieſer wieder zum Vorſchein käme, zu heben.

Dieß war nun freilich hart, aber mein glückliches Temperament, auf welches widrige Vorfälle nur kurzen Eindruck machten, beruhigte ſich bald wieder. — Ich hatte ja die Pachtung, die mich und die Meinigen, wenn wir fleißig und mäßig waren und nicht auſſerordentliche Unglücksfälle auf uns losſtürmten, ernähren konnte. Allein auch dieſe Hoffnung ſchwand. Um Michaelis kamen der Herr Juſtizrath Zwänger, der Secretair Goldfang, der Advocat Hamſterfeld, ein Kanzelliſt, ein Pedell und noch andre Helfershelfer, nachdem ſie die übrigen Güter des Herrn von Fürſtenruf in Augenſchein genommen hatten, auch nach Mehlbach. Da wurden nun Gebäude, Waldungen, Felder und Wieſen beſehn, Protocolle aufgenommen, Inventarien gemacht. Des Morgens wendete man ein Paar Stunden dazu an; der Reſt des Tages wurde verſchwelgt. So gieng es vier Wochen lang; die Herren ſchrieben ſich herrliche Diäten an und beim Abſchiede wurde mir angekündigt, daß mein Pacht-Contract mit dem Herrn Geſandten für die nun immittirten Gläubiger nicht verbindlich wäre, und daß ich, weil man die ſämtlichen Güter ſchon anderweit unter der Hand verpachtet hätte, Mehlbach im nächſten Frühlinge räumen müßte. Vergebens ſtellte ich vor, es ſey ja vortheilhafter, die Güter dem meiſtbietenden zuzuſchlagen, und erbot mich, wenn dazu ein Termin angeſetzt würde, anſehnlich mit zu bieten — kein Gehör!

So viel merkte ich nun freilich wohl, daß, wenn ich hätte ein Röllchen mit Louisd'or daran wenden wollen, ich nicht nur Pächter hätte bleiben, ſondern noch mit dem Herrn Hamſterfeld einen Vertrag errichten können, wobei wir Beide nicht arm geworden wären; aber mit einem Herzen, das alle ſchiefe Wege verabſcheuet, wollte ich lieber der Armuth entgegengehn, als mich durch Betrug bereichern. Auch ſahen die ſämtlichen Herren bald, daß ich ein Mann war, der gar nicht in ihren Kram paßte.

Alles, was ich nun doch in dieſer Welt an nutzbarem Eigenthume beſaß, ſteckte in dem Inventario, das mein Vater baar bezahlt hatte und das folglich mir von dem künftigen Pächter wiederum abgekauft werden mußte. Aber auch dieſer Reſt meines Vermögens wurde dadurch verringert, daß man dieß Inventarium äuſſerſt geringe taxiren ließ, weil ich verfehlte, die beeidigten Schätzer zu beſtechen. Und ſo wurde dann das, was gewiß mehr als ſechstauſend Thaler werth war, zu 4123½ Rthlr. angeſchlagen.

Die erſten Tage nach dieſen Begebenheiten verſtrichen, wie ich es nicht leugnen will, unter mancherlei traurigen Vorſtellungen und Sorgen für die Zukunft. Dann aber, nachdem ich meine Lage von allen Seiten betrachtet hatte, fühlte ich mich weniger unglücklich. Nur der Gedanke, daß ich meiner guten Mutter vielleicht nun nicht mehr ſo viel Gemächlichkeit und Pflege würde verſchaffen können, als ich gewünſcht hätte, machte mir das Herz ſchwer. Allein ich fand dieſe würdige alte Frau gefaßt, heiter, ſo voll Zuverſicht zu Gott und bereit, mir aller

Orten hin zu folgen, wohin mich die Vorſehung führen würde, daß ich auch den letzten Schatten von Kummer ans meiner Seele verſcheuchte.

Nicht ſo war es mit meiner Frau, die ich mit allen Troſtgründen unterſtützen mußte, welche ich aufzutreiben im Stande war. Ich konnte mich dabei nicht enthalten, zuweilen ein wenig in einen bittern Ton zu verfallen. „Du", ſagte ich, „die „immer von wunderbaren, unerwarteten Begebenheiten träumſt, Du ſollteſt wahrlich mehr „als wir Alle darauf gefaßt ſeyn, dergleichen „ſchleunige Abwechſelungen des Schickſals zu ertragen. Oder paſſen etwa nur angenehme „Vorfälle in den Plan Deines Lebens? Was „helfen Dir alle die ſchönen Kenntniſſe und Erfahrungen, womit Deine Bücher Dich bereichert, „wenn ſie dich nicht einmal gelehrt haben, eine „ſo unbedeutende Veränderung mit Gleichmüthigkeit zu betrachten? Glaube mir, meine Liebe!" ſetzte ich lächelnd hinzu, um die Härte meines Vorwurfs zu mildern, „es muß uns noch viel ärger ergehn, ehe wir uns mit den Helden und Heldinnen „vergleichen dürfen, deren Geſchichten Du ſeit einiger Zeit ſtudirt haſt. Alles, was uns bis dahin „begegnet iſt, liefert noch nicht Stoff genug, um „den kleinſten Roman daraus zuſammenzuſetzen. Was „iſt es, was uns ſo niederdrückt? Armuth? — o! „wer noch viertauſend Thaler beſitzt, darf ſich nicht „arm nennen. Wie mancher weit beſſere Mann, „als ich bin, muß von den Zinſen eines ſolchen Capitals ſich und eine zahlreiche Familie ernähren!

„Das Mehr oder Weniger in der Welt macht nicht glücklich oder unglücklich; nur der, welcher im eigentlichſten Verſtande Mangel an dem Nothwendigſten leidet und nicht im Stande iſt, durch ſeinen Fleiß ſo viel zu erwerben, als zum Lebens-Unterhalte gehört, iſt wirklich dürftig. Sind wir nicht geſund und bei Kräften? Sollte ich nicht, wenn alle Stricke reiſſen, in irgend einer Stadt mit den wiſſenſchaftlichen Kenntniſſen, die ich beſitze, wuchern können? Allein auf dem Lande iſt es beſſer; ich werde ſchon Mittel finden, eine kleinere Pachtung anzutreten, und wenn uns dann Gott ſegnet, ſo können wir in wenig Jahren wieder ſo weit ſeyn, unſer Haupt höher emporzuheben. Sieh da unſre muntern Kinder an! Bald wird das Mädchen im Stande ſeyn, durch Handarbeit, die wir verkaufen wollen, ſich einen kleinen Brautſchatz zu ſammeln. Die Knaben haben Mark in den Knochen; ſtatt ſie auf Univerſitäten zu ſchicken, will ich tüchtige Handwerker aus ihnen machen. Ein an Leib und Seele geſunder, redlicher und verſtändiger Profeſſioniſt iſt wohl ſo viel werth, als ein hypochondriſcher, kränkelnder Gelehrter.“

Dieſe und ähnliche Troſtgründe erweckten den Muth meines Weibes und bald ſtellte ſich die vorige Heiterkeit wieder in unſerm häuslichen Cirkel ein. Ich verſäumte jedoch nicht, für die Zukunft zu ſorgen; zuerſt ließ ich in verſchiednen Zeitungen meinen verlornen Bruder einladen, ſich zu ſtellen, um ſich mit mir über die väterliche Erbſchaft auseinander zu ſetzen, und dann ſchrieb ich an alle meine Freunde und Bekannte und bat ſie, mir irgendwo eine kleine Pachtung, auf welcher der Werth des Inventariums mein Vermögen nicht überſtiege, zu verſchaffen.

Eines Morgens (es war im October 1770) als ſch eben an meinem Schreibtiſche ſaß und mich mit dieſen Dingen beſchäftigte, hörte ich draußen ein Getöſe, das durch Ausbrüche der Freude von verſchiednen Perſonen verurſacht zu werden ſchien, und noch ehe ich Zeit hatte, aufzuſtehn und die Thür zu öffnen, ſtürzte der Gewürzkrämer aus ***, begleitet von meiner Frau und einigen Domeſtiken, Alle voll lauten Jubels, in das Zimmer. „Erſchrecken Sie nicht, Herr Conductor!“ ſtammelte der ehrliche Mann, „große Freude und „großer Schrecken, pflegt man zu ſagen, können „auf der Stelle tödten. — Ich bringe Ihnen „eine Nachricht — laſſen Sie mich nur erſt zu „Athem kommen — ich bin gelaufen, wie ein toller Menſch — Herr Conductor! Sie werden ſich „wundern — wer hätte das denken ſollen!“ — „Nun heraus damit!“ rief ich endlich ungeduldig, „ich bin auf alles gefaßt. Was bringen Sie? „Was haben Sie?“ — „Geld habe ich; zwar „noch habe ich es nicht; aber Sie bekommen es; „Sie haben es gewonnen, in der Lotterie, auf „das Loos, das ich Ihnen mit aller Gewalt auf„bringen mußte — zwanzigtauſend Thaler; was ſa„gen Sie nun?“ — „Was ich nun ſage?“ ſprach ich, indem ich ziemlich ruhig die Feder hinlegte, „was ich nun ſage?“ — Doch doch das ſollen die Leſer im folgenden Kapitel erfahren.

Sechſtes Kapitel.

Gutmann unternimmt eine Reiſe, um ſich einen neuen Wohnort zu wählen. Allerlei Abentheuer unterweges.

„Ich danke Gott“, ſagte ich, „für das Glück, das er mir ſo unerwartet zuſchickt. Nie konnte mir dieſer Gewinnſt willkommner ſeyn, als grade jetzt, da Sorge für den künftigen Unterhalt der Meinigen mich beſchäftigten und ſich mir nur unſichre und trübe Ausſichten in die Zukunft zeigten. Aber das darf ich geſtehen, daß der vierte Theil dieſer Summe, wenn ich ihn mit meinem Fleiße erworben hätte, mir angenehmer ſeyn würde, als dieſes große, im Spiele gewonnene Capital, wozu ſo mancher leichtgläubige Arme, durch Ueberredung bewogen, vielleicht ſeinen letzten Heller mag hergegeben haben.“ — „Aber“, rief meine Frau unwillig aus, „haben wir denn die Leute gezwungen, oder beredet, in die Lotterie zu ſetzen? Es iſt ihr freier Wille geweſen. Hätteſt Du dieſen Gewinnſt nicht gezogen: ſo hätte ihn ein Andrer bekommen.“ — „Gieb Acht, meine Liebe!“ erwiederte ich, „ſolche Grundſätze nur mit Vorſichtigkeit anzuwenden!

„Hiermit laſſen ſich auch die unerlaubteſten Erwerbs-
„mittel rechtfertigen. — Doch, wir wollen uns nicht
„zanken, ſondern mit Dank annehmen, was die
„Vorſicht uns zuwendet. Aber das ſage ich Dir —
„und Du weißt es, ich bin nicht abergläubiſch, —
„mache Dich darauf gefaßt, daß dieß Geld vielleicht
„neuen Unſegen in unſer Haus bringe, daß es nicht
„gedeihe; und dann vergiß nicht, was ich heute ge-
„ſagt habe! Du ſollſt mich, wenn dieß geſchieht,
„gewiß nicht niedergeſchlagner ſehn, als ich vor einer
„Stunde war."

Und nun bezeugte ich dem guten Krämer meine Erkenntlichkeit für den herzlichen Antheil, den er an meinem Glücke nahm und verſprach ihm ein anſehnliches Geſchenk, das er auch erhalten hat. Allein meine Frau wollte es ſich nicht nehmen laſſen, dieſen Tag noch beſonders zu feiern. Unſer Freund wurde zum Mittags-Eſſen eingeladen, eine fette Gans gebraten, Wein aus dem Keller geholt und Scherz und muntre Laune belebten das ganze Haus. Bald kamen auch die Nachbarn und Leute aus dem Dorfe, die von der frohen Begebenheit gehört hatten, und wünſchten uns Glück. Der Herr Prediger Pittmann ließ ſich gleichfalls nicht ſaumſelig finden und nützte die gute Stimmung, darinn er mich ſah, um mir Pränumeration auf eine Sammlung von Gedichten abzulocken, die Einer ſeiner Freunde zur Welt gebracht hatte und die ich wenigſtens nicht zu leſen entſchloſſen war.

Es entſtand nun die Frage, auf welche Weiſe ich mein Geld nützen wollte? Der Herr Prediger erklärte, wenn er an meiner Stelle wäre, ſo würde er das ganze Capital ſicher auf Zinſen legen und dann davon gemächlich in einer Stadt und in dem Umgange mit den Muſen — faullenzen. Der Rath war Seiner würdig; ich aber, der ich von jeher die Müſſiggänger verachtet habe, die in ihren beſten Jahren aller Thätigkeit für die Welt entſagen und von ihren Renten leben, ohne der bürgerlichen Geſellſchaft auf irgend eine Weiſe zu nützen, verwarf dieſen Vorſchlag. Meiner Neigung nach hätte ich gern ein eignes kleines Gütchen gekauft, an welchem ich alle Kenntniſſe eines practiſchen Landwirths hätte in Ausübung bringen können, um den Werth deſſelben zu erhöhen; allein meine Frau ſtimmte mehr für die Pachtung eines großen Amts. „Dabei,“ meinte ſie, „ſey etwas Anſehnliches zu gewinnen. Es ſey doch „auch Pflicht, darauf zu denken, daß man, wenn „man einſt aus der Welt gienge, ſeine Kinder in „einem ſolchen Zuſtande hinterließe, daß ſie mit Anſtande nach uns auftreten könnten; und da uns „Gott nun ein hübſches Vermögen geſchenkt hätte, „ſey es doch nicht nothwendig, ſich, fern von allem „feinen Umgange, in irgend einem elenden Dorfe, „auf einem Bauerhofe zu vergraben.“ — Ich zuckte die Achſeln, feſt entſchloſſen, nach Gelegenheit und Veranlaſſung ſo zu handeln, wie ich es vor meiner eignen Vernunft verantworten könnte, und ſchwieg.

Unter den Freunden, an welche ich geſchrieben hatte, um ſie zu bitten, ſich nach einer kleinen Pachtung für mich umzuhören, war auch der ehrliche Buchhändler Freimann, deſſen ich ſchon einmal erwähnt habe. Von ihm hatte ich grade heute eine Antwort erhalten. „Noch habe ich", ſchrieb er, „kein Gut, ſo wie Sie es verlangen, „ausfindig machen können. Schade, daß Sie „kein größeres Capital anwenden wollen! In unſerm Lande werden jetzt alle Aemter verpachtet. „Zu einer ſolchen Unternehmung gehört es aber, „daß man eine anſehnliche baare Caution ſtelle." Da ich jetzt im Stande war, dieſen letzten Punct zu berichtigen; ſo ſchien dieß meines Weibes Plane zu begünſtigen.

Auf jeden Fall entſchloß ich mich, ſelbſt hinzureiſen und zugleich mein gewonnenes Geld in Braunſchweig abzuholen. Ich traf daher alle Vorkehrungen, daß während meiner Abweſenheit im Haushalte nichts verſäumt würde und rüſtete mich zur Abfahrt.

Wenn ich oft von den kleinen Eigenheiten meiner Gattinn, von den Anfällen ihrer weiblichen Eitelkeit, von ihrem Hange, bald zum Romanhaften, bald zum Vornehmthun rede: ſo dürfen die Leſer deshalb nicht glauben, daß der Streit über ſolche Gegenſtände auf längere Zeit unſre Einigkeit und unſern häuslichen Frieden geſtört hätte; vielmehr belebte das unſre Unterhaltung und benahm unſerm Umgange die ermüdende Einförmigkeit. Wir hatten gegenſeitige Geduld Einer mit des Andern Schwachheiten, und im Ganzen war und bleibt ſie gewiß ein ſehr edles Weib.

Indeſſen offenbarte ſich doch auch bei den Zubereitungen zu meiner Reiſe die Verſchiedenheit unſerer Denkungsart. Sie wollte nämlich, daß ich mich mit einigem Glanze in den fremden Städten zeigen ſollte. Zu dieſem Endzwecke hielt ſie es für nöthig, daß ich einen Lakayen mitnähme, und weil wir mit dieſem Hausrathe nicht verſehen waren, ſo fiel die Wahl auf meinen Gärtner, einen vierſchrötigen Bengel, der mit ſeinen geflochtenen Haarzopfe zwar wohl, wenn wir Gäſte hatten, bei Tiſche einige Handreichungen zu thun pflegte, übrigens aber durchaus keinem Bedienten, von dem man Ehre gehabt hätte, gleichſah. Unter meines ſeligen Vaters Kleidern befand ſich ein blauer Rock; dieſer ſollte, obgleich er dem Gärtner kaum bis an die Knie reichte, ihm vermittelſt eines rothen Kragens, den meine Frau aus einer ihrer Taſchen zu ſchneiden hoffte, in eine Livree verwandelt werden Allein dieſer Plan wurde von mir durchaus verworfen, und auſſer einem neuen Hute, den ich kaufte, und den ich, um doch nicht gar zu ungefällig zu ſcheinen, nach dem Muſter, das der Herr Pittmann angab, der Mode gemäß aufzäumen ließ, machte ich weiter keinen Aufwand zu meiner Reiſe, die ich auf dem Poſtwagen antrat.

Ich nahm zuerſt den graden Weg nach Braunſchweig, wohin ich, ohne daß mir etwas Merkwürdiges begegnete, gerade zu einer Zeit kam, wo es in dieſer Stadt nicht ſehr lebhaft war, wie es denn auſſer der Meſſe ziemlich ſtill dort hergeht. Meine Geld-Angelegenheit war bald in Richtigkeit gebracht. Man zahlte mir den Gewinn ohne Schwierigkeit aus, und da ich nun eben kein Liebhaber vom Begaffen der Schlöſſer und andrer ſogenannten Merkwürdigkeiten bin, ich niemand dort kannte und für mein Haupt-Geſchäft in jener Stadt nichts zu thun war; ſo nahm ich einen Platz auf der Poſt und fuhr weiter, des Weges nach ***, wo mein Freund, der Buchhändler, mich erwartete.

Dießmal hatte ich noch fünf Reiſe-Gefährten, deren Geſellſchaft auf verſchiedene Weiſe unterhaltend für mich wurde. Ein Officier, der in Nordhauſen auf Werbung geweſen, war mein Nachbar. Auf der hinterſten Bank ſaß, nebſt einer alten franzöſichen Demoiſelle, ein Lichterzieher aus Augsburg. Vor uns hätte ein Mann Platz genommen, deſſen andächtige Miene, ein gewiſſer, ganz ſonderbar verdreheter Blick und eine Terminologie, wie ich ſie in langer Zeit nicht gehört hatte, mir ſehr auffielen. — Der Officier, welcher ſchon mehr mit ihm gereiſt war, raunte mir in's Ohr: er ſey ein Betbruder und Myſtiker, und wir würden manchen Spaß mit ihm erleben. In kurzer Zeit hatte die ganze Geſellſchaft mit einander Bekanntſchaft gemacht und die Unterhaltung wurde lebhaft. Gegen Abend ſtieg in *** noch ein feiner junger Mann mit ein, der etwas Melancholiſches in ſeinem Geſichte zeigte, das mich intereſſirte.

Aller Orten, wo der Wagen ſtillhielt, forderte der Offfcier, der ein Bischen rohe Manieren hatte, ein Glas Brandtewein; die alte Demoiſelle trank Caffee; der Lichter-Fabrikant holte eine Wurſt hervor, wovon er ſich ein Stückchen abſchnitt; der junge Mann genoß faſt gar nichts und der Myſtiker nahm Tropfen aus einem Gläschen, das er bei ſich führte, auf Zucker und las in einem Buche, bis der Poſtknecht weiter fuhr.

Niemand war geſprächiger, als das bejahrte franzöſiſche Frauenzimmer. Sie nahm fleißig aus einer kleinen porcellainenen Doſe groben ſchwarzen Tabak. „Tout ce qu'il Vous plaira“ ſagte ſie, „mais pour le caffé et le tabac, je ne les quitterois pas pour tout au monde.“ Sie war, wie ſie erzählte, bei den Kindern eines Hofmarſchalls Gouvernante geweſen und wollte nun eine andere Condition in Riga antreten. Sie hielt viel auf den Umgang mit Leuten, comme il faut. „Dis-moi, „qui tu hante“ fügte ſie hinzu, „et je te dirai, „qui tu es.“ Der Officier wollte allerlei Scherz auf ihre Unkoſten treiben und ihr unter andern einen ihrer bunten Pantoffeln wegnehmen; aber ſie wies ihn zur Ordnung; „mais ſi donc, Monsieur „l'Officier!“ rief ſie aus, ne faites pas l'enfant; „Ik ſleg ſu ſagen: jeu de mains, jeu de vilains.“ Endlich zog ſie ein Spiel Karten aus der Taſche und wollte ihren Nachbar bereden, mit ihr im Wagen Piquet zu ſpielen, welches der Lichterzieher aber höflich von ſich ablehnte.

Dagegen gerieth dieſer mit dem Kriegshelden in einen Wortwechſel über die beſte Regierungsform. Er wußte ſehr viel zum Lobe der republikaniſchen Verfaſſung in Augsburg und von den herrlichen Anſtalten des hochedeln und hochweiſen Magiſtrats zu ſagen.

„Hole der Teufel“, rief der Officier, „die großen Magiſtrats-Perücken in den Reichsſtädten! Es iſt keine Subordination, kein Entſchluß, kein Ernſt, keine Gerechtigkeit bei ihnen. Da lobe ich mir eine Monarchie, wo alles auf den Wink pariren muß und alles nach der Schnur geht.“ Es wurde von beiden Theilen viel über dieſen Gegenſtand geſprochen und geſtritten, bis endlich auch ich mich in das Geſpräch miſchte.

„Ich meine“, ſagte ich, „man könne unter jeder Art von Regierung ruhig und glücklich leben. Zudem entſcheidet die Form ſehr wenig, und nicht immer regiert der wirklich, welcher den Namen davon trägt. Sie finden Republiken, in welchen ein einziges ehrgeitziges und herrſchſüchtiges Mitglied des Senats, oder wie der Volks-Ausſchuß heißen mag, despotiſchere Gewalt über die Andern ausübt, als irgend ein Tyrann, und hingegen unumſchränkte Monarchien, in welchen kein Befehl im Namen des Beherrſchers gegeben werden kann, bevor nicht der Entſchluß dazu im Rathe gewiſſer Familien, oder in verſchwornen Clubbs, oder in der Garderobe gewiſſer Damen iſt gefaßt worden. Von jeher hat der ſchlauere, thätigere und gewandtere Menſch die Oberherrſchaft über die Schwächern ausgeübt — das iſt immer ſo geweſen und wird immer ſo ſeyn. Es giebt alſo nur zwei Mittel, die gegen Mißbrauch der Gewalt ſichern, nämlich beſtimmte, unveränderliche Geſetze, deren Befolgung allen Ständen, vom höchſten bis zum niedrigſten, obliegt, und Aufrechterhaltung guter, einfacher Sitten,

„die den Sinn für ächte Religion, Redlichkeit und Tugend nicht abſtumpfen. Wenn alle Stände davon durchdrungen ſind: ſo wird in keinem unruhigen Kopfe der Gedanke, ſeinen Mitmenſchen zu mißhandeln, reif werden können, oder er wird wenigſtens keine Werkzeuge zur Ausführung finden. Thöricht aber iſt es, auf einmal eine Regierungsform umändern zu wollen. Eine ſolche Operation, die ohne Gewaltthätigkeit nie vorgenommen werden kann, ſtiftet immer viel Unglück und Verwirrung, indeß die Folge ſelten eine andre iſt, als daß man die Tyrannen vertauſcht und mehrentheils in noch ſchlechtere Hände fällt, als ſie waren, aus welchen man ſie gerettet zu haben glaubt. Und in dieſem Betrachte iſt doch wirklich eine, durch weiſe Geſetze in gewiſſe Schranken gehaltene monarchiſche Verfaſſung der republikaniſchen faſt ohne Ausnahme vorzuziehn. In jener trägt ein Einziger Verantwortung und Ehre; in dieſer hingegen hat jeder Einzelne wenig äuſſern Antrieb, das Gute zu thun, welches ihm ſelten Ruhm einbringt, aber ſehr viel innern Reiz, wenn ſeine Leidenſchaften ihn treiben, das Böſe hinter dem Vorhange im Namen des Ganzen auszuführen. Der Klügere hat von jeher regiert; in welchem Gewande, das iſt ziemlich gleichgültig. Der Klügere hat aber eben ſowohl und oft noch heftigere Leidenſchaften, als der Schwächere. Klare Geſetze müſſen dem Mißbrauche derſelben vorbauen und Tugend und Mäßigkeit die Freiheit jedes Einzelnen ſichern, — alle übrige Freiheit iſt chimäriſch. Wer wenig Bedürfniſſe hat und dieſe wenigen Bedürfniſſe durch Geſchicklichkeit und Fleiß ſicher erwerben kann, ja! wer eine ſolche Kunſt verſteht, durch welche er ſich Andern nothwendig macht, iſt unter jeder Regierung frei und findet, wenn es ihm hier nicht wohl geht, an einem andern Orte in ſich ſelber alles wieder, was er verläßt, denn er trägt ſein Capital mit ſich herum. Diejenige Staats-Maſchine paßt alſo wohl am beſten zuſammen und iſt am dauerhafteſten, in welcher jedes Individuum dem gemeinen Weſen nützlich iſt, ohne ihm unentbehrlich zu ſeyn. Sie ſind" ſagte ich zu dem Bürger in Augsburg „ein Mann, der mit ſeiner Kunſt aller Orten einen mäßigen Unterhalt erwerben kann; ſetzen Sie aber den Fall, Sie wären der einzige Lichtergießer in der Welt und alle Menſchen müßten durchaus Lichter haben: ſo würde das wieder nicht gut ſeyn. Sie würden dann der Herr des Erdbodens werden. Fiengen aber die Menſchen an, einzuſehn, daß ſie ohne gegoſſene Lichter leben könnten: ſo würden Sie auf einmal von Ihrem Throne zu der niedrigſten Stufe herabſinken, oder wenigſtens, um nicht das Gefühl Ihrer Entbehrlichkeit allgemein werden zu laſſen, gelinde mit denen verfahren müſſen, die Sie abhängig von Sich erhalten wollten. In Staaten, wo Tugend, ächte Religion und gute Sitten herrſchend geweſen ſind, hat man nie über Tyrannen-Druck geklagt; wo aber Luxus und Corruption einreiſſen, da iſt die Auflöſung aller heiligen und geſelligen Bande unausbleiblich, die Form der Regierung mag ſeyn, welche ſie will. Alſo laſſen Sie uns ſämmtlich zufrieden ſeyn mit dem Looſe, das einem Jeden von uns beſchieden iſt, und wenn uns der Reformations-Geiſt anwandelt, erſt an uns ſelber den Anfang machen. Die Feſſeln ſind wahrlich die ſtärkſten, die wir uns ſelbſt anlegen.“

„Darinn haben Sie vollkommen Recht,“ fügte mit viel Salbung der Myſtiker hinzu: „Das irdiſche Weſen, wie unſre Weiſen-Meiſter uns lehren, iſt es, was unſer inneres Licht-Feuer feſſelt, ſeitdem die Erde durch den Fall des erſten Menſchen in den Fluch und in das Reich des Todes verſenkt worden iſt. Dieß hindert den wahren Archäus, den spiritus rector, den ächten ſolariſchen Monarchen, die Majeſtät ſeines ewigen Reichs in uns zu offenbaren. Der weiſe Künſtler aber kann, nach erhaltener wahrer Erkenntniß, das hartverſchloſſene unreine Erz mit dem allerſtärkſten Feuer der Natur auf das vollkommenſte reinigen und den verheißenen neuen Himmel und die neue Erde der Gerechtigkeit und Klarheit wiederum erwecken. Gleichergeſtalt müſſen wir die Finſterniſſe unſers unlautern, ſteinhart verſchloſſenen Herzens mit dem allerſtärkſten Feuer der himmliſchen Liebe durch Seufzen, Flehen und Ströme von Blutzähren erweichen, ſchmelzen, zerſtören, um unſern Geiſtmenſchen von jenen fruchtbaren ſieben Haupt-Neigungen zur Bosheit.“ —

Hätte der Officier ſich noch länger zurückhalten können: ſo würde Herr Pechſlat (ſo hieß der hermetiſche Philoſoph) gewiß noch ſo bald nicht ſeinen Sermon beendigt haben, welcher der erſten Anlage nach länger zu werden verſprach, als der meinige über die beſte Regierungs-Verfaſſung. Allein jener brach in ein ſo lautes Gelächter aus, daß dieß unſern Mann gänzlich aus ſeinem Concepte brachte. Was mich betrifft, ſo hielt ich mich zurück und ſtellte mich, als ſey ich ſehr erbauet durch ſeinen weiſen Vortrag. Mir war dieſe Sprache nicht ganz unbekannt, und ſchon als ich in Jena ſtudierte, fieng eine Geſellſchaft von Betrügern, welche heimlich von noch ärgern Schelmen geleitet wurde, an, unter dem Namen der Roſencreuzer, dieſen Unſinn in Schriften zu verbreiten, dadurch eine Menge ſchwacher und leichtgläubiger Leute an ſich zu locken, um ſie zu ihren Zwekken zu mißbrauchen. Es war ihnen gelungen, die edle Freimaurerei bei ihrer wächſernen Naſe zu ergreifen, die ſie nach ihrer Form zu drehen ſuchten; und da ſie wußten, daß dieſer Orden, den Verſicherungen ſeiner Geſchichtſchreiber nach, ſeit ſechſtehalbtauſend Jahren daran arbeitet, Zwecke, Beſchäftigung und Obere zu ſuchen, fanden ſie es ſehr bequem, ihm dieſe aus ihren Mitteln aufzuſchwatzen. Schade, daß es ihnen damit nicht ganz gelungen iſt, und daß, beſonders in den neuern Zeiten, die Beſſern und Hellſehendern unter den Freimaurern jene heuchleriſchen Betrüger entlarvt und die Apoſtel der Finſterniß wenigſtens gezwungen haben, ſich in ein anderes Gewand zu hüllen! Hierzu haben ihnen nun zwar die jüngſten politiſchen Ereigniſſe die Mittel an die Hand gegeben; allein ich denke, ſie werden, bei der jetzigen Stimmung des Zeitalters, auch auf dieſem Wege nicht weit kommen.

Ich war überzeugt, daß der Herr Pechſlat ein Emiſſarius dieſer Rotte wäre, und da ich gern die Bocksſprünge und Schleichwege ſolcher Menſchen genauer beobachten mag, ſo lauerte ich auf eine Gelegenheit, unſern Mann allein zu ſprechen und ihn zu vertrautern Eröffnungen zu vermögen.

Dieſe Gelegenheit fand ſich ſchon an dem Orte, wo wir Mittag hielten. Der Roſencreuzer öffnete hier einen Beutel, in welchem er Nachtkleidung, Mund-Vorrath und einige Bücher mit ſich führte. Ich näherte mich ihm zutraulich und bat um die Erlaubniß, einen Blick in dieſe Bücher werfen zu dürfen. „Das ſind“, ſagte er, „die ächten Schriften „der Weiſen-Meiſter und wer darinn forſcht, findet „den wahren Weg, beſonders wenn er das Glück hat, „einen ſichern Freund anzutreffen, der ihm freundlich winkt und dem er folgt.“ Ich ſchlug ein Paar derſelben auf; das eine führte den Titel: Chrisma sacro-sanctum solare, nebſt dem ächten Freuden-Oel der Geſellen. Das andre hieß: Hermetiſcher Lob-Geſang von den übergroßen Hirten-Freuden, nebſt einem Tractatu von der Zubereitung des elementariſchen Aequinoctial-Balſams. „Dieſer Balſam“, ſetzte der Herr Pechſlat belehrend hinzu, „thut wunderbare Wirkung gegen „die Anfechtung der Geiſter von der ſchwarzen Art, „wovon Sie wohl werden geleſen haben.“ Da wir durch den profanen Officier, der hinzutrat, geſtört wurden, ſo brach mein Lehrer hier ſeinen Unterricht ab, erkundigte ſich aber nach meinem Wohnorte und als ich ihm Mehlbach genannt hatte, ſagte er bedeutend: es werde ſchon einmal ein Freund zu mir kommen und meine Lehrbegierde zu meiner äuſſerſten Beruhigung befriedigen.

Siebentes Kapitel.

Fortſetzung des Vorigen. Geſchichte eines armen Mannes, dem geholfen wird.

In dem Dorfe *** bleibt der Poſtwagen jedesmal eine Nacht hindurch liegen, um einen andern zu erwarten, mit welchem dann noch Paſſagiere anzukommen pflegen, die auf der großen Straße weiter reiſen wollen. Als wir vor dem Poſthauſe, welches zugleich ein Wirthshaus iſt, ſtillhielten, ſchallte uns Muſik und Tanz-Getümmel entgegen. „Hier geht „es luſtig her;“ ſagte der Kriegsmann, ſo mag „ich's leiden! Mademoiſelle! allier Sie woll mit „mir dans, si'l vant plais“ indem er ſich zu der alten Gouvernante wandtè, die gleich nach ihm vom Wagen ſtieg.

Es war ein kalter, aber heitrer Abend, zu Anfange des Monats Decembers. Wir waren alle ziemlich durchgefroren und eilten alſo in die warme Stube. Dieß allgemeine Gaſt-Zimmer nun fanden wir angefüllt mit der tanzenden Geſellſchaft, die aus Soldaten, Bauern, Mägden und dergleichen Leuten beſtand. Staub und Tabaks-Rauch drohten uns den Othem zu benehmen; das Gedränge war groß, der Raum enge. Da indeſſen die obern Zimmer erſt für uns zubereitet werden mußten, ſo ſchob ſich unſre ganze Geſellſchaft durch den Haufen hindurch, bis zu einem langen Tiſche hin, der längs der Fenſter-Wand ſtand und an welchem ſchon eine komiſche Figur Platz genommen hatte. Dieſe war nämlich ein kleiner, dürrer Mann, mit einer dicken kupfrigen Naſe und einem Munde, der die Geſtalt eines Hufeiſens hatte. Auf der Spitze ſeines, mit wenig grauen Haaren bepflanzten Kopfs, thronte ein alter, abgeſchabter, ungeheuer hoher Hut, mit einer ausgezackten Einfaſſung, die ehemals eine goldne Treſſe geweſen ſeyn mogte. Seine übrige Kleidung beſtand aus einem kahlen blauen Rocke mit ſteifen Schößen und tombachnen Knöpfen, einer gelben Weſte und rothen Hoſen. An den Beinen trug er Stiefel mit großen Klappen und verroſteten eiſernen Sporen.

Kaum hatten wir uns an den langen Tiſch geſetzt, als dieſer Mann, mit dem vor ihm ſtehenden Brandteweins-Glaſe, an das oberſte Ende deſſelben hinaufrückte. Sein Anzug, und daß er alle Gemeinſchaft mit uns vermied, ließ mich vermuthen, er ſey etwa der Scharfrichter aus der

Gegend; nachher aber wurde ich gewahr, daß nicht Reſignation ſondern Hochmuth ihn dazu bewog.

Wir ſahen dem Tanze zu und ließen uns etwas zum Abend-Eſſen auftragen. Ein Paar Flaſchen guten Weins, die ich mit mir führte, heiterten uns nach und nach auf, und der muntere Officier hatte den Einfall, den Roſencreuzer zu bewegen, die alte Gouvernante zu einem Menuet aufzufordern. Dieß gelang, da jeder von Beiden glaubte, der andere Theil ſey der Gegenſtand des Scherzes; und in der That war es wohl der Mühe der Ueberredung werth, einen Theoſophen tanzen und ſeine Beine in allerlei hieroglyphiſche Stellungen ſetzen zu ſehen. Die Muſikanten waren gewohnt, auf jeden Menuet einen ſogenannten Luſtigen folgen zu laſſen, wobei dann unſer Paar ſich in doppelt comiſchem Lichte zeigte, indem die alte Dame den ſteifen Myſtiker zu allen tours de bras einer Allemande françoise hinzerren wollte, wobei ſie jeden Augenblick mit den Hinter-Vierteln der übrigen Tanzenden, die ſich in ihrem einförmigen Kreiſe fortwälzten, in Grenz-Streitigkeiten gerieth.

Tanz und Wein hatten die Lebensgeiſter des Herrn Pechſlat in Bewegung geſetzt; ſein Archäus, oder Spiritus rector, ſtimmte ihn zur Zärtlichkeit gegen eine ſchmutzige Dirne, welche uns bei Tiſche aufwartete. Er verſicherte: der weiſe Baumeiſter der Welt habe ihr ein holdſeliges Antlitz geſchenkt und ihren unſterblichen Geiſt mit einer überaus liebreizenden irdiſchen Hülle bekleidet. Der Lichtergießer hatte ſchon vorher die Bemerkung gemacht, ſie ſey ſo grade gewachſen wie eine Wachs-Kerze; der Myſtiker aber, um zu zeigen, daß es ihm mit ſeinem Lobe ein Ernſt ſey, wollte ſie umarmen; allein das Mädchen, deſſen Geliebter vermuthlich gegenwärtig war, ſtrich ihm eine derbe Maulſchelle, die unſern Weiſen für den Reſt des Abends ſtumm machte.

Des Getümmels endlich müde, ſehnten wir uns nach der Ruhe. Die Gouvernante hatte die Wirthinn vermocht, ihr einen großen alten Lehnſeſſel in ihrer Kammer einzuräumen; folglich blieben, unſrer Meinung nach, nur noch fünf Perſonen unterzubringen übrig. Im erſten Stockwerke waren drei Zimmer mit Betten befindlich; zwei darunter, in einer Stube vorn hinaus, hatten ein recht feines Anſehn; allein der vermeintliche Scharfrichter hatte ſich vor uns hinaufgeſchlichen und ſchon Beſitz von dieſem Zimmer genommen. Da er früher als wir im Wirthshauſe geweſen war, ſo ſchien dieß der Gerechtigkeit gemäß, obgleich unſer Kriegsmann, der ſeinem Stande nach ſich nicht viel um die Gerechtigkeit bekümmerte, ihn gern delogirt hätte. Wenigſtens aber beſtand der Officier darauf, da noch ein zweites Bette im Zimmer war, ſich hier in Garniſon zu legen, welches ſich dann auch der ſchon halb entkleidete Blaurock gefallen laſſen mußte.

Ich merkte wohl, daß man hier mit Beſcheidenheit keine ruhige Nacht erkaufen könnte; als daher die daran ſtoßende Kammer geöffnet wurde, in welcher ein ſchmutziges zweiſchläfriges Bette ſtand, verſicherte ich, welches denn auch wahr war, daß mir's von jeher ekelhaft und ein Greuel geweſen ſey, mit jemand unter einer Decke zu ſchmoren. Der Roſencreuzer und der Lichterzießer waren nicht ſo ſchwierig: alſo ſchlugen ſie hier ihr Lager auf. In der dritten Kammer befanden ſich zwei einzelne Faul-Betten, die wir, der melancholiſche junge Mann und ich, uns zueigneten.

Noch hatte ich mich nicht völlig zum Niederlegen angeſchickt, als der Stuben-Geſelle des Officiers, mit lauter, brüllender Stimme, ſein geiſtliches Abend-Lied ertönen zu laſſen begann. Er ſang, und bald ſtimmte auch der Roſencreuzer in einem kleinen Fiſtel-Discante mit an:

„Feg' ab von meiner armen Seele
„Der Sünden garſt'gen Schmutz;
„So biet' ich bis zur Grabes-Höhle
„Dem böſen Feinde Trutz.“

Der Officier fand das Anfangs ſpaßhaft und hielt, wie ein Dorf-Schulmeiſter, jedesmal die letzte Sylbe aus; als aber Jener dieß für ernſtliche Mit-Andacht nahm und nun der Strophen, die er abbrüllte, immer mehr wurden, ſo unterbrach ihn endlich der Lieutenant mit fürchterlichem Fluchen und ſchwur, er wolle ihm den Hals zuſchnüren, wenn er uns noch ferner an der Ruhe hinderte.

Mit dieſer Ruhe ſah es nun, wenigſtens was mich betraf, ſchlimm aus. Die Betten waren ſo kurz; abſchrauben, oder aufrollen konnte ich meine Beine nicht; alſo reichte ein Theil meines Leichnams über die Grenze hinaus. An Flöhen fehlte es auch nicht und noch immer ſchallte das Getöſe der Muſik und des Tanzes zu uns herauf. Ich hatte mir ein Nachtlicht geben laſſen, wie ich es wohl auf Reiſen zu thun pflege, beſonders, wenn ich Geld bei mir führe. Nachdem ich es nun bis gegen zwei Uhr nach Mitternacht in allerlei Lagen und Krümmungen vergebens verſucht hatte, einiger Gemächlichkeit und des Schlafs zu genießen, zog ich aus meiner Rocktaſche (mein Kleid lag auf dem Stuhle vor dem Bette) ein Buch hervor und las wohl eine Stunde lang.

Indeſſen hatte ich bemerkt, daß es dem Manne im andern Bette eben ſo wenig, als mir, gelungen war, einzuſchlafen; tiefe Seufzer, die er von Zeit zu Zeit ausſtieß, ließen mich aber muthmaßen, daß wohl mehr als bloß äuſſere Urſachen den Schlummer von ihm verſcheuchten. Ich glaubte ſogar, zu hören, daß er heftig weinte und nur mit Mühe ſein Schluchzen zu unterdrücken ſuchte. Der Mann hatte mich vom Anfange unſrer Bekanntſchaft an, intereſſirt; ſein Blick war immer ſtarr und traurig auf die Erde geheftet geweſen. Er hatte, ſo lange er in unſrer Geſellſchaft gereiſt war, ſehr wenig genoſſen und an unſern Geſprächen und Scherzen faſt gar keinen Antheil genommen. Ich beſchloß daher, ihn zu erſuchen, ſich mir zu eröffnen; vielleicht, dachte ich, könnte ich ihm durch Rath und That helfen. Als ich mich in das Bette gelegt, hatte ich die um meinen Leib geſchnallte Geld-Katze, worinn ein großer Theil meines Lotterie-Gewinnſtes ſteckte, (das übrige beſtand in Wechſeln und lag in meiner Brieftaſche) in das Bett Stroh unter mir gelegt. „Wenn „ihm ſonſt nichts fehlt, als das elende Geld;“ ſprach ich zu mir ſelber, indem ich mit der Hand hinunter nach meinem Mammon fuhr „ſo wird hier wohl noch

„ſo viel übrig ſeyn, um dem armen Teufel unter die Arme zu greifen, und dann ſoll er mit anderm Geſichte das Zimmer verlaſſen, als er hereingetreten iſt.“

„Es ſcheint, mein Herr!“ rief ich ihm zu, „Sie haben noch nicht mehr Ruhe in Ihrem Bette gefunden, als ich in dem meinigen.“

„Ach!“ antwortete er, „ich bin an ſchlafloſe Nächte gewöhnt.“

„Das iſt eine üble Gewohnheit,“ erwiederte ich, „wogegen ich aber ein Mittel weiß, wenn Sie das Zutrauen zu mir haben wollten, Sich deutlicher gegen mich zu erklären. Für dieſe Nacht indeſſen wird wohl von uns Beiden nicht viel zu erwarten ſeyn. Wie wäre es alſo, wenn wir aufſtünden, uns einheizen ließen und frühſtückten? Die Wirthsleute im Hauſe ſind gewiß munter geblieben, da der Tanz erſt vor Kurzem aufgehört hat und ſie den andern Poſtwagen erwarten.“

Mein Gefährte ließ ſich dieſen Vorſchlag gefallen; und als wir nun ſo bei unſerm Kaffee ſaßen und ein geſelliges Pfeifchen angezündet hatten, rückte ich der Sache näher, und gab ihm zu verſtehn, daß ich die Unruhe ſeines Gemüths bemerkt hätte und verſicherte ihn, daß nicht unzeitiger Vorwitz, ſondern das Verlangen, ihm wo möglich Dienſte zu leiſten, mich bewöge, ihn zu bitten, mir die Urſache ſeines Kummers zu entdecken. Es koſtete einige Mühe, ihn dazu zu bewegen; doch als ich fortfuhr, freundlich und mit guter Art in ihn zu dringen, erzählte er mir endlich folgende Geſchichte:

„Ich heiße Flackard; mein Vater war ein angeſehener Manufacturier; da aber durch die Concurrenz mit mehreren, neuerdings in der Gegend angelegten Werken dieſer Art, ſein Debit und Gewinnſt geringer wurde, er auch verſchiedene große ausſtehende Geld-Summen einbüßte, ſo kam er in ſeinen ſehr glänzend geweſenen Vermögens-Umſtänden zurück. Doch blieb ihm noch, als er die Fabrik aufgab, ein Capital von funfzehntauſend Thalern übrig. Von den Zinſen deſſelben konnte er, da er Witwer und ich ſein einziges Kind war, eingeſchränkt, doch anſtändig leben. Allein der Herzog von * * *, deſſen Liebhaberei damals Fabrik-Manufactur-Weſen und Handel war, die er. Trotz den natürlichen Schwierigkeiten, die in der Lage und Verfaſſung ſeines Landes ihren Grund hatten, dennoch mit Gewalt in demſelben in Flor bringen wollte, ließ meinem Vater antragen, die Direction der dahin einſchlagenden Geſchäfte, mit dem Titel eines Kammerraths anzunehmen. Die Bedingungen waren nicht zu verwerfen und was nicht an baarem Gelde dabei war, erſetzten ſüße, unbeſtimmte Verſprechungen für die Zukunft. Da mein Vater gern ſich thätig zeigte und er durch den Eintritt in die herzoglichen Dienſte auch mir eine künftige Laufbahn zu eröffnen hoffte, ſo nahm er die Stelle an, und der Fürſt wurde bald ſehr zufrieden mit ſeinen Bemühungen, durch welche er dem Lande in der That auch weſentliche Vortheile verſchaffte.“

„Ich war von meiner Jugend an zur Kaufmannſchaft beſtimmt geweſen und hatte wirklich ſchon in

„einem großen Handelshauſe nicht unbeträchtliche,
„zu dieſem Stande erforderliche Kenntniſſe erlangt.
„Meines Vaters veränderte Lage aber bewog ihn,
„mich ſtudieren zu laſſen. Ich wendete auf Univerſitäten
„meine Zeit nicht unnütz an, und als ich wieder
„zurückkam und grade keine für mich paſſende
„Bedienung erledigt war, ſo nahm mich der Herr Miniſter
„von Klauenfeld als Privat-Secretair in ſein
„Haus, mit dem Verſprechen, mich nach einigen
„Jahren unter ſehr vortheilhaften Bedingungen im
„herrſchaftlichen Dienſte anzuſtellen.“

„Der Herr Miniſter und Günſtling des Herrn
„war im Grunde ein ſehr unwiſſender Mann, der
„aber die Kunſt verſtand, ſich zu rechter Zeit wichtig
„zu machen, die Kenntniſſe der Subalternen zu nützen
„und ihre Gedanken und Ausarbeitungen für ſeine
„eignen zu verkaufen. Aber wehe Dem, der dieß
„Geheimniß verrathen hätte! auch konnte man ihm
„nie einen Vorſchlag thun, wozu er angeblich nicht
„ſchon vorher den Gedanken gehabt hatte. Da im
„Miniſterio ſehr viel von Fabrik- und Commerzweſen
„vorfiel, worüber der Herr von Klauenfeld ſchriftlich
„ſein Gutachten verfaſſen ſollte, und er bald gewahr
„wurde, daß er mich zu dieſer Arbeit brauchen
„konnte, ſo mußte ich nun alle ſeine Aufſätze machen,
„wobei mir heimlich mein Vater hülfreiche Hand leiſtete
„und womit, ich darf es wohl ſagen, der Miniſter
„keine Schande einlegte. Allein wir waren discret
„genug, uns nie merken zu laſſen, welchen Antheil
„wir an der Ehre hatten, die er einerndtete.“

„Ich wurde auf dieſe Weiſe meinem Gönner un-

„entbehrlich, und erwarb mir ſein Zutrauen in ſo hohem Grade, daß jedermann mir prophezeihete, ich „würde bald eine einträgliche Stelle erhalten. Allein „eben weil er Meiner ſo nothwendig bedurfte, verſchob „er jedoch unter den ſchmeichelhafteſten Verſprechungen für die Zukunft, meine Beförderung.“

„Mein Verlangen nach einer ſichern Verſorgung „wurde immer ſehnlicher, da eine tugendhafte Leidenſchaft mich an einen liebenswürdigen Gegenſtand, die „Tochter eines Archivarius, gefeſſelt hatte und ihr „Vater, ein redlicher und verſtändiger Mann, unſrer „Verbindung kein Hinderniß in den Weg legen wollte, ſobald ich nur im Stande ſeyn würde, eine Gattin anſtändig zu unterhalten.“

„Mitten unter dieſen angenehmen Ausſichten traf „meinen Vater ein hartes Schickſal. Er hatte einen „vieljährigen Freund, der Kaufmann in *** war „und in deſſen Rechtſchaffenheit und Treue er ein „gränzenloſes Vertrauen ſetzte. Dieſer ſchrieb ihm, „er ſuche, unter ſehr vortheilhaften Bedingungen, „ein anſehnliches Capital zu einer wichtigen und „ſichern Unternehmung. Mein Vater fand keinen „Anſtand, ihm ſein ganzes Vermögen (jene funfzehntauſend Thaler, wovon ich geredet habe und die er „auf geringe Zinſen bei unſrer Landcaſſe ſtehen hatte) „anzuvertrauen. Kaum aber hatte der Böſewicht „das Geld in den Händen, als er einen betrügeriſchen „Bankerott machte und meinen Vater um ſein Capital brachte. Die Nachricht davon machte einen ſolchen Eindruck auf dieſen redlichen alten Mann, daß

„ihn der Schlag rührte und er nach wenig Tagen „ſtarb.“

„Meines Vaters Beſoldung war ſo unbeträchtlich, „daß ihm, der doch immer einen anſtändigen Aufwand hatte machen müſſen und dem meine Univerſitäts-Jahre auch nicht wohlfeil zu ſtehen gekommen „waren, nichts übrig geblieben war, um zurückzulegen. Alſo war ich nun durchaus arm und mein „ganzes künftiges Glück ſtand in der Hand des Miniſters.“

„Ich fürchtete, dieſe Veränderung meiner Lage „würde auch meinen Schwiegervater bewegen, ſein „mir gegebenes Wort zurückzunehmen; allein er „that es nicht und ermunterte mich nur, fleißig „in den Herrn von Klauenfeld zu dringen, indem „er mir verſprach, ſobald ich eine Bedienung erlangt haben würde, ſeine Tochter mit mir zu „verbinden. Allein ich merkte bald, daß jetzt, da „der Miniſter mich gänzlich abhängig von ſich ſah, „er weniger als je damit eilte, mich in herzoglichen „Dienſten anzuſetzen.“

„So viel Kummer mir dieß uneble Betragen „machte, ſo waren mir doch noch größere Widerwärtigkeiten aufbewahrt. Der Sohn des Herrn von „Klauenfeld, ein ausſchweifender, niederträchtiger „Hofſchranze, ließ ſich einfallen, Plane auf meine „Braut zu machen, und da er von ihr, ſo wie er es „verdiente, aufgenommen wurde, ſo warf er einen „unverſöhnlichen Haß auf mich. Eine Scene, die „ich mit ihm auf der Maskerade hatte, wo er ſich bei „meiner Geliebten auf unanſtändige Weiſe zudringlich

„bewies und ich mich durch Hitze verleiten ließ, ihm Dinge zu ſagen, die ihm noch nie waren geboten worden, vermehrte ſeine Rachſucht. Um dieſe zu befriedigen, kam es darauf an, ſeinem Vater Mißtrauen gegen mich einzuflößen und einen Mann ausfindig zu machen, der allenfalls meine Stelle erſetzen könnte; und beides gelang ihm.“

„Der Miniſter wurde aufmerkſam auf einen jungen Advocaten gemacht, der in der That auch alle die Eigenſchaften beſaß, welche er von einem Privat-Secretair forderte. Um mir aber die Gunſt meines Beſchützers zu rauben, war es genug, ihm einzubilden, ich hätte mich gerühmt, ihm unentbehrlich zu ſeyn. Kürzlich hatte ich für den Miniſter einen Aufſatz verfaßt, der ihm große Ehre und Zulage zu ſeiner Beſoldung eingetragen hatte. Das Concept dieſes Aufſatzes verwahrte ich ſorgfältig in meinem Zimmer und es war vor niemands Augen gekommen. Einſt, als ich in den Feierſtunden zu meiner Braut gegangen war, fand der junge Herr Mittel, meine Stube und mein Schreibepult zu öffnen. Er durchwühlte alles und ſtieß endlich auf jene Schrift, die er zu ſich ſteckte. Dann ging er zu ſeinem Vater, entdeckte ihm: ich prahle öffentlich damit, daß ich alle Arbeiten verfertigte, die der alte Herr für die ſeinigen ausgäbe; und um die Wahrheit dieſer Anklage zu beweiſen, zeigte er ihm den Entwurf meines Aufſatzes, den ich, wie er vorgab, einem meiner Bekannten mitgetheilt hätte.“

„Nun gerieth der Miniſter in die äuſſerſte Wuth, und ohne es zur Erklärung und ohne mich zur Ver-

„theidigung kommen zu laſſen, kündigte er mir in
„einigen, ſehr ſpöttiſch geſchriebenen Zeilen meine
„Stelle auf. Da ich den Aufſatz nicht vermißte und
„gar nicht errathen konnte, wodurch ich mir auf einmal
„ſeinen Unwillen zugezogen hatte;-(wie ich denn
„erſt einige Wochen ſpäter den ganzen Zuſammenhang
„erfuhr) ſo verſuchte ich alles, mir bei ihm Gehör
„zu verſchaffen; aber ich wurde nicht vorgelaſſen.
„— Nun war alle Hoffnung zu meiner künftigen
„Verſorgung dahin und die Frucht meiner und meines
„würdigen Vaters treuen Dienſte verloren.“

„So uneigennützig ſich auch mein künftiger Schwiegervater
„bis dahin gezeigt hatte: ſo glaubte er es
„doch bei dieſen Umſtänden nicht verantworten zu
„können, wenn er das Schickſal ſeines Kindes in
„das meinige mit verflöchte. Er ſchrieb mir alſo einen
„höflichen Brief, in welchem er erklärte: er ſey
„noch immer bereit, ſein Wort zu halten, wenn ich
„binnen Jahres Friſt eine Verſorgung für mich fände;
„bis dahin aber müſſe er mich bitten, meine Beſuche
„einzuſtellen“

„Dieſer letzte Schlag hätte mich beinahe zur Verzweiflung
„gebracht; indeſſen entſchloß ich mich, alles
„aufzubieten, um mir eine andere Ausſicht zu eröffnen.
„Ich hatte einen treuen und, obgleich nicht
„reichen, doch in nicht unwichtigen Verbindungen
„ſtehenden Freund im Heſſiſchen, an welchen ich
„ſchrieb und ihn bat, ſich in ſeiner Gegend nach einer
„kleinen Bedienung für mich umzuſehen; und
„um unterdeſſen mich den Blicken ſchadenfroher Leute
„zu entziehen, ging ich in Erwartung ſeiner Antwort

„zu einem anderen Freunde auf das Land. Meine „Braut fand, ungeachtet man ihr den Briefwechſel „mit mir vor der Hand unterſagt hatte, Mittel, mich „ihrer unveränderlichen Zärtlichkeit zu verſichern und „mich zu ermuntern, nur irgendwo mir eine Bedienung auszuwirken, möchte ſie auch geringe ſeyn, „weil ſie ſich mit der Hoffnung ſchmeichelte, daß alsdann ihr Vater, der mich in der That liebte, unſrer Verbindung kein Hinderniß in den Weg legen „würde.“

„Endlich kam die Antwort aus Heſſen. Mein „Freund hatte eine Rentmeiſter-Stelle für mich ausgemacht und es beruhete, um dieſe anzutreten, nur „darauf, daß ich tauſend Thaler hypothekariſche und „fünfhundert Thaler baare Caution ſtellte. Die erſte, „ſchrieb er, überlaß mir, zu berichtigen; zu der andern wirſt du leicht ſelbſt Rath ſchaffen können; ich „vermag es leider! nicht.“

„So großmüthig nun dieß Anerbieten meines „Freundes war; ſo brachte es mich doch nicht weit „genug. Woher ſollte ich fünfhundert Thaler nehmen? ich war zu ſtolz, zu ſchüchtern, zu mißtrauiſch, „oder was für ein andres Gefühl mich abhielt, den „Vater meiner Geliebten darum anzuſprechen. Endlich fiel mir der Gedanke ein, einen Weg zu wählen, „der mir unfehlbar zu meinem Zwecke ſchien. Ich „hoffte nämlich, dieß Geld von dem Kaufmanne zu „erhalten, der meinen Vater um ſein ganzes Vermögen betrogen hatte. Ich wußte, daß er nicht „nur aus dem Bankerotte ſo viel auf die Seite geſchafft hatte, daß er ſeine Handlung nach wie vor

„fortſetzen konnte, ſondern daß er ſogar jetzt in „Luxus und Ueberfluß lebte. Was war natürlicher, als zu erwarten, daß dieſer Böſewicht, um „wenigſtens einen Theil der Schuld von ſeinem „Gewiſſen abzuwälzen, die kleine Summe gern „herſchießen würde, um den Sohn Desjenigen zu „retten, der ſich ihm gänzlich aufgeopfert hatte? „allein ich betrog mich. Jetzt komme ich von dieſer Reiſe „zurück und noch iſt mir's wie ein Traum, wenn ich „daran denke, auf welche niedrige und höhniſche „Weiſe der Schurke, der im Genuſſe ſeines Diebſtahls ſchwelgt, mich hat abweiſen dürfen. Ich bin „alſo ohne Hülfe, ohne Ausſicht, habe den letzten „Schatten von Hoffnung verloren.“

„Fünfhundert Thaler?“ rief ich aus; „Elende „fünfhundert Thaler? mehr brauchen Sie nicht, „um Ihr Glück zu gründen? Gottlob! damit kann „ich aushelfen.“ Und nun ſprang ich vom Stuhle auf, nach meinem Bette hin, holte meine Geld-Katze hervor und zählte dem vor Erſtaunen ſprachlos gewordnen Flackard hundert und zwanzig blanke Carlsd'or auf den Tiſch. „Hier ſind noch ein hundert „Thälerchen über die Summe,“ ſetzte ich hinzu, „die „Sie wohl zu Ihrer Einrichtung werden brauchen „können. Nun, keine Weigerung!“ ſagte ich, „Streichen Sie ein, ehe Leute kommen! ich kann dieß „Geld ohne meine Ungemächlichkeit entbehren. Geben Sie mir einen kleinen Schein darüber. Kommen Sie einſt in beſſere Umſtände; ſo mögen Sie „mir's gelegentlich erſtatten; wo nicht, ſo hat das „auch nichts auf ſich.“

Unmöglich kann ich den Leſern die Ausbrüche der Freude und Dankbarkeit ſchildern, denen ſich der arme Mann überließ. Nie in meinem Leben hat mich eine Geld-Summe, die ich ausgab, weniger gereuet, als dieſe. Der Himmel hatte mich dieſen Schatz ſo unerwartet finden laſſen; wie billig war es, daß ich einen geringen Theil davon zu einem wohlthätigen Zwecke verwendete! ja, dieſer Gedanke beruhigte mich, ſo oft ich mir vorwarf, daß ich ohne Arbeit und Verdienſt zu dem Reichthume gelangt wäre. Auch blieb mir kein Zweifel über die Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit des Herrn Flackard übrig; doch ließ ich mir's gefallen, zum Ueberfluſſe noch die Briefſchaften nachzuſehen, die er bei ſich führte und die alles hinlänglich beſtätigten, was er mir von ſeinen Schickſalen erzählt hatte. Ich ließ mir eine Handſchrift über den Empfang des Geldes ausfertigen, bat ihn, der übrigen Geſellſchaft nichts von unſern Verhältniſſen zu ſagen; und da unterdeſſen der andere Poſtwagen angekommen war, rüſtete ich mich zu meiner weitern Reiſe. Herr Flackard, der Offſcier, der Roſencreuzer und der Lichtergießer wollten ihren Weg auf der Straße nach *** fortſetzen. Da ich von der vorigen Geſellſchaft alſo nur die alte Demoiſelle zu meiner Gefährtinn behielt, ſo hatte ich Verlangen, zu ſehen, welche neue Paſſagiere hinzukommen würden.

Achtes Kapitel.

Fernere Reiſe-Abentheuer. Ankunft in ***.

Meine bisherigen Reiſegeſellſchafter und den blauen Mann fand ich ſchon im Kreiſe ſitzend, um eine ungeheure Kanne herum, in welcher ein Paar Loth Kaffee oder gedörrte gelbe Rüben, in einem Eimer voll Waſſer gekocht, dampften, als ich hinunter in das allgemeine Gaſt-Zimmer kam. Ein fremdes Geſicht gieng mit ſpaniſchen Schritten auf und ab ſpatzieren und nahm von Zeit zu Zeit mit wichtiger Miene eine Priſe Tabak. „Bondies! Servitör, Servitör!“ rief ein junger vorwitziger Advocat, der nebſt einem Kaufmanne, mit ihm ohngefähr von gleichem Alter, Arm in Arm und die Tabaks-Pfeife im Munde, hereintrat. „Nun, meine Herren und Damen! Mit wem werde ich denn die Ehre haben zu reiſen? Ich hoffe, Sie ſind Alle muntre Paſſagiere. Immer luſtig, ſo lange Lunge und Leber friſch ſind! Das iſt mein Symbolum. Ecce figura Baphometi!“ ſagte er halb leiſe zu ſeinem Geſellſchafter, als er den blauen Mann erblickte. „Was Teufel! iſt das für ein Kerl?“ Da wir uns ſämmtlich ſo früh Morgens noch eben nicht zu Poſſen aufgelegt fühlten, begnügten wir uns, den Herrn Advocaten höflich zu grüßen; und weil indeß der Poſtwagen umgepackt worden und alles in Ordnung gebracht war, ſo theilte ſich die Geſellſchaft. — Welchen herzlichen Abſchied der gute Flackard von mir nahm, kann man ſich leicht vorſtellen.

Die mittlere Bank pflegt auf ſolchen Fahrzeugen die bequemſte zu ſeyn, indem ſie nicht auf den Axen ruht, folglich weniger ſtößt. Weil nun die alte Franzöſinn und ich die Einzigen waren, die von dem vorigen Perſonale auf dem Wagen blieben; ſo glaubten wir ein Recht auf dieſe Bank zu haben, ſtiegen alſo zuerſt hinauf und nahmen Beſitz davon. Allein der Wagenmeiſter näherte ſich mir, als ich ſchon ſaß, und flüſterte mir zu: „der gnädige Herr haben dieſen Platz beſtellt.“ Ich blickte in dem ganzen Cirkel der Anweſenden umher, konnte aber kein einziges Geſicht ausfindig machen, das einem gnädigen Herrn anzugehören ſchien. Endlich entwickelte ſich's, daß man hiermit niemand anders bezeichnen wollte, als den Blaurock, oder vermeintlichen Scharfrichter Dieſer war nämlich ein Land-Edelmann aus d Nachbarſchaft, der Tags zuvor zu Fuß hieher gekommen war, um mit dem Poſtwagen in die Reſidenz zu fahren, woſelbſt die getreuen Landſtände von ihrem Fürſten zuſammenberufen worden waren um über neue Auflagen, zu Unterhaltung der Oper, Parforce-Jagd und anderer nothwendigen Ausgaben, zu berathſchlagen. Ich fühlte gar keiner

Beruf, dieſer Stütze des Staats, auf Unkoſten meiner Rippen, einen bequemen Sitz einzuräumen und meine Nachbarinn war noch weniger geneigt dazu. Es kam daher zu einem kleinen Wortwechſel. Weil jedoch die ganze übrige Geſellſchaft auf meiner Seite war, ſo mußte der Landſtand, obgleich nicht ohne Murren und Grunzen, auf der hinterſten Bank Platz nehmen. „Ich „weiß nicht, was ſich der Menſch einbilde“, ſagte Der, welcher vorhin ſo gravitätiſch im Zimmer ſpatziert war. „Ich habe die Ehre hochgräf„lich Pücklerſcher Geheimer = Juſtitz = Hof= und „Ober = Finanzrath zu ſeyn; aber hier auf dem „Poſtwagen gilt kein Rang; hier ſind wir Alle „gleich.“

Ich geſtehe, daß die heutige Reiſe = Geſellſchaft mir, ihrer Orginalität ungeachtet, nicht viel angenehme Unterhaltung gewährte. Der naſeweiſe Advocat führte faſt immer das große Wort. Er war, was man einen mauvais plaisant nennt, und ſeine Scherzreden ſchmeckten noch ſehr nach den rohen Sitten der Univerſität. Er nahm den gnädigen Herrn zum Stichblatte ſeines Witzes. Da aber dieſer Menſch wirklich ſo unbedeutend war, daß es nicht der Mühe lohnte, ſich an ihm zu reiben, er auch zu keiner fortgeſetzten Unterredung zu bewegen ſchien, ſo ſchlug der junge Rechtsgelehrte das Fach der Litteratur und ſchönen Künſte ein, wozu ſein Freund der Kaufmann gleichfalls ſeinen Beitrag lieferte. Beide critiſirten nun unſre neueſten poetiſchen und proſaiſchen Schriftſteller, Trotz der

Frankfurter gelehrten Zeitung. Dann kam an die Muſik die Reihe, wovon Beide Liebhaber waren. Sie lobten ſehr des Herrn Kelner Sonaten für das Clavier, und giengen hierauf zur theatraliſchen Kunſt über, wovon der Kaufmann große Kenntniſſe zu haben ſchien, wie er denn unter andern das herrliche Spiel eines Herrn Bergopzomer zergliederte, den er kürzlich, auf einer Reiſe nach Oeſterreich und Böhmen, kennen gelernt hatte.

Das Wort Wien brachte unſern hochgräflichen Rath auf ſein Steckenpferd, die Politik. Er wollte ſichre Nachricht haben, daß der Kaiſer in ſehr mißlichen Geſundheits-Umſtänden wäre, und man hätte neulich, verſicherte er, am Hofe des Herrn Grafen in bedenklichen Ausdrücken davon geredet. „Todt iſt er noch nicht,“ brummte hier der Edelmann, in einem abſcheulichen Provincial-Dialecte, „todt kann „er noch nicht ſeyn, ſonſt hätte mir's der Wirth im „luſtigen Männchen, wo ich immer abtrete, wenn „ich in die Stadt komme, gewiß geſchrieben. Er „giebt mir Nachricht, ſo oft einer von den hohen Potentaten ſtirbt, damit ich, wie ſich's für die Nobleſſe „gehört, die Hof-Trauer mitmachen könne.“

Unter ſolchen Geſprächen kam der Mittag heran, den wir in einem kleinen Städtchen hielten. Der Wirth, welcher uns hier bediente, ſuchte, was ſeiner Mahlzeit an Kraft und Würze fehlte, durch eine unerhörte Geſchwätzigkeit zu erſetzen; und da er in ſeiner Art ein eben ſo fertiger Spaßmacher war, als unſer Herr Advocat, ſo mußte der arme Land-Edelmann viel von ihrem beiderſeitigen Witze leiden. Allein dieſer erhielt bald einen Alliirten; denn während wir am Tiſche ſaßen, kamen zwei Perſonen von ſeiner Bekanntſchaft zu Pferde vor das Haus und ſtiegen ab. Der Vorderſte, deſſen Figur viel Aehnliches mit dem Bilde des Ritters von der traurigen Geſtalt hatte, war auch einer von den getreuen Landſtänden, welche in die Reſidenz waren berufen worden, und ſchien, ſeinem Aufzuge nach, wenn gleich nicht reicher an Ahnen, das heißt an innern Verdienſten, doch in etwas beſſern äuſſern Glücks-Umſtänden zu ſeyn, als unſer Blaurock. Sein, freilich etwas abgetragenes, grünes Kleid, zierten goldene Knopflöcher, und darüber trug er einen grauen Mantel, mit Aermel-Löchern und Klappen. Sein hochadeliges Haupt bedeckte, Statt des Helms, ein ſchwarz ſammtner Kipps-Hut, mit niedergelaſſenem Viſir oder Sturm-Dache, rund umher aber mit einer Einfaſſung verſehn, die er herabgezogen und damit ſeine phyſiognomiſchen Fragmente ſo gegen die Kälte verwahrt hatte, daß nur ein Paar roth eingefaßte Augen und eine ſtandesmäßige Naſe hervorſchienen. Er ritt einen, an vieljährige Subordination gewöhnten Braunen, und hinter ihm her hinkte, im dreibeinigen Paſſe, ein lederner Schimmel, welchen ſein treuer Waffenträger, der zu Hauſe verſchiedne wichtige Hof-Aemter bekleidete, zwiſchen ſeine, mit Cammaſchen verſehenen Beine genommen hat

Kaum gewahrte unſer Blaurock durch das Fe ſter den angekommenen Junker, als er ihm entgeg gieng. Und nun begann das Complimentiren, b dem Eintritt in das Zimmer. „Ich bitte, Herr Be

„ter! ſpatzieren Sie doch ohne Umſtände voran!“ — „Nein! das geſchieht, hol' mich der Teufel! „nicht“ — „Thür zu, meine Herren!“ rief der Advocat, „es wird kalt hier.“ Und ſo ſchritten dann beide Edelleute zugleich herein.

Aber nun hatte unſer Reich ein Ende. Dem blauen Edelmanne war auf einmal das Band der Zunge gelöſt und die beiden Ritter verloren ſich in ein weitläuftiges Geſpräch über Familien- und Landes-Angelegenheiten, worüber ſie alles, das Eſſen ausgenommen, vergaßen, und wobei wir um ſo weniger zu Worte kommen konnten, da der Dialog ſehr lebhaft geführt wurde, weil der angekommene Junker ein wenig taub war.

Endlich reiſten wir weiter; der grüne Herr folgte mit ſeiner Cavallerie dem Wagen nach. Es befremdete mich, daß, als jedermann beim Abſchiede den Geldbeutel zog, um die Zeche zu bezahlen, die beiden Edelleute hiervon eine Ausnahme machten. Allein der luſtige Wirth erklärte mir dieſe Erſcheinung, indem er mir ſagte: die gnädigen Herren wären auf der Hinreiſe nie mit Baarſchaft verſehen, bezahlten aber, wenn ſie zurückkämen, mit dem Gelde, wofür ſie ihre Stimmen auf dem Landtage verkauft hätten.

Weil wir nur noch zwei Meilen von der Reſidenz entfernt waren, ſo kamen wir, ehe es ganz dunkel wurde, in derſelben an. Der Blaurock ſchämte ſich, ſeinen Einzug auf dem Poſtwagen zu halten, ſtieg alſo vor dem Thore ab, zog ein Meſſer aus der Taſche, ſchnitt einen kleinen Zweig aus der Hecke am Wege, machte ſich daraus eine Art von Reit-Gerte, ſtäubtmit dem Schnupftuche die Stiefeln ab und ſchritt ſo gravitätiſch in das Thor und durch die Stadt, als wäre er eben vom Pferde geſtiegen.

Mein Freund, der Buchhändler Freimann, zu dem ich ſogleich ging, wollte durchaus, das ich in ſeinem Hauſe mein Quartier nehmen ſollte, welches ich mir auch dankbar gefallen ließ. Er und ſeine gute liebenswürdige Gattinn empfingen mich mit der herzlichſten Freundlichkeit und nahmen den wärmſten Antheil an der glücklichen Veränderung meiner Vermögens-Umſtände. „Wenn es ſo beſchaffen iſt,“ ſagte Freimann, „ſo können Sie jetzt ein großes Amt, drei Meilen von hier, pachten, wozu in acht Tagen der Termin angeſetzt iſt. Ein weitläuftiges Weſen und Jagd dabei — Herr! eine Jagd, wie ſie im ganzen Lande nicht iſt. Da werden ſie oft einen beſchwerlichen Gaſt an mir haben.“ Er gab mir nun vorläufig von allem Nachricht, was ich zu thun hätte, um vollkommen von dem Ertrage und den Bedingungen der Pacht unterrichtet zu werden, und es wurde feſtgeſetzt, daß ich am folgenden Tage ſchon die nöthigen Beſuche ablegen ſollte. „Die großen Pächter führen ſämmtlich den Titel als Amtsräthe,“ fügte er hinzu. „Ich denke, das wird Ihnen nicht zuwider ſeyn und koſtet nur einen kleinen Beitrag in die Sportel-Caſſe.“ — „Ey nun! es ſey darum!“ erwiederte ich. „Mir iſt es ziemlich gleichgültig, wie man mich nennt.“

Der Abend wurde unter angenehmen Geſprächen hingebracht, bis meine Müdigkeit mich an die vorige ſchlafloſe Nacht erinnerte. Doch legte ich mich nicht eher in das ſchöne Bette, das ich von der Hand der Gaſtfreundſchaft für mich bereitet fand, als bis ich meiner Frau in einigen Zeilen Nachricht von meiner glücklichen Ankunft gegeben hatte. Ich konnte mich nicht enthalten, ihre weibliche Eitelkeit und ihren Hang zum Stadtleben dadurch ein wenig zu kitzeln, daß ich ihr ſchrieb: „ſie würde wohl bald Frau Amtsräthinn heißen und in der Nähe der Reſidenz wohnen.“ Nachdem dieſer Brief geſchloſſen war, erſtieg ich mit Mühe das hohe, aus ſechsfachen Feder-Betten aufgethürmte Lager, das wie Meeres-Wellen über mich zuſammenſchlug und ſchlief ſanft, bis an den Morgen.

Neuntes Kapitel.

Neue Pachtung. Rückkunft nach Mehlbach.

Es hatte der Fürſt, in deſſen Reſidenz ich jetzt meine Angelegenheiten beſorgte, unzufrieden mit dem bisherigen Chef des Finanz-Departements, weil ihm dieſer nicht Geld genug herbeiſchaffte, kürzlich einen Mann angenommen, der ihm das ganze Cameral-Weſen auf preuſſiſchen Fuß einrichten ſollte. Es war ihm dazu ein Menſch empfohlen worden, der nur wenig practiſche Kenntniſſe in dieſem Fache hatte, (er war zuerſt Candidat der Theologie, dann Hauslehrer bei einem Miniſter und endlich Secretair bei der Domainen-Kammer geweſen) dagegen aber die Gabe beſaß, dasjenige, was er aus Büchern, beſonders aus des Herrn von Juſti Schriften, aufgeſammelt hatte, ſo wenig allgemein anwendbar das auch ſeyn mogte, auszukramen, und als unveränderliche Norm zu predigen. Er war nun Kammer-Director geworden, drehete alles im Lande um, indem es ihm, um etwas abzuändern, ſchon genug war, daß es von ſeinem Vorgänger alſo war eingerichtet worden, und um einen redlichen Mann zu drücken, hinreichend, daß ihn der vorige Chef begünſtigt hatte. Uebrigens hielt man ihn allgemein für einen hämiſchen, niedrigen Kerl. Wegen ſubordinationswidrigen Betragens war er im Preuſſiſchen verabſchiedet worden. Da nun der, welcher nicht gehorchen kann, auch ſelten zu befehlen verſteht, ſo war der neue Herr Kammer-Director ein unerträglicher, deſpotiſcher und grober Chef. Doch ſank er oft zu der verächtlichſten Schmeichelei gegen ſolche Perſonen herab, deren er bedurfte; und weil er einmal gehört hatte, daß ein recht vornehmer Mann gegen ganz geringe Leute ſich nie etwas vergeben kann, mögte er auch noch ſo herablaſſend ſeyn, er nun auch den feinen Hof- und Staatsmann ſpielen wollte, ſo führte er oft gegen Menſchen, die daran gar nicht gewöhnt waren, eine komiſch-höfliche Sprache voll Unterthänigkeit und Demuth. Wer bei ihm etwas ſuchte, das er zu gewähren nicht Luſt hatte, den bat er zu ſeinen ſchwelgeriſchen Mahlzeiten, überhäufte ihn mit Süßigkeiten, ließ ihn aber nicht zu Worte kommen; und wenn er zu jemand, der von ihm Hülfe hoffte, im Vorbeigehen ſprach: „Wir eſſen nächſtens „eine freundſchaftliche Suppe zuſammen;“ ſo konnte derſelbe auch gewiß darauf rechnen, daß er nichts in der Hauptſache zu erwarten hatte.

Dieſer Mann war es, unter deſſen Direction, nach dem neuen Syſteme, alle Aemter verpachtet wurden und an den ich mich daher jetzt vorzüglich zu wenden hatte. Sein Character hätte mich abſchrecken können, denn ich habe nie gern mit Charlatans etwas zu thun gehabt: allein ich forderte ja keine Gunſt, noch Wohlthat, ſondern bloß das, was ich für mein baares Geld aller Orten erhalten konnte. Auch hatte ich die beſte Aufnahme zu erwarten, weil er die Amtspächter — das Werk ſeiner Schöpfung — auſſerordentlich begünſtigte und vorzog.

Als ich mich früh Morgens bei dem Herrn Kammer=Director einſtellte, wurde ich augenblicklich vorgelaſſen. Ich fand eine kleine, dicke, geſchwollne Figur, einem Froſche ähnlich, den man zum Faſten=Schmauſe gemäſtet hat. Sein Gang glich dem Laviren eines zu ſchwer beladnen Schiffer=Boots gegen den Wind, und wenn er redete, waren ſeine kurzen Arme in beſtändiger Bewegung. Er ſprach in lauter Tabellen, mit Haupt= und Unter=Abtheilungen; von Emporbringung der Landwirthſchaft, der Viehzucht, des Handels, der Manufacturen, womit es, im Vorbeigehen zu ſagen, da am beſten zu ſtehen pflegt, wo die Regierung am wenigſten directe ſich darum bekümmert, wenn ſie nur jedem Staats=Bürger den freien Gebrauch ſeiner intellectuellen, phyſi=

ſchen und ökonomiſchen Kräfte, ungeſtört und undirigirt, überläßt. Schade, daß mir die Rede des Herrn Kammer-Directors ſchon vollkommen bekannt war; denn da er ſie gegen jedermann wiederholte, ſo wußte ſie die ganze Stadt auswendig und mein Freund, der Buchhändler, hatte ſie mir, ehe ich aus dem Hauſe ging, in des dicken Mannes Manier vordeclamirt.

Nach angehörter Predigt ſchritt ich nun zur Hauptſache. Mein Anerbieten, unter billigen Bedingungen die Pacht des Amts Wallerthal zu übernehmen, ſey es nun meiſtbietend oder aus der Hand, wurde ſehr gnädig aufgenommen, indem ich erklärte, daß es mir an der klingenden Münze, um das große Inventarium zu bezahlen, keineswegs mangelte. Ich wurde auf das Kammer-Collegium beſchieden, um daſelbſt die Pacht-Anſchläge einzuſehn und von den übrigen Umſtänden unterrichtet zu werden. Zuletzt fügte der dicke Herr noch hinzu: „es ſey gar nicht „die Abſicht, die herrſchaftlichen Pachtungen über „Gebühr hoch hinaufzutreiben! ſondern nur nach „Maaßgabe der Anſchläge. Wer ſich daher zu der „Summe, welche darinn angegeben wäre, verſtünde, „und übrigens Präſtanda präſtiren könne, dem würde „ein ſolches Amt und der damit verbundene Titel ſogleich zugeſichert.“

Nun war mir nicht unbekannt, daß es mit den Pacht-Anſchlägen, die in den Schreibſtuben der gelehrten Herren Räthe gemacht werden, ungefähr dieſelbe Bewandniß zu haben pflegt, als mit den Kriegs-Operationsplanen, welche man in den Cabinetten verfaßt. Nachdem ich daher alles durchgeſehn und auf dem Papiere geprüft hatte, bedung ich mir aus, bevor ich mich näher erklärte, erſt an Ort und Stelle genauere Unterſuchungen anſtellen zu dürfen, weshalb ich meinen Entſchluß, gleich morgen nach Wallerthal zu reiſen, zu erkennen gab. — „Nach „Ihrer Zurückkunft eſſen wir dann eine freundſchaftli„che Suppe zuſammen", rief mir der Kammer-Director noch nach.

Am folgenden Tage begleitete mich Freimann hinaus nach Wallerthal. Wir blieben fünf Tage lang dort, die ich, ohne jemand etwas Beſtimmtes von dem Zwecke meines dortigen Aufenthalts merken zu laſſen, anwendete, mit eigenen Augen zu ſehn und, was man etwa im Winter nicht unterſuchen konnte, durch Geſpräche mit den Landleuten, im Orte ſelbſt und in der Nachbarſchaft zu erfahren. Im Ganzen reiſte ich, zufrieden von den eingezogenen Nachrichten, ſo wie von dem Locale, und entſchloſſen, das Werk zu unternehmen, nach der Reſidenz zurück.

Man gab mir zu verſtehn, daß, wenn ich es auf einige Dutzend Louisd'or nicht anſehen wollte, vermuthlich von der Pacht-Summe etwas abgehn könnte; allein Gutmann war einmal nicht gewöhnt, Schleichwege zu gehn. Vielmehr nahm ich die freundſchaftliche Suppe bei dem dicken Herrn vorlieb, zu welcher auch Freimann mit eingeladen wurde; und erſt, nachdem die Punctationen unterſchrieben waren und ich mein Patent als Amtsrath in der Taſche hatte, hielt ich es für erlaubt, dem Herrn Director ein Geſchenk zu machen, welches auch nicht ausgeſchlagen wurde.

In der That hatte ich ein großes Unternehmen gewagt. Mein ganzes Vermögen war grade nur hinreichend, den Cautionspunct durch Ankauf des Inventariums zu berichtigen und die jährliche Pacht-Summe war ſehr beträchtlich. Doch ließ ſich auch, wenn ich Glück hatte, viel Vortheil erwarten, und wer nichts wägt, der gewinnt ja auch nichts.

Es war ſo eingeführt, daß die neuen Amtsräthe dem Fürſten bei Hofe vorgeſtellt wurden und ihm dann ihre unterthänige Dankbarkeit dafür bezeugten, daß man ihr Geld nicht verſchmähte. Der dicke Mann hatte das alſo eingeleitet, indem er ſich und ſein neu errichtetes Corps dadurch zu ehren und durch dieſe Ehre mehr Leute anzulocken glaubte. Was mich betrifft, ſo verlangte mich nicht ſehr nach dergleichen Auszeichnungen und es war mir gar nichts daran gelegen, meine ländliche Figur den Spöttereien der Hofſchranzen preiszugeben. Weil ich aber merkte, daß man meine Weigerung als ein Zeichen von Blödigkeit und Menſchenfurcht auslegen wollte, ſo willigte ich gern ein, putzte mich nach meiner Art ganz ſtattlich heraus und genoß den Vorzug, mit dem Herrn Kammer-Director in das Schloß zu fahren, auch von ihm unterwegens ſyſtematiſch von den Gebräuchen unterrichtet zu werden, die ich beobachten müßte. Unter andern rieth er mir, die weiſſen Handſchuhe nicht zu produziren, die ich mir ausdrücklich gekauft hatte, weil ich gewohnt war, dergleichen bei feierlichen Gelegenheiten, als Beerdigungen, Hochzeiten und ſo ferner, anzulegen.

„Hier, mein hochgeehrteſter Herr Hofmarſchall!“ ſprach der Kammer-Director, als wir in das Vorzimmer traten „nehme ich mir die Freiheit, Ihnen „unſern neuen Amtsrath, meinen Freund, den Herrn“ — Er ſtockte, denn er konnte ſich nicht ſogleich auf den Namen des Mannes beſinnen, den er als ſeinen Freund präſentiren wollte. Ich half ihm ein. Der Hofmarſchall lächelte und war enchantirt, meine Bekanntſchaft zu machen.

Nach und nach verſammelten ſich die Hof-Cavaliere und endlich trat der Herr heraus. Ich wurde ihm vorgeſtellt und er hatte die Gnade, mir zu ſagen, daß es kaltes Wetter wäre und mich zu fragen, ob ich vorher noch nie in * * * geweſen wäre, worauf er jedoch meine Antwort nicht abwartete, ſondern hinüber in den Speiſeſaal ging.

Ich wurde an die Marſchalls-Tafel geſetzt, zu welcher man auch einige von den Edelleuten eingeladen hatte, welche zum Landtage in die Reſidenz gekommen waren, die dabei eine ziemlich komiſche Figur machten und den Hofjunkern nicht Zeit ließen, ſich über mich aufzuhalten. Die guten Leute waren nicht gewohnt, ſo geſchwind zu ſpeiſen, als es bei Hofe üblich iſt, waren zum Theil nicht gut mit Zähnen verſehn, und hätten doch gern von allen Gerichten ihr Theil gezogen. Giengen ſie indeſſen hungrig von Tiſche, ſo löſchten ſie doch ihren Durſt. Dafür ſorgten ein Paar junge Officiere, und es wurde ihnen ſo fleißig Wein gereicht, daß ſie nach der Tafel mit ziemlich unſichern Schritten fortwallten. Was mich betrifft, ſo darf ich wohl ſagen, daß ich wenigſtens mich nicht lächerlich machte, ja! es kam mir zuweilen vor, als wenn ich mich beſſer in die Hof-

Sitten zu ſchicken wüßte, als mein dicker Protector. Es gelang mir unter andern ein paarmal, zu zeigen, daß ich auch der franzöſiſchen Sprache mächtig wäre. Das Einzige verurſachte mir einige Verlegenheit, daß ich es unbequem fand, mit einem Degen an der Seite bei Tiſche zu ſitzen. Ich hatte ein ſolches Werkzeug von einem Schwerdtfeger gemiethet; allein das Ding war ein wenig lang, und weil ich nicht recht damit umzugehen wußte, traten mir die Hof-Lakayen immer darauf. Auch büßte ich meinen ſchönen neuen, nach des Predigers Pittmann Muſter aufgeſtutzten Hut ein. Der Bediente, welchem ich ihn anvertrauet hatte, vertauſchte ihn und ich bekam dafür einen alten ſchmählichen Chapeau bas, an welchem irgend ein Hofſchranze manches Jahr hindurch aus Langerweile und Mißmuth gezupft hatte. — Dieß iſt die Geſchichte meines kurzen Hoflebens. Vielleicht hat mancher alter Kammerjunker aus dem ſeinigen nicht viel intereſſantere Begebenheiten zu erzählen. Wohl dem, den dieß nicht mehr als einen neuen Hut koſtet! Ich verfehlte übrigens nicht, meiner Frau ſogleich von der großen Ehre Nachricht zu geben, die mir heute wiederfahren war.

Noch acht Tage verſtrichen, bis ich meine Geſchäfte vollkommen in Richtigkeit gebracht hatte, und dieſe acht Tage brachte ich ſehr angenehm in der Geſellſchaft meines lieben Hauswirths und ſeiner Freunde und Verwandten zu. Wir redeten über allerlei literariſche und andre Gegenſtände. Unter andern erzählte ich dem Herrn Freimann meine Unterredung mit dem Roſencreuzer

Pechſlat, und bezeugte ihm meine Verwunderung
darüber, daß es Menſchen geben könne, die ſolches
unſinniges Zeug, als die Schriften jener Geſellſchaft
wären, ſchrieben und Buchhändler, welche
dergleichen Werke verlegten. „Dieſe Leute,“
antwortete mir Freimann, „wiſſen und verſtehen
„recht gut, was ſie ſchreiben und warum ſie es ſo
„und nicht anders ſchreiben. In den jetzigen Zeiten
„halten ſie die Myſtik für die bequemſte Hülle ihrer
„geheimen Operationen. In einer andern Periode
„werden ſie ſchon die Sprache zu ändern wiſſen.
„Sollten aber ja einmal am politiſchen Himmel Ungewitter
„aufziehn, die ſie ſelbſt heimlich zu erregen
„verſtehn, ſo fürchte ich, werden wir es gewahr werden,
„welche Rolle dieſe Herren und ihre Emiſſarien
„dabei ſpielen, wie ſie Oel zum Feuer gießen, die
„Verwirrung auf's Höchſte zu treiben und ſich nothwendig
„zu machen ſuchen werden. — Und dann
„mögen die Beſſern, die Eiferer für Wahrheit und
„Recht, auf ihrer Hut ſeyn! Allein wie können Sie
„ſich darüber wundern, daß die Schriften dieſer Geſellſchaft
„Verleger finden? Soll ein Buchhändler
„nur ſolche Manuſcripte annehmen, welche die
„Sprache der geſunden Vernunft reden, ſo wird
„er bald Bankerott machen müſſen. Und was würde
„es ihm helfen, wenn er ſich weigerte? Was er
„nicht in Verlag nimmt, darnach greift ein Anderer,
„und dieſem muß er die ſchlechten Producte für baares
„Geld abkaufen, wenn das Publicum ſeines
„Orts dergleichen Mode-Waare von ihm fordert.
„Thut er nun nicht beſſer, ſelbſt dieſen Vortheil vor-

„lieb zu nehmen? Er kann dann doch wenigſtens
„für einen Theil dieſer elenden Maculatur auf der
„Meſſe beſſere Producte eintauſchen“

Ich wußte hiergegen nichts einzuwenden, und bemerkte nur, es ſey doch traurig, daß man mit dem beſten Willen in dieſer Welt in keiner Lage ſo viel Gutes wirken und ſo ſeinen Grundſätzen folgen könne, als man wünſchte.

Am Ende der Woche nahm ich Abſchied von meinen lieben Freunden, bedung einen Miethkutſcher und fuhr grades Weges nach Mehlbach zurück.

Zehntes Kapitel.

Feſtlicher Empfang zu Hauſe. Abzug von Mehlbach, und Antritt der Amtspachtung.

Da in dieſem Monate mein Geburtstag einfiel, ſo hatte ich es, auf Verlangen meiner Frau, grade ſo eingerichtet, daß ich an demſelben in Mehlbach ankam. Sie und meine würdige Mutter pflegten wohl bei dieſer Gelegenheit ſo etwas von Kuchenbacken und Anbinden zu veranſtalten, und die gute Alte erzählte dann von den Umſtänden, die ſich bei meiner Geburt zugetragen hätten, und wie ſich mein Vater gefreuet und was er geſagt, als er den Knaben zuerſt in ſeine Arme geſchloſſen. So träumte ſie ſich in ihre jüngern Jahre zurück; und ich drückte ihr dann die Hand und dankte ihr für die liebevolle Geduld und treue Sorgfalt, mit der ſie mich in jener gefahrvollen erſten Periode meines Lebens gehütet, gehegt und gepflegt hatte. So ein Geburtstag, an Ort und Stelle gefeiert, von einfachen Landleuten, die noch Sinn für Familien-Feſte und häusliche Freuden haben, iſt wahrlich wohl ſo viel werth, als ein bal paré in der Stadt.

Ich wollte mir auch dießmal dieſen Genuß nicht rauben laſſen. Meiner Rechnung nach (und ſo hatte ich auch geſchrieben) konnte ich erſt gegen Abend ankommen; allein durch einen reinen Froſt waren die Wege gebahnt worden, die Pferde liefen raſch fort und ich befand mich ſchon gleich nach Mittag in Mehlbach. Es war niemand am Fenſter, als ich ankam, und ſo ſtieg ich denn auf dem Hofe aus, ohne von jemand bemerkt zu werden. In der Thür ſtürzte mir eine lächerliche Faſtnachts-Figur entgegen, die ich nur mit Mühe für meinen Gärtner Stephen erkannte, deſſen ich ſchon einmal rühmlichſt Erwähnung gethan habe. Damals erzählte ich, daß meine Frau es bei mir nicht durchzuſetzen vermogte, ihn zu einem Livree-Bedienten umzuſtempeln. Jetzt war dieſe unglückliche Metamorphoſe in meiner Abweſenheit mit ihm vorgenommen worden. Vermuthlich ſetzte man voraus, da ich nun Amtsrath wäre, würde ich es wohl ſelbſt fühlen, daß ich ſtandesmäßig nicht ohne Lakayen bleiben könnte. Der arme Stephen war nicht nur, durch große geklebte, häufig mit Mehl beſtreuete Locken, einem ſteifen Zopfe, der hinten am obern Theile des Hirnkaſtens angenagelt zu ſeyn ſchien, und durch eine Kleidung, die einigermaßen für eine Livree gelten konnte, äuſſerlich umgeſchaffen worden; ſondern man hatte ihm auch ein hochteutſches Bewillkommungs-Formular einſtudiert, welches er jedoch, meiner zu frühen Ankunft wegen, noch nicht gänzlich memorirt, und wogegen er alſo dasjenige vorbrachte, was für die Fremden beſtimmt war, die man eingeladen hatte.

Bald nachher kamen dann auch die Frauenzimmer zum Vorſcheine; allein meine Gattinn war erſt zur Hälfte angekleidet. Der Kopf war in das Coſtum einer Amtsräthinn geſetzt, und indeß eine ungeheure Sturmhaube mit bunten Blumen geſchmückt, dergleichen ſie ſonſt nie getragen hatte, mir bei jedem Nicken entgegenwackelte, ſteckte der übrige Körper dieſer neuen Sirene noch in den ländlichen, häuslichen Kleidern, in welchen ich ſie ſo gern ſah.

Meine Kinder erſchienen Anfangs gar nicht. Auf mein Verlangen wurden ſie jedoch geholt, waren aber auch, wie es ſchien, in ihrem Anputze geſtört worden, und Julchen war ſehr zerſtreuet und plapperte immer leiſe für ſich etwas her, das ſie vermuthlich gelernt hatte und nicht vergeſſen wollte, bis die Zeit käme es anzubringen.

So unangenehm mir dieſe Thorheiten waren, ſo ſtellte ich mich doch, als beobachtete ich ſie nicht, machte mir allerlei Geſchäfte in den Haushaltungs-

Gebäuden und ließ den Meinigen Muße, ſich zu der Feierlichkeit zu rüſten, die ſie, wie ich es wohl merkte, für mich bereiteten. Im Vorbeigehen erblickte ich durch das Fenſter den Prediger Pittmann, oben auf meinem ſogenannten Saale, in großer Geſchäftigkeit. Er hatte den Rock ausgezogen, ſtand im Kamiſole, ohne Aermeln, auf einer Leiter und hammerte etwas.

Nach und nach kamen nun auch Gäſte an: die Honoratiores aus dem Dorfe, die Gewürz-Krämer-Familie aus *** und Andre; und als endlich alles in Ordnung war, wurde ich durch den neuen Livree-Bedienten eingeladen, die Geſellſchaft mit meiner erfreulichen Gegenwart zu beehren.

Bei dem Eintritte in das Haus ſchallte mir eine Muſik entgegen, wobei ich, wenn ich ſchwache Nerven gehabt, unfehlbar hätte Convulſionen bekommen müſſen. Meine Frau, herrlich geſchmückt, führte mich die Treppe hinauf; die Muſikanten fiddelten voraus, und ſo kam ich in den Saal, der, vermöge eines großen Bettlakens, das zum Vorhange diente, in zwei Theile getheilt und alſo zu einem Comödienhauſe war umgeſchaffen worden. Unmittelbar vor der leinenen Scheidewand ſaß das hochgeehrteſte Publicum und hinter dieſem Parterr noble fanden die Knechte und Mägde vom Hofe ihren Platz. Die Muſik begann unter Anführung des Herrn Cantors; dann zog Herr Pittmann, der in ſich die Aemter eines Theater-Dichters, Souffleurs, Theater-Meiſters, Directeurs und Lichtputzers vereinigte, das Bettlaken in die Höhe und — das Schauſpiel nahm ſeinen Anfang.

Es war ein Schäfer-Spiel, welches meine Kinder, unter den Namen von Menalcas, Chloe und Damöt, einſtudiert hatten und das darauf eingerichtet war, die Wiederkunft und das Geburts-Feſt eines alten Hirten, (worunter ich verſtanden war) zu feiern. Mein jüngſter Sohn Daniel blieb ein paarmal ſtecken; ſonſt ging alles glücklich ab. Die lieben Kleinen waren, wie die Erndte-Kränze, mit farbigen Bändern behängt und ſtatt der Schäferſtäbe handhabten ſie leider! die ſchönen bunten Stöcke, woran ich meine beſten Nelken befeſtigt gehabt hatte. Auch mein Hof-Hund hatte eine Rolle dabei zu ſpielen, wurde von Chloen an einem rothen ſeidenen Bande geführt, riß ſich aber los und entſprang, *wie denn alle Geſchöpfe ſich immer unbändig betragen, wenn ſie, gewöhnt an einer Kette zu liegen, auf einmal nur ein ſeidenes Band fühlen.*

Nachdem alles geendigt war, wurden, wie ſich das gebührt, die allerliebſten Kinder von den Gäſten gelobt und geſtreichelt und ich — ſo erbärmlich mir das Ganze vorkam, und ſo wenig eine ſolche Vorkehrung zu meiner Denkungsart paßte — ich konnte doch meiner Frau die Freude nicht verderben, ſondern dankte ihr zärtlich für dieſen Beweis ihrer Liebe für mich. Auch dem Theater-Dichter (obgleich ich ihm heimlich, ſowohl für ſeine vermaledeiete Poeſie, als für die ganze Erfindung und Anordnung, die allein von ihm herrührten, funfzig Ruthenſtreiche ad posteriora wünſchte) bezeugte ich meine Erkenntlichkeit. Nur den Kindern ſagte ich nichts Schmeichelhaftes.

Eine Abend-Mahlzeit, bei der es auch nicht ſo natürlich, einfach und herzlich hergieng, wie ehemals, wenn wir unter uns dergleichen Geburtstags-Weſen trieben, beſchloß das Feſt, und ich war froh, als die Gäſte ſich entfernten.

„Ich habe Dir's angeſehen, mein Lieber!“ ſprach meine Frau zu mir, ſobald wir allein mit einander waren, „daß Du nicht ganz zufrieden mit den „kleinen Veranſtaltungen warſt, die ich zur Feier „dieſes Tages gemacht hatte. Verzeihe mir's, beſter Mann! wenn ich Deinen Geſchmack nicht getroffen habe! Es war wenigſtens gut gemeint.“

Dieſe leztern Worte hätten mich beinahe aus dem Concepte der Predigt gebracht, die ich unter vier Augen zu halten mir vorgenommen hatte; allein da das gute Weib, dem wirklich daran gelegen war, mich nicht mit verſtimmtem Gemüthe zu Bette gehen zu laſſen, in mich drang, zu erklären, was mir eigentlich mißfallen hätte; (ſie wußte wohl, daß, wenn ich es nur erſt vom Herzen weggeſprochen hätte, alles vergeſſen und vergeben ſeyn würde) ſo ſieng ich alſo an:

„Du weißt es, mein Kind!“ ſagte ich, „daß „mir jede Feſtlichkeit, die ein phantaſtiſches Anſehn „hat und große Zubereitungen erfordert, höchſt zuwider iſt. Kann etwas feierlicher ſeyn, als die „unſchuldige Herzens-Ergießung einfacher Menſchen, „die ſich lieben und verſtehen, zu prunk- und kunſt-

„loſer Fröhlichkeit und zur Dankbarkeit gegen den lieben Schöpfer? Was ſollen dabei die auswendig gelernten Schäferſpiele, die bunten Verkleidungen und die Gegenwart ſolcher Leute, die unſern Seelen fremd ſind? Ueberlaſſe es den Großen der Erde, an ihren Freuden-Tagen mehr als im ganzen übrigen Jahre zu gähnen, den Hof in koſtbaren, ſteifen Galla-Kleidern und Reifröcken ihre Geburtstage verwünſchen und die Empfindungen geheuchelter Freude von geſchminkten Figuren in Arien abtrillern zu laſſen! Die armen Leute ſind abgeſtumpft für jenen beſſern Genuß. Aber wir, die ächten Kinder der Natur? — Nein! dergleichen taugt für uns nicht. Noch laſſe ich es gelten, wenn ſolche Künſteleien ein wenig in das Große gehen; dann haben doch die gröbern Sinne etwas davon. — Aber Herrn Pittmanns Machwerk und das mehlbachſche Orcheſter und der ganze Apparat! Kann etwas mehr, als dieß alles, Geſchmack und geſunde Vernunft beleidigen? Zudem bin ich gar nicht davor, die Kinder zu dem Comödienſpielen abzurichten.“ —

„Aber ſie werden doch dreiſt dadurch.“ —

„Hole der Henker die Dreiſtigkeit, ohne Errôthen und Stocken etwas vorzuſtellen, was man nicht iſt! Die einzige beneidenswerthe Dreiſtigkeit kömmt aus dem innern Bewußtſeyn eines graden Sinns und eines reinen Gewiſſens her. Damit kann man Jedem, beſcheiden, doch feſt, in die Augen ſchauen. Wenn dann auch unſer äuſſerer Anſtand ein wenig links iſt und

„die Worte nicht immer ſehr zierlich geſtellt werden, ſo kömmt man doch auf die Länge damit am Weiteſten. Und weil wir nun eben auf dieſes Kapitel kommen, liebe Frau! ſo laß mich Dich herzlich bitten, daß Du mir beiſtehen mögeſt, auch in unſrer neuen Lage, die Einfalt unſrer Sitten aufrecht zu erhalten! Wir ſind hier von Nachbarn und Fremden, von Vornehmen und Geringen, geliebt und geachtet geweſen, obgleich wir als ſchlichte Landleute lebten. Werden wir es mehr ſeyn, und werden unſre Herzen fröhlicher ſchlagen, wenn auf Deinem Kopfe ein Haufen von Flor-Lappen und Band-Enden aufgethürmt liegt, wenn Dein Kleid mit ſeiner langen Schleppe alle Reiſer und Strohhalme auf unſerm Hofe zuſammenfegt und wenn des vierſchrötigen Stephens breites Büffel-Geſicht bei Tiſche über unſre Stühle hervorkukt? Gewiß nicht! Wohl aber werden wir dadurch uns dem Spotte der Vornehmern und dem Neide der Geringern ausſetzen. Und wenn uns das Schickſal den elenden Bettel, den wir jetzt Reichthum nennen, einſt rauben ſollte — Du weißt, daß ich nicht viel auf den Segen rechne, den uns das Lotterie-Geld bringen wird — wie dann? Wenn die Schleppe wieder abgeſchnitten werden, der plumpe Stephen ſeine bunte Schabracke wieder niederlegen müßte? — Welch ein Triumph für ſchadenfrohe Leute!"

In dieſem Tone fuhr ich noch ein Weilchen fort und hatte die Freude, zu bemerken, daß meine Ermahnungen aufmerkſam angehört und liebreich aufgenommen wurden. Die Frauenzimmer haben das Vorzügliche, daß ſie dergleichen vernünftige moraliſche Ideen leicht auffaſſen, auch die Wichtigkeit derſelben fühlen können; und wenn ſie ſich eben ſo feſt entſchloſſen zeigten, ſolche Vorſchriften, wenn der Augenblick da iſt, in Ausübung zu bringen, als ſie ihnen Beifall zu geben bereit ſind, ſo würde mancher Mann von feſten Grundſätzen weniger Schwierigkeit als jetzt finden, ſeinen Hausvaters-Beruf vollkommen zu erfüllen.

Der Frühling des Jahrs 1771 kam heran und mit ihm der Termin, an welchem ich das Gut Mehlbach verlaſſen ſollte. Der Herr Curator Hamſterfeld erſchien wieder mit den Commiſſarien und dem neuen Conductor. Es wurde geſchmauſt; man zog Diäten; doch kamen die Herren, nach ihrer Art zu rechnen, noch ziemlich geſchwind zu Stande, da von meiner Seite keine Chikanen gemacht wurden und alles vorgearbeitet war.

Nicht ohne ſchmerzliche Empfindungen verließ ich nebſt den Meinigen endlich den Ort, wo ich zuerſt das Licht des Tages geſehen, wo ich meine ſorgenfreien, glücklichen Jugend-Jahre hingebracht und manche ſelige Freude in den glücklichſten Verhältniſſen des Lebens genoſſen hatte. Ich weiß es nicht, war es dunkle Ahnung — doch daran habe ich nicht viel Glauben — daß es mir in Wallerthal nicht gut gehen würde; genug, ich fuhr mit ſchwerem Herzen dahin. Der Herr Prediger Pittmann verleugnete ſich auch bei unſerm Abſchiede nicht. Er ſchob mir, als wir in den Wagen ſtiegen, ein rührendes Gedicht in die Hand, welches alſo begann:

„Da ziehen ſie — die Edeln, Lieben, Guten!
„Fern von uns hin — o ſchmerzensvoller Tag!
„Da ziehn ſie hin, und unſre Herzen bluten,
„Und unſre Thränen ſtrömen ihnen nach.“

So arg war es nun freilich wohl nicht mit den Thränen-Bächen, daß dadurch das Land wäre unter Waſſer geſetzt worden; aber ich ſah denn doch das Auge manches ehrlichen Landmanns, dem ich mit Rath und That gedient, trüber werden, als er mir zum Lebewohl die Hand drückte und ein kleiner Haufen von Armen, mit denen wir zuweilen unſre Biſſen getheilt hatten, umringten die Kutſche und wünſchten uns Gottes Segen.

Von unſrer Reiſe habe ich nichts zu erzählen; wir kamen ohne Unfälle und Abentheuer in Wallerthal an und fanden die Wagen mit Hausrath, die wir vorausgeſchickt hatten, ſchon dort.

Eilftes Kapitel.

Beſchreibung der neuen Verhältniſſe in Wallerthal. Character-Schilderungen.

Meine Frau riß die Augen weit auf, als ſie zuerſt das große herrſchaftliche Gebäude gewahr wurde, das wir nun bewohnen ſollten. Freilich hatte das alles ein größeres, reicheres Anſehn, als unſer adelicher Pachthof in Mehlbach. Auch ſah man hier lange Gärten mit beſchnittenen Hecken, Taxus-Pyramiden und viel ſchönem Buchsbaume bepflanzt, wovon man die Anlagen größtentheils meinem unmittelbaren Vorgänger, dem letzten Rentherei-Beamten verdankte. Die weitläuftigen Haushaltungs-Gebäude hatten ein ſtattliches Anſehn, und was die Gegend um Wallerthal her betrifft, ſo konnte ſie in der That für eine der ſchönſten im Lande gelten. Der Ort war ſelbſt nur ein Dorf, aber ein ſehr großes Dorf und es wohnten da verſchiedne Familien, von denen ich hier eine Schilderung liefern muß, um den Leſern einen Begriff von den geſelligen Freuden zu machen, die Meiner an dem neuen Wohnorte erwarteten.

Auſſer mir, der ich Rentherei- und Pacht-Beamter war (denn ich mußte einen Theil der Gefälle heben und berechnen, die übrigen waren mir, nach einem zwölfjährigen Durchſchnitte, angeſchlagen und verpachtet,) auſſer mir, ſage ich, war in Wallerthal noch ein herrſchaftlicher Beamter, nämlich der Juſtiz-Amtmann Schlott, ein hartherziger, ſchadenfroher Mann, dem es übrigens weder an Verſtand, Scharfſinn, Weltkenntniß, Witz, noch an gründlichen und nicht gemeinen Kenntniſſen in mehrern wiſſenſchaftlichen Fächern, fehlte. Aber nicht Eine Empfindung von Wohlwollen regte ſich in ihm zum Vortheile irgend eines lebendigen Geſchöpfs. Er war ein alter Hageſtolz, verachtete alle Weiber und redete überhaupt von niemand Gutes. Dagegen hatte er eine Freude an ärgerlichen Anekdoten und an Zwiſt und Mißverſtändniſſen unter guten Menſchen. Nie ſuchte er die Proceſſe, welche bei ihm anhängig gemacht wurden, durch Vergleiche zu endigen; er zog ſie vielmehr in die Länge, nicht etwa aus Eigennutz, ſondern weil es ihn behagte, die Leute ſich zanken zu ſehn. Mit unbarmherziger Strenge trieb er von den armen Bauern die herrſchaftlichen Gefälle ein, und in ſo fern konnte ich dann nun auch darauf rechnen, daß wenn ich mich an ihn wenden, er mir zu dergleichen Rückſtänden ohne Anſtand verhelfen würde. Seine Geſtalt war widrig und ſein Blick hämiſch und ſpöttiſch. Die Kinder flohen vor ihm; auch neckte er ſie immer, erſchreckte ſie, nahm ihnen ihr Spielzeug — ja! er konnte keinen Hund vor ſich vorübergehen laſſen, ohne ihm mit ſeinem Stocke einen Streich zu verſetzen. Bei dem Karten-Spiele, das er nicht ſehr liebte, aber vortrefflich verſtand, zankte er ohne Unterlaß. Nie gab er in unzweideutigen, beſtimmten Ausdrücken ein Verſprechen von ſich, um immer eine Thür offen zu behalten, durch welche ſich vielleicht ein hämiſcher Streich anbringen ließ. Mit dieſem Manne nun konnte ich mir, außer den Dienſt- und Berufs-Geſchäften, die uns zuſammenführten, wenig Verkehr wünſchen. Mein Kopf hätte durch ſeinen Umgang gewinnen können; für mein Herz war der Mann nicht.

Seine alte einäugige Schweſter, welche ihm den Haushalt führte, war ein ſo zurückſtoßendes Geſchöpf, daß ich glaube, ihre Figur war Schuld daran, daß, unter allen dortigen Gärten, der des Amtmanns Schlott am wenigſten von Sperlingen geplündert wurde.

Unſer Prediger, der Magiſter Gebhard, war viele Jahre hindurch Schul-Rector in der Reſidenz geweſen, endlich aber des wahrlich ſauern Schul-Lebens müde geworden, da ihm dann, nach oft wiederholten Bitten, dieſe Dorf-Pfarrers-Bedienung war ertheilt worden. Solche Schaafe von der gröbſten Wolle aber, wie die Bauern ſind, zu weiden, das war gar ſein Fach nicht.

Seine Predigten paßten durchaus nicht für das Landvolk; ſie waren gelehrte, philoſophiſche, abſtracte, oder hyper-orthodoxe, trockne, ſyſtematiſche Abhandlungen, die er im ſteifſten Docenten-Tone vortrug. Als Freund und Rathgeber im häuslichen Leben erfüllte er eben ſo wenig ſeinen Platz, denn die Bauern verſtanden ſeine gelehrte Sprache gar nicht. Uebrigens war er redlich, wohlwollend, aber kalt. Daß er das Geld ein wenig liebte, ließ ſich wohl entſchuldigen. Der arme Mann hatte zwanzig Jahre lang, bei ſaurem Schweiße, Mühe gehabt, ſich und die Seinigen zu ernähren. Nun endlich war er in eine etwas beſſere Lage gekommen; und da wollte er denn gern einen Nothpfennig zurücklegen. Ungeachtet ſeiner großen Erudition (denn was Philologie, beſonders die orientaliſchen Sprachen betraf, ſo konnte er es wohl mit manchem berühmten Profeſſor aufnehmen) war er im Umgange doch ungenießbar. Seine hypochondriſche Gemüthsart, ſeine Unbekanntſchaft mit den Sitten der feinern Welt, ſeine Ungeſchmeidigkeit und Pedanterie, machten ſeinen Umgang ſehr langweilig. Er disputirte, oder vielmehr er präſidirte gern, wo dispudirt wurde. Uebrigens fiel ſein Converſations-Ton zuweilen in die Catechiſations-Form; dann endigte er nie ſeine Perioden ganz, ſondern behielt die letzten Worte zurück, die durchaus der Andre hinzufügen mußte, wie ein Schüler, dem man auf die Sprünge geholfen hat, worauf er ſie wiederholte: z B.

„Dieſe Begebenheit kann nicht anders, als „ein — (Er hielt ein.)

Der Andre. „trauriges Ende nehmen.“

Er. „Richtig! ein trauriges Ende nehmen.“

Auch bemühte er ſich, immer jedes Wort unabgekürzt und beſtimmt auszuſprechen. Er ſagte nie: „Trompeten und Pauken“, ſondern „Trommeten und „Keſſel-Pauken oder Heer-Pauken“; nie „Thaler“, ſondern „Reichsthaler“; nie „Stock“, ſondern „Spa„zierſtock.“

Von ſeiner Frau iſt nicht viel zu erzählen; ſie trug des Sonntags gewöhnlich ein Kleid von grünem Meubel-Dammaſte, und in dem, was ihre Haare vorſtellte, aber von ſchwarzen Roß-Haaren verfertigt war, da, wo es unter der Haube hervorſtand, einige Silber-Blumen.

Der einzige Sohn dieſes Paars, ein großer, ſtämmiger Candidat, der als Privat-Lehrer in der Reſidenz lebte, kam zuweilen einmal nach Wallerthal. Ich habe in meinem Leben keinen Menſchen geſehen, der breitere Füße, eine kürzere Stirn, ſtärkern Hunger und weniger geſunde Vernunft gehabt hätte, als dieſer Candidat.

Unſer Aesculap war der Doctor Aufguß, ein Mann, der ſehr viel zum Glanze von Wallerthal hätte beitragen können, wenn ſein, kurz vor meiner Ankunft geſcheiterter Entwurf, einen herrlichen Geſundbrunnen dort zu eröffnen, zu Stande gekommen wäre. Das Waſſer hatte, als er es entdeckte, einen ſehr heftigen Geruch; er meinte, es enthielte beſonders ſehr viel Schwefel-Leber. Auf ſeinen Bericht wurde die Sache genauer unterſucht; da fand ſich aber, daß in der Nähe der Quelle vor alten Zeiten ein großes Gebäude geſtanden geweſen. Das Bächlein floß durch die verſchütteten Kloake dieſes Hauſes und nahm da die mephitiſchen Dünſte auf, wodurch es unſers Arztes Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen hatte. Durch ſein Aeuſſerliches empfahl ſich der Doctor Aufguß eben nicht, vielmehr hatte ſeine Geſtalt, verbunden mit ſeiner ſchmutzigen Kleidung, beinahe ſchon etwas Abführendes; man empfand faſt

Leibſchmerzen, wenn man ſeine Rhabarber-Phyſiognomie anblickte. Den Kaſten, darin ſeine Kunſt verſchloſſen war, deckte eine Perücke von Eiſendraht, an welcher ein kleiner, mit Schmelz beſetzter Haarbeutel hing. Solche Perücken (im Vorbeigehen zu ſagen), obgleich ſie den Vortheil der Dauer und Feuerfeſtigkeit haben, folglich nicht aſſecurirt zu werden brauchen, ſollen dennoch gefährlich zu tragen ſeyn, weil ſie, wie man ſagt, die Gewitter aus der Luft heranlocken. Für die Bauern hatte er nur zwei Arzneien, die er ſelbſt verfertigte und die in einem Wand-Schränkchen verwahrt wurden, welches er von ſeinem gewöhnlichen Sitze aus abreichen konnte. Die eine dieſer Arzeneien war ein graues Pulver, das gegen alle Krankheiten diente, welche in dem untern Theile des Körpers ihren Sitz hatten; die andre war eine rothe Mixtur, die gegen alles gebraucht wurde, was den obern Körper, Kopf, Bruſt u. d. gl. angriff. Bei vornehmern Kranken hingegen wendete er mannigfaltige Mittel in allerlei Geſtalten an, erkundigte ſich auch ſorgſam nach jedem kleinen Umſtande. Dann hatte er, der größern Deutlichkeit wegen, immer doppelte Ausdrücke in Bereitſchaft; z. B. „Wie geht's, wie befinden ſie ſich? Haben Sie Schlaf und Ruhe gehabt? Wie iſt's mit der Tranſpiration und Ausdünſtung? Nun, es wird ſich ſchon geben und legen. Ich empfehle und recommandire mich.“ Als ich nach Wallerthal kam, war der Doctor noch ein alter Junggeſelle; zwei Jahre nachher heirathete er eine Apothekers-Witwe aus einem benachbarten kleinen Städtchen und zog dahin.

Noch hatten wir einen vornehmen Wundarzt im Dorfe, den ehemaligen Regiments-Chirurgus Büller. In Geſellſchaften erzählte er gern von ſeinem vorigen Leben, den Cumpagnen, Artolleriſten, dem häufigen Deſertören und wenn er erſt die gefaltenen Hände auf ſeinen, mit einer blauen mancheſternen Weſte bekleideten ſpitzen Bauch gelegt hatte, und nun die Beſchreibungen der von ihm verrichteten Amputationen begann, dann wurde einem ängſtlich und wehe. Sollte der gute Mann alle die Glieder am jüngſten Tage wieder an Ort und Stelle zurückſchaffen müſſen, die er den Leuten in dieſem Leben abgeſägt hat: ſo würde er einen ſchweren Stand haben, Dieſer Mann war Wittwer.

Von des Förſters Familie ſage ich nichts; es waren Leute ohne Erziehung. Er, ein ehemaliger fürſtlicher Jagd-Lakai, ſie, die Tochter eines Bauern.

Allein nun komme ich zu den beiden vornehmſten Häuſern in Wallerthal, nämlich, zu den zwei Edelhöfen, die ſich noch dort befanden. Das eine derſelben gehörte der adelichen Familie von Buttenberg, das andere dem freiherrlichen Hauſe von Kaller.

Der Herr von Buttenberg hielt ſich jährlich nur ein Paar Winter-Monate lang in der Reſidenz auf. Er war Kammerherr an einem churfürſtlichen Hofe, wohin er aber ſelten kam, den größten Theil ſeines Lebens brachte er in Wallerthal zu, machte, weil ſein Vermögen es ihm geſtattete, viel Aufwand, hielt mit der ganzen Nachbarſchaft Umgang, bekam oft Beſuch aus der Stadt und unternahm beinahe jährlich eine Reiſe in ein Bad. Er war wohl zwanzig Jahre älter als ich, folglich, als ich ihn kennen lernte, über die Funfzig hinaus. Er gehörte zu der Claſſe von Leuten, von deren Character ſich nichts beſtimmt Gutes, noch Böſes ſagen läßt. Aeuſſerſt höflich, artig, wie es einem Hofmanne zukömmt, vorſichtig und verbindlich im Reden, dienſtfertig und gegen Arme wohlthätig, aber geiſt- und herzlos, abgeſchliffen, von allen Leuten gleich zufrieden, von denen ſich nichts offenbar Verabſcheuungswürdiges ſagen ließ. Er konnte mit allen Leuten leben und lebte mit allen Leuten, bewies allen Leuten gleiche Aufmerkſamkeit, bei ähnlichen Fällen. Von Abweſenden redete er nicht anders als gut und bezeichnete mehr als tauſend Menſchen mit dem Ausdrucke: „mein alter Freund N. N.“ — lauter Freunde! Er war gar nicht falſch, noch gefährlich, und verließ ſeine alten Freunde nicht eher, als bis es ſich etwa des Rufs wegen nicht wohl mehr für ihn ſchickte, es mit ihnen zu halten, und er ſich Ihrer alſo hätte ſchämen müſſen. Denn auf Ruf und auf das Aeuſſere hielt er, wie ſich's verſteht, alles. Von Fürſten und allem, was Fürſten thaten und trieben, ſprach er ohne Unterſchied mit tiefſter Verehrung, und es reiſte keiner von dieſen, mogte er auch ein noch ſo unbedeutender Menſch ſeyn, Wallerthal in der Nähe vorbei, ohne daß ſich der Kammerherr von Buttenberg auf den Weg gemacht hätte, ihn entweder auf der Grenze zu becomplimentiren, oder ihn zu einer Collatoin, auch wohl zu einer Mittags-Mahlzeit, einzuladen. Gründliche Kenntniſſe hatte er, wie das bei ſolchen Leuten gewöhhnlich der Fall iſt, nicht; allein gehört und geleſen hatte er doch manches; und ſo fand man denn ſeine Unterhaltung noch erträglich, wobei er freilich immer auf ſeiner Hut war, keine Blößen zu zeigen. Hie und da ſtreuete er auch ein Anekdötchen mit ein; aber originelle Einfälle, ächten Witz, ſcharfſinnige Urtheile durfte man nie erwarten. Er war übrigens gütig gegen ſeine Domeſtiken und Bauern, und ein ſehr gefälliger Ehemann.

Die Frau von Buttenberg, welche viel jünger als ihr Herr Gemahl war, mißbrauchte auch dieſe Gefälligkeit zum großen Aergerniſſe aller verſtändigen Leute. Denn dieß falſche, hochmüthige, eitle, naſeweiſe Weib folgte nur ihren Grillen und Launen, läſterte, beſpöttelte und beleidigte oft Menſchen, die gewiß beſſer als ſie waren, und verurſachte, daß man ſich ſcheuete, einen Fuß in das buttenbergiſche Haus zu ſetzen, weil man gewiß ſeyn konnte, entweder dort perſifflirt, oder, nachdem man ſich entfernt hatte, durchgehechelt zu werden. Ich war von meinem Freunde Freimann, der dieſe Leute kannte, ſehr genau hierüber unterrichtet und gewarnt worden, weswegen ich denn meiner Frau die größte Zurückhaltung gegen die Kammerherrinn empfahl. Man wird in der Folge ſehen, in wiefern ſie meine Winke benutzte.

Drei Kinder hatte der Herr von Buttenberg mit ſeiner Gemahlinn gezeugt: einen Sohn, der, ſeinem Ausdrucke nach, im letztern Kriege den Helden-Tod geſtorben war; (das heißt: der Junge war, ſo wie er als Fähndrich in Reihe und Gliede da ſtand, todtgeſchoſſen worden.) Eine Tochter, zwei Jahre älter als unſre Julie, und noch einen jüngern Sohn, einen verzärtelten, boshaften Knaben, zu deſſen Erziehung damals ein Hauslehrer gehalten, der aber wie ein Dienſtbote behandelt wurde, folglich gar kein Anſehn hatte, es auch nicht beſſer verdiente.

Auf dem andern adlichen Gute wohnte der Baron Kaller, ein Mann von ſtiller Würde im Character und von Feſtigkeit und Conſequenz in ſeinen Handlungen. Das Gut war durch Ausgang einer andern Linie der Familie auf ihn vererbt worden, der bis dahin, bei ſehr eingeſchränkten Vermögens-Umſtänden, in Kriegs-Dienſten gelebt und ſich in vielen Feldzügen als ein tapfrer, verſtändiger und dabei ſehr menſchlich geſinnter Officier bekannt gemacht hatte. Neigung des Herzens, vernünftige Ueberlegung, die ſeine Wahl beſtimmte, und zugleich die Dankbarkeit gegen eine bürgerliche Familie, die ihm, in ſeiner weniger glänzenden Lage, wahre Freundſchafts-Dienſte geleiſtet hatte, bewogen ihn, gleich nachdem er das Gut geerbt und ſeinen Abſchied genommen, ſich mit einem würdigen jungen Frauenzimmer aus dieſer Familie zu verbinden; worüber nun freilich die hochfreiherrlichen Perſonen ſeiner Verwandtſchaft ſehr entrüſtet wurden, wie denn überhaupt auch alle andre adliche Geſchlechter in der Gegend, und namentlich die Buttenberge, über das Scandal dieſer Mesaillance entſetzlich viel Lärm machten. Er, der edle Mann, ließ ſie ſchwatzen; er hätte ein vortreffliches Weib, mit welchem er in patriarchaliſcher Einfalt beneidenswerth glückliche Tage verlebte; und bald wurden dieſe ſeligen Freuden durch ein Häuflein muntrer, hübſcher, geſunder Kinder vermehrt, deren Erziehung das edle Paar ſeine ganze Sorgfalt widmete. Er hatte dabei ſeltne literariſche Kenntniſſe, hätte es mit manchem ſogenannten Gelehrten aufnehmen können, und auch an Ihrer Geiſtesbildung war nichts verſäumt worden. Nie habe ich eine Familie geſehen, die mich in dem hohen Grade intereſſirt hätte, wie dieſe. Hier ſah man das vollkommenſte Muſter einer guten Haushaltung; hier herrſchte die größte Einigkeit von Grundſätzen, Neigungen und Geſinnungen, und, auch bei ſelten eintretenden Verſchiedenheiten von Meinungen, doch Einheit in Handlung und Verfahrungsart, nach dem Plane des Hausvaters. Hier geſchah nichts heimlich; nichts wurde dem Manne von der Frau, aus übelverſtandner Schonung verſchwiegen, und dieß ſchöne Beiſpiel und die Pünctlichkeit und Ordnung, mit der ſie alle ihre Geſchäfte führte, die ihr gar keine Mühe zu machen ſchienen, weil ſie alles zur rechten Zeit that und am rechten Ende angriff, wirkten wohlthätig auf das ganze Haus, in welchem nur Ein Geiſt herrſchte, und Jeder unerinnert einzeln und Alle vereinigt zur Harmonie des Ganzen mitwirkten. Die Kinder waren kleine Engel; unſchuldig, rothwangig, munter, natürlich, offen, freundlich gegen jedermann, und doch beſcheiden, geſittet und ſanft.

Was hätte ich darum gegeben, um mit dieſer Familie in engere Vertraulichkeit kommen zu können! Allein der Baron hatte ſich nun einmal vorgenommen, abgeſondert von der Geſellſchaft in Wallerthal zu leben. Freilich waren die Leute, welche ich geſchildert habe, eben nicht geſchickt, ihn zu größerer Geſelligkeit zu ermuntern. Er fürchtete, ein genauer Umgang mit ihnen und ihren Familien und ein Verkehr unter ihren Domeſtiken, mögten nach und nach den Ton in ſeinem Hauſe verſtimmen und ihm viel edle Zeit wegnehmen. Er blieb daher mit ihnen auf dem Fuße von ſeltnen Complimenten-Beſuchen, hielt etwas mehr Umgang mit benachbarten Beamten und Edelleuten, hatte oft Monate lang Verwandte ſeiner Gattinn bei ſich im Hauſe, und machte auch wohl kleine Reiſen zu dieſen mit ſeiner Familie. Zuweilen ſagte mir meine Eitelkeit, daß ich vielleicht verdient hätte, in Anſehung Meiner eine Ausnahme gemacht zu ſehen; indeſſen war der Baron vermuthlich ſchon ſo oft betrogen worden, daß er ſich auf keine genaue Bekanntſchaften mehr einlaſſen wollte, um ſich den Verdruß, noch einmal getäuſcht zu werden, und die Verlegenheit, wieder zurücktreten zu müſſen, die um ſo unangenehmer iſt, wenn man mit einander an Einem kleinen Orte lebt, zu erſparen. Ich ehre den Mann, der ſeinen Grundſätzen treu bleibt; und ſo ließ ich es dann bei einigen vergeblichen Verſuchen, mich dem einzigen Manne, deſſen Umgong mir mein damaliges Leben hätte verſüßen können, zu nähern, bewenden.

Alle jene Honoratiores in Wallerthal und Andre, die in benachbarten Oertern wohnten, lebten mehr oder weniger geſellig mit einander; die Perſonen männlichen Geſchlechts unter ihnen aber hatten einen Clubb geſtiftet, wozu ein Paar große Zimmer im Wirthshauſe waren eingerichtet worden, in welchen ſie ſich wöchentlich einmal aus der ganzen Gegend verſammelten. Dieſe Einrichtung war in der That lobenswerth und ich nahm mit Vergnügen Theil daran. Jeden Sonntag aber, wenn das Wetter leidlich war, ließen wir uns, meine Frau und ich, bei irgend einer nachbarlichen Familie, im Orte ſelbſt oder in der Nähe, melden. Dieſe erwiederte dann die Höflichkeit an einem andern Sonntage; und ſo verſtrichen mehrere Monate, bis in den Winter hinein, ehe wir in dem ganzen Cirkel herumkutſchirt waren und alle Perſonen, mit denen wir künftig leben würden, kennen gelernt hatten.

Zwölftes Kapitel.

Häusliche Einrichtungen. Trübe Ausſichten in die Zukunft. Hausvaters-Entſchlüſſe.

Es iſt nicht ſo leicht, in einer fremden Gegend ſogleich die Führung eines großen Haushalts zu übernehmen. Ich wußte das und machte mich darauf gefaßt, in dem erſten Jahre einiges Lehrgeld geben zu müſſen. Es kam aber darauf an, in dieſem erſten Jahre alle Aufmerkſamkeit anzuſpannen, um wenigſtens nach Ablauf deſſelben vollkommen orientirt zu ſeyn. Wir hatten Beide, meine Gattinn und ich, vollauf zu thun, und doch hatte ſie eine Haushälterinn und ich einen Verwalter zur Hülfe angenommen. In dieſer Zeit wurde alſo wenig an Zerſtreuungen gedacht; doch fand ich oft Veranlaſſung, meine Ermahnungen zu einer einfachen Lebensart zu erneuern. Die benachbarten herrſchaftlichen Beamten lebten wie die kleinen Fürſten; es war ihre Sache, zu überlegen, durch welche erlaubte und unerlaubte Mittel ſie dieſen Aufwand beſtreiten konnten. Ich, der ich nicht reich war, wußte, daß ich, ohne zum Schelm zu werden, es ihnen nicht gleich thun konnte; allein das wollte meiner Frau nicht immer einleuchten. Bald ſollte ich eines von den Haushalts-Geſpannen in einen Poſtzug verwandeln und einen ungeſchliffenen Acker-Knecht wie einen engliſchen Jokey kleiden; bald, wenn wir ein Paar Männer, mit denen ich Geſchäfte in Ordnung gebracht hatte, zum Mittags-Eſſen behielten, machte ſich meine Frau bereit, eine zahlloſe Menge von Speiſen aufzuſchüſſeln und ich mußte, wenn ich es früh genug gewahr wurde, einen Machtſpruch thun, um zu verhindern, daß ſie auf den Tiſch kamen, welches ihr dann oft ſehr hart ſchien, beſonders wenn ſie ſchon fertig da ſtanden.

Allein je genauer ich mit meiner jetzigen Lage bekannt wurde, um deſto einleuchtender ſchien mir die Nothwendigkeit, meine Ausgaben einzuſchränken und den Ton nicht zu hoch zu ſpannen. Ich ſah nämlich ſehr deutlich, daß ich auf dieſer Pachtung, ſtatt vorwärts zu kommen, früh oder ſpät zu Grunde gehen mußte. Die Ländereien ſelbſt, die Wieſen, die Brauerei u. d. gl. das alles war mir nun wohl zu einem Preiſe angeſchlagen, wobei man, in nicht unglücklichen Jahren und bei verbeſſerter Landwirthſchaft, beſtehen konnte. Allein die Gefälle, von welchen ich geſagt habe, daß ich einen Theil davon, nach einem Durchſchnitte, mit verpachtet erhalten die übrigen aber zu berechnen hatte, kamen nicht ſo ein, wie ſie ſollten. Die Bauern waren durch die, ſeit ſo vielen Jahren von ihnen gezogenen Abgaben aller Art erſchöpft, verarmt, und die wenigen, die noch zu geben hatten, waren halsſtarrig, und nun einmal daran gewöhnt, die Beamten wie Blutigel und Feinde anzuſehen. Im Guten war nichts von ihnen zu erlangen, und als ſie erſt merkten, daß mein Herz ſich gegen Anwendung der Strenge empörte, bezahlte Keiner von ihnen. In der That hätte es mich nur eine Anzeige an den Juſtiz-Amtmann Schlott gekoſtet, ſo hätte er mit der freudigſten Bereitwilligkeit die Gelder jedesmal von allen Reſtanten durch Execution beigetrieben. Wo dann kein Geld geweſen wäre, da hätte man doch Betten oder andern Hausrath gefunden; oder wenn die Schuld zu groß geweſen wäre, hätte man das Häuschen und Höfchen gerichtlich verkauft. Aber, o Gott! zu ſolchen Mitteln zu greifen, war mir unmöglich. Ich ließ ſchwinden, was in meinem Beutel hätte fließen müſſen, und legte baar von dem Meinigen zu, wenn es die herrſchaftliche Caſſe betraf, in welcher keine Reſtanten gutgethan wurden. Ich ertrug gern den Spott des Amtmanns Schlott und freuete mich, daß niemand durch mich eine ſchlafloſe Nacht hatte. Allein die Anzahl der Inſolventen nahm durch meine Nachgiebigkeit zu, und der Verluſt, den ich jährlich dadurch litt, war ſehr beträchtlich. Ich mußte nun, um meine Pachtgelder ordentlich zu bezahlen, von Jahr zu Jahre kleine Capitalien aufnehmen, und verzinſen; und ich konnte berechnen, daß mit dieſer Wirthſchaft, wenn mich auch gar keine Unglücksfälle träfen, am Ende meiner zwölf Pacht-Jahre meine Schulden ſo angewachſen ſeyn würden, daß ich den größten Theil der vier und zwanzig tauſend Thaler, mit denen ich Caution geſtellt hatte, würde im Stiche laſſen müſſen, um auf's Reine zu kommen.

Ich kann nicht ſagen, daß dieſe Ausſicht mich im Geringſten mißmüthig gemacht hätte. Man weiß, daß ich von dem Lotterie-Gelde keinen Segen erwartet hatte. Nöthig aber war es, meiner Frau den Zuſtand meines Vermögens offenherzig zu entdecken. Ich that dieß; allein die Weiber ſehen nicht gern in die Zukunft, wenn ihnen nur der gegenwärtige Augenblick lächelt, und meine Gattinn meinte, ein einziges vorzüglich fruchtbares Jahr, oder irgend eine vortheilhafte haushälteriſche Unternehmung könne uns auf einmal in die Höhe bringen. Da ich merkte, daß ſie die Sache auf die leichte Achſel nahm, redete ich nicht weiter mit ihr davon, ſondern entwarf meine Plane in der Stille für mich.

Es kam vor allen Dingen darauf an, zu beſtimmen, was ich einſt aus meinen drei Kindern machen ſollte. Sie waren noch jung genug, um ſie zu jeder Art von Lebensweiſe vorzubereiten. Das wichtigſte war, ihrer Erziehung keinen ſo vornehmen Anſtrich zu geben und ihre Talente nicht auf ſolche Weiſe zu cultiviren, daß ſie an allerlei feinen Genuß und an eine Menge von Seelen-Bedürfniſſen gewöhnt würden, die ſich bei einem arbeitſamen Leben, voll alltäglicher, mechaniſcher Geſchäfte, wenn man im Schweiße ſeines Angeſichts ſein Brodt erwerben muß, nicht befriedigen laſſen.

Das Mädchen ſollte alſo zu einer wackern, fleiſſigen Landwirthinn gebildet werden, damit ſie, wenn ſich auch kein Mann fände, der ihr ſeine Hand böte, doch als Haushälterinn auf irgend einem großen Hofe oder Amte in Dienſte treten könnte. Von meinen Söhnen beſchloß ich keinen ſtudieren zu laſſen. Ein ſogenannter Gelehrter, der nichts zuzuſetzen hat, führt, nach vollendeten Univerſitäts-Jahren, ein kümmerliches Leben, bis es ihm, wenn Juriſterei ſein Fach iſt, gelingt, als Advocat, oder in einer kleinen Bedienung, ein mäßiges Auskommen zu finden. Mit dem Arzte iſt es nicht anders, und meine Söhne Theologie ſtudieren und ſie hernach als Hauslehrer ſich quälen und hudeln zu laſſen, dagegen war ich durchaus eingenommen. Ein Kaufmann ohne Geld bleibt immer ein Höker und Trödler. Was beim Soldaten-Leben, und noch obendrein für einen Bürgerlichen, herauskömmt, weiß jedermann. Ich beſchloß alſo, den Jüngſten, wie es immer meine Abſicht geweſen war, zu ſeiner Zeit zur Landwirthſchaft anzuziehen, und da der älteſte hierzu gar keine Neigung zeigte, ſo ſollte dieſer ein Handwerk lernen. Es bleibt dabei, daß ein geſchickter Profeſſioniſt der freieſte, von Schickſalen und Menſchen unabhängigſte Mann und zu allen Zeiten eines mäßigen Unterhalts gewiß iſt. Wenn das, was er verfertigt, zu den nothwendigſten Bedürfniſſen des Lebens gehört, ſo iſt ſein Fleiß aller Orten willkommen, und des Preiſes gewiß. Verfolgen ihn in einer Stadt als Meiſter Unglücksfälle, ſo wandert er mit ſeinem Bündel von dannen und findet in einer andern Stadt als Geſelle augenblicklich Arbeit und Brodt.*) Vorzüglich anſtändig, einträglich und angenehm aber kam mir das Tiſchler-Handwerk vor. Auch laſſen ſich dabei Erfindungsgeiſt, Geſchmack und Genie anwenden, und wenn man es ſo weit bringt, das Geſchäft im Großen treiben zu können, ſo kann man ein reicher Mann werden und gut und herrlich leben. Alſo blieb es beſtimmt, daß mein Sohn Gottfried ein Tiſchler werden ſollte, was auch die Leute dazu ſagen mögten. Dieſer Gedanke, den ich indeſſen meiner Frau nicht eher mitzutheilen entſchloſſen war, als bis die Zeit der Ausführung da wäre, gefiel mir und beruhigte mich ſo, daß ich kaum die Zeit erwarten konnte, wo der Knabe ſeine Lehrjahre antreten würde.

Gute Schul-Studien ſind indeſſen jedermann nützlich, welchen Stand er auch ergreifen mögte; alſo ſorgte ich dafür, daß meine Kinder darinn nicht verabſäumt würden. Freimann, der meine Grundſätze kannte, verſchaffte mir einen geſchickten und beſcheidnen jungen Menſchen, der eben ſeine Studien in Göttingen vollendet hatte, mein Hauslehrer wurde und bald meine Achtunng und mein Zutrauen gewann.

---

*) Billig ſollte jeder Bürger im Staate, um ohne Unruhe in die Zukunft blicken zu können, irgend eine Profeſſion gründlich erlernen. Wir haben in unſern Tagen geſehn, wie durch unerwartete Unkehrungen der Dinge, Menſchen, die dem Glücke ſo feſt im Schooße zu ſitzen glaubten, plötzlich in das äuſerſte Elend herabgeſchleudert werden können. Wiſſenſchaften und Künſte ſchützen dann nicht vor Mangel, aber ein Handwerk ernährt ſeinen Mann. — Wie glücklich würde jetzt mancher ausgewanderte Marquis ſich ſchätzen, wenn ihm dieſe Hülfsquelle übrigbliebe!

Dreizehntes Kapitel.

Demüthigungen weiblicher Eitelkeit. Zwei Kinder verlaſſen das väterliche Haus. Tod eines Freundes.

Ein Jahr nach dem andern verſtrich und aller meiner Ermahnungen und Entſchlüſſe ungeachtet, konnte ich es doch nicht hindern, daß wir uns nach und nach von der edeln Einfalt unſrer patriarchaliſchen Lebensart entfernten und anfingen, einigen Aufwand zu machen. Meine Collegen, die benachbarten Beamten, ladeten uns zuweilen zum Mittags-Schmauſe ein. Es ließ ſich nicht immer abſchlagen und das zog die Verbindlichkeit nach ſich, dieſe Leute wieder bei uns zu bewirthen. Wenn wir auch dann nicht ſo übermäßig aufſchüſſelten, wie ſie; ſo mußte doch einigermaßen ſo viel da ſeyn, daß dieſe, an Ueppigkeit gewöhnte, nur für ihren Bauch lebende Menſchen ſich den Weg nicht reuen ließen, den ſie gemacht hatten. Der Mann, der als ein Weltbürger lebt, kann ſich über manches hinausſetzen. Wem ſeine Lebensart nicht gefällt, deſſen Umgang kann er entbehren; aber der, welcher in bürgerlichen Verhältniſſen ſteht, muß ſich in vielen Stücken nach den Sitten der Caſte richten, zu welcher er gehört. Im Sommer pflegten die Herren Kammerräthe, und ſelbſt der Herr Director die herrſchaftlichen Aemter als ihre Landgüter zu betrachten, bald dieſen, bald jenen Beamten mit ihrem Beſuche zu beehren und ſich dann Wochen lang mit der Jagd, Fiſcherei und Schwelgerei zu beluſtigen. Wallerthal lag zu angenehm, als daß man mich nicht dieſelbe Ehre hätte genießen laſſen. Es iſt wichtig, Männer zu Freunden zu behalten, die, wenn ſie uns auch nichts Gutes erweiſen, doch ſchon dafür geſchmeichelt ſeyn wollen, daß ſie uns nichts Böſes zufügen, uns das Leben nicht ſauer machen; alſo durfte ich dergleichen Beſuche auf keine Weiſe von mir ablehnen.

Wer in dem Falle iſt, oft große Gaſtgebote geben zu müſſen, kann nicht umhin, doch auch ſeinen Hausrath und den Etat ſeiner Dienſtboten dieſem gemäß ſo einzurichten, daß alles zuſammenpaſſe. Das fand denn auch bei mir Statt, und ehe ich Zeit hatte, genauere Ueberlegungen darüber anzuſtellen, ſo war ich in wenig Jahren dahin gekommen, eine Lebensart zu führen, die ganz das Gegentheil von der war, welche ich mir zum Augenmerke genommen hatte. — So geht es mit unſern Grundſätzen! — Der vermehrte Luxus in meinem Hauſe war mir aber nicht bloß der Unkoſten wegen, die er verurſachte, ſondern auch deswegen äuſſerſt unangenehm, weil er, neben einem großen Zeit-Verluſte, auch meine Kinder an den Anblick des anſcheinenden Wohlſtandes und an Zerſtreuung, Gemächlichkeit und üppigen Genuß gewöhnte – Dinge, wovon ich gerne geſehen hätte, daß ſie ihnen ganz fremd geblieben wären, da ſie einſt nichts anders als ein Leben voll Mühſeligkeit, Anſtrengung und Entbehrung zu erwarten hatten.

Was die Geſellſchaft in Wallerthal ſelbſt betraf, ſo glückte es mir Anfangs ſo ziemlich, ſie mir vom Leibe zu halten; allein meine Frau ſehnte ſich doch zuweilen nach weiblichem Umgange. Das konnte ich ihr nicht übelnehmen, und da ich doch wenigſtens wöchentlich einmal im Clubb einen Abend der Geſelligkeit widmete, ſo wäre es hart geweſen, ihr zu unterſagen, ſich auch im Orte die Gelegenheit zu verſchaffen, zuweilen eine Stunde verplaudern zu können. Nun war aber von den dortigen Frauenzimmern, da nun einmal die Kallerſche Familie nichts mit uns zu ſchaffen haben wollte, die Frau von Buttenberg die Einzige, auf welche ſie ihr Augenmerk richten konnte. Dieſe zweizüngige Frau wußte auch, wenn ſie grade Langeweile und ſonſt keine für ſie paſſendere Geſellſchaft hatte, ſich ſo zuvorkommend gegen meine Gattinn zu ſtellen, daß dieſe ſich bald einbildete, in vorzüglicher Gunſt bei ihr zu ſtehn. Vergebens declamirte ich gegen alle zu große Vertraulichkeit mit Perſonen höhern Standes; vergebens ſagte ich ihr, wie ſelten Menſchen von ſogenanntem feinern Welttone zur wahren Freundſchaft gemacht ſeyen; das hieß tauben Ohren predigen. Zuweilen fielen zwar Scenen vor, die dem guten Weibe die Augen hätten öffnen können. So bekam unter andern an einem Tage, als eben meine alte würdige Mutter und meine Frau bei der Kammerherrinn zum Caffee waren eingeladen worden, dieſe unerwartet Beſuch von einem Paar adelichen Damen aus der Nachbarſchaft; und nun fieng man an, ununterbrochen Franzöſiſch zu reden, welches meine Frauenzimmer gar nicht verſtanden und ließ dieſe drei Stungen lang ſtumm da ſitzen, ohne im Geringſten Notiz von ihrer Exiſtenz zu nehmen. Zu einer andern Zeit ließ die Frau von Buttenberg meine Gattinn bitten, ihr auf den Nachmittag Geſellſchaft zu leiſten; nach einer halben Stunde aber ſagen: ſie hätte nothwendige Abhaltungen bekommen, ungeachtet dieſe Abhaltungen in nichts anderm beſtanden, als daß indeß die Geheimeräthinn von Berg angekommen war, mit der ſie ihre Zeit beſſer hinbringen zu können glaubte, als mit der bürgerlichen Amtsräthinn.

Dergleichen Demüthigungen nun wirkten wohl eine augenblickliche Empfindlichkeit, aber es koſtete die adliche Dame nur ein vertrauliches Kopfnicken in der Kirche oder dergleichen, ſo war der Eindruck davon wieder ausgelöſcht. Es war eine Haupt-Scene nöthig, um meiner Frau die Luſt an vornehmen Freundſchaften zu benehmen, und dieſe erfolgte dann endlich.

Es kam nämlich einmal im Sommer die Gräſinn von Neſſelbach, deren Gemahl Geſandter am Hofe unſers Fürſten war, auf einige Zeit zu der Frau von Buttenberg nach Wallerthal. Die beiden Damen waren Jugend-Freundinnen und einander in ihrer Denkungsart ſehr ähnlich. Ein Paar Tage nach der Ankunft der Gräſinn ließen ſich's die beiden Kammerfrauen derſelben gelüſten, ſich bei meiner Frau auf den Nachmittag anſagen zu laſſen. Es verſteht ſich, daß dieſe, über eine ſolche Frechheit äuſſerſt entrüſtet, ihnen geradezu abſagen ließ. Und um nun zu zeigen, daß ſie mit den Herrſchaften ſolcher Zofen auf gleichem Fuße umzugehen gewöhnt ſey, nahm ſich meine Frau vor, am folgenden Tage ohne Umſtände einen freundſchaftlichen Morgen-Beſuch bei der Frau von Buttenberg abzuſtatten. Sie ging hin, ſtieg, ohne ſich melden zu laſſen, die Treppe hinauf, durchſtrich ein Paar Zimmer und kam endlich vor die halb offenſtehende Thür des Cabinets, in welchem die beiden Damen ſich unterhielten und dabei laut lachten. Eben war ſie im Begriff hineinzutreten, als ſie ihren Namen nennen hörte. Es war der weiblichen Neugier ganz angemeſſen, daß ſie nun ſtehen blieb, um ein wenig zu horchen. „Nun! morgen, meine liebe Gräſinn!“ ſagte die Kammerherrinn, „wollen wir uns den Spaß machen, „die Amtsräthinn herzubitten. — Aber Sie müſſen nicht lachen! — Ein wahres Original, ich „verſichre Sie und dabei voller Prätenſionen. Nichts „iſt alberner, als ſo eine Bürgerfrau, die die Dame „von Stande ſpielen will.“ — Die gnädige Frau war im Begriff, in dem Tone fortzufahren, aber meine Ehehälfte fühlte keinen Beruf, ihre Lobſprüche länger anzuhören. Sie flog zurück, und eilte wüthend nach Hauſe, wo ſie, mit einem Strome von Thränen, mir ihr Unglück klagte.

Obgleich ſie ſich nun dieſe Demüthigung hätte erſparen können, wenn ſie meinem Rathe früher gefolgt wäre: ſo mogte ich ihr doch das jetzt nicht vorwerfen; vielmehr theilte ich ihren Verdruß mit ihr. Es war in der That niederträchtig von der Kammerherrinn, ſo verächtlich von einer Frau zu reden, die, wenn ſie keine eigentliche Hof-Sitten, vielleicht auch, durch einen langen Aufenthalt auf dem Lande, ein wenig von der feinen Stadt-Politur verloren, die ſie ſonſt wirklich gehabt hatte, doch gewiß kein Gegenſtand des Spottes ſeyn konnte, die ſich keinesweges zu der Vertraulichkeit der adelichen Dame zugedrängt hatte, ſondern von ihr durch Schmeicheleien war herangelockt worden und die dabei tauſend Gefälligkeiten und Aufmerkſamkeiten ihrer vornehmen vermeintlichen Freundinn bewies, ihr bald zu ihrem Geburtstage ein kleines Angebinde überreichte, bald unangenehme Arbeiten für ſie übernahm.

Ich fühlte die ganze Unwürdigkeit dieſes falſchen Betragens und war Anfangs Willens, dem Herrn von Buttenberg darüber meine Meinung zu ſagen. Allein bei reiflicher Ueberlegung fand ich es doch unbillig, den armen Mann wegen der Unarten ſeines thörichten Weibes in Anſpruch zu nehmen. Er hatte ſelbſt, wie ich wohl wußte, genug von ihr zu leiden und Er kränkte ja niemand, ſprach von niemand Böſes, und hatte ohne Unterſchied immer für jedermann ſo viel Höflichkeiten und Verbindlichkeiten in

Bereitſchaft, daß ich überzeugt bin, er iſt an keiner andern Krankheit geſtorben, (ſein Tod erfolgte kurz nachdem ich Wallerthal verlaſſen hatte) als an einem zurückgetretenen Complimente.

Alſo wurde beſchloſſen, daß meine Frau, ohne weitere Erklärung, von nun an keinen Fuß wieder in das buttenbergiſche Haus ſetzen, ich aber den ganzen Vorgang ignoriren ſollte.

Ich glaubte, jetzt, da meine Frau gegen die vornehmen Leute erbittert ſeyn mußte, ſey die beſte Gelegenheit da, ihr meinen Plan in Anſehung unſers Gottfrieds zu entdecken. „Du ſiehſt, meine Liebe!“ ſagte ich, „wie wenig Segen für uns dabei heraus„kömmt, wenn wir uns unter die höhern Stände „miſchen wollen. Erinnerſt Du Dich noch der erſten „glücklichen Jahre, die wir in Mehlbach als einfa„che, gute Landleute verlebten? Wir haben nachher „keine ſo ſorgenfreie frohe Tage wieder geſehen. Und „doch iſt dieß die einzige Lebensart, die für uns und „unſre Kinder taugt. Alles erinnert uns daran, „vor allen Dingen unſer täglich geringer werdendes „Vermögen. Laß uns zu jener Einfalt und Häus„lichkeit zurückkehren, und da es nun bald Zeit iſt, „unſern älteſten Sohn zu ſeiner Beſtimmung vor„zubereiten, ſo laß uns reiflich und ohne Vorurtheil „überlegen, was wir aus ihm machen wollen! Ich „mögte darüber erſt gern Deine Vorſchläge hören; „dann will ich Dir meine Meinung eröffnen.“

Nun kam meine Frau mit allerlei Entwürfen aufgezogen. Ich zeigte ihr bei jedem derſelben die unüberwindlichen Schwierigkeiten, die ein junger

Menſch ohne Vermögen und Verbindungen antreffen müßte; und ſo gelangte ich dann endlich dahin, ihr den Plan, meinen Sohn ein Handwerk lernen zu laſſen, als den ſicherſten zu empfehlen.

Es koſtete harte Kämpfe, ehe ich meine Abſicht erreichte, und ich mußte allen Hausvaters-Ernſt zu Hülfe nehmen, um es durchzuſetzen. Eine Art von Vergleich brachte endlich unſre Unterhandlung zur Richtigkeit. Sie gab nämlich nach, doch unter folgenden Bedingungen: daß erſtlich Gottfried in einer nicht zu nahe gelegnen Stadt ſeine Lehrjahre aushalten, ferner, daß unſern Bekannten von dieſem Plane vorerſt nichts eröffnet werden ſollte und endlich, daß ich ihr dagegen die Erziehung unſrer Tochter gänzlich überlaſſen und mich hierinn gar nicht miſchen wollte. Dieſer letzte Punct des Vergleichs kam mir am ſchwerſten an; allein was ſollte ich machen? Sie war doch einmal Mutter und meinte es gewiß herzlich gut mit den Kindern.

Kaum war dieſe Sache auf's Reine gebracht, als meine Gattinn ſich in der That, aber freilich auf ihre eigne Weiſe, mit allem Ernſt und Eifer der kleinen Julie Bildung angelegen ſeyn ließ. Ich habe ſchon erzählt, daß die Frau von Buttenberg auch eine einzige Tochter hatte. Jedermann ſprach von dieſer als von einem auſſerordentlich liebenswürdigen Kinde; und nun war meiner Frau ganzer Ehrgeiz, oder vielmehr ihre mütterliche Eitelkeit, darauf geſpannt, unſer kleines Mädchen ſo zu erziehen, daß bald die Leute nicht mehr von dem Fräulein reden, ſondern des Amtsraths Guttmann Tochter zum Muſter aufſtellen ſollten. Dieß Unternehmen war indeſſen nicht ſo leicht ausgeführt; die junge Buttenberg zeichnete ſich wirklich ſehr vortheilhaft aus. Sie hatte ihre erſte Bildung einer Verwandtinn, die Stiftsdame war, zu verdanken. Dieſe verſtändige Perſon liebte das Kind und ſah wohl ein, daß es von der Mutter nicht viel Gutes lernen würde. Deswegen bat ſie um die Erlaubniß, es mit in ihr Stift nehmen zu dürfen, welches ihr leicht zugeſtanden wurde. Daſelbſt blieb die Kleine bis in ihr zehntes Jahr, und als darauf die Eltern ſie zurückforderten, ſorgte ihre Wohlthäterinn dafür, daß ſie eine geſchickte Hofmeiſterinn bekam, welche das angefangene gute Werk der Erziehung im väterlichen Hauſe fortſetzte.

Ungeachtet der Entfernung, in welcher, ſeit der Scenen, die ich beſchrieben habe, die beiden Mütter von einander lebten, brachen doch die Kinder ihren Umgang nicht ab, und da mein Plan, Julien als ein einfaches Landmädchen in Natur und Einfalt aufwachſen zu laſſen, wie ich wohl ſah, doch ſcheitern würde, ſo war mir's nicht unangenehm, daß ſie an dem Fräulein eine Geſpielinn fand, von der ſie mit den feinern Sitten nicht zugleich die feinern Untugenden lernen würde.

Die Gerechtigkeit muß ich meiner Frau wiederfahren laſſen, daß unſre Tochter unter ihren Händen bald ſo ausgezeichnete Fortſchritte machte, daß alle Fremde, die uns beſuchten, ſich gern mit dieſem Kinde unterhielten, das ſelbſt mich oft durch ſeinen Witz und die Feinheit ſeiner Urtheile überraſchte.

Bei dem Allen ſeufzte ich oft in der Stille, wenn ich die großen Haufen neuer Bücher da liegen ſah, deren Inhalt jetzt von Mutter und Tochter begierig verſchlungen wurde, und unter welchen viele waren, die wahrhaftig nur dazu dienten, die Phantaſie unnützer Weiſe zu ſpannen, die Seelen zur Empfindelei zu ſtimmen und unmerklich den Geiſt der Abentheuer in dem jungen Mädchen zu erwecken. Da meine Frau gar keinen Umgang hatte, ſo wäre es grauſam geweſen, ihr die Freude zu verſagen, ſich durch Lectüre zuweilen eine angenehme Stunde zu machen. Freund Freimann hatte ſich erboten, alle Bücher, die man fordern würde, zum Durchleſen zu ſchicken. Anfangs miſchte ich mich wohl in die Auswahl; allein man klagte über meine zu ſtrengen Grundſätze, wurde mißlaunig, und verſteckte die Bücher vor mir. Meiner Tochter Herz wendete ſich von mir; ſie fieng an, mich, ihren treueſten Freund, zu fürchten und zu ſcheuen; und ſo wurde ich dann endlich des Predigens müde und ließ die Weiber treiben, was ſie wollten, feſt entſchloſſen, wenn einſt meine Tochter durch das vermaledeiete Romanen-Leſen ſich muthwilliger Weiſe Seelen-Leiden bereiten würde, ſie die Folgen ihrer Thorheiten tragen und mir kein graues Haar darum wachſen zu laſſen.

Wo Vater und Mutter nicht nach einem einförmigen, reiflich durchgedachten, unerſchütterlichen Syſteme handeln; wo Verſchiedenheit von Grundſätzen herrſcht, oder auf Einer Seite gar keine Grundſätze da ſind, und auch nicht einmal ſo viel Scharfſinn, um ſich in das Syſtem des klügern Theils hinein zu denken und ihm wenigſtens keine Hinderniſſe in den Weg zu legen; da kann es mit der Erziehung der Kinder nicht anders als ſchlecht gehen. Unter den überſpannten Ideen, die meine Tochter aus ihrer Romanen-Lectüre geſchöpft hatte, gehörte auch ein hoher Begriff von Freiheit und Unabhängigkeit. Sie äuſſerte oft gegen ihre Mutter: ſie wolle lieber nie in ihrem Leben heirathen und kümmerlich mit ihrer Hände Arbeit ihr Brodt verdienen, als ſich, wie ſie es nannte, zur Sclavinn andrer Leute machen. Zu einer andern Zeit wünſchte ſie ſich einen dummen Mann, der fünf gerade ſeyn und ſie handeln ließe, wie es ihr gefiele. Die Pflicht der Mutter wäre es geweſen, dieſe Irrthümer zu widerlegen, ihr zu zeigen: daß ein weibliches Geſchöpf nie frei ſeyn könne, daß es die Beſtimmung des an Leib und Seele ſchwächern Geſchlechts ſey, immer unter Schutz und Leitung zu ſtehen; daß die Weiber für dieſen anſcheinenden Zwang durch manche andre Vortheile und Privilegien, durch die größere Nachſicht und Ehrerbietung, die man ihnen bezeigt, durch die Befreiung von den ſchwerſten Arbeiten, von Nahrungs-Sorgen und von Verantwortlichkeit, durch Rechts-Wohlthaten und dergleichen entſchädigt werden; daß die Natur ihnen die Mittel verliehen habe, durch ungekünſtelte Reize und ſanfte Ueberredung ſelbſt die ſtrengſte Tyrannei zu bändigen; daß tugendhafte Mädchen, voll Mißtrauen gegen ihre innere Schwäche, zu ihrer eignen Sicherheit, nie wünſchen ſollten, die Bande, welche ſie abhängig von fremdem Willen und fremden Meinungen machen, zu ſchwächen, ſondern ſie vielmehr in ihrer vollen Kraft zu erhalten; daß nichts verächtlicher ſey, als ein Ehemann, der unter dem Pantoffel ſeines Weibes ſteht, oder ſich gar nicht um ihre Schritte bekümmert, und daß dieſe Verachtung immer auf die Frau ſelbſt zurückfalle; daß ein lediges Frauenzimmer, das, um dem Zwange auszuweichen, den Eheſtand fliehen und von ihrer Hände Arbeit leben wolle, ſtets Gefahr laufe, in der Jugend eine ſehr zweideutige und im Alter eine ſehr beklagenswerthe Rolle zu ſpielen; daß das Glück im häuslichen Leben, an der Seite eines Mannes, an den nicht blinde, phantaſtiſche Liebe, ſondern wahre verdiente Achtung und Freundſchaft ſie feßle, ihre erſte, ſüßeſte und heiligſte Beſtimmung als Gattinn und Mutter zu erfüllen, alle Unannehmlichkeiten aufwiege, denen man ſich etwa im Eheſtande ausſetzte. — Das alles hätte die Mutter ihr ſagen ſollen. In meinem Munde klang dergleichen als Vertheidigung, Beſchönigung meiner vermeintlichen Strenge. Allein das geſchahe nicht. Es wurden oft in der Nachbarſchaft Bälle, Schlittenfahrten und andre rauſchende Parthien von der Art veranſtaltet, und als Julie anfing, für ein hübſches, artiges Mädchen zu gelten, ſuchte man ſie immer zu dergleichen lärmenden Feſten mit zuzuziehen. Ich fand es nicht nützlich, ſich dieſen Genuß oft zu erlauben, wäre es auch nur geweſen, um die große Kunſt zu lernen, ruhig entbehren zu können, hauptſächlich aber, weil ſolche Bachanale die Sinnlichkeit junger Leute in Aufruhr bringen, der Geſundheit des Leibes und der Seele gleich gefährlich ſind und den reinen Sinn für die einfachen, ſtillen, häuslichen Freuden abſtumpfen. Meine Gattinn, ſtatt mich hierinn zu unterſtützen, beförderte vielmehr die kleinen ſchiefen Wege, die angewendet wurden, mich durch das Vorwort von Fremden oder auf andre Weiſe in ſolche Lagen zu ſetzen, daß ich, ohne für einen Freudenſtörer und wunderlichen Grillenfänger zu gelten, dergleichen Anträge nicht wohl ausſchlagen konnte. Man nahm das Syſtem an, mir ſolche Anträge zu thun, wenn ich bei gutem Humor wäre, und befeſtigte dadurch in dem Kinde den Gedanken, daß ich nach Launen handelte. Das ermüdete mich endlich; ich ließ alles gehen, wie es gehen wollte, aber ich fühlte, daß mein ſonſt ſo liebes Kind meinem Herzen fremd wurde.

Mehr ungetrübte Freude erlebte ich an meinen guten Knaben, vorzüglich an dem älteſten, der ſich nur ſchon den Jahren näherte, in welchen ſich die Vernunft entwickelt. Er war ein Junge von gradem Sinne, hellem Blicke; dabei geſund, freimüthig, beſcheiden, arbeitſam, einfach, und es koſtete mich gar keine Mühe, ihn zu bewegen, ſich zu der Lebensart zu entſchließen, die ich für ihn erwählt hatte. Er war grade funfzehn Jahr alt, als unſer treuer Hauslehrer eine Bedienung antrat. Ich hielt alſo dieſe Zeit für die beſte, ihn einem geſchickten und verſtändigen Tiſchler-Meiſter in Nordhauſen, mit dem ich ſchon Abrede genommen hatte, in die Lehre zu geben. Die fernere Erziehung des jüngſten Sohns, Daniels, den ich zum Landwirthe beſtimmt hatte, nahm ich mir dann vor, ſelbſt zu vollenden.

In dieſer Zeit verließ die gute Erzieherinn, von der ich ſchon einmal geredet habe, das buttenbergiſche Haus, und die Kammerherrinn beſchloß, auf den Rath guter Freunde, ihre Tochter in der Reſidenz in Penſion zu geben. Meine Frau, die auf keine Weiſe hinter der adlichen Dame in Sorgfalt für ihr Kind zurückbleiben wollte, ſtellte mir mit aller möglichen Redſeligkeit die Vortheile vor, die unſrer Julie dadurch erwachſen könnten, wenn wir ſie in dieſelbe Koſt-Schule ſchickten. Dort, meinte ſie, würde das Mädchen erſt vollkommen den Ton annehmen, der ihren übrigen Talenten zur Folie dienen müßte, um einſt einem angeſehenen und wakkern Manne in die Augen zu leuchten, und ihr den Weg zu einem glänzenden Glücke zu bahnen. Dort könne ſie ſich Fertigkeit in ausländiſchen Sprachen, in ſchönen Künſten und in feinern weiblichen Hand-Arbeiten erwerben. — Was ſollte ich thun? ich gab meine Einwilligung. Doch erkundigte ich mich vorher genau nach dem Rufe der Vorſteherinn jener Anſtalt. Nun! ſie war freilich keine Rudolphi — und wo findet man auch eine Erzieherinn, die man dieſem vortrefflichen Frauenzimmer an die Seite ſetzen könnte; die ſo ganz für dieß ſchwere Geſchäft geboren zu ſeyn ſchiene, ſich ihm ganz aufopferte, nur für ihre Zöglinge lebte, ihnen ſo ganz Mutter, Lehrerinn, Freundinn wäre, wie unſre edle Rudolphi in Hamburg? allein jene Frau, der wir unſre Tochter anvertrauen wollten, (ſie war die Wittwe eines Predigers) wurde mir doch von verſtändigen Leuten ſehr gelobt und hatte, beſonders an ſolchen Kindern, die früh genug und unverderbt in ihre Hände gekommen waren, Proben von ihrer Geſchicklichkeit als Erzieherinn gezeigt.

Gern hätte ich das Urtheil meines Freundes Freimann über Madam Bartels Inſtitut vernommen; aber leider! als ſchon mein Brief an ihn desfalls abgeſchickt war, erhielt ich die traurige Nachricht, daß dieſer würdige Mann plötzlich an einem Schlagfluſſe geſtorben ſey. Ich weihete der Freundſchaft ſehr aufrichtige und bittre Thränen, und rüſtete mich dann zur Reiſe, um meine Tochter in die Reſidenz zu begleiten und hierauf mit meinem Sohne Gottfried weiter nach Nordhauſen zu ziehen.

Vierzehntes Kapitel.

Unerwartete Zuſammenkunft mit einem alten Freunde, der ſeine Begebenheiten erzählt.

Madam Bartels machte einen Unterſchied unter Zöglingen, deren Erziehung von der frühen Jugend an ihr aufgetragen war, und unter erwachſenern, ſchon ausgebildetern Koſtgängerinnen, die ihr nur anvertrauet wurden, um in der Reſidenz ihre Sitten zu verfeinern und einen Unterricht zu genießen, den man ſich auf dem Lande und in kleinern Städten nicht verſchaffen kann. Was dieſe Letztern betrifft, unter welche auch meine Tochter und das Fräulein von Buttenberg zu rechnen war, ſo machte ſie ſich zu weiter nichts verbindlich, als ſo viel möglich über ihre moraliſche Aufführung zu wachen und zu ihrer fernern Ausbildung ihnen mit ſo gutem Rathe beizuſtehen, als ſie gutwillig anzunehmen geneigt ſeyn würden. Dieß war vernünftig. Ueberhaupt gefiel mir, was ich in ihrem Hauſe ſah, ganz gut; aber freilich läßt ſich eine ſolche Erziehungs-Anſtalt nur unvollkommen nach demjenigen beurtheilen, was ein Fremder bei dergleichen kurzen Beſuchen darinn gewahr wird. Ich kenne Inſtitute, in welchen man ſich vortrefflich auf das Paradiren verſteht.

Nachdem ich Julien ihrer Führerinn überliefert und dem jungen Mädchen ein Paar kräftige Vermahnungen, die vermuthlich vier und zwanzig Stunden nachher vergeſſen waren, zurückgelaſſen und dann mit traurigem Herzen einen Beſuch bei der Wittwe meines Freundes Freimann abgeſtattet hatte, reiſte ich mit meinem ehrlichen Gottfried nach dem Orte ſeiner Beſtimmung. Dort fand ich an dem Tiſchler-Meiſter Martin einen ſtattlichen Mann, von gradem Sinne, biederm Herzen und ungezwungenen, anſtändigen Sitten. In ſeinem Hauſe herrſchten Reinlichkeit, Ordnung und bürgerlicher Wohlſtand, ohne Luxus. Das alles übertraf bei weitem meine Erwartung, und ich verließ Nordhauſen, ohne die geringſte Beſorgniß über das Schickſal meines Sohns.

Weil ich zur Rückreiſe den gradeſten Weg wählte, ſo kam ich über Göttingen. Es war in der Abend-Dämmerung, als ich in dem Gaſthofe zur Krone abſtieg, und die erſte Perſon, die mir in der Thür begegnete, war ein alter, treuer Bedienter, den einſt mein Jugend-Freund Fürſtenruf mit auf die Univerſität genommen, und den ich, obgleich ich ihn in ein und zwanzig Jahren nicht geſehen hatte, dennoch augenblicklich wieder erkannte. Ich fragte nach ſeiner jetzigen Lage und erfuhr mit Vergnügen, daß er noch immer in deſſelben Herrn Dienſten wäre, und daß ich die Freude haben könnte, dieſen noch heute zu ſehen, da er ſeit geſtern in dem Gaſthofe wohnte, indem er, auf einer Rückreiſe von einem Beſuche begriffen wäre, den er ſeiner Frau Mutter, der Oberhofmeiſterinn in ***, abgeſtattet hätte.

Ich würde es vergebens verſuchen, die frohen Gefühle zu ſchildern, die ſich meiner bei dieſer Nachricht bemeiſterten. Es bleibt doch gewiß, daß tugendhafte Verbindungen, die in der Jugend geſchloſſen werden, inniger und dauerhafter ſind, als die Bande der Verhältniſſe, welche man in ſpätern Jahren knüpft. Man giebt ſich dann nicht mehr ſo mit unbefangner Seele hin in einem Alter, wo Vernunft, Erfahrung und verwöhnter Genuß uns vorſichtiger, ekler und egoiſtiſcher gemacht haben. Mit dem Gedanken an meinen Karl erwachten zugleich alle die ſüßen Erinnerungen an die ſeligen Tage meiner unverkümmerten Jugend. Es ſtieg auch gar kein Zweifel bei mir auf, ob Er dieſe Empfindungen mit mir theilen würde, und die Ahnung meines Herzens betrog mich nicht. Mein Freund empfing mich mit der wärmſten Zärtlichkeit; lange hingen wir ſprachlos Einer an des Andern Halſe und weinten Thränen der Wonne, bis wir uns endlich gefaßt hatten und nun unzählige Fragen über unſre beiderſeitigen Schickſale den Anfang zu einer Unterredung machten, die wir bis ſpät in die Nacht hinein fortſetzten. Bald kamen wir auch wieder in den vertraulichen Ton von Du und Du hinein, und da war es uns, als ſäßen wir noch mit einander in Mehlbach im Schatten der hohen Lindenbäume, hinter dem Pachthofe, wo wir ſo gern in den kühlen Sommer-Abenden unſer Weſen trieben, wenn wir dem Getümmel entflohen waren, das in dem Hauſe des Geſandten in ſeinen glänzenden Tagen zu herrſchen pflegte.

Ungeachtet der Liebe nun, mit welcher mein Freund mich bewillkommte, fand ich ihn doch im Ganzen verſchloßner, in ſich gekehrter und weniger lebhaft, als er mir ſeinen Jahren nach, wenn ich an das natürliche Feuer ſeines Temperaments dachte, hätte ſeyn ſollen. Ich urtheilte daraus, daß mancherlei Seelen-Leiden ihn herabgeſtimmt haben müßten und das machte mich um ſo begieriger, ſeine Geſchichte zu hören. Da aber meine Begebenheiten kürzer zuſammenzufaſſen waren, als die ſeinigen, ſo fieng ich zuerſt an, ihm zu berichten, wie es mir während der langen Zeit, in welcher wir nichts von einander gehört hatten, gegangen war. Indeſſen berührte ich, aus Zartgefühl, nur leiſe den Verluſt des größten Theils meines Vermögens, den ich durch den Concurs, welchen ſein Vater gemacht, erlitten hatte. Dann traf ihn die Reihe zu erzählen, und er begann, wie folgt:

„Es würde jetzt zu ſpät ſeyn, zu unterſuchen, wie es gekommen iſt, daß ſeit unſern Univerſitäts-Jahren ſo alle äuſſere Verbindung unter uns hat aufhören können. Der Krieg unterbrach zuerſt unſern Briefwechſel und, wie es dann geht, iſt einmal eine Lücke darinn gemacht, ſo hält es ſchwer, wieder anzuknüpfen. Man hat ſo viel nachzuholen; man weiß nicht, wo man anfangen ſoll. Auch häuften ſich bei mir bald Begebenheiten ſo ſehr und ich gerieth in einen ſolchen Strudel von Geſchäften, Unruhen und Zerſtreuungen, daß ich daran verzweiſeite, Dir in einem Tone ſchreiben zu können, den Du nicht vielleicht mißverſtehn würdeſt, und ich hatte ja nicht Muße und Seelenruhe genug, Dir die Geſchichte meines Herzens an einen Faden zu reihen, den Du hätteſt verfolgen mögen. Ich wartete alſo immer auf den Augenblick, der nun gekommen iſt, wo ein guter Genius uns unverhofft wieder zuſammenführen würde."

„Mein Aufenthalt in Leipzig und nachher der in Leiden waren nicht reich an Ereigniſſen, die des Erzählens werth wären. Daß ich übrigens ſchon in dieſer Periode meines Lebens manche unangenehme Erfahrung machte, das will ich nur im Vorbeigehen anführen. Mein noch ganz argloſes, für Liebe und Freundſchaft empfängliches Herz, wurde von verkehrten, eigennützigen Menſchen vielfältig gemißbraucht, ohne daß ich deswegen im Ganzen vorſichtiger und kälter geworden wäre. Ich glaubte nur, aus Mangel an Erfahrung in der Wahl geirrt zu haben, und mein treuer Freund und Führer Schmidt, (der, noch ehe ich Leiden verließ, daſelbſt eine Profeſſur erhielt, wo er noch jetzt, zufrieden mit ſeinem Zuſtande, lebt) blieb dem Plane getreu, ſich nicht anders in meine Herzens-Angelegenheiten zu miſchen, als wenn er bemerken würde, daß meine Lebhaftigkeit mich zu Schritten verleitete, die gefährliche Folgen für mein ganzes künftiges Leben haben könnten. Uebrigens ließ er mich ungehindert auf dem Wege der Erfahrung fortgehn, feſt überzeugt, daß auf dieſem Wege allein wahre practiſche Weisheit zu erlangen iſt."

„Gleich nach geſchloſſenem Frieden fand es mein verſtorbener Vater für gut, mich an den Hof des Fürſten von * * * zu bringen, wo ich zugleich in einem Juſtiz-Collegio angeſetzt wurde. Da kam ich nun in eine für mich ganz neue Welt, in welcher ich jedoch nicht ohne Glanz auftrat; denn da ich Anfangs ohne Gehalt diente, gab mir mein Vater, ungeachtet ſeiner ſehr eingeſchränkten Vermögens-Umſtände, einen anſehnlichen jährlichen Zuſchuß, und am Hofe und in der Stadt wurde ich mit Auszeichnung behandelt, weil man mich für einen reichen und in großen Verbindungen ſtehenden jungen Mann hielt.“

„Dennoch würden meinem freien Sinne der Zwang, der Flitterglanz und die Einförmigkeit des Hoflebens unerträglich geweſen ſeyn, wenn nicht mein Herz durch die ſanften Bande der Liebe an einen Gegenſtand wäre gefeſſelt worden, den ich täglich auf dem Schloſſe zu ſehen das Glück hatte, und der mir die alte langweilige Fürſten-Reſidenz in einen Feen-Pallaſt verwandelte. Dieſer Gegenſtand war das Fräulein Louiſe von Korf, zweite Hof-Dame der Fürſtinn. Glänzender und, dem gemeinen Urtheile nach, ſchöner, witziger, cultivirter, unterhaltender, als ſie, war die ältere Hofdame, Comteſſe Merani; auch machte ſie auf die mehrſten Männer ſchnellere Eindrücke. Sie war von ihrer erſten Jugend an für die große Welt erzogen worden, hatte den feinſten Hofton und alle Künſte der ſtudierteſten Seelen-Coketterie in ihrer Gewalt. Dagegen war Louiſe ganz Kind der Natur, ſo einfach, ſo ungeſucht, ſo forderungslos, bei ſo viel ächter Grazie und Würde, und dabei ihre Seele ſo empfänglich für alles Edle, Große und Gute; ihr Geiſt ſo hell, ihre Gemüths-Stimmung ſo ruhig, heiter und froh — ach! es war ein herrliches Geſchöpf! Ich merkte bald, daß ſie, ſo wenig wie ich, zum Hofleben geſchaffen war. Vergebens hatte ſie, ſeitdem ihre Familie ſie, als eine Waiſe ohne Vermögen in dieſe Laufbahn gebracht, ſich nach einer verſchwiſterten, mit ihr ſympathiſirenden Seele umgeſehn. Sie ſtand allein da; jedermann nannte ſie das gute Kind; aber ihren hohen Werth wußte nicht Einer zu ſchätzen. Wir fanden uns und die auffallende Aehnlichkeit unſrer Denkungsart und Neigungen, ſelbſt in den kleinſten unbedeutendſten Dingen, obgleich oft meine Heftigkeit mit ihrer Sanftmuth zu contraſtiren ſchien, knüpfte bald das heiligſte Bündniß unter uns. Wir liebten uns; wir gehörten einander an, ohne das Bekenntniß davon über unſre Lippen gebracht zu haben. Welche ſelige Tage für mich! wie wohlthätig für meine Moralität, für mein ganzes Weſen! — Warum mußte ich ſelbſt dieſen ſchönen, dieſen erſten und letzten glücklichen Traum meines Lebens zerſtöhren? Aber das Schickſal wollte es ſo und mein damals ſo ungeſtümes Temperament vernichtete die Ausſichten von häuslicher Glückſeligkeit, die meiner gewartet haben würden, wenn dieſer Engel die Gefährtinn meines Lebens geworden wäre.“

„Obgleich mein Vater die wahre Lage ſeiner zerrütteten Vermögens-Umſtände vor mir verhehlte, ſo merkte ich doch wohl, daß es damit nicht vollkommen gut ausſehen müßte, und in dieſer Meinung wurde ich beſtärkt durch die Ermunterung, die er faſt in jedem ſeiner Briefe wiederholte, mich nach einer reichen Frau umzuſehen. Hierzu nun fühlte ich mich um ſo weniger geneigt, ſeitdem mein Herz nicht mehr frei war. Ich hatte die Ausſicht zu einer anſehnlichen, mit guter Beſoldung verknüpften höhern Stelle in dem Juſtiz-Collegio, in welchem ich mit Beifall meiner Obern arbeitete, vor mir; und wenn ich das erlangt hätte, war ich gewiß, daß meine Freundinn ein mäßiges Auskommen an meiner Seite dem beſchwerlichen Hofleben und allen andern Erwartungen vorziehen würde.“

„Dieſen Plan theilte ich Louiſen offenherzig mit und verſchwieg ihr nicht, daß ich auf eignes Vermögen wenig würde rechnen dürfen. Weil es indeſſen ungerecht geweſen ſeyn würde, wenn ich ſie an mein Schickſal, das doch noch immer ungewiß war, hätte feſſeln wollen; ſo erklärte ich ihr, daß nur ich an mein Wort gebunden ſeyn, ſie aber ihre ganze Freiheit behalten ſollte. Die gute Seele verſprach aber dennoch, nie einem Andern ihre Hand zu geben, wenn ſie nicht die Meinige werden könnte.“

„Eine ſo edle Hingebung hätte mir die zarteſte Behandlung von meiner Seite zur Pflicht machen müſſen; aber mein heftiges, unruhiges Gemüth, der Drang, Allen alles ſeyn zu wollen und in Freundſchaft und Liebe keine Art von Theilung, auch nicht dem Scheine nach zu ertragen, machte mich zu ihrem Tyrannen. Ich plagte ſie unaufhörlich mit meinen eiferſüchtigen Grillen. Sie ſollte nur für mich freundliche Augen, Worte und Blicke haben. Es iſt wahr, daß ich von ihr nicht mehr verlangte, als ich ſelbſt erfüllte; allein von einem weiblichen Geſchöpfe, durch deſſen Seelen-Gewebe doch immer ein feiner Faden von Coketterie mit durchläuft, ſo viel Aufopferung zu fordern, das iſt grauſam; auch übertrieb ich mein Mißtrauen oft bis zur Lächerlichkeit."

„Dennoch ertrug das liebe Mädchen alle dieſe Mißhandlungen mit immer gleicher Geduld, und wenn auch zuweilen ihre Empfindlichkeit erwachte, und es dann zu einem Zwiſte unter uns kam, ſo reichte ſie doch immer zuerſt die Hand zur Verſöhnung."

„Bis jetzt war meine Eiferſucht doppelt albern geweſen, da der ganze Hofſtaat aus Menſchen beſtand, die einem Mädchen von Louiſens Zartgefühle unmöglich Intereſſe einflößen konnten. Nun aber kam der junge Graf Geldern von Reiſen an den Hof des Fürſten zurück, bei welchem er Kammerherr war. Dieſer in der That liebenswürdige und achtungswerthe Jüngling behandelte bald das Fräulein von Korf mit vorzüglicher, aber beſcheidener Auszeichnung. Wer konnte billigerweiſe fordern, daß ſie ſeine Aufmerkſamkeit mit Grobheit zurückſtoßen ſollte? Es war nicht gewiß, ob der Graf mit dieſer ſehr unſchuldigen Galanerie ernſthafte Abſichten verbände. Aber wenn auch das geweſen wäre! Wer konnte es ihm wehren? Oeffentliche Anſprüche hatte ich auf das Fräulein nicht, und ein Cavalier von ſeinen Vorzügen, und, was in der Welt keine Kleinigkeit iſt, reich, wie er es war, durfte doch wohl ſein Heil bei einer armen Hofdame verſuchen. Allein eben dieſe Vorzüge, die ich nicht verkennen konnte, waren das, was mich in ſo große Unruhe ſetzte. Sie ſchienen meine Ahnung, daß er mir Louiſens Herz rauben könne, zu rechtfertigen. Ich begieng tauſend lächerliche und beleidigende Thorheiten, zu welchen mich die Eiferſucht verleitete, und die, wenn meine Freundinn wirklich zwiſchen mir und dem Grafen gewankt hätte, wenigſtens nicht dazu hätten dienen können, mich in ein vortheilhaftes Licht zu ſtellen, um mir den Triumph über meinen Nebenbuhler zuzuſichern.“

„Auch die geduldigſte Sanftmuth wird endlich durch gehäufte Mißhandlungen aus ihrem Gleichgewichte gebracht. Eine Scene, an die ich nicht ohne Demüthigung zurückdenken kann, und in welcher ich mich auf die ungeſchliffenſte Art öffentlich am Hofe gegen Louiſen vergaß, reizte dieſe endlich auch zum Zorne, und es kam zu einem förmlichen Bruche.“

„Noch wäre eine Verſöhnung leicht zu bewirken geweſen, wenn eine redliche Seele ſich Unſrer angenommen hätte; aber die Bosheit und Schadenfreude hatten mit lauernden Augen nur dieſes Augenblicks geharrt, um zwei für einander geſchaffene Herzen auf immer zu trennen. Ein falſcher Freund unter den Hofleuten, der Einzige, zu dem ich einiges Zutrauen hatte, und dem ich mich jetzt in dem Bedürfniſſe mich mitzutheilen, ganz in die Arme warf, ſchüttete Oel zum Feuer und ſuchte meinen Argwohn gegen Louiſens Treue durch Läſterungen in Gewißheit zu verwandeln, indeß ein ränkevolles Weib dieß Geſchäfte vollendete.“

„Die Gräfinn Merani fühlte, obgleich ihr von den mehrſten Männern vorzüglich gehuldigt wurde, dennoch mit bitterm Neide das ganze Gewicht der wahren Vorzüge des Fräuleins von Korf. Jetzt, glaubte ſie, ſey der Augenblick da, ſich darum an ihr zu rächen und dieſen ließ ſie nicht vorübergehen. Zuerſt drängte ſie ſich mir als theilnehmende Freundinn auf, klagte mit mir, ſprach von zu ſtiftender Verſöhnung, ſuchte mich aufzuheitern, bewies mir alle nur erſinnliche Aufmerkſamkeit. Dann miſchte ſie nach und nach Gift unter den Balſam, womit ſie meine Schmerzen lindern zu wollen vorgab. Als ich bemerkte, daß Louiſe unruhig über meine neuen Verhältniſſe mit der Gräfinn wurde, war ich thöricht genug, öffentlich den Schein der Vertraulichkeit in meinem Umgange mit dieſer anzunehmen und zu affectiren, ihr die Cour zu machen. Bald wurde aus dieſem Spiele Ernſt und kurz! — denn warum ſollte ich Dich länger mit der Erzählung meiner Thorheiten und der Buhlkünſte eines ränkevollen Weibes aufhalten? ich verſtrickte mich ſo feſt in den Schlingen dieſer ausgelernten Cokette, daß an keine Rückkehr zu meiner, auf's Aeuſſerſte gekränkten und verſchmäheten Freundinn mehr zu denken war. Sie trauerte innerlich, betrug ſich aber edel und mit Würde. Briefe und Geſchenke wurden unter uns ausgewechſelt und ich hatte die Ehre, vom ganzem Hofe für den Anbeter, und begünſtigten Liebhaber der Comteſſe Merani zu gelten.“

„Sobald es ſo weit gekommen war, fing Louiſe an, den Grafen Geldern mit der äuſſerſten Zurückhaltung zu behandeln und ſchlug auch ſeine Hand, die er ihr antrug, aus. Jetzt fühlte ich zu ſpät, wie ſehr ich ihr Unrecht gethan hatte; aber ich übertäubte mich. — Laß mich über dieſe unangenehmen Erinnerungen hinwegeilen! — Mir giengen bald die Augen völlig auf. Als die Gräfinn ihr Werk vollendet hatte, ſchonte ſie meiner nicht länger, ſondern zeigte ſich in ihrer wahren Geſtalt. Es war noch eben Zeit, als ich ihren ſchändlichen Umgang mit einem Hof-Lakayen entdeckte, vor dem Abgrunde umzuwenden, in welchen ſie mich vielleicht geſtürzt hatte; aber es war zu ſpät, wieder zu Louiſen zurückzukehren. Sie hatte den Bitten ihrer Familie und vielleicht der Verzweifelung nachgegeben, und war die Gemahlinn des alten Geheimenraths von Meinau geworden. Gegen dieſen reichen und dabei redlichen Mann erfüllte ſie alle Pflichten einer treuen Gefährtinn, Hausfrau und guten Mutter ſeiner, aus der erſten Ehe erzeugten Kinder. Sie hatte es ihm nicht verſchwiegen, daß ſie ihm eben ſo wenig ein freies Herz, als einen Brautſchatz zubringen könnte; aber er fühlte ſich unendlich glücklich an ihrer Seite. Erſt vor anderthalb Jahren hat er ſie, wohl verſorgt, als Wittwe zurückgelaſſen.“

„Aber es iſt ſchon ſpät, mein Lieber! und Du biſt müde von der Reiſe. Morgen, wenn du Geduld haſt, mir zuzuhören, will ich Dir den Reſt meiner Begebenheiten erzählen, und ich verſpreche Dir, dann weniger weitläuftig zu ſeyn.

Funfzehntes Kapitel.

Fortſetzung der Geſchichte des Herrn von Fürſtenruf.

Es war weder meines Freundes Fürſtenruf, noch meine Abſicht geweſen, länger als eine Nacht in Göttingen zu verweilen Allein jetzt, da wir uns ſo unverhofft dort wiedergefunden hatten, konnten wir uns unmöglich entſchließen, nach einer Unterredung von wenigen Stunden uns wieder zu trennen. Wir blieben alſo den ganzen folgenden Tag beiſammen, ohne den Gaſthof zu verlaſſen, und er fuhr fort, mir ſeine Geſchichte zu erzählen, womit der Morgen und ein Theil des Nachmittags unvermerkt hingieng. Hier iſt das, was er mir mittheilte:

„Nach allem", ſprach mein Freund, „was ich in *** erlebt hatte, war mir der Aufenthalt an dem Hofe, wo jeder Gegenſtand traurige und verdrießliche Erinnerungen in mir zurückrief, zu einer wahren Hölle geworden. Indeſſen litten es meine Vermögens-Umſtände nicht, und meine Eltern würden nie dazu eingewilligt haben, daß ich die Dienſte, ohne andre gute Verſorgung, aufgegeben hätte. Aus dieſer Verlegenheit zog mich die Ankunft des Herzogs von ***, der mich kannte, mir wohlwollte und mir ſchon einmal den Antrag hatte thun laſſen, in ſeine Dienſte überzugehen. Ich hatte dieſe ſeine Aufmerkſamkeit auf meine geringe Perſon eigentlich nur meinen muſikaliſchen Talenten zu danken, die in ſeinen Augen einem Manne einiges Gewicht gaben. Ueberhaupt aber pflegen benachbarte kleine Höfe ſich ganz gern einander brauchbare Leute, oder die ſie dafür halten, wegzukapern. Ungeachtet der gegenſeitigen Freundſchafts-Verſicherungen und öftern Beſuche, fehlt es doch nie an Eiferſucht und Zwiſt unter ihnen, und da ſie zu ohnmächtig ſind, nach dem Beiſpiele der größern Potentaten, ſich einander Provinzen zu rauben, ſo laſſen ſie es bei kleinern Neckereien bewenden Der Herzog ernannte mich, ſobald ich meinen Abſchied genommen hatte, zum Regierungsrathe und Kammerjunker.“

„Mein feuriges Temperament, das mich raſtlos trieb und aus dem gemeinen Gleiſe herausdrängte, erfüllte mich jetzt mit dem Gedanken, als Geſchäftsmann zu glänzen, eine Rolle im Staate zu ſpielen; und da Liebe und Freundſchaft mir den Rücken gekehrt hatten, ſo wurde Ehrgeiz der Abgott, dem ich meine ganze Thätigkeit weihete; allein ich war noch zu unbekannt mit dem ſchlüpfrigen Boden, auf welchem ich meine Evolutionen machen wollte, um nicht bei jedem Schritte auszugleiten.“

„Die große Kunſt, wodurch alle Practiker, in dem an ſich ſehr langweiligen und elenden, aber darum nicht weniger hohen und ruinoſen Spiele des Hoflebens um Gut und Ehre, über den Neuling ſiegen, beſteht in der Kälte, Vorſicht und Verſchloſſenheit, mit der ſie die Karten miſchen, an ſich halten und ihr Spiel zu verbergen verſtehen, indeß Jener den Nachbar in ſeine Blätter ſchauen läßt und was dadurch nicht ſichtbar wird, durch ſeine unruhigen Blicke und Mienen offenbart. Ich legte dann auch in alles, was ich that und trieb, zu viel Herz hinein, glaubte äuſſerſt mißtrauiſch und zurückhaltend geworden zu ſeyn, und gab mich doch jedem Schalke preis, der meine Eitelkeit zu kitzeln, oder mich in Feuer zu ſetzen und zur Geſchwätzigkeit zu verleiten wußte. Mein argloſes Herz verachtete alle ſchiefen Wege, widerſetzte ſich in Wort und That jedem Unrecht und Betruge, griff muthig und öffentlich die verkappte Bosheit, wichtigthuende Dummheit und Heuchelei an; und ſo ging es dann ſehr natürlich zu, daß bald die ganze Rotte von Schöpſen und Schurken, unverabredet in ein Bündniß, wenigſtens zur Wachſamkeit gegen mich, trat.“

„Der Herzog war ein alter untheilnehmender Weltmann, der vielleicht nie, ſeit ſeinen Kinder-Jahren, reines Wohlwollen für irgend ein lebendiges Weſen empfunden hatte. Allein wer ihn angenehm unterhielt, mit dem machte er ſich viel zu ſchaffen, und man durfte nur ſeine Schwächen und ſeinen Hang zum Müſſiggange und zu einem, bloß den ſinnlichen Freuden gewidmeten Leben nützen und nähren, um ihn zu lenken, wohin man wollte und alles von ihm zu erlangen. Nur mußte es ſo angefangen werden, daß dieſe Gewalt nicht zu merklich wurde; denn der Herzog meinte immer, er ließe ſich von niemand regieren, that auch nicht ſelten das Gegentheil von dem, was man ihm geradezu vorſchlug und ſahe es nicht ungern, wenn ſeine Leute unter einander durch Uneinigkeit und Eiferſucht getrennt waren, weil er dann durch den Einen hinter die Schliche des Andern zu kommen hoffte. Uebrigens war er gegen Jeden gleich höflich und freundlich, ohne Hingebung und hatte eben das huldreiche Geſicht für den, deſſen Verabſchiedung er in der folgenden Stunde unterſchreiben wollte, als für den, welchem er Beförderung oder Zulage zu verwilligen im Begriff ſtand.“

„Daß ich eben nicht geſchaffen war, der Liebling eines ſolchen Menſchen zu werden, mich in ſeinem Dienſte empor zu ſchwingen und zu bereichern, das wirſt Du Dir, der Du mich von Jugend auf kennſt, leicht ſelbſt ſagen. Indeſſen täuſchte ich mich doch mit einem Theile dieſer Hoffnungen. Wirklich ſchien der Herzog ſich an meinen Umgang zu gewöhnen; meine Lebhaftigkeit, Offenherzigkeit und Gradheit machten ihm — Spaß. Mit meinem bischen Witz, den er zur Satyre über Leute, gegen die er, wenn ſie vor ihm ſtanden, äuſſerſt freundlich war, zuzuſpitzen ſuchte, und mit meinen kleinen Talenten vertrieb ich ihm die Zeit ganz angenehm, und als er merkte, daß ich zahlreiche Feinde unter den Hofſchranzen hatte, ſo affectirte er, viel auf mich zu halten, um das Vergnügen zu genießen, ihre Eiferſucht noch mehr zu erregen. Ich glaube auch wohl, daß ich damals ſo viel Gewicht über ihn gehabt hätte, Andern ſchlimme Dienſte zu leiſten, wenn das meiner Denkungsart gemäß geweſen wäre; allein ich kann mich leider! nicht rühmen, irgend etwas Böſes gehindert zu haben, obgleich ich nichts Geringeres träumte, als der Reformator des ganzen Regierungsweſens und der Wohlthäter der in der That fürchterlich gedrückten und belaſteten Unterthanen zu werden.“

„Deſto beſſer verſtand der Miniſter von Erlenbach die Kunſt, den Herzog nach ſeiner Weiſe zu drehen und zu wenden. Mir iſt nie wieder ein Schalk vorgekommen, der ſein Spiel ſo künſtlich hinter der Larve der unbefangenſten Luſtigkeit, des ſorgloſeſten Leichtſinns, der Unthätigkeit und Inconſequenz zu verſtecken wußte, als dieſer ſpaßhafte Böſewicht. Er affectirte gewiſſe Thorheiten an ſich zu haben, weswegen ihn der Herzog perſiffliren konnte. Vor allen Dingen ſpielte er die Rolle des Stutzers bei den Damen, lief des Morgens zu ihnen Allen herum, begleitet von ſeinem Kammerdiener, der ihm (weil er in dem Rufe ſtand, vorzüglich gut die Chocolade zu bereiten) Kanne und Querl nachtragen mußte. Dieſe und ähnliche Narrheiten zogen die Aufmerkſamkeit der Kurzſichtigen von ſeinen ſehr ernſthaften Schritten ab. Aber im Lande kannte man ihn und fluchte ihm und wußte, daß er, der auch ſeinen Geldbeutel nicht vergaß, Schuld an den unerhörten Erpreſſungen, Bedrückungen und Ungerechtigkeiten war, wodurch ſich die Regierung des Herzogs auszeichnete.“

„Dieſen Unhold zu ſtürzen, hielt ich für das größte Verdienſt, das ich mir erwerben könnte. Ich ſammelte Nachrichten über die grauſamen Behandlungen, welche ſich, mit des Miniſters Genehmigung, die Beamten gegen die armen Landleute erlaubten, und über die Zurückſetzung der rechtſchaffenſten und geſchickteſten Männer in den Collegien, die aber nicht zu des Herrn von Erlenbach Verſchwörung gehörten. — Es waren lauter bewieſene, offenbare Thatſachen und ich wagte es, ſie dem Herzoge, als ich einſt bei ihm allein war, in einem Aufſatze vorzulegen, zu dem ich die rührendſten mündlichen Vorſtellungen hinzufügte; allein ich fand mich in meinen Erwartungen von der Wirkung dieſes Schrittes ſehr betrogen. Mit untheilnehmenden und verdrießlichen Blicken durchlief der Fürſt die ihm vorgelegten Papiere. — Er blätterte nur darin — dann legte er das Ganze auf die Seite und ſagte trocken: „Sie würden beſſer thun, wenn Sie Sich in dergleichen „Händel nicht miſchten. Sie überſehen das „Ganze nicht und es iſt nicht Ihr Beruf. Es giebt „immer etwas zu klagen; man kann es nicht allen „Leuten recht machen. Arbeiten Sie nur ferner in „dem, was Ihnen aufgetragen wird!“ Und damit war alles vorbei; der Herzog zeigte ſich ſo freundlich wie vorhin, und ich bin überzeugt, daß er meinen Aufſatz dem Miniſter mitgetheilt hat. Der Mann war ihm in ſo fern unentbehrlich geworden, daß er alle Arbeit von ihm entfernte, ihm jede Anſtrengung erſparte und immer Geld herbeiſchaffte.“

„Am empfindlichſten für meine Eitelkeit war es, daß der Herr von Erlenbach, der gewiß wußte, wie ſehr ich ihn haßte, ſich nicht einmal die Mühe gab, mich für wichtig genug anzuſehen, um mich zu verfolgen. Er behandelte mich, wie einen jungen Menſchen, gieng auf einen ſcherzhaften Fuß mit mir um und perſiflirte mich nicht ſelten an der Tafel, indem er mich in Feuer ſetzte und mich dann mit der ſchneidendſten Kälte den faden Spöttereien der Hofleute preisgab. Meine Gegenwart des Geiſtes war dahin und mein Witz verſtummte, wenn mein Gefühl für das Gute und Große auf dieſe Weiſe gekränkt wurde, und vergebens ſah ich mich in dem ganzen Cirkel nach einem Weſen um, das mich verſtanden und mir die Hand gereicht hätte.“

„Endlich that ich, was ſo mancher beſſere, zum Hofleben verdammte Menſch thut, ich verſchloß mich in mich ſelbſt, ließ alles gehn, wie es gieng, redete nur von unbedeutenden Dingen, witzelte, wie die Andern (denn das war der Ton an unſerm Hofe, daß man ſich mit ſogenannten Saillien, unerwarteten Repartien, bizarren Einfällen, Wortſpielen und ſolchen Poſſen einander herumjagte), und bald ſah ich dem übrigen Hof-Pöbel ſo ähnlich, daß es keinem verſtändigen Fremden, deren doch zuweilen Einige zu uns kamen, eingefallen ſeyn würde, mich für etwas Beſſeres zu halten, als für einen ächten Kammerjunker. Ja! weil mein edler Ehrgeiz mich auf einer würdigern Laufbahn nicht fortbrachte, ſo ſuchte ich etwas darinn, durch Witz hervorzuglänzen, und fühlte eine Art von Behaglichkeit, wenn es von mir hieß: ma foi! ce Fürstenruf est unique, il a toujours le mot pour rire. Indeſſen kam ich nicht weiter, obgleich mir auch niemand vorgezogen wurde. In ruhigen, einſamen Stunden aber war ich ſehr unzufrieden mit mir ſelber, mit meiner Lage und fühlte es lebhaft, daß ich hier moraliſch ganz zu Grunde gehen, oder, wenn ich noch ein Stück von meinem beſſern Ich retten wollte, fliehen müßte."

„So ſtanden die Sachen, als der Herzog den Entſchluß faßte, eine Reiſe durch die Schweitz, Frankreich und Italien zu machen. Er liebte, wie ich Dir, glaube ich, ſchon geſagt habe, die ſchönen Künſte, beſonders Muſik und Malerei ungemein, hatte auch in dieſem Fache Kenntniſſe, wie man ſie bei fürſtlichen Dilettanten nur ſelten antrifft. Der Zweck ſeiner Reiſe war daher auch ganz auf dieſe Gegenſtände eingeſchränkt. Daß unter den Cavalieren, welche ihn begleiten ſollten, vorzüglich auch mich die Wahl traf, war mir eine ſehr erwünſchte Begebenheit, und ich träumte ſchon im Voraus von dem ſüßen Genuſſe, den mir die hohen Schönheiten der Natur und Kunſt in den herrlichſten Gegenden des Erdbodens gewähren würden; allein um dieſe Träume zur Wirklichkeit zu bringen, hätte ich nicht im Gefolge eines Fürſten reiſen müſſen. Der meinige gehörte zwar nicht zu der Claſſe der gewöhnlichen Menſchen dieſer Art, die, ohne Sinn für das wahrhaftig Schöne, von der Langweile überall verfolgt, dahin rollen und rennen, und wo ſie verweilen, mit ſeelenloſen Augen gaffen und mit verſtimmten Ohren hören; aber zu genießen, mit Mäßigkeit, Ruhe und Innigkeit zu genießen und zu ſavouriren, das verſtand er eben ſo wenig als alle andre verzogne Kinder des Glücks. Wir überladeten uns, beſtürmten gleichſam unſre Sinne aller Orten, wohin wir kamen, mit dem

Schönſten, was nur zuſammenzuſchaffen war, wühlten unkeuſch in den heiligen Schätzen; ein Gegenſtand verdrängte den andern. — Es war ein unaufhörlicher Taumel, in dem wir uns forttrieben, und ich verſichere Dich, daß mich zuletzt vor Gegenſtänden ekelte, die mich vormals begeiſtert haben würden.

„Mit einer Beſchreibung unſerer Reiſe will ich Dich verſchonen. Es wurden zwei Jahre dazu verwendet; wir kehrten betäubt und geſättigt und bepackt mit Gemälden, Bildſäulen, andern Seltenheiten und begleitet von Künſtlern, die der Herzog in Beſoldung nahm, nach Teutſchland zurück.“

„In den letzten Wochen unſrer Reiſe war der Herr ſehr ſchwächlich geweſen und dieſe Unpäßlichkeit wurde, als er in Ruhe kam, zu einer ernſthaften Krankheit, die ihn in kurzer Zeit in das Grab ſtreckte. Da er keine Kinder hinterließ, ſo kam ſein Vetter, der Prinz ***, zur Regierung und der ganze Schauplatz veränderte ſich bei uns. Der neue Herzog hatte den Grundſatz, die Einländer vor den Fremden voraus zu begünſtigen, weil gewiſſe Verbindungen ihn von zwei Familien abhängig machten, die unter der vorigen Regierung nicht hatten emporkommen können. Dieß an ſich nicht zu tadelnde Syſtem, wenn es aus einer andern Quelle entſprungen wäre, verſprach mir nicht viel Gutes. Indeſſen blieb ich in Dienſten. Der Miniſter aber, der auch ein Ausländer war und den der Fürſt, oder vielmehr jener Familien-Clubb, nie hatte leiden mögen, erhielt, mit einer Penſion und dem Winke, dieſe auswärts zu verzehren, ſeinen Abſchied.“

Sechszehntes Kapitel.

Der Herr von Fürſtenruf beſchließt ſeine Erzählung. Die Freunde trennen ſich.

„Von dem Character unſers jetzigen Herzogs“ (ſo fuhr mein Freund am Nachmittage in ſeiner Erzählung fort) „kann ich Dir, mein Lieber! eigentlich wenig oder nichts ſagen, denn ich habe ihn nur in den erſten vierzehn Tagen nach ſeinem Regierungs-Antritte geſehen und während dieſer Zeit redete er mit niemand, als mit Leuten, die ein Port Epee trugen. Er war mit Leib und Seele Soldat, und ſchon ſeit ſeinem Knaben-Alter General in ***ſchen Dienſten geweſen. Nun hatte die Ehre, als Diener eines andern Fürſten, die Hand- und Haupt-Griffe auf der Parade nach dem Tacte zu dirigiren, mehr Reiz für ihn, als der Beruf, perſönlich für die Wohlfahrt vieler Tauſende zu arbeiten, die die Vorſehung ſeiner Sorgfalt anvertrauet hatte. Er betrachtete das Land, deſſen Regent er ſeyn ſollte, wie ein Rittergut, wo man nicht wohnen mag und das man deswegen verpachtet hat. Sobald er daher die Regierungs-Geſchäfte in den verſchiednen Departements unter die Perſonen jener beiden Familien, von denen ich ſchon geredet habe, und unter deren Günſtlinge vertheilt hatte, reiſte er wieder ab, und iſt ſeit der Zeit nur ſelten und immer nur auf kurze Zeit in ſeine Reſidenz zurückgekommen, wo ich ihn aber, wie Du bald hören wirſt, nicht mehr geſehen habe.“

„Meine Lage hatte ſich indeß in allem Betrachte ſehr verſchlimmert. Kurz vor meiner Reiſe mit dem vorigen Herrn hatte mich mein Vater beſucht *), ſeine Bitte, mich um eine reiche Frau zu bewerben, erneuert, und, als er mich auf keine Weiſe dazu geneigt fand, mir endlich die ſehr mißliche Lage ſeiner Vermögens-Umſtände entdeckt. Während meiner Abweſenheit war der Concurs gegen ihn ausgebrochen. Kummer und Verdruß hatten ſeinem Leben ein Ende gemacht, und als ich zurückkam, war es ſchon allgemein bekannt, daß ich ein armer, auf eine ſehr mäßige Competenz eingeſchränkter Edelmann wäre. Dieß veränderte ſogleich das Betragen aller dortigen Leute gegen mich, und ſobald nun vollends der alte Herzog, für deſſen Liebling mich das Publicum hielt, ſo wenig ich auch über ihn vermochte, geſtorben war, wurde ich von jedermann wie der unbedeutendſte Menſch angeſehen. Und doch darf ich es ſagen, daß unter allen Mitgliedern des Regierungs-Collegiums vielleicht nicht Einer war, dem ich an Geſchicklichkeit und Fleiß hätte nachſtehen dürfen.“

„Noch hätte ſich das aushalten laſſen, wenn

---

*) Im Jahre 1770, wie wir oben gehört haben.

mich die innere Ueberzeugung, nützlich zu werden und wahrhaftig Gutes zu ſtiften, hätte entſchädigen können, aber auch dabei fand ich unüberſteigliche Hinderniſſe. Kam es darauf an, dem Unterdrückten gegen den mächtigen, aber von der herrſchenden Parthei beſchützten Unter-Tyrannen Gerechtigkeit zu verſchaffen, ſo wurden dem Referenten entweder höhern Orts die Acten zur Einſicht abgefordert und kamen dann nicht wieder zum Vorſchein, oder der Proceß wurde durch eine Cabinets-Ordre niedergeſchlagen."

„Die Freunde, Clienten und Vettern der regierenden Familien wurden in die anſehnlichſten Aemter eingeſchoben; mich gieng man vorbei. Menſchen, die noch auf dem Schooße der Wärterinn waren gewiegt worden, als ich ſchon ernſthafte Wiſſenſchaften getrieben hatte, und die wahrlich oft kaum Menſchenſinn hatten, glänzten nun in den höchſten, einträglichſten Stellen und ſahen, nebſt ihren dummen Herrn Vettern, von dem Gipfel des Glücks auf mich herab. Ich ließ es an keiner Art von verzeihlicher Geſchmeidigkeit fehlen, und verſäumte keine Gelegenheit, zu zeigen, daß ich wohl zu etwas Beſſerm brauchbar wäre. — Es half alles nichts; der Nepotismus und niedrige Schmeichelei galten überall mehr, als Fleiß, Beſcheidenheit und Verdienſt."

„Wie glücklich wäre ich geweſen, wenn ich nun durch Erfüllung der ſüßen Hausvaters-Pflichten mich für die politiſche Unthätigkeit und Unbedeutſamkeit, zu welcher man mich zwang, hätte ſchadlos halten und in den Armen der Liebe und Freundſchaft den Mißmuth über meine verdrießliche Lage vergeſſen könnten! aber ich ſtand ja ganz einzeln da, und niemand war um mich, der durch freundliches Zureden meinen Geiſt erweckte, mich tröſtete, aufrichtete und die trüben Stunden mit mir verplauderte. Es war mir nicht möglich, Luiſens Andenken aus meinem Herzen zu vertilgen. Dennoch hatte ich, als mein Vater ſo ſehr in mich drang, mehrere Jahre hindurch den Umgang mit Frauenzimmern, die allgemein für liebenswürdig galten, geſucht, um wo möglich Eine zu finden, die den Platz meiner, für mich verlornen Geliebten hätte erſetzen können; aber dadurch war ich leider! zu einer Bekanntſchaft mit der weiblichen Gemüthsart gekommen und hatte Blicke in den allgemeinen Character dieſes, an Leib und Seele ſo ſchwachen, eiteln und ſinnlichen Geſchlechts gethan, die eben nicht zum Vortheile deſſelben waren und die auf immer den Wunſch in mir erſtickten, mich an irgend Eine lebenslang zu ketten. Und was die Freundſchaft betrifft; ſo hatten mich freilich widrige Erfahrungen mißtrauiſch und ſcheu gemacht; allein mein Herz, das ſich ſo gern hingab, hatte ſich doch auch noch nicht ganz verſchloſſen. Oft erwachte in mir das Bedürfniß gegenſeitiger Mittheilung, und ein Zug der Sympathie und des Wohlwollens nahm mich für Perſonen ein, die mir von edlerer Art zu ſeyn ſchienen. Am Hofe fand ich nun zwar dergleichen nicht, aber in der Stadt waren doch Einige, zu denen ich mich hingezogen fühlte und die mir die wärmſte Zuneigung bezeugten. Doch, auch dieſer Traum verſchwand. Keiner, auch nicht unter denen, welchen ich mich nachher genähert habe, oder die ſich zu mir drängten, hielt die Probe. Der Eine, dem ich nicht nur ein treues, liebevolles Herz, ſondern auch die wichtigſten und uneigennützigſten Dienſte gewidmet hatte, vernachläſſigte mich, ſobald er Meiner nicht mehr bedurfte. Andre erkalteten, oder kehrten mir ganz den Rücken zu, ſobald ſie mich ohne Einfluß und arm ſahen. Sie hatten mich in beſſern Tagen nur aufgeſucht, um durch ihre Vertraulichkeit mit mir zu glänzen. Viele liebten in mir allein ſich ſelbſt, bloß die Aehnlichkeit, die ihre Tugenden und Fehler mit den meinigen zu haben ſchienen, und rechneten es mir zum Verbrechen an, wenn ſie in mir irgend etwas Gutes entdeckten, das ſie nicht beſaßen. Die Stimme der Wahrheit ertrugen die Wenigſten, und meine Aufrichtigkeit und Freimüthigkeit verſcheuchten Menſchen von mir, deren Ohren allein für Schmeicheleien offen waren. Von dem Schwarme derer rede ich gar nicht, die bloß angenehm unterhalten ſeyn und nur Freuden, nicht aber Kummer und Sorgen theilen wollen.“

„Alle dieſe Erfahrungen tödteten meinen Glauben an Redlichkeit, Treue, reine Liebe und ächte Freundſchaft. Oft dachte ich an Dich, mein Theuerſter! und an das Bündniß, das unſre Herzen in den glücklichſten Tagen des Lebens geſchloſſen hatten, zurück, und dann, verzeihe mir's! wandelte mich der Zweifel an: Wer weiß, wenn auch Er in den Jahren, wo die Leidenſchaften erwachen, mit mir in verwickeltere Verhältniſſe gekommen wäre, ob auch Er Stand gehalten hätte? Es fehlte damals nicht viel, um aus mir den ſtolzeſten, menſchenfeindlichſten Egoiſten zu machen. Wenn ich ſo ganz vergebens nach einem vernünftigen Weſen mich umſah, dem es ernſtlich um Wahrheit und Vervollkommnung zu thun geweſen wäre, das die Tugend, ohne Prunk und Nebenabſicht, rein um ihrer ſelbſt willen geliebt und ausgeübt, in großen, wie in kleinen Dingen conſequent, nach feſten Grundſätzen gehandelt hätte, auch dann, wenn Reiz und Verſuchung zu überwinden waren, auch da, wo es auf Anſtrengung, Verleugnung und Aufopferung ankam; dann fragte ich mich: iſt es wirklich wahr, daß die Menſchen ſo nichtswürdig ſind, oder malt ſie Dir Deine ſchwarze Phantaſie nur alſo vor? Giebt es keine Beſſere unter ihnen, oder warum muß grade Dich, der Du eifriger und liebevoller, als je Einer, ſie geſucht haſt, das Unglück treffen, ſie nicht gefunden zu haben? Welchen Fall ich auch annehmen wollte, ſo fühlte ich mich elend und ſehnte mich nach einem einſamen, von der Welt abgezognen Leben.“

„Ich floh nun allen Umgang und widmete mich ganz den Wiſſenſchaften. Neue Litteratur und ſchöne Künſte und alles, was auf die Einbildungskraft und die Sinne wirkt, Geſchichte und alles, was auf die Menſchen und menſchlichen Verhältniſſe Beziehung hat, ekelte mich an; Herz und Phantaſie waren überſättigt, und geiſtige Ausſchweifungen hatten mich für ſolchen Seelen-Genuß eben ſo abgeſtumpft, wie ein alter entnervter Wollüſtling unempfänglich für die gröbern ſinnlichen Freuden wird.

Aber das Studium der Natur und des Weltgebäudes gab meinem Geiſte herrliche Nahrung. Vor allen Dingen legte ich mich mit großem Fleiße auf die Aſtronomie, die mich abzog von allen kleinen irdiſchen Verhältniſſen; und ſo gelang mir's dann, mein Herz zum Schweigen zu bringen."

„Indeſſen drückte mich doch immer die Unannehmlichkeit meiner bürgerlichen Lage. Ich überrechnete, daß ich, wenn ich meine Bedienungen aufgäbe, mit der Competenz, die ich aus meinen Gütern erhielt (nachdem ich vergeblich alle Mittel angewendet hatte, das Creditweſen auf einen andern Fuß zu ſetzen, wieder in den Beſitz meines Eigenthums zu kommen und den himmelſchreienden Räubereien der heiligen Juſtiz Einhalt zu thun) daß ich mit dieſer kleinen Summe wohl eingeſchränkt, aber ruhig, unbemerkt, ohne Nahrungs-Sorgen, als ein einzelner Mann, in irgend einem Winkel einer großen Stadt leben könnte. Eben war ich entſchloſſen, dieſen Schritt zu thun und meinen Abſchied zu fordern, als man mir auf angenehme Weiſe zuvorkam und, ohne es zu wollen, mein Schickſal ſehr verbeſſerte. Dieß ging alſo zu: Es war kürzlich bei der Regierung ein junger Herr Vetter angeſetzt worden, der, wie ſich das verſteht, ein ungeſchickter, unbrauchbarer Menſch, aber doch — ein Herr Vetter war, folglich ſchnell befördert werden mußte. Ihn gradezu den geſchickten und arbeitſamen Regierungsräthen vorzuziehen, das ließe ſich doch wohl, des Publicums wegen, nicht thun; man mußte alſo dieſe fortzuſchaffen ſuchen. Es war dem Männlein aber eigentlich auf der ſogenannten Ritter-Bank niemand im Wege als ich; und alſo wurde ich als adelicher Reſidenz-Amtmann nach *** verſetzt. Dieſe Stelle war bisher immer alten untüchtigen Hofleuten, oder ſolchen Perſonen, deren Geſichter man überdrüſſig war, und die im Dienſte nicht weiter kommen ſollten, ertheilt worden. Sie wurde mehr für eine Verweiſung, als für eine Beförderung angeſehen, und es war bekannt, daß die mit dieſer Bedienung verknüpfte Arbeit ſo geringe wäre, daß wenig Geſchick und Anſtrengung dazu gehörte; aber mir niedergeſchlagenen, von allem eiteln Ehrgeize geheilten Manne, war das ſchon recht.“

„In dieſem Exilio lebe ich nun ſeit fünf Jahren. Die Stadt iſt klein, und, ſeitdem kein Hof mehr da iſt, ſtill und menſchenleer, meine Beſoldung ſehr mäßig, mein Wirkungskreis in Berufs-Geſchäften enge und unbedeutend; allein ich habe mir eine eigne Exiſtenz geſchaffen, wobei freilich manches beſſere Gefühl leer ausgeht, aber mein Herz leidlich ruhig iſt. Dieß Herz, ich bekenne es, iſt kalt für alle geſellige und freundſchaftliche Mittheilung geworden; aber doch habe ich es vor eigentlichem Menſchenhaſſe bewahrt. Ich ſehe ohne Theilname dem Poſſenſpiele der Welt zu, bedaure die Schwäche und Verkehrtheit meiner Brüder, und wenn mich der ſtolze Gedanke anwandelt, mich für viel beſſer als ſie zu halten, ſo demüthige ich mich wieder mit der Vorſtellung, daß nur eine andre Miſchung in meinen Säften, eine andre Organiſation meines Nerven-Syſtems, eine andre Richtung, die mir Erziehung und Schickſale gegeben, daran Schuld ſind, daß ich nicht ganz ſo ſchlecht bin, als ich ſonſt vielleicht ſeyn würde. Indeſſen fühle ich ein Bedürfniß in mir, ſo viel Gutes zu ſtiften, als in meinen Kräften ſteht, und, um Dir nichts zu verhehlen, ich glaube um ſo mehr Verdienſt davon zu haben, je weniger leidenſchaftliche Theilnahme bei ſolchen Handlungen mitwirkt. Ich denke bloß an die Pflicht, die mir als Erdbürger obliegt, zum Wohl des Ganzen, ſo viel ich vermag, beizutragen. Ohne den Regungen eines ſpeciellern Wohlwollens zu folgen, helfe ich, in erlaubten und guten Dingen, Jedem, der meiner Hülfe bedarf und dem ſie nützlich ſeyn kann, ganz gleichgültig ob, und in der ſichern Erwartung, daß man mich mit Undank belohnen werde, wenn ein anderes Intereſſe in's Spiel kömmt. Unbeſorgt, ob mir ein wohlthätiger Plan gelingt, oder nicht, ohne mich zu beklagen, wenn ich nur ſelten Gelegenheit habe, Gutes zu wirken, ergreife ich kalt, aber ohne Zaudern und Bedenklichkeit, jede Veranlaſſung dazu, die mir das Schickſal zuführt. Ja! am zufriedenſten bin ich mit mir, wenn ich mir bewußt bin, die Tugend bloß ihrer ſelbſt wegen, in ihrer ganzen Reinigkeit, und, ſo zu ſagen, ohne Leidenſchaft, zu lieben und auszuüben: zu thun, was recht und edel iſt, bloß weil es gut iſt, ohne alle Rückſicht auf Wirkung, Nutzen, Erfolg, feſt überzeugt, daß der einzige gute Wille der Handlung das Verdienſt giebt, jeder Bewegungsgrund aber, der aus der Nützlichkeit dieſer Handlung und aus andern Motiven hergenommen wird, unlauter iſt. Am wenigſten bekümmere ich mich, wie Du denken kannſt, um die Meinung andrer Menſchen, und da ich weiß, daß ein Mann, der alſo denkt und handelt, nicht in die Geſellſchaft paßt, in welcher er weder empfangen noch geben kann, ſo weiche ich allem Umgange und der Gelegenheit aus, noch länger mich über die Schwäche der ſogenannten ehrlichen Leute und über die Tücke und Bosheit der Klügern zu ärgern, widme meine freien Stunden den Wiſſenſchaften, dem Nachdenken und einſamen Spatziergängen.“

So weit die Erzählung meines Freundes! Ich bezeugte ihm meine herzliche Theilnahme an ſeinen Schickſalen; allein weil ich es für Pflicht hielt, ihm nicht zu verhehlen, daß ich mit ſeiner Gemüthsſtimmung und mit gewiſſen Grundſätzen, die er jetzt, ſeiner Verſicherung nach, zur Richtſchnur ſeiner Handlungen genommen hatte, nicht zufrieden wäre, ſo geriethen wir in einen philoſophiſchen Streit über das wahre Moral-Princip, über die richtigen Begriffe von Tugend, über Selbſtliebe, Egoismus u. d. gl. Da ich ſeit einiger Zeit viel über dieſe Gegenſtände nachgedacht hatte, ſo trug ich ihm meine Gedanken im Zuſammenhange vor. Vielleicht iſt es manchem Leſer (beſonders jetzt, indem in einigen neuern philoſophiſchen Schulen gewiſſe alte, oft wiederlegte Ideen, die dahin gehören, wieder aufgewärmt und nur in eine andre Terminologie eingehüllt werden) nicht unintereſſant, meine beſondern, graden, ſchlichten, von allem Syſtemgeiſte entfernte Meinungen darüber zu leſen. Weil aber dieß bei ſehr viel Andern der Fall nicht ſeyn wird, ſo will ich ein eignes Kapitel damit anfüllen. Wer dann an dergleichen keinen Geſchmack findet, mag die folgenden Blätter überſchlagen, welches, ohne den Faden meiner Geſchichte zu verlieren, geſchehen kann. Immer aber bitte ich, nicht zu vergeſſen, daß ich für mehr als Eine Claſſe von Leſern ſchreibe.

Die Trennung von meinem lieben Fürſtenruf erfüllte mich mit wahrer Betrübniß, und auch Er ſchien nicht ganz gleichgültig dabei. Vergebens bat ich ihn dringend, mich nach Wallerthal zu begleiten und nur mit Mühe entlockte ich ihm das Verſprechen, künftig einen Briefwechſel mit mir fortzuſetzen. Meine Einwürfe gegen ſein Syſtem wirkten auch nicht viel. Es ging, wie es bei ſolchen Gelegenheiten zu gehen pflegt. Jeder von uns behielt ſeine vorige Meinung, ohne den Andern überzeugt zu haben, und ich mußte mich begnügen, von der Zeit zu erwarten, ob nicht vielleicht einſt unvorhergeſehene Vorfälle eine Revolution in ſeiner Art, die menſchliſchen Dinge anzuſehn, bewirken würden. Er kehrte in ſeine Einſamkeit und ich zu meiner Familie zurück.

Siebenzehntes Kapitel.

Fragmente über Tugend, Moral-Princip, Selbſtliebe, Egoismus, u. d. gl.

Es giebt hier auf Erden keine, immer gleich viel werthe, von allen Rückſichten auf ihre Wirkungen und Nützlichkeit zu trennende veine Tugend. Tugend und Pflicht können die Richtſchnur unſrer Handlungen nur für unſern jetzigen Zuſtand, für unſre jetzigen Verhältniſſe ſeyn Man hebe dieſe auf, oder verändre ſie, ſo fällt auch die Tugend, das heißt, die Regel weg, nach welcher wir in dieſen Verhältniſſen handeln müſſen, wenn wir gut handeln wollen. Deßwegen giebt es auch keine einzige Ausübung der Tugend, die nicht unter andern Umſtänden ein Verbrechen; oder eine gleichgültige Handlung, ſo wie kein Verbrechen, das nicht, unter andern Umſtänden, zur Pflicht, und keine gleichgültige Handlung, die nicht unter andern Umſtänden Tugend oder Verbrechen werden könnte. Von der Wahrhaftigkeit z. B. würde der Menſch, der bis jetzt ohne alle Verbindung gelebt hätte, gar keinen Begriff haben, denn er würde nicht darauf fallen, daß man je etwas anders zu ſagen Luſt haben könnte, als was man dächte. Nach und nach würde er dann vielleicht ſehen, daß ſich mit der Unwahrheit in einzelnen Fällen etwas gewinnen läßt und, ſo lange ſeine Begriffe von den entferntern Folgen einer Handlung eingeſchränkt wären, würde ihm nun eine Lüge eine ſehr unſchuldige Sache ſcheinen müſſen, (ſo wie dem Natur-Menſchen, den wir Wilden nennen, wenn er keinen Begriff von Eigenthum hat, ein Diebſtahl als eine ganz unbedeutende, ja; nützliche Handlung vorkömmt.) Erſt wenn er in der Aufklärung fortrückt, bemerkt er, daß gegenſeitige Verletzung der Wahrheit das Band der Geſellſchaft zerreißt; und nun fängt er an, den Begriff von Wahrhaftigkeit zu gründen und dieſe zu einer Tugend zu erheben. Die Uebereinſtimmung der Meinungen hierüber macht dieſe Tugend zu einer Pflicht; und wenn die bürgerliche Geſellſchaft, zu ihrer Sicherheit gegen Menſchen von verkehrter oder paradoxer Sinnesart, für die Ausübung deſſen, was von der größten Anzahl als Tugend und Pflicht anerkannt iſt, ſorgen will, ſo macht ſie Geſetze darüber; und rühren dieſe Geſetze von der Anordnung des höchſten Weſens her, ſo ſind ſie Religions-Pflichten — das iſt die Abſtuffung! Niemand wird leugnen wollen, daß die ärgſte Lüge, wenn es ſich denken ließe, daß ſie gar keine Folgen hätte, völlig gleichgültig, niemand wird leugnen wollen, daß die ärgſte Lüge, wenn es ſich denken ließe, daß ſie, ohne Beimiſchung möglicher ſchädlicher Folgen, großen Nutzen ſtiften könnte, ſehr löblich ſeyn würde (wie denn wirklich ſelbſt

Moraliſten viel von erlaubten Nothlügen reden, die ich aber auf keine Weiſe anerkenne, nicht wegen des reinen Begriffes von Wahrheit, ſondern wegen der nie zu berechnenden Folgen, wegen des böſen Beiſpiels und wegen der in der Moral nie zu geſtattenden willkührlichen Ausnahmen und Exemtionen zum Vortheile einzelner Fälle und Perſonen.) Deswegen nun halte ich es für einen unrichtigen und unwürdigen Ausdruck, wenn man, indem man von den *Vollkommenheiten* des allerhöchſten Weſens redet, ihm Tugenden beimißt. Da dieß alles umfaſſende und erfüllende Weſen in gar keinen *äuſſern* Verhältniſſen ſteht; ſo läßt es ſich gar nicht denken, daß es gewiſſe conventionelle Regeln in Ausübung brächte. Mir iſt es alſo immer anſtößig geweſen, wenn man ſagt: Gott ſey wahrhaftig. Gegen wen ſeines Gleichen kann er denn je das Gegentheil dieſer Tugend zeigen? Die Wahrheit iſt ja auch nicht vor ihm da geweſen, daß er ihr folgen konnte; ſondern ſie entſteht aus ihm; er iſt ſelbſt die Wahrheit. Wenn er redete, würde in ſeinem Munde alles zu Wahrheit werden. Ihm können gar keine geſellige Tugenden zugeſchrieben werden, denn in ihm ruhen die erſten Ideale aller Vollkommenheiten, denen wir, in dem Sinne, niemals nachahmen können, denn bei dem Menſchen findet nur die Abbildung jener Vollkommenheiten ſtatt — die practiſche Anwendung; der Menſch kann in dieſem Sinne nie als ein vor ſich beſtehendes Weſen, ſondern nur in Verhältniſſen gedacht werden.

Mord *iſt ein Verbrechen*, größer oder kleiner, nach Rückſicht des Vorſatzes und des Unglücks, das dadurch geſtiftet wird; aber unvorſetzlicher Mord iſt kein Verbrechen; Mord aus Nothwehre iſt eine erlaubte Handlung; Mord, den der Blutrichter und Scharfrichter begehen, iſt Erfüllung ihrer Dienſt-Pflicht; Mord, den der Soldat in der Schlacht begeht, iſt Pflicht gegen das Vaterland.

Blutſchande hört auf ein Verbrechen zu ſeyn, wenn (wie es, nach den jüdiſchen Geſchichtsbüchern, bei den Kindern Adams der Fall war) die Welt nur durch die Verbindung unter Geſchwiſtern bevölkert werden kann.

Eine Ohrfeige, die ich im Scherze und Spiele gebe, iſt eine ganz *gleichgültige Handlung*; eine Ohrfeige, in der Hitze und Uebereilung des Zorns gegeben, iſt eine unmoraliſche Handlung; eine Ohrfeige, aus ſtudierter Rache, mit kaltem Blute ertheilt, iſt eine ſchändliche That; trifft ſie ſo unglücklich, daß der Geſchlagene dadurch getödtet wird, ſo iſt ſie ein mördriſches Verbrechen; eine Ohrfeige, die ein Vater als Züchtigung ſeinem Kinde giebt, iſt Erfüllung der Vaters-Pflicht.

Alles hängt alſo, wenn von dem Werthe unſrer Handlungen und den Grundſätzen, nach welchen wir ſie dirigiren, die Rede iſt, von Zweck, Umſtänden, Nützlichkeit oder Unnützlichkeit ab. Jedermann wird einräumen, daß man um deſto mehr Verdienſt von einer guten Handlung habe, je größer der allgemeine und beſondre Nutzen iſt, den man dadurch ſtiftet. Wenn alſo die Größe einer tugendhaften That nach den Graden ihrer Nützlichkeit beſtimmt werden kann; ſo folgt daraus, daß die Handlung nichts werth ſey, wodurch gar nichts Gutes, weder bewirkt, noch davon erwartet werden kann, mögte ſie auch an ſich das reine Kleid der Tugend tragen. Wer aus Dankbarkeit gegen einen Mann, der ihm große Wohlthaten erwieſen hat, demſelben Vortheile verſchafft, deren er unwürdig iſt und die er mißbrauchen kann, übt zwar freilich die reine Tugend der Dankbarkeit aus, aber er begeht darum doch eine ſehr unrechte Handlung.

Wollen wir bloß das unvermiſchte Gefühl oder reine Erkenntniß der innern Güte einer Handlung, als richtiges moraliſches Motiv annehmen, das uns zur Ausübung derſelben bewegen ſoll; ſo werden wir nie einfache, allgemeine, gleichförmige Begriffe von der Tugend erhalten, indem ſowohl die Einſichten und Vorſtellungen der Menſchen, als ihre Empfindungen verſchieden ſind; da hingegen über die unzweideutige Nutzbarkeit einer Handlung die Menſchen ſich leicht vereinigen können — ja! dann wäre jede ſanguiniſche wohlthätige Impulſion, jede Temperaments-Tugend, jede Ausführung einer unklugen, aber gut gemeinten Abſicht eines wohlwollenden Pinſels eben ſo viel werth, als ein tief durchgedachter edler Plan und alle Anſtrengung und Aufopferung eines großen Mannes. Man ſetze mir hier nicht das Beiſpiel von dem Schärflein der Wittwe entgegen! Ich ſage gar nicht, daß die *Summe des Geleiſteten die Größe der Handlung* beſtimme, auch nicht der *erreichte*, ſondern der *bezielte*

Zweck, in ſo fern nämlich dieſer wirklich nützlich und vernünftig, das heißt gut iſt.

Der nackte gute Wille, ohne Rückſicht auf Folge und Wirkung, kann unmöglich hohen Werth haben. Allein man verſtehe mich auch hier wohl! Es iſt nicht von dem ungewiſſen Erfolge die Rede, der vom Schickſale und der Vorſehung abhängt, folglich dem Handelnden nicht zugerechnet werden kann; ſondern von der verſtändigen Berechnung der möglichen und wahrſcheinlichen Folgen und von dem Zwecke und zu bewirkenden Nutzen, den man ſich bei einer Handlung vorſetzt.

Ich behaupte alſo, daß unſre Begriffe von Tugend und Pflicht nur durch die Beurtheilung unſrer, uns bekannten Verhältniſſe, zu berichtigen, daß ſie allein auf dieſe Verhältniſſe anwendbar ſeyen, und daß ſie zum Zwecke haben müſſen, dieſe Verhältniſſe, dieſen Zuſtand zu vervollkommnen. Bei einem gänzlich iſolirten Weſen würden folglich alle dieſe Tugenden nichts ſeyn, bis auf die wenigen nach, die ſein ſpecielles Wohl und ſeine Erhaltung zum Augenmerke hätten, zum Beiſpiel die Mäßigkeit. Allein ſelbſt dieſe Mäßigkeit iſt auch nur in ſo fern eine Tugend, als ſie Nutzen ſtiftet; denn wenn es ſich denken ließe, daß Unmäßigkeit unſern Körper nicht zerſtörte, unſern Geiſt nicht abſtumpfte, uns zu höhern Betrachtungen nicht unfähig machte, keine ſtürmiſche Begierden in uns erweckte und keinen Eckel noch Ueberdruß erzeugte; ſo würde gar kein Grund da ſeyn, warum wir uns irgend eine Art von ſinnlichem Genuß verſagen ſollten.

hören unſre irdiſchen Verhältniſſe auf, oder werden ſie verändert; ſo muß auch die Tugend aufhören, Norm zu ſeyn und wir müſſen nach andern Geſetzen handeln. Es läßt ſich daher denken, daß Weſen, die hier auf Erden nach moraliſchen Vorſchriften, welche durch die Religion ſanctionirt ſind, handeln ſollen, wenn einſt vielleicht ihre Perſonalität aufhört und ſie umgeſchaffen werden, um in einem größern Kreiſe zu wirken, etwa nach mathematiſchen, oder andern Regeln ihren Lauf vollenden müſſen. Gewiß iſt es, daß ſie in jener Welt um ſo glücklicher ſeyn werden, je mehr ſie hier die moraliſche Norm beobachtet haben; vermeſſen aber und vorwitzig iſt es, zu behaupten, daß dieſe Norm auch dort noch ſtatt finden werde, daß alle Weſen, ja! daß Gott ſelbſt ihr unterworfen ſey, und daß ſie auf ewige Grundgeſetze beruhe. Wiſſen wir doch nicht, ob wir nicht vielleicht alle unſre ſogenannten Seelenkräfte, Verſtand, Vernunft, Witz, Gedächtniß, Willen u. ſ. f. in dem künftigen Zuſtande gegen Kräfte von ganz andrer Art vertauſchen werden!

Da ich nun bewieſen zu haben glaube, daß alle unſre Begriffe von Tugend und Pflicht von unſrer Perſonalität (die ich für den unvollkommnern irdiſchen Zuſtand halte) ausgehen und daran geknüpft ſind; ſo folgere ich auch daraus, daß von unſerm eignen Ich die erſten Rückſichten anfangen müſſen. Dieß ſcheint zu dem abſcheulichſten Egoismus zu führen. — Es liegt mir ob, hiervon das Gegentheil zu beweiſen.

Daß Selbſtliebe und das Verlangen, alles mögliche Gute auf dieſer Erde zu genießen, die erſten und natürlichſten Triebe des Menſchen ſind; wer das bezweifeln wollte, um deſſen geſunde Vernunft würde es in der That nicht gut ausſehen. Sobald man das Gefühl von Perſonalität, von abgeſonderter Exiſtenz hat, kann uns nichts ſo ſehr intereſſiren, als unſer eignes Ich, die Befriedigung unſrer Bedürfniſſe und unſre angenehmen und unangenehmen Empfindungen, und ich halte den alten Satz: fac ea, quae te, statumque tuum in diem reddunt perfectiorem, für das einzige vernünftige Grundgeſetz eines reinen Naturrechts, obgleich die Neuern von andern Principien ausgehen zu müſſen geglaubt haben.

Allein bald wird der Menſch gewahr, daß, um ſeinen Zuſtand vollkommner und glücklicher zu machen, er der Dinge und Perſonen außer ihm bedürfe, und daß er in gewiſſe Verhältniſſe treten, ſich Einſchränkungen gefallen laſſen und gewiſſe Vergleiche mit andern Menſchen eingehen müſſe, wenn er nicht jeden Augenblick Gefahr laufen will, den Genuß und die Glückſeligkeit, die er ſucht, durch das Beſtreben Andrer, eben daſſelbe zu erlangen, geſtört zu ſehen. Aller Zweck der Geſelligkeit und jede Hingebung und Aufopferung und die Ausübung jeder Tugend und die Erfüllung jeder Pflicht, hat alſo doch urſprünglich die Beförderung der individuellen Glückſeligkeit zum Grunde und alle Anſtrengungen zum Beſten des Ganzen würde unterbleiben, wenn nicht der, welcher ſie anwendet, einen Theil dieſes

Ganzen ausmachte; hohe Tugenden würden unausgeübt bleiben, wenn nicht der Gedanke, dadurch einen höhern Grad von ſittlicher Vollkommenheit zu erlangen und eine größere Summe geiſtiger Freude zu ſchmecken, den Trieb dazu erweckte. Immer alſo iſt doch das eigne Selbſt der erſte Gegenſtand, um deſſentwegen alles geſchieht, und das iſt auch ganz recht, und wenn Jeder für ſich und ſeine ächte, wahrhafte Glückſeligkeit und Vervollkommnung ſorgt und dabei auf Andre ſo viel Rückſicht nimmt, als dazu gehört, durch ſeine Verbindung mit ihnen und durch gegenſeitige Dienſtleiſtungen jenen Grad der Glückſeligkeit zu erhöhen, ſo wird es um die Welt immer recht gut ſtehen.

Würde aber der Menſch mit ſeiner Vernunft ſtets calculiren, was bei jeder Handlung für ihn zu gewinnen wäre, ſo mögte freilich manche edle That unausgeführt bleiben und wenigſtens kein einziger Schritt geſchehen, wovon die guten Folgen ungewiß und äuſſerſt entfernt wären. Allein zum Glück calculirt der Menſch nicht immer, der weiſe Schöpfer hat ihm, neben ſeiner Vernunft, auch einen Körper, Sinnlichkeit und ein reizbares Nerven-Syſtem gegeben. Er fühlt ſich, ohne zu wiſſen warum, durch Wohlwollen, Liebe und Verlangen hingezogen zu einem Gegenſtande, getrieben zu einer Handlung, wovon er ſeiner Vernunft keine Rechenſchaft zu geben weiß. Selbſt die größten Aufopferungen gewähren ihm eine innere Freude und Behaglichkeit — und das ſind dann die feinern Bande, die Menſchen an Menſchen knüpfen und gegen ſchädlichen Egoismus ſichern.

Dieſe beſſern Gefühle bewahren auch den, deſſen Vernunft nicht reif genug iſt, ihn zu überzeugen, daß der Vortheil, der aus der Ausübung gewiſſer feinerer Pflichten entſteht, auf ihn ſelbſt zurückfällt, auch dieſen bewahren ſie vor heimlichen Handlungen, die Andern ſchädlich ſeyn, obgleich ſie ihm anſcheinend Vortheil bringen könnten. Dieſe Gefühle werden durch Erziehung und religiöſen Unterricht verſtärkt und dem, welcher ſie gänzlich unterdrückt, hat die bürgerliche Geſellſchaft durch Straf-Geſetze einen Zaum angelegt, damit ſeine Verkehrtheit kein Unglück ſtifte.

Die größte moraliſche Vollkommenheit offenbart ſich alſo in unſern Handlungen, wenn die Bewegungsgründe unſrer Vernunft mit den Trieben, die unſre Gefühle in uns erwecken, in der beſten Harmonie ſtehen, und ſich einander die Wage halten.

Es giebt aber hauptſächlich viererley Arten, ſeine Schritte zu lenken, viererlei Motive, die uns zu Handlungen beſtimmen.

Einige Menſchen nämlich werden durch ihre verkehrte Vernunft bewogen, die Glückſeligkeit ihres Zuſtandes in Befriedigung ihrer ſtürmiſchen, unmäßigen Begierden, Launen und Grillen zu ſetzen, dieſen alles aufzuopfern und weder auf die für ſie ſelbſt wohlthätigen Folgen, die aus der Erfüllung gegenſeitiger geſelliger Pflichten entſtehen, Rückſicht zu nehmen, noch beſſere, wohlwollende Gefühle in ſich aufkeimen zu laſſen. Dieſe Menſchen nur können eigentlich verächtliche, der bürgerlichen Geſellſchaft ſchädliche Egoiſten genannt werden. Thun ſie je einmal Gutes; ſo geſchieht es, wenn ſie etwa dadurch zugleich irgend eine ihrer Leidenſchaften befriedigen können.

Andre, denen die Natur ſehr zärtliche Gefühle beſſerer Art und eine lebhafte Phantaſie verliehen hat, folgen in ihren Handlungen nur dieſen Trieben und Einbildungen, ohne Vernunft, Vorſichtigkeit und Rückſicht auf eigne Ruhe und Glückſeligkeit zu Rathe zu ziehen. Dies war der Fall bei meinem Freunde Fürſtenruf, in der erſten Periode ſeines Lebens. Solche Menſchen verdienen Liebe und Mitleiden; aber ſie haben wenig friedenvolle, heitre Tage. Jeden Augenblick ſehen ſie ſich in ihren ſüßeſten, aber überſpannteſten Erwartungen betrogen, jeden Augenblick ſehen ſie einen ihrer edeln, aber phantaſtiſchen Plane ſcheitern; jeden Augenblick fühlen ſie, daß ſie das Opfer ihrer gutmüthigen Hingebung ſind.

Noch Andre, die vielfältig in der Welt ſind getäuſcht worden, nehmen ſich vor, nicht länger mehr für ihre redlichen Abſichten Kummer und Verdruß einzuerndten; ſie wollen alſo ihre zärtlichen Gefühle erſticken, ſich ferner nicht, wie vormals, ganz mittheilen, ſondern immer mit kaltem Blute handeln, Gutes thun, bloß weil es gut iſt, ohne ſich perſönlich für die Menſchen zu intereſſiren, denen ſie es erweiſen. Mit dieſem Syſteme — einem Kinde der Verzweiflung — das Fürſtenruf damals angenommen zu haben glaubte, pflegt es nie recht ernſtlich gemeint zu ſeyn, und zehnmal im Tage geht das nicht unterdrückte beſſere Gefühl mit der ſtrengen Vernunft davon. Auch kann es keine Dauer haben,

weil es keinen Grund hat: denn da das Gute auf-
hört gut zu ſeyn, ſobald kein vernünftiger Zweck da-
bei iſt, und der Zweck, Wohlthaten an Unwürdige
u verſchwenden und Schritte zu thun, wovon man
voraus gewiß zu ſeyn glaubt, daß ſie ohne Erfolg
bleiben werden, unmöglich ein vernünftiger und ge-
rechter Zweck genannt werden kann; ſo darf ich wohl
behaupten, daß Der, welcher wirklich allen Sinn
für Wohlwollen und das Gefühl, wie ſehr dieß Wohl-
wollen ſeine individuelle Glückſeligkeit befördert, in
ſich erſtickt hätte, zu wahrhaftig tugendhaften Hand-
lungen gar nicht fähig ſeyn würde. Er muß,
wenn er die ganze menſchliche Natur verachtet,
entweder auch alle Zuverſicht zu ſich ſelber verlieren,
oder allein ſich über alle Andere erhaben glauben;
und wenn er dann Gutes thut, ſo kann er keinen
andern Zweck haben, als ſeine eigne Eitelkeit damit
u kitzeln. — Daß dieß verächtlicher Egoismus ſey,
ällt in die Augen, obgleich er nicht ſo ſchädlich für
die Welt iſt, als der vorhin geſchilderte.

Und nun da ich an Zergliederung des vierten
Syſtems komme, (wenn anders die vorigen drei ver-
ſchiedenen Arten, ſeine Motive zu moraliſchen Hand-
ungen zu begründen, den Titel von Syſtemen ver-
ienen) muß ich in meinem eignen Namen reden;
enn dies Syſtem iſt es, nach welchem ich meine Art
u denken, zu thun und zu laſſen gebildet habe und
och bilde; feſt überzeugt, daß nur Der, welcher
ch rühmen darf, nie davon abzuweichen, für einen
llkommen tugendhaften, weiſen und glücklichen
ann gelten könne.

Ich geſtehe alſo ſehr gern, daß bei allen meinen Handlungen von einiger Bedeutung, die Beförderung meiner eignen Ruhe, Glückſeligkeit, Geſundheit und Vervollkommnung der Hauptzweck ſey. Allein um zu dieſem Zwecke leichter zu gelangen, ohne weder mit andern Menſchen in Colliſion und Wettſtreit zu gerathen, oder ihnen läſtig, noch von ihnen, oder von dem, was man Glück nennt, das heißt vom Zuſammentreffen ungewiſſer, nicht vorher zu berechnender Umſtände, abhängig zu werden, mache ich mich ſo viel möglich von ſtürmiſchen Begierden, großen Forderungen, Verbindlichkeiten, Grillen, Launen und unweſentlichen Bedürfniſſen los. Ich brauche alſo wenig, und dies Wenige kann ich mir faſt immer ſelbſt verſchaffen.

Ohne alſo unempfindlich für den Werth der Perſonen und Dinge um mich her zu ſeyn, hänge ich mich an kein einziges von ihnen ſo mit Leidenſchaft an, daß es mir unentbehrlich würde und ich darf wohl ſagen, daß die Entreiſſung keines lebendigen oder todten Gegenſtandes in der Welt mir eine ganz unheilbare Wunde zu ſchlagen vermögte. Eben ſo wenig verlange ich andern Menſchen wichtiger, angenehmer, theurer, unentbehrlicher zu werden, als ſie dies vor ihrem Verſtande verantworten zu können glauben mögen, noch daß ſie mir als Schuldigkeit gewähren ſollen, was bloß von Gefälligkeit abhängt.

Mein Herz aber iſt dem Wohlwollen gar nicht verſchloſſen, auch nicht der Geſelligkeit und den erlaubten ſinnlichen Freuden; nur bemühe ich mich, mäßig und nüchtern zu genießen, und meiner Vernunft Rechenſchaft von meinen Neigungen geben zu können. Wahre Verdienſte, große, wohl angewendete Fähigkeiten, nützliche Talente, Reinheit und Einfalt des Herzens, zweckmäßige Thätigkeit, edle, conſequente Handlungen, machen auf mich die angenehmſten und lebhafteſten Eindrücke und ich bin mir keiner Empfindung lieber bewußt, als der Hochachtung und Bewunderung. Wenn ich mich in meinem Urtheile über Menſchen und Sachen irre, wie es oft geſchieht, ſo ſuche ich meine Einſichten zu berichtigen; allein es kränkt mich nicht ſehr, denn ich erwarte, verlange und bedarf ja nicht viel. Zudem weiß ich wohl, daß die Gegenſtände um mich her nicht meinetwegen da ſind, ſondern auch, ſo wie ich, ihre beſondere Exiſtenz für ſich haben. Wenn ſie mir gefielen, ſo würden ſie vielleicht Andern mißfallen, und dann würden Dieſe unzufrieden ſeyn, die vielleicht, mehr als ich, von ihnen abhängig ſind oder Ihrer bedürfen. Auch laſſe ich einem Jeden ſeine Meinung und ſeine Art zu handeln, in der Hoffnung, daß er auch mir erlauben werde, ungeſtört meinen Grundſätzen zu folgen. Vorzüglich angenehm aber ſind mir der Beifall, die Liebe und Achtung verſtändiger Perſonen, die ich von ganzem Herzen erwiedere.

Ich halte nicht alle Menſchen für ſchlecht, die nicht ſo ſind, wie ich gern mögte, daß ſie ſeyn ſollten; allein die gänzlich anders handeln, als ich glaube, daß ein verſtändiger Mann handeln muß, mit denen vermeide ich, wenn es angeht, eine genauere Verbindung; doch kann ich auch recht wohl mit ihnen leben.

Andern Dienſte und Wohlthaten zu erweiſen, ſo viel ich vermag und vor mir ſelber verantworten kann, bin ich ſehr bereit. Da die Sorgfalt für mich ſelbſt, wie ich ſchon geſagt habe, mich nicht übertrieben beſchäftigt und nicht viel Aufwand aller Art erfordert, ſo bleibt mir Muße, ſo wie auch Kraft und guter Wille genug übrig, für meine Mitmenſchen zu wirken, und es iſt ein ſeliges Vergnügen für mich, dazu beizutragen, Andere froh und glücklich zu machen. Allein ich ziehe dabei ſo viel möglich die Vernunft zu Rathe, dränge mich nicht zu und opfere mich nicht auf. Nach den Regeln der Gerechtigkeit widme ich meine Kräfte eher den Perſonen, welche durch Familien, nachbarliche, bürgerliche und vaterländiſche Bande an mich geknüpft ſind, als Fremden; eher Denen, die ich vorzüglich werthzuſchätzen Urſache finde, als unbedeutenden Leuten; ergreife eher die Gelegenheit, das Gute zu thun, wozu ich unmittelbar die Veranlaſſung in der Nähe habe, als daß ich weit ausſehende, phantaſiereiche Plane entwerfen ſollte. Es iſt mir überaus angenehm, wenn ich Erfolg und Dankbarkeit einerndte; aber ich rechne nie feſt darauf und bin kein ſolcher Narr, mir darum das Vergnügen zu verſagen, ein andermal wieder Gutes zu thun, weil die Sache einmal ſchlechter ausgefallen iſt, als ich gehofft hatte; indeſſen pflege ich wohl vorſichtiger in Fällen zu werden, wo ich ein paarmal bin angeführt worden.

Wenn ich in meinen häuslichen und bürgerlichen Verhältniſſen alles gethan zu haben glaube, was ich gerechter und verſtändiger Weiſe thun mußte, mir aber ſo entgegen gearbeitet wird, oder die Umſtände ſo unglücklich zuſammentreffen, daß die Sache nicht durchzuſetzen iſt; dann iſt mir das freilich ſehr unangenehm; jedoch ſtört es ſelten auf lange Zeit meine Gemüthsruhe. Nachdem ich dieſe, ſo zu ſagen, erſt in Sicherheit gebracht habe, überlaſſe ich der Vorſehung den Ausgang, feſt entſchloſſen, nicht durch die Verkehrtheit anderer Menſchen, noch durch die Launen des Glücks, mich unverdient zu Grunde richten zu laſſen.

Dies iſt das Syſtem, nach dem ich handle. Wenn ich ihm nicht immer treu bleibe, ſo kömmt das daher, weil ich ſchwache Augenblicke und Leidenſchaften habe. Iſt Jemand, der dies lieſt, ſo glücklich, hiervon frei zu ſeyn — wohl ihm!

Und nun wäre es denn wohl Zeit, dieß lange Kapitel zu ſchließen, in welchem meine Geſchichte nicht fortgerückt iſt, in welchem ich leider! zum großen Verdruſſe mancher Leſer, nicht einen einzigen Spaß habe anbringen können und, was noch ärger iſt, in welchem ich Grundſätze entwickelt habe, wegen welcher gewiſſe Leute, die gewohnt ſind, in verba magistri zu ſchwören, mir den ſchönen Titel eines Philoſophen ſtreitig machen werden. Sey es darum! Was geſchrieben iſt, das iſt geſchrieben. Von nun an ſoll dergleichen nicht wieder vorfallen.

Achtzehntes Kapitel.

Gehäuftes häusliches Unglück.

Wenn das Syſtem, wovon ich am Ende des vorigen Kapitels eine Skizze geliefert habe und das ich meinem Freunde zu Beförderung ſeiner Ruhe ſo warm angeprieſen, zum Hauptzwecke hatte, mich von Menſchen und Schickſalen unabhängig zu machen und durch keine widrige Vorfälle mir meinen Seelen-Frieden rauben zu laſſen, ſo gab mir auch bald nachher und dann eine Reihe von Jahken hindurch, die Vorſehung Gelegenheit, dieß Syſtem in Ausübung zu bringen und zu erproben.

Mit gutem Muthe reiſte ich nach Hauſe und freuete mich zum Voraus auf die Bewillkommung meiner Gattinn und meines jüngſten Knaben. Ein ſtarkes Gewitter hatte in der Gegend von Wallerthal die Luft abgekühlt und ich fühlte mich behaglicher, je näher ich meiner Heimath kam. Meine Frau ſtand in der Thür des Hauſes und flog, als ich aus dem Wagen ſtieg, an meinen Hals. Das Vergnügen, ſie wiederzuſehn, ließ es mich nicht gleich bemerken, obwohl dieß ziemlich ſichtbar ſeyn mochte, daß ſie etwas auf dem Herzen hatte, welches ſie mir gern vorſichtig anbringen wollte. Sie machte damit den Anfang, daß ſie mich auf ihre Weiſe in eine noch beſſere Stimmung zu ſetzen ſuchte. „Denke „an“, ſagte ſie; indem ſie einen Brief hervorholte, „Madame Bartels hat ſchon geſchrieben. Sie „ſcheint recht zufrieden von Julchen. Das Fräulein „von Buttenberg und Ihre liebe Tochter, ſchreibt „ſie, ſind ſchon ganz gewöhnt an ihre neue Lage. „Sie arbeiten und leſen fleiſſig und haben nun auch „einen Singmeiſter von dem hieſigen Theater angenommen. Vermuthlich iſt das mit Ihrem Vorwiſſen geſchehn. Mamſell Julchen ſcheint viel Anlage „zur Muſik zu haben; ich bin jedoch keine Kennerinn „von dieſer Kunſt.“

„Und wozu denn“, rief ich aus, „das Geplärre, und warum muß es ein Comödiant ſeyn, der „ihr Unterricht giebt?“

„Aber, mein lieber Mann“, — und nun zog meine Frau mit ihren gewöhnlichen Argumenten auf — ich zuckte die Achſeln und ſchwieg.

Indeß war auch mein vierzehnjähriger Sohn herbeigekommen. „Nun!“ ſagte ich, „laß einmal „hören, Du ehrlicher Daniel! ob Du als ein kluger Vice-Hausvater während meiner Abweſenheit „nebſt dem Verwalter den Haushalt in Ordnung gehalten haſt! Haſt Du Dich gehörig in Reſpect geſetzt? Wie ſtehen die Feld-Früchte? Nicht wahr, „das giebt in dieſem Jahre eine geſegnete Erndte?“ —

Hier unterbrach mich der gute Junge mit einem Strome von Thränen. — „Ach, Vater! Es iſt „alles hin — nicht alles, aber über die Hälfte — „das geſtrige Gewitter — ein Hagelſchlag hat den „ganzen Strich bis Hottenſtätt hin verwüſtet.“

Dieß war nun freilich ein harter Schlag für mich. Das Unglück hatte den beſten Theil meiner Felder betroffen; doch was war zu thun? „Der liebe Gott „hat es gegeben; Er hat es wieder genommen“ ſagte ich und ſuchte meine unangenehmen Empfindungen vor den Meinigen zu verbergen, beſonders vor meiner würdigen Mutter, die nun auch herzugetreten war und geweint zu haben ſchien.

Woher aber ſollte ich die dießjährige Pacht nehmen? An einen Nachlaß durfte ich nicht denken. Das Syſtem bei der fürſtlichen Kammer hatte ſich plötzlich verändert; der Landesherr war mit dem Director unzufrieden geworden und hatte ihn verabſchiedet. Ob mit Einſicht und Recht, oder durch Cabale, das weiß ich nicht; genug, der Beſchützer der Amtspächter ſtand nicht mehr an der Spitze ſeines Werks und der neue Chef des Finanz-Departements, der die Verpachtungen nicht billigte und die Amtsräthe ohne Unterſchied als Creaturen ſeines geſtürzten Feindes betrachtete, war gegen dieſe nichts weniger als gefällig, ſondern legte ihnen vielmehr allerlei Hinderniſſe und Chikanen in den Weg. Ich mußte alſo meinen Verluſt verſchmerzen und auf's Neue ein Capital aufnehmen, damit ich die beſtimmten Termine abtragen konnte.

Im folgenden Jahre 1780 fiel die Erndte in dortigen Gegenden ſehr ſchlecht aus. — Neuer Verluſt; neue Schulden! Dagegen erhielt ich angenehme Nachrichten von meinem Sohne Gottfried. Er war mit ſeinem Stande vollkommen zufrieden und der Meiſter Martin gab ſeinem Fleiße und ſeiner Aufführung das beſte Zeugniß. Dazu ſchrieb er: „Der junge Menſch iſt in dreizehn Monaten über „einen halben Schuh hoch gewachſen; und dabei „hübſch und männlich von Geſicht und ſchlank und „grade gewachſen, wie eine Tanne.“

Im Herbſte 1781 fügte es ſich, daß meine Frau, ungeachtet ſie alle Gelegenheiten, mit der Gemahlinn des Herrn von Buttenberg zuſammenzutreffen, vermied, dennoch ſich von dieſer, ich weiß nicht mehr, auf welche Weiſe, beleidigt und verſpottet glaubte. In dieſer Zeit und da ſie voll Erbitterung gegen die Kammerherrinn war, trat ſie einſt haſtig in das Zimmer, und, ſo ſehr ſie dieß auch zu verbergen ſuchte und vielleicht ſich ſelber nicht geſtehen wollte, leuchtete doch eine Art von unedelm, rachſüchtigen Triumphe von ihren Augen hervor. „Nun, da haben wir's!“ rief ſie aus, „Schöne Nachrichten von „dem Edelhofe! Unſre Haushälterinn kömmt eben „daher — es ſind Briefe mit der Poſt gekommen — „ſtelle Dir um Gottes Willen vor! Das Fräulein iſt, „von Madam Bartels weg, mit einem Schauſpieler „davongelaufen. Sie weinen und ſchreien Alle im „Schloſſe; aber nun iſt es zu ſpät. Da ſieht man, „was eine boshafte Mutter, ohne Grundſätze, zur „Strafe an ihren Kindern erleben muß! Da wurde „das vornehme Fräulein immer zum Muſter dargeſtellt und andre gute Mädchen, an deren Erziehung „die Eltern doch auch keine Mühe ſparten, blieben „unbemerkt. Welche hat es nun am Weiteſten gebracht in der Welt? Der Himmel bewahre gute

„Eltern vor ſolchem Unglücke! So feind ich der Kammerherrinn bin, ſo habe ich doch wahrhaftig Mitleiden mit ihr“

„Das hoffe ich zu Deinem guten Herzen“, erwiederte ich ernſthaft. „Ich aber will hin und den armen Vater tröſten. Der iſt doppelt unſchuldig daran; aber er iſt nicht Herr im Hauſe. Und nun ſage mir auch einmal, ob ich Unrecht hatte, wenn ich gegen das vermaladeiete Romanen- und Comödien Leſen eiferte!“

„O!“ entgegnete meine Frau, „da müſſen die armen Bücher wieder Schuld ſeyn; wo edle Grundſätze und gutes Beiſpiel herrſchen, da wird das Leſen gewiß kein Unglück ſtiften, da hat man nichts zu befürchten.“

„Das gebe Gott!“ ſagte ich, mit einem Seufzer. „Aber ich will hin. Ich hoffe indeſſen nicht, daß ſie ihr nachſetzen werden. Ein Mädchen von Erziehung, das ſich ſo weit vergeſſen kann, verdient nicht, daß man, um ſie zurückzuführen, einen Schritt vor die Thür gehe. Sie muß das Schickſal tragen, das ſie ſich ſelbſt bereitet hat. Was mich betrifft, wenn ich das an meiner Tochter erleben müßte; nie, nie würden meine Augen ſie wiederſehen.“

Und damit griff ich nach meinem Hute und machte mich bereit, aus dem Hauſe zu gehen, als der Poſt-Bothe, der gewöhnlich zu uns zuletzt kam, mir in der Thür begegnete und ein Päcklein übergab. Die Aufſchrift war von Madam Bartels Hand; ich erbrach es mit Herzklopfen, ein Brief von Julien lag darinn. Schnell durchlief ich alles; meine Gleichmüthigkeit verließ mich während dem Leſen; die Beine zitterten unter mir; kaum konnte ich das Papier in den Händen halten. „O herrlich!“ rief ich faſt wüthend und warf die Briefe vor meiner Frau auf den Tiſch. „Lies! lies! Du haſt das Mädchen „für die große Welt erzogen; jetzt iſt es in der großen Welt. Da ſieh Dein Werk! Meine Ahnungen haben mich nicht betrogen. Wer ſchafft mir „nun mein Kind wieder?“ — Die Worte erſtickten in meinem Munde. Ich fühlte, daß der Zorn mich meinen Grundſätzen untreu machte, eilte fort und verſchloß mich in mein Cabinet, um mich zu faſſen, meinen männlichen Muth und meine Philoſophie zurückzurufen. Folgendes ſind die Abſchriften der beiden Briefe:

Hochgeehrteſter Herr Amtsrath!

Mit ſehr traurigen Empfindungen ergreife ich heute die Feder, um Ihnen eine Nachricht zu geben, die Ihr väterliches Herz tief kränken wird. Ich weiß kaum, wo ich anfangen und wie ich die Sache einkleiden ſoll — doch es muß ja ſeyn. Und, Gott weiß es, ich bin unſchuldig daran.

Sie wiſſen, wertheſter Herr Amtsrath! unter welchen Bedingungen ich Ihre Tochter ſowohl, als das Fräulein von Buttenberg, in mein Haus aufgenommen habe, nämlich unter dem Vorbehalte, daß man mir nicht zumuthen dürfte, ſo erwachſene Frauenzimmer zu erziehen; daß ich mich nur verbindlich machen könnte, mit gutem Rathe zu dienen; in ſo fern man dieſen würde annehmen wollen; daß ich aber für nichts einſtehen könnte, als dafür, daß ein junges Mädchen in meinem Hauſe nichts ſehen und hören würde, als was ſie zur Sittſamkeit, zur Häuslichkeit und zum Fleiße ermuntern könnte; daß ich übrigens Ihre Tochter und das Fräulein nur als Miethsleute und Koſtgängerinnen betrachten würde, über welche ich mich aller mütterlichen Gewalt und Verantwortung begäbe.

Von dem erſten Tage an habe ich an beiden jungen Frauenzimmern jene friedenvolle, frohe, unbefangne jugendliche Gemüthsſtimmung vermißt, die ſo liebenswürdig iſt und dagegen einen Hang zur Romanen-Lectüre und zu allem Leidenſchaftlichen, Ueberſpannten, Auſſerordentlichen und Abentheuerlichen wahrgenommen, der mir gar ſehr mißfallen und mich bewogen hat, ſie, ſo viel möglich, von meinen wirklichen Pflegekindern entfernt zu halten. Kleine Ermahnungen, die ich desfalls von Zeit zu Zeit an ſie ergehen ließ, wurden ſehr kalt aufgenommen. Die Geſandtinn, Gräfinn von Neſſelbach, der Frau von Buttenberg vertrauete Freundinn, maßte ſich eine Art von Direction über das Fräulein an, wozu ſie von der Mutter bevollmächtigt war, und Ihre Tochter war unzertrennlich von dieſem Cirkel. In dem Hotel der Gräfinn, wo ſie ſehr oft halbe Tage zubrachten, herrſcht ein Leben voll Zerſtreuung, und Menſchen aller Art aus der galanten Welt haben da freien Zutritt. Man führte die jungen Damen fleiſſig in das Schauſpiel. Man machte perſönliche

Bekanntſchaft mit Tonkünſtlern und Comödiantinnen, brachte ſehr viel unnütze Bücher in mein Haus, nahm einen Singemeiſter an und wollte Ballet-Tanzen lernen. Ich gab darüber häufige Winke in meinen Briefen an Ihre Frau Gemahlinn, die aber, wie es ſchien, faſt gar keiner Aufmerkſamkeit gewürdigt wurden. Endlich vor drei Monaten erklärte ich beiden Müttern geradezu, daß ich ihre Töchter nicht länger in meinem Hauſe behalten könnte. Nun aber wurde ich dringend gebeten, doch Nachſicht zu haben, beſonders von der Frau Amtsräthinn, die dann auch, wie ich hörte, eine Art Vermahnungs-Brief an Mamſel Julchen geſchrieben hatte, welcher aber ohne Wirkung blieb.

Indeſſen hatte ſich zwiſchen dem Fräulein Charlotte und ihrem Singemeiſter ein Roman angeſponnen und der Taugenichts wußte in den beiden Freundinnen einen unglücklichen Hang zum Theater-Leben zu erwecken. Mamſel Julchen war nur die Vertrauete; aber ach! ſie ließ ſich mit fortreiſſen. Hätte ich ſie allein gehabt, vielleicht wäre es mir geglückt, ihr wahrlich gutes Herz zum Frieden und zur Einfalt zurückzuführen, aber das Fräulein war wohl von Grund aus verderbt, ſinnlich, voll Verſtellung und Intriguen-Geiſt. — Und nun — die Feder entſinkt faſt meiner Hand, indem ich an die traurige Cataſtrophe komme, die erfolgt iſt. — Die Schauſpieler-Geſellſchaft ſollte, wie es hieß, vor wenig Tagen abgereiſt ſeyn, worüber ich ſehr froh war; allein der Böſewicht, der Singmeiſter, war in der Stadt geblieben. Beide Freundinnen gaben geſtern eine Einladung von der Gräfinn Neſſelbach vor, bei welcher, weil ſie unpäßlich wäre, ſie den ganzen Tag zubringen ſollten. Sie giengen früh Morgens hin; (ihre Kleidungsſtücke und beſten Sachen müſſen ſie heimlich nach und nach fortgeſchafft haben) der Abend kam heran und ich wartete vergebens auf ihre Zurückkunft. Endlich ſchickte ich in des Geſandten Haus — denken Sie Sich mein Schrecken! Sie waren gar nicht dort geweſen. — Ich ließ ihre Zimmer öffnen, die ſie verſchloſſen hatten, fand einen offnen Zettel, der die Nachricht von ihrer Flucht enthielt und den einliegenden Brief *) von Ihrer Tochter an Sie, in welchem ſie Ihnen von dieſem unglücklichen Schritte Nachricht gegeben haben wird.

Noch geſtern Abend eilte ich, in der Angſt meines Herzens, ſelbſt zur Gräfinn. Kaum konnte ich es erlangen, daß ich vorgelaſſen wurde und als ſie mich endlich ſprach, mußte ich, ſtatt der gehofften Theilnahme und Hülfe, die unwürdigſte, ſchnödeſte Behandlung und ſogar Vorwürfe aushalten. Ich eilte weg von dieſer unedeln Frau, zu dem Miniſter von ***; allein dieſer erklärte, wie er und die Gerichte, ohne Vollmacht der Eltern, ſich hierinn nicht miſchen könnten. Unentſchloſſen, was ich nun anfangen ſollte, ließ ich meinen Vetter, den Advocaten Meyer, zu mir kommen und trug ihm auf, in der Stadt, jedoch ohne Aufſehen zu erwecken, den Flüchtlingen nachzuſpüren. Er hat bis ſpät in die

---

*) Der hier abgedruckt folgt.

Nacht keine Mühe geſpart, aber endlich nur ſo viel erfahren, daß der Sänger und die beiden Frauenzimmer mit einem fremden Fuhrwerke, deren die Schauſpieler-Geſellſchaft mehrere hat kommen laſſen, um darinn fortzureiſen, ſchon geſtern früh abgefahren ſind. Man vermuthet, daß ſie denſelben Weg wie die Andern genommen haben; doch wer kann das wiſſen? Ihnen nachzuſetzen und ſie anhalten zu laſſen; dazu bin ich nicht berechtigt. Ich habe alſo einen Theil der Nacht zugebracht, dieſen Brief voll Verwirrung zu ſchreiben, den ich durch einen Boten, ſobald das Thor aufgienge, fortſchicken wollte; allein da die Poſt eben ſo geſchwind ankömmt, habe ich dieſen Weg gewählt. Ich muß nun alles Ihnen, mein wertheſter Herr! überlaſſen. Das aber darf ich von Ihrer Gerechtigkeit hoffen, daß Sie mir keine Schuld beimeſſen, ſondern vielmehr mit mir fühlen werden, wie tief mich der Schimpf kränkt, den die beiden verwahrloſeten Frauenzimmer meinem Hauſe zugefügt haben, und wovon der Schaden mir vielleicht unerſetzlich iſt.

Gott tröſte Sie, hochgeehrteſter Herr! Ich bin mit wahrer Hochachtung,

Ihre

gehorſame Dienerinn,

Caroline Bartels.

Beſter Vater!

Nimmer würde ich mir den Schritt verzeihen können, den ich heute thue und durch den ich meine lieben Eltern auf kurze Zeit kränken muß, wenn ich nicht die feſte Ueberzeugung hätte, daß die Folge denſelben rechtfertigen wird, und daß Sie bald nicht mehr glauben ſollen, Urſache zu haben, Sich Ihres Kindes ſchämen zu müſſen.

Ich wähle einen Stand, gegen den Sie ein ungünſtiges Vorurtheil haben; aber ich wähle ihn nicht aus Leichtſinn, nicht durch irgend eine Leidenſchaft geblendet, nicht um Abentheuern nachzurennen; ſondern nach reifer Ueberlegung, als ein freies Geſchöpf. Zwar wirken mein überwiegender Hang zur Schauſpielkunſt und die Freundſchaft für meine Charlotte, welche ein höheres unwiderſtehliches Gefühl zu dieſem Stande hinzieht und von der ich mich unmöglich trennen kann, mit auf meinen Entſchluß; allein mein Haupt-Augenmerk iſt doch der eifrige Wunſch, durch meine geringen Talente mein Brodt zu verdienen, der Welt nützlich zu werden, das Meinige zu Beförderung tugendhafter Grundſätze, reiner Sitten und zu Erweckung edler Empfindungen beizutragen. Ich bin ein armes Mädchen und die Ausſicht, als Hausmutter meinen Platz in der Welt auszufüllen, war ſehr ungewiß und entfernt, indeß mein Unterhalt Ihnen eine Menge von Unkoſten verurſacht haben würde. Jetzt werden meine Fähigkeiten, wenn ich ſie durch Fleiß ausbilde, mir ein bequemes Auskommen verſchaffen; und würde es mir auch fehlſchlagen, als Künſtlerinn vorzüglich zu glänzen, ſo ſoll doch gewiß der Ruf meines untadelhaften Betragens bald bis zu Ihren Ohren dringen, und mir Ihre liebreiche väterliche Verzeihung gewiß erwerben.

Auf dieſen Brief wage ich es nicht, eine milde Antwort zu erwarten, ſchweige alſo vorerſt über den Ort meines künftigen Aufenthalts und werde meinen Namen verändern, bis ich mir ein Recht erworben zu haben glaube, öffentlich wieder als Ihre Tochter aufzutreten und dann, beſter Vater! wird auf's Neue um Ihren väterlichen Segen bitten,

Ihre

gehorſame Tochter,
Julie.

Neunzehntes Kapitel.

Fortſetzung des Vorigen. Neue Unglücksfälle.

Als ich in mein Zimmer kam, gieng ich mit ſtarken Schritten auf und nieder. Ich ſuchte das Schickſal, das meine häuslichen Freuden geſtöhrt hatte, aus allen Geſichtspuncten zu betrachten, um irgend eine Seite zu finden, auf welche weniger Schatten fiele. Nach mancher Anſtrengung gelang es mir endlich, in eine ruhigere Gemüths-Verfaſſung zu kommen, und nun rief ich aus: „Alſo ſollte der Seelen-Frieden eines Mannes von feſten Grundſätzen „das Spielwerk eines thörichten Mädchens ſeyn dür-

,,ſen? Wo blieben dann die Entſchlüſſe, die ich ,,faßte, als ich meiner Frau alle Rechte auf dieß ,,mißrathne Kind abtrat? Damals ſtellte ich mir ,,noch ärgere Folgen vor, die aus der verkehrten ,,Weiber-Erziehung entſtehen können und war feſt beſtimmt, mir darum kein graues Haar wachſen zu ,,laſſen. Wie, wenn mir die Vorſehung nun gar ,,keine Tochter gegeben hätte? Schadenfrohe Leute ,,werden ſich über mein häusliches Unglück freuen, ,,werden alle Schuld auf mich wälzen, — mögen ,,ſie doch! Bin ich darum elender?" — Durch dieſe und andre Gründe kam ich dahin, daß ich mit ungetrübtem Blicke mich den Meinigen wieder zeigen konnte und ich war im Begriff, mein Cabinet zu verlaſſen, als ich leiſe an die Thür pochen hörte. Ich öffnete ſie und meine würdige alte Mutter trat zu mir herein. Sie kam auf Bitten meiner Frau, um durch ihr ſanftes, liebevolles Zureden meinen Zorn zu mildern und den Frieden wieder herzuſtellen. So wie ich jetzt geſtimmt war, hielt es nicht ſchwer, dieß zu bewirken. Ich verſprach, meiner Gattinn keine Vorwürfe zu machen; doch allein mit der Bedingung, daß Juliens Namen nicht mehr unter uns genannt werden, und daß nie von Wiederaufnahme des ungerathenen Kindes die Rede ſeyn ſollte. Meine redliche Mutter wendete alles an, die Härte dieſes Ausſpruchs zu mildern; aber ich blieb ſtandhaft. So gewiß, wie ich das wohl wußte, die gute alte Frau mit mir über dieſen Punct einerlei Grundſätze hatte; ſo ſuchte ſie doch Verſchiedenes zur Entſchuldigung des Schrittes, den Julie gethan, anzuführen, hauptſächlich das, was man ihr zum Vortheile des teutſchen Theaterweſens vorerzählt hatte; allein ich unterbrach ſie. ,,Das alles", ſagte ich ,,habe ich oft gehört, aber nur von Leuten, die ,,die Sachen nach dem beurtheilen, was ſie ſeyn ,,könnten, nicht nach dem, was ſie ſind. Ich ,,habe dieſe Theater-Helden und Heldinnen in der ,,Nähe geſehen und weiß, was ich von ihnen zu halten habe. Nicht, daß es keine Ausnahmen gäbe; ,,aber welcher Menſch von Ehrgefühl wird freiwillig, ,,ohne durch irgend ein widriges Geſchick dazu gezwungen zu werden, einen Stand wählen, in welchem geſittete, tugendhafte und redliche Menſchen ,,nur Ausnahmen ſind? Ich bedaure den Jüngling und das Mädchen, die, durch ihre Eltern ,,verleitet, oder von Noth und Elend gedrängt, dieſe Lebensart ergriffen haben und ſchätze ſie ſehr hoch, ,,wenn ſie dann durch ein untadelhaftes Betragen ,,die Achtung und Liebe verſtändiger Menſchen zu ,,verdienen wiſſen; aber ein Mädchen, das ſich aus ,,dem Schoße einer ſittſamen, nicht dürftigen Familie, losreißt, um ſich dem Publicum für Geld zur ,,Schau auszuſtellen, iſt der tiefſten Verachtung ,,werth. Alſo kein Wort mehr davon, wenn ich ,,bitten darf!" Und damit führte ich meine liebe Mutter hinunter, ließ ihr Zeit, meiner Frau Bericht von unſrer Unterredung zu erſtatten und erſchien dann in dem Cirkel meiner Familie, mit heitrer, ſorgenloſer Miene. Uebrigens gieng ich von meinem Vorſatze nicht ab. In den folgenden beiden Jahren lieſen verſchiedentlich Briefe von Julien an mich ein, allein ſie wurden unerbrochen zurückgeſchickt, ſobald ich die Hand erkannte. Doch nahm ich keine Notiz davon, ob ſie heimlich mit ihrer Mutter correſpondirte; nur wußte ich mit ſehr bedeutend ernſthaften Blicken Jedem Stillſchweigen aufzulegen, der den Verſuch machen wollte, mit mir von ihr zu reden. Man wird in der Folge hören, was weiter aus der Abentheuerinn geworden iſt. Neue Unglücksfälle, die mich betrafen und die auf einmal meine ganze Lage änderten, machten, daß ich dieſen Gegenſtand auf eine Zeit lang aus dem Geſichte verlor.

Ich habe ſchon geſagt, daß der neue Chef des Finanz-Departements den Amtspächtern nicht günſtig war und es wurde nun einmal, ohne Unterſchied der Perſonen, als ausgemacht angenommen, daß ſie die Bauern zu Grunde richteten. Ungeachtet nun bei mir grade der entgegengeſetzte Fall eintrat, nämlich, daß ich zu Grunde gerichtet wurde, weil ich die, mir theils verpachteten, theils zur Berechnung angewieſenen Abgaben von den Bauern nicht einnahm, ſo dachte man doch in Anſehung Meiner nicht günſtiger. War man ehemals zu ſchnell bereit geweſen, die Rückſtände von den Unterthanen einzutreiben, ſo konnte ich jetzt gar keine Gerechtigkeit gegen die muthwilligſten Schuldner erhalten, ſo ſehr auch meine damaligen Umſtände mich nöthigten, meiner bisherigen Nachſicht Grenzen zu ſetzen.

Dieß allein wäre hinreichend geweſen, meinem Vermögen den Reſt zu geben; das folgende Jahr aber vollendete meinen Ruin. — Das Vieh-Sterben leerte meine Ställe aus; ich behielt auch nicht ein einziges Stück übrig. Dieſer Verluſt war für mich unerſetzlich, und da ich nun als ein ehrlicher Mann nicht noch mehr Capitalien aufnehmen konnte, ſo ſahe ich kein anderes Mittel vor mir, als daß ich mich meiner Pachtung zu entledigen ſuchte. Dieß war zum Glück von der fürſtlichen Kammer leicht zu erlangen; doch mußte ich noch ein halbjähriges Locarium nachbezahlen. Daß bei dieſer Gelegenheit abermals einige von den hochgebietenden Herrn auf Commiſſion nach Wallerthal kamen, denen ich Diäten bezahlen und aufſchüſſeln mußte, verſteht ſich von ſelber. Für das von mir baar bezahlte und gewiß nicht verſchlimmerte Inventarium (bis auf das verlorne Vieh nach) bekam ich eine geringere Summe wieder und nachdem ich nun davon meine Schulden bezahlt und meinen beſten Hausrath verkauft hatte, blieb mir wenig über funfzehnhundert Thaler Vermögen übrig.

Härter war meine Lage noch nie geweſen und ſie drückte mich doppelt und dreifach, indem ich noch meine Mutter und meine Frau zu tröſten hatte, die auſſer aller Faſſung waren. Doch Eines beruhigte mich und erfüllte mich mit Zuverſicht zu der Hülfe des Himmels, und das war der Gedanke, daß ich dieß Schickſal nicht durch Leichtſinn und ſchlechte Wirthſchaft mir zugezogen hatte.

Indeſſen kam es darauf an, einen ſchnellen Entſchluß zu faſſen und einen Plan für die Zukunft zu entwerfen. Der kleine Reſt meines Vermögens reichte zu keiner neuen Unternehmung hin; auch durfte ich ihn kaum als mein Eigenthum anſehen, da es möglich war, daß mein älterer Bruder noch lebte, obgleich er ſich freilich auf wiederholte öffentliche, den Zeitungen eingerückte, Einladung nicht geſtellt hatte. Mein erſtes Geſchäft war daher, jene funfzehnhundert Thaler ſicher auf Zinſen zu legen und dieſe allein zu dem Unterhalte meiner alten, ſchwächlichen Mutter zu beſtimmen. Nachdem ich auf dieſe Weiſe, ſo viel ich damals vermogte, die heiligſte Pflicht, welche mir die Natur auferlegt, erfüllt hatte, blieb mir kein andrer Entſchluß übrig, als der, nebſt meiner Frau und meinem Sohne Daniel, der immer gutes Muths war, von unſrer Hände Arbeit zu leben. Hierzu ſchien mir die Reſidenz der bequemſte Ort; ich hoffte durch Bekannte in der Stadt Gelegenheit zu finden, Unterricht in mathematiſchen Wiſſenſchaften und Sprachen zu geben; mein Sohn ſollte durch Abſchreiben Geld zu gewinnen ſuchen und wenn meiner Gattinn die Sorgfalt für den Haushalt noch Muße übrigließe, konnte ſie vielleicht durch feines Nähen, Sticken und dergleichen auch etwas erwerben. Sogleich miethete ich alſo in *** ein Paar Zimmer in einer kleinen Gaſſe, ließ den Reſt meiner beweglichen Habe dahinbringen und machte mich dann nebſt meiner Familie reiſefertig.

Es war zu Anfange des Monats September, im Jahre 1781, als wir unſere Wallfahrt in der That in keinem glänzenden Aufzuge, antraten. Vor einem Cariolchen, oder einer ſogenannten Lichtſcheere, die in meinen guten Tagen, ungebraucht, den Winkel einer Wagen-Remiſe gehütet hatte, war ein halb blinder, magrer Gaul geſpannt, der bis dahin das Bier auf die Dörfer verfahren und den ich zu dieſer Reiſe behalten hatte, um ihn nachher in der Stadt an irgend einen Karren-Führer zu verkaufen. In dieſem demüthigen Fahrzeuge ſaßen die beiden Frauen; mein Sohn und ich giengen nebenher, um wechſelsweiſe das Pferd zu lenken und anzutreiben.

Ich muß es den Leuten in Wallerthal zum Ruhme nachſagen, daß, obgleich ſie im Ganzen kein ſo guter Schlag von Leuten und mir weniger herzlich zugethan waren, als die in Mehlbach, doch kein Einziger Schadenfreude über unſer Unglück äuſſerte, ſondern im Gegentheil gerührt und liebreich von uns Abſchied nahmen. Dennoch ſah ich es meiner Frau an, daß ſie weniger durch die Sorgen für die Zukunft, als durch den Stand der Erniedrigung, zu welchem wir aus unſerm Wohlſtande herabgeſunken waren, niedergebeugt wurde. Ich würde die Unwahrheit ſagen, wenn ich behaupten wollte, ich ſey vollkommen heiter geweſen; allein kaum hatten wir doch Wallerthal aus dem Geſichte, ſo erfüllten Hoffnung und guter Muth mein Herz und ich unterbrach das Stillſchweigen, das bis jetzt unter uns geherrſcht hatte.

„Nun, meine Lieben!" ſagte ich, indem ich mir im Gehen eine Pfeife Tabak zubereitete, „ſehet
„an, welchen herrlichen Herbſt-Morgen uns der
„liebe Gott zu dem Antritte unſrer Reiſe ſchenkt!
„Nicht wahr, das muß von guter Vorbedeutung für
„uns ſeyn? Ja, ja! der Himmel wird ſchon weiter
„helfen. Wenn wir nur erſt bekannt in der
„Stadt werden! Bis dahin bin ich nicht in Verle-

„genheit; ich habe noch hundert baare Thaler gerettet,
„die ich in dieſer Taſche bei mir führe und die
„mir faſt zu ſchwer werden. Damit können wir einige
„Monate lang, bei ſparſamer Wirthſchaft, auskommen,
„und indeß giebt es etwas zu verdienen.
„Ich rechne viel auf meinen Daniel. Gebt Acht,
„der wird ſich durch ſeine Schreiberei in ſolchen Ruf
„ſetzen, daß ihn der Fürſt wenigſtens zum geheimen
„Secretair ernennt!“

Durch dieſe und ähnliche muntre Reden gelang es mir nach und nach, den Ton in unſrer kleinen Reiſe-Geſellſchaft fröhlicher zu ſtimmen. Von Zeit zu Zeit ſchloſſen ſich dann auch andre Fußgänger an uns, mit denen wir uns in Geſpräche einließen. Unter Andern ging ein luſtiger Tiſchler-Geſelle eine Stunde Weges neben uns her, der allerlei drollichte Einfälle hatte und ſein Handwerk auſſerordentlich lobte. Dieß veranlaßte uns, von meinem Gottfried zu reden und das war eine neue Quelle von Aufmunterung für mich und die Meinigen. Erreichten wir die Spitze eines Hügels, ſo nannte ich die Namen der Oerter, die man liegen ſehn konnte. Auf dieſe Weiſe gieng unvermerkt die Zeit hin und wir kamen des Fürſten und unſrer Reſidenz immer näher. Das Phlegma und die Ohnmacht meines Pferdes verhinderten jedoch, daß wir die Reiſe in einem Tage vollenden konnten; wir kehrten alſo in einem reinlichen Dorf-Wirthshauſe an der Straße ein, fanden ein anſtändiges Bette für die beiden Frauenzimmer und eine Streue für mich und meinen Sohn. Des andern Tages machten wir uns früh wieder auf den

Weg. Ich hatte die Freude, zu ſehn, daß alle Geſichter heitrer als geſtern ausſahen; und ſo kamen wir gegen Mittag in der Stadt an.

Zwanzigſtes Kapitel.

Schickſale der Familie in der Reſidenz. Rückkehr des verlornen Kindes. Tod der Mutter.

Wer nur irgend Gelegenheit gehabt hat, zu bemerken, wie ſchwer es hält, ohne Schleichwege, ohne Charlatanerie und ohne hohe Protection, in einer Reſidenz auf ehrliche und nützliche Art mit ſeiner Arbeit Brodt zu erwerben — ich ſage: auf ehrliche und nützliche Art; denn Gaukler, Luftſpringer, Geiger und Pfeifer und Leute, welche andre loſe Künſte treiben, kommen ſchon beſſer fort — Ich ſage, wer irgend Gelegenheit gehabt hat, das zu bemerken, der wird mir's wohl glauben, daß wir, mein Sohn und ich, in * * * manchen vergeblichen Schritt thaten, um mit unſern geringen Talenten zu wuchern. Wir ließen es in die Wochen-Zeitungen einrücken, daß ich bereit ſey, in mathematiſchen Wiſſenſchaften und in Sprachen Privat-Unterricht zu geben, und Daniel bot ſeine Dienſte als Abſchreider an; aber eine Woche nach der andern ging hin, ohne daß ſich jemand bei uns meldete, der uns in Thätigkeit geſetzt hätte.

Ich habe von jeher einen Widerwillen gegen das Erborgen eines fremden, falſchen Namens gehegt, und da ich mir nun keiner Handlung bewußt war, die mich hätte nöthigen können, den meinigen zu verſchweigen, ſo nannte ich mich ohne Scheu in der Ankündigung, die ich durch das Wochenblatt bekannt machen ließ. Allein ſchon dieß hatte nachtheilige Wirkung für mich. Ein ehemaliger Amtsrath wurde von Einigen wie ein verabſchiedeter, von Andern gar wie ein abgeſetzter, vielleicht allerlei ſchiefer Streiche wegen caſſirter Beamter angeſehn, und weil die mehrſten Menſchen lieber das Schlimmſte glauben, als ſich die Mühe der Unterſuchung geben, ſo blieb dieſer falſche Begriff haften und hinderte mein Fortkommen. Von einer andern Seite machten mir die gelehrten Zunftmeiſter das Recht ſtreitig, Unterricht in Wiſſenſchaften und Kenntniſſen zu geben, in welchen ſie ein Monopolium zu haben vermeinten. Eines Tages, als ich der Witwe meines Freundes Freimann dieſe Verlegenheit klagte, und die gute Frau, die mich gern in ihrer Buchhandlung angeſtellt oder mir als Corrector etwas zu verdienen gegeben hätte, wenn nicht auch ihre öconomiſchen Umſtände und ihr Gewerbe ſehr eingeſchränkt geweſen wären, allerlei Plane zu meinem Beſten entwarf, trat der Oberſchenk von Wöllenfurth in ihren Laden, welcher von dem Zimmer, worinn wir ſtanden, nur durch eine Glasthür abgeſondert war. Dieſen Mann hatte ich bei meiner Erſcheinung am Hofe vor zehen Jahren als einen characterloſen, flachen, kalten und hochmüthigen Hofſchranzen kennen gelernt. Allein er wollte doch gern für etwas Beſſeres gelten, gab ſich ein wenig mit Literatur und Künſten ab und ſtand in einigem Anſehn bei dem Fürſten und der Nobleſſe. Er that, als wenn er ſich meiner geringen Perſon gnädig erinnerte. Madam Freimann ſtellte mich ihm vor, machte ihn mit meiner jetzigen Lage bekannt und empfahl mich ſeinem Schutze. Mit Verſprechungen ſind ſolche Leute nicht ſparſam; er erbot ſich alſo gleich, ſich für mich zu verwenden, und ſo wenig ich auch auf Erfüllung dieſer Zuſage rechnete, ſo hielt er doch dießmal auf gewiſſe Weiſe Wort; denn er wirkte nicht nur für mich die Erlaubniß aus, Unterricht geben zu dürfen, ſondern kam auch auf den albernen Gedanken, ſich von mir in der Algebra unterweiſen zu laſſen. Uebrigens bemerkte ich gleich in den erſten Stunden, die ich ihm gab, daß auf Fleiß und Nachdenken von ſeiner Seite nicht zu rechnen war, und daß er überhaupt dieß Werk nur trieb, um in Geſellſchaften von ſeinen neuen Studien plaudern zu können; auch ſetzte er die Lectionen häufig aus, weil er vor neun Uhr des Morgens nie aus dem Bette zu bringen war. Dabei glaubte er ſich, zum Lohne für ſeine Protection, noch obendrein berechtigt — mir nichts zu bezahlen. Indeſſen war doch der Anfang gemacht; ich hoffte, durch ihn andern beſſern Leuten empfohlen zu werden, und auch mein Sohn bekam hie und da ein wenig Arbeit. Allein das brachte nur ſparſam Geld in das Haus; der theure Winter war vor der Thür und die immer zunehmende Kränklichkeit meiner würdigen Mutter vermehrte meine Sorgen und Unkoſten. So ſchmolz dann mein kleiner Geld-Vorrath ſehr merklich, und die Zinſen von den geretteten funfzehnhundert Thalern wanderten auch in die Apotheke. Doch war ich feſt entſchloſſen, dieß Capital, ſo lange es nur irgend möglich ſeyn würde, unangegriffen zu laſſen und lieber etwas von unſerm Hausrathe zu verkaufen, worunter wohl noch hie und da ein Stück war, das nicht in die Hütte eines armen Mannes paßte. Bei dem Allen aber ſuchte ich meine Dürftigkeit vor Madame Freimann zu verbergen, ſo wie ich auch meinem Freunde Fürſtenruf ein Geheimniß daraus machte; denn ich wußte, daß ſie Beide in mich gedrungen ſeyn würden, eine Hülfe von ihnen anzunehmen, die ſie, ohne ſich ſelber zu nahe zu treten, mir nicht leiſten konnten.

In dieſen Umſtänden zeigte ſich der Character meiner Frau in einem edeln Lichte. Hatte ſie mir ehemals die kleinen Beſchwerden des Lebens durch unnütze Klagen nur noch fühlbarer gemacht, ſo war ſie es jetzt, die meinen Muth und meine Zuverſicht zu der Vorſehung ermunterte, oder vielmehr befeſtigte, denn ich kann nicht ſagen, daß ich einen Augenblick lang zur Troſtloſigkeit herabgeſunken wäre. Hatten wir doch, mein Sohn und ich, geſunde Arme! Und um als Taglöhner ſo viel zu erwerben, daß man Leben und Kräfte und ein gutes Gewiſſen behält, dazu bedarf es ja nicht der Protection eines Oberſchenken.

Meine Mutter ſchien an allen Angelegenheiten dieſes Lebens wenig Antheil mehr zu nehmen. Sie wurde mit jedem Tage ſchwächer, und wir waren darauf gefaßt, ſie bald von unſrer Seite geriſſen zu ſehn. So kam der Februar des Jahrs 1782 herbei.

Eines Tages nun, als unſer kleiner Familien-Cirkel bei dem Bette der ſterbenden Alten ſaß und Daniel uns etwas vorleſen ſollte, nöthigte dieſen ein häusliches Geſchäft, vorher auf kurze Zeit das Zimmer zu verlaſſen. Er war aber kaum fort, als wir drauſſen ein Geräuſch, dann ein ſehr lautes Geſpräch, und bald von einer uns nur zu bekannten Stimme die Worte ausrufen hörten: „O mein Bruder! mein lieber Bruder! So bin ich dann wieder „in Deinen Armen! Ach ſey Du mein Vorſprecher; „bringe mich zu den Füßen meiner beſten, gekränkten Eltern zurück!" — Und nun öffnete ſich plötzlich die Thür, Julie ſtürzte herein, auf uns zu und hing an meinem Halſe, ehe ich Zeit hatte, eine gewiſſe Faſſung anzunehmen.

Wer nie Vater geweſen iſt; wer ſich der Wonne nicht erinnern kann, mit welcher er einſt ſein erſtgebornes Kind an ſeinen, von Zärtlichkeit und Freude klopfenden Buſen gedrückt hat, der wird mir Wankelmuth in Grundſätzen vorwerfen, wenn ich ihm hier bekenne, daß in dieſem Augenblick jeder Gedanke von Strenge und der Entſchluß, meine entflohene Tochter nie wieder aufzunehmen, aus meiner Seele wich; aber gefühlvolle Eltern werden dieß ſehr begreiflich finden.

Zudem macht ja Unglück weich und duldend, und wer könnte ein Kind verſtoßen, das freiwillig zurückkehrt, um Armuth und Sorgen mit ſeinen Eltern zu theilen?

Aber nun verwechſelte meine Frau ihre Rolle mit der meinigen. Sie, die ehemals die Vorſprecherinn der Verirrten geweſen war, fing jetzt an, in unartige Vorwürfe gegen ſie auszubrechen. „Ei, „Mademoiſelle!" hieß es, „wie kommen wir arme „Leute zu der Ehre, Sie bei uns zu ſehn? Sind „Sie des Herumfahrens in der großen Welt ſchon „müde? Bei uns iſt wenig Freude zu holen. Das „glänzende Theater-Leben wird ſehr abſtechen gegen „unſer" — Ich ließ ſie nicht ausreden; ein ſtrenger Blick und die Rückkehr in ihr eignes Herz löſten den Reſt ihrer Worte in mütterliche Thränen und Klagen auf: „Ach! Du haſt uns viel Kummer gemacht, „böſes Kind! und ſeit Deiner Flucht hat alles Un„glück auf uns losgeſtürmt. Doch wenn Dein Va„ter Dir verzeihen kann, ſo will ich gern ſchweigen „und alles vergeſſen."

„Nur eine Frage!" ſagte ich, indem ich meine Frau abermals unterbrach: „Haſt Du gewußt, in „welcher eingeſchränkten Lage Du uns finden „würdeſt?"

„Alles, alles", rief Julie, „weiß ich und das „allein konnte mir Muth geben, wieder unter Ihre „Augen zu treten. Ich komme nicht, um als Ihr „geliebtes Kind aufgenommen zu werden — deſſen „bin ich nicht würdig. Ich komme, um Ihnen als „Magd zu dienen, Ihnen die Beſchwerlichkeiten des

„Lebens ertragen zu helfen. Ich kann, gottlob! „arbeiten. Meine Tage und Nächte ſollen dieſer „ſüßen Pflicht gewidmet ſeyn."

„Das iſt genug, mein Kind!" ſagte ich, und reichte ihr freundlich die Hand. „Das entſcheidet. „Sey mir willkommen! So lange noch Mark in „dieſen Knochen iſt, ſollſt Du nicht darben, wenn „Dir es ein Ernſt iſt, tugendhaft und verſtändig „zu leben. Nun fange ich an, beſſere Tage für „uns zu ahnen."

Und ſo war dann bald der Frieden hergeſtellt, alles Leiden vergeſſen, und ein Tag, ſo froh, wie wir deren wenige in unſern glücklichen Zeiten verlebt hatten, folgte auf dieſe Wiedervereinigung. Selbſt meine Mutter ſchien ſich ein wenig zu erholen und freudiger ihrer Auflöſung entgegen zu ſehn, da ſie nun über des verlornen Kindes Schickſal beruhigt wurde.

Indeſſen wünſchten wir Alle, doch zu erfahren, was Julien ſo bald bewogen haben könnte, eine Lebensart zu verlaſſen, welche ſie mit ſo leidenſchaftlichem Hange gewählt hatte. Sie befriedigte unſre Neugier und die Erläuterungen, die ſie uns darüber gab, vollendeten das Werk, ihr meine Verzeihung zuzuſichern. Folgendes iſt der hauptſächlichſte Inhalt ihrer Erzählung:

Sobald der Schauſpieler mit den beiden jungen Frauenzimmern in der Stadt angekommen war, in welcher die übrige Geſellſchaft künftig ſpielen wollte und wo ſie ihn erwartete, fand ſich leicht ein gewiſſenloſer Pfarrer, welcher über ihn und das Fräulein von

Buttenberg den prieſterlichen Ehe-Segen ausſprach. Sodann wurden beide Frauenzimmer von dem Director, jedoch freilich vorerſt mit ſehr geringem Gehalte, als Schauſpielerinnen angenommen und ein Tag zu ihrem Debüt feſtgeſetzt.

Julie hatte ſich, wie das wohl zu geſchehen pflegt, die theatraliſche Kunſt weit leichter vorgeſtellt, als ſie dieſelbe in der Ausübung fand. Der Herr Principal hatte bei der Probe ſehr viel an ihrem Spiele auszuſetzen; bei der wirklichen Vorſtellung erndtete ſie gar keinen Beifall ein. Sie fing an, zu fürchten, daß ſie nie als große Actrice glänzen würde und das kühlte zuerſt das ſtarke Feuer ab, womit ſie dieſen Stand ergriffen hatte. Sie wurde indeſſen nachher in einem andern Rollen-Fache gebraucht und da gelang es ihr etwas beſſer. Unglücklicher Weiſe aber gerieth ſie dadurch in einen Wetteifer mit einer jungen Schauſpielerinn, die bisher in dem Beſitze ſolcher Rollen geweſen, dabei ſehr hübſch, ſehr coquet war und von vornehmen jungen Herren beſchützt wurde. Nun hatte Julie mit einer mächtigen Cabale zu kämpfen, die auf die unedelſte und niedrigſte Art gegen ſie wirkte. Da ſie jetzt Gelegenheit hatte, die Menſchen, unter denen ſie lebte, genauer kennen zu lernen, ſo ſah ſie mit Schrecken, daß ſie unter die verworfenſten Geſchöpfe gerathen war und indem ſich ihr Gefühl von Sittſamkeit, Tugend und Redlichkeit empörte, vollendete dieß, ihr die Augen über ihre Verirrung zu öffnen.

Nicht alſo war es mit ihrer Freundinn beſchaffen. Theils wurden ihre erſten Verſuche in der Kunſt mit beſſerm Erfolge gekrönt und ſie machte, unter der Leitung ihres Mannes, ſchnellere Fortſchritte darinn, theils verblendete die Liebe zu dieſem Nichtswürdigen ihre Augen ſo ſehr, daß ſie alles um ſich her in roſenfarbnem Lichte ſah. Julie aber faßte ſchnell den Entſchluß, das Theater zu verlaſſen, weil es noch Zeit war, und die Verzeihung ihrer beleidigten Eltern zu erflehen. Sie ſchrieb an mich Briefe, worinn ſie die aufrichtigſte Reue über ihren Fehltritt bezeugte, und als dieſe, wie ich ſchon erzählt habe, unerbrochen zurückkamen, beharrte ſie dennoch auf dem Vorſatze, was auch aus ihr werden mögte, doch nicht länger eine ihr ſo verhaßt gewordne Lebensart zu führen.

In der Stadt wohnte eine adliche Dame, die allgemein in dem Rufe von Rechtſchaffenheit und Wohlthätigkeit ſtand. Zu dieſer wagte es meine Tochter, ihre Zuflucht zu nehmen, ihr ohne Rückhalt ihre Geſchichte zu erzählen, ſie um Rath und Hülfe zu bitten und ſich ihr als Kammerjungfer anzubieten, weil grade eine ſolche Stelle bei ihr erledigt war. Die verwittwete Geheimeräthinn von Meinau (denn, daß es die Leſer nur wiſſen, dieſe meines Jugend-Freundes ehemalige Geliebte war es, zu welcher ein glückliches Geſtirn Julien geleitet hatte) ſchien Anfangs einigen Zweifel in die Wahrheit ihrer Erzählung zu ſetzen. Doch gelang es meiner Tochter, ſie von ihrer Aufrichtigkeit zu überzeugen und in das Haus dieſer würdigen Frau unter der Bedingung aufgenommen zu werden, daß ſie allem Umgange mit den Schauſpielern, ſelbſt mit der Gefährtinn ihrer Thorheiten, entſagen ſollte; und nun nahm ſich die Dame ihrer ſehr mütterlich an. Der Beſchreibung nach hatte die jetzige Gemüthsſtimmung der Frau von Meinau ſehr viel Aehnlichkeit mit der des Herrn von Fürſtenruf. Auch ſie ſchien kalt, in ſich verſchloſſen, wenig Intereſſe an den Menſchen zu nehmen, deren Umgang ſie floh und denen ſie doch Gutes erwies, wo ſie nur irgend Gelegenheit dazu hatte. Sie vollendete bald das verdienſtliche Werk, Julien von ihren überſpannten, romanhaften Begriffen zu heilen und ſorgte dafür, daß ſie immer beſchäftigt war. Dabei rieth ſie ihr, nicht eher wieder einen Schritt zu ihrer Wieder-Aufnahme in das väterliche Haus zu thun, als bis ſie ſich in ihrem eignen Herzen deſſen würdig und vollkommen ruhig fühlte. Dieſer Zeitpunkt erſchien nach einigen Monaten; meine Tochter hatte indeß wieder Zuverſicht zu ſich ſelber gewonnen und bat nun die Geheimeräthinn, ihr zu einer Verſöhnung mit ihren Eltern behülflich zu ſeyn. Während dieſer Zeit hatte die edle Frau ſich unter der Hand nach meinen Umſtänden erkundigt und ſehr genaue Nachricht von der eingeſchränkten Lage erhalten, in welcher wir lebten. Als ſie Julien dieſe Entdeckung mittheilte, konnte nichts meine Tochter zurückhalten, zu uns zu eilen. Ihre Beſchützerinn billigte den Entſchluß, fand es anſtändig, ſie bei dieſem Schritte allein ſich ſelber zu überlaſſen, verſprach ihr aber, wenn er mißlingen ſollte, ſich kräftig für ſie zu verwenden. Hierauf gab ſie ihr Reiſegeld und ließ ſie von ſich. — Den Erfolg wiſſen meine Leſer.

Ich fühlte einen Drang, der Geheimenräthinn ſchriftlich meine Dankbarkeit zu bezeugen und konnte mich nicht enthalten, jedoch mit Vorſicht, in dem Briefe, den ich ihr ſchrieb, ein Paar Worte davon mit einfließen zu laſſen, daß ich mit der Geſchichte ihres Herzens nicht ganz unbekannt wäre.

So war nun, bei aller Armuth, dennoch ein Theil meiner häuslichen Glückſeligkeit wieder hergeſtellt. Es ſchien auch, als wenn von dem Augenblicke an die ſegnende Hand der Vorſehung ſich wieder zu uns lenkte. Es zeigte ſich hie und da Gelegenheit, mit unſrer Arbeit etwas zu erwerben, beſonders fand Julie Mittel, durch unſre Hauswirthinn, die eine gute, dienſtfertige Frau war, einige feine Stickereien, welche ſie mit großer Geſchicklichkeit vollendet hatte, zu verkaufen.

Unterdeſſen aber erfolgte, was wir ſo lange vorausgeſehen hatten, der Tod meiner lieben Mutter, der uns mit Trauer erfüllte und zugleich in unſern öconomiſchen Umſtänden ein wenig zurückſetzte. Es herrſchten nun eine Zeit lang Niedergeſchlagenheit und Unthätigkeit in unſerm kleinen zerriſſenen Cirkel; doch faßten wir bald Muth, ergriffen wieder die Arbeit und fiengen auf's Neue an, gegen das Schickſal zu kämpfen.

Ein und zwanzigſtes Kapitel.

Neues Unglück. Erneuerte alte Bekanntſchaft. Gutmanns Reiſe zu ſeinem Sohne. Begebenheiten auf dem Wege.

Die guten Ausſichten zu beſſerm Erwerbe, wovon ich im vorigen Kapitel geredet habe, ſchienen mich nicht täuſchen zu wollen. Ein volles Jahr verſtrich, in welchem ich mein kleines Kapitel nicht anzugreifen brauchte, ſondern alle Unkoſten meines Haushalts mit demjenigen beſtritt, was unſer Fleiß einbrachte. Freilich lebten wir äuſſerſt ſparſam und eingeſchränkt; allein wir waren froh, geſund und ſorgenlos, machten zuweilen ſämtlich an Sonntagen angenehme und weite Spatziergänge auf das Land hinaus und fiengen an, zu vergeſſen, daß wir je glänzendere Tage geſehen hatten; ja! meine liebe Frau gab alles Vornehmthun auf und ertheilte ihre Einwilligung ſogleich, als ich ihr ſagte, daß ich Hoffnung hätte, unſern ehrlichen Daniel im nächſten Sommer als Schreiber in fürſtlichen Dienſten auf eben dem Amte anzubringen, welches ich vormals gepachtet gehabt hatte, und das nun adminiſtrirt wurde.

Dieſe glückliche Stimmung aber wurde plötzlich durch eine Schreckens-Poſt geſtöhrt, die wir im October des Jahrs 1783 erhielten und welche in einem kurzen Briefe von meinem Sohne Gottfried enthalten war.

Er hatte uns daran gewöhnt, öftere und immer erwünſchte Nachrichten von ihm zu bekommen. Seine Lehrjahre neigten ſich nun zum Ende und er ſollte bald ſeine Wanderungen antreten. Die Tage, an denen ſeine oder ſeines Meiſters Briefe ankamen, waren immer Feſte für uns. Dießmal fiel es mir gleich auf, daß der Brief mit einer andern Poſt, alſo nicht von Nordhauſen her kam, und daß er ſo ſchlecht und eilig geſchrieben ausſah. Mit Unruhe erbrach ich ihn und las, was folgt:

Beſter Vater!

Erſchrecken Sie nicht, wenn Sie dieß leſen! Ich habe das Unglück gehabt, durch Liſt und Gewalt in die Hände öſterreichiſcher Werber zu gerathen. Jetzt bringt man mich nach Glaz, in Böhmen. — Wir ſind auf dem Marſche. — Der Unterofficier, welcher das Commando führt, iſt vom * * *ſchen Regimente. — Ich habe Mittel gefunden, dieſe Zeilen heimlich zu ſchreiben; ein gutmüthiger Gaſtwirth verſpricht, die Beſtellung zu übernehmen. Ich werde alles anwenden, um loszukommen, vielleicht können auch Sie helfen. Tröſten Sie nur meine Mutter! Ich bin bis in das Grab

Gera, in Sachſen,
am 10ten October.

Ihr

gehorſamer Sohn,
Gottfried.

Am folgenden Tage kam auch ein Brief von dem Meiſter Martin, in welchem er mir mit wahrer Betrübniß meldete: „Mein Sohn habe am verwichenen Sonntage einen Spatziergang auſſer dem Thore „gemacht und ſey Abends nicht zu Hauſe gekommen. „Er, der Meiſter, habe nun gleich am andern „Morgen Erkundigung eingezogen und ſo viel erfahren, daß man den jungen Menſchen mit einem kaiſerlichen Unterofficier habe reden geſehen. Daß „ihm dieſer ſchon lange nachgetrachtet, ſey ihm bekannt geweſen. Er ſey daher gleich zu dem Officiere in das Werbehaus gegangen, dieſer wolle aber „von nichts wiſſen. Vermuthlich hätten ſie ihn ſchon „fortgeſchafft" u. ſ. f.

Welch' ein Donnerſchlag dieſe Nachricht für uns Alle war, das iſt leicht zu errathen. Die beiden Frauenzimmer kamen auſſer aller Faſſung und gaben ihren Sohn und Bruder verloren. Der gute Daniel war gleich bereit, ſich an Gottfrieds Stelle anwerben zu laſſen. „An mir iſt weniger gelegen," ſagte er, „ich koſte meine Eltern nur Geld und verdiene wenig." Was mich betrifft, ſo blieb ich einige Augenblicke ſtumm und ſprachlos; dann nahm ich mich zuſammen und faßte kurz den Entſchluß, meinem armen Sohne nachzureiſen. Ich wußte den Weg, den er genommen und das Regiment, bei welchem ich ſeinen Entführer aufzuſuchen hatte. „Der Befehlshaber dieſes Regiments wird ja menſchlich denken“, ſagte ich. „Ich will auf meine Koſten einen andern Mann ſtellen; wir wollen unſre kleine Obligation in Geld verwandeln; dieſe Summe will ich mitnehmen und ihm anbieten. Und kann nichts den harten Mann erweichen, ſo will ich grade nach Wien und mich dem guten Kaiſer zu Füßen werfen. Er wird mich hören; er wird nicht einer troſtloſen Familie ihre letzte Hoffnung entreiſſen wollen. Du, mein treuer, redlicher Daniel! bleibe bei Deiner Mutter und Schweſter! Tröſte ſie, hilf ihnen ihren Unterhalt erwerben! Gott wird mich bald wieder zu Euch zurückführen.“

Ich hatte kaum ſo weit geredet, als ich draußen eine fremde männliche Stimme nach mir fragen hörte; unſre Wirthinn klopfte an die Thür, trat herein und führte einen wohlgekleideten Herrn zu uns, den ich auf den erſten Blick für den armen Rentmeiſter Flackard erkannte, deſſen ſich die Leſer, ſo wie des Umſtandes erinnern werden, daß ich ihm auf meiner Reiſe im Jahre 1770, nachdem er mir die traurige Lage, in der er ſich damals befand, geſchildert hatte, ſechshundert Thaler gab und es ihm freiſtellte, mir dieſe Summe einſt zu erſtatten, oder auch nicht zu erſtatten, je nachdem ſein Herz und das Schickſal ihn beſtimmen würden. Jetzt befand er ſich, dem äuſſern Anſehen nach, in ganz andern Umſtänden. Er hatte damals, mit Hülfe jener Summe, ſich in den Beſitz ſeiner Braut und der ihm angetragenen Bedienung geſetzt. In den erſten Jahren war es ihm nicht möglich geweſen, etwas bei Seite zu legen, um ſeine Schuld abzutragen. Nachher trafen ihn mancherlei Unfälle, die ihn zurückſetzten; erſt vor kurzer Zeit war er nun, durch eine unerwartete Erbſchaft, zu einiger Wohlhabenheit gelangt und in den Stand geſetzt worden, eine Pflicht gegen mich zu erfüllen, die ihm ſchwer auf der Seele lag. Allein es hatte ihm Mühe gekoſtet, meinen jetzigen Aufenthalt zu erfragen. Sobald er dieſen ausgekundſchaftet hatte, ſchien ihm nichts dringender, als ſich mit ſeinem Geldſacke zu mir auf den Weg zu machen.

Nachdem er nun alles, was warme Dankbarkeit einem guten Herzen eingeben kann, gegen mich auszudrücken geſucht hatte, zog er ſeinen Mammon hervor und wollte mir, ſtatt der ihm geliehenen ſechshundert Thaler, tauſend aufdringen. Es war in meinen jetzigen Umſtänden eine große Verſuchung für mich, wenigſtens ſo viel über jene Summe anzunehmen, als die dreizehnjährigen Zinſen hätten betragen können. Vielleicht würde ich auch den ſehr angelegentlichen Bitten des guten Flackards endlich nachgegeben haben, wenn ich nicht aus ſeinen eignen Erzählungen geſchloſſen hätte, daß er, obgleich im Stande, ſich ſeiner Schuld zu entledigen, doch nichts weniger als reich war. Ich weigerte mich daher ſtandhaft, mehr als den Betrag meines baaren Vorſchuſſes anzurühren und dankte Gott in meinem Herzen, daß er mir zu ſo gelegner Zeit dieſe Hülfe zugeſchickt hatte. Man ſah es dem Rentmeiſter an, daß es ihn betrübte, mich zu nichts Mehrerem bereden zu können, daß aber auch eine andre feinere Empfindung ihn zurückhielt, dringender zu werden. Ihm konnte es nämlich, bei einem Blicke, den er in unſerm kleinen Zimmer umherwarf, nicht verborgen bleiben, daß bei uns kein großer Wohlſtand herrſchte: und ſo fürchtete er denn vermuthlich, mein Ehrgefühl zu beleidigen, wenn er ſich das Anſehen eines Wohlthäters bei einem Manne zu geben ſchiene, der einſt ihn aus der Noth gerettet hatte.

Es blieb alſo dabei und der Rentmeiſter verließ uns, nachdem er noch einmal die lebhafteſten Verſicherungen von Erkenntlichkeit wiederholt und mich um die Erlaubniß gebeten hatte, zuweilen an mich ſchreiben zu dürfen. Gern hätte ich ihm einige Gaſtfreundſchaft bewieſen, aber unſre Umſtände litten das nicht, und die Reiſe, welche ich im Begriff war, anzutreten, diente mir zu einer anſtändigen Entſchuldigung. Uebrigens vermied ich ſorgfältig die Gelegenheit, ihn mit meinen vergangnen und jetzigen Schickſalen bekannt zu machen.

Meiner Frau hatte ich nie etwas von der Anwendung jener ſechshundert Thaler geſagt; um deſto überraſchender war ihr die unerwartete Erſcheinung dieſes Geldes; ich aber nahm daher Veranlaſſung, ſie und meine Kinder auf die Sorgfalt der gütigen Vorſehung aufmerkſam zu machen, ihnen dadurch neue Zuverſicht einzuflößen und ſie über unſre bevorſtehende Trennung zu beruhigen. Funfzig Thaler ließ ich ihnen zurück, andre funfzig beſtimmte ich zu meiner Reiſe und die übrigen fünfhundert ſchloß ich in ein Päckchen ein, in der Hoffnung, dafür meinen Sohn loszukaufen. Noch an demſelben Tage reiſte ich mit dem Poſtwagen ab.

Meine Leſer fürchten vielleicht, daß ich ſie zum drittenmal in dieſem Buche mit einer Reiſebeſchreibung heimſuchen werde; allein das ſoll nicht geſchehen; auch geſtehe ich, daß, obgleich ich in einer ziemlich ruhigen Gemüths-Verfaſſung abfuhr, ich doch eben nicht ſo geſtimmt war, daß die Gegenſtände um mich her mein Intereſſe beſonders erweckt hätten. Allein ich muß doch Einer Begebenheit Erwähnung thun, die ich unterwegens erlebte und die ſehr unangenehme Folgen für mich hätte haben können.

Ich reiſte, um ſchneller fortzukommen und Koſten zu ſparen, ungeachtet des unfreundlichen Herbſt-Wetters, Tag und Nacht durch. Leib und Seele aber waren an keine auſſerordentliche Anſtrengung gewöhnt und ich ſah mich daher gezwungen, als ich gegen Abend nach *** kam, dort liegen zu bleiben, in der Abſicht, bis zum nächſten Poſttage meiner Geſundheit zu pflegen, die ich ein wenig zerrüttet fühlte. Ich hatte ein heftiges Fieber bekommen und ſehnte mich nach einem Bette. Man wieß mir einen Gaſthof an, der, weil es grade in der Zeit des großen Jahrmarkts, voll von fremden Kaufleuten und andern Perſonen war; doch bekam ich noch ein kleines reinliches Zimmerchen im zweiten Stockwerke eingeräumt. Ich forderte Thee, den mir der ſehr geſprächige Wirth ſelbſt brachte. Als dieſer ſah, daß ich ſtarke Hitze hatte, verſicherte er mich, es befände ſich ſeit einigen Tagen ein Mann in ſeinem Hauſe, der Wundercuren verrichtete, ohne je einen Heller Geld zur Belohnung anzunehmen und der mich gewiß ſchnell von meiner Krankheit befreien würde. Alle meine Weigerungen waren vergebens; ich mußte mir's gefallen laſſen, den fremden Arzt zu ſehen. Er gieng, um ihn zu holen.

Weil das Licht meine Augen blendete, die von heftigen Kopf-Schmerzen angegriffen waren, ſo hatte ich daſſelbe zu den Füßen des Bettes auf die Erde geſtellt. Als daher der Wundermann erſchien, konnte ich ſeine Geſichtsbildung nicht deutlich erkennen. Er ſetzte ſich neben mich hin, fühlte an meinen Puls und begann dann einen gelehrten Sermon. „Alle „Krankheiten im menſchlichen Körper“, ſagte er unter andern, „entſtehen nur daher, daß durch irgend „eine äuſſere Urſache die richtige Harmonie zwiſchen „dem irdiſchen Weſen und dem wahren Archäus ge„ſtört worden. Dann kommt es nur darauf an, die „Uebermacht des materiellen Weſens zu bekämpfen „und den großen Weltgeiſt gleichſam herbeizurufen, „damit er kräftiger auf den Spiritus rector wirke. „Hierzu dient vor allen Dingen der von den Wei„ſen-Meiſtern verfertigte gebenedeiete elementariſche „Aequinoctial-Balſam.“

„Ich bitte Sie, mein Herr!" ſagte ich, indem ich ihn unterbrach, „mir eine Frage zu erlauben. „Habe ich nicht die Ehre, in Ihnen den Herrn Pechſtat zu ſehen, mit dem ich einſt auf der Reiſe" —

„Der bin ich, mein Herr!" erwiederte er, ohne mich ausreden zu laſſen; und nun fuhr er in ſeiner gelehrten Abhandlung fort. Da es mir jedoch mehr um Ruhe, als um Unterricht in höherer Weisheit zu thun war; ſo bat ich ihn, mir den Reſt ſeiner Rede bis morgen aufzubewahren und mich jetzt allein zu laſſen. Er that dieß ungern und nicht, ohne mir ein Gläschen mit Tropfen aufzudringen, die ich entſchloſſen war, nicht einzunehmen.

Der Schlaf, deſſen ich bedurfte, ſtellte ſich ein, und erquickte mich, bis der Tag heranbrach und mit ihm ſich auch ſchon mein Myſtiker wieder einſtellte. Er wollte eben da anfangen, wo er geſtern aufgehört hatte, als ein heftiger Lerm in dem Zimmer neben dem meinigen an, unſer Geſpräch unterbrach. Es wurde dann immer lauter im Hauſe und endlich öffnete man ungeſtüm meine Thür; verſchiedne Männer traten herein und nahmen uns Beide auf Befehl der Obrigkeit in Verhaft. Mit Mühe erlangte ich es, daß man mir die Urſache dieſes Verfahrens erklärte. Es war nämlich einem Kaufmanne, der mein Nachbar war, eine große Summe Geldes, nebſt allerley Koſtbarkeiten, während der Nacht geſtohlen worden; und da auſſer mir und dem Herrn Pechſtat niemand in demſelben Stockwerke wohnte; dieſer aber ſchon allerlei Verdacht erregt hatte, welcher durch ſeine Bekanntſchaft mit mir auch auf meine Perſon fiel; ſo glaubte man ſich vorerſt Unſrer verſichern zu müſſen. Man begnügte ſich indeſſen, Jeden abgeſondert in ſeinem Zimmer bewachen zu laſſen, nachdem man unſre Habſeligkeiten in Beſchlag genommen hatte.

Bei dem Bewußtſeyn meiner Unſchuld hätte ich nun wohl ganz ruhig ſeyn können; allein mir war der Schnecken-Gang der Juſtiz in den mehrſten teutſchen Ländern bekannt genug und ſo fürchtete ich denn, die Unterſuchung mögte ſich in die Länge ziehen, wodurch nicht nur ich auf meiner ſo nöthigen Reiſe aufgehalten, ſondern auch meine Familie in die größte Bekümmerniß verſetzt werden würde; doch gieng es noch beſſer, als ich dachte. Freilich erweckte die bei mir gefundne beträchtliche Geld-Summe, die zu meinem übrigen, ſehr demüthigen Aufzuge nicht zu paſſen ſchien, einigen Verdacht gegen mich; aber ich erzählte mit der Unbefangenheit, die nur ein gutes Gewiſſen geben kann, die Umſtände, welche mich zu der Reiſe veranlaßt hatten, führte zum Glück die Briefe meines Sohnes und ſeines Meiſters noch bei mir; unſer Richter war, welches nicht immer der Fall zu ſeyn pflegt, ein Mann von geſunder Vernunft, Menſchenkenntniß und Menſchenliebe; und, was alles entſchied, der Wundermann Pechflat bekannte ſich als den Thäter des Diebſtahls, nachdem man bei ihm die vermißten Münz-Sorten und Koſtbarkeiten entdeckt hatte. Ich kam alſo mit einigen

Thalern Unkoſten davon. Was den Herrn Roſenkreuzer betrifft, der nun in dieſem Buche nicht wieder auftreten wird, ſo habe ich nachher erfahren, daß eine lebenslange Zuchthaus-Strafe ſeiner myſtiſchen Laufbahn ein Ende gemacht hat. Er wird nun durch Hirſchhorn-Raſpeln dem Staate wenigſtens einige Dienſte leiſten. Mögten doch ſeine hochwürdigen Obern auf eben dieſe Weiſe in nützliche Thätigkeit geſetzt werden!

Sobald der Poſtwagen wieder abfuhr, begab ich mich weiter auf die Reiſe, kam nach Gera, wo ich den ehrlichen Gaſtwirth aufſuchte, der meines Sohns Brief beſorgt hatte, ließ mich von dem Wege unterrichten, den die Werber genommen hatten und erreichte, ohne Unfall und Abentheuer, die Feſtung Glaz.

Zwei und zwanzigſtes Kapitel.

Glückliche Entwicklung. Geſchichte eines lange vermißten Mannes. Frohe Ausſichten in die Zukunft.

Mein Verlangen, den verlornen Sohn wiederzufinden, war ſo groß, daß ich, ſobald ich im Gaſthofe zu Glaz abgetreten war, obgleich ich mich wirklich unpäßlich und äuſſerſt ermüdet fühlte, dennoch augenblicklich nach dem Recruten-Transporte fragte, der kürzlich von Nordhauſen her angekommen ſeyn müßte. Ich ſtand noch im Vorhauſe und redete darüber mit meinem Wirthe, als ein Lakay, in ſauberer Livree, hereintrat und ſich nach dem Amtsrathe Gutmann erkundigte, der ſo eben mit der Poſt gekommen ſey und ſeinen Namen am Thore angegeben habe. Dieß war mir um ſo auffallender, da ich, meiner Meinung nach, von niemanden in Glaz gekannt war; allein meine Beſorgniß verwandelte ſich in Hoffnung, als der Bediente mir den höflichſten Gruß des Herrn Majors von Ehrenwerth, vom *** ſchen Regimente (eben dem, bei welchem der Unterofficier ſtand, welcher meinen Sohn entführt hatte) und eine Einladung brachte, doch ſogleich in Reiſe-Kleidern, wie ich wäre, zu ihm zu kommen, weil er mich nothwendig ſprechen müßte. Auf meine dringenden Fragen wegen des neulichen Recruten-Transports wollte der Menſch ſich nicht einlaſſen, alſo unterdrückte ich meine Neugier und folgte ihm.

Ich wurde in ein ſchön gebauetes und geſchmackvoll meublirtes Haus geführt. Man ließ mich eine kleine Weile in einem Vorzimmer warten, dann trat ein Mann, etwa funfzig Jahre alt, in Uniform und mit dem Militair-Orden geziert, herein, gieng auf mich zu, reichte mir, mit einer Wärme, die mich überraſchte, die Hand und ſagte nichts weiter, als: „Sie ſuchen Ihren Sohn; er iſt geſund, „iſt in Freundes Händen und Sie ſollen ihn jetzt „wiederſehen." Hierauf öffnete er die Thür ſeines Cabinets und mein lieber Gottfried ſtürzte heraus, flog an meinen Hals und rief mir freudig entgegen: „Beſter, liebſter Vater! Wie glücklich bin ich! Alle „unſre Leiden haben ein Ende. Dieſer edle Mann „hier iſt nicht nur mein Wohlthäter und Erretter; er „iſt auch Ihr Bruder."

Gefühlvolle Leſer werden ſich leicht in dieſem Augenblicke an meine Stelle verſetzen und ſich vorſtellen können, von was für Empfindungen mein Herz bei dieſer unerwarteten Entdeckung durchdrungen wurde. Ohne alſo hiervon eine Schilderung zu entwerfen und ihnen weitläuftig die folgende Scene zu beſchreiben, in welcher ſich alles für mich noch Räthſelhafte entwickelte und wir uns dann den Ausbrüchen unſrer Freude und Zärtlichkeit überließen, will ich lieber einfach erzählen, wie es meinem Sohne ſeit ſeinem Abmarſche aus Gera ergangen war.

Der Unterofficier, der die Recruten führte, war nicht derſelbe, welcher meinen Sohn liſtiger Weiſe gefangen hatte, ſondern ein freundlicher, menſchlich geſinnter Mann, der zwar ſeine Pflicht, niemand von ihnen entwiſchen zu laſſen, beobachten mußte, ihnen Allen aber gut begegnete und die billige Denkungsart ſeines Majors, des Herrn von Ehrenwerth, bei jeder Gelegenheit rühmte. Gottfried gieng alſo getroſt mit und hoffte bei dieſem Staabs-Officiere, durch Vorſtellung der Umſtände, ſeine Loslaſſung bewirken zu können.

Sobald nun der Transport nach Glaz kam und dem Major vorgeſtellt wurde, befragte dieſer jeden Recruten einzeln um ſeinen Namen, ſein Vaterland und um die Art der Anwerbung. Als die Reihe meinen Sohn traf und er ſich und ſeinen Geburtsort genannt hatte, ließ Ehrenwerth die Uebrigen hinaustreten und erkundigte ſich darauf nach ſo viel kleinen Umſtänden, bis endlich dadurch die für uns ſo glückliche Entdeckung gemacht wurde, daß dieſer brave Mann niemand anders, als mein vor mehr als vier und dreißig Jahren verlorner Bruder wäre. Wie dieß aber zuſammenhieng, das will ich mit den eignen

Worten meines Bruders erzählen, der mir, als wir ein wenig ruhiger geworden waren, ſeine Geſchichte mittheilte.

„Du weißt es vielleicht nicht, mein lieber Bruder!“ ſagte er, „denn Du warſt damals noch ſehr „jung, daß ich ganz wider meine Neigung von unſerm Vater beſtimmt wurde, ein Jäger zu werden. „Der Soldaten-Stand war von früher Kindheit an „das Ziel meiner Wünſche geweſen, und die rauhe, „unholde Gemüthsart des Oberförſters, bei dem ich „mich nun aufhalten mußte, trug alles dazu bei, „die Lebensart, welcher man mich gewidmet hatte, „mir doppelt verhaßt zu machen. Ich ſchrieb Briefe „voll von Klagen und Bitten an meinen Vater, „wurde aber nicht erhört. So faßte ich denn, in „der Heftigkeit meiner Gemüthsart, den Entſchluß, „zu entlaufen und mir eigenmächtig eine andre Laufbahn zu eröffnen.“

„Kaum eine halbe Meile von der einſamen, im „Walde gelegnen Wohnung des Oberförſters entfernt, „befand ſich an der Land-Straße ein Wirthshaus, in „welchem wir zuweilen, wenn wir auf der Jagd waren, zu frühſtücken pflegten und dann jedesmal dort „ein Paar öſterreichiſche Werber aus der benachbarten „Reichſtadt *** antrafen. Ihre glänzende Uniformen „und noch mehr ihre Erzählungen von dem luſtigen „Soldaten-Leben hatten lebhafte Eindrücke auf mich „gemacht. Ich faßte den Vorſatz, mich bei der er-

„ſten Gelegenheit unter den Schutz dieſer Kriegsmänner zu begeben. Dieſe Gelegenheit fand ſich eines Tages, als ich allein ausgeſchickt wurde; ich eröffnete mich den Werbern, die mich nicht abwieſen, machte allerlei vortheilhafte Bedingungen, die, wie es gewöhnlich geſchieht, ſogleich zugeſtanden wurden, nahm Handgeld und wurde fortgeführt.“

„Die Strafe für dieſen unbeſonnenen Schritt, wodurch ich gewiß meinen Eltern großen Kummer machte, folgte mir auf dem Fuße. Keine der mit mir eingegangenen Bedingungen wurde erfüllt; ich war und blieb Musketier und wurde tief in Ungarn hinein in Garniſon gelegt. In dieſer demüthigenden Lage ſchämte ich mich, nach Hauſe zu ſchreiben, wenn mir das auch erlaubt geweſen wäre; und ſo verſtrichen die Jahre bis zu Anfang des ſiebenjährigen Krieges, da ich dann, weil ich eine gute Hand ſchrieb, einige andre Kenntniſſe hatte und gegen meine ſittliche Aufführung nichts einzuwenden war, zum Unterofficier befördert wurde.“

„Nun erwachte mein Ehrgeiz; ich hatte das Glück, mich bei verſchiedenen Vorfällen durch Muth und einige Gegenwart des Geiſtes auszuzeichnen; man ſchlug mich dem Kaiſer zum Officier vor; ich ſtieg von Stufe zu Stufe und brachte, nach geendigtem Kriege, eine eigne Compagnie, einen Adels-Brief und dieß Ordenskreuz in die Garniſon

„zurück; zugleich hatte der Monarch bei der Standes-Erhöhung meinen Namen verandert.“

„Bald nach dem Frieden machte ich Bekanntſchaft mit einer reichen und artigen Wittwe, in deren Nachbarſchaft ich mein Quartier hatte; ich gefiel ihr; ſie gab mir ihre Hand; wir lebten einige Jahre ſehr vergnügt mit einander; der Tod entriß ſie mir; ſie hinterließ weder Kinder, noch Verwandte; alſo ſetzte ſie mich zu ihrem einzigen Erben ein und ich kam in den Beſitz eines ſehr beträchtlichen Vermögens.“

„Das Glück, noch nicht zufrieden, mich ſo weit gebracht zu haben, war mir auch noch in meinen Dienſt-Verhältniſſen günſtig. Ich wurde zum Major befördert, erhielt einige beſondere Aufträge, wobei Ehre und Geldbeutel ſich wohl befanden; und ſo kam ich dann in die bequeme Lage, in welcher Du, mein lieber Bruder! mich jetzt ſiehſt.“

„Mein Verlangen, das Vaterland und die Meinigen wiederzuſehen, war indeſſen nicht in mir erſtorben. Ich habe Dir geſagt, warum ich vor dem Kriege nicht nach Hauſe ſchrieb; während der Feldzüge aber konnte dieß gar nicht mit Ruhe und Sicherheit geſchehen. Gleich nach dem Frieden beſchäftigte mich ohne Unterlaß der Plan, ſelbſt eine Wallfahrt nach meinem Geburtsorte zu machen und meine alten Eltern durch die Erſcheinung eines

„vermuthlich verloren-gegebenen Sohns zu über-
„raſchen; allein Geſchäfte und Hinderniſſe aller Art
„verſchoben die Ausführung dieſes Vorſatzes von einer
„Zeit zur andern. Ich ſchrieb alſo endlich nach
„Mehlbach, erhielt aber die Briefe *) mit der Nach-
„richt zurück, daß dort niemand mehr von meiner
„Familie anzutreffen wäre; ich konnte auch in der
„Entfernung nicht erfahren, was aus Euch Allen
„geworden war."

„Die gütige Vorſehung hat indeſſen unerwartet
„meinen Wunſch erfüllt und das grade zu einer Zeit,
„wo ich im Stande bin, meinen geliebten Blutsfreun-
„den in ihrer nicht ſo glücklichen Lage beizuſtehn. Ich
„bin nun feſt entſchloſſen, mich nicht wieder von
„Euch zu trennen. Ich will den Monarchen um
„meine Entlaſſung bitten; er hat Officiere genug,
„die größere Verdienſte, als ich, beſitzen und die
„noch nicht ſo weit im Dienſte hinaufgerückt ſind.
„Meine Geſundheit nimmt ab; ich ſehne mich nach
„Ruhe und nach der vaterländiſchen Luft — kurz!
„ich will mit Euch ziehn. Mein Vermögen iſt das
„Deinige, lieber Bruder! ich gebe es, ſo wie mei-
„ne Perſon, in Deine Hände. Du biſt ein Mann,
„der ſchon wiſſen wird, wie wir das Geld am be-
„ſten anlegen. Laß mich nur nichts damit zu thun

---

*) Die Leſer wiſſen, wie das zugieng. Vermuthlich aber waren dem Major die Zeitungsblätter nicht zu Geſicht gekommen, in welchen ihn ſein Bruder eingeladen hatte.

„haben, ſondern ſorgenlos in Deinem Hauſe leben „und in dem Schooße einer glücklichen Familie meine Tage beſchließen!“

Dankbarkeit und Freude erfüllten mein Herz, bei den Aeuſſerungen dieſes geliebten Bruders. Mein erſtes Geſchäft war nun, meiner guten Frau in einigen Zeilen die glückliche Wendung, die unſer Schickſal genommen hatte, zu melden, und dann legte ich dem Major den Plan vor, den ich für unſre künftige Lebensart entwarf und der dahin abzielte, unſer Aller Wünſche zu befriedigen, ohne uns ganz abhängig von einander zu machen. Das folgende Kapitel wird die Leſer mit demſelben bekannt machen.

Drei und zwanzigſtes Kapitel.

Plan für die Zukunft. Ausführung deſſelben. Kurze Fortſetzung der Familien-Geſchichte bis auf den heutigen Tag. Schluß.

Der Vorſchlag, welchen ich meinem Bruder that, war folgender: mit ſeinen Capitalien wollten wir meines Jugend-Freundes Fürſtenruf Güter von Schulden befreien und ihn wieder in den Beſitz derſelben ſetzen. Der Major trat dann in die Rechte der bisherigen Gläubiger und es ſollte ein Etat gemacht werden, nach welchem jährlich die Zinſen und eine beſtimmte Summe vom Capitale aus den Aufkünften jener Güter abgetragen würden. Dieſe Einrichtung würde nicht nur den Herrn von Fürſtenruf gewiß bewegen, die Dienſte des Herzogs von *** zu verlaſſen und nach Mehlbach zu ziehen; ſondern er würde ſich auch ſehr gern die Bedingung gefallen laſſen, mich als Pächter anzunehmen. Mein Bruder zöge dann zu uns und wir Alle lebten wieder an dem Orte verſammelt, wo wir zum erſtenmal das Licht des Tages geſehen hatten.

Dieſer Entwurf war ganz nach meines lieben Bruders Geſchmacke und wir ſäumten nicht, ihn in Ausführung zu bringen. Ich reiſte nach einem Paar Tagen nebſt meinem Sohne Gottfried ab, der immer feſt entſchloſſen blieb, den Stand nicht zu verlaſſen, den er einmal gewählt hatte. Seine Ankunft in Nordhauſen erweckte lebhafte Freude in ſeines Meiſters Hauſe. Beſonders froh über ſeine Rückkehr war des ehrlichen Martins einzige Tochter, ein ſittſames, feines, wohl erzogenes Mädchen, das den Jungen eben ſo lieb gewonnen hatte, als er ihr mit ganzer Seele ergeben war. Kurze Zeit nachher wurde er Geſelle und ging, wie es die Zunft-Geſetze erfordern, auf Reiſen. Als ein geſchickter und verſtändiger junger Mann und ausgerüſtet mit den, für ſeine Lage paſſenden Welt-Erfahrungen, kam er vor einigen Jahren zurück. Sein Ernſtinchen war ihm treu und hold geblieben; der alte Vater, der ein bischen ſtumpf wurde und ſich nach Ruhe ſehnte, trat ihm die Werkſtatt ab; Gottfried wurde Meiſter, heirathete ſeine Braut, führt ſeitdem ein ſehr vergnügtes und thätiges Leben in Nordhauſen und hat mich kürzlich zum Großvater erhoben.

Von Glaz aus nahm ich einen kleinen Umweg, um meinem Freunde Fürſtenruf die ihn betreffenden

Vorſchläge zu thun. Es koſtete nicht viel Ueberredung, ihn zur Annahme derſelben zu bewegen und nach wenig Monaten war alles mit ſeinen ererbten Gläubigern auf's Reine gebracht. Der Herr Advokat Hamſterfeld war von dieſer Einrichtung am wenigſten zufrieden. Ich glaube, ſie iſt ein Nagel zu ſeinem Grabe geweſen, denn er ſtarb kurz darauf am Schlagfluſſe.

Sobald Fürſtenruf wieder im Beſitze ſeines Eigenthums war, übertrug er mir die Pachtung und zwar nicht nur von Mehlbach, ſondern auch die der andern Güter; und da nun mein Sohn Daniel vollkommen erwachſen iſt, habe ich ihn auf eines derſelben geſetzt, das er mit Treue und Ordnung verwaltet. Ihm fehlt jetzt nur eine gute Hausfrau, allein die ſoll ſich, denke ich, auch bald finden, denn er iſt ein ſtattlicher, hübſcher, muntrer Kerl und verſteht die Landwirthſchaft Trotz Einem.

Meine Tochter hat durch ihr Betragen, ſeitdem ſie wieder im väterlichen Hauſe iſt, das Andenken an ihren Fehltritt auf immer ausgelöſcht. Ein ſehr redlicher und geſchickter Arzt in unſrer Nachbarſchaft, der uns oft beſucht, hat ſie liebgewonnen und kürzlich um ihre Hand angehalten. Noch ziert ſich das Mädchen ein wenig; aber ich weiß es, ſie wird bald ja ſagen, denn der Mann iſt ihr nichts weniger als gleichgültig.

Ich wünſchte, von Juliens ehemaliger Geſpielinn, dem Fräulein von Buttenberg, den Leſern eben ſo angenehme Nachrichten geben zu können; das iſt jedoch leider! nicht der Fall. Der elende Menſch, der ſie verführt hatte, hoffte endlich die Eltern zu bewegen, mit einer Summe Geldes herauszurücken; allein dieſe wollten nichts wieder von ihrem ungerathnen Kinde hören. Nun fand der Sänger, daß er, wenigſtens eben ſo ſehr wie ſeine adliche Braut, eine Mißheirath gethan hatte, und dieß um ſo mehr, da ihre Talente für das Theater, die Anfangs etwas zu verſprechen ſchienen, ſich in der Folge nicht erhöheten. Er machte alſo einſt von ſeinen und ihren beſten Sachen ein Päcklein und ſchlich davon. Von dieſer Zeit an ergab ſich die unglückliche Frau, die noch immer als eine ſehr mittelmäßige Schauſpielerinn mit der ***ſchen Geſellſchaft in Teutſchland herumzieht, einer Lebensart, die wohl einſt mit Noth, zu ſpäter Reue und Verzweiflung endigen wird.

Ich würde indeſſen nur halb glücklich geweſen ſeyn, wenn es mir nicht gelungen wäre, in meinem Jugend-Freunde eine andre Gemüthsſtimmung zu erwecken; doch auch dieſe Wonne war mir vorbehalten. Anfangs ließ ich ihn ungeſtört ſeinen Gang gehen; ich wußte wohl, daß keine ſo ſchleunige Veränderung bei ihm zu erwarten war. Er lebte ſehr einſam in Mehlbach; doch fehlte es ihm nicht an Geſchäften, die ſeinem Herzen wohl thaten. Seine, während der gewiſſenloſen Adminiſtration, ſehr gedrückten Bauern wurden bald der Gegenſtand ſeiner wahrhaftig väterlichen Sorgfalt, und er fieng an, zu fühlen, daß es noch in der Welt dankbare und anhängliche Menſchen gäbe, wenn nicht in Palläſten, doch in den Strohhütten; alle ſeine Unterthanen lieben und verehren ihn.

Nur konnte ich mich mit dem Gedanken nicht vertragen, daß ein ſo edler Mann nie die beſſern Hausvaters-Freuden ſchmecken ſollte, deswegen entwarf ich denn einen Plan, der mir auch gelang. Ich fand, bei genauer Beobachtung, daß in ſeinem Herzen noch immer nicht das Andenken an ſeine erſte Geliebte erloſchen war. „Und was hindert denn", ſagte ich zu mir ſelber, „zwei ſo gute, für einander „geſchaffne Weſen, ſich mit einander zu verbinden? „Sie iſt Wittwe, er iſt frei und hat Vermögen genug." Darauf entſchloß ich mich, mein Probeſtück als Freiwerber zu machen, und, ohne mich zu rühmen, ich benahm mich dabei, wie ein alter Practicus.

Die unvergeßliche Wohlthat, welche die Geheimeräthinn von Meinau meiner Julie erwieſen hatte, gab mir eine Art von Recht, ihr einmal perſönlich dafür meine Erkenntlichkeit zu bezeigen. Unter dieſem Vorwande reiſte ich alſo in der Stille zu ihr hin und bei dieſer Gelegenheit brachte ich jenes Werk zu Stande; allein wie ich es anfieng, das werden die Leſer nicht erfahren, damit ſie mir die Künſte nicht ablernen. Genug! im Jahre 1786 führte mein Jugend-Freund ſeine Louiſe zum Brautaltare und ich ſtand in einem ſchönen neuen Rocke mit triumphirender Miene daneben. Daß unſer Herr Prediger Pittmann, der noch immer das vermaledeiete Verſemachen nicht aufgegeben hatte, mit einem Carmen den Einzug dieſes hochadlichen Paars feierte, das war nun einmal nicht anders zu erwarten. Er ſagte es ihnen Beiden darinn voraus, wie ſelig und fröhlich ſie von nun an leben würden; und der Mann hat wahr prophezeihet.

Mein lieber Bruder Ehrenwerth hatte kurz vorher mit ſeiner ganzen Haabe ſich bei uns niedergelaſſen; und nun komme mir Einer und ſage, daß es irgendwo in der Welt einen Cirkel von glücklichern Menſchen gäbe, als die ſind, die hier in unſerm Dörflein Mehlbach hauſen!

Schriften

von

Adolph Freyherrn Knigge.

Fünfter Band.

(Das Zauberſchloß oder Geſchichte des Grafen
Tunger enthaltend.)

Hannover,
in der Ritſcherſchen Buchhandlung.
1804.

Das

Zauberſchloß

oder

Geſchichte
des Grafen Tunger.

Herausgegeben

von

Adolph Freyherrn Knigge.

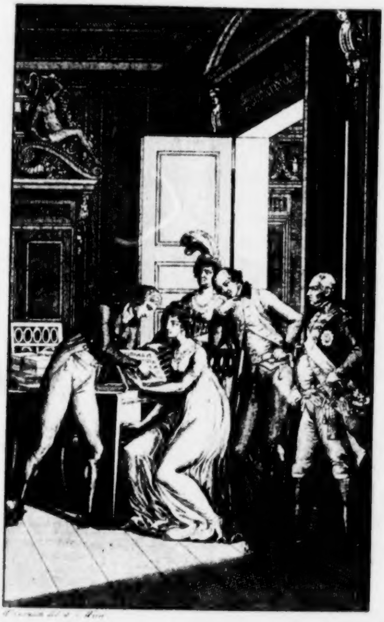
Neue unveränderte Auflage.

Mit einem Kupfer und einem geſtochenen Titel.

Hannover,
in der Ritſcherſchen Buchhandlung.
1804.

Ad Bibl. Acad. Lund.

Univ. Bibl.
München



[illegible] del. et [illegible]

Einst ersuchte sie mich aus einer vollstimmigen Sym-
phonie einen Clavier-Auszug zu verfertigen. &c.

Das
Zauberſchloß
oder
Geſchichte
des Grafen Tunger.

herausgegeben
von
Adolph Freyherrn Knigge.

Neue unveränderte Auflage

Hannover.
in der Ritſcherſchen Buchhandlung 1804.

Ur
Mine

Inhalt.

Erſtes Capitel.

Einleitung. Seite 3 bis 8.

Zweites Capitel.

Beſchreibung eines Clubbs, in einer kleinen Landſtadt. S. 9 bis 20.

Drittes Capitel.

Der Verfaſſer macht Bekanntſchaft mit dem Helden ſeiner Geſchichte. S. 21 bis 33.

Viertes Capitel.

Der Verfaſſer lernt den Grafen Tunger perſönlich kennen. S. 34 bis 39.

Fünftes Capitel.

Was dem Verfaſſer in Tungerhauſen wiederfährt. S. 40 bis 48.

Sech=

Inhalt.

Sechſtes Capitel.

Der Graf Tunger fängt an die Geſchichte ſeines Lebens zu erzählen. Seite 44 bis 62.

Siebentes Capitel.

Der Graf Tunger fährt in der Geſchichte ſeines Lebens fort. S. 63 bis 79.

Achtes Capitel.

Wie man mit dem Genieweſen in der würklichen Welt fortkommt. S. 80 bis 88.

Neuntes Capitel.

Etwas vom Baron Lerchenhayn, von des Grafen Reiſen, und von der Liebe. S. 89 bis 107.

Zehntes Capitel.

Fortſetzung des Vorigen. S. 108 bis 125.

Eilftes Capitel.

Weitere Fortſetzung des Vorigen. S. 126 bis 143.

Zwölftes Capitel.

Der Graf theilt die Fortſetzung ſeiner Geſchichte ſchriftlich mit. Lerchenhains Ankunft. Antritt ſeiner neuen Bedienung S. 144 bis 150.

Dreyzehntes Capitel.

Glänzende Ausſichten für den Grafen. Seine Vermählung. S. 151 bis 170.

Vier-

Inhalt.

Vierzehntes Capitel.

Der Graf Tunger, als Geſandter, als Staatsminiſter, und als Vater. S. 171 bis 182.

Funfzehntes Capitel.

Auf die herrlichen Tage folgen nach und nach kleine und große Widerwärtigkeiten. S. 183 bis 194.

Sechzehntes Capitel.

Der Graf nimmt ſeinen Abſchied, und lebt als Privatmann. Neue Unannehmlichkeiten. S. 195 bis 206.

Siebenzehntes Capitel.

Auch das einſame Leben des Grafen hat ſeine Bitterkeiten. Er ſinkt in einen traurigen Gemüthszuſtand hinab. S. 207 bis 224.

Achtzehntes Capitel.

Der Beſuch eines alten Freundes und der Aufenthalt auf den Lande würken vortheilhaft auf den Grafen. S. 225 bis 237.

Neunzehntes Capitel.

Der Graf fängt eine neue Lebensart an. Entdeckung im Schloſſe Tungerhauſen. S. 238 bis 245.

Zwanzig.

Inhalt.

Zwanzigſtes Capitel.

Der Graf findet Mittel der Menſchen Herzen zu prüfen. S. 246 bis 270.

Ein und zwanzigſtes und letztes Capitel.

Schluß der Geſchichte des Grafen Tunger. Nachricht von ſeinem Tode. S. 271 bis 272.

Das

Das Zauberſchloß,

oder

Geſchichte des Grafen Tunger.

Herausgegeben

von

Adolph Freyherrn Knigge.

Erſtes Capitel.

Einleitung.

Vor einigen Jahren kam mir der Gedanke ein, zu meiner Zerſtreuung eine kleine Luſtreiſe zu unternehmen; Geiſt und Körper bedurften Erholung. Ich kaufte mir zwey Reitpferde; Mein ganzes Gepäcke beſtand in einem großen Mantelſacke, in welchem ein wenig Wäſche für mich und meinen Reitknecht freundſchaftlich untereinander lag, und den Dieſer hinter ſich auf ſeinen treuen Rappen feſtſchnallen ſollte — »Aber wohin wird denn die Reiſe gehn?« fragte ich mich ſelber, indeß ich die kleine Geld-Summe, die ich dazu anwenden konnte und wollte, ſtückweiſe durch die Finger gleiten ließ, ohne eigentlich zu zählen. (Sie beſtand aus franzöſiſchen alten Louisd'or, die ſämmtlich um ſechzehn Procent zu leicht waren. Mein alter Freund M*** hatte ſie mir großmüthig ohne Zinſen ſub hypotheca bonorum, geliehn und mein Wechſel lautete auf vollwichtige Piſtoletten.) »Wohin ſoll denn die Reiſe »gehn? Damit wirſt du nicht weit kommen — »Aber muß man auch grade **weit** reiſen, um neue »Nahrung für Kopf und Herz zu ſammeln? Iſt »denn das Land um uns her von der Heerde hungriger Reiſender ſo abgehütet, daß gar kein Pflänzchen, gar kein Blümchen mehr für Deinen Genuß »und für deine Augenweide ſtehn geblieben wäre? »— Nein! es wird ſich ſchon noch ein Winkelchen »finden, wohin ihr ſpähender Blick nicht gedrungen »iſt. Und ſollteſt Du auch nur aufleſen, was ſie von »ſich geworfen haben. Vielleicht wird dein Auge auf »Gegenſtänden verweilen, über welche Jene hinweggeſchlüpft ſind, oder die ſie keiner Aufmerkſamkeit »gewürdigt haben. Ich will einen Zug durch *** »machen« ſagte ich, indem ich eine Sammlung von »Landcharten herbeyholte. »Von da reite ich über »** in das **ſche; Wo mir's gefällt, da verweile »ich ein paar Tage; und wenn meine Louisd'or zur »Hälfte aufgezehrt ſind: ſo kehre ich auf der Stelle »zurück.«

In dem Städtchen, wo ich wohnte, hatte die goldne Aufklärung ſchon herrliche Fortſchritte gemacht;

macht; Es gab da ſchöne Geiſter und Deiſten und Weltbürger, gelehrte Frauenzimmer, Clubbs, Leſegeſellſchaften, ein Caffeehaus, ein Liebhaber-Concert, Mitglieder geheimer Geſellſchaften, zuweilen auch ſogar Schauſpiele, die von herumziehenden Künſtlern in einem alten Brauhauſe aufgeführt wurden. Die Prediger ſprachen von Denkfreyheit, die Aerzte von Charlatanerie, die Advocaten von Uneigennützigkeit, der Bürgermeiſter declamirte über die Rechte der Menſchheit, und es trieb ein Buchhändler hier ſein Weſen, der Calender für das Landvolk verlegte, und Romane, Journale und Theaterſtücke verkaufte. Dieſen traf ich einſt des Morgens in der Apotheke an; Ich theilte ihm meinen Reiſeplan mit, und er bat mich, alles aufzuſchreiben, was ich unterwegens ſehn und hören würde. »Jedermann,« ſagte er, »der heut zu Tage eine kleine Reiſe macht, läßt ſeine Bemerkungen über die Länder und Menſchen, »die er beäugelt hat, drucken. Sie ſind ein feiner »Beobachter« — ich verneigte mich — »Was Sie »aufſchreiben, kann nicht anders, als äußerſt intereſſant ſeyn; Ich übernehme den Verlag und zahle »Ihnen ein billiges Honorarium. Dies iſt eine bequeme Art, auf andrer Leute Koſten zu reiſen, und »was die Wichtigkeit und Neuheit der Bemerkungen »betrift; ſo nimmt es das leſende Publikum damit

»ſo genau nicht. Man ſchränkt ſich nicht auf ein
»gewiſſes Fach ein, in welchem man vorzüglich viel
»Kenntniſſe beſäße, folglich berechtigt wäre, über
»Gegenſtände, die dahin einſchlagen, zu urtheilen;
»ſondern man führt ein Büchelchen voll weißer Blät-
»ter nebſt einem Bleyſtifte in der Taſche bey ſich,
»und darin notirt man alles auf, was man hört
»und ſieht und ehemals noch nicht gehört oder ge-
»ſehn hat. Abends vor Schlafengehn wird das ab-
»geſchrieben und nach vollbrachter Reiſe gedruckt;
»ſo iſt's fertig«

Dieſer Vorſchlag und die ganze Methode gefielen mir Anfangs ungemein; Ich nahm Abſchied von meinen Freunden, ſetzte mich zu Pferde, fieng meine Reiſe und mein Reiſe-Journal an — Aber, o Himmel! wie mager fiel dies aus? Nicht, daß es in dem Theile meines lieben Vaterlandes, welches ich durchreiſte, an Dingen gefehlt hätte, die der Beobachtung des Forſchens würdig geweſen wären; aber wenn man etwas finden will, ſagte oft meine ſelige Großmutter; ſo muß man es nicht ſuchen. Das ängſtliche Beſtreben, aller Orten Materialien zu ſammeln, womit ich meine leeren Hefte anfüllen könnte, raubte mir allen Genuß, den ich auf meiner Wanderſchaft hätte haben können, ließ mich bey unbedeutenden Scenen verweilen; und ſo war meine Aufmerkſamkeit ermüdet, wenn ich auf Gegenſtände ſtieß, welche lebhafte Eindrücke auf mich gemacht haben würden, wenn ich dieſe Eindrücke ruhig erwartet hätte. Ich gab alſo meinen erſten Plan auf, und ſuchte nur, mich in einer ſo ſorgenloſen Gemüths-Verfaſſung, ſo heiter und bey ſo guter Laune zu erhalten, daß ich den erſten Hauptzweck meiner Reiſe, die Erholung für Geiſt und Leib, nicht verfehlte. Der Erfolg rechtfertigte dieſen letzten Entſchluß. Bereichert mit neuen Bildern aller Art kehrte ich nun jeden Abend in meine Herberge zurück; ich ſchrieb wenig auf, aber ich genoß — Aus der Reiſebeſchreibung wurde jetzt nichts; des Buchhändlers und meine Finanz-Operation unterblieb, und die Welt hat ein mittelmäßiges Buch weniger — ein Verluſt, der in des Herrn Korn des Aeltern Verlage in Breslau reichlich erſetzt wird.

Auf dieſer Reiſe aber war es, wo ich mit der Geſchichte und der Perſon des Grafen Tunger bekannt wurde. Beyde intereßirten mich zu ſehr, als daß ich nicht noch nachher mich hätte bemühen ſollen, den Verfolg der Begebenheiten dieſes ſonderbaren Mannes zu erfahren. Ich trat mit ihm in Briefwechſel; was er mir von den Vorfällen ſeines

Lebens nicht mündlich erzählt hatte, das theilte er mir ſchriftlich mit. Dieſe Nachrichten wurden vollſtändiger durch die Berichte andrer guten Leute von ſeinen Schickſalen. Vor einigen Wochen erhielt ich die Nachricht, daß der Tod ſeinen irdiſchen Leiden und Freuden ein Ende gemacht hätte. Ich fieng nun an, alles zuſammen zu ſuchen, was zur vollſtändigen Darſtellung ſeiner Begebenheiten dienen konnte, und ich glaube den Leſern, denen es um Menſchenkenntniß zu thun iſt, keinen unangenehmen Dienſt zu leiſten, wenn ich ihnen dieſe Nachrichten mittheile. Zuweilen werde ich in meinem Namen als Biograph auftreten, zuweilen ihn ſelbſt erzählen laſſen.

Zweytes Capitel.

Beſchreibung eines Clubbs in einer kleinen Landſtadt.

Es war an einem ſchönen Sommer-Abend, als ich, auf der Reiſe, von der ich vorhin geredet habe, in dem kleinen Städtchen *** ankam. Ich hatte am Tage viel von der Hitze gelitten, meines Reitknechts Pferd wollte nicht mehr fort; der Reuter ſchien's nicht ungern zu ſehn, daß ich das bemerkte. Das Städtchen lachte uns ſo freundlich an, und als wir vollends erſt hinein kamen, da ſchien die Lage des Wirthshauſes zu der goldenen Traube ſo einladend — es lag am Ufer des Strohms und hatte über ihn hinaus eine freye, ſchöne Ausſicht in ein Thal, das längſt einer Kette von kleinen Bergen hinlief. Der Grund beſtand aus Wieſen, die durch Gruppen von Vieh belebt wurden. Am Abhange der Hügel waren Gärten angelegt und Weinreben in ſymetriſcher Ordnung gepflanzt, zwiſchen denen artige kleine Häuſer lagen. Den obern Theil der Berge aber nahm ein dicker Wald ein, zwiſchen welchen man hie und da die Mauern eines alten Schloſſes hervorblicken ſah.

»Wie wäre es, Conrad!« ſagte ich, indem ich meinen Kopf nach ihm umwendete, »wie wäre es, wenn wir »dieſe Nacht hier blieben? Es iſt zwar noch früh; »aber das Wirthshaus hier ſieht ſo fröhlich aus; »wer weiß, ob wir ein ſo gutes antreffen, wenn »wir weiter reiten? Zudem bin ich ermüdet, das »leugne ich nicht« — »Und die armen Thiere ſind es auch« antwortete Conrad. »Im ganzen Lande »iſt keine ſo gute Herberge, als hier in der goldnen »Traube. Man kann da alles haben, was das Herz »begehrt; Wein, der hier gegen über wächſt und »Fiſche und charmante Betten, die kein Fürſt verſchmähn würde.«

Wir ſtiegen ab; der Wirth, ein freundlicher, runder Mann, bewillkommte mich mit unendlicher Redſeligkeit. Er unterhielt mich mit einem Regiſter der vornehmen Herrſchaften, die bey ihm einzukehren pflegten. Da war der Fürſt von *** und der Graf ***, und die beyden Barons ***, die immer ſpaßhafter Weiſe, zu ſagen pflegten: man könne in Abrahams Schooße nicht beſſer bewirthet werden, als bey dem Herrn Meyer, in der goldnen Traube. Ich war durſtig; Er brachte mir eine Flaſche Wein. »Einen ſolchen Wein, hat, wie Se. Hochwürden Gnaden, der Herr Domherr von *** verſichern, der Churfürſt von Maynz nicht beſſer im Keller.« Das Zimmer, welches mir Herr Meyer anwies, ſtieß an einen Saal, in welchem ich viel Stimmen durcheinander hörte. »Haben Sie noch mehr Gäſte im Hauſe« fragte ich. »Seit geſtern, da zwey ſechsſpännige Kutſchen voll Herrſchaften hier zu Mittage anhielten, iſt mein Haus unbeſetzt« erwiederte er; »aber zweymal in der Woche verſammeln ſich hier die Honoratiores aus der Stadt. Es iſt eine geſchloſſene Geſellſchaft; doch iſt jeder Fremde willkommen. Haben Ihro Gnaden Belieben, ein wenig beyzuwohnen; ſo will ich Dieſelben ſogleich anmelden. Sie ſind da ungenirt und da die Frauenzimmer in der Stube nebenan ſitzen; ſo darf im Saale auch Tabak geraucht werden.«

Ich bin von je her ein ſehr geſelliges Geſchöpf geweſen, habe mich gerne unter Menſchen von allerley Ständen gemiſcht. Das iſt das Mittel, die allgemeine Sprache des Umgangs zu lernen und eine gewiſſe Geſchmeidigkeit zu erlangen, wodurch wir uns und Andern dies Erdenleben ſehr erleichtern.

Man ſammelt dann neue Ideen und ſieht, wie auch die alltäglichſten Vorſtellungen eine andre Geſtalt gewinnen, wenn ſie in anders organiſirten Köpfen modificirt werden, oder durch einen Zuſatz von Local-Begriffen und nach den Schattirungen, welche die Verſchiedenheit der Erziehung und Lagen hinein legen, eine andre Geſtalt gewinnen. Die Menſchen in allen Ständen ſind ſich ähnlich in dem Spiele ihrer Leidenſchaften, in ihren Launen und Wünſchen, ja! in ihren Grund-Erkenntniſſen, wenn man die Verbrämung der Gelehrſamkeit davon lostrennt, wovon ich nicht rede. Wie wenig Neues ſieht und hört alſo Der, welcher immer nur in dem Cirkel ſolcher Perſonen lebt, deren kleine Summe von Vorſtellungen aus eben dem Fache genommen iſt, woher er die ſeinige bekommen hat! der Stoff iſt derſelbe; ſoll es ihm nicht Freude machen, wenigſtens die verſchiednen Gepräge wahrzunehmen, die der Stempel des Standes und der Conventionen derſelben Maſſe aufdrückt? Ich ſpeiſe daher gerne an großen Wirthstafeln und höre mit Vergnügen heute den Staatsmann, morgen den Handwerker über dieſelben großen Weltbegebenheiten plaudern.

Alſo ließ ich mir des Herrn Meyers Vorſchlag gefallen, und in weniger als einer Stunde war ich in dem Clubb der Magnaten des Städtchens *** wie zu Hauſe. Eine Schilderung der ganzen Geſellſchaft, die ich dort antraf, würde den Leſern viel Langeweile machen; Laſſen Sie mich indeſſen ein paar Portraite aus der General-Gruppe ausheben! Als ein ſehr belebter, galanter Mann, machte ich, wie ſich's verſteht, zuerſt den Damen im Nebenzimmer meine Aufwartung. Da ſaßen dann ein Dutzend wohlbeleibte und mit ihren Sonntags-Drapperien gezierte Hausmütter, verſchanzt hinter einer Bruſtwehr von Zuckerkuchen, Himbeer-Torten und Obſt-Tellern. Strenge theoretiſche Sittſamkeit, ſyſtematiſche Zucht und Ordnung und Unwillen über die Verderbniß der heutigen Welt waren auf ihren kupferichten Geſichtern zu leſen und ſchienen der Gegenſtand ihrer liebreichen Geſpräche zu ſeyn. Man ſah es ihnen an, daß ſie ſich vor allen heftigen Bewegungen hüteten, um keine Falten und keine Obſt-Flecken in den feſtlichen Kleidungsſtücken zu machen. Näher an der Thür, die in den Saal führte, hatten ſich die ſchönen Töchter dieſer Matronen in gedrängten Häuflein niedergelaſſen. Sie flüſterten mit einander und zuweilen unterbrach ein verſtohlnes Lachen dies Gemurmle. An ihren Köpfen, wenigſtens was die äußere Verzierung derſelben betraf, war der Einfluß eines fleißigen Studiums des Mode-

Journals ſichtbar; Manche waren mit Fragmenten von Minervens Kopfputze geſchmückt; Andre hatten Florens reizenden Schmuck in papierner Manier nachgeahmt. Nicht ſo geſchmackvoll coſtumirt waren die Gatten, Väter, Brüder und Liebhaber dieſes reizenden Zirkels, die gehüllt, wie die Götter des Olymps, in Wolken, aber in Wolken von Petum optimum, im großen Saale umherwalten. Ihre wohlausgefütterten, irdiſchen Hüllen umfloſſen Gewänder von feinem braunen holländiſchen Tuche, und ihre Häupter zierten Gewebe von Roß- und Ziegen-Haaren, mannigfaltig gekräuſelt, gelockt, bedeckt, gleich einem erkünſtelten Winter, mit Schneepflocken, aus Waitzen-Partikeln geſchaffen. — Doch mit Schrecken werde ich gewahr, daß ich bey meinen Schilderungen in einen Ton von unächter Poeſie verfalle. Sollte mich das Beyſpiel eines unſerer bekannteſten teutſchen Schriftſteller verleiten, der die gezierte Schreibart einiger neuern Fronzoſen ſich ſo zu eigen gemacht hat, daß er die Schilderungen, auch die alltäglichſten Scenen in ein blumenreiches Gewand hüllt, und die gemeinſten Dinge mit hochtrabenden Worten ſagt? Nein! dieſe Barbarey wollen wir nicht begünſtigen — Kehren wir zur beſcheidnern Proſa zurück.

Die jüngern Herrn im Verſammlungs-Saale (ich hielt ſie, dem Anſehn nach, für Advocaten, Candidaten und dergleichen) hatten zum Theil Beſitz von der Thür genommen, die in das Nebenzimmer führte. Dort ſtanden ſie, in kurzen Röckchen und Wämschen gekleidet, geſtiefelt und geſpornt, und unterhielten, nachläſſig an die Pfeiler gelehnt, die jungen Schönen mit allerley lieblichen Kleinigkeiten. Ich wollte ihnen den Weg nicht verſperren, und zog mich daher, als ich dem weiblichen Zirkel meine Huldigung dargebracht hatte, zu der ernſten Geſellſchaft der ältern Magnaten zurück. Ein alter Herr mit einer rothen Naſe und geſchwollenen Beinen kam mir zuerſt entgegen gewatſchelt. Sein Anſtand hielt das Mittel zwiſchen ſtandesmäßiger Würde und gaſtfreundlicher Höflichkeit. Es war der Herr von Blammont, der in der Nähe ein unmittelbares freyes adliches Gut beſaß. Ober- und Unter-Gerichtsbarkeit, hohe und niedre Jagd, ja, Landes-Hoheits-Rechte waren mit dieſer Herrſchaft verbunden. — Erhabne Vorrechte, an welchen ſeine zudringlichen Gläubiger, die übrigens im Beſitze der Einkünfte ſeiner Ländereyen und Forſten waren, ſich nicht hatten vergreifen dürfen! Auf eine mäßige Competenz eingeſchränkt, hatte er doch den Troſt bey vorfallenden Gelegenheiten einen Menſchen an ſeinen erblichen Galgen aufhenken laſſen zu dürfen und jeden Sonntag für ſein und ſeiner hohen Familie Wohl auf der Kanzel beten zu hören. Sein Großvater, der in Frankreich zuerſt als Friſeur practiſirt, und dann als Muſquetier gedient und dort die Maitreſſe eines reichen Mannes geheyrathet hatte, war, als Proteſtant, nach Aufhebung des Edicts von Nantes, mit ſeinem Vermögen nach Teutſchland geflohn, wo er ſich in der Reichs-Ritterſchaft angekauft hatte. Damals nannte er ſich den Brigadier de Blammont; bald nachher fügte er dieſem Namen eine Art von Teutſcher Ueberſetzung hinzu, und nun hieß ſein Enkel: der Freyherr Blammont von Weißbergen. Durch Heyrathen mit armen ſtiftmäßigen Fräulein war das Andenken an den Puderbeutel der Vorfahren endlich ganz verloſchen. Ein edler Herr von Weißbergen hatte in der Reichsarmee als Major gedient; ein Andrer war Hofmarſchall bey dem Fürſten von Salm geweſen, und der jetzige Freyherr von Blammont wußte eine Menge von Domherrn aufzuzählen, die mit ihm und ſeiner Familie durch Vermählungen verwandt waren. Der gute Herr hatte der Pflicht, ſeinen erhabnen Ahnen durch ſtandesmäßigen Aufwand Ehre zu machen, alles aufgeopfert. Seine ſchönen Güter waren darüber in Sequeſtration gerathen. Um nun mit der ihm ausgeſetzten kleinen jährlichen Summe auszukommen, blieb ihm nur die Wahl übrig, entweder ſeinen Poſtzug abzuſchaffen, oder ſeine beyden Söhne, deren Erziehung ihm zu theuer zu ſtehn kam, irgendwohin als Edelknaben zu ſchicken. Er ſchlug den letztern Weg ein, und die beyden jungen Herrn wurden an dem *** Hofe in Livree geſetzt, wo man ſie nicht mit pedantiſchem Unterrichte im Leſen und Schreiben plagte, wo ſie aber Reiten und Fechten lernten und ihre Lebhafte Gemüthsart in allerley liſtigen Pagenſtreichen entwickelten. Nun befand ſich der alte Herr in ſeinem Schloſſe allein mit ſeiner gnädigen Frau, die nicht von der ſanfteſten Gemüthsart war, ſondern ihm täglich vorwarf, daß ſeine Verſchwendung und Völlerey ſie außer Stand geſetzt hätten, mit ihren adelichen Nachbarn Umgang zu halten. Der arme Baron ertrug alles mit Geduld; doch weil er die Geſelligkeit liebte und ihm der Gaſtwirth Meyer in der goldnen Traube, in der Hoffnung, einſt die vier ſchönen Füchſe als Zahlung annehmen zu können, Credit gab; ſo fuhr er an den Clubb-Tagen in das Städtchen, um der Geſellſchaft beyzuwohnen, welche ihn Ihro Gnaden nannte. Die hochwohlgeborne dicke Dame aber, für welche es unſchicklich ſchien, ſich mit der bürgerlichen Canaille einzulaſſen, ſaß indeß, ſo geputzt, als wollte ſie an den Hof gehn, zu Hauſe, und las in Königs Adels-Lexicon. Der Freyherr Blammont von Weißbergen alſo war der Erſte, welcher mich bewillkommte. Es war ihm ein tröſtlicher Anblick, einen Edelmann, einen Mann ſeines Gleichen (der Wirth hatte der Geſellſchaft meinen Namen genannt) hier neben ſich zu ſehn. Auch lenkte er ſein Geſpräch ſogleich auf Familien-Nachrichten, und ſo unwiſſend er mich auch in dieſen genealogiſchen Kenntniſſen fand; ſo hatte er doch in weniger als fünf Minuten eine Verwandtſchaft zwiſchen ſeinem und meinem hohen Hauſe entdeckt. Hierauf führte er mich an der Hand zu der übrigen Geſellſchaft, welcher er mich als ſeinen Herrn Vetter vorſtellte. Da waren nun: der Herr Bürgermeiſter des Orts, ein ſtattlicher dikker Mann, mit einem ehrwürdigen doppelten Kinne; der hagre Förſter; ein kleiner Poſtmeiſter, mit funkelnden Augen und wilder, lermender Stimme; ein immer lächelnder Apotheker, der mit über einander geſchlagenen Armen ſeine Ellbogen in den Händen feſthielt; ein Candidat, deſſen Daumen in den beyden Weſtentaſchen ſteckten; ein paar Advocaten, die, faſt ohne eine Muskel zu regen, entſetzliche Tabacs-Wolken von ſich ſtießen und grade vor ſich hinſahen; der Herr Rector, mit ſtrengem forſchendem Blicke und, ſeiner Meynung nach, in der Würde eines Epaminondas da ſtehend; ein paar Kaufleute, welche Zeitungsblätter in den Händen hielten; ein Arzt, der mir auf den erſten Blick als ein verſtändiger, einfacher Mann vorkam, und endlich noch viel andre Geſichter und Figuren mancher Art.

Das Geſpräche wurde allgemein und lenkte ſich, wie ſich das verſteht, ſehr bald auf politiſche Gegenſtände; Ich, als ein Fremder, ſollte durchaus aus allen Winkeln von Europa die neueſten Nachrichten und Beſtätigungen mitbringen. Leider! war aber bey mir auch aus dieſem Fache nicht viel zu holen. Unbekannt mit den Verfaſſungen fremder Länder, erfuhr ich hier zuerſt: daß England einem National-Banquerotte nahe wäre; daß der König von Frankreich von ſeinem Volke alles erlangen könnte, wenn er es nur bey luſtiger Laune erhielte; daß jetzt in Dännemark und Schleßwig nichts als wohlthätige, weiſe, Landesväterliche Einrichtungen gemacht würden; daß den Heſſiſchen Unterthanen die ſchwerſten Auflagen unter der jetzigen Regierung wären erlaſſen worden; daß der Churfürſt von Bayern Gelehrte und Künſtler beſchützte und Aufklärung beförderte und was dergleichen mehr war. Ermüdet von dieſen Dingen, die außer mei-

nem

nem Geſichtskreiſe lagen, näherte ich mich dem geöffneten Fenſter und labte mich an der ſchönen Ausſicht. Bald verſammelte ſich um mich her ein kleinerer Cirkel und es begann eine Unterredung, welche im folgenden Capitel zu leſen iſt.

Drit-

Drittes Capitel.

Der Verfaſſer macht Bekanntſchaft mit dem Helden ſeiner Geſchichte.

Der Baron. Der Herr Vetter ſcheinen Vergnügen an dieſer Gegend zu finden.

Ich. Gewiß thue ich das; ich glaube, man muß hier recht glückliche, heitre Tage verleben.

Der Baron. O ja! und es wohnt viel Nobleſſe hier umher. Alle die Schlöſſer, welche Sie da liegen ſehen, beſitzen Verwandte und Bekannte von mir. Die ſchönen Gebäude dort auf dem Berge gehören zu Tungerhauſen. Da wohnt der Graf Tunger, deſſen Großvaters Schweſter Tochter an einen Herrn von Kneif vermählt war, der ander Geſchwiſter Kind mit meiner Frau iſt. Mein Vater ſeliger wollte das Gut kaufen: aber damals wollte der Graf Tunger nicht daran, und nachher traten andre Umſtände ein.

Poſtmeiſter. Das iſt Ihr Glück, Herr Baron! ſonſt würden Sie jetzt von den Geiſtern und Geſpenſtern geplagt, die da des Nachts ihre Station halten.

Ich. Geiſter und Geſpenſter ſind in dem Schloſſe? Alſo wird es nicht bewohnt?

Der Candidat. Ey! wer wird im achtzehnten Jahrhunderte noch ſolche Märchen glauben? Der Graf wohnt ganz ruhig da, und bekümmert ſich um nichts. Das iſt Bedienten-Geſchwätz.

Der Förſter. Excuſieren Sie! Bloßes Geſchwätz nun wohl nicht. Ueberhaupt werden Sie doch nicht leugnen wollen, daß in der Natur —

Der Candidat. Alles natürlich zugeht.

Der Förſter. Nun! wir wollen den alten Streit nicht wieder anfangen. Wenn Sie aber, wie ich, manche Nacht im Walde zugebracht und geſehn hätten, was ich geſehn habe: ſo würden Sie aus einem andern Tone pfeifen.

Der Poſtmeiſter. Die Jäger ſind leichtgläubig; Des Nachts ſieht alles anders aus, wie gewöhnlich. Meine Poſtknechte kommen auch immer mit mancherley Schnurren nach Hauſe; ich ſelbſt habe mein Lebetag nichts geſehn.

Der Rector. In unſerm Säculo ſollte man den Aberglauben nicht wieder erwecken, der bey den alten heidniſchen Völkern herrſchte. Die Zeiten der Oraculorum und Auguriorum ſind vorüber, und Julii Cäſaris Geiſt erſcheint keinem Bruto mehr.

Bürgermeiſter. Indeſſen iſt es doch ſonderbar, daß ſo viel Leute behaupten, es ſey, ſeit den drey Jahren, da der Graf Zunger dort wohnt, des Nachts von der zwölften Stunde an, nicht richtig im Schloſſe. Fremde, die bey ihm logieren, werden in ihren Betten gemißhandelt, oder reiſen ſchleuniger ab und wollen nicht gern von dem reden, was ihnen widerfahren iſt. Ich ſuſpendiere mein Judicium. Gienge dergleichen in einem Hauſe in der Stadt vor: ſo ließe der hochlöbliche Magiſtrat die Sache unterſuchen. So aber mögen der Herr Graf wohl Ihre geheimen, zweideutigen Urſachen haben, warum dieſe Vorgänge im Verborgnen bleiben ſollen.

Der Arzt. Der Graf Zunger, mein Herr Bürgermeiſter! iſt ein ſehr edler Mann und wenn er keinen Beruf fühlt, dem neugierigen Publikum Rechenſchaft von dem zu geben, was in ſeinem Schloſſe vorgeht; ſo glaube ich nicht, daß man darum um ein Recht haben kann, ihm verdächtige Bewegungsgründe Schuld zu geben.

Ich. Aber ich dächte doch, Herr Doctor! es ſey auf gewiſſe Weiſe Pflicht, dem Volke einen Wahn zu benehmen, der ſo nachtheilige Folgen zu Beförderung des Aberglaubens und des Betrugs haben kann.

Der Arzt. Wenn Sie den Grafen kennten, mein Herr! ſo würden Sie ſich auch nicht den leiſeſten Verdacht gegen ihn erlauben. Er liebt Wahrheit und Redlichkeit mit ganzer Seele; Er würkt Gutes und hindert Böſes, wo er kann und wo er glaubt, daß ſeine Mühe nicht gänzlich verlohren iſt; aber er thut das alles in der Stille. Unendlich oft mit Undank belohnt, mißkannt, betrogen, drängt er den Menſchen, mit denen er lebt, weder Wohlthaten noch Unterricht auf. Seit drey Jahren wohnt er auf jenem Schloſſe, geht ſeinen Gang fort, ohne Lerm, ohne Forderungen irgend einer Art zu machen, ohne Aufſehen erregen zu wollen. Wer ihn beſucht, den nimmt er gaſtfreundlich auf und noch habe ich wenig Leute geſprochen, die ihn verlaſſen hätten, ohne entzückt von ſeinem Verſtande, von ſeinem Witze, von ſeiner herrlichen Laune und von ſeiner gutmüthige Freundlichkeit geweſen zu ſeyn.

Der Bürgermeiſter. Sie ſind immmer ein eifriger Vertheidiger des Herrn Grafen.

Der Arzt. Deſſen bedarf er nicht, und vielleicht würde er herzlich lächeln, wenn er hören könnte, wie ein Häuflein von Menſchen, die keinen Beruf haben, ſeine Richter zu ſeyn, und um deren Gunſt und Freundſchaft er nie gebuhlt hat, ſich miteinander berathſchlagen, ob ſie ihn für einen guten oder ſchlechten Mann halten und — was ärger als das iſt — wie ſie ihn andern ſchildern, und mit ſeinem Rufe und der öffentlichen Achtung für ihn wirthſchaften wollen.

Förſter. Nein! das iſt auch nicht recht, das iſt's nicht. Leben und leben laſſen: ſo ſage ich immer. Aber viel Feinde hat der Herr Graf, das iſt wahr.

Der Arzt. Natürlich! Sollte er dem Schickſale ausweichen, das alle Menſchen beſſerer Art trifft? Man kann in dieſer Welt keine Präeminenz vertragen. Da giebt dann der Neid den Leuten Vergrößerungsgläſer in die Hände; damit beäugeln ſie die Gegenſtände, an welche ſie hinaufblicken müſſen und bemühen ſich, Flecken daran zu entdecken, um zu beweiſen, daß ſie nicht ſo weit von dieſen

Gegenſtänden abſtehen, als man wohl glauben mögte.

Der Rector. He, he! eine recht artige Metapher! Notetur hæc phraſis!

Der Arzt. Da hilft denn auch keine Art von Herablaſſung und Gleichſtellung. Alles wird für Verſtellung und Falſchheit ausgelegt. Beobachten Sie den edlern Mann in ſeinen engern Verhältniſſen, wo er nicht bemerkt zu werden glaubt, wenn Ihnen daran gelegen iſt, ihn genauer kennen zu lernen! Dies habe ich in Anſehung des Grafen gethan, ſobald ich hörte, daß das müſſige Publikum ſich ſo unberufener Weiſe zu ſeinem Cenſor aufwarf. Ich habe gehört, mit welcher Wärme und Liebe ſeine Demeſtiken und ſeine Unterthanen von ihm reden. Das Zeugniß ſolcher Perſonen, die den Mann täglich umgeben, mit denen er Geſchäfte treibt, die ihn im Nachtkleide und Gallarocke ſehen — Ein ſolches Zeugniß iſt für mich entſcheidend; auf alles übrige Geſchwätz achte ich nicht.

Der Apotheker. Es iſt wahr, ſeine Bedienten halten viel auf ihn; die mehrſten von ihnen ſind ſchon ſeit zehn Jahren bey ihm und ſind alle ſtille, erdentliche und freundliche Leute.

Ich. Das redet ſehr für ihn. Das Geſinde pflegt ſich nach der Herrſchaft zu bilden.

Der Candidat. Und in ſeinem Hauſe ſoll alles wie ein Uhrwerk gehen.

Der Arzt. Nun! Und iſt das nichts werth? was für würkliche Thatſachen können ſeine Neider dagegen zu ſeinem Nachtheile aufſtellen? Nicht bewieſene, verdrehete Anecdoten, aus ſeinem vergangnen Leben, für welche ſich kein Gewährsmann findet! Allein es iſt nur gar zu gewöhnlich, daß man lieber ſolchen Märchen das Ohr leyhet, als der lauten Stimme der Wahrheit, die zum Lobe des Mannes redet. Ja! wenn man kein Mittel findet, irgend eine ſchlechte That von ihm anzuführen; ſo greift man die Bewegungsgründe zu ſeinen Handlungen an. Steuert er ein armes junges Mädchen aus; ſo heißt es: »ja ja! das Geld »iſt nicht übel angelegt: das Mädchen iſt hübſch.« Beſucht er oft den öffentlichen Gottesdienſt; ſo iſt er ein Heuchler. Zieht er häusliche Andacht einer langwierigen Predigt vor; ſo heißt er ein Freygeiſt. Weicht er dem Umgange mit Menſchen aus, die ihn ſo oft getäuſcht haben; ſo geſchieht das aus Stolz. Iſt er ein wenig zu höflich; hat ſein äußeres Betragen einen Anſtrich von großer Welt, von ſeinem ehemaligen Hofleben; ſo wird ihm das als

Falſchheit ausgelegt. O! glauben Sie mir, um an dem Orte, wo man wohnt, bey Lebzeiten, die allgemeine Stimme des Volks vor ſich zu haben, muß man ein Erz-Pinſel oder ein ausgelernter Schurke ſeyn.

Ich. Das mögte ich nun eben nicht gradezu behaupten. Indeſſen habe ich Ihnen mit Vergnügen zugehört. Ich kann mich, Gott ſey Dank! über fremdes Lob freuen. Wir haben aber darüber die Hauptfrage, die meine Neugier rege gemacht hat, aus den Augen verlohren. Was für eine Bewandtniß hat es denn mit der Geſpenſter-Geſchichte im Schloſſe?

Der Arzt. Ich weiß wenig davon; was ich aber weiß, will ich Ihnen erzählen. Der Graf Tunger hat eine lange Reyhe von Jahren hindurch außer ſeinem Vaterlande gelebt. Unterdeſſen waren die Wohngebäude auf ſeinen Gütern ſehr verfallen und das Schloß in Tungerhauſen insbeſondre ſahe einem alten Raubſchloſſe ähnlich. Eulen und Ratten hatten ihre Wohnung darin aufgeſchlagen, und der Pöbel weit und breit behauptete, Hexen und Geſpenſter hielten da ihren Sabbath. Vor ohngefähr fünf Jahren kam der Graf hierher und ordnete alles zum neuen Schloßbaue an; Er ließ dann einen alten treuen Bedienten hier, der die Aufſicht über die Arbeitsleute führte, welche ſämmtlich Fremde waren. Man weiß nicht, warum es verbothen wurde, daß niemand ſich in dieſer Zeit dem Schloſſe nähern durfte; Es hieß: der Graf ſey ein wunderlicher, eigenſinniger und ſtolzer Mann, um ſo mehr, weil er bey ſeinem damaligen Aufenthalte mit niemand in der Nachbarſchaft umgieng. Aber während des Baues vermehrte ſich die Sage: es hätten keine hieſige Maurer und Zimmerleute an dem Schloſſe arbeiten wollen, weil ihnen die Geiſter keine Ruhe ließen. In kurzer Zeit war das ganze Werk vollendet, und nun zog der Graf mit ſeiner Haushaltung hierher. So abgeſondert von Menſchen man ihn hatte leben geſehn; ſo geſellig und gaſtfreundſchaftlich zeigte er ſich nun. Der Zirkel ſeines Umgangs dehnte ſich auf viel Meilen Weges aus: jedermann war ihm willkommen, wurde zu ihm eingeladen und die Zimmer im Schloſſe wurden nicht leer von Perſonen, die oft mehr Wochen hindurch bey ihm blieben und ſchmauſten. Allein auf einmal erzählte man wiederum, verſchiedne von den Gäſten wären ſchleunig abgereiſt, und hätten ſich beklagt, ſie ſeyn des Nachts in ihren Betten von unſichtbaren Händen gemißhandelt; Andre hingegen ſprachen mit Entzücken und Dankbarkeit von den Wohlthaten, die ihnen in dieſem Schloſſe wä-

ren

ten erwieſen worden. Alle aber ſcheuten ſich, deutlich zu erzählen, wie es eigentlich dabey hergegangen wäre. Indeß nun in allen Ecken dieſe Geſpenſter-Hiſtörchen erſchallten, ſchien der Herr Graf gar nichts davon wiſſen zu wollen. Fragte man ihn, was an der Sache wäre; ſo fertigte er den Neugierigen kurz mit dem Beſcheide ab: »das ſey ein albernes Geſchwätz; Er hätte nie in ſeinem Hauſe »dergleichen geſehn, noch gehört.« Bat man ihn, zu erlauben, die vorgegebnen Erſcheinungen genauer unterſuchen zu dürfen; ſo antwortete er: »wozu »könnte das helfen? das mache nur Aufſehn, und »am Ende käme doch nur eine Kinderey heraus.« Nicht weit von hier, und alſo auch nahe bey Tungerhauſen, wohnte damals ein gewiſſer Herr von Endleben mit ſeiner Gemahlin und einer einzigen Tochter, einem liebenswürdigen jungen Mädchen. Der Graf Tunger gieng viel mit dieſer Familie um, und jedermann glaubte, er werde das Fräulein heyrathen.

Ich. Iſt denn der Graf noch jung und unvermählt?

Arzt. Ein Mann in ſeinen beſten Jahren, nicht viel über vierzig alt und Witwer, ohne Kinder. Der alte Endleben ſelbſt, der gar nicht reich iſt, ließ ſich nicht undeutlich merken, daß er dieſe Verſorgung für ſeine Tochter wünſchte. Der Graf war täglich bei ihm, oder Endleben mit den Seinigen in Tungerhauſen. Endlich hörte man mit allgemeiner Verwundrung, der Graf habe ſein Gut und Schloß an ſeinen vermeintlich künftigen Schwiegervater für eine äußerſt unbeträchtliche Summe verkauft, doch mit der Bedingung, drey Jahre hindurch noch die Freyheit zu behalten, den Kauf wieder aufzugeben, wobey ſich noch der Käufer verbindlich machte, binnen dieſer Zeit an den Gebäuden nicht das Geringſte verändern zu laſſen. Der Graf wollte ſich künftig in einer andern Gegend von Teutſchland ankaufen und unterdeſſen ein Haus, welches er hier in der Stadt gemiethet hatte, bewohnen. Allein kaum war das erſte Jahr verſtrichen, als der Herr von Endleben anfieng, gewaltig über die Anfechtungen zu klagen, die er und ſeine Hausgenoſſen von den böſen Geiſtern im Schloſſe auszuhalten hätten. Er ſelbſt bat um Aufhebung des Handels, und der Graf zog wieder in ſein Schloß. Dies fiel dem Publico ein wenig auf, noch mehr aber, daß beyde Häuſer von der Zeit an gar nicht mehr mit einander umgiengen, und daß ſogar der alte Endleben ſich verlauten ließ: der Graf habe ſeine Tochter auf gewiſſe Weiſe angeführt. Da dieſer grade damals auch äußerſt kaltſinnig gegen einige Perſonen wurde, mit denen er vorher täglich Verkehr gehabt und auf den vertraulichſten Fuß gelebt hatte; ſo gab dies häufige Gelegenheit zu den nachtheiligſten Urtheilen über ihn; jedermann ſchilderte ihn als einen Mann von falſchem, unſicherm und zweydeutigem Charakter und bedauerte das artige, gute Fräulein von Endleben. Nur Wenige, die, wie ich, nicht gern richten, ohne gründlich unterſucht zu haben, verſchoben ihr Urtheil und gaben mit Freuden den beſſern Zeugniſſen ſeiner Bedienten und Unterthanen Gehör. Er ſelbſt ließ ſich nichts anfechten, gieng ſeinen graden Gang fort und nahm jedermann freundlich auf, der ihn beſuchte. Das iſt alles, was ich von dem Grafen Tunger zu erzählen weiß. Wollen Sie ihn ſelbſt kennen lernen, mein Herr! ſo hängt das von Ihnen ab.

Ich. Wohl will ich das, und, wenn er mich nicht abweiſt, werde ich ihn morgen beſuchen. Ein Mann von ganz gemeinem Schlage kann er nicht ſeyn, weil doch ſo viel Menſchen es der Mühe werth halten, von ihm Böſes oder Gutes zu reden. Ich danke Ihnen indeſſen für Ihre Mittheilung und wenn ich, wie ich hoffen darf, durch Sie eine inte-

reſ

reſſante Bekanntſchaft mache; ſo laſſen Sie Sich's nicht reuen, meine Neugier befriedigt zu haben.

Hierauf und weil ich würklich müde von der Reiſe war, verließ ich die Clubb-Geſellſchaft, gieng in mein Kämmerlein und legte mich in's Bette.

Viertes Capitel.

Der Verfaſſer lernt den Grafen Tunger perſönlich kennen.

Ruhig und ſanft war mein Schlaf, obgleich das Lager wohl hätte weicher ſeyn können, als es war; aber auf der Reiſe hat das nichts zu bedeuten. Fern von den Sorgen, die uns zu Hauſe die Augen offen zu halten pflegen, wenn der Tumult um uns her, der uns des Tags hindurch übertäubt hat, in der nächtlichen Stunde aufhört und dann der ganze Schwarm jener zudringlichen Geſellſchafterinnen auf uns eindringt; fern von allem politiſchen Zwange und der Furcht vor den Beobachtungen verläumderiſcher, lauernder Nachbarn, treibt der wandernde Weltbürger ſich unter ihm fremden Menſchen umher, mit frohem Muthe, denkt nicht an den morgenden Tag, und vergißt Fortunens kleine Neckereyen, ſo lange es mit der Reiſe-Caſſe nicht mißlich ausſieht. Mich wenigſtens begleitet immer ein glücklicher Leichtſinn auf meinen kleinen und

gro-

Geſchmacke des großen Haufens, ſtatt dieſen umzuſtimmen, weil von dem Beyfalle des jetzigen Zeitalters der ſchnelle Abſatz des Buchs, folglich der Gewinnſt abhängt; ſo richtet man nicht mehr ſehr ſtrenge den Schriftſteller, der hundertmal verkaufte Waare in moderner Form noch einmal verkauft — “Ey nun! der Mann will auch “leben. „ Und in der That, da es einmal ein ehrlicher Erwerb geworden iſt, Weisheit und Wahrheit und Witz, wie Ellenwaaren zu verkaufen; ſo kann man es niemand übel nehmen, wenn er, wie jeder andrer Künſtler und Handwerker, vom Luxus Vortheil zieht. Allein die wahre Gelehrſamkeit leidet gewiß dabey. Wer ums Geld ſchreibt, der kann ſchwerlich um Unſterblichkeit ſchreiben. “Alſo ſoll der

“ Geiſt des Mannes, der durch ſeine Werke “ ſeegenvoll auf das Zeitalter würken könnte, “ durch Armuth und Kummer niedergedrückt werden? ,, Ich will hierauf nicht mit dem Gemeinſpruche antworten: daß viele der vortreflichſten, vollendetſten, witzigſten und launichſten Schriften in Noth und Elende geſchrieben worden ſind. — Nein! der gute Kopf ſoll nicht darben; was hindert ihn, ſeinen Platz in der bürgerlichen Geſellſchaft auszufüllen? Er mag ſich für das bezahlen laſſen, was er thut, und nicht für das was er ſagt oder ſchreibt! Keine Stelle im Staate beſchäftigt ſo ſehr ihren Mann, daß er nicht noch viel Stunden übrig hätte, in denen er ſeine Erfahrungen niederſchreiben und ſich der eigentlichen Gelehrſamkeit widmen könnte. Und Bücher, ſolchen errungenen Stunden verfertigt, gerathen gewiß beſſer, als die, worüber man vom Morgen bis zum Abende brütet. In allen Zeitaltern ſind die beſten Werke von Männern geſchrieben worden, die ihre Schriftſtellerey nicht zu ihrer einzigen Berufs-Arbeit machten. Je wichtiger, je mühſamer, je geiſtvoller ein Werk iſt, deſto weniger iſt es möglich, viel auf einander folgende Stunden dabey angeſpannt zu ſitzen. Von einer andern Seite haben wir ſchon oft die Erfahrung gemacht, daß Autoren, die in einer eingeſchränkten Lage, neben andern Geſchäften, vortreflich geſchrieben haben, um ſich bekannt zu machen, nachher, wenn ſie, durch Penſionen oder den Erwerb ihrer Schriften, in den Fall kamen, ſich ganz ihren Lieblings-Muſen widmen zu können, mit dieſen Muſen ſehr unkluges Zeug trieben. "Aber ſoll der "Schriftſteller denn gar nichts mit ſeinem "Fleiſſe erwerben?„ Wie? iſt die Freude der Compoſition, der Beyfall verſtändiger Menſchen, das Bewußtſeyn, nützlich zu werden; iſt das alles nichts? Wahrlich in einer Wagſchale, worin dieſer Preis liegt, ſpielt ein Louisd'or eine demüthigende Figur. Doch, wer ſagt denn, daß Schriftſtellerey nicht auch zeitliche Vortheile einbringen ſoll, und, Trotz der Nachdrucker-Zunft, einbringen kann? Ein junger, angehender Schriftſteller wird freylich auf kein groſſes Honorarium rechnen dürfen; der Verleger wird ihm einwenden: "Ihr Werk "mag gut ſeyn; aber Ihr Name iſt noch "nicht bekannt; ich ſetze in der erſten Meſſe “nur wenig Exemplare Ihres Buchs ab. “Gefällt es nun; ſo geben ſich die Nachdrucker daran, ehe die zweyte Meſſe erſcheint; nur durch wohlfeilen Preis “kann ich dies hindern, und um wohlfeilen “Preis kann ich nicht verkaufen, wenn “ich ein ſtarkes Honorarium geben muß.„ Das läßt ſich hören; der Nachdruck kann alſo Schuld daran ſeyn, daß ein Schriftſteller ohne Ruf nicht gleich ſein erſtes Product anſehnlich zu Gelde macht, und das finde ich nicht unbillig; aber iſt ſeine Feder erſt bekannt und beliebt; ſo verſagt ihm kein Buchhändler ein billiges Honorarium. Ich nenne das ein billiges Honorarium, wenn man für den gedruckten Bogen Proſa zwiſchen fünf und funfzehn Thaler bekömmt. Ich bin weit entfernt, mich unter die vorzüglichſten Schriftſteller zählen zu wollen, und dennoch habe ich bis jetzt, obgleich einige meiner Schriften nachgedruckt ſind, noch immer Verleger gefunden, die mir eine, mit meiner Arbeit in billigem Verhältniſſe ſtehende Summe für meine Manuſcripte bezahlt haben. Hat aber ein berühmter Schriftſteller ein Werk vollendet, wofür er für Entſchädigung für einen großen Aufwand von Zeit, Fleiß und Koſten, mehr als drey Piſtolen für den Bogen billigerweiſe fordern kann, und die Buchhändler machen, aus Furcht vor dem Nachdrucke, Schwierigkeiten; ſo bleibt ihm der Weg der Pränumeration offen, wobey er, wenn er würklich ein geliebter Schriftſteller iſt, ſich dann ſehr wohl befindet. Große Dichter können ihre Arbeiten ſich nicht bogenweiſe bezahlen laſſen, dürfen aber auch überhaupt nicht erwarten, daß ein Buchhändler ſie belohne. Fürſten kömmt es zu, den erſten Sängern der Nation durch Penſionen ein ſorgenfreyes, heitres Leben zuzuſichern. Die Fälle, da dies geſchieht, ſind ſelten? Nein! nicht ſeltner, als die großen Dichter. Schlechten Verſemachern ſollte man ihr Honorarium ad poſteriora aufzählen, und doch löſen auch Dieſe zuweilen ein Ducätchen aus einem bereimten Bogen.

Ich glaube alſo, dargethan zu haben, daß der Nachdruck den guten Schriftſtellern nicht ſchädlich ſey; betrachten wir nun, ob er den Buchhändlern Nachtheil bringt!

Freylich wird manchem eigennützigen Soſier, der einem beliebten Schriftſteller ein Manuſcript abgeſchwatzt hat, es dann drucken läßt und nur das Publicum, welches begierig auf das neue Product iſt, gern nach Gefallen in Contribution ſetzen mögte, indem er einen unbilligen Preis auf ſeine Waare legt, Dieſem ſage ich, wird ein böſer Querſtrich durch ſeine Rechnung gemacht, wenn ein Nachdrucker ihn zwingt, das Buch um die Hälfte wohlfeiler zu verkaufen.

Ferner trift der Schaden des Nachdrucks auch den Buchhändler, welcher ſich verleiten läßt, ein zu ſtarkes Honorarium zu geben, wobey er gar nicht Rückſicht auf den Streich genommen hat, den ihm ein Schmieder ſpielen kann.

Endlich kommen ſolche Buchhändler zu kurz, die ſich unvorſichtigerweiſe mit elenden Schriftſtellern einzulaſſen pflegen, und deren Verlags-Artikel deswegen in ſo ſchlechtem Rufe ſtehen, daß ihre Collegen ihnen, ſelbſt wenn Titel und Verfaſſer etwas zu verſprechen ſcheinen, dennoch in der erſten Meſſe wenig oder keine Exemplare abnehmen, ſondern erſt abwarten wollen, welche Würkung das Buch macht; da dann unterdeſſen der Nachdrucker Zeit zu ſeinen Operationen gewinnt. Ueberhaupt verliert jeder kleine Buchhändler, der wenig gute Verlags-Artikel oder einen ſchlechten Detail-Handel, oder beydes hat, wenn er endlich einmal ein gutes Manuſcript erwiſcht, und dies ihm nun nachgedruckt wird; allein jeder ärmliche und nachläſſige Kaufmann hat ja mehr Gefahr, zu Grunde zu gehn als der wohlhabende und fleiſſige.

Laſſen Sie aber einen Buchhändler vorſichtig in Uebernahme des Verlags ſeyn; Laſſen Sie ihn dem guten Schriftſteller nicht mehr Honorarium bezahlen, wie ich eben als billig feſtgeſetzt habe; Laſſen Sie ihn, wenn ein Werk großen Aufwand nothwendig macht, ſich durch Privilegium, oder Subſcription, oder Pränumeration ſichern; Laſſen Sie ihn nicht viel Geld an typographiſche Spielereyen und Bilderchen verſchwenden; Laſſen Sie ihn die Hälfte Exemplare auf ſchlechter Papier abdrucken; Laſſen Sie ihn einen guten Wirth ſeyn, der nicht mit Schulden kämpft, ſondern entweder ſelbſt eine Druckerey hat, oder für ſein Geld drucken laſſen und Papier kaufen kann, wo er will; Laſſen Sie ihn vorſichtig ſeyn und auf den Meſſen für ſeine

gute

großen Zügen; Geſundheit und frohe Laune ſind in ſeinem Gefolge. Ungemächlichkeiten, die ich zu Hauſe centnerſchwer finden würde, ſcheinen mir dann federleicht; Froſt und Hitze, Regen und Wind, Ermüdung und Wachen, ja ſelbſt magre Koſt und ein hartes Bette, obgleich in dieſen beyden Puncten mir die Verleugnung am ſauerſten vorkömmt.

Ich ſtand am folgenden Morgen früh auf; die Sonne war kaum über den Horizont emporgeſtiegen; ihr Bild glänzte auf der Fläche des majeſtätiſchen Strohms. — Ein ſüßer Dichterling würde geſagt haben; ſie mache ihre Morgen-Toilette, indeß die Waſſer-Nymphen ihr den Spiegel vorhielten. Die ſchöne Landſchaft, die ich aus meinem offenen Fenſter erblickte, lag ſo ruhig vor mir und wurde erſt nach und nach belebter. Eine Reihe von Fiſcher-Nachen ſchwamm herbey und warf ihre Netze aus. Einzelne Gruppen von Vieh graſten auf den Wieſen, und ein wohlthätiges, kühles Lüftchen hauchte meinen Nerven neue Federkraft entgegen. Da ſaß ich bey meinem Frühſtücke mit einem geſelligen Pfeifchen und überlegte, wie ich es wohl anfangen mögte, ohne Zudringlichkeit, mir bey dem Grafen Tunger Zutritt zu verſchaffen.

gute Waare nicht Maculatur von Herrn Korn in Breslau eintauſchen, die ihm hernach niemand gegen baares Geld abkauft; und nun komme er mit einem Werke, das einen beliebten Schriftſteller zum Verfaſſer hat, nach Leipzig; ſo wird er ganz gewiß in Einer Meſſe mehr Exemplare abſetzen, als dazu gehört, ihn ſchadlos zu halten; erſcheint ein Nachdruck; ſo kauft doch dieſen nicht jedermann; er wird noch immer Exemplare von ſeiner guten Ausgabe verkaufen; geht das nicht mehr; ſo greift er zu der auf ſchlechtern Papiere; und endlich ſetzt er noch den Preis herab — und wir wollen ſehn, ob er nicht anſehnlich gewonnen haben wird, ehe zwey Jahre vorüber ſind. Darf ich hier noch einmal ein Werk von mir, mein Buch über den Umgang, anführen? Was bey dieſem Statt gefunden hat, würde bey einem beſſern Werke doppelt eintreten. Ich habe nämlich ein billiges Honorarium dafür bekommen; es exiſtirt mehr als Ein Nachdruck davon, und dennoch hat der Verleger, Herr Ritſcher in Hannover, drey Auflagen debitirt.

Und ſo hätte ich denn auch zu beweiſen geſucht, daß fleiſſige Buchhändler von einiger Bedeutung durch den Nachdruck nicht zu Grunde gehen, ſondern daß das Schmiederſche Unweſen grade die gute Würkung hat, daß der Schriftſteller den Buchhändler und Dieſer das Publicum nicht nach Willkühr taxiren können. Sollte aber die Erfahrung lehren, daß jetzt bey dem Buchhandel nicht mehr ſo viel herauskömmt, als ehemals; ſo muß man die Urſachen davon in folgenden Umſtänden ſuchen: in der täglich zunehmenden Anzahl der Buchhändler; in der Menge ſchlechter Schriften, die bald Maculatur werden; in unvorſichtigem Creditgeben; in dem zunehmenden Luxus, der viel Kaufleute aller Art zu Grunde richtet: vielleicht auch in den Leſegeſellſchaften und Journalen, welche letztere bewürken, daß man häufiger Auszüge aus den Büchern, als die Bücher ſelbſt lieſt.

Was verliehrt aber das leſende Publicum durch den Nachdruck? Meiner Meinung nach gar nichts; vielmehr gewinnt es dabey. Es wird darum mit keiner geringern Menge, noch mit weniger guten Büchern verſehn. Wer Drang, Beruf, Begeiſterung zum Schreiben, Trieb nach Ruhm und nach Unſterblichkeit hat; ſollte Der darum nicht ſchreiben, weil er ahndet, ſein Verleger werde ihm einige Thaler weniger für den Bogen biethen, aus Furcht vor dem Nachdrucke? Gewiß nicht! auch lehrt uns die Erfahrung, daß, ſeitdem die Nachdrucker-Büberey im Gange iſt, ſogar mehr und beſſere Werke in Teutſchland erſchienen ſind, als vorher; wovon aber freylich die Urſache nicht in dem Nachdrucke ſelber liegt. Von einer andern Seite hindert, wie ich vorhin geſagt habe, der Nachdrucker den Buchhändler, auf ſeine Waare einen willkührlich übertriebenen Preis zu ſetzen, und das iſt Vortheil für die Käufer. Die höchſt wohlfeilen Nachdrücke bringen Bücher, die auſſerdem nur von reichen Leuten gekauft und geleſen werden würden, in die Hände ärmerer Claſſen, und befördern alſo die Cultur. Der Einwurf, daß die Nachdrucker gute Werke verſtümmeln, ſcheint mir ſehr unbedeutend. Selten iſt das der Fall; (auſſer, daß etwa in den Rheingegenden, wo man leider! kein Teutſch kann, gegen Rechtſchreibung und Gramatic geſündigt wird.) Wenn die Nachdrucker in catoliſchen Ländern gewiſſe Stellen, die mit den Grundſäzzen der Hierarchie ſtreiten, ausmerzen; ſo würden vielleicht, wenn das nicht geſchähe, dieſe Bücher dort gar nicht verkauft werden dürfen. Die Bücher oder einzelnen Stellen, welche von der Dieberey der Nachdrucker handeln, oder ihren Inhalt, kann ein Autor, dem daran gelegen iſt, ja doch in das Publicum bringen; man müßte denn vorausſetzen, daß jedermann in einem Lande und in der Nachbarſchaft ſich zum Vortheile der Nachdrucker verſchworen hätte. Ueberhaupt bedarf es nur, wenn Bücher unterdrückt oder verfälſcht werden, einer öffentlichen Anzeige, um Leute, denen es um Wahrheit und ächte Ausgaben zu thun iſt, in den Stand zu ſetzen, ſich dieſe zu verſchreiben.

Es bleibt mir alſo nun nur noch übrig, zu beleuchten, ob das Nachdrucken der Bücher dem Staate Nachtheil bringe? Dies kann man, denke ich, kurz alſo beantworten: Iſt die ordentliche Buchhandlungs-Verlags-Bilanz einem Lande vortheilhaft; ſo thut ihm der Nachdruck Schaden; auſſerdem nützt er ihm. Werden nämlich in einem Lande ſehr viel gute, wichtige Werke verlegt, die auswärts geſucht werden; ſo iſt es ein Nachtheil für dieſen Handel, wenn ſolche Bücher in fremden Gegenden nachgedruckt werden. Wohnen aber viel Leſer und Käufer fremder Werke in demſelben Lande und nicht viel wichtige Autorn; ſo ſtiftet eine daſelbſt veranſtaltete Nachdrucker-Schelmerey Vortheil. Man wird hieran keinen Augenblick zweifeln, wenn man überlegt, daß der Spitzbube Schmieder jährlich die Summe, welche ſonſt für die Werke der beſten Schriftſteller aus den markgräflichen Ländern gehn würde, tauſendfach in das Land zieht, und daraus wird es begreiflich, daß wohl ſchwerlich alle teutſche Fürſten ein gleiches Intereſſe haben können, den Nachdruck zu verbiethen.

Und ſo könnte ich denn nun zu Beantwortung der zweyten Frage ſchreiten, nämlich: Wenn das Nachdrucken im Allgemeinen nicht ſo viel Schaden ſtiftet, als man gewöhnlich glaubt; iſt es denn auch eine an ſich moraliſch unſchuldige Handlung?

Dieſe Frage kann ſehr leicht und kurz beantwortet werden: Wer, zum Nachtheile eines Dritten, erndten will, wo er nicht geſäet hat; wer von Bäumen, die ein Andrer ſorgfältig gepflanzt, gepflegt und gewartet hat (ſtünden auch dieſe Bäume auf einem allgemeinen Acker) die Früchte abbricht und ſich zueignet; der iſt ein elender Taugenichts. Die Entſchuldigung: “Wer “hat Jenen geheiſſen, die Bäume zu “pflanzen? „ kann Dieſen vor gerichtlicher Strafe ſichern, aber nicht vor der Verachtung jedes redlichen Mannes. Wenn Weisheit und Wahrheit leckre Speiſen ſind, welche die Natur, unzubereitet, um damit die allgemeine Tafel verſtändiger Menſchen damit zu verſehn, herliefert; ſo hat freylich jedermann Antheil an dieſem Vorrathe. Wer rohe Biſſen liebt, der bekümmert ſich nicht um Koch und Küche. Wer ſich ein Gerichtchen für ſeinen eignen Gaumen bereiten will, der geht in das Magazin, holt ſich ein Stück herbey, röſtet oder bratet es an einem dritten Orte und verzehrt es dann in der Stille — Ich liebe den Mann nicht; aber er hat ſeinen freyen Willen. Je und je treten einige hochmüthige Narren zuſammen, wollen nicht ſo mit jedermann an Tafel ſitzen, meinen auch, die Andern könnten keine ſtarke

Speiſen vertragen, ſtiften alſo einen geheimen Koch- und Freßklupp, ſchleichen in die Speiſekammer, langen das beſte Stück heraus, und fort damit vor das erſte das beſte Ofenloch. “Heyſa! das ſoll ein Gericht werden! das ſoll nach Allem ſchmecken “und wer davon koſtet, ſoll gar nicht “wiſſen, was es iſt. „ Nun bringt jeder von den Verbündeten ſein Gewürz herbey — auch Teufelsdreck wird nicht vergeſſen — Wenn es fertig iſt, verzehren ſie es unter der Treppe. Man ſieht, wie ſie würgen; neugierige Affen laſſen ſich verleiten, nachzuſchleichen, biethen Geld und bekommen einen verſalznen Biſſen davon; vernünftige Leute aber thun nicht, als ſähen ſie den Quark. Dem guten fleiſſigen und jovialiſchen Menſchen ſchmeckt es nicht, wenn er

Dazu iſt's nun gut, wenn ein Mann ein Buch geſchrieben hat. Da giebt's Gelegenheit für den neugierigen Reiſenden, der mit ſeiner Zeit nicht geizt und Anecdoten ſammelt, ſeinen Vorwitz zu befriedigen. Man läßt ſich bey dem Schriftſteller melden, plaudert ihm etwas von der Verehrung vor, die uns ſeine Schriften für ſeine Perſon erweckt haben; der ſüße Geruch des Weyrauchs benebelt das Hirnchen des Büchermachers; Er hält ſich für den Stern, dem die Weiſen aus dem Morgenlande nachreiſen. Er bezahlt Huldigung mit Huldigung, erkennt den Fremden für einen Mann von feinen Kenntniſſen und Geſchmacke, ladet ihn zu ſeiner Mahlzeit ein — wenn er eine Mahlzeit hat — und, zehn gegen Eins zu verwetten, der geſchmeichelte Gelehrte zeigt, in der Ergießung ſeines Herzens, irgend eine Blöße, die der Anecdoten-Sammler menſchenfreundlich auffaßt und wovon er ein verzeichnetes Bild, zur Dankbarkeit für die gaſtfreundliche Aufnahme, in irgend einem, die Publicität befördernden Journale, oder in einer eignen Reiſebeſchreibung abdrucken läßt.

Dieſe Practic war nun freylich bey meinem Grafen nicht anwendbar! ich mußte auf ein andres Empfehlungs-Formular ſinnen. Indem ich mich hiernicht ſelbſt Hand an die Zubereitung gelegt hat, und wenn nicht alle Gäſte zugreifen dürfen; aber dafür, daß er mit kochen hilft, will er auch das Recht haben, vorzulegen und ſich ein gutes Stück zu nehmen; nicht aber, wenn er einmal das Gericht auf die allgemeine Tafel gebracht hat, ſich nur allein mit einigen Lieblingen darinn zu theilen. Aber nun ſehe mir Einer den Schlingel, den Schmieder an! Der ſchwänzelirt früh in der Küche herum; und merkt er, daß die Andern etwas Guts bereitet haben; ſo pflanzt er ſich zeitig genug an den Tiſch hin. Es wird aufgetragen, vorgelegt und ihm präſentirt; ehe man es ſich verſieht, hat der Kerl die beſten Stücke weggeſchnapt, und Der, welcher die Mühe daran gewendet, behält die Knochen. Was ſoll man aber mit dem Schuft machen? Er ſitzt einmal an der Tafel und der Teller geht frey herum? Es iſt da nichts zu thun, als daß man ihm mit ausgezeichneter Verachtung begegne, damit Jeder, der noch einen Funken von Ehrgefühl hat, abgehalten werde, ſeinem ſchändlichen Beyſpiele zu folgen.

Und nun endlich komme ich an Beantwortung der Hauptfrage: Hat der Staat ein gegründetes Recht, den Nachdrucker-Unfug zu verbiethen und zu beſtrafen? Ich antworte rebus ſic ſtantibus, da noch kein Geſetz darüber exiſtirt, iſt der Staat nicht befugt, ihn zu ſtrafen. Auch ſcheint dies allgemein anerkannt zu ſeyn; denn noch hat man, aller Klagen ungeachtet, keinen einzigen Nachdrucker von

Obrigkeits wegen gezüchtigt. Ich antworte ferner: In unſern Zeiten, wo die Regierungen ſich anmaßen, willkührliche Geſetze zu geben, die nur auf vorausgeſetzte Convenienz beruhen, darf man freylich alles gebiethen und unterſagen, was man etwa für nützlich oder ſchädlich hält; aber in meinem Abyſſinien und überhaupt da, wo keine andre Geſetze Statt finden, als welche die natürliche Freyheit nur nach ſolchen Gründen einſchränken, die ſich aus den reinen Begriffen des geſellſchaftlichen Vertrags rechtfertigen laſſen, und ſoviel ich es einſehe, ſelbſt nach den gemeinen Grundſätzen des bürgerlichen Rechts, giebt es kein Fundament zu einem Geſetze, das dem rechtmäßigen Beſitzer eines gedruckten Exemplars meines Buchs die Freyheit rauben könnte, dies Exemplar, ſo oft er will durch Abſchriften oder Abdrücke zu vervielfältigen und damit zu machen, was ihm beliebt — Hier ſind meine Beweiſe:

Meiner Meinung nach ſind unſre juriſtiſchen Begriffe von Eigenthum, Verkauf des Eigenthums und Diebſtahl des Eigenthums auf den Bücher-Verlag gar nicht anwendbar. Man verwechſelt, wie es ſcheint, immer das Recht auf ein Manuſcript, mit dem Rechte auf den Inhalt des Manuſcripts. Jenes, die Blätter, woraus es beſteht, und die eigentliche Handſchrift, kann dem Käufer deſſelben niemand ſtreitig machen, der Inhalt hingegen, ſobald er bekannt wird, mögte wohl ſchwerlich der Gegenſtand eines Beſitzes ſeyn können. Ich will ein Gleichniß voraus ſchicken, welches, ſo viel ich es überdacht habe, mir von keiner Seite zu hinken ſcheint und das deutlich den Geſichtspunct anzeigt, aus welchem ich die Sache anſehe. Weisheit, Wahrheit, Witz ſind eben ſo wohl res communes, wie Meer und Luft; allein ſo wie, wenn ich eine Quantität Seewaſſers ſchöpfe und daraus ein künſtliches Salz verfertige, ich nun dieſe Quantität Seewaſſers durch meine Induſtrie, zu meinem Eigenthume mache; ſo kann ich, durch Einkleidung der Wahrheit und durch Operation meinen Gedanken, jene allgemeinen geiſtigen Güter zu meinen eignen machen, womit ich ſchalten und walten kann. Der Mann, welcher ſein vermeintliches, von keiner Obrigkeit beſtättigtes Alleinrecht, ſein künſtliches Salz zu verkaufen, (nicht etwa dieſe oder jene Kiſte voll Salz) nicht ſelbſt ausüben will, kann mir's für einen gewiſſen Preis abtreten; nun verſehe ich andre mit dieſer Waare. Von Dieſen giebt ſich ein Chemiker daran, unterſucht die Beſtandtheile, macht es nach und verkauft das kniggeſche Salz — wer kann es ihm wehren? Oder das Salz hat die ſonderbare Eigenſchaft, daß man es vervielfachen kann — Sie nehmen eine Portion davon, vermehren es, ohne große Mühe, verkaufen es centnerweiſe; mein ganzes, theuer bezahltes Monopol hilft mir nichts — wer kann Sie beſtrafen? Was geht es Sie an, wie viel ich dem erſten Erfinder bezahlt habe? Tritt der Fall nicht täglich bey Fabriken, bey ſeltenen Blumen, mit deren Ablegern ein Mann großes Gewerbe treibt, ein? — Doch nun zu den Grundſätzen!

Auf den Inhalt einer Schrift; behaupte ich, kann niemand ein jus in re haben, alſo kein dominium, weil ſonſt der Käufer, (der Verleger) nach der Definition des dominii, das Recht haben müßte, de iſta re pro arbitrio diſponendi. Das hat er nicht, denn er darf das Manuſcript nicht zerreiſſen; Er muß es öffentlich bekannt machen; die Erlaubniß und die Verbindlichkeit dazu, hat er zugleich gekauft und ſonſt nichts; und zwar, die Erlaubniß, aus dieſer Bekanntmachung ſo viel Vortheil zu ziehn, als die Umſtände erlauben. Ferner gehört zu der eſſentia dominii, facultas, alios uſu rei ſuæ excludendi; vide Beyerum, in ſpecim. jur. Germ. Lib. II. cap. 4. §. 6.

welches abermals mit der Idee von dem Verlage eines Buchs ſtreitet.

Aber auch der Verkäufer, behaupte ich, iſt nur ſo lange Herr ſeiner Gedanken, als er ſie bey ſich behält, oder unter dem Siegel der Verſchwiegenheit mittheilt; ſobald er ſie aber öffentlich ſagt; darf Jeder ſie ihm mündlich, geſchrieben, oder gedruckt nacherzählen.

Der Verfaſſer einer Schrift kann den Inhalt derſelben niemand verkaufen. Kauf und Verkauf ſetzen einen rem certam voraus, und ein Gedanke, ſelbſt die Einkleidung eines Gedankens, die Worte des Vortrags, kurz! der Inhalt einer Schrift, iſt keine res certa, weder ſeinem Weſen, noch ſeinem Werthe nach. Nicht ſeinem Weſen nach; denn es läßt ſich ja der Fall

denk

denken, daß ein Andrer grade daſſelbe und auf eben die Art ſagte; wenn alſo ein Nachdrucker die Unverſchämtheit begienge, ſtatt des Verfaſſers Namen, den ſeiniger davor zu ſetzen und allenfalls kleine Veränderungen in der Schreibart vorzunehmen; wer wollte ihm dann wehren, das nachgedruckte Buch für ſein eignes Werk. auszugeben? Der Inhalt einer Schrift iſt auch keine res certa in Anſehung ſeines Werths. Solche geiſtige Producte haben ja nur ein pretium affectionis; doch, wir wollen zugeben, daß jemand den Inhalt einer Schrift, wie ein Arcanum verkaufen könnte; ſo iſt doch das eine Convention zwiſchen ihm und dem Käufer, welcher den Werth dieſer geiſtigen Waare anerkannte und bezahlte; der Dritte, welcher auf irgend eine ehrliche Weiſe zu dem Recepte eines Arcani gelangt, iſt an keine Einſchränkung, welche jene Convention auflegt, gebunden, quia in conventione alterius acceptatio accedat, neceſſe eſt. L. 55 D. de obligat. & act. l. 10. D. de donat. Es iſt eine Grille, zu ſagen, daß ſich die Bedingung, des Herrn N. gedruckte Gedanken von niemand als von dem Herrn M. kaufen zu dürfen, von ſelbſt verſteht. Es kann eine Bedingung der Billigkeit ſeyn; aber ich will Den ſehn, der mir gerichtlich verwehren ſoll, ein Hiſtörchen, welches Sie für einen Thaler meinem Nachbar erzählt haben, und mein Nachbar mir und Andern für drey Groſchen à Perſon wiedererzählt hat, nach Gefallen für Geld oder umſonſt mündlich oder ſchriftlich jedermann mithiermit beſchäftigte, ſahe ich einen einfach gekleideten Mann, mit einem Knotenſtocke in der Hand, begleitet von einem kleinen Spitz-Hunde, in die Thür des Gaſthofs eintreten. Ich weiß nicht, warum mich der Mann intereſſirte! er hatte aber etwas Edles, nichts Gemeines in ſeinen Geſichtszügen und ſeinem Anſtande. Dieſe Bemerkung trieb mich hinunter in den Vorhof, eben als er ſich vom Wirthe ein Glas voll Milch erbat. Herr Meyer ſtand ehrerbietig, mit der Nachtmütze unter dem Arme, neben ihm, und flüſterte mir, als er die Milch holte, im Vorbeygehn, zu: »das ſey der Graf Tunger, ein »Cavalier aus der Nachbarſchaft.« Wie angenahm mir dieſe unerwartete Zuſammenkunft war, kann man ſich leicht einbilden. Jetzt bedurfte es keiner weitläuftigen Vorbereitung, um Bekanntſchaft zu machen; ich näherte mich; wir redeten von der ſchönen Gegend, von dem herrlichen Morgen — »Ich bin ausgegangen, dies Alles zu genieſſen« ſagte der Graf, »ehe die Sonne höher am Himmel »hinaufſteigt.« Ohne Unbeſcheidenheit hätte ich ihn nun um die Erlaubniß bitten können, ihn auf ſeinem Spatziergange zu begleiten, wenn er nicht meinen Wünſchen zuvorgekommen wäre. Allein da er hörte, ich ſey ein Fremder und als ich ihm meinen Namen genannt hatte, ſchlug er ſelbſt mir mitzutheilen! Ja, darf man doch nicht einmal den Schelm verklagen, der ein erhorchtes Geheimniß ausplaudert! Wenn man nach Belieben ſolche ſtillſchweigende Contracte vorausſetzen kann; ſo iſt es eine ſchöne Sache um die Jurisprudenz. Und wie weit führt nicht das? Sind ſie ausſchließlich Herr von dem ganzen Inhalte des Buchs; ſo ſind ſie es auch von einem Theile deſſelben. Ich darf alſo keine Stelle daraus citiren, noch abſchreiben, noch erzählen, noch überſetzen. Ich darf die alltäglichſten Dinge, die ich ſelbſt denken kann, nicht ſagen, weil es möglich iſt, daß jemand einmal dieſe Dinge von einem Andern verkauft habe.

Wenn der Inhalt einer Schrift kein Gegenſtand eines dominii ſeyn, folglich dies dominium auch nicht auf Andre transferirt werden kann; ſo kann die öffentliche Mittheilung dieſes Inhalts auch kein furtum ſeyn. Ein furtum ſetzt ja ohnehin eine contrectationem fraudulosam voraus, und Frauduloſes iſt nichts dabey, wenn ich den Inhalt des Buchs auf die rechtmäßigſte Weiſe, durch den Kauf des Exemplars, mir zu eigen gemacht, und mich zu keinem Stillſchweigen verpflichtet habe.

Endlich kann auch kein damnum injuria datum dabey ſtatt finden, weil dies darinn beſteht, daß ich das patrimonium alterius, vel etiam ipsius personam, dolo aut culpa lädire, der Inhalt einer Schrift aber gar nicht zu dem patrimonio des Autors gehört, nachdem er denſelben zur öffentlichen Bekanntmachung hingegeben hat.

Ich faſſe nun meine Gründe nochmals kurz zuſammen: Drucken iſt nichts mehr, als öffentlich nacherzählen; Oeffentlich nacherzählen darf ich alles, was öffentlich iſt geſagt werden — dies müſſen ſich alle Volks-Redner auf Canzeln und in Gerichtshöfen gefallen laſſen. Ja! wenn ich ſogar das, was ich erhorcht habe, drucken laſſen will; ſo kann die Regierung meine Schelmerey nicht beſtrafen, in ſo fern ich nicht unerlaubterweiſe auf dem Platze ſtand, wo ich ſtand, als ich horchte.

Die Gedanken eines Menſchen können nur ſo lange ſein Eigenthum ſeyn, als er ſie entweder gar nicht, oder unter dem Siegel der Verſchwiegenheit mittheilt.

Der Inhalt einer Schrift kann kein Gegenſtand eines dominii ſeyn, läßt ſich alſo auch nicht verkaufen. Es findet kein jus in re, ſondern nur ein jus ad rem dabey Statt. Einen Vertrag kann man alſo darüber ſchlieſſen, und dieſer Vertrag erſtrekt ſich auf den Verlag, das heißt: auf die öffentliche Bekanntmachung jenes Inhalts.

Der Verfaſſer überträgt dem Verleger das Recht, ſeine geſchriebnen Gedanken zuerſt nachzuerzählen, nachzuſchreiben, nachzudrucken, und legt ihm die Verbindlichkeit dazu auf. Der Verleger giebt ihm Geld dafür, weil er die Speculation gemacht hat, aus der erſten Mittheilung dieſer Gedanken dadurch Geld zu löſen, daß er von Jedem, dem er ſie mittheilt, ſich etwas gewiſſes bezahlen läßt.

Es iſt des Verlegers Sache, zu überlegen, ob er aus dieſer erſten Mittheilung auf einmal ſo viel Vortheil ziehn kann, daß niemand von Denen, welchen er den Inhalt des Buchs für Geld mittheilt, ihm dadurch den Gewinnſt entzieht, daß er denſelben mündlich oder ſchriftlich nacherzählt, als welches er erwarten muß.

Einen Dritten geht, auſſer in foro conſcientiæ, der Vertrag des Verlegers mit dem Schriftſteller, das heißt des Erzählers mit dem Nacherzähler, nichts an; Er hat ohne Bedingung ſein Geld bezahlt und iſt in gleichem Falle mit Dem, welcher den Abguß einer antiken Büſte kauft und ſich nicht darum zu bekümmern braucht, wie theuer Dem, welcher die Erlaubniß, den erſten Abguß vom Originale zu nehmen, dieſe Erlaubniß zu ſtehn gekommen iſt.

Alle dieſe Gründe aber fallen weg, ſobald der Landesherr einem Verleger ein Privilegium über ein Buch ertheilt. Nicht, als gäbe ich zu, es habe auch nur einmal der Landesherr das Recht, die Freyheit, fremde, öffentlich geſagte Worte nachzuerzählen, einzuſchränken, ſondern indem ich glaube, daß ein ſolches Privilegium den Effect haben müſſe, den Conſens des Publicums zu der Bedingung, unter welcher der Schriftſteller ſeine Gedanken bekannt macht, zu ſuppliren, weil dieſe Bedingung doch auf Billigkeit und Redlichkeit beruht, und die Vorſteher des Staates das Recht haben müſſen, unſtreitige moraliſche Pflichten durch Geſetze zu ſanctioniren. Nur bemerke ich dabey, daß ein bloßes kaiſerliches Privilegium von der Art wohl nicht in allen teutſchen Staaten für verbindlich geachtet werden mögte.

Und nun ſey es mir erlaubt, noch ein Paar Worte über einige Stellen in Ihrer Schrift: über den Verlagsraub zu ſagen. Was Sie Seite 28 und 29 anführen, nämlich: "daß niemand einen Verfaſſer zwingen könne, ſein Werk drucken zu laſſen, "noch es ohne ſeinen Willen, wenn er das "Manuſcript fände oder ſtöhle, heraus"geben dürfe„ — das iſt ganz gewiß wahr. Aber wenn er es einmal hat drucken und verkaufen laſſen; ſo hat er ja in die öffentliche Bekanntmachung eingewilligt, und es iſt nun nur noch die Frage, ob er den tauſend Menſchen, welche es gekauft haben, verwehren könne, den Inhalt auf beliebige Weiſe weiter bekannt zu machen?

Der Drucker, von welchem Seite 31 die Rede iſt, kann freylich beſtraft werden, wenn er nachſchießt und Exemplare zu ſeinem Vortheile verkauft, denn mit ihm unmittelbar iſt ja contrahirt worden.

Das läßt ſich aus meinen Sätzen gar nicht folgern, was Seite 33 ſteht, daß ich darum auch Privat-Briefe drucken laſſen dürfte, denn die ſind ja offenbar nicht zur öffentlichen Bekanntmachung beſtimmt; und doch iſt ſehr die Frage, ob auch dieſe Schelmerey gerichtlich beſtraft werden könnte?

Gegen einen Nachdrucker, welcher mein Buch verſtümmelt und dennoch meinen Namen davorſetzt, habe ich eine Action, denn er handelt doloſe, iſt ein falſarius.

Das Gleichniß von den Thalern, Seite 83, halte ich nicht für paſſend. Thaler darf nur Der ſchlagen, welcher das Münzrecht hat; aber Verlagsrecht im Allgemeinen hat jeder Buchhändler, ja! jeder Menſch. Wer Thaler mit fremdem Gepräge ſchlägt, der begeht ein offenbares falſum, denn der Stempel ſoll ja anzeigen, daß dies Stück Geldes aus dieſer und keiner andern Münze gekommen iſt. Auch kann ein Buchhändler gewiß mit Recht gezüchtigt werden, der den Namen eines andern Verlegers, ſowohl wie der Schurke, welcher den Namen eines andern Schriftſtellers misbraucht. Das ganze teutſche Publicum ſagt, der Herr von Kotzebue habe dies Bubenſtück kürzlich gegen mich begangen. Es ſteht vielfach gedruckt und man muß erwarten, wie er ſich vertheydigt. Solche Verbrechen kann man freylich mit Staubbeſen oder Brandmark beſtrafen, wenn ſie erwieſen werden, beſonders wenn von einem Producte, wie Barth mit der eiſernen Stirne, die Rede iſt, in welchem Matroſen-Witz mit Banditen-Tücke wetteifert.

Als ich ſo weit geſchrieben hatte, bemühete ich mich, den Aufſatz des würdigen Herrn Doctors Reimarus zu bekommen, damit ich ſehn mögte, in wie fern ich meine Gedanken durch ſeine beſſern Einſichten berichtigen könnte; ich konnte aber das Stück des Magazins, in welchem er ſteht, hier nicht auftreiben. Dagegen fiel mir eine Abhandlung des Herrn Geheimen Juſtizraths Pütter über dieſen Gegenſtand in die Hände. Ich geſtehe, daß mich die

Gründe

dieſen Plan vor; ich holte meinen Hut und wir giengen.

Es giebt Leute, die ſich bey der erſten Bekanntſchaft zu einander hingezogen fühlen, ſo wie andre, die ſich zurückſtoßen, ſich nicht gegenſeitig nähern können. — Mich dünkt, das iſt wohl eine ſehr gemeine Bemerkung; ich gebe es auch für nichts anders aus. In unſern zahlreichen Romanen ſpielen dieſe Sympathie und Antipathie keine unbedeutende Rolle. Daß dies erſte Gefühl immer ganz wahr reden und ſich in der Folge rechtfertigen ſollte; das zu behaupten, wäre nun wohl Schwärmerey; aber etwas iſt noch an der Sache und ſollte es auch nur das ſeyn, daß wir von dem Geſichtspunkte ausgehen und, durch dieſe erſten unwillkührlichen Eindrücke geleitet, in dem Manne, der gleich Anfangs Wohlgefallen oder Widerwillen in uns erweckt hat, nachher entweder nur alle guten Seiten oder alle ſchlimmen aufſuchen und den Reſt überſehen. Dem ſey, wie ihm wolle; der Graf und ich waren kaum ein paar Stündchen mit einander herumgeſchlendert: ſo wurde es uns Beyden, als hätten wir uns viel Jahre hindurch gekannt. Es fing nun an heiß zu werden; aber wir ſchienen nicht geneigt, uns ſo bald wieder trennen zu wollen; Er war höflich genug, Gründe dieſes großen Gelehrten nicht überzeugt haben. Unter andern iſt mir Folgendes darinn aufgefallen: Er ſagt: “Der “Buchhändler verhalte ſich zum Drucker, “wie der Kaufmann zum Fabricanten;„ und doch läßt er die Folgerungen, welche ſich aus dieſem Satze ziehn laſſen, nicht gelten. Dieſem ſucht der Herr Geheime Juſtitzrath dadurch auszuweichen, daß er dem Verfaſſer, weil er den Stoff zu der fabrizirten Waare geliefert hat, ein beſonders Recht eingeräumt; allein, was kümmert den Käufer, woher der Stoff zu der Waare gekommen iſt, die er gekauft hat? Wenn er nun Luſt fühlt, dies Fabricat nachzumachen; wenn er den Stoff dazu nicht etwa ſtiehlt, ſondern ihn in der gekauften Waare ſelber findet, folglich den

Stoff mit gekauft hat; wer kann es ihm unterſagen?

Auch kann ich nicht unterlaſſen, anzuführen, welche von dem Herrn Geheimen Juſtizrathe citirte Schriftſteller gänzlich meiner Meinung ſind. Der Canzler Ludewig ſagt ganz vortreflich folgendes über den Nachdruck: (Jo. Pet. de Ludewig reliquiæ manuſcriptorum omnis æui diplomatum ac monumentorum ineditorum adhuc Tom. I. Francof. & Lipſ. 1720. 8. præf. §. 42 p. 132 ſeq.) Et vero dubium eſſe poteſt in jure: cui edendi manuſcripta in lucem facultas ſit? hæredi auctoris? an domino autographi? an vero exempli cujusque poſſeſſori? ſiue bonæ is fidei ſit, ſiue malæ. Pro ultimo nos facimus & reſpondemus. Nam primo ingeniorum respublica eſt libera; deinde librorum fines non lucra turpia, ſed veritas & ſapientia; quæ

porro non tegi debet, ſed patere omni cultori, tum gloria & proprietas operis, etiam poſt funera permanet auctori, quæ neque pacto, neque jure in alium licet transferre; præterea iisdem etiam moribus utimur ac vivimus hodieque, quum nemo ſecurus ſit, librum ab alio recudi, niſi privilegio principis munitus, cujus tamen non limites ampliores, quam ipſius reipublicæ; demum conſuetudinis etiam hic vis eſt maxima. Quis accuſat Belgas alicujus furti, quod in Anglia & Gallia præſertim editos libros illico recudunt coguntque inde divitias immanes, quum eos vendant pretio, quam illi, longe viliori. Neque eſt locus quærelarum alicui generi. Non bibliopolæ, ſibi enim tribuat, quod a Belgii ordinibus non redemerit reſcriptum. Non auctori; manet enim huic, quod ei debetur, nomen, gloria, gratiæ operis perfecti. Taceo de illis ſcriptis, ubi auctorum vel nomina ignorantur vel hæredes.

Hæc enim loco illorum, quæ adeſpota, ceduntque occupanti.

Die Juriſten-Facultät in Jena hat im Jahre 1722 in einem rechtlichen Bedenken gleichfalls zum Vortheile des Nachdrucks entſchieden. Derſelben Meinung ſind beygetreten die Facultäten in Gieſſen, Helmſtädt und Erfurth.

Noch führt der Herr Geheime Juſtizrath an: *Fried. Behmeri* nouum jus controverſum (Lemg. 1771. 4.) obſ. 75 p. 488 de eo, quod juſtum eſt circa librorum, priuilegio carentium, reimpreſſionem, und endlich die im Jahre 1773 in Hamburg herausgekommne Schrift, welche den Titel führt! “Der Bücherverlag in allen Abſichten genauer beſtimmt. „ ꝛc.

Sehen Sie, werthgeſchätzter Herr! das iſt alles, was ich über dieſen Gegenſtand zu ſagen weiß! Ich kann mich von Irrthum blenden laſſen; aber gewiß iſt es nicht möglich, unpartheyiſcher darüber zu urtheilen, als ich, der ich ſelbſt durch die Nachdrucker gelitten habe und ihren Unfug von Herzen verabſcheue. Sehr wünſchte ich, daß es möglich wäre, dem Unweſen in Teutſchland zu ſteuern, aber theils wird dies ſchwerlich je mit Einſtimmung aller Regierungen geſchehen; theils müßte dann dagegen auch, durch Verordnungen, dem übermäßigen Wucher der Buchhändler geſteuert, ihnen eine gewiſſe Taxe vorgeſchrieben werden; und wie iſt das möglich? — Und wäre denn auch am Ende allen Nachdruckern in Teutſchland das

Handwerk gelegt; wer kann hindern, daß auf den Grenzen, beſonders in Straßburg, neue Fabriken von der Art errichtet werden?

391.

Joſephs von Wurmbrand,

kaiſerlich abyſſiniſchen Ex-Miniſters, jezzigen Notarii
caeſarii publici in der Reichsſtadt Bopfingen.

politiſches
Glaubensbekenntniß,

mit

Hinſicht auf die franzöſiſche Revolution
und deren Folgen.

Biblioth. oberaltac.

Frankfurt und Leipzig, 1792.

[illegible]

[illegible]

Vorrede.

Als ich anfing, dies Buch zu ſchreiben, da hatte ich, wie man aus der folgenden Einleitung ſehen wird, von der wieneriſchen Zeitſchrift nur noch erſt die Ankündigung geleſen, die der Herausgeber derſelben in dem hamburgiſchen Correſpondenten hatte einrükken laſſen, und worin er die Unverſchämtheit beging, des Kaiſers Majeſtät als Mitarbeiter ſeines elenden Journals anzugeben. Kurz nachher erſchien das erſte Stük jener Zeitſchrift, und da ich in demſelben einige Männer, für welche ich Achtung hege, auf bübiſche Weiſe geläſtert fand; ſo erklärte ich mich darüber im dritten Abſchnitte. Gleich darauf kam Hoffmanns zweytes Heft an das Licht; darin ſtand nun eine ſchändliche Lüge von mir, und das verleitete mich, nicht nur in öffentlichen Blättern, ſondern auch an einigen Stellen in dieſem Buche über Aloiſius Hoffmann und ſein Journal mehr Worte zu verlieren, als dieſe unwürdigen Gegenſtände werth ſind — Der Leſer wird das gütigſt verzeihn.

Indeſſen beſtärkte mich doch die Erfahrung, daß man jezt ſolche Verſuche gegen freimüthige, Wahrheit liebende Schriftſteller wagt, um ſie verdächtig zu nug, mich nicht nur zum Mittags-Eſſen einzuladen, ſondern mich auch zu bitten, mir's einige Tage in ſeinem Schloſſe gefallen zu laſſen, und das ließ ich mir nicht zweymal anbiethen; ich eilte in die goldne Traube zurück, rüſtete meine Cavallerie und Bagage aus und rückte noch vor Mittage mit meinem treuen Conrad und den beyden Rappen in Tungerhauſen ein.

machen, in dem Vorſazze, nichts mehr über politiſche Gegenſtände zu ſchreiben, ohne meinen Namen davor zu ſezzen; allein da die Form dieſes Werks nicht mehr geſtattete, daß ich dies auf dem Titelblatte thun konnte; beſchloß ich, eine Vorrede mit meiner Unterſchrift hinzuzufügen.

Meine Abſicht dabey iſt, das Publikum zu überzeugen, daß ich mir bewuſt bin, meine Grundſäzze ſind von der Art, daß ich mich ihrer nicht zu ſchämen brauche, und daß es noch Gegenden in Teutſchland giebt, in welchen eine weiſe Regierung dem Schriftſteller die Freiheit geſtattet, über Gegenſtände, die der ganzen Menſchheit wichtig ſind, unbefangen, aber beſcheiden ſeine Meinung zu ſagen.

Ich bin — Dank ſei der gütigen Vorſehung dafür! — ich bin in einem Lande einheimiſch, wo Wahrheit ſich nicht zu verſtekken braucht, wo der gütigſte Monarch und Die, denen er das Ruder des Staats anvertrauet hat, keiner Zwangsmittel und überhaupt keiner künſtlichen Anſtalten bedürfen, um Aufruhr und Empörung zu hindern. Wenn ich alſo zuweilen ein wenig heftig gegen Beſchränkung der natürlichen Freiheit eifre; ſo redet nicht Leidenſchaft aus mir. Dies kann noch weniger der Fall ſeyn, wenn ich von den ungerechten Anmaßungen der Edelleute und Prieſter rede. In dieſen nördlichen Gegenden kennen wir den Despotismus aller Art gottlob! nicht aus eigner traurigen Erfahrung; aber ich habe ehemals Gelegenheit gehabt, ſeine Greuel in der Nähe zu ſehn; und das hat Eindrükke in mir zurükgelaſſen, die meinen Schilderungen einen Anſtrich von Bitterkeit geben, welche nicht in meinem Herzen iſt.

Uebrigens hoffe ich, daß ſelbſt Die, welche mich zuweilen beſchuldigen, ich ſey zu partheiiſch für eine demokratiſche Verfaſſung, wenn ſie dies Buch einiger Aufmerkſamkeit bis an das Ende würdigen wollen, finden werden, daß ich über dieſe Gegenſtände nachgedacht habe; daß ich nicht zu den enragés gehöre; daß ich vielmehr glaube, man könne ruhig und froh leben in jedem Lande, die Regierungsform möge auch ſeyn, welche ſie wolle, wenn nur eine weiſe Geſezgebung alle Stände gegen einander vor Mishandlung ſichert, und daß ich behaupte, wir haben in Teutſchland keine Revolution, weder zu befürchten, noch zu wünſchen

Urſache, wenn nur die verſchiednen Regierungen, ſtatt die Aufklärung zu hindern, mit ihr Hand in Hand fortrükken und die Mittel, Ordnung zu erhalten, mit der Stimmung des Zeitalters in ein richtiges Verhältniß ſezzen.

Bremen, im Februar, 1792.

Adolph, Freyherr Knigge.

Einleitung.

Es iſt nun ein Jahr verfloſſen, ſeit mein Herr Vetter, der Advokat Benjamin Noldmann, in Goslar, ehemaliger Baalemaal oder Gentilhomme de la Chambre am kaiſerlichen Hofe in Gondar, ſeine Geſchichte der Aufklärung in Abyſſinien herausgab. Hätte er mich um Rath gefragt; ſo würde ich ihn davon abgemahnt haben, und ich erſchrak nicht wenig, als mir das Buch zu Geſichte kam. Nicht, daß ich glaubte, ein Gentilhomme de la Chambre dürfe nicht auch einmal ein hiſtoriſch-philoſophiſch-politiſches Werk herausgeben; (hat doch der Gentilhomme ordinaire de la Chambre, Herr von Voltaire, deren viele in die Welt geſchikt) allein ich kannte meinen Herrn Vetter zu gut, als daß ich nicht hätte ahnden ſollen, er werde ſchwerlich unterlaſſen können, mit zu viel Feuer ſeine republikaniſchen Kezzereyen auszukramen und andre ein wenig kühne Säzze einzumiſchen, die ihm leicht misgedeutet und gefährliche Folgen für ihn haben könnten; denn da die beiden gröſten Mächte des Erdbodens, Dummheit und Bosheit, in allen Winkeln der Welt ihre Reſidenten und Agenten haben, welche jeden frey denkenden und frey redenden Mann als einen Aufrührer verdächtig machen; ſo iſt es ein kizlicher Punkt, dieſen ſich blos zu ſtellen. Desfalls nun legte ich mich auf Kundſchaft, um zu erfahren, welchen Eindruk jenes Buch auf das

Publikum gemacht hätte; und da beſtätigte ſich denn wenigſtens ein Theil deſſen, was ich befürchtet hatte. Verſchiedne geiſtliche Herrn fanden ſich hauptſächlich dadurch beleidigt, daß darin von Ihrem Stande und der edeln Dogmatik nicht mit der gehörigen Schonung wäre geſprochen worden; Edelleute meinten, Herr Noldmann mögte nur aus Neid ſich gegen den erblichen Adel erklären, weil er ſelbſt das Unglück hätte, von bürgerlicher Abkunft zu ſeyn; Rechtsgelehrte ſagten, Herr Noldmann müſſe wohl ein ſchlechter Juriſt ſeyn, weil er mit Geringſchätzung von der erhabenſten und einträglichſten aller Wiſſenſchaften redete; verſchiedne Aerzte warfen ihm Undankbarkeit gegen die wohlthätige und zuverläſſige Heilkunde vor — kurz! wenn auch jeder heimlich alles ſo ziemlich der geſunden Vernunft gemäß fand, was mein Herr Vetter über Menſchenrechte und bürgerliche Einrichtungen geſagt hatte, ſo ließ er doch daß nicht gelten, was ſeinen beſondern Stand angieng. Nun nahm ich mir gleich damals vor, ein paar Bogen wenigſtens zu Vertheidigung der politiſchen Grundſäzze des Herrn Meldmanns zu ſchreiben. Ich wollte darin ungefehr folgende Säzze ausführen: „In der Geſchichte der Aufklärung von Abyſſinien ſind Misbräuche in den Staats-Verfaſſungen gerügt, „deren, mehr oder weniger, in jedem Lande „angetroffen werden. Das Bild der Ausartung der bürgerlichen Geſellſchaften und ihres „Wiederſpruchs mit den erſten Zwekken des „Societäts-Vertrags, iſt zwar mit ſehr ſtarken Farben ausgemalt; aber nicht, als hätte „der Verfaſſer dadurch zu erkennen geben wollen, daß alle dieſe Misbräuche in allen Staaten herrſchend wären, ſondern nur, um aufmerkſam zu machen auf die fürchterlichen Folgen, die nothwendig entſtehn müſſen, wenn

„man ſich immer weiter von den urſprünglichen,
„heiligen Rechten der Natur entfernt; zu zeigen,
„wie tief der raffinirte Deſpotismus mit
„allen ſeinen Reſſorts, an der Hand des Luxus
„und der Sittenloſigkeit, die Völker herabwürdigen
„kann; wie dann aber ſelbſt ſeine
„ſchimmernde Blüthe den Saamen zu einer
„neuen Sproſſe trägt, welche hervorſchießt,
„bald ihn ſelbſt unterdrükt und weit umher
„Wurzel faßt; wie die, lange Zeit hindurch
„mißhandelten Völker, wenn ihr Elend und
„der Druk auf's Höchſte geſtiegen ſind, und
„ſie, bey einer andern Ordnung oder Unordnung
„der Dinge, nichts verlieren, aber vielleicht
„alles gewinnen können, die Augen öfnen,
„an der eignen Fakkel des Deſpotismus, nämlich
„an der Aufklärung, welche die feinere
„Cultür herbeigeführt hat, ihr Licht anzünden
„und damit endlich ihren armſeeligen Zuſtand
„beleuchten; wie hierauf vergebens alle

„Mittel angewendet werden, den Stärkern, deſſen Namen Legio heißt, wenn er es einſehn gelernt hat, daß er der Stärkere iſt, wieder unter das Joch des ſchwächern einzelnen zurük zu bringen; und welche gewaltſame Umkehrungen, welche blutige Kämpfe alsdann da erfolgen müſſen, wo, wenn alle umſtürzen helfen, jeder auf ſeine eigne Weiſe und zu ſeinem eignem Vortheile wieder aufbauen will. Heißt das Aufruhr predigen, wenn man ein ſolches Bild entwirft, damit man die Regierer der Völker warne, es dahin nicht durch eigne Schuld kommen zu laſſen? wenn man ihnen begreiflich macht, daß es jezt grade noch Zeit iſt, die Saiten herunter zu ſtimmen, wenn ſie nicht reiſſen ſollen? Nie iſt dem Herrn Noldmann eingefallen, den Reformator zu ſpielen und alle Staaten nach dem neuen Syſteme ſeines abyſſiniſchen Prinzen ummodeln zu wollen; aber

Fünftes Capitel.

Was dem Verfaſſer in Tungerhauſen widerfährt.

»Hier im Hauſe iſt es nicht richtig; das kann ich Ihnen ſagen« ſprach Conrad, als er mich am Abend des zweyten Tags auf mein Zimmer begleitete — Ich hatte dieſe zwey Tage ſehr froh zugebracht; allein es war immer noch andre Geſellſchaft im Schloſſe geweſen; der Graf hatte mich alſo gebeten, nicht ſo bald wieder abzureiſen, damit er, wie er ſagte, meinen Umgang ruhiger genießen könnte — »Nein! es iſt, meiner Seele! nicht richtig hier« rief Conrad »und wenn ich an Ihrer Stelle wäre, ich zöge je eher je lieber von dannen, ehe Ihnen noch was ärgers begegnet, als was mir widerfahren iſt« — »Und was iſt dir denn widerfahren?« fragte ich, indem ich anfing mich auszukleiden. Da kam nun der Kerl mit einer Erzählung angezogen, die mir um ſo auffallender war, da ich ſonſt nie an ihm einige Furcht vor Geſpenſtern bemerkt und ich ſorgfältig vermieden hatte, ihm etwas

von

„ein Ideal wollte er aufſtellen, von einer,
„nach den Grundſätzen der reinſten Vernunft
„und natürlichen Billigkeit errichteten Verbindung
„der Menſchen zu einem Staatskörper.
„Es kömt hier nicht auf die Möglichkeit der
„Ausführung, der Erreichung eines ſolchen
„Ideals, ſondern darauf kömt es an, daß
„man, durch Betrachtung deſſelben, ſich überzeuge,
„wie weit man ſich von demſelben entfernt
„hat, damit man, bey Gründung einer
„neuen Conſtitution, einen Maaßſtab habe,
„wonach man beſtimmen möge, welche Schritte
„man zurükthun muß, um dem Ideale nahe zu
„kommen. Ueber ſolche, der ganzen Menſchheit
„wichtige Gegenſtände kann nie genug
„nachgedacht, geſagt und geſchrieben werden.
„Uebrigens kann man ein ſehr ruhiger Bürger
„ſeyn, und dennoch manches in ſeinem Vaterlande
„anders wünſchen, als es iſt, ſich auch
„darüber gelegentlich deutlich herauslaſſen. Man

„kann gegen Misbräuche in dogmatiſchen und gottesdienſtlichen Sachen eifern, und dennoch nicht nur ſehr warm für Religion ſeyn, ſondern auch, ohne Heucheley, die kirchlichen Gebräuche mitmachen, weil ſie nun einmal ſo eingeführt ſind. Man kann wünſchen, daß alle geheime Verbindungen aufgehoben würden, und dennoch die Freymäurer-Logen, die nun einmal da ſind, beſuchen, und dazu ein Gutes wirken. Man kann behaupten, daß, wenn man einen neuen Staat zu errichten hätte, man in demſelben keine Schauſpiele dulden wollte, und dennoch in dem Staate, darin man lebt, ſich des Schauſpiels annehmen. Man kann mit Enthuſiasmus die Glückſeligkeit einer republikaniſchen Verfaſſung erheben, und dennoch ein ſehr gehorſamer Unterthan ſeines Monarchen ſeyn. Man kann die Thorheiten und Tücken der Menſchen rügen, und dennoch die Men-

„ſchen herzlich lieben und ſeine eignen Fehler
„nicht mißkennen — Kurz! der philoſophi-
„ſche Schriftſteller muß über alles raiſonniren
„dürfen; Raiſonnements ſind aber weder Ge-
„ſezze, noch Glaubens-Artikel, noch Fehde-
„Briefe.“

Dieſe und ähnliche Säzze wollte ich zu Vertheidigung meines Herrn Vetters, dem geneigten Leſer an das Herz legen, als mir die Ankündigung einer periodiſchen Schrift vor Augen kam, die nun bald in Wien hervortreten wird und in welcher man die neumodiſchen Philoſophen entlarven, abfertigen und das Publikum vor dieſen abſcheulichen Volks-Aufrührern warnen will. Man läßt es ſich gar nicht denken, daß, bey der Aufklärung und Denkfreiheit, welche jezt im ganzen teutſchen Reiche herrſchen, einige niedrige, ſklaviſche Schmeichler es wagen ſollten, um für ſich Penſionen und andre

Vortheile zu erringen, dem politiſchen, theologiſchen und philoſophiſchen Despotismus und der Verfinſterung das Wort zu reden, die guten Fürſten, die auf halbem Wege ſind, ihren Völkern, ſtatt der eiſernen, ſpröden Ketten der willkührlichen Gewalt, die ſanften und dauerhaften Bande der Geſezze, der Liebe und der Achtung anzulegen, mistrauiſch gegen die freimüthigen, edeln Männer zu machen, die den Muth haben, ihnen, zu ihrem Heile, die Wahrheit zu ſagen. Es läßt ſich nicht denken, daß die Unternehmer jener periodiſchen Schrift boshafte Dummköpfe wären, welche ſich verſchworen hätten, jeden hell denkenden Mann, deſſen Licht ihnen etwa zu ſehr in die Augen ſchimmerte, bey dem Volke verdächtig zu machen, ihn zum Schweigen zu nöthigen, oder gar ihm Verfolgung im bürgerlichen Leben zuzuziehn. Es läßt ſich nicht denken, daß namenloſe, unberühmte Leute die Unverſchämtheit haben würden, auf eigne Autorität, ein philoſophiſches Inquiſitionsgericht anzulegen — Nein! ich bin vielmehr überzeugt, daß die in Wien angekündigte Zeitſchrift Männer zu Verfaſſern haben wird, die ſich ſchon durch Schriften und Handlungen in den Ruf aufgeklärter, denkender, uneigennüzziger und edler Eiferer für Wahrheit und Recht geſezt, und daß dieſe den lobenswerthen Zwek haben, ächte philoſophiſch-politiſche Grundſäzze zu entwikkeln; Diejenigen welche ſich, ohne Kentniß der Sache, an Beurtheilung großer Welt-Begebenheiten wagen, gütlich zurecht zu weiſen, und durch Warnung und richtigen Volks-Unterricht, den gefürchteten böſen Folgen vorzubeugen, welche unvorſichtig vorgetragne Säzze, von falſchem Enthuſiasmus irregeleiteter Schriftſteller, auf die allgemeine Stimmung haben könnten.

So wenigſtens habe ich jene Ankündigung verſtanden und das hat mich bewogen, damit auch ich mein Schärflein zu dieſer guten Abſicht beitragen mögte, meinem erſten Plan, der nur auf Vertheidigung des Herrn Benjamin Noldmanns gieng, zu erweitern. Ich will nämlich in dieſer Schrift die Frage abhandeln: ob und in welchen Fällen den europäiſchen Staaten, bey der jezzigen, durch zunehmende Denk- und Preß-Freiheit bewürkten Stimmung des Zeitalters, eine Staats-Ummwälzung bevorzuſtehn ſcheinen mögte? Und da wohl ohne Zweifel die franzöſiſche Revolution jezt den gröſten Einfluß auf dieſe Stimmung hat, indem ſie ſo manche Feder und Zunge in Bewegung ſezt; ſo will ich meine Frage alſo einkleiden: Welche Folgen haben wir von der franzöſiſchen Revolution zu fürchten, oder zu hoffen?

Erſter Abſchnitt.

Wer kann richtig über große Weltbegebenheiten urtheilen?

Ueber große Weltbegebenheiten kann am richtigſten erſt von der Nachkommenſchaft geurtheilt werden; nur ſie vermag, mit kaltem Blute die Zeugniſſe der Zeitgenoſſen, die, ohne Unterſchied, Alle, mehr oder weniger partheiiſch ſind, zu prüfen und Urſachen, Würkungen und Folgen, die einen durch die andern zu erklären.

Nur der, welcher auch nicht auf die entfernteſte Weiſe mit den handelnden Perſonen in

Verhältniſſen ſteht, darf ſich ſchmeicheln, ein unbefangner Richter zu ſeyn und das iſt bey ſolchen Ereigniſſen, die auf ganze Staatskörper Einfluß haben, nie der Fall, ſo lange wir ſelbſt noch Glieder eines Staatskörpers ſind.

Man wende hiergegen nicht ein, daß die Zeit die kleinen Vorfälle vergeſſen mache, die oft, mehr wie die großen, öffentlichen Ereigniſſe, als Triebfedern würken! Wer weiß nicht, mit welchen falſchen Anekdoten ſich die Neuigkeit des Tags trägt! Grade dieſe werden erſt nach und nach berichtigt, erläutert und das ächt Charakteriſtiſche bleibt. Doch verſteht ſich's, daß ich hier von einem Zeitalter rede, in welchem Cultur und Philoſophie nicht ſchlafen. Wer wird leugnen, daß wir jezt richtiger über das Zeitalter Ludwig des Vierzehnten urtheilen, wie die, welche, während ſeiner Regierung, aus Menſchenfurcht, aus Schmeicheley, aus falſchem Enthuſiasmus ihn bis in den

Himmel erhoben, oder aus Rache und Neid ihm vielleicht jede Art von Größe und Tugend abſprachen? Wer mögte wohl eine allgemeine Geſchichte der Reformation für zuverläſſig halten, die im ſechzehnten oder ſiebzehnten Jahrhunderte geſchrieben wäre?

Das Gemälde muß erſt aus einem Standpunkte beobachtet werden können, wo man es im Ganzen überſieht, ohne von dem Schimmer einzelner Farben, ohne von dem Intereſſe an einzelnen Gruppen geblendet; ohne durch die kleinen Details zerſtreuet zu werden. Unſre individuellen Lagen aber, Vorliebe oder Widerwillen vor oder gegen unſre und fremde Verfaſſungen, gegen unſre und fremde Syſteme, vor oder gegen Nationen und Perſonen, die entweder Beförderer oder Stöhrer, Tadler oder Lobpreiſer jener Gegenſtände ſind, determiniren uns, ſo lange wir mitten in dem Gewühle leben. Kleine, unmerkliche Beziehungen ſtimmen uns zur Partheylichkeit gegen lebende Perſonen und gegenwärtige Dinge. Selbſt auf den geübten Denker, der ſich ganz kalt und unbefangen glaubt, würkt heimlich irgend eine von dieſen Rükſichten; wäre es auch nur ein vaterländiſches oder ein Erziehungs-Vorurtheil, eine vorgefaßte Meinung von denen, welche ſich der Sache annehmen, oder dergleichen.

So unwürdig eines Philoſophen es iſt, den Werth einer Unternehmung nicht nach der innern Güte des Zweks und der Mittel, ſondern nach dem Glükke oder Unglükke des Erfolgs zu würdigen; ſo ſcheint es doch bey manchen Fällen, wenn von politiſchen Umwälzungen die Rede iſt, nothwendig, ſein Urtheil nicht blos nach moraliſchen und ſcientifiſchen Grundſäzzen einzurichten, ſondern der Zeit zu überlaſſen, dem praktiſchen Nuzzen den die Veränderung ſtiftet, der Conſequenz der angewendeten Mittel und der Möglichkeit der dauernden Ausfüh-

rung

von dem zu ſagen, was mir über die Spukereyen in Tungerhauſen war erzählt worden. Bey genauerer Nachfrage merkte ich auch, daß nicht etwa die Domeſtiken im Schloſſe ihm Dinge von der Art in den Kopf geſetzt, ſondern vielmehr, als er ihnen ſein Leid geklagt, ihm die Sache auszureden geſucht hatten. Sein Abentheuer aber war folgendes: Einer von des Grafen Bedienten, der, wie ich nachher erfuhr, noch nicht lange bey ihm diente (denn die übrigen Alle waren Muſter von ordentlichen und treuen Domeſtiken) hatte am erſten Tage meines Aufenthalts in Tungerhauſen, eine kleine Bouteille Mallaga-Wein aus dem Keller erobert und damit meinem Conrad ein Geſchenk gemacht. Dieſer nahm die Flaſche mit auf ſeine Schlaf-Kammer. Ehe er ſich zu Bette legte, holte er einen Schluck daraus, fand ihn vortrefflich und ſetzte ihn vor ſein Bette. Der Wein aber hatte ihn, wie es ſcheint, erhitzt; Mitten in der Nacht wurde er durſtig, griff nach der Flaſche und that einen tüchtigen Zug: aber wie erſchrak er, als er das ganze Maul voll Sand bekam, und auch am folgenden Morgen ſich durch den Augenſchein überzeugte, daß der ſchöne Rebenſaft in dieſe Materie verwandelt war! Da nun Conrad hoch und theuer verſicherte, er habe die einzige Thür, welche in die Kammer führte, ſorgfältig ver-

ſchloſrung das Wort zu reden. Da fallen denn nun freilich die Reſultate oft ganz anders aus, wie unſre Raiſonnements. Als Amerion die heilige, unleugbare Befugniß des Menſchen, unbeſtimte oder von ſeiner Seite gebrochene Contrakte wieder aufzuheben, ſich fremden Schuz zu erbitten, wenn man ſich ſelbſt ſchüzzen kann und die Früchte ſeines eignen Fleiſſes nach ſeiner eignen Weiſe zu genieſſen, gegen das uneigentlich ſo genannte Mutterland gelten machen wollte; da eiferten nicht nur Moraliſten und Rechtsgelehrte wider die Undankbarkeit der Colonien, ſondern die Staats-Propheten ſahen auch voraus, daß dieſe, von eigennüzzigen Böſewichtern und Aufrührern irregeleitete, nicht von einem Geiſte beſeelte, unter ſich ſelber durch Uneinigkeit getrennte Leute, ohne diſciplinirte Armee, ohne Geſezze, ohne Bundesgenoſſen, ohne Geld, ohne Credit, wenig ausrichten und bald zum Gehorſame würden zurükgeführt werden. Den Journal- und Bücherſchreibern der damaligen Zeit, beſonders dem empfindſamen Herrn Fähndrich Anburey, deſſen Beſchreibung von Nord-Amerika der Herr Geheimerath Forſter überſezt hat, ſchauderte die Haut, bey Schilderung der Abſcheulichkeiten, durch welche die verblendeten Amerikaner ſich alles Mitleids unwerth machten und ihr armes Land für Jahrhunderte in eine Wüſteney verwandelten. Er, und mit ihm nicht nur mancher andrer Fähndrich, ſondern auch mancher General und Mann von Gewichte, beſchrieb die Heere dieſer Vagabonden, als Räuber-Rotten, die kaum verdienten von regulirten Truppen zu Paaren getrieben zu werden. Wer hätte auch glauben ſollen, daß Leute ohne Schuhe und Strümpfe, die zuweilen blos davon liefen, wo man ſchiklicher nach dem Takte hätte retiriren ſollen, die nicht wuſten, was deployiren und durchziehn und dergleichen hieß, und deren Anführer gemeine Kerl, ohne Geburt und Stand waren, daß dieſe unſre bunten Männerchen mit Gold und Silber geziert, die, unter Anführung von Lords, Grafen und Edelleuten, alles nach dem Tempo zu thun verſtanden, ſchlagen, gefangen nehmen und zum Lande hinausjagen würden? Die Zeitungen und Privat-Briefe waren voll von Zwiſt und Spaltung, die unter den Mitgliedern des Congreſſes herrſchten, von Trennung und Unterwerfung einzelner Provinzen unter Britanniens Scepter, von allgemeiner Anarchie, Mord und Raube. Und wie ſieht es jezt mit dieſen Rebellen aus, nachdem kaum der ſechſte Theil eines Menſchenalters ſeit jener Zeit verfloſſen iſt? Keine Spur mehr von Mangel, Unordnung und Gährung! In voller Würde, reſpektirt und gefürchtet von allen Völkern des Erdbodens, ſteht der neu errichtete Staat da, nachdem er ſeine Freiheit muthig errungen und ſich einen ehrenvollen Frieden verſchaft hat — Ein wunderſames politiſches Phänomen! Menſchen, unter verſchiednen Himmelsſtrichen gebohren, nun in eine Nation zuſammengeſchmolzen. Provinzen, deren jede ſich beſondre Geſezze gemacht hat, zu einem großen Staats-Körper vereinigt, ohne gemeinſchaftliches einzelnes Oberhaupt, ohne Adel, ohne herrſchende Religion, im höchſten Wohlſtande und Flor, den nur Freiheit, Frieden, gute Polizey, Handel, Wiſſenſchaften und Künſte gewähren können, von Tage zu Tage zunehmend, in brüderlichem Bündniſſe mit ihren ehemaligen Vormündern, ein Muſter, dem andre Völker nachſtreben! Wie gern würde mancher Fürſt, der damals von den amerikaniſchen Rebellen mit der tiefſten Verachtung redete, jezt mit großer Herablaſſung und Dankbarkeit von der amerikaniſchen Nation eine kleine Statthalterſchaft für einen ſeiner Prinzen annehmen, wenn dies Volk es zu erkennen wüſte, wozu ein Fürſtenſohn taugt! Wie gern verfertigte jezt ein Schriftſteller, der damals ſeine Federn gegen den Congreß wezte, eine Lobrede auf die vereinigten Provinzen, wenn ihm das ein Jahrgeld eintragen könte!

Selten alſo urtheilt die gegenwärtige Generation richtig über die großen Weltbegebenheiten ihrer Zeit; wenigſtens wage ſich niemand daran, der nicht oft den Verſuch gemacht hat, mit philoſophiſchem Blikke, ohne Syſtemgeiſt, unpartheiiſch (ſo viel das möglich iſt) über allgemeine Gegenſtände der Politik, über die Vortheile und Nachtheile einzelner Staatsverfaſſungen und, an der Hand der Geſchichte, über die Urſachen des Glanzes und des Sturzes älterer Reiche und Völker nachzudenken! Es wage ſich nicht an dieſe Arbeit der Mann, dem die kleinern Lokal-Umſtände fremd ſind, der den Geiſt, die Stimmung, den Grad der Cu tur der Nation, wovon die Rede iſt, nur aus Büchern kennt! Es wage ſich nicht an dieſe Arbeit der Stuben-Gelehrte, der bis dahin mehr mit verſterbnen, als mit lebenden Menſchen umgegangen iſt und der die gewaltigen Stürme des Lebens, welche Leidenſchaften aller Art erregen können, nur von dem Fenſter ſeines warmen Studier-Zimmers herab, in ihren fürchterlichen Folgen beäugelt, nie aber ein unmittelbar theilnehmender Zeuge dabey geweſen iſt, und nie die erſten, oft ſehr kleinen Urſachen der Entſtehung beobachtet hat! Endlich wage ſich nicht an dieſe Arbeit der Reiſende, der das Land mit Poſtpferden durchſtreicht und aus den Geſprächen der einzelnen Anhänger dieſer und jener Parthey, die er bey ſeinem kurzen Aufenthalte in den Städten kennen lernt, den Stoff zu ſeinen allgemeinen Urtheilen entlehnt!

Nach ſolchen Vorausſezzungen wird man mich nicht in den Verdacht haben, ich wolle dieſe Grundſäze bey meinem Raiſonnement über die franzöſiſche Revolution verleugnen, oder ich hielte mich berufen, über dieſelbe, ſo wie über die Vorzüge und Mängel der neuen Conſtitution zu entſcheiden. Meine Abſicht iſt im Gegentheile, zu zeigen, wie wenig wir noch jezt im Stande ſind, in dieſer großen Begebenheit klar zu ſchauen, zu warnen vor übereilten Urtheilen, vor unzeitiger Furcht und vor blindem Eifer, und endlich aufmerkſam zu machen auf die allgemeinern Grundſäze, von denen wir ausgehn müſſen, wenn wir etwas Paſſendes von der franzöſiſchen Staats-Umwälzung und deren vermuthlichen Folgen ſagen wollen.

Zweiter Abſchnitt.

Bemerkungen über gewaltſame Revolutionen überhaupt.

Nichts kömt mir alberner vor, als wenn man ſich in moraliſchen und politiſchen Gemeinſprüchen über die Befugniſſe und Nichtbefugniſſe einer ganzen Nation, ihre Regierungsform zu ändern, ergießt; wenn man darüber raiſonnirt, was ein Volk, wenn es ſich empört, hätte thun ſollen, und wie es hätte beſſer und gelinder handeln können und ſollen, und ob zu viel oder zu wenig Blut dabey vergoſſen worden. Ja! wenn von einem Plane die Rede iſt, den ein einzelner Mann entwirft;

wenn die Frage iſt: ob Briſſac recht und weiſe handelte, als er, ehe Heinrich der Vierte ſich auf dem Throne befeſtigt hatte, über dem Entwurfe brütete, aus Frankreich eine freye Republik zu machen; dann läßt ſich vielleicht entſcheiden, in wie fern er dazu Befugniß und Veranlaſſung hatte, ob er, bey der damaligen Stimmung und politiſchen Lage der Nation, ſich mit einem glüklichen Erfolge ſchmeicheln durfte, oder nicht, und welche Mittel er hätte anwenden ſollen und können, um ſeinen Zwek zu erreichen; wenn aber ein ganzes Volk, durch eine lange Reihe von würkenden Urſachen dahin gebracht iſt, ſeine bisherige Regierungsform, die nicht taugte, die nicht in die jezzigen Zeiten, nicht zu dem gegenwärtigen Grade der Cultur paßte, in welcher ſich der gröſte Theil der Bürger unglüklich fühlte, mit Gewalt über den Haufen zu werfen; wenn ſie alle hierzu durch einen Geiſt belebt werden, den ihre elende, verzweifelte Lage in ihnen erwekt hat; wenn dies alſo nicht nach einem beſtimt angeordneten Plane, ſondern durch einen Windſtoß geſchieht, der auf einmal das Feuer, das lange unter der Aſche geglimt hatte, in helle Flammen auflodern macht — wer kann da Ordnung fordern? wer kann da beſtimmen, ob zu viel, oder zu wenig geſchiehe? Schreibe dem Meere vor, wie weit es fortſtröhmen ſoll, wenn es den Damm durchbriche, den Jahrhunderte untergraben haben!

Und wenn auch bey ſolchen gewaltſamen Umwälzungen Scenen vorfallen, bey deren Anblikke die Menſchheit zurükſchaudert; wer trägt dann die Schuld dieſer Gräuel? Ganz gewiß mehr die, gegen welche man ſich empört, (oder vielleicht ihre Väter) als die Empörer ſelbſt — Auf ſie, die entweder durch deſpotiſche Mishandlungen das Volk auf's Aeußerſte gebracht, ſchloſſen gehabt, auch ſey nur eine Bouteille im ganzen Zimmer zu finden geweſen; ſo war dieſe Beſtrafung der Lüſternheit, durch unſichtbare Hand, in der That eine höchſt ſonderbare Begebenheit. Indeſſen nahm ich mir doch vor, meinen Reitknecht nicht in ſeinem Wunderglauben zu beſtärken, und mit dem Grafen noch gar nicht über dieſe Sache zu reden; ſondern erſt zu erwarten, ob uns mehr von der Art begegnen würde. Desfalls nun traf ich mit Conrad die Verabredung, er ſollte dieſen Abend dieſelbe Scene wiederholen, nemlich abermals durch den Bedienten eine Flaſche Wein zu erhaſchen ſuchen, ſeine Kammer wohl verſchließen und dann mit dem Schlage zwölf Uhr aufſtehn und verſuchen, ob der Wein wiederum in Sand verwandelt werde. Nun konnte ich kaum den andern Morgen erwarten, um den Erfolg dieſer Vorkehrungen zu erfahren; allein nichts gleicht meinem Erſtaunen, als der arme Kerl bey Tages-Anbruch in mein Zimmer trat und mir mit großer Angſt klagte: ihm ſey in dieſer Nacht noch ärger als in der vorigen mitgeſpielt worden; denn, nachdem er alles, meiner Vorſchrift gemäß, eingerichtet habe und dann um Mitternacht aufgeſtanden ſey, um den Zauberwein zu koſten, habe ihn auf einmal eine unſichtbare Hand, von Hinten eine ſo fürchterliche Maulſchelle gereicht,

daß

oder durch Beyſpiel und Beförderung des ſchändlichſten Luxus und aller Wollüſte wahren Seelen-Adel und Einfalt der Sitten in allen Klaſſen der Bürger zerſtört, oder wenigſtens, ſorglos in ihrem Berufe, von boshaften, gleißneriſchen, raubſüchtigen Schranzen umgeben, die Unterthanen der Verführung, der Plünderung und dem Drukke preis gegeben, es gegen jede Herrſchaft, gegen jeden Zwang erbittert, alle Herzen von ſich abgelenkt haben — Auf ihnen ruht die Sünde. Die Menſchen im Ganzen lieben Ruhe und Frieden, ſezzen nicht leicht den mäßigen aber ſichern Genuß des Gegenwärtigen auf's Spiel, bey der Ausſicht eines mühſam zu erkämpfenden ungewiſſen Künftigen; allein wenn der Despotismus es dahin gebracht hat, daß die Staats-Verfaſſung einem Kriege Aller gegen Alle ähnlich ſehe; wenn jeder nimt, wo er ungeſtraft nehmen darf, niemand Geſezze anerkennt, ſobald er ſich Impunicht erſchleichen, ertrozzen, oder erwürgen kann; wenn kein Eigenthum mehr reſpektirt wird; wenn kein Bürger ſicher iſt, den Erwerb ſeines Fleißes vor den Klauen der Raubthiere bewahren zu können; wenn man endlich doch Leben und Freiheit wagt, man ſpiele das große Spiel mit, oder nicht — wer wird es dann auch dem Sanftmüthigſten zum Verbrechen machen wollen, daß er, ſtatt ſich geduldig ſchinden zu laſſen, mit drein ſchlägt, mit zugreift, da, wo ſo viel zu gewinnen, und keine andre Gefahr zu laufen iſt, als die ihm, nicht weniger, täglich in ſeiner friedlichen Hütte drohte, als er ſich auch nicht regte?

Ueberhaupt iſt es ganz verlohrne Mühe, zu raiſonniren über die Befugniſſe eines Volks, ſeine Regierungs-Verfaſſung zu ändern. In den großen Plan der Schöpfung gehören dieſe Umkehrungen; ſie ſind unvermeidlich; ſie werden herbeygeführt durch die Ebben und Fluthen der Cultur; die Menſchen ſind nur die Werkzeuge in der Hand der alles ordnenden Vorſehung. Iſt der Zeitpunkt da, ſtimmen alle Umſtände dazu ein; ſo ſind alle Würkungen einzelner Leute, alle Anſtalten der Regenten, alle Predigten und Deklamationen dagegen vergeblich. Das Recht des Stärkern iſt in der ganzen Natur herrſchend. Worauf ſonſt, als auf dieſes Recht gründen die Deſpoten ihre Gewalt? womit ſonſt, als mit dieſem Rechte des Stärkern machen ſie uns, an der Spizze von hunderttauſend Mann, die Gründe, worauf ihre Deduktionen geſtüzt ſind, anſchaulich? Iſt dies Recht aber nicht auf ihrer Seite; ſo haben auch ihre Gründe wenig Gewicht und ſie müſſen dem nachgeben, der mit mehr Nachdruk den Beweis ſeiner Rechtmäßigkeit führt. Von der Natur ſind nun einmal die Menſchen nicht in Claſſen getheilt, nicht einige zum Gehorchen, andre zum Herrſchen beſtimt. Der Menſch, der ſich von einem Menſchen regieren läßt, thut dies entweder, weil er muß, oder weil er will. Er muß, wenn der andre ſtärker iſt, ſey es an Cörper, oder Geiſte, oder durch Bündniſſe mit Mehrern. Er will, wenn er ſich behaglich dabey fühlt, oder wenn er in dem Wahne ſteht, der andre ſey auf irgend eine Weiſe berechtigt, ihm Geſezze vorzuſchreiben. Wenn aber kein Uebergewicht da iſt; wenn Liebe und Zutraun aufhören; wenn Unzufriedenheit eintritt und Wahn verſchwindet — dann demonſtrire einmal, drohe einmal, Fürſt, Moraliſt, Staatsmann! und ſiehe zu, ob du etwas ausrichteſt! Denn (möge auch der Saz noch ſo herbe klingen!) man kann dem Menſchen die Nothwendigkeit der Erfüllung aller moraliſchen Pflichten unwiederleglich beweiſen; aber ich weiß nicht, wie man es anfangen kann, einen Menſchen zu überzeugen, daß er eine natürliche, angebohrne Verbindlichkeit auf ſich habe, einem andern Menſchen von Fleiſch und Bein zu gehorchen, wenn er dies nicht glauben will, nicht glauben muß, oder nicht ſein Intereſſe dabey findet, es zu glauben. Seine Vernunft ſagt es ihm nicht; die Religion ſagt ihm, daß er ſeiner Obrigkeit gehorchen ſolle; aber wer dieſe Obrigkeit ſeyn ſoll, und wer das Recht hat, ſie einzuſezzen, da wir keine Theokratien mehr haben; das ſagt ſie ihm nicht und das iſt doch der Punkt, worauf es ankömt. Gegen Contrakte, die er nicht ſelbſt geſchloſſen hat, wieder viel Einwendungen finden, wenn ſie ihn drükken; die Beförderung der allgemeinen Ruhe, des allgemeinen Wohls kann einen Philoſophen bewegen, Privat-Vortheile aufzuopfern, aber nicht den Pöbel — Dieſen zum ruhigen Gehorſame zu bringen wenn man ihn, weder durch Wahn, noch Gewalt zwingen kann, dazu giebt es, ich ſage es noch einmal, kein andres Mittel, als daß man in ihm den freyen Willen erwekke, gern zu gehorchen. Wie dies möglich zu machen ſey, das ſoll noch, zur Erbauung aller Regenten, in dieſen Blättern gezeigt werden, und ich zweifle nicht, einer von ihnen wird mich für dies Recept mit einer kleinen jährlichen Penſion von einem paar tauſend Thälerchen belohnen. Unter den zahlreichen Geſchenken, die ſie aus fremden Beuteln nehmen, würde dieſes, denke ich, nicht am ſchlechteſten angelegt ſeyn; und ich will ihnen dann nie wieder ein Recept aufbringen.

Dritter Abſchnitt.

Anwendung dieſer Säze auf die franzöſiſche Revolution.

Laſſet uns nun, was ich von den großen Staats-Umwälzungen überhaupt geſagt habe, auf die franzöſiſche Revolution anwenden! Unvermeidlich war ſie, vorauszuſehn war ſie, mit allen ihren fürchterlichen Folgen; das wird jezt jeder Geſchichtforſcher und Philoſoph zugeſtehn müſſen; aber dergleichen mit klaren Worten voraus zu verkündigen, das iſt eine kizliche Sache, beſonders in despotiſchen Staaten.

Seit Jahrhunderten ſeufzte Frankreich unter dem Drukke des fürchterlichſten orientaliſchen Despotiſmus. Bekant genug ſind die gräulichen Schandthaten, die verheerenden Kriege und die innerlichen Unruhen, durch welche die Regierung der mehrſten Könige aus dem Hauſe Valois, beſonders die des blutdürſtigen Ludwig des Eilften und des verächtlichen Carls des Neunten, ſich auszeichnete.

Der große, edle Heinrich genoß der ruhigen Tage zu wenige, um ſeinem armen Volke wieder aufzuhelfen; aber er lebte lange genug, um dies Volk mit der Glükſeligkeit, einen guten und weiſen König zu haben, bekant zu machen, damit es deſto lebhafter den Contraſt dieſer Zeiten mit den vorigen und nachherigen Regierungen fühlen mögte; und ſo gab er ſelbſt der Nation den Unterricht, was ſie von ihren Königen einſt fordern, das Beiſpiel, worauf ſie ihre Monarchen einſt hinverweiſen könte.

Die männlichen und weiblichen Vormünder des bis zu ſeinem Tode minderjährigen, ſchwachen Ludwig des Dreizehnten verſchafften Frankreich Anſehn von Auſſen, und Armuth, Sklaverey und Zerſtöhrung aller Moralität von Innen:

Auf die tiefſte Stufe der Erniedrigung aber wurde die Nation durch den Monarchen Mazarin und nachher durch den kindiſch eiteln Tyrannen, der ſich den Beynamen des großen Ludwigs geben ließ, herabgeſtürzt. Die Regierung dieſes abſcheulichen Menſchen war eine ununterbrochene Reihe von glänzenden Niederträchtigkeiten, Grauſamkeiten und Verwüſtungen. Er ſpielte mit dem Leben, dem Eigenthume, der Ehre, der Freiheit, der ganzen bürgerlichen, phyſiſchen, moraliſchen und intellektuellen Exiſtenz ſeiner Mitbürger. Kaum hatte der magre Aachenſche Frieden dem Blutvergieſſen ein Ende gemacht; ſo fing er, ohne alle andre Urſache, als weil er ſeinem Nebenbuhler um Ruhm, Wilhelm von Oranien, die Größe beneidete, welche er nicht erreichen konte, einen neuen Krieg an, der mit dem für Frankreich eben ſo nachtheiligen Ryswikkiſchen Frieden, geſchloſſen wurde. Jeder Staat, der ſeinem niedrigen Hochmuthe ein Opfer verſagte, wurde von ihm genekt, angegriffen und von ſeinen Räuber- und Banditen-Heeren zu einem Schauplazze grauſamer Ermordungen, Verheerungen und Mordbrennereyen gemacht. Das nante er dann Siege und ließ ſich dafür von feilen Dichtern lobpreiſen und von Malern und Bildhauern der Verachtung der freyen Nachwelt ausſtellen. Indeß Hunderttauſende in ſeinem Namen erwürgt wurden, bauete er aſiatiſche Palläſte, in denen er mit Hiſtrionen, Schranzen und geilen Weibern Ballette tanzte und Unzucht trieb. Ihm waren beſchworne Verträge und das königliche Ehrenwort Kinderdaß er die Flaſche zur Erde fallen laſſen. Dabey habe eine hohle Stimme gerufen: »das iſt für den Keller-Dieb!« Voll Schrecken habe er nun entfliehn wollen, allein es ſey ihm unmöglich geweſen, die Thür zu finden. Dann habe die Stimme gerufen: »Eile in dein Bette, oder du mußt ſterben!« Man kann ſich leicht vorſtellen, daß der erſchrockne Conrad ſich dieſen Wink nicht zweymal geben ließ. Er ſchritt, ſo ſchnell es ihm in der Verwirrung möglich war, nach ſeinem Lager hin, auf welchem er den Reſt der Nacht größtentheils ſchlaflos und voll Angſt zubrachte.

Ich hatte alle Mühe meinen Reitknecht zu bewegen, von dieſer Begebenheit gegen jedermann zu ſchweigen, noch mehr aber, in derſelben Kammer wieder zu ſchlafen; doch beruhigte ich ihn endlich mit der Vorſtellung, daß, wenn er ſich nur enthielte, den entwendeten Wein anzunehmen, er gewiß keine Anfechtung weiter haben würde; und ſo geſchah es auch.

Jetzt nahm ich mir aber vor, von dem Grafen, der mir ſtündlich mehr Achtung und Liebe bewies, [illegible] offenherzige Erklärung dieſer ſonderbaren [illegible] und der Gerüchte über die Geſpenſter im Schloſſe, mir zu erbitten. Wir waren allein; die übrige Geſellſchaft war poſſen, und gleich als wenn ihm die weltlichen Händel nicht Gelegenheit genug gegeben hätten, wie ein reiſſendes Thier unter friedlichen Menſchen herumzufahren, riß er den grauſamen und heuchlerlichen Pfaffen den Dolch und die Fakkel des Fanatismus aus der Hand und ſtürzte damit unter ſeine treueſten und fleißigſten Unterthanen, von denen indeß der fünfte Theil doch ſeiner Mordluſt glüklich entwiſchte, auswanderte und Wohlſtand und Segen mit ſich fort in fremde Provinzen trug. Allein ſeine Lieblings-Waffen waren unredliche Politik, Cabale, Ränke und Beſtechungen; mit dieſen verbreitete er Mistrauen und Zwiſt an auswärtigen Höfen und tödtete edle Geſinnungen und große Gefühle in den Herzen ſeiner Unterthanen. Noch galt er für einen eminenten, glänzenden, gefürchteten Böſewicht; aber auch dieſen Schimmer von Größe nahm das Glük ihm im ſpaniſchen Succeſſionskriege, in welchem ſeine, nur für ſeine Eitelkeit fechten, den Heere faſt immer geſchlagen, ſeine Provinzen entvölkert und die Schulden gehäuft wurden. Am Ende ſeiner Tage blieb dem Elenden keine andre Wonne übrig, als, umgeben von Betilern, mit der alten Vettel, die er ſich hatte zum Eheweibe aufſchwäzzen laſſen, die Sünden, die er gern noch länger begangen hätte, am Roſenkranze abzubeten. Sprechet, was hatte dieſer Böſewicht vor den Vitellien, Diokletiane und Heliogabeln voraus? O! er ſtand tief unter ihnen. Dieſe ſchwachen Tyrannen konten doch noch einen Theil ihrer Schuld auf das Glük und die Verblendung eines Volks ſchieben, das ſich vergriffen hatte, als es ihnen ein Loos zutheilte, deſſen ſie ſich ſo unwürdig zeigten; auch war die Stimmung des damaligen Zeitalters rauher; aber Ludwig, mit den herrlichſten Anlagen, wenigſtens zum Privatmanns, von der Natur ausgerüſtet, unter einer

Nation und in einer Periode gebohren, die ſich durch mildere Sitten auszeichneten, ein Liebhaber und Kenner der ſchönen Künſte — nein! von ihm kann nichts den Fluch abwenden, den ſo viel Millionen Menſchen ſeinem Andenken nachſchikken.

Man könte ſich wundern, daß nicht ſchon damals die franzöſiſche Nation aus dem fürchterlichen Schlafe erwachte, in welchen der Despotismus ſie hineinmanipulirt hatte, daß ſie nicht ſchon damals aufſprang und die unnatürlichen Feſſeln abſchüttelte, wenn man nicht Rükſicht nehmen müßte, auf ihren herrſchenden Charakter und auf das Zuſammentreffen vieler Umſtände. Sie war von je her gewöhnt, einem einzelnen Beherrſcher zu gehorchen, hielt dies für die Ordnung der Natur, liebte enthuſiaſtiſch die monarchiſche Verfaſſung und ihre Könige; der äuſſere Glanz der Thaten, wodurch ſie ſich, obgleich als Maſchine eines hochmüthigen, eiteln Thoren, in den erſten glüklichen Kriegen verherrlichte und andre Völker demüthigte, kizelte den Nationalſtolz; der Leichtſinn, der den Franzoſen ſo eigen iſt, ließ ſie das Elend nicht wahrnehmen, in welches ſie nach und nach hineingezogen wurden. Der Prunk der Schauſpiele und Feſte blendete ihre Augen, wirkte auf ihre Sinnlichkeit, riß die Bürger aller Claſſen in einen Strudel von Zerſtreuungen hinein. Sie ſangen, wizzelten und tanzten den Hunger weg. Noch herrſchte in dem an Hülfsquellen ſo reichen Frankreich keine ſo allgemeine Noth und die nicht irgend eine komiſche Seite gehabt hätte, auf welche ein luſtiger Franzoſe ein Epigram machen konte; und dann lachte das ganze Volk mit. Die ärgſten Raiſonneurs ſchwiegen auch, oder wurden gar in Lobredner verwandelt, wenn ſie einen Brokken von der allgemeinen Beute erhaſchen, ſich durch Creaturen von

Creaturen ein Aemtchen, oder ein Jahrgeld erbetteln konten; ein großer Theil der Nation vergaß das Murren unter dem Geräuſche der Waffen — und kurz! die ärgſten Wirkungen des despotiſchen Unfugs wurden erſt unter den folgenden Regierungen recht ſichtbar.

Die Regentenſchaft des Herzogs von Orleans vollendete den Ruin und die Corruption des franzöſiſchen Volks, und ſeine Adminiſtration zeichnete ſich durch Bubenſtükke und Laſter aller Art aus, obgleich er ſelbſt mehr ein ſchwacher Wollüſtling, als ein unternehmender Böſewicht war.

Ludwig des Funfzehnten Zeiten ſind uns noch ſo nahe; die Inkonſequenzen und Abſcheulichkeiten dieſer Regierung; die Diebſtähle aller öffentlichen Staats-Bedienten; die in den geſegneteſten Jahren durch die königlichen Getreidepächter künſtlich erregte Hungersnoth; die gräuliche Finanz-Verwaltung, die hölliſche Wirthſchaft der raubgierigen und ränkevollen Maitreſſen: die muthwillig verlohrnen Schlachten, in welchen tapfre Krieger von unbärtigen Knaben, von unwiſſenden Creaturen der Dame Pompadour und von erkauften Schurken auf die Schlachtbank geliefert wurden; die heimlichen Einkerkerungen und Ermordungen edler Männer, die das Unglük hatten, den Haß der verſchwornen Rotte auf ſich zu laden; die lettres de cachet; die heilloſen Verſchwendungen — das Alles iſt uns noch in friſchem Andenken,

Und ſo erbte dann der arme, gutmüthige Ludwig der Sechzehnte den Thron, auf welchem er ein Volk beherrſchen ſollte, das in Noth, Armuth und Verzweiflung ſchmachtete; der Staat war mit Schulden belaſtet, das tiefſte Verderbniß der Sitten in allen Ständen verbreitet, die wichtigſten Aemter im Reiche hatte man an Böſewichte verhandelt, die tauſendmal des Galgens werth waren, an welchem Einige von ihrer Bande nachher ihre rühmliche Läufbahn geendigt haben; der Adel übte ungeſtraft die ärgſte Tyranney gegen den unglüklichen Bauernſtand; aus Mangel an Geld und Kredit ruheten die mehrſten Nahrungszweige, die dem Bürger hätten aufhelfen können, bey welchem noch obendrein der verheerende Luxus die unnüzzen Bedürfniſſe vervielfältigt hatte; nur der verächtlichſte Theil derſelben, der ſich in den Hauptſtädten von dieſem Luxus nährte, erſchwang ſich ſo viel, daß er den Großen in ihrer Verſchwendung nachahmen konte; die Erpreſſungen aller Art gingen indeſſen fort; die Auflagen waren unerträglich und unnatürlich; die Geiſtlichkeit ſteuerte nichts und verſchwelgte in ſittenloſer Ueppigkeit, was der unglükſelige Landmann, im Schweiſſe ſeines Angeſichts und mit heiſſen Thränen herbeyſchaffte. Der Frieden gab der Nation Muße, dieſem allen nachzudenken; das Volk durch Feſte zu übertäuben, dazu fehlte es auch an Mitteln; was aber vollends die fürchterlichſten Folgen prophezeyete, war die durch den Deſpotiſmus ſelbſt beförderte, nun täglich allgemeiner ſich ausbreitende Aufklärung. Eine gewiſſe raiſonnirende Philoſophie, die, wenn ſie, unter weniger unglüklichen äuſſern Umſtänden, von Einfalt der Sitten begleitet iſt, die Menſchen lehrt, mit ihrem Zuſtande zufrieden zu ſeyn, unvermeidliche Widerwärtigkeiten zu ertragen, den Mängel an Wohlſtand durch verdoppelte Mäßigkeit zu erſezzen und ihre innere Gemüthsruhe nicht durch gefährliche Plane auf eine ungewiſſe Zukunft zu ſtöhren; dieſe Philoſophie, ſage ich, hatte einen Anſtrich von Bitterkeit angenommen. Sie öfnete dem Volke die Augen über ſeinen verzweifelten Zuſtand, erwekte in ihm das Gefühl, nicht länger mehr die ſchändlichſten Mishandlungen ertragen zu können; man fing an, über urſprüngliche Menſchenrechte, über den Beruf der Könige, über die Gültigkeit der Privilegien des Adels und über Pfafferey und Hierarchie laut zu reden und zu ſchreiben.

Indeſſen hofft man immer alles von jeder neuen Regierung; alſo erwartete man auch von Ludwig dem Sechzehnten Milderung des allgemeinen Elendes, Abſchaffung der Misbräuche — aber man wartete lange vergebens. Was er hätte thun können und ſollen, was die Königin zum Beſten gewirkt hat, oder nicht gewirkt hat, ob man die Finanzen beſſer verwalten, den unnüzzen Aufwand einſchränken, redlicher und ofner hätte verfahren können: darüber laſſet uns jezt nicht raiſonniren! — genug! dem Jammer wurde nicht abgeholfen und die Unruhe und die Gährung nahmen zu.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-51468-9

KNIGGE,A.F.F.L.VON FN. 03737/036

war wieder abgereiſt und ich fand noch an demſelben Tage Gelegenheit zu dieſer Erklärung zu kommen. Allein ich muß mir die Freyheit nehmen, die Neugier der Leſer über dieſen Punkt eine Zeitlang unbefriedigt zu laſſen, denn erſtlich habe ich Ihnen noch einen Vorfall zu erzählen, der mir ſelber gleich nach meiner Abreiſe von Tungerhauſen widerfuhr und der mit jenen Begebenheiten im Zuſammenhange zu ſtehn ſcheint und dann, wenn ich Ihnen auch berichte, was mir der Graf Tunger zu Beruhigung meiner Wißbegierde mündlich und ſchriftlich mitgetheilt hat; ſo fürchte ich doch, es wird ein wenig ſpät die Reihe an die Geſpenſter-Geſchichte kommen, weil dieſe erſt in den Aufſätzen vorkam, die er mir ein Jahr nach unſrer Trennung ſchickte, und weil das die eigentliche Entwicklung des Knotens iſt, welchen ein geübter Schriftſteller nicht eher aufzulöſen pflegt, weil ſonſt die übrigen Bogen keine Leſer finden würden. Alſo zuerſt etwas von dem, was mir begegnete, als ich den Grafen verließ!

Ich hatte nun zehn Tage in Tungerhauſen zugebracht, die mir, wie eben ſo viel Stunden, ſchnell entflohn waren. Die Geſellſchaft meines edeln Wirths hatte unbeſchreiblich viel Annehmlichkeit für mich; meine Zuneigung zu ihm wuchs mit jedem Augenblicke;

Nun berief man denn endlich die Stände des Reichs; allein von der einen Seite waren ſchon die Forderungen der lange Zeit mishandelten, oft getäuſchten, ſo genanten untern Stände zu hoch geſpant, von der andern ſchienen Adel und Geiſtlichkeit gar nicht zu ahnden, daß die Zeit, Uebermuth zu zeigen, ererbte Verdienſte gelten zu machen und durch Verjährung geheiligte Misbräuche aufrecht zu erhalten, verſtrichen wäre. Man ſprach wohl von freywilligen, anſehnlichen Beyträgen, von großmüthigen Aufopferungen, aber der tiers état fand dieſe Sprache nicht mehr paſſend. Er war nicht mehr zu überzeugen, daß er, der größere, wichtigere und arbeitſame Theil der Nation, gebohren ſeyn könte, länger die untergeordnete Rolle zu ſpielen, ſich taxiren, ſich im Blinden führen, ſich nicht nach beſtimten Geſezzen, ſondern nach Willkühr regieren zu laſſen. Alles Zutrauen, aller guter Wille war verſchwunden — Mögen immerhin bösgeſinte Stürmer das Feuer angeblaſen haben! Genug, dies Feuer war da, glimte in allen Ekken, mußte unvermeidlich einmal mit Ungeſtüm ausbrechen.

Was für Auftritte nachher erfolgt ſind, das iſt bekant genug — Noch einmal! ich vermeſſe mich nicht, darüber zu urtheilen und glaube nicht, daß irgend jemand bey der Lage der Sachen, ſagen dürfe: „das hätte man thun, das unterlaſſen ſollen.“ Ich glaube, daß die Anarchie kein Werk einzelner Aufrührer, ſondern die unvermeidliche Folge der abſcheulichen Behandlung iſt, durch welche man das Volk auf's Aeuſſerſte getrieben hatte. Ich glaube endlich, daß die Deputirten zwar ihre Vollmachten überſchritten ſind, daß ſie aber dem Geiſte des gröſten Theils der Nation gemäß gehandelt haben, und daß, wenn ſie weniger gethan hätten, neue Empörungen gefolgt ſeyn würden, bis doch alles endlich auf dieſen Punkt des allgemeinen Umſturzes alles deſſen, was irgend mit der ehemaligen Staats-Verwaltung zuſammenhing, gekommen ſeyn würde. Dies alles wird ſchon dadurch beſtätigt, daß das Volk freywillig zu Deputirten der zweyten Verſamlung noch eifrigere, kühnere Männer (oder vielmehr leider! Jünglinge) gewählt hat, welche die Einſchränkungen der königlichen Gewalt noch viel weiter treiben. Schwerlich hätte man zum Beyſpiel, bey der jezzigen Stimmung, die Einrichtung von zwey Kammern, wie in England, zu Stande gebracht; und wäre es geſchehn: ſo würden bald die dem Despotismus und den vorigen Misbräuchen ergebnen höhern Stände, neue Trennungen bewirkt haben — So glaube ich; aber ich verlange nicht, irgend jemand zu meinem Glauben zu bekehren.

Ueber dieſe Revolution, über die neue Conſtitution und über die Schritte der National-Verſammlung muß man jezt ſo manche widerſprechende Urtheile hören und leſen, daß man in der That immer vorſichtiger in ſeinen Entſcheidungen werden ſollte. Von Einer Seite ſchildert man uns dieſe große Begebenheit als das Werk der verachtungswürdigſten, eigennützigſten Böſewichte, Aufrührer und Königsmörder, verſchworen das ganze Reich in Elend und Verwirrung zu ſtürzen, um im Trüben zu fiſchen. Man ſchildert uns, die Beſchlüſſe der Deputirten, als ein Gemiſche von ſchreyenden Ungerechtigkeiten und thörichten Hirngeſpinſten und die Ausſchweifungen des Pöbels als unerhörte, nie geſehene Greuel, planmäßig von den Verſchwornen veranſtaltet. Endlich prophezeyet man dem armen Frankreich den gänzlichen Ruin, oder eine nahe bevorſtehende Umkehrung der Dinge durch eine Contre-Revolution und die Einmiſchung der übrigen europäiſchen Mächte. Von der andern Seite erheben die Freunde der Revolution dieſelbe, mit allen ihren ſchon erlebten und noch zu erlebenden Folgen, bis in den Himmel. Sollen wir ihnen glauben; ſo iſt, ſo lange die Welt ſteht, noch keine größere, der Menſchheit wichtigere und wohlthätigere Begebenheit vorgefallen. Sie laſſen uns alle dabey verübten Gewaltthätigkeiten, als nothwendige, durch die Größe des Zweks geheiligte Mittel anſehn. Sie ſchildern uns die Männer, welche bey dieſen Unternehmungen vorangegangen ſind, als die edelſten, weiſeſten, uneigennüzzigſten, kraftvollſten Helden und Philoſophen und verkündigen nicht nur der franzöſiſchen Nation von jezt an die ruhigſte, glüklichſte Periode, ein goldnes Zeitalter, ſondern allen übrigen europäiſchen Staaten eine baldige Nachfolge. Die gemäßigtere Parthey billigt den Zwek, tadelt aber die Mittel; oder ſindet, daß man im Ganzen zu weit gegangen ſey; oder hoft, daß dieſe allgemeine Gährung nach und nach alle Gemüther zum Frieden geneigt machen, daß man von beyden Partheyen die Saiten herabſtimmen, und am Ende eine monarchiſche Staatsverfaſſung wieder herſtellen werde, doch alſo, daß die Gewalt des Königs und der Miniſter, durch die Mitwirkung gewiſſer Volks-Repreſentanten, beſchränkt ſey. Nur Wenige ſind weiſe genug, ſich aller entſcheidenden Urtheile zu enthalten, das, was geſchehn iſt, wie unvermeidliche Folge verhergegangener Misbräuche zu betrachten und die beſte Entwiklung von der gütigen und weiſen Vorſehung zu erwarten.

Wundern wir uns nicht über die groſſe Verſchiedenheit dieſer Meinungen! Selbſt zwey gleich unpartheiiſche, gleich einſichtsvolle Reiſende können, was ſie während dieſer Unruhen in Frankreich ſehen, aus ſehr verſchiednen Geſichtspunkten betrachten. Der Eine, wie zum Beyſpiel der Herr Rath Campe, durchreiſt, ehe er den franzöſiſchen Boden betritt, Gegenden, in welchen von allen Seiten der Anblik der Noth, der Niedergeſchlagenheit, der Sklaverey, welche des armen Landmanns Erbtheil in ſo manchen Provinzen ſind, und des Uebermuths und der willkührlichen Anmaßungen der höhern Stände ſein moraliſches Gefühl empört hat; und nun wird er auf einmal auf einen Schauplaz verſezt, wo ein, von der eben mühſam errungnen (wahren, oder, wäre das auch, eingebildeten) Freiheit wonnetrunkenes Volk ihm entgegen jubelt; wo er, im Geräuſche dieſer allgemeinen Trunkenheit, keinen Seufzer, keine Klage hört; wo die ganze Nation, zu einem herrlichen Feſte vereinigt, in dem Augenblikke der Berauſchung, alle Privat-Uneinigkeiten und allen Partheygeiſt vergißt, wo Freund und Feind

Hand in Hand um den Altar der Freiheit den Reyhen tanzen, und wo er, in dieſem ungeheuren Gewühle, doch auch nicht eine einzige Scene von Unordnung oder Gewaltthätigkeit wahrnimmt, ohne welche in monarchiſchen Staaten ſelten das Geburtsfeſt irgend eines, der Menſchheit ſehr unwichtigen und unnüzzen Großen gefeyert werden kann — Wen kann es befremden, wenn dieſer Mann, bezaubert von dem vorher noch nie genoſſenen, einzigen Anblikke in ſeiner Art, von einem Anblikke bezaubert, der den gefühlloſeſten Menſchenfeind mit Wonne und Bewunderung erfüllen müſte, wenn dieſer Mann, ſage ich, ſein Herz ſich erweitern fühlt, und dieſe Empfindung ſich in ihm erneuert, indem er die Scenen ſchildert, wobey er ein Zeuge geweſen, wenn er dann mit Wärme einer Revolution das Wort redet, die, wenigſtens nach dem, was er geſehn und gehört hat, ſo viel Millionen Menſchen glüklich und froh macht? — Wehe dem verächtlichen Sklaven, der deswegen von dem Kopfe oder von dem Herzen dieſes Mannes nachtheilig urtheilen, oder gar es verſuchen wollte, ihn, wegen einiger kühnen Ausdrükke oder einiger vielleicht (doch nur vielleicht) übertriebnen Deklamationen, verdächtig oder lächerlich zu machen *)!

*) Ich, der ich dies ſage, bin gewiß einer von denen, unter welchen Herr Campe am wenigſten ſeinen Lobredner ſuchen würde; allein der Unfug, den ſich, während ich an dieſen Blättern ſchrieb, ein feiler, unberühmter Fürſten-Schmeichler gegen dieſen verdienſtvollen Schriftſteller erlaubt hat, bewegt mich, der Wahrheit mein Opfer zu bringen. Die Schritte, die man ſeit Kurzem gegen jeden unpartheyiſch frey redenden und denkenden Mann unternimmt und die heimlich von einer gewiſſen, ſehr bekannten Geſellſchaft geleitet werden, der daran gelegen iſt, daß das Licht nicht durch die Finſterniß dringe, machen es dem Häuflein unbeſtochner Wahrheits-Freunde zur Pflicht, ihre kleinen Privat-Zwiſtigkeiten zu vergeſſen und ſich

Ein andrer, nicht weniger hellſehender Reiſender, kömmt in eine franzöſiſche Stadt, wo grade der noch nicht beruhigte Pöbel ſich gegen wahre oder vermeintliche Unterdrükker Grauſamkeiten aller Art erlaubt, den Geſezzen und der Polizey trozt, die jugendliche Kraft, und die ihm noch neue Freiheit misbraucht, wie Jünglinge, die eben dem Schul-Zwange entkommen ſind, ihre Unabhängigkeit zu misbrauchen pflegen; er eilt erſchüttert hinweg von dieſem Schauplazze blutiger Gewaltthätigkeiten; auf der Rükreiſe ſchließt ſich einer von denen an ihn, die bey der Revolution, vielleicht ohne alle Schuld, Vermögen, bürgerliche Ehre und Sicherheit eingebüßt haben. Dieſer unterhält

---

brüderlich die Hand zur Verſöhnung und zur gegenſeitigen Vertheidigung zu reichen. Von jezt an, bis ſich die Zeiten ändern und Herr Campe deſſen nicht mehr bedarf, biethe ich ihm von Herzen jeden Dienſt an, den ich ihm mündlich, ſchriftlich und thätig zu leiſten im Stande bin.

blicke; er ſchien auch Wohlgefallen an meinem Umgange zu finden, und von ſeinem Zutraun zu mir gab er mir dadurch die deutlichſte Probe, daß er mir in den ſchönen Abendſtunden die Geſchichte ſeines Lebens ſtückweiſe erzählte und nachher in ſeinen Briefen an mich, fortfuhr, mir den Reſt derſelben mitzutheilen. Als mir's nun am zehnten Tage einfiel, daß ich, ohne Misbrauch von der Gaſtfreundſchaft zu machen, doch wohl nicht länger mehr in Tungerhauſen bleiben dürfte, beredete ich mich Abends mit meinem treuen Conrad über unſre morgende Abreiſe. Ich pflegte mein Reiſegeld in einem kleinen Schächtelchen zu verwahren, das mit in dem Mantelſacke ſteckte. Nur einige Thaler, zu den nöthigſten täglichen Ausgaben, nahm ich in den Beutel. Der Mantelſack lag damals in einem von den Zimmern, die mir zur Wohnung eingeräumt waren. Da holte ich nun das Schächtelchen heraus, überzählte den Reſt meiner Baarſchaft und machte meinen Ueberſchlag. »Conrad!« ſprach ich »wenn ich nur Geld genug hätte! »Das reiſen iſt meine Luſt und meine Geſundheit »befindet ſich wohl dabey. Gern mögte ich meinen »Plan ein wenig erweitern und bis nach Straßburg »hinauf ziehn; aber die Louisd'or da reichen nicht »ſo weit. Wir wollen alſo über *** und *** und »dann grade nach Hauſe, wo ich durch Sparſamkeit

»ſchon

ihn mit den ſchreklichen Auftritten, die in ſeiner Provinz vorgehen; mit Thränen in den Augen ſchildert er ihm die Noth ſeiner verlaſſenen, ehemals wohlhabenden, nun dürftigen, unglüklichen, flüchtigen Familie, die zerſtörten Palläſte, die Wohnungen, wo ſonſt Frieden und häusliches Glük zu Hauſe waren, jezt in Steinhauſen verwandelt, auf denen man unſchuldige Bürger mordet — Befremdet es Euch, wenn dieſer Reiſende ein Bild von der franzöſiſchen Revolution entwirft, das jenem, wie die Hölle dem Himmel ähnlich ſieht?

Allein nicht nur in der Verſchiedenheit der einzelnen Scenen, die ein Fremder in Frankreich wahrnehmen kann, je nachdem er zu dieſer, oder zu einer andern Zeit, in dieſer oder einer andern Provinz ſeine Bemerkungen ſammelt, liegt der Grund des Widerſpruchs in den Urtheilen über die franzöſiſche Staats-Umwälzung, ſondern auch in den Verhältniſſen, Stimmungen und herrſchenden Ideen der Menſchen ſelbſt, die darüber reden und ſchreiben.

Wer bis dahin eine Herrſchers-Rolle geſpielt hat und nicht ganz gewiß iſt, daß, ſobald es auf freywillige Wahl ankäme, die Untergebenen lieber ihm, als einem Andern gehorchen würden, der zittert vor der Möglichkeit, daß man ihm, wenn der Revolutionsgeiſt allgemein würde, dieſe Haupt-Rolle abnehmen und eine untergeordnete anweiſen könnte. Deswegen giebt es unter den großen und kleinen Monarchen ſo wenige, die auf die neue Ordnung der Dinge gut zu ſprechen ſind — vom Länder- und Völker-Beherrſcher und Scepter-Führer an, bis auf den Schul-Monarchen herab, der fürchtet, die Diſcipuli mögten ihm den Bakulum aus der Hand winden. Faſt alle, bey den alten Einrichtungen intereſſirte, an entpfangne Huldigung und paſſiven blinden Gehorſam gewöhnte Perſonen reden der willkührlichen Gewalt das Wort.

Perſonen, die in ſolchen Aemtern und Würden ſtehen, welche man in freyen Staaten für unbedeutend, unnütz oder gar für verächtlich und ſchädlich hält, Hofſchranzen und andre beſoldete, penſionirte und bepfründete Müßiggänger, können den Gedanken nicht ertragen, daß ein Syſtem Anhänger finden mögte, das ihre ganze Exiſtenz vernichtet, indem es nur dem Fleiße und dem wahren Verdienſte Achtung, Vorrechte und Vortheile einräumt.

Solche Fürſten und Edelleute, die ſich bewuſt ſind, daß ſie gar nichts mehr ſeyn würden, wenn ſie aufhören ſollten, Fürſten und Edelleute zu ſeyn;

Auch manche beſſere, verdienſtvollere Männer unter dieſen, die aber von Jugend auf mit den Vorurtheilen ihres Standes aufgewachſen und gewöhnt ſind, Dinge, deren Werth jezt in Frankreich gänzlich verrufen iſt, wo nicht wie Schäzze voll inneren, ächten Gehalte, wenigſtens wie eine, durch den Stempel der Convention gewürdigte, nüzliche Waare zu betrachten;

Geadelte Bürger und alle ſolche Perſonen, die es ſich haben Mühe und Geld koſten laſſen, in eine Klaſſe hinaufzurükken, mit Ständen in Verbindung zu kommen, die ſie auſſerdem vielleicht verachten würden;

Hohe und niedre Geiſtliche aller Bekenntniſſe, die ſo gern Religion und Gottes-Verehrung, Theologie, Dogmatik, Kirchen-Syſtem und Chriſtuslehre mit einander verwechſeln, ihr Amt zu einem beſondern Stande im Staate erheben und ihre Sache zur Sache Gottes machen;

Solche Menſchen, die überhaupt gegen jede Neuerung eingenommen ſind und es gern beym Alten laſſen;

Schmeichler; feile, kriechende Schriftſteller, wie der elende Profeſſor Hoffmann in Wien Einer iſt, und alle ſolche Inſekten, die unbemerkt herumkriechen und ſich fürchten müſten, zertreten zu werden, wenn ſie ſich nicht in das Unterfutter der Großen dieſer Erde einniſteten; an Leib und Seele arme Schlukker, die ſich von den Broſamen nähren, welche von der Herren Tiſche fallen;

Gutmüthige, furchtſame, mitleidige, gefühlvolle und ſanguiniſche Menſchen, welche durch die Schilderung der verübten Gewaltthätigkeiten erſchüttert und empört werden;

Unterthanen guter Fürſten, beſonders in dem nördlichen Theile von Teutſchland, die, unter milden Regierungen, bey dem ruhigen

Genuſſe ihres Eigenthums und ihrer Freiheit, gar keinen Begriff vom Deſpotendrukke haben und — o! der glüklichen Unwiſſenheit! — das Bedürfniß einer andern Verfaſſung nicht kennen;

Alle dieſe ſtimmen mehr oder weniger lebhaft die allgemeine Meinung *gegen* die franzöſiſche Revolution. Man kann ihnen, was die nachtheiligen Eindrükke betrifft, welche ſie bewirken, noch diejenigen zugeſellen, die, aus unvernünftigem Eifer, ohne Kenntniß der Sache, aus unbändigem Freiheitsſinne, aus ungerechter Unzufriedenheit mit den Regierungen, welche nicht ſo hohe Begriffe, wie ſie ſelbſt, von ihren Verdienſten haben, ſich unberufen zu ungeſchikten Vertheidigern aufwerfen.

Man ſollte meinen, die neue Verfaſſung müſte in republikaniſchen Staaten die eifrigſten Verfechter finden; allein es zeigt ſich faſt allgemein das Gegentheil. In England affektirte man anfangs dieſer großen Begebenheit gar keine Aufmerkſamkeit zu widmen. Erſt in der Folge hat man mehr Wärme für die Sache, beſonders unter denen wahrgenommen, die mit den jetzt in England einreiſſenden Misbräuchen in der Verfaſſung unzufrieden ſind. Dagegen hat ſich der Sophiſt Burke durch eine Schmähſchrift, in welcher er ſeine großen Talente zu falſcher Darſtellung und Verdrehung offenbarer Thatſachen misbraucht, die Gunſt des Miniſters erbettelt, um ein Jahrgeld zu erlangen, das er zu theuer mit der allgemeinen Verachtung erkauft. Die Widerlegung, womit der edle Paine ihn zu Boden geſchlagen hat, verdient von Freunden und Feinden der Revolution geleſen zu werden.

Was man in Holland über dieſe Gegenſtände urtheilt, kann kaum hierher gehören;

denn die vereinigten Niederlande haben jezt, weniger als jemals, eine republikaniſche Verfaſſung.

In der Schweiz ſind die großen ariſtokratiſchen Cantons, wie ſich's begreifen läßt, gegen die Sache und die kleinern, glüklichen freyen, halten ſich wenig mit politiſchen Raiſonnements über fremde Verfaſſungen auf. In den italieniſchen Freyſtaaten herrſcht ein Ton in der Staats-Verwaltung, der zu den in Frankreich angenommnen Grundſäzzen gar nicht paſſen will.

Unter den teutſchen kleinen Freyſtaaten iſt vielleicht Hamburg der einzige, wo man ſehr viel warme Bewundrer der neuen franzöſiſchen Verfaſſung findet.

Im Ganzen ſcheint der Nationalſtolz der Republiken, bey dem Genuſſe ihrer errungnen

Freiheit, andern Ländern eben auf die Weiſe den Beſiz dieſes Guts zu misgönnen, wie ein Cavalier von alter Familie dem Parvenû und dem geadelten Bürger nicht gewogen zu ſeyn pflegt.

Dieſe Bemerkungen treffen aber auf keine Weiſe die vereinigten Staaten von Nord-Amerika; denn dort herrſcht allgemeine Wärme für die franzöſiſche Revolution. Gegenſeitige Dankbarkeit knüpfen beyde Nationen an einander — edle Gefühle, die in deſpotiſchen Staaten vom Eigennuz und Politik erſtikt, aber da heilig gehalten werden, wo wahre Tugend allein Anſpruch auf Achtung und Ehrerbietung geben kann! In Amerika haben die Franzoſen den Werth der Freiheit kennen gelernt und dort hat ſich einer ihrer erſten Männer, ja! gewiß einer der edelſten Männer in der Welt, Fayette ausgebildet. Von der andern Seite verdanken die nordamerikaniſchen Staaten gröſtentheils den Franzoſen ihre errungene Unabhängigkeit.

Gegen die Menge derer nun, die wir als nicht unpartheyiſche Gegner der franzöſiſchen neuen Verfaſſung angeführt haben, kann der Haufen derer, die in Europa davor eingenommen ſind, freylich nur ſehr klein ſeyn, und ſelbſt unter dieſen können wir die nicht für competente Richter gelten laſſen, welche, ohne eigentliche Ueberlegung und ohne Kenntniß der Sache, aus blindem Neuer-Eifer für alles Neue und Auſſerordentliche, die Parthey jeder Umkehrung der Dinge nehmen. Solche Menſchen ſchaden auch der beſten Sache durch ihr Lob. Wie unbeträchtlich bleibt daher nicht die Anzahl der unpartheyiſchen und gründlichen Beurtheiler jener wichtigen Begebenheit und wie wenig beweiſt die gröſſere oder kleinere An-

»ſchon wieder gewinnen will, was ich an mein Vergnügen gewendet habe.« Indem ich dieſen Entſchluß faßte, nahm ich abermals einige Thaler aus der Caſſe — »Damit muß ich bis *** kommen,« ſagte ich. »Eher will ich die Schachtel nicht wieder öffnen. Gieb nur unterwegens nichts unnütz »aus!« Hierauf wurde der Mantelſack mit ſeinen Eingeweiden wieder an Ort und Stelle gebracht, und ich reiſte, Tags darauf, obgleich der Graf mich inſtändig bat, noch zu bleiben, von Tungerhauſen ab. Wie es nun in der Welt geht, daß man nicht immer ſo genau im Voraus rechnet, als man ſollte, ſo ſahe ich mich gezwungen, ſchon in ***, zehn Meilen von Tungerhauſen, meinen Mammon wieder anzugreifen. Ich öffnete mein Schächtelchen; aber wie ſoll ich das Erſtaunen ſchildern, wovon ich ergriffen wurde, als ich darinn ein Paquetchen mit zwanzig Piſtolen und darauf geſchrieben fand: **Reiſegeld nach Straßburg!** Ich war mir bewußt, daß ich den flüchtigen Gedanken, nach Straßburg zu gehn, nie anders geäußert hatte, als am Abende vor meiner Abreiſe aus Tungerhauſen, wo begreiflicher Weiſe, niemand mich mit meinem Reitknechte behorcht haben konnte. Und hätte man auch damals mein Geſpräch gehört; ſo ließ ſich doch die Möglichkeit nicht denken, wie man an das Schächtelchen

gezahl der Tadler oder Vertheidiger vor oder gegen dieſelbe?

Es bleibt noch eine dritte Klaſſe von Menſchen übrig, nämlich die, welche ihre Meinung darüber gar nicht ſagt. Sie beſteht theils aus Furchtſamen, die es mit keiner Parthey verderben wollen, theils aus ſolchen, die ſich über nichts beſtimmt zu erklären pflegen, ſondern die ſchaafsköpfige Gewohnheit haben, es immer erſt abzulauern, wie ein Sache ausfallen wird, und dann hintennach zu verſichern: das hätten ſie gleich alſo vorausgeſehn.

Ich glaube nun hinlänglich erwieſen zu haben, daß jezt noch jedes beſtimmte Urtheil über das, was in Frankreich geſchehn und was davon zu erwarten iſt, übereilt ſeyn würde. Man wende dagegen nicht ein, daß wir offenbare Thatſachen vor uns haben, nach denen wir unſre Meinung berichtigen können! Dieſe

Thatſachen werden uns von Zeitungsſchreibern, Journaliſten und andern Schriftſtellern oft äuſſerſt unvollſtändig, verſtümmelt und entſtellt vorgetragen. Nicht Jeder will, nicht Jeder darf ſchreiben, wie und was er gern ſchreiben mögte. Vielen von dieſen Nachrichten fehlt es durchaus an hiſtoriſcher Glaubwürdigkeit; durch die Art der Darſtellung kann jedes Faktum eine ganz andre Geſtalt gewinnen. In Frankreich kann jezt faſt nicht ein einziger Menſch für einen unbefangenen Zuſchauer gehalten werden; der Reiſende ſieht die gröſſern Wirkungen, aber ſelten die kleinen Triebfedern; und wenn er uns dieſe ſo ſchildert, wie er ſie ſich denkt, oder wie ihm andre Leute die Sache vorgeſtellt haben, uns aber den Beweis ſchuldig bleibt; — ein Fehler, den einige Schriftſteller, bey Erzählung der merkwürdigen Vorfälle vom fünften und ſechſten October begangen haben! — ſo darf man wohl auf alle Weiſe vor zu viel

Leichtgläubigkeit und voreiliger Beurtheilung warnen.

Alles, was ein unpartheyiſcher Mann ſich daher erlauben darf, über dieſe große Begebenheit zu ſagen, wird, meiner Meinung nach, ſich ungefehr auf Folgendes einſchränken müſſen.

Die franzöſiſche Revolution wurde unvermeidlich herbeygeführt durch eine Kettenreihe von Begebenheiten und durch die Fortſchritte der Cultur und Aufklärung.

So wie die vorige Regierungs-Verfaſſung war, konnte ſie, bey dermaliger Stimmung der Nation, nicht bleiben.

Verkehrte Maaßregeln, welche die Hofparthey gleich anfangs nahm, erbitterten das Volk, vermehrten das Mistraun und bewirkten Gewaltthätigkeit.

Die Lebhaftigkeit des National-Charakters ließ vorausſehn, daß nun ſchnelle und raſche Schritte folgen müſten, und es würde albern ſeyn, bey allen dieſen Umſtänden, von Franzoſen etwas anders zu erwarten.

Alle Gewaltthätigkeiten aber, die vorgegangen ſind, alle Ermordungen, alle Plünderungen, Mordbrennereyen, Ausſchweifungen und überhaupt alle geſezloſe Handlungen ſind, in Vergleichung mit den Unordnungen und Greueln, womit von je her ähnliche, ja! viel geringre Vorfälle bezeichnet geweſen, für nichts zu rechnen. Dieſe Revolution iſt eine große, beyſpielloſe und, ſie falle aus, wie ſie wolle, ſie ſey rechtmäßig oder widerrechtlich unternommen worden, der ganzen Menſchheit wichtige Begebenheit. Ein Krieg, den irgend ein ehrgeiziger Despot, zu Befriedigung ſeiner kleinen Leidenſchaften führt; ein Krieg von der Art, wie der war, zu welchem Louvois ſeinen Herrn aufhezte, damit er den Grad von Wichtigkeit wieder erlangen mögte, den er durch einen Fehler in der Baukunſt verlohren hatte — ſo ein Krieg koſtet tauſendmal mehr Blut und unſchuldiges Blut, und zu welchem Zwekke? Ob Gibraltar den Engländern, oder Spaniern gehört, das iſt gewiß für die Welt, und vielleicht für das wahre Glük der beyden ſtreitenden Nationen ſelbſt, ein ziemlich unbedeutender Umſtand; und dennoch hat der Kampf um dieſen Felſen in einigen Stunden mehr Menſchen, die gar nicht dabey intereſſirt waren, das Leben geraubt, als ein jahrlanger Kampf um Freiheit und Geſezze in Frankreich. Alle Gewaltthätigkeiten, über die man ſo unbändig ſchreyet, übertreffen wenigſtens nicht die Greuel, die man im Jahre 1790, mitten im Frieden, bey dem Matroſen-Preſſen in England, im Namen der Regierung verübte. In den Zeiten der Ligue und während der unglücklichen Religions-, oder vielmehr Pfaffen-Kriege (denn es giebt keine Religions-Kriege) war Frankreich ein Schauplaz viel größerer Unordnungen — und über dies alles empört ſich das Gefühl der vorgeblichen Menſchenfreunde nicht. Daß ein Landesvater Tauſende ſeiner Kinder, (daß es Gott erbarme!) das heiſt ſeiner Unterthanen ſtükweiſe verhandle, um ſie irgendwo, fern von ihrem Vaterlande, todtſchieſſen zu laſſen, wenn damit Geld zu verdienen iſt, wovon nachher Buhlerinnen und Müßiggänger unterhalten werden; das erlauben ihm die Menſchenfreunde; aber wenn bey ſo einer allgemeinen Gährung der unbändige Pöbel unter zehn Schelmen auch vielleicht, in der blinden Wuth, ein paar ehrliche Leute, gegen welche man Verdacht hat, aufhenkt; ſo wird davon ein Lerm gemacht, als wenn kein Menſch in Frankreich ſeines Lebens ſicher wäre.

Unterſuchen wir unpartheyiſch die Grundſäzze, auf welchen die neue Conſtitution beruht: ſo iſt es unmöglich, zu leugnen, daß ſie den Stempel der geſundeſten, reinſten Vernunft tragen. Was die hellſten Köpfe aller Zeitalter einzeln über Menſchen-Rechte, Menſchen-Verhältniſſe und über die reinen Zwekke aller geſellſchaftlichen Verträge geſagt haben, das findet man hier in der einfachſten, deutlichſten Ordnung dargeſtellt und zum Fundament einer Geſezgebung hingelegt, wie es noch nie eine natürlichere, gerechtere in irgend einem Lande der Welt gegeben hat. Ob ſie in der Ausübung möglich, und ob die franzöſiſche Nation dazu reif iſt, das gehört zu den Dingen, worüber uns nur die Zeit aufklären kann; aber das behaupte ich, daß es keinen glüklichern Menſchen auf Erden geben könne, als einen König, den ein, nach dieſen Grundſäzzen regiertes, dieſen Geſezzen gehorchendes, nach dieſen Begriffen von Recht und Billigkeit handelndes Volk würdig gefunden hat, ihn freywillig an die Spizze des Ganzen zu ſtellen. Der Erſte von vier und zwanzig Millionen freyen Menſchen zu ſeyn, die keinen andern Vorzug anerkennen, als den Tugend, Weicheit und Fleiß gewähren; dabey die Ausübung alles Guten in Händen zu haben, ohne Verantwortung und ohne die Furcht, durch ſeine Leidenſchaften irgend eines Bürgers Unglük bauen zu können, und endlich und in dieſer Lage alle Gemächlichkeiten des Lebens und alle äuſſere Ehre, die irgend ein König fordern kann — Wer dieſen Zuſtand gegen den eines nach Willkühr herrſchenden Gebiethers ſklaviſcher Menſchen vertauſchen mögte, der iſt der tiefſten Verachtung werth, und zitterte auch der halbe Erdboden, wenn er ſeinen eiſernen Scepter ſchwingt.

Die Abſchaffung des Adels und die Schmälerung der Einkünfte der Geiſtlichkeit, ſind freilich harte Artikel für die, welche nun auf einmal ſich der Vortheile beraubt ſehen, die ſie, ohne Mühe und Verdienſt, auf Unkoſten beſſerer und arbeitſamerer Menſchen beſaßen. Um aber beurtheilen zu können, ob das, was man in dieſer Rükſicht gethan, nüzlich und gerecht war, müſte man erſt einige Fragen entſcheidend beantworten können, worüber bis jezt die Stimmen wenigſtens noch ſehr getheilt ſind; nämlich: ob nicht, in dem Zuſtande, darin ſich Frankreich bey der Revolution befand, zu völliger Ausrottung des Despotismus, die gänzliche Abſchaffung des Adels und die Einſchränkung der Geiſtlichkeit nothwendig war? ob die Begriffe, welche dieſe privilegirten Stände in die Geſellſchaft brachten, und überhaupt ihre Exiſtenz und ihr Einfluß ſich mit den Grundſäzzen, worauf die neue Verfaſſung geſtüzt iſt, auch nur einigermaßen vereinigen laſſen? ob ihre vermeintlichen Rechte auf einen vorauszuſezzenden Contrakt, oder auf Uſurpation beruhen? ob uſurpirte Rechte, die gegen die Ordnung der Natur ſind, durch Verjährung geheiligt werden können? ob des römiſchen Biſchofs Gewalt, Fürſten ein- und abzuſezzen; die Befugniß, Sünden-Ablaß um Geld feil zu biethen; die, bey einigen uncultivirten Völkern üblichen Menſchen-Opfer; Leibeigenſchaft; jus primae noctis; alle Inkonſequenzen des türkiſchen Despotismus und überhaupt alle eingewurzelte Misbräuche, eine geringere Sanktion haben? ob Verbindlichkeiten, die nur allein das Recht des Stärkern hat einführen können, nicht auch durch das Recht des Stärkern wieder aufgehoben werden dürfen? ob alle Contrakte, die auf unbeſtimmte Zeit geſchloſſen werden, deswegen ewig dauern müſſen, Zeit, Umſtände und Bedürfniſſe mögen ſich verändern, oder nicht? ob gekommen war; denn der Mantelſack hatte ja in einem Zimmer gelegen, zu welchem der Weg nicht anders, als durch meine Schlafkammer gieng; früh Morgens aber war gleich aufgepackt worden, und in den Wirthshäuſern, in welchen ich nachher abgetreten war, ließ ſich eher vermuthen, daß man mir Geld herausgenommen, als hineingelegt haben würde. — Indeſſen waren nun einmal die hundert Thaler in meinen Händen, und da ich an keine Hexereyen glaube; ſo mußte es wohl damit auf natürliche Art zugegangen ſeyn. Nur entſtand die Frage, was anzufangen ſey; ob ich das Geld dankbar einſtreichen, oder an wen ich es zurückgeben ſollte? Mein Conrad gebehrdete ſich wie ein zweyter Sancho Panſa vor Freude, war, wie ſich's denken läßt, ſehr der Meynung, daß man dies Geſchenk annehmen müßte und ſöhnte ſich auf einmal mit den Geiſtern im Schloſſe aus, ſo ungefällig ſie auch gegen ihn geweſen waren.

Ich ſchrieb augenblicklich an den Grafen, erzählte ihm den ganzen Vorfall und fügte hinzu: ſo wenig ich auch begreifen könnte, auf welche Weiſe dies zugegangen wäre: ſo ſey mir's doch unmöglich, jemand anders als ihn für meinen verborgnen Wohlthäter zu halten. Ich bat ihn endlich, ſein Ge-

ſchenk,

überhaupt Menſchen Contrakte für die Ewigkeit ſchließen können? ob man, im Namen einer Generation, die noch nicht exiſtirt, mit ſolchen Gütern ſchalten und walten dürfe, die eigentlich auf keine Weiſe der Gegenſtand willkührlicher Beſtimmung ſeyn können, als da ſind: Freiheit, Achtung, bürgerliche Ehre, Herrſchers-Recht u. d. gl.?

Wenn man ſagt: es ſeyen die gewählten Repräſentanten des Volks zum Theil Menſchen von äuſſerſt zweydeutigem Charakter geweſen; ſo kann ein unpartheyiſcher Mann darauf nur Folgendes antworten: der moraliſche Privat-Charakter dieſer Leute kömmt bey ihrer politiſchen Laufbahn ſehr wenig in Anſchlag, wenn auch jener Vorwurf erwieſen wäre. Alle Schritte der National-Verſammlung, qua talis, geſchahen, der Natur der Sache nach, öffentlich; ihre Reden, ihre Vorſchläge, ihre Entſchlüſſe —

Alles iſt klar den ſehr ſtrengen Augen des Publikums dargelegt. Mögten ſie immerhin geheime, eigennüzzige oder ehrgeizige Abſichten gehabt haben; mögten ſie immerhin ausſchweifende, ränkevolle Leute geweſen ſeyn! — Es kömmt hier auf die Sache an, die ſie mit unerſchreknem Muthe durchgeſezt, auf das Syſtem, das ſie eingeführt haben. Iſt das gut, iſt es der Nation und der Menſchheit überhaupt heilſam; wer iſt Richter über ihr Herz und ihre Sitten? Und ſo viel iſt denn doch gewiß, daß unter ihnen Männer genannt werden, die bey ihren Mitbürgern in allgemeiner Achtung ſtehen, von denen auch die boshafteſte Verleumdung nicht wagen würde, zu behaupten, ſie hätten ihre Hände an den Plan zu einem Bubenſtükke legen wollen.

„Viele von ihnen“ heiſt es „haben ſich „auf Unkoſten des gemeinen Weſens bereichert,

„haben die National-Güter in ihren Nuzzen „verwendet.“ Möglich, aber nicht erwieſen! Wie betrügeriſch und verſchwenderiſch man aber mit dem öffentlichen Schazze während der vorigen Verfaſſung umgegangen, das iſt erwieſen, iſt unter andern in dem berüchtigten rothen Buche nachzuleſen. So viel iſt übrigens auch begreiflich, daß zwölfhundert Männer nie einen gemeinſchaftlichen Complot zum Betruge machen werden. Daß unter dieſen Zwölfhunderten gewiß auch Schelme ſind, darüber wundre ich mich gar nicht; aber darüber könnte man ſich wundern, daß in einer ſo von Grund aus durch den Despotismus und deſſen Gefolge corrumpirten Nation noch ſechs ehrliche Leute gefunden werden. Wer iſt Schuld daran, wenn Diebereyen und ſchiefe Streiche aller Art gleichſam als unzertrennlich von der öffentlichen Verwaltung angeſehn werden? Hat die Revolution die Menſchen ſo ſchleunig verderbt? — Die Frage beantwortet ſich ſelbſt.

Ganz verſchwendet ſind indeſſen die aus dem Verkaufe der geiſtlichen Güter gelöſeten Summen nicht; denn man hat doch wenigſtens diejenigen Perſonen damit entſchädigt, welche ehemals Aemter im Staate gekauft hatten, die ihnen nunmehr genommen wurden; und eine Menge unnüzzer Ausgaben, die man vielleicht gemacht hat, fallen theils in der Folge weg, theils ſind die Gelder, womit dieſelben beſtritten worden, in Frankreich ſelber geblieben und alſo nicht verlohren gegangen, ſondern in Circulation gekommen, wenn ſie auch beſſer hätten verwendet werden können.

„Die Abgaben werden nicht ordentlich entrichtet; man muß alſo immer von jenem Capitale zuſchieſſen, um die nöthigen Ausgaben zu beſtreiten.“ Das iſt freilich übel und es iſt zu wünſchen, daß bald die Ruhe hergeſtellt werden und das Volk die Geſezze reſpektiren lernen möge. Was ſchadet jedoch am Ende dieſe temporelle Unordnung? Wer kein Geld giebt, der behält es; folglich bleibt es im Lande; Privatleute häufen es in ihren Kaſten auf, weil ſie es nicht für Papier hingeben wollen; allein laſſet die Ruhe auf irgend eine Weiſe hergeſtellt ſeyn; ſo wird man es bald wieder circuliren ſehn.

Den gröſten Geld-Raub an Frankreich aber begehen die Emigranten, durch die Summen, welche ſie herausziehen. Schon allein der Erz-Dieb Calonne, den man füglich hätte aufhenken können, ohne ſich zu verſündigen, hat ungeheure Schäzze, die er ſich zuſammengeſtohlen hatte, fortgeſchleppt. Hieran iſt die National-Verſammlung nicht Schuld; man müſte denn ihre zu milden, nachſichtigen Grundſäzze

ſäzze ihr zum Verbrechen machen wollen, indem ſie die Auswanderungen und Exportationen nicht mit Gewalt gehindert hat.

Möge man indeſſen auch alles baare Geld aus Frankreich wegnehmen; ſo wird das Reich doch darum noch nicht zu Grunde gerichtet, ſo lange man nicht den fruchtbaren Boden, die Induſtrie, den Handel, die Fabriken und Manufakturen mit fortreiſſen kann. Im Grunde iſt das Geld doch nur das Repreſentative, und nicht die Sache ſelbſt. Laſſet die armen, verführten Flüchtlinge zurükkehren: (ihre ſchelmiſchen Aufrührer mögen bleiben, wo ſie wollen!) laſſet Frieden hergeſtellt ſeyn, Treue und Glauben und Kredit wieder Wurzel faſſen, die Geſezze reſpektirt, Fleiß, guten Muth und Thätigkeit wieder erwekt werden — und Frankreich im Ganzen wird durch alle dieſe Verwirrungen um nichts ärmer geworden ſeyn.

Ob aber wohl Hoffnung da ſey, die Ruhe bald wieder hergeſtellt zu ſehn; das iſt unmöglich vorauszuſagen; nur das läßt ſich ohne Vermeſſenheit behaupten, daß, wenn auch, durch eine Gegen-Revolution oder auf andre Weiſe, alles wieder niedergeriſſen werden ſollte, was die National-Verſammlung aufgebauet hat, die ganze Verfaſſung doch nie wieder auf den alten Fuß kommen kann. Die Begriffe von den Verhältniſſen des Volks zu der Regierung, haben zu tiefe Wurzel gefaßt; ſo etwas wieder auszurotten, dazu würde ein großer Zeitraum gehören, während deſſen Cultur und Aufklärung gänzlich zurükgingen und die Nation wieder in einen ſolchen Zuſtand von Kindheit verſezt würde, in welchem man ſich, gegen ſein eignes Intereſſe, blindlings führen läßt. Der größere und ſtärkere Theil der Nation hat nun einmal die Feſſeln abgeſchüttelt, hat ſeine Kräfte kennen gelernt und ſich von der Möglichkeit der

Ausführung überzeugt. Sie mit Gewalt auf's Neue zu unterjochen, dazu würden ſehr große Anſtalten erforderlich ſeyn. Das Reich iſt nicht in ſo ſchlechtem Vertheidigungsſtande, die National-Garden ſind nicht ſo ſchlecht diſciplinirt, als uns die Freunde der ariſtokratiſchen Parthey glauben machen wollen. Die innern Zwiſtigkeiten und Gährungen würden ſehr wahrſcheinlich aufhören, ſobald Frankreich von Auſſen her angegriffen und die Vertheidigung des Vaterlandes der gemeinſchaftliche Punkt würde, in welchem ſich die lebhafte franzöſiſche Regſamkeit concentrirte. Und wer ſollte ſie angreifen? Das Ariſtokraten-Häuflein macht zwar, nach alter franzöſiſcher Manier, ungemein viel Lerm. rennt am Rheine durcheinander, wie ein Ameiſen-Neſt, droht und ſchimpft gewaltig; allein es fehlt ihm noch an einigen Kleinigkeiten, um die Sache in Ausführung zu bringen. Generale, Officiers, Köche, Friſeurs, Wundärzte und Apotheker, auch Marchands parfumeurs und Marketender ſind wirklich da; allein das macht doch nur den état major einer franzöſiſchen Armee aus. Zwar haben ſie auch ein paar hübſche Garde-Compagnien, zu welchen kürzlich ein teutſcher Reichsfürſt ſeine losgelaßnen Karren-Gefangnen als Rekruten geliefert hat; nur was man gewöhnlich ein Kriegsheer zu nennen pflegt, das fehlt, nebſt allem Zubehör, als da iſt: argent content, Kredit, Feſtungen, Magazine, ja ſogar der Plaz, auf welchem ſie ſich zuerſt formiren könnten; denn des in der Chronik von Frankreich ſo berühmten Kardinals von Rohan Beſizzungen, auf welchen jezt, im Januar 1792, da ich dies ſchreibe, das ganze ausgewanderte Frankreich ſich niedergelaſſen hat, ſind kaum groß genug, um einen Anti-Revolutions-Clubbs darauf zu halten. Zählen ſie aber auf den Beyſtand der europäiſchen Mächte; ſo fürchte ich, ſie werden ſich verrechnen. Warum ſollten dieſe Frankreich angreifen? Um einer Nation die Befugniß ſtreitig zu machen, ihre Regierungsform, mit unbezweifelter Einſtimmung ihres Königs, zu verändern? Um eine Conſtitution über den Haufen zu werfen, die Vernunft, Recht, Treue und Glauben und Frieden mit den Nachbarn zu Grundpfeilern hat? Dazu ſind ſie zu gerecht. Um die teutſchen Reichsfürſten, die in den franzöſiſchen Staaten Güter haben, mit Gewalt in den Beſiz der Rechte zu ſezzen, welche ſie durch die Revolution verlohren haben? Davon würde doch nur dann die Rede ſeyn können, wenn erſt alle gütliche Mittel umſonſt wären verſucht worden. Es hat ſich ja aber die Nation zu einer Entſchädigung erbothen; man muß nur ihre Vorſchläge gemeinſchaftlich anhören; man muß die ausſchweifenden Forderungen der Ariſtokraten nicht damit vermengen wollen; man muß nicht vergeſſen, daß jene ſchenk, das mich in Verlegenheit ſetzte, zurückzunehmen, und verſicherte, darum nicht weniger dankbar ſeinen guten Willen zu erkennen. Der Graf antwortete mir ſogleich. Er ſchien äußerſt verwundert über das, was mir begegnet war; Er würde es nie gewagt haben, ſagte er, mir ein Geſchenk zu machen. Irgend eine andere Hand müſſe hier im Spiele ſeyn und, ſo wenig er es faſſen könnte, wie die Sache geſchehn ſey; ſo wäre er doch überzeugt, daß dies Geld erſt nach meiner Abreiſe von Tungerhauſen in den Mantelſack gezaubert ſeyn müßte. Uebrigens glaubte er, ich könnte mit gutem Gewiſſen dieſe Summe behalten und zu meinem Vergnügen und zum Beſten meiner Geſundheit anwenden. Er bat mich zuletzt noch ſcherzhafter Weiſe, ihm doch auch einen ſo wohlthätigen Genius zuzuweiſen, indem ihm dergleichen Geſchenke, bey ſeinen groſſen Ausgaben, ſehr willkommen ſeyn würden.

Was war nun zu thun? — Ich behielt die zwanzig Piſtolen und reiſte, der guten Abſicht des großmüthigen Zauberers gemäß, nach Straßburg.

Reichs-Fürſten, ſo lange ſie ſich bey der Abhängigkeit von Frankreich wohl zu befinden glaubten, von ihren franzöſiſchen Beſizzungen dem teutſchen Reiche keine Präſtanda geleiſtet, folglich ſich auf gewiſſe Weiſe von dem Staatskörper losgeriſſen haben, deſſen Schuz ſie nun auf einmal reklamiren. Sehr wahrſcheinlich werden die übrigen europäiſchen Mächte der vorſichtigen Politik folgen, welche der weiſe Leopold bey dieſer Gelegenheit zur Richtſchnur nimmt. Sie werden ja wohl auch überlegen, daß es bey jezzigen Zeiten nicht rathſam ſey, mit den Kriegsvölkern, die hie und da noch zu Hauſe ein Stükchen Arbeit finden, um Ruhe zu erhalten, in fremde Länder einzufallen, wo die fatale Freiheits-Luft weht, die ſo leicht anſtekt. Sie werden überlegen, daß, bey dem erſten Ausbruche des Krieges, die ſchönen fruchtbaren teutſchen Provinzen, welche unmittelbar an Frankreich grenzen, das Opfer dieſes über-

Vierter Abſchnitt.

Welche Staats-Verfaſſung iſt die beſte?

Dieſe prahlende Ueberſchrift ſcheint anzukündigen, daß ich, Joſeph von Wurmbrand, mich unterfangen wolle, von Bepfingen aus zu entſcheiden, worüber bis jezt die gröſten Staatsmänner noch nicht haben einig werden können, nämlich: welche von den bekannten Staats-Verfaſſungen das Glük der Völker am kräftigſten befördre? Allein ſo übel iſt es nicht gemeint; ich hoffe im Gegentheil, die Art, wie ich dieſe Frage beantworten werde, ſoll den

Leſern keinen ſo nachtheiligen Begriff von meiner Beſcheidenheit beybringen.

Alſo kurz und einfach! Diejenige Staats-Verfaſſung iſt, vorausgeſezt, daß ſie die übrigen Haupt-Erforderniſſe habe, in jeder Periode die beſte, welche erſtlich mit dem dermaligen Grade der Cultur und den übrigen, der Veränderung unterworfnen Zeit-Umſtänden in der beſten Harmonie ſteht, und zweitens, ſo wenig als dies mit Rükſicht auf die Bedürfniſſe von Zeit und Umſtänden möglich iſt, die natürliche Freiheit und die urſprünglichen Rechte jedes einzelnen Menſchen einſchränkt. Dieſe lezte Forderung iſt wohl ſehr billig, denn da die Menſchen ſich doch nur darum in Staaten vereinigt haben, damit ihnen, durch dieſe Verbindung, eine Summe von Glükſeligkeit zu Theil werde, die ſie im iſolirten Zuſtande nicht erlangen können; ſo muß die bürgerliche Verfaſſung mehr

Vortheil gewähren, als ſie Aufopferung koſtet, ſonſt iſt ſie nichts werth. Was aber den erſten Punkt betrifft; ſo iſt auch dieſer wohl keinem Widerſpruche unterworfen. Denn ſo wie ein Vater das kleine Kind, das noch taub für die Stimme der Vernunft iſt, mit der Ruthe züchtigt, oder (zwar billige ich dieſe Methode zu täuſchen keinesweges) oder vorgiebt, ein unſichtbarer Genius ſage ihm alles, was das Kind, auch wenn es nicht bey ihm ſey, unternehme, bey dem erwachſenen Knaben hingegen beſſere Bewegungsgründe anwendet; und wie ein kluger Erzieher ſich nach der Verſchiedenheit der Anlagen und Temperamente der Kinder richtet; ſo werden auch bey einem Volke, das noch in der Kindheit iſt, ſeine Geiſtes-Fähigkeiten nicht entwikkelt hat und ſeine Kräfte nicht kennt, Täuſchung und Zwangsmittel eine Wirkung thun, die bey einer cultivirteren und aufgeklärteren Nation verkehrten Eindruk machen würten. Ich glaube daher, daß Regierungskunſt und Volks-Religion (oder beſſer zu ſagen, Kirchenſyſtem) nach Zeit und Umſtänden, nach dem Grade der Cultur und nach der Stimmung der Völker abgeändert werden müſſen *). Jedermann würde es unvernünftig finden, wenn es einem Geſezgeber in unſern Zeiten einfiele, die alten ſogenannten Gottes-Gerichte wieder einzuführen, in welchen die Wahrheit einer Anklage durch einen Kampf begründet oder widerlegt wurde. Wen vor vierhundert Jahren der Pabſt mit Kirchenbann belegte, der galt für einen verlohrnen Mann, und wenn er auch ein

---

*) Warum ich hier auf einmal die Volks-Religion mit einmenge, davon iſt die Urſache leicht einzuſehn. Leider! ſind die Kirchenſyſteme ſo innig mit den Staats-Syſtemen verwebt, indem der geiſtliche Despotismus von je her, nach Gelegenheit, dem politiſchen entweder die Hand gereicht, oder die Stange gehalten hat, daß beyde Gegenſtände nicht wohl zu trennen ſind.

König war; heut zu Tage lacht man über die römiſchen Theater-Blizze; ein Philipp der Andre würde nebſt ſeinem Herzoge von Alba auf dem Throne von Großbritannien eine kurze Rolle ſpielen; Numa Pompilius würde mit ſeiner Göttin Egeria auf dem polniſchen Reichstage nicht viel durchſezzen, und der alte Geſezgeber der Lacedämonier mit ſeinen braunen Suppen in Venedig wenig Beyfall finden. Doch, ſo wie man in der Pädagogik, bey allen ihren Abänderungen, gewiſſe allgemeine, aus der Natur geſchöpfte Regeln zum Grunde legt, die immer Stich halten; ſo geht es auch mit den politiſchen und religiöſen Syſtemen immer gut, wenn nur jene heilige Haupt-Regel: ſo viel möglich Wahrheit und Freiheit zu reſpektiren, nie aus den Augen geſezt wird. Hiermit hat die Form nichts zu ſchaffen, die Regierung mag monarchiſch, ariſtokratiſch, demokratiſch oder gemiſcht ſeyn; und was die Religion betrifft;

ſo mag ſie zu einer Angelegenheit des Staats gemacht, oder der Uebereinkunft der Bekenner feſtgeſtellt werden; ſie mag katholiſch, oder proteſtantiſch, oder anders heiſſen — Alle können, aber ſie können auch nur dann ſich ſichre Dauer verſprechen, wenn ſie ſo beſchaffen ſind, daß ſie mit Cultur, Zeit und Umſtänden in ein richtiges Verhältniß zu bringen ſind.

Und welche Staats-Verfaſſungen, welche Volks-Religionen ſind von dieſer Art? Dieſe Frage läßt ſich nun nach den obigen Vorausſezzungen beantworten. Da alle Oberherrſchaft entweder auf dem Rechte des Stärkern, oder auf Uebereinkunft beruht, weil kein Menſch dem andern gehorcht, auſſer wenn er entweder muß, oder will; und dann die ſtärkere Parthey, an Zahl oder Kraft, nie muß, wenn ſie nicht will; der Wille zu gehorchen aber bey ihr auf keine andre Weiſe erweckt werden kann, als indem man ſie überzeugt, daß ſie ſich wohl dabey befinde, welches freylich auch auf eine Zeitlang durch Täuſchung, dauerhaft aber nicht anders bewirkt werden kann, als wenn jeder Einzelne ſich unter der Oberherrſchaft eines Andern glücklicher und ſichrer weiß, als, aller Wahrſcheinlichkeit nach, in jeder andern Lage; ſo muß eine Staats-Verfaſſung, wenn ſie nicht fürchten will, über den Haufen geworfen zu werden, ſie ſey nun monarchiſch, republikaniſch oder gemiſcht, das heißt: die Verwaltung ſey in Einer Hand, oder in mehrern Händen, alſo beſchaffen ſeyn, daß die Regierung:

1) nie Gehorſam im Namen Einzelner, ſondern nur auf Autorität des Ganzen fordre;

2) keine Haupt-Veränderungen in der Regierungsform vornehme, als mit Beyſtim-

mung der größern Anzahl, der ſie auch von jedem Schritte Rechenſchaft ſchuldig iſt.

3) von dieſer größern Anzahl keine Abgaben, Einſchränkungen, Dienſte oder Aufopferungen und keinen Gehorſam fordre, welche bloß der kleinern Anzahl Vortheile gewähren, ohne das Wohl des Ganzen zu befördern, oder welche die natürliche Freiheit über Gebühr einſchränken;

4) keine ſolche Mittel, ſich Gehorſam zu verſchaffen, wähle, die in verkehrtem Verhältniſſe mit dem Grade der Cultur und der Stimmung des Zeitalters und der Nation ſtehen.

Handelt eine Regierung nach dieſen Grundſätzen; ſo wird ſie ſchwerlich eine Revolution, eine Umkehrung, zu befürchten haben.

Und nun, was das Religions-Syſtem betrifft! Da der Glaube der Menſchen viel we-

Sechſtes Capitel.

Der Graf Tunger fängt an, die Geſchichte ſeines Lebens zu erzählen.

Als ich eines Abends allein mit dem Grafen nicht weit von Tungerhauſen auf einem Hügel ſaß, den er mit allerley ausländiſchen Holzarten bepflanzt hatte, erdreiſtete ich mich, ihn um die Erklärung der ſonderbaren Märchen zu bitten, die ſich von den nächtlichen Erſcheinungen in ſeinem Schloſſe ausgebreitet hatten, wobey ich ihm gutmüthig erzählte, was meinem Reitknechte vor einem Paar Tagen begegnet wäre. Ich habe, erwiederte der Graf, bis jetzt alle Erläuterungen von der Art abgelehnt; allein Sie flößen mir ſo viel Zutraun ein, daß ich entſchloſſen bin, ohne Rückhalt Ihre Neugier über dieſen Punct zu befriedigen. Es hängt aber dieſe Sache ſo genau mit der Geſchichte meines eignen Lebens zuſammen, daß ich bey dieſer den Anfang machen muß, um Ihren Wunſch in Anſehung jener zu befriedigen. Faſſen Sie Sich daher in Geduld! Wir wollen zuweilen eine Abendſtunde auf dieſe Weiſe verplaudern und niger wie ihre Handlungen dem Zwange unterworfen ſeyn, da nicht einmal jeder Einzelne ſich ſelbſt Geſezze über das, was er glauben oder nicht glauben will, vorſchreiben, folglich das Recht, hierüber zu beſtimmen, auch auf keinen Andern, noch auf den ganzen Staat übertragen kann; da ferner das Weſen der Religion einzig darin beſteht, daß ſie uns, aus den Begriffen, die wir uns von dem göttlichen Weſen machen, kräftigere Bewegungsgründe zu Erfüllung der, von allen vernünftigen Weſen anerkannten Pflichten der Tugend darbiethet; da endlich die äuſſre Art, der Gottheit unſre Verehrung zu bezeugen, zwar auch keinen eigentlichen obrigkeitlichen Verordnungen unterworfen ſeyn, ihr wohl aber, durch Uebereinkunft, eine gewiſſe Grenze geſezt werden kann; ſo iſt:

1) ſelbſt der Stärkere unvermögend, Meinung und Glauben irgend einem Zwange zu unterwerfen;

2) der Stärkere misbraucht ſein Anſehn, ſündigt gegen Wahrheit und billige Freiheit, wenn er auch nur der freyen Unterſuchung religiöſer Gegenſtände in Schriften und mündlichen Vorträgen, Feſſeln anlegen will;

3) die Regierung greift zu weit, wenn ſie eine beſtimmte Form von äuſſerer Gottes-Verehrung vorſchreiben, eine vor der andern beſchüzzen will. Welcher ſchwache Menſch kann beſtimmen, auf welche Art Gott äuſſerlich verehrt ſeyn will? Es kann alſo keine herrſchende Religion geben; Toleranz iſt Verſündigung, denn toleriren heißt: ſich das Recht anmaßen, zu erlauben; und da iſt nichts zu erlau-

ben; durch Einſchränkungen ſolcher Art wird das zeitliche Wohl der Bürger nicht befördert und das ewige Wohl liegt auſſer den Grenzen der Staats-Anſtalten;

4) der Staat kann aber dafür ſorgen, daß keine Kirchenſyſteme eingeführt werden, welche Lehren verbreiten, die entweder den guten Sitten, der Tugend, oder der bürgerlichen Ruhe gefährlich ſind;

5) dasjenige Religionsſyſtem kann ſich in jedem Zeitalter ſichre Dauer und eifrige Anhänger verſprechen, welches uns die würdigſten, erhabenſten, einfachſten, jedem Verſtande faßlichen Begriffe von der Gottheit giebt, uns dabey die kräftigſten Bewegungsgründe zu aller Art menſchlicher und bürgerlicher Tugend liefert und endlich einen ſolchen äuſſern Gottesdienſt empfiehlt, der dem Geſchmakke, den Sitten

und der Cultur des Zeitalters angemeſſen iſt. Das Lallen der Kinder und das Geheule der Wilden kann, in Betracht der guten Abſicht, Gott auch wohlgefällig ſeyn; aber — nur von Kindern und Wilden.

Fünfter Abſchnitt.

Ob die Welt ohne Staats-Verfaſſungen und Religions-Syſteme beſtehn könnte?

Es iſt ein herrlicher Traum, den Philoſophen geträumt haben, aber es iſt auch wohl nur ein Traum, daß einſt eine Zeit kommen müſte, wo das ganze Menſchengeſchlecht mündig geworden ſeyn, den höchſten Grad von Geiſtes-Bildung erlangt, zugleich ſeine moraliſchen Gefühle auf's Höchſte veredelt haben und dann keiner Geſezze mehr bedürfen würde, um weiſe und gut (denn das iſt ja einerley) kurz! um ſeiner Beſtimmung gemäß zu handeln.

Das Bild iſt zu ſchön, das dieſer Traum unſrer Phantaſie darſtellt, als daß ich der Verſuchung widerſtehn könnte, eine Skizze davon zu entwerfen.

Man denke ſich jedes Volk des Erdbodens in einem Zuſtande von Kindheit, in der gröſten Einfalt der Sitten! Jede Familie bebauet das Stük Akkers, das ihr bequem liegt; und das Land iſt groß genug, ihr eine freye Wahl zu geſtatten. Der Boden trägt willig die Früchte des Fleiſſes, und dieſer Ertrag reicht zu, ihre mäßigen Bedürfniſſe, ohne große Anſtrengung, ohne ſaure Arbeit, zu befriedigen, ihr alle Nothwendigkeiten des Lebens zu liefern. Bey dieſer nüzlichen Geſchäftigkeit iſt der Menſch an Leib und Seele geſund, ohne Gebrechen, ohne unruhiges Streben, ohne Leiden, ohne Sorgen für die Zukunft, ſtark und heiter. Aber die Bevölkerung nimmt zu; die Verbindungen werden mannigfaltiger; die Bedürfniſſe vervielfältigen ſich; und nun erwachen Wünſche und Leidenſchaften. Durch Künſte, Tauſch und Handel entſtehen neue Verhältniſſe; die Einförmigkeit der Lebensart verſchwindet; Mißtraun, Begierlichkeit und Neid erzeugen Forderungen, Zwiſt, Kampf, Streit, Krieg. Es werden Vergleiche geſchloſſen; neue Vereinigungen, Bündniſſe und Trennungen geben dem geſellſchaftlichen Leben eine andre Form. Es entſtehen Staaten; der Stärkere aber unterjocht den Schwächern; man entwirft Geſezze, über die ſich der Mächtige hinausſezt und denen ſich der Schuzbedürftige unterwerfen muß. Doch der Schlaue erſezt durch Liſt, was ihm an Kraft fehlt und herrſcht über den von geringern Geiſtes-Fähigkeiten. Täuſchung erſezt die Stelle der Gewalt; die Politik eines Einzigen bauet ihren Thron auf die Uneinigkeit und Unentſchloſſenheit von Millionen. Treue und Glauben, Mäßigkeit und Einfalt verſchwinden; die Sitten werden verderbt; jeder lebt nur für ſich, haſcht nach Genuß, genießt, und begehrt noch immer, nimmt, wo er nehmen kann und hat doch nie genug — Fraget jeden Einzelnen, und keiner iſt zufrieden. Nichtswürdige Kleinigkeiten haben Werth erhalten und das, was allein Werth hat, und allein glüklich und ruhig machen kann — das findet der mit Blindheit geſchlagne Haufen nicht. Indeß aber hat die Cultur, zugleich mit Einführung des Luxus in alle Klaſſen der Bürger, Wiſſenſchaften verbreitet und Geiſtes-Ausbildung befördert. Das raſtloſe Streben nach Glük und Gemüthsruhe erwekt Nachdenken über dieſen verwikkelten Zuſtand; die ſich unglüklich fühlenden Menſchen fangen an zu philoſophiren, zu raiſonniren; und nun kömmt der ſchönſte Theil des Traums, aber, wie es mit Träumen geht, dann iſt man auch nahe am Erwachen. Die Menſchen werden endlich weiſe, durch eigne Erfahrungen und durch die Geſchichte andrer Völker, und indem ſie weiſe werden, werden ſie auch tugendhaft; denn der höchſte Grad der Aufklärung iſt immer auch der höchſte Grad von Güte. Sie öfnen die Augen und ſehen: daß alles Streben und Ringen nach Genuß, Beſiz und Freude auf nichts abzielt; daß die Befriedigung aller dieſer Wünſche keine ſo große Summe von Glükſeligkeit gewährt, als man in dem erſten Zuſtande der Natur ohne Mühe, auf dem einfachſten Wege findet; daß der am mehrſten beſizt, der am wenigſten bedarf; daß nur der Genuß hat, der mäßig genießt; daß Tugend üben, ſein eignes Intereſſe befördern, und tugendhaft ſeyn, nichts anders heißt, als der Natur gemäß handeln; daß alle bürgerliche Einrichtungen doch nur Kinder des Verderbniſſes, nur Mittel ſind, das Uebel zu verhindern, oder gut zu machen; daß, ſtatt an dieſen ohne Unterlaß zu flikken und auszubeſſern, es vortheilhafter iſt, ſolcher künſtlichen Anſtalten gar nicht zu bedürfen; daß alle Geſezze und Handhaber der Geſezze da überflüſſig ſind, wo jedermann den guten Willen hat, Andre in Ruhe zu laſſen, damit man ſeine Ruhe nicht ſtöhre; daß über Andre zu herrſchen ein ſehr nichtswürdiger Vorzug iſt. — Und ſo kommen denn die Menſchen am Ende wieder auf den Punkt, von welchem ſie ausgegangen; aber um nie wieder zurükzukehren. Denn nun iſt die Einfalt ihrer Sitten nicht mehr das Kennzeichen der rohen Unerfahrenheit, ſondern das Werk der richtigſten Ueberlegung und Abwägung aller möglichen Verhältniſſe und Lagen, das Reſultat der reifſten, unverführbarſten Vernunft. Da iſt dann der große Plan der Schöpfung vollbracht, das Menſchengeſchlecht in eine einzige Familie vereinigt und zu ſeiner erſten hohen Würde, dem Ebenbilde der Gottheit wieder erheben, das verlohren gegangen war, durch den Reſt ſollen Sie ſchriftlich mitgetheilt bekommen. Nach dieſer Einleitung fing mein Freund folgendermaßen zu erzählen an.

An allen Freuden und Leiden meines Lebens; an allem, was Gutes und Böſes an mir iſt; an allem, was ich Nützliches und Schädliches je gethan habe, iſt die Beſchaffenheit meines Temperaments Schuld, deſſen Wärme, Lebhaftigkeit und raſtloſe Thätigkeit von Jugend auf mich, Trotz der Stimme der kältern Vernunft, fortgeſtoßen hat; und noch jetzt, da reifere Jahre, widrige Schickſale und Erfahrungen aller Art mich in eine ruhigere Stimmung geſetzt haben ſollten, kämpfe ich manchen Kampf mit dieſer ſonderbaren Gemüthsart. Ich fühle mich krank und unbehaglich, wenn alles in und um mich ſtill iſt; jede Arbeit geht mir beſſer von Statten, wenn Lerm und Getümmel von Auſſen meine Aufmerkſamkeit gleichſam zwingt, auf einen einzigen Gegenſtand geſpannt zu bleiben, um mich herumzuirren, und wenn Kummer und körperliche Leiden mich am heftigſten niederdrücken; ſo höre ich auf, Schmerz und Ungemach zu fühlen und neues Leben erfüllt mich, ſobald ich nur in einen Strudel von Arbeiten hingeriſſen werde. Einzelne Geſchäfte gehen mir am beſten von Statten, wenn ich zehn Dinge zugleich

anden Genuß der verbothnen Frucht von dem Baume des Erkenntniſſes des Guten und Böſen. Nun iſt die Erlöſung vollbracht; die Wahrheit hat die Menſchen frey gemacht und ihnen eine ewige Glükſeligkeit erworben.

Derjenige Theil des Traums, welcher uns die religiöſe Erziehung des Menſchengeſchlechts darſtellt, iſt nicht weniger reizend; Leſſing mahlt uns ein Zauberbild davon. Offenbarung iſt geoffenbarte Vernunft, Mittheilung von Wahrheiten, die aus der Natur erkannt werden könnten, aber ohne höheren Unterricht nur mühſam gefunden werden. Die heiligen Bücher ſind die Elementar-Bücher, welche der allweiſe Lehrer bey der Erziehung zum Grunde legt. Sie ſind den ſchwachen Begriffen des Kindes angepaßt. Das Kind muß ſinnlich geleitet werden; man giebt ihm die Lehre, in

Bilder, in Gleichniſſe, ſelbſt in Fabeln eingehüllt. Man zeigt hin auf entfernte Belohnungen und Strafen; man führt nicht jedes Kind denſelben Weg; die Methode muß nach Zeit, Umſtänden und dem Grad der Empfänglichkeit abgeändert werden, bis der Verſtand zur Reife gediehn ſeyn wird; dann bedarf es keiner Täuſchung, keiner Bilder mehr. Dann wird es die Wahrheit unmittelbar aus der Quelle ſelbſt ſchöpfen, ohne Zuſatz. Wir ſehen noch durch einen Spiegel in ein dunkles Wort; dann aber werden wir ihn ſehn, wie er iſt.

So weit der herrliche, tröſtliche Traum! Daß die Erfahrung aller Zeitalter die Möglichkeit der Erfüllung verdächtig macht; daß wir leider! wahrnehmen, wie die Nationen, ſtatt die Erfahrungen andrer Völker zu nüzzen, immer wieder in dieſelben Thorheiten und Verirrrungen fallen, ſtatt die Quelle des Uebels aufzuſuchen, nur die Form der Verderbniſſe ändern, durch gewaltſame Revolutionen das Böſe nur noch ärger machen, nicht die Urſachen der Tyranney aus dem Wege räumen, ſondern nur von Tyrannen wechſeln; daß, wenn Cultur und Verderbniſſe auf's Höchſte geſtiegen ſind, faſt immer ein Zuſtand von tiefer Barbarey wieder folgt, ſo wie nach einem Zeitraume, wo Aufklärung und ſpizfündige Klügeley die Oberhand hatten, eine Periode voll Aberglauben und Stupidität eintritt —— Alle dieſe Thatſachen aus der Geſchichte machen den gutmüthigen, für das Wohl der Menſchen glühenden Träumer nicht irre. „Eher“ ſagt er „kann jener glükliche „Zeitpunkt nicht erſcheinen, eher kann das un„vergängliche Reich der Weisheit und Tugend „nicht feſt gegründet werden, als bis alle dieſe „Erfahrungen ſich in's Unendliche gehäuft ha„ben und alle Völker des Erdbodens den Cir-

„kel der Verderbniſſe mehrmals durchlaufen ſind. „Allein es kann nicht der Plan der Vorſehung „ſeyn, daß das Menſchengeſchlecht ſich ewig in „dieſem Cirkel von Unvollkommenheit herumdrehn ſoll. Der Augenblik der lezten Cataſtrophe iſt nur noch nicht da; aber er iſt nicht „fern; die Begebenheiten der neuern Zeit ſind „keine Wiederhohlungen; ſie lenken unmittelbar und ſchnell zum Ziele. Die Gährung iſt „allgemein und kann zu nichts Kleinem, kann „nicht das alte Spiel wieder herbeyführen.“ —

Wollte Gott, es wäre alſo! aber mir ſcheint dieſe Hoffnung wenigſtens noch zu gewagt. Ja! wenn jeder Einzelne die ganze Reihe von Erfahrungen an ſich ſelber gemacht hätte; ſo könnte man wohl darauf rechnen, daß dauerhafte Eindrükke davon zurükblieben und ſeine Bildung vollendeten; allein fremde Erfahrungen dämpfen nicht eigne Leidenſchaften und von allgemeinen Begebenheiten macht man ſelten ſpecielle Anwendung, wenn das liebe Ich in das Spiel kömmt. Ueberhaupt liegt es ſehr ſelten an der Erkenntniß, wenn die Menſchen nicht gut und nicht weiſe handeln. Freylich muß ächte Aufklärung manche Tugenden allgemeiner verbreiten, die in einem Zeitalter, wo Barbarey herrſcht, nur ſelten angetroffen werden; aber immer wird der größere Theil der Menſchen in jedem Jahrhunderte unmündig bleiben, wird Lenkung, Geſezze, ja! Zwangsmittel und Täuſchung bedürfen. Dieſe Feſſeln trägt auch Jeder gern ohne Murren, wenn der, welcher ſie ihm anlegt, nur dabey die Mühe übernimmt, ihm Sicherheit und Ruhe zu verſchaffen. Er läßt ſich gern einen Theil ſeiner Unabhängigkeit rauben, wenn er dagegen einen Theil ſeiner Sorgen von ſich abwälzen kann; er thut gern Verzicht auf eignes Denken, wenn der, welcher für ihn denkt, ihm nur Reſultate liefert, die ihn beruhigen; er läßt ſich gern täuſchen, wenn dieſe Täuſchung nur tröſtlich iſt — kurz! er opfert gern ſeine Freiheit auf, wenn dies Opfer nur freywillig und für ihn wohlthätig iſt, oder ſcheint.

Nach dieſem Maßſtabe alſo muß man alle Regierungs-Verfaſſungen und Volks-Religions-Syſteme beurtheilen, und jede, die auf andern Grundſäzzen beruht, muß früh oder ſpät ſcheitern, oder umgeſtürzt werden, ſobald die größere Anzahl die Augen über ihren Zuſtand öffnet. Hingegen kann jede Verfaſſung von der Art ſich Dauer verſprechen, wenn ſie jene Grundſäzze reſpektirt, ihre Form mag ſeyn, welche ſie wolle. Ja! — und vielleicht wird man ſich wundern, mich aus dieſem Tone reden zu hören — ich glaube faſt, obgleich ich anfangs erklärt habe, daß ich hierüber nichts zu entſcheiden wagen würde, daß die monarchiſche

Form vielleicht die zwekmäßigſte von allen iſt. Ich ſezze dabey voraus, daß der Monarch ein weiſer und guter Mann ſey. Iſt er das nicht; ſo muß er wagen, was jede inkonſequente Regierung wagt, nämlich, daß es mit ſeinem Monarchenweſen keinen Beſtand habe. Wir reden aber hier nur von der Form, caeteris paribus.

Ein einzelner Regent hat mehr Antrieb ſeine Pflicht zu erfüllen, als mehrere; alle Ehre und alle Schande ſeiner Verwaltung fällt auf Ihn; allen Dank, allen Segen erndtet Er ein; auf Seinen Namen ſchreibt die Geſchichte alles Gute und Böſe in die Rechnung. Stehen aber Mehrere am Ruder; ſo kann Jeder von ihnen, wenn er etwas Böſes thut, die Schuld, von ſich ab, auf das Ganze wälzen, indeß er nachläſſig zum Guten iſt, weil der Ruhm davon nicht ihm zu Theil wird. Verſchiedenheit der Meinungen und Neid hindern manche nüzliche Ausführung. Weiß der Monarch, daß er, in ſo fern er ſeine Pflicht erfüllt, lebenslang Herr bleibt; ſieht er alſo das Land gleichſam als ſein Eigenthum an; ſo wacht er, wie ein guter Haushälter, über das öffentliche Vermögen; ſein Intereſſe iſt das Intereſſe des Ganzen; wo hingegen mehrere nur eine Zeitlang herrſchen, da durchkreuzen ſich oft die mancherley Privat-Vortheile mit dem allgemeinen Wohl; und wir ſind Alle ſchwache Menſchen. Weiß der Monarch, daß auch ſeine Kinder, in ſo fern die Nation ſie deſſen nicht unwürdig findet, einſt in ſeine Stelle treten werden; ſo kann er dieſe mit den Grundſäzzen einer weiſen Regierungskunſt bekannt machen; da hingegen gewählte Repräſentanten, wenn ſie unerwartet an die Spizze der Geſchäfte geſtellt werden, bey allem guten Willen, doch zuweilen noch, aus dem Beutel des Staats, theures Lehrgeld geben müſſen. Endlich herrſchen bey der Regierung eines Einzigen mehr Schnelligkeit in den Geſchäften und Einheit im Plane; und der Monarch kann dennoch alle Kenntniſſe einſichtsvoller Männer, deren Rath ihm nicht verſagt wird, nüzzen.

Allein, indem man mich der Monarchie das Wort reden hört, vergeſſe man nicht, welche Bedingungen ich oben bey jeder Gewalt, die Menſchen über Menſchen ausüben, vorausgeſezt habe!

Sechſter Abſchnitt.

Ob unſre heutigen Staats-Verfaſſungen auf ächten Grundſäzzen beruhen und der Stimmung des Zeitalters angemeſſen ſind.

Nachdem ich nun im Allgemeinen die Grundſäzze entwikkelt habe, auf welche durchaus eine jede Regierungs-Verfaſſung gebauet ſeyn muß, wenn ſie zwekmäßig und dauerhaft ſeyn ſoll; ſo laſſet uns doch nun auch ſehn, ob unſre gegenwärtigen europäiſchen Staaten nach dieſen Grundſäzzen regiert werden, oder nicht, und ob alſo zu erwarten ſteht, daß ſie noch lange ſo, wie ſie beſchaffen ſind, bleiben können! Ich anfange. Kleine Leiden, die ich ruhig ertragen könnte und ſollte, machen mich höchſt unglücklich; größere hingegen, die mich zum Streben und Handeln aufrufen, erwecken in mir Muth und Kraft. Nicht, daß ich keinen Sinn hätte für den ſeligen Genuß, den die Stille des Landlebens, die Entfernung von allen häuslichen Sorgen, die Befreyung von den Quaalen ſtürmiſcher Leidenſchaften, der wahre Seelen-Frieden gewähren — o! ich ſehne mich oft darnach und kann mich laben an der delizioſo far niente; allein dann iſt auch an gar keine Arbeit zu denken, dann lebe ich nur für die Phantaſie, und dieſe zaubert mich hinüber in eine neue Welt voll Würkſamkeit — aber Eine **würkliche** kleine Sorge oder zu überwindende Ungemächlichkeit braucht denn auch nur zu erſcheinen und aller Frieden entflieht. Es giebt eine Menge Menſchen, die lebhaft zu ſeyn glauben, wenn ſie nicht lange ruhig auf einem Platze ſitzen, oder ſtehn können; wenn ſie Langeweile empfinden, ſobald ſie nicht im Tumulte der großen Welt und lermenden Geſellſchaften leben; (welche ich höchſt öde finde, eben weil — nichts darinn geſchieht) die nicht lange fortgeſetzt, einerley Arbeit zu treiben im Stande ſind. — Das nenn' ich nicht Lebhaftigkeit; ſo war ich in den ſchönſten Jahren meiner Jugend nicht; aber jeden glaube, das iſt nicht ſchwer zu beantworten und es bedarf wohl keines weitläufigen Beweiſes, um darzuthun, daß die Regierungen der mehrſten cultivirten Länder nach und nach Maximen angenommen haben, die in dem allerauffallendſten Contraſte mit den erſten Grundſäzzen des geſellſchaftlichen Vertrags ſtehen — Eine kurze Darſtellung wird hinreichen, dies anſchaulich zu machen, und dann werden wir zugleich gewahr werden, daß die mehrſten nicht einmal politiſch genug ſind, ſolche Mittel zu wählen, die der Stimmung des Zeitalters angemeſſen ſind.

Das römiſche Recht ſchon iſt ein wahres Alphabeth des Deſpotismus. Kann man ſich einen abſcheulichern Grundſaz denken, als den, welcher L. 1. in pr. D. de conſtitutionibus principum ſteht? Quod principi placuit, habet legis vigorem. Der Willen, die

Phantaſie, die Grillen eines einzigen Menſchen alſo ſollen die Handlungen von Millionen beſtimmen? Darauf kann der Vorſteher eines Irrhauſes, oder der Erzieher unmündiger Kinder ſeine Gewalt ſtützen; in einem wohl geordneten Staate hingegen muß das Geſez eher exiſtiren, als der Handhaber und Executor der Geſezze. Geſtattet aber ein Volk ſeinem Regenten, willkührlich Verordnungen zu machen, die nicht in der Conſtitution gegründet ſind; ſo iſt natürlich zu erwarten, daß dieſe Herrſchaft nur ſo lange dauern kann, als die Nation, das heiſt der ſtärkere Theil, ſich das gefallen laſſen will, weil ſie entweder zu roh und unwiſſend iſt, um über ihre Verhältniſſe nachzudenken, oder ſich bey den Verordnungen wohl befindet. Alſo iſt eine ſolche Regierungs-Verfaſſung allen Gefahren einer Revolution ausgeſezt. Wir haben aber in Europa Länder, wo es gar keine Volks-Repräſentanten, Reichsſtände, Parlamente, Landſtände und dergleichen giebt, ſondern wo der Willen des Herrn das höchſte Geſez iſt; und in dieſen Ländern ruht dann die Oberherrſchaft auf ſchwachen Füßen.

Eine ſehr unnatürliche, von einigen unſrer Juriſten beſtimmt oder verblümt behauptete und auch aus den römiſchen Geſezbüchern, obgleich erzwungen hergeleitete Lehre, iſt die: daß der Menſch, indem er das Band der bürgerlichen Geſellſchaft geknüpft, ſeinen natürlichen Rechten entſagt hätte; daß das Völkerrecht, das Naturrecht aufhöbe, oder wenigſtens dieſes durch jenes beſchränkt werden könnte — Ein grober Irrthum! Seinen natürlichen Rechten kann niemand entſagen; ſie machen einen Theil ſeiner Menſchheit aus; aber übertragen kann er ſie, und zwar:

1) nicht mehr Rechte übertragen, als er ſelbſt haben würde, wenn er ſie in Perſon ausüben wollte und

2) kann er zwar einen Contrakt ſchlieſſen, der ihn, nicht aber einen ſolchen, der andre Menſchen, am wenigſten die folgende Generation, verbindet.

Nun aber üben unſre Beherrſcher Rechte aus, die ſich gar nicht aus dem Naturrechte erklären laſſen, ſondern die vielmehr mit dieſem im Widerſpruche ſtehen, die niemand ihnen übertragen konnte, die niemand ihnen übertragen hat, die ihnen nicht angebohren und nicht auf ſie vererbt ſeyn können. Solche Regenten haben dann zu befürchten, daß ihre Gewalt aufhört, ſobald der gute Willen, ſich dies gefallen zu laſſen, lau wird.

Ueberhaupt ſcheinen die beiden Grundſäzze: daß der Willen des Fürſten das höchſte Geſez ſey und daß die bürgerliche Verbindung die natürlichen Rechte aufhebe, von den mehrſten europäiſchen Beherrſchern als ein Glaubens-Art tikel betrachtet zu werden. Sie ſezzen ſich und ihre Nachkommen auf ewige Zeiten an die Stelle Derer, durch deren Uebereinkunft ſie die Oberherrſchaft beſizzen, ja! Einige von ihnen ſcheinen ganz zu vergeſſen, daß alle Oberherrſchaft urſprünglich von freywilliger Uebertragung herrührt und alle Gewalt vom Volke abſtammt, deſſen Stellvertreter ſie ſind. Sie ſehen das ganze Land als ihr Erbſtück, als ihr Eigenthum an; ſie vertauſchen und verkaufen Provinzen, ohne ſich darum zu bekümmern, ob die Unterthanen Luſt haben, ſich einem andern Herrn zu unterwerfen, oder nicht; ſie fordern Abgaben und treiben ſie ein, ohne Rechenſchaft abzulegen, ob dieſe Gelder zu Beſtreitung der Staats-Bedürfniſſe verwendet werden; ſie beſtreiten aus dem öffentlichen Schazze ihren unnüzzen Aufwand und die Unkoſten zu eiteln Vergnügungen und Flitterſtaate; ſie beſtrafen Beleidigungen ihrer eignen Perſon, wie öffentliche Verbrechen; ſie ſezzen die übrigen Staatsbedienten nach Willkühr an und ab; ſie machen willkührlich neue Geſezze und widerrufen die alten, diſpenſiren, begnadigen, mildern und verdoppeln die Strafe; ſie rauben Freiheit und Leben, ohne vorhergegangnen öffentlichen Prozeß, ohne Bekanntmachung des Verbrechens. Wem ſchaudert nicht die Haut, wenn er lieſt, daß Ludwig der Eilfte zwei Prinzen von Armagnac in einem Kerker, in welchem ſie nie grade aufrecht ſtehn und gar nicht gehn konnten, verſchmachten ließ, nachdem ſie wöchentlich zweimal bis auf's Blut gepeitſcht und ihnen vierteljährlich ein Zahn ausgeriſſen wurde, und daß ſich nachher fand, daß ſie — gar nichts verbrochen hatten? Man antworte hierauf nicht, daß dergleichen in unſern Tagen nicht mehr geſchehe! Erſtlich iſt das nicht wahr, und dann, wenn es auch ſo wäre; ſo bewieſe das nichts. Eine Staats-Verfaſſung, in wel cher es nur *möglich* iſt, daß dergleichen geſchehn *kann und darf*, iſt nicht beſſer, wie eine Mördergrube und Räuberhöhle, und wer leugnet, daß dies noch jezt in manchem europäiſchen Staate geſchehn kann und darf? Sie ſelbſt, die Regenten, glauben ſich über die Geſezze erhaben, beſtrafen Verbrechen, die ſie täglich ſelbſt begehen, und an der Seite einer, vor den Augen des Volks unterhaltenen, geehrten, im Glanze des Reichthums und der Hoheit lebenden Maitreſſe, unterſchreiben ſie Verdammungs-Urtheile gegen Hurer und Ehebrecher. Zu Befriedigung ihrer Privat-Rache und wo bloß ihr Familien-Intereſſe im Spiele iſt, führen ſie blutige Kriege, die Hunderttauſende das Leben koſten. Was ging denn der ſpaniſche Succeſſions-Krieg die franzöſiſche Nation an? Was kümmerte es die Schweden, ob der König in Polen Auguſtus, oder Stanislaus hieß? Sie privilegiren gewiſſe Stände auf Unkoſten der übrigen Bürger und beſtimmen über die öffentliche Ehre, als wenn dieſe von ihrer Schäzzung abhinge, ein Werk ihrer Schöpfung wäre. Rang, Gewicht und Anſehn ſind nicht der Preis des größern Verdienſtes, der größern Nüzlichkeit, ſondern der Gunſt eines Einzelnen. Gefällt dem Fürſten ein Schmeichler, ein müßiggehender Hofſchranze vorzüglich wohl; ſo giebt er ihm den Rang eines Feldherrn und überſchüttet ihn mit Reichthümern, die hundert arbeitſame Familien aus dem Elende retten würden. So ſind denn die unnüzzeſten Bürger die vornehmſten und reichſten, und die, welche mit ihrer Hände Arbeit den Staat aufrecht erhalten, verachtet und dürftig. Wo etwa noch Repräſentanten des Volks, dem Anſcheine nach, das Recht haben, zu Abgaben und neuen Einrichtungen ihre Einwilligung zu geben, oder zu verweigern; da werden dieſe Repräſentanten nicht frey gewählt aus Denen, welche am mehrſten bey ſolchen Verhandlungen intereſſirt ſind, ſondern es ſind Perſonen, die entweder aus Furcht, oder aus Eigennuz, ſo reden, wie es der Regent gern ſieht und die um ſo williger ſind, ihm alles zu geben, was er fordert, da ſie das Privilegium haben, keine der Laſten mit zu tragen, ſondern ſie allein auf die Claſſen zu wälzen, welche keine Stimme haben. Derjenige Stand, welcher grade am mehrſten leiſten und zahlen muß, darf am wenigſten dazu ſagen, auf welche Weiſe er leiſten und zahlen will. Friedensſchlüſſe, die ganzen Nationen neue Verbindlichkeiten auflegen, werden, ohne Rükſprache, von einzelnen Perſonen beſchworen und — gebrochen. Ueber dies alles ſeine Meinung freymüthig, wenn auch noch ſo beſcheiden, zu ſagen, ſo wichtig auch dieſe Gegenſtände der ganzen Menſchheit ſind und ſo unbezweifelt das Recht jedes Mitbürgers iſt, ſich darum zu bekümmern, wie mit ihm und dem Seinigen gewirthſchaftet wird — das gilt für ein Staats-Verbrechen. Giebt es doch in Italien einen Staat, der noch vor wenig Jahren ſechstauſend Spiane beſoldete, die jedes Wort von der Art aufſammeln und hinterbringen muſten!

Eben ſo mit Vernunft und Billigkeit ſtreitend, wie die politiſchen Grundſäzze in dem gröſten Theile von Europa, ſo ſind es auch unſre gottesdienſtlichen Einrichtungen und kirchlichen Verfaſſungen. Der Staat maßt ſich das Recht an, zu entſcheiden, wie man von Gott und göttlichen Dingen denken und reden, und nach welcher Form man dem höchſten Weſen ſeine Verehrung bezeugen ſolle. Dieſe von der weltlichen Regierung dem Schöpfer aller Dinge vorgeſchriebne Weiſe, wie er ſich ſoll anbeten laſſen, nennt man dann die herrſchende Religion und gute Bürger, die aber nach

Gegenſtand, den ich ergriff, mit ganzer Seele zu faſſen; Allen Alles ſeyn, jeden Plan ſchnell und in ſeinem ganzen Umfange durchſetzen zu wollen; nicht zu ruhn Tag und Nacht, bis ich die geſuchte Wahrheit ergründet, die gewünſchte Fertigkeit erlangt hatte, und hätte es auch nur die Kunſt betroffen, Erbſen durch ein Schlüſſelloch zu werfen; alles leicht finden zu wollen, was Andern ſchwer dünkte; in der Wärme meiner Einbildungskraft über alle Schwierigkeiten hinwegzuhüpfen; die Mittelſtufen zu überſpringen und immer nur den letzten Zweck vor Augen zu haben, folglich in dieſer Alltags-Welt oft, ſehr oft, mit den edelſten Planen zu ſcheitern, weil nicht alle Menſchen, nicht alle Umſtände meinem Ungeſtüme nachgeben wollten und manches ſich nun einmal gar nicht übereilen läßt; immer jetzt gleich, ganz und in aller Fülle genießen, und lieber dem ſichern Guten entſagen zu wollen, als ein Weilchen darauf zu harren; lieber die Schachtel, worinn mir ein angenehmes Geſchenk geſchickt wurde, in Trümmern zu zerſchlagen, mit der Gefahr, die Sache ſelbſt zu vernichten, als ein bischen Zeit daran zu wenden, um die Knoten des Bindfadens zu löſen, womit die Schachtel verwahrt war — Keine Geduld und doch unüberwindliches Ausdauern — Das iſt das Bild meiner Gemüthsſtimmung in meiner

Jueiner andern Art, ihrer Ueberzeugung gemäß, die heiligſte ihrer Pflichten, die keinem Zwange unterworfen ſeyn kann, erfüllen wollen, können froh ſeyn, wenn ſie geduldet werden. Daß man ſie von bürgerlichen Aemtern und Vortheilen ausſchlieſt, verſteht ſich von ſelber, und es iſt die Frage, ob jemand, der laut ſich erklären würde, er glaube nicht an die ewige Verdammniß, auf dem ganzen feſten Lande von Europa an irgend einem Orte als Nachtwächter Brod fände. Die Geiſtlichen machen einen beſondern Stand aus und miſchen ſich in Geſchäfte, welche allein die weltliche Regierung angehen, dirigiren den Unterricht der Jugend und laſſen den Menſchen den vierten Theil ſeines Lebens, den er anwenden ſollte, ſich zum guten Bürger zu bilden, mit dem ſehr unnüzzen Studium der dogmatiſchen Lehrſäzze verſchwenden, und ihn, wenn er vierzehn Jahre alt iſt, angeloben, was er ſein ganzes Leben hindurch glauben will, gleich als wenn ein Menſch vorauswiſſen könnte, was er in der nächſt folgenden Stunde glauben wird, und als wenn man nicht Jedem überlaſſen müſte, da, wo es nur auf ſeine individuelle Ueberzeugung und Glükſeligkeit ankömmt, ſich ein Syſtem zu wählen, das ihm Ruhe und Zufriedenheit gewährt! Noch alberner, wenn das möglich iſt, muß es einem Philoſophen vorkommen, daß die Fürſten in Friedensſchlüſſen mit einander darüber einig werden, was ihre ſämtlichen Unterthanen künftig glauben ſollen. In katholiſchen Reichen übt denn vollends die Geiſtlichkeit eine Gewalt aus, die zuweilen ſogar der weltlichen Regierung furchtbar iſt und die ihr niemand übertragen hat, verſchwelgt im Müßiggange das Fett des Landes, verurtheilt ihre Mitglieder, den Trieben der Beſtimmung und den Pflichten zu entſagen, wozu die Natur alle Geſchöpfe auffordert und entzieht dem Staate thätige Bürger, um ſie in Klöſter einzuſperren. Die vorgeſchriebne Art der äuſſern Gottes-Verehrung beſteht in manchen Ländern aus läppiſchen, kindiſchen Zeremonien, in andern aus den allerlangweiligſten und geſchmakloſeſten Gebräuchen.

Alle dieſe politiſchen und kirchlichen Syſteme nun hindern denn auch den Fortgang der Wiſſenſchaften und hemmen den freyen Unterſuchungsgeiſt. Wem die Natur Talente gegeben hat, Licht zu verbreiten und Wahrheit zu finden, der muß ſeine ſchönſten Jahre verſchleudern, um ſich und die Seinigen fähig zu machen, durch die Menge verwikkelter Verhältniſſe hindurch, in die Claſſe der Wenigen hinaufzurükken, die auf Unkoſten der übrigen größern Anzahl leben; die Philoſophie darf über alles grübeln, nur nicht über das, was den Menſchen am wichtigſten iſt; wer Geſchichtbücher ſchreibt, der ſchildert die Thorheiten und Verirrungen einzelner Perſonen. Der Gelehrte muß um's Geld arbeiten; er muß ſich alſo nach Zeit, Umſtänden und den Launen des Publikums richten, ſtatt nur Wahrheit und Schönheit vor Augen zu haben — Doch, warum ſollte ich die Züge häufen, um die Inkonſequenzen unſrer Verfaſſungen zu ſchildern? Leugne Einer, wenn er kann, daß das Original zu dieſem, mehr oder weniger ähnlichen Bilde, in allen europäiſchen Staaten anzutreffen iſt! Oder ſollen wir England ausnehmen? Freylich! wenn wir des Herrn de l' Olme Roman über die engliſche Conſtitution für treue Darſtellung der Verfaſſung halten wollen; ſo findet man nirgends eine zweckmäßigere Geſetzgebung, mehr Gleichheit in Vertheilung der Gewalt, mehr perſönliche Freyheit und Sicherheit, als in Großbritannien. Aber beleuchten wir ein wenig die Scene; ſo werden wir andrer Meinung. Des Königs Gewalt über Krieg und Frieden und überhaupt ſeine monarchiſche Macht iſt dadurch eingeſchränkt, daß von der Nation die Verwilligung der zu jeder Unternehmung nöthigen Gelder abhängt; auch darf er, ohne Einſtimmung der Parlamente, keine Geſezze geben. Dieſe Parlamente nun beſtehen aus gewählten Repräſentanten, die, wie bekannt iſt, nach einer höchſt widerſinnigen Proportion das ganze Volk vorſtellen, ſo daß eine Univerſität deren mehr abſchikt, als eine ganze Grafſchaft. Beſtechungen haben, nach Monſieur de l' Olme Verſicherung, dabey nicht Statt; aber das iſt Keinem, der gewählt werden will, verwehrt, daß er einem Wählenden für einen Korb voll Eyer hundert Pfund Sterling bezahle. Die Hofparthey iſt alſo nicht nur Meiſter von den Wahlen, ſondern kann auch, da ſie Ehrenſtellen und Pfründen vergiebt, ſich nach Gefallen Parthey machen und durch die

Ueberſtimmen Dinge durchſezzen, wovon jedermann weiß, daß der neun und neunzig Hundertheil der Nation dagegen iſt. Die Juſtiz wird ſo verwaltet und die Geſezze ſind ſo klar, daß nirgends in der Welt die ſtreitenden Theile ſo jämmerlich von den Advokaten geſchunden und nirgends in der Welt ſo himmelſchreyende Urtheile geſprochen werden, als in England. Die Friedensrichter ſind nicht ſelten beſtechbar; die Geſchwornen oft gewiſſenloſe Menſchen aus dem niedrigſten Pöbel. Ein Böſewicht, der mich als Dieb angiebt und ſeine Ausſage durch einen Meineid bekräftigt, kann mich ohne Umſtände an den Galgen bringen. Durch den geringſten Anſtoß gegen übliche Förmlichkeiten wird die gerechteſte Sache verlohren und der ärgſte Verbrecher bleibt ungeſtraft, wenn bey ſeinem Prozeſſe gegen eine ſolche Formalität gefehlt iſt. Als im Jahre 1790 ein verworfner Menſch die Frauenzimmer auf öfner Straße mörderiſcher Weiſe mit Meſſern anfiel und er endlich entdekt und angeklagt wurde, fehlte nicht viel, daß man ihn hätte ohne Strafe freylaſſen müſſen, weil die Anklage in eine ſolche Form gebracht war, daß daraus nichts erwieſen werden konnte, als daß er ein paar Löcher in die Kleider einiger Damen geriſſen hatte. Ein Mädchen, das Hauben geſtohlen hat, wird, wenn auch der Diebſtahl ſelbſt erwieſen iſt, freygeſprochen, wenn der Ankläger aus Verſehn Leinewand nennt, was Neſſeltuch war. Ein Mann darf ſeine Frau mit einem Strikke um den Hals, auf dem Markte verkaufen. Vor zwey Jahren geſchahe dies in einer engliſchen Stadt von Gerichts wegen an einer Armen, welche die Gemeine nicht länger zu ernähren Luſt hatte. Wenn ein unglüklicher Menſch, einer Kleinigkeit wegen, am Pillori ſteht; ſo wird dem Pöbel verſtattet, ihn zu Tode zu martern. Von den greulichen Gewalthätigkeiten, die im Jahre 1790 bey dem Matroſen-Preſſen vergingen, habe ich ſchon oben geredet; ich will nur noch den Herrn von Archenholz als Zeugen anführen, der uns erzählt, wie damals freye, mit Gewalt angeworbne Menſchen, zu Hunderten in enge Schiffsräume zuſammengepakt wurden, wo Viele von ihnen, wie im ſchwarzen Loche in Calcutta, erſtikten. Der Unfug der Acciſe-Bedienten beweiſt auch nicht, daß Freyheit in England reſpektirt wird; daß jemand, der die Schweſter ſeiner verſtorbnen Frau heyrathet, wie ein Blutſchänder beſtraft wird, iſt eben kein Zeichen einer philoſophiſchen Geſezgebung. Die reichen Geiſtlichen führen ein ärgerliches und wollüſtiges Leben in der Hauptſtadt und laſſen drey oder vier Landpfarreyen, welche ſie an ſich gekauft haben, durch Vikarien verſehn. Hierzu werden Die gewählt, welche am wenigſten Beſoldung fordern; die Gemeinen müſſen mit den verworſenſten, unwiſſendſten Menſchen zu Seelſorgern vorlieb nehmen, indeß die wirklichen Pfarrer von ihrem theuren Gelde in London Maitreſſen unterhalten, und nie keinen Fuß in ihre Kirchſprengel ſezzen. Die Preß-Freiheit wird von Jahren zu Jahren mehr eingeſchränkt. Luxus, Mangel an Treue und Glauben und Unſittlichkeit nehmen auf eine faſt unglaubliche Weiſe überhand. Oeffentlich werden Akademien eröfnet, in welchen man Unterricht im Stehlen giebt; öffentlich werden die Hazard-Spiele geduldet, gegen welche man die ſtrengſten Geſezze gegeben hat; die Menge müßiger, gegen die Ordnung der Natur lebender Menſchen vermehrt ſich in allen Ständen, und die unerhörteſten, niederträchtigſten Verbrechen und Laſter, wovon man täglich Beyſpiele ſieht, laden den Staatsmann und Philoſophen eben nicht ein, die engliſche Verfaſſung zum Muſter anzupreiſen.

So ſteht es mit unſern europäiſchen Staats-Verfaſſungen aus — leugne das, wer da kann, und vertheydige das, wer da darf! Nicht, daß wir keine edle, große, die heiligen Menſchenrechte reſpektirende Könige und Fürſten hätten; aber wir reden hier nicht von einzelnen Menſchen, die ſich des Misbrauchs enthalten, den ſie von ihrer Gewalt machen könnten, und die ſo viel möglich den Fehlern auszuweichen, die Gebrechen zu heilen ſuchen, die in der Conſtitution liegen; ſondern von den Verfaſſungen ſelbſt reden wir, die von der Art ſind, daß keine beſtimmte Geſezze jenen möglichen Misbrauch einſchränken. Sie ſind alſo gegen die Ordnung der Natur; ſie ſtreiten mit dem erſten Zwekke jeder geſellſchaftlichen Vereinigung, indem ſie, ſtatt die allgemeinen Menſchenrechte und die perſönliche Sicherheit und Glükſeligkeit Aller durch gegenſeitigen Schuz zu befördern und gegen Beleidigungen zu ſichern, Jugend, und geſtehen Sie! wenn dieſe Gemüthsſtimmung einen Menſchen ſehr unglücklich machen kann; ſo iſt doch auch durch ſie ſchon manches Große und Gute in der Welt bewürkt worden. Ich könnte Ihnen, zu Vollendung dieſes Gemähldes, manche abentheuerliche Situation aus meinem Leben erzählen. — Ein kleines Beyſpiel mag genug ſeyn. Ich war fünf und zwanzig Jahre alt, als ich einſt in Braunſchweig bey Hofe zu Mittag ſpeiſte; auf den Abend war ich in Wolfenbüttel zu einer muſicaliſchen Geſellſchaft eingeladen. Ein gewiſſer General ***, der auch bey Hofe ſpeiſte und auch dem Concerte beywohnen wollte, erbot ſich, mich in ſeinem Wagen mitzunehmen; allein kaum waren wir von der Tafel aufgeſtanden; ſo fieng auch ſchon meine Ungeduld, nach Wolfenbüttel zu kommen, an rege zu werden. Der General ſprach noch am Fenſter mit jemand; ich winkte ihm bittend; er ſagte kaltblütig: »wir haben noch Zeit.« Ich wiederholte mein Anliegen; er ließ ſich nicht aus der Faſſung bringen. Der Wagen ſtand im Schloßhofe; der Hof gieng auseinander; es ließ ſich alſo begreifen, daß der ganze Aufenthalt höchſtens eine unbedeutende kleine halbe Stunde ausmachen konnte; aber das war für meine Ungeduld eine Ewigkeit. Da ich den alten General nicht entſchloſſen fand, dieſer nachzuvielmehr ganz darauf eingerichtet zu ſeyn ſcheinen, daß eine kleinere Anzahl der Bürger, auf Unkoſten der größern Anzahl, ihre Leidenſchaften befriedigen, ſich Vortheile verſchaffen und Vorrechte anwaßen könne, die ihnen nach der Ordnung der Natur nicht zukommen. In den Zeiten der Barbarey nun, wo unter hundert Menſchen kaum Einer fähig iſt, über ſeine Verhältniſſe nachzudenken, wo dikke Nebel die Augen des großen Hauſens umhüllen und alle Reſſorts, aus welchen das Maſchinenwerk des Deſpotiſmus beſtehe, ihre volle Kraft haben; da läßt ſich eine ſolche Gewalt über die Menge erlangen. Auch beruht dieſe Gewalt auf dem heiligen, in der Natur gegründeten Rechte des Stärkern; denn wenn der Schwächere in den Kräften ſeines Geiſtes und in ſeiner Geſchiklichkeit Hülfsquellen findet, die ihm den Mangel an körperlicher Präſtanz erſezzen, oder wenn er den Stärkern dahin bringen kann, daß er freywillig oder aus ungegründeter Furcht ihm ein Uebergewicht zugeſteht; ſo wird Er ja dadurch der Mächtigere. Allein ſobald Jener die Augen öfnet und anfängt ſich ſelber zu erkennen und zu fühlen; dann iſt die Zeit der Täuſchung aus, und das künſtliche Regiment hat ein Ende. Thöricht wäre es, verlangen zu wollen, daß, in einem Zeitalter, wo Cultur und Wiſſenſchaften in allen Ständen zugenommen haben, die alten Gängelbänder, an welchen man unwiſſende und dumme Menſchen leitet, nämlich Vorurtheil, Autorität, Täuſchung und blinder Glauben, noch immer den Haufen der Starken im Zaume halten ſollten. Und doch verlangen wir nicht nur, dieſe Albernheit durchzuſezzen, ſondern wir wollen ſogar die Sache per modum contrarium treiben, das heiſt: indeß das Volk täglich klüger, täglich abgeneigter wird, ſich im Blinden führen zu laſſen, werden die Anſprüche der Herrſcher auf blinden Gehorſam täglich größer — Das Kind behandelte man mit Glimpf und den Mann will man mit der Ruthe züchtigen. Iſt es möglich, iſt es denkbar, daß dies dauern könne? Nein, gewiß nicht! und ohne Prophet und ohne Aufwiegler zu ſeyn, kann man es voraus verkündigen, daß allen europäiſchen Staats-Verfaſſungen eine nahe Umkehrung bevorſtehe.

Siebenter Abſchnitt.

Welche Art von Revolution in den Staats-Verfaſſungen zu erwarten, zu befürchten oder zu hoffen ſey?

Man ſage doch ja nicht, daß die franzöſiſche Revolution das Feuer des Aufruhrs in allen Gegenden von Europa anblaſe, noch daß ſelbſt die kühnſten und unvorſichtigſten Schriftſteller, welche den Rechten der Menſchen und der Freyheit das Wort reden, ruhige Völker zu Empörungen verleiten! Ich werde mich bemühn, das Gegentheil ſolcher Behauptungen in dieſem und den folgenden Abſchnitten darzuthun.

Ich meine hinlänglich bewieſen zu haben, daß alle europäiſche Staats-Verfaſſungen von der Art, daß ſie ſo, wie ſie beſchaffen ſind, bey der jezzigen Stimmung des Zeitalters, nicht dauern können. In Frankreich nun war das Uebel am ärgſten, der Despotismus auf den höchſten Grad geſtiegen; zugleich hatte die gegenwirkende Cultur in allen Ständen zugenommen, indeß Armuth und Elend das Volk zur Verzweiflung brachte. Frankreich war alſo der Theil des Geſchwürs, der zu ſeiner ganzen Reife gelangt war, und der daher zuerſt aufbrechen oder durchgeſtochen werden muſte. Statt darüber zu jammern, ſollten wir uns freuen, wir andern Europäer, daß nicht zuerſt uns die Reihe getroffen, daß wir, wenn wir es nur recht anfangen, uns den Schmerz einer ähnlichen Operation erſparen und durch zertheilende Mittel die materia peccans fortſchaffen können. Das Beyſpiel unſrer Nachbarn kann für Regenten und Volk heilſam werden. Jene mögen ſich daran ſpiegeln und gewahr werden, was der große Haufen vermag, wenn man ihn auf's Aeuſſerſte treibt und wie wenig die alten Quakſalbereyen gegen ein ſo eingewurzeltes Uebel wirken; das Volk aber mag durch den Anblik aller Greuel der Anarchie bewogen werden, ſich zu keinen übereilten Schritten verleiten zu laſſen, nicht, ohne die äuſſerſte Noth, zu gewaltſamen Mitteln zu ſchreiten und einen leidlichen Zuſtand von conventioneller Ruhe und Glükſeligkeit nicht gegen die ungewiſſen Folgen einer gänzlichen Umſtürzung auf das Spiel zu ſezzen!

Alſo iſt es nicht die franzöſiſche Revolution, welche den Ton von Unzufriedenheit unter den übrigen Völkern anſtimmt, ſondern umgekehrt, die allgemeine Unzufriedenheit iſt zuerſt in Frankreich ausgebrochen. Auch ſind es nicht die Schriftſteller, die ſo genannten Aufklärer und Apoſtel der Freiheit, nach denen Hoffmann, elenden und jämmerlichen Andenkens, mit Gaſſenkoth wirft, dieſe Schriftſteller ſind es nicht, welche Aufruhr erwekken; ſondern die allgemeine Stimme des Volks iſt es, die durch dieſe Schriftſteller redet. Noch nie haben Bücherſchreiber große Weltbegebenheiten bewirkt, ſondern die veränderte Ordnung der Dinge wirkt im Gegentheil auf den Geiſt der Bücherſchreiber; Jeder fühlt denn dunkel das Bedürfniß zu reden, bis Einer endlich den Mund öfnet. Und wäre Er es nicht; ſo würde es ein Andrer ſeyn — Es iſt aber Wohlthat, daß dergleichen zur Sprache komme und von allen Seiten beleuchtet werde, weil es noch Zeit iſt. Geht die That vor dem Raiſonnement her; ſo iſt das Uebel unendlich größer. Luther hat die Reformation bewirkt; aber was für eine Reformation? Eine ſolche, die nicht ausbleiben konnte; wovon das Bedürfniß in allen chriſtlichen Staaten gefühlt wurde. Ohne dies allgemeine Bedürfniß würde ſein Toben und Wirken ohne Nuzzen und ohne Schaden geblieben ſeyn. Man würde ihn wie einen Schwärmer behandelt, und ſeinen Reformationsplan, zugleich mit jenes franzöſiſchen Abts Vorſchlägen zu einem ewigen Frieden, belächelt haben.

Wollt Ihr aber wiſſen, welche Schriftſteller das Volk zum Aufruhre reizen könnten? Solche Scribler, ſolche Schmeichler, wie Hoffmann *) und ſeines Gleichen, die ſind es, welche, indem ſie gegen die geſunde Vernunft und

---

*) Doch dieſer unwiſſende Schwäzzer, welcher Profeſſor des teutſchen Styls iſt, und keine Seite ohne grammatikaliſche Fehler ſchreiben kann, der mit beyſpielloſer Frechheit ſich rühmt: der Kayſer ſey Mitarbeiter an ſeinem albernen Journale — der wird nun wohl von ſeinen langöhrichten Mitbrüdern am wenigſten Nachtheil ſtiften.

den freyen Unterſuchungsgeiſt zu Felde ziehen, jedem beſſern Manne, der noch gern geſchwiegen hätte, den Mund öfnen. Sie mißleiten und verblenden ſchwache Fürſten, die ſonſt im Begriffe ſind, über ihre mißliche Lage erleuchtet zu werden, erbittern durch leidenſchaftliche Grobheit und machen jede Sache verdächtig, die ſolcher verächtlichen Vertheydiger bedarf.

„Aber was für Beruf" fragt der Furchtſame „was für Beruf habt Ihr Schriftſteller, „Euch in dieſe Händel zu miſchen? Was gehen Euch die Regierungen der Welt an? „Wandelt doch Euren Gang in Frieden fort „und ſchreibet über" — Nun? worüber? Ueber was für Gegenſtände, wenn man nicht über die ſchreiben ſoll, die der ganzen Menſchheit intereſſant und wichtig ſind? Hat nicht jeder Bürger im Staate Beruf, ſich in Angelegenheiten zu miſchen, wovon die Wohlfahrt

Aller abhängt? Und wenn Dein eignes Haus nicht brennt; folgt daraus, daß Du Deinen Nachbar nicht warnen dürfeſt, vor Unvorſichtigkeit mit Feuer und Licht? — Wahrlich! eine ſchöne Lehre! Alſo, wenn Millionen über die Mishandlungen eines Einzelnen ſeufzen; ſo ſoll Keiner das Recht haben, die allgemeinen Klagen vor den Richtſtuhl zu bringen? „Ja! vor den Richtſtuhl“ — Und vor welchen? Etwa vor den Richtſtuhl Derjenigen, die ſelbſt die Beklagten ſind? — Nein! vor den Richtſtuhl des Publikums, des geſammten Volks! Dahin gehören ſolche Klagen, und dieſe Publicität allein iſt das ſicherſte Mittel, heimlichen Meutereyen und den Einwirkungen im Finſtern ſchleichender Rotten vorzubeugen.

„Aber man darf gewiſſe Wahrheiten eben „ſo wenig laut predigen, als man kleinen Kindern Meſſer und Scheeren in die Hand geben; ſo lief ich fort, lief, mit dem Hute unter dem Arme, und den Degen an der Seite durch die Stadt, aus dem Thore, und ſo, ohne mich umzuſehn, die anderthalb Meilen nach Wolfenbüttel, wo ich, wie man denken kann, äußerſt erhitzt und kaum früher, wie der General ankam. Dem feinen Menſchen-Beobachter ſind ſolche kleine Züge nicht unwichtig; ich weiß, Sie werden mir's verzeihn, daß ich Sie damit aufgehalten habe.

Meine Lebhaftigkeit, die denn auch immer mit meiner Einbildungskraft davon lief, verbitterte mir oft grauſam das Leben. Sie mahlte mir mit kühnem Pinſel Ausſichten in die Zukunft, Bilder von Glücklichkeit vor; wie elend fühlte ich mich nicht, wenn ich nachher nirgends die Originale dazu antraf! Wenn ich die Menſchen, an welche ich mich, durch den Zauber ähnlicher Züge aus meiner Ideen-Gallerie geblendet, mit ganzer Seele anſchloß, nachher nicht ſo fand, wie ich ſie mir in meiner Phantaſie gedacht hatte; wenn der Erfolg eines ſchwärmeriſchen Plans, bey welchem ich über alle unvermeidlichen Schwierigkeiten hinweggeſehn hatte, der eitlen Hofnung nicht entſprach; dann glaubte ich mich von Gott und Menſchen getäuſcht, indeß ich ſelbſt es war, der ſich betrogen hatte. —

„darf.“ — Wer hat Euch das glauben gemacht? Aechte Wahrheiten können unbrauchbare Werkzeuge für Unmündige, aber nie, in keines Menſchen Hand gefährliche Waffen ſeyn. Das Gegentheil haben von jeher nur ſolche Leute behauptet, die ihren ſchändlichen Vortheil bey der Verfinſterung finden. Schade um die elende Glükſeligkeit, die auf Lügen und Vorurtheilen beruhe! Täuſchung — ſelige Täuſchung! Das iſt eine Dichter-Phraſis und mag beym Liebeln und Empfindeln gar angenehme Dienſte thun; aber wo es heilige Menſchenrechte und zeitliche und ewige Glükſeligkeit gilt; da hat kein Menſch, kein Engel das Recht, uns zu täuſchen.

„Allein habe ich nicht ſelbſt geſagt, daß „der gröſte Theil des Menſchengeſchlechts in „allen Zeitaltern unmündig und der Täuſchung „unterworfen bleiben werde?“ — ja, werde, leider! werde; aber nicht ſolle, nicht müſſe. Giebt denn das uns das Befugniß, ihn muthwilligerweiſe zu betrügen, ihm ſein Eigenthum an Wahrheit und Weisheit zu ſchmälern? Wer hat uns zu Vormündern auf ewige Zeiten von gewiſſen Volks-Claſſen gemacht, ohne Unterſchied, ob unter Dieſen nicht vielleicht Menſchen ſind, deren Verſtandeskräfte die unſrigen weit übertreffen? Noch einmal! unmündig und ſchwach bleibt freylich der gröſte Theil aller Lebendigen; aber dieſer Theil beſteht nicht grade aus Bauern. Das wäre ja erſchreklich, wenn ein ganzer Stand, und zwar der nüzlichſte im Staate, verurtheilt ſeyn ſollte, ewig dumm und unwiſſend zu bleiben; und es iſt thöricht, zu ſagen, man werde an ihm zum Wohlthäter, wenn man ihn in einer Täuſchung erhält, bey welcher er ſich ſo übel befindet.

Allein nicht nur iſt keine Befugniß, es iſt auch keine Möglichkeit da, die Aufklärung zurükzuhalten; und wenn ſie nun einmal, ohne unſer Gebet, ihre Fortſchritte macht; ſo iſt es die Pflicht Derer, die über ſo wichtige Gegenſtände reiflicher nachgedacht haben, ihren Mitbürgern den Leitfaden zu beſſrer Anordnung ihrer Gedanken zu geben — das iſt wahrer Schriftſteller-Beruf. Auf dieſe Weiſe kann der Gelehrte, wenn er das Bedürfniß ſeines Zeitalters richtig kennt, ſehr nüzlich werden. Schaden ſtiften kann er, wenn das, was er ſagt, wirklich ächte Wahrheit iſt, nie. Kömmt dieſe Wahrheit zur Unzeit, das heiſt: calculirt er das Bedürfniß unrichtig; ſo wird ſie nicht erkannt, nicht verſtanden, ziehet ihm vielleicht Verfolgung zu; aber Unglük kann Der nie ſtiften, der ächte Wahrheit geltend macht. Sehr viel mehr Unglük ſtiftet halbe Aufklärung; Verworrenheit in Begriffen. Und jezt leben wir in einem Zeitalter, das ſehr viel Licht verträgt, in welchem man gewiſſe Wahrheiten nicht zu oft ſagen kann. Alle Claſſen der Bürger leſen, leſen Geſchichtsbücher, leſen Zeitungen; ſie erfahren dann, daß Triſtan l' Hermite mehr als viertauſend unſchuldige Menſchen, unter Ludwig des Eilften Regierung, in der Baſtille umkommen ließ; ſie erfahren, daß nun die Baſtille nicht mehr iſt, daß das Volk ſie, und mit ihr den Deſpotiſmus, zerſtöhrt hat. Sie ſehen alſo, daß man ſo etwas thun kann; ſie leſen auch, daß Viele behaupten, man dürfe ſo etwas thun; ſie fangen auch wohl an, zu ahnden, man habe von je her ſich angemaßt, alles thun zu dürfen, was man thun konnte — und ſo iſt denn freilich leicht abzuſehn, daß auch ſie ſo etwas thun werden, wenn ſie wollen.

Hier iſt alſo kein andres Mittel, als den Willen zu lenken und die Vernunft, welche den Willen regiert, zu überzeugen. Jenes iſt in der Regenten Hand, dieſes ein Geſchäft der Schriftſteller. Wenn die Regierungen ihre Pflichten ſo treu erfüllen und dabey ſolche, zu dem Zeitalter paſſende Mittel wählen, daß die Bürger im Staate ſich glüklich fühlen; ſo entſteht kein Misvergnügen, kein Bedürfniß, folglich auch kein Willen, die Ordnung der Dinge zu verändern. Und wenn dann die Schriftſteller die ächten Grundſäzze entwikkeln, worauf die Rechte aller Menſchen und ihre Verbindlichkeiten gegen einander beruhen; die Vortheile der bürgerlichen Geſellſchaft und die daraus entſtehenden Pflichten; die Nothwendigkeit einer gewiſſen Ordnung und der Unterwürfigkeit gegen die Geſezze; wenn ſie dies mit Freymüthigkeit und Klarheit thun; ſo wird das auf alle Stände geſegneten Einfluß haben; die Regenten werden die Unvermeidlichkeit einer Veränderung in ihren Syſtemen erkennen und zweckmäßige Mittel wählen, allen Klagen abzuhelfen; das Volk aber wird vorſichtig werden und ſich zu keinen tumultuariſchen Schritten verleiten laſſen.

Achter Abſchnitt.

Wie allen gewaltſamen Revolutionen vorgebeugt werden könne.

Wer in ſeinem Hauſe ſich behaglich fühlt und kein Müßiggänger iſt, pflegt ſich ſelten um das zu bekümmern, was der Nachbar in dem Innern ſeines Hausweſens treibt; und ein Volk, bey welchem ein ziemlich gleich vertheilter Wohlſtand und dabey nützliche Thätigkeit herrſchen, pflegt eben keinen leidenſchaftlichen Antheil an den Begebenheiten und Gährungen in fremden Ländern zu nehmen. Die Sorge für das allgemeine Wohl geht wenig Leuten ſo nahe zu Herzen, als die Sorge für das eigne Ich. Wer alſo Intereſſe für eine Veränderung in der Staats-Verfaſſung empfinden ſoll, der muß überzeugt ſeyn, daß ſeine und der Seinigen perſönliche Exiſtenz bey dieſer Veränderung einen Zuwachs von Vollkommenheit erlangen würde.

Die Anzahl Derer, die Ruhe und Gemächlichkeit lieben und ungern raſche Schritte thun, iſt unendlich größer, als die der unruhigen Köpfe, voll raſtloſer Thätigkeit. Wenig Menſchen ſezzen gern das gewiſſe Gute auf's Spiel, gegen das Ungewiſſe, wonach man mit Gefahr ringen muß. Einzelne Aufwiegler machen wenig Eindruk auf Gemüther, in denen nicht ſchon der Saamen der Unzufriedenheit keimt; und alſo ſind im Ganzen nur gemishandelte und gemisbrauchte Menſchen zum Aufruhre geneigt, oder leicht dazu zu vermögen.

Jeder irgend verſtändige Menſch weiß, daß man in dieſem Erdenleben eine gewiſſe Summe von Ungemächlichkeiten und Laſten tragen muß. Von Jugend auf wird er an Aufopferungen gewöhnt, und Gewohnheit hat größere Gewalt über ihn, wie alles Uebrige; folglich muß zu dieſer Laſt, ſeinem Gefühle nach, eine unerträgliche Zugabe kommen, wenn er bewogen werden ſoll, zu murren und das Gewöhnte unnatürlich zu finden.

Wer nicht gewahr wird, daß es andern Leuten unter denſelben Umſtänden beſſer geht, als ihm, wird nicht leicht mit ſeinem Zuſtande unzufrieden werden.

Liebe und Zuneigung zu Wohlthätern, Dankbarkeit für Schuz und gewährte Sicherheit, Erkenntlichkeit gegen edle und redliche Behandlung, Verehrung hervorſtechender Talente und eine Art von Furcht vor überwiegender

Klugheit iſt allen vernünftigen Weſen von Natur eingeprägt. Nur Menſchen von äuſſerſt ſtürmiſchen Leidenſchaften (und Dieſe machen gewiß den geringern Theil des großen Haufens aus) verleugnen ſolche Gefühle.

Wer eine raſche, gefährliche That ausführen will und dazu die Mitwirkung Vieler bedarf, wird nicht leicht ſich Andern eröfnen und ihnen ſeine Plane mittheilen, wenn er nicht gewiß überzeugt iſt, daß Dieſe von eben den Empfindungen, wie er, durchdrungen ſind, und das ſezt entweder eine allgemein gegründete Unzufriedenheit oder eine allgemeine Corruption der ſittlichen Gefühle voraus — An beyden iſt die Regierung Schuld.

Aus dieſem Allen ziehen wir theoretiſch folgende Schlüſſe: daß Empörungen in keinem andern, als in einem äuſſerſt verderbten, in einem äuſſerſt unglüklichen, oder in einem äuſ

Doch, indem ich Sie einen allgemeinen Blick auf meine Gemüthsart werfen laſſe, vergeſſe ich, daß ich verſprochen habe, Ihnen die Geſchichte meines Lebens im Zuſammenhange vorzutragen. Es wird Zeit ſeyn, damit den Anfang zu machen.

Mein Vater wurde ſchon in den erſten Jahren meiner Kindheit durch den Tod von meiner Seite geriſſen. Meine Mutter war noch jung und vermählte ſich zum zweytenmale an den Herrn von Bärenhaupt, der als ſächſiſcher Geſandter in Wien lebte. Dieſer neue Stiefvater hatte im Publico den Ruf eines ſehr feinen und weiſen Mannes. Sie werden wohl oft in Ihrem Leben bemerkt haben, wie wohlfeil manche Menſchen zu dieſem Rufe kommen. Die Gabe ſich wichtig zu machen, zu rechter Zeit zu ſchweigen, wenn man nichts mehr zu ſagen weiß, nachdem man vorher ein Wort hingeworfen hat, das muthmaßen läßt, man habe noch unendlich viel wichtige Sachen im Rückhalte; eine gewiſſe Vorſichtigkeit und Verſchloſſenheit im Umgange; die Kunſt, fremde Kenntniſſe für eigne zu verkaufen; ein imponirender, äuſſerer Anſtand; ein ſchlau gewählter Umgang; die Gabe, die alten Damen für ſich zu intereſſiren und dann etwa, in Geſellſchaften eine Art von Gewandheit — das iſt mehrentheils ſerſt inkonſequent regierten Staate zu Stande gebracht werden können. In dem erſtern, weil da der größere Theil der Menſchen geneigt iſt, ungerecht zu handeln; in dem zweiten, weil da die Menſchen, es komme, wie es wolle, nichts zu verlieren haben; und in dem dritten, weil da die Menſchen weniger Gefahr fürchten, wenn auch der Anſchlag mislingen ſollte.

Aber auch aus der Erfahrung läßt ſich beweiſen, daß nur in ſolchen Staaten Revolutionen auszubrechen pflegen, in welchen die Regierungen entweder ohne feſte Grundſäzze, oder nach grauſamen, oder nach unmoraliſchen Grundſäzzen gehandelt, folglich ſich entweder Verachtung, oder Abſcheu zugezogen haben.

Peter der Große ſtürzte alles über den Haufen, woran ſeine Völker aus Vorurtheil und Gewohnheit hingen. Mit der unumſchränkteſten Gewalt herrſchte er über Leben, Stand, Vorrechte und Vermögen der Unterthanen. Allein er ſelbſt war ein großer, muthiger Mann, der Erſte ſeiner Nation; Er gab das Beyſpiel in aller Art von Aufopferung, Gehorſam und Thätigkeit; Alle ſeine Einrichtungen trugen das Gepräge der Sorgfalt für das allgemeine Wohl; ihr Nuzzen zeigte ſich offenbar und ſein Despotismus war dem Genie des Volks und deſſen Sitten angemeſſen — alſo drang er durch, und es kam keine Haupt-Empörung gegen ihn zu Stande, in einem Reiche, wo ſonſt der kleinſte Funken das Feuer des Aufruhrs in helle Flammen auflodern macht.

Carl der Zwölfte opferte ſeinem unbegränzten Ehrgeize und ſeinem Eigenſinne das Leben und den Wohlſtand ſeiner treueſten, beſten Unterthanen, ohne allen Zwek auf, entvölkerte Schweden, ſtürzte es zu der tiefſten Stufe der Armuth herab und regierte mit beyſpielloſer

Härte und Willkühr — und dennoch fand er den willigſten Gehorſam, ohne Murren — warum? weil er ſelbſt für ſich ſo wenig foderte und, bey allen Verirrungen jener Leidenſchaften, ſo wenig der Sklave weichlicher Begierden und dabey ſo tapfer wie Keiner, ſo unermüdet, ſo wachſam, ſo populär, ſo mäßig, ſo religiös war — kurz! weil er in hohem Grade die Tugenden beſaß, für welche ſein Volk Sinn hatte, und nie in ſolche Verirrungen fiel, welche bey dieſem Volke die Bewundrung ſeiner Erhabenheit hätte ſchwächen müſſen.

Und nun das Muſter aller Könige, das Wunder aller Zeitalter, Friedrich der Einzige — wer herrſchte unumſchränkter, willkührlicher als Er? Wer vertrug weniger Widerſpruch? Ueber welches Königs Despotiſmus und Tyranney haben die Ausländer lauter geſchrien? — Aber auch nur Ausländer; denn in welchem Lande herrſchte je ein wärmerer Enthuſiasmus für einen Monarchen, als in Preuſſen, während der unvergeßlichen Regierung dieſes göttlichen Mannes? Aber er reſpektirte das, was dem Menſchen das Heiligſte iſt, für deſſen ruhigen Beſiz er gern alles Uebrige aufopfert — Freiheit zu denken, zu reden, zu ſchreiben, zu glauben und zu bekennen, was in ſeinem Kopfe oder in ſeinem Herzen iſt, und er wahrmachen zu können meint. Ihm war nicht bange vor Meutereyen, vor Aufwieglern, vor Aufklärern, vor Volks-Verführern. Hier in der freyen Reichsſtadt, in der ich lebe, würde ich es nicht wagen, über die Thorheiten eines unbedeutenden kleinen Prinzen ſo unbefangen zu urtheilen, wie man damals von dem gröſten Könige des Erdbodens laut in ſeinem Vorzimmer in Potsdam reden und über jede ſeiner Handlungen raiſonniren durfte. Aber dieſe Handlungen brauchten auch nicht das Licht zu ſcheuen. Da ſaß er, ohne Leibwache, bey ofnen Thüren, ohne zu fürchten, daß jemand einen Anſchlag auf ein Leben wagen würde, das ganz der Thätigkeit für das allgemeine Wohl gewidmet war. Sein Machtſpruch beſtimmte Auflagen und Abgaben, aber er verſchwelgte nicht das Eigenthum der Unterthanen mit Buhlerinnen und Geigern und Pfeifern; alle Ausgaben waren Staats-Bedürfniſſe. Wie mancher reiche Privatmann im Lande lebte bequemer, üppiger, glänzender, als Er! Wen ohne ſein Verſchulden Noth und Unglüksfälle zu Boden ſchlugen, der konnte, wenn er kein Tagedieb, ſondern ein nüzlicher Bürger war, ſicher ſeyn, bey ihm Rettung und Hülfe zu finden. Er ehrte das Verdienſt in jedem Stande und ſeine Freunde waren Menſchen, denen kein vernünftiger Mann ſeine Achtung verſagen konnte. Projektmacher, Schwärmer und andächtelnde Heuchler fanden keinen Eingang bey ſeiner nüchternen Vernunft.

Wer arbeitete ämſiger, beſſer, unermüdeter, pünktlicher wie Er? Strenge Gerechtigkeit leitete jeden ſeiner Schritte, ſo weit menſchliche Einſicht reichen kann. Nie machte ſeine Willkühr Ausnahmen von beſtimmten Geſezzen; nie verlor er ſeinen Haupt-Plan aus den Augen, der nicht verheimlicht wurde, der offen da lag, jeder Prüfung ausgeſtellt. Aber wer hätte auftreten mögen und ſagen: ich will beſſer regieren, als Er? Wer durfte denken, er ſey unerſchrokner, ſcharfſichtiger, ſchneller bey dringenden Fällen, geſchikter begangne Fehler zu verbeſſern, wachſamer, weniger vergeſſend? Wer war liebenswürdiger, hinreiſſender, überredender, wizziger als Er, im geſelligen Umgange? Er bezahlte keine Inquiſitoren, keine Lobredner und keine Spione; ſeine Heere beſchüzten ſein Land, nicht ſeine Perſon; ſeine Sicherheit, ſeine Unverlezlichkeit beruhete auf ſeiner Tugend, auf ſeinem entſchieden hohen

Werthe, auf der Reinigkeit ſeiner Abſichten und auf der Weisheit ſeiner Mittel. Er ließ den Leuten nicht aus der Bibel beweiſen, daß ſie ihm gehorchen müſten, ſondern erregte den Willen in ihnen, gern zu thun, was er befahl, weil ſie ſeiner Weisheit trauen durften. Und hätte er tauſend Jahre regiert und hätten um ihn her unzählige Volks-Aufklärer und Freiheits-Apoſtel über die Rechte der Menſchheit, über die Befugniſſe, ſich frey zu machen, über die Gleichheit der Stände und gegen Kirchenſyſteme geſchrieben; nie hätten ſeine Unterthanen ſich zum Aufruhre bewegen laſſen; denn ſie fühlten ſich — die Unvollkommenheit aller menſchlichen Anſtalten abgerechnet — glücklicher, ſichrer, freyer, als irgend ein andres Volk.

Fragt man, warum die Regierung des edeln Kaiſers Joſeph, deſſen Haupt-Augenmerk doch gewiß auch nur das allgemeine Wohl und das Glük ſeiner Völker war, dennoch durch innerliche Gährungen bezeichnet wurde; ſo wird es nicht ſchwer, die Antwort zu finden, wenn man einen Blik auf das Bild wirft, welches ich von des großen Friedrichs Regierung entworfen habe. Grade der Mangel an jener Conſequenz in allen, auch den geringſten Schritten des unſterblichen Königs, und an der nie aus den Augen geſezten Rükſicht auf den Grad der Cultur ſeines Volks, hinderte den für alles Edle und Große ſo eifrigen Kayſer, in Ausführung des Guten; und ſo konnte denn der Erfolg der Reinigkeit ſeiner Zwekke nicht entſprechen.

„Aber" wird man mir einwenden „ſind „denn nie Empörungen ausgebrochen, gegen „die weiſeſten und beſten Regenten? Iſt nicht „der vortrefliche Heinrich der Vierte das Opfer „einer ſolchen Verſchwörung geweſen?" Freylich! und wer leugnet denn auch, daß falſcher Religions-Eifer gegen gute Fürſten eine Mörderhand bewafnen könne? Aber Königsmord iſt ja nicht Umwälzung eines Regierungs-Syſtems, und vielleicht könnte man Denen, welche der zunehmenden Aufklärung den Vorwurf machen, ſie richte Verwirrungen in den Staaten an, grade die Erfahrung entgegenſezzen, daß wir Beyſpiele von ſolchen Freveln nur da finden, wo der Fanatismus herrſchte und die Aufklärung ihr wohlthätiges Licht noch nicht verbreitet hatte.

Und wenn denn in keinem Lande gewaltſame Umkehrungen zu befürchten ſind, wo die Regierung edel und konſequent handelt; welche herrliche Ausſichten von Ruhe und Wohlſtand haben wir nicht in Teutſchland vor uns? — in Teutſchland, wo ſo viel gute Fürſten den beſten Willen, ihre Mitbürger glüklich und froh zu machen, mit erhabnen Vorzügen des Geiſtes verbinden und wo die, welche etwa noch durch fehlerhafte Erziehung und böſe Rathgeber irre geleitet ſind, auch bald durch gutes Beyſpiel, durch die allgemeine Stimme, durch ernſthafte Betrachtungen über die franzöſiſche Revolution und, welches denn auch nicht ſchaden kann, durch Furcht, von ihren Vorurtheilen, Irrthümern und falſchen Grundſäzzen zurükkommen und einſehn lernen werden, daß ihr Intereſſe und das Intereſſe des Volks nur Eines iſt?

Reichet alſo ſelbſt die Hände zur nöthigen Verbeſſerung, Ihr Regenten! weil es noch Zeit iſt! Entſaget den elenden und koſtſpieligen Kindereyen, worin ſo Manche von Euch ihren Ruhm, ihre Hoheit, ihren Glanz ſuchen! Was kann armſeliger ſeyn, als Eure Zirkel von hirnloſen, müßigen Hofſchranzen? Verſammelt doch um Euch her — Männer, keine hinreichend den mittelmäßigſten Kopf für ein großes Licht geltend zu machen; das ſind die Eigenſchaften, wodurch ſo mancher Geſandter, ſo mancher Staats-Miniſter die Stimme des Volks, die Poſaunen der Zeitungsſchreiber und das Zutraun ſchwacher Regenten auf ſeine Seite bringt, und mit nicht größern Anſprüchen auf allgemeine Achtung und Bewunderung, hatte denn auch der Herr von Bärenhaupt ſich Ruhm und Anſehn erworben. Er ſelbſt aber hielt ſich, wie man denken kann, für einen zweyten Pericles in der Staatskunſt und (da er voll pedantiſcher Schulgelehrſamkeit ſteckte, ſeine Geſpräche mit Brocken aus Cicero's Werken würzte und Juſtinians juriſtiſchen Unſinn an den Fingern herzuzählen wußte) für einen großen Gelehrten. Nun pflegt es ſolchen vornehmen Schöpſen eigen zu ſeyn, daß ſie, wenn ſie können, keinen beſſern Kopf aufkommen laſſen, vermöge der Geſetze jener großen, angeſehenen Pinſel-Brüderſchaft, die auf Gottes weiten Erdboden, unter Theologen, Staatsmännern, Juriſten und andern ſolchen Menſchenkindern, ſo ausgebreitet wie die Freymaurerey, ja! ſelbſt eine Art Freymaurerey iſt. Mein Herr Stiefvater affectirte daher, von jedermann, der ſich in ſeinem Fache vorzüglich auszeichnete, thätiger als Andre war, ſich freymüthig als ein Feind der Thorheit, der Bosheit

Affen! Männer mit Kopf und Herz, die Euch die Wahrheit nicht verhehlen! Was kann unnüzzer ſeyn, als Eure herausgepuzten Puppen, die Ihr Soldaten nennt, mit denen Ihr, die Ihr vor allen feindlichen Anfällen ſicher ſeyd, mitten im Frieden, den Krieg ſpielt und denen der Hunger und die Sehnſucht nach ihren väterlichen Hütten aus den Augen blikken? Was kann geſchmakloſer ſeyn, als Eure Feſte, Eure Cour- und Galla-Tage, an denen kein Herz Theil nimmt, wo Ihr dem Zwange und der Langeweile Stunden opfert, die Ihr ſo nüzlich, ſo ſegenvoll, ſo ſelig verleben könntet?

Gebet Euren Unterthanen das erſte Beyſpiel in aller Art Tugend und Ehrerbietung gegen natürliche und konventionelle Geſezze, in Mäßigkeit, Arbeitſamkeit, Treue, Wahrheit und Häuslichkeit! Reſpektiret das ächte Verdienſt; zeiget Abſcheu gegen Ränke und Cabalen, ſen, gegen Ausſpäher und Anbringer und ſuchet das moraliſche Gefühl Eurer Mitbürger zu veredeln!

Machet Euch nicht zu Nachahmern, zu Dienern, zu Sklaven fremder Fürſten, indeß Ihr ſelbſt zu Hauſe den Genuß der ſüßeſten Herrſchaft, der väterlichen Herrſchaft über vernünftige und freye Menſchen, die Euch lieben, in vollem Maaße ſchmekken könnt!

Entſaget der thörichten Eroberungsſucht, und überzeuget Euch, daß hundert Menſchen glüklich und froh zu machen, unendlich ehrenvoller ſey, als Millionen mit Gewalt an das verhaßte Joch des Deſpotismus zu binden!

Verſchanzet Euch nicht in Euren langweiligen Reſidenzen gegen den armen, durch die Unter-Deſpoten gemißhandelten Landmann, der Euch gern ſeine Noth klagen mögte! Reiſet in die Provinzen; ſehet mit eignen Augen, höret mit eignen Ohren und verlaſſet Euch nicht auf die Berichte Derer, die Euch die Augen verbinden!

Ehret alle nüzlichen Stände und leidet nicht, daß ſich gewiſſe Claſſen privilegirt glauben, durch Hochmuth, Unwiſſenheit und Müßiggang ſich über fleißige und beſſere Menſchen zu erheben! Verbannet auf immer den Wahn, daß Verdienſte, perſönliche Vorzüge und das Rechte auf Ehrenſtellen und Staatsbedienungen vererbt und angebohren werden können!

Glaubet den ſchmeichleriſchen Buben nicht, die Euch für Statthalter Gottes, ja für Halbgötter ausgeben, den Heuchlern, die Euch wahrheitsliebende Leute verdächtig machen wollen! Sie zittern, aus Furcht entlarvt zu werden und hinter Eure Majeſtät wollen ſie ſich verkriechen, damit man ihre Schelmenſtükke nicht an den Tag bringe. Sie dürfen den beſſern Mann nicht aufkommen laſſen, damit Ihr das wahre Verdienſt nicht kennen lernet und ſie nicht ihr Anſehn verlieren.

Ehret den Mann und danket ihm, der Euch bittre Arzeneyen giebt! Wer Euch ſagt, daß Ihr die erſten Diener des Staats ſeyd, daß Ihr Eure Macht aus den Händen des Volks erhalten habt, (ein Saz, den der gute Kayſer Joſeph ſelbſt öffentlich bekannte) der meint es redlicher mit Befeſtigung Eures Throns, der iſt ein treuerer Diener, als Eure kriechende Sklaven. Jenen iſt der Stellvertreter der Nation heilig, Dieſe würden Euch noch heute verlaſſen, wenn ein andrer Tyrann Euch die Krone vom Haupte riſſe.

Rükket mit fort in der Cultur; leſet die Werke der Geſchichtſchreiber und Philoſophen, damit nicht unerwartet Wahrheiten in Cours kommen, worauf Ihr nicht vorbereitet ſeyd, an deren Misbrauch, wenn ein ſolcher Misbrauch zu fürchten wäre, niemand Schuld ſeyn würde, als Ihr, berufene Erzieher des Volks!

Allein glaubet nicht, daß man durch Zwangsmittel und Edikte Meinungen lenken und Aufklärung hindern könne! Erlaubet immer, daß jedermann laut rede, und ſeyd verſichert, daß niemand weniger zu fürchten iſt, als der Schwäzzer! Je mehr die Menſchen plaudern, deſto weniger handeln ſie. Widerſtand reizt, Einſchränkungen erbittern. Verbote von der Art ſind das ſicherſte Kennzeichen einer ſchwachen Regierung, erwekken den ſehr gegründeten Verdacht, daß Eure Schritte nicht ſicher ſind, daß Eure Grundſäzze das Licht ſcheuen. Was nicht in Teutſchland gedrukt werden darf, wird auswärts verlegt und was nicht öffentlich genoſſen werden darf, wird heimlich um deſto gieriger verſchlungen. Wenn die allgemeine Meinung zu Eurem Vortheile ſpricht; wenn ſo viel Herzen von Liebe und Verehrung für Euch erfüllt ſind, wenn man Euren guten Willen ſieht und Euren Einſichten trauet; was kümmert Euch dann das Geſchrey einzelner Schwindelköpfe? Und iſt das nicht der Fall; ſo gebet die Rolle ab, die Ihr nicht zu ſpielen verſtehet! Wenn die Wahrheit reiſt; ſo trägt ſie ihre Frucht und alle Welt ſieht, daß von dem Baume gut zu eſſen, und daß er lieblich anzuſchaun iſt. Dann ſeyd weiſe und ſtellet Euch an die Spitze der Aufſeher, damit es fein ordentlich dabey hergehe! Verbietet Ihr die Frucht; ſo fallen ſie Euch bey Nacht und Nebel darüber her, und wer iſt dann Schuld an der Verwirrung und an den blutigen Köpfen?

Fühlt Ihr nun die Nothwendigkeit, bald Eure Syſteme, Eure Maximen, Eure Verſaſſung zu ändern; (und wer von Euch ſollte die nicht fühlen?) murrt ſogar ſchon heimlich Euer Volk; ſo berufet die Landesſtände; berufet frey gewählte Repräſentanten aus allen Claſſen der Bürger; leget ihnen Eure Wünſche, Eure Klagen, Eure guten Entſchlüſſe vor; Ueberleget gemeinſchaftlich mit ihnen, wie zu helfen ſey; verheimlichet ihnen nichts! Ihr ſeyd Ihnen Rechenſchaft ſchuldig; gebet ſie freywillig, ehe man ſie Euch abnöthigt! Sie werden Euch das zum Verdienſte anrechnen und Ihr gewinnt dadurch an Macht und an Würde. Entwerfet beſtimmte Geſezze, die dem Genius des Zeitalters angemeſſen ſind, und entſaget aller willkührlichen Gewalt, die niemand verantwortlich ſeyn will! O! verſuchet es, und glaubet, Ihr werdet Euch glücklicher und größer dabey fühlen, als jezt. Aber Eure Vezire, Eure Paſchas, die ſind es, die Euch dahin nicht kommen laſſen wollen — trauet ihnen nicht!

Ich bin ein ſchlichter Mann, freylich ehemals bey des Kayſers von Abyſſinien Majeſtät kein unbedeutendes Subjekt geweſen, aber jezt Notarius caeſarius publicus in Bopfingen, und nichts weiter. Meinetwegen könnte es alſo wol noch ſo bunt in der Welt hergehn; ich verlöre nichts dabey. Aber ich denke immer, ich müſte doch auch ſo meine unmaßgebliche Meinung ſagen zu dem heutigen Revolutionsweſen. Quaeritur: ob Ihr dieſes mein opusculum leſen werdet? — Das ſteht nun freylich dahin; indeſſen dixi, et liberaui animam meam.

Inhalt.

Einleitung. Seite 1.

Erſter Abſchnitt. Wer kann richtig über große Weltbegebenheiten urtheilen? 13.

Zweiter Abſchnitt. Bemerkungen über gewaltſame Revolutionen überhaupt. 24.

Dritter Abſchnitt. Anwendung dieſer Säzze auf die franzöſiſche Revolution. 33.

Vierter Abſchnitt. Welche Staats-Verfaſſung iſt die beſte. 88.

Fünfter Abſchnitt. Ob die Welt ohne Staats-Verfaſſungen und Religions-Syſteme beſtehn könnte? 100.

und der feyerlich ernſthaften, erhabnen Stupidität erklärte — von ſolchen Leuten affectirte er, mit Verachtung und Mitleiden zu reden, und hatte der Mann gar ſich einfallen laſſen, ein Buch zu ſchreiben, worinn man Meyeri acta pacis Weſtphalicæ nicht citirt, keinen titulum, keinen legem allegirt fand (wäre auch das Buch voll der wohlthätigſten, hellſten Philoſophie geweſen) dann zuckte man die Achſeln über den ſogenannten Belletriſten. Indeß dieſer Belletriſte den Segen ſo vieler Edlen einerndtete, die durch ihn getröſtet, erleuchtet, aufgerufen wurden zu höherm Berufe; indeß er Wahrheiten ausbreitete, die der ganzen Menſchheit wichtig waren und dieſer ſo lange unmündig geweſenen Menſchheit veniam ætatis verſchaffen, eine ſanfte, wohlthätige Revolution der geſunden Vernunft befördern helfen ſollten; indeß er, bey ſeiner nächtlichen Lampe ſitzend, gegen Noth und Kummer aller Art kämpfend, ſeine arme Familie von dem geringen Erwerbe ſeiner literariſchen Producte ernährte; widmeten Sr. Excellenz, mein Herr Stiefvater, ihre Stunden dem wichtigen Fütterungs- und Verdauungswerke, oder, in Geſellſchaft dreyer würdigen alten Damen, dem Cartenſpiele, und redeten im Vorbeygehn von jenem Manne, in ſpöttiſchem Tone, als von einem unnüzen Müſſiggänger.

Sechſter Abſchnitt. Ob unſre heutigen Staats-Verfaſſungen auf ächten Grundſätzen beruhen und der Stimmung des Zeitalters angemeſſen ſind? 115.

Siebenter Abſchnitt. Welche Art von Revolution in den Staats-Verfaſſungen zu erwarten, zu befürchten, oder zu hoffen ſey? 139.

Achter Abſchnitt. Wie allen gewaltſamen Revolutionen vorgebeugt werden könne. 152.

Briefe,

auf einer Reiſe

aus

Lothringen

nach

Niederſachſen

geſchrieben;

herausgegeben

von

Adolph, Freyherrn Knigge.

Hannover,

bey Chriſtian Ritſcher

1793.

[illegible] 520

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Bayeriſche
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Erſter Brief.

Metz, den 2ten May, 1792.

Es iſt nun feſt bey mir beſchloſſen, theuerſter Freund! auf immer verlaſſe ich dieſe Gegenden. Der Traum von einem ruhigen, ſorgenfreyen Leben, das ich hier zu führen dachte, iſt verſchwunden; Ich ſehe voraus, daß man in allen franzöſiſchen Provinzen bald Scenen erleben wird, gegen die ſich mein Herz empöhrt. Von allen Seiten her droht Krieg; die innere Gährung iſt allgemein; und ſollten ſich fremde Mächte thätig in dieſe Angelegenheiten miſchen, wie es nun den Anſchein hat; ſo dürften wohl Elſaß und Lothringen der Schauplatz eines Krieges werden, den gegenſeitige Erbitterung und die Stimmung, in welcher jetzt die franzöſiſche Nation iſt, zu einem der blutigſten unſers Jahrhunderts machen können. Ich will alſo fort von hier, ehe dies Gewitter ausbricht.

Wem ſein Beruf ins Schlachtfeld winkt,
Der folge dieſer Bahn!
Er geh', wo Schwerdt und Lanze blinkt,
Mit kühnem Schritt voran!

Der ſchmetternden Trompete Klang
Sey ſeine Melodie,
Der Donner und der Schlachtgeſang
Ihm ſüße Harmonie!

Er wanke nicht, wenn hier und dort
Der Freund, der Bruder fällt;
Er ſchreite über Leichen fort
Und kämpfe, wie ein Held!

Mich reizt des Sieges Lorbeer nicht,
In Bürgerblut getränkt;
Mein Herz folgt einer mildern Pflicht,
Die meinen Wunſch beſchränkt.

Ein ſtilles Plätzchen ſuch' ich mir,
Wo goldner Frieden thront;

Wo, fern von Glanz und Ruhmbegier,
Beſcheidne Einfalt wohnt;

Wo, an des Freundes ſanfter Hand,
Auf einer ſichern Bahn,
Vom großen Haufen unerkannt,
Ich traulich wandeln kann;

Wo mich Aurorens Morgengruß
Aus ſüßem Schlummer weckt;
Wo mich, im fröhlichen Genuß,
Kein Waffenlerm erſchreckt;

Wenn Studium, wenn Wiſſenſchaft
Den heitern Geiſt erhebt —
Und wenn der Muſen Zauberkraft
Mein weiches Herz belebt,

Indeß mir manche freye Zeit
Mein Saitenſpiel verkürzt
Und froher Muth und Mäßigkeit
Mein leichtes Mahl mir würzt.

Ein ſolches Plätzchen will ich mir ſuchen, oder es iſt vielmehr ſchon gefunden, denn, kurz von der Sache! ich bin feſt entſchloſſen, mit unſerm gemeinſchaftlichen Freunde M* * * nach Nord-America zu ziehn. Mein kleines Vermögen habe ich in baares Geld und Wechſel verwandelt; Es iſt unmöglich, beſſer mit einer ſolchen Summe zu wuchern, als wenn man dafür in jenem glücklichen Welttheile Ländereyen kauft, die von Jahre zu Jahre im Preiſe ſteigen. Will man dieſe, noch mit Holz bewachſenen Aecker auch gar nicht urbar machen, ſondern nachher in demſelben Zuſtande wieder verkaufen; ſo kann man doch ſein Capital vielleicht nach kurzer Friſt verdoppelt zurückziehn. Das iſt aber nicht mein Zweck; Ich will ein Landmann werden — der erſte, natürlichſte, nützlichſte und glücklichſte Stand in der menſchlichen Geſellſchaft! Ich nehme Knechte und Mägde mit mir; dann ſcheint mir zu dieſer patriarchaliſchen Einrichtung nichts zu fehlen, auſſer einer braven Hausfrau, und Dieſe ſollen Sie mir unter den ſächſiſchen Mädchen ausſuchen.

Noch bin ich nicht ganz beſtimmt, in welcher Gegend von America ich mich anſiedeln will; Darüber muß ich erſt Rückſprache mit M* * * nehmen, den ich zu Ende des Auguſt-

Monats in Hamburg oder Bremen finden und mit ihm im September die Reiſe machen werde. Bis dahin habe ich mir vorgeſetzt, noch ein wenig in Teutſchland herumzuziehn. Sehen Sie Sich indeß unter den Töchtern des Landes nach einer Gefährtinn für mich um! Haben Sie dann etwas auf der Spur; ſo geben Sie mir einen Wink und ich eile zu Ihnen. Auf jeden Fall aber hoffe ich Sie in der Auguſt-Meſſe in Braunſchweig zu umarmen, um von Ihnen Abſchied zu nehmen und mir Ihren Segen zu erbitten. Eines ſo guten Mannes Segen wird mich auf dem Meere vor Sturm bewahren und meine Unternehmungen in fernen Welttheilen begünſtigen.

Morgen gehe ich von hier, und macht es Ihnen keine Langeweile; ſo ſchicke ich Ihnen vielleicht von Zeit zu Zeit einige Bemerkungen über die Oerter, die ich durchreiſen werde. Leben Sie wohl!

Zweyter Brief.

Saarbrück, den 5ten May.

Sie ſind nie in dieſen Gegenden geweſen, mein Lieber! und ſo erlauben Sie mir denn, Ihnen eine kleine Schilderung von der Stadt zu entwerfen, in der ich ſeit vorgeſtern mich umhertreibe.

Saarbrück, dieſſeits der Saar, und St. Johann, jenſeit des Fluſſes, ſind durch eine neue, ſchöne Brücke verbunden und machen Eine Stadt von ziemlichem Umfange aus. Die Häuſer, beſonders in dem dieſſeitigen Theile, ſind durchaus maſſiv, manche darunter in gutem, reinem Geſchmacke gebauet und die Gaſſen, deren einige breit ſind und gerade laufen, haben ein freundliches Anſehn. Unter den Einwohnern ſcheint Wohlſtand zu herrſchen; auch trifft man hier Kaufmannshäuſer an, deren Handel nicht unbedeutend iſt, da, auſſer der groſen Straſe aus Frankreich nach Teutſchland, die ſchiffbare Saar ihnen auch Gelegenheit giebt, ihre Waaren zu Waſſer in die Moſel und von da auf dem Rheine nach Holland zu verſenden; Steinkohlen und Eiſen ſind wie bekannt, wichtige Landesproducte.

Die Einwohner von St. Johann ſtehen, in Anſehung der Höflichkeit, ein wenig mit den Sachſenhäuſern in Frankfurth am Mayn in gleichem Rufe; in Saarbrück ſelbſt hingegen habe ich die Leute immer ſehr geſittet und gegen Fremde zuvorkommend und gaſtfrey gefunden. Was mich noch freuet, iſt, daß, ungeachtet der Nachbarſchaft von Frankreich, ſich hier unter den Bürgern aller Claſſen ſo viel teutſche Gradheit und Biederherzigkeit erhalten haben. Hierinn geht ihnen der regierende Fürſt mit gutem Beyſpiele vor, der, obgleich er ſelbſt ſo lange in franzöſiſchen Dienſten geweſen iſt – (Sein Haus beſaß vor der Revolution ein eignes, ſehr ſchönes, ausgezeichnetes Infanterie-Regiment in denſelben und ein anders von ſchwerer Cavallerie wurde für ihn errichtet) dennoch der Gallomanie und Nachahmungsſucht, wovon die Rheingegenden ſo ſehr angeſteckt ſind, äuſſerſt feind iſt. An ſeinem Hofe wird faſt immer teutſch geredet; Er hat ein Liebhaber-Thea-

Nun war zum Unglücke mein verſtorbner Vater ein Weſen von ganz andrer Art, war ein ſehr geſchäftiger, hellſehender, für Alles Gute und Große warmer Mann geweſen; Meine Mutter konnte ſich nicht enthalten, Seiner zuweilen mit Lob und Achtung zu erwähnen; das erregte dann den hämiſchen Neid des Herrn von Bärenhaupt und dieſer Neid erzeugte in ihm einen Haß gegen mich. Je mehr ich heranwuchs, je mehr Anlage zu einer freyen, kühnern Denkungsart und einem offnen, thätigen Weſen er an mir zu bemerken glaubte, deſto mehr wuchs ſein Widerwillen, wozu ſich vielleicht noch der getäuſchte Eigennutz geſellte, indem er ſich geſchmeichelt hatte, mit meinem Vermögen nach Willkühr ſchalten und walten zu können, die Gerichte aber mir einen andern Vormund geſetzt hatten, der ihm auf die Finger ſah. Er ſuchte mich bey jeder Gelegenheit niederzudrücken, ſchilderte mich oft in meiner Gegenwart als einen verſchrobenen Kopf, als einen Knaben, der nie etwas lernen, der zu allen ernſthaften Geſchäften unbrauchbar bleiben würde. Durch dieſe elende Behandlung hätte er mir leicht alle Kraft unterdrücken, mir Muth und Zuverſicht zu mir ſelber benehmen können; allein eben weil er es damit zu arg trieb; erfolgte die gegentheilige Würkung. Meine Lebhaftigkeit wurde freylich ter errichtet, auf welchem er ſelbſt, wenn er geſund iſt, (ſeit einiger Zeit iſt er unpäßlich) die gute Fürſtinn, der Hof und zuweilen Fremde, die ſich hier aufhalten, vaterländiſche Stücke aufführen. Auſſer dem kleinen Schauſpiel-Saale, der im Schloſſe iſt, hat der Fürſt noch ein ſehr geſchmackvolles groſſes Commödienhaus in der Stadt zu dieſem Gebrauche erbauen laſſen. Ich habe mehrmals von Metz aus dieſen Vorſtellungen beygewohnt und manche Schauſpiele in großer Vollkommenheit aufführen geſehn.

Das hieſige Schloß gehört mit zu den ſchönſten Fürſten-Wohnungen in Teutſchland. Es beſteht aus einem Corps de logis mit zwey Flügeln und einigen Neben-Gebäuden, liegt, nach der Stadt zu, an einem freyen Platze, wo es ſehr gut in die Augen fällt und hat an zwey andern Seiten, über einen geſchmackvoll eingerichteten Schloßgarten hinaus, eine herrliche Ausſicht in die umliegende ſchöne Gegend.

Neben dem Schloſſe iſt noch ein ſogenannter Wintergarten angelegt, den ich Ihnen genauer beſchreiben muß. Ueber einem niedlichen

Bosquette iſt ein großes Haus gebauet, oder vielmehr in einem weitläuftigen Gebäude ſind Pflanzungen angelegt. Die Säulen, worauf dieſer ungeheure Saal ruht, ſind mit Baumrinde bekleidet und ſcheinen alſo Bäume zu ſeyn; die Decke, wo ſie hie und da durch das Gebüſch hindurch ſichtbar wird, iſt wie der Luft-Himmel gemalt; Fenſter und Oefen ſind durch Hecken und Bäume maskirt, ſo, daß man mitten im Winter die Täuſchung hat, an einem ſchönen Sommertage in einem kleinen engliſchen Garten ſpatzieren zu gehn. Da findet man dann vielerley Arten ausländiſcher und einheimiſcher Stauden, Gewächſe, Blumen, Früchte; Vögel fliegen in den Gebüſchen herum und beleben mit ihrem wilden Geſange die Scene; In einer kleinen Grotte ſprudelt friſches Waſſer und das Ganze iſt in der That überraſchend, wenn rund umher die Erde mit Schnee bedeckt iſt, die entblätterten Bäume traurig da ſtehen, und man dann in dies Gebäude tritt und auf einmal zurück in den Julius-Monat gezaubert wird.

Der regierende Fürſt lebt mit ſeiner jetzigen vortreflichen Gemahlinn, die er ſich, mit

Hinwegſetzung über die elenden Convenienzen von Stand und Geburt, nach ſeinem Herzen gewählt hat, ein glückliches häusliches Leben, wovon ſo wenig Fürſten einen Begriff haben. Er erfüllt dabei pünctlich ſeinen Beruf und geht keinen Abend zur Ruhe, ohne alles geleſen und überlegt zu haben, was ihm eingereicht worden iſt und am folgenden Tage entſchieden und ausgefertigt werden ſoll; Ordnung, weiſe Sparſamkeit und ſtrenge Gerechtigkeit bezeichnen jeden ſeiner Schritte, und dennoch iſt ſein Hofſtaat glänzender und ſein Gefolge zahlreicher, wie an manchen viel größern Höfen — So viel kömmt auf eine weiſe Einrichtung und ordentliche Verwaltung der Finanzen an!

Der vorige Fürſt bauete viel, brachte Handel, Fabriken und Manufacturen in Aufnahme; Allein dies geſchahe mit einem ſo großen Koſten-Aufwande, daß, als ſein Herr Sohn, der jetzige Fürſt, zur Regierung kam, eine kaiſerliche Commiſſion unvermeidlich ſchien. Es fand Dieſer aber Mittel, eine ſolche Landplage zu entfernen: Er ſetzte eine gewiſſe jährliche Summe zu Tilgung der Schulden feſt, welche von der Zeit an nicht nur pünctlich abgetragen, ſondern noch überſchritten wurde, und jetzt bleibt, wenn alles etatmäßig bezahlt iſt, immer noch eine Jahrs-Einnahme im Voraus in den Caſſen liegen, obgleich die Anzahl der Dienerſchaft und der übrige Aufwand ſich von Jahre zu Jahre eher vermehrt, wie vermindert haben. Einige geſchickte Männer, welche die Geſchäfte führen, ſind gut beſoldet und am Hofe nehmen Fremde, die einiges Vermögen haben, bey freyer Tafel, Wohnung, Fourage für Pferde und andern Vortheilen, mit nicht ſtarker Gage gern einen Titel an, vermehren, durch einen anſtändigen Aufwand, den Glanz, um ein Leben zu führen, wie ſie ſich's in keiner andern Lage angenehmer wünſchen könnten. Die herrſchaftliche Tafel iſt vortreflich; es fehlt am Hofe an keiner Art von Vergnügung, nach den verſchiedenen Jahrszeiten, als: Jagd aller Gattung, Fiſchfang, Schauſpiele, Concerte, Tanz, Spiel, Mascaraden, Schlittenfarthen, Land-Partien, nützlicher Unterhaltung und Lectüre. Dabey herrſcht in dieſen Cirkeln ein freyer Ton, mit Würde und Anſtand verbunden. Der Fürſt liebt fröhlichen Scherz und gute Laune, ehrt

Kenntniſſe, iſt ſelbſt ſehr unterrichtet, beleſen und witzig. Seine Dienerſchaft iſt ihm herzlich zugethan, obgleich ſie ihn auch fürchtet, aber ſeine Güte und ſein Zutraun ſind auch ſchon oft gemisbraucht worden und nicht ſelten erndtet er von Leuten, die er aus dem Staube emporgehoben hat, für ſeine Wohlthaten niedrigen Undank und Verleumdung ein; aber er verzeyht, erträgt und ſcheint es nicht zu bemerken, ſo lange ſich's irgend aushalten läſſt.

Auſſer dem Kreis-Contingente unterhält der Fürſt eine Garde, die aus ſchönen Leuten beſteht und geſchmackvoll gekleidet iſt und einige Reuter. Was mich, der ich nichts vom Soldatenweſen verſtehe, am mehrſten dabey intereſſirt, iſt die vorzüglich gute türkiſche Muſic auf der Parade. Sie iſt beſſer und vollſtändiger beſetzt, wie die, welche die franzöſiſchen Schweizer-Regimenter ehemals hatten. Unter andern ſind Poſaunen und Serpents dabey, die herrliche Würkung machen. Warum wird wohl, beſonders in Teutſchland, das letztere Inſtrument ſo wenig gebraucht? Vogler hat in ſeinen ſchwediſchen Opern beyde zu rechter Zeit anzuwenden gewuſſt und es iſt keinem Zweifel unterworfen, daß ſich, im hohen Styl, gewaltig viel damit machen läſſt.

Die Poſt in das teutſche Reich geht ab und ich denke, mein Brief iſt lang genug. Ich ſchlieſſe ihn mit der Verſicherung ꝛc.

Dritter Brief.

Saarbrück, den 6ten May.

Kaum iſt mein Brief an Sie, mein theuerſter Freund! fort; ſo fange ich ſchon wieder einen neuen an. Ich wandre jetzt ein wenig in der hieſigen Gegend herum, die in der That durch die ſchöne Abwechſelung von Bergen und anmuthigen Thälern reizend iſt und mit der ich noch wenig bekannt war, weil ich immer nur im Winter hier geweſen bin.

Der Ludwigsberg iſt eine Anhöhe, kaum eine Viertelſtunde weit von hier entfernt. Auf derſelben liegt ein niedliches Luſtſchloß, das dem Fürſten, einen Theil des Sommers hindurch, zum Aufenthalte dient und von woher man die Stadt überſieht. Das Schloß iſt klein, aber geſchmackvoll gebauet, eingerichtet und verziert. Kürzlich hat der Fürſt auch ein ſchönes maſſives Orangerie-Haus daſelbſt aufführen laſſen. Dann ſind hier noch Ställe und andre Gebäude; Die Hof-Cavaliere aber wohnen in kleinen Neben-

häu

häuſern, welche zerſtreuet liegen und von Auſſen verſchiedne Formen haben. So ſieht man in einem Wäldchen einen Holzſtoß und wird überraſcht, wenn man in demſelben ein Paar hübſche Zimmer für den Hofmarſchall eingerichtet findet. An einem andern Platze hat eine ähnliche Wohnung von Auſſen die Geſtalt einer Eisgrube. Auf einer Wieſe im Thale ſteht ein Fuder Heu; Man ahndet nicht, daß ſonſt etwas darinnen verborgen ſeyn könnte; aber nun thut ſich eine Thür im Hintertheile des Wagens auf; man zieht eine kleine Treppe hervor, öfnet die verſteckten Seiten-Fenſter und hat dann einen Speiſeſaal vor ſich. Ueberhaupt iſt bey den Anlagen mancher artiger und neuer Einfall angebracht; die Spatziergänge ſcheinen von der Natur ſelbſt eingerichtet zu ſeyn und ſelten wird man die ängſtliche Hand der Kunſt gewahr. Eine Einſiedler-Capelle iſt von einem Gottes-Acker umgeben; Auf demſelben liegen alte bemooste Leichenſteine mit Inſchriften, und dieſe Inſchriften enthalten Anſpielungen auf kleine characteriſtiſche Züge der Perſonen des Hofes, (als wären ſie geſtorben und lägen hier begraben) mit viel Witz entworfen, doch ſo, daß niemand dadurch gekränkt werden kann. Manche Gegenden des Gartens, wo die Ausſicht beſchränkt iſt, oder die ſonſt öde ſcheinen mögten, ſind durch Gruppen von bekleideten menſchlichen Figuren belebt. Da findet man, zum Beyſpiel, an dem Rande eines Baſſins, auf einer Waſch-Bank, einige Wäſcherinnen, die lebendig zu ſeyn ſcheinen, mit ihrer Arbeit beſchäftigt. Da ſteht, neben einem Felſen, Moſes, der, wenn man eine gewiſſe Stelle berührt, mit ſeinem Stabe an den Felſen ſchlägt, aus welchem dann Waſſer hervorquillt. Allein der Fürſt, deſſen Geſchmack ſehr eckel iſt, hat einige Dinge dieſer Art doch für kleinliche Spielwerke gehalten und ſie wegräumen laſſen, wodurch Platz für den engliſchen Garten gewonnen iſt. Nur in dem ſchönen Tannenwäldchen ſind verſchiedne Gegenſtände dieſer Art ſtehn geblieben, wie unter andern eine Höhle, auf welche man unvermuthet ſtößt und in derſelben eine Geſellſchaft Zigeuner gelagert findet.

Auf dem Hall-Berge, einer etwas beträchtlichen Anhöhe, ungefehr drey Viertel-Stunden weit von der Stadt entlegen, ſteht das

Luſtſchloß Mon plaiſir. Die Anlagen, welche hier gemacht worden, ſind in einem andern Geſchmacke und hie und da regelmäßiger, wie die auf dem Ludwigsberge. Die eine Seite des Hügels iſt mit Weinſtöcken bepflanzt, mehr um im Herbſte dem Hofe ein angenehmes Feſt zu geben, das eine Weinleſe vorſtellt, wie in der ernſtlichen Abſicht, hier trinkbaren Wein zu ziehn. Der Straßendamm, auf welchem man bis zu dem Gipfel des Hügels gelangt, iſt an beyden Seiten mit Laternenpfählen beſetzt. Das Schloß iſt klein, aber artig eingerichtet. Der menſchenfreundliche Fürſt hat über ein Camin im Speiſeſaale eine Inſchrift ſetzen laſſen, wovon ich nur die letzte, einladende Zeile behalten habe:

Je veux, que mon plaiſir ſoit le plaiſir
des autres.

Es fehlte ehemals auf dem Berge an Waſſer; Der Oberjägermeiſter, ein würdiger Mann, fand eine Quelle, und nun iſt vor dem Schloſſe ein Baſſin angelegt, in welches ſich aus einer Urne dieſe Quelle ergieſſt; Auf der Urne aber iſt zu leſen: „daß der Freund lich auf eine Zeitlang herabgeſtimmt, die beſten Triebe blieben vorerſt ungenützt und ich bekam eine Abneigung gegen das, was mein Stiefvater Gelehrſamkeit und Fleiß nannte; aber dagegen reizte der ungerechte Druck zum Widerſtande und unbillige Verachtung erweckte das innere Gefühl meines Werths; ich faßte eine um deſto höhere Meynung von mir ſelber, je deutlicher ich ſahe, daß Leidenſchaft im Spiele war, wenn man mich und Andre glauben machen wollte, ich ſey gar nichts, könne gar nichts werden. Die Hofmeiſter, denen meine Erziehung anvertrauet wurde, waren, wie man ſichs vorſtellen kann, gleichfalls ſehr mittelmäßige Menſchen und langweilige Pedanten, unfähig ſich des ſchweren Verbrechens ſchuldig zu machen, mehr zu wiſſen als der gnädige Herr, ſondern vielmehr bereit, tief gebückt, jedes Wort aus ſeinem Munde wie einen Orakelſpruch aufzufangen. Daß ich durch den Unterricht dieſer Leute in Wiſſenſchaften und Kenntniſſen, nicht weit fortrückte, begreift ſich leicht; aber noch nachtheiligern Einfluß auf meine Bildung hatte der Umſtand, daß ich jeden Augenblick das Uebergewicht meiner geſunden Vernunft über die meiner Lehrer und Erzieher fühlte, und dieſe Menſchen mir von allen Seiten ſo verächtlich vorkamen, daß dadurch denn meine Begriffe von dem Einfluſſe der

Wiſ-

„und Oberjägermeiſter des Fürſten das Verdienſt der Auffindung dieſer Quelle habe, „wofür ihm ſein Herr hierdurch ſeine Dankbarkeit bezeugen wolle.“ Solche kleine Züge ſind dem Beobachter um ſo willkommner, je gewöhnlicher es iſt, daß Fürſten immer alles ſelbſt gethan haben wollen und die Geſchichte mit den Inſchriften in die Wette lügt, um das Verdienſt von wohlthätigen Anſtalten und großen Anlagen auf die Rechnung der Regenten zu ſchreiben, die gar nichts, nicht einmal das Geld, dazu hergegeben haben, indeß die Namen der wahren Schöpfer, Erfinder und Vollender ſolcher Werke und der geſchickten Künſtler, die daran gearbeitet haben, nach wenig Jahren gänzlich in Vergeſſenheit kommen. Morgen und die folgenden Tage hindurch werde ich mit einem Paar Herrn vom Hofe eine kleine Reiſe in die Nachbarſchaft machen, ſodann den Jägersberg ſehn und von da wohl ſchwerlich wieder hierher zurückkommen. Aus Zweybrücken erhalten Sie alſo den nächſten Brief von Ihrem ꝛc.

Vierter Brief.

Zweybrücken, den 11ten May.

Recht ſchmerzlich war mir der Abſchied von meinen Freunden in Saarbrück; Ich fuhr indeſſen den 7ten mit meiner Geſellſchaft nach Dudweiler. Dort hat der Fürſt ein Haus, wohin er einmal des Jahrs zu gehn pflegt, um in den reich beſetzten Teichen in ſeiner Gegenwart fiſchen zu laſſen. Es wird dann eine ländliche Mahlzeit gehalten, die größtentheils aus dieſen gefangnen Fiſchen beſteht und von welcher aller ſtädtiſcher Zwang und Prunk verbannt ſind. Auf einländiſchem Porcelain wird geſpeiſt. Es iſt nämlich in Ottweiler eine Fabric angelegt, in welcher eine Art weiſſes Stein-Porcelain verfertigt wird, das mit dem engliſchen, ſowohl was die Güte, als was den wohlfeilen Preis, die Dauer, Feuerfeſtigkeit und die Schönheit der Formen betrifft, wetteifern kann. Der Fürſt läſſt die Speiſen in den Caſſerolen von dieſer Maſſe, in welchen ſie gekocht worden, auftragen.

In Dudweiler iſt auch eine anſehnliche Stuterey; das Merkwürdigſte daſelbſt aber iſt ein brennender Berg, nämlich eine Anhöhe, auf welcher nun ſchon ſeit beynahe hundert Jahren der Boden beſtändig heiß iſt. Des Nachts und wenn man mit einem Stocke in die Erde ſtößt, kommen kleine Flämmchen hervor. Dieſe Erſcheinung rührt ohne Zweifel von dem unterirdiſchen Brande eines Steinkohlen-Bergwerks her, woraus nun, da man es aufzurühren nicht wohl wagen darf, nichts weiter wie Alaun gewonnen wird.

Wir fuhren des andern Morgens nach Jägersberg, einem Jagdſchloſſe des Fürſten. Dies Schloß liegt hoch, von Waldung umgeben, die zu einem Parforce-Jagd-Park eingezäunt iſt, am Abhange des Berges aber, unmittelbar an den engliſchen Garten ſtoßend, das Dorf Neukirchen. Die hintre Seite des Schloſſes hat die Ausſicht auf Terraſſen, die, den Berg hinab, faſt bis zu den beträchtlichen Eiſenhütten fortgeführt ſind, welche im Thale liegen. Das maſſive Gebäude iſt in der Form eines halben Mondes gebauet, hat auf den beyden Flügeln nur ein Erdgeſchoß, da hingegen in der Mitte noch eine Etage aufgeſetzt iſt. Jeder Gegenſtand, den man hier erblickt, hat Bezug auf die Jagd, welche der Fürſt vormals, mehr wie jetzt, auſſerordentlich liebte. Oft hat ein Hirſch die nachſetzenden Jäger zwölf Stunden Weges weit gelockt (denn Sie wiſſen vermuthlich, daß, nach den Conventionen der Parforce-Jäger, bey Verfolgung des Wildes, keine Gränze reſpectirt wird.) Als ich das erſtemal in Saarbrück war, fand ich den Marſtall mit dreyhundert Pferden beſetzt, wovon ein großer Theil zu dieſem Vergnügen beſtimmt war. Piqueurs und Hunde verſtehen ihr Handwerk und der Aufzug bey der Parforce-Jagd iſt glänzend. Das Schloß iſt von Auſſen gänzlich bekleidet mit einer ungeheuren, daran feſtgenagelten Menge von Geweyhen der gejagten Hirſche. Der Hof bringt den Herbſt hier zu, und dann iſt von nichts wie von Jagd die Rede. Hier bedient ſich der Fürſt auch eines Silber-Services, wovon die Knöpfe der Terrinen und Glocken in Geſtalt von Hirſch- und Schweinsköpfen gearbeitet ſind. Einige Zimmer aber ſind verziert mit Tafeln, auf welchen man hinter Glas, das Verzeichniß der in jedem Jahre parforce gejagten Hirſche ſauber eingeſchrieben ſieht, nebſt den genauern Nachrichten von den dabey vorgefallnen Umſtänden. — So hat doch der arme Hirſch den Troſt, daß die Geſchichte ſeines Märtirer-Todes verewigt wird und die Wand eines Fürſten-Pallaſtes ziert.

So gut wird's nicht dem armen Büchermacher,
Den heiſſer Trieb des Nachruhms plagt,
Wenn ihn das Heer gelehrter Widerſacher
Am Helicon parforce jagt.

Es wittert bald der Recenſenten Meute
Des unberufnen Autors Pfad,
Der, kraftlos, ſich, der wilden Jagd zur Beute,
Im Lohrbeer-Wald verlohren hat.

Kaum ſtreckt der Wicht aus Phöbus heil'gem Haine
Voll Angſt den leeren Kopf hervor;
So packt ihn ſchon ein Critiker beym Beine
Und dort ein Ariſtarch beym Ohr.

Er fiele gern von ſo berühmten Händen,
Wär' nur ſein Lohn Unſterblichkeit,
Und trotzte nur ſein Nam' an goldnen Wänden
Der traurigen Vergeſſenheit.

Nun aber wird, als wär er nie geweſen,
Kein Mund zu ſeinem Lob' bewegt.
Sein anders Ich, ſein Werk wird ungeleſen
Zu Pfeffer-Düten hingelegt.

Mit Hoffmann *), Meerſ' **) und . . . . ***) Fragmenten,
Hat ſein Octavband gleiches Glück —
So kläglich geht's den Männern von Talenten;
So hart verfolgt ſie das Geſchick!

---

*) Ein großer Schriftſteller in Wien.

**) Merſe, oder Maſius; ein berühmter Welt-Reformator und Religions-Vereiniger.

***) Ein menſchenliebender und beſcheidner Arzt, weiſer Politiker und gewiſſenhafter Geſchichtſchreiber, der ſeit einiger Zeit, ſehr unſchuldig, viel von der allgemeinen Undankbarkeit des Publicums hat leiden müſſen.

Auch die teutſche Jagd und die Reyher-Beitze liebte vormals der Fürſt von Naſſau ſehr und zu jeder dieſer Arten von Jagd wird vom ganzen Hofe eine beſondre Uniform getragen. Zuweilen verirren ſich Wölfe, durch die vogeſiſchen Gebürge, in das Saarbrückſche und werden dann aufgetrieben und geſchoſſen.

Das Schloß in Jägersberg iſt, beſonders was die Zimmer des Fürſten betrifft, geſchmackvoll meublirt. Mir gefiel unter andern die Einrichtung eines Schlafzimmers, in welchem, dem Fenſter gegenüber, ein erhöheter Alcoven angebracht iſt. Die Rückwand dieſes Alcovens beſteht gänzlich aus einem großen Spiegel. Vor dieſem ſteht dann das Bette, ſo, daß der Fürſt, wenn er in demſelben liegt, die durch das Fenſter in dem Spiegel ſich darſtellende Gegend wie ein Landſchafts-Gemälde zur Seite erblickt.

Mein Weg von Jägersberg nach Heidelberg zu, führte mich bey dem Carlsberge, dem gewöhnlichen Aufenthalte des zweybrückſchen Hofes, vorbey. Nun hatte man mir ſo viel von der Pracht und der Vortreflichkeit der Anlagen erzählt, die man dort bewundert, daß ich neugierig war, dieſe Schätze mit eignen Augen zu ſehn. Ich wuſſte aber, daß niemand, ohne ausdrückliche Erlaubniß des Herzogs, ſich dem Carlsberge nähern, viel weniger ſeine Merkwürdigkeiten beſehn darf. Deswegen hatte ich mir dann, durch eine fürſtliche Verwendung von Saarbrück aus, dieſe Erlaubniß auszuwirken geſucht, und auch erlangt. Meine Reiſegeſellſchafter erboten ſich, mich bis dahin zu begleiten; Es muſſte aber der vom Herzoge ausgefertigte Verwilligungs-Befehl namentlich auf ſie mit ausgedehnt ſeyn, wenn ſie nicht von dem Vergnügen, das dortige Schloß und die Anlagen in Augenſchein zu nehmen, ausgeſchloſſen werden ſollten. Nachdem dies alles in Ordnung gebracht war, fuhren wir geſtern früh von Neukirchen oder Jägersberg ab. Der Weg führt beſtändig durch umzäumte Parforce-Parks, die dem Herzoge von Zweybrücken gehören, in welchen ſelbſt Dörfer liegen, deren Einwohner ſich dann, ſo gut ſie können, mit dem Wildbrette um ihre Producte vergleichen.

Der Herzog war gerade abweſend und wir hatten daher volle Muße, den Carlsberg zu be-

ſehn.

ſehen. In der That iſt die Pracht, welche da im Schloſſe herrſcht, unglaublich; Man ſagt, der Kaiſer Joſeph ſelbſt ſey darüber erſtaunt. Der Reichthum der, mit dem ſeltenſten Geſchmacke angebrachten Vergoldungen, Spiegel, Kronleuchter u. d. gl. blendet die Augen. Man ſieht da Stühle, wovon, wie man mich verſichert hat, das Stück funfzig neue Louisd'or koſtet. Was man ſonſt nur als Seltenheiten einzeln in Cabinetten aufgeſtellt ſieht, findet man hier zu Meubles verwendet. Koſtbare Sammlungen von ausländiſchen Vögeln ſind für viel tauſend Gulden gekauft; dann hat man den Vögeln die Federn ausgezogen und dieſe Federn in atlaſſene Tapeten eingewürkt, mit Beybehaltung der Vorſtellung von den Thieren, denen ſie angehört haben. Nach dieſem Verhältniſſe iſt alles Uebrige dort groß und prachtvoll; Man rechnet die Anzahl der Pferde, welche der Herzog hält, auf funfzehnhundert; Ein Cabinet ſahe ich auf dem Carlsberge, worinn eine Sammlung von mehr als tauſend ſeltenen Pfeifenköpfen verwahrt wird; eine Menagerie von Katzen aller Gattungen, deren Anzahl allen Glauben überſteigt und — kurz! es iſt der Mühe werth, dies Feen-Schloß mit ſeinen Schätzen zu ſehn.

Nach einem leichten Mittagsmahle, das wir im Wirthshauſe einnahmen, trennte ich mich von meinen gütigen Freunden; Sie ritten nach Saarbrück zurück und ich fuhr hierher, wo ich geſtern gegen Abend ankam. Da mich nichts hier aufhält und dieſe Stadt, auſſer einigen hübſchen Gebäuden, die ich bey einem Spaziergange über den ſchönen Platz, an welchem das Schloß liegt, bemerkt habe, ſo viel ich weiß, nichts enthält, was meine Aufmerkſamkeit feſſeln könnte; ſo reiſe ich in einer halben Stunde von hier. Vorher gebe ich dieſen Brief auf die Poſt, der Ihnen nur noch ſagen ſoll, daß ich lebenslang :c.

Wiſſenſchaften auf Kopf, Herz und Sitten nicht ſehr geläutert wurden. Uebrigens bekümmerte ſich mein Stiefvater faſt gar nicht um die Art, wie die edle Zeit von mir verwendet wurde. In unſerm Hauſe war täglich große Geſellſchaft; man ſaß lange an Tafel und am Spieltiſche, gieng ſpät zu Bette und verſchlief die ſchönſte Hälfte des Morgens. In dieſe zweckloſe, zerſtreuete Lebensart wurde ich mit hineingezogen, welches vollends für meine Studien ſehr nachtheilig war. Meine Mutter freuete ſich, wenn ich ihren Hof-Cavalier ſpielte; Männer machten ſich nicht viel mit einem unwiſſenden Knaben zu ſchaffen; alſo ſchloß ich mich an den Cirkel der Damen an. Da lernte ich an kleinen, unmännlichen Poſſen und weibiſchen Geſchäften Geſchmack finden. Dabey wurde mein Witz zur Medisance zugeſpitzt; Bitterkeit kam immer mehr in meinen Charakter, durch die unverdiente Geringſchätzung, die ich von dem Herrn Geſandten erdulden mußte; Comiſche und verächtliche Originale, an denen ſich meine Satyre ſchärfen konnte, lernte ich haufenweiſe kennen; ſelten ſah ich einmal einen Mann, der mir hätte Achtung für die Menſchheit einflößen können — ſolche Leute muß man nicht an den Tafeln der Miniſter und Geſandten von gemeinem Schlage ſuchen. Muße genug hatte ich, die

Fünfter Brief.

Heidelberg, den 17ten May.

Kaiſerslautern, wo ich die Nacht zubrachte, weil ich dort mit jemand zu reden hatte, ſcheint jetzt noch öder, wie ehemals, ſeitdem die Cameral-Schule von da hierher nach Heidelberg verpflanzt worden iſt. Bis Kaiſerslautern läſſt man zur linken Seite einige angenehme Ebenen liegen; von dort aus aber, bis nach Dürkheim, iſt die ganze Gegend bergicht, aber höchſt reizend. Dürkheim liegt auf einer dieſer Anhöhen, und aus dem dort befindlichen Schloſſe des Fürſten von Leiningen hat man eine angenehme Ausſicht, die aber doch nicht zu vergleichen iſt mit der, die in dem unfern von da gelegnen Städchen Neuſtadt an der Hart und in dem Dorfe Herxheim, wo der Baron von Reineck ein Gut hat, Jeden bezaubert, der empfänglich für die Schönheiten der Natur iſt. Sie kennen meine Vorliebe für die Pfalz; In dieſem ſchönen Lande, und beſonders in Freinsheim, Herxheim, Deidesheim, und zu einer an-

andern Zeit in Monzingen und Creuznach, in Monsheim, in Weinheim, in Bretten und Zeizenhauſen habe ich glückliche, heitre Tage verlebt. Einſt, von Kummer aller Art tief niedergebeugt und zum Mismuth hinabgeſunken, machte ich eine Fuß-Reiſe in der Pfalz umher, zur Zeit der Weinleſe, und fand in den Armen theilnehmender Freunde, in dem Genuſſe unſchuldiger ländlicher Freuden, in dem Anblicke der paradieſiſchen Natur-Scenen und in der freundlichen Aufnahme, die ich in der ganzen Nachbarſchaft umher, bey gaſtfreyen, frohen Menſchen genoß, den verlohrnen Frieden wieder. Ich wohnte bey Freunden, die in dieſer, der Fröhlichkeit gewidmeten Zeit, ſo viel Zuſpruch hatten, daß unſre jovialiſche Geſellſchaft vielleicht mehr Wein des Tages über austrank, wie des Abends gekeltert wurde. Des Morgens nach dem Frühſtücke gieng die ganze luſtige Bande hinaus, zum Trauben-Leſen, die dann in großen Gefäßen auf Karren nach Haus gefahren wurden. Mittags ſpeiſte man mit ſo gutem Apetit, wie man ihn von Menſchen erwarten kann, die ſechs Stunden lang in freyer Luft gearbeitet haben. Nachmittags gieng wieder das Traubenleſen an; Abends aber, wenn drauſſen nichts mehr zu ſchaffen war, zog man nach Hauſe. Da ſetzten ſich dann die ältern Damen und Herrn zum Cartenſpiele, und wir andern jungen Leute giengen hinunter in den Hof, wo die Kelter ſtand. Hier war ein Lämpchen aufgehängt, das zugleich den Arbeitern Licht gab und den kleinen Grasplatz erleuchtete, auf welchem wir, nach einer einzigen Geige, die ein alter Invalide aus dem Dorfe ſpielte, lebhafter und mit fröhlicherm Herzen herumſprangen, wie wenn uns, im vergoldeten Saale, bey dem Scheine der Wachskerzen auf criſtallnen Cronleuchtern, des Churfürſten Oboiſten-Chöre die Ohren betäubt hätten. Das Haus war klein; Nur während dieſer Jahrszeit pflegte ſich mein Wirth mit ſeiner Familie da aufzuhalten und der Gäſte waren Viele; ſie wurden zum Theil bei den guten Nachbarn einquartiert; auch behalf man ſich, ſo gut es gehn wollte. Leute, die ſich nie in ihrem Leben vorher geſehn hatten, ſchlieſen, zuweilen zu zwey Paaren, in Einem Zimmer. Des Morgens, wenn die ganze Geſellſchaft ſich zu gleicher Zeit ankleiden wollte, fand ſich oft nicht ein Plätzchen,

chen, wo man ungeſehn Wäſche wechſeln konnte. Da ſtellte ſich dann Der, welcher dieſe Operation vorhatte, in eine Ecke und die Andern muſſten, auf ein gegebnes Zeichen, ſich mit den Geſichtern nach der gegenſeitigen Wand hinkehren.

So zwanglos verſtrichen die kurzen Tage! aber einen ſo leichten Ton im Umgange kennt man auch nur in den Wein-Ländern; In den nördlichen Gegenden von Teutſchland, wo Bier und Brandtewein und eine Menge materieller Speiſen und die feuchte Luft die Menſchen träge, ſchwerfällig, mislaunicht und bedenklich macht; da wird alles abgemeſſen und abgezirkelt, und während man ſorgfältig überlegt, ob dieſer oder jener kleine, unſchuldige Schritt ſich mit den unzähligen Conventionen und Rückſichten vereinigen laſſt, entflieht der Augenblick des Genuſſes — Glückliche Pfälzer! und wie viel glücklicher noch würdet Ihr in Eurem Paradieſe ſeyn, wenn nicht die ſchwere Hand des — Doch, ich will mich nicht in politiſchen Betrachtungen vertiefen; Es iſt ja ſchon ſo oft und viel darüber geſeufzt, geſprochen, geſchrieben, gedruckt worden — Auch werden ſich die Zeiten ändern; ich gehe indeſſen nach America.

Mein erſter Gang, als ich hierher nach Heidelberg kam, war zu meinem alten Freunde L*** R*** von St*** In ſeiner Geſellſchaft habe ich dieſe Tage zugebracht und werde wohl bis in die künftige Woche hinein, mich hier aufhalten. Vor meiner Abreiſe ſchreibe ich Ihnen noch einmal und wiederhole die Verſicherung der herzlichſten Hochachtung, mit welcher ꝛc.

Sechſter Brief.

Heidelberg, den 20ten May.

Ich unternehme es nicht, Ihnen die Schönheit der Gegend von Heidelberg zu ſchildern, die ſchon ſo manche Feder, ſo manche Zunge, ſo manchen Pinſel und ſo manchen Grabſtichel in Bewegung geſetzt hat. Bezaubernd iſt die romantiſche Lage dieſer Stadt, an dem Ufer des lebhaften Neckers hingeſtreckt, der hier, aus dem freundlichen Neckerthale hervor, zwiſchen einer doppelten Kettenreyhe von ſchönen, majeſtädtiſchen Bergen hindurcheilt. Dieſe Berge, in ſo mannigfaltigen Formen, bald von Granit-Felſen aufgethürmt, bald mit Weinſtöcken beſetzt, neben welchen man, auf ſchmalen Treppen, zu kleinen Luſthäuſern hinaufſteigt; Zwiſchendurch Obſtbäume, Apricoſen, Mandeln; Dann ein Wäldchen von Caſtanien, die hier ſehr gut reifen; Auf dem Gipfel eines der Berge die Rudera einer Tempelherrn-Capelle, von woher man mehr wie neunzig Städte und Dörfer zu ſeinen Füßen liegen ſieht; Gegenüber, dieſſeits des Fluſſes, die herrlichen weitläuftigen Ueberreſte des durch Feindes Hand und Wetter-Schlag zerſtöhrten Schloſſes; die dort von der Höhe herabgeſchleuderte Hälfte des geſprengten Thurms, in welchem vielleicht mancher unglücklicher Gefangner ſeine läſtigen Lebenstage durchſeufzt hat; Und nun der Anblick von dem Altane dieſes Schloſſes hinab auf das Stadtthor, in Geſtalt eines alten Triumphbogens errichtet, auf die lange Stadt, mit ihren großen, zum Theil prächtigen öffentlichen Gebäuden und Klöſtern, auf die neue, maſſive, kühne, mit königlichem Aufwande gebauete Brücke; Endlich die ganze Gegend, unterwärts, ehe man zwiſchen die Berge gelangt, die reizende Ebne nach Mannheim, Schwetzingen, Rohrbach ꝛc. hin; jenſeits des Ufers, längſt der Bergſtraße, die einladenden. freundlichen Oerter Neuenheim und Handſchuhsheim; oberwärts, wo das Thal enger wird, die Ausſicht nach dem nahe gelegnen Neckergemünde;. zu beyden Seiten aber, links das Stift Neuburg und weiter hinauf in dem Gebirge das Dorf Ziegelhauſen mit ſeinen friedlichen, an rieſelnden Bachen, im Schatten des Waldes, ſo heimlich auf eine halbe

Meilenſtrecke hin zerſtreuet liegenden Häuſern, Hütten, Feldern und Wieſen; Dieſſeits des Ufers, in der wildeſten Gegend, von dickem Gehölze umgeben, der Wolfsbrunnen, eine reiche Quelle, die aus dem Felſen hervorſprudelt, dann drey, unter einander liegende Forellen-Teiche anfüllt, endlich aber, bey Schlierbach, ſich in den Necker ergieſſt — Das alles ſind Gegenſtände, die unwillkührlich zu ſanften und hohen Empfindungen hinreiſſen. Es wird einem bald ſo leicht, ſo wohl, und dann wieder ſo bange, ſo ſchauerlich um das Herz. Man fühlt ſich geſtimmt, bald zu heitrer Laune und einfacher ländlicher Fröhlichkeit, bald zu erhabnen Schwingungen der Seele, zur ſtaunenden Bewundrung und tiefen Anbetung, je nachdem man hier oder dort ſteht und wandelt, ſeine Augen hie oder dahin richtet. Es giebt Gegenden in Teutſchland, die, wenn ich ſo reden darf, einen üppigern Anblick gewähren, wo Natur und Kunſt gemeinſchaftlich eine unermeßliche Tafel voll gehäufter Schätze vor uns hingelegt haben, wie zum Beyſpiel die Landſchaft, welche man auf dem Schloß-Berge in Oppenheim und die, welche man von Hochheim aus überſchauet; aber keine vielleicht hat eine ſolche Mannigfaltigkeit von Gegenſtänden in den ſchönſten Contraſten aufzuweiſen, wie die von Heidelberg.

Es wimmelt jetzt hier von franzöſiſchen Flüchtlingen, welche die gerettete Beute aus den Diebes-Magazinen des vormaligen Despotismus im Auslande verzehren, den Preis der Lebensmittel vertheuren und, zur Dankbarkeit für den Schutz, deſſen ſie ſich erfreuen, ihren Beſchützern mit Verachtung begegnen, den Ton angeben und die Jugend zu ausländiſchen Thorheiten verleiten. Ich gönne ihnen nichts, wie den Neckerwein, den ſie hier trinken, denn der hat für mich etwas ſehr wiedriges, da hingegen die Weine, welche in andern Gegenden der Pfalz und in der Bergſtraße wachſen, lieblich und gewürzhaft ſchmecken.

Heidelberg war aber auch ſchon, ehe dieſe Fremdlinge ſich hier einniſteten, bevölkert genug, obgleich einige Häuſer, die, zur Zeit, als die Stadt eine Reſidenz war, von den Großen des Hofs bewohnt wurden, leer ſtanden. Das Perſonal der Univerſität, womit, wie ich Ihnen ſchon einmal erzählt habe, jezt die hohe Cameralſchule verbunden iſt, und die Garniſon beleben die Stadt. Auch tragen die Fabriken und Manufacturen, die ich in dieſen Tagen an der Seite meines Freundes L*** R*** beſehn habe, das Ihrige dazu bey. Die beträchtlichſte darunter iſt die Seiden-Spinnerey. Das Verdienſt der Anlage und Aufnahme derſelben hat allein die Rigalſche Familie. Mit einem oder einem Paar Keſſeln fieng man an, und jetzt, nach ungefehr fünf und zwanzig Jahren, ſind deren ſchon mehrere hundert im Gange, wobey eine mehr wie doppelt ſo große Anzahl Menſchen, beſonders arme Mädchen aus der Stadt und vom Lande, ihr Brod finden. Es iſt eine Wonne anzuſehn, wie Dieſe, in langen ofnen Gallerien, längſt dem Garten hin, in der Reyhe fröhlich ihre Arbeit treiben und dabey in Chören, Lieder ſingen, die der gute Rigal für ſie hat dichten und componieren laſſen. Und das iſt kein Gebrülle, wie man es in den Spinnſtuben und auf dem Felde im nördlichen Teutſchlande hören muß, ſondern ein harmoniſcher, zweyſtimmiger und dreyſtimmiger Geſang, von Mädchen, deren einige recht hübſch ſind, aus reinen Kehlen, mit Methode vorgetragen, wie

Narren zu belauſchen und Scharfſinn genug, ihre verſteckteſten Albernheiten zu belauern; belächelt und beklatſcht von den Weiblein alt und jung wurden meine Einfälle auch. — Ich brauche es wohl nicht zu ſagen, was für Folgen das hatte.

Eine Auerhahn-Paſtete, von welcher mein Herr Stiefvater zu viel genoſſen hatte, endigte ſeine diplomatiſche und irdiſche Laufbahn, als ich den dreyzehnten Winter zurückgelegt hatte. Er lag acht Tage lang darnieder; die ganze Stadt ſchickte, um ſich nach Seiner Excellenz befinden erkundigen zu laſſen. — Die Lakayen hatten den Befehl und brauchten keinen Beſcheid zu bringen — »Was »macht unſer guter Bärenhaupt« fragte die Generalinn, Abends beym Spiele, und fuhr fort, ohne Antwort zu erwarten: »Coeur iſt Atout« — Alle dieſe zärtliche Sorgfalt war vergebens; Er verſchied, und meine Mutter weinte, ſo oft ein fremder Menſch zu ihr kam, und hörte auf zu weinen, ſobald die Zeit der Condolenz-Viſiten vorbey war. Da ich die gute Frau in meiner Lebensbeſchreibung weiter auftreten zu laſſen nicht nöthig finde; ſo begnüge ich mich, Ihnen zu ſagen, daß auch ſie wenig Jahre nachher ſtarb.

denn überhaupt in der Pfalz die Muſic, bis in den niedrigſten Ständen, in groſſer Vollkommenheit getrieben wird. Jedes pfälziſche Dorf iſt verbunden, eine beſtimmte Anzahl Maulbeer-Bäume zu ziehn. Dagegen haben ſie die ſichre Ausſicht, die Blätter in der Fabric zu verkaufen, wo ſie zu Fütterung der Würmer gebraucht werden. Ehemals verarbeitete man in Heidelberg viel ſeidne Stoffe, Strümpfe, Halstücher u. d. gl. Man iſt aber davon zurückgekommen und hat gefunden, daß es vortheilhafter iſt, die Seide roh zu verkaufen. Von dieſer Seide wird in Frankfurt, ihrer vorzüglichen Güte wegen, der Centner mit neunhundert bis tauſend Gulden, folglich um hundert Gulden theurer, wie die italieniſche, bezahlt.

Nahe an der Seiden-Spinnerey iſt eine Wachsbleiche angelegt und vor dem Manheimer Thore wird viel Krapp gezogen, den man in der ſchön und zweckmäßig erbaueten Fabric, nahe bey der Stadt, zur Farbe zubereitet. Vor dem Carlsthore liegt die Leder-Fabric, welche anſehnlichen Abſatz hat; In der Stadt ſelbſt werden noch papierne Tapeten von verſchiedner

Güte um billige Preiſe verfertigt; Die Cattun-Fabric und eine andre, in welcher Gobelin-Tapeten gewürkt wurden, ſind eingegangen.

Es iſt jetzt eine Geſellſchaft teutſcher Schauſpieler hier; ich habe mich verleiten laſſen, einer ihrer Vorſtellungen beyzuwohnen; aber bis an das Ende konnte ich es darinn nicht aushalten. Es wundert mich, daß die hieſigen Einwohner durch die Nachbarſchaft des vortreflichen Theaters in Manheim ihren Geſchmack ſo wenig verfeinert haben, daß ſie geduldig ein ſchlechtes, unnatürliches Spiel, eine falſche Declamation und Sprachfehler ohne Zahl ertragen können. Zwar, was die Sprache betrifft; ſo nimt man es damit in den Rhein-Gegenden ſo genau nicht. Die mehrſten Menſchen hier ſchreyen in einer Mundart, von der man nicht recht weiß, ob man ſie für teutſch, oder wofür ſonſt halten ſoll, und ſchreiben ſo incorrect, daß wahrſcheinlich ein Dorfſchulmeiſter in Sachſen ſich keine ſolche Sprachfehler verzeyhn würde, wie in dem ganzen Striche von Straßburg, oder von Metz bis Caſſel in Heſſen, haufenweiſe in den Werken der Schriftſteller, in gedruckten Verordnungen u. d. gl. angetroffen werden Es ſcheint auch, als hätten die Leute gar kein Gehör. Sie verwechſeln ohne Unterlaß ö und e, ä und e, ü und i, eu und ei und accentuiren ganz falſch. Auf eben dieſe Weiſe verſtümmeln ſie auch die ausländiſchen Sprachen, und es iſt ſonderbar genug, daß man im nördlichen Teutſchlande reineres Franzöſich redet, wie an der Grenze von Frankreich. So legt man zum Beiſpiel in Lothringen, Elſaß, Saarbrück ꝛc. immer das Gewicht auf die erſte Sylbe des Worts, welches der Rede eine unerträgliche Eintönigkeit giebt. Selbſt in den franzöſiſchen Infinitiven, die ſich mit einem langen er endigen und in den Wörtern, welche am Ende ein ſcharfes é haben, legen ſie doch den Accent auf die erſte Sylbe, zum Beyſpiele in rammener, bonté u. ſ. f.

Der Director der hieſigen Schauſpieler-Geſellſchaft ſelbſt verwechſelte immer **mir** und **mich**, **dem** und **den**. Mein Nachbar im Parterre, den ich darauf aufmerkſam machte, verſicherte mich: (als wollte er mir einen Vorwurf

wurf über meinen Tadel machen) „der Director ſey doch ein ſehr ehrlicher Mann." „Und was kümmert mich ſein Privat-Character?" erwiederte ich ihm: „Hier iſt die Rede von ſeiner Kunſt." Das iſt das Wiedrigſte bey unſerm Theaterweſen, daß Menſchen ohne Erziehung, Cultur und Weltton das Schauſpieler-Leben erwählen, um nachher Helden, Fürſten, Miniſter und Hofcavaliere vorzuſtellen, indeß ſie nur mit Leuten aus den niedrigſten Claſſen umgehen. Und da nun in Teutſchland die Erziehung und der Ton unter Perſonen von verſchiednen Ständen, viel mehr wie in Frankreich und England, gegeneinander abſtehen und ein Rang den andern ſo weit von ſich entfernt hält; ſo kann ein Mann, der in der großen Welt lebt, unmöglich anders wie mit Wiederwillen auf unſern Theatern ſolche Rollen darſtellen ſehn. Auch geben ſich die Directoren nicht einmal die Mühe, ſich nach den üblichen Gebräuchen zu erkundigen. Trägt eine **Exelango**, oder **Tirchleicht** (denn ſo hört man auf unſern Theatern faſt immer Excellenz und Durchlaucht ausſprechen) ein Ordensband; ſo hat ſie es immer über dem Rocke hängen, als wenn ein groſſer Gallatag bey Hofe gefeyert würde; Im Zimmer ſetzen die Leute den Hut auf, und wenn der Fürſt in Emilia Galotti mit Marinelli abgeht; muß Jener ſich die Thür ſelbſt öfnen und der Cammerherr läſſt das geſchehn. Die Tabacs-Doſe iſt das Hauptkennzeichen des vornehmen Mannes und muß aus der Noth helfen, wenn man mit den Händen nirgends hin weiß. Soll der Hut unter dem Arme getragen werden; ſo legt man ihn, wie ein Pflaſter, auf den Magen und kneipt nur eine Spitze davon mit dem hölzernen Ellenbogen. Der Stutzer ſitzt in Gegenwart der Damen mit übereinandergeſchlagnen Beinen da, und was dergleichen Unanſtändigkeiten mehr ſind. Doch das alles mögte noch hingehn, wenn nur bey der Auswahl der Stücke Rückſicht auf den ſittlichen Einfluß genommen würde. Da meinen aber die Herrn Directoren, wenn nur keine Zoten darinn vorkämen; ſo wäre alles gut. Ob aber unter ehrliche Bürgermädchen und Jünglinge romanhafte Begriffe, Hang zu Abentheuern und Intriguen verbreitet werden; darum bekümmern

mern ſie ſich ſehr wenig; allein die Policey ſollte ſich deſto mehr darum bekümmern.

Morgen, mein Lieber! reiſe ich von hier über Darmſtadt nach Frankfurt und hoffe dort einen Brief von Ihnen mit der angenehmen Verſicherung zu finden, daß Sie nicht vergeſſen haben, Ihren ꝛc.

Siebenter Brief.

Frankfurt, den 26ſten May.

Als ich im Begriff war, von Heidelberg abzureiſen und nur noch auf die Ankunft des Fuhrwerks wartete (denn ich habe keinen eignen Wagen mit auf die Reiſe genommen) wandelte ich in dem Vorhauſe des Gaſthofs auf und nieder. Ein ſauber gekleidetes, hübſches junges Frauenzimmer trat herein, machte mir im Vorbeygehn eine anſtändige Verneigung und fragte dann ein Paar Leute, die im Hofe ſtanden, ob man ihr nicht eine Retour-Kutſche, oder irgend eine andre Gelegenheit, um wohlfeilen Preis nach Frankfurt zu kommen, anweiſen könnte? Man ſagte ihr: der Herr dort ſtehe im Begriff dahin zu reiſen; man wiſſe aber nicht, ob er geneigt ſey, jemand mitzunehmen. Ich hörte dieſe Unterredung in einiger Entfernung an und beäugelte nun noch einmal das Frauenzimmer, vom Kopfe bis zu den Füßen, indem ich erſt mit mir ſelbſt ausmachen wollte, ob ich ihr anſtändigerweiſe meine Geſellſchaft anbieten könnte. Sie hatte indeß auch den Kopf nach mir hingewendet und ſchien ihre Beſcheidenheit um Rath zu fragen, ob ſie mir die Bitte vortragen dürfte, oder nicht. Ihre hellen, freundlichen blauen Augen hatten ſchon zur Hälfte den Antrag gethan, als, mit Vorſatz oder durch Ungefehr, ein kleines, zierliches, in Atlaß gekleidetes Füßchen ſchelmiſch unter dem Rocke hervorblickte und mich vollends beſtimmte, dieſem Antrage auf halben Wege entgegen zu kommen. „Mademoiſelle!“ ſagte ich, indem ich mich ihr näherte. „Ich habe einen zweyſitzigen Wagen „gemiethet. Mein Bedienter hat Platz auf „dem Bocke. Wenn ich es alſo wagen dürfte —“ „Sie ſind gar zu gütig“ erwiederte ſie. „Ich fürchte, Ihnen beſchwerlich zu ſeyn; „Wollten Sie aber die Gefälligkeit haben; Sehr „gern würde ich einen Theil der Unkoſten —“ „Was reden Sie von Unkoſten und Beſchwerden? Wer würde nicht gern mit Ihnen durch „die ganze Welt und, müßte es ſeyn, ſogar „in jene Welt hineinreiſen, ſollte er dies Glück „auch noch ſo theuer erkaufen?“— Sie verneigte ſich und lächelte mit Anſtand; der Kutſcher kam bald und wir fuhren ab.

An einem ſchönen Frühlings-Tage durch die reizende Bergſtraße zu fahren; den balſamiſchen Duft der Blüten einzuhauchen, nach allen Seiten hin die ſchönſten Gegenſtände zu erblikken; hier eine Kettenreyhe von Gebirgen, mit Weinſtöcken und Obſtbäumen und Wald, in ſo maleriſcher Abwechſelung beſetzt; auf den Gipfeln alte zerſtörte Ritterſchlöſſer; dort die weite Ebene — ein unüberſehbarer Garten! und in der Entfernung die Städte und Dörfer — Bedarf es mehr, um das Herz zu ſanften Empfindungen zu ſtimmen? Aber nun machen Sie vollends dieſe Paradies-Farth an der Seite eines hübſchen freundlichen Mädchens, in einem engen, zweyſitzigen, geſchloſſenen Wagen, wo Sie bey jedem kleinen Stoße, den die Räder auf einem Steine machen, den der ſchadenfrohe Satanas nicht umſonſt in den Weg gelegt hat, bey der kleinſten Bewegung ihrer Aerme der liebenswürdigen Nachbarinn näher kommen, wo Sie den Anblick der romantiſchen Gegend durch das ofne Seiten-Fenſter nicht genieſſen können, ohne die hellen Strahlen aus einem Paar ſanften, lieblichen Augen aufzufangen — So will ich doch ſehen, ob Sie, bey aller Ihrer Philoſophie, nicht anfangen ſollen, heimlich mit den drey geiſtlichen Feinden zu capituliren. In ſolchen Bedrängnißen pflegt ein Mann von Ehre, von feinerm ſittlichen Gefühle und der, wie ich, Achtung für das weibliche Geſchlecht hat, verlegen um den Stoff zu einer Unterhaltung zu ſeyn, die weder trocken und langweilig wird, noch einen gefährlichen ſentimentalen Schwung nimt. Einige beſcheidne Fragen über den Zweck der Reiſe meiner Gefährtinn halfen mich vorerſt aus der Noth, und ihre Geſchichte, die übrigens nicht reich an Abentheuern war, reichte nebſt einigen kleinen Epiſoden glücklicherweiſe hin, bis wir nach Heppenheim kamen, wo wir im Poſthauſe ein leichtes Mittagsmahl verzehrten und eine Flaſche Wein dazu auslehrten, den ich, ſeines gewürzhaften Geſchmacks und der milden Fröhlichkeit wegen, in die er, mäßig getrunken, verſetzt, Ihnen, wenn Sie einmal in dieſen Gegenden reiſen ſollten, hiermit beſtens empfohlen haben will.

Mit der Geſchichte des dritten Theils meines Lebens bin ich in Einem Abende fertig geworden, ſagte der Graf, indem er mich bey der Hand zurück in das Schloß führte; Die übrigen Perioden werde ich wohl etwas weitläuftiger ausführen müſſen.

Ich. Aber ich ſehe, mit Ihrer Erlaubniß, noch gar keine Anſtalt, meine Neugier in Anſehung —

Graf. In Anſehung der Geſpenſter zu befriedigen. Sie haben Recht; aber jedermann hat ſeine eigne Weiſe zu erzählen; ich habe die meinige — Sie müſſen Geduld haben; ich kann Ihnen nicht helfen.

Meine Gefährtinn war die Tochter eines Kaufmanns aus Offenbach, dem heitern Städtchen am Mayn, wo die edle Witwe des würdigen Canzlers La Roche jetzt wohnt, die mit ihrer Feder zur Bildung ihrer weiblichen Leſerinnen ſo viel beygetragen und den Gewinnſt ihrer Schriftſtellerey auf ſo beneidenswerthe Art verwendet hat, indem ſie ſich dadurch die Mittel erleichterte, einem durch ſchändliche Pfaffen-Cabale ſeines Amts entſetzten Gatten und ihren liebenswürdigen Kindern mehr Gemächlichkeit des Lebens zu verſchaffen. In dieſem Städtchen ſage ich, war meine Gefährtinn zu Hauſe. Sie hatte eine Verwandtinn in Heidelberg beſucht und wollte nun zurück, nach Offenbach reiſen. Ihre Eltern und, fügte ſie zutraulich hinzu, ihr Bräutigam, ein junger Fabricant, würden ſie in Frankfurth abholen. Dies war der einfache Stoff zu ihrer Geſchichte, die ſie, durch Einmiſchung kleiner Neben-Umſtände, Schilderungen und Bemerkungen, kunſtlos, aber angenehm ausdehnte. Ich muß mir die Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, zu bezeugen, daß mir's lieb war, zu hören, daß ſie eine Braut wäre. Dies löſchte nicht nur jeden Gedanken eines Abentheuers in mir aus und überzeugte mich, daß ich in keine verächtliche Geſellſchaft gerathen war, ſondern es hob auch alle Verlegenheit, allen unrechten Zwang, von meiner Seite auf, indem ſie nun ſans conſéquence für mich wurde. Von ihrer Seite bemerkte ich keinen Schatten von falſcher Zurückhaltung; ſie war immer gleich heiter und zutraulich. Die Frauenzimmer in dem ſüdlichen Theile von Teutſchland ſind in ihrem äuſſern Betragen viel gefälliger, obgleich darum nicht mehr und nicht weniger verderbt, wie die in den nördlichen Gegenden. Sie ſind lebhafter, ohne deswegen leichtfertiger zu ſeyn, erlauben auch wohl im geſelligen Umgange den Mannsperſonen kleine, unſchuldige Freiheiten, denen ſie aber zu rechter Zeit Grenzen zu ſetzen wiſſen. In einigen Städten von Niederſachſen und Weſtphalen hat die äuſſere ſteife, hölzerne Sittſamkeit der Mädchen den Anſtrich wahrer Grobheit. Sie wiſſen nicht, ob ſie auf der Gaſſe unſern Gruß mit einer Verbeugung erwiedern ſollen, oder nicht, weil ſie fürchten, ein Dritter könnte glauben, ſie ſtänden in ſehr genauer Bekanntſchaft mit uns. So dankt ein junges, unbedeutendes

Mädchen einem Manne von Stande, der ſie grüßt und der, wenn er nicht ihres Vaters Freund wäre, das kleine Geſchöpf gar nicht bemerken würde, mit einem gnädigen Kopfnicken, das ſie kaum einem Lakayen biethen ſollte. Das iſt nun freylich der Fall bey Frauenzimmern, denen es an wahrer Lebensart, an Contenance fehlt; aber in den Rhein-Gegenden und andern Theilen von Ober-Teutſchland kömmt dieſe ungezwungne Höflichkeit und gute Haltung aus einem unbefangenen Herzen und erſetzt den Mangel an feinerer Cultur.

Auf der Reiſe von Heppenheim bis Darmſtadt war unſre Unterhaltung nicht ſehr lebhaft; das gute Kind ſchlief faſt den ganzen Weg hindurch; Es war vermuthlich früher wie gewöhnlich aufgeſtanden, denn wahrlich! Sie würden mir Unrecht thun, wenn Sie mir Schuld gäben, ich hätte ſie durch Stillſchweigen oder langweilige Geſpräche in den Schlummer gewiegt. Vielmehr war unſer Dialog Anfangs recht beſeelt und wie unter nahen Verwandten, oder Leuten, die ſich ſeit viel Jahren kennen.

Bey der Frage des Kelners im Gaſthofe in Darmſtadt: ob wir ein zweyſchläfriges Bette, oder zwey einſchläfrige beföhlen, erröthete die kleine Braut; ich antwortete ſtatt ihrer und gab ſie aus Scherz für meine Nichte aus. Wir ſpeiſten Abends an der Wirthstafel, wo ich Gelegenheit hatte, mein Anſehn als Oheim geltend zu machen, indem ich, durch ein Paar ernſthafte Worte, meine Gefährtinn von den Zudringlichkeiten eines jungen Officiers befreyte.

Es ſieht jetzt in Darmſtadt viel lebhafter aus, wie zu den Zeiten des vorigen Landgrafen; Der jetzige hat ſeinen Hofſtaat und das Militair vermehrt und ſorgt für die Verſchönerung der Stadt.

Aus Gefälligkeit gegen das junge Frauenzimmer trat ich hier in Frankfurth im goldnen Löwen ab, wo ſie ihre Verwandten erwartete. Sie waren ſchon da und haben ſie nun mitgenommen — Feine, gute Leute; nur der Bräutigam wollte mir nicht gefallen; ich ihm auch nicht, wie ich glaube, denn er eilte gewaltig, mit ſeiner Braut fortzukommen, als Dieſe ſich ein wenig aufhielt, um mir noch einmal zu danken.

Ihren freundſchaftlichen Brief, mein Beſter! erhalte ich in dieſem Augenblicke, auch einen von unſerm M***, worüber ich Ihnen nächſtens mehr ſagen will; heute bin ich nicht dazu aufgelegt, denn mit dieſen angenehmen Briefen zugleich empfing ich die Nachricht von dem Tode meines vieljährigen Freundes *** in *** Ich wuſſte, daß er ſehr krank war, doch hoffte ich ihn noch einmal in meinem Leben wiederzuſehn. Dies verändert ein wenig meinen Reiſeplan. Frankfurth verlaſſe ich ſchon morgen wieder; Es iſt mir hier zu geräuſchvoll; die bevorſtehende Kaiſerwahl zieht eine Menge Fremde hierher und in die benachbarten Bäder. Pyrmont, Meinberg und Nenndorf werden diesmal wenig beſucht werden, und das bewegt mich, nach einem von dieſen Oertern zu gehn; denn ich liebe nicht das Getümmel da, wo man Geſundheit und Gemüthsruhe holen will. Noch kann ich nicht beſtimmen, von woher ich Ihnen

nen zuerſt ſchreiben werde; Wo ich aber auch bin, da bleibt Ihnen die herzlichſte Hochachtung und Freundſchaft gewidmet, von Ihrem ꝛc.

Achter Brief.

Herßfeld, den 30ſten May.

Man that mir in Frankfurth den Vorſchlag, ich ſollte meine Coffer und andre Päckereyen, welche ich bis dahin von Metz aus durch Fuhrleute fortgeſchafft hatte, nur noch bis Herßfeld auf dieſe Weiſe befördern, dann aber ſie hier in ein Schiff laden und ſo auf der Fulda und Weſer nach Bremen bringen laſſen. Ich fand dieſen Plan nicht nur recht gut, ſondern beſchloß auch, ſelbſt zu Waſſer, wenigſtens bis Hameln, mitzugehn. Sie ſehen alſo, wertheſter Freund! woher es kommt, daß ich Ihnen heute aus dieſer kleinen, in der That nicht ſehr reizenden, heſſiſchen Provinzial-Stadt ſchreibe. Indeſſen war dieſe Stadt einſt nicht unbeträchtlich, war der Sitz eines geiſtlichen Fürſten, und die Rudera der Domkirche, welche im ſiebenjährigen Krieze gänzlich verwüſtet wurde, zeugen noch von der ehemaligen Größe und Pracht. Die Gegend um Herßfeld iſt bergicht, doch nicht ohne Annehmlichkeit; ſie wird durch den Fluß belebt, der ſich im Thale zwiſchen den Bergen hinſchlängelt.

Vermuthlich werde ich hier noch einige Tage lang auf mein Gepäcke warten müſſen — Immerhin! Ich eile nicht, ſtreife indeß vielleicht ein wenig in der Nachbarſchaft umher, wo ich einige Bekanntſchaft habe, bin mit Büchern verſehn und werde, mit Ihrer Erlaubniß, mein Lieber! mir manchen Augenblick durch ſchriftliche Unterhaltung mit Ihnen verſüßen. Während der ziemlich langweiligen Farth von Frankfurth hierher, habe ich mir einen ſehr frohen Genuß zu verſchaffen gewuſſt; Ich habe Forſters Anſichten vom Niederrheine im Wagen durchgeleſen. Dies Meiſterſtück, ſowohl was die Art der Darſtellung und die herrliche Diction, als was die Wichtigkeit der Bemerkungen betrifft, iſt denn nun abermals ein Geſchenk, das der vortrefliche Verfaſſer dem Publiko macht. ganz des Mannes werth, der die ſeltenſte Freymüthigkeit, Nüchternheit der Vernunft und Wahrheitsliebe mit Kraft, Feuer, Eleganz und Würde im Ausdrucke verbindet. Wir haben gewiß wenig Schriftſteller, die den Muth fühlen, ſo unbeſtochen von allen Vorurtheilen und kleinen Rückſichten, zu ſagen, was das Bedürfniß der Zeit erfordert. Aber wer wird nicht auch dabey den weiſen, edeln Churfürſten bewundern, der ſo hell, ſo gerecht, ſo groß denckt, daß er der unbeſtochnen, aber leidenſchaftloſen, beſcheidnen Wahrheit keinen ängſtlichen Zwang auflegt, und nicht geſtattet, daß Kurzſichtigkeit und niedre Cabale dem Manne den Mund verbinden, der ſeinen Schriftſteller-Beruf nach Gewiſſen erfüllt, ſondern ihn gegen jede unwürdige Neckerey ſchützt? Man erſtaunt über Forſters Thätigkeit, wenn man die Summe der Werke überrechnet, die ſeit einigen Jahren, theils als Ueberſetzungen, theils als eigne Arbeiten, aus ſeiner Feder gefloſſen ſind. Kaum ſollte man begreifen, wie er Zeit genug gefunden hätte, um nur einmal mit dem mechaniſchen Geſchäfte des Hinſchreibens fertig zu werden; Und dennoch ſind dieſe Werke alle ſo gefeilt, als wenn er über jedes derſelben eine halbe Lebenszeit gebrütet hätte.

Das Andenken an meinen verewigten Freund, deſſen Tod ich Ihnen neulich meldete, folgt mir noch überall. Wohl bin ich an Trennung aller Art gewöhnt und, im Begriff in einen andern Welttheil zu ziehn, iſt es ja ohnehin ungewiß, ob ich nicht von Allem, was mir in Europa theuer und werth iſt, auf immer Abſchied nehmen muß; auch kann ich mich kaum mehr betrüben, wenn der Tod einen guten, geraden Mann von den Plackereyen dieſer Welt befreyet; Allein gern hätte ich doch den guten * * * noch einmal in dieſem Leben an mein Herz gedrückt. Der Weg, den er von ſeiner Jugend an gewandelt, war nicht mit Roſen beſtreut geweſen; Jetzt, am Ende ſeiner Laufbahn, hatte er endlich, wie es ſchien, eine beſſere Ausſicht vor ſich; Da hätte er nun freylich wohl noch ein Weilchen ſo fortſchlendern können — aber es hat nicht ſeyn ſollen, und weil alles gut iſt; ſo mag denn auch dies gut ſeyn. Mein Freund diente in ſeinen Jünglingsjahren am Hofe. Das war nun nicht der Boden, auf welchem eine ſolche Pflanze gedeyen konnte; auch wurde er von den Hofſchranzen, dieſem um ſich freſſenden, verderblichen, fruchtleeren Unkraute, ſo niedergedrückt, daß er ihnen endlich das Feld räumte. Seit dieſer Zeit verſuchte er

Siebentes Capitel.

Der Graf fährt in der Geſchichte ſeines Lebens fort.

Ich verwendete einen Theil des folgenden Morgens dazu, dasjenige zu Papiere zu bringen, was mir der Graf von ſeiner Geſchichte erzählt hatte; Nachmittags kam er auf den Einfall, mit mir in das Städtchen *** zu fahren, um den Clubb zu beſuchen. Ich hätte ihn vielleicht davon abhalten, ihm erzählen können, wie wenig die Menſchen, die ſich dort verſammelten, durch ihre Geſinnungen gegen ihn, ſeines Umgangs würdig wären; allein was nüzt das? dachte ich. Es iſt doch eine angenehmere Empfindung, zu wähnen, daß man unter Leuten lebt, die uns Gerechtigkeit wiederfahren laſſen und uns wohl wollen. Auch habe ich meinen Freunden und anderen dienſtfertigen Perſonen nie dafür danken können, daß ſie mich auf unbillige Urtheile über meine Perſon, auf heimliche Feinde aufmerkſam machten, und dadurch meine Gemüthsruhe ſtöhrten. Wo kein böſer Willen im Spiele iſt, da kommen es auf mancherley Weiſe, den Schauplatz der bürgerlichen Geſellſchaft wieder in Frieden und Ehren zu betreten, nicht ſowohl aus Eitelkeit, um eine glänzende Rolle zu ſpielen, als vielmehr aus Thatigkeitstriebe und dem Verlangen, Andern nützlich zu werden. Aber es giebt Menſchen, auf deren Handlungen eine unglückliche Fatalität ruht. Was ſie auch unternehmen und wie ſie es auch anfangen mögen; ſo mislingt es, wird hintertrieben, gemisdeutet, getadelt. Man erlaubt ihnen nicht einmal, heimlich Gutes zu thun; Jeder ihrer Schritte wird ausgeſpäht, beleuchtet und, wenn es möglich iſt, zum Böſen ausgelegt. Wo die Handlung ſelbſt eine ſolche Auslegung nicht verträgt, da greift man die Bewegungsgründe an, und wo beydes unmöglich iſt; da vergräbt man das Andenken der guten That in tiefes Stillſchweigen. So gieng es auch meinem Freunde beynahe ſein ganzes Leben hindurch. Aller Orten ſtieß er, mit ſeinem lebhaften, ofnen Character, gegen kalte, neidiſche, ſchadenfrohe Menſchen an, die ihm entgegen arbeiteten, ihn verleumdeten und verfolgten. Seine ſchwachen Seiten wurden aufgedeckt, ſeine kleinen Uebereilungen wie Verbrechen

chen auspoſaunt; Von ſeinen edlen Zügen hingegen und von unzählichen guten Handlungen ſchwieg Jeder. Seine Dienſtfertigkeit, ſeine liebevolle Hingebung, ſein Vertrauen misbrauchten die Schelme. Er, der nur für Andre lebte und ſich's nie zweymal ſagen ließ, wo er helfen könnte, wurde von allen Seiten mit Bitten und Anforderungen beſtürmt; allein durch jeden neuen Liebesdienſt gewann er einen Feind mehr. Mit ſchändlicher Undankbarkeit wurde ihm gelohnt und ſahe er ſich ja einmal aus Unvermögen gezwungen, zu verweigern; dann ſchrie jedermann über ſeine Ungefälligkeit und alles, was er vorher Gutes gethan hatte, wurde auf Rechnung der Heucheley und Eitelkeit geſchrieben. Er ließ jedermann ſeinen Gang gehn; an ihm aber wurden alle Schaafsköpfe zu Hofmeiſtern und Vormündern.. Trat er aus der gemeinen Gleiſe heraus, um einen einſamen, unſchädlichen Nebenpfad zu gehn; ſo deutete der Pöbel aller Claſſen mit Fingern auf ihn; Fügte und ſchmiegte er ſich in alle Convenienz-Formen hinein; ſo erlangte er darum nicht mehr; niemand wollte das bemerken und ſeine Talente konnten ihm die zeitlichen Vortheile nicht einbringen, die den elendeſten Pinſeln im Schlafe zufielen. In glänzenden Lagen drangen ſich ihm Schaaren von ſogenannten Freunden auf, die ſich durch ihre Verbindung mit ihm ſelbſt äuſſere Ehre zu geben hofften; Gieng es ihm hinderlich; ſo ſchlich der Haufen dieſer Schmeichler leiſe davon, oder verkaufte ihn gar an ſeine Feinde. Nahm ſich aber ja einmal Einer von ihnen ungebeten ſeines Rufs an; ſo warf er ihm dieſe Gerechtigkeits-Pflicht, wie eine übergroße Wohlthat und Aufopferung vor. Müde endlich dieſes ewigen Kampfes gegen Bosheit, Dummheit, Neid und Undankbarkeit, zog er ſich in eine zwangloſe Einſamkeit zurück. Zwar blieb er auch hier nicht ungeneckt und ſchon ſein Ruf war ſein Verbrechen (denn ſobald er nur einen Ort verließ und dort niemand mehr im Wege ſtand, ließ jedermann ihm Gerechtigkeit wiederfahren) aber ſeine Gemüthsruhe wurde weniger dadurch geſtöhrt. Die dienſtfertigen Freunde, die, um ſich dadurch bey ihm Gewicht zu geben, ihm nur ſelten das Gute, aber fleiſſig das Böſe hinterbrachten, welches von ihm geſagt wurde, fertigte er mit lachendem Munde ab und gieng ſeinen Gang fort. Dennoch war er kein Menſchenfeind geworden; ſein Herz war noch immer warm und theilnehmend.

Dies Herz ſchlug hoch in ſeiner Bruſt,
Bey eines Bruders Leide
Und theilte unſchuldsvolle Luſt
Mit unverſtellter Freude.

Ihn jammerte der Creatur;
Ihn kränkte wilde Härte;
Mit Eifer folgte er der Spur
Von ächtem Menſchenwerthe.

Er hielt's für ſeine ſchönſte Pflicht,
Sein äuſſ'res Glück, ſein Leben,
Für's Wohl der Welt, für Wahrheits-Licht,
Mit Freuden hinzugeben.

Er hob und milderte ſo gern
Die Sorgen dieſes Lebens;
Ihn bat um Hülfe, nah' und fern,
Kein Biedermann vergebens.

Auf's ſtrengſte ſeinem Worte treu,
Stets thätig, ſanft, beſcheiden,
Von eiteln Vorurtheilen frey,
Getroſt in bittern Leiden,

Traf ihn von Neidern mancher Schlag
Geduldig, ohne Klagen;
„Laſſt uns“ ſprach er („Sie ſind nur ſchwach,)
„Sie brüderlich ertragen!“

Wohl tränkte er, bey frohem Muth,
Einmal in Spott die Waffen,
Um gegen ſchlimmer Feinde Wuth
Sich kurze Ruh zu ſchaffen;

Doch reichte ihm der Schalk die Hand;
So war im Augenblicke
Das Herz verſöhnt! der Groll verſchwand
Und er vergaß der Tücke.

Nun ruht dies gute ſanfte Herz
Im Grabe, frey von Sorgen;
Verwiſcht iſt jede Spur von Schmerz,
Wie Thau am Frühlings-Morgen.

Der Arme, den er einſt erquickt,
Weyht ſeiner Aſche Thränen;
Auf des Geliebten Urne blickt
Der Freund, mit bangen Sehnen.

Den 6ten Junius.

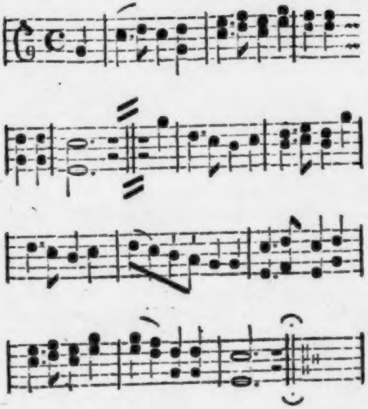
Ich bin von meinen Wanderſchaften in der Gegend umher zurückgekommen; In Geſellſchaft eines alten Bekannten, eines Officiers, der den Krieg in America mitgemacht hat und gern dort geblieben wäre, habe ich dieſe kleine Reiſe unternommen. Jener unglückliche Krieg, ſo verderblich er wohl für die Bevölkerung und den Flor des heſſiſchen Landes geweſen iſt, hat doch viel zu Bildung der Officiere beygetragen, und das war in der That ſo übel nicht, da die Feld-Regimenter theils viel Officiere aus dem Land-Adel haben, bey welchem leider! die erſte Erziehung oft ſehr vernachläſſigt wird, theils der Ton im hieſigen Militair vormals ein wenig rauh war.

Was die Erziehung und Cultur in Heſſen überhaupt betrifft; ſo bekenne ich, daß man darinn noch ſehr hinter den Nachbarn rund umher zurückſteht; Aber der beſte Wille iſt da; an natürlichen Anlagen fehlt es dem Heſſen auch gar nicht; eine jovialiſche, gute und witzige Laune, Dienſtfertigkeit und Gaſtfreundſchaft ſind Tugenden, die ihm eigen ſcheinen. Hie und da, wo an einem Orte ein thätiger, aufgeklärter Mann wohnt und wo nicht Armuth, Furcht und Druck die Thätigkeit hemmen, da macht auch die Cultur gute Fortſchritte. Man findet faſt in allen Gegenden von Heſſen in den Städten und auf dem Lande Leſe-Geſellſchaften geſtiftet. Freylich werden dadurch, wie jetzt überhaupt in Teutſchland, mehrentheils nur Romane, Schauſpiele, Märchen u. d. gl. in Umlauf gebracht; allein man wählt doch auch zuweilen andre wichtigre Werke, beſonders Reiſebeſchreibungen, an welchen der Geſchmack gleichfalls durch den americaniſchen Krieg iſt befördert worden.

Zur Muſic hat der Heſſe viel Anlage; allein die Schulmeiſter auf dem Lande ſind größtentheils ſo erbärmlich unwiſſende Leute, daß die Muſiken in den Dorf-Kirchen, wobey an Feſttagen auch einige verſtimmte Saiten- und Blas-Inſtrumente und ein baufälliges, ſchlecht geſpieltes Poſitiv die rauhen Naſen-Stimmen von einem halben Dutzend alter und junger Bauern zu begleiten pflegen, dem Geheule einer Heerde hungriger Wölfe gleichen. Die

Wahl der Stücke iſt der Aufführung würdig; Es ſind verſtümmelte Motetten von teutſchen Tonſetzern, die zu Anfange dieſes Jahrhunderts ſich an den Muſen verſündigt haben. In den angränzenden ſächſiſchen Ländern iſt es ganz anders; da hört man zuweilen in einem kleinen Dorfe einen geſchickten und geſitteten Schulmeiſter mit drey von ſeinen Bauern ein Quartetto von Haydn leidlich genug vortragen. Doch ſind mir einige heſſiſche Volks-Melodien, die in Spinn-Stuben und ſonſt bey der Arbeit geſungen werden, aufgefallen; Sie waren melodiſch und einige recht herzergreifend. Zuweilen, in einzelnen Stellen, wo die Harmonie leicht zu finden war, wurden ſie zweyſtimmig geſungen. Ich habe eins davon aufgeſchrieben; nur thut es mir leid, daß ich die Worte aus der abſcheulichen gemeinen heſſiſchen Mundart nicht enträthſeln konnte. Es iſt aber eine Art von Romanze und fängt an: „Du „ſchwarzbraunes Mädelein!“ u. ſ. f. Hier iſt die Melodie:

Andante.



Unſre kleine Reiſe machten wir zu Pferde; mein Freund hält deren drey, wovon eins ſein

Reit⸗

Reitknecht beſtieg. Wir ſind auch jenſeits der heſſiſchen Grenze geweſen. Den erſten Tag brachten wir zur Hälfte bey einem Beamten zu, deſſen Tochter nach Tiſche von der übrigen Geſellſchaft gebeten wurde, uns ein wenig von ihrer muſicaliſchen Kunſt hören zu laſſen. (Ich hatte ſorgfältig vermieden, das Geſpräch auf das Clavier zu lenken, welches ich da ſtehn ſahe und für deſſen Eröfnung mir längſt bange geweſen war.) Das junge Mädchen ſetzte ſich nun hin und ſpielte eine Sonate von Kalkbrenner — in der That nicht ohne Ausdruck; ich hatte viel weniger erwartet. Schade, daß das Inſtrument und die Compoſition (Es war eine von Kalkbrenners erſten Arbeiten) nicht viel werth waren. Das Frauenzimmer war nicht ſchön, hatte pechſchwarze Haare, aber ihre Geſichtsbildung zeigte etwas Angenehmes und ſie war in Caſſel erzogen. Sie hatte die Beſcheidenheit, gleich nach Endigung der Sonate aufzuſtehn; allein nun ſetzte ſich ungebeten ein groſſer Lümmel von Candidaten hin, der den Hauslehrer vorſtellte, fieng an zu ſpielen und zu ſingen. Da kamen die Lieder: „Die Göttin ſüßer „Freuden“ und „O! Jüngling ſey ſo ruchlos doch mit der Zeit die Menſchen von vorgefaßten Meynungen zurück, wenn man unbefangen und ungekünſtelt ſeinen graden Weg fortwandelt; und wo ſie nicht ſehn wollen, da iſt alle Mühe, ſie zu gewinnen, verlohren und unwürdige Mühe.

Die Herrn im Clubb machten große Augen, als ſie mich in Geſellſchaft deſſelben Mannes hereintreten ſahen, über den ſie neulich in meiner Gegenwart Gericht gehalten hatten. Indeſſen begegneten ſie ſämmtlich dem Z. Grafen mit demüthigem Reſpecte; Nur der Arzt allein, der ſein ſo warmer Vertheidiger geweſen war, drängte ſich nicht herzu, ſondern ſchien vielmehr von Allen am wenigſten äuſſere Achtung Dem zu widmen, für Den ſeine Ehrerbietung ſo groß und aufrichtig war. Wir verweilten nicht lange in dieſem unbedeutenden Zirkel. Als wir nach Hauſe kamen, konnte ich mich nicht enthalten, meinen Freund aufmerkſam auf den redlichen Doctor zu machen. Ich fand, daß er ſchon die beſte Meynung von ihm hegte. »Ich bin überzeugt« ſagte der Graf »daß dieſer rechtſchaffene Mann mehr Zuneigung zu »mir empfindet, als alle die Schmeichler, die mich »heute mit ſüßen Worten gefüttert haben. Wenn »man ſich lange unter Menſchen von allerley Art »hat umhertreiben müſſen, wie das mein Fall gewe-

»ſen

„nicht" — Es war ein Jammer anzuhören; ich winkte meinem Freunde und wir machten Anſtalt zur Abreiſe; Nur war mein Hut nirgends zu finden. Das ganze Haus wurde durchſucht; endlich ſah man ihn in den Händen des eilfjährigen, ungezognen Knaben unſers Herrn Amtmanns, der damit im Hofe am Brunnen ſtand. Als ich ihn wiederbekam, war er durch und durch naß — weiß der Himmel, was für einen hydrauliſchen Verſuch der Junge damit gemacht hatte. Er bekam zwar in meiner Gegenwart ein Paar nachdrückliche Ohrfeigen vom Papa; aber davon wurde der Hut nicht trocken, und ihn ſo aufzuſetzen, daran war nicht zu denken. Ich erſuchte alſo den Herrn Amtmann, mir einen von ſeinen Hüten zu leyhn, den ich durch einen Bothen zurückzuſchicken verſprach. Jetzt erwartete ich wenigſtens einen ſolchen zu erhalten, der ein wenig nach neuerer Weiſe aufgeſtutzt wäre; allein der Beamte, der es recht gut zu machen meinte, ließ ſeinen großen Staatshut herbeyholen — ein Filz-Gebäude von ſechs Zollen Höhe, mit einer breiten, ausgezackten, goldnen Treſſe und einer Pferdehaarnen Cocarde! Es half nichts, daß ich ihn dringend bat, mir doch nur einen ſchlechtern runden Hut, allenfalls vom Herrn Informator, mitzugeben — ich muſſte mich entſchlieſſen, die große Pyramide auf meinen Kopf zu thürmen; und ſo gieng der Zug von dannen. Indeſſen erwarb mir dieſer pomphafte Aufzug ſo viel Anſehn, daß jeder Bauer ſeine Mütze vor mir abzog, als wir durch's Dorf ritten, während mein Begleiter nebſt ſeinem Reitknechte, zu meinem innigen Aerger, laut über mich lachte, ſo oft er mich anſah und mich verſicherte, ich ſähe aus, wie der Scharfrichter von Herßfeld, an feyerlichen Executions-Tagen.

Auf einem adlichen Gute machte ich die Bekanntſchaft eines braven alten Cavaliers, der aber die Eigenheit hat, ſich und alle lebendige Weſen, die ihn umgeben, mit Arzeneyen aller Art gegen würkliche und vermeintliche Krankheiten zu wafnen. Sagt jemand beyläufig in ſeiner Gegenwart, ihm ſey kalt; ſo rennt er fort und holt ein Gläschen mit Tropfen. „Es iſt „ein kleiner Fieber-Anfall, lieber Herr Vetter!" ſpricht er dann (in Heſſen nennen ſich faſt alle

Edelleute Vettern) „Es iſt nur ein kleiner Fieber-Anfall; nach dieſen Tropfen wird Ihnen „ſchon beſſer werden.“ Und dann hilft nichts davor; der Trank muß hinunter. Das geht ſo weit, daß, wenn ein ganz fremder Mann zu ihm kömmt, der etwa ein wenig kränklich ausſieht, er, ohne zu fragen, ob ihm wirklich etwas fehle oder nicht, ihm im Caffee, oder auf andre Weiſe, irgend eine Arzeney beybringt. „Glauben Sie mir“ ſagt er dann, wenn der Fremde fort iſt „ſolche Leute nehmen das ganze „Jahr hindurch nichts ein, wenn man es ihnen „nicht auf ſolche Weiſe einpractiſirt.“ Mir war bange, (denn ich ſah würklich ein wenig blaß aus) er mögte auch mir etwa heimlich mit einer kleinen Abführung unter die Arme greifen. Desfalls wählte ich das Mittel, gleich nach meiner Ankunft, kurz vor Tiſche, über Leib-Schmerzen zu klagen; ſo kam ich doch mit einer Portion Pomeranzen-Tropfen davon, die mir recht wohl bekamen.

Man erzählte hier allerley Anecdoten von einem benachbarten Edelmann, der ſich durch ſonderbare Einfälle ausgezeichnet, wie er ſich dann neulich comiſch genug an einem Advocaten rächte, der ihn ſehr betrogen hatte. Er beſaß nämlich in ſeinem Dorfe ein Wirthshaus, das er eben neu hatte bauen laſſen. Da ließ er nun ein Schild und auf demſelben den Advocaten, äuſſerſt ähnlich, aber in abſcheulicher Caricatur, malen und darunter die Worte: „Wirthshaus zum Advocaten N. N.“ (den Namen des Mannes.) Der Rechtsgelehrte, aufgebracht über dieſen Schimpf, verklagte den Edelmann; allein Dieſer entſchuldigte ſich damit, daß ja Könige und Kaiſer ſich müſſten gefallen laſſen, ihre Bildniſſe alſo verunſtaltet vor den Häuſern hängen zu ſehn. Er habe den Mann dadurch ehren wollen und ſeine Schuld ſey es nicht, daß die Malerey nicht beſſer gerathen. Nun wurde er freylich verurtheilt, das Schild abzunehmen; allein er hatte doch den Triumph genoſſen, ſeinen Feind eine Zeitlang öffentlich in effigie aufgeknüpft zu haben, denn dem Rahmen, darin das Bild hieng, hatte er auch, durch Weglaſſung des untern Theils, die Geſtalt eines Galgens geben laſſen.

Morgen, mein Lieber! laſſe ich mich nebſt meinen Sachen einſchiffen und ſchwimme gemächlich die Fulda hinunter, nach Caſſell. Ich umarme Sie in Gedanken und bin ꝛc.

Neun-

Neunter Brief.

Morſchen, den 7ten Junius, Abends.

Die erſte Tagereiſe zu Weſſer iſt zurückgelegt. Bis hierher zeigen die Weſer-Ufer wenig intereſſante Gegenſtände; Die kleinen Städte, Flecken und Dörfer im Heſſen-Caſſelſchen haben ein trauriges, ödes, ſchmutziges Anſehn. Armuth und Gewerbloſigkeit blicken aller Orten hervor; nicht die geringſte Spur von Wohlſtand und fröhlicher Betriebſamkeit! Wie ſehr verſchieden von dem Zuſtande der lachenden, freundlichen Dörfer am Rheine, in der Pfalz, in der Bergſtraße, und um Frankfurth und Hanau herum, die, mit ihren ſteinernen weiſſen Häuſern und regelmäßigen Straßen, kleinen Städten gleichen! Es giebt Gegenden in Heſſen, wie z. B. die von Eſchwege und Wanfried, an der Werra, wo uns weniger das Bild der Dürftigkeit und Niedergeſchlagenheit auffält und wo auch Gewerbe, Handel und Schiffarth mit einigem Erfolge getrieben zu werden ſcheinen; aber hier an der Fulda, beſonders je weiter

ter man ſich vom Strohme entfernt, erblickt man nur mühſelige und unluſtige Anſtrengung des Landmanns, gegen die natürlichen und auferlegten Laſten zu kämpfen. Da hängt ein armer Bauer mit ſeinen pflügenden Ochſen am jähen Abhange eines ſteinigten Berges, um einen undankbaren Erd-Fleck zu umwühlen und ihm einige ſparſam wachſende Körner zu entlocken; (In den Thälern nahe am Fluſſe wird ziemlich gute Frucht gezogen) und das Vieh iſt klein und dürre.

Das Fahrzeug, das ich gemiethet habe, iſt ein großer Nachen, über welchen her man, aus einigen Spriegeln und Segeltuche, eine Bedeckung angebracht hat. Zwar muß ich, wenn ich aufrecht ſtehn will, unter dieſem Dache hervorkriechen; aber ſitzend hauſt ſichs ganz gut darunter. Ein Brett, über zwey von meinen Koffern gelegt, iſt mein Sopha; Auf eben dieſe Weiſe habe ich den Tiſch gebauet, der ſo groß iſt, daß auf der einen Seite mein Clavier ſtehn kann, indeß die andre Hälfte zum Schreiben und Speiſen dient. Mein Bedienter hat ſich auf ähnliche Weiſe eingerichtet und im Hintertheile habe ich, aus einer Madrazze und einem Mantel, ein Lager bereitet, auf welchem ich, wenn ich des Sitzens müde werde, ein wenig ausruhn kann. Uebrigens habe ich Vorräthe zur Nahrung für Leib und Seele mitgenommen: Bücher, Dinte, Federn, Wein, kalten Braten u. d. gl.

Dieſen Mittag hielt ich in Breitenbach an. Es iſt da noch ein ziemlich artiges Wirthshaus, wo ich mir aus meinem Braten ein Ragout zuſammenbuchſtabieren konnte, wozu der Wirth eine Milch-Suppe und einen Pfannekuchen fügte. Ein Verwalter aus der Nachbarſchaft, der da Geſchäfte hatte, kehrte gleichfalls ein und gerieth bald mit mir in Unterredung. Er miſchte viel fremde Wörter ein, die er ſonderbar genug verſtümmelte. Sein Herr wollte auf ſeinem Gute bauen laſſen und hatte ihn hierher geſchickt, um mit einigen **Ouvertüriers** zu reden. Der Landgraf Wilhelm der Achte war, wie er ſagte, in ſeinen letzten Tagen in eine Art von **Liturgie** verfallen. Hier im Wirthshauſe ſey nicht viel zu haben, meinte er, aber man müſſe ad integrim ſo vorliebnehmen.

In Rotenburg wohnt der Landgraf von Heſſen-Rheinfels, deſſen Bruder der einzige teutſche Prinz iſt, welcher die franzöſiſchen Dienſte nicht verlaſſen hat, wofür er nun Monſieur Heſſe heißt. Das Städtchen hat kein unfeines Anſehn mit ſeinem Schloſſe, wovon der eine Flügel neu gebauet iſt. Auch wohnen hier einige ſehr wackre Leute, die zum Theil bey den Collegien angeſetzt ſind. Ich habe einen vieljährigen Freund unter ihnen, einen ſehr edeln, geſchickten und verſtändigen Mann, den ich auf einige Augenblicke beſuchte, um ihm das Lebewohl zu ſagen.

Die Landſchaft um Rotenburg her hat doch etwas Maleriſches; die Berge liefern einen angenehmen Anblick — Schade, daß es keine Weinberge ſind! Hier und in der Nachbarſchaft wohnen einige Leinwand-Händler, die im Lande aufkaufen und dann beträchtliche Verſendungen im Großen machen.

Das Dorf, in welchem ich dieſe Zeilen ſchreibe und bis morgen früh bleiben werde, beſteht aus zwey Theilen, die Alt- und Neu-Morſchen genannt werden, zuſammen aber ein höchſt ſchmutziges Neſt ausmachen, obgleich ſogar ein fürſtliches Schloß hier iſt, wo ſich der verſtorbene Landgraf Friedrich, mit einigen ſeiner Hofleute, zuweilen ein Paar Wochen hindurch aufzuhalten pflegte, wenn er der Langenweile aus dem Wege reiſen wollte. Es fängt an, ein wenig zu regnen; das iſt keine gute Ausſicht für meine morgende Reiſe — Doch, man ſoll ja nicht für den kommenden Tag ſorgen.

Den 8ten, früh Morgens.

Das Wetter hat ſich aufgeklärt; wir haben den ſchönſten Morgen; die Nachtigallen ſchlagen lieblich und ich ſteige mit recht frohem Herzen wieder in mein Schifflein.

Und nun, da ich in dieſem Schifflein, an meiner künſtlichen Tafel ſitze und meinen Caffee mit recht gutem Rahm vor mir ſtehn habe, laſſe ich mir eine Pfeife Tabac ſtopfen, ziehe dieſen Brief aus der Taſche hervor und fange

»ſen iſt: ſo wird unſer Sinn für dergleichen geſchärft, und wenn gleich man der falſchen Münze leerer Complimente nicht allen Cours nehmen kann; ſo ſammelt man ſich doch keinen Schatz davon; denn man weiß ja, daß ihr Werth in der Zeit der Noth um hundert Procent fällt. Es geht damit, wie mit den Banconoten in gewiſſen Ländern; man muß ſie in kleinen Summen als Zahlung annehmen und giebt ſie auch eben ſo wieder aus; allein ihr Credit iſt nicht groß; ſie ſteigen und fallen im Verhältniſſe mit den politiſchen Revolutionen; Hauptſummen ſucht man in Baarſchaften zu erhalten, oder wo man etwa eine anſehnliche Summe in Papiergelde eincaſſieren muß, da bemüht man ſich, dieſe Billets bald möglichſt zu realiſiren, ſo lange noch die Conjuncturen vortheilhaft ſind.« »Herr Graf!« ſagte ich, »Sie müſſen wohl recht viel erfahren haben in der Welt, und meine Begierde, die Fortſetzung Ihrer Geſchichte zu hören, wird immer lebhafter. Sind Sie dazu aufgelegt; ſo fahren Sie doch ja heute fort, zu erzählen!« Mein Freund war ſo gefällig, meine Bitte zu erfüllen. Wir ſetzten uns auf einer von den Bänken der Terraſſe, von woher man die Ausſicht nach dem Strohme hin hatte, und er begann, wie folgt:

wieder an, zu ſchreiben; Ich will Sie aber diesmal von America unterhalten. Sie wiſſen, daß mein Freund M* * * ſchon ſeit zwey Jahren dort wohnt und jetzt nur zurückgekommen iſt, um ſeine Familie nachzuholen. Die Gegend, wo er ſich niedergelaſſen hat, und wo auch ich mich anſiedeln werde, heiſſt der Geneſee-Diſtrict und liegt am Ontario-See, den engliſchen Beſitzungen in Canada gegenüber — Freylich ein wenig entfernt von den größern Städten der vereinigten Staaten, jedoch in der Nachbarſchaft von großen und kleinen Ströhmen; und da man jährlich mit unermüdetem Fleiſſe an Canälen und Landſtraßen arbeitet; ſo wird bald der Weg nach Neu-York und von der andern Seite nach der neuanzulegenden Stadt Columbia hin, in welcher künftig der General-Congreß ſeinen Sitz haben wird, kaum den Namen einer Reiſe verdienen.

Der Erdboden in dieſem Geneſee-Diſtricte iſt höchſt ergiebig; die üppigſte Vegetation macht, wenn erſt einmal der Boden von einem Theile ſeiner Waldungen wird befreyet ſeyn, die Arbeit des Landmanns zu einem Spielwerke.

Eines der wichtigſten und einträglichſten Producte iſt der Saft aus dem Zucker-Ahorn-Baume, der hier in großer Menge wächſt. Schon iſt die Anzahl der Coloniſten in dieſem Diſtricte ſeit Jahres-Friſt auf ſiebentauſend Menſchen angewachſen, die ſich der vollkommenſten Sicherheit und bürgerlichen Freiheit erfreuen, und, wenn ſie ſich bis zu zwanzigtauſend Menſchen vermehren, ſich eine eigne Regierungs-Verfaſſung wählen dürfen, in ſo fern ſie ſich nur an den allgemeinen Staats-Cörper anſchlieſſen. Hier iſt ſchon der Unterſchied zwiſchen Lutheranern und Reformirten aufgehoben und eine Gemeine, die ganz aus Leuten beſteht, die nach Calvins Lehre unterrichtet ſind, nimt ohne Anſtand einen lutheriſchen Prediger zu ihrem Seelſorger an.

Zu welchem Flor, in allen Theilen der bürgerlichen Glückſeligkeit, die nordamericaniſchen Staaten in der kurzen Zeit ſeit dem geſchloſſenen Frieden emporgeſtiegen ſind, das iſt wohl im Allgemeinen dem Staatskundigen bekannt; aber daß Wiſſenſchaften und Cultur und Wohlſtand und Handel und Schiffahrt und Policey und Geſetzgebung mit ſolchen Rieſenſchritten fortrücken, daß dagegen die mühſeligen, hochbelobten Anſtalten in manchen, ſo künſtlich adminiſtrirten Ländern gar nicht genannt zu werden verdienen — das weiß nicht Jeder, und doch kann das Schickſal der Staaten von Nord-America Dem, welcher Menſchen- Völker- und Länderkunde zu ſeinem Studium macht, gewiß nicht gleichgültig ſeyn. Ich habe mir daher einen Plan ausgedacht: Das brittiſche Muſäum, Minerva, Schlötzers Staats-Anzeigen und manche andre Zeitſchriften liefern uns ſtatiſtiſche Bruchſtücke über den Zuſtand der europäiſchen Staaten; ein americaniſches Archiv, oder Magazin, oder Journal — wie man es denn nennen mögte! — haben wir noch nicht. Wie wäre es alſo, wenn Sie Sich dies Verdienſt um das teutſche Publicum machten? Ich könnte Ihnen die neueſten gelehrten und politiſchen Zeitſchriften und Intelligenz-Blätter, die in America herauskommen, vierteljährig ſchicken und dabey vielleicht von Mitgliedern des Congreſſes ſelbſt die genauern, ſich dort concentrirenden Nachrichten, von dem Wachsthum der Bevölkerung, von neuen öffentlichen Anſtalten und

Anlagen, urbar gemachtem Erdreiche, Ausbreitung des Handels, der Manufacturen (womit es jedoch vorerſt noch langſam geht, ſo lange es an Händen fehlt und alſo das Taglohn theuer iſt) und von den Fortſchritten aller Art von Cultur mitgetheilt bekommen. Geheimniſſe wird man gewiß aus dieſen Dingen nicht machen, wie in einigen europäiſchen Staaten. Dazu iſt man zu weiſe, hat zu geſunde Begriffe von wahrer Politic und darf ſich keiner öffentlichen Rechenſchaft ſchämen. Ueberlegen Sie dieſen Plan, mein Lieber! Mündlich, bey unſrer Zuſammenkunft in Braunſchweig wollen wir weitläuftiger darüber reden.

Gegen Abend, in Caſſel.

Wir kamen heute vor Mittag nach Milſungen, einem ſalva venia ſchmutzigen heſſiſchen Landſtädtchen. Ich fühlte keinen großen Trieb, dieſen Ort in der Nähe zu ſehn, der Schiffer hatte indeſſen bey einer Mühle angelegt, da ich dann ausſtieg und den Müller bat, mir und mei meinem Bedienten die Zubereitung einer leichten Mittags-Mahlzeit in ſeiner Küche zu erlauben. Er hielt kein Wirthshaus, war aber ſogleich bereit, mir zu willfahren. Die Frau ſchaffte Kohl, Milch und Eyer herbey und ſcherzte über meine Anſtalten, ſelbſt Hand anzulegen, bey der Zubereitung dieſer Speiſen. Es war eine wackre, höfliche Familie; alles war höchſt reinlich und anſtändig in ihrem Hauſe und nur mit Mühe konnte ich ihnen bey meiner Abfahrt eine Kleinigkeit zur Bezahlung aufdringen.

Näher bey Caſſell wird die Gegend maleriſcher; Guckshagen, mit ſeinem kleinen Duodez-Hafen, liegt recht reizend. Das Wetter war angenehm kühl; Nachtigallen und andre Vögel wetteiferten in frohen Liedern. Rechter Hand lieſſen wir die Sör, einen ſchönen Wald liegen, vor welchem ſich, längſt dem Ufer hin, ein ſchmaler, lieblicher Wieſengrund ausdehnt. Dann ſieht man, ein Stündchen von Caſſell, Freyenhagen liegen — ein kleines Luſtſchloß des Landgrafen, mit einer angenehmen Linden-Allee.

Vor einer Stunde bin ich hier angekommen; es iſt noch früh am Tage; ich will bis zum Abend-Eſſen ein wenig in der Stadt umherwandeln. Hier werde ich mich, da ich allerley Geſchäfte habe, einige Tage aufhalten. In Münden muß ich doch ein anders Schiff nehmen; alſo laſſe ich das Fahrzeug mit meinen Sachen morgen dahin ſchwimmen und reiſe zu Lande nach. Dieſen Brief trage ich ſelbſt auf die Poſt; Je näher ich den Gegenden komme, wo Sie theuerſter Freund! leben, deſto größer wird mein Verlangen, Ihnen bald mündlich zu ſagen ꝛc.

Zehnter Brief.

Caſſel, den 11ten Junius.

Der verſtorbene Landgraf Friedrich beſchäftigte ſich einen groſſen Theil ſeines Lebens hindurch mit dem Beſtreben aus ſeiner Reſidenzſtadt Caſſel eine der glänzendſten Städte zu machen. Es fehlte ihm auf keine Weiſe an Talenten und Kenntniſſen; Er hatte einen richtigen Blik, gute Beurtheilungskraft, redete und ſchrieb einige Sprachen in groſſer Vollkommenheit. Er zeichnete ſehr gut, beſaß mathematiſche Wiſſenſchaften, feine Kunſtkenntniſſe, war gereiſt, reiſte noch in ſeinem Alter und hatte alſo auswärts viel Schönes geſehn. Dabey war er gutmüthig, keiner vorſetzlichen Härte, noch Rachſucht fähig und hatte ein Herz für Freundſchaft und Wohlwollen. Wenn er bey dem Allen, beſonders in groſſen Cirkeln, zurückhaltend und ſtumm war, nicht die Gabe hatte, das, was er wuſſte, mit Leichtigkeit und zu rechter Zeit anzuwenden; ſo lag das an den Eindrücken, die ihm von einer fehlerhaften Erziehung übrigblieben.

ben. Er war ſcheu, furchtſam, ſchwach, ohne Zuverſicht zu ſich ſelber und ſeiner innern Würde, floh alles, was Anſtrengung und Aufopferung erforderte, gerieth oft in die Hände böſer Rathgeber und Lieblinge, die ihn mistrauiſch gegen beſſere Menſchen machten.

Bald nach Endigung des ſiebenjährigen Kriegs fieng der Landgraf an, die erſparten engliſchen Subſidien, wovon ihm noch groſe Summen nachgezahlt wurden, zu Verſchönerung ſeiner Stadt anzuwenden. Es wurden Wälle niedergeriſſen, Graben ausgefüllt, neue Gaſſen und Pläze angelegt und wer Geld hatte und ſich angenehm machen wollte, mußte ein Haus bauen. Caſſell ſchien ein Mittelding zwiſchen Paris und Berlin werden zu ſollen. Er ſuchte Fremde hineinzuziehn, ſelbſt fürſtliche Häuſer, wie z. B. den Hof von Heſſen-Rheinfels, von Heſſen-Philippsthal und die berüchtigte alte Prinzeſſinn von Soubiſe. Schauſpiele und Feſte aller Art lockten die Reiſenden; groſe italieniſche, groſe franzöſiſche Opern, Opera comique, franzöſiſches Schauſpiel, groſes, heroiſches Ballet, öffentliche, freye Maskenbälle, Jagden,

Con-

Concerte bey Hofe u. d. gl. m. Caſſell bekam jährlich zwey Meſſen, womit es aber nicht fort wollte; der Landgraf ſtiftete neue Collegien, Academien, Lotterien, ein Lotto und zwey Ritterorden, unterhielt einen, der Anzahl nach, königlichen Hofſtaat und die Stadt wimmelte von ſchönen, prächtig gekleideten Officieren und Soldaten. Da waren Garden aller Art zu Fuß und zu Pferde; Manche Corps hatten beynahe ſo viel Officiere, wie Gemeine, und zuweilen waren in ſeiner Armee über zwanzig Generale. Reiche und liebenswürdige Fremde nahmen, verführet durch dieſen Glanz, an ſeinem Hofe oder im Militair Dienſte. Ein leichter, freyer Umgang, aber zugleich auch ein hoher Grad von Libertinage, verbreiteten ſich unter alle Stände; Hierzu trug hauptſächlich das Heer von Ausländern, beſonders von Franzoſen und Italienern, viel bey, die der Landgraf vorzüglich begünſtigte. Wie die Zugvögel kamen die Abentheurer in Schwärmen herangezogen, um hier Fütterung und ein luſtiges Leben zu finden. Sie kamen in allerley Aufzuge, mit erborgten Namen, Titeln und Kleidern behängt. Da waren Marquis und Chevaliers,

Gra

Grafen, Brigadiers u. ſ. f. Zuweilen, wenn Einer von ihnen einen Brocken wegfiſchte, den ihm der Andere misgönnte, deckte Dieſer die Genealogie ſeines Widerſachers auf, oder lieferte Beyträge zu ſeiner Biographie; und dann gab es manche ſcandaloſe Scenen. Es waren auch Geiſterſeher und Goldmacher unter ihnen, mit denen ſich der Landgraf, weniger aus wahrem Wunderglauben, wie aus Langerweile, einließ. Einige ſolcher Ausländer wußten ſich einträgliche Stellen zu erbetteln, wozu ſie nicht die geringſten Fähigkeiten hatten; der Eine ließ ſich zum Bibliothecar, der Andere zum Directeur des plaiſirs, der Dritte zum intendant des bâtiments, der Vierte zum gentilhomme de la vénérie machen und ein Fünfter übernahm die Aufſicht über Fabriken.

Der jetzige Landgraf fand Berge Goldes im Schatze, aber Dürftigkeit und Elend in allen Gegenden ſeines Landes. Er fieng damit an, den Reſidenz-Boden von den exotiſchen Gewächſen zu reinigen; die Franzoſen verlohren ſich; es wurden Einſchränkungen in dem Aufwande am Hofe gemacht, Orcheſter und Schau-

Gleich nach meines Stiefvaters Tode hielt mein Vormund es für nöthig, ſich ernſtlich um meine Erziehung und Unterweiſung zu bekümmern. Ich war bey dem Proffeſſor Meyer am Gymnaſio zu *** in Penſion gegeben, der als ein geſchickter Schulmann und guter Pädagoge bekannt war.

Wiſſenſchaftliche, gründlich erlernte Kenntniſſe beſaß ich gar nicht, auch hielt ich wahre Gelehrſamkeit für Pedanterey; eine ſaubre Handſchrift, einige Fertigkeit in der franzöſiſchen Sprache, im Tanzen und in der Muſic, zu welcher ich immer viel Neigung gehabt; das war der ganze Ballaſt, den ich geladen hatte, als ich aus dem väterlichen Hauſe in die weite Welt hineinſegelte. Ganz leer von Materialien, woraus in der Folge etwas Gutes zuſammengeſetzt werden konnte, war ich indeſſen doch nicht; aber es lag, um bey meinem Gleichniſſe zu bleiben, alles unordentlich auf dem Verdecke umher. Man findet in der großen Welt immer Leute, die aus Journalen und aufgefangenen Geſprächen beſſerer Köpfe oberflächliche Kenntniſſe erſchnappt haben, womit ſie gelegentlich da glänzen, wo man an keine beſſere Waare gewöhnt iſt; ja! ich habe Leute gekannt, die immer ein Penſum von der Art auswendig lernten, ehe ſie zu einem Gaſtmahle giengen.

ſpieler verabſchiedet, und alles öconomiſch, ſehr öconomiſch eingerichtet. Ein Theil der Schulden, die nicht einzutreiben waren, wurde den Unterthanen erlaſſen, wie ich aus den Zeitungen weiß.

Hier in Caſſel finde ich den geſelligen Ton nicht mehr ſo leicht und froh geſtimmt; die Leute kommen mir verſchloſſen, furchtſamer und niedergeſchlagner vor, wie ehemals. Viel verdienſtvolle Officiere, beſonders Fremde, haben den Abſchied genommen. Die Urſachen von dieſem Allen ſind mir unbekannt.

Für die Wiſſenſchaften thut der jetzige Herr dadurch etwas, daß er die Univerſität Marburg in Aufnahme zu bringen ſucht, geſchickte Lehrer hinzieht und Dieſen gute Beſoldungen giebt.

Viel glücklicher wie der verſtorbene Landgraf, iſt er in ſeinem Bauweſen und in der Anlage ſeiner Gärten und Pflanzungen. Alle Gebäude, die unter der vorigen Regierung errichtet worden, ſind entweder voll von Fehlern gegen die reine Architectur, oder liegen an den unvortheilhafteſten Plätzen, oder contraſtiren, ſey es nun von Auſſen oder von Innen, mit dem Zwecke ihrer Beſtimmung; die Garten-Anlagen aber zeigten etwas Kleinliches und Gemeines. Der nun regierende Landgraf hat aus dem ſchönen Park, oder der ſogenannten Aue, bey Caſſell, das unbedeutende Heckenwerk und alles, was der Einfalt und Größe des Plans nicht angemeſſen war, ausrotten laſſen. Auf dem Weiſſenſteine ſind die unwürdigen Schnitzeleyen, die Geburtstags-Kuchen-Zierathe, das Bretter- und Lattenwerk und alle ſolche Nürnbergiana weggeräumt; Die Rieſen-Anlage, die ſchöne Cascade, wird in einem erhabnen, männlichen Style fortgeſetzt und die Gegend umher ſo behandelt, daß ſie die großen Eindrücke nicht ſchwächt. Am Fuße des Berges wird ein prächtiges Schloß gebauet, wovon die beyden Flügel ſchon da ſtehen, deren innere Einrichtung nebſt dem Ameublement der Majeſtät des Ganzen entſpricht. Bey allen dieſen Arbeiten werden, ſo viel möglich, einheimiſche Künſtler und Handwerker angeſtellt und alles wird mit Schnelligkeit und Feuer betrieben. Auch für

Verbeſſerung der Landſtraßen wird geſorgt und über die Polizey in den Städten gewacht.

Ich erzähle Ihnen übrigens nichts von Caſſell und ſeinen Herrlichkeiten; Sie kennen ja das alles. Meine hieſige Geſchäfte werden bald beendigt ſeyn. Ich wollte noch einen Bedienten vor meiner Abreiſe nach America annehmen, der mit der Feder umzugehn wüſſte; Mein Gaſtwirth ſchlug mir einen vor, den ich zu mir beſtellen ließ. Dieſen Morgen, als ich grade Briefe ſchrieb, erſchien derſelbe und fieng an, mir ein Regiſter ſeiner Talente darzulegen. „Die Hauptſache, mein Freund!“ ſagte ich, indem ich in meiner Arbeit fortfuhr (denn die Poſt war im Begriff abzugehn und ich wollte meine Briefe erſt ſiegeln und fortſchicken) „Die „Hauptſache, worauf es mir ankömmt, iſt, daß „Er fertig und ſauber ſchreibe. Kann Er mir „Seine Hand zeigen?“ Auf einmal fuhr der Schöps mir mit ſeiner ſchmutzigen Tatze unter die Augen. Ich war nun ſehr verſucht, mich mit dem Kerl nicht weiter einzulaſſen; aber was konnte der arme Tropf davor, daß ich durch Metonymien redete? Hätte ich nicht Handſchrift,

ſchrift, ſtatt Hand ſagen ſollen? Bey genauerer Prüfung fand ich gerade den Menſchen an ihm, den ich ſuchte und wir wurden unſers Handels einig.

In Ländern, wo die Soldaten ſchlecht bezahlt werden, ſind ſie auſſerordentlich erfinderiſch in kleinen Spitzbübereyen. Als ich geſtern zu Fuß durch einige Gaſſen der Stadt ſpatzierte, ſah ich ein paar Musketiere ein ſolches Schelmſtück ausführen. Ein Bauer brachte ein kleines Fuder Holz zu Markte; Ein Soldat ſchlich hinter dem Wagen her und zog behutſam ein Stück heraus, das er auf die Erde hinlegte; Nachdem der Bauer etwa noch hundert Schritte gefahren war, rief Jener nach und zeigte ihm das Verlohrne, worauf er umkehrte, ſeinen Wagen ſtehn ließ und nach dem Orte zurückgieng. Indeß nun der Bauer das, nach ſeiner Meinung Herabgefallne wieder aufnahm und dem Soldaten für ſeine Sorgfalt dankte, näherten ſich zwey andre Cameraden dem Wagen, nahmen ein Paar große Stücke herunter und liefen damit fort.

Der Landgraf iſt mit einem Theile ſeiner Kriegsvölker an den Rhein gezogen, um die Gränzen gegen franzöſiſche Einfalle zu decken.

Ich habe auf übermorgen ein kleines Fuhrwerk beſtellt, um nach Münden zu fahren: Von dort aus werde ich meine Reiſe zu Waſſer fortſetzen. Dieſer Brief möge ſie geſund und vergnügt finden! das iſt der herzlichſte Wunſch Ihres ꝛc.

Eilf-

Eilſter Brief.

Hameln, den 15ten Abends.

Schon wieder, theuerſter Freund! um einige Meilen der Gegend näher, wo Sie leben und weben! Ich laſſe nun meine Päckereyen auf der Weſer nach Bremen ſpediren und fange meine Streifereyen zu Lande an.

Meine beyden Briefe aus Caſſell werden Sie, wie ich nicht zweifle, erhalten haben und das hoffentlich unerbrochen, denn ich bin ein ſo unbedeutendes Geſchöpf, daß man wohl meine Correſpondenz keiner großen Aufmerkſamkeit würdigen wird.

Vorgeſtern gegen Abend kam ich nach Münden und ergötzte mich, bis in die Dämmerung hinein, an dem Anblicke der herrlichen romantiſchen Gegend; Auch beſahe ich die nahe gelegene Glashütte. Es giebt wenig kleine Städte im Hannöveriſchen, in welchen ſo viel Betriebſamkeit und Wohlhabenheit herrſchen, wie in

Münden. Da gilt auch noch, im täglichen Handel und Wandel, der leichtere Münzfuß, und Taglohn und Lebensmittel ſtehen in geringern Preiſen, wie mitten im Lande.

In Münden fangen die neuen hannöveriſchen Straſendämme an, die, wenngleich in einigen Gegenden der Boden verhindert, daß ſie denen im Reiche gleichkommen, doch zur großen Gemächlichkeit des Handels und aller Gewerbe dienen. Sie ſind mit einem ungeheuren Koſten-Aufwande angelegt, da man an manchen Stellen das Erdreich beträchtlich hat erhöhn müſſen, und die nöthigen Materialien nicht aller Orten in der gehörigen Güte zu haben ſind. Alle öffentliche hannöveriſche Anſtalten tragen das Gepräge prunkloſer Solidität; bey dieſer iſt zugleich für die Annehmlichkeit der Reiſenden, beſonders der Fußgänger, geſorgt. Es ſind zu beyden Seiten der Straße Bäume gepflanzt, und hie und da Ruheplätze mit Bänken und kleinen ſchattigten Lauben angelegt.

Geſtern früh fuhr ich in einem bedeckten Wagen, in welchem ich mehr Gemächlichkeit, wie in dem vorigen hatte, von Münden ab. Reizende, maleriſche Gegenden ließ ich an beyden Ufern liegen; ich hatte einen frohen, genußvollen Tag. Um mich nicht unterweges zu Mittage aufzuhalten, hatte ich einige Mund-Vorräthe mitgenommen, die mir mein ehrlicher Schiffer auf ſeinem kleinen Feuer-Heerde zubereiten half. Und ſo brachte ich dann ein Paar Gerichte zu Stande, die, wenn ſie nicht den Gaumen eines Lucullus gekitzelt haben würden, doch wenigſtens nichts von den giftigen Eigenſchaften der hölliſchen Polenta des großen Friedrichs hatten, gegen welche der * * * von * * * ſo gräßlich eifert, obgleich ſeine litterariſchen Polente eine eben ſo ſataniſche Kochkunſt verrathen. Eine Flaſche voll guten rothen Weins, den ich in Münden gekauft hatte, wurde bey der Mahlzeit ausgeleert, und bald fühlte ich mich in eine heitre, behagliche Stimmung verſetzt.

Ich genoß in ganzer Fülle den wonnevollen Anblick der Natur-Schönheiten, der verſchiedenen Schattirungen von Grün, der immer abwechſelnden Formen der Gebürge, der friedlich liegenden Dörfer, unten am Ufer — Hat doch der liebreiche Schöpfer dafür geſorgt, daß kein irgend bebaueter Theil des Erdbodens ohne alle Annehmlichkeiten, ohne Reize für Den iſt, der zu genieſſen und ſich zu beſchäftigen verſteht und nicht in ſich ſelber den Keim mürriſcher Unzufriedenheit herumträgt. Ehe mich das Zuſammentreffen ſo mancher Umſtände und Rückſichten beſtimmte, Europa gänzlich zu verlaſſen, ſtand ich oft bey mir im Zweifel, welche Gegend von Teutſchland ich für den Reſt meines Lebens zu meinem Aufenthalte wählen und ob ich das Landleben, oder die Stadt, und wenn jenes, ob ich eine bergigte, oder eine flache Gegend wählen ſollte? Immer, wenn ich dann in Gedanken mir Bilder von Oertern vorhielt, die ich kannte und ſchön gefunden hatte, kam mir die letzte Landſchaft, deren einzelne Annehmlichkeiten ich mir zergliederte, reizender wie die übrigen vor. Wie ruhig, wie glücklich muß man nicht in ſo einem ſtillen, freundlichen Dörfchen, am Ufer eines großen Strohms, beſonders am Rhein, oder an der Elbe gelegen, leben können! Welche Wonne, wenn ich da an einem ſchönen Morgen auf die Spiegelfläche des Waſſers ſchaue, bald kleine Fiſchbothe dahingleiten ſehe, bald ein großes Fahrzeug mit vollen Seegeln majeſtädtiſch aus der Ferne hervortreten, oder (am Rhein und Mayn) eine Jagd, mit frommen Wallfahrenden beſetzt, die in volltönenden Hymnen dem Schöpfer aller Dinge beym Aufgange der Sonne ihr Dankopfer bringen. An beyden Ufern ſtimmen, wo ſie vorbeyfahren, die Dorfglocken zu ihren Melodien ein, und Berge und Felſen hallen wieder von dem gut gemeinten Geſange der einfältigen Pilger. Oder, wenn an einem erquickenden Sommer-Abende, im Schatten einer ehrwürdigen uralten Eiche hingelagert, die muntern Heerden mir vorüber dem nächtlichen Lager zueilen, zwiſchen ihnen der gutmüthige Bauer, nach vollbrachter Feld-Arbeit, den Pflug nach Hauſe führt, und, nachläſſig auf ſeinem Pferde hängend, ein Volks-Liedchen pfeiſt, indeß im nahe gelegenen Dorfe der Rauch aus den kleinen Schornſteinen die Sorgfalt der Hausmütter ankündigt, ihre Gatten mit einer nahrhaften Schüſſel zu bewirthen.

Das Landleben hat ſo manche Vorzüge — Weniger Luxus, weniger Bedürfniſſe, alſo auch we-

Von ſolchen Perſonen ſahe ich denn auch Viele in des Geſandten Hauſe; und da mein Kopf ziemlich leicht auffaßte und begriff, beſonders das, was ihm nicht in dem pedantiſchen Gewande einer Lection vorgeſtellt wurde; ſo blieb hie und da manche nicht ganz zu verachtende Notiz in meinem Gedächniſſe hängen. Am mehrſten aber war mein Geiſt auf Menſchen-Beobachtung geſchärft, und ich darf es wohl ſagen, man wird wenig Knaben von dem Alter antreffen, die ſo bekannt ſind mit den verborgenſten Schwächen des menſchlichen Herzens. Dieſe zu erlauren, ſatyriſch darzuſtellen, mimiſch zu copieren, und damit einen großen Cirkel von leichtſinnigen Damen und Herrn zu unterhalten, war leider! meine Haupt-Beſchäftigung in meines Stiefvaters Hauſe geweſen. Auf dies Studium gründete ſich dann die Gabe ſchwache Menſchen zu gewinnen, ſie bey ihrer leidenſchaftlichen Seite zu faſſen — eine äußerſt verführeriſche Kunſt, die faſt immer dahin leitet, die Gelegenheit zu vernachläſſigen, ſich wahre Vorzüge eigen zu machen, wenn man, ohne große Anſtrengung dieſelbe Würkung durch die Thorheiten Andrer erringen kann, ja! den Sinn für ächten Menſchenwerth zu verliehren und die Gabe, fremde Schwächen zu mißbrauchen, für die einzige Philoſophie des Lebens zu halten; eine Kunſt endlich, weniger Nahrungs-Sorgen. Man wandelt zwanglos und frey ſeinen Gang fort, darf ſich nicht krümmen unter dem eiſernen Joche unzählicher Conventionen, Moden und Complimente, wird nicht bey jedem Schritte beobachtet und ſchief beurtheilt. Das Herz wird nicht abgeſtumpft für edle Gefühle; es empfindet in voller Kraft das Bedürfniß und das Glück der Freundſchaft und Liebe. Ein neues Buch, das der Freund aus der Stadt ſchickt, wird begierig verſchlungen, der Beſuch eines guten, verſtändigen Mannes iſt ſo herzlich willkommen, denn man ſchwelgt nicht immer in abwechſelnden Freuden aller Art, wie in der Stadt; Man hat Zeit, zu genieſſen und zu verdauen; Entbehrung macht dieſen Genuß ſchmackhafter. Man iſt nicht ſo eckel und ſtrenge, raiſonnirt ſich nicht die Empfindungen aus der Seele; Sättigung und Ueberdruß ſcheeren nicht mit dem haarſcharfen Meſſer der Critic jeden kleinen Keim des Vergnügens weg. Man tanzt fröhlich nach einer verſtimmten Geige und ſpielt ohne Widerwillen mit dem Schulmeiſter ein Duetto und denkt ſich's leicht dazu, wie es, beſſer vorgetragen, klingen würde.

Auch der Winter hat ſeine Reize. Wer die Jagd liebt, treibt ſich den Tag über umher; und wenn er Abends, müde und hungrig, in die Heymath zurückkömmt; wie erquickt ihn dann der wohlthätige Ofen, ſein bequemer Nachtrock, ſein Großvater-Stuhl und die dampfende Schüſſel! In einen großen Schlitten gepackt, von vier raſchen Pferden gezogen, beſucht des Sonntags die ganze Familie den Gaſtfreund in der Nachbarſchaft, wird liebreich empfangen und bewirthet und kehrt froh und heiter zurück. Der Tag, wenn die Zeitungen ankommen, bringt neue Lebhaftigkeit in der Unterhaltung. Da wird gecannengieſſert; der Paſtor loci weiſt den Pariſer Pöbel nach den Grundſätzen der practiſchen Philoſophie zurecht; der Amtmann widerlegt die National-Verſammlung aus dem Jure publico und der Hauslehrer declamirt dagegen über die Rechte der Menſchheit. Aber das Intereſſe des Volks und der Fürſten wird bey Seite geſetzt, wenn die Zeit des Einſchlachtens herannaht. Da gilt's, wer die mehrſten Pfunde gewonnen hat. Dem Nachbar wird, nebſt einer höflichen Empfehlung, eine Schüſſel voll Würſte geſchickt, oder er wird eingeladen zur ſetten Mahlzeit. Der Krug und die Flaſche gehen tapfer herum; die Phyſiognomie des geiſtlichen Herrn wird behaglich, die Stirn entfaltet ſich, ein Weſtenknopf nach dem andern muß ſpringen; die Finger werden geleckt und die alten Univerſitäts- und Campagnen-Spaße kommen zur Sprache.

Bergichte Gegenden haben nun wieder ihre eignen Annehmlichkeiten: die heitre, reine Luſt; die leichte, muntre, geſellige Stimmung der Bewohner; die herrlichen Ausſichten über die zu den Füßen liegenden Landſchaften hin; die romantiſchen Wälder, die rieſelnden Quellen; die majeſtädtiſchen Schönheiten der Natur, in Aufthürmung großer Felſen-Maſſen, und, wo Bergwerke ſind, dieſe ganz eigne Art von Thätigkeit und der gutmüthige Frohſinn der Bergleute — Haben Sie je eine Zeitlang auf dem ehrwürdigen Harze zugebracht; ſo erinnern Sie Sich gewiß dieſer Tage noch mit Vergnügen.

Aber nun dagegen das Bild einer großen, volkreichen Handelsſtadt! Alles lebt und würkt hier. Intereſſant für den Menſchen-Beobachter iſt es, öffentliche Oerter, Verſammlungsplätze, Gaſthöfe, Caffeehäuſer und Schauſpiele zu beſuchen. Da liefert der große Zuſammenfluß von Fremden und Einheimiſchen jeden Augenblick neuen Stoff zu Bemerkungen. Man hört die wichtigſten Nachrichten aus allen Ländern, kann unter dem Haufen wählen, ſich an Gelehrte, Künſtler, Kaufleute, Edelleute, Abentheurer, oder Müßiggänger anſchlieſſen. Und will man auch nur aus ſeinem Fenſter auf das Gewühle thätiger Menſchen hinabſehn; ſo hat man jeden Augenblick eine neue, ſich immer verändernde Scene vor Augen. Unbemerkt und ganz nach ſeiner Weiſe darf man in einer ſolchen Stadt leben, mit Aufwande oder in der größten Einſchränkung. Ein einzelner Mann kann, wenn er es anzufangen verſteht, nirgends um ſo geringen Preis ſeine mäßigen Bedürfniſſe befriedigen, wie hier, und hat er Kenntniſſe und Talente, nirgends ſo vortheilhaft damit wuchern. Hat er ſich einen Namen gemacht; geben ihm Eigenſchaften des Kopfs und Herzens und die Gabe, ſich im geſelligen Umgange beliebt zu machen, gerechte

Anſprüche auf Achtung und Aufmerkſamkeit; ſo bekömmt er bald Zutritt in den größten Häuſern; niemand fragt nach ſeiner Geburt, nach ſeinem Vermögen und er bedarf nicht des ſauer zu erbettelnden Schutzes der Großen.

Nur in kleinen Landſtädten, in Reſidenzen von mittler Größe und überall da, wo ein kleinſtädtiſcher Ton herrſcht, iſt es dem Manne von Würde im Character ſchwer, ſich eine glückliche und bequeme Lage zu bereiten. Wenn der geringſte meiner Schritte controllirt wird; wenn Menſchen, die von tödtender Langeweile geplagt werden, ohne Unterlaß Gericht über mich halten, mich bald für einen Sonderling, bald für einen gefährlichen Menſchen erklären und das ganze Publicum durch ihre elenden Klatſchereyen gegen mich einnehmen; wenn der Ruf, in dem ich bey dem großen Haufen ſtehe, und die Art, wie ich behandelt werde, von dem Blicke abhängt, deſſen mich ein pinſelhafter kleiner Sultan, oder ein hämiſcher, auf meine beſſern Kenntniſſe neidiſcher Vezier oder Hofſchranze würdigt; wenn dann meine ſogenannten Freunde mir täglich die Ohren von den nachtheiligen Gerüchten übertäuben, die ſich von mir verbreitet haben und ſich's zum Verdienſte anrechnen, daß ſie, ungebeten, ſehr oft zu meiner Erniedrigung und zu meinem Schaden, ſich Meiner haben annehmen müſſen; ſo iſt es wahrlich ſchwer, den Seelen-Frieden nicht einzubüßen und am Ende den Glauben an ſeinen eigenen Werth, den edeln männlichen Stolz, nicht zu verliehren — Und dennoch giebt es auch hier Mittel, ſich eine freye, ruhige Exiſtenz zu verſchaffen. Handelt man nur immer gleich feſt, vorſichtig und conſequent, achtet der kleinen, unwürdigen Neckereyen und Klatſchereyen nicht und weiß ſich zu rechter Zeit gefürchtet zu machen; ſo kann man auch in dieſer Lage frohen Genuß haben. Kurz:

Wohl dem glücklichen Manne, der reine Wonne des Lebens
Weiſe und nüchtern zu ſchmecken verſteht!
Freundliche Roſen entſproſſen dem dürren, ſteinigten Boden,
Wenn ihn ſein leichter Fußtritt berührt.
Ihm iſt die Wüſte nicht öde; ein Strauch, ein beſcheidenes Pflänzchen,

Feſſelt des ſtillen Beobachters Blick;
Schwierigkeit ſchreckte ihn nicht; der Weg über Berge und Felſen
Führt doch zuletzt in ein liebliches Thal.
Frieden und Freude nur findet, wer in dem ſchuldloſen Herzen
Friedens- und Freudens-Keime bewahrt;
Unempfängliche Seelen entweichen der Langenweile
Selbſt in Eliſiums Fluren nicht.

Doch, ich kehre zu meiner Reiſe-Beſchreibung zurück. Wir lieſſen an beyden Ufern einige hübſche Dörfer liegen. Beckerhagen, Würgeſſen, Lauenvörde und andre, deren Namen ich vergeſſen habe. Das hohe Schloß Fürſtenberg gewährt einen ehrwürdigen Anblick. Hier hat der Herzog von Braunſchweig eine vortrefliche Porcelain-Fabric; Man vermiſſt an der Arbeit, weder Feinheit des Stoffs, noch Schönheit der Formen und der Malerey. Es werden auch Büſten von berühmten Männern, en bisquit, verkauft, das dem von Seve nichts nachgiebt. Die Lage von Fürſtenberg iſt reizend; Es weideten graue Ziegen am Berge und das vollendete, der Gegend das Anſehn einer Schweizer-Landſchaft zu geben. Die Stadt Hörter iſt ein altes, ſchmutziges, winklichtes, unfreundliches Neſt. Dann aber kommt Corvey, ein prächtig gebauetes Kloſter, wo, unter der Aufſicht eines gefürſteten Abts, eine große Anzahl wohlbeleibter Mönche gefüttert wird.

Hinter Corvey öfnet ſich die Gegend; Ein ſchönes Amphitheater lag nun vor mir ausgedehnt. Auch die einzelnen, längſt dem Ufer hin ſtehenden Weidenbäume machen eine maleriſche Wirkung. In Holzminden brachte ich die Nacht zu. Es iſt ein freundliches, lebhaftes Städtchen; zu deſſen Aufnahme, ſo wie überhaupt zum Flor ſeines Landes, der edle Herzog von Braunſchweig, väterliche Sorgfalt anwendet. Der Wohlſtand, welcher ſich während ſeiner Regierung in dem Lande verbreitet hat, das er, durch Krieg und ſchlechte Verwaltung, verarmt und verſchuldet fand, fällt jedem Reiſenden in die Augen. Auch fühlen ſich ſeine Unterthanen glücklich, ſegnen ihn und er kann ruhig ſchlafen, wenn auch der Revolutionsgeiſt ſich in Teutſchland verbreiten ſollte.

Als ich von Holzminden abfuhr, war das Wetter ein wenig trübe, doch klärte ſich's gegen Mittag zu meiner Freude auf, denn nun wurde die Gegend immer intereſſanter. Einen majeſtädtiſchen Anblick gewähren: das alte Schloß bey Polle; nachher, linker Hand, die hoch aufgethürmten Felſen-Wände; ein Bach, der bey der Deichmühle hervorſtürzt; dann zur rechten Seite abermals Felſen, die reizend contraſtiren mit den, von Fußwegen durchſchnittenen, grün bewachſenen Bergen. Wir fuhren auch bey einer angenehmen kleinen Inſel vorbey, ſahen hierauf Bodenwerder liegen und gegenüber eine ſchön gepflanzte Reyhe von Bäumen. Bey Grohnde, einem hannöveriſchen Amte, mit dem dazu gehörigen Dorfe, hielt mein Schiffer ein wenig an, und da ich am Ufer einen artigen Garten und vor demſelben an der Mauer ein Paar fein gekleidete Frauenzimmer ſitzend wahrnahm, ſtieg ich aus, hoffte durch meine Erſcheinung die weibliche Neugier zu reizen und mich ein Weilchen mit ihnen zu unterhalten; allein ich wurde diesmal in meiner Erwartung getäuſcht. Schon fieng ich an, im Gehen mein Halstuch in Ordnung zu bringen, meine Hand-

Krauſen hervorzuziehn, mein Geſicht in ehrerbiethig freundliche Falten zu legen und auf ein Bewillkommungs-Compliment zu ſtudieren — Von Odyſſeus, von Calipſo; von Sirenen, von Nymphen und dergleichen wollte ich reden — aber, als ich aufblickte, waren ſie indeß zurück in das Haus gegangen. Es iſt mehrmals von Andern die Bemerkung gemacht worden, daß die Hannoveraner größtentheils ſo geſtimmt ſind, daß ſie den Fremden eher ausweichen, als daß ſie ſich ihnen aufdringen ſollten, wie es wohl in manchen andern Gegenden von Teutſchland geſchieht. Man würde Unrecht haben, wenn man dieſen Zug wie ein Zeichen von Blödigkeit, Ungeſelligkeit oder Menſchenſcheue deuten wollte. Der Grund eines ſolchen Betragens liegt vielmehr, wie ich glaube, in dem Gefühle der Unanſtändigkeit, kindiſche Neugier und Vorwitz zu zeigen und in einem gewiſſen Stolze, der ſich empöhrt gegen den Verdacht, den man haben könnte, als ſey der Anblick eines Fremden oder überhaupt fremder Objecte in dieſen Gegenden etwas neues und überraſchendes. Wo es auf menſchenfreundliche Dienſtleiſtungen ankömmt, da bleibt der Hannoveraner, wenn

ſich

die alle Gelegenheit des Charakters vertilgt, Verſtellung begünſtigt und Herrſchſucht und Egoismus nährt.

Das waren nun die Anlagen, mit denen ich in des Profeſſor Meyers Haus eintrat. Dieſen guten Mann und ſeine ehrliche Hausfrau und alle Kinder und Domeſtiken ſehr bald für mich einzunehmen, war mir in der That ein Leichtes, durch einen feinen, geſchliffnen Hofton in einer ſtillen bürgerlichen Haushaltung eine angeſehene Rolle zu ſpielen und Leute, die hundertmal mehr werth waren, als ich, in einer Art von Reſpect gegen den vornehmen jungen Herrn zu erhalten; das gelang in der erſten Zeit auch; Als es aber an den Hauptpunkt kam, worauf der Herr Profeſſor keinen Scherz verſtand, an die Prüfung meiner bisherigen Fortſchritte in den Wiſſenſchaften; da verſchwand auf einmal mein Nimbus. Es ſchien, als habe der Profeſſor gar keinen Begriff davon gehabt, daß man ohne Schaam ſo einen groſsen Herrn ſpielen und dabey durchaus unwiſſend ſeyn könnte. Dieſer ihm fremde hohe Anſtand, hatte ihm Anfangs imponirt; Er fühlte eine Art von Nichtigkeit, einem Knaben gegenüber, der alſo auftrat; nun aber reuete ihm ſeine unzeitige Demuth, und da erwachte dann das ganze Gefühl ſeines Werths: »Ey, ey!« ſprach er »der junge Herr wiſſen ja gar nichts! und doch

»da»

ſich ein Fremder an ihn wendet, gewiß ſelten zurück; Auch iſt wahre Gaſtfreyheit keine unbekannte Tugend in dieſem Theile von Teutſchland. Uebrigens lieben die Hannoveraner ihr Vaterland, ihre Landesleute, und haben ein günſtiges Vorurtheil vor alle einheimiſche Einrichtungen — ein ſichers Zeichen, daß es ihnen wohlgeht, daß ſie ſich einer vernünftigen bürgerlichen Freyheit erfreuen, und daß ſo wenig der Geiſt des Auswanderns, wie der des Umſtürzens hier Verwirrung anrichten wird, ſo lange die Regierung fortfährt, nach ſo milden Grundſätzen, wie bisher, zu verfahren.

Hameln iſt die beträchtlichſte Feſtung in den churfürſtlichen Ländern, vorzüglich durch das nahe dabey auf einem Berge gelegene Fort George. Es iſt für Kenner und Layen der Mühe werth, die koſtbaren, hier angelegten Werke, über und unter der Erde, an welchen noch immer gearbeitet wird, ſo viel es erlaubt iſt, in Augenſchein zu nehmen. Sollte, wie jeder Menſchenfreund wünſchen wird, auch nie der Fall eintreten, daß ein feindlicher Einfall die Güte dieſer Anlagen auf die Probe ſetzte; ſo hat die Befeſtigung von Hemeln mit ſeinem Fort doch den groſen Nutzen, daß die hannöveriſchen Ingenieurs ſich in ihren Berufs-Geſchäften üben. Die ſchwere Arbeit dabey geſchieht durch Karren-Gefangene, indem der gröſte Theil der Verbrecher, welchen dieſe Straſe zuerkannt wird, hierher geſchickt wird.

Morgen laſſe ich meine Päckereyen nach Bremen einſchiffen; ich ſelbſt werde eine kleine Reiſe nach Pyrmont und Meinberg machen, wo ich mein Reiſe-Journal weiter fortſetzen werde. Nehmen Sie indeß die Verſicherung der wärmſten Freundſchaft gütigſt auf, mit welcher ꝛc.

Zwölf-

Zwölfter Brief.

Pyrmont, den 18ten Junius.

Seit drey Tagen wandle ich hier unter einem Haufen von Menſchen aus allerley Gegenden umher, die theils Geſundheit, theils Zerſtreuung und Freude ſuchen; Indeſſen iſt, wie ich es erwartet hatte, die Geſellſchaft in dieſem Jahre, wenigſtens bis jetzt, noch nicht ſo groß, wie ſie ſonſt zu ſeyn pflegt, weil alles nach den Rhein-Gegenden hinſtröhmt.

Sie kennen, mein Lieber! Pyrmont und die ſchöne bergichte Gegend umher; alſo kein Wort darüber! Ich habe einige alte Bekannte hier angetroffen und ihnen das Lebewohl geſagt, denn morgen fahre ich nach Meinberg. Es kömmt mir zuweilen der Gedanke ein, vor meiner Abfarth nach America, mich in den Zeitungen allen meinen Freunden zu gütigem Andenken zu empfehlen. Wenigſtens wäre der Einfall nicht ſo ſonderbar, wie der des Freyherrn Ecker von Eckhofen, der am vorigen erſten Januar im hamburgiſchen Correſpondenten ſeinen ſämtlichen Bekannten ein fröhliches Neujahr wünſchte.

Dieſen Brief werde ich in Meinberg fortſetzen. Bis dahin, beſter Freund! leben Sie wohl.

Meinberg, den 20ſten.

Der Anblick ſo vieler gebrechlichen, leidenden Menſchen, die hier nicht, wie in Pyrmont, ſich unter einem großen Haufen ſolcher Perſonen verliehren, die bloß ihres Vergnügens wegen hinreiſen, iſt in der That für den gefühlvollen Menſchenfreund nichts weniger wie angenehm. Indeſſen erheitert dann wieder der Gedanke, daß ſo Mancher Rettung, Hülfe, oder wenigſtens Erleichterung ſeiner Plagen hier findet. Uebrigens zieht der geſchickte Brunnen-Arzt wohl eben ſo viel Kranke nach Meinberg, wie die mineraliſche Quelle. Viele bedienen ſich auch gar nicht des Bades, ſondern der Arzeneren des Geheimenraths Trampel. Aber das Waſſer hat doch wunderſame Kräfte und man wird wenig kalte Quellen finden, deren Ausdünſtungen einen ſo reichen Gehalt mineraliſcher Theile verrathen. Wenn man zu dem, mit einer Befriedigung umgebnen Brunnen hinabſteigt und nur wenig Secunden da ſteht, fühlt man, wie von unten herauf eine wohlthätige Wärme ſich in allen Gliedern des Cörpers verbreitet. Bückt man ſich aber ſo, daß der Kopf nicht mehr, über dem eingeſchloſſenen Bezirke, der freyen Luft ausgeſetzt iſt; ſo preſſen die mephitiſchen Dünſte den Augen Thränen aus und betäuben endlich die Sinne. Mein Hund, der mit mir hinunter gelaufen war, weil er die Gefahr nicht kannte, (denn die hieſigen Hunde lockt man vergebens herbey) fiel nach einem Paar Minuten ſinnlos hin, erholte ſich aber gleich wieder, ſobald er in die freye Luft getragen wurde. Vögel und Inſecten holen den Tod, wenn ſie ſich hieher verirren. Für die Gemächlichkeit der Cur-Gäſte iſt geſorgt; Zimmer, Betten, Speiſen und Getränke, alles iſt reinlich, gut und wohlfeil; Auch finden Fremde, die zum Vergnügen hierherkommen, beſonders des Sonntags, Veranſtaltungen zu Tanz und Spiel. Eine Art von Garten, der aus Alleen, Hecken und Buſchwerken beſteht, und in oder an welchem alle Gebäude liegen, dient den Cur-Gäſten zum gewöhnlichen Spatziergange. Auſſerdem aber hat man auch in der umliegenden Gegend Gelegenheit, ſich zu vergnügen. Hierher rechne ich die kleinen Luſtreiſen nach Detmold, das nur eine kurze Meile von Meinberg entfernt liegt und von woher ich ſo eben zurückkomme.

Detmold iſt eine nicht große, nicht ſchön gebauete Stadt, aber es wohnen viel gute, geſellige und einige ſehr gebildete, intereſſante Menſchen hier. Der General-Superintendent Ewald und Paſſavant, die Beyde Ihnen nicht unbekannt ſeyn können, ſtehen als Prediger bey der reformirten Haupt-Kirche, ſind vertraute Freunde und arbeiten gemeinſchaftlich daran, durch ihre ſeelenvollen Kanzel-Vorträge auf Herz, Kopf und Sitten der Gemeine zu würken. Ich kenne Beyde ſchon lange, habe aber noch nie einen geiſtlichen Redner gefunden, der, meinem Gefühle nach, in ſolchem Grade, wie

Ewald, die Gabe hätte, zu rühren, zu überzeugen, und, wo es der Gegenſtand fordert, zu erſchüttern. Was er ſagt und wie er es ſagt; ſo reißt es die Zuhörer aller Claſſen hin. Es iſt alles im höchſten Grade populär, ohne gemein und platt zu werden; Ton, Anſtand und Gebehrden-Sprache nehmen unwiederſtehlich ein, ohne je in das Theatraliſche zu fallen. Ganz ſo brillant iſt Paſſavants Vortrag nicht; aber der edle, gefühlvolle, feine, liebenswürdige Character des Mannes liegt offen da, wenn er redet. Beyde Freunde haben auch Mittel gefunden, in den, ſonſt ſo kalten, öffentlichen reformirten Gottesdienſt mehr Herzlichkeit und Würde zu legen. Ein gut beſetztes Singe-Chor wechſelt im Geſange mit der Gemeine ab und fällt, bey vorzüglich nachdrucksvollen Stellen in den Predigten, unvermuthet mit kräftigen Verſen aus einem Liede ein. Auch für die Verbeſſerung der Landſchulen ſorgt Ewald unermüdet. Da er an der Spitze der Geiſtlichkeit im ganzen Lande ſteht und von der Regierung unterſtützt wird; ſo findet er nicht die Schwierigkeit, die wohl in andern Provinzen nöthigen Verbeſſerungen im Wege ſtehen; allein

lein er verfährt auch bey allen Neuerungen mit einer Vorſicht, die ihm allgemeines Zutraun und Folgſamkeit zuſichert.

Einige zum fürſtlichen Schloſſe gehörige Gebäude ſind neu und ſchön gebauet; auch die Neuſtadt, mit der darinn liegenden Alexanders-Burg, welche von der verwittweten Fürſtinn bewohnt wird, hat ein freundliches Anſehn. Nach dieſer Seite hin findet man denn auch, nahe bey der Stadt, die herrlichſten Spatziergänge, beſonders bey dem ſogenannten krummen Hauſe, wo der vorige Landesherr, durch die geſchmackvollen Pflanzungen und Anlagen, der ohnehin dort ſo ſchönen Natur zu Hülfe gekommen iſt. Uebrigens iſt noch die Gegend von Detmold merkwürdig durch die Schlachten der Römer, gegen die Teutſchen, beſonders durch die Niederlage des Heers, das Varus gegen unſre tapfern Voreltern anführte.

Ich denke morgen mit Tages Anbruche von hier nach Hannover zu reiſen, wo dann ſogleich dieſer Brief auf die Poſt geſchickt werden ſoll. Mögte er Ihnen nur keine Langeweile machen, ſondern Sie überzeugen, wie viel Vergnügen bey jeder Unterhaltung mit Ihnen empfindet, Ihr ꝛc.

Dreyzehnter Brief.

Hannover, den 28ſten Junius.

Acht Tage hindurch, von denen ich drey im Bette zugebracht, habe ich die Feder liegen laſſen. Eine kleine Verkältung, der ich mich auf der Reiſe von Meinberg hierher ausgeſetzt hatte, zog mir ein Flußfieber zu, welches jedoch nicht ſo heftig wurde, daß ich der Hülfe eines Arztes, Wundarztes noch Apothekers bedurft hätte; Wäre das aber der Fall geweſen; ſo würde ich hier in Hannover doch keine ängſtliche Unruhe für mein Leben empfunden haben. Wo man ſo edle, geſchickte, ſanfte und menſchenliebende Männer, wie Wichmann, Lampe und Andreä ſind, zu Hülfe rufen kann; da darf man ſchon, gutes Muths, mit dem dürren Knochenmanne, er packe uns auch an, wie er wolle, den Kampf beginnen. Ich nenne nur dieſe Drey, weil ſie auch auswärts bekannt ſind: denn auſſerdem hat dieſe Stadt noch mehr ſehr würdige Aerzte, die ſich, ſo viel ich weiß, nicht grade durch Schrif-

»dabey ſo zuverſichtlich? — Ey, ey! Wahrlich, »Sie ſind der Inſimus unter meinen Zöglingen. »Das wird hier heißen: angegriffen! Vor allen »Dingen muß ich Fleiß und Demuth empfehlen, und »dann, hoffe ich, ſoll es ſchon gehn; Aber ey, ey! »wer hätte das gedacht? Sprachen Sie doch ge»ſtern recht artig von den Epopäen-Dichtern der »Griechen und Römer; ich dachte: Da bekommen »wir einen kleinen Erneſti in's Haus; und heute »will es mit dem Cornelio Nepote nicht fort — »Nun, nun! kömmt Zeit, kömmt Rath!«

Daß ich nach dieſer Anrede ziemlich beſchämt und mißlaunicht auf mein Zimmer ſchlich, wird man gern glauben. Uebrigens war der Mann kein Pedant, und ich kann auch nicht ſagen, daß er mich nachher mit Verachtung behandelt hätte; aber ich ſammelte mir einen neuen Beytrag zur Menſchenkunde auf; nämlich die Bemerkung: **daß ſich die Leute um einen Zoll größer dünken, als ſie ſind, wenn ſie Andre um einen Zoll kleiner finden, als ſie geglaubt hatten.**

So wenig ich nun an Anſtrengung und ausdauernden Fleiß gewöhnt war; ſo ſiegte doch die Eitelkeit, die Begierde, es Andern gleich und zuvor zu thun, über meine Frivolität und über meine Abneigung gegen die Gelehrſamkeit. Alle Menſchen ten berühmt gemacht haben; aber, bey ihrer Sorgfalt für das Wohl der Nebenmenſchen, darum nicht weniger verehrungswerth ſind. Ueberhaupt ſcheint es nicht, als wenn Schriftſtellerey hier ſo ſehr Ton wäre, wie in manchen andern Provinzen von Teutſchland; und doch habe ich, ſo oft ich dieſe Reiſe gemacht, und auch jetzt wieder, die Bemerkung erneuert, daß man in wenig Städten, unter den Geſchäftsleuten aller Art, ſo viel fein cultivirte, unterrichtete Männer antrifft, und die an ausgebreiteter Beleſenheit manche eigentliche Litteratoren vom Handwerke beſchamen könnten, wie hier, in Braunſchweig und überhaupt in Niederſachſen. Das bringt dann Geiſt und Leben in die geſelligen Cirkel, beſonders in die kleinern; und was kann reizender ſeyn, als des Abends an einem runden Tiſche, mit einer auserleſenen Geſellſchaft ſo gebildeter Menſchen, ein ſocratiſches Mahl zu halten, von welchem alles eitle Gewaſche verbannt iſt; wo Philoſophie des Lebens und wiſſenſchaftliche Kenntniſſe und Theorie der ſchönen Künſte und feine Critic den Gegenſtand der Unterhaltung ausmachen und den reinſten Genuß gewähren; wo man ſeine Gedanken gegen beſſere austauſchen, ſeine nicht beſtimmten Ideen berichtigen kann.

Wo feiner Witz, wo ächte, heitre Laune
Das ernſte Wort der Weisheit würzt;
Wo Läſterung und niedre Schadenfreude
Kein fröhliches Geſpräch entweyhn;

und wo, wenn man die Geſellſchaft verläſſt, man nie jene unerträgliche Leere, oder jene Betäubung fühlt, die wir gewöhnlich von Schmauſereyen mit nach Hauſe bringen, die uns mislaunicht und noch am folgenden Morgen zur Arbeit untüchtig macht! Ich habe das Glück gehabt, bey ſehr verehrungswürdigen Damen hier in Hannover und in einigen Häuſern in Braunſchweig manchen Abend auf dieſe Weiſe recht froh hinzubringen, und man muß zum Lobe des ſchönen Geſchlechts ſagen, daß es grade jene Damen ſind, welche den Ton, zu ſolchen Geſellſchaften auch Perſonen von verſchiednen Ständen einzuladen, hier unter dem Adel eingeführt haben.

Uebrigens ſind die feſtgeſetzten Aſſembleen der abgeſonderten Rang-Ordnungen hier noch, wie vormals, getrennt, und es ſcheint nothwendig, daß ſie getrennt bleiben. Hannover iſt nicht ſo klein, daß Ein Haus, ohne Ungemächlichkeit, alles, was man des gens comme il faut nennt, faſſen könnte, und doch auch nicht groß genug, um, ohne jemand zu beleidigen, ſich, unbemerkt, aus dem ganzen Haufen den Cirkel ſeiner Geſellſchaft zu wählen. Es iſt alſo nothwendig, daß man ſich beſtimmte Grenzen ſetze; und da ſcheint es doch am natürlichſten zu ſeyn, daß man hierbey auf Verhältniſſe von Familien, Stand und gleicher Lebensweiſe Rückſicht nehme. Indeſſen ſind dieſe Grenzen nicht ſo ſtrenge gezogen, daß nicht ſehr oft mehrere Claſſen ſich zu gemeinſchaftlichem Vergnügen vereinigen ſollten. Ohne von den vorhin erwähnten Souppers zu reden; ſo verſammeln ſich, in den männlichen Clubs, Perſonen aus allen geſitteten Ständen, und Piquenicks, Concerte und andre Parthien von der Art bringen auch die Damen von verſchiedner Rang-Ordnung zuſammen. Wenn ich eben den Ausdruck: **Perſonen von gleicher Lebenswei-**

weiſe gebraucht habe; ſo habe ich dadurch nicht ſeine Lebensart bezeichnen wollen, denn wahrlich, bey der Sorgfalt, die hier auf Erziehung verwendet wird, ſieht man darinn keinen andern Unterſchied, als den natürliche Talente, Anlagen, Empfänglichkeit und höchſtens die mehr oder mindern Glücks-Umſtände bewürken können, denn ſie treffen hier Damen bürgerlichen Standes an, die an jedem Hofe die Rolle einer Oberhofmeiſterinn übernehmen könnten.

Das hannöveriſche Militair gewähret einen angenehmen Anblick; Von den Waffen-Uebungen und kriegeriſchen Evolutionen verſtehe ich wenig, doch ſcheinen mir die Soldaten darinn ſehr geſchickt; Allein das weiß ich, daß es größtentheils ſchöne Leute, daß ſie ſehr vortheilhaft gekleidet ſind, und daß das Corps der Officiere aus gebildeten, geſchickten, feinen, geſitteten und beſcheidnen Männern und Jünglingen beſteht. Hierzu tragen nicht wenig die beyden Militair-Schulen bey, deren Eine vorzüglich der Artillerie gewidmet iſt. In beyden aber werden alle Haupt- und Hülfs-Wiſſenſchaften gelehrt, die einen vollkommnen Kriegsmann bezeichnen; jedem Officiere iſt vergönnt, an dem Unterrichte Theil zu nehmen; von Zeit zu Zeit werden öffentliche Prüfungen angeſtellt und Diejenigen bleiben nicht unbemerkt, die ſich durch Fleiß und gute Fortſchritte auszeichnen. Unter den geſchickten, bey dieſen Militair-Schulen angeſetzten Lehrern, muß ich Ihnen den Hauptmann Scharnhorſt nennen, den ich, ſeiner gründlichen Kenntniſſe, ſeiner edeln Beſcheidenheit und ſeines ſanften Characters wegen, gleich hochſchätze.

Ueberhaupt verdient die Sorgfalt der Regierung für die Bildung der Mitbürger, lauten Beyfall: Welche große Summen werden nicht jährlich auf die Univerſität Göttingen verwendet! und das nicht etwa blos zu Beſoldung der geſchickten und berühmten Männer, die man als Profeſſorn dahin beruft, ſondern auch zu Vervollkommung der einzigen Bibliothek in ihrer Art, zu Anſchaffung aller Hülfsmittel für die Studierenden in den verſchiednen Fächern und zu Verſchönerung der Stadt. Ich war vor zwey Jahren dort, fand alles umgeſchaffen, eine

Menge ſchöner neuer Häuſer erbauet und hatte die Freude, meinen alten, lieben Lehrer, den würdigen geheimen Juſtitzrath Böhmer, dieſen verehrungswerthen, noch immer muntern und in ſeinem Berufe unermüdet thätigen Greis, wiederzuſehn.

Das Gymnaſium in Ilefeld und die Ritter-Academie in Lüneburg haben kürzlich eine gänzlich veränderte, unſerm Zeitalter angemeſſenere Verfaſſung bekommen. Nicht weniger Aufmerkſamkeit wird der Menge größerer und kleinerer Stadt-Schulen gewidmet. Was aber in ſo manchen Ländern leider! gänzlich vernachläſſigt wird, nämlich der Unterricht und die Bildung des Landvolks, iſt hier nicht weniger ein Gegenſtand der landesväterlichen Sorgfalt. Das hieſige Schulmeiſter-Seminarium kann allen ähnlichen Anſtalten zum Muſter dienen. Der verſtorbne würdige Koppe hat große Verdienſte um die Verbeſſerung dieſes Seminariums und der jetzige Inſpector, Herr Hoppenſtedt, ein Mann von Kopf und Herz, beſitzt alles, was dazu gehört, einem ſolchen Werke vorzuſtehn.

Die Stadt iſt, ſeit der Zeit, daß ich nicht in dieſen Gegenden geweſen bin, ſo verſchönert worden, daß ich manche Theile derſelben kaum wieder erkannt habe. Wälle ſind abgetragen, Gräben ausgefüllt und auf dieſen Plätzen Alleen gepflanzt, engliſche Gärten angelegt und Häuſer erbauet; Schöne, neue ſteinerne Bogen ſtehen an der Stelle der alten fürchterlichen Zugbrücken, und finſtre, gothiſche Gebäude, wodurch die freye Ausſicht verſperrt wurde, ſind weggeriſſen. Für die Geſundheit der Einwohner wird nicht weniger, wie für die Annehmlichkeit geſorgt. Durch die Hauptſtraßen der Stadt geht ein unterirdiſcher Canal, in welchem fließendes Waſſer allen Unrath aus den Gaſſen-Rinnen und was ſonſt hineingeleitet iſt, mit ſich fortnimt und in den Leine-Strohm führt. Der Canal iſt ſo geräumig, daß man in einem Nachen darauf unter der Erde hinfahren kann. Dies koſtbare, zu Reinigung der Luft und zur Hülfe bey Feuersgefahren, gleich nützliche Werk, fällt niemand in die Augen; das Steinpflaſter bedeckt es und keine prahleriſche Inſchrift, wie man ſie in mancher andern Stadt, wenn von einer ähnlichen Anſtalt die Rede wäre, gewiß irgendwo angebracht haben würde, macht darauf aufmerkſam. Ich habe Ihnen ſchon einmal, bey einer andern Gelegenheit, geſagt, daß dies der Character aller hannöverſchen Anlagen und öffentlichen Gebäude iſt, nämlich, daß ſie dauerhaft, nützlich und zweckmäßig gemacht werden, ohne ein Schild dabey auszuhängen, das laute Bewundrung erzwingen, oder Aufſehn erregen ſollte.

Die Erleuchtung der Stadt, in den Herbſt- und Winter-Monaten, iſt ſehr gut und überhaupt die Polizey, was die Reinhaltung der Straßen, Feuer-Ordnung und dergleichen betrifft, vortreflich. Die Anſtalten bey Feuers-Noth ſind durch gemeinſchaftliche Abrede der ſämtlichen hieſigen Krämer vervollkommt werden. Sie haben nämlich eine Anzahl großer Säcke verfertigen laſſen und unter ſich ausgetheilt; Sobald nun in dem Hauſe oder in der Nachbarſchaft eines ihrer Amts-Genoſſen Feuer ausbricht, eilen ſie Alle mit ihren Säcken hin. Jeder hat ſeine verabredete beſtimmte Arbeit; der Eine nimt die Handelsbücher in Empfang, der Andre füllt dieſe Waare in ſeinen Sack, der Dritte jene; In kurzer Zeit iſt alles ausgeräumt und der Eigenthümer weiß, an wen er ſich zu halten hat.

Hannover iſt nach Verhältniß ſeiner Größe, ſtark bevölkert, beſonders die Altſtadt; Die Menge der Equipagen aber beweiſt, daß auch viel wohlhabende Leute hier wohnen. Sie gehören größtentheils in Bedienung ſtehenden Perſonen, die ſehr gut beſoldet werden; allein, wie faſt aller Orten, ſo reiſſt auch hier der Luxus jeder Art unter den Einwohnern aller Claſſen ein, obgleich es damit in manchen Artikeln noch nicht ſo weit getrieben wird, wie in Hamburg. In Braunſchweig iſt dies weniger der Fall; Einige ſehr reiche Häuſer machen zwar großen Aufwand; aber der Mittelſtand und die geringern Stände leben einfach und mäßig, und der Hof, bey welchem es übrigens an nichts fehlt, was Anſtand und guter Geſchmack fordern können, geht darinn mit gutem Beyſpiele vor — Doch das alles werden Sie ja in der nächſten Meſſe ſelbſt ſehn.

Die hieſige königliche Büchersammlung iſt nur in dem Fache der Geſchichte, beſonders der vaterländiſchen, anſehnlich. Uebrigens wird, wie es ſehr vernünftig iſt, mehr an die göttingenſche Bibliothek verwendet.

Die ſchönen Künſte werden nicht vernachläſſigt; die Regierung läſſt talentvolle Maler auf königliche Koſten reiſen; es wird ein Orcheſter unterhalten; unter den hieſigen Muſic-Liebhabern ſind Einige, die mit Tonkünſtlern vom Handwerke wetteifern könnten und der Hof giebt einer teutſchen Schauſpieler-Geſellſchaft, nebſt der Erlaubniß, auf dem Opern-Theater im Schloſſe ſpielen zu dürfen, jährlich einen anſehnlichen Zuſchuß an baarem Gelde.

Dieſer Brief, denke ich, iſt nun lang genug; auch will ich ihn jetzt ſchlieſſen und auf die Poſt ſchicken. Wenn Ihnen meine Geſchwätzigkeit zuweilen läſtig wird; ſo haben Sie Nachſicht mit mir, in Betracht der wahren Freude, die ich empfinde, ſo oft ich mich mit Ihnen unterhalten und bezu gewinnen und für mich einzunehmen, das war mein herrſchender Gedanke, und von denen Leuten, mit welchen ich jetzt lebte, ſich geachtet zu machen, dazu gab es kein anders Mittel, als Fleiß und Geſchicklichkeit. Der Profeſſor beſaß würklich eine ſeltne Gabe, junge Leute zu unterweiſen und zu bilden, und mir hatte die Natur ein vortreffliches Gedächtniß gegeben. Ich machte mich alſo friſch an die Arbeit, und als ich einmal angefangen hatte, da ließ mich die Lebhaftigkeit meines Temperaments nicht auf halbem Wege ſtehn bleiben; Ich ſtudierte Tag und Nacht; jede Stunde hatte ihre pünctliche Beſtimmung, und in weniger als anderthalb Jahren konnte ich auf die mehrſten meiner Mitſchüler von oben herabſehn. Nun gewann ich bald im höchſten Grade die Hochſchätzung und Zuneigung meines Lehrers, der mich auf den Händen trug und mich allen ſeinen Bekannten als das Muſter eines jungen Menſchen ſchilderte — »Und mehr Mühe »koſtet es alſo nicht,« ſagte ich zu mir ſelber, »ein »Gelehrter zu werden? Mehr gehört nicht dazu, »Bewundrung zu erregen? Ich will auf dieſem Wege fortfahren. Habe ich in ſo kurzer Zeit meine »Mitſchüler übertroffen; wer wird mich einholen, »wenn ich nicht ablaſſe in Anſtrengung und Fleiße? »Ich werde Aufſehn erregen in meinem Vaterlande;

ſchäftigen kann! Gönnen Sie mir dieſe und ſeyn Sie verſichert, daß niemand Ihnen herzlicher und hochachtungsvoller zugethan iſt, wie Ihr ꝛc.

Vier-

Vierzehnter Brief.

Celle, den 30ſten Junius.

Es war nicht eigentlich in meinem Plane, hierher zu reiſen, aber ich bin leicht zu verführen; Ein guter Mann, den ich in Hannover kennen lernte und der hier Geſchäfte hatte, ſchlug mir vor, ihn zu begleiten; ſo fuhr ich denn auf ein Paar Tage mit.

Wir kamen geſtern Mittag hier an und ſpeiſten in unſerm Gaſthofe an der Wirthstafel. Auſſer einigen einheimiſchen Tiſchgäſten, war noch ein Fremder gegenwärtig; ein junger Mann, deſſen Geſichtsbildung mir ſehr gefiel und der neben mir zu ſitzen kam. Mein Reiſe-Gefährte hatte gleich nach dem Eſſen Geſchäfte in der Stadt; wir verabredeten, daß ich zu Hauſe bleiben und ſeine Rückkunft erwarten wollte, um dann mit ihm in ein Concert zu gehn; Die Uebrigen giengen gleichfalls fort, bis auf den Fremden nach, der, als er ſah, daß ich blieb, Luſt zu haben ſchien, mir Geſellſchaft zu leiſten und ein Geſpräch, in welches wir mit einander gerathen waren, fortzuſetzen. Ich glaubte Züge von Schwermuth auf des jungen Mannes Geſichte geleſen zu haben, und das machte mich neugieriger, wie ich ſonſt zu ſeyn pflege, ein wenig genauer von ſeiner Lage unterrichtet zu werden. Er war ohne Mühe zu bewegen, mir ſeine Begebenheiten zu erzahlen, vielmehr ſchien es, als fühlte ſein Herz ein Bedürfniß, ſich mitzutheilen; ich ermunterte ihn alſo dazu, beſtellte noch eine Flaſche guten Wein und er berichtete mir, was ich Ihnen hier aufzeichnen will, nicht um Ihre Sammlung trauriger menſchlicher Geſchichten unnützer Weiſe zu vermehren, ſondern, wie Sie hernach hören werden, weil ich Ihnen das Vergnügen zugedacht habe, einem guten Jünglinge beſſere Ausſichten zu eröfnen.

Herr F* * * iſt der Sohn eines Mannes, der in der Hauptſtadt des Fürſten von * * * einen beträchtlichen Tuchhandel en Gros und en Detail trieb. Er hatte die Lieferung für den Hof und für die Häuſer der Vornehmen,

men, welche zu ihren eignen Kleidern und zu den Livreen ihrer Bedienten die Waaren bey ihm ausnahmen. Dies Gewerbe hatte ihn in Wohlſtand verſetzt; allein niemand iſt mit ſeiner Lage zufrieden; Man beneidet andre Stände, ohne zu bedenken, daß jeder ſeine geheimen Plagen hat; Dem alten F* * * mißfielen manche Dinge bey ſeinem Handel: der geringe Grad von äuſſerer Achtung, den man leider! in den Reſidenzen den Leuten bezeugt, die nicht in öffentlichen Aemtern, nicht in den Dienſten der Fürſten ſtehen; der Uebermuth, mit welchem ihm, dem freyen Manne, die ſogenannten Gelehrten, die Hof-Sclaven und Miethlinge, ja! jeder unbedeutende Schreiber bey einem Collegio begegnete; die Abhängigkeit ſeines Gewerbes von der Mode; die Bücklinge, die er machen mußte, um ſeine Kunden nicht zu verliehren; das Creditgeben und andre Unannehmlichkeiten. Er glaubte alſo für ſeinen Sohn (auſſer einer Tochter, ſein einziges Kind) recht väterlich zu ſorgen, wenn er ihn ſtudieren ließ, damit er einſt in die höhern Claſſen hinaufrücken und den Vorzug genieſſen könnte, mit einem Degen an der Seite, in den Zimmern der Großen einen Katzenbuckel zu machen. Seine Frau, die ſehr eitel war und Aufwand und Glanz liebte, beſtärkte ihn in dem Vorhaben. Sobald er dieſen Entſchluß gefaßt hatte und der junge F* * * ſo weit war, daß er ſeine Studien auf der Univerſität beginnen konnte, fieng der Vater nach und nach an, ſeine Handlung weniger ämſig zu treiben, machte Anſtalt, ſeine ausſtehenden Schulden einzucaſſiren und wollte dann von ſeinen Renten in Ruhe leben.

Allein von dieſem Augenblicke an, verfolgte ihn zahlloſes Unglück: Seine Tochter, welche von der Mutter, ſtatt ſtill, häuslich und bürgerlich erzogen zu werden, in alle Comödien, Concerte, auf Mascaraden, Bälle und wo ſie nur irgend ihrem Stande nach erſcheinen konnte, war geführt, an Müßiggang und Romanen-Lectur gewöhnt worden, hatte einen Liebeshandel mit einem Werbe-Officier angefangen, der ſie entführte und, da der alte J* * * nun nichts mehr von ihr wiſſen wollte, ihm ein Capital abnöthigte, wogegen ſie Verzicht auf die väterliche Erbſchaft thun mußte;

Ein Paar Bankerotte von Leuten, mit denen er groſse Geſchäfte gemacht hatte, brachten ihn um zwey andre Capitale. Die vornehmen Herrn, welche ihm beträchtliche Summen ſchuldig waren und denen es nie an Louisd'or fehlte, wenn ſie am Pharao-Tiſche ſaſen, die auch ihre Pferde-Lieferanten und ihre Maitreſſen pünctlich und reichlich bezahlten, lieſſen doch bey den Kaufleuten und Handwerkern immer darauf los in das Buch ſchreiben und fanden es ſehr grob, wenn ein Solcher ſich unterſtand, ſeine Rechnung einzugeben und um Bezahlung zu bitten. Diejenigen unter ihnen, deren Caſſe würklich nicht leer war, glaubten doch das baare Geld beſſer nützen zu können.

Statt des gehofften Wohlſtandes alſo, rettete der alte F***, als er ſeinen Handel aufgab, nur ein ſehr geringes Vermögen, das durch die fortdauernde Verſchwendung ſeiner Frau gänzlich ſchmolz, und als er bald aus Gram und Langerweile ſtarb und ſeine theure Ehehälfte ihm in wenig Wochen nachfolgte, erbte ſein Sohn, auſſer einigen, bey den hohen Herrſchaften ausſtehenden, nicht einzutreibenden

Schulden, kaum ſo viel, daß er ſeine Studien in Leipzig vollenden konnte. Ein nachläſſiger Vormund, und der auch, ſeiner bürgerlichen Verhältniſſe wegen, nicht den Muth hatte, die Forderungen ſeines Mündels ernſtlich geltend zu machen, vollendete das Werk, ihn in Armuth zu ſtürzen.

Der junge F* * * hatte ſeine Zeit auf der Univerſität nicht verſchwendet; er hatte ſich gründliche juriſtiſche Kenntniſſe erworben; nebenher aber ein wenig von der verführeriſchen Muſe der Dichtkunſt in das Garn gelockt, machte er Verſe und lieferte manches Blatt zu den kleinen, artigen Muſen-Almanachs, die einen ſo vorzüglichen Beweis von der Vervollkommung unſrer Dichtkunſt geben.

Er wollte nun bald Leipzig auf immer verlaſſen, um, wie er ſich ſchmeichelte, durch die Freunde ſeiner Eltern, in der Vaterſtadt ein Aemtchen zu erhalten; allein eine Reiſe, die er vorerſt in den Ferien dahin unternahm, zerſtöhrte dieſe Hofnung: Er wurde kalt und trocken empfangen; man rieth ihm, zu advociren;

da er aber, wenn er ſich dazu entſchloſſen, vorerſt aus ſeiner Taſche hätte leben müſſen und ſein Vormund ihn mit ſeiner gänzlichen Armuth bekanntmachte, kehrte er traurig nach Leipzig zurück, ungewiß, was er nun beginnen ſollte.

In dieſer Zeit kam der Herr Juſtiz-Miniſter von *** zur Meſſe dahin. Er war, wie bekannt, ein großer Rechtsgelehrter, hatte aber auch die Eitelkeit, für einen ſchönen Geiſt gelten zu wollen, und als Mäcenat andre ſchöne Geiſter zu beſchützen. Weil ein ſolcher Mann, wenn er einen Ort beſucht, wo eine Univerſität iſt, nicht verfehlt, ſein Licht bey den Profeſſorn leuchten zu laſſen, denen mehrentheils nicht viel mit dem Beſuche eines ſo vornehmen Gelehrten gedient iſt, weil die Weiſern unter ihnen ihre Zeit beſſer anzuwenden wiſſen, die Andern aber weniger geneigt zu ſeyn pflegen, Weyhrauch auszuſpenden, wie ſelbſt Weyhrauch zum Opfer anzunehmen; ſo zeigte er denn auch ſeine hohe Perſon allen dortigen Männern von Ruf und Bedeutung. Einer unter Dieſen, der dem Herrn F*** ſehr gewogen war, nützte dem Zeitpunct, um ſeinen jungen Freund zu empfehlen. Der Juſtiz-Miniſter wünſchte ihn zu ſehn, fand Wohlgefallen an ihm und verſprach ihm ſeine Protection: „Kommen Sie“ ſagte er „zu uns nach * * *! Ich will Ihnen „Wohnung und Tiſch geben; und was ſonſt zu „ihrem Unterhalte erforderlich iſt, können Sie „durch Advociren erwerben. Ich will Sie beſtens empfehlen und wenn Sie erſt ein Paar „Proceſſe mit Erfolg geführt, oder eine Curatel „erlangt haben; iſt Ihr Glück gemacht. Vielleicht kann ich auch in der Folge noch mehr „für Sie thun; aber ich bin der Mann nicht, „der größere Verſprechungen giebt, wie er gewiß zu halten verſichert ſeyn kann.“ Herr F* * * nahm mit der lebhafteſten Dankbarkeit dies Anerbiethen auf und folgte ſeinem Gönner nach * * *.

Wenn es darauf ankömmt, die Bedürfniſſe ärmerer Leute zu berechnen; ſo pflegen die vornehmen und reichen Herrſchaften nicht ſehr richtig zu calculiren. Unſer Herr Miniſter glaubte ſeine Großmuth auf's höchſte anzuſtrengen, indem er dem jungen Manne Tiſch und Wohnung gab; Daß aber mehr zum menſchlichen Leben gehört, wie ein Obdach und eine Mahlzeit; daß in einer Stadt Kleider, Schuhe, Wäſche, Friſeur und kleine unerwartete Ausgaben auch Geld wegnehmen; daß alle dieſe Bedürfniſſe verdoppelt werden, wenn man ſich täglich in dem Hauſe eines Miniſters mit einigem Anſtande zeigen muß; das fiel ihm nicht ein und, die Wahrheit zu geſtehn, der junge Mann hatte das auch nicht überlegt.

Freylich ſollten ihm die Mittel dazu durch die verſprochne Praxis verſchafft werden; allein die Art, wie ihn ſein Beſchützer gelegentlich empfahl und wie überhaupt die Großen ſich mehrentheils der Sachen ihrer Schutzbedürftigen annehmen, war eben nicht gemacht, ihm glänzende Ausſichten von dieſer Seite zu eröfnen. „Apropos!“ pflegte wohl der Miniſter zuweilen in Geſellſchaft zu ſagen „Apropos! „wenn Sie einmal einen wichtigen Proceß haben; ſo nehmen Sie doch den geſchickten jungen Menſchen, den ich aus Leipzig mitgebracht habe, zu Ihrem Advocaten an!“ Einige Reverenze waren dann die gewöhnliche Ant-

»de; Die erſten Bedienungen im Staate werden mir zu Theil werden.« — Das Studium der Geſchichte nährte dieſe hohen Ideen; ich las da, zu welcher Stufe von Celebrität die beſſern Genies ſich durch ihre Talente, durch Thätigkeit, durch Gewandtheit in Geſchäften, durch Redner-Talente und durch die Kunſt, Menſchen zu gewinnen, erhoben hatten. Alcibiades war mein Held, Alberoni und Richelieu und Maſaniello und Peter der Große, und Cäſar und Brutus und Alexander und Luther und Carl der Zwölfte und wer nur auf irgend eine kühne oder verſchlagne Weiſe je Aufſehn erregt hatte, der reizte mein warmes Herz zur Nacheiferung. Aber dies Herz war auch zugleich ſehr empfänglich für die ſüßen Gefühle der Freundſchaft und Liebe; doch vergebens ſehnte es ſich nach einer Seele, der es ſeine erhabnen Empfindungen mittheilen konnte; die jungen Leute, die meine Mitſchüler waren, ſchienen mir Alle zu kalt, zu gemein, nicht berufen zu höhern Beſtimmungen, oder um das Ding beym rechten Namen zu nennen, ſie hatten weniger Phantaſie und mehr practiſche Vernunft, ſchienen nützliche Bürger in der würklichen Welt werden zu wollen, indeß ich in einer Ideenwelt herumkutſchierte.

Als meine Lehrer mich vorbereitet genug glaubten, wurde ich nach Leipzig auf die Univerſität geſchickt.

wort: Man hatte Zutraun zu gewiſſen ältern Sachwaltern, die ſchon im Rufe ſtanden; und dabey blieb es. Zuweilen einmal verlohr ſich wohl ein armer Bauer zu unſerm Advocaten und ließ ſich von ihm eine Suplic aufſetzen; Gieng es aber an die Bezahlung; ſo war der Menſch ſo dürftig, daß der gute F*** ſich noch reich und gutherzig genug fühlte, ihm unentgeltlich zu dienen.

Dazu kam, daß der Herr Miniſter für ſeine Wohlthaten gewaltig viel Rückſichten forderte. F*** mußte faſt immer zu Hauſe ſeyn, um bey dem erſten Winke erſcheinen zu können, wenn es darauf ankam, holprichte Verſe zu leſen und zu bewundern, die ſein Mäcen in den Erholungsſtunden zuſammengeleimt hatte. Dies raubte ihm auch die Gelegenheit, ſich in der Stadt Bekanntſchaften zu erwerben.

Ein kleines Sümmchen Geldes hatte er noch aus dem väterlichen Schiffbruche gerettet; Dies war, nach Abzahlung einiger unbedeutenden Schulden in Leipzig und nach Beſtreitung der Reiſekoſten, bis auf einige Louisd'or ge-

geſchmolzen. Dieſer Reſt gieng nun auch bald durch die Finger und endlich wurde, in noch immer fortwährender Hofnung einer ausgebreiteten Praxis, manches hie und da auf Rechnung ausgenommen. Allein F* * * iſt ein rechtſchaffner Mann; er verabſcheuete den Gedanken, Schulden zu machen, wovon er ungewiß war, ob er ſie je würde bezahlen können; Desfalls beſchloß er, ſeine Verlegenheit ohne Rückhalt ſeinem Gönner zu entdecken und ſich von ihm Rath zu erbitten.

Er hatte dieſen Vorſatz grade an einem Abende gefaſſt, als der Miniſter ihn zu ſich rufen ließ. Seine Excellenz hatte nämlich mit gewaltigen Geburtsſchmerzen den erſten Geſang eines Heldengedichts: **die pariſer Bluthochzeit** betitelt, zur Welt gebracht und wünſchte nun, daß der junge F* * * das Kindlein ein wenig ſtreicheln und anlächeln mögte. Doch bat er ihn eigentlich ſehr dringend, recht offenherzig ſeine Meinung darüber zu ſagen, es mit auf ſein Zimmer zu nehmen und, wie er, jedoch nur ſchmunzelnd, hinzufügte, ohne Umſtände wegzuſtreichen, was ihm nicht edel, nicht dichteriſch, nicht harmoniſch genug vorkäme. Der arme F* * *, unerfahren in der Sprache der Großen, hielt dieſe Erlaubniß, oder vielmehr Bitte, für ernſtlich gemeint, ſteckte das Product ein, empfahl ſich und gieng ſogleich an die Arbeit.

Nun waren dieſe Verſe von allen hochadlichen Verſen, die je unter der Sonne ſind geſchrieben worden, ſelbſt die des Herrn von Trenk und die meinigen nicht ausgenommen, vielleicht die ſchlechteſten. Da ſie aber nächſtens gedruckt werden ſollten; ſo hielt es der junge Mann würklich für Pflicht gegen ſeinen Wohlthater, in der Critic ſtrenge zu ſeyn. Zwar unterſtand er ſich nicht, in dem ſchon in das Reine geſchriebnen Hefte etwas auszuſtreichen; aber er legte einen Bogen voll Bemerkungen hinzu und überreichte am folgenden Abende beydes ehrerbiethig dem ſtiftmäßigen Dichter. Seine Excellenz lächelte freundlich, als ſie den einliegenden Bogen bemerkte, denn ſie hoffte es würde ſich auf demſelben Herr F* * * recht im Lobe ſeines Gönners ausgebreitet haben: „Gut, „gut, mein lieber F* * *!“ ſprach der Miniſter,

ſter, „ich habe jezt nicht Zeit; ich mögte Ihre „Critic gern recht mit Muße leſen. Kommen „Sie morgen früh um acht Uhr wieder! da „wollen wir weiter davon reden.“

Der junge Mann gieng am andern Tage zu der beſtimmten Stunde hin; und da ihm ſein Haupt-Anliegen mehr am Herzen lag, wie das Geſpräch über ein ſchlechtes Gedicht und er fürchtete, es mögte vielleicht abermals eine Stöhrung vorfallen, wenn er nicht den erſten Augenblick ergriffe; fieng er gleich, ſobald er ſich dem Stuhle Seiner Excellenz genähert hatte, mit den Worten an: „Ich muß es wagen, Ihro Ex—“ Als er dies Ex über ſeine Lippen gebracht hatte, wendete ſich der Miniſter mit einem Geſichte zu ihm hin, das freylich nicht geſchickt ſchien, ihm Muth und Hofnung zu geben. Dennoch fuhr F* * * fort zu reden; Er dankte ſeinem Beſchützer für die vielfachen Wohlthaten, die er in ſeinem Hauſe genoſſen, ſuchte es ihm aber anſchaulich zu machen, daß er dennoch in der Reſidenz bey der geringen Praxis nicht auskommen könnte. Endlich entdeckte er ihm, daß er funfzig Thaler Schulden hätte und ſich auf keine Weiſe weder zu rathen, noch zu helfen wüßte.

„Dachte ich's nicht!“ rief der Miniſter, noch ehe F* * * gänzlich geendigt hatte. „Dachte ich's nicht, daß es ſo gehn würde? Erfahrung hätte mich klüger machen ſollen. Das iſt immer das Ende vom Liede, wenn man ſich aus gutem Herzen mit ſolchen jungen Herrn einläſſt. Hätte man beſſer gewirthſchaftet und fleißiger gearbeitet, und ſich nicht ganz darauf verlaſſen, daß andre Leute für alles ſorgen ſollen; ſo brauchten wir jetzt nicht zu lamentiren. Aber es ſcheint, als wenn man lieber andrer Leute Arbeiten critiſirt, wie ſelbſt Hand anlegt. Nun ſitzen wir da.“

Der junge Mann wollte Vorſtellungen machen, wurde aber nicht zum Vortrage gelaſſen. „Sey Er nur ſtill, junger Herr!“ hieß es. „Ich verſtehe alle Worte. Die funfzig Thaler will ich bezahlen, des Publicums wegen; Auch iſt ja des Herrn critiſche Arbeit an meinem Gedichte unter Brüdern ſo viel werth. Dann ſehe Er ſich in Gottes Namen

„nach einer andern Verſorgung um! Ich rathe „allenfalls, vom Recenſiren zu leben; Dazu „ſcheint der Herr große Anlagen zu haben.“ u. ſ. f.

Herr F** * empfand bey dieſer Spott-Rede, was jeder Mann von Ehre dabey müſſte empfunden haben. Er ſtand einen Augenblick bey ſich an, ob er die funfzig Thaler annehmen ſollte; Doch, da er nur die Wahl hatte, entweder von einem ſchlechten Manne gedemüthigt zu werden, oder ehrliche Gläubiger zu betrügen; machte er aus der Noth eine Tugend, nahm das Geld, bezahlte ſeine Schulden, verkaufte ſein beſtes Kleid und ſeine Uhr, um noch ein wenig Reiſegeld zu erlangen und verließ die Stadt, ohne eigentlich zu wiſſen, wohin und mit welcher Ausſicht für die Zukunft. In Leipzig, wo er einſt im Wohlſtande gelebt hatte, wollte er ſich ungern ſehn laſſen; und da in der Gegend von Celle einer ſeiner Verwandten wohnte, der ihm immer viel Theilnehmung gezeigt hatte, beſchloß er, zu Dieſem vorerſt ſeine Zuflucht zu nehmen; Als er aber dahin kam, fand er ihn gleichfalls verarmt.

Nun war guter Rath theuer; indeſſen durfte er keine Zeit verliehren, indem ſeine kleine Caſſe zuſehends ſchmolz. In dieſer äuſſerſten Noth ſchien ihm nur Ein Weg offen zu ſtehn; er wollte nämlich, unter fremdem Namen, Schauſpieler werden, bis die Vorſehung ihm eine andre Ausſicht eröfnen würde. Jetzt war er im Begriffe, von hier nach Pyrmont zu gehn und dort dem Schauſpiel-Director Großmann ſeine Dienſte anzubiethen.

Sie können Sich leicht vorſtellen, mein Lieber! daß ich eifrig wünſchte, den wackern jungen Mann von dieſem Vorhaben abzuhalten, und da mir's ſogleich einfiel, daß Sie mir in Ihrem letztern Briefe aufgetragen hatten, mich auf meiner Reiſe nach einem Privat-Secretair für ihren Herrn Oheim umzuſehn; ſo beſchloß ich, einen Theil der vorigen Nacht dazu anzuwenden, daß ich Ihnen dieſe Geſchichte ausführlich mittheilte, damit Sie genau wiſſen mögten, wer der Mann iſt, den ich Ihnen hiemit empfehle und, wie Sie es mir erlaubt haben, gleich mit der fahrenden Poſt zu Ihnen ſchicke. Dieſen Morgen hat er mir überzeugende ſchriftliche Beweiſe von der Wahrheit ſeiner Erzählungen und von ſeiner bisherigen untadelhaften Aufführung vorgewieſen, und bey einer kleinen Prüfung, die ich mit ihm angeſtellt habe, hat er mich auch von Seiten ſeiner Kenntniſſe vollkommen befriedigt. — Der gute Menſch iſt faſt auſſer ſich vor Freuden und ich bin es nicht weniger, ihm geholfen zu haben. Noch heute reiſt er ab; Er wird Ihnen dieſen Brief überreichen und zugleich mündlich ſagen, wie ſehr ſich nach dem Augenblicke unſrer Zuſammenkunft ſehnt, Ihr ꝛc.

Funfzehnter Brief.

Hannover, den 2ten Julius

Geſtern bin ich von Celle zurückgekommen; doch werde ich nicht länger hier verweilen, ſondern noch heute in das Bad bey Nenndorf reiſen. Nun noch ein Paar Worte über Celle!

Die Stadt iſt klein; nur durch die angenehmen Vorſtädte wird ſie ausgedehnt. In dieſen Vorſtädten wohnt der größte Theil der angeſehenſten Einwohner, Perſonen, welche zu dem Ober-Appellationsgerichte und zu den andern hieſigen königlichen Collegien gehören. Ihre Häuſer haben faſt alle hübſche Gärten; man glaubt eine Reyhe von Landgütern zu ſehn, ungefehr wie in Wansbeck, bey Hamburg, das Sie kennen. Einige wohlhabende Einwohner haben da reizende Pflanzungen in engliſchem Geſchmacke angelegt. Hierdurch vereinigt Celle, beſonders im Sommer, ungeachtet der öden Gegend umher, mit den geſelligen Stadt-Freuden, die Annehmlichkeiten des Landlebens. Man athmet in dieſen Vorſtädten eine geſunde, friſche Luft und lebt zwangloſer, wie mitten in der Stadt.

Weil in Celle der Cirkel der Perſonen von feinerer Erziehung nicht ſo groß, wie in Hannover iſt; ſo nimt man auch weniger Rückſicht auf den Unterſchied der Stände und die Geſellſchaften ſind gemiſchter. Es herrſcht aber in denſelben ein ſo geſchliffner, angenehmer und leichter Ton und man iſt ſo zuvorkommend höflich, gaſtfrey und aufmerkſam gegen Fremde, daß man ſich nicht ohne traurige Empfindungen von ſo würdigen, guten Menſchen trennt. Der Herzog Ernſt von Mecklenburg, Bruder der Königinn von Großbrittanien, trägt durch ſein leutſeliges Betragen und überhaupt durch ſeine liebenswürdigen Eigenſchaften nicht wenig dazu bey, dieſen geſelligen Ton zu unterhalten.

Da in das Ober-Appellations-Gericht, als den höchſten Gerichtshof in den hannöveriſchen Ländern, die Geprüfteſten und Geſchickſchickt. Dort, unter dem Haufen ſo viel junger Leute aus allen Gegenden von Europa, konnte es mir nicht fehlen, auch ſolche anzutreffen, die mit mir ſympathiſirten, die, Enthuſiaſten, wie ich, in meine kühne, ſchwärmeriſche Ideen mit einſtimmten und zu ähnlichen Genieſtreichen aufgelegt waren. Ich hatte deren bald ein halbes Dutzend aufgefunden, unter denen vorzüglich Einer, ein gewiſſer Baron Lerchenhayn, meinem Herzen am nächſten war. An dieſen ſchloß ich mich denn mit ganzer Seele an — aber wie? Es war die erſte innige Freundſchaft, die ich knüpfte und ich legte dieſelbe warme Leidenſchaft hinein, mit der ich alles ergriff. Mein Freund durfte nur für mich allein leben; ich konnte den Gedanken nicht ertragen, daß auch in den geringſten Kleinigkeiten ſein Geſchmack von dem meinigen verſchieden ſeyn könnte, und bald hatten wir Beyde uns ſelbſt und einander überzeugt, daß der Schöpfer aller Dinge eben nur ein ſolches Stückchen des edelſten Stoffes gewebt habe, nicht mehr und nicht weniger, als grade zu zwey ſolchen Seelen gehörte, wie die unſrigen waren. Da in den Jünglings-Jahren das Mein und Dein und die mancherley politiſchen Verhältniſſe noch keine bedeutende Trennungen bewürken und von keinen wichtigen Aufopferungen die Rede iſt; ſo nährt man in dieſem Alter leicht den

Wahn

ſchickteſten aus andern Collegien eingeſetzt werden; ſo findet ein Mann, der Wiſſenſchaften liebt, in der Unterhaltung mit Dieſen und ihren Familien, Nahrung für Geiſt und Herz. Viele von ihnen ſind nicht bloß in dem Fache der Rechtsgelehrſamkeit erfahren, ſondern vereinigen damit auch mannigfaltige andre Kenntniſſe. Einer derſelben, der Herr von Ramdohr, kann Ihnen nicht unbekannt ſeyn, da er ſich vorzüglich durch ſein, von Kennern der Kunſt ſehr geachtetes, mühſames Werk, über die Schätze der Malerey in Italien, berühmt gemacht hat.

Noch ein Gegenſtand, der in Celle meine Aufmerkſamkeit angenehm beſchäftigte, war das Erziehungs-Inſtitut des würdigen Predigers Wichmann. Hier erhält eine Anzahl bürgerlicher und adlicher Knaben die ſorgſamſte Bildung und den zweckmäßigſten Unterricht in Wiſſenſchaften, Künſten, alten und neuen Sprachen, um dann, beſſer und gründlicher vorbereitet, wie es in den mehrſten neuen Anſtalten von der Art zu geſchehn pflegt, auf die Univerſität gehn zu können. Das Inſtitut liegt auch in einer der Vorſtädte; Es iſt eine Freude, die geſunden, heitern Geſichter dieſer Knaben zu ſehn, die den Winken des Vaters und der Mutter Wichmann, mehr aus Liebe, wie aus Schuldigkeit, zu folgen ſcheinen, und bey denen auch nichts verſäumt wird, um fein geſittete Menſchen aus ihnen zu ziehn, indem man ihnen den Zutritt zu den angeſehenſten Häuſern verſchafft. Herr Lenz, ein Mann, den jeder, der ihn kennt, liebt und hochſchätzt, leiſtet bey dieſem verdienſtvollen Geſchäfte dem guten Wichmann treulich Hülfe. Uebrigens wird den Kindern der Unterricht leicht, faßlich und angenehm gemacht, ohne die berüchtigte Spiel-Methode anzuwenden; Man gewöhnt ſie, ernſthafte Sachen ernſthaft zu behandeln, ſorgt aber für Abwechſelung der Gegenſtände, für nöthige Erholung und für ſolche cörperliche Bewegung und Uebung, die ſich für ihre künftige Beſtimmung ſchicken.

Von dem Schloſſe in Celle mit ſeinem Garten und dem Monumente der Königinn Mathilde ſage ich Ihnen nichts; auch nicht von den übrigen öffentlichen Gebäuden, unter denen das Zucht- und Irrhaus das einzige von Bedeutung und der Mühe werth iſt, daß ein Mann, den die leidende Menſchheit intereſſirt, es in Augenſchein nehme.

Mein Fuhrwerk ſteht angeſpannt vor der Thür, um mich nach Nenndorf zu bringen, wo ich in drey Stunden zu ſeyn hoffe. Könnte ich doch dort, mein theuerſter Freund, ein Paar Wochen an Ihrer Seite verleben! In wenig Tagen wird nun der junge F* * * bey Ihnen ſeyn und Ihnen meinen letztern Brief überreichen. Desfalls will ich auch dieſen noch nicht auf die Poſt ſchicken, ſondern ihn in Nenndorf fortſetzen.

Nenndorf, den 5ten Julius.

Ich habe beſchloſſen, bis zu Ende dieſes Monats hier zu bleiben; der Aufenthalt gefällt mir; die Geſellſchaft iſt in dieſem Jahre grade nicht größer und nicht kleiner, wie ich ſie mir wünſche; ich habe Muße, da ich erſt im September mich einzuſchiffen gedenke; meine Geſundheit bedarf Ruhe und einer ernſtlichen Cur; ich will alſo hier den Pyrmonter Brunnen trinken und vielleicht auch baden. Meine Einrichtung dazu iſt gemacht und ich bin in meinem kleinen, freundlichen Stübchen ſchon ſo zu Hauſe, als wenn ich mein Lebenlang hier wohnen wollte.

Sie wiſſen, daß dieſes Bad erſt ſeit wenig Jahren recht bekannt und von dem jetzigen Landgrafen von Heſſen in ſolchen Stand iſt geſetzt worden, daß Cur-Gäſte ſich hier aufhalten können. Die Gegend umher iſt bergicht und auſſerordentlich reizend. Dieſer Theil der Grafſchaft Schaumburg macht überhaupt eine der ſchönſten und reichſten Beſitzungen des Landgrafen aus. Er hat dem Bad-Orte zuerſt den Namen Nenndorf gegeben. Zwiſchen den beyden Dörfern Groß- und Klein-Endorf, im Amte Rodenberg gelegen, wurde dieſe Quelle ehemals vielfältig mit dem ziemlich unbedeutenden mineraliſchen Brunnen verwechſelt, der zunächſt bey dem Städtchen Rodenberg liegt. Hierinn iſt vielleicht die Urſache zu ſuchen, weswegen der vorige Landgraf Friedrich, mancher Vorſtellungen ungeachtet, nichts zur Aufnahme dieſes Bad-Orts gethan hat. Der jetzige Herr iſt deſto thätiger geweſen; In kurzer Zeit hat man hier eine Anzahl groſser, ſchöner Gebäude, wie Schwämme aus der Erde wachſen geſehn. Ohne maſſiv zu ſeyn, haben ſie das Aeuſſere davon, ſind in einem edeln Styl gebauet und nach einem einfachen Plane ſo geordnet, daß das Ganze einen angenehmen Anblick gewährt. Ziemlich groſse verpflanzte Bäume ſind in Alleen geſetzt und rings umher Buſchwerke in engliſchem Geſchmacke angelegt worden — Kurz! was ſich mit Anſtrengung und ungeheurem Koſten-Aufwande hat zwingen laſſen, das hat der Fürſt möglich gemacht. Freylich aber laſſen ſich die Operationen der Natur nicht gewaltſam beſchleunigen; Es fehlt daher noch viel daran, daß dieſe neue Pflanzungen hinlänglichen Schatten gewähren ſollten; Wer aber ſeine Spatziergänge nur ein wenig weiter in der Gegend umher ausdehnen will, findet in der Nachbarſchaft dieſes Bezirks ſchattichte und kühle Ruheplätze.

Die ſämtlichen Gebäude, welche die beyden Quellen umgeben, deren eine vorzüglich als Trink⸗ die andre als Bade⸗Waſſer ihre Kraft zeigt, liegen am Abhange eines Hügels, und wenn man dieſen erſteigt, hat man von allen Seiten eine der weiteſten und herrlichſten Ausſichten vor ſich. Auſſer den Thürmen von Hannover, erblickt man noch eine zahlloſe Menge andrer Städte, Dörfer, das Steinhuder Meer, mit der darinn liegenden bückeburgiſchen Feſtung Wilhelmſtein und überhaupt eine höchſt maleriſche Landſchaft, in welcher ehrwürdige Berge die reizendſten Thäler begrenzen.

Die hieſigen aſphaltiſchen Schwefel⸗Quellen ſind nicht von der Art, wie wohl manche andre, die nur aus fürſtlicher Huld mit dem Titel von Mineral⸗Waſſern begnadigt worden, ſondern ſie enthalten reichlich Schwefel, Schwefelleber⸗Luft, Erdharz, Luftſäure, aufgelöſte Kalk⸗Erde, flüchtiges alcaliſches, vitrioliſches, bittres Koch⸗ Glauber⸗ und anders Salz. Dies beweiſen ſchon der äuſſerſt durchdringende Geruch und Geſchmack und die ſorgſam angeſtellten Verſuche des geſchickten Brunnen⸗Arztes, der ein eignes Werk darüber geſchrieben hat. Und dies Waſſer iſt in unerſchöpflich großer Menge vorhanden. Seine herrlichen Kräfte werden in jedem Jahre durch auſſerordentliche Curen beſtätigt. Vorzüglich ſcheint es in allen rheumatiſchen, gichtiſchen und podagriſchen Zufällen ſeine Würkung zu zeigen. In manchen Fällen hingegen glaube ich, (doch darf ein Laye darüber nicht urtheilen) daß man Urſache habe, ſehr vorſichtig in der Anwendung zu ſeyn; Es iſt ein Waſſer, mit deſſen innerm und äuſſerm Gebrauche wohl nicht zu ſcherzen ſeyn mag. Beſonders ſollte man es nicht wagen, ohne Bewilligung desjenigen Arztes, der die Natur und das Uebel des Kranken aus dem Grunde kennt, ſich zu lange fortgeſetztem, häufigen Baden und Trinken zu entſchlieſſen; Es iſt nicht möglich, daß ein Brunnen-Arzt, wenn ihm ſeine Patienten gänzlich fremd ſind, dies in der kurzen Zeit gehörig beurtheilen könne.

Uebrigens hätte der Landgraf zu dieſer Stelle keinen Mann wählen können, der ſich beſſer dazu ſchickte, wie der Hofrath und Profeſſor Schröter. Seine Geſchicklichkeit im me-

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-51468-9

KNIGGE, A.F.F.L.VON FN. 03738/037

dicinischen Fache iſt den Kennern der Kunſt bekannt. Dabey iſt er ein menſchenfreundlicher, lieber, dienſtfertiger, lebhafter, in ſeinem Berufe unermüdet thätiger Mann.

Die Einrichtung der Bäder, die unter ſeiner Direction gemacht worden, iſt vortreflich, ſowohl, was die gewöhnlichen, als was die Douche (oder Touche) und endlich die Dampfbäder betrifft; und da ihrer eine große Menge iſt, man auch die Keſſel Tag und Nacht heiß erhält; ſo kann auf Verlangen jeden Augenblick eines angelaſſen werden.

Das Verdienſt, welches ſich der Landgraf hier um die leidende Menſchheit erworben hat, iſt um ſo größer, je leichter man es berechnen kann, daß die großen Summen, welche er dazu verwendet hat, nie wieder durch den Ertrag herausgebracht werden können. Der feſtgeſetzte Preis für die Wohnungen und Bäder iſt äuſſerſt billig; die Zimmer ſind hübſch und zum Theil geſchmackvoll meublirt, die Betten gut und reinlich; für Ordnung und Polizey wird durch einen Burggrafen, der ein höflicher und dienſtfertiger Mann iſt, und überhaupt für die Gemächlichkeit und Pflege der Cur-Gäſte auf alle Weiſe geſorgt. Einige Säle[*], woron der eine von auſſerordentlicher Gröſſe iſt, ſind theils zum Tanzen, Spielen, Speiſen und andern geſellſchaftlichen Vergnügungen beſtimmt, theils dienen ſie bey ſchlechtem Wetter, wie wir es leider! jetzt häufig haben, den Spatzierengehenden zum Zufluchtsorte — Kurz! alles, was von Seiten der Herrſchaft geleiſtet werden kann, iſt und wird geleiſtet. Weniger zufrieden hat man, wenigſtens in dieſem Jahre, Urſache von der Tafel und dem Weine zu ſeyn, weil dieſe Artikel verpachtet ſind und man, nach Verhältniß des Preiſes, von dieſer Seite nicht ſo gut bedient wird, wie es wohl ſeyn ſollte. Ueber's Jahr wird es vielleicht beſſer damit eingerichtet werden; diesmal muß man mit der Entſchuldigung vorlieb nehmen, daß die geringere Anzahl der Cur-Gäſte es unmöglich macht, die Pachtgelder herauszubringen, wenn man nicht ſchlechtere Waare liefern will.

Böhmiſche Muſicanten, von denen ein Paar recht brav ſpielt, fiddeln und blaſen uns

Wahn von ewigen, uneigennützigen Herzens-Verbindungen, der nachher zu früh ſchwindet. Lerchenbaum und ich und unſre andern vier Freunde, wir zogen in Ein Haus zuſammen. Wir waren nicht Alle gleich reich; aber es herrſchte eine Art von Gemeinſchaft der Güter unter uns; wobey ich uns doch die Gerechtigkeit muß wiederfahren laſſen, daß keiner unter uns einen hohen Preis ſetzte auf das, was er gab, oder was er annahm. Wir waren wohl mit andern Dingen beſchäftigt, als viel an den Werth des elenden Geldes zu denken, nährten unſre Phantaſie mit herrlichen Bildern der Zukunft und laſen mit einander Werke, die theils unſern Feuer-Eifer entflammten und kühne, von allem conventionellen Zwange, und allen Vorurtheilen freye Wahrheiten lehrten, theils feine anatomiſche Zeichnungen des menſchlichen Herzens darſtellten. Wir fiengen an, die ſchönen Künſte, die ſonſt Einigen unter uns den reizendſten Genuß gewährt hatten, als unwürdige, weibiſche, entnervende Spielwerke zu betrachten. Wir verachteten den faden, glattzüngichten, geſchwätzigen Perſiffleur Voltaire und nährten uns mit der männlichen Weisheit des markichten J. J. Rouſſeau: die Schreibart der mehrſten witzelnden Franzoſen erweckte uns Eckel; die ſeelenvollen engliſchen Schriftſteller hingegen begeiſterten uns. An Yoricks Hand belauerten wir das menſchliche

Herz

bey Tiſche und in der Allee etwas vor; übrigens nöthigt uns das veränderliche Wetter, auf weite und lange Spatziergänge Verzicht zu thun; Schauſpieler ſind diesmal nicht hier; und ſo muß man ſich denn mehrentheils in den Häuſern die Zeit vertreiben, ſo gut man kann.

Den 7ten.

Ich habe doch einige freundliche Sonnenblicke genützt, um mit einem ſehr guten, lieben Manne, dem Hofrathe von S*** aus B***, den ich hier kennen gelernt habe, einen Spatziergang nach Rodenberg bey dem andern Brunnen zu machen. Das Waſſer dieſer Quelle iſt ſehr hell, enthält Kochſalz, ſalzige Magneſia, Bitterſalz, Glauber-Salz und luftſaure Kalkerde. Ueber dem Brunnen iſt ein kleines Gebäude errichtet und rings umher ſind Hecken, Linden- und Caſtanien-Alleen gepflanzt, die, wie es heiſſt, bis nach Nenndorf fortgeführt werden ſollen.

Den 10ten.

Ich kannte die Feſtung Wilhelmſtein im Steinhuder See, nur aus dem Kupferſtiche, das vor einem Stücke des Journals von und für Teutſchland ſteht; heute bin ich mit einer kleinen Geſellſchaft dahin gefahren geweſen. Die Anlage rührt von dem vortreflichen Grafen von der Lippe-Bückeburg her, der ſich um Portugal ſo verdient gemacht hat und einer der größten, edelſten und in aller Rückſicht ausgezeichneteſten Männer unſers Zeitalters war. Man ſah damals die Erbauung dieſer Feſtung wie ein koſtbares Spielwerk an; Indeſſen hat ſie doch kürzlich, bey einem gewiſſen, allgemein bekannten Vorfalle, nützliche Dienſte geleiſtet. Der dort commandirende Officier hat uns, nachdem wir zu ihm übergeſchifft waren, mit der höflichſten Bereitwilligkeit herumgeführt. Unterdeſſen wurde im Dorfe unſer Mittagsmahl, das größtentheils aus Fiſchen beſtand, zubereitet; worauf wir dann ganz zufrieden von dieſer kleinen Luſtfarth hierher zurückkehrten.

Da mich der Poſtbothe ſo eben gefragt hat, ob ich ihm keine Briefe mitzugeben hätte und ich Sie einmal daran gewöhnt habe, wöchentlich ein Paquet von mir zu erhalten; ſo will ich dieſe Blätter einſiegeln und an Sie abgehn laſſen. Gott behüte Sie, mein Lieber!

Sechzehnter Brief.

Nenndorf, den 18ten Julius

Ein ſo unthätiges Leben, wie ich es hier führe, contraſtiert ſehr mit meiner gewöhnten Lebensweiſe; und doch fühle ich, wie heilſam und nöthig mir dieſe Ausſpannung iſt. Ich wende alle Sorgfalt auf meine Cur, um mich zu der großen Seereiſe und zu meinem neuen Berufe abzuhärten; auch befinde ich mich ſchon beſſer, wie in langer Zeit. Man ſage, was man will; ſo iſt doch unter allen Unglücksfällen, die den Menſchen treffen können, ein ſiecher Cörper das Härteſte.

Was ſind des Lebens ſchönſte Tage,
Geſundheit! ohne Dich?
Es fliehen Muth und muntre Laune,
Wo Deine Kraft nicht würkt.

Der darbt im Schooß des Ueberfluſſes,
Den Schmerz, den Krankheit plagt;

Mit Unluſt blickt ſein mattes Auge
Auf heitre Scenen hin.

Der Mund verſagt den Dienſt zum Lächeln;
Der Freude Morgenroth
Wirft auf die todtenbleiche Wange
Nicht Einen hellen Strahl.

Geſundheit! edelſter der Schätze!
So lange Du mir bleibſt,
Dünk' ich in einer kleinen Hütte
Mich groß und neidenswerth;

Und trage ſtill und ohne Murren
Der Sorgen ſchwerſte Laſt
Und geh' der Zukunft froh entgegen,
Wenn Deine Hand mich hält.

Ich ſchicke Ihnen, mein Lieber! hier die gedruckten Verzeichniſſe der Curgäſte. Sie werden daraus ſehn, daß die vortrefliche, allgemein geliebte und verehrte Herzoginn von Mecklenburg-Schwerin mit ihrem Gefolge und einer Anzahl andrer Mecklenburger, davon Einige nur ihrer guten Fürſtinn wegen ſich hier aufhalten, den größten Theil der dieſjährigen Geſellſchaft ausmacht.

Wenn man dem **wahren** Hoftone von ganzem Herzen das Wort reden lernen will; ſo muß man den zum Beyſpiele nehmen, der unter den Perſonen herrſcht, von welchen dieſe menſchenfreundliche, kluge, kenntniß- und talentvolle Fürſtinn umgeben iſt und die ſich größtentheils nach ihr gebildet haben. Es iſt in der That ſehr wiedrig, zu ſehn, wie dieſer Ton, in ſo fern man Braunſchweig und noch ein Paar Reſidenzen ausnimt, an den teutſchen Höfen immer ſeltner wird. Statt da Leute zu finden, welche durch Menſchenkenntniß, die ſie auf Reiſen und im Umgange mit den Edelſten und Gebildetſten ſich zu erwerben Gelegenheit gehabt, ihre Sitten verfeinert und gemildert hätten; duldender, gefälliger, vorſichtiger und ſchonender geworden wären; dabey die Gabe beſitzen ſollten, jedes Geſpräch zu beleben, über ihre Launen und Leidenſchaften Meiſter zu ſeyn, dem kleinſten Gegenſtande Intereſſe zu geben, die Unterhaltung durch Wohlredenheit in mehrern Sprachen und durch feinen Witz zu würzen, kurz! jedermann zu gewinnen, ſich verbindlich zu machen und ihm Gelegenheit zu geben, ſich in vortheilhaftem Lichte zu zeigen, ohne darum an innerer Würde, Eigenthümlichkeit des Characters und äuſſerm Anſtande zu verliehren; die endlich ihre glückliche Muße genützt hätten, um, durch Lectur und Studium, Kenntniſſe und Talente zu erlangen; trifft man jetzt an den mehrſten Höfen geiſt- ſeelen- und herzloſe Geſchöpfe, fade Stutzer, aufgeblaſene Windbeutel, oder Wollüſtlinge an, die ſich an Zoten ergötzen, gefräßige Schwelger, verbuhlte, übertünchte Dirnen, oder Menſchen, welche eine Freude darinn ſuchen, einem Fremden mit Uebermuthe zu begegnen, ihn in Verlegenheit zu ſetzen, oder ſich gar nicht um ihn zu bekümmern; oder unwiſſende, plumpe Carricaturen; oder hämiſche, gefährliche, ränkevolle Spürer; oder glattzüngige, falſche Complimenten-Schneider; oder Solche, denen der Hunger und die Langeweile aus den Augen blickt; oder niedrige Sclaven, denen die Schulden und die Furcht, geſtürzt zu werden, böſe Launen giebt. Dieſe ſind es, gegen die ich ſo oft declamire, wenn ich über Hofſchranzen eifre; nicht aber jene hochachtungswerthe Perſonen, deren Umgang jedem Manne von Kopf und Herz angenehm und lehrreich ſeyn muß.

Den 20ſten.

Ich komme ſo eben von Rehburg zurück, wo in dieſem Jahre vorzüglich viel Cur-Gäſte ſich aufhalten. Die Mehrſten derſelben pflegen gewöhnlich Hannoveraner zu ſeyn; und doch ſollten billig die ſehr guten Einrichtungen, welche man dort für Kranke und Geſunde gemacht findet, die ſchöne Gegend und die unzweifelhaft wohlthätige Würkung des mineraliſchen Waſſers mehr Fremde dahin ziehn. Die Wohnungen ſind beſſer, wie in den mehrſten Bädern, die ich kenne, Speiſe und Trank ſo, daß niemand Urſache haben kann, zu klagen und die Spatziergänge und Ausſichten umher äuſſerſt reizend.

Indeſſen fand ich doch diesmal in Rehburg auch viel Perſonen aus Bremen, mit denen ich Bekanntſchaft zu machen ſuchte, weil ich bald ſelbſt in dieſe Reichsſtadt kommen werde. Ich fragte auch nach dem dortigen würdigen Dom-Prediger N* * * und hörte mit Vergnügen, daß er ſich wohl befindet, und daß er ſich der allgemeinen Achtung und Liebe erfreuet, deren er ſo würdig iſt. Wenn Gelehrſamkeit, edle Denkungsart, lebhafte Wärme für alles, was gut und groß iſt, treue Berufs-Erfüllung, unermüdet thätiger Eifer für das Glück der Mitmenſchen, Wahrhaftigkeit und Gradheit, prunkloſe Wohlthätigkeit im Stillen, Unterſtützung und Beförderung jeder nützlichen Anſtalt, ein Recht auf dieſe Empfindung geben können; ſo hat gewiß der gute N* * * die gerechteſten Anſprüche auf die Verehrung ſeiner Zeitgenoſſen. Ich hoffe, ihm das bald von ganzem Herzen mündlich ſagen zu können; denn da ich grade Gelegenheit finde, mit einem Manne Gemeinſchaft zu machen, der ein leeres Fuhrwerk aus Bremen verſchrieben hat, um übermorgen dahin abzureiſen, und meine beynahe dreywöchige Cur nun geſchloſſen iſt, ſo verlaſſe ich Nenndorf; und nicht eher werden Sie wieder etwas von mir hören, bis ich Ihnen ſagen kann, daß auf Ihre Geſundheit, ein Glas alten Weins in der Roſe ausgeleert hat, Ihr ꝛc.

Herz in ſeinen geheimſten Schlupfwinkeln und übten uns, die feinſten Faden in dem unendlichen Gewebe der Empfindungen aufzufangen und in den kleinen, unbedeutend ſcheinenden Launen und Grillen, die Quellen der großen Haupt- und Staats-Actionen zu ſuchen. Da glaubten wir denn, zu bemerken, daß der bey Weitem größte Theil der Menſchen nur, wie Marionetten, an ſchmutzigen Bindfaden herum und auf und niedergezogen, handeln und würken, nicht ſelbſt reden, ſondern von dem Gaukler hinter der Gardine die Sprache erborgen. Und darauf gründete sich unſre Theorie von Gewalt über alle die ernſthaften, feyerlichen Puppen, in rothen, ſchwarzen und andern Kleidern, Hoſen und langen Röcken, die wir ſämmtlich mit der ausgezeichneteſten Verachtung brandmarkten. Die hohe Meynung, die wir von uns ſelber und von unſern Freunden gefaßt hatten, erzeugte in uns die Idee, daß es privilegirte Genies gäbe, von der Natur beſtimmt, über den gemeinern Haufen Sclaven-Seelen nach Willkühr, ohne Geſetze zu herrſchen. Solche Welt-Regierer glaubten wir denn, auch in den tollſten und gewaltſamſten Handlungen, über das Urtheil Andrer von ihren Bewegungsgründen und der Rechtmäßigkeit ihrer Mittel, weit erhaben. — Und wohin führt das leichter, als alles groß und bewunderungswürdig zu nennen,

Siebenzehnter Brief.

Bremen, den 30ſten Julius.

Nun ergreife ich endlich einmal wieder die Feder, mein theuerſter Freund! um Ihnen Nachricht von mir zu geben. Bis hierher haben mich Zerſtreuungen und Geſchäfte nicht dazu kommen laſſen. Meinen americaniſchen Freund M*** fand ich ſchon hier, und da hatten wir dann mit einander und mit hieſigen Kaufleuten ſo vielerley zu verabreden und zu verhandeln, daß die Zeit uns äuſſerſt ſchnell zu verfliegen ſchien. Die Nachmittage und Abende aber und auch manche Mittage wurden in Geſellſchaft der gaſtfreyen Bremer hingebracht. — Doch ich will den Faden meiner Erzählung da wieder anknüpfen, wo ich ihn zu Ende meines vorigen Briefes abgeriſſen habe.

Von der Wahl meines Reiſe-Geſellſchafters hatte ich alle Urſache zufrieden zu ſeyn. Er iſt ein verſtändiger Mann, deſſen Geſpräche die Lücke ausfüllten, die durch den Mangel an reizenden Gegenſtänden von Auſſen in mir entſtand. Der Weg von Nenndorf hierher iſt nichts weniger, wie angenehm; wir fuhren über Wunſtorf, Nienburg und Hoya. In letzterm Orte, dem einzigen auf dieſem Striche, deſſen Lage hübſch iſt, brachten wir die Nacht zu und wurden ziemlich gut bewirthet. In den Dorf-Schenken hingegen, in denen wir, um Pferde und Menſchen zu erquicken, zuweilen anhalten muſſten, eckelte uns der abſcheuliche Schmutz und die ſchlechte Koſt ſo, daß wir lieber, ohne etwas anzurühren, vor der Hausthür ſitzen blieben, bis wieder angeſpannt wurde. — Welch' ein Abſtand gegen die freundlichen Dorf-Wirthshäuſer in den Rhein-Gegenden, ſelbſt da, wo keine große Landſtraße vorbeyführt!

Man fährt auf dieſem Wege oft durch Befriedigungen, die gemacht ſind, damit das Vieh nicht auf die Felder komme. Da ſind dann, wo der Graben, der Straße wegen, unterbrochen iſt, Schlagbäume geſetzt, und zwar in ſo großer Anzahl, daß man jeden Augenblick anhalten muß, um einen derſelben öfnen zu laſſen. Nun ſteht immer bey einem ſolchen Schlagbaume ein ganzer Haufen von Kindern, die ſich darum reiſſen, ein Trinkgeld für dies Geſchäfte zu verdienen. Das Geld gäbe man nun wohl ganz gern, damit die Bedienten nicht jedesmal abſteigen dürfen; allein da die Kinder vom frühen Morgen an bis in die Nacht hier aufpaſſen; ſo iſt es ärgerlich, zu denken, daß eine Menge Knaben und Mädchen auf dieſe Weiſe ſich an Müßiggang und Betteley gewöhnt und daß die Orts-Obrigkeiten dieſem Unweſen nicht abhelfen.

Ich habe mich hier in Bremen in einen Gaſthof einquartiert, der an einer ſehr lebhaften Straße gelegen iſt; Sie wiſſen, daß ich gern viel thätige Menſchen durch einander hin und her wandeln ſehe.

Die Bevölkerung von Bremen ſoll in den letztern Zeiten ein wenig abgenommen haben: Man zählt jetzt ungefehr vierzigtauſend Einwohner, welches freylich, im Verhältniſſe mit dem Umfange, wenig iſt; allein die Neuſtadt hat auch große, unbebauete Plätze.

Der

Waſſerfahrt da hinunter gemacht; allein ich finde die Ufer an beyden Seiten nichts weniger wie maleriſch, gar nicht zu vergleichen mit denen am Rhein, Mayn, an der Elbe und Donau.

Ueberhaupt iſt die Gegend weit um Bremen herum platt und gewährt dem Auge wenig Vergnügen. Auch giebt es vor den Thoren der Stadt keine beträchtlich große und ſchöne Gärten, beſonders keine öffentliche, wie vor Leipzig, Hamburg, Wien, München und andern Städten, wo Leute von verſchiednen Claſſen ſich zu gemeinſchaftlichen geſelligen Freuden verſammelten. Zum Ruhme von Bremen aber ſey es auch geſagt, daß es hier, nach Verhältniß, weniger müßige Menſchen giebt. Die reichſten und angeſehenſten Einwohner beſitzen jedoch, eine oder ein paar Meilen von der Stadt entfernt, ſchöne Landgüter, Häuſer und Vorwerke, wo ſie ſich im Sommer von ihren Geſchäften zu erholen und ihre Freunde zu bewirthen pflegen.

Die Bauart, beſonders der ältern Häuſer in der Stadt, gefällt mir gar nicht. Von Auſſen hohe, unförmliche Façaden, mit einer ſo ungebührlichen Menge von Fenſtern, eines neben dem andern, daß man füglich ſagen könnte, es ſeyen gläſerne Häuſer. Inwendig große Haus-Fluhren, wodurch ſehr viel Platz verlohren geht, der zu Wohnungen hätte verwendet werden können. Daher kömmt es dann, daß man wenig Reyhen von Chambres à plein pied antrifft. Zu den einzeln gelegnen Zimmern muß man noch obendrein mehrentheils auf kleinen, ſchmalen Treppen hinaufſteigen. Bey manchen Gebäuden kann dieſe Einrichtung vielleicht Vortheil gewähren, wenn der Bewohner Waaren-Handlung treibt, bey den mehrſten hingegen iſt ſie, nach der Lebensweiſe der jetzigen Zeiten, beſonders für Die, welche große Geſellſchaften bey ſich bewirthen, nicht bequem. Die neuerlich erbaueten Häuſer haben dieſe Fehler nicht und verrathen einen beſſern Geſchmack; doch vermiſſe ich an den mehrſten derſelben einen reinen Styl der Bauart, ſehe da gewölbte Fenſter, durchgeſchnittene Giebel, unförmliche Geſimſe, Misſtand in den Verhältniſſen u. d. gl. Die Börſe, das neue lutheriſche Waiſenhaus und einige Pri-

vatrathhäuſer machen davon eine angenehme Ausnahme.

Die Policey iſt vorzüglich gut; Kein Bettler iſt in und um Bremen zu ſehn, beſonders ſeit der neuerlichen Verbeſſerung der Armen-Anſtalten. Und zwar werden dieſe Bettler nicht, wie wohl in andern Städten, mit leerem Wagen, über die Grenze, dem lieben Nachbar zugeführt, ſondern es wird dafür geſorgt, daß ſie hier arbeiten und eſſen können. Wenn ich Ihnen in der Folge etwas von der ganz auſſerordentlichen Wohlthätigkeit der Bremer ſagen werde, wovon ich täglich neue Thatſachen erfahre; ſo werden Sie dieſen guten, menſchenliebenden Bürgern ihre Hochachtung nicht verſagen können. Das alles aber geſchieht ohne großen Lerm und Sie ſehen hier nicht beſtändig ein Heer von laurenden Policey-Dienern und Bettel-Vögten durch die Gaſſen ſchleichen, die den um Almoſen Flehenden mishandeln, wenn er ſich nicht mit ihnen abfindet, und die oft ärgere Gauner ſind, wie die Menſchen, gegen welche ſie ausgeſchickt werden. Juden ſind hier gar nicht als Einwohner geduldet und auch fremde Juden dürfen nur in der Zeit des Freymarkts, unter gewiſſen Bedingungen, ihr Verkehr treiben. Die Feuer-Anſtalten ſind vortreflich; Von der Erleuchtung der Stadt kann ich nicht urtheilen, weil es Sommer iſt. Das große Waſſerrad, an der erſten Brücke, verſieht eine beträchtliche Anzahl von Häuſern beſtändig mit Weſer-Waſſer, welches zu manchen häuslichen Bedürfniſſen beſſer, wie das Brunnen-Waſſer iſt. Der Mechanismus iſt ſehr einfach; Der Strohm treibt das Rad, an welchem Rinnen befeſtigt ſind, die das Waſſer beym Herumdrehen ſchöpfen und dann oben in ein großes ſteinernes Behältniß ausgieſſen. Von daher wird es durch Röhren unter der Erde hin in die Häuſer geleitet; Wer eine gewiſſe Abgabe zur Unterhaltung des Werks bezahlt, kann ſich in ſeiner Wohnung dieſe Bequemlichkeit verſchaffen. Das Gebäude, worinn das Rad ſich befindet, hat die Inſchrift:

Volue pater, ciui tradam tua dona,
Viſurgis!

Den Preis der Lebensmittel finde ich, nach den Erkundigungen, die ich eingezogen ha-

habe, bey Weitem nicht ſo hoch, wie in Hamburg und ſelbſt geringer, wie in Hannover. Specerey-Waaren und Weine ſind wohlfeil, weil man ſie zu Schiffe aus der erſten Hand haben kann.

Es iſt keinem Zweifel unterworfen, daß es hier eine, nach Verhältniß der Größe der Städte gegen einander, eben ſo beträchtliche Anzahl reicher Handelshäuſer giebt und die eben ſo wichtige Geſchäfte nach allen Handelsplätzen von Europa hin treiben, wie in den übrigen Hanſe-Städten; aber der Luxus iſt um vieles geringer, ſelbſt was die Beſetzung der Tafel bey großen Gaſtmahlen betrifft; die Sitten ſind einfacher und das Familien-Band enger. Sehr viel trägt hierzu mit der Umſtand bey, daß weniger müßige Fremde Veranlaſſung haben, hierher oder hier durch zu reiſen. Doch von den Sitten der hieſigen Einwohner werde ich Ihnen mehr ſagen, wenn ich erſt längere Zeit hier werde zugebracht haben. Vier Wochen würden wohl über meinen Aufenthalt überhaupt hingehn, allein ich bin ſchon öfter hier geweſen. Jetzt noch etwas von andern Dingen!

Es giebt kaum zwey oder drey Miethkutſcher hier; Dagegen aber ſehr viel eigne Equipagen, unter denen einige geſchmackvoll und ſchön ſind. Nun iſt es aber zur Gewohnheit geworden, daß Diejenigen, welche keine Kutſchen und Pferde halten, ihre Bekannten um Herleyhung der ihrigen bitten, welches ſich nicht wohl abſchlagen läſſt, um ſo weniger, da hierauf die Kutſcher, wie auf eine ſichre Einnahme, zu rechnen pflegen. Der, welchem dieſe Wohlthat erzeigt wird, gewinnt nichts dabey; Für das Geld, was er dem fremden Kutſcher geben muß, würde er einen Miethwagen haben können, wenn es eine hinlängliche Anzahl derſelben hier gäbe. Ueber dieſen wäre er, was Zeit und Ort betrifft, Meiſter, ohne jemand Verbindlichkeit zu haben. Der Verleyher hingegen muß dafür, daß ſein Kutſcher ein Trinkgeld bekömmt, ſeinen ſchönen Wagen, ſeine Livree, ſeine Pferde und ſein Geſchirr dem Wetter preisgeben; und die Beybehaltung dieſer Gewohnheit verurſacht, daß keine größere Anzahl von Miethkutſchern ſich hier feſtſetzt. In Hamburg (das aber freylich auch ſehr viel größer, wo die Bevölkerung ſtär-

ker

was nur Schwung- und Thatkraft verräth, Cartouche über den prunkloſen Wohlthäter des Menſchengeſchlechts zu erheben und Lovelace liebenswürdiger als Grandiſon zu finden! Vor unſern Augen verſchwand unmerklich die unverletzliche Würde der Wahrheit und die Heiligkeit der Moral; und indeß wir mit Hohnlächeln auf den After-Philoſophen in Fernen herabſahen, entdeckten wir doch, daß nichts ſo wichtig und ernſthaft iſt, was ſich nicht lächerlich und verächtlich machen ließe und nichts ſo widerſinnig, was man nicht mit ſophiſtiſchen Gründen dem ſchwachen Menſchenvolke wie unwiderleglich darſtellen könnte. Und wenn alle dieſe Bemerkungen richtig ſind, ſchloſſen wir; was iſt dann dem kraftvollen, thätigen und ſchlauen Manne in der Welt durchzuſetzen unmöglich! Das wurde nun alſo einmal als Grundſatz angenommen, daß der Menſch, der mit den beſſern Gaben ausgerüſtet iſt, alles kann, was er will, wenn er es recht angreift. In der That habe ich oft in der Folge meines Lebens, als Muth und Zuverſicht und Kraft in mir tief niedergebeugt waren, ſehnlichſt gewünſcht, ich mögte noch einen Theil der Spannung, die damals zum Theil zu unnützen Poſſen verſchwendet wurde, für beſſere, weiſere Zwecke aufgeſpart haben. Was gelang mir und meinen Freunden damals nicht! Lerchenhayn

machte

ker iſt und wo ſich das ganze Jahr hindurch, eine ſo große Menge von Fremden aufhält) iſt es ganz anders; Da zählt man über zweyhundert eigne Equipagen und eine ſehr beträchtliche Anzahl von Miethkutſchern, deren einer oft vierzehn und mehr Fuhrwerke zugleich im Gange hat; Und dazu kommen noch die ſogenannten Stühl-Wagen, deren immer einige, ſo lange die Thore geöfnet ſind, vor denſelben halten, um, auf den erſten Wink, jedermann, für eine Kleinigkeit, nach Altona, und jenſeits Altona, auch nach Wansbeck, Ham, Horn u. ſ. f. zu bringen.

Ich erfahre ſo eben, daß ich dieſen Brief heute fortſchicken kann; geſtern war der eigentliche Poſttag; aber ich wuſſte das nicht. Länger mögte ich nicht gern warten, damit Sie doch wiſſen, daß ich hier bin. Ich empfehle mich, mein Lieber! Ihrer mir über alles theuren Freundſchaft und bleibe von ganzem Herzen Ihr ꝛc.

Achtzehnter Brief.

Den 4ten Auguſt.

Daß es hier ſehr guten alten Rheinwein giebt, wiſſen Sie vermuthlich; aber daß ich geſtern mit M** * und einigen hieſigen Freunden im Rathskeller (welcher allein das Privilegium hat, Rheinwein zu verkaufen) dieſe Panacée gekoſtet und überaus heilſam gefunden; das habe ich die Ehre Ihnen hiermit zu melden. Der erſte Grund zu dieſem Schatze wurde gelegt, durch die ziemlich wohlfeile Ankaufung eines ganzen Weinlagers, das in den Rhein-Gegenden verhandelt wurde. Andre ausländiſche Weine waren aber längſt vorher ſchon im Keller, zum Vortheil des Stadt-Aerariums, ausgeſchenkt worden. Nach jenem guten Kaufe hat man von Jahren zu Jahren den Vorrath, durch Anſchaffung alter und junger Rheinweine, vermehrt. Es giebt hier, in der ſogenannten Roſe (einer beſondern Abtheilung im Keller) ſo alten Wein, daß man berechnet hat, es komme, wenn man den Ankaufspreis, die verlohrnen Zinſen, dann wieder die Zinſen von den Zinſen, endlich den Auffüll-Wein und andre Unkoſten in Anſchlag bringt, jede Quartier-Flaſche voll über tauſend Thaler zu ſtehn. Dieſer Wein aber wird auch gar nicht verkauft, ſondern nur bey Feyerlichkeiten und, auf Befehl des Präſidenten, für Kranke hergegeben. Man trägt ſich mit der Anecdote, daß, bey der Wahl und Krönung des Kaiſers Joſeph, man von Frankfurth aus nach Bremen um alten Rheinwein geſchrieben habe. Jeder von den Herrn des Raths erhält jährlich ein beſtimmtes Maaß von der mittlern Gattung, als einen Theil der Beſoldung; auch wird fremden Fürſten und Miniſtern Ehrenwein geſchenkt und bey Gaſtmahlen, die der Magiſtrat auf der Börſe giebt, wird Rheinwein von allerley Güte gereicht. Dennoch iſt der Ueberſchuß, welcher der Stadt aus den Raths-Keller-Rechnungen zufließt, nicht unbeträchtlich. Einige kleine und große Zimmer, die in dieſem unterirdiſchen Bachus-Tempel befindlich ſind, dienen theils Einheimiſchen und Fremden, die hier zechen und etwa ein Gericht friſch gebratner Neunaugen eſſen wollen, (welches mir aber, im Verbeygehn zu ſagen, eine ungeſunde und nicht einmal ſo wohlſchmeckende Koſt zu ſeyn ſcheint, wie die eingemachten) zum Aufenthalte, theils an gewiſſen Tagen in der Woche den Herrn des Raths zu einem freundſchaftlichen Verſammlungs-Orte.

Unter dem Chor der Domkirche iſt der Bley-Keller; eine Benennung, die daher rühren ſoll, weil darinn wäre das Bley gegoſſen worden, womit vormals das Dach der Kirche bedeckt geweſen. Dieſer Keller hat die Eigenſchaft, daß darinn todte Cörper nicht verweſen, ſondern, wie Mumien, eintrocknen. Indeſſen gewähren doch die wenigen Cörper, welche da in Särgen ſtehen, einen wiedrigen Anblick, weil, beſonders durch das Einfallen der Naſen-Knorpel, die Geſichter ſehr verunſtaltet ſind.

Den 5ten.

Ich habe dieſen Mittag ein Getränk, oder vielmehr eine Art Creme genoſſen, die in England

land unter dem Namen Sillabub bekannt iſt, aber, ſo viel ich weiß, in Teutſchland wenig verfertigt wird. Die Zubereitung iſt indeſſen ſehr einfach: Man vermiſcht eine halbe Flaſche voll Rhein- oder Franzwein mit einer viertel Flaſche voll Seet und eben ſo viel ſüßen Milch-Rahm, thut dazu den Saft von einigen Citronen und nach Belieben Zucker, der auf dieſen Citronen iſt abgerieben worden. Dies alles wird zu Schaum geſchlagen und in Gläſer gefüllt. Verſuchen Sie das, lieber Freund! es wird Ihnen wohlſchmecken.

So wenig ich übrigens, zu meiner Freude, eigentlich ausländiſche Sitten im Ganzen hier herrſchen ſehe; ſo finde ich doch einige holländiſche und engliſche Gewohnheiten eingeführt. Dahin gehört, auſſer dem Trinkgeld-geben, in den Häuſern, wo man geſpeiſt hat, noch der ſehr ungeſunde häufige Gebrauch der Feuer-Käſtchen für die Frauenzimmer, bey irgend kühlem Wetter; (jedoch freylich nicht in der jetzigen Jahrszeit) und das nicht nur etwa bloß in der Kirche, ſondern auch in den Häuſern, wo zuweilen in einer Geſellſchaft an alle anweſende Frauenzimmer, durch die aufwartende Magd, dergleichen Feuer-Stübchen herumgereicht werden. Auch rechne ich dahin die ſtillſchweigende Verabredung, daß niemand vor Ablauf des Jahrs den Weinhändlern, Krämern, Handwerksleuten ꝛc. ſeine Schulden bezahlt, ja! daß man Mühe hat, vor dem Neujahrstage eine Rechnung zu erhalten. Dies gewährt freylich den Nutzen, daß der eine Theil das ganze Jahr hindurch ſein baares Geld nützen kann, und der andre gewiß iſt, daß er am Ende deſſelben eine große, unverſplitterte Summe in die Hände bekömmt, ungerechnet, daß ihm auch viel Zeit erſpart wird, weil er nicht jeden Augenblick einzelne Poſten aus den Büchern, auszuziehn und darinn durchzuſtreichen braucht; allein es hat auch den Nachtheil, daß es zu unvorſichtigem Creditgeben und Schuldenmachen verleitet, um ſo mehr, da der Bremer gutmüthig iſt und leicht, ſelbſt unbekannten Leuten, auf's Wort hingiebt.

Die einzige Silber-Münze, welche man, auſſer ſeinen Drittel- und Zweydrittel-Stücken, hier im täglichen Umlaufe ſieht, ſind die

Grote, deren zwey und ſiebenzig auf einen Thaler gehen; allein man giebt ſie auch in Thalers-Rollen aus, und auf guten Glauben hin läuft oft eine ſolche Rolle ungezählt durch ſo viel Hände, bis endlich das Papier durchgeſchabt iſt; Selten findet ſich dann, daß einmal ein Grot an der Summe fehlt. Die Stadt läſſt dies Geld nicht hier, ſondern auswärts, wenn ich nicht irre, in Hamburg münzen.

Das Militair beſteht aus einem Bataillon Infanterie und trägt rothe Röcke mit weiſſen Aufſchlägen. Zum Commandanten pflegt die Stadt einen Officier zu wählen, der ſchon in einem andern Corps mit Ehre gedient hat.

Nicht nur die Herrn des Raths, ſondern auch die Elterleute, (Vorſteher der Kaufmannſchaft) Advocaten, Procuratoren und überhaupt Alle, die ein bürgerliches oder kirchliches Amt verwalten, tragen, in Geſchäften und bey Feyerlichkeiten, ſchwarze Kleider und Mäntel nebſt weiſſen Kläppchen am Halſe. Das finde ich anſtändig und ehrwürdig; allein ſie müſſen auch dazu große Knoten-Perücken aufſetzen;

und das iſt, beſonders für jüngere Perſonen, die ihr dickes Haar mit dieſem Gebände bedecken, vor allem im Sommer, äuſſerſt drückend. Durch eine gemeinſchaftliche Verabredung lieſſe ſich, wie ich glaube, dieſer beſchwerliche Ueberreſt der alten Sitten abſchaffen. Wenigſtens ſollte es erlaubt ſeyn, ſein eignes Haar rund, in Locken friſirt, zu tragen; denn das iſt auch wahr, daß ein Zopf oder Haarbeutel zu einem Mantel nicht wohl paſſt.

Die herrſchende Religion (ein Ausdruck, den ich ſo ungern brauche, weil er mir dem Geiſte des Chriſtenthums ſo ganz entgegen zu ſeyn ſcheint) iſt hier die reformirte. Aus dieſen Glaubens-Verwandten beſteht auch der Magiſtrat; Doch iſt kein Geſetz vorhanden, welches einen Lutheraner von dem Vorzuge, in den Rath zu kommen, ausſchlöſſe. Ehemals iſt dies auch öfter der Fall geweſen; Daß aber jetzt, da die reformirten Familien einmal im Beſitze ſind, dieſe lieber auf ihre Glaubens-Verwandten bey den Wahlen Rückſicht nehmen; wer kann ihnen das verdenken? Uebrigens haben die Lutheraner in Bremen den Genuß aller

Vortheile und Rechte, wie die übrigen Bürger; nur weigern ihren Kindern einige Handwerker den Eintritt in die Zunft. So unbillig dies iſt; ſo wenig wird man hieraus Veranlaſſung nehmen können, der Regierung einen Vorwurf zu machen, wenn man bedenkt, mit welchen Schwierigkeiten in Teutſchland die Abſchaffung der Misbräuche in den Zünften verknüpft iſt; beſonders in Reichsſtädten, wo dieſe ſteif und feſt auf ihre alten Privilegien und ſogenannten Rollen, mögten dieſe auch aus den finſterſten Zeiten herrühren, zu halten pflegen und, bey der geringſten Reform, unangenehme tumultuariſche Scenen von den Handwerks-Geſellen zu beſorgen ſind.

Es iſt bekannt, daß der König von England, als Herzog von Bremen, hier alle Rechte des ehemaligen Erzbiſchofs und des Capitels durch ſeine in der Stadt eingeſetzten Beamte verwalten läßt. Der hannöverſche Stadtvogt muß den Stab brechen, wenn ein Verbrecher zum Tode verurtheilt werden ſoll. Das erzbiſchöfliche Palatium, die ehemaligen geiſtlichen Curien und andre hannöverſche Gebäude und Plätze genieſſen, nebſt den Bewohnern derſelben, gewiſſe Rechte und Befreyungen, die durch Vergleiche beſtimmt und feſtgeſetzt ſind. Das Perſonale des hannöverſchen Etats iſt anſehnlich und es gehören dazu auch die Prediger an der königlichen Dom-Kirche, unter denen Einer Superintendent und Conſiſtorialrath in Stade iſt, die Lehrer an der Domſchule und einige Schulmeiſter. Es ſteht alſo das lutheriſche Kirchen- Schul- und Armenweſen unmittelbar unter hannöverſchem Schutze und alle Stadt-Einwohner dieſes Bekenntniſſes, ſo wie die in den benachbarten Dörfern, machen die Dom-Gemeine aus, welche vormals aus mehr wie funfzehn- bis zwanzigtauſend Seelen beſtand, jetzt aber nicht völlig ſo ſtark iſt. Der Dom iſt ein altes, ehrwürdiges gothiſches Gebäude; Die königliche Regierung hat von jeher dafür geſorgt, daß die Prediger- und Schullehrer-Stellen mit würdigen und geſchickten Subjecten ſind beſetzt worden; auch hat eine Menge verdienſtvoller, verſtorbner und noch lebender Geſchäftsmänner und Gelehrter in allen Fächern, der hieſigen Domſchule und dem damit verbundnen Athenäo ihre erſte Bilmachte ſich verbindlich, einigen jungen Leüten Unterricht in der Algebra zu geben. Er hatte dieſe Wiſſenſchaft nie getrieben; aber in acht Tagen eröfnete er ſeine Lehrſtunden und Mathematiker vom Handwerke erſtaunten über die Klarheit ſeines Vortrags und die Gründlichkeit ſeiner Kenntniſſe, obgleich er mehrentheils heute das lehrte, was er geſtern erſt mit unendlicher Arbeit gelernt hatte. Ich gelangte dahin, ohne Anweiſung (denn es gehörte mit zu unſern Schwärmereyen, daß wir die Hülfe des Unterrichts verachteten, in allen Studien einen eignen Weg gehn und jede Vortheile und Handgriffe ſelbſt erfinden wollten) ohne Anweiſung, in fünf Monaten die Violine ſo zu ſpielen, daß ich mich in zwey öffentlichen Concerten mit allgemeiner Bewundrung hören ließ und niemand leugnen konnte, daß ich eine ſeltne, ausdrucksvolle Originalität in meinen Vortrag brachte, welche rührte und hinriß. Dann warf ich verächtlich die Geige weg und habe ſie nie wieder angerührt. Einſt ſagte mir ein Menſch, den ich für einen ſehr mittelmäßigen Kopf hielt: ich ſey unordentlich in meinem kleinen Hausweſen; Ordnung ſey die Seele aller Geſchäfte und die privilegirten Genies, die ſich rühmten, alles zu können, vermögten doch nicht, dieſe erſte, nöthigſte Tugend ſich eigen zu machen, weil dazu Ausdauren gehörte. Um ihm zu zeigen,

daß

bung zu danken. Ich nenne unter Dieſen nur allein den Doctor Olbers, einen Mann, der ſchon als Student ſich durch ſeine großen aſtronomiſchen Kenntniſſe berühmt gemacht hat. Jetzt lebt er als Arzt hier und iſt, ſeiner großen Geſchicklichkeit in dieſem Fache und ſeines edeln, menſchenliebenden und beſcheidnen, ſanften Characters wegen, von ſeinen Mitbürgern allgemein verehrt und geliebt. Er hat als Arzt einen ſeltnen Scharfblick und eine gleich unermüdete Thätigkeit in ſeinem Berufe, bey Reichen wie bey Armen. Der Kranke glaubt ſeine Leiden ſchon zur Hälfte gehoben, wenn er die freundliche, tröſtende Stimme dieſes theilnehmenden Retters hört. Das Studium der Aſtronomie füllt jetzt nur ſeine Erholungsſtunden aus, und er hilft zuweilen ſeinem berühmten Freunde, dem in der Nähe, in Lilienthale wohnenden Oberamtmann, Schröter, in den Beobachtungen der Himmelscörper, beſonders des Mondes, über deſſen Oberfläche dieſer wahrhaftig große Mann uns noch kürzlich mit einem vortreflichen Werke beſchenkt hat.

Die catholiſchen Glaubensgenoſſen halten ihren Gottesdienſt in des kaiſerlichen Reſidenten, Reichshofraths, Freyherrn von Brints Hauſe — einem Hauſe, wo Menſchenliebe, Wohlthätigkeit und ächte Gaſtfreundſchaft einheimiſch ſind. Dieſer Geiſt der Liebe und Duldung ſcheint denn auch auf den beyden Geiſtlichen zu ruhn; wenigſtens ſind die jezigen ſeltene Beyſpiele unter ihren Amtsbrüdern und tragen keine Spur von Pfafferey. Auch leben die Prediger der drey Bekenntniſſe hier in Bremen in der brüderlichſten Eintracht und nehmen gemeinſchaftlich an erlaubten und anſtändigen geſellſchaftlichen Vergnügungen Theil.

Den 7ten.

Zum Lobe der hieſigen ſtädtiſchen Regierungsverfaſſung glaube ich nichts beſſers ſagen zu können, als daß ſeit 1428, da ſie alſo iſt gegründet worden, nicht die geringſte Gährung unter den Bürgern geweſen, welche dahin abgezielt hätte, eine Veränderung darinn zu bewürken. Im Jahre 1533 ſind freylich einige Unruhen vorgefallen; allein dieſe betrafen doch nur kirchliche Angelegenheiten; und was man nachher von dieſer Art erlebt hat, waren unbedeutende, leicht zu ſtillende Zunft-Händel.

Der Rath beſteht aus vier Bürgermeiſtern, wovon Einer halbjährig das Präſidium führt, zwey Syndicis und aus vier und zwanzig Senatoren, die theils Gelehrte, theils Perſonen aus der Kaufmannſchaft ſind. Dieſer Rath iſt in vier Quartiere oder Collegia getheilt; zu jedem derſelben gehört ein Bürgermeiſter und ſechs Senatoren. Iſt der ganze Magiſtrat verſammelt; ſo heiſſt das die Wittheit, wozu nicht, wie Büſching in ſeiner Erdbeſchreibung ſagt, Mitglieder aus der übrigen Bürgerſchaft gezogen werden; denn wenn dies geſchieht; ſo nennt man das einen Bürger-Convent. Auſſerdem theilt ſich wieder der ganze Rath in beſondre Committees, indem theils zwey und zwey, theils einzelne Glieder deſſelben gewiſſen Departements vorſtehen, z. B. bey dem Schulweſen, dem Militair, den Unter-Gerichten, dem Ober-Gerichte, dem Waſſerbaue u. ſ. f. Dieſe Vertheilung der Geſchäfte wird theils durch die Anciennität beſtimmt, theils geſchicht ſie durch jeden Bürgermeiſter in ſeinem Quartiere, nach den beſondern Neigungen und Fähigkeiten der einzelnen Rathsglieder in dieſem oder jenem Fache. Nicht alle Departements ſind gleich einträglich; Ueberhaupt aber ſind die Einnahmen, auch der ältern Senatoren und derer, welche am mehrſten beſondre Departements haben, nicht ſo beſchaffen, daß ein Mann aus bloßem Eigennutze eine ſolche Stelle ſuchen kann, um ſo weniger, da er, gleich bey Antritt ſeiner Stelle, mit Inbegriff des Schmauſes, den er der ganzen Bürgerſchaft geben muß, ein Paar tauſend Thaler Unkoſten hat; Die Bürgermeiſter ſtehen, wie das billig iſt, höher. Die Stadt hat von jeher ſehr gelehrte und würdige Männer unter den Herrn ihres Raths gezählt; Auch geſchickten Fremden iſt, wenn ſie ſich hier Verbindungen zu verſchaffen wiſſen, der Weg zur Wahl nicht verſperrt.

Der Magiſtrat wählt freylich ſeine neuen Mitglieder nur unter ſich, ohne Zuziehung der Bürgerſchaft; allein es iſt dafür geſorgt, daß dies Vorrecht in keinen Misbrauch ausarten könne. Gewiſſe beſtimmte Grade der Verwandſchaft, in denen ein Candidat mit Einem der Senatoren oder Bürgermeiſtern ſteht, ſchlieſſen ihn von der Möglichkeit aus, in den Rath zu kommen. Iſt nun eine Stelle erledigt; ſo werden die vier Wahlherrn durch das Loos ernannt. Dieſe werden dann, wie im Conclave, eingeſchloſſen und berathſchlagen ſich mit einander. Können ſie binnen vier und zwanzig Stunden, in welcher Zeit ſie ſonſt niemand ſprechen, noch das Zimmer verlaſſen dürfen, nicht über ein Subject einig werden; (indem nämlich die Stimmen unter zwey Competenten getheilt ſind;) ſo geſellt ihnen die indeß verſammelte Wittheit, abermals durch das Loos, einen Fünften zu, welcher entſcheidet.

Auch über die Grenzen der Gewalt des Raths iſt Büſching fälſchlich berichtet worden. Kein neues Fundamental-Geſetz darf gemacht, nicht das Geringſte in der Conſtitution verändert und keine neue Auflage darf ausgeſchrieben werden, ohne Zuſammenberufung und Beyſtimmung des Bürger-Convents; Policey-Verordnungen giebt der Magiſtrat für ſich. In dieſem Convente hat jeder dazu berufene Bürger eine Stimme. Aber eben ſo wenig entſcheidet die allgemeine Entſchlieſſung der Bürgerſchaft, wenn der Rath nicht einwilligt, und in beyden Fällen bleibt die vorgeſchlagne Neuerung ausgeſetzt, bis man ſich gegenſeitig überzeugt hat. Bey allen Caſſen, (einige unbedeutende ausgenommen) ſind Deputirte von der Bürgerſchaft angeſetzt; Der dabey die Direction führende Rath rührt kein Geld an, ſondern hat nur die Oberaufſicht und die ſämtlichen Rechnungen werden den Ausſchüſſen der Bürgerſchaft vorgelegt. Manche Einnahmen laufen grade in die Caſſe der Elterleute, welche ein beſonders Collegium ausmachen, das ſich auf dem Schüttinge, einem alten Gebäude, dem Rathhauſe gegenüber, verſammelt.

Wer unter dreytauſend Thalern im Vermögen hat, bezahlt kein Geſchoß, ſondern wird, nach Verhältniß ſeines Gewerbes und nach billigen Grundſätzen,, mit einer andern Ab-

Abgabe belegt. Wer aber mehr wie dreytauſend Thaler beſitzt, taxirt ſich ſelber, nach Gewiſſen; und, zum Ruhme der hieſigen redlichen Bürger ſey es geſagt, (in Hamburg iſt es grade eben ſo) aus Patriotismus bezahlt Jeder eine größere Summe, wie ihm auferlegt werden könnte, wenn ſein Vermögens-Zuſtand ſtrenge unterſucht würde. Der geringſte Geſchoß iſt ein Achtzehntheil Procent; Allein die Bedürfniſſe des Staats erfordern immer eine ſtarkere Auflage. Ein Achttheil Procent pflegt ungefehr vier und zwanzig tauſend Thaler einzutragen. Auſſerdem ſind noch die Häuſer mit einigen Abgaben belegt: Auch wird eine Conſumtions-Steuer erhoben.

Den 8ten.

Ich ſprach geſtern von dem Patriotismus der hieſigen Einwohner, bey Angabe und Verzinſung ihres Vermögens. In der That ſieht man davon in einigen teutſchen Freyſtaaten, wo die Bürger gewiß ſind, daß die Gelder nur zum allgemeinen Beſten verwendet werden, Beyſpiele, die man vergebens in Reſidenzen und in ſolchen Reichsſtädten ſuchen würde, wo die Herrn Patricier nach Gutdünken ſchalten und walten. Ein gewiſſer Kaufmann in Hamburg ließ ein neues Haus bauen und auf daſſelbe einen kleinen Thurm (ein Belvedere) ſetzen. Indem nun das Gebäude aufgeführt wurde, deutete ihm der Magiſtrat an: daß die Errichtung eines ſolchen Thurms gegen die Geſetze ſey und daß, wenn er ſeinen Vorſatz ausführte, er Strafe werde geben müſſen. Der Mann war reich, wollte ſich die Freude nicht verſagen, das Belvedere hinzuſtellen, und vollendete alſo den Bau. Nun kündigte ihm der Magiſtrat an: er müſſe zehntauſend Mark Strafe bezahlen. Ohne lange über die Summe zu zanken, von welcher man ihm gewiß, wenn er gebeten hätte, den größten Theil würde erlaſſen haben; überzeugt, daß er unrecht gehandelt hatte, und daß jene Summe zum gemeinen Beſten verwendet werden würde, ließ er antworten: man ſolle nur die zehntauſend Mark in der Bank auf ſeinem Na-

Namen abſchreiben laſſen. Um dieſen letztern Ausdruck zu verſtehn, müſſen Sie wiſſen, daß die Kaufleute in Hamburg ihr baares Geld in die Bank niederzulegen pflegen. Die Summen werden dann in den Büchern, wo Jedem von ihnen gewiſſe Blätter gewidmet ſind, auf ſeinen Namen notirt. Hat nun der Kaufmann A. an den Kaufmann B. ein Paar tauſend Mark zu bezahlen; ſo läſſt er auf dem Blatte, wo ſein Eigenthum notirt ſteht, ſo viel wegſtreichen, welches dagegen auf das Blatt des Herrn B. geſchrieben wird.

Man ſegnet noch hier in Bremen das Andenken eines gewiſſen unlängſt verſtorbnen Bürgermeiſters Schmidt, den man als einen ſehr edeldenkenden, patriotiſchen Mann ſchildert. Er ſoll bey einer gewiſſen Gelegenheit, zum Nutzen des Staats, zwanzigtauſend Thaler von ſeinem eignen Vermögen aufgeopfert haben, ohne daß dies je öffentlich zur Sprache gekommen iſt. Noch erzählt man, daß er, bey einer andern Gelegenheit, ſeiner Vaterſtadt durch ſeine Klugheit vierzigtauſend Thaler erſpart habe. Im ſiebenjährigen Kriege nämlich hatte der Befehlshaber der franzöſiſchen Kriegsvölker der Stadt Bremen jene Summe als Contribution zu bezahlen auferlegt. Es war zur Zeit, da die Convention in Kloſter Zewen geſchloſſen war, die nachher aber für ungültig erklärt wurde. Die franzöſiſchen Commiſſarien waren in der Stadt, um das Geld einzutreiben und nachdem man vergebens allerley Mittel verſucht hatte, wenigſtens Aufſchub zu erhalten, mußte endlich Anſtalt zur Zahlung gemacht werden; Schon ſaß auf dem Rathhauſe der Bürgermeiſter Schmidt an einem Tiſche, den Commiſſarien gegenüber und hatte die Beutel mit Gelde neben ſich liegen. Indeſſen hatte der edle Mann zuverläßige Nachricht, daß binnen einem Paar Stunden ein Courier ankommen und Nachrichten bringen ſollte, welche die Franzoſen bewegen würden, ſchleunig abzuziehn und ihre Forderung im Stiche zu laſſen. Er fühlte keinen Beruf, ihnen noch vierzigtauſend Thaler mit auf den Weg zu geben; es kam aber darauf an, Zeit zu gewinnen. Der Bürgermeiſter begann alſo, das Geld mit äuſſerſter Langſamkeit zu zählen und zwiſchendurch

die

daß man durch einen einzigen ernſtlichen Vorſatz die vorzügliche Eigenſchaft, auf welche er den höchſtem Werth ſetzte, erlangen könne, räumte ich augenblicklich auf und bin von dem Tage an bis auf dieſe Stunde vielleicht der größte Pedant in Ordnung geweſen, den man ſich denken kann. Ein andrer von uns übte ſich, zugleich drey Briefe zu dictiren, ſetzte ſich zwiſchen zwey Spieltiſche und ſpielte an dem einen a l'Hombre, am zweyten Whiſt mit. Noch ein andrer hatte Mimic und Stimme ſo in ſeiner Gewalt, daß er alle Perſonen ſeiner Bekanntſchaft und das Eigenthümliche aller Stände und Alter im äußern Betragen copieren konnte, ja! er vermogte, durch Verzerrungen ſeines Geſichts die kleinſten Kinder in der Wiege zum Lachen und Weinen zu zwingen und Hunde, bloß durch gräßliche Fratzen, in Angſt zu ſetzen. Kein Taſchenſpieler und kein Buffo reiſte durch Leipzig, denen wir nicht ihre Gaukeleyen und Künſte ablernten; und ſelten oder nie mißlung es uns, Leute, die auch noch ſo ſehr gegen uns eingenommen geweſen waren, in wenig Stunden in unſre wärmſten Vertheidiger zu verwandeln. Der Herr ***, welcher damals auch zu unſerm Cirkel gehörte, hat, wie Sie wiſſen, bald nachher als Schriftſteller Aufſehn gemacht; und das mit Recht. Seine Werke ſcheinen ſo ſehr gefeilt, ſo ſorgſam andie Commiſſarien in weitläuftige Geſpräche zu verwickeln, indeß er von Zeit zu Zeit ängſtlich durch das Fenſter auf die Gaſſe blickte, um zu ſehn, ob der Courier noch nicht bald ankäme; Allein Dieſer blieb aus, als ſchon die letzten hundert Thaler gezählt wurden. Nun wurde ein Meiſterſtreich erfordert, wenn das Geld gerettet werden ſollte. Schmidt fand auch hierzu Mittel; Er entſpann abermals eine Unterredung, die er ſo zu lenken verſtand, daß ſie immer lebhafter werden mußte. Dabey gerieth er in verſtellte Hitze und wurde endlich ſo ungeſtüm, daß er, im Feuer der Geſticulation, den Tiſch mit dem Gelde umwarf. Jetzt gieng das Zählen von Neuem an und indeß erſchien der Courier. — Auf einmal änderte der Bürgermeiſter den Ton, ſtrich das Geld wieder ein und ſchickte die Commiſſarien mit leeren Händen fort.

Sollten dieſe Anecdoten auch nicht ganz wahr ſeyn, (wie denn verſchiedne Perſonen, die ich darum gefragt habe und denen die Sache eigentlich nicht hätte unbekannt bleiben müſſen, nichts davon wußten) Sollten ſie, ſage ich, auch nicht ganz wahr ſeyn: ſo beweiſen ſie doch, wie mich dünkt, daß Schmidt ein Mann geweſen, der einer ſolchen Handlung fähig war, weil man ſie von ihm erzählen durfte; und es macht wahrlich einer Stadt Ehre, wenn darinn, wie ich es hier oft bemerke, auf den Namen guter Menſchen edle Handlungen erlogen werden, ſtatt daß man ſonſt in der Welt ſo geneigt iſt, durch ärgerliche Märchen dem Rufe auch der vortreflichſten Männer aus Neid und Schadenfreude Flecken anzuhängen. Ueberhaupt finde ich hier das Publicum ſehr willig, dem wahren Verdienſte Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen und kleine Schwachheiten zu überſehn — Doch, was den Character der Bremer betrifft, darüber will ich Ihnen in meinem nächſten Briefe manches ſagen, was Ihrem guten Herzen Freude machen wird.

Jetzt werde ich dieſe ziemlich lange Epiſtel auf die Poſt geben; denn ich denke, daß Sie Sich vielleicht ſchon zu Ihrer Reiſe nach Braunſchweig anſchicken. Früher, wie in etwa vierzehn Tagen, kann ich nicht darauf rechnen, Sie dort zu umarmen. Vorher ſende ich noch dahin ein Paquet an Sie ab und erwarte eines von Ihnen. Bereiten Sie, mein Beſter! mir indeß eine liebreiche Aufnahme bey unſern edeln Freunden Campe und Trapp und reden mit dieſen würdigen, biedern Männern zuweilen ein gutes Wort von Ihrem ꝛc.

Neunzehnter Brief.

Bremen, den 10ten Auguſt.

Es iſt eine Zeitlang würklich Ton geweſen, in manchen Journalen von der Reichsſtadt Bremen, wie von einem Orte zu reden, wohin die Aufklärung noch gar nicht gedrungen wäre und wo die Menſchen für nichts wie Geld-Gewinn, Eſſen und Trinken und alten, reichsſtädtiſchen Bocksbeutel Sinn hätten. Ich weiß nicht, ob irgend ein Paar ſchöne Geiſter, deren großen Verdienſten man vielleicht hier nicht volle Gerechtigkeit hat wiederfahren laſſen wollen, ſich durch dergleichen Schmähungen an dem Publico zu rächen geſucht haben; aber das weiß ich, daß die guten Bremer, theils aus Beſcheidenheit, theils weil ſie es nicht für der Mühe werth gehalten, auf jene Beſchuldigungen nicht viel geachtet haben und ihren ſtillen Gang fort gegangen ſind.

Wenn wahre Aufklärung darinn beſteht, daß die Menſchen bey Ausbildung ihres Verſtandes vorzüglich die Anwendung ihrer Kenntniſſe auf ihren Beruf im bürgerlichen Leben vor Augen haben; Wenn man einer Stadt nicht den Vorwurf von Barbarey und Verfinſterung machen darf, wo es eine Menge wahrhaftig gelehrter und in allen Zweigen nützlicher Wiſſenſchaften erfahrner Männer giebt; Wenn derjenige Grad von Cultur der wünſchenswertheſte iſt, welcher nicht auf Unkoſten der Sittlichkeit und ächter teutſcher Redlichkeit erkauft wird; ſo gehört Bremen gewiß unter die aufgeklärten Städte. Allein durchreiſende Fremde haben oft geſagt, daß ſie hier in Geſellſchaften einen gewiſſen leichten Ton im Umgange, Lebhaftigkeit und Witz in der Unterhaltung, vermiſſen — und ſie haben Recht gehabt. Indeſſen iſt dieſe Erſcheinung nicht ſchwer zu erklären. Ein geſchärfter Witz und eine gewiſſe angenehme Geſchwätzigkeit ſind Kinder des Müßiggangs, des vervielfältigten Studiums der ſchönen Wiſſenſchaften und des häufigen Umgangs mit Fremden, die bloß aus Vergnügen reiſen. Nun giebt es hier wenig unthätige Menſchen; Wenige, welche Schöngeiſterey und Mode-Lectur zu einem Haupt-

Gegenſtande ihres Beſtrebens machen; Endlich liegt Bremen ſo auſſer dem Striche, den die durch Europa kutſchirenden müßigen Zugvögel zu nehmen pflegen, daß mehrentheils nur ſolche Fremde hierherkommen, die Handlungs-Geſchäfte führen. Folglich werden die Köpfe der hieſigen Einwohner nicht häufig mit jenen angenehmen Kleinigkeiten und luſtigen Schwänken angefüllt, ſondern ſind mehr auf ihre Berufs-Geſchäfte und auf ernſthafte Gegenſtände gerichtet. Kömmt es Ihnen aber darauf an, unter vier Augen, oder in einem kleinen Cirkel verſtändiger Männer, ein ſocratiſches Geſpräch über philoſophiſche Materien, oder über ſolche, die in ein einzelnes wiſſenſchaftliches Fach ſchlagen, über Politic, Handel und Manufacturen zu führen; ſo finden Sie dazu vielleicht mehr Gelegenheit hier, wie in manchen Sädten, wo jenes oberflächliche Geſchwätz und eine gewiſſe Polyhiſtorey für Zeichen der feinſten Cultur gelten.

Dennoch aber haben die Bremer Sinn für die Freuden einer, mit muntrer Laune, feinem Witze und Scharfſinne gewürzten Unterhaltung, und was das Leſen neuerer Bücher betrifft; ſo wenden einige Leſe-Geſellſchaften und Leyh-Bibliotheken allen Fleiß an, auch hier die Köpfe, die Phantaſie und die Herzen der jungen Leute durch den Geiſt unſrer tauſend und abermal tauſend Romanen, Commödien, Ritter- und andrer Märchen zu verſchrauben.

Eine Stiftung, wie man ſie vielleicht in keiner einzigen teutſchen Stadt findet, iſt das ſchon ſeit einer Reyhe von Jahren beſtehende Muſäum, oder die phyſicaliſche Geſellſchaft; Eine Anzahl von Perſonen, theils Gelehrte, theils Kaufleute, die jetzt ſchon über hundert und ſiebenzig ſtark iſt und ihre neuen Mitglieder durch Ballottiren wählt, bezahlt nämlich jeder von ihnen jährlich zehn Thaler, wofür ein großes Verſammlungs-Haus mit einem daran ſtoßenden Garten gemiethet worden und in demſelben eine täglich ſich mehrende Bibliothek, ein Naturalien-Cabinet, eine Sammlung von Inſtrumenten, Modellen u. d. gl. aufgeſtellt iſt. Täglich vom Morgen bis zum Abend ſind einige Zimmer bereit und im

Winter geheizt, um jedes Mitglied zu empfangen, das Luſt hat, hier zu leſen oder andre Unterhaltung ſucht. Alle bedeutende in- und ausländiſche, politiſche und gelehrte Zeitungen und Journale liegen dann bereit und Jeder bringt intereſſante Nachrichten, die er durch Privat-Correspondenz erfahren hat, mit in die Geſellſchaft. Des Montags wird, abwechſelnd von zwölf Mitgliedern, die ſich dazu verbindlich gemacht haben, eine Vorleſung über irgend einen wiſſenſchaftlichen Gegenſtand gehalten, aus der Naturgeſchichte, Hiſtorie, Aſtronomie ꝛc. Der Vortrag wird ſo eingerichtet, daß er auch für die unſtudierten Zuhörer intereſſant ſeyn kann.

So ſehr nun die Bremer wahrhaftig nützliche Kenntniſſe ſchätzen und ihre Ausbreitung zu befördern ſuchen; ſo wenig macht hier ein Windbeutel oder Abentheurer mit brodloſen Künſten ſein Glück. Blanchard wollte hier eine Luſtfahrt halten; man antwortete ihm: man verlange den theuren Spaß nicht zu ſehn.

Schauſpieler-Geſellſchaften ſind wohl ehemals auf kurze Zeit hier geweſen; allein ſeit einer Reyhe von Jahren hat man Bedenken gefunden, einem Directeur zu erlauben, hier Vorſtellungen zu geben. Diejenigen im Magiſtrate und der Bürgerſchaft, welche dagegen waren, führten folgende Gründe an: „In einer Stadt,
„die ſo groß iſt, wie Hamburg, und wo immer
„eine Menge von müßigen Fremden ſich
„aufhält, ſcheinen ſolche öffentliche Beluſtigungen
„nothwendige Uebel; Hier hingegen iſt
„das nicht der Fall. Freylich nehmen die
„Schauſpieler ſelten Geld mit aus der Stadt;
„allein es wird aus den Händen der ärmern
„Claſſe arbeitender Bürger in die der Gaſtwirthe,
„Schneider, Putzhändler, Friſeurs, Maler
„u. ſ. f. geſpielt. Doch der ehrliche Handwerksmann
„und der Dienſtbothe tragen nicht
„nur ihr Geld dahin, ſondern auch ihre koſtbare
„Zeit. Um auf den unbequemen Gallerien einen
„leidlich guten Platz zu bekommen, drängen
„ſie ſich ſchon um drey Uhr in das Haus
„und bleiben ſechs Stunden lang dort, ſtatt
„daß ſonſt dieſe Menſchen, nach vollbrachter
„Arbeit, höchſtens auf ein Paar Abend-Stun-

„den in das Wirthshaus gehen. Was die „Würkung **unſrer teutſchen** Theater auf die „Sittlichkeit betrifft; ſo wird man wohl nicht „leicht beweiſen können, daß jemand durch ein „Schauſpiel moraliſch gebeſſert worden wäre. „Unglücklich für das folgende Leben aber iſt gewiß ſchon mancher gute Jüngling und manches junge Mädchen, durch den Aventüren-„Geiſt und die romanhaften Begriffe geworden, „wovon faſt alle unſre Schauſpiele voll ſind. „Welche Unanſtändigkeiten ferner auf den Gallerien und auf den dunkeln Plätzen vor den „Schauſpielhäuſern vorzugehn pflegen; das „weiß Der, welcher die Menſchen aller Stände „zu beobachten Gelegenheit gehabt hat; wie „ausſchweifend endlich die mehrſten Schauſpieler und Schauſpielerinnen leben — wer weiß „das nicht? Wir waren bis jetzt froh, daß unſre Söhne und Töchter noch nicht den Grad „von Aufklärung erlangt hatten, deſſen Mangel man uns vorwarf. Wir ſind froh, daß „wir grobe Coketterie noch nicht unter unſern „Frauenzimmern eingeriſſen finden; daß ſelbſt „der Pöbel nicht öffentlich Ausſchweifungen „treibt, und daß es hier wenig allgemeine Ver-

„ſammgelegt, durchgedacht; und ich verſichere Sie, ich weiß, daß er ein Heft zu ſeinem Manuſcripte zuſammennähete, ehe er wußte, was er ſchreiben wollte, daß, wenn er dann aber einen Gegenſtand gefaßt hatte, dieſer ſo auf einmal in ſeiner ganzen Stärke und Ausdehnung ſich ihm darſtellete, daß er nun nicht ſo geſchwind zu ſchreiben vermogte, als Gedanke auf Gedanke in der dichteſten Kettenreihe ſich ihm darboth. Da war kein Entwurf, kein Plan gemacht, und wenn der erſte Bogen abgedruckt war; ſo hatte er von dem folgenden noch keine Zeile fertig. Ich darf es wohl ſagen, daß, wenn wir ſo zuſammen ſprachen, der feinſte, originellſte Witz, Schlag auf Schlag, die Unterredung belebte. Ohne Barmherzigkeit wurde dann die gelehrte und politiſche Stupidität an den Pranger geſtellt und wehe dem hochmüthigen, aufgeblaſenen Dummkopfe, der zwiſchen uns gerieth! Dagegen warfen wir uns zu Vertheidigern jeder verläßnen Perſon und Sache auf, litten nicht, daß ſubalterne Genies über die Handlungen klügerer Leute in unſrer Gegenwart ein Urtheil wagen durften, und nahmen desfalls, wie ſich's verſteht, ſehr oft die Parthey der böſen Sache. Ich ſollte die Rechte ſtudieren; man wird glauben, daß ich hieran wenig Geſchmack fand; aber eben weil es ein ſo abſcheulich albernes Ding um das römiſche Recht iſt und

ſo

„ſammlungs-Oerter giebt, die dazu Gelegenheit darreichen könnten. Alſo laſſe man den „Reſidenzen, wo die Menſchen entweder ſchon „ſo corrumpirt, oder durch die beſſere, erhöhete Aufklärung ſchon ſo gegen Verführung „von der Art gewafnet ſind, daß für ſie nichts „mehr zu befürchten iſt — Dieſen Reſidenzen „und den ſehr großen Städten laſſe man ihre, „ihnen zum Bedürfniſſe gewordenen Schauſpiele, „Mummereyen, Faſtnachtsſpiele und „Meß-Vergnügungen aller Art, wodurch auch „viel Fremde hingezogen werden! Unſre Bürger und Hausmütter ſind noch nicht ſo weit, „daß ſie fünf bis ſechs Stunden täglich ihren Geſchäften entziehen könnten.“

So ſprach man, wie ich höre, noch vor Kurzem hier und, offenherzig geſagt, ich kann dieſe Bemerkungen nicht unrichtig finden;*)

---

*) Daß öffentliche Schauſpiele in Städten, die keine Reſidenzen, nicht ſehr groß, und weniger mit Frem-

Indeſſen ſcheint ſich jetzt die Stimmung verändert zu haben und man ſagt, daß nächſtens ein Schauſpielhaus erbauet und eine Geſellſchaft herkommen werde.

Seit

Fremden, mit Garniſonen und mit müßigen Leuten angefüllt ſind, billig nicht geduldet werden ſollten, hat der Herausgeber dieſer Briefe von je her behauptet, und würde es behaupten, wenn auch ſein Bruder Schauſpiel-Director wäre; denn Wahrheit bleibt Wahrheit. Allein er dringt ſeine Meinung niemand auf, würde auch, wenn er in dem Falle wäre, etwas zu Ertheilung einer ſolchen Conceſſion beytragen zu können, und ſeine Pflicht ihn nicht aufriefe, nicht entgegen arbeiten, wie es denn immer ſein Grundſatz bleibt: **über jeden Gegenſtand freymüthig ſeine Meinung zu ſagen; die einmal eingeführte Ordnung der Dinge aber, wenn der größere und ſtärkere Theil ſie einmal nicht anders haben will; ungeſtöhrt zu laſſen und**

ſelbſt

Seit einem Paar Jahren war ein Geſellſchafts-Theater hier errichtet, welches aber nun eingehn wird. Da auf demſelben nur Perſonen von feiner Erziehung und guten Sitten ſpielten; da man in der Auswahl der Stücke vorſichtig zu Werke gieng; da man ſelten ſpielte; da man nur ſolche Zuſchauer zuließ, die, ihrer Lage nach, weniger ängſtlich mit Zeit und Geld zu geizen brauchten; da endlich, nach Abzug der Unkoſten, der Ueberſchuß zu wohlthätigen Zwecken verwendet wurde; ſo konnte man dieſem kleinen Inſtitute jene Vorwürfe wohl nicht machen. Ob aber auch die Vervielfältigung ſolcher Privat-Theater eine ſehr nützliche Sache ſey; mag ich doch nicht entſcheiden. Wenigſtens würde ich unter den jungen Leuten, denen, welchen ich keinen ſehr beſtimmten Character zutrau-

ſelbſt mit in das Glied zu treten, wohin man ihn zu ſtellen gut findet, wenn dadurch eine unbedeutende Abſonderung nichts gewonnen würde.

trauen könnte, nur ſelten erlauben, eine Rolle zu übernehmen.

Muſic iſt hier ſehr beliebt; es giebt öffentliche und Privat-Concerte, in welchen man Muſiker vom Handwerke und Liebhaber mit Fertigkeit und Geſchmack die Meiſterſtücke der neueſten Tonſetzer vortragen hört.

Die hieſigen Schulen haben immer in ſehr gutem Rufe geſtanden, ſowohl das reformirte Gymnaſium, wie die königliche Domſchule; allein auch hier fängt man an, kleine Privat-Erziehungs-Inſtitute, Philantropinlein und After-Schulen anzulegen, zum Schaden der öffentlichen, die nothwendig ſinken müſſen, wenn dieſer Modewuth nicht durch patriotiſche Vorkehrungen geſteuert wird. Freylich iſt es ſehr bequem, wenn ſo ein Candidat, *) ſtatt ſein Brod unbequem und müh-

ſam,

---

*) Man wird doch verſtehn, daß hier nicht die Rede von allen Inſtituten dieſer Art iſt. Selbſt

hier

ſam, als Hauslehrer oder durch Ertheilung von Privat-Unterricht in fremden Häuſern, zu erwerben, eine Anzahl Knaben in ſeinem Hauſe verſammeln und ihnen da, aus ſeinen Bilder-Büchern und Elementar-Werken, die Quinteſſenz aller menſchlichen Wiſſenſchaften in nuce reichen kann. Zwar wird da auf die Vorbereitungs-Wiſſenſchaften und auf das Studium der Alten wenig Rückſicht genommen; allein die Eltern ſtaunen doch und ſegnen den großen Mann, der ihre achtjährigen Kinder dahin bringt, daß ſie zu Hauſe über die Begattung der Fiſche, über den großen Mogol, den Colibri, die Unſterblichkeit der Seele, über Papiermühlen, über die Himmelscörper u. d. gl. plaudern können. Man meint auch, daß ſie mehr beſchäftigt und genauer beobachtet werden, wenn ſie ihre Unarten in den um-

ſchloſ-

---

hier ſoll es, wie ich höre, würdige junge Gelehrte geben, denen die Eltern ihre Kinder, wenn ſie Bedenken tragen, dieſelben in die öffentlichen Schulen zu ſchicken, ſicher anvertraun können.

ſchloſſenen kleinen Höfen hinter den Wohnungen ihres Pädagogen treiben. Fällt es nun aber endlich einem Vater ein, den Knaben, damit er auf die Univerſität ziehn könne, noch eine Zeitlang in die höhern Claſſen der Schule zu ſchicken, ſo zeigt ſich's, daß er im Grunde noch nichts gelernt hat und man iſt verlegen, wie man ihn mit den andern Schülern in die Reyhe bringen will.

Die hieſigen Aerzte geben ein ſeltnes Beyſpiel von Verträglichkeit und Entfernung alles Brod-Neides. Die Angeſehenſten unter ihnen fragen einander in wichtigen Fällen um Rath, und wenn Einer, zu ſeiner Erholung, auf ein Paar Wochen verreiſen will, übernehmen die Andern indeß die Sorgfalt für ſeine Kranken.

Ich habe mich genau nach den unangenehmen Auftritten erkundigt, die vorgegangen ſeyn ſollten, als man kürzlich die allgemeine Beichte in der königlichen Domkirche einführte, woven in einem Journale, zur Verkleinerung eines ſehr rechtſchaffenen Mannes, ſo viel Lerm gemacht wurde und habe erfahren, daß — nicht Ein wahres Wort daran iſt, daß folglich der Redacteur keinen ſehr ſichern Correſpondenten haben muß. Nachdem die Herrn Prediger, mit derjenigen Vorſichtigkeit, die eine ſolche Haupt-Veränderung erfordert, ihre Zweifel, Einwürfe und Einſchränkung der königlichen Regierungen vorgetragen haben, und dieſe die Sache unterſucht und die Hinderniſſe gehoben hat, iſt die neue Einrichtung ſehr bald, ohne Fehde und Zwiſt, zu Stande gekommen.

Den 11ten.

Ich glaube Ihnen, lieber Freund! geſtern genug geſagt zu haben, um zu beweiſen, daß es hier in Bremen mit der Aufklärung nicht ſo ſchlimm ausſieht, wie man zuweilen dem Publico vorgeſpiegelt hat; jetzt will ich noch eretwas von der Gutmüthigkeit und Wohlthätigkeit der hieſigen Einwohner reden.

Daß hier eine ſeltene Benhonomie, Treuherzigkeit, Dienſtfertigkeit und Gaſtfreundſchaft herrſchen; daß Reinigkeit und Einfalt der Sitten in allen Ständen, Häuslichkeit und Familien-Band noch ſehr reſpectirt und gehegt werden; daß der Luxus, in Verhältniß des würklich hier anzutreffenden Reichthums, keine zu große Fortſchritte gemacht hat — das alles glaube ich Ihnen ſchon erzählt zu haben. Die Gutherzigkeit der Einwohner äuſſert ſich aber vorzüglich auch in wohlthätigen Handlungen. Es hält gar nicht ſchwer, wenn die Rede davon iſt, einen armen Studierenden zu unterſtützen, in wenig Stunden unter einigen Kaufleuten eine Unterzeichnung zu Stande zu bringen, die ihn drey Jahre hindurch auf Univerſitäten gegen Mangel ſchützt. Ein einheimiſcher junger Portrait-Maler hat große Talente, erwirbt aber nicht ſo viel, daß er mit frohem Muthe arbeiten und Fortſchritte in ſeiner Kunſt machen kann; ein guter Mann erfährt das und läſſt nun, ohne eben ein warmer Liebhaber von Schildereyen zu ſeyn, dreyſſig von ſeinen Bekannten durch dieſen Künſtler malen. Ein Mechanicus hat eine vortrefliche Maſchine erfunden; Er hofft damit den von einer Academie ausgeſetzten Preis zu erringen: Nach vieljähriger Anſtrengung und großen Koſten, windet ihm die Cabale den verdienten Preis aus den Händen; Ein bremiſcher Bürger kauft ihm die Maſchine ab und ſetzt das Ding auf den Boden ſeines Hauſes.

Vor kurzem wurde einigen Mitgliedern der lutheriſchen Gemeine der Vorſchlag gethan, durch Unterzeichnung, einen kleinen Fond zu Errichtung einer Witwencaſſe für die Lehrer bey der Domſchule zuſammenzubringen. Mit großer Bereitwilligkeit wurde dieſer Antrag aufgenommen; der edle N***, der alles Gute mit Wärme betreibt, war hierbey nicht nur thätig, ſondern machte ſelbſt, aus ſeinem eignen Vermögen, ſich zu einem Legate verbindlich; Ein menſchenliebender Kaufmann folgte ſeinem Beyſpiele; Ein, ſeiner prunkloſen Wohlthätigkeit wegen bekannter reformirter Glaubensgenoſſe, both, unaufgefordert, einen Beytrag an; Die königliche Regierung vollendete das Werk durch Verwilligung einer anſehnlichen Summe; und die Sache kam ſchnell zu Stande.

Am thätigſten zeigt ſich der Geiſt der hieſigen Wohlthätigkeit, bey Verſorgung und Verpflegung der Armen und Waiſen. Das Armenweſen in den einzelnen Kirchſprengeln wird von den gewählten Diaconis der Gemeinen verwaltet. Angeſehene und reiche Kaufleute machen ſich eine Ehre daraus, unentgeltlich einen großen Theil ihrer Zeit und ihrer Kräfte dieſem edeln Geſchäfte zu widmen; Auch ſammeln ſie in den Kirchen, indem ſie mit dem Klingebeutel herumgehen. Das allgemeine Armen-Inſtitut, woran Reformirte und Lutheraner Theil haben, konnte vormals ſeine jährlichen Ausgaben nie mit den einlaufenden Beyträgen beſtreiten. Es wurden daher Schulden gemacht, welche nach ſo mancher ſchiefe Kopf, der ſonſt zu gar nichts taugt, ſonſt gar nichts weiß, von der Juriſterey redet, als wäre ſie die Wiſſenſchaft aller Wiſſenſchaften; nahm ich mir vor, des Spaßes wegen, auch ein guter Juriſt zu werden, um ſo mehr, damit mir in meinem Vaterlande, wo damals kein junger Menſch fortkam, der nicht ſeinen Kopf mit Juſtinians Unſinne verſchroben hatte, auch von dieſer Seite nichts im Wege ſtehn mögte, um mir den Weg zu den wichtigſten Staats-Bedienungen zu bahnen.

Nach einem dreyjährigen Aufenthalte in Leipzig, ſchrieb mir mein Vormund: ich ſollte nach Hauſe kommen, bey einem Collegio angeſetzt werden und dort erſt ein paar Jahre lang arbeiten, bevor ich auf Reiſen gienge, worauf ich mich denn von meinen Jugend-Freunden trennen mußte.

einiger Zeit durch die Auflage eines neuen Geſcheſſes getilgt werden muſſten. Jetzt iſt ein neuer Etat formirt; Man hofft auszukommen, wenn die Sammlung, welche wöchentlich in allen Häuſern angeſtellt wird, jährlich die Summe von 20,000 Rthlr. vollzählig macht. Jeder Bürger hat ſich daher um ſo williger zu einem beſtimmten wöchentlichen Beytrage unterzeichnet, da er hierdurch von allen Haus- und Straßen-Betteleyen iſt befreyet worden.

Das neue lutheriſche Waiſenhaus iſt von den drey hier befindlichen, der äuſſerlichen Bauart nach, das ſchönſte. Dieſer Bau iſt gleichfalls zum Theil durch eine Unterzeichnung zu Stande gekommen, die in kurzer Zeit 30,000 Rthlr. herbeyſchaffte. Für die Geſundheit, Zufriedenheit, Reinlichkeit, für die zweckmäßige Bildung und einen vernünftigen Unterricht der Kinder wird hier ſo väterlich geſorgt, daß wahrlich die Einrichtung zum Muſter dienen kann und man mit Freuden hier 150 Menſchen, mit Inbegriff der Aufſeher, Lehrer ꝛc. aus der Hand der Mildthätigkeit verſorgt und ſie Alle froh und geſund ſieht. Man rechnet, wenn ich nicht irre, den jährlichen Unterhalt eines Kindes auf 30 Rthlr. Die lutheriſchen Diaconi, welche ſich dieſer Anſtalt mit unverdroſſenem Eifer annehmen und von denen jährlich Einer die Verwaltung hat, halten, mit Hülfe ihrer Gattinnen, die genaueſte Aufſicht darüber. Sind die Kinder ſo weit geführt, daß ſie in den Dienſt, oder zu einem Handwerker in die Lehre gehn können; ſo werden ſie, mit Rückſicht auf ihre Fähigkeiten und Neigungen, untergebracht und mit einer kleinen Ausſtattung entlaſſen. Auſſer den Summen, welche durch freywillige Geſchenke und Vermächtniſſe eingehen, werden zweymal im Jahre in der Domkirche Becken ausgeſtellt, auf welche Jeder unbemerkt ſeine Gabe legt; und ſollten Sie es denken? Da kömmt an einem ſolchen einzelnen Sonntage nie unter 1000 Rthlr., oft über 1100 Rthlr. ein. In dies Haus werden nur die Kinder verſtorbner Bürger aufgenommen. Die lutheriſchen Freyſchulen unterhält der Klingebeutel der Dom-Kirche.

Ich muß abbrechen; ein angenehmer Abend erwartet mich in dem Cirkel der liebenswürdigen Familie des biedern, thätigen, dienſtfertigen, menſchenliebenden O. P. M. A***, der mir ſo viel treuherzige, ächte teutſche Gaſtfreundſchaft und Güte beweiſt, daß ich deſſen gewiß lebenslang eingedenk bleiben werde — Morgen ein Mehreres!

Am 12ten.

Das hieſige Hospital oder Krankenhaus wurde 1689 errichtet, ohne daß demſelben der geringſte Fond angewieſen wurde, 150 Rthlr. jährlich ausgenommen, die von einer andern Stiftung dieſer Art herrührten. Es ſcheint, daß man ſich im Voraus verſichert gehalten, Bremens Bürger würden ein ſo unentbehrliches und nützliches Inſtitut nicht untergehn laſſen; Und hierinn hat man auch nicht geirrt; denn im Jahre 1774, als ſo weit die mir mitgetheilten Nachrichten reichen, waren in dem Zeitraume von 85 Jahren, an Vermächtniſſen und andern Einflüſſen, dem Hauſe zugegangen: 109.910⅓ Rthlr., und zwar an Beyträgen der Reformirten 85,296 Rthlr. 70½ Gr. und von Lutheranern 24,613 Rthlr. 25½ Gr. Die Zinſen dieſer erſparten 109,910 Rthlr. 24 Gr. alſo wurden zum Unterhalte des Hauſes verwandt; Das übrige noch Erforderliche iſt aus andern Quellen herbeygeſchafft worden. Die aufgenommnen Kranken verhalten ſich in den letzten 5 Jahren, woron ich Nachricht habe, von beyden Bekenntniſſen alſo, daß die Anzahl der Reformirten 3⅞ gegen 9⅛ Lutheraner war.

Das Armenhaus wurde 1696 zu bauen angefangen, ohne einigen Fond dazu zu haben, und alſo beſtimmen zu können, woher die Ausgaben zu dem Baue, noch weniger zu der Unterhaltung der aufzunehmenden Armen ſollten hergenommen werden. Aber auch hier half die Wohlthätigkeit der bremiſchen Bürger, ſo daß beyde Zwecke erreicht werden konnten, und im Jahre 1775 hatte man ein Capital von 73,671 Rthlr. 2 Gr. auf Zinſen ausſtehn. Der angefangne Bau wurde 1710 mit Erbauung der Kirche geendigt und hat gekoſtet 33,623 Rthlr. 13½ Gr., welche ſämtlich durch milde Gaben zuſammengebracht worden — eine Summe, die nach dem damaligen Werthe des Geldes und des Vermögens der Einwohner, um ſo viel mehr wie anſehnlich kann betrachtet werden, weil ſchon 1698, noch vor vollendetem Baue, das Haus mit Armen beſetzt war, welche 1714 bereits bis auf eine Anzahl von 500 geſtiegen, einen jährlichen Aufwand von 13 bis 14,000 Rthlr. erforderten, wofür auch muſſte geſorgt werden. In unſern Tagen, wo die Willfährigkeit zu Geld-Ausgaben eine andre Richtung genommen, wo man es in den mehrſten Städten lieber dem Luxus und den Zerſtreuungen opfert, als der Wohlthätigkeit darbringt, würde man wohl faſt aller Orten Den für einen Phantaſten halten, der nur den Gedanken äuſſerte, eine ſolche wichtige Unternehmung ohne allen Fond anzufangen. Ja! ſelbſt hier in Bremen, ſo ſehr ſich auch die Stadt noch von dieſer Seite auszeichnet, würde wohl jetzt ein ſolcher Plan nicht durchzuſetzen ſeyn. Zu den in ſpätern Zeiten errichteten Freyſchulen, wovon ich hernach reden werde, iſt zwar auch ein Beträchtliches zuſammengebracht worden und die neuerlich veranſtaltete Unterzeichnung zu Aufrechterhaltung des Armen-Inſtituts, macht der Wohlthätigkeit der Bürger Ehre; (obgleich freylich da nunmehro alle Betteley aufhört, der größte Theil der Einwohner im Grunde weniger giebt, wie er ehemals an einzelnen Almoſen ausſpendete,) allein im Ganzen hat doch auch hier der Eifer, die Noth der Mitbrüder zu mildern, beſonders was die Teſtamente betrifft, gegen vorige Zeiten ſehr abgenommen — Doch ich kehre zu dem Baue des Armenhauſes zurück. Um zu zeigen, wie das Geld dazu in ſo kurzer Zeit hat herbeygeſchafft werden können, gebe ich hier nur die drey Sammlungen an, die von den Diaconis in der Stadt vorgenommen werden. Die im Jahre 1696 brachte 11,812 Rthlr. 9 Gr. ein; die, zwey Jahre nachher angeſtellte, 4,738

Rthlr. 36 Gr. und im Jahre 1710 die dritte 716 Rthlr. 5 Gr.

Wenn ich nun das, was der Bau und die aufgenommenen Armen bis 1775 gekoſtet, zuſammenziehe; ſo kömmt ſchon eine anſehnliche Summe heraus; aber ſie wird noch vergröſſert, wenn man die 18 bis 1900 Rthlr. die jährlich von dem Hauſe an Arme auſſer demſelben ausgetheilt wurden, wie billig, in Rechnung bringt — Hier iſt eine kurze Ueberſicht davon.

Der Bau des Hauſes hat gekoſtet: 33,623 Rthlr. Zu Bewohnern des Hauſes kann man im Durchſchnitte 225 Perſonen annehmen; Dieſe zu 45 Rthlr. gerechnet, macht jährlich 10,225 Rthlr. aus; und in einem Zeitraume von 77 Jahren, nämlich bis 1775, eine Summe von 787,325 Rthlr. Die Austheilungen an Arme ſchlage ich nur jährlich an zu 1,800 Rthlr; dieſes in 77 Jahren beträgt 138,600 Rthlr. Hierzu das oben durch Erſparung geſammelte Capital von 73,671 Rthlr.;

Rthlr.; beläuft ſich das Ganze auf 1,033,219 Rthlr., oder im Durchſchnitte jährlich auf 13,418 Rthlr. Freylich ſind die Zinſen von dem erſparten Capitale nach und nach mit eingefloſſen; allein dagegen ſind auch manche Unkoſten und Abgaben, beſonders die Baukoſten, gar nicht gerechnet, welche letztere allein im Jahre 1763, als die Engländer das Haus, durch Verlegung ihres Hoſpitals in daſſelbe, ſehr verwüſtet hatten, 6100 Rthlr. betrugen.

Bey Weitem der größte Theil dieſer Gaben wurde im Verborgnen gereicht, ohne daß man davon Ruhm zu erhalten hoffen konnte. Nur bey den Vermächtniſſen war die öffentliche Bekanntmachung nicht zu vermeiden.

Ungefehr zwey oder drey Jahre vorher war auch ein löbliches Inſtitut, nämlich das ſogenannte Mannhaus errichtet worden, worinn für den Unterhalt von zwölf Männern geſorgt wird. Es ſcheint aber, als wenn man dieſes bey Errichtung des Armenhauſes aus den Augen verlohren hätte; denn obgleich es Anfangs reichlich begabt worden; ſo kann es ſich doch jetzt aus ſeinen Einkünften nicht erhalten, ſondern die Eintretenden müſſen eine gewiſſe Summe von 5, 6, bis 800 Rthlr. nach dem Unterſchiede der Jahre, erlegen, doch ſind 24,000 Rthlr. erſpart, wovon die Zinſen zum Haushalte verwendet werden. Die Männer bewohnen das erſte Geſchoß im rechten Flügel des Armenhauſes. Dies ſchien einem guten Bürger vor etwa zwölf Jahren nicht ehrenwerth genug für dies Inſtitut; Er ſetzte es alſo zu ſeinem Erben ein und verlangte, daß mit dem Gelde ein Haus gekauft werden ſollte. Die Erbſchaft betrug etwa 5,000 Rthlr.; allein das Haus iſt nicht gekauft worden; ich weiß nicht warum? Vermuthlich kann man es für den Preis nicht groß genug haben.

Die neuen reformirten Freyſchulen ſind im Jahre 1770 errichtet worden. Am 27ſten März deſſelben wurden die erſten 300 Rthlr. dazu gegeben, im Junius 1790 betrug ſchon das auf Zinſen und in gekauften Häuſern angelegte Capital 13.676 Rthlr. 63½ Gr., ohne was noch ſonſt eingegangen und zur Unterhaltung verwendet worden war.

Von den drey Waiſenhäuſern habe ich ſchon geredet; Auſſerdem aber giebt es hier auch noch eine Menge andrer milder, zum Theil reichlich verſorgter Stiftungen.

Und das ſey denn genug über die Reichsſtadt Bremen, die ich nun bald verlaſſen werde, und in welcher ich, wie ich mich ſchmeicheln darf, Freunde zurücklaſſe! Gern hätte ich noch einen kleinen Saitenſprung nach Oldenburg gemacht, um, da meine Augen doch wohl nie wieder in meinem Leben einen Fürſten ſehn werden, den Eindruck mit nach Amerika zu nehmen, den der Anblick eines ſo weiſen und guten Fürſten, wie der Herzog von Oldenburg iſt, auf mich machen würde; aber meine Zeit iſt zu kurz abgemeſſen, da ich den 3ten des künftigen Monats unfehlbar in Hamburg ſeyn muß, weil ich an dieſem Tage mit M*** und unſern Leuten eingeſchifft wer-

Achtes Capitel.

Wie man mit dem Genieweſen in der würklichen Welt fortkömmt.

Ich habe mich, ſagte der Graf, als er fortfuhr zu erzählen, ein wenig lange bey meinen Jugend-Jahren aufgehalten; aber ſeyn Sie froh, daß Sie ſo davon gekommen ſind; Füllen doch unſre Romanſchreiber ganze Bände mit unbedeutenden Scenen unter Schulknaben und Studenten an!

Jetzt komme ich zu meinem Eintritte in die bürgerliche Geſellſchaft, wo ſich's ausweiſen mußte ob die Ideen, womit ich mich bis dahin genährt hatte, ausführbar waren, ob die Menſchen, mit denen ich nun leben ſollte, mein vermeintliches Uebergewicht anerkennten, und ob ich überhaupt eine ſo große Rolle in der würklichen Welt ſpielen konnte, als meine Phantaſie einſtudirt hatte.

Setzen Sie den Fall, mein Freund! ein junger Menſch von ſolchen Anlagen, Trieben und Kenntniſſen, werden ſoll; Ich eile alſo, ſo viel möglich, zu Ihnen nach Braunſchweig, wohin dieſer Brief heute vorauslaufen ſoll. Uebermorgen reiſe ich ab; Mein vierjähriger, redlicher Freund, der Doctor B* * *, begleitet mich bis Verden, wo wir vom Mittage bis zum andern Morgen bleiben werden, um die kleine Geſellſchaft zu beſuchen, die jetzt eine halbe Stunde Weges von der Stadt, bey einer mineraliſchen Quelle in kleinen Häuſern, die ſeit einigen Jahren erbauet ſind, ſich aufhält und dort die Bade-Cur braucht. In Hannover halte ich mich gar nicht auf; Alſo hoffe ich ſchon am 16ten Abends das Glück zu haben, Sie zu umarmen und Ihnen zu ſagen rc.

Gedruckt bey H. M. Pockwitz. Hofbuchdrucker.

Jonathan Swifts Leben,

von

Thomas Sheridan

geſchrieben;

abgekürzt
und aus dem Engliſchen überſetzt
von
Philippine, Freyinn Knigge,
herausgegeben
von ihrem Vater.

Hannover,
bey Chriſtian Ritſcher. 1795.

Vorbericht
des Herausgebers.

Das Buch, wovon hier eine Ueberſetzung erſcheint, liefert gewiß ſehr intereſſante Nachrichten von dem Leben eines Mannes, der, wenn es ſeinem Freunde Sheridan auch nicht immer gelungen ſeyn mögte, ſeinen Ruf von kleinen moraliſchen Flecken rein zu waſchen (und welcher Erdenſohn iſt ganz davon frey?) doch von Seiten ſeines Kopfes, ſeines Herzens und der Eigenthümlichkeit ſeiner Laune, einer der bemerkenswürdigſten Männer aller Zeitalter bleiben wird.

So viel ich darüber zu urtheilen im Stande bin, iſt die Arbeit der Verteutſchung meiner Tochter nicht misrathen. Ich kann dies unpartheyiſch ſagen, denn ich habe nicht den geringſten Antheil daran.

Was die Abkürzungen betrifft; ſo haben ſie beſonders da Statt gefunden, wo im Originale ſehr lange Stellen aus Swifts Tagebuche gänzlich abgeſchrieben und viel Briefe, die teutſchen Leſern nicht ſehr wichtig ſeyn konnten, vollſtändig eingerückt waren. Aus beyden findet man hier nur Auszüge.

Vielleicht werden Manchem dennoch einige der erſten Abſchnitte etwas gedehnt vorkommen; allein es iſt doch wohl nicht rathſam geweſen, ſie noch mehr abzukürzen. Grade in der politiſchen Laufbahn, auf welcher wir unſern Swift da erblicken, zeigt er ſo viel Eigenheit und Kraft des Characters, daß es Verluſt geweſen wäre, wenn hier ein Zug hätte unterdrückt werden ſollen. Und die jetzige Stimmung des leſenden Publicums iſt ja auch allen Schriften günſtig, die ſich mit politiſchen Gegenſtänden beſchäftigen.

Bremen, im März 1795.

Knigge.

Er:

Erſter Abſchnitt.

Swift ſtammte ab aus einer alten angeſehenen und begüterten Familie in der Grafſchaft York, aber von der jüngern Linie. Sein Großvater, Thomas Swift, war reich und zeichnete ſich vorzüglich durch ſeine Anhänglichkeit an Carl den Erſten und durch ſeine daher entſtandnen Leiden aus, indem er ſein ganzes Vermögen zu Unterſtützung der Royaliſten verwandte. Er hatte zehn Söhne und drey Töchter; Fünf Söhne giengen nach Irland; der Vierte davon, Jonathan, iſt der Vater des berühmten Doctors Swift. Er heyrathete Miß Abigail Erick, aus einem ſehr alten Geſchlechte dieſes Namens, in der Grafſchaft Leiceſter, die aber wenig oder gar kein Vermögen beſaß. Zwey Jahre nach dieſer Heyrath, ſieben Monate vor der Geburt ſeines einzigen Sohns, ſtarb Jonathan, und hinterließ, da er gar nichts zurückgelegt hatte, ſeine Wittwe in ſehr traurigen Umſtänden.

Jonathan Swift, (nach ſeines Vaters Taufnamen alſo genannt) der nachher ſo bekannte Dechant von St. Patrick's, wurde am 30ſten November 1667, in Hoey'scourt zu Dublin, gebohren. Als er ein Jahr alt war, entführte ihn ſeine Amme, ohne Vorwiſſen ſeiner Mutter und Verwandten, nach Whitehaven. Dieſe Perſon nämlich hatte, als die Krankheit einer Verwandtinn, von der ſie ein Legat erwartete, ſie zu dieſer Reiſe nöthigte, ſich nicht entſchlieſſen können, das Kind zu verlaſſen und es daher mitgenommen. (Bey den irländiſchen Ammen iſt eine ſolche Zuneigung zu ihren Säuglingen nichts Ungewöhnliches.) Drey Jahre blieb nun der kleine Knabe bey ihr und ſie gab ſich ſo viel Mühe mit ihm, daß er in ſeinem vierten Jahre buchſtabieren und ſogar in der Bibel fertig leſen konnte.

Im ſechsten Jahre ſeines Alters wurde er nach Killenny auf die Schule und im vierzehnten auf die Univerſität nach Dublin geſchickt. Sein Oheim, Godwin Swift, der Aelteſte von den nach Irland übergegangenen Brüdern, hatte ihn bis jetzt auf ſeine Koſten erziehn laſſen. Dieſer war ein ſehr angeſehener Rechtsgelehrter und hatte ſich ein großes Vermögen erworben, es aber auch größtentheils durch ſeine thörichten Projecte wieder verſchwendet. Daher fand es ſich dann auch bald, nachdem ſein Neffe die Univerſität bezogen hatte, daß ſeine öconomiſchen Umſtände in der größten Verwirrung waren, und da er ſelbſt eine zahlreiche Familie beſaß (er war viermal verheyrathet geweſen) ſchränkte er die zum Unterhalte ſeines Neffen beſtimmte Summe ſehr ein. Weil indeſſen dies alles noch nicht allgemein bekannt war und Godwin für den Reichſten von der Familie galt; hielten es des jungen Swifts übrige Verwandte für überflüſſig, ihn zu unterſtützen; Er muſſte ſich alſo mit ſeinem kleinen Jahrgelde ſo gut als möglich zu behelfen ſuchen; So wurde dann einer der freygebigſten und wohlthätigſten Menſchen ſchon frühzeitig an Mangel und Entbehrung gewöhnt, und noch dazu durch die, ſein fühlenden Seelen ſo empfindliche Ueberzeugung niedergedrückt, daß man das Wenige, was er jetzt erhielt, als ein Almoſen betrachtete. Er ſelbſt ſtand noch, wie alle Uebrige, in dem Wahne, daß ſein Oheim reich genug wäre, um ihm ohne Ungemächlichkeit ein großes Stipendium ausſetzen zu können; daher ſchien ihm das Verfahren dieſes ihm ſo nahen Verwandten ungerecht. In dieſer drückenden Lage blieb er ſieben Jahre auf der Univerſität in Dublin, und ſie wurde ihm ſo unerträglich, daß er nachher nicht ohne Verdruß den Namen Godwin nennen hören und es auch ſeinen übrigen Verwandten nie verzeyhn konnte, daß ſie ihn ſo lange Zeit hindurch ganz vernachläſſigt hatten.

niſſen, wie ich mich geſchildert habe, geriethe nach vollendeten Studien, in dem Departement, bey welchem er angeſetzt werden, an einen Chef, der auch einſt ein feuriger Jüngling geweſen wäre, ſich aber nun zum nützlichen Manne gebildet hätte, der alſo Sinn haben könnte für wahre Größe und Geduld haben mit Schwärmerey und Ueberſpannung, der dieſen Jüngling mit Schonung behandelte, ihn nach und nach in eine richtige Temperatur ſtimmen und ſeiner Thätigkeit eine beſtimmte Richtung geben wollte, der ihm begreiflich machen könnte, daß die höchſte Erhabenheit in immer conſequenter Anwendung der Kräfte beruht, und daß nur Der Meiſter über Schickſale und Menſchen ſeyn kann, der Meiſter über ſich ſelber iſt, zu rechter Zeit nachzugeben und ſeine Eminenz in das Gewand der Mittelmäßigkeit, Verleugnung, Demuth, Geduld und Toleranz zu hüllen verſteht und hundertmal unverdroſſen wieder anfängt zu bauen, wenn ſein ſchönſtes Gebäude niederſtürzt, bis er endlich den Augenblick der Windſtille erlauert hat; der junge Menſch gewönne alſo Zutrauen zu einem ſolchen Chef, könnte ihn reſpectiren und zugleich fühlen, daß er von ihm verſtanden würde; ja! welch' ein großer, nützlicher Mann müßte dann nicht aus einem ſolchen Jünglinge werden! aber ſo beſtimmen äuſſere Umſtände oft gleich zu Anfange unſ-

Die unglückliche Gemüths-Stimmung, in welche eine ſolche Lage einen jungen Mann von ſeinem Character nothwendig verſetzen muſſte, hätte faſt auch auf ſein künftiges Glück nachtheiligen Einfluß gehabt. Es ſchien ihm unter dieſen Umſtänden unmöglich, dem trockenen Theile academiſcher Studien, an welchen er ohnehin keinen groſen Geſchmack fand, ſich mit der gehörigen Aufmerkſamkeit zu widmen. Er brachte ſeine Zeit mit Leſen hiſtoriſcher Werke und berühmter Dichter zu, welche Beſchäftigung ſeiner Neigung angemeſſener und geſchickter dazu war, ſein Gemüth aufzuheitern. Als aber nun die Zeit heranrückte, wo er den Doctor-Grad erlangen ſollte, wurde er, wie er ſelbſt ſagt, wegen Dummheit und Untüchtigkeit abgewieſen. Es ſcheint, daß Swift bey dieſer Gelegenheit das Wort Dummheit aus Scherz brauche; denn ſonſt ſetzt es nicht grade gänzliche Unfähigkeit voraus, wenn jemand in einem einzelnen Fache der Literatur nicht gehörig bewandert iſt; Dieſe Unwiſſenheit kann eben ſowohl von Faulheit herrühren. Bey Swift aber fand weder die eine noch die andre dieſer

Urſachen Statt; Bloß an ſeinem Eigenſinne lag die Schuld; Denn er disputirte nicht etwa ſchlecht beym Examen, nein! er disputirte gar nicht, ließ ſich gar nicht darauf ein; Dies habe ich aus ſeinem eignen Munde. Er erzählte mir, daß er die alten Tractate von Smegleſius, Keckermannus, Burgers Dicius u. ſ. w. über die Logic oft angefangen, aber nie die Geduld gehabt habe, drey Seiten davon durchzuleſen. Als ihn ſeine Lehrer ermahnten, ſich ja vorzüglich dieſer Wiſſenſchaft zu widmen, weil ſie in großer Achtung ſtehe und zur Erlangung des Doctor-Grades unumgänglich nöthig ſey, fragte Swift, was er denn aus jenen Büchern lernen ſolle? Als man ihm antwortete, ſie würden ihn in den Stand ſetzen, richtig zu urtheilen und zu ſchlieſſen, verſicherte er, hierzu bedürfe er keines Unterrichts; er könne ſchon ſehr gut urtheilen und ſchlieſſen, und habe immer bemerkt, daß die Logic nicht vernünftig raiſonniren, ſondern nur unvernünftig zanken, nicht Schwierigkeiten auflöſen, ſondern klare Sachen verwirren lehre. „Ich bin mit der Portion „Vernunft, welche mir der Himmel geſchenkt

„hat, zufrieden“ ſetzte er hinzu, „will es der „Zeit und Erfahrung überlaſſen, ſie zu ſtärken und ihr die gehörige Richtung zu geben, „und mich nicht der Gefahr ausſetzen, ſie „durch das abgeſchmackte Syſtem jener Schriftſteller irrezuleiten. Man hat leider! ſchon „zuviel traurige Beyſpiele an den größten „Logikern, von dem Schaden, den dieſe „Werke anrichten.“

Er nahm ſich hierauf feſt vor, nie etwas über dieſe Wiſſenſchaft zu leſen, und hielt dieſen Entſchluß ſo gewiſſenhaft, daß er bey der nächſten Disputation ganz unvorbereitet erſchien, da er doch das vorigemal bloß wegen Unwiſſenheit in dieſem Fache abgewieſen worden war. Auch diesmal würde er alſo den Doctor-Grad nicht erlangt haben, wenn nicht ſeine Freunde, die ſeine Halsſtarrigkeit kannten, ſich für ihn verwendet hätten. Indeß hatte er keine große Ehre davon, denn man trug ihn im Univerſitäts-Regiſter als einen ex ſpeciali gratia, das heiſſt, aus beſondrer Vergünſtigung, ernannten Doctor ein, und dieſer Artikel ſteht noch darinn. Auch hat mir Swift ſelbſt geſagt, daß ihm ſogar die logiſchen Ausdrücke unbekannt waren und er während der Disputation die Argumente ſeines Gegners ganz auf ſeine eigne Weiſe beantwortete, ſo daß ſie der Proctor nachher in die gehörige Form bringen muſſte. Was mir aber bey dieſer Erzahlung am mehrſten auffiel, war ſein herrliches Gedächtniß; denn er wiederholte mir nicht allein die verſchiednen Aufgaben, über welche man disputirt hatte, ſondern auch die Einwürfe ſeines Gegners, in ſyllogiſtiſcher Form und ſeine eignen unſyllogiſtiſchen Antworten.

Er blieb, nachdem er Doctor geworden, noch drey Jahre auf der Univerſität, nicht aus eigner Wahl, ſondern weil es ſo eingeführt war. Er ſtand aber in gar keinem Anſehn; Die übrigen Studenten hielten ihn für einen Dummkopf und da ihm ſeine eingeſchränkten Umſtände nicht erlaubten, mit eines Gleichen auf gleichen Fuß umzugehn und er zu ſtolz war, Geringere aufzuſuchen, oder Vornehmern Verbindlichkeit ſchuldig zu ſeyn; lebte er faſt ganz einſam und brachte die Zeit, wie ehemals, mit Leſen hiſtoriſcher und politiſcher Werke (woraus man damals noch keine academiſchen Studien machte) oder im finſtern Nachdenken über ſeine unglückliche Lage hin. Doch brach ſchon jetzt unter dieſem Drucke ſein Genie hervor und zeigte ſich, obgleich noch ungebildet, in dem Weibermärchen, welches er damals im neunzehnten Jahre ſeines Lebens ſchrieb, aber niemand als ſeinem Stuben-Cameraden, dem Herrn Waryng, mittheilte. Dieſer hat auch, als das Buch in der Folge herauskam, erzählt, daß er es zu jener Zeit im Manuſcripte geleſen habe.

Bald nachher bekam ſein Oheim einen Anfall vom Schlage. Dies machte ihn untüchtig zu Geſchäften; ſeine ſchlechten Umſtände wurden öffentlich bekannt und Swift verlohr ſein ſchon ſo armſeliges Jahrgeld. Der andre Oheim, William, nahm ſich zwar Seiner an, konnte aber nicht viel für ihn thun, weil er ſelbſt nicht reich war; doch gab er das Wenige mit einer beſſerer Art, als ſein Bruder gethan hatte und erwarb ſich dadurch Swifts Dankbarkeit ſo, daß er nachher dieſen Oheim immer allen ſeinen übrigen Verwandten vorzog. Da er indeſſen nichts mehr von ihm zu erwarten hatte, als was grade zu einem nothdürftigen Unterhalte hinreichte; ſetzte er ſeine Hofnungen zu fernerer Unterſtützung auf Godwins älteſten Sohn, ſeinen Vetter Willoughby Swift, einen angeſehenen Kaufmann in Liſſabon. Auch fand er ſich hierinn nicht betrogen; Denn als Willoughby ſeines Vaters Unglück erfuhr, fiel es ihm ſogleich ein, daß Jonathan nun wohl in einem hülfloſen Zuſtande ſeyn und ſchleuniger Rettung bedürfen würde und er ſchickte ihm daher ſo viel Geld, als Dieſer bis jetzt noch nie zuſammen gehabt hatte. Eine ſo unerwartete Hülfe kam grade zu rechter Zeit an. Swift hatte keinen Pfenning mehr in der Taſche und lag eben traurig und gedankenvoll im Fenſter, als er einen Schiffer gewahr wurde, der ſich nach jemands Wohnung zu erkundigen ſchien. Sogleich kam ihm der Gedanke ein, daß der Seemann wohl von ſeinem Vetter in Liſſabon mit einem Geſchenke für ihn abgeſchickt ſeyn könnte. Mit freudiger Erwartung ſah er ihn in ſein Haus kommen und als gleich darauf an ſeiner Thür geklopft wurde, und er ſie eilig öfnete, trat der Seemann mit der Frage: „Heiſſen Sie Jonathan Swift?“ in das Zimmer. Auf ſeine Bejahung fuhr der Fremde fort: „Wohl! ich habe hier etwas „für Sie von dem Herrn Willoughby Swift, „aus Liſſabon.“ Und nun zog er einen großen ledernen Beutel hervor und ſchüttete eine Menge Silberſtücke auf den Tiſch. Swift wurde durch dieſen Anblick ſo entzückt, daß er, in der Freude ſeines Herzens, dem Seemanne ſogleich, ohne zu zählen, eine Handvoll davon zuſchob, um ihn für ſeine Mühe zu belohnen; aber der ehrliche Mann wollte nichts annehmen, indem er ſagte, er würde gern noch mehr als das für den guten Herrn Willoughby unentgeltlich beſorgen. Dies war das erſtemal, daß Swift Geld in die Hände bekam; übrigens hat er nachher geſagt, daß der Gedanke an die Leiden, welche ihm der Mangel verurſacht, ihn zu einem ſo guten Haushälter gemacht, daß er in der Folge immer wenigſtens etwas Geld in der Taſche gehabt hätte.

Bald nach dieſem Vorfalle und als der Krieg in Irland ausbrach, verließ Swift das Königreich, und gieng nach Leiceſter zu ſeiner Mutter, um ſich mit ihr über den Plan zu ſeinem künftigen Leben zu berathſchlagen.

Auf dieſe Weiſe waren nun die Jugendjahre dieſes berühmten Mannes verſtrichen, ohne daß es irgend jemand einfallen konnte, daß er zu etwas Großem beſtimmt ſey. Er war jetzt in ſeinem ein und zwanzigſten Jahre, zu nichts brauchbar, als zum geiſtlichen Stande und auch darinn ohne Hoffnung, ſein Glück zu machen; denn an Verbindungen fehlte es ihm gänzlich und ſeine Verdienſte waren durch die ſonderbare Art, wie er den Doctor-Grad erlangt hatte, nicht in ſehr vortheilhaftem Lichte erſchienen. In den, zu Beförderung eines jungen Mannes nöthigen Studien hatte er gar keine Fortſchritte gemacht; wegen ſeiner einſamen Lebensart war er unbekannt geblieben und ſeine von Natur ſchon finſtre, durch eine drückende Lage aber noch bittrer gewordne Laune, machte ihn unfähig, ſich perſönlich Freunde zu erwerben. Alle dieſe Umſtände ſchienen ihm, bey ſeinem Eintritte in die Welt, keine glänzende Ausſichten zu verſprechen; und doch verdankt es die Welt vermuthlich grade dieſen Umſtänden, dem Mangel an Gelde, an Kenntniſſen und Freunden, daß er Swift wurde. Wer mit dem Leben und den Schriften dieſes Mannes nur irgend bekannt iſt, muß bemerkt haben, daß er ein ungewöhnlich feuriges und heftiges Temperament beſaß. Wäre dies in der Jugend nicht unterdrückt worden; ſo hätte es ihn wahrſcheinlich zu allerley Ausſchweifungen verleitet. Nur ſeine eingeſchränkten Umſtände, nur das harte Joch der Abhängigkeit, konnten dieſen hohen Geiſt in Schranken halten. Seine Armuth und ſein Stolz waren die Wächter ſeiner Tugend. Die eine bewahrte ihn vor den ſinnlichen Freuden der Jugend, die man nur durch Geld erlangen kann; die andre hielt ihn ab, ſich durch niederträchtige Gefälligkeiten von den Reichen die Mittel zur Befriedigung ſeiner Leidenſchaften zu erſchleichen. Auf dieſe Weiſe zur Mäßigkeit gezwungen, wurde ihm die Ausübung andrer moraliſchen Pflichten leichter. Würklich war ſeine ſittliche Aufführung während ſeiner Univerſitätsjahre ohne Tadel, obgleich wohl manches gegen ſeinen academiſchen Fleiß einzuwenden ſeyn mögte.

Nun ich bewieſen habe, was für Nutzen ihm ſein Mangel an Vermögen verſchafft hat, will ich auch zeigen, in wie fern ihm ſein Mangel an Kenntniſſen vermuthlich zu Statten gekommen iſt.

Hätte man Swift aufgemuntert, ſich den Studien des Zeitalters zu widmen; hätte man ſeine Lage angenehm und ihm dadurch Muth gemacht, ſeiner Beſtimmung zu folgen; wäre ſein Ehrgeiz dahin geleitet worden, ſich in dieſem Fache auszuzeichnen; ſo würde er bey ſeinen Geiſtesgaben wahrſcheinlich alle Nebenbuhler übertroffen und ſeinen Beruf, der ihm Ruhm erworben hätte, lieb gewonnen haben. Vielleicht wäre er dann einer der erſten Logiker, Metaphyſiker oder Mathematiker ſeines Jahrhunderts geworden, hätte, wie einige ſeiner Univerſitäts-Freunde, ſein rer Laufbahn, den Preis, den wir am Ziele erlangen ſollen! Mein Vormund hatte gar kein politiſches Gewicht in unſerm Vaterlande und keiner meiner Verwandten ſaß am Ruder; bey dieſem Mangel an vortheilhaften Familien Verhältniſſen mußte ich alſo ganz allein der Schöpfer meines Glücks werden, und dazu fehlte es mir an practiſcher Klugheit. Ich war auf der Univerſität wenig mit meinen jungen Landesleuten umgegangen; es waren vielmehr verſchiedne von ihnen der Gegenſtand meines Witzes geweſen, weil ich ſie für flache Köpfe hielt. Dieſe hatten unterdeſſen zum Theil ſchon Bedienungen erhalten, weil ſie Söhne und Vettern Derer waren, die viel vermogten, und bezahlten mir jetzt meine ehemalige Verſchmähung mit Uebermuthe. Sie hatten mich ihren mächtigen Verwandten zum Voraus als einen ſtolzen, unruhigen, gefährlichen Menſchen geſchildert, den man kurz halten müßte und der ſich nie an Unterwürfigkeit gewöhnen würde. Was ſich zu meinem Vortheile von meinen Naturgaben, von meiner Geſchicklichkeit, meiner Thätigkeit, meiner Ordnung und der Wärme meines Herzens ſagen ließ, davon ſchwieg man. Als ich nun den Herrn Miniſters meine unterthänige Aufwartung machte, wurde ich kalt, feyerlich und hochmüthig empfangen; auch mußte ich hie und dort plumpe Stichelreden und Anſpielungen auf ſein ganzes Leben mit unnützen Speculationen hingebracht, und Statt eine Laputa zu ſchreiben, ſich zu einem Profeſſor jener Wiſſenſchaft qualificirt.

Laſſet uns nun nochmals den Fall ſetzen, Swift habe ſich auf der Univerſität ausgezeichnet; ſo iſt nichts natürlicher, als daß ſeine Freunde ſich bemüht haben würden, ihn in der Folge dort als Lehrer anzubringen; auch wäre dies dann für ihn die beſte und ſicherſte Verſorgung geweſen. Oder vielleicht hätte man ihm ein kleines geiſtliches Amt zu verſchaffen geſucht. In beyden Fällen wäre unſer weltlicher Swift für uns verlohren gegangen und ein ernſter Profeſſor oder ein Landprieſter aus ihm geworden. Statt deſſen aber benahm ihm die, bey der Disputation bewieſene Unwiſſenheit, alle Hofnung, auf dieſem Wege ſein Glück zu machen und ſeine Freunde wurden desfalls ſo kalt gegen ihn, daß er ſich gezwungen ſah, in einem andern Lande ſein Glück zu ſuchen; und hier fand er dann auch ein weites Feld für die hohen Talente, welche bis jetzt gleichſam in ihm geſchlummert hatten.

Was nun den dritten Punct, die nöthigen Freunde betrifft; ſo iſt es gewiß, daß es ihm nicht eingefallen ſeyn würde, Dieſe in einer fremden Gegend zu ſuchen, wenn es ihm nicht in ſeinem Vaterlande daran gemangelt hätte, und wahrſcheinlich wäre er dann nie jenem, ihm ſo theuern und vielleicht unter Allen einzig fähigen Manne, ihn zu dem zu bilden, was in der Folge aus ihm wurde, in die Hände gefallen.

Es war im Jahre 1688 und im ein und zwanzigſten ſeines Alters, als Swift Irland verließ. Denken wir uns nun ſeine Lage bey ſeiner Ankunft in einem ihm ganz unbekannten Lande, ohne Freunde, ohne Empfehlungsbriefe, ohne irgend jemand, der ſeine Plane zu künftiger Verſorgung unterſtützen konnte! Man vergleiche den jetzigen Swift mit dem, der vormals zu Fuße aus Cheſter gieng, um eine Mutter aufzuſuchen, die auch nicht das mindeſte für ihn zu thun im

Stande war, indem ſie ſelbſt nur von den Geſchenken ihrer Verwandte lebte! Es giebt kaum eine, den äuſſern Umſtänden nach traurigere Lage, als Swifts damalige; Und was die Hülfsquellen ſeines Geiſtes betrifft; ſo waren die Beweiſe, welche er bis jetzt davon gegeben hatte, ſo, daß man nicht erwarten durfte, ihn je von dieſer Seite glänzen zu ſehn; Würklich war er auch damals weniger als jeder Andre im Stande, ſelbſt etwas zu ſeinem Unterhalte beyzutragen.

The world was all before him where to chooſe
His place of rest and Providence his guide.

Allein er ſchien unter unmittelbarer Leitung der Vorſicht zu ſtehn, denn ſo hoffnungslos man auch den Ausgang dieſer Unternehmung hätte betrachten mögen; ſo war ſie doch die erſte Veranlaſſung zu ſeiner nachherigen Größe.

Nachdem er einige Monate bey ſeiner Mutter zugebracht hatte, entdeckte er ihr ſeine jetzige unangenehme Lage, ſeine trüben

Ausſichten in die Zukunft, und bat um ihren Rath. Sie ſah deutlich, daß ihr Sohn eines mächtigen Freundes bedürfte und den findet der Unglückliche ſelten. Indeß fiel es ihr plötzlich ein, daß William Temples Frau ihre Verwandtinn war, und daß Sir John Temple, Williams Vater, mit Swifts Familie in Irland in großer Vertraulichkeit gelebt hatte; auch erinnerte ſie ſich, daß Thomas Swift, ein Vetter ihres Sohns, Capellan bey William Temple geweſen und von ihm, in Rückſicht der Familien-Verbindungen, zu einem geiſtlichen Amte war befördert worden. Deßfalls empfahl ſie nun ihrem Sohne, zu Sir William zu gehn und ihm ſeine Umſtände vorzuſtellen.

So ſehr auch dieſer Schritt Swifts Stolz beleidigte; ſo gab er doch, da er kein anders Mittel vor ſich ſah, dem Zureden ſeiner Mutter nach und reiſte zu William Temple nach Shene, um denſelben um Rath und Hülfe zu bitten. William Temple, ein guter und menſchenliebender Mann, fühlte Mitleiden mit dieſem armen, ganz verlaſſenen

Jünglinge, der noch dazu gewiſſermaßen ein Recht auf ſeine Unterſtützung zu haben ſchien, indem er der Verwandte ſeinet, ihm ſehr theuren Gattinn und von einer Familie war, mit der ſein Vater ſtets in vertrauter Freundſchaft gelebt hatte. Desfalls nahm er nun auch unſern Swift ſogleich in ſein Haus auf, behandelte ihn mit Güte und Liebe; doch Anfangs und auch bey näherer Bekanntſchaft nicht ſowohl aus perſönlicher Achtung, als vielmehr in Rückſicht der Verwandſchaft und ſeiner unglücklichen Lage. Denn wahrſcheinlich fing Sir William bald an, ſeine Kenntniſſe und Fortſchritte in den Studien genauer zu unterſuchen und die waren dann nun freylich gar nicht ſo beſchaffen, wie man es von ſeiner Erziehung und ſeinem Alter erwarten konnte. Das Erſte, was Sir William nun für ihn that, war, ihn zum fleiſſigen Leſen ſolcher Werke anzuhalten, die ihn in den Stand ſetzen konnten, die verlohrne Zeit wieder einzubringen. Auch war Swift würklich während ſeines Aufenthalts bey dem Herrn Temple ſo fleiſſig, daß er, nach ſeinem eignen Berichte, acht Jahre hindurch wenigſtens acht Stunden des Tages ſtudierte; und nur durch Krankheit wurde dieſe Lebensart zuweilen unterbrochen, indem er ſich einſt durch zu häufiges Obſt-Eſſen eine Verkältung des Magens und einen Schwindel zugezogen hatte, der ihm ſein ganzes Leben hindurch anhieng. Nachdem er nun zwey Jahre mit Sir William auf deſſen eignem Gute Moor-Park zugebracht hatte, fieng ſeine Geſundheit an, ſo ſchwach zu werden, daß ihm die Aerzte riethen, ſie durch die vaterländiſche Luft wieder herzuſtellen. Er gieng auch würklich nach Irland über, wurde aber dort noch elender und kehrte bald nach Mohrbach zurück, wo er ſich als das Uebel in der Folge nachließ, wieder mit Fleiß den Studien widmete.

Es ſcheint, als wenn Sir William Temple damals erſt angefangen habe, ſich von dem Werthe ſeines jungen Gaſtes zu überzeugen und Swift ſagt ſelbſt, daß er jetzt begonnen habe, etwas vertraueter mit ihm zu werden; denn Swifts geringe Kenntniſſe, als er in Shene ankam und ſeine kleinen Arbeiten während den erſten zwey Jahren des dortigen Aufenthalts, hatten ſeinem Vetter eine ſehr geringe Meinung von ſeinen Fähigkeiten und ſeinem Genie eingeflößt. Auch kannte Swift Anfangs ſeine wahren Talente ſelbſt ſo wenig, daß er ſeine Stärke bis jetzt nur in pindarſchen Oden verſucht hatte, und obgleich er würklich in dieſer Dichtungsart einige Kraft und ungewöhnliches Genie zeigte; ſo ſieht man doch deutlich, daß es ſchlecht angewandte Kraft und übel angelegtes Genie war. Die Ausdrücke der Empfindungen ſind gezwungen und überladen; das Metrum unregelmäßig und hart. Wie alſo ſoll man ſich Sir Williams plötzlich veränderte Meinung von ihm erklären? Seine literariſchen Fortſchritte konnten ihn nicht dazu ſtimmen, indem er noch nicht weit genug damit war, um die Aufmerkſamkeit eines ſo unterrichteten Mannes, als Herr Temple war, auf ſich zu ziehn. Und würklich hatte er auch bey allem Fleiſſe die verlohrne Zeit nicht ſo ganz wieder einbringen können, daß er zu ſeinem Berufe tüchtig geweſen wäre. Daher iſt es wahrſcheinlich, daß Swift, welcher in ſeinen müßigen Stunden das auf der Univerſität entworfne Weibermärchen verbeſſert und bearbeitet hatte, es in dieſem Zeitpunkte ſeinem Wohlthäter zeigte; und freylich mußte ein Werk, das ſo ganz das Gepräge eines originellen Genies trägt, ihn ſehr in der Achtung eines Mannes von ſo viel Scharfſinn und feinem Geſchmacke, als Sir William Temple war, erheben. Auch finden wir, daß er ihm von der Zeit an manche ſehr wichtige Dinge anvertrauete. Er ſtellte ihn dem Könige Wilhelm vor und erlaubte ihm, zuweilen bey ſeinen Zuſammenkünften mit Dieſem gegenwärtig zu ſeyn.*) Auch ſchickte er ihn einſt,

da

---

*) Sir William Temple war vor der Revolution Geſandter und Mediateur des nimwegiſchen Friedens geweſen, und bey dieſer Gelegenheit ſehr vertraut mit dem Prinzen von Oranien geworden, der ihn auch, nachdem er König von England geworden war, oft in Shene beſuchte und bey den wichtigſten Geſchäften um Rath fragte. Da nun Sir William grade damals das Podagra im Fuße hatte; mußte Swift den König auf ſeinen Spaziergängen in den Gärten begleiten

und

da er nicht ſelbſt reiſen konnte, mit einem wichtigen Auftrage, der Geſchicklichkeit und Kenntniß der engliſchen Geſchichte erforderte, an den König. Vorzüglich aber brauchte er ihn zum Corrector ſeiner eignen Werke und fragte ihn ſtets dabey um Rath.

In dieſer Lage blieb Swift bis 1692, wo er nach Oxford reiſete, um dort Magiſter zu werden, welches auch am 5ten Julius 1692 vor ſich ging.

Es iſt wahrſcheinlich, daß Swift dies bloß darum bis jetzt aufgeſchoben hatte, um

ſich

und Dieſer ſtimmte ſich bald in einen ſo vertraulichen Ton mit ihm, daß er ihm einſt zeigte, wie man den Spargel in Holland ausſtache, ihn auch ein andermal zum Capitain bey der Cavallerie machen wollte. Es ſcheint aber, als wenn Swift, der ſich von Jugend auf zum geiſtlichen Stande beſtimmt hatte, dieſe Gelegenheit vielmehr dazu benutzte ſich ein geiſtliches Amt verſprechen zu laſſen; denn er ſagt in einem, von 1692 datirten Briefe an ſeinen Oheim William: „Ich will mich nicht eher „ordiniren laſſen, als bis mir der König eine „Prabende giebt.“

ſich ſo vorzubereiten, daß er Ehre einlegen und den alten Schandfleck auslöſchen könnte. Man mag daraus urtheilen, wie langſam es mit ſeinen Fortſchritten in den academiſchen Studien gehn muſste, weil er erſt nach vierjähriger Mühe und Arbeit fähig war, in Oxford zu erſcheinen, da ſeinem Alter nach dies ſchon im erſten Jahre ſeines Aufenthalts in Moor-Park hätte geſchehn können. Indeſſen ſcheint es, daß er ſich doch bey dem Examen ausgezeichnet hatte, indem er von der Art, wie er auf der Univerſität Oxford war behandelt werden, und von den dort empfangnen Höflichkeiten, ſich ſehr zufrieden erklarte.

Von Oxford aus beſuchte er ſeine Mutter und kehrte dann nach Moor-Park zurück; aber nicht um da zu bleiben, denn er wünſchte nun in die Welt zu treten, ſondern in der Hofnung, durch Sir Williams Einfluß beym Könige eine Verſorgung zu erlangen; auch hatte der König ſchon etwas von der Art verſprochen. Indeß fieng Swift bald an, Verdacht zu hegen, daß ſein Wohl-

thäter,

junge Leute, die keine Subordination ertragen könnten, verſchmerzen. Schon das verſtimmte mich; indeſſen wurde ich examinirt; man gab ſich Mühe, mich zu beſchämen; aber ich beſtand gut. Doch was man einem Magnaten-Söhnchen zum höchſten Verdienſte angerechnet haben würde, das brachte mich nicht weiter, als daß ich die Erlaubniß erhielt, bey einem Juſtiz-Collegio, ohne Gehalt und ohne Verſprechung befördert zu werden, mitarbeiten zu dürfen und da leeren Köpfen nachzuſtehn, die noch mit dem Kräuſel ſpielten, als ich ſchon philoſophiſche Wiſſenſchaften trieb. Der Präſident des Collegiums war ein Schaafskopf, der von unten auf gedient hatte und durch die Oheime jener Knaben war hinaufgehoben worden, mit der ſtillſchweigenden Bedingung, ſeine ſubalterne Rolle nie zu vergeſſen. Er ſchmeichelte alſo die Creaturen ſeiner Gönner, und ſuchte eine Ehre darinn, mich niederzuhalten. In den Cirkeln der Nobleſſe wurde ich auch als eine ſehr unbedeutende Perſon betrachtet, auſſer daß ein Paar alte Damen, die nicht viel Vermögen, aber erwachſene Töchter hatten, welche anfiengen überreif zu werden, hie und da freundlich gegen mich waren, weil ſie glaubten, daß ich nicht ohne Vermögen wäre. Das Gefühl des innern Werths, wenn es ſo ganz und gar überſehn wird, erweckt Bitterkeit gegen Die, welthäter, aus Furcht, ihn zu verliehren, da er ihm in mancher Rückſicht faſt unentbehrlich geworden war, die Sache nicht ſo eifrig triebe, als nöthig wäre. Und würklich bedurfte der alte, kränkliche, oft von ſchmerzhaften Zufällen geplagte Mann Seiner gar ſehr. Der Verluſt eines ſolchen Geſellſchafters würde ihm, nachdem ſie ſo lange zuſammen gelebt hatten, empfindlicher, als der Verluſt eines ſeiner Glieder, geweſen ſeyn. Auch kam noch eine Urſache hinzu, die ihm jetzt dieſe Trennung doppelt unangenehm machte, und die war, daß es ihm in den letzten Jahren ſeines Lebens ſehr am Herzen lag, eine unter ſeiner Aufſicht verbeſſerte Abſchrift ſeiner eignen Werke zurückzulaſſen. Er wuſſte aus Erfahrung, wie nützlich ihm Swift hierzu und daß er nicht leicht zu erſetzen ſeyn konnte, und da er ſich faſt immer leidend befand und nur in ſeinen beſſern Stunden daran gearbeitet wurde; gieng es ſehr langſam damit von Statten. Alle dieſe Rückſichten nun veranlaſſten, zu Swifts größtem Verdruſſe, den Herrn Temple, ſeine Beförderung zu verſchieben. So verlebte dann

Jener noch zwey Jahre in dieſer trüben Stimmung in Moor-Park und faſſte hierauf, der fruchtloſen Erwartung müde, den Entſchluß, Sir William zu verlaſſen und ſein Glück in der Welt zu verſuchen. Herr Temple bezeugte großes Misfallen an dieſem Vorhaben; Um aber doch das Verſprechen, Swift beym Könige eine Verſorgung auszumachen, anſcheinend zu erfüllen, ſagte er ihm ganz kalt, daß der König, da er ſo ungeduldig ſey, in dieſem Augenblicke nichts für ihn thun könne, als ihm in der Cancelley in Irland eine Stelle anzubiethen, die ungefehr etwas mehr als hundert Pfund jährlich eintrage. Swift antwortete ſogleich: „Da dies jetzt eine gute Gelegenheit ſey, zu beweiſen, daß er nicht bloß um Unterhalt zu finden, den geiſtlichen Stand habe wählen wollen; ſo ſey er entſchloſſen, dieſe Verſorgung in der Cancelley auszuſchlagen, nach Irland zu gehn und ſich ordiniren zu laſſen.“ Um dieſe Antwort ganz zu verſtehn, muß man wiſſen, daß Swifts Vorſatz, ſich dem geiſtlichen Stande zu widmen, dem Herrn Temple nicht unbekant war, ſo wie auch, daß bis jetzt nur die Beſorgniß, es möchte ſcheinen, als habe er ſich aus Noth und nicht aus freyer Wahl für die Kirche beſtimmt, ihn abgehalten hatte, ſeiner Neigung zu folgen. Swift durchſchauete daher ſogleich Sir Williams Abſicht, indem er ihm eine Stelle anboth, die er, wie Herr Temple gewiß wuſſte, nicht annehmen würde und benutzte mit Entſchloſſenheit und Gegenwart des Geiſtes dieſe Gelegenheit, um zugleich ſeine Empfindlichkeit über Sir Williams unfeines Betragen gegen ihn zu bezeugen und grade dies Anerbiethen zur Veranlaſſung zu machen, ſeinen längſt gefaſſten Entſchluß auszuführen. Und ſo trennten ſie ſich dann, nicht ohne Beweiſe eines ſichtbaren Verdruſſes, auf des Herrn Temples, und eines nicht ganz ungegründeten Zorns, auf Swifts Seite. Dieſer verſchaffte ſich eine Empfehlung an den Lord Capel, damaligen Deputirten von Irland. Von wem er ſie erhalten, iſt ungewiß; doch muß ſie nicht von großem Gewichte geweſen ſeyn, wie man das aus dem geringen Nutzen, den ſie ihm gewährte, ſchlieſſen muß; Sie kann daher auch nicht von dem Herrn Temple hergerührt haben. So gieng er dann nach Irland über und wurde im September 1694 im ſechs und zwanzigſten Jahre ſeines Alters ordinirt. Bald nachher ertheilte ihm Lord Capel die Präbende von Kilroot, in dem Kirchſpiele Connor, die ohngefähr hundert Pfund jährlich einbrachte. Swift begab ſich ſogleich dahin, um ſich dort einzurichten und ſein Amt anzutreten. Er empfand nun zum erſtenmale das Süße der Unabhängigkeit; aber ſein Glück dauerte nicht lange, denn er fühlte auch bald, daß ihm, auſſer der Unabhängigkeit, kein Lebensgenuß in Kilroot übrigblieb. In einem finſtern Winkel einer finſtern Gegend und mit den Bequemlichkeiten des Lebens nur ſparſam verſehn, fand er ſich ohne Freund, ohne Geſellſchafter, ohne irgend einen menſchlichen Umgang, der für ihn gepaſſt hätte. Welch' ein Contraſt gegen das angenehme Leben in Moor-Park, wo Natur und Kunſt ſich vereinigten, um die Sinne zu bezaubern, die Einbildungskraft zu feſſeln und wo die Seele beſtändig in der verſtändigſten, feinſten Unterhaltung Nahrung fand! Indeß ſetzte Swift ſo hohen Werth auf die Freyheit, daß er auch, wenn ihm kein dritter Ausweg offen geweſen wäre, doch gewiß ſeine jetzige Lage der glänzendſten Abhängigkeit vorgezogen haben würde. Aber er fieng jetzt an, ſeine Stärke zu fühlen, ſich ſeines Werthes bewuſſt und überzeugt zu ſeyn, daß er nicht für die kleine Sphäre des Landlebens beſtimmt ſeyn könnte. Er fühlte einen unwiederſtehlichen Trieb, wieder in die Welt zu treten und ſich einen Weg zu einer, ſeiner Neigung angemeſſenen Verſorgung zu bahnen. In dieſer Stimmung erfuhr er durch ſeine Freunde, daß des Herrn Tempels ungegründeter Zorn bald nach ſeiner Abreiſe nachgelaſſen hätte, und daß er den Verluſt ſeiner Geſellſchaft oft beklagte. Bald nachher kam auch ein gütiges Schreiben von Sir William ſelber an, worinn er ihn nach Moor-Park einladete; und ſo faſſte er dann plötzlich den Entſchluß, nach England zurückzukehren und ſeine Pfarre vorher abzugeben. Dieſe Abdankung aber wurde von einigen ſehr ſonderbaren Umſtänden begleitet, die ich nicht umhin kann, hier anzuführen, und zwar ganz ſo, wie ich ſie von einem ſehr glaubwürdigen Manne, dem ſie Swift ſelbſt mittheilte, erfahren habe. Er erzählte mir nämlich, daß Swift, bald nachdem er ſeinen Entſchluß gefaſſt gehabt, einſt auf ſeinem gewöhnlichen Morgen-Spatziergange einem ältlichen Geiſtlichen zu Pferde begegnet ſey. Nach der gewöhnlichen Begrüßung entſpann ſich ein Geſpräch unter ihnen, an welchem Swift ſo viel Vergnügen fand, daß er den Geiſtlichen erſt zum Eſſen und nachher einladete, einige Tage bey ihm zuzubringen. In dieſer Zeit lernte ihn Swift als einen Mann von ſehr einfachen Sitten, geſunder Vernunft, einigen Kenntniſſen und ungeheuchelter Frömmigkeit kennen, und erfuhr bey näherer Erkundigung, die er über ſeine Vermögens-Umſtände einzog, daß ſeine Pfarre jährlich nur vierzig Pfund einbrächte, wovon er eine Frau mit acht Kindern zu ernähren hätte. Swift bezeugte ſein Mitleid und ſagte ihm, daß er einigen Einfluß habe und ſich für ihn verwenden wolle, wenn er ihm erlaubte, auf ſeiner ſchwarzen Stute nach Dublin zu reiten, indem er ſelbſt kein Pferd beſäße. Der Geiſtliche willigte ſogleich ein, und gieng mit dem Verſprechen, ſich, ſobald man es verlangen würde, wieder einzufinden, zu Fuß nach Hauſe. Swift eilte nun in die Stadt und wuſſte des armen Predigers Noth ſo dringend darzuſtellen, daß er ſeinen Patron leicht bewog, Swifts Pfründe, von welcher Dieſer zu gleicher Zeit abdankte, dem alten Geiſtlichen zu übertragen. Dieſe Sache fand um ſo weniger Schwierigkeiten, da es in der That dem Intereſſe des Kirchen-Patrons weit angemeßner war, einen Pfarrer, von faſt ſechzig, als einen von ſieben und zwanzig Jahren zu haben. Nachdem nun dies Geſchäfte glücklich vollbracht war, reiſte Swift ſogleich wieder zurück, nachdem er noch von Dublin aus an den alten Prediger geſchrieben und ihn zu ſich eingeladen hatte. Auch fand er ihn bey ſeiner Ankunft ſchon vor der Hausthür und überreichte ihm, als ſie kaum in das Zimmer getreten waren, ſeine Beſtallung. Swift beobachtete den alten Mann genau, während er las, und bemerkte, wie zuerſt bloß Freude ſein Geſicht belebte und er dann, als er den

Namen der Pfarre erfuhr und fand, daß Swiſt ſie um ſeinetwillen abgegeben hatte, Dieſen eine Zeitlang ſtillſchweigend und mit einer Miſchung von Erſtaunen und Dankbarkeit anſah. Swiſt ſagte, er habe nie die Bewegungen des Gemüths ſo lebhaft in einem Geſichte ausgedrückt geſehn und nie eine ſo reine Freude gefühlt, als in dieſem Augenblicke. Auch iſt dies ganz natürlich, wenn man bedenkt, daß ihm jetzt zum erſtenmal in ſeinem Leben erlaubt war, ſeinem Hange zum Wohlthun und zur Freygebigkeit, der bis jetzt durch Armuth und Abhängigkeit unterdrückt worden war, und ihm daher nur zur Quaal gedient hatte, zu folgen. Wenn wir ferner dieſe Handlung in allen ihren Bewegungsgründen unterſuchen und alſo erſt überlegen, daß hier der Gegenſtand der Wohlthätigkeit der würdige und arme Vater einer zahlreichen Familie war und daß keine andre Abſicht als Mitleiden dabey Statt finden konnte, indem der Mann Swiſten ganz fremd und weder ſein Freund, noch Verwandter war, ferner daß dieſe Beförderung die letzten Tage eines braven

Mannes erheiterte und eine ganze Familie glücklich machte, und endlich, daß es nicht die Gabe eines reichen Mannes, der ſie leicht entbehren konnte, ſondern daß es das Einzige war, was Swift an ſichern Einkünften zu ſeinem jetzigen und künftigen Unterhalte beſaß, das Einzige, wodurch er ſich in der Unabhängigkeit erhalten konnte, nach der er ſo lange geſeufzt und die er endlich nach mancher Schwierigkeit erlangt hatte; Wenn man alle dieſe Umſtände bedenkt; ſo iſt es, ſage ich, ganz natürlich, daß Swift ſo froh war, bey dieſer Gelegenheit der Wohlthätigkeit eine Schuld abtragen zu können, die er ihr bisher, ſeiner eignen eingeſchränkten Lage wegen, hatte vorenthalten müſſen.

Nachdem ſein Nachfolger die Pfarre förmlich angetreten und er ſelbſt ſeine Geſchäfte in Ordnung gebracht hatte, trat er ſeine Reiſe nach England über Dublin an. Der alte Prediger nöthigte ihn vor ſeiner Abreiſe, die ſchwarze Stute, das Beſte, was er im Vermögen hatte, als einen kleinen Beweis ſeiner Erkenntlichkeit anzunehmen, und Swift war zu bekannt mit den Empfindungen eines großmüthigen, unter der Laſt der Dankbarkeit gebeugten Herzens, als daß er ihn hätte durch eine abſchlägige Antwort kränken ſollen.

Mit ungefehr achtzig Pfund in der Taſche, woraus, ſeinem eignen Geſtändniſſe nach, damals ſein ganzes zeitliches Gut beſtand, ſchiffte ſich Swift nun nochmals nach England ein und kam, nach einer Abweſenheit von faſt dreyzehn Monaten, im Jahre 1695, in Moor-Park an.

Allem äuſſern Anſcheine nach, war ſeine Lage durch die Reiſe nach Irland um nichts beſſer geworden, denn er kehrte nun wieder in dieſelbe Abhängigkeit zurück, die ihm ehemals ſo unerträglich geſchienen, daß er alles gewagt hatte, um ſie abzuſchütteln. Indeſſen traten doch einige Umſtände ein, die ſeinen jetzigen, freylich noch immer unangenehmen Zuſtand von dem ehemaligen ſehr vortheilhaft unterſchieden; nämlich erſtlich, darinn, daß diesmal eigne

Wahl

che es verkennen, macht verſchloſſen, verlegen, mistrauiſch, und regt den Stolz auf, der jedes kleine, unwürdige Mittel, ſich bemerken zu machen, verſchmäht, da hingegen der hirnloſe Prahler alle Demüthigungen erträgt und immer wieder auf's Neue ſich hervorſchiebt, bis endlich der große Haufen, der nie ſelbſtändig handelt, ſich die äuſſere Achtung abnöthigen läßt. Als ich daher bemerkte, daß man allen Gelegenheiten, mich als einen angenehmen Geſellſchafter kennen zu lernen, auswich, fieng ich endlich ſelbſt an, ſtumm, ſteif und langweilig zu werden, weil meine Laune immer verſtimmet war. Beym Collegio ſchien man meinen Fleiß und die Gründlichkeit und Geſchwindigkeit, mit der ich arbeitete, gar keiner Aufmerkſamkeit zu würdigen; wenn ich hingegen mir den geringſten Verſtoß gegen Schlendrian und Form, die mir unmöglich geläufig ſeyn konnten, zu Schulden kommen ließ; dann wieß man mich auf eine unfreundliche Art zurecht. Hatte aber einer von den Nepoten einmal eine unbedeutende Schrift zu Stande gebracht, oder durch Andre zu Stande bringen laſſen; ſo wurde er mit Lobeserhebungen überſchüttet. Nun hatte ich, wie ich Ihnen geſagt habe, das trockne juriſtiſche Studium bloß in ſo fern erträglich finden können, als ich es wie ein Mittel betrachtete, mich im Staate emporzuſchwingen

Wahl ihn dazu beſtimmte; ferner, daß er Gelegenheit erhielt, dem Herrn Temple das durch ſeine Achtung und Zuneigung zu bezeugen, daß er freywillig und nicht aus Noth (denn es ſtand ja in ſeiner Macht, unabhängig zu leben) zu ihm zurückkehrte, und endlich daß, indem er Sir Williams Wünſche durch Aufopferung ſeiner Verſorgung ſo ſchnell erfüllte, er Dieſen in die Verbindlichkeit ſetzte, künftig alles zu ſeinem Glücke zu thun, was nur irgend in ſeiner Macht ſtand. Auch fand ſich Swift durch dieſe Betrachtungen ſo erheitert und Temple fühlte ſo ganz den Werth ſeiner Gefälligkeit gegen ihn, daß dieſe beyden großen Männer von der Zeit an, bis zu Sir Williams Tode, immer in vollkommner Eintracht und gegenſeitiger Achtung und Vertraulichkeit lebten. Es ſcheint, daß Swift während dieſer vier Jahre nicht ferner auf die verſprochne Verſorgung gedrungen habe, ſonſt hätte er ſie gewis erlangt; Er faßte aber vielmehr den großmüthigen Entſchluß, die letzten, von Krankheit und Schmerzen getrübten Tage ſeines Freundes, durch ſeinen Umgang zu erheitern und bis zu deſſen Tode ſein eignes Intereſſe ganz bey Seite zu ſetzen.

Indeß brachte Swift in dieſen vier Jahren ſeine Zeit ſehr nützlich hin. Acht Stunden des Tages widmete er, wie ehemals, ſeinen Studien.*) Seine geiſtlichen Func-

---

*) Da vielleicht einige Leſer neugierig seyn mögten, zu wiſſen, worinn ſeine Studien eigentlich beſtanden; ſo kann ihnen folgende Liſte, (die noch in ſeiner eignen Hand-Schrift vorhanden iſt) der Bücher, die er im einem Jahre geleſen, darüber Auskunft geben.

Vom 7ten Januar 1696, bis zum 7ten Januar 1697.

Lord Herbert's Harry VIII. fol.
Steidans Comment. abſtracted, fol.
Council of Trent, abſtracted, fol.
Memoires de Maurier.
Lucius Florus, dreymal.
Collier's Eſſays, 2 vol.
Virgil. zweymal.
Horatius, neunmal.

Sir

Functionen ſchränkten ſich auf eine Privat-Familie ein, doch trieb er ſie ordentlich, indem ſich ſeine kleine Gemeine jeden Mor-

gen

Sir Williams Temple's Memoirs.
Sir Williams Temple's Introduction.
Camdens Eliſabeth.
Prince Arthur.
Hiſtoire de Chypre.
Voyage de Syam.
Voiture.
Cyprian. et Irenaeus, abſtr. fol.
Voyage de Mawe &c.
Aelian. Vol. I.
Homer, Iliad. et. Odyſſ.
Ciceronis Epiſt.
Bernier's Grand Mogol, 2 vol.
Burnet's Hiſt. of Reform. fol.
Count Gabalis.
Sir John Davis, of the ſoul.
Conformité de religion &c.
Dialogues des Morts, 2 vol.
Lucretius, dreymal
Hiſtoire de Mr. Conſtance.
Hiſtoire d'Ethiopie.
Hiſtoire de Cete , de Ao.

Digen und Abend zu beſtimmten Stunden zum Gebethe verſammeln muſste. Auch übernahm er das Amt eines Lehrers bey einem jungen Frauenzimmer, das Sir Williams Nichte war und ſich in ihres Oheims Hauſe aufhielt, unterrichtete ſie im Engliſchen und lenkte die Wahl ihrer Lectüre. Die Geſpielinn dieſes Frauenzimmers, Mis Johnſon, die in der Folge ſo berühmt gewordne Stella, nahm mit Antheil an Swifts Unterrichte. Sie war die Tochter des Hausverwalters in Moor-Park, damals im funfzehnten Jahre ihres Alters, ſchön, und hatte ſo herrliche Anlagen, daß Swift ein beſonders Vergnügen fand, ſie auszubilden. In dieſer Zeit ſchrieb Swift ſeine berühmten Digreſſionen (die man hinter dem Weibermärchen findet) und die

Diodorus Siculus, abſtr. fol.
Petronius Arbiter.
Oeuvres melées, 5 vol.
Thucydides by Hobbes, abſtr. fol.
Theophraſti charactères.
Voſſius de Sibyllinis.

die Bücher-Schlacht, ſeinem erhabnen und gelehrten Freunde zu Ehren.

Im Jahre 1699 ſtarb Herr Temple, nachdem er Swift ein Legat vermacht und ihm aufgetragen hatte, ſeine nachgelaſſenen Manuſcripte, wovon er ihm die Einnahme überließ, zum Drucke zu befördern. Da ihm ferner der König vor ſeinem Ende die Verſicherung gegeben hatte, daß Swift entweder die Präbende von Conterbury oder Weſtmünſter erhalten ſollte; ſo glaubte er Dieſen hinlänglich für ſeine mannigfaltigen Dienſte belohnt und ihm glänzende Ausſichten in die Zukunft eröfnet zu haben.*)

Laßt

---

*) Swift hatte ſo viel Liebe und Anhänglichkeit für Sir William, daß er während ſeiner letzten Krankheit vom 1ten Julius 1698 an, bis zum 27ten Januar des folgenden Jahrs, ein Regiſter über die verſchiedenen Symptome führte, die ſich täglich dabey äußerten und es endlich mit folgenden Worten ſchloß: „Er ſtarb „um Ein Uhr des Morgens und mit ihm alles, „was groß und gut in der Welt war.“

Laſſet uns nun, ehe wir Swift in die Welt begleiten, einen Rückblick auf ſein voriges Leben werfen! Man denke ſich ihn nochmals, erſt hülflos und verlaſſen, auf dem Wege nach Leiceſter und nachher, indem die unſichtbare Hand der Vorſehung ihn in Sir Williams gaſtfreye Wohnung leitete und dadurch den Grund zu ſeiner künftigen Größe legte; Denn ſo freygebig auch die Natur mit ihren beſten Gaben gegen Swift geweſen; ſo waren ſie doch von der Art, daß es Zeit und Anſtrengung erforderte, ſie zu vervollkommnen und ihnen die gehörige Richtung zu geben. Er hatte die Jahre, welche man gewöhnlich zu Bildung der Seele anwendet, ungenützt verſtreichen laſſen; aber er war auch zugleich dadurch der Gefahr entgangen, verſchroben zu werden. Sein Geiſt war nicht in eine pedantiſche Form gezwängt und dadurch im Wachsthume verhindert worden; ſondern man hatte der Natur freye Hand gelaſſen und ſie hatte ihn ungewöhnlich ſtark und fein geſchaffen. Da er nicht eher anfing, ſich ernſtlich den Studien zu widmen, als bis ſein Verſtand zu völliger Reife gelangt war; las er dann auch nur nützliche Werke und beſchwerte ſein Gedächtniß nicht mit jenen wichtigen Kleinigkeiten, welche andre Schüler ſo ſehr beſchäftigen. Er las die Claſſiker nicht in dem Knaben-Alter, wo das Auge ſich nur an ihrer blumichten Oberfläche ergötzt; ſondern erſt als er ſchon fähig war, ihre Tiefen zu ergründen und ſich durch ihre verborgnen Schätzen zu bereichern. Seiner eignen Menſchheit eingedenk, ſah er die Kenntniß des Menſchen und ſeiner Natur für die wichtigſte Wiſſenſchaft an und war überzeugt, daß man durch das Studium der Geſchichte eine allgemeine Ueberſicht und durch aufmerkſame Beobachtung der Menſchen ſelbſt, genauere Einſicht darinn erhalten könne. In Moor-Park hatte er die beſte Gelegenheit, Beobachtungen über die höhern Stände anzuſtellen und auf ſeinen Reiſen ſuchte er ſtets ſich unter die niedern Claſſen zu miſchen, zog auch oft die Leiterwagen und Bierſchenken den Kutſchen und Gaſthöfen vor. Scenen aus dem Leben der mittlern Stände kamen ihm am öfterſten in den Weg und wenn man ſeine unbegränzte Neugierde und ſeinen ungewöhnlichen Scharfſinn dabey in Betrachtung zieht; ſo iſt es kein Wunder, daß er ein ſo großer Welt- und Menſchen-Kenner wurde. Dieſe Kenntniß aber war auch durchaus nöthig zu der Rolle, die er in der Folge in der Welt ſpielte.

In der That war ſeine Lage in Sir Williams Hauſe in jeder Rückſicht die günſtigſte, um ſeinen großen Geiſt zu den verſchiedenen Scenen vorzubereiten, die ihn auf dem Schauplatze der Welt erwarteten; denn Swift ſollte als Schriftſteller, als Politiker und als Patriot glänzen. Und wo hätte er unter dieſen Umſtänden einen beſſern Führer und Rathgeber finden können, als den Baronet William Temple, der ſelbſt einer der beſten Schriftſteller, der fähigſten Staatsmänner und treueſten Patrioten war, die je in dieſem, oder vielleicht ſogar in allen andern Zeitaltern gelebt haben?

Dadurch, daß Swift die Werke dieſes großen Mannes unter ſeiner Aufſicht ausbeſſerte, erlangte er ſelbſt jene Reinheit und Feinheit des Styls, worinn er, dem allgemeinen Urtheile nach, alle engliſchen Schriftſteller übertrifft. Auch ſchätzte er Sir Williams Producte in dieſer Rückſicht beſonders, wovon mich folgendes Beyſpiel überzeugt hat. Während ich auf der Univerſität ſtudierte, ermahnte er mich, dem Studium der engliſchen Sprache täglich einige Stunden zu widmen; und als ich ihn fragte, welche Schriftſteller er mir deshalb zu leſen riethe, antwortete er unverzüglich: „William Temple; „aber nicht ſeine letzten Werke, weil dieſe „nach dem langen Aufenthalte auſſer Landes „geſchrieben und daher mit allerley ausländiſchen Wörtern und Ausdrücken, die er „ſich durch häufiges Sprechen und Schreiben fremder Sprachen angewöhnt hatte, „vermiſcht ſind; ſondern ſeine frühern Producte, die herausgekommen ſind, ehe er als „Geſandter nach Nimwegen gieng. Auſſer „ihm“ ſetzte er hinzu „weiß ich keinen „Schriftſteller, in unſrer Sprache, den ich „Ihnen zum Muſter darſtellen mögte.“ Ich hätte hier die ſchönſte Gelegenheit gehabt, ihm ein wohlverdientes Compliment über ſeine eignen Werke zu machen; aber weil ich wuſſte, daß er alles haſſte, was nur den geringſten Anſchein von Schmeicheley hatte; ließ ich es damit gut ſeyn.

Auch in Rückſicht der Staats-Wirthſchaft war gewiß kein Mann des Zeitalters fähiger, als Herr Temple, der ſelbſt eine Rolle dabey geſpielt hatte, Swift nicht nur mit dem politiſchen Syſteme aller europäiſchen Reiche bekannt zu machen, ſondern ihm auch alle Staats-Geheimniſſe und die verborgenſten Urſachen der in- und ausländiſchen öffentlichen Begebenheiten aufzudecken; Und was den Patriotismus betrifft; ſo muß man ebenfalls Sir William die Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, daß er das herrlichſte Muſter dieſer edelſten der Tugenden war, indem er den beſten Theil ſeines Lebens den unabläſſigſten Bemühungen für das Wohl ſeines Vaterlandes gewidmet, und oft dem Könige auf ſeine eigne Unkoſten gedient hatte, ohne je eine Belohnung zu erhalten, oder zu verlangen, ſo daß er ſogar gen; ſobald ich dieſen Zweck für vereitelt hielt, hörte ich auf, mit Luſt zu arbeiten. Hätte ich die Geduld gehabt, unermüdet meinen Weg forzugehn; ſo würde ich endlich durchgedrungen, es würde einmal ein Umſtand eingetreten ſeyn, wo man meiner Talente bedurft hätte; und dann wäre mir vermuthlich jeder ehemalige Verdruß verſüßt worden. — Denn man ſage, was man will, der geſchickte und fleißige Mann und der dabey klug und vorſichtig handelt, kann eine Zeitlang überſehen werden; aber endlich kömmt, wenn er ausdauert, der Tag ſeines Triumphs und ſeiner Erndte. Allein Harren war meine Sache nicht: ich wurde verdrießlich, spöttelte zuweilen über die Pedantereyen in unſerm Fache und hörte endlich nach und nach auf, der fleißige Arbeiter zu ſeyn, der ich Anfangs geweſen war. Da ich in den größern Cirkeln zu keiner ausgezeichneten Rolle gelangen und ich nun einmal ſo geſtimmt war, daß ich keine Neben Rolle ſpielen konnte; ſo ſuchte ich andre Geſellſchaften auf und gerieth dann an Leute, die in der That Meiner nicht würdig waren, aber, weil ſie über manche Vorurtheile hinaus zu ſeyn ſchienen, ziemlich kühn redeten, auch wohl nicht ganz ohne Anlagen und Talente waren, bey dem Mangel an Solchen, die mich ganz verſtanden hätten, mir als Männer von Genie und Kraft vorkamen. Eigentden höchſten Rang im Staate, zu welchem ein Unterthan gelangen kann, die Premierminiſter-Stelle ausſchlug, weil er fühlte, daß die Geiſteskräfte in ſeinem Alter den wichtigen Geſchäften dieſes Poſtens nicht mehr gewachſen waren. Auch als Privatmann betrachtet, konnte man einem jungen Manne kein beſſeres Muſter vor Augen ſtellen, als dieſen alten Höfling, den Einzigen, der während der laſterhaften Regierung Carls, des Zweyten, am Hofe ſeine Rechtſchaffenheit unerſchüttert und ſeine Sittlichkeit unbefleckt erhalten hatte.

Unter der Leitung eines ſolchen Freundes und Führers und durch den Einfluß ſeines Beyſpiels brachte er die gefährlichſte Periode des Lebens in geſchäftiger Einſamkeit und fern von den Gefahren der verderbten Welt hin.

Wenn wir erwägen, daß Swiſt erſt in der Schule des Unglücks (die zwar eine ſtrenge Lehrerinn iſt, aber gewöhnlich die beſten Schüler bildet) erzogen, und dann in das Lyceum eines Weiſen gekommen war, der ſocratiſche Weisheit mit ſtoiſcher Tugend und epicuriſcher Feinheit vereinigte; ſo müſſen wir geſtehn, daß er das glücklichſte Loos getroffen hatte, um einſt ein großer Mann zu werden. Auch entſprach er ganz den hohen Erwartungen, die man von einem jungen Manne, den die Natur mit ungewöhnlichen Gaben beſchenkt und dem ſie die beſte Gelegenheit zu Ausbildung derſelben gegeben hatte, zu faſſen berechtigt war.

Zwey-

Zweyter Abſchnitt.

Von William Temples Tode an, bis zu Swifts Bekanntſchaft mit dem Lord Oxfort.

Gleich nach Sir Williams Tode reiſte Swift nach London, und dort war es ſein erſtes Geſchäfte, ſich ſeines Auftrags zu entledigen, die verbeſſerte Auflage von Temples Werken zu beſorgen und ſie dem Könige, nebſt einer, von ihm ſelbſt als Herausgeber geſchriebnen Dedication, zu überreichen. Er glaubte dem Monarchen ein angenehmes Compliment zu machen, indem er ihm die letzten Werke eines Mannes widmete, für den er ſchon als Prinz von Oranien die herzlichſte Achtung und Freundſchaft gehegt und mit dem er nach ſeiner Thronbeſteigung auf dem vertraueteſten Fuß gelebt und ihn oft in ſeiner

Einſamkeit beſucht hatte, nachdem es ihm nicht gelungen war, ihn durch das reizende Anerbieten der Premierminiſter-Stelle herauszulocken. Auch ſchon deshalb mußte die Herausgabe von Sir Williams Werken dem Könige beſonders angenehm ſeyn, weil viele darinn angeführte wichtige Begebenheiten auf ihn ſelbſt Bezug hatten und weil dadurch manche perſönliche Anecdoten bekannt wurden, die vielleicht niemand, als Herr Temple, wiſſen konnte und die den Character dieſes wahrhaftig edeln Fürſten in das vortheilhafteſte Licht ſetzten. Dieſe Rückſichten zuſammengenommen beſtimmten Swift zu der Zueignungsſchrift, indem er dies für die feinſte Art und das ſicherſte Mittel hielt, dem Könige ſein Verſprechen, Swift zu verſorgen, in Erinnerung zu bringen. Da indeß der Erfolg ſeinen Hofnungen nicht entſprach, reichte er bald nachher ein Memorial ein.

Als er aber nach einiger Zeit fand, daß dieſe Bittſchrift eben ſo wenig gefruchtet hatte, als ſeine Dedication, nahm er Berkeley's Anerbiethen an, der damals einer von den Lords Richtern in Irland geworden war, und begleitete Dieſen als Capellan und Privat-Secretair in jenes Königreich.

Die gänzliche Vernachläſſigung des Verſprechens, das er einem ſterbenden Freunde ſo zu ſagen auf ſeine letzte Bitte gegeben hatte, ſcheint ein nicht ganz vortheilhaftes Licht auf den Character des Königs zu werfen; aber man muß auch überlegen, daß Swift grade unter allen Menſchen am wenigſten dazu gemacht war, eine Sache in der gehörigen Form, ohne welche man bey Hofe nichts ausrichtet, anzubringen. Er meinte es ſey alles gethan, wenn er nur ſich, oder höchſtens ſeine Zueignungsſchrift von Sir Williams Werken dort zeigte. Und was die Bittſchrift betrifft; ſo entſchuldigte er ſelbſt den König in ſo fern, indem er oft ſagte, er glaube, ſie ſey nie an ihn gelangt. Er hatte ſie nämlich einem Edelmanne anvertrauet, den er für ſeinen Freund hielt und der ihm verſprach, ſie mit aller Macht zu unterſtützen; Indeß fand Swift in der Folge Veranlaſſung, zu glauben, daß er ſie unterdrückt habe, ohne ein Wort davon zu ſagen.

Swift diente dem Lord Berkeley als Secretair, bis ſie nach Dublin kamen; dort aber wurde dieſer Poſten durch einen gewiſſen Buſh beſetzt, der ſich durch allerley Mittel des Lords Gunſt zu erwerben gewuſſt und ihm endlich vorgeſtellt hatte, daß ſich die Secretairs-Stelle für einen Geiſtlichen nicht ſchickte. Berkeley ſuchte zwar dies Verfahren bey Swift ſo viel als möglich zu entſchuldigen, und meinte es dadurch wieder gut zu machen, daß er ihm die erſte geiſtliche Stelle verſprach, die er zu vergeben haben würde; aber Swift war ein Mann, den man nicht ungeſtraft ſo behandeln durfte. Er wuſſte ſich zu rächen, indem er ſeinem Zorne in einem Gedichte, das den Gouverneur und ſeinen neuen Secretair in das lächerlichſte Licht ſetzte und das, zu ihrem nicht geringen Verdruſſe, allgemein bekannt wurde, freyen Lauf ließ. Bald nachher wurde die reiche Dechantey von Derry erledigt, und da grade diesmal den Grafen ſen Berkeley die Reyhe traf. ſie zu beſehen, erinnerte ihn Swift an ſein Verſprechen und bekam zur Antwort: Buſh ſey ihm zuvorgekommen und habe ſich die Stelle für einen Andern ausgebeten. Da Swift hierüber aufgebracht ſchien. ſagte ihm Mylord, der anfing, ihn zu fürchten, daß ſich die Sache vielleicht noch machen lieſſe, wenn er mit Buſh ſprechen wollte. Er ſuchte daher ſogleich den Secretair auf, der ihm gradeaus geſtand, daß ihm ſeine Empfehlung tauſend Pfund einbrächte; wenn er aber daſſelbe geben wollte; ſo ſollte er den Vorzug haben. Dieſer Vorſchlag, den Swift als die höchſte Beleidigung anſah, und der offenbar mit des Lords Vorwiſſen geſchehn war, brachte ihn in ſo heftige Wuth, daß er weiter nichts antwortete, als: „Gott wird Euch ſtrafen, „Ihr Schelme!“ Mit dieſen Worten verließ er das Zimmer und gleich darauf das Schloß, das er nie wieder zu betreten, ſich vornahm. Aber Mylord Berkeley, der ſich bewußt war, ihn beleidigt zu haben, fürchtete ſeinen Zorn zu ſehr, als daß er nicht hätte ſuchen ſollen, ihn zu verſöhnen. Er both ihm daher das Rectorat von Agher und die grade erledigte Vicariate von Laracor und Rathbeggan in dem Kirchſpiele Meath an, und Swift hielt es für das Klügſte, ſie anzunehmen, obgleich dieſe Stellen zuſammengenommen nicht einmal den dritten Theil von den Einkünften der Dechantey von Derry ausmachten und ihn des Lords Verſprechen zu größern Erwartungen berechtigte. Da er indeſſen ſchon aus der letztern Probe geſehn hatte, wie wenig er ſich auf ſein Wort verlaſſen konnte; begnügte er ſich mit der angebothnen Verſorgung und ließ alle Hofnungen zu fernerer Beförderung von dieſer Seite fahren. Auch vermied er des Lord Haus nicht ferner, ſondern verſah noch immer nebenher die Stelle ſeines Haus-Capellans, wozu ihn wohl vorzüglich ſeine große Verehrung der vortreflichen Lady Berkeley bewog, deren Tugenden er auch in der Einleitung zu dem Werke, das den Titel führt: Plan zu Beförderung der Religion, auf eine ſo meiſterhafte Art berühmt gemacht hat.

Aus Swifts Betragen gegen Mylord Berkeley kann man urtheilen, wie wenig er dazu geſchaffen war, auf die bey Hofe gebräuchliche Weiſe dort ſein Glück zu machen; Indeſſen muß man ſeinen erhabnen Geiſt um ſo mehr bewundern, wenn man ſieht, daß er es wagte, ſeinen gerechten Unwillen über ſchlechte Behandlung gegen einen Mann zu äuſſern, auf dem damals alle ſeine Hoffnungen zu künftiger Verſorgung beruheten.

Swift fieng nun auch an, ſein wahrhaft poetiſches Genie in verſchiednen kleinen, bloß zur Unterhaltung für des Lords Familie verfaſſten Gedichten zu zeigen, unter denen ſich das unnachahmliche, in niedrig comiſchem Style geſchrieben: „The humble Petition „of Mrs. Frances Harris“ befindet.

Nachdem Mylord Berkeley die Stadthalterſchaft von Irland abgegeben hatte, zog ſich Swift auf ſeine Pfarre in Larracor zurück, wo er einige Zeit in ſorgſamer, ununterbrochner Ausübung ſeiner Amts-Pflichten zubrachte.

In dieſer Zeit kamen Miß Johnſon (die in der Folge ſo berühmte Stella) und Miſtris Dingley, eine Verwandtinn der tempelſchen Familie, in Irland an. Sir William hatte der Erſtern in Rückſicht der treuen Dienſte ihres Vaters und ihrer guten Eigenſchaften ein Legat von tauſend Pfund vermacht, und ſie hielt ſich nach ſeinem Tode bey Miſtris Dingley auf, die ſelbſt nur von einem kleinen Jahrgelde lebte. Swift rieth deshalb ſeiner liebenswürdigen Schülerinn, ſich in Irland niederzulaſſen, erſtlich weil man damals in dieſem Königreiche ein Capital zu zehn Procent unterbringen, und dann auch, weil die Lebensmittel ſo wohlfeil waren, daß ſie mit ihrem Gelde dort auf einem gemächlichen Fuße leben konnte, Statt, daß ſie in England nur das Nothwendige dafür hatte. Aus denſelben Gründen rieth er auch der Miſtris Dingley, ihre Freundinn nach Irland zu begleiten. Dieſer Vorſchlag war beyden Frauenzimmern ſehr angenehm; der Letztern, weil ſie in England, ſelbſt bey der äuſſerſten Sparſamkeit, kaum mit ihrem Jahrgelde auskommen konnte und der Erſtern,

weil

lich beſtand dieſe Geſellſchaft aus unruhigen Köpfen, die durch eine inconſequente, oder nicht ſehr moraliſche Aufführung die gute Meinung ihrer Mitbürger und den Schutz der Großen verſcherzt hätten, an welchen ſie ſich dadurch zu rächen ſuchten, daß ſie die Schritte der Regierung und die Thorheiten derer, die am Ruder ſaßen, nicht ohne Witz durchhechelten. War es ein Wunder, wenn bey der bittern Laune, darinn mich ſo manche unedle Behandlung verſetzte, ich anfieng, an dem Umgange dieſer Menſchen Geſchmack zu finden? Hier konnte ich mich alles Gifts entladen; Hier wurde jeder meiner Einfälle laut bewundert und mein cauſtiſches Salz geſchärft; aber es fehlte nicht an dienſtfertigen Seelen, die alles was ich that und ſprach, da wieder hinterbrachten, wo man die Mittel in Händen hatte, mir mein Leben immer mehr zu verbittern, und bald war der Jüngling mit wahrhaftig großer Seele, hellem Kopfe und den beſten Anlagen, da, wo er gehofft hatte, eine ruhmvolle Laufbahn für ſeine Thätigkeit zu finden, ſo tief geſunken, daß jeder Schaafskopf die Achſeln über ihn zuckte und ſelbſt die beſſern Menſchen ſeinem Umgange auswichen — Noch einmal! ſo viel hängt oft bey dem erſten Eintritte eines Menſchen in die große Welt, von kleinen Umſtänden ab!

weil ſie dadurch wieder in die Nähe ihres Meiſters kam, deſſen Lehren ehmals einen tiefen Eindruck auf ihr Gedächtniß und einen noch tiefern auf ihr Herz gemacht hatten. Die Damen mietheten gleich nach ihrer Ankunft eine Wohnung in Trim, einem Dorfe, nahe bey Laracor, wo ſich Swift aufhielt, und der Umgang der liebenswürdigen Johnſon, die ſich, (ſeinem eignen Geſtändniſſe nach) durch viele herrliche Eigenſchaften nicht allein unter dem weiblichen, ſondern unter dem ganzen menſchlichen Geſchlechte auszeichnete, trug nicht wenig dazu bey, ihm ſeine Einſamkeit, die ſonſt ein ſo thätiger Geiſt bald würde unerträglich gefunden haben, zu verſüßen. Indeß entwiſchte ihm doch nie das geringſte Wort, das ihr hätte einen Liebhaber in ihm entdecken können, obgleich ſie damals in der völligen Blüthe einer achtzehnjährigen Schönheit ſtand. Er betrachtete ſich ſtets als ihren Vormund, Lehrer und Freund und vermied ſo ſorgfältig den Anſchein einer andern Abſicht, daß er ſie nie anders, als in Gegenwart einer dritten Perſon ſah oder ſprach. Auch wuſſte Swift damals würklich noch nicht, was Liebe ſey; Seine Neigung für Stella glich der Zärtlichkeit eines Vaters für ſeine Lieblings-Tochter, und er hatte von jeher eine Abneigung gegen die Ehe gehabt. Auch beherrſchte ihn eine andre mächtige Leidenſchaft faſt ganz, nämlich der Ehrgeiz. Sie hatte ſich ſchon in ſeiner Kindheit in ſein Herz geſchlichen, und ſo ſtarke Wurzeln gefaſſt, daß er ſie nicht eher auszurotten vermogte, als bis er zugleich alle Hofnung aufgeben muſſte, ſie ferner befriedigt zu ſehn.

Sein raſtloſer Geiſt trieb ihn auch jetzt, ſich alle Jahre einige Monate hindurch ſeinen Berufsgeſchäften und dem bezaubernden Umgange der liebenswürdigen Stella zu entziehn, um eine Reiſe nach England zu machen, in der Hofnung, dort vielleicht Gelegenheit zu finden, ſich auszuzeichnen und ſeine jetzige Lage zu verbeſſern. Sein erſter Ausflug (nachdem er ſeine Pfarre angetreten hatte) geſchah im Jahre 1701, nach London, wo er das Publicum, wegen der Anklage der Grafen von Portland und Orford und der Lords Somers und Hallifax, bey dem Hauſe der Gemeinen, in groſſer Gährung fand. Bey dieſer Veranlaſſung gab Swift ſeinen erſten politiſchen Tractat: a diſcourſe of the Conteſts and Diſſentions in Athens and Rome, heraus, worinn er eine groſſe Kenntniſſ, ſowohl der alten Geſchichte, als auch der engliſchen Conſtitution und der Verhältniſſe der ſtreitenden Partheyen verrieth. Doch ſtand der Name des Verfaſſers nicht vor dem Werke, ſondern er verbarg ſich ſorgfältig; auch war er damals unter dem Adel, zu deſſen Vertheidigung es geſchrieben war und deſſen Privat-Intereſſe ſeine Feder zu leiten ſchien, nicht perſönlich bekannt. Niemand kannte die engliſche Conſtitution genauer, als Swift, niemand hieng ihr ſo eifrig an und würde, ſo wie er, alles gewagt haben, um ſie zu erhalten. Er ſah deutlich, daß das Gleichgewicht, auf welchem das Wohl des ganzen Staats und jedes einzelnen Mitglieds deſſelben beruht, bereits ſchwankte, und daß die Volks-Partheyen im Begriff war, das Uebergewicht zu gewinnen, um die Greuel der Anarchie und

Cromwells verhaßte Zeiten zu erneuern. Er hielt es daher für Pflicht, dem Publico die traurigen Folgen, welche die Eingriffe der Gemeinen in die Rechte der andern beyden geſetzgebenden Partheyen haben könnten, vor Augen zu ſtellen. Auch hat er dies auf die meiſterhafteſte, überzeugendſte Weiſe, indem er ähnliche Beyſpiele in andern Staaten anführte. Dabey war das Werk in einem ſo klaren, deutlichen Styl geſchrieben, daß es auch der gemeinſte Bürger verſtehn konnte. Noch einen Beweis davon, daß Swift den Tractat nur aus Pflicht gegen das Vaterland ſchrieb, finden wir darinn, das er immer nur im Allgemeinen von dem Adel ſpricht, einmal ausgenommen, wo er den vier angeklagten Lords ein verſtecktes Compliment macht, welches aber zugleich zur Verſtärkung eines Beweiſes diente. Eigentlich war Swift damals von keiner Parthey und hielt ſich bloß deshalb zu den Whigs, weil er fand, daß die Tories die Sache zu weit trieben und durch gewaltſames Verfahren die glückliche Gleichheit zu ſtöhren ſuchten, welche ſeit der letzten ruhmvollen Revolution geherrſcht hatte und deren treueſter Anhänger er war. So viel iſt indeſſen gewiß, daß der Verfaſſer jenes bewunderungswerthen Werks der Welt lange Zeit hindurch unbekannt blieb, bis er ſich endlich bey folgender Gelegenheit ſelbſt entdeckte. Es fügte ſich nämlich, daß er einſt, nach ſeiner Zurückkunft in Irland, mit dem Biſchoffe Sheridan in einer Geſellſchaft zuſammentraf, wo dann das Geſpräch, wie gewöhnlich, bald auf den, dem Publico damals ſehr intereſſanten Tractat fiel. Sheridan meinte, der Biſchoff Burnet ſey der Verfaſſer, indem niemand als er fähig ſey, ein ſolches Werk zu ſchreiben. Swift behauptete das Gegentheil, und ſuchte es Anfangs durch Gründe, die aus der Verſchiedenheit des Styls und der Schreibart hergenommen waren, zu beweiſen; und da das nicht fruchtete, ſagte er endlich; er wiſſe gewiß, daß Burnet nicht der Verfaſſer ſey. „Und wer wäre es dann?“ fragte der Biſchoff. „Ich ſelbſt“ antwortete Swift. Da dies, ſo viel man weiß, das einzigemal iſt, daß Swift gradezu irgend eines ſeiner Werke anerkannt hat; ſo iſt es ſehr wahrſcheinlich, daß ihm auch diesmal das Bekenntniß nur in der Hitze des Streits entſchlüpfte.

Zu Anfange des folgenden Frühjahrs ſtarb der König Wilhelm, und Swift fand, bey ſeiner nächſten Reiſe nach London, die Königinn Anna auf dem Throne. Man glaubte allgemein, daß die Parthey der Tories nun völlig die Oberhand gewinnen würde; aber man irrte, denn die Whigs wußten es ſo geſchickt zu lenken, daß ſie ſich der Königinn ganzes Vertrauen erwarben und die Staats-Verwaltung in ihre Hände ſpielten. Da ſie nun Swift (der jetzt allgemein als Verfaſſer jenes Werks über die Streitigkeiten anerkannt war) große Verbindlichkeiten ſchuldig zu ſeyn glaubten und ihn für einen eifrigen Anhänger ihrer Sache hielten; baten ihn die Häupter derſelben um ſeinen Beyſtand, zu Ausführung ihrer Plane; Und gewiß wäre dies die günſtigſte Gelegenheit geweſen, ſeinen Ehrgeiz zu ſtillen, wenn er ſich mit ihnen vereinigt und ſeine Talente zu ihrem Beſten genützt hätte.

Aber ſo groß auch dieſer Ehrgeiz war; ſo würde er doch ſelbſt die höchſte Befriedigung dieſer Leidenſchaft nicht durch Aufopferung ſeiner Grundſätze erkauft haben, und alle Schätze und Würden des ganzen Königreichs zuſammengenommen würden ihn nie vermogt haben, gegen ſeine Ueberzeugung zu handeln. Da er nun bey näherer Unterſuchung des politiſchen Syſtems der Whigs, fand, daß es in manchen Puncten von dem des ehemaligen Adels verſchieden war und daß einige ihrer Maßregeln der Conſtitution gefährlich werden konnten; ſchlug er, ungeachtet ſein Intereſſe und manche freundſchaftliche Verbindungen ihn nach ihrer Seite hinzogen, gleich alle Anerbiethungen der Häupter ihrer Parthey aus und nahm ſich auch nach einiger Zeit vor, ſich gar nicht in ihre Plane zu miſchen. Dies Betragen kam den Whigs, die ſchon lange auf ihn als einen ſichern Mann gerechnet hatten, ſo unerwartet, daß ſie äuſſerſt aufgebracht waren, gleich als hätte er ihre Fahne verlaſſen, um zu dem Feinde überzugehn, welches indeß ſo wenig Swifts Abſicht war (weil er das Betragen der Tories ſo tadelhaft fand, als das der Whigs) daß er vielmehr einige Jahre hindurch gänzlich neutral blieb, ohne ſich auf irgend eine Weiſe mit Politik abzugeben.

Die Haupturſache, warum er damals aller Verbindung mit den Whigs entſagte, war die Rückſicht auf ihre presbyterianiſchen Religions-Begriffe, und daß ſie im Namen der Toleranz Fanatiker, ja ſogar alle Deiſten, Freydenker, Atheiſten, Juden und Ungläubigen aufforderten, ſich mit ihnen zu vereinigen und ihnen unter dem Vorwande chriſtlicher Mäßigung, die Gewiſſens-Freyheit zugeſtanden; und Swift, der ein würklich frommer Mann war, konnte ſich nicht einmal entſchlieſſen, in geſellſchaftliche Verbindung mit dieſem bunten Haufen zu treten. Wenn man aber nun gar ſeine politiſchen Grundſätze bedenkt, und daß er die engliſche Kirche als die beſte Stütze der neuen Conſtitution anſah; ſo wird man ſelbſt einſehn, daß es für einen guten Bürger unſchicklich geweſen wäre, ſich mit Menſchen zu vereinigen, welche die Religion nur als einen entbehr-

lis

lichen Zierrath, nicht als einen Theil des Staats-Gebäudes betrachteten und es ruhig anſehn konnten, daß man dies Gebäude untergrub, ja! die ſogar im Stande waren, einem blinden Haufen die Thore zu öfnen, damit er, wie Simſon, ſeine Stärke dagegen verſuchte. Sich mit dieſer Parthey zu vereinigen, das erlaubten weder Swifts politiſche, noch ſeine Religions-Grundſätze, und was die Tories betrifft; ſo waren Dieſe in der Heftigkeit des Partheygeiſtes in entgegengeſetzte Uebertreibungen gefallen, die dem Staate nicht weniger gefährlich waren. Sein Urtheil von dem damaligen Zuſtande beyder Partheyen ging darauf hinaus: „daß man „das Gute, was beyde Partheyen von ſich „ſelber und das Böſe, was ſie von einander „ſagten, zur Richtſchnur annehmen müſſe, „nachdem man für Partheylichkeit und Lei„denſchaft von Beyden etwas abgerechnet „hätte; und dann würde Jeder, der Ehr„furcht für die Kirche und den Staat hegte, „die Ausſchweifungen der Whigs um der Er„ſtern und die Exceſſe der Tories um des „Letztern willen zu vermeiden wiſſen.“

Dieſer, obgleich ſehr weiſe Grundſatz, konnte indeß auf Menſchen, die der Partheygeiſt beſeelte, unmöglich Eindruck machen; Swift aber, der von der Wahrheit deſſelben überzeugt war, machte ihn zur Richtſchnur ſeines Betragens und war in dieſer Rückſicht faſt einzig.

Da er nun ſah, daß er dem Publico, bey der jetzigen Lage der Dinge, im politiſchen Fache doch nicht nützlich werden konnte; bekümmerte er ſich auch nicht ferner darum. Den größten Theil des Jahrs brachte er auf ſeiner Pfarre in Ausübung ſeiner Amts-Pflichten zu, beſuchte einmal des Jahrs ſeine Mutter in Leiceſter und gieng dann auch auf einige Tage nach London, um zu ſehn, wie die Sachen ſtänden und ob ſie ſich noch nicht einer günſtigen Criſis näherten.

Während dieſer Zeit war ſeine Feder ganz unbeſchäftigt, auſſer daß er Predigten, ſonſt aber einige Jahre hindurch nichts ſchrieb, als im Jahre 1703: Die Betrach-

tun-

Gewiß wäre ich gänzlich zu Grunde gegangen, wenn mein beſter Genius mich nicht bald aus dieſer Lage geriſſen hätte; aber der flüſterte mir's ſo oft zu, wie wenig ich an meinem Platze ſtünde, und daß ich fort müßte, um außer meinem Vaterlande einen edlern Würkungskreis zu ſuchen, daß ich endlich, nach drey Jahren, den Entſchluß faſte, meinen Abſchied zu fordern. Wäre der Fürſt im Lande geweſen; ſo wäre es wohl ſo nicht gekommen. Meine Talente und meine Geburt hätten ſeine Aufmerkſamkeit auf mich gezogen, und das würde meinen Muth und meinen Ehrgeiz belebt haben; aber Er ſtreifte ſeit langer Zeit faſt immer in Frankreich und Italien umher, kannte die wenigſten ſeiner Diener, und verließ ſich auf die Berichte der Miniſter, welche ihre Vettern und Creaturen hervorzogen. Mein Vormund wollte nichts davon hören, daß ich den Dienſt meines Vaterlandes verließe; aber ich war über zwanzig Jahre alt, ließ mir alſo veniam ætatis geben, forderte meinen Abſchied, und erhielt ihn.

Mich unthätig auf meinen Gütern niederzulaſſen, das war nicht mein Plan; ich hatte Jugend, Stand, Vermögen, Kenntniſſe; es ſchien mir nicht fehlen zu können, in jedem Dienſte, wo man Fremde von der Art gern ſieht, mit ofnen Armen aufgenommen zu werden; aber unter dem Schutze eines

grötungen über einen Beſen-Stiel und the Tritical Eſſay on the Faculties of the Mind. Da man Swift wegen deß erſtern Werks ſehr getadelt hat, indem er darinn den Styl und die Schreibart des großen und frommen Boyle lächerlich macht; muß ich doch bey dieſer Gelegenheit eine Anecdote*) anführen, die ich von ſehr ſichrer Hand habe und die ſehr zu Swifts Entſchuldigung dient. Während ſeiner jährlichen Beſuche in London brachte er die mehrſte Zeit in dem Hauſe des Lord Berkeley zu, verſah dort das Amt eines Capellans, wohnte den Privat-Andachten der Lady bey und las ihr gewöhnlich nachher eine moraliſche oder religioſe Abhandlung vor. Da nun die Gräfinn grade damals viel Geſchmack an Boyle's Betrachtungen fand und ſie alle nach der Reyhe vorzunehmen dachte, Swift aber dieſe Lectüre nicht ſo unterhaltend glaubte, als Milady; kam er auf den Einfall, ſich durch einen Scherz, den die Berkeleyſche Familie eben ſo ſehr liebte, als er ſelbſt, davon loszumachen. Nachdem er nun wieder einmal Vorleſung gehalten hatte, nahm er das Buch heimlich mit nach Hauſe und nähete behutſam einige Blätter hinein, auf die er ſeine eignen Betrachtungen über einen Beſen-Stiel geſchrieben hatte. Darauf ließ er das Buch wieder unbemerkt an ſeinen Ort legen, und als er bey ſeinem nächſten Beſuche von der Dame gebeten wurde, in den Betrachtungen fortzufahren, öfnete Swift das Buch da, wo die eingeſchobnen Blätter waren und fing ſehr ernſthaft an, zu leſen: „Betrachtungen über einen Beſen-Stiel." Die Gräfinn, durch die Sonderbarkeit des Titels überraſcht, fiel ihm in die Rede und wiederholte die Worte: „Betrachtung über „einen Beſen-Stiel? Ey, ey! das iſt ein „beſondrer Einfall! Indeß kann man doch „nicht wiſſen, ob nicht dieſer bewunderungswerthe Schriftſteller vielleicht die nützlichſten Lehren aus dieſem anſcheinend unbe-

---

*) Dieſe Anecdote ſtammt von Mylady Betty Germaine, einer Tochter der Gräfinn Berkeley, her und iſt mir von der ſeligen Lady Lambert, einer vertraueten Freundinn der Lady Betty, mitgetheilt worden.

„deu

„deutenden Gegenſtande zu ziehn gewuſſt „hat. Laſſen Sie uns hören, was er darüber ſagt!“. Swift fing nun an, mit unverändert ernſthafter Mine und in einem eben ſo feyerlichen Tone, als er bey den übrigen Betrachtungen angenommen hatte, zu leſen, und Milady Berkeley, die den Betrug noch immer nicht ahnete, äuſſerte dann und wann ihre Bewunderung des großen Mannes, der aus einem ſo geringen Gegenſtande ſo vortrefliche moraliſche Lehren ziehe. Swift fand ſich zwar durch dies Lob nicht wenig geſchmeichelt, doch blieb er ſo ſehr in ſeiner Faſſung, daß die Dame nichts merkte. Da gleich darauf Geſellſchaft hereinkam; ſchützte Swift Geſchäfte vor und entfernte ſich, weil er den folgenden Auftritt vorausſah. Die Gräfinn, die noch voll von dem Gehörten war, wuſſte das Geſpräch bald auf Boyle zu leiten und brach nun in Lobeserhebungen über ſeine göttlichen Betrachtungen aus, „aber“ ſetzte ſie hinzu „der Doctor hat mir eben eine vorgeleſen, „die mich in größeres Erſtaunen geſetzt „hat, als alle übrigen.“ Einer von der

Geſellſchaft fragte, welche das dann ſey? und ſie antwortete, in der Einfalt ihres Herzens: „Ich meine, die herrliche Betrachtung über einen Beſen-Stiel.“ Die Geſellſchaft ſah ſich erſtaunt an, konnte kaum das Lachen zurückhalten und Alle verſicherten einſtimmig, daß ſie nie etwas von dieſer Betrachtung gehört hätten. „Auf mein „Wort“ ſagte die Gräfinn, „ſie ſteht in dem „Buche; überzeugen Sie Sich ſelbſt davon!“ und nun wurde das Buch geöfnet und man fand ſie würklich darinn, aber in Swifts eigner Handſchrift, worauf ein allgemeines Gelächter erfolgte, worinn Milady ſelbſt, als das erſte Erſtaunen vorüber war, am lauteſten mit einſtimmte, indem ſie ſagte: „Was mir der Schelm da für einen Streich „geſpielt hat! Aber das iſt ſeine Art ſo; „er weiß bey jeder Gelegenheit einen witzigen Einfall anzubringen.“ Es wurde noch viel darüber geſcherzt und gelacht und Swift durfte die noch übrigen Betrachtungen nicht vorleſen. Wir ſehen hieraus, daß es nicht Swifts Abſicht war, durch dies ſcherzhafte Product den großen Robert Boyle lächerlich zu machen, ſondern bloß, die Gräfinn über ihren Enthuſiasmus und ihre fromme Einfalt ein wenig aufzuziehn und ſich zugleich von dem unangenehmen Geſchäfte, ihr Schriften vorzuleſen, die gar nicht nach ſeinem Geſchmacke waren, auf eine gute Art loszumachen. Daß es nachher zum Drucke befördert wurde, iſt nicht ſeine Schuld, ſondern es geſchah durch die Freunde der Berkeleyſchen Familie, die alle Abſchriften von dieſem witzigen Aufſatze verlangten, und dies war auch der Fall mit den mehrſten kleinen Schriften, die Swift in der Folge ſchrieb, wovon er faſt keine einzige ſelbſt herausgegeben hat, ſondern die alle auf dieſe Weiſe in die Welt kamen.

Swifts große Talente waren zwar im Privatleben ſehr berühmt und bewundert und man ſuchte ſeinen Umgang eifrig, doch war ſein Name bis jetzt in der Republic der Gelehrten ziemlich unbekannt geblieben. Er hatte noch nichts herausgegeben, als the Battle of the Books und the Conteſts and Diſſentions in Athens and Rome und Beyde nicht einmal unter ſeinem Namen: auch war er keinem von den ſchönen Geiſtern des Zeitalters perſönlich bekannt, Congreve ausgenommen und einem oder zweyen Andern, die er bey Sir William Temple geſehn hatte. Buttons Caffeehaus war damals der Sammelplatz der gelehrten Welt und hier wurde auch Swift zum erſtenmal unter ſie eingeführt, welches auf folgende ſonderbare Weiſe geſchah, wie mir Ambroſe Philips, ein Mitglied von Addiſons kleinem Senate erzählt hat. Die Herrn hatten nämlich einige Tage hinter einander einen fremden Geiſtlichen auf dem Caffeehauſe bemerkt, der niemand zu kennen ſchien und, ſobald er hineinkam, gleich ſeinen Hut auf den Tiſch legte, eine halbe Stunde oder Stunde lang mit großen Schritten im Zimmer auf und ab ging, ohne jemand anzureden, oder irgend Antheil an dem zu nehmen, was da vorging, und dann ſeinen Hut wieder aufnahm, an den Schranken ſein Geld bezahlte und fortging, ohne den Mund geöfnet zu haben. Man hielt ihn, dieſes ſonderbaren Betragens wegen, für

un=

unklug; die Herrn nannten ihn unter ſich den tollen Geiſtlichen, und betrachteten ihn genauer. Eines Abends, als ſie dies beſonders thaten, bemerkten ſie, daß ſeine Augen auf einen Mann in Stiefeln und Sporn geheftet waren, der ſo eben vom Lande zu kommen ſchien und dem er ſich auch endlich näherte, um ihn anzureden. Alle waren begierig, zu hören, was dieſer ſtumme und tolle Geiſtliche ſagen würde, ſtanden ſogleich auf und verſammelten ſich um ihn. Swift aber gieng grade auf den Land-Edelmann zu und fragte ganz kurz und ohne ihn vorher zu begrüßen: „Darf ich „fragen, mein Herr! ob Sie ſchon manchmal „gutes Wetter in der Welt erlebt haben?“ Der Edelmann ſtutzte Anfangs ein wenig über das Sonderbare in ſeinem Weſen und ſeiner Frage und antwortete dann: „Ja, „mein Herr! gottlob! ich erinnere mich „manches ſchönen Tages!“ „Das iſt mehr „als ich ſagen kann“ erwiederte Swift. „Ich „erinnere mich keines Tages, wo es nicht „entweder zu heiß, oder zu kalt, zu naß, oder „zu trocken geweſen wäre; indeß macht es

„der allmächtige Gott doch immer ſo, daß „am Ende des Jahrs alles gut iſt.“ Und nun nahm er ſeinen Hut, verließ das Caffeehaus, ohne ein Wort weiter zu reden, oder ſich um irgend jemand zu bekümmern und ließ die Zuſchauer dieſer ſonderbaren Scene voll Verwunderung und in der feſteſten Ueberzeugung zurück, daß er närriſch wäre. Man erzählt noch eine Anecdote, die zwiſchen ihm und dem Doctor Arbuthnot auf demſelben Caffeehauſe vorfiel. Der Doctor hatte nämlich in großer Eile einen Brief geſchrieben, der ſehr mit Dinte bekleckſt war und fragte nun den tollen Geiſtlichen, der neben ihm ſtand, um ihn aufzuziehn: ob er Sand bey ſich hätte? „Nein“ antwortete Swift „Sand habe ich nicht, aber wohl „Gries, und zwar in der Blaſe; und wenn „Sie mir Ihren Brief geben; ſo will ich „darauf p . . . . .“ Auf dieſe ſonderbare Weiſe entſpann ſich zwiſchen dieſen beyden witzigen Köpfen eine Bekanntſchaft, die in der Folge zur vertrauteſten Freundſchaft reifte. Swift erſchien nach dieſen beyden Vorfällen nicht mehr auf Buttons-Caffeehauſe und die dortige Geſellſchaft kam nicht eher aus ihrem Irthume, als bis das Weibermärchen in die Welt trat und ſie in der Perſon des unnachahmlichen Verfaſſers ihren tollen Geiſtlichen erkannten. Dies herrliche, originelle Product kam erſt im folgenden Jahre 1704 heraus und zwar ohne Namen; aber es erregte die Neugierde des Publicums in ſo hohem Grade, daß man bald den Verfaſſer entdeckte, und das um ſo leichter, da ſein Buchhändler ihn perſönlich kannte und auch verſchiedne von des Herrn Temples Verwandten und vertraueten Freunden das Werk im Manuſcripte geleſen hatten. Wenn man bedenkt, daß Swift es acht Jahre hindurch (nachdem es, ſeinem eignen Geſtändniſſe nach, völlig fertig war) liegen ließ, ehe er es zum Drucke beförderte; ſo muß man die Selbſtverleugnung eines ſo ehrgeitzigen jungen Mannes bewundern und faſt unbegreiflich finden. Aber die wahre Urſache dieſes Aufſchubs liegt darinn, daß Swift damals und auch ſein ganzes Leben hindurch wenig Werth auf ſeine ſchriftſtelleriſchen Talente legte, oder doch nur dann, wenn er ſie nützen konnte, um edlere Zwecke zu befördern, die er nie aus den Augen verlohr. Unbekümmert um bloß literariſchen Ruhm, fiel es ihm daher gar nicht ſchwer, ſein bewunderungswerthes Werk in ſeinen Schreibtiſch zu verſchlieſſen und mit philoſophiſcher Ruhe die Zeit zu erwarten, wo er irgend eine wichtige Abſicht damit erfüllen könnte. Da nun, in den erſten Jahren nach Vollendung deſſelben, die Heſtigkeit des Streits und des Haſſes zwiſchen den beyden entgegengeſetzten Partheyen auf das Höchſte geſtiegen war; ſah er bald ein, daß das Publicum jetzt noch nicht für den Eindruck empfänglich war, den er zu bewürken wünſchte; und ſo wurde dann die Herausgabe von einer Zeit zur andern verzögert. Jetzt aber, da die Wuth der Partheyen anfing nachzulaſſen, da der Widerſtand der Tories täglich ſchwächer, die Whigs hingegen täglich mächtiger wurden und mit ihrer Oberherrſchaft uns zugleich Unglauben und Irreligioſität bevorzuſtehn ſchienen; jetzt glaubte Swiſt, ſey es Zeit, ein Werk in die Welt zu ſchicken, in welchem er auf eine neue, auch dem gemeinſten Verſtande faßliche größern Herrn zu arbeiten, kam mir als ein würdigerer Schauplatz für meine Würkſamkeit vor; desfalls ſchrieb ich nach *** auch zugleich nach *** an die erſten Miniſter dieſer Höfe, und da ich von Beyden die ziemlich unbefriedigende Antwort erhielt: man wünſchte immer die Perſonen, welche man bey Hofe und den Collegien anſetzte, erſt perſönlich kennen zu lernen, beſchloß ich, eine Reiſe nach beyden Städten und überhaupt an einigen teutſchen Höfen umher, anzutreten.

Bevor ich aber dieſen Plan zur Ausführung bringen konnte, erforderten einige Umſtände meine Anweſenheit hier in Tungerhauſen. Es ſchrieb mir nämlich mein Gerichtshalter: »auf Ihrem Schloſſe in Tungerhauſen geht es ſeit einiger Zeit ſehr unrichtig her.«

»Ach! endlich« rief ich aus, als der Graf bis hierher erzählt hatte, »endlich kommen wir an die Erklärung der nächtlichen Erſcheinungen. Ihre Lebens-Geſchichte iſt mir zwar ſehr intereſſant; aber ich geſtehe es, meine Neugier über jenen Punct iſt noch immer hoch geſpannt.« — »Sie ſollen zu ſeiner Zeit befriedigt werden« antwortete der Graf »aber es iſt ſchon ſpät; für heute alſo müſſen Sie mich frey laſſen; Morgen will ich fortfahren.«

und zugleich dem Herzen intereſſante Weiſe, die Vortreflichkeit der herſchenden Kirche und ihre Vorzüge vor ihren beyden Nebenbuhlerinnen bewies. Auch war dieſer kleine Kunſtgriff nöthig, indem es ſonſt unmöglich geweſen ſeyn würde die Aufmerkſamkeit des Publicums auf Religion zu lenken. Das Volk war der ewigen Wiederholungen über dieſen trocknen Gegenſtand und der bösartigen Heftigkeit, mit der die Partheyen darüber ſtritten, endlich müde und daher nicht ungeneigt, den toleranten Grundſätzen der Whigs beyzuſtimmen. Weil es aber aus ihren politiſchen Maaßregeln ſichtbar war, daß es nicht bey der Toleranz bleiben würde, ſondern daß es ihre Abſicht war, eine gänzliche Gleichgültigkeit gegen Religion hervorzubringen; ſo hielt es Swift für hohe Zeit, das Volk zur Wachſamkeit für die Sicherheit der Kirche zu ermuntern und es vor den Kunſtgriffen ihrer Wiederſacher, die ſich für ihre Anhänger ausgaben, denen es aber wenig um ihr Intereſſe zu thun war, ſondern die ſich ganz den weltlichen Freuden ergaben, zu warnen. Und gewiß wählte er das ſicherſte Mittel, dieſen Zweck zu befördern, indem er die Religion nochmals zum Haupt-Gegenſtande, nicht eines leidenſchaftlichen Streits, ſondern einer fröhlichen, angenehmen Unterhaltung machte. Von der fürchterlichen Maske befreyt, die Andächteley und Enthuſiasmus ihr aufgeheftet hatten und mit allen Reizen einer komiſchen Muſe geſchmückt, war ſie jetzt in allen Geſellſchaften ein willkommner Gaſt. Man ſah da, in einer einfachen, verſtändlichen und wohl ausgeführten Allegorie, die Vorzüge der engliſchen Kirche, ihre Einfalt und Toleranz, die wahren Eigenſchaften des Chriſtenthums, der Abgötterey, dem Aberglauben und der Tyranney der römiſchen und dem Spleen, der Heucheley und dem falſchen Enthuſiasmus der calviniſchen Kirche gegenübergeſetzt. Es hatten dies ſchon Mehrere vor ihm verſucht, aber eben ſeine neue Weiſe, den Gegenſtand zu behandeln, brachte die große Würkung hervor. So lange die engliſchen Geiſtlichen, mehr als ein Jahrhundert hindurch, mit ihren Wiederſachern in beſtändigem Kriege gelebt und mit ernſthaften Gründen und heftigen Beweiſen geſtritten hatten, waren Dieſe immer gleich mächtig und furchtbar geblieben und, wenn auch oft überwunden, doch nie ganz unterdrückt worden. Jene hatten eben dadurch, daß ſie ihre Feinde dem Volke verhaſſt und furchtbar machten, ihnen zugleich ein Anſehn von Wichtigkeit verſchafft, indem ſie groſe Begriffe von der Gefahr und der Gewalt dieſer Parthey erregten. Aber von dem Augenblicke an, da dieſe lächerlich dargeſtellt wurde, verſchwand auch ihre Furchtbarkeit; ſie erſchien nun bloß verächtlich und wir finden die auffallendſte Beſtätigung folgender Regel des Horazens:

Ridiculum acri
Fortius et melius magnas plerumque ſecat res;

in der Würkung die das Weibermärchen in Abſicht auf päpſtliche Gewalt und Fanatismus in England hervorbrachte. Und zwar war dieſe Würkung nicht bloß vorübergehend, ſondern muß, wie auch ihre Veranlaſſung, ſo lange dauern, als man Engliſch leſen wird.

Nach der Herausgabe dieſes Werks ſchrieb Swift in drey oder vier Jahren nichts Bedeutendes; Indeß wurde ſeine Bekanntſchaft von allen Männern von Genie und Geſchmack ſehr geſucht. Beſonders entſpann ſich eine große Vertraulichkeit zwiſchen ihm und Addiſon*) die endlich zu der aufrichtigſten und dauerndſten Freundſchaft reifte, wenigſtens von Swifts Seite. Addiſons geſellige Tugenden waren nur Wenigen bekannt, weil eine unüberwindliche Schüchternheit ihn in vermiſchten Geſellſchaften vom Sprechen abhielt; indeß ſagte Swift von ihm, daß ſeine Unterhaltung in einem tête à tête die angenehmſte ſey, die man nur finden könnte, und daß in ſo manchen Stunden, die er auf dieſe Weiſe mit ihm verlebt, keiner von ihnen je eine dritte Perſon vermiſſt habe.

---

*) Im Jahre 1705 ſchenkte Addiſon ein Exemplar ſeiner Reiſebeſchreibung an Swift und ſchrieb auf ein leeres Blatt davor: „Dem Doctor Jonathan Swift, dem angenehmſten Geſellſchafter, „dem treueſten Freunde und dem größten Genie „ſeines Zeitalters, widmet dies Buch, ſein „ergebenſter Diener, der Verfaſſer.“

In Anfange des Jahrs 1708 erwachte Swift aus ſeiner Unthätigkeit und gab verſchiedne Werke über religioſe und, politiſche Gegenſtände und auch verſchiednes Comiſches heraus. Das, was eigentlich Religion anging, führt den Titel: an Argument, againſt aboliſhing Chriſtianity, und iſt ganz in der Manier des Weibermärchens gearbeitet. Es iſt vielleicht noch nie etwas geſchrieben worden, worinn ſo viel feine Satyre herrſcht, als in dieſem Producte und es war ganz dazu gemacht, den Eindruck zu verſtärken, den das Weibermärchen bewürkt hatte. In der That glaubte Swift die Kirche in großer Gefahr, (ſo ſehr auch das Parlament dagegen votirte) und vorzüglich darum, weil die Wächter derſelben in eine Art von Schlafſucht verſenkt zu ſeyn ſchienen. Aus dieſer glaubte er ſie leichter durch Kitzeln, als durch Peitſchenhiebe wecken zu können, weil er wohl wuſſte, daß ſie nicht ſchlafen konnten, indem ſie lachten.

Auch ſeine politiſchen Producte ließ Swift nun drucken. Bis dahin war er im-

immer als ein Anhänger der Whigs betrachtet worden, weil ſein einziger politiſcher Tractat, welcher bis jetzt war bekannt geworden, ſie begünſtigte, er auch am mehrſten mit ihnen umging und ſich ſelbſt in einem Gedichte an Miſtriß Finch dieſen Namen gegeben hatte.*) In der That war er auch der eigenſinnigſte Anhänger des alten Whigismus; aber zugleich der heftigſte Widerſacher der neuern Grundſätze dieſer Parthey, die offenbar nur auf Vergrößerung ihrer Gewalt und auf Republicanismus abzielten. In Anſehung ihrer Religions-Begriffe dachte er ebenfalls ſehr verſchieden von ihnen. Irreligioſität und Unglaube waren damals die Characteriſtik eines Whigs und man kann daher Swift nicht zu ihren Anhängern rechnen. Eigentlich war er ein zu rechtſchaffner Mann, um zu einer von beyden Partheyen

zu.

---

*) And last, my vengeance to compleat,
May you deſcend to take renown,
Prevail'd on by the thing you hate,
A Whig and one who wears a gown.

zu gehören, indem beyde ſehr Unrecht hatten. Dies erklärt er ſelbſt in einem damals herausgegebnen politiſchen Tractate: The Sentiments of a Church — of — England — Man with reſpect to Religion and Governement, der mit folgenden Worten anfängt: „Jeder, der das Verfahren der „beyden Partheyen (welche auch unterliegen „oder obſiegen mögte) während der letztern „Jahre beobachtet hat, muß geſtehn, daß „es unmöglich iſt, ſich zu einer von beyden „zu ſchlagen, ohne entweder der geſunden „Vernunft, oder der Rechtſchaffenheit Gewalt anzuthun.“ Die Urſache, warum er dieſen Tractat grade damals drucken ließ, erfahren wir in dem Folgenden: „Wenn die „beyden Partheyen, von denen das ganze „Wohl des Vaterlandes abhängt, ſich trennen, „und man ſieht, daß keine Hofnung da iſt, „eine dritte, auf beſſern Grundſätzen beruhende und die den beyden andern das „Gleichgewicht halten könnte, zuſammenzubringen; ſo ſcheint es die Pflicht jedes „Bürgers zu ſeyn, daß er ſich zu einer „von beyden Partheyen ſchlage, wenn er

„auch ſchon keiner gänzlich Recht geben mögte. Aber ehe die Partheyen zu offenbaren Gewaltthätigkeiten ſchreiten, leiſte ein Privatmann ſeinem Vaterlande den wahren Dienſt, ſich, ſo viel als möglich mit Unpartheylichkeit zu wafnen und dann ihnen einen Mittelweg vorzuſchlagen." Swift ſchloß damals aus verſchiednen Umſtänden, daß es bald zu einem öffentlichen Bruche zwiſchen den ſtreitenden Theilen kommen würde, und hielt es daher für Pflicht eines guten Bürgers, daß er eine dritte Parthey aus den Gemäßigtern der beyden andern und die dann beyden im Nothfalle die Spitze biethen könnte, zu Stande zu bringen ſuchte. Aus dieſer Abſicht ſchilderte er die Ausſchweifungen von beyden Seiten und die übeln Folgen, welche dieſe nach ſich ziehn würden, mit den ſtärkſten Farben, und bewies zugleich, daß die Gemäßigtern von jeder Parthey in den wichtigſten Puncten faſt gänzlich Einer Meinung wären und nur durch die verhaſſte Verſchiedenheit ihrer Namen abgehalten würden, ſich miteinander zu vereinigen. Er that ferner in ſeinem Werke ſo billige Vorſchläge zu Beſtimmung der religioſen und politiſchen Verhältniſſe zwiſchen der Kirche und dem Staate, daß ihm kein treuer Anhänger der engliſchen Kirche ſeine Beyſtimmung verſagen kann. Wäre es in der Ordnung der Dinge, daß eine Faction auf Grundſätzen der Mäßigung, geſunden Vernunft und des allgemeinen Beſtens beruhn könnte; ſo würde er gewiß ſeinen ſo meiſterhaft ausgeſonnenen Plan durchgeſetzt haben. Seine Abſicht war nämlich, alle Diejenigen aus beyden Partheyen, welche der herrſchenden Kirche wohlwollten, dahin zu vermögen, daß ſie ſich unter dem Namen: Anhänger der engliſchen Kirche zuſammen verbänden und die verhaßten Namen von hoher und niedrer Kirche, die nur dazu dienten, die gegenſeitige Erbitterung zu nähren, abſchafften. Durch dies Verfahren und indem ſie ſich von der großen Heerde der Verbündeten abgeſondert hätten, würden ſie die nun ohnehin ſchon ſehr verminderte Anzahl der Wüthenden von jeder Parthey der Welt in ihrer wahren Geſtalt dargeſtellt und gewiß dann auch die übrigen Whigs ſich geſchämt haben, mit einer Hand voll engliſcher Proteſtanten an die Spitze eines Haufens von Sectirern aller Art, von Ungläubigen und Atheiſten zu erſcheinen und die Tories würden keine Luſt gehabt haben, blos für Anführer der Papiſten und Jacobiten zu gelten. Die Anhänger der engliſchen Kirche hätten dann gewiß keine Feinde unſrer Conſtitution unter ſich aufgenommen, Statt daß die Whigs und Tories ſich kein Gewiſſen daraus, machten, Menſchen aller Art und von allen Grundſätzen anzuwerben, bloß um ihren Anhang zu verſtärken und mehr Auſſehn zu erregen. Der Plan, die Partheyen zu vereinigen, lag, wie es ſcheint, Swift ſehr am Herzen und er beſchäftigte ihn einige Zeit hindurch, wie man das aus einem Briefe*) ſehn kann, den er im folgenden Jahre an den

---

*) „Zuweilen mache ich mir das Vergnügen,
„Verſe an Miſtriß Finch und zuweilen Plane
„zu

Neuntes Capitel.

Etwas vom Baron Lerchenhayn, von des Grafen Reiſe und von der Liebe.

Als ich am folgenden Tage den Grafen Tunger bat, in ſeiner Erzählung fortzufahren, fragte er mich: wo ſind wir ſtehn geblieben?

Ich. Ey! bey der Nachricht, die Ihnen der Gerichtshalter ſchrieb, daß es im Schloſſe zu Tungerhauſen nicht richtig zugienge.

Der Graf. Das iſt wahr; allein mit Schrekken denke ich daran, daß ich ſo lange immer nur von mir und meinen Schickſalen geredet, und Ihnen nichts von meinen in Leipzig hinterlaßnen Freunden geſagt habe. Würden Sie mir's verzeyhn, wenn ich Dieſe ganz vergeſſen hätte? Alſo erſt etwas in der Kürze von ihnen! und dann wollen wir auf das Schloß zurückkehren, wo es freylich gar nicht richtig zugienge.

Die

den Oberſten Hunter ſchrieb. Indeſſen war er entſchloſſen, wenn er fehlſchlüge und die Partheyen zu einem öffentlichen Bruche kommen ſollten, nicht neutral zu bleiben, ſondern ſich zu der Parthey zu ſchlagen, die ihm nach ſeinen Grundſätzen die beſte zu ſeyn ſcheinen würde; und um in dieſem Falle als ein nicht unwichtiges Mitglied betrachtet zu werden, ſuchte er jetzt ſeine verſchiednen Talente ein wenig auszukramen. Auſſer den beyden vorhin angeführten bewunderungswürdigen Tractaten, ließ er noch: A Letter from a Member of the Houſe of Commons in Ireland to a Member of the Houſe of Commons in England, concerning the Sacramental Teſt drucken, eine Schrift, die er, der immer ein wachſames Auge auf die Presbyterianer hatte, bloß in der Abſicht herausgab, um ihre

Ver-

„zu Vereinigung der Partheyen zu ſchreiben, „die ich des Nachts ausarbeite und am Morgen wieder verbrenne."

Aus Swifts erſtem Briefe
an den Oberſten Hunter.

Verſuche, den Sacrament-Eid in Irland abzuſchaffen, zu vereiteln und zugleich das engliſche Volk zu warnen, indem er ihm bewies, daß die Presbyterianer noch verſteckte Plane hätten und daß ſie bloß in Irland ihr Werk anfiengen, um in der Folge Daſſelbe in England thun zu können. Im comiſchen Style ſchrieb er in dieſem Jahre das bewunderungswerthe Gedicht auf Partridge, den Calendermacher, welches unter dem Namen von Iſaac Bickerſtaff, Squire, erſchien; ferner eine Elegie auf den Tod dieſes Partridge (der aber noch lebte) die Geſchichte von Philemon und Baucis und Verſe auf Vanbrughs Haus.*)

So

---

*) Eine Liſte von Swifts eigner Hand geſchrieben, beweiſt uns, daß er die Abſicht hatte, in dieſem Jahre einen Band von ſeinen Schriften, mit folgenden vermiſchten Producten herauszugeben: October, 1708.

Diſcourſe on Athens and Rome.
Bickerſtaffs Predictions.
Elegy on Partridge.
Letter to Biſhop of K.

Har-

So mannigfaltige Talente, ſo ausgebreitete Kenntniſſe im politiſchen Fache, eine ſolche Kraft und Würde des Ausdrucks, mit einem ſo reinen, meiſterhaften Style verbunden, und beſonders ſo viel Witz und eine ſo ungewöhnliche Stärke in der Sa-

Harriſ's Petition.
Philemon and Baucis.
Vanbrugh's Houſe.
The Salamander.
Epigram on Mrs. Floyd.
Meditation on a Broomſtick.
Sentiments of a Church -- of -- England -- Man.
Reaſons againſt aboliſhing Chriſtianity.
Eſſay on Converſation.
Conjectures on the Thoughts of Poſterity about me.
On the preſent Taſte of Reading.
Apology for the Tale &c.
Part of an Anſwer to Gindal.
Hiſtory of Van's Houſe.
Apollo outwitted. To Ardelia.
Project for Reformation of Manners.
A Ladys Table — Book.
Tritical Eſſay.

Satire, erregten die gewiſſeſte Erwartung, daß er der fähigſte und furchtbarſte Vertheydiger der Parthey ſeyn könne, zu der er ſich ſchlagen würde. Deshalb fingen nun die Whigs, die ihn bis jetzt vernachläſſigt und als einen Stiefbruder betrachtet hatten, an, ihn zu fürchten und folglich ihm ſehr zu ſchmeicheln, um ſo mehr, da ſie grade damals kaum der Gefahr entronnen waren, durch die Kunſtgriffe des Herrn Harley die Oberherrſchaft zu verliehren, welche er ihnen zwey Jahre darauf würklich entriß. Sie ſparten weder Bitten noch Verſprechungen, um Swift auf ihre Seite zu bringen; aber ſie fanden an ihm einen Mann von unerſchütterlicher Rechtſchaffenheit und den keine Verſuchung bewegen konnte, an ihren verderblichen Planen Theil zu nehmen. Da ihnen dieſe Abſicht mislang, dachten ſie nun darauf, ihn auf eine anſtändige Weiſe zu entfernen, und er wurde erſt zum Geſandſchafts-Secretair nach Wien und, als dies fehlſchlug, zum Biſchoffe von Virginien beſtimmt, mit der Erlaubniß, Prieſter und Diaconi zu ordiniren nebſt der Direction über die ſämmtliche Geiſtlichkeit der americaniſchen Colonien. Dies Letztre war für Swift die reizendſte Lockung, indem dadurch ſein Ehrgeiz und zwar durch Gewalt in einer Sphäre, nämlich in der Kirche, wo er am mehrſten mächtig zu ſeyn wünſchte, befriedigt wurde. Auch nahm er darum dieſen Vorſchlag an und bemühte ſich ernſtlich, ihn zur Würklichkeit zu bringen; aber unglücklicher Weiſe für das Intereſſe der Religion in America und für das Whiggiſche Miniſterium, ſcheiterte der Plan, ungeachtet der gethanen Verſprechungen; Swift blieb in London, ſehr aufgebracht über dieſe Behandlung und feſt entſchloſſen, ſich bey der erſten Gelegenheit, die nun nicht mehr weit entfernt war, an den Whigs zu rächen.

Im Anfange des folgenden Jahrs gab Swift die vortrefliche Schrift: a Project for the Advencement of Religion heraus, in welcher er erſt das Verderbniß und die Ausartung des Zeitalters ſchildert und dann beweiſt, daß ſie hauptſächlich aus der ſo allgemeinen Vernachläſſigung und Geringſchätzung der Religion entſtanden ſeyen. Obgleich dies Product bey dem erſten Anblicke bloß auf eine allgemeine Sitten-Verbeſſerung abzuzwecken ſcheint; ſo wird man doch bey näherer Unterſuchung entdecken, daß es für einen heftigen, obgleich verſteckten Anfall auf die Whigs gelten kann. Es war nämlich Swifts Scharfſinne nicht entgangen, daß die Königinn ſchon ſeit langer Zeit in ihren bisherigen Grundſätzen wankte und jetzt würklich die Veränderung im Miniſterio vorhatte, die auch bald darauf erfolgte, und man ſieht es dem ganzen Werke an, daß es ſeine Haupt-Abſicht bey Bekanntmachung deſſelben war, die Königinn in ihren jetzigen Geſinnungen zu beſtärken und ſie zu baldiger Ausführung ihrer Plane anzufeuern. Obgleich das Product im Allgemeinen für das ganze Publicum beſtimmt und insbeſondre der Gräſinn Berkeley gewidmet zu ſeyn ſchien; ſo ſieht man doch ſchon aus demſelben deutlich, daß es hauptſächlich auf die Königinn abgezweckt war, weil die ganze Ausführung ſeines Plans zu Verbeſſerung der Religion von der Würkung abhing, die dieſer Plan auf die Königinn machen würde und weil die zur Reformation vorgeſchlagne Mittel ganz in ihrer Gewalt waren. Swift ſagt im Anfange ſeines Tractats: „So allgemein tief eingewurzelt auch das Verderbniß zu ſeyn ſcheint; ſo müſſte ich mich irren, „oder es giebt noch würkſame Mittel dagegen und meine dahin abzweckenden Vorſchläge ſind gewiß nicht weitläuftig und „ausſchweifend, ſondern können ſehr leicht „ausgeführt werden; denn ſo lange der „Landesherr das Vorrecht behält, alle Aemter zu beſetzen, ſteht es auch in ſeiner „Macht, Frömmigkeit und Tugend auf „einmal oder auch nach und nach in die „Mode zu bringen, indem er ſie nur zu „nöthigen Eigenſchaften, um Gunſt oder Beförderung zu erlangen, zu machen braucht.“ Und nun beweiſt er, durch eine ſehr freymüthige, aber unter dem feinſten Complimente verſteckte Bemerkung, die Nothwendigkeit, daß die Monarchinn hier ihre Macht gebrauche.

Das Mittel welches er hierzu hauptſächlich empfiehlt, iſt: „Der Religion Anſehn zu geben und Diejenigen aufzumuntern, die in bloſer Hofnung auf zukünftige Belohnung und aus Furcht zukünftiger Strafe, gerecht und redlich handeln, und dies kann nicht würkſamer geſchehn, als indem man die Religion ſo viel möglich zur herrſchenden Mode des Zeitalters macht, welches ganz in der Macht des Regenten ſteht. Dieſer wird gewiß ſeinen Zweck erreichen, wenn er den Hof, das Miniſterium und die übrigen vornehmſten Aemter nur mit ſolchen Leuten beſetzt, die durch ihr Beyſpiel und Anſehn, ihre Untergebnen zur Beſſerung zu leiten ſuchen."

Nachdem er dieſen Punct noch ferner ausführlich auseinandergeſetzt und bewieſen hat, wie leicht eine Reformation zu bewürken wäre, wenn nur die Königinn ſie unternehmen wollte, fährt er fort, ſeine Ermahnungen noch durch religioſe Gründe zu unterſtützen, die gewiß auf die ſo wahrhaft fromme Königinn Anna den ſtärkſten Eindruck machen muſſten.

Bey einer andern Gelegenheit führt er noch ſtärkere Gründe von derſelben Art an: „Die jetzige Königinn“ ſagt er „iſt „die edelſte und tugendhafteſte Fürſtinn, „die je einen Thron geziert hat; Wie ſehr „würde ſie ihren Ruhm für jetzt und für „künftige Zeitalter vermehren, wenn ſie „ihre ganze Macht anwenden wollte, um „ihrem Volke (das zu ſehr verderbt iſt, „um durch ihr bloßes Beyſpiel gebeſſert zu „werden) einen Theil ihrer Tugenden einzuflößen! Und (es ſey mit aller ſchuldigen „Ehrfurcht gegen die vortrefliche Regentinn geſagt) es iſt nicht allein ihrem Intereſſe und ihrer Ehre, ſondern auch ihrer Pflicht gemäß, bey dieſer wichtigen „Gelegenheit die äuſſerſte Sorgfalt anzuwenden.“

Nichts war je ſo ganz eingerichtet, um auf die Königinn zu würken, als dieſer Tractat, worinn der Verfaſſer zuerſt beweiſt, daß das ganze Verderbniß des Zeitalters von Irreligioſität herrühre, daß es ganz allein in der Regentinn Macht ſtehe, ohne andre Hülfe, der Religion ihren erſten Glanz wiederzugeben und ihr den mächtigſten Einfluß auf die Sitten des Volks zu verſchaffen, worinn er ferner zeigt, daß das Intereſſe, die Ehre und die Pflicht der Fürſtinn ſie durchaus verbinden, die Reformation ſogleich zu beginnen und wo alle dieſe Grundſätze noch dadurch verſtärkt werden, daß man deutlich ſieht, daß nicht Eigennutz, ſondern bloß Eifer für Moral und Religion den Verfaſſer bey dieſem Werke leiteten, indem er ſchlauer Weiſe der Partheyen gar nicht erwähnt. Und doch entdeckt man bey genauerer Unterſuchung, daß ſein zwar verborgner, aber Haupt-Zweck dabey auf den Untergang der Whigs gerichtet war, indem er der Königinn als das erſte Mittel zu Ausführung des Reformations-Plans verſchlägt, das Miniſterium und die Hof-Aemter nur mit ſolchen Männern zu beſetzen, denen das Intereſſe der Religion am Herzen liege, und das hieß eben ſo viel geſagt, als daß ſie die Whigs, die allgemein Gleichgültigkeit und Verach-

tung

Die elenden Menſchenkinder, unter denen ich mich in meiner Vaterſtadt herumtrieb, machten mir meine auserwählten Freunde immer theurer. Ich ſchrieb oft an ſie, klagte ihnen meinen Verdruß, und dieſer Briefwechſel trug nicht wenig dazu bey, mich in meiner, in der That ungerechten Verachtung des gröſſern Theils aller Erdenſöhne zu beſtärken. Denn faſt jeder meiner Freunde lieferte mir neue Beyträge zu dieſer Menſchencharacteriſtik. Sie hatten ſämtlich die Univerſität verlaſſen und ſich, ihren verſchiednen Verhältniſſen nach, in Teutſchland umher zerſtreuet, wo ſie immer alle Leute ſo ausſehend fanden, wie ſie uns natürlicher Weiſe erſcheinen muſten, wenn wir ſie durch die Blend-Gläſer beſchaueten, die wir uns ſelbſt dazu geſchliffen hatten. Alſo trafen ſie, wie ich, aller Orten Legionen von Dummköpfen und Schurken an, verſchworen, kein Geſchöpf von beſſerer Art unter ſich aufkommen zu laſſen und unendliche Schwierigkeiten dem in den Weg zu legen, der das Gute durchſetzen und Wahrheit und Freyheit gelten machen wollte.

Ich mag Sie nicht mit den Geſchichten jedes Einzelnen dieſer Freunde aufhalten, obgleich manche von ihnen ſonderbar genug ſind; nur den Baron Lerchenhayn muß ich wieder auftreten laſſen, weil ein tung gegen Religion bewieſen, von der Regierung ausſchlieſſen und ihre Stellen mit den Tories, deren Haupt-Sorge das Intereſſe und der Nutzen der Religion war, beſetzen ſollte.

Nach Herausgabe dieſes Werks ging Swift nach Irland, wo er bis zur Revolution im Miniſterio blieb, die im folgenden Jahre vorfiel und durch welche Harley und St. John, die Häupter der Tories im Hauſe der Gemeinen, der Erſtere zum Canzler der Schatzcammer, der Andre zum erſten Staats-Secretair befördert wurden, und wo er ſeine Zeit hauptſächlich mit Addiſon verlebte, der ſich als erſter Secretair des Grafen Wharton, damaligen Lord Lieutenants von Irland, auch jetzt in dieſem Königreiche aufhielt. Dieſer Umgang gab ihm Gelegenheit, ein Augenzeuge der ſchändlichen Art zu ſeyn, wie die Geſchäfte unter der Regierung dieſes Lords betrieben wurden, die er in der Folge der Zeit mit ſo ſtarken und ſchrecklichen Farben ſchilderte. Wäre Swift bloß für ſein eignes

nes Intereſſe beſorgt geweſen; ſo würde er wahrſcheinlicher Weiſe damals durch ſeine vertrauete Freundſchaft mit dem Staats-Secretair leicht in Irland eine Beförderung erlangt haben; aber er hielt es für Seiner unwürdig, einem ſolchen Statthalter den Hof zu machen, oder auch nur eine Gunſtbezeugung von ihm anzunehmen. Nach der bey Hofe und im Miniſterio vorgegangnen Revolution, wurde Swift von den irländiſchen Biſchöffen erſucht, in ihrem Namen darum anzuhalten, daß die Crone der Geiſtlichkeit die Abgaben der Annaten und des zwanzigſten Theils erlaſſen mögte. Er nahm dieſen Auftrag zwar ungern an, (wovon man in der Folge die Urſachen erfahren wird) doch überwand ſein Eifer für das Intereſſe der Kirche endlich alle andre Rückſichten, und er trat, als ſeine Beglaubigungs-Briefe ausgefertigt waren, die Reiſe nach England an.

Dritter Abſchnitt.

Von Swifts Bekanntſchaft mit Harley an, bis zum Tode der Königinn.

Swift fand bey ſeiner Ankunft in London im Monate September des Jahrs 1710, die beyden Partheyen in offenbarem und heftigem Kriege miteinander. Es war nun zu ſpät, um zu gelinden Mitteln zu ſchreiten und Swift ſah ſich, ſeinen ſchriftlich erklärten Grundſätzen nach, in der Nothwendigkeit, der Neutralität zu entſagen und ſich zu einem von beyden Theilen zu ſchlagen. Die Whigs freueten ſich im Allgemeinen herzlich über ſeine Ankunft, weil ſie ihn immer noch als ihren Freund anſahen, doch waren ihre Anführer nicht ohne Furcht und Zweifel dabey, indem ſie ſich der üblen Behandlung erinnerten, die er ehemals von ihnen erfahren hatte. Swift drückt ſich darüber auf folgende Weiſe aus:*) „Alle „Whigs waren entzückt über meine Ankunft, umklammerten mich gleich einem „Zweige, der uns über Waſſer halten ſoll „und ihre Anführer machten mir tauſend „plumpe Entſchuldigungen. Es iſt ein wah-

---

*) In dieſer Zeit und in der Folge, während ſeiner Verbindung mit dem Miniſterio, hielt Swift ein ordentliches Tagebuch, worinn er die merkwürdigſten Begebenheiten und manche kleine Anecdoten aufzeichnete und es denn alle vierzehn Tage an Stella ſchickte, jedoch bloß zu ihrer und der Miſtriß Dingley Unterhaltung, mit der ausdrücklichen Bedingung, daß ſie es keinem Menſchen mittheilen ſollten. Dies Tagebuch wurde glücklicher Weiſe aufbewahrt und vor einiger Zeit herausgegeben. Da man Swifts Meynung über die damalige Lage der Sachen und die Urſachen, welche ihn veranlaſſten, ſo zu handeln, wie er damals that, in dieſem, ſeiner vertrauteſten Freundinn beſtimmten Tagebuche, am genaueſten erklärt findet; ſo werde ich in der Folge meiner Erzählung zuweilen Stellen daraus anführen.

„res Vergnügen, zu ſehn, wie die Whigs es „reuevoll und beſchämt geſtehn, daß ſie „mich ſo übel behandelt haben.“ Die Tories hingegen, welche ihn immer als einen Anhänger der Whigs betrachtet hatten und ihn gar nicht perſönlich kannten, ſchienen äuſſerſt beſtürzt über ſeine Ankunft. Wie groß ihr Schrecken darüber war, können wir am beſten aus einer Stelle in Swifts Tagebuche des folgenden Jahrs vom 30ſten Junius 1711 datirt, beurtheilen, wo er ſagt: „daß Harley und der Staats-Secretair St. John ihn, nachdem er vertrauet mit ihnen geworden, oft verſichert „hätten, er ſey der einzige Mann in England, den ſie je gefürchtet hätten.“ Bey dieſer Stimmung der Tories kann man leicht denken, daß Swifts Beſuch dem Herrn Harley nichts weniger als unangenehm war. Die Veranlaſſung zu dieſem Beſuche erfahren wir aus den Briefen, die zwiſchen dem Doctor King, Erzbiſchoffe von Dublin, und Swift gewechſelt worden und die ſich in des Letztern Werken finden. Swift hatte bey ſeiner Abreiſe aus Irland verſprochen, keine

Mühe zu ſparen, um es dahin zu bringen, daß der Geiſtlichkeit die Abgaben der Annaten und des zwanzigſten Theils erlaſſen würden, ein Unternehmen, welches längſt ſchon beſchloſſen und von zwey von der Geiſtlichkeit dazu bevollmächtigten Biſchöffen vergebens war verſucht worden. In ſeinen Briefen an den Erzbiſchoff über dieſen Gegenſtand, giebt er Bericht von ſeinem Geſchäfte und ſeiner Einführung bey Harley. Dann fährt er fort den ganzen Vorgang zu erzählen. Da er ſich aber in ſeinem, für Stella geſchriebnen Tagebuche noch weitläuftiger darüber erklärt; ſo wollen wir einige Stellen daraus anführen. —

Am 4ten October; 1710.

„Harley empfing mich äuſſerſt ehrfurchtsvoll
„und gütig und beſtimmte mir auf
„übermorgen eine Stunde, um mein Geſchäft
„bey ihm anzubringen.“

Am 7ten October; 1710.

„Ich hatte kaum mein Geſchäft angebracht,
„als ich ihn auch ſchon geneigt fand

„mich zu befriedigen. Er wollte meine „Vollmachten ſehn, las das Memorial durch, „welches ich aufgeſetzt hatte, und ſteckte es „ein, um es der Königinn zu zeigen, erzählte „mir, was für Maaßregeln er zu Beförderung meiner Abſichten nehmen wollte; Kurz! „er ſagte alles, was ich nur wünſchen konnte, „auch unter andern, daß er mich mit St. „John bekannt zu machen wünſchte, bey „welcher Gelegenheit er ſo manche Verſicherungen perſönlicher Achtung und Gewogenheit hinzuſetzte, daß mir die Meinung einiger meiner Freunde, die mich verſichert „hatten, es ſey ſeine Abſicht, mich zu ſeiner Parthey zu ziehn, immer wahrſcheinlicher wurde. Er bat mich auf den Dienſtag zum Eſſen und brachte mich, nachdem „wir vier Stunde zuſammen geweſen waren, in einer Miethkutſche bis vor St. „James Caffeehaus, wo ich abſtieg.“

Am 10ten October; 1710.

„Harley hat der Königinn mein Memorial übergeben und es kräftig unterſtützt; „die Königinn wird, wie er ſagt, den irlän-

„di

„diſchen Biſchöffen ihre Genehmigung förmlich
„anzeigen und dabey kundthun, daß es
„auf meine Empfehlung geſchehn ſey, welches
„Harley ſo eingeleitet hat, um mir ein Anſehn
„zu geben. Ich glaube, es iſt wohl
„noch nie etwas ſo ſchnell und bloß durch
„perſönlichen Credit bey Harley durchgeſetzt
„worden, der ſo verbindlich gegen mich iſt,
„daß ich nicht weiß, wie ich es anders auslegen
„ſoll, als daß er vielleicht den Schelmen
„der Gegenparthey zeigen will, daß
„ſie einen ehrlichen Mann, der etwas beſſeres
„verdiente, unwürdig behandelt haben. Er
„überhäuft mich mit Freundſchaft und Güte.“

Am 14ten October; 1710.

„Ich ſtehe beſſer mit den Tories, als
„ich je mit den Whigs geſtanden habe, und
„werde funfzigmal mehr geſchmeichelt.“

Wenn wir Harleys Betragen bey dieſer Gelegenheit beobachten, und ſehen, wie er, der ſich ſonſt durch Langſamkeit, Zurückhaltung und Kälte auszeichnete, jetzt ſo offen und ſchnell gegen Swift zu Werke gieng;

ſo können wir daraus urtheilen, wie viel ihm daran gelegen war, Dieſen zu ſeiner Parthey zu bringen. Auch hielt dies nicht ſchwer denn Swift war ſchon lange heimlich auf der Tories Seite geweſen und erwartete bloß eine ſo günſtige Gelegenheit, wie Dieſe, um ſich zu erklären. Harleys ungewöhnliche Herablaſſung ſchmeichelte ſeiner Eitelkeit und die Beweiſe ſeiner Freundſchaft gewannen ſein Herz. Nachdem er nun ihren Plan und die Grundſätze, nach welchen ſie handelten, unterſucht und gefunden hatte, daß ſie mit ſeinen Geſinnungen übereinſtimmten; gieng er ſogleich zu ihrer Parthey über und machte von ganzen Herzen gemeinſchaftliche Sache mit ihnen.

Schon ſeit einiger Zeit hatte der Federkrieg zwiſchen beyden Partheyen ſeinen Anfang genommen und war mit großer Heftigkeit geführt worden. Die Streiter auf der Seite der Whigs waren: Addiſon, der Biſchoff Burnet, Richard Steele, Congreve, Rowe und mehrere Andre von geringerer Bedeutung. Auf der Tories Seite waren My-

Mylord Bolingbroke, der Biſchoff von Atterbury und Prior, die Vorzüglichſten. Dieſe drey berühmten Schriftſteller arbeiteten gemeinſchaftlich an einer Wochenſchrift: the Examiner genannt, wovon ſchon zwölf Stücke herausgekommen waren; Sobald aber Swift ſich für ihre Parthey erklärt hatte, wurde das Wochenblatt ihm überlaſſen, indem man nun jede andre Hülfe für unnöthig hielt. Auch zog er, mit Simſons Stärke ausgerüſtet, ganz allein zu Felde, verſchmähte jede Unterſtützung und achtete nicht der überlegnen Anzahl ſeiner Gegner. Die Geiſſel der Satyre wurde in ſeiner Hand zu einer Keule, gegen deren Streiche kein Panzer ſichern konnte. Ungeachtet er ſo ſchlau geweſen war, ſeinen Namen nicht vor das Werk zu ſetzen; ſo entdeckte ihn ſein Freund Addiſon doch bald, zog ſich behutſam vom Schlachtfelde zurück und ließ die übrigen Kämpfer unter den unwiederſtehlichen Streichen dieſes Ritters der Gegenparthey, der ſie würklich unmenſchlich behandelte, ſo lange bluten, bis Einer nach dem Andern zu Boden geſtreckt war. Sein erſtes Blatt von ein Theil ſeiner Schickſale in die meinigen einverwebt iſt. Ich habe vergeſſen, Ihnen zu ſagen, daß er ein Jahr früher, als ich, Leipzig verließ. Er hatte nie großen Hang gehabt, ſich mit Actenleſen zu plagen, ſich bey einem Collegio anſetzen zu laſſen und ſo von unten hinaufzurücken. Sein Plan war, ſich irgend einem kleinen deutſchen Sultan als Hof-Cavalier oder Geſellſchafter zu verkaufen, ſich durch ſeinen angenehmen Umgang und durch Benutzung der ſchwachen Seiten ſeines gnädigen Herrn dieſen nothwendig zu machen; vorerſt in alle ſeine [illegible]heiten hineinzugehn, nach und nach aber ſeine Gewalt über ihn zu nützen, um ihn zu einem treuen, ſorgſamen Landesvater, zu einem Muſter von Regenten umzuſchaffen. Dann träumte er, wie er das Ländchen auf einen Grad von Flor und ſeine Regierungs-Verfaſſung zu einer Celebrität erheben würde, die dem ganzen Europa das Beyſpiel geben ſollte, auf welche Höhe man einen unbedeutenden Staat bringen, und wie man, von einem kleinen Schauplatz her, ohne Marktſchreyerey, Aller Augen auf ſich ziehn könnte. Lerchenhayn war ſein eigner Herr und nicht arm; Er ſchritt alſo ſogleich zum Werke und reiſte nach ***. Den dortigen Fürſten, der wie Sie wiſſen, doch auch keiner der aller ohnmächtigſten iſt, kannte er dem Rufe nach, als einen dem Examiner und das dreyzehnte welches überhaupt von dieſer Wochenſchrift herauskam, wurde am 2ten November 1710, ungefehr einen Monat nach ſeiner Bekanntſchaft mit Harley, gedruckt, und ſo arbeitete er ohne Unterbrechung bis zum 7ten Junius 1711 daran fort, ſchloß mit dem 44ſten Stücke und übergab dann die Beſorgung deſſelben andern Händen. Während dieſer Zeit lebte er in der engſten Vertraulichkeit und Freundſchaft nicht allein mit Harley, ſondern mit dem ganzen Miniſterio. Der Staats-Secretair St. John blieb ebenfalls in Liſt und Bemühungen, um des Doctors Gunſt zu gewinnen, nicht hinter Harley zurück.

Sein Tagebuch iſt voll von Stellen, die beweiſen, auf welchem vertraueten Fuße er mit den Miniſtern lebte, und wie ſehr ſie ihm ſchmeichelten.

Im Anfange des Februars aber behandelte Harley den Doctor Swift eine Zeitlang auf eine Art, die ihm ſehr empfindlich war und ſie faſt entzweyt hätte. Hierüber drückt ſich Swift in ſeinem Tagebuche auf folgende Weiſe aus:

Am 6ten Februar: 1710.

„Harley bat mich heute wieder zum
„Eſſen, aber ich ſchlug es aus, denn ich habe
„mich geſtern mit ihm überworfen und mir
„vorgenommen, ihn nicht eher wiederzuſehn,
„bis er mich um Verzeyhung gebeten hat.“

Am 7ten Februar: 1710.

„Ich beſuchte dieſen Morgen Lewis auf
„dem Staats-Secretariate und fand dort
„einen Brief, den ihm Harley geſchickt hatte
„und worinn Dieſer das Verlangen äuſſerte,
„ſich mit mir auszuſöhnen; aber ich war
„taub gegen Bitten und Vorſtellungen und
„trug Lewis auf zu Harley zu gehn und
„ihm zu ſagen, daß ich noch fernere Genugthuung
„erwartete. Wenn wir die großen
„Miniſter einmal verwöhnten; ſo würde in
„der Folge nicht mehr mit ihnen auszukommen
„ſeyn. Dieſer verſpricht, mich zu befriedigen,
„wenn ich ihn nur beſuchen wolle;
„aber

„aber ich will nicht. Er ſoll mich durch
„Bothſchaft verſöhnen, oder ich laſſe ihn
„ganz laufen. Die Urſache unſres Zwiſtes
„ſollen Sie einmal mündlich erfahren und
„dann ſelbſt darüber urtheilen. Nur ſo viel
„davon: Er hat etwas gethan, wodurch er
„mir eine Gnade zu erzeigen glaubte; ich
„aber nahm es gar nicht dafür auf, indem
„mir ſowohl die Sache ſelbſt, als die Art
„des Vortrags misfiel und mich herzlich
„ärgerte; Auch war alles, was ich darüber
„ſagte, ſehr ernſtlich gemeint, obgleich es
„Scherz zu ſeyn ſchien. Ich habe die mir
„zugedachte Gnade gänzlich ausgeſchlagen
„und erwarte nun fernere Genugthuung.“

In einem der folgenden Stücke des Tagebuchs erzählt er Stella die Urſache des Zwiſtes.

Am 7ten März, 1710.

„Ja, ich verſtehe den Chiffer und
„Ppt*) hat richtig gemuthmaßt, wie ſie
„im

---

*) Stella.

„immer thut. Er gab mir al bſadnnk
„lboinlpt dfaonr ufainfbtoy dpeonufuad;*)
„die ich ihm durch Lewis, dem ich dabey
„einen Brief ſchrieb, worinn ich mich bitter
„beklagte, zurückſchickte. Dieſer Brief wurde
„Harley gezeigt und damit war die Sache
„zu Ende. Harley ſagte mir nämlich nun,
„er habe etwas mit mir auszumachen; ich
„erwiederte, daß ich in demſelben Falle ge-
„gen ihn ſey und ſo hoben wir miteinander

---

*) Dies iſt eine Art von Chiffer, der durch den Zuſatz überflüſſiger Buchſtaben entſteht, und man muß, um ihn zu leſen, dieſe Buchſtaben überſpringen und nur ſo viel beybehalten, daß daraus vernünftige Worte und ein ordentlicher Sinn entſtehen. Folgendes z. B. iſt der Sinn der obigen Zeile; die Buchſtaben welche bleiben müſſen, ſind groß geſchrieben, die überflüſſigen klein. Al BsAdNnKl BoInLpt dFaOnR uFaInFb-ToY dPeOnUfNaD. Das heiſst: A Bank Bill for fifty pound; (eine Banknote von funfzig Pfund.)

Die Wahrheit zu geſtehn, ein armſeliger Chiffer!

Anmerk. der Ueberſ.

„auf, ſind nun wieder ſo gute Freunde, „als vorher und ich denke, er liebt „mich ſo ſehr, als nur ein großer Mi„niſter jemand nach ſo kurzer Bekanntſchaft „lieben kann.“

Dies Anerbiethen des Miniſters war die größte Beleidigung, die Swift je hätte wiederfahren können, weil ihn das in die Claſſe der feilen Schriftſteller herabwürdigte. Deshalb hatte er ſich vorgenommen, Harley zu zeigen, daß er an den unrechten Mann gekommen ſey, indem er erklärte, daß er ihn nicht eher wiederſehn wolle, bis er ihn durch eine dritte Perſon habe um Verzeyhung bitten laſſen. Swift nutzte dieſe Gelegenheit, um dem Miniſterio zu zeigen, wie man ihn künftig behandeln müſſe, nämlich als einen Mann, dem nicht allein jede würkliche Abhängigkeit, ſondern ſogar der geringſte Anſchein davon, unerträglich wäre; der als Freywilliger unter der Fahne der Tories diente und es für Seiner unwürdig hielte, Verbindlichkeiten auf ſich zu laden und etwas anzunehmen, worauf ihm ſeine Verdienſte keinen gerechten Anſpruch gaben, der ſich ſeiner Fähigkeiten zum Dienſte des Publicums bewuſſt war und daher von den Häuptern der Tories verlangte, daß ſie ihn als Mitarbeiter am allgemeinen Wohl betrachten und ganz als ihres Gleichen mit ihm umgehn ſollten. Deshalb zeigte er ihnen, gleich nach ſeiner Verſöhnung mit Harley, durch einen ganz beſondern Streich, daß er entſchloſſen ſey, eine ſolche Behandlung von ihnen zu erzwingen und ſich durchaus nichts von ſeinen Rechten zu vergeben. Dieſen Umſtand finden wir in ſeinem Tagebuche auf folgende Weiſe angeführt.

Am 12ten Februar; 1710.

„Ich ſpeiſte heute mit dem Staats-
„Secretair St. John. Dieſen Mittag um
„zwölf Uhr gieng ich in die Canzley und
„ſchickte Harley in das Haus, um den
„Staats-Secretair herauszurufen, und ihm
„zu ſagen, daß ich nicht mit ihm eſſen
„würde, wenn er nicht früh zu Tiſche
„gienge.“

Wenn jemand dieſe Anecdote erzählen hört, ohne die Verhältniſſe der dabey intereſſirten Perſonen zu kennen und nun bloß erfährt, daß ein armer Landprediger aus einem finſtern Winkel der Erde den erſten engliſchen Miniſter abſchickte, um den erſten Staats-Secretair einer unbedeutenden Kleinigkeit wegen aus dem Senats-Hauſe zu holen, wo er in den wichtigſten Geſchäften für eine ganze Nation begriffen war; wenn, ſage ich, jemand dies erzählen hört; ſo wird er Swiſt höchſt wahrſcheinlich für einen übermüthigen, unverſchämten Mann halten. Uns aber, die wir wiſſen, daß er dieſen kühnen Streich grade an dem Tage nach ſeiner Ausſöhnung mit Harley ausführte und alſo gleich die erſte Gelegenheit ergriff, um ſich an Dieſem wegen der ihm erzeigten Beleidigung zu rächen, und flößt er dadurch die höchſte Meinung von ſeinem Muthe ein. Auch hatte er, auſſer dem eben erwähnten, auch noch den Zweck bey dieſem Verfahren, daß er es für nöthig hielt, beyden Miniſtern zu zeigen, auf welchen Fuße (nämlich auf einen ganz gleichen) er künftig mit ihnen umgehn werde, wenn die Wieder-Vereinigung anders Stand halten ſolle. Wie wenig Swift geneigt war, jenen Herrn irgend einen Vorrang zuzugeſtehn, kann man aus der Art urtheilen, wie er ſich, den Tag nach dieſem Vorfalle, in ſeinem Tagebuche darüber ausdrückt.

Am 13ten Februar; 1710 — 1711.

„Ich habe Harley wieder zu Gnaden „angenommen.“

Aus dem Folgenden wird man ſehn, wie willig die Miniſter ſich ſeine Bedingungen gefallen lieſſen.

Am 17ten Februar; 1710 — 1711.

„Die Miniſter ſind gute, ehrliche Jungen. Ich behandle ſie, wie Hunde, weil „ich immer erwarte, daß ſie mich bald ſo „behandeln werden. Sie nennen mich ſchlank „weg Jonathan und ich habe ihnen geſagt, „daß ich glaubte, ich würde wohl ewig „Jonathan bleiben, weil ich noch ſtets ge„funden hätte, daß die Miniſter nie etwas

„für ihre Geſellſchafter thäten. Gewiß wird
„dies auch bey mir der Fall ſeyn, aber ich
„mache mir nichts daraus."

Wie ſtrenge er auf ſeine Rechte in Anſehung der Gleichheit hielt und wie leicht ihn der geringſte Anſchein von Schmälerung derſelben, ſtutzig machen konnte, kann man aus folgendem Berichte eines Auftritts, der nach einiger Zeit zwiſchen ihm und dem Staats-Secretair vorfiel, urtheilen.

Am 3ten April: 1711.

„Ich habe den Staats-Secretair be-
„ſucht, um mich zu erkundigen, was ihn am
„vorigen Sonntage ſo verſtimmt hätte. Ich
„hielt bey der Gelegenheit eine recht artige
„Rede, ſagte, daß ich ihn neulich ſehr übel
„launicht gefunden hätte; daß ich nicht
„zu wiſſen verlangte, warum er es geweſen
„wäre, es mir aber lieb ſey, ihn heute beſſer
„aufgeräumt zu finden. Uebrigens warnte
„ich ihn, mir nie kalt zu begegnen, weil ich
„durchaus nicht wie ein Schulknabe behan-
„delt ſeyn wolle; welches ich mir nur zu oft

„in meinem Leben hätte gefallen laſſen müſſen. Ich verſicherte ihn ferner, daß ich von „einem jeden großen Miniſter, der mich mit „ſeinem Umgange beehrte, erwarte, daß er „mir es grade heraus ſage, wenn er etwas „Nachtheiliges von mir hörte oder etwas in „meinem Betragen bemerkte, das ihm mißfiele, und daß er mich nicht in die unangenehme Nothwendigkeit ſetzen werde, ſeine „Ungnade durch eine Veränderung oder Kälte „in ſeinen Blicken oder in ſeinem Betragen „zu leſen. Dies ſey eine Behandlung, die „ich kaum von einem gekrönten Haupte dulden würde; aber die Gunſt eines Unterthans um dieſen Preis zu beſitzen, das „fände ich zu theuer erkauft;*) Und dies „wür-

---

*) In einer folgenden Stelle des Tagebuchs für Stella ſagt er: „Erinnern Sie Sich noch, wie „verlegen ich war, wenn Sir William Temple „zuweilen drey oder vier Tage hindurch kalt, oder „übel gelaunt zu ſeyn ſchien, wie ich mir dann „hunderterley ausdachte, was ihm begegnet ſeyn „könnte. Jetzt habe ich mehr Muth in ſolchen „Fällen und wahrhaftig! das gehört auch zum „feinen Weltmanne.“

Mann, der Sinn für groſse Plane hatte, dem es aber an der Gabe reiflicher Prüfung und Ueberlegung fehlte; weswegen er denn ſeit langer Zeit das Spielwerk jenes Abentheurers geweſen war, der mit einer Taſche voll von Entwürfen und Finanzplanen ſeine Bude an dieſem Hofe aufgeſchlagen hatte. Lerchenhayn glaubte, dieſer Fürſt ſey gerade ein Mann für ihn und verdiene, geführt zu werden. Er zeigte ſich alſo in einem in ſeiner Art glänzenden Aufzuge, begleitet von zwey Lakayen, in bunten Livreen, ließ ſich am Hofe melden, kramte ſeine ſchönen Talente der Reyhe nach aus, ſeine ausländiſchen Sprachen, ſeinen bezaubernden Witz, ſeine muſikaliſchen Kenntniſſe, erndtete Bewundrung ein, als er auf einem Hof-Balle tanzte, malte die Maitreſſe en miniature, ſo ſchön — wie ſie vor zehn Jahren hätte ausſehn können, dichtete einen Prolog für das Liebhaber-Theater, auf des Fürſten Geburtstag, ſprach mit Kenner-Miene von den Fabriken, die er ſich zeigen ließ, und unterhielt eine Geſellſchaft von Hofdamen mit Taſchenſpieler-Kunſtſtücken, kleinen Märchen und der ſeltnen Gabe, alle Stimmen von Menſchen und Vieh, von Hunden, Hühnern, Katzen, Scheerenſchleifern, Fiſchweibern, Marmott-Trägern u. d. gl. nachahmen zu können. Bald war der Baron Lerchenhayn das Orakel des Orts und der Stadt

— c'eſt

„würde ich auch Harley und dem Lord Siegelbewahrer zu wiſſen thun, damit ſie ſich „darnach richten könnten. Der Staats-Secretair nahm alles, was ich ſagte, wohl auf, „gab mir Recht, verſicherte mich, daß ihm „nichts weiter gefehlt habe, als daß mehrere bey Geſchäften durchwachte, und eine, „mit Trinken durchſchwärmte Nacht, ihn ein „wenig verſtimmt gehabt und bat mich, um „alles wieder in's Feine zu bringen, mit ihm „und dem Bruder der Miſtriß Maſham eine „Suppe in ſeinem Hauſe zu eſſen, welches „ich aber ausſchlug. Warum? das weiß ich „eigentlich ſelbſt nicht; Genug! ich ſchlug es „aus. Indeſſen war ich auch würklich ſchon „bey meinem alten Freunde Rollinſon verſagt. Habe ich Ihnen noch nie von ihm „erzählt?"

Von dieſer Zeit an beſaß Swift das unbegränzte Vertrauen der Miniſter in Anſehung der öffentlichen Geſchäfte und lebte im häuslichen Kreiſe in der engſten Freundſchaft mit ihnen, indem er ſtets ſowohl den geheimſten Berathſchlagungen über politiſche Ge-

Gegenſtände beywohnte, als auch ihr beſtändiger Geſellſchafter in fröhlichen Zirkeln war.

Folgender Auszug ſeines Tagebuchs zeigt uns, aus welchem Geſichtspuncte Swift die damalige Lage der politiſchen Ereigniſſe betrachtete.

Am 4ten März; 1710.

„Das Königreich iſt gänzlich zu Grunde
„gerichtet; die Nation iſt bankerott, ſo gewiß
„als es je irgend ein Kaufmann wurde.
„Wir müſſen Friede machen, es ſey nun auf
„welche Art es wolle, aber niemand wagt
„es, das zu ſagen. Ich fürchte, daß das
„ausländiſche Bündniß bald brechen und
„dann unſre einheimiſchen Factionen mit
„doppelter Kraft wüthen werden. Die Mi-
„niſter ſtehen am Rande des Abgrunds; der
„Sturm iſt zu groß, das Schiff zu leck und
„das ganze Volk gegen ſie. Die Miniſter
„haben die Königinn ſo oft gewarnt, ſich nicht
„beherrſchen zu laſſen, daß ſie nun dieſe Regel
„zu ſtrenge befolgt.“

Bis zu Anfange des folgenden Junius beſchäftigte ſich Swift vorzüglich mit dem Examiner, alsdann aber, nachdem er alle ſeine Gegner in kleinen Scharmützeln aus dem Felde geſchlagen hatte, bereitete er ſich zu dem Haupt-Treffen, das bey Eröfnung des nächſten Feldzugs vor ſich gehen ſollte und wovon wahrſcheinlich das Schickſal der beyden Partheyen abhieng. In der That nahmen ſeine Beſorgniſſe für die Tories täglich zu; aber er verbarg ſeine Aengſtlichkeit, oder theilte ſie doch nur den Miniſtern und in ſeinem Tagebuche Stella'n mit, der er überhaupt nichts verſchwieg. Er hatte ihr ſchon im Anfange des Januars 1710 in ſeinem Tagebuche geſchrieben: „Meiner Meinung nach kann uns jetzt nur ein ſchneller Frieden retten, der gewiß nicht günſtig für uns ausfallen kann und die Whigs werden dann eben ſo laut blöken, als ſie gethan haben würden, wenn ſie jetzt die herrſchende Parthey wären. Ich gebe das den Miniſtern täglich zu verſtehn und werde mir bald die Freiheit nehmen, es ihnen noch deutlicher zu ſagen.“

In einer folgenden Stelle ſpricht er von der Gefahr, welche die Tories von der Heftigkeit einiger ihrer eignen Mitglieder zu beſorgen hätten.

Obgleich manche äuſſere Umſtände zuſammentrafen, welche die Lage des Miniſteriums ſehr critiſch machten; ſo lag doch eigentlich die Haupt-Gefahr darinn, daß es ihnen an jener Vertraulichkeit und Einigkeit untereinander fehlte, die ihnen bey ihrem ſchweren Unternehmen ſo nöthig geweſen wäre, und worinn vorzüglich Harley fehlte, deſſen geheimnißvolles und verſtecktes Betragen den Staats-Secretair St. John ſehr beunruhigte und faſt einen Bruch zwiſchen ihnen verurſacht hätte.

Auſſerdem, daß der Schatzmeiſter ſehr zurückhaltend war, beſaß er auch noch eine Trägheit, die bey der damaligen Lage der Dinge, wo es oft ſo ſehr auf einen kühnen und ſchnellen Entſchluß ankam, übel angebracht war. Der Staats-Secretair hingegen, dem es übrigens nicht an Kraft und Feuer fehlte, war dabey den Zerſtreuungen ſo ergeben, daß er desfalls oft die beſte Gelegenheit ungenützt vorbeyſtreichen ließ, welches eben ſo üble Würkungen hervorbrachte, als die Trägheit des Schatzmeiſters. Hierüber klagt Swift in ſeinem Tagebuche auf ſehr bittre Art.

Dieſe und manche andre Gründe veranlaſſten, daß ſich die Tories jetzt in einer ziemlich hofnungsloſen Lage befanden, um ſo mehr da die Häupter der Whigs ſehr thätig und wachſam und, (äuſſerſt aufgebracht über den Verluſt ihrer ehemaligen Hoheit) entſchloſſen waren, Diejenigen ohne Schonung zu behandeln, welche ſie verdrängt hatten. So trübe aber auch dieſe Ausſichten waren; ſo ließ Swift doch den Muth nicht ſinken. Freylich leuchtete es ihm in die Augen, als er die Lage der Dinge genauer beobachtete, daß die Tories ſich wohl ſchwerlich einen günſtigen Ausgang verſprechen dürften; indeſſen nahm er ſich doch vor, ſo zu handeln, daß man ihm in der Folge, wenn es ſchief gienge, nichts zur Laſt legen könnte, und er arbeitete daher mit eben ſo viel Eifer, als wenn er ſich den glücklichſten Erfolg zu verſprechen hätte. Auch begnügte er ſich nicht allein damit, in dem, ihm angewieſenen Würkungskreiſe das Seinige zu thun, ſondern er ermahnte auch bey jeder Gelegenheit die Miniſter zur Thätigkeit, und warf ihnen ihre begangnen Fehler und Nachläſſigkeit manchmal auf ernſthafte, und zuweilen auf ſcherzhafte Weiſe vor. Man erzählt hiervon folgende kleine Anecdote, die uns beweiſt, wie freymüthig ſich Swift über dieſen Punct erklärte. Swift hatte nämlich eine, mit verſchiednen Figuren ſehr ſchön gemalte Schnupftabacks-Doſe von dem Oberſten Hill zum Geſchenke erhalten, und zeigte ſie Mylord Oxford, der, nachdem er das Gemälde auf dem Deckel und die Arbeit an der Doſe ſelbſt bewundert hatte, ſie endlich umkehrte und als er eine, auf dem Boden gemalte, einer Gans ähnliche Figur bemerkte, ſich zu Swift wandte, indem er ihm ſagte: „Jonathan! ich glaube „der Oberſt hat Sie zur Gans gemacht.“ „Das kann ſeyn, Mylord!“ erwiederte Swift, „aber Sie werden finden, wenn Sie „genauer nachſehen, daß ich eine Schnecke

„vor mir her treibe;“ welches ſich auch würklich in der Deviſe fand. „Das iſt ſehr hart Jonathan!“ rief Mylord aus, „aber ich habe „es verdient.“

Bey einer andern Gelegenheit äuſſerte er gegen Mylord Bolingbroke die Bemerkung, daß große Männer oft ſchlechte Staatsmänner ſeyen, weil ihre lebhafte Einbildungskraft ſie leicht von dem gewöhnlichen Wege ableite, und bat den Lord, zu beobachten, wie ſeine Schreiber ſich eines abgeſtumpften elfenbeinernen Federmeſſers bedienten, um einen Bogen Papier zu durchſchneiden, welches ihnen dann auch immer gelänge, indem man dazu nur eine feſte Hand zu haben brauche; Statt daß ſie, wenn ſie ſich eines ſcharfen Meſſers bedienten, oft ausfahren und in das Papier ſchneiden würden.

Obgleich Swifts freundſchaftliche Ermahnungen in beſondern Fällen und wenn ſie zu rechter Zeit angebracht waren, zuweilen gute Würkung erzeugten; ſo gelang es ihm doch nicht, dadurch Fehler auszurotten, die wohl größtentheils in dem Temperamente jener Menſchen lagen und ihnen durch lange Gewohnheit eigenthümlich geworden waren. Es war daher ein groſſes Glück für die Miniſter, daß ſie in Swift einen treuen Aufſeher, der ſie auf ihre Fehler aufmerkſam, und zugleich einen Gehülfen fanden, der ſie wieder gut machte. Da Swift einen ganz ungewöhnlichen Scharfſinn beſaß und durch genaue Beobachtungen tiefe Menſchenkenntniß geſammelt hatte; warnte er oft die Miniſter vor Gefahren, die ihnen in ihrer eignen Sphäre bevorſtanden und die ſie nicht ſahen, obgleich ſie den Vorzug hatten, dem Urſprunge aller Begebenheiten weit näher zu ſeyn, als er; indeß erſetzte ſein ſcharfer Blick dieſe Unannehmlichkeit mehr als hinlänglich, welches der Ausgang ſtets bewies, indem alle ſeine Prophezeyungen jedesmal eintrafen. Auch unterließ er nie, ſie den Miniſtern mitzutheilen, aber das Phlegma des Einen und der Leichtſinn des Andern verurſachten, daß ſie gewöhnlich in den Wind geſchlagen wurden. In der That giengen die Vorbereitungen der Tories zu dem bevorſtehenden Kampfe ſo langſam und träge von Statten und der Feind war ſo wachſam und thätig, daß ſie unfehlbar ſchon gleich nach der Sitzung des Parlaments verlohren geweſen ſeyn würden, wenn nicht Swift ſo gute Maßregeln genommen hätte, um es zu verhüten. Dieſer nahm ſich vor, weil er fand, daß er das Miniſterium nicht zu der, in dieſer critiſchen Zeit ſo nöthigen Thätigkeit erwecken konnte, wenigſtens ſelbſt alles mögliche zu Beförderung des allgemeinen Wohls zu thun. Zweyerley ſchien ihm hierzu nöthig, beydes Dinge von großer Wichtigkeit und die daher die größte Behutſamkeit erforderten. Das Eine war: den Cabalen des October-Clubbs, die für das Miniſterium von den gefährlichſten Folgen ſeyn konnten, ein Ende zu machen; das Andre, die Schlieſſung des Friedens, indem er feſt überzeugt war, daß das Miniſterium ſonſt durchaus nicht zu retten wäre. Den erſten Punct ſetzte er leicht durch, indem er eine Zuſammenkunft in der Taverne mit einigen der vornehmſten Mitglieder veranſtaltete und dort das jetzige Verfahren der Miniſter durch ſo mächtige Gründe rechtfertigte, daß er die Beſorgniß und Eiferſucht dieſer Leute zum Schweigen brachte. Dieſe Zuſammenkunft wurde manchen von den abweſenden Mitgliedern verdächtig und verurſachte eine Theilung des Clubbs, nach welcher die Verſammlungen nicht mehr, weder ſo zahlreich, noch ſo häufig waren, ſondern nach und nach ganz aufhörten, und die Erſcheinung einer kleinen Schrift von Swift, die den Titel führt: Some Advice to the Members of the October-Club befriedigte Alle ſo ſehr, daß man nichts weiter von Zuſammenkünften hörte und dieſe Mitglieder ſich in der Folge als die treueſten Anhänger des Miniſteriums im Hauſe der Gemeinen zeigten. Der zweyte Punct in Anſehung des Friedens ſchien noch in weitem Felde und weit ſchwerer auszuführen. So nöthig es auch war, daß er durchgeſetzt werden muſſte; ſo durften es doch die Miniſter bey der damaligen Stimmung der Nation nicht wagen, auch nur einen Wink darüber zu geben und es blieb ihnen daher nur Ein Weg übrig, um zu ihrem Zwecke zu gelangen, ohne ihre eigne Sicherheit zu ſehr in Gefahr zu ſetzen und

der

— c'eſt un homme unique; qu'il eſt charmant! c'eſt l'homme le plus aimable, que je connoiſſe, hieß es allgemein — und Alle zitterten, vom Kammer-Präſidenten an bis zum Hofjunker, daß ihn der Fürſt nicht fortlaſſen, ihn zu ſeinem Favoriten machen, und daß er ihnen die magern Biſſen vor dem Munde wegſchnappen würde, nach welchen ſie ſo lange gehungert hatten. Es dauerte auch noch wenig Tage; ſo mußte ihm derſelbe Kammer-Präſident den Antrag thun, in Sr. Durchlaucht. Dienſte zu treten, welches Lerchenhayn, nach einiger Ziererey, annahm und vorerſt als Cammerrath und Cammerjunker angeſetzt wurde. Nach einigen Wochen hatte er ſchon des Fürſten Gunſt in hohem Grade gewonnen: Er legte ihm eine Fabrik von Meerſchaum-Pfeifenköpfen an, wobey er einem närriſchen Kerl von Vagabenden Brod verſchaffte; der dieſe Sache nebſt noch andern Tauſendkünſten verſtand und den wir eine Zeitlang in Leipzig gefüttert und mit ihm ein bischen in Alchymie gearbeitet hatten, ohne an ſeine Wiſſenſchaft zu glauben. Auf Lerchenhayns Anrathen ſtiftete der Fürſt eine Geſellſchaft der Agricultur, welche jener mit einer Rede über die Vortheile des Cicorienbaues eröffnete, obgleich er Cicorien kaum vom Hafer unterſcheiden konnte. Aber da ſein gnädigſter Herr mit Leib und Seele an Sol-

baten.

der war, daß man ſuchen muſſte, ſolch ein allgemeines lautes Verlangen nach dem Frieden zu erregen, daß das Miniſterium den Anſchein haben würde, nur dem Wunſche der Nation nachzugeben, indem es ſein eignes Intereſſe beförderte. Swift übernahm die Ausführung dieſes Plans und ſchrieb aus dieſer Abſicht den berühmten politiſchen Tractat: The Conduct of the Allies, wobey er ſich ungewöhnliche Mühe gab und von deſſen Würkung ich in der Folge reden werde.

Indeß hatte Swift doch noch eine Laſt auf ſich, die unter allen die ſchwerſte war und worauf es am mehrſten ankam, nämlich, die Uneinigkeiten unter den Miniſtern ſelbſt zu verhüten, welche ſie nothwendig endlich hätten in's Verderben ſtürzen müſſen. Der Schatzmeiſter und der Staats-Secretair waren ſo verſchieden in ihrer Denkungsart und ſo wenig geneigt, ſich über die Mittel, um zu ihrem gemeinſchaftlichen Zwecke zu gelangen, zu vereinigen, daß es die größte Vorſicht erforderte, um einen öf-

fentſentlichen Bruch zwiſchen ihnen zu verhüten; denn gewiß wäre es grade in jener critiſchen Zeit dazu gekommen, wenn nicht Swift ſich in das Mittel gelegt hätte. Dieſer ſchickte ſich auch unter allen Menſchen hier am beſten zum Friedensſtifter, indem der Fall die ununterbrochne Aufmerkſamkeit eines gemeinſchaftlichen Freundes erforderte, eines Freundes, den beyde Theile als unpartheyiſch und uneigennützig kannten, und der zugleich Jedem einzeln oder Beyden zugleich offenherzig und ohne Furcht ſie zu beleidigen, ſeine Meynung ſagen durfte. Deshalb muſſte es ein Mann ſeyn, deſſen Unterſtützung Beyden zu Ausführung ihrer verſchiednen Plane ſo nöthig war, daß Keiner es wagte, mit dem Andern ohne hinlängliche Urſache zu brechen, damit nicht vielleicht dann der Freund ihm auch ſeine Hülfe entzöge, um ſeinen Gegner zu begünſtigen. Gewiß war Swift damals wohl der einzige Mann, auf den dies alles paſſte, und wir werden daher auch in der Folge ſehn, daß es ihm gelang, beyde Theile, ungeachtet ihres gegenſeitigen Haſſes und mancher kleinen Neckereyen, zwey Jahre hindurch von einer öffentlichen Trennung abzuhalten und der unheilbare Bruch, welcher nachher entſtand, geſchah während einer Reiſe nach Irland, die Swift unternahm, um ſeine Dechantey anzutreten.

Laſſet uns hier verweilen, um Swifts thätigen und erhabnen Geiſt zu bewundern, der in dieſer critiſchen Zeit und bey der Laſt von Geſchäften die auf ihm lag, doch noch Muße fand, (als ſey dies nur ein Feyertags-Geſchäft) ſeinen Lieblings-Plan, nämlich die engliſche Sprache auf feſte Regeln zu gründen, zu entwerfen.

In einem Briefe an den Erzbiſchof von Dublin, vom 12ten Julius 1711 ſagt er: „Ich habe dem Lord Schatzmeiſter und den „übrigen großen Männern einen Plan vorgelegt, den ſie zu unterſtützen verſprochen haben, beſonders Mylord. Ich wünſchte nämlich, daß man unter Patronſchaft der Miniſter und unter dem Schutze der Königinn, eine Academie errichtete, deren Hauptzweck wäre, die engliſche Sprache zu ver-

„beſſern, zu erweitern, zu verfeinern und auf „feſte Regeln zu gründen."

Da ſich die Zeit der Verſammlung des Parlaments, welches das Schickſal der ſtreitenden Partheyen entſcheiden ſollte, näherte, arbeitete Swift jetzt ſehr fleiſſig an einem Werke, wovon man ſich viel verſprach, indem es das Volk zum Frieden geneigt machen ſollte, welches immer das Haupt-Augenmerk des Miniſteriums blieb.

Es fand ſich bey der Verſammlung des Parlaments, am 7ten December 1711, daß Swifts Beſorgniſſe nur zu gegründet waren, und daß ſeine Prophezeyungen eintrafen. Er ſah deutlich, daß die Miniſter verlohren waren, wenn die Königinn ſie nicht ſtandhaft unterſtützte und ſeine Kenntniß des veränderlichen Temperaments dieſer Monarchinn machte ihm den Einfluß furchtbar, den die Herzoginn von Somerſet, (die der Herzoginn von Marlborough in der Gnade der Fürſtinn gefolgt und deren Mann ein offenbarer Feind des Miniſteriums war) jetzt auf ſie hatte.

Und der Erfolg rechtfertigte leider! ſeine Ahnungen. Was bey dieſer Gelegenheit vorfiel, erzählt er in ſeinem Tagebuche auf folgende Weiſe:

Am 7ten December; 1711.

„Der Graf von Nottingham machte den Anfang, ſprach gegen den Frieden und ſchlug vor, man ſolle eine Clauſel in die Addreſſe einrücken, worinn man der Königinn riethe, den Frieden nicht ohne die Beyſtimmung von Spanien zu ſchlieſſen. Ueber dieſe Meinung wurde debattirt und ſie gieng, von den Whigs unterſtützt, mit ſechs Stimmen in einer Committee des Unterhauſes durch.“

Daß dieſer Vorſchlag gegen den Willen des jetzigen Miniſteriums durchgeſetzt worden war, ſetzte dieſe Herrn, die gar nicht darauf gefaſſt waren, obgleich Swift ſie oft davor gewarnt und ihnen ſogar voraus geſagt hatte, welcher Mittel man ſich dazu bedienen würde, in nicht geringes Erſtaunen. Aber das Betragen der Königinn bey dieſer Gelegenheit war ihnen ein ſolcher Donnerſchlag, daß ſie gänzlich erſtarrten und ſich für verlohren hielten. Swift erwähnt dieſes Vorfalls und der Art, wie ſich alle Partheyen benommen, in ſeinem Tagebuche weitläuftig.

Am 8ten December; 1711.

„Der heutige Tag nimt einen groſſen
„Raum in meinem Tagebuche ein, er iſt
„aber auch ſehr wichtig und wird vielleicht
„große Veränderungen bewürken, denn Englands
„Schickſal ſteht auf dem Spiele. Die
„Whigs triumphiren laut. Sie hatten es
„uns vorhergeſagt, wie es kommen würde,
„aber wir hielten es für Pralerey. Nun prophezeyen
„ſie uns ſogar, daß das Parlament
„noch vor Weynachten auseinandergehn werde,
„und auch das kann wohl ſeyn. Das alles
„hat die verwünſchte Herzoginn von Somerſet
„angeſtiftet. Schon vor neun Monaten
„und hundertmahl ſeit der Zeit, habe ich die
„Miniſter vor ihr gewarnt; auch ſchien ſie
„dem Staats-Secretair von je her furchtbar.
„Ich ſagte dem Lord Schatzmeiſter,
„daß ich in einem Falle beſſer daran ſey, als

„er, indem er den Kopf verlieren, ich aber „nur gehängt werden, und alſo wenigſtens „unverletzt in das ewige Leben eingehn „könne."

Am 15ten December; 1711.

„Das ſind die erſten Schritte zum Verderben eines vortreflichen Miniſteriums, „das ich nun für verlohren halte. Einige „glauben, daß die Miniſter ihre Aemter in „künftiger Woche niederlegen. Andre, daß „ſie nach der Seſſion abtreten werden. Ich „habe mir vorgenommen, im Fall dies geſchieht oder ſie abgeſetzt werden, mich auf „einige Monate zu entfernen und habe auch „ſchon den Ort beſtimmt, wohin ich gehn will. „Ich mögte nicht gern während der erſten „Gährung gegenwärtig ſeyn, denn die Whigs „ſetzen alles auf meine Rechnung, ſogar einige Schriften, die ich nicht einmal geleſen „habe."

Mylord Orford empfand jetzt lebhaft die üblen Folgen ſeiner zu großen Sicherheit; aber da er viel Feſtigkeit beſaß; ließ er ſich durch die gefährliche Lage der Dinge nicht niederſchlagen, ſondern ſtrengte nun vielmehr alle ſeine Kräfte an, um das Verlohrne wieder zu gewinnen. Swift ſpricht von ihm als einem erfinderiſchen Kopfe und ſagt: „Er weiß ſtets noch einen Ausweg in der „Gefahr, wenn auch alle Andre verzweifeln.“ Und hier fand er nun ein weites Feld zur Ausübung dieſes Talents. Der erſte nothwendigſte Schritt, welcher gethan werden muſſte, war, die Königinn aus den Händen der Whigs zu reiſſen, und ſie zu ſtrenger Befolgung ſeiner Maaßregeln zu bewegen. Er wuſſte auch würklich ſchlau genug, der Königinn Gunſt und Vertrauen bald wieder zu gewinnen und machte ſogleich Gebrauch davon, indem er, (um die Mehrheit der Stimmen im Oberhauſe zu erlangen) ſie beredete, zwölf neue Pairs auf einmal zu ernennen. Dies war freylich ein verzweifelter Schritt, aber die verzweifelte Lage der Dinge erforderte ſolche Mittel. Indeſſen erregte dies Verfahren natürlicher Weiſe Unzufriedenheit und Eiferſucht unter dem Volke. „Es blieb der Gegenparthey“ (ſagt Swift in ſeiner Geſchichte des Utrechtſchen Friedens) „welche ſich durch offenbare Gewalt bekämpft „ſah, nichts weiter übrig, als ſich zu bekla„gen; und das that ſie dann auch ganz laut, „und ſagte, dies ſey ein ſchädliches Beyſpiel „für ſchlechte Regenten, indem dieſe künftig „nach derſelben Regel, auf einmal eben ſowohl „hundert als zwölf Pairs ernennen und ſich „dadurch nach Belieben eines Einfluſſes in „dem Oberhauſe verſichern könnten, welcher „der Freyheit der Nation gefährlich werden „müſſe.“

Dieſer, dem Volke ſo mißfälligen Maaßregel folgte bald eine andre, die nicht allein in dem Königreiche ſelbſt, ſondern auch auswärts allgemeines Murren erregte, nämlich die Abſetzung des Herzogs von Marlborough von allen ſeinen Aemtern. So gewagt auch dieſer Schritt ſcheinen mag; ſo war er doch durchaus nöthig, um das Miniſterium zu retten, indem die Lage der Dinge damals ſo war, daß keine andre Wahl übrig blieb, als der Untergang des Herzogs, oder der Miniſter. Dieſe Letztern waren zwar nun durch den Fall des Erſtern auf eine Zeit lang geſichert, indeß wurde ihre Lage doch auch dadurch ſehr mislich, indem das Volk über die Abſetzung dieſes groſſen und glücklichen Generals (noch dazu während des Krieges) ſehr beſtürzt war und zu glauben ſchien, daß ihnen nun, als eine Folge davon, ein ſchimpflicher Frieden bevorſtehe. Das Geſchrey, daß der Krieg fortgeſetzt werden ſolle, wurde lauter als je, wozu die Gegenwart des Prinzen Eugen, der kürzlich mit ſehr vortheilhaften Anträgen vom Kaiſer in England angekommen war, nicht wenig beytrug. Ueberhaupt beſtrebten ſich alle Abgeſandten der Alliirten, einen allgemeinen Wunſch nach dem Kriege zu erregen und da die, über den Fall ihres Oberhauptes und ihre dadurch verlohrne Gewalt äuſſerſt aufgebrachten Whigs auch nichts unverſucht lieſſen, um das Volk aufzuhetzen; kam es bald ſo weit, daß die ganze Nation einſtimmig die Fortſetzung des Krieges verlangte; Die Miniſter hingegen waren überzeugt, daß ihr Untergang gewiß wäre, wenn ſie nicht einen Frieden zu Stande brächten. Während dieſer critiſchen Lage der Dinge

erdaten-Spielerey hieng; ſo ließ Lerchenhayn, um ſich recht gefällig zu machen, ſich von den Cameral-Geſchäften dispenſieren und zum Obriſtlieutenant bey der Garde zu Pferde ernennen. Dieſe ſo genannte Garde zu Pferde beſtand aus ſechs und dreißig berittenen Leuten, wobey neun Officiers angeſetzt waren. Ein halbes Jahr nachher errichtete er dem Fürſten ein proteſtantiſches Türken-Corps, mit geſchornen Häuptern und gelben Halbſtiefeln. Darüber machte ein benachbarter Journalſchreiber ſich luſtig, und verleidete dadurch dem Fürſten die Freude an ſeinen Muſelmännern. Dem Journaliſten wurde höchſten Orts fürchterliche Ahndung geſchworen, worüber dieſer lachte. Indeſſen trennte man doch die Janitſcharen-Mäntel aus einander und verfertigte aus jedem zwey ungariſche Pelze für die neue Schwadron teutſcher Huſaren, wovon Lerchenhayn gleichfalls Cheff wurde. — Nun trug er einen Zwickelbart. Während dieſer Zeit war der Fürſt in eine hitzige Pädagogik verfallen. Mit dieſer Krankheit hatte ihn der Magiſter Strohwein, ein abgeſetzter Prediger, angeſteckt, den er einſt, als er auf der Jagd war, beſoffen am Wege liegen fand, ihn aufnehmen und aus Spaß in das Schloß tragen ließ, wo er eine Zeitlang als Hofnarr gefüttert wurde. Der Magiſter Strohwein war ein Mann von Talenten, nur ein wenig

liedererſchienen Swifts Talente in ihrem vollen Glanze. Sein berühmter politiſcher Tractat: The Conduct of the Allies, der jetzt herauskam, that bewunderungswehrte Würkung und nie hat wohl je eine Schrift eine ſo plötzliche Veränderung in der Stimmung des Volks hervorgebracht. Sie wurde ſchnell ſiebenmal aufgelegt und innerhalb eines Monats waren eilftauſend Exemplare verkauft. Die Parlaments-Glieder hatten, während die Verſammlungen eingeſtellt waren, völlige Muße, ſie zu leſen und darüber nachzudenken und Swift giebt uns in ſeinem Tagebuche folgende Nachricht von der Würkung, die ſein Werk auf dieſe Herrn machte.

Am 4ten Februar; 1711.

„Im Hauſe der Gemeinen iſt heute über „das Verfahren der Alliirten gegen uns, ſehr „ſcharf debattirt worden. Die Sprecher zogen alle ihre Beweisgründe aus meinem „Buche und ihre Beyſtimmung beſtättigte „die Wahrheit meiner Sätze. Die Hof-Parthey hatte eine Mehrheit der Stimmen „von 150. Alle kommen darinn überein,

„daß mein Buch ſie zu dieſem muthigen Entſchluſſe beſtimmt hat.“ Und bald nachher ſagt Swift über denſelben Gegenſtand: (am 8ten Februar;) „Die neulich gedruckten Vota ſind faſt wörtliche Auszüge aus meinem Werke und würden nie durchgegangen ſeyn, wenn dies Buch nicht geſchrieben wäre.“ Daß Swift ſich mit dieſem Tractate beſondere Mühe gegeben hat, beweiſt uns eine andre Stelle ſeines Tagebuchs, wo er ſagt. „Es war nicht mehr als billig, daß die Bemühungen, welche es mich gekoſtet hat, durch den Erfolg belohnt würden.“ Auf dieſe Weiſe erfüllte Swift jetzt ſeine Drohung, welche wir in einer ſchon vorhin angeführten Stelle finden, wo er ſagt: „Die Whigs laſſen uns keine Ruhe; ſie ſind durchaus gegen den Frieden; aber ich werde mich bald rächen und ſie zum Stillſchweigen bringen.“ Die Mehrheit der Stimmen im Hauſe der Gemeinen wurde ſogleich von einer Mehrheit auſſerhalb deſſelben, die auch durch den Tractat bekehrt worden war, unterſtützt; und ſo verdankten dann die Miniſter Swiften nicht allein ihre jetzige un-

unmittelbare Rettung vom Untergange (der unvermeidlich ſchien,) ſondern auch eine ſo feſt gegründete Sicherheit für die Zukunft, daß weder die Liſt, noch Gewalt ihrer Feinde ſie auch nur erſchüttern, und daß nur Uneinigkeiten unter einander ſelbſt ihnen ſchädlich werden konnten. Es iſt daher kein Wunder, daß Swift, nachdem er ihnen ſo ausgezeichnete Dienſte geleiſtet hatte, ihr Buſen-Freund wurde, und daß ſie ihn über alles werth hielten.

Da die Miniſter nun ihren politiſchen Plan mit Sicherheit befolgen und alle nöthigen Maaßregeln, um den Frieden zu Stande zu bringen, ungeſtöhrt ausführen konnten; ergriff Swift, deſſen thätiger Geiſt in dieſer Zeit keine Ruhe kannte und der ſehnlich wünſchte, ſeinen jetzt erlangten Einfluß zum allgemeinen Wohl anzuwenden, dieſe Gelegenheit, um ſeinen Vorſchlag, die Academie betreffend, nun dringender zu erneuern. In einem Briefe an den Erzbiſchoff von Dublin, vom 29ten März 1712 datirt, ſagt er: „Ich ſchrieb neulich einen Brief von dreyſſig

„Seiten an den Lord Schatzmeiſter, der einen „Plan zu Errichtung einer Academie enthielt, „die ſich damit beſchäftigen ſoll, die engliſche „Sprache zu verbeſſern, zu erweitern und „auf feſte Regeln zu gründen, und darauf „wählten wir zuſammen ungefehr zwanzig „Mitglieder aus beyden Partheyen. Ich „werde den Brief nächſtens drucken laſſen „und verſpreche mir etwas davon. Seine „Hochwürden ſieht, daß ich auch ein Projectsmacher bin." In einer folgenden Stelle ſagt er über denſelben Gegenſtand: „Mylord „Schatzmeiſter, ſo wie der Lord Siegelbewahrer und alle Miniſter haben mir oft „verſprochen, meinen Plan zu Stiftung einer „Academie zu befördern; aber ſie ſind jetzt „zu beſchäftigt, um an etwas anders zu denken, als was ſie auf ihrem Ambos haben. „Mylord Schatzmeiſter und ich haben ſchon „zwanzig Mitglieder aus beyden Partheyen „zuſammengebracht, aber vielleicht wird aus „der ganzen Sache nichts."

In einem andern Briefe ſagt er nachher: „Was die Academie zu Verbeſſerung

„unſrer Sprache betrifft; ſo intereſſirt ſich „der Lord Schatzmeiſter ſehr warm davor, „iſt aber wohl zu beſchäftigt, um ſich, ehe „nicht der Friede geſchloſſen iſt, thätig darum zu bekümmern.“

Swift fieng auch in der That bald an, einzuſehn, daß ſein Eifer, dieſen ſeinen Lieblings-Plan durchzuſetzen, ihn verleitet hatte, ſehr zur ungelegnen Zeit damit herauszurücken, indem nicht allein die Miniſter jetzt alle Hände voll zu thun, ſondern auch er ſelbſt eine Menge Geſchäfte von andrer Art auf dem Halſe hatte. Die Miniſter waren nämlich den unaufhörlichen Anfällen einer zahlreichen Menge Schriftſteller von der Gegenparthey ausgeſetzt und überlieſſen ihre Vertheydigung ganz allein dem ſtarken Arme ihres tapfern Ritters Swift.

Die beyden Kämpfer hingegen, auf welche die Whigs ihre gröſte Hofnung ſetzten, waren der Biſchoff Burnet und Steele, (in der Folge Sir Richard) welche ſich durch eine Menge von recht unterhaltenden Eſ-

Eſſays, die unter den Titeln the Tatler, the Spectator and the Guardian erſchienen ſind, dem Publico ſehr vortheilhaft bekannt gemacht hat. Man verſprach ſich viel Gutes von zwey Tractaten, die in dieſer Zeit herauskamen, woven der eine: Introduction to the third Volume of his Hiſtory of the Reformation, Burnet; der andre: The Criſis, Steele zum Verfaſſer hatten. Swift aber beantwortete ſogleich beyde Werke und zwar mit ſo viel Laune, Witz, Satyre und Kraft des Beweiſes, daß er nicht allein den Tractaten die Spitze abſtumpfte, ſondern auch die Verfaſſer ſelbſt ſo ganz um das Anſehn brachte, worinn ſie ſtanden, indem er ſie zu Gegenſtänden des allgemeinen Gelächters machte, daß ſie künftig nie mehr im Stande waren, den Tories zu ſchaden. Wir können uns ſehr leicht einen Begriff von der Würkung machen, welche dieſe beyden letztern Tractate in jener critiſchen Zeit hervorbringen müſſen, wenn wir bedenken, daß man ſie noch jetzt um ihres innern Werths willen mit Vergnügen lieſt, obgleich uns die Begebenheiten, welche damals Gelegenheit dazu gaben, nicht ſehr intereſſiren können. Würklich unterſcheiden ſich Swifts politiſche Werke von allen andern dadurch, daß ſie auch zugleich für die Nachwelt, jene nur für den heutigen Tag geſchrieben ſind und ihren Werth von Zeit, Umſtänden und der Mode borgen, da er hingegen das Aufſehn, welches ſeine Tractate erregen, bloß dem innern Werthe derſelben und ſeinem ungeheuren Genie verdankt. Es ſcheint faſt, als hätte Swift denſelben Vorzug vor ſeinen Gegnern gehabt, den Homer dem Achilles zuſchreibt, indem er ihn in eine himmliſche Rüſtung kleidet und ihn mit ätheriſchen Waffen verſieht.

Man wird ſich vielleicht darüber wundern und es den Miniſtern als Undankbarkeit anrechnen, daß Swift, nachdem er ihnen ſo manche wichtige Dienſte geleiſtet hatte, noch ſo lange unbelohnt und unbefördert blieb; Indeſſen lag das nicht an den Miniſtern, die in der That lebhaft fühlten, wie viel ſie ihm ſchuldig waren und ihn auch der Königinn bey Gelegenheit eines erledigten Biſsthums empfohlen hatten. Aber die Herzoginn von Somerſet, die Swift unverſöhnlich haſſte, bewegte Himmel und Erde, um ſeine Beförderung zu verhindern. Zuerſt bewog ſie den Erzbiſchof von York, ihm entgegen zu arbeiten, der ſich dabey folgendes merkwürdigen Ausdrucks gegen die Königinn bediente, daß Ihre Majeſtät ſich erſt überzeugen müßte, ob der Mann, welchen ſie zum Biſchoff machen wollte, auch ein Chriſt ſey. Da indeſſen der Erzbiſchoff keinen andern Grund dieſes Verdachts gegen Swift anführen konnte, als daß man ihn für den Verfaſſer des Weibermärchens hielt; ſo wurde ſeine Einmiſchung als eine überläſtige, aus unbeſcheidnem Eifer entſtandne Dienſtfertigkeit angeſehen und man achtete nicht darauf. Nun gieng aber die Herzoginn ſelbſt zu der Königinn, bat ſie fußfällig und mit Thränen, dem Doctor nicht das Biſthum zu geben, und überreichte ihr dabey das äuſſerſt bittre Gedicht: The Windſor Prophecy, welches Swift auf ſie (die Herzoginn) gemacht hatte. Die Königinn las es, wurde ſehr aufgebracht darüber, daß Swift ſich unterſtanden hatte, einer Dame, die, wie jedermann wuſste, ſehr bey ihr in Gnaden ſtand, ſo übel mitzuſpielen und gab ihm das Bisthum nicht.

Sobald es bekannt wurde, daß Swift bey der Königinn in Ungnade gefallen ſey, fiengen ſeine Feinde an, ihn von allen Seiten anzugreifen, und (wie das gewöhnlich zu gehn pflegt) ſeine Hof-Freunde verlieſſen ihn entweder ganz, oder behandelten ihn mit Kälte. Es wurden ſowohl im Ober- als Unterhauſe verſchiedne Reden gegen ihn gehalten; im erſtern beſonders von dem Grafen von Nottingham und in dem andern von Walpole (in der Folge Sir Robert) und Aiſlabie, der ehemals ſein guter Freund geweſen war. Die ſchottiſchen Lords kamen in corpore zu der Königinn, um ſich über den Verfaſſer des kleinen Werks: The public ſpirit of the Whigs, welches einige für die Ehre ihrer Nation ſehr beleidigende Stellen enthielt, zu beklagen und um die Beſtrafung des Verfaſſers zu bitten, und es wurde auch desfalls eine Belohnung von dreyhundert Pfunden auf dieſe Entdeckung geſetzt. Indeſſen war

Swift

Swiſt ſo beherzt und ſich ſeiner eignen Stärke ſo bewußt, daß ihm dieſe übeln Ausſichten gar nicht ſehr fürchterlich ſchienen und er, Statt ſich zurückzuziehn, ſich vielmehr mit kühnem Muthe zum Kampfe bereitete. Auch nahmen ſich ſein Freund Mylord Oxford und die übrigen Miniſter Seiner mit ſo viel Wärme an und bedienten ſich ihres Einfluſſes zu ſeinem Beſten ſo kräftig, daß er in kurzer Zeit wieder in eben ſo großer Gunſt bey Hofe ſtand, als je.

Im April 1713, bald nach dem Schluſſe des Friedens, wurde Swift zum Dechanten von St. Patrick in Dublin ernannt, und im Anfange des Junius machte er ſich auf den Weg nach Irland, um ſich einführen zu laſſen. Auch war es ſeine Abſicht, ſich dort eine Zeitlang aufzuhalten, aber die Miniſter, denen er unentbehrlich geworden war, wollten es durchaus nicht zugeben und drangen ſo ungeſtüm auf ſeine Rückkehr, daß er, nachdem ſeine Geſchäfte abgethan und er von einer Unpäßlichkeit, die ihn auf ſeiner Landpfarre befiel und dort einige Zeit feſthielt, wieliederlich und cyniſch. Er fand Mittel, dem Fürſten Geſchmack an dem Erziehungs-Raiſonnementsweſen beyzubringen und ihm Baſedows artiges Bilderbuch in die Hand zu ſpielen; und nun war die Infection da. Die Pädagogik griff erſchrecklich um ſich, griff den ganzen Hof an, und der Magiſter bekam den Titel als geheimer Schulrath, nebſt dem Auftrage, alle Land- und Stadtſchulen zu philantropiniſiren; Es wurden, nebſt einigen andern Lehrern, auch zwey Carrenſchieber aus England verſchrieben, die im Boxen Unterricht geben ſollten, und Lerchenhayn, der in alle Thorheiten ſeines Sultans ſich einweyhete, übernahm die Haupt-Direction des geſammten Schulſpielweſens. Weil aber dies Departement dem Conſiſtorio nicht füglich entriſſen werden konnte; ſo wurde unſer Huſaren-Obriſt zugleich Conſiſtorial-Director, ritt täglich nach dem Conſiſtorio hin und ſaß da mit ſeinem Säbel und Zwickelbarte neben dem General-Superintendenten, mit Mantel und Kragen. So weit war es grade mit dieſer Farce gekommen, deren einzelne Scenen mir Lerchenhayn in ſeinen Briefen geſchildert hatte, als ich den Entſchluß faßte, meine Reiſe anzutreten, da ich mir dann vorſetzte, auf dieſem Wege auch über *** zu gehn und meinen beſten Freund, den Huſaren-Obriſten, Conſiſtorial-Director und Cammerjunker zu überraſchen.

Ich.

wieder hergeſtellt war, obgleich ungern, nach London zurückgieng.*) Bey ſeiner Ankunft dort fand er, daß ſeine Gegenwart aus zwey wichtigen Gründen jetzt ſehr nöthig ſchien. Der eine war nämlich, um einen Bruch zwiſchen den Miniſtern zu verhüten, den man, ſeitdem der Frieden geſchloſſen war und alſo die gemeinſchaftliche Gefahr ſie nicht mehr verband, täglich befürchten muſſte, und der andre, um die Friedens-Artikel, welche nun heftig angefochten wurden, zu vertheydigen. Seine Bemühungen in Anſehung des erſtern Puncts waren nicht ohne Erfolg, indem es ihm gelang, die Miniſter (ſo groß auch ihr gegenſeitiger innerer Haß ſeyn mogte) wenigſtens dem Anſcheine nach in gutem Vernehmen zu erhalten. Und was den zweyten

---

*) In einem Briefe an den Erzbiſchof von Dublin, aus Irland datirt, ſagt er: „Sollten Ihr Hochwürden von Bath aus nach London gehn; ſo „werde ich vermuthlich die Ehre haben, Sie dort „zu ſehn. Indeſſen will ich alles anwenden, um „mir, wo möglich, dieſe Reiſe zu erſparen, die „weder meiner Geſundheit, noch meinen oeconomiſchen Umſtänden zuträglich iſt."

Punct betrifft; ſo arbeitete er desfalls ſehr eifrig an der Beendigung ſeiner Geſchichte des Utrechtiſchen Friedens, worinn er ſchon vor ſeiner Reiſe nach Irland anſehnliche Fortſchritte gemacht hatte. Auch beſchäftigte ihn Irland, wo der Partheygeiſt kürzlich verſchiedne gefährliche und gewaltſame Vorfälle veranlaſſt hatte, jetzt beſonders. Seine Geſchichte des Friedens übergab er, ſobald ſie fertig war, dem Lord Orford und Bolingbroke, denen er die Herausgabe überließ und gieng bald darauf nach Irland in ſeine Dechantey. Aber kaum war er da angekommen, als ihm auch ſchon über hundert Briefe nachgeſchickt wurden,*) um ihn eilig zurückzurufen, damit er die Miniſter, zwiſchen denen es, ſobald er nur den Rücken gekehrt hatte, zu einem öffentlichen Bruche gekommen war, wieder mit einander verſöhnen mögte. Auf dieſe Nachricht machte ſich Swift ſogleich auf den Weg nach England, obgleich er kaum vierzehn Tage in Dublin geweſen war und ver-

---

*) Siehe Swifts Brief an den Grafen Orford.

anſtaltete bey ſeiner Ankunft in London, daß ſich die Lords Oxford und Belingbroke bey Mylord Maſcham trafen, worauf man ihn mit dieſen beyden Herrn allein ließ. Nun fieng er an, ſie ſehr ernſtlich zu ermahnen; aber es war alles vergebens; indeſſen verabredete man doch eine gemeinſchaftliche Reiſe nach Windſor, auf den folgenden Tag. Swift, welcher hoffte, daß ſie ſich vielleicht in einem tête à tête freymüthiger als in Gegenwart eines Dritten gegen einander erklären würden, ſchützte am andern Morgen Geſchäfte vor und ſchickte die beyden Lords allein nach Windſor. Doch folgte er ihnen bald nach und fand, daß ſein Anſchlag nicht gelungen war. Nachdem er nun noch eine Zuſammenkunft unter ihnen veranſtaltet hatte und Beyde unverſöhnlich fand; erklärte er ihnen, daß er entſchloſſen ſey, ſich ganz zurückzuziehn, indem er als ihr *gemeinſchaftlicher* Freund unmöglich Parthey ergreifen könne, und da er vorherſähe, daß ihre Uneinigkeit für das allgemeine Intereſſe nicht anders als nachtheilig ausfallen könne; habe er ſich vorgenommen, ſich künftig gar nicht mehr in Staats-Geſchäfte zu miſchen. In der That handelte Swift bey dieſer Gelegenheit als ein eifriger, uneigennütziger Freund, wurde aber leider! gar nicht unterſtützt, worüber er ſich auch ſelbſt einigemal beklagt, indem er überzeugt war, daß die Verſöhnung noch zu Stande gekommen wäre, wenn Andre ihre Pflicht gethan hätten, wie er dies in einem Briefe an Pope ſagt.

Wahrſcheinlich war Swift der Einzige von ſeiner Parthey, dem das Wohl des Staats und der Miniſter wahrhaft am Herzen lag. Alle übrigen Whigs ſchienen bloß darauf Rückſicht zu nehmen, in wie fern dieſe Uneinigkeit ihr Privat-Intereſſe beförderte, oder nicht, und ſchlugen ſich in dieſer Rückſicht zu einem oder dem andern ihrer ſtreitenden Anführer. Hätte Swift auch eigennützig handeln wollen; ſo wäre gewiß jetzt viel für ihn zu gewinnen geweſen, indem ſein Beytritt zu einer von den Partheyen dieſer ein großes Uebergewicht gegeben und ihn alſo ſehr willkommen gemacht haben würde. Aber in dieſem, wie in allen andern Fällen, ließ er ſich von ſeinem feinen Ehrgefühle leiten, dem er ſein ganzes Leben hindurch nie entgegen gehandelt hat.

> By faction tir'd, with grief he waits a while
> His great contending friends to reconcile.
> Performs what friendſhip, juſtice, truth require:
> What could he more, but decently retire?*)

Swift zog ſich, (wie er vorher geſagt hatte) gleich nach ſeiner letzten fruchtloſen Zuſammenkunft mit den Miniſtern, zurück und reiſte zu einem ſeiner Freunde, in Berkſhire. Indeſſen geſchah dies weder aus Furchtſamkeit, um der bevorſtehenden Gefahr zu entgehn, noch aus Liſt, um erſt abzulauern, welche Parthey die Oberhand gewinnen würde und ſich dann zu dieſer zu ſchlagen, ſondern aus Urſachen, die ſeinem edeln Herzen angemeſſen waren. Er hatte die Pflichten der Freundſchaft gegen die Miniſter auf das ſtrengſte

---

*) Swifts Verſe auf ſich ſelbſt.

erfüllt und durch ſeine wiederholten Verſuche, ſie zu verſöhnen, den kürzeſten und ſicherſten Weg gewählt, um das allgemeine Intereſſe ſeiner Parthey zu befördern. Da nun aber dies fehlſchlug, indem durchaus keine Verſöhnung zu bewürken war, glaubte er, daß ſeine Pflichten gegen den Staat bey dieſer critiſchen Lage der Dinge allen andern Rückſichten vergehn müſſten; Er zog ſich alſo zurück, um dem Publico die wahren Urſachen der jetzigen heftigen Staatsverwirrungen, und zugleich die einzigen Mittel zu Wiederherſtellung der Ordnung ungeſtört (und, ohne ſich darum zu bekümmern, ob ſeine Freunde auch an dieſen Mitteln Geſchmack finden würden) mittheilen zu können. Bey dieſer Gelegenheit ſchrieb er nun die geiſtreiche kleine Schrift: Some free Thoughts upon the preſent State of Affairs, in welcher er mit viel Kühnheit das ſchlechte Betragen der Miniſter, als die Veranlaſſung der jetzt herrſchenden Verwirrungen, angiebt und Mylord Orford (den Mann, welchen er über alles in der Welt liebte) am mehrſten tadelt. Er handelte bey dieſer Gelegenheit gleich einem redlichen und geſchickten

Wundarzte, der, wenn er findet, daß kein andres Mittel übrig bleibt, um den kalten Brand zu verhüten, die Wunde bis auf den Grund ausſchneidet, ſo ſchmerzhaft auch immer die Operation für den Patienten ſeyn mögte. Nachdem er erſt ſeine Anklage des Miniſteriums vorbereitet hat; ſo führt er dann einige, von den Miniſtern begangene Fehler an, worunter einer vorzüglich auf Mylord Oxfords Rechnung gehört.

Man ſieht aus der Sprache, die Swift in dieſem ganzen Werke redet, daß er ſich nicht ſcheuete, mit dem Meſſer ſo tief als möglich, in der Wunde zu wühlen. Auch macht es der ganze Inhalt der kleinen Schrift höchſt wahrſcheinlich, daß er entdeckt hatte, die Lords Oxford und Bolingbroke haben ſchon ſeit langer Zeit das allgemeine Wohl, welches ſie Anfangs verband, aus dem Geſichte verlohren, und denken jetzt Beyde nur noch an Befriedigung ihres Ehrgeizes. Es war Swifts Scharfſinne nicht entwiſcht, daß ſie in demſelben Verhältniſſe gegen einander ſtanden, wie ehemals Cäſar und Pompejus, indem der Eine niemand neben ſich, der Andre keinen über ſich dulden wollte. Auch trennte er ſich desfalls von Beyden, um zu verſuchen, in wie fern er wohl allein dem Staate nützlich werden könne. Da nun ſeine freundſchaftliche Ermahnungen nicht gefruchtet hatten; entſchloß er ſich, ſie öffentlich zu beſchämen, indem er ſie dadurch und durch die Furcht, alle ihre Anhänger zu verliehren, zu Erfüllung ihrer Pflicht zu bewegen hoffte. Er zeigte die, zu Wiederherſtellung der Ordnung noch einzig übrigen Mittel an, und weil ihm Mylord Oxfords Abneigung, ſich dieſer Mittel zu bedienen, nicht unbekannt war; ſuchte er ihn durch die Beſorgniß, daß er auſſerdem ſeine Anhänger und auch die Gunſt der Königinn verliehren würde, dazu zu zwingen. Daß dies in der That ſein Zweck war, ſieht man offenbar aus dem Schluſſe des Werks.

Indeſſen fand Swift keine Gelegenheit, zu verſuchen, was für Würkung dieſe kleine Schrift thun könne, indem (gleich, nachdem ſie zum Drucke befördert worden) der erfolgte

Tod der Königinn die Herausgabe verhinderte. Auch machte dieſe Begebenheit Swift edlen Planen für das öffentliche Wohl auf einmal ein Ende und benahm zugleich ihm ſelber alle Ausſichten zu künftiger Beförderung. Es war ein ſchrecklicher Schlag für die ganze Parthey, aber ungeachtet Swift ihn härter fühlte, als irgend Einer davon; ſo beſaß er doch ſo viel Standhaftigkeit, daß er nicht darunter erlag. Arbuthnots Meiſterhand *) hat ein bewunderungswerthes Gemälde von ſeinem Betragen bey dieſer Gelegenheit mit einigen Pinſelſtrichen entworfen. „Ich habe“ ſagt er, „einen Brief von dem Dechant Swift „geſehn. Sein erhabner Geiſt iſt nicht niedergebeugt und er gleicht einem Manne, „der, ſchon überwunden, noch mit drohendem „Blicke ſeinen Gegnern einen Streich zu verſetzen ſucht.“

Wenige Wochen nach dieſer Begebenheit kehrte Swift nach Irland in ſeine Dechantey

zurück,

---

*) Siehe den Brief an Pope.

zurück, wo er verſchiedne Jahre lebte, ohne England wieder zu beſuchen.

Laſſet uns, ehe wir ihn in ſeine Verbannung begleiten (denn ſo nannte er es immer) einen Rückblick auf ſein Betragen in der glänzendſten Periode ſeines Lebens werfen; zu einer Zeit, wo er Gelegenheit fand, die großen Talente ſeines Geiſtes und die herrlichen Eigenſchaften ſeines Herzens in dem vortheilhafteſten Lichte zu zeigen. Seine Verbindung mit dem neuen Miniſterium, war weder Würkung des Zufalls, noch eines plötzlichen Entſchluſſes; ſondern er hatte die Veränderung in der Regierung lange vorausgeſehn und ſich vorgenommen, ſich alsdann ſogleich für die Tories zu erklären. Doch verbarg er dieſen Entſchluß ſorgfältig, bis es erſt Zeit war ihn auszuführen. Es iſt ſchon geſagt worden, daß Harley im Jahre 1708, zwey Jahre vorher, ehe es würklich geſchah, nahe daran geweſen war, das Whigs-Miniſterium zu ſtürzen. In dieſer Periode ſchrieb Swift folgendes an den Erzbiſchoff von Dublin, woraus wir ſeine Geſinnungen hierüber kennen lernen können.

Ich. Und ehe Sie fortreiſten, unterſuchten Sie doch erſt die Geſpenſter-Erſcheinungen hier im Schloſſe?

Der Graf. Damals war von gar keinen Geſpenſtern in Tungerhauſen die Rede.

Ich. Sie ſagten ja aber, Ihr Gerichtshalter habe Ihnen geſchrieben —

Der Graf — Daß es nicht richtig im Schloſſe hergienge; das ſchrieb er freylich und hatte Recht, denn meine beyden Verwalter betrogen mich auf eine unverantwortliche Weiſe; doch brachte ich, während meiner Anweſenheit, alles auf einen ſichern Fuß.

Ich. Allein was in neuern Zeiten hier vorgefallen, was mir ſelbſt und meinem Reitknechte begegnet iſt?

Der Graf. Ja, mein Freund! das gehört nicht hierher. Wir werden ſchon einmal dahin kommen; nur müſſen Sie mich nicht immer unterbrechen.

Ich. Grauſamer Mann! Sie treiben Ihren Spaß mit mir — Aber fahren Sie fort! Ich höre zu.

Am 9ten November, 1708.

„Ungeachtet ich das Intereſſe des Staats „ſonſt nicht mit dem Privat-Intereſſe einer „ſo unbedeutenden Perſon, als ich bin, in „Verbindung bringen mag; ſo erſuche ich „doch jetzt (da ich nicht wiſſen kann, ob „meine Freunde mich nicht, im Falle einer „Revolution, zum Dienſte des neuen Miniſteriums „auffordern werden) Ew. Hochwürden, „alsdann, nicht ungünſtig von mir zu „denken und überzeugt zu ſeyn, daß der „Wunſch, mein Glück zu machen, mich nie „verleiten wird, gegen Wahrheit und Gewiſſen „und gegen das Wohl der herrſchenden „Kirche zu handeln.“

Da indeſſen der Plan damals fehlſchlug; erklärte ſich Swift auch noch nicht für die Tories, ſondern erwartete ſtillſchweigend eine Veränderung, die, wie er vorausſah, mit der Zeit erfolgen mußte, und beſchäftigte ſich indeß mit Ausarbeitung eines Syſtems, welches im Falle einer Revolution zur Richtſchnur ſeines Betragens dienen ſollte.

Da man Swifts Character oft verdächtig zu machen geſucht hat; indem man ihn beſchuldigt, daß er die Whigs im Unglücke verlaſſen habe und zu den Tories übergegangen ſey, ſobald dieſe die herrſchende Parthey geworden; ſo wird es nicht unnütz ſeyn, hier zu unterſuchen, auf was für Beweiſe die Whigs dieſe Anklage gründen.

Swift giebt uns in ſeinen: Memoirs relating to the change in the Queen's Miniſtry folgende Nachricht von ſeiner erſten Bekanntſchaft mit den Häuptern der Whigs. Indem er von ſeiner kleinen Schrift: The Conteſts and Diſſentions of the Nobles and Commons in Athens and Rome redet, ſagt er: „Dieſe habe hauptſächlich Veranlaſſung „gegeben, daß der Biſchoff von Salisbury „und die Lords Sommers und Halifax „ſeine Bekanntſchaft geſucht hätten."

Man ſieht übrigens deutlich, daß Swift zwar in Anſehung politiſcher Meinungen mit den Whigs übereinſtimmte, daß aber ſeine Religions-Grundſätze von den ihrigen ſehr verſchieden waren. Auch betrachteten ſie ihn desfalls nur als einen Stief-Bruder und bekümmerten ſich wenig um ſeine Beförderung; doch ſuchten ſie ihn bey guter Laune zu erhalten, indem ſie ihn mit glänzenden Verſprechungen, (die ſie nicht zu erfüllen ſich vornahmen,) überhäuften. Hiervon haben wir ſchon bey Gelegenheit der Geſandſchafts-Secretairs-Stelle und des Bisthums in Virginien Beyſpiele geſehn, welche Behandlung ihn ſo ſehr aufbrachte, daß er gänzlich mit ihnen brach; doch geſchah dies lange vorher, ehe er mit den Tories in Verbindung kam und zu einer Zeit, wo die Whigs noch in vollem Beſitze der oberſten Gewalt waren. Ja, er ging ſogar ſchon damals ſo weit, daß er Verſchiednes gegen die Whigs drucken ließ, worüber er ſich in ſeinen Memoirs auf folgende Weiſe ausdrückt: „Ich habe, wie „man leicht denken kann, dieſe unbedeutenden „Umſtände bloß aus perſönlichen Rückſichten „hier angeführt, indem einige armſelige „Schriftſteller, die, um ihren Haß gegen „mich zu beweiſen, ſehr viel Papier be„ſchmiert, mich beſchuldigt haben, daß ich ein

„Anhänger der niedern Kirche ſey, da doch jedermann
„weiß, daß ich grade in der Zeit,
„da dieſe Faction die herrſchende war, verſchiedne
„Tractate herausgegeben habe, worinn
„ich ihr Verfahren laut tadle. Dieſe
„Tractate ſind folgende: A Project for the
„Reformation of Manners, in a Letter to
„the Counteſs of Berkeley; The Sentiments
„of a Church -- of -- England --
„Man; An Argument againſt aboliſhing
„Chriſtianity, und endlich, A Letter to a
„Member of Parliament, againſt taking
„of the Teſt in Ireland, welches letztere
„Werk, (wie ich ſchon geſagt habe) damals
„heraus kam, als der Graf von Wharton
„zum Vice-Könige jenes Reichs (nämlich
„Irland) ernannt worden war.“

Auch in Irland nahm man es ſehr übel, daß er die Parthey der Whigs verlaſſen hatte.

Gleich nach ſeiner Ankunft in London ſagt er in einer, ſchon einmal angeführten Stelle ſeines Tagebuchs: „Alle Whigs waren

„entzückt über meine Ankunft und umklammerten mich, gleich einem Zweige, der uns „über Waſſer halten ſoll; Ihre Anführer machten mir tauſend plumpe Entſchuldigungen ꝛc. aber Mylord Schatzmeiſter (Godolphin) empfieng mich ſehr kalt, welches „mich ſo aufgebracht hat, daß ich ihm faſt „Rache ſchwören mögte.“ In einem Briefe an den Erzbiſchoff King, vom 9ten September 1710 erklärt er ſich weitläuftiger über dieſen Gegenſtand. „Bey meiner Ankunft in London“ ſagt er, „überhäuften mich beyde Partheyen mit Liebkoſungen; Die eine, damit „ich ihr zur Stütze dienen und ſie vom Untergange retten mögte, und die andre, weil „ſie wuſſte, daß ich mit der vorigen Regierung und ihren Planen unzufrieden war „und mich daher für geneigt hielt, der jetzigen beyzuſtimmen. Ich beſuchte darauf „Mylord Godolphin, der mich aber ſo kalt, „ſteif und verdrießlich empfieng, wie noch nie „ein vornehmer Mann mich empfangen hat. „Auch war unſre ganze Unterredung von der „Art, daß ſie nicht verdient hier angeführt „zu werden; ich verſpare es daher, Ew.

„Hochwürden etwas darüber zu ſagen, bis „ich das Glück haben werde, dies perſönlich „thun zu können.“

In ſeinem Tagebuche ſagt er, am 2ten October; 1710: „Mylord Halifax brachte „mir heute die Geſundheit, Auferſtehung „der Whigs zu; ich nahm ſie aber nicht „an, indem ich verlangte, daß er Reformation hinzufügen ſolle. Auch ſagte ich „ihm, daß er der einzige Whig in England „ſey, den ich liebte und von dem ich eine „günſtige Meinung hegte.“

Um einen Beweis davon zu geben, wie heftig Swift über die ſchlechte Behandlung der Whigs aufgebracht war; will ich hier eine Stelle aus ſeinem Tagebuche anführen, die in der Zeit verfaſſt iſt, als ſeine Schriften gegen dieſe Parthey einen ſo bewunderungswerthen Erfolg fanden. Er ſagt darinn: „Ich habe mir Feinde bey Dutzenden und Freunde bey Paaren erworben; „und das iſt eigentlich gegen die Regeln der „Weisheit, indem dieſe uns lehrt, daß Ein

„Feind uns mehr ſchaden als zehn Freunde
„uns nützen können. Indeſſen habe ich mich
„doch gerächt und bin zufrieden, wenn auch
„ſonſt nichts dabey herauskommen ſollte. Ich
„überlaſſe dem Schickſale das Uebrige.“

Man wird vielleicht finden, daß ich mich bey dieſer Begebenheit in Swifts Lebenslaufe beſonders lange verweilt habe; allein dies ſchien mir desfalls nöthig, weil man noch jetzt, ſogar in Irland, Swifts Andenken dadurch befleckt, daß man ihn der Undankbarkeit gegen die Whigs und des Eigennutzes beſchuldigt. In England, wo man genauer mit der wahren Lage der Dinge bekannt iſt, läſſt man dieſem großen Manne vielleicht mehr Gerechtigkeit wiederfahren.

Ich habe ſchon vorhin geſagt, daß Mylord Orford Swiften bey ſeinem erſten Schritte zu einer Verbindung mit den Tories auf mehr als halbem Wege entgegen kam und ſich alle Mühe gab, ihn ganz für ſeine Parthey zu gewinnen. Wie leicht hätte nun nicht Swift, der daraus deutlich ſah, wie wichtig und nöthig er dem neuen Miniſterio war, dieſe Gelegenheit benutzen können, um zu den höchſten geiſtlichen Aemtern zu gelangen; wie leicht würde es ihm geworden ſeyn, ſich die vortheilhafteſten Bedingungen zu erkaufen, wenn ſeine Abſichten eigennützig geweſen wären! Aber im Gegentheil hatte er ſich ſchon ſeit langer Zeit mit Planen zu Beförderung des öffentlichen Wohls beſchäftigt und dieſem muſste ſein eigenes Intereſſe ſtets weichen. Deshalb nahm er ſich nun auch vor, in der Verbindung mit dem neuen Miniſterio ſein ganzes Gewicht und das Anſehn, worauf er ſich durch ſeine Verdienſte ein Recht zu erwerben hoffte, aufzubiethen, um dieſe Plane in Ausführung zu bringen und ſeine eigne Beförderung dem Glücke zu überlaſſen. Wie wenig beſorgt er desfalls war, ſieht man deutlich aus einem Briefe an den Erzbiſchoff von Dublin vom erſten October 1711 datirt, worinn er ſich ſehr weitläuftig über ſeine Plane und Abſichten erklärt.

In ſeinem Tagebuche für Stella, gegen die er immer ganz offenherzig iſt, ſpricht er oft von ſeiner Sorgloſigkeit und ſeinen geringen Erwartungen für die Zukunft. Einmal unter andern ſagt er im Januar 1711: „Meine neuen Freunde ſind ſehr gütig und überhäufen mich mit herrlichen Verſprechungen, aber ich rechne nicht viel darauf. Indeſſen wollen wir es immer abwarten, was ſie für mich thun werden; und ſollten ſie gar nichts thun: ſo werde ich mich weiter nicht getäuſcht finden.“ Bey einer andern Gelegenheit im März 1712, ſagt er: „Ich komme ſo eben von dem Staats-Secretair, dem ich meinen Freund, den Doctor Freind zum Hofmedicus empfohlen habe. Er will mit der Königinn darüber reden. Ich kann für jedermann anhalten, nur für mich ſelbſt nicht.“ Dieſe und mehrere ähnliche Stellen in ſeinem Tagebuche ſind ſichre Beweiſe davon, daß er nicht um ſeines Privat-Intereſſe willen ſo thätigen Antheil an den politiſchen Ereigniſſen ſeiner Zeit nahm, ſondern daß ein edlerer Bewegungsgrund, nämlich die Vaterlandsliebe, ihn leitete. Schon längſt hatte er mit Ungedult auf eine Gelegenheit gewartet, ſeine auſſerordentliche Talente zum

Beſten der Kirche und des Staats verwenden zu können, und da ſie ſich jetzt fand, ergriff er ſie mit Eifer. Er hatte, wie er in ſeinem Tagebuche für Stella ſagt, groſe Abſichten zu Beförderung des allgemeinen Wohls, (dem ſein Privat-Vortheil ſtets weichen muſste;) indem er, auſſer ſeinem politiſchen Plane, auch noch eine allgemeine Verbeſſerung des Geſchmacks und der Sitten, die während der Regierung der Whigs ſehr ausgeartet waren, zu Stande zu bringen ſuchte. Indeſſen war er feſt überzeugt, daß er nie zu ſeinem Zwecke gelangen könne, wenn man es nicht den Whigs unmöglich machte, je wieder ihre ehemalige Gewalt zu erlangen. Bey dem jetzigen Miniſterio hatte er eine gute Meinung und die Grundſätze, (ſie mogten nun aufrichtig gemeint ſeyn, oder nicht,) nach welchen ſie handelten, ſtimmten mit den ſeinigen überein. In einem Briefe an den Erzbiſchoff von Dublin ſagt er: „Ich ſuche mich ſo klug zu „betragen, als möglich, und folge deshalb „Denen, die meiner Meinung nach dem Wohl „der Kirche und des Staats gemäß handeln, „ohne mich darum zu bekümmern, ob ſie aus

„Tugend

Der Graf. Mein Weg führte mich zuerſt nach ***, wo ich, wie ich vorhin erzählt habe, durch den Staatsminiſter, Grafen *** dem Herrn meine Dienſte angetragen hatte. Mit Zuverſicht reiſte ich hin, hatte alle kleinen, elenden Unannehmlichkeiten vergeſſen, die mir in meiner Vaterſtadt begegnet waren, und das ließ ich mir gar nicht träumen, daß die Lumpenſeelen, die mich dort geneckt und endlich gezwungen hatten, ihnen das Feld zu räumen, ſich mit dieſem Triumphe nicht begnügen würden. Durfte ich's glauben, daß Mancher aus Neid, in der Meinung, von mir verdunkelt zu werden, meinen guten Eigenſchaften nicht öffentlich hatte Gerechtigkeit wiederfahren laſſen wollen; ſo war ich ja nun fort, ſtand niemand mehr im Wege; aber ich hatte unter dieſem Haufen hauptſächlich drey Perſonen mir zu Feinden gemacht, wovon ich wohl erwarten konnte, daß ſie mir nicht ſo leicht verzeihen würden. Ich brauche Ihnen nur zu ſagen, was für Art Menſchen dies waren, und Sie werden das nicht ſonderbar finden. Der Erſte war nämlich ein Andächtler, der hinter ſeiner verſtellten Frömmigkeit und Simplicität in Kleidung und Anſtande, einen unerträglichen Stolz und dabey Intoleranz, Hartherzigkeit und Unwiſſenheit verbarg. Er war Secretair bey dem Cammer-Collegio, galt viel bey unſerm Cheff und erwartete

„Tugend oder Privat-Intereſſe ſo handeln.“ In der That waren auch dieſe Menſchen die einzigen, denen es wahrſcheinlicher Weiſe gelingen konnte, das Whigs-Miniſterium zu ſtürzen und nachher nicht wieder aufkommen zu laſſen; Und ſo beruhete dann Swifts ganze Hoffnung darauf, daß die Tories die herrſchende Parthey blieben. Uebrigens überzeugte er ſich ſehr bald und ſagte es auch oft Jedem einzeln und zuweilen den Miniſtern, Mylord Orford, Bolingbroke und dem Lord Siegelbewahrer zuſammen, daß alles von ihrer Einigkeit abhienge; Aber er bemerkte bald, daß Zwey davon eine ſo ganz entgegengeſetzte Denkungsart und ſo verſchiedne Abſichten hatten, daß man täglich einen Bruch zwiſchen ihnen befürchten muſſte. Um nun dies Unglück, welches ihrer Oberherrſchaft und allen ſeinen edlen Planen auf einmal ein Ende gemacht haben würde, zu verhüten, nahm er ſich vor, ſich immer ganz unabhängig von ihnen zu erhalten und indem er keine Gefälligkeiten annahm und ihnen doch täglich die wichtigſten Dienſte leiſtete, immer in ſolchen Verhältniſſen gegen ſie zu bleiben, daß er bei jeder Gelegenheit der Vermittler zwiſchen ihnen ſeyn konnte. Desfalls ſchlug er auch das Amt eines Capellans bey Mylord Orford, welches ihm dieſer gleich am Tage nach ſeiner Ernennung zum Lord und Schatzmeiſter antrug, aus. In ſeinem Tagebuche für Stella ſagt er in folgender Stelle, am 24ſten May; 1711: „Mylord Orford „kann ſich noch nicht daran gewöhnen, Mylord „genannt zu werden, und als ich ihn neulich „ſo anredete, nannte er mich Doctor Thomas „Swift, *) welches er immer thut, wenn er „Luſt hat, mich zu quälen. Auch hat er mir „durch die dritte Hand eine Capellan-Stelle „in ſeinem Hauſe antragen laſſen, die ich „aber durch eben die dritte Hand ausgeſchlagen habe, und es iſt weiter nicht davon die „Rede geweſen. Ich mag in dieſem Leben „keines Menſchen Capellan ſeyn.“ In ſeiner Vorrede zu der Geſchichte der vier letzten Lebensjahre der Königinn Anna ſchreibt er ferner: „Ich habe die mir angetragne Capel-

„lan-

---

*) Ein Vetter von Swift, den er herzlich verachtete.

„lan-Stelle bey dem Lord Schatzmeiſter „gänzlich ausgeſchlagen, weil ich überzeugt „bin, daß meine übrigen Verhältniſſe eine „unabhängige Lage erfordern.“ Aus derſelben Urſache ſchlug er auch gleich im Anfange ſeiner Bekanntſchaft mit den Miniſtern eine Pfarre aus, die ihm der Lord Siegel-Bewahrer angebothen hatte, worüber er ſich in ſeinem Tagebuche auf folgende Weiſe erklärt: „Der Lord Siegel-Bewahrer ſagte mir vor „einigen Monaten, daß er mir, ſobald ich es „nur wollte, eine Pfarre geben könne, allein „ich antwortete ihm, daß ich nichts von ihm „annehmen würde.“ Dieſe und ähnliche ſchon vorhin angeführte Beyſpiele von ſeinem Betragen gegen die Miniſter beweiſen uns, daß er durchaus von ihnen als ihres Gleichen behandelt zu werden verlangte; auch ließ er nie eine Gelegenheit, ſie daran zu erinnern, ungenützt vorübergehn. Unter andern ſagt er einmal in einem Briefe an den Lord Schatzmeiſter: „Ich habe Ihnen mehr als „einmal mündlich geſagt, daß Rang und „Titel meiner Meinung nach keinen würklichen Unterſchied unter den Menſchen machen

„können, und deßfalls werde ich auch, „wo möglich, in meinen Briefen an Sie „mit Ihnen wie mit jedem Privatmanne „reden und mir keine Verbindlichkeiten gegen Sie auflegen, die ich nicht von jeder„mann annehmen würde.“ In einem andern Briefe an den Lord Bolingbroke ſchreibt er: „Ich geſtehe Ihnen, daß, wenn „die Königinn Sie morgen zum Herzoge und „Ritter des Hoſenbandes machte und Ihnen „die ganze Schatzkammer dazu ſchenkte, ich „doch nicht anders mit Ihnen umgehn würde, „als jetzt; und ſo auch umgekehrt, wenn „Sie keinen Groſchen im Vermögen hätten.“ Um nun dieſe Gleichheit, die ihm zu Beförderung ſeines Hauptzwecks unentbehrlich ſchien, zu erhalten, durfte er durchaus keine Verbindlichkeiten auf ſich laden. Auf dieſe Weiſe betrachteten ihn dann auch alle Miniſter als einen gemeinſchaftlichen unpartheiiſchen Freund, und es gelang ihm, manchen Bruch zwiſchen ihnen, (der ſonſt unheilbar geweſen ſeyn würde,) zu verhüten. Hierüber erklärt er ſich in mehreren Stellen ſeines Tagebuchs. So ſagt er unter andern im September 1712:

„Ich bin jetzt wieder wie im vorigen Jahre beſchäftigt, einige hundert Mißverſtändniſſe aufzuklären, um die Leute abzuhalten, ſich durch einen gänzlichen Bruch ins Verderben zu ſtürzen. Es hält doppelt ſchwer, ſie zu vereinigen, weil der Feind es immer zu verhindern ſucht.“ Und im October 1712 heiſſt es: „Ich habe noch einmal eine Verſöhnung zu Stande gebracht, aber der Himmel weiß, wie lange ſie dauern wird.“ In mehreren andern Stellen noch klagt er über die beſtändigen Zwiſtigkeiten, und daß niemand ſeine Bemühungen, den Frieden zu erhalten, unterſtützte. Bey einer andern Gelegenheit, wo er nach dem doch endlich erfolgten Bruche das Betragen der Miniſter unterſucht, ſagt er: „Vielleicht würde es nicht ſchwer gehalten haben, doch noch eine Verſöhnung zu Stande zu bringen, wenn die gemeinſchaftlichen Freunde ſich nicht zu genau an die Vorſichtigkeits-Regel: daß man ſich nicht in andrer Leute Sachen miſchen müſſe, gebunden hätten.“ Nirgends erſcheint uns Swifts Betragen in vortheilhafterm Lichte, als bey dieſer Gelegenheit, denn gewiß konnte nur die hohe Meinung, welche die beyden vornehmen Nebenbuhler, die ſich tödlich haſſten, von ſeiner unbeſtechbaren Rechtſchaffenheit und Uneigennützigkeit hegten, ihm in ſeiner critiſchen Lage ihre beyderſeitige unverminderte Freundſchaft erhalten. Auch wären ohne Zweifel die Miniſter nebſt allen ihren Planen und der ganzen Parthey, ohne Swifts großmüthige und unermüdete Bemühungen, mehr als einmal verlohren geweſen. Sie verdankten ihm nicht nur ihre Befreyung von den Angriffen ihrer Gegner und die Gründung ihrer Macht, ſondern auch ihre wiederholte Rettung von den ärgſten Feinden, ihren eignen Leidenſchaften, die ihnen täglich den Untergang droheten. Auf dieſe Weiſe hatte er, nach den ihnen geleiſteten wichtigen Dienſten und da er auf keine perſönliche Belohnung Anſpruch machte, ein unſtreitiges Recht, von dem Miniſterio zu verlangen, daß man ſeine Plane für das öffentliche Wohl, unterſtützte und beförderte; Auch ließ er keine Gelegenheit vorübergehn, ſobald Verdienſte oder Unglücksfälle ihn dazu

auſſeraufforderten, kühn und zudringlich in ſeinen Empfehlungen zu ſeyn. Seine Hauptſorge aber war immer, Männern von Genie und Talenten Auszeichnungen und Belohnungen zu verſchaffen; und zwar ſchränkte er dieſe Sorgfalt nicht etwa eigennütziger Weiſe auf ſich ſelbſt ein, ſondern dehnte ſie auf alle Andre, nach Verhältniß ihrer verſchiednen Anſprüche, aus. Er verlangte, daß bey dieſer Gelegenheit keine Rückſicht auf Verſchiedenheit der Meinungen genommen werden, daß die Anhänger der Whigs von dieſer Claſſe, gleiche Rechte mit den Tories genieſſen und nicht aus ihren Aemtern verdrängt werden ſollten. In ſeinem Tagebuche ſagt er: „Wiſſen Sie wohl, daß ich mir mehr Mühe „gegeben habe, den Miniſtern die feinen „Köpfe und Gelehrten der Whigs-Parthey „zu Gunſt und Gnade zu empfehlen, als „die unſrigen? Steele habe ich in ſeinem „Amte erhalten; Congreve iſt auf meine Vorſprache freundlich und gütig behandelt worden; für Rowe habe ich um Beförderung „nachgeſucht, und ſie iſt mir verſprochen worden, und Philips würde ich gewiß auch

„verſorgt haben, wenn ihn nicht die Partheyſucht mit ſolcher Wuth befallen hätte, „daß ich mich genöthigt ſah, meine Empfehlung zurückzunehmen. Addiſon hatte ich „Anfangs ſo weit zur Vernunft gebracht, daß „wir ihn wohl hätten brauchen können und „ſeine Stelle war ihm ſchon auf gewiſſe „Weiſe zugeſichert. Trotz aller dieſer Bemühungen aber behandeln mich doch die Whigs „ſchlechter, als irgend Einen.“ Bey einer andern Gelegenheit erzählt er weitläuftig, was er für Congreve gethan hat.

Aus dieſem Tagebuche ſieht man deutlich, wie ſehr verſchieden Swift und Addiſon dachten. Welche Größe der Seele in dem Einen und welche Niedrigkeit in dem Andern! Swift, ein eifriger Anhänger der Tories, bemühte ſich unaufhörlich, die Gelehrten und ſchönen Geiſter der entgegengeſetzten Parthey zu ſchützen, damit ſie nicht durch die Verſchiedenheit ihrer politiſchen Meinungen im bürgerlichen Leben leiden, und Addiſon hingegen wird blos desfalls kalt gegen einen Freund, für deſſen Perſon und Talente er ehemals die wärmſte Achtung und Bewunderung hegte, weil dieſer Freund nicht von ſeiner Parthey iſt. Swift, der in dem größten Anſehn bey den Miniſtern ſteht, und alles vermag, (eine Lage, die gewiß jeder Andre zum Vorwande genommen haben würde, um mit ſeinen Freunden von der entgegengeſetzten Parthey zu brechen,) fährt immer fort, Addiſon ſo eifrig zu dienen, als ſey ihre Freundſchaft noch unverletzt und gegenſeitig, ſöhnt die Miniſter mit ihm aus, und erhält ihm und ſeinen Freunden, (ungeachtet des ſchlechten Betragens der Letztern,) ihre Aemter. Addiſon hingegen, der durch ſein unmännliches Betragen und ſeine gegen Swift bezeigte Kälte, alle rechtmäſſigen Anſprüche auf dieſes edeln Mannes Freundſchaft verlohren hat, iſt niederträchtig genug, ihn um ſeine Vorſprache zum Beſten ſeiner Freunde zu erſuchen. Swift, der Addiſon nicht die geringſte Verbindlichkeit ſchuldig war, verwendet ſich mit einem ſolchen Eifer für ihn, als habe er ihm alles zu danken und verſchafft unter andern Harriſon, den Addiſon empfohlen hatte, eine Stelle, die jährlich zwölfhundert Pfund einbrachte Als aber Steele die Unverſchämtheit hatte, (wie Swift es ſehr richtig nennt) eine ähnliche Gefälligkeit von ihm zu verlangen, zeigte ihm Swift dann doch, indem er ihm eine beiſſende Antwort ſandte, daß er einen Unterſchied zwiſchen den Menſchen zu machen wiſſe. Ob ſich Steele durch dieſe Antwort oder wodurch ſonſt er ſich beleidigt fand, kann ich nicht beſtimmen; genug, er ließ bald darauf einen ſehr bittern Aufſatz gegen Swift in das Magazin the Guardian einrücken. Swift rügte dieſe Beleidigung ſehr nachdrücklich, und ſo entſtand ein Streit unter ihnen, wovon man die nähern Umſtände in den Briefen findet, die bey dieſer Gelegenheit gewechſelt wurden. Steele giebt uns in den ſeinigen deutliche Beweiſe der abſcheulichſten Unverſchämtheit und des niedrigſten Undanks. Auch ſagt Swift in einem während dieſer Zeit geſchriebnen Briefe an Addiſon: „Habe ich „es verdient, von Steele ſo behandelt zu „werden, da er doch wohl weiß, daß ihm der „Lord Schatzmeiſter nur auf meine Vorſprache, „auf meine Bitte ſein Amt gelaſſen hat?“

Dieſe

von mir eine Art von Huldigung, ſtatt welcher ich ihm aber mit derjenigen Verachtung begegnete, die ich von je her gegen ſolche Scheinheilige, Betbrüder und Myſtiker gehegt habe. Der andre, war ein gewiſſer Rath B***, ein eitler Kerl, über deſſen elende ſchriftſtelleriſche Producte, die von ſeinen ſtrohköpfigten Freunden zur Ungebühr erhoben wurden, wodurch er denn täglich eine höhere Meinung von ſich bekam, ich mich zuweilen luſtig gemacht hatte. Endlich eine Dame über vierzig, deren ziemlich unzweydeutige Liebes-Anträge ich nicht hatte verſtehn wollen, obgleich ich mich deſſen gegen niemand gerühmt hatte — Alſo ein entlarvter Frömmler, ein gekränkter Autor und ein verſchmähtes Weib! — Wie ſollten die je verzeihen können? Sobald dieſe erfuhren, daß ich meinen Abſchied genommen hatte, ſuchten ſie auszukundſchaften, was für Plane für die Zukunft ich etwa haben mögte. Sie bildeten ſich's mit Recht ein, daß ein junger Mann von meiner Thätigkeit, wieder ſuchen würde, irgendwo in öffentliche Würkſamkeit zu treten, es kam nur darauf an, durch abgeſchickte Spione von mir ſelber zu erfahren, nach welcher Gegend von Teutſchland mein Compas gerichtet war. Nun bin ich von je her in eignen Angelegenheiten nicht ſehr verſchwiegen geweſen, ſo ſicher auch fremde Geheimniſſe bey mir verwahrt ſind. Das

innere

Dieſe Aeuſſerung beantwortete Steele auf ſpöttiſche Weiſe, worauf Swift ihm unter andern ſchreibt: „Mögen Sie indeſſen ſagen, was Sie wollen, und mich noch ſo „unmenſchlich behandeln; ich halte es als „Chriſt für meine Pflicht, mich nicht an Ihnen zu rächen.“ Ungeachtet nun Swift, wie er hier ſagt, als Menſch es Seiner unwürdig hielt, ſich an Steele zu rächen; ſo glaubte er ſich doch berechtigt, als Schriftſteller ſeine Ausforderung annehmen und ſeine Unverſchämtheit auf dieſe Weiſe beſtrafen zu dürfen, welches er auch in der berühmten kleinen Schrift: The Public Spirit of the Whigs und in verſchiednen andern Werken auf eine ſo nachdrückliche Weiſe that, daß er Steele, der ſonſt ein nicht unbedeutender Schriftſteller war, dadurch auf eine Zeitlang zum Gegenſtande des allgemeinen Spottes und der Verachtung machte. Man wird vielleicht bemerken, daß ich mich ſehr lange bey der Erzählung dieſer Streitigkeiten aufgehalten habe; aber ich fand dies um ſo nöthiger, erſtlich, weil dies vielleicht in Swifts Leben das einzige Beyſpiel iſt, daß er gänzlich mit einen ſeiner Freunde gebrochen und dann auch um die auſſerordentliche Strenge, mit welcher Swift in ſeinen Schriften gegen Steele verfährt, durch treue Darſtellung der Beleidigungen, die ihn dazu gereizt haben, zu entſchuldigen.

Aus dem Eifer, mit welchem ſich Swift der Schriftſteller der Whig's-Parthey annahm, kann man leicht urtheilen, daß er nicht weniger ſorgfältig in ſeinen Bemühungen für diejenigen war, die nicht die Verſchiedenheit der Meinungen gegen ſich hatten; auch war in der That kein einziger von Dieſen, wenn er nur die geringſten Anſprüche auf Genie und Talente machen konnte, dem er nicht weſentliche Dienſte geleiſtet hatte. Der berühmte Doctor Berkeley, in der Folge Biſchoff von Clovne in Irland, verdankte Swift ſein ganzes Glück, indem ihn Dieſer dadurch, daß er ihn zum Capellan des Geſandten Lord Peterborow machte, welcher ihm nachher die reiche Dechanttey von Dery gab, die Laufbahn eröffnete, in der er ſo große Fortſchritte machte. Pope bezeugt in ſeiner

Vorrede zu der Ueberſetzung Homers ſeine Dankbarkeit für den Eifer, mit welcher Swift die Pränumeration zu dieſem Werke betrieben hatte. Gay wurde auf ſein Vorwort zum Geſandſchafts-Secretair in Hannover ernannt. Harriſon, einem jungen Manne von viel verſprechenden Fähigkeiten, den Addiſon empfohlen hatte, verſchaffte er die Stelle eines Secretairs der Königinn im Haag, mit einer jährlichen Einnahme von zwölfhundert Pfunden, die er aber nur ſehr kurze Zeit genoß, indem er bald darauf ſtarb. Daß Swift Parnelln bey den Miniſtern einführte und ihnen empfahl, haben wir ſchon vorhin gehört. Auch Männer von geringern Verdienſten ließ er nicht unbelohnt. Den Doctor King machte er zum Zeitungsſchreiber, Trap zum Capellan des Lords Belingbroke. Ein gewiſſer Diaper, der übrigens ein ganz unbedeutender Mann war, hatte Schiffergedichte geſchrieben, worinn Swift einiges originelles Genie zu entdecken glaubte; Sogleich ſuchte er den Verfaſſer auf und brachte ihn an das Licht.

Swifts Dienſtfertigkeit ſchränkte ſich nicht allein auf ſchöne Geiſter ein; ſondern er war auch ein eifriger Beſchützer jeder Art von Verdienſt und der wärmſte Vertheidiger der unterdrückten Unſchuld. In einem Briefe an Mylady Betty Germaine ſagt er: „Die „wenigen Jahre hindurch, als ich bey Hofe „ſo viel galt, habe ich in beyden Königreichen über funfzig Menſchen verſorgt, wovon „kein Einziger mit mir verwandt war." Auch aus ſeinem Tagebuche und ſeinen übrigen Briefen ſehen wir, daß er einer unzähligen Menge von Menſchen die wichtigſten Dienſte geleiſtet hat. Dabey verſichert er wiederholt in ſeinem Tagebuche, daß ihm Lord Orford nie eine Bitte dieſer Art abgeſchlagen habe. Seine großmüthige Denkungsart war ſo allgemein bekannt, daß ſich, wie wir in der Sammlung ſeiner Briefe finden, verſchiedne ihm wenig bekannte und auch ganz fremde Perſonen an ihn wandten und ihn um Schutz und Hülfe gegen Unglück und Verfolgung anfleheten. Auch verſagte er in dieſen Fällen nie, weder Bekannten noch Unbekannten, ſeinen Beyſtand. Unter andern verwendete er ſich einmal, bloß aus Gerechtigkeitsliebe, für einen Mann, den er übrigens gar nicht ſchätzte, nämlich den berühmten Doctor Sacheverell, der, obgleich er den Tories ſehr wichtige Dienſte geleiſtet hatte und eigentlich der Urheber ihrer Macht geweſen war, doch in der Folge, als man Seiner nicht mehr bedurfte, von den Miniſtern gänzlich vernachläſſigt wurde. Swift ſchreibt in ſeinem Tagebuche: „Sobald wieder ein Bisthum erledigt wird, erhält es Sacheverell. „Er wünſcht, daß man ſeine Einkünfte durch „eine Zulage von zweyhundert Pfund vermehren möge; aber das wird gewiß nicht „geſchehn. Er haſſt die neuen Miniſter „tödlich, und ſie ihn. Auch behaupten ſie „ſogar, daß ſie ihn verachten und Einige von „ihnen wollen es nicht eingeſtehn, daß er der „Urheber der letzten Veränderung in der Regierung ſey, doch bekannte es der Lord Siegel-Bewahrer neulich.“ Deſsfalls fand es auch Swift der Gerechtigkeit gemäß, daß das Miniſterium etwas für ihn thun müſſe und verſchaffte, ohne Vorwiſſen des Doctors und ohne ihn perſönlich zu kennen, ſeinem

Bruder, der im Handel bankerott geworden war und den er nebſt ſeiner ganzen Familie einige Jahre hindurch ernährt hatte, ein Amt. In einem Briefe des Doctors an Swift dankt ihm derſelbe herzlich. Am Schluſſe dieſes Schreibens heiſſt es: „Meine Dankbarkeit gegen Sie, mein gütiger Beſchützer iſt unbegränzt und unausſprechlich.“ In der Folge und gleich nach Verlauf der drey Jahre, während welchen das Oberhaus dem Doctor Sacheverell auf die gegen ihn vorgebrachte Anklage Stillſchweigen auferlegt hatte, verſchaffte ihm Swift auf folgende ſonderbare Weiſe die Rector-Stelle in St. Andrew's Holborn. Als dieſe Pfarre erledigt wurde, hielt Swift ſogleich bey Mylord Bolingbroke in Sacheverells Namen darum an; aber der Lord ſchien gar nicht geneigt, ſie Dieſem zu geben und nannte ihn einen unruhigen Kopf und einen Projectmacher, der das ganze Königreich in Flammen geſetzt habe. Swift erwiederte, daß dies alles zwar gegründet ſey, ſetzte aber hinzu: „erlauben Sie mir, Mylord! daß ich Ihnen eine Geſchichte erzähle. Es traf ſich unter der

„Regierung Carl des Zweyten, bey Gelegenheit einer See-Schlacht, daß die engliſche „und holländiſche Flotte in einem ſehr blutigen Kampfe miteinander begriffen waren. „Mitten in der Hitze des Gefechts fühlt ein „ſchottiſcher Matroſe eine Laus im Nacken, „die ihn heftig beiſſt. Er fängt ſie, und „indem er ſich bückt, um ſie zu knacken und „er grade in dieſer Stellung ſteht, fliegt eine „Kugel über ihn hinweg und nimmt einigen „Matroſen, die neben ihm ſtanden, die Köpfe „mit. Dieſer Vorfall erweckte Mitleid mit „der armen Laus in ihm; Er ſetzte ſie wieder auf ihren vorigen Platz und erlaubte „ihr, dort ungeſtört ihr Weſen zu treiben, „denn, ſagte er zu ſich ſelber, da ſie mir „das Leben gerettet hat; ſo iſt es billig, daß „auch ich das ihrige zu erhalten ſuche.“ Mylord Bollingbroke lachte herzlich über die Geſchichte und verſprach Sacheverell die Pfarre zu geben. Swift pflegte bey allen ſolchen Gelegenheiten, wenn er etwas ſuchte, kühn in ſeinen Empfehlungen zu ſeyn und nicht ſowohl zu bitten, als zu fordern; aber er durfte ſich das auch wohl erlauben, denn ſeine Forderungen waren ſtets gänzlich uneigennützig und entweder auf Mitleid, oder Gerechtigkeit gegründet. In ſeinem Tagebuche ſagt er unter andern einmal: „Dieſen „Morgen habe ich dem Lord Rivers meinen „Buchhändler und Buchdrucker vorgeſtellt „und ſie, zu Papier-Lieferungen und um „die Verordnungen zu drucken, der Regierung empfohlen. Dies ſoll ihnen, denke „ich, jährlich dreyhundert Pfund einbringen. „Es iſt ſchon das dritte Amt, das ich den „beyden Leuten verſchaffe; Mylord Rivers „ſagte auch diesmal, daß der Doctor ihm „befohlen habe, ihnen Geſchäfte und Papier-Lieferungen zu übertragen, und daß „er alſo gehorchen müſſe." Der Buchhändler hieß Tooke, der Buchdrucker, welcher in der Folge Lord Mayor von London wurde, Barber. Beyde waren redliche Männer, und da ſie ſich, durch Herausgabe einiger von Swifts politiſchen Tractaten großen Gefahren ausgeſetzt hatten und Barber auch würklich desfalls eingezogen worden war; glaubte Swift ihre treuen Dienſte nicht genug belohnen zu können und ſorgte ſo gut für ſie, daß ſie bald ſo weit kamen, jährlich faſt zweytauſend Thaler Einnahme zu haben. Dies war der Grund, zu Barbers nachherigem Glücke; Auch vergaß er das nie und ließ keine Gelegenheit vorbey, ſeinem erhabnen Beſchützer thätige Beweiſe ſeiner Dankbarkeit zu geben.

Unter der edeln Beſchäftigung, Wohlthaten zu erweiſen und Männer von Talent und Verdienſten zu befördern, verlebte Swift faſt drey Jahre, ohne ſein eignes Vermögen, welches aus einer Pfarre mit ungefehr zwey hundert und funfzig Pfunden jährlicher Einkünfte und fünfhundert Pfunden an baarem Gelde beſtand, im geringſten zu vermehren, indeß er Tauſende um ſich her reich und glücklich machte. Auch erregte es allgemeines Erſtaunen ,und gab zu mancherley Vermuthungen Anlaß, daß man einen ſo vorzüglichen, dem Anſcheine nach in ſo großem Anſehn ſtehenden Mann ſo lange unbefördert gelaſſen hatte und endlich ſeine treuen Dienſte durch eine elende Dechantey, (noch dazu in einem andern Königreiche) die er ungern annahm

nahm und, ſo wie jedermann, als eine Art von Verweiſung anſah, belohnte. Einige Leute, denen es bekannt war, wie ſehr ſich Swiſt um die Miniſter verdient gemacht hatte, beſchuldigten Dieſe des ſchwärzeſten Undanks; Andre, die nicht ſo genau von der wahren Lage der Dinge unterrichtet waren, meinten, Swiſt könne unmöglich ein ſo wichtiger Mann ſeyn, als man bis jetzt behauptet hatte, indem er ſonſt ſchon längſt die höchſten geiſtlichen Würden erlangt haben müſſte; als bloßer Schriftſteller aber betrachtet, könne er keine größere Belohnung erwarten. Uebrigens ſind alle dieſe Muthmaßungen jetzt überflüſſig, indem uns Swifts private memoirs, die man in den letzten Bänden ſeiner Schriften findet, hinlänglichen Aufſchluß über die Sache geben. Ich habe ſchon vorhin einige Beyſpiele von Swifts Sorgloſigkeit in Anſehung ſeines eignen Glücks und ſeiner Beförderung angeführt, ſo wie auch den, in einem Briefe an den Erzbiſchoff von Dublin geäuſſerten feſten Entſchluß, nie etwas für ſich ſelbſt zu fordern, ſondern den Miniſtern ſeine Belohnung zu überlaſſen. Das aber dieſe

Belohinnere Bewußtſeyn, mich deſſen nicht ſchämen zu dürfen, was in mir vorgeht und der Drang meines Herzens, mich mitzutheilen, laſſen mich oft vergeſſen, wen ich vor mir habe; und ſo liefre ich mich dann ſchlechten Menſchen unvorſichtig in die Hände. Ich machte kein Geheimniß daraus, daß ich nach *** und *** geſchrieben, was man mir geantwortet, und daß ich die Abſicht hätte, ſelbſt dahin zu reiſen, mit welchen Nachrichten dann die Abgeordneten zu meinen Feinden zurückkehrten. Nun ſchrieb man an alle Bekannte, die man in dieſen beyden großen und in den andern Städten hatte, durch welche mich mein Weg führen mußte, um vor mir zu warnen — ich ahndete davon nichts und reiſte, wie ich ſchon geſagt habe, voll Zuverſicht von hier ab. Die Kälte, mit der mich der Staatsminiſter, Graf *** empfieng, die ſonderbaren Fragen, welche er mir vorlegte und die Schwierigkeiten, die, wie er ſagte, ein Fremder fände, dort im Lande angeſetzt zu werden, und wovon ich doch das Gegentheil gewiß wußte, fielen mir ſehr auf; indeſſen dachte ich, das alles ſey nur geſagt, um ſeiner Verwendung für mich mehr Werth zu geben und mein längrer Aufenthalt würde dieſen allgemein hochgeſchätzten Mann gewiß zu meinem Vortheile einnehmen. In dieſer Meynung machte ich meine Touren in der

Belohnung ſo lange ausblieb, wird uns nicht mehr ſonderbar ſcheinen, wenn wir überlegen, daß Mylord Orford bey dieſer Gelegenheit um ſo weniger Urſache fand, ſeine gewöhnliche Trägheit zu überwinden, da Swift ihn nie daran erinnerte, und es etwas ganz Gewöhnliches iſt, daß Leute, wenn es auch noch ſo ſehr ihre Abſicht iſt, eine Sache würklich zu thun, dies doch von einem Tage zum andern aufſchieben, indem ſie denken, daß es ja immer in ihrer Macht ſtehn werde, ſie auszuführen. Auch verließ ſich Mylord Orford darauf, daß Swift, dem er täglich ſo manche Beförderung und Belohnung für Andre gewährte, den Zeitpunct nützen werde, um bey guter Gelegenheit einmal für ſich ſelbſt zu fordern; allein daran war, wie ich ſchon ſo oft geſagt habe, nicht zu denken, um ſo weniger, da es ſeinem ſtolzen Geiſte weit angemeßner war, Gefälligkeiten zu erweiſen, als anzunehmen, und er die Abſicht hatte, die Verbindlichkeiten, welche ihm das Miniſterium hatte, erſt ſo zu häufen, daß endlich ſelbſt die größte Belohnung, die er erwarten konnte, noch immer klein gegen ſeine Dienſte ſcheinen, und er alſo keinen Dank ſchuldig bleiben müſſe. Dazu kam noch, daß es ihn, der auf ſeine Unabhängigkeit einen hohen Werth ſetzte, ſchmeichelte, jetzt beweiſen zu können, daß allein ſeine Talente und ſein Genie ihm einen Grad von Einfluß und Gewicht verſchafft hätten, den man ſonſt gewöhnlich nur durch Geburth, Rang, oder ungeheuern Reichthum zu erkaufen pflegt. Auch war es in der That kein kleiner Triumph für ihn, den armen Prediger von Laracor, daß ihm die Miniſter die Rettung ihres Anſehns, und die Erhaltung ihrer Aemter verdankten; daß er allein ſie vor der Wuth ihrer Feinde und vor ihrer eignen ſchützen konnte; daß man in Staatsangelegenheiten nichts Wichtiges unternahm, ohne ihn um Rath zu fragen; daß ihn jedermann als das primum mobile der Miniſter anſah, (weshalb auch ſo wohl im Ober- als Unter-Hauſe verſchiedne Reden gegen ihn gehalten wurden) daß die vornehmſten Männer, fremde Geſandten, u. ſ. w. ihn um ſeine Vorſprache bey dem Miniſterio baten und ſeinen Umgang ſuchten, den er aber nur Wenigen und nicht in Rückſicht ihres Ranges, ſondern ihrer Verdienſte, gewährte. Beweiſt es nicht einen geheimen Stolz, daß er alle dieſe Menſchen in einer Wohnung, die wöchentlich acht Schillinge Miethe betrug, empfing und zu Fuße bey den Miniſtern herumlief, deren Thore bey ſeiner Annäherung aufflogen. Zu Swifts unſterblicher Ehre ſey es geſagt, daß er, ſo viel wir wiſſen, der erſte Gelehrte war, der es wagte, den hohen Titeln Talente und dem Reichthume Rechtſchaffenheit entgegenzuſtellen und dann kühn für ſich und Andre den Vorzug zu fordern, den dieſe Eigenſchaften verdienen. Indeſſen würde er nicht ſo haben handeln dürfen, wenn die Großen nicht ſo feſt überzeugt geweſen wären, daß er ihres Schutzes und ihrer Gnade nicht bedürfte, ſondern ſich mit ſeinem, obgleich ſehr kleinen Vermögen begnügen könnte und täglich bereit ſey, ohne den geringſten Widerwillen unter die irländiſchen Weiden zurückzukehren. Man ſieht aus allem dieſem, daß ihm weder von Seiten des Ehr- noch Geldgeizes beyzukommen war, und daß dies beſonders in Anſehung der letztern Eigenſchaft der Fall ſeyn mußte, beweiſt uns erſtlich ſein edler Zorn gegen Mylord Oxford, der es einſt verſuchte ihm Geld-Verbindlichkeiten aufzulegen; ferner der Unwille, welchen er bey zwey oder drey Gelegenheiten äuſſerte, als einige Leute ſich es einfallen lieſſen, durch Beſtechung ſein Vorwort erkaufen zu wollen und endlich ſeine ſtandhafte Weigerung, ſeine Werke, dem Beyſpiele aller andern Schriftſteller und der eingeführten Gewohnheit nach, auf Unterzeichnung herauszugeben, da er doch auf dieſe Weiſe ſchon allein durch den Examiner fünfhundert Pfund zuſammengebracht haben würde.

Aber indeß Swift nun alle Gelegenheiten, ſein Glück zu machen, ungenützt vorbeyſtreichen ließ und die Miniſter mit der Belohnung ſeiner treuen Dienſte zögerten, zog ſich von Seiten des Hofes ein Ungewitter über ſeinen Kopf zuſammen, das auf eine Zeit lang ſeine ſchönen Ausſichten verdunkelte und faſt ſeine Beförderung, wenigſtens während der damaligen Regierung, unmöglich gemacht hätte. Die Veranlaſſung hierzu war folgende: Man wird ſchon bemerkt haben, daß Swiſt, ſelbſt zu der Zeit, als er bey dem Miniſterio in dem größten Anſehn ſtand, von der Königinn nicht ſonderlich begünſtigt wurde, und daß ſie ihm nicht den geringſten Beweis ihrer Gnade gab. Er ſchrieb zwar einmal in ſeinem Tagebuche, daß Harley verſprochen habe, ihn der Königinn vorzuſtellen, ſagt aber auch bey einer andern Gelegenheit, daß nicht wieder die Rede davon geweſen ſey, und man findet in dem ganzen Tagebuche keine Spur davon, daß dies würklich geſchehen wäre, oder daß die Königinn ihn je einiger Aufmerkſamkeit gewürdigt hätte. Es ſcheint im Gegentheile, als ſey ſie ſehr gegen ihn eingenommen geweſen, woran erſtlich der Erzbiſchoff von York, Doctor Sharpe, der ihn als einen Freydenker geſchildert hatte (eine Denkungsart, welche dieſe fromme Königinn an einem Geiſtlichen doppelt verabſcheuete) und dann auch die Herzoginn von Somerſet[*], die Swiſt tödlich haſſte und ihn ihrer königlichen Gebietherinn, deren Liebling ſie zu ſeyn ſchien, bey jeder Gelegenheit mit den ſchwärzeſten Farben darſtellte,

ſtellte, Schuld waren. Die hauptſächlichſte Urſache aber, warum die Königinn Abneigung gegen Swift fühlte, liegt darinn, daß er einem ihrer Lieblings-Plane entgegenarbeitete, den wir aus folgender, ſchon einmal angeführten Stelle ſeines Tagebuchs kennen lernen werden: „Ich will Ihnen „ein wichtiges Geheimniß mittheilen, nämlich, daß die Königinn, die es lebhaft fühlt, „wie ſehr ſie von dem ehemaligen Miniſterio „beherrſcht wurde, nun in die entgegengeſetzte Uebertreibung gefallen, und auf ihre „Macht ſo eiferſüchtig iſt, daß ſie jetzt „immer fürchtet, ſich ſogar gegen die, welche „ſie doch aus der Andern Klauen gerettet „haben, etwas zu vergeben.“ Noch in andern Stellen ſeines Tagebuchs giebt er ähnliche Winke und in einigen erſt nach ſeinem Tode herausgekommnen Tractaten erklärt er ſich ganz deutlich darüber und entdeckt uns ein geheimes Triebrad an der groſen Maſchine des Staats, welches während der vier letzten Lebens-Jahre der Königinn Anna faſt in beſtändiger Bewegung war, und weil es verborgen, und nur Wenigen

gen bekannt würkte, das Verfahren des erſten Miniſters damals ſelbſt ſeinen Freunden zuweilen unerklärlich und unbegreiflich ſcheinen ließ. In ſeinem Tractate: Memoirs relating to the Change in the Queen's Miniſtry in 1710 ſagt Swift: „Die Königinn wurde zuletzt ſo eiferſüchtig auf ihre „Macht, daß ſie oft, aus Furcht durch „Ueberliſtung betrogen zu werden, ſich ſelbſt „betrog. Sie fand Vergnügen daran, „Denen, welche, der allgemeinen Meinung „nach, in dem gröſten Anſehn bey ihr ſtanden, die billigſten und zu ihrem (der Königinn) eignen Beſten abzweckenden Forderungen abzuſchlagen und niemand durfte „eher das Geringſte unternehmen, bis es „ihr einfiel, es zu erlauben.“ In einem andern Tractate: An Enquiry into the Behaviour of the Queen's laſt Miniſtry finden wir ähnliche Stellen. Einmal unter andern heiſſt es: „Wenn man der Königinn brauchbare Leute zu ihrem Dienſte, „oder Männer von Talenten zur Beförderung empfahl; ſo willigte ſie zuweilen „nach langer Ueberlegung, (denn ſie war

„ſehr ſparſam mit ihren Gunſtbezeugungen) ein; Wenn ihr aber der Lord Schatzmeiſter zu gleicher Zeit einen Befehl, ein Reſcript, oder dergleichen verlegte, das ſchon, weil er im Voraus auf ihre Beyſtimmung gerechnet hatte, bis auf ihre Unterſchrift nach fertig war; ſo verſagte ſie dieſe; und ſo blieben die nöthigſten Geſchäfte oft Monate lang liegen, wenn auch das Intereſſe des Staats noch ſo ſehr darunter litt. Es blieb daher den Miniſtern in ſolchen Fällen nichts anders übrig, als geduldig zu erwarten, bis Ihro Majeſtät für gut fanden, ihre Einwilligung zu geben.“ Man ſieht hieraus, und Swift ſagt es auch in dem vorhin angeführten Tractate, daß die Königinn der Sclaverey müde, worinn ſie das Whigs-Miniſterium gehalten, ſich nach der Veränderung vorgenommen hatte, das neue Miniſterium nicht ſo mächtig werden zu laſſen, ſondern ihren eignen Willen zu behaupten und die mehrſten Whigs in ihren Aemtern zu laſſen, damit die Tories kein zu groſſes Uebergewicht erlangen mögten. Auch befolgte ſie dieſen

Plan, wie Swift in ſeinem Tractate ſagt, bis ungefähr ein halbes Jahr vor ihrem Tode treulich und genau, worunter ihr Miniſter ſehr litt, indem man jeden Aufſchub und die Zögerungen ſeinen heimlichen Planen zuſchrieb, welches ſowohl bey ſeinen Freunden, als auch bey allen Tories, Eiferſucht und unheilbaren Argwohn erregte. Hauptſächlich ließ ſich nun die Königinn von der ſchlauen Herzoginn von Somerſet leiten, welcher ſie den, der Herzoginn von Marlborough abgenommenen Schlüſſel ertheilt hatte, die dadurch immer freyen Zutritt zu ihr erhielt und eine eifrige Anhängerinn der Whigs war. Nun wurde Jedem vom weltlichen und geiſtlichen Stande alle Beförderung verſagt, ſobald er in dem Rufe ſtand, von Partheygeiſt für die Tories beſeelt zu ſeyn und die heftigſten Widerſacher des Miniſteriums blieben in ihren Stellen.

In der That war der Miniſter bey dieſer Stimmung der Königinn, die ſehr vorſichtig, mistrauiſch und eigenſinnig geworden war, in einer recht unangenehmen Lage, auf der einen Seite dem Argwohne und der Unzufriedenheit ſeiner Freunde, und auf der andern den Launen der Königinn ausgeſetzt; Und doch trug er ſeine Laſt geduldig und ſchweigend, weil er es für ſchicklicher hielt, die Schuld auf ſich ruhn zu laſſen, als ſie durch Entdeckung der Wahrheit auf ſeine Gebieterinn zu wälzen.

Daß Swift bey der Königinn, wie wir ſie geſchildert haben, weniger beliebt war, als irgend ein Andrer, wird uns ganz natürlich ſcheinen, da wir wiſſen, daß er ſich unaufhörlich beſtrebte, die Whigs ganz auszurotten und dadurch ihren Lieblings-Plan zu vereiteln. Als er aber nun gar in einem an die Königinn gerichteten, äuſſerſt bittern Gedichte The Windſor Prophecy genannt, einen unmittelbaren Angriff auf ihren Liebling, die Herzoginn von Somerſet, wagte, ſtieg das Misvergnügen der Regentinn auf das Höchſte; auch gab ſie deutliche Beweiſe davon, indem ſie eine Belohnung von dreyhundert Pfund auf die Entdeckung des Verfaſſers der kleinen Schrift: The public Spirit of

the

Stadt, ließ mich bey Hofe vorſtellen, bemerkte aber, daß man mir aller Orten wenig zuvorkommende Freundlichkeit zeigte, ſondern im Gegentheile jedes Wort abzuwägen ſchien, das man mit mir ſprach. Bey Hofe wurden die Fremden nur des Mittags zur Tafel gezogen; in der Stadt bat man mich faſt nirgends zu Gaſte; und ſo ſpeiſte ich denn mehrentheils des Abends im Gaſthofe am Wirthstiſche. Nun traf ich da einmal einen Mann an, mit dem ich in Leipzig ſtudiert, und der zwar nicht zu dem engern Cirkel meiner Freunde gehört, von dem ich doch aber immer eine ganz gute Meinung gehegt hatte. Er war jetzt Privat-Secretair des Miniſters, und nachdem wir unſre Bekanntſchaft erneuert hatten, war es, nach meiner offenherzigen Art zu handeln, ganz natürlich, daß ich ihm meine Abſichten auf die dortigen Dienſte entdeckte und ihm zugleich zu erkennen gab, wie ſehr es mich befremdete, daß ſein Herr der Gelegenheit auswiche, mir entſcheidende Antwort auf mein Geſuch zu geben. Er erwiederte meine Aufrichtigkeit und ſagte mir ohne Umſchweife: »Ich glaube, Sie werden gar keine »Antwort bekommen und man erwartet, daß Sie »das ſo annehmen ſollen, als wenn man ihnen nicht »gern gradezu eine abſchlägige geben wollte. So »viel iſt gewiß, daß Sie mit Ihrem Geſuche wenig-

»ſtens

the Whigs, ſetzte, da ſie doch wußte, daß Swift der Verfaſſer war. Dieſen Verfall hat er durch ein Gedicht auf ſich ſelbſt vereswigt und ſagt darinn von der Herzoginn von Somerſet:

From her red locks her mouth with venom fills,
And thence into the Royal ear inſtils.
The Queen incens'd his ſervices forgot,
Leaves him a victim to the vengeful Scot:
Now through the realm a proclamation ſpread,
To fix a price on his devoted head,
While innocent, he ſcorns ignoble flight,
His watchful friends preſerve him by a ſleight.

Dies giebt uns einen Aufſchluß darüber, warum Swift ſo lange ohne Beförderung blieb und rechtfertigt zugleich Mylord Orford, den wir der Undankbarkeit zu beſchuldigen geneigt waren. Wir ſehen nun, daß des Miniſters Gewalt ſehr beſchränkt, Swift aber ein zu eifriger Tory war, um der Königinn zu gefallen. Auch giebt er in The Windſor

Prophecy den ſtärkſten Beweis davon, indem er bey Verfertigung dieſes Gedichts die doppelte Abſicht hatte, die Herzoginn von Somerſet zu ſtürzen und Miſtriß Maſham, eine treue Anhängerinn der Tories, an ihre Stelle zu bringen. Er gieng ſo weit, daß er das Gedicht drucken ließ und herausgegeben haben würde, wenn nicht Miſtriß Maſham es verhindert hätte. Ich habe ſchon erzählt, auf welche Weiſe dies Gedicht Schuld daran war, daß Swift nicht Biſchoff wurde, da ihn doch Mylord Orford der Königinn mit Wärme empfehlen hatte. Da Dieſer nun ſah, daß er durchaus nichts für ſeinen Freund erlangen konnte, ſuchte er ihn dadurch zu entſchädigen, daß er ihm ſein unbegränztes Zutraun ſchenkte und alle Bitten gewährte, die er für Andre an ihn that; Auch würde er ihm vermuthlich nicht verſchwiegen haben, warum er nicht mehr für ihn thun konnte, wenn er nicht beſorgt hätte, daß Swift unter ſeine irländiſchen Weiden zurückkehren würde, wenn er ſähe, daß er keine Beförderung zu hoffen hätte.

In dieſer Lage blieb Swift drittehalb Jahre hindurch, während welcher Zeit er ſeiner Stella oft ſchrieb, daß er der unruhigen Lebensart herzlich müde ſey, ſich oft nach ſeiner Pfarre zurückſehne, und auch gewiß ſchon dahin abgereiſt ſeyn würde, wenn ihn nicht Ehre und Pflicht verbänden, die Parthey, deren tapferſter Vertheydiger er war, nicht eher zu verlaſſen, bis ſie ſeiner nicht mehr bedürfte. Nachdem nun alſo die Geſchichte des Utrechtſchen Friedens, die ſein letztes Werk ſeyn ſollte, beendigt war, entſchloß er ſich, nicht länger zu bleiben, wenn man ihm nicht eine anſehnliche Beförderung anbiethen ſollte, indem damals grade drey Dechanteyen in Irland, ein Canonicat in Windſor und einige andre geiſtliche Aemter erledigt waren. Der Miniſter, dem er ſeinen Entſchluß bekannt machte, ſuchte ihn von einem Tage zum andern zu vertröſten und verwandte ſich auch ſo eifrig zu ſeinem Beſten, daß ihm die Königinn endlich, ungeachtet ihrer Abneigung gegen ihn, die Dechantey St. Patrick's übertrug. In ſeinem Tagebuche erzählt er den ganzen Vorgang ganz ſehr weitläuftig und auch, daß er ſchon Anſtalten zur Abreiſe gemacht gehabt, als man ihm endlich die Nachricht ſeiner Beförderung angekündigt habe; indeſſen ſcheint er bey dieſer Gelegenheit dem Lord Schatzmeiſter keine Schuld beyzumeſſen, ſondern verſicherte ihn vielmehr: er ſey nur darüber mit ihm unzufrieden, daß er ihm nicht, ſeinem Verſprechen gemäß, früher angezeigt habe, wie wenig die Königinn geneigt ſey, etwas für ihn zu thun.

Swifts Freunde, und beſonders Mylord Oxford, hätten es freylich, um ihn in der Nähe zu haben, lieber geſehn, wenn er das Canonicat in Windſor, an Statt der Dechantey in Irland erhalten hätte; aber die Königinn blieb unerbittlich über dieſen Punct, ſo ſehr auch nicht allein der Schatzmeiſter, ſondern ſogar Mylady Maſham, die, nach der Herzoginn von Somerſet, den erſten Platz in ihrer Gunſt behauptete, für ihn flehten. Swift ſagt in ſeinem Tagebuche, daß Lady Maſham herzlich dabey geweint habe, als ſie ihm erzählt, wie fruchtlos ihre Bemühungen geweſen ſeyen.

Vielleicht würde die Königinn auch Swiften nicht einmal die armſelige Dechanttey zugeſtanden haben, wenn es nicht ihren Abſichten gemäß geweſen wäre, ihn dadurch auf eine anſtändige, obgleich nicht ſehr ehrenvolle Weiſe, vom Hofe zu entfernen, oder vielmehr zu verbannen. Dieſer entſchiedne Widerwille gegen ihn ſcheint auch die Urſache zu ſeyn, warum ſie ihn nicht gleich zum Biſchoffe von Clogher machte, da doch der Herzog von Ormond, (damals Lord Lieutenant von Irland) es wünſchte und darum bat, weil er Sterne nicht leiden konnte. Man hatte nämlich Sterne, welcher damals Dechant von St. Patrick war, das Bisthum gegeben, um Swift zu der Dechanttey befördern zu können. Hätte nun nicht Swift eher Biſchoff werden müſſen, als ein Mann, der allen Miniſtern wenigſtens gleichgültig und Einigen unter ihnen, und zwar den Vornehmſten, verhaſſt war, auch durchaus keinen Freund hatte, der ſich Seiner annehmen wollte, als Swift ſelbſt? Aber die Königinn konnte ſich nicht entſchlieſſen, ihren Feind ſo mächtig werden zu laſſen und ſetzte daher lieber alle andre Rückſichten bey Seite.

Gewiß war es kein geringes Opfer, das die Miniſter Swift brachten (und man ſieht daraus, wie tief ſie den Werth ſeiner ihnen geleiſteten Dienſte fühlten), indem ſie ſich ſo willig finden lieſſen, einen Mann, dem ſie abgeneigt waren, zu einem wichtigen Amte zu befördern, weil Swift ihn empfahl und damit er Dieſem nicht im Wege ſtehn mögte. Indeſſen erkannte Swift ihre Bemühungen nicht ſo dankbar, wie es wohl ſeine Pflicht geweſen wäre, und überhaupt ſcheint es, als habe er während des ganzen Vorgangs gar nicht die Feſtigkeit gezeigt, welche ihm ſonſt ſo eigen war, ſondern ſich von Launen regieren laſſen und ſich faſt wie ein ungezogenes Kind aufgeführt, das ſelbſt nicht weiß, oder nicht ſagen mag, was es will. Denn bald hat er es übel genommen, daß ihn der Schatzmeiſter nicht gern aus

England

gegen ihn gehandelt hatte. Auch ſelbſt, nachdem derſelbe durch Swifts Bemühungen zu einem Biſthume gelangt war, handelte er äuſſerſt ſchlecht und undankbar gegen ihn und wollte weder ſeinen Wohlthäter ſelbſt, noch auch denen Leuten, die Dieſer ihm aus uneigennützigem Dienſteifer empfahl, die geringſte Gefälligkeit erweiſen.

Vierter Abſchnitt.

Da die vier letzten Jahre der Regierung der Königinn Anna den ſchönſten und wichtigſten Theil von Swifts Leben ausmachen, indem er damals in voller Geiſteskraft ſtand und auch grade in jener Zeit die beſte Gelegenheit hatte, ſeine Talente anzuwenden; ſo muß ich durchaus ein wenig weitläuftiger in meiner Schilderung von ihm ſeyn, um ihn ganz ſo darzuſtellen, wie er war, ehe Krankheit und Alter die Stärke und Thatkraft ſeines Geiſtes ſchwächten. Ich habe ſchon eine Menge Beyſpiele von ſeiner edeln und uneigennützigen Denkungsart angeführt; aber nie zeigte ſie ſich in einem ſchönern Lichte, als in ſeinem Betragen gegen ſeinen Freund Oxford, gleich nach dem Tode der Königinn. Ich habe ſchon geſagt, daß Swift ſich, nach manchen fruchtloſen Bemühungen, ſeine vornehmen

men Freunde zu verſöhnen, nach Letcomb zurückgezogen und dort durch Herausgabe des Werks: Some free Thoughts upon the preſent State of Affairs den letzten Verſuch gewagt hatte, ſie zu Beförderung ihres gemeinſchaftlichen Intereſſe zu vereinigen, Mylord Bolingbroke aber dem Barber die kleine Schrift mitgetheilt hatte, verhinderte es, daß ſie nicht ſogleich gedruckt wurde, indem er grade damals auf dem Puncte ſtand, ſeinen ſchon ſeit langer Zeit angelegten Plan, den Lord Orford zu ſtürzen und deſſen Stelle einzunehmen, in Ausführung zu bringen. Auch gelang ihm dies am 27ſten Julius, 1714, vier Tage vor dem Tode der Königinn; und es war nun ſein erſtes Geſchäfte, ſich Swifts Beyſtimmung zu verſichern, weshalb er denn auch Mylady Maſham bewog, ihm am 29ſten zu ſchreiben, um ihn dringend zu bitten, daß er ſchleunig zurückkehren mögte. Am 30ſten aber fertigte er ſelbſt desfalls einen Brief an ihn ab und auch Lady Maſham muſſte nochmals daſſelbe thun. Dieſe Dame war hauptſächlich Schuld an dem Falle des Lord Schatzmeiſters und an

Bo=

»ſtens vorerſt nicht durchdringen werden. Sie haben heimliche Feinde in Ihrer Vaterſtadt. Man »hat Sie durch Briefe von dort aus hier als einen »unverträglichen gefährlichen Mann, und als einen »Mann von zu freyen Grundſätzen und Sitten geſchildert, als einen Erz-Spötter und Freygeiſt; »Man hat ſogar über die Art, wie Sie die dortigen »Dienſte hätten verlaſſen müſſen, Gerüchte verbreitet, die hier böſen Eindruck gemacht haben. Sie »können das dem Miniſter nicht übel aufnehmen; »Er iſt ſchon ein paarmal mit ſeinen Empfehlungen »angeführt worden« — »Er mag die Mühe ſparen, »mich zu empfehlen« rief ich unwillig aus »Ich danke Ihnen für den Wink; Uebermorgen reiſe ich »von dannen.«

Weiſer gehandelt wäre es nun wohl geweſen, wenn ich, bey einem längern Aufenthalte, durch ein immer gleich vorſichtiges und edles Betragen, durch beygebrachte Zeugniſſe und mündliche Erläuterungen jene böſen Eindrücke auszulöſchen und, im Fall ich auch den Zweck, in Dienſte zu kommen, aufgegeben, -doch wenigſtens, *** nicht verlaſſen hätte, ohne die allgemeine Stimme zu meinem Vortheile zu gewinnen; allein es lag ganz in meiner Gemüthsart, den erſten Eindrücken der Empfind-

Bolingbroks Beförderung, indem ſie grade damals bey der Königinn in vorzüglicher Gunſt ſtand und ſich mit Mylord Oxford entzweyet hatte. Wie groß Swifts Einfluß damals und wie wichtig den Miniſtern ſeine Beyſtimmung war, ſieht man aus dem Briefe der Lady Maſham an Swift, worinn ſie ihm die vorgefallne Veränderung berichtet, die Undankbarkeit und das ſchlechte Betragen des Schatzmeiſters als die Urſache davon angiebt und ihn in den dringendſten, ſchmeichelhafteſten und zugleich herzlichſten Ausdrücken erſucht und beſchwört, wieder nach London zu kommen und den neuen Miniſter durch Rath und That zu leiten und zu unterſtützen.

Ungeachtet dieſes lieblichen Briefes, der nicht allein ſeinen Ehrgeiz äuſſerſt kitzeln muſſte, ſondern ihm auch die ſchönſten Ausſichten zu fernerer Befriedigung ſeiner Wünſche für das öffentliche Wohl eröfnete, ſchlug er doch dies Anerbiethen aus und ſein feines Ehrgefühl erlaubte ihm um ſo weniger, es anzunehmen, da er zwey Tage vorher

her einen Brief von Mylord Oxford erhalten hatte, worinn ihm Dieſer ſeinen Fall und ſeinen Entſchluß, nach Herrfordſhire zu reiſen, meldete, und um ſeine Begleitung bat. Swift, der nun zwey Wege vor ſich hatte, wovon der eine zu Ehre, Glanz, Anſehn und Würden, und der andre, zur Zelle eines in Ungnade gefallnen, von der undankbaren Welt verlaſſenen Miniſters, (der aber ſein Freund war und ſich von ſeiner Geſellſchaft Troſt im Unglücke verſprach) leitete, blieb keinen Augenblick unentſchloſſen über ſeine Wahl, wie er denn auch in einem Briefe an Miß Vanhomrigh ſagt, daß er nur nähere Nachricht darüber erwarte, wo er mit dem Grafen von Oxford zuſammentreffen ſollte und dann ſogleich dahin aufbrechen werde, indem ihm dieſer Lord ſtets ausgezeichnete Freundſchaft und Güte erwieſen und ihm auch kürzlich einen ſo rührenden Brief geſchrieben habe, daß er undankbar handeln würde, wenn er ihn jetzt verlieſſe. Ihm hatte der Graf ausdrücklich gemeldet, daß er allein nach Herrfordſhire reiſen würde, indem unter der unzählichen Menge von

Menſchen, deren ganzes Glück er gemacht, ſich auch nicht ein Einziger fände, der nun ſein Unglück hätte tragen helfen wollen.

Swifts Verfahren bey dieſer Gelegenheit iſt um ſo verdienſtlicher, da ihm der Graf, als Miniſter betrachtet, nie eine perſönliche Gunſtbezeugung erwieſen hatte. Als Freund war er ihm freylich ſtets mit ausgezeichneter Liebe und Güte begegnet; aber er hatte ihm ſogar die einzige Belohnung ſeiner Dienſte, die er je gefordert, nämlich ein Geſchenk von tauſend Pfunden aus der Schatzcammer, um die, bey Antritt ſeiner Dechanttey nöthigen Ausgaben zu beſtreiten, aus Vergeſſenheit oder Geiz, nicht verſchafft, weshalb dann Swift, wie man aus einem ſeiner Briefe ſehn kann, damals würklich in Geld-Verlegenheit gekommen war. Indeſſen iſt es ſehr wahrſcheinlich, daß Swift, bey ſeinem feinen Gefühle, vielleicht grade desfalls dem Lord Oxford ſo feſt anhieng, weil es nun keinem Zweifel unterworfen ſeyn konnte, daß wahre uneigennützige Freundſchaft ſeine Handlungen leitete.

Es ſcheint vielleicht ein Wiederſpruch darinn zu liegen, daß Swiſt, in ſeinen Schriften da, wo von Mylord Oxford die Rede iſt, ihn zuweilen bis in den Himmel erhebt, und ihm dann wieder einmal groſe Fehler und Schwachheiten zur Laſt legt; indeſſen wird uns dies ganz natürlich ſcheinen, wenn wir überlegen, daß er ihn aus zwey verſchiednen Geſichtspuncten beobachtet, darſtellt. Als Miniſter betrachtet, ſchildert er ihn, als einen der weiſeſten, tüchtigſten und uneigennützigſten, die je gelebt haben, als einen Mann, der dem Staate, ohne Rückſicht auf perſönlichen Vortheil und ſogar mit Aufopferung ſeines eignen Vermögens, die wichtigſten Dienſte leiſtete. Auf der andern Seite aber heiſſt es, er ſey nicht zum Anführer einer Parthey gemacht, in Hof-Intriguen ungeübt geweſen, und habe daher unzähliche Fehler dieſer Art begangen.

Aus der Fortſetzung von Swiſts Tagebuche ſehen wir, daß die freundſchaftliche Verbindung zwiſchen ihm und dem Lord Oxford täglich vertrauter und inniger, daß er ganz als ein Mitglied der Harleyſchen Familie betrachtet wurde, und nicht zwey Tage vorübergehn laſſen durfte, ohne den Grafen zu beſuchen; kurz! Mylord Orford genoß kein Vergnügen ganz, wenn nicht Swiſt daran Theil nehmen konnte, in welchem er zu gleicher Zeit den weiſeſten, verſtändigſten Rathgeber, den treueſten, theilnehmendſten Freund und den witzigſten, angenehmſten Geſellſchafter fand. Auch ſcheint es, als habe er, auſſer ihm und den Perſonen ſeiner Familie, an niemand ſonſt wahre Anhänglichkeit gehabt, weshalb ihn Swiſt ernſtlich tadelt, indem er ſagt: „daß Orford „nicht die Kunſt verſtehe, oder verſtehn „wolle, ſich Liebe zu erwerben, und immer „nur wenig Freunde, aber eine Menge „Feinde gehabt habe.“ Uebrigens liefert uns Swiſt folgende Schilderung von ihm: „Er „iſt redlich, gutherzig und munter, ein eifri„ger Beſchützer aller gelehrten und witzigen „Köpfe, beſonders der Letztern, die er, ohne „Rückſicht auf Verſchiedenheit in politiſchen „Geſinnungen, begünſtigt und ſich auf alle „mögliche Weiſe zu verbinden ſucht. Ferner

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-51468-9
KNIGGE,A.F.F.L.VON FN. 03739/038

„beſitzt er eine Menge von Kenntniſſen aller Art; ſpricht einige todte und lebende Sprachen meiſterhaft, hat ein vortrefliches Gedächtniß, eine richtige Beurtheilungskraft, iſt gänzlich über alles Gefühl von Furchtſamkeit erhaben und zeigt auch desfalls bey allen Gelegenheiten eine bewunderungswerthe Gegenwart des Geiſtes. Seine Freygebigkeit und Geringſchätzung des Geldes geht ſo weit, daß er, während der Zeit ſeiner Staats-Verwaltung, ſein eignes Vermögen faſt ganz zugeſetzt hat; dagegen aber geizte er auch mit den öffentlichen Geldern um ſo ärger; ein Verfahren, das weder zu den Sitten unſres Zeitalters, noch zu der jetzigen Lage der Dinge paſſte. Uebrigens iſt Mylord Orford in ſeinem Betragen gegen jedermann freundlich und höflich, ungezwungen und angenehm in der Unterhaltung, führt eine regelmäßige Lebensart, iſt, dem Anſcheine nach, fromm und bedient ſich in ſeiner Rede nie unanſtändiger oder profaner Ausdrücke.“ Obgleich nun Swift dieſen Mann allen andern Geſchöpfen ohne Ausnahme vorzog und ihm ſtets unendlich theuer blieb; ſo war doch ſein Herz zu menſchenfreundlich und liebevoll, als daß er nicht hätte noch manche andre Freunde haben ſollen, die er alle, den Einen mehr, den Andern weniger werth hielt. Keiner aber wetteiferte ſo ämſig mit Mylord Orford um Swifts Freundſchaft, als Lord Bolingbroke, damals noch der zweyte Mann im Staate, aber an Geſchicklichkeit und Talenten vielleicht der erſte in Europa. Swift fühlte ſich zwar durch dieſe Eigenſchaften zur Bewunderung, und durch ſeine ihm perſönlich bezeugte Güte und Aufmerkſamkeit zur Dankbarkeit hingeriſſen; aber er war ihm doch nie mit ſo herzlicher Freundſchaft zugethan, wie dem Lord Orford, indem einige Fehler in Bolingbroks moraliſchem Character, ein zweifelhaftes Licht auf ſeine ganze Denkungsart warfen. So ſcheint zum Beyſpiel Swift die Aufrichtigkeit ſeiner, gegen ihn geäuſſerten günſtigen Geſinnungen in Zweifel zu ziehn, woran er indeſſen wahrſcheinlicher Weiſe Unrecht that; denn Mylord Bolingbroke hat, wie man auch aus ſeinen Briefen an Swift ſehn kann, nie aufgehört, ihm

Beweiſe einer ungewöhnlich zärtlichen und lebhaften Anhänglichkeit an ihn zu geben. Uebrigens liefert uns Swift in ſeinem Tagebuche folgende ſehr genaue Schilderung ſeines Characters: „Ich halte,“ ſagt er, „den Staats-Secretair St. John für den liebenswürdigſten jungen Mann, den ich je gekannt habe. Er vereinigt das reizendſte Aeuſſere mit Witz, Scharfſinn, Geſchicklichkeit, Gedächtniß, Beurtheilungskraft, Kenntniſſen aller Art, dem feinſten Geſchmacke und einer unwiederſtehlichen Beredſamkeit, iſt dabey gutmüthig, höflich und zuvorkommend, der angenehmſte Geſellſchafter, großmüthig, freygebig und höchſt uneigennützig, aber auch zu ſehr dem Vergnügen ergeben und erlaubt ſich, wie man ſagt, Freyheiten, die gegen alle Grundſätze der Moral und Religion ſtreiten. Auch hat er die kleine Schwachheit, ſich bey ſeinen Freunden gern über ſeine Laſt von Geſchäften zu beklagen, und indem er oft Arbeit und Zerſtreuungen vermiſcht, es gerne hört, wenn man ihn mit Alcibiades und Pe-

„tronius, beſonders aber mit Letzterm, „vergleicht."

Obgleich nun dieſer Petronius nicht gemacht war, um Swifts Buſenfreund zu ſeyn, es auch nie in ſo hohem Grade wurde, als Lord Oxford; ſo hatte er doch auf der andern Seite mehr Urſache mit ihm zufrieden zu ſeyn, als mit dem Schatzmeiſter, indem Bolingbroke ſeine politiſchen Plane mit Wärme annahm und thätiger unterſtützte, als Jener. Auch ſagt Swift ſelbſt in der kleinen Schrift: Some free Thoughts upon the preſent State of Affairs, daß der Graf Oxford faſt ganz allein an der verzweifelten Lage, in der ſich die Sachen kurz vor dem Tode der Königinn befanden, Schuld geweſen ſey.

Nächſt dem Schatzmeiſter zog er Mylord Peterborough und den Herzog von Ormond allen übrigen Großen vor, und Beyde waren ihm mit der zärtlichſten Freundſchaft zugethan, wovon Swift in ſeinem Tagebuche mehr als Ein Beyſpiel anführt, auch hatte er größern Einfluß auf den Herzog von Ormond, pfindlichkeit und des beleidigten Stolzes nachzugeben; ich reiſte alſo würklich plötzlich ab. ohne einmal von dem Grafen Abſchied zu nehmen, welches ihm denn in der That keine vortheilhafte Begriffe von mir erwecken konnte.

Es war grade damals in der Jahrszeit, wo alle Kranke und alle Müſſiggänger in die Bäder zu reiſen pflegen. Zu der Claſſe der Letztern gehörte ich wenigſtens jetzt; ich beſchloß alſo nach Pyrmont zu gehn, wo ich noch nie geweſen war. Da trieb ich mich dann im Gewühle herum und jagte nach vernünftiger Unterhaltung; aber ſchon am zweyten Tage war ich herzlich müde des Anblicks der hohen Herrſchaften, die ſich da umſonſt ſehn ließen, und an die man ſich entweder anſchließen und mit ihnen die vornehme Langeweile theilen, oder für einen unbedeutenden Menſchen ohne Lebensart gelten mußte. Mir ekelte vor dem ſtädtichen Tone, der dort herrſchte; ich ſah keine ruhige, ſorgenfreye Geſichter, wie ich ſie da erwartete, wo Geiſt und Körper Erquickung und Hülfe finden ſollen; ich fand die Menſchen eben ſo angeſpannt und eben ſo raſtlos fortgetrieben von großen und kleinen Leidenſchaften, fand da eben ſo viel Zwang, Rangordnungen und politiſche Rückſichten, wie in den Reſidenzen, und dazu eine Ebbe und

Flut

Ormond, als irgend jemand. Uebrigens lebte er faſt mit allen vornehmen Männern der damaligen Zeit, dem Lord Siegelbewahrer, Harcourt, dem Herzoge von Hamilton, Mylord Pembroke, Rivers, Bathurſt, Carteret, Landown, dem Sir Thomas Hammer, (Sprecher) Sir William Wyndham und vielen Andern in der engſten Vertraulichkeit. Indeſſen ſchränkte ſich ſeine Freundſchaft nicht allein auf die Großen ein, ſondern er betrachtete alle Männer von Genie als ſeine Brüder und behandelte ſie als ſolche, wie z. B. Addiſon, Congreve, Arbuthnot, Prior, Pope, Gay, Parnell, Garth und Berkeley. Dabey hatte er noch manche Freunde unter der, weder durch Gelehrſamkeit, noch Rang beſonders ausgezeichneten Claſſe von Menſchen, als Lewis, Ford, Sir Andrews, Fountaine, den Biſchoff Atterbury, den Doctor Freind, Colonel Disney, Capitain Charlton, Domwille ꝛc. Männer von vortreflichem Character, die er in Rückſicht ihrer geſunden Vernunft, Rechtſchaffenheit und ihres gefälligen Betragens zu Gefährten ſeiner müßigen

Stunden wählte. Auch in den niedern Claſſen hatte er eine Menge Anhänger, die ihn als ihren Beſchützer verehrten und die er, durch ihre Verdienſte oder auch durch bloßes Mitleid bewogen, auf die uneigennützigſte Weiſe verſorgt und befördert hatte.

Sein Betragen gegen dieſe verſchiednen Claſſen von Menſchen war immer gleich edel und groß. Den Gelehrten begegnete er mit Achtung, ließ ſie nie das Uebergewicht ſeiner Talente fühlen, ſondern ſuchte ſie entweder zu ſich zu erheben, oder ſtieg von ſeiner Höhe herab, um ſich ihnen gleich zu ſtellen. Mit ſeinen Freunden aus der Privat-Claſſe war er vertraulich, ungezwungen, gütig und nachſichtsvoll. Diejenigen, welche unter ſeinem Schutze ſtanden, ließ er nie das Gewicht der Abhängigkeit fühlen; auch bedurfte es keiner wiederholten Erinnerungen, um ihn zu bewegen, ſich ihrer bey Gelegenheit anzunehmen, ſondern er erfüllte ihre Wünſche ſtets aus eignem Antriebe ſo ſchnell, als nur irgend möglich, und rechnete nie auf Gegendienſte, obgleich es ihm angenehm war, wenn er dankbare Menſchen fand.

Im Umgange mit Vornehmen hingegen betrug er ſich ganz anders, als gegen die übrigen Claſſen von Menſchen und behauptete da jene edle Unabhängigkeit des Geiſtes, die einem freyen Manne zukömmt. Auf jene zufälligen Vorzüge, die Geburth, Vermögen oder menſchliche Stiftungen ihnen gegeben hatten, nahm er gar keine, oder nur in ſo fern Rückſicht, als ſie mit den edlern Vorzügen des Geiſtes und Herzens verbunden waren, die man nur der Natur und ſich ſelbſt verdankt. Längſt ſchon hatte er es mit Unwillen angeſehn, daß Männer von Genie ſich vor mächtigen Schelmen und vornehmen Narren erniedrigten und durch elende Schmeicheleyen um ihre Gunſt warben. Längſt hatte er das mit Unwillen angeſehn, ſage ich, und beſchloſſen, ſich als ein auffallendes Beyſpiel eines entgegengeſetzten Betragens darzuſtellen und das rechtmäßige Uebergewicht zu behaupten, das Genie und Talente über Rang und Vermögen geben. Seinen Grundſätzen gemäß,

mäß, drängte er ſich nicht nur nie in die Cirkel der Großen, ſondern verlangte ſogar, daß diejenigen, welche unter die Zahl ſeiner Freunde aufgenommen zu werden wünſchten, ſich ſelbſt um dieſe Ehre bewerben und die erſten Schritte thun ſollten. Beſonders war dies, wie Swift in ſeinem Tagebuche erzählt, bey dem Herzoge von Buckingham der Fall; Aber was noch mehr iſt; ſo erſtreckte ſich dieſe Verfahrungsart auch auf das ſchöne Geſchlecht, von welchem Swift, um den Triumph des Genies vollkommen zu machen, dieſelben Opfer verlangte und erhielt. Hiervon giebt er uns in einer Stelle ſeines Tagebuchs und in einigen ſeiner Briefe Beyſpiele, die in der That ein wenig Uebermuth und Mangel an Höflichkeit gegen dies Geſchlecht zu verrathen ſcheinen mögten. Und zwar verlangte er dieſe Vorrechte nicht allein für ſich, ſondern auch für ſeine gelehrten Zeitgenoſſen, die endlich von ſelber ſeinem Beyſpiele folgten und ihre Freundſchaft nicht mehr um ſo wohlfeilen Preis verkauften, ſondern den edeln Stolz zeigten, worauf ihnen ihre Verdienſte gerechte Anſprüche gaben.

Indeſſen iſt es gewiß, daß nur Swifts auſſerordentliche Talente und ſein, ſich auf ſo verſchiedne Weiſe äuſſerndes Genie die Großen bewegen konnte, von ihrer Höhe herabzuſteigen und ihm eine Verehrung zu zollen, die ſie bis dahin als ihr Eigenthum betrachtet hatten. Ein Beyſpiel davon finden wir in einem äuſſerſt verbindlichen und faſt demüthigen Briefe des Grafen von Stafford, (der für den ſtolzeſten Mann des Jahrhunderts gehalten wurde) an Swift. Selbſt die berühmteſten Schriftſteller der damaligen Zeit, (eine ſonſt nicht ſehr beſcheidne Menſchen-Claſſe) wagten es nicht, ihm den erſten Rang in der Republik der Gelehrten ſtreitig zu machen; ſondern lieſſen, wie man aus ihren Schriften und Briefen unter einander ſehn kann, der Ueberlegenheit ſeines Genies und Witzes die gebührende Gerechtigkeit wiederfahren.

Dies Anſehn, welches er ſich durch ſeine perſönlichen Verdienſte erworben hatte, zu erhalten, war ſein unabläſſiges Beſtreben und er ſchien eiferſüchtiger auf dieſe Vorrechte, als es irgend ein aſiatiſcher Monarch auf ſeine unumſchränkte Gewalt ſeyn kann. Der geringſte Anſchein von Kälte oder Vernachläſſigung in dem Betragen gegen ihn, wurde ſcharf geahndet und nicht eher verziehn, bis die ſtrafbare Perſon mit ſchuldiger Unterwerfung ihr Unrecht anerkannte und Beſſerung gelobte. Hiervon finden wir mehrere Beyſpiele in ſeinem Tagebuche, indem er nicht allein ſeinen Freunden aus der mittlern Claſſe, ſondern ſelbſt den vornehmſten Perſonen ſeiner Bekanntſchaft ſolche Demüthigungen auflegte.

Um Swifts Character und Denkungsart ganz genau und richtig beurtheilen zu können, muß man die Zeugniſſe derjenigen von ſeinen Zeitgenoſſen zu Hülfe nehmen, die ihn im Stande ſeiner Vervollkommnung gekannt haben. Einige Leute, die nur während ſeiner erſten Lebensjahre mit ihm in Verbindung geſtanden, haben ihn dem Publico als einen ſtrengen, mürriſchen, eigenſinnigen und gefährlichen Mann geſchildert, in welcher Meinung man ſich durch den beiſſend ſatyriſchen Ton, der in einigen ſeiner Schriften herrſcht, beſtärkt fand. Aber unter denen, welche zu der Zeit ſeines Glanzes mit ihm lebten, hatte er ſich eben ſo ſehr durch ſeine Herzensgüte, als durch ſeinen Witz bekannt und beliebt zu machen gewuſſt, wovon man häufige Beyſpiele in Addiſons und andern Briefen an ihn findet.

Und zwar war ſeine Herzensgüte nicht bloß von der gewöhnlichen Art; ſondern er verband damit ein feines und zärtliches Gefühl, das ihn die Leiden Andrer, den Verluſt eines Freundes, oder ein Unglück, das Dieſen traf, doppelt ſchmerzhaft empfinden ließ. Ein Beyſpiel davon findet man in der Stelle ſeines Tagebuchs, wo er in abgebrochnen Sätzen erzählt, daß Mylord Orford von einem Meuchelmörder gefährlich ſey verwundet worden. Auch ſein Betragen gegen die Herzoginn von Hamilton, als ihr Mann im Duel mit Mylord Mohun geblieben war, entdeckt uns ſein theilnehmendes, gefühlvolles Herz, indem er nicht allein auf die Nachricht von ihrem Unglücke gleich ſelbſt zu ihr flog, um ihr Troſt und Hülfe anzubiethen, ſondern auch Andre, ſelbſt die Königinn, zu dieſem Zwecke in Bewegung ſetzte und ſogar Mylady Orkney, ihre Schwiegerinn, mit der ſie bisher in Zwiſt gelebt hatte, vermogte, ſie zu beſuchen. Sein Bericht an Stella von der Krankheit und dem Tode des armen Harriſon, dem er eine ſehr einträgliche Verſorgung verſchafft hatte, liefert uns gleichfalls ein Beyſpiel ſeines lebhaften Gefühls.

In der That fand er ſein ganzes Glück in großmüthigen, menſchlichen und freundſchaftlichen Handlungen, und dieſe Geſinnungen ſuchte er auch allen Perſonen, mit denen er in Verbindung ſtand, einzuflößen. Er war das Haupt und die Seele der berühmten Geſellſchaft von Sechzehnen, die aus den vornehmſten, geiſtvollſten und edelſten Männern des Zeitalters beſtand, und die Swift, um ſie enger aneinander zu knüpfen, vermogte, den Brudernamen unter ſich einzuführen, ſo wie auch ihre Frauen ſich Schweſtern und ſogar ihre Kinder ſich Vettern und Baſen, nannten. Die Wenigen, welche in dieſer angenommnen Verwandtſchaft mit Swiſt ſtanden, ſchätzten dies als ein ſo großes Glück, daß ſie nicht unterlieſſen, ſich dieſes Namens gegen ihn zu bedienen, (wie man auch aus ihren Briefen ſehn kann) und Die, welche noch nicht zu den Auserwählten gehörten, bewarben ſich ſo eifrig darum, daß es der Herzog von Ormond für die höchſte Ehre hielt, als man ihn, ohne ſein Anſuchen, in die Zahl der Mitglieder aufnahm. Man wählte übrigens nur Männer von Talenten oder von Gewicht dazu und damit die Geſellſchaft nicht etwa in einen politiſchen Clubb ausarten mögte, wiederſetzte ſich Swiſt gleich Anfangs der Aufnahme des Lord Schatzmeiſters und Lord Siegelbewahrers, die man vorgeſchlagen hatte; Sie wurden daher abgewieſen, und ihre Söhne Statt Ihrer gewählt. Bey den Zuſammenkünften dieſer Geſellſchaft wurde oft für Nothleidende geſammelt und Swiſt beſorgte dann die Austheilung dieſer Wohlthaten, die er nicht ſelten perſönlich überbrachte und das dürftige Verdienſt in den Dachcammern aufſuchte.

Er gab ſich ſo viel Mühe, dieſe wohlthätigen Geſinnungen unter allen ſeinen Bekannten zu verbreiten, daß ihn Mylord Peterborough in einem ſeiner Briefe damit aufzieht und ihm ſagt, daß er es vermuthlich darauf anlege, das goldne Zeitalter wieder einzuführen und alle Menſchen durch Liebe mit einander zu verbinden.

Damals äuſſerte ſich noch keine Spur von der Bitterkeit und verdrießlichen Laune, die Krankheit, getäuſchte Erwartungen und mancher andre herbe Kummer in der Folge bey ihm erzeugten und die mit den Jahren zunahm. Im Gegentheil beſaß er, wie man es aus ſeinen Briefen und aus ſeinem Tagebuche ſehn kann, eine ungewöhnlich heitre, fröhliche Laune, weshalb dann auch ſeine Geſellſchaft eifrig geſucht wurde und ſeine Unterhaltung nicht allein witzigen Köpfen, ſondern auch Allen, die nur irgend Geſchmack an geſellſchaftlichen Freuden fanden, das größte Vergnügen gewährte. In der That hatte Swift alle erforderlichen Eigenſchaften, um ſich zu gleicher Zeit die Liebe und Bewunde-

Flut von Fremden, und nichts als abgebrochene Unterredungen unter Leuten, die jeden Augenblick zerſtreuet und geſtört werden, durch irgend einen alten Bekannten, der unvermuthet erſcheint, oder durch einen neuen Ankömmling, der das Glück haben will, ſie kennen zu lernen; und das unwürdige Spiel und die langweiligen Dejeunees, und die ungeſchickten Virtuoſen, von denen man ſich des Nachmittags, aus Gefälligkeit gegen die Herren, denen ſie empfohlen ſind und die ſie wieder empfehlen, die Ohren muß martern laſſen, und noch obendrein Beyfall klatſchen, und dann die Affen und Bären, die da zu ſchauen ſind und die einzelnen Gruppen von ſubalternen ſchönen Geiſtern, die um ein Principal-Genie herum ſich verſammeln, es einräuchern und um die Ehre kämpfen, wer ihm am nächſten kommen darf. — Es kann ſeyn, daß ich das alles in meiner damaligen Stimmung zu ernſthaft nahm — ich hätte es comiſch und unterhaltend finden ſollen; aber ich vermogt' es nicht — es ärgerte mich. Schon war ich im Begriffe, von da fort nach dem kleinern, aber geſelligen, vertraulichen Rehburg zu fahren, als in dem Hauſe, darinn ich wohnte, eine Familie ankam, die auf einmal meinen Plan rückgängig machte. Ein lahmer alter Herr wurde aus dem Wagen gehoben; zwey Damen, wunderung ſeiner Freunde zu erwerben und beſaß auch beyde in ſo hohem Grade, daß dieſe Freunde, ſo verſchieden ſie auch übrigens in ihrer Denkungsart ſeyn mogten, doch Alle dieſelbe Geſinnungen gegen ihn hegten und ihm treu und feſt anhiengen, ohne daß Zeit, Abweſenheit und Verluſt ſeines Anſehns die geringſte Veränderung in dieſen Empfindungen hervorzubringen vermogten. Gewiß iſt dies ein ſichrer Beweis ſeiner auſſerordentlichen Verdienſte und man kann ſeinen Character genauer nach den Erzählungen ſolcher Leute beurtheilen, die in der Zeit mit ihm gelebt, als nach den Schilderungen der Menſchen, die ihn nur in ſpätern Jahren geſehn haben, wo ihm nicht mehr viel vom ſeinem ehemalligen Selbſt übrigblieb. Was für eine hohe Meinung ſeine Bekannte von ihm hatten, kann man unter andern aus einem Briefe eines ſeiner vertraueteſten Freunde, des Doctors Arbuthnot urtheilen, welcher darinn ſeine herzliche, aufrichtige Freundſchaft und liebenswürdige Gradheit lobt und ihn ſeinen treuen Rathgeber nennt. Ferner aus einem andern Briefe von Pope, worinn er von Swift als einem unſchätzbaren, unnachahmlichen Manne redet, deſſen Menſchenliebe, Wohlthätigkeit, Offenheit und Güte des Herzens ſeinen Witz faſt noch überträfen.

Aber der Mann, an den Pope dies ſchrieb, Mylord Orrey, war darinn nicht ſeiner Meinung, im Gegentheil, bemühte er ſich immer, die Handlungen dieſes großes Genies (Swifts) in ein falſches Licht zu ſtellen und ſein Andenken zu verunehren; Und zwar begnügte er ſich nicht damit, ſeinen Privat-Character anzugreifen; ſondern er ließ auch nicht einmal ſeinen politiſchen Verdienſten Gerechtigkeit wiederfahren. Obgleich nun freylich Mylord Orrey durch dieſe Verläumdungen den beſſern Theil des Publicums nicht überzeugte; ſo fand er doch bey der, auf ausgezeichnete Verdienſte ſtets neidiſchen Menge, Glauben, und ich muß daher meine Leſer nochmals auf die Stellen in ſeinem Tagebuche, in Tractaten und Briefen hinweiſen, die unwiederlegbar darthun, daß er nicht allein bey dem engliſchen Miniſterio und den Vornehmſten des Hofes; ſondern auch bey den fremden Geſandten in dem größten Anſehn ſtand, welches Letztre uns beſonders eine Stelle ſeines Tagebuchs bezeugt, worinn er ſagt, daß ihn der ſpaniſche Geſandte verſichert habe, ſein Herr nebſt dem Könige von Frankreich und Englands Königinn ſeyen ihm größere Verbindlichkeiten ſchuldig, als irgend einrem Manne in Europa. Auch iſt es gewiß, daß damals durchaus keine politiſche, oder ſonſt wichtige Verhandlung vorfiel, an der er nicht Antheil gehabt und kein Plan, deſſen Ausführung man nicht vorzüglich ſeiner Sorgfalt überlaſſen hätte. Und doch war er ſo weit entfernt, ſich deſſen zu rühmen, oder dadurch glänzen zu wollen, daß er bey Hofe den Schatzmeiſter nie anredete, ſondern ihm auswich und auch faſt nie bey ſeinem Levee erſchien. Indeſſen war doch ſein Einfluß auf die Miniſter ſo allgemein bekannt, daß ihn die Gegen-Parthey immer wie das Haupt der Tories und die Triebfeder aller ihrer Handlungen betrachtete und ſowohl in dem Ober- als Unter-Hauſe einige ſehr heftige Reden gegen ihn halten ließ, worinn geſagt wird: daß er die Miniſter beherrſche, daß ſie nichts unternähmen, ohne ihn um Rath zu fragen, und daß ſie alle Beförderungen nach ſeinem Belieben austheilten. Und zwar ſchränkte ſich ſein Einfluß nicht allein auf England ein, ſondern er nahm auch, wie man aus Briefen und ſeinem Tagebuche ſehn kann, den größten Antheil an den irländiſchen Angelegenheiten, ſo daß, beſonders während der Regierung des Herzogs von Ormond, wenig weltliche und geiſtliche Aemter ohne ſeine Beyſtimmung vergeben wurden.

Muß es nicht in der That unſre höchſte Bewunderung erregen, wenn wir bedenken, daß Swift ſo beyſpiellos uneigennützig handelte, ſich ſeiner Allgewalt nie zu ſeinem eignen Vortheile, ſondern immer nur zu Beförderung des allgemeinen Wohls und zu Belohnung fremder Verdienſte zu bedienen! Wie leicht hätte er bey ſeiner genauen Verbindung mit den Miniſtern und der faſt ſchweſterlichen Zuneigung, welche ihm Mylady Maſham bezeigte, ſein Glück machen und zu den höchſten geiſtlichen Würden gelangen können, wenn er ſich hätte entſchlieſſen wollen, der Politik der Hofleute nachzuahmen, dem angenommnen Regierungs-Syſteme der Königinn nicht entgegen zu arbeiten und ihren Liebling, die Herzoginn von Somerſet, nicht anzutaſten! Aber weit entfernt, hier ſein Privat-Intereſſe zu Rathe zu ziehn, verſäumte er vielmehr keine Gelegenheit, ſich den Maaßregeln der Königinn zu wiederſetzen, indem er feſt überzeugt war, daß die Grundveſten der Kirche und des Staats ſo lange immer noch ſchwanken müſſten, bis die Whigs aller Gewalt und ihrer Aemter beraubt ſeyn würden.

Das Einzige, was Swift in der ganzen Zeit für ſich ſelbſt forderte, war das Amt eines Geſchichtsſchreibers und auch das nur in der Abſicht, ſeinem Vaterlande und der Königinn nützlich zu werden und die während ihrer Regierung vorgefallnen Begebenheiten mit Wahrheit und Treue ſchildern zu können, damit nicht dies Geſchäft einem Schriftſteller von der Gegenparthey in die

Hände gerathen mögte, der vielleicht das Andenken der Monarchinn und ihrer Miniſter verunglimpſt haben würde.

Ungeachtet der Uneigennützigkeit ſeiner Abſicht bey dieſer Bitte, wurde ſie doch nicht gewährt, welches Swift ungerechter Weiſe dem Lord Bolingbroke zuſchrieb und darüber ſehr aufgebracht war, wie man aus einem Briefe an die Miß Vanhomrigh ſehn kann. Indeſſen überzeugte ihn der Doctor Arbuthnot von der Ungerechtigkeit ſeines Verdachts, und in der That würde auch Mylord Bolingbroke ihm herzlich gerne gedient haben, wenn es in ſeiner Macht geſtanden wäre, aber Swifts Bittſchrift kam nicht eher in ſeine Hände, als nachdem das Amt ſchon ſeit vierzehn Tagen vergeben war. Es iſt daher wahrſcheinlich, daß ſie der Königinn nie überreicht wurde.

Swift ſagt einmal in einem Briefe an Pope, daß er das Amt nicht habe annehmen wollen, indem es von einem Manne abgehangen, der weder Feſtigkeit, noch Offenheit des Characters beſeſſen hätte. Dies ſcheint ein Widerſpruch zu ſeyn; Indeſſen läßt es ſich auch ſo erklären, daß er es für Seiner unwürdig hielt, die Stelle von dem Miniſter, zu deſſen Departement ſie gehörte, anzunehmen und ſie allein der Königinn verdanken wollte, an die er ſich auch desfalls mit einer Bittſchrift wandte.

Ich muß hier noch bemerken, daß Swift ſich glücklich ſchätzen konnte, in einem Jahrhunderte gebohren worden zu ſeyn, das ſo fruchtbar an Männern von Genie und Talenten wurde, indem der Umgang mit Dieſen ſeine größte Freude ausmachte. Um meinen Leſern einen Begriff von dem damals ſo blühenden Zuſtande der engliſchen Litteratur zu geben und ſie in den Stand zu ſetzen, ihn mit dem jetzigen zu vergleichen, liefre ich ihnen hier folgende Liſten der berühmteſten Schriftſteller und verdienſtvollen vornehmen Männern des Zeitalters.

Liſte

Liſte der berühmten Schriftſteller.

Temple.
Dryden.
Swift.
Addiſon.
Pope.
Garth.
Steele.
Wycherley.
Vanbrugh.
Southern.
Otway.
Rowe.

Newton.
Locke.
Boyle.
Prior.
Congreve.
Gay.
Young.
Parnell.
Arbuthnot.
Berkeley.
Atterbury.
Tillotſon.

Liſte der verdienſtvollen vornehmen Männer.

Der Herzog von Marlborough.
Mylord Peterborough.
Mylord Orford.
Mylord Bolingbroke.
Mylord Bathurſt.
Mylord Carteret.

Der Herzog von Argyle.
Mylord Angleſea.
Der Graf von Dorſet.
Mylord Rescommon.
Mylord Halifax.
Sir William Wyndham.
Sir Thomas Hammer.

Ich könnte noch manche andre, im Publico nicht unbekannte Namen talent- und verdienſtvoller Männer hier anführen; aber ich denke, dieſe beyden Liſten werden hinreichend ſeyn, jedermann von dem Verſuche abzuſchrecken, den jetzigen Zuſtand unſrer Literatur mit dem damaligen in Vergleichung ſtellen zu wollen.

Fünfter Abſchnitt.

Von Swifts Rückreiſe nach Irland an, bis zu ſeinem Tode.

Gleich nach dem Tode der Königinn kehrte Swift nach Irland zurück, wo er alles in Aufruhr fand. Die Whigs triumphirten und ſchwuren der Gegen-Parthey bittre Rache; die niedergeſchlagnen Tories aber ſahen der Erfüllung dieſer Drohung mit Entſetzen entgegen; Denn ſo heftig auch die Maaßregeln ſeyn mogten, deren ſich die Whigs in England in der Folge gegen ihre Feinde bedienten; ſo war doch ihr Widerwille gegen Dieſe nicht mit dem Haſſe zu vergleichen, den ihre irländiſchen Brüder gegen die Tories hegten. Das von den engliſchen Whigs erſonnene Märchen, von Unterſtützung des

Prätenwovon die eine die Mutter, die andre die Tochter zu ſeyn ſchien, halfen ihm in's Haus. Dieſe Perſonen kamen mir bekannt vor — Es war der General von Winterburg mit ſeiner Gattinn und Tochter; ich hatte ſie Alle einſt in meiner Vaterſtadt geſehn, wohin ſie zuweilen kamen, weil der General Güter im Lande beſaß. Damals ſchon war das Fräulein Julie ein ganz artiges Mädchen geweſen, allein den Annehmlichkeiten ihres Geiſtes und ihrer Geſtalt mangelten noch Reife und feinere Ausbildung. Dieſe hatte ſie nun erlangt, da ſie ſich ein Jahr lang in Braunſchweig bey einer liebenswürdigen jungen Wittwe, die ihre Couſine war, aufgehalten hatte.

Ich bewillkommte dieſe Familie, wie es die Höflichkeit erforderte, und indeß die für ſie beſtimmten Zimmer in Ordnung gebracht wurden, ließ ich Stühle vor die Hausthür tragen; wir ſetzten uns und begannen ein Geſpräch. Der General und die Seinigen ſchienen eben ſo wenig, wie ich, geſtimmt, ſich unter den glänzenden Haufen der Brunnengäſte zu miſchen. Der alte Mann war, wie ich ſchon geſagt habe, lahm und ſeine Damen pflegten Seiner mit zärtlicher Sorgfalt. Ich ahndete, daß wir und vielleicht noch ein Paar gute

Leute

Prätendenten und dem Plane des Miniſteriums, ihn zum Könige zu machen, fand in Irland allgemeinen Glauben und die Erinnerung der ſchrecklichen und verabſcheueten Regierung Jacob des Zweyten, unter welcher alle Proteſtanten ſo viel gelitten hatten und wovon ſich noch manche lebende Zeugen fanden, wurde dadurch wieder aufgeregt. Man fieng an, die Namen Tory und Jacobite als gleichbedeutende Wörter anzuſehn und da es allgemein bekannt war, das Swift das völlige Vertraun der Miniſter beſeſſen hatte; glaubte man nun auch, daß er an der Verſchwörung zum Beſten des Prätendenten großen Antheil habe, und fiel mit aller Wuth und Raſerey heftiger Partheyſucht über ihn her. Er wurde auf der Straße mit Schimpfreden verfolgt und zuweilen gar mit Schmutz geworfen; ſo, daß er ſich endlich genöthigt ſah, nie aus dem Hauſe zu gehn, ohne ſich von bewafneten Bedienten begleiten zu laſſen. Und zwar wurde er nicht allein von der niedern Volks-Claſſe auf dieſe Weiſe beleidigt, ſondern ſelbſt die Vornehmern lieſſen, entweder aus Partheyſucht, oder um ſich beliebt zu machen, keine Gelegenheit, ihm ihren Haß durch die unwürdigſte Behandlung zu bezeugen, ungenützt vorbeyſtreichen. Ein Beyſpiel hiervon findet man in einem von Swift verfertigten Aufſatze angeführt, der den Titel führt: Des Dechanten von St. Patricks Bittſchrift an das Oberhaus und ſeine Anklage des Lords Blaney, worinn er erzählt, daß er auf einem Spazierritte dem Lord Blaney begegnet ſey, daß Dieſer alles angewandt habe, um ſein Pferd ſcheu und ihn dadurch herunterſtürzen zu machen und er, Swift, ſich alſo nun, da ſeine Geſundheit einen Spazierritt erfordere und im Winter kein andrer Weg, als der, auf welchem ihm der Lord begegnet, gangbar ſey, genöthigt ſähe, ſich von bewafneten Bedienten begleiten zu laſſen, indem der Lord auch Piſtolen bey ſich gehabt habe. „Ich kann nun nicht „mehr für die Folgen ſtehn, wenn er mich „noch einmal anfallen ſollte," ſagt Swift in dem Aufſatze, „und erſuche daher ganz „gehorſamſt, daß man mich lieber künftig

„höhern Orts vor ſolchen Beleidigungen
„ſichern möge.“

Indeſſen war alles dies Swiften nicht ſo empfindlich, als die Undankbarkeit ſolcher Leute, denen er in der Zeit ſeines Anſehns die wichtigſten Dienſte geleiſtet hatte, indem er ſich ſtets, nicht allein für die verdienſtvollen Männer von England, ſondern auch für die in Irland bey dem Miniſterio verwandt und ihnen ihre Aemter erhalten hatte, die ſie auſſerdem gewiß verlohren haben würden. Hiervon findet man häufige Beyſpiele in ſeinen Briefen; Es ſchien ihm daher äuſſerſt hart, daß die Whigs ihn dennoch zum Hauptgegenſtande ihrer Feindſeligkeiten wählten und ihre ganze Wuth an ihm auslieſſen.

Indeſſen war es doch würklich ſo weit gekommen, und Swift hatte ſich, durch ſeine dem Miniſterio der Tories geleiſteten Dienſte den Whigs ſo furchtbar gemacht, daß man nicht einmal mit ihm bekannt ſeyn durfte, wenn man je auf eine Beförderung Anſpruch zu machen dachte. Hiervon hat mir ein Freund des Dechanten unter andern folgende ſonderbare Anecdote erzählt. Swift wandte ſich nämlich einſt (zu der Zeit, da die Gegen-Parthey am heftigſten gegen ihn wüthete) mit einem kleinen Anliegen an Sir Thomas Southwell, einen von den Commiſſioners of the Revenue, mit dem er ſtets auf dem vertraueteſten Fuße gelebt hatte, und erhielt zu ſeinem Erſtaunen die Antwort: „Ich will auf der Stelle einen „Groat wetten,“ (ein Lieblings-Ausdruck des Sir Thomas), „daß ich Sie nicht kenne, „Herr Dechant!“ Einige Jahre nachher, als der Partheygeiſt ziemlich nachgelaſſen hatte, traf es ſich, daß Sir Thomas, jetzt Mylord Southwell, Swift einſt auf einem Spazierritte begegnete, wo er dann ſogleich anfieng, ſich gegen einen ſeiner Begleiter über die traurigen Folgen der Partheyſucht zu beklagen und verſicherte, daß ihm keine derſelben ſo empfindlich geweſen ſey, als der Verluſt der Freundſchaft dieſes würdigen Mannes, (des Dechanten nämlich;) „aber,“ ſetzte er hinzu, „ich will ſie wieder zu gewinnen „ſuchen.“ Und nun gab er ſeinem

Pferde die Sporrn, holte den Dechanten ein und fragte: wie er ſich befände? Swift aber erwiederte ganz kalt: „Ich will auf „der Stelle einen Groat wetten, daß ich „Sie nicht kenne, Mylord!“

Unter dieſen Umſtänden hielt es Swift für das Klügſte, ſich ganz der Welt zu entziehn und künftig bloß der Sorgfalt für ſeine Dechanttey, ſeinen Pflichten als Geiſtlicher und ſeinen häuslichen Geſchäften zu leben, ohne ſich weiter um das Publicum zu bekümmern, und führte, wie wir aus einem Briefe an Pope ſehn, worinn er ſagt, daß er nichts, weder von Krieg und Frieden, noch von der herrſchenden Parthey und Beſetzung der Aemter wiſſe, dieſen Entſchluß würklich aus. Wie vorſichtig er vermied, den Parthеygeiſt wieder rege zu machen und ſich dadurch neuen Feindſeligkeiten auszuſetzen, wird man aus folgender Anecdote ſehn, die mir derſelbe Freund, dem ich die eben erzählte verdanke, mitgetheilt hat, und die uns zugleich einen Beweis ſeiner originellen Laune giebt. Die

Whigs hatten nämlich in der erſten Parlaments-Verſammlung unter Georg dem Erſten, nebſt andern tyranniſchen Verordnungen, auch eine gegeben, daß diejenigen Mitglieder des Unterhauſes, welche für die den Sir Conſtantine Philipps begünſtigende Addreſſe geſtimmt hatten, das Unterhaus desfalls um Verzeyhung bitten ſollten. Auch wurde dieſer Befehl faſt allgemein befolgt und nur drey Mitglieder, Sir Pierce Butter, Matthew Forde und Robert Cope, die nicht gehorchten, wurden von dem königlichen Bedienten Povey, in Verhaft genommen. Swift, der Cope in der Zeit beſuchte und Povey, welcher ihn nicht perſönlich kannte, bey ihm fand, fragte nach einigen gleichgültigen Geſprächen: ob er nicht, da das Wetter ſo ſchön ſey, einen Spaziergang mit ihm machen wolle. Cope erwiederte, daß er nicht ausgehn dürfte. Swift erkundigte ſich, ob er Medicin genommen hätte, und da der Andre dies verneinte und ihm ſagte, daß er auf Befehl des Parlaments von einem königlichen Bedienten verhaftet worden ſey, bat Swift mit verſtellter Einfalt um die

Erkla-

Erklärung dieſes Räthſels, indem er, wie er verſicherte, nicht gewuſſt hätte, daß dergleichen mit zu dem Amte der königlichen Bedienten gehörte, und daß das Parlament jemand in Verhaft nehmen könne. Nachdem er fort war, lobte ihn Povey und ſagte, es würde viel beſſer um die Kirche und den Staat ſtehn, wenn ſich alle Geiſtliche ſo wenig um weltliche Dinge bekümmerten, als dieſer brave Mann, der ganz das Anſehn eines ehrlichen Landprieſters hätte, der für ſeine Gemeine ſorgt, ohne ſich in die politiſchen Ereigniſſe zu miſchen, „und wie heiſſt „denn dieſer würdige Geiſtliche, wenn ich fragen darf?" ſetzte er hinzu. „Swift," erwiederte Cope; „Doch nicht ein Verwandter des Dechanten von St. Patrick?" — „Er ſelbſt." — „Er ſelbſt," rief Povey, „hol ihn der Teufel! daß er mich „ſo angeführt hat!"

Obgleich Swift ſehr vernünftig handelte, indem er ſich auf dieſe Weiſe alles Antheils an politiſchen Begebenheiten begab; ſo fühlte er doch deßfalls das Unglück ſeiner Freunde und die Unannehmlichkeiten ſeiner eignen Lage nicht weniger lebhaft, wie man aus verſchiednen ſeiner Briefe ſehn kann, worinn er ſich ſehr unruhig über das dem Lord Orford, Bolingbroke und dem Herzoge von Ormond bevorſtehende Schickſal zeigt. In einem andern an Gay beſchreibt er ſeine eigne Lage auf folgende Weiſe: „Ich wähle jetzt nur „die unbedeutendſten (nämlich als Mitglieder „des Staats betrachtet) und ſolche Menſchen „von deren Gutmüthigkeit ich überzeugt bin, „zu meinen Geſellſchaftern, leſe die unbedeu„tendſten Bücher, die ich nur auftreiben „kann und ſchreibe keine andre als unbedeu„tende Briefe. Achtzehu von den uns zuge„theilten vier und zwanzig Stunden bringe „ich täglich mit Spatzierengehn, Reiten und „Schlafen hin, bin träger, als ich vor zwan„zig Jahren war und habe manche Ge„ſchäfte auf dem Halſe, die ich noch zwanzig „Jahre lang aufzuſchieben dachte.“

Dieſe einfache Lebensart führte er nun von ſeiner Ankunft in Irland an, ſieben Jahre hindurch, ſo, daß er als Schriftſteller in dieſem Königreiche faſt ganz unbekannt war, ausgenommen durch ſeine politiſchen Producte, die aber, ſeit den in der Regierung vorgefallnen Veränderungen, allgemein verabſcheuet wurden. Es war aber damals noch keine Sammlung ſeiner Werke herausgekommen und ſeine Feinde in England ſuchten ihm die Ehre, welche er ſich durch ſein vorzüglichſtes Werk, das Weibermärchen, erworben hatte, ſtreitig zu machen, indem ſie ihn nicht für den Verfaſſer deſſelben erkennen wollten. Auch ſtreuete man verſchiedne Verleumdungen wider ihn aus, die zum Theil aus den elenden Schmierereyen der von den Whigs erkauften Schriftſteller herſtammten, deren aber ſo Viele waren, daß nach Swifts eigner Verſicherung, in einigen Jahren faſt tauſend Brochüren und fliegende Blätter gegen ihn herausgekommen ſind. Indeſſen beunruhigte ihn das nicht weiter; Er ſetzte, durch das Bewuſſtſeyn ſeiner Unſchuld geſtärkt, den Schmähungen ſeiner Gegner bloß ſtille Verachtung entgegen, und fand im vertraueten Umgange mit einigen gewählten Geſellſchaftern, die ſeinen Werth als Menſch und Schriftſteller

ler ganz zu ſchätzen wuſſten, Entſchädigung für die unwürdige Behandlung des Publicums.*) Auch genoß er den Umgang ſeiner liebenswürdigen und gebildeten Stella, die ihm das Theuerſte in der Welt war, ununterbrochen und beſaß in dem Doctor Sheridan den größten Schatz, einen treuen Freund, dem er ſein ganzes Herz ausſchütten konnte und der ganz dazu gemacht war, den artigen Kleinigkeiten, womit ſich Swift damals beſchäftigte, um das Andenken an die Unannehmlichkeiten ſeiner Lage zu verſcheuchen, Reiz und Mannigfaltigkeit mitzutheilen. Dabey war er noch ſo glücklich, oft Nachricht

---

*) Eben dies haben ihm ſeine Feinde und beſonders Mylord Orrey zum Vorwurfe gemacht, und behauptet, daß ſeine gewählten Freunde aus Narren und Schmeichlern beſtanden waren. Aber in der That iſt dieſe Beſchuldigung ganz ungegründet, indem dieſe Männer zwar ſeinen ehemaligen Geſellſchaftern an Rang und Anſehn nicht gleich kamen, aber ſie vielleicht an Verdienſten, Talenten und Redlichkeit noch übertrafen und es ihm auch auſſerdem gar nicht an Bekanntſchaften beyderley Geſchlechts aus den beſten und angeſehenſten Familien Irlands, die ihn liebten und bewunderten, fehlte.

Leute, die wir finden würden, einen kleinen häuslichen Cirkel für uns ausmachen könnten. — Das grade hatte mir in Pyrmont gefehlt; ich beſchloß daher ſogleich, nicht abzureiſen. Was mich aber wohl ſo ſchleunig zu dieſem Vorſatze brachte, waren die Eindrücke, die Julie auf mich gemacht hatte. Sie war ein ſchlankes, ſchön gewachſenes Mädchen; ihr großes, blaues Auge war ſanft und doch ſeelenvoll; ihre Geſichtszüge, ohne eben durchaus regelmäßig zu ſeyn, hatten etwas unwiederſtehlich Intereſſantes; ihre Stimme war melodiſch, ſie redete gut und urtheilte über alles beſcheiden, aber beſtimmt. Sie erkundigte ſich, ob man nicht ein Clavier geliehn bekommen könnte; ihrem guten Vater, ſagte ſie, mache es Freude wenn ſie ihm etwas vorklimperte und ein Liedchen dazu ſänge. Ich entdeckte bald, daß ſie in den ſchönen Künſten größere Fortſchritte gemacht hatte, als ſie ſelbſt zu ahnden ſchien und in feinen weiblichen Arbeiten that es ihr ſchwerlich Eine ihres Geſchlechts zuvor. Was dies alles mehr erhöhete, war der Anſtrich von ſanfter Beſcheidenheit, hinter welcher ſie alle dieſe Vortreflichkeiten hervorſchimmern zu laſſen verſtand, ihre heitre, ſittſame Laune und die Häuslichkeit und zärtliche Kindesliebe — Es war nicht möglich, dem Allen zu wiederſtehn. Gegen die gemeinen Künſte

der

richt von ſeinen alten Freunden zu bekommen, aus deren Briefen dieſelbe Freundſchaft und vorzügliche Achtung hervorleuchtete, die ſie ihm immer bezeugt hatten. Beſonders zeichneten ſich Mylord Bolingbroke, Mylord Orford, Addiſon, Prior, Pope, Lewis, der Doctor Arbuthnot, die Herzoginn von Ormond und Mylady Bolingbroke dadurch aus. Als Mylord Orford im Jahre 1715 in den Tower geſetzt wurde, ſchrieb Swift an ihn und bat dringend um die Erlaubniß, zu ihm kommen und ſein Schickſal theilen zu dürfen, indem er ſeinen Brief mit den Worten ſchloß: „Wenn Sie „mir dieſe Bitte nicht gewähren; ſo iſt es „die erſte, die ich vergebens thue und ich „wünſchte immer, wie bis jetzt, ſagen zu „können, daß Sie mir nie eine abgeſchlagen „haben.“ Aber Mylord Orford war ſo großmüthig, dies edle Anerbiethen nicht anzunehmen, obgleich die Geſellſchaft und Unterhaltung ſeines liebſten Freundes ihm die Härte ſeiner Gefangenſchaft ſehr erleichtert haben würde. Indeſſen meldete er es ihm ſogleich, als er endlich aus dem Tower entlaſſen wurde und äuſſerte zu gleicher Zeit, in den wärmſten, herzlichſten Ausdrücken, den Wunſch, ihn, wenn es ſeine Geſchäfte erlaubten, in England zu ſehn.

Die Briefe, welche Mylord Bolingbroke während ſeiner Verbannung an Swift ſchrieb, enthalten ebenfalls Verſicherungen der aufrichtigſten Achtung und zärtlichſten Freundſchaft und er ſagt unter andern darinn, daß ihm der Verluſt ſeines (nämlich Swifts) Umgangs empfindlicher ſey, als alle ſeine andern traurigen Schickſale, und daß er ihn unbeſchreiblich und täglich mehr liebe, obgleich er ſchon vor zwanzig Jahren geglaubt habe, ſeiner Zuneigung für ihn ſey keiner Vermehrung fähig.

Im Jahre 1717 erhielt Swift einen Brief von Lewis, nebſt der Beſchreibung des armſeligen Zuſtandes von Priors öconomiſchen Umſtänden und der Nachricht, daß ſeine Freunde, um ihn zu retten, den Plan gemacht hätten, ſeine Werke auf Subſcription herauszugeben. Der Dechant ließ dieſe

Gelegenheit, ſeinen natürlichen Hang zum Wohlthun zu befriedigen und dem bedrängten Verdienſte beyzuſtehn, nicht ungenützt vorbeyſtreichen, und verwandte ſich ſo eifrig für Prior, daß er in wenig Monaten eine Subſcribenten-Liſte zuſammenbrachte, worüber Dieſer erſtaunte. Was für ein auffallendes Beyſpiel von den Abwechslungen im menſchlichen Leben, daß ein Mann, der ehemals Geſandter am franzöſiſchen Hofe geweſen war, in einigen Jahren ſo herunter kommen konnte, zu einem ſolchen Hülfsmittel ſeine Zuflucht nehmen zu müſſen, um ſich vor Mangel zu ſchützen!

Es ſcheint, als habe Swifts Feder dieſe lange Zeit hindurch geruht, oder ſey nur mit Kleinigkeiten beſchäftigt geweſen, zwey Tractate: Memoirs relating to that Change which happened in the Queens Miniſtry in the year 1710, und an Enquiry into the Behaviour of the Queen's laſt Miniſtry ausgenommen, worinn er die geheimen Triebfedern, welche die politiſche Maſchine bis dahin in Bewegung erhalten hatten, entdeckt und zugleich die Miniſter gegen den, ihnen ſo allgemein und laut gemachten Vorwurf, daß es ihre Abſicht geweſen ſey, den Prätendenten auf den englischen Thron zu ſetzen, zu rechtfertigen ſucht. In der That war auch niemand tüchtiger zu dieſem Geſchäfte, als Swift, indem niemand das Vertrauen der Miniſter in ſo hohem Grade beſaß und ſich dabey einer ſo unbezweifelten Wahrhaftigkeit, ſtrengen Aufrichtigkeit und nicht zu betrügenden Scharfſichtigkeit rühmen konnte. Wenn man dabey bedenkt, daß dieſe Tractate in der Abſicht geſchrieben waren, erſt nach ſeinem Tode herauszukommen und Swifts Privat-Intereſſe alſo hier unmöglich mit im Spiele ſeyn konnte; ſo muß nothwendig die unpartheyiſche Nachwelt ihm Recht geben und die Miniſter freyſprechen, welches auch des Dechanten einziger Zweck war, indem er von ſeinen Zeitgenoſſen dieſe Gerechtigkeit nicht erwarten durfte.

Sechs Jahre hindurch blieb Swift feſt bey dem Entſchluſſe, ſich gar nicht in Staats-Geſchäfte zu miſchen. Er fühlte zwar den lebhafteſten Schmerz und Unwillen bey der grauſamen Unterdrückung ſeines Vaterlandes und dem traurigen Zuſtande deſſelben, da er indeſſen überzeugt war, daß alle ſeine Bemühungen, ſich dem Strome zu widerſetzen, fruchtlos ſeyn würden, ſo lange der Partheygeiſt nicht nachlieſſe; nahm er ſich vor, dieſen Zeitpunct ruhig abzuwarten. Erſt im Jahre 1720, als es ruhiger zu werden anfieng, gab er ſeinen politiſchen Tractat: A Propoſal for the univerſal Uſe of Iriſh Manufactures heraus, vermied aber darinn ſorgfältig, von den vorgefallnen Begebenheiten und ihren Veranlaſſungen zu reden und ſuchte bloß die Irländer zu überzeugen, daß ein großer Theil ihres Elendes von ihnen ſelbſt herrührte und es nur von ihnen abhienge, ihren Zuſtand zu verbeſſern. Indeſſen machte dieſe Schrift doch viel Lärm; der Buchdrucker hatte Verdruß darüber und Swift merkte wohl, daß das Feuer der Partheyſucht noch immer unter der Aſche glimmte. Er zog ſich daher wieder in ſeine Einſamkeit zurück, nachdem er ſich vorher an dem Richter, der ſeine

Sache zur Unterſuchung gebracht, gerächt und ihn dem Publico mit ſo ſchwarzen Farben dargeſtellt hatte, daß er ein Gegenſtand des allgemeinen Abſcheues wurde.

Nun nahm ſich Swift von Neuem vor, ſeinen Unwillen über die grauſame Unterdrückung ſeines Vaterlandes und die täglich vorfallenden Ungerechtigkeiten in ſich ſelbſt zu verſchlieſſen; aber ſein Herz litt doppelt dabey, und ſein gewaltſam unterdrückter Patriotismus wurde ihm zur Quaal. Welchen Einfluß dieſer Zwang auf ſein Temperament hatte, kann man aus ſeinen Briefen, aber am beſten aus folgender Anecdote urtheilen. Als ihn nämlich eines Tages der Doctor Delany beſuchte, ſchien Swift ſehr aufgebracht zu ſeyn und fragte den Doctor: ob die Niederträchtigkeiten und Grauſamkeiten der herrſchenden Parthey nicht auch an ſeinem Cörper und ſeiner Seele nagten; und als Dieſer erwiederte, daß dies in der That nicht der Fall ſey, fuhr der Dechant wüthend auf und ſchrie: „wie — wie — „wie iſt das möglich? Wie können Sie ſo

„gleichgültig davon reden?“ Delany aber ſagte ganz kalt: „Weil man mir befohlen „hat: Laß Dich nicht durch die Sünder zum Zorne reizen!“

Da Swift, während den erſten vier Jahren nach Bekanntmachung des oben angeführten Tractats, nichts herausgegeben hat; ſo iſt es ſehr wahrſcheinlich, daß er in dieſer Zeit ſeine müßigen Stunden auf die kleine Schrift: Gullivers Reiſen verwandte, und in dieſer Satyre über die Laſter und Thorheiten der Menſchen im Allgemeinen, ſeinem Spleene Luſt machte, dem die Gegenſtände, welche ihn umringten, immer neue Nahrung gaben.

Im Jahre 1724 fand er endlich Gelegenheit, die Wolken zu zertheilen, die ihn ſo lange verborgen gehalten hatten, und mit neuem Glanze hervorzutreten. Es war nämlich damals ein Plan im Werke, der von einem gewiſſen William Wood, einem unbekannten Manne, herrührte und, wenn er gelungen wäre, das Königreich in gänzliches, vielleicht unwiederbringliches Verderben geſtürzt haben müſſte. Man hatte dieſem William, ohne irgend jemand zu fragen, oder dem Lord Lieutenant Nachricht davon zu geben, auf eine ganz beſondere Weiſe durch ein Patent die Erlaubniß ertheilt, halbe Stüber zu münzen und in Irland in Umlauf zu bringen. Dies Verfahren flößte dem Parlamente, dem geheimen Rathe, den Geſchwornen und vielen Einwohnern des Königreichs eine ſo ängſtliche Beſorgniß für die Folgen der neuen Einrichtung und einen ſo heftigen Unwillen gegen die Unwürdigkeit, womit man ſie behandelte, ein, daß ſie ſich wiederholt in England darüber beklagten, aber nichts ausrichteten, indem der engliſche Miniſter das Patent zum Beſten ſeiner geheimen Privat-Abſichten beſtätigte und, da er damals mit unumſchränkter Gewalt eines türkiſchen Vezirs herrſchte, taub gegen die Bitten der Nation und entſchloſſen war, ihr die halben Stüber aufzudringen. Bey dieſer Gelegenheit trat Swift wieder aus ſeiner Dunkelheit hervor, und feſt entſchloſſen, ſich dieſem unrechtmäßigen Verfahren zu wiederſetzen, entwarf er eine meiſterhafte Addreſſe an beyde Häuſer des Parlaments, worinn er unter andern ſagte: „Ich, der ich nur ein einzelner, unbedeutender Mann bin, erkläre hierdurch ſeyerlich, daß ich mich eher dem grauſamſten, qualvollſten Tode unterwerfen, als die verfluchte Münze annehmen will: und ſollten mich die Landesgeſetze dazu zwingen; ſo will ich mein Vaterland verlaſſen und in einer fremden Gegend unter einem freyen Volke das Gnadenbrod eſſen."

Als Swift erfuhr, daß das Patent doch und auf eine ſo auſſerordentliche Weiſe durchgegangen war, gab er eine kleine Schrift unter dem angenommenen Namen M. B. Drazier heraus, worinn er alle die traurigen Folgen dieſes Plans ſo klar und deutlich darſtellte, daß die ganze Nation darüber in die äuſſerſte Beſtürzung gerieth.

Noch immer hatten das Parlament, der geheime Rath, die Geſchwornen und die übrigen Gerichte des Königreichs gehofft, daß man auf ihre Vorſtellungen und Addreſſen

Rückſicht nehmen werde; Sie ſahen aber bald zu ihrem größten Erſtaunen, daß ſowohl ihre Bitten, als auch die Wünſche der ganzen Nation keinen Eingang fanden, ſondern mit Verachtung zurückgewieſen wurden, und daß endlich das engliſche Miniſterium ſo weit gieng, allen Cron-Beamten in Irland den Befehl zu ertheilen, die neue Münze in Umlauf zu bringen. Da nun alle dieſe Beamte Sclaven der brittiſchen Miniſter waren; ſahe man voraus, daß ſie es nicht wagen dürften, ſich dieſem Befehle zu wiederſetzen. Indeſſen wäre alles verlohren geweſen, wenn die Münze einmal bey der Armee und den öffentlichen Aemtern hätte eingeführt werden können; und es blieb alſo kein andres Mittel übrig, dieſem Unglücke vorzubeugen, als die ganze Nation zu dem feſten Entſchluſſe zu vermögen, nie einen einzigen halben Stüber als Bezahlung anzunehmen; Auch ermahnte ſie Swift in einer Reyhe von Briefen (die wieder mit M. B. Drapier unterzeichnet waren und ſich bald im ganzen Königreiche verbreiteten,) ſo würkſam und nachdrücklich dazu, daß faſt alle Einwohner der Coketterie waffneten mich meine Erfahrungen und einige Kenntniß des weiblichen Herzens; aber hier war keine Kunſt, kein Plan zu ſehn; alles ſchien Natur und Unbefangenheit; die Allgewalt der Eindrücke ſo vieler Vortreflichkeiten riß mich hin, ich wußte nicht wie. Dazu kam, daß ich in Juliens Gemüthsart und Stimmung ſo viel Aehnlichkeit mit der meinigen wahrnahm — Ja! wer findet die nicht in dem Gegenſtande ſeiner Liebe? werden Sie ſagen; aber hier war es in der That nicht Täuſchung, nicht Verblendung. Dieſelbe Lebhaftigkeit der Einbildungskraft; derſelbe Drang, alles lernen, dieſelbe Beharrlichkeit, alles durchſetzen zu wollen, was ſie einmal angefangen hatte; dieſelbe Wärme für alles wahrhaftig Große und Seltne; dieſelbe Verachtung alles Mittelmäßigen, langſamen, Weitläuftigen; Trieb, originell zu ſeyn, einen eignen Weg zu gehn, nicht nachzulallen und nicht mitzuſchlendern; dieſelbe Verehrung und Bewunderung eminenter Talente und feines Witzes. Und nun denken Sie Sich dabey die Stimmung, in der ich grade damals war; die Leere welche in meinem Herzen, durch meine mislungnen Plane und durch die lange Entbehrung eines ſeelenvollen Umgangs entſtanden war, eine Leere, die durch mein unthätiges Leben unterhalten wurde. — Denken Sie Sich das alles

und

ner Irlands, einige in anſehnlichen Bedienungen ſtehende Männer ausgenommen, den Vorſatz faſſten, ſeinem Rathe zu folgen. In dem zweyten Briefe der eben genannten Sammlung findet man eine von vielen der angeſehenſten Perſonen unterſchriebne Anzeige, darinn Swift ſagt, daß er und die Andern Unterzeichneten entſchloſſen ſeyen, die Münze durchaus nicht, weder ſelbſt, es ſey auch von wem es wolle, anzunehmen, noch ihren Untergebnen zu erlauben, dies zu thun.

Dieſe Anzeige wurde bald, nebſt Drapiers Briefen, in unzählichen Abdrücken durch das ganze Königreich verbreitet und erregte ein ſo allgemeines Geſchrey gegen den verhaſſten Plan, daß die irländiſche Regierung es nicht ferner wagte, ihn zu unterſtützen; Das brittiſche Miniſterium hingegen ließ ſich durch dieſen heftigen Widerſtand gar nicht abſchrecken, ſondern blieb feſt entſchloſſen, den Unterthanen nicht nachzugeben und ſandte deßfalls den, zum Statthalter von Irland ernannten Lord Carteret, weit eher, als dies ſonſt gewöhnlich geſchah, mit dem Befehle hinüber, das Parlament, deſſen Verſammlung auf einen noch ſehr entfernten Tag beſtimmt worden war, gleich nach ſeiner Ankunft zu verſammeln und die erſte Verfügung zu wiederrufen, welches ein ganz unerhörtes Verfahren war. Bey dieſer Verſammlung nun ſollte er die gewöhnlichen Mittel anwenden, ſich eine Mehrheit der Stimmen und dadurch die Beſtätigung des neuen Plans von dem irländiſchen Parlamente zu verſchaffen. Auch fieng Mylord Carteret, gleich nachdem er in Irland angekommen war, damit an, daß er eine Belohnung von dreyhundert Pfunden auf die Entdeckung des Verfaſſers von Drapier's viertem Briefe ſetzte, den Drucker dieſes Briefes Harding gefänglich einziehn und eine Klage-Bill gegen ihn aufſetzen ließ. Bey dieſer Gelegenheit ſchrieb Swift eine kleine Schrift: Seaſonable Advice to the Grand Jury betitelt, die er den Abend vorher, ehe die Bill eingereicht werden ſollte, unter die Geſchwornen vertheilen ließ und die eine ſolche Würkung hervorbrachte, daß die Bill allgemein verworfen wurde, worauf der oberſte Lord Richter die Geſchwornen auf die ungeſetzmäßigſte, eigenmächtigſte Weiſe abſetzte. Indeſſen gewann er durch dies gewaltſame Verfahren nichts, ſondern brachte vielmehr die ſchon gereizten Gemüther ſo auf, daß die Geſchwornen, welche an der Stelle der Abgeſetzten gewählt wurden, nicht nur alle wahren Freunde des Vaterlandes beſchützten, ſondern auch in einem ſehr kräftigen, von Swift verfertigten Aufſatze einen Ausfall auf den Feind wagten.

Nach Einreichung dieſer Erklärung, der noch einige andre in den verſchiednen Grafſchaften folgten, ſah Mylord Carteret wohl ein, daß man die Sache nicht weiter treiben dürfte und ſuchte auch das brittiſche Miniſterium davon zu überzeugen, worauf dann endlich das Patent zurückgenommen und der ganze Plan unterdrückt wurde.

Dieſe Abſchaffung des verhaſſten halben Stübers erregte die lebhafteſte Freude bey der Nation, die Drapier den Retter des Vaterlandes nannte. Sein Ruhm erſchallte durch das ganze Land, ſeine Gemälde wurden in allen Straßen aufgeſtellt und täglich unzähliche Humpen auf ſeine Geſundheit geleert.

Bey genauer Unterſuchung von Drapier's Briefen wird man bemerken, daß Swifts Talente ſich bey dieſer Gelegenheit in dem vortheilhafteſten Lichte zeigten. Der Styl darinn iſt äuſſerſt einfach und gefällig und die Beweisgründe ſind ſo natürlich, in die Augen fallend und überzeugend, daß man das Ganze im erſten Augenblicke vielleicht für die Arbeit eines ehrlichen Krämers halten wird, der, durch die, ſeinem Vaterlande drohende Gefahr aufgeſchreckt, ſich aus ſeiner Sphäre herauswagt, um Schriftſteller zu werden. Indeſſen muß man, wie ſchon geſagt, bey genauerer Unterſuchung große Kunſt und tiefen Scharfſinn in dieſen Briefen entdecken, wie dann auch in der That einige Leute behauptet haben, daß ſeit Demoſthenes Zeiten noch kein ſo vollkommnes Meiſterſtück der

Beredſamkeit erſchienen ſey. Auch hatte Swift übrigens viel Aehnlichkeit mit dieſem bekannten Griechen, indem Beyde gleich geſchickt in Anordnungen ihrer Beweisgründe, in der Auswahl und Kürze ihrer Anſpielungen und Beyde gleich geübt darinn waren, den Anſchein der Kunſt ganz zu verbergen und ihre Zuhörer oder Leſer unvermuthet und ſo zu ſagen durch Ueberraſchung in Feuer zu ſetzen.

Den größten Beweis ſeiner Klugheit giebt uns Swift dadurch, daß er ſich bey der ganzen Sache nie einen Ausfall auf das engliſche Miniſterium erlaubte, (indem er wohl wuſſte, daß man ihn ſonſt für einen Jacobiten gehalten und ſeine Schriften gar keiner Aufmerkſamkeit gewürdigt haben würde) von dem doch der verhaſſte Plan eigentlich herrührte, ſondern immer nur William Wood anklagte. Er gieng ſogar ſo weit, den Miniſter Walpole gegen Wood, der ſich in einigen öffentlichen Anzeigen ſeines Namens bedient hatte, zu vertheydigen und verſicherte unter andern in Drapier's viertem Briefe, daß Walpole gewiß den neuen Plan nicht unterſtützte, indem er allgemein als ein verſtändiger und fähiger Miniſter, als ein treuer Diener des Königs, ſeines Herrn, und als ein, durch ſeine Rechtſchaffenheit über alle Beſtechung und in Rückſicht ſeines großen Vermögens über alle Verſuchung erhabener Mann, bekannt ſey. Dieſe Ironie, die er beſonders fein einzukleiden verſtand, kam ihm hier auf alle Weiſe zu Statten, und galt bey dem großen Haufen der Leſer für Wahrheit, indeß die Scharfſichtigern den Wink begriffen, ohne daß man den Verfaſſer desfalls zur Rede ſtellen konnte. Auch war Swift ſo vorſichtig geweſen, in dieſen Briefen etwas über ſeine politiſchen Grundſätze mit einflieſſen zu laſſen, und von ſeiner eifrigen Anhänglichkeit an die proteſtantiſche Nachfolge des hannöverſchen Hauſes und ſeinem Abſcheue gegen den Prätendenten zu reden, wodurch er den gegen ihn gefaßten Verdacht, als ſey er ein Jacobite, noch völlig niederſchlug und ſich die Liebe des Volks im höchſten Grade erwarb.

Swift wünſchte ſehr und ergriff alle nöthigen Maaßregeln, um während der Herausgabe von Drapier's Briefen, nicht als Verfaſſer bekannt zu werden, und es wuſſte deshalb auch, auſſer dem Doctor Sheridan, niemand um das Geheimniß, als Robert Blakely, ſein Kellermeiſter und Amanuenſis, der die Briefe abſchrieb und ſie dann dem Buchdrucker überlieferte, ohne daß Dieſer erfuhr, woher ſie kamen. Nun traf es ſich, daß Robert, grade an dem Abende des Tages, da man dreyhundert Pfunde auf die Entdeckung des Verfaſſers geſetzt hatte, ohne ſeines Herrn Erlaubniß, länger als gewöhnlich auſſer Hauſe blieb. Der Dechant ließ ſeine Wohnung um die gewöhnliche Zeit verſchlieſſen; der arme Schelm wurde nicht hereingelaſſen und erſchien erſt am andern Morgen niedergeſchlagen und reuevoll vor ſeinem Herrn. Dieſer wollte ſeine Entſchuldigungen nicht anhören, ſondern überhäufte ihn mit Vorwürfen und ſagte endlich: „Was, „Schlingel! meinſt Du, weil ich in Deiner „Gewalt ſey; ſo dürfteſt Du Dir ſolche „Freyheiten herausnehmen? Zieh gleich die

„Livree aus und packe Dich aus meinem „Hauſe!“ Miſtriß Johnſon, die grade gegenwärtig war und die Folgen dieſes Auftritts fürchtete, ſchickte ſogleich zu dem Doctor Sheridan und ließ ihn bitten, die Sache wieder ins Gleiche zu bringen. Dieſer kam auch unverzüglich und fand Robert auf dem Vorplatze in heftiger Bewegung und in Thränen ſchwimmend. Er forſchte nach der Urſache, erfuhr, daß ihn ſein Herr fortgejagt habe, verſprach, den Dechanten zu beſänftigen und Robert in ſeinem Poſten zu erhalten. „Ach! das iſt nicht mein größter „Kummer.“ erwiederte der ehrliche Kellermeiſter. „Es würde mir freylich nicht angenehm ſeyn, einen ſo guten Herrn zu verliehren; aber das kränkt mich in der Seele, „daß der Herr Dechant eine ſo ſchlechte Meinung von mir hat und mich für fähig „hält, ihn zu verrathen, wozu gewiß auch „die größte Belohnung mich nie verleiten „würde.“ Sheridan erzählte dies dem Dechanten, den die großmüthige Denkungsart des biedern Roberts ſo ſehr rührte, daß er ihm ſogleich verzieh und ihn wieder in ſeine

Dienſte nahm. Auch fand ſich bald darauf eine Gelegenheit, ſeine Treue zu belohnen, welches Swift denn auch, aber wieder auf ſeine ganz originelle Weiſe, that. Es wurde nämlich die Stelle eines Kirchendieners erledigt, worauf der Dechant Roberten zu ſich rufen ließ und ihn fragte, ob er neben ſeiner Livree noch einen eignen Rock habe; und da Dieſer es bejahte, befahl er ihm, ſogleich die Livree aus und den andern Rock anzuziehn. Der arme Kellermeiſter erſchrack und erkundigte ſich ſehr ängſtlich, warum er denn fortgeſchickt werden ſollte, da er ſich doch keines Verbrechens bewuſſt wäre? Swift aber wiederholte ſeinen Befehl, ohne ſich auf weitre Erklärungen einzulaſſen. Als nun Robert bald nachher in ſeiner neuen Kleidung erſchien, ließ der Dechant auch ſeine übrigen Leute zuſammenkommen und erklärte ihnen, daß der Kellermeiſter von jetzt an nicht mehr ihr Camerad, ſondern Mr. Blakeley, Kirchendiener an der Hauptkirche St. Patrick ſey, indem er ihm, zur Belohnung ſeiner treuen Dienſte, dieſe Stelle verſchafft habe. Der dankbare Robert überhäufte ihn mit Dank und Segenswünſchen, bat es ſich aber zur beſondern Gnade aus, ihm doch dabey, und zwar ohne Lohn, dienen zu dürfen, indem er überzeugt ſey, daß er ſich beſſer dazu ſchickte, als jeder Andre. Da nun dies würklich der Fall und Robert nun auch einmal an Swifts Sonderbarkeiten gewöhnt war; kam dieſer Vorſchlag dem Dechanten ſehr gelegen und er nahm ihn an, ſuchte aber den großmüthigen Blakeley durch anſehnliche Geſchenke für ſeine Uneigennützigkeit zu entſchädigen.

Ich kann nicht unterlaſſen, hier noch eine andre, den halben Stüber betreffende Anecdote anzuführen, die mir ein angeſehener Kaufmann aus Dublin und Augenzeuge des folgenden Auftritts mitgetheilt hat. Es traf ſich nämlich, daß das Levee auf dem Schloſſe, an dem Tage nachdem die Ankündigung gegen Drapier herausgekommen, ſehr zahlreich war. Als nun der Lord-Statthalter grade die Runde machte, trat Swift plötzlich in das Zimmer, drängte ſich durch die Menge hindurch in den Cirkel und rief dem Lord Statthalter mit lau-

ter,

und das ich noch nie geliebt hatte, und Sie werden es gar nicht ſonderbar finden, daß in wenig Tagen Juliens Bild alle andre Vorſtellungen in mir verdrängte.

ter, zorniger Stimme zu: „Ey, Mylord! „Sie haben geſtern eine rechte Heldenthat „vollbracht, indem Sie eine Belohnung auf „die Entdeckung eines armen Krämers geſetzt, „deſſen ganzes Verbrechen darinn beſteht, daß „er ſein Vaterland vom Verderben zu retten „wünſcht. Sie haben dieſer unglücklichen „Nation gezeigt, was ſie ſich von Ihrer „Statthalterſchaft zu verſprechen hat. Vermuthlich „erwarten Sie, daß man Ihnen „zum Danke für Ihre treuen Dienſte eine „kupferne Statue ſetze.“ Auf dieſe Weiſe fuhr Swift noch lange fort, klagte in den bitterſten Ausdrücken über das Patent und ſchilderte mit den ſtärkſten Farben die unglücklichen Folgen der Einführung des verhaſſten halben Stübers. Die ganze Verſammlung verſtummte aus Erſtaunen über dieſen ganz ungewöhnlichen Auftritt; die Hofſchranzen fühlten die Ueberlegenheit des redlichen, Wahrheit liebenden Mannes und erwarteten in tiefem Stillſchweigen den Ausgang der Sache, als Mylord Carteret, der ihn mit großer Gelaſſenheit angehört hatte, ihm durch folgende Stelle aus dem Virgil antwortete:

Res durae et regni novitas me talia cogunt — Moliri.[*] —

Die ganze Verſammlung bewunderte dieſe ſchöne, hier ſo paſſende Stelle und ein Jeder gieng in der beſten Laune nach Hauſe. Einige lobten Swifts erhabene Denkungsart und Alle des Lord Statthalters offenherziges Geſtändniß.

Nachdem das Patent unterdrückt, der verhaßte Plan ganz aufgegeben worden, und alſo nichts mehr von dieſer Seite zu beſorgen war, zog ſich Swift nach Quilca, einen, in einer einſamen Gegend gelegenen Hauſe des Doctors Sheridan, zurück, wo er ſich einige Monate hindurch damit beſchäftigte, Gulliver's Reiſen zum Drucke fertig zu machen. Im Anfange des Jahrs 1726 aber beſuchte er England, nach einer faſt zwölfjährigen Abweſenheit, zum erſtenmal wieder und machte dadurch ſeinen alten Freunden, deren

---

[*] Das harte Schickſal und die Neuheit meiner Regierung zwingen mich zu dieſen Maaßregeln.

Anhänglichkeit an ihn durch die Trennung eher vermehrt, als vermindert worden war, die herzlichſte Freude. Alle baten ihn dringend, Irland zu verlaſſen und ſeine Wohnung unter ihnen aufzuſchlagen. Man brachte zu dieſem Endzwecke verſchiedne Plane auf das Tapet und Swift ſelbſt war auch nichts weniger als abgeneigt, den Reſt ſeines Lebens in ſeinem Vaterlande (ſo nannte er England, als das Land ſeiner Voreltern, obgleich er, wie er es zu ſagen pflegte, von ungefehr in Irland vom Himmel gefallen ſey) und unter ſeinen zärtlichen Freunden, die zu gleicher Zeit die erſten Köpfe des Zeitalters waren, zu beſchlieſſen. Indeſſen ſah er auch wohl voraus, daß ſich ihm bey Ausführung dieſes Plans manche faſt unüberſteigliche Hinderniſſe in den Weg ſtellen müſſten und er würde die Sache vielleicht ganz aufgegeben haben, indem ſowohl Swift als ſeine Freunde bey der herrſchenden Parthey verhaſſt waren, wenn nicht der günſtige Empfang, womit man den Dechanten in Leiceſter-Haus beehrte, ihm wieder einige Hofnung gegeben hätte. Es ließ ihn nämlich die Prinzeſſinn von Wallis (in der Folge Königinn Caroline,) eine Beſchützerinn des Genies, und die gern mit Männern von ausgezeichneten Talenten und Fähigkeiten umgieng, bald nach ſeiner Ankunft in London zu ſich rufen, muſſte aber neunmal ſchicken, ehe er ſich entſchlieſſen konnte, vor ihr zu erſcheinen. Doch kam er endlich und wurde nach ſeinem eignen Geſtändniſſe, ſehr gnädig aufgenommen, ja! die Fürſtinn fand an ſeiner graden, ofnen Denkungsart und originellen Laune ſo großen Geſchmack, daß ſie ihn in London und in Richmond oft zu ſich rufen ließ. Auch kam er, aus Furcht ſich etwas zu vergeben, nie anders, als wenn er gerufen wurde. Gewöhnlich geſchah dies durch Miſtriß Howard, erſte Cammerdame und Liebling der Prinzeſſinn; und da dieſe auf ſolche Weiſe oft Gelegenheit hatte, Swifts Umgang zu genieſſen und eine Dame von dem feinſten Geſchmacke und ungewöhnlichen Verſtande war; ſchenkte ſie dem Dechanten ihre ganze Achtung, die bald zur wärmſten Freundſchaft reifte. Dies und die ausgezeichneten Beweiſe der Gnade, womit ihn die Fürſtinn beehrte, gaben ſeinen Freunden Hofnung, daß man von Seiten des Hofes die erſte Gelegenheit ergreifen würde, ihn in England anſtändig zu verſorgen; auch ſcheint Swift ſelbſt, der, ſo oft in ſeinen Erwartungen getäuſcht, immer noch mehr geneigt war, zu fürchten, als zu hoffen, diesmal würklich gewiſſermaßen auf ſeine beyden Gönnerinnen gerechnet zu haben.

Uebrigens brachte er, während ſeines Aufenthalts in England, ſeine Zeit abwechſelnd in Twickenham und Dawley bey ſeinen Freunden Pope und Bolingbroke zu, wo ſich dann auch die ſämmtliche gelehrte Brüderſchaft einfand. Damals gab Pope ſeine Miscellaneen heraus, woran er nebſt Arbuthnoth einigen, Swift aber den größten Antheil hatte. Dennoch aber behielt Pope die ganze Einnahme davon, (die ſehr anſehnlich war) indem Swift nie Geld für irgend eines ſeiner Werke von ſeinen Verlegern annahm. Während dieſer Vorgänge kam plötzlich die Nachricht aus Irland an, daß ſeine theure Freundinn Stella gefährlich krank und wenig Hofnung zu ihrer Wiederherſtellung vorhanden ſey. Der Schrecken hierüber und ein

heſheftiger Anfall ſeiner alten Leiden. Schwindel und Taubheit, machten ihn unfähig zum geſellſchaftlichen Umgange; Er ſtahl ſich deswegen heimlich von Twickenham weg und bezog nebſt einer alten Verwandtinn, die ihm als Wärterinn diente, eine beſondere Wohnung. Sobald er ſich hier ſo weit erholt hatte, um die Beſchwerlichkeiten der Reiſe ertragen zu können, machte er ſich auf den Weg nach Irland, um die traurige Pflicht zu erfüllen, der Perſon, die ihm am theuerſten auf Erden war, die Augen zuzudrücken. Indeſſen nahm er doch noch vor ſeiner Abreiſe Abſchied von der Prinzeſſinn, die ſich ſehr gnädig gegen ihn bezeugte, Entſchuldigungen darüber machte, daß ſie einige ihm verſprochene Medaillen nicht in Bereitſchaft gehalten habe, und ſie ihm noch vor der Chriſtmeſſe zu ſchicken verſprach. Bey ſeiner Ankunft in Dublin hatte er die Freude, Miſtriß Johnſon außer Gefahr und auf der Beſſerung zu finden, womit es indeſſen freilich etwas langſam gieng.

Uebrigens war Swift während ſeines Aufenthaltes in England nicht allein in Leiceſter-Haus, ſondern auch in St. James, ſehr gut aufgenommen worden. Die Großen behandelten ihn ausgezeichnet höflich, der Miniſter Walpole bat ihn zum Eſſen und hatte auch in der Folge, auf Mylords Peterboroughs Veranſtaltung, noch eine Zuſammenkunft mit ihm, worinn er, wie uns ſein weitläuftiger Brief an jenen Lord beweiſt, dem Miniſter den traurigen Zuſtand von Irland und die grauſame Unterdrückung dieſer Nation mit den lebhafteſten Farben ſchilderte.

Ich hielt es für unumgänglich nöthig, dieſen Umſtand anzuführen, indem nicht allein die Walpolianer, ſondern auch die ganze Parthey der Whigs in der Folge durch dieſe Zuſammenkunft Gelegenheit erhielten, zu behaupten, daß Swift dem Sir Robert Walpole ſeine Feder angetragen und Dieſer das Anerbiethen ausgeſchlagen habe. Dieſe Behauptung aber iſt um ſo widerſinniger, da ſie erſtlich dem Verſtande des Miniſters gar keine Ehre macht, (indem er, der ungeheure Summen an geringere Schriftſteller verſchwendete, gewiß nicht ſo thöricht geweſen ſeyn würde, den Beyſtand des berühmteſten Schriftſtellers ſeines Jahrhunderts zurückzuweiſen,) und dann auch, weil Swift in ſeinem Briefe an Mylord Peterborough ſelbſt ſagt, daß er dem Miniſter Irlands verzweifelte Lage ganz ohne eigennützige Abſichten und ohne Rückſicht auf ſein, oder irgend eines andern Menſchen Privat-Intereſſe, dargeſtellt habe. Iſt es nun wohl irgend wahrſcheinlich, daß Swift dies geſchrieben und noch dazu (wie er würklich that) Peterborough gebeten haben würde, ſeinen Brief dem Miniſter mitzutheilen, wenn die Beſchuldigung irgend gegründet wäre? Hätte er nicht befürchten müſſen, daß Walpole die Betrügerey entdecken und ihn dadurch bey ſeinem edlen Freunde Peterborough und überhaupt bey allen ſeinen Anhängern verächtlich machen würde?

Auch in einem andern Briefe an Stopford (der in der Folge durch ihn Biſchoff von Cloyne wurde) erklärt er ſich auf dieſelbe Weiſe über ſeine Zuſammenkunft mit dem Miniſter und verſichert dabey, daß er gänzlich mit ihm gebrochen und ihn bey der Prinzeſſinn,

ſinn, wegen ſeiner ungerechten und unpolitiſchen Grundſätze in Rückſicht Irlands, verklagt habe. Würde er dies nun wohl gewagt haben, wenn Walpole ihn hätte durch ein einziges Wort als Betrüger entlarven können? — Uebrigens ſchien die Prinzeſſinn von dem Elende der irländiſchen Nation gerührt zu ſeyn und bat Swiften, ihr, wenn er ſo lange lebte, bis ſie Königinn würde, alsdann desfalls zu ſchreiben.

Noch ein Beweis von Swifts Unſchuld in der Verhandlung mit Sir Robert Walpole, iſt der, daß er, wie man aus allen ſeinen in jener Zeit geſchriebnen Briefen ſieht, nicht aus ehrgeizigen Abſichten, ſondern bloß um ſeiner Freunde willen, in England befördert zu werden wünſchte. Das Verlangen, den Reſt ſeiner Tage unter dieſen Freunden zu verleben, war ſo ganz die Urſache jenes Wunſches, daß er jede Verſorgung, auch ohne Titel, angenommen haben würde, wenn ſie mit ſeiner Pfarre in Irland in Rückſicht der Einkünfte nur einigermaßen in Verhältniß geſtanden wäre. Auch iſt es dem Miniſter

Walpole ſelbſt nie eingefallen, den Dechanten einer ſolchen Abſicht bey der Zuſammenkunft mit ihm zu beſchuldigen; Indeſſen ließ er es freylich ſtillſchweigend und willig geſchehn, daß ſeine Anhänger dieſe Gelegenheit benutzten, eine Menge Verleumdungen gegen Swift auszuſtreun und ſo ſeinen guten Ruf, den ſie nicht öffentlich anzutaſten wagten, heimlich zu verunglimpfen. Dies war ein, unter Sir Walpoles Regierung ſehr gewöhnliches Mittel, ehrlichen Leuten zu ſchaden, wovon unter andern der würdige, eine Zeit lang ſo ſehr verkannte William Shippen, ein auffallendes Beyſpiel iſt.

Ich habe mich nicht ohne Urſache bey dieſem Umſtande in Swifts Leben ſo lange aufgehalten, indem eine ſolche Beſchuldigung die geprieſene Rechtſchaffenheit, welche ich als einen Hauptzug in des Dechanten Character geſchildert habe, in Zweifel ſetzen würde. Und zwar ſchien es mir um ſo nöthiger, ſein Betragen bey dieſer Gelegenheit zu rechtfertigen, da die Verleumdungen gegen ihn ſich nicht allein in den mittlern Claſſen, ſondern auch

Zehntes Capitel.

Fortſetzung des Vorigen.

»Ich habe, mein lieber Graf!« ſagte ich, als er am folgenden Tage in ſeiner Erzählung fortfahren wollte, »ich habe ſeit geſtern mich von dem Gedanken nicht losmachen können, daß Sie doch würklich länger hätten in *** bleiben müſſen, um die Bosheit Ihrer Neider und Verfolger zu Schande zu machen. Ein Jüngling, der, wie Sie damals, eine hohe Ehre darin fand, alle Menſchen lenken und zu allem bereden zu können, der durfte ja durchaus des Zwecks nicht verfehlen, wenn er es nur wollte, in kurzer Zeit den Staatsminiſter, Grafen *** für ſich einzunehmen — Und welch' ein ſchöner Triumph über Ihre Feinde, wenn Ihnen dann die Ehrenſtellen angebothen worden wären, wozu man Ihnen den Weg verſperren wollte; wenn dann alle Nachrichten in dem Lobe des Mannes übereingeſtimmt hätten, den man ſo ſchändlich verläumdete!«

in den höhern Ständen verbreitet hatten, wo ſie durch die Bemühungen der Whigs allgemeinen Glauben fanden.

Es war im Auguſte, als Swift nach Irland zurückgieng und im Anfange des Novembers erſchienen Gullivers Reiſen. Da er dies Werk vor ſeinen Freunden geheimgehalten und während ſeines Aufenthaltes in England nie davon geſprochen hatte; waren ſie Anfangs zweifelhaft darüber, ob er der Verfaſſer ſey, oder nicht, meinten doch aber, daß es aut ab Eraſmo aut a Diabolo herſtammen müſſe. Gay, Pope und manche Andre ſchrieben desfalls an ihn, berichteten, daß das Buch allgemeines Aufſehn errege, von Menſchen aus allen möglichen Claſſen geleſen werde, daß man ihn (Swift) für den Verfaſſer halte und gaben zu verſtehn, daß auch ſie der Meinung ſeyen und ſich durch ſein gänzliches Stillſchweigen über dieſen Punct beleidigt fänden. Vielleicht würden auch wir Swifts Betragen bey dieſer Gelegenheit ſonderbar gefunden und es für eine ſeiner gewöhnlichen Grillen gehalten haben; Indeſſen

ſen iſt das gar nicht der Fall, ſondern es war vielmehr von jeher ſeine Gewohnheit geweſen, ſeine wichtigſten Werke ohne Namen in die Welt zu ſchicken, damit er überzeugt ſeyn könne, daß ſie es bloß ihrem eignen Werthe zu danken hätten, wenn ſie gut aufgenommen würden.*) Auch fand er vermuthlich Vergnügen daran, die verſchiednen Urtheile des Publicums über ſeine Schriften ſelbſt mit anzuhören, indem man, da er unbekannt geblieben war, in ſeiner Gegenwart oft ſehr freymüthig darüber ſprach.

Als das Schiff, worauf er die Reiſe nach Dublin machte, in dem dortigen Hafen angelangt war, kamen ihm die Vorſteher der Gemeine und die angeſehenſten Bürger der Stadt in kleinen Booten entgegen, um ihn zu bewillkommen. Auch hatte er das Vergnügen, Sheridan und ſeine andern vertraueten Freunde an der Seite ſeines Schiffes zu finden, die ihn in ihr Boot aufnahmen und mit der Nachricht begrüßten, daß Miſtriß Johnſon auſſer Gefahr ſey. Alle Boote waren mit Bändern, Blumen, Sinnbildern und Inſchriften geſchmückt und man führte den Dechanten im Triumphe bis zum Landungsplatze, wo ihn eine unzählige Menge ſeiner dankbaren Landesleute empfing und unter dem oft wiederholten Zuruf: Lange lebe Drapier! beym Geläute der Glocken und dem Scheine der Freudenfeuer, die in jeder Straße angezündet waren, nach Hauſe begleitete. Eine ſolche Ehre war noch nie einem Sterblichen in Irland wiederfahren und Swift müſſte in der That ein Stoiker geweſen ſeyn, wenn er ſich nicht durch dieſe unerwarteten und unbegehrten Beweiſe der Zuneigung und Liebe ſeiner Mitbürger, geſchmeichelt gefunden hätte.

---

*) Das einzige Werk, welches je unter ſeinem Namen herausgekommen, iſt ein Brief an Mylord Oxford über die engliſche Sprache.

So herzliche Zufriedenheit ihm aber auch dieſe Zuneigung und die Hofnung gewährte, daß er vielleicht dadurch in den Stand geſetzt werden dürfte, ſeinem Vaterlande nützlich zu werden; ſo bewog ihn doch der Widerwille, den er immer gegen die Art der Verwaltung der öffentlichen Geſchäfte gehegt hatte, und die Ueberzeugung, daß die Armuth, das namenloſe Elend und die traurige Sclaverey, zu der man die Nation verdammt zu haben ſchien, auch auf ihre Nachkommen übergehn werde, den ſchon längſt gefaſſten Entſchluß auszuführen, ſeine Tage in einem freyen Lande zu beſchlieſſen, in einem Lande, wo er noch dazu, wie er ſich in einem Briefe an Gay ausdrückt, den gröſten und ſchönſten Theil ſeines Lebens zugebracht, und alle ſeine Freuden und Freunde zurückgelaſſen hatte. Noch dazu war er damals ſchon in ſeinem ſechzigſten Jahre, (ein Alter, in welchem man ſich nach Ruhe ſehnt) und mit Krankheiten behaftet, die ſeine Seele niederdrückten und ihn den gänzlichen Verluſt ſeiner Geiſteskräfte fürchten lieſſen, weshalb dann auch der Ehrgeiz gar nichts mehr über ihn vermogte, und er bloß aus den angeführten Urſachen und nicht um durch den Tauſch zu gewinnen, nach England verſetzt zu werden wünſchte. Da ſeine Forderungen in dieſer Rückſicht ſehr mäßig waren, indem er ſich, wie ſchon geſagt, in England mit einer noch geringern Verſorgung, als er in Irland beſaß, begnügt haben würde; hoffte er, und man hatte ihm auch Winke davon gegeben, daß ſich die Prinzeſſinn von Wallis für ihn verwenden würde, indem ſie ſelbſt ſehr wünſchte, ihn in der Nähe zu haben. In dieſer Abſicht unterhielt er dann auch einen Briefwechſel mit Miſtriß Howard, durch die er der Fürſtinn zuweilen auf ſeine beſondre Weiſe etwas Schmeichelhaftes ſagen ließ. Einſt ſchickte er dieſer Miſtriß Howard ein, in einer irländiſchen Fabrik, (der einzigen in ihrer Art) verfertigtes Stück Seidenzeug zum Geſchenke, welches aber der Prinzeſſinn ſo wohl gefiel, daß ſie es für ſich behielt und Swift bitten ließ, ihr noch einige ähnliche Stücke für ihre Töchter zu verſchaffen. Dies that er zwar, wollte aber durchaus nichts von Wiedererſtattung des Kaufgeldes, welches ihm Miſtriß Howard, auf welche Art er wolle, zu ſchicken verſprach, hören, ſondern verſicherte, er ſey zu höflich, als daß er Geld von einer Dame annehmen ſollte.

Da die einzige Urſache ſeiner Reiſe nach Dublin jetzt durch die Wiederherſtellung der geliebten Miſtriß Johnſon gehoben war; kehrte er im Anfange des Märzes nach London zurück, nachdem er vorher ſeine Freundinn Howard von dieſem Verhalten benachrichtigt hatte. Aus folgender Stelle des Briefes, den er ihr bey dieſer Gelegenheit ſchrieb, können wir urtheilen, auf welchen freundſchaftlichen Fuß er mit der Prinzeſſinn ſtand und wie frey er mit ihr umgehn durfte. Er ſagt nämlich darinn der Miſtriß Howard: „Ich wünſchte, daß Sie Ihrer königlichen „Gebietherinn befählen, dieſen Sommer ſo „früh als möglich nach Richmond zu gehn, „wo ſie ſo glücklich ſeyn wird, meine Nachbarſchaft zu genieſſen, indem ich ungefehr „gegen die Mitte des Märzes in London „einzutreffen hoffe und dort, wie Sie wiſſen, „die Prinzeſſinn nicht ſehn mag." Auch beſuchte er ſie würklich nach ſeiner Ankunft nicht eher, als bis ſie wieder nach Richmond gezogen war, wo ſie ihn dann auch mit ihrer gewöhnlichen Freundlichkeit empfing. Aber nicht ſo der Miniſter Walpole und ſeine Anhänger, die nun ihren Haß gegen Swiſt nicht länger zu verbergen ſuchten und ihn, wie er in einem Briefe an Sheridan ſagt, bey Hofe nicht einmal eines Blicks würdigten. Vielleicht veranlaſſte ſie das Bewuſſtſeyn ihrer Verläumdungen gegen ihn zu dieſem Betragen; Auf allen Fall aber giebt es uns einen Beweis ſeiner Unſchuld; Denn was für Urſache hätten Walpole und ſeine Anhänger haben können mit dem Dechanten zu zürnen, wenn es wahr geweſen wäre, daß er ihnen ſeine Dienſte angebothen und ſie ſie ausgeſchlagen hätten?

Es war ſchon ſeit langer Zeit Swifts Abſicht geweſen, einige Monate zu Wiederherſtellung ſeiner Geſundheit in Frankreich zuzubringen und er war grade im Begriff dieſen Plan auszuführen, als er die unerwartete Nachricht von dem Tode des Königs erhielt und desfalls ſeine Reiſe aufſchob. Er hoffte nämlich, daß dieſe Begebenheit eine gänzliche Veränderung im Miniſterio hervorbringen und ihm Gelegenheit geben würde, ſeinem Vaterlande aufs Neue nützlich zu ſeyn, und dieſe Hofnung war nicht ganz ungegegründet, indem die Tories unter der letzten Regierung und nach dem, zwiſchen dem Könige und dem Prinzen von Wallis erfolgten Bruche, an dem Hofe des Letztern eine ſehr günſtige Aufnahme gefunden hatten. Auch ſehen wir aus einem Briefe des Dechanten an Sheridan, daß der neue König eine gänzliche Neutralität beobachtete, durchaus verlangte, daß ferner kein Unterſchied unter den Whigs und Tories Statt finden ſollte, und die nöthigen Veränderungen im Miniſterio auf die allergelindeſte Weiſe bewerkſtelligte. Jedermann hatte erwartet, daß Walpole, der ehemals dem neuen Könige durch ſein Betragen manche Gelegenheit zur Unzufriedenheit gegeben und auch die Königinn durch einen äuſſerſt groben, unſchicklichen Ausdruck (ihre Perſon betreffend,) einſt ſchwer beleidigt hatte, jetzt abgeſetzt und vom Hofe verwieſen werden würde; auch ſchien es Anfangs, als ſey Sir Spencer Compton ſchon zu ſeinem Nachfolger beſtimmt; aber Walpole fand Mittel, den Zorn der Königinn, durch einen wichtigen Dienſt, den er ihr leiſtete, zu beſänftigen und ſie, die alles über ihren Gemahl vermogte,

mogte, zu bewegen, ihm ſeine Aemter und ſein Anſehn zu erhalten.

Swift überzeugte ſich bald, daß er unter dieſen Umſtänden alle Hofnungen aufgeben müſſe, ſeine edeln Plane zu Beförderung des allgemeinen Beſtens durchzuſetzen; und da nun auch ein Anfall ſeiner gewöhnlichen Leiden dazukam, machte er auf das Neue Anſtalten zu einer Reiſe nach Frankreich, wurde aber durch Bitten und Vorſtellungen gewiſſer Leute, denen er, wie er ſagt, gehorchen muſſte, abermals davon abgehalten. Dieſe Leute waren Mylord Bolingbroke und Miſtriß Howard, die ihn Beyde verſicherten, daß jetzt die beſte Gelegenheit für ihn ſey, in England verſorgt zu werden, und daß er ſein Glück durch die Reiſe ganz verſcherzen könne. Swift folgte dem Rathe ſeiner Freunde und blieb, obgleich er den Hof zu genau kannte und zu oft in ſeinen Erwartungen war getäuſcht worden, um ihren Verſicherungen, daß die Königinn gewiß auf ſeine Beförderung denken werde, Glauben beyzumeſſen. Indeſſen bekam er bald darauf wieder einen heftigen Anfall ſeines Uebels und hatte ſich kaum von einem langwierigen Krankenlager erhoben, als er die Nachricht erhielt, daß Miſtriß Johnſon einen Rückfall gehabt habe und in der größten Gefahr ſey; worauf er ſich dann, ſo ſchwach er auch noch war, ſogleich auf den Weg nach Irland machte. Doch nahm er vorher ſchriftlich Abſchied von Miſtriß Howard und bat ſie, es bey der Königinn zu entſchuldigen, daß er ihr nicht perſönlich für die ihm erzeigte Gnade danken könne, indem ſeine ſchwächliche Geſundheit es unmöglich mache.

Bey ſeiner Ankunft in Dublin fand er Miſtriß Johnſon ſo ſchlecht, daß ſie die Aerzte bald ganz aufgaben, und er den Kummer hatte, ſie fünf Monate hindurch täglich dem Grabe näher rücken zu ſehn, bis ſie endlich im Januar ſtarb und Swift in ihr die treueſte, wärmſte Freundinn verlohr, die, (wie er ſelbſt ſich ausdrückt) je ein Mann beſeſſen hat. Von Kindheit an unter ſeiner Aufſicht erzogen, war ſie fünf und dreiſſig Jahre hindurch ſeine unzertrennliche Geſellſchafterinn.

Trö-

Graf. Aber wie können Sie, Freund! von einem ſolchen Kraft-Genie, als ich damals war, Conſequenz bey ernſthaften Schritten erwarten? Einer ſechzigjährigen Matrone, wenn es die Wette galt, durch tauſendfache Schmeichler-Künſte ſo den Kopf zu verdrehn, daß ſie von freyen Stücken einen Walzer mit mir tanzen mußte; einen Mann mit der Knoten-Perücke ſo in die Zeiten ſeiner Jugend hineinzuplaudern, daß er auf einem Stecken durch's Zimmer ritt; zwanzig verſchieden geſtimmte Leute, durch zwanzig verſchiedne Rollen ſo zu bezaubern, daß jeder von ihnen glaubte, er könne mit niemand auf der Welt mehr ſympathiſiren, als mit mir — das verſtand ich, und trieb es, wenn es auf einen Spaß angeſehn war; aber in bürgerlichen Verhältniſſen mich nach den Umſtänden fügen, nachzugeben, Demüthigungen aushalten, gekränkte Eitelkeit, beleidigten Stolz verſchmerzen, meine raſchen Wünſche mäßigen, den Ausgang ruhig von der Zeit erwarten, wenn nicht alles gleich mit Schnelligkeit durchzuſetzen war — ach! das habe ich ſpät und, ich fürchte faſt, das habe ich gar nicht gelernt. Widerſtand, der in der Sache lag, habe ich ertragen können; Schwierigkeiten ſpornten ſogar meinen Eifer an; aber Widerſtand von Perſonen, beſonders wenn dumme und boshafte Menſchen im Spiele

Tröſterinn und Rathgeberinn geweſen und ihr Verluſt ſchien ihm unerſetzlich. Mit ihr flohen alle ſeine häuslichen Freuden und er ſah ſich genöthigt, ſeinen ganzen Lebensplan zu verändern. Die einzige tröſtliche Ausſicht für den Reſt ſeines Lebens beruhete jetzt auf der Erwartung, in England befördert zu werden und dort unter ſeinen Freunden ſeine Tage endigen zu können; aber auch dies Glück ſchien ihm nicht beſtimmt zu ſeyn. Er fand bald, daß von dieſer Seite nichts für ihn zu hoffen und er dazu verdammt ſey, ſeine irdiſche Laufbahn in einem Königreiche zu beſchlieſſen, das er unter allen Ländern der Welt am wenigſten freywillig zu ſeinem Aufenthalte gewählt haben würde. Indeſſen ließ er den Muth doch nicht gänzlich ſinken; Sein ſtarker Geiſt bewahrte ihn vor der Verzweiflung und da ihm ſelbſt in dieſer Welt nichts mehr zu hoffen übrig blieb; nahm er ſich vor, künftig nur für Andre zu leben, in ihrem Glücke ſein Unglück zu vergeſſen, und fing in dieſer Abſicht damit an, verſchiedne Schriften herauszugeben, worinn er die Hauptquellen des Elendes, worunter ſein unglückliches Vaterland faſt erlag, entdeckte und zugleich die Mittel angab, wodurch dieſem abgeholfen werden könnte. Ferner unterſtützte er auch die am nützlichſten eingerichteten Armen-Anſtalten, worauf er mehr verwandte, als irgend ein Mann in England. Schon von der Zeit an, da die Schulden, welche die Einrichtung in ſeiner Dechantey veranlaſſt hatte, abgetragen waren, theilte er ſeine jährliche Einnahme in drey gleiche Theile. Einen davon beſtimmte er zum Unterhalte ſeines Haushaltes (und weil damals alles ſehr wohlfeil und er öconomiſch war; ſo fiel es ihm nicht ſchwer, damit anſtändig und ſeinem Range gemäß zu leben) den andern legte er zurück, um gegen alle Unfälle des Lebens geſichert zu ſeyn, und den dritten theilte er an Arme und Unglückliche aus. Und da er dieſe Gegenſtände ſeiner Wohlthätigkeit ſelbſt und mit Behutſamkeit und Vorſicht aufſuchte und ſich nicht auf Andre desfalls verließ; wurde dies Geld faſt immer nützlich verwandt. Beſonders nahm er ſich der armen arbeitſamen Krämer aus den niedrigſten Volksclaſſen an und lieh ihnen ohne Zinſen in kleinen Summen fünf oder zehn Pfunde, die er ſich nach und nach bey zwey oder vier Schillingen wöchentlich wieder erſtatten ließ. Das auf dieſe Weiſe eingeſammelte Geld theilte er dann wieder an einem gewiſſen Tage jedes Monats an andre Krämer aus und vervielfältigte durch dieſen ſchnellen Umlauf die Wohlthaten, welche er durch die Summe erwies. Um aber dieſen Fond vor Verminderung zu ſchützen, machte er es ſich zur Regel, nur ſolche Männer daran Theil nehmen zu laſſen, die hinlängliche Sicherheit für regelmäßige Wiedererſtattung geben konnten; Er war aber überzeugt, daß jeder, als ehrlich, mäßig und arbeitſam bekannte Mann ſeine Nachbarn leicht bewegen könne, Bürgſchaft für ihn zu leiſten. Auch liefen Dieſe gar keine Gefahr dabey; denn Swift benachrichtigte ſie gleich davon, ſobald ſeine Schuldner nicht ordentlich bezahlten und überließ es ihnen, ſie dazu anzuhalten. Auf dieſe Weiſe blieb der Fond ſtets unvermindert und es haben mich mehrere Leute verſichert, daß verſchiedne Handelshäuſer in Dublin, die jetzt in großem Anſehen ſtehen, dieſem Fond ihr Glück verdanken.

Der Ruf ſeiner Klugheit und Rechtſchaffenheit war nun ſo ausgebreitet, daß ihn die Kaufmannſchaft in Handlungsgeſchäften oft um Rath fragte und bey allen ſtreitigen Fällen zum Schiedsrichter wählte; auch unterſuchte er die Misbräuche aller Art, welche damals in Dublin herrſchend waren auf das Genaueſte und bemühte ſich, ſie abzuſchaffen. Mit einem Worte! er hatte ſich durch die allgemein anerkannte Ueberlegenheit ſeiner Talente, durch ſtrenge Rechtſchaffenheit und ſeinen unermüdeten Eiſer für das Wohl des Vaterlandes, bey ſeinen Landesleuten in ein Anſehn geſetzt, deſſen ſich gewiß noch nie ein Privatmann in irgend einem Zeitalter je hat rühmen können. Im ganzen Königreiche war er unter dem Namen **der Dechant** bekannt, (gleich als gäbe es nur einen einzigen Dechanten in der Welt) und mit dieſem Namen verband man auch die Vorſtellung des größten und erſten Mannes im Lande. Sobald es hieß: „der Dechant hat dies und „jenes geſagt, oder gethan;“ fand es jedermann recht geſagt und gethan und man bezeugte einen eben ſo blinden Glauben an ſeine

Unfehlbarkeit, als die Catholiken an die des Pabſtes zu haben vorgeben. Wie ſehr groß ſein Einfluß war, können wir am beſten aus einem Briefe des Lords Carteret an ihn urtheilen, worinn dieſer unter andern ſagt: „Ich weiß aus Erfahrung, daß die Stadt „Dublin Sie als ihren Beſchützer anſieht und „alle von der Regierung in St. Patrick aus„gefertigten Befehle auf das Genaueſte er„füllt. Wenn mich die Leute einſt fragen „ſollten, auf welche Weiſe ich Irland be„herrſcht habe; ſo würde ich antworten: in„dem ich mir Swifts Beyfall zu erwerben „ſuchte.“

Indeſſen ſchränkte ſich Swifts Sorgfalt doch nur hauptſächlich auf die mittlern und untern Stände ein, auf die mittlern beſonders, vermöge dieſes ſeines Grundſatzes, daß man darinn die beſten Menſchen finde, indem ſie weder durch Ueberfluß verderbt, noch durch Armuth und Elend niedergedrückt ſeyen. Auch waren ihm dieſe Menſchen-Claſſen gänzlich ergeben; die untern Stände beteten ihn an und betrachteten ihn faſt als ein

Weſen höherer Art. Sein bloßer Anblick, oder ein Wink mit ſeiner Hand, zerſtreuete oft einen Volks-Auflauf, wogegen die vereinte bürgerliche und kriegeriſche Macht nichts vermogt haben würde.

Die höhern Stände hielt Swift für unverbeſſerlich und wich desfalls aller Gemeinſchaft mit ihnen aus. Er geſteht ſelbſt, daß er die Lords und Grafen des Königreichs faſt nicht einmal perſönlich kannte, und die Mitglieder des Unterhauſes als feile Schelme betrachtete, die ihre Grundſätze und das Wohl des Vaterlandes ihrem Ehr- und Geldgeize aufopferten. Auch lebte er in immerwährendem Kriege mit ihnen und ließ ſie oft den ſcharfen Stachel ſeiner Satyre fühlen, indeß ſie auf der andern Seite ſich durch Verläumdungen aller Art an ihm, den ſie, mehr als irgend einen Menſchen in der Welt, fürchteten und haſſten, zu rächen ſuchten.

Uebrigens ſcheint es, als habe die Annäherung des Alters ſeine Kräfte in der letzten Periode ſeines Lebens nicht geſchwächt, indem ſeine poetiſche Ader zwar nicht mehr ſo ſtark, aber doch noch eben ſo rein und hell, wie ehemals floß. Beſonders iſt eines ſeiner letztern Gedichte, das auf ſeinen Tod, vortreflich und an Epiſtle to a Lady nebſt a Rhapſody on Poetry ſind auch ganz vorzügliche Stücke, die er eigentlich in der Abſicht ſchrieb, um ſich an dem Hofe zu rächen, der ihn unwürdig behandelt hatte. Ich habe ſchon geſagt, daß Swiſt durch die wiederholten Einladungen der Königinn Caroline (damals Prinzeſſinn von Wallis) bewogen worden war, ihr während ſeines letzten Aufenthalts in England oft aufzuwarten und daß ſeine Freunde auf die ausgezeichnete Gewogenheit, welche ſie ihm bezeugte und die häufigen Verſicherungen ihres Vorworts, ſobald ſich eine Gelegenheit finden ſollte, ihm nützlich zu werden, die Hofnung gründeten, daß ſie ihn gewiß, gleich nach ihrer Thronbeſteigung, mit irgend einem Zeichen ihrer königlichen Gnade beehren würde. Aber ſie fanden bald, daß die Königinn vergeſſen zu haben ſchien, was ſie als Prinzeſſinn von Wallis verſprochen hatte. Swiſt, der den

Hof genau kannte und nie ſonderlich auf Fürſtengunſt gebauet hatte, fand ſich daher auch jetzt nicht betrogen und als endlich die Königinn die Vernachläſſigung ſo weit trieb, ihm nicht einmal die verſprochnen Medaillen zu ſchicken; gab er alle Hofnungen von dieſer Seite auf und bekümmerte ſich nicht ferner um den Hof. Sobald er aber entdeckte, daß ſeine Feinde den Zeitpunct benutzt und bey der Fürſtinn allerley Verläumdungen gegen ihn angebracht hatten; trat er wieder hervor und vertheydigte ſich mit dem ihm gewöhnlichen Feuer. Unter andere Kunſtgriffen, deren man ſich bediente, um ihm die Gunſt der Königinn zu entziehn, war auch der, daß man dieſer Fürſtinn drey erdichtete, über einen ſehr abgeſchmackten Gegenſtand und in einem äuſſerſt unwürdigen Style geſchriebne Briefe zeigte, worunter Swifts Name ſtand, den ſie dann nun auch entweder würklich für den wahren Verfaſſer hielt, oder doch zu halten vorgab. Pope, der dies erfuhr, ſchrieb desfalls an Swift und ſchickte ihm einen von den drey Briefen,[*] (welchen ihm die Gräfinn von Suffolk, ehemals Miſtriß Howard, verſchafft hatte) im Originale, worauf ihm der Dechant in ſehr zornigen Ausdrücken antwortete, daß er ſelbſt, wenn er würklich der Verfaſſer dieſes Briefs wäre, es für keine Ungerechtigkeit halten würde, wenn man ihn desfalls nach Bedlam ſchickte, und daß alſo die Königinn, welche ihn ſo genau kenne, unmöglich aus wahrer Ueberzeugung eine ſo ſchlechte Meinung von ihm haben könne, ſondern dies vermuthlich nur vorgäbe, nachdem ſie ihm ihr Wohlwollen gänzlich entzogen hätte.

In einem Briefe an die Gräfinn Suffolk ſagt er: „Ich weiß wohl, daß ich bey der Königinn in Ungnade gefallen bin; Indeſſen iſt es etwas ſehr gewöhnliches, daß uns Fürſten oft ohne die geringſte Veranlaſſung die Gewogenheit entziehn, mit der ſie uns vorher ohne Urſache beehrt hatten. Mich bey Ihrer Majeſtät zu vertheydigen, halte ich für unnöthig, indem ich mich auf ihre Gerechtigkeit, auf ihre geſunde Vernunft und ihren guten Geſchmack verlaſſe. Uebrigens aber bin ich überzeugt, daß ich es

„hauptſächlich dem Sir Robert Walpole verdanke, wenn die Königinn nicht mehr eine „ſo gute Meinung von mir hegt, wie ehemals.“ Dieſe Vermuthung, daß ihm Walpole ſchlimme Dienſte geleiſtet habe, äuſſerte er noch in verſchiednen andern Briefen und nahm ſich darauf vor, ihn nun nicht länger zu ſchonen, ſondern ſeinem Zorne freyen Lauf zu laſſen, welches er auch zuerſt in den Gedichten: An Epiſtle to a Lady und A Rhapſody on Poetry that. Walpole aber wurde darüber ſo aufgebracht, daß er den Herausgeber, Drucker und Verleger dieſer Werke einziehn, die Sache gerichtlich unterſuchen ließ und ſich ſogar vornahm, Swift, den er ohne Mühe für den Verfaſſer erkannte, zum Haupt-Gegenſtande ſeiner Rache zu machen. In dieſer Abſicht hatte er einen Befehl ausfertigen laſſen, vermöge deſſen Swift in Verhaft genommen und nach London gebracht werden ſollte. Schon war er im Begriff, einen Courier mit dieſer Bothſchaft nach Irland abzufertigen, als einer ſeiner Freunde von ungefehr dazu kam, ſeine Abſicht erfuhr und ihn ganz kaltblütig fragte: welche Regi-

menwaren; der hat mich immer zu übereilten Schritten verleitet. — Doch laſſen Sie mich in meiner Erzählung fortfahren!

Meine Liebe zu dem Fräulein von Winterburg wurde mit jedem Tage, den ich an ihrer Seite verlebte, heftiger und wärmer; die ungeheure Lebhaftigkeit meines Temperaments gab dieſer tyranniſchen Leidenſchaft doppelte Stärke. Ich ſah nur ſie, hatte für ſonſt keinen Gegenſtand Augen; alle meine Ideen, alle meine Plane ketteten ſich an den einzigen Gedanken, ſie zu beſitzen. Die bunten Bilder einer hochfliegenden Phantaſie, die mir bis dahin Ausſichten von Glanz und Ruhm und Herrſchaft dargeſtellt hatten, verwandelten ſich nun in ſanftere Scenen ſtiller, häuslicher Glückſeligkeit und patriarchaliſcher Freuden. Ich durchwachte die Nächte in dieſen ſüßen Träumereyen; aber ich zürnte mit der Sonne, daß ſie nicht früh genug aufginge, und ſobald nur ihre erſten Strahlen in mein Fenſter fielen, fuhr ich ſchnell in meine Kleider, eilte, wenn noch niemand auf den Beinen war, durch die ſtillen Gänge des Hauſes, bis vor die Zimmer, wo der General mit ſeiner Familie wohnte, verwünſchte das Phlegma der Menſchen, die den ſchönen Morgen verſchlafen konnten, wurde ungeduldig, zürnte menter er dem Courier zur Begleitung beſtimmt habe und ob er auch wohl jetzt zehntauſend Mann entbehren könne; denn weniger würden gewiß nicht hinreichen, um Drapier mit Gewalt aus der Mitte des Königreichs Irland nach London zu bringen. Dieſer Scherz brachte den Miniſter wieder zur Vernunft und er gab, zu ſeinem und des Bothen Glücke, einen Plan auf, der den Pöbel in Dublin zur Rache an dem Bothen gereizt und vielleicht beyde Königreiche in einen Streit verwickelt haben würde, den zu vermeiden, das Intereſſe des Miniſters erforderlich machte.

So ſehr es aber auch Swifts Ehrgeize ſchmeichelte, durch freywillige Uebereinſtimmung ſeiner Landesleute ein ſolches Anſehn erlangt zu haben, daß man ihn als den erſten Mann im Königreiche betrachtete, daß ihn alle wahre Freunde des Vaterlandes abgöttiſch verehrten und alle Verräther deſſelben fürchteten; ſo war er doch mit ſeiner Lage durchaus nicht zufrieden. Der Druck, worunter Irland ſeufzte; die Niederträchtigkeit einiger der Vornehmſten, die das Wohl des Vaterlandes ihrem Eigennutze aufopferten; die Feigheit Andrer, welche ſich dieſem ſchädlichen Verfahren nicht zu widerſetzen wagten und endlich das Elend, die ſchreckliche Armuth der untern Stände eines Königreichs, woran die Natur ihre beſten Gaben verſchwendet und das ſie zu einem der glücklichſten und geſegneteſten Länder beſtimmt hatte; das alles, ſage ich, ſchlug Swifts erhabnen und freyen Geiſt ſo nieder, daß er ſich zuweilen höchſt unglücklich fühlte. Dies ſieht man aus den Briefen, die er in jener Zeit ſchrieb und worinn er unter andern ſagt, daß er in ſeinem Teſtamente einem Arzte den Auftrag gegeben habe, ſeinen Cörper nach ſeinem Tode nach Holyhead bringen und dort begraben zu laſſen, indem er in einem freyen Lande auferſtehn wolle. Ueberhaupt wurde ſeine Laune nach dem Tode der liebenswürdigen und geliebten Stella immer mürriſcher und ſeine Anfälle von Spleen, die durch ihre freundſchaftlichen, ſanften Vorſtellungen oft waren verſcheucht worden, ſtellten ſich häufiger ein. Mit ihr waren alle ſeine häuslichen Freuden verſchwunden und da er bey der damaligen Lage der Dinge auch für das allgemeine Wohl durchaus nichts zu thun im Stande, dabey auch von den Schwächen, des Alters, ſeinen gewöhnlichen Leiden, nämlich von Schwindel und Taubheit, dem Kummer über den Verluſt faſt aller ſeiner alten Freunde (die vor ihm ſtarben) und vorzüglich von der Beſorgniß, daß ihn ſeine Geiſteskräfte noch vor ſeinem Ende verlaſſen mögten,*) niedergedrückt war; ſchien ihm das Leben eine Laſt und er bat Gott täglich, ihn doch bald davon zu befreyn.

---

*) Hiervon führt der Doctor Young ein auffallendes Beyſpiel an. Er gieng nämlich einſt mit Swift und einigen Andern vor den Thoren von Dublin ſpazieren, als ſich Swift plötzlich von der Geſellſchaft entfernte und einige hundert Schritte zurückblieb. Young, der ſeine Abweſenheit zuerſt bemerkte, gieng ihm nach und fand ihn gedankenvoll vor einer hohen Ulme ſtehn, deren Gipfel der Blitz zerſchmettert hatte, und als er ſich ihm näherte, deutete Swift auf den Gipfel und ſagte: „So wie dieſer Baum, werde auch ich einſt von „oben an abſterben."

In dem Jahre 1736 fieng ſein Gedächtniß an ſehr ſchwach zu werden; auch ſeine übrige geiſtige Kräfte nahmen in Verhältniß ſeiner körperlichen ab, und ſein heftiges, ſo leicht zum Zorne zu reizendes Temperament, das er ſtets nur mit viel Mühe in Schranken gehalten hatte, gewann nun die Oberhand und machte ihn ſich ſelber und Allen, die ihn umgaben, unerträglich. Schon ſeit einem Jahre hatte ihn ein ungewöhnlich heftiger Anfall von Taubheit und Schwindel zur Geſelligkeit untüchtig gemacht und er war daher eben ſo ungeneigt, ſeine alten Freunde und Bekannte bey ſich zu ſehn, wie Dieſe, ihn zu beſuchen. Da er nun durch die Schwäche ſeiner Verſtandskräfte vom Schreiben abgehalten wurde und ſeine Augen, denen er durchaus nicht durch den Gebrauch der Brillen zu Hülfe kommen wollte, ihm nicht erlaubten, ſich mit Leſen zu unterhalten; ſchlichen die letzten Tage ſeines Lebens ſehr trübe und langweilig dahin und keine Aufmunterung, kein freundſchaftlicher Beſuch zerſtreuete den Kummer ſeiner Seele. Von dieſem traurigen Zuſtande können wir am beſten aus folgendem Briefe urtheilen, den er damals an Miſtriß Whiteway ſchrieb: „Ich habe eine „ſehr elende Nacht gehabt und bin heute „recht taub und mit Schmerzen geplagt. „Mein Kopf iſt ſo verwirrt, daß ich es nicht „einmal beſchreiben kann, wie viel ich an Geiſt „und Cörper leide; indeſſen glaube ich, daß „nur die Quaalen der Gefolterten den Meinigen gleich kommen. Geben Sie mir doch „bald Nachricht von Ihrem und Ihrer Familie Befinden! Ich weiß kaum, was ich „ſchreibe; aber ich fühle, daß ich nur noch „wenige und höchſt traurige Tage zu leben haben werde. Bis dahin bin ich, wie immer

„Ihr

„Ihnen ganz ergebner

„**Swift.**“

„Wenn ich nicht irre; ſo iſt es
„heute Sonnabend und der
„26ſte Julius, 1740.“

Bald nach dem Abgange dieſes Briefes wurde ſein Verſtand ſo ſchwach, daß man ihm Vormünder ſetzen muſſte, denen man die Sorge für ſeine Perſon und ſein Vermögen übertrug. Gleich nachdem man dieſe Einrichtung getroffen hatte, bekam er einen heftigen Anfall von der fallenden Sucht, die ihn erſt nach einigen Monaten verließ, worauf er in eine Blödſinnigkeit verſank, welche bis an ſeinen Tod fortdauerte. Er ſtarb am 29ſten October, 1745.

Das Betragen der Bürger bey dieſer Gelegenheit liefert uns ein auffallendes Beyſpiel der herzlichen Zuneigung, die ſie für den Dechanten hegten. Denn obgleich er ſchon ſeit einigen Jahren der Welt ganz abgeſtorben geweſen war und ſich durchaus nicht mehr um Staats-Geſchäfte bekümmert hatte; ſo verſammelte ſich doch das Volk auf die Nachricht von ſeinem Tode haufenweiſe vor ſeiner Wohnung und drängte ſich mit Gewalt hinein, um ſeinen Wohlthäter, noch einmal zu ſehn und ihm den letzten Tribut der Dankbarkeit, eine kummervolle Thräne, zu zollen. Ein Jeder beeiferte ſich, am nächſten bey dem Sarge zu ſtehn und man beſtach, ſogar die Bedienten, um eine Locke von ſeinem Haare zu erhalten, welche dann als ein Heiligthum aufbewahrt und noch auf Kinder und Kindeskinder vererbt wurde. Indeſſen war die Anzahl Derer, die nach einem ſolchen Schatze ſtrebten, ſo groß, daß Swifts ehrwürdiger Kopf in weniger als einer Minute ganz kahl und ſeines ſilbernen Schmuckes beraubt, da lag. Der Körper wurde, ſeinem im Teſtamente gegebnen Befehle gemäß, in der Domkirche St. Patrick in aller Stille beygeſetzt und ein Stein von ſchwarzem Marmor, auf den man folgende, von ihm ſelbſt verfertigte lateiniſche Inſchrift eingraben ließ, bezeichnete die Stelle:

Hic depoſitus eſt corpus
Jonathan Swift, S. T. P.
Hujus Eccleſiae Cathedralis
Decani:
Vbi ſaeua indignatio
Vlterius cor lacerare nequit.
Abi, viator,
Et imitare, ſi poteris,
Strenuum pro virili libertatis vindicem.
Obiit anno (1745)
Menſis (Octobris) die (19)
Aetatis anno (78)

Sech-

Sechſter Abſchnitt.

Swifts Privatleben.

Nachdem ich Swift von der Wiege an bis zum Grabe begleitet und die merkwürdigſten Begebenheiten ſeines öffentlichen Lebens nach einander dargeſtellt habe; ſchreite ich nun zu der kurzen Schilderung ſeines Privatlebens, wovon ich bis jetzt nur wenig geſagt habe, um den Faden meiner Erzählung nicht zu unterbrechen. Die Urtheile über dieſen Theil ſeiner Geſchichte ſind bis jetzt ſehr mannigfaltig und falſch geweſen und beſonders iſt die Welt über ſeine Herzens-Angelegenheiten ſtets in Zweifel und Ungewißheit geblieben. Da dies indeſſen ein Gegenſtand iſt, der bey einem Manne von ſo ſonderbarem Character nicht anders als intereſſant ſeyn kann; werde ich hier in der Kürze ſo viel darüber ſagen, wie nöthig iſt, um einen Begriff von den Würkungen zu geben, welche die Liebe bey ihm hervorbrachte.

Ohne es zu wollen, hatte Swift auf die Herzen zweyer Mädchen, die nach ſeiner Schilderung an Reizen des Geiſtes und Cörpers alle Andre ihres Geſchlechts übertrafen, die tiefſten Eindrücke gemacht, und ſich ihre zärtlichſte Liebe erworben. So ſehr er aber auch den Werth dieſes ſeltnen Glücks zu ſchätzen wußte und obgleich er mit Beyden auf den freundſchaftlichſten Fuße umgieng; ſo ſcheint es doch, als habe er für Keine von ihnen jene heftige Leidenſchaft gefühlt, die er dieſen liebenswürdigen Nebenbuhlerinnen eingeflößt hatte. Was aber überhaupt ſeine Geſinnungen in Anſehung des Eheſtandes betrifft; ſo ſehen wir aus einem Briefe, den er in ſeinem vier und zwanzigſten Jahre an ſeinen Vetter ſchrieb, daß er eine Art von Abneigung dagegen hatte, die ſich theils auf ſeine geringe Meinung von dem weiblichen Geſchlechte gründete, theils von ſeinem kalten

Temperamente herrührte, welches ihn auch ſtets vor Ausſchweifungen bewahrte.

Ein einzigesmal in ſeinem Leben ſcheint er die Abſicht gehabt zu haben, ſich zu verheyrathen und zwar mit einer gewiſſen Miß Waryng, aus dem nördlichen Theile von Irland, die ein mäßiges Vermögen beſaß. Die genauen Umſtände dieſer Geſchichte finden wir in einem Briefe des Dechanten (der damals in ſeinem drey und dreyſſigſten Jahre war) an das Frauenzimmer. Ich will hier nur einen kurzen Auszug davon geben. Aus dem Ganzen ſieht man, daß er mit der Lebensart, die ſie führte, und den Bekanntſchaften, die ſie unterhielt, unzufrieden war und ſie ſchon oft vergebens erſucht hatte, beydes abzuändern, auch daß er ſie der Gleichgültigkeit gegen ſeine Perſon und der Unzufriedenheit mit ſeinen Vermögens-Umſtänden (die er ihr treu geſchildert hatte) beſchuldigte; ferner, daß ſie unter dem Vorwande ihrer Geſundheit die Heyrath verzögerte. Nachdem er ihr über dies Alles ſeine offenherzige Meinung geſagt hatte, fährt er auf folgende

Weiſe

in Gedanken mit Julien, weil ſie meine Unruhe nicht theilte, und wenn ich dann, voll böſer Laune auf meine Uhr blickte, ſahe ich, daß es erſt wenig Stunden nach Mitternacht, und daß ich ein Narr war. Drey Wochen hindurch, die ich in Pyrmont auf dieſe Weiſe hinbrachte, ſchlief ich keine Nacht länger als ein paar Stunden, und doch ſprang ich des Morgens immer munter, ſtark und geſund vom meinem Lager auf. Nun bekam auch mein Geſchmack auf eine Zeitlang eine andere Richtung und meine Stimmung war nicht mehr dieſelbe. Muſic, Poeſie und Tanz, die wenig Reiz für mich hatten, wenn mein Geiſt mit Schwärmereyen anderer Art erfüllt war, machten jetzt den lebhafteſten Eindruck auf mich; ich wurde ein Dichter, ſetzte dann meine Lieder in Muſic und ſchmolz, wie Wachs, wenn Julie dieſe ſüßlichen Melodien mit ihrer Silberſtimme mir vorſang; und wenn mirs nun gar vorkam, als wenn ſie ſelbſt mitfühlte, was ich da ſo herzbrechend zu Papier gebracht hatte; ja! dann vergieng ich faſt vor Wonne, oder ſeufzte, als wenn mir das Herz brechen wollte. Dabey war ich freigebiger, mitleidiger, duldender gegen arme, unglückliche, dumme und ſchwache Menſchen. Hatte ſie aber einmal mit irgend einem andern Manne freundlicher oder länger, als gewöhnlich, geredet, dann ſtürm-

Weiſe fort: „Laſſen Sie mich, wenn ich bitten
„darf, wiſſen, ob Ihre Geſundheit ſo
„weit hergeſtellt iſt, daß die Heyrath ohne
„Gefahr für ihr Leben vollzogen werden kann!
„Ob Sie Sich fähig glauben, mit einer Einnahme
„von (vielleicht) weniger als dreyhundert
„Pfunden einen Haushalt zu führen?
„Ob Sie ſo viel Neigung für mich fühlen,
„daß Sie Sich entſchlieſſen können, Ihre
„Art zu leben nach meinen Wünſchen einzurichten,
„Ihre Freundſchaft, Achtung und
„Gleichgültigkeit gegen Andre nach meinem
„Rathe zu lenken und auf dieſe Weiſe Ihr
„und mein Glück zu befördern? Ob Sie bereit
„ſind, den Plan zu befolgen, welchen ich
„zur Bildung Ihres Geiſtes entworfen habe,
„damit Ihr Umgang für mich und der meinige
„für Sie unterhaltend werde und wir
„uns nicht unglücklich fühlen, wenn wir keine
„andre Geſellſchaft haben? Ob ich mich
„ſchmeicheln darf, daß ich ſo viel über Ihr
„Herz, oder daß Sie ſo viel über Ihre
„Leidenſchaften vermögen werden, mich ſtets
„freundlich zu behandeln, wenn Sie auch
„noch ſo viel Urſache haben ſollten, in übler

„Laune zu ſeyn und ob Sie im Gegentheil ſo gefällig ſeyn wollen, mit mir Geduld zu haben und mich zu tröſten und aufzuheitern, wenn die mannigfaltigen Widerwärtigkeiten des Lebens mich verſtimmen? Ob Sie Sich fähig fühlen, Ihren Mann ſo von ganzer Seele zu lieben, daß Ihnen eine elende Hütte mit ihm willkommner ſcheinen würde, als Hof und Stadt, ohne ihn? Es war von jeher mein Vorſatz, der erwählten Gefährtinn meines Lebens dieſe Fragen vorzulegen, ehe das unauflösliche Band geknüpft würde. und ſie zu überzeugen, daß Männer von meiner Welt- und Menſchenkenntniß im Eheſtande viel verlangen, aber auch bereit ſind, alles zu leiſten, um eine Gattinn glücklich zu machen, wenn ſie die Erwartungen erfüllt, welche der Gatte von ihr hegt. Gefällt es Ihnen nun, meine Fragen bejahend zu beantworten; ſo werde ich mich glücklich ſchätzen, wenn Sie meine Hand und mein Herz annehmen wollen. Ob Sie ſchön oder reich ſind, darum bekümmre ich mich gar nicht; In Anſehung dieſer Puncte kömmt es mir bloß auf Rein-

„lichkeit und ein mäſſiges Vermögen an. Ich „würde es freylich nicht ungern ſehn, wenn „ſich meine Vermögens-Umſtände durch eine „reiche Heyrath verbeſſern lieſſen; aber ich „würde doch nie dulden, daß meine Frau mir „das zum Vorwurfe machen dürfte. Uebrigens finde ich es beſſer und paßlicher, daß „der Mann die Frau, als daß die Frau „den Mann ernähre.“

„Und nun habe ich ja wohl, wie ich „denke, Ihren Brief genau beantwortet und „Ihnen überhaupt meine Meinung über dieſe „Sache deutlich genug geſagt. Da ich Sie „Ihrem ganzen Geſchlechte vorgezogen habe; „ſo erwarte ich auch, daß Sie mich nicht wie „einen gewöhnlichen Liebhaber behandeln werden. Wenn Sie mir eine günſtige Antwort auf dieſe lange Epiſtel ſenden; ſo will „ich Sie dann auch auf alle Weiſe zu überzeugen ſuchen, daß ich bin, Mademoiſelle!

„Ihr
„treueſter und gehorſamſter Diener
„Jonathan Swift.“

Der ganze Inhalt dieſes Briefes beweiſt augenſcheinlich, daß Swift keine Neigung mehr für dies Frauenzimmer hatte, daß es ſeine Abſicht war, ſie durch die hier geäuſſerten Geſinnungen abzuſchrecken und ihr zugleich eine ſchickliche Gelegenheit zu geben, ſeine Hand auszuſchlagen. Auch erreichte er ſeinen Zweck völlig und es konnte nicht anders ſeyn; denn welches Frauenzimmer (und beſonders ein Mädchen von vorzüglich lebhaftem Geiſte, wie Swift Miß Warvng ſchildert) wird ſich nicht durch einen ſo unfeinen, in einem despotiſchen Tone geſchriebnen Brief beleidigt fühlen und den ungehobelten Liebhaber verabſchieden, um ſo mehr, da es wahrſcheinlich iſt, daß nicht ſowohl die ſo kürzlich entdeckten Fehler der Miß, als vielmehr ſeine eingewurzelte Abneigung gegen den Eheſtand ihn veranlaſſte, die Heyrath rückgängig zu machen! Seine erſte Bekanntſchaft mit dieſem Mädchen rührte von ſeinen Univerſitätsjahren her, indem ſie die Schweſter ſeines damaligen Stuben-Cameraden war und er dadurch Gelegenheit erhielt, ſie oft zu ſehn und zu ſprechen. Dies veranlaſſte ein kleines Liebesverſtändniß und in der Folge einen Briefwechſel, der aber, nachdem eine Trennung von wenigen Jahren die Flammen ziemlich abgekühlt hatte, auf die eben angeführte Art abgebrochen wurde. Uebrigens ſcheint es, als habe er das ſchöne Geſchlecht ſo ziemlich vernachläſſigt, die beyden Frauenzimmer, Miſtriß Johnſon und Miß Vanhemrigh, ausgenommen, mit denen er lange in Verbindung ſtand und die unter dem Namen Stella und Vaneſſa ſehr bekannt ſind. Ich habe ſchon im Anfange dieſes Werks geſagt, daß Swift Miſtriß Johnſon ſchon ſeit ihrer frühesten Jugend kannte und nicht wenig zu ihrer Bildung beygetragen hatte. Iſt es daher nicht natürlich, daß ſeine Bewunderung der liebenswürdigen Schülerinn in Verhältniß ihrer täglich zunehmenden Vollkommenheiten ſtieg, und daß dies Meiſterſtück der Natur, und ſeiner Kunſt ihm nach und nach die lebhafteſte Zuneigung einflößte? Und doch glich dieſe Zuneigung, ſo zärtlich ſie auch ſcheinen mogte und ſo ſehr auch ein, lange Jahre hindurch ununterbrochner Umgang und eine vollkommne Aehnlichkeit in Geſchmack und Denkungsart ſie verſtärkten, nicht der leidenſchaftlichen Liebe, ſondern vielmehr der Anhänglichkeit eines guten Vaters an ſeine Lieblings-Tochter. Dies beweiſt uns unter andern eine Stelle in einem Gedichte auf Miſtriß Johnſon; Auch iſt es überhaupt gewöhnlich der Fall, daß ſogar Leute, die von Jugend auf zuſammen erzogen und von demſelben Alter ſind, ſich dennoch ſelten in einander verlieben, und es muß uns alſo um ſo begreiflicher ſcheinen, wenn dies bey Swiſt und Stella, die auſſerdem noch an Jahren ſo ſehr verſchieden waren, Statt fand.

Swiſt trieb die Vorſicht im Umgange mit Miſtriß Johnſon ſo weit, daß er ſie nie anders, als in Gegenwart einer dritten Perſon, gewöhnlich ihrer Geſellſchafterinn, Miſtriß Dingley, ſprach, beſonders aber gab er ihr, bald nachdem ſie ſich in Irland niedergelaſſen hatte, einen entſcheidenden Beweis ſeiner Gleichgültigkeit, als Liebhaber; Es bewarb ſich nämlich damals ein gewiſſer Tisdal, der ſich durch Gelehrſamkeit und Witz auszeichnete, dabey Swiſts vertrauter Freund und von den geiſtigen und körperlichen Reizen ſeiner ſchönen Schülerinn bezaubert war, um ihre Hand und that ſehr vortheilhafte Heyraths-Anträge. Den ganzen Verlauf dieſer Sache findet man in einem ſehr weitläuftigen Briefe des Dechanten an Tisdal, worinn er Dieſen verſichert, daß er ſelbſt keine perſönliche Abſichten auf Miſtriß Johnſon habe, (obgleich er, wenn ſeine Vermögens-Umſtände und ſeine Abneigung gegen den Eheſtand ihm erlaubten, ſich zu verheyrathen, ſie unter Tauſenden wählen würde) und daß er ihm bey ſeinen Bemühungen um ihre Gunſt, nicht im Wege ſtehn wolle.

Ich habe dieſen Umſtand desfalls hier angeführt, um die Beſchuldigung zu widerlegen, als habe Swift durch Liſt und Kunſtgriffe die Heyrath rückgängig zu machen gewuſſt. In der That war Miſtriß Johnſon ganz allein daran Schuld. Sie ſchien zwar Anfangs nicht abgeneigt, Tisdals Anwerbung zu begünſtigen; (vermuthlich bloß in der Abſicht, des Dechanten Geſinnungen gegen ſie zu erforſchen und ihn zu einer Erklärung zu bringen.) Als es aber darauf ankam, einen beſtimmten Entſchluß zu faſſen; trat ſie mit einer abſchlägigen Antwort hervor, indem ſie ſich vermuthlich nicht überwinden konnte, der ſüßen Hofnung zu entſagen, einſt mit dem Gegenſtande ihrer jungfräulichen Zärtlichkeit, der ihr das Theuerſte auf Erden zu ſeyn ſchien, vereint zu werden. Auch gab ſie von der Zeit an, keinem Heyraths Antrage wieder Gehör, widmete ſich ganz dem Dechanten und verlebte ſieben Jahre in gänzlicher Einſamkeit, ohne irgend einen andern Genuß des Lebens, als den ſie in ſeiner Unterhaltung und der Lectüre fand. So lange Swift in England war, bewohnte ſie nebſt ihrer Geſellſchafterinn ſein Pfarrhaus in Laracor, welches in der Nähe von Trim, (einer kleinen Stadt, ungefehr zwanzig Meilen von Dublin entfernt) lag; Sobald er aber nach Irland zurückkam, zogen ſie entweder nach Trim, oder der Vicarius des Kirchſpiels, Doctor Rermond, nahm ſie gaſtfreundlich in ſeine Wohnung auf. Swift fand dieſe Lebensart ſo angenehm, daß er wünſchte, ſie ewig fortführen zu können; und einmal an den angenehmen, bezaubernden Umgang der liebenswürdigen Stella gewöhnt, war ihm ihre Geſellſchaft zum unentbehrlichen Bedürfniſſe geworden. Er ſchien an keinem Vergnügen mehr Geſchmack zu haben, wenn ſie es nicht mit ihm theilte. Dies gieng ſo weit, daß er den Auftrag, welcher ſeine vorletzte Reiſe nach England veranlaſſte, nur gezwungen und aus Gefühl der Pflicht, indem es das Wohl der Kirche betraf, übernahm; Auch ſieht man aus allen ſeinen Briefen an Stella und aus dem Tagebuche welches er führte und ihr von Zeit zu Zeit überſandte, (wie ſie dann auch ihm dieſelbe Aufmerkſamkeit bewies) daß ihm die Trennung von ihr unerträglich ſchien und er ſich weder durch den Umgang der größten Genies des Zeitalters, noch durch die Freundſchaft ſo mancher würdigen Perſonen beyderley Geſchlechts, noch durch die allgemeine Huldigung, welche man ſeinen Verdienſten darbrachte, dafür entſchädigt glaubte.

Dieſe Art von Briefwechſel (vermittelſt der Tagebücher,) mit Stella, wählte Swift aus derſelben Abſicht, die ihn auch bewog, in dem Umgange mit ihr ſo behutſam zu verfahren. Er redete nämlich in ſeinem Tagebuche die beyden Frauenzimmer, Miſtriß Johnſon und Miſtriß Dingley, immer gemeinſchaftlich an und Beyde antworteten ihm gemeinſchaftlich. Hätte er ſich in einen Privat-Briefwechſel mit Miſtriß Johnſon eingelaſſen; ſo müßte gewiß bald eine deutliche Erklärung ſeiner Geſinnungen darauf erfolgt ſeyn; und dieſe Erklärung würde ſich endlich mit einer Verbindung oder mit Swifts offenherzigem Geſtändniſſe, daß er keine ſolche Abſicht hege, geendigt haben. In dem Tagebuche hingegen konnte er ſeiner Freundſchaft und Zärtlichkeit für Stella freyen Lauf laſſen, ohne daß ſie ſich desfalls die Ausdrücke dieſer Empfindungen allein anmaſen durfte, indem ſie ſtets an ihre Geſellſchafterinn mit gerichtet waren, wie wir dies auch aus verſchiednen Stellen ſeines Tagebuchs ſehen, worinn er den beyden Damen die liebevollſten Verſicherungen ſeiner Anhänglichkeit an ſie giebt.

Indeſſen fühlte Miſtriß Johnſon doch, ungeachtet der anſcheinenden Gleichheit in

dem

te die Eiferſucht in mir und ich war gegen jedermann bitter, grämlich und unleidlich.

Es war nicht möglich, daß meine Leidenſchaft dem ruhigen Beobachter verborgen bleiben konnte, am wenigſten dem Gegenſtande meiner Zärtlichkeit; denn wer weiß nicht, welchen feinen Sinn die Weiber dafür haben? es kam nun darauf an, mich Julien zu entdecken; aber woher ſollte ich, der ich zum erſtenmal in meinem Leben liebte, den Muth dazu nehmen? Jetzt gieng ſie unbefangen und zutraulich mit mir um; mußte ich nicht fürchten, daß, wenn mein Geſtändniß ihr mißfiele, ſie zurückhaltender gegen mich werden und ich mir dadurch das Glück rauben würde, daß mir jetzt wenigſtens der Gedanke der Möglichkeit, daß ich ihr nicht ganz gleichgültig wäre, verſchaffte? Zuweilen war ich im Begriffe zu reden, wenn es mir vorkam, als wenn ſie mir eine Aufmerkſamkeit bewieſen, mir einen zärtlichen Ton anzunehmen erlaubte, der über die Grenzen des gewöhnlichen Umgangs unter Perſonen von verſchiednem Geſchlechte hinauszugehn ſchien; aber bald zog ſie ſich wieder zurück, wußte die unſchuldigen Freyheiten, die ſie mir erlaubte, ſo unendlich fein abzuſtufen, daß ich wieder da war, wo ich vor drey Tagen angefangen hatte,

wenn

dem Betragen des Dechanten, daß ſein Herz an ihr allein hing, und daß ſein Betragen gegen Miſtriß Dingley nur als Maske diente. Auch war dieſe Dingley in der That keines Antheils an ſeiner Achtung und Zuneigung würdig, ſondern ein unbedeutendes, ganz gewöhnliches Geſchöpf, von äuſſerſt mittelmäſſigem Verſtande, ohne Kenntniſſe und Geſchmack, ſelbſtſüchtig und keiner aufrichtigen Freundſchaft fähig. Indeſſen paſſte ſie, grade dieſer ihrer Eigenſchaften wegen, in Swifts Plan und zu dem Amte einer unzertrennlichen Geſellſchafterinn der liebenswürdigen Stella, wozu noch kam, daß ſie ſich bey einer jährlichen Einnahme von kaum ſieben und zwanzig Pfunden in eingeſchränkten Vermögens-Umſtänden befand, ohne des Dechanten Unterſtützung nicht leben konnte, alſo von ihm abhing und ſich gänzlich nach ſeinem Willen richten muſſte. Alle dieſe Umſtände zuſammengenommen, hatten der Miſtriß Johnſon längſt die Hofnung eingeflößt, daß ihr Swift, ſobald es ſeine Vermögens-Umſtände erlaubten, ſeine Hand anbiethen würde. Swift hingegen hatte es ſtets ſorgfältig vermieden, ihr ein

Verſprechen dieſer Art zu geben und wünſchte, daß auch ſie die Aeuſſerungen ſeiner Zuneigung zu ihr als Beweiſe ſeiner Freundſchaft und reinen väterlichen Zärtlichkeit annehmen mögte. Die Urſache dieſes Betragens lag, ſeine natürliche Abneigung gegen den Eheſtand abgerechnet, darinn, daß er ſich noch immer zu lebhaft des Elendes erinnerte, welches die unvorſichtige Verbindung ſeines Vaters mit ſeiner Mutter über dieſe und ſeine Kinder gebracht hatte. Beſonders war ihm die Abhängigkeit, in die er nach dem Tode des Vaters gerieth und von der er erſt in ſeinem ſpätern Alter befreyet wurde, ſo unerträglich und drückend geweſen, daß er den feſten Entſchluß faſſte, ſich nicht eher zu verheyrathen, als bis er im Stande ſeyn würde, ſeiner Frau einen anſtändigen Witwengehalt und ſeinen Kindern ſo viel auszuſetzen, daß ſie ſich nicht auch einſt genöthigt ſähen, von andrer Leute Gnade zu leben. Da indeſſen Swift zu der Zeit, als er ſein Tagebuch anfing, würklich in der Hofnung lebte, in England zu einer einträglichen Bedienung befördert zu werden; ſo iſt es ſehr wahrſcheinlich, daß er da-

damals die Abſicht hegte, Miſtriß Johnſon alsdann zu heyrathen, indem es ſeiner Scharfſichtigkeit nicht entgangen war, daß ſie dies von ihm erwartete und die platoniſche Liebe, welche er für ſie fühlte, mit einer heftigen und weniger uneigennützigen Leidenſchaft erwiederte. Da ihm nun ihr Umgang zum unentbehrlichen Bedürfniſſe geworden war und er ihn zu verliehren fürchtete, wenn er ihre Wünſche nicht befriedigte; faſſte er den Entſchluß, ihr ſeine Abneigung gegen den Eheſtand aufzuopfern, doch aber nur in dem Falle, wenn ſich ſeine öconomiſchen Umſtände verbeſſern ſollten.

Indeſſen ereignete ſich bald darauf ein Vorfall, der dieſe Plane auf eine Zeitlang unterbrach und Swifts Gemüth mit einer Unruhe erfüllte, welche einen großen Theil ſeines Lebens verbitterte und gegen die ſeine Philoſophie nichts vermogte. Die erſte Veranlaſſung hierzu gab jene allmächtige Leidenſchaft, der ſelbſt die größten Helden und die wildeſten Völker nicht widerſtehn können — ich meine die Liebe. Bis dahin hatte ſich der Dechant vor ihrer gefährlichen Bekanntſchaft zu bewahren gewuſſt, und ſeine Jugendjahre waren dahingefloſſen, ohne daß je eine zärtliche, unglückliche Neigung den Frieden ſeiner Seele geſtöhrt hatte; Endlich aber traf auch ihn plötzlich das gewöhnliche Loos der Menſchheit und er machte noch in ſeinem ſpätern Alter die traurige Erfahrung, daß uns oft Ein unbewachter Augenblick grade dann die Frucht langjähriger Bemühungen raubt, wenn wir am wenigſten auf einen ſolchen Streich gefaſſt ſind.

Unter der großen Menge von Freunden, die Swift in London hatte und die ihm freyen Zutritt in ihre Familien geſtatteten, zeichnete ſich beſonders Miſtriß Vanhomrigh aus. Er beſuchte ſie auch faſt täglich und befand ſich bey ihr ganz wie zu Hauſe. Dieſe Dame war Mutter von zwey Töchtern, wovon die Aelteſte, welche ſich, nach Swifts eignem Berichte, durch die Eigenſchaften ihres Geiſtes und Herzens vor allen Andern ihres Geſchlechts auszeichnete, des Dechanten Liebling zu ſeyn ſchien. Da er nun von jeher großes Vergnügen daran gefunden hatte, ſich mit der Bildung junger Leute, beſonders Frauenzimmer, zu beſchäftigen und die herrlichen Anlagen der Miß Vanhomrigh ſeinen Bemühungen den beſten Erfolg verſprachen; warf er ſich zu ihrem Lehrer auf, leitete ſie in der Wahl ihrer Lectüre und ſuchte ihre Kenntniſſe noch immer mehr zu erweitern. Auch zeigte ſie ſo viel Wißbegierde und Fleiß, daß ſie zwey Jahre hindurch bewunderungswerthe Fortſchritte machte. Nach dieſer Zeit aber ſtand ſie plötzlich ſtill und Swift fieng an, eine ſonderbare Veränderung an ihr zu entdecken. Sie verlohr den Geſchmack am Leſen, hörte ihm nicht mit ihrer gewöhnlichen Aufmerkſamkeit zu, wenn er ſie unterrichtete und ihre beſtändige Zerſtreuung bewies, daß ſie in Gedanken mit einem Gegenſtande beſchäftigt war, der ihrem Herzen ſehr theuer zu ſeyn ſchien. Als ſich nun der Dechant endlich nach der Urſache dieſes Betragens erkundigte; bekannte ſie ihm offenherzig, daß ſie ihn liebte und zu viel Geſchmack an der Perſon des Lehrers fände, um auf ſeine Lehren achten zu können. Dies unerwartete Geſtändniß ſetzte Swift in das größte Erſtaunen und verurſachte ihm eine noch nie empfundene Beſtürzung und Gemüthsbewegung, wovon er in dem bekannten Gedichte Cadenus und Vaneſſa eine ſehr lebhafte Schilderung liefert. Er verſuchte es Anfangs, einen Scherz aus der Sache zu machen und der Miß dadurch Gelegenheit zu geben, ihre Erklärung zurückzunehmen, fand aber bald, daß ein Frauenzimmer, wenn es einmal die Regeln des Anſtandes überſchritten hat, durch nichts mehr aufzuhalten iſt; denn ſie wiederholte nun ihr Bekenntniß in ſtärkern Ausdrücken und ſuchte ihre Leidenſchaft durch Gründe zu rechtfertigen, die ihm ſehr ſchmeichelhaft waren. Nachdem ſie auf dieſe Weiſe ſeine Eitelkeit und Selbſtliebe auf ihre Seite gebracht und ſeine Vernunft beſtochen hatte, fiel es ihr nicht ſchwer, ſein nun unbewachtes Herz zu erobern und ihn wider ſeinen Willen zu zwingen, ſich ihr auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Zum erſtenmal empfand nun Swift die Macht der Liebe, welche er bis dahin nur aus Beſchreibungen gekannt hatte, jetzt aber durch Erfahrung in folgenden Zeilen ſelbſt ſehr lebhaft ſchilderte;

Love! why do we one paſſion call,
When tis a compound of them all?
Where hot and cold, where ſharp and ſweet,
In all their equipages meet:
Where pleaſures mix'd with pain appear,
Sorrow with joy and hope with fear.

Alle die angenehmen Plane von ſtiller häuslicher Glückſeligkeit an Stella's Seite wurden nun durch die Dazwiſchenkunft eines noch reizendern Gegenſtandes gänzlich aus Swifts Gedächtniſſe verdrängt und das ruhige Gefühl der Freundſchaft muſſte bald den lebhaften Entzückungen der Liebe weichen. Indeſſen gewährte dieſer Zuſtand ſeiner Seele dem Dechanten doch keine Zufriedenheit und er fühlte oft in Augenblicken der kältern Ueberlegung, daß er nicht die rechten Mittel gewählt hatte, um ſie zu erlangen; Denn was für Ausſichten blieben ihm zu Befriedigung ſeiner Wünſche übrig? Eine Verbindung mit der Miß Vanhomrigh ſchien, theils wegen der großen Verſchiedenheit des Alters und aus manchen andern Gründen nicht rathſam zu ſeyn; theils auch hatte Swift der Miſtriß Johnſon zwar kein Eheverſprechen, aber doch in ſeinen letztern Briefen Gelegenheit gegeben, zu erwarten, daß er ihr, im Fall er ſich verheyrathen ſollte, den Vorzug vor allen Andern ihres Geſchlechts zugeſtehn würde. Wäre es nun nicht höchſt grauſam und ungerecht geweſen, wenn er dies Mädchen, das ſeit ſo langer Zeit die treueſte und zärtlichſte Zuneigung zu ihm hegte, getäuſcht und es der Verzweiflung Preis gegeben hätte? — Zu einem unerlaubten Umgange mit der Miß Vanhomrigh würde ſich Swift nie erniedrigt haben, auch ſicherten ihn die Grundſätze von Ehre, Religion und Moralität, welche er ſein ganzes Leben hindurch ſtrenge befolgt hatte, vor dieſer Verſuchung; Es blieb ihm alſo kein anders Mittel übrig, als ſeiner Leidenſchaft zu entſagen, ſein Heil in der Flucht zu ſuchen und den Umgang mit dem jungen Mädchen abzubrechen. Indeſſen ergriff er dieſen weiſen Entſchluß nicht, (entweder weil er zu viel auf ſeine Stärke bauete, oder weil er zu ſehr von den unwiderſtehlichen Reizen der Miß verblendet war,) ſondern trotzte der ihm drohenden Gefahr, indem er ſie, nach wie vor, täglich beſuchte und dadurch die gegenſeitige Flamme nährte.

Der Anfang und die Dauer dieſer Verbindung laſſen ſich am Genaueſten aus Swifts Tagebuche beſtimmen, indem darinn die ganze Zeit hindurch eine Schreibart herrſchte, die von ſeiner gewöhnlichen ganz verſchieden war. Wir finden nicht mehr jene unbefangnen Scherze, jenen lebhaften Ausdruck ſeiner Gefühle für ſeine Buſenfreundinn darinn; nicht jene zärtlichen Klagen über ſeine Trennung von ihr, noch die warmen Wünſche einer baldigen Wiedervereinigung, ſondern eine trockne, gezwungne Schilderung alltäglicher Begebenheiten, weitläuftige Raiſonnements über politiſche Angelegenheiten und kahle Entſchuldigungen wegen ſeiner Abweſenheit. Kurz vor ſeiner Abreiſe nach Irland (wohin er endlich zurückkehren muſſte, um Beſitz von ſeiner Dechanttey zu nehmen) ſchrieb er der Miſtriß Dingley einen ſteifen Geſchäftsbrief, worinn er ſeiner Stella nicht einmal erwähnte und nicht die geringſte Freude über die Hofnung, ſie bald wiederzuſehn, äuſſerte. Auch zeigte es ſich nach ſeiner Ankunft in Irland noch deutlicher, wie gänzlich er verändert war, indem die perſönliche Gegenwart der Miſtriß Johnſon ihn nicht über die Trennung von der geliebten Vaneſſa zu tröſten vermogte und er in eine finſtre Melancholie verfiel.

In dieſer traurigen Stimmung erhielt er auf einmal Briefe von ſeinen Freunden aus England, die ihn dringend baten, hinüberzukommen, und die Miniſter, deren Uneinigkeit der ganzen Parthey Verderben drohte, wieder mit einander zu verſöhnen. Man kann ſich leicht vorſtellen, daß ihm dieſe Einladung ſehr willkommen ſchien und er um ſo weniger Bedenken trug, ſie anzunehmen, da ſie ihm eine ſchickliche Gelegenheit darboth, dem Zuge ſeines Herzens zu folgen. Und ſo machte er ſich dann nochmals auf den Weg nach London und ließ ſeine treue Miſtriß Johnſon einſam und verlaſſen zurück.

wenn ich bedeutende Fortſchritte gemacht zu haben glaubte.

Was die Eltern betrifft; ſo glaubte ich würklich zu bemerken, daß ihnen eine Verbindung zwiſchen ihrer Tochter und mir nicht zuwider ſeyn würde. Die Mutter redete zuweilen davon, daß nun noch ihr einziger Wunſch in dieſer Welt der wäre, ihr Julchen verſorgt zu ſehn und der alte General rieth mir oft, mich bald zu etabliren: „Ein junger Mann, »von Ihrer Geſchicklichkeit« ſagte er, »muß nicht »müſſig ſitzen, muß dem Staate dienen. Sie werden aller Orten willkommen ſeyn, und dann nehmen Sie Sich eine ehrliche, häuslich erzogene »Frau; ſonſt giebt's ein wildes Leben! Es wäre »Schade, um die ſchönen Güter — Der Teufel! »was ſind das für Güter! Sie können allein in »Tungerhauſen in einem Jahre mehr Haſen ſchießen, als der Churfürſt von Bayern Cammerherrn »hat.«

Ich hatte einmal den Vorſatz, Julien ſchriftlich meine Geſinnungen zu entdecken, entwarf nach der Reihe drey Briefe, zerriß ſie aber alle wieder. Indeß vergieng ein Tag nach dem andern, und ich ſah die Zeit heranrücken, wo Winterburg mit den Seinigen zurück nach Stuttgard reiſen würde. (Ich habe vergeſſen Ihnen zu ſagen, daß er in Würten-

Gleich nach ſeiner Ankunft in London gab Swift das bekannte ſchöne Gedicht: **Cadenus und Vaneſſa** heraus. Seine erſte Abſicht dabey war wohl eigentlich, (wie man auch aus dem Anfange ſieht) die Verbindung mit der Miß Vanhomrigh auf eine höfliche Art abzubrechen und ihr alle Hofnung zu benehmen, je ſeine Frau zu werden. Um aber die Härte dieſes Verfahrens gegen ein junges, ſchönes und reiches Mädchen zu mildern, ſchilderte er in ſeinem Werke die Reize ihres Cörpers und Geiſtes mit ſo lebhaften Farben, daß ſie ſich nothwendig dadurch geſchmeichelt fühlen und überzeugt werden mußte, daß der Dechant nicht unempfindlich dafür wäre und nur aus weiſer Vorſicht ſeine Leidenſchaft im Zaume zu halten ſuchte. Indeſſen war er doch nicht im Stande, dieſen Vorſatz auszuführen und an Statt das Gedicht in einem eben ſo entſchloſſnen Tone zu ſchlieſſen, als er es angefangen hatte, ließ er Vaneſſa am Ende doch noch in Zweifel über ſeine wahren Geſinnungen; und ſie war zu ſcharfſichtig, um nicht zu bemerken, daß ſein Herz, der Philoſophie zum Trotze, ganz an ihr hing und oft mit ſeinem Kopfe davonlief. Uebrigens vermehrte das Gedicht nur ihre Neigung für ihn, die vorzüglich ſeinen Witz und ſeine beſondern Geiſtesgaben zum Gegenſtande hatte und alſo durch dieſen neuen Beweis davon, der noch dabey zugleich ihrer Eitelkeit ſo ſchmeichelhaft ſchien, friſche Nahrung erhielt. Und da ſeine Leidenſchaft für ſie vorzüglich durch Sympathie entſtanden war; muſſte ſie natürlicher Weiſe nun auch mit der ihrigen wachſen.

Indeſſen ſchmachtete die unglückliche Stella einſam und verlaſſen in Irland. Das Tagebuch wurde nicht wieder angefangen und es ſcheint überhaupt, als habe Swift diesmal, während ſeines Aufenthalts in England, nicht einmal mit ihr in Briefwechſel geſtanden; die Verbindung mit der Miß Vanhomrigh hingegen dauerte ununterbrochen fort. Sie war die erſte Perſon, an die er ſchrieb, als er ſich, nach dem zwiſchen den Miniſtern erfolgten Bruche, nach Letcomb zurückzog und auch die Letzte, der er Nachricht von ſich gab, als er ſchon im Begriff war, in den Wagen zu ſteigen, um die Rückreiſe nach Irland anzutreten, wo er in einem noch traurigern Gemüths-Zuſtande, als das vorigemal, ankam, indem der Tod der Königinn alle ſeine Plane zu Beförderung des öffentlichen Wohls und die Ausſichten zu ſeiner eignen Verſorgung in England auf einmal vernichtet hatte. Die genaueſte Schilderung der damaligen Stimmung ſeiner Seele finden wir in folgenden Zeilen eines Gedichts, welches er während einer Krankheit, die ihn bald nach ſeiner Zurückkunft aus England überfiel, verfertigte:

My ſtate of health none care to learn,
My life is here no ſoul's concern.
And thoſe with whom I now converſe
Without a tear will tend my herſe.
Some formal viſits, looks and words,
What mere humanity affords,
I meet perhaps from three or four,
From whom I once expected more,
Which thoſe who tend the ſick for pay,
Can act as decently as they.
But no obliging tender friend
To help at my approaching end:

My life is now a burden grown
To others, ere it be my own.

Sollte man es nicht für unmöglich halten, daß ſein Zuſtand ſo hülflos geweſen ſey, als er ihn in dieſen Zeilen ſchildert, da er ſich in der Nähe der einſt angebetheten Stella befand? Indeſſen iſt es ſehr wahrſcheinlich, daß ſie ſich, durch ſeine gänzliche Vernachläſſigung aufgebracht, ſchon vorher von ihm getrennt und in ihre ländliche Einſamkeit zurückgezogen hatte, wo ſie nichts von ſeiner Krankheit erfuhr. Die unerwartete Ankunft der Miß Vanhomrigh, welche nicht ohne den Geliebten leben konnte und ihm nach Dublin gefolgt war, verurſachte Swift die lebhafteſte Unruhe, indem er mit Recht beſorgte, daß ſeine Verbindung mit ihr dadurch bekannt werden mögte. Auch hatte er ſie vor ſeiner Abreiſe aus England, in einem Abſchiedsbriefe gebeten, nicht nach Irland zu kommen und verſichert, daß er ſie, im Fall ſie es doch thun ſollte, ſelten beſuchen würde, weil man in Dublin ſehr zur Klatſcherey und Verläumdung geneigt ſey.

Nachdem ſie nun aber doch angelangt war, ſchrieb er ihr, daß ihn die Nachricht von ihrer Erſcheinung in Irland in die größte Beſtürzung verſetzt habe, daß er aber bey dem Vorſatze beharre, ſie ſelten zu ſehn und ihr die größte Vorſicht anempfehle. Aber dieſer Rath war bey einem Mädchen, das, ſo wie Vaneſſa, unter der unumſchränkten Gewalt der heftigſten aller Leidenſchaften ſtand und keinen andern Genuß des Lebens, als den Umgang des geliebten Gegenſtandes kannte, ſchlecht angewandt und fand ſo wenig Eingang, daß ſie ihn täglich mit Vorwürfen, Briefen und Bothſchaften überhäufte, wodurch ſie ihn endlich ſo weit brachte, daß er ſie mit einer Härte und Unfreundlichkeit zurückſtieß, die ſeinem Herzen gänzlich fremd war. Unter andern ſagt er in der Antwort auf einen Brief, den ſie ihm durch ihren Bedienten auf ſeiner Reiſe nach Philippsſtadt überreichen ließ: „Ich habe heute einen ſo „ermüdenden Weg gehabt, daß ich nicht viel „ſchreiben kann; auch werden Sie es nicht „eher erfahren, wo ich jetzt bin, als bis ich „zurückkomme und es Ihnen ſelbſt ſage.

„Ihre Briefe und Bothſchaften aber ſind „nicht einen Schilling werth.“ Die Würkung, welche eine ſo harte Behandlung auf Miß Vanhomrigh machte, können wir am beſten aus folgenden Zeilen beurtheilen, die man in einem ihrer Briefe an Swift findet: „Sie verlangen, daß ich ruhig ſeyn ſoll, und „verſprechen, mich ſo oft wie möglich zu beſuchen? Sie hätten lieber ſagen ſollen: ſo „oft ich mich entſchlieſſen kann, Ihren verhaſſten Anblick zu ertragen, oder ſo oft es „mir einfällt, daß Sie noch in der Welt „ſind. Wenn ſie fortfahren, mich ſo zu behandeln; ſo werde ich Ihnen nicht lange „mehr zur Laſt ſeyn können. Seit Ihrem „letzten Beſuche habe ich unbeſchreiblich gelitten. Ich bin überzeugt, daß mir die Quaalen der Folter nicht ſo unerträglich ſcheinen „würden, als Ihre tödtende Gleichgültigkeit. „Zuweilen nehme ich mir vor, Sie nicht „wiederzuſehn und zu ſterben, aber dieſer „Entſchluß iſt unglücklicher Weiſe nur vorübergehend; die Luſt zum Leben kehrt zurück und ich fühle mich dann geneigt, Sie „um einen Beſuch und einen freundlichen

„Blick zu bitten. Sie würden mir dieſe Gefälligkeit gewiß nicht abſchlagen, wenn Sie „wüßten, wie ſehr ich leide. Ich muß Ihnen dies ſchreiben; mündlich ſagen kann ich „es Ihnen nicht, weil Sie immer böſe werden, wenn ich klage und dann dabey ſo „furchtbar ausſehen, daß ich vor Beſtürzung „verſtumme. Möchte ich Ihnen doch wenigſtens noch ſo viel werth ſeyn, daß mein „Kummer Ihr Mitleid erregte!“

So bedaurungswürdig aber auch immer der Zuſtand der armen Miß Vanhomrigh geweſen ſeyn mag; ſo fühlte ſich doch Miſtriß Johnſon noch unglücklicher. Alle ihre ſchöne Hofnungen auf eine künftige Verbindung mit dem Gegenſtande ihrer Liebe waren nun auf einmal geſtöhrt, indem er ſich nie über dieſen Punct erklärte und ſie in ſeinem Betragen eine auffallende Veränderung bemerkte. Durch dieſe Veranderung und die Erinnerung an einige Stellen in Swifts Tagebuche (worinn von ſeinem vertraueten Umgange mit der Familie Vanhomrigh die Rede iſt) aufmerkſam gemacht, beobachtete ſie ihn ſo genau, daß ſie bald die wahre Urſache ſeines Kaltſinns entdeckte, und als nun ihre Nebenbuhlerinn dem Dechanten nach Irland folgte, fand ſie alle ihre Beſorgniſſe nur zu gewiß beſtätigt.

Auf dieſe Weiſe, von Liebe, Eiferſucht und der Vereitlung ihrer Wünſche gequält, unterlag Miſtriß Johnſon endlich dem Gewichte ihres Kummers; Eine finſtre Melancholie bemächtigte ſich ihrer Seele, vermehrte ihre Kränklichkeit und brachte ſie in kurzer Zeit an den Rand des Grabes. Swift, von ihrem Zuſtande gerührt und von den Vorwürfen ſeines Gewiſſens beunruhigt, erholte ſich nun von ſeinem Taumel; die alte Zärtlichkeit für ſeine Stella erwachte wieder und verdrängte alle neuern Empfindungen aus ſeiner Bruſt. Er bat einen gemeinſchaftlichen Freund, ſie zu beſuchen, nach der Urſache ihres Kummers und ihrer Krankheit zu forſchen und ihr die Verſicherung zu geben, daß Swift bereit ſey, alles Mögliche zu thun, um ſie zu beruhigen. Auf dieſe Verſicherung öfnete Miſtriß Johnſon ſeinem Abgeſandten

ihr ganzes Herz, unterrichtete ihn van ihrer Neigung, ihren Wünſchen und Erwartungen und ſetzte endlich hinzu, daß ſie ſich nur in der Hofnung, einſt Swifts Gattinn zu werden, ſo lange Jahre hindurch über das, durch ihre Verbindung mit ihm veranlaſſte Gerede der Welt hinweggeſetzt hätte, daß ſie aber nun, da er nicht geneigt ſchiene, ihr ſeine Hand anzubiethen, den Verluſt ihres guten Rufs nicht überleben könne. Dieſe Erklärung beantwortete der Dechant auf folgende Weiſe: „Er habe ſich von jeher vorgenommen
„gehabt, nie zu heyrathen, ſo lange er
„ſich nicht im Stande ſähe, ſeine Familie
„anſtändig zu ernähren, und das könne er
„jetzt um ſo weniger, da er mit Schulden
„überhäuft und ohne die Ausſicht zu Verbeſſerung
„ſeiner Lage ſey. Da indeſſen Miſtriß
„Johnſon ſich durch die Verläumdungen
„ihrer Ehre ſo tief gekränkt fühlte, daß ihre
„Geſundheit darunter litte, und er (Swift)
„ſie doch unter andern Umſtänden allen Frauenzimmern
„vorgezogen haben würde; erbiethe
„er ſich, unter zwey Bedingungen, ſie zu
„heyrathen. Die erſte Bedingung ſey, daß
„ſie

„ſie fortführe, wie bisher, nie in demſelben Hauſe mit ihm zu leben; die andre, daß die Verbindung ewig ein Geheimniß bliebe, wenn nicht ein beſondrer Fall die Bekanntmachung unumgänglich nöthig machte.“ Obgleich dieſe Bedingungen der Miſtriß Johnſon nicht ganz angenehm waren; ſo ließ ſie ſich doch, da ſie Swifts Feſtigkeit kannte und ihr wenigſtens das Vergnügen blieb, Miß Vanhomrich durch dieſen Schritt aller Hofnung zu berauben, willig finden und die Trauung wurde im Jahre 1716 ohne Zeugen vollzogen. Die Bedingungen aber blieben auch nicht unerfüllt und Stella bezog eine abgeſonderte Wohnung in der Stadt, wo ſie ſeine Beſuche annahm und ſie auch, in Begleitung der Miſtriß Dingley, in der Dechantey erwiederte. Einige Zeit nachher, als ſich Swift ſeiner Schulden entledigt und dadurch ſeine Vermögens-Umſtände etwas verbeſſert hatte, fing er an, etwas weniger ſparſam zu leben und beſtimmte wöchentlich zwey Tage, an welchen er Einige ſeiner Freunde zum Eſſen einlud. Bey dieſen kleinen Feſten war Miſtriß Johnſon immer gebergiſchen Dienſten General war.) Der Gedanke an die Trennung ſchien mir unerträglich; Der General half mir auf einmal aus dieſer Verlegenheit. »Ich hoffe« ſprach er: »wir werden hier nicht von einander ſcheiden, ohne uns wiederzuſehn, und zwar bald wiederzuſehn, wenn ich dabey ſeyn ſoll. Sie wollen einige teutſche Höfe beſuchen; was hindert Sie, Ihren Weg über Stuttgard zu nehmen! In vier Wochen ſind wir dort; vorher muß ich mich eine Zeitlang bey meinem Schwager im Hannöverſchen aufhalten. Jetzt ſind wir im Auguſt; Reiſen Sie herum, bis im November: ſuchen Sie Sich einen Ort aus, wo Sie Sich feſtſetzen wollen und dann kommen Sie, bevor Sie Sich in's Joch ſpannen, den Winter bey uns zuzubringen! Eine Wohnung können wir Ihnen nicht bey uns anbiethen; aber zu jeder Stunde des Tags iſt Ihnen unſer Haus offen, und wenn Sie ſonſt nirgends gebeten ſind; ſo verſteht's ſich, daß Sie bey uns ſpeiſen.« Einen ſo herrlichen Vorſchlag nahm ich mit dankbarem Herzen an; ich blickte fragend nach Julien hin; ſie verſtand mich; ihr Geſicht erheiterte ſich: »o! thun Sie das, Herr Graf!« ſagte ſie »wir wollen dann recht viel Muſic mit einander machen, und die genwärtig; aber der Dechant zeichnete ſie nie vor andern Gäſten aus. Ihre feine Sitten, ihre Sanftmuth, ihr Witz, die Würde ihres Betragens und ihre Beſcheidenheit machten ſie zum Gegenſtande der allgemeinen Bewunderung und flößten dem kleinen Cirkel ſo viel Achtung für ſie ein, daß es niemand wagte, ihr ſonderbares Verhältniß mit dem Dechanten zu tadeln, um ſo weniger, da man ſchon daran gewöhnt war, daß er ſich oft über eingeführte Gebräuche hinwegſetzte.

Nachdem Swift auf dieſe Weiſe Miſtriß Johnſon beſänftigt und ihre Geſundheit und Gemüthsruhe wieder hergeſtellt hatte, war es nun ſeine nächſte Sorge, die Verbindung mit der Miß Vanhomrigh abzubrechen und ihr alle Hofnungen auf eine Heyrath zu benehmen. In dieſer Abſicht beſuchte er ſie in Begleitung des Dechanten Winter, der ein Mann von anſehnlichem Vermögen, ihr erklärter Liebhaber war und in ſeiner Gegenwart nochmals um ihre Hand anhielt. Dies Verfahren, wodurch Swift ſich gleichſam zum Freywerber ſeines Nebenbuhlers aufzuwerfen und ſeinen eignen Anſprüchen auf Vaneſſa zu entſagen ſchien, kränkte Dieſe auf das empfindlichſte. Sie ſchlug Winters Antrag und alle ähnlichen, die ihr in der Folge gemacht wurden, mit Verachtung aus, zog ſich, um fernern Ueberläſtigkeiten auszuweichen, auf eines ihrer Güter in der Nähe von Celbridge zurück und überließ ſich dort ganz ihrer Liebe, die, durch Stille und Einſamkeit genährt, endlich zu einem Grade von Raſerey ſtieg. Sie hatte Tag und Nacht keinen andern Gedanken, als Cadenus und ſchrieb ihm, ununterbrochen und ohne ſich durch die Kälte ſeiner Antworten abſchrecken zu laſſen, die zärtlichſten Briefe, woraus eine heftige und beynahe abgöttiſche Leidenſchaft ſprach. Swift ſelbſt fühlte ſich, ungeachtet ſeiner Entſchlüſſe, oft ſo von ihrer und vielleicht auch ſeiner eignen Neigung hingeriſſen, daß es ihm unmöglich ſchien, ſich ganz von ihr loszuſagen und da er auch nun ſah, daß alle ſeine angenommene Gleichgültigkeit und Strenge nicht im Stande war, ſie zu einer Veränderung ihrer Geſinnungen zu bewegen, folgte er dem Hange ſeines Herzens, fing an, ihr mit Schonung und Güte zu begegnen und that ihr ſogar einſt, als Eiferſucht auf Miſtriß Johnſon ſie zur Verzweiflung gebracht hatte, in einem ſeiner Briefe eine völlige Liebeserklärung.

Da indeſſen dieſe Liebeserklärung nicht von einem Heyrathsantrage begleitet war; dauerte ihre Freude darüber nicht lange, um ſo mehr da ſie nicht begreifen konnte, warum es ihm nicht einfiel, ſein und ihr Glück durch eine ſolche Verbindung zu beſtätigen. Er hatte ja ſeine Neigung für ſie geſtanden; ihr Vermögen war anſehnlich; die Verſchiedenheit des Alters nicht mehr ſo groß; indem ſie jetzt in ihrem ſieben und dreyſſigſten Jahre ſtand; Was alſo konnte ihn davon abhalten? — In dieſer Ungewißheit fiel es ihr auf einmal ein, daß das ſchon ſeit einiger Zeit verbreitete Gerücht von Swifts Heyrath mit der Miſtriß Johnſon wohl gegründet und die Urſache ihres Unglücks ſeyn könne. Um ſich darüber Aufklarung zu verſchaffen und ihren quälenden Zweifeln ein Ende zu machen, ſchrieb ſie ihrer Nebenbuhlerinn ein kurzes Billet, und bat ſie, ihr zu ſagen, ob ſie mit dem Dechanten verheyrathet ſey, oder nicht? Miſtriß Johnſon antwortete bejahend, ſchickte das Billet der Miß an Swift, verließ gleich nachher, ohne den Dechanten zu ſehn, oder ſich ſchriftlich gegen ihn zu erklären, die Stadt und zog ſich voll Unwillen nach Wood-Park, einem Landgute des Herrn Forde, zurück. Swift aber fühlte ſich durch die Unvorſichtigkeit der Miß Vanhomrigh beleidigt, und da ihn die plötzliche Abreiſe der Miſtriß Johnſon überzeugte, daß ihr die Sache verdächtig geſchienen und ihre Ruhe geſtöhrt hatte, ließ er ſich von der Heftigkeit ſeines Zornes ſo ſehr hinreiſſen, daß er ſogleich nach Celbridge ritt und mit einem höchſt unfreundlichen Blicke in Vaneſſens Zimmer trat. Sie bat ihn zitternd, ſich niederzuſetzen; er ſchlug es aber ab, warf einen Brief auf den Tiſch und entfernte ſich wieder. Als Miß Vanhomrigh den Brief öfnete, fand ſie ihr eignes Billet an Miſtriß Johnſon und ſonſt nichts darinn, welches ſie ſo ſehr kränkte und ihr Herz ſo tief verwundete, daß ſie plötzlich in ein hitziges Fieber verfiel und bald nachher ſtarb. Als Swiſt die Nachricht von ihrem Tode erhielt, ſetzte er ſich auf ſein Pferd und verließ die Stadt, ohne irgend jemand ſeinen Reiſeplan mitzutheilen. Er ſah nämlich voraus, daß dieſer Vorfall groſes Aufſehn erregen und mancherley Klatſchereyen veranlaſſen würde; Er hielt es daher für das Klügſte, ſich auf einige Zeit zu entfernen. Da er nun in dem ſüdlichen Theile von Irland noch gänzlich unbekannt war und ſich dort alſo ganz frey und ungeſtöhrt ſeinem Schmerze über den Verluſt der Geliebten, (der noch durch das Bewuſſtſeyn, daß er Schuld an ihrem Tode wäre, erhöht wurde) überlaſſen durfte, bediente er ſich dieſer Gelegenheit, um jene Gegenden zu beſuchen. Zwey Monate hindurch ließ er gar nichts von ſich hören und ſeine Freunde ſiengen ſchon an, desfalls ſehr unruhig zu werden, als der Doctor Sheridan auf einmal einen Brief von ihm erhielt, worinn er ſeine baldige Ankunft meldete und Sheridan erſuchte, ihm entgegen zu kommen.

Miß Vanhemrigh hatte kurz vor ihrem Tode ihr, zu Swifts Vortheile gemachtes Teſtament umgeſtoßen und einen gewiſſen Marſhall nebſt dem berühmten Doctor Berkeley zu ihren Haupt-Erben und Executoren eingeſetzt. Der Erſte war ein Verwandter von ihr, der Andre aber nur ein Bekannter, den ſie ſchätzte und verehrte. In ihrer letzten Krankheit gab ſie dieſen beyden Leuten den ausdrücklichen Befehl, gleich nach ihrem Tode ihren ganzen Briefwechſel mit Swift und das Gedicht Cadenus und Vaneſſa öffentlich bekannt zu machen. Man machte auch Anſtalt dazu, und ſchon waren einige von den Briefen gedruckt; als der Doctor Sheridan es erfuhr und, voll Beſorgniß, daß der Ruf ſeines Freundes, der noch immer abweſend war, darunter leiden mögte, die Teſtaments-Vollzieher bewog, den Druck aufzuhalten. Das Gedicht aber kam würklich heraus, weil man es für unſchädlich hielt; Es gab aber doch Anlaß zu mancherley Verläumdungen.

Miſtriß Johnſon hielt ſich indeſſen immer noch in Wood-Park bey Forde auf, der ſich alle Mühe gab, ihr Gemüth zu beruhigen und ihren Unwillen, der durch die Bekanntmachung des eben erwähnten Gedichtes von Neuem gereizt worden war, zu ſtillen. Das liebenswürdige Bild, welches Swift darinn von ihrer Nebenbuhlerinn unter dem Namen Vaneſſa entworfen hatte, erregte ihren Neid, der ſich zuweilen auf eine Art äuſſerte, die mit ihrem ſonſt ſo ſanften Character gar nicht übereinſtimmte. Folgende Anecdote liefert uns einen auffallenden Beweis davon. Es traf ſich nämlich, daß, während ihres Aufenthalts in Wood-Park, einige Herrn, denen ihre Lage unbekannt war, zum Beſuche dahinkamen. Da nun das eben herausgekommne Gedicht damals den Haupt-Gegenſtand der Unterhaltung in allen Geſellſchaften ausmachte, fiel auch jetzt das Geſpräch darauf und Einer von den Fremden ſagte, Vaneſſa müſſe wohl ein auſſerordentliches Frauenzimmer geweſen ſeyn, da ſie dem Dechanten Gelegenheit gegeben habe, ein ſo ſchönes Gedicht zu ihrem Lobe zu verfertigen. Mistriß Johnſon lächelte und meinte, daß ſey grade noch kein

Beweis für die Verdienſte der Miß, indem Swift ja ſogar über einen Beſen-Stiel etwas Artiges zu ſagen gewuſſt habe.

Uebrigens gab dies Gedicht Swifts Feinden und Neidern, die nur auf eine Gelegenheit lauerten, ſeinen Character zu verunglimpfen, eine erwünſchte Veranlaſſung dazu, indem es eine Stelle enthält, die allenfalls einer nachtheiligen Auslegung fähig iſt. Dieſen Umſtand wuſſte man ſo gut zu benutzen, daß ſein Ruf und der Ruf der Miß ſehr darunter litten und ſich die Verläumdungen gegen ihn in kurzer Zeit allgemein verbreiteten. Die Stelle, von welcher hier die Rede iſt, konnte, aus dem Zuſammenhange geriſſen, vielleicht zweydeutig ſcheinen; Allein dies fällt weg, ſobald man das Ganze überſieht, indem Cadenus darinn als ein alter Geiſtlicher von den ſtrengſten Sitten und Vaneſſa als ein Muſter jeder weiblichen Vollkommenheit und beſonders der Sittſamkeit geſchildert werden. Zudem überzeugt uns das ganze Betragen dieſes Frauenzimmers gegen ihren verehrungswürdigen, geliebten

Lehrer, daß alle ihre Wünſche und Hofnungen auf eine ehliche Verbindung mit ihm hinausliefen?

Aber, wird man mir einwenden, unterhielt nicht Swift nach der Herausgabe des Gedichts noch acht oder neun Jahre hindurch einen geheimen Umgang mit der Miß? War er nicht oft halbe Tage lang allein mit dieſem jungen, liebenswürdigen Mädchen, das ihn anbethete, ſo wie ſie ihm eine zärtliche Neigung eingeflößt hatte und gab er nicht wenigſtens dadurch der Verläumdung einen ſcheinbaren Vorwand, ſeinen Character anzugreifen? — Das iſt freylich wahr; indeſſen finden wir unwiederlegbare Beweiſe ſeiner Unſchuld in allen Briefen, die je zwiſchen ihm und der jungen Miß gewechſelt wurden.

Noch überzeugendere Beweiſe von der Falſchheit dieſer gegen den Dechanten ausgeſtreuten Verläumdungen liefert uns ſein regelmäßiger Lebenswandel, ſeine wenige Neigung für das weibliche Geſchlecht und ſeine mit Miſtriß Johnſon vor der Heyrath gemachte Bedingungen, welcher letztere Punct um ſo kräftiger für ihn ſpricht, da es äuſſerſt ſchändlich geweſen ſeyn würde, wenn er, der ſeinen rechtmäßigen Anſprüchen auf ſeine Frau freywillig entſagte, zu gleicher Zeit ein ſträfliches Liebesverſtändniß mit einem Mädchen unterhalten hätte, deſſen Mutter ihm, in feſtem Vertraun auf ſeine Rechtſchaffenheit, freyen Zutritt in ihrem Hauſe erlaubte und ihn mit ſchweſterlicher Liebe behandelte.

Ich habe ſchon geſagt, daß Swift, gleich nach dem Tode der Miß Vanhomrigh, eine Reiſe in den ſüdlichen Theil von Irland unternahm und zwey Monate ausblieb; Miſtriß Johnſon aber hielt ſich die ganze Zeit hindurch in Wood Park auf, welches ſie auch erſt ein Vierteljahr nach ſeiner Zurückkunft verließ, um ſich wieder nach Dublin zu begeben, wo ſie ſich mit dem Dechanten verſöhnte.

Dieſer fand bald darauf Gelegenheit, ihr einen Beweis ſeiner erneuerten Zärtlichkeit für ſie zu geben, indem er den folgenden

»Zeit ſoll Ihnen bey uns nicht lange dauren.« — Nun wurde mir der Abſchied weniger ſchmerzlich; ich bat um Erlaubniß, dem Fräulein zuweilen ſchriftlich Nachricht von dem geben zu dürfen, was mir auf der Reiſe merkwürdig vorkommen könnte, erhielt dieſe Erlaubniß, und wir trennten uns.

Da jetzt der Gedanke einen feſten Wohnplatz zu wählen und wieder in Dienſte zu treten, herrſchender als vorhin bey mir geworden war; ſo beſchloß ich, zuerſt nach *** zu reiſen, wohin ich, wie Sie wiſſen, auch nachdem ich meinen Abſchied genommen, geſchrieben hatte. Gleich bey meiner Ankunft und noch ehe ich dem Miniſter meine Aufwartung machte, ſuchte ich durch einen ſichern Mann, dem ich von guter Hand empfohlen war, zu erfahren, ob auch hier nachtheilige Gerüchte von mir wären ausgeſprengt worden, und ſiehe da! meine Feinde waren nicht ungeſchäfftig geweſen. »Doch »hat das nicht viel auf ſich;« ſagte der Mann, »man hegt hier nicht die vortheilhafteſte Meynung »von der Verfaſſung, die in ihrem Vaterlande »herrſcht, und es wird Ihnen hier wohl nicht viel »ſchaden, wenn man Sie dort verkannt haben ſollte. »Indeſſen wird es ihnen doch angenehm ſeyn, dieſen »Wink zu erhalten.« Diesmal handelte ich nun klüganzen Sommer mit ihr in einer der abſcheulichſten Gegenden von Irland und in der armſeligſten Hütte, die man ſich nur denken kann, zubrachte und doch verſicherte, daß dies faſt der glücklichſte Zeitraum ſeines Lebens geweſen ſey. Bald nachher reiſte er nach England und erhielt dort, wie wir wiſſen, die Nachricht, daß eine Auszehrung ihrem Leben Gefahr drohe. Wie lebhaft ſein Schmerz hierüber war, beweiſen einige Briefe an ſeinen Freund Sheridan, worinn er ſagt: es ſey ſein eifrigſter Wunſch, Miſtriß Johnſon nicht zu überleben. Daß Swift nach Irland zurückkehrte, um ſeine Freundinn noch einmal zu ſehn, ſie beſſer fand, im nächſten Jahre wieder nach London gieng und dort erfuhr, daß ſich ihre Krankheit nochmals eingeſtellt habe und ſie dem Grabe nahe ſey, iſt ſchon an einem andern Orte geſagt worden, ſo wie auch, daß ſeine eigne ſchwächliche Geſundheit ihn verhinderte, ſogleich zu ihr zu eilen; Indeſſen that er dies doch, ſobald er nur einigermaßen hergeſtellt war und ſuchte ihr den Uebergang vom Leben zum Tode durch Tröſtungen der Freundſchaft und Religion ſo viel als möglich zu erleichtern. Die Gebethe, welche er bey dieſer Gelegenheit verfertigte, ſind in dem einfachen Style wahrer chriſtlicher Frömmigkeit geſchrieben.

Kurz vor ihrem Tode, als ſie ſich ihrem Ende nahe fühlte, beſchwur Miſtriß Johnſon den Dechanten in Gegenwart des Doctors Sheridan (von dem ich auch dieſe Nachricht habe) auf die dringendſte und rührendſte Weiſe, ihre letzte Bitte ihr zu gewähren und durch öffentliche Bekanntmachung ſeiner geſetzmäßigen Verbindung mit ihr, ihr Andenken vor Verläumdungen zu ſichern. Swift aber antwortete ihr nicht, ſondern verließ ſtillſchweigend das Zimmer und beſuchte ſie vor ihrem Tode nicht wieder. Dies Betragen brachte Miſtriß Johnſon faſt zur Verzweiflung. Anfangs äuſſerte ſich ihr Schmerz durch Thränen und Klagen; Nachdem ſie ſich aber wieder etwas gefaſſt hatte, gewannen Zorn und Unwille die Oberhand; Sie ließ einen Notarius kommen und machte ein Teſtament, welches ſie mit ihrem Familien-Namen unterzeichnete und worinn ſie ihr ganzes

Vermögen zu wohlthätigen Zwecken beſtimmte. Dem Doctor Sheridan, den ſie zu ihrem Executor ernannte, hatte ſie ein anſehnliches Legat zugedacht, welches er aber ausſchlug, indem er ſie bat, die, zu wohlthätigen Zwecken ausgeſetzte Summe dadurch zu vermehren. Uebrigens blieb Sheridan in den letzten Tagen ihres Lebens beſtändig bey ihr und drückte ihr die Augen zu, als ſie ſtarb. Sein Kummer über ihren Verluſt war kaum geringer, als der, welchen Swift zeigte; Auch hatte ſie ihn ſtets Swiſts andern Freunden vorgezogen und an ſeiner Geſellſchaft, als der einzigen, die ihr in Swiſts Abweſenheit Troſt gewähren konnte, Vergnügen gefunden. Nach ihrem Tode machte Sheridan dem Dechanten bittre Vorwürfe über ſeine Härte und Grauſamkeit gegen ſie und es dauerte lange, ehe er es ihm gänzlich verzieh.

Was aber Swiſts Betragen an ſich ſelber betrifft; ſo ſcheint es, als ſey ihm der Antrag der Miſtriß Johnſon ſo unerwartet gekommen, daß ihn eigentlich das Erſtaunen abhielt, ihr zu antworten. Ich habe ſchon ge-

geſagt, daß er ſich nur aus Gefälligkeit und um ihr Gemüth zu beruhigen der Trauung unterwarf, und die bey dieſer Gelegenheit gemachten Bedingungen ſtets ſtreng beobachtete. Da nun ſeitdem ſo manches Jahr verfloſſen war, ohne daß die Heyrath je bekannt geworden, und da Miſtriß Johnſon befriedigt zu ſeyn ſchien; mußte es ihn da nicht befremden, jetzt eine Bitte aus ihrem Munde zu hören, deren Gewährung ihr nach ihrem Tode gar keinen Nutzen ſchaffen, für ihn aber nachtheilige Folgen haben konnte, indem die Welt es ihm vielleicht ſehr übel ausgelegt haben würde, daß er, als ein Geiſtlicher, eine heilige Cäremonie profanirt und die Trauung gleichſam nur zum Scherze hätte vornehmen laſſen. Hierzu kam noch, daß die Verläumdung bey ſeinem Rufe, ſchon in Anſehung der Verbindung mit Vaneſſa, ſehr geſchäftigt geweſen war und er daher beſorgte, die Bekanntmachung ſeiner Heyrath mögte die Sache noch ſchlimmer machen und ſeine vermeinte Strafbarkeit vergrößern. Wie ſehr es ihm immer am Herzen gelegen hatte, dies zu verhindern, ſieht man aus den Briefen, welche er während der Krankheit der Miſtriß Johnſon von England aus an ſeine Freunde nach Irland ſchrieb und auch daraus, daß er ihr rieth, ihr Vermögen zu wohlthätigen Zwecken anzuwenden.

Bey dieſen Geſinnungen und da er überzeugt zu ſeyn glaubte, daß Stella eben ſo dachte, muß uns nun ſein Betragen gegen ſie und die Nicht-Erfüllung ihrer letzten Bitte nicht mehr unnatürlich ſcheinen. Er fand dieſe Bitte unvernünftig und um ſo abgeſchmackter, da ihr Ruf ſtets rein und unbefleckt geblieben war und ſie alſo wahrſcheinlicher Weiſe dies nur zum Vorwande nahm, um ihre Eitelkeit zu befriedigen, die ſich durch den Gedanken, der Nachwelt als die Gattinn eines ſo auſſerordentlichen Mannes, wie Swift war, bekannt zu werden, geſchmeichelt fand. Dieſe Schwachheit auf ſeine Unkoſten zu nähren, hielt er für unnöthig und man kann ihn desfalls um ſo weniger tadeln, da es ihn gewiß heimlich ſchmerzte, ſeiner Freundinn dieſe letzte Gefälligkeit nicht erweiſen zu können.

Bey dieſer Gelegenheit kann ich nicht umhin, eine Bemerkung zu machen, die Swifts Uneigennützigkeit ſehr zur Ehre gereicht, nämlich daß er, indem er die Bekanntmachung ſeiner Heyrath verhinderte, freywillig auf das Vermögen der Miſtriß Johnſon Verzicht that, welches ihm ſonſt natürlicher Weiſe zugefallen ſeyn müſste. Daß er ſchon lange vor ihrem Tode dieſer Erbſchaft entſagte, beweiſt uns ein Brief an Worral, worinn er den Wunſch äuſſert, Miſtriß Johnſon mögte ein Teſtament machen und ihr Vermögen zu irgend einer wohlthätigen Anſtalt verwenden. Dieſelbe Uneigennützigkeit zeigte er auch in Anſehung der Miß Vanhomrigh, indem er zu einer Zeit, da er wuſste, daß ſie ihm ihr ganzes anſehnliches Vermögen zugedacht hatte, die Verbindung mit ihr abbrach.

Ich habe mich bloß desfalls ſo lange bey dieſer Periode in Swifts Leben verweilt, um die mancherley Muthmaſſungen, welche ſeine bey der Heyrath mit Miſtriß Johnſon gemachten Bedingungen veranlaſſten, zu widerlegen. Eine der abgeſchmackteſten und unglaublichſten und die doch lange Zeit hindurch allgemeinen Glauben fand, iſt die, daß Stella Sir William Temple's natürliche Tochter, Swift ſein unehlicher Sohn, und die Entdeckung dieſer Verwandtſchaft die Urſache ihres ſonderbaren Verhältniſſes im Eheſtande geweſen ſey. Um die Falſchheit dieſer Behauptung darzuthun, braucht man nur auf die Zeit von Swifts Geburt zurückzugehn und man wird finden, daß Sir William damals ſchon ſeit zwey Jahren abweſend war und auch noch drey Jahre nachher auswärts blieb, indem er als Geſandter dem Nimwegiſchen-Friedens-Congreſſe beywohnen muſſte. Auch ſcheint es aus allen Umſtänden, als habe Temple Swifts Mutter nicht einmal gekannt. Was aber Miſtriß Johnſon betrifft; ſo ſagt Swift (in deſſen Wahrhaftigkeit wir keinen Zweifel ſetzen können) in einem Tractate über ihren Tod: „Sie war gebohren am 13ten März, im „Jahre 1681, in Richmond. Ihr Vater „war der jüngere Sohn einer angeſehenen

„Familie in der Grafſchaft Nottingham, „ihre Mutter aber von geringem Stande.“

Nachdem wir auf dieſe Weiſe des Dechanten Betragen gegen zwey Frauenzimmer, die ihm auf verſchiedne Weiſe gleich theuer zu ſeyn ſchienen, unterſucht und gefunden haben, daß er ein wahrer Platoniſt in der Liebe war; wollen wir nun auch ſein Betragen in Anſehung ſeiner Freunde zergliedern. Ich habe in dieſem Buche ſchon mehrere Beweiſe davon gegeben, daß ſein Herz äuſſerſt empfänglich für Freundſchaft war, und daß Addiſon, Prior, Arbuthnot, Gay, Pope, Mylord Orford, Mylord Peterborough, der Herzog von Ormond und manche Andre ihm Alle gleich theuer zu ſeyn ſchienen. Indeſſen pflegt man doch gewöhnlich Einen Freund allen Andern vorzuziehn, ihm ſein ganzes Vertraun zu ſchenken, Kummer und Freude mit ihm zu theilen, Troſt und Rath bey ihm zu ſuchen, und einen ſolchen hatte Swift an dem Doctor Sheridan, mit dem er auf folgende Weiſe bekannt wurde. Er bat nämlich einen gemeinſchaftlichen Bekannten, ihn mit Sheridan, den man ihm als einen witzigen, muntern Mann geſchildert hatte, zuſammenzubringen und dies geſchah. Die beyden Gelehrten ſchienen ſogleich Geſchmack an einander zu finden; Man brachte den Tag ſehr fröhlich hin und als man ſich am Abende trennte, ſagte Swift auf ſeine gewöhnliche ſcherzhafte Weiſe: „Ich lade hiermit die ganze verſammelte „Geſellſchaft, den Doctor Sheridan ausge„nommen, auf den nächſten Donnerſtag „zum Mittagseſſen bey mir ein.“ Man kann leicht denken, daß Sheridan nicht ausblieb und dieſe beyden Genies, die ſich durch eine große Aehnlichkeit in Denkungsart und Temperament zu einander hingezogen fühlten, wurden bald unzertrennlich. Auch verſchaffte ihm Sheridan eine zahlreiche Bekanntſchaft unter den Männern, die ſich damals durch Witz, Talente und Gelehrſamkeit am mehrſten auszeichneten, und worunter ſich viel Mitglieder der Univerſität beſonden. Dadurch kam er mit den angeſehenſten Familien von Irland in

Verbindung, die ihm ihre Kinder anvertraueten und, da er ein äuſſerſt angenehmer Geſellſchafter war, an ſeinem Umgange groſſes Vergnügen fanden. In den Cirkel ſolcher Menſchen verlebte Swift manche Jahre hindurch ſehr glückliche Stunden und weil man wuſſte, daß er nie zufrieden und in guter Laune ſchien, wenn ſein Freund Sheridan nicht zugegen war, verſaumte man nicht. Dieſen zu jeder Geſellſchaft einzuladen, wo man Swift erwartete.

Da bey ſolchen Gelegenheiten, wo ſich die Mitglieder der Univerſität faſt immer gegenwärtig befanden, oft von wiſſenſchaftlichen Gegenſtänden die Rede war; hielt es Swift, der nicht gern die ſchlechteſte Rolle in dieſer Verſammlung ſpielen wollte, für unumgänglich nöthig, die griechiſche und lateiniſche Sprache, welche er eine Zeit lang vernachläſſigt hatte, wieder auf's Neue zu ſtudieren. In dieſer Abſicht ladete er den Doctor Sheridan ein, ſeine Ferien in der Dechantey zuzubringen, ließ ihm ein Zimmer bereiten, las unter ſeiner Aufſicht alle griechiſchen und laklüger, und ohne abzuwarten, daß ich erſt durch Mißtrauen und Kälte verſtimmt würde, eröffnete ich mich dem Miniſter, gleich bey dem erſten Beſuche, den ich ihm ablegte, ſagte ihm etwas von kleinen, doch nicht gefährlichen Unvorſichtigkeiten, wozu Jugend ein heftiges Temperament und unedle Behandlung mich ehemals verleitet hätten, eröffnete ihm meine Beſorgniß, daß man daraus vielleicht könne Veranlaſſung genommen haben, mich bey ihm in böſen Ruf zu ſetzen, appellirte an ſeine allgemein bekannte unpartheyiſche Gerechtigkeit und Menſchenkenntniß und empfahl mich ſeinem Schutze. Dies ſchien gute Würkung zu thun; er war äußerſt gütig und zuvorkommend gegen mich, obgleich er mir nichts Gewiſſes verſprach, und ich genoß in ſeinem Hauſe eine Gaſtfreundſchaft, die auch das übrige Publikum zur Höflichkeit gegen mich ſtimmte. Dieſe Behandlung gab mir Muth, Zuverſicht und gute Laune und in wenig Tagen glaubte ich würklich zu bemerken, daß ich bey Hofe und in der Stadt keine ſchlechte Rolle ſpielte. Man hatte mir unter der Hand vertrauet, daß der Herr Miniſter von ſeiner Frau Gemahlin regieret würde, und daß es alſo der Klugheit gemäß ſey, die Dame für mich einzunehmen, und von dieſer Nachricht machte ich ſo guten Gebrauch, daß man in kurzer Zeit mich wegen

der

teiniſchen Claſſiker und wurde durch dieſen öftern Umgang immer vertraueter mit ihm. Der Doctor Sheridan war ein Mann von ſehr offnem und gradem Character, von feinem Ehrgefühle, übertriebner Großmuth und Wohlthätigkeit und einem Geiſte, der ſich nie ſo weit herablaſſen konnte, durch Schmeicheley um die Gunſt der Großen und Mächtigen zu buhlen. Sein ganz zur Freundſchaft geſtimmtes Herz, ſeine lebhafte Einbildungskraft, ſein ſchneller Witz und die angenehme Verſchiedenheit ſeiner Laune, machten ihn zu einem ſo liebenswürdigen Geſellſchafter, daß ſelbſt der finſtre Menſchenfeind bey ihm nicht anders als vergnügt ſeyn konnte. Natürlich muſſte er daher dem Dechanten, der, wie wir wiſſen, durch den Tod der Königinn in eine äuſſerſt melancholiſche Stimmung gerieth, ſehr viel werth ſeyn, indem ſich Swift, zu ernſthaftern Geſchäften untüchtig, ganz den jeux d'eſprit widmete, worinn Sheridan ein Meiſter war. Ein ganzes Jahr hindurch ſchrieben ſich dieſe beyden Freunde täglich in Verſen und es wurde ausgemacht, daß Jeder in fünf Minuten ſeinen Brief fertig haben

muſs

mußte. Auch eine Menge von Räthſeln, Charaden und dergleichen, kamen bey dieſer Gelegenheit zum Vorſchein, wurden aber, ſo wie auch die Briefe, nicht aufbewahrt, ſondern entweder zerriſſen, oder verbrannt. Doch ſind einige der Zerſtöhrung entgangen und finden ſich in ſeinen Werken, worauf ich diejenigen meiner Leſer verweiſe, welche etwa Verlangen haben ſollten, dem Genie dieſes großen Mannes auch in den Spielen ſeines Witzes nachzuſpüren.

Indeſſen beſaß Sheridan, neben ſeinen vielen guten Eigenſchaften und angenehmen Talenten, auch einige Fehler und Schwachheiten, die Swift kannte und umſonſt zu verbeſſern verſucht hatte. Darunter gehörte zum Beyſpiel ein gänzlicher Mangel an Menſchenkenntniß, indem er andre Leute immer nach ſeinem eignen graden, kunſtloſen Herzen beurtheilte und desfalls oft das Spiel ſchlauer Betrüger wurde. Ferner kannte er auch den Werth des Geldes ſo wenig, daß er ſich nie nach ſeinen Umſtänden richtete, ſondern oft dem Hülfsbedürftigen ſeinen letzten

Heller reichte, ohne an ſeine eignen Bedürfniſſe zu denken. In der Unterhaltung ließ er ſich zuweilen durch ſeine lebhafte Einbildungskraft hinreiſſen und beleidigte oft durch ſcherzhafte Einfälle, ohne es zu wollen. Bey ſolchen Gelegenheiten nun verſäumte Swift nie, ihn auf ſeine Fehler aufmerkſam zu machen und ſparte weder Bitten, noch Ermahnungen; aber Sheridan war, obgleich zu ſchwach, ſeinen natürlichen Neigungen zu widerſtehn, doch zu eigenſinnig, um ſich von Andern leiten zu laſſen! Um nun wenigſtens einen ſeiner Fehler, den Hang zur Freygebigkeit, für ihn unſchädlich zu machen, ſtrebte Swift unaufhörlich darnach, das Seminarium, an dem ſein Freund als Lehrer ſtand, in Aufnahme zu bringen und dadurch deſſen Einkünfte zu vermehren. Er empfahl ihn bey jedermann, in Proſa und auch in einem lateiniſchen Gedichte dem Publico, als den geſchickteſten Schulmann ſeiner Zeit, verſah ſeine Geſchäfte, wenn er krank oder abweſend war, und wohnte immer dem vierteljährigen öffentlichen Examen als Richter bey Dieſe Bemühungen waren nicht ohne Erfolg, und es fand ſich nach einigen Jahren, daß das Seminarium mehr Schüler hatte, als irgend ein andres im Königreiche. Indeſſen bemerkte Swift bald, zu ſeinem großen Mißvergnügen, wie Sheridan ſeine gute Abſicht vereitelte, indem ſeine Ausgaben mit ſeinen Einkünften zunahmen, er oft koſtbare Feſte gab und ofne Tafel hielt. Um nun dieſer verſchwenderiſchen Lebensart, deren Folgen nicht anders als traurig für ſeine junge, ſich jährlich vermehrende Familie ſeyn kennten, ein Ende zu machen, nahm ſich Swift vor, ihm, wenn möglich, unter vortheilhaften Bedingungen eine Bedienung in einem entlegnen Theile des Königreichs zu verſchaffen, wo er wenigſtens nicht der Verſuchung ausgeſetzt wäre, ſeinem Hange zum Vergnügen zu folgen. Als daher bald nachher der Schullehrer in Armagh ſtarb und ſeine Stelle, die hundert Pfund (eine für die damaligen Zeiten ſehr anſehnliche Summe) eintrug, durch ſeinen Tod erledigt wurde, erſuchte der Dechant den Primaten Lindſay, der ihm ſeine Verſorgung verdankte, jene Stelle dem Doctor Sheridan zu geben. Der Primat gab ſeine Einwilligung und Swift eilte ſogleich mit dieſer Nachricht zu Sheridan, der noch nichts von der ganzen Sache wuſſte, ihm aber nun für ſeine Bemühungen dankte und ſagte, daß er ſich nicht eher entſchließen könne, den Vorſchlag anzunehmen, als bis er ſeine andern Freunde um Rath gefragt hatte. Vergebens ſtellte ihm Swift vor, daß nicht Alle, die an ſeinem Tiſche ſchmarotzten, ſeine wahren Freunde ſeyen, und daß der Eigennutz ſie vermuthlich bewegen werde, ihm abzurathen. Sheridan blieb bey ſeinem Entſchluſſe, verſammelte bald darauf ſeine gewöhnlichen Geſellſchafter (größtentheils Mitglieder des Collegiums in Dublin) und da ihn Dieſe, wie es Swift vorausgeſagt hatte, ermahnten, die Bedienung auszuſchlagen und ſich nicht auf dem Lande zu vergraben, ſondern in Dublin zu bleiben, wo er beſſere Ausſichten zu künftiger Beförderung hätte; folgte er dieſem Rathe, der nur zu ſehr mit ſeiner Neigung übereinſtimmte und vereitelte auf dieſe Weiſe Swifts Abſichten.

Indeſſen fing Sheridan nach einigen Jahren an, es herzlich zu bereuen, daß er nicht Swift, ſondern ſeinen Collegen Gehör gegeben, und die ihm angebothne Lehrſtelle ausgeſchlagen hatte. Dieſelbe Männer, welche er für ſeine wärmſten Freunde hielt, errichteten eine neue Schule, thaten alles Mögliche, um ſie in Aufnahme zu bringen und der ſeinigen dadurch zu ſchaden. In einem Briefe an Swift beklagt er ſich über dies Verfahren und macht ſich Vorwürfe darüber, daß er in der Wahl ſeiner Freunde ſo unvorſichtig geweſen ſey; Swift aber tröſtet ihn in ſeiner Antwort, und verſichert, daß ſeine Freunde ihm nicht aus böſer Abſicht, ſondern aus einer Art von Scherz, jenen Streich geſpielt hätten.

Nach dieſem fruchtloſen Verſuche, fand der Dechant einige Jahre hindurch gar keine Gelegenheit, ſeinem Freunde zu dienen, indem er ſelbſt bey den Groſſen gar nicht in Gunſt ſtand. Als aber in der Folge einer ſeiner alten Freunde, Mylord Carteret, Lord Statthalter wurde, empfahl er Dieſem ſogleich den Doctor Sheridan und verwandte ſich ſo ernſtlich für ihn, daß ihn Carteret zu ſeinem Haus-Capellan ernannte und einſt zu einem geiſtlichen Amte zu befördern verſprach. Auch entdeckte er bald die großen Schul-Kenntniſſe ſeines neuen Capellans, und da er dabey der angenehmſte Geſellſchafter war; nahm er ihn in den Cirkel ſeiner Freunde, die ſich bey ihm verſammelten, auf und ſtahl ſich oft in einem Miethwagen aus ſeinem Pallaſte weg, um den Abend mit Sheridan und Swift hinzubringen.

Einige Zeit nachher gab Mylord Carteret dem Doctor Sheridan eine Pfarre. Man glaubte allgemein, daß dies nur für's Erſte ſey, und er in der Folge eine beſſere Verſorgung erhalten würde; aber ganz beſondre Zufälle zerſtöhrten bald ſeine ſchönſten Ausſichten. Es traf ſich nämlich, daß Sheridan, als er in ſeine Pfarre eingeführt werden ſollte, von dem Archidiaconus von Cork, Ruſſel, erſucht wurde, am nächſten Sonntage für ihn zu predigen. Der Doctor verſprach es, vergaß aber, weil er immer ſehr zerſtreut war, ſeine Zuſage und ſaß am Sonntage Morgens noch ganz ruhig zu Hauſe in ſeinem

nem Nachtkleide, als ihn der Küſter aus dieſer Träumerey weckte und ihm ſagte, daß man ihn in der Kirche erwarte, worauf er ſich dann eilig ankleidete und, ohne hineinzuſehn, eine von den Predigten, die er mitgebracht hatte, in die Hand nahm. Nun traf es ſich aber grade, daß auf dieſen Sonntag der erſte Auguſt fiel und dies der Sterbetag der Königinn Anna und folglich ein damals für die Tories ſehr unglücklicher Tag war. Der Doctor aber, welcher hieran gar nicht dachte, wählte unglücklicherweiſe den Text: „Sufficient to the day is the evil thereof,“ und erregte dadurch ein allgemeines Murren. Ein Whig, der ſich auch gegenwärtig befand und für einen der heftigſten Anhänger ſeiner Parthey galt, reiſte ſogleich mit Extrapoſt nach Dublin und erregte dort durch Erzählung des Vorgangs den Unwillen der Whigs in ſo hohem Grade, daß ſich der Lord Lieutenant, (der übrigens ganz von ſeiner Unſchuld überzeugt ſchien, indem in der Predigt ſelbſt weder von Regierungsform, noch Partheyen, die Rede war und er ſie ſchon auf denſelben Text gehalten hatte,) um ſie zu beſänfſänftigen, genöthigt ſah, ihn aus der Liſte der Capellane auszuſtreichen und ihm das Schloß zu verbiethen. Bey dieſer Gelegenheit zeigte ſich Swift als ein wahrer Freund, unterſtützte Sheridan mit Rath und Troſt und gab ihm auch einige Hofnung, daß er ihn auf ſeiner nächſten Reiſe nach England bey dem Lord Carteret rechtfertigen und dadurch ſeine Ausſichten zu künftiger Verſorgung wieder herſtellen wolle.

Indeſſen gab dieſer, für den Doctor Sheridan übrigens ſo unangenehme Vorfall doch zu einer Verbeſſerung ſeiner Vermögens-Umſtände Anlaß, wodurch er mehr gewann, als ihm ſelbſt die reichſte Pfründe eingebracht haben könnte. Es wurde nämlich der Archidiaconus Ruſſel, für den er, wie wir wiſſen, an jenem unglücklichen Sonntage den Gottesdienſt verſehn hatte, durch ſein Unglück ſehr gerührt, und weil er ſich als die erſte Urſache davon betrachtete, wünſchte er, Sheridan auf irgend eine Weiſe zu entſchädigen, wozu er dann auch, da der Doctor eine zahlreiche Familie, er aber keine Kinder und ein groſſes

Vermögen hatte, leicht Mittel fand, indem er ihm den einträglichen Meyerhof Drumlane in der Grafſchaft Cavan ſchenkte. Dieſe großmüthige Handlung verdient gewiß den Platz, welchen ich ihr hier eingeräumt habe.

Indeſſen erreichte der wohlthätige Ruſſel ſeinen edlen Zweck doch nicht ganz, denn Sheridan fing nun an, ſich für einen reichen Mann zu halten und überließ ſich ganz ſeinem übertriebnen Hange zur Verſchwendung. Freylich mogten ſeine Einkünfte im Ganzen ſich wohl auf 1200 Pfunde belaufen, welches in damaligen Zeiten eine große Summe ausmachte, aber doch nicht hinreichend war, die Ausgaben zu beſtreiten, wozu ihn ſeine Freygebigkeit verleitete. Denn er nahm nicht nur viel Kinder in die Schule auf, welche er unentgeldlich unterrichtete, ſondern gab auch immer Einigen von ihnen Tiſch und Wohnung in ſeinem eignen Hauſe, bezahlte Koſtgeld für Andre, kleidete ſie und ſchickte ſie in der Folge auf die Univerſität, wo er ſie ganz wie ſeine Söhne unterhielt. Seinen Töchtern gab er die beſte Erziehung und ließ ſie in der Gunſt zu beneiden ſchien, in welcher ich bey dieſer mächtigen Familie ſtand.

Schon glaubte ich mich dem Ziele meiner Wünſche nahe und war im Begriffe mir entſcheidende Antwort auf mein Geſuch um Dienſte zu erbitten, an deſſen gutem Erfolge ich kaum mehr zweifelte, als ein unglücklicher Ball meine Hoffnungen auf einmal vernichtete.

Es fügte ſich nämlich, daß grade während meiner Anweſenheit in *** die Nichte des Miniſters an einen Cavalier aus Caſſel vermählt wurde. Dies gab Gelegenheit zu allerley Feſten, an welchen auch ich, den man als einen Freund vom Hauſe betrachtete, Theil nehmen durfte. Wie ich alles heftig trieb; ſo tanzte ich auch mit einer Lebhaftigkeit, dergleichen man ſonſt kaum an jungen wilden Engländern zu bemerken gewöhnt iſt. Dies, und daß ich zugleich nicht ſchlecht tanzte, zog aller Augen und vorzüglich die Aufmerkſamkeit der Gemahlinn des Miniſters auf mich, die mir mit groſem Wohlgefallen zuzuſehn ſchien — Ich muß Ihnen dieſe Dame in wenig Zügen ſchildern. Sie war eine Schwäbinn und damals etwa zwey und dreyßig Jahre alt. Schön war ſie nie geweſen, allein ſie hatte noch immer etwas in ihrem Aeußern, das den mehrſten

Kleidung alle neuen Moden mitmachen; Auch hielt er einen guten Tiſch, hatte täglich Fremde und ſtellte oft Concerte in ſeinem Hauſe an, die ihn nicht wenig koſteten, ihm aber großes Vergnügen machten, indem er ſelbſt ſehr muſicaliſch war. Während dieſer Zeit nun fing ſeine Schule, aus der vorhin erwähnten Urſache an, zu ſinken, ſeine Schüler nahmen ab und da er ſich nicht bewegen ließ, ſeinen Aufwand desfalls einzuſchränken, gerieth er bald ſo ſehr in Schulden, daß er ſeine Ländereyen verpfänden muſſte. In dieſer Verlegenheit ſchien ihm der Aufenthalt in Dublin unerträglich; Er vertauſchte alſo ſeine Pfarre mit der Frey-Schule in Cavan (die weit weniger einbrachte) und zog dorthin. Dies Alles wurde beſchloſſen und ausgeführt, ohne den Dechanten um Rath zu fragen, der es endlich müde geworden war, tauben Ohren zu predigen und ſich nicht mehr um Sheridans häusliche Angelegenheiten bekümmerte. Indeſſen gab er ihm doch bey dieſer Gelegenheit einen Beweis ſeiner Zuneigung, der hier bemerkt zu werden verdient. Es traf ſich nämlich, daß er grade dazu kam, als man in Sheridans Hauſe den Hausrath aus dem Wohnzimmer einpackte; und dieſer Anblick und die Erinnerung der glücklichen Stunden, welche er mit ſeinem Freunde in dem Zimmer genoſſen hatte, rührte ihn ſo tief, daß er in Thränen ausbrach und ſich erſt nach einiger Zeit wieder faſſen konnte. Dieſe Aeuſſerung ſeines weichen, gefühlvollen Herzens iſt um ſo mehr zu bewundern, da er damals in ſeinem ſiebenzigſten Jahre und alſo in einem Alter war, wo der Menſch gewöhnlich ſchon allen feinern Empfindungen abgeſtorben zu ſeyn pflegt.

Sheridan hatte kaum Zeit gehabt, in Cavan einheimiſch zu werden, als Swift, der ſeit dem Tode der Miſtriß Johnſon nicht ohne ihn leben konnte, ihm folgte, um den Winter bey ihm zuzubringen. Ich hielt mich grade in meines Vaters Hauſe auf, als er ankam und fand ihn zu meinem größten Schrecken merklich verändert. Sein Cörper war ſo ausgetrocknet, daß er einem neunzigjährigen Greiſe glich. Sein Gedächtniß hatte, ſo wie ſeine übrigen Geiſtes-Fähigkeiten, ſehr gelitten und ſein Temperament ſich ſo verändert, daß er verdrießlich, mürriſch und auffahrend geworden war. Indeſſen behandelte er mich doch, wie er immer gethan hatte, äuſſerſt freundlich. Da ich ſein Pathe war; hatte er mir von meiner Kindheit an vorzügliche Liebe und Güte bewieſen, mich zuweilen unterrichtet und, wenn ich mich gelehrig zeigte, beſchenkt. Auch fürchtete ich mich ſo wenig vor ihm, (indem er mir nie ein böſes Wort geſagt hette) daß ich ihm während ſeines Aufenthaltes in unſerm Hauſe täglich zwey oder drey Stunden lang vorlas; und ſeine Bemerkungen über das Geleſene gewährten mir zugleich Nutzen und Vergnügen. Ich habe ſchon geſagt, daß es ſeine Abſicht war, den ganzen Winter bey uns zuzubringen; Da aber unvermuthete Geſchäfte den Doctor Sheridan nöthigten, während der Weynachtsferien nach Dublin zu gehn und Swift nach ſeiner Abreiſe den Aufenthalt in Cavan unerträglich fand; folgte er ihm bald in die Hauptſtadt.

Ich kann nicht unterlaſſen, hier ein Beyſpiel des abſcheulichen Geizes anzuführen, der ſich in den letzten Jahren ſeines Lebens Seiner bemächtigte. Es hatte nämlich Sheridan die ſämtliche Bürgerſchaft von Cavan beredet, dem Dechanten bey ſeiner erſten Ankunft in ihrer Stadt vier Meilen entgegen zu gehn und ihn triumphirend in Cavan einzuführen. Dagegen verlangte nun auch der Doctor von Swift, daß er ihnen einen Schmaus geben ſollte, welches er ſich dann auch endlich, obgleich ſehr ungern, gefallen ließ, und ſie zu einem elenden Mittagseſſen in einem Gaſthofe einladete. Dort aber betrug er ſich ſo ſonderbar, daß er ſeine Gäſte dadurch in die größte Verlegenheit ſetzte. Er forderte die Rechnung, ehe die Mahlzeit verüber und der Wein getrunken war, beſchuldigte den Wirth, er habe ihm mehr aufgeſchrieben, als verzehrt worden ſey, zankte mit ſeinen Bedienten, weil ſie nicht Achtung gäben und wurde endlich ſo heftig, daß ſeine Leute aus dem Zimmer ſtürzten und auch Sheridan weggieng und ihn allein ließ. Dies war das einzige Mittel, ihn wieder zur Vernunft zurückzubringen, wenn er ſolche Anfälle hatte, da hingegen der geringſte Widerſtand oder auch nur die Gegenwart Derer über die er aufgebracht war, ſeinen Zorn oft bis zur Raſerey erhöhete.

Ein Beyſpiel ſeiner mürriſchen Laune liefert uns unter andern folgende Anecdote, die ſich bey ſeiner Ankunft in Cavan zutrug. Als nämlich die Bürger von Cavan ihm, (wie ich vorhin geſagt habe,) entgegen gingen, um ihn zu bewillkommen, hielt Einer von ihnen bey dieſer Gelegenheit eine Rede, die ſehr ſchmeichelhaft für den Dechanten, aber, weil der Redner mit etwas dicker Zunge ſprach, ſchwer zu verſtehn war. Als er geendigt hatte, fragte ihn Swift: ob er den Stadt-Sergeanten vorſtelle? (welches in Irland faſt nicht mehr als Conſtabel iſt.) und als Sheridan dies verneinte und ihm ſagte, daß es Herr Brooks, der Apotheker und älteſte Bürger von Cavan, ſey, erwiederte der Dechant: „Das dachte ich gleich, denn er „hat den Mund voll Mixturen und Latwergen.“ Wie ſehr muſſte er ſich verändert haben, da er im Stande war, dieſen Beweis der Achtung, welchen er ehemals mit herzlicher Dankbarkeit aufgenommen und erwiedert haben würde, jetzt mit Grobheit zu vergelten!

Von der Zeit an nahmen ſeine cörperliche und geiſtige Schwachheiten, und unter den letztern beſonders ſein Geiz, täglich in ſolchem Grade zu, daß Sheridan, der gewöhnlich ſeine Ferien bey ihm in der Dechantey zubrachte, ſich endlich verpflichtet glaubte, ihm Vorſtellungen darüber zu thun. Schon vor langer Zeit hatte Swift die Beſorgniß geäuſſert, daß auch ihn einſt die gewöhnlichen Schwächen des Alters und vorzüglich der Geiz (ein Laſter, das er ſtets verabſcheuete) befallen mögte; und er ließ ſich desfalls von Sheridan feyerlich verſprechen, daß er ihn davor warnen wolle, wenn er würklich in den Fall kommen ſollte, deſſen zu bedürfen. Jetzt nun ſchien dieſer Zeitpunkt gekommen zu ſeyn und Sheridan fing damit an, während ſeines Aufenthalts in der Dechantey, eine Liſte zu machen, in welche er die täglich vorfallenden Beyſpiele von Swifts Geize eintrug. Als er nach drey Wochen eine anſehnliche Menge ſolcher Anecdoten geſammelt hatte, fragte er eines Tages den Dechanten: ob er ſich noch jenes Geſpraͤchs uͤber den Geiz und auch des Verſprechens erinnerte, welches er, Sheridan, ihm damals habe thun muͤſſen? „Ich erinnere mich deſſen ganz genau" antwortete der Dechant „aber glauben Sie denn, daß „es jetzt Zeit ſey, es zu erfuͤllen?" „Nun" erwiederte Sheridan „das uͤberlaſſe ich Ihrem eignen Urtheile; Leſen Sie dies Papier „und ſagen Sie mir dann, ob es nicht hohe „Zeit iſt!" — Swift las; Schaam und Unwille ſprachen aus ſeinen Minen; Und nachdem er fertig war, lehnte er den Kopf auf ſeine Hand, ſah einige Minuten lang gedankenvoll zur Erde und ſagte endlich, indem er, ohne ſeine Stellung zu veraͤndern, einen ſehr bedeutungsvollen Seitenblick auf Sheridan warf: „Doctor! — haben Sie Gil Blas „nicht geleſen?" — Dies war naͤmlich eine Anſpielung auf die in dieſem Roman vorkommende Anecdote, daß Gil Blas, der einſt als Secretair bey einem Erzbiſchoffe ſtand, ſeinen Poſten verlohr, weil er ſeinem Herrn, auf deſſen ausdruͤckliches Verlangen, die Wahrheit geſagt hatte. Man kann leicht denken, daß

Sheridan, durch dieſen Auftritt von der Unheilbarkeit des Uebels überzeugt, es nie wieder wagte, mit ſeinem Freunde über die Sache zu reden.

Indeſſen hatte doch dies Laſter, von dem er in den letzten Jahren ſeines Lebens ſo unumſchränkt beherrſcht wurde; keinen Einfluß auf ſeine Wohlthätigkeit gegen Nothleidende, ſondern er verwandte noch immer einen anſehnlichen Theil ſeines Vermögens zu dieſem nützlichen Zwecke. Unter andern gab er einſt, und zwar grade zu der Zeit, da ſein Geiz auf das Höchſte geſtiegen war, zwanzig Pfund in eine Collecte, die für einen jungen Tiſchler geſammelt wurde, der durch eine Feuersbrunſt um ſein ganzes Vermögen gekommen war.

Als der Doctor Sheridan ſich in den Erwartungen, die er auf den Aufenthalt in Cavan gebauet hatte, betrogen fand, verkaufte er nach zwey Jahren ſeine Schule und zog wieder nach Dublin, wo er ſich aber, weil er nicht ſogleich eine Wohnung finden konnte, Anfangs in der Dechantey aufhielt. Hier wurde er von einer Krankheit überfallen, die ihn einige Wochenlang an das Bette feſſelte und ihn dadurch nöthigte, länger bey Swift zu verweilen, als er ſich vorgenommen hatte. Der Dechant aber war die ganze Zeit hindurch unfähig, ihm den geringſten Troſt zu geben und ſelbſt in einem Zuſtande, worinn ihm ein kranker Gaſt eine Laſt ſchien. Durch einen ſchweren Anfall ſeines alten Uebels zur Geſelligkeit untüchtig gemacht, blieb er ſich nun ganz ſelbſt überlaſſen und ſein natürlicher Hang zur Melancholey nahm dadurch ſo ſehr zu, daß er in die traurigſte Gemüthsſtimmung gerieth. Freylich war er ſeit langer Zeit des Lebens müde und wünſchte ſich ſchon einige Jahre vorher ſo ernſtlich den Tod, daß er jedesmal, wenn ihn ſeine Freunde beſucht hatten und wieder weggiengen, ſagte: „Lebet wohl! ich hoffe Euch nie wieder zu „ſehn;“ *) aber diesmal gieng es ſo weit mit

ihm,

---

*) Noch ein auffallendes Beyſpiel ſeines Lebens-Ueberdruſſes liefert uns folgende Anecdote. Er war einſt in einer Geſellſchaft mit einem Geiſtlichen

ihm, daß ihm ſogar ſeine beſten Freunde gleichgültig, ja verhaſſt zu ſeyn ſchienen. Als Sheridan wieder hergeſtellt war und ſich bey dem Dechanten darüber entſchuldigte, daß er ihm ſo lange zur Laſt geweſen ſey und ihm Unkoſten verurſacht habe, erwiederte Miſtriß W—, eine Verwandtinn von Swift, die ihm den Haushalt führte und ſich grade gegenwärtig befand: „Wenn Sie das glauben, Doctor! ſo beziehn Sie doch nun Ihre „eigne Wohnung." Swift ſchwieg und Sheridan war wie vom Donner gerührt; denn er ſah nun deutlich, daß dieſer Einfall von dem Dechanten herrühren müſſe, indem Miſtriß W— ihm immer Freundſchaft bezeugt

und

chen unter einem ſehr großen ſchweren Spiegel geſtanden der plötzlich, als ſie kaum einige Schritte weiter gegangen waren, auf die Erde fiel und zerbrach. Der Geiſtliche wandte ſich hierauf zu Swift und machte ihn auf die Gefahr, der ſie ſo eben entgangen waren, aufmerkſam, indem er ausrief: „Was für ein Glück, „daß der Spiegel nicht einen Augenblick früher „herunterfiel! Wir waren des Todes geweſen." „O, wollte Gott, daß er mich getroffen hätte!" erwiederte Swift.

Männern gefällt, mich aber von je her zurückgeſtoßen hat, nämlich einen Ausdruck von ſehr reizbarem Temperamente. Sie war fett und weiß von Haut; Ihre großen blauen Augen ſchoſſen oft ſchnelle, viel ſagende Blicke auf ſchöne Männer und dann trübten ſich dieſe Blicke wieder und die Augen wurden matt und ſchwammen im Nebel der Sinnlichkeit. Ihr Ohr wurde nicht leicht durch freye Reden beleidigt; ſie ſelbſt ſprach über manche Gegenſtände mit einer Naivetät, die aber ihrem Herrn Gemahle und manchen andern Leuten weniger auffiel, da ſie ſich in den Ruf von ſchwäbiſcher Freymüthigkeit und Argloſigkeit geſetzt hatte. Doch ließen ſich Männer von Erfahrung dadurch nicht täuſchen und man ſagte ſich's leiſe in das Ohr, daß die gnädige Frau nicht ganz ohne Neben-Abſichten hübſchen jungen Männern bey des Herrn Gemahls Excellenz das Wort redete und ſich ihre Beförderung angelegen ſeyn ließ. Ich habe Ihnen erzählt, daß ſie vorzüglich viel Wohlgefallen an der Lebhaftigkeit zu haben ſchien, mit welcher ich tanzte. Nachher habe ich oft die Bemerkung gemacht, daß ſehr ſinnliche Weiber ſich für raſche Tänzer zu intereſſiren pflegen; indem ſie vermuthlich daraus im Allgemeinen einen Schluß auf die Wärme des Temperaments ziehen. Wenig beſchäftigt mit Anſchauung der Reize dieſer Dame fiel mir's

gar

und ihm auch große Verbindlichkeiten hatte. Auch beſtätigte ihn Swifts Stillſchweigen in ſeiner Meinung und er verließ daher ſogleich mit kummervollem Herzen das Haus, in welchem er bis jetzt noch immer willkommen geweſen war, woraus ihn nun Swift ſelbſt vertrieb und dadurch das Band der Freundſchaft auflöſte, das ſie ſeit langer Zeit verknüpft hatte. Er betrat die Dechantey nie wieder und ſtarb bald darauf, nachdem er vorher ſein Teſtament gemacht hatte. Die Urſache ſeines Todes war ein Polyp am Herzen, der ſein Leben plötzlich endigte. Indeſſen hatte ſein geſchickter Arzt, der dieſe Krankheit kannte, ihn hierauf vorbereitet und er ſtarb mit großer Faſſung.

Ich habe mich zwar ungern ſo lange bey dieſer Periode in Swifts Leben aufgehalten; doch hielt ich es für unumgänglich nothwendig, indem man daraus, und beſonders von dem vorhin erwähnten Vorfalle mit dem Doctor Sheridan, Gelegenheit genommen hat, ſeinen Character zu verunglimpfen. Wie ungerecht iſt es nicht, das einem

nem Manne als Fehler des Herzens anzurechnen, woran nur ſchmerzhafte Krankheiten, die gewöhnlichen Schwächen des Alters und der gänzliche Verluſt ſeiner Geiſteskräfte Schuld ſeyn konnten! Ich habe ſchon geſagt, daß er dem Doctor Sheridan lange Zeit hindurch mit der zärtlichſten Zuneigung zugethan war und ihm die thätigſten Beweiſe ſeiner Freundſchaft gegeben hatte; Auch erwachten Swifts Gefühle für ihn nach ſeinem Tode wieder in ihrer ganzen Stärke, und er pflegte dann ſeinen Bedienten William, (der es mir ſelbſt erzählt hat) täglich zu fragen: „William! haſt Du den Doctor „Sheridan gekannt?“ — „Ja Herr Dechant!“ — worauf Swift jedesmal mit einem ſchweren Seufzer antwortete: „Ach! „mit ihm habe ich meine rechte Hand verlohren.“

Siebenter Abſchnitt.

Nachdem ich nun die Schilderung von Swifts Leben geendigt und darinn alles von ihm geſagt habe, was mir bemerkenswerth ſchien; werde ich dieſen Abſchnitt mit einigen von ihm geſammelten kleinen Anecdoten und Characterzügen anfüllen, die ich bis dahin aufgeſpart habe, um den Faden meiner Geſchichte nicht zu zerreiſſen. Da ich überzeugt bin, daß es meinen Leſern nicht unangenehm ſeyn wird, hier manches von dieſem großen Manne zu erfahren, was bis jetzt noch nicht öffentlich bekannt geworden iſt, ich aber aus ſichern Quellen und zum Theil von meinem Vater gehört habe; ſo ſchreite ich nun ohne weitre Vorrede an das Werk.

Ich habe ſchon geſagt, daß Swift ſich während ſeines Aufenthaltes in Irland lange

Zeit hindurch mit Kleinigkeiten und unſchuldigen Scherzen beſchäftigte. Unter andern traf es ſich einſt, daß ein gewiſſer Gibbons, der mit Sheridan ſtudiert, ihn aber in einigen Jahren nicht geſehn hatte, in dieſer Periode nach Dublin kam und des Doctors Bekanntſchaft erneuerte. Da derſelbe ein wenig einfältig ſchien und manche Sonderbarkeiten und Lächerlichkeiten an ſich hatte, hielt ihn Sheridan für ein tüchtiges Subject, Witz an ihm zu üben und ſchmiedete einen Plan mit dem Dechanten, vermöge deſſen Dieſer ſich, unter dem Namen Jodrel für einen armen Geiſtlichen ausgeben und in Gibbons Gegenwart den Doctor Sheridan erſuchen ſollte, ihn zu ſeinem Unterlehrer anzunehmen. Hierzu beſtimmte man einen gewiſſen Tag, an welchem Sheridan ſeine gewöhnlichen Geſellſchafter und Gibbons zum Mittagseſſen einlud; Als ſie nun Alle verſammelt waren, trat Swift in einem alten, abgeſchabten Rocke und einer ſchmutzigen, kahlen Perücke herein und ſpielte die Rolle des ungeſchliffenen Land-Pfarrers ſo natürlich, daß Gibbons den Betrug gar nicht ahnete. Man gab ihm den Auftrag, den vermeinten Dorf-Geiſtlichen auszuforſchen, um ſeine Kenntniſſe zu prüfen und Jodrel beantwortete alle ſeine Fragen auf die comiſchſte Weiſe. Dieſer Scherz wurde einige Tage hindurch fortgeſetzt, während welcher Zeit Swift ſeine Rolle immer fortſpielte und ſo viel dumme Streiche machte, daß ihn Gibbons einen Narren ſchalt und ihn bey Tiſche auf die Finger ſchlug. Nachdem man das Ding weit genug getrieben zu haben glaubte, ladete Sheridan Gibbons, der auf Swifts Bekanntſchaft ſehr begierig war, in deſſen Namen zum Mittagseſſen ein und führte ihn an dem beſtimmten Tage in die Dechantey, wo er ihn an ein Fenſter ſtellte, damit er den Dechanten könne aus der Kirche kommen ſehn. Als ſich nun Swift, der in ſeinem ſchönſten geiſtlichen Schmucke war, dem Fenſter näherte, betrachtete ihn Gibbons eine Zeit lang ſehr aufmerkſam und wandte ſich endlich mit einem ängſtlichen: „Mein „Gott! das iſt ja Jodrel" an Sheridan. Dieſer aber hieß ihn ſchweigen und ſagte, daß er dem Dechanten einſt ſelbſt von dieſer

Aehnlichkeit mit Jodrel geſprochen und er ſich dadurch ſehr beleidigt gefunden habe. Als Swift nun aber in das Zimmer trat, gerieth Gibbons in die äuſſerſte Beſtürzung und rief: „Wahrhaftig! es iſt doch Jodrel; „Was ſoll ich nun machen?“ worauf ihm Sheridan lächlend die ganze Sache erklarte und ihn mit dem Dechanten bekannt machte.

Weil Swift Vergnügen daran fand, den Beluſtigungen der niedern Stände beyzuwohnen; ließ er ſelten eine Gelegenheit, dieſe Neigung zu befriedigen, vorübergehn und als er einſt, während ſeines Aufenthaltes auf dem Lande, erfuhr, daß eine Bettler-Hochzeit in der Nachbarſchaft gefeyert wurde, beſchloß er, mit Sheridan dahin zu gehn. Um das Schauſpiel recht ungeſtöhrt genieſſen zu können, muſſte ſich Sheridan, der ſehr muſicaliſch war, zu einem blinden Geiger umformen und er ſelbſt ſtellte, in gemeiner Kleidung, ſeinen Führer vor. So ausſtaffirt langten ſie auf dem Schauplatze an, und wurden von der Geſellſchaft mit einem lauten Freudengeſchrey empfangen. Man fing an, zu tanzen; man ſang; man ſcherzte, erzählte Anecdötchen aus ſeiner eignen Lebensgeſchichte und kurz! der Abend verſtrich unſern beyden Freunden, die man mit Eſſen und Trinken überhäufte, auf die unterhaltendſte Weiſe. Als ſie endlich weggehn wollten, eröfneten die Bettler ihre ledernen Geldbeutel und bezahlten den Fiddler reichlich. Als Dieſer aber am folgenden Tage mit ſeinem Führer in der gewöhnlichen Kleidung ausgieng, fanden ſie die Hochzeitsgäſte auf dem Wege und in den benachbarten Dörfern zerſtreuet, hörten ſie in den kläglichſten Tönen um Allmoſen flehn und traurige Geſchichten von ihrem Elende erzählen. Einige, die geſtern recht munter getanzt hatten, giengen auf Krücken und Andre, die den Tag vorher ſehend geweſen, ſchienen heute ſtockblind zu ſeyn. Sheridan theilte das Geld unter ſie aus, womit ſie ihn Tags vorher bezahlt hatten, Swift aber, der ſolche Betrügereyen tödlich haſſte, hielt ihnen eine derbe Strafpredigt und drohte, ſie in's Zuchthaus ſetzen zu laſſen, wenn ſie nicht künftig ihr Brod auf eine ehrliche Weiſe zu verdienen ſuchten.

Zuweilen hielt ſich Swift in Quilca, einem Landhauſe des Doctors Sheridan, auf, wo er dann, wenn Dieſer in Geſchäften verreiſte, die Aufſicht über die neuen Anlagen übernahm, womit Sheridan ſeine Gärten zu verſchönern ſuchte. Als dies auch einſt der Fall war, fiel es dem Dechanten ein, ſeinen Freund durch einige Verbeſſerungen zu überraſchen. Er ließ daher auf ſeine Koſten einen Canal, oder vielmehr kleinen See graben, an dem einen Ende eine Laube errichten, und einige Acker Land mit einer ſteinernen Mauer umgeben, wozu ihm der ſehr ſteinigte Boden die Materialien lieferte. Obgleich Swift allen Hausgenoſſen befohlen hatte, die Sache geheim zu halten; ſo erfuhr Sheridan doch alles. Als er nun ankam und Swift ihn auf ihrem nächſten Spatziergange, als wie von ungefähr, an der neuen Anlage vorbeyführte; ſtellte er ſich, als bemerkte er gar nichts und fuhr fort, von gleichgültigen Dingen zu reden. Dieſe Unempfindlichkeit verdroß den Dechanten und weil Sheridan noch immer nichts merken wollte, ſagte er endlich: „Der Henker hole Ihre verwünſchte Gleich-

„gültigkeit! Sehen Sie denn nicht, daß ich
„hier große Verbeſſerungen angebracht habe?“
„Verbeſſerungen, Herr Dechant?“ erwiederte
Sheridan, „davon ſehe ich doch eben nichts.
„Jenes Loch haben Sie vermuthlich graben
„laſſen, weil Sie Erde nöthig hatten; die
„Bäume ſind freylich viel ſchlechter angebracht,
„als ſie es an ihrem vorigen Platze
„waren, was aber die Steine betrifft; ſo iſt
„es ſehr gut, daß Sie den Erdboden davon
„befreyet haben; das Gras wird beſſer danach
„wachſen; und daß man ſie aufeinander
„geſetzt hat, iſt auch nicht übel, indem ſie ſo
„leichter weggeſchafft werden können.“ — „Da
„erkennt man einmal wieder Ihren verdammten
„Irländiſchen Geſchmack!“ rief Swift
voller Unwillen; „Wie konnte ich nur etwas
„Beſſeres von Ihnen erwarten? Aber ſo viel
„iſt gewiß, daß weder Ihre Voreltern, noch
„Sie ſelbſt, je ſo etwas zu Stande gebracht
„hätten.“

Indeſſen nahm ſich Sheridan vor, dem Dechanten bey der nächſten Gelegenheit einen ähnlichen Streich zu ſpielen. Als daher Dieſer

ſer auch einſt auf einige Tage verreiſt, der Doctor aber zu Hauſe geblieben war, ließ er in der größten Eile die Mitte des Sees, da, wo er zwanzig Fuß tief war, ſo mit Heide und Steinen anfüllen, daß daraus eine Inſel entſtand, die dann ganz mit Raſen bedeckt und mit Weiden bepflanzt wurde. Swift, der gar nichts von dieſer neuen Anlage erfahren hatte, ſchien ſehr überraſcht, als er ſie zuerſt erblickte und meinte, das Waſſer müſſe während ſeiner Abweſenheit ſehr gefallen ſeyn, weil die Inſel, von der man noch nie eine Spur geſehn hätte, jetzt auf einmal zum Vorſchein gekommen ſey. „Das Waſſer muß „freylich ſehr abgenommen haben,“ erwiederte Sheridan ſpöttiſch, „wenn es vorher ſogar „die Bäume auf der Inſel ganz bedecken „konnte.“ Swift merkte nun, daß er angeführt war und geſtand, daß des Doctors Liſt und auch ſeine Anlage mehr werth ſeyen, als die, wodurch er ihn kürzlich zu überraſchen gedacht hatte.

Ein andermal ritt Swift, während ſeines Aufenthalts in Quilca, an einem gar nicht auf, daß ich ſie jezt aller Orten mir gegen über oder neben mir ſah, daß ſie anfieng, vertraulich mit mir zu ſcherzen, mir bald einmal Schuld zu geben, ich liebäugelte mit dieſem oder jenem Fräulein, oder einem leeren Complimente, daß ich ihr ſelber ſagte, die Wendung gab, als hätte ich mehr damit gemeint und als ſey ich, (wobey ſie jedoch gar nicht zurückſchreckend ausſah) als ſey ich ein gefährlicher Menſch, den man kurz halten müßte. Mitten unter den Feſten nun, welche die Hochzeit ihrer Nichte veranlaßt hatte, fiel auch der Geburtstag des Thron-Erben ein, und der Hof gab einen großen Maskenball in dem Gartenſchloſſe, wozu die ganze Stadt und die Fremden eingeladen wurden. Ich fragte meine gnädige Beſchützerinn, ob ich das Glück haben würde, ſie dort zu ſehn; allein ſie ſchob eine kleine Unpäßlichkeit vor, doch fügte ſie lächelnd hinzu: »Nehmen Sie Sich in Acht! Ehe Sie »Sich's verſehen, ſtehe ich maskirt an Ihrer Seite »und belauſche Sie, wenn Sie mir darauf ausgehen, »unſre jungen Mädchen zu verführen.« Ich nahm dies, wie einen ihrer gewöhnlichen Scherze und dachte nicht weiter daran. Der Abend kam herbey; der Ball war glänzend; der Hof hatte bekannt machen laſſen, daß er wünſchte, es mögten wenig Domino's, aber viel Character-Masken ſich einfinden und

Sonntage nach einer Kirche, die weiter als eine Meile von dort entfernt war. Als er dort ankam, bat ihn der Pfarrer des Kirchſpiels zum Mittagseſſen; aber Swift ſchlug es aus und ſagte, daß er ſich vorgenommen habe, bey ſeinem Nachbar Reilly, in Virginy, zu ſpeiſen. Reilly, der, was man einen Gentleman Farmer nennt, vorſtellte, war ſtolz auf dieſe Ehre und ſchickte ſogleich einen Bothen an ſeine Frau ab, um ſie zu dem Empfange ihres auſſerordentlichen Gaſtes vorzubereiten. Dieſe ſchmückte ſich hierauf auf das Beſte; der Sohn muſſte ſein neueſtes Kleid anziehn und einen Hut mit einer ſilbernen Treſſe aufſetzen. Als nun der Dechant anlangte und der Dame vorgeſtellt wurde, bückte er ſich ſo tief vor ihr, als hielt er ſie für eine Frau vom erſten Range, führte ſie mit viel Complimenten zu ihrem Sitze, und ſagte dann, indem er ſich an den Herrn des Hauſes wandte: „Ey, Herr Reilly, Sie haben ja da ein recht prächtiges Landgut. „Laſſen Sie uns doch einmal ihre Gärten „und Felder beſehn!“ – „Meine Gärten und „Felder?“ erwiederte Reilly „Hol' mich der

„Henker, wenn mir ein Fuß Landes davon „gehört! Ich habe ſie von dem Lord Fingal „gepachtet, aber meine Zeit iſt bald um und „er droht, mich dann abzuſchaffen.“ – „So? „das iſt ſchlimm, aber wollen Sie mich denn „nicht mit Ihrer Frau bekannt machen?“ — „Da iſt ſie ja, Sie ſehen ſie vor ſich.“ — „Nein! das kann unmöglich Miſtriß Reilly „ſeyn; Man hat ſie mir als eine verſtändige „Frau geſchildert und eine ſolche würde ſich „nicht, wie die Stadt-Damen, in Seide kleiden, ſondern einfach hergehn, wie es ſich für „das Weib eines Pachters ziemt.“ Miſtriß Reilly, die würklich eine verſtändige Frau war, benutzte dieſen Wink, kleidete ſich ſchnell um und erſchien auf einmal in ihrem gewöhnlichen Anzuge, worauf ſie Swift bey der Hand nahm und ihr ſagte: „Ich freue „mich herzlich, Sie zu ſehn, Miſtriß! Ihr „Mann wollte mir da einen Streich ſpielen „und eine Mode-Dame, die entſetzlich herausgeputzt war, für ſeine Frau ausgeben; „aber ich laſſe mich nicht ſo leicht anführen.“ Hierauf nahm er dem jungen Herrn ſeinen Treſſenhut ab und zog ein Federmeſſer heraus, womit er die Treſſe abſchnitt, ſie in verſchiedne Papiere wickelte und in das Feuer warf. Als ſie ausgebraunt war, nahm er ſie heraus, legte ſie in ein anders Papier und ſteckte ſie in die Taſche. Obgleich die Familie dies Betragen ſehr auſſerordentlich fand; ſo wagte es doch niemand, etwas darüber zu ſagen, indem Swift gleich beym erſten Anblicke allen Menſchen eine Art von ſcheuer Ehrfurcht einflößte.

Da er indeſſen bald in ſeine gewöhnliche fröhliche Laune gerieth und die Geſellſchaft auf eine Art unterhielt, die ganz ihrem Geſchmacke angemeſſen war, (und kein Menſch verſtand die Kunſt, ſich in alle Claſſen von Menſchen zu ſchicken, beſſer, als Swift) ſo lebten auch der Pachter und ſeine Frau nach und nach wieder auf und man brachte den Tag ſehr vergnügt zu. Indem der Dechant aber am Abende Abſchied nahm, ſagte er, indem er der Miſtriß Reilly das Papier mit der Treſſe überreichte: „Es war „nicht meine Abſicht, Sie um ihr Eigenthum „zu bringen; ich wollte Ihnen nur zeigen,

„daß Sie das Silber nützlicher anwenden
„können, und daß Ihr Sohn keine Treſſen
„auf dem Hute braucht. Uebrigens danke
„ich Ihnen für Ihre gute Bewirthung."

Als er weg war und Miſtriß Reilly das Papier öfnete, fand ſie, nebſt der ausgebrandten Treſſe, noch vier Guineen. Auch hatte Swift in der Folge, während ſeines Aufenthaltes in Quilca, immer ein wachſames Auge auf ſie und fand bald, zu ſeinem Vergnügen, daß ſeine Lehren gefruchtet hatten, daß ſie eingezogner lebten und nicht mehr einen ſo närriſchen Aufwand machten. Um ihnen nun auch von der andern Seite nützlich zu werden, bat er den Lord Fingal, dem armen Reilly die Pacht zu erneuern und erreichte auch nach einigen Schwierigkeiten ſeinen Zweck.

Einſt, als er ſich auch in Quilca aufhielt, ſpeiſte ein gewiſſer Killbuck Tuite, ein Edelmann aus der Nachbarſchaft, bey ihm. Nach Tiſche fragte der Dechant Killbucken, ob er ihm nicht den Weg nach Market-Hill an-

anzeigen könne; und als Dieſer es verneinte, rief Swift: „So ſind Ihr irländiſche Hölzer„köpfe Alle! Ihr wiſſt nie, was hinter Euern „Miſthaufen liegt.“ „Ey!“ erwiederte Tuite, der ein ſehr grader freymüthiger Mann war und ſich nie darum bekümmerte, wen er vor ſich hatte, „ich bin nie in Market-Hill, aber „mich dünkt Sie ſind da geweſen.“ Der Dechant konnte es nicht läugnen. „Nun!“ fuhr Tuite fort, „ſo ſind Sie ja ein ächter „engliſcher Hölzerkopf, wenn Sie mich desfalls ſchimpfen, daß ich Ihnen einen Weg „nicht anzeigen kann, den Sie wiſſen müſ„ſten, weil Sie ihn ſchon gemacht haben, „den ich aber nicht weiß, weil ich ihn noch „nicht gemacht habe.“ Swift ſtellte ſich, als habe ihm dieſe ſtolze Rede einen großen Schrecken eingejagt und verſteckte ſich mit ſcheinbarer Aengſtlichkeit hinter einen ſehr handveſten Mann, von faſt rieſenmäßiger Größe, einen gewiſſen Doughty, der gegenwärtig war; die übrige Geſellſchaft aber war herzlich froh darüber, daß der Dechant, deſſen beiſſenden Witz jedermann fürchtete, auch endlich einmal mit gleicher Münze war bezahlt worden.

Eine ſichre Gewohnheit, von der Swift nie abgieng, hatte ihm den Ruf eines mürriſchen und boshaften Mannes zugezogen. Es war nämlich die, daß er ſich nicht enthalten konnte, den Character und das Temperament der Perſonen, die er zum erſtenmal ſah, durch irgend eine unerwartete Frage, oder einen rauhen Scherz, auf die Probe zu ſtellen. Wurde dies wohl aufgenommen, oder launicht beantwortet; ſo ſuchte er ſeine Unart durch tauſend Höflichkeiten wieder gut zu machen; bemerkte er aber Empfindlichkeit, oder beleidigte Eitelkeit; ſo brach er ſogleich die Bekanntſchaft ab. Ein Beyſpiel der erſtern Art liefert uns folgende Anecdote, die mir Miſtriß Pilkington erzählt hat. Als der Dechant den Herrn Pilkington, ihren Gatten, bey Gelegenheit eines Schmauſes zuerſt kennen lernte, fiel es ihm bey dem Abendeſſen ein, den trüben Reſt aus einer Flaſche mit Wein, die er ausgetrunken hatte, in ein Glas zu ſchütten und es Pilkington mit den Worten: „Ich habe immer irgend einen armen Geiſtlichen bey der Hand, der das Letzte „aus der Bouteille ſchlucken muß, wenn ich

„Wein trinke“ zu reichen. Pilkington ließ ſich den Scherz gefallen und ſagte, daß er ſich nicht auf Weine verſtehe, ſondern immer froh ſey, wenn ihm ein Glas gereicht würde, es mögte ausſehn, wie es wolle. „Nun wenn das iſt“ erwiederte Swift; „ſo ſollen Sie etwas Beſſers haben, und ich will dies ſelbſt austrinken. Ich ſehe, Sie ſind ein kluger Mann; aber vor einigen Tagen war ein armſeliger Land-Prieſter bey mir, der, als ich ihn zu Tiſche bat und denſelben Scherz mit ihm trieb, ſich ſehr beleidigt fand und noch vor dem Eſſen mit leerem Magen weggieng. Auch habe ich mich nicht weiter um ihn bekümmert und dem Manne, der ihn mir empfohlen hatte, geſagt, daß er ein Eſel ſey.“*)

---

*) Dergleichen Scherze gehören nun wahrlich nicht zu denen, die dem Witze, Verſtande und feinen Gefühle Swifts am mehrſten Ehre machen und mich dünkt, ein armer Geiſtlicher, der ſich eine ſolche Behandlung gefallen ließ, ſey keiner beſſern werth geweſen.

Anmerk. der Ueberſ.

Es lebte damals in Irland ein gewiſſer Mathew der dem größten Theile meiner Leſer ſchon aus manchen Reiſebeſchreibungen über Großbrittanien und Irland bekannt ſeyn wird. Ich will alſo hier nur ſo viel über ihn ſagen, als dazu gehört, den Wenigen, welche etwa nichts von ihm wiſſen ſollten, einen kurzen Begriff von dieſem auſſerordentlichen Manne zu geben. Er beſaß ein ſchönes Gut, welches ihm ſehr viel einbrachte, in der angenehmſten Gegend von Irland, wo er, neben dem geräumigen Wohnhauſe, noch ein größeres zum Empfange der Fremden bauen ließ, es mit einem Garten und Park umgab, der funfzehnhundert Morgen Landes einnahm und an geſchmackvoller Anlage alles von der Art übertraf, was man bis dahin in England und Irland geſehn hatte. Um die Ausgaben, welche dieſe Einrichtung veranlaſſte, zu beſtreiten, ohne ſich in Schulden zu ſtecken, hielt ſich Mathew ſieben Jahre hindurch in Frankreich auf und ſchränkte ſich dort ſo ein, daß er von ſeinen anſehnlichen Einkünften nur ſechshundert Pfund verzehrte, das Uebrige aber zu Ausführung ſeines großen Plans verwenden konnte. Als nun endlich alles fertig geworden war, kehrte er in ſein Vaterland zurück, hielt ſich einige Zeit in der Hauptſtadt auf, um alle alten Bekanntſchaften zu erneuern und Jeden, der ihm gefiel, auf ſein Gut einzuladen, woſelbſt er dann auch ſeinen Wohnſitz aufſchlug.

Da man in ſeinem Hauſe alle mögliche Gemächlichkeiten für Herrſchaften und Domeſtiken, gute Bedienung, alle Zeitungen, Journale, Anſtalten zu jeder Art von geſellſchaftlichem Vergnügen, als Jagd, Billard- Schach- und Kartenſpielen antraf, auch ſo ungezwungen lebte, daß jeder Gaſt nach ſeinem Belieben allein, oder an Mathew's Tafel ſpeiſen und ſogar kommen und wieder abreiſen konnte, ohne ſich um den Herrn des Hauſes zu bekümmern; ſo fand ſich bald ein großer Zulauf von Gäſten ein. Sobald ein neuer Gaſt ankam, gieng ihm Mathew entgegen, wies ihm das für ihn beſtimmte Zimmer an und ſagte ihm, daß er nach ſeinem Gefallen hier zu jeder Zeit allein, oder in was für Geſellſchaft er wolle, frühſtücken und ſpeiſen könne, übrigens aber ſtehe es ihm auch frey, ſich in dem allgemeinen Beſuchzimmer aufzuhalten und dort an der großen Tafel zu eſſen. Er ſelbſt Mathew wollte durchaus nicht als der Herr des Hauſes, ſondern auch als Gaſt betrachtet ſeyn und vermied desfalls ſorgfältig alles, was die Geſellſchaft hätte daran erinnern und ihre Freude ſtöhren können, erlaubte auch nicht, daß ſeine Domeſtiken je Trinkgelder von den Fremden annahmen.

Da der Doctor Sheridan, welcher oft in Thomas-Town, (ſo hieß Mathew's Landgut) geweſen war und alſo die ganze Einrichtung genau kannte, dem Dechanten viel davon erzählt hatte; bekam Dieſer Luſt, das Ding ſelbſt mit anzuſehn und Sheridan wußte es ſo einzurichten, daß Mathew ihn und Swift zu ſich einladete, worauf ſie ſich dann, von einem Verwandten des Gutbeſitzers begleitet, auf den Weg machten. Kaum aber waren ſie am Ende ihrer erſten Tagereiſe in einer Dorfſchenke angelangt, die, wie das damals bey allen irländiſchen Gaſthöfen der

Fall

und in der That erſchien deren eine Menge von erfindungsreicher und prächtiger Art. Das Gedränge war groß; wenig Leute von Bedeutung tanzten; allein ich war zu einem paar Tänzen verſprochen, die ich dann, mit meinem gewöhnlichen Feuer, die unendliche Reihe hinunter, fortführte. Bald bemerkte ich, daß eine weibliche Maske, begleitet von einer männlichen, die aber auch ein verkleidetes Frauenzimmer zu ſeyn ſchien, mich, ſo oft ich frey war, verfolgte und mich freundlich neckte. Die weibliche Figur war wie eine Türkinn gekleidet, in Orientaliſcher Ueppigkeit; der Reichthum aber der Juwelen, wovon ſie glänzte, bewies mir, daß ſie kein Frauenzimmer aus der gemeinen Claſſe ſeyn konnte, und daß ich alſo, ohne Unhöflichkeit, ſie nicht wohl zurückweiſen oder ihr den Rücken zukehren durfte. Endlich als ich nicht mehr tanzte, erſchien ſie abermals, hieng ſich an meinen Arm, indeß ihr Begleiter mir zur andern Seite gieng, und ſo hatte ſie mich bald, ich weiß nicht recht wie, in den Garten hinein geplaudert, der mit Lampen mäßig erleuchtet war und in welchem ein Heer von Masken in einzelnen Gruppen durch einander ſpazierte. Hier verlohr ich auf einmal den Begleiter aus den Augen; die weibliche Maske fieng mit verſtellter Stimme ein gleichgültiges Geſpräch mit mir an und lockte

mich

Fall war, höchſt erbärmlich zu ſeyn ſchien, als eine Kutſche mit ſechs Pferden und mit herrlichen Speiſen, Weinen und allen Arten von Erfriſchungen beladen, ankam. Es fand ſich, daß Mathew ihnen dies Fuhrwerk entgegen geſchickt hatte, um ihnen den Reſt des Weges zu erleichtern, welches dem Dechanten um ſo angenehmer war, da ihn die Tagereiſe zu Pferde ſehr ermüdet hatte. Als ſie ſich an dem folgenden Abende dem Gute näherten und das Haus, worinn die Gäſte wohnten, erblickten, rief Swift voll Erſtaunen: „Um „des Himmels Willen! wozu dient das große „Haus dort?“ Da man ihm berichtete, daß es vierzig Zimmer für Fremde enthielte, die gewiß alle, die für ihn beſtimmten ausgenommen, beſetzt ſeyn würden; befahl er dem Kutſcher, wieder umzukehren und nach Dublin zu fahren, indem er nicht in eine ſo große Geſellſchaft tauge. Nach einigem Bedenken aber nahm er ſeinen Befehl zurück und fuhr weiter, indem er ſagte: „Es iſt nun doch „wohl nicht mehr zu ändern; Ich muß es „ſchon geſchehn laſſen; aber ich werde vierzehn „Tage von meinem Leben auf die unnützeſte

„Weiſe verliehren.“ Als er in Thomas-Town ankam, empfing ihn Mathew ſehr ehrerbiethig an der Hausthüre, führte ihn, unter vielen Complimenten, in ſein Zimmer, und ſagte ihm dort, was er allen Fremden zu ſagen pflegte, daß er unumſchränkter Herr in ſeinem Hauſe ſey und ganz nach ſeinem Gefallen darinn leben könne. Bald nachher erſchien der Koch mit einem Küchenzettel und der Kellermeiſter mit einer Liſte von ſeinen Weinen und Liqueuren, um ſeine Befehle zu empfangen und nachdem Swift auf ſeine Anfrage nochmals verſichert worden war, daß er hier wie in ſeinem eignen Hauſe befehlen könne, ſagte er: „Nun, ſo lade ich „denn hiermit meine beyden Reiſegefährten „ein, während meines hieſigen Aufenthaltes „bey mir zu ſpeiſen; denn was die übrige „Geſellſchaft betrifft; ſo bin ich gar nicht ge„neigt, mich unter ſie zu miſchen.“ Auch blieb er würklich drey Tage hindurch bey dieſem Vorſatze und beſchäftigte ſich bloß damit, die ſchönen Anlagen des Herrn Mathew zu unterſuchen, ohne weder ihn, noch irgend jemand von den Gäſten, (die darüber ſehr froh waren, indem ſich Jeder, der ihn nicht kannte, vor ihm fürchtete) zu ſehn. Am vierten Tage aber trat Swift auf einmal kurz vor dem Mittagseſſen in den groſen Speiſeſaal, wo die ganze Geſellſchaft verſammelt war und hielt eine äuſſerſt artige und ſchmeichelhafte Anrede an den Herrn des Hauſes, worinn er mit groſem Scharfſinne von ſeinen Anlagen ſprach und beſonders einige ganz neue Bemerkungen darüber machte, die deutlich bewieſen, daß er den Plan des Ganzen ſehr richtig gefaſſt hatte. Nach Endigung der Rede aber wandte er ſich an die ganze Geſellſchaft und ſagte: „Meine Herrn und „Damen! ich bin gekommen, um künftig unter Ihnen zu leben und werde mich beſtreben, Ihnen ſo viel wie möglich die Zeit zu „verkürzen.“ Nach Tiſche unterhielt er die Geſellſchaft mit allerley luſtigen Anecdoten; Sheridan unterſtützte ihn; man lachte, ſcherzte und die Fröhlichkeit wurde bald allgemein. In kurzer Zeit verſchwand alle Furcht vor dem Dechanten; auch machte er alles mit, was das Vergnügen der übrigen Gäſte befördern konnte, erfand, mit Hülfe des Doctors

Sheridan, täglich neue Schwänke, die ſehr viel Lachen erregten, und oft ſo comiſche Auftritte veranlaſſten, als noch nie in Thomas-Town vorgefallen waren. Nachdem dieſe angenehme Lebensart vierzehn Tage gedauert hatte, ſah ſich Sheridan genöthigt, nach der Stadt zurückzukehren; Als ihn aber Swift begleiten wollte, widerſetzte ſich die ganze Geſellſchaft ſo ernſtlich dieſem Vorhaben, daß er, der ohnehin von ſeinem Aufenthalte in Thomas-Town ſehr zufrieden war, ſich leicht bereden ließ, und noch vier ganze Monate dort vergnügt zubrachte.

Sehr oft wandten ſich ganz unbekannte Perſonen an den Dechanten und baten um ſeine Vermittlung bey Privat-Streitigkeiten; auch verſagte er ihnen dies nie, wenn ihm der Fall wichtig genug ſchien. Unter andern traf es ſich einſt, daß ein gewiſſer Fitzherbert, ein junger Student, deſſen Vater ſehr reich, aber ſo geizig war, daß er ſeinen Sohn aus dem Hauſe gejagt hatte und ihn im Elende ſchmachten ließ, ſich, obgleich er Swift faſt gar nicht kannte, in ſeinen Schutz begab und in einem meiſterhaft verfaſſten Briefe ſeine Noth ſo dringend zu ſchildern wuſſte, daß der Dechant ſogleich an den hartherzigen Vater, den er nicht kannte, ſchrieb, des Sohnes Geſchicklichkeiten pries und ihn ermahnte, ſich Seiner anzunehmen. Da die Antwort nicht ſogleich erfolgte und Swift ſich vorgenommen hatte, den Brief des jungen Mannes auch nicht eher zu beantworten, bis er ihm tröſtliche Nachrichten geben könnte, wurde Dieſer, der die Urſache des Stillſchweigens nicht wuſſte, ſo ungeduldig, daß er ihn nochmals ſchriftlich und zwar in einem ſehr hübſchen Gedichte erſuchte, ſich für ihn zu verwenden. Swift ſandte ihm hierauf eine Banknote von zwanzig Pfunden, von einigen Zeilen begleitet, worinn er verſprach, daß er bald mehr von ihm hören ſollte, und gieng dann ſelbſt zu dem alten Fitzherbert, dem er eine derbe Strafpredigt hielt. Dies ſetzte den Geizhals, der gar nichts zu ſeiner Entſchuldigung vorzubringen wuſſte, in eine ſolche Beſtürzung, daß er, als der Dechant nun anfieng von ſeinem Sohne zu reden und ihn ermahnte, ſich Seiner anzunehmen, nicht den Muth hatte, es abzuſchlagen, ſondern ſogleich verſprach, den jungen Mann in Leyden Phyſic ſtudieren zu laſſen und ihm dort eine anſehnliche Summe zu ſeinem Unterhalte auszuſetzen.

Einſt, auf einer ſeiner Reiſen durch Irland, hielt Swift um Mittag in der Schenke eines kleinen Dorfes an; Da er aber dort weder Nahrung für ſich, noch Futter für ſeine Pferde fand; befahl er dem Wirthe, zu dem Prediger des Orts (nach deſſen Namen und Wohnung er ſich vorher erkundigt hatte) zu gehn und ihn in ſeinem Namen um etwas Heu und Hafer für die Pferde zu bitten. Der Wirth machte ſich ſogleich auf den Weg und kam bald darauf mit der Antwort zurück, daß Hervey (ſo hieß der Geiſtliche) ihm nichts gegeben, aber es zu thun verſprochen habe, wenn ihm der Dechant ſelbſt die Ehre erweiſen wolle, mit ihm zu Mittage zu ſpeiſen. Swift nahm dieſe Einladung gern an, begab ſich unverzüglich zu dem Prediger und fragte, was er denn zu eſſen habe? — „Einen Lammsbraten und Sallat.“ — „Und „was zu trinken?“ — „Gutes Bier, und

„hätte ich es gewuſſt, daß Sie kommen würden; ſo hätte ich auch eine Bouteille Wein anſchaffen wollen.“ — „Wein?“ wiederholte der Dechant „Wie viel trägt Ihre Pfarre jährlich ein?“ — „Ungefehr achtzig Pfund.“ — „Und dabey wollen Sie Wein trinken, mein Herr?“ — „Nur bey außerordentlichen Gelegenheiten.“ Dieſe herzliche Aufnahme und der Wirth ſelbſt gefielen Swift ſo ſehr, daß er beym Abſchiede ſeinem Bedienten in Gegenwart des Predigers befahl, Dieſen genau anzuſehn, damit er ihn immer abweiſen könne, wenn es ihm einfallen ſollte, einen Beſuch bey ihm abzuſtatten. Hervey verſtand den Wink, beſuchte ihn bald darauf in Dublin und wurde mit Güte und Freundſchaft aufgenommen.

Ein andermal trat Swift in einem Wirthshauſe in Dundalk ab und ſchickte, um ſich den Bahrt abnehmen zu laſſen, zu einem Barbier, der ſich dieſes Geſchäftes mit großer Geſchicklichkeit entledigte und ihn auch noch dabey mit allerley Geſchwätzen unterhielt. Der Dechant fragte ihn endlich, ob der Prediger des Kirchſpiels Vermögen habe, und als der Barbier erwiederte, daß ſeine Beſoldung zwar geringe, er aber doch reich ſey und Swift nun wiſſen wollte, woher das käme, erzählte ihm ſein Geſellſchafter, daß er beſtändig Frieſe, Flanelle, Schuhe und Strümpfe zu wohlfeilen Preiſen aufkaufte und ſie dann in theuern Zeiten ſeiner Gemeine wieder verkaufte. Swift, der auf die Bekanntſchaft dieſes Mannes neugierig war, gab den Barbier einen Schilling für ſeine Mühe und ließ den Prediger in ſeinem Namen einladen, eine Hammelskeule, (es war grade Mittag) mit ihm im Wirthshauſe zu verzehren. Als man ihm aber zur Antwort brachte, daß der Geiſtliche ausgeritten ſey; befahl er, den geſchwätzigen Barbier einzuladen, damit er doch nicht allein zu eſſen brauche. Dieſer war ſo froh über dieſe unerwartete Ehre, daß er ſeinen beſten Rock anzog und wieder nach der Schenke zurückkehrte, wo er ſich ſogleich nach dem Namen des gefälligen Fremden erkundigte. Aber wer beſchreibt ſein Schrecken, als ihm der Bediente ſagte, daß es Swift ſey! Er erblaſſte, glaubte, daß ſeine geſchwätzige Zunge ihn unglücklich gemacht habe und lief zitternd zu dem Dechanten, den er fußfällig bat, das, was er geſagt habe, nicht drucken zu laſſen; „denn ich bin ein armer „Barbier" ſetzte er hinzu „der eine große „Familie zu ernähren hat und wenn Sie „mich in Schwarz und Weiß erſcheinen laſſen; „ſo werde ich alle meine Kunden verliehren." Swift lachte herzlich über die Einfalt des armen Schelms und verſicherte ihn, daß weder er, noch der Prediger, im Drucke erſcheinen würden. Bey Tiſche ließ er ſich noch die Geſchichten aller Einwohner des Kirchſpiels erzählen und ſchickte ihn dann fort, nachdem er ihm vorher eine halbe Crone geſchenkt hatte.

Eines Tages bemerkte Swift, daß ſich ein großer Haufen Lumpengeſindel vor der Dechantey verſammelt hatte und als er ſich nach der Urſache dieſes Auflaufs erkundigte und man ihm ſagte, es ſey, um die Sonnenfinſterniß zu beobachten; ließ er den Polizeyknecht rufen und gab ihm einige geheime Befehle, worauf Dieſer unter den Haufen trat und, nachdem er mit ſeiner Schelle Stillſchweigen gebothen hatte, Folgendes verkündigte: „Alle hier Verſammelte werden hiermit benachrichtigt, wie es des Dechanten „Wille und Befehl iſt, daß die Sonnenfinſterniß bis auf Morgen um dieſe Zeit aufgeſchoben werde. Gott erhalte den König und den „Dechanten!“ Auf dieſe Nachricht zerſtreuete ſich das Volk ſogleich; Einige davon aber, die ſich beſonders klug dünkten, ſagten, ſie wollten ſich wohl hüten, wiederzukommen, indem es dem Dechanten, der ein ſpaßhafter Mann ſey, einfallen könnte, die Sonnenfinſterniß zum zweytenmale aufzuſchieben und ſie auf die Weiſe nochmals anzuführen.

Einer von Swifts Hauptfehlern war der, daß er keinen Scherz auf ſeine Unkoſten vertragen konnte, obgleich er ſich oft dergleichen auf andrer Leute Unkoſten erlaubte. Unter andern traf es ſich, daß er einſt bey einem öffentlichen Gaſtmahle einem gewiſſen Aldermann Brown gegenüber ſaß, der, ohne ein Wort zu reden, ganz entſetzlich viel aß. Swift, der das comiſch fand, fieng an, ihn mich ſo, ohne daß ich es merkte, in eine Neben-Allee, die auf einen geöffneten, nicht erleuchteten Pavillon ſtieß. Als wir an dieſen gekommen waren, führte ſie mich ohne Umſtände hinein und — faſt ſchäme ich mich, es zu erzählen — ſchlang mit der Wuth einer Bachantinn, ihre Arme um meinen Hals. Laſſen Sie mich einen Vorhang vor dieſe Scene weiblicher Schamloſigkeit ziehn! daß ich, mit der Liebe zu Julien im Herzen und mit einer gewiſſen Feinheit in meinen Empfindungen, wovon ich immer geglaubt habe, daß ſie ſelbſt den gröbern Ausſchweifungen wenigſtens zur Hülle dienen müßte, mich dieſen empörenden Umhalſungen entriß; das werde ich mir wohl nicht einmal zum Verdienſte anrechnen dürfen. Nachdem aber die Dame ſah, daß dieſe und noch ein paar Anfälle von ähnlicher Art an mir fruchtlos verſchwendet waren, ſtieß ſie mich mit Ungeſtüm von ſich, eilte aus dem Pavillon und ich ſah dieſe Maske nicht wieder.

Jetzt hatte ich Zeit, meinem Abentheuer nachzudenken, indem ich noch einigemal in der einſamen Neben-Allee auf und niedergieng: »Wer konnte »dieſes freche Weib ſeyn? keine gemeine Dirne, dem »Anzuge nach zu urtheilen. Doch, wer weiß? Viel»leicht ſind die Juwelen falſch; vielleicht war ſie ir-

»gend

aufzuziehn und erlaubte ſich bey dieſer Gelegenheit manchen witzigen Einfall, der den armen Aldermann dem Gelächter der Geſellſchaft preisgab. Indeſſen ſchien Dieſer es gar nicht zu bemerken und aß immer fort, ohne ſich um das zu bekümmern, was um ihn her vorgieng. Als aber nun der Dechant gegen das Ende der Mahlzeit ein Stück von einer Ente auf den Teller nahm und dazu, obgleich ſie gebraten war, eine Aepfel-Sauce verlangte, rief der Aldermann mit lauter Stimme: „Herr Dechant! Sie eſſen „ja, wie eine Gans.“ Dieſer unerwartete Scherz erregte ein heftiges Gelächter in der ganzen Geſellſchaft. Swift aber ſprach den ganzen Tag hindurch kein Wort mehr.

Einſt, auf einer Reiſe durch England, begegnete er einem Pachter, bey dem er ſich nach dem Wege erkundigte, und als Dieſer ihm ſagte, daß er grade vor ihm läge und er ihn gar nicht verfehlen könne, ſchlug Swift, nachdem er einige Schritte weiter geritten war, einen Nebenweg zur Linken ein. Der Pachter, der ihn beobachtete, rief ihm zu, daß es der unrechte Weg ſey. „Wie?" antwortete Swift „Hat Er mir nicht geſagt, „daß ich den rechten Weg gar nicht verfehlen „könnte?" — „Das hätte Er auch „nicht, wenn Er nicht ein Narr wäre" erwiederte der Pachter.

Als Swift bey meinem Vater in Geſellſchaft war, warf eine anweſende Dame mit ihrer langen Schleppe Sheridans Cremoneſer Geige auf den Boden und ſie zerbrach, worauf der Dechant mit Virgils Worten ausrief: —

Mantua væ miſer nimium vicina Cremonæ!

Swift konnte nichts weniger leiden, als wenn man ihm eine Unwahrheit ſagte. Er unterließ nie, die Sache bis auf den Grund zu unterſuchen; und entdeckte er dann die Lüge und der Verbrecher ſuchte ſich zu entſchuldigen; ſo ſagte er gewöhnlich: „Laſſen „Sie es doch nur gut ſeyn! Wollen Sie „Ihr Spinnen-Gewebe auch noch ausbeſſern?" —

Wenn er ausritt; ließ er ſich immer durch zwey Bedienten begleiten; Indeſſen ſtieg er erſt vor dem Thore auf das Pferd und gieng zu Fuße durch die Stadt, indem er ſich ſeine Halbſtiefeln und Sporrn nachtragen ließ. Eines Tages, als er auch ſchon im Begriff war, ſich auf den Weg zu machen und ſeine Begleiter ihn lange vor der Hausthüre warten ließen, ohne ſich ſehn zu laſſen, fand es ſich endlich, daß dieſe Verzögerung durch eine Uneinigkeit veranlaſſt wurde, indem Jeder von ihnen meinte, es käme nicht ihm, ſondern ſeinem Cameraden zu, die Halbſtiefel und Sporrn zu tragen. Swift ſchlichtete ſogleich den Streit durch den Befehl, daß jeder Bediente einen Halbſtiefel und einen Sporrn tragen und ihm ſo durch die Stadt folgen ſollte. Dieſer Zug ſchien dem Pöbel ſo lächerlich, daß er ſich bald in ganzen Haufen zu ihnen geſellte und die Bedienten ausziſchte. Auch hätten Dieſe ſich nun gern mit einander verglichen; aber Swift wollte es nicht zugeben; ſondern es mußte zu ihrer Strafe für diesmal bey ſeiner Entſcheidung bleiben. In der Folge aber ertheilte er ihnen auf ihr ernſtliches Bitten die Erlaubniß, ſeine Stiefeln und Sporen abwechſelnd zu tragen.

Ueberhaupt pflegte Swift ſeine Domeſtiken, wenn ſie einen Fehler begingen, immer auf eine Weiſe zu ſtrafen, die nie ihres Zwecks verfehlte. Die männlichen Bedienten miethete er ſelbſt, die weiblichen aber ſeine Haushälterinn; doch ließ er ſie, wenn dies geſchehn war, zu ſich rufen und ſagte ihnen, daß er nur Eine Sache von ihnen verlange, nämlich, daß ſie beym Ein- und Ausgange in und aus einem Zimmer immer die Thür zumachen mögten. Einſt erſuchte ihn eine ſeiner Mägde um die Erlaubniß, der Hochzeit ihrer Schweſter, die an demſelben Tage und zwar zehn Meilen von Dublin gefeyert wurde, beywohnen zu dürfen. Der Dechant gab nicht allein ſogleich ſeine Einwilligung, ſondern befahl auch, in ihrer Gegenwart, einem ſeiner Bedienten, mitzureiten und ſie vor ſich auf das Pferd zu nehmen. Dieſe Gefälligkeit machte der Magd ſo viel Freude, daß ſie im Hinausgehn vergaß, die Thür zuzumachen; Auch erinnerte ſie der Dechant nicht daran, ſondern ſchickte ihr erſt, nachdem ſie ſchon ſeit einer Viertelſtunde abgereiſt war, einen andern Bedienten zu Pferde mit dem Befehle nach, daß ſie ſogleich zurückkehren ſollte. Der Nachgeſchickte ereilte ſie auf der Hälfte des Weges und nöthigte ſie, ſo ungern ſie es auch that, wieder mit ihm umzukehren. Mit einer ſehr kläglichen Mine erſchien ſie nun vor Swift und fragte, was er ihr zu befehlen habe. „Nichts weiter, „mein Kind!“ antwortete der Dechant, ganz kaltblütig „als daß Sie vergeſſen hat, die „Thür zuzumachen; Und nun ſetze Sie Sich „nur wieder auf das Pferd und reite Sie „in Gottes Namen weiter!“

Nichts war dem Dechanten unangenehmer, als wenn ſchlechte Schriftſteller oder Poeten ſein Urtheil über ihre Werke verlangten. Er pflegte es dann auf eine Art zu geben, die ihnen nicht ſehr gefallen konnte und, wie er ſagte, die Uebrigen abhalten ſollte, ihm mit ähnlichen Aufträgen beſchwerlich zu fallen. Unter andern erſuchte ihn auch einſt ein Schriftſteller, ein ſehr mittelmäßiges Trauerſpiel durchzuſehn und zu beurtheilen und ſchickte es ihm in dieſer Abſicht. Als er ſich nun nach vierzehn Tagen einſtellte, um es wieder abzuholen, überreichte es ihm Swift, in Papier eingewickelt, und ſagte ihm, daß er große Mühe damit gehabt, es aber ſo weit gebracht hätte, daß nur noch halb ſo viel Fehler darinn wären, als vorher. Der arme Verfaſſer, welcher ſehr begierig war, die von dem Dechanten gemachten Verbeſſerungen in Augenſchein zu nehmen, entfernte ſich ſogleich (nebſt einem Freunde, der ihn begleitet und ihm auch Swifts Bekanntſchaft zuerſt verſchafft hatte) unter wiederholten Dankſagungen und zog noch auf der Straße ſein Manuſcript heraus. Aber wie groß war ſeine Verwirrung und ſein Schrecken, als er ſah, daß Swift in dem ganzen Trauerſpiele jede Zeile um die andre ſo ſorgfältig durchſtrichen hatte, daß man kein Wort mehr erkennen konnte! Zum Unglücke für den armen Schriftſteller wurde dieſe Geſchichte bald allgemein bekannt, indem ſein Freund ſie ſo luſtig fand, daß er ſich nicht enthalten konnte, ſie auszubreiten.

Swift war von einem ſehr zornigen Temperamente und hatte, wenn dies gereizt wurde, ſo wenig Gewalt über ſich, daß er dann oft beleidigende Reden ausſtieß. Indeſſen nahmen ſeine Freunde, die ihn einmal kannten, dies nicht übel, ſondern behandelten ihn mit Nachſicht; Sheridan aber bemühete ſich in ſolchen Fällen immer, ihn durch einen Scherz zum Lachen zu bewegen und ſeiner Laune eine andre Richtung zu geben. Man verglich ihn desfalls allgemein mit David, der unter Allen allein im Stande war, den böſen Geiſt aus Saul zu treiben.

Einige, aus des Doctors Delany und andern Werken entlehnte Anecdoten und Characterzüge von Swift.

Sehr viel Leute haben Swift der Irreligioſität beſchuldigt; indeſſen glaube ich in dieſem Buche durch häufige Beyſpiele vom Gegentheile die Falſchheit der Anklage hinlänglich erwieſen zu haben. Auch Delany hat den Dechanten desfalls zu rechtfertigen geſucht und erzählt unter andern von ihm, daß er nie verſäumt habe, vor und nach Tiſche, ein, zwar ganz kurzes, aber mit Nachdruck und Innbrunſt geſprochenes Gebet herzuſagen, und daß ſein Teſtament und die Gebete, welche er während der Krankheit der Miſtriß Johnſon verfertigte, ebenfalls ſehr chriſtlich und religiös geweſen ſeyen.

Unter allen Laſtern verabſcheuete Swift am mehrſten die Heucheley und ſuchte auch jeden Anſchein davon ſo ſorgfältig zu vermeiden, daß er dadurch oft in Uebertreibungen verfiel und ſeine Frömmigkeit mit eben ſolcher Aengſtlichkeit verbarg, wie Andre ihre Fehler verſtecken. So hat mich Delany, welcher ſich einſt lange bey ihm aufhielt, verſichert, daß er erſt, nachdem er ſechs Monate in der Dechantey geweſen ſey, erfahren habe, daß Swift jeden Abend zu einer beſtimmten Stunde ſeinen Domeſtiken in ſeinem Schlafzimmer ein Abendgebet vorläſe. Ja, ſeine Beſorgniß, den Verdacht der Heucheley auf ſich zu laden, ging ſo weit, daß er, um nicht bemerkt zu werden, während ſeines Aufenthaltes in London immer nur die Frühpredigten beſuchte; In Irland hingegen und wenn er als Dechant oder Landprieſter ſein Amt verwaltete, unterließ er keine der dabey üblichen Feyerlichkeiten.

Er wirthſchaftete ſo genau mit den Einkünften ſeiner Kirche in Dublin, daß er keinen Schilling davon, nicht einmal zu wohlthätigen Zwecken verwandte, ſondern er entſchuldigte ſich damit, daß dies Geld zu einem andern Gebrauche beſtimmt ſey und gab aus ſeiner Taſche ſo viel er entbehren konnte.

Mie

Nie ließ ſich Swift verleiten, ſeinen eignen Nuzen auf Unkoſten der Kirche zu befördern, ſondern opferte im Gegentheil jeden Gewinn, der ihm ſelber zufiel, zum Beſten des Stifts und dem Vortheile ſeiner Nachfolger auf, und das zwar noch zu einer Zeit, wo ſeine Geiſteskraft ſchon gänzlich geſchwächt und der Geiz ſeine herrſchende Leidenſchaft geworden war. Einige Beyſpiele hiervon habe ich theils ſelbſt erlebt, theils ſind ſie mir von Augenzeugen erzählt worden.

Seine Pflichten als Geiſtlicher erfüllte Swift auf das Strengſte. Er verwandte mehr Geld auf die Verſchönerung und Ausbauung der Kirche, als irgend Einer ſeiner Vorgänger und war äuſſerſt vorſichtig in der Wahl der Mitglieder zu dem Chor. Nie ließ er ſich bewegen, Leuten, von deren Fähigkeiten er nicht hinlänglich überzeugt war, ein Amt zu geben, wenn ſie auch die wichtigſten Empfehlungen hatten, und er ſchlug es desfalls einſt dem Lord Carteret ab, einen Mann, für den Dieſer ſich lebhaft intereſſirte, zum Vicarius zu machen, verſicherte aber dabey, daß er, wenn es in ſeiner Macht ſtände, den

Herrn

»gend eine unterhaltene Maitreſſe, behangen mit »geraubten Koſtbarkeiten, wovon ſie einen Großen »vom Hofe und Dieſer das arme Land geplündert »hat. Und was kümmert's mich? Gut, daß ich »Ihrer los bin!« Mit dieſen Gedanken kehrte ich in den Saal zurück und vergaß nach und nach die ganze Begebenheit. Als ich aber um Mitternacht nach Haus fahren wollte und beym Ausgange im Gedränge ſtand ſchob mir eine ſchmutzige Matroſen-Maske ein Briefchen zu und entzog ſich, ſobald ich es angenommen hatte, meinen Augen. Als ich nun nach Hauſe kam, eröffnete ich das Billet; es war mit Bleyſtift geſchrieben und enthielt ungefähr folgende Worte:

»Ein unbekannter Freund iſt Ihnen dieſen Abend »auf jedem Schritte gefolgt. Er iſt in einiger Ent»fernung Zeuge von dem Abentheuer geweſen, daß »Ihnen aufgeſtoßen iſt. Eine ähnliche Erfahrung, »die er einſt ſelbſt gemacht hat, giebt ihm über den »ganzen Zuſammenhang dieſer Geſchichte das hellſte »Licht, und macht es ihm zur Pflicht, Sie vor un»angenehmen Folgen zu warnen. Die Rache eines »verſchmähten Weibes iſt unverſöhnlich; wenigſtens »werden ſie wohl nicht auf den Schutz der Dame »rechnen dürfen, die Sie heute ſo ſchnell aus dem

Herrn herzlich gern zum Biſchoff oder Dechanten ernennen würde, indem ein ſolches Amt keine beſondern Verdienſte, ein Vicariat aber, einen geſchickten Arbeiter erfordere.

Ein junger Mann, der an dem Chor ſeiner Kirche angeſtellt war und große Fähigkeiten beſaß, wurde einſt auf der Jagd, durch eine Flinte, die zufällig losgieng, ſchwer verwundet. Als Swift dies erfuhr, bezeugte er herzlichen Kummer darüber und ſagte dann, nach einigem Nachdenken: „Nun! das iſt „eine gute Gelegenheit, zugleich Verdienſt zu „belohnen und menſchliches Elend zu lindern; „ich will ihn zum Vicarius machen,“ welches er auch ſogleich that.

Für die Armen ſeiner Gemeine ſorgte er ſo gut, daß ſie nie auſſer dem Kirchſpiele bettelten. Auch hatte er ihnen ein Armenhaus bauen laſſen, beſuchte ſie dort oft und hielt ſtrenge auf Ordnung und Reinlichkeit.

Um in Austheilung ſeiner Wohlthaten gerecht zu handeln und damit ſie ſtets, ſowohl den Verdienſten und Bedürfniſſen Derer, die ſein Mitleid erflehten, als auch ſeinen Umſtänden angemeſſen ſeyn mögten, füllte er ſeinen Beutel immer mit verſchiednen Münzſorten, vom ſilbernen Three-Pence an, bis zu einer Crone.

Er wachte ſehr ſorgfältig über die Gerechtſame und Privilegien ſeiner Dechantey und vertheydigte ſie ſtandhaft gegen die Eingriffe ſeines mächtigen Nachbars, des Erzbiſchoffs von Dublin, und das zwar mehr um ſeiner Nachfolger, als um ſeinetwillen.

Swift hatte einen Bedienten, der ſehr lange bey ihm geweſen war und den er vorzüglich liebte. Beſonders aber pflegte er Seiner, während einer Krankheit von einigen Monaten, woran er ſtarb, mit der äuſſerſten Sorgfalt, ließ ihn nach ſeinem Tode in der Hauptkirche begraben und ihm ein marmornes Denkmal mit folgender Inſchrift ſetzen:

„Hier liegt der Körper von Alexander
„Mager, Bedienten des Doctors Swift, De-
„chanten von St. Patrick's. Sein dankbarer
„Herr errichtete ihm dies Monument zum
„Andenken ſeiner Treue, Beſcheidenheit, und
„Arbeitſamkeit."

Auch die Leichenpredigt hielt er ihm ſelbſt und vergoß Thränen dabey.

Indeſſen verlangte er auch unbedingten und ſtrengen Gehorſam von ſeinen Domeſtiken und pflegte immer ihre Bereitwilligkeit erſt auf die Probe zu ſtellen, ehe er ſie miethete. So fragte er zum Beyſpiel jedesmal: ob ſie Schuhe putzen könnten, indem es der Gebrauch in ſeinem Hauſe ſey, daß der Bediente und Stallknecht dem Küchenmädchen abwechſelnd dieſen Dienſt leiſten müſſten. Wollte ſich nun Derjenige, welcher bey ihm Brod ſuchte, nicht hierzu verſtehn; ſo wurden die Unterhandlungen ſogleich abgebrochen; ließ er ſich hingegen dieſe Bedingung gefallen; ſo wurde der Handel gewöhnlich bald geſchloſſen.

Einſt hatte ſeine Köchinn, die ſehr alt und häßlich war und welche er desfalls immer aus Scherz Sweetheart (Liebchen) nannte, eine Hammelskeule, woraus an dem Tage ſein ganzes Mittagsmahl beſtand, zu ſtark gebraten. Als Swift dies bey dem Anſchneiden gewahr wurde, ließ er ſie ſogleich rufen und befahl ihr, mit einer ſehr kalten und ernſthaften Mine, die Keule mit hinunter zu nehmen und weniger zu braten. Sie antwortete, daß dies unmöglich ſey. „Hätte Sie es denn „ſtärker braten können, wenn es zu wenig ge„braten geweſen wäre?“ — „Nichts leichter „als das!“ erwiederte die Köchinn. „Nun“ ſagte Swift „ſo rathe ich Ihr, Sweetheart, „wenn Sie doch immer etwas Unrecht machen „muß, es wenigſtens auf ein andermal ſo „einzurichten, daß es ſich wieder gut machen „laſſe.“

Seine andern Domeſtiken behandelte er zwar mit mehr Strenge; aber im Grunde war er doch ein ſehr gütiger Herr. Er gab ihnen ſo viel Koſtgeld, als nur die vornehmſten Familien in Dublin ihren Leuten zugeſtanden und wenn er ſie zu irgend einem Geſchäfte gebrauchte, daß nicht in ihren Dienſt gehörte, ſo bezahlte er ſie, wie er fremde Arbeiter bezahlt haben würde, verſah ſie noch auſſerdem mit Livreen und überließ ihnen alles, was an ſeinem Tiſche übrigblieb. Kamen ſie nun, ungeachtet dieſer mannigfaltigen Hülfsquellen, mit ihrem Gelde doch nicht aus, ſondern verſchwendeten mehr, als ſie einnahmen; ſo gab er ihnen gleich den Abſchied; Waren ſie aber im Gegentheile ſparſam und machten etwas bey ihm gut; ſo bezahlte er ihnen Zinſen dafür und hatte ſeine Freude daran, wenn ſich die Summe nach und nach ſo vermehrte, daß ſie auf den Fall ſeines Todes nicht ganz entblößt blieben. Auch waren ihm ſeine Domeſtiken Alle ſo zugethan, daß faſt nie einer freywillig aus dem Dienſte gieng, um ſo mehr da man es für einen Vorzug hielt, dem Dechanten anzugehören, und das Volk vor ſeinen Bedienten, Trotz ihrer einfachen Livree, mehr Ehrfurcht hatte, als vor den prächtig geſchmückten Leuten des Lord Statthalters.

An ſeinem Cörper war Swift äuſſerſt reinlich. Er wuſch nicht nur ſeine Hände ſehr ſorgfältig, sondern ſchnitt auch immer ſeine Nägel bis an das Fleiſch ab, damit ſich ja nicht der geringſte Schmutz darunter ſetzen mögte. Auch nahm er alle Tage ein Fußbad, weil er viel gieng.

In Geſellſchaft ſprach er weder zu viel, noch zu wenig. Er hatte es ſich zur Regel gemacht, nie länger als eine Minute allein zu reden und dann Andern eben ſo viel Zeit zu laſſen, um die Unterhaltung fortzuführen; dann aber glaubte er ſich auch wieder hineinmiſchen zu dürfen. Er ſprach, ſo wie er ſchrieb, deutlich, gedrängt und kraftvoll, erzählte vorzüglich gut, und obgleich er in den letzten Jahren ſeines Lebens oft dieſelben Geſchichten wiederholte; ſo brachte er doch nie Zweydeutigkeiten vor, und beleidigte nie Religion oder gute Sitten durch ſeine Reden. Deßfalls war es ihm auch immer beſonders angenehm, wenn ſich Frauenzimmer in der Geſellſchaft befanden, weil das auch die übrigen Männer im Zaume hielt. Es war nämlich damals, ſo wie auch noch, in Irland und England eingeführt, daß ſich die Weiber entfernten, ſobald die erſte Flaſche Wein ausgetrunken war; aber Swift ließ es nie geſchehn, die Geſellſchaft mogte nun in ſeinem eignen, oder in fremden Häuſern ſeyn, ſondern er nöthigte ſie, ſo lange da zu bleiben, bis die Männer faſt mit Trinken fertig waren; dann erlaubte er ihnen endlich, hinauszugehn, fand ſich aber nach franzöſiſchem Gebrauche bald nachher mit der Männer-Geſellſchaft an dem

Theetiſche ein; und ſo brachte man den Abend mit einander hin.

Fiel die Unterredung auf ernſthafte Gegenſtände; ſo zeigte er weder Heftigkeit während des Streits, noch Gleichgültigkeit über den Ausgang deſſelben. Er hörte die Gründe der Partheyen mit Aufmerkſamkeit an und gab ſich die Mühe, (wenn er auch ſelbſt nicht zu den Kämpfenden gehörte) den ſtreitigen Punct klar und deutlich auseinander zu ſetzen, die falſchen Beweiſe zu widerlegen und die Entſcheidung entweder einer unpartheiiſchen Perſon aufzutragen, oder ſie der Mehrheit der Stimmen zu unterwerfen.

Mylord Orrey beſchuldigt Swift, daß er die Schmeicheley ſehr geliebt und keinen Unterſchied zwiſchen niedrigem, unverdientem Lobe und gerechtem Beyfalle gemacht habe; Delany aber reinigt ihn von dieſer Anklage und verſichert, daß er alle Schmeicheley gehaßt und bey aller Gelegenheit ſeinen Abſcheu daran laut bezeugt habe. Indeſſen ſah er es nicht ungern, wenn man ein ehrfurchtsvolles Betragen gegen ihn annahm, und keiner ſeiner

Be

Bekannten konnte ihm dies verſagen. Aber er nahm auch wieder ſehr willig einen guten Rath an, wenn er ohne Anmaßung und von Perſonen gegeben wurde, in deren Klugheit und Aufrichtigkeit er Vertrauen ſetzte. Folgendes Beyſpiel davon, das mir ein ſehr glaubwürdiger Zeuge erzählt hat, wird dieſe Behauptung rechtfertigen:

Es traf ſich nämlich einſt, daß ein Freund den Dechanten beſuchte, grade als er im Begriff war, ein neues Werk drucken zu laſſen; Swift las es ihm daher vor und bat ihn, offenherzig ſeine Meinung darüber zu ſagen. Der Freund fand zwey Stellen tadelhaft und ſchlug ihm vor, ſie zu ändern, welches ſich der Dechant auch ſogleich gefallen ließ. Als aber nun das Buch gedruckt erſchien, fand der Rathgeber, bey genauerer Unterſuchung, daß er Unrecht gehabt hatte, bat Swift desfalls um Verzeyhung und bezeugte ihm ſein Erſtaunen darüber, daß er ſich ſo leicht habe bereden laſſen, die Veränderungen vorzunehmen, da er doch gewiß eingeſehn habe, daß ſie nicht gut angebracht ſeyen. „Mein „Herr!“ erwiederte der Dechant, „da die

„Veränderungen, welche ſie vorſchlugen, nicht „wichtig waren; ſo ließ ich ſie mir um ſo „eher gefallen, weil Sie mich ſonſt vielleicht „für eitel und eigenſinnig gehalten haben „würden und ich Sie durch meine Folgſamkeit zu bewegen hoffte, mir auch künftig „recht oft mit Ihrem Rathe beyzuſtehn.“

Swift war Meiſter in der Kunſt, jemand auf eine anſcheinend grobe Art ſehr fein zu loben. Einſt gerieth er mit dem Lord Carteret, welcher damals Statthalter von Irland war, in einen kleinen Streit über den Druck, worunter das Königreich ſeufzte und die Thorheit und Ungerechtigkeit des engliſchen Miniſteriums. Er bediente ſich bey dieſer Gelegenheit ſehr harter Ausdrücke; Mylord Carteret aber antwortete ihm mit der meiſterhaften Beredſamkeit, die er in ſo hohem Grade beſaß, worauf der Dechant mit großer Heftigkeit ausrief: „Wer zum Henker! hat Sie zu „unſerm Statthalter gemacht? — Fort von „hier! fort von hier! — Hätten wir doch „wieder einen Schöps, wie wir deren bis „jetzt gehabt haben!“

Als eines Tages bey einem öffentlichen Schmauſe unter andern Geſundheiten auch die des irländiſchen Handels getrunken und dem Dechanten zugebracht wurde, antwortete er: „Meine Herren! ich trinke nie auf das „Wohl der Verſtorbnen.“ *)

Swift war ein großer Bewunderer der Talente des ſeligen Herzogs von Wharton und Dieſer ſchätzte und liebte ihn dagegen auſſerordentlich, bat ihn auch oft zum Mittagseſſen, bey welcher Gelegenheit dann einſt das Geſpräch auf vergangne Zeiten fiel.

Wharton erzählte nun verſchiedne tolle Streiche, die er ausgeführt hatte, worauf Swift ihm endlich ſagte: „Gnädiger Herr! „fangen Sie doch jetzt einmal an, weiſer zu „werden! Sie ſollen ſehn daß das der luſtigſte „Streich iſt, den Sie noch je gemacht haben.“

Einſt

---

*) Um dieſe Antwort ganz verſtändlich zu machen, muß ich hier bemerken, daß des Biſchoffs Brown Werk gegen die Geſundheiten auf das Wohl der Verſtorbnen damals grade herausgekommen war und viel Aufſehn erregte.

»Pavillon ſtecken ließen. Sollten Sie würklich nicht »ahnden, wer dieſe reich geſchmückte Türkinn geweſen iſt? So will ich Ihnen denn kurz ſagen, daß »die Erfüllung Ihres Wunſches, in hieſige Dienſte »zu treten, von dieſer Dame abhängt. Nun wiſſen »Sie genug, um den Plan aufzugeben und meinen »Wink ſo zu nützen, daß Sie Sich keiner abſchlägigen Antwort ausſetzen, ſondern lieber die Unterhandlung ſelbſt abbrechen.«

Jetzt giengen mir freylich die Augen auf. keine Andre als die Frau des Miniſters war's geweſen; und ſo hatte denn der Unbekannte Recht, wenn er ſagte, daß für mich am Hofe wohl nichts zu erlangen ſeyn würde. Aber dieſer Unbekannte; wer konnte Der ſeyn? Meine Muthmaßung fiel natürlicher Weiſe ſogleich auf den guten Mann, dem ich war empfohlen worden und von dem ich mit Ihnen ſchon geredet habe. Früh des folgenden Morgens eilte ich zu ihm hin; Gradezu fragen mogte ich ihn nicht; aber auch auf meine entfernten Anſpielungen wollte er ſich nicht einlaſſen. Aus Feinheit durfte ich nicht in ihn dringen. War er der Briefſchreiber; ſo hatte er einem Manne, deſſen ſich anzunehmen er für Pflicht hielt, einen nützlichen Dienſt geleiſtet; er kannte mich aber nicht genau genug, um über

eine

Einſt auf einem Viſitations-Schmauſe, dem Swift beywohnte, fiel es einem Geiſtlichen, der ſich viel auf ſeinen Witz zu Gute that und oft groben Scherz für ſeine Satyre ausgab, ein, ſein Talent an dem Dechanten zu verſuchen. Nachdem er dies lange auf die unverſchämteſte Weiſe gethan, und Swift es ganz geduldig, und ohne auf ihn zu achten, oder ihm zu antworten, ertragen hatte, legte ſich der anweſende Biſchoff in das Mittel und verwies dem Geiſtlichen ſeine Unart; der Dechant aber bat, daß man doch ſeiner Zunge freyen Lauf laſſen mögte, wobey er ſagte: „Momus wohne ja auch immer den „Götterfeſten bey und habe das Vorrecht, „dort zu ſprechen, was er wolle.“ Von der Zeit an wurde der Geiſtliche in der Nachbarſchaft immer Momus genannt.

Wahrend der letzten Jahre ſeines Lebens befand ſich Swift in einem ſehr traurigen Zuſtande. Zu Anfange des Jahrs 1741 war ſein Verſtand ſo geſchwächt und ſeine heftige Gemüthsart hatte ſo ſehr Ueberhand genommen, daß er der Geſelligkeit gänzlich unfähig war. Kein Fremder durfte ſich ihm nähern und ſeine Freunde fanden es nöthig, ſeiner Perſon und ſeinem Vermögen Vormünder zu ſetzen. Im Jahre 1742 aber verlohr er ſeine Vernunft völlig und ſeine Geiſtes-Verirrung artete in gänzliche Tollheit aus. Miſtriß Whiteway war die einzige Perſon, welche er noch zuweilen erkannte; that er aber dies nicht; ſo war ſein Uebel auf das Höchſte geſtiegen und er bekam ſo heftige Anfälle von Raſerey, daß ſie ihn verlaſſen muſte. Dann pflegte ſie gewöhnlich in jeder Woche ein oder zweymal nach der Dechanttey zu kommen, um ſich nach ſeinem Befinden zu erkundigen und zu ſehn, ob es ihm nicht an der nöthigen Pflege fehle. Indeſſen wagte ſie es nicht, ſich vor ihm ſehn zu laſſen, ſondern blickte nur verſtohlen nach ihm, wenn er ihr den Rücken zuwandte. Seine Speiſen wurden immer in der Küche klein geſchnitten und ihm ſo hinein gebracht; aber er rührte nicht eher etwas an, bis die Bedienten das Zimmer verlaſſen hatten und auch dann ließ er es oft noch eine Stunde lang ſtehn und verzehrte es endlich im Gehen, wie er denn überhaupt während der Zeit, da er ſich in dieſem traurigen Zuſtande befand, gewöhnlich zehn Stunden des Tages im Zimmer auf und ab zu gehn pflegte.

Im October des Jahrs 1742, nachdem ſeine Raſerey einige Monate lang gedauert hatte, fing ſein linkes Auge an, ſo ſtark zu ſchwellen, daß es bald ſo groß wie ein Hühner-Ey, und das Augenlied inflammirt und verunſtaltet wurde. Auch brachen an ſeinen Armen und ſeinem ganzen Cörper ſo viel Geſchwüre aus, daß die Wundärzte eine Fäulniß befürchteten. Der Schmerz, den ihm dieſe Uebel verurſachten, benahm ihm, während des erſten Monats, allen Schlaf und man muſte ihn mit Gewalt abhalten, ſeine Augen auszureiſſen. Nachdem er etwas beſſer geworden war, erkannte er Miſtriß Whiteway und ſprach freundlich mit ihr, wie auch mit ſeinen Leuten und dem Wundarzte, der daraus die Hofnung ſchöpfte, daß er bald wieder im Stande ſeyn werde, die Geſellſchaft ſeiner Freunde zu genieſſen. Indeſſen betrog man ſich hierin ſehr, denn er ſank einige Tage darauf in eine gänzliche Unempfindlichkeit, ſchlief faſt immer und man konnte ihn nur mit Mühe bewegen, zuweilen im Zimmer auf und ab zu gehn. Dieſer Zufall rührte daher, daß ſein Kopf mit Waſſer angefüllt war; auch drang Stevens, ein Geiſtlicher und ſein Freund, auf eine Trepanirung; aber man folgte ſeinem Rathe nicht.

Nachdem Swift ein ganzes Jahr hindurch in dieſem unheilbaren Zuſtande geweſen war, trat ſeine Haushälterinn am 30ſten November des Morgens in ſein Zimmer und ſagte ihm, daß ſein Geburtstag heute ſey, und daß man ihn, wie gewöhnlich, durch Feuerwerke und Illuminationen feyern werde, worauf er aber antwortete: „Das iſt alles „Thorheit; Sie ſollten es lieber gut ſeyn „laſſen!“

Einſt, als einer ſeiner Verwandten, Herr Deane Swift, der ihn oft beſuchte, bey ihm war, ſchien er ſprechen zu wollen, worauf Deane, um ſeinen Gedanken auf die Spur zu helfen, ihm ſagte, daß er bey ihm habe zu Mittage eſſen wollen. Da er nicht antwortete, fragte ſeine Haushälterinn endlich; „Wollen Sie dem Herrn Swift nicht ein Glas

„Wein vorſetzen?" Der Dechant erwiederte zwar noch immer nichts, gab aber ein Zeichen, daß er davon zufrieden ſey. Bald nachher verſuchte er es nochmals, zu ſprechen, konnte aber keine Worte finden, ſondern ſtieß einen tiefen Seufzer aus. Als ihm ſeine Haushälterinn eine halbe Stunde darauf ein Meſſer aus der Hand nahm, welches er ergriffen hatte, zuckte er die Achſeln und ſagte: „Ich bin, was ich bin," und dieſe Worte wiederholte er zwey oder dreymal.

Von dieſer Zeit an, bis zu ſeinem Tode, der im October 1745, im acht und ſiebzigſten Jahre ſeines Alters erfolgte, ſprach er kein Wort weiter und ſtarb ſehr ruhig.

Einige, aus den Werken der Miſtriß Pilkington gezogne Anecdoten von Swifts Leben.

Miſtriß Pilkington wurde zuerſt dadurch mit Swift bekannt, daß ſie ihm Verſe auf ſeinen Geburtstag ſchickte, die er ſehr gütig aufnahm und wofür er ihr mündlich ſeine Dankbarkeit zu bezeugen verlangte.

Dieſem Wunſche gemäß wurde ſie ihm einige Tage nachher in des Doctors Delany Garten vorgeſtellt. Er begrüßte ſie ſehr freundlich und fragte die Frau, welche ſie einführte, ob es ihre Tochter ſey? Als man ihm aber antwortete, daß er Miſtriß Pilkington vor ſich ſähe, rief er: „Wie das arme kleine Ding iſt „verheyrathet? Gott ſey ihr gnädig! ſie lernt „recht früh die Sorgen des Lebens kennen.“ Darauf beredete er ihren Mann, am nächſten Sonntage für ihn zu predigen und er ſelbſt theilte an dem Tage das Abendmahl und zwar mit einer ſo herzlichen und anſtändigen Frömmigkeit aus, daß Miſtriß Pilkington dadurch ganz für ihn eingenommen wurde.

Als er nach geendigtem Gottesdienſte aus der Kirche trat, umringte ihn ein ganzer Haufe von Armen, denen allen er ein Almoſen reichte, ein altes Weib ausgenommen, welches ihm eine ſehr ſchmutzige Hand darbot und dem er desfalls ſagte, daß auch eine Bettlerinn reine Hände haben müſſe.

Nachdem er endlich mit Pilkington und ſeiner Frau in der Dechantey angelangt war, begrüßte er die Letztere nochmals ſehr freundlich und überhäufte ſie und ihren Gatten den Tag hindurch mit Güte und Gaſtfreundlichkeit, wobey ihm manche ſehr originelle Züge entwiſchten, die hier zu weitläuftig zu erzählen ſeyn würden.

Während der Nachmittags-Predigt blieb Miſtriß Pilkington allein bey ihm und mußte ihm ſeine History of the laſt Seſſion of Parliament und the Peace of Utrecht vorleſen. So oft ſie mit einer Periode fertig war, fragte er, ob ſie das Geleſene verſtanden habe, „denn" ſetzte er hinzu „ich wünſche, daß es auch „Menſchen von dem eingeſchränkteſten Begriffen verſtändlich ſeyn möge, und wenn Sie „es verſtehen; ſo darf ich vielleicht hoffen, „meinen Zweck erreicht zu ſehn."

Gegen Abend begleitete Miſtriß Pilkington den Dechanten in die Betſtunde und als ſie zurückkamen, gab Swift ihr und ihrem Manne die Erlaubniß, zum Abendeſſen zu bleiben, und eine ſolche Erlaubniß war bey ihm eine Einladung.

Als Pilkington endlich Anſtalt zum Aufbruch machte, führte der Dechant die Frau bis an den Wagen, dankte für die Ehre ihrer Geſellſchaft und ſteckte ihr das Geld wieder in die Hand, was ſie und der Mann am Morgen geopfert hatten und noch ſo viel, als ſie dem Miethkutſcher bezahlen muſſten; auch wagte ſie es nicht, dies Geſchenk auszuſchlagen, indem Swift das ſehr übel genommen haben würde.

Einſt, als der Dechant bey Pilkington, deſſen Haus er den Lilliput-Pallaſt nannte, zum Mittags-Eſſen eingeladen war, ſteckte er bey ſeiner Ankunſt bloß den Kopf in das Beſuchzimmer, um der Miſtriß Pilkington einen guten Morgen zu ſagen; und lief dann ſogleich auf den Boden, von da in die Bibliothek, in das Schlafzimmer und endlich in die Küche. Als er es aller Orten reinlich und ordentlich fand, kehrte er zu der Miſtriß zurück und lobte ſie desfalls, indem er ihr ſagte, daß es immer ſeine Gewohnheit ſey, in fremden Hauſern zuerſt Küche und Boden zu unterſuchen und nach dem Zuſtande, werinn er dieſe fände, die Hausfrau zu beurtheilen, „denn“ ſetzte er hinzu „auch die ſchlechteſte Hausfrau pflegt in „ihrem Beſuchzimmer Ordnung zu erhalten; „alſo kann man ſie nicht ganz beurtheilen, „wenn man nur das geſehn hat.“

Swift nahm ſich oft, ſelbſt gegen die vornehmſten Perſonen, Freyheiten heraus, die man von jedem Andern nicht geduldet haben würde, die ihm aber Diejenigen, welche ihn genauer kannten, gern verziehen.

Er wuſſte die Verdienſte Andrer zu ſchätzen und war des Neides unfähig; auch brauchte er in Anſehung des Witzes keinen Nebenbuhler zu fürchten.

Er lebte äuſſerſt mäßig, trank nie mehr als eine halbe Flaſche Wein und vermiſchte jedes Glas davon noch mit Waſſer und Zucker; doch konnte er Stunden lang bey Tiſche ſitzen, wenn er in angenehmer Geſellſchaft war.

Noch erzählt Miſtriß Pilkington folgende Geſchichte von dem Dechanten, die er ihr ſelbſt mitgetheilt hat:

Ein Geiſtlicher, der ein ſehr gelehrter Mann, von der feinſten Erziehung und ſanften Sitten, aber von unbegränztem Ehrgeize war, hatte ſich durch ſeine redneriſchen Talente ſo ausgezeichnet, daß man ihn bald zum Biſchoffe machte Als nun Swift ihn beſuchte, um ihm zu ſeiner Erhöhung Glück zu wünſchen, äuſſerte er zugleich, daß er hoffe, Ihre Hochwürden würden nun, da Sie Sitz und Stimme im Oberhauſe hätten, als ein Irländer, Ihre Beredſamkeit zum Beſten Ihres Vaterlandes verwenden. Der Prälat antwortete, daß ſein Bisthum eines von den ſchlechteſten ſey und er nie darauf rechnen dürfe, ein eine ſo kitzliche Sache mündlich mit mir zu reden. Meine Dankbarkeit konnte ich ihm nicht beſſer bezeugen, als indem ich ihm zu erkennen gab, daß ich ſeinen Wink nützen würde. Ich erzählte ihm alſo mit anſcheinender Gleichgultigkeit: kürzlich erhaltene Briefe beſtimmten mich, nöthiger Geſchäfte wegen, in einem Paar Tagen *** zu verlaſſen und meine Bewerbung um Dienſte vorerſt aufzugeben; doch würde ich vielleicht bald wieder kommen. Von da fuhr ich zum Miniſter, um Dieſem dieſelbe Erklärung zu thun und Abſchied von ihm zu nehmen. Es war noch ſo früh am Tage, daß ich überzeugt ſeyn konnte, er werde ſeine Gemahlinn nach dem Balle nicht wieder geſprochen habe.; ſo daß ich hoffen durfte, freundſchaftlich, wie gewöhnlich, von ihm empfangen und entlaſſen zu werden. Ich irrte nicht und in der That ſchien ihn meine plötzliche Abreiſe zu befremden; doch, als ich ihm ſagte, ich dächte bald wieder zurückzukommen, verſicherte er mich, wie lieb es ihm ſeyn würde, mich wieder zu ſehn und mir angenehme Dienſte zu leiſten. Meine Feindinn genoß alſo ihren Triumph nur halb; an demſelben Tage beurlaubte ich mich bey den Herrſchaften, gab Abſchieds-Karten in der Stadt ab und ſahe das wollüſtige Weib nicht wieder.

einträglicheres zu erlangen, wenn er ſich nicht der Hof-Parthey gefällig bezeigte. „Nun!“ ſagte Swift, „ſo hoffe ich doch, daß Sie wenigſtens dann werden ein ehrlicher Mann „werden wollen, wenn Sie einſt ein beſſeres „Bisthum bekommen ſollten.“ — „Ja! dann „gewiß.“ — „Nun! ſo leben Sie bis dahin „wohl!“ rief der Dechant. Der neue Biſchoff wurde in kurzer Zeit verſchiednemal befördert und Swift unterließ nie, ihn bey dieſer Gelegenheit an ſein Verſprechen zu erinnern, erhielt aber immer die Antwort, daß er auf ein Erzbisthum hoffe, und daß das Vaterland ſich alſo noch gedulden müſſe. Da er bald darauf auch dies erhielt, beſuchte er den Dechanten und ſagte: „Ich habe nun das Ziel meiner „Wünſche erreicht, denn Primat kann ein Irländer doch nicht werden; alſo will ich künftig das Wohl meines Vaterlandes auf alle „mögliche Art zu befördern ſuchen.“ Auch war er würklich von der Zeit an ein eifriger Patriot.

Beſchluß.

Nach allem was ich bis jetzt von Swift geſagt habe, kann man mit Gewißheit behaupten, daß er keinem Laſter ergeben war.

Wein, Weiber und Spiel, dieſe drey gefährlichen Feinde der Jugend, haben nie den geringſten Einfluß auf ihn gehabt. Er war kein einzigesmal in ſeinem Leben betrunken, floh ſogar den Verdacht einer ſträflichen Verbindung mit dem weiblichen Geſchlechte und ſpielte zwar, während ſeines Aufenthaltes in London, zuweilen um geringen Preis, doch unterließ er auch das gänzlich, nachdem er Dechant von St. Patrick's geworden war.

Die drey Haupt-Tugenden, Gerechtigkeit, Mäßigkeit und Standhaftigkeit, beſaß er in einem hohen Grade. Was ſeine Vorſichtigkeit betrifft; ſo ließe ſich wohl manches dagegen einwenden, indem er nicht immer der Vernunft gehorchte, ſondern ſich oft von den Reizen einer äuſſerſt lebhaften Einbildungskraft hinreiſſen ließ; Indeſſen bewies er doch in allen wichtigen Fällen, daß es ihm nicht ganz daran fehlte.

Alle geſellige Tugenden, als Großmuth, Freygebigkeit, Gutmüthigkeit und Dienſtfertigkeit waren ihm eigen; aber nur ſeine vertrauteſten Freunde kannten Swift von dieſer Seite und die Welt hegte eine ganz andre Meinung von ihm. Daß er ſelbſt daran Schuld war, indem er ſich immer beſtrebte, dieſe Eigenſchaften vor der Welt zu verbergen und ſogar oft Geſinnungen äuſſerte, die ſeiner wahren Denkungsart ganz entgegengeſetzt waren, habe ich ſchon einigemal in dieſem Buche geſagt, und ich kann nicht unterlaſſen, nun die Urſachen anzuführen, woraus dieſe ſonderbare Grille entſtand. Wir finden nämlich bey näherer Unterſuchung ſeiner Familien-Geſchichte, daß ſein Großvater der zu Cromwells Zeiten gelebt hatte, durch die Verfolgungen der Fanatiker um ſein ganzes anſehnliches Vermögen gekommen und in die äuſſerſte Armuth gerathen war. Dieſer Verfall, dem er alles Unglück, was ſeine Eltern und ihn ſelbſt in der Folge traf, zuſchrieb, flößte ihm einen ſolchen Abſcheu gegen den Fanatismus ein, daß er keine Gelegenheit vorbeyließ, in ſeinen Schriften dagegen zu eifern und daher kam es auch, daß er jeden Anſchein der Heucheley, die faſt immer mit dem Fanatismus verbunden iſt, ſo ſorgfältig vermied und oft in das entgegengeſetzte Extrem verfiel. Indeſſen war ihm dies um ſo weniger zu verzeyhn, da ſowol ſein Amt, als ſeine Talente, die ihn mehr als jeden Andern zum Gegenſtande der allgemeinen Aufmerkſamkeit machten, ihm die Pflicht auflegten, die Sache der Religion und Tugend durch ſein öffentliches Beyſpiel zu unterſtützen.

Swift war ein warmer, treuer und aufrichtiger Freund, ſehr glücklich und vorſichtig in der Wahl Derer, die er mit ſeiner Zuneigung beehrte, und ließ keine Gelegenheit vorbeygehn, ihnen wichtige Dienſte, oder auch nur Gefälligkeiten zu erweiſen. Hiervon habe ich häufige Beyſpiele in dieſem Buche angeführt, die, ungeachtet der Sorgfalt, womit er ſie verhehlte, zufällig bekannt geworden ſind und das ſchönſte Licht auf ſeinen Character werfen. Auch hatte er ſo hohe Begriffe von ächter Freundſchaft, daß er oft den Wunſch äuſſerte, ſie auch noch in jenem Leben eben ſo lebhaft empfinden zu können, wie jetzt.

Gutmüthigkeit und ein gefühlvolles Herz konnte ihm niemand abſprechen; auch bewieſen uns die in dieſem Werke angeführten Auszüge aus Addiſons, Popens, Arbuthnots, Gays und andern Briefen, daß alle ſeine Freunde ihm dieſe Gerechtigkeit wiederfahren lieſſen. Doch lernte man dieſe, ſo wie ſeine übrigen guten Eigenſchaften erſt bey genauerm Umgange kennen, indem er ſie unter einer anſcheinenden Härte und Rauhigkeit verbarg.

Swift wurde allgemein als ein ehrgeiziger Mann betrachtet und es iſt auch nicht meine Abſicht, dies zu leugnen ſondern nur zu beweiſen, daß ſein Ehrgeiz nicht von ſo unedler Art war, daß ihm alle Mittel, ihn zu befriedigen, gleichgültig ſchienen, indem er es ſogar für Seiner unwürdig hielt, die Gunſt der Miniſter zu ſeinem Vortheile zu benutzen, oder ſich um irgend eine Beförderung ſelbſt zu bewerben. Von der Wahrheit dieſer Behauptung überzeugt uns unter andern ein Brief des Erzbiſchoffs von Dublin, woraus ich ſchon bey einer andern Gelegenheit eine Stelle angeführt habe.

Indeſſen war Swift doch im höchſten Grade ehrgeizig, aber nur in der Rückſicht, daß er ſich durch Verdienſte auszuzeichnen, die Gaben, womit ihn der Himmel beſchenkt hatte, zum Wohl der Menſchheit anzuwenden ſuchte und ſich dabey, im feſten Vertrauen auf ſeine eigne Kraft, nie fremder Hülfe bediente.

Was den Stolz betrifft, deſſen man Swift beſchuldigt; ſo wäre er in der That mehr als Menſch geweſen, wenn er nicht ſeine Ueberlegenheit über ſo Manche gefühlt und ſich durch die Verehrung, welche man ihm bezeugte, geſchmeichelt gefunden hätte. Indeſſen artete doch dies Bewuſſtſeyn ſeines eignen Werthes nie in Uebermuth aus, Er bewarb ſich zwar nicht um die Bekanntſchaft der Vornehmen und Reichen, ſondern erwartete vielmehr, daß ſie ihn aufſuchten; aber er bedurfte ihrer ja auch nicht und ſtand allgemein in ſo großem Anſehn, daß jedermann es für eine Ehre hielt, mit ihm in Verbindung zu ſtehn. Gegen Geringere betrug ſich Swift ſtets freundlich und gefällig, und mit Solchen, die mit ihm von gleichem Stande waren, (worunter er alle Männer von Genie und Talenten rechnete) lebte er auf den vertraueteſten Fuß. In vermiſchten Geſellſchaften verlangte er dieſelbe Ehrerbietung, welche man Perſonen vom höchſten Range zu bezeugen pflegt und man war um ſo eher geneigt, dieſen Wunſch zu befriedigen, da er etwas ſo Erhabnes und Gebietheriſches in ſeinem Weſen hatte, daß er gleich beym erſten Anblicke alle Menſchen mit einer Art von Furcht erfüllte.

Die Beſchuldigung des Geizes, womit man den Dechanten verfolgt, iſt noch ungegründeter, als irgend eine von den andern und wird ſchon durch die, in dieſem Werke angeführten häufigen Beweiſe ſeiner auſſerordentlichen Wohlthätigkeit widerlegt. Indeſſen will ich hier doch noch eines erwähnen, das ihm nicht weniger Ehre macht. Er hatte nämlich unter andern der Miſtriß Dingley eine Penſion von zwey und funfzig Pfund ausgeſetzt, welches, ihr eignes kleines Vermögen dazugerechnet, ſie anſtändig ernährte und zwar beſtand er darauf, daß, auſſer ihnen Beyden, niemand etwas von dieſer Einrichtung wiſſen ſollte. Auch würde man wohl nie ein Wort davon erfahren haben, wenn es nicht in der Folge, als er in jenen traurigen Zuſtand gerieth, wovon in ſeinem Privatleben die Rede iſt, durch Unterſuchung ſeiner Papiere bekannt geworden wäre.

Von ſeiner Standhaftigkeit im Unglücke liefert uns folgender Vorfall, wodurch ſie auf eine ſehr harte Probe geſetzt wurde, den deutlichſten Beweis. Er hatte eben bey ſeinem

nem Freunde Stratford, einem Kaufmanne, vierhundert Pfund, die damals ſein ganzes Vermögen ausmachten, niedergelegt, als er die Nachricht erhielt, daß dieſer Mann Bankerott gemacht habe. Bey dieſer Gelegenheit ſchrieb er an Stella: „Als ich nach Hauſe „kam und reiflicher darüber nachdenken konnte, „gieng mir das Ding freylich ein wenig im „Kopfe herum und beſonders um Ihrentwillen; indeſſen überwand ich doch, mit Hülfe „der Religion und Philoſophie, auch dieſe unangenehme Empfindung und ſchlief nach einer Viertelſtunde ſo ruhig ein, als wenn „nichts vorgefallen wäre.“

Die allgemein angenommne Meinung, daß Swift ein Menſchenfeind geweſen ſey, iſt eben ſo ungegründet, wie irgend eine der andern gegen ihn vorgebrachten Beſchuldigungen. Man hat dieſe Behauptung zwar durch die, in Gullivers Reiſen vorkommende Schilderung der Yahoos rechtfertigen wollen, indem man dieſe Schilderung als eine Satyre auf die Menſchheit ausgelegt hat; indeſſen iſt dies gänzlich falſch und es würde mir nicht ſchwer fallen, das Gegentheil zu beweiſen, wenn ich nicht fürchten müſſte, zu weitläuftig zu werden.

Laſſet uns nun Swifts Character im Allgemeinen betrachten und wir werden finden, daß er als Mann keine Laſter, wenig Schwachheiten, erhabne Tugenden und als Schriftſteller ungewöhnliche Talente, eine originelle Laune und unerſchöpflichen Witz beſaß. Dieſe Eigenſchaften zuſammengenommen und hier in einer Perſon vereinigt, machen mich ſo kühn, zu behaupten, daß er alle merkwürdigen Männer übertrifft, die je in der ältern oder neuern Geſchichte geglänzt haben.

Die

„ Noch einen kleinen Umſtand will ich nachholen. Als ich zu dem Miniſter geführt wurde, mußte ich eine Garderobe vorbeygehn, deren Thür halb geöffnet war. Ich warf einen Blick hinein und ſah eine Kammerfrau beſchäftigt, die berüchtigte türkiſche Masken-Kleidung zuſammenzulegen. Dies hob den letzten Zweifel über die Perſon, welche in dieſer Maske geſteckt hatte und ich wußte nun gewiß, daß ich durch meine ſchnelle Abreiſe keinen voreiligen Schritt that.

Die Ueberſetzerinn hat, zu Vermeidung größerer Weitläuftigkeit, aus Sheridans Werke, Swifts Familien-Nachrichten und ſein ganzes Teſtament weggelaſſen. Es ſey genug, aus dem Letztern nur den merkwürdigen Umſtand anzuführen, daß Swift, der, wie wir wiſſen, in den letzten Jahren ſeines Lebens ſelbſt den Verſtand verlohr, in ſeinem letzten Willen eine anſehnliche Summe ſeines Vermögens zu Stiftung und Unterhaltung eines Tollhauſes beſtimmt hatte.

Hannover,
gedruckt von H. M. Pockwitz ſen. Hofbuchdrucker.

Ueber
Eigennutz und Undank;

von

Adolph Freyherrn Knigge;
Königl. Grosbrittaniſchen und Churf Braunſchweig-Lüneburgiſchen Oberhauptmanne in Bremen.

Ein Gegenſtück

zu dem Buche:

Ueber den Umgang mit Menſchen.

Leipzig,
bey Friedrich Gotthold Jacobäer,
1796.

Dem
uneigennützigen, Dank verdienenden
Menſchenfreunde,
Herrn Doctor Reimarus,
in Hamburg,
widmet dieſes Buch
über Eigennutz und Undank

der Verfaſſer.

Vorrede.

Nicht ohne Mistrauen wage ich die öffentliche Bekanntmachung dieſer Schrift, welche die Unterſuchung einiger Gegenſtände der Sittenlehre zum Zwecke hat. Der größte Theil des heutigen Publicums pflegt keinen Geſchmack an ernſthaften Abhandlungen von der Art zu finden, ſondern wenigſtens zu verlangen, daß die moraliſchen Lehren in das gefällige Gewand eines Romans gehüllt, oder ſonſt hinter irgend einer reizenden Bekleidung verſteckt, erſcheinen ſollen. Mehr als Eine Urſache aber hat mich diesmal abgehalten, eine andre Form, als die der ungeſchmückten Darſtellung, zu wählen. Es iſt unmöglich, Leſer, die ohne Unterlaß Neuheit in Materie und Einkleidung fordern, zu allen Zeiten zu befriedigen. Nicht jeder Stoff verträgt eine ſolche Bearbeitung, ohne an ſeiner Würde zu verliehren und in einem gewiſſen Alter fehlt auch oft dem Schriftſteller diejenige Geſchmeidigkeit und Lebhaftigkeit, die erfordert wird, um ſich nach allen Umwandlungen der Mode zu richten und von der Phantaſie eine günſtige Aufnahme für das, was die Vernunft hergiebt, zu gewinnen. Neue Entdeckungen in dem Gebiethe der Sittenlehre zu machen, iſt wohl unſern Zeiten nicht mehr vorbehalten; daß aber manche moraliſche Vorſchriften noch nicht zu oft ſind in Erinnerung gebracht worden, beweiſet leider! die ſchlechte Befolgung dieſer Vorſchriften. Eigennutz und Undank ſind Laſter, über die man, bey dem mit dem Luxus zugleich einreißenden Sittenverderbniſſe, häufig klagen hört. Habe ich dieſe Gegenſtände nicht ſo behandeln können, daß ich auf den Beyfall aller Leſer rechnen darf; ſo läßt mich doch die gute Aufnahme meines Buchs über den Umgang mit Menſchen, das in derſelben Manier geſchrieben iſt, hoffen, nicht allgemein zu misfallen.

Bremen,
im September, 1795.

Knigge.

Erſte Haupt-Abtheilung.

Ueber
den Eigennutz.

Le ſoin d'avancer, autant qu'il eſt en notre pouvoir, le bien commun de tout le ſyſtème des agens raiſonnables, ſert à procurer, autant qu'il dépend de nous, le bien de chacune de ſes parties, dans lequel eſt renfermée notre propre félicité, puisque chacun de nous eſt une de ces parties. D'où il ſ'enſuit, que les actions, contraires à ce deſir produiſent des effets oppoſés, et par conſéquent entrainent notre miſère auſſi bien que celle des autres.

Traité philoſophique des loix naturelles, par Cumberland, traduit par Barbeyrac. Amſterd. 1744. Diſcours prélimin. de l'auteur, §. IX pag. 11.

Erſter Abſchnitt.

Von den Bewegungsgründen welche den Menſchen zu moraliſchen Handlungen beſtimmen und in wie fern dabey die Beförderung ſeines eigenen Nutzens und ſeiner Glückſeligkeit die Haupt-Triebfeder ſey und ſeyn dürfe.

1.

Iſt es wahr, daß die Haupt-Triebfeder aller menſchlichen Handlungen der Eigennutz, und daß auch da, wo großmüthige Aufopferungen jenen Vorwurf zu widerlegen ſcheinen, dennoch die Beförderung des eignen Vergnügens, des eignen Genuſſes, des eig-

Eilftes Capitel.

Weitere Fortſetzung des Vorigen.

»Armer Graf!« ſagte ich, als ich meinen Freund bat, in ſeiner Geſchichte fortzufahren, »Es ſchien »doch würklich, als wenn ſich alles verſchworen hätte, »Ihre Plane zu vereiteln.«

Der Graf. Das iſt wahr; allein ich verſichre Sie, daß ich mit ungewöhnlich heiterm Muthe *** verließ. — So gewiß iſt es, daß unangenehme Vorfälle, bey welchen wir uns weder von Seiten der Rechtſchaffenheit, noch Klugheit, nichts vorzuwerfen haben, uns weniger niederſchlagen, als ſolche, bey denen wir durch eigne Schuld leiden. Dazu kam noch, daß ich mir bewußt war, die Achtung und Liebe vieler redlichen und verſtändigen Leute und eine allgemeine gute Meynung von mir zu hinterlaſſen; und ſo tröſtete ich mich denn leicht über das Mißlingen eines Plans, deſſen Ausführung doch nicht weſentlich zu meiner Glückſeligkeit nöthig war.

nen, wahren oder eingebildeten Glücks, heimlich im Spiele ſey? Oder vermag der Menſch in ſeinem irdiſchen, ſinnlichen Zuſtande, nach höhern Bewegungsgründen, nach angebohrnen, unwandelbaren Geſetzen zu handeln, die, fern von aller Rückſicht auf ſeinen individuellen Zuſtand, nur die Ausübung des reinen Guten, nur die Erfüllung der Pflicht, ohne Abſehn auf Erfolg und Nützlichkeit, zum Gegenſtande haben? Iſt dies allein Tugend zu nennen und darf nur der auf moraliſche Vollkommenheit Anſpruch machen, der nach ſolchen Motiven handelt, die in allen Lagen, in allen Verhältniſſen, was für Folgen auch daraus entſpringen mögten, wie allgemeine Geſetze betrachtet werden müſſen? Giebt es endlich ſolche Bewegungsgründe? — das ſind Fragen, die ſeit einiger Zeit wieder ſo oft unter den Philoſophen zur Sprache kommen, daß es wohl der Mühe werth ſcheint, ohne Syſtemgeiſt und ohne Vorurtheil, mit der Fackel der Vernunft, noch einmal dieſen Gegenſtand zu beleuchten, der vielleicht längſt nicht mehr im Dunkeln liegen würde, wenn nicht unglückſeliger Weiſe, durch die myſtiſche Kunſtſprache gewiſſer Gelehrten, die einfachſten, klarſten Wahrheiten, zu deren Ergründung nichts als ein geſunder Hausverſtand erfordert wird, ſo entſtellt würden, daß ſie einen Anſtrich von neuer Weisheit erhalten. Hierdurch gewinnen freylich die Nachahmer dieſer Lehrart den Vortheil über ihre Gegner, daß, wenn man die unter einer ſo barbariſchen Firma zugleich mit durchſchleichenden Irthümer widerlegt, ſie vorgeben und auch würklich glauben können, man habe ſie nicht verſtanden. Fragt man aber, woher es komme, daß ein ſo dunkles Syſtem ſo viel Anhänger findet; ſo iſt nicht ſchwer darauf zu antworten. Alles Neue reizt die Wißbegierde; dem großen Haufen ſcheint nichts erhabner, als was dunkel iſt; eine Menge ſonſt vernünftiger Menſchen ſchämt ſich, zu bekennen, daß ſie nicht verſtanden habe, was ſie mit Aufmerkſamkeit geleſen hat; wem es aber gelungen iſt, nach fleißigem Studio, den Sinn jener abſtracten Abhandlungen in verlohrnen Stunden zu entziffern, der wird nicht das Verdienſt dieſer Bemühung verliehren und geſtehn wollen, daß er nichts Neues daraus gelernt habe. Allein wir, die wir immer der Meinung bleiben werden, daß ſolche Wahrheiten, die allen und jeden vernünftigen Menſchen nöthig und wichtig zu wiſſen ſind, auch ſo vorgetragen werden können und müſſen, daß ſie allen und jeden vernünftigen Menſchen verſtändlich werden, wir wollen ihnen in jener Kunſt nicht nachahmen, ſondern uns beſtreben, die Frage: in wie fern die Beförderung eigner Glückſeligkeit als ein erlaubter und edler Bewegungsgrund zu moraliſchen Handlungen angeſehn werden könne, ſo deutlich wie möglich aus einander zu ſetzen und zu beantworten.

2.

Um zu entwickeln, wie etwa der Menſch, ohne Betrachtung der Würkung ſeiner Handlungen auf die Verhältniſſe, darinn er ſich befindet, handeln würde, wird es nicht unnütz ſeyn, ihn uns ganz ohne jene Verhältniſſe, iſolirt, zu denken; alſo nicht den Menſchen, der ſchon mit den Rechten, Vortheilen und Verbindlichkeiten, welche ihm die bürgerliche Geſellſchaft gewährt und auflegt, gebohren wird, ſondern den einzeln ſtehenden Natur-Menſchen. Und da fragt ſich's dann: wie kann und wird dieſer die Tugend kennen, lieben und ausüben?

3.

Der Natur-Menſch hat mit den übrigen Thieren das gemein, daß er durch körperliche

Anreizung, durch Gefühl, durch Inſtinct, zu gewiſſen Handlungen hingezogen wird. Er hat aber das vor andern lebendigen Geſchöpfen voraus, daß die Vernunft ihn die Anwendung jenes Gefühls und Inſtincts zu beſtimmten ſichern Zwecken lehrt und ihn determinirt, gewiſſe Handlungen aus gewiſſen Urſachen zu unternehmen, andre hingegen zu unterlaſſen.

4.

Sein Gefühl treibt ihn ohne Ordnung und Geſetz, zu Allem, was ihm einen angenehmen Genuß der ihm bekannten Gegenſtände in der Welt gewähren und zuſichern kann. Höchſtens lehrt ihn ſein Inſtinct durch Erfahrung, ſich das Uebermaß des Genuſſes zu verſagen, überhaupt dasjenige nicht zu begehren, was ihm einmal unangenehme Empfindungen erweckt hat, und alſo wieder erwecken kann. Auch zieht ihn ſein Inſtinct unwillkührlich hin, zu andern lebenden und todten Gegenſtänden um ihn her, jedoch ohne deutliche Unterſcheidung der Urſachen dieſer Triebe. Seine Vernunft hingegen nützt dieſe Erfahrungen, ordnet ſie und zieht daraus Vorſchriften ab, die ſeinen Willen beſtimmen und gewiſſe Entſchlüſſe für die Folge in ihm erzeugen.

5.

Dieſe Entſchlüſſe nun können ſich nicht weiter erſtrecken, als auf ſolche Fälle, über welche er würklich Erfahrungen gemacht hat, und er kann nur Vorſätze faſſen, die auf diejenigen Verhältniſſe anwendbar ſind, welche er kennt. Da ihn nun ſeine eigne Exiſtenz jeden Augenblick ſeines Lebens am mehrſten beſchäftigt und ihm das Gefühl derſelben am lebhafteſten und beſtändigſten gegenwärtig iſt; ſo wird die erſte Sorgfalt ſeiner Vernunft auf Erhaltung und Vervollkommung ſeines

Daſeyns gerichtet ſeyn und wenn er ſich Geſetze und Pflichten vorſchreibt; werden dieſe gewiß das Wohlbehagen ſeines eignen Ichs zum vornehmſten Augenmerke haben. In dem Maße aber, in dem ſeine Bedürfniſſe, Erfahrungen und Verhältniſſe ſich vervielfältigen, entſtehen bey ihm auch neue Ueberlegungen und Vorſätze, die ihn dann zum Handeln beſtimmen, alſo neue Pflichten, die er ſich auflegt. Je näher ihm dann das Intereſſe an irgend einem Gegenſtande liegt, deſto wichtiger werden ihm die Motive ſeyn, die ihn determiniren, in Rückſicht auf dieſen Gegenſtand ſo und nicht anders zu handeln. Je weiter entfernt hingegen, deſto unwichtiger; Thorheit würde es ihm ſeyn, ſich Pflichten in Verbindung mit Gegenſtänden aufzulegen, mit welchen er in gar keinen Verhältniſſen ſteht.

6.

Es giebt alſo nur Ein von der Natur uns eingepflanztes allgemeines Geſetz, nämlich das: der Vernunft zu folgen. Die Anwendung hängt von den Erfahrungen und Verhältniſſen ab. Wo dieſe gänzlich fehlen, da kann keine Idee von Entſchlüſſen, die darauf Bezug haben, Statt finden. Und ſo wie andre, neue Erfahrungen und Verhältniſſe eintreten, müſſen auch die Motive zu den Handlungen ſich verändern.

7.

Ohne Zweck handelt die Vernunft nicht, denn dadurch unterſcheiden ſich ja ihre Antriebe von denen, die der Inſtinct und das dunkle Gefühl bewürken. Wo alſo keine Zwecke ſich darſtellen, da wird die Vernunft nicht zum Handeln beſtimmt. Deswegen iſt alles, was wir Tugend, Pflicht und Geſetz nennen, nur Reſultat der Vernunft, gezogen aus der Ueberlegung des Zwecks und der dadurch herbeyzuführenden Folgen, die dieſe oder jene Handlung, wie die Erfahrung lehrt, hat und haben wird. Das heißt mit andern Worten: ein vernünftiges Weſen wird nur ſolche Handlungen mit Ueberlegung begehn, die zu etwas nützen, irgend eine Art von Vortheil bringen. Je näher ihm, ſeiner Perſon, ſeinem eignen Ich, dieſer Vortheil, dieſer Nutzen liegt, deſto einfacher und dringender ſind die Bewegungsgründe, denſelben zu befördern.

8.

Hieraus folgt alſo, daß unſre jetzigen Begriffe von Tugend und Pflicht gar keine allgemeine, ewige, unwandelbare Wahrheiten, ſondern nach den verſchiedenen Erfahrungen und Verhältniſſen auch verſchieden ſind und ſeyn müſſen, ja! daß dieſelbe Handlung, unter andern Umſtänden, gut, gleich-

Ich beſchloß nun meine Reiſe an die teutſchen Höfe fortzuſetzen und zweifelte nicht daran, einen zu finden, wo ich mich häuslich niederlaſſen könnte. Da ich aber dieſe Reiſe gern in Lerchenhayns Geſellſchaft unternehmen wollte: ſo ſteuerte ich zuerſt geradeswegs auf *** zu, ohne meinen Freund vorher auf meine Ankunft vorbereitet zu haben. Meine Erſcheinung überraſchte ihn; der ſonderbare Menſch hatte abermals ſeine Laufbahn verändert; ich fand ihn, als Prinzen-Hofmeiſter. Dies war alſo zugegangen: Bey dem Erziehungs-Reformationsweſen hatten ſich von allen Seiten viel Schwierigkeiten geäuſſert; die größte beruhete darin, daß der Herr Huſaren-Obriſt mit den übrigen Mitgliedern des hochlöblichen Conſiſtoriums in ſchwarzen Uniformen gar nicht harmonirte; und ſo wurde denn der Fürſt, über dem beſtändigen Zanken und Klagen von beyden Seiten, von ſeiner Pädagogik geheilt — wie zuweilen bey körperlichen Krankheiten, wenn ein Paar Aerzte ſich über die Curart ſtreiten, die Natur indes in das Mittel tritt und den Leidenden, ohne andre Hülfe, geneſen läßt. »Ich finde doch am »Ende« ſagte Lerchenhayns weiſer Sultan »die bisherige Art zu ſchulmeiſtern ſo übel nicht, oder vielmehr »ich ſehe noch nicht ein, was Ihr, mit allen Euren »Zänkereyen, Beſſeres zu Markte bringt. Die frem-

»den

müßte das erſte Geſetz in dem Codex ſeiner Pflichten alſo lauten: „Es iſt der Vernunft „und dem Gefühle gemäß, von allem, was „man erlangen kann, ſo viel zu nehmen und „zu genieſſen, als Appetit und Vermögen ver„ſtatten.“ Man frage ferner: was für reine Begriffe von der Heiligkeit eines rechtmäßigen Beſitzes derjenige Menſch würde haben können, der nichts von Eigenthum wüßte? — Gewiß gar keine! Und ſo iſt es mit allen übrigen Tugenden beſchaffen. Und wie viel Fälle giebt es nicht in der bürgerlichen Zuſammenlebung, wo das, was unter andern Umſtänden für die erhabenſte Tugend gelten würde, wegen der zu erwartenden ſchädlichen Folgen würklich unverantwortliches Verbrechen wird!

9.

Um nun noch einmal das Ganze zuſammen zu faſſen; ſo giebt es keine reine, angebohrne, allgemeine Begriffe von Tugend und

Pflicht; der Menſch, wenn man ihn von allen äußern Verhältniſſen frey betrachtet, kennt nur Ein Geſetz, und das iſt: die Gefühle und Triebe, welche ihn zum Handeln bewegen, durch die Vernunft zu gewiſſen Zwecken leiten zu laſſen; bey dieſen Zwecken nimmt die Vernunft auf die zu erwartenden Folgen Rückſicht, wobey ihm die Erfahrung zur Lehrmeiſterinn dient; und da dieſe Folgen nach der Verſchiedenheit der Verhältniſſe, darinn er ſich befindet, verſchieden ſind; ſo können auch ſeine Bewegungsgründe zum Handeln und die Geſetze, welche er ſich dabey vorſchreibt, nur nach dieſen Verhältniſſen beurtheilt werden. Endlich, er handelt alſo der Vernunft gemäß, zweckmäßig, richtig, gut, tugendhaft und pflichtmäßig, wenn ſeine Handlungen die Harmonie in dieſen Verhältniſſen, das heißt, wenn ſie ſeine Glückſeligkeit als iſolirtes Weſen und als Theil des Ganzen befördern.

10.

Kindiſch und von eingeſchränkten Begriffen zeugend, iſt es daher, wenn man höhern Weſen, und ſogar der Gottheit, Tugenden beymißt. Da wir die Verhältniſſe der höhern Weſen nicht kennen; ſo können wir nicht nur nicht wiſſen, welche Zwecke ihre Vernunft zum Augenmerke haben muß, ſondern es iſt uns auch gänzlich unbekannt, ob nicht andre Kräfte als die, welche wir Kräfte der Vernunft nennen, die höhern Weſen leiten.

11.

Um nun moraliſch gut, tugendhaft und pflichtmäßig, das heißt, um ſo zu handeln, daß der Menſch ſeine Glückſeligkeit, als iſolirtes Weſen und als Theil des Ganzen, befördert, würken folglich drey Triebfedern: erſtlich ſein Gefühl oder Inſtinct, wodurch er unwillkührlich zu gewiſſen Handlungen hingezogen wird; zweytens ſeine Vernunft, die dies Gefühl auf beſtimmte Zwecke leitet und ſeinen Verhältniſſen anpaßt, und drittens die Uebereinkunft mit andern Menſchen, die ſich gegenſeitig Vorſchriften und Geſetze auferlegt haben, wozu endlich bey den mehrſten Völkern noch viertens religiöſe Motive und Pflichten kommen, die aber ſo unendlich verſchieden ſind, wie die Vorſtellungen, welche man ſich unter den verſchiedenen Völkern von der Gottheit und den Verhältniſſen der Menſchen zu derſelben macht. Jede dieſer Triebfedern einzeln würde uns oft misleiten, und nur eine wohl geordnete Zuſammenwürkung derſelben kann die höchſte Moralität bewürken. Daß der, welcher bloß ſeinen Gefühlen folgt, keinen Anſpruch auf moraliſche Vollkommenheit machen könne, bedarf keines Beweiſes. Wer bloß die Vernunft zu Rathe zieht, wird aber nicht weniger oft unmoraliſch und egoiſtiſch handeln; will er dann auch jedesmal die zu erwartenden nahen und fernen Folgen genau calculiren; ſo wird er oft den günſtigen Augenblik zu guten Thaten darüber verſtreichen laſſen. Sollen dagegen die ſo genannten reinen Vernunft-Begriffe von dem, was Pflicht und Tugend iſt, uns beſtimmen; ſo werden wir nie feſte moraliſche Grundſätze haben, indem die Vorſtellungsarten der Menſchen ſehr verſchieden ſind und auch die richtigſten Vorſtellungsarten nicht auf jede Verhältniſſe paſſen. Wer ferner bloß den Geſetzen der Uebereinkunſt folgt, wird in unzählichen Fällen, wo die Ahndung der Geſellſchaft ihn nicht erreichen kann, oder nichts darüber vorgeſchrieben iſt, wie ein Böſewicht oder wie ein Pinſel handeln, oder ganz unthätig bleiben. Endlich wer immer nur auf religiöſe Hinſichten fortwürkt, verfällt leicht in Schwärmerey, in ſpeculativen Müßiggang und gar in Fanatismus und Intoleranz.

12

Wem iſt es je mehr darum zu thun geweſen, reine, erhabene Moral zu lehren, als dem großen, göttlichen Stifter unſrer Religion, Jeſu von Nazareth? Und welche Bewegungsgründe zur Tugend, welche Stufen in der Pflicht-Erfüllung ſchreibt er den Menſchen vor? Zuerſt, weil er überzeugt iſt, daß, um den ſchwachen, ſinnlichen Sterblichen zu höherer Würkſamkeit und zu Aufopferungen nahe liegender Privat-Vortheile zu bewegen, er eines ſtärkern Antriebes bedürfe, als den, welcher bloß die Rückſicht auf Erhaltung der geſellſchaftlichen Ordnung erzeugen kann, empfiehlt er Liebe Gottes über alles. Wir ſollen vor allen andern die Gefühle der Liebe und Dankbarkeit gegen das höchſte Weſen, gegen unſern erſten und vornehmſten Wohlthäter, in unſern Herzen herrſchen laſſen, um ermuntert zu werden zur Nachſtrebung höherer Vollkommenheit und um nicht zu vergeſſen, daß wir Theile des großen Ganzen ſind, deſſen Harmonie auch durch unſre tugendhaften Handlungen befördert wird. Dann folgt Liebe des Nächſten, Eifer für das Wahl der geſelligen Bande. Und wie ſollen wir unſern Nächſten, unſern Mitmenſchen lieben? Wie uns ſelbſt! das heißt: unſer Betragen in Rückſicht Andrer wird gewiß tadellos ſeyn, wenn wir ihr Intereſſe uns ſo theuer ſeyn laſſen, wie unſer eignes. Denn was kann dem Menſchen näher liegen, als ſein eignes Wohlſeyn, ſeine Erhaltung, ſein eignes Ich, an das ihn jeder Othemzug erinnert? Die Beförderung dieſer eignen Glückſeligkeit ſchreibt Jeſus dann auch als das kräftigſte Motiv zu Erfüllung der Pflichten gegen Andre vor: „Handelt“ ſagt er „ſo „gegen ſie, wie Ihr wünſcht, daß ſie gegen „Euch handeln ſollen!“

13.

Der Bewegungsgrund gut zu handeln, um dadurch unſre eigne Glückſeligkeit zu befördern, iſt alſo ſo einfach, ſo natürlich, ſo dringend jedem Menſchen eingepflanzt, daß es der geſunden, reinen Vernunft angemeſſen iſt, ihn zur Richtſchnur aller Handlungen zu machen. Man ſieht aber bey genauerer Beleuchtung bald ein, daß dieſe eigne Glückſeligkeit des fühlenden, denkenden und in Verbindung lebenden Weſens nur allein durch die genaueſte Beobachtung aller moraliſchen Pflichten erlangt werden könne, und daß, wenn Jeder an der Hand der Vernunft, nach dieſem Bewegungsgrunde handelt, es um die Ordnung und Harmonie des Ganzen ſehr gut ſtehn werde.

14.

Zuerſt iſt es gleich einleuchtend, daß wenn jeder Menſch egoiſtiſch nur die Pflichten gegen

gen ſich ſelbſt ausüben, nur an ſeinen augenblicklichen Genuß, ohne Rückſicht auf die entfernten Folgen denken, nur den Antrieben ſeines Gefühls Raum geben wollte, und dann jeder Andre nach eben dieſem Syſteme handelte, das Leben der Menſchen neben einander ein immerwährender Streit ihrer ſich durchkreuzenden Wünſche und Begierden ſeyn würde, und daß man alſo eigne Ruhe und Glückſeligkeit nur durch gegenſeitige, gleichmäßige Schonung, Nachgiebigkeit und Aufopferung erkaufen könne.

15.

Es iſt aber auch ſehr natürlich, daß, je näher uns das eigne Intereſſe bey einer Handlung liegt, je leichter zu überſehn die Reihe der für uns zu erwartenden Folgen iſt: auch der Antrieb zu dieſer Handlung dringender ſeyn werde. Deswegen iſt nichts gewiſſer, als daß die Sorgfalt für unſer

Leben, für unſre Geſundheit und unſern äußern Wohlſtand, in Colliſions-Fällen, wenn wir bloß der Vernunft folgen, allen andern Rückſichten wird vorgehn müſſen. Nächſtdem wird uns die Sorgfalt für die Perſonen unſrer Familie; dann das Band, das uns an das Vaterland feſſelt; hierauf das Wohl aller lebendigen Weſen, endlich der Zuſammenhang des ganzen Weltgebäudes am Herzen liegen, und es würde thöricht ſeyn, von einem irdiſchen Weſen zu verlangen, daß ihm zum Beyſpiel die Wohlfarth der Mond-Bürger eben ſo wichtig ſeyn ſollte, wie die Geſundheit ſeiner Kinder, und doch müßte, wenn wir alle Rückſicht auf individuelle Vortheile und Nützlichkeit aus unſern Bewegungsgründen verbannen wollten, uns die Harmonie der Sphären mehr intereſſiren, als die Einigkeit in unſrer Familie, welches in der Theorie ganz erhaben klingen mag, in der Ausübung

»den Kerls, die Ihr mir verſchrieben habt, ſind ja »ſelbſt ſo rohe Lümmel, daß ich meine Jagdhunde »nicht mögte von ihnen erziehn laſſen. Geben Sie »ihnen Reiſegeld und ſchicken ſie alle zum Teufel! »Indeſſen iſt es immer gut, daß wir einmal gezeigt »haben, daß auch dies Weſen meiner Aufmerkſamkeit »nicht entgeht. Es ſoll nun an alle Schulmeiſter »und Lehrer im Lande geſchrieben werden, daß ſie »jeder einzeln ſich angreifen und verbeſſern, was nach »den Umſtänden zu verbeſſern iſt, indem man ihnen »aufpaſſen würde; und dann will ich von der ganzen »Muſik vorerſt nichts mehr hören.« Lerchenhayn ritt nun nicht mehr in's Conſiſtorium: Die kleine Militairiſche Laufbahn war für ſeinen unternehmenden Geiſt nicht wichtig genug, und was das Gute betraf, welches er, als Günſtling, durch täglichen Umgang mit ſeinem Fürſten etwa bewürken konnte; ſo ſchien ihm das auch von keiner Bedeutung. Der gnädigſte Herr war ein ſo ſchwacher, träger Menſch, daß mein Freund bald gänzlich daran verzweifelte, noch etwas aus ihm zu ziehn; Er fiel alſo darauf, ſich der Bildung des Erbprinzen anzunehmen. Bey dem meinte er, wäre es noch Zeit, und wenn man ihm nur freye Hand ließe; ſo dürfte er hoffen, wenigſtens für die folgende Generation mit Nutzen zu arbeiten. Der Fürſten-Knabe war zwölf Jahre alt übung aber die Kräfte des ſinnlichen Menſchen überſchreitet. Wir ziehen hieraus nun folgende Schlüſſe: Erſtlich: Je entfernter dem Menſchen das Intereſſe an einem Gegenſtande von dem Einfluſſe auf ſeine eigne Glückſeligkeit vorkömmt, deſto weniger wird ihn ſeine Vernunft zu moraliſchen Handlungen beſtimmen, die auf dieſen Gegenſtänd abzielen, und umgekehrt, je näher, deſto lebhafter wird ſie ihn dazu treiben. Zweytens: je einleuchtender ihm die Folgen, der Zweck und die Nützlichkeit einer Handlung ſcheinen, deſto dringender werden die Bewegungsgründe ſeiner Vernunft ſeyn, dieſe Handlung zu unternehmen. Je dunkler und ungewiſſer hingegen, deſto weniger dringend. Drittens: je nützlicher eine Handlung in ihren Folgen für das Ganze würklich iſt, deſto verdienſtlicher iſt ſie in ſich ſelbſt, deſto edler ihr Zweck. Viertens: eine Handlung, wobey gar keine Folge, gar kein Nutzen vorauszuſehn iſt, hat gar keinen moraliſchen Werth, die Vernunft kann kein denkendes Weſen dazu beſtimmen, und es wäre Unſinn, Pflichten von der Art anzunehmen.

16.

Bis hierher haben wir es nur mit den Bewegungsgründen der Vernunft zu thun gehabt; indeſſen iſt ſchon vorhin geſagt worden, daß dieſe allein leicht zu einem, der Geſellſchaft ſchädlichen Egoismus verleiten könnte, und daß der, welcher bey jedem Schritte nur allein ihre Gründe zu Rathe ziehn und die ſichern Folgen calculieren wollte, vielleicht manche ſehr edle, große und nützliche Handlung unterlaſſen würde. Dafür nun aber, daß das nicht geſchehe, hat die ſchaffende Natur geſorgt, indem ſie dem Menſchen die Anlage zu Gefühlen gegeben hat, die ihn unwillkührlich zum Wohlwollen gegen andre Weſen, zu raſtloſer Thätigkeit und zu ſolchen Handlungen treiben, wovon er ſeiner Vernunft keine Rechenſchaft geben kann, die ſeinem eignen Intereſſe ganz entgegen zu ſeyn ſcheinen, die ihm gar keinen ſinnlichen Genuß gewähren, und bey welchen er doch eine Freude, ein Behagen empfindet, das er ſich nicht erklären kann. Allein weil doch auch ſelbſt in dieſen Fällen die Hofnung eines höhern Genuſſes ihn treibt, dem gröbern ſinnlichen zu entſagen; ſo ſcheint auch dieſe Art von moraliſchen Handlungen die Beförderung der eignen Glückſeligkeit zum verſteckten Motive zu haben. Um alſo den Menſchen auch zu ſolchen Thaten zu bewegen, bey welchen gänzliche Aufopferung des eignen Nutzens und Vergnügens zum Beſten des Ganzen Statt findet, wird eine Ueberſpannung, ein Enthuſiasmus erfordert, zu welchem gleichfalls der Keim in der menſchlichen Seele liegt, die große Thaten geſichert, welche man aber nicht eigentlich in die Reihe moraliſcher Handlungen ſetzen darf, das heißt, in die Reihe ſolcher Handlungen, wozu uns die nüchterne, reine Vernunft die Motive eingiebt. Endlich kommen dann noch zu dieſem Allen die religiöſen Bewegungsgründe hinzu, nämlich die Ausſicht in ein künftiges Leben, der Drang ſich das Wohlgefallen des vollkommenſten Weſens zu erwerben, und die Hofnung, in einem ſeligen Zuſtande nach dem Tode, die Folgen und die Belohnung ſolcher Thaten einzuerndten, die in dieſer Welt für uns keine wohlthätige Folgen haben können. Daß abermals auch hierbey die Beförderung der eignen Glückſeligkeit, obgleich von höherer und reinerer Art, das Haupt-Motiv ſey, fällt in die Augen.

17.

Ich habe vorhin geſagt und zu beweiſen geſucht, daß bey allen Antrieben zu unſern

Handlungen, auch zu ſolchen, wozu uns Sinnlichkeit, Inſtinct und religiöſes Gefühl hinziehen, die Vernunft unſre Leiterinn und Regiererinn ſeyn müſſe, wenn dieſe Handlungen moraliſch gut ausfallen ſollen, das heißt, daß die Rückſicht auf Zweck, Folge und Nützlichkeit zum Beſten des Ganzen, in ſo fern dies unſer eigenes Wohl mit befördert, in Betracht kommen müſſe. Nun aber könnte man einwenden: es gäbe Fälle, wo das eigne ſpecielle Intereſſe und Vergnügen dem Handelnden ſo nahe liegen, der entferntere, damit ſtreitende Vortheil des Ganzen hingegen ihm unmöglich ſo dringend vorkommen könnte, wo er auch unbemerkt und ungeahndet von Seiten der bürgerlichen Geſellſchaft, eine That verüben könne, die ſeinen Wohlſtand befordern, hingegen freylich der geſelligen Zuſammenlebung nachtheilig ſeyn mußte; und endlich, wenn er nun gar auf die Vortheile Verzicht thun wollte, die durch Unterlaſſung einer ſolchen Handlung zum Beſten des Ganzen auf ihn zurückfiele; ſo würde ihn, in dieſen Fällen, ſeine überlegende Vernunft bewegen, das entferntere Wohl des Ganzen dem nähern Privat-Vortheile aufzuopfern. Allein hierauf antworte ich erſtlich: es liegt ein philoſophiſcher Widerſpruch darinn, behaupten zu wollen, ein einzelner Theil könne Vortheil davon haben, wenn das Ganze leidet, zu dem er gehört und zweytens: es ſteht gar nicht in der Willkühr des, in geſellſchaftlicher Verbindung lebenden Menſchen, die Vortheile abzuleugnen, oder ihnen zu entſagen, die durch die Ordnung im Ganzen auf ihn zurückfallen; denn er hat ja dieſe Vortheile von Jugend auf ſchon voraus genoſſen. Die Erziehung, die Pflege, die Sicherheit ſeiner Perſon und ſeines Eigenthums, die ihm zu Theil geworden ſind, bevor er ſelbſt das Geringſte dazu mitgewürkt hatte, haben ihn längſt in Rückſtand geſetzt und eine Schuld auf ihn geladen, die er nur dadurch abtragen kann, daß er wiederum ſo viel für Andre thut, als Andre ſchon für ihn gethan haben.

18.

Es iſt jedoch freylich gewiß, daß der, welcher für dieſe Verpflichtungen keinen Sinn hat, den auch die Furcht vor der Strafe, welche die conventionellen Geſetze auf gewiſſe, der Geſellſchaft ſchädliche Handlungen gelegt haben, nicht abhält und endlich der, in deſſen Herzen religiöſe Gefühle unwürkſam ſind, daß ein Solcher, Trotz ſeiner Vernunft, unmoraliſch handeln wird. Es iſt eben ſo gewiß, daß wer unfähig iſt, von einem gewiſſen Enthuſiasmus für große, uneigennützige Thaten beſeelt zu werden, zu höhern Aufopferungen nicht fähig ſeyn wird. Auch iſt es nicht weniger ausgemacht, daß

Fälle eintreten, zum Beyſpiel bey der Nothwehr, bey Diebſtahl aus drückendem Hunger, bey Noth-Lügen u. d. gl. wo das Gefühl der Selbſt-Erhaltung auch den vernünftigſten, von der Heiligkeit ſeiner Pflichten überzeugten Menſchen, bewegen kann, eine That zu begehn, welche gegen die Regeln der Ordnung des Ganzen iſt; allein was folgt hieraus? Was anders, als daß wir unvollkommne, ſinnliche Geſchöpfe ſind?

19.

Es iſt aber leicht einzuſehn, daß dieſe Unvollkommenheit der menſchlichen Natur ſich bey den Motiven zu moraliſchen Handlungen, die aus der Nützlichkeit derſelben hergenommen ſind, nicht mehr offenbahren werde, als bey denen, die aus ſo genannten reinen Begriffen von Tugend und Pflicht ſind abgezogen worden. Im Gegentheil wen weder Gewiſſenhaftigkeit, noch Achtung für die bürgerlichen Geſetze, noch religiöſe Empfindungen bemeiſtern, der wird mir gradezu die Aechtheit ſolcher reinen Begriffe abſtreiten, und ich werde kein Mittel haben, ihn zu überzeugen; da hingegen aus der Nützlichkeit jeder Handlung Argumenta ad hominem hergenommen werden können, die ſich demonſtriren laſſen und nicht abzuleugnen ſind. Man ſieht alſo, daß dies ein weit ſichrers, allgemeiner würkſames Principium, ein feſteres Syſtem liefert, als jenes ſpeculative, von der Verſchiedenheit der Vorſtellungsarten eines Jeden abhängige und veränderliche Grundgebäude.

20.

Man hat hie und da behauptet, der Grundſatz: daß man ſeine moraliſchen Handlungen nur nach ſolchen Motiven beſtimmen müſſe, die in allen Fällen als allgemeine Geſetze gelten könnten, könne wenigſtens theoretiſch zum Probierſteine jeder Handlung und jedes Beſtrebens dienen, wenn er auch nicht immer practiſch auszuüben wäre. Allein das heißt nichts geſagt; denn wenn es ſolche Motive giebt; ſo müſſen ſie immer zur Richtſchnur dienen und immer practiſch angewendet werden können. Allein noch einmal! es giebt dergleichen allgemeine Geſetze nicht und von den Bewegungsgründen eines vernünftigen Weſens, dies oder jenes zu thun oder zu unterlaſſen, läßt ſich die Rückſicht auf den Zweck, das heißt, auf das, was durch dies Thun oder Laſſen bewürkt werden ſoll, mit Einem Worte! was es nütze oder ſchade, gar nicht trennen.

21.

Daß aber die ausſchließliche Befolgung allgemeiner Geſetze im practiſchen Leben und bis dahin größtentheils in Weiber-Händen geweſen, wobey der Pagen-Informator ihm ein bischen im Catechiſmus, ein vom Theater in München entlaufener Figurant im Tanzen, der Schloß-Küſter im Schreiben und Rechnen und eine alte einäugichte Gaſcognerinn, die bey den Prinzeſſinnen die Gouvernante vorſtellte, ihn im Franzöſiſch-Parliren unterrichtet hatten. Alle dieſe Perſonen durften ſich dem Prinzen nun nicht mehr nähern; Lerchenhayn übernahm, nach ſeinem eignen Plane, den Unterricht und die Bildung und der alte Fürſt verſprach, ihm freye Hand zu laſſen. Dieſe Einrichtung war eben erſt gemacht worden, als ich eines Morgens ſehr unerwartet in meines Freundes Zimmer trat.

Wie groß unſre Freude von beyden Seiten war, das kann ich Ihnen nicht beſchreiben. Wir hatten uns nun unendlich viel Dinge zu erzählen; ich konnte mich nicht enthalten, ein wenig den Kopf zu ſchütteln, als der Baron mir ſeinen Erziehungsplan und alles, was er ſich davon verſprach, entwickelte. Indeſſen war jezt nicht daran zu denken, daß er mich hätte auf meiner Reiſe begleiten können. Nach einem vierzehntägigen angenehmen Auffenthalte bey ihm entſchloß ich mich alſo, meinen Zug allein anzutreten.

unendlichen Schaden ſtiften würde, iſt leicht zu beweiſen. Was würde aus der würklichen Welt werden, wenn wir bey unſern Handlungen nie den Umſtänden nachgeben, jene nicht dieſen anpaſſen wollten? Kann nicht in Einer Staats-Verfaſſung, in Einem Himmelsſtriche, in Einem Zeitalter, etwas zu ſagen, oder zu thun, Verbrechen oder Thorheit ſeyn, was in einem andern Clima, unter andern Regierungen, zu andern Zeiten, für Tugend und Weisheit nicht nur gilt, ſondern auch dadurch würklich Tugend und Weisheit wird, daß es am würkſamſten die Harmonie des Ganzen befördert? Iſt es nicht der Klugheit gemäß, und, um eine größere Summe des Guten zu bewürken, des tugendhaften Mannes würdig, gewiſſer Vorurtheile zu ſchonen, gewiſſe kleine Uebel zu dulden, denen man mit aller Kraft widerſtehn müßte, wenn man nur nach allgemein gültigen Geſetzen handeln dürfte? Wie würde es um den Krieg, wie um die Politik — zwey unvermeidliche menſchliche Uebel — ausſehn? Kurz! jenes ſo genannte reine Moral-Princip iſt durchaus nicht für dieſe Erde gemacht. Wenn wir hingegen den Zweck jeder Handlung, den Grad des Nutzens vor Augen haben, den ſie bey Beförderung unſrer Glückſeligkeit gewährt, welche zu ſuchen und zu finden, wir von dem Schöpfer auf die Welt geſetzt ſind und zu welcher die Mitwürkung zum Wohl unſrer Nebenmenſchen und zur Harmonie des Ganzen nothwendig mit erfordert wird; ſo handeln wir gewiß nach den reinſten moraliſchen Grundſätzen, für welche die menſchliche Natur empfänglich iſt. Das Andre iſt Ueberſpannung, ſo wie die reine, uneigennützige Liebe zu Gott, welche einige Theologen dem Chriſten haben zur Pflicht machen wollen, da doch ſelbſt der erhabene Stifter unſrer Religion die Bewegungsgründe zur Gottesliebe aus den Verhältniſſen herleitet, in welchen wir zu dem höchſten Weſen als dem Vater, Wohlthäter, Regierer, Richter und Vergelter ſtehen. Man nehme dieſe Verhältniſſe weg; und der ſinnliche Menſch wird nichts für das höchſte Weſen empfinden können, als kalte Bewunderung, Gefühl von weitem Abſtande und von der Unmöglichkeit einer Annäherung. Man nehme von den Bewegungsgründen zur Tugend den Zweck, dadurch unſern Zuſtand vollkommner zu machen, hinweg; und wir werden gar keinen beſtimmten Begriff damit verbinden; ja! ſelbſt die innere Stimme unſers Gewiſſens muß, wenn ſie uns richtig über das, was recht und unrecht iſt, belehren ſoll, von der Vernunft geleitet werden, indem dieſe die Regelmäßigkeit einer Handlung nach dem Zwecke beurtheilt, welcher, je nachdem er nützlich oder nicht nützlich iſt, wohlthätige oder ſchädliche Folgen vorausahnen läßt.

ließe ſich's denken, daß eine Handlung gar keine Folgen haben könnte; ſo würde dieſe weder recht, noch unrecht, alſo gleichgültig für die Moralität ſeyn. Allein ſolche Handlungen giebt es, genau betrachtet, wohl gar nicht. Und das iſt denn endlich der letzte Vorzug unſers Syſtems, daß es den Werth aller Handlungen, nach den Graden ihrer Nützlichkeit beſtimmen kann, da hingegen die ſo geprieſenen reinen Begriffe von Recht und Unrecht ſich auf eine große Anzahl von Handlungen gar nicht anwenden, folglich den Werth derſelben unbeſtimmt laſſen.

22.

Wie wenig feſt und haltbar überhaupt die von den Philoſophen der neuern Schule aufgeſtellten Grundſätze ſeyen, davon hat mich noch kürzlich, ſo wie manche andre Stelle in ihres, übrigens ſehr achtungswerthen

then Lehrers Schriften, vorzüglich eine Anmerkung, die ich in einem ſeiner Werke finde, das den Titel führt: Die Religion, innerhalb den Grenzen der bloßen Vernunft, überzeugt. Hier, wo er ſich bemüht, ſein Syſtem ſo zu zerren, daß es auch über den Leiſten der theologiſchen Orthodoxen paſſen, folglich auch der Lehre von der Erbſünde keinen Abbruch thun ſoll, ſagt er: „Es ſey eine von den unvermeidlichen Einſchränkungen des Menſchen und ſeines practiſchen Vernunftvermögens, ſich bey allen Handlungen nach dem Erfolge davon umzuſehn." Nun dann! wenn dies eine für ihn unvermeidliche Einſchränkung iſt; ſo ſcheint es doch wohl der Vernunft nicht gemäß, von ihm zu fordern, daß er nach Bewegungsgründen handeln ſolle, die gar keinen Bezug auf den Erfolg haben, und die alſo für ſeinen eingeſchränkten Geiſt zu hoch ſind.

23.

Und nun zum Schluſſe dieſes, vielleicht manchem Leſer zu trocken ſcheinenden Abſchnittes, noch einige Bemerkungen! Ich habe oben die Würklichkeit angebohrner, allen Menſchen eingepflanzter beſtimmter Begriffe von Tugend und Pflicht geleugnet. Es iſt hingegen unwiderlegbar gewiß, daß in unſrer Natur ein lebhaftes Gefühl von Recht und Unrecht, das heißt: von dem, was der Vernunft gemäß und nicht gemäß iſt, herrſcht, welches jedoch erſt durch die Verhältniſſe und Lagen, in welche wir verſetzt werden, eine deutliche und beſtimmte Richtung bekömmt. Es geſchieht aber, durch eine ſehr gewöhnliche Verwechſelung von Ideen, daß wir diejenigen Eindrücke, welche wir durch Erziehung und nachherige Bildung erhalten haben, nachdem ſie uns zur andern Natur geworden ſind, für angebohrne Begriffe halten. Daher der Irrthum derjenigen, welche, mit Verwerfung aller Rückſichten auf Erfolg und Nutzen, in dem Geiſte und Herzen der Menſchen die vollkommenſten und würkſamſten reinen Motive zur moraliſchen Pflicht-Erfüllung zu finden glauben. Dieſe Verwechſelung findet nicht weniger bey andern Begriffen und Empfindungen Statt. So hat, zum Beyſpiel, jeder Menſch ein angebohrnes Gefühl von Schönheit, oder vielmehr einen natürlichen Sinn für den Unterſchied zwiſchen ſchön und häßlich; allein giebt es darum eine, von allen Menſchen unter allen Himmelsſtrichen anerkannte allgemeine Regel der Schönheit? Iſt deswegen derſelbe Gegenſtand unter allen Umſtänden immer gleich ſchön oder häßlich? Gewiß nicht! Man rede aber von einer ſchönen menſchlichen Geſichts-Form; ſo wird dem an antike Profile gewöhnten Kunſtkenner die Geſtalt der griechiſchen Stirnen und Naſen, dem Neger aber wird ein ganz andres Ideal vor Augen ſchweben und doch wird bey Beyden der Grund-Begriff rein ſeyn, nämlich abſtrahirt von dem Wohlgefallen, das in ihm der Anblick des vollkommenſten menſchlichen Antlitzes, (ſo wie er ſich die Idee davon durch Gewohnheit von Jugend auf eingeprägt hat) erweckt. Eben ſo iſt es mit den Begriffen von Ordnung. Dieſe ſind ſehr relativ, obgleich das Gefühl für Ordnung und Symmetrie in jedem Menſchen von Natur wohnt. Der Platz, den in Einem Hauſe, in Einem Zimmer, eine Sache vernünftiger Weiſe einnehmen muß, würde in einem andern für dieſelbe Sache äußerſt unſchicklich ſeyn. Allein man rede von einem ordentlichen Manne; ſo werden ſich an dieſe Haupt-Idee alle, durch Gewohnheit hinzugekommene Neben-Begriffe anſchließen, und jeder Anweſende wird ſich, ohne es zu wollen, den ordentlichen Mann als einen Solchen denken, der ſeine Geſchäfte in eben der Reihe, wie er, verrichtet, ſeine Sachen nach eben der Weiſe, wie er, verwahrt. Wäre es nun aber vernünftig zu behaupten: Man müſſe ſein Hausweſen, ſeine Geſchäfte, ohne Rückſicht auf Umſtände und Folgen, immer nach ſolchen Regeln ordnen, die zu jeder Zeit als allgemeine Geſetze für alle Haushaltungen gelten könnten?

Nachtrag.

Die Herrn Kunſtrichter und diejenigen unter meinen übrigen Leſern, denen die hier angeführten Gründe (für den Satz: *daß die Beförderung unſrer eignen Glückſeligkeit das erſte, ſicherſte und reinſte Motiv zu moraliſchen Handlungen ſey*) nicht überzeugend vorkommen, bitte ich, ihr Urtheil noch zurückzuhalten und erſt vorher den

Anhang zu dieſem Abſchnitte zu leſen, den ich, um den Vortrag nicht zu unterbrechen, am Ende der ganzen erſten Haupt-Abtheilung folgen laſſe.

Mit dem kleinen Detail meiner Reiſe-Abentheuer mag ich ſie nicht ermüden; nur etwas im Allgemeinen will ich Ihnen ſagen, von meinen Bemerkungen über die Menge kleiner und größerer Höfe, die ich bey dieſer Gelegenheit beſuchte und als ein ruhiger Zuſchauer beobachtete.

Von je her war ich den kleinen Sultanen herzlich gram geweſen, und dieſe Reiſe trug nicht wenig dazu bey, mich noch mehr gegen ſie zu erbittern. Wenn ich ſo überlegte: welche herrliche Gelegenheit die Fürſten haben, ihren Geiſt zu bilden, ihren Sinn für alles Edle und Schöne zu verfeinern, ihren Geſchmack zu ſchärfen, unendlich viel Gutes zu ſtiften, Lob, Ruhm und, was mehr als das iſt, Dank und Segen einzuerndten, ſich den froheſten Lebensgenuß zu verſchaffen, alle Gemächlichkeiten und Annehmlichkeiten des Reichthums zu ſchmecken, ohne die geringſten häuslichen Sorgen und ohne Andre arm zu machen; und ich dann ſah, wie leer und flach und faul und unthätig und wenig lehrbegierig die Mehrſten unter ihnen ſind; wie ſie mit kindiſchen Tändeleyen und koſtbaren Thorheiten, welche die armen Unterthanen bey heißen Thränen und Händeringen herbeyſchaffen müſſen, ihre goldne Zeit verſchleudern, und doch immer von böſer Laune und

Lan-

Zweyter Abſchnitt.

Von dem verwerflichen Eigennutze.

1.

Es iſt in dem vorigen Abſchnitte bewieſen worden, daß von den Bewegungsgründen, nach welchen vernünftige Weſen ſich zu moraliſchen Handlungen beſtimmen und dieſe ordnen, ſich die Rückſicht auf ihren Nutzen, auf die Beförderung ihrer eigenen Glückſeligkeit nicht trennen läßt. Man ſoll, ſagen die neuern Philoſophen, die Tugend nur ihres innern Werths wegen lieben, ſuchen und ausüben. Wohl! was giebt denn aber der Tugend dieſen Werth? der Nutzen, den ſie ſtiftet. Und worinn beſteht denn dieſer Nutzen? In der Beförderung des allgemeinen Wohls, des Wohls der Welt. Und was geht denn mich das Wohl der Welt an? Warum ſoll ich dazu mitwürken? Weil ich ein Theil dieſer Welt bin. Das iſt der Cirkel, durch welchen wir immer zu unſerm eignen Ich wieder zurückkehren. — Die Beförderung unſrer eignen Glückſeligkeit iſt alſo der vernünftige Bewegungsgrund aller unſrer moraliſchen Handlungen.

2.

Der Menſch kann aber nur ein ſcheinbares, unſichres, nicht dauerhaftes Glück genießen, wenn durch dieſen Genuß die Harmonie des Ganzen leidet und geſtöhrt wird. Derjenige Menſch nun, welcher dieſe Rückſicht bey ſeinen Handlungen aus den Augen verliehrt und ſeinem ſcheinbaren Nutzen das Wohl des Ganzen aufopfert, handelt nach unmoraliſchen Grundſätzen, ſträflich eigennützig und von den verſchiedenen Arten eines ſolchen Eigennutzes ſoll in dieſem Abſchnitte geredet werden.

3.

Wollen nun diejenigen neuern Philoſophen, mit deren Widerlegung wir uns vorhin beſchäftigt haben, in ihrer myſtiſchen Sprache, nichts weiter ſagen, als daß ein ſolcher Eigennutz nicht die Triebfeder tugendhafter Handlungen ſeyn ſolle; ſo bedarf es wahrlich eines ſo großen Aufwandes von unverſtändlichen, dunkeln Worten nicht, um eine Wahrheit zu lehren, die von den Moraliſten aller Zeitalter als unwiderleglich wahr iſt anerkannt worden.

4.

Der Sprachgebrauch berechtigt uns, dem unedlen Bewegungsgrunde, welcher ſo viel Menſchen bewegt, das Wohl der geſellſchaftlichen Verbindung ihrem ſinnlichen Genuſſe, der Befriedigung ihrer unregelmäßigen Begierden aufzuopfern, den Namen Eigennutz zu geben. Wir haben aber

ſchon

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-51468-9

KNIGGE,A.F.F.L.VON FN. 03740/039

ſchon bemerkt, daß der wahre, dauerhafte, eigene Nutzen eines einzelnen Mitglieds der Geſellſchaft durch keine Handlung bewürkt werden könne, die ſchädliche Folgen für die Geſellſchaft im Ganzen hat.

5.

Man kann alſo mit Recht ſagen, daß nur Mangel an Einſicht daran Schuld ſey, wenn die Menſchen unmoraliſch ſind. Berechneten ſie beſſer ihren eigenen Nutzen und die früh oder ſpät zu erwartenden nachtheiligen Folgen, die für ſie oder die Ihrigen jede Handlung nach ſich zieht, welche die Harmonie im Ganzen, auch nur auf die am unbedeutendſten ſcheinende Art, ſtöhrt; ſo würden ſie Alle gut und folgerecht handeln. Dies iſt ein ſehr tröſtender Gedanke. Jeder unmoraliſch handelnde Menſch übertrit alſo aus eben dem Mangel an gehöriger Ueberlegung der Folgen das moraliſche Geſetz, aus welchem ein Verſchwender ſein Vermögen verpraßt, ohne zu bedenken, daß er ſich an den Bettelſtab bringen wird.

6.

Laſſet uns alſo es für Läſterung der menſchlichen Natur halten, wenn manche Philoſophen behaupten: es herrſche in uns von Natur ein böſes Princip und, um mit ihren eignen Worten zu reden, „der Menſch „habe, ungeachtet er ſich des moraliſchen „Geſetzes, als eines für ihn verbindlichen „Geſetzes, bewußt ſey, durch den Gebrauch „ſeiner Freyheit den Entſchluß gefaßt, von „dieſem Geſetze zu Gunſten der Selbſtliebe „abzuweichen.“ Nein! dieſer niederſchlagenden Ueberzeugung von der natürlichen Verderbtheit der Menſchen, die nothwendig jede Entwicklung des Keims zum Guten hindern muß, wollen und können wir nicht Raum geben. Das, was die Theologen die Erbſünde nennen, iſt nichts anders, als die Reizbarkeit, die Verführbarkeit des ſinnlichen Menſchen, gegen die aber ſeine Vernunft, obgleich oft vergebens, ankämpft. Sein beſſerer Genius zieht ihn gewiß öfter zu uneigennützigen guten Handlungen hin. Von Natur iſt er wohlwollend und theilnehmend. Wen rühren nicht, wen erfüllen nicht mit Liebe zum Menſchengeſchlechte die Berichte einiger neuern Reiſebeſchreiber von den uncultivirten Völkern auf den Freundſchafts-, den Societäts- und vorzüglich auf den Pelew-Inſeln? Hier ſieht man rohe Menſchen, die wir Wilde nennen, ohne göttliche und menſchliche Geſetze und ohne die Bildung, welche Erziehung, Wiſſenſchaften und Künſte geben; aus Inſtinct nach den zarteſten moraliſchen Grundſätzen handeln, die feinſten geſelligen Tugenden ausüben und der Liebe, Freundſchaft, Gaſtfreiheit und dem gemeinen Wohl Opfer aller Art bringen.

gen. Ein einziges ſolches Beyſpiel von uneigennützigem natürlichem Tugend-Gefühle bey einem völlig uncultivirten Volke, widerlegt alle Beweiſe, die man aus der Beſchreibung einer Menge andrer, vielleicht durch ſpätere Einwürkungen verderbter Nationen hernehmen könnte.

7.

Wie geht es denn aber zu, daß mit dem, allen Menſchen angebohrnem Gefühle des Wohlwollens und der Theilnahme an dem Schickſale ſeiner Mitgeſchöpfe und mit den Gründen der Vernunft, die uns lehren, was wir als Theile des Ganzen der Geſellſchaft ſchuldig ſind und ihr leiſten müſſen, wenn wir von Andern gleiche Schonung und Hülfe erwarten wollen — wie geht es zu, daß wir mit dem Allen dennoch grade bey denen Völkern, welche ſich der höchſten intellectuellen und moraliſchen Cultur rühmen, den Eigennutz und Egoismus am würkſamſten ſehen? Was iſt daran Schuld? Nichts anders, als eben dieſe Cultur, dieſe Verfeinerung, und überhaupt liegt der Grund in den unvermeidlichen Gebrechen unſrer bürgerlichen Verfaſſungen. Das iſt das traurige Loos der Menſchen, daß, über die Mittel, welche ſie wählen, ſich ihren Zuſtand auf Erden angenehmer zu machen, ſie ihre urſprüngliche Beſtimmung aus den Augen verliehren, daß über das Beſtreben, die Vortheile der geſellſchaftlichen Zuſammenlebung in vollem Maße zu genieſſen, ſie nach und nach ſich von der Natur weit entfernen, und daß durch zu viel Raffinement und Erkünſteln das reine, ächte Gefühl verlohren geht. Indeſſen ſollte es doch der höchſte Triumph der Ausbildung des Verſtandes ſeyn, daß, wenn wir den Cirkel aller Erfahrungen durchgelaufen wären, wir auf veredelte und dauerhafte Art zu der Einfalt des natürlichen Zuſtandes zurückgeführt würden. Allein wird das nicht immer ein frommer Wunſch menſchenfreundlicher Philoſophen bleiben? In welchem Lande des Erdbodens hat noch je ein Volk dieſe Stufe der Ausbildung erreicht? Eine genaue Beobachtung lehrt uns leider! daß die bürgerlichen Verhältniſſe, Statt daß ſie neue Bande ſeyn ſollten, um die Menſchen mit Liebe und Eintracht zu gemeinſchaftlichen Zwecken an einander zu knüpfen, uns vielmehr iſoliren, uns in einen Zuſtand von gegenſeitiger Vertheidigung verſetzen, den aufgereizten Leidenſchaften neuen Spielraum und den erweckten Kräften Nahrung und Gelegenheit zum Kampfe gegen einander geben. Mit der Cultur vervielfältigen ſich die Mittel, Bedürfniſſe zu befriedigen, aber auch die Bedürfniſſe ſelbſt; der Luxus mit dem fürchterlichen Gefolge der verderbten Sitten nimmt die Oberhand; in dieſem Strudel

Langerweile geplagt werden! wie Sie, die unter tauſend der beſten Köpfe ihren Umgang wählen könnten, gewöhnlich die aller erbärmlichſten Pinſel, Schwätzer und Narren um ſich her als Hofſchranzen verſammeln; wie ſie, voll Behaglichkeit, den Honig der eckelhafteſten Schmeicheley einſchlürfen, wenig bekümmert um die Achtung des Weiſern und um das Urtheil der Nachwelt; wie ſie, uneingedenk der erhabnen Lehre, die ihnen der große Joſeph gegeben, *) ihre Unterthanen, mit allen Haab und Gütern, für ein Angebinde halten, daß ihnen der Schöpfer an ihrem Geburtstage zum Spielwerke geſchenket hat; wie ſie tauſendfach ſelbſt die Laſter begehen, die ſie an Andern mit Strang' und Schwerdte beſtrafen; wie ſie den, jede Geiſteskraft niederdrückenden, jede Nerve lähmenden Luxus und Sittenloſigkeit befördern und aufmuntern, thörichten Flitterprunke den Stempel der Hoheit und Wichtigkeit

---

*) In dieſes ſo ſehr bekannten Kaiſers Declaration, bey Gelegenheit der Einführung einer neuen Steuer, wo er ſagt: das Volk ſey nicht des Fürſten wegen, ſondern der Fürſt zum Dienſt des Landes, des Volks, der Nation da — goldene Worte, die, wenn ein kühner Schriftſteller ſie ſagt, für die Parole des Aufruhrs gelten; indeß der Monarch, dem man Despotismus vorwirft, ſie als Grundgeſetz anerkennt!

von Verwirrung hat dann jeder Einzelne genug zu thun, wenn er von alle dem, wonach Alle greifen, für ſich und höchſtens noch für die, welche ſeinem Herzen am nächſten ſind, ſo viel erhaſchen kann, als er braucht. Und Jeder braucht viel, glaubt wenigſtens viel zu bedürfen, wird faſt unvermeidlich abhängig von der öffentlichen Meinung, von der Mode, muß viel thun des Scheins wegen und um nicht für einen Sonderling zu gelten. So widmet er dann dem Eigennutze ſeine ganze Anſtrengung und ſeine Aufmerkſamkeit, wird abgelenkt von der großen Hinſicht auf das allgemeine Wohl, das ihn nur beſchäftigt, wenn es mit ſeinem Privat-Vortheile beſtehn kann, oder dieſer dadurch befördert wird, wenn er dabey für ſich äuſſere Ehre, Ruhm oder Gewinn von andrer Art in der Entfernung erblickt. Dies ſey aus Menſchenliebe, nicht zu Vertheidigung jenes Laſters, aber zu Milderung deſſen angeführt, was ich über den täglich mehr einreiſſenden Eigennutz und über Schwindung des Gemeingeiſtes geſagt habe und noch werde ſagen müſſen.

8.

Doch noch iſt das Gefühl der Theilnahme an fremder Glückſeligkeit, an dem Wohl der bürgerlichen Geſellſchaft und an allem, was die Menſchheit im Allgemeinen betrift, nicht aus den Herzen der Bewohner cultivirter Länder verſchwunden. Wir finden die Spuren dieſer edeln Empfindungen in kleinen Staaten, wo noch Einfalt und Reinigkeit der Sitten herrſchen; in Ländern, wo Reichthum und Luxus die Menſchen noch nicht verderbt haben; wo ſie in beſtändiger Arbeitſamkeit und Anſtrengung fortlebend, ſich gegenſeitig beyſtehn müſſen, um gegen rauhe Elemente und die Unfruchtbarkeit des Bodens anzukämpfen, wo ſie daher fühlen lernen,

nen, wie nöthig Ein Menſch des Andern Hülfe bedarf, wo, durch Gebürg-Ketten, unbequeme Straßen, oder Meere von andern Ländern abgeſondert, kein großes Verkehr mit Ausländern die Einwohner mit fremden Laſtern, mit dem Wucher des Handels, mit den Betrügereyen reiſender Abentheuer bekannt, ſie nicht mistrauiſch und für die Gaſtfreundſchaft nicht unempfindlich macht. Wir finden noch ächten Gemeingeiſt in kleinern Republiken, wo jeder Bürger Antheil an der Regierung hat, ſich unmittelbar mit dem Intereſſe des Staats beſchäftigen und alles, was zum gemeinen Wohl gewürkt wird, mit als ſein Werk anſehn darf. Da ſehen wir ihn dann willig die größten Opfer bringen und ſeinen Eigennutz vergeſſen. Auch da, wo, bey einer monarchiſchen Verfaſſung, eine wahrhaftig väterliche, milde Regierung die Völker beglückt und die Nation in ihrem Fürſten nur den Wohlthäter und Verſorger ſieht. thut Jeder gern auf ſein kleineres Intereſſe Verzicht, um das größere allgemeine Wohl zu befördern. Endlich pflegen öffentliche Calamitäten, Gefahr, die von Auſſen her droht, auch die verderbteſten Völker, wenigſtens auf eine Zeitlang, zu bewegen, allen Eigennutz bey Seite zu ſetzen und zu gemeinſchaftlicher Rettung und Hülfe beyzutragen, ſo viel Jeder vermag. Ja! wo alle dieſe Fälle nicht eintreten und die Menſchen nur ihrem eignen Vortheile nachzujagen ſcheinen, erblickt dennoch der feinere Beobachter Spuren des angebohrnen Gefühls für Recht und Unrecht, des Wohlwollens und der Theilnahme an fremden Leiden und Freuden. Wer hat nicht ſchon bemerkt, wie geneigt ſelbſt der weniger ausgebildete große Haufen iſt, die Parthey jedes Schwächern gegen den Stärkern, jedes von Glück und Schutz ganz Verlaſſenen, Unterdrückten, Verfolgten zu nehmen? Ein Mann, der lange Zeit hindurch der Gegenſtand des Neides, der Mißgunſt und des allgemeinen Haſſes geweſen iſt, braucht nur von ſeiner Höhe herabzuſtürzen und grenzenlos elend zu werden, um nun ſelbſt unter ſeinen ehemaligen Feinden und Verfolgern Vertheidiger zu finden und Theilnahme zu erregen. Und darinn beſteht die hölliſche Kunſt ſchlauer Böſewichter, daß ſie ihre Feinde nie gänzlich zu Boden ſtürzen, weil ſie bey ihrer ſtudierten Rache wohl wiſſen, daß der Unglückliche dann ein Gegenſtand des allgemeinen Mitleidens wird. Allein freylich, wenn ſich auch noch einige Höfnung zeigt, daß der beneidete, jezt geſtürzte Große wieder emporkommen und über Andre ſich wird erheben können; ſcheitert die Gerechtigkeit an dem Eigennutze und Jeder trägt das Seinige dazu bey, den Unglücklichen auf einer gewiſſen Stufe, wo er ihm nicht im Wege ſteht, niederzuhalten.

9.

9.

Es iſt dem, welcher auf die feinern Charakterzüge aufmerkſam iſt, die geheimen Schliche der Herzen belauert, da, wo die Menſchen am wenigſten beobachtet zu werden glauben, ſeine Bemerkungen anſtellt und aus kleinen Zügen oft große Erfahrungen abzieht, einem Solchen, ſage ich, iſt es ein wohlthätiges Gefühl, wenn er noch Leute antrift, in denen der Trieb, ohne ſpecielle Rückſicht auf eignen Nutzen und Genuß, für Andre zu würken, zur Natur geworden iſt und ſich bey den unbedeutendſten Vorfällen offenbart. Ich wandle auf einem Spaziergange hinter einem Manne her und bemerke, daß er ſorgfältig, wenn er im Fortſchreiten irgend eine Glas-Scherbe, einen Stein, einen Dorn-Zweig, oder irgend einen andern Gegenſtand bemerkt, der dem nach ihm Kommenden hinderlich oder gefährlich werden könnte, es mit ſeinem Stocke wegräumt. Ich erkunbige mich genauer nach dem Manne und erfahre, daß er ein wohlthätiger Menſchenfreund iſt, der auf ſeine Koſten arme Kinder erziehn, Wege ausbeſſern, Bäume pflanzen läßt, unter deren Schatten die Nachkommen ruhn können. So findet man Perſonen, die fremdes Eigenthum, wie ihr eignes bewachen, wo ſie etwas der Gefahr, verlohren zu werden, ausgeſetzt ſehen, es in Sicherheit bringen, das Zerbrochene ungebeten und unbemerkt herſtellen. Und mich dünkt, das Gefühl, welches uns treibt, auch da Sorgfalt zu verwenden, wo wir für uns keinen weitern Nutzen davon haben, als daß dadurch gegenſeitige Gefälligkeit und Dienſtleiſtung unterhalten wird, ſey ganz natürlich und jedem gutgearteten Menſchen mechaniſch. Ich ſtehe früh des Morgens vor dem ofnen Fenſter; die Nachbarinn mir gegenüber tritt aus ihrer Thür und hat ein kupfernes Milch-Gefäß in der Hand. Im

Begriff damit auszugehn, fällt ihr ein, daß ſie noch etwas vergeſſen hat; ſie ſtellt alſo das Gefäß auf die Bank vor die Thür und geht in das Haus zurück. Sie ſcheint einen Augenblick zu wanken, ob ſie es wagen dürfe, es da ſtehn zu laſſen. Noch iſt eben niemand auf der Gaſſe zu ſehn; auch erblickt ſie mich am Fenſter, nickt mir einen guten Morgen zu, wirft noch einen Blick auf die Bank hin, einen andern die Gaſſe hinauf und geht dann zuverſichtlich fort. Ich überſetze dieſe Blicke in Gedanken. Sie bedeuten: „der ehrliche Nachbar da gegenüber wird „ſchon einen Augenblick auf den Topf Achtung geben;" und nun fühle ich in mir eine Verpflichtung, nicht eher das Fenſter zu verlaſſen, als bis ſie wieder aus dem Hauſe kömmt. Sie erſcheint endlich, dankt mir durch eine freundliche Verneigung und ich trete zurück. Wir haben uns nie geſprochen, aber der Beruf zu gegenſeitiger Hülfsleiſtung, den jeder gutgeartete Menſch in ſich fühlt, bringt dieſen und ähnliche Verträge, ohne Wortwechſel und perſönliche Bekanntſchaft, in einem Augenblick zu Stande. Wer bey dieſer Gelegenheit über die Schilderung eines ſo unbedeutenden Vorfalls die Achſeln zucken könnte; der würde beweiſen, wie unbekannt ihm die ſehr wichtige Wahrheit iſt, daß die menſchliche Natur ſich in ſolchen kleinen Zügen deutlicher und ſichrer offenbart und verräth, als in großen Haupt- und Staats-Actionen, wo jedermann mit Rückſicht auf den äußern Ruf und auf die, ihn beobachtende Menge handelt.

10.

Leider! aber iſt bey den mehrſten Menſchen dies Gefühl von wahrer Theilnahme an dem Schickſale Andrer und an dem allgemeinen Wohl durch Eigennutz und Egoismus erſtickt. Sie leben nur für ſich, denken nur an ihr eignes, höchſtens an ihrer Weiber und Kinder, Wohlbehagen. Zwar kramen ſie häufig Verſicherungen des Mitleidens, Verſprechungen von Dienſtleiſtungen zum Prunk aus, prahlen mit ihrem Eifer für das Glück des Vaterlandes und der Menſchheit; wo es aber auch nur auf geringe Verleugnungen, auf kleine Aufopferungen ankömmt; wo an keine Art von Wucher mit dem, was ſie hingeben ſollen, in der Entfernung zu denken iſt und nun vollends in Colliſions-Fällen, ja! da finden ſich unzählige Bedenklichkeiten, Gewiſſenszweifel, Einwendungen. Wie oft wird der getäuſcht, der auf die Verſprechungen ſolcher Menſchen bauet! Sie ſind zu faul, um nur einmal einen Brief zu ſchreiben, der eines ehrlichen Mannes Glück befördern könnte. Sie hören die Erzählungen fremder Schmerzen und Leiden mit allen Zeichen einer ſolchen Theilnahme, wie ſie die feine Lebensart er-

fordert,

aufdrücken, große, edle Thaten durch Belohnungen, die an bunten Bändern getragen werden, lächerlich machen; wie ſie, durch eignes Beyſpiel, Ränke, Cabale, Zweyzüngigkeit und Mistraun begünſtigen — dann war ich oft im Begriff, den Plan, wieder in Fürſten-Dienſte zu gehn, ganz aufzugeben, um Juliens Hand zu bitten und mit ihr auf einem meiner Güter in patriarchaliſcher Einfalt zu leben; Allein mein Thätigkeitstrieb bekam doch bald das Uebergewicht, und dann ſtellte ich mir im Geiſte vor, welch einen Kreis von Würkſamkeit ich mir, mitten unter dieſen Intrugien und Verwirrungen ſchaffen könnte; wie ich den Fürſten erſt gewinnen, dann an Wahrheit gewöhnen, ja! ihn lehren wollte, Wahrheit zu lieben; wie ich Eifer und Aufmerkſamkeit auf ſeinen heiligen Beruf in ihm erwecken, den Hof von dem müſſigen Geſindel der Paſteten-Freſſer und Complimentenmacher ſäubern, das wahre Verdienſt heben, vorziehn und die Unſchuld beſchützen wollte. Daß mir's in meinem Vaterlande nicht gelungen war, davon ſchob ich die Schuld auf meinen damaligen Mangel an Erfahrung und auf die Abweſenheit des Landesherrn. Daß Lerchenhayn, mit eben ſo großen Endzwecken, noch nichts ausgerichtet, davon lag, meiner Meinung nach, die Urſache darinn, daß er ſich einem Sultane zugeſellt

hatte

fordert, an; aber, man rechne nur nicht auf dieſe höflichen Herren! Kaum wendet man den Rücken; ſo haben ſie unſer Schickſal rein vergeſſen.

11.

Nichts aber bieten die Leute lieber an und geben es lieber, als was ſie entweder nicht haben, oder nicht achten; der Verſchwender Geld, der Schwachkopf guten Rath.

12.

Wie wenig Wohlthäter findet man, die nicht auf irgend einen Erſatz rechneten, wäre es auch nur auf Dank, auf die Ehre, der guten That wegen, gerühmt, dadurch für einen großmüthigen Mann bekannt zu werden, und wenn es auch nicht gerade auf eitel Lob und Ruhm angeſehn iſt, wenigſtens darauf, ein Herz mehr zu gewinnen, welches dann noch wohl der verzeihlichſte Eigennutz iſt! Aber ſolcher Männer, die aus wahrem innern Berufe Gutes zu würken, um die höhere Beſtimmung der Menſchheit zu erfüllen, auch da wohlthätig und theilnehmend handeln, wo ſie von niemand beobachtet werden, wo keine Hofnung einer äußern Belohnung und Erwiederung Statt findet, wo ſie, bey den größten Aufopferungen, dennoch gewiß ſeyn können, verkannt, gehaßt, verläſtert, mit Undank belohnt zu werden, wo alſo nur die Ueberzeugung von der Zweckmäßigkeit und Nützlichkeit der Handlung der Preis iſt — Solcher Männer giebt es Wenige.

13.

Und deswegen haben denn auch ſo wenig Menſchen Sinn für den Werth eines großen, edlen, uneigennützigen, für Menſchenwohl warmen Herzens; deswegen trauen ſie ihren Mitbrüdern ſo gern verſteckte Neben-Abſichten zu. Du nimmſt dich eines armen jungen Mädchens an. — Man flüſtert ſich in das Ohr: „ey nun! er wird „ſich ſchon bezahlt zu machen wiſſen; das „Mädchen iſt hübſch; der Mann hat Ge„ſchmack.“ Du ſorgſt für die Erziehung eines verwaiſeten Knaben — „Sieh ein„mal!“ heißt es, „der Junge iſt ihm wie „aus den Augen geſchnitten. Er ſollte nur „kein Geheimniß daraus machen, daß es „ſein Sohn iſt.“ Und wo ſich gar kein Mittel findet, Verdacht gegen die Bewegungsgründe zu einer Handlung zu erregen, da ſetzt man den Werth der That ſelbſt herab, ſucht zu verhindern, oder wenigſtens nicht ſo eifrig zu befördern, daß ſie bekannt werde, als man geneigt iſt, ein böſes Gerücht auszubreiten. Das iſt freylich eine ſchon oft gemachte Bemerkung; aber ſie gehört hierher, denn ihre Quelle iſt der Eigennutz; man glaubt ſich zu erheben, in dem Verhältniſſe, in dem man Andre erniedrigt und glaubt zu verlieren durch das, was Andre an öffentlicher Achtung gewinnen.

14.

Auf die unverantwortlichſte Weiſe wird aber auch von nicht fein denkenden und von ſchlecht geſinnten Leuten das Zutrauen, die Gutmüthigkeit und die Dienſtfertigkeit uneigennütziger und ſolcher Menſchen, die weniger achtſam auf ihren Vortheil ſind, gemisbraucht. Wie oft man, beſonders in den Jahren, wo man den Werth des Geldes nicht zu ſchätzen weiß, betrogen wird, davon werden wohl die mehrſten meiner Leſer in ihrem Leben ſelbſt Erfahrungen gemacht haben; allein auch nachher, bey reiferer Vernunft, wird man nur gar zu oft mit einem theilnehmenden Herzen das Opfer der Zudringlichkeit und der unerſättlichen Forderungen

gen ſolcher ſelbſtſüchtigen Leute. Da wälzt gern Jeder Arbeit, Sorgen, Unannehmlichkeiten und Verantwortung auf den, der freundlichen Bitten nicht widerſtehn kann. Da wird das Haus deſſen, dem man Wohlthätigkeit zutrauet, nicht leer von nichtswürdigen Bettlern und Abentheurern. Da wird der Mann, der ſich gern zum Beſten Andrer verwendet und gern Gefälligkeiten erweißt, mit Aufträgen, Bitten um Empfehlungen und Anliegen aller Art beſtürmt. Da machen Faullenzer, Tagediebe, Schmarotzer und Leute, die von Langerweile geplagt werden, das Haus des geſelligen, gaſtfreyen und duldenden Mannes zu ihrem Sammelplatze. Mit Einem Worte! Es braucht nur bekannt zu ſeyn, daß du ein menſchenfreundlicher, ohne Eigennutz zu Rath und That bereitwilliger Mann biſt; ſo macht Alles Jagd auf dich und legt Beſchlag auf dein Vermögen, auf deine körperlichen und geiſtigen Kräfte und auf deine edle Zeit. Und wenn man nun alſo unzähligemal iſt angeführt und gemißbraucht worden, iſt es dann dem verſtändigen Manne zu verargen, wenn er kälter, zurückhaltender wird, wenn er erſt Ueberlegungen und Unterſuchungen anſtellt, bevor er ſich hingiebt, aufopfert, und wenn er endlich auch einmal verlangt, daß Andre etwas für ihn thun ſollen, nachdem er lange genug nur für Andre gelebt hat?

15.

Allein die mehrſten Menſchen handeln, oft ohne es ſich ſelbſt bewußt zu ſeyn, ſo, als dürften ſie ſich für den Mittelpunkt der ganzen Schöpfung anſehn, als ſey alles außer ihnen nur ihrentwegen da. Dies offenbart ſich in ihren unbedeutendſten Reden und Handlungen. Sie ſprechen nur von ſich, von ihren Schickſalen, Geſchäften und Vorſätzen. Was aber andre Leute angeht, das hören ſie bey weiten nicht mit der Theilnahme und Gefälligkeit an, die ſie für ihr Intereſſe fordern. Im Umgange wollen ſie immer nur genießen, ſtets nehmen, nie geben. Man hört ſie leicht über Langeweile klagen, indeß ſie ſelten darauf Rückſicht nehmen, ob ſie auch wohl uns Langeweile machen. Wo ſie nicht Unterhaltung genug finden, da gehen ſie fort, oder werden böſer Laune; aber wo es ihnen gefällt, da bleiben ſie, unbekümmert, ob ſie auch etwas zur Unterhaltung und Belehrung Andrer beytragen. Wo es ihren Nutzen oder ihr Vergnügen gilt, da ſollen wir ihnen unſre Grundſätze und unſre Ruhe aufopfern. Fällt es ihnen ein, bey nächtlicher Zeit zu tanzen, zu ſingen, zu toben; ſo iſt es ihre geringſte Sorge, ob irgend ein ſchwächlicher, nach Ruhe ſich ſehnender Mann darüber im Schlafe geſtört wird oder nicht. Fehlt ihnen die vierte Perſon zum Spiele; ſo fordern ſie dich mit Ungeſtüm dazu auf, wenn gleich ſie wiſſen, daß du höchſt ungern und unglücklich ſpielſt. Haben ſie Luſt, eine Thorheit zu begehn, die ihnen von ihren Mitbürgern verdacht werden könnte, wenn ſie allein ſie trieben; ſo wollen ſie irgend ein andres männliches oder weibliches Geſchöpf, das bey dem Publiko in Achtung ſteht, zwingen, auf Unkoſten ſeines Vergnügens, ſeines Rufs und ſeines ſittlichen Gefühls, an dieſer Ausſchweifung Theil zu nehmen, oder gar die Verantwortung davon zu tragen. Und weigert man ſich, aus Rückſicht höherer Pflichten; ſo verſchreyen ſie uns als einen eigenſinnigen, wunderlichen, harten Mann, der andern Leuten kein Vergnügen gönne. Auch die Gerechtigkeit kann man von manchen Perſonen nicht erhalten, daß ſie uns erlauben, unſern Weg ruhig neben ihnen hinzugehn, ohne uns um den ihrigen zu bekümmern; nein! wenn es in ihrem Kram paßt, ſollen wir durchaus mit ihnen durch dick und dünn wandeln. Wenn man ihnen nichts Böſes, vielmehr, wo es die Gelegenheit fügt, alles Gute erweiſt, übrigens aber in keinen genauen Verhältniſſen mit ihnen ſtehn mag; iſt ihnen doch das nicht genug. Sie wollen uns ausſchließlich alles ſeyn; wir ſollen an allen ihren Narrheiten und Ungehörigkeiten Theil nehmen, für ſie und mit ihnen leben und weben. Wir ſollen ſie liebenswürdig, angenehm, ſchön, unterhaltend finden, wenn ſie auf alle Weiſe zurückſtoßend ſind. Sie würden es uns eher verzeihen, daß wir ſie haßten, verfolgten und Böſes von ihnen redeten, als wenn ſie uns gleichgültig, wenn ſie uns nichts ſind, wenn wir ihnen ausweichen.

16.

Leider! verwebt ſich auch nur gar zu oft ein grober oder feinerer Eigennutz in das heilige Band der Freundſchaft. Wie ſelten findeſt Du einen Freund, der Dich bloß Deines innern Werths wegen liebte, der ohne alle andre Rückſichten, unter allen Umſtänden, bey allen vortheilhaften oder widrigen Schickſalen und Verhältniſſen, in welche Du ohne Deine Schuld gerathen könnteſt, Dir gleich warm, treu und eifrig zugethan bliebe; der nicht wenigſtens eine Art von Anſehn oder Uebergewicht über Dich nähme, wenn er Dich durch äuſſere Umſtände niedergedrückt ſieht; der Dir öffentlich, wie in geheim, Gerechtigkeit wiederfahren ließe, und Deinen Werth nicht miskennte, wenn Vorfälle, die Du nicht vorausſehn konnteſt, Dich in Verlegenheiten ſtürzen, oder der nicht dann irgend eine ſehr verzeihliche von Dir begangene kleine Unvorſichtigkeit, Dir, wie ein würkliches Verbrechen anrechnete, um Gelegenheit zu haben, die Schuld auf Dich zu ſchieben und von Dir zurückzuhatte, aus dem nichts zu machen war; und dann ſagte mir auch meine Eitelkeit, ich werde das Ding vernünftiger treiben, als er, mich nicht zum Scharwenzel brauchen laſſen, ſondern mich in Anſehn ſetzen, mich reſpectiren machen. Es kam alſo nur darauf an, einen Fürſten zu finden, der mich aufnehmen wollte und dem ich Empfänglichkeit für meine Entwürfe zutraun durfte. Dieſen glaubte ich denn in dem *** von *** gefunden zu haben. Er war ein ſchöner, ſtattlicher und angenehmer Mann, von guten Anlagen und Fähigkeiten; er hatte ſeinen Geſchmack auf Reiſen gebildet, hatte im Kriege gedient und gehorchen gelernt, als er noch weit entfernt von der Hofnung geweſen, einſt regierender Herr zu werden. Er ſchien Talente zu ſchätzen und hatte einige verſtändige Männer an ſeinem Hofe. Das Land fand er verſchuldet, als er die Regierung antrat; durch gute Wirthſchaft aber und durch Einſchränkung alles unnützen Aufwandes hatte er ſich in wenig Jahren faſt gänzlich herausgeriſſen und in ſeinen Provinzen, wenigſtens in dem Striche, nahe um der Reſidenz her, den ich durchreiſte, ſah man Wohlſtand, Betriebſamkeit und Zufriedenheit herrſchen — So ſchien es wenigſtens beym erſten Anblicke, und ſo ſchilderten auch Unterthanen und Nachbarn die Verfaſſung. Er empfieng treten! Wo findeſt Du einen Freund, der immer unbeſtechbar bereit wäre, Dir die Wahrheit zu ſagen, Dir treuen Rath zu geben, Dich zu tadeln, wo Du Tadel verdienſt, nicht um ſich über Dich zu erheben, Dich zu demüthigen, ſondern aus ächtem Pflichtgefühle und aus Hochſchätzung, und das ohne Bitterkeit, nicht mehr und nicht weniger, nicht freymüthiger, nicht feiner und nicht ſchonender, ob Du eine große Rolle im Publico ſpielſt, oder verkannt und gedrückt wirſt? Wo findeſt Du einen Freund, der fähig wäre, auch ſolche Eigenſchaften an Dir zu loben, zu würdigen und hervorzuziehn, worinn Du ihn vielleicht übertriffſt, verdunkelſt; einen Freund, der gegenſeitig auch ſolche Wahrheiten, die ſeine Eitelkeit kränken, willig und dankbar und mit dem Vorſatze, ſich zu beſſern, von Dir annähme; deſſen Herz ſich Dir nicht von Dem entführen ließe, der williger als Du ſeinen

Leidenſchaften huldigt und ſeine Ohren durch Schmeicheleyen kitzelt; endlich einen Freund, der nicht aus eigennütziger Eiferſucht von Dir forderte, daß Du ihn allen Andern vorziehn, ausſchließlich ihm anhängen und ihm dieſen Vorzug öffentlich vor der Welt bezeugen ſollteſt? Wohl Dir, wenn Du einen ſolchen Freund gefunden haſt! Du kannſt ihn nie genug in Ehren halten. Aber rechne auch nicht zu feſt darauf, mache es nicht zu einem unentbehrlichen Bedürfniſſe Deines Herzens, den Mann zu finden und keinen andern für Deinen Freund zu halten, als den, der alle dieſe Proben beſteht! Du möchteſt ſonſt aus der Welt gehn, ohne das Glück der Freundſchaft geſchmeckt zu haben. Vergiß nicht, daß wir Alle ſchwache Menſchen, mehr oder weniger abhängig von unſern Leidenſchaften, Bedürfniſſen, Vorurtheilen und von der Meinung des großen Haufens ſind! Es iſt ſchon oft geſagt worden,

den, daß diejenigen Freundſchaften die wärmſten, uneigennützigſten und nicht ſelten die dauerhafteſten zu ſeyn pflegen, die in den ſorgenfreyen Jahren der Jugend geſchloſſen werden. Das iſt ganz wahr; in dieſem glücklichen Alter fällt eine Menge von Rückſichten weg, welche unſre nachherige Verknüpfung mit der bürgerlichen Geſellſchaft uns ohne Unterlaß vor Augen ſtellt. Die Leidenſchaften des Jünglings und der Hang zu ſinnlichen Freuden aller Art, kommen durch ihr Intereſſe ſeltener mit der Freundſchaft in Zuſammenſtoß, (Colliſion) als die des männlichen Alters, Ehrgeiz und Erwerbſucht — die Eitelkeit liegt wohl in beyden Wagſchalen gleich ſchwer — Aber der Jüngling iſt auch ofner, unbefangner, zuverſichtlicher zu ſich ſelber und zu Andern, wärmer, mittheilender und nachſichtiger; der Mann verſchloſſener, mistrauiſcher, ungläubiger, ſtrenger in ſeinen Forderungen, ſich ſelbſt mehr genug. So knüpft dann mehrentheils nur das, was man Sympathie nennt, unter jungen Leuten das Band der Freundſchaft. Was iſt aber, genau betrachtet, dieſe Sympathie anders, als ein egoiſtiſches, mithin eigennütziges Gefühl? Wir werden wohlwollend hingezogen zu einem Geſchöpfe, das uns an Eigenſchaften ähnlich iſt, nicht ſelten nur einerley Fehler mit uns gemein hat und lieben alſo eigentlich uns ſelbſt in Andern — Doch ſo genau darf man das feine Gewebe der menſchlichen Neigungen und Triebe nicht aus einander wickeln, wenn man nicht allen Werth, auch der edelſten Gefühle des Herzens, wegraiſonniren will.

17.

So viel iſt indeſſen gewiß, daß die Menſchen ſelten diejenigen unter ihren Brüdern eigentlich lieben, von denen ihnen ihr Herz ſagt, daß ſie in ſittlichem und geiſtigem Werthe, oder in äußern vortheilhaften Verhältniſſen ihnen ſehr überlegen ſind, weit über ihnen ſtehen. Können ſie dem größern Manne die Bewunderung nicht verſagen; ſo verträgt ſich doch nicht ſo leicht reines Wohlwollen, wahre Zuneigung mit der Anerkennung einer, mehrentheils drückenden, die Eitelkeit kränkenden Erhabenheit. Was iſt es alſo anders, als verſteckter Eigennutz, was den Haufen der Alltagsmenſchen bewegt, ſich zu Männern von hervorſtechenden Talenten, von ausgebreitetem Rufe, oder von großem Gewichte in der bürgerlichen Welt herzudrängen? Sie glauben ſich ſelber ein Gewicht zu geben, wenn ſie ſich der Bekanntſchaft, des Umgangs, oder gar der Freundſchaft ſolcher Perſonen rühmen dürfen, oder wenn ſie es bemerklich machen können, daß ſie freyen Zutritt zu ihnen haben. Dieſelben Menſchen aber werden einem andern wahrhaftig großen Manne, von deſſen hohem Werthe ſie eben ſo überzeugt ſind, dennoch nicht ſo viel Anhänglichkeit beweiſen, wenigſtens nicht öffentlich vor der Welt, ſobald dieſer Mann den allgemeinen Ruf noch nicht gewonnen hat, oder etwa gar von ſeinen Mitbürgern, vielleicht von ſeinem ganzen Zeitalter, verkannt wird. Vielmehr werden ſie ſich dann bemühn, ihn nicht aufkommen zu laſſen, damit er ſich nicht einſt über ſie erhebe, ſie verdunkle. Es iſt den mehrſten Leuten unerträglich, Andre wegen Eigenſchaften rühmen zu hören, die ſie ſelbſt nicht zu beſitzen, ſich bewußt ſind. Es giebt ganze Länder, wo jeder Schriftſteller ausgezeichnet zurückgedrängt wird, weil der Neid der am Ruder ſitzenden Geſchäftsmänner es nicht vertragen kann, daß ein Solcher ohne ihre Hülfe emporkömmt und ſich etwa gar auswärts größere Achtung, als ſie, erwirbt. Sie ſuchen dann das Vorurtheil zu unterhalten, daß ein eigentlicher Gelehrter faſt immer ungeſchickt zu praktiſchen Arbeiten ſey, damit ſie mit ihrem auswendig gelernten Krame und ein bischen Geſchäfts-Routine, ſich für die einzigen nützlichen und brauchbaren Mitglieder der bürgerlichen Geſellſchaft mögen geltend machen. Wenn doch die Menſchen endlich einmal dieſe egoiſtiſche Verblendung ablegen und einſehn lernen wollten, daß Jeder, der in ſeinem Fache etwas Vorzügliches leiſtet, achtungswerth iſt, gleichviel auf welche Weiſe er der Welt nützlich wird, wenn er ihr nur nützlich wird! Das Verdienſt des redlichen Geſchäftsmannes iſt gewiß ſehr groß, obgleich nicht immer eben ſo glänzend, wie das des Schriftſtellers, und zu einem geſchickten praktiſchen Staatsdiener werden unſtreitig manche wichtige, nur mit der größten Anſtrengung, Uebung und mit vielfacher Aufopferung zu erlangende Kenntniſſe erfordert. Unwahr iſt aber es von der andern Seite, (obgleich dies zuweilen, und ſelbſt oft der Fall ſeyn mag) daß ein jeder ſo genanter Literator unfähig ſeyn ſollte, ſich dieſe, einem Geſchäftsmanne nöthigen Fertigkeiten zu erwerben. Es hat vielmehr von je her in allen Ländern Männer gegeben, die zugleich auf beyden Wegen ſich ein großes Verdienſt erworben haben. Und was den Nutzen betrifft, den Beyde ſtiften; ſo läßt ſich derſelbe, ſo wenig wie die Folgen irgend einer Art von Anwendung ſeiner Kräfte, berechnen. Laſſet uns daher doch Eigennutz und Eitelkeit bey Seite ſetzen, kein Talent, keinen ſonſt edlen Gebrauch der Zeit geringſchätzen! Laſſet uns das oft ſehr zweydeutige Glück eines großen Namens niemanden beneiden! Das innere Bewußtſeyn, in der Stille, vom Volke ungelobt und unbemerkt, Gutes zu würken, iſt wohl eben ſo viel werth. Laſſet uns endlich das wahre Verdienſt, wo und wie wir es auch antreffen, würdigen und hervorziehn, um, wo möglich, dadurch die Schwächern zur Nacheiferung zu erwecken, nicht aber für uns Vortheil, noch Erhebung darinn ſuchen, daß wir Andre unterdrücken!

18.

Die mehrſten Menſchen, welche verkannte, unterdrückte Talente an das Licht zu bringen, junge Genien mit Geld-Summen und Empfehlungen zu unterſtützen und den Gelehrten vorzügliche Achtung zu beweiſen, ſich angelegen ſeyn laſſen, möchten uns gern glauben machen, dies alles geſchähe aus uneigennützigem Eifer für Wiſſenſchaften und Künſte; allein nicht immer iſt das der Fall. Man will ſelbſt für einen Mann von Kenntniſſen, Talenten und feiner Beurtheilung gelten; man möchte gern als ein Solcher und als ein großmüthiger Beförderer der

Gelehrſamkeit und Aufklärung ausposaunt werden; man erwartet vielleicht von demjenigen, den man, wie es gewöhnlich heißt, aus dem Staube hervorgezogen hat, gewiſſe unentgeltliche und verſchwiegene Dienſte; er ſoll etwas durchſehn, verbeſſern, oder ſelbſt ausarbeiten, das man nachher für eignes Machwerk ausgeben will. Nun! laß immerhin kleine Nebenabſichten bey ſolchen Mäcenatenſchaften mit unterlaufen — Wenn nur das Gute geſchieht, Fleiß und Talente ermuntert werden!

19.

Auf die häufigen Beſuche, welche reiſende Liebhaber der Wiſſenſchaften bey bekannten, durch ihre Schriften berühmt gewordenen Männern ablegen, haben Dieſe auch eben nicht Urſache, ſtolz zu werden. Die Mehrſten ſolcher Leute kommen bloß als neugierige Gaffer und um hernach ſagen zu

dürfen,

mich mit zuvorkommender Güte, nahm mich ſehr für ſich ein, ſprach viel mit mir und zwar nicht das gemeine Fürſten-Geſchwätz, ſondern über wichtige und intereſſante Gegenſtände, mit Kenntniß und Beſtimmtheit. Dies machte mir Muth, und da ich entſchloſſen war, bey einem ſolchen Manne alle Umwege zu vermeiden; ſo wendete ich mich grade an ihn und trug ihm den Wunſch vor, in ſeine Dienſte zu treten. Die Art, wie er meine Bitte aufnahm, gefiel mir ſehr: »Wir kennen uns einander noch wenig« ſagte er; »aber ich glaube, daß wir zuſammen auskommen werden. Laſſen Sie uns alſo den Verſuch machen! Allein meine öconomiſchen Einrichtungen erlauben mir nicht, Ihnen gleich eine große Beſoldung zu verſprechen.« Ich ſagte: ich machte vorerſt auf gar keinen Gehalt Anſpruch. »Nein!« antwortete er »das iſt gegen meine Grundſätze; nur müſſen Sie eine Zeitlang mit Wenigem vorliebnehmen.« Unſer Handel war alſo bald geſchloſſen; ich wurde Cammerherr und zugleich Referent im Cabinette. Ich bekam nämlich den Vortrag aus einem großen Theile aller einheimiſchen und auswärtigen Sachen, die an das Cabinet, oder Miniſterium gelangten, in welchem der Fürſt ſelbſt präſidirte. Freylich hatte ich dabey keine Stimme; aber doch Gelegenheit, mit den wichtigſten Geſchäf-

ten

dürfen, ſie kennten dieſen und jenen großen Gelehrten recht gut. Oft erkundigen ſie ſich erſt in der Stunde vor dem Beſuche, was der Mann eigentlich geſchrieben habe, um doch nöthigen Falls von ſeinen Werken mit ihm reden zu können. Andre kommen mit einer Sammlung von Schmeicheleyen und Lobpreiſungen, die ſie für ähnliche Waare bey ihm mit Wucher umzuſetzen hoffen, welche Bewandtniß es auch mehrentheils mit den zahlloſen Briefen hat, womit man Leute von einigem Rufe in der gelehrten Welt beſtürmt und die ſelten etwas anders, als einen Tauſch-Handel von Complimenten zum Gegenſtande haben. Endlich aber giebt es auch Menſchen, welche bey ſolchen Beſuchen nur die Bereicherung ihrer Tagebücher, Reiſebeſchreibungen und Anecdoten-Sammlungen zum Augenmerke nehmen, das Zutrauen argloſer Männer misbrauchen, um Geſpräche und Eröfnungen unter vier Augen nachher auf unbeſcheidene Weiſe drucken zu laſſen; ſich auch wohl über die kleinen würklichen oder anſcheinenden Schwachheiten des Mannes, der ſie gaſtfrey und höflich aufgenommen hat, öffentlich luſtig zu machen.

20.

Nicht weniger Eigennutz, als mehrentheils bey der äuſſern Achtung im Spiele iſt, welche die Menſchen gelehrten und berühmten Leuten zu beweiſen pflegen, iſt auch in dem Eifer würkſam, mit dem ſie ſich zu ſolchen Perſonen hindrängen, die durch Reichthum, Geburt oder Rang ſich über Andre erhoben haben. Wenn auch nicht immer von Planen auf Schutz und Beförderung, auf den Geldbeutel und auf die Mahlzeiten die Rede iſt; ſo ſucht doch die liebe Eitelkeit ihren Vortheil bey ſolchen Verbindungen. Es giebt ſolche Menſchen, die ſich gern in die Cirkel Reicherer und Vornehmerer einſchieben, die Sitten der ſo genannten höhern Stände auf eine, zuweilen in das Komiſche fallende Weiſe copieren, ausländiſche Sprachen reden wollen, deren ſie nicht mächtig ſind und ſich auf phantaſtiſche Weiſe kleiden, um ihrer Meinung nach, auch für reich und vornehm angeſehn zu werden; ja! die deswegen und um ſich bey den Großen einzuſchmeicheln, ſich eine Ehre daraus machen, ihren Thorheiten und Laſtern nachzuahmen. Es giebt Leute, die keinen Aufwand, keine Aufopferung ſcheuen, ſobald es darauf ankömmt, ihre thörichte Eitelkeit zu befriedigen; die ſparſam und kärglich leben und zu leben Urſache haben, wenn ſie mit den Ihrigen oder einem vertrauten Freunde allein ſind, aber dagegen gern Geld zu zehn vom Hundert aufnähmen, um ſich die Ehre verſchaffen zu können, einen durchreiſenden Prinzen bey ſich zu bewirthen. Dieſe Leute kennen in der That ihren Vortheil ſchlecht; von ihren verſtändigen Mitbürgern verhöhnt, haben ſie nicht einmal die Freude, für ihren lächerlichen, oft ſehr geſchmackloſen Aufwand, wahre Dankbarkeit einzuerndten. Kaum hat der Magnate ihr Haus wieder verlaſſen; ſo vergißt er vielleicht ſchon den Namen des Mannes, bey dem er ſo viel Gutes genoſſen hat; oder wenn er in der Folge einmal wieder Seiner Erwähnung thut; ſo geſchieht es, um über die bürgerliche Bewirthung zu ſpötteln, über die Langeweile zu klagen, die er aus Höflichkeit hat aushalten müſſen und die Albernheiten und Fehler gegen ächten Weltton herzuzählen, die ihm dort aufgeſtoßen ſind.

21.

Beſſer berechnet auf der andern Seite der ſich herablaſſende Große ſeinen Vortheil bey ſolchen Verbindungen mit Leuten, die er weit unter ſich glaubt und wirft ſich gewiß nicht umſonſt weg. Wenn er nicht etwa gar in ſolchen Vermögens-Umſtänden iſt, daß das Geſuch einer Geld-Anleihe, oder ein andrer öconomiſcher Plan ihn bewegt, den Umgang mit dem reichern Bürger zu ſuchen; ſo verlangt er doch gewiß auf andre Art für die Langeweile, welche er in dergleichen Geſellſchaften empfindet, entſchädigt zu werden. Zum wenigſten will er reichlich mit Schmeicheley und Huldigung für die Opfer bezahlt ſeyn, die er, ſeiner Meinung nach, bringt. Oder deswegen behagt ihm ein Cirkel von Perſonen geringern Standes weit mehr als der Verkehr mit ſeines Gleichen, weil Jene vielleicht niederträchtig genug ſind, einen vornehmen Herrn zu vergöttern. Er will dann, wie Cäſar, lieber in einem Dorfe der Erſte, als in einem Königreiche der Zweyte ſeyn. Am häufigſten aber legt es dieſe Art Menſchen darauf an, ſich in den Ruf einer gewiſſen Popularität zu ſetzen und dadurch eine mächtige Parthey im Volke für ſich zu gewinnen.

22.

Ueberhaupt haben wir Urſache, ohne eigentlich argwöhniſch zu ſeyn, doch nicht zu feſt auf die Zuneigung der Menſchen zu rechnen, die wir nie in ſolchen Fällen beobachtet haben, wo unſre Verhältniſſe gegen ſie mit ihren Vortheilen in Colliſion kommen, oder wo es kleine oder große Aufopferungen und Verleugnungen gilt. Man beurtheile alſo die Menſchen nicht nach dem, wie ſie handeln, wenn ſie Unſrer auf irgend eine Weiſe bedürfen, oder uns fürchten! Wenn wir uns der allgemeinen Achtung erfreuen; wenn unſer Wort von Gewicht, unſer guter Ruf ausgebreitet und nicht zweydeutig iſt; wenn man es für eine Art von Ehre halten darf, mit uns vertraulich umzugehn

zugehn; ja! dann werden wir freylich nie Urſache finden, über Vernachläßigung zu klagen. Aber laſſet uns in Lagen kommen, wo das Glück uns den Rücken kehrt, wo unverſchuldet widrige Vorfälle uns treffen, wo böſe, verleumderiſche Gerüchte zu unſerm Nachtheile herumlaufen; wo wir von rachſüchtigen Obern gedrückt, von Feinden und Neidern verfolgt werden, bey Fürſten in Ungnade gefallen ſind — und laſſet uns dann ſehn, wie viel von denen noch über unſre Schwelle kommen, die vorher ſich zu uns drängten und uns die wärmſten Verſicherungen ihrer Hochachtung gaben! Wer dieſe Probe aushält und nicht etwa ſelbſt im Gedränge iſt, den darf man für uneigennütziger halten, als mehrentheils der Haufen gewöhnlicher Menſchen iſt. Ich habe bey verſchiedenen Abwechſelungen meines unruhigen Lebens, angenehme und unangenehme Erfahrungen von der Art gemacht. Unter Fremden,

den, Bekannten, ſogenannten Freunden und Blutsverwandten, haben dieſelben Perſonen mir mehrmals den Rücken gewendet und ſich mir wieder aufgedrungen, mit Wärme und Kälte, Uebermuth und kriechende Huldigung bewieſen, mich verleumdet und ſich ihrer Verbindung mit mir gerühmt, mich mit ihren unbedeutenden Briefen beſtürmt und mir auf die meinigen nicht geantwortet, je nachdem meine äußern Verhältniſſe von der Art waren, daß ſie dabey zu gewinnen oder zu verlieren glaubten. Indeß ich unter Leuten, die ich nicht einmal dem Namen nach kannte, edle, eifrige Vertheidiger fand, ließen Menſchen, die mir ſehr weſentliche Verbindlichkeiten ſchuldig waren, alles Böſe über mich ergehn, oder ſchlugen ſich gar zu der Parthey derer, die mich verfolgten. Wer, ſo wie ich, über die Verkehrtheit der Menſchen lieber lacht, als ſeufzt und eifert, eigentlich niemandes Gnade und Schutzes bedarf, von keinem Menſchen in der Welt etwas anders als Gerechtigkeit fordert und, die Wahrheit zu geſtehn, von den mehrſten Erdenſöhnen herzlich wenig ausdauernde Feſtigkeit und Conſequenz in Handlungen erwartet; den können dergleichen Erfahrungen eben nicht überraſchen und niederſchlagen. Er nimmt das, was ihm die Menſchen für Treue und Anhänglichkeit verkaufen, vorerſt an, als ſey es gute, ächte Münze, hütet ſich übrigens nur, wie ein kluger Kaufmann, in dieſe unſichern Papiere keine ſo große Summen von ſeinem Herzensvermögen anzulegen, daß er durch fremde Fallimente zu Grunde gehn könnte, ſchreibt jedoch die Namen der guten und böſen Kundmänner, die er bey dieſem Seelenverkehr kennen gelernt hat, in ſein Gedächtniß-Büchelchen auf, um den Erſtern die, jedem gutgearteten Herzen ſo heilige Pflicht der Dankbarkeit thätig zu beweiſen, den Andern aber gelegentlich zu zeigen, daß er ſie für das hält, was ſie ſind.

23.

Es iſt ſehr unterhaltend für den feinen Beobachter, zu ſehn, welchen Tauſchhandel von Schmeicheley die Menſchen unaufhörlich unter einander treiben und wie faſt alle ihre Verbindungen auf dieſe Waaren-Speculation berechnet ſind. Solche Verbindungen erweitern und verengen ſich, werden geſtiftet und getrennt, je nachdem die Theilnehmer ihr Conto dabey finden, das heißt: je nachdem ſie ſich dabey eine beträchtliche oder zu geringe Einnahme von äußerer Ehre, Schmeicheley und Blindheit gegen ihre Fehler und Untugenden, verſprechen dürfen. Faſt die ganze Kunſt der feinen Lebensart beruht weniger auf zweckmäßigen, wahren, gegenſeitigen Gefälligkeiten, als auf einem ſtillſchweigenden Vertrage, ſich einander Geten vertraut zu werden und unter den Augen meines Herrn ſelbſt zu arbeiten, Fleiß und die Gabe des Vortrags zu zeigen, zu üben und mir dadurch den Weg zu den erſten Stellen zu bahnen, ohne alle Mittelſtufen zu durchlaufen. Es war zugleich ein Beweis von großem Zutraun, welches der Fürſt zu meiner Verſchwiegenheit hatte, daß er mir eine Stelle anvertrauete, welche mich in den Fall ſetzte, den Verhandlungen ſolcher Gegenſtände beyzuwohnen, die geheim bleiben mußten, obgleich er freylich manche Dinge nur allein mit ſeinen beyden vertrauteſten Geheimenräthen abſprach. Nachdem ich war beeidigt worden, bat ich mir ein Paar Monate Urlaub aus, um nun, wie Sie denken können, auf den Flügeln der Liebe nach Stuttgard zu eilen.

Das Fräulein von Winterburg hatte unterdeſſen ihren Briefwechſel mit mir fortgeſetzt und mir immer in einem zutraulichen/ muntern und freundſchaftlichen Tone geſchrieben, auch oft den Wunſch in ihrem und ihrer Eltern Namen geäußert, mich bald dort zu ſehn. Zuweilen hatte ich es einmal gewagt, in meinen Briefen ein Wort mit einfließen zu laſſen, das von den wärmern Empfindungen meines Herzens zeugte; allein ſie hatte in ihren Antworten entweder vermieden, ſich darauf einzulaſſen, ſinnungen und Empfindungen zu heucheln, wovon nicht eine Spur im Herzen und Kopfe iſt. Die mehrſten Menſchen ſchätzen und achten uns nach Verhältniß der Huldigung und feinen Schmeicheley, die wir ihnen darbringen. Der verächtlichſte Kerl erſcheint ihnen in vortheilhaftem Lichte, wenn er ihre Thorheiten billigt, ihr Steckenpferd mit beſteigt, oder wenn ſie erfahren, daß er ſie gegen Andre gelobt hat. Eine einzige gutgemeinte, vielleicht bittre Wahrheit hingegen, die wir aus guter Meinung ſagen, kann uns auf immer um die Gunſt, beſonders der eiteln Schooßkinder des Glücks bringen. Auf dieſe Erfahrungen ſtüzt dann auch der eigennützige, ſchlaue Schmeichler die Plane, wodurch er ſich emporſchwingt, und wir ſehen unzählige ſehr unwürdige Menſchen mit Reichthum, äußerer Ehre und andern Vorzügen dieſer Art überhäuft, die ihre Erhebung nur allein der Schmeicheley verdanken. Es giebt Leute, die dieſe Kunſt ſo überaus fein ſtudiert haben, daß ſelbſt kluge Männer (die denn doch auch nicht immer ganz von Eitelkeit und Eigenliebe frey ſind) in ihre Schlingen fallen. Vorzüglich geſchickt aber pflegt das weibliche Geſchlecht zu ſeyn, auf dieſem Wege ſeine Zwecke zu erlangen und unmöglich ſcheinende Dinge durchzuſetzen.

24.

So bereitwillig aber auch die Menſchen ſeyn mögen, da, wo es ihnen Vortheil bringen kann, auch wider ihre Ueberzeugung, für die Unvollkommenheiten ihrer Mitbürger blind zu ſeyn und ſich gegenſeitig mit Beyfall und Lob zu hintergehn; ſo wenig Gerechtigkeit laſſen ſie, wie dies ſchon an einem andern Orte iſt bemerkt worden, dem wahren Verdienſte wiederfahren, wenn dadurch das ihrige verdunkelt werden kann. Sie werden ſehr geneigt ſeyn, alle gute Eigenſchaften an einem Manne zu loben; nur über die werden ſie leiſe hinausgehn, auf welche ſie ſelbſt große Anſprüche machen. Noch hat man Urſache, ihnen zu danken, wenn ſie es dann dabey bewenden laſſen, zu ſchweigen; allein wie oft verleitet ſie nicht der Brodneid, den Mann zu verkleinern, zu verleumden, von dem ſie ſich übertroffen glauben.

25.

Ein Theil von dem, was ich über den Eigennutz in der Freundſchaft geſagt habe, iſt auch auf die Liebe unter Perſonen von verſchiedenem Geſchlechte anwendbar. Wir wollen nicht unterſuchen, ob überhaupt Geſelligkeit und Liebe urſprünglich aus einem Gefühle von Schwäche, aus dem Verlangen nach Hülfe, Beyſtand und Mittheilung entſtehen! — Ein Satz, den man als wahr anzunehmen verſucht werden möchte, wenn man bemerkt, daß je ſelbſtſtändiger, ſtärker, kraftvoller, klüger, reifer an Jahren und Vernunft, ein Mann iſt, er um deſto weniger leicht einzunehmen, um deſto ſchwerer durch Liebe zu feſſeln und um ſo viel geneigter ſcheint, jene innige Herzens-Vereinigung, welche die höchſte Wonne des weichen Jünglings ausmacht, für Schwachheit, Thorheit und Schwärmerey zu erklären. Auch wollen wir uns nicht bey der Bemerkung aufhalten, wie oft phyſiſcher Trieb, körperliches Bedürfniß, Verlangen nach ſinnlichem Genuſſe, ſich heimlich hinter jener geiſtigen Verbindung verſteckt. Laſſet uns vielmehr zur Ehre der menſchlichen Natur und ihres Schöpfers annehmen, daß in ſie der Keim eines höhern Wohlwollens einer reinen, uneigennützigen Liebe, eingepflanzt ſey, einer Liebe, die gleich organiſirte, harmoniſch geſtimmte Weſen unwiderſtehlich zu einander hinzieht und feſt aneinander kettet, einer Liebe, die nicht nur empfangen, ſondern

dern auch gern und willig, und mehr als ſie empfängt, alles was ſie hat und vermag, ihr ganzes Selbſt hingeben möchte und zu den größten Aufopferungen fähig iſt. Freylich liebt man, um geliebt zu werden, und auch die feurigſte Leidenſchaft wird erkalten, oder in Haß übergehn, wenn alle Hofnung der Erwiederung ſchwindet, wenn ſogar Verachtung der treueſten Zärtlichkeit zum Lohne wird. Allein das Verlangen, Herz gegen Herz zu vertauſchen, das größte Geſchenk, das man bringen kann, nicht verworfen, die Kränkung nicht zu erleben, ſeinen Werth alſo verkannt, für nichts geachtet zu ſehn; dies Verlangen, ſage ich, darf man nicht auf die Rechnung eines verwerflichen Eigennutzes ſchreiben. Selbſt die Eiferſucht, welche die uneigennützige Freundſchaft nie entweihn ſollte, ſcheint der Liebe weſentlich und in der Natur dieſer Leidenſchaft gegründet zu ſeyn. Aber davon laſſet uns reden, daß ſo oft in der Welt Habſucht, Ehrſucht und Eitelkeit hinter der Larve der Liebe Befriedigung ſuchen! Es werden wenig Heiraths-Anträge gemacht, ohne daß dabey der Name der Liebe gemisbraucht würde, indeß eigennützige Abſichten auf Reichthum, wenigſtens auf Verſorgung, auf Beförderung im bürgerlichen Leben, oder auf vortheilhafte Familien-Verhältniſſe, einen von beiden Theilen, oder den einen und den andern zugleich zu den mehrſten Ehebündniſſen hinleiten. Und nun vollends bey den loſen Banden einer ungeſetzmäßigen Liebe; wie ſelten bleibt da der Eigennutz aus dem Spiele! Mit welcher Schlauigkeit weiß nicht die ungetreue Buhlerin ihren Sclaven glauben zu machen, daß ihr Herz nur für ihn ſchlage, daß ſie ohne ihn nicht leben könne, lieber an ſeiner Seite betteln, als auf dem glänzendſten Thron ſitzen wolle, indeß ſie ſeine Goldſäcke ausleert, ihm mit Liſt den letzten Heller ent-

entlockt, und, wenn er nichts mehr zu geben hat, einem andern freygebigen Thoren in die Arme eilt! An unzähligen andern ſo genannten Herzens-Verbindungen haben dann auch Eitelkeit, Langeweile und Avanturengeiſt Theil, wobey nicht ſelten beide Partheyen, ſowohl einander, als auch ſich ſelbſt hintergehen.

26.

Unter Blutsfreunden ſtiftet der Eigennutz oft unverſöhnliche Feindſchaft, ſo wie er auch verſtellte, falſche Freundſchaft, Aufmerkſamkeit und Pflege heuchelt, wenn er ſeine Rechnung dabey findet. Wenn eine Erbſchaft zu erſchleichen, einer alten Muhme oder einem kränkelnden Oheime ein Legat abzulocken, wenn eine Verlaſſenſchaft unter lachende Erben zu theilen, wenn ein gutmüthiger Vetter zu einem für ihn nachtheiligen Vergleiche zu bereden iſt; dann zeigt ſich der Eigennutz, mit den glatten Waffen der

Schmeicheleyn, Gutmüthigkeit und zärtlichen Sorgfalt, oder, nach den Umſtänden, mit der Wuth der Habſucht, der Argliſt und der Chikane ausgerüſtet, in ſeiner ganzen Stärke.

27.

So traurig den Menſchenfreund die Bemerkung macht, daß in die natürlichſten, einfachſten Verhältniſſe, in die Bündniſſe, welche Freundſchaft, Liebe und Blutsverwandtſchaft ſtiften, ſich ſo vielfältig ein niedriger Eigennutz einmiſcht; ſo kränkend iſt für ihn auch die Erfahrung, daß dieſe unedle Leidenſchaft ſich zuweilen in das Gewand eines wohlthätigen Eifers für die Bildung, den Unterricht und die Erziehung der Jugend hülle. Ich rede hier nicht von den edeln Männern, die, indem ſie ihre Kräfte und die ſchönſten Jahre ihres Lebens, dem mühſeligen, oft ſo undankbaren Geſchäfte der Erziehung widmen, doch auf eine verhältnißmäßige Entſchädigung für die Opfer, welche ſie dem gemeinen Weſen bringen, Anſpruch zu machen und etwas zurückzulegen ſuchen, damit nicht einſt nach ihrem Tode Weib und Kinder von Almoſen leben müſſen. Auch rede ich nicht von den armen, in der That bedauernswerthen Schullehrern, beſonders auf dem Lande, welche, wenn ſie für die nützlichſten Dienſte, die irgend ein Bürger dem Staate leiſten kann, kümmerlich beſoldet werden, um nicht gänzlich zu verarmen, zu allerley Neben-Erwerbmitteln ihre Zuflucht nehmen, ſich von Abſchreiben nähren, oder ein Handwerk treiben und darüber ihren eigentlichen Beruf verſäumen, die endlich, um dem Geize der Eltern, denen es oft mehr um wohlfeilen, als treuen Unterricht für ihre Söhne und Töchter zu thun iſt, zuweilen ein Geſchenk zu entlocken und wenigſtens ihre einträglichſten Kunden nicht zu verliehren,

liehren, den Kindern der Reichern und Vornehmern durch die Finger ſehen und ſchmeicheln — Von dieſen, welche die Noth treibt, den Geldgewinn zu ihrem Hauptaugenmerke zu machen, rede ich nicht; ſondern von ſolchen Menſchen, die, ohne innern und äußern Beruf zu dem wichtigen Erziehungsgeſchäfte, wenn ſie ſich zu allen übrigen Verrichtungen des bürgerlichen Lebens ungeſchickt fühlen, oder den damit unvermeidlich verbundenen Zwang der Abhängigkeit von Vorgeſezten und Obern nicht ertragen können, ſich eine Republik von fremden Kindern ſtiften, zu deren Vorſteher ſie ſich aufwerfen, und dafür reichliche Abgaben entrichten laſſen, die ſie leichtgläubigen Leuten, unter Vorſpielung der menſchenfreundlichſten Abſichten, durch pomphafte Ankündigungen aus dem Beutel ſchwatzen, dies Geſchäfte als Finanzſache betreiben, und, wenn ſie einige Jahre hindurch reicher Leute

Kinder

oder es ſo zu drehn gewußt, daß ſie meine Erklärung bloß als ein Compliment auslegte. Ich fand das der Vorſichtigkeit, die ein Frauenzimmer in Briefen an einen Mann beobachten muß, gemäß und nahm mir vor, mich nach dieſer Verbereitung, mündlich deutlicher herauszulaſſen.

Mit treuherziger Gaſtfreundſchaft wurde ich in dem Hauſe des Generals aufgenommen; zu dem Familien-Cirkel gehörte ein gewiſſer Vetter, ein Herr von Brandenholz, Lieutenant in öſterreichiſchen Dienſten, den jedermann liebte und ſchätzte und den auch ich recht artig würde gefunden haben, wenn ich ihn nicht für meinen Nebenbuhler gehalten hätte. Allein Julie verſtand die, allen Weibern ſo eigne Kunſt, bald jeden von uns ahnden zu laſſen, er intereſſiere ſie heimlich mehr, als der Andre, und bald durch einen freundlichen Blick grade ſo viel Eiferſucht zu erregen, als nöthig war, der Leidenſchaft einen neüen Sporn zu geben.

Die erſten Tage meines Aufenthalts in Stuttgard vergiengen unter Zerſtreuungen und kleinen Schmauſereyen, die man mir zu Ehren anſtellte; indeß erlauerte ich immer den Augenblick, wo ich Julien meine Liebe erklären und ſie um die Erlaub-

niß

Kinder in ihren Menſchenfabriken bearbeitet haben, dieſe, eben ſo unwiſſend und nicht ſelten an Leib und Seele ſchlechter und zu allen ernſthaften Geſchäften unfähig, wieder nach Hauſe ſchicken. Am gewiſſenloſeſten und nur auf Geldgewinn bedacht, pflegen aber leider! die mehrſten Lehrmeiſter in ſchönen Künſten, Muſik, Tanz, Zeichenkunſt und die Sprachmeiſter zu verfahren. Da wird nur daran gedacht, wie die beſtimmte Stunde, für welche die Herrn eine Karte erhalten, in jedem Hauſe ausgefüllt werden könne. Ob der Schüler etwas lernt, oder nicht, das iſt dann des Meiſters geringſte Sorge; im Gegentheil, je langſamer die Fortſchritte ſind, welche er macht, um deſto ſichrer iſt er, die Kundſchaft lange zu behalten, wenn nur von Zeit zu Zeit den leichtgläubigen, von Affenliebe für ihre Kinder eingenommenen Eltern Ueberzeugung von den großen, herrlichen Anlagen der Püppchen, durch vorgelegte Proben und angeſtellte Prüfungen, wobey der Lehrmeiſter gewöhnlich das Beſte thut, verſchafft werden kann. Iſt nun gar von dem Unterrichte erwachſener junger Frauenzimmer die Rede; ſo ſpielt nicht ſelten der Herr Lehrer nebenher die Rolle des Liebhabers, oder wenigſtens des Brief- und Zeitungsträgers.

28.

Das Band, welches die Hausherrſchaft und das Geſinde an einander knüpft, iſt nicht weniger oft aus bloßem Eigennutz zuſammengewebt. Man hört aller Orten über die Faulheit und Untreue der Dienſtboten klagen. Es iſt wahr, die Wenigſten von ihnen verrichten ihre Geſchäfte eigentlich mit Luſt und Eifer. Wenn nur die Zeit hingeht und ſie keiner offenbaren Nachläſſigkeit beſchuldigt werden können; ſo glauben ſie genug gethan zu haben. Der Nutzen ihrer Herrſchafken liegt ihnen nicht am Herzen; ſie richten muthwillig den Hausrath zu Grunde, ſchweigen zu den Betrügereyen der Handwerker und Verkäufer, mit welchen jene Geſchäfte treiben, wenn ſie nicht gar mit ihnen einverſtanden ſind. Halten ſie auch den eigentlichen Diebſtahl für verdammliche Sünde; ſo rechnen ſie doch die Entwendung und Verſchleuderung von Kleinigkeiten, beſonders von Eßwaaren und Getränken, zu ihrem und ihres Anhangs Genuſſe, für kein Verbrechen. Wenn Hausvater und Hausmutter den Blick wegwenden, wird die Arbeit für ſie zurückgelegt und ihre eigne vorgenommen. Endlich in Häuſern, wo etwas dabey zu gewinnen iſt, werden Uneinigkeiten zwiſchen Mann und Weib, Eltern und Kinder, oder Klatſchereyen, oder heimliche Liebes-Verſtändniſſe durch ſie unterhalten und den Eltern die Ausſchweifungen und Unarten ihrer Kinder verſchwiegen, und dies alles ſo lange fortgetrieben, bis ſich Gelegenheit zeigt, in einem andern Hauſe für höhern Lohn anzukommen, da dann das Geſinde auch der beſten, nachſichtigſten Herrſchaft den Stuhl vor die Thür ſezt und ſeine untreuen Dienſte dort verkauft. Das alles trifft man leider! nur zu häufig an; allein von der andern Seite ſind auch die Hausväter oder ſogenannten Brodherrn nur zu oft ſelbſt durch ihr hartes und eigennütziges Verfahren Schuld daran, daß ihre Dienſtboten ihnen keine wahre Anhänglichkeit zeigen. Wenn ſie das Geſinde ſclaviſch behandeln und ſchlecht bezahlen; wenn ſie verlangen, daß die armen, von ihnen abhängig gewordenen Geſchöpfe ihnen ihre ganze Exiſtenz, alle Stunden des Tages und der Nacht; verkauft haben ſollen; wenn ſie ihnen nicht die geringſte Erholung, keine unſchuldige Freude, keinen Augenblick Muße, um für ihre eignen Bedürfniſſe zu arbeiten, gönnen; wenn ſie ihnen ſchlechte Koſt und ſo wenig reichen laſſen, daß ſie kaum, vielleicht auch gar nicht, ſatt davon werden können; wenn der Bediente, ſobald er anfängt alt oder ſchwächlich zu werden, den Ueberdruß gewahr wird, den ſeine Gegenwart im Hauſe verurſacht; wenn er dann in ſolchen Umſtänden jeden Augenblick erwarten muß, verſtoßen, der Armuth preisgegeben zu werden; wenn er bey Krankheiten ohne Pflege und Wartung da liegen, die theure Arzeney ſelbſt von ſeinem geringen Lohne bezahlen muß, oder in ein ſchmutziges Hospital geſchleppt wird; wenn er jedesmal aus ſeinem Beutel den Schaden vergüten muß, den die Herrſchaft an zerbrechlichem Hausrathe, durch ein Ungefähr oder durch eine kleine Unvorſichtigkeit leidet; endlich wenn er den Laufpaß erhält, ſobald ſein Geſicht nicht mehr gefällt, oder ein andrer jüngerer, hübſcherer, für geringern Lohn zu habender Bedienter ſich meldet; dann iſt es wohl kein Wunder, daß das Geſinde von einer ſo ſchimpflichen, ſo unſichern und ſo läſtigen Exiſtenz ſo viel Gewinn zu ziehn ſucht, als ſich thun läßt und ſich um den Vortheil ſeiner Herrſchaften wenig bekümmert.

29.

Ich habe, nicht um dem Laſter das Wort zu reden, ſondern zu Milderung der widrigen Eindrücke, welche die Schilderungen, die ich hier von der ungeſelligen Handlungsart ſo vieler Menſchen aufſtellen muß, auf jeden Tugendfreund machen werden, im Anfange dieſes Abſchnittes (5 und 6) zu beweiſen geſucht, daß der Grund dieſes verwerflichen Eigennutzes nicht in einer urſprünglichen Verderbtheit der menſchlichen Natur, nicht in einem angebohrnen Mangel an Wohlwollen und Theilnahme, ſondern in den, durch unſre bürgerlichen Einrichrichtungen, vervielfältigten Verhältniſſen und in dem, mit der feineren Cultur zugleich allgemeiner ſich ausbreitenden Luxus zu ſuchen ſey, der eine Menge neuer Bedürfniſſe erzeuge, deren Befriedigung man dann auf Koſten Andrer ſuche. Hier muß ich nur noch bemerklich machen, daß unſre pädagogiſchen und religioſen Syſteme nicht weniger dazu beytragen, in uns den Keim des Eigennutzes emporſproſſen zu laſſen. Statt den Kindern früh die heilige Wahrheit anſchaulich zu machen, daß die Erfüllung jeder Pflicht, die Erwerbung der Fertigkeit in jeder Art Tugend, ihren eignen Lohn mit ſich führen, und daß es niedrig, eines verſtändigen und edlen Menſchen unwürdig ſey, einen andern Preis von Auſſen her zu erwarten, werden ſie vielmehr gewöhnt, für ſolche Handlungen, die ihr eignes wahres Wohl befördern, von ihren Erziehern gleichſam Bezahlung zu fordern. Statt vorauszuſetzen, daß es jedem vernünftigen Weſen ein Bedürfniß ſeyn müſſe, folgerecht, das heiſt gut zu handeln, daß ſich das von ſelber verſtehe und noch gar keines Lobes werth ſey; veranlaßt man, daß ſie immer glauben, nur ihren Erziehern und Andern ſich durch gute Aufführung gefällig beweiſen zu müſſen; um dafür die Gebühren einzuſtreichen. Belohnungen und Strafen werden ſelten aus der Natur der Handlung ſelbſt hergenommen und durch dieſe herbeygeführt, ſondern willkührlich verhängt. Für das, was das Herz verbricht, wird der Magen gezüchtigt, und wenn der Kopf nicht aufmerkſam geweſen iſt, rächt man ſich an der Winterſeite des Körpers. Daher kömmt es dann, daß die Jugend erſtlich nur für ſolche Pflichten geneigt gemacht wird, deren Ausübung ihr etwas einbringt; zweytens, daß ſie hingegen da, wo keine äuſſere Vergeltung zu erwarten iſt, und ſie im Verborgnen handeln kann, ohne Strafe fürchten zu müſſen, nicht den Vorſchriften der Vernunft, ſondern ihren unregelmäßigen Trieben folgt; endlich drittens, daß ſie für gute Handlungen Belohnungen erwartet, die mit denſelben in gar keiner Verbindung ſtehen. Dieſe Beſchaffenheit hat es dann leider! auch mit den Religions-Begriffen der mehrſten, weniger aufgeklärten Menſchen. Selbſt die, welche die Lehre der römiſchen Kirche von der Verdienſtlichkeit des Betens, Faſtens, Almoſen-Gebens, von der Kraft äuſſerer Förmlichkeiten und mechaniſcher Gebräuche, um damit die Seligkeit zu erkaufen, verwerfen, bauen dennoch nicht weniger das Syſtem ihrer Religion auf bloßen Eigennutz. Die Ausſicht auf den Himmel und die Hölle ſind oft bey ihnen der einzige Antrieb zur Tugend, Furcht vor dem liebreichen Vater aller Creaturen hält ſie allein vom Laſter zurück und ſie ſehen Gott für einen willkührlich ſtrafenden und belohnenden Oberherrn an, den man für eine lange Reihe laſterhaft verlebter Jahre durch ein Paar reuige Augenblicke auf dem Todtenbette verſöhnen könne. Daher kömmt es dann, daß, wenn bey ſolchen Leuten der Glaube an die Lehre vom Himmel und der Hölle zu wanken anfängt, mit dieſem Glauben zugleich alles Intereſſe tugendhaft zu handeln, zum Schaden der Moralität, verſchwindet. Wie viel wükkſamer würden hingegen die Motive zum Guten ſeyn, wenn den Chriſten von Jugend auf eingeprägt würde, daß der göttliche Stifter unſrer Religion uns nur deswegen die ſtrengſte Ausübung aller Art Tugend zur Pflicht gemacht habe, weil wir dadurch unſre Vollkommenheit und eigne wahre innere Glückſeligkeit befördern, die in der höhern Ausbildung und Anwendung unſrer Vernunft, zur richtigen Lenkung unſrer Gefühle und Triebe und zu Gründung niß bitten könnte, bey ihren Eltern um ihre Hand anhalten zu dürfen. Einſt erſuchte ſie mich, aus einer vollſtimmigen Sopran-Arie einen Clavier-Auszug zu verfertigen und ſchickte mir zu dieſem Endzwecke die Partitur der Oper. Nach vollendeter Arbeit wollte ich dieſe Gelegenheit nützen, um, nebſt meinem Auszuge, ein Briefchen, das mein Geſtändniß enthielt und das ich ſechsmal umgeſchrieben hatte, ehe ich davon zufrieden war, in das Buch zu legen und ihr alſo zurückzuſenden. Ich blätterte darin, um eine Stelle zu finden, wo zugleich eine zärtliche Arie ſtünde — Das war gar fein ausgedacht, wie ich mich ſchmeichelte; aber der Einfall war nicht neu; jemand anders, wie ich ſah, hatte ihn ſchon vor mir gehabt, und zwar — Julie ſelbſt; es lag wirklich ein Liebesbrief von ihr im Buche; allein er war nicht an mich, ſondern an den Lieutenant von Brandenholz. Wie nun dieſer Brief in das Buch gerathan, das weiß ich nicht; ob es ein bloßer Entwurf war, den Julie nachher abgeändert; oder ob ſie dies Blatt für ein anders angeſehn und indeß das unrechte Papier an ihren Vetter geſchickt hatte; oder ob der Herr Lieutenant, der ſich auch mit Muſik abgab, die Partitur im Hauſe gehabt und den für ihn beſtimmten Brief nicht gefunden, oder ihn aus Unvorſichtigkeit wieder hineingelegt hatte, oder ob vielleicht der Harmonie des Ganzen beſteht, und daß dies der einzige erlaubte, ja lobenswerthe Eigennutz ſey, welcher Einfluß auf unſre ſittlichen Bewegungsgründe haben dürfe!

30.

Wenn aber auf jene Weiſe die Menſchen von Kindheit an gewöhnt werden, einen niedrigen Eigennutz zur Triebfeder aller ihrer Handlungen zu machen; iſt es dann zu verwundern, wenn man im bürgerlichen Leben allgemein die ſchädliche Würkung dieſer Verkehrtheit gewahr wird? Die mehrſten, von den Regierungen ausgeſetzten Preiſe, um Ordnung, Fleiß und Thätigkeit zu befördern, die ſich doch ſelbſt ſo reichlich belohnen, liefern einen traurigen Beweis davon, daß man den Menſchen das Intereſſe ſehr nahe legen müſſe, um ſie zu Ausübung ihrer Pflicht zu ermuntern. Ja die ganze geheime Kunſt, Menſchen zu regieren, beſteht faſt allein in der Gewandtheit, mit der man ihre Leidenſchaften zu guten Zwecken zu nützen und ihnen, bey Verwendung ihrer Kräfte, nicht zu entfernte, aber in die Sinne fallende Vortheile zu zeigen verſteht.

31.

Die mehrſten Menſchen ſind äußerlich tugendhaft, rechtſchaffen, großmüthig, gefällig, dienſtfertig, geſellig, nicht aus innerm Triebe zum Guten, nicht aus richtiger Berechnung des Nutzens, den ſie dadurch, wie ihnen die Vernunft dieſe Pflicht vorſchreibt, der menſchlichen Geſellſchaft ſtiften; nein! nur um damit gewiſſe Vortheile zu erkaufen, ſey es nun Beförderung im bürgerlichen Leben, ſey es irgend ein andrer eigennütziger Plan, oder ſey es endlich auch nur des Rufs und Beyfalls wegen. Man lobt, um wieder gelobt zu werden, oder um gelegentlich deſto ſichrer Verleumdung für Wahrheit verkaufen zu können, wenn man ſich Zutraun erworben hat. Man giebt ſich und das Seinige hin, um mit Zinſen wieder fordern zu dürfen. Man iſt herablaſſend, freundlich, populär, um Andre zu hintergehn, irgend etwas durchzuſetzen, oder um ſeine Feinde, die es weniger ſind, zu beſchämen und ihnen ihren Anhang zu entziehn. Oft findet man aber, daß wenn Perſonen lange Zeit hindurch dieſe heuchleriſche Larve getragen haben und es ihnen nicht gelungen iſt, dasjenige zu erlangen, worauf ſie hinzielten ſie auf einmal die Verſtellung aufgeben, ihre unedle, ungeſellige Gemüthsart öffentlich und ſich in ihrer natürlichen Geſtalt zeigen. Man laſſe ſich daher ja nicht zu leicht in ſeinem Urtheile über Leute täuſchen, deren glatte Worte, deren glänzende Wohlthätigkeit und Freundlichkeit für ſie den allgemeinen Ruf beſtochen haben! Man beobachte ſie eine Zeit lang — Es kömmt der Augenblick der Prüfung, wo es Aufopferung gilt, wo es auf unverdächtige Anwendung der ſo herrlich ausgekramten Scheintugenden angeſehn iſt; und nun ſteht der eigennützige, egoiſtiſche Prahler in ganzer Blöße da. Oft nach einer langen Reihe von Jahren erſt geräth man auf die Spur der wahren Bewegungsgründe, die einen Mann zu Handlungen bewogen haben, die man auf die Rechnung einer großmüthigen Denkungsart geſchrieben hatte. Laſſet uns aber auch nicht zu bereitwillig ſeyn, in die liebloſen Urtheile derjenigen mit einzuſtimmen, die ich im dreyzehnten Abſatze dieſes Abſchnitts geſchildert habe, und die aus Neid, folglich aus einem nicht weniger eigennützigen Gefühle, jede gute Handlung ihres Nebenmenſchen verdächtig zu machen ſuchen! Man ſey doch ja froh, wenn nur eine größere Summe des Guten ausgeübt wird, und ſuche die ſchwächern Brüder, wo es irgend ohne Beleidigung des Wahrheitsgefühls geſchehn kann, durch Lob, Beyfall und Zutraun zu ermuntern, ohne ſich zu vermeſſen, ihre geheimſten Abſichten zu richten!

32.

Genau betrachtet hat aber jede Beſtrebung, ſeine Handlungen ſo einzurichten, daß *man dadurch äußern Ruf, Lob und Beyfall* gewinne, ihren Grund in einem, obgleich zuweilen verſteckten Eigennutze. Zwar bin ich weit entfernt, zu glauben, man dürfe die allgemeine Schätzung, und beſonders das Urtheil verſtändiger und edler Männer über unſern wahren Werth, für nichts achten; vielmehr halte ich dieſe Rückſichten für ſehr vorzügliche Triebfedern, die uns aufmuntern können, die Achtſamkeit auf uns ſelbſt nie aufzugeben und, um guter Menſchen Liebe und Beyfalls werth zu ſeyn, immer eifriger an unſrer Vervollkommung zu arbeiten; allein

lein die Haupt-Motive zu moraliſchen Handlungen müſſen aus einer reinern Quelle geſchöpft werden. Der Gedanke, mit aller Anſtrengung ſeiner Kräfte der menſchlichen Geſellſchaft nützlich zu werden; im Stillen, da, wo man von niemand beobachtet wird, Hülfe, Lehre, Rath, Troſt, Beruhigung, Aufklärung, Glück und Wohlſtand zu verbreiten und ſeine ſchönſten Stunden mit Freuden aufzuopfern, um Andre froh zu machen — dieſer Gedanke iſt ſo ſeelenerhobend und erquickend, daß diejenigen in der That unſer Mitleiden verdienen, die für die Wonne, welche ein ſo nützlich verwendetes Leben gewährt, keinen Sinn haben. Wie aber Tugend und Laſter durch Uebung, wenn nicht erlangt, doch gewiß befeſtigt werden; ſo wird uns auch der Trieb, für das Wohl der Menſchheit zu arbeiten, endlich zu dem dringendſten Bedürfniſſe, zu einem Theile unſrer Exiſtenz. Da fühlt man denn gar keinen Widerwillen mehr, die langweiligſten, mühſeligſten Arbeiten zu treiben, in ſo fern man nur Nutzen dadurch ſtiftet. Ja! es liegt eine geheime, innige, vielleicht ein wenig eitle Freude darinn, ſich bewußt ſeyn zu dürfen, daß, je unangenehmer das Geſchäfte iſt, das man in dieſer Rückſicht übernimmt, deſto weniger der eigene Genuß uns zu dieſem Opfer angetrieben habe. Der, welcher, wenn er ein Amt mit Luſt verwaltet, oder ein Geſchäft unter Händen hat, das mit Annehmlichkeiten verknüpft iſt, nicht fühlt, daß er bereit ſeyn würde, mit demſelben Eifer Beſen zu binden, oder Schwefelhölzer zu ſchnitzeln, wenn er gewiß durch dieſe Arbeit dem Staate, oder ſeiner Familie, mit Einem Worte! der geſellſchaftlichen Verbindung, nützlicher werden könnte, als wenn er philoſophiſche Abhandlungen ſchriebe, oder das Ruder der Regierung führte; ein Solcher ſage nicht, daß er Gemeingeiſt habe, daß er für Andre lebe! Es iſt keine Kunſt, ſich anzuſtrengen, wenn dieſe Anſtrengung Freude, Reichthum und Ruhm einbringt. Nicht Jeder ſteht auf einem Standpuncte, wo er der Menſchheit auf glänzende Weiſe im Großen nützen kann, auch kömmt oft weniger darauf an, *was* man thut, als *wie* und *warum* man es thut. Ein redlicher, treuer Hausvater, der ſparſam lebt, unermüdet im Schweiſſe ſeines Angeſichts arbeitet und ſich ſo manches Vergnügen verſagt, um ein kleines Vermögen zu ſammeln, damit einſt ſeine Kinder ſich unabhängige, ſorgenfreye Tage erkaufen können; ein fertiger Geſchäftsmann, der mit ununterbrochenem Fleiße ſein Leben lang, für mäßige Beſoldung, in ſtaubigen Acten wühlt, dabey mit Verdruß aller Art kämpft, manche undankbare Behandlung und Zurückſetzung geduldig erträgt und, obgleich er Vermögen genug beſitzt, um ſich in Ruhe ſetzen zu können, dennoch nicht von ſeinem Platze weicht, weil er überzeugt iſt, daß ein Andrer an ſeiner Stelle weniger Nutzen ſtiften würde; dieſe haben gewiß ein eben ſo großes Verdienſt, um die Welt, als Mancher, der ſich durch glänzende Thaten hervorthut, aber auch dabey ſeine Eitelkeit, ſein Vergnügen und ſeinen Geldbeutel befriedigt. Jede nützliche Verwendung der Kräfte, aus reinen Abſichten, hat wahren Werth, hat nahe und ferne wohlthätige Folgen.

33.

Doch nicht nur in den Geſchäften des bürgerlichen Lebens, ſondern ſogar in ihren Studien und in Ausfüllung ihrer Nebenſtunden verrathen die Menſchen eigennützige Abſichten. Seltener haben ſie, wenn ſie eine Wiſſenſchaft treiben, den Zweck vor Augen, dadurch der Welt nützlich zu werden, öfter nur den Plan, durch dies Mittel auf eine einträgliche Bedienung Anſpruch machen zu dürfen. Man ſtrebt nach Erwerbung neuer Kenntniſſe, nicht ſowohl um Geiſt und Herz zu veredeln und dadurch ein würdiges Mitglied der menſchlichen Geſellſchaft zu werden, als vielmehr des eignen Genuſſes wegen und um damit prahlen zu können. Man legt ſich auf ſchöne Künſte und Sprachen, um in Geſellſchaften zu glänzen und Lob einzuerndten. Ja! bis in die geſelligen Vergnügungen hat ſich der Eigennutz hineingedrängt, da die ſchändlichſte, jedes verſtändigen und redlichen Mannes höchſt unwürdige Beſchäftigung, das vermaledeiete Spiel um hohes Geld, zu einem ganz unentbehrlichen Bedürfniſſe aller großen Zirkel geworden iſt — Ein Sitten-Verfall, der nur von ſolchen Perſonen in Schutz genommen und mit elenden Gründen unterſtützt werden kann, die ihre eigne Spielleicht gar das Blatt abſichtlich in das Buch geſteckt war, damit ich es leſen und mir den Inhalt zur Lehre dienen laſſen ſollte? — Genug! es war nun einmal da! Fremde Papiere ſind für mich ſo heilig, daß ich auch das gleichgültigſte beſchriebene Blatt, das mir ein Ungefehr in die Hände ſpielt, wenn es nicht für mich beſtimmt iſt, ungeleſen laſſe; aber ich will den Menſchen ſehn, der unter den Umſtänden, die damals bey mir eintraten, den Brief nicht geleſen hätte. Zudem glaubte ich in der That Anfangs, es ſey ein Billet an mich, in welchem das Fräulein mir vielleicht noch einige Aufträge wegen der Muſik gegeben hätte. Und als ich erſt die Worte: »mein »beſter Brandenholz!« geleſen hatte; ja! wer würde mir da zugemuthet haben, auf halbem Wege ſtehn zu bleiben? auch hätte ſie mir's nicht geglaubt; denn welches Frauenzimmer kennt nicht den Reiz der Neugier und trauet einem Manne einen ſolchen Grad von Discretion zu? Dieſer Brief war für mich von der äußerſten Wichtigkeit; er konnte mich auf einmal über Juliens Verhältniß mit ihrem Vetter aufklären und mir, im Begriff, ihr meine Hand anzubiethen, die Demüthigung eines übereilten Schritts und einer abſchlägigen Antwort zu erſparen — Ich las alſo den Brief. Es war, wie es ſchien, eine Antwort, eine Vertheidigung gegen Vorwürfe, die

ihr

Begierde rechtfertigen müſſen. Mögen immerhin leere Köpfe auf dieſe Weiſe die Zeit tödten! Mögen immerhin Leute, die kein Geſpräch zu führen wiſſen, ohne Verleumdungen einzumiſchen, durch die Achtſamkeit auf ihre Karten zum Schweigen gezwungen werden! Aber gebildete, denkende Menſchen müſſen einen beſſern Stoff zur Unterhaltung zu finden verſtehn. Je größer dann die Geſellſchaft iſt, um deſto lebhafter wird der Ideen-Tauſch-Handel fortgehn, und wenn nur eine Anzahl ſolcher Männer, denen es damit ein Ernſt wäre, in ihren Cirkeln den Anfang dazu machen wollten; ſo würde bald, nachdem ſie vielleicht zuerſt einige Mühe hätten anwenden müſſen, die Uebrigen in den Gang zu bringen und den Ton anzugeben, niemand mehr um Stoff zu intereſſanten Geſprächen verlegen ſeyn, beſonders wenn man die Muſik zu Hülfe nähme. Dankbar erinnere ich mich der glücklichen und belehrenden Stunden, die ich als Knabe, Jüngling und Mann in Braunſchweig, in einigen ſächſiſchen Städten, in den Rheingegenden und in Hamburg, mitten unter den edelſten und gebildeteſten Perſonen beyderley Geſchlechts, auf dieſe Weiſe verlebt habe.

34.

Wenden wir nun unſern Blick auf die Geſchäfte im bürgerlichen Leben; ſo ſehen wir nicht weniger oft den Eigennutz unter allen Bewegungsgründen, die den Menſchen beſtimmen, ſeine Kräfte dem Dienſte des Staates zu widmen, obenan ſtehn. Wer ſchlägt wohl ein einträgliches Amt aus, das er zu erlangen Gelegenheit hat, er mag nun in ſeinem Gewiſſen überzeugt ſeyn, daß er die dazu nöthigen Kenntniſſe habe, oder nicht? Wie ſelten läßt man ſeinem geſchicktern und fleißigern Mitwerber Gerechtigkeit wiederfahren, und iſt bereit, Verzicht auf eine Bedienung zu thun, damit ſie dem, welcher ihr beſſer vorſtehn würde, zu Theil werde? Auf Koſten des gemeinen Weſens ſeine Tage in Ruhe, Wohlſtande und im Genuſſe äußerer Ehre verleben zu können, das pflegt der Hauptzweck zu ſeyn, weswegen man ſich zu öffentlichen Geſchäften drängt. Genau betrachtet haben die Fürſten und Regierungen gegen die Staatsdiener keine andre Verbindlichkeit, als die, einen Jeden von ihnen im Beſitze der ihm angewieſenen Stelle zu laſſen, ſo lange er die dabey übernommenen Pflichten erfüllt und ihn dafür, daß er ſich durch keine andre Art des Erwerbes Unterhalt verſchaffen kann, durch verhältnißmäßige Beſoldung zu entſchädigen. Allein kaum ſieht ſich ein Mann im Beſitze der Bedienung, um welche er angehalten hat; ſo denkt er ſchon daran, weiter hinaufzurücken und glaubt ein Recht auf jede höhere und einträglichere Stelle zu haben, die erledigt wird — Gleich als wenn die Landesregierung nicht befugt wäre, zu einem Amte, ohne Rückſicht auf die ſchon angeſetzten Staats-Diener, den Würdigſten zu wählen! Schlägt nun ein ſolcher Wunſch fehl; ſo pflegt der Mann, welcher ſich *zurückgeſetzt* glaubt, weil er nicht *vorgeſetzt* wird, lau in ſeinem Dienſt-Eifer und nachläßig zu werden. Ich hatte das Glück, in meinen erſten Dienſtjahren unter den Augen eines großen, würdigen Miniſters zu arbeiten. Dieſer ſagte mir einſt: er ſähe es ganz gern und veranlaſſe es zuweilen, daß der Fürſt ſolchen Leuten, die ohne Unterlaß um Beförderungen und Zulagen anhielten, ſelbſt wenn ſie dieſer Vortheile nicht unwürdig wären, ihre Bitten abſchlüge. Man lerne bey ſolchen Gelegenheiten den Mann kennen. Führe er dennoch fort, ſeine Pflicht treu und fleißig zu erfüllen;

len; ſo verdiene er dann, daß ihm, zu einer Zeit, wo er es am wenigſten erwarte, ſein Wunſch gewährt werde. Wolle er aber etwas ertrotzen, ſo müſſe man ihm durchaus nicht nachgeben.

35

Wie wenig Menſchen verwalten wohl ſo gewiſſenhaft fremdes, ihnen anvertrautes Gut, wie ihr eignes? Man werfe doch einen Blick in die mehrſten Vormundſchafts- und Curatel-Acten, in die herrſchaftlichen Bau-Regiſter und in die Rechnungen öffentlicher Anſtalten, Hospitäler, Armen-, Waiſenhäuſer, Magazine und dergleichen! Sobald die Bezahlung aus einer öffentlichen Caſſe kömmt; glaubt Jeder ein Recht zu haben, ſeinen Eigennutz dabey befriedigen zu können und man ſchämt ſich nicht ſolcher Handlungen, und wenn man die Einnehmer gewiſſer Abgaben, als Licent, Acciſe u. ſ. f. be-

betrogen hat, ſich laut zu rühmen. Ueberhaupt aber behandelt ein großer Theil der Staats-Diener ſeine Berufs-Arbeiten nur wie Nebenwerk und um davon ſeinen Unterhalt zu haben, ſeine Lieblings-Beſchäftigungen und Vergnügungen hingegen wie die Hauptſache, der jene weichen müſſen. Deswegen wird es in ſo vielen Ländern als etwas Unerhörtes angeſehn, wenn ein Mann, der reichlich beſoldet wird, zuweilen des Nachmittags eine Feder anſetzen muß; denn es wird vorausgeſetzt, daß doch wenigſtens die Hälfte des Lebens dem Vergnügen gewidmet ſeyn müſſe, indeß von der übrigbleibenden Zeit zwey Drittheil dem Schlafe gehören.

36.

Kömmt nun gar der Vortheil des Staats mit dem perſönlichen Eigennutze ſeiner Diener und mit dem ihrer Herrn Vettern und

Creaturen in Colliſion; dann pflegt jener dieſem weichen zu müſſen. Man weiß, wie weit in manchen, beſonders von geiſtlichen Fürſten regierten Ländern der Nepotismus, das Verwandtſchafts-Regiment und das Protectionsweſen getrieben werden. Da kann der verdienſtvollſte Mann zu keinen Ehrenſtellen, nicht einmal zu einer anſtändigen Verſorgung gelangen, muß mit Noth und Druck kämpfen, wird aller Gelegenheit beraubt, ſeine Kräfte und Talente zum Beſten der bürgerlichen Geſellſchaft zu verwenden, wenn es ihm an Familien-Verbindungen fehlt, und er, im Gefühle ſeiner Würde, die Schleichwege verachtet, welche allein zum Glücke und zur Beförderung führen. Da ſchreyet der Bedrängte vergebens um Gerechtigkeit, wenn das Intereſſe irgend eines Großen, oder eines von ihm beſchützten Unter-Tyrannen, im Spiele iſt; da hemmt das Handbillet einer vornehmen Dame den

Lauf der Juſtiz. Da ſind hingegen die unwiſſenden, nichtswürdigen Söhne, Neffen und Schwäger der herrſchenden Magnaten mit ihrem ganzen Anhange in erblichem Beſitze aller Vorzüge, Aemter und Güter, welche die Regierung zu ertheilen hat. Iſt noch ein Vetter zu verſorgen und gerade keine bedeutende Stelle erledigt; ſo werden ganz neue Bedienungen erſchaffen, neue Corps errichtet, um dem Lieblinge zu helfen. In ſolchen Ländern kann der Staats- und Addreß-Calender zugleich zum genealogiſchen Handbuche einiger wenigen Familien dienen.

37.

Von einem ſolchen Unfuge hat man Gottlob! in unſern Gegenden keinen Begriff; es wird aber das Syſtem des Eigennutzes in manchen Ländern ſo weit getrieben, daß ohne Scheu, öffentliche Bedienungen, Würden, Ehrenzeichen, ja! Recht und Gerechtigkeit den Meiſtbietenden feilgeboten und verkauft werden. Ich habe einſt eine ſolche Verfaſſung in der Nähe geſehn. Ein Jude war da der allgemein bekannte Mäckler des dirigirenden Miniſters. Jedermann, der etwas ſuchte, ſchloß, nicht etwa unter der Hand, ſondern zuweilen ſelbſt in dem Vorzimmer des Miniſters, mit dem Iſraeliten ſeinen Handel ab. Ob das, was er verlangte, recht oder unrecht war, das machte keinen andern Unterſchied, als im Preiſe. Die wichtigſten Bedienungen konnte man, wenn man reichlich bezahlte, für ſeine unmündigen Kinder erkaufen, denen dann ſo lange ein Gehülfe gehalten wurde, bis ſie erwachſen waren. Der Beamte, den der Ankauf ſeiner Stelle ſchweres Geld gekoſtet hatte, erpreßte in ſeinen erſten Dienſt-Jahren die Summe wieder von den Unterthanen, und wenn dieſe höhern Orts klagten, wurden ſie in die Gefängniſſe geworfen. Dort bat mich einſt ein Clavier-Meiſter, ihn in einigen angeſehenen Häuſern zu empfehlen. Ich that dies und nun kam er nach einiger Zeit zu mir, um zu fragen: „wie viel er mir dafür zu bezahlen hätte?“ — So ausgemacht gewiß ſchien es ihm, daß man hier gar keine Gefälligkeiten unentgeltlich fordern dürfte.

38.

Iſt es zu verwundern, daß kluge Fürſten endlich ſo mistrauiſch gegen alle Perſonen werden, von denen ſie umgeben ſind, daß ihnen jede Empfehlung, jedes Vorwort, jeder Rath, jeder ihnen vorgelegte Plan verdächtig ſcheint, wenn die Erfahrung ſie gelehrt hat, wie oft man ihr Anſehn misbraucht, um Privatabſichten zu begünſtigen, den Eigennutz und andre Leidenſchaften zu befriedigen? In der That iſt faſt immer nur die Habſucht und der Ehrgeiz derer, die nahe am Throne ſtehen, Schuld an dem mannigfaltigen Elende der

Völker,

ihr der Herr Lieutenant ſchriftlich oder mündlich über ihren freundlichen Umgang mit mir, gemacht hatte. Sie ſagte darin manches zu meinem Lobe, betheuerte aber, daß ihre Achtung gegen mich den zärtlichern Empfindungen, wovon ihr Herz gegen ihn erfüllt wäre, auf keine Weiſe im Wege ſtünde. Ich ſah, daß unter beyden Leuten eine Herzens-Vereinigung Statt hatte, welcher aber die Eltern, wegen der geringen Vermögens-Umſtände des Officiers, vermuthlich Hinderniſſe in den Weg legen wollten.

Wenn Sie Sich nun die Heftigkeit meines Temperaments und den Verdruß denken, den mein Herz fühlen mußte, das zum erſtenmal von dem Feuer der Liebe ergriffen war und ſich nun in ſeinen ſchönſten Hofnungen getäuſcht ſah; ſo wird es Sie nicht wundern, wenn ich Ihnen ſage, daß ich fürchterlich tobte, als ich den unglücklichen Brief geleſen hatte. Ich declamirte für mich heftig gegen Weiber-Betrug, Falſchheit und Liſt, ſchimpfte auf die Liebe und verwünſchte das ganze weibliche Geſchlecht. Aber was für Recht hatte ich denn eigentlich, mich zu beklagen? Julie begieng ja keine Untreue an mir; ſie war mir keine Pflichten ſchuldig: ich hatte mich nicht einmal deutlich gegen ſie erklärt. Konnte ich es ihr zum Verbrechen anrechnen, daß ſie

Völker, das man dann auf die Rechnung der guten Fürſten ſchreibt, die doch auch Menſchen ſind, und denen es ſo ſchwer gemacht wird, durch den Schleyer hindurch zu blicken, den Eigennutz und Bosheit aus der Hand der Schmeicheley, vor ihre Augen fallen laſſen. Wie viel Mühe hat nicht ſchon ein ſorgſamer Hausvater, wenn er ſeine Wirthſchaft gehörig überſehn und nicht betrogen werden will! Und ein einziger Mann ſollte die Haushaltung eines ganzen Landes allein ſo regieren können, daß er nie in Irrthum verfiele, indeß faſt alle Menſchen um ihn her ſich verſchworen zu haben ſcheinen, ihn auf falſche Wege zu locken, die zu ihren eigennützigen Zwecken führen? Leider, geht dieſe Verſchwörung ſo weit, daß untreue, für das Wohl des Landes wenig beſorgte Räthe, um dabey im Trüben fiſchen zu können, die Regenten ſelbſt verleiten, ihren Nutzen von dem der Unterthanen zu trennen

nen und dieſe mit Habe und Gute als ihr Eigenthum anzuſehn. Wie ſelten wagt man es einmal, einem Fürſten Plane zu öffentlichen Anlagen, zu wohlthätigen Anſtalten vorzulegen, wenn man darauf nicht zugleich einen neuen Finanzzweig pfropfen, kein Intereſſe damit verbinden, nicht darthun kann, daß die Chatoulle dabey gewinnen oder irgend eine Lieblings-Leidenſchaft dadurch befriedigt werden kann!

39.

In manchen Ländern giebt es Volksrepräſentanten, die, wie die Landſtände in einigen teutſchen Staaten, berufen, und bey wichtigen Schritten der Regierung um ihre Einwilligung erſucht werden müſſen; allein wo der Eigennutz derer, die am Ruder ſitzen, die Oberhand hat, da ſind ſolche Einrichtungen nur ſchwache Bruſtwehren gegen die Bedrückungen böſer Miniſter. Man weiß, wie leicht es dieſen wird, auf die Berathſchlagungen ſolcher Verſammlungen Einfluß zu erhalten, um ihre Entwürfe durchzuſetzen. Auch beſtehen dergleichen Collegia mehrentheils aus Leuten, die, was entweder ihre Perſon, oder ihr Vermögen, oder ihre Familie betrifft, von den Regierungen durch Furcht und Hofnung abhängig ſind, welches freylich wohl nicht alſo ſeyn ſollte. Der Eine will die ihm gezeigte Ausſicht zu weiterer Beförderung im Dienſte, durch ſeine Widerſetzlichkeit gegen die Forderungen des Fürſten, nicht verſcherzen. Der Andre wird durch Drohung mit zu erwartender Ungnade des Hofes zahm gemacht. Bey Aermern und Geizigen wird auch wohl offenbare Beſtechung angewendet. Alle dieſe Mittel werden dann hauptſächlich auch bey den Wahlen der Bevollmächtigten in Würkſamkeit geſetzt.

40.

Und weil ich eben von Beſtechungen rede; ſo erlaube man mir eine Bemerkung! Wer von uns Sterblichen iſt unbeſtechbar? Wer von uns iſt immer feſt genug, ſey er Richter, oder Wahlmann, oder Miniſter, oder Repräſentant, oder welche Stelle im Staate er auch bekleide, der Ueberredung, der Sophiſterey, der augenblicklichen Rührung, der feinen Schmeicheley, der Macht eigner und fremder Vorurtheile zu widerſtehn? Wenn auch alle baaren Schätze des Erdbodens ſein Herz und ſeinen Kopf nicht vom geraden Wege abzuleiten vermöchten; wird er immer ſtark und wachſam genug ſeyn, einer von jenen verſteckten Klippen auszuweichen?

41.

Oft iſt das Wohl ganzer Völker, Länder und Generationen das Opfer eigennütziger

Menſchen. Die Geſchichte liefert uns die traurigſten Beyſpiele von verderblichen und ungerechten Kriegen, die, nur um die Ehrſucht oder den Geldgeiz der Miniſter, Heerführer und anderer dabey intereſſirter Perſonen, auf Unkoſten der armen Völker, zu befriedigen, ohne dringende Urſache angefangen oder in die Länge gezogen wurden. Sie ſchildert uns Generale, die, beſtochen von dem Feinde, den ſie bekämpfen ſollen, oder aus Neid gegen einander und gegen den Oberbefehlshaber, dem ſie die Ehre des Sieges misgönnen, ſich vorſetzlich ſchlagen laſſen und das Leben vieler Tauſende aufopfern. Sie beſchreibt uns ganze Reihen von unglücklichen Feldzügen und Länder-Verwüſtungen, in welchen das mannichfaltige Elend blos durch die Uneinigkeit eiferſüchtiger und eigennütziger Anführer über unſchuldige Generationen aufgehäuft wurde. Wenn ſie uns die Triebwerke zeigt, durch welche die wichtigſten Staats-Umwälzungen in der Welt ſind hervorgebracht worden; ſo ſehen wir, zur Demüthigung der Menſchheit, daß ſelten ächter, uneigennütziger Eifer für das allgemeine Wohl die Häupter der Revolution beſeelte, ſondern daß mehrentheils die getäuſchte und gemisbrauchte Nation das Opfer der Leidenſchaften einiger, nach Macht, Ehre und Reichthum ſtrebender, ränkeſüchtiger Böſewichte war.

42.

Traurig iſt es nun überhaupt, daß die Regierungs-Verfaſſungen der mehrſten Länder nicht ſowohl auf beſtimmten, unwandelbaren Geſetzen beruhen, als vielmehr nach den Privat-Leidenſchaften, dem Eigennutze und den Vorurtheilen derer, die am Ruder ſitzen, umgemodelt werden dürfen, ſo daß kein Bürger im Staate ſicher ſeyn kann, ob er mit den Seinigen im folgenden Jahre noch in demſelben Grade des Wohlſtandes, der Ruhe, bürgerlicher Freyheit und Glückſeligkeit ſich wird erfreuen können, die ihm jezt zu Theil werden. Ich rede hier nicht von den nothwendigen Abänderungen, die in den politiſchen Syſtemen, nach der Stimmung und den Bedürfniſſen des Zeitalters, vorgehn müſſen, ſondern von einer willkührlichen Annahme neuer Grundſätze, die keine weitere Veranlaſſung hat, als die Launen, Leidenſchaften, Phantaſien der Regenten, oder den Eigennutz, die Herrſchſucht und Eitelkeit der Miniſter. Es ſey mir erlaubt, zur Erläuterung dieſer Bemerkung, die Geſchichte eines Mannes zu erzählen, den wir Max nennen wollen, weil ſein Name eben ſo wenig zur Sache thut, als die Zeit und der Ort, wo die Scenen, die ich ſchildern will, vorgegangen ſind. Max hatte ſich als Jüngling ſchon durch literariſche Produkte, voll üppiger, glühender Phantaſie, Natur, Wahrheit und Feinheit in der Darſtellung, als ein ſeltenes Genie bekannt gemacht. Er lebte in ſeiner Vaterſtadt ohne öffentliche Geſchäfte, als der junge, eben zur Regierung gekommene Fürſt von * * *, bey ſeiner Durchreiſe, das Verlangen befriedigte, ſeine perſönliche Bekanntſchaft zu machen. Max gefiel ihm ſo, daß er ihm den Antrag that, mit ihm an ſeinen Hof zu gehn und als Freund bey ihm zu leben. Der junge Mann war reich, bedurfte alſo eigentlich des Fürſten nicht, liebte aber rauſchende Freuden, fand ſich durch den Antrag geſchmeichelt, dachte: „ey nun! wenn Dir's dort nicht mehr anſteht; ſo gehſt Du wieder heim;" nahm alſo das Erbieten an und reiſete mit dem Fürſten ab. Dieſer war empfänglich für alles Gute, aber lebhaft, ſinnlich, und alſo auch leicht zu Schritten zu verleiten, welche Klugheit und Vorſicht nicht immer gut heiſſen konnten. Max gewann bald ganz ſein

Herz und nun drang der Fürſt in ihn, ſich eine Stelle im Lande zu wählen, die nach ſeinem Geſchmacke wäre; allein Max ſetzte ſeinen Stolz darein, ohne allen Eigennutz (die befriedigte Eitelkeit abgerechnet) blos der Freund und Rathgeber des Fürſten zu ſeyn und am Hofe ein freyer Mann zu bleiben. In die einzelnen Regierungs-Geſchäfte miſchte er ſich gar nicht; dieſe blieben den Händen alter, treuer Räthe anvertrauet, indeß er mit dem Fürſten den Becher der Freude ausleerte. Sie ſchienen nur daran zu denken, die ſchönen Jahre der Jugend nicht ohne Genuß vorbeyſtreichen zu laſſen. Der Fürſt ſtreifte auf Maxens Rath, allen Zwang, allen falſchen Glanz des Hofes ab; ſie lebten wie jovialiſche Jünglinge, ohne Sorge und ohne Rückſicht auf das, was das Volk davon dächte, ein luſtiges, freyes Leben. Doch muß man es Maxen zum Ruhme nachſagen, daß er damals den guten Fürſten nie zu groben Ausſchweifungen, noch zu verderblichem Aufwande verleitete, ſondern vielmehr ſein Herz in der Stimmung erhielt, alles dazu beyzutragen, was er konnte, um in ſeinem Lande jedermann ſo froh und heiter zu machen, wie er und ſein Freund waren. Wenn daher ernſthafte Leute zuweilen den Kopf über einen Verſtoß gegen Anſtand und Würde ſchüttelten; ſo war doch wohl nicht Einer da, der über Druck, Ungerechtigkeit oder Erpreſſung geſeufzt hätte.

Nach und nach rückte nun aber das männliche Alter heran; Max wurde des müßigen, blos der Freude gewidmeten Lebens müde, beſchloß ſeine bisherige Rolle gegen die des Geſchäftsmannes zu vertauſchen, um, wie man denken kann, auch in dieſer zu glänzen, hervorzuſtechen, und auch ſeinen Fürſten zu bereden, ſich der Regierungs-Geſchäfte ſelbſt thätig anzunehmen. Max war ſie ſich meine Aufmerkſamkeiten hatte gefallen laſſen? Kann ein Mädchen es hindern, daß ein Jüngling Liebe für ſie empfinde und ſie im äuſſern Betragen vor andern ihres Geſchlechts auszeichne? Freylich wäre es redlicher gehandelt, wenn die Weiber der Eitelkeit entſagten, Allen gefallen zu wollen, von Jedem Huldigung anzunehmen, Spielwerk mit Herzen zu treiben und Hofnungen, die ſie nicht erfüllen können, heimlich zu nähren, wenn ſie, ſobald ſie merkten, welches ihrem Scharfſinne nicht leicht entgehn kann, daß ein redlicher Mann ſie ernſtlich liebte und nun ihre kleinen Gefälligkeiten unrecht deutete und als Begünſtigung ſeiner Anſprüche erklärte, wenn ſie dann vorſichtiger, beſtimmter, zurückhaltender in ihrem Betragen gegen ihn würden — Aber wer kann in unſern verfeinerten Zeiten ſo viel Einfalt und Gradheit von einer weiblichen Seele fordern?

Nach manchem innern Kampfe und Zweifel, wie ich mich bey dieſen Umſtänden aufführen ſollte, beſchloß ich endlich, meinen Verdruß und Kummer ſo viel möglich zu verbergen und dem Fräulein von Winterburg keine Art von Triumph über mich zu gönnen. Ich machte meinen Clavier-Auszug fertig, ſiegelte den gefundnen Brief ein, ſchrieb eine

Aufaber nicht gemacht, um irgendwo eine untergeordnete Perſon vorzuſtellen, nicht gemacht, der Zweyte, ſondern der Erſte zu ſeyn. Er ließ ſich alſo, obgleich mit ſehr mäßiger Beſoldung, an die Spitze ſtellen, ergriff gleich die Zügel allein, ſchob die alten Räthe leiſe auf die Seite und — regierte. Hier nun zeigten ſich ſein lebhaftes, außerordentliches Genie und ſein Scharfſinn in ihrer ganzen Stärke. Es war zu erwarten, daß Neid und Kabale gegen ihn würkſam werden würden, daß er, der bis dahin ſich um die Landes-Verfaſſung wenig bekümmert, keine Erfahrung und keine Gewandheit in dieſer Art von Geſchäften hatte, manche Blöße geben würde. Um dies zu vermeiden, ſpannte er die Kräfte ſeines Geiſtes aufs Aeußerſte an, ſtudierte alle Zweige der Regierungskunſt, die ältern Geſetze, Verordnungen und Gewohnheiten des Landes, drang in die kleinſten Details aller Departements ein, und das alles mit einem eiſernen Fleiſſe, der ſeinen Ruhm unvergeßlich gemacht haben würde, wenn er hätte dauern können. Binnen kurzer Zeit beſchämte er in Kenntniß des Landes und der einzelnen Fächer, ſo wie in Fertigkeit im Arbeiten, die älteſten und erfahrenſten Geſchäftsmänner, und erwarb ſich große Achtung. Von der andern Seite wurden ſeine Feinde und Neider an ihm zu Wohlthätern, denn ſie nöthigten ihn, unaufhörlich auf ſich ſelbſt Achtung zu geben, damit er ſie beſchämen und alles Unrecht auf ſie wälzen möchte. Dabey ermunterte er ſeinen Fürſten zu gleicher Thätigkeit und Treue in Erfüllung ſeines Berufs. Jezt fieng ein goldenes Zeitalter für das Land an; unpartheyiſche Gerechtigkeit; Beförderung des Wohlſtands, der Cultur, der Sittlichkeit, vernünftige Sparſamkeit am Hofe, Fleiß, Ordnung, väterliche Sorgfalt, Theilnahme — kurz! was nur von einer weiſen und redlichen

lichen Verwaltung gefordert werden kann, war der Gegenſtand der eifrigſten Bemühungen des Fürſten und ſeines Miniſters. Und weil ſie nun das innere Zeugniß ihres Gewiſſens vor ſich, dabey den beſten Willen hatten und von der Zweckmäßigkeit ihrer Maaßregeln überzeugt waren; ſo ſcheueten ſie auch nicht das öffentliche Urtheil; jedermann durfte über alle Gegenſtände denken, reden und ſchreiben, was ihm beliebte. Ehemals alſo waren die Unterthanen frey und glücklich geweſen, weil der Liebling ihres Regenten dem Vergnügen nachjagte, in ſeiner jovialen Laune auch andern Leuten frohe Tage gönnte, und die, denen die Arbeit übertragen wurde, redliche Männer waren. Jezt herrſchten Zufriedenheit und Wohlſtand im Lande, weil denſelben Liebling die Regierungsluſt angewandelt war und er das Ding gern ſo treiben wollte, daß er Ehre davon hätte.

Allein bald nahmen die Sachen eine andre Wendung. Der Ruf von des Fürſten und ſeines Miniſters Weisheit, Gerechtigkeit und Güte breitete ſich aus und entflammte in ihnen Ehrgeiz und Ruhmſucht. Je länger ſie ſich mit den Regierungsſorgen beſchäftigten, um deſto mehr ſehnten ſie ſich nach einem größern Würkungskreiſe. Ihr Ländchen ſchien ihnen ein gar zu kleiner Schauplatz für ihre Talente; ſie begannen daher, ſich in die größern europäiſchen Händel zu miſchen und trieben auch dies mit Erfolge und Ehre. Hierdurch wurde aber leider! die Begierde in ihnen rege, größer zu ſcheinen, als ſie waren, auch durch äußern Glanz die Augen auf ſich zu ziehn und neue Gegenſtände für ihre Thätigkeit aufzufinden. Dies verleitete dann zu manchen koſtbaren Spielereyen, zu theuern Speculationen, zu weit ausſehenden Unternehmungen und zu einem Aufwande, der nicht immer den Einkünften angemeſſen war. Zwar blieb man im Ganzen ſeinen Syſtemen noch ſo ziemlich treu; doch wurde die Sorgfalt für den Flor des Landes lauer und die Unterthanen hatten hie und da Urſache zu klagen — warum? weil der Herr Miniſter anfing, äuſſern Glanz und Prunk zu lieben.

So verſtrichen einige Jahre und nun wurde auf einmal dies Genie des ganzen Regierungsweſens und der trocknen Arbeit müde. Seinem fürſtlichen Freunde gieng es eben ſo. Beyde überließen jetzt die Geſchäfte wieder andern Leuten, befriedigten ihren Geſchmack an allerley Liebhabereyen; der Miniſter widmete ſeine Stunden den ſchönen Künſten und Wiſſenſchaften und gieng auf Reiſen; der Fürſt verzehrte große Summen auſſer Landes; die Unterthanen fingen an in der Stille zu ſeufzen und hatten Recht unzufrieden zu ſeyn — weil der Herr Miniſter der Geſchäfte müde war und nur für ſeinen ſinnlichen Genuß lebte.

Endlich kamen Beyde, Herr und Diener, wieder in die Reſidenz zurück; allein nun wollte die Arbeit gar nicht mehr ſchmecken. Beſonders ergab ſich der Liebling gänzlich der Ueppigkeit und dem Wohlleben; man opferte den ſinnlichen Freuden alles auf und wollte doch nicht vom großen Schauplatze abtreten. Man hatte im Auslande harte, despotiſche Grundſätze angenommen, die nun in Ausübung gebracht wurden und weil das Gewiſſen immer Vorwürfe über Vernachläſſigung der heiligſten Obliegenheiten machte und man doch nicht guten Willen und Kraft genug hatte, wieder zu ſeiner Pflicht zurückzukehren; ſo wolte man ſich und Andre übertäuben, wollte den Tadlern den Mund ſtopfen, verlohr Seelen-Ruhe und Zutraun zu Andern, an deren Stelle Furcht vor Empörungen und Mistraun traten, und ſchränkte desfalls Denk- Rede- und Preß-Freyheit auf alle mögliche Weiſe ein. Jetzt war endlich das Land, unter der Regierung eines in der That edeln und guten Fürſten, dennoch ſehr unglücklich, und das darum, weil der Herr Miniſter keine Tugend und kein reines Gewiſſen hatte.

Meine Leſer werden es mir, wie ich hoffe, verzeihn, daß ich mich ein wenig lange bey dieſer Schilderung aufgehalten habe. Sollte auch die ganze Geſchichte erdichtet ſeyn; (und ſie iſt es wenigſtens zum Theil) ſo kann doch dies Beiſpiel zeigen, wie abhängig das Wohl ganzer Völker von den Leidenſchaften und Privat-Abſichten derer, die am Ruder ſitzen, werden kann. Ich kehre itzt zu meinem Haupt-Gegenſtande zurück.

43.

Man würde gar nicht endigen können, wenn man alle Fälle namhaft machen wollte, bey denen ſich der Einfluß eigennütziger Rückſichten in die Einrichtungen und Geſchäfte des bürgerlichen Lebens offenbart. Nur noch etwas über dieſen Gegenſtand! Wie wenig Länder findet man, in welchen daſſelbe erwieſene Verbrechen eben ſo ſtrenge unterſucht und beſtraft wird, wenn der Schuldige ein angeſehener, gefürchteter, reicher, mächtiger Mann, als wenn er ein armer, unbedeutender, unwichtiger Menſch iſt? Wie hat man nicht gegen den guten, edeln Kaiſer Joſeph geſchrien, weil er dieſen Unterſchied, bey welchem die höhern Stände ihren Vortheil haben, aufheben wollte? Wie wenig Länder findet man, in welchen man nicht mit großen Geld-Summen ſich der öffentlichen Ahndung der Geſetze entziehn, Dispenſationen erhandeln, und nicht, auf grobe oder feinere Weiſe, ſich Impunität erkaufen könnte? Herrſcht nicht faſt allgemein ein ſtillſchweigender Vertrag unter den vornehmern Claſſen, ſich einander das Privilegium zuzuſichern, gewiſſe Laſter öffentlich, mit Anſtande, begehn zu dürfen, wegen welcher den gemeinen Mann die Geſetze verdammen? Wo in der Welt gelten nicht die alten Sprüchwörter: „Eine Hand „wäſcht die andre; eine Krähe kratzt der andern die Augen nicht aus“ und: „kleine „Diebe hängt man; große läßt man laufen?“ Wo findet nicht der Reiche Mittel, den Gang der Juſtiz zu hemmen, oder ſeinen Gegner zu ermüden, zu erſchöpfen und abzuſchrecken? Wo findet der, von einem mächtigen, furchtbaren Großen gedrückte Arme ſichern Schutz, würkſame Vertheidigung?

Welcher Sachwalter ſucht ſich nicht behutſam von Proceſſen loszumachen, die wenig Bezahlung verſprechen, oder wobey es darauf ankömmt, einen Böſewicht von Wichtigkeit anzugreifen? Wo wagt es die allgemeine Stimme, den Ruf eines unſchuldigen Mannes zu retten, wenn dieſer von Leuten verfolgt wird, deren Hände Aemter und Würden, Schätze, Recht und Gerechtigkeit austheilen können? In welchem Lande trägt verhältnißmäßig der reiche, in Ueppigkeit lebende Müßiggänger ſo viel zu den Staats-Bedürfniſſen und öffentlichen Abgaben bey, wie der, welcher im Schweiſſe ſeines Angeſichts ſein Brod verdienen muß? — Kurz! wo ſichert ſich nicht der Eigennutz der Stärkern, mit Gewalt oder Liſt, auf Unkoſten der Schwächern, gewiſſe Vortheile, Vorrechte und Exemtionen zu? Und gehen wir genauer die Reihen der einzelnen Stände durch; ſo

Aufſchrift darauf an Julien und ſchickte alles zurück. Dann nahm ich meine ganze Verſtellungskunſt zu Hülfe, gieng noch an demſelben Tage in des Generals Haus, ſchien aufgeräumter als jemals, verdoppelte meine Aufmerkſamkeit gegen das Fräulein, zeichnete meinen Nebenbuhler durch die freundſchaftlichſte Behandlung aus, blieb auf dieſe Weiſe noch acht Tage lang in Stuttgard und nahm dann Abſchied von ihr und ihren Eltern, die würklich betroffen ſchienen, daß ich ſo abreiſte, ohne eine Bewerbung anzubringen, die ſie, nach allem zu urtheilen, erwartet hatten und vermuthlich nicht zurückgewieſen haben würden. Das Fräulein aber zeigte auch nicht die geringſte Verlegenheit über den Umſtand mit dem Briefe.

Die Rolle, welche ich in dieſer lezten Zeit gegen mein Herz hatte ſpielen müſſen, war mir in der That peinlich geweſen und hatte mein Gemüth ſehr angegriffen. Ich bedurfte Ruhe, und dieſe ſuchte ich in der Stille des Landlebens. Ich beſchloß alſo hierher nach Tungerhauſen zu reiſen und da die übrige Zeit meines Urlaubs hinzubringen. Voll Grillen und böſer Laune ſchlich ich hier in Gärten und Feldern umher und ſuchte mich durch häusliche Geſchäfte zu zerſtreun. Nach und nach, wie denn die Zeit ſehen wir aller Orten den Eigennutz ſeine Thätigkeit ausüben.

44.

Man pflegt vor allen den Dienern der verſchiedenen Kirchen die Habſucht Schuld zu geben. Dieſer Vorwurf wird oft von Verächtern des geiſtlichen Standes auf übertriebene Art ausgedehnt. Mit Grunde kann man ihn jedoch wohl freylich, ſo wenig wie andre Stände, ganz davon freyſprechen. Und doch iſt ſein Loos nicht das ſchlechteſte im Staate. Ein Candidat, der die gewöhnliche Zeit auf Univerſitäten und dann einige Jahre als Hauslehrer zugebracht hat, gelangt oft, bey ſehr geringen Gaben und Kenntniſſen, viel früher zu einer ſichern Verſorgung, als der Rechtsgelehrte, Arzt und Kriegsmann. Da trägt ihm dann wohl auch die mittelmäßigſte Pfarre, für eine ziemlich bequeme Arbeit, ſo viel ein, daß, wenn man freye Wohnung, Garten, Feld, Wieſe, Zehnten u. d. gl. und den geringen Aufwand, den ein ländlicher Aufenthalt erfordert, mit in Anſchlag bringt, mancher lange Jahre durch in Dienſten geſtandene Rath eines hohen Collegiums, der in der theuren Stadt nur mit Mühe, von ſeiner kleinen Beſoldung, ſich und die Seinigen ſtandesmäßig ernähren kann, gern mit ihm tauſchen würde. Und doch klagt Jener faſt immer und pflegt nicht ſehr bereitwillig zu ſeyn, die geringſte auſſerordentliche Arbeit unentgeltlich zu übernehmen. Uebrigens aber wäre es dann auch ſehr zu wünſchen, daß man die Herrn Prediger aller Orten auf feſte, ſichre, billige Beſoldungen ſetzte, und ihnen die, einem Gelehrten und Geiſtlichen würklich übel anpaſſenden Landbau-Geſchäfte abnähme, damit ſie nicht gezwungen würden, beſtändig den Geldgewinn vor Augen zu haben, die unwürdige Accidenzien-Jagd zu treiben, den reichern Mitgliedern ihrer Gemeine zu ſchmeicheln, zu Manchem ſtillzuſchweigen, was ſie, vermöge ihrer Amtspflicht, rügen ſollten und zuweilen in den Familien Rollen zu übernehmen, die ſich nicht für ſie ſchicken.

45.

Wenden wir unſern Blick auf die Aerzte; ſo finden wir unter ihnen leider! auch Männer, die den ärmern Kranken vergebens auf ſich warten und nach Hülfe ſeufzen laſſen, indeß ſie in die Palläſte der Großen die Stadt-Neuigkeiten umhertragen und den reichen Schlemmern Digeſtiv-Pulver verſchreiben; Männer, die bey kleinen Uebeln bedenklich den Kopf ſchütteln und die Curen vorſätzlich in die Länge ziehen, um deſto größern Gewinn und mehr Ruhm davon zu haben; Männer, deren Recepte ſo eingerichtet ſind, daß ihr Freund, der, um Neujahr ſich dankbar bezeugende Apotheker, wenigſtens größern Nutzen davon hat, als der Leidende, der das Verſchriebene verſchlucken muß; Männer endlich, die ihre redlichen Amtsbrüder auf alle Weiſe verläumden und verdächtig machen, um ihnen ihre Kunden abzujagen — Wie Wenige giebt es dagegen, die dem edeln Greiſe gleichen, dem dies Buch gewidmet iſt, oder dem wohlthätigen Menſchenfreunde, dem ich ſeit vier Jahren Linderung meiner peinlichen Schmerzen und ſo manchen ſanften, tröſtenden Zuſpruch zu verdanken habe, oder dem guten, hellſehenden, liebenswürdigen Manne, der im Frühlinge dieſes (1795ſten) Jahrs, als ich an einem fremden Orte, aller Pflege und Gemächlichkeit beraubt, fern von den Meinigen, mit Krankheit und Sorgen kämpfte, an Leib und Seele mich ſtärkte, ermunterte, für mich, ihm gänzlich Unbekannten, wie für einen alten Freund ſorgte und mir mit

Rath und That auf vielfache Weiſe beyſtand! — Leſer, deren Herzen das Gefühl der Dankbarkeit nicht fremd iſt, werden mich darum nicht tadeln, weil ich ihr hier im Vorbeygehn ein kleines, gut gemeintes Opfer gebracht habe. — Jetzt aber lenke ich wieder ein.

46.

Unter allen Ständen ſolte man vielleicht den Kaufleuten am wenigſten Vorwürfe über den Eigennutz machen. Ihre ganze bürgerliche Exiſtenz beruht auf Geldgewinn und von Jugend auf werden ſie daran gewöhnt, die Dinge in dieſer Welt mehr nach ihrem baaren currenten, als nach ihrem wahren innern Werthe zu ſchätzen. Im Grunde, und da doch Jeder, der nicht durch Erbſchaft reich iſt, auf irgend eine Weiſe, wenn er leben will, nach Erwerb trachten muß, liegt kein groſſer Unterſchied darinn, ob man

Geld gegen Arbeit und gegen Dienſte irgend einer Art eintauſcht, wie der Geſchäftsmann und andre Stände im Staate dies thun, oder gegen Waaren, wie der Kaufmann. Und was den Nutzen betrifft, den dieſer Stand dem gemeinen Weſen ſtiftet; ſo läßt ſich dieſer nicht ableugnen. So lange die Menſchen phyſiſche und öconomiſche Bedürfniſſe haben, muß es Leute geben, die ihnen die Mittel zu Befriedigung dieſer Bedürfniſſe in die Hände liefern. Daß dieſe Leute für die Sorgfalt, welche ſie darauf verwenden, ſolche Mittel herbeyzuſchaffen, wieder ſo viel einnehmen wollen, daß ſie nun auch ihre und der Ihrigen Bedürfniſſe befriedigen können, das iſt ſehr billig. Eben ſo billig iſt es, daß ſie ſich beſtreben, auf die leichteſte Weiſe, dieſes Vortheils theilhaftig zu werden, und daß ſie für ihre Bemühungen ſo viel zu erhalten ſuchen, als ihnen die Perſonen, mit denen ſie Handel treiben, zu geben

ben bereit ſind. Bey jedem Handel liegt ein freywilliger Vertrag zum Grunde, und es wird vorausgeſetzt, daß beyde Theile den Werth der Sache kennen müſſen, über deren Auslieferung ſie den Vertrag ſchließen. Auch kann man es den Kaufleuten nicht zum Verbrechen anrechnen, wenn ſie ſich die Zeit-Umſtände, die Conjuncturen, zu Nutze machen und ihr Augenmerk auf ſolche Artikel richten, die grade jetzt auf der Tages-Ordnung der Bedürfniſſe ſtehen. Sieht man ferner auf den entferntern Nutzen, den die Kaufmannſchaft im Großen ſtiftet, indem ſie die geſellige Verbindung unter fern von einander wohnenden Völkern, die Länderkunde, die Bekanntſchaft mit fremden Producten und der Natur überhaupt, den Umlauf mancher nützlichen Kenntniſſe, die Ausbreitung der Cultur, der Induſtrie, des Fleiſſes, der Thätigkeit und die Vervollkommung der Künſte befördert; ſo erſcheint dieſer Stand in der That in einem ehrwürdigen Lichte. Mit dem Beſtreben, durch Handel und Umſatz ſo viel zu erwerben, als ſich nach den Umſtänden thun läßt, kann übrigens die Ausübung jeder andern Menſchenpflicht, können Weisheit und Tugend ſehr wohl beſtehn. Ich kenne Männer unter den Kaufleuten, welche die Stunden, die ihnen ihre Berufs-Geſchäfte übrig laſſen, verwenden, ihren Geiſt auszubilden, und ihren Nebenmenſchen und dem Vaterlande, auf die uneigennützigſte Weiſe, mit Rath, Hülfe und Troſt beyzuſtehn; Männer, die, wo ein Schilling durch Handel zu gewinnen iſt, und wäre es von ihrem eignen Vater oder Bruder, die Gelegenheit dazu nicht entwiſchen laſſen, dagegen aber großmüthig, und oft ohne daß jemand es erfährt, wer der unbekannte Wohlthäter iſt, Tauſende hingeben, um nützliche Anſtalten zu befördern, Talente zu ermuntern und die Noth armer Brüder zu erleichtern. Ich kenne deren vorzüglich hier und in Hamburg, die deswegen jedes rechtſchaffenen Mannes Verehrung verdienen. Allein ſehr verſchieden von dieſen Freunden des Menſchengeſchlechts iſt der gemeine Troß habſüchtiger Wucherer, die durch die Noth ihrer Mitbürger zu Reichthum und Wohlleben gelangen, die durch Aufkauf und andre loſe Künſte erſt die Bedürfniſſe erregen, welche zu befriedigen, ſie ſich dann ausſchließlich die Mittel in die Hände zu ſpielen wiſſen, um nach Willkühr einen Preis ſetzen, und, zum Drucke der Armuth, künſtliche Theuerung erregen zu können, ſo oft es ihnen gefällt. Solche Menſchen haben jedes beſſere Gefühl abgeſchworen, haben für nichts Sinn, wiſſen von nichts zu reden, an nichts zu denken, als an den elenden Mammon. Ihr Hochmuth kennt keine Grenzen; ihr geſchmackloſer Aufwand, ihre langweiligen Schmauſereyen, bey welchen nicht ächte Jovialität und Gaſtfreundſchaft, ſondern Prahlerey und Unmäßigkeit herrſchen, hinter denen zuweilen noch wohl obendrein Geiz und Knauſerey hervorſchimmern, das alles iſt empörend, drückend, zurückſtoßend. Sie ſchätzen den Mann nicht nach ſeinen ächten Verdienſten, ſondern nach dem Gewichte ſeiner Geld-Säcke. An ſeiner Ehre leiden, heißt bey ihnen, wenig Credit haben; der Mann iſt gut, das bedeutet ſo viel als: er hat Geld; ein Freund, das will in ihrem Munde ſo viel ſagen, als: ein Menſch, mit dem man Handel treibt, ſolide, das drückt ſo viel aus, als: in guten Vermögens-Umſtänden. Endlich, wenn ſie Wohlthaten ausſpenden; ſo geſchieht es entweder mit ſolchem Geräuſche, daß es Aufſehn erregen muß und ihr Credit, der Ruf ihres Reichthums dadurch ausgebreitet wird, oder in der abergläubiſchen Speculation, daß ihnen der Himmel

dies

alles vergeſſen macht, klärte ſich mein Trübſinn auf und meine Phantaſie fing an, mir eine neue Exiſtenz zu ſchaffen. Die Gefühle der getäuſchten Liebe wurden nun durch die Plane, die mein Ehrgeiz entwarf, verdrängt und ich träumte wieder von den großen Dingen, die ich in meiner neuen politiſchen Laufbahn zu bewürken hoffte. Einſt ſaß ich in jenem Zimmer, deſſen Fenſter nach dem innern Hof hin gehen, mitten in dieſen Entwürfen verſenkt — es war gegen Mitternacht — als ich unter mir ein dumpfes Getöſe hörte.

»Nun, gottlob!« rief ich aus »da kommen wir »doch einmal wieder auf den Punkt, auf den meine »ganze Erwartung geſpannt iſt, auf die Geſpenſter-»Erſcheinungen!«

Der Graf. Ja, ja! nun ſind wir wohl bald ſo weit; allein ein nothwendiges Geſchäft zwingt mich, heute meine Erzählung abzubrechen; morgen will ich —

Ich. Sie bedenken nicht, beſter Freund; daß ich morgen früh abreiſe.

Der Graf. Ey! ich dachte immer, Sie ſollten Sich eines Beſſern beſonnen haben.

Ich. Es iſt unmöglich; ich muß fort.

Der

dies Almoſen mit tauſendfältigen Zinſen erſetzen ſolle. Und ſo iſt überhaupt ihre ganze Frömmigkeit und anſcheinende Bonhomie, Speculation, um Vertraun einzuflößen und Himmel und Erde zu beſtechen.

47.

Von noch niedrigerer und verächtlicherer Art, als der Wuchergeiſt dieſer Leute, iſt der Eigennutz der mehrſten Juden — Ich ſage: der mehrſten, denn daß man auch ſehr edle, große Menſchen unter dieſer Nation finden könne, wird gewiß nicht geleugnet werden dürfen. Ein Schriftſteller, welcher über die moraliſchen Gebrechen der verſchiedenen Stände und Claſſen ſchreibt, ſollte zwar eigentlich dergleichen Verwahrungen gegen ungerechte Deutungen und gegen zu allgemeine Ausdehnung ſeiner Sätze gar nicht bedürfen. Billigdenkende und verſtändige Leſer werden ja ohne ſeine Erinnerung einſehn, daß bey allen Bemerkungen über herrſchende Tugenden und Laſter Ausnahmen Statt finden; aber freylich, da nicht alle Leſer billigdenkend und verſtändig ſind; ſo kann es nicht unnütz ſeyn, dieſe Erklärung hinzuzufügen, die dann auf den ganzen Inhalt dieſes Buchs angewendet werden mag.

Daß die drückende Behandlung, welche die Juden in ſo vielen Ländern leiden müſſen und die Härte, mit welcher man ihnen alle Mittel raubt, anders als durch kleinen, niedrigen Wucher ihren Unterhalt zu finden, mit Schuld an der Herabwürdigung ihres National-Characters ſey, das iſt ſchon oft geſagt worden. Es iſt aber auch gewiß, daß ſie ſich, durch ihre Anhänglichkeit an ein, zu den jetzigen Zeiten und Umſtänden gar nicht paſſendes Ceremonial-Geſetz, ſelbſt die Wege abſchneiden, zu bürgerlichen Geſchäften beſſerer Art zu gelangen. Die

Folge davon iſt, daß Eigennutz und Habſucht bey ihnen jedes andre Gefühl erſticken. Sie haben für ſonſt nichts Sinn; Tag und Nacht werden ſie von der Begierde beherrſcht, auf Koſten Andrer etwas zu gewinnen und da ſcheuen ſie dann keine Mühe, keine Wege, keine Demüthigung, keine Gefahr, um durch Mittel, ſie mögen ſeyn, von welcher Art ſie wollen, ihren Zweck zu erreichen, möchte auch der Vortheil noch ſo geringe ausfallen. Bey dem bloßen Anblicke klingender Münze funkeln ihre Augen, ziehen ſich ihre Finger krampfhaft zuſammen. Es iſt Wonne für ſie, Geld zu zählen und zu handhaben, ſelbſt wenn es nicht ihr Eigenthum iſt. Man kann auch durch Juden, wenn man ihre Dienſte bezahlt, Dinge, ſelbſt in den entfernteſten Gegenden, durchſetzen, wozu der Chriſt keinen Rath zu ſchaffen weiß. Bey ſolchen Gelegenheiten unterſtützen ſie ſich einander, machen, wenn ſie auch übrigens Tod-Feinde ſind, gemeinſchaftliche Sache, mit einem Eifer, mit einer Verleugnung, die edlerer Zwecke würdig wäre. Dieſe, der jüdiſchen Nation eigene Richtung auf den einzigen Punct des Gewinns und die Lebhaftigkeit, Thätigkeit und Wachſamkeit, welche ſie dabey zeigen, offenbart ſich nun auch in ihrem ganzen äußern Betragen, in dem Tone ihrer Unterhaltung, in ihren Manieren, in den Wendungen, die ihr Witz nimmt, und vorzüglich bey dem Spiele, wobey niemand ſo merklich die Abwechſelungen der Leidenſchaften zeigt, wie der Jude. Auch können ſie ſich gar nicht einbilden, daß ein Mann aus ihrer Nation irgend ein Geſchäfte übernehmen könne, ohne die Abſicht zu haben, baaren Gewinn daraus zu ziehn. Im ſiebenjährigen Kriege vertrauete ein gut denkender Kaufmann in Berlin einem Juden eine Summe Geldes in ſchlechter Silber-Münze, ohne Zinſen, an, in der Abſicht, daß dieſer dadurch in den Stand geſetzt würde, etwas im Handel zu unternehmen. Die Bedingung war, daß er ihm das Geld, vor Ablauf eines Jahrs, in Golde, nach dem damaligen Curs, erſtatten ſollte. Der Jude behielt aber die Summe länger als zwey Jahre und bezahlte dann nach dem, unterdeſſen ſehr gefallenen Werthe der Münze. Als nun der Kaufmann ſich darüber beklagte, antwortete ſein Schuldner: „Ey mein Gott! ſoll ich denn an Ihnen „nichts verdienen?“ Er wollte alſo ſogar für die Gefälligkeit bezahlt ſeyn, die ihm war erwieſen worden.

48.

Meine Herrn Mitbrüder in der Schriftſtellerey mögen es mir verzeihn, daß ich unmittelbar nach den Betrachtungen über den Wucher der Juden, meine Bemerkungen über den Eigennutz der Büchermacher folgen laſſe. Es geſchieht lediglich deswegen, weil ich zum Schluſſe dieſer Haupt-Abtheilung eile und die noch übrigen Gegenſtände nicht wohl in eine andre Verbindung gebracht werden können, als worinn ſie durch die allgemeine Hinſicht auf den Eigennutz ſtehen, der in allen Ständen ſeine Wirkungen äuſſert.

Billig ſollte der Beruf, durch Schriftſtellerey nützliche Kenntniſſe über ſein Zeitalter und über die Nachwelt zu verbreiten, für zu heilig gehalten werden, als daß man dabey auf Geldgewinn Anſpruch machte. Man ſollte Weisheit und Witz, Wahrheit und Lehre nicht wie eine feile Waare betrachten, die man ausbiethen, vertrödeln und gegen Baarſchaft und Brod umſetzen kann. Auch habe ich ſchon oft den Wunſch geäuſſert, es mochte jeder Schriftſteller zugleich ein bürgerliches Amt im Staate bekleiden und das Bücherſchreiben nicht wie ſeinen einzigen Nahrungszweig betrachten müſſen. Wiſſenſchaften und Literatur würden, wie ich glaube, dabey gewinnen und der Gelehrte würde mit mehr Luſt arbeiten, wenn er dieſe Arbeit, zur Erholung von weniger angenehmen Geſchäften, in freyen Stunden, bey der beſten Laune, vornehmen könnte. Doch da der Erfüllung dieſes Wunſches manches im Wege ſteht und es dann dem ſchreibenden Gelehrten, ſo wenig wie irgend einem andern Manne, der ſeine Kräfte dem gemeinen Beſten widmet, zugemuthet werden kann, daß er dabey Mangel leide; ſo ſehe ich nichts Entehrendes und Unwürdiges darinn, wenn ein Solcher, nicht als Kaufpreis für ſeine Geiſtesproducte, ſondern zur Entſchädigung für den Aufwand der Zeit, die er auſſerdem anwenden müßte, um ſich auf andre Weiſe Unterhalt zu verſchaffen, von dem leſenden Publico, oder mittelbar durch einen Buchhändler, ſich eine billige Vergütung bezahlen läßt. Er ſoll aber den Gewinn nicht zur Hauptſache, das Gute hingegen, welches er durch Verbreitung nützlicher Wahrheiten ſtiften kann, zum Nebenzwecke machen. Er ſoll nicht, wenn er ſchon eine anſehnliche Summe mit einem Buche erworben hat, und nun vielleicht ein hungriger Nachdrucker (eine freylich nicht ſehr ehrliche Handthierung!) auf ſein Werk Jagd macht und ihm dadurch die Ausſicht raubt, durch eine zweyte Auflage, ohne große Mühe, abermals Geld zu ziehn, ſo fürchterlich toben, wie manche Herrn thun, die in der That mit dem erſten Ehrenſolde recht wohl vorliebnehmen könnten. Er ſoll nicht, wenn er ſich durch ein Werk von Bedeutung Verdienſt und einen Namen erworben hat, mit dieſem berühmten Namen wuchern und ihn dadurch herabwürdigen, daß er unter einer Firma, die nun einmal des Credits ſicher iſt, der Leſewelt loſe, ſchlechte

Waare aufhängt, von deren Nichtswürdigkeit er ſelbſt überzeugt ſeyn muß.

Eine noch verächtlichere Art von ſchriftſtelleriſchem Wucher äußert ſich bey ſolchen Leuten, die, mit allen Talenten zu einer edlern Beſchäftigung ausgerüſtet, aus dem verderbten Geſchmacke des Publikums Vortheil ziehen und literariſche Mode-Artikel liefern, die jeden Mann von reinerm Gefühl anekeln; Leute, die dann, wenig bekümmert um ächten Geſchmack und Sittlichkeit, die Meſſen bald mit Ritter-, Geiſter- und Ordens-Mährchen, bald mit Romanen voll matter Empfindeley, bald mit myſtiſchem Unſinne, je nachdem grade die eine oder die andre dieſer Thorheiten im Schwange geht, überſchwemmen.

Am ſchändlichſten aber offenbaren diejenigen Schriftſteller ihren Eigennutz, die, wider beſſere Ueberzeugung, an der Wahrheit zu Verräthern werden, ſich zu niederträchtigen Schmeichlern irgend einer herrſchenden Parthey herabwürdigen, die böſe Sache verfechten, Irrthümern oder Vorurtheilen das Wort reden, um ſich dadurch bey denen beliebt zu machen, von denen ſie Vortheile im bürgerlichen Leben erwarten; feile Scribler, die offenbare Thatſachen entſtellen, die, um ihr eignes oder ihrer Beſchützer Privat-Intereſſe zu befördern, nicht nur das, was nützt und frommt und zu ſagen Bedürfniß und Pflicht wäre, verſchweigen, ſondern, unbekümmert um das Wohl der Menſchheit, dem Rechte, der Vernunft und der Aufklärung Hohn ſprechen und freymüthige Männer, denen es am Herzen liegt, Ruhe, Frieden und Glück zu verbreiten und betrogenen Groſſen die Augen zu öfnen, wüthend verfolgen — Doch laſſet uns lieber von dieſen verächtlichen Gegenſtänden ſchweigen, von denen es ſchwer iſt, ohne einige Bitterkeit zu reden, die doch

Der Graf. Nun! Sie wiſſen, wie angenehm mir ihre Gegenwart iſt; aber ich will nicht in Sie dringen. Sie haben mir erlaubt, einen Briefwechſel mit Ihnen anzufangen. Kann alſo nichts Sie bewegen, noch eine Zeitlang bey mir zu bleiben; ſo geſtatten Sie, daß ich Ihnen den Reſt meiner Lebens-Geſchichte ſchriftlich mittheile.

Was war zu thun? da der Graf nun einmal verhindert war, in ſeiner Erzählung fortzufahren; ſo mußte ich wohl Geduld faſſen. Am folgenden Tage trennte ich mich nicht ohne Rührung von dieſem redlichen und verſtändigen Manne.

dem ſittlichen, geſitteten Schriftſteller nicht ziemt!

49.

Von dem Eigennutze der Künſtler, Schauſpieler, Tonſetzer und Virtuoſen iſt wenig zu ſagen. Da dieſe Männer, wenn ſie es nicht ſchon zu einem gewiſſen Grade von Wohlſtand, Anſehn und Gewicht gebracht haben, in der That in Teutſchland nicht wohl fortkommen können, ohne ſich nach dem herrſchenden Geſchmacke zu richten, der ſelten der reinſte iſt; ſo darf man ſchwerlich für ſie einen andern Vorwurf daraus hernehmen, als höchſtens den, warum ſie ausſchließlich eine Lebensart wählen, die ſie abhängig von dem vornehmen und geringen Pöbel macht und wobey ſie ſich zu Schritten herablaſſen müſſen, wodurch ſie fremde und eigne Achtung verſcherzen. Um deſto tadelnswürdiger aber ſind diejenigen unter den

Künſtlern, welche durch ihre äußern Umſtände zu einer ſolchen niedrigen Gefälligkeit nicht gezwungen ſind und die dennoch die entehrenden Rollen von Spaßmachern, Beförderern der Barbarey, oder Schmeichlern der Großen, freywillig übernehmen.

50.

Von der Gewinnſucht der Buchhändler gilt ein Theil deſſen, was über den Eigennutz der Kaufleute, und etwas von dem, was über das Schriftſteller-Unweſen iſt geſagt worden. Indeſſen ließe ſich noch manches hinzufügen, was allein auf dieſen Stand paßt, z. B. von der Art, wie man nichtsbedeutende Werke durch bizarre Titel, durch hochtönende Ankündigungen, Lobpreiſungen und ſelbſt gemachte Recenſionen, oder durch bunte Bilderchen, durch untergeſchobene Namen berühmter Männer, die man als Verfaſſer angiebt, durch Verſchweigung des

Umſtandes, daß ein Buch nur eine Ueberſetzung iſt, durch Vorreden, welche man von beliebten Schriftſtellern fabriciren läßt, durch falſches Vorgeben, als wenn dieſe Ausgabe ſchon eine neue und vermehrte Auflage wäre und durch andere dergleichen Künſte, verkäuflich zu machen ſucht — Allein ich gehe über dieſe Dinge hinaus, um nicht zu weitläuftig zu werden.

51.

Wie wenig der größere Haufen der Menſchen geneigt iſt, ſeinen niedrigen Eigennutz der Wohlfahrt des Staats und der geſammten Menſchheit zum Opfer zu bringen, das offenbart ſich am deutlichſten dann, wenn von Abſchaffung verjährter, drückender Misbräuche, von Bekämpfung gewiſſer Vorurtheile, bey welchen aber einzelne Claſſen bis dahin ihre Rechnung gefunden haben, die Rede iſt. Wie wäre es auch ſonſt möglich, daß Leibeigenſchaft, Sclavenhandel und manche andre unnatürliche Einrichtungen dieſer Art in unſerm erleuchteten Jahrhunderte noch Vertheidiger finden können? Nicht immer liegt das Intereſſe, weswegen zuweilen ſelbſt für einſichtsvoll geltende Menſchen die Parthey einer böſen Sache ergreifen, ſo nahe vor Augen, daß man es deutlich gewahr wird. Man kann es ſich, bis man reiflicher über dieſe Erſcheinung nachgeſonnen hat, gar nicht vorſtellen, was für andre Bewegungsgründe, als ihre innere Ueberzeugung, ſie haben könnten, dergleichen Unfug in Schutz zu nehmen; ja! oft mögen ſie ſelbſt ſich der heimlichen unedlen Triebfedern nicht bewußt ſeyn, die auf ihr Urtheil würken. Allein man denke genauer darüber nach, und es wird alles klar werden. Manche Leute fürchten nicht ſo ſehr dieſe oder jene Reform, als vielmehr die entferntern Folgen derſelben. Andre beſorgen, wenn gewiſſe Misbräuche und Vorurtheile, bey denen ſie weder gewinnen noch verliehren, ausgerottet würden; ſo möchte auch die Reihe an ſolche kommen, die ſie näher angehen. Noch Andre hängen aus Gewohnheit, Gemächlichkeit, Trägheit alten Einrichtungen und Gebräuchen an und ſcheuen die Mühe, ſich in die neue Ordnung der Dinge ſchicken zu müſſen, fühlen es auch vielleicht, daß ſie hier weniger glänzen werden. Dies iſt beſonders oft bey kirchlichen, Polizey-, Schul- und Juſtiz-Verbeſſerungen der Fall, wenn die Regierungen dergleichen verfügen.

Den größten Schauplatz aber hat der Eigennutz in unſern Tagen ſich bey Gelegenheit der franzöſiſchen Revolution eröfnet. Da hat man ſeinen Einfluß nicht nur auf die Hauptperſonen, ſondern auch auf die nahen und entfernten Zuſchauer und Beobachter, auf die ſchriftlichen und mündlichen Beurtheiler, deutlich wahrgenommen. Man darf wohl behaupten, daß dieſe merkwürdige Begebenheit ein allgemeiner Probierſtein geweſen iſt, indem wenig Menſchen, in den cultivirten und uncultivirten Ständen, unterlaſſen haben, bey dieſer Veranlaſſung irgend eine verborgene Falte ihres Charakters zu entwickeln und zu zeigen, wie ſie es mit der Menſchheit meinen. Wir haben geſehn, wie Habſucht, Herrſchſucht und Rachſucht ſich hinter der Maske des Patriotismus und des Eifers für das Wohl der Völker verſteckten; wie da Ströhme unſchuldigen Bluts vergoſſen, ungeheure Schätze geraubt und verſchleudert, ganze Generationen zu Grunde gerichtet, die blühendſten Provinzen verheert, mit Religion, Geſetzgebung und Sittlichkeit freches Spielwerk getrieben wurde. Von einer andern Seite haben wir verſchworene Rotten geſehn, die ſichs zum Geſchäfte machten, dieſen gräßlichen Zuſtand noch zu verſchlimmern und die Verwirrung fortdauern zu laſſen, weil ſie für ihre Parthey dabey zu gewinnen und im Trüben fiſchen zu können glaubten. Andre Böſewichte haben dieſe Unruhen genützt, um ſich wichtig und nothwendig zu machen, haben unaufhörlich Lerm geblaſen, haben ähnliche Greuelſcenen in ruhigen Ländern vorherverkündigt, allgemeines Mistrauen, Spaltungen, Zwiſt erregt und vor heimlichen Verſchwörungen gewarnt, um anders Geſinnten, gegen die ihre Rachſucht entflammt war, die ihren geheimen Abſichten im Wege ſtanden, ihre Bosheiten entdeckt hatten, Verfolgungen, Schmach und Unglück zu bereiten. Wir haben aber auch unruhige Köpfe, Abentheurer, ränkeſüchtige, wegen ihrer geiſtigen oder ſittlichen Unwürdigkeit nach Verdienſt von den Regierungen zurückgeſetzte Menſchen, dieſen Zeitpunkt nützen geſehn, um in Staaten, in welchen Frieden, Wohlſtand und Zufriedenheit herrſchten, den Saamen der Empörung auszuſtreuen, das Volk gegen gute und gerechte Regenten aufzuhetzen, in der Hofnung dann an die Spitze der Geſchäfte treten und eine Rolle ſpielen zu können. Von einer andern Seite haben wir geſehn, wie der Haufen an Wohlleben und Müßiggang gewöhnter Menſchen, deren ganze bürgerliche und öconomiſche Exiſtenz von der Verewigung gewiſſer Misbräuche und Privilegien der Unthätigkeit und Ungeſchicklichkeit abhängt, und die nichts mehr ſeyn würden, wenn der Menſch nicht mehr gölte, als was er werth iſt, wenn er nichts mehr erlangen und beſitzen könnte, als was er verdiente und erwürbe, wie dieſe gezittert und durch Declamationen gegen alle vernünftige und nicht vernünftige Reformen, das Selbſtgefühl ihrer Unbedeutſamkeit verrathen haben. Endlich iſt es dem feinern Beobachter gewiß nicht entwiſcht, wie wenig Menſchen überhaupt in ihren Urtheilen über jene ungeheure Umwälzung ganz frey von Partheylichkeit, von Heucheley, von Furcht, von Rückſichten auf ihren Eigennutz, von leidenſchaftlicher Uebertreibung, oder frey von andern offenbaren oder verſteckten Nebenabſichten, geblieben ſind — Trauriges Loos der Menſchheit, daß ſolche niedrige Beziehungen, ſo oft, ſelbſt in den Seelen der Beſſern, den Eifer für das Wohl und für die Harmonie des Ganzen erſticken, daß zuweilen der bloße Gedanke der Möglichkeit, man könne dadurch etwas an ſeinen nichtigen Vorzügen verliehren oder gewinnen, uns abhält, ſogar der Wahrheit, die man ſelbſt anerkennt, zu huldigen, daß der Streit über Meinungen, die darauf auch nur entfernt hinweiſen, die ſanftmüthigſten Herzen gegen einander zum Haſſe und zur Verfolgung anreizt!

52.

Dieſen allgemeinen Hang aller Sterblichen nun, dem Eigennutze, auf offenbare oder verſteckte, grobe oder feine Art, auf Unkoſten der höhern Pflichten, welche uns die reine Vernunft vorſchreibt, Opfer zu bringen, haben ſchlaue Leute von je her, zu Erreichung ihrer verſteckten Abſichten, zu nützen verſtanden, und beſonders hat ihnen in unſerm Jahrhunderte der herrſchend gewordene Geſchmack an geheimen Bündniſſen dazu vielfältig Gelegenheit gegeben. Die, den Verführten vorgeſpiegelte Hofnung des zu erwartenden Gewinns wurde hier das Mittel, den ſichern Vortheil der Verführer zu befördern. Die Lockſpeiſen wurden nach den Umſtänden ſehr verſchieden zugerichtet. Hier trat eine Geſellſchaft von Männern auf, die in einer barbariſch-myſtiſchen Sprache, welche den Profanen unſinnig vorkam, der die Geweiheten aber, wie ſie verſicherten, die erhabenſte Deutung zu geben verſtanden, ihren Schülern nichts Geringers verſprachen, als den Unterricht in der Kunſt alle Metalle

Zwölftes Capitel.

Der Graf theilt die Fortſetzung ſeiner Geſchichte ſchriftlich mit. Lerchenhayns Ankunft. Antritt ſeiner neuen Bedienungen.

Daß ich, als ich Tungerhauſen verlaſſen hatte, zehn Meilen von da, in meinem Mantelſacke zwanzig Piſtolen zum Reiſegelde nach Straßburg fand; was ich hierüber dem Grafen ſchrieb; was er mir antwortete, und daß ich hierauf würklich meinen Weg nach Straßburg nahm; das wiſſen die Leſer aus dem fünften Capitel. Ich habe übrigens verſprochen, Sie mit meiner Reiſebeſchreibung zu verſchonen und will Wort halten. Von mir alſo habe ich in dieſem Buche nichts mehr zu ſagen; ich trete nun nur als Biograph meines Freundes auf, der, ſobald ich ihm Nachricht gegeben hatte, daß ich wieder zu Hauſe wäre, mir die erſte Lieferung ſeiner fortgeſetzten Lebensbeſchreibung ſchickte. Dieſer folgten mehrere Hefte, bis nothwendige Geſchäfte mich in Gold zu verwandeln, dem menſchlichen Körper ewige Dauer und Jugendkraft zu verſchaffen, mit höhern Geiſtern in vertrauten Umgang zu treten und durch ſie die dunkle Zukunft zu enthüllen. In der Erwartung, bald in den Beſitz dieſer überirdiſchen Schätze zu kommen, ließen ſich dann die Betrogenen leicht bewegen, einen Theil ihrer irdiſchen Güter den uneigennützigen Händen ihrer hochwürdigen Lehrer anzuvertrauen. Dort wurden vorwitzige Menſchen und die zu träge waren, ſich den Studien zu widmen, welche den Geiſt und das Herz würklich veredeln, durch die Hofnung getäuſcht, in dem Schooße eines, aus dem Oriente herrührenden alten Ordens, gewiſſer Ueberlieferungen aus der Vorwelt theilhaftig zu werden, die ihnen Aufſchlüſſe über das Univerſum geben und ſie mit einer Weisheit erfüllen ſollten, die alle übrigen Wiſſenſchaften entbehrlich machte. Allein ſie mußten

ten vorerſt Lehrgeld geben, welches jedoch, wie ihnen zugeſagt wurde, nur zu wohlthätigen Zwecken verwendet werden würde. Hier wurden ehrſüchtige Perſonen geringern Standes durch die Annehmlichkeit, mit Fürſten und andern Großen in geſelliger, brüderlicher Verbindung zu ſtehn und durch dieſe Beförderung im bürgerlichen Leben zu erhalten, herbeygelockt und verleitet, ihre Geldbörſen in die Bruder-Caſſe auszuleeren. Dort wurden Leute aus allerley Ständen, durch Tonſuren und Weihungen, einem Prieſterſtande einverleibt, wobey man jedem Aufzunehmenden irgend einen verborgenen Zweck, der ſeinen Phantaſien, Neigungen und Wünſchen ſchmeichelte, ahnen ließ, indeß die Herrn Oberprieſter wohl wußten, wozu ſie einſt dies Häuflein in Thätigkeit ſetzen wollten. Hier wurden Garköche, Gaſtwirthe, Canzelliſten und Krämer zu Rittern geſchlagen und ſchoſſen, durch den Glanz dieſer neuen Würde angelockt, die Summen her, woraus für die hohen Obern Commenthureyen errichtet werden ſollten. Dort verſprach ein gutmüthiger, politiſcher Schwärmer aus ſeinem Studierſtübchen herab, eine allgemeine Weltreform, oder eine Univerſalmonarchie, zu welcher dann der enge Bund die Haupt-Rollen austheilen würde — Durch dieſe und vielfache andre Mittel wurden ehrgeizige, habſüchtige, eitle, herrſchſüchtige und neugierige Menſchen angekörnt, die egoiſtiſchen Plane einer kleinern Anzahl zu befördern, indem ſie für ſich ſelbſt zu arbeiten glaubten. Es iſt nicht ſchwer, alle ſolche Verirrungen des menſchlichen Geiſtes in einem komiſchen Lichte anzuſehn und vielleicht iſt dieſe Art ſie darzuſtellen würkſamer zu Hemmung ihres Fortganges, als die ernſthaften Maßregeln, welche man hie und dort dagegen genommen hat. Die Widerſprüche und Inconſequenzen in dergleichen

Syſtemen zerſtöhren das Machwerk bald ohne äußere Mitwürkung, da hingegen würkliche Verfolgungen ſelbſt das loſeſte Band feſter zu knüpfen und einen Gemeingeiſt zu erwecken pflegen, der zum Widerſtande reizt. Doch haben dieſe Thorheiten auch ihre ſehr ernſthaften Seiten. Ich müßte mir ſelbſt das Urtheil ſprechen, (und wie Viele unter meinen Leſern werden nicht, wenn ſie eben ſo aufrichtig ſeyn wollen, bekennen müſſen, daß auch ſie etwas von der Art auf ihrem Gewiſſen haben!) Ich würde, ſage ich, mir ſelbſt und manchem redlichen Manne das Urtheil ſprechen müſſen, wenn ich behaupten wollte, alle Perſonen, welche ſich mit ſolchen Bündniſſen, ſey es nun als Obere, oder als Untergebene, befaßt haben, hätten niedrige, thörichte, verwerfliche Abſichten dabey im Hinterhalte gehabt — nein! Wißbegierde, erhitzte Einbildungskraft, nicht gehörig geordneter Thätigkeitstrieb, phantaſtiſche, nicht reiflich durchgedachte Plane für das Wohl der Welt, Hang zur Geſelligkeit und manche andre nicht tadelnswerthe Rückſichten können auch ſehr gut geartete Menſchen auf ſolche Irrwege geleitet haben; nur muß man nicht widerſtreiten, daß jedes geheime Bündniß gemißbraucht und ein Werkzeug zu Beförderung unedler Leidenſchaften werden könne; nur muß der, welcher nicht mit Recht Verdacht auf ſich laden will, bey Zeiten zurückkehren, wenn er ſeinen Irrthum einſieht und ſich nicht ſchämen, ſondern es ſich zur Pflicht machen, dies laut zu bekennen. Indeſſen hat die Vervielfältigung ſolcher geheimen Verbindungen viel Unheil geſtiftet. Da eine jede von ihnen gern das Monopolium für ihre Zwecke erringen wollte; ſuchte Eine myſtiſche Geſellſchaft die andre bey dem Publiko verdächtig zu machen. Dies artete bald in Privat-Haß gegen einzelne Perſonen aus, gab zu höchſt ärgerlichen Auftritten Anlaß, bewürkte wüthende Verfolgungen, vernichtete die Ruhe, den Ruf, die bürgerliche Glückſeligkeit manches Unſchuldigen, erregte allgemeines Mistraun, wurde von übelgeſinnten Leuten genützt, um rachgierige Abſichten zu befördern und politiſche Erſcheinungen damit in Verbindung zu bringen. Dies Unweſen dauert dann auch noch fort und macht Männern böſe Stunden, die längſt jene Ordens-Thorheiten aufgegeben haben.

53.

So ſind aber die Menſchen; ſo waren ſie immer; ſo werden ſie ſtets ſeyn, ſo lange in ihnen die Sinnlichkeit mit der Vernunft kämpft, das heißt: ſo lange ſie Menſchen ſind. Der Anblick des nahe vor Augen liegenden Vortheils; die Hofnung des augenblicklichen eiteln Genuſſes, der ihnen ſo reizend ſcheint, beſchränkt ihren Geſichtskreis, hindert die gefeſſelte Vernunft, reifere Ueberlegungen über die entferntern, aber ſicherern, wohlthätigen oder ſchädlichen Folgen jeder Handlung für den Zuſammenhang des Ganzen, wovon doch ihre eigne wahre Glückſeligkeit unzertrennlich iſt, anzuſtellen; und ſo opfern ſie dann ihrem vermeintlichen Privat-Intereſſe, opfern ihren nie zu befriedigenden, durch jeden Genuß ſtärker entflammten Leidenſchaften und Begierden, die ſich ſo reichlich belohnende Mitwürkung zum allgemeinen Wohl, beſonders in Colliſions-Fällen, nur gar zu leicht auf. Es iſt Schwärmerey, von dem Menſchengeſchlechte im Allgemeinen mehr fordern zu wollen, von einer ſtufenweiſe zu erwartenden Vervollkommung unſrer Natur, ſo lange wir hier auf Erden leben, und von einer über alle Stände ſich verbreitenden höchſten Aufklärung der Vernunft zu träumen — Es iſt Schwärmerey; obgleich von ſehr edler Art. Je höher in dieſem oder jenem Zeitpunkte, in einzelnen Weltgegenden, die Cultur ſteigt; um deſto gewiſſer vermehrt ſich dann auch dort der Luxus; dieſer erzeugt und nährt vervielfältigte Bedürfniſſe; dieſe reizen die Leidenſchaften und Begierden, die befriedigt ſeyn wollen, welches nicht anders, als auf Koſten Andrer, geſchehn kann. Das iſt die Kettenreihe, die zum Egoismus und zum Eigennutze führt.

Allein die weiſe Vorſehung, die jeden Mislaut in der Natur zur Auflöſung in den allgemeinen Einklang vorzubereiten verſteht und dafür geſorgt hat, daß ſelbſt die anſcheinenden einzelnen Unvollkommenheiten zur Vollkommenheit des Ganzen beytragen müſſen, weiß auch ſelbſt den Eigennutz der Menſchen als Mittel anzuwenden, um unendlich viel Gutes auf Erden zu verbreiten. Die mehrſten großen Thaten werden durch ihn hervorgebracht. Menſchen, die keine beſſere Antriebe zur Tugend kennen, üben wenigſtens darum Handlungen der Großmuth und Menſchenliebe aus, damit ſie für ſich Ehre, Ruhm, Anſehn, Vertraun gewinnen und ihre Mitwerber ausſtechen, verdunkeln mögen; und ſo geſchieht dann doch das Gute. Sehr viel nützliche Erfindungen in Künſten und Fortſchritte in Wiſſenſchaften, verdanken wir dem Eigennutze. Er hat die erſte Veranlaſſung zu der Entdeckung unbekannter Welttheile gegeben, und indem er alſo die einzelnen Menſchen trennt, vereinigt er ganze Völker, die ſich vorher einander fremd waren, durch den Handel.

Anhang.

Als ich den erſten Abſchnitt dieſer erſten Haupt-Abtheilung vollendet hatte; beſchloß ich, denſelben handſchriftlich einem ſehr verſtändigen, redlichen und in der gelehrten Welt rühmlich bekannten Freunde zur Prüfung vorzulegen. Ich wußte, daß wir über das Grund-Princip der Sittlichkeit ſehr verſchiedener Meinung waren und kannte ihn als einen eifrigen Vertheidiger des Moral-Syſtems einiger neuern Philoſophen. Wir hatten oft darüber mit einander geſtritten und o! möchten die Menſchen, ſo lange die Erde ſich um ihre Axe dreht, ſich nie über etwas anders ſtreiten, als darüber: wer von ihnen die würkſamſten und edelſten Bewegungsgründe zur Tugend angeben könnte!

Da man ſeine Syſteme über ſo wichtige Gegenſtände, als die Pflichten der Sittenlehre ſind, wenn man in dem männlichen Alter reiflich darüber nachgedacht zu haben glaubt, nicht ſo leicht gegen andre verwechſelt;

zu einer weiten Reiſe zwangen. Da wurde unſer Briefwechſel unterbrochen und blieb es einige Jahre hindurch, die ich in fernen Gegenden zubrachte. Gleich nach meiner Rückkunft in mein Vaterland ſuchte ich wieder mit dem Grafen in Verbindung zu kommen und ſchrieb an ihn; aber damals war er ſchon krank — Doch, das alles werden Sie in der Folge hören, laſſen wir vorerſt unſern Mann weiter erzählen!

Ich war, ſchrieb der Graf, in der Erzählung meiner Schickſale da ſtehn geblieben (denn ich habe es aufgezeichnet, um keine Lücke zu laſſen) ich war bey dem Zeitpunkte ſtehn geblieben, als ich, bis zum Antritte meiner neuen Bedienungen, hier in Aungerhauſen, einſam nach und nach die Eindrücke des Kummers und Verdruſſes über meine getäuſchte Liebe in meinem Gemüthe zu verwiſchen ſuchte. Jetzt aber muß ich mich wieder einen Augenblick zu meinem Freunde Lerchenbaum wenden, und Ihnen ſagen, was dieſem Manne, während ich an den Höfen umher reiſte und in Stuttgard lebte, in ſeiner neuen Sphäre, als Prinzen-Hofmeiſter begegnet war. Der Fürſt hatte verſprochen, daß ihm nichts bey dem Erziehungsplane, den er wählen würde, in den Weg gelegt werden ſollte; aber er wußte nicht, daß er da ſelt; ſo geſtehe ich, daß ich ſchon zum Voraus nicht erwartete, durch die Gründe dieſes einſichtsvollen Mannes von der Ueberzeugung zurückgebracht zu werden, „daß „die Beförderung unſrer eignen wahren „Glückſeligkeit der Haupt-Bewegungsgrund „unſrer moraliſchen Handlungen ſeyn müſſe.“ Eben ſo wenig aber hegte ich den eiteln Gedanken, mit meinen Geiſtes-Waffen ſein Lehrgebäude erſchüttern zu wollen. Die Abſicht, warum ich ihn bat, meinem Aufſatze einige Augenblicke von der Zeit zu ſchenken, die er der Belehrung und Wohlthätigkeit widmet, war die, durch die Einwürfe eines ſo ſcharfſinnigen Denkers, auf die ſchwächern Stellen meiner Schlußkette aufmerkſam gemacht zu werden, um dann in einem Anhange manches noch ergänzen, erläutern, mit neuen Gründen befeſtigen zu können, was unbeſtimmt und ſchwankend ſcheinen möchte, und dadurch im Voraus dem

Tadel einiger Kunſtrichter und andrer Leſer zu begegnen.

Herr * * * war ſo gütig, mir ſeine Bemerkungen über das Geleſene ſchriftlich mitzutheilen und mir nachher zu erlauben, dieſelben, begleitet von meinen Gegengründen und Einwendungen, mit abdrucken zu laſſen. Hier folgt nun Beydes; das mit Häckgen („) Bezeichnete iſt meines, mir ſehr werthen Gegners Text; das Uebrige ſind meine Antworten und Noten. Ich übergehe einige freundſchaftliche, von ſeiner gütigen, beſcheidenen und duldſamen Denkungsart zeugende Aeußerungen, die als Einleitung dienen, und komme gleich zu ſeinen Einwürfen.

„Die §. 1. aufgeworfenen drey erſten
„Fragen glaube ich, mit gutem Gewiſſen
„bejahen zu können und zur Antwort auf
„die vierte würde ich das von der Vernunft
„aufgeſtellte Moralgeſetz als die einzige rechte

„Triebfeder unſrer Handlungen angeben, „wenn hier ſogleich alles zu entſcheiden „wäre.“

Ich bin weit entfernt, aus dieſer Bejahung meiner erſten Fragen, das heißt aus der Einräumung des Satzes: daß die mehrſten Menſchen aus eigennützigen Abſichten handeln, Vortheil für mein Syſtem ziehn zu wollen; allein ſo viel ſcheint doch daraus zu folgen, daß es im Allgemeinen der Natur des Menſchen am angemeſſenſten ſey, aus der Beförderung des eignen Vortheils Bewegungsgründe zu ſeinen Handlungen herzunehmen, und daß alſo ſolche Motive, wobey hierauf gar nicht Rückſicht genommen wird, (wenn es auch dergleichen geben kann) wenigſtens auf den größten Theil der Menſchen wenig Kraft äußern.

„Wenn am Ende dieſes §. die Beförde„rung eigner Glückſeligkeit ein erlaubter

„und edler Bewegungsgrund genannt wird;
„ſo zweifle ich, ob es Sprachgebrauch ſey,
„die Selbſtliebe und alles, was von ihr
„herrührt, edel zu nennen, da meinem
„Bedünken nach nur das, durch ſein Be-
„mühen für das Wohl Anderer für ſchön
„und vorzüglich Gehaltene, edel genannt
„wird."

Ich nehme hier das Wort edel im Gegenſatze von unedel, und nenne alle diejenigen Empfindungen und Geſinnungen edel, die nicht aus unreinen Quellen herrühren, und keine niedrige, verwerfliche Abſichten zu unmittelbaren Zwecken haben. So nenne ich zum Beyſpiel den Stolz edel, in ſo fern er auf dem gerechten Gefühle unſrer wahren Menſchenwürde beruht, den Hochmuth hingegen unedel, weil dieſer in der Einbildung eines Uebergewichts über Andre, wegen ſolcher Eigenſchaften beſteht, die keinen wahren

Werth haben. Da nun die Selbſtliebe wohl nicht aus einer unreinen Quelle entſpringen kann, weil ſie von der Natur ſelbſt allen vernünftigen Weſen zu ihrer Erhaltung eingepflanzt iſt und unmittelbar zu dem Zwecke leitet, für die Fortdauer und Annehmlichkeit unſers Daſeyns zu ſorgen, welches keineswegs ſtrafbar iſt; ſo glaube ich, man könne die Selbſtliebe wohl edel nennen, obgleich es freilich viel edlere und vorzüglichere Gefühle giebt.

„Die nach §. 2. über den Menſchen auſſer ſeinen Verhältniſſen in der bürgerlichen oder menſchlichen Geſellſchaft angeſtellte Betrachtung kann wohl zur Aufſuchung der Gründe aller Sittlichkeit kein ſicheres und bequemes Mittel ſeyn, da wir uns nie auſſer dieſen Verhältniſſen befinden, ſondern von Menſchen gebohren werden, um für Menſchen zu leben. Der Naturmenſch ſteht nirgends einzeln und iſo-

„lirt da, ſondern wir empfangen aus der „Verbindung mit Andern, worinn wir ſo„gleich treten, Rechte, Vortheile und Ver„bindlichkeit gegen Andre, und werden, „wenn wir uns denſelben gemäß verhalten, „als gut, und wenn wir ſie vernachläſſigen, „als böſe angeſehn. Dies macht die Fra„ge überflüſſig: wie kann der Naturmenſch „Tugend kennen, lieben und ausüben? Denn „Tugend enthält unſre Brauchbarkeit für „Andre, wozu wir ſeit unſerm Entſtehen, „oder ſeit der erſten Entwicklung unſrer Ver„nunft überall Gelegenheit finden.“

Ich erkenne ſehr wohl, daß dem Menſchen gleich bey ſeiner Geburt Rechte, Vortheile und Verbindlichkeiten zu Theil werden, und daß man den im geſellſchaftlichen Zuſtande lebenden Menſchen gar nicht anders, daß man ihn nicht iſolirt betrachten könne. Ich erkenne dies nicht nur, ſondern habe es auch §. 17. deſſelben Abſchnitts ausführlich entwickelt. Allein wenn einige neuere Philoſophen behaupten: man müſſe bey Gründung des Moralgeſetzes gar nicht an die Folgen, oder an die Wirkungen denken, welche unſre ſittliche Handlungen auf die Verhältniſſe, in denen wir ſtehen, haben können, ſondern dies Moralgeſetz würde auch dann unwandelbar beſtehn müſſen, wenn dieſe Verhältniſſe anders, oder wenn ſie gar nicht da wären; ſo habe ich geſagt: wer unterſuchen will, wie der Menſch ohne Rückſicht auf die Folgen ſeiner Handlungen, das heißt: auf das, was er dadurch in ſeinen Verhältniſſen würkt, handeln wird, der muß den Fall-annehmen, daß dieſe Verhältniſſe gar nicht exiſtirten; er muß ſich einen erſten Adam, allein auf der Welt denken. Was von dieſem Menſchen ohne Verhältniſſe wahr iſt, muß auch von dem gelten, der auf dieſe Verhältniſſe keine Rückſicht nimmt. Und da fragt ſich's denn:

Wird ein ſolcher Adam von Natur Begriffe von Tugend, von Pflichten gegen Andre haben? Müßte man hierauf verneinend antworten; (und das ſollte ich doch meynen) ſo folgt daraus, daß unſre Pflichten von unſern Verhältniſſen abhängig ſind, durch ſie beſtimmt und modificirt werden, daß da, wo der Zweck, auf dieſe Verhältniſſe, auf Verbeſſerung derſelben, alſo auf den Nutzen zu würken, wegfällt, auch keine Pflichten Statt finden, und daß es folglich kein unwandelbares, von der Rückſicht auf Zweck und Nützlichkeit zu trennendes Moralgeſetz giebt.

„Die, §. 3. dem Menſchen beygelegten „Inſtincte werden, da ſie determinirte Triebe „ſind, faſt von allen Philoſophen uns abge„ſprochen. Dagegen iſt der Character un„ſers Geſchlechts Vernunft, deren Gerichts„barkeit ſich über die Bearbeitung unſrer „Empfindungen und über unſre Neigungen

„ausbreitet, und deren Gewalt für uns allein in der menſchlichen Geſellſchaft vornemlich durch den Gebrauch der Sprache ſich äußern kann. Ohne beyde Hülfsmittel würde der Naturmenſch, bey aller Vernunft, die er, ſo wie jeder Menſch, hat, aber nicht anzuwenden weiß, nur dem unvernünftigen Thiere gleichen."

Ich könnte dieſen Stein des Anſtoßes, das Wort Inſtinct, unbeſchadet des Zuſammenhangs, wohl weggelaſſen und überhaupt nur Gefühle und Triebe geſetzt haben; allein ſo ganz beſtimmt möchte ich doch dem Menſchen die Inſtincte nicht abſprechen. Wir wiſſen eigentlich noch ſo wenig von der Natur unſerer geiſtigen Kräfte und ihrer Verbindung und Analogie mit unſern Trieben und mit den materiellen und ſinnlichen Operationen in uns, daß noch täglich von den Philoſophen nur Theorien darüber aufgeſtellt werden, die den alten widerſprechen.

Warum ſollten wir, was die Inſtincte betrifft, etwas weniger als die unvernünftigen Thiere haben? Kann es nicht mit dem, was wir Inſtinct nennen, eben ſo beſchaffen ſeyn, wie mit gewiſſen Sinnen, welche bey den Thieren nur darum ſtärker und feiner zu ſeyn ſcheinen, als bey uns, weil wir dieſe Sinne von Jugend auf weniger ſchärfen, indem uns die Vernunft dieſelben in manchen Fällen entbehrlich macht? Warum ſollten ferner dieſe Inſtincte, die bey den Thieren determinirte Triebe ſind, bey unſerm Geſchlechte nicht unter der Vormundſchaft der Vernunft ſtehn und von ihr Berichtigung empfangen? Entbehrlich könnten ſie ja auch die Vernunft nicht machen, weil ſie bey unzähligen Fällen nicht hinreichen würden, uns zu Wegweiſern zu dienen.

„Wenn §. 4. der Menſch vermöge ſeiner
„Thierheit zu lebenden und todten Gegen-
„ſtänden hingezogen wird; ſo geht doch
„ſein

mehr verſprach, als er zu halten im Stande war. Es fanden ſich Schwierigkeiten von doppelter Art, nämlich ſolche, die andre Leute verurſachten und ſolche, welche in Lerchenhayns phantaſtiſchem Plane ſelbſt lagen. Er wollte den Prinzen auf keine Weiſe ausgezeichnet wiſſen; er ſollte vergeſſen, daß er ein Fürſtenſohn war; er ſollte einſehen, daß ein Junge — ein Junge iſt, noch keinen Stand haben, nicht vornehmer ſeyn kann, als ein gebildeter Mann, daß nur Vorzüge des Geiſtes und Herzens und auch die nur dann; wenn ſie in Handlungen zum Wohl der Welt thätig und nützlich werden, uns ein Recht auf die Achtung unſrer Mitbürger geben können; er ſollte tugendhaft und weiſe werden, mitten unter Schelmen und Thoren, und dieſer Plan ſollte befördert, wenigſtens nicht gehindert werden, von der Bande der Hofſchranzen, deren ganze künftige Exiſtenz darauf beruhete, daß es nie einen Fürſten geben durfte, der ſich auf ächten Menſchenwerth verſtünde. Endlich zu dieſem Allen ſollte ein Knabe umgeſchaffen werden, der ſchon einen großen und für die Erziehung ſo wichtigen Theil ſeines Lebens in ſolcher Menſchen Händen zugebracht, die ihm eine ganz entgegengeſetzte Richtung gegeben hatten. Wenn ſichs auch nicht beweiſen ließe, daß, ſo lange unſre Staats-Verfaſſungen ſo bleiben, wie ſie ſind, der

Sohn

„ſein Trieb beſonders zur Geſellſchaft, zur „Gemeinſchaft mit andern Menſchen.“

Ich denke, es liegen in unſrer thieriſchen Natur gleich ſtarke Triebe von der einen und andern Art, die ſich nach Maßgabe des Bedürfniſſes äußern und befriedigt ſeyn wollen. Wenn wir Hunger haben, überwiegt der Trieb zu eßbaren Dingen wohl den der Geſelligkeit, und ſo in allen Fällen.

„Zieht aber die Vernunft aus unſern „Trieben und Neigungen Vorſchriften; ſo „iſt der Sinn doch wohl nicht der, daß ſie „das vorſchreiben muß, was die Neigungen „wollen; ſondern ſie muß als eine beſondre „Kraft angeſehn werden, die ihre geſetzgebende Gewalt für ſich beſitzt, und dieſelbe „am wenigſten von den Neigungen, denen „ſie gebiethen ſoll, entlehnen kann.“

Freilich ſoll die Vernunft keineswegs die Sclavinn der Neigungen ſeyn, ſondern ihre Führerinn. Nimmermehr aber werde ich mir einbilden, daß der liebreiche Schöpfer zwey ewig nur zum Widerſpruche und Streite mit einander angeordnete Mächte in unſre Natur gelegt habe — Neigungen und Vernunft — Nein! unſre Neigungen und Leidenſchaften ſind gewiß urſprünglich eben ſo beſtimmt, zu unſrer Glückſeligkeit mitzuwürken, wie die Vernunft. Nur ihr Misbrauch zerſtöhrt dieſe Glückſeligkeit; und um dieſen Misbrauch zu hindern, ſie zu guten Zwecken zu leiten, nicht aber um ſie zu vernichten, iſt ihnen die Vernunft zugeſellt. Ich glaube dies zur Ehre des Allmächtigen, deſſen Werke durchaus die Spuren der Harmonie, nicht aber des Widerſpruchs, offenbaren, und meiner Meinung nach würde ein bloß vernünftelnder Menſch, ohne Neigungen und Leidenſchaften, ein eben ſo unvollkommnes Werk der Schöpfung ſeyn und eben ſo wenig menſchlich handeln, wie der, aus bloßen Neigungen und Trieben zuſammengeſetzte, ohne Vernunft. Darum denke ich dann auch, es können keine Kräfte in uns abgeſondert für ſich beſtehn und einzeln würken; ſondern alle Triebfedern müſſen in einander greifen und alle Vorſchriften, die nur Einer dieſer Triebfedern zum Geſetze dienen ſollen, ohne alle Rückſicht auf die einwürkenden übrigen Kräfte, taugen nicht für den irdiſchen Menſchen und ſind leere Speculationen.

„Nach §. 5. erſtrecken ſich die Entſchließungen der Vernunft nur auf die Erfahrungen; aber die Vernunft hängt doch deswegen, weil ſie nur auf Fälle, die im menſchlichen Leben vorkommen, angewandt wird, nicht von der Erfahrung ab; ſie darf ſich nicht nach dem richten, was gewöhnlich geſchieht, ſondern muß das, was ſie für recht erkennt, uns zu thun gebiethen."

Nicht nach dem, was gewöhnlich geſchieht, ſoll ſie, ohne zu unterſuchen, wie und warum es ſo geſchieht, meiner Meinung nach, ſich richten, wohl aber nach dem, was möglicher und wahrſcheinlicher Weiſe, bey gehörig angewandten Mitteln, geſchehen wird und alſo zu erwarten ſteht; und das lehrt die Erfahrung. Die Vernunft halte ich für das Vermögen, den Zuſammenhang der Dinge wahrzunehmen, alſo, auch den Zuſammenhang zwiſchen Urſache und Würkung, zwiſchen Beſtreben, Mittel und Zweck. Hierüber wird ſie durch die Erfahrung belehrt, aus welcher die Urtheilskraft Reſultate zieht. Soll uns alſo die praktiſche Vernunft Vorſchriften über die Leitung unſrer Handlungen geben; ſo muß ſie dieſe, vermöge der Urtheilskraft, aus der Erfahrung abziehn. Sie muß nämlich auf den Zuſammenhang des Antriebs zum Handeln mit dem zu erreichenden Zwecke und den dazu anzuwendenden Mitteln Rückſicht nehmen. Wenn alſo die Erfahrung ſie belehrte, daß jener Antrieb gar nicht zu dem beabſichteten Zwecke leitete, oder daß der Zweck nicht zu erreichen wäre, oder daß die Mittel nicht den Erfolg haben könnten, dieſen Zweck zu befördern; ſo würde ſie die Handlung nicht begünſtigen. Hier iſt nur noch von der Ausführbarkeit der Handlung, nicht von der Rechtmäßigkeit derſelben die Rede. Dieſe hängt dann von der Eigenſchaft, von der Beſchaffenheit des Zwecks ab, wovon nachher gehandelt werden wird.

„Soll aber ihre erſte Sorge auf die Erhaltung und Vervollkommung unſers Daſeyns gerichtet ſeyn; ſo glaube ich bisher, dies den Trieben des Menſchen eingeräumt zu ſehn, nicht aber der Vernunft, die wohl über die Rechtmäßigkeit der, zu unſerer Erhaltung angewendeten Mittel entſcheidet, von Wünſchen und Neigungen aber an ſich weit entfernt iſt."

Dem ſtimme ich gern bey, daß die Vernunft von Wünſchen und Neigungen weit entfernt iſt. Sie, für ſich allein, würde uns alſo auch nie zum Handeln, ſondern nur zum Raiſonniren beſtimmen. Zum Handeln aber führt uns unſer Thätigkeitstrieb, reizen uns unſre Neigungen, und das Geſchäfte der Vernunft iſt, dieſe zu ordnen und zu ſichern Zwecken zu leiten. Nur ſichre Zwecke kann die Vernunft als gute Zwecke anerkennen, und es kömmt alſo darauf an, ob die Erhaltung und Vervollkommung unſers Daſeyns, zu welcher uns unſre Neigungen hinlenken, ein guter und ſichrer Zweck, und nachher, ob es wahr ſey, was ich behauptet habe, daß die Mittel, dieſen Zweck zu befördern, zugleich die Motive zu allen moraliſchen Handlungen in ſich faſſen? Hierauf werde ich in der Folge noch zurückkommen müſſen.

„Bald darauf werden Vorſätze mit „Pflichten verbunden, da doch die erſten auch

„böſe ſeyn können, welches bey den leztern „nicht Statt findet."

Böſe Vorſätze ſind die Reſultate einer irrigen, gute Vorſätze die einer richtigen Vernunft. Wer ſeine Pflicht erfüllt, handelt nach guten Vorſätzen, das heißt: er befolgt die Vorſchriften einer richtigen Vernunft, oder einer ſolchen Vernunft, die den richtigen Zuſammenhang der Dinge wahrnimmt. Solche Vorſätze habe ich dann bey jener Stelle in Gedanken gehabt.

„Ueberhaupt wünſchte ich hier eine Er„klärung von dem Worte Pflicht zu fin„den, weil dadurch alles Misverſtändniß „hätte gehoben werden müſſen. Eben dies „wäre auch bey dem Worte Vernunft nö„thig. Zwar wird von ihr hie und da ge„ſagt, daß ſie den Zweck und Nutzen der „Handlungen beurtheilt, von der Erfahrung „und von den Verhältniſſen abhängt u. d. gl. „m. allein eine einzige Erklärung, was man

„unter ihr verſteht, würde doch dienlicher „ſeyn, um ſich feſt daran zu halten, wenn „man unterſuchen ſoll, ob die darüber vor„gebrachte Meinung gerechtfertigt werden „könne, oder nicht. So lange dies nicht „geſchehn iſt, verſtehe ich unter Vernunft: „das Vermögen, uns allgemeine Geſetze vor„zuſchreiben, denn darein ſetze ich ihren „praktiſchen Gebrauch.“

Dieſe Definition darf ich nicht gelten laſſen, wie man hören wird, denn ich leugne die Gültigkeit allgemeiner, von allen Rückſichten auf Verhältniſſe, Zwecke und Folgen unabhängiger Geſetze.

„Eben ſo halte ich Pflicht für die Noth„wendigkeit, aus Achtung für's Geſetz zu „handeln. Mit dieſen beyden Begriffen „ſtoße ich nun überall gegen dieſe Abhand„lung. Sind ſie unrecht; ſo wünſche ich „beſſere, aber nun finde ich an deren Stelle

„gar keine geſetzt, welches die Unterſuchung „nothwendig ins Weite ſpielt.“

Freylich hätte ich wohl dieſe Begriffe deutlicher und beſtimmter entwickeln, oder vielmehr in Definitionen zuſammenfaſſen ſollen; denn offenbar beruht darinn die Verſchiedenheit unſrer Meinungen. Ich will dies alſo hier nachholen, bitte aber hierbey und in andern Fällen, zu bedenken, daß wenn ich mir erlaube, zu ſagen: das iſt alſo! dies nicht wie eine mir angemaßte Entſcheidung anzuſehn ſey, ſondern daß ich mich nur, der Kürze wegen, enthalte, jedesmal die Worte: meiner Meinung nach, hinzuzufügen.

Die Vernunft iſt das Vermögen, den Zuſammenhang der Dinge wahrzunehmen, alſo auch den Zuſammenhang zwiſchen Urſache und Würkung, zwiſchen Beſtreben, Mittel und Zweck. Die praktiſche Vernunft nun, welche uns Vorſchriften zur Direction unſrer Handlungen giebt, zieht dieſe Vorſchriften aus der Wahrnehmung des Zuſammenhangs zwiſchen unſerm Beſtreben, unſrer Neigung, unſerm Triebe zu handeln und dem Zwecke, den wir dadurch erreichen können, mit Rückſicht auf die Mittel, welche dahin führen. Die richtige, wohl geordnete, reife Vernunft aber ſchreibt nur gute und würkſame Mittel zur Erreichung guter, beſtimmter, ſichrer Zwecke vor. Die praktiſche Vernunft, in ſo fern wir ſie als Leiterinn unſrer moraliſchen Handlungen betrachten, iſt daher: das Vermögen, unſre Neigungen (Triebe, Wünſche, Beſtrebungen) zu beſtimmten, richtigen Zwecken zu lenken.

Um nun hier keine Zweydeutigkeit übrig zu laſſen und meine Begriffe gehörig zu entwickeln, muß ich die Reihe der Erklärungen von einem andern Ende anfangen.

Sohn eines Fürſten und überhaupt eines vornehmern, oder reichern Mannes, gar nicht, ohne Rückſicht auf ſeinen künftigen Stand zu nehmen, erzogen werden kann und darf; ſo war doch bey Lerchenhayns Zöglinge, unter den Umſtänden, daran durchaus nicht zu denken. Ich brauche Ihnen wohl keine weitläuftige Schilderung von den Hinderniſſen zu machen, die dem Hofmeiſter von allen Seiten in den Weg gelegt wurden; Sie können Sich dieſe ſelbſt leicht denken. Die Schmeicheleyen und tiefen Verbeugungen der ſklaviſchen Hofleute; das Mitleid, welches dem Prinzen die Domeſtiken bewieſen, ſobald auf Befehl des Hofmeiſters ihm irgend etwas Thörichtes oder Schädliches verſagt wurde; die heimliche Uebertretung ſeiner Verordnungen in ſolchen Fällen; der Anblick des Müſſiggangs und aller der Verkehrtheiten, die am Hofe herrſchten; und dann die geringe Empfänglichkeit des durchlauchtigen Papa's ſelbſt für dieſen excentriſchen Plan, der ihm oft ein wenig zu ſtark vorkam, wenn ihm der Fürſten-Dünkel in den Kopf ſtieg; die ſonderbaren Contraſte, die daher entſtanden, zum Beyſpiel, wenn Lerchenhayn den Prinzen hatte glauben machen: er ſey, als der Jüngſte und Unerfahrenſte, auch der Geringſte am Hofe, und dann der Fürſt ſeinen Sohn mit einem großen Orden ausſtaffirte, der ſonſt

Recht handelt der, welcher ſeine Pflichten erfüllt.

Pflicht iſt die Nothwendigkeit, einer reifen Vernunft zu folgen.

Dieſe Vernunft lehrt uns, die Triebe zum Handeln und überhaupt unſre Neigungen auf beſtimmte, ſichre Zwecke zu leiten.

Es fragt ſich alſo: welche Zwecke von dieſer Art ſeyen? Beſtimmt und ſicher iſt, dünkt mich, ein Zweck, wenn er auf keine Weiſe zweydeutig iſt, wenn er in ſich ſelbſt keinen Widerſpruch enthält, ſondern möglich zu erreichen und nicht etwa von der Art iſt, daß man ihn für keinen lezten Zweck anſehn kann, ſondern bey ihm noch einen entferntern, höhern Zweck, wohin er führt, nothwendig annehmen muß. Nun können aber von allen denkbaren menſchlichen Zwecken keinem ſo ſehr alle dieſe Eigenſchaften zugeſchrieben werden, wie dem: die Harmonie der ganzen Welt mit befördern zu helfen, welches von uns nicht kräftiger geſchehn kann, als durch die Ausübung der Moral. Folglich iſt die Beförderung der Moralität ein beſtimmter, ſichrer Zweck, zu welchem eine reife Vernunft den menſchlichen Thätigkeitstrieb hinleiten muß; und wer recht handeln und ſeine Pflicht erfüllen will, muß die Nothwendigkeit einſehn, dem Moralgeſetze zu folgen. Freylich iſt jedem lebendigen Weſen der Trieb eingepflanzt, vor allen Dingen, an Beförderung ſeiner eignen Glückſeligkeit zu arbeiten. Obgleich nun dieſer Trieb ſo allgemein und dringend iſt; ſo würden wir, mit Vernunft begabte Weſen, ihn doch zu unterdrücken ſuchen müſſen, wenn er ſich nicht von der Vernunft auf jenen Hauptzweck, (auf die Beförderung des allgemeinen Wohls, durch die Beobachtung der ſittlichen Vorſchriften) hinleiten ließe. Dies kann aber nicht nur geſchehn;

ſondern es iſt vielmehr leicht zu beweiſen, daß unſre wahre, dauerhafte, ſichre Glückſeligkeit auf gar keine andre Art befördert werden könne. Es iſt daher vollkommen einerley, ob ich die Beförderung des allgemeinen Wohls, oder die meiner eignen Glückſeligkeit mir zum Grundgeſetze mache, weil bey beyden die Moral die nothwendige Bedingung, das einzige ſichre Mittel zum Zwecke, iſt. Natürlicher aber ſcheint es, von der Beförderung meiner eignen Glückſeligkeit auszugehn, weil das Intereſſe dazu jedem Menſchen am nächſten liegt, folglich der Antrieb größer iſt, dieſen Zweck zu erreichen, wobey dann die Erfüllung der Pflichten gegen Andre zur nothwendigen Bedingung wird. Da nun auf dieſe Weiſe das Moralprincip aus einem Grunde hergeleitet wird, den jedermann nicht nur anerkennen muß, ſondern wozu ihn ſogar die ſtärkſte aller ſeiner natürlichen Neigungen ohne Unterlaß hintreibt; ſo ſo iſt es ſchwer einzuſehn, warum wir nach andern Bewegungsgründen forſchen ſollten, als nach dieſen, die die kraftigſten ſind und zugleich in der ſinnlichen und geiſtigen Natur des Menſchen beruhen. Auch iſt nicht einzuſehn, wie man den Trieb, ſeine eigne Glückſeligkeit zu befördern, einen *unreinen* Bewegungsgrund zur Tugend nennen könne. Unlauter in ſeiner Entſtehung kann er nicht ſeyn, weil er vom Schöpfer ſelbſt allen lebendigen Creaturen eingepflanzt iſt; unlauter können die Mittel nicht ſeyn, durch welche er erreicht wird, da die einzigen würkſamſten Mittel gerade die ſittlichſten ſind; unlauter endlich iſt dieſer Trieb in ſeinen Würkungen nicht, weil er uns dahin leitet, zur Harmonie des Ganzen thätig mitzuwürken.

„Bey §. 6. wäre dieſe Erklärung, was „Vernunft ſey, beſonders nothwendig, da „ihr zu folgen für das, von der Natur uns

„eingepflanzte Geſetz gehalten wird. Würde „nun dies Folgen der Vernunft in dem von „mir angeführten Sinne gebraucht; ſo wüßte ich nicht, wer gegen dieſen Satz und „die darauf beruhende Abhandlung mit Grunde etwas einwenden könnte.“

Hierüber habe ich mich ſo eben erklärt.

„Allein bald darauf wird von Veränderung der Motive bey neuen Erfahrungen „und Verhältniſſen geredet, und alsdann „kann ich mit meiner Definition nicht auskommen, denn die fordert die beſtändige „Ausübung eben deſſelben Geſetzes, die „Anerkennung ſeiner Würde und die Anwendung ihrer Vorſchrift auf jeden vorkommenden Fall. Sie weiß von keinem „neuen, bey neuen Erfahrungen und Verhältniſſen entſtandenen Geſetze, ſondern „glaubt, daß man dem alten noch nicht Genüge geleiſtet habe.“

Da dieſer Gegenſtand in den Anmerkungen zu dem §. 8. ausführlicher entwickelt werden wird; ſo verſpare ich, was ich darüber hier ſagen könnte, bis dahin.

„Im §. 7. wird der Unterſchied der
„Vernunft von den Trieben darein geſetzt,
„daß die erſtere nicht ohne Zweck handele.
„Dies kömmt mir nicht ſo vor, weil ich mir
„keinen Trieb ohne irgend einen Zweck ge-
„denken kann. Tiefer muß daher dieſer Un-
„terſchied liegen und da weiß ich von keinem
„andern, als dem, daß der Trieb eine Sa-
„che will, ohne nach dem Rechte oder Un-
„rechte derſelben zu fragen, daß die Ver-
„nunft aber beſtändig auf die Unterſuchung
„und Ausübung des Rechts dringt.“

Als ich jene Stelle hinſchrieb, war ich zweifelhaft, welches Beywort ich dem Worte Zweck hinzufügen ſollte, um meine Gedanken genau auszudrücken — beſtimmter — letzter — entfernter — ſichrer Zweck? — Vielleicht würde das einzige Wort Endzweck alles erſchöpfen. Bey den

Trieben nämlich liegt freylich mehrentheils ein naher Zweck zum Grunde; aber dieſer Zweck kann nicht als der letzte angeſehn werden; es bleibt noch immer ein warum dabey zu fragen übrig; ſeine Erreichung kann Folgen haben, die auf einen, nicht wünſchenswerthen, fernern Zweck leiten. Das Werk der Vernunft hingegen iſt es, vermöge der Urtheilskraft, Ueberlegungen anzuſtellen, zu welchem letzten Zwecke die Befriedigung eines Triebes, durch Erreichung der Mittel-Zwecke, (wenn ich mich dieſes Ausdrucks bedienen darf,) hinführen werde, und ob dieſer dadurch würklich erreicht werden könne, ob er folglich durch die Vernunft gerechtfertigt, das heißt mit andern Worten, gut und recht ſey? Der Trieb z. B. dies oder jenes zu genießen, hat freylich den Genuß zum Zwecke; allein nun fragt ſich's: warum will ich dies genießen? Da unterſucht dann die Vernunft: ob dies geſchehe, um mein Leben zu friſten, oder um mir ein augenblickliches Vergnügen zu verſchaffen? ob ich dieſen Zweck auch würklich dadurch erlangen werde? ob dieſer Zweck einen höhern, letztern Endzweck (die Beförderung der Harmonie des Ganzen, des allgemeinen Wohls, ohne welche mein Glück nur ſcheinbar iſt) nicht etwa zerſtöhre? und darnach beſtimmt ſie die Rechtmäßigkeit, oder Verwerflichkeit des Genuſſes.

„Eben ſo wird der Vorzug der Vernunft darinn geſetzt, daß ſie auf die Folgen achtet, weil kein vernünftiges Weſen nichts unternehmen kann, das nicht zu etwas nützt. Dies kann man nun freylich den Trieben nicht beilegen; allein wenn man Vernunft und Urtheilskraft unterſcheidet; ſo kömmt das Achten auf die Folgen nicht der erſtern, ſondern der letztern zu. Die Vernunft hat den Vorzug, daß ſie uns nicht nur urtheilen lehrt, ſon-

„dern durch Vorhalten ihres Geſetzes unſere „Bildung zu guten Menſchen befördert.“

Ich habe es erklärt, warum ich glaube, daß die Vernunft uns nicht eher Geſetze für unſre Handlungen vorſchreibe, als bis ſie, vermöge der Urtheilskraft, unterſucht hat, zu welchen Final-Zwecken dieſe Handlungen führen werden.

„Nun wird §. 8. den Begriffen von Tu„gend und Pflicht es abgeſprochen, daß ſie „ewige unwandelbare Wahrheiten ſind.“

Nein, nimmermehr! Die Begriffe von Tugend und Pflicht, in abſtracto, ſind gewiß ewig und unwandelbar; das heißt: es iſt eine ewige und unwandelbare Wahrheit, daß vernünftige Weſen nach beſtimmten Geſetzen handeln müſſen, und für uns Menſchen heiſſen dieſe Geſetze Tugend-Gebothe. Allein die Geſetze ſelbſt können nicht unwandelbar ſeyn, weil die vernünftigen Weſen nicht

Alle in einerley Verhältniſſen ſtehen, und daher nicht jede Vorſchrift auf jede Lage paſſen kann. Hier muß ich alſo einen Vereinigungspunct ſuchen, eine Form, in welche alle Vorſchriften paſſen müſſen, und dieſe finde ich in dem Nutzen, den die Befolgung einer Vorſchrift in den Verhältniſſen ſtiftet, in welchen ich lebe.

„So urtheilte doch Haller in der Strophe nicht:

„Freund! die Tugend iſt kein leerer Name;
„Aus dem Herzen keimt des Edlen Saame
„Und ein Gott iſt, der der Berge Spitzen
„Röthet mit Blitzen.“

Obgleich ich in andern Fällen wohl eine kleine Einwendung dagegen zu machen wagen würde, daß man einen Dichter als Genur für die vornehmſten, verdienſtvollſten Staatsbedienten beſtimmt war — Das alles machte, daß mein Freund endlich die Geduld verlohr. Wäre er ein armer Schlucker geweſen, die Creatur irgend eines Großen, der ihn in dieſe Hofmeiſterſtelle eingeſchoben gehabt hätte, weil grade keine andre Verſorgung für ihn zu finden geweſen wäre; ſo hätte er fünfe grade ſeyn laſſen, für nichts weiter geſorgt, als daß der junge gnädige Herr mit Anſtand ſich zeigen, den Fremden ein paar höfliche Worte hätte ſagen können und vorzüglich ſich der edlen Ernſthaftigkeit, Würde und Vorſichtigkeit befleißigt hätte; Er würde ſich dabey dem künftigen Despoten ſo gefällig als möglich zu machen geſucht haben, um die Hoffnung auf eine lebenslängliche Penſion nicht zu verſcherzen; aber Lerchenhayn bedurfte der Betteley und Fuchsſchwänzerey nicht; er beſaß Vermögen, und wer ihm ſeinen Plan verrückte, der griff ihm an die Seele. Es kam daher ein paarmal zwiſchen ihm und dem Fürſten zu ſehr heftigen Scenen, und einſt, als ſie Alle es ihm zu bunt machten, packte er ſeine Sachen ein, ſchrieb Sr. Durchlaucht einen Abſchiedsbrief, beſtellte Poſtpferde und war über die Grenze, ehe der Fürſt Zeit hatte, an die Antwort zu denken.

währsmann für philoſophiſche Sätze anführte; ſo kann doch dies bey dem philoſophiſchen Dichter Haller keineswegs der Fall ſeyn. Allein was enthält denn nun dieſe Strophe, das gegen meine Grundſätze zeugen könnte? Ein leerer Name iſt gewiß Dem die Tugend nicht, der ſie für das höchſte Reſultat der Vernunft, für das einzige ſichre Mittel zu Beförderung ſeiner wahren Glückſeligkeit hält. In dem Herzen liegt der Keim des Wohlwollens, das uns zu der Erfüllung geſelliger Pflichten, zum Guten treibt; und wenn dieſer Trieb von der Vernunft geordnet und gelenkt wird; ſo iſt alles, wie es ſeyn ſoll. Ja! dieſer Keim zum Guten liegt eben ſo gewiß im Herzen, als dieſem Herzen die Ahnung von dem Daſeyn Gottes, der der Berge Spitzen röthet, eingeprägt iſt. Beyde Gefühle aber, die moraliſchen und die religiöſen, bedürfen der Leitung der Vernunft, um uns auf den rechten Weg der Glückſeligkeit zu führen.

„Auch mein Gewiſſen ſträubt ſich dagegen, weil der Unterſchied der That mir gar zu ſehr einleuchtet, wenn ich weiß, daß ich darum ſie gethan habe, weil es recht iſt, und wenn ich nur meinen Vortheil dabey ſuchte.“

Freylich, wenn dabey auf den letzten Zweck, auf die Harmonie und Wohlfahrt des Ganzen, keine Rückſicht genommen wird.

„Nichts iſt mir mehr zuwider und entehrt mich in den Augen Andrer mehr, als wenn Andre mich bloß als Werkzeug zur Erreichung ihrer Abſichten gebrauchen, ſich aber nicht darum bekümmern, was ich dabey empfinde oder leide. Eben ſo ſehr ſchäme ich mich auch, wenn ich irgend Jemand bloß als Mittel und nicht zugleich als Zweck behandelt habe.“

Richtig! ich meine auch nichts geſagt zu haben, das einen ſolchen Egoismus begünſtigen könnte. Wenn wir bey Beförderung fremder Glückſeligkeit auf unſre eigene Rückſicht nehmen; ſo geſchieht das, indem dieſe einen Theil der allgemeinen Glückſeligkeit ausmacht, die der Final-Zweck ſeyn muß. Denn wenn es ſich denken ließe, daß Jeder ſich ſelbſt unglücklich machte, indem er die Wohlfahrt des Ganzen zu befördern ſuchte; ſo würden ſie ja Alle, die das Ganze ausmachen, unglücklich ſeyn, und folglich das Gegentheil von dem bewürken, was Jeder zu erreichen trachtete. Wir ſind ſämmtlich Theile des Ganzen; die Summe des individuellen Wohlſeyns aller dieſer Theile macht die Glückſeligkeit des Ganzen aus. Soll nun jedes Individuum gar nicht für ſein Wohl, ſondern nur für Andre ſorgen; ſo heißt das mit andern Worten, daß wir gar keine Pflichten gegen uns ſelbſt zu beobachten haben. Alſo hätte der Schöpfer jedes Weſen nur dazu geſchaffen, um für andre Weſen zu ſorgen? Mit dem lebhafteſten Gefühle unſrer Identität und Perſonalität begabt, dürften wir uns doch nur als Werkzeug für Andre anſehn? Das ſcheint doch wohl um ſo mehr gegen die Ordnung der Natur zu ſtreiten, da derſelbe Zweck, die Bewürkung der Vollkommenheit des Ganzen, eben ſo vollſtändig erreicht werden kann, wenn der, jeder lebendigen Creatur eingepflanzte Trieb zur Selbſterhaltung, auf die gehörige Art zur gemeinſchaftlichen Harmonie angewendet wird.

„Eine und dieſelbe Handlung ſoll unter „andern Umſtänden gut, gleichgültig, oder „ſtrafbar ſeyn? Nimmermehr! ſo lange es „dabey auf eine und dieſelbe Regel unſers „Verhaltens ankömmt. Dieſe muß immer „entweder gut oder böſe ſeyn, und iſt nie „gleichgültig. Hat man aber den Hand-

„lungen andre Motive untergeſchoben; ſo
„muß ſich auch die Natur der erſtern ver-
„ändern.“

Nichts kömmt mir einleuchtender vor, als daß der Werth und die Rechtmäßigkeit einer Handlung durch die Umſtände, unter denen ſie vollführt wird, durch die Verhältniſſe des Handelnden, durch die davon zu erwartenden Folgen, durch die darauf verwendete Anſtrengung und durch unzähliche andre Umſtände beſtimmt werden und wer das nicht eingeſtehn will, der muß zugleich leugnen, daß es Stuffen in der Tugend gebe. Er muß behaupten, daß es gleichgültig ſey, ob ich eine Pflicht ausübe, wodurch Tauſende glücklich und froh werden, oder eine ſolche, wovon die Folgen ganz unbedeutend ſind; ob die Handlung Kampf und Ueberwindung koſtet, oder ohne große Mühe ausgeführt wird; ob ich, indem ich etwas Gutes thue, etwas Nützlichers, das ich unterdeſſen würken könnte, verſäume (denn der Nutzen, den ich durch die Handlung ſtifte, ſoll ihr ja keinen Werth geben.) Einige Beyſpiele werden, denke ich, zeigen, wohin das führen müßte. Wahrheit zu lehren, Wahrheit zu ſagen, iſt ein poſitives moraliſches Geſetz. Iſt es aber auch Pflicht, Wahrheiten unvorſichtig zu verbreiten, wovon ich weiß, daß ſie grade unter gewiſſen Umſtänden, in dieſem Zeitalter, in dieſem Lande, mehr Verwirrung als Nutzen ſtiften würden? Schwerlich! Und warum nicht? weil ich bey allen meinen Handlungen auf die ſicher zu erwartenden Folgen Betracht nehmen ſoll. Unwahrheit ſagen iſt immer unrecht. Allein iſt dies Unrecht gleich groß, ob ich damit die zeitliche Glückſeligkeit eines Menſchen zerſtöhre, oder einen Mann vom Tode errette, oder aus Beſcheidenheit und um dem Danke auszuweichen, eine edle That, die ich vollbracht habe, ableugne, oder ein unbedeutendes Märchen von meiner Erfindung erzähle? Ich ſoll anvertraute Geheimniſſe verſchweigen; muß dieſe Verſchwiegenheit ſich auch auf mitgetheilte gefährliche Plane erſtrecken? Es iſt Pflicht, Wohlthätigkeit auszuüben; iſt es nun einerley, ob ich durch meine Wohlthaten das unterdrückte, wahre Verdienſt ermuntre, oder den Müßiggang und die Verſchwendung begünſtige? Hier erwarte ich, daß man antworten wird: „Ja! das „heißt auch nicht wohlthätig ſeyn.“ Was beſtimmt denn alſo den Begriff der Wohlthätigkeit? Was anders, als die würklich nützlichen Folgen, welche ſich davon erwarten laſſen? Es iſt Pflicht, meinem Mitmenſchen, den ich in Gefahr ſehe, das Leben zu retten, wenn ich die Mittel dazu in Händen habe; darf ich alſo auch einen, ſeiner Verbrechen wegen, zum Tode Verurtheilten, aus dem Gefängniſſe erlöſen? Iſt die Handlung von gleich großem Werthe, ob ich ein nützliches Mitglied der bürgerlichen Geſellſchaft aus dem Waſſer ziehe, oder einen Taugenichts? Iſt die Pflicht, mein Leben zur Rettung Andrer in Gefahr zu ſetzen, eben ſo groß, ob ich ein einzelner Mann bin, oder ob ich durch meinen Tod, dem ich entgegengehe, einer zahlreichen Familie, deren Verſorger ich bin, ihre Stütze raube? Hat der von Natur Unerſchrockne, der Starke, der an Gefahr Gewöhnte, eben ſo viel Verdienſt von einer tapfern Vertheidigung ſeines Vaterlandes, als der, welcher bey ſolcher Gelegenheit ſeine natürliche Furchtſamkeit überwindet und eine auſſerordentliche Anſtrengung zeigt? Nüchternheit iſt eine Tugend; wenn mir nun aber mein Arzt etwa, um eine wohlthätige Revolution in meinem Körper zu bewürken, verordnete, mich einmal zu berauſchen; wäre dann die Befolgung dieſer Vorſchrift auch unerlaubt?

Mord iſt ein großes Verbrechen; iſt Mord aus Nothwehr, unvorſetzlicher Mord, Mord in einem Kriege, zu welchem mich mein Landes-Fürſt hinſchickt, Mord in Aufwallung des Zorns, Mord den der Scharfrichter verüben muß, Mord aus überlegter Rache — Sind alle dieſe von gleicher Art?

Was beſtimmt denn nun aber in allen dieſen gegebenen Fällen den Unterſchied im moraliſchen Werthe und Unwerthe der Handlungen? Freylich bey manchen offenbar die Abſicht des Handelnden? Allein in wie viel unzählichen Fällen bleibt nicht dieſe dem, der nicht in das Herz ſehn kann, verborgen? Bey wie viel andern Fällen treten noch andre Rückſichten, als dieſe ein! Wo finde ich alſo einen allgemeinern Maßſtab für die Moralität einer Handlung, als in dem Einfluſſe derſelben auf das Wohl der menſchlichen Geſellſchaft? Und woher entſteht der von jedermann anerkannte Unterſchied unter höhern und weniger wichtigen Pflichten? Der, welcher alle Pflichten aus unwandelbaren Geſetzen herleitet, hat in Colliſionsfällen keinen ſichern Grund, der einen vor der andern den Vorzug zu geben. Wer hingegen bey ſeinen Handlungen den auf das Ganze bezweckten Nutzen vor Augen hat, wird nur da über die Wahl zweifelhaft bleiben, wo die menſchliche Kurzſichtigkeit der Vernunft Grenzen ſetzt. Noch einmal alſo! Man muß entweder für jeden einzelnen Fall ein allgemeines Geſetz annehmen und das iſt ja ein Widerſpruch, oder man bedarf eines Haupt-Grundſatzes, nach welchem ſich alle Handlungen prüfen laſſen und da finde ich keinen beſſern, richtigern und allgemeinern, als den: Habe immer den lezten Zweck vor Augen, den du durch deine Handlungen erreichen kannſt und willſt; prüfe wohl, in wie fern dieſer Zweck mit dem allgemeinen Wohl in Harmonie zu bringen

ſey

Der Baron nahm ſeinen Weg nach Tungerhauſen zu, weil er wuſſte, daß ich damals dort war, und der Lerm, welchen ich, wie ich Ihnen erzählt habe, um Mitternacht unter mir hörte, war kein andrer, als der von ſeiner Kutſche, welche durch das Thor in den innern Hof fuhr.

Sobald er mir ſeine Cataſtrophe erzählt hatte, ſtieg bey mir der Gedanke auf, ob es nicht möglich zu machen ſeyn könnte, daß er mit mir Einem Herrn diente; allein ich war freylich ſelbſt noch zu neu in ***, als daß ich mich hätte vermeſſen können, ihm meine Vorſprache anzubiethen; auch war ja Lerchenharn der Mann, der ſich ſchon ſelbſt empfehlen konnte. Er ließ ſich darum den Vorſchlag gefallen, mit mir hinzureiſen, als ein Fremder ſich einige Zeit hindurch in meinem Hauſe aufzuhalten, den Hof zu beſuchen, bis zu meiner Abreiſe aber bey mir in Tungerhauſen zu verweilen.

Schnell entflohn mir nun in Geſellſchaft meines Jugend-Freundes die wenig noch übrigen Wochen; Ich fing an, mich aufzuheitern, vergaß nach und nach die Leiden der Liebe und träumte, wie ehemals, mit Lerchenharn gemeinſchaftlich von großen Dingen, wozu wir noch in der Welt berufen wären. So ſey und bediene dich nur ſolcher Mittel, durch welche andre, eben ſo gute Zwecke nicht geſtöhrt werden!

„Was ſollen das aber für erhabene Be„griffe von gewiſſen Pflichten ſeyn, die das „eine verſtändige Weſen hat, das andre aber „nicht?“

Ich denke, das iſt leicht zu beantworten. Es giebt Völker auf der Erde, bey denen gewiſſe Vorſchriften, Geſetze, Gebräuche, Einrichtungen u. d. gl., welche zum Theil in dem Clima, in der Regierungsform, in den verſchiedenen Religions-Begriffen und in andern Umſtänden ihren Grund haben, für heilig und unverletzlich gehalten werden. Dieſe Einrichtungen gehören dann bey ſolchen Völkern zu derjenigen geſelligen Ordnung, welche zu befördern und zu erhalten moraliſche Pflicht wird, indeß ein anderes Volk von dieſen Pflichten gar nichts weiß. Wo zum Beyſpiel die Vielweiberey eingeführt iſt, und das weibliche Geſchlecht in einer Art von Sclaverey lebt, da ſind alle ſittliche Vorſchriften, welche in Europa das Ehebündniß und überhaupt das Verhalten gegen das andre Geſchlecht zum Gegenſtande haben, nicht anwendbar. Wo man nichts von Fürſten weiß, da fallen alle Pflichten gegen dieſen abgeſonderten Stand weg.

„Es iſt ja nach dem Vorhergehenden kei„ne Tugend und keine Pflicht.“

Da ſich in meiner ganzen Abhandlung, wenn man meinen Worten nicht eine unrichtige Deutung giebt, auch nicht ein Schatten von einer ſolchen Behauptung findet; ſo enthalte ich mich, hierauf zu antworten. Denn das heißt doch wohl nicht das Daſeyn eines Dinges leugnen, wenn man den Grund dieſes Daſeyns nicht gerade da zu entdecken glaubt, wo ein Andrer denſelben ſucht.

„Für die, welche ſie als ewige unwandelbare Wahrheit annehmen, beruht ihre „Erhabenheit bloß auf den reinen und von „allem Eigennutz entfernten Grundſätzen.“

Daß das Beſtreben ſeine wahre Glückſeligkeit zu befördern, die mit dem allgemeinen Wohl verkettet iſt, nicht mit dem verwerflichen Eigennutze in dieſelbe Claſſe zu ſetzen ſey, das glaube ich deutlich genug entwickelt zu haben.

„Was dem Einen Pflicht ſcheint, ſoll „der Andre für ein Verbrechen halten. Wäre „doch hier die Pflicht erklärt; ſo würde alles deutlich ſeyn. Nur das weiß ich, daß „die Achtung für das allgemeine Geſetz kein „Verbrechen iſt.“

Mit Beziehung auf das hierüber ſchon vorhin Geſagte, führe ich hier nur die Verſchiedenheit der bürgerlichen Verfaſſungen zum Beyſpiele an. Was in einem republikaniſchen Staate für hohe Tugend gelten muß, kann vielleicht unter einer monarchiſchen Regierung für ſehr frevelhaft angeſehn werden und eine, durch Schiffbruch auf eine wüſte Inſel verſchlagene Geſellſchaft würde doch wohl nach andern Grundſätzen handeln müſſen, als die Gemeinen der Bürger in einer Reſidenz. Man glaube nicht, dieſen Satz dadurch widerlegen zu können, daß man behauptet: es gäbe denn doch gewiſſe allgemeine Geſetze, die auf alle dieſe verſchiedenen Fälle anwendbar ſeyn müßten. Das iſt es eben, was ich leugne. Sollen dieſe für allgemein ausgegebnen Geſetze ſich nach den ſpeciellen bürgerlichen Einrichtungen richten und wenn ſie, wie es oft geſchehn kann, dieſen widerſprechen, ihnen weichen; ſo ſind ſie nicht allgemein, oder es iſt wenigſtens ſehr zwecklos, ein Moral-Geſetz anzunehmen, wovon man immer Ausnahmen machen muß, und der, welcher ſich gern um die Tugend wegſchleichen will, wird Vorwand genug zu ſolchen Ausnahmen finden. Soll aber der Menſch, welcher ſittlich gut handeln will, verbunden ſeyn, ſich allein an die reinen moraliſchen Vorſchriften zu halten; ſo muß man jedem Einzelnen das Recht geben, die Befehle der Obrigkeit nicht nur zu prüfen, (denn das müßte ihm wohl freylich erlaubt ſeyn) ſondern ſie auch zu übertreten, wenn ſie nicht mit ſeinen allgemeinen Geſetzen übereinſtimmen. Zu welchen Misbräuchen und Verwirrungen alsdann dies hinleiten würde, das erfordert wohl keine weitere Ausführung. Mich dünkt alſo, man bedürfte eines Haupt-Grundſatzes, der auf alle Fälle anwendbar, theoretiſch und practiſch untadelhaft, zugleich der Natur des Menſchen angemeſſen und endlich von keiner Seite dem Misbrauche unterworfen wäre, und dieſen finde ich in der Vorſchrift: alles nach beſter Einſicht beyzutragen, was zu dem Zwecke führt, die Harmonie des

Ganzen, die allgemeine Glückſeligkeit, zu befördern, die in der Summe der möglichſt zu bewürkenden Wohlfahrt aller Einzelnen beſteht, und dazu die ſicherſten Mittel zu wählen.

„Das von der Mäßigkeit entlehnte „Exempel beweiſet nichts, weil die Ver„ſchiedenheit des Maßes bey an ſich erlaub„ten und zu unſerm Unterhalte nothwendi„gen Dingen, nicht auf das Unerlaubte und „Verbothene paßt.“

Ich halte doch das Beyſpiel für paſſend. Wenn es keine gleichgültige Handlungen giebt; ſo muß auch der ſinnliche Genuß gewiſſen Geſetzen unterworfen ſeyn. Dieſe nennt man Geſetze der Mäßigkeit. Woher ſollen nun dieſe Geſetze genommen werden? Darf ich nicht mehr genieſſen, als grade zu Erhaltung meiner Exiſtenz nothwendig iſt, oder iſt auch einiges Vergnügen im Genuſſe zu ſuchen erlaubt, in ſo fern das

Maaß nicht überſchritten wird? Kann dies Maaß bey allen Menſchen und unter allen Umſtänden, in Zeiten der Theurung und Noth, ſo wie in den Tagen des Ueberfluſſes, daſſelbe ſeyn? Alle dieſe und viel andre Fragen können nur mit Rückſicht auf die Würkungen und auf die zu erwartenden Folgen des Genuſſes beantwortet werden und darnach allein beſtimmt ſich der Begriff des Erlaubten und Verbothenen in demſelben. Ließe ſich der Fall denken, daß man durch Uebermaaß des Genuſſes geſunder an Leibe, ſtärker an Geiſte, wohlwollender, geneigter und fähiger ſeinen Nebenmenſchen und dem gemeinen Weſen zu dienen, reicher, heiterer, kurz! glücklicher würde, Statt daß das Gegentheil wahr iſt; ſo würde Uebermaaß des Genuſſes Pflicht werden, wie er jetzt Verbrechen iſt. Dieſelbe Bewandniß hat es mit allen ſittlichen Vorſchriften. Sie ſind nur dann und nur darum Geſetze, wenn und weil ſie die allgemeine Glückſeligkeit befördern.

„Der Canon, ſo viel zu nehmen und zu „genießen, als Appetit und Vermögen ver„ſtatten, hat doch viel Aehnlichkeit mit dem: „Ede, bibe, lude! poſt mortem nulla vo„luptas. Dieſer aber iſt doch himmelweit „von der Vorſchrift entfernt: naturae, ſeu „rationi conuenienter viuere.“

Sollte man aus dieſem Einwurfe nicht ſchließen, ich hätte jenen abſcheulichen Canon empfohlen, da ich doch nur behaupte, der, welcher gar nichts von den ſchädlichen Wirkungen der Unmäßigkeit wüßte, würde auch keine Veranlaſſung haben, ſich Geſetze der Mäßigkeit vorzuſchreiben? Und das ſcheint mir ſo wahr, daß ich gern zugeben kann, ein Solcher würde nach dem Spruche Ede bibe etc. handeln. Rohe, wilde, nicht in wohl geordneten Geſellſchaften lebende Menſchen ſieht man auch dieſen Grundſatz oft genug practiſch ausüben. Und was macht dieſen Spruch ſo verwerflich? Was anders, als ſeine letzte Hälfte, weil darinn ein Genuß empfohlen wird, bey welchem man nicht auf die entferntern Folgen Rückſicht nimmt?

„Darauf wird die Heiligkeit des Eigen„thums geleugnet.“

Wo? wer hat das gethan? Ich gewiß nicht; ich habe nur behauptet, daß Menſchen, die keinen Begriff von Eigenthum hätten, (unter denen z. B. eine Gemeinſchaft der Güter Statt fände) auch von gar keinen Geſetzen und Pflichten, welche die Heiligkeit des Eigenthums zum Gegenſtande hätten, etwas wiſſen würden. Dies lehrt uns ja die Erfahrung. Wir haben in den europäiſchen Ländern das Eigenthumsrecht auf Gegenſtände ausgedehnt, die von weniger cultivirten Völkern wie res nullius, oder wie gemeine Güter betrachtet werden. Bey unſern vervielfältigten Verhältniſſen iſt eine ſolche Einrichtung, zu Erhaltung der Ordnung (des einzigen Zwecks und Gegenſtandes aller Geſetze und Pflichten) nothwendig. Der Wilde fühlt dieſe Nothwendigkeit nicht; und dennoch kann er eben ſo ſtrenge Begriffe von moraliſchen Geſetzen (nämlich von ſolchen, die er dafür erkennt) haben, wie wir. Daher kömmt es denn, daß wir auf den Inſeln der Südſee Menſchen, die übrigens wahrlich Sinn für die feinſten geſelligen Pflichten zeigten, dennoch ohne Scheu allerley entwenden ſahen, wovon ſie vielleicht gar nicht ahneten, daß es für Europäer Werth haben, oder einen Gegenſtand des Eigenthums ausmachen könnte. Man denke ferner an die Verträge der Völker über das Recht der Schiffahrt! — Beruht etwa das Eigenthumsrecht über den Ocean auch auf unwandelbaren Geſetzen?

„Es wird ferner die Verbindlichkeit einer jeden Pflicht aufgehoben, dem gemäß,

„daß

kam der Tag der Abreiſe heran; ich hatte einen Theil meiner Domeſtiken vorausgeſchickt, um mein Haus einzurichten; jezt folgte ich mit dem Baron, meinem Cammerdiener und einem Bedienten nach, ſtellte meinen Freund der Herrſchaft vor und trat meinen doppelten Dienſt, bey Hofe und im Cabinette, an.

„daß Tugend und Pflicht keine ewige, unwandelbare Wahrheiten ſeyen. Von den „Folgen, die aus dieſer Lehre flieſſen, darf „ich wohl ſchweigen.“

Ich meine, doch nun wohl deutlich genug gezeigt zu haben, daß ich dieſen verwerflichen Satz weder behaupten wollen, noch behaupten können, noch behauptet habe.

„Nun wird §. 9. gerühmt, daß die angebohrnen und reinen Begriffe der Tugend „widerlegt ſind. Widerlegt? Ich dächte; „befeſtigt; denn zum Leugnen derſelben nichts „vorzubringen, das heißt, ſie beſtättigen „und geſtehn, daß gegen ſie nichts einzuwenden ſey. Ich will alſo davon abſtehn, „und nur bemerken, daß die allgemeinen „Vernunftgeſetze nicht angebohren im eigentlichen Sinne des Worts zu nennen ſind, „nachdem Locke bewieſen hat, daß uns keine „Begriffe angebohren werden.“

Zu Widerlegung der Behauptung: daß die unwandelbaren moraliſchen Geſetze dem Menſchen von der Natur eingepflanzt und aus ihr allein abzuleiten ſeyen und daß Verhältniſſe, Umſtände und die zu erwartende Würkung auf den Zweck, eigne und fremde Glückſeligkeit zu befördern, gar nicht bey Beſtimmung der ſittlichen Pflichten in Betracht kommen dürfen, glaube ich doch Gründe angeführt zu haben. Die Beurtheilung des Gewichts dieſer Gründe, muß ich einſichtsvollen, unbefangenen Leſern überlaſſen. Ob man die von der Natur uns eingepflanzten Begriffe angebohrne nennen will, oder nicht; das iſt zu meinem jetzigen Zwecke gleichgültig.

„In dem §. 10. wird die Behauptung, „daß höhern Weſen Tugend zukomme, für „kindiſch erklärt, weil wir ihre Verhältniſſe „nicht kennen. Aber iſt es auch kindiſch, „wenn man die Tugend nicht auf Verhält-

„niſſe, ſondern auf Verbindlichkeit zum allgemeinen Geſetze gründet und ſie in ein Beſtreben, demſelben nachzukommen, ſetzt? „Da dies Beſtreben bey dem Begriffe der „Heiligkeit wegfällt; ſo wird freylich das „Wort Tugend der Gottheit nicht beygefügt.“

Ich muß oft wiederholen, was ich ſchon geſagt habe, um nicht in den Verdacht zu kommen, als weiche ich der Beantwortung manches Einwurfs gefliſſentlich aus; dies iſt auch hier der Fall. Alles in der Natur iſt zweckmäßig zur Ordnung und Harmonie geſchaffen. Dies ſetzt beſtimmte Geſetze voraus; die ganze geſchaffene Natur iſt alſo beſtimmten Geſetzen unterworfen. Wir ſehen, wie leblos ſcheinende Gegenſtände nach mechaniſchen Regeln in Bewegung geſetzt werden; durch welche Kraft? das iſt uns verborgen. Die thieriſche lebendige Natur wird durch körperliche Reize, Triebe, Inſtinkte in Bewegung geſetzt. Wie? das verſtehen wir nur zum Theil. Unter dieſen lebendigen Weſen aber iſt das edelſte, erhabenſte, welches wir kennen, der Menſch, mit der Vernunft begabt, welche ihm die Geſetze vorſchreibt, nach denen er handeln, das heißt: ſeine ihn zur Thätigkeit lenkenden Triebe richten ſoll, um zur allgemeinen Ordnung und Harmonie mitzuwürken. Höher hinauf kennen wir die Weſen nicht, welche das Ganze der unermeßlichen Schöpfung mit ausmachen, kennen ihren Würkungskreis nicht, wiſſen nicht, ob wir das, wovon ſie regiert werden, nach menſchlicher Weiſe, Vernunft nennen ſollen, und können daher auch nichts von den Geſetzen ſagen, nach denen ſie handeln müſſen. Uns iſt die Vernunft als Leiterinn unſrer Triebe gegeben. Der ſtärkſte unter allen Trieben und den jedes lebendige Weſen dringend empfindet, iſt der, ſeine Exiſtenz zu erhalten und ſich angenehm zu machen. Stände dieſer allgemeine Trieb mit dem Hauptplane, mit der Beförderung der Harmonie des Ganzen, im Widerſpruche; ſo wäre das ein Schöpfungswerk ohne Ordnung. Es lehrt uns aber unſre Vernunft die Mittel, durch welche unſer Trieb, wahrhaftig glücklich zu ſeyn, ſich nicht nur mit der Befriedigung deſſelben Triebes in Andern ſehr wohl vereinigen läßt, ſondern zeigt uns auch, daß das Eine ohne das Andre, und daß die Harmonie des Ganzen ohne Beydes gar nicht beſtehn kann. Die Regeln unſers Verhaltens nun zur Direction dieſes natürlichen und reinen Triebes, nennen wir moraliſche Vorſchriften, deren beſondre Beſtimmung von den verſchiedenen Verhältniſſen, in welchen wir leben, abhänhig iſt. Behaupten zu wollen, daß alle dieſe einzelnen Vorſchriften für einzelne Fälle, zugleich auf alle Verhältniſſe paſſen, daß ſie auch da ewige Wahrheiten ſeyn ſollen, wo dieſe Verhältniſſe gar nicht exiſtiren, ja! daß ſie auch ſolchen Weſen zu Geſetzen dienen müſſen, deren Würkungskreis wir gar nicht kennen — das iſt es, was mir als kindiſch und von eingeſchränkten Begriffen zeugend vorgekommen iſt und was ich alſo genannt habe.

„Nach §. 11. ſoll es ausgemacht ſeyn, „daß moraliſch gut handeln ſeine Glückſelig„keit befördern heiſſe. Dieſe Deduction iſt „mir noch nicht vorgekommen“

Wie? leſe ich recht? der Satz: daß man durch Ausübung der Moral ſeine Wohlfahrt befördre, und daß folglich moraliſche Vollkommenheit den höchſten Grad von Glückſeligkeit gewähre — dieſer Satz iſt meinem Herrn Gegner noch nicht vorgekommen? Wahrlich! wenn der Satz falſch iſt; ſo dürfen wir es dem Menſchen, deſſen ganzes Weſen nach Glückſeligkeit ſtrebt, wohl nicht übelnehmen, wenn die Tugend, die ihn elend macht, wenig Reiz für ihn hat, und die reine Vernunft, welche ihm dazu die Geſetze vorſchreibt, iſt kein beneidenswerthes Geſchenk.

„Vielleicht aber ſollen die angeführten „drey oder vier Triebfedern unſrer moraliſch „guten Handlungen dies erſt erweiſen.“

Ich habe, um zu zeigen, wie man ſeine Handlungen auf den Zweck tugendhaft und glücklich zu ſeyn, hinleiten könne, zuerſt bemerklich machen wollen, welche Bewegungsgründe überhaupt uns zum Handeln, zur Würkſamkeit, antreiben. Hierinn finde ich in der That nichts, was ſo ganz wie leeres Geſchwätz zu behandeln wäre.

„Dieſe Triebfedern ſind: 1) Das Gefühl, das uns unwillkührlich zu gewiſſen „Handlungen hinführt. Allein gewiſſe Handlungen ſind noch nicht moraliſch gute.“

Und wer behauptet denn das? Es iſt hier nur theils überhaupt von dem Thätigkeitstriebe die Rede, ohne welchen wir gar nicht handeln würden, theils von Gefühlen des Wohlwollens und der Theilnahme, die auch moraliſch gute Handlungen erzeugen können; allein gleich nachher iſt ja deutlich geſagt, daß dieſe Triebe und Gefühle, wenn ſie Werth haben ſollen, erſt von der Vernunft geleitet und berichtigt werden müſſen.

„2) Die Vernunft, die dies Gefühl auf „beſtimmte Zwecke leitet und ſeinen Verhältniſſen (was denn?) anpaßt. Sind die „Zwecke nicht an ſich gut und recht; ſo hilft „es nicht, daß ſie beſtimmt genannt werden; und läge in den Verhältniſſen irgend „ein Unrecht; ſo dürfte man ſich denſelben „nicht anpaſſen.“ (ſich anpaſſen? das habe ich ja nicht geſagt, ſondern ſeinen Trieb zur Thätigkeit auf die Verhältniſſe paſſend anwenden.) „Eine Vernunft, die nichts „anders als dieſes beydes verſteht, führt

„noch nicht zu moraliſch guten Hand„lungen.“

Wie die reife Vernunft hierbey verfahren müſſe, habe ich oben gezeigt.

„3) Die Uebereinkunft oder Convenienz. „Da es offenbar iſt, daß Menſchen oft zu „Laſtern ſich vereinbaren; ſo iſt die Verab„redung, die ſie unter einander treffen, nicht „für ſich eine Triebfeder moraliſch guter „Handlungen.“

Wer ſieht nicht, daß meine Abſicht iſt, hier bemerklich zu machen, daß es auch Bewegungsgründe zu Handlungen gebe, die bloß auf der Uebereinkunft der Menſchen beruhen, und die dann nur deswegen zu moraliſchen Geſetzen werden, weil dadurch die bürgerliche Ordnung befördert wird. Ein Mann, der dieſe Geſetze deswegen überträte, weil ſeine reine, auf keine Verhältniſſe achtende Vernunft, ihm dieſelben nicht vorſchriebe, würde ein ſchlechter Bürger ſeyn, und zu einem moraliſch guten Menſchen gehört, ſo viel ich es einſehe, auch, daß er ein guter Bürger ſey.

„4) Der Wille der Gottheit wird es „nur dann, wenn das Vernunftgeboth für „den Willen Gottes erklärt und kein will„kührliches, unerforſchliches Geſetz dafür „ausgegeben wird.“

Es iſt hier von der Verſchiedenheit ſolcher ſittlichen Vorſchriften die Rede, die bloß auf Religions-Meinungen, auf Glauben an Offenbarungen beruhen, der nicht bey allen Völkern derſelbe iſt. Meine Ueberzeugung davon iſt nicht die Ueberzeugung eines Andern. Ein Jude, zum Beyſpiel, den ich für einen moraliſch guten Menſchen halten ſoll, muß ſein Cäremonial-Geſetz beobachten, deſſen Vorſchriften mich nichts angehn.

„Das Geſtändniß, daß die drey erſten „Triebfedern (denn auf die letztere wird hier

Dreyzehntes Capitel.

Glänzende Ausſichten für den Grafen. Seine Vermählung.

Sehr unterſchieden waren die Vorbedeutungen, unter welchen ich hier meine neue Laufbahn anfieng, von denenjenigen, welche meinen Eintritt in die Dienſte meines Vaterlandes ehemals bezeichnet hatten; denn hier kam mir jedermann mit Wohlwollen und Höflichkeit zuvor; jedermann ſchien gute Erwartungen von mir zu haben; ich las auf keines Menſchen Geſichte Mistraun in meinen Character, noch Neid, noch das Beſtreben, mich zu demüthigen oder niederzudrücken und — was mir über alles gieng, ich arbeitete unmittelbar unter den Augen eines einſichtsvollen Fürſten, der mir durch ſein herablaſſendes, mit Ernſthaftigkeit und Würde vermiſchtes freundliches Betragen, zugleich Zutraun und Ehrerbietung einflößte. Die Arbeit gieng mir nun friſch von der Hand und ich bemerkte bald, daß ſowohl mein Herr,

als

„nicht viel gerechnet) uns einzeln oft misleiten und nur vereint richtig führen, zeigt „doch gewiß ihre Untauglichkeit an; denn „bey Gründen ſieht man nicht auf die Menge, ſondern auf ihre Richtigkeit, und was „einzeln zur Moralität unbrauchbar iſt „(unbrauchbar?) kann es nicht durch die „Vereinigung mit einem andern eben ſo fehlerhaften (fehlerhaften?) werden.“

Nach dieſer Logik iſt jedes einzelne Bein zum Stehen unnütz, weil man zweyer Beine bedarf, um feſt zu ſtehn.

„Wo bleibt aber dann der Ruhm, daß „man Gründe der Sittlichkeit aufſtellen wolle, die viel einfacher und bündiger ſind, „als unſre Achtung für das moraliſche Geſetz? Alle andre Gründe taugen ja nichts. „Dies wird hier ſelbſt zugegeben?“

Wenn man behauptet, daß die natürlichen Gefühle, die uns zu guten Handlungen bewegen, durch die Vernunft ihre Berichtigung erhalten, durch die bürgerlichen Einrichtungen modificirt, und durch die Religion ſanctionirt werden, heißt das behaupten, daß Gefühle des Wohlwollens, daß Vernunft, Convenienzen und Religion nichts werth ſeyen?

„Was mag das für eine Vernunft ſeyn, die uns egoiſtiſch und unmoraliſch handeln lehrt? Die praktiſche, die uns Achtung gegen das Geſetz gebiethet und uns alſo vor dem Egoism, der Frucht unſrer auf Glückſeligkeit losarbeitenden Triebe, allein ſchützt, kann ſich doch ſolche Schande und Laſter nicht nachſagen laſſen. Welche Vernunft befiehlt uns zu calculiren? Gewiß auch nicht die praktiſche, die, ohne irgend einen Calcul vorzunehmen, das Geſetz in aller ſeiner Reinigkeit aufſtellt.“

Die Vernunft, welche gar nicht calculirt, gar nicht berechnet, und bey Beſtimmung ihrer Geſetze den Antrieb zum Handeln

deln gegen den zu erreichenden Zweck mit Hinſicht auf die anzuwendenden Mittel und auf die Umſtände, nicht abwiegt — iſt keine Vernunft. Sie würde aber in unzähligen Fällen unentſchloſſen bleiben, wenn nicht der weiſe Schöpfer zugleich in die Natur des Menſchen den Trieb zur Thätigkeit und das Gefühl des Wohlwollens gelegt hätte, wodurch manche Handlung zum Beſten des Ganzen zur Ausführung kömmt, die zwar der Vernunft nicht widerſprechen darf, wenn ſie moraliſch gut ſeyn ſoll, aber doch nicht beſtimmt von ihr vorgeſchrieben wird.

„Wird hingegen alles Vernünfteln mit „Recht als ungeſchickt angeſehn, eine gute „Geſinnung in uns hervorzubringen; ſo iſt „doch billig zu fragen, ob es nicht auf gleiche Art Vernünfteley ſey, wenn man dem „Moralgeſetze ſeine Feſtigkeit und Gewißheit „darum abſprechen will, weil Menſchen verſchieden denken und das Geſetz nicht auf

„jedes Verhältniß anpaſſen. Das Geſetz „redet vom Sollen und wer es wegklügeln „will, ſpricht von dem, was geſchieht. Ich „halte es doch lieber mit dem Gehorſam, als „mit dem Raiſonniren.“

Eine Vernunft, die nicht raiſonnirt, iſt ein Unding. Die Vorſchriften, die ſie giebt, können nur Reſultate ihres Raiſonnements ſeyn. Sie weiß von keinen Geſetzen, als von ſolchen, die auf richtiges Raiſonnement beruhen und verlangt keinen Gehorſam, als gegen Geſetze von dieſer Art.

„Wozu der §. 12. hier dienen ſoll, ſehe „ich nicht ein. Das Chriſtenthum beweiſet „nicht, daß man, um moraliſch gut zu handeln, ſeine eigne Glückſeligkeit ſuchen müſſe,“ (wohl aber umgekehrt, daß man, um glücklich zu werden, moraliſch gut handeln müſſe und das iſt per inuerſionem logicam einerley, da eines die Bedingung des andern ausmacht,) „ſondern empfiehlt das allgemeine Geſetz als uns nahe, in unſerm Herzen und in unſerm Munde. Wollte Chriſtus von der Religion zur Moral übergehn; „ſo mußte er Liebe zu Gott zum höchſten Gebote machen, und ihm war dies hinlänglich, wenn er dieſe Liebe in die Verehrung „Gottes mit unſerm Geiſte, oder in Nachahmung des höchſten Weſens und in Befolgung ſeiner Gebote ſetzte. Für ihn iſt Menſchenliebe eben ſo verbindlich, als Gottesliebe, und der Maaßſtab für unſer moraliſch gutes Verhalten gegen Andre iſt die „Selbſtliebe, nicht daß die Sorge für uns „empfohlen werden könnte und ſollte, ſondern daß wir immer fragen ſollen, ob „wir ſo viel für Andre, als für uns ſelbſt „thun.“

Empfohlen braucht wohl ein Gefühl nicht zu werden, das der Schöpfer aller Creatur als das erſte und dringendſte in die

Natur gelegt hat; es aber zum Maaßſtabe unſrer moraliſchen Pflichten gegen Andre machen, das heißt doch wohl nicht, es aus der Zahl der Bewegungsgründe zu ſittlichen Handlungen wegweiſen.

„Wird §. 13. die Selbſtliebe als natür„lich und dringend vorgeſtellt; (einfach kann „ein ſo zuſammengeſetzter Trieb nicht heiſſen) „ſo kann und muß ſie doch einem höhern „Geſetze unterworfen ſeyn, ohne es ſich an„zumaßen, daß ſie die Regeln unſers Ver„haltens uns vorſchreiben dürfe. Dies und „nicht das Gegentheil findet eine geſunde, „reine Vernunft angemeſſen. Wenn hernach „von der Glückſeligkeit behauptet wird, daß „ſie erſt durch die genaueſte Beobachtung al„ler moraliſchen Pflichten erlangt wird; ſo „wird dadurch die Selbſtliebe von der Her„vorbringung der Glückſeligkeit ausgeſchloſ„ſen, es wäre denn, daß Selbſtliebe einer„ley mit der genaueſten Beobachtung aller

„ſeiner Pflichten ſeyn könnte. Macht aber „Selbſtliebe an ſich ſchon glücklich; was „braucht es dann der Vernunft, um erſt an „ihrer Hand nach guten Bewegungsgründen „zu handeln, und die Ordnung und Har„monie des Ganzen zu befördern? Ich kann „hier nichts als Dunkelheiten, wo nicht Wi„derſprüche, entdecken."

Ich geſtehe, daß ich vielmehr in dieſen Einwürfen Dunkelheit finde. Einfach iſt nun wohl gewiß der Trieb der Selbſtliebe, der uns bewegt, für die Fortdauer und Annehmlichkeit unſers Daſeyns zu ſorgen. Er iſt vielleicht der einfachſte von allen Trieben, da er ſich ſchon in dem Kinde offenbart, das zum erſtenmal die Bruſt der Mutter ſucht und ſich gegen den Zwang der Windeln ſträubt. Einem höhern Geſetze iſt die Selbſtliebe unterworfen, nämlich dem Geſetze der Vernunft, die uns lehrt, in wie fern ſich die Selbſtliebe mit dem Eifer für das Wohl des

Ganzen in Harmonie bringen läßt. Selbſtliebe treibt uns an, unſre eigne Glückſeligkeit zu befördern; dies kann am ſicherſten und dauerhafteſten durch Ausübung der moraliſchen Pflichten geſchehn. Die Vernunft giebt, nach den Umſtänden, die Vorſchriften dazu — So hängt alles ſehr ordentlich zuſammen.

„Im §. 14. wird der Schade, den die „Selbſtliebe anrichtet, eingeräumt, und, „als Mittel zur Verhütung deſſelben, Schonung, „Nachgiebigkeit und Aufopferung „angegeben. Die Befolgung ſelbſtſüchtiger „Neigungen wird alſo bloß durch Anwendung „des allgemeinen Geſetzes der Schonung „ꝛc. abgewandt — die beſte Ehrenrettung, „welche das Moralgeſetz erhalten „kann!"

Ich fürchte, einige Worte zur Erläuterung werden einen Theil dieſes Triumphs wegnehmen. Wohlgeordnete Selbſtliebe richtet nie Schaden an. Sie ſucht wahre, dauerhafte Glückſeligkeit, die nie ohne Erfüllung der Pflichten gegen Andre, ohne Schonung und Aufopferung, erlangt werden kann. Dies iſt deutlich und beſtimmt im angeführten §. 14. geſagt.

„Nach §. 15. ſoll die Sorgfalt oder Sor„ge für unſer Leben u. ſ. f. in Colliſionsfäl„len allen andern vorgehn.“

Daß dies geſchehn ſolle, iſt gar nicht geſagt. Es ſteht nur da, daß, wenn wir immer bloß die calculirende Vernunft zu Rathe zögen, wir in den mehreſten Fällen das uns näher liegende eigne Intereſſe dem zu bewürkenden entferntern Wohl des Ganzen vorziehn würden.

„Nein! dafür ehre ich Juvenals Worte:

„Summum crede nefas, animam praeferre pudori
„Et propter vitam viuendi perdere cauſas.“

Abermals eine Stelle aus einem Dichter — Doch, es ſey! Dieſe Stelle enthält eine große Wahrheit. Sie ſagt: es ſey ſchändlich, über die Sorgfalt für das Leben, den Zweck des Lebens aus den Augen zu ſetzen. (Und dieſer iſt kein andrer als der: zum Wohl des Ganzen mitzuwürken) Sehr wahr! das Leben ſelbſt iſt nichts werth, wenn es thatenlos und unnütz verträumt wird.

„Der Mann ſchätzte die Bildung des „Herzens zur Tugend und den Beruf zur „Pflicht, ſo wie es ſich gebührte“ — Gewiß!

„Für Scherz ſehe ich die Sorge für die „Wohlfarth der Mondbürger an und für „die Harmonie der Sphären. Die geſunde „Vernunft läßt uns nicht ſo überſchwenglich denken, und bindet uns für's Erſte an „die Erde, wo wir Pflichten genug ausüben „können.“

als die Miniſter, Wohlgefallen und Verwunderung über die Leichtigkeit äuſſerten, mit welcher ich meine Geſchäfte trieb und mich mit der Verfaſſung eines Landes, in welchem ich durchaus fremd war, bekannt machte. Was Sie aber vielleicht wundern könnte, iſt, daß auch das Hofleben mir hier Vergnügen machte, ſo groß auch der Widerwillen geweſen war, den, auf meinen Reiſen an die teutſchen Höfe umher, der Anblick dieſes ewigen Einerley und des elenden Bettelglanzes in mir erweckt hatte. Um dieſen Anſcheinenden Widerſpruch zu heben, muß ich mich ein wenig in eine genauere Zergliederung des Unterſchieds unter Hof und Hof einlaſſen.

Natürlich iſt es, daß ein philoſophiſcher Kopf in gewiſſen Jahren, wenn ihm überhaupt die mehrſten bürgerlichen Conventionen, das unruhige Treiben, Jagen und Drängen der Menſchen unter einander, um nichtsbedeutende Kinderpoſſen zu erringen und die zahlloſen Maſchinerien voll großer Anſtalten, zu Beförderung kleiner Zwecke, elend und jämmerlich vorkommen, daß er dann am heftigſten von Unwillen ergriffen wird, wenn er da, wo er mit Recht die erſten Köpfe der Nation und die edelſten im Volke zu erblicken hoffen dürfte, am Ruder des Staats, in dem engſten Cirkel um die Perſonen der Monarchen her, Deswegen iſt es denn auch ſehr vernünftig, die Nothwendigkeit der Bewegungsgründe zur Pflicht-Erfüllung aus den irdiſchen Verhältniſſen ſelbſt und aus der Natur des ſinnlichen Menſchen herzuleiten. Nicht viel weiſer als die Sorgfalt für die Harmonie der Sphären, ſcheint mir indeſſen die Anſtrengung einiger neuern Philoſophen, die der ganzen Welt eine andre Richtung zu geben hoffen, indeß ſie oft ihr eignes Hausweſen nicht zu regieren verſtehen; die alle engere Bande, welche uns an unſer eignes Wohl, an Familie und Vaterland feſſeln, für klein und verächtlich erklären, immer nur für das Ganze würken wollen, und nicht bedenken, daß das Univerſum nur darum Intereſſe für uns hat, weil wir durch dieſe engeren Bande daran gefeſſelt ſind. Auch lehrt uns die Erfahrung (beſonders bey Revolutionen) daß diejenigen ſehr ſchlechte Cosmopoliten zu ſeyn pflegen, die weder Weib, noch Kind, noch Obdach haben, und daß die ſich wenig um die Ordnung bekümmern, die bey der Unordnung nichts verliehren können.

„Eben ſo wenig kann ich den vier folgenden Schlüſſen beypflichten:“

„Erſter Schluß: Wenn nach dem nähern oder entferntern Einfluſſe ein Gegenſtand uns mehr oder weniger intereſſirt; ſo wird in gleichen Verhältniſſen unſre Vernunft dadurch mehr oder weniger zu moraliſchen Handlungen beſtimmt. Allein das Intereſſe an irgend einer Sache wird durch unſre Empfindungen und die dadurch hervorgebrachten Triebe bewirkt, iſt aber nicht ein Werk der practiſchen Vernunft, die nur das Recht gebeut und die moraliſche Handlung darnach beſtimmt. Es kann daher die größere und geſchwindere Thätigkeit unſerer Vernunft ſich nicht nach dem ſtärkern oder ſchwächern Eindrucke

„richten, den die äußern Dinge auf unſre Sinne machen, ſondern ſie läßt ſich bloß durch Einſicht in das, was wahr und recht iſt, bewegen."

Ihr, die Ihr das menſchliche Herz kennt, ſaget, ob ſich natürliche Empfindungen wegphiloſophiren laſſen und ob die Vernunft ein Mehreres vermag, als dieſe Empfindungen zu guten, nützlichen Zwecken zu lenken!

„Zweiter Schluß: Je einleuchtender die Folgen, der Zweck und die Nützlichkeit einer Handlung, deſto dringender die Bewegungsgründe der Vernunft, ſie zu unternehmen. Dies alles vermehrt bloß den Trieb oder die Neigung, etwas zu thun, oder zu unterlaſſen. Die Vernunft richtet ſich hingegen nur nach Rechtmäßigkeit und Unrechtmäßigkeit in allen ihren Forderungen oder Verbothen."

Ich habe es erklärt, welche Begriffe ich mit den Wörtern: Vernunft, Pflicht, recht, nützlich und Zweck verbinde und dadurch dieſen Einwurf beantwortet.

„Dritter Schluß: Eine Handlung iſt deſto verdienſtlicher, je nützlicher ſie in ihren Folgen für das Ganze iſt. Zum Theil wahr; aber doch nicht ganz“ (alſo wird es hier doch endlich eingeräumt, daß die Hinſicht auf die Folgen nicht gänzlich zu vernachläſſigen ſey) „weil wir beym Verdienſtlichen nicht bloß auf das Gemeinnützige, ſondern auch auf die Reinigkeit der Triebfeder, auf die Entfernung des eignen Vortheils bey unſrer Beſtimmung zu der That achten.“

Ich erkenne keine Triebfeder für vernünftig, ächt und rein, als die: Gutes zu thun, um ſo viel möglich der menſchlichen Geſellſchaft, deren Mitglied ich bin, nützlich zu werden.

„Vierter Schluß: Eine Handlung, wobey gar keine Folge, gar kein Nutzen vorauszuſehn iſt, hat gar keinen moraliſchen Werth. Gern kann man zugeben, daß kein vernünftiges Weſen ohne Urſache und Abſicht handelt. Aber der moraliſche Werth der That beruht doch allein auf der Lauterkeit und Vortreflichkeit des dabey gebrauchten Princips."

Sollte es nicht ein Widerſpruch ſeyn, zu behaupten, daß ein vernünftiges Weſen nie ohne Abſicht handle, doch aber durch ein Princip beſtimmt werden müſſe, wobey es auf keine Abſicht, ſondern bloß auf das Princip ſelbſt Rückſicht nehmen dürfe? In der Abſicht muß, denke ich, das Princip liegen.

„Nach §. 16. ſind es bloß unſre Gefühle, die uns unwillkührlich zum Wohlwollen gegen andre Weſen treiben und die edlen, großen und nützlichen Handlungen hervor-

„bringen, an deren Bewürkung die Vernunft
„keinen Antheil hat. Hierinn finde ich bei-
„nahe einen wüthenden Haß“ (????)
„gegen die Vernunft, die uns doch nicht
„Leides, ſondern lauter Gutes thut. Da-
„für aber kenne ich auch keine egoiſtiſche,
„unmoraliſch handelnde und calculirende
„Vernunft, ſondern bloß die practiſche, die
„höchſte Gotteskraft in uns, das edelſte und
„erhabenſte Vermögen, das uns immerdar
„das Geſetz in ſeiner Heiligkeit und Vollkom-
„menheit vorhält. Gern ſchätze ich die
„menſchlichen Gefühle und die Triebe des
„Wohlwollens, die uns aber doch als Ge-
„fühle und Triebe nur blindlings leiten und
„daher nothwendig irreführen müſſen, wenn
„ſie uns dem practiſchen Geſetze entziehn
„wollen. Ich werde den Trieb nie rühmen,
„wenn er uns zu ſolchen Handlungen treibt,
„wovon wir unſrer Vernunft keine Rechen-
„ſchaft geben können. Dieſe Handlungen

„müſſen entweder geſetzwidrig oder nicht aus Pflicht entſprungen ſeyn, ohne das würden wir gern das Vernunftgeſetz damit vergleichen.“

„Den ſo hochgeprieſenen Gefühlen geſchieht meiner Meinung nach Recht, wenn hernach den, durch ſie verrichteten Handlungen (moraliſch kann ich ſie nicht nennen) die Beförderung der eignen Glückſeligkeit zum verſteckten Motive gegeben wird. Das heißt, dieſe Gefühle und Triebe ſind an ſich blind, und laſſen ſich daher deſto leichter durch Klügeley und falſche Vorſpieglung täuſchen. Sie möchten ſo gerne gemeinnützig ſcheinen, aber im Grunde ſind ſie das, was die Würkung der Selbſtliebe ſeyn muß, eigennützig und ſelbſtſüchtig.“

„Wenn nun ferner Aufopferung des eigenen Nutzens und Vergnügens bloß für Enthuſiasmus erklärt wird, der nie“ (????)

„von einer nüchternen, reinen Vernunft hergeleitet werden kann“ (Wo ſteht das geſchrieben? es iſt ja nur von einzelnen Fällen die Rede.) „und deſſen Thaten in die Reihe moraliſcher Handlungen nicht geſetzt werden dürfen; ſo glaube ich hier eine Satyre auf die zu leſen, welche das einzige Moralprincip nebſt den großen und herrlichen Thaten und Lehren der Griechen und Römer, ſo wie auch das Leben und den Unterricht des Heilandes“ (? ? ? ?) „angreifen wollen, und dabey ganz überſehen, daß Tugend nicht ohne Aufopferung des eigenen Nutzens und Vergnügens gedacht werden kann.“

„Ich übergehe das, was von religiöſen Bewegungsgründen geſagt iſt, weil davon ſchon vorher und hernach in der Folge mehreres vorkömmt.“

Es ſey mir erlaubt, zu bemerken, daß ich in dieſen Einwürfen wohl ein wenig mehr lebhafte Declamation, als ruhige Aufſtellung von Gründen finde. Was von dieſen darinn liegt, wird ſich, denke ich, kurz beantworten laſſen. Es iſt die Eigenſchaft der Vernunft, zu raiſonniren und zu rathen, nicht zu handeln. Zur Würkſamkeit werden wir durch Triebe und Neigungen geführt. Daß dieſe von der Vernunft regiert und auf den rechten Weg geleitet werden müſſen, das iſt ja meinen eignen Grundſätzen und Aeuſſerungen gemäß, und kann mir daher nicht entgegengeſtellt werden. Zugleich habe ich nicht nur gezeigt, daß Aufopferungen Pflicht ſind, ſondern auch, daß wir, ohne ſie, uns keine dauerhafte Glückſeligkeit zuſichern können. Daß aber manche ſehr edle, groſſe Handlungen (nirgends habe ich dies von allen behauptet) und Aufopferungen bloß unſern guten Trieben und Neigungen beyzumeſſen und nicht aus dem Geſetze, das die Vernunft vorſchreibt, herzuleiten ſind, das läßt ſich wohl behaupten, ohne dadurch einen wüthenden Haß gegen die Vernunft zu verrathen. Ich ſehe ein flüchtiges Pferd, im Begriffe mit ſeinem Reuter in einen Abgrund zu ſtürzen. Ich ſelbſt ſtehe an dieſem Abgrunde, und es iſt höchſt wahrſcheinlich, daß, wenn ich es verſuchen will, das flüchtige Roß mitten im Laufe aufzuhalten, es mich zugleich mit hinabziehn wird. Allein der Trieb einer theilnehmenden Menſchenliebe ſetzt mich in den Enthuſiasmus, das unmöglich Scheinende zu wagen und die drohende Gefahr zu vergeſſen. Ich greife zu, und glücklicherweiſe gelingt es mir, das Pferd beym Zügel aufzuhalten. Nun habe ich eine edle That vollbracht; ich habe einem Menſchen das Leben gerettet; aber meine Vernunft würde mich zu einer ſo kühnen, verwegenen Handlung nie beſtimmen. Ob die reine, practiſche Vernunft der neuern Philoſophen ein unbedingtes Geſetz anerken-

ne,

her, an den Schwellen des Throns, ja! auf den Thronen ſelbſt, die flachſten, unwiſſendſten und ſchlechteſten Menſchen antrifft. Allein es gewähren doch nicht alle Höfe einen ſo traurigen Anblick, und es giebt eine frühere Periode des Lebens, in welcher angenehme ſinnliche Eindrücke ſolche kalte Ueberlegungen entfernen. Ein feuriger, geiſtvoller junger Mann hat das Glück in die Dienſte eines nicht ganz unbedeutenden Fürſten zu treten, der natürliche große Anlagen des Kopfs und Herzens durch die ſorgſamere Erziehung, durch die herrliche Gelegenheit ſich zu bilden, welche ihm ſein Stand verſchafft, ausgebauet hat. In einem Alter, wo ſonſt mancher Jüngling in irgend einem unbekannten Winkel ſein Stückchen Brodt im Schweiße ſeines Angeſichts verdienen oder ſtumm in einem Collegio am Ende eines großen grünen Tiſches ſitzen oder in der Schreibſtube irgend eines Unter-Dekreten ſchwitzen muß, ſetzt ihn ſeine Hof-Bedienung, die ihm zugleich einen Rang über alte verdienſtvolle Leute giebt, in den Fall, täglich dem Manne nahe zu ſeyn, von deſſen Winken die Exiſtenz vieler Tauſende abhängt. Schon dieſe Auszeichnung, wäre ſie auch mit noch ſo viel Zwang verbunden, gefällt, weil es immer eine angenehme Empfindung bleibt, etwas zu erlangen, was nicht jedem zu Theil wird. Aber er ſieht nicht nur ne, das uns gebiethet, ein Leben, von deſſen Verwendung wir Gott und der Welt Rechenſchaft ſchuldig ſind, auf ein ſo ungleiches, unſichres Spiel zu ſetzen, das muß ich unentſchieden laſſen. Indeſſen ſind ſehr viel große Thaten der griechiſchen und römiſchen Helden von dieſer Art geweſen. Allein wie könnte wohl die Lehre des Heylandes hierher gehören? Für die heiligſten practiſchen, von der reinſten Vernunft anerkannten Wahrheiten, zu leben und zu ſterben; das iſt nicht das Werk eines Enthuſiasmus, den Neigungen und Triebe erzeugen.

„Im §. 17. wird die überlegende Vernunft beſchuldigt, daß ſie uns bewegt, das „entferntere Wohl des Ganzen dem nähern „Privat-Vortheile aufzuopfern, beſonders „wenn man die That unbemerkt und ungeſtraft vollbringen könnte. Die Spitzbübinn, die Vernunft! die falſche Lehrerinn, „Räthinn, Geſetzgeberinn! Wer mag mit

Von einzelnen Vortheilen iſt nicht die Rede. Bisher haben alle Moraliſten geglaubt, daß man ohne Tugend nicht dauerhaft glücklich ſeyn könne. Daß man durch Verbrechen ſich vorübergehenden Genuß zu verſchaffen vermöge, daran zweifelt niemand.

„Zweytens ſoll die Dankbarkeit ihn zur Wahrnehmung des gemeinen Vortheils bewegen. Allein wenn er nichts von Pflicht überhaupt weiß, und aus Achtung gegen dieſelbe zu handeln ſich nicht entſchließen kann; ſo läßt ſich die Erkenntlichkeit gegen empfangene Wohlthaten, eben ſo gut wie Tugend und Pflicht, wegvernünfteln.“

Was *mir* Tugend und Pflicht iſt, das läßt ſich nicht wegvernünfteln, denn es beruht nicht auf einem willkührlich angenommenen Geſetze, das nicht Jeder anerkennt, nicht auf Vorſtellungen und Empfindungen, die nicht bey allen Menſchen dieſelben ſind und die man verleugnen kann, ſondern auf unleugbarer Darſtellung der erweislichen, auf die Glückſeligkeit der Individuen zurückwürkenden Folgen, jeder guten und ſchlechten Handlung.

„Nach §. 18. werden wir Trotz unſerer Vernunft unmoraliſch handeln, wenn wir für Dankbarkeit, Furcht vor bürgerlichen Strafen und für religiöſe Gefühle keinen Sinn haben. Was heißt hier: Trotz der Vernunft? Will es ſagen, ihre Macht reiche nicht zu, wenn die angeführten Triebe und Gefühle es nicht ausrichten; ſo erbarme ſich der Himmel unſrer Tugend! Denn von den Empfindungen und Neigungen iſt es hinlänglich erwieſen, daß ſie zum öftern unmoraliſche Handlungen hervorbringen. Der Menſch darf alſo nie hoffen, ſich zu beſſern, richtige Grundſätze bey ſich aufzunehmen und nie gut zu werden, ſich beſtreben.“

Welch' eine Art zu ſchlieſſen! Der verſtändliche Sinn meiner Worte iſt der: Wenn die, von dem liebreichen Schöpfer zu wohlthätigen Zwecken in unſre Natur gelegten Triebe von der Vernunft gehörig geleitet werden; ſo bewürken ſie die edelſten moraliſchen Handlungen; allein und ohne dieſe Hülfe hingegen, führen ſie leicht auf Irrwege, und es gelingt ihnen oft auch, ſelbſt die Vernunft zu verblenden, wenn Furcht vor bürgerlicher Strafe und religiöſe Gefühle nicht noch hinzukommen. Dies beweiſet die Nothwendigkeit, keinen von den Bewegungsgründen, die zum Guten führen können, zu vernachläſſigen, nicht mit philoſophiſchem Stolze allein auf unſre Vernunft zu pochen, die nicht ſelten ſelbſt eines ſinnlichen Antriebes bedarf, um zur Würkſamkeit gebracht zu werden, noch mit Sicherheit auf die Zulänglichkeit unſrer Temperaments-Tugenden zu rechnen. Zugleich beweiſet es die Unvollkommenheit unſrer Ausbildung in dieſer Welt — ein Satz, worüber bis jetzt alle Theologen und Moraliſten einig geweſen ſind.

„Eine Kleinigkeit dagegen iſt es zwar, „wenn Nothwehr, eine erlaubte Sache, mit „den ſtrafbaren Verbrechen der Nothlüge „und des Diebſtahls aus drückendem Hun„ger in Eine Claſſe geſetzt wird; aber ich „mag ſie doch nicht unbemerkt laſſen.“

Nothwehr, (Nothmord) Nothlüge und Nothdiebſtahl, ſind Abweichungen von moraliſchen Geſetzen, zu welchen uns die Sorgfalt für uns ſelbſt und für Perſonen, die uns werth ſind, verleiten kann. In wie fern die eine oder die andre dieſer Abweichungen ſträflicher oder verzeihlicher ſeyn kann, das hängt von den Umſtänden ab und läßt ſich nicht ſogleich durch einen allgemeinen Machtſpruch abthun.

„Im §. 19. wird der Vorzug der von „der Nützlichkeit hergenommenen Motive „vor dem reinen Moralprincip durch fol„gende Sätze angegeben:

„1) Menſchen, die das reine Moral„princip annehmen, können eben ſo unvoll„kommen und unmoraliſch handeln, als die, „welche der Glückſeligkeitslehre folgen. Die „Erſtern handeln alſo oft inconſequent und „bleiben ihren Grundſätzen nicht immer treu, „wie das leider! häufig der Fall im gemei„nen Leben iſt. Die aber, welche bloß der „Nützlichkeit Gehör geben, handeln conſe„quent, wenn ſie unſittliche Handlungen „begehen; (???) weil für ſie Tugend und „Pflicht bloße Namen, (???) wenigſtens „nicht auf die Achtung für's Geſetz gegrün„det ſind.“

Ey! unſittliche Handlungen können nie wahrhaftig nützliche Handlungen ſeyn und wer Tugend und Pflicht für die einzigen

Mittel anſieht, um ſeine und andrer Menſchen Glückſeligkeit zu befördern, dem ſind Tugend und Pflicht gewiß keine leere Namen, ſondern auf ein ſehr beſtimmtes Geſetz gegründet.

„2) Die Aechtheit der reinen morali-
„ſchen Begriffe wird uns von demjenigen
„gradezu abgeſtritten werden, deſſen ſich
„weder Gewiſſenhaftigkeit, noch Achtung für
„die bürgerlichen Geſetze, noch religiöſe
„Empfindungen bemeiſtern. Dies iſt ſehr
„recht geurtheilt, weil das reine Moral-
„princip mit dem Gewiſſen des Menſchen
„ſteht und fällt. Auch wird der Verächter
„aller bürgerlichen Ordnung, ehe es mit
„ihm dahin kam, alle Achtung für das Ver-
„nunftgeſetz aufgegeben haben. Und in
„Anſehung der religiöſen Empfindungen
„denke ich mit Lichtwehr:

„Der ſcheuet keine Götter, der keines
Menſchen ſchont.“

„3) Man hat kein Mittel, einen ſolchen „Skeptiker zu überzeugen. Nun! wenn „das Moralprincip ſo lange Gültigkeit hat, „als Menſchen noch Gewiſſen und Religion „beſitzen; ſo hat es mit demſelben wahrlich „keine Noth."

„Ob ein ſolcher Zweifler weniger Einwendungen „gegen die Glückſeligkeitsmotive „machen werde, rührt mich nicht. Auch „freue ich mich nicht über ſeinen Triumpf, „wenn er ſie alle wie Seifenblaſen wegſcheucht, „denn wer die erſten Gründe der „Sittlichkeit leugnet, muß das Recht haben, „uns alles abzuſtreiten."

„Zuletzt wird das Syſtem, das Achtung „für die Pflicht empfiehlt" (Als wenn mein Syſtem, oder vielmehr das Syſtem ſo vieler klügerer und beſſerer Menſchen, als ich bin, in allen Jahrhunderten, keine Achtung für Pflichten empfehle!) „ein ſpeculatives „Grundgebäude genannt, und von

„demſelben die alte Klage wiederholt, daß es von der Verſchiedenheit der Vorſtellungen eines Jeden abhängt und daher veränderlich iſt. Von dem Letztern iſt vorhin geſagt. Aber ſpeculativ, wo nicht gar ein leeres Luftgebäude, kann ich das Geſetz nicht nennen hören, welches aus dem guten Herzen“ (man möchte hier eine beſtimmtere Erklärung des Wortes Herz vermiſſen; Neigungen und Triebe dürfen doch wohl hier nicht verſtanden werden, da alles aus der reinen Vernunft geſchöpft werden ſoll.) „des Menſchen hergenommen iſt und ſo lange ſein Beſtehn hat, als Vernunft, Gewiſſen und Freyheit uns einen Vorzug vor dem Thiere gewähren.“

Ich wollte mich hier wohl kurz faſſen, wenn ich könnte, denn ich eile zum Schluſſe und mir ſcheinen dieſe Einwürfe nicht ſchwer zu beantworten. Wenn ich ein feſtes, allgemeines Grundgeſetz der Moral aufzuſtellen den Fürſten, er redet auch mit ihm, nicht bloß in Geſchäften, nein! als Geſellſchafter, wo er Gelegenheit hat, ſich von mancher vortheilhaften Seite zu zeigen, ſeinen Umgang, ſeine Perſon dem Herrn angenehm, vielleicht zum Bedürfniſſe zu machen und ſich dadurch eine glänzende Laufbahn zu eröffnen. Der Hof hat dabey alle Annehmlichkeiten einer großen Geſellſchaft; da iſt ein Zuſammenfluß von Menſchen, deren verſchiedene Gemüthsarten, mitten durch die Künſte der Verſtellung und durch die Einformigkeit des Hoftons hindurch, zu erforſchen, auch keine unangenehme Arbeit iſt. Man ſieht eine Menge intereſſanter Fremden, auch hie und da manche comiſche Carricatur. Und an einem ſolchen Hofe zeigt dann Jeder ſich von der vortheilhafteſten Seite, bringt das Beſte auf den Markt der Unterhaltung, was er nur auftreiben kann: Satyre, Witz, eigne und erborgte Kenntniſſe, Neuigkeiten aus allen Theilen der Welt, Beſtätigung wichtiger politiſcher Vorfälle aus der erſten Hand. Die geſchliffnern Sitten der großen Welt haben in der That auch etwas Reizendes und Anziehendes und ich habe noch niemand geſehn, dem nicht dieſe unendlichen kleinen Aufmerkſamkeiten der feinern Höflichkeit und Gefälligkeit, die Manchen ſo läſtig ſcheinen, bald zu einem angenehmen Bedürfniſſe geworden wären. Und iſt

zumich rühmen will; ſo denke ich, dies Geſetz muß von der Art ſeyn, daß es nicht nur auf meiner beſondern Ueberzeugung und meinen innern Empfindungen beruhe, die nicht immer die richtigſten ſind, ſondern daß ich auch im Stande ſey, mein Syſtem jedem Zweifler durch ſolche Gründe zu beweiſen, die er nur dann ableugnen kann, wenn er geradezu aller Vernunft Hohn biethet, mit welchem Menſchen wohl überhaupt nichts anzufangen iſt. Kann ich mein Syſtem noch außerdem an das Intereſſe eines Jeden knüpfen, und Bewegungsgründe aus ſeiner Natur ſelbſt entlehnen; ſo iſt es gewiß überzeugend, kräftig und gut. Nun kömmt es darauf an, ob das hochgeprieſene Moral-Syſtem der neuern Philoſophen von der Art ſey. Ich will nichts von dem Wunder ſagen, das es erſt vollbringen müßte, von dem Wunder, die Menſchen zu überzeugen, daß dasjenige in der Welt einen Jeden am wenigſten angienge, was ihn ſelbſt beträfe; es iſt nur die Frage, wie man die Unumſtößlichkeit dieſes Syſtems beweiſen ſoll? Die Herrn ſagen: dies iſt unwandelbar recht, dies unrecht; man fragt: warum? woher wißt Ihr das? Darauf haben ſie nur zweyerley Antwort; entweder: es muß darum ſo ſeyn, weil wir moraliſche Weſen ſind; oder: mein Gewiſſen, meine innere Ueberzeugung lehrt mich dieſe Wahrheiten. Im erſten Falle iſt der Cirkel ſehr ſichtbar; man beweiſet nämlich die Nothwendigkeit deſſen, wodurch wir moraliſche Weſen werden, daraus, daß wir moraliſche Weſen ſind. Im andern Falle fällt die Gültigkeit des Beweiſes weg, ſobald der Gegner erklärt, daß ſeine Ueberzeugung, (die ihm eben ſo viel geltend ſcheint) nicht die Ueberzeugung des Syſtemaufſtellers ſey. Dies nun tritt bey meinem Syſteme nicht ein. Niemand ſoll da etwas anders glauben und annehmen, als die unleugbare, leicht zu beweiſende Wahrheit, daß nur die ſtrengſte Beobachtung der moraliſchen, geſelligen Pflichten, modificirt nach den verſchiednen menſchlichen Verhältniſſen, Ordnung und Harmonie in der Welt zu erhalten vermag, von welchen doch die ſichre, dauerhafte Glückſeligkeit jedes Individuums abhängt. Und ſo muß es dann Jedem klar werden, daß er allein in der Moral das finden kann, was, von der Wiege an, der Weiſe wie der Thor, der Enthaltſame wie der Wollüſtling, der Demüthige wie der Hochmüthige, der Faule wie der Thätige, geſucht, und, wenn er es nicht gefunden, nur ſeinen bisherigen Mangel an Einſicht in ſein wahres Intereſſe anzuklagen hat. Es wird da nichts willkührlich angenommen. Hier iſt die Vernunft keine despotiſche Geſetzgeberinn, die, ohne Gründe anzugeben, immer vom Sollen und Müſſen redet, ſondern eine wohlthätige Freundinn, die mich zu meiner eignen Glückſeligkeit leitet.

„Was §. 20. von dem theoretiſchen „Nutzen des Moralprincips geſagt wird, „gewährt ihm, meiner Empfindung nach, „einen herrlichen Vorzug; denn was iſt ſchö„ner und brauchbarer, als ein ſichrer Pro„bierſtein für alle unſre Handlungen und „Beſtrebungen? Wird es öfters dazu ge„braucht; ſo wird ſich auch ſein praktiſcher „Nutzen, trotz alles Leichtſinns, aller „Schwachheit, Unlauterkeit und Verkehrt„heit der Menſchen, immer mehr offen„baren."

Ich glaubte aber bewieſen zu haben, daß dieſer Probierſtein der unſicherſte von allen, daß er gar kein Probierſtein iſt. Man leſe den §. 20. ſelbſt!

„Nach §. 21. ſoll es leicht zu beweiſen „ſeyn, daß die ausſchließliche Befolgung „allgemeiner Geſetze im praktiſchen Leben

„unendlichen Schaden ſtiften würde. Schaden ſoll das ſtiften, daß man gut zu ſeyn „ſich beſtrebte?“ (Ja! wenn man keinen richtigen Begriff von dem, was würklich gut iſt, hat.) „Unendlichen Schaden, daß „man rechtſchaffen und gemeinnützig lebt,“ (Welch' ein Widerſpruch! Gemeinnützig ſoll man leben und doch nicht an den zu ſtiftenden Nutzen denken?) „und nur aus „Achtung für ſeine Pflicht zu handeln ſich „bemüht?“ (ohne beſtimmt angeben zu können, warum man etwas für Pflicht hält.) „Wer hat das je gedacht? Aus weſſen Sterblichen Munde iſt das je ausgegangen? Und „das ſoll noch dazu leicht zu beweiſen ſeyn? „Man höre!“ (Hier iſt künſtlich alles ſo geſtellt, daß es ſcheinen muß, als hätte ich noch gar nichts bewieſen und als ſollte das, was ich nur noch beyläufig anführe, den vollſtändigen Beweis enthalten, da doch die ganze Abhandlung dieſen Zweck erfüllt.)

„1) Was würde aus der würklichen Welt werden, wenn wir bey unſern Handlungen nie den Umſtänden nachgeben, jene nicht dieſen anpaſſen wollten? Es iſt wahr, die Pflicht hat eine Feſtigkeit, Unbiegſamkeit und Beharrlichkeit, daß die Achtung fürs Geſetz ihr für keinen Preis zu verkaufen iſt. Aber dieſe ihre größte Ehre ſollte ihr doch nicht zur Schande zugerechnet werden.“ (Dieſe hochgeprieſene Eigenſchaften fallen wohl weg, wenn der Grund des Geſetzes worauf die Pflicht beruht, nicht beſtimmt angegeben werden kann.) „Sie will ja dabey die Ordnung der Dinge nicht umkehren, die äußern Umſtände nicht verändern, ſondern nur in der Lage, worinn ſie ſich befindet, ſich unverlezt erhalten,“ (ohne auf dieſe Lage Rückſicht zu nehmen.) „Wenn ſie nun feſt an den Grundſätzen hält,“ (ſie mögen zu der Ordnung der Dinge paſſen, oder nicht,) „die

„ſie für ſich hat, und Keinem mit ſtürmender Gewalt „aufdringt; ſo wird, wie ich „denke, die Welt dadurch nicht untergehn.“

Das verſtehe ich nicht. Man ſoll die Ordnung der Dinge, die Umſtände und ſeine Lage nicht umſchaffen wollen und dennoch bey ſeinen Handlungen auf alle dieſe Dinge keine Rückſicht nehmen? Das heißt: immer auf der Ebne gehn, da, wo nichts als Berge ſind, und dennoch dieſe Berge weder wegräumen, noch Andre dazu zwingen wollen.

„2) Es ſoll Tugend und Laſter, Weisheit und Thorheit, nicht zu aller Zeit und „unter allen Völkern für das, was ſie ſind, „erkannt und oft mit einander verwechſelt „ſeyn. Es war von dem unendlichen Schaden die Rede, den das reine Moralprincip anrichtet. Folglich müßte der Schade „darein zu ſetzen ſeyn, wenn die falſchen „Vorſtellungen, welche die Menſchen von

„Tugend und Laſter, von Weisheit und „Thorheit, bisher oft gehegt haben, nun „durch Aufſtellung feſter und unleugbarer" (???) „moraliſcher Grundſätze völlig für „Zeit und Ewigkeit vernichtet und zerſtöhrt „werden." (O du glückliches achtzehntes Jahrhundert, in welchem dies Wunder verrichtet werden ſoll!) „Heißt das ein Schade, ein unendlicher Schade; ſo mag man „Gott bitten, daß er ihn bald anrichte, „auf der ganzen Erde ausbreite und ihn nie „vergehn laſſe."

Nein! man mag Gott bitten, daß er uns bey nüchterner Vernunft erhalte und vor unduldſamem Syſtemgeiſte und dem Egoismus bewahre, der aller Menſchen Vorſtellungsarten nach dem Maßſtabe ſeiner Eingebungen abmeſſen will! Er laſſe uns immer die Ueberzeugung behalten, daß nichts gut iſt, als das Nützliche, und nichts nützlich, als das Gute, und daß bey Beyden auf Zeit und Umſtände Rückſicht genommen werden muß! Dann wird ſich's auch ſchon zeigen, daß gewiſſe Dinge unter allen Umſtänden gut bleiben, und daß alle Welt ſie dafür erkennen muß, weil ſie unter allen Umſtänden nützlich ſind.

„3) Der Klugheit wäre es gemäß, und, „um eine größere Summe des Guten zu bewürken, des tugendhaften Mannes würdig, gewiſſe Vorurtheile zu ſchonen, gewiſſe kleine Uebel zu dulden, denen man „mit aller Kraft widerſtehn müßte, wenn „man nur nach allgemeinen Grundſätzen „handeln dürfte. Die Beobachtung der „Pflicht macht alſo unverträglich.“ (Nein! die Beobachtung deſſen, was wärklich Pflicht iſt, macht gewiß nicht unverträglich.) „Und ich muß geſtehn, daß man, wenn es „ſich alſo mit der Pflicht verhielte, von einem unendlichen Schaden, den das Handeln nach allgemeinen Grundſätzen anrich-

„ter, reden könnte. Allein es iſt ja das „Geſetz der Liebe, der Schonung und Duldung,“ (???) „wofür die Pflicht Achtung „bezeugt. Wie kann ſie uns denn unverträglich machen? Es ſind nicht kleine Uebel,. die ſie zu ertragen befiehlt, ſondern „auch groſſe. Sie verlangt von uns, alle „unſre Kräfte anzuſtrengen, unſre Güter „und alles, was uns angenehm ſeyn kann, „ja das Leben ſelbſt aufzuopfern, wenn wir „den mit uns Verbundenen in Krankheiten „beyſtehn, ſie aus einer Gefahr herausreiſſen und ihnen in der Noth Hülfe leiſten „können. Welche gröſſere Summe des Guten ſoll bewürkt werden, die nicht die „Pflicht“ (als wenn ich keine Pflichten anerkennte!) „bewürkte? Oder wer will es ſich „anmaſſen, Gutes zu ſtiften; wenn er die „Pflicht nicht zu Rathe gezogen, oder aus „Pflicht gehandelt hätte? Sonderbar wäre „es, demjenigen das Gute abzuleugnen, der zuweilen das Hofleben mit Zwang verbunden; ſo fängt man an (nämlich in jungen Jahren) ſelbſt in der Ertragung dieſes Zwangs eine Ehre zu ſuchen, wie jede Ueberwindung von Schwierigkeit Freude erweckt, dünkt ſich groß, wenn man bey dem heftigſten körperlichen Schmerze das heiterſte Geſicht und die munterſte Laune gezeigt, halbe Tage lang in der unbequemſten Stellung geſtanden, ſtundenlang das allerlangweiligſte Geſchöpf unterhalten, den ſprachloſeſten Fremden zu einer lebhaften Unterredung bewogen hat. An einem ſolchen Hofe herrſchten auch die ſchönen Künſte mit ihrer ganzen Zauberkraft; Theater, Malerey, Muſic, Baukunſt und das feinſte Rafinement des geſchmackvollſten Luxus beſchäftigen den bunten Cirkel und liefern den Stoff zur täglichen Unterhaltung. Eine Tafel, wie ſie doch kein Privatmann halten kann, und die ohne unſre Sorge und Unkoſten gedeckt und beſetzt wird; das Heer auf jeden Wink bereiter, dienſtbarer Geiſter, welche uns die leichteſten Geſchäfte abnehmen, prächtige Equipagen, in denen der Jüngling, der außerdem vielleicht in einem wackelnden Fiacre ſitzen oder zu Fuß gehn würde, im Gefolge des Fürſten, durch die Lüfte rollt; indeß er die demüthigen Verbeugungen der am Wege ſtehenden Bürger aus allen Claſſen mit auf ſeine Rechnung ſchreibt — kurz! Glanz und Wohlleben

und,

„es allein thun kann, und es dem beyzumeſſen, der nicht einen einzigen Funken von guten Geſinnungen" (????) „jemals gezeigt hat. Ich meine den Klugen, der die Pflicht nicht anerkennt" (???) „und blos aus Eigennutz" (??) „und Gewinnſucht" (??) „handelt. Kann der nicht eine einzige gute That verrichten;- ſo wird er es ſich noch weniger herausnehmen, eine größere Summe des Guten, als der Pflichtliebende, zu ſtiften. Wer iſt der tugendhafte Mann ohne Pflicht?"

Da dieſe Apoſtrophe vermuthlich gegen einen Böſewicht gerichtet iſt, der aller Pflicht Hohn ſpricht, und dem Eigennutze und der Gewinnſucht das Wort redet; ſo braucht derjenige nicht darauf zu antworten, der die ſtrengſte Pflicht-Erfüllung als das einzige Mittel, um glücklich zu ſeyn und Andre glücklich zu machen, empfiehlt, die Nothwendigkeit der Pflichterfüllung aber aus

Grundſätzen herleitet, die ſelbſt jener Böſewicht nicht umwerfen kann.

„Die Tugend, die das allgemeine Geſetz nicht anerkennt, iſt doch wohl nur eine „elende Grimaſſe“ (Geiſt der Liebe, der Schonung und Duldung! bitte für uns und alle die, welche, ſo lange die Welt ſteht, Moral gelehrt und das Glückſeligkeitsſyſtem zum Grunde gelegt haben, bevor der Morgenſtern der neuern Philoſophie aufgieng!) „Und doch ſoll ſie geſchickter als die, „das Moralgeſetz verehrende Pflicht ſeyn, „nicht nur kleine Uebel zu tragen,“ (kleine und große Uebel trägt gewiß derjenige geduldiger, welcher überzeugt iſt, daß ſie zur Harmonie des Ganzen gehören, als der, welcher keinen andern Grund kennt, als die Machtſprüche: Du ſollſt; Du mußt.) „ſondern auch gewiſſe Vorurtheile zu ſchonen, denen man mit aller Kraft widerſtehn „müßte, wenn man nur nach allgemein gül-

„tigen Geſetzen handeln müßte. Das wer„den wohl allgemein ſchädliche Vorurtheile „ſeyn, Meinungen die das Sittenverderb„niß überall verbreiten, z. B. Wolluſt iſt „kein Verbrechen“ (???) „und dergleichen „ſchöne Lehren mehr. Soll man denn ſich „darüber nicht, wenn es gefordert wird, „mit Freymüthigkeit erklären?“

Kaum kann ich mich entſchließen, nur einmal hierauf zu antworten. Man giebt ſich hier die unnütze Mühe, einen Mann zu widerlegen, der keine Pflicht, kein Geſetz anerkennt und dem folglich alle Laſter erlaubt ſcheinen, wenn ſie ihm einen angenehmen Genuß, oder Befriedigung ſeines Eigennutzes verſchaffen. Was geht uns dieſer an? Ich traue es der Einſicht und dem Herzen meines Herrn Gegners zu, daß er nicht die Abſicht haben kann, einen ſolchen Taugenichts mit dem warmen Tugendfreunde zu verwechſeln, der ſeine Pflichten und ſeine

Geſetze zwar nicht aus derſelben Quelle, wie einige neuere Philoſophen herleitet, dem aber deswegen Tugend und Wahrheit nicht weniger heilig ſind. Was ſoll alſo dieſe Stelle hier? Doch nicht etwa den Geſichtspunkt verrücken? Das würde nicht das günſtigſte Vorurtheil für ein Syſtem erwecken, wenn man, Statt es mit Gründen zu unterſtützen, zu ſolchen Mitteln ſeine Zuflucht nehmen müßte.

„Der tugendhafte Mann, der kein Geſetz anerkennt,“ (contradictio in adiecto) „wird vielleicht auch da, wo es Noth thut, „ſeine Meinung zurückhalten, oder gar den, „mit ſolchen Vorurtheilen Behafteten bepflichten, und ihnen ſeinen Beyfall zu erkennen geben.“ (Nein! das wird nur ein Schurke thun, nicht aber der, welcher Tugend für das einzige Mittel zur Glückſeligkeit hält.) „Allein was der Pflichtvergeſſene“ (der ſo eben, doch vermuthlich nur aus

Spott, ein tugendhafter Mann genannt wurde) „thut, kann doch nicht Regel für „den ſeyn, der Achtung für das Geſetz hat." (und gehört alſo gar nicht hieher.) „Ihm „liegt alles daran, daß er ſich beſſere, und „daß er ſeine Geſinnungen mit dem Geſetze „übereinſtimmig mache. So freymüthig er „ſich auch über allgemeine Verpflichtung zu „dem, was recht iſt, erklärt; ſo kennt er „doch keine Gewalt, womit er Andern widerſteht." (Hier wird nun auf einmal ein Gegenſtand behandelt, von dem gar nicht die Rede war, nämlich die Freymüthigkeit und die Duldung fremder Meinungen.) „Lehren, überzeugen iſt ſeine Sache, aber „nicht ungebeten, nicht unberufen. Er „weiß Schädliches und Unſchädliches zu unterſcheiden, kennt die Schwachheiten der „Menſchen und weiß ſie zu ertragen; und „wo es Pflicht für ihn iſt, der Verkehrtheit „Einhalt zu thun, ſinnt er darauf, wie er

„beſſern könne, nicht wie er ſtrafen und
„durch Gewalt Andre zurechtweiſen möge.
„Wie kann denn der Beſcheidene," (??)
„der Demüthige," (??) „der Nachgebende,
„derjenige, der das iſt, was die Pflicht aus
„ihm machen kann, in irgend einem Stücke
„ſchädlich ſeyn? Wer das iſt, was er ſeyn
„ſoll, und das iſt der Verehrer des mora-
„liſchen Geſetzes," (ſind die, welche die
Heiligkeit der Tugend aus andern Grund-
ſätzen herleiten, etwa keine Verehrer des
moraliſchen Geſetzes?) „iſt der Brauchbarſte
„unter allen Menſchenkindern."

Nur wenig Worte hierüber! Es iſt in dem §. 21., wie Jeder einſehn kann, die Frage beantwortet, wie der redliche Mann, mitten in den Verkehrtheiten der menſchlichen Einrichtungen und Geſinnungen, dennoch ſeine Handlungen ſo einrichten könne, daß das Gute, ſo viel möglich, befördert und die Harmonie und Wohlfahrt des Ganzen erhalten werde. Dabey iſt der Zweifel angebracht, ob der, welcher gar keine Rückſicht auf Verhältniſſe und Umſtände nehmen darf, dieſen Zweck werde erreichen können. Statt dieſen beſcheidenen Zweifel zu heben, wird hier geradezu entſchieden, daß nur der, welcher das neuere Moralprincip annimmt, ein tugendhafter und brauchbarer Mann ſeyn könne, diejenigen aber, welche von andern Grundſätzen ausgehen, Beförderer aller Laſter und Bosheiten ſeyen — Darauf nun läßt ſich nichts erwiedern. Was die Freymüthigkeit betrifft; ſo wird ein verſtändiger und redlicher Mann die Grade derſelben, nach dem Nutzen abmeſſen, den er ſich davon verſprechen darf, und da zu ſchweigen wiſſen, wo ſicher vorauszuſehn iſt, daß er nicht gehört, nicht verſtanden werden, nichts ausrichten, vielleicht das Uebel ärger machen und die Leute von ſich ſtoßen würde, auf die er vielleicht noch manches andre Gute würken könnte.

„4) Wie würde es um den Krieg, wie „um die Politik — zwey unvermeidliche „menſchliche Uebel — ausſehn? Nun das, „muß ich ſagen, iſt ein unverzeihlicher Un„fug, den das Moralgeſetz anzurichten ſich „erdreiſtet, wenn es die unvermeidlichen „menſchlichen Uebel vermeidlich zu machen „ſich erkühnt. Es iſt ein unendlicher Scha„den, wenn die drey-Groten-Männer „nicht mehr bey Tauſenden erſchoſſen oder „niedergeſäbelt, und der ruhige Landmann „nicht mehr gemishandelt und der Frucht „ſeiner Arbeit beraubt werden; wenn die „ſchönſten Städte und Dörfer nicht mehr „in Dampf und Feuer aufgehn, nicht mehr „Requiſitionen und Plünderungen aller Art „Statt finden ſollen. Es iſt ein unendli„cher Schaden, wenn man keine Intrigan„ten, keine Projektmacher, keine Cabalen-

„ſchmiede, keine Plusmacher, keine Aus„ſauger des Bluts der Unterthanen mehr „antrifft; und das alles durch das leidige „Moralgeſetz.“

Dieſe Deklamation würde an ihrem rechten Platze ſtehn, wenn das neuere Moralſyſtem alle dieſe Uebel zu heben im Stande wäre und ich dagegen behauptet hätte, daß dieſer Unfug fortdauern müſſe und es ein unendlicher Schaden ſey, ihn abzuſchaffen. Da dies nun beydes nicht der Fall iſt; ſo ſcheint hier wohl manches unnöthig geſagt zu ſeyn.

„Ich gebe mich gefangen und rufe mit „aus: jenes ſogenannte reine Moralprincip „iſt durchaus für dieſe Erde nicht gemacht. „Wenn wir den Zweck des Krieges und der „Politik und den Grad des Nutzens vor „Augen haben, den ſie den Urhebern bey „Beförderung ihrer Glückſeligkeit“ (???) „gewährt, welche zu ſuchen und zu finden

„ſie von dem Schöpfer auf die Welt geſetzt „ſind“ (Ich hafte den Leſern dafür, daß mein Herr Gegner hier nicht vorſätzlich meine Gedanken und Ausdrücke hat verdrehn wollen) „und zu welchem die Mitwürkung „der Soldaten und Hofleute zur Harmonie „des Ganzen nothwendig mit erfordert wird; „ſo handeln die Urheber unnützer Kriege und „die Politiker gewiß nach den reinſten moraliſchen Grundſätzen, für welche die menſchliche Natur empfänglich iſt. Sie ſorgen „für ihr Glück an der Hand der ſie leitenden „Vernunft.“

Ich muß darüber lächeln, daß man grade mich zum Vertheidiger des Krieg-Unfugs und der Hofränke machen will, da ich ſeit funfzehn Jahren unaufhörlich eifrig gegen dieſe Verderbniß geredet und geſchrieben habe. Was im §. 21. hierüber geſagt wird, iſt kürzlich das: Krieg und Politik gehören nun einmal zu den Dingen, die man nicht und, obgleich eingebildete äußere Ehre — das alles blendet, muß blenden. Und herrſchen Intriguen und Cabalen an einem ſolchen Hofe, wie ſie wohl an allen Höfen herrſchen; ey nun! ſo iſt ja das ein neuer Sporn für die Würkſamkeit eines feurigen Jünglings: Er ſpührt ihnen nach, entdeckt die Schleichwege, ſetzt Liſt gegen Liſt, legt Contreminen gegen Minen; und gelingt es ihm auf dieſem unruhigen Schauplatze eine irgend bedeutende Rolle zu ſpielen, merkt er aus dem Betragen der Stadtleute und ſelbſt des Hofgeſindels gegen ihn, daß man ihm Wichtigkeit, Einfluß zutrauet; hofft ſein großes, warmes Herz vielleicht, dieſen Einfluß zum Beſten des Landes, zu Abſtellung mancher Mißbräuche nützen zu können — wen kann es dann befremden, wenn dieſe Exiſtenz Reiz für ihn hat? Wer wird ihn ohne Schonung verdammen, wenn er ſich verleiten läßt, bey dem Bewußtſeyn edler Zwecke, ſich Mittel zu erlauben, welche die ſtrengſte Moral nicht gutheißen kann, und die er täglich von Andern gegen ihn anwenden ſieht? Wen wird es aber auch wundern, wenn ſein kleines, unſichres Fahrzeug, an deſſen Ruder die Unerfahrenheit ſitzt, von der Menge feindlicher, geübter Seeleute, an einer von den unzähligen Klippen zum Scheitern gebracht wird?

nicht aus der Welt ſchaffen kann. Es iſt alſo nöthig, daß man auch Vorſchriften habe, nach welchen der moraliſch gute Mann (der, er mag ſeine Sittenlehre aus meinen, oder andern Grundſätzen herleiten, wohl einſehn wird, daß Krieg und Ränke große Uebel ſind) ſich dabey betragen ſoll; in wie fern er, zum Beyſpiel, auch gegen ſeine Grundſätze, verbunden iſt, auf Befehl ſeines Regenten, die Waffen in einem Kriege zu führen, den er für ungerecht hält? Auf welche Weiſe er dann, in einem ſolchen Kriege, die Pflichten der Menſchenliebe mit ſeinem Gehorſame vereinigen kann u. ſ. f. Mein Moraliſt wird hier nicht verlegen ſeyn; er wird eher ſein Leben hingeben, als daß er, ſo wie einſt Tilly und Melac, Befehlen folgen ſollte, nach welchen er als Mordbrenner und Räuber, viel tauſend Familien elend machen müßte; unter andern Umſtänden aber wird er es für Pflicht halten, Aufträge zu übernehmen, die gänzlich mit ſeinen Grundſätzen ſtreiten, wenn er einſieht, daß ſeine Weigerung das Uebel ärger machen, hingegen wenn das Geſchäft in ſeine Hände kömmt, ſeine Menſchenliebe dabey das größere Unglück hindern kann, das ein Andrer an ſeiner Stelle herbeyführen würde. Denn er nimmt ſtets auf die Lage der Sachen, auf den möglichſt zu ſtiftenden Nutzen, Rückſicht. Ich möchte doch ſehn, wie in ſolchen und ähnlichen Fällen, der Mann ſich betragen würde, der nur nach allgemeinen Geſetzen handeln will — Doch, zum Glück hat noch kein Sterblicher je in dieſer Welt darnach gehandelt, ſondern nur darüber geſchrieben, und es würde nicht ſchwer zu beweiſen ſeyn, daß die neuern Herrn Philoſophen ſelbſt zwanzigmal im Tage von Umſtänden zu moraliſchen Handlungen beſtimmt werden, wie denn dies Bekenntniß auch dem Erfinder ihrer Lehre man ſehe eine von mir im §. 22. angeführte Stelle) entwiſcht iſt.

„5) Alles Andre“ (nämlich jede Handlung, die ohne Betracht auf die Umſtände, ohne Hinſicht auf beſtimmte Zwecke und Folgen, unternommen wird) „iſt Ueberſpannung.“ (oder Unverſtand) „Vorher hieß „es Enthuſiasmus, der nie von einer nüchternen Vernunft hergeleitet werden kann. „Von wie vielen Menſchen wird man noch „hören, daß ſie durch die Anerkennung des „allgemeinen Geſetzes, durch rechtſchaffene „Erfüllung ihrer Pflicht“ (???) durch „Demuth, Mäßigkeit, Keuſchheit, verrückt „geworden ſind!“ Nein! dadurch wird niemand verrückt, ſondern vielmehr klüger und beſſer werden. Allein ich bin auch weit entfernt, zu glauben, daß durch das Moral-Syſtem der neuern Philoſophen in der Vernunft der Menſchen irgend eine Revolution bewürkt werden wird. Das hat nichts auf ſich! und dies Syſtem wird wohl um ſo weniger unſre jetzige Olympiade überleben, da geiſtlicher und weltlicher Despotismus und jede Geſetzgebung, die keinen andern Grund angiebt, als den: Du mußt, weil Du ſollſt, täglich verhaßter zu werden anfangen.

„Es iſt ein würklich großes Glück für „die Welt, daß man bisher ſo wenig Ach„tung für's Geſetz bewieſen hat und noch „beweiſet," (O! Ihr unzähliche arme Tugendfreunde in allen Jahrhunderten!) „weil da„durch allein noch ſo Viele eine nüchterne „Vernunft behalten haben. Doch es iſt „unmöglich Ernſt mit dem Schaden, den „wahre Tugend und Rechtſchaffenheit" (???) „anrichten ſoll, und noch weniger mit den „Beweiſen dieſes Schadens, die alle nur „dazu dienen, die Wahrheit, Schönheit, „Nothwendigkeit und Brauchbarkeit des „Moralgeſetzes in ihr völliges Licht zu ſe-

„tzen. Dazu ausgeſucht ſind dieſe Beweiſe „vortreflich, und es konnten gewiß keine beſ„ſere ausfündig gemacht werden, dies deut„lich darzuſtellen.“

Was ich geſagt habe (welches aber freylich ganz etwas anders iſt, als was man mich hier ſagen läßt,) war Ernſt, wie ich denn überhaupt das Publicum, meine Freunde und mich ſelbſt zu ſehr ehre, um über ſolche Gegenſtände in einem Tone von Perſifflage zu reden.

„Kaum wage ich daher die Inſtanz von „der Unmöglichkeit der reinen Liebe zu Gott „und von dem darüber entſtandenen Streite „zu beleuchten. Rein iſt die Liebe zu Gott, „wenn ſie aus keinem andern Grunde herge„leitet wird, als aus dem Verhältniſſe zu „Gott, als Vater, Wohlthäter, Regierer „und Richter. Rein iſt die Liebe zur Pflicht, „wenn ſie nur aus unſrer Verbindlichkeit zu „ihr herfließt.“

Man leſe die Stelle in dem §. 21. aufmerkſam; ſo wird man finden, daß, was über die Liebe zu Gott geſagt iſt, nur beyläufig daſteht, um den Satz zu verſtärken, daß ſelbſt von unſern edelſten Trieben die Rückſicht auf unſre perſönlichen Verhältniſſe und Intereſſe nicht zu trennen ſey.

„Daß das Gewiſſen die Belehrungen „der Vernunft gebraucht, leidet wohl kei„nen Zweifel; aber Unterricht über Zweck „und Nutzen ſcheint es nicht zu verlangen, „da ſein Amt nicht das eines Profeſſors oder „Gelehrten, ſondern das eines Richters „iſt,“ (das wäre mir ein ſchöner Richter, der bey Beſtrafung einer Handlung keine Rückſicht darauf nähme, warum dieſe Handlung unternommen und welcher Schaden dadurch angerichtet worden wäre!) „dem „nur das Geſetz, wonach er losſprechen oder „verdammen ſoll, vorgelegt wird.“ (Und dies buchſtäbliche, allgemein paſſende Geſetz findet ſich dann bald in dem guten Herzen, bald in der reinen Vernunft, bald im Gewiſſen, bald in dem Begriffe der Moralität überhaupt, die doch dadurch erſt beſtimmt werden ſoll.)

„Die Folgerung, daß unſre Handlungen, wenn ſie keine Folgen hätten, weder recht noch unrecht, ſondern gleichgültig wären, iſt nicht ſchulgerecht. Die Accidenzen einer Sache gehören nicht zu ihrem Weſen.“

Hier iſt nicht von accidentellen glücklichen oder unglücklichen Folgen, ſondern von den Würkungen die Rede, die unausbleiblich durch die Handlung hervorgebracht werden. Dieſe Würkungen ſind ja der weſentliche Zweck der Handlung. Iſt die Würkung, die eine Arzeney auf den Körper äuſſert, und wodurch ſie, ſo viel ich weiß, allein zur Arzeney wird, etwa auch ein Accidenz,

denz, das nicht zu ihrem Weſen gehört? Iſt
eine Wohlthat, wodurch niemandem etwas
Gutes zufließt, auch eine Wohlthat? Ich
denke, eben ſo wenig, wie der Regen, der
nicht naß macht, Regen ſeyn würde. „Das
„Kleid, iſt zum Beyſpiel nicht der Mann,“
(Ey, ey! iſt denn das Kleid eine Folge des
Mannes?) „wenn er ſich auch ohne daſſelbe
„nirgends ſehn ließe. Sittenlehrer werden
„die Folgen nie auſſer Acht laſſen,“ (Alſo
wird doch dies einmal wieder eingeräumt)
„da mit guten Geſinnungen und Handlun-
„gen beſtändig gute Folgen und mit böſen
„Geſinnungen und Handlungen ſchlimme
„Folgen verknüpft ſind. Deswegen aber
„machen die Folgen nicht erſt die Handlung
„recht oder unrecht. Denn dieſe Benen-
„nung erhält ſie erſt durch ihre Beziehung
„auf das Geſetz, oder den Grundſatz, durch
„den die Handlung hervorgebracht wurde.“

Dies iſt gar herrlich durch die alte Fabel von dem Bären widerlegt, der die *gute Handlung* begieng, ſeinen Wohlthäter mit der Tatze zu erſchlagen, aus dem *reinen Grundſatze*, die Mücke zu tödten, die ihn im Schlafe ſtöhrte. Wenn gute Handlungen *beſtändig* gute Folgen haben; ſo ſind die ſichern Folgen der Handlung *weſentlich*, folglich keine Accidenzen, müſſen daher bey Beurtheilung ihres Werths mit in Anſchlag kommen, ja! die Abſicht, der Grundſatz allein, iſt practiſch nichts werth, wenn vernünftiger Weiſe ſich gar keine Würkung von ſeiner Befolgung verſprechen läßt. Wir ſind keine Maſchinen, die den einförmigen Geſetzen eines innren Räderwerks gehorchen müſſen, ſondern darum iſt uns die Vernunft gegeben, daß wir, bevor wir einen Vorſatz, der uns gut dünkt, ausführen, erſt fragen ſollen: Wohin wird das führen? Iſt das auch hier anwendbar, zu etwas nützlich?

„Die groſſe Anzahl von Handlungen, „worauf die reinen Begriffe von Recht und „Unrecht nicht anwendbar ſind, möchte ich „doch kennen lernen. Moraliſche können ſie „nicht ſeyn, denn für die iſt das Geſetz, wie „dies der Name ſelbſt anzeigt.“

Hierüber habe ich vielleicht ſchon zu viel geſagt, z. B. da, wo vom Kriege die Rede war.

„In dem §. 22. iſt die Forderung der „Vernunft richtig angegeben, daß der Menſch „nach Bewegungsgründen handeln ſolle, die „gar keinen Bezug auf den Erfolg haben.“ (Wie reimt ſich das zu der obigen Erklärung: daß der Sittenlehrer die Folgen nie auſſer Acht laſſen werde?) „Wir ſollen bey unſern Handlun„gen das moraliſche Geſetz und zwar dieſes „allein immer mehr zur Anſchauung vor uns „brin-

Eine Menge Umſtände trafen bey mir zuſammen, um zu verurſachen, daß ich ſehr zufrieden von meiner Lage war; am mehrſten aber trug dazu die Art bey, wie ich von meinem Herrn behandelt wurde, auf deſſen Zuneigung zu mir ich täglich mehr zu rechnen anfieng und zu dem ich mich daher auch immer mehr hingezogen fühlte. Ob mit Recht, oder Unrecht, das mögen Sie entſcheiden, wenn ich Ihnen ein Bild von dieſem Fürſten werde entworfen haben, aber freylich ein Bild, zu welchem ich die Züge erſt in ſpätern Zeiten ſammelte.

Der *** von *** war ein Mann, dem die Natur eine Geſtalt gegeben hatte, die ſchon bey dem erſten Anblicke für ihn einnahm. Sein Anſtand war majeſtätiſch, voll Grazie; ſein Blick ſcharf, durchdringend, und wenn er zürnte, fürchterlich, aber auch höchſt einnehmend und himmliſch freundlich, wenn er jemand anlächelte. Ohne ein Wort zu reden, konnte er (wenigſtens bey Menſchen von gewöhnlichem Schlage) Schrecken und Furcht, Hofnung, Eifer, Liebe und Vertraun erwecken, und wer verſtand beſſer als er, die Kunſt, Leute auszuforſchen, ihnen Geheimniſſe zu entlocken und den Betrüger zu entlarven? Dabey kam ihm dann eine ſeltne Beredſamkeit und Gegenwart des Geiſtes zu Hülfe. Er ſelbſt

„bringen.“ (dann bedürften wir der Vernunft nicht ſehr; Gedächtniß und Einbildungskraft möchten hinreichend ſeyn) „Schon Plato hat das gefordert und verſichert, daß alsdann die Schönheit dieſes „Geſetzes eine ſolche Pracht zeigen werde, „die mit nichts ſonſt zu vergleichen ſey. Er „ſagt: (im Sympoſium; Zweybrücker Ausgabe B. X. S. 249, oder in „Schillers Thalia, im 6ten Stücke, überſetzt) Hier, wo der Menſch zum „Anblicke der urſprünglichen Schönheit „(des Geſetzes?) ſelbſt gelangt iſt, wird ſein „Leben erſt ein wahres Leben — — — „Was muß es erſt werden, wenn Einem „das Glück widerfährt, die Urſchönheit „ſelbſt ächt, rein, unvermiſcht, nicht verbunden mit körperlicher Maſſe oder Farben,“ (Wie? Geſetz, verbunden mit Farben?) „oder andern vergänglichen Tand, ſondern „in ihrem göttlichen Glanze, in der ganzen

„Reinheit ihrer Form zu erblicken! Glaubſt „Du nicht, daß ein ſolcher Anblick, wo der „Menſch das, was er eigentlich ſoll“ (Seine Beſtimmung) „gleichſam von Angeſicht zu Angeſicht ſchauet, und ſich innig „mit ihm vereint, ſein Leben beneidenswerth „machen müſſe? Glaubſt Du nicht, daß ihm „dann, wenn ihm dieſer, einzig auf dieſe „Art mögliche Anblick der Urſchönheit zu „Theil geworden iſt, große Thaten erzeugen „müßte, die nicht bloß Schattenbilder von „Tugend ſind, weil ſie ihr Daſeyn nicht einer Vereinigung mit einer Truggeſtalt zu „danken haben, ſondern wahre, würkliche „Tugend, aus der Idee einer Realität entſproſſen?“

Ich finde in dieſer Stelle nichts, das gegen mich zeugen könnte. Hier iſt keine Sylbe, die von einem diktatoriſchen Geſetze redete: Tugend, Weisheit, Wahrheit, Schönheit, Harmonie ſind hier in platoniſcher

ſcher Manier geprieſen und uns bey größerer Veredlung nähere Aufſchlüſſe darüber verheiſſen.

„Wie traurig iſt es dagegen bloß auf „den Erfolg zu ſehn! Euentus ſtultorum „magiſter.“ (Abermals eine Verwechſelung von Ideen! Zufälliger Erfolg und ſicher zu berechnende Folgen ſind zwey ſehr verſchiedene Dinge.) „Wir brauchen weder ſolche „Thoren zu ſeyn, die erſt durch Schaden „klug werden,“ (Nein! dazu haben wir die Vernunft, die uns zum Voraus lehrt, was bey richtig angewendeten Mitteln erfolgen wird und muß) „noch ſo thöricht zu han„deln, daß wir an Statt auf den Fürſten, „der uns regiert, zu ſchauen, bloß um ſein „Gefolge“ (Ein Wortſpiel und nichts weiter) „uns bekümmern.“

„Nach §. 23. wird unſer Gefühl von „Recht und Unrecht bloß“ (???) „für „ein Werk unſrer Erziehung und Bildung

„erklärt, deren Eindrücke uns zur andern „Natur geworden ſind, und die wir durch „eine gewöhnliche Ideenverwechſelung von „dem allgemeinen Geſetze herleiten.“

Wo ſteht das? Es iſt hier gar nicht von den allgemeinen Begriffen des Rechts und Unrechts, ſondern von einigen beſondern geſelligen Pflichten die Rede, die wir, ohne eine Erziehung, die uns zu unſern Verhältniſſen vorbereitet, im natürlichen Zuſtande, nicht kennen würden.

„Dies brauchte es noch zu guter Letzt, „uns den moraliſchen Sinn, oder das Gewiſſen“ (???) „abzuſprechen. Wenn „uns auch nicht die Empfindung von Recht „und Unrecht gänzlich fehlt; ſo wird ſie doch „nicht durch das Vernunftgeboth erregt, ent„ſteht nicht durch Anwendung des allgemeinen Geſetzes auf unſer Thun und Laſſen, „ſondern ſie iſt bloß Gedächtnißſache und „eine Angewöhnung, die wohl eben ſo feh-

„lerhaft als gut und heilſam ſeyn könnte. „Ob wir die Fertigkeit, unſre Handlungen „zu beurtheilen, und die, nach Beſchaffenheit des Rechts oder Unrechts, damit verbundene Freude oder Betrübniß nicht einer beſondern Kraft der Seelen, die von „dem Erinnerungsvermögen ganz unterſchieden iſt, beylegen müſſen, läßt ſich hier „nicht ausführen. Es bleibt ohnehin das „Gewiſſen ein Werk unſrer Empfindung, die „wir zwar für uns ſelbſt üben, aber niemandem in's Herz demonſtriren können.“ (Folglich, wenn wir demonſtrable Grundſätze aufſtellen wollen, uns nicht darauf beziehn dürfen.) „Nur das muß ich bemerken, daß das allgemeine Geſetz eine auſſerordentliche Stärke und Feſtigkeit haben „müſſe, wenn es (auch nur zur Probe, oder „als ein Wageſtück, wie ich glaube, daß „es in dieſer Abhandlung geſchehn iſt,) „nicht anders, als durch Leugnen des Ge-

„wiſſens“ (???) „der practiſchen Ver„nunft“ (???) „der Freyheit“ (Nun gar der Freyheit, die nirgends weniger Statt hat, als da, wo man allgemeine Geſetze annimmt, die keinen andern Grund angeben, als das deſpotiſche: Du ſollſt) „und mithin der Tugend und Pflicht ange„griffen werden kann.“

Was ich nie behauptet habe und nur der verworfenſte Menſch behaupten kann, glaube ich nicht, widerlegen zu müſſen. Ueber die Unwandelbarkeit der Begriffe von Recht und Unrecht in abſtracto und über das Gewiſſen habe ich mich in den Anmerkungen zu §. 8. und 21 erklärt.

„Ueber die Ideenverwechſelung bey dem „Begriffe der Schönheit und über das Will„kührliche bey der Ordnung werden meine „Anmerkungen völlig unnöthig ſeyn, da ſie

„über den Hauptinhalt der Abhandlung wi„der meinen Wunſch ſchon ſo weitläuftig ge„rathen ſind.“

Nicht aber wider meinen Wunſch; denn ich habe meinem mir ſehr werthen Freunde viel Verbindlichkeit dafür, daß er mir mit ſolcher Ausführlichkeit und ganz in der Manier unſrer Philoſophen der neuern Schule, diejenigen Einwürfe entgegengeſtellt hat, die ich ſonſt weniger glimpflich, vielleicht von einem nicht ſo würdigen Gegner zu erwarten gehabt haben würde. Als ich die erſte Haupt-Abtheilung ſchrieb, die nur als Einleitung dienen ſollte, um den Unterſchied unter erlaubter Selbſtliebe und verwerflichem Eigennutze deutlich zu machen, übergieng ich manche nähere Beſtimmung, indem ich vorausſetzte, daß man mich nicht misdeuten würde. Nun iſt auch, durch genauere Zergliederung meiner Gedanken, für dieſen Fall geſorgt. Man wird mir jetzt wenigſtens nicht wohl vorwerfen können, daß ich es leichtſinnig unternommen, über einen Gegenſtand zu ſchreiben, über den ich nicht nachgedacht, oder daß ich Behauptungen gewagt hätte, welche ich nur mit Geſchwätze und Declamation zu unterſtützen vermöchte.

Die Leſer haben nun Gründe und Gegengründe vor ſich, und mögen urtheilen; nur muß ich noch einige allgemeine Sätze zur Erläuterung hier anhängen, um deren Widerlegung ich vorzüglich diejenigen erſuche, welche ſich die Mühe geben wollen, meine Behauptungen zu beſtreiten:

1) Wo die Freyheit des Willens fehlt, da hat keine Moralität Statt. Zu Beſtätigung dieſes ſehr einleuchtenden Satzes enthalte ich mich Rouſſeau als Gewährsmann

anzuführen, weil ich überhaupt nicht viel auf Autorität und Citiren halte.

2) Da nun, wo von unbedingtem Gehorſame die Rede iſt, alle Freyheit des Willens wegfällt; ſo ſind die Ausdrücke: Gehorſam, ſollen, müſſen ꝛc. (worauf ſich, wie auf Angeln, das Moral-Syſtem einiger neuern Philoſophen dreht) in Rückſicht auf die ſittlichen Vorſchriften, die keineswegs Zwanggeſetze ſind, durchaus unpaſſend, unſchicklich, ſind Barbarismen — ſind empörend, hochverrätheriſch gegen die Majeſtät der freyen Menſchheit.

3) Die Begriffe von Müſſen und Sollen bezeichnen eine Nothwendigkeit, die, ſie mag nun ſeyn, von welcher Art ſie will, alle Beſtimmung von gut und böſe, von recht und unrecht ausſchließt. Wer das thut, was er ſoll und muß;

der folgt nicht ſeiner Einſicht; ſeine Handlung kann ihm alſo nicht imputirt werden.

Da zum Beyſpiele alle Menſchen ſterben müſſen; ſo würde es unvernünftig ſeyn, zu ſagen: ein Menſch habe gut oder recht gehandelt, indem er geſtorben ſey.

4) Beynahe eben ſo unpaſſend, wie die Begriffe von Sollen und Müſſen in der Moral ſind, iſt auch der Ausdruck: moraliſches Geſetz; doch läßt er ſich, enger eingeſchränkt und beſtimmt, noch rechtfertigen. Genau genommen kann jede Geſetzgebung nur auf Uebereinkunft beruhn. Macht und Gewalt ſind nicht hinreichend, das Recht des Geſetzgebers zu begründen. Die Vernunft maßt ſich auch billig nichts weiter an, als nur Rathgeberinn, freundliche Leiterinn zu ſeyn, verſpricht, verheißt, unter gewiſſen Bedingungen, aber gebiethet und

befiehlt

war im höchſten Grade verſchloſſen und hatte am mehrſten dann im Rückhalte, wenn er am offenherzigſten ſich mitzutheilen ſchien — Kurz! indeß er Andre von oben bis unten aufknöpfte, blieb er immer dicht zugeknöpft, und indeß er Andre in Feuer und Glut ſetzte, blieb er innerlich immer kalt. Dieſe Richtung hatte ihm vieljähriges Menſchen Studium gegeben. Er hatte, wie ich Ihnen ſchon erzählt habe, die Welt geſehn, hatte viel gelernt und geleſen, war gereiſt, hatte gedient, und hatte in der Jugend nicht hoffen dürfen, einſt regierender Herr zu werden. Er war ſo oft und auf ſo vielfache Weiſe hintergangen worden, hatte vorzüglich bemerkt, wie viel öfter noch, als andre Erdenſohne, Fürſten getäuſcht werden, daß er nun keinem mehr in jedem Falle trauete. Bekannt mit allen Schwächen, gegen deren viele er ſelbſt manchen ſchweren Kampf gekämpft hatte, und dabey ſtolz auf das innere Gefühl ſeines Werths, glaube ich in der That nicht einmal etwas zu ſeinem Nachtheile zu ſagen, wenn ich behaupte: er hielt ſich für beſſer, als den größten Theil aller übrigen Menſchen. Er glaubte aber auch, er müſſe in allem Betrachte der Erſte ſeines Volks ſeyn und deswegen duldete er denn keine Art von Eminenz um ſich her; und ahndete er, daß jemand unter ſeinen Dienern in ſeinen eignen oder andrer Leute Augen mit ihm

hätte

befiehlt nicht. „Thue das;“ ſagt ſie „ſo „wirſt Du ſelig; ſo wirſt Du glücklich ſeyn. „Willſt Du Ruhe und Freude haben; ſo „darfſt Du die Ruhe und Freude Deiner „Mitgeſchöpfe nicht ſtöhren.“ Niemand aber wird gezwungen, ſich glücklich zu machen. Geſetze und Zwang treten erſt ein, wenn die Menſchen durch Uebereinkunft beſtimmen, daß es nöthig ſey, vermöge dieſer Mittel, diejenigen Einzelnen in Ordnung zu halten, welche durch die Regeln und Ermahnungen der Moral, deren freye Befolgung von der Willkühr abhängt, nicht zurückgehalten werden, die allgemeine Wohlfahrt zu hindern. Laſſet uns indeſſen ſehn, in wie fern man bey den reinen Vorſchriften der Sittlichkeit, ohne Rückſicht auf die bürgerliche Verabredung, eine Uebereinkunft, dieſe Vorſchriften als natürliche Geſetze gelten zu laſſen, annehmen könne!

5) Wenn von Geſetzen geredet wird; ſo ſetzt das zwey Partheyen voraus; eine, welche gebiethet, die andre, welche gehorchen zu wollen eingewilligt hat. Zugleich Geſetzgeber und Gehorcher — das läßt ſich nicht denken, denn die höchſte Macht kann nicht mit ſich ſelber eine Verpflichtung eingehn, folglich kann es für ſie kein Grundgeſetz, kein Geſetz, welches ſie nicht übertreten dürfte, geben.

6) Zweyerley Kräfte ſind in der menſchlichen Natur würkſam: die der Sinnlichkeit und die der Vernunft, die man daher als zwey Contrahenten betrachten kann. Eine von beyden muß dann die geſetzgebende, die andre die gehorchende Rolle ſpielen, wenn wir Sitten-Geſetze annehmen.

7) Die Sinnlichkeit hat oft Kraft genug, um über die Vernunft zu herr-

ſchen, darf ſich aber nie von ihr die Einwilligung zur Geſetzgebung verſprechen, aus Gründen, die wohl keiner Ausführung bedürfen.

8) Die Vernunft hingegen hat alle Eigenſchaften zur Geſetzgeberinn. Es fragt ſich alſo nur, in wie fern ſie die, zu jeder Geſetzgebung nöthige Einwilligung von der Sinnlichkeit erwarten könne?

9) Von der verderbten, ausſchweifenden, zügelloſen Sinnlichkeit vermag ſie dieſelbe nicht zu erlangen. Von dieſer, die ſich gegen alles Gute empört, kann alſo hier nicht die Rede ſeyn. Ich verſtehe unter Sinnlichkeit überhaupt die phyſiſche Natur des Menſchen, die Quelle aller ſeiner Thätigkeit und ſeiner edelſten Triebe. Dieſe macht einen Theil ſeines Weſens aus; ihre Forderungen ſind keinesweges zu verachten,

zu unterdrücken, in ſo fern ſie nur von der Vernunft geordnet werden. Wir müſſen daher unterſuchen, auf welche Weiſe dieſe phyſiſche Natur einwilligen könne, die Vorſchriften und Rathſchläge der Vernunft als Geſetze anzunehmen.

10) Niemand unterwirft ſich dem Andern freywillig anders, als in der Abſicht und unter der Bedingung, durch dieſe Unterwerfung einer größern Summe von Glückſeligkeit theilhaftig zu werden. Es läßt ſich daher gar nicht annehmen, daß die phyſiſche Natur des Menſchen Verordnungen von der Vernunft annehmen ſollte, wobey gar keine Rückſicht auf Beförderung der Glückſeligkeit genommen wäre. Alle moraliſche Vorſchriften, die als Geſetze gelten ſollen, müſſen alſo auf dieſer Grundlage beruhn.

11) Dieſe Aufgabe aber iſt keineswegs ſchwer zu löſen. Denn alle, von den weiſeſten Moraliſten aller Zeitalter empfohlene moraliſche Regeln bewürken, wenn ſie befolgt werden, die dauerhafteſte Wohlfahrt, Glückſeligkeit und Vollkommenheit des geiſtigen, phyſiſchen und geſelligen Zuſtandes des Menſchen. Es würde daher nicht vernünftig ſeyn, anzunehmen, daß die Beförderung der Glückſeligkeit kein Zweck für ſie ſeyn dürfte.

12) Jedes weiſe Geſetz muß ferner mit Rückſicht auf Lage und Umſtände gegeben werden; alſo iſt es eben ſo wenig vernünftig, zu behaupten, daß bey moraliſchen Vorſchriften, wenn ſie für Geſetze gelten ſollen und wir nicht mit Worten ſpielen, auf Verhältniſſe und Umſtände keine Rückſicht

ſicht genommen werden müſſe. Vielmehr kann die Vernunft auch nur ſolche Mittel empfehlen, von welchen ſich, unter dieſen Umſtänden, die Erlangung jenes Zwecks, nämlich die Beförderung der Glückſeligkeit, als Folge, ſicher erwarten läßt.

Zweyte

Zweyte Haupt-Abtheilung.

Ueber
den Undank.

Einleitung.

Es ſey mir erlaubt, zum Uebergange in dieſe Materie, einige Reſultate aus dem Vorigen zu ziehn!

Es iſt ein tröſtender, herzerhebender Gedanke, daß alles, was lebt und webt, vom liebreichen Urheber der Natur zum Glücklichwerden erſchaffen, daß das Weltgebäude nicht etwa bloß ein Kunſtwerk, zur Freude des Meiſters und zur Verherrlichung ſeiner Allmacht, zuſammengeſetzt, ſondern zugleich eine unermeßliche Anſtalt zur Beglückung zahlloſer Geſchöpfe iſt; daß hier Myriaden Weſen aller Art, vom Engel bis zur Made herab, Genuß und Wonne ſchmecken, wenn ſie der Ordnung der Natur folgen; hingegen, wenn ſie ſich von dieſem Wege entfernen, dennoch nur unbedeutende Verwirrungen anrichten, nie aber die Harmonie des Ganzen zerſtöhren können. Es iſt herzerhebend, zu denken, daß wir alſo nicht weniger Zweck der Schöpfung ſind, als es die Schöpfung für uns iſt.

Je empfänglicher für die mannigfaltigen Freuden und je empfindlicher für Leiden ein Geſchöpf iſt, deſto mehr Kraft liegt in ſeinem Weſen, um ſich jene zu verſchaffen und dieſe zu entfernen. Je größer der Drang der Bedürfniſſe und Anforderungen in den verſchieden organiſirten erſchaffenen Weſen ſich äußert, deſto geſchickter fühlen ſie ſich, dieſe Bedürfniſſe zu befriedigen, und für die nützlichſte Verwendung ihrer Kräfte, zu ihrem eignen und des Ganzen Wohl, ſind gerade die dringend-

ſten

hätte verglichen werden können; ſo mußte der Mann fort, oder ſo gedemüthigt werden, daß er die Zuverſicht zu ſich ſelber und die zu große Achtung des Publicums verlohr. Zwar redete er ſelten und dann immer äußerſt beſcheiden von ſich ſelber; Man hörte ihn oft ſagen: er ſey der erſte Diener des Staats; allein der Staat, das war ihm eine metaphyſiſche Perſon, an deren Stelle er ſich gelegentlich wieder ſelbſt ſetzte, und in ſeinem Herzen dachte er nie daran, daß die ganze Summe ſeiner Mitbürger eigentlich dieſen Staat ausmachte. Denn dieſe Mitbürger, dieſe ſeine Unterthanen, hielt er doch für ſehr ſubalterne Weſen und ſich (nicht eben, auf ſolche Art, wie gemeine Fürſtenkinder, durch die Geburt, ſondern vielmehr durch ſeine wahren Vollkommenheiten) berufen, über Alle zu herrſchen, ohne ihnen Rechenſchaft geben zu dürfen. Er liebte die Menſchen alſo nicht, er verachtete, oder bemitleidete ſie vielmehr; Er war gerecht, wohlthätig, half, rettete, verzieh; aber nie aus dem Herzen, nie wie ein Vater, wie ein Freund, wie ein Bruder; nein! immer nur bis auf eine gewiſſe Grenze, mit kaltem Blute und mit Rückſicht auf den Grundſatz: daß der gemeine Menſchenpöbel nur einen beſtimmten Grad von Glück und Unglück, von Wohlſtand und Armuth, von Erhebung und Unterdrückung ertragen könne, und daß

Der,

ſten Triebe in ihre Natur gelegt; denn es gehört zu dem groſsen Plane des Allvaters, daſs jedes einzelne Weſen, indem es für ſich Genuſs und Vergnügen ſucht und ſich verſchafft, hierzu nicht anders ſicher gelangen kann, als indem es für das Ganze mitwürkt. Darum ſind auch die Triebe, die die Erhaltung des Lebens und die, welche die Fortpflanzung der Gattungen befördern ſollen, die heftigſten von allen.

Weil nun die, mit höhern Kräften und mit Vernunft begabten Weſen, geſchickter als die Uebrigen, zu der allgemeinen Ordnung beyzutragen, zugleich aber durch ihre gröſsere Selbſtſtändigkeit, mehr als die Andern, im Stande ſind, ſich eine abgeſonderte, freye, von fremder Einwürkung unabhängige Exiſtenz zu verſchaffen; ſo offenbart ſich, um dieſe Abſonderung zu verhindern, in ihnen der Hang ſich mitzutheilen, ſich anzuſchlieſsen und auf andere Weſen zu würken, vorzüglich ſtark, denn Gott hat nicht gewollt, daß wir die Bewegungsgründe zur nützlichen Würkſamkeit aus kalten, abſtrakten Theorien, ſondern aus unſrer Natur und Beſtimmung ſelbſt, entlehnen ſollten.

Es iſt aber der Trieb zur Geſelligkeit und gegenſeitigen Dienſtleiſtung allen lebendigen Weſen, ſelbſt den Thieren, eingepflanzt. Allgemein bekannt iſt es, mit welcher Sorgfalt die Eltern nicht nur ihre eigenen Jungen nähren, pflegen und vertheidigen, ſondern wie ſie auch die Wartung angenommener Zöglinge ſich angelegen ſeyn laſſen; mit welcher Sorgfalt die Henne junge Enten, die Grasmücke den iungen Kuckuck auferzieht; wie, in der Brutzeit, Männchen und Weibchen abwechſelnd das Neſt bewachen und warm halten, wie Jener, durch Lieder, der Gattinn, wenn ſie auf den Eyern ſitzt, die

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-51468-9

KNIGGE, A.F.F.L.VON FN. 03741/040

Zeit verkürzt. Eben ſo bekannt ſind die Beyſpiele von Treue und Anhänglichkeit, welche die Hausthiere dem Menſchen beweiſen, von dem Unterſchiede, den ſie zwiſchen dem Hausherrn (wenn dieſer ihnen auch nie Futter reicht) und den untergeordneten Perſonen zu machen verſtehn. Weniger bekannt vielleicht und doch zum Beweiſe des allgemeinen Geſelligkeitstriebes der Thiere dienend, iſt aber die Beobachtung, die wir in Gmelins Reiſen angezeigt finden. In Krasnojark nämlich giebt es eine große Menge Rallen; dieſen wird es ſchwer, zu fliegen, und doch können ſie den Winter in jenem kalten Erdſtriche nicht ausdauern. Wenn daher die Störche im Herbſte in die wärmern Climate ziehen, nimmt jeder Storch eine Ralle mit ſich auf dem Rücken fort. Hier iſt ein Beyſpiel von geſelliger Dienſtleiſtung, ſo viel man weiß, ohne allen Eigennutz, und was erſtaunlich iſt — ohne den kategoriſchen Imperativ der hyperpuren Vernunft. In einem, für Aerzte und Philoſophen äußerſt wichtigen, kürzlich durch den würdigen Herrn Hofrath, Doctor Brandis in Holzminden, überſetzten Werke, in Darwins Zoonomie, ſind viel höchſt ſonderbare Beobachtungen von dieſer Art geſammelt und der Verfaſſer geht ſogar ſo weit, die, zur Erklärung ſolcher Thatſachen, bisher angenommenen Inſtinkte zu verwerfen und auch bey den Thieren Plan, Ueberlegung, Vorſchriften, aus Erfahrung abſtrahirt und durch eine Art von Ueberlieferung auf ſie gekommen, anzunehmen.

Von allen Geſchöpfen aber, das bleibt gewiß und unleugbar, iſt keines ſo zur Geſelligkeit, Theilnahme und Mittheilung geſtimmt, wie der Menſch; aber er bedurfte auch dieſes lebhaftern ſinnlichen Triebes, um, da ihn das göttliche Geſchenk der Vernunft in den Stand ſetzt, freyer und unabhängiger, als andre Creaturen, zu leben, nicht in Egoismus zu fallen. Wenn ihn jedoch ſein größerer Hang zur Geſelligkeit und ſeine feinere Empfänglichkeit, Genuß und Freude aus allen Gegenſtänden zu ſchöpfen, in unzählige Verhältniſſe verwickeln und ihm Gelegenheit geben, ſeine Würkſamkeit auf ſo mannigfaltige Weiſe zu äußern; ſo dient ihm auch dieſelbe Vernunft zur Leiterinn, um ſeine Handlungen zu ordnen, ſeiner Thätigkeit die gehörige Richtung zu geben, in zweifelhaften und Colliſions-Fällen den richtigſten, den ſicherſten Weg zur dauerhaften Wohlfahrt ſich vorzuzeichnen, ihn über die reine Glückſeligkeit und den ächten Genuß aufzuklären und ihn zu lehren, ſelbſt in den Aufopferungen vorübergehender Freuden, zum Vortheile ſeiner Mitgeſchöpfe, einen höhern, ſichrern, geiſtigern Genuß zu finden. Sie ſchreibt ihm zwar beſtimmte Regeln dazu vor, die durch ſeine eigene Erfahrungen beſtätigt werden; aber nicht willkührliche Geſetze, ſondern ſolche, deren herrliche Würkung und Zweckmäßigkeit er an ſich ſelbſt erproben kann, und wodurch er zu einer Macht über Leidenſchaften und Sinnlichkeit, zu dem Gefühle einer innern Ruhe, einer Beharrlichkeit, eines Seelen-Friedens gelangt, den wir das gute Gewiſſen nennen. Alles aber zielt dahin, ihn glücklich zu machen und zu dieſem Zwecke jeder geiſtigen und körperlichen Kraft in ihm die beſte Richtung zu geben. Die Religion, welche die Vorſchriften ſeiner Vernunft ſanctionirt und ſie zurechtweiſet, empfiehlt ihm auch keine andre Motive. Sie giebt ihm keine despotiſche, willkührliche Befehle, ſondern ſchreibt ihm nur das Geſetz der Liebe vor, das ſchon in ſein Herz eingegraben iſt. „Wer ſeinen „Mitmenſchen liebt,“ ſagt Jeſus, „der hat „das Geſetz erfüllt.“ Und: „thue das; „ſo wirſt du glücklich; ſo wirſt du ſelig werden.“

„ben.“ Der göttliche Stifter unſrer Religion, der ein beſſerer Menſchenkenner war, als unſre neuern Philoſophen, verlangte alſo nicht, daß der ſinnliche Menſch Bewegungsgründe zu ſeinen Handlungen auſſer ſich ſuchen und ſein eignes Ich, ſeine Perſonalität verleugnen ſollte; Nein! Glück in dieſer und jener Welt iſt die Bedingung, die er dem anbietet, der ſeiner Lehre folgen will.

Der Menſch ſoll und muß alſo nichts; Er behält die Freyheit, ſein wahres Heil zu verſcherzen, und ſich der höhern Wonne und Seligkeit zu berauben, wenn er keinen Sinn für ſie hat. Die Opfer, die er ſeinen Brüdern und der geſammten Menſchheit bringt, ſind freywillige Opfer. Will er auf die reinen geiſtigen Freuden, auf die Ruhe im Innern, auf die Achtung guter Menſchen und auf ihre gegenſeitigen Dienſtleiſtungen Verzicht thun; will er raſtlos nach eitler Luſt ſtreben, die weiter vor ihm flieht und ſeine Begierden immer mehr entflammt, je eifriger er ihr nachjagt; ſo bauet er ſein eignes Elend und findet hier auf Erden keinen Frieden. Dafür hat der Schöpfer aller Dinge geſorgt, daß die Verkehrtheit einzelner Geſchöpfe die Ordnung des Ganzen nicht über den Haufen werfen kann; und damit auch die geſellſchaftliche Zuſammenlebung ruheliebender Menſchen durch den Mangel an Moralität Einiger nicht geſtöhrt werde, treten die Weiſern und Beſſern zuſammen, um durch bürgerliche Geſetze ſich gegen Ausfälle und Anmaßungen ſolcher Thoren zu wafnen. Seine innere Wohlfahrt zu befördern wird aber Jedem überlaſſen.

Das ſind die Begriffe, die ich von moraliſcher Freyheit, von Sittlichkeit überhaupt und von Glückſeligkeit habe, und von den Bewegungsgründen und Mitteln, dieſe Schätze zu erlangen. Wie klein, jämmerlich und unglücklich erſcheint mir dagegen nicht der moraliſche Menſch der neuern Philoſophen! — Gleichſam der Leibeigene der Natur; verurtheilt, ſclaviſch unbedingten Geſetzen zu gehorchen, nicht ſolchen, die ihm ſeine überlegende Vernunft, nach Maßgabe der Umſtände, vorſchreibt, ſondern Geſetzen, nach deren Gründen er nicht einmal fragen, die er befolgen ſoll, ſie mögen zu den Umſtänden paſſen oder nicht, die bey unzähligen Fällen im Leben ihm keine beſtimmte Vorſchrift liefern; geſchaffen, nur für fremde Rechnung zu arbeiten, ſeine Perſonalität, den erſten Zweck ſeines Daſeyns, den frohen Lebensgenuß, zu vergeſſen, ohne Dank, ohne Verdienſt, ohne Erſatz, ohne Troſt! Verſucht zu werden, jeden Augenblick auszurufen: wie kann ich dem Urheber meines Daſeyns für mein Leben danken, wenn er mir dies Leben nur zum Frohndienſte für Andre gegeben hat; wenn

ich

Der, welcher dies ganze Puppenſpiel lenkte, es nie dahin kommen laſſen dürfe, daß die bürgerliche Exiſtenz der ſubalternen Weſen dieſe Mittelmäßigkeit überſchritte, oder unter dieſelbe hinunterſänke. Er litt nicht, daß Unter-Tyrannen das Volk drückten; Er duldete keine Cabalen, Intriguen, Begünſtigung unwürdiger Creaturen; aber leider! da er nun einmal von den Menſchen eine ſchlimme Meinung hatte; ſo verfehlte doch die Verlaumdung nicht immer ihres Zwecks bey ihm, obgleich er den Verleumder verachtete. Es verſteht ſich wohl von ſelber, daß ein ſolcher Fürſt keinen eigentlichen Favoriten hatte, ſich von niemand regieren ließ; aber er zeichnete Jeden auf die verbindlichſte, ermunterndſte Weiſe aus, der Tugenden, Fähigkeiten, oder in irgend einem einzelnen Fache Eifer und Geſchick zeigte, in ſo fern dies ohne Anmaßung geſchah und ohne ſich nothwendig machen oder ſich in andre Dinge miſchen zu wollen, die nicht in dies Fach gehörten. Er wußte jedermann da hinzuſtellen, wohin er gehörte, dazu gebrauchen, wo er ihn am beſten nützen konnte und ſo lange zu gebrauchen — als er Seiner bedurfte.

Nicht wahr, mein Freund! Sie ahnden, daß ein Menſch, wie ich mich geſchildert habe, der nicht weniger von ſeiner Superiorität über alle andre Leute ich mir nicht einmal den Gedanken erlauben darf, daß die Opfer, die ich ohne Aufhören bringen muß, freywillige Geſchenke meines wohlwollenden Herzens ſind; wenn die donnernde Stimme des Geſetzes ohne Unterlaß Du ſollſt! Du mußt! mir zuruft?

Die Dankbarkeit iſt eine von den Tugenden, die, ſo viel ich es einſehe, gänzlich wegfallen würde, wenn dies despotiſche Geſetz die Quelle aller guten Handlungen wäre. Ich kann nur dem dankbar ſeyn, der, aus Liebe zu mir, aus Theilnahme an dem, was meine Glückſeligkeit befördern kann, um meine Wünſche zu befriedigen, ſich ſelber etwas entzieht, das er für ſich behalten, zu ſeinem Vortheile anwenden könnte. Aber was für Verbindlichkeit bin ich dem ſchuldig, der etwas hergiebt, das ihm ohnehin nicht gehört, das er, dem ſtrengen Geſetze nach, unbedingt Andern ſchuldig iſt?

Und ſo hätten uns dann die vorigen Betrachtungen auf den Gegenſtand geleitet, der in dieſer zweyten Haupt-Abtheilung beleuchtet werden ſoll.

1.

Das Gefühl, das unſer Herz zur Dankbarkeit ſtimmt, iſt von der Hand des Schöpfers in unſre Natur gelegt und wird nur dann verleugnet, wenn andre heftige Leidenſchaften, z. B. Eigennutz, Neid, falſcher Ehrgeiz oder Eitelkeit, daſſelbe erſticken. Wenn alle Geſchöpfe des Erdbodens Genuß, Freude und Glück ſuchen; ſo iſt nichts natürlicher, als daß ſie ſich hingezogen fühlen zu ſolchen Gegenſtänden, die ihnen Befriedigung ihres Glückſeligkeits-Triebes verſchaffen; und wenn dies bey lebloſen Gegenſtänden der Fall iſt; wie viel mehr Zuneigung werden ſie zu thätigen, mit Willenskraft begabten Weſen empfinden, die abſichtlich die Summe ihrer Freuden vermehren!

2.

Dankbarkeit äußert ſich ſogar in unvernünftigen Geſchöpfen. Wir bemerken nicht nur bey den Hausthieren, die von uns Schutz, Nahrung und Pflege erhalten, eine treue Anhänglichkeit an ihre Beſchützer; ſondern man erzählt auch viel glaubwürdige Beyſpiele von Löwen und Tygern, die, aus Dankbarkeit für die Errettung von drohender Gefahr, ihre natürliche Wildheit gegen den Wohlthäter abgelegt, dieſen bewacht, vertheidigt und ihm unbedingten Gehorſam geleiſtet haben. Ja! manche dieſer rohen Geſchöpfe ſcheinen ein lebhafteres Gefühl für die Dankbarkeit zu empfinden, als der, von ſich durchkreuzenden Leidenſchaften in immerwährendem Strudel umhergetriebene, durch die mannigfaltigen Verhältniſſe der bürgerlichen Zuſammenlebung, mit unzähligen unnützen Bedürfniſſen bekanntgewordene, von unerſättlichen Wünſchen und nie zu befriedigenden Forderungen irregeleitete Menſch. Dieſer findet nämlich, wenn ihn unedlere Begierden blenden, ſelbſt in der Vernunft, die ſeinen natürlichen Trieben als Leiterinn zugeſellt iſt, Mittel, das beſſere Gefühl der Erkenntlichkeit, zum Vortheile eines übel berechneten Eigennutzes, wegzuvernünfteln.

3.

Es hat aber leider! auch Philoſophen gegeben, welche die Heiligkeit der Dankbarkeitspflicht zu leugnen gewagt haben. „Wenn,“ ſagten dieſe, „Jeder, der Gerechtigkeit und Redlichkeit gegen mich übt, „nicht mehr als ſeine Beſtimmung erfüllt, „wenn das Gegentheil Verbrechen ſeyn würde; welchen Dank bin ich ihm dann dafür „ſchuldig?“ Bedenkt man aber, wie leicht es dem böſen Willen oft wird, ſich um jene Gerechtigkeit und Redlichkeit wegzuſchleichen und, ohne ſie geradezu zu übertreten, einen Vorwand zu finden, um thätige Hülfe, Beyſtand und Dienſtleiſtung dem zu verſagen, der deſſen bedarf; ſo muß jeder gutgeartete

Menſch die Verbindlichkeit anerkennen, die er demjenigen ſchuldig iſt, der, aus treuem guten Herzen und wahrer Theilnahme, ihm die Beſchwerlichkeiten des Lebens auf irgend eine Weiſe tragen hilft.

4.

Die Dankbarkeit iſt ein Gefühl, welches das Herz veredelt und beſſert, wohlthätig für den, der empfängt, wie für den, welcher giebt. Man empfindet eine reine Wonne, bey dem Anblicke eines Geſchöpfs, das durch uns froh und glücklich iſt; man vergißt eigne Leiden über das Bewußtſeyn, die Wohlfahrt Andrer befördert zu haben. Ein edler Stolz, der ſich auf unſre Kraft und auf die Wichtigkeit und Nützlichkeit ihrer Anwendung gründet, entſchädigt uns für Mühe, Anſtrengung und Verdruß. Wir lieben unſer eignes Werk, fühlen uns hingezogen zu einem Weſen, das uns ſeine beſſere

Exiſtenz verdankt und zu Allen, denen wir noch ähnliche Wohlthaten erzeigen können. Der aber, welcher uns ſein Glück verdankt, gewinnt auch dadurch die Welt lieb, in der es ihm wohlgeht, in welcher es ſo dienſtfertige Menſchen giebt. Er wird geneigt, auch Andern Gutes zu erweiſen, nachdem er es empfunden hat, wie angenehm es iſt, ſich nicht vergebens nach fremder Hülfe zu ſehnen. Der Undankbare hingegen, der keinen Sinn für das Gute hat, das Gott und Menſchen ihm erweiſen, wird feindſelig, misgünſtig und hart. Ihn ärgert die Freude, die Andre empfinden, weil keine Heiterkeit in ſein Herz kömmt; er glaubt niemand nichts ſchuldig zu ſeyn, weil niemand ſeine unendlichen Forderungen befriedigt.

5.

Der Wohlthäter bauet zuweilen das Glück ſeiner Nachkommenſchaft, durch die

Liebes-Dienſte, die er geleiſtet hat. Oft noch erndten ſeine Kinder die Früchte des Danks ein, der ihm gebührt. Die Geſchichte liefert uns davon zahlreiche Beyſpiele, wie denn überhaupt der Segen keiner guten That verlohren geht.

6.

Die weiſeſten Männer aller Zeitalter haben die Dankbarkeit als die heiligſte Pflicht empfohlen und kluge Geſetzgeber haben geſchärfte Strafe auf die Verbrechen gelegt, die gegen Wohlthäter begangen würden.

7.

Und dennoch, bey ſo vielfachen innern und äußern Bewegungsgründen, welche uns die Heiligkeit dieſer Pflicht empfehlen, hört man über kein Laſter ſo allgemein klagen, als über den Undank. Zwar ſind dieſe Klagen auch je zuweilen eben ſo übertrieben, wie die Forderungen derer, die auf Dank Anſpruch machen und die oft auf unbedeutende Wohlthaten, an welchen mehr die Eitelkeit, oder irgend eine andre Leidenſchaft, als wahre Menſchenliebe Antheil hat, einen ſo hohen, drückenden Preis ſetzen. Zwar wird die Betrachtung, daß man für edle Handlungen nicht immer die verdiente Erkenntlichkeit einerndtet, den wahrhaftig großmüthigen Mann nicht abhalten, Andern Gutes zu thun; aber doch bleibt es traurig und niederſchlagend, daß die Menſchen, in ihrer Verblendung, auch dieſe natürliche Tugend verleugnen, und daß nicht ſelten die treueſte, uneigennützigſte Aufopferung und Hingebung mit dem ſchwärzeſten Undanke, ja! mit Feindſchaft und Verfolgung belohnt werden. Indeſſen laſſet uns zu unſrer Beruhigung nicht vergeſſen, daß dieſe, ſo wie alle andre moraliſche Unvollkommenheiten, nicht in einer angebohenen Verderbtheit der menſchlichen Natur, ſondern in Schwäche, in unrichtiger Beurtheilung des eignen wahren Vortheils ihren Grund hat.

8.

Bey einer großen Anzahl von Menſchen iſt ein übelgeordneter Freyheits-Sinn die Quelle des Undanks. Man hält ſich für gedrückt durch die Laſt der Verbindlichkeit, glaubt ſclaviſch abhängig von dem Wohlthäter zu werden, wenn man es ſich ſelber geſteht, wie viel man ihm ſchuldig iſt und fühlt ſich doch zu ſchwach, wird durch den Drang der Umſtände abgehalten, auf fremde Hülfe Verzicht zu thun; und ſo empfängt man dann, vernünftelt aber die Pflicht weg, welche Erkenntlichkeit gebiethet. Ein falſcher Stolz, der ſich gegen den Gedanken, eine untergeordnete Rolle zu ſpielen, empört, überſchreyet die innere Stimme des Gewiſſens. Man zürnt mit dem Schickſale, das träumte und den Gedanken nicht ertragen konnte, eine untergeordnete Rolle zu ſpielen, daß Der ſich wohl nicht lange mit einem ſolchen Regenten würde vertragen haben? Die Folge wird es lehren, ob dies eintraf; jetzt noch ein paar Worte von meinem Fürſten! In ſeiner Jugend hatte Weiberliebe große Gewalt über ſein Herz gehabt, und man wollte behaupten, daß er noch damals nicht leicht eine Bitte abſchlagen könnte, die aus einem ſchönen Munde käme. Ich weiß das nicht. In ſeinen frühern Jahren habe ich ihn nicht gekannt; aber davon habe ich die Ueberzeugung, daß er ſo viel möglich der Gelegenheit auswich, ſich von mündlicher Ueberredung hinreißen zu laſſen, und daß, wenn er in ſolchen Fällen auch einmal eine unbeſcheidne, große Bitte gewährte, es gewiß nie eine ſolche war, die mit ſeinen Haupt-Grundſätzen geſtritten hätte. So ließ er ſich vielleicht überrumpeln, einem unbrauchbaren Menſchen eine ſtarke Penſion zu verwilligen, aber gewiß nicht, einen Mann an die Spitze eines wichtigen Departements zu ſetzen, der dort Verwirrung oder Unglück hätte ſtiften können. Und ſelbſt bey Bewilligung ſolcher Penſionen verleugnete er ſelten ſeine Politik. Er wies einem unnützen, aber reichen Manne tauſend Thaler Gehalt aus dem öffentlichen Schatze an, wenn er wußte, daß dieſer zehnmal ſo viel von dem

Andre ſo hoch geſtellt hat, daß ſie das Vergnügen, Wohlthaten auszuſpenden, ſich verſchaffen können, indeß man dazu verurtheilt ſcheint, immer nur zu empfangen, zu ſuchen, zu bitten. Mit neidiſchen Augen betrachtet man nun den, deſſen Beyſtand man hat annehmen müſſen; man ſucht Fehler an ihm auf, um ſeinen Werth und ſein Verdienſt um uns herabzuſetzen, und nicht ſelten artet dies in bittern Haß und Feindſchaft aus. Ich habe einen Mann gekannt, der ſehr dienſtfertig, allein durch die mannigfaltigen Erfahrungen von dem Undanke der Menſchen ſo mistrauiſch geworden war, daß er, ſo oft er jemanden eine Wohlthat erwieſen hatte, zu ſagen pflegte: „heute „habe ich mir abermals einen Feind mehr „erworben.“

9.

Diene neun und neunzigmal einem Menſchen und ſchlage ihm die hundertſte

Bitte ab; ſo wird er alles empfangene Gute vergeſſen und über Deine Hartherzigkeit klagen; denn die Forderungen der Menſchen wachſen mit ihrer Befriedigung, und was man dem Ungefälligen für eine groſſe That anrechnet, das treibt man von dem Dienſtfertigen wie eine Schuld ein. Diejenigen erregen am mehrſten Aufſehn in der Welt, die ihre Tugenden nur wie Sonntags-Kleider ſelten zur Schau tragen.

10.

Menſchen, die ſelbſt nichts für ſich ſind, ſuchen Dich auf, hängen ſich an Dich, huldigen Dir, um durch Dich in beſſere Verhältniſſe zu kommen. Du erhebſt ſie, bringſt ſie in die Mode, überwindeſt das Vorurtheil, das gegen ſie ſtritt und vielleicht Dir ſelber Schaden that; ſie bleiben Dir ſo lange treu und anhänglich, als ſie Deiner bedürfen, ziehen ſich aber nach und nach zurück, ſuchen ſich eine eigne Exiſtenz, vielleicht auf Deine Koſten, zu ſchaffen, wenn ſie dazu Kraft haben, oder rennen einem andern Beſchützer nach, wenn Dein Anſehn ſinkt, und verwandeln ſich am Ende wohl gar, wenn ſie hoch genug über Dich zu ſtehn glauben, aus deinem Clienten, in deine Hofmeiſter, Lehrer und Rathgeber — Das alles muß man in dieſer Welt erwarten, um, wenn es geſchieht, nicht darüber zu zürnen, ſondern zu lächeln.

11.

Wenn dieſe und ähnliche Erfahrungen und Ueberlegungen vom Wohlthun abhalten dürften; ſo würde kein verſtändiger Mann ferner einen Schritt für Andre thun; allein zum Glücke für die Menſchheit giebt es beſſere Bewegungsgründe ſeinen Mitgeſchöpfen Gutes zu erweiſen, als das kleine, niedrige, eigennützige Verlangen, Dank einzuerndten.

Die ſichern mannichfaltig nützlichen Folgen, die jede edle That auf das Ganze auch dann hat, wenn dieſe Folgen nicht ſogleich ſichtbar, wenn ſie ſelbſt von dem, den ſie unmittelbar treffen, verkannt werden; die Freude, die in dem Bewußtſeyn einer zweckmäßigen Thätigkeit, zum Wohl der Menſchheit, liegt; die kleine, zwar nicht lobenswerthe, aber doch auch nicht ſträfliche Eitelkeit, die in dem Gedanken, daß wir Andern etwas ſind, daß ſie Unſrer bedürfen, Nahrung findet; und endlich das angebohrne Gefühl des Wohlwollens und der Theilnahme — das alles wird, ſo lange die Welt ſteht, dazu mitwürken, daß es nie an Menſchen fehle, die ihren Brüdern hülfreich die Hand reichen. Ja! es liegt eine unnennbare Wonne für ein edles, ſtolzes Herz in der Ueberzeugung, grade dann am bereitwilligſten zum Guten zu ſeyn, wenn man ſicher vorausſehn kann, daß man nie weder Dank, noch Lohn, einzuerndten haben wird, folglich unſre Abſicht ganz rein von Eigennutz iſt.

12.

Dennoch aber iſt auch keinesweges der Wunſch, ſich dankbare Menſchen durch Wohlthaten zu verbinden, tadelnswerth, am wenigſten dann, wenn man zwiſchen dieſen und ſchlechtdenkenden, unerkenntlichen Leuten zu wählen hat, und ſeine Freygebigkeit und Dienſtfertigkeit nicht auf Alle ausbreiten kann, ſondern, nach der Eingeſchränktheit ſeiner Kräfte, ihnen Grenzen ſetzen muß. Warum ſollten wir, wenn unſer Herz warm für Andre ſchlägt, nicht auch wünſchen dürfen, daß ſie Regungen von eben ſo zärtlicher Art für uns empfinden? Und warum ſollten wir nicht gern dieſe Stimmung in ihnen, durch freundſchaftlichen Beyſtand zu erwecken ſuchen? Man tadelt oft verſtändige Männer, die ſich dem, was man gute Geſellſchaft nennt, entziehen und ihr Leben im vertraulichen Umgange mit Perſonen ohne Cultur, Erziehung und Talente hinbringen; Reiche, die, Statt ſich mit Frauenzimmern ihres Standes zu verbinden, Mädchen aus den ſo genannten niedern Claſſen zu Gattinnen wählen; Leute, die einem alten, geprüften Diener ausſchließlich ihr Zutraun widmen, indeß ſie ihre nächſten Verwandten verabſäumen und von ſich entfernen; oder die gar allen menſchlichen Umgang fliehen und auf die ſonderbare Grille verfallen, ihre ganze Sorgfalt und Zuneigung einem treuen Hunde, oder andern Hausthiere zu ſchenken; aber wiſſet Ihr auch, wie oft dieſe guten Leute, zum Preiſe für das wohlwollendſte, liebevollſte Herz, von den fein cultivirten Herrn und Damen, die uns und die ganze Welt nur zu ihrem Dienſte geſchaffen glauben, mit ſchwarzem

Undanke ſind belohnt, für gutmüthige Hingebung und Aufopferung verſpottet, betrogen, von dem ſchändlichſten Eigennutze gemisbraucht werden, bis ſie endlich, um doch irgend ein Geſchöpf zu finden, das ihre Liebe nicht zurückſtieſſe, einen Gegenſtand ihrer Anhänglichkeit gewählt haben, von dem ſie Erwiederung und Erkenntlichkeit erwarten durften? Würklich übertrifft es auch alle Vorſtellung, wie unfein der Eigennutz auf reiche und bereitwillige gute Menſchen mit Bitten und Zumuthungen losſtürmt, bis dieſe endlich, nach manchen unangenehmen Erfahrungen, dahin gebracht werden, mit anſcheinender Härte, ſolche Zudringlichkeiten zurückzuweiſen und Dienſtleiſtungen abzuſchlagen, die ſie, ohne Ungerechtigkeit gegen ſich ſelbſt und die Ihrigen, nicht gewähren können.

13.

Es giebt aber ſehr verſchiedene Arten, ſein Dankgefühl auszudrücken, und nicht immer iſt derjenige unerkenntlich, der nicht viel Worte macht, der in ſeinem Herzen ſeine Empfindungen verſchließt und dem großmüthigen Wohlthäter Verehrung, Hochachtung und Segnung zum ſtillen Opfer bringt. Ein ſtummer Dank, ein Händedruck und ein, zum Himmel gekehrter Blick des feuchten Auges, ſind wohl ſo viel werth, als ſtudierte Floskeln einer herzloſen Beredſamkeit.

14.

Oft verlangt auch der Wohlthäter für das, was er vielleicht nicht einmal aus den reinſten Bewegungsgründen geleiſtet hat, mehr, als ein edles, ſtolzes Herz zu geben vermag, verlangt Opfer aller Art, Schmeicheley, gänzliche Abhangigkeit, Sclaven-

Dienſte, und jammert dann über den Undank der Menſchen, wenn man lieber auf alles Verzicht thut, was ſeine Prahlerey verſpricht, als daß man es ſo theuer erkaufen ſollte. Wenig Menſchen verſtehen die Kunſt, ſo zu geben, daß man ihnen gern verpflichtet wird, daß vielmehr der, welcher empfängt, dem Andern eine Gefälligkeit zu erweiſen ſcheint. Aber man erwarte auch keinen Dank für unerbetene, aufgedrungene Wohlthaten; für die Mühe, ſich unberufen in fremde Händel gemiſcht, Verſöhnungen und Heyrathen geſtiftet zu haben; für Schmeicheley und Erniedrigung; für Lob in's Geſicht und hinter dem Rücken, das oft mehr Schaden als Nutzen ſtiftet; für Vertheidigung eines Mannes, der ſich ſelbſt beſſer und mit mehr Erfolge vertheidigen kann! Man erwarte keinen Dank, wenn man, obgleich in guter Abſicht, die Eitelkeit der Leute beleidigt, wenn man klügern, oder ſich klüger dünkenden Leuten Rath geben, wenn man einen mittelmäßigen Schriftſteller abhalten will, die Welt mit ſchlechten literariſchen Producten zu beſchenken! Man erndtet ſelten Dank ein, wenn man zu bereitwillig iſt, für jedermann kleine Aufträge zu übernehmen, Waaren zu verſchreiben, Perſonen zu empfehlen, Sammlungen zu veranſtalten, Unterzeichnungen zu befördern. Man wird dann ohne Unterlaß von zudringlichen Leuten beſtürmt, wird hintergangen, leidet Schaden und kömmt zuweilen noch obendrein in den Verdacht, ſeine kleinen Privat-Vortheile dabey nicht vergeſſen zu haben.

15.

Die mehrſten Großen der Erde verſtehen die Kunſt, um aller Verbindlichkeit überhoben zu ſeyn, ſich dasjenige aufdringen zu laſſen, was ſie zu erhalten wünſchen. Dagegen

Seinigen in der Reſidenz verzehren würde. Ueberhaupt lockte er gern wohlhabende Fremde in das Land und war dann mit Titel und Gnadenbezeugungen nicht ſparſam. — So war mein Herr beſchaffen und dieſer Herr zeichnete mich aus unter Vielen, und zwar unter Männern, die wahrlich doch auch Achtung verdienten!

Ich hatte kaum ein halbes Jahr den Vortrag im Cabinette gehabt, als er mich an die Spitze von einzelnen Anſtalten ſetzte und mir dadurch zeigte, daß er mich für fähig hielte, auch die Direction von würklichen Geſchäften zu führen. Ich bekam die ſpecielle Aufſicht über zwey Fabriken, deren Aufnahme ihm vorzüglich am Herzen lag und ſo unbeträchtlich auch die Verbeſſerungen waren, die ich dabey einführte; ſo ſchien er doch jede Gelegenheit aufzuſuchen, um mir ein Wort zum Lobe darüber zu ſagen.

Obgleich ich, wie ſich's verſteht, keine Stimme im Miniſterio hatte; ſo fragte er doch oft, wenn ich aus einer Sache, die nicht vorzügliche Kenntniß des Landes vorausſetzte, referirt und die Herrn Geheimenräthe ſich darüber geäußert hatten, bevor er ſeinen Entſchluß bekannt machte, erſt mich um meigegen machen ſie aus dem, was Gerechtigkeit erfordert und ihre Schuldigkeit iſt, eine Gnade, um Dank einzuerndten, wiſſen es ſo einzurichten, daß der Mann, deſſen ſie nothwendig bedürfen, die Bedienung erbetteln muß, zu welcher ſie keinen geſchicktern finden können. Sie verzögern ihre Wohlthaten, um die Menſchen deſto länger von ſich abhängig zu machen, wiſſen ſich von dem, was Andre gethan haben, das Verdienſt zuzueignen, um ihnen den gebührenden Dank zu entziehn und ſich zuzuwenden, dagegen aber Verantwortung und Verdruß auf ſie zu wälzen.

53.

Es iſt eine ſehr unangenehme Lage, wenn das Gefühl der Dankbarkeit mit dem Eifer für Gerechtigkeit, mit ſtrenger Wahrheitsliebe, oder mit der Sorgfalt für das Wohl des Ganzen in Zuſammenſtoß kömmt.

Allein dann muß die untergeordnete Pflicht der höhern weichen; und der handelt nicht undankbar, der, aus Erkenntlichkeit gegen Individuen, nicht zum Verräther an dem gemeinen Weſen werden, nicht aus niedriger Gefälligkeit gegen einen Böſewicht, der einſt ſein perſönliches Intereſſe befördert hat, zu dem Unrechte ſchweigen will, wodurch Tauſenden Uebles zufließt. In eine nicht ganz ſo unangenehme Lage, die doch aber auch nicht wünſchenswerth iſt, wird man verſetzt, wenn Leute, die man nicht ſchätzen kann, Menſchen von geringem geiſtigen und moraliſchen Werthe, ſich uns mit Huldigung, Aufmerkſamkeit und würklichen Dienſtleiſtungen aufdringen und dadurch ein Recht auf dankbare Erwiedrung zu erzwingen ſuchen. Den Verlegenheiten der erſtern Art kann man faſt immer ausweichen, wenn man ſich hütet, von Perſonen, die Verachtung verdienen, Wohlthaten anzunehmen, und wenn man in allen Fällen ſich den Ruf erwirbt, da, wo es Wahrheit und Recht gilt, alle perſönlichen Rückſichten bey Seite zu ſetzen. In den Fällen der andern Art aber wird brüderliche Duldung uns zu Erwiederung jeder unſchuldigen Gefälligkeit und Höflichkeit, auch gegen weniger achtungswerthe Leute, bewegen. Man muß ja mit ſo Manchen leben, den man ſich nicht grade zum Freunde wählen würde und das Bewußtſeyn, daß wir vielleicht beſſer ſind, als Andre, befreyet uns noch nicht von der Verbindlichkeit, geſellige und moraliſche Pflichten gegen ſie auszuüben, in ſo fern dieſe Pflichten nicht mit höhern Obliegenheiten ſtreiten.

17.

Die allgemeinſte Art von **Undank** und deſſen wir Alle uns wohl, mehr oder weniger, ſchuldig machen, iſt der **Undank** gegen den liebreichen Schöpfer der Natur. Der Zweck des Daſeyns aller lebendigen Geſchöpfe iſt der: Glück und Freude zu finden in der Welt; Alle können dieſen Zweck erreichen und das, was vernünftige Weſen wahrhaftig glücklich macht, liegt faſt allein in ihnen und iſt nicht abhängig von äuſſern Umſtänden, noch fremdem Willen, in ſo fern ſie nur richtige Begriffe von Glück haben und zweckmäßige Mittel ergreifen, um dazu zu gelangen. Gegen die zahlreichen Freuden, die der Weiſe und Tugendhafte ſchmecken kann, iſt die Summe der unvermeidlichen Leiden ſehr geringe, und ſelbſt dieſe wird er vergeſſen, wenn er, durch Betrachtung der Vollkommenheit des unermeßlichen Ganzen, ſeinen Geiſt erhebt und ſein Herz erwärmt. Man rechne einmal von der Anzahl der Ungemächlichkeit und Widerwärtigkeiten des Lebens diejenigen ab, die wir uns ſelbſt, durch Einbildung, durch Vorurtheile, durch eitle, thörichte Wünſche, durch unnützer Weiſe vervielfältigte Bedürfniſſe des Luxus, der Eitelkeit, der Weichlichkeit und der Unmäßigkeit erſchaffen — wie viel bleibt übrig, das einer Klage werth wäre? Wo iſt der Menſch auf Erden, der, gänzlich ohne ſeine Schuld, oder Veranlaſſung, (ſey es nun durch grobe Vergehungen, oder Unvorſichtigkeit) endlos elend geworden wäre und keine Hülfe hätte finden können? Ich geſtehe es offenherzig, daß mir, der ich doch viel harte Schickſale erlebt habe, noch nie etwas würklich Unangenehmes begegnet iſt, (Hierunter rechne ich aber nicht die Entbehrung des Reichthums und ſolcher unerwarteter Glücksfälle, die freylich Manchem zu Theil werden, worauf aber eigentlich kein Menſch gegründeten Anſpruch machen kann) ich ſage, daß mir nie etwas wahrhaftig Unangenehmes begegnet iſt, wozu ich nicht auf irgend eine Weiſe, durch Mangel an weiſem Betragen, Veranlaſſung gegeben hätte, und daß ich daſſelbe bey allen den unglücklichen Begebenheiten wahrgenommen, die ich andre Leute habe erleben geſehn. Allein wir pflegen dann, um ein Recht zu erhalten, undankbare Klagen gegen die Vorſehung auszuſtoßen, nur unſre Enthaltung von groben Vergehungen in Anſchlag zu bringen. Der Menſch, der mit einem kränklichen Körper zu kämpfen hat, macht ſich groß damit, daß er nicht durch wilde Ausſchweifungen ſeine Geſundheit zu Grunde gerichtet habe; von der Vernachläſſigung einer einfachen, ſeiner Conſtitution gänzlich angemeſſenen Lebensordnung hingegen ſchweigt er. Wenn ein Andrer darüber winſelt, daß er von ſeinen Eltern, Statt eines großen Vermögens, nur Schulden geerbt habe; ſo vergißt er, ſich zu fragen: was für ein Recht denn wohl überhaupt ein Menſch haben könne, von der Wiege an, ohne Arbeit und

Mühe, das zu beſitzen, was andre beſſere Leute erſt im Schweiſſe ihres Angeſichts erwerben müſſen? Und wenn ein Dritter die widrigen Vorfälle aufzählt, die ihm begegnet ſind; vergißt er in die andre Wagſchale die Menge angenehmer Begebenheiten zu legen, die ihm unverhofft, unverdient, ja! oft dann begegnet ſind, wenn er durch unkluge Aufführung vielleicht das traurigſte Schickſal verdient gehabt hätte. In einer Welt, in welcher der Schöpfer nicht unaufhörlich Wunder würken will, muß jedermann die Folgen ſeiner Handlungen tragen. Wie weit, in der großen Kettenreihe der Urſachen und Würkungen, dieſe Folgen reichen werden, das läßt ſich nicht beſtimmen; daß aber durch kleine Vergehungen ſehr große Uebel herbeygeführt werden können, das weiß jedes verſtändige Weſen und muß jene vermeiden, wenn es dieſen ausweichen will. Noch einmal alſo! die Summe der gänzlich unverdienten, würklichen, unabhelflichen Leiden in der Welt iſt klein und ſelbſt zu Hebung und Erleichterung dieſer hat der liebreiche Urheber der Natur für Mittel geſorgt. Kein unſchuldig gekränkter, von Unglück niedergebeugter Mann bleibt lange gänzlich verlaſſen, ohne von dem Mitgefühle andrer guten Menſchen Beyſtand und Troſt zu erhalten. Wer von uns hat nicht ſchon an ſich ſelbſt die Erfahrung gemacht, daß in Augenblicken, wo Muth und Hofnung auf immer zu verſchwinden droheten, auf einmal die Hülfe von einer Seite her erſchien, von welcher man ſie gar nicht hatte erwarten dürfen? Wer dergleichen Erfahrungen wegraiſonniren will, der thut ſeiner eignen Seelenruhe den größten Schaden. Dazu kömmt dann noch die wohlthätige Stimmung aller menſchlichen Gemüther, durch welche ſie nichts ſo leicht vergeſſen, als überſtandenen Schmerz, da hingegen die Erinnerung an froh verlebte Tage und die Erwartung eines bevorſtehenden Vergnügens, der Einbildung faſt eben ſo viel Wonne gewähren, als der würkliche Genuß; auch iſt es wahr, und ich habe das oft an mir beſtättigt gefunden, daß ſelbſt der heftigſte Schmerz einen gewiſſen Grad nicht überſchreiten kann, die Stuffen der Freude aber unzählich ſind; und endlich, daß ohne alle Abwechſelung mit Leidens-Empfindungen und Entbehrungen, uns kein Vergnügen ſchmackhaft ſeyn würde.

Wenn zu dieſem Allen nun noch die Ueberlegung kömmt, daß wir doch unmöglich bloß für die kurze Reihe, halb im Schlafe und in ſorgloſer Kindheit dahineilender Jahre geſchaffen ſeyn können, folglich in einer beſſern Zukunft die gütige Vorſehung uns reichlich für die kleinen unbedeutenden Plackereyen dieſes ſpannenlangen Lebens entſchädigen kann; wo iſt dann Elend?

Wie undankbar handelt alſo nicht der Menſch, der mit unaufhörlichen Klagen den Himmel beſtürmt! Und doch jammern mehrentheils grade diejenigen am heftigſten über Unglück, denen nichts Widriges begegnet, als daß nicht alle ihre thörichte Wünſche nach eingebildetem Glücke erfüllt, nicht alle ihre unerſättliche Begierden und unnütze Bedürfniſſe befriedigt werden. Aber ſchlaget ſolchen Leuten, wenn ſie andre Menſchen beneiden, vor, mit dieſen grade auf zu tauſchen; und ſehet zu, ob ſie den Vertrag einzugehn bereit ſeyn werden! Ja! dort möchte ein Mann gern den Reichthum ſeines Nachbars beſitzen; fraget ihn aber, ob er auch zugleich deſſen Geiz, ſeine Dummheit, ſeine Feinde, oder ſeine Kränklichkeit, oder ſeine garſtige alte Frau, mit übernehmen möchte? — Schwerlich wird er ſich dazu verſtehn wollen. Wer aber nicht willig iſt, ſein ganzes Weſen, nebſt allen innern ne Meinung und wählte mehrentheils den Weg, den ich vorſchlug. Bey Tafel ſprach er viel mit mir und nahm mich mit ſich, wenn er, begleitet von einem einzigen Lakayen, in einem ofnen Wagen ausfuhr, um irgend eine neue Anlage, oder dergleichen, zu beſehn.

Eines Abends, als der Hof aus einandergehn wollte, rief er mich zu ſich in ein Fenſter, (am folgenden Tage ſollte geheime Conferenz ſeyn) und ſagte: »Der Baron Lerchenhayn hat ſich merken laſ»ſen, daß er in meine Dienſte zu treten wünſchte; »ich werde ihn morgen zum General-Adjudanten »ernennen und ihm die Aufſicht über den Weg- und »Brückenbau geben. Ich habe dabey vorzüglich »Rückſicht darauf genommen, daß er Ihr Freund iſt, »obgleich Sie ihn nicht empfohlen haben. Vielleicht »macht es ihm Vergnügen, wenn er dieſe Nachricht »zuerſt aus Ihrem Munde erfährt; Sie können es »ihm alſo vorläufig ſagen.«

Ich wußte nicht, war es Feinheit von Lerchenhayn's Seite, um mich nicht zu compromittiren, daß er bey dieſem Geſuche ſich Meiner gar nicht bedient, ja! in den ſieben Monaten, die er nun bey mir zugebracht, den Plan, in die dortigen Dienſte und äußern Umſtänden, gegen die vollſtändigſte Exiſtenz irgend eines Andern zu vertauſchen, der beweiſet dadurch, daß er noch etwas zu beſitzen glaubt, worauf er Werth ſetzt, und daß er folglich nicht ganz unglücklich iſt.

18.

Undankbar gegen religiöſe Gefühle ſind diejenigen, welche das ganze Weſen der Religion und Gottes-Verehrung zu einer Sache der kalten Vernunft machen wollen. Wir ſind nun einmal ſinnliche Menſchen, ſo lange wir hier auf Erden wandeln; ſoll irgend eine Wahrheit Intereſſe für uns haben; ſo müſſen wir ſie nicht bloß demonſtriren, ſondern es auch fühlen können, daß die Ueberzeugung von dieſer Wahrheit uns nützlich, wohlthätig ſey. Der Abſtand zwiſchen uns und dem unſichtbaren allervollkommenſten Weſen iſt aber ſo groß, daß, um uns von demſelben nur irgend einen Begriff zu machen, für den wir empfänglich ſeyn können, wir uns dieſen Begriff verſinnlichen müſſen. Dies wird um ſo nöthiger, wenn die Religion nicht bloß ein Gegenſtand unſrer Speculation bleiben, ſondern auch Einfluß auf unſre Handlungen, das heißt, auf die Anwendung unſrer Kräfte und Thätigkeits-Triebe erhalten ſoll. Es iſt wohl gewiß, daß, wenn wir uns Gott, um uns mit ihm gleichſam in Rapport zu ſetzen, (man erlaube mir dieſen Ausdruck!) in dem Verhältniſſe als Vater, Freund und Wohlthäter vorſtellen, mit dem wir reden, wie mit einem Menſchen und uns an ihn unmittelbar mit Worten im Gebete wenden können, ſo oft unſer Herz Erleichterung bedarf; daß dann dieſe Vorſtellung bey weitem nicht erhaben genug iſt; allein ſie iſt doch nicht falſch, iſt dabey troſtreich, erquickend, rührend, und hat von je her die wohlthätigſten Einflüſſe auf die Ruhe und Moralität der Menſchen geäußert, beſonders auf die große Anzahl derer, die keines höhern Geiſtesſchwungs fähig ſind und, ohne ſinnliche Bewegungsgründe zur Pflicht-Erfüllung, in Irrthum und Zweifel fallen würden. Eine bloß philoſophiſche Religion iſt eine Religion für Philoſophen, alſo für wenig Menſchen. Es liegt auſſer den Grenzen meines Zwecks und vielleicht auch meiner Kräfte, hier eine Unterſuchung anzuſtellen, ob die Ordnung der bürgerlichen Geſellſchaft ohne poſitive Religion, ohne den Glauben an Offenbarungen, würde beſtehn können; ob die Offenbarung der chriſtlichen Religion nur Beſtättigung der Vernunft ſey und uns keine andre Wahrheiten lehre, als zu welchen uns reifes Nachdenken, obgleich ſpäter, auch würde geführt haben. Das aber iſt doch ausgemacht, daß das Chriſtenthum die Fortſchritte und allgemeine Ausbreitung der tröſtlichſten und erhabenſten Wahrheiten befördert und beſchleunigt hat und es jezt nicht mehr möglich iſt, ſich die Moral, ohne den Einfluß, den jenes darauf gehabt hat, zu denken.

19.

Indem ich aber von der Undankbarkeit gegen religiöſe Gefühle und Meinungen rede; bin ich doch weit entfernt, auch dem Aberglauben, den Vorurtheilen, der Schwärmerey, den dunkeln, unbeſtimmten Gefühlen, die mit den Grundſätzen einer geſunden Vernunft, welche uns der Schöpfer zur Leiterinn gegeben hat, in offenbarem Widerſpruche ſtehen, das Wort zu reden. Dieſen haben wir gewiß nichts bleibend Gutes zu verdanken. Vielmehr pflegen ſie zum geiſtlichen Stolze, zur Unduldſamkeit, zum Verfolgungsgeiſte, zur Heucheley zu führen, und vertragen ſich nicht ſelten, wie uns das

Beyſpiele lehren, mit einem wollüſtigen, üppigen, unnütz verſchwelgten, oder verträumten Leben. Der von Enthuſiaſten ſo hoch geprieſene, entzückend ſelige Zuſtand, in welchen Schwärmerey und dunkle Gefühle verſetzen, iſt nichts als ein Rauſch; die Freuden der Träumerey und Phantaſie ſind vorübergehend, gewähren kein dauerhaftes Glück, und die betrügliche Ruhe, die auf den Glauben an offenbare Vorurtheile, an willkührliche, nicht erweisliche Vorausſetzungen gebauet iſt, kann einem denkenden Weſen nicht wünſchenswerth ſeyn.

20.

Laſſet uns jezt von einigen Arten des Undanks reden, deſſen ſich die Menſchen gegen einander, in den verſchiedenen Verhältniſſen des Lebens, ſchuldig machen!

Den gegründetſten Anſpruch auf unſre Dankbarkeit haben gewiß diejenigen Perſonen,

nen, denen wir die Erhaltung unſrer Exiſtenz, unſrer Bildung und Erziehung ſchuldig ſind; und dennoch wird vielleicht keine Bemühung ſo ſchlecht vergolten und erkannt, wie die, welche Eltern, Pflege-Eltern, Lehrer und Hofmeiſter zum Wohl ihrer Kinder und Zöglinge anwenden. Es iſt eine ſehr gemeine Bemerkung, daß Eltern faſt immer mit größerer Zärtlichkeit ihren Kindern zugethan ſind, als ſie von ihnen geliebt werden. Es mag wohl ſeyn, daß hieran zuweilen die Eitelkeit ihren Theil hat, und daß die Eltern in den Kindern, die ſie gleichſam wie ein Werk ihrer Schöpfung anſehen, ſich ſelbſt gefallen. Hier iſt aber nicht von der Lebhaftigkeit ſolcher Empfindungen die Rede, über welche man nicht immer Meiſter iſt und von denen man alſo der Vernunft keine Rechenſchaft geben kann; ſondern von Ausübung der moraliſchen Pflicht der Dankbarkeit gegen ſchätzbare Perſonen, die ſich durch treue Sorgfalt für unſre beſſere Exiſtenz um uns verdient gemacht haben. Ich übergehe die Fälle, wo niederträchtiger Undank, wo Mishandlung aller Art der treueſten Wartung, Pflege und Aufopferung zum Lohne wird, ungeachtet dieſe Fälle nicht ſo ganz ſelten ſind; Wir wollen die Menſchheit nicht in ihren verworfenen Ab-Arten betrachten, ſondern nur das vor Augen nehmen, was am häufigſten geſchieht. Es iſt auch wohl gewiß, daß manche Eltern und Erzieher ihre Forderungen und Anſprüche auf Dank und Abhängigkeit zu weit ausdehnen. Sie verlangen dann, daß die Kinder und Zöglinge lebenslang unmündig bleiben, durchaus keinen eigenen Willen haben, keine eigene Einſichten geltend machen, oder daß ſie in ſclaviſcher Abhängigkeit von ihnen, nur für ſie, durch ſie und auf ihre Winke thätig ſeyn ſollen; oder ſie vergeſſen den Unterſchied, der unter den Neigungen der verſchieſchiedenen Menſchenalter Statt hat, entziehen den jungen Leuten jeden Genuß unſchuldiger Jugend-Freuden und verlangen, daß ſie, bey ihrem Eintritte in die Welt, eben ſo unempfindlich für die Reizungen anlockender Gegenſtände ſeyn ſollen, wie ſie es, am Ende ihrer Laufbahn, nach vieljähriger Ueberſättigung ſind. Dies alles aber bey Seite geſetzt; wie wenig junge Leute giebt es da, beſonders in unſern Tagen, die es lebhaft und innig fühlen und thätig beweiſen, wie viel ſie denen ſchuldig ſind, denen ſie ihre Bildung zu guten und verſtändigen Menſchen verdanken! Sie denken nicht an die mühſelige Wartung, die ihnen in den erſten Jahren der hülfloſen Kindheit zu Theil geworden iſt; nicht an die beſchwerliche Arbeit des erſten Unterrichts; nicht an das Opfer der ſchönſten Jahre, in denen man ſich ſo manche Freude und Zerſtreuung verſagt hat, um ſie nicht ohne Aufſicht, nicht in Händen leichtſinniger Miethlinge zu laſſen; nicht an die durchgewachten Nächte, an die Sorgen, Entbehrungen, Anſtrengungen und Arbeiten des redlichen Hausvaters, dem der Unterhalt ſeiner Familie obliegt und oft ſo ſchwer wird. Der Ordnung der Natur nach, ſollte jedes vernünftige Weſen, wenn es ſich ſelbſt forthelfen und ernähren kann, nicht länger von dem Fleiſſe und Vermögen Anderer leben; allein bey unſern Verfaſſungen, beſonders in den höhern Ständen, nimmt gewöhnlich erſt dann der größere Aufwand, die größere Sorge für die Kinder, den Anfang, wenn dieſe ein Alter erreicht haben, das ſie vollkommen in den Stand ſetzt, mit ihrer Hände Arbeit und mit den erworbenen Kenntniſſen ihr Brod zu gewinnen. So verſchwendet und verſchwelgt zuweilen der Jüngling auf Univerſitäten eine größere Summe, als die übrigen Mitglieder der Familie, die ſich ſeinetwegen die ſparſamſte Einſchränkung gefallen laſſen müſſen, zu Hauſe zu ihrem Unterhalte verwenden; Eltern und Geſchwiſter arbeiten für ihn, der das Geld mit vollen Händen ausſpendet. So trägt vielleicht die erwachſene Tochter die ganze jährliche, ſauer erworbene Einnahme ihres fleißigen Vaters, in Flitterſtaat angelegt, auf einmal an ihrem Körper. Und wie wenig Erſatz haben nicht nachher oft die Eltern im hohen Alter dafür zu erwarten, wenn dann endlich die Kinder verſorgt, glücklich verheyrathet ſind, oder in einträglichen Bedienungen ſtehen! Es kömmt ihnen gar nicht anders in den Sinn, als daß ſie ein Eigenthumsrecht auf des Vaters Vermögen haben, zu deſſen Herbeyſchaffung von ihrer Seite kein Finger iſt gerührt worden. Sie murren über ſeine Verſchwendung, wenn er auch einmal von demjenigen etwas mit genieſſen will, was ihm allein gehört. Die unbedeutendſten Gefälligkeiten und Aufmerkzu treten, gar nicht wieder berührt hatte; oder war er zu ſtolz, um einem Freunde ſeine Beförderung verdanken zu wollen? Immer aber empfand ich eine ſehr herzliche Freude, ihn nun auf beſtändig an meiner Seite zu wiſſen. Uebrigens bewunderte ich abermals das Univerſal-Genie des Barons, der ſich bey einem Geſchäfte anſtellen ließ, wovon er damals vermuthlich noch nichts verſtand. Allein es war die einzige erledigte Stelle, wobey er würklich in Arbeit kommen konnte; bloß General-Adjudant zu ſeyn; das ſchien ihm eine zu unbedeutende, unthätige Exiſtenz.

Sobald das Publicum ſah, wie ausgezeichnet gnädig (nach Pöbel Art zu reden) der Herr mich behandelte, zweifelte niemand daran, daß ich mit ſchnellen Schritten zu einem Sitze im Miniſterio hineilte; und da fehlte es nun nicht an Leuten, die zum Voraus um meinen Schutz buhlten. Gelehrte erniedrigten ſich, mir fade Complimente zu machen, Projectenmacher legten mir ihre unreifen Plane vor und armſelige Autoren widmeten mir ihre ſchlechten Schriften. Ich muß mir jedoch ſelbſt die Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, zu ſagen, daß ich über alle dieſe Auszeichnungen den Kopf nicht verlohr. Ueberhaupt habe ich nicht bemerkt, daß Schmeicheley je nachthei-

ligen

ſamkeiten, die ſie den Eltern erweiſen, rechnen ſie ſich zum hohen Verdienſte an, uneingedenk der unzähligen Opfer, die dieſe ihnen gebracht haben. Warnung und Rath, Beſtreitung ihrer Thorheiten, Empfehlung weiſer Mäßigkeit und Verſagung, auf richtige Erfahrung und reife Vernunft geſtützt, nennen ſie unerträglichen Zwang, Eigenſinn, mürriſche Laune. Hat, durch die Sorgfalt der Eltern, Erzieher und Lehrer, ihr Verſtand ſich ſo ausgebildet, haben ſich ihre Kenntniſſe ſo vermehrt, daß ſie vielleicht in einem einzelnen Fache größere Fortſchritte als Jene machen; ſo vergeſſen ſie, daß dies ohne eine gute Grundlage unmöglich geweſen ſeyn würde; glauben ſich weit über die erhaben, glauben die zu überſehn, welche dieſe Grundlage gelegt haben, ſchreiben überhaupt das, was größtentheils fremdes Werk iſt, allein auf die Rechnung ihres Fleißes, ihres Scharfſinns und ihrer Naturgaben, und überheben ſich der Pflicht der Dankbarkeit. Es iſt indeſſen auch nicht weniger wahr, daß die Eitelkeit der Lehrer und ihre Anhänglichkeit an alte Formen ſie, wenn ſie nicht ſelbſt mit dem Zeitalter fortgerückt ſind, oft verleitet, von ihren Schülern blinde Unterwürfigkeit unter den Despotismus ihres Syſtemgeiſtes und ihrer Orakelſprüche, zu verlangen.

Die undankbarſte aller Bemühungen zur Bildung der Jugend iſt wohl die eines Prinzen-Hofmeiſters. Es iſt bekannt genug, mit welchen Schwierigkeiten aller Art ein ſolcher Mann zu kämpfen hat. Wird dennoch ſeine Arbeit mit Erfolge gekrönt; ſo rechnet man doch faſt nie die guten Eigenſchaften, welche ſein fürſtlicher Zögling in der Folge zeigt, dem Mentor zum Verdienſte an; der Prinz aber, wenn er herangewachſen, oder gar zur Regierung eines Landes gekommen iſt, betrachtet ſeinen bisherigen

Führer

Führer wie einen beſchwerlichen Sittenrichter. Er weiß, daß niemand vertrauter mit ſeinen Schwachheiten iſt, als dieſer; und das iſt ſchon ein großes Verbrechen. Werden die jüngern Hofſchranzen dieſe Stimmung ihres gnädigen Herrn, den ſie möglichſt an Leib und Seele zu verderben ſuchen, gewahr, und der ehemalige Hofmeiſter iſt nun vielleicht alt und ſtumpf geworden; ſo wird er der Gegenſtand ihrer ſchaalen Spöttereyen. Froh endlich, wenn er ſieht, daß er jedermann im Wege ſteht, ein mäßiges Jahrgeld in Ruhe genießen zu können, zieht er ſich in irgend ein Winkelchen des Landes zurück und bringt da den Reſt ſeiner Tage in Verborgenheit zu. Dies iſt das Schickſal ſo vieler Prinzen-Hofmeiſter und faſt ſollte man argwöhnen, es werde dies Geſchäfte allgemein für das undankbarſte von allen gehalten, wenn man ſieht, daß ſo oft Leute dazu gewählt werden, die kaum zu irgend

gend einem andern Geſchäfte in der Welt taugen.

Im Allgemeinen iſt das große Publikum unerkenntlich gegen die Bemühungen der Erzieher. Wie geringſchätzig behandelt und wie ärmlich beſoldet man nicht noch immer, in ſo manchen Gegenden, die Schul- und Hauslehrer! Wird ein Jüngling ſeiner guten Eigenſchaften wegen gelobt; ſo geſchieht ſelten dabey des Mannes Erwähnung, dem er ſeine Bildung zu danken hat. Will man es an einem jungen Menſchen rühmen, daß er ſich die Fehler nicht zu Schulden kommen läßt, die an ſeinem Vater auffallend ſind; ſo erhebt man deswegen ſeine feſten Grundſätze oder ſeine glückliche Gemüthsart. Daran aber wird nicht gedacht, daß vielleicht gerade der weniger vollkommene Vater am ſorgſamſten ſeinen Sohn vor den Fehlern zu bewahren geſucht hat, deren ſchädlichen

Einfluß er lebhaft fühlte, ohne die Kraft zu haben, ſich ſelbſt davon zu befreyn. Mislingt hingegen eine Erziehung; ſo wälzt der große Haufen die Schuld davon faſt immer auf die öffentliche oder häusliche Anſtalt, in welcher der junge Menſch einen Theil ſeiner Bildung erhalten hat.

21.

Nicht nur für die Verwendung unſrer Kräfte zu dem edlen Zwecke, der Menſchheit nützliche Mitglieder zu erziehn, werden wir nur gar zu oft mit Undank belohnt; ſondern es muß auch überhaupt Jeder, der es ſich angelegen ſeyn läßt, Andern frohe und glückliche Tage zu bereiten, ſich darauf gefaßt machen, von denen ſelbſt, auf die er Wohlthaten häuft, verabſäumt, hintergangen, verleumdet, gemishandelt zu werden. Hierüber iſt ſchon im neunten und zehnten Abſatze etwas geſagt worden; jetzt nur noch Einiges davon!

22.

Menſchen, deren wir uns, ohne mit ihnen in andern als allgemeinen Verhältniſſen zu ſtehn, kräftig angenommen, ſie der Noth entriſſen, in Wohlſtand verſetzt, im bürgerlichen Leben zu einträglichen Aemtern erhoben, ihnen Ruf, Bekanntſchaften, Schutz und die Gelegenheit verſchafft haben, mit ihren Talenten zu wuchern, kehren uns den Rücken, ſobald ſie Unſrer nicht mehr bedürfen, ſuchen ſich auf unſre Unkoſten zu erheben, zu bereichern, und die Wege zu einem redlichen Fortkommen, die wir ihnen gebahnt haben, uns zu verſperren. Perſonen, denen wir unſer Herz ohne Rückhalt eröfneten, wenn ſie als Hausfreunde, täglich um uns waren und unſer Brod aßen, verrathen uns, um andre Freunde zu gewinnen, misbrauchen unſer Zutraun, verläſtern uns, ſtiften uns Feindſchaften, oder plaudern die kleinen Schwachheiten und häuslichen Geheimniſſe aus, die ſie, bey vertraulichem Umgange, uns abgelockt haben. Da es wenig gutherzige Menſchen geben wird, die nicht wenigſtens einmal in ihrem Leben auf ähnliche Weiſe ſind mishandelt worden; ſo enthalte ich mich, von meinen eignen häufigen Erfahrungen dieſer Art zu reden.

23.

Vergebens erwarteſt du von Leuten, die du von Elend oder Gefahr errettet haſt, ſobald das Gefühl der Dankbarkeit in ihren Herzen erſtickt und die Wohlthat vergeſſen iſt, daß einſt, wenn du nicht mehr biſt, dein Weib und deine Kinder an ihnen Beſchützer, Rathgeber, Helfer finden werden. Kannſt du ihnen kein ſichrers Vermögen hinterlaſſen, als die Forderungen auf fremde

Dankbarkeit; ſo ſind ſie ſchlecht gegen Elend und Dürftigkeit geſchützt.

Am empfindlichſten aber ſchmerzt der Undank, womit Menſchen uns kränken, in denen wir die Gefühle treuer, inniger Freundſchaft und Liebe erweckt zu haben, die wir für uns geſchaffen glaubten, denen wir uns ganz hingaben, ihnen ein ungetheiltes Herz darboten, denen wir mehr aufopferten, als wir vielleicht vor dem Richtſtuhle der ſtrengern Vernunft rechtfertigen können, und die das Alles ſo hinnahmen, uns Gegenliebe heuchelten, um den eiteln Triumpf zu ſchmecken, uns ganz verſtrickt, ganz abhängig von ſich gemacht zu haben; und die dann die Larve abziehen, zurücktreten und noch wohl uns höhnen, unſrer Schwäche ſpotten. Wer je auf dieſe Weiſe in die Hände eines Egoiſten oder einer Coquette gefallen iſt, der wird die Härte eines ſo niederbeugenden Zuſtandes kennen.

24.

Der Arzt, der alle Kräfte ſeiner Kunſt aufbietet, um uns von körperlichen Leiden zu befreyn und ein Leben zu friſten, das nützlich für die Welt verwendet werden kann, das redlichen Freunden theuer iſt und wovon vielleicht der Wohlſtand einer zahlreichen Familie abhängt, hat den gegründetſten Anſpruch auf unſre Dankbarkeit, um ſo mehr, wenn er ſeinen Beruf ohne Eigennutz und mit wahrhaftig theilnehmender Menſchenliebe erfüllt. Er hat dieſelben Anſprüche auch dann, wenn ſeine Kunſt nicht hinreicht, das Uebel zu heben, gegen welches er kämpft. Die mehrſten Menſchen aber glauben ſich aller weitern Verbindlichkeit für ſo weſentliche Dienſte überhoben, wenn ſie dem Manne, der ſie dem Tode entriſſen hat, einige Goldſtücke darreichen. Ihre Geneſung ſchreiben ſie übrigens der Stärke ihrer Natur zu, jede mislungene Cur hingegen ſetzt der große Haufen auf die Rechnung der Ungeſchicklichkeit oder Nachläſſigkeit des Arztes.

Kränkliche Perſonen danken oft ſehr ſchlecht denen, welche ihrer warten, pflegen, aus Sorgfalt für ſie, ſich jedes geſellige Vergnügen verſagen und allen ihren Launen nur Geduld entgegenſetzen, für dieſe zärtliche Bemühung, verlangen noch immer größere Opfer, und kaum ſind ſie wieder hergeſtellt, ſo mishandeln ſie dieſelben Menſchen, die ſo viel Nachſicht mit ihnen gehabt haben.

25.

Für die Ausübung der Gaſtfreundſchaft wird uns gewöhnlich auch ſehr ſchlecht gedankt und die ſo genannten Tiſchfreunde pflegen eben nicht die zu ſeyn, auf welche man am zuverläßigſten rechnen darf. Eine Mahlzeit iſt freylich eine geringe Wohlthat und jeder nicht ganz arme Mann hat ja auch zu Hauſe ligen Einfluß auf mich gehabt hätte. Ich bin, auch in der Periode meines größten äuſſern Glanzes, immer empfindlicher für Liebe und Wohlwollen, als für äußere Ehre geweſen. Allein wer hört ſich nicht gern loben? In dieſer Welt hat man doch nur augenblickliche Freuden; warum ſollte man ſich nicht gern täuſchen und die ſüßen Worte eincaſſiren, als wären ſie ein Tribut wahrer Hochachtung? Wer wird ängſtlich jede Geldmünze, die man einnimmt, unterſuchen, um zu erfahren ob ſie auch innerlich ſo viel werth ſey, als wofür ſie ausgeprägt iſt? Aber ich nahm mich auch damals ſehr in Acht, daß ich meinem Fürſten keine Veranlaſſung gab, von mir zu glauben, ich hielte mich für einen Mann von übergroßem Gewichte. Ich hatte wohl bemerkt, wie angenehm es ihm geweſen war, daß ich mich nie unterfangen hatte, ihm meinen Freund zu empfehlen. Auch jetzt, da unzählige Menſchen ſich an mich wendeten und in mancherley Fällen mich um mein Vorwort baten, wies ich Jeden mit der Verſicherung ab, daß ich gar keinen Einfluß in Geſchäften hätte, daß mein Wort nichts gelte, und daß man immer grade an die Quelle gehn müßte. Ich hielt dieſe Aufführung für ſo nothwendiger, da ich wußte, daß meine Lage ſich auf einmal ſehr verändert haben würde, wenn ich hätte den Günſtling ſpielen wollen, und da ſo viel als nöthig iſt, um ſeinen Hunger zu ſtillen; allein was aus gutem Herzen, um mit ſeinen Gäſten eine frohe, der Geſelligkeit gewidmete Stunde, zu verleben, dargereicht wird, verdient immer, der Abſicht wegen, Dank, verdient wenigſtens nicht ſo ſchlecht belohnt zu werden, wie es nur gar zu oft geſchieht. Ein Mann, der in dem Rufe ſteht, gaſtfrey zu ſeyn, wird zur Ungebühr von müßigen, zudringlichen Leuten überlaufen. Man nimmt keine Rückſicht auf ſeine Vermögens-Umſtände, ſondern quartiert ſich bey ihm ein, läßt ſich von ihm bewirthen, wenn man da beſſer, bequemer, angenehmer und wohlfeiler, als in einem Gaſthofe, leben zu können glaubt. Das Haus eines wohlhabenden Mannes, der häufig Geſellſchaft bey ſich ſieht, wird von den mehrſten Leuten wie ein allgemeiner Sammelplatz betrachtet, wohin man ſich begiebt, um dort Perſonen anzutreffen, mit denen man gern ſeine Zeit hinbringen möchte, ohne in ſeiner eignen Wohnung Ungemächlichkeit davon zu haben. Um den Hauswirth bekümmert man ſich dann wenig, läßt ſich's aber auf ſeine Koſten wohl ſeyn. Noch iſt er glücklich, wenn die Herrn und Damen nur zufrieden mit dem vorlieb nehmen, was ſeine Küche und ſein Keller vermögen; allein gewöhnlich bekritteln die, welche es ſich am beſten haben ſchmecken und die daheim gewiß nicht ſo viel würden aufgehn laſſen, hinterher die Art der Bewirthung, ſuchen den Mann lächerlich zu machen, der ihnen alle Aufmerkſamkeit bewieſen hat und misbrauchen die vertraulichen Aeußerungen, die ihm beym frohen Mahle entwiſcht ſind, zu ſeinem Nachtheile. Haſt du nun vollends das Unglück, für einen Liebhaber und Beförderer der Wiſſenſchaften und Talente zu gelten; ſo wird bald deine Wohnung zu einer Herberge für alle reiſende Gelehrte und Künſtler werden. Dieſe finden Mittel, deine Gaſtfreundſchaft auf vielfache Weiſe zu ihrem Vortheile zu nützen. Ihre Rechnung im Wirthshauſe wird geringer, wenn ſie an deiner Tafel ihren Hunger ſtillen; durch dich gelangen ſie zu der Kenntniß aller Merkwürdigkeiten, die in deiner Vaterſtadt aufzuweiſen ſind, welches ihnen dann, wenn ſie zu der Legion von Büchermachern gehören, Gelegenheit giebt, ein Paar Bogen Papier mit den Beobachtungen zu beklecksen, die ſie an deiner Seite gemacht haben; bald nachher erlebſt du die Freude, in einer ſchlechten Reiſebeſchreibung, oder in einer Zeitſchrift, ein verzeichnetes Gemälde deines häuslichen Lebens, eine Schilderung deines Charakters, den ſie in wenig Stunden ergründet haben, und eine unbeſcheidne öffentliche Mittheilung der unbefangenen Reden, die du gegen ſie geführt haſt, zu leſen und vielleicht deine eigne Waare wieder zu kaufen.

Uebrigens geſchieht auch manchen Leuten ſchon Recht, die, aus Eitelkeit und Prahlerey, ſich um die Ehre reiſſen, jeden Fremden, beſonders von vornehmem Stande, in ihren Häuſern zu bewirthen, damit dieſe ſehn ſollen, wie groß es bey ihnen hergeht; die jeden Abentheurer von der Straße hereinziehen, um in den Ruf ausgebreiteter Bekanntſchaften und Verbindungen zu kommen — es geſchieht ihnen ſchon Recht, wenn hinterher Undank und Spott ihr Lohn iſt, wenn vernünftige Leute über die Thorheit eines Mannes die Achſeln zucken, der ſein und ſeiner zahlreichen Familie Vermögen auf dieſe Weiſe verſchleudert, wenn endlich, nachdem er ſich zu Grunde gerichtet hat, oder zur Sparſamkeit zurück gekommen iſt, die vornehmen Tiſchgenoſſen ſich ſtellen, als kennen ſie den Mann nicht, bey dem nichts mehr zu genieſſen iſt, der Haufen der Schmarotzer aber ſich um ein Haus weg-

ſchleicht,

ſchleicht, aus welchem ſie nicht länger den Duft köſtlicher Leckerbiſſen wittern.

26.

Von den allgemeinen und größtentheils ſehr gegründeten Klagen über das unedle Betragen der Dienſtbothen gegen ihre Herrſchaften, habe ich in dem zweyten Abſchnitte der erſten Haupt-Abtheilung §. 28. geredet. Was dort von dem Vorwurfe des Eigennutzes geſagt iſt, gilt auch in Anſehung des Undanks, deſſen ſich dieſe, für feinere Gefühle ſo ſelten empfängliche Menſchenclaſſe, ſchuldig macht. Wenig Bediente belohnen auch die beſte, väterlichſte Behandlung mit wahrer Zuneigung. Vergebens ſucht man das Geſinde durch Dankbarkeit an ſich zu feſſeln, indem man ſehr junge, ungebildete und rohe Geſchöpfe in ſein Haus aufnimmt, ſie zu nützlichen Menſchen erzieht und zum Wohlthäter an ihnen wird. Kaum hat man ſie, mit unermüdeter Geduld, ſo weit gebracht, daß ſie uns einige Handreichung leiſten können; ſo fangen ſie an, große Forderungen zu machen; rechnen die Reihe ihrer Dienſtjahre her; vergeſſen, daß ſie während derſelben Unterhalt und Lohn erhalten haben, ohne brauchbar für uns zu ſeyn; verlangen, wenn man einigen Einfluß im bürgerlichen Leben hat, durch unſer Vorwort, in ein öffentliches Amt eingeſetzt zu werden, wozu man nie einige Hofnung in ihnen genährt hat, oder verſuchen es, wenigſtens dadurch, daß ſie uns zu verlaſſen drohen, die Erhöhung ihres Jahrgeldes zu ertrotzen. Gelingt das alles nicht; ſo werden ſie mürriſch und ſaumſelig. Bey jedem freundlichen Blicke oder kleinen Gewinne, der einem ihrer Mit-Hausgenoſſen zu Theil wird, äuſſern ſie Misgunſt und Neid. Sie ſtürmen auf unſre Nachſicht und Geduld los, die ſie als Schwäche auslegen und

bekla-

beklagen ſich dagegen über Härte und Strenge, ſobald wir ſie zur Ordnung und zum Fleiſſe anhalten. Sie misbrauchen Herablaſſung und Vertraun, ſpotten hinter unſerm Rücken her über die kleinen Schwachheiten, die ſie uns bey täglichem Umgange abgelauert haben, und bemühen ſich, wenn ſie endlich den Dienſt verlaſſen müſſen, uns verhaßt und lächerlich zu machen. Herrſcht in einem Hauſe Uneinigkeit unter den Mitgliedern der Familie; ſo beobachten ſie genau, welche Parthey am häufigſten ihren Willen durchſetzt; zu dieſer ſchlagen ſie ſich dann, um nicht ſelten den redlichen Hausvater, deſſen Brod ſie eſſen, gemeinſchaftlich mit ſeinem pflichtvergeſſenen Weibe und ausgearteten Kindern, zu hintergehn, zu kränken und zu verrathen.

Einige ſehr rührende Beyſpiele von dankbaren, treuen Dienſtbothen finden wir hingegen

gegen in dieſen Zeiten der franzöſiſchen Staats-Umwälzung. Ich habe Bediente geſehn, die ihre ausgewanderten Herrn auch in dem armſeligſten Zuſtande nicht hatten verlaſſen wollen, ſondern mit freudigem Eifer jetzt durch ihrer Hände Arbeit den Mann ernährten, bey dem es ihnen einſt in ſeinen glänzenden Tagen wohlgegangen war. Wo findet man teutſches Geſinde, das ſolcher Handlungen fähig wäre? Aber freylich werden auch bey uns die untern Volksclaſſen in der Erziehung ſo vernachläſſigt, daß man keine Grundſätze edlerer Art bey ihnen ſuchen und ſelten einen andern als den gebietheriſchen Ton gegen ſie annehmen darf, wenn ſie ſich nicht vergeſſen ſollen, da hingegen in Frankreich, unter Herrn und Dienern, ein vertraulicherer Umgang mit ſtrenger Unterwürfigkeit ſich wohl vereinigen läßt.

27.

Sehr traurig iſt es aber, daß Perſonen, denen man, ihrem Stande und ihrer Erziehung nach, erhabenere Geſinnungen zutrauen ſollte, in ihren Verhältniſſen als Diener des Staats, nicht beſſer als jenes gemeine Geſinde handeln. Es iſt unglaublich, wie undankbar ſich zuweilen die Günſtlinge der Fürſten gegen ihre Herrn betragen, wie weit ſie ihre Forderungen für die unwichtigſten Dienſte treiben, wie unerſättlich ihr Ehrgeiz, ihre Habſucht und ihre Eitelkeit ſind, und wie unwürdig, trotzig und verächtlich ſie oft gegen den Wohlthäter verfahren, der ſie aus dem Staube emporgehoben, ſie mit Glücksgütern und Ehrenſtellen überhäuft hat.

28.

Von der andern Seite zeugt jedoch auch das Verhalten der Regierungen gegen treue

Staatsdiener nicht immer von Erkenntlichkeit. Man nützt die Leute, bey geringer Beſoldung, ſo lange ſie noch Kräfte haben, wozu ſie taugen; wenn ſie aber alt und ſtumpf werden und ihr Vermögen zugeſetzt haben, findet man nichts dagegen einzuwenden, wenn ſie ſich in Ruhe ſetzen wollen und wirft ihnen dann jährlich einen Gnadenbrocken hin, wobey ſie des Lebens nicht froh werden. Nichts verleitet aber ſo ſehr zur Nachläſſigkeit im Dienſte, als eine ſolche Ausſicht in die Zukunft und überhaupt jede undankbare Behandlung von Seiten der Obern. Wie ſchwer iſt es nicht, immer mit gleichem Eifer fortzuarbeiten, wenn man ſieht, daß es nicht erkannt wird, und daß niedrige Schmeichler, Augendiener, Windbeutel und Menſchen ohne Geſchick und Talent, zu ehrenvollen, wichtigen und einträglichen Geſchäften gebraucht werden, indeß man immer wie ein Tagelöhner und ich nicht daran zweifeln konnte, daß ich heimliche Neider hatte, die, wenn gleich dort kleine Cabalen und Ränke kein ſolches fruchtbares Feld hatten, als an den Höfen ſchwächerer Fürſten, ſie doch einen vortheilhaften Augenblick, mich zu ſtürzen, gefunden haben würden, wenn ich von meiner Seite Blößen gegeben hätte. Dies alles ſchien von meinem Herrn nicht unbemerkt zu bleiben. Seine Art mich zu behandeln wurde immer freundlicher, und ſchon am Ende meines erſten Dienſtjahres bekam ich eine anſehnliche Vermehrung meines Gehalts.

Das Einzige indeſſen, wodurch ich mich im Aeuſſern ein wenig auszuzeichnen ſuchte und wovon ich zugleich wußte, daß es der *** gern ſah, war, daß ich einen anſtändigen Aufwand machte und in meinem Hauſe Pracht und Geſchmack zu vereinigen ſuchte. Es fehlte nicht an Leuten, die bald den ſüſſen Geruch meiner Küche witterten und meine Vorzimmer anfüllten, um auf meine Braten und Paſteten Jagd zu machen. Allein für dieſe Schmarotzer hielt ich nur einmal in der Woche Tafel; Gelehrte, Künſtler und andre Männer von Kenntniſſen und Talenten hingegen waren mir täglich willkommen; bald wurde mein Haus eine Art von Academie und man fieng an, einen Vorzug darin zu ſetzen, wenn

Handlanger fortarbeiten und Kleinigkeiten treiben muß!

29.

Nirgends darf man weniger die Dankbarkeit ſuchen, als da, wo überhaupt keine Tugend einheimiſch zu ſeyn pflegt — ich meine: an Höfen. Hier arbeitet Jeder nur darauf los, ſich, auf Unkoſten Andrer, Vortheile zu erſchleichen und tritt mit lachendem Munde den Wohlthäter unter die Füße, wenn der Weg zum vermeintlichen Glücke über dieſen hin geht. Auch wird da der ſtillſchweigende Vertrag, ſich einander ſo viel möglich zu betrügen, allgemein anerkannt. Niemand erwartet etwas anders, oder verlangt mehr, als daß dies nur mit gehöriger Manier geſchehe. Man bleibt in immerwährendem Vertheidigungsſtande und hält ſich gegenſeitig durch Furcht in den Schranken.

30.

Der große Haufen iſt faſt immer undankbar gegen die Bemühungen derjenigen Männer, welche das Ruder der Staaten führen. Ohne einen Begriff von der Laſt zu haben, die auf den Schultern der Regenten liegt, von den Schwierigkeiten, die ihnen von allen Seiten her Eigennutz, Betrug, Widerſpenſtigkeit und Nachläſſigkeit in den Weg legen; ohne zu überlegen, daß, wenn ein Fürſt, oder ein Miniſter auch hundert Augen hätte, er doch nicht durch alle dieſe Täuſchungen hindurch zu ſchaun vermöchte; ohne zu bedenken, daß Unvollkommenheit von allen menſchlichen Anſtalten und Einrichtungen unzertrennlich iſt; daß die Befriedigung aller Wünſche jedes Einzelnen ſich unmöglich mit der Wohlfahrt des Ganzen vereinigen läßt; daß auch manche offenbare Misbräuche mit dem Syſteme, worauf die allgemeine Ordnung beruht, ſo feſt und vielfach verwebt ſind, daß ſie, wenigſtens nicht auf einmal, ausgerottet werden können, ohne eine noch ſchädlichere Verwirrung anzurichten; wirft Jeder ſich zum Richter und Tadler in Regierungsſachen auf. Aber was würde wohl aus manchen Ländern werden, wenn man an die Spitze der Geſchäfte ſolche Klügler ſtellte, die oft ihr eignes Hausweſen nicht zu verwalten verſtehen?

31.

Politiſcher Partheygeiſt macht undankbar gegen die wohlthätigſten Verfügungen der Regenten. Man hat Beyſpiele in der Geſchichte, daß Monarchen, wenn ſie, zum Wohl der Völker, die Theilnahme an einem verderblichen Kriege von ſich abgelehnet, oder, um von ihren Grenzen die Greuel der Verheerung abzuwenden, früher als ihre Verbündeten den Frieden geſchloſſen haben, auf die ſchändlichſte Weiſe von der, durch

Eigennutz zu noch längerer Fortſetzung des Krieges gereizten Parthey ſind verläſtert worden, und daß in dieſen Ton ſelbſt die Bewohner ſolcher Provinzen mit eingeſtimmt haben, welchen die wohlthätigen Früchte jenes Friedens vorzüglich mit zu Theil wurden.

32.

Nationalſtolz, Neid, Eitelkeit, Vorurtheil und Leichtſinn, machen undankbar gegen ganze Nationen, gegen beſondre Claſſen und Stände und gegen lebende und verſtorbene einzelne große Männer. Von jeder dieſer Arten des Undanks wollen wir einige Beyſpiele vor Augen nehmen.

Von der Zeit an, da ſich unſre teutſche Literatur ein wenig aus der Dunkelheit hervorgehoben hat, ſo daß unſre Geiſtesproducte kaum anfangen, auch der Ausländer Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehn, fehlt es nicht an einheimiſchen Schriftſtellern, die, in ihrem Dünkel, unſern Geſchmack und unſre Gelehrſamkeit ſchon jetzt auf einem ſolchen Gipfel der Vollkommenheit zu erblicken wähnen, daß ſie dreiſt alle andre Völkerſchaften auffordern, ihre Werke gegen die unſrigen auf die Wage zu legen. Beſonders iſt es bey dieſen Herrn zur Sitte geworden, der franzöſiſchen Oberflächlichkeit in wiſſenſchaftlichen Fächern, der Characterloſigkeit dieſer Nation, der Leichtfertigkeit ihrer Sitten und des wäßrichten, ſchaalen Geſchmacks, der in ihren poetiſchen und andern Kunſtwerken herrſcht, zu ſpotten. Dabey freuet man ſich, wenn man durch eine Stelle aus einem franzöſiſchen Schriftſteller, (der etwa den, für ihn unbedeutenden Namen eines unſrer Büchermacher, oder eines Landſtädtchens, eines Wäſſerchens, das wir einen Strohm nennen, unrichtig ſchreibt, oder eine unſrer unzählichen Reſidenzen mit der andern verwechſelt) den Beweis ihrer Unwiſſenheit begründen kann. Teutſcher Fleiß, teutſche Gründlichkeit, Treue, Wahrhaftigkeit und Biederſinn, gute alte Sitte und Häuslichkeit, verdienen gewiß alle Achtung; allein laſſet uns auch erkennen, daß es den Leuten jenſeits des Rheins wahrlich nicht an gründlichen Gelehrten, beſonders in dem Fache der Geſchichte, der Naturkunde, der Arzeneykunſt und der mathematiſchen Wiſſenſchaften gefehlt hat und noch fehlt! Laſſet es uns nicht vergeſſen, daß wir dem Studium ihrer Literatur zuerſt die Wohlthat verdanken, uns von den ſchwerfälligen Banden einer widrigen Pedanterey losgemacht und die Kunſt gelernt zu haben, auch ernſthafte Gegenſtände in ein gefälliges Gewand zu hüllen, der Wahrheit, durch Lebhaftigkeit und Anmuth des Vortrags, allgemeinern Eingang zu verſchaffen, nach ihrem Vorbilde, auch unſre Sprache zu reinigen und beſtimmten Geſetzen zu unterwerfen; endlich, daß unſer Theater zuerſt durch die Nachahmung des ihrigen das geworden, was es nun iſt und, daß, wenn ihre Trauerſpiele jetzt für uns zu leichte Speiſe ſind, wir hingegen im Luſtſpiele ſie noch lange nicht erreicht haben! Laſſet es uns nicht vergeſſen, daß durch die vertrautere Bekanntſchaft mit den franzöſiſchen Sitten der Ton unſers geſelligen Umgangs leichter, ungezwungener und unterhaltender geworden, und daß dadurch bey uns der Sinn für die feinern Aufmerkſamkeiten und Gefälligkeiten zuerſt erweckt worden iſt. Sind wir hie und da in der Nachahmung zu weit gegangen; haben ſich einzelne Teutſche, oder ganze Claſſen und Gegenden, ſtatt gebildeter Franzoſen, Carricaturen und Abartungen zu Muſtern gewählt; haben wir, zugleich mit dem Guten, auch Fehler und Laſter mit angenomgenommen; wen anders, als uns ſelbſt, dürfen wir dann deswegen anklagen?

33.

Der Undankbarkeit gegen ganze Stände machen wir uns unter andern durch zu allgemeine Schmähungen des Adels und des Prieſterſtandes ſchuldig. Ich kann wohl nicht leicht in den Verdacht kommen, als redete ich den, in unſer Zeitalter gar nicht paſſenden Vorurtheilen der privilegirten Stände, der geiſtlichen Hierarchie und dem Mönchswesen das Wort; allein wenn wir die Thorheit dieſer Claſſen und den Unfug, den ſie von je her angerichtet haben, rügen; ſo laſſet es uns auch nicht mit Stillſchweigen übergehn, daß eine liberalere Denkungsart, daß Gaſtfreundſchaft, daß Begriffe von wahrer Ehre, von Großmuth gegen niedergedrückte Feinde, von Treue und Glauben, von Schutz-Verleihung an unſchuldig

Gekränkte, von Zartgefühl in der Verbindung zwiſchen beyden Geſchlechten, zum Theil noch Ueberbleibſel aus den alten romantiſchen Ritterzeiten ſind, und daß manche Wiſſenſchaften, Kenntniſſe und literariſche Schätze während dem barbariſchen mittlern Zeitalter in den Klöſtern aufbewahrt, durch Mönche und Weltgeiſtliche von dem gänzlichen Untergange gerettet und auf die Nachkommenſchaft ſind gebracht worden — ja! daß unſre wohlthätige Reformation ſelbſt das Werk eines ehemaligen Mönchs geweſen iſt.

34.

Die Undankbarkeit des teutſchen Publicums gegen große Männer und die Ungerechtigkeit, womit es die Verdienſte derjenigen zu miskennen oder zu vergeſſen pflegt, die, durch edle, nützliche Thaten oder durch ihre Schriften, ſich als Wohlthäter der

Nation, der Nachwelt und der ganzen Menſchheit ausgezeichnet haben, ſind zu allgemein, als daß es ſchwer fallen könnte, Beyſpiele von der Art anzuführen. Man iſt in Teutſchland nur zu bereit, den Mann bis an die Wolken zu erheben, zu vergöttern, ihn auf Unkoſten aller ſeiner Vorgänger und Mitwerber zu loben, der auf irgend eine Weiſe Aufſehn erregt, eine veränderte Ordnung der Dinge bewürkt, ein neues Lehrgebäude aufſtellt, oder in einer eignen Manier arbeitet; allein kaum tritt ein andrer Held des Tages auf; ſo rennt der nachäffende Haufen hinter dieſem her; das brauchbarere, beſſere Alte, wird durch neues Flickwerk verdrängt, kömmt aus der Mode und da, wo man würklich zu größerer Vollkommenheit fortgerückt iſt, verläugnet man den Dank, welchen man denjenigen Männern ſchuldig geworden, auf deren mühſam gelegten Grund man, ohne große Anſtrenman ſagen durfte, man gehörte zu meinen beſtändigen Hausfreunden.

Zu dieſer Lebensart fehlte mir jedoch noch etwas, und dies Etwas war eine Dame im Hauſe. Nun ſahe ich aber voraus, daß, wenn ich mich verheyrathete, dann mein Aufwand doppelt ſo groß werden würde; Mein Vermögen war nicht unbeträchtlich; allein um künftig ein Haus zu halten, in welchem ich Perſonen von beyden Geſchlechtern auf einen großen Fuß bewirthen konnte, war es doch beſſer gethan, eine reiche Gattin zu wählen. Mein Herz war frey, war durch mein Abentheuer in Stuttgard, das ich noch nicht ganz verſchmerzen konnte, ziemlich von der Liebe zurückgeſcheucht. Die Weiber, mit denen ich umgieng, ſo reizend ſie auch ſeyn mögten und ſo fein und galant ich auch in meinem Betragen gegen ſie war, machten doch keinen bleibenden Eindruck auf mich, und meine Erfahrungen hatten mir eben keine blinde Verehrung für dies Geſchlecht eingeflößt. Indeſſen ſahe ich die Ehe an, wie die mehreſten Leute in den höhern Claſſen ſie anſehen, und ſuchte eine Gemahlin, die durch Stand und Vermögen den Glanz meines Hausweſens vermehren könnte. Dieſe fand ich in der Perſon der jungen Gräfinn Waldberg, der einzigen

Tochgung, gebauet hat; ihre Namen werden kaum genannt, ja! man ſpottet wohl gar ihrer altväteriſchen Weiſe und vergißt, mit welchen Schwierigkeiten ſie zu kämpfen gehabt haben, um uns den Weg zu höherer Ausbildung zu bahnen. Unſre ältern Dichter und vorzüglichſten proſaiſchen Schriftſteller in dem Fache der ſchönen Literatur: Hagedorn, Utz, Lichtwehr, Gellert, Kleiſt, Cronegk, Gleim, Rabner u. ſ. f. lieſt faſt niemand mehr. Unſre jungen Leyermänner, Romanen-Sudler und Comödien-Fabricanten zucken die Achſeln über dieſe Claſſiker. Kaum läßt man noch den unſterblichen Leſſing gelten, obgleich er leider! keine Ritterſtücke geſchrieben hat. Herr Haſchka heult Oden und glaubt wohl kaum, daß der, noch von keinem unſrer lyriſchen Dichter übertroffene Ramler, etwas Aehnliches würde haben zu Stande bringen können, wenn ihn die hochwürdigen Patres ſocietacietatis Ieſu in Wien gebildet hätten. Daß der arme Gottſched, der doch wahrlich wenigſtens den Eifer für die Vervollkommnung unſrer Sprache erweckt hat, ſich von jedem Stümper, der noch ſchlechter ſchreibt, als er, (obgleich in andrer Manier) muß verhöhnen laſſen; verſteht ſich von ſelber.

Den verächtlichſten Undank zeigen die unbärtigen Weltweiſen in unſern Tagen gegen die Verdienſte der Wolfiſchen Philoſophie. Seit mehrern Jahrtauſenden ſind wir in der Gewißheit über metaphyſiſche Gegenſtände nicht um einen einzigen Schritt fortgerückt. Wir wiſſen von dem Weſen der Dinge, von dem Zuſammenhange im Univerſo, von der alles belebenden Kraft, von der unſichtbaren Natur — nichts. Vergebens verſuchen wir es, die alltäglichſten Erſcheinungen aus der Vernunft zu erklären. Wir ſehen überall Bewegung und nehmen doch nirgends einen leeren Raum an, in welchem ſich die Materie bewegen könnte. So widerſprechen ſich unſre Lehrſätze, und in jedem Augenblicke ſtürzen die gemeinſten, unleugbarſten Erfahrungen ganze Kettenreihen unſrer Theorien über den Haufen. Es iſt nicht nur keine einzige unleugbar erweisliche neue Wahrheit in dieſem Fache durch Schlußfolgen a priori entdeckt worden (auch wird wohl nie der Menſchheit auf Erden das Loos zu Theil werden, da klar zu ſehn, wohin die Sinne nicht reichen) ſondern ſelbſt der Kreis, den unſre Speculationen durchlaufen, um wenigſtens Wahrſcheinlichkeit und Zuſammenhang in unſre Träume zu bringen, ſcheint längſt geſchloſſen zu ſeyn. Wer die Werke der ältern philoſophiſchen Schulen ſtudiert hat und ſich nicht neue Kunſt-Wörter, Einkleidungen und Miſchungen, das heißt: neue Formen, für neue Materien, aufhängen läßt, weiß recht gut.

gut, was er von dem Poſaunentone der unbeſcheidenen Anhänger gewiſſer Syſteme halten ſoll. Allein eben um die Form, in welcher wir unſre Ahnungen von den Gegenſtänden, die über unſern irdiſchen Geſichtskreis hinaus liegen, ordnen und Andern in gehöriger Deutlichkeit mittheilen können, hat die Wolfiſche Philoſophie ſich unendliche Verdienſte erworben. Noch aber wurde uns Teutſchen von den Ausländern unſer barbariſcher, ſteifer, pedantiſcher, unnöthiger Weiſe mit ausländiſchen Wörtern und Kunſt-Ausdrücken überladener Schul-Styl zum Vorwurfe gemacht. Auch dieſen Misſtand haben dann die vorzüglichſten unſrer philoſophiſchen Schriftſteller in dieſem Jahrhunderte gehoben. Ich brauche nur die Namen Moſes Mendelſohn und Garve zu nennen, um Beyſpiele von Männern anzuführen, die uns gezeigt haben, daß ſich ſowohl ſpeculative, als practiſche Sätze der

Vernunftweisheit ſo vortragen laſſen, daß ſie wenigſtens ſolchen Perſonen, die ſich gewöhnt haben, ihre Aufmerkſamkeit auf ernſthafte Gegenſtände zu heften, verſtändlich und annehmlich werden. Sie haben uns gezeigt, daß man Gründlichkeit mit Deutlichkeit und Anmuth vereinigen könne — nicht mit der Anmuth der Poeſie oder der Rednerkünſte, und der ſo genannten Schönſchreiberey, welche die Einbildung und das Gefühl auf Koſten der Vernunft beſtechen; ſondern mit der Anmuth, die Klarheit und Würde erzeugen. Auf dieſem Wege hätten wir fortarbeiten ſollen, um von dem, was allen Claſſen von Menſchen wichtig iſt, auch unter alle Claſſen von Menſchen wenigſtens ſo helle Begriffe zu verbreiten, als zu Befriedigung einer lobenswerthen Wißbegierde und zu Beruhigung ihrer Herzen nützlich ſeyn kann; allein nun tritt eine neue philoſophiſche Schule auf, die, in einer ſo barbariſchen Sprache, als noch nie in Büchern geredet worden, ein Syſtem auslegt, deſſen Grundzüge freylich in einem Zeitalter, in welchem man das Studium der alten Literatur und der Geſchichte der Philoſophie ſo ſehr zu vernachläſſigen anfängt, leicht für neu gelten und Anhänger finden können. Gewiß iſt es dem würdigen Stifter dieſer philoſophiſchen Secte, der für ſein Syſtem eine Einkleidung wählte, die ihm grade die paſſendſte ſchien, gar nicht eingefallen, damit eine Norm zu einer allgemeinen neuen philoſophiſchen Sprache zu erfinden. Auch können die Unbeſcheidenheit und Marktſchreyerey einiger ſeiner Schüler keineswegeſ auf ſeine Rechnung kommen. Allein, wie es dann in Teutſchland geht, nicht genug, daß mit dieſem Abracadabra philoſophiſche Abhandlungen ausgeſchmückt werden, glaubt der Haufen unverſtändiger Nachahmer ſich ein gelehrtes Anſehn zu geben, indem er ſogar äſthetiſche Gegenſtände auf dieſe Weiſe behandelt. Das heißt in der That die Regeln des guten Geſchmacks in einer, allen guten Geſchmack empörenden Sprache vortragen. Ja! politiſche und ökonomiſche Schriften werden in eine widerſinnige Form dieſer Art gebracht, mit fremden Kunſtwörtern ausgeſchmückt und erſt kürzlich hat mir ein junger Mann, auf meine Bitte, von Jena aus eine Vorſchrift geſchickt, wie man Meth (ein gegohrnes Getränke, aus Honig gebrauet) verfertigt, in welchem die Wörter transſcendental, Perfectibilität und **Kategorie** vorkommen. Doch immerhin könnte man es ruhig mit anſehn, daß dieſe Pedanterey eine kurze Zeit hindurch (denn lange wird ſie ſich wohl nicht erhalten) im Schwange gienge; wenn man aber hören muß, mit welchem Uebermuthe, mit welcher Prahlerey der Troß der Nachahmer und blinden Bewunderer von den neuen Lehren und wie wegwerfend hingegen er von den Werken und Entdeckungen der weiſeſten und ſcharfſinnigſten Männer, die vor dieſem Zeitpunkte ſich allgemeine Achtung erworben haben, redet; welchen entſcheidenden, abſprechenden, höhnenden Ton dieſe Männlein über Jeden anſtimmen, der Zweifel gegen die Neuheit, Haltbarkeit, Folgerichtigkeit und gegen den Zuſammenhang dieſes Syſtems äußert; ſo kann man ſich eines bittern Unwillens nicht erwehren. *)

---

*) Es iſt, meiner Meynung nach, der höchſte Triumph der ächten Wahrheit, Weisheit und Erkenntniß, wenn ſie ſich in der größten Klarheit und Einfalt darſtellen läßt. Die Kunſt, über wichtige Gegenſtände zugleich gründlich und populär zu ſchreiben, erfordert ein nicht gemeines Talent und Studium. Wer ſeine Sätze in einen dunkeln Vortrag einhüllt, täuſcht gewöhnlich

35.

Es würde ein garſtiger Flecken in dem teutſchen National-Charakter ſeyn, wenn es

---

lich nur gar zu leicht entweder ſich ſelbſt, oder will Andre täuſchen, indem er neue Worte für neue Sachen hält, oder ausgiebt. Neue Wahrheiten laſſen ſich, genau genommen, vielleicht gar nicht mehr in dieſer Welt erfinden, wohl aber neue Verbindungen von Gedanken; allein auch zu dieſen bedarf es keiner neuen Sprache. Es giebt keine geometriſche Aufgabe, wovon die Auflöſung, im ſtrengſten Verſtande, ſich nicht in die gemeine Sprache überſetzen ließe. Allein die algebraiſche Form iſt freylich für den Kunſtverſtändigen einfacher und deutlicher. Derſelbe Fall tritt bey andern poſitiven Wiſſenſchaften ein; Kunſtwörter kürzen oft den Ausdruck ab; Anatomiker haben jedem Muskel, Naturkündiger jeder Pflanze, einen Namen gegeben, und es iſt bequemer, ſich an dieſe Namen, als an Umſchreibungen zu halten; auch haben nur Kunſtverſtändige ein Intereſſe, über ſolche Gegenſtände zu reden, und laſſen ſich die Mühe nicht es ſich beweiſen ließe, daß wir undankbarer gegen die Verdienſte unſerer lebenden und ver-

---

nicht verdrießen, die einmal eingeführte Sprache zu erlernen. Iſt hingegen von Sätzen, von Lehren die Rede, welche für jedes denkende Weſen ein hohes Intereſſe haben; ſo iſt es Pflicht, ſeinem Vortrage ſo viel Deutlichkeit zu geben, als mit Gründlichkeit beſtehn kann; und da zeigt ſich's dann faſt immer, daß Gründlichkeit und Deutlichkeit ſich einander gar nicht im Wege ſtehen, ſondern vielmehr ſich wechſeitig unterſtützen. Will nun aber gar eine kleine Anzahl Menſchen den Uebrigen eine, allein von ihnen erfundene dunkle Sprache aufdringen; ſo muß das, was ſie auf dieſe Weiſe vortragen, ſo wichtig und zugleich ſo neu ſeyn, daß die Mühe, die ein gebildeter Mann auf die Entzifferung verwendet, belohnt werde. Sieht er ſich von dieſer Seite getäuſcht; ſo darf ihn das Geſchrey der Parthey, daß er ſie nicht verſtanden, nicht Scharfſinn genug habe, in den Geiſt ihrer Lehren zu bringen, ſo wenig wie die zu erwartenden Schmähungen partheyiſcher Kunſtrichter, abhalten, das zu

Tochter und Erbinn des damals vor kurzem verſtorbnen kaiſerlichen Generals. Sie beſaß Güter in der Nähe von *** und beſuchte zuweilen mit einer Tante, bey welcher ſie ſich aufhielt, unſern Hof. Sie war ſchön, wohl erzogen, ſittſam, nicht ohne Geiſt und was übrigens ihre Gemüthsart betraf; ſo bekümmerte ich mich, die Wahrheit zu geſtehn, nicht viel darum. Der Antrag, den ich ihr und ihren Verwandten machen ließ, wurde gütig aufgenommen und unſre Vermählung mit anſtändiger Pracht vollzogen.

Nun hielt ich ein öffnes Haus für Einheimiſche und Fremde; weil aber dies ewige Gewühle von Menſchen aller Art mir ſelber wenig Freude gewährte; ſo verſammelte ich um mich her einen ausgeſuchten Cirkel von Männern, erſchien nicht immer und ſelbſt nur als Gaſt, wenn meine Frau zum Eſſen, zum Spiele, oder ſonſt Geſellſchaft bey ſich hatte; Ja! es fügte ſich zuweilen, daß ich jemand zu meiner Tafel einladen ließ, der ſchon bey meiner Gemahlinn verſagt war. Dieſe doppelte Haushaltung koſtete freylich unerhört viel Geld; aber die Gräfinn war auch ſehr reich und von Jugend auf an einen ſolchen Aufwand gewöhnt geweſen. Häuslich, vertraulich ſahen wir uns ſelten; dagegen blieben

wir

verſtorbenen groſſen Männer und geneigter wären, Schwachheiten und Untugenden an ihnen aufzuſuchen, um ſie von der Höhe herabzuziehn, auf welcher ungern der Neid ſie über ſich hervorragen ſieht. Allein dieſes Sträuben gegen die Anerkennung eines Uebergewichts, das dem mindern Verdienſte einen Vorwurf aus ſeiner Mittelmäßigkeit zu machen ſcheint, iſt wohl unter allen Himmelsſtrichen ſo einheimiſch, daß Verunglimpfungen und Verfolgungen faſt immer die

---

zu behaupten, was ihm ſeine nüchterne Vernunft eingiebt, und das ohne Anſehn der Perſon — Ich weiß wohl, daß dieſe Aeußerungen vielleicht um einige Jahre zu früh kommen, und daß mein Buch mit ſolchen Säzen wenig Glück machen wird; aber das kümmert mich nicht. Mode, Autorität, fremde Machtſprüche und Menſchenfurcht haben von je her wenig Gewalt über mich gehabt.

Begleiterinnen und zugleich die Kennzeichen des höhern Werths ſind. Es iſt wahr, daß dieſe Unart bey uns ſehr weit getrieben wird. Hat ein Feldherr ſich durch eine lange Reihe glänzender Thaten ausgezeichnet, die man nicht auf die Rechnung des blinden Glücks ſchreiben kann; befördert ein Fürſt, durch weiſe Anordnungen und wahrhaftig väterliche Sorgfalt, die Wohlfahrt und Ruhe ſeines Volks, den Flor des Landes, und erweckt dadurch die Scheelſucht der Nachbarn; ſo fehlt es nicht an Leuten, die ſich ein Geſchäfte daraus machen, ſeinen Privat-Charakter anzugreifen, ſeine kleinen Schwachheiten an das Licht zu ziehn, und, wenn ſie ſonſt nichts wiſſen, das Verdienſt ſeiner Thaten auf kluge Rathgeber im Felde und im Cabinette ſchieben — gleich als wenn es nicht ſchon einen hohen Grad von Weisheit verriethe, wenn man die beſten Rathgeber auszuwählen verſteht und guten Rath anzunehmen, zu nützen und zu befolgen weiß! Auch Schriftſteller von Bedeutung werden, zum Danke für das Vergnügen, das ſie dem Publiko gewährt und für den Nutzen, den ſie geſtiftet haben, nicht ſelten, von Seiten ihrer Talente und ihres moraliſchen Charakters, verläſtert. Man weiß, wie der arme Rouſſeau von ſeinen Zeitgenoſſen und von der Nachkommenſchaft iſt behandelt worden. Welche ſchändliche Angriffe ſich kürzlich ein Paar nichtswürdiger Menſchen gegen die Ehre des verſtorbenen verdienſtvollen Bode erlaubt hat; das iſt auch bekannt genug. Sterne-Yorick galt lange Zeit hindurch mit Recht für eines der vorzüglichſten Original-Genies; ſeine unerreichbare, herrliche Laune, ſein Scharfblick, ſein feiner Takt und ſein unvergleichlicher Witz waren der Gegenſtand der allgemeinen Bewunderung. Nun aber hat kürzlich ein gewiſſer Engländer, Herr Ferriar, die ſchöne Entdeckung gemacht, daß Sterne nichts weiter, als ein Ausſchreiber, Plünderer und Nachahmer, beſonders der alten Schriftſteller Rabelais und Burton, geweſen ſey — Wir wollen dem Herrn Ferriar, zur Dankbarkeit für die Mittheilung dieſer Entdeckung, das Talent wünſchen, mit ſo viel Geſchicklichkeit, wie Yorick, zu ſtehlen.

36.

Lebende verdienſtvolle Männer, edle Streiter für Wahrheit und Tugend, müſſen es ſich, beſonders wenn ſie kühn die herrſchenden Thorheiten angreifen und böſe Ränke aufdecken, zum Lohne für ihren treuen Eifer, auch oft gefallen laſſen, verläumdet und niedriger Abſichten beſchuldigt zu werden. Läßt ihnen auch der beſſere Theil des Publikums

Gerechtigkeit wiederfahren; ſo wird doch durch dergleichen Schmähungen nicht ſelten der Kreis ihrer nützlichen Würkſamkeit beengt und ſie ſelbſt werden am Ende des immerwährenden Kämpfens und der undankbaren Arbeit müde.

37.

Die Gerechtigkeit fordert aber, daß wenn wir von der Unerkenntlichkeit des Publikums gegen große Männer reden, wir nicht verſchweigen, daß dieſe auch zuweilen nicht ſehr dankbar für die Ehre ſind, die ſie einernd- ten; daß ſie dem Neide ſehr große Blößen geben; daß ſie, wenn ſie ſich einen gewiſſen Ruf erworben zu haben glauben, durch Eitelkeit oder Hochmuth geblendet, nicht mehr ſo ſorgfältig über ſich wachen, in ihrer fernern Ausbildung zur Vollkommenheit nicht weiter fortrücken, die allgemeine Stimme nicht genug ehren und zu verlangen ſcheinen, daß man alles für Orakelſprüche und Meiſterſtücke von Weisheit und Kunſt halten ſoll, was nachläſſig und ſorglos aus ihrem Munde, oder aus ihrer Feder kömmt.

Schluß.

Und nun laſſet uns dann die nicht ſehr angenehmen Betrachtungen über den Eigennutz und Undank der Menſchen beſchließen! Es iſt ſchwer, bey Behandlung ſolcher Gegenſtände, über die man ſelbſt ſo manche niederſchlagende und empörende Erfahrung gemacht hat, ohne Bitterkeit zu reden, und ohne in den deklamatoriſchen Ton zu fallen, der doch dem philoſophiſchen Forſcher nicht ziemt. Indeſſen darf der Unwillen des verſtändigen Mannes über dieſe Verkehrtheiten nur vorübergehend ſeyn, nicht aber in Menſchenhaß ausarten. Wenn man ſich grade mit der genauern Beobachtung ſolcher moraliſcher Gebrechen beſchäftigt; ſo reißt das manche alte Wunde wieder auf; aber ein Augenblick von kaltblütiger Ueberlegung und der Gedanke, daß die Mehrſten unſrer Brüder mehr aus Irrthum und Mangel an Einſicht, als aus Bösartigkeit fehlen, verſöhnt dann wieder mit der Menſchheit.

Oft betrogen, gemishandelt und gemisbraucht, trauet man freylich nicht mehr ſo leicht und glaubt nicht ſo ſchnell an die uneigennützige Zuneigung, noch an die zu erwartende Dankbarkeit. Man wundert ſich weniger darüber, daß man hintergangen wird, als man ſich darüber freuet, wenn wenigſtens dieſelben Menſchen uns nur Einmal betrogen haben. Man verſchließt ſich nach und nach in ſich ſelbſt, möchte am Ende ſeiner Tage nun auch ein wenig ſich ſelber leben, wenn man lange genug nur für Andre gelebt hat. Aber darum hört man doch nicht auf, Gutes zu thun, wenn ſich die Gelegenheit dazu zeigt; nur ſucht man dieſe Gelegenheit vielleicht nicht mehr mit ſo viel Eifer, dringt ſeine Dienſtleiſtungen niemanden auf. Wenn dieſe Stimmung von Einer Seite den Kreis der Wohlthätigkeit beſchränkt; ſo erweitert ſie ihn von der andern auch wieder. Denn wer nicht viel von den Menſchen erwartet und fordert; wer nicht nur, wie die mehrſten Leute, ſich nicht gleich erzürnt, wenn ihm das nicht zu Theil wird, was bloß von der Gefälligkeit, dem freyen Willen und dem Wohlwollen Andrer abhängt; ſondern wer auch nicht einmal auf dasjenige, was er als Pflicht erheiſchen könnte, ſichre Rechnung macht; wer ſich beſtrebt, ſo wenig wie möglich Andrer zu bedürfen und für die Dienſte, welche er, aus Liebe zum Ganzen, ſeinen Mitgeſchöpfen leiſtet, keine Gegendienſte fordert; der wird durch das undankbare und eigennützige Betratragen derer, die ihn umgeben, nicht abgehalten werden, den Weg zu wandeln, den Kopf und Herz ihm vorzeichnen.

Rouſſeau ſagt: „er liebe die einzelnen „Menſchen, aber nicht die Menſchen im „Ganzen.“ Ich möchte wohl im Gegentheil ſagen: ich liebe mehr die Menſchheit, als die einzelnen Menſchen. Es iſt mit der Zuſammenlebung in der Welt, wie mit den mehrſten großen Orcheſtern. Vollſtimmige Sachen werden leidlich gut vorgetragen; die einzelnen Fehler laufen mit durch, ohne das Ganze widrig zu machen und die Haupt-Harmonie zu ſtöhren. Als Ripien-Spieler in dieſem allgemeinen Concerte ſind die mehrſten Menſchen gut genug; auch trägt wohl hie und da einmal Einer eine obligate Paſſage angenehm und richtig vor — Allein lang darf dieſe nicht ſeyn und ſehr in der Nähe darf man auch nicht zuhören. Der wir uns aber auch einander immer neu. Die Verſchiedenheit unſrer Denkungsarten ſtöhrten nie den Frieden unter uns; wir bemerkten ſie kaum; ſie gewährte ſogar unſrer Unterhaltung Lebhaftigkeit und Mannigfaltigkeit Uebrigens gab in der großen Welt uns jedermann das Zeugniß, daß wir vergnügt zuſammen lebten, ſehr gut mit einander umgiengen, und die Gräfinn ließ durch ihr ſittliches Betragen der Verleumdung auch nicht die kleinſte Veranlaſſung, übel von ihr zu urtheilen.

Auf dieſe Weiſe hatten wir ein paar Jahre gelebt, als mein Herr genöthigt war, einen Geſandten an den kaiſerlichen Hof zu ſchicken. Das Geſchäft, worauf es ankam, war von Wichtigkeit und er bedurfte zugleich eines Mannes, dem ſeine Vermögens-Umſtände erlaubten, mit einigem Glanze aufzutreten. Daß er mich zu dieſem Poſten wählte, war nicht nur Nahrung für meine Eitelkeit, ſondern eröffnete mir auch die Ausſicht, in der Folge auf eine anſehnliche Belohnung Anſpruch zu machen, wenn ich meinen Auftrag zu ſeiner Zufriedenheit ausrichtete. Er trug mir dieſe Stelle in den gütigſten Ausdrücken an; zugleich war er ſo herablaſſend, mir zu befehlen, ich ſollte ihm einen Mann nennen, der indeß für mich den Vortrag im Cabiwahren Virtuoſen, die man als Soloſpieler oft und lange und in ſeinem Cabinette hören möchte, giebt es Wenige; aber dieſe Wenigen machen uns dann auch das Menſchengeſchlecht werth und verſöhnen uns mit den Uebrigen, die doch auch da ſeyn müſſen, wenn man große Sachen aufführen will.

Bey dem Verleger dieſes ſind folgende Bücher zu haben.

Andachten bey der heiligen Nachtmalsfeyer für denkende Chriſten, 2 Thle. 3te Aufl. 8.	1 rthlr.
Neue Morgen- und Abendandachten auf alle Tage im Jahre, 4 Bde. 4te Aufl. gr. 8.	2 rthlr.
Aſpaſia, eine Geſchichte, aus dem Engl. 3 Theile, 8.	2 rthlr.
Aufklärung über wichtige Gegenſtände in der Freymaurerey, beſonders über die Entſtehung derſelben, 8.	16 gr.
Moraliſche Aufſätze für junge Weiber, 8.	8 gr.
Bambino's ſentimentaliſch-politiſche, komiſch-tragiſche Geſchichte in 4 Theilen, 8.	2 rthlr. 16 gr.
Bildung für die Welt und das Leben in Palläſten,	10 gr.
C. F. Bretzners Schauſpiele, 1ter Band, mit Kupf. von Chodowiecki, 8.	1 rthlr. 12 gr.
Emma von Ruppin, eine Geſchichte voll Leiden, Freuden und Wunder, aus dem 14ten Jahrhund. 2 Thle. 8.	1 rthlr. 4 gr.
Erbauungsbuch zur Beförderung einer reinen Tugend, als Fortſetzung des Sanderſchen Erbauungsbuches, gr. 8.	16 gr.
Ländliche Erzählungen, 8.	10 gr.
Fauſts Leben, Thaten und Höllenfahrt, mit 6 ſaubern Kupfern und Fauſts Bildniß, 2te verbeſ. u. vermehrte Aufl. 8.	1 rthlr. 16 gr.
Giafar, Geſchichte des Barmeciden, ein Seitenſtück zu Fauſts Leben, Thaten und Höllenfahrt, 2 Theile, 8.	1 rthlr. 16 gr.
Raphael de Aquillas, Geſchichte in 5 Büchern. Ein Seitenſtück zu Fauſts Leben, Thaten und Höllenfahrt, 8.	1 rthlr. 8 gr.

Für junge Frauenzimmer, ſich und ihre künftigen Männer glücklich zu machen, nach dem Engl. der Gräfin von Carlisle, nebſt einem Verſuch der Ueberſetzerin über weibliche Delikateſſe, 2te Aufl. 8. 9 gr.

Gang der Vorſehung, oder wird es mit dem Menſchengeſchlecht beſſer oder ſchlimmer? 2 Theile, 8. 1 rthlr. 6 gr.

Ueber Seelengröße und Standhaftigkeit im Unglück, 2te Aufl 8. 1 rthlr.

H. W. von Günderrode ſämtliche Werke aus dem deutſchen Staats- und Privatrechte, der Geſchichte und Münzwiſſenſchaft, mit neuen Abhandlungen und vielen Zuſätzen, herausgegeben von E. L. Poſſelt, 2 Bände, gr. 8. 3 rthlr.

Bened. Franz Joh. Hermann ſtatiſtiſche Schilderung von Rußland, in Rückſicht auf Bevölkerung, Landesbeſchaffenheit, Naturprodukte, Landwirthſchaft, Bergbau, Manufakturen und Handel, gr. 8. 2 rthlr.

J. Th. Hermes Andachtsbuch für die Feyer der Leidenszeit Jeſu, 2 Thle. 8. 1 rthlr. 6 gr.

Für Eltern und Eheluſtige unter den Aufgeklärten im Mittelſtande, eine Geſchicht vom Verfaſſer von Sophiens Reiſe, 5 Bände, 8. wohlfeilere Ausgabe. 5 rthlr. 12 gr.

Manch Hermäon, im eigentlichen Sinn des Worts, vom Verfaſſer von Sophiens Reiſe, 2 Thle. 8. 2 rthlr.
— Ebendaſſelbe auf Druckpapier 1 rthlr. 12 gr.

Für Töchter edler Herkunft, eine Geſchichte, vom Verf. von Soph. Reiſe, 3 Thle. 8. auf holl. Poſtpap. 4 rthlr.
— wohlfeilere Ausgabe 1 rthlr. 18 gr.

Der Kettenträger, 2 Theile. 8. 3 rthlr.

Leben eines Glücklichen, 2 Thle. 8. 1 rthlr 16 gr.

Leben eines Lüderlichen, ein moraliſch-ſatyriſches Gemählde nach Chodowiecki und Hogarth, mit ſaub. Titelkupfern, 3 Thle 8. 2te verb. Aufl. 3 rthlr. 8 gr.
— Eben daſſelbe auf Druckpapier 2 rthlr. 12 gr.

Die
Reiſe
nach
Braunſchweig

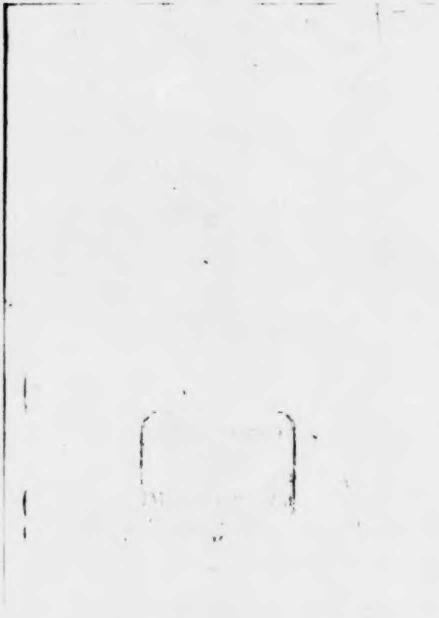
ein comiſcher Roman.

Von

Adolph Freyherrn Knigge.

Neue Auflage mit einem Kupfer.

Hannover,
in der Ritſcherſchen Buchhandlung.
1802.



Meinem
vieljährigen Freunde,
dem Herrn
Doctor und Senator Breuls
in Bremen,

aus herzlicher Hochachtung gewidmet.

BAY[illegible]
S[illegible]
BIB[illegible]
[illegible]

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Inhalt.

Erſtes Capitel; Seite 3:

Eine ländliche Geſellſchaft rüſtet ſich zu einer Reiſe, um merkwürdige Dinge zu ſehen.

Zweytes Capitel; S. 12:

Abentheuer des erſten Tages auf der Reiſe.

Drittes Capitel; S. 29:

Der zweyte Tag fängt mit einem neuen Sturme an. Fortſetzung der Reiſe bis Peina.

Viertes Capitel; S. 37:

Begebenheiten in Peina; Tiſchgeſpräche. Kuchen, in des Paſtors Unſterblichkeit gehüllt. Die Geſellſchaft trennt ſich.

Fünf-

Fünftes Capitel; S. 51:

Was dem Herrn Amtmann und ſeinem Sohne nach der Trennung von ihren Gefährten begegnet.

Sechstes Capitel; S. 60:

Fragment einer Predigt. Unvermuthete Zuſammenkunft in Peina. Wie mag das zuſammenhängen?

Siebentes Capitel; S. 71:

Der Herr Amtmann geht, den berühmten Luftſchiffer aufſliegen zu ſehen, und trifft bey ſeiner Zurückkunft den jungen Herrn in einem kläglichen Zuſtande an.

Achtes Capitel; S. 90:

Geſchichte des Fremden, der in der Eulenburg vor Peina abgetreten war.

Neuntes Capitel; S. 106:

Fortſetzung dieſer Geſchichte. Sonderbare Entdeckung. Der Fremde und der Officier finden im Poſthauſe nicht, was ſie ſuchen.

Inhalt.

Zehntes Capitel; S. 125:

Etwas von dem jungen Frauenzimmer. Sie entwiſcht.

Eilftes Capitel; S. 148:

Der Herr Amtmann beſchließt, noch einen Tag in Braunſchweig zu verweilen, und beſucht das Schauſpiel. Etwas Dramaturgiſches.

Zwölftes Capitel; S. 171:

Was der Herr Hauptmann Previllier dem alten Dornbuſch unterwegens erzählt. Zuſammenkunft in Steinbrüggen.

Dreyzehntes Capitel; S. 189:

Jungfer Margaretha Dornbuſch begibt ſich in den Schutz einer alten chriſtlichen Dame, und ſetzt ſich neuen Gefährlichkeiten aus.

Vierzehntes Capitel; S. 208:

Auf der Maskerade in Braunſchweig führt der Himmel die Seinigen wunderlich zuſammen.

Funf-

vette übernehmen könnte. Da wagte ich es denn zum erſtenmal, für meinen Freund zu reden; ich nannte ihm den Baron Lerchenhorn; allein zu meiner Verwunderung war er nicht geneigt, mir hierin zu folgen. Doch ſchlug er es auf eine Art ab, die nicht anders, als ſchmeichelhaft für mich ſeyn konnte. »Sie können mir's,« ſagte er, »nicht verdenken, daß ich ſehr ſtrenge in der Wahl bin, wenn es darauf ankömmt, Sie zu erſetzen. Sie haben mich verwöhnt; ich muß wenigſtens dahin ſehn, daß ich Ihren Verluſt ſo wenig als möglich fühle.« Nach langem Hin- und Herreden fiel endlich die Wahl auf einen geſchickten und beſcheidnen Mann, der ſchon eine Reihe von Jahren mit Eifer gedient hatte, aber, ich weiß nicht durch welchen Zufall, nicht vorzüglich war bemerkt worden und ſich daher längſt vergeſſen glaubte. Mein Herr war fein genug, die Sache ſo zu wenden, daß mir das Verdienſt des Vorſchlags blieb. Ich legte meine Geſchäfte in dieſe Hände, und reiſte mit meinem ganzen Haushalte nach Wien.

Funfzehntes Capitel; S. 218:

Abreiſe von Braunſchweig. Neue Irrung, die bey dieſer Gelegenheit vorgeht.

Sechszehntes Capitel; S. 224:

Rückkunft nach Bieſterberg. Hochzeiten und Kindtaufe. Schluß dieſer Geſchichte.

Vorrede.

Der kleine Roman, den man hier dem Drucke übergibt, iſt in Stunden der Erholung von ernſthaften Geſchäften geſchrieben, um das Gefühl der heftigen körperlichen Leiden, wovon der Verfaſſer ſeit mehr als Jahres Friſt unaufhörlich gepeinigt wird, durch unſchuldigen Scherz zu mildern, — geſchrieben, um bey Sorgen mancher Art durch leichten Witz ſich in harmloſer Stimmung zu erhalten. Er macht alſo auch keinen Anſpruch auf die Muße ſolcher Leſer, die tiefſinnige philoſophiſche Betrachtungen und überraſchend feine Blicke in die Natur des menſchlichen Herzens in ſolchen Romanen zu finden hoffen.

Der Verfaſſer hat bis jetzt in ſeine Schriften ähnlicher Art die Behandlung wichtigerer Gegenſtände einzuflechten und die Sitten der ſogenannten höhern Menſchenklaſſen zu ſchildern geſucht; hier verſteigt er ſich nicht ſo hoch, und widmet daher dieſe Arbeit auch nur ſolchen Leſern, denen es darum zu thun iſt, ihre Augen einmal von Höfen, Fürſten, Staatshändeln und gelehrten Kampfplätzen ab, auf ländliche Scenen und lachende Bilder gelenkt zu wiſſen.

Das iſt alles, was der Verfaſſer von dieſem Büchlein zu ſagen weiß; um den Geſichtspunkt anzuzeigen, aus welchem er beurtheilt zu werden wünſcht.

Bremen, um Oſtern 1792.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Erſtes Capitel.

Eine ländliche Geſellſchaft rüſtet ſich zu einer Reiſe, um merkwürdige Dinge zu ſehn.

„Das mag poſſirlich ausſehn, Herr Paſtor!“ ſagte der Amtmann Waumann zu dem geiſtlichen Herrn, der, mit dem andern Zeitungsblatte in der Hand, ihm gegenüber ſaß. „Das mag poſſirlich ausſehn, „wenn ſo ein Mann in der Luft herumfährt, und einen Ball unter dem Hintern hat.“ „Nicht unter „dem **salva venia** Hintern, excuſiren Sie!“ erwiederte der Paſtor Schottenius, „der Musjö Blanchard ſitzt in einem Schiffchen, welches an dem, mit „künſtlicher Luft gefüllten großen Ballon befeſtigt „iſt.“ „Was Teufel!“ fiel ihm hier der Förſter Dornbuſch in die Rede, „wie macht es aber der

„Hexenkerl, daß er damit herumkutſchirt? Das kann „nicht mit rechten Dingen zugehn.“ Nun ließ ſich Ehren Schottenius auf eine weitläuftige Beſchreibung der Luft-Kutſchir-Maſchinen ein, und bewies zuerſt, daß es auf keine Weiſe ſündlich ſey, Verſuche von der Art zu machen, wie wohl manche abergläubiſche Leute meinen mögten; vielmehr diene die Erforſchung der Natur und deren Kräfte zur Verherrlichung des Schöpfers, „wie ich dies“ fügte er hinzu „in meinen, nun bald im Drucke „erſcheinenden Predigten zum öftern bewieſen ha„be.“ Dies war der refrein, welchen er in der gewöhnlichen Unterhaltung jedem Satze, den er vortrug, anzuknüpfen pflegte. Er hatte nämlich eine Sammlung von 57, ſchreibe ſieben und funfzig, Stück Predigten fertig liegen, die er herauszugeben längſt beſchloſſen hatte, und es gab wenig Gegenſtände unter dem Monde und wenig Wahrheiten und Vermuthungen, über welche er nicht in dieſen Kanzel-Reden Gelegenheit genommen hätte, ſeine unmaßgebliche Meinung zu ſagen. Ehren Schottenius war in der That ein aufgeklärter Geiſtlicher. — Es gibt böſe Menſchen, welche behaupten, das ſey eine contradictio in adjecto, oder vielmehr, ein Prediger handle ſehr inconſequent, wenn er die Aufklärung befördre; allein unſer Herr Paſtor widerlegte durch ſein Beyſpiel dieſe Ketzerey. Nur müſſen wir uns über den richtigen Begriff des Worts Aufklärung verſtehn. Er war kein Mann, der das Gegentheil von dem glaubte und lehrte, worauf er geſchworen hatte, und wofür er ſich beſolden ließ. Er nahm nicht das Lämpchen der Aufklärung in die Hand, um in dem Alterthums-Cabinette ſpeculativer Raritäten und dogmatiſcher Geheimniſſe aufzuräumen; ſondern er verwaltete die ihm über dieſen Schatz anvertrauete Aufſicht, nach Anweiſung ſeiner Obern, und ſo, wie die mehrſten Bibliothekare in und auſſer Klöſtern die Aufſicht über die Sammlungen ſeltner Handſchriften zu führen pflegen; denn er bewahrte ſie vor nagenden Mäuſen und vor verbleichenden Sonnenſtrahlen, rührte jedoch nicht anders daran, als wenn er an hohen Feſttagen einmal den Staub davon abkehren mußte, damit man doch den beſuchenden Fremden zeigen könnte, daß ſie noch da wären. Seine Aufklärung aber beſtand darin, daß er nicht alle andre menſchliche Kenntniſſe auf den einzigen Stamm der Orthodoxie pfropfen wollte, ſondern mit Vergnügen von neuen Entdeckungen in allen Gebieten der Wiſſenſchaften und Künſte reden hörte, ohne ſich darum zu bekümmern, ob der Schlüſſel dazu ſchon in den moſaiſchen Geſchichtsbüchern zu finden wäre, oder nicht. Er empfahl in ſeinen Predigten, neben der reinſten chriſtlichen Moral, eine edle Wißbegierde und Empfänglichkeit für alles nützliche Gute, und rief oft mit Paulus aus: „Prüfet alles, und das Gute behaltet!“ Dieſe vernünftige Stimmung hatte er dadurch erlangt, daß er einige Jahre in dem Hauſe eines Edelmannes in Halberſtadt als Kinderlehrer zugebracht, und dort Gelegenheit gehabt hatte, mit Männern von großen Einſichten umzugehn. Freylich hatte er ſich nachher auf dem Lande wieder, wie man zu ſagen pflegt, ein wenig verlegen; aber immer noch unterſchied er ſich vortheilhaft unter ſeinen Amtsbrüdern weit umher. Allein die innere Ueberzeugung dieſes Vorzugs gab ihm auch wohl zuweilen eine etwas zu hohe Meinung von ſich ſelber, ſo daß er niemand lieber reden hörte, als den Paſtor Schottenius; und man hätte verſucht werden mögen, zu glauben, er habe nur den, ſeinem Stande ſonſt vorgeworfnen *geiſtlichen* Hochmuth gegen eine Art von *gelehrtem* Stolze vertauſcht. Dieſe Meinung könnte uns nun bewegen, einige ſcharfſinnige Bemerkungen über die Quellen mancher menſchlichen Tugenden zu machen. Wir würden dann zum Beyſpiel finden, daß, wenn mancher große Mann durch ſeine Popularität und Herablaſſung gegen kleine Leute ſich beliebt macht, er eigentlich nur deswegen ſich ſo wenig herausnimmt, damit er die überwiegende Stimme des Volks für ſich gewinne; daß alſo ſeine Ruhmſucht ſich hinter dieſer angenommenen Demuth verſteckt, oder daß er ſtolz genug iſt, zu glauben, er könne ſich nie etwas vergeben durch Herablaſſung gegen Leute, denen es nicht einfallen dürfte, mit ihm verglichen zu werden; wir würden ferner finden, daß man einen beſcheidnen Gelehrten nicht ärger anführen kann, als wenn man ihm nicht lebhaft genug widerſpricht, ſobald er von dem geringen Werthe ſeiner Schriften redet; wir würden endlich finden, daß mancher Edelmann nur deswegen der Abſchaffung des Adels, womit man in Frankreich den Anfang gemacht hat, das Wort redet, weil er ſich bewußt zu ſeyn meint, ſeine unleugbaren innern Verdienſte würden ihn noch immer über Andre erheben, wenn auch alle äuſſere Rückſichten von Stand und Geburt wegfielen. Allein wir, der Autor, haben uns nun einmal vorgenommen, die ſcharfſinnigen Bemerkungen in unſerm Büchlein eben nicht zu häufen, ſondern dieſelben dem geehrten Leſer ſelbſt zu überlaſſen, ſo ſehr wir auch ratione honorarii dabey gewinnen könnten. Alſo fahren wir in der Erzählung deſſen fort, was in des Herrn Amtmanns Waumann Hauſe in Bieſterberg vorging.

Hier war es nämlich, wo die drey Herren, welche wir redend eingeführt haben, den 6ten Auguſt 1788 Nachmittags, mit einem geſelligen Pfeifchen im Munde, verſammelt ſaßen, und die eben angekommnen Zeitungsblätter durchliefen. Folgender Artikel veranlaßte das obige Geſpräch: „Braunſchweig, „den 2ten Auguſt, 1788. Den zehnten dieſes „Monats wird der berühmte Luftſchiffer, Herr Blanchard, mit einem großen und ſchönen Ballen aus „unſrer Stadt in die Höhe fahren. Der Zuſammenfluß der Fremden, welche dieſes bewunderns„würdige Schauſpiel herbeylockt, wird an dieſem Tage auſſerordentlich ſeyn, indem ſchon jetzt in denen, „mit Meßleuten angefüllten Gaſthöfen faſt kein Zimmer mehr leer iſt.“

Nachdem der Paſtor Schottenius nun deutlich auseinandergeſetzt hatte, was für eine Bewandtniß es mit ſolchen Luft-Fuhrwerken hätte, erſcholl aus einer Ecke des Zimmers eine Stimme, welche rief: „O Papa! laſſen Sie uns doch hinreiſen nach Braunſchweig, und das Ding mit anſehn!“ Dieſe Stimme kam von ſonſt niemand, als dem jungen Herrn Valentin Waumann, dem eheleiblichen Sohne des Herrn Amtmanns, her. Dieſer liebenswürdige Jüngling hatte damals ſein Alter gebracht auf circa drey und zwanzig Jahre, war ein breitſchultriger Junggeſelle, in der chriſtlichen Religion auferzogen, und nachher der edlen Landwirthſchaft zugethan und gewidmet, welcher er ſich auch ſo eifrig ergab, daß ſein Herr Vater die Abſicht hegte, ihm ein benachbartes Vorwerk, das er mit gepachtet hatte, nebſt dem Inventario an Kühen, Schweinen, Pferden, instrumentis rusticis, und einer für ihn ausgeſuchten Gattinn, nächſtens zu übergeben. Muſjö Valentin war nie über die Grenzen des Amts Bieſterberg hinausgekommen, obgleich der Amtmann oft verſprochen hatte, einmal, bevor der junge Herr ſich in den Stand der heiligen Ehe begäbe, mit ihm eine Fahrt von einigen Tagereiſen zu machen, um in Hildesheim, Braunſchweig, Hannover, und andern ſchönen Städten in der Nachbarſchaft, die Welt mit ihren Merkwürdigkeiten zu ſehn. Als der junge Herr nun, wie geſagt, in der Ecke ſaß, wo er ſich beſchäftigte, neue Kerbhölzer für die Dienſtleute zu ſchnitzeln und er dort von den Zeichen und Wundern hörte, welche in Braunſchweig in wenig Tagen geſchehn ſollten, erinnerte er ſeinen Papa an das Verſprechen der Reiſe. Die Frau Amtmanninn, deren Liebling dies einzige Söhnchen war, unterſtützte ſein Geſuch; und ſo wurde dann kurz und gut beſchloſſen, am nächſtkünftigen Sonnabende, als dem Tage vor der gro-

Vierzehntes Capitel.

Der Graf Tunzer, als Geſandter, als Staatsminiſter und als Vater.

Es iſt mehrentheils das Schickſal der Geſandten an den größern Höfen — wenn man nicht etwa Urſache findet, ſie ganz beſonderer perſönlichen Eigenſchaften wegen auszuzeichnen — Es iſt ihr Schickſal, mehr oder weniger vorgezogen und ehrenvoll behandelt zu werden, je nachdem ihre gnädigen Herren unter den europäiſchen Potentaten, ihrer politiſchen Wichtigkeit nach und in Betracht der öffentlichen Schätzung, in welcher ſie beym Publico ſtehen, mehr oder weniger geachtet ſind. In der That giebt es keine traurigere Rolle, als die, welche der Miniſter eines notoriſch an Kopf und Herzen, ſo wie an Macht, Land und Leuten ſchwachen Duodez-Geſalbten in Wien, Berlin ꝛc. ſpielt. Hat er dabey noch obendrein nicht viel zu verzehren; ſo macht er vollends eine klägliche Figur. Iſt er aber gar zugleich ein Schöps, wie es denn wohl dergleichen Fälle giebt; dann großen Luft-Begebenheit, die Reiſe nach Braunſchweig, geliebt' es Gott, zu unternehmen.

„Potz Element," rief der Förſter aus „Herr „Amtmann! da reiſe ich mit; ja! ſo thue ich, und „von da fahre ich auf dem Rückwege die paar Meilen weiter über Goslar, wo ich doch hin muß, um „meine Grete aus der Penſchon abzuholen. Sie „verſtehen mir, Herr Amtmann! und darüber wird „denn Müſche Valentin auch nicht böſe werden, denke ich ſo, ha, ha! Und unſer Herr Paſtor muß „auch mit, und muß uns ſeine halbe Schäſe thun, „denn weil ich ſonſt mant immer reite; ſo habe ich „keine eigne Carrethe, und ſo aber, ſo fahren wir „in zwey Kutſchen; und was der Herr Paſtor verzehrt, das bezahle ich, ja! das thue ich."

Ehren Schottenius war leicht zu bereden, dieſen Vorſchlag anzunehmen; der Candidat Krebs aus Möllenthal hatte ſich ohnehin die Erlaubniß erbeten, am nächſten Sonntage in Bieſterberg predigen zu dürfen, und auſſer dem Vergnügen der Reiſe gab dieſe koſtenfreye Luſtfahrt dem Paſtor noch Gelegenheit, einen längſt gehegten Vorſatz auszuführen, nämlich den, ſich in Braunſchweig nach einem Verleger für ſeine ſieben und funfzig Predigten umzuſehn. Es kam nur noch auf eine Kleinigkeit an: auf die Einwilligung der Frau Paſterinn; da indeſſen dieſe ſelbſt gegenwärtig war, und, neben der Frau Amtmanninn ſitzend, eben die fünfte Taſſe Caffee, auf vielfältiges Bitten, ſich hatte wohlſchmecken laſſen: ſo ließ ſich die Sache bald auf's Reine bringen. „Ja, was meinſt Du zu dem Vorſchlage, mein „Schatz?“ ſprach der Paſtor, und ſah nach den kleinen ſchwarzen Aeuglein ſeiner Gebieterinn, ob ſie zürnten oder lächelten. „J nun! da Du mit ſo „guter Gelegenheit umſonſt hinkömmſt: warum „nicht?“ — So war's denn richtig; alles wurde gehörig verabredet, und bald nachher trennte ſich die Geſellſchaft.

Zweytes Capitel.

Die Abentheuer des erſten Tages auf der Reiſe.

Die liebe Sonne hatte am neunten des Auguſts kaum den erſten Blick in das enge Thal geworfen, in welchem, an eine kleine Anhöhe gelehnt, das Dorf Bieſterberg mit ſeinen ſchönen Amtsgebäuden lag; die Hähne auf den Bauerhöfen weckten nun krähend ihre Damen aus dem Schlafe; der Schulmeiſter ſtand im Camiſol ohne Aermeln unten im Thurm, und zog gähnend die Betglocke; die Knechte ſchlichen ſchwerfällig aus den Ställen hervor, und klopften die Lünzen an den Erndte-Wagen zurecht; die Hirten blieſen in ihr Horn, und gaben durch Klatſchen das Zeichen, worauf die Mägde, mit bloßen Beinen und mit aufgerafften Reiſern in den Händen, das Vieh von den Höfen hinunter trieben —

da war ſchon im Amthauſe, auf dem Pfarrhofe und in des Förſters Wohnung Alles auf den Beinen. Des Herrn Amtmanns ehrwürdiger Reiſewagen ſtand geſchmiert und bepackt vor der Thür; der Gärtner Caspar bürſtete an dem gelben geblümten Plüſche, womit er ausgeſchlagen war, und die Haushälterinn ſteckte Butterbröde und eine gebratne Rehkeule in die Seiten-Taſche. Oben an dem Fenſter des Eckzimmers ſtand der alte Herr, reiſefertig angekleidet, in Stiefeln mit Stiefel-Manſchetten, und umgürtet mit einem Hirſchfänger; Musjö Valentin war unter den Händen ſeiner Mutter, die ihm die ſchwarze Halskrauſe umband, und die blaue mohrne Weſte, welche zu enge geworden war, hinten aufſchnitt. Er ſah ſtattlich aus, der junge Herr, in ſeinem perlfarbnen Rocke; die Haare weiß eingepudert, hinten in einen langen dünnen Zopf gebunden. „Spann an, „Conrad!“ rief dann der Amtmann zum Fenſter hinaus ſeinem Kutſcher zu, der ſchon in der grauen Livree mit grünem Kragen, worauf eine ſilberne Treſſe prangte, um die Kutſche herumging. „Spann „an! aber ich wette, an dem Paſtor liegt es wieder; „der wird zu lange geſchlafen haben.“ — Ungerechte Beſchuldigung! Ehren Schottenius ging ſchon ſeit länger als einer Stunde, vom Kopfe bis zu den Füßen ſchwarz und vollſtändig angekleidet, bis auf die Perücke nach, die er noch nicht gegen die weiſſe Nachtmütze vertauſcht hatte, mit einer Pfeife Tabak vor ſeinem Hauſe auf und nieder. Vor ſeiner, in der That ſehr demüthigen grünen halben Chaiſe, die mit einem Rückſitze verſehn war, ſtanden ſchon die vom Förſter geſchickten Nachbars-Pferde angeſpannt. Nun kam auch Dieſer, nachdem er ſeinen Schnapps genommen hatte, herbey; die geiſtliche Perücke wurde aufgeſetzt, der blaue Ueberrock angezogen; man ging nach dem Amthauſe; das wackelnde Fuhrwerk folgte nach, und raſſelte auf dem Steinpflaſter; alles im Dorfe kam an die Fenſter. Im Amtshofe waren indeſſen die vier ſchwarzbraunen Wallachen angeſchirrt worden — Man nahm Abſchied, ſtieg ein. „Nun fahrt zu in Gottes Namen!“ rief der Paſtor. Man ließ ihn mit dem Förſter in ihrem Fuhrwerke voraus; und ſo ging es denn auf dem Wege nach Hildesheim fort.

Unter den Eigenſchaften, durch welche man ſich in dieſer Welt beliebt und geachtet machen kann, behauptet die, ein angenehmer, muntrer Geſellſchafter zu ſeyn, keinen geringen Platz; ſie wird ſogar oft höher geſchätzt, als manche ächte Tugend, oder erſetzt wenigſtens den Mangel derſelben. Nirgends aber iſt man mit angenehmer Unterhaltung und muntrer

Laune willkommner, als auf Reiſen ſeinen Gefährten. Nun aber beſaßen die vier Perſonen, welche wir ſo eben des Wegs nach Hildesheim zu ſpedirt haben, von jener geſelligen Eigenſchaft herzlich wenig; daher war denn auch die Unterhaltung in den anderthalb Kutſchen ſo eintönig, daß ich mich auſſer Stand ſehe, etwas daraus mitzutheilen, das den Leſer intereſſiren könnte. Der Förſter klagte darüber, daß die Taſchen ſeines geiſtlichen Nachbars zu dick wären, und daß dieß ihm den Raum beengte. Unrecht hatte er nicht; denn in der linken Ueberrocks-Taſche war von der Frau Paſtorinn die mitzunehmende reine Wäſche auf einige Tage geſteckt worden, und in der andern wohnte das Manuſkript der bewußten Predigten. Der Förſter ruhete daher nicht eher, als bis die Taſchen ausgeleert, und die darin beherbergten Sachen in den Sitz-Kaſten gelegt waren. Hierauf ſetzte er ſich in eine Lage, die wenigſtens für ihn bequemer, als für ſeinen Nachbar war (aber er bezahlte ja auch für Dieſen), und fing dann an, den einſchläfernden Wirkungen des genoſſenen Schnapſes nachzugeben, wobey er, ſo oft der Wagen einen Stoß bekam, mit ſeinem ſinkenden Haupte in die Perücke des geduldigen Paſtors gerieth, der dies Ungemach, bey dem Genuſſe eines Pfeifchens und allerley Meditationen, ohne Murren ertrug. In dem zweyten Wagen las der Herr Amtmann ſeinem Sohne Collegia über den Zuſtand der Felder, durch welche ſie fuhren, wußte alle Dörfer mit Namen zu nennen, von welchen man in einiger Entfernung die Thurmſpitzen wahrnahm; und Musjö Valentin, der indeß die Witterung von den Butterbröden und dem Braten bekommen hatte, zog ſein Taſchenmeſſer hervor, fing an, ſich vorzulegen, und antwortete ſeinem Vater nur eintönig und mit vollen Backen.

So ging die Zeit hin bis gegen Mittag, da die Geſellſchaft in ein Dorf, eine Meile von Hildesheim, kam, wo man dann Anſtalt machte, Pferde und Menſchen mit einem ordentlichen Futter zu verſehn, weil man da wohlfeiler zu zehren hoffte, als in der biſchöflichen Reſidenz. Man fragte die Wirthinn, was ſie auf den Tiſch liefern könnte, und bekam Anweiſung auf eine Bier-Suppe und ein großes Stück friſch gekochtes Pöckel-Fleiſch. Der Herr Amtmann aber vergrößerte dieſen Küchenzettel durch Beſtellung eines dicken Pfannekuchens. Indeß nun zu dieſem letztern Anſtalt gemacht wurde, worüber wohl eine Stunde verſtrich, weil die Pfanne nicht ſogleich zu finden war, indem der Knecht dieſelbe gebraucht hatte, um darin einen warmen Umſchlag für eines der Pferde zu bereiten, entſtand in der Schlafkammer des Wirths ein fürchterlicher Lärm und Zank. Der Herr Paſtor glaubte Beruf zu haben, zu verſuchen, ob er hier nicht das Amt eines Friedensſtifters übernehmen könnte, und ging in das Zimmer. Er fand den Hausherrn äußerſt ergrimmt über ſein Eheweib, welches, um das geräucherte Rindfleiſch, das den angekommenen Gäſten vorgeſetzt werden ſollte, warm zu halten, ihres Mannes ledernes Beinkleid darüber gedeckt hatte. Er hatte es eben anziehen wollen, und nun fand er es ausgeſpannt und rauchend.

Man kann ſich leicht vorſtellen, daß alle dieſe Zubereitungen zu dem beſtellten Gaſtmahle unſern Reiſenden nicht viel Appetit erweckten. Sobald daher die Roſſe gefüttert waren, ließ man wieder anſpannen, und die Geſellſchaft fuhr fort nach Hildesheim, wo ſie in dem berühmten Gaſthofe des Herrn Lauenſtein abtrat, den ſie im Schlafrocke, eine Pfeife in der Hand, und eine graue Mütze auf dem Haupte, im Vorplatze ſpazierend antrafen. Da man noch zeitig genug zu dem auf folgenden Nachmittag angekündigten großen aeroſtatiſchen Schauſpiele in Braunſchweig ſeyn konnte, wenn man Sonntags früh aus Hildesheim fuhr, und das Mittagseſſen in Peina einnahm: ſo beſchloß man, bis zum andern Morgen in jener merkwürdigen Stadt zu verziehen. Die Pferde wurden zurückgeſchickt, weil ſie in der Erndte nöthig waren, und man beſtellte ſich Poſtpferde.

Ein teutſcher Original-Roman und ein teutſches Original-Schauſpiel ſind ſehr geſchmacklos, wenn nicht darin von Mahlzeiten die Rede iſt; und je weniger oft der Autor ſelbſt zu verzehren hat, deſto herrlicher läßt er die Perſonen ſeiner Schöpfung ſpeiſen und tränken. Ich hoffe daher, meine Leſer werden mirs nicht ungnädig aufnehmen, daß ich mitunter ſehr viel von den Magen-Angelegenheiten meiner Reiſenden rede. Wir wollen ihnen nun noch in Hildesheim etwas Gebackenes zum Kaffee reichen laſſen, um ſie für die ſchlechte Mittags-Tafel zu entſchädigen, und dann mögen ſie es aushalten, bis zum Abend, und ſich unterdeſſen ein wenig in der Stadt umſehen. Wirklich thaten ſie das, gingen in in den Dom, und von da in andere Kirchen und Klöſter, begafften die Häuſer, die ihrer Meinung nach ſchön gebauet waren, deuteten mit den Fingern auf alles, was ihnen merkwürdig vorkam, zogen vor jedem wohlgekleideten Manne die Hüte ab, und blieben voll Verwunderung ſtehen, und ſahen hinterdrein, wenn ihnen ein ſchmutziger Capuziner oder ein anderer Mönch begegnete.

Ermüdet von dem ungewohnten ſtädtiſchen Steinpflaſter, kehrten ſie zurück in das Wirthshaus, und traten in das allgemeine Gaſtzimmer, deſſen Fenſter nach dem Hofe hinausgehen. Der Herr Amtmann forderte eine Bouteille Bier und Pfeifen; aber kaum hatten ſie die Thür geöffnet, als ihnen ein ſo fürchterlicher Lärm entgen tobte, daß ſie zurückprallten, und gar nicht den Muth gehabt haben würden, einzutreten, wenn ihnen nicht ein Mann mit einer Baßſtimme zugerufen hätte: „Nur näher, „Meſſiöß! es iſt halt eine kleine Probe; wenn Sie „beywohnen wollen, viel Ehre! Sie mögen unſer „Publicum vorſtellen; ſetzen Sie Sich da hinter den „Tiſch!“ Der Mann war ein kleiner, dicker Knirps von etwa funfzig Jahren, dunkelbraunen Angeſichts, mit rollenden, etwas roth gefütterten Augen und ganz dünnen ſchwarzen Haaren. Er trug einen hellgrünen Rock, jetzt zum Frack eingerichtet, doch alſo, daß man noch an den verſchiedenen Nüancen der Farbe ſehen konnte, wie er ſich ſchon oft nach den Launen der Mode hatte hudeln laſſen müſſen, und wie er zuweilen mit langen, zuweilen mit kurzen Schößen, dann mit großen, und dann wieder mit kleinen Aufſchlägen war verſehen worden. Jetzt war er mit etwas geziert, das man einſt am Hofe des Herzogs von Würtemberg, und nachher, ſo oft dann wird er ein Gegenſtand des Spottes für Fähnriche und Pagen. Die wichtigſten Dinge gehen unter ſeinen Augen vor, und er erfährt ſie nicht. Sein gnädigſter Herr lieſt die Nachricht im courier du bas Rhin, ehe der Geſandte das Geringſte davon geahndet hat. Dagegen aber macht man ſich einen Spaß daraus, ihm allerley Mährchen aufzuheften, die er als geheime Cabinets-Nachrichten ſeinem Hofe meldet. Indeß er ſich mit einem andern kleinen Bethſchafter um den wichtigen Punkt zankt, weſſen altmodiſche Kutſche der andern vorausfahren ſoll, haben zwey Geſandten großer Höfe, Männer, die er täglich um ſich ſieht, ſich um die Succeſſion ſeines Fürſten verglichen. Der Tractat iſt beynahe in ſeiner Gegenwart unterſchrieben, im Reichspoſtreuter ſteht er abgedruckt; aber er hält das für einen Zeitungs-Spaß. Feſt entſchloſſen, künftig wachſamer zu ſeyn, ſucht er nun, ſich wichtige Leute zu Freunden zu machen; aber ſo wenig Beobachtungsgeiſt hat er, daß er den Mann von würklichem Einfluße nicht von dem Prahler unterſcheiden kann, der die Neuigkeiten, welche er auf Caffeehäuſern einſammelt, für geheime Nachrichten verkauft, welche ihm die Miniſters vertrauet haben. So ſieht er ſich dann bald von Abentheurern und verächtlichen Menſchen umgeben, die ſich ſeine kärgliche Tafel gefallen laſſen

und

auf andern Kleidern geſeſſen, eine aufgeheftete Stikkerey (tour appliqué) genannt hatte. Unſere Gäſte waren durch das Geräuſch, welches in dem Zimmer herrſchte, worin ſich, außer dem kleinen Herrn, noch viel Perſonen beyderley Geſchlechts befanden, und durch einen fremden Anblick ſo betäubt, daß ſie ſich nur gleich auf die ihnen angewieſenen Plätze hinſetzten, da dann der Dialog unter allen gegenwärtigen Menſchen folgendermaßen fortging.

Ein ziemlich altes Frauenzimmer. Ein Verbrechen! und mein Gewiſſen ſchweigt? und befiehlt mir, zu beharren? Was iſt ein Staatsverbrechen?

Der alte Herr. Wenn Du „mein Gewiſſen“ ſagſt, mußt Du den Zeigefinger auf die Herzgrube legen, aber nicht zu tief, ſonſt zeigt es den Magen an. Ich weiß nicht, Ihr Leute habt noch immer keinen Begriff von ächter Geſtikulation. Nun wird geläutet; wer läutet?

Ein junger Menſch. Ich! (Er nimmt ein Bierglas vom Tiſche und ſchlägt mit der Tabacksfpfeife daran.)

Ein Anderer. Was läutet man?

Die Frau. Es iſt Mittag.

Der Förſter. (für ſich.) Es mag den Teufel ſeyn! Es iſt meiner Six bald ſieben Uhr!

Der Andere. Dieſe Glocke läutet Euch kein gutes Zeichen.

Die Frau. (ängſtlich.) Ich ahne es; ich weiß es; mir wird ſo bange — Albrecht!

Der dicke Herr. Lauter, lauter!

Die Frau. (brüllt.) Albrecht! und Du verließeſt mich!

Der dicke Herr. Bravo!

Musjö Valentin. (leiſe.) Papa! die Menſchen ſind toll; laſſen Sie uns machen, daß wir fortkommen!

Der Amtmann. (leiſe.) Herr Paſtor! was bedeutet das?

Der Paſtor. (leiſe zum Amtmann.) Ich glaube, es ſind Mimi, Hiſtriones, Comödiantenvolk.

Der Andere. Entſchließt Euch!

Die Frau. Ich bin ja entſchloſſen; hab's Euch ja oft geſagt; hab' nie gewankt.

Der dicke Herr. Nun kömmt der neunte Auftritt.

Ein Dritter. (tritt hervor.) Es iſt Zeit!

Der Andere. Hört Ihr's?

Die Frau. Gott, was ſoll mir geſchehn? — Wo iſt Zenger? — o Albrecht!

Der Dritte. Soll ich?

Der Andere. Ja!

Ein Vierter. (kömmt hinter dem Ofen hervor.) Herr Canzler! wißt Ihr, wie Schurken und Verräthern mitgefahren wird?

Valentin. (leiſe.) Papa! Sie ſchimpfen.

Der Andere. Wozu dieſe Frage?

Der Vierte. Weil Ihr's an Euch ſelbſt bald erfahren ſollt. Folgt mir, gnädige Frau!

Der Amtmann. (leiſe.) Es iſt eine von der Nobleſſe.

Der dicke Herr. (rüttelt den auf dem Schenktiſche ſtehenden Meſſer-Korb und trommelt auf dem Tiſche.) Das war das Waffengetöſe und Trommeln; nun ſpricht Tuchſenhauſer.

Der Andere. Verwegner! Agnes ſoll da bleiben, auf des Herzogs Befehl.

Der Amtmann. Excuſiren Sie; hier hat niemand zu befehlen, als der Fürſt-Biſchof.

Der Vierte. (zieht ein Meſſer hervor.) Verräther! das gilt mehr, als Dein Herzog. (Will die Frau fortreißen.)

Der dicke Herr. Bravo! (Er gibt ein Zeichen, durch Klopfen an der Thür; mit einemmal ſtürzen der Hausknecht, ein Tagelöhner und noch einige Andere, mit Knütteln bewaffnet, herein. Es kömmt zum Kampfe.)

Der Förſter. (der, als ein reitender Förſter, nie anders, als mit Stiefeln und Sporen, und bewaffnet mit einer Peitſche, erſchien.) Nein! das iſt zu arg. Willſt loslaſſen, Du Sackermenter! Iſt das erlaubt, über ein Weibsmenſch herzufallen?

Und nun fuhr der Förſter hinter dem Tiſche hervor, und — Freylich konnte der gute Mann, der in ſeinem Leben kein ordentliches Schauſpiel geſehen hatte, nicht wohl wiſſen, daß das, was er da hörte, eine Stelle aus dem großen Original-Trauerſpiele *Agnes Bernauer* (oder unteutſch zu reden: *Bernauerinn*) war. Der reiſende Schauſpiel-Director, Herr Stenge, war nämlich mit ſeiner zuſammengerafften Geſellſchaft Tages zuvor in Hildesheim angekommen, woſelbſt er die Erlaubniß erhalten hatte, zum Beſten der Moralität und zur Beförderung des guten Geſchmacks, ſo lange Vorſtellungen von unſern National-Meiſterſtücken zu geben, bis die ehrlichen Bürger und Handwerksleute nichts mehr zu verſetzen haben würden, um vierzehn Vagabonden zu füttern. Beſſere Schauſpieler-Geſellſchaften hatten ihr Auskommen in Hildesheim nicht gefunden; und ſo war denn doch zu hoffen, daß Mädchen und Jünglinge in romanhafter, ſchwärmeriſcher Stimmung und den Künſten der edlen Buhlerey wenigſtens nicht ganz hinter der Jugend anderer Städte zurückbleiben würden. Des Herrn Stenge ſogenannte Schauſpieler-Geſellſchaft hatte übrigens noch das eigne Verdienſt, daß ſie eine wahre Muſtercharte von allen teutſchen Provinzial-Dialecten war; doch führten die mehrſten Mitglieder die ſanfte bayeriſche Mundart. Da das Brauhaus, worin der Schauplatz errichtet werden ſollte, noch nicht in Ordnung war, und man am Montage das eben genannte Trauerſpiel mit allem Pomp geben wollte, hatte der Directeur, welcher mit ſeiner leider ſchon ein wenig bejahrten Frau Liebſten in dem Gaſthofe des Herrn Lauenſtein ſein Quartier genommen hatte, einen Theil ſeiner Geſellſchaft zu ſich beſtellt, um einige Scenen aus dem vierten Acte zu probiren. Es war nicht möglich, alles ſo vollkommen und täuſchend darzuſtellen, als es am Montage auf der Bühne erſcheinen ſollte; denn da waren die edle Schuſter- und die Schneider-Zunft und einige Perückenmacher eingeladen worden, die Perſonen des Magiſtrats von Straubingen, der Fürſten und Ritter auf dem Tournier, der Richter, Knechte, Wachen u. dgl. vorzuſtellen, welche Rollen ſonſt in Berlin und andern Städten wol mit Muskstiers beſetzt zu werden pflegen. Heute hatte man den Hausknecht und ein paar andere Lümmel, die gerade im Hauſe waren, abgerichtet, auf ein zu gebendes Zeichen in das Zimmer zu ſtürzen, wenn Tore mit den Kriegsknechten erſcheinen mußte. Dem Förſter war das Ding zu bunt; er verſtand es nicht, worüber der Streit herkam; als man aber über die ältliche Dame, welche Agnes vorſtellte, herfiel, hielt er's für Pflicht, der ſchwächern Parthey beyzuſtehen — Alſo fuhr er, wie wir ſchon geſagt haben, hinter dem Tiſche hervor, und arbeitete mit ſeiner Peitſche auf die Kriegsknechte los. Der dicke Herr Stenge hielt den Mann im grünen Rocke für einen Spaßvogel, der den Kampf täuſchender darzuſtellen ſuchte, und rief einmal über das andere aus: bravo! bravo! Aber nicht alſo der Hausknecht und Conſorten. Man hatte ihnen, als man ſie zu dieſer Vorſtellung inſtruirte, nicht geſagt, daß ſie ernſtlich

Schläge bekommen ſollten. Da die Sache nun dieſe Wendung nahm, gefiel ihnen das ſehr übel; und weil doch Jeder ſich gern ſeiner Haut wehrt, wenn er kann: ſo blieben ſie unſerm armen Dornbuſch nichts ſchuldig. Wenn es aber, nach dem vortrefflichen alten Spruche, ein Troſt iſt, Gefährten im Unglücke zu haben: ſo wurde dieſer Troſt auch dem Förſter zu Theil; denn als die Kriegsknechte glaubten, der Grünrock gehöre mit zu der Parthey Derer, welche ſie anzugreifen befehligt waren, und er die Sache ſo ernſtlich behandelte, meinten ſie auch ein Recht zu haben, ſich, wegen der empfangenen Hiebe, an den Uebrigen zu rächen. In kurzem war daher die ganze Geſellſchaft in zwei Partheyen getheilt: hier tummelten ſich zwey auf der Erde herum; dort dort hatten ſich ein paar in die Haare gefaßt; Agnes Bernauer vergaß die Ohnmacht, die in ihrer Rolle ſtand, und ſchrie laut; ihr Gatte, der Principal, verſuchte es, die Kämpfer aus einander zu reißen, indeß der Paſtor, der Amtmann und ſein Sohn kläglich und ängſtlich um Hülfe riefen. Endlich hörte Herr Lauenſtein, der Wirth, daß der Lärm größer war, als zu einer bloßen Probe unumgänglich nöthig ſchien. Er kam alſo mit ſeinen übrigen Hausgenoſſen herbey. Es wurde ein Waffen-Stillſtand gemacht; dann kam es zu Erläuterungen. Der

Principal verſicherte, er freue ſich, bey dieſer Gelegenheit die Bekanntſchaft des Herrn Förſters Dornbuſch und ſeiner Gefährten gemacht zu haben, und Dieſer ſchloß mit der Sentenz: „Der Teufel hole „ſolche Comödien!“

Indeſſen verſäumte Herr Stenge nichts, ſobald die übrigen Schauſpieler, die nicht in demſelben Hauſe wohnten, fort waren, die gute Meinung der Männer aus Bieſterberg für ſich zu gewinnen. Er konnte gar nicht aufhören, ſeine Betrübniß über das unangenehme Mißverſtändniß zu erkennen zu geben; er kramte dabey ſo viele herrliche, aus Dramen und Trauerſpielen zuſammengeflickte Grundſätze aus, ſprach ſo eifrig von den Anſtalten, die er getroffen hätte, um unter den Mitgliedern ſeiner Geſellſchaft die ſtrengſte Sittlichkeit zu erhalten, und von ſeinen Beeiferungen, durch gute Auswahl der aufzuführenden Stücke, Wärme für Tugend und Religion zu verbreiten, daß ſelbſt Ehren Schottenius ſich geneigt fühlte, den Herrn Stenge und die Frau Gemahlinn für ſehr vortreffliche Perſonen zu halten. An der Abendtafel, bey welcher der Herr Amtmann Baumann unter andern ein paar mitgenommene Flaſchen voll alten Franzweins producirte, der im vorigen Jahre in Bremen war componirt worden, öffneten

ſich

nun vollends die Gemüther; und als unſere Reiſende, nicht gewohnt, länger als bis zehn Uhr außer Bette zu bleiben, in die ihnen angewieſenen Zimmer gingen, indeß Herr Stenge noch unten blieb, ſchieden ſie Alle mit Händeſchütteln und veil verbindlichen Aeußerungen auseinander.

Drittes Capitel.

Der zweyte Tag fängt mit einem neuen Sturme an. Fortſetzung der Reiſe, bis Peina.

Es war vier Uhr des Morgens, und noch lag in der biſchöflichen Reſidenz alles, Mann, Weib und Kind, in tiefer Stille verſunken; die gnädigen und hochwürdigen Domherren ruhten aus in den Armen — des Schlafs von erhabnen Meditationen, und ſammelten neue Stärke zu — ihrem Leben, voll frommer Aufopferung; Mönch und Nonne, verſteht ſich, jede einzeln, weideten ihren, aus dem ertödteten Fleiſche zum Himmel emporſtrebenden Geiſt in den ſeligen Gefilden des Paradieſes, und der ehrliche Bürgersmann ſchlief ſanft, um Kräfte zu ſammeln zu ſeinen, nicht ſo einträglichen, aber doch nicht minder nützlichen Geſchäften — da quälte den und ihm treulich beyſtehen, ſich der Cataſtrophe ſeiner Geſandtſchaft zu nähern, die gewöhnlich in Anhäufung einer Menge böſer Schulden beſteht. Nachdem er ein paarmal demüthig ſeinen gnädigen Herrn um Bezahlung derſelben und um ſeinen Rapel gebeten, aber nur auf den letzten, nicht aber auf den erſten Theil ſeiner Bitte Antwort erhalten hat, fängt es an, in ſeinem Hauſe an kleiner Münze zu fehlen. Legations-Secretair, Hausverwalter und Cammerdiener laufen zu den Mäcklern und Wucherern umher, und kommen ſelten mit einigem Troſte zurück. Die Morgen-Audienzen des Herrn Geſandten beginnen jetzt, viel glänzender zu werden, durch den Haufen der Gläubiger, die bey Sr. Excellenz ihre Exiſtenz in Erinnerung bringen. Er affectirt indeß ein philoſophiſches Leben, geht wenig aus, lieſt ſehr viel; man findet ihn nur, einfach gekleidet, zu Fuße auf einſamen Spatziergängen, oder er zieht auch wohl, ſeiner Geſundheit wegen, auf das Land; denn ein Theil des Silberzeugs iſt verſetzt und mit dem Tafelhalten will es überhaupt nicht mehr fort, weil Weinhändler, Schlächter und Krämer nicht länger mehr Credit geben wollen. Man verſucht zwiſchendurch einmal eine kleine Finanz-Operation, vermiethet heimlich ſeine Acciſe- und Zoll-Freyheit, läßt, gegen ein Geſchenk, auf ſeinen Namen Contrebande-Waa-

Amtmann Waumann ein fürchterlicher Traum, wie er noch keinen je geträumt hatte. Wir, der Autor, könnten dieſen Traum des Breitern hier erzählen, und füglich einen halben Bogen damit anfüllen — ſind doch ſchon manche Bände in allen Formaten geſchrieben, die nichts als Träume enthalten! — allein diesmal wollen wir uns begnügen, zu ſagen, daß dieſes Traums Hauptgegenſtand der einzige Waumannſche Leibes-Erbe, unſer liebenswürdiger Valentin, war, und zwar in dem Augenblicke der größten Gefahr, worin eine fromme Chriſten-Seele nur ſchweben kann, nämlich in den Klauen des leidigen Satanas und ſeiner Großmutter. Es dünkte den Amtmann, das Winſeln ſeines Eingebornen, abwechſelnd mit dem Gebrülle des hölliſchen Schwefelpfuhl-Principals, zu vernehmen. Geſchworen hätte er darauf, daß es kein bloßer Traum wäre, der vor ſeiner Phantaſie ſchwebte — und nichts glich ſeinem Schrecken, als er ſich nun wirklich gänzlich erwacht fühlte, den geliebten Sohn nicht mehr neben ſich im Bette ſah, wo er doch des Abends zuvor ſeinen Platz genommen hatte, ſondern als die valentinſchen Klagetöne in einiger Entfernung vernehmlich und unverkennbar zu ſeinen Ohren drangen: „Papa! Papa! ach! ſie „knebeln mich; ſie thun mir den Tod an.“ Der Amtmann ſprang ſogleich von ſeinem Lager auf, fuhr ſchnell in ſeine Beinkleider, ergriff den zweyſchneidigen Hirſchfänger, und riß die Thür auf, durch welche ſeines Erben Geſchrey gedrungen war.

Um die Leſer, deren Ungeduld, wie wir, der Autor, das gar nicht anders vermuthen dürfen, auf's höchſte geſpannt ſeyn wird, nicht länger aufzuhalten, wollen wir den ganzen traurigen Vorgang erzählen, der dieſe Scene des Schreckens veranlaßte. In des hochgeehrten Herrn Lauenſtein Gaſthofe kömmt man, vermittelſt einer kleinen Treppe, die, vermuthlich aus Mangel des gehörigen Lichts, ein wenig dunkel iſt, zu einem mit einem Alcoven verſehenen Zimmer. Ueber demſelben iſt ein Appartement von ähnlicher Art, zu welchem man vermöge der Fortſetzung jener Treppe gelangt. Die übrigen Fremden-Zimmer liegen nach andern Seiten des Hauſes hin, und in dieſe entlegene Wohnungen hatte man den Prediger und den Förſter einquartirt. Der Theater-Principal war nebſt Gattinn, wie bekannt, früher angekommen, und hatte daher Beſitz von [illegible] unterſten jener Alcoven-Zimmer genommen; dem Amtmann und ſeinem Sohn hingegen war das im oberſten Stockwerke angewieſen worden. Wir haben erzählt, daß die Geſellſchaft aus Bieſterberg Abends früher, als die Prieſter der Thalia, zu Bette gingen. Herr Stenge liebte, wie das zuweilen der Fall bey ſolchen Künſtlern iſt, die ſtarken, begeiſternden Getränke; und da ſein Schutz-Patron, ſanctus Apollo, ihm keinen Nectar lieferte, pflegte er ſich beſcheiden mit Kümmel-Aquavit oder dergleichen zu behelfen. Des Amtmanns alter Franzwein hatte ſeinen Durſt vermehrt; er ließ ſich alſo noch Brannteweín vom Wirth geben, ſchickte ſeine Frau zu Bette, nahm ſeine Rolle, als Kaiſer Ernſt in Agnes Bernauer, vor ſich, fing an trinkend zu ſtudiren und ſtudirend zu trinken; nach und nach wurde ſein kaiſerliches Haupt ſchwerer; ein kleines Geſchäft, dem ſich Monarchen und Bauern zu gewiſſen Zeiten nicht entziehen können, rief ihn in den Hof; er taumelte irrend herum, gerieth endlich in einen leer ſtehenden Pferdeſtall, ſtolperte, fiel auf das Stroh hin — der Genius des Hauſes Bayern wachte über ihn; er ſchlief ſanft ein, ſanfter, als ſonſt wohl Kaiſer und Könige ſchlafen. — Moral: Man kann wol je zuweilen auf Stroh ſanfter, wie auf Eider-Daunen, ruhn.

Unterdeſſen hatten die Zauberkräfte der ungewohnten Stadtküche eine ſonderbare Umwälzung (Revolution) in den Verdauungs-Werkzeugen des

Musjö Valentin Waumann bewirkt; er konnte nicht einſchlafen vor Kneipen und Reißen. — Wie, wenn der Profeſſor Aloiſius Hoffmann in Wien, nach unweiſem Genuſſe der gewürzten Speiſen der Aufklärung, ſeinen, an Waſſerſuppen, Faſtenſpeiſen und Kloſterkoſt gewöhnten Magen in dem unſaubern heimlichen Gemache der Wiener Zeitſchrift zu entladen ſucht: ſo ſehnte ſich unſer liebenswürdiger Jüngling nach einer ähnlichen Anſtalt für ſeine Bedürfniſſe. Er ſchlich weg von der Seite ſeines feſt ſchlafenden Erzeugers, irrte im Hauſe umher, fand endlich das quasi Hoffmanniſche Inſtitut, und kehrte, doch nicht verachtet und verſpottet wie der Profeſſor, nach ſeiner Schlafſtelle zurück. Allein unglücklicherweiſe gerieth er in das untere Zimmer, und weil dies vollkommen wie das obere eingerichtet war, wurde ihm ſein Irrthum nicht merklich, ſondern er ging dem Alkoven zu, legte ſich behende neben — Madam Stenge hin, und ſchlief ein.

Alſo ſchlief er; die Dame ſchlief; der Herr Amtmann ſchlief; der Theater-Fürſt ſchlief: folglich wurde bis zu der Morgenſtunde Niemand der Verwechſelung gewahr. Dann aber waren die Dünſte des geſtrigen Rauſches bey dem Herrn Stenge verflogen; er erhob ſich von ſeinem Lager, erſtieg ſein Zimmer, und fand — was wir wiſſen.

Als der Amtmann den Schauplatz der Gewaltthätigkeit erreichte, hatte eben der Principal den einzigen waumannſchen Erben mit einer Hand an der Gurgel ergriffen, indem er ihm mit der andern ein Taſchen-Piſtol auf die Bruſt hielt, und dabey fürchterlich declamirte: „Räuber, Ehrenſchänder!“ rief er aus; „Du ſollſt mir den Frevel theuer bezahlen. Und Du, unkeuſches Weib! die Du mein Ehebette befleckeſt, haſt Du vergeſſen, daß Dein Leben mein Werk iſt, daß ich Dir alles aufopferte, daß ich haſſe, wie ich liebe? *) Was hindert mich, daß ich jeden Eurer Odemzüge in banges Seufzen, Euer verliebtes Girren in Heulen und Zähnklappern verwandle?“

„Hat ſich was zu klappern!“ rief der Förſter, der indeß, wie Alles, was ſonſt noch im Hauſe lebte und webte, herbeygekommen war, „Hat ſich was zu klappern! Das alte Menſch hat ja keinen Zahn mehr im Rachen. Und nun ſage mir gleich, Du vermaledeyter Pritſchmeiſter! was Dir der junge Menſch da gethan hat! Oder iſt das wieder einer von Deinen Comödien-Späßen, wobey ehrliche Leute Schläge krigen? Ich rathe

Dir's,

---

*) Eine Stelle aus dem Duodrama Medea.

„Dir's: bleib' uns mit Deinem Hocuspocus vom „Leibe, oder Du ſollſt ſehen, daß der Förſter Dornbuſch auch Comödie ſpielen kann!“

Weit entfernt, ſich durch dieſe Drohungen ſchrecken zu laſſen, erhob vielmehr Herr Stenge nur noch lauter ſeine Principal-Stimme. Von der andern Seite trat ſeine Eheliebſte mit den heiligſten Betheurungen ihrer Unſchuld hervor, — ein Gegenſtand, den ſie in dreißig Jahren nicht Gelegenheit zu vertheidigen gefunden hatte! Sie ſchwor bey den Lichtern des Firmaments, ſie habe feſt geſchlafen, und gar nicht geahnet, daß ein Verführer den Platz ihres Mannes bey ihr eingenommen hätte. „Wodurch, ſchändlicher Böſewicht,“ ſchrie ſie, „habe „ich Deine Frechheit ermuntert, daß Du einen ſo „hölliſchen Anſchlag auf meine Tugend wagen durfteſt?“ — „Darum alſo,“ fiel ihr hier wieder Herr Stenge in die Rede, „habt Ihr mich mit Euren betäubenden Getränken in einen Zuſtand verſetzt, in „welchem ich meiner Sinne nicht mächtig war?“ — Kurz, Beyde ſpielten ihre Rolle ſo gut, und der dicke Herr war ein zu alter Practicus, als daß er nicht auf den erſten Blick hätte wahrnehmen ſollen, was für Vortheil ſich aus dieſer Verwirrung ziehen ließ. Der Amtmann und ſeine Gefährten ſtanden in der wie bezaubert da, und wußten nicht, was ſie anfangen ſollten. Alles ſprach gegen Muſjö Valentin; das Factum war nicht zu läugnen; das Ehepaar drohte mit gerichtlicher Klage; der Wirth glaubte gleichfalls ſein Haus beſchimpft. — Welch ein Aufſehn, wenn Herr Stenge die Geſellſchaft in Verhaft nehmen ließ! Freylich würde ſich die Sache vor Gericht aufgeklärt haben; aber der Schimpf — Und die Kutſchen ſtanden ſchon beſpannt vor der Thür; es war keine Zeit zu verlieren, wenn man des Herrn Blanchards Himmelfahrt ſehn wollte — Was ſollte man alſo thun?

Von der ganzen Geſellſchaft war unſtreitig der Paſtor Schottenius der Vernünftigſte. Er merkte bald, daß dem Uebel durch einen Aderlaß, den der Herr Amtmann ſeinem Geldbeutel verordnen würde, abgeholfen werden konnte. Es bedurfte nicht viel Feinheit, um die Gauner-Familie zu bewegen, hierzu die Hände zu bieten. Mit einer Anweiſung auf dreiſſig Reichsthaler, die Herr Lauenſtein, welcher den Beamten kannte, bezahlte, wurde die Sache ins Reine gebracht; unſere Freunde reiſeten ab, verſchworen ſich, ihr Lebenlang an Hildesheim zu denken, und kamen bald ohne weitern Unfall in Peina an.

Viertes Capitel.

Begebenheiten in Peina; Tiſch-Geſpräche; Kuchen, in des Paſtors Unſterblichkeit gehüllt; die Geſellſchaft trennt ſich.

Wir ſehen es denen Damen und Herrn an, welche dieſes unſer, wie wir uns ſchmeicheln, ſehr unterhaltendes Werk leſen, daß ſie bey der Ueberſchrift dieſes Capitels über die Tiſch-Geſpräche die Köpfe ſchütteln. Sie mögten die Reiſenden nun gern ſogleich weiter fortgeſchafft wiſſen, in der Hoffnung, daß es da wieder allerley luſtige Abentheuer abſetzen würde; die Geſpräche hingegen werden ihnen, wie ſie fürchten, Langeweile machen. Allein ſie irren ſich gewaltig, wenn ſie glauben, daß wir, der Autor, uns darum bekümmern werden. Das müßte doch wahrlich mit andern Dingen zugehn, wenn man uns vorſchreiben dürfte, auf welche Weiſe wir un-

unſere Geſchichte erzählen ſollten, und wenn es uns verwehrt ſeyn dürfte, auch einmal unſre Perſonen mit einander über Gegenſtände raiſonniren zu laſſen, über welche wir unſere Meinung zu ſagen einen Trieb fühlen. Iſt doch das die einzige ſchickliche Gelegenheit, die wir in dieſem Buche finden können, unſere philoſophiſchen und andern wiſſenſchaftlichen Kenntniſſe, die, ohne uns zu rühmen, nicht zu verachten ſind, auszukramen!

Diesmal aber iſt der Autor ſehr unſchuldig daran, daß ſeine Reiſende ſich ſo lange in Peina aufhalten. Der Zufluß von Fremden, die aus allen Gegenden zu der blanchardſchen Hanswurſterey nach Braunſchweig reiſeten, war ſo unbeſchreiblich groß, daß nicht Jedermann ſogleich Poſtpferde erhalten konnte. Unſere Freunde aus Bieſterberg waren unter der Anzahl derer, die ſich mußten vertröſten laſſen, bis ein paar Geſpanne zurückgekommen ſeyn würden. — Bey ſolchen Gelegenheiten pflegen denn auch vornehme Herrſchaften ſchneller bedient zu werden, obgleich ſie gewöhnlich nicht beſſer bezahlen, wie Andere. — Sie konnten noch von Glück ſagen: ein Holländer, der viele Meilen Weges deswegen gereiſet war, mußte ſich gefallen laſſen, ſtatt des Herrn Blanchards Bekanntſchaft, mit der des Herrn Poſtmeiſters in Peina fürlieb zu nehmen; ihnen hingegen verſprach man doch, ſie zur rechten Zeit nach Braunſchweig zu liefern. Und da ſie nun einmal ein paar Stunden in Peina aushalten müſſen, und ſie da in einer großen Geſellſchaft von andern Reiſenden an der Mittagstafel ſitzen, muß ich doch entweder erzählen, was ſie gegeſſen oder was ſie geſprochen haben. Das Erſte würde ſehr kurz zuſammen zu faſſen ſeyn, wie Jeder weiß, der einmal im Poſthauſe in Peina getafelt hat; folglich, es hilft nichts dafür, werde ich nicht umhin können, mit den Tiſch-Geſprächen aufzuwarten.

Des Herrn Amtmanns reſpectabler Bauch und ſein, mit Gold eingefaßter blauer Rock hatten ihm, vermöge einer ſtillſchweigenden Convention, den oberſten Platz am Tiſche verſchafft; Muſjö Valentin ließ ſich gleich neben ihm nieder, band die Serviette um den Hals, und grinzte freundlich in die Suppenſchale. Dem Vater zur andern Seite ſaß, in ſehr zierlicher Reiſekleidung, ein Mann mit einer Protectionsmiene, den unſere Freunde ſo obenhin für einen Regierungs-, Hof- oder Cammerrath hielten. Hierneben nahm der Förſter Platz; dann der Paſtor. Mit cavaliermäßigem, leichtem Anſtande warf ſich dann ein junger Herr auf den nächſten Stuhl,

mit,

ren einführen, erlaubt verbothne Spiele in ſeinem Hotel, wogegen der Banquier von jedem Abende einen Theil des Gewinnſtes abgeben muß, bis endlich auf irgend eine Weiſe ein Vergleich mit den Gläubigern zu Stande kommt und der Herr Bothſchafter demüthig nach ſeinem Hofe zurückreiſt, wo ihm unterdeſſen die Cabalen ſeiner Feinde eine ſehr kalte Bewillkommnung zubereitet haben.

Daß meine Geſandtſchaft in Wien dieſem Bilde nicht glich, das, hoffe ich, werden Sie, mein Freund! mir auf mein Wort glauben Indeſſen bin ich nicht eitel genug, hiervon das Verdienſt allein auf Rechnung meiner perſonlichen Eigenſchaften zu ſchreiben, aber auch nicht ſo demüthig, daß ich glauben ſollte, es hätte bloß der Geld-Aufwand, den ich machte, mir eine ehrenvolle Begegnung zugezogen; vielmehr hatte ich die ausgezeichnete Art, mit der ich behandelt wurde, größtentheils der Achtung zu danken, in welcher mein Herr in ganz Teutſchland ſtand. Die Wichtigkeit ſeiner politiſchen Verhältniſſe und, mehr als das, die hohe Meinung, die mit Recht jedermann von ſeinem Geiſte hatte, flößten Hohen und Niedern Ehrfurcht vor ihm und Schonung gegen alles ein, was ihm angehörte. Uebrigens verſichre ich Sie, daß die vierzehn Monate, welche ich

in

trillerte, mezza voce, das Fragment eines kleinen Liedes, und rümpfte die Naſe über die, wie es ſchien, ihm zu gemeine Koſt. Der Reſt der Geſellſchaft beſtand aus unbedeutenden Perſonen, die kein Wort redeten, als wenn ſie Wein forderten, und ſich durch nichts als ihren vortrefflichen Appetit bemerklich machten.

Der Amtmann. Nach Ihnen, mein hochgeehrteſter Herr!

Der wichtige Mann. Ohne Umſtände! Ich bin nicht für Complimente. Apropos! wie fällt in Ihren Gegenden die Erndte aus? Sie haben doch wohl ſelbſt Landhaushalt?

Der Amtmann. Ich habe die Ehre, als Amtmann in Seiner • • • • Dienſten zu ſtehn, und habe eine groſe Pachtung. Ey nun! mit der diesjährigen Erndte iſt es —

Der wichtige Mann. Groſe Pachtung? Das höre ich immer ungern. Freylich werdet Ihr Herren reich dabey — lauter kleine Fürſten! Aber das Land, das Land!

Der junge Herr. (zu dem Paſter) Wie heißt der beſte, groſe Gaſthof in Braunſchweig?

Paſter.

Paſtor. Excuſiren Sie! Ich kann nicht dienen. Es iſt das erſtemal, daß ich mit den —

Förſter. Ich logire mant immer im gelbnen Engel; da iſt gute Wartung für Menſchen und Vieh.

Einer von den Andern. Meine Herren! ich nehme mir die Ehre: auf gutes Wohlſeyn!

Alle. Danke ergebenſt! Obligirt! Gleichfalls!

Der wichtige Mann. Bey unſerm Collegio ſind wir jetzt darüber aus, die Aemter zu vereinzeln, und die Ländereyen an Bauern auszuthun. Wir ſehen den Nutzen davon ein; wir wollen den Profit mehrern Familien gönnen; wir haben darüber jetzt gewiſſe Grundſätze angenommen, wobey unſer Land beſſer fahren wird.

Der junge Herr. Mich ſoll wundern, wie man mich in Braunſchweig behandeln wird! ich finde viele Bekannte da; — und ob ich den Herzog verändert finde! — Der Kaiſer wird es kaum glauben, wenn ich ihm bey meiner Rückkunft ſage, wie weit man noch in Hannover zurück iſt. (Unſere Freunde machten groſe Augen) Sind Sie ein Liebhaber von Muſik, Herr Paſtor?

Paſtor. Ich habe ehemals ein wenig Harfe geſpielt und geſungen; aber die Amtsgeſchäfte laſſen mir jetzt wenig Muße zum bloßen Zeitvertreibe übrig.

Der junge Herr. Zeitvertreib? Ich bitte Sie! Kann etwas edler ſeyn, als die Tonkunſt? Was wirkt mehr auf Herz und Empfindungen? Kann ein Menſch ein gutes Gemüth haben, und kein Freund von Muſik, und kann ein großer Muſiker wohl je ein Böſewicht ſeyn? An dem Vortrage eines einzigen Adagio will ich hören, ob ein Virtuoſe edler Gefühle fähig iſt, oder nicht.

Paſtor. Erlauben Sie, mein Herr! Ich habe das ehemals auch wohl gedacht, habe mich aber nachher überzeugt, daß das alles nur ein Werk mechaniſcher Uebung iſt. Weich macht die Muſik, das iſt gewiß; aber nicht jede ſanfte, wollüſtige Empfindung iſt darum Empfindung edler Art. Die Muſik hat keine beſtimmte Sprache; ſie regt luxuriöſe Gefühle auf, ohne ihnen eine geordnete Richtung zu geben. Das Herz wird dadurch empfänglich — hier zum Wohlwollen, zur Freundſchaft, dort zur Sinnlichkeit und zu grober Wolluſt. Die Menſchen ſind ſehr geneigt, verſchiedene Begriffe zu verwechſeln, die man mit denſelben Worten ausdrückt. Wir ſagen von einem ſanguiniſchen Weichlinge, der über Romanen-Helden Thränen vergießt: er habe Gefühl, und daſſelbe ſagen wir von dem Manne, deſſen Herz ſich für große Gegenſtände warm und thätig intereſſirt. Allein vergeſſen wir nicht, daß Jener darum doch ein Erz-Schurke ſeyn könne; der wahrhaftig tugendhafte, zu erhabnen Thaten und großmüthigen Aufopferungen fähige Mann hingegen ſich durch die Gewalt ſeiner Vernunft über die Leidenſchaften auszeichnen müſſe! Kurz! die Tugend beſteht nicht in dunkeln Gefühlen, wie ich dies in einer Predigt, die bald im Druck erſcheinen wird, weitläuftig aus einander geſetzt habe. Was ich eben behauptete, wird ja auch durch die Erfahrung beſtätigt. Findet man nicht die verworfenſten, ſchlechteſten Leute, und die kaum Menſchenſinn haben, unter den geſchickteſten Virtuoſen? (Hier ſtand der junge Herr einen Augenblick auf und ging hinaus)

Der Amtmann. (zu dem wichtigen Manne) Um Vergebung! Kennen Dieſelben den Herrn, der da von Muſik ſprach, und der, wie es ſcheint, mit fürſtlichen Perſonen in genauen Verhältniſſen ſtehen muß?

Der wichtige Mann. Ob ich den Schuft kenne? Wie wollte ich nicht! Das iſt ein reiſender Flötenſpieler! ein lüderlicher Hund, der, als ich in herrſchaftlichen Angelegenheiten in Wetzlar war, dort ein ehrliches Bürgermädchen verführte und mit ihr durchging! Hernach iſt er einmal Comödiant geweſen; jetzt ſteht er in Wien bey der Capelle eines Fürſten. Sie haben Recht gehabt, daß Sie ihm die Wahrheit geſagt haben, Herr Paſtor. Aber das muß man geſtehen: der Kerl ſpielt, wie ein Engel. Solche Pfeifer und Geiger glauben, daß ſie die wichtigſten Leute im Staate ſind, und daß ſie uns eine Gnade erzeigen, wenn ſie uns die Thaler aus dem Beutel dudeln. Aber auf unſer voriges Geſpräch zurück zu kommen, Herr Amtmann! Sie ſchüttelten den Kopf, als ich von Vertheilung der Amts-Ländereyen ſprach. —

Der Amtmann. Ich bekenne, daß ich nicht dafür bin. Sie werden vielleicht glauben, mein hochgeehrteſter Herr, daß ich aus Eigennutz rede; aber das iſt gewiß nicht der Fall. Sie belieben zu ſagen, die Beamten würden reich bey den großen Pachtungen; allein das hängt davon ab, wie der Contract gemacht iſt. Und wäre das auch: was würde aus unſern Staaten werden, wenn es keine reiche Leute darin gäbe? Wer ſollte in Zeiten der Theurung und des Mangels den Armen Brod und Arbeit geben, ihnen Vorſchüſſe thun? Der Bauer ſammelt nicht. Kommen nun Mißjahre, ſo iſt die Noth allgemein. Der wohlhabende Beamte hingegen iſt in ſolchen Calamitäten der allgemeine Caſſirer. Sie ſagen, wenn die Ländereyen vertheilt würden, lebten mehrere Familien davon. Allein ziehen denn nicht von dem reichen Manne eben ſo viel Familien ihren Unterhalt? Dem Wucher der Capitaliſten und der übermäßigen Bereicherung aber kann die Landes-Regierung Einhalt thun.

Unſer Herr Amtmann wollte ſeine cameraliſtiſche Abhandlung eben fortſetzen, als dem wichtigen Manne gemeldet wurde, daß der Wagen, in welchem er mit zwey von den ſtummen Perſonen abreiſen ſollte, fertig vor der Thür ſtünde. Er ging alſo von dannen; und kaum hatte er die Thür hinter ſich zugezogen, als der Virtuoſe in ein lautes Gelächter ausbrach: „Nun bey meiner Seele!“ rief er, „das nenn' ich einen Windbeutel! Thut der „Kerl nicht ſo dick, als wenn er ein Miniſter wäre? „Aber wir kennen uns; ich habe ihn geſehen, als er „in Wetzlar, zur Zeit der Viſitation, Bedienter bey „dem ***ſchen Geſandten war. Er hat mir und dem Cammerrichter manches Glas Wein eingeſchenkt, wenn wir bey dem Geſandten ſpeiſeten. Jetzt iſt er Scribent bey der Cammer in ***.“

Den Herrn Amtmann reuete nun ſeine übergroße Höflichkeit, und ſeine ländlichen Gefährten machten in der Stille ihre Bemerkungen über die Wahrheit des Satzes, daß in der großen Welt, in welcher ſie ſo fremd waren, der Schein gewaltig betröge. Indeſſen war ein Geſpann Pferde zurück gekommen; man konnte alſo die Hälfte unſerer Freunde nach Braunſchweig ſpediren. Es war nicht rathſam, länger zu warten, weil jeden Augenblick neue Fremde ankamen, welche die Pferde wegnahmen. „So will ich denn,“ ſprach Herr Waumann, „mit Valentin vorausfahren. Sobald ein anderes Geſpann kömmt, folgen Sie nach, und im goldnen Engel finden wir uns wieder.“ „Ich ſehe,“ ſagte der Virtuoſe, „daß der Herr Amtmann einen Platz leer haben. Wollen Sie ſo gütig ſeyn, mich mitzunehmen? ſo gewinne ich Zeit; meine Equipage kann nachkommen. Ich wollte gern heute noch, ehe der Lärm losgeht, den Prinzen *** ſprechen, der mich erwartet.“ — So etwas abzuſchlagen, dazu hatte der Herr Amtmann keinen Muth; alſo nahm er den muſikaliſchen Reiſenden mit. „Mein

„Vet=

„Vetter, der Förſter da oben, bezahlt für mich,“ ſagte der Virtuoſe dem Küfer leiſe in das Ohr, als er hinunter kam, und damit ſtieg er ſchnell ein, und ſie fuhren ab.

„Wir wollen,“ ſprach der Paſtor, „dies Stück „Kuchen mitnehmen; es muß doch bezahlt werden. „Aufwärter, hat Er nicht ein Stück Papier?“ Der Aufwärter ging hinaus, kam bald wieder, und brachte einen halben Bogen, klein beſchrieben. „Ach! „was iſt das?“ rief Ehren Schottenius, „das iſt „ja meine Hand. Wo hat Er das Papier gefun„den? Ach, du meine Güte! das iſt meine ſchönſte „Predigt. Wie iſt Er an dies Blatt gekommen?“

O ihr unſichtbaren Mächte! Schutzgeiſter, Engel und Teufel, Heilige und Verdammte, Genien, Dämonen, oder wie ihr heißen möget, die ihr eure Naſen in das Gewebe unſrer Schickſale ſteckt: ſprecht, was haben die armen Reiſenden aus Bieſterberg verbrechen, daß ihr ihnen ſo übel mitſpielt? War es euch nicht genug, daß der dienſtfertige Förſter Dornbuſch für ſeine gute Abſicht, Agnes Bernauer aus den groben Händen des Hausknechts zu erlöſen, mancherley Streiche leiden mußte? daß der unſchuldige Valentin Waumann, als ein Ehebrecher angeklagt, mit Todesgefahr bedroht wurde, und daß ſein würdiger Erzeuger ſich gezwungen ſah, aus ſeinem Seckel ſeinen einzigen Leibeserben von dem zwiefachen Schimpfe loszukaufen? Muß nun noch die Unſterblichkeit, die ſich Ehren Schottenius in der Schulbuchhandlung in Braunſchweig ſchwarz auf weiß wollte geben laſſen, ein Spiel loſer Buben werden? Denn daß Du es nur wiſſeſt, geneigter Leſer! folgendermaßen war es mit der unglücklichen Predigt zugegangen: Die ſchönen Beſchreibungen und Kupferſtiche, welche des berühmten Herrn Blanchards Windreiſe vorſtellten, und wodurch die curioſen Liebhaber brodloſer Künſte herbeygelockt werden ſollten, hatten die muntere Jugend in Peina bewogen, die Nachahmung der Luftbälle ſeit einiger Zeit zum Hauptgegenſtande ihrer unſchuldigen Spiele zu machen. Drey luſtige Knaben, die ihr Weſen in dem Hofe des Herrn Poſtmeiſters trieben, wiegten ſich eine Zeit lang in der leer ſtehenden halben Kutſche des Paſtors Ehren Schottenius. Ihre Neugier trieb ſie endlich auch, in den Bock- und in den Sitzkaſten hinein zu blicken; da fanden ſie denn in letzterm unglücklicherweiſe das Manuſcript unſers armen Paſtors; und weil ſie keinen Begriff von der Wichtigkeit dieſer Papiere hatten, erklärten ſie das ganze Bündel für eine res nullius, nahmen einige Hefte davon, holten Scheere, Nadeln und Zwirn herbey, begannen von den Wahrheiten des Chriſtenthums wegzuſchneiden, was nicht zu der Form eines Luftballs paßte, wie der Doctor Bahrdt von den Kirchenſyſtemen wegſchneidet, was ihm nicht rund genug iſt, und fingen dann an, die Stucke zuſammen zu nähen, um die Nachahmung einer aeroſtatiſchen Maſchine zu Stande zu bringen. Der Aufwärter, welcher Papier ſuchte, nahm den Knaben eins von den Blättern weg, brachte es dem Paſtor, wie wir gehört haben; und in welche Klagelieder dann der ehrwürdige Herr bey dem Anblicke dieſes Fragments ausbrach, das wollen wir, aus Schonung gegen den geneigten Leſer, verſchweigen. Unſere Erzählungen werden je zuweilen rührend ſeyn; aber erſchüttern wollen wir nicht. Auch können wir Ihnen zum Troſte ſagen, daß der geiſtliche Herr noch früh genug in den Hof kam, um den größten Theil des Manuſcripts zu retten. Es war eigentlich nur Eine Predigt ganz, und von einer andern die Nutz-Anwendung verloren gegangen, — ein erträglicher Schaden! Geht doch ſo manche Predigt ganz, und von den mehrſten die Anwendung verloren! Da das zweyte Geſpann Pferde noch immer nicht zurückgekommen in Wien zubrachte, mit zu den angenehmſten meines Lebens gehörten, und daß ich es für kein geringes Glück halte, dem edeln Joſeph und dem großen Kaunitz ſo nahe geweſen zu ſeyn und Geſchäfte mit ihnen getrieben zu haben.

Während meines Aufenthalts in der Kaiſerſtadt gebahr meine Frau mir einen Sohn, deſſen Erſcheinung anfieng, einen Sinn für häusliche Freuden wieder in mir zu erwecken, die ich ſonſt, bey meiner zerſtreuten Lebensweiſe und dem mehr höflichen, als vertraulichen Umgange, der zwiſchen der Gräfinn und mir Statt hatte, nur unvollkommen ſchmeckte.

Es gelang mir, den Zweck meiner Geſandtſchaft über alle Erwartung früh und vollſtändig zu erreichen, und ich kehrte, zufrieden mit mir ſelber, mit einem Briefe des Kaiſers an meinen Herrn, in welchem meine Aufführung in Wien, mehr als ich verdiente, gelobt wurde, nach *** zurück. Der *** empfieng mich auf eine Art, die meinen Eifer für ſeinen Dienſt aufs Neue anſpornte, und da kurz vorher der alte geheime Staatsrath von Sempfer geſtorben war; ſo ſetzte mich mein Herr ſehr unerwartet in das Miniſterium. Hier befand ich mich nun auf einem Schauplatze, wo ich meine ehemaliwar, und Ehren Schottenius die beyden Seiten der Schlußvermahnung noch im Kopfe hatte, ließ er ſich geſchwind einen Bogen reines Papier geben, ſchrieb ſie wieder auf, und hatte doch nun ſechs und funfzig Predigten vollſtändig. — Was in der ſieben und funfzigſten geſtanden hatte, war freylich, im eigentlichſten Sinne, in den Wind geredet.

Wir laſſen den geiſtlichen Herrn ſchreiben, und begleiten unſern Amtmann auf ſeiner Reiſe nach Braunſchweig.

Fünftes Capitel.

Was dem Herrn Amtmanne und ſeinem Sohne nach der Trennung von ihren Gefährten begegnet.

Der reiſende Virtuoſe, den wir mit unſern beyden Freunden haben nach Braunſchweig abfahren laſſen, war, wie leider die mehrſten Menſchen, die ſich dieſer Lebensart widmen, ein Erz-Taugenichts, der von den Schwächen anderer Leute lebte. Wenn er in einer Stadt die müßigen Muſik-Liebhaber durch ſein Talent, und die manntollen Weiber durch ſeine ſeelenloſe Figur bezaubert hatte, niſtete er ſich auf eine Zeit lang ein, und blieb dort, bis irgend ein verübtes Bubenſtück ihn nöthigte, bey Nacht und Nebel fortzugehen, da ihm dann gewöhnlich die Flüche betrogener Gläubiger, mit Undank gelohnter Wohlthäter und verführter Mädchen nachfolgten. Dann trat er zwölf Meilen von da unter anderm Namen auf, hieß in St. Petersburg **Monsieur Dubois**, in Berlin **Signor Carino**, in Hamburg Herr Zarowsky, und in Wien Herr Leuthammer; erſchien, bald in geſtickten Fracks, mit zwey Uhren, bald in zerriſſenem Ueberrocke, als blinder Paſſagier auf dem Poſtwagen. Sein Herumtreiben unter Menſchen aus allen Ständen hatte ihm eine gewiſſe Wendung, einen Anſtrich von Feinheit und Welt gegeben, obgleich er im Grunde äußerſt leer und unwiſſend war. In dem Augenblicke, da wir ihn hier haben auftreten laſſen, war er ohne einen Heller Geld zu Fuße nach Peina gekommen, in der Zuverſicht, die ihn, wie wir geſehen haben, auch nicht trog, daß er, bey der Menge von Fremden, die jetzt nach Braunſchweig ſtrömten, leicht einen gutwilligen Mann finden würde, der ihn dahin mitnähme, wo er ein Conzert zu geben, oder ſonſt einen Fang zu thun hoffte. Unſere Landleute aus Bieſterberg waren gerade die Menſchen, deren er bedurfte. Daß er beym Abfahren dem Förſter, den er für ſeinen Vetter ausgab, die Sorgfalt überließ, ſeine Zeche zu bezahlen, war nur ein kleines Probeſtück ſeiner Kunſt, im Vorbeygehen;

von ſeinen Reiſegefährten aber hoffte er größere Vortheile zu ziehen.

Sobald nun die Kutſche das holprigte Steinpflaſter in Peina verlaſſen hatte, fing Herr Carino an, mit ſanfter Stimme und beſcheidenem, ehrerbietigem Weſen ſeine Geſellſchafter zu unterhalten.

„Der junge Herr,“ ſprach er, „ſind wol noch nie in Braunſchweig geweſen? Das Gewühl von Menſchen wird jetzt ungeheuer groß darin ſeyn. Man muß ſich da im Gedränge gewaltig in Acht nehmen, daß man nicht beſtolen oder ſonſt gemißhandelt werde. Ich will wol rathen, Uhr und Geldbeutel im Gaſthofe zurück zu laſſen. Wir wollen uns dann immer nahe zuſammenhalten, und wenn mein hochgeehrteſter Herr Amtmann mir Dero Herrn Sohn anvertrauen wollen, will ich ſchon auf's Beſte für den jungen Herrn ſorgen.“

Dies Anerbieten konnte nicht anders als äußerſt dankbar angenommen werden; die übrige Friſt bis zur Ankunft in Braunſchweig verwendete Herr Carino, ſich vollends in dem Zutrauen des alten Herrn feſtzuſetzen, und ihm mit angenehmen Erzählungen die Zeit zu vertreiben.

Im goldnen Engel fanden unſere Reiſende einen ſolchen Zuſammenfluß von Fremden aus allen Gegenden, daß ſie nur mit genauer Noth noch ein kleines Zimmer unter dem Dache eingeräumt bekommen konnten, wo ſie ihre wenigen Päckereyen abſetzen ließen.

„Daß Dich der Tauſend!“ rief plötzlich der Herr Amtmann Waumann, als ihm auf der Treppe ein dikker Herr in einem braunen Rocke mit gelben Knöpfen und einer rothen Weſte mit Gold beſetzt begegnete: „Alter Freund! wie treffen wir uns hier an?“ — Es war der Licentiat Bocksleder aus Schöppenſtädt, ſein Univerſitäts-Freund, den auch die Neugier hieher getrieben. — Und nun hatten ſie ſich tauſend Dinge zu erzählen. „Und weißt Du denn, „Herr Bruder Amtmann, daß meine Frau auch „mit hier iſt, und ihr Vater, der Kaufmann „Pfeffer? Du mußt mir gleich mit zu ihnen! „Wir logiren nicht hier im Hauſe, ſondern im „Prinzen Eugen; ich ſuchte nur hier jemand auf. „Wir haben noch über zwey Stunden Zeit, ehe „der Ball aufſteigt. Mit dem Anfüllen geht auch

„ſehr viel Zeit weg; und Platz finden wir immer. „Laß uns das Spectakel außer dem Thore jenſeit „des Grabens anſehen; in der Schanze iſt das „Gedränge zu groß, und warum ſollte man noch „Geld dafür ausgeben?“.

Der Amtmann machte einige Einwendung, in Rückſicht auf ſeinen Sohn, und wenn er den auch mitnehmen wollte, hauptſächlich wegen der andern beyden Gefährten, die noch von Peina nachkommen würden; allein Herr Carino erbot ſich, dem jungen Herrn nicht von der Seite zu gehen, mit ihm und, ſobald der Paſtor und der Förſter da ſeyn würden, auch mit Dieſen nach der Contre-Eſcarpe zu folgen. „Dort, wertheſter Herr Amtmann,“ ſagte er, „werden wir Sie ſchon finden; und wenn auch nicht, ſo treffen wir doch, „ſobald alles vorbey iſt, gegen Abend hier wieder „zuſammen. Laſſen Sie Sich ja nicht von Ihrer „angenehmen Geſellſchaft abhalten!“ Der Vorſchlag wurde angenommen, und der Amtmann ging mit ſeinem Freunde.

„Sie ſind, meiner Six! ein netter Mann, „Herr Carino!“ ſprach Muſjö Valentin, als er mit dem Virtuoſen allein war. „Ich habe Ihnen

„recht lieb. Sie ſprechen ſo artig, daß man gern zuhört. Ihr Geſpräch iſt gleichſam wie das Wirthshaus-Bier; man wird immer durſtiger darnach, je mehr man davon genießt.“ „Und Ihr Witz,“ erwiederte Herr Carino, „iſt wie das März-Bier; er iſt auch noch im künftigem Sommer gut, ohne ſchaal zu werden.“

Hier wurde ihre Unterhaltung durch die Ankunft eines Boten aus Peina unterbrochen, den der Hausknecht hereinführte, und der nach dem Herrn Amtmann Waumann fragte. Er brachte einen Brief an denſelben, und da zu vermuthen war, daß der Inhalt vielleicht wichtig, und von der Art ſeyn könnte, daß man eilig etwas darauf antworten oder thun müßte, Papa Waumann aber nicht herbeygeholt werden konnte, übrigens auch der Brief wol keine Geheimniſſe zu enthalten ſchien, indem er nur mit einer Oblate verſiegelt war, rieth Herr Carino, denſelben zu erbrechen, welches auch geſchahe. — Er lautete, wie folgt:

Werthgeſchätzter Herr Amtmann!

Ein äußerſt unerwarteter Vorfall, deſſen Erzählung ſich nicht wohl der Feder anvertrauen läßt, nöthigt den Herrn Förſter, ſeinen Reiſeplan zu verändern, und von hier ſogleich nach Goslar zu fahren. Erwarten Ew. Wohlgeboren uns alſo nicht in Braunſchweig! Ich geſtehe, daß es mir ein wenig nahe geht, das merkwürdige Experiment des Monſieur Blanchard nicht mit anſehen zu können. Auch wegen der Edition meiner Predigten wäre ich gern in Braunſchweig geweſen. Allein, was iſt zu thun? Mündlich ein Mehreres! Wir hoffen, ſo Gott will, gegen Ende der Woche wieder in Bieſterberg einzutreffen. Ich empfehle mich gehorſamſt

Peina, im Poſthauſe,
Sonntags Mittags,
in Eil.

Johann Gottlieb Schottenius.

Musjö Valentin pflegte ſich eben nicht den Kopf zu zerbrechen über die Grund-Urſachen, wirkenden Urſachen und andern Urſachen der Dinge: alſo ſteckte er den Brief in die Taſche, und begnügte ſich, ſeinem Gefährten zu erzählen: der Förſter habe eine Nichte in Goslar, die Grete hieße, und die ſie ihm, dem jungen Herrn Waumann, gern zur Frau geben wollten, die er aber nicht leiden mögte, weil ſie ihm zu ſtädtiſch und zu gelehrt wäre. Er fürchtete ſich recht davor, ſagte er, daß der Förſter ſie nun mitbringen, und daß man ihm dann gewaltig zuſetzen würde, Hochzeit zu machen.

Indeß dies vorging, ſahen ſie nach und nach Schaaren von Menſchen zu dem großen Schauſpiele hinziehen, und ſelbſt aus dem goldnen Engel lief alles fort, was Beine hatte.

„Nun iſt es Zeit,“ ſprach Herr Carino, „daß „wir uns auch zurüſten. Allein bey ſolchen Gelegenheiten thut man wohl, durch ſeine Kleidung „ein wenig hervorzuleuchten, damit man vom Pöbel mit Achtung behandelt werde. Vermuthlich „haben Sie noch einen beſſern Rock im Coffer. „Hurtig, den angezogen! Ich habe einen Kamm „bey mir; da will ich Ihnen in Eil ein wenig die „Haare zurecht kämmen.“

Valentin zog Rock und Weſte aus, öfnete den Coffer, holte ein grünes Röckchen mit goldnen Knopflöchern hervor. — „Legen Sie dagegen Uhr „und Geldbeutel hinein! und wenn Sie nun noch „einmal an einen gewiſſen Ort gehen wollen,“ fuhr Herr Carino fort, „ſo machen Sie geſchwind! Ich will indeß alles in den Coffer ver-

„ſchließen. — Es gibt böſe Menſchen; man muß „vorſichtig ſeyn."

Herr Valentin lief, im Hemde, wie er war, an den Ort, den man nicht gern nennt; Signor Carino ſchlich nach, verriegelte, als Jener ſaß, die Thür von außen, kehrte in das Zimmer zurück, packte Geld, Uhr, und was er in der Eil aufraffen konnte, zuſammen, flog die Treppe hinunter, verlor ſich in den Haufen, und — wird ſich wohl in dieſem unſerm Büchlein gar nicht wieder finden.

gen Träumereyen von höherer Nützlichkeit und Thätigkeit realiſiren zu können hoffen durfte. Es kam nur darauf an, ob ich mir die Ausſicht nicht durch Unvorſichtigkeit im Betragen, durch Mangel an Nachgiebigkeit, durch zu große Lebhaftigkeit und Uebereilung, oder durch irgend einen andern leidenſchaftlichen Seitenſprung verderben würde. Ehe ich dieſe Frage auflöſe, will ich Ihnen eine kleine Schilderung des Miniſteriums machen, deſſen Mitglied ich jezt war, wobey ich mich ſelbſt nicht verſchonen darf, wenn ich in meiner Erzählung der Wahrheit treu bleiben will. Nächſt dem Fürſten, deſſen Portrait ich ihnen entworfen habe, war die erſte Perſon im Staatsrath, der Graf Holler, ein redlicher Mann, der aber, als Juſtizminiſter, ſich in keine andre Geſchäfte miſchte, als die zu ſeinem Departement gehörten. Der Zweyte war der Herr von Clairfont, aus der franzöſiſchen Schweiz gebürtig. Dieſer hatte die auswärtigen Geſchäfte unter ſeiner Aufſicht. Er war ſchlau, gewandt, eigennützig, nicht eigentlich unternehmend boshaft, aber falſch und Schadenfroh. Den lezten Stuhl endlich, ohne den meinigen, aber gewiß nicht den unwichtigſten Platz im Miniſterio, erfüllte der Baron Roſenſtein, ein ſtudierter Hofmann; klug, geſchickt, witzig, beleſen, thätig, unergründlich, geſchmeidig, Meiſter über ſeine Laune, fä-

Sechstes Capitel.

Fragment einer Predigt. Unvermuthete Zuſammenkunft in Peina. Wie mag das zuſammenhängen?

Der Ort, wo wir, als ein gewiſſenhafter Geſchichtſchreiber, den hoffnungsvollſten Jüngling leider haben einſperren laſſen müſſen, iſt freylich kein angenehmer Aufenthalt für ihn; allein da wir ihn doch nun fürerſt noch nicht von da erlöſen können, fühlen wir, ſo ſehr wir uns auch für ihn intereſſiren, dennoch keinen Beruf, ihm dort Geſellſchaft zu leiſten, ſondern kehren vielmehr nach Peina zurück, um zu ſehen, was aus unſern andern beyden Freunden geworden iſt.

Wir haben gehört, daß der Herr Paſtor ſich angelegen ſeyn ließ, die Lücke wieder auszufüllen, welche

welche

böſe Buben in eine ſeiner ſchönſten Predigten gemacht hatten; der Förſter Dornbuſch warf ſich indeß in einen alten Lehnſeſſel hin, ſtreckte die Beine vorwärts, ſchlug die Arme in einander, ſchloß ſeine Augen, fing an zu gähnen und ſchlief ein. Was können wir nun beſſeres thun, als daß wir, ohne Einen von Beyden zu ſtören, leiſe hinter Ehren Schottenii Stuhl treten, und, was er zu Papier bringt, heimlich in unſere Schreibtafel eintragen? — — Hoho! meine Damen und Herren, ſchweigen Sie ja ſtill! Sie können froh ſeyn, daß ich Ihnen nicht alle ſechs und funfzig Predigten als Beylage zu dieſem Romane aufbringe. Sie kommen noch wohlfeil davon; und, die Wahrheit zu geſtehen, es wäre für die Meiſten von Ihnen überhaupt nützlicher, wenn Sie mehr Predigten und weniger Romane läſen. Schlimm genug, daß, wenn man Euch einmal wichtige Wahrheiten an das Herz legen will, man die bunte Jacke anziehen muß! Und dann mag man ſich ja wohl in Acht nehmen, daß man bey ernſthaften Gegenſtänden nicht zu lange verweile, ſonſt blättert Ihr, ſtatt zu leſen. Die Mährchen und Poſſen ſucht Ihr auf, und das, um deſſentwillen das Buch geſchrieben iſt, ſchlagt Ihr über. „Ja! Ihro Gnaden leſen nur, um amüſirt zu

„ſeyn; von Dero Pflichten ſind Sie vollkommen „informirt.“ — Tant mieux! Aber ich ſehe doch noch keine Früchte davon. — Doch wir gerathen in Aerger, und das ſchadet unſerer Geſundheit; alſo weiter in den Text!

Fragment einer Predigt über die Bewegungsgründe zur Tugend, welche aus eignem und fremdem Beyfalle hergenommen werden.

Die Tugend alſo bloß um ihrer ſelbſt willen zu lieben und auszuüben, ohne den geringſten Eigennutz, ja, mit ſchweren Aufopferungen, dazu gehört ſchon große Stärke der Seele. Aus bloßer Liebe zu Gott edel zu handeln, das ſetzt ſchon ein Herz voll Wärme für Religion voraus. Näher liegen dem ſinnlichen Menſchen die Bewegungsgründe, die aus dem Beyfalle der Menſchen und den daraus zu erwartenden Folgen hergeleitet ſind. So verſtockt, ſo ſchamlos iſt kein Böſewicht, ſo frech keine Verirrte, daß ſie nicht wünſchen ſollten, entweder auf andere Menſchen vortheilhafte Eindrücke zu machen, oder wenigſtens ſich ſelbſt innerlich, wegen irgend einer vorzüglichen Eigenſchaft, loben zu können. Sie erklären lieber die

Tugend für ein Hirngeſpinnſt, als daß ſie bekennen ſollten, ſie hätten nichts von dem, was ſie an Andern ſchätzenswerth finden müſſen. Dürfen ſie keinen Anſpruch auf Zuneigung und Liebe machen, ſo überreden ſie ſich, andere Leute ſeyen eben ſo unfähig, wohlwollende Empfindungen zu hegen, als einzuflößen. Können ſie ſich nicht geachtet machen, ſo wollen ſie wenigſtens gefürchtet ſeyn. Und mißlingt jeder Plan, irgend eine Art von Aufmerkſamkeit und Theilnehmung zu erwecken: ſo mögten ſie ſich gern ſo ſehr über alle Menſchen erhaben glauben, daß niemand, als ſie, Richter über ihre Handlungen ſeyn könnte. Dann ſchaffen ſie ſich Tugenden von eigner Erfindung; ihre Schwächen ſelbſt, ja ihre Laſter, erheben ſie zu dieſem Range. Sie ſchmücken die Gegenſtände, zu welchen ihre ſtrafbare Neigungen und Begierden ſie hinziehen, mit den reizendſten Farben aus, um ihre Anhänglichkeit daran zu rechtfertigen, und ſuchen hingegen Vorzüge herabzuwürdigen, gegen welche ſie ihre Augen verblendet haben. Wer aber ſo tief gefallen iſt, daß fremder und eigner Beyfall ihm gar nichts mehr werth ſind, der iſt der ſchrecklichſten Verzweiflung nahe, für den fleht vergebens ſein guter Engel um Barmherzigkeit vom liebreichen Vater im Himmel.

Beyde aber, der innere Beyfall des Herzens und die Meinung anderer Menſchen von unſerm Werthe, können die wirkſamſten Triebfedern zu Erlangung höherer Vollkommenheit werden; beyde können wohlthätig auf unſere Beſſerung wirken, uns in jeder Art Tugend befeſtigen, zu jeder, auch noch ſo mühſamen Pflicht-Erfüllung ermuntern; nur müſſen beyde zu gleichen Schritten gehen, keine dieſer Rückſichten der andern aufgeopfert werden. Wer ſich ſclaviſch abhängig von dem Urtheile des Volks macht, wird bald alle Eigenheit des Charakters verlieren. „Stellet euch „nicht dieſer Welt gleich!“ ruft uns die göttliche Stimme zu, das heißt: folget nicht ohne Auswahl jedem guten und böſen Beyſpiele! Wer, wenig bekümmert um den Beyfall ſeines Gewiſſens, in allem die herrſchenden Sitten nachahmt, wird, um ſich dem laſterhaften Haufen gefällig zu machen, auch die herrſchenden Sünden annehmen; er wird ein Schmeichler verderbter Großen, ein unſicherer Freund ſeyn, und nie die ſüße Wonne ſchmecken, welche das innere Bewußtſeyn gewährt, ohne Menſchenfurcht, grade und redlich, nach Pflicht und Gewiſſen gehandelt zu haben; — — eine Wonne, ach! die allein ruhig machen und wahren Seelenfrieden geben kann.

Eben ſo gefährlich aber iſt es auch, ohne alle Rückſicht auf fremden Beyfall keinen andern Richter, als ſein eignes Ich, anzuerkennen. Das führt zu der gefährlichſten Sicherheit, zum Eigendünkel, zum Selbſtbetruge. Da ſehen wir dann uns ſelbſt nur in dem Lichte, das die Leidenſchaften auf unſere Handlungen werfen, und meſſen das Verdienſt Anderer nach dem Maaßſtabe der Aehnlichkeit ab, die ſie mit uns haben. Wir ſchaffen uns Grundſätze, die unſern Begierden ſchmeicheln, finden eine Entſchuldigung für jede, auch von jedermann getadelte Handlung, wenn nur unſer eingeſchläfertes Gewiſſen ruhig dabey bleibt. Wir verachten alle Regeln des Anſtandes und der Uebereinkunft, die doch dem Menſchen, welcher in der bürgerlichen Geſellſchaft lebt, unverletzliche Pflichten auflegen. Wir opfern unſerm Eigendünkel und unſerer Sinnlichkeit Ehrgefühl, Schaam, Dankbarkeit auf, und zerreißen alle Bande des Bluts und der Freundſchaft. Der treue Rathgeber ſcheint uns ein beſchwerlicher Schwätzer; der ſtrenge Warner ein rauher, ungefälliger Mann. Wir fliehen ihn, verſchließen ihm unſer Herz, und eilen in die Arme des Niederträchtigen, der unſern Leidenſchaften ſchmeichelt. Jede Tugend ſcheint uns entbehrlich, wenn ſie Aufopferung koſtet, als wenn es eine Tugend ohne Aufopferung gäbe! Statt den Kampf gegen die Sinnlichkeit zu kämpfen, wo Ruhe und Seligkeit mit Herzenswunden erkauft werden müſſen, finden wir es bequemer, mit unſerm Gewiſſen in Unterhandlungen zu treten; und der Vergleich iſt bald geſchloſſen, wenn Kläger, Beklagter und Richter nur Eine Perſon ſind.

O! wie manche gute Seele iſt durch zu große Sicherheit gefallen! — — Zu ſpäte Reue, allgemeine Verachtung, Elend und Jammer ſind dann — —

„Ho ho! was Teufel iſt nun wieder los?“ rief der Förſter, und ſprang vom Stuhle auf, als ihn der Hausknecht, der ungeſtüm in die Thür trat, aus ſeinem Mittagsſchlafe weckte. „Ich wollte nur „ſagen,“ antwortete der Hausknecht, „daß die „Pferde nun gleich kommen werden. Die Mamſell „und der Officier, die im Zimmer hier nebenan logiren, wollen auch fort, ſobald er nur wieder zurückkömmt.“ — — „Was für eine Mamſell?“ ſprach der Paſtor. — — Wir wollen in des Hausknechts Namen antworten.

In der Nacht vom Sonnabende zum Sonntage kam in Peina im Poſthauſe eine kleine Caleſche an, in welcher ein öſterreichiſcher Officier mit einem ſchönen jungen Frauenzimmer ſaß. Auf die Frage: ob ſie gleich weiter wollten, antworteten ſie: nein! ſie müßten vielmehr hier die Ankunft eines Fremden erwarten. Das Frauenzimmer legte ſich zu Bette; der Officier wünſchte ihr, mehr ehrerbietig als vertraulich, eine gute Nacht, und ließ ſich eine andere Kammer anweiſen. Am folgenden Tage (das heißt, an eben dem, an welchem unſere Freunde das Mittagsmahl in Peina hielten) lief der Officier ſelbſt und ſchickte auch einigemal vor das Thor hinaus, das nach Hannover führt. Daſelbſt liegt ein Wirthshaus, welches, wenn ich nicht irre, die Eulenburg heißt; dort ließ er ſich nach einem Fremden erkundigen, und bitten, daß man es ihm ſogleich melden mögte, wenn er angekommen ſeyn würde. Uebrigens hielt ſich das Pärchen ſehr ſtill in dem Zimmer des Poſthauſes, und ſchien dem Anblicke ſo vieler Fremden, welche an dieſem Tage da einkehrten, auszuweichen. Endlich, als der Paſtor Schottenius eben mit ſeiner Predigt beſchäftigt war, kam ein Knabe aus der Eulenburg gelaufen, und brachte dem Officier ein Briefchen. „O, Gott Lob!“ rief der Officier, und umarmte das Frauenzimmer; „er iſt da! er iſt da! Nun „geht alles nach Wunſche. Ich will hin; laß „Dir die Zeit nicht lange währen, meine Meta! „Wir werden uns ſo mancherley zu erzählen haben. Sobald ich mich aber losreißen kann, eile „ich zurück, bringe ihn mit, oder hole Dich „ab. Adieu, mein Engel!“ — Und damit griff er nach Hut, Stock und Degen, und fort, die Treppe hinunter, zum Hauſe hinaus, nach der Eulenburg. — Das war's, was der Hausknecht erzählte.

„Es iſt angeſpannt,“ ſagte ein anderer Aufwärter, der in das Zimmer trat. Der Paſtor raffte ſeine Papiere zuſammen, und der Förſter fragte nach der Zeche. „Der Herr Amtmann,“ ſprach er, „hat mir aufgetragen, für ihn und „ſeinen Sohn mit zu bezahlen.“ — „Ich weiß „es,“ erwiederte der Aufwärter, „und auch für „Ihren Herrn Vetter.“ — „Was für ein Vetter?“ — „Der Muſikus.“ — „Hole der Teufel den Kerl! Ich kenne den verfluchten Dudelſack gar nicht.“ — „Ey! er reiſet ja mit dem „Herrn Amtmann.“ — Doch, kurz: von dieſer unbedeutenden Sache! Der Förſter, der nicht geizig war, und viel Ehrgefühl beſaß, zahlte; —

freylich nicht ohne Schimpfen und Fluchen; und nun wollten ſie fort; allein als ſie aus ihrem Zimmer traten, öffnete zufällig das Frauenzimmer eben auch die Thür des ihrigen. — „Was, zum „Teufel,“ ſchrie der Förſter, „Grete! Du biſt „es? Da ſoll ja das Wetter hineinſchlagen! Wo „kömmſt Du her?“ — Und damit drang er in ihre Stube, ſchlug die Thür hinter ſich zu, und ließ den Paſtor verwundert draußen ſtehen.

Sehr laut und ſtürmiſch ging es nun in dem Zimmer her; nur einzelne Worte konnte Ehren Schottenius anfangs verſtehen; dann ſagte der Förſter: „Nur keine Speranzien gemacht! das „ſag' ich Dir; das hilft hier alles nichts; und „mit den Ohnmachten wollen wir auch ſchon fertig werden. Kurz und gut! Du mußt gleich „fort mit mir. Nach Goslar will ich Dich zurückführen; da magſt Du Deine Sache ins „Reine bringen, und habe ich Unrecht, ſo iſt die „Juſtiz da. Wollen doch ſehen, ob ein unmündiges Mädchen mit einem Kerl davonlaufen darf. — „Und ich rathe Dir, nur hier im Hauſe kein „Aufſehen zu machen; Du haſt nichts als den „Schimpf davon; denn mit mußt Du, dafür „hilft nichts.“ — Herr Dornbuſch ſtürzte dann hig jede Form anzunehmen, aber gefühllos, herrſchſüchtig, rachgierig, ehrgeizig, menſchenfeindlich und untreu. Er kannte den Fürſten von ſeiner erſten Jugend an, wußte jede ſeiner ſchwachen Seiten (denn ſchwache Seiten haben doch auch die größten Leute) zu nützen, um das durchzuſetzen, was er durchſetzen wollte. Nie gieng er einen graden Weg; Nie ſchien er ſich für etwas warm zu intereſſiren; Nie hatte es das Anſehn, als wolle er ſeine Meynung gelten machen; aber ſo fein wußte er ſelbſt unſern klugen Herrn herumzulenken, daß er zehnmal mit Vorſchlägen nicht durchdrang, mit denen es ihm kein Ernſt war, um das eilftemal ſich etwas gleichſam aufdringen zu laſſen, worauf er es Jahre lang angelegt hatte Ohne daß der *** dies alſo ſelbſt wußte, war er doch von mancher Seite in dieſes Mannes Hand, der gar keinen Scherz darauf verſtand, wenn ein andrer es wagen wollte, dieſen Einfluß mit ihm zu theilen.

Nun werden Sie wohl gern glauben, daß zwey ſolche Leute, wie der Baron Roſenſtein und ich waren, unmöglich lange neben einander ſtehn konnten; allein er war viel zu liſtig, um ſich als meinen Gegner zu zeigen. Nach ſeiner tieſen Kenntniß des menſchlichen Herzens, konnte er ja erwarten, daß ich zum Zimmer hinaus, bat den Paſtor, den Brief zu ſchreiben, den wie geleſen haben. Es wurde ein Bote fortgeſchickt, alles in größter Eil. — Jungfer Grete ſehnte ſich vergebens nach der Zurückkunft ihres Retters; er kam nicht, und ſie mußte ſich, gebadet in Thränen, die einen Stein hätten erweichen mögen, von ihrem grauſamen Oheime in den Wagen heben laſſen. — Fort nach Goslar ging die Reiſe.

Siebentes Capitel.

Der Herr Amtmann geht, den berühmten Luftſchiffer auffliegen zu ſehen, und trifft bey ſeiner Zurückkunft den jungen Herrn in einem kläglichen Zuſtande an.

Ein größeres Gewühl von Menſchenkindern, verſicherte der Herr Amtmann auf ſeine Ehre und Reputation, habe er in ſeinem Leben noch nirgends geſehen, als das hier, durch welches er ſich mit ſeinen Freunden hindurchdrängen mußte, um vor das Thor auf den Platz zu kommen, der einer Schanze gegenüber lag, aus welcher Herr Blanchard in die Höhe ſtieg. Wir ſind, bey manchen andern Kenntniſſen, die wir beſitzen, und die, ohne uns zu rühmen, ein artiges ensemble ausmachen, beym erſten Unterrichte in der Fortification, wie im Hebräiſchen, ſehr vernachläſſigt worden — lieber Gott! man kann ja auch nicht alles wiſſen —, meinen aber, wollen es jedoch nicht gewiß behaupten, daß dieſer Platz zu demjenigen Theile der Feſtungswerke gehörte, den man die Contre-Eſcarpe nennt. Genug, es war ein großer grüner Platz am Stadtgraben. — Doch, ſo weit ſind wir noch nicht. Beym Gedränge im Thore verlor die Frau Licentiatinn Bocksleder ihre Haube; ein Pfund Pferdehaare, in einen Wulſt gebunden, womit der Boden der Mütze, **faute de mieux**, ausgefüllt war, fiel auf die Erde; der Herr Amtmann, welcher die Dame führte, wollte das Bündel aufheben; ein Schuhknecht trat ihm auf die Hand. Dem kleinen David Bocksleder, einem Kinde von zehn Jahren, das eben erſt die Blattern überſtanden und noch viel rothe Flecke im Geſicht hatte, riß ein Chorſchüler aus Muthwillen den falſchen Haarzopf aus. Ein luſtiger Student aus Helmſtädt, der den alten Licentiaten einmal in Schöppenſtädt geſehen hatte, und dem dieſer würdige Mann nicht ſehr gefiel, ſteckte ihm einen Stock zwiſchen die Beine, worüber er ſtürzte. Allein durch alle dieſe kleinen Ungemächlichkeiten des Lebens arbeitete ſich dennoch die Geſellſchaft hindurch, und kam glücklich auf den Platz in der — nun ja! in der Contre-Eſcarpe an. Die Sonne brannte heiß auf die Schädel; die wollenen Perücken ſitzen wärmer, als die von Haaren, (das kann man uns auf unſer Wort glauben, obgleich wir keine tragen,); alſo litt der alte Herr Bocksleder ſehr viel von der Hitze. „Es iſt teufelmäßig heiß," ſprach er; „wenn wir „hier lange ſtehen müſſen, ſo ſchmelze ich wie Butter zuſammen, oder krepire vor Durſt." „Es dauert „wenigſtens noch eine Stunde," ſagte ein dicker Mann, der mit aufgeknöpfter Weſte und einem glänzenden, braunen Geſichte, als wäre es lackirt geweſen, neben ihm ſtand. „Es dauert wenigſtens „noch eine Stunde, ehe der Hof von der Tafel aufſteht und herkömmt. Dann erſt wird mit der „Füllung der Anfang gemacht." „Wenn nur ein „Wirthshaus in der Nähe wäre!" ſeufzte der Licentiat. „Deren gibt es hier genug," antwortete der dicke Mann. Wirklich waren rings umher einzelne Garten- und andere Häuſer gelegen, in welchen echter teutſcher Pontac, lübeckſcher Franzwein und dergleichen verzapft wurde, und unſere Geſellſchaft trat in eins von dieſen.

Für einen Phyſiognomiker, für einen Menſchenbeobachter und für einen Maler wäre es ein herrliches Feſt geweſen, die Geſellſchaft zu ſehen, welche hier, theils in den kleinen Zimmern, theils im Vorplatze, im Hofe und im Garten, in einzelne Gruppen vertheilt, ihr Weſen trieb, indeß der grüne Platz, an welchen das Haus ſtieß, und von dem wir geredet haben, einem bunten Gemälde von der Speiſung der fünftauſend Mann glich, wie man es hie und da in Dorfkirchen antrifft. Unſere Gäſte aber waren weder Geſichterleſer, noch Seelenſpäher, noch Künſtler; alſo blieb ihr ganzes Augenmerk auf ein Winkelchen gerichtet, wo ſie in Ruhe ihren Durſt löſchen könnten; und das wies man ihnen in einer Hinterſtube unter dem Dache an; denn alle andere Zimmer waren gepfropft voll. Indeſſen fehlte es auch hier nicht an Geſellſchaft: zwey Tiſche fanden ſie umringt von Perſonen beyderley Geſchlechts; an einem dritten war noch Raum für ſie; der Student aus Helmſtädt, deſſen wir vorhin erwähnt haben, ein junger Gelehrter, der mit demſelben noch auf der Univerſität geweſen war, jetzt aber in Gandersheim privatiſirte, und ein Landchyrurgus aus *** in Sachſen, hatten die eine Seite eingenommen; unſere Leute ſetzten ſich ihnen gegenüber.

Wir fühlen einen unwiderſtehlichen Trieb, ein Bruchſtück aus dem Geſpräche dieſer intereſſanten Geſellſchaft hier abdrucken zu laſſen, und da wir uns nun einmal in Beſitz geſetzt haben, ſolchen Trieden, unter angehoffter hoher Approbation, zu folgen: ſo wollen wir mit dieſem Dialoge andienen, erlauben übrigens den Rezenſenten, ſobald wir von unſerm Herrn Verleger das Honorarium werden eingeſtrichen haben, über die Weitſchweifigkeit unſerer Erzählung „Ach und Weh!“ zu ſchreyen.

Der junge Gelehrte. Nun, wahrlich! Es bedarf doch herzlich wenig, um der Menſchen Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen. Da ſind mehr als zehntauſend Thoren aus allen Ecken zuſammengelaufen, um einen andern Narren einen Bocksſprung in die Luft machen zu ſehen.

Der Student. Aber Herr Bruder! Du haſt Dich doch *auch* eingeſtellt.

Gelehrter. Meinſt Du, ich würde deswegen auch nur Eine Meile reiſen? Originale aller Art zu beobachten, darum bin ich hergekommen. Blanchard habe ich in Frankfurt und in Hamburg aufſteigen geſehen. Vermuthlich wird er ſich hier wieder ein Document von fürſtlichen und adlichen Perſonen ausfertigen laſſen, daß er ſo viel tauſend Toiſen hoch über der Erde geſchwebt hat, — von Menſchen, die, indem ſie dies ſchreiben, nicht einmal wiſſen, was eine Toiſe iſt. Wie ſich der Kerl nur einbilden kann, daß er mit einem ſolchen Zeugniſſe bey Gelehrten und Männern von Kenntniſſen ſich Credit verſchaffen werde!

(Die geneigten Leſer werden es nicht ungütig aufnehmen, daß der junge Herr auf die Autorität von Fürſten und Edelleuten in wiſſenſchaftlichen Dingen nicht viel hält. Theils hat er wohl nicht ganz Unrecht; theils iſt es jetzt unter den jungen Gelehrten ſo eingeführt, daß ſie alles tadeln, was die höhern Stände ſagen und thun, außer wenn ſie ihre Schriften loben. Doch geht dieſer Widerwille nicht ſo weit, daß beſagte Gelehrte nicht, wo ſichs thun läßt, von Fürſten und Edelleuten Schutz und Wohlthaten fürlieb nehmen ſollten.)

Gelehrter. Der Augenſchein kann jeden verſtändigen Menſchen überzeugen, daß ſeine Angaben um mehr als zwey Drittel übertrieben ſind. Noch nie hat er ſich bis zu der Höhe irgend eines beträchtlichen Berges erhoben. Betrachte man nur die römiſchen Zahlen auf dem Zifferblatte eines mäßig hohen Thurms! Sie ſind mehrentheils über ſechs Fuß lang, und ſcheinen, wenn man unten ſteht, keine Spanne zu meſſen. Wie faſt unſichtbar klein müßte nun nicht ein Ball erſcheinen, deſſen Durchſchnitt ungefähr nur ſechsmal größer iſt, als die Länge jener Zahlen, wenn er wirklich zu einer ſo erſtaunlichen Höhe emporſtiege! — und nun vollends der kleine, geputzte Franzoſe mit ſeinem blauen Wämmschen und ſeinem Federbuſche! Wie würde der dem Auge verſchwinden!

Student. Kann ſeyn! kann ſeyn! Wir wollen ſehn. Nun, Herr Licentiat! Sie gehen doch dieſen Abend in die Comödie?

Licentiat. Ich denke wohl —

Landchirurgus. Ach! was iſt an ſo einer Comödie? Hören Sie! ich habe in Stuttgard die großen Opern geſehen. Da kamen Pferde und Wagen auf das Theater. — Das war noch der Mühe werth!

Gelehrter. O ja! ſo eine italiäniſche Oper iſt, wenn man die geſunde Menſchenvernunft nur zu Hauſe läßt, gar unterhaltend zu ſehen. Wenn da die Capaunen auf Triumphwägen von Pappe ſitzen, in Reifröcken und ſeidenen Strümpfen aus der Schlacht kommen, mit ihren Stimmen, durch die Naſe, im ſchneidendſten Diſcant Reden voll Hel-

denmuth an die verkleideten Mousquetiers abſingen, welche das römiſche oder griechiſche Heer vorſtellen; wenn die Opferprieſter in Stiefeletten und Kleblocken Proceſſionen anſtellen, wobey ſie Tritt halten, wie auf der Parade, Mützen von Silberpapier auf den Köpfen und mit Goldſchaum beſchmierte hölzerne Opfergefäße in den Händen tragen; wenn Schlachten geliefert werden, in welchen Jeder nur auf ſein eignes Schild hauet, und Mauern niedergeriſſen, die von Papier gemacht ſind; wenn der Drachenwagen, in dem Medea fährt, mit ſchwarzen Stricken am Himmel feſtgebunden iſt, und Apollo, wenn er auf dem bretternen Parnaſſe ſitzt, mit ſeiner Flachsperücke den Staub von den gemalten Wolken abfegt. — Ja! es iſt wahr: das iſt groß, herrlich, rührend! Pfui! ſchämen ſollten wir uns, daß wir ein ernſthaftes Volk an den Anblick ſolcher kindiſchen Vorſtellungen gewöhnen!

Amtmann. Ey, ey! man kann doch aber nicht auf dem Theater alles ſo —

Gelehrter. Was man nicht mit einiger Täuſchung darſtellen kann, das muß man lieber gar nicht, als auf ſo alberne Weiſe, darſtellen. In einem Fingerhute kann man nicht baden, und auf unſern

ſern armſeligen kleinen Theatern kann man keine Schlachten liefern. Sie haben vermuthlich meine neue Abhandlung über die ernſthafte Oper geleſen?

Amtmann. Um Vergebung! darf ich fragen, mit wem ich die Ehre habe —

Gelehrter. Ich bin der Dichter Klingelzieher; nun werden Sie ſchon wiſſen, wo Sie zu Hauſe ſind. Nicht wahr? das dachten Sie nicht, daß der Mann jetzt an Ihrer Seite ſäße, der Ihnen vielleicht zuweilen mit ſeinen Liedern eine genußvolle Stunde gemacht hat? Es weiß auch noch niemand in Braunſchweig, daß ich hier bin; ich bin eigentlich gekommen, um einmal mit den hieſigen Gelehrten eine Zuſammenkunft zu halten.

Amtmann. — Ich bin in der That ſehr erfreut, die Ehre zu haben, — obgleich ich geſtehen muß, daß ich bis jetzt noch nichts von dem, was aus Dero Feder gefloſſen —

Gelehrter. (verächtlich) Der Herr Amtmann leſen wol nicht viel?

Amtmann. O! zu dienen, ja. Freylich im Fache der Belletters, da iſt es nun ſo etwas. Köhlers mich an meinem eignen Feuer verbrennen würde. Mir fehlten im Grunde eine Menge Eigenſchaften, die zu einem feinen Staatsmanne gehören; ich war nicht kalt, nicht vorſichtig, nicht verſchloſſen genug, war nie im Stande, bloß aus dem Kopfe zu handeln, ſondern legte in alles Herz hinein, machte jede Sache zu meiner eignen, folglich nagte mich nur der geringſte widrige Vorfall an meiner Gemüthsruhe und Geſundheit, ſondern ich übereilte mich auch oft, weil ich immer Parthey ergriff, und wer mich auf das Eis führen wollte, der brauchte nur auf mein Geſicht zu würken, und er war Meiſter über meine Vernunft. Bey aller Menſchenkenntniß ließ ich mich doch einnehmen und durch Beredſamkeit, durch verſtellte Bonhomie und durch glänzende Außenſeiten blenden. In Augenblicken von Herzens-Ergießung ſagte ich oft heraus, was ich hätte verſchweigen ſollen und lieferte mich dadurch böſen Menſchen in die Hände. Das wärmſte Gefühl für Wahrheit und Treue und ſtrenger Erfüllung jedes, auch übereilt gegebnen Verſprechens, leitete meine Schritte da, wo der Miniſter ſonſt Feinheit, Politik braucht, Worte auf Schrauben zu ſetzen, leere Vertröſtungen zu geben, oder ſeine Zuſagen auf verſchiedne Weiſe zu deuten verſteht. Es fehlte mir an eigentlicher Gegenwart des Geiſtes, aus Zerſtreuung, weil ich eine lers Gedichte habe ich indeſſen noch kürzlich wieder geleſen, und neulich fiel mir auch ein kleiner Tractat in die Hände, betitelt: „die Leiden des jungen „Herrn Werther.“

Licentiat. Bruder Amtmann! die Scharteke kenne ich; das iſt nichts für uns. Aber apropos! Ich muß Dir doch meines älteſten Sohns dissertationem inauguralem de feudis oblatis ſchicken. Sie iſt ſehr gründlich abgefaßt. Er hat darin hauptſächlich —

Student. — o weh!

Landchirurgus. Es iſt in der That erſtaunlich, was für eine Menge von neuen Entdeckungen jetzt in allen Theilen der Wiſſenſchaften gemacht werden, beſonders aber in der Naturgeſchichte, Chemie, Wundarzneykunſt, und überhaupt im mediciniſchen Fache. So hat man zum Beyſpiel jetzt gefunden, daß zwar die gewöhnliche China-Rinde in periodiſchen Geſichtsſchmerzen, Durchfällen, Fiebern, Brand, Lungenſucht und ſo ferner, herrliche Dienſte leiſtet, daß aber die rothe Rinde der röhrigten weit vorzuziehen iſt, und noch überdies ſicherer und ohne Leibſchmerzen wirkt. Die Hirnwuth hielt man für un-

unheilbar; ich ſelbſt habe an einem gewiſſen unglücklichen Profeſſor Hoffmann in Wien vergebens alle Mittel angewendet; es ſchlug nichts bey ihm an: Nur kürzlich erſt hat man —

So weit war der Landchirurgus in ſeiner mediciniſchen Abhandlung gekommen, als plötzlich von allen Seiten her ein Geſchrey erſcholl: „Se heft en „wedder! — Sie haben ihn wieder! Sie haben ihn „wieder!“ Die ganze Geſellſchaft ſtürzte nun aus dem Hinterzimmer hinaus. — „Wen haben ſie wieder?“ fragte Jeder, „wen?“ — „J! den Muſche „Blanchard; Se heft en wedder!“

O! daß ich berufen bin, in dieſem Büchlein, das nur guten Humor erwecken und die Gemüther der Leſer erheitern ſollte, hier das Bild getäuſchter Hoffnungen aufzuſtellen! Aber das Schickſal, das ſich gegen die Helden meiner Geſchichte verſchworen zu haben ſcheint — (Im Vorbeygehen zu ſagen: dies Werk hat das ganz Eigne, daß nicht etwa nur eine einzelne Perſon der Gegenſtand iſt, auf den ſich das Intereſſe zuſammendrängt, ſondern daß die Schickſale der ganzen Geſellſchaft aus Bieſterberg, wie wir ſie im erſten Capitel auftreten ließen, das Thema ſind, welches wir in demſelben durchführen; —

ein Plan, deſſen, wie wir hoffen, auch diejenigen Kunſtrichter, welchen wir die Rezenſion nicht ſelbſt einſchicken, mit gebührendem Lobe gedenken werden) — das Schickſal will es alſo, und ich muß meinen Beruf erfüllen.

So manche Meile war der Amtmann mit ſeinen Gefährten gereiſet, um den berühmten Blanchard aufſteigen zu ſehen; ſo manche Widerwärtigkeit hatte er von dem Augenblick an, da er auf dem Amtshofe einſtieg, bis zu dem Momente, wo er nun die Nachricht erwartete, daß der Luftball gefüllt wäre, überwunden; ſeinen hoffnungsvollen Erben glaubte er der beſten Aufſicht übergeben zu haben, glaubte, er ſtünde jetzt mit offenem Munde unter dem Haufen der Gaffenden; und ach! er ſaß in dieſem Augenblick — eingekerkert — und wo: das ahnete ſein treues Vaterherz nicht. Noch ruhiger war er über ſein eignes Schickſal. Voll Erwartung ſtürzte er zum Hauſe hinaus, und hoffte nun den Luftwagen über ſeinem Scheitel daherfahren zu ſehen, und — Herr Blanchard war ſchon vor einer Stunde aufgeſtiegen; ſie hatten ihn wieder; er hatte ſich fern von der Stadt niedergelaſſen. Die Nachricht, die unſern Freunden der dicke lackirte Mann gegeben hatte, war falſch geweſen. Schon

als ſie in das Hinterzimmer traten, war der Franzoſe mit ſeiner Füllung fertig geweſen, und fuhr ab. — Unbegreiflich, daß der Herr Amtmann den Lärm des Volks und die Kanonenſchüſſe nicht gehört hatte! Aber da machte er bey ſeinem Eintritte der Geſellſchaft ſo viele Kratzfüße; darüber war der Moment vergangen. Nachher herrſchte eine große Stille; denn jedermann verfolgte den Ball mit ſeinen Augen. Viele liefen der Gegend zu, wo ſie glaubten, daß er ſich niederlaſſen würde, bis endlich, als die Nachricht erſcholl, daß er nun wirklich gelandet ſey, ein neuer Lärm und der Ausruf: „Se „heft en wedder!“ unſern Beamten aus ſeiner Ruhe weckte; — aber da war's zu ſpät.

Vergebens würde ich es verſuchen, die verſchiedenen Ausbrüche des Mißmuths und der Verzweifelung zu ſchildern, denen einige Perſonen, welche in dem unglücklichen Hinterzimmer das ſchönſte aller Schauſpiele verſäumt hatten, ſich überließen. Andere zogen ſich den Unfall weniger zu Herzen. Der Dichter Klingelzieher lachte aus vollem Halſe; — er hatte nun Stoff zu einem neuen Epigramm. Die Licentiatinn ſchimpfte auf ihren Mann los (die einzige Art, wie ſie ſich über jeden Unfall des Lebens zu tröſten pflegte!) „Nun, es hat nicht ſeyn ſollen,“

ſprach der Herr Amtmann mit trauriger Miene; „mir iſt es nur lieb, daß mein Valentin und die „andern Beyden, die doch auch indeß von Peina „werden angekommen ſeyn, dieſe Merkwürdigkeit in „Augenſchein genommen haben, um davon zu Hauſe „erzählen zu können.“

Da ſich indeſſen keine Hoffnung faſſen ließ, die treuen Gefährten aus Bieſterberg in dem Gewühle von Menſchen hier zu finden; ſo dachte der alte Herr Waumann jetzt nur an ſeinen Rückzug, um, verabredetermaßen, im goldnen Engel ſie wieder anzutreffen. Um neuen Widerwärtigkeiten in dem Gedränge bey dem Eintritte in die Stadt auszuweichen, beſchloß unſere Geſellſchaft, durch die Contre-Eſcarpe nach einem andern Thore hin zu gehen, wo ſie vermuthlich weniger Volk finden würden. Allein zum Unglück waren die mehrſten Zuſchauer auf denſelben Einfall gerathen, ſo daß hier der Zuſammenfluß noch größer war, als vorhin beym Herausgehen. Sich wieder zurück durch alle dieſe Erdenſöhne hindurch zu arbeiten, das ließ ſich nicht wohl thun; nun mußte man aber, um das nächſte Thor zu erreichen, ſich über eine Art von Teich oder Graben ſetzen laſſen; einige tauſend Menſchen ſtanden am Ufer und harrten auf den Fährmann; es war aber unglücklicherweiſe nur ein einziger Nachen zum Ueberfahren da; alſo ging es langſam.

Wie hieß doch der Fluß, von welchem die verdammten Heiden fabulirten, daß ein gewiſſer Charon die Seelen der Verſtorbenen da hinüber in die eliſäiſchen Gefilde transportiren mußte? Ohrfeigen habe ich von meinem Informator bekommen, deſſen erinnere ich mich noch, als ich bey dieſer Stelle im Ovidius nicht Achtung gab; aber wie der Fluß heißt, deſſen beſinne ich mich nicht mehr. Genug! gerade wie dieſe Waſſerreiſe in jene Welt abgebildet zu werden pflegt, ſo ſahe es hier aus. So oft der Charon eine Anzahl Pilger hinüber geſchafft hatte, und nun wieder dieſſeits landete, war das Herzudrängen der Ungeduldigen ſo groß, daß wirklich Paſſagiers, die nicht, wie Charons Gäſte, nur Seelen, ſondern zum Theil dicke, mit braunſchweigiſcher Mumme wohl ausgemäſtete Körper waren, Gefahr liefen. Schon war der Licentiat Bocksleder nebſt ſeiner ſanften Gemahlinn und dem lieben Kleinen im Nachen: da wollte der Amtmann ſich nicht von ſeinem Freunde trennen; er drängte ſich durch den Haufen, wagte einen Sprung, und — hier fällt mir aus Wehmuth die Feder aus der Hand. — Wenden wir unſere Blicke nach einer andern Seite!

Herr Carino war kaum mit ſeiner Beute zum Hauſe hinaus, als der wackere Jüngling, den er an dem bewußten Orte eingeſperrt hatte, nicht ahnend, welch ein Unfall ihm begegnet war, die Thür des Cabinets ergriff, ſie öffnen wollte, aber verriegelt fand. Vergebens wendete er alle Kraft ſeiner ſtämmigen Arme an, Holz und Eiſen zu ſprengen; die Thür wich nicht. Vergebens rief er, ſchrie er, brüllte er endlich; niemand hörte ſeine Stimme. Wie Hercules, als er das Hemd der — nun! wie hieß denn das Mickel? — ha! Dejanira, ja! das Hemd der Dejanira auf ſeinem Leichname kleben hatte, ſo geberdete ſich Musjö Valentin, ſo durchſchnitt er mit ſeiner heulenden Stimme die mephitiſche Luft, von welcher der Leidende jetzt umgeben war, — alles umſonſt! Als endlich die Kräfte zu ſinken anfingen, und die Muskeln, welche ſeine Lunge ausdehnten, (oder liegen da keine Muskeln? Ich weiß es nicht ſo eigentlich,) herabgeſpannt waren, da ging ſein Gebrülle in Winſeln, Klagen und Seufzen über, und ſeinen Augen entquollen ſalzige Thränen. Ich bitte meine hochgeehrteſten Leſer, dieſer Schilderung einige Aufmerkſamkeit zu widmen. Sie werden dann finden, daß ich, ohne mich zu rühmen, nicht ganz ungeübt in poetiſchen Malereyen bin, daß ich das Creſcendo und Diminuendo gut anzubringen weiß, und daß mein Ausdruck wenigſtens eben ſo edel und kraftvoll iſt, als der unſerer mehrſten Romanen- und Comödienſchreiber.

Der Schmerz kann nur auf einen gewiſſen Grad ſteigen, wie wir Philoſophen das wiſſen, und dann bricht die Welle, und es erfolgt wenigſtens auf einige Zeit ein Stillſtand. Nachdem der junge Herr Waumann lange genug getobt und gejammert hatte, fand er in der Vorrathskammer ſeiner Vernunft den Troſt, daß doch ſein Ungemach nicht ewig dauren könne. Er ſetzte ſich alſo ſo bequem, wie ſich's thun ließ, nieder; ſeine Augenlieder, vom Weinen müde, ſanken, — er ſchlief ein. Was konnte er auch beſſeres thun? Zwar lagen ihm zur Seite wohl ein paar Blätter von der frankfurtiſchen gelehrten Zeitung, die ein Reiſender da, nebſt einem Maculaturbogen von dem Romane „Nettchen Roſenfarb“ hatte liegen laſſen; aber Herr Valentin las nicht gern, und wer kann denn auch in einem ſolchen Zuſtande mit Aufmerkſamkeit leſen? Laſſen wir ihn nun noch ein Weilchen ſchlafen! Es iſt hohe Zeit, daß wir uns nach ſeinem theuren Herrn Vater umſehen. — Der Himmel weiß, wir haben jetzt alle Hände voll zu thun; man kann nicht aller Orten zugleich gegenwärtig ſeyn; indeſſen iſt es doch leichter zu verantworten, einen Menſchen auf dem Abtritte eingeſperrt, als jemand, der nicht ſchwimmen kann, im Waſſer liegen zu laſſen. Und ſchwimmen konnte der Herr Amtmann nicht; er wurde aber ſogleich herausgezogen, und als er am jenſeitigen Ufer gehörig abgetröpfelt war, brachte der Aerger über dieſen Vorfall, und über das laute Lachen der zahlloſen Zuſchauer, ſeine durch die Kälte des Waſſers erſtarrten Glieder und betäubten Lebensgeiſter wieder ſo lebhaft in den Gang, daß wir weiter keine ſchädliche Folgen für ſeine Geſundheit zu befürchten brauchen. Er eilte nun nach dem Gaſthofe zurück, um ſeinen blauen, mit Gold beſetzten Rock auszuziehen und trocknen zu laſſen.

Welcher neue Kummer ihn aber hier erwartete, das wiſſen wir. Indeſſen fand er ſeinen geliebten Sohn ſchon aus der Gefangenſchaft erlöſet. Er war kurz zuvor erwacht, hatte ſeine Klagetöne auf's neue angeſtimmt, und dazu ein ſo vollſtimmiges Accompagnement mit den Fäuſten an der Thür gemacht, daß endlich von den Hausgenoſſen, welche indeß heimgekommen waren, Einer ihn gehört und befreyet hatte. Vater und Sohn klagten ſich gegenſeitig ihr Leid, — es war eine herzbrechende Scene. — Zum Glück war der Werth deſſen, was Herr Carins

mit:

mitgenommen hatte, nicht groß; allein lag nicht in der ganzen Verkettung ihrer Unglücksfälle ſchon Urſache genug zur Traurigkeit? doch überließen Beyde ſich derſelben nicht bis zur Verzweiflung; vielmehr ſorgte der Herr Amtmann für ſeine werthe Geſundheit, zog die naſſen Kleidungsſtücke aus, legte ſich zu Bette, beſtellte ein gutes Abendeſſen, und unter andern eine erquickende Weinſuppe. Valentin ließ ſich's vor ſeines Vaters Bette wohlſchmecken, und ging dann auch ſchlafen. Wir wünſchen ihnen eine angenehme Ruhe.

Menge Ideen zugleich im Kopfe umherwälzte, und weil meine zu lebhafte Einbildungskraft immer über das Vorliegende hinaussprang. Einen sonderbaren Contraſt zwiſchen wahrer Seelengröße und Mangel an Feſtigkeit nahm ich oft mit Unmuth in mir ſelber wahr. Ich war fähig, einen Rieſenplan anzulegen, einen Weg einzuſchlagen, der über alle Schwierigkeiten, Vorurtheile und Convenienzen hinausgieng; Berge würde ich dann weggeräumt, Felſenſtücke, die man mir entgegengerollt hätte, muthig erwartet haben, ohne von dieſem Wege abzuweichen; aber gegen kleine Schwierigkeiten war ich nicht gewaffnet; ſinnliche Eindrücke, ſanfte Ueberredungen; Angriffe auf mein gefühlvolles Herz, machten auf einmal alles rückgängig. Ich war alſo auch zu beſtechen; nicht mit Gelde, aber mit glatten Worten, und das läuft wahrlich auf eins hinaus. Ich wich gern jedem unangenehmen Eindrucke aus, vermied gern alles, was meine gewaltige Reizbarkeit in Aufruhr brachte, (wie das der Fall bey allen ſanguiniſchen Temperamenten iſt.) Deswegen kam es mir hart an, bey eintretenden Mißverſtändniſſen, es zu einer Explication kommen zu laſſen. Dadurch machte ich oft das Uebel ärger und ladete, bey den reinſten, ſchuldloſeſten Abſichten, böſen Verdacht auf mich. War aber nur der erſte Schritt zur Erläute-

Achtes Capitel.

Geſchichte des Fremden, der in der Eulenburg vor Peina abgetreten war.

„So ſehen meine Augen Dich endlich wieder, mein „theurer, geliebter Louis!“ rief der Fremde in der Eulenburg dem öſterreichiſchen Officier entgegen, als dieſer zu ihm in das Zimmer trat, und in ſeine Arme eilte. — „Mein Wohlthäter! mehr als Vater! Wie viel Dank!“ — ſtammelte der Officier; — „O rede nicht von Dank!“ „Wie ſollt' ich nicht?“ — „Komm an mein Herz!“ Und ſo ging es noch ein Weilchen fort, in abgebrochenen Worten. — Ein rührender Auftritt! Der Hausknecht, welcher dem Officier die Thür öffnete, hat ihn uns beſchrieben; und wenn wir unſern Verleger hätten bewegen können, Kupferſtiche zu dieſem unſerm Romane verfertigen

tigen zu laſſen; ſo hätte die Darſtellung dieſer Zuſammenkunft eins der ſchönſten Blätter liefern müſſen. — Vielleicht läßt er ſich noch bewegen, der ſechsten oder ſiebenten Auflage einige Bilderchen beyzufügen; bis dahin mag die jetzige Generation der Leſer ſich die ganze Geſchichte mit dem Pinſel ihrer Phantaſie vormalen.

Nachdem dieſe erſten Entzückungen vorüber waren, reichte der fremde alte Herr dem Officier einen ſchriftlichen Aufſatz dar: „Hier, mein Lieber!“ ſprach er, „habe ich die Hauptbegebenheiten meines „Lebens, in welche auch die Geſchichte Deiner Jugendjahre mit einverwebt iſt, zu Papier gebracht. „Längſt wollte ich Dir dieſen Aufſatz ſchicken; nur „die jetzt erfüllte Hoffnung, Dich ſelbſt wieder zu „umarmen, hielt mich davon ab. Ich kann ihm „ja dann alles mündlich erzählen, ſprach ich zu mir „ſelber. Nun aber, da ich wieder bey Dir bin, „denke ich doch, es ſey beſſer, ich laſſe Dich das „ſchriftlich leſen, weil es einmal aufgezeichnet iſt; „vielleicht könnte ich außerdem manches vergeſſen. „Lies es in müßigen Augenblicken durch, und laß „uns jetzt die Freude des Wiederſehens recht genießen!“

Der Officier umarmte nochmals den alten Herrn, und ſteckte das Papier in die Taſche. Da aber die Leſer vielleicht ungeduldig werden könnten, bis er es wieder hervorholt: wollen wir hier eine Abſchrift dieſes Aufſatzes mittheilen.

Geſchichte des fremden Herrn in der Eulenburg.

Mein Vater war ein redlicher und geſchickter Schullehrer in Blankenburg, am Harze. Freylich war man damals in der Pädagogik noch weit zurück; man hatte noch nicht die Entdeckung gemacht, daß man der Jugend die ernſthafteſten, wichtigſten wiſſenſchaftlichen Kenntniſſe, ſelbſt von philoſophiſcher Art, durch Kartenſpiel und ſonſt auf tändelnde Weiſe beybringen könne. Man hielt bey dem Unterrichte ſehr viel auf Uebung des Gedächtniſſes, durch Auswendiglernen, beſonders in den Jahren, wo man ſo leicht auffaßt, und ſo viel Stunden übrig hat, die man nicht beſſer anwenden kann, als damit, daß man in dem Magazine für die ganze übrige Lebenszeit die rohen Materialien aufhäufe, welche die reifere Vernunft in der Folge ordnet, auswählt und zum herrlichen Genuſſe für das Alter bearbeitet. Indeſſen geſtehe ich gern, daß, wenn irgend etwas,

was man lernt, unnütz ſeyn kann, mein Vater ſeine Schüler manches unnütze Wort lernen ließ. Uebrigens fühlte er ſchwer die Laſt ſeines undankbaren Berufs. — Geringe Beſoldung, ſchwere, vielleicht oft gänzlich verlorne Arbeit, vom frühen Morgen bis in die ſpäte Nacht, und manche Demüthigung von Seiten anderer, weniger nützlicher, aber darum nicht weniger übermüthiger Stände. Er war daher feſt entſchloſſen, ſeine beyden Söhne (denn ich hatte, oder vielmehr *habe* noch einen jüngern Bruder) eine andere Laufbahn antreten zu laſſen. Der Eine ſollte zu Hauſe, in Blankenburg ſelbſt, die Jägerey lernen — mein Großvater war Oberförſter geweſen —; ich aber wurde der Kaufmannſchaft gewidmet, und desfalls zu einem Verwandten nach Nürnberg geſchickt.

Wir hatten kaum ein paar Jahre in dieſer neuen Lebensart zugebracht, als mein Vater ſtarb, und gar kein Vermögen hinterließ. Dies war gerade zu der Zeit des ſiebenjährigen Krieges; es wurde im Braunſchweigſchen ein Jägercorps errichrichtet, und mein Bruder nahm Dienſte in demſelben. Was mich betrifft, ſo wollte mir das ruhige Leben am Comtoir-Pulte auch gar nicht gefallen; von allen Seiten her ertönte nichts als Kriegsgeſchrey;

lernte ich ein Fräulein von Weiſſenbaum kennen; ein liebenswürdiges, edles Geſchöpf, das der Eigennutz ihrer Familie, wider ihre Neigung, zu dem Kloſterzwange verurtheilt hatte. Bey wiederholten Beſuchen fühlten wir uns zu einander hingezogen, geſtanden uns gegenſeitige Liebe, und ohne uns, die wir Beyde kein Vermögen hatten, um die Zukunft zu bekümmern, verabredeten wir, daß ich ſie entführen ſollte. Mein Freund, der Hauptmann Faber, eine gute, dienſtfertige, luſtige Seele (er lebt jetzt als Schloßhauptmann am Hofe des Fürſten von Naſſau-Saarbrück;), leiſtete mir bey Ausführung dieſes Plans treue Dienſte. Ich nahm meine Geliebte hinter mir auf mein Roß, und brachte ſie glücklich nach Fritzlar, wo uns niemand kannte, und wo ein Geiſtlicher das Petſchaft des prieſterlichen Segens auf unſere Verbindung drückte. Acht Tage nach unſerer Hochzeit mußten wir marſchiren, und meine Frau folgte mir, bey der Bagage der Armee, nach Einbeck, wo wir den Reſt des Winters zubrachten. Mein Herz ſchlug mir, voll Verlangen, meine Vaterſtadt wieder zu ſehen, da ich ihr jetzt ſo viel näher war; aber der Dienſt litt es nicht. Das Frühjahr kam heran, und wir zogen uns zurück nach Heſſen; allein zu meinem Unglück fiel meine liebe Frau in eine ſchwere Krankheit; und da ſie ſich obenein im vierten Monat ſchwanger befand, war es durchaus unmöglich, ſie fortzubringen.

In dieſer Verlegenheit bat ich unſern kommandirenden General um die Erlaubniß, an meinen Bruder, der bey der feindlichen Armee war, ſchreiben zu dürfen. Die braunſchweigiſchen Jäger ſtanden nicht weit von uns; alſo hielt es nicht ſchwer, den Brief ſicher in meines Bruders Hände zu liefern, der mir auch ſogleich freundſchaftlich antwortete. Ich bat ihn nämlich, und beſchwor ihn bey den Banden des Bluts, ſich meines verlaſſenen Weibes anzunehmen, bis ich Anſtalten zu ihrer Wiedervereinigung mit mir treffen könnte, und er verſprach, alles zu thun, was in ſeinen Kräften ſtünde, und ſich von einem zärtlichen Bruder erwarten ließe. Er hielt auch Wort. Sobald die dortige Gegend wieder in den Händen der alliirten Armee war, eilte er nach Einbeck, beſuchte meine kranke Gattinn, gab ſich ihr zu erkennen, bot ihr ſeine Hülfe an, und empfahl ſie, als er mit der Armee fortmußte, einem geſchickten und redlichen Arzte, wollte auch Geld für ſie dort laſſen, deſſen ſie jedoch nicht bedurfte, weil ich ſie damit verſehen hatte.

Mein gutes Weib kränkelte noch fort, bis zur Zeit ihrer Entbindung, ſo daß man es nicht wagen durfte, ſie von Einbeck wegzuführen. Endlich brachte ſie einen Knaben zur Welt; allein das ſchwächliche Kind ſtarb gleich nach ſeiner Geburt; die Mutter hingegen wurde durch die treue Sorgfalt ihres Arztes gerettet, erhielt nach und nach ihre Kräfte, und endlich ihre völlige Geſundheit wieder. Sobald ſie im Stande war, zu reiſen, dachte ich ernſtlich darauf, ſie zu mir kommen zu laſſen. Es war im Jahre 1762; die franzöſiſche Armee hielt ſich nur mit Mühe noch in Heſſen, und weil ich ſie alſo bey mir nicht ſicher glaubte, ließ ich ſie nach Straßburg bringen, wohin auch ich, gleich nach dem bald darauf erfolgten Frieden, in ihre Arme eilte.

Allein der Frieden, welcher Troſt und Ruhe in ſo manches Herz ſenkte, war für mich eine Quelle peinlicher Sorgen. Ich wurde reducirt; das Wenige, was ich durch Beute geſammelt hatte, konnte nicht lange verhalten; einen großen Theil davon hatte meine Frau ſchon in Einbeck zuſetzen müſſen; was für traurige Ausſichten hatte ich daher nicht für die Zukunft? Da indeſſen doch ein Entſchluß gefaßt werden mußte, folgte ich dem

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK

Rath eines Freundes, zog nach Worms, und legte dort eine kleine Schule an, in welcher wir, mein Weib und ich, Kindern von beyden Geſchlechtern Unterricht im Schreiben, Rechnen und in weiblichen Arbeiten gaben.

Der Erwerb war kümmerlich, den uns dort unſer treuer Fleiß verſchaffte. Wer nicht die Gabe hat, durch Schleichwege und Unverſchämtheit ſich hervorzudrängen, der bedarf, um nicht zu verhungern, aller Orten, beſonders aber in Reichsſtädten, mächtiger Fürſprecher, wenn er fortkommen will, und mich kannte niemand in Worms. Die Häuſer der Reichen waren uns verſchloſſen; nur in den niedern Klaſſen fanden wir Eltern, die uns ihre Kinder anvertraueten, nicht aus Zuverſicht zu unſerer Geſchicklichkeit, ſondern weil wir nicht ſo viel Geld bezahlt nahmen, wie Andere. Unſer Umgang aber ſchränkte ſich auf ein paar Nachbarhäuſer ein, in welchen nicht weniger Armuth, wie bey uns, herrſchte. Ich erinnere mich unter andern, daß uns zuweilen an Sonntagen eine Frau beſuchte, deren Mann aus Verzweiflung ſich dem Trunk ergeben hatte. Wenn nun das arme Weib zu uns kam, pflegte ſie das Wenige, was ſie noch an ſilbernen Löffeln und dergleichen übrig hatte, in die Taſche zu ſtecken, aus Furcht, daß ihr Mann es unterdeſſen verſetzen, und das Geld im Wirthshauſe verzehren mögte.

Drey Jahre hindurch hielten wir es in Worms aus; dann hatte ich das Glück, durch einen ſehr rechtſchaffenen Kaufmann, einen gewiſſen Herrn Schuler, Empfehlung an den Grafen *** in *** zu erhalten, der eines Privatſekretairs bedurfte. Mein Geſuch fand einige Schwierigkeit, weil er lieber einen unverheyratheten Mann angenommen hätte; doch erhielt ich die Stelle, und erwarb mir bald das Zutrauen meines guten Herrn.

Der Graf *** war in der That ein ſehr edler Mann. Wenn es irgend einen Menſchen auf der Welt gibt, der fähig iſt, ohne allen Egoismus, ohne Eigennutz und ohne Eitelkeit, das Gute, bloß aus reiner Liebe zum Guten ſelbſt, zu thun: ſo war er es gewiß. Man hielt ihn für hartherzig, rauh und geizig; aber wie wenig kannte man ſein Herz! Seine jetzige Gemahlinn ſelbſt (er war zum zweytenmal verheyrathet) ſuchte ihn in den Ruf zu bringen, als wenn gar nicht mit ihm auszukommen wäre, als wenn er auch die unſchuldigſten Freuden den Perſonen ſeiner Familie rung geſchehn; ſo entfaltete ſich mit Freudigkeit mein offnes Herz. Ich hatte auch nicht Anſehn genug bey meinen Untergebnen, gieng zu herablaſſend, nicht ernſthaft genug mit Leuten ohne Erziehung um, die dergleichen gern mißbrauchen. Verweiſe zu geben, das koſtete mich große Ueberwindung; außer, wenn man mir's recht arg machte, mich in Zorn ſetzte. Hatte ich aber einem Manne erſt ein böſes Wort geſagt, ſo war meine Blödigkeit verſchwunden und ich konnte ihm, bey jeder Gelegenheit, wenn er etwas verſah, den Text leſen. Ueberhaupt war ich arm an Worten und redete ſchlecht, bey kaltem Blute, weil ich dann an mehr Dinge zugleich dachte; war ich aber in Feuer geſetzt, dann floß die Rede unaufhaltſam, hinreißend und nicht ohne Anmuth von meinen Lippen. Weil ich alles mit der äußerſten Wärme trieb; ſo wollte ich auch alles ohne Einſchränkung und ſchnell durchſetzen, was mir gut, nützlich, groß vorkam, und ertrug keinen offenbaren Widerſpruch. Der Baron Roſenſtein konnte dieſe meine Gemüthsſtimmung vortreflich zu meinem Schaden nuzen. Ihm wäre es ein Leichtes geweſen, mich bey meinen ſchwachen Seiten zu faſſen und nach Willkühr zu lenken; allein darauf kam es ihm nicht an. Er mußte, um mich zu ſtürzen, mich verleiten, oft als ein Mann voll Herrſchſucht nicht gönnte, und über die geringſten Kleinigkeiten in Zorn geriethe und tobte. Die Wahrheit war, daß ſie durch dieſe Vorwürfe ihn zwingen wollte, zu Schritten zu ſchweigen, zu welchen kein ehrliebender Mann ſchweigen darf; daß Alle, die ihn umgaben, ſeine beyſpielloſe Milde auf die unverantwortlichſte Art mit Füßen traten; und wenn ſie ihm lange genug das Maaß des Verdruſſes voll gegeben hatten, ohne daß er murrte, ſondern ſich nur innerlich grämte, endlich aber, wenn ſie noch ein Quentlein in das Gefäß warfen, die Wagſchale ſeiner Geduld in die Höhe ſchnellte, dann ſchrie das Weib, dann hieß es; „Mein Gott! „über eine ſolche Kleinigkeit fährt der Mann auf; „man kann es ihm nie recht machen.“ Und wenn alle ſeine Hausgenoſſen ſeine Nachſicht und die uneingeſchränkte Freyheit, die er ihnen ließ, mißbrauchten, und er ſich dann betrogen, ſeine Ehre und ſeinen guten Namen auf dem Spiele ſtehen ſah; dann gab er wohl etwas ſtrengere Policeygeſetze in ſeinem Hauſe; aber dann entſtand auch allgemeines Murren über ſeine Härte; dann hieß es: „eine ſolche Behandlung reize erſt recht zu „verbotenen Handlungen.“

Eben ſo ungerecht, wie die Beſchuldigung der Härte, war die des Geizes, welche man dem Grafen machte. Er hatte aber die Grille, durchaus nicht geſtatten zu wollen, daß die Welt ſeine wohlthätigen Handlungen erführe, und ihn desfalls lebte. Ich aber, der das Glück hatte, ſein Vertrauen zu gewinnen, bin Zeuge von ſo edlen, großmüthigen Thaten geweſen, die damals gewiß keiner ahnete, die erſt nach ſeinem Tode, durch ſeine hinterlaſſenen Briefe offenbar wurden, — von ſchweren Aufopferungen, die ihm manchen herben Kampf koſteten, den er aber in der Stille kämpfte. Ich habe geſehen, mit welcher Verleugnung er es zuweilen ertrug, wenn er gerade da am bitterſten getadelt wurde, wo er am größten gehandelt hatte; wie er heimlich an der Wohlfahrt derer arbeitete, die ihn mehr als einmal bübiſch geneckt, verfolgt und mit dem ſchwärzeſten Undank belohnt hatten; wie er nagenden, unverſchuldeten Kummer und Leiden aller Art mit Geduld ertrug, und nie auf Andere wälzte, immer in ſich ſelbſt Troſt und Hülfe ſuchte. Wer ihn um Fürſprache oder Hülfe anſprach, den wies er mehrentheils und zuweilen mit Rauhigkeit zurück; mir aber und zwey andern Vertrauten trug er auf, Hülfsbedürftige aufzuſuchen; und wenn er dann, durch Geld oder unermüdete Thätigkeit, das Gute gewirkt und den Unglücklichen gerettet hatte, dann wußte er das Verdienſt der Handlung auf einen Dritten zu ſchieben, Dieſen Dank und Ehre einerndten zu laſſen. Glaubte ein Geholfener auf die Spur ſeines unbekannten Wohlthäters gekommen zu ſeyn, kam zu ihm und ſtammelte Dank: ſo fuhr ihn der Graf mit ſolchem Ungeſtüm an, daß er ſich geirrt zu haben glaubte, und das gute Wort bereuete, das er an dieſen unfreundlichen Mann verſchwendet hatte.

Eine große Eigenſchaft fehlte indeſſen dem Grafen, eine Eigenſchaft, die allen ſeinen Tugenden hätte die Krone aufſetzen können, nämlich männliche Entſchloſſenheit und Feſtigkeit gegen Andere, — ich ſage: gegen *Andere*; denn wie ſtrenge er gegen ſich ſelber war, habe ich vorhin erwähnt. Er, den ſein unwürdiges Weib als einen Starrkopf und Tyrannen abſchilderte, war das Spielwerk eben dieſes Weibes, ließ ſich von ihr auf alle Weiſe hintergehen und bey der Naſe führen. Machte ſie mit ihrem Anhange es ihm gar zu bunt, ſo tobte er wohl nach ſeiner Art ein wenig; allein wenn dann die Heuchlerinn die unſchuldig Gekränkte, von Gram Niedergebeugte ſpielte, glaubte er, ſich übereilt zu haben, und that und litt alles, ſein vermeintliches Unrecht wieder gut zu machen. Der verſtellten Reue widerſtand ſeine Weichherzigkeit nun vollends gar nicht; derſelbe Schelm konnte ihn zehnmal anführen, und eine einzige anſcheinend herzliche Bitte konnte ihn in den wichtigſten, überdachteſten Vorſätzen wanken machen.

Ich ſah bald mit Wehmuth und Abſcheu, welchen ſchändlichen Mißbrauch die Gräfinn von dieſer zu ſanften Gemüthsart ihres Gemahls machte. Die ganze Stadt wußte, daß ſie auf ſeinen Namen Schulden machte, und daß ſie ein Liebesverſtändniß mit einem elenden Comödianten unterhielt, — die ganze Stadt wußte das, ſah das mit Verachtung; nur der Graf ſah nichts, erfuhr nichts. Oft war ich in Verſuchung, ihm die Augen zu öffnen; auch erwartete die Gräfinn, die wohl fühlte, welche Empfindungen mir ihre Aufführung einflößte, nichts anderes von mir. Indeſſen, wenn ich bedachte, wie dieſe Entdeckung meinem armen Herrn das Herz brechen würde, ſo verſchob ich's von einer Zeit zur andern; die Fürſehung aber, die nie zugibt, daß Schandthaten unentdeckt bleiben, und die Bosheit triumphire, brachte dieſe Händel, ohne meine Mitwirkung, ans Licht. Der Graf kam einſt unerwartet zu Hauſe, ertappte ſeine Gemahlinn an der Seite ihres niederträchtigen Buhlen, und nun offenbarte ſich das ganze Gewebe ihrer Abſcheulichkeiten. — Aber ach! dieſer Schlag war zu hart für meinen guten, gefühlvollen Herrn. Der Kummer warf ihn auf das Krankenbette; er litt nicht lange, und verſchied in meinen Armen.

Für mich war der Verluſt dieſes einzigen Wohlthäters eine erſchreckliche Begebenheit. Die Gräfinn haßte mich; und wäre das auch nicht der Fall geweſen, ſo hätte ſie mir doch kein Brod geben können. Sie ſelbſt hatte die öconomiſchen Umſtände ihres Gemahls in die größte Verwirrung gebracht. Ihre Schulden überſtiegen das baare Vermögen, welches ſie erben konnte; die Güter aber waren Lehn, und fielen, da der Graf keine Kinder hinterließ, an den Landesherrn zurück. — Die äußerſte Armuth war nun ihr Erbtheil, und in dieſem Zuſtande, den ſie ſich ſelbſt bereitet hat, ſchmachtet ſie noch, von niemand bedauert, und, um ſo mehr, da ſie jetzt häßlich iſt, von jedermann verlaſſen.

Ich war alſo ohne Brod; denn bereichert hatte ich mich nicht, obgleich es mir nicht an Gelegenheit gefehlt hätte, etwas zu gewinnen, wenn ich weniger gewiſſenhaft geweſen wäre. Es war im Winter, am Ende des Jahrs 1769, und meine Frau, die in ſieben Jahren keine Kinder gehabt hatte, war eben von einem geſunden kleinen Mädchen entbunden worden. — Die Ausſichten waren trübe; aber Gott half. Meines verſtorbenen Herrn Freunde, in denen das Zutrauen, welches er mir bezeigt hatte, eine gute Meinung von mir erweckte, verſchafften mir eine kleine Stelle bey der fürſtlichen Canzley. — Voll Hoffnung und Zuverſicht und mit heitrem Gemüth arbeitete ich nun in meinem neuen Berufe, wurde nicht von drückenden Nahrungsſorgen gepeinigt, genoß häusliche Freuden, und war noch glücklich genug, auch gegen Andere wohlthätig handeln zu können, wie Du jetzt hören wirſt.

Neuntes Capitel.

Fortſetzung dieſer Geſchichte. Sonderbare Entdeckung. Der Fremde und der Officier finden im Poſthauſe nicht, was ſie ſuchen.

Unter den Hülfsbedürftigen, deren ſich mein guter Graf ſo wohlthätig angenommen hatte, befand ſich auch eine intereſſante Familie, welche meiner Sorgfalt anvertrauet war, und deren Umgang mir ſo viel reine Freuden gewährte, daß ich, wenn auch der Beyſtand, den ich ihr in meines Herrn Namen leiſten mußte, mich nicht zu ihnen rief, doch manche Stunde nebſt meiner Frau bey dieſen guten Menſchen zubrachte. Er und ſie waren in Frankreich geboren, und hatten einſt glücklichere Tage erlebt, wovon ich die Geſchichte beſonders aufgezeichnet habe, und Dir mittheilen will. Durch die ſchwärzeſte Cabale und eine Reihe von Widerwärtigkeiten aus ihrem Vaterlande vertrieben, hatte Er kein Mittel unverſucht gelaſſen, was einem Manne, von Ehre und Erziehung anſtändig ſeyn kann, um in Teutſchland für ſich und die Seinigen Brod zu erwerben. Hätte er dem Beyſpiele ſo Vieler unter ſeinen leichtfüßigen Landleuten folgen, und mit erborgten Titeln und geſtolnem Gelde an irgend einem teutſchen Hofe als Chevalier oder Markis auftreten wollen: ſo würde er ſeine Familie nicht nur mit Brod, ſondern auch mit Paſteten haben ſpeiſen können; er hätte ſich dann etwa mit ein paar tauſend Gulden Beſoldung zum directeur des plaisirs Seiner Durchlaucht ernennen laſſen, und Madam, welche jung und hübſch war, hätte dieſe Plaiſirs vermehrt. Allein, wie geſagt, er war ein Mann von Ehre und Rechtſchaffenheit. Seiner Sprache war er mächtig, — ein ſeltenes Phänomen bey einem Franzoſen! — Er hatte ſie ſtudirt; folglich ſchien ihm eine Stelle als Lehrer derſelben, die gerade bey den Edelknaben in *** erledigt war, die anſtändigſte Art, ſeinen Unterhalt zu verdienen. Mein würdiger Graf ***, bey welchem er ſich desfalls meldete, prüfte ihn und ſetzte ihn an. Allein der arme Mann war ſchwächlich; — Sorgen

gen und Kummer hatten ſo lange an ſeinem Herzen genagt, bis es endlich brach. Zwey Jahr vor des Grafen Tode verließ er dieſe Welt, in welcher er ſo wenig frohe Stunden erlebt hatte; ſeine troſtloſe Witwe, die ſelbſt kränkelte, ſah ſich nun nebſt dem kleinen vierjährigen Knaben verlaſſen, und blickte vor ſich hin in eine traurige Zukunft.

Die hohen Preiſe aller Lebensbedürfniſſe in den Städten ſtehen in gar keinem Verhältniſſe mit dem Lohne, den man für gemeine, nützliche weibliche Handarbeiten hingibt, indeß der, welcher für Luxus und Ueppigkeit wirkt, reichlich bezahlt wird. Ein ehrliches Frauenzimmer, welches ſich bloß mit Hemdernähen und Strümpfeſtricken beſchäftigen will, kann, wenn ſie dabey ihren eigenen kleinen Haushalt zu beſtreiten hat, oder ſonſt einmal ein paar Stunden im Tage, oder ein paar Tage in der Woche ausfallen, wenn es zum Beyſpiel an Arbeit fehlt, unmöglich mit dieſem Erwerbe auskommen. Putzmacherinnen verdienen freylich ſchweres Geld; allein dieſe Lebensart ſchien der edlen Frau niedrig und zweydeutig; und ſo litt ſie denn, da ſie noch obenein ſelten ganz geſund war, Mangel. Das wohlthätig ausſpähende Auge meines lieben Grafen entdeckte bald ihre

Lage, und ich bekam Auftrag, zu Hülfe zu eilen. Dies geſchah auf eine Weiſe, die ihr Zartgefühl nicht beleidigen konnte, und ich hatte die Freude, zu ſehen, wie das gute Weib ſich nach und nach aufheiterte; mit ihrer Geſundheit wurde es jedoch immer mißlicher. Schon hatte ſie ſeit einem Monate das Bette nicht verlaſſen können, als der Verluſt unſers gemeinſchaftlichen Wohlthäters ihr den Reſt gab. Einſt ſchickte ſie zu mir, und ließ mich dringend bitten, ſie ſogleich zu beſuchen. Ich fand ſie ſehr ſchwach; alle Anzeigen des nahen Todes waren da. Ihr Sohn, — Du, mein Louis! Du ſaßeſt weinend auf ihrem Bette; eine Deiner Hände hielt ſie zitternd in den ihrigen. Als ich eintrat, beſtrebte ſie ſich, ihre trüben, halb ſchon gebrochenen Augen freundlich aufzuſchlagen; ein ſehnlicher Wunſch, eine dringende Bitte, ſchien ihr Herz zu preſſen; aber die matten Lippen verſagten ihr den Dienſt, ſich durch Worte zu erklären. Sie winkte ihrer Wärterinn, und dieſe brachte mir ein Päckchen mit Briefſchaften, begleitet von einem Aufſatze, von ihrer Hand geſchrieben, und an mich gerichtet. Sobald ſie dieſe Papiere in meiner Verwahrung ſah, ſchob ſie mir Deine Hand, mein lieber Louis, her, faltete dann die ihrigen, — es ſchien, als wenn ſie die-

und Anmaßung zu erſcheinen — ein Character, den unſer *** unter allen am wenigſten dulden konnte — und das mußte ihm immer gelingen, ſo oft er meinem Feuer kalte Sophiſtereyen, mit ein wenig Spott angeſtrichen, entgegenſtellte. Dazu kam, daß es mir durchaus an Toleranz fehlte; Dummheit, Verſchrobenheit, Schiefſigkeit, ſtumpfe Bosheit, Inconſequenz, Unbeſtimmtheit, Schaafsköpfigkeit, verſteckt hinter einer ernſthaften Amtsmiene und Mangel an Regelmäßigkeit — das alles konnte ich durchaus nicht ertragen, da ich fühlte, daß jedem Menſchen, wenn er auch keine hohe Geiſtes Fähigkeiten hat, doch eine gewiſſe Summe geſunder Vernunft von der Natur zu Theil geworden, und daß nichts leichter iſt, als dieſer zu folgen, den graden Weg zu gehn und eine gewiſſe Ordnung in ſeinen Geſchäften zu beobachten. Es war mir nicht möglich, zu ſchweigen, wenn ich dergleichen Ungehörigkeiten wahrnahm, und ich ſprach dann oft zu laut und mit zu viel Bitterkeit, als daß ich mir nicht hätte dadurch Feinde machen ſollen. Sehen Sie, mein Freund! das war meine Art zu denken und zu handeln, die ich Ihnen ohne Rückhalt, vielleicht ein wenig zu weitläuftig, *) geſchildert habe! Wie ich

---

*) Wen übrigens ſolche anathemiſche Zeichnungen, vom menſchlichen Herzen weniger intereſſiren, als Liebesaben-

ſelben dankbar zum Himmel emporheben wollte. — Dann ſchloß ſie die Augen, fiel in einen Schlummer, und erwachte nicht wieder.

Nachdem ich die nöthigen Beſtellungen wegen der Beerdigung Deiner lieben Mutter gemacht hatte, nahm ich Dich an meine rechte Hand, das Päcklein mit Briefſchaften unter den andern Arm, und ſo verließ ich das Haus, und führte Dich in meine Wohnung.

„Gott hat uns noch ein Kind beſchert,“ ſprach ich zu meiner Frau, als ſie mir in der Thür entgegen kam; „Gott hat uns noch ein „Kind beſchert, und ſeinen Segen wird er uns „auch dazu beſcheren; dieſer kleine Koſtgänger ſoll „ihn uns in das Haus bringen.“ Und nun erzählte ich dem guten Weibe, was vorgegangen war. Sie bückte ſich zu Dir nieder, blickte Dir in's Geſicht, ſtreichelte Dir die Backen, gab Dir einen mütterlichen Kuß, nahm Dir Dein Hütchen ab; und von dem Augenblicke an warſt Du unſer Kind, und theilteſt unſere Liebe und Sorgfalt mit der kleinen Margaretha.

Sobald ich Deine Mutter hatte zur Erde beſtatten laſſen, (die Unkoſten davon beſtritt ich aus dem Verkaufe ihres wenigen Hausraths,) fing ich an, die Briefſchaften zu unterſuchen,, welche ſie mir eingehändigt hatte. Es waren Dokumente, welche Deine gegründeten Anſprüche auf ein beträchtliches Vermögen in Frankreich bewieſen, das man Deinem Vater auf die unrechtmäßigſte Weiſe vorenthalten hatte. In dem Aufſatze von Deiner Mutter Hand, der bey den Akten lag, beſchwor ſie mich, als ihren einzigen Freund, Dich nicht zu verlaſſen, ſondern Dich an Kindes Statt anzunehmen, demnächſt aber, wenn es meine Umſtände irgend erlaubten, ſelbſt, oder durch einen ſichern Mann, Deine Rechte in Frankreich auszufechten, welches mir unter der jetzigen Regierung gewiß nicht würde fehlen können. — „Ey nun! und „wenn auch nicht" rief ich aus; — „denn mit Proceſſen iſt es immer eine mißliche Sache —, ſo wird „die Fürſehung dem Knaben ſonſt helfen. Wenn „er geſund, redlich und fleißig iſt, muß ſich auch „ſchon in Teutſchland ein Stück Brod für ihn „finden."

Ich fing nun an, Deinem Unterrichte alle Stunden zu widmen, die mir meine Nahrungsgeſchäfte übrig ließen. Das Schickſal begünſtigte meine Beharrlichkeit; Dein heller Kopf und Deine gute Gemüthsart unterſtützten meine Bemühungen, und, gleich als hätteſt Du neuen Segen in meine Hütte gebracht, alles ſchien ſich unter meinen und meines wackern Weibes Händen zu verdoppeln.

Allein der Allweiſe hatte mich zu einem Werkzeuge auserſehen, um Dich in eine beſſere Lage zu verſetzen, wie die war, die den Pflegeſohn eines armen Zollſchreibers erwartet hätte. Ich fing ſchon an, Deinen Proceß in Frankreich ganz zu vergeſſen; die Papiere lagen beſtäubt in einem Winkel, als neue Unglücksfälle mich unſanft aus dieſer Ruhe aufweckten, um mir die Freude zu bereiten, die ich heute ſchmecke. Meine würdige Gattinn ſtarb; Du warſt damals zehn Jahr alt, und meine Tochter hatte noch nicht den vierten Sommer erlebt. Feſt entſchloſſen, nicht wieder zu heyrathen, wenn ich auch ein Mädchen gefunden hätte, das meine Armuth mit mir hätte theilen wollen, und dabey überzeugt, daß ein Vater, bey aller Sorgfalt, dennoch nicht im Stande iſt, der erſten Erziehung eines weiblichen Geſchöpfs gehörig vorzuſtehen, war ich in der That ſehr verlegen, was ich mit meiner kleinen Margaretha anfangen ſollte.

In=

Indeſſen hatte ich ſeit dem Frieden, welcher dem ſiebenjährigen Kriege ein Ende machte, nicht aufgehört, mit meinem Bruder in Briefwechſel zu ſtehen, obgleich unſere Umſtände uns keine perſönliche Zuſammenkunft erlauben wollten. Er war, wie ich, reducirt worden, hatte aber das Glück gehabt, eine einträgliche Förſterbedienung, und dabey eine reiche Frau, zu erhalten. Als ich ihm nun den Tod meines lieben Weibes und die Verlegenheit, darin ich in Anſehung meines Kindes war, meldete, erbot er ſich großmüthig, das kleine Mädchen zu ſich zu nehmen, da es doch ſchien, als wenn ſeine Frau ihn nicht zum Vater machen wollte. Mit dankbarer Freude nahm ich dies an, und ſchickte die Kleine, begleitet von einer treuen alten Magd, auf der Poſt zu dieſem redlichen Bruder. — Nun warſt Du, lieber Louis, meine einzige häusliche Geſellſchaft, und ich verwendete allen Fleiß auf Deine Bildung, als der Tod des alten Fürſten auf einmal mich um meine kleine Bedienung brachte. Das Syſtem des Erbprinzen war, wie es faſt immer der Fall iſt, das Gegentheil von dem zu thun, was ſein Herr Vater gethan hatte. Es wurde alſo auch mit dem Zollweſen eine Umkehrung vorgenommen: manche Beſoldungen wurden eingezogen, und unter dieſen war auch die meinige.

Mitten aus dieſer trüben Ausſicht, die mich beynahe zur Verzweiflung gebracht hätte, ließ die weiſe Fürſehung einen neuen Stral von Hoffnung für mich hervorleuchten. Ich hatte während des Krieges in ***, wo ich einige Wochen in Quartier lag, einen Mann kennen gelernt, der ſich meine ganze Liebe und Hochachtung erworben hatte. Damals war er Schiffskapitain, und hatte ſchon mehrmals die Reiſe nach Oſtindien gemacht. Dieſe Lebensart pflegt ſonſt zuweilen dem Charakter Rauhigkeit zu geben; und nicht ſelten ſind ſolche Männer Praler und verſchrobene Köpfe. Eine merkwürdige Ausnahme davon machte der, von dem ich rede. Er war ein grader, unbeſtechbar redlicher Mann, ein gefühlvoller, dienſtfertiger, großmüthiger Menſchenfreund, und dennoch, wo auf ehrliche Weiſe etwas zu erwerben war, ein achtſamer, ſpeculativer Kaufmann; dabey ein heller und gebildeter Kopf, und im Umgange unterhaltend, gefällig und duldend. Der langen Seereiſen müde, hatte er in ſeiner Vaterſtadt einen Handel im Großen angefangen, und war zugleich kaiſerlicher Conſul.

Gerade zu der Zeit, als ich meine Bedienung verlor, reiſete er durch ***; er war in einem Bade geweſen, und nun auf dem Rückwege nach Hauſe begriffen. Mein guter Genius ließ mich ihm auf einem öffentlichen Spaziergange begegnen, wo ich kummervoll auf und nieder ging; Du, mein Lieber, ſprangſt munter vor mir her. Vielleicht erinnerſt Du Dich noch dieſes Tages; denn was uns in dem zarten Alter begegnet, das pflegt ſich dem Gedächtniſſe, welches dann noch nicht mit ſo viel Bildern aller Art angefüllt iſt, tief einzuprägen.

Es war für ihn und mich eine angenehme Ueberraſchung, uns hier wieder zu ſehen; er befragte mich theilnehmend um meine Lage; eine Thräne, die in meinem Auge zitterte, ſagte ihm einen Theil deſſen, was ich auf dem Herzen hatte, und da bey ihm Unglück ahnen und retten wollen immer eins war, ergriff er mich ſtillſchweigend bey der Hand, und führte mich in den Gaſthof, wo er abgetreten war.

Sobald ich ihm meine Geſchichte erzählt hatte, war auch ſein Plan gemacht. „Den Jungen nehme „ich mit mir,“ ſprach er; „das iſt ein feiner Knabe, „den wir ſchon durch die Welt bringen wollen. „Mein Freund, der Obriſt von *** in **ſchen Dienſten, ſchlägt mirs nicht ab, wenn ich ihn bitte, „daß er ihn als Fahnenjunker bey ſeinem Regimente

„ſetze. Daß er unter guter Aufſicht ſey, dafür ſoll
„geſorgt werden, und wenn er einmal Officier wird,
„wollen wir auch ſchon zu der Equipage und dem
„Zuſchuſſe Rath ſchaffen. Ihnen aber, mein Freund,
„kann ich gerade jetzt zu einer Stelle auf einem
„Schiffe, das nach dem Cap und von da nach Indien
„geht, verhelfen. Die Stelle wird anfangs klein ſeyn,
„aber ich gebe Ihnen gute Addreſſen mit, und Sie
„können, wenn Sie, wie ich nicht zweifle, der Inſtruction
„folgen, die ich Ihnen aufſchreiben werde,
„es dort bald zu etwas Höherm bringen.“

Mich von Dir zu trennen, mein Lieber, das kam mir freylich hart an; allein, wenn ich dann wieder überlegte, wie wenig ich für Dich thun konnte, der ich arm und verlaſſen war, wie viel Du bey dem Tauſche gewannſt, und welchen ſichern Händen ich Dich anvertrauete: ſo tröſtete mich das, und was meine Perſon betraf, ſo war mir jeder Winkel des Erdbodens, wo ich Brod fände, gleich willkommen.

Ich legte nun die mir von Deiner Mutter anvertraueten Schriften verſiegelt in die Hände unſers großmüthigen Wohlthäters nieder, da ich noch kein Mittel vor mir ſah, Gebrauch davon zu machen.

Der redliche Conſul reiſete mit Dir ab, und ich, nachdem ich meine geringen Habſeligkeiten verkauft hatte, blieb gerade nur noch ſo lange, bis er mir meine Empfehlungsſchreiben und einen Vorſchuß von Reiſegeld geſchickt hatte, da ich dann nach Holland abging.

Der Gedanke, daß ich meine einzige Tochter nun vielleicht nie wiederſehen ſollte, machte mir den Abſchied von meinem Vaterlande ſchwerer, als ich bey dem erſten Vorſchlage meines Freundes geglaubt hatte; wenigſtens wollte ich aber dem Kinde in der Folge die Unannehmlichkeit, für das Schickſal ſeines Vaters beſorgt zu ſeyn, und den Schmerz über eine ſo weite Entfernung von ihm, erſparen. Desfalls bat ich meinen Bruder, als ich ihm meinen Entſchluß, nach Indien zu gehen, meldete, er mögte niemand hiervon etwas entdecken, ſondern jedermann, und ſelbſt meiner kleinen Margaretha, ſagen, ich ſey geſtorben. „Wenn mich,“ ſprach ich zu mir ſelber, „die Fürſehung einſt glücklich wieder aus jenem „Welttheile zurückführt, wird die freudige Ueberraſchung meiner Tochter, den wieder zu ſehen, der „ihr das Leben gegeben hat, um deſto größer ſeyn.“ Und dieſen frohen Augenblick hoffe ich nun bald zu erleben.

Meine Reiſe nach Holland und von da nach Indien ging ſo glücklich als möglich vonſtatten, und die Empfehlungen meines redlichen Beſchützers waren dort von ſolchem Gewicht, daß ich ſogleich, als Aufſeher über zwey Waarenlager, in Thätigkeit geſetzt und verſorgt wurde. Meine Lage war alſo über Erwartung angenehm; das Clima hatte den wohlthätigſten Einfluß auf meine Geſundheit; die Nachrichten, die ich durch den Conſul von Deinem Schickſale erhielt, obgleich nur in allgemeinen Ausdrücken abgefaßt, waren ſehr erfreulich; auch mein Bruder meldete mir, daß die kleine Margaretha ein geſundes, hübſches und gutes Mädchen ſey, — und ſo war ich denn zufrieden, heiter, und dankte dem gütigen Schöpfer in meinem Herzen.

Auf dieſe Weiſe verfloß mir eine lange Reihe von Jahren, ohne die geringſte Widerwärtigkeit. Unter den Kaufleuten, deren Geſchäfte ich zu beſorgen hatte, war vorzüglich Einer mir ſehr gewogen, und vertraute mir die wichtigſten Dinge an, nachdem ich mir bald eine Fertigkeit in dem Mechaniſchen dieſer Arbeiten und die nöthigen Sprachkenntniſſe erworben hatte. Endlich, als dieſer gute Mann anfing, ſchwächlich zu werden, rief er mich einmal zu ſich, und ſagte mir ungefähr folgendes: „Sie

„haben mir bis jetzt ſo redlich und eiſrig gedient,
„daß ich nicht ruhig würde ſterben können, wenn
„ich nicht vorher Ihre Treue auf eine Weiſe belohnt
„hätte, die dem großen Vermögen angemeſſen iſt,
„das mir Gott gegeben, und das er unter Ihren
„Händen hat gedeihen laſſen. Nun könnte ich Ihnen
„hier wohl zu einer reichen Frau verhelfen, oder
„Sie ſonſt anſäßig machen; allein ich meine bemerkt
„zu haben, daß Sie nicht geneigt ſind, Sich wieder
„zu verheyrathen, und daß Sie Sich überhaupt
„nach Ihrem Vaterlande zurückſehnen. Dieſen
„Wunſch zu befriedigen, dazu fordern mich Dankbarkeit
„und Freundſchaft auf. Ungern trenne ich
„mich von Ihnen. — Doch, meine irdiſche Laufbahn
„wird nun wohl bald vollendet ſeyn. Und wäre das
„auch nicht; ſo würde ich mir's doch zum Verbrechen
„machen, wenn mir mein Privatvortheil näher am
„Herzen läge, als Ihre Glückſeligkeit. Nehmen
„Sie daher dieſe Summe als ein freundſchaftliches
„Geſchenk an! Ich kann ſie entbehren; ſie iſt mir
„eine Kleinigkeit, und Sie können in Teutſchland
„damit viel ausrichten. Reiſen Sie ſobald dahin
„ab, als Sie es gut finden; nehmen Sie meine beſten
„Wünſche mit, und gedenken zuweilen eines Mannes,
„dem Sie, außer den ökonomiſchen Dienſtleiſtungen,
„auch noch durch Ihre Bekanntſchaft den

„Verdamit als Staatsminiſter fuhr; das ſollen Sie nächſtens hören.

Abentheuer, Studenten-Scenen, Hexen-Mährlein u. d. gl., der laſſe dies ungeleſen und erhole ſich in den neuen Original-Romanen der Teutſchen und andern geiſtreichen Sammlungen, dieſer Art, womit uns jede Meſſe reichlich verſorgt.

„Vortheil gewährt haben, daß er nun eine beſſere
„Meinung von dem Menſchengeſchlechte mit aus
„dieſer Welt nimmt, wie die war, welche ihm bis
„jetzt ſo manche traurige Erfahrungen eingeflößt
„hatten.“

Ich erſtarrte faſt vor Ueberraſchung, als ich die Papiere aus einander ſchlug, die er mir eingehändigt hatte, und nun fand, daß es Banconoten, zwanzig tauſend Ducaten an Werth, waren. Meine Empfindungen der Dankbarkeit konnte ich nur unvollkommen ausdrücken; der edle Greis verſtand aber auch meine ſtumme Sprache, und fühlte ſich vielleicht ſo glücklich, wie ich mich.

Vor zwey Jahren nun ließ ich mich nach Holland einſchiffen. Mit dem Briefe, den ich Dir damals ſchrieb, und in welchem ich Dir die Freude, Dich wieder zu ſehen, zu erkennen gab, ließ ich zugleich einen andern an unſern Conſul, den erſten Schöpfer meines Glücks, abgehen. Ich gab ihm von allem Nachricht, und bat ihn, mir ſogleich das Packet, welches Deine Forderungen in Frankreich betraf, nach Amſterdam zu ſchicken. Nur meinem Bruder meldete ich weder die Veränderung meiner Umſtände, noch meine Rückkehr nach Europa; ich wollte ihn auf angenehme Weiſe überraſchen, und das iſt auch noch mein Vorſatz.

Sobald ich in Amſterdam in dem Beſitze Deiner Documente war, las ich alles ſorgfältig durch, was Dein Vater aufgezeichnet hatte, und beſann mich dann nicht lange, ſondern reiſete ſogleich nach Paris. Ich will Dich nicht mit einem weitläuftigen Berichte von den Schwierigkeiten aufhalten, die ich dort fand, Deine gegründete Forderung ins Reine zu bringen; aus den Acten ſelbſt wirſt Du das ſehen. — Genug, daß mich der Himmel das Glück hat erleben laſſen, Dir ein Vermögen von wenigſtens funfzehn tauſend Livres jährlicher Renten in Sicherheit zu bringen. Jetzt habe ich weiter keinen Wunſch mehr in dieſer Welt, als den, an meiner Tochter ſo viel Freude zu erleben, wie mir die vortheilhaften Zeugniſſe meines Bruders von ihr zu verſprechen ſcheinen, und ſie dann glücklich verheyrathet zu ſehen. Ich eile nach Bieſterberg, um dort dieſe mir ſo theuren Menſchen zu umarmen. —

Wie? nach Bieſterberg, Herr Autor? Ey nun ja, mein hochgeehrteſter Leſer! Stellen Sie Sich doch nicht ſo überraſcht, gleich als hätten Sie es nicht längſt gemerkt, daß der Bruder, welchen unſer Fremder ſucht, kein anderer, als der Herr Förſter Dornbuſch, und daß die jetzt von ihrem Herrn Onkel wieder nach Goslar geführte Jungfer Margaretha das oft erwähnte Töchterlein iſt! Dies Zuſammentreffen hat übrigens, ſo viel ich es einſehe, nichts Unwahrſcheinliches, und ich bitte Sie, mir einen teutſchen oder andern Roman zu nennen, in welchem nicht viel unglaublichere Begebenheiten vorkämen. Uebrigens muß ich zur Erläuterung dieſer ganzen Geſchichte nur noch einige Worte hinzufügen.

Der öſterreichiſche Officier wußte freylich, daß ſeine Geliebte Margaretha Dornbuſch hieß; daß ſein Pflegevater denſelben Familiennamen führte, war ihm auch nicht unbekannt; allein da das Frauenzimmer gar nicht ahnen konnte, daß ihr Vater in Oſtindien lebte, ſondern vielmehr oft erzählt hatte, es ſey derſelbe längſt in Teutſchland geſtorben, Monsieur de Prévillier aber (ſo hieß der Officier) ſich's aus den Zeiten ſeiner Kindheit nicht mehr erinnerte, daß ſein Pflegevater zuweilen eines Bruders Erwähnung gethan hatte, ja, da ihm das Andenken an die jüngere Gefährtinn ſeiner erſten Jugend beynahe gänzlich aus dem Gedächtniſſe gekommen war, konnte er unmöglich wiſſen, daß ſeine ehemalige Geſpielinn und die jetzige Dame ſeines Herzens eine und dieſelbe Perſon wäre. Jetzt aber (denn der Oſtindier theilte ihm wenigſtens den Hauptinhalt der Geſchichte, welche dieſer Aufſatz enthielt, mündlich mit,) machte er eine Entdeckung, die ihn mit der lebhafteſten Freude erfüllte. Er nahm ſich aber vor, den alten Herrn Dornbuſch damit zu überraſchen. Sobald ſich's daher ſchicklicherweiſe thun ließ, bat er ihn, mit ihm nach dem Poſthauſe zu gehen, wo er ihm in der Perſon ſeines Reiſegefährten zu einer ſehr intereſſanten Bekanntſchaft zu verhelfen verſprach; ſie gingen hin, ſobald der Alte ſein Mittagseſſen verzehrt hatte.

„Um Gottes willen!“ rief der Hauptmann Previllier, und ſtürzte in das Zimmer, in welchem er den Oſtindier ein Weilchen allein gelaſſen hatte, um indeß die bewußte Perſon zu holen, „was fange „ich an? ſie iſt fort! ſie iſt fort!“ — „Wer iſt „fort?“ — „Wie können Sie fragen? Ihre Tochter, meine Geliebte, meine Braut iſt fort. Der „Förſter Dornbuſch hat ſie mit Gewalt in den Wagen gehoben, und iſt mit ihr wieder nach Goslar

„gefahren.“ — „Du biſt von Sinnen, Louis! Wie ſoll meine Tochter, wie ſoll mein Bruder hieher kommen?“ — „O! verlieren wir keine Zeit mit Erzählungen! ich beſchwöre Sie. Laſſen Sie uns nacheilen! Unterwegens ſollen Sie alles erfahren; jetzt nur geſchwind angeſpannt!“ — „Aber mein Wagen, meine Päckereyen, mein Bedienter, alles iſt draußen im Wirthshauſe.“ — „Ich will hinſchicken; morgen können wir wieder hier ſeyn; nur geſchwind, daß wir ſie noch einholen!“

Der alte Herr ſah wohl, daß hier nichts zu thun wäre, als dem ungeſtümen Menſchen zu folgen. Sobald daher des Officiers kleine Caleſche angeſpannt war, ſetzte er ſich mit ihm hinein, und fort ging die Reiſe nach Goslar.

Zehntes Capitel.

Etwas von dem jungen Frauenzimmer. Sie entwiſcht.

Wir haben den Förſter, in Geſellſchaft des Paſtors Ehren Schottenii, mit dem jungen Frauenzimmer eben ſo eilig aus Peina fortgeſchafft, wie jetzt die beyden Herren, welche ihnen nachreiſen, ohne es zu Erläuterungen unter allen dieſen Leuten kommen zu laſſen. Damit nun unſere Geſchichtſchreiberſchulden ſich nicht gar zu ſehr häufen, und wir, wenn endlich alles ſich zum Ziele neigt, nicht gar zu viel aus ältern Zeiten nachzuholen haben mögen, was der Leſer noch nicht weiß, wollen wir, während dieſe fünf Perſonen auf der Reiſe ſind, der Herr Amtmann und ſein Erbe aber im ſüßen Schlafe, der müden Natur balſami.

miſchem Labſale, ſich erquicken, eine kleine Skizze von dem kurzen Lebenslaufe der Jungfer Margaretha Dornbuſch entwerfen.

Sobald der Förſter in Bieſterberg das ihm von ſeinem Bruder anvertrauete koſtbare Unterpfand in Beſitz genommen hatte, beſchloß er, das kleine Mädchen wie ſeine eigne Tochter zu behandeln. Er ſelbſt hatte mit ſeiner ehrlichen Hausfrau keine Kinder erzeugt, aber ein anſehnliches Vermögen erheyrathet, ſo daß er an Margarethens Erziehung, wenn er und ſie auch nicht mit den nöthigen pädagogiſchen Gaben ausgerüſtet waren, doch genug verwenden konnten, um das Kind durch Andere zu einem feinen Frauenzimmer bilden zu laſſen.

Der Förſter war ein biedrer, aber freylich gänzlich uncultivirter Mann. Sein Handwerk verſtand er aus dem Grunde; in der politiſchen, literariſchen und galanten Welt hingegen war er ein Fremdling. Außer einigen Andachtsbüchern, in denen er Morgens und Abends ſeine beſtimmte Seitenzahl gewiſſenhaft las, wie man das an den braunen Flecken unten auf dem Rande, wo der geleckte Finger beym Umwenden ſeinen Stempel hingedruckt hatte, ſehen konnte, ſodann außer einer alten Chronik, an welcher die vorderſten Blätter fehlten, und den Zeitungen, die ihm der Herr Amtmann mittheilte, hatte er ſich nie mit Leſen abgegeben, und ſeit dem Frieden, da er ſeine jetzige Bedienung antrat, war er des Herumſchweifens müde, liebte die Ruhe, kam nur äußerſt ſelten in die benachbarten Städte, und war daher auf alle Weiſe in einer gewiſſen Art von Cultur ſehr zurückgeblieben. Dagegen hatte er einige andere kleine, unbedeutende Tugenden, die in dieſer Welt wenig gelten, und wobey auch in der That nichts herauskommt. So hielt er zum Beyſpiel immer ſtrenge und redlich Wort, theilte gern ſeinen Biſſen mit dem Nothleidenden, ohne nur einmal zu ahnen, daß dies etwas anders, wie gemeine Chriſtenpflicht wäre, und nahm ſich jedes Gedrückten und Verlaſſenen an, wenn er dazu im Stande war, wie wir denn geſehen haben, daß er ſich, zu ſeinem großen Schaden, in die bayeriſchen Händel miſchte, als Agneſe Bernauer ſich im Gedränge befand.

Die kleine Grete wuchs unter der mütterlichen Sorgfalt der Frau Förſterinn auf, verſprach einſt ein hübſches, reizendes Frauenzimmer zu werden,

den, und war der Augapfel ihrer Pflegeeltern; Ehren Schottenius aber machte ſich's zum Geſchäft, ihren Geiſt zu bilden, jedoch ohne die Beſtimmung ihres Geſchlechts und ihres künftigen Standes, — denn zu einer braven Landfrau ſchien ſie ihm einſt auserſehen, — aus den Augen zu verlieren. Neben dem Unterrichte in den Wahrheiten der chriſtlichen Religion, in der Form des lutheriſchen Kirchenſyſtems, lehrte er ſie eine leſerliche Hand und einen wohlgeſetzten Brief ſchreiben, erklärte ihr ein wenig die Landcharte und das Firmamentsweſen, die vier Species der Rechenkunſt und die Bilderchen aus Raffs Naturgeſchichte. So erreichte ſie das vierzehnte Jahr, da ſie denn, in einem neuen ſchwarzen ſeidenen Kleide, mit rothen Schleifen und einem großen Blumenſtrauße, mit den übrigen Kindern aus dem Dorfe confirmirt wurde, wobey ſämmtliche Eltern Thränen vergoſſen.

In dieſer Zeit erweckte der Erzvater der neumodiſchen Aufklärung, Satanas, der die ganze Welt verführt, den Geiſt eines pädagogiſchen Ehepaars, das ſich kürzlich in Goslar niedergelaſſen hatte, und nun durch die Poſaune verſchiedener Zeitungsſchreiber allen Völkern verkündigen ließ:

„Es haben Herr und Madam Deckelſchall, aus der Schweiz gebürtig, ſich entſchloſſen, ſowohl zum Beſten der Menſchheit überhaupt, als insbeſondere zur Gemächlichkeit derjenigen Eltern, welche auf dem Lande wohnten, und folglich nicht Gelegenheit hätten, ihren Kindern zu Hauſe denjenigen Grad der Bildung zu geben, welchen man jetzt in der feinern Welt forderte, in der Reichsſtadt Goslar am Harze eine Penſionsanſtalt für junge Frauenzimmer zu errichten. Daſelbſt gäben ſie für den ſehr mäßigen Preis von *** jährlich ihren Zöglingen Koſt, Wohnung ꝛc., Unterricht im Franzöſiſchen und Italieniſchen, in der Muſik und allen andern, dem weiblichen Geſchlechte nöthigen Wiſſenſchaften, Kenntniſſen, Künſten, Handarbeiten, in feiner Lebensart und der Gabe, die beſten claſſiſchen Schriftſteller mit Geſchmack, Gefühl und Nutzen zu leſen.“

Dem guten Förſter Dornbuſch ging plötzlich ein Licht auf, als er dieſen Artikel in der Zeitung las. Es hatte ſeine Richtigkeit, daß Gretchen von den hier verzeichneten ſchönen Sachen noch wenig oder gar nichts verſtand. Da nun dieſe Kenntniſſe, wie es doch offenbar gedruckt da zu leſen war, einem wohl erzogenen Frauenzimmer unentbehrlich waren,

Funfzehntes Capitel.

Auf die herrlichen Tage folgen nach und nach kleine und groſse Wiederwärtigkeiten.

Die Rolle, welche ich ein Paar Jahre hindurch als Staats Miniſter in *** ſpielte, ſchmeichelte nicht nur durch ihren Glanz meine Eitelkeit, ſondern gab auch meinem Triebe, thätig und nützlich zu ſeyn, reichliche Nahrung. Mein Herr ſchien in der That ein unbegränztes Zutraun zu mir gefaßt zu haben. Dies fiel jedermann um ſo mehr auf, je weniger man gewöhnt war zu ſehn, daß der *** ſich, auſſer vom Baron Roſenſtein, (und wie vorſichtig mußte auch nicht Dieſer dabey zu Werke gehn!) von irgend jemand leiten ließ, oder auch nur einmal mit einem von ſeinen neuern Leuten vertraulich umging. Es kamen wenig wichtige Dinge im Cabinette vor, die er nicht vorher allein mit mir überlegt gehabt hätte; ja! manches wurde auf dieſe Weiſe abgethan, ohne es dem Miniſterio vorzutragen, und ich bekam Aufträge, die offenbar zu dem Departement eines von den andern

Herrn

Gretchen aber, es koſte was es wolle, ein wohl erzogenes Frauenzimmer werden ſollte, entſchloß er ſich kurz und gut, ſeine Nichte nach Goslar zu bringen. Ehren Schottenius äußerte einige Zweifel, meinte, man müſſe ſich wohl zuvor genauer nach dieſen Leuten erkundigen; allein bey Menſchen von des ehrlichen Dornbuſch Cultur hat das, was gedruckt iſt, ein großes Gewicht; ſein ganzer Glaube an erhabnere Wahrheiten beruhte auf keinem viel dauerhaftern Grunde; alſo blieb es bey dem Vorſatze, und die Nichte wurde nach Goslar gefahren.

Jetzt muß ich die Leſer ein wenig genauer mit dem Herrn Deckelſchall und ſeiner Frau Gemahlinn bekannt machen. Er war auf Univerſitäten geweſen, mithin ein Gelehrter; nur auf ſolche langweilige Dinge, die man Brodwiſſenſchaften nennt, hatte er nicht Luſt gehabt, ſich zu legen, und da man ohne dieſe in der bürgerlichen Geſellſchaft nicht fortkömmt, war er auf alle Einrichtungen in der jetzigen Welt und auf alle Staatsverfaſſungen nicht wohl zu ſprechen. Nach manchen vereitelten Verſuchen, dennoch irgend ein Aemtchen zu erwiſchen, (welches ihn denn ohne Zweifel mit den Regierungen verſöhnt haben würde,) beſchloß er endlich, Hofmeiſter junger Herren zu werden. Er brachte ein paar Grafen-Söhne, die man ihm anvertrauete, ſo weit, daß der eine, dem er, wie er es für Pflicht hielt, ſeinen Ekel gegen allen bürgerlichen Zwang und alle wiſſenſchaftliche Pedanterey mitgetheilt hatte, durchaus keinem Fürſten dienen wollte, ſondern, zum größten Kummer ſeines nicht ſo aufgeklärten Vaters, in ſeinem zwanzigſten Jahre als Muſenalmanachsdichter und Muſikliebhaber privatiſirte; der andere aber, den er, um ihm den Adelſtolz aus dem Kopfe zu bringen, überzeugt hatte, daß aller Unterſchied der Stände eine Grille wäre, aus ſeiner Eltern Hauſe nebſt dem Garderobenmädchen davon lief, und auf einem großen transportablen Nationaltheater, in den Rollen des Licentiaten Frank und des goldoniſchen Lügners den Schneidern und Schuſtern in Speyer-Worms und den benachbarten Städten ungemein gefiel.

In einem von dieſen Häuſern wurde Herr Deckelſchall mit ſeiner jetzigen Ehefrau bekannt. — — Sie war Geſellſchafterinn und Vorleſerinn der Frau Gräfinn. Ihre Herzen ſympathiſirten; Herr Deckelſchall ſpielte ein wenig Clavier; ſie ſang ein wenig: — was bedarf es mehr, um vereint mit einander glücklich zu leben? An baarem Vermögen fehlte es freylich Beyden; ſie beſaß jedoch fünfhundert Reichsthaler an Schauſtücken und Harzgulden. Es iſt himmelſchreyend, daß man in dieſer Welt durchaus Geld haben, oder irgend eine nützliche Arbeit verſtehen muß, um auszukommen. Indeß verläßt den Himmel zwey liebende Seelen nicht, die mit einander Duetten ſingen können, und in dieſer Hoffnung heyratheten ſich unſere guten Leute. Nach der Hochzeit überlegte man denn, wovon man leben wollte, und, da man ſich ſogleich auf nichts beſinnen konnte, zog man fürerſt zu gaſtfreyen Verwandten, nach Goslar.

Hätte Herr Dekelſchall nicht eine ſo ſehr unleſerliche Hand geſchrieben, ſo würde er gewiß ſich am liebſten als Copiſt fortgeholfen haben, weil er gehört hatte, daß Hans Rouſſeau mit Notenſchreiben ſeinen Unterhalt erworben hätte; allein ſeine Buchſtaben waren von der Art, daß man ſie eben ſowohl für arabiſch, als für teutſch anſehen konnte. Da es nun mit dem Abſchreiben nicht gehen wollte, beſchloß er, Autor zu werden. Er ſchrieb einen Roman, und nachher eine Schmähſchrift gegen einen Recenſenten, der dieſen Roman ein elendes Product genannt hatte. Beyde Bücher fanden keinen Abgang, und er konnte keinen Verleger mehr finden. Madam beſaß wirklich einige nützliche Talente: ſie verſtand die Kunſt, allerley ſeidene Zeuge zu färben, und ruſſiſche Talglichter zu gießen; aber das ſchien ihnen Beyden eine kleinliche, elende Art von Erwerb, und ſo entſchloſſen ſie ſich denn, ein Erziehungsinſtitut anzulegen. Ein Menſchenfreund, der, wie die mehrſten Menſchenfreunde, kein guter Wirth war, lieh ihnen eine Summe Geldes; dafür wurden Hausrath und Bücher angeſchafft, in welchen das ſtand, was ſie zu lehren verſprachen, und damit ging's los; — ſie hatten in Monatsfriſt ſechs junge Mädchen bey einander.

Die Operation hatte trefflichen Fortgang; den Eltern wurden vierteljährlich angenehme Berichte eingeſchickt, und die Eltern ſchickten vierteljährlich angenehme Louisd'ors; — was wollte man mehr? Herr Deckelſchall errichtete nebenher eine Leſegeſellſchaft und einen gelehrten Clubb, welchen alle Honoratiores in Goslar beſuchten, um dort eine Pfeife Tabak zu rauchen.

Margaretha Dornbuſch kam als ein unerfahrnes, aber an Häuslichkeit, Fleiß und Sittſamkeit gewöhntes, hübſches, junges Mädchen in dies Haus. Dabey war ihr natürlich guter Verſtand durch den Paſtor Schottenius, wie wir gehört haben, ein bischen ausſtaffirt werden, wenigſtens in ſo weit, daß ſie einigen Geſchmack an Büchern und wiſſenſchaftlichen Dingen fand; ja, wir dürfen nicht verſchweigen, daß der Herr Paſtor ihr Gellerts Schriften zu leſen gegeben, daß er dabey die Unvorſichtigkeit begangen hatte, ihr auch den Theil derſelben zu ſchicken, in welchem die Geſchichte der ſchwediſchen Gräfinn ſtand, und daß dadurch in ihr die erſte Luſt zur Romanenlectüre war erregt worden. Dieſe Luſt nahm in Goslar anſehnlich zu. Unter viel andern pädagegiſchen Gaben, welche dem Erzieherpaare in Goslar — fehlten, war auch die, ihre jungen Frauenzimmer in beſtändiger nützlicher Thätigkeit und einer heitern, ruhigen Gemüthsſtimmung zu erhalten. — Sie haben Recht, Madam! ja, ich weiß es, das iſt gerade das einzige Hauptgeheimniß in der weiblichen Erziehung. — Nun denn! dies einzige Hauptgeheimniß beſaßen ſie nicht. Wir haben aber gehört, daß Herr Deckelſchall ſich eine Leſebibliothek angeſchafft hatte, — und was für eine Bibliothek? Romane und Schauſpiele, wie des Sandes am Meere, beſonders Rittergeſchichten und dergleichen. Dieſer ganze Schatz von Literatur nun war den jungen Frauenzimmern preisgegeben, und eben aus dieſem Magazine ſollten ſie die in der Ankündigung verſprochene „Gabe, die beſten claſſiſchen

„Schriften mit Geſchmack, Gefühl und Nutzen zu „leſen,“ ſchöpfen.

Jungfer Margarethe ging mit Rieſenſchritten auf dieſer Bahn der Cultur fort, und ſchon begann ihr, die nur in der Ideenwelt ſich herumtummelte, die Alltagswelt niedrig und ekelhaft zu werden, als ein Gegenſtand in derſelben ſie wieder mit dem wirklich lebenden Menſchengeſchlechte ausſöhnte. Welcher Gegenſtand das war, iſt leicht zu errathen; es war kein anderer, als unſer Freund, der Hauptmann Previllier. Dieſer gute Mann ſtand als öſterreichiſcher Officier in Goslar auf Werbung, und war Mitglied des von dem Herrn Deckelſchall geſtifteten Gelehrten-Clubbs. Dies literariſche Inſtitut gab ihm zugleich Gelegenheit, genauere Bekanntſchaft mit dem Pädagogen zu machen, welche ſich denn bald auch auf die weiblichen Zöglinge ausdehnte. Er brachte manche Abendſtunde in dieſem Cirkel zu.

Der Capitain war kein ſolcher ſüßer Geck, der ſich ſelbſt und allen hübſchen Mädchen weiß macht, er ſey verliebt in ſie; auch war er kein ausſchweifender Jüngling, der, wie ein Wolf, um die friedlichen Heerden herum geſchlichen wäre, ein Schäfchen zu fangen, das ſich ſorglos von dem Haufen getrennt hätte; aber er war ein gefühlvoller, junger Mann; Margareth Dornbuſch gefiel ihm, und wir verdenken es ihm gar nicht.

Indeſſen hatte der Herr Förſter ſeit langer Zeit den Plan in ſeinem Kopfe herumgebracht, ſeine Nichte an den einzigen Erben des wohlhabenden Herrn Amtmanns Warmann zu verheyrathen. Sein Gretchen glücklich an den Mann gebracht zu ſehen, das war Tag und Nacht ſein einziger Wunſch. Die Haupterforderniſſe des Eheſtandes waren bey ihm: eine gute Verſorgung und ein geſunder Leib; beydes hatte Muſjö Valentin aufzuweiſen. Von der nöthigen Seelenſympathie, die, wenigſtens in den erſten vier Wochen, ſo viel Seligkeit in den Eheſtand bringt, und von dem Einfluſſe des Mondenſcheins auf dies Wonnegefühl, ließ der arme Mann ſich gar nichts träumen. „Dat hab' ich mir ſo „ausgedacht,“ ſprach er zum Herrn Amtmann; „meine Grete krigt auch mal einen hübſchen Thaler „Geld, wenn ich und meine Frau ſterben. Wenn „aber der Herr Amtmann was anders mit „Muſche Valentin vorhaben, ſo ſoll mein Vorſchlag „niks gelten, und wir bleiben doch mans gute „Freunde.“ Allein der Herr Amtmann fand den

Vorſchlag ſehr annehmlich, und der Handel war unter den Eltern bald geſchloſſen.

Während dieſer Verabredungen kam im Oſterfeſte das junge Frauenzimmer zum Beſuche nach Bieſterberg. Jedermann fand ſie verändert; Leib und Seele waren anders aufgeſtutzt; allein ſie blieb noch immer das gute, unſchuldige Mädchen; weiter als bis auf die Oberfläche hatte ſich die Reform nicht erſtreckt. Der Name Margaretha klang ihr zu grob; ſie hatte ſich Meta getauft; — der Förſter ſchüttelte den Kopf. Sie beklagte in Elegien alle Hühner und Tauben, die geſchlachtet wurden, obgleich ſie tapfer davon mitſpeiſete, wenn ſie auf den Tiſch kamen. Doch dieſe und ähnliche kleine Thorheiten abgerechnet, war ſie, wie geſagt, gottlob noch unverderbt, und Ehren Schottenius, deſſen Gutmüthigkeit und chriſtliche Liebe größer wie ſeine praktiſche Menſchenkenntniß waren, fand ſogar: „ſie habe in Goslar ſo etwas in ihrem Thun und „Laſſen angenommen, welches der angenehmen Geſichtsbildung, ſo der liebe Gott ihr gegeben, neue „Annehmlichkeit verleihe, wofür man dem Schöpfer „nicht genug danken könne.“ An dem Herrn Deckelſchall und ſeiner Gattinn lag es indeſſen nicht, daß es mit Kopf und Herz nicht ärger ausſah.

Während ihrer Abweſenheit von Goslar erhielt der Hauptmann einen Brief von ſeinem ehemaligen Pflegevater aus Paris, und darin, doch nur mit kurzen Worten, die Nachricht, daß er ſo glücklich geweſen wäre, ihm zu dem Beſitze eines anſehnlichen Vermögens zu verhelfen, und daß er ihn bald perſönlich zu umarmen hoffte. Jetzt erſt konnte Previllier ernſtlich daran denken, ſich eine Gehülfinn zu wählen; und er nahm ſich vor, gleich nach Margarethens Zurückkunft ſeinen förmlichen Antrag zu thun. Dies geſchahe; das junge Mädchen fühlte in dem, was die Frauenzimmer ihr Herz zu nennen pflegen, und über deſſen eigentlichen Sitz bey dieſem Geſchlechte die Weltweiſen noch nicht ganz einig ſind, Empfindungen, die dem wackern Officier das Wort redeten; und ſo ſank ſie denn ſchmachtend und ſchamhaft in ſeine Arme. — Auch dieſe Scene müßte ſich, in Kupfer geſtochen, vortrefflich ausnehmen. Es iſt unbegreiflich, daß mein Herr Verleger in der Verſtocktheit ſeines Herzens dafür keinen Sinn hat; aber wir werden ihm kein Manuſcript wieder geben, wenn er ſich weigert, Bilderchen dazu verfertigen zu laſſen. Und doch riskirt der Mann nichts bey unſern Schriften; ſie gehen reißend ab, weil ſie luſtig zu leſen ſind, nicht viel Kopfbrechens koſten, und nicht übermäßig lehrreich ſind. — Er iſt ein ruinirter Mann, wenn wir ihm unſere Protection entziehen.

Der Hauptmann erbat ſich nun von ſeiner Schönen die Erlaubniß, auch bey dem Herrn Förſter ſchriftlich die Bewerbung um ihre Hand anbringen zu dürfen, und ſie widerſetzte ſich dieſem Vorhaben um ſo weniger, da der Oheim ihr nie etwas von dem Plane, ſie an den jungen Waumann zu verheyrathen, eröffnet hatte. Allein der Erfolg fiel ganz anders aus, als man erwartete: der alte Dornbuſch konnte ſich mit dem Gedanken nicht gemein machen, ſeine ſchöne Hoffnung auf die Verwandtſchaft mit dem Hauſe des Herrn Amtmanns aufzugeben, ſeine Nichte ſo weit von ſich zu laſſen, und ſie noch obenein einem Kriegsmanne zu geben, der vielleicht heute oder morgen nach Croatien in Garniſon, oder gar in's Feld ziehen müßte. Es erfolgten daher auf wiederholte Bittſchreiben wiederholte abſchlägige Antworten; bald nachher das Verbot, den Werbeofficier gar nicht mehr zu ſehen, und endlich der Befehl, ſich bereit zu halten, in wenig Tagen nach Bieſterberg abgeholt zu werden.

Nun qualificirte ſich die Sache zu einer Romanſcene, und es ließ ſich gar nicht mehr ändern:

man

Herrn gehörten. Sie werden Sich leicht einbilden können, daß Dieſe hierüber äuſſerſt neidiſch wurden, und daß ſie ſich unter der Hand alle Mühe gaben, mich auf das Eis zu führen. Beſonders warf Roſenſtein einen unverſöhnlichen Haß auf mich, obgleich er äuſſerlich ſeine Freundlichkeit verdoppelte. Seine Kunſt zeigte er darin, daß er die Sachen ſo zu drehen wußte, daß ich, der ich immer alles thun wollte und thun zu können glaubte, mich an Geſchäfte wagte, wozu eine genaue Kenntniß des Landes gehörte, die ich noch nicht haben konnte und deren Mangel durch Actenleſen und Nachfragen zu erſetzen, ich nicht Muſſe genug hatte.

Indeſſen gieng doch in der erſten Zeit alles gut, und wenn auch einmal eine Unternehmung mislang; ſo war der Fürſt immer großmüthig genug, die Schuld allein auf ſich zu nehmen. Was meine Vorſichtigkeit und Verſchwiegenheit betraf: ſo glaubte ich es daran nicht mangeln zu laſſen; allein bey taglich anwachſender Arbeit, bedürfte ich Hülfe und bey dem Drange ſo mancher angenehmen und unangenehmen Gefühle, bey kleinen Zweifeln und Verlegenheiten, bedurfte mein ſo gern ſich mittheilendes Herz eines oder zweyer Freunde, in deren Schoß es ſich ausſchütten könnte. Lerchenhayn war mir ſo werth;

ich

man mußte Anſtalt zur Entführung machen. Dennoch würde, wie man ſicher behaupten darf, unſer redlicher Previllier noch vorher einen gelindern Weg verſucht, und mündlich den alten Förſter zu überreden getrachtet haben; allein er bekam gerade zu der Zeit abermals einen Brief von ſeinem oſtindiſchen Wohlthäter, welcher ihm ſeine Ankunft in Teutſchland meldete, und den Hauptmann bat, ihm einen Ort namhaft zu machen, wo ſie ſich zuerſt ſprechen könnten. Hierzu ſchlug Previllier Peina vor, und ſeine Abſicht war, ſeinem zweyten Vater daſelbſt ſeine Geliebte zu zeigen, und ihn dann zu bereden, mit ihnen nach Bieſterberg zu reiſen, um dort alles anzuwenden, den Förſter zu bereden. Die Anſtalten zur Entweichung wurden mit nöthiger Vorſicht gemacht; hätte man deren aber auch weniger angewendet, ſo würde doch das Pädagogenpärchen ſchwerlich der Flucht ein Hinderniß in den Weg gelegt haben; denn übertrieben ängſtliche Aufſicht über die jungen Frauenzimmer war ihr Fehler nicht. Uebrigens wiſſen die Leſer, was den beyden Liebenden in Peina widerfuhr, und ich könnte nun getroſt in der Erzählung deſſen fortfahren, was der Jungfer Margaretha begegnete, nachdem ihr Oheim ſie auffing, und mit Gewalt nach Goslar zurückbrachte. Allein ich muß mich erſt einer Bemerkung über dieſen

ſen ganzen Vorfall entledigen, und dann einige moraliſche Sätze aus dieſer Geſchichte ziehen, zum Beweiſe, daß doch im Grunde kein Buch ſo geringe iſt, in welchem nicht einiger Stoff zur Erbauung für lehrbegierige Leſer zu finden wäre.

Die Bemerkung iſt folgende: Hätten wir dieſe intereſſante Geſchichte gänzlich erfunden, oder, wie man zu ſagen pflegt, aus den Fingern geſogen, — gegen welchen Verdacht wir jedoch feyerlich proteſtiren, — ſo würden wir vielleicht, zur Warnung und zur Lehre für andere eben ſo romanhaft geſtimmte Frauenzimmer, die Perſon des Entführers, den Herrn Hauptmann Previllier, als einen Erzböſewicht geſchildert, und das entlaufene Jüngferchen tauſendfache Noth und Elend, als die Folge dieſer Verirrung, haben erleben laſſen. Verdient hätte es das Mädchen, und ich hätte da Stellen anbringen können, bey welchen ſelbſt dem Setzer dieſer Bogen Thränen über die Backen geträufelt wären; aber Wahrheit bleibt Wahrheit. Diesmal glückte es nun freylich mit der Entführung, denn der Officier war ein Biedermann; aber hätte er nicht eben ſowohl ein Schuft ſeyn können? — Und wie hätte es dann mit ihr ausgeſehen? Mademoiſelle! Was meinen Sie dazu? —

Und das führt mich nun zu den moraliſchen Lehren, die ſich, ſowohl bey des Herrn Deckelſchalls und ſeines Weibes, als bey der holden Meta Geſchichte anbringen laſſen, und worauf ich fleißig Acht zu geben bitte; denn je ſeltener einen Autor das Moraliſiren anwandelt, um deſto größern Anſpruch darf er ja wohl auf die Aufmerkſamkeit der Leſer machen; alſo

Erſtlich: Wer in dieſer Welt fortkommen will, der thut wohl, wenn er ſo irgend etwas lernt, womit man im bürgerlichen Leben Brod verdienen kann; es müßte denn ſeyn, daß ſein Magen ſo geſchaffen wäre, daß er vom Schimpfen auf die verkehrten Welteinrichtungen ſatt würde.

Zweytens: Wer heyrathen will, thut nicht übel, wenn er vor der Hochzeit überlegt, wovon er nebſt Frau-Gemahlinn leben wolle; wobey er nicht gar zu viel auf die Gaſtfreundſchaft ſeiner Verwandten und die Hülfe der Menſchenfreunde rechnen darf.

Drittens: Menſchen, die zu ſonſt nichts in der Welt brauchbar ſind, ſollen keine Erziehungsinſtitute anlegen, noch überhaupt ſich mit Bildung

Anderer abgeben, was für Beyſpiele man auch vom Gegentheile anführen mögte.

Viertens: Für junge Leute ſind alle Romane gefährlich, außer, verſteht ſich, die, welche wir geſchrieben haben, und, will's Gott, noch ſchreiben werden, wenn wir immer Verleger finden, die ſich von uns ankörnen laſſen.

Fünftens: Man vertraue einen Hühnerhund, der abgerichtet werden ſoll, unmaßgeblich niemand an, den man nicht ſelbſt geprüft hat, ob er das Ding auch verſtehe. Item dieſelbe Regel iſt zu beobachten, wenn man ſein Kind einem Fremden zur Erziehung übergeben will.

Sechstens: Wer ſeiner Tochter einen Mann anheyrathen will, kann allenfalls gelegentlich, bevor er die Sache gänzlich in Richtigkeit bringt, das Mädel fragen, ob ſie den Kerl auch leiden mag; ſonſt gibt's zuweilen Unglück.

Siebentens: Mit dem Entführen iſt es eine misliche Sache, und nimmt nicht ſelten ein lamentables Ende.

Dieſe ſieben Moralien ſcheinen beym erſten Anblicke ganz gemein, und gleichſam trivial; allein nicht nur iſt das bey allen moraliſchen Sätzen der Fall, nämlich, daß ſie bekannt genug ſind, ohne daß man deswegen darnach handelt; theils gehören dieſe ſieben Stücke wirklich zu den auserleſenſten, und haben viel in recessu, zu Teutſch: im Rückhalte; endlich auch gewinnen ſolche alte Moralien durch eine feine, angenehme Einkleidung neuen Reiz, und darin haben wir, ohne uns zu rühmen, unſere Stärke. — Nun weiter!

Warum gerade der Herr Förſter ſich entſchloß, mit ſeiner Nichte wieder nach Goslar, und nicht vielmehr nach Bieſterberg zu reiſen, das ſoll Euch, meine wertheſten Zuhörer, in dieſer Stunde mit wenig Worten aus einander geſetzt werden. Er war ein Mann, der gern alles in's Klare gebracht ſah, und der es nicht leiden konnte, daß auf ſeiner oder der Seinigen Ehre ein Makel haften bliebe. Gretchen war heimlich aus Goslar entwiſcht; öffentlich mußte ſie ſich alſo wieder da zeigen, ehe die Sache ruchtbar würde; dort mußte zugleich die Unterſuchung angeſtellt werden, ob ſie auch durch ihre übrige Aufführung ſich und ihre Familie beſchimpft, und welche Rolle bey dieſer ganzen Liebesgeſchichte Herr und Madam Deckelſchall geſpielt hätten. Ueber das alles ſollte ihm dann der Magiſtrat in Goslar ein Atteſtat ſchwarz auf weiß ausfertigen, zu ſeiner Rechtfertigung bey dem Herrn Amtmann Waumann.

Man kann ſich leicht vorſtellen, daß die Geſpräche, welche unſere drey Reiſende unterwegens führten, nicht von der luſtigſten Art waren; die holde Meta klagte und betheuerte, ſie werde keinem andern Manne die Hand geben, als ihrem Hauptmanne; der Förſter fluchte und appellirte an die Obrigkeit; der Paſtor aber kam je zuweilen mit einem von unſern ſieben moraliſchen Sätzen angezogen, den er dann nach ſeiner Weiſe ausführte, und hinzuſetzte: „Dieſe wichtige Wahrheit habe ich „in einer von meinen Predigten, die ich drucken zu „laſſen die Abſicht hatte, weitläuftiger aus einander „geſetzt.“

Auf dieſe Weiſe kamen ſie in Steinbrüggen an, welches in der Mitte zwiſchen Peina und Goslar liegt; es wurde hier angehalten, und der Förſter fühlte Beruf, ſich mit einem vollſtändigen Frühſtücke zu laben. Während dieſe Beſchäftigung ſeine ganze Aufmerkſamkeit feſſelte, ging Meta aus dem Zimmer, öffnete eine Thür, welche in den kleinen Garten des Wirthshauſes führte, und ging in demſelben kummervoll auf und nieder. Plötzlich erwachte in ihr der Gedanke: „Wie? wenn Du hier „Deinen Hütern entwiſchteſt, in einem benachbar„ten Dorfe bey gefühlvollen Leuten Schutz ſuchteſt, „Dich dort verſteckt hielteſt, und indeß an den Ge„liebten ſchriebſt, daß er dann käme, Dich abzuho„len?“ — Dieſer Plan hatte etwas ſo Romanhaftes; ſie konnte unmöglich der Verſuchung widerſtehen, ihn auszuführen. Daß ihr Brief gewiß den Hauptmann verfehle, der doch wohl nicht, nachdem er ſie verloren, ruhig in Peina ſitzen geblieben ſeyn würde —, das und ſehr viel andere Dinge überlegte ſie nicht. Der Garten hatte eine Hinterthür, die hinaus auf das Feld führte; dieſe Thür ſtand offen. Das Feld war mit Hecken eingefaßt, hinter welche man ſich verſtecken, oder vielmehr unbemerkt längs denſelben fortlaufen konnte, bis man ein Wäldchen erreichte, oder an ei[illegible] Straße geriethe, welche nach einer andern Richtung hinführte; auch lagen einige Dörfer in der Nähe, — kurz! ſie meinte, das Ungefähr werde ſie ſchon einen ſichern Weg leiten, ehe man etwas von ihrer Flucht gewahr würde; alſo lief ſie fort, quer über das Feld hin, den Hecken zu, zwiſchen welchen ſie wirklich einen hohlen Weg fand, welchen ſie verfolgte, und — das Uebrige werden wir einſt erfahren —. Kehren wir in das Wirthshaus zurück!

Eine gute halbe Stunde beſchäftigte den Förſter das Frühſtück, und der Paſtor rauchte dabey ſein Pfeifchen, als endlich Jener ſeine Nichte vermißte. „Sie iſt vorhin in den Garten gegangen, wie ich geſehen habe,“ ſagte Ehren Schottenius; „aber es wird nun auch wohl Zeit ſeyn, daß wir uns weiter auf den Weg machen. Ich will die Jungfer rufen.“ — Er ging; aber fort war ſie, war nirgends zu finden. Wir laſſen die beyden Herren, die Wirthinn, den Hausknecht und die Magd ſie aufſuchen, und knüpfen indeß einen Faden unſerer Geſchichte wieder an, den wir lange genug haben liegen laſſen.

Eilftes Capitel.

Der Herr Amtmann beſchließt, noch einen Tag in Braunſchweig zu verweilen, und beſucht nebſt ſeinem Sohne das Schauſpiel. Etwas Dramaturgiſches.

Der Herr Amtmann Waumann und ſein liebenswürdiger Sohn hatten nun im ſanften Schlafe ihre müden Glieder erquickt, und ihr erlittenes Ungemach vergeſſen. „Sey gutes Muths, Valentinchen!“ ſagte der Amtmann. „Daß wir den „Luftſchiffer nicht geſehen haben, das iſt freylich „unangenehm; aber dafür wollen wir heute in „die Comödie gehen. Mein kaltes Bad iſt mir „auch ſo übel nicht bekommen, und der Diebſtahl „läßt ſich noch verſchmerzen. Ich hätte dem Kerl

„nicht trauen ſollen; alle Muſikanten taugen „nichts, das lerne Du von mir! Früh oder ſpät „wird man von ſo einem Vagabonden immer angeführt. Aber wenn mir der Lumpenhund einmal in das Amt Bieſterberg kömmt, ſo ſoll er „ſeinem Galgen nicht entwiſchen.“

Aus dieſer Erklärung des Herrn Amtmanns erhellet, daß in Bieſterberg die peinliche Halsgerichtsordnung der Nürnberger eingeführt war, nach welcher man niemand eher hängen laſſen darf, als bis man ihn hat. „Aber Papa!“ rief der junge Herr, „ich kann mich nun nicht ſehen laſſen; mein grüner Sonntagsrock iſt mit fort.“ „Thut nichts,“ erwiederte der Amtmann; „der „graue iſt gut genug, und ſobald wir nach Hauſe „kommen, ſoll Dir der Meiſter Bügelbock ein anderes Kleid machen.“

Vater und Sohn kleideten ſich nun an, gingen nach dem Gaſthofe des Prinzen Eugen, und fanden dort ihre Freunde ſchon völlig gerüſtet am Fenſter ſtehen, wo ſie ſich an dem ungewohnten Anblicke der Vorübergehenden und Fahrenden ſeit ſechs Uhr Morgens ergötzt hatten. „Das hätte „ich Dir vorausſagen wollen, Bruder Amtmann!“ ſprach ich kannte ihn ſo lange, wußte, daß er fähig war, große Entwürfe zu faſſen, und feinere Leiden und Freuden zu theilen; war mir's alſo zu verdenken, wenn ich kein Geheimniß vor ihm hatte?

Als Privat=Secretair bediente ich mich eines Mannes von großen Fähigkeiten, den ich in Wien kennen gelernt hatte, wo er damals in ſehr dürftigen Umſtänden lebte, aus welchen ich ihn herauszog, ihn zu mir in's Haus nahm, Schulden für ihn bezahlte und die Abſicht hegte, ihn in der Folge in meines Herrn Dienſte zu bringen. Auch gegen dieſen Mann, dem ich ohnehin die geheimſten Papiere anvertrauen mußte, war ich ohne Zurückhaltung, und vor ihm und Lerchenbarn handelte und redete ich, ſelbſt über die kleinen Eigenheiten in dem Character des ***, gänzlich frey und offen.

Es war nicht zu beſchreiben, wie ſehr man mich mit zudringlichen Bitten und Anliegen aller Art aus allen Ecken beſtürmte, ſobald es bekannt wurde, daß mein Einfluß groß war. Wo es ſich thun ließ, da half ich; aber immer gieng es freylich nicht, und dann litt mein Herz, bey einer abſchlägigen Antwort, die ich geben mußte, mehr, als der Mann ſelbſt, den ſie betraf.

ſprach der Licentiat, „daß der Kerl Dich anführen „würde." „Ich wollte, Du hätteſt mir's vorausgeſagt!" erwiederte Herr Waumann; „doch, laß „uns nicht mehr daran denken, ſondern uns jetzt „ein wenig in der Stadt umſehen!" Und damit begaben ſie ſich auf den Weg, der Amtmann, ſein Sohn, Herr Bocksleder nebſt Gattinn und Kind, und der Kaufmann Pfeffer aus Schöppenſtedt. Der Zug ging durch die Hauptſtraßen der Stadt, nach dem Meßhauſe zu; dann beſahen ſie die Kunſtkammer, ſpazierten im Schloßgarten umher, ſahen die Parade aufziehen, und ſchleppten ſich dann ermüdet in den Prinzen Eugen zurück, wo der Licentiat für ſie ſämmtlich das Eſſen beſtellt hatte.

„Aber dieſen Abend gehen wir doch Alle, ſo „wie wir hier ſind, in die Comödie?" ſprach der Amtmann, als bey dem Braten ſeine Lebensgeiſter ſich wieder ein wenig geſammelt hatten. „Das „verſteht ſich!" erwiederte der Licentiat; „ſeit meinem zwölften Jahre habe ich dergleichen nicht geſehen. Damals ſpielte ich ſelbſt mit; es war in „Hildesheim, auf der Schule. Wir ſtellten Jonas „im Wallfiſche vor, und die Geſchichte von Judith „und Holofernes."

Nun begann Herr Bocksleder die Beſchreibung dieſer geiſtlichen Schauſpiele, womit ich jedoch dem Leſer nicht zur Laſt fallen will. Eine angenehme Nachricht, die der Aufwärter verkündigte, unterbrach dies Geſpräch; er meldete nämlich, daß heute vor dem Schauſpiele noch ein Luftball mit einem lebendigen Hunde aufſteigen, und nach der Abendtafel Maskerade im Opernhauſe ſeyn würde. Das alles nun wollten unſere Freunde genießen, und es wurde dazu ſogleich Anſtalt gemacht. Außer ihnen ſaßen noch an demſelben Tiſche (denn man ſpeiſete in einem allgemeinen Gaſtzimmer,) nebſt verſchiedenen unbekannten Gäſten, der mehrmals erwähnte Student aus Helmſtädt und der große Dichter Klingelzieher. Dieſe beyden jungen Herren hatten ihre Freude daran, unſere Landleute, ohne daß ſie es merkten, zum Gegenſtande ihres Witzes zu machen. Als daher von Maskeradenkleidern die Rede war, die ein Jude, welcher draußen ſtand, der Geſellſchaft zu liefern verſprochen hatte, verſicherten die Spaßvögel, es ſey gar keine Freude dabey, nur im Domino oder Tabareau dort zu erſcheinen, ſondern je auffallender die Verkleidung ſey, um deſto weniger werde man merken, daß ſie vom Lande, und daß ihnen ſolche Vergnügungen fremd ſeyen.

Nur müßten ſie ihre Rollen ſtudiren, und ſich dem Charakter gemäß betragen, deſſen Gewand ſie trügen. Der Jude wurde geſtimmt, die nöthigen Sachen herbeyzuſchaffen, und folgendes Coſtum verabredet. Die Frau Licentiatinn Bocksleder ſollte eine weiſſe Nonne vorſtellen, ihren Sohn, wie Amor gekleidet, an ihre Hand nehmen, und von ihrem Gemahl, in Geſtalt des leidigen Satanas, mit Hörnern verſehen, geführt werden; der Amtmann Waumann wurde bewogen, Weiberkleider anzulegen, und zwar als Göttinn der Nacht aufzutreten, in einem ſchwarzen Gewande, mit Sternen von Geldpapier benäht, wovon Muſjö Valentin, wie Arlekin gekleidet, ihm den Schlepp nachtragen ſollte. Herr Klingelzieher begnügte ſich mit einem Zauberersgewande, und der Student wählte eine Matroſenmaske. Uebrigens wurden den leichtgläubigen Leuten ihre Rollen ſo vorgeſchrieben, daß es an den beyden Spaßvögeln nicht lag, wenn die Geſellſchaft dieſen Abend nicht von Knaben und Pöbel preisgemacht wurde.

Indeß rückte die Zeit heran, wo man den vierfüßigen Luftſchiffer auffliegen ſehen ſollte. Man ging hin, ſtaunte dies merkwürdige Wunderwerk an, und eilte von da in das Schauſpiel.

Der junge Herr Waumann, ungewohnt, andeks wie in der Kirche, eine ſo große Verſammlung in einem Hauſe auf Bänken und Bühnen ſitzend zu erblicken, nahm aus Gewohnheit ſeinen Hut vor's Geſicht, als wollte er ſein Gebet verrichten. Sobald aber nun die edle Muſica anhob, und der Verhang in die Höhe gezogen wurde: paß Fickerment! wie riß er da die Augen auf!

„Aber Papa!“ rief er aus, als er ſich ein wenig von ſeiner erſten Ueberraſchung erholt hatte, „thun denn die Leute nichts als ſingen, und ſprechen gar nicht? Und man verſteht ja nicht Ein „Wort davon.“ „Ja, ſiehſt Du, mein Söhnchen, erwiederte der Vater, „das nennt man „eine italiäniſche Oper. Ich wollte indeſſen, wir „wären geſtern darin geweſen, da haben ſie teutſch „geſpielt; aber da war der verdammte Vorfall, „daß ich im Waſſer gelegen hatte.

Das welſche Singewerk fing endlich an, unſern Leuten Langeweile zu machen; und da es ohnehin mit den Vorbereitungen zur Mummerey nicht ſo ſchnell gehen konnte, beſchloß die ganze Geſellſchaft, welche ſich im Parterre nahe bey einander gehalten hatte, nach dem Wirthshauſe zurückzukehren.

„Ich glaube,“ ſagte Herr Klingelzieher, „Sie „würden geſtern eben ſo wenig, wie heute, von „dem verſtanden haben, was auf dem Theater geſprochen wurde; denn, obgleich das, was ſie redeten, für teutſch gelten ſollte, ſo waren doch „ein paar Perſonen darunter, deren oberländiſcher „Provinzialdialect immer noch zu rathen übrig ließ, „ob man ſeine Mutterſprache, oder eine fremde „Mundart hörte. Beſonders zeichnet ſich bey dieſer Geſellſchaft Ein Pärchen aus: die Frau arbeitet ſich im Tragiſchen herum, und Er macht „den Buſſo in den Singeſpielen, die aus dem „Italiäniſchen überſetzt ſind; allein er verwandelt „dieſen Buſſo in einen plumpen teutſchen Hanswurſt, ſingt einen Baß, den er aus dem Unterleibe hervorholt, und ſetzt vor jeden Lautbuchſtaben noch ein u, zum Beyſpiel: uals uich nuoch „uein klueiner Knuabe wuar, ſtatt: als ich noch „ein kleiner Knabe war. Von der Dame habe ich „mir eine Rede gemerkt, die ich Ihnen doch mittheilen will: U ich Unklückliche! Taß mich toch „nie tie Sohne peſchinnen hätt! Und tu unkeratner Sonn! Kannſt tu ketultig zuſenn, taß

„teine

„keine Muhter wie eine piſſente Sinterinn ta „ſchtehn muß?“

Herr Klingelzieher declamirte noch viel über die Unverſchämtheit ſolcher Leute, die, aus dem niedrigſten Pöbel entſprungen, ohne Menſchen-, Welt- und Sprachkenntniſſe, ohne Sitten, ohne Gefühl, ohne Grundſätze, es wagten, auf die Bühne zu treten, in dem Charakter von Perſonen aufzutreten, mit deren Gleichen ſie nie den entfernteſten Umgang hätten haben können, und dennoch darauf Anſpruch zu machen, auf den Geſchmack zu wirken, den Ton anzugeben, Moralität zu befördern, und für achtungswerthe Männer von Wichtigkeit und Bedeutung im Staate zu gelten. — Solches Lumpengeſindel, ſetzte er hinzu, das ſich's nicht einfallen laſſen ſollte, dem geringſten Tagelöhner den Rang ſtreitig zu machen!

Ein alter Mann, dem Anſehen nach ein geweſener Officier, welcher bey ſeiner Flaſche Wein in der Ecke ſaß, nahm nun das Wort: „Mein Herr!“ ſagte er, „was mich betrifft, ſo muß ich geſtehn, daß ich mich wundere, wenn ich höre, daß wir hie und da in Teutſchland noch leidliche Schauſpiele haben. Im Ganzen iſt die Sache zwar überhaupt eben nicht der Mühe werth, daß man viel davon rede; aber wenn man doch einmal ernſthaft über dieſen Gegenſtand nachdenken will, ſo mögte ich wohl fragen, wie es unſere Theaterdichter und Schauſpieler anfangen ſollten, ihren Geſchmack zu veredeln, ſich zu bilden, und wer ihnen die Anſtrengung lohnen würde? Herrſcht wohl auf zehn Meilen Weges in Teutſchland einerley Geſchmack, und bleibt dieſer Geſchmack ſich wohl zehn Jahre hindurch gleich? Weiß unter hundert Menſchen einer, was er eigentlich von einem guten Schauſpiele fordern ſoll? — Nein! er weiß nur, daß er etwas Neues ſehen will, ſo ein Hin- und Herreden und Wirken durch einander, bey welchem zuweilen ein unerwarteter Zug ihn überraſchen, oder ein luſtiger Einfall ihm das Zwerchfell erſchüttern, oder eine einzelne rührende Situation ihn aus ſeinem Phlegma aufwecken ſoll. Um die Haltung des Ganzen bekümmert er ſich wenig; und wäre dieſe in einem Stücke meiſterhaft, und es fehlte dagegen an Verwirrung, an Buntſchäckigkeit, oder das Stück wäre nicht neu mehr: ſo würde ich doch keinem Directeur, dem ſeine Caſſe am Herzen läge, rathen, dergleichen Stücke oft zu geben. Denn für den Genuß des Erhabnen in der Kunſt, ein Genuß, der für einen echten

Kenner, je öfter er ein Meiſterwerk ſieht, um deſto größer wird — dafür hat das Gros des Publicums nirgends in Teutſchland mehr Sinn, ſondern will nur immer neue Spielwerke ſehen. Ich ſage, es hat keinen Sinn mehr dafür; aber hat es ihn je gehabt? Ja! wenigſtens in einigen Gegenden von Teutſchland, zu Leſſings Zeiten, zur Zeit der großen hamburgiſchen Entrepriſe. — Auch findet man noch in Hamburg kleine Haufen von Männern, neben denen unſer Einer ſo gern im Parterre ſteht, wenn der edle, unnachahmliche, als Menſch und Künſtler, als Freund und Geſellſchafter gleich verehrungswürdige Schröder, unfähig, dem falſchen, frivolen Geſchmacke zu ſchmeicheln, die alten ein- und ausländiſchen Meiſterwerke hervorholt, gegen welche unſere neuern Kotzebuiana u. ſ. w. ſo erbärmlich abſtechen —“

Klingelzieher. Wie? des Herrn von Kotzebue Stücke laſſen Sie nicht gelten?

Officier. Davon nachher! Laſſen Sie mich jetzt nur mein Bild im Allgemeinen ausmalen! Leſen Sie die Verzeichniſſe der Stücke, die in den größten Städten Teutſchlands in den letzten Jahren ſind aufgeführt worden, und Sie werden

den darüber erſtaunen, wie weit man noch in manchen Gegenden unſers Vaterlandes zurück iſt, und wie weit man in andern ſchon wieder hinabſinkt. — Die mehrſten Directionen müſſen ſich doch leider nach den Forderungen ihres Publicums richten; und wo das nicht der Fall iſt, wo der Hof die Stimme führt, — ja, da ſieht es denn freylich noch kläglicher aus. Ich machte im vorigen Winter eine kleine Reiſe. In einer nicht unbeträchtlichen Stadt, wo damals ein Theater war, wurde das elende Stück: die Engländer in America, zweymal begehrt, da hingegen die Erbſchleicher gar nicht gefielen, und Göthens Geſchwiſter, — das herzige Stück, ſo voll Größe und Einfalt, — langweilig gefunden wurde. In einer benachbarten Reſidenz waren drey Vorſtellungen der elenden Farce: der Teufel iſt los, geſtopft voll; die herrliche Oper Cora fand gar keinen Beyfall. Der Schauſpieler, welcher hier ausgepfiffen wird, gilt dort für einen großen Künſtler, und die Sprache, welche man an der Donau für echtes, ſauberes Teutſch verkauft, hält man an der Elbe für unverſtändliche Beſchwörungsformeln böſer Geiſter.

Was müſſen die Folgen von dieſem allem in Rückſicht auf Dichter und Künſtler ſeyn? Sie ſind leicht an den Fingern abzuzählen; ich will nur beym Dichter ſtehen bleiben. Wer etwas beſſeres in der Welt treiben kann, der widmet ſeine Talente keiner ſo undankbaren Arbeit. An fleißiger Ausfeilung theatraliſcher Produkte iſt gar nicht zu denken; wer will ſich die Mühe geben, wenn er weiß, daß nach einigen Jahren ſeine Waare aus der Mode gekommen ſeyn wird? Alles kömmt nur darauf an, während dieſer ephemeriſchen Exiſtenz ſo viel Aufſehen als möglich zu erregen, und das wird am ſicherſten bewirkt, je abentheuerlicher die Compoſitionen ſind, die man an den Tag fördert. Da flickt man denn Charactere zuſammen, von ungeheurer Schöpfung; Situationen, bey deren Anblicke man nicht weiß, ob man lachen, heulen, mit den Zähnen klappern, vomiren oder purgiren ſoll —, und Verwickelungen, die nur das Meſſer einer verzweifelnden Phantaſie löſen kann. Das alles wird auf einander gehäuft, durch einander gepoltert, — und das bewundern wir; den Fieberkranken, der ſo etwas in die Welt faſelt, lobpreiſen, poſaunen wir aus; der eitle Thor glaubt ſich an der Spitze der Unſterblichen aller Zeitalter, und raſet immer ärger darauf los,

ver-

Indeß ich nun ein ſo äuſſerſt geſchäftiges und unruhiges Leben führte, fieng mein kleiner Knabe an, empor zu wachſen, und in mir lebhaft den Sinn für Vater-Freuden zu erwecken. Wenn ich am Abende, ermüdet und herabgeſpannt durch die Menge der vollbrachten Geſchäfte, mich nach Ruhe und Erholung ſehnte, war die Gräfinn, die alle Tage in geſellſchaftlichen Zerſtreuungen hinbrachte, nicht zu Hauſe. Für mich hatten die lermenden Cirkel, die Spieltiſche und die Abend-Tafeln wenig Reiz; da pflegte ich dann wohl mit einem Buche in der Hand, mich in meinem Cabinette hinzuſetzen, mein Kind zu mir bringen zu laſſen, und abwechſelnd zu leſen und mit dem Kleinen zuſpielen. Es war ſüß für mich, zu ſehn, wie nach und nach ſeine Fähigkeiten ſich entwickelten; ſtundenlang konnte ich daran mich ergötzen, und der, dem dies klein, eines ernſthaften Mannes unwürdig vorkömmt, der iſt wohl nie Vater geweſen. Allein es ſtand im Buche des Schickſals geſchrieben, daß dieſer Anfang meiner häuslichen Freuden nicht von Dauer ſeyn ſollte. Der Tod entriß mir den Knaben, und auf dieſen Verluſt folgte eine lange Reihe von widrigen Begebenheiten. Schon ſeit einiger Zeit hatte ich mir vorgeſetzt dem Kinde die Blattern einimpfen zu laſſen; Eine bösartige Epidemie, welche in *** herrſchte, kam mir zuvor nachläſſigt die wirklichen Talente, die in ihm wohnen, und die eine weiſe Kritik ausgebildet haben würde. Nach einer kurzen Reihe von Jahren hat das Publicum dieſen Rauſch ausgeſchlafen, kann nicht begreifen, wie es ſo blind hat ſeyn können, und rächt ſeine eigne Thorheit an dem armen Schriftſteller, den es, ungerecht gegen ſeine guten Anlagen, jetzt um ſo heftiger ſchmäht und feiner ſpottet, je mehr es ihn vorhin erhoben hatte.

Klingelzieher. Nun! und unter dieſe unbedeutenden Modeſchriftſteller zählen Sie auch den Herrn von Kotzebue?

Officier. Ihn mehr, als irgend einen Andern. Einzelne Scenen in den theatraliſchen Producten dieſes Schnellſchreibers verrathen ſeltene Anlagen; aber in keinem ſeiner Stücke findet man Ordnung, Plan, Einheit, Würde und Conſequenz; — des ſittlichen Zwecks nicht einmal zu erwähnen *). Zum Beweiſe, daß ich das nicht

ſo

---

*) Hier iſt ein Anachronismus; ich weiß es wohl. Damals, im Jahre 1788, waren die wenigſten von den Schau-

ſo in den Wind hinein rede, will ich, wenn Sie's erlauben, von den Schauſpielen des Herrn von Kotzebue eins zergliedern, und zwar eins, das vielleicht von allen am mehrſten allgemeinen Beyfall gefunden hat, wovon ſogar Ein Rezenſent und Dramaturg dem andern das Lob nachgeleyert hat — ich meine die Indianer in England.

Klingelzieher. Wahrlich! ein ſchönes Stück!

Officier. Wir wollen ſehen. Ich hoffe, Sie werden kein Urtheil fällen, ohne Gründe erwogen zu haben.

Zuerſt laſſen Sie uns doch von dem Zwecke reden, den der Verfaſſer vor Augen hatte, als er dies Stück zu ſchreiben begann! Können Sie Sich einen

---

Schauſpielen des Herrn von Kotzebue, die nachher einiges Aufſehen gemacht haben, ſchon erſchienen. Ich dachte aber, die Leſer werden es mir verzeihen, wenn ich, um im Allgemeinen meine Meinung über dieſen Gegenſtand zu ſagen, Beyſpiele anführe, die noch in friſchem Andenken ſind.

einen ſolchen einfachen Hauptzweck denken? Ich kann es nicht. Und doch darf man von jedem Kunſtwerke mit Recht verlangen, daß es ein beſtimmtes Ganze ausmache. Das fühlen ſelbſt ſchlechte Kupferſtecher, und um ihre ſteifen Compoſitionen von Dörfern und Flüſſen und Menſchen und Ziegen und Hündlein nicht mit dem leeren Titel Landſchaften abfertigen zu laſſen, ſetzen ſie irgend etwas darunter, was Inhalt hineinbringen ſoll, zum Beyſpiel: la tranquillité villageoise, oder: le dimanche à la campagne u. ſ. f. Daß bey einem Schauſpiele eine einfache Handlung zum Grunde liegen müſſe, daran hat noch niemand gezweifelt, der die Sache verſteht; und ich darf hinzuſetzen: nicht ſelten iſt ein Schauſpiel um deſto vorzüglicher, je einfacher mit wenig Worten ſich dieſer Hauptzweck, auf welchen die ganze Handlung und alles Wirken der handelnden Perſonen hinausgeht, ausdrücken läßt. Auf welchen Punkt aber concentrirt ſich in den Indianern in England das ganze ungetheilte Intereſſe? Wer iſt die Hauptperſon? Welcher moraliſche Satz, welche Lehre, welche Wahrheit, welche Warnung ſoll hier anſchaulich gemacht werden? kurz! welchen Haupteindruck ſoll der Zuſchauer mit nach Hauſe nehmen, wenn der Vorhang gefallen iſt?

So viel über den Zweck, oder vielmehr über den Mangel an Zweck! Nun zu den einzelnen handelnden Perſonen und deren Charaktern! Eine eben ſo unbeſtrittene Regel bey einem guten Schauſpiele, als die vorige, iſt die: daß alle auftretenden Perſonen an die Handlung geknüpft ſeyn ſollen, daß ſie zum Ganzen nicht nur mitwirken, ſondern zu dieſer Wirkung nothwendig, unentbehrlich ſeyn müſſen. Alles übrige nennt man Flick-Rollen, die von der Armuth des Dichters zeugen. Leider iſt nun freylich in dieſem Stücke überhaupt gar keine eigentliche Handlung; aber angenommen, daß man das bischen Thätigkeit, worin die Perſonen geſetzt werden, alſo nennen mögte: ſo könnte füglich das Ganze ſeine Endſchaft erreichen, ohne den Herrn Muſaffery, ohne den Viſitator, ohne den Bootsknecht, ohne die beyden Notarien, wenigſtens ohne Einen derſelben, ohne den kleinen Knaben, allenfalls ohne die alberne Miſtriß Smith, ja! ohne den alten Herrn Smith, der auf ſeinem Stuhle herausgefahren wird, um zu hören und zu ſehen, und, wenn ihn der Dichter wieder fort haben will, geſchimpft oder geſtoßen wird, da er dann anfängt zu fluchen oder zu klagen, und ſich wieder fortrollen läßt.

Verzeichnet ſind faſt alle Charaktere. Gurlis liebenswürdige Naivetät hat ein Kunſtrichter ſo meiſterhaft geſchildert gefunden, und Andere haben es ihm nachgelallt. — Laſſen Sie uns doch, ohne uns um dieſe Autorität zu bekümmern, unterſuchen, was für ein Werk der Schöpfung dieſe Gurli iſt! Eine alberne Gans zu malen, die von den Dingen dieſer Welt nichts weiß, gern einen Mann haben will, lacht, wenn ihr etwas Ungewöhnliches aufſtößt, weint, wenn ſie an etwas Unangenehmes denkt, ſich zu freundlichen Geſichtern hingezogen fühlt, und unfreundliche Menſchen nicht leiden mag —: iſt es Kunſt, ſo ein Geſchöpf zu malen? Allein dies Bild könnte intereſſant werden, wenn man das rohe Kind der Schöpfung in Lagen verſetzt ſähe, wo es, aus innerer Güte der menſchlichen Natur, eben ſo groß und edel handelte, wie die fein cultivirte Liddy; aber nichts von dem! Doch, was noch mehr iſt, dieſer ganze Charakter iſt ein Hirngeſpinnſt. Denken Sie Sich, wenn Sie können, ein mannbares und noch obenein manntolles Mädchen, das, unter Wilden erzogen, wo keine falſche Delicateſſe den Schleyer über gewiſſe natürliche Dinge wirft, noch nicht wiſſen ſoll, was ein Männchen und was ein Weibchen iſt, und daß

Mann und Frau zum Heyrathen nöthig ſind! Ein Mädchen, das lange genug in England geweſen iſt, um Schreiben gelernt zu haben, und, indem es zwey Notarien, die beyden Brüder Smith, Miß Liddy und den alten Muſaffery, theils nach der Reihe, theils auf einmal heyrathen will, zeigt, daß es noch nicht weiß, daß ſo wenig in Großbrittanien, wie vielleicht in irgend einem Lande des Erdbodens, Vielmännerey erlaubt iſt! Eine ſchöne Naivetät!

Fazir iſt ein Wilder aus Bengalen, und winſelt und empfindelt, wie ein Siegwart.

Kaberdars Charakter iſt gar nicht ausgemalt; Muſaffery eben ſo wenig.

Von dem alten Smith erfährt man nur ſo viel, daß er ein gutherziger, ſchwacher, unbedeutender Sterblicher iſt.

Robert, Liddy und Jack ſind die einzigen Perſonen, die Phyſiognomie haben.

Samuel und der Viſitator haben Originalität; aber ſie ſind ſo offenbar von teutſcher Schöpfung, daß wohl ſchwerlich in ganz Großbrittanien zwey ſolcher Charaktere werden gefunden werden.

Wenn ſich ein teutſches Fräulein mit allen albernen Prätenſionen des Adelſtolzes an einen engliſchen Kaufmann verheurathete, ſo würde dieſe Thorheit doch gewiß in dem erſten Jahre ihres Aufenthalts in Großbritanien ſchon von ihr weichen; nichts kann ihr dort Nahrung geben; man wird ſie nicht einmal verſtehen. Die ganze Art der Zuſammenlebung, die öffentliche perſönliche Achtung, deren ein Kaufmann daſelbſt in viel größerem Maaße, wie ein kleiner teutſcher Edelmann, genießt: das alles wird ihr die Grillen von ihren Ahnen bald vertreiben. — Wie unnatürlich alſo, daß Miſtriß Smith nach zwanzig bis dreißig Jahren noch den Verſuch wagt, dieſe Narrheit geltend zu machen! *)

Die

---

*) Kürzlich hat der Herr von Kotzebue, der mit Recht ſo oft die Thorheiten des Adels lächerlich zu machen ſucht, auf einmal eine Vertheidigung des Erbadels in die wieneriſche Zeitſchrift einrücken laſſen. Vermuthlich iſt der ganze Aufſatz Ironie. Wie ſollte auch ein Mann von ſeinen Talenten ſich auf einmal ſo tief

Die Notarienſcene iſt äußerſt comiſch; aber ſie iſt ein hors d'oeuvre, und gehört nicht dem Herrn von Kotzebue, ſondern dem alten Vater Moliere.

Wer Schauſpiele ſchreibt, ſoll doch auch die Sitten des Landes ſtudiren, in welches er ſeine Scenen verſetzt; auch das vergißt der Herr von Kotzebue in der Eil, mit welcher er ſchreibt. Herr Smith heißt Sir John: folglich iſt er Baronet; denn kein Anderer führt in England vor ſeinem Taufnamen den Titel Sir. Er ſelbſt aber ſagt, er ſey von bürgerlicher Abkunft. Aber ſey er Baronet: ſo kann, bey ſeinen Lebzeiten, es doch ſein Sohn nicht auch ſeyn; allein auch Dieſer nennt ſich ſelbſt Sir Samuel Smith.

Jn England wird niemand zehn tauſend Pfund lieber in baarem Gelde als in Banconoten haben wollen, wie Herr Samuel.

Jn

tief geſunken fühlen, daß er ſich im Ernſt zum Mitarbeiter eines ſolchen Schufts, wie Aloiſius Hofmann iſt, machen wollte?

In England wird gar kein Knaſter verkauft, und doch will Herr Smith Knaſter rauchen.

Myſore iſt nie von einem Nabob regiert worden.

Dies alles ſoll nur beweiſen, wie wenig dieſer Schriftſteller an ſeinen Werken feilt; und hiervon zeugen noch andere Stellen. Der alte Smith klagt, die Frau habe ihm nicht einmal eine Kanne Porter geben wollen, und doch verſchenkt er nachher ein ganzes Faß voll ſtarken Biers an den Bootsknecht.

Im erſten Auftritte theilt Herr Smith vier Segen aus; im neunten Auftritte des zweyten Aufzuges abermals zwey; im dreyzehnten bittet Liddy um ein dito, und erhält ihn von der Mutter; im ſechsten Auftritte des dritten Aufzuges ſegnet Kaberdar; im vierzehnten ſegnet wiederum Herr Smith, und im funfzehnten nochmals der Nabob Kaberdar. — Das ſind viel chriſtliche und heidniſche Segen!

Der alte Officier war in ſo gutem Zuge, ſeine dramaturgiſchen Kenntniſſe auszukramen, daß er vermuthlich noch in einer Stunde nicht würde aufgehört haben, wenn nicht einer aus der Geſellſchaft, dem dieſe Abhandlung vielleicht eben ſo viel Langeweile verurſachte, als meinen Leſern, die Bemerkung gemacht hätte, daß es wohl Zeit ſeyn würde, ſich zur Maskerade auszurüſten. Man nahm alſo Abſchied von ihm, ging hinauf in des Licentiaten Zimmer, wo die beſtellten Ballkleider in Bereitſchaft lagen, ſteckte ſich in dies abgeſchmackte Coſtum, zur großen Freude der beyden jungen Spottvögel, und ging dann in dieſem Aufzuge mit einander zu Fuße den Bohlweg hinauf, dem Opernhauſe zu.

Der Officier ſtand in der Thür des Gaſtzimmers, als ſie die Treppe herunter kamen. „Aber, „wie mögen Sie,“ ſprach er, „Ihre Zeit mit einer „ſo elenden Unterhaltung verderben? Was für Vergnügen kann ein verſtändiger Mann daran finden, „ſich in einem Gewühle von Menſchen herumzutreiben, die, ausſtaffirt wie die Narren im Tollhauſe, „ſich zwecklos durch einander herumtreiben und „drängen; wo eigentlich getanzt werden ſollte, und „doch niemand, der gern ohne blaue Flecke und „Beulen nach Hauſe gehen will, tanzen mag; wo „man verkleidet hingeht, ohne ſich ſeinen Bekannten „unkenntlich zu machen, indeß die Unbekannten ſich, „auch ohne Maske, fremd bleiben würden?“

und ſtreckte meinen Sohn in das Grab. Meine Frau glaubte dieſe Krankheit in ihrer erſten Jugend überſtanden zu haben, und brauchte daher nicht die geringſte Vorſicht: aber ſie irrete. Wenig Tage nach des Kindes Tode brachen bey ihr die Blattern aus und machten auch ihrem Leben ein Ende.

Der Aufwand, den ich eine Reihe von Jahren hindurch gemacht hatte, war, wie ich Ihnen erzählt habe, ſehr groß geweſen; doch ſtand er noch immer in einem Verhältniſſe mit meinem und der Gräfin ſo anſehnlichen Vermögen, wobey ich nicht fürchten durfte, zu Grunde zu gehn. Es iſt wahr, daß ſie durchaus keinen Begriff von guter Hauswirthſchaft hatte. Die Ausgabe für ihre Garderobe, Spiel und andere unütze Dinge war ungeheuer; ich hatte mich dieſer Verſchwendung Anfangs nicht wiederſetzen mögen, ſondern ein paarmal große Summen, welche ſie ſchuldig war, für ſie bezahlt. Nachher aber bewegen mich ernſthafte Ueberlegungen, die das künftige Schickſal unſers Kindes zum Gegenſtande hatten, ihrem Aufwande auf anſtändige Art Grenzen zu ſetzen. Ich bat ſie daher, ſich gefallen zu laſſen, mit einer beſtimmten jährlichen Summe auszukommen; ihr Willen, dies in Ausübung zu bringen, war gut; aber ſie calculirte nicht richtig, und es wurden vor

wie

Vermuthlich würde der alte Critiker eine eben ſo lange Abhandlung über die Maskeraden, als über die Schauſpiele, zu Tage gefördert haben, wenn nicht unſere Freunde die Unterredung kurz abgebrochen, und ihren Weg fortgeſetzt hätten. Sie ſchlichen ſich daher vor ihm vorbey und gingen.

Zwölftes Capitel.

Was der Herr Hauptmann Previllier dem alten Dornbuſch unterwegens erzählt. Zuſammenkunft in Steinbrüggen.

Dem Herrn Dornbuſch kam die Entdeckung, daß ſeine Tochter und ſein Bruder noch vor zwey Stunden mit ihm zugleich in Peina geweſen wären, wie ein Traum vor. Der Officier fing an, ihm das ganze Räthſel aufzulöſen, ſobald ſie im Wagen ſaßen, und die Freude des alten Mannes, ſo gute Nachrichten von den Seinigen zu erhalten, war jetzt unbeſchreiblich. Gern hätte Herr Previllier dieſe angenehmen Empfindungen in vollem Maaße mit ihm getheilt, wenn nicht die Unruhe über den Verluſt ſeiner Geliebten jeden fröhlichen Gedanken von ihm verſcheucht hätte.

Doch, da der Förſter und der geiſtliche Herr kaum vor anderthalb Stunden erſt mit dem jungen Frauenzimmer abgefahren waren, ſchien es mehr als wahrſcheinlich, daß ſie das Fuhrwerk noch dieſſeits Goslar einholen würden, und dann hörte ja die Gewalt des Oheims über die Nichte auf, und er konnte die Schöne aus der Hand ihres Vaters empfangen. Dieſe Hoffnung erheiterte ihn wieder, und da ſein Pflegevater nur kurze, ſummariſche Nachrichten von ſeinen erlebten Schickſalen nach Oſtindien bekommen hatte, vertrieb er, auf das Bitten des alten Herrn, ihm unterwegens die Zeit durch genauere Erzählung dieſer Begebenheiten, die wir denn auch den Leſern in ſeinen eignen Worten mittheilen wollen.

„Der redliche Conſul, dem Sie mich anvertrauet hatten, handelte von dem Augenblicke an, da ich ihm war übergeben worden, wie ein leiblicher Vater an mir, und mein Zutrauen und meine Liebe zu ihm wuchſen mit jedem Tage. Er ſchwatzte nicht viel von zärtlichen Empfindungen, und hatte überhaupt in ſeinem Aeußern nicht jene unteutſche Geſchmeidigkeit, wodurch Menſchen von geringerm innern Werthe ſo gern die gute Meinung derer, die ſie fürchten, zu erſchleichen pflegen; aber echte Feinheit

heit des Gefühls, die bey reellen Veranlaſſungen aus ſeinem wohlwollenden Herzen hervorblickte, thätige Hülfe ohne viel Wortprunk, vereinigt mit unbeſtechbarer Wahrheitsliebe und Würde des Charakters waren die Grundzüge des ſeinigen. Sobald er mich nun ausgerüſtet, und meinetwegen Antwort von ſeinem Freunde, dem Obriſten, erhalten hatte, ſchickte er mich, begleitet von einem treuen Mohren, der ſein Bedienter war, mit dem Poſtwagen nach ***. Daſelbſt trat ich in einem Gaſthofe ab, kleidete mich ſauber an, ſteckte das Empfehlungsſchreiben des Conſuls in die Taſche, und wanderte hin zu meinem Obriſten.“

„Ich muß, ehe ich in meiner Erzählung fortfahre, Ihnen hier ein ſchwaches Bild von dieſem würdigen Kriegsmanne entwerfen. Er war in ſeinem äußern Betragen rauh, doch von Herzen bieder, ſprach ſehr wenig, mehrentheils nur in abgebrochenen Sätzen; aber alles, was er ſagte, hatte Kraft, Originalität, und nicht ſelten einen Anſtrich von eigenthümlichem Witze. Jeden ſolchen Kernſpruch pflegte er dann damit zu beſchließen, daß er ein paar Noten hinterher ſang: „Ich bin,“ ſprach er, „nun „einmal ſo; tüh - - - hü; und wer mich ſo nicht „leiden mag, der kann mich laufen laſſen; tüh - - - hü.“

Nächſt dem Soldaten ſchätzte er den redlichen Handwerker am höchſten, höher wie die Menſchen aus andern Klaſſen. Gelehrte konnte er gar nicht ausſtehen. Sie hätten, behauptete er, faſt ſämmtlich ihre gerade, geſunde Vernunft wegſtudirt; alles ſey bey ihnen auswendig gelernter Kram; ihre ganze Weisheit ſey an einen langen gekauften Bindfaden (er zielte damit auf den Syſtemsgeiſt) gereiht. Rührte man nun das eine Ende an, ſagte er, ſo polterte einem immer der ganze Plunder über den Leib, und immer derſelbe Plunder, man mögte das vorderſte oder das hinterſte Ende ergreifen. Strenge waren ſeine Begriffe von Gerechtigkeit, und deswegen verzieh er nicht leicht vorſetzliche Beleidigungen, wenn er nicht ungeheuchelte Reue wahrnahm, beſonders da, wo nicht ſowohl ſeine Perſon, als die Tugend ſelbſt war gekränkt worden. Nicht ärger konnte er entrüſtet werden, als wenn er darauf zu reden kam, daß gewiſſe Stände andere nützlichere Menſchenklaſſen geringſchätzten. Einem Sattler, der lange für ihn gearbeitet hatte, entzog er ſeine Kundſchaft, ſobald er erfuhr, daß er ſeinen Sohn kein Handwerk lernen laſſen, ſondern ihn auf Univerſitäten ſchicken wollte.“

„So war der Mann beſchaffen, von dem ich mein künftiges Glück erwarten ſollte. Als ich bey ihm angemeldet wurde, ließ er mir zuerſt meinen Brief abfordern, und nachdem er ihn geleſen hatte, mußte ich zu ihm hinaufkommen. Er nickte wiederholt freundlich mit dem Kopfe, ohne ein Wort zu reden, als ich mich ihm näherte; dann ſtand er auf, ergriff mich bey den Schultern, und drehte mich dreymal herum. Als er nun den kleinen Haarbeutel gewahr wurde, den ich, um mich recht herauszuputzen, eingebunden hatte, fing er laut an zu lachen, und rief aus: „Hah! ein junk franzöſch Mar„quis! kann niks teutſch parlir; tüh -- hü.“ Dieſer ſeltſame Empfang verblüffte mich ſo, daß mir die Thränen in die Augen traten; das that dem guten Manne weh; er ſtreichelte mir daher die Backen, und ſagte liebevoll: „Nur getroſt, mein Jün„gelchen! Ich will Dich bey mir behalten, und ei„nen rechtlichen Kerl aus Dir machen, und der „Haarbeutel ſoll verauctionirt werden; tüh --- hü.“ Noch an demſelben Tage wurde dann der Regimentsſchneider geholt, um mir das Maaß zu nehmen; und ſechs und dreißig Stunden nachher ſtand ich als wohl beſtaliter Fahnenjunker da. „So laſſe „ich's gelten; tüh --- hü!“ ſang der Obriſt, und behandelte mich von nun an wie ſein eignes Kind.

Ich bekam ein Zimmerchen angewieſen, ſpeiſete an ſeinem Tiſche, lernte das Exerciren, bekam Unterricht im Rechnen und Schreiben, dann auch in den mathematiſchen Wiſſenſchaften, im Franzöſiſchen, im Reiten und Fechten, und noch obenein gab mir der großmüthige Mann Taſchengeld, und erſt nachher habe ich erfahren, daß er von dem Conſul keine Entſchädigung dafür annahm. Aller dieſer Wohlthaten ungeachtet redete er ſelten ein einziges Wort mit mir; aber auf ſeinem Geſichte konnte ich es leſen, ob er mit meinem Fleiße und meiner Aufführung mehr oder weniger zufrieden war.“

„Der Haushalt meines Obriſten beſtand, außer ihm und ſeinem Sohne, dem Fähndrich, einem Erztaugenichts, der ihm viel heimlichen Kummer machte, aus einem alten tauben Koche, einer einäugigten Soldatenwitwe, welche die Betten bereiten und das Haus rein halten mußte, einer dicken plumpen Küchenmagd, zwey Bedienten, die zugleich Soldaten waren, und einem Reitknechte. Der alte Obriſt hatte ſeine Augen aller Orten, und eine größere Ordnung und Pünktlichkeit, wie in ſeinem Hauſe herrſchte, konnte man ſich kaum denken. Das Geſinde liebte und fürchtete ihn, war treu, fleißig, häuslich und einig unter einander. Des Sonntags, wenn der Herr im Clubb war, holte der Koch eine ſchmutzige Violine vom Haken herunter, wo ſie hing, fiddelte den Deſſauer Marſch, oder einige Tänze, die zu Georg des Andern Zeiten in Hannover, wo er ſeine Kunſt gelernt hatte, Mode geweſen waren, und die Bedienten ſpielten im Dambrette, wozu ſie die Steine ſelbſt geſchnitzelt hatten. So ging alles Jahr aus Jahr ein ſeinen ruhigen, friedlichen Gang fort. Der Obriſt war gaſtfrey, doch nur gegen die Officiers ſeines Regiments, ging ſelten aus, und las, wenn er allein war, alte und neuere hiſtoriſche Bücher.“

„Ich habe eben geſagt, der Obriſt hätte überall in ſeinem Hauſe die Augen gehabt; nur über Einen Gegenſtand ſchien er blind, und der war die Aufführung ſeines Sohns, des Fähndrichs. Das einzige Kind, die Verlaſſenſchaft einer früh verlorenen, geliebten Gattinn, — das war es, was ſich zu Rechtfertigung dieſer Schwäche ſagen ließ. Der junge Menſch führte nicht nur ein ausſchweifendes Leben, ſondern belog und beſtahl auch ſeinen würdigen Vater, der ihm doch keine Bitte verſagte; ja, er rühmte ſich deſſen laut. Sein Charakter und ſein Wandel waren aber auch auf ſeinen bleichen, ſchlaffen Wangen, in ſeinen matten Augen und aus ſeinen unſichern, irrenden Blicken zu leſen. Männern war dieſer Menſch unerträglich, aber — und leider habe ich nachher in der Welt oft dieſe Bemerkung zu wiederholen Gelegenheit gehabt, — den mehrſten gewöhnlichen Weibern gefiel der Unverſchämte beſſer, als ein blühender, tugendhafter, beſcheidener Jüngling. Ich fühlte mich bey dem erſten Anblicke von ihm zurückgeſtoßen, und ſeine Abneigung gegen mich war nicht geringer, ſobald er ſah, daß ich mich nicht nach ſeinem Muſter bilden, mit ihm nicht gemeinſchaftliche Sache machen wollte. Allein er war der einzige im Hauſe, der mir abgeneigt war; alle Andere liebten mich, und mein Wohlthäter zeigte mir täglich mehr väterliche Zuneigung, obgleich der Fähndrich keine Gelegenheit verſäumte, mich bey ihm anzuſchwärzen. Oft war ich in Verſuchung, dem Obriſten die Betrügereyen ſeines Sohns zu entdecken; Dankbarkeit ſchien mich dazu aufzurufen; aber Vorſichtigkeit hielt mich zurück. Indeſſen begegnete ich dem Böſewichte, ſelbſt in des Vaters Gegenwart, mit der Verachtung, welche er verdiente; und ſo gerecht war der alte Mann, daß er mir, dieſes ſeines Lieblings wegen, nie ſein Wohlwollen entzog.“

„Ich war beynahe noch ein Knabe, als der Obriſt mich dem Herzoge, ſeinem Herrn, zum Fähndrich vorſchlug, und, als mein Patent ausgefertigt war, mir eine größere Summe Geldes ſchenkte, wie ich zu meiner Equipirung bedurfte. Allein die Glückſeligkeit, die ich an der Seite eines ſo guten Chefs und edlen Wohlthäters genoß, dauerte nicht lange; der alte Herzog, deſſen Jugendfreund er war, ſtarb, und der neue Herr warf, wie es zu geſchehen pflegt, alles über den Haufen, was ſein Vater eingerichtet hatte. Er war ein harter, gefühlloſer, hochmüthiger, unwiſſender und mißtrauiſcher Menſch. Mit dem Militair wurde eine große Veränderung vorgenommen; die Officiers wurden aus einem Regimente in das andere verſetzt, ohne Rückſicht darauf zu nehmen, wie wenige von dieſen ſchlecht bezahlten Leuten im Stande waren, die Unkoſten einer ſolchen Veränderung zu beſtreiten; ja, es war ihm Urſache genug, jemanden an einen andern Ort hin zu verpflanzen, wenn er merkte, daß dieſer gern da geblieben wäre, wo er war.

Mein redlicher Obriſt erhielt ein anderes Regiment; ſein Sohn aber und ich blieben in der bisherigen Garniſon, und bekamen einen andern Chef. Dieſer war ganz ein Mann nach des Herzogs Wunwie nach Schulden gemacht, deren ſich nach ihrem Tode eine Menge fand.

Da mein Sohn vor ſeiner Mutter geſtorben war; ſo konnte ich, nach den Landesgeſetzen, ihr Erbe nicht ſeyn; kein Teſtament war von ihr gemacht worden. Dies war ſchon ein harter Schlag für mich. Indeſſen hatte ich große Summen von meinem eigenen Vermögen in ihre Güter geſteckt, und ſie damit anſehnlich verbeſſert. Mit Recht durfte ich hoffen, daß mir wenigſtens dieſe Gelder wieder herausgezahlt werden würden: allein die Verwandten der Gräfinn, welche bey ihrem Leben nichts als Gefälligkeit geweſen waren, zeigten ſich nun als äuſſerſt eigennützige, ungerechte Menſchen. Ich wurde in einen weitläufigen Proceß mit ihnen verwickelt, den ich freylich durch einen Vergleich endigte, wobey ich aber beträchtlich viel von dem Meinigen einbüßte.

Jetzt war es höchſt nothwendig, meine Ausgaben einzuſchränken und kaum wurde der Pöbel aller Claſſen gewahr, daß ich nicht mehr mit ſo viel Glanz, obgleich immer in einem meinem Range angemeſſenen Aufwande, erſchien; ſo merkte ich deutlich, daß ein großer Theil der äuſſern Verehrung wegfiel, die man mir allgemein bewieſen hatte.

Bis

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-51468-9
KNIGGE,A.F.F.L.VON FN. 03742/041

ſche; ſtrenge, pedantiſch, ein Tamaſchenheld, der von untenauf gedient hatte, und ſeine Untergebenen wie Sclaven behandelte. Ich hätte nun von meiner geringen Gage leben müſſen, wenn mein großmüthiger Beſchützer mir nicht von Zeit zu Zeit anſehnliche Zuſchüſſe geſchickt hätte; allein meine Lage war darum nicht weniger unangenehm, denn mein neuer Obriſt konnte mich nicht leiden, hatte immer etwas an mir auszuſetzen, und neckte mich unaufhörlich.

In der Stadt wohnte eine verwitwete Rittmeiſterinn von Seebach, nebſt ihrer Tochter, einem liebenswürdigen, ſanften und tugendhaften Mädchen. Ich hatte Umgang in dem Hauſe, wurde von Mutter und Tochter gern geſehen, und würde, wäre ich nicht ſo arm geweſen, gewiß Plan auf ihren Beſitz gemacht haben; ſo aber lehrten mich Vernunft und Pflicht, mich in den Gränzen der Hochachtung und Freundſchaft zu halten, und jede andere Neigung zu unterdrücken. Der Fähndrich aber, mein geſchworner Feind, hatte ein Auge auf das Fräulein, ſo wenig ſie ihn auch leiden konnte; und da alle ſeine Anträge verworfen wurden, glaubte er, ich ſtände ſeinem Glücke im Wege. Eines Abends, als ich grade bey der Frau von Seebach war, kam er betrunken herein, und betrug ſich ſo ungezogen, daß ich endlich die Geduld verlor, und ihm Stillſchweigen auflegte. Dem jungen Herrn ſchwoll der Kamm; er ſtieß Beleidigungen gegen mich aus; die Hitze überwältigte mich; ich warf ihn zur Thür hinaus, und er ging drohend weg. Nachdem ich den Damen meine Entſchuldigungen gemacht hatte, blieb ich noch eine Stunde lang bey ihnen, und wollte dann nach Hauſe, wo ich eine Ausforderung von meinem Feinde erwartete. Es war in der Dämmerung eines Herbſtabends; ich mogte ungefähr zwölf Häuſer vorbey gegangen ſeyn, und wollte nun in eine enge Gaſſe einbeugen, als ich von dem Böſewichte und einem andern, eben ſo ſchlechten Menſchen, die ſich an der Ecke verſteckt gehalten hatten, meuchelmörderiſcherweiſe angegriffen wurde. Sie ſtürmten mit bloßem Degen auf mich ein, und ich hatte kaum Zeit, den meinigen zu ziehen, mich an eine Wand zu ſtellen, um den Rüken frey zu haben, und mich in Vertheidigungsſtand zu ſetzen. Bey dem erſten Anfalle hatte Einer von den Schurken nach mir geſtoßen, mich aber nur leicht in den linken Arm verwundet. Jetzt drangen ſie Beyde ungeſtüm auf mich ein. Anfangs vertheidigte ich mich nur; da ich aber vorausſah, daß ich auf dieſe Weiſe leicht ihr Opfer werden könnte, ſuchte ich wenigſtens nur

Einen vom Halſe zu ſchaffen. Ich fiel alſo unerwartet aus, als mir der Fähndrich grade Blöße gab, und wollte ihn etwa durch einen Stich in den Arm wehrlos machen; allein ich traf in den Leib; er ſtürzte, und der andere entfloh.

Es fiel gleich nach der That zentnerſchwer auf mein Herz, daß mein unglückliches Verhängniß mich gezwungen hatte, an dem Sohne meines Wohlthäters vielleicht zum Mörder zu werden; ich eilte ihm zu Hülfe; er war nur ohnmächtig, erholte ſich bald wieder, und war noch ſtark genug, ſich von mir nach ſeinem Quartiere führen zu laſſen. Dort verſchaffte ich ihm einen Wundarzt, welcher gleich nach der erſten Unterſuchung verſicherte, daß gar kein edler Theil verletzt, und durchaus keine Lebensgefahr da ſey.

Ich würde alſo über die Folgen, welche dieſer Vorfall für mich, der ich nur Nothwehr geübt hatte, haben konnte, ſehr ruhig geweſen ſeyn, wenn ich weniger die ſchändliche Denkungsart meines Gegners und ſeines Beſchützers, des Obriſten, gekannt hätte. Dieſer Letztere war jetzt mehr als jemals mein Feind. Er hatte kürzlich einen Unterofficier bloß deswegen, weil er ihn in der neuen Montirung angetroffen hatte, die er eigentlich nur auf der Parade tragen ſollte, ſo gefuchtelt, daß der arme Mann davon geſtorben war *). Ich hatte mich nicht enthalten können, über dieſe Greuelthat laut zu reden, und das hatte der Obriſt wieder erfahren. Jetzt war die Gelegenheit da, mich ſeinen Haß fühlen zu laſſen, und dieſe Gelegenheit ließ er nicht entwiſchen. Die ganze Sache wurde ſo verdreht, und die Art der Unterſuchung ſo unregelmäßig vorgenommen, daß ich, ohne ordentliches Verhör, zu einem Feſtungsarreſte auf ein halbes Jahr verurtheilt wurde.

Was war zu thun? ich mußte der Gewalt nachgeben. Da mir's indeſſen erlaubt war, aus meiner Gefangenſchaft Briefe fortzuſchicken, ſo ſchrieb ich nicht nur an meinen würdigen alten Obriſten,

---

*) Dieſe Anekdote iſt wahr, — wahr, zur Schande des Böſewichts, eines Obriſten von **; die Finger jucken mich, den Kerl zu nennen, — der vor einigen Jahren dieſe That begangen, und zur Schande des Fürſten, der ſie nicht beſtraft hat. Wo dergleichen geſchehen und niemand murren darf, nicht wahr, da iſt kein Despotismus; da iſt das Volk durch die Propaganda aufgehetzt, wenn es endlich ein wenig unruhig wird?

ſten, um ihn um Verzeihung zu bitten, ſondern meldete auch meinem guten Conſul den Vorfall, und meinen Entſchluß, gleich nach meiner Befreyung den ***ſchen Dienſt zu verlaſſen, und anderswo mein Glück zu ſuchen.

Der bayriſche Succeſſionskrieg, welcher grade in dieſer Zeit ausbrach, gab mir einen ehrenvollen Vorwand, meinen Abſchied zu fordern, indem ich den Herzog bat, mich zu entlaſſen, damit ich bey der öſterreichiſchen Armee ein paar Feldzüge mitmachen und die militäriſchen Kenntniſſe, welche ich in ſeinem Dienſte zu erlangen das Glück gehabt hätte, praktiſch ausüben lernen könnte. Der Abſchied wurde mir nicht verſagt; wider die Gewohnheit junger Officiers hatte ich mir von den Geſchenken meines Wohlthäters eine Caſſe von ein paar hundert Thalern geſammelt; der Conſul vermehrte dieſe Summe auf die großmüthigſte Weiſe, und ſchickte mir zugleich Empfehlungsſchreiben an zwey öſterreichiſche Generals; und ſo war ich denn im Stande, meine Reiſe zur kaiſerlichen Armee anzutreten.

Allein ich hatte vorher noch eine Pflicht zu erfüllen; ich mußte dem würdigen Obriſten meine Dankbarkeit darbringen, und mich bey ihm rechtfertigen wenn auch ihm meine Aufführung vielleicht aus einem falſchen Geſichtspunkte war vorgeſtellt worden. Beydes glaubte ich am beſten ſchriftlich thun zu können; doch ſchonte ich dabey, ſo viel ſich's irgend thun ließ, ſeines Sohns.

Ich konnte die Antwort nicht abwarten, habe auch ſeit der Zeit nie wieder eine Zeile von dem edlen Manne geleſen, denn er ſtarb wenig Monate nachher am Schlagfluſſe.

Da ich vorher an den großen, guten Kaiſer Joſeph geſchrieben, und von ihm die Zuſicherung erhalten hatte, als Capitain bey einem der neu errichteten Freycorps angeſetzt zu werden, in ſo fern ich eine gewiſſe Anzahl Recruten lieferte; ſo machte ich dazu Anſtalt, brachte bald in den Rheingegenden einen Theil dieſer Mannſchaft zuſammen, bezahlte für die Fehlenden eine beſtimmte Summe, und ging dann zur Armee.

Die kräftigen Empfehlungsbriefe des Conſuls und ein paar glückliche Vorfalle, die mir Gelegenheit gaben, Dienſteifer und einigen Muth zu zeigen, erwarben mir die Achtung meiner Cameraden und die Zufriedenheit meiner Vorgeſetzten. Der

Krieg dauerte, zum Glücke der Völker, nicht lange; die Freycorps gingen dann aus einander; allein ich erhielt die Verſprechung, in ein regulaires Regiment eingeſetzt zu werden. Um dieſe Sache nun thätiger betreiben zu können, ging ich gleich nach dem Frieden nach Wien. Dort brachte ich beynahe ein halbes Jahr ſehr vergnügt zu, und machte manche recht intereſſante Bekanntſchaft. Wichtiger wie alles Uebrige war mir das Glück, den liebenswürdigen Fürſten in der Nähe bewundern zu können, der ohne Prunk, aus wahrer Wärme für das Gute, ſo thätig war, Glück und Wahrheit zu verbreiten; der gegen ſo unendliche Schwierigkeiten, die ihm Dummheit und Bosheit in den Weg legten, muthig ankämpfte, kein Gift, keinen Dolch und keine ſpitzige Feder fürchtete, weil er wußte, daß die Fürſehung wahre Größe ſchützt, und daß man nur dann Urſache hat, ſich zu fürchten und das Licht zu ſcheuen, wenn man ſich ſelber nicht trauen, ſich ſelber nicht reſpectiren darf; und der, wenn er eben ſo glücklich geweſen wäre, als er gut und eifrig war, von der ſpäten Nachwelt noch mit Bewunderung angeſtaunt werden würde.

Meine Hoffnung, wieder in Thätigkeit zu kommen, wurde bald erfüllt; man ſetzte mich in meinem

vori:

vorigen Range im •••ſchen Regimente an, und bald nachher bekam ich den Befehl, nach Goslar auf Werbung zu gehen.

Sie wiſſen, beſter Vater, daß ich dort die Bekanntſchaft Ihrer liebenswürdigen Tochter machte, und was weiter vorgefallen iſt; möchten wir nun nur den Zweck erreichen, ſie bald wieder einzuholen! Dann iſt es in Ihren Händen, mein Glück, deſſen erſter Schöpfer Sie geweſen ſind, vollkommen zu machen.“

Während der Hauptmann Previllier dieſe ſeine Geſchichte erzählte, blickten ſie Beyde oft zum Wagen hinaus, um zu entdecken, ob ſich nicht ein Fuhrwerk vor ihnen ſehen ließe. Sie fragten Jeden, der ihnen begegnete, und erfuhren endlich, daß die bewußte halbe Kutſche ungefähr eine Stunde früher denſelben Weg genommen hatte. Dieſe Nachricht erhielten ſie kurz vor Steinbrüggen, und als ſie dahin kamen, ſahen ſie den Wagen in einem Hofe ſtehn. Ihre Freude war unbeſchreiblich; ſie ſprangen aus der Caleſche, — aber alles im Wirthshauſe lief durch einander, — dieſe Verwirrung prophezeihete ihnen nichts Gutes. Der Förſter rennte wie unſinnig herum, und fluchte wie ein Heſſe. Sein Bruder fiel ihm um den Hals, — er wußte nicht, wie ihm geſchahe; — „Bruder! lieber, theurer Bruder! „Aber wo iſt ſie? Wo iſt meine Margaretha?“ — „Wo ſie iſt? der Teufel hat ſie geholt, das Wettermädchen! Aber finden muß ich ſie, und ſollte ich „die halbe Welt durchrennen.“

So ſtanden die Sachen in Steinbrüggen. — Allein es iſt Zeit, daß wir wieder zu der Demoiſelle zurückkehren, die wir auf freyer Heerſtraße allein gelaſſen haben. Wir ſind zu galant, um ihr nicht bald zu Hülfe zu eilen.

Bis dahin war mein Gehalt noch derſelbe geweſen, den mir der *** bey Antritt meiner Stelle im Miniſterium ausgeſetzt hatte; jetzt war er ſo großmüthig, weil er ſah, daß ich deſſen bedurfte, mir von freyen Stücken eine Zulage zu verwilligen. Allein — warum muß denn das elende Geld auch über die größten und beſten Menſchen ſo viel Gewalt haben? — kaum hatte dieſer Fürſt mir meine Beſoldung vermehrt; ſo fieng er an, mich in Kleinigkeiten nicht mehr mit ſo viel Feinheit und Schonung zu behandeln, und ich ſelbſt fühlte mich ſclaviſcher, abhängiger, als bisher — Welche Schwäche! Wozu bedurfte ich eines Fürſten? Ich brauchte ja nur den ganzen Miniſter-Plunder von mir zu werfen; ſo blieb mir als Privatmanne immer genug übrig, um anſtändig zu leben. — Wir bemerkten von beyden Seiten die Veränderung, die in uns vorzugehn anfieng, und das verſtimmte ein wenig den bisherigen Ton des Umgangs zwiſchen meinem Herrn und mir. Doch das hätte immer noch hingehn mögen, würde ſich vielleicht in der Folge wieder haben in den vorigen Gang bringen laſſen (denn im Grunde mußte er doch fuhlen, daß keiner von Denen, die ihn umgaben, ihn ſo ſchnell und ganz, wie ich faſſen, und daß er keinen beſſer zu Ausführung ſeiner Entwürfe nützen konnte) wenn nur nicht auch andre Leute da-

hin-

Dreyzehntes Capitel.

Jungfer Margaretha Dornbuſch begibt ſich in den Schutz einer alten chriſtlichen Dame, und ſetzt ſich neuen Gefährlichkeiten aus.

Ja, nicht etwa auf offner, freyer Heerſtraße nur; nein, was noch ärger iſt, in einem hohlen Wege haben wir unſer Frauenzimmer gelaſſen. Wie mancherley Gefahren konnte nicht das wehrloſe, ſchwache Geſchöpf hier ausgeſetzt ſeyn! Uns treten die Thränen in die Augen, wenn wir alles erwägen, was dem armen Mädchen da hätte begegnen können. „O!“ würde hier ein Schriftſteller ausrufen, dem es um die moraliſche Beſſerung ſeiner Leſerinnen zu thun wäre, — darauf aber haben wir, im Vorbeygehen

gehen zu ſagen, es gar nicht angelegt, ſondern nur auf Beluſtigung und Honorarium — „O!“ würde er ſagen, „Ihr leichtſinnigen Kinderchen! wohin „kann nicht eine einzige Uebereilung führen! — „Da ſpiegelt Euch nun an dem Beyſpiele der Jungfer Margaretha Dornbuſch, die Ihr jetzt wie eine „Landläuferinn an Hecken und Büſchen und in hohlen Wegen herumirren ſehet, und laſſet mir das „vermaledeyete Romanleſen unterwegens, wodurch „Ihr Euch nur Thorheiten in den Kopf ſetzt!“

Doch wir wollen uns bey den Ausrufungen nicht aufhalten, ſondern ſchlechtweg erzählen, was unſerer Schönen begegnete. Sie mogte ungefähr ein paar hundert Schritte in beſagtem hohlen Wege ängſtlich eilig fortgerennt ſeyn, als ſie auf eine andere Straße ſtieß, welche dies Defile' durchkreuzte, zugleich auf derſelben eine Kutſche erblickte, die, von drey Pferden gezogen, langſam daher wackelte, und ihr ſchon ziemlich nahe war. Der Kaſten dieſes Fuhrwerks ſahe für ſein Alter noch ganz reputirlich aus, war ein wenig groß, und der Untertheil bauchartig ausgeſchweift. Mit gelben Nägeln ſahe man an den beyden Thüren die Buchſtaben *v. B.* angebracht; ein kleiner, mit Seehundfell überzogener Koffer war hinten aufgebunden, und ein Bettler, der gern mit Gelegenheit reiſen wollte, hatte ſich dieſen zum Sitze gewählt. Außerdem befanden ſich noch zwey Körbe und eine Schachtel an den Bock mit Stricken befeſtigt; der Fuhrmann aber, in einem ſogenannten Futterhemde, mit einer kleinen Tabackspfeife im Munde, ging neben den drey Gäulen her, die der Autor als ein wenig zu mager ſchildern müßte, wenn er nicht aus gewiſſen Urſachen die Parthey magerer Geſchöpfe nähme. Der Zug ging langſam und bedächtlich, und unſere Demoiſelle hatte volle Muße, ſich auf den Schritt vorzubereiten, den ſie zu thun Willens war, ehe die Kutſche den Platz erreichte, wo die Straße den hohlen Weg durchſchnitt.

Ein nicht ganz lieblicher und nicht ſehr harmoniſcher zweyſtimmiger weiblicher Geſang, von einem grämlichen Alt und einem durchdringenden Naſenſopran in Octaven vorgetragen, ſchallte aus der Kutſche heraus, deren dieſſeitiges Fenſter geöffnet war. Der Fuhrmann brummte, ſo oft er die Pfeife aus dem Munde nahm, um auszuſpucken, im Baſſe die letzte Note nach; übrigens war es die Melodie des Abendliedes: „Nun ſich der Tag geendet hat.“

„Ich bitte Sie um Gottes willen, meine wertheſten Frauenzimmer!“ rief Margaretha, und unterbrach dadurch das andächtige Lallen; „ich bitte Sie, gönnen Sie mir einen Sitz in Ihrer Kutſche! Wo Sie auch hinreiſen; ich verlange nichts, als Ihren Schutz bis zur nächſten Stadt. Ich will Ihnen auf keine Weiſe beſchwerlich seyn. Nur einen ſichern Platz gönnen Sie mir bis dahin!“ — „Halt ſtill, Nicolaus!“ ſprach bedächtlich, doch laut, eine alte Dame, indem ſie ihre Brille von der Naſe nahm, ein Probeflickchen von braunem Camelot als ein Zeichen in das Geſangbuch legte, welches ſie zuſchlug, dann das kupfrigte Geſicht zum Schlage hinausſtreckte, und ziemlich unfreundlich fragte: „Was will Sie, Jungfer?“ Meta wiederholte ihre Bitte, und erzählte ihre Geſchichte. — Allein man merke wohl, Ihre Geſchichte war es; doch nicht die, welche ihr begegnet war, ſondern die ſie erfunden hatte; es war ein Mixtum compoſitum von Wahrheit und Nothlüge. Von grauſamen Verwandten und einer verhaßten Heyrath, wozu man ſie arme Wayſe zwingen wollte, kam etwas darin vor; nur der Officier, von welchem ſie Rettung erwartete, ſobald ſie an ihn ſchreiben würde, wurde aus einem Liebhaber in einen würdigen Vetter umgeſchaffen. Ich hoffe, dieſe geringe Abweichung von der Wahrheit ſoll unſer junges Frauenzimmer in den Augen der Leſer nicht herabſetzen; wenigſtens werde ich die Leſerinnen, die jüngern nämlich, auf meiner Seite haben.

Die alte Dame ſchüttelte während dieſer Erzählung bedächtlich ihr Köpſchen, und ſagte dann: „Nun, Sie darf einſteigen. Ich reiſe, ſo Gott „will, nach Braunſchweig. Dahin mag Sie mit„fahren. Aber dort muß Sie ſehen, wie Sie „unterkömmt, denn ich kann mich nicht mit frem„den Leuten behängen.“ Der Wagen wurde geöffnet, und Meta überſah jetzt die ganze Geſellſchaft, in welche ſie eingeführt werden ſolite; denn der untere Theil der Kutſche verbarg noch, gleich dem Bauche des trojaniſchen Pferdes, mehr lebendige Weſen, als von außen ſichtbar waren. Der alten Dame gegenüber ſaß ein junges, ſchwarzäugigtes Kammermädchen, mit einer Haubenſchachtel auf dem Schooße; an der Seite ihrer Gebieterinn hatte ein garſtiger grauer Kater Platz genommen; ein bejahrter, engbrüſtiger Mops lag zu den Füßen, und neben ihm ein kleiner weiß und braun gefleckter ſogenannter Spionhund; unter dem Himmel der Kutſche aber war, zwiſchen einigen in Tüchern aufgehängten Hauben, auch ein kleines Vogelbauer befeſtigt, in welchem ein Canarienmännlein ſein Weſen trieb. Es fand ſich grade neben dem Kammermädchen noch Platz genug für Margaretha Dornbuſch, um, wenn ſie keinen großen Anſpruch auf Raum für ihre Beine machte, ziemlich bequem zu ſitzen.

Jetzt halte ich es für meine Pflicht, die Leſer genauer mit den Perſonen bekannt zu machen, unter welche wir die Jungfer Dornbuſch geführt haben, und dann ſoll uns nichts abhalten, ſie ihre Reiſe fortſetzen zu laſſen. Das Fräulein von Brumbei *) war Stiftsdame in ***. Da die Natur, bey Entwerfung des Plans zu ihrer ſterblichen Hülle ſich ein wenig verzeichnet, und ihre gnädigen Eltern kein baares Vermögen hinterlaſſen hatten, ſo ergriff ſie die Parthey, die Lüſte dieſer Welt und die zeitlichen Güter zu verachten, und ſich nach den himmliſchen zu ſehnen, auf welche ſie ſich durch fleiſſiges Beten und Singen ein Recht zu erwerben trachtete. Je älter ſie wurde, deſto wärmer eiferte ſie für Keuſchheit und Tugend, und Margaretha hatte den Schutz, den ſie ihr angedeihen ließ, größtentheils der Verſicherung zu danken, daß ſie dem Eheſtande aus dem Wege gelaufen wäre. Weil aber der Geiſt des ſchwachen Menſchen nur gar zu oft vom Fleiſche niedergedrückt wird, hatte ſich das Fräulein nach und nach gewöhnt, jenem durch den Genuß eines reinen abgezogenen Kirſchwaſſers einen höhern Schwung zu geben; und wirklich duftete unſerer Meta, als ſie zu ihr in den Wagen ſtieg, der ſüße Geruch dieſer Panacäe entgegen. Nun aber hatte es ſich begeben, daß Beelzebub, welcher den Frommen immerdar auflauert, einſt den Augenblick genützt, als das Fräulein von Brumbei von der beſagten Kirſch-Eſſenz faſt viel genoſſen, und dadurch das Fleiſch ſo getödtet hatte, daß alle Achtſamkeit auf den Gebrauch ihrer irdiſchen Gliedmaßen dahin war; — es hatte ſich begeben, ſage ich, daß in einer ſolchen Stunde Beelzebub ſie verleitete, die kleine Treppe in ihren Keller hinabzuſteigen; ihr Fuß war ausgeglitten, ſie war hinabgeſtürzt, und hatte ſich die linke Hüfte verrenkt. Der Stiftschirurgus wendete alle Kräfte ſeiner

---

*) Wir wiſſen nicht, ob der für die reine Lehre ſo eifrige Prediger Brumbei, welcher ſich kürzlich bey der Inquiſition gegen den Ketzer Schulz in ganz Teutſchland ſo berühmt gemacht hat, ein Sprößling jener adlichen Familie iſt.

Kunſt an, den Schaden zu heilen, nachdem die warmen Umſchläge, welche das ſchwarzäugigte Kammermädchen ohne Unterlaß auflegen mußte, nicht helfen wollten, — alles vergebens! Dann nahm ſie ihre Zuflucht zu dem Scharfrichter in Goslar, aber mit keinem glücklichern Erfolge. Sie hatte auch einen ganzen Sommer hindurch das Bad bey Verden gebraucht, ohne Beſſerung zu ſpüren, worauf ſie ſich endlich entſchloß, nach Braunſchweig zu reiſen, und ſich einem Wundarzte anzuvertrauen, von deſſen Geſchicklichkeit bey allerley Vorfällen ihr ein junger Cavallerie-Officier viel Gutes geſagt hatte. — Auf dieſer Reiſe war ſie jetzt begriffen.

Sobald Margaretha Platz im Wagen genommen hatte, und der Fuhrmann die Pferde antrieb, weiter zu ſchleichen, fing zuerſt das alte Fräulein an, mit ihren Augen das junge Frauenzimmer zu muſtern, wobey ſie aus einer kleinen ſilbernen Tabacksdoſe eine Priſe nahm. Dann ließ ſie ihrer Neugier den Zügel ſchießen, und ſetzte Meta durch eine Menge Fragen in einige Verlegenheit; doch half ſich Dieſe mit aller weiblichen Kunſt heraus. Hierauf kam die Reihe an die nützliche Moral, welche ſich aus ſolchen Begebenheiten ziehen läßt, und da hatte ſie nun ein weites Feld, gegen die Falſchheit der Männer, gegen den Leichtſinn der heutigen Jugend, und zum Lobe der Sittſamkeit und Keuſchheit zu eifern. — Der Canarienvogel oben im Bauer pfiff zwiſchendurch ſein Liedchen, und machte ein wahres Melodrama aus dieſer Declamation. — Endlich fing ſie an, über Magenſchmerzen zu klagen, und holte aus der Kutſchentaſche ein Fläſchgen voll Kirſchengeiſt hervor, und als ſie ſich damit gelabt hatte, wurden die Geſangbücher wieder aufgeſchlagen, und Meta mußte ſich's gefallen laſſen, die noch übrigen Strophen des Abendliedes mitzuſingen.

Der Tag neigte ſich nun wirklich zum Ende; — es war, wie wir wiſſen, der Sonntag, an welchem Blanchard in Braunſchweig aufſtieg. Dieſe Stadt zu erreichen, war heute nicht möglich; es hatte aber das Fräulein von Brumbei in einem ſeitwärts von der Straße gelegenen Dorfe einen alten Bekannten, den Paſtor Reimers, bey welchem ſie ſich ein Nachtlager erbeten hatte, und der ſie nebſt ihrem Gefolge gaſtfreundſchaftlich aufnahm. Da dieſer nur zwey Betten liefern konnte, mußte Meta das eine derſelben mit der Kammerjungfer theilen. Suſanna war ein munteres Mädchen; ſie hatte vormals in Braunſchweig gedient, und dort allerley kleine Liebesabentheuer beſtanden. Die böſe Welt pflegt ſolche unſchuldige Verirrungen zuweilen lieblos zu beurtheilen; das war auch Suſannen begegnet; arge Läſterzungen hatten ihren Ruf zweydeutig zu machen geſucht; ſie war von der Dame, bey welcher ſie gedient hatte, nicht auf die ehrenvollſte Weiſe verabſchiedet werden, und hierauf aus Verzweiflung auf's Land gegangen, da ſie denn endlich Gelegenheit gefunden hatte, durch den vorhin erwähnten Cavallerie-Opfficier dem alten Fräulein empfohlen zu werden. Ihr Verlangen, das liebe Braunſchweig wieder zu ſehen, gab ihr kräftige Gründe ein, ihre Herrſchaft in dem Vorſatze, nach dieſer Stadt zu reiſen, zu beſtärken, und niemand war froher, wie ſie, als dieſe Reiſe zu Stande kam.

Nichts iſt leichter geſtiftet und leichter getrennt, als die Freundſchaft und Vertraulichkeit unter jungen Mädchen. Kaum war Suſanna mit der Jungfer Dornbuſch allein in ihrem Kämmerlein, (die alte Dame pflegte ſich, mit ſchwerem Haupte, früh zu Bette zu legen,) als ſie zuerſt be-

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-51468-9

KNIGGE.A.F.F.L.VON FN. 03706/005

begann, ihrem Spotte über das fromme Fräulein freyen Lauf zu laſſen; dann entlockte ſie Margarethen das Geheimniß ihrer Herzensangelegenheit, und gewann bald durch die Theilnahme, welche ſie ihr bezeigte, ihr ganzes Zutrauen. Wir haben einmal in einem hübſchen Buche geleſen, daß junge Frauenzimmer vor allen andern Urſache haben, in der Wahl ihrer Vertrauten vorſichtig zu ſeyn; daß ſo Manche bloß dadurch fallen, daß ſie ſich ſolchen Perſonen in die Hände liefern, und denen tauſend gute Eigenſchaften zutrauen, welche ihren Leidenſchaften ſchmeicheln. Der Autor jenes Werks hatte dies gar artig aus einander geſetzt; ich kann aber das Buch jetzt nicht wieder auffinden, ſonſt ſchriebe ich die Stelle ganz ab; doch vielleicht nehmen die Leſerinnen Gelegenheit, aus der Geſchichte unſerer Freundinn ſelbſt ſich die nöthigen Lehren herauszuziehen; wir fahren alſo in unſerer Erzählung fort.

Am Montage ging die Reiſe weiter, und unſere Damen erreichten vor Mittag noch die Stadt Braunſchweig. Suſanna hatte indeß beym Ankleiden ihrer Herrſchaft Gelegenheit gefunden, derſelben die neue Freundinn ſo warm zu empfehlen, daß jetzt ſchon nicht mehr die Rede davon war, ſich eher von Margarethen zu trennen, bis dieſe von ihrem vorgeblichen Vetter würde abgeholt werden.

Das Fräulein von Brumbei hatte ſich, auf Empfehlung ihrer Zofe, die ihr ganzes Zutrauen beſaß, ein paar kleine Zimmer in dem Hauſe des Schuſters Wöllners, unfern dem Opernhauſe, für die Zeit ihres Aufenthalts in Braunſchweig gemiethet. Dieſer Schuſter war ein andächtiger Heuchler, der ſehr viel von der reinen Lehre und dem innern Lichte redete, ſeines Amtsbruders Jacob Böhms Schriften las, Betſtunden für Perſonen beyderley Geſchlechts in ſeinem Hauſe hielt, übrigens aber ein Erzſchurke war, und auf Pfänder liehe. — Ich bitte die geneigten Leſerinnen nun nochmals, zu überlegen, welche ſchreckliche Folgen die erſte Uebereilung der Jungfer Dornbuſch für ſie hätte haben können, da wir ſie jetzt von ſolchen Menſchen umgeben ſehen müſſen.

Sobald die Geſellſchaft Beſitz von ihrer Wohnung genommen hatte, ſetzte ſich Meta hin, und ſchrieb dem Freunde ihrer Seele einen zärtlichen Brief. Sie urtheilte nicht ohne Wahrſcheinlichkeit, es werde der Hauptmann, ſobald er in Peina im Poſthauſe erfahren hätte, wohin der Förſter mit ihr gereiſet ſey, auch ſeinen Weg nach Goslar genommen haben, wohin er, als Werbeofficier, ohnehin in wenig Tagen zurückkehren mußte. In jedem Falle alſo ſchien es ihr am ſicherſten, dahin ihren Brief mit der Poſt zu ſchicken. Hätte ſie das früher überlegt, ſo hätte ſie in der That nicht nöthig gehabt, zu entlaufen, denn ſie konnte ſich doch leicht einbilden, daß Previllier nicht lange ſäumen würde, ihr nachzureiſen, und dann war, an der Seite dieſes braven Kriegsmannes, von der Gewalt des Oheims nicht viel zu fürchten. Allein die Idee der Flucht war romanhafter, und folglich wurde ſie vorgezogen.

Der Brief war nun fort, und da ſie, bis Antwort oder der Liebhaber ſelbſt kommen würde, ſicher und unentdeckt in Braunſchweig bleiben konnte, fing ſie an, ſich zu erheitern, und an dem ungewohnten Anblicke der Volksmenge, die zur Meßzeit die Straſen von Braunſchweig anfüllt, ihre Augen zu weiden. Suſanne aber nützte dieſe muntere Stimmung, ſtand neben ihr am Fenſter, und machte ihr reizende Schilderungen von den Annehmlichkeiten dieſer großen Stadt.

So kam der Abend herbey, — ein ſchöner heiterer Sommerabend. Die alte Dame hatte, aus

Freude über ihre glückliche Ankunft, ihrer gewöhnlichen Portion Herzſtärkung ein paar Gläſer Rataſia hinzugefügt; das pflegt denn den Schlaf zu befördern; und ſo war ſchon um acht Uhr zu Bette gegangen. „Es wäre Sünde, ſagte Suſanne zu ihrer neuen Freundinn, „wenn man ſich bey dem herrlichen Wetter im Zimmer einſperren wollte. Wenigſtens ſollten wir doch vor der Hausthür ein wenig auf- und abgehen." Margaretha Dornbuſch ließ ſich den Vorſchlag gefallen; ſie ſchlenderten Arm in Arm längs dem Opernhauſe und auf dem benachbarten Kirchhofe hin und her. Nun wurde, wie die Leſer wiſſen, an dieſem Montage Maskerade im Opernhauſe gegeben; Suſanne wußte das, denn ſie hatte ſchon, während unſere Freundinn ſchrieb, allerley Beſuche gehabt, Leute verſchickt und Verabredungen genommen.

Jetzt fing ſie an, Margarethen, die dergleichen Feſten nie beygewohnt hatte, eine reizende Schilderung von dem Vergnügen zu machen, das man auf einem ſolchen Balle ſchmeckte. „Ich habe einen guten Einfall, meine Liebe!" ſetzte ſie hinzu; „wir „könnten uns leicht, als Fledermäuſe maskirt, auf „eine Stunde hinſchleichen. Niemand kennt uns; „wir gehen da mit einander durch das Gewühl von

„verkleideten Menſchen umher, Arm in Arm, wie
„wir hier gehen. Es wird Sie aufheitern, da Sie
„doch noch nie eine Maskerade geſehen haben;
„meine Alte erfährt nichts davon; unſere Wirths-
„leute ſind gute Menſchen, und ehe es Bettgehen-
„zeit iſt, ſind wir wieder zu Hauſe."

Margarethen wollte anfangs dieſer Plan nicht gefallen; er kam ihr zu kühn vor; allein die Sache ſchien ja ſo unſchuldig; ſie war in einer ſo ruhigen Stimmung, worauf die angenehme Abendluft, das Gefühl einer nie genoſſenen Freyheit, der Anblick der ſchönen, lebhaften Straßen, und die Hoffnung, vielleicht morgen ſchon den Freund ihres Herzens in ihre Arme eilen zu ſehen, vortheilhaft wirkten; ihre Neugier, ein ihr ſo fremdes Schauſpiel kennen zu lernen, wurde immer auf's neue gereizt, ſo oft ſie, in Kutſchen, Portechaiſen und zu Fuße, einen friſchen Transport von verkleideten Perſonen beyderley Geſchlechts in das nahe gelegene Opernhaus eintreten ſahe, — und kurz! ſie gab dem Vorſchlage Gehör, und entſchloß ſich, den Spaß in der Nähe anzuſehen.

Hier, mein Herr, liegen zwey Louisd'or; nehmen Sie dies Geld, und laſſen mir dafür mit dem Poſtwagen einen Philoſophen kommen, der mir auf beſcheidnere Art dieſen und ähnliche Widerſprüche im weiblichen Charakter erkläre! Ein züchtiges, junges Mädchen, das noch vor vier und zwanzig Stunden voll Verzweiflung war über die gewaltſame Trennung von dem einzigen geliebten Gegenſtande, da ſie nun unter fremden Leuten herumirren muß, fern von allem, was ihr theuer und werth iſt, rennt jetzt leichtſinnig mit einer zweydeutigen Unbekannten in das Getümmel vermummter Freudenkinder; ein Frauenzimmer, das ſo viel Bücher über Menſchenkenntniß geleſen, und aus Romanen gelernt hat, ſich entführen zu laſſen, ahnet nicht, daß ſie einer verdächtigen Rathgeberinn in die Hände gefallen iſt, da ſie doch gewiß zwanzigmal in ihren Büchern die traurigen Folgen ähnlicher leichtſinniger Schritte geſchildert gefunden? Sollen wir hier lauter gegen die ſchädlichen Wirkungen einer übel gewählten Lectüre, oder gegen die Inconſequenzen des ſchönen Geſchlechts declamiren? Es gibt ſtrenge Moraliſten, welche behaupten, die Urſache, warum auch die feinſte Menſchenkunde oft bey Beobachtung des weiblichen Charakters ſcheitere, liege darin, daß die Frauenzimmer eigentlich gar keinen Charakter hätten, ſondern unaufhörlich von unzuſammenhängenden Launen und Grillen regiert würden; es ſey eben ſo wenig möglich, vorauszuſagen, auf welch. Weiſe ein Weib ſich in der folgenden Viertelſtunde bey dieſem oder jenem Vorfalle betragen mögte, wie es ſelbſt dem geſchickteſten Tanzmeiſter möglich ſey, zu beſtimmen, was für Schritte ein herumſpringender wilder Indianer machen würde. — Wir halten das für baare Verläumdung, und glauben vielmehr, es liege die Schuld nur daran, daß theils dies Geſchlecht die feinern Uebergänge ihrer Leidenſchaften, wodurch ihre Handlungen motivirt werden, ſorgfältiger verborgen hielte, theils das Spiel dieſer Uebergänge in ihnen ſchneller als in uns vorginge. Aber wo gerathen wir hin? Bleiben wir bey der Klinge!

Die beyden Frauenzimmer vermummten ſich alſo en Chauve-souris, ſchlichen nach dem Opernſaale hin, und miſchten ſich unter den Haufen der Masken. Sie hatten ſich kaum einmal von dem Eingange bis zum Ende des Theaters gedrängt, als ein männlicher Domino ſogleich die ſchwarzäugigte Kammerjungfer erkannte, auf ſie zueilte, ihr die Hand drückte und ausrief: „Ey, Suſannchen! wie „kömmſt Du hieher?“ „Um Gottes willen!“ ſagte Margaretha, „wer iſt das?“ — Es war ein Vetter. Aber bald kamen der Vettern ſo viele, und unter dieſen ſo manche, die nicht die beſcheidenſte

Sprache führten. „Wie führt Dich der Teufel wieder nach Braunſchweig, Du Wettermädchen?“ ſprach der Eine. „Bey meiner Seele! da iſt unſere kleine runde Hexe,“ ſprach der Andere, und lachte laut auf. „Und wen haſt Du denn da bey „Dir?“ erſcholl die dritte Stimme; „das iſt gewiß neue Waare vom Lande!“

Nun erſt fing unſere arme Meta an, zu argwöhnen, daß ſie einen übereilten Schritt gethan hätte, daß ſie nicht in die beſte Geſellſchaft gerathen wäre, und nun wurde ihr Herzchen ſchwer und traurig. Indeß hatte ſich der Cirkel der alten Bekannten um Suſannen und ihre Begleiterinn vermehrt; man fing an, ſich allerley freye Reden gegen ſie zu erlauben, und zwey junge Herren drangen mit Ungeſtüm darauf, daß ſie mit ihnen in eine von den Logen gehen ſollten.

Margaretha gerieth in die äußerſte Verlegenheit, und war im Begriff, laut zu ſchreyen, als ein Mann in einem ſchwarzen Tabareau, der ſchon eine Zeit lang beyde Mädchen beobachtet, und hauptſächlich ſeine Aufmerkſamkeit auf Margarethens Schuhſchnallen (oder waren es Bandſchleifen?) geheftet hatte, die ihm bekannt vorkamen, begleitet von einer an-

andern Perſon, ſich mit Gewalt durch den Haufen drängte. — „Bey Gott, ſie iſt es!“ rief er aus, und ſchloß Meta in ſeine Arme. — Rathen Sie nicht länger, hochgeehrteſte Leſer! Es war kein Anderer, wie der Hauptmann Previllier; und wie der hierher kam, das ſollen Sie bald erfahren. Laſſen Sie mich nur erſt Odem ſchöpfen!

Vierzehntes Capitel.

Auf der Maskerade in Braunſchweig führt der Himmel die Seinigen wunderlich zuſammen.

Wir haben die Geſellſchaft in Steinbrüggen in dem Augenblicke verlaſſen, als der alte Dornbuſch ſeinen Bruder, den Förſter, nach einer ſo langjährigen Entfernung wieder umarmte, die Freude der beyden Brüder aber ſowohl, als die des Paſtors Schottenius und des Hauptmanns Previllier durch die Flucht des lieben jungen Frauenzimmers ſehr gemindert wurde. Ich habe mich bey Schilderung dieſer Zuſammenkunft nicht lange verweilt; in allen Romanen und Schauſpielen können Sie dergleichen Wiederfindungsſcenen beſchrieben finden. Zudem hinter gekommen wären! Aber Roſenſtein war viel zu fein und aufmerkſam, als daß ihm das hätte entgehn ſollen. Den erſten Wink bekam er davon bey einer Gelegenheit, als der *** mir mit ein wenig böſer Laune, obgleich ſehr höflich, im Cabinette über eine gewiſſe veränderte Einrichtung, die ich bey Bezahlung der Bergleute eingeführt hatte, und worüber dieſe ſich beſchwerten, ſagte: »Ich glaube, daß die Leute Recht haben. Ueberhaupt kann Manches ſehr gut und doch nicht grade bey uns anwendbar ſeyn. Es taugt nicht, wenn man nachher gezwungen wird, Schritte rückwärts zu thun, die man ſich hätte erſparen können, wenn man die Sache von allen Seiten überlegt hätte. Ich glaube, wir ſind einmal wieder zu eilig zu Werke gegangen.« Dieſe letzten Worte verdroſſen mich; ich antwortete etwas darauf, was eine Art von Gegenvorwurf für den Fürſten war, der jene Einrichtung gebilligt hatte. Der Fürſt fühlte ſeinen Stolz beleidigt, warf einen ernſthaften Blick auf mich, und ſchwieg. Aber dieſer Blick wurde das Signal zum Angriffe für meine Feinde. Nun vergieng kein Tag, daß nicht, durch Roſenſteins Veranſtaltung, irgend etwas zum Vortrage kam, woraus man Gelegenheit nehmen konnte, mich zu chicaniren; ich verlohr endlich alle Gegenwart des Geiſtes, die Zuverſicht zu mir ſelber,

wurde

konnte man ſich nicht dabey aufhalten: es war keine Zeit zu verlieren, um, wo möglich, Margarethen wieder aufzufinden. Die offen ſtehende Hinterthür des Gartens, in welchem ſie ſpazieren gegangen war, ließ keinen Zweifel übrig, daß ſie da hinaus entflohen wäre; unſere vier Reiſende liefen desfalls von dort aus nach verſchiedenen Richtungen in das weite Feld hinein, blickten um ſich her, ſo weit ſie konnten, und fragten jeden Bauer, der ihnen auf dieſen Wegen aufſtieß, ob ihm kein Frauenzimmer begegnet wäre. Der Förſter, als ein guter Waidmann, nahm noch andere Merkzeichen zu Hülfe; er bemühte ſich nämlich, die Fährte von den hohen weiblichen Abſätzen aufzuſpüren, und dies gelang ihm. Sobald er auf der Spur war, pfiff er auf der Hand, und verſammelte dadurch ſeine Geſellſchafter wieder um ſich. Nun gingen Alle den Fußtritten nach, und kamen dann an den vorhin beſchriebenen Kreuzweg, — aber fort war hier die Spur.

Indeſſen werden die Leſer ſich noch eines ſichern Bettlers erinnern, der auf dem Reiſekoffer des Fräuleins von Brumbei Platz genommen. Er hatte ſich die Erlaubniß dazu von dem Fuhrmanne durch Bitten und einen kleinen Reſt Rauchtaback erkauft, welchem er, ich weiß nicht wie, gekommen war. Als aber durch Margaretha Dornbuſch die Geſellſchaft im Wagen, und folglich die Laſt der drey magern Pferde vermehrt wurde, der Taback auch ſchon längſt verbraucht war, fühlte unſer Kutſcher nicht länger Beruf, den fremden Gaſt bey der Bagage zu dulden, ſondern zwang ihn, abzuſteigen. Der Bettler fand ſich chriſtlich in ſein Schickſal. Bevor er aber ſeinen Weg zu Fuß fortſetzte, lagerte er ſich in das Gras hin, zog ein Stück ſchwarzes Brod und einen Käſe aus ſeinem Sacke, und hielt offene Tafel unter Gottes freyem Himmel. Vornehme Leute pflegen ſchnell zu eſſen, ohne Zweifel, weil ſie mit ihren, dem Beſten der Menſchheit gewidmeten Stunden ſparſam umgehen; — (wir ſelbſt, der Autor, haben uns gewöhnt, ſehr geſchwind zu ſpeiſen; vermuthlich aus Begierde, vornehm zu thun, welche Begierde uns der berühmte Profeſſor Tölpelius Hoffmann kürzlich abgelauert hat; man leſe das dritte Stück ſeiner wohl geſchriebenen Zeitſchrift.) — Gemeine Menſchen hingegen nehmen ſich gewöhnlich alle Muße zu dieſem Geſchäfte, — das iſt ja auch der einzige Genuß, bey welchem es ihnen vergönnt iſt, der ſchweren Mühſeligkeiten ihres Lebens zu vergeſſen. Der Bettler ſpeiſete noch, als die vier Fremden an dieſen Platz kamen; ſie fragten alſo auch ihn, ob er kein weibliches Geſchöpf hier wahrgenommen hätte, und erfuhren, daß Margaretha zu der alten Dame in die Kutſche geſtiegen, und mit ihr auf dem Wege nach Braunſchweig fortgefahren wäre. Jetzt wurde Anſtalt zum Nachſetzen gemacht; allein durch die Langſamkeit der Poſtknechte verging noch ſo viel Zeit, daß das Frauenzimmer-Fuhrwerk nun einen Vorſprung von wenigſtens einer Stunde gewonnen hatte. Da es jedoch mit den drey Pferden gar nicht ſchnell ging, ſo würden die vier Herren ſie gewiß eingeholt haben, hätte nicht, wie im vorigen Capitel iſt erzählt worden, das alte Fräulein, von der Straße ab, den Weg nach dem Dorfe zu genommen, wo ſie bey dem Paſtor Reimers das Nachtlager beſtellt hatte. Des Sonntags trifft man wenig Leute auf dem Felde an; unſere Freunde konnten daher niemand finden, der ihnen über dieſen Punkt Aufklärung gegeben hätte; und als ſie nun immer weiter fuhren, und endlich ein Dorf erreichten, zeigte ſich's, daß niemand eine ſolche Stiftsdamen-Kutſche wollte geſehen haben.

Verſchwunden konnte ſie indeſſen nicht ſeyn; unſere Geſellſchaft wußte, daß die Dame nach

Braunſchweig hatte reiſen wollen: folglich ſchien es ihnen am zweckmäßigſten, dieſen Weg zu verfolgen.

Ich erzähle den Leſern nichts von den Geſprächen, welche die Herren unterwegens führten. Der alte Dornbuſch war ein zu verſtändiger Mann, um, wenn eine Sache nicht mehr zu ändern war, hintennach lange darüber zu moraliſiren; er machte alſo ſeinem Bruder um ſo weniger Verwürfe über ſein Betragen gegen Margarethen, da er die gute Abſicht deſſelben, dem Mädchen einen reichen Mann zu geben, nicht mißkennen konnte. Der Förſter, von ſeiner Seite, war ſehr zufrieden mit der perſönlichen Bekanntſchaft des Hauptmanns; der Paſtor aber konnte nicht ganz ſeine Neugier unterdrücken, etwas von den Familienumſtänden deſſelben zu erfahren, da denn der alte Dornbuſch ſich bewogen fand, die Hauptumſtände aus den Papieren, welche ihm bey Führung des Proceſſes in Paris zum Leitfaden gedient hatten, zu erzählen, wie folget. —

Nein, meine hochgeehrteſten Leſer! wir wollen es dabey bewenden laſſen: die Epiſoden nehmen ſonſt kein Ende. Was kann Ihnen damit gedient ſeyn, genauere Nachricht von dem Geſchlechte der

Previlliers zu erhalten? Sind doch die Leute ſämmtlich todt, deren Schickſale wir da erzählen müßten! — bleiben wir bey den Lebendigen! Die einbrechende Nacht bewog die Reiſenden, in einem einzeln gelegenen Wirthshauſe zu übernachten; am andern Tage kamen ſie in Braunſchweig an.

Das erſte Geſchäft des Hauptmanns wurde nun, zu erforſchen, ob die Frauenzimmer geſtern oder heute in das Thor einpaſſirt wären; allein wie konnte bey der Menge von Equipagen, die jetzt ein- und ausfuhren, der wachthabende Officier davon Rechenſchaft geben? Es wurde alſo in allen Wirthshäuſern Nachfrage angeſtellt; allein auch da war kein Troſt zu holen. — Der Abend kam heran, ohne daß man etwas von Margarethen erfuhr.

Jetzt erſt fiel es der Geſellſchaft ein, daß der Amtmann Waumann nebſt ſeinem Sohne vermuthlich noch in Braunſchweig ſeyn müßte. Man wußte, daß er im goldnen Engel abgetreten war, ging dahin, erfuhr, daß er im Prinzen Eugen geſpeiſet hatte, ſuchte ihn auch da auf, und erhielt die Nachricht, er ſey zur Maskerade gegangen. Sprechen mußte man den Amtmann doch, um ihm von der veränderten Lage der Sache Nachricht zu

ge:

geben; es war zu vermuthen, daß er vielleicht erſt gegen Morgen zu Hauſe kommen, und dann gleich fortreiſen würde; ein guter Genius gab daher dem Hauptmann den Gedanken ein, einen Tabareau zu miethen, einen Augenblick auf den Ball zu gehen, und Waumann, Vater und Sohn, dort aufzuſuchen. — Der alte Dornbuſch begleitete ſeinen Pflegeſohn.

Hier war es nun, wo auf einmal, ſehr unerwartet, Previllier ſeine Geliebte antraf, und mit der Ausrufung: „Bey Gott, ſie iſt es!" in ſeine Arme ſchloß.

Eine Maskerade iſt nicht der Ort zu zärtlichen Scenen von feinerer Art. Ohne daher ſich die Zeit zu weitläuftigen Erläuterungen zu nehmen, ja, ohne einmal Margarethen zu ſagen, daß der Mann, welchen ſie an der Seite ihres Freundes erblickte, ihr Vater wäre, bat Previllier ſie nur, ſogleich mit ihm das Getümmel zu verlaſſen. Jungfer Suſanne hatte ſich weislich im Gedränge verloren, ſobald der Capitain ſeine Meta erkannt hatte; und ſchon war man im Begriff, aus dem Saale zu gehen, als, zur größten Verwunderung unſerer Freunde, von einer Menge Stimmen laut die Worte erſchollen: „Guten Abend, Herr Amtmann Waumann! Guten Abend!"

„Abend!“ Wie dies zuging, ſoll jetzt erzählt werden; ich bilde mir etwas darauf ein, daß keiner meiner hochgeehrteſten Leſer es errathen kann.

Die beyden jungen ſchönen Geiſter, welche die Geſellſchaft aus dem Prinzen Eugen verleitet hatten, die Maskerade zu beſuchen, hofften chriſtlich, dieſe Menſchen ſollten durch ihre alberne Verkleidung ſo viel Aufſehen erregen, daß ſie preisgemacht würden; allein es fiel anders aus: — niemand bekümmerte ſich um die geſchmackloſen Masken. Um nun ihres Zwecks nicht zu verfehlen, nahmen ſie zu andern loſen Streichen ihre Zuflucht. Der Licentiat Bocksleder war ſo enge in ſeine Beelzebubshaut eingezwängt, daß er bey dem Gedränge der großen Menge Leute beynahe ohnmächtig wurde, ehe die Geſellſchaft zweymal den Saal auf- und abſpaziert war. Der Student ſchlug ihm daher vor, in ein Nebenzimmer zu gehen, wo Punſch geſchenkt wurde. Er that es; ſeine Familie ging mit ihm. Der Student hatte ſich mit einem Mannatränklein verſehen, welches er ihm auf liſtige Weiſe mit dem Punſch eingab. Wir hoffen, es ſoll ihm nicht übel bekommen, finden aber für gut, ihn zu verlaſſen, ehe die Arzeney anfängt, zu wirken; vermuthlich wird er, nicht mit den angenehmſten Empfindungen, nach Hauſe geſchlichen, und am folgenden Tage nach Schöppenſtedt zurückgereiſet ſeyn. Musjö Valentin war bald des verabredeten Schleppträgeramts müde; er fing alſo an, auf ſeine eigne Hand im Saale umher zu wandeln. Nun hatte denn der Dichter Klingelzieher den Herrn Amtmann allein an ſeiner Seite, und um ſich für die Langeweile bezahlt zu machen, welche ihm dieſe Geſellſchaft verurſachte, führte er ein Schelmenſtück aus, worauf er ſich vorbereitet hatte. Er heftete nämlich ein Blatt Papier an den Rücken ſeines Gefährten, worauf mit großen Buchſtaben geſchrieben ſtand: „Guten Abend, Herr Amtmann Waumann!“ Es war natürlich, daß die, welche unmittelbar hinter ihnen ſtanden und gingen, dieſe Worte laut herlaſen. Anfangs nun, als der gute Amtmann ſeinen Namen nennen hörte, wunderte es ihn zwar, woher es käme, daß man ihn hier erkannte; doch glaubte er, den guten Abend erwiedern zu müſſen. Allein kaum drehte er ſich, um „einen ſchönen guten Abend!“ zurückzugeben, ſo erſcholl nun von der andern Seite das: „Guten Abend, Herr Amtmann!“ Bald war ein großer Cirkel von Kindern und Spaßvögeln um ihn verſammelt; Herr Klingelzieher hatte ſich unſichtbar gemacht, und in dem Augenblicke der größten Verlegenheit, worin der Amtmann, fortgetrieben von einem Haufen guten Abend wünſchender Leute, ſich befand, kam er an den Platz, wo Margaretha, der Hauptmann Previllier und der alte Dornbuſch ſtanden. Sobald Dieſe ſahen, worauf es ankam, näherten ſie ſich ihm, riſſen ihm den Zettel ab, gaben ſich ihm zu erkennen, und baten ihn, mit ihnen nach Hauſe zu fahren. Der junge Herr wurde aufgeſucht; man verließ die Maskerade, und begab ſich in das **hôtel d'Angleterre**, wo ſie den Paſtor und den Förſter antrafen.

Funf-

Funfzehntes Capitel.

Abreiſe von Braunſchweig. Neue Irrung, die bey dieſer Gelegenheit vorgeht.

Wir trauen es dem feinen Geſchmacke der Leſer dieſes Werks zu, daß ſie gewiß die Kunſt werden bewundert haben, mit welcher der Autor alle Hauptperſonen ſeines Drama, gleichſam zum fünften Act, in Braunſchweig zuſammen zu führen gewußt hat. Jetzt ſcheint nichts zu fehlen, als daß der Hauptmann Previllier mit ſeiner Meta Hochzeit mache; Ehren Schottenius könnte die Trauung verrichten, und bey dieſer Gelegenheit ſeine acht und funfzigſte Rede halten, und der Dichter Klingelzieher allenfalls für die Gebühr ein Carmen darauf verfertigen; die Waumannsfamilie aber ließe man mit langer Naſe abziehen. Allein da erhalten wir, zu unſerm großen Schrecken, ſo eben einen Brief von dem Herrn Verleger, worin derſelbe meldet, es

komme

wurde kleinmüthig, böſer Laune, arbeitete nicht mehr mit Luſt und Eifer, und nun hatten mich die Schelme da, wo ſie mich zu ſehn wünſchten. Unter der Hand wurde auch daran gearbeitet, mir die Achtung des Publikums zu rauben. Es wurde bald zur allgemeinen Sage; der Herr ſey nicht mehr ſo ſehr wie ehemals von mir eingenommen. Jetzt trat eine Menge von Sclaven-Seelen, die mir bis dahin auf die niedrigſte Art gehuldigt, Leute, die mir ihr ganzes Glück zu danken hatten, zurück und ſuchten ſich einen andern Beſchützer. Sobald ich merkte, daß man gegen mich cabalirte, erwachte auch in mir ein vermaladeyeter Geiſt von Intrigue; ich fieng an, Minen gegen den Baron Roſenſtein ſpielen zu laſſen, fand Menſchen, die mir dabey behülflich zu ſeyn ſchienen; allein es waren erkaufte Verräther, die mein Zutraun mißbrauchten und jedes Wort, das ich ſprach, meinen Feinden hinterbrachten. Zu dieſen geſellte ſich eine Menge Unzufriedner, deren thörichte und unbeſcheidne Forderungen ich nicht hatte befriedigen können und die nun laut über verweigerte Hülfe und über Härte klagten — Roſenſtein ſorgte liebreich dafür, daß alle dieſe Beſchwerden zu den Ohren des *** kamen. Am ſchändlichſten und undankbarſten unter Denen, deren Beſchützer ich bis dahin geweſen war, handelte an mir mein Secretair, komme diejenige Bogenzahl beym Drucke nicht heraus, für welche er das Honorarium vorgeſchoſſen, ſo daß uns dies in die Nothwendigkeit ſetzt, entweder einen Theil des Geldes wieder herauszugeben, oder noch einmal ſorgfältig unſere geſammelten Documente und Nachrichten durchzublättern, um zu ſehen, ob ſich darin nicht noch Stoff zu einigen Seiten findet; — und ſiehe da! uns iſt geholfen. Wir dürfen nur ein paar kleine Anekdoten aus der Geſchichte des Amtmanns und ſeines Sohnes, die grade in dieſen Zeitpunkt fallen, mit hier anreihen, wodurch zugleich den ſonderbaren Begebenheiten, welche dieſen Perſonen auf ihrer Reiſe begegnet ſind, die Krone aufgeſetzt wird.

Von den übrigen Perſonen haben wir wenig mehr zu ſagen. Daß Margarethe ſich ganz gewaltig darüber freute, ihren Vater lebendig vor ſich zu ſehen; daß dieſer in ihre Verbindung mit dem Hauptmann einwilligte; daß der Förſter froh war, die Sache eine ſo gute Wendung nehmen zu ſehen, und daß der Herr Paſtor Gottes reichen Segen und alles erſprießliche Wohlergehen dazu wünſchte: das verſteht ſich nun wohl von ſelber. Der Herr Amtmann Waumann hingegen ſchien das Ding anfangs ein wenig krumm nehmen zu wollen, beſonders als er etwas von den oſtindiſchen Geldern witterte, die das Jüngferchen einſt erben würde; indeſſen ſah er bald ein, daß in via iuris die Sache gegen Vater und Tochter nicht würde durchzuſetzen ſeyn. Gern hätte er ſich nun wenigſtens ein rundes Sümmchen Schmerzengeld bezahlen laſſen; aber der Paſtor redete ihm liebreich zu, dieſen Wunſch nicht einmal laut zu eröffnen. Da übrigens Herr Valentin aus Urſachen, die ſich noch in dieſem Buche entwickeln werden, ſich gewaltig froh bezeugte, dieſer Heyrath aus dem Wege zu kommen, wurde endlich ſein Vater ganz beruhigt, und ſtattete dem hochverehrten Brautpaare ſeine gehorſamſte Gratulation ab.

Nun wurden die nöthigen Verabredungen, ſowohl wegen der Rückreiſe als wegen der künftigen Einrichtungen, genommen. Herr Waumann hatte Pferde beſtellt, um früh morgens um vier Uhr nach Bieſterberg zurückzukehren; die übrige Geſellſchaft aber hielt es für anſtändig, erſt auf einige Tage nach Goslar zu fahren, um dort, wo Meta künftig, ſo lange die Werbung dauerte, mit ihrem Gatten wohnen ſollte, den böſen Leuten das Maul über ihre Flucht zu ſtopfen. Dann aber ſollte die Hochzeit in des ehrlichen Förſters Heymath gefeyert werden. Der alte Dornbuſch ließ ſich den Plan gefallen, ein, zwey Meilen von Bieſterberg gelegenes, adliches Gut zu kaufen, und den Reſt ſeines Lebens in der Nähe ſeines Bruders hinzubringen. Der Amtmann unternahm es, den Handel zu ſchließen, und rechnete dabey auf ein paar Procentchen. Nach dieſen Verabredungen ſchied die Geſellſchaft aus einander, und empfahl ſich gegenſeitig bis auf Wiederſehen.

Es war nahe an drey Uhr nach Mitternacht, als die beyden muthwilligen jungen Gelehrten vom Balle nach Hauſe kamen; ſie waren, wie der Amtmann, im goldnen Engel abgetreten. Nun ſchien es ihnen nicht mehr der Mühe werth, ſich zu Bette zu legen; folglich beſchloſſen ſie, den Morgen bey einer Pfeife Taback zu erwarten.

Schon fingen Langeweile und Müdigkeit an, ſie dieſen Vorſatz bereuen zu laſſen, als ein Poſtknecht mit vier Pferden, beſtimmt, die beyden Waumänner in der ſchönen Amtskutſche bis Peina zu führen, mehr Lebhaftigkeit in das Haus brachte. Er ſtieß in ſein Horn; Hausknecht und Mägde kamen nach und nach auf die Beine; der Amtmann wurde geweckt, das Feuer zum Caffee angelegt, die Kutſche hervorgeholt und geſchmiert. Dann ſtieg der Wagenmeiſter zu dem Herrn Amtmann hinauf, ließ ſich das Geld bezahlen, und ſagte, als er fortging, zum Poſtillon: „Es iſt alles richtig gemacht.“

„Ich habe einen närriſchen Einfall, Bruder „Klingelzieher!“ ſprach der Student. „Der Poſt„knecht weiß nicht, wen er fahren ſoll; wie wäre es, „wenn wir, ſtatt des Amtmanns, einſtiegen?“

Gedacht, gethan! Die Kutſche ſtand angeſpannt vor der Thür; der Koffer war aufgebunden; Herr Waumann und ſein Erbe beſchäftigten ſich noch in ihrem abgelegenen Zimmer mit dem Frühſtücke; da kamen die beyden Genies, in ihre Ueberröcke eingehüllt, ſchnell aus der Thür des goldnen Engels getreten und ſtiegen ein: „Fahr zu, Schwager!“ riefen ſie. Fort raſſelte der alte Reiſekaſten, ehe jemand im Hauſe etwas davon gewahr wurde.

Als der Poſtillon vor das Petri-Thor kam, ließ er ſeine Pferde noch eine kleine Strecke lang einen ſchnellen Trott laufen; dann hielt er ſie zum Schritte an, holte ſeine Pfeife aus der Taſche hervor, und indem er ſie ſtopfte und ſorglos vor ſich hinſah, öffneten die jungen Herren leiſe eine Kutſchenthür, ſtiegen aus, ſprangen, ohne von ihm bemerkt zu werden, in einen Garten, und ließen das Fuhrwerk leer weiter fahren.

„Jetzt wird es wohl Zeit ſeyn, mein Söhnchen!“ ſagte der Amtmann, bezahlte ſeine Zeche, und ſchritt die Treppe hinab. „Wo iſt denn unſere Kutſche?“ fragte er den Hausknecht. Der Hausknecht wußte keinen Beſcheid zu geben; niemand wußte zu ſagen, was mit dem Fuhrwerke vorgegangen wäre. Endlich, nach vielfachen Erkundigungen, erfuhr man, dieſe Equipage ſey, mit zwey Herren beſetzt, längſt ſchon aus dem Thore gefahren. — „So iſt es doch, als wenn mir auf dieſer unglücklichen Reiſe alles verkehrt gehen ſoll!“ rief der Amtmann aus, nahm einen kleinen offnen Wagen von der Poſt, und fuhr nach.

Sechszehntes Capitel.

Rückkunft nach Bieſterberg. Hochzeiten und Kindtaufe. Schluß dieſer Geſchichte.

Der Poſtillon fuhr mit ſeiner leeren Kutſche unbekümmert auf dem Wege nach Vechelde und weiter fort. Die Stille, welche in derſelben herrſchte, ſchrieb er auf Rechnung des Schlafs, wozu vermuthlich die frühe Tageszeit die Herren würde eingeladen haben. So kam er nach Peina, und hielt vor dem Poſthauſe ſtill. Der Aufwärter, welcher den Wagen kannte, öffnete den Schlag: „Wo iſt „denn der Herr Amtmann?“ fragte er. „Is he „nich drinn?“ erwiederte der Poſtillon, „ſo hät

„en de Düwel hahlt; denn inneſtegen is he, ſelf „Ander, dat heb eck ſeyen *).“ Was war zu thun? Fort war er!

Nach Peina hatte der Herr Amtmann ſeine eignen Pferde beſtellt, um ihn da abzuholen; der Kutſcher ſtand eben vor der Thür, und nichts glich ſeiner Beſtürzung, als man weder Vater noch Sohn im Wagen fand. Wohl eine Stunde verging unter Berathſchlagungen, was anzufangen ſeyn mögte, um die Verlornen wiederzufinden, und endlich war der Kutſcher im Begriff, ſich zu Pferde zu ſetzen, und ſie auf der braunſchweigſchen Straße zu ſuchen, als die beyden Herren in ihrem offenen Wägelchen angefahren kamen.

Nicht in der angenehmſten Laune nahm nun der Amtmann ſeine weitere Reiſe nach Hauſe vor, und ziemlich entſchloſſen, daß es fürerſt die letzte ſeyn ſollte, wozu er ſich bereden laſſen würde. — Doch welchen Verdruß vergißt man nicht in den Armen einer zärtlichen Gattinn? Eine liebevolle Be-

---

*) „Iſt er nicht darinnen, ſo hat ihn der Teufel geholt: „denn eingeſtiegen iſt er mit noch Einem, das habe ich „geſehen.“

Bewillkommnung von der Frau Amtmanninn, — mehr bedurfte der gute Herr nicht, um wieder froh zu werden. —

„Nur einen Druck der Hand; nur ſanfte
„Blicke!“

Aber auch dieſer Troſt ſollte ihm diesmal verſagt werden. Es gibt Perioden im menſchlichen Leben, wo das ganze Heer der böſen, hölliſchen Geiſter mit vollen Backen alle Gewitterwolken des Schickſals zuſammen zu blaſen ſcheint, um dem Lieblinge des Himmels auf der Reiſe durch dieſe Welt den Muth zu benehmen. — Dieſe Allegorie gefällt mir ungemein; ich wollte, ich hätte ſie nicht hieher geſchrieben, ſo könnte ich ſie einem unſerer neuen Trauerſpiel-Fabricanten verkaufen, denen es oft ſo ſchwer zu werden ſcheint, eine Sprache zu führen, die man nicht redet!

Schon das ſchien dem Amtmann ſehr verdächtig, daß ihm niemand in der Thür ſeines Hauſes entgegen kam; alle Domeſtiken waren oben um die Frau Gemahlinn verſammelt, deren heulende Stimme, wie ein Nordwind bey Hagelwetter, durch die Luft tobte. Voll banger Ahnung ſchlich er die Treppe hinauf, und ließ ſeinen Eingebornen, den Liebling der Mutter, vorausſchreiten. Allein wie erſchrak er, als dieſer ſonſt ſo geliebte Jüngling von der zürnenden Dame mit ungezählten Maulſchellen empfangen wurde, und dann eine ganze Legion von herben Schimpfreden auf Vater und Sohn losbrach! Seine Ohren hörten Dinge, worüber er den vereitelten Zweck ſeiner Reiſe, die Gelderpreſſungen des Herrn Stenge, den Diebſtahl des Flötenſpielers und den Muthwillen der helmſtedtiſchen Gelehrten vergaß. — Faſſen wir uns, um die Sache im Zuſammenhange vorzutragen!

Wir haben gehört, daß Mnsjö Valentin ſtets Abſcheu gegen ſeine Verbindung mit der Jungfer Margaretha Dornbuſch bezeugt hatte. Dieſer Widerwillen lag weder in einer Kälte des Temperaments, noch in einer gewiſſen unerklärbaren Antipathie; — nein, das zarte Herz des Jünglings war von andern ſanften Banden gefeſſelt. Auf dem Amtshofe diente als Küchenmagd eine kleine, runde Anna Cathrina, zum Unglück für des edlen Jünglings Freyheit, mit einem Stumpfnäschen, echt teutſchen rothen Haaren, und zärtlichen, ins Grünliche ſpielenden Aeuglein von der Natur beſchenkt. Sie ſehen und ſie lieben war bey Valentin, der damals kaum achtzehn Sommer durchſchwitzt hatte, als ſie in den Dienſt trat, — ſie ſehen und ſie lieben war eins. Nun, grauſam war ſie eben nicht, und ſo fern von Ziererey, daß ſie den blöden Schäfer ſogar aufmunterte, ſeine dunkeln Gefühle zu berichtigen. Da ſie aber einen Bruder hatte, welcher als Dragoner dem Vaterlande diente, und über die Ehre ſeiner Schweſter wachte, hatte ſie dieſem die Zuſage gethan, dem Sohne des Herrn Amtmanns nicht eher den Minneſold zu geben, bis derſelbe ihr ein bündig verfaßtes Eheverſprechen ausgefertigt haben würde. Dies wurde nun ohne Schwierigkeit erlangt; von dieſer Zeit an lebten ſie in paradieſiſcher Vertraulichkeit mit einander, und niemand im Hauſe ahnete etwas von ihrem Umgange. Ja, Anna Catharina hatte ſogar bis zu dem letzten Augenblicke die äuſſerlich ſichtbar werdenden Folgen dieſes Bündniſſes vor den Augen des neugierigen Publicums zu verbergen gewußt, um nachher mit deſto größerm Aufſehen hervorzutreten. Hierzu hatte ſie den Zeitpunkt der Reiſe ihres Geliebten nach Braunſchweig genützt, und Dienſtags Abends um fünf Uhr einen geſunden kleinen Waumann zur Welt gebracht. Dieſe an ſich ſehr natürliche Begebenheit machte großes Aufſehen im Amthauſe. Madam Wau-

mann

derſelbe, den ich aus dem Labyrinthe des Elendes errettet und ihm mein ganzes Zutraun geſchenkt hatte. Der Schurke ließ ſich erkaufen, dies Zutraun zu misbrauchen, und alles zu verrathen, was ich je in Augenblicken von Herzens-Ergieſſung, über geheime Geſchäfte, über meine Collegen und über den Fürſten ſelbſt, zu ihm geredet hatte. Dies erfuhr ich erſt ſpät nachher, aber die Würkung davon war in den nun immer ernſthaften, feyerlichen, forſchenden und beynahe kalt verächtlichen Minen meines Herrn zu leſen.

Doch mir war noch ein härtrer Schlag vorbehalten, und den verſetzte mir — mein Jugendfreund Lerchenhayn. Sein unbezwinglicher Ehrgeiz, die Begierde eine große, Aufſehn erregende Rolle zu ſpielen, hatte ſich ſchon lange nicht mit dem Gedanken vertragen können, daß er nichts weiter als General-Adjutant und Ober-Wegbau-Intendant ſeyn ſollte. Ein heimlicher Neid über die glänzende Rolle, welche ich ſpielte, hatte die Stimme der Freundſchaft nach und nach in ihm zum Schweigen gebracht. Er wurde kälter, zurückhaltender gegen mich und endlich gar mein Feind. Sie erinnern Sich wohl noch, daß ich erzählt habe, wie ich die Abſicht hatte, ihn an meine Stelle zum Referenten im Cabinette ernennen zu

laſſen,

mann rannte mit funkelnden Furienaugen in die Kammer der von ihrer Bürde entledigten Küchenmagd; allein da fand ſie, als Wächter beym Wochenbette, den entſchloſſenen Kriegsmann ſtehen, welcher ſeine theure Schweſter gegen alle Gewaltthätigkeiten ſchützte, und mit dem Eheverſprechen in der Hand, der Amtmanninn die Rechte der neuen Mutter, in die waumannſche Familie aufgenommen zu werden, demonſtrirte. Die alte Dame ſtürzte wüthend hinaus, berief dann ihr ganzes Haus zuſammen, überſchüttete Jeden einzeln mit Vorwürfen, und in dieſem Augenblicke erſchienen Vater und Sohn vor ihrem Angeſichte.

Nachdem der erſte Ungeſtüm vorüber war, wurde beſchloſſen, ſich mit dem Dragoner in Tractaten einzulaſſen; man bot ihm eine anſehnliche Summe Geldes; aber prieſterliche Trauung war der einzige Schlußreim, der ihm zu entlocken war; und da der gewiſſenhafte junge Herr mit Thränen in den Augen erklärte, er werde nie ablaſſen von ſeiner Anna Catharina, ſah der Herr Amtmann wohl ein, daß man der eiſernen Nothwendigkeit nachgeben müßte.

Im Grunde ließ ſich hier nicht viel von Mißheyrath reden; einer ähnlichen Begebenheit hatte Valentin ſein Daſeyn zu danken. Madam Waumann diente einſt als Garderobenmädchen auf dem adlichen Gute, wo der Herr Amtmann Verwalter war. — Alſo kurz! denn wir eilen nun zum Schluſſe: Sobald Ehren Schottenius nach Bieſterberg zurückkam, wurden Hochzeit und Kindtaufe gefeyert. Der junge Herr Waumann nahm die ihm von ſeinem Vater abgetretene Pachtung an, und lebt jetzt mit ſeiner Frau, welche die Haushaltung recht gut verſteht, vergnügt und glücklich; die Frau Amtmanninn iſt verſöhnt, und hat noch im vorigen Jahre bey ihren Kindern Gevatterinn Stelle vertreten.

Der alte Dornbuſch iſt Beſitzer eines hübſchen Guts, das er gekauft hat, und findet Geſchmack an Gartenanlagen, wozu ihm ſein Bruder allerley Holzarten liefert. Von Zeit zu Zeit kömmt der Hauptmann Previllier mit ſeiner ſchönen Gattinn, die ihm frohe Tage macht, von Goslar nach Bieſterberg. Der Paſtor Schottenius hat einige Hoffnung, daß mein Herr Verleger in der nächſten Meſſe die Herausgabe ſeiner ſechs und funfzig Predigten beſorgen wird. Von den Schickſalen

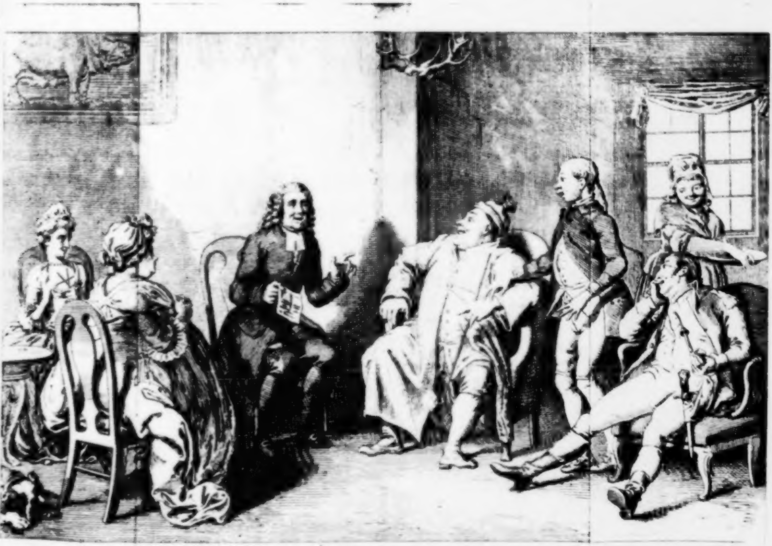
der

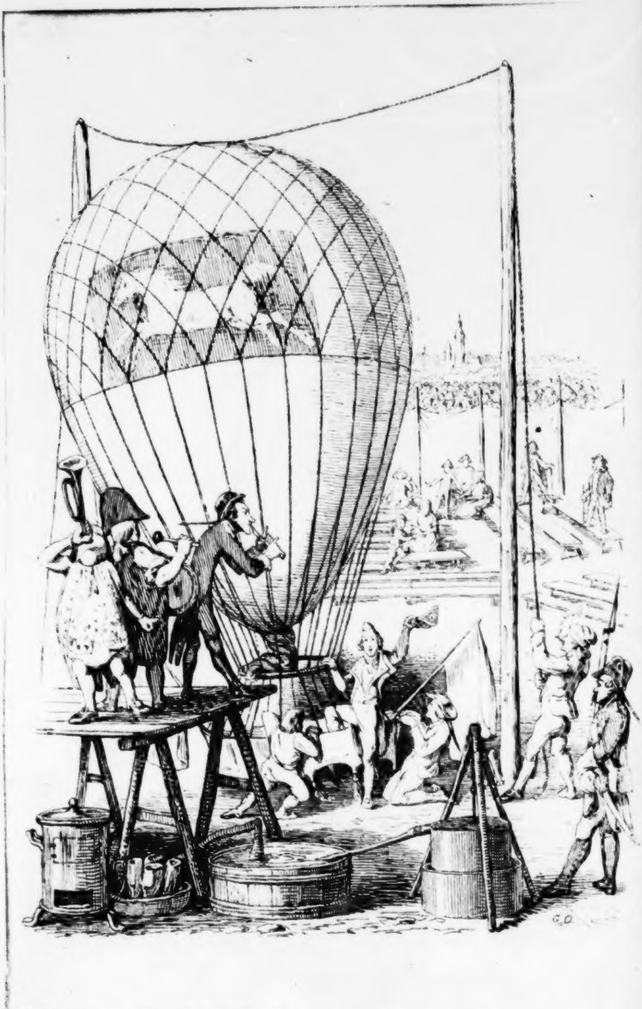
übrigen Nebenperſonen haben wir nichts in Erfahrung bringen können. Die Hauptlehre aber, die man aus dieſem Werklein ziehen mag, ſey die: daß, wenn ein Autor nur Leute findet, die ein ſolches Buch verlegen und leſen wollen, er leicht mit der Beſchreibung einer dreytägigen Reiſe funfzehn gedruckte Bogen anfüllen kann.

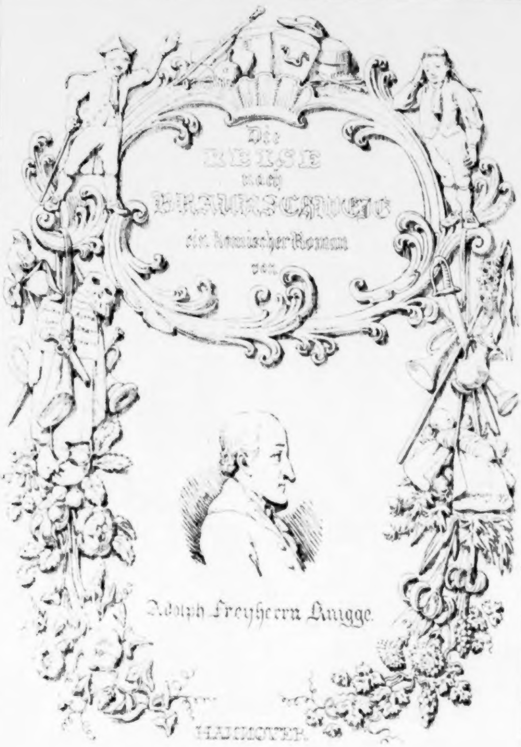
Nachſtehende Schriften ſind in allen Buchhandlungen zu haben.

Knigge, A. Frhr. v., üb. den Umgang mit Menſchen, 7te verb. Aufl. 8. m. Portr. 1 Rthlr. 12 ggr.
— dasſelbe auf holl. Poſtpap. mit Kniggens Portrait u. Vign. 2 Rthlr. 20 ggr.
— Anhang zum Umgang m. Menſchen. 9 ggr.
— Geſchichte des armen Hrn. v. Waldenburg, 2 Bde, auf holl. Royalpap. 3 Rthlr. 8 ggr.
— dasſelbe auf Druckpap. 2 Rthlr. 20 ggr.
— — Dramaturgiſche Blätter, 1s bis 3s Viertelj. 1 Rthlr. 12 ggr.
— — die Reiſe nach Braunſchweig, ein komiſcher Roman. 3e Aufl. m. 1 Kpfr. v. Ramberg. 18 ggr.
— dasſelbe Buch auf holl. Poſtpap. 1 Rthlr.
— — Briefe, auf einer Reiſe von Lothringen nach Niederſachſen geſchrieben, holl. Pap. 20 ggr. Druckp. 14 ggr.
— — das Zauberſchloß, oder Geſchichte des Grafen Tunger, 8. 20 ggr.
— — des ſel. Hrn. Etatsrath Schafskopfs hinterlaſſene Papiere, 8. 10 ggr.
— — Geſch. d. Amtsr. Gutmann. 8. 1 Rthlr.
— — über Schriftſteller und Schriftſtellerey; holl. Pap. 1 Rthlr. 6 ggr. Druckp. 20 ggr.
— — Philo's endliche Erklärung und Antwort auf verſchiedene Anfoderungen u. Fragen, die an ihn ergangen, ſeine Verbindung mit dem Orden d. Illuminaten betreff. 8. 9 ggr.
Knigge, Phil. Freyinn, Verſuch einer Logik f. junge Frauenzimmer, 8. 10 ggr.
Sheridans, Leben Jonathan Swifts. Aus d. Engl. abgekürzt u. überſ. v. Phil. Freyinn Knigge, herausgegeb. u. m. einer Vorrede begl. v. ihrem Vater. 8. 1 Rthlr. 4 ggr.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN




G.O.



Die Reiſe nach Braunſchweig

ein komiſcher Roman

von

Adolph Freyherrn Knigge.

HANNOVER.
in der Hahnſchen Hofbuchhandlung
1839

Univ. Bibl.
München

Die Reiſe
nach
Braunſchweig.

Komiſcher Roman

von

Adolph Freiherrn Knigge.

Siebente Auflage, herausgegeben vom Enkel des Verfaſſers.

Mit 36 Skizzen von G. Oſterwald.

Hannover, 1839.
Im Verlage der Hahnſchen Hofbuchhandlung.

UNIVERSITAETS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Druck von Fr. Bernh. Culemann & Sohn.

laſſen, daß aber der *** dieſen Vorſchlag nicht billigte. Aus Beſcheidenheit hatte ich dem Baron nie etwas davon geſagt, um nicht das Anſehn zu haben, als wollte ich ſeinen Beſchützer ſpielen; allein meine Feinde wußten dies beſſer zu nützen. Sie gaben ihm unter der Hand zu verſtehn, der *** hätte die Abſicht gehabt, ihm jene Stelle zu geben und mit mir darüber geredet; ich aber hätte, aus Furcht von Lerchenhayn verdunkelt und genöthigt zu werden, mein Gewicht mit ihm zu theilen, die Sache hintertrieben. Mein Freund war nicht aufrichtig genug, ſich gradezu an mich zu wenden, und Erläuterung darüber zu fordern, ſondern er verbarg ſeinen Argwohn, kam aber ſeltner zu mir und gieng oft zu dem Baron Roſenſtein. In dem Gewühle von Geſchäften, darinn ich ſteckte, bey dem Bewußtſeyn, immer als ein wahrer Freund an ihm gehandelt zu haben und voll Zutraun zu ihm, hatte ich die Veränderung, die in ihm vorgegangen war, nicht einmal bemerkt. Mit eben dieſem Zutraun nun wendete ich mich auch jetzt an ihn, um Rath, oder wenigſtens Troſt zu ſuchen; aber wie erſtaunte ich, als er mit ſchneidender Kälte und in faſt ſpöttiſchem Tone, anfieng, mir Moral zu predigen, von Mangel an Vorſicht, von übertriebnem Ehrgeize, von Herrſchſucht und dergleichen zu reden! Ich trauete kaum mei-

Vorrede.

Der kleine Roman, den man hier dem Drucke übergiebt, iſt in Stunden der Erholung von ernſthaften Geſchäften geſchrieben, um das Gefühl der heftigen körperlichen Leiden, wovon der Verfaſſer ſeit mehr denn Jahresfriſt unaufhörlich gepeinigt wird, durch unſchuldigen Scherz zu mildern, — geſchrieben, um bei Sorgen mancher Art durch leichten Witz ſich in harmloſer Stimmung zu erhalten. Er macht alſo auch keinen Anſpruch auf die Muße ſolcher Leſer, die tiefſinnige philoſophiſche Betrachtungen und überraſchend feine Blicke in die Natur des menſchlichen Herzens in ſolchen Romanen zu finden hoffen.

Der Verfaſſer hat bis jetzt in ſeine Schriften ähnlicher Art die Behandlung wichtigerer Gegenſtände einzuflechten und die Sitten der ſogenannten höhern Menſchenklaſſen zu ſchildern geſucht; hier verſteigerte er ſich nicht ſo hoch, und widmet daher dieſe Arbeit auch nur ſolchen

Leſern, denen es darum zu thun iſt, ihre Augen einmal von Höfen, Fürſten, Staatshändeln und gelehrten Kampfplätzen ab, auf ländliche Scenen und lachende Bilder gelenkt zu wiſſen.

Das iſt Alles, was der Verfaſſer von dieſem Büchlein zu ſagen weiß, um den Geſichtspunct anzuzeigen, aus welchem er beurtheilt zu werden wünſcht.

Bremen, um Oſtern 1792.

Vorwort
des Herausgebers.

Die »Reiſe nach Braunſchweig« nimmt, ungeachtet ſie im Geſchmacke der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts geſchrieben iſt, wegen der ſcharfen und aus dem Leben gegriffenen Zeichnungen wahrhaft komiſcher Charactere und Ereigniſſe, noch immer einen der erſten Plätze unter den wenigen guten komiſchen Romanen ein, welche Deutſchland beſitzt. Der Herausgeber erlaubt ſich, als Beweis dieſer Behauptung den Umſtand anzuführen, daß die kleine Schrift, 46 Jahre nach ihrem erſten Erſcheinen, eine ſiebente Auflage erlebt, eine für einen Roman aus dem 18ten Jahrhunderte gewiß ſeltene Erſcheinung. Die Herren Verleger haben, um demſelben erhöhten Reiz zu verleihen, einen vom Verfaſſer ſelbſt geäußerten Wunſch beachtend (S. 105), unſern genialen Oſterwald *) zur Entwerfung einer Reihe von Skizzen veranlaßt, welche an und für ſich ſchon geeignet ſind, die beſondere Aufmerkſamkeit der Freunde heiterer Lectüre zu erregen. Das verwandtſchaftliche Verhältniß des

---

*) Bekannt namentlich durch die zu Gellerts Fabeln gelieferten Skizzen.

Herausgebers zum Freiherrn Knigge ſetzt ihn in den Stand, einige Nachweiſungen über den Inhalt des vorliegenden Romans zu geben, und dies iſt faſt Alles, was dem Unterzeichneten angehört; weil er geglaubt hat, hinſichtlich des Inhalts deſſelben, auf einzelne unweſentliche Aenderungen ſich beſchränken zu müſſen. Die Reiſe nach Braunſchweig iſt vom Freiherrn Knigge im Jahre 1791 in Bremen geſchrieben, woſelbſt er kurz zuvor als Hannoverſcher Beamter angeſtellt war. Die ſchmerzhafteſten körperlichen Leiden hatten ihn dorthin begleitet, und feſſelten ihn bis zu ſeinem 1796 erfolgten Tode faſt fortwährend an das Bett. Dennoch verließ ihn die Helle ſeines Geiſtes niemals, die heitere Laune ſelten; er blieb ein angenehmer Geſellſchafter.

Sowohl in der Reiſe nach Braunſchweig als in ſeinen übrigen Romanen, iſt die Mehrzahl der auftretenden Perſonen nach dem Leben geſchildert. Des Verfaſſers lebhafte Phantaſie und der ihm eigene ſcharfe Blick, machten es ihm leicht, die lächerlichen Seiten der Menſchen, welche er auf ſeinen häufigen Reiſen (großentheils zu Fuße gemacht) kennen lernte, und mit denen ſeine ausgebreiteten Verbindungen ihn in Berührung brachten, aufzufaſſen und in ſeinem vortrefflichen Gedächtniſſe zu bewahren. Sowohl die Hauptfiguranten, als viele Nebenperſonen der Reiſe nach Braunſchweig, ſind aus dem Leben gegriffen und größtentheils ohne Uebertreibung dargeſtellt. Der Amtmann Waumann und deſſen Gattinn ſind treue Copien eines heſſiſchen Beamten und ſeiner Ehehälfte, welche Knigge während ſeines Aufenthalts in Heſſen-Kaſſel zu beobachten Gelegenheit fand. Wenn der dicke gaſtfreie Herr ſeine Nachbaren nicht immer geneigt fand, ſeinen Einladungen Folge zu leiſten, pflegte derſelbe zur Unterſtützung ſeines Wunſches bemerklich zu machen z. B.: meine Frau hat noch mehr Gäſte gebeten, und da geht es in Einem hin. — Wo 30 Perſonen eſſen, werden auch 36 ſatt u. ſ. w.

Des Förſters Dornbuſch Original war ſeiner Zeit in Niederheſſen zu finden, und nicht weit davon lebte Ehren Schottenius, deſſen Predigten in Wanfried der geſchilderten Gefahr ausgeſetzt waren, derſelben jedoch nicht entrannen und deshalb ungedruckt blieben. — Den Theaterdirector Stenge (eigentlich Engſt) traf Knigge auf ſeinen Reiſen in der Pfalz, als Principal einer wandernden Schauſpielertruppe, und die geſchilderte tragiſche Unterbrechung einer Probe der Agnes Bernauerinn, ereignete ſich in einer Dorfſchenke jener Gegend. Mehrere Jahre ſpäter führte ſein Schickſal Herrn Engſt nach Bremen, wo er und ſeine Gattinn, Unterricht in der höhern Tanzkunſt ertheilend, vom Freiherrn Knigge nebenher bei einem Dilettantentheater als Gehülfen in der Garderobe gebraucht wurden; auch gaben ſie den Darſtellern Anleitung zu ſchönen Gruppirungen, zeigten ihnen, wie man mit Grazie in Ohnmacht fallen, mit Anſtand ſich erdolchen könne u. ſ. w.

Ein reiſender Tonkünſtler hatte den Freiherrn Knigge einſt um 6 Piſtolen betrogen, und tritt deshalb im vorliegenden Romane als Herr Carino auf.

Ein Unfall ähnlicher Art, wie ihn Knigge ſeinen liebenswürdigen Valentin treffen läßt, hat ſich wirklich bei der Krönung Franz II. in Frankfurt a. M. ereignet. Ein polniſcher Edelmann, welcher, auf einer Reiſe begriffen, 40 Meilen umfährt, um der Kaiſerkrönung beizuwohnen, befand ſich im Gaſthof zum römiſchen Kaiſer an dem bezeichneten Orte, als ein heftiger Zugwind die Thür in's Schloß warf, und dieſer Unfall den Schauluſtigen zu einer unfreiwilligen Entſagung nöthigte.

Auch der Täuſchung, welche der Amtmann Waumann in Braunſchweig auf der Contre-Escarpe erlebt, liegt eine wahre Begebenheit zum Grunde. Ein Kaufmann aus Nürnberg kommt mit ſeiner Familie nach Braunſchweig, um Blanchard's Luftſchifffahrt beizuwohnen. Sie gerathen auf ihrer Wanderung nach dem Schauplatze dieſer Begebenheit in's Gedränge, und da die Kinder über Ermüdung und Durſt klagen, ſie auch keine Vorbereitungen zur Luftreiſe bemerken, treten ſie in ein Wirthshaus, um ſich zu erfriſchen, und indeß ſteigt Herr Blanchard auf.

Genug jedoch vom Geſchichtlichen des kleinen Romans, der ſich auch in ſeiner neuen Geſtalt einer gleich guten Aufnahme wie früher erfreuen möge.

Hannover, den 9. Junius, 1839.

Freiherr Fr. von Reden, Dr.

Inhalt.

Erstes Capitel, S. 1.

Eine ländliche Geſellſchaft rüſtet ſich zu einer Reiſe, um merkwürdige Dinge zu ſehen.

Zweites Capitel, S. 8.

Abenteuer des erſten Tages auf der Reiſe.

Drittes Capitel, S. 21.

Der zweite Tag fängt mit einem neuen Sturme an. Fortſetzung der Reiſe bis Peina.

Viertes Capitel, S. 27.

Begebenheiten in Peina; Tiſch-Geſpräche. Kuchen, in des Paſtors Unſterblichkeit gehüllt; die Geſellſchaft trennt ſich.

Fünftes Capitel, S. 38.

Was dem Herrn Amtmanne und ſeinem Sohne nach der Trennung von ihren Gefahrten begegnet.

Sechstes Capitel, S. 45.

Fragment einer Predigt. Unvermuthete Zuſammenkunft in Peina. Wie mag das zuſammenhängen?

Siebentes Capitel, S. 53.

Der Herr Amtmann geht, den berühmten Luftſchiffer auffliegen zu ſehen, und trifft bei ſeiner Zurückkunft den jungen Herrn in einem kläglichen Zuſtande an.

Achtes Capitel, S. 68.

Geſchichte des Fremden, der in der Eulenburg vor Peina abgetreten war.

Neuntes Capitel, S. 80.

Fortſetzung dieſer Geſchichte. Sonderbare Entdeckung. Der Fremde und der Officier finden im Poſthauſe nicht, was ſie ſuchen.

Zehntes Capitel, S. 95.

Etwas von dem jungen Frauenzimmer. Sie entwiſcht.

Elftes Capitel, S. 113.

Der Herr Amtmann beſchließt, noch einen Tag in Braunſchweig zu verweilen, und beſucht nebſt ſeinem Sohne das Schauſpiel. Etwas Dramaturgiſches.

Zwölftes Capitel, S. 130.

Was der Herr Hauptmann Previllier dem alten Dornbuſch unterweges erzählt. Zuſammenkunft in Steinbrüggen.

Dreizehntes Capitel, S. 144.

Jungfer Margaretha Dornbuſch begiebt ſich in den Schutz einer alten chriſtlichen Dame, und ſetzt ſich neuen Gefährlichkeiten aus.

Vierzehntes Capitel, S. 158.

Auf der Maskerade in Braunſchweig führt der Himmel die Seinigen wunderlich zuſammen.

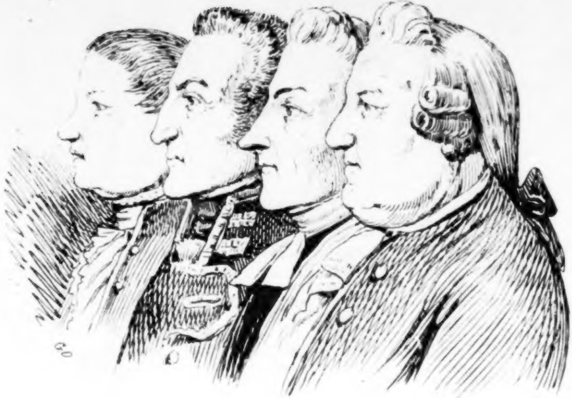
Funfzehntes Capitel, S. 166.

Abreiſe von Braunſchweig. Neue Irrung, die bei dieſer Gelegenheit vorgeht.

Sechszehntes Capitel, S. 171.

Rückkunft nach Bieſterberg. Hochzeiten und Kindtaufe. Schluß dieſer Geſchichte.

Univ. Bi
München



meinen Ohren — »Auch Du, Brutus?« rief ich aus, und brach das Geſpräch ab.

Indeſſen erforderten meine öconomiſchen Umſtände auf einige Zeit meine ganze Aufmerkſamkeit. Ich mußte, um damit auf's Reine zu kommen, eines meiner Güter verkaufen, um die andern beyden von Schulden frey zu machen, und hierzu war meine perſönliche Gegenwart nothwendig. Ich bat daher um Urlaub, den mir mein Herr mit dem bedeutenden Zuſatze ertheilte: »Reiſen Sie ja, und bringen Ihre Geſchäfte in Ordnung! Uebereilen Sie Sich nicht! Sollte ich Ihrer bedürfen; ſo will ich Ihnen ſchreiben — laſſen« Ich verſtand den Wink, betrachtete mich von dem Augenblicke an als dienſtlos, packte meine Papiere und andre Sachen, welche ich keinen fremden Händen anvertraun konnte, ein, als wenn ich nie wiederzukommen gedächte, und reiſte vorerſt hierher nach Tungerhauſen.

Sech-

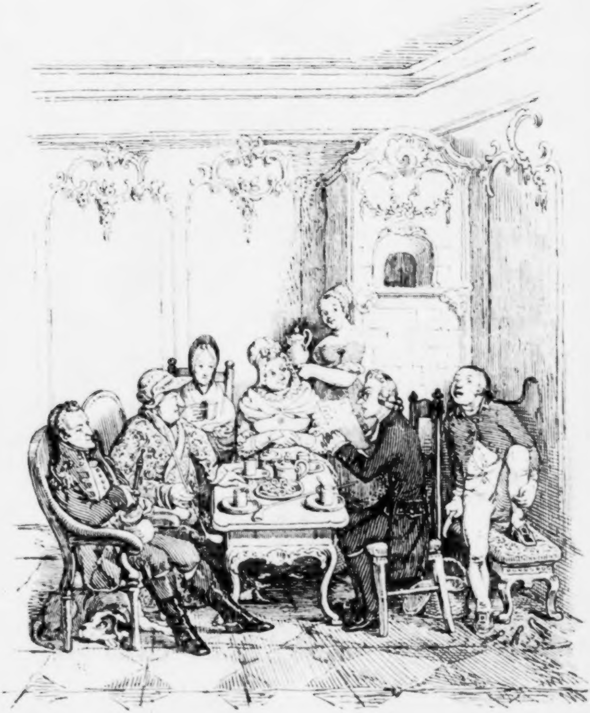
Erſtes Capitel.

Eine ländliche Geſellſchaft rüſtet ſich zu einer Reiſe, um merkwürdige Dinge zu ſehen.

Univ.-Bibl.
München

Das mag poſſirlich ausſehn, Herr Paſtor!« ſagte der Amtmann Waumann zu dem geiſtlichen Herrn, der, mit dem anderen Zeitungsblatte in der Hand, ihm gegenüber ſaß. »Das mag poſſirlich ausſehen, wenn ſo ein Mann in der Luft herumfährt, und einen Ball unter ſich hat.« »Nicht unter dem salva venia, wie man zu ſagen pflegt, excuſiren Sie!« erwiederte der Paſtor Schottenius, »der Musjö Blanchard ſitzt in einem Schiffchen, welches an dem, mit künſtlicher Luft gefüllten großen Ballen befeſtigt iſt.« »Was Henker!« fiel ihm hier der Förſter Dornbuſch in die Rede, »wie macht es aber der Teufelskerl, daß er damit herumkutſchirt? Das kann nicht mit rechten Dingen zugehen.« Nun ließ ſich Ehren Schottenius auf eine weitläufige Beſchreibung der Luft-Kutſchir-Maſchinen ein, und bewies zuerſt, daß es auf keine Weiſe ſündlich ſei, Verſuche von der Art zu machen, wie wohl manche abergläubiſche Leute meinen möchten; vielmehr diene die Erforſchung der Natur und deren Kräfte zur Verherrlichung des Schöpfers, »wie ich dies«, fügte er hinzu, »in meinen, nun bald im Drucke erſcheinenden Predigten zum öftern bewieſen habe.« Dies war der refrein, welchen er in der gewöhnlichen Unterhaltung jedem Satze, den er vortrug, anzuknüpfen pflegte. Er hatte nämlich eine Sammlung von 57, ſchreibe ſieben und funfzig, Stück Predigten fertig liegen, die er herauszugeben längſt beſchloſſen hatte, und es gab wenig Gegenſtände unter dem Monde und wenig Wahrheiten und Vermuthungen, über welche er nicht in dieſen Kanzel-Reden Gelegenheit genommen hatte, ſeine unmaßgebliche Meinung zu ſagen. Ehren Schottenius war in der That ein aufgeklärter Geiſtlicher. — Es giebt böſe Menſchen, welche behaupten, das ſei eine contradictio in adjecto. oder vielmehr, ein Prediger handle ſehr inconſequent, wenn er die Aufklärung befördere; allein unſer Herr Paſtor widerlegte durch ſein Beiſpiel dieſe Ketzerei. Nur müſſen wir uns über den richtigen Begriff des Worts Aufklärung verſtehen. Er war kein Mann, der das Gegentheil von dem glaubte und lehrte, worauf er geſchworen hatte, und wofür er ſich beſolden ließ. Er nahm nicht das Lämpchen der Aufklärung in die Hand, um in dem Alterthums-Cabinette ſpeculativer Raritäten und dogmatiſcher Geheimniſſe aufzuräumen; ſondern er verwaltete die ihm über dieſen Schatz anvertraute Aufſicht, nach Anweiſung ſeiner Obern, und ſo, wie die meiſten Bibliothekare in oder außer Klöſtern die Aufſicht über die Sammlungen ſeiner Handſchriften zu führen pflegen; denn er bewahrte ſie vor nagenden Mäuſen und vor verbleichenden Sonnenſtrahlen, rührte jedoch nicht anders daran, als wenn er an hohen Feſttagen einmal den Staub davon abkehren mußte, damit man doch den beſuchenden Fremden zeigen könne, daß ſie noch da wären. Seine Aufklärung aber beſtand darin, daß er nicht alle anderen menſchlichen Kenntniſſe auf den einzigen Stamm der Orthodoxie pfropfen wollte, ſondern mit Vergnügen von neuen Entdeckungen in allen Gebieten der Wiſſenſchaften und Künſte reden hörte, ohne ſich darum zu bekümmern, ob der Schlüſſel dazu ſchon in den moſaiſchen Geſchichtsbüchern zu finden wäre, oder nicht. Er empfahl in ſeinen Predigten, neben der reinſten chriſtlichen Moral, eine edle Wißbegierde und Empfänglichkeit für alles nützliche Gute, und rief oft mit Paulus aus: »Prüfet alles, und das Gute behaltet!« Dieſe vernünftige Stimmung hatte er dadurch erlangt, daß er einige Jahre in dem Hauſe eines Edelmannes in Halberſtadt als Kinderlehrer zugebracht, und dort Gelegenheit gehabt hatte, mit Männern von großen Einſichten umzugehn. Freilich hatte er ſich nachher auf dem Lande wieder, wie man zu ſagen pflegt, ein wenig verlegen; aber immer noch unterſchied er ſich vortheilhaft unter ſeinen Amtsbrüdern weit umher. Allein die innere Ueberzeugung dieſes Vorzugs gab ihm auch wohl zuweilen eine etwas zu hohe Meinung von ſich ſelber, ſo daß er niemand lieber reden hörte, als den Paſtor Schottenius; und man hätte verſucht werden mögen, zu glauben, er habe nur den, ſeinem Stande ſonſt vorgeworfenen geiſtlichen Hochmuth gegen eine Art von gelehrtem Stolze vertauſcht. Dieſe Meinung könnte uns nun bewegen, einige ſcharfſinnige Bemerkungen über die Quellen mancher menſchlichen Tugenden zu machen. Wir würden dann zum Beiſpiel finden, daß, wenn mancher große Mann durch ſeine Popularität und Herablaſſung gegen kleine Leute ſich beliebt macht, er eigentlich nur deswegen ſich ſo wenig herausnimmt, damit er die überwiegende Stimme des Volks für ſich gewinne; daß alſo ſeine Ruhmſucht ſich hinter dieſer angenommenen Demuth verſteckt, oder daß er ſtolz genug iſt, zu glauben, er könne ſich nie etwas vergeben durch Herablaſſung gegen Leute, denen es nicht einfallen dürfte, mit ihm verglichen zu werden; wir würden ferner finden, daß man einen beſcheidenen Gelehrten nicht ärger anführen kann, als wenn man ihm nicht lebhaft genug widerſpricht, ſobald er von dem geringen Werthe ſeiner Schriften redet; wir würden endlich finden, daß mancher Edelmann nur deswegen der Abſchaffung des Adels, womit man in Frankreich den Anfang gemacht hat, das Wort redet, weil er ſich bewußt zu ſein meint, ſeine unläugbaren innern Verdienſte würden ihn noch immer über Andere erheben, wenn auch alle äußeren Rückſichten von Stand und Geburt wegfielen. Allein wir, der Autor, haben uns nun einmal vorgenommen, die ſcharfſinnigen Bemerkungen in unſerm Büchlein eben nicht zu häufen, ſondern dieſelben dem geehrten Leſer ſelbſt zu überlaſſen, ſo ſehr wir auch ratione honorarii dabei gewinnen könnten. Alſo fahren wir in der Erzählung deſſen fort, was in des Herrn Amtmanns Waumann Hauſe in Bieſterberg vorging.

Hier war es nämlich, wo die drei Herren, welche wir redend eingeführt haben, den 6. Auguſt 1788 Nachmittags, mit einem geſelligen Pfeifchen im Munde, verſammelt ſaßen, und die eben angekommenen Zeitungsblätter durchlieſen. Folgender Artikel veranlaßte das obige Geſpräch: „Braunſchweig, den 2. Auguſt, 1788. Den zehnten dieſes Monats wird der berühmte Luftſchiffer, Herr Blanchard, mit einem großen und ſchönen Ballon aus



Univ. Bibl.
München

unſerer Stadt in die Höhe fahren. Der Zuſammenfluß der Fremden, welche dieſes bewundernswürdige Schauſpiel herbeilockt, wird an dieſem Tage außerordentlich ſein, indem ſchon jetzt in den mit Meßleuten angefüllten Gaſthöfen faſt kein Zimmer mehr leer iſt.«

Nachdem der Paſtor Schottenius nun deutlich auseinandergeſetzt hatte, was für eine Bewandtniß es mit ſolchen Luft-Fuhrwerken hätte, erſcholl aus einer Ecke des Zimmers eine Stimme, welche rief: »O Papa! laſſen ſie uns doch hinreiſen nach Braunſchweig, und das Ding mit anſehen, wenn wir nicht mit in die Höhe zu fahren brauchen!« Dieſe Stimme kam von ſonſt niemand, als dem jungen Herrn Valentin Waumann, dem eheleiblichen Sohne des Herrn Amtmanns, her. Dieſer liebenswürdige Jüngling hatte damals ſein Alter gebracht auf circa drei und zwanzig Jahre, war ein breitſchultriger Junggeſelle, in der chriſtlichen Religion auferzogen, und nachher der edlen Landwirthſchaft zugethan und gewidmet, welcher er ſich auch ſo eifrig ergab, daß ſein Herr Vater die Abſicht hegte, ihm ein benachbartes Vorwerk, das er mit gepachtet hatte, nebſt dem Inventario an Kühen, Schweinen, Pferden, instrumentis rusticis, und einer für ihn ausgeſuchten Gattinn, nächſtens zu übergeben. Musjö Valentin war nie über die Grenzen des Amts Bieſterfeld hinausgekommen, obgleich der Amtmann oft verſprochen hatte, einmal, bevor der junge Herr ſich in den Stand der heiligen Ehe begäbe, mit ihm eine Fahrt von einigen Tagereiſen zu machen, um in Hildesheim, Braunſchweig, Hannover und anderen ſchönen Städten in der Nachbarſchaft, die Welt mit ihren Merkwürdigkeiten zu ſehen. Als der junge Herr nun, wie geſagt, in der Ecke ſaß, wo er ſich beſchäftigte, neue Kerbhölzer für die Dienſtleute zu ſchnitzeln, und er dort von den Zeichen und Wundern hörte, welche in Braunſchweig in wenig Tagen geſchehen ſollten, erinnerte er ſeinen Papa an das Verſprechen der Reiſe. Die Frau Amtmanninn, deren Liebling dies einzige Söhnchen war, unterſtützte ſein Geſuch; und ſo wurde dann kurz und gut beſchloſſen, am nächſtkünftigen Sonnabende, als dem Tage vor der großen Luft-Begebenheit, die Reiſe nach Braunſchweig, geliebt' es Gott, zu unternehmen.

»Potz Element,« rief der Förſter aus, »Herr Amtmann! da reiſe ich mit; ja! ſo thue ich, und von da fahre ich auf dem Rückwege die paar Meilen weiter über Goslar, wo ich doch hin muß, um meine Grete aus der Penſchon abzuholen. Sie verſtehen mir, Herr Amtmann! und darüber wird denn Musjö Valentin auch nicht böſe werden, denke ich ſo, ha, ha! Und unſer Herr Paſtor muß auch mit, und muß uns ſeine halbe Schäſe thun, denn weil ich ſonſt mant immer reite, ſo habe ich keine eigene Carrethe, und ſo aber, ſo fahren wir in zwei Kutſchen; und was der Herr Paſtor verzehrt, das bezahle ich, ja! das thue ich.«

Ehren Schottenius war leicht zu bereden, dieſen Vorſchlag anzunehmen; der Candidat Krebs aus Möllenthal hatte ſich ohnehin die Erlaubniß erbeten, am nächſten Sonntage in Bieſtersberg predigen zu dürfen, und außer dem Vergnügen der Reiſe gab dieſe koſtenfreie Luſtfahrt dem Paſtor noch Gelegenheit, einen längſt gehegten Vorſatz auszuführen, nämlich den, ſich in Braunſchweig nach einem Verleger für ſeine ſieben und funfzig Predigten umzuſehen. Frühere, namentlich in Leipzig gemachte unglückliche Verſuche, hatten ihn nicht abgeſchreckt, weil er, wie jeder angehende Schriftſteller, eine große Vorliebe für die Erzeugniſſe ſeiner Feder hatte; eine Vorliebe, die ſehr ſchmerzliche Täuſchungen herbeiführen kann, wenn Buchhändler, Recenſenten und Publikum dieſe Zuneigung nicht theilen. — Es kam nur noch auf eine Kleinigkeit an: auf die Einwilligung der Frau Paſtorinn; da indeſſen dieſe ſelbſt gegenwärtig war, und, neben der Frau Amtmanninn ſitzend, eben die fünfte Taſſe Caffee, auf vielfältiges Bitten, ſich hatte wohlſchmecken laſſen, ſo ließ ſich die Sache bald auf's Reine bringen. »Ja, was meinſt du zu dem Vorſchlage, mein Schatz?« ſprach der Paſtor, und ſah nach den kleinen ſchwarzen Aeuglein ſeiner Gebieterinn, ob ſie zürnten oder lächelten. »J nun! da Du mit ſo guter Gelegenheit umſonſt hinkommſt: warum nicht?« — So war's denn richtig; alles wurde gehörig verabredet, und bald nachher trennte ſich die Geſellſchaft.

Zweites Capitel.

Die Abenteuer des erſten Tages auf der Reiſe

Die liebe Sonne hatte am neunten des Auguſts kaum den erſten Blick in das enge Thal geworfen, in welchem, an eine kleine Anhöhe gelehnt, das Dorf Bieſterberg mit ſeinen ſchönen Amtsgebäuden lag; die Hähne auf den Bauerhöfen weckten nun krähend ihre Damen aus dem Schlafe; der Schulmeiſter ſtand im Camiſol ohne Aermeln unten im Thurm, und zog gähnend die Betglöcke; die Knechte ſchlichen ſchwerfällig aus den Ställen hervor, und klopften die Lünzen an den Ernte-Wagen zurecht; die Hirten blieſen in ihr Horn, und gaben durch Klatſchen das Zeichen, worauf die Mägde, im tiefſten Negligée erſcheinend, mit aufgerafften Reiſern in den Händen, das Vieh von den Höfen hinunter trieben — da war ſchon im Amthauſe, auf dem Pfarrhofe und in des Förſters Wohnung Alles auf den Beinen. Des Herrn Amtmanns ehrwürdiger Reiſewagen ſtand geſchmiert und bepackt vor der Thür; der Gärtner Caspar bürſtete an dem gelben geblümten

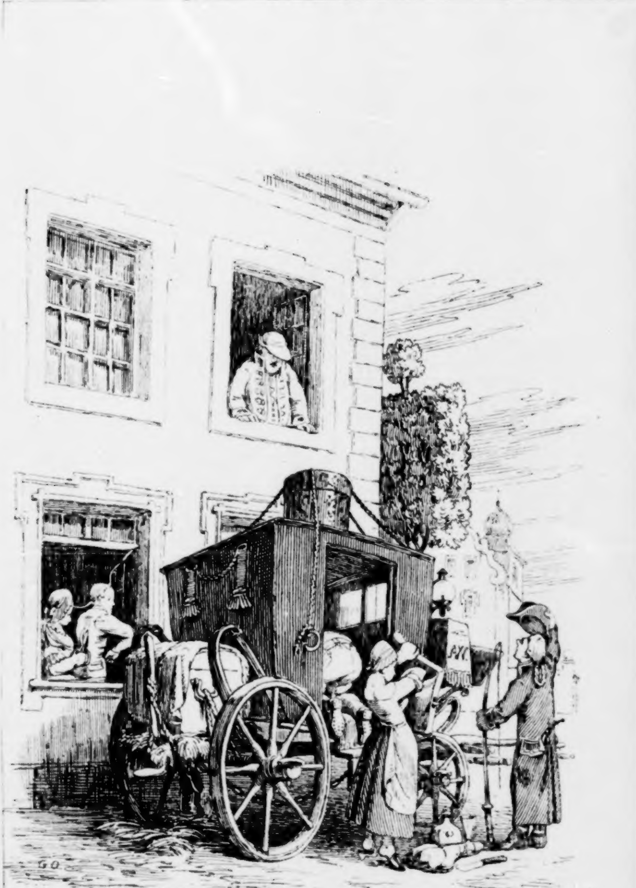
Sechzehntes Capitel.

Der Graf nimmt ſeinen Abſchied und lebt als Privatmann. Neue Unannehmlichkeiten.

So lange ich mit meinen Geld-Geſchäften vollauf zu thun hatte, verlohr ich faſt meine politiſche Lage aus den Augen; doch ſchrieb ich, gleich nach meiner Ankunft in Tungerhauſen, an den ***, bat um meinen Abſchied und erhielt ihn, in den ſogenannten gnädigen Ausdrücken, mit welchen die Fürſten bey ſolchen Gelegenheiten nicht ſparſam ſind und mit denen man eben ſo wenig einen beſtimmten Begriff verbindet, als mit den gewöhnlichen Complimenten im gemeinen Leben. Als ich aber wieder Muſſe hatte, fieng ich an, mit mir ſelber zu Rathe zu gehn, wie ich nun künftig meine Lebensart einrichten wollte.

Daß ich feſt entſchloſſen war, allem, was Fürſten-Dienſt heißt, auf immer den Abſchied zu geben, das wird man mir wohl zutraun; mich aber, nach einem

Univ. Bibl.
München


GO

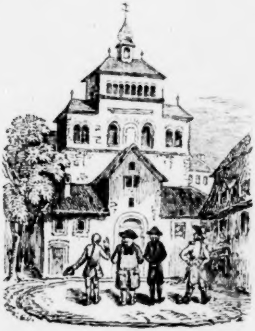
Plüſche, womit er ausgeſchlagen war, und die Haushälterinn ſteckte Butterbröde und eine gebratene Rehkeule in die Seiten-Taſche. Oben an dem Fenſter des Eckzimmers ſtand der alte Herr, reiſefertig angekleidet, in Stiefeln mit Stiefel-Manſchetten, und umgürtet mit einem Hirſchfänger; Musjö Valentin war unter den Händen ſeiner Mutter, die ihm die ſchwarze Halskrauſe umband, und die blaue mohrne Weſte, welche zu enge geworden war, hinten aufſchnitt. Er ſah ſtattlich aus, der junge Herr, in ſeinem perlfarbnen Rocke; die Haare weiß eingepudert, hinten in einen langen dünnen Zopf gebunden. »Spann an, Conrad!« rief dann der Amtmann zum Fenſter hinaus ſeinem Kutſcher zu, der ſchon in der grauen Livree mit grünem Kragen, worauf eine ſilberne Treſſe prangte, um die Kutſche herumging. »Spann an! aber ich wette, an dem Paſtor liegt es wieder; der wird zu lange geſchlafen haben.« — Ungerechte Beſchuldigung! Ehren Schottenius ging ſchon ſeit länger als einer Stunde, vom Kopfe bis zu den Füßen ſchwarz und vollſtändig angekleidet, bis auf die Perücke nach, die er noch nicht gegen die weiße Nachtmütze vertauſcht hatte, mit einer Pfeife Taback vor ſeinem Hauſe auf und nieder. Vor ſeiner, in der That ſehr demüthigen grünen halben Chaiſe, die mit einem Rückſitze verſehn war, und an der durch Feſtbinden noch einige Reparaturen und Verſchönerungen vorgenommen wurden, ſtanden ſchon die vom Förſter geſchickten Nachbars-Pferde angeſpannt. Nun kam auch Dieſer, nachdem er ſeinen Schnapps genommen hatte, herbei; die geiſtliche Perücke wurde aufgeſetzt, der blaue Ueberrock angezogen; man ging nach dem Amthauſe; das wackelnde Fuhrwerk folgte nach, und raſſelte auf dem Steinpflaſter; alles im Dorfe kam an die Fenſter. Im Amtshofe waren indeſſen die vier ſchwarzbraunen Wallachen angeſchirrt worden. — Man nahm Abſchied, ſtieg ein. »Nun fahrt zu in Gottes Namen!« rief der Paſtor. Man ließ ihn mit dem Förſter in ihrem Fuhrwerke voraus; und ſo ging es denn auf dem Wege nach Hildesheim fort.

Unter den Eigenſchaften, durch welche man ſich in dieſer Welt beliebt und geachtet machen kann, behauptet die, ein angenehmer, muntrer Geſellſchafter zu ſeyn, keinen geringen Platz; ſie wird ſogar oft höher geſchätzt, als manche ächte Tugend, oder erſetzt wenigſtens den Mangel derſelben. Nirgends aber iſt man mit angenehmer Unterhaltung und muntrer Laune willkommner, als auf Reiſen ſeinen Gefährten. Nun aber beſaßen die vier Perſonen, welche wir ſo eben des Wegs nach Hildesheim zu ſpedirt haben, von jener geſelligen Eigenſchaft herzlich wenig; daher war denn auch die Unterhaltung in den anderthalb Kutſchen ſo eintönig, daß ich mich außer Stand ſehe, etwas daraus mitzutheilen, das den Leſer intereſſiren könnte. Der Förſter klagte darüber, daß die Taſchen ſeines geiſtlichen Nachbarn zu dick wären, und daß dies ihm den Raum beenge. Unrecht hatte er nicht; denn in die linke Ueberrocks-Taſche war von der Frau Paſtorinn die mitzunehmende reine Wäſche auf einige Tage geſteckt worden, und in der andern wohnte das Manuſcript der bewußten Predigten. Der Förſter ruhete daher nicht eher, als bis die Taſchen ausgeleert, und die darin beherbergten Sachen in den Sitzkaſten gelegt waren. Hierauf ſetzte er ſich in eine Lage, die wenigſtens für ihn bequemer, als für ſeinen Nachbar war (aber er bezahlte ja auch für Dieſen) und fing dann an, den einſchläfernden Wirkungen der genoſſenen Lieblingsflüſſigkeit nachzugeben, wobei er, ſo oft der Wagen einen Stoß bekam, mit ſeinem ſinkenden Haupte in die Perücke des geduldigen Paſtors gerieth, der dies Ungemach, bei dem Genuſſe eines Pfeifchens und allerlei Meditationen ohne Murren ertrug. In dem zweiten Wagen las der Herr Amtmann ſeinem Sohne Collegia über den Zuſtand der Felder, durch welche ſie fuhren, wußte alle Dörfer mit Namen zu nennen, von welchen man in einiger Entfernung die Thurmſpitzen wahrnahm; und Musjö Valentin, der indeß die Witterung von den Butterbröden und dem Braten bekommen hatte, zog ſein Taſchenmeſſer hervor, fing an, ſich vorzulegen, und antwortete ſeinem Vater nur eintönig und mit vollen Backen.

So ging die Zeit hin bis gegen Mittag, da die Geſellſchaft in ein Dorf, eine Meile von Hildesheim, kam, wo man dann Anſtalt machte, Pferde und Menſchen mit einem ordentlichen Futter zu verſehen, weil man da wohlfeiler zu zehren hoffte, als in der biſchöflichen Reſidenz. Man fragte die Wirthinn, was ſie auf den Tiſch liefern konnte, und bekam Anweiſung auf eine Bier-Suppe und ein großes Stück friſch gekochtes Pöckel-Fleiſch. Der Herr Amtmann aber vergrößerte dieſen Küchenzettel, in Berückſichtigung der beſondern Vorliebe ſeines Valentin für Mehlſpeiſen, durch Beſtellung eines dicken Pfannkuchens. Indeß nun zu dieſem letztern Anſtalt gemacht wurde, worüber wohl eine Stunde verſtrich, weil die Pfanne nicht ſogleich zu finden war, indem der Knecht dieſelbe gebraucht hatte, um darin einen warmen Umſchlag für eines der Pferde zu bereiten, entſtand in der Schlafkammer des Wirths ein fürchterlicher Lärm und Zank. Der Herr Paſtor glaubte Beruf zu haben, zu verſuchen, ob er hier nicht das Amt eines Friedensſtifters übernehmen könnte, und ging in das Zimmer. Er fand den Hausherrn äußerſt ergrimmt über ſein Eheweib, welches, um das geräucherte Rindfleiſch, das den angekommenen Gäſten vorgeſetzt werden ſollte, warm zu halten, ihres Mannes ledernes Beinkleid darüber gedeckt hatte. Er hatte es eben anziehen wollen, und nun fand er es ausgeſpannt und rauchend.

Man kann ſich leicht vorſtellen, daß alle dieſe Zubereitungen zu dem beſtellten Gaſtmahle unſern Reiſenden nicht viel Appetit erweckten. Sobald daher die Roſſe gefüttert waren, ließ man wieder anſpannen, und die Geſellſchaft fuhr fort nach Hildesheim, wo ſie in dem berühmten Gaſthofe des Herrn Lauenſtein abtrat, den ſie im Schlafrocke, eine Pfeife in der Hand, und eine graue Mütze auf dem Haupte, im Vorplatze ſpazierend antrafen. Da man noch zeitig genug zu dem auf folgenden Nachmittag angekündigten großen aeroſtatiſchen Schauſpiele in Braunſchweig ſein konnte, wenn man Sonntags früh aus Hildesheim fuhr, und das Mittagseſſen in Peine einnahm, ſo beſchloß man, bis zum andern Morgen in jener merkwürdigen Stadt zu verziehen. Die Pferde wurden zurückgeſchickt, weil ſie in der Ernte nöthig waren, und man beſtellte ſich Poſtpferde.

Ein deutſcher Original-Roman und ein deutſches Original-Schauſpiel ſind ſehr geſchmacklos, wenn nicht darin von Mahlzeiten die Rede iſt; und je weniger oft der Autor ſelbſt zu verzehren hat, deſto herrlicher läßt er die Perſonen ſeiner Schöpfung ſpeiſen und tränken. Ich hoffe daher, meine Leſer werden mirs nicht ungnädig aufnehmen, daß ich mitunter ſehr viel von den Magen-Angelegenheiten meiner Reiſenden rede. Wir wollen ihnen nun noch in Hildesheim etwas Gebackenes zum Kaffee reichen laſſen, um ſie für die ſchlechte Mittags-Tafel zu entſchädigen, und dann mögen ſie es aushalten bis zum Abend, und ſich unterdeſſen ein wenig in der Stadt umſehen. Wirklich thaten ſie das, gingen in den Dom, und von da in andere Kirchen und Klöſter, begafften die Häuſer, die ihrer Meinung nach ſchön gebaut waren, deuteten mit den Fingern auf alles, was ihnen merkwürdig vorkam, zogen vor jedem wohlgekleidetem Manne die Hüte ab, und blieben voll



Verwunderung ſtehen und ſahen hinterdrein, wenn ihnen ein ſchmutziger Capuziner oder ein anderer Mönch begegnete.

Ermüdet von dem ungewohnten ſtädtiſchen Steinpflaſter kehrten ſie zurück in das Wirthshaus, und traten in das allgemeine Gaſtzimmer, deſſen Fenſter nach dem Hofe hinausgehen. Der Herr Amtmann forderte eine Bouteille Bier und Pfeifen; aber kaum hatten ſie die Thür geöffnet, als ihnen ein ſo fürchterlicher Lärm entgegen tobte, daß ſie zurückprallten, und gar nicht den Muth gehabt haben würden, einzutreten, wenn ihnen nicht ein Mann mit einer Baßſtimme zugerufen hätte: »Nur näher, Meſſioß! es iſt halt eine kleine Probe; wenn Sie beiwohnen wollen, viel Ehre! Sie mögen unſer Publicum vorſtellen; ſetzen Sie Sich da hinter den Tiſch!« Der Mann war ein kleiner, dicker Knirps von etwa funfzig Jahren, dunkelbraunen Angeſichts, mit rollenden, etwas roth gefütterten Augen und ganz dünnen ſchwarzen Haaren. Er trug einen hellgrünen Rock, jetzt zum Frack eingerichtet, doch ſo, daß man noch an den verſchiedenen Nüancen der Farbe ſehen konnte, wie er ſich ſchon oft nach den Launen der Mode hatte hudeln laſſen müſſen, und wie er zuweilen mit langen, zuweilen mit kurzen Schößen, dann mit großen, und dann wieder mit kleinen Aufſchlägen war verſehen werden. Jetzt war er mit etwas geziert, das man einſt am Hofe des Herzogs von Würtemberg, und nachher, ſo oft es auf andern Kleidern geſeſſen, eine aufgeheftete Stickerei (tour appliqué) genannt hatte. Unſere Gäſte waren durch das Geräuſch, welches in dem Zimmer herrſchte, worin ſich, außer dem kleinen Herrn, noch viele Perſonen beiderlei Geſchlechts befanden, und durch einen fremden Anblick ſo betäubt, daß ſie ſich nur gleich auf die ihnen angewieſenen

Plätze hinſetzten, da dann der Dialog unter allen gegenwärtigen Menſchen folgendermaßen fortging.

Ein ziemlich altes Frauenzimmer. Ein Verbrechen! und mein Gewiſſen ſchweigt? und befiehlt mir, zu beharren? Was iſt ein Staatsverbrechen?

Der alte Herr. Wenn Du »mein Gewiſſen« ſagſt, mußt Du den Zeigefinger auf die Herzgrube legen, aber nicht zu tief, ſonſt zeigt es den Magen an. Ich weiß nicht, Ihr Leute habt noch immer keinen Begriff von ächter Geſtikulation. Nun wird geläutet; wer läutet?

Ein junger Menſch. Ich! (Er nimmt ein Bierglas vom Tiſche und ſchlägt mit der Tabakspfeife daran.)

Ein Anderer. Was läutet man?

Die Frau. Es iſt Mittag.

Der Förſter. (für ſich.) Es mag den Teufel ſein! Es iſt meiner Sir bald ſieben Uhr!

Der Andere. Dieſe Glocke läutet Euch kein gutes Zeichen.

Die Frau. (ängſtlich.) Ich ahne es; ich weiß es; mir wird ſo bange — Albrecht!

Der dicke Herr. Lauter, lauter!

Die Frau. (brüllt.) Albrecht! und Du verließeſt mich!

Der dicke Herr. Bravo!

Musjö Valentin. (leiſe.) Papa! die Menſchen ſind toll; laſſen Sie uns machen, daß wir fortkommen!

Der Amtmann. (leiſe.) Herr Paſtor! was bedeutet das?

Der Paſtor. (leiſe zum Amtmann.) Ich glaube, es ſind Mimi, Hiſtriones, Comödiantenvolk.

Der Andere. Entſchließt Euch!

Die Frau. Ich bin ja entſchloſſen; hab's Euch ja oft geſagt; hab' nie gewankt.

Der dicke Herr. Nun kommt der neunte Auftritt.

Ein Dritter. (tritt hervor.) Es iſt Zeit!

Der Andere. Hört Ihr's?

Die Frau. Gott, was ſoll mir geſchehn? — Wo iſt Zenger? — o Albrecht!

Der Dritte. Soll ich?

Der Andere. Ja!

Ein Vierter. (kommt hinter dem Ofen hervor.) Herr Canzler! wißt Ihr, wie Schurken und Verräthern mitgefahren wird?

Valentin. (leiſe.) Papa! Sie ſchimpfen.

Der Andere. Wozu dieſe Frage?

Der Vierte. Weil Ihr's an Euch ſelbſt bald erfahren ſollt. Folgt mir, gnädige Frau.

Der Amtmann. (leiſe.) Es iſt eine von der Nobleſſe.

Der dicke Herr. (rüttelt den auf dem Schenktiſche ſtehenden Meſſer-Korb und trommelt auf dem Tiſche.) Das war das Waffengetöſe und Trommeln; nun ſpricht Tuchſenhauſer.

Der Andere. Verwegner! Agnes ſoll da bleiben, auf des Herzogs Befehl.

Der Amtmann. Excuſiren Sie; hier hat niemand zu befehlen, als der Fürſt-Biſchof.

ſo unruhvollen, thätigen Leben, auf einmal in meinem alten Schloſſe einſam zu vergraben; das glaubte ich nicht aushalten zu können. Eine große Reiſe in fremden Ländern umher zu machen, wäre zu meiner Zerſtreuung wohl am dienlichſten geweſen; aber das erlaubte mir der Zuſtand meiner Caſſen nicht; ich wählte alſo einen Mittelweg und miethete in der Reichsſtadt *** ein Haus. »Dort« dachte ich »werde ich, frey, zwanglos und unbemerkt, meine Tage angenehm verleben. Ich will dem thörichten Ehrgeitze, eine glänzende Rolle zu ſpielen, entſagen, will meine mehrſten Stunden den Wiſſenſchaften widmen; noch iſt ſo viel für mich zu erlernen übrig! In dem Umgange mit einigen verſtändigen und guten Menſchen aber kann ich mich von ernſthafter Anſtrengung erholen. Auch ſoll mir's nicht ſchwer werden, mir einen Kreis von Würkſamkeit zum Beſten Anderer zu ſchaffen. Kenntniſſe, Erfahrungen und guter Wille ſetzen mich in den Stand, mit Rath und That zu dienen, und bey beſſerer Hauswirthſchaft iſt mein Vermögen noch immer groß genug, um mir zu erlauben, gegen Hülfsbedürftige wohlthätig zu ſeyn, da ich jetzt allen unnützen Aufwand aufgeben kann.«

Dieſer Lebensplan war gewiß für meine damalige Tage der beſte, den ich wählen konnte; aber ver-

ge-

Der Vierte. (zieht ein Meſſer hervor.) Verräther! das gilt mehr, als Dein Herzog. (Will die Frau fortreißen.)

Der dicke Herr. Bravo! (Er giebt ein Zeichen durch Klopfen an der Thür; mit einemmal ſtürzen der Hausknecht, ein Tagelöhner und noch einige Andere, mit Knütteln bewaffnet, herein. Es kommt zum Kampfe.)

Der Förſter. (der, als ein reitender Förſter, nie anders, als mit Stiefeln und Sporen, und bewaffnet mit einer Peitſche, erſchien.) Nein! das iſt zu arg. Willſt loslaſſen, Du Sackermenter! Iſt das erlaubt, über ein Weibsmenſch herzufallen?

Und nun fuhr der Förſter hinter dem Tiſche hervor, und — Freilich konnte der gute Mann, der in ſeinem Leben kein ordentliches Schauſpiel geſehen hatte, nicht wohl wiſſen, daß das, was er da hörte, eine Stelle aus dem großen Original-Trauerſpiele Agnes Bernauer (oder undeutſch zu reden: Bernauerinn) war. Der reiſende Schauſpiel-Director, Herr Stenge, war nämlich mit ſeiner zuſammengerafften Geſellſchaft Tages zuvor in Hildesheim angekommen, woſelbſt er die Erlaubniß erhalten hatte, zum Beſten der Moralität und zur Beförderung des guten Geſchmacks ſo lange Vorſtellungen von unſern National-Meiſterſtücken zu geben, bis die ehrlichen Bürger und Handwerksleute nichts mehr zu verſetzen haben würden, um vierzehn Vagabonden zu füttern. Beſſere Schauſpieler-Geſellſchaften hatten ihr Auskommen in Hildesheim nicht gefunden; und ſo war denn doch zu hoffen, daß Mädchen und Jünglinge in romanhafter, ſchwärmeriſcher Stimmung und den Künſten der gegenſeitigen Anziehung wenigſtens nicht ganz hinter der Jugend anderer Städte zurückbleiben würden. Des Herrn Stenge ſogenannte Schauſpieler-Geſellſchaft hatte übrigens noch das eigne Verdienſt, daß ſie eine wahre Muſtercharte von allen deutſchen Provinzial-Dialecten war; doch führten die meiſten Mitglieder die ſanfte baierſche Mundart. Da das Brauhaus, worin der Schauplatz errichtet werden ſollte, noch nicht in Ordnung war, und man am Montage das eben genannte Trauerſpiel mit allem Pomp geben wollte, hatte der Directeur, welcher mit ſeiner, leider ſchon ein wenig bejahrten Frau Liebſten in dem Gaſthofe des Herrn Lauenſtein ſein Quartier genommen hatte, einen Theil ſeiner Geſellſchaft zu ſich beſtellt, um einige Scenen aus dem vierten Acte zu probiren. Es war nicht möglich, alles ſo vollkommen und täuſchend darzuſtellen, als es am Montage auf der Bühne erſcheinen ſollte; denn da waren die edle Schuſter- und die Schneider-Zunft und einige Perrückenmacher eingeladen worden, die Perſonen des Magiſtrats von Straubingen, der Fürſten und Ritter auf dem Turnier, der Richter, Knechte, Wachen u. dgl. vorzuſtellen, welche Rollen ſonſt in Berlin und anderen Städten wohl mit Musketiers beſetzt zu werden pflegen. Heute hatte man den Hausknecht und einige andere Lümmel, die gerade im Hauſe waren, abgerichtet, auf ein zu gebendes Zeichen in das Zimmer zu ſtürzen, wenn Tore mit den Kriegsknechten erſcheinen mußte. Dem Förſter war das Ding zu bunt; er verſtand es nicht, worüber der Streit herkam; als man aber über die ältliche Dame, welche Agnes vorſtellte, herfiel, hielt er's für Pflicht, der ſchwächern Partei beizuſtehen. — Alſo fuhr er, wie wir ſchon geſagt haben, hinter dem Tiſche hervor, und arbeitete mit ſeiner Peitſche auf die Kriegsknechte los. Der dicke Herr Stenge hielt den Mann im grünen Rocke für einen Spaßvogel, der den Kampf täuſchender darzuſtellen ſuchte, und rief einmal über das andere aus: bravo! bravo! Aber nicht alſo der Hausknecht und Conſorten. Man hatte ihnen, als man ſie zu dieſer Vorſtellung inſtruirte, nicht geſagt, daß ſie ernſtlich Schläge bekommen ſollten. Da die Sache nun dieſe Wendung nahm, gefiel ihnen das ſehr übel; und weil doch Jeder ſich gern ſeiner Haut wehrt, wenn er kann, ſo blieben ſie unſerm armen Dornbuſch nichts ſchuldig. Wenn es aber, nach dem vortrefflichen alten Spruche, ein Troſt iſt, Gefährten im Unglücke zu haben, ſo wurde dieſer Troſt auch dem Förſter zu Theil; denn als die Kriegsknechte glaubten, der Grünrock gehöre mit zu der Partei Derer, welche ſie anzugreifen befehligt waren, und er die Sache ſo ernſtlich behandelte, meinten ſie auch ein Recht zu haben, ſich, wegen der empfangenen Hiebe, an den Uebrigen zu rächen. In kurzem war daher die ganze Geſellſchaft in zwei Parteien getheilt: hier tummelten ſich zwei auf der Erde herum; dort hatten ſich ein paar in die Haare gefaßt; Agnes Bernauer vergaß die Ohnmacht, die in ihrer Rolle ſtand, und ſchrie laut; ihr Gatte, der Principal, verſuchte es, die Kämpfer aus einander zu reißen, indeß der Paſtor, der Amtmann und ſein Sohn kläglich und ängſtlich um Hülfe riefen. Endlich hörte Herr Lauenſtein, der Wirth, daß der Lärm größer war, als zu einer bloßen Probe unumgänglich nöthig ſchien. Er kam alſo mit ſeinen übrigen Hausgenoſſen herbei. Es wurde ein Waffen-Stillſtand gemacht; dann kam es zu Erläuterungen. Der Principal verſicherte, er freue ſich, bei dieſer Gelegenheit die Bekanntſchaft des Herrn Förſters Dornbuſch und ſeiner

Gefährten gemacht zu haben, und dieſer ſchloß mit der Sentenz: »Der Teufel hole ſolche Comodien!«

Indeſſen verſäumte Herr Stenge nichts, ſobald die übrigen Schauſpieler, die nicht in demſelben Hauſe wohnten, fort waren, die gute Meinung der Männer aus Bieſterberg für ſich zu gewinnen. Er konnte gar nicht aufhören, ſeine Betrübniß über das unangenehme Mißverſtandniß zu erkennen zu geben; er kramte dabei ſo viel herrliche, aus Dramen und Trauerſpielen zuſammengeflickte Grundſätze aus, ſprach ſo eifrig von den Anſtalten, die er getroffen hätte, um unter den Mitgliedern ſeiner Geſellſchaft die ſtrengſte Sittlichkeit zu erhalten, und von ſeinen Beeiferungen, durch gute Auswahl der aufzuführenden Stücke Wärme für Tugend und Religion zu verbreiten, daß ſelbſt Ehren Schottenius ſich geneigt fuhlte, den Herrn Stenge und die Frau Gemahlinn fur ſehr vortreffliche Perſonen zu halten. An der Abendtafel, bei welcher der Herr Amtmann Waumann unter andern ein paar mitgenommene Flaſchen alten Franzwein producirte, der im vorigen Jahre in Bremen war componirt worden, öffneten ſich nun vollends die Gemüther; und als unſere Reiſenden, nicht gewohnt, länger als bis 10 Uhr außer Bette zu bleiben, in die ihnen angewieſenen Zimmer gingen, indeß Herr Stenge noch unten blieb, ſchieden ſie Alle mit Händeſchütteln und viel verbindlichen Aeußerungen auseinander.

Drittes Capitel.

Der zweite Tag fängt mit einem neuen Sturme an. Fortſetzung der Reiſe, bis Peina.

Es war vier Uhr des Morgens, und noch lag in der biſchöflichen Reſidenz alles, Mann, Weib und Kind, in tiefer Stille verſunken; die gnadigen und hochwürdigen Domherren ruhten aus in den Armen — des Schlafs von erhabenen Meditationen, und ſammelten neue Stärke zu — ihrem Leben, voll frommer Aufopferung; Mönch und Nonne, verſteht ſich jede einzeln, weideten ihren aus dem ertödteten Fleiſche zum Himmel emporſtrebenden Geiſt in den ſeligen Gefilden des Paradieſes, und der ehrliche Bürgersmann ſchlief ſanft, um Kräfte zu ſammeln zu ſeinen, nicht ſo einträglichen, aber doch nicht minder nützlichen Geſchäften — da quälte den Amtmann Waumann ein furchterlicher Traum, wie er noch keinen je geträumt hatte. Wir, der Autor, könnten dieſen Traum des Breitern hier erzahlen, und füglich einen halben Bogen damit anfullen — ſind doch ſchon manche Bände in allen Formaten geſchrieben, die nichts als Traume enthalten! — allein diesmal wollen wir uns begnügen, zu ſagen, daß dieſes Traumes Hauptgegenſtand der einzige Waumannſche Leibes-Erbe, unſer liebenswürdiger Valentin, war, und zwar in dem Augenblicke der größten Gefahr, worin eine fromme Chriſten-Seele nur ſchweben kann, nämlich in den Klauen des leidigen Satanas und ſeiner Großmutter. Es dünkte dem Amtmann, das Winſeln ſeines Eingeborenen, abwechſelnd mit dem Gebrülle des hölliſchen Schwefelpfuhl-Principals, zu vernehmen. Geſchworen hätte er darauf, daß es kein bloßer Traum geweſen wäre, der vor ſeiner Phantaſie ſchwebte — und nichts glich ſeinem Schrecken, als er ſich nun wirklich gänzlich erwacht fühlte, den geliebten Sohn nicht mehr neben ſich im Bette ſah, wo er doch des Abends zuvor ſeinen Platz genommen hatte, ſondern als die valentinſchen Klagetöne in einiger Entfernung vernehmlich und unverkennbar zu ſeinen Ohren drangen: »Papa! Papa! ach! ſie knebeln mich; ſie thun mir den Tod an.« Der Amtmann ſprang ſogleich von ſeinem Lager auf, fuhr ſchnell in ſeine Beinkleider, ergriff den zweiſchneidigen Hirſchfänger, und riß die Thür auf, durch welche ſeines Erben Geſchrei gedrungen war.

Um die Leſer, deren Ungeduld, wie wir, der Autor, das gar nicht anders vermuthen dürfen, aufs höchſte geſpannt ſein wird, nicht länger aufzuhalten, wollen wir den ganzen traurigen Vorgang erzählen, der dieſe Scene des Schreckens veranlaßte. In des hochgeehrten Herrn Lauenſtein Gaſthofe kommt man, vermittelſt einer kleinen Treppe, die, vermuthlich aus Mangel des gehörigen Lichts, ein wenig dunkel iſt, zu einem mit einem Alcoven verſehenen Zimmer. Ueber demſelben iſt ein Appartement von ähnlicher Art, zu welchem man vermoge der Fortſetzung jener Treppe gelangt. Die übrigen Fremden-Zimmer liegen nach andern

Seiten des Hauſes hin, und in dieſe entlegenen Wohnungen hatte man den Prediger und den Förſter einquartirt. Der Theater-Principal war nebſt Gattinn, wie bekannt, früher angekommen, und hatte daher Beſitz von dem unterſten jener Alcoven-Zimmer genommen; dem Amtmann und ſeinem Sohn hingegen war das im oberſten Stockwerke angewieſen worden. Wir haben erzählt, daß die Geſellſchaft aus Bieſterberg Abends früher, als die Prieſter der Thalia, zu Bette gingen. Herr Stenge liebte, wie das zuweilen der Fall bei ſolchen Künſtlern iſt, die ſtarken, begeiſternden Getränke; und da ſein Schutz-Patron, Sanctus Apollo, ihm keinen Nektar lieferte, pflegte er ſich beſcheiden mit Kümmel-Aquavit oder dergleichen zu behelfen. Des Amtmanns alter Franzwein hatte ſeinen Durſt vermehrt; er ließ ſich alſo noch Branntewein vom Wirth geben, ſchickte ſeine Frau zu Bette, nahm ſeine Rolle, als Kaiſer Ernſt in Agnes Bernauer, vor ſich, fing an trinkend zu ſtudiren, und ſtudirend zu trinken; nach und nach wurde ſein kaiſerliches Haupt ſchwerer; ein kleines Geſchäft, dem ſich Monarchen und Bauern zu gewiſſen Zeiten nicht entziehen können, rief ihn in den Hof; er taumelte irrend herum, gerieth endlich in einen leer ſtehenden Pferdeſtall, ſtolperte, fiel auf das Stroh hin — der Genius des Hauſes Baiern wachte über ihn; er ſchlief ſanft ein, ſanfter, als ſonſt wohl Kaiſer und Könige ſchlafen. — Moral: *Man kann wohl je zuweilen auf Stroh ſanfter, als auf Eiderdaunen ruhn.*

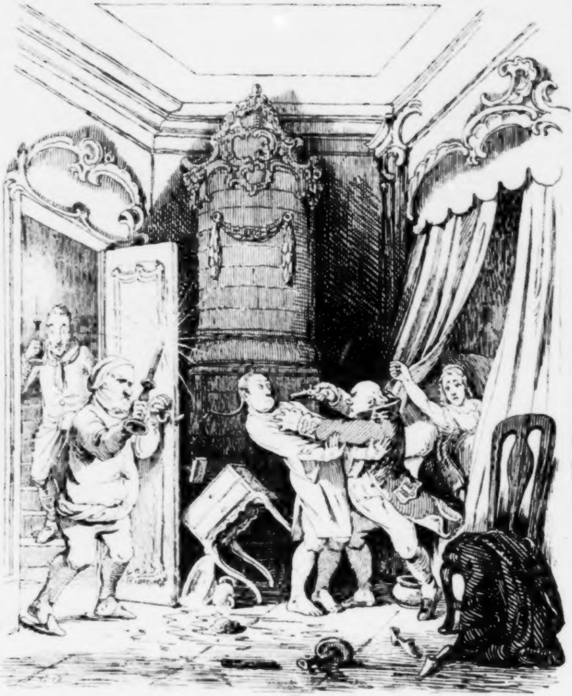
Unterdeſſen hatten die Zauberkräfte der ungewohnten Stadtküche eine ſonderbare Umwälzung (Revolution) in den Verdauungs-Werkzeugen des Muſjö Valentin Waumann bewirkt; er konnte nicht einſchlafen vor Kneipen und Reißen. Er ſchlich weg von der Seite ſeines feſt ſchlafenden Erzeugers, irrte im Hauſe umher, fand endlich das erſehnte Inſtitut, und kehrte erleichtert nach ſeiner Schlafſtelle zurück. Allein unglücklicherweiſe gerieth er in das untere Zimmer, und weil dies vollkommen wie das obere eingerichtet war, wurde ihm ſein Irrthum nicht merklich, ſondern er ging dem Alcoven zu, legte ſich behende neben — Madame Stenge hin, und ſchlief ein.

Alſo ſchlief er; die Dame ſchlief; der Herr Amtmann ſchlief; der Theater-Fürſt ſchlief: folglich wurde bis zu der Morgenſtunde Niemand der Verwechſelung gewahr. Dann aber waren die Dünſte des geſtrigen Rauſches bei dem Herrn Stenge verflogen; er erhob ſich von ſeinem Lager, erſtieg ſein Zimmer, und fand — was wir wiſſen.

Als der Amtmann den Schauplatz der Gewaltthätigkeit erreichte, hatte eben der Principal den einzigen Waumannſchen Erben mit einer Hand an der Gurgel ergriffen, indem er ihm mit der andern ein ungeladenes Taſchen-Piſtol auf die Bruſt hielt, und dabei fürchterlich declamirte: »Räuber, Ehrenſchänder!« rief er aus, »Du ſollſt mir den Frevel theuer bezahlen. Und Du, unkeuſches Weib! die Du mein Ehebette befleckeſt, haſt Du vergeſſen, daß Dein Leben mein Werk iſt, daß ich Dir alles aufopferte, daß ich haſſe, wie ich liebe?*) Was hindert mich, daß ich jeden Eurer Odemzüge in banges Seufzen, Euer verliebtes Girren in Heulen und Zähnklappern verwandle?« »Hat ſich was zu klappern!« rief der Förſter, der indeß, wie Alles, was ſonſt noch im Hauſe lebte und webte, herbei gekommen war,

---

*) Eine Stelle aus dem Duodrama »Medea«.



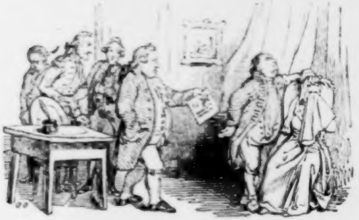
Univ. Bibl.
München

gebens bemühete ich mich, ihn ganz in Ausübung zu bringen. Die Männer, deren Umgang meiner Seele hätte Nahrung geben, mich erheitern, mich für ſo manchen mislungnen Wunſch entſchädigen müſſen; Dieſe Männer fand ich dort nicht. Der leerſte, herz- und geiſtloſeſte Ton herrſchte in den Cirkeln der angeſehnſten, dort wohnenden Familien. Die feinere Cultur, die man in den Reichsſtädten des nördlichern Teutſchlands, in Hamburg, Bremen und Lübeck bey den reichen Kaufleuten findet, welche ſich durch Reiſen und Lectüre gebildet haben; die würklich, oft einen Gelehrten vom Handwerke beſchämenden literariſchen und Kunſt-Kenntniſſe, und die philoſophiſchen Einſichten in das Große der Handelſchaft, verbunden mit Bonhomie, Treuherzigkeit, Jovialität, geſunder Vernunft und Beſcheidenheit; den Sinn für häusliche Freuden; die Vermeidung eines, die ſichern Einnahmen überſteigenden Luxus; die Kunſt, wenn man nur wenig geben kann, den Werth dieſes Wenigen durch die Art, wie man es giebt, zu erhöhen, und wenn man viel zu geben vermag, durch geſchmackvolle Anordnung dem Eckel auszuweichen, der ſonſt den Ueberfluß zu begleiten pflegt — das alles vermißte ich hier gänzlich. Schmauſerey und Spiel, das waren die einzigen Freuden, für welche die dortigen reichen Kaufleute Sinn hatten.

»Hat ſich was zu klappern! Die alte Perſon hat ja keinen Zahn mehr im Munde. Und nun ſage mir gleich, Du vermaledeiter Pritſchmeiſter! was Dir der junge Menſch da gethan hat! Oder iſt das wieder einer von Deinen Comödien-Späßen, wobei ehrliche Leute Schläge kriegen? Ich rathe Dir's, bleib uns mit deinem Hocuspocus vom Leibe, oder du ſollſt ſehen, daß der Förſter Dornbuſch auch Comödie ſpielen kann!«

Weit entfernt, ſich durch dieſe Drohungen ſchrecken zu laſſen, erhob vielmehr Herr Stenge nur noch lauter ſeine Principal-Stimme. Von der andern Seite trat ſeine Eheliebſte mit den heiligſten Betheuerungen ihrer Unſchuld hervor, — ein Gegenſtand, den ſie in dreißig Jahren nicht Gelegenheit zu vertheidigen gefunden hatte! Sie ſchwor bei den Lichtern des Firmaments, ſie habe feſt geſchlafen, und gar nicht geahnet, daß ein Verführer den Platz ihres Mannes bei ihr eingenommen hätte. »Wodurch, ſchändlicher Böſewicht,« ſchrie ſie, »habe ich Deine Frechheit ermuntert, daß Du einen ſo hölliſchen Anſchlag auf meine Tugend wagen durfteſt?« — »Darum alſo,« fiel ihr hier wieder Herr Stenge in die Rede, »habt Ihr mich mit Euren betäubenden Getränken in einen Zuſtand verſetzt, in welchem ich meiner Sinne nicht mächtig war?« — Kurz, Beide ſpielten ihre Rolle ſo gut, und der dicke Herr war ein zu alter Practicus, als daß er nicht auf den erſten Blick hätte wahrnehmen ſollen, was für Vortheil ſich aus dieſer Verwirrung ziehen ließ. Der Amtmann und ſeine Gefährten ſtanden in der That wie bezaubert da, und wußten nicht, was ſie anfangen ſollten. Alles ſprach gegen Muſjö Valentin; das Factum war nicht zu läugnen; das Ehepaar drohte mit gerichtlicher Klage; der Wirth glaubte gleichfalls ſein Haus beſchimpft. — Welch ein Aufſehn, wenn Herr Stenge die Geſellſchaft in Verhaft nehmen ließ! Freilich würde ſich die Sache vor Gericht aufgeklärt haben; aber der Schimpf — Und die Kutſchen ſtanden ſchon beſpannt vor der Thür; es war keine Zeit zu verlieren, wenn man des Herrn Blanchards Himmelfahrt ſehen wollte — Was ſollte man alſo thun?

Von der ganzen Geſellſchaft war unſtreitig der Paſtor Schottenius der Vernünftigſte. Er merkte bald, daß dem Uebel durch einen Aderlaß, den der Herr Amtmann ſeinem Geldbeutel verordnen würde, abgeholfen werden konnte. Es bedurfte nicht viel Feinheit, um die Gauner-Familie zu bewegen, hierzu die Hände zu bieten. Mit einer Anweiſung auf dreißig Reichsthaler, die Herr Lauenſtein, welcher den Beamten kannte, bezahlte, wurde die Sache ins Reine gebracht; unſere Freunde reiſeten ab, verſchworen ſich, ihr Lebelang an Hildesheim zu denken, und kamen bald ohne weitern Unfall in Peina an.



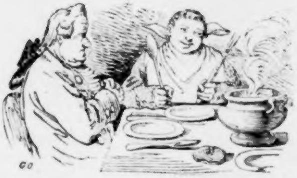
Viertes Capitel.

Begebenheiten in Peina; Tiſch-Geſpräche; Kuchen, in des Paſtors Unſterblichkeit gehüllt; die Geſellſchaft trennt ſich.

Wir ſehen es den Damen und Herren an, welche dieſes unſer, wie wir uns ſchmeicheln, ſehr unterhaltendes Werk leſen, daß ſie bei der Ueberſchrift dieſes Capitels über die Tiſch-Geſpräche die Köpfe ſchütteln. Sie möchten die Reiſenden nun gern ſogleich weiter fortgeſchafft wiſſen, in der Hoffnung, daß es da wieder allerlei luſtige Abenteuer abſetzen würde; die Geſpräche hingegen werden ihnen, wie ſie fürchten, Langeweile machen. Allein ſie irren ſich gewaltig, wenn ſie glauben, daß wir, der Verfaſſer, uns darum bekümmern werden. Das müßte doch wahrlich mit andern Dingen zugehn, wenn man uns vorſchreiben dürfte, auf welche Weiſe wir unſere Geſchichte erzählen ſollten, und wenn es uns verwehrt ſein dürfte, auch einmal unſre Perſonen mit einander über Gegenſtände raiſonniren zu laſſen, über welche wir unſere Meinung zu ſagen einen Trieb fühlen. Iſt doch das die einzige ſchickliche Gelegenheit, die wir in dieſem Buche finden können, unſere philoſophiſchen und andern wiſſenſchaftlichen Kenntniſſe, die, ohne uns zu rühmen, nicht zu verachten ſind, auskramen!

Diesmal aber iſt der Autor ſehr unſchuldig daran, daß ſeine Reiſenden ſich ſo lange in Peina aufhalten. Der Zufluß von Fremden, die aus allen Gegenden zu der Blanchardſchen Hanswurſterei nach Braunſchweig reiſeten, war ſo unbeſchreiblich groß, daß nicht Jedermann ſogleich Poſtpferde erhalten konnte. Unſere Freunde aus Bieſterberg waren unter der Anzahl derer, die ſich mußten vertröſten laſſen, bis ein paar Geſpanne zurückgekommen ſein würden. — Bei ſolchen Gelegenheiten pflegen denn auch vornehme Herrſchaften ſchneller bedient zu werden, obgleich ſie gewöhnlich nicht beſſer bezahlen, als Andere. — *Sie* konnten noch von Glück ſagen: ein Holländer, der viele Meilen deswegen gereiſet war, mußte ſich gefallen laſſen, ſtatt des Herrn Blanchards Bekanntſchaft mit der des Herrn Poſtmeiſters in Peina fürlieb zu nehmen; *ihnen* hingegen verſprach man doch, ſie zur rechten Zeit nach Braunſchweig zu liefern. Und da ſie nun einmal ein paar Stunden in Peina aushalten müſſen, und ſie da in einer großen Geſellſchaft von andern Reiſenden an der Mittagstafel ſitzen, muß ich doch entweder erzählen, was ſie gegeſſen oder was ſie geſprochen haben. Das Erſte würde ſehr kurz zuſammen zu faſſen ſein, wie Jeder weiß, der einmal in einem Poſthauſe getafelt hat; folglich, es hilft nichts dafür, werde ich nicht umhin können, mit den Tiſch-Geſprächen aufzuwarten.

Des Herrn Amtmanns reſpectabler Bauch und ſein mit Gold eingefaßter blauer Rock hatten ihm, vermöge einer ſtillſchweigenden Uebereinkunft, den oberſten Platz am Tiſche verſchafft; Musjö Valentin ließ ſich gleich neben ihm nieder, band die Serviette um den Hals, und grinzte



freundlich in die Suppenſchale. Dem Vater zur andern Seite ſaß, in ſehr zierlicher Reiſekleidung, ein Mann mit einer Protectionsmiene, den unſere Freunde ſo obenhin für einen Regierungs-, Hof- oder Cammerrath hielten. Hierneben nahm der Förſter Platz; dann der Paſtor. Mit cavaliermäßigem, leichtem Anſtande warf ſich dann ein junger Herr auf den nächſten Stuhl, trillerte, mezza voce, das Fragment eines kleinen Liedes, und rümpfte die Naſe über die, wie es ſchien, ihm zu gemeine Koſt. Der Reſt der Geſellſchaft beſtand aus unbedeutenden Perſonen, die kein Wort redeten, als wenn ſie Wein forderten, und ſich durch nichts als ihren vortrefflichen Appetit bemerklich machten.

Der Amtmann. Nach Ihnen, mein hochgeehrteſter Herr!

Der wichtige Mann. Ohne Umſtände! Ich bin nicht für Complimente. Apropos! wie fällt in Ihren Gegenden die Ernte aus? Sie haben doch wohl ſelbſt Landhaushalt?

Der Amtmann. Ich habe die Ehre, als Amtmann in Seiner **** Dienſten zu ſtehen, und habe eine große Pachtung. Ei nun! mit der diesjährigen Ernte iſt es —

Der wichtige Mann. Große Pachtung? Das höre ich immer ungern. Freilich werdet ihr Herren reich dabei — lauter kleine Fürſten! Aber das Land, das Land!

Der junge Herr. (zu dem Paſtor). Wie heißt der beſte, große Gaſthof in Braunſchweig?

Paſtor. Excuſiren Sie! Ich kann nicht dienen. Es iſt das erſte Mal, daß ich mit den —

Förſter. Ich logire mant immer im goldnen Engel; da iſt gute Wartung für Menſchen und Vieh.

Einer von den Andern. Meine Herren! ich nehme mir die Ehre: auf. gutes Wohlſein!

Alle. Danke ergebenſt! Obligirt! Gleichfalls!

Der wichtige Mann. Bei unſerm Collegio ſind wir jetzt darüber aus, die Aemter zu vereinzeln, und die Ländereien an Bauern auszuthun. Wir ſehen den Nutzen davon ein; wir wollen den Profit mehreren Familien gönnen; wir haben darüber jetzt gewiſſe Grundſätze angenommen, wobei unſer Land beſſer fahren wird.

Der junge Herr. Mich ſoll wundern, wie man mich in Braunſchweig behandeln wird! ich finde viele Bekannte da; — und ob ich den Herzog verändert finde! — Der

Kaiſer wird es kaum glauben, wenn ich ihm bei meiner Rückkunft ſage, wie weit man noch in Hannover zurück iſt. (Unſere Freunde machten große Augen). Sind ſie ein Liebhaber von Muſik, Herr Paſtor?

Paſtor. Ich habe ehemals ein wenig Harfe geſpielt und geſungen; aber die Amtsgeſchäfte laſſen mir jetzt wenig Muße zum bloßen Zeitvertreibe übrig.

Der junge Herr. Zeitvertreib? Ich bitte Sie! Kann etwas edler ſein, als die Tonkunſt? Was wirkt mehr auf Herz und Empfindungen? Kann ein Menſch ein gutes Gemüth haben, und kein Freund von Muſik, und kann ein großer Muſiker wohl je ein Böſewicht ſeyn? An dem Vortrage eines einzigen Adagio will ich hören, ob ein Virtuoſe edler Gefühle fähig iſt, oder nicht.

Paſtor. Erlauben Sie, mein Herr! Ich habe das ehemals auch wohl gedacht, habe mich aber nachher überzeugt, daß das alles ein Werk mechaniſcher Uebung iſt. Weich macht die Muſik, das iſt gewiß; aber nicht jede ſanfte, wollüſtige Empfindung iſt darum Empfindung edler Art. Die Muſik hat keine beſtimmte Sprache; ſie regt luxuriöſe Gefühle auf, ohne ihnen eine geordnete Richtung zu geben. Das Herz wird dadurch empfänglich — hier zum Wohlwollen, zur Freundſchaft, dort zur Sinnlichkeit und zu grober Wolluſt. Die Menſchen ſind ſehr geneigt, verſchiedene Begriffe zu verwechſeln, die man mit denſelben Worten ausdrückt. Wir ſagen von einem ſanguiniſchen Weichlinge, der über Romanen-Helden Thränen vergießt: er habe Gefühl, und daſſelbe ſagen wir von dem Manne, deſſen Herz ſich für große Gegenſtände warm und thätig intereſſirt. Allein vergeſſen wir nicht, daß Jener darum doch ein Erz-Schurke ſein konne; der wahrhaftig tugendhafte, zu erhabenen Thaten und großmüthigen Aufopferungen fähige Mann hingegen ſich durch die Gewalt ſeiner Vernunft über die Leidenſchaften auszeichnen müſſe! Kurz! die Tugend beſteht nicht in dunkeln Gefuhlen, wie ich dies in einer Predigt, die bald im Druck erſcheinen wird, weitläufig auseinander geſetzt habe. Was ich eben behauptete, wird ja auch durch die Erfahrung beſtätigt. Findet man nicht die verworfenſten, ſchlechteſten Leute, und die kaum Menſchenſinn haben, unter den geſchickteſten Virtuoſen? (Hier ſtand der junge Herr einen Augenblick auf und ging hinaus).

Der Amtmann. (zu dem wichtigen Manne). Um Vergebung! Kennen Dieſelben den Herrn, der da von Muſik ſprach, und der, wie es ſcheint, mit fürſtlichen Perſonen in genauen Verhältniſſen ſtehen muß?

Der wichtige Mann. Ob ich den Menſchen kenne? Wie wollte ich nicht! Das iſt ein reiſender Flötenſpieler! ein liederlicher Kerl, der, als ich in herrſchaftlichen Angelegenheiten in Wetzlar war, dort ein ehrliches Bürgermädchen verführte und mit ihr durchging! Hernach iſt er einmal Comödiant geweſen; jetzt ſteht er in Wien bei der Capelle eines Fürſten. Sie haben Recht gehabt, daß Sie ihm die Wahrheit geſagt haben, Herr Paſtor. Aber das muß man geſtehen, der Kerl ſpielt wie ein Engel. Solche Pfeifer und Geiger glauben, daß ſie die wichtigſten Leute im Staate ſind, und daß ſie uns eine Gnade erzeigen, wenn ſie uns die Thaler aus dem Beutel dudeln. Aber auf unſer voriges Geſpräch zuruck zu kommen, Herr

Amtmann! Sie ſchüttelten den Kopf, als ich von Vertheilung der Amts-Ländereien ſprach. —

Der Amtmann. Ich bekenne, daß ich nicht dafür bin. Sie werden vielleicht glauben, mein hochgeehrteſter Herr, daß ich aus Eigennutz rede; aber das iſt gewiß nicht der Fall. Sie belieben zu ſagen, die Beamten würden reich bei den großen Pachtungen; allein das hängt davon ab, wie der Contract gemacht iſt. Und wäre das auch: was würde aus unſern Staaten werden, wenn es keine reiche Leute darin gäbe? Wer ſollte in Zeiten der Theurung und des Mangels den Armen Brod und Arbeit geben, ihnen Vorſchüſſe thun? Der Bauer ſammelt nicht. Kommen nun Mißjahre, ſo iſt die Noth allgemein. Der wohlhabende Beamte hingegen iſt in ſolchen Calamitäten der allgemeine Caſſirer. Sie ſagen, wenn die Ländereien vertheilt würden, lebten mehrere Familien davon. Allein ziehen denn nicht von dem reichen Manne eben ſo viel Familien ihren Unterhalt? Dem Wucher der Capitaliſten und der übermäßigen Bereicherung aber kann die Landes-Regierung Einhalt thun.

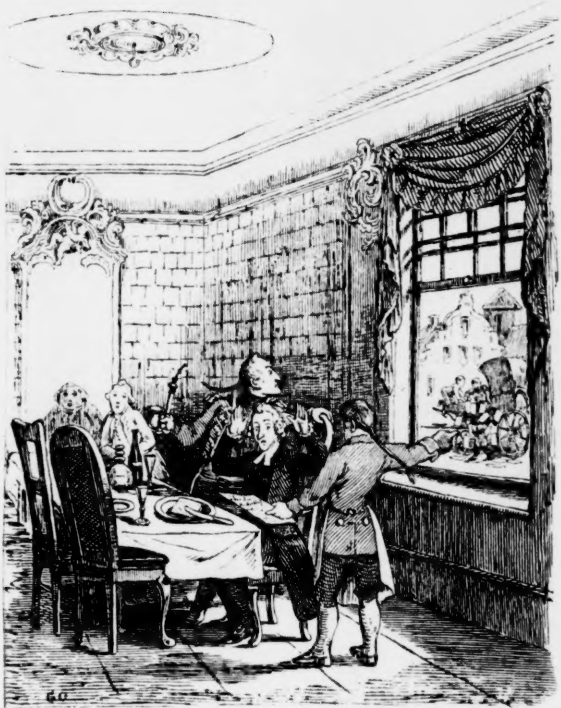
Unſer Herr Amtmann wollte ſeine cameraliſtiſche Abhandlung eben fortſetzen, als dem wichtigen Manne gemeldet wurde, daß der Wagen, in welchem er mit zwei von den ſtummen Perſonen abreiſen ſollte, fertig vor der Thür ſtände. Er ging alſo von dannen; und kaum hatte er die Thür hinter ſich zugezogen, als der Virtuoſe in ein lautes Gelächter ausbrach: »Nun bei meiner Seele!« rief er, »das nenn' ich einen Windbeutel! Thut der Kerl nicht ſo dick, als wenn er ein Miniſter wäre? Aber wir kennen uns; ich habe ihn geſehen, als er in Wetzlar, zur Zeit der Viſitation, Bedienter bei dem ***ſchen Geſandten war. Er hat mir und dem Cammerrichter manches Glas Wein eingeſchenkt, wenn wir bei dem Geſandten ſpeiſeten. Jetzt iſt er Scribent bei der Cammer in ***.«

Den Herrn Amtmann reuete nun ſeine übergroße Höflichkeit, und ſeine ländlichen Gefährten machten in der Stille ihre Bemerkungen über die Wahrheit des Satzes, daß in der großen Welt, in welcher ſie ſo fremd waren, der Schein gewaltig betrüge. Indeſſen war ein Geſpann Pferde zurück gekommen; man konnte alſo die Hälfte unſerer Freunde nach Braunſchweig ſpediren. Es war nicht rathſam, langer zu warten, weil jeden Augenblick neue Fremde ankamen, welche die Pferde wegnahmen. »So will ich denn,« ſprach Herr Waumann, »mit Valentin vorausfahren. Sobald ein anderes Geſpann kommt, folgen Sie nach, und im goldnen Engel finden wir uns wieder.« »Ich ſehe,« ſagte der Virtuoſe, »daß der Herr Amtmann einen Platz leer haben. Wollen Sie ſo gütig ſeyn, mich mitzunehmen? ſo gewinne ich Zeit; meine Equipage kann nachkommen. Ich wollte gern heute noch, ehe der Lärm losgeht, den Prinzen * * * ſprechen, der mich erwartet.« — So etwas abzuſchlagen, dazu hatte der Herr Amtmann keinen Muth; alſo nahm er den muſikaliſchen Reiſenden mit. »Mein Vetter, der Förſter da oben, bezahlt für mich,« ſagte der Virtuoſe dem Küfer leiſe in das Ohr, als er hinunter kam, und damit ſtieg er ſchnell ein, und ſie fuhren ab.

»Wir wollen,« ſprach der Paſtor, »dies Stück Kuchen mitnehmen; es muß doch bezahlt werden. Aufwärter! hat ten. Viermal im Jahre konnten ihre Freunde darauf rechnen, bey ihnen ſich den Magen zu überladen; aber da war kein Haus, wo man zu jeder Stunde im häuslichen Cirkel willkommen geweſen wäre und ein paar einfach gekochte, ſchmackhafte Speiſen bereit gefunden hätte. Nein! die Leute, welche der närriſchen Eitelkeit, den Fremden viel Aufwand zu zeigen, und der Unmäßigkeit heute ihr Quartals-Opfer gebracht hatten, zähmten ſich's von morgen an kaum, mit den Ihrigen ſich aus Einer guten Schüſſel recht zu ſättigen, ſondern verſparten ihren Hunger, bis man ſie in ein andres Haus zu einem Sardanapals Schmauſe einladete. Ihre Wohlthätigkeit wurde von der Eitelkeit am Gängelbande geführt. Kam es darauf an, vor zwanzig Zeugen Proben von Großmuth zu geben, ſich zu einer Collecte zu unterzeichnen, bey welcher dann ihre Namen auf dem Subſcriptions Bogen prangen, oder gar gedruckt erſcheinen ſollten: dann gaben ſie funfzig und mehr Gulden aufs erſte Wort hin; aber der ſchaamhafte Arme wurde mit Ungeſtüm von ihrer Thür vertrieben, und wenn ein Dienſtbothe ein Kaffee-Schälchen zerbrach; ſo wurde ihm der Werth deſſelben von dem ſauer verdienten Lohne abgezogen — Doch, da war nicht viel abzuziehen, denn die Domeſtiken erhielten nur kärgliche Bezahlung; es war

dar-

Univ. Bibl.
München


G.C

Er nicht ein Stück Papier?« Der Aufwärter ging hinaus, kam bald wieder, und brachte einen halben Bogen, klein beſchrieben. »Hilf Himmel! was iſt das?« rief Ehren Schottenius, »das iſt ja meine Handſchrift. Wo hat Er das Papier gefunden? Ach, du meine Güte! das iſt meine ſchönſte Predigt. Wie iſt Er an dies Blatt gekommen?«

O ihr unſichtbaren Mächte! Schutzgeiſter, Engel und Teufel, Heilige und Verdammte, Genien, Dämonen, oder wie ihr heißen möget, die ihr eure Naſen in das Gewebe unſerer Schickſale ſteckt, ſprecht, was haben die armen Reiſenden aus Bieſterberg verbrochen, daß ihr ihnen ſo übel mitſpielt? War es euch nicht genug, daß der dienſtfertige Förſter Dornbuſch für ſeine gute Abſicht, Agnes Bernauer aus den groben Händen des Hausknechts zu erlöſen, mancherlei Streiche leiden mußte? daß der unſchuldige Valentin Waumann, als ein Ehebrecher angeklagt, mit Todesgefahr bedroht wurde, und daß ſein würdiger Erzeuger ſich gezwungen ſah, aus ſeinem Seckel ſeinen einzigen Leibeserben von dem zweifachen Schimpfe loszukaufen? Muß ſich nun noch die Unſterblichkeit, die ſich Ehren Schottenius in der Schulbuchhandlung in Braunſchweig ſchwarz auf weiß wollte geben laſſen, ein Spiel loſer Buben werden? Denn daß Du es nur wiſſeſt, geneigter Leſer! folgendermaßen war es mit der unglücklichen Predigt zugegangen: Die ſchönen Beſchreibungen und Kupferſtiche, welche des berühmten Herrn Blanchards Windreiſe vorſtellten, und wodurch die curioſen Liebhaber brodloſer Künſte herbeigelockt werden ſollten, hatten die muntere Jugend in Peina bewogen, die Nachahmung der Luftbälle ſeit einiger Zeit zum Hauptgegenſtande ihrer unſchuldigen Spiele zu machen.

Drei luſtige Knaben, die ihr Weſen in dem Hofe des Herrn Poſtmeiſters trieben, wiegten ſich eine Zeitlang in der leer ſtehenden halben Kutſche des Paſtors Ehren Schottenius. Ihre Neugier trieb ſie endlich auch, in den Bock- und in den Sitzkaſten hinein zu blicken; da fanden ſie denn in letzterm unglücklicherweiſe das Manuſcript unſers armen Paſtors; und weil ſie keinen Begriff von der Wichtigkeit dieſer Papiere hatten, erklärten ſie das ganze Bündel für ein res nullius, nahmen einige Hefte davon, holten Scheere, Nadeln und Zwirn herbei, begannen von den Wahrheiten des Chriſtenthums wegzuſchneiden, was nicht zu der Form eines Luftballs paßte, wie der Doctor Bahrdt von den Kirchenſyſtemen wegſchneidet, was ihm nicht rund genug iſt, und fingen dann an, die Stücke zuſammen zu nähen, um die Nachahmung einer aeroſtatiſchen Maſchine zu Stande zu bringen. Der Aufwärter, welcher Papier ſuchte, nahm den Knaben eins von den Blättern weg, brachte es dem Paſtor, wie wir gehört haben; und in welche Klagelieder dann der ehrwürdige Herr bei dem Anblicke dieſes Fragments ausbrach, das wollen wir, aus Schonung gegen den geneigten Leſer, verſchweigen. Unſere Erzählungen werden zuweilen rührend ſein, aber erſchüttern wollen wir nicht. Auch können wir Ihnen zum Troſte ſagen, daß der geiſtliche Herr noch früh genug in den Hof kam, um den größten Theil des Manuſcripts zu retten. Es war eigentlich nur *eine* Predigt ganz, und von einer andern die Nutz-Anwendung verloren gegangen, — ein erträglicher Schaden! Geht doch ſo manche Predigt ganz, und von den meiſten die Anwendung verloren! Da das zweite Geſpann Pferde noch immer nicht zurückgekommen war, und Ehren Schottenius die beiden Seiten der Schlußvermahnung noch im Kopfe hatte, ließ er ſich geſchwind einen Bogen reines Papier geben, ſchrieb ſie wieder auf, und hatte doch nun ſechs und funfzig Predigten vollſtändig. — Was in der ſieben und funfzigſten geſtanden hatte, war freilich, im eigentlichſten Sinne, in den Wind geredet.

Wir laſſen den geiſtlichen Herrn ſchreiben, und begleiten unſern Amtmann auf ſeiner Reiſe nach Braunſchweig.

Fünftes Capitel.

Was dem Herrn Amtmanne und ſeinem Sohne nach der Trennung von ihren Gefährten begegnet.

Der reiſende Virtuoſe, den wir mit unſern beiden Freunden haben nach Braunſchweig abfahren laſſen, war, wie leider viele Menſchen, die ſich dieſer Lebensart widmen, ein Erz-Taugenichts, der von den Schwächen anderer Leute lebte. Wenn er in einer Stadt die müßigen Muſik-Liebhaber durch ſein Talent, und die manntollen Weiber durch ſeine ſeelenloſe Figur bezaubert hatte, niſtete er ſich auf eine Zeit lang ein, und blieb dort, bis irgend ein verübtes Bubenſtück ihn nöthigte, bei Nacht und Nebel fortzugehen, da ihm dann gewöhnlich die Flüche betrogener Gläubiger, mit Undank gelohnter Wohlthäter und verführter Mädchen nachfolgten. Dann trat er zwölf Meilen von da unter anderm Namen auf, hieß in St. Petersburg Monsieur Dubois, in Berlin Signor Carino, in Hamburg Herr Zarowsky, und in Wien Herr Leuthammer; erſchien, bald in geſtickten Fracks, mit zwei Uhren, bald im zerriſſenen Ueberrocke, als blinder Paſſagier auf dem Poſtwagen. Sein Herumtreiben unter Menſchen aus allen Ständen hatte ihm eine gewiſſe Wendung, einen Anſtrich von Feinheit und Welt gegeben, obgleich er im Grunde äußerſt leer und unwiſſend war. In dem Augenblicke, da wir ihn hier haben auftreten laſſen, war er ohne einen Heller Geld zu Fuße nach Peina gekommen, in der Zuverſicht, die ihn, wie wir geſehen haben, auch nicht trog, daß er, bei der Menge von Fremden, die jetzt nach Braunſchweig ſtrömten, leicht einen gutwilligen Mann finden würde, der ihn dahin mitnähme, wo er ein Concert zu geben, oder ſonſt einen Fang zu thun hoffte. Unſere Landleute aus Bieſterberg waren gerade die Menſchen, deren er bedurfte. Daß er beim Abfahren dem Förſter, den er für ſeinen Vetter ausgab, die Sorgfalt überließ, ſeine Zeche zu bezahlen, war nur ein kleines Probeſtuck ſeiner Kunſt, im Vorbeigehen; von ſeinen Reiſegefährten aber hoffte er großere Vortheile zu ziehen.

Sobald nun die Kutſche das holprige Steinpflaſter in Peina verlaſſen hatte, fing Herr Carino an, mit ſanfter Stimme und beſcheidenem, ehrerbietigem Weſen ſeine Geſellſchafter zu unterhalten.

»Der junge Herr,« ſprach er, »ſind wohl noch nie in Braunſchweig geweſen? Das Gewühl von Menſchen wird jetzt ungeheuer groß darin ſein. Man muß ſich da im Gedränge gewaltig in Acht nehmen, daß man nicht beſtohlen oder ſonſt gemißhandelt werde. Ich will wohl rathen, Uhr und Geldbeutel im Gaſthofe zuruck zu laſſen. Wir wollen uns dann immer nahe zuſammenhalten, und wenn mein hochgeehrteſter Herr Amtmann mir Dero Herrn Sohn anvertrauen wollen, will ich ſchon aufs Beſte für den jungen Herrn ſorgen.«

Dies Anerbieten konnte nicht anders als äußerſt dankbar angenommen werden; die übrige Friſt bis zur Ankunft in Braunſchweig verwendete Herr Carino, ſich vollends in dem Zutrauen des alten Herrn feſtzuſetzen, und ihm mit angenehmen Erzählungen die Zeit zu vertreiben.

Im goldnen Engel fanden unſere Reiſenden einen ſolchen Zuſammenfluß von Fremden aus allen Gegenden, daß ſie nur mit genauer Noth noch ein kleines Zimmer unter dem Dache eingeräumt bekommen konnten, wo ſie ihre wenigen Päckereien abſetzen ließen.

»Daß Dich der Tauſend!« rief plötzlich der Herr Amtmann Waumann, als ihm auf der Treppe ein dicker Herr in einem braunen Rocke mit gelben Knöpfen und einer rothen Weſte mit Gold beſetzt begegnete, »Alter Freund! wie treffen wir uns hier an?« — Es war der Licentiat Bocksleder aus Schöppenſtädt, ſein Univerſitäts-Freund, den auch die Neugier hieher getrieben. — Und nun hatten ſie ſich tauſend Dinge zu erzählen. »Und weißt Du denn, Herr Bruder Amtmann, daß meine Frau auch mit hier iſt, und ihr Vater, der Kaufmann Pfeffer? Du mußt mir gleich mit zu ihnen! Wir logiren nicht hier im Hauſe, ſondern im Prinzen Eugen; ich ſuchte nur hier jemand auf. Wir haben noch über zwei Stunden Zeit, ehe der Ball aufſteigt. Mit dem Anfüllen geht auch ſehr viel Zeit weg; und Platz finden wir immer. Laß uns das Spectakel außer dem Thore jenſeit des Grabens anſehen; in der Schanze iſt das Gedränge zu groß, und warum ſollte man noch Geld dafür ausgeben?«

Der Amtmann machte einige Einwendung, in Rückſicht auf ſeinen Sohn, und wenn er den auch mitnehmen wollte, hauptſächlich wegen der andern beiden Gefährten, die noch von Peina nachkommen würden; allein Herr Carino erbot ſich, dem jungen Herrn nicht von der Seite zu gehen, mit ihm und, ſobald der Paſtor und der Förſter da ſein würden, auch mit dieſen nach der Contre-Eſcarpe zu folgen. »Dort, wertheſter Herr Amtmann,« ſagte er, »werden wir Sie ſchon finden; und wenn auch nicht, ſo treffen wir doch, ſobald alles vorbei iſt, gegen Abend hier wieder zuſammen. Laſſen Sie Sich ja nicht von Ihrer angenehmen Geſellſchaft abhalten!« Der Vorſchlag wurde angenommen, und der Amtmann ging mit ſeinem Freunde.

»Sie ſind, meiner Six! ein netter Mann, Herr Carino!« ſprach Muſjö Valentin, als er mit dem Virtuoſen allein war. »Ich habe Ihnen recht lieb. Sie ſprechen ſo artig, daß man gern zuhört. Ihr Geſprach iſt gleichſam wie das Wirthshaus-Bier; man wird immer durſtiger danach, je mehr man davon genießt.« »Und Ihr Witz,« erwiederte Herr Carino, »iſt wie das März-Bier; er iſt auch noch in künftigem Sommer gut, ohne ſchaal zu werden.«

Hier wurde ihre Unterhaltung durch die Ankunft eines Boten aus Peina unterbrochen, den der Hausknecht hereinführte, und der nach dem Herrn Amtmann Waumann fragte. Er brachte einen Brief an denſelben, und da zu vermuthen war, daß der Inhalt vielleicht wichtig und von der Art ſein könnte, daß man eilig etwas darauf antworten oder thun müßte, Papa Waumann aber nicht herbeigeholt werden konnte, übrigens auch der Brief keine Geheimniſſe zu enthalten ſchien, indem er nur mit einer Oblate verſiegelt war, rieth Herr Carino, denſelben zu erbrechen, welches auch geſchah. — Er lautete, wie folgt:

Werthgeſchätzter Herr Amtmann!

Ein äußerſt unerwarteter Vorfall, deſſen Erzählung ſich nicht wohl der Feder anvertrauen läßt, nöthigt den Herrn Förſter, ſeinen Reiſeplan zu verändern, und von hier ſogleich nach Goslar zu fahren. Erwarten Ew. Wohlgeboren uns alſo nicht in Braunſchweig! Ich geſtehe, daß es mir ein wenig nahe geht, das merkwürdige Experiment des Monſieur Blanchard nicht mit anſehen zu können. Auch wegen der Edition meiner Predigten wäre ich gern in Braunſchweig geweſen. Allein, was iſt zu thun? Mündlich ein Mehreres! Wir hoffen, ſo Gott will, gegen Ende der Woche wieder in Bieſterberg einzutreffen. Ich empfehle mich gehorſamſt

Peina, im Poſthauſe,
Sonntags Mittags, in Eil.

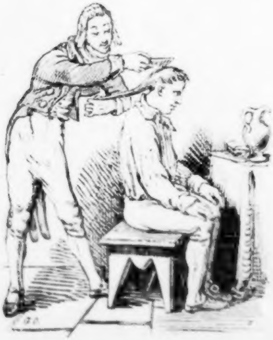
Johann Gottlieb Schottenius.

Musjö Valentin pflegte ſich eben nicht den Kopf zu zerbrechen über die Grund-Urſachen, wirkenden Urſachen und andern Urſachen der Dinge; alſo ſteckte er den Brief in die Taſche, und begnügte ſich, ſeinem Gefährten zu erzählen: der Förſter habe eine Nichte in Goslar, die Grete hieße, und die ſie ihm, dem jungen Herrn Waumann, gern zur Frau geben wollten, die er aber nicht leiden möchte, weil ſie ihm zu ſtädtiſch und zu gelehrt wäre. Er fürchtete darauf gerechnet, daß ſie von den Trinkgeldern der Fremden lebten. Wenn daher in einem Hauſe ſeltener Gaſtereyen gegeben wurden, als in dem andern; ſo lief das Geſinde bald aus jenem weg und ſuchte in dieſem anzukommen. Da herrſchte keine Zuneigung unter Herrn und Dienern; Dieſe lauerten nur auf Gelegenheit, etwas im Hauſe zu erwiſchen und ſchielten gierig nach den Taſchen Derer, die aus- und eingiengen. Ueberhaupt konnte man ſich in wenig Familien an dem Anblicke häuslicher Freude laben. Eltern und Kinder giengen wie fremde Leute mit einander um und kam es auf den Handel an; ſo ſuchte der Sohn oder Schwiegerſohn den Vater zu übervortheilen und ihm die beſten Kunden zu entziehn. Ich habe vorhin von Freunden geredet; Sie müſſen aber das Wort nicht im hohen, eigentlichen Sinne nehmen. Für wahre Herzens-Vereinigung, ächte Werthſchätzung und uneingeſchränktes Zutraun hatten dieſe Leute kein Gefühl. Freund hieß bey ihnen ein Mann, mit dem ſie Geſchäfte trieben, oder den ſie zum Eſſen bey ſich ſahen. »Ein Freund in Liſſabon, den ich nicht von »Perſon kenne, hat mir geſtern geſchrieben; Morgen »habe ich dreyßig Freunde zu Gäſten« u. ſ. f. — ſo hörte man ſie oft ſprechen. Noch alberner, als unter den Kaufleuten, war der Ton, der in den

Häuſich recht davor, ſagte er, daß der Förſter ſie nun mitbringen, und daß man ihm dann gewaltig zuſetzen würde, Hochzeit zu machen.

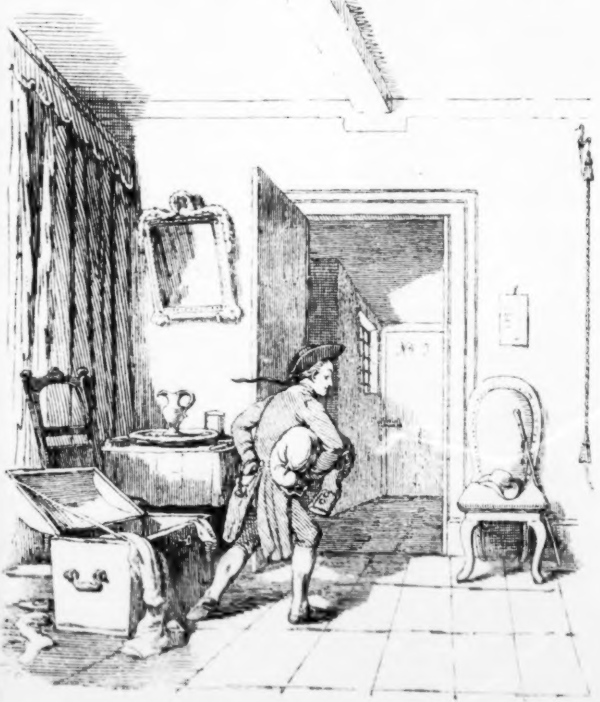
Indeß dies vorging, ſahen ſie nach und nach Schaaren von Menſchen zu dem großen Schauſpiele hinziehen, und ſelbſt aus dem goldnen Engel lief alles fort, was Beine hatte.

»Nun iſt es Zeit,« ſprach Herr Carino, »daß wir uns auch zurüſten. Allein bei ſolchen Gelegenheiten thut man wohl, durch ſeine Kleidung ein wenig hervorzuleuchten, damit man vom Pöbel mit Achtung behandelt werde. Vermuthlich haben Sie noch einen beſſern Rock im Coffer. Hurtig, den angezogen! Ich habe einen Kamm bei mir; da will ich Ihnen in Eil ein wenig die Haare zurecht kämmen.«



Valentin zog Rock und Weſte aus, öffnete den Coffer, holte ein grünes Röckchen mit goldnen Knopflöchern hervor. — »Legen Sie dagegen Uhr und Geldbeutel hinein! und wenn Sie nun noch einmal an einen gewiſſen Ort gehen wollen,« fuhr Herr Carino fort, »ſo machen Sie geſchwind! Ich will indeß alles in den Coffer verſchließen. — Es giebt böſe Menſchen; man muß vorſichtig ſein.«

Herr Valentin lief, im Hemde, wie er war, an den Ort, den man nicht gern nennt; Signor Carino ſchlich nach, verriegelte, als Jener ſaß, die Thür von außen, kehrte in das Zimmer zurück, packte Geld, Uhr, und was er in der Eile aufraffen konnte, zuſammen, flog die Treppe hinunter, verlor ſich in den Haufen, und — wird ſich wohl in dieſem unſerm Büchlein gar nicht wieder finden.



No 7

Univ. Bibl
München

Sechstes Capitel.

Fragment einer Predigt. Unvermuthete Zuſammenkunft in Peina.
Wie mag das zuſammenhängen?

Der Ort, wo wir, als ein gewiſſenhafter Geſchichtſchreiber, den hoffnungsvollſten Jüngling leider haben einſperren laſſen müſſen, iſt freilich kein angenehmer Aufenthalt für ihn; allein, da wir ihn doch nun fürerſt noch nicht von da erlöſen können, fühlen wir, ſo ſehr wir uns auch für ihn intereſſiren, dennoch keinen Beruf, ihm dort Geſellſchaft zu leiſten, ſondern kehren vielmehr nach Peina zurück, um zu ſehen, was aus unſern andern beiden Freunden geworden iſt.

Wir haben gehört, daß der Herr Paſtor ſich angelegen ſein ließ, die Lücke wieder auszufüllen, welche böſe Buben in eine ſeiner ſchönſten Predigten gemacht hatten; der Förſter Dornbuſch warf ſich indeß in einen alten Lehnſeſſel hin, ſtreckte die Beine vorwärts, ſchlug die Arme in einander, ſchloß ſeine Augen, fing an zu gähnen und ſchlief ein. Was können wir nun beſſeres thun, als daß wir, ohne Einen von Beiden zu ſtören, leiſe hinter Ehren Schottenii Stuhl treten, und, was er zu Papier bringt, heimlich in unſere Schreibtafel eintragen? — — Sie erſchrecken, meine Damen und Herren, allein Sie können froh ſein, daß ich Ihnen nicht alle ſechs und funfzig Predigten als Beilage zu dieſem Romane aufdringe. Sie kommen noch wohlfeil davon; und, die Wahrheit zu geſtehen, es wäre für die Meiſten von Ihnen überhaupt nützlicher, wenn Sie mehr Predigten und weniger Romane läſen. Schlimm genug, daß, wenn man Euch einmal wichtige Wahrheiten an das Herz legen will, man die bunte Jacke anziehen muß! Und dann mag man ſich ja wohl in Acht nehmen, daß man bei ernſthaften Gegenſtänden nicht zu lange verweile, ſonſt blättert Ihr, ſtatt zu leſen. Die Mährchen und Poſſen ſucht Ihr auf, und das, um deſſentwillen das Buch geſchrieben iſt, ſchlagt Ihr über. »Ja! Ihro Gnaden leſen nur, um amüſirt zu ſein; von Dero Pflichten ſind ſie vollkommen informirt.« — Tant mieux! Aber ich ſehe doch noch keine Früchte davon. — Doch wir gerathen in Aerger, und das ſchadet unſerer Geſundheit; alſo weiter in den Text!

Fragment einer Predigt über die Bewegungsgründe zur Tugend, welche aus eignem und fremdem Beifalle hergenommen werden.

Die Tugend alſo bloß um ihrer ſelbſt willen zu lieben und auszuüben, ohne den geringſten Eigennutz, ja, mit ſchweren Aufopferungen, dazu gehört ſchon große Stärke der Seele. Aus bloßer Liebe zu Gott edel zu handeln, das ſetzt ſchon ein Herz voll Wärme für Religion voraus. Näher liegen dem ſinnlichen Menſchen die Bewegungsgründe, die aus dem Beifalle der Menſchen und den daraus zu erwartenden Folgen hergeleitet ſind. So verſteckt, ſo ſchamlos iſt kein Böſewicht, ſo frech keine Verirrte, daß ſie nicht wünſchen ſollten, entweder auf andere Menſchen vortheilhafte Eindrücke zu machen, oder wenigſtens ſich ſelbſt innerlich, wegen einer vorzüglichen Eigenſchaft, loben zu können. Sie erklären lieber die Tugend für ein Hirngeſpinſt, als daß ſie bekennen ſollten, ſie hätten nichts von dem, was ſie an Andern ſchätzenswerth finden müſſen. Dürfen ſie keinen Anſpruch auf Zuneigung und Liebe machen, ſo überreden ſie ſich, andere Leute ſeien eben ſo unfähig, wohlwollende Empfindungen zu hegen, als einzuflößen. Konnen ſie ſich nicht geachtet machen, ſo wollen ſie wenigſtens gefürchtet ſein. Und mißlingt jeder Plan, irgend eine Art von Aufmerkſamkeit und Theilnehmung zu erwecken; ſo möchten ſie ſich gern ſo ſehr über alle Menſchen erhaben glauben, daß niemand, als ſie, Richter über ihre Handlungen ſein konnte. Dann ſchaffen ſie ſich Tugenden von eigener Erfindung; ihre Schwächen ſelbſt, ja ihre Laſter, erheben ſie zu dieſem Range. Sie ſchmücken die Gegenſtände, zu welchen ihre ſtrafbaren Neigungen und Begierden ſie hinziehen, mit den reizendſten Farben aus, um ihre Anhänglichkeit daran zu rechtfertigen, und ſuchen hingegen Vorzuge herabzuwürdigen, gegen welche ſie ihre Augen verblendet haben. Wer aber ſo tief gefallen iſt, daß fremder und eigner Beifall ihm gar nichts mehr werth iſt, der iſt der ſchrecklichſten Verzweiflung nahe, fur den fleht vergebens ſein guter Engel um Barmherzigkeit vom liebreichen Vater im Himmel.

Beide aber, der innere Beifall des Herzens und die Meinung anderer Menſchen von unſerm Werthe, konnen die wirkſamſten Triebfedern zu Erlangung höherer Vollkommenheit werden; beide können wohlthätig auf unſere Beſſerung wirken, uns in jeder Art Tugend befeſtigen, zu jeder auch noch ſo mühſamen Pflicht-Erfüllung ermuntern; nur müſſen beide zu gleichen Schritten gehen, keine dieſer Rückſichten der andern aufgeopfert werden. Wer ſich ſclaviſch abhängig von dem Urtheile des Volks macht, wird bald alle Eigenheit des Charakters verlieren. »Stellet euch nicht dieſer Welt gleich!« ruft uns die göttliche Stimme zu, das heißt: folget nicht ohne Auswahl jedem guten und böſen Beiſpiele! Wer, wenig bekümmert um den Beifall ſeines Gewiſſens, in allem die herrſchenden Sitten nachahmt, wird, um ſich dem laſterhaften Haufen gefällig zu machen, auch die herrſchenden Sünden annehmen; er wird ein Schmeichler verderbter Großen, ein unſicherer Freund ſein, und nie die ſüße Wonne ſchmecken, welche das innere Bewußtſein gewährt, ohne Menſchenfurcht, gerade und redlich, nach Pflicht und Gewiſſen gehandelt zu haben, — — eine Wonne, ach! die allein ruhig machen und wahren Seelenfrieden geben kann.

Eben ſo gefährlich aber iſt es auch, ohne alle Rückſicht auf fremden Beifall keinen anderen Richter als ſein eigenes Ich anzuerkennen. Das führt zu der gefährlichſten Sicherheit, zum Eigendünkel, zum Selbſtbetruge. Da ſehen wir dann uns ſelbſt nur in dem Lichte, das die Leidenſchaften auf unſere Handlungen werfen, und meſſen das Verdienſt Anderer nach dem Maßſtabe der Aehnlichkeit ab, die ſie mit uns haben. Wir ſchaffen uns Grundſätze, die unſern Begierden ſchmeicheln, finden eine Entſchuldigung für jede, auch von Jedermann getadelte Handlung, wenn nur unſer eingeſchläfertes Gewiſſen ruhig dabei bleibt. Wir verachten alle Regeln des Anſtandes und der Uebereinkunft, die doch dem Menſchen, welcher in der bürgerlichen Geſellſchaft lebt, unverletzliche Pflichten auflegen. Wir opfern unſerm Eigendünkel und unſerer Sinnlichkeit Ehrgefühl, Scham, Dankbarkeit auf, und zerreißen alle Bande des Bluts und der Freundſchaft. Der treue Rathgeber ſcheint uns ein beſchwerlicher Schwätzer; der ſtrenge Warner ein rauher, ungefälliger Mann. Wir fliehen ihn, verſchließen ihm unſer Herz, und eilen in die Arme des Niederträchtigen, der unſern Leidenſchaften ſchmeichelt. Jede Tugend ſcheint uns entbehrlich, wenn ſie Aufopferung koſtet, als wenn es eine Tugend ohne Aufopferung gebe! Statt den Kampf gegen die Sinnlichkeit zu kämpfen, wo Ruhe und Seligkeit mit Herzenswunden erkauft werden müſſen, finden wir es bequemer, mit unſerm Gewiſſen in Unterhandlungen zu treten; und der Vergleich iſt bald geſchloſſen, wenn Kläger, Beklagter und Richter nur eine Perſon ſind.

O! wie manche gute Seele iſt durch zu große Sicherheit gefallen! — — Zu ſpäte Reue, allgemeine Verachtung, Elend und Jammer ſind dann — —

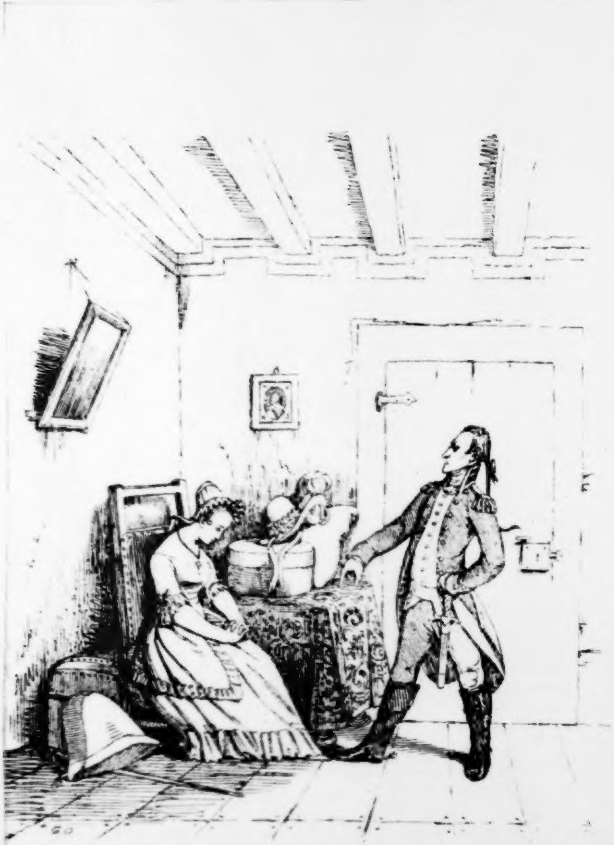
»Ho ho! was Teufel iſt nun wieder los?« rief der Förſter, und ſprang vom Stuhle auf, als ihn der Hausknecht, der ungeſtüm in die Thür trat, aus ſeinem Mittagsſchlafe weckte. »Ich wollte nur ſagen,« antwortete der Hausknecht, »daß die Pferde nun gleich wiederkommen werden. Die Mamſell und der Officier, die im Zimmer hier nebenan logiren, wollen auch fort, ſobald er nur wieder zurückkommt.« — — »Was für eine Mamſell?« ſprach der Paſtor. — — Wir wollen in des Hausknechts Namen antworten.

In der Nacht vom Sonnabend zum Sonntage kam in Peina im Poſthauſe eine kleine Caleſche an, in welcher ein Oeſterreichiſcher Officier mit einem ſchönen jungen Frauenzimmer ſaß. Auf die Frage: ob ſie gleich weiter wollten, antworteten ſie: nein! ſie müßten vielmehr hier die Ankunft eines Fremden erwarten. Das Frauenzimmer legte ſich zu Bette; der Officier wünſchte ihr, mehr ehrerbietig als vertraulich, eine gute Nacht, und ließ ſich eine andere Kammer anweiſen. Am folgenden Tage (das heißt, an eben dem, an welchem unſere Freunde das Mittagsmahl in Peina hielten) lief der Officier ſelbſt und ſchickte auch einigemal vor das Thor hinaus, das nach Hannover führt. Daſelbſt liegt ein Wirthshaus, welches, wenn ich nicht irre, die Eulenburg heißt; dort ließ er ſich nach einem Fremden erkundigen, und bitten, daß man es ihm ſogleich melden möchte, wenn er angekommen ſein würde. Uebrigens hielt ſich das Pärchen ſehr ſtill in dem Zimmer des Poſthauſes, und ſchien dem Anblicke ſo vieler Fremden, welche an dieſem Tage da einkehrten, auszuweichen. Endlich, als der Paſtor Schottenius eben mit ſeiner Predigt beſchäftigt war, kam ein Knabe aus der Eulenburg gelaufen, und brachte dem Officier ein Brieſchen. »O, Gott Lob!« rief der Officier, und umarmte das Frauenzimmer; »er iſt da! er iſt da! Nun geht alles nach Wunſche. Ich will hin; laß Dir die Zeit nicht lange währen, meine Meta! Wir werden uns ſo mancherlei zu erzählen haben. Sobald ich mich aber losreißen kann, eile ich zurück, bringe ihn mit, oder hole Dich ab. Adieu, mein Engel!« — Und damit

Häuſern der ſogenannten Nobleſſe herrſchte. Bey Jenen war doch wenigſtens Reichthum und Thätigkeit um Erwerbe ſichtbar; auch gab es noch einzelne Männer unter ihnen, die durch einen Aufenthalt in fremden Ländern ihren Geiſt gebildet und ihre Sitten verfeinert hatten; aber bey den Patriciern war mehrentheils die lächerlichſte Anmaßung mit öconomiſcher und geiſtiger Armuth gepaart. Sie ſonderten ſich von den Familien der Kaufleute ab, die zum Theil durch Heyrathen ihre nächſten Verwandte waren, formten einen eignen Cirkel, zu welchem Dieſen der Zutritt verweigert wurde; und das ließen ſich die freyen Menſchen ſo geduldig gefallen und zogen tief den Hut ab vor einem jungen Laffen, der ein **von** vor ſeinem Namen ſtehn hatte und ſobald er zu der Ehre gelangt war, bey irgend einem Fürſten als Fähndrich in den Dienſt zu kommen, nachher, wenn er auf Urlaub in ſeine Vaterſtadt zurückkam, ein Recht zu haben glaubte, hier den Ton anzugeben und auf Männer über die Schulter hin zu blicken, denen ſein gnädigſter Herr mehr an Zinſen ſchuldig war, als ſeine ganze Armee in zehn Jahren Löhnung bekam. Aber dieſe unabhängigen Republikaner hatten kein Gefühl für das Glück der Freyheit Umgeben von kleinen Höfen, ließen ſie ſich von dem Bettelglanze blenden, ahmten die elenden

den

Univ. Bibl.
München

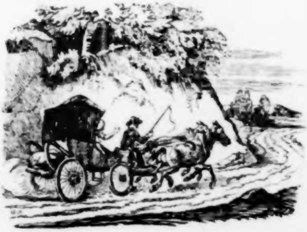


griff er nach Hut, Stock und Degen, und fort, die Treppe hinunter, zum Hauſe hinaus, nach der Eulenburg. — Das war's, was der Hausknecht erzählte.

»Es iſt angeſpannt,« ſagte ein anderer Aufwärter, der in das Zimmer trat. Der Paſtor raffte ſeine Papiere zuſammen, und der Förſter fragte nach der Zeche. »Der Herr Amtmann,« ſprach er, »hat mir aufgetragen, für ihn und ſeinen Sohn mit zu bezahlen.« — »Ich weiß es,« erwiederte der Aufwärter, »und auch für Ihren Herrn Vetter.« — »Was für ein Vetter?« — »Der Muſicus.« — »Hole der Teufel den Kerl! Ich kenne den verfluchten Dudelſack gar nicht.« — »Ei! er reiſet ja mit dem Herrn Amtmann.« — Doch, kurz von dieſer unbedeutenden Sache! Der Förſter, der nicht geizig war, und viel Ehrgefühl beſaß, zahlte; — freilich nicht ohne Schimpfen und Fluchen; und nun wollten ſie fort; allein als ſie aus ihrem Zimmer traten, öffnete zufällig das Frauenzimmer eben auch die Thür des ihrigen. — »Was, zum Teufel,« ſchrie der Förſter, »Grete! Du biſt es? Da ſoll ja das Wetter hineinſchlagen! Wo kommſt Du her?« — Und damit drang er in ihre Stube, ſchlug die Thür hinter ſich zu, und ließ den Paſtor verwundert draußen ſtehen.

Sehr laut und ſtürmiſch ging es nun in dem Zimmer her; nur einzelne Worte konnte Ehren Schottenius anfangs verſtehen; dann ſagte der Förſter: »Nur keine Speranzien gemacht! das ſag' ich Dir; das hilft hier alles nichts; und mit den Ohnmachten wollen wir auch ſchon fertig werden. Kurz und gut! Du mußt gleich fort mit mir. Nach Goslar will ich Dich zurückführen; da magſt Du

Deine Sache ins Reine bringen, und habe ich Unrecht, ſo iſt die Juſtiz da. Wollen doch ſehen, ob ein unmündiges Mädchen mit einem Kerl davonlaufen darf. — Und ich rathe Dir, nur hier im Hauſe kein Aufſehen zu machen; Du haſt nichts als den Schimpf davon; denn mit mußt Du, dafür hilft nichts.« — Herr Dornbuſch ſtürzte dann zum Zimmer hinaus, bat den Paſtor, den Brief zu ſchreiben, den wir geleſen haben. Es wurde ein Bote fortgeſchickt, alles in größter Eile. — Jungfer Grete ſehnte vergebens nach der Zurückkunſt ihres Retters; er kam nicht, und ſie mußte ſich, gebadet in Thränen, die einen Stein hätten erweichen mögen, von ihrem grauſamen Oheime in den Wagen heben laſſen. — Fort nach Goslar ging die Reiſe.



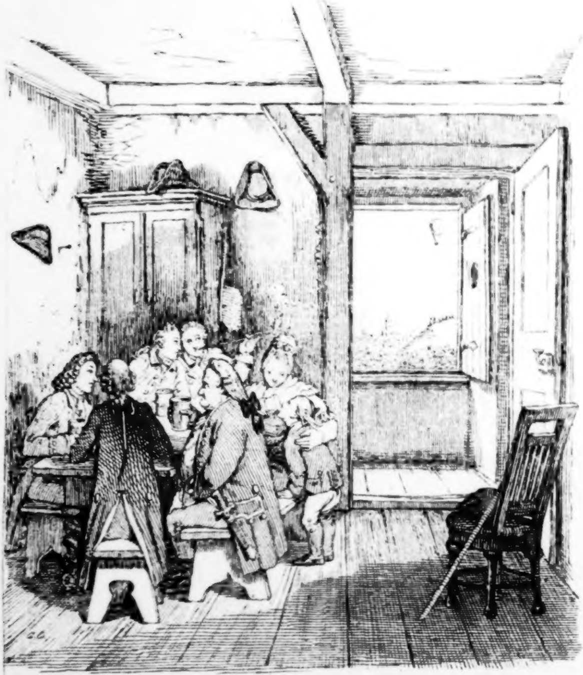
Siebentes Capitel.

Der Herr Amtmann geht, den berühmten Luftſchiffer auffliegen zu ſehen, und trifft bei ſeiner Zurückkunft den jungen Herrn in einem kläglichen Zuſtande an.

Ein größeres Gewühl von Menſchenkindern, verſicherte der Herr Amtmann auf ſeine Ehre und Reputation, habe er in ſeinem Leben noch nirgends geſehen, als das hier, durch welches er ſich mit ſeinen Freunden hindurchdrängen mußte, um vor das Thor auf den Platz zu kommen, der einer Schanze gegenüber lag, aus welcher Herr Blanchard in die Höhe ſtieg. Wir ſind, bei manchen andern Kenntniſſen, die wir beſitzen, und die, ohne uns zu rühmen, ein artiges Enſemble ausmachen, beim erſten Unterrichte in der Fortification, wie im Hebräiſchen, ſehr vernachläſſigt worden — lieber Gott! man kann ja auch nicht alles wiſſen —, meinen aber, wollen es jedoch nicht gewiß behaupten, daß dieſer Platz zu demjenigen Theile der Feſtungswerke gehörte, den man die Contre-Eſcarpe nennt. Genug, es war ein großer grüner Platz am Stadtgraben. — Doch, ſo weit ſind wir noch nicht. Beim Gedränge im

Thore verlor die Frau Licentiatinn Bocksleder ihre Haube; ein Pfund Pferdehaare, in einen Wulſt gebunden, womit der Boden der Mütze, faute de mieux, ausgefüllt war, fiel auf die Erde; der Herr Amtmann, welcher die Dame führte, wollte das Bündel aufheben; ein Schuhknecht trat ihm auf die Hand. Dem kleinen David Bocksleder, einem Kinde von zehn Jahren, das eben erſt die Blattern überſtanden und noch viele rothe Flecke im Geſichte hatte, riß ein Oberſchüler aus Muthwillen den falſchen Haarzopf aus. Ein luſtiger Student aus Helmſtadt, der den alten Licentiaten einmal in Schöppenſtädt geſehen hatte, und dem dieſer würdige Mann nicht ſehr gefiel, ſteckte ihm einen Stock zwiſchen die Beine, worüber er ſtürzte. Allein durch alle dieſe kleinen Ungemächlichkeiten des Lebens arbeitete ſich dennoch die Geſellſchaft hindurch, und kam glücklich auf den Platz in der — nun ja! in der Contre-Eſcarpe an. Die Sonne brannte heiß auf die Schädel; die wollenen Perücken ſitzen wärmer, als die von Haaren, (das kann man uns auf unſer Wort glauben, obgleich wir keine tragen): alſo litt der alte Herr Bocksleder ſehr viel von der Hitze. »Es iſt teufelmäßig heiß,« ſprach er; »wenn wir hier lange ſtehen müſſen, ſo ſchmelze ich wie Butter zuſammen, oder crepire vor Durſt.« »Es dauert wenigſtens noch eine Stunde,« ſagte ein dicker Mann, der mit aufgeknöpfter Weſte und einem glänzenden, braunen Geſichte, als wäre es lackirt geweſen, neben ihm ſtand. »Es dauert wenigſtens noch eine Stunde, ehe der Hof von der Tafel aufſteht und herkommt. Dann erſt wird mit der Füllung der Anfang gemacht.« »Wenn nur ein Wirthshaus in der Nähe wäre!« ſeufzte der Licentiat. »Deren giebt es hier genug,« antwortete der dicke Mann. Wirklich waren

Univ. Bibl.
München


G.C.

rings umher einzelne Garten- und andere Häuſer gelegen, in welchen echter teutſcher Pontac, lübeckſcher Franzwein und dergleichen verzapft wurde, und unſere Geſellſchaft trat in eins von dieſen.

Für einen Phyſiognomiker, für einen Menſchenbeobachter und für einen Maler wäre es ein herrliches Feſt geweſen, die Geſellſchaft zu ſehen, welche hier, theils in den kleinen Zimmern, theils im Vorplatze, im Hofe und im Garten, in einzelne Gruppen vertheilt, ihr Weſen trieb, indeß der grüne Platz, an welchen das Haus ſtieß, und von dem wir geredet haben, einem bunten Gemälde von der Speiſung der fünftauſend Mann glich, wie man es hie und da in Dorfkirchen antrifft. Unſere Gäſte aber waren weder Geſichterleſer, noch Seelenſpäher, noch Künſtler; alſo blieb ihr ganzes Augenmerk auf ein Winkelchen gerichtet, wo ſie in Ruhe ihren Durſt löſchen könnten; und das wies man ihnen in einer Hinterſtube unter dem Dache an; denn alle andere Zimmer waren gepfropft voll. Indeſſen fehlte es auch hier nicht an Geſellſchaft; zwei Tiſche fanden ſie umringt von Perſonen beiderlei Geſchlechts; an einem dritten war noch Raum für ſie; der Student aus Helmſtädt, deſſen wir vorhin erwähnt haben, ein junger Gelehrter, der mit demſelben noch auf der Univerſität geweſen war, jetzt aber in Gandersheim privatiſirte, und ein Landchirurgus aus * * * in Sachſen, hatten die eine Seite eingenommen; unſere Leute ſetzten ſich ihnen gegenüber.

Wir fühlen einen unwiderſtehlichen Trieb, ein Bruchſtück aus dem Geſpräche dieſer intereſſanten Geſellſchaft hier abdrucken zu laſſen, und da wir uns nun einmal in Beſitz geſetzt haben, ſolchen Trieben, unter angehoffter hoher Approbation, zu folgen: ſo wollen wir mit dieſem Dialoge andienen, erlauben übrigens den Recenſenten, ſobald wir von unſerm Herrn Verleger das Honorarium werden eingeſtrichen haben, über die Weitſchweifigkeit unſerer Erzählung »Ach und Weh!« zu ſchreien.

Der junge Gelehrte. Nun, wahrlich! Es bedarf doch herzlich wenig, um der Menſchen Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen. Da ſind mehr als zehntauſend Thoren aus allen Ecken zuſammengelaufen, um einen andern Narren einen Bocksſprung in die Luft machen zu ſehen.

Der Student. Aber Herr Bruder! Du haſt Dich doch *auch* eingeſtellt.

Gelehrter. Meinſt Du, ich würde deswegen auch nur Eine Meile reiſen? Originale aller Art zu beobachten, darum bin ich hergekommen. Blanchard habe ich in Frankfurt und in Hamburg aufſteigen geſehen. Vermuthlich wird er ſich hier wieder ein Document von fürſtlichen und adligen Perſonen ausfertigen laſſen, daß er ſo viel tauſend Toiſen hoch über der Erde geſchwebt hat, — von Menſchen, die, indem ſie dies ſchreiben, nicht einmal wiſſen, was eine Toiſe iſt. Wie ſich der Kerl nur einbilden kann, daß er mit einem ſolchen Zeugniſſe bei Gelehrten und Männern von Kenntniſſen ſich Credit verſchaffen werde!

(Die geneigten Leſer werden es nicht ungütig aufnehmen, daß der junge Herr auf die Autorität von Fürſten und Edelleuten in wiſſenſchaftlichen Dingen nicht viel hält. Theils hat er wohl nicht ganz Unrecht; theils iſt es jetzt den Hof-Sitten und den Reſidenzton nach, freueten ſich, wenn ſie das Glück haben konnten, einen hochgebohrnen Kerl, der ſich mit einem erkauften Ordensbande behängt hatte, an ihren Tafeln zu bewirthen, oder wenn eine durchreiſende Durchlaucht, ihre geſchmackloſen, nach der Schnur angelegten, größtentheils aus Tiſchler-Arbeit beſtehenden Gärten in hohen Augenſchein nahm. Neben dieſem Beſtreben, den Ton der ſogenannten großen Welt zu führen, herrſchte denn doch dort die allerkleinſtädtiſchſte Klatſcherey und unter den verſchiednen Religions-Secten die feindſeligſte Intoleranz. Originelle Charactere ſuchte man umſonſt unter dieſen Abderiten. Flach und unbeſtimmt raiſonnirten ſie über alle Gegenſtände; fade Romane und Journale waren ihre einzige Lectüre —

So waren damals die Menſchen in der Reichsſtadt *** beſchaffen! Ich höre mit Freuden, daß ſich in der Folge die Stimmung ſehr veredelt hat; aber ich muß Ihnen die Leute ſo ſchildern, wie ich ſie fand, um Ihnen einen deutlichen Begriff von meiner damaligen Lage zu machen. Auch würde ich ungerecht ſeyn, wenn ich vergeſſen wollte, zu ſagen, daß es doch auch Beſſere unter ihnen gab; ja! Männer, von vorzüglichen Eigenſchaften, an Kopf

und

unter den jungen Gelehrten ſo eingeführt, daß ſie alles tadeln, was die höhern Stände ſagen und thun, außer wenn ſie ihre Schriften loben. Doch geht dieſer Widerwille nicht ſo weit, daß beſagte Gelehrte nicht, wo ſich's thun läßt, von Fürſten und Edelleuten Schutz und Wohlthaten fürlieb nehmen ſollten.)

Gelehrter. Der Augenſchein kann jeden verſtändigen Menſchen überzeugen, daß ſeine Angaben um mehr als zwei Drittel übertrieben ſind. Noch nie hat er ſich bis zu der Höhe irgend eines beträchtlichen Berges erhoben. Betrachte man nur die römiſchen Zahlen auf dem Zifferblatte eines mäßig hohen Thurms! Sie ſind mehrentheils über ſechs Fuß lang, und ſcheinen, wenn man unten ſteht, keine Spanne zu meſſen. Wie faſt unſichtbar klein müßte nun nicht ein Ball erſcheinen, deſſen Durchſchnitt ungefähr nur ſechsmal größer iſt, als die Länge jener Zahlen, wenn er wirklich zu einer ſo erſtaunlichen Höhe emporſtiege! — und nun vollends der kleine, geputzte Franzoſe mit ſeinem blauen Wämmschen und ſeinem Federbuſche! Wie würde der dem Auge verſchwinden!

Student. Kann ſein! kann ſein! Wir wollen ſehn. Nun, Herr Licentiat! Sie gehen doch dieſen Abend in die Comödie?

Licentiat. Ich denke wohl —

Landchirurgus. Ach! was iſt an ſo einer Comödie? Hören Sie! ich habe in Stuttgart die großen Opern geſehen. Da kamen Pferde und Wagen auf das Theater. — Das war noch der Mühe werth!

Gelehrter. O ja! ſo eine Italiäniſche Oper iſt, wenn man die geſunde Menſchenvernunft nur zu Hauſe läßt, gar unterhaltend zu ſehen. Wenn da die Capaunen auf Triumphwagen von Pappe ſitzen, in Reifröcken und ſeidenen Strümpfen aus der Schlacht kommen, mit ihren Stimmen, durch die Naſe, im ſchneidendſten Discant Reden voll Heldenmuth an die verkleideten Musquetiers abſingen, welche das römiſche oder griechiſche Heer vorſtellen; wenn die Opferprieſter in Stiefeletten und Kleblocken Proceſſionen anſtellen, wobei ſie Tritt halten, wie auf der Parade, Mützen von Silberpapier auf den Köpfen und mit Goldſchaum beſchmierte holzerne Opfergefäße in den Händen tragen; wenn Schlachten geliefert werden, in welchen Jeder nur auf ſein eigenes Schild hauet, und Mauern niedergeriſſen, die von Papier gemacht ſind; wenn der Drachenwagen, in dem Medea fährt, mit ſchwarzen Stricken am Himmel feſtgebunden iſt, und Apollo, wenn er auf dem bretternen Parnaſſe ſitzt, mit ſeiner Flachsperücke den Staub von den gemalten Wolken abfegt. — Ja! es iſt wahr: das iſt groß, herrlich, rührend! Pfui! ſchämen ſollten wir uns, daß wir ein ernſthaftes Volk an den Anblick ſolcher kindiſchen Vorſtellungen gewöhnen.

Amtmann. Ei, ei! man kann doch aber nicht auf dem Theater alles ſo —

Gelehrter. Was man nicht mit einiger Täuſchung darſtellen kann, das muß man lieber gar nicht, als auf ſo alberne Weiſe, darſtellen. In einem Fingerhute kann man nicht baden, und auf unſern armſeligen kleinen Theatern kann man keine Schlachten liefern. Sie haben vermuthlich meine neue Abhandlung über die ernſthafte Oper geleſen?

Amtmann. Um Vergebung! darf ich fragen, mit wem ich die Ehre habe —

Gelehrter. Ich bin der Dichter Klingelzieher; nun werden Sie ſchon wiſſen, wo Sie zu Hauſe ſind. Nicht wahr? das dachten Sie nicht, daß der Mann jetzt an ihrer Seite ſäße, der Ihnen vielleicht zuweilen mit ſeinen Liedern eine genußvolle Stunde gemacht hat? Es weiß auch noch niemand in Braunſchweig, daß ich hier bin; ich bin eigentlich gekommen, um einmal mit den hieſigen Gelehrten eine Zuſammenkunft zu halten.

Amtmann. — Ich bin in der That ſehr erfreut, die Ehre zu haben, — obgleich ich geſtehen muß, daß ich bis jetzt noch nichts von dem, was aus Dero Feder gefloſſen —

Gelehrter. (verächtlich.) Der Herr Amtmann leſen wohl nicht viel?

Amtmann. O! zu dienen, ja. Freilich im Fache der Bellettres, da iſt es nun ſo etwas. Kohlers Gedichte habe ich indeſſen noch kürzlich wieder geleſen, und neulich fiel mir auch ein kleiner Tractat in die Hände, betitelt: »die Leiden des jungen Herrn Werther.«

Licentiat. Bruder Amtmann! die Scharteke kenne ich; das iſt nichts für uns. Aber apropos! Ich muß Dir doch meines älteſten Sohnes dissertationem inauguralem de feudis oblatis ſchicken. Sie iſt ſehr gründlich abgefaßt. Er hat darin hauptſächlich —

Student. — o weh!

Landchirurgus. Es iſt in der That erſtaunlich, was für eine Menge von neuen Entdeckungen jetzt in allen Theilen der Wiſſenſchaften gemacht werden, beſonders aber in der Naturgeſchichte, Chemie, Wundarzneikunſt, und überhaupt im mediciniſchen Fache. So hat man zum Beiſpiel jetzt gefunden, daß zwar die gewöhnliche China-Rinde in periodiſchen Geſichtsſchmerzen, Durchfällen, Fiebern, Brand, Lungenſucht und ſo ferner, herrliche Dienſte leiſtet, daß aber die rothe Rinde der röhrigten weit vorzuziehen iſt, und noch überdies ſicherer und ohne Leibſchmerzen wirkt. Die Hirnwuth hielt man für unheilbar; ich ſelbſt habe an einem gewiſſen unglücklichen Profeſſor Hoffmann in Wien alle Mittel angewendet; es ſchlug nichts bei ihm an. Nur kürzlich erſt hat man —

So weit war der Landchirurgus in ſeiner mediciniſchen Abhandlung gekommen, als plötzlich von allen Seiten her ein Geſchrei erſcholl: »Se heft en wedder! — Sie haben ihn wieder! Sie haben ihn wieder!« Die ganze Geſellſchaft ſtürzte nun aus dem Hinterzimmer hinaus. — »Wen haben ſie wieder?« fragte Jeder, »wen?« — »J! den Muſche Blanchard; Se heft en wedder!«

O! daß ich berufen bin, in dieſem Büchlein, das nur guten Humor erwecken und die Gemüther der Leſer erheitern ſollte, hier das Bild getäuſchter Hoffnungen aufzuſtellen! Aber das Schickſal, das ſich gegen die Helden meiner Geſchichte verſchworen zu haben ſcheint — (Im Vorbeigehen zu ſagen: dies Werk hat das ganz Eigene, daß nicht etwa nur eine einzelne Perſon der Gegenſtand iſt, auf den ſich das Intereſſe zuſammendrängt, ſondern daß die Schickſale der ganzen Geſellſchaft aus Bieſterberg, wie wir ſie im erſten Capitel auftreten ließen, das Thema ſind, welches wir in demſelben durchführen; — ein Plan, deſſen; wie wir hoffen, auch diejenigen Kunſtrichter, welchen wir die Recenſion nicht ſelbſt einſchicken, mit gebührendem Lobe gedenken werden) — das Schickſal will es alſo, und ich muß meinen Beruf erfüllen.

So manche Meile war der Amtmann mit ſeinen Gefährten gereiſet, um den berühmten Blanchard aufſteigen zu ſehen; ſo manche Widerwärtigkeit hatte er von dem Augenblick an, da er auf dem Amtshofe einſtieg, bis zu dem Momente, wo er nun die Nachricht erwartete, daß der Luftball gefüllt wäre, überwunden; ſeinen hoffnungsvollen Erben glaubte er der beſten Aufſicht übergeben zu haben, glaubte, er ſtände jetzt mit offenem Munde unter dem Haufen der Gaffenden; und ach! er ſaß in dieſem Augenblick — eingekerkert — und wo: das ahnete ſein treues Vaterherz nicht. Noch ruhiger war er über ſein eigenes Schickſal. Voll Erwartung ſtürzte er zum Hauſe hinaus, und hoffte nun den Luftwagen über ſeinem Scheitel daherfahren zu ſehen, und — Herr Blanchard war ſchon vor einer Stunde aufgeſtiegen; ſie hatten ihn wieder; er hatte ſich fern von der Stadt niedergelaſſen. Die Nachricht, die unſern Freunden der dicke lackirte Mann gegeben hatte, war falſch geweſen. Schon als ſie in das Hinterzimmer traten, war der Franzoſe mit ſeiner Füllung fertig geweſen, und fuhr ab. — Unbegreiflich, daß der Herr Amtmann den Lärm des Volks und die Kanonenſchüſſe nicht gehört hatte! Aber da machte er bei ſeinem Eintritte der

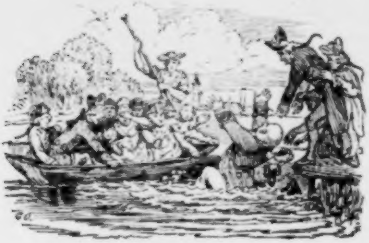
Geſellſchaft ſo viele Kratzfüße; darüber war der Moment vergangen. Nachher herrſchte eine große Stille, denn jedermann verfolgte den Ball mit ſeinen Augen. Viele liefen der Gegend zu, wo ſie glaubten, daß er ſich niederlaſſen würde, bis endlich, als die Nachricht erſcholl, daß er nun wirklich gelandet ſei, ein neuer Lärm und der Ausruf: »Se heſt en wedder!« unſern Beamten aus ſeiner Ruhe weckte; — aber da war's zu ſpät.

Vergebens würde ich es verſuchen, die verſchiedenen Ausbrüche des Mißmuths und der Verzweiflung zu ſchildern, denen einige Perſonen, welche in dem unglücklichen Hinterzimmer das ſchönſte aller Schauſpiele verſäumt hatten, ſich überließen. Andere zogen ſich den Unfall weniger zu Herzen. Der Dichter Klingelzieher lachte aus vollem Halſe; — er hatte nun Stoff zu einem neuen Epigramm. Die Licentiatinn ſchimpfte auf ihren Mann los (die einzige Art, wie ſie ſich über jeden Unfall des Lebens zu tröſten pflegte!) »Nun, es hat nicht ſein ſollen,« ſprach der Herr Amtmann mit trauriger Miene; »mir iſt es nur lieb, daß mein Valentin und die andern Beiden, die doch auch indeß von Peina werden angekommen ſein, dieſe Merkwürdigkeit in Augenſchein genommen haben, um davon zu Hauſe erzählen zu können.«

Da ſich indeſſen keine Hoffnung faſſen ließ, die treuen Gefährten aus Bieſterberg in dem Gewühle von Menſchen hier zu finden, ſo dachte der alte Herr Waumann jetzt nur an ſeinen Rückzug, um, verabredetermaßen, im goldnen Engel ſie wieder anzutreffen. Um neuen Widerwärtigkeiten in dem Gedränge bei dem Eintritte in die Stadt auszuweichen, beſchloß unſere Geſellſchaft, durch die Contre-Escarpe nach einem andern Thore hin zu gehen wo ſie vermuthlich weniger Volk finden würden. Allein zum Unglück waren die mehrſten Zuſchauer auf denſelben Einfall gerathen, ſo daß hier der Zuſammenfluß noch größer war, als vorhin beim Herausgehen. Sich wieder zurück durch alle dieſe Erdenſöhne hindurch zu arbeiten, das ließ ſich nicht wohl thun; nun mußte man aber, um das nächſte Thor zu erreichen, ſich über eine Art von Teich oder Graben ſetzen laſſen; einige tauſend Menſchen ſtanden am Ufer und harrten auf den Fährmann; es war aber unglücklicherweiſe nur ein einziger Nachen zum Ueberfahren da; alſo ging es langſam.

Wie hieß doch der Fluß, von welchem die verdammten Heiden fabulirten, daß ein gewiſſer Charon die Seelen der Verſtorbenen da hinüber in die eliſäiſchen Gefilde transportiren müßte? Ohrfeigen habe ich von meinem Informator bekommen, deſſen erinnere ich mich noch, als ich bei dieſer Stelle im Ovidius nicht Achtung gab; aber wie der Fluß heißt, deſſen beſinne ich mich nicht mehr. Genug! gerade wie dieſe Waſſerreiſe in jene Welt abgebildet zu werden pflegt, ſo ſahe es hier aus. So oft der Charon eine Anzahl Pilger hinübergeſchafft hatte, und nun wieder diesſeits landete, war das Herzudrängen der Ungeduldigen ſo groß, daß wirklich Paſſagiers, die nicht, wie Charons Gäſte, nur *Seelen*, ſondern zum Theil dicke, mit Braunſchweigiſcher Mumme wohl ausgemäſtete *Körper* waren, Gefahr liefen. Schon war der Licentiat Bocksleder nebſt ſeiner ſanften Gemahlinn und dem lieben Kleinen im Nachen: da wollte der Amtmann ſich nicht von ſeinem

Freunde trennen; er drängte ſich durch den Hauſen, wagte einen Sprung, und —



hier fällt mir aus Wehmuth die Feder aus der Hand. — Wenden wir unſere Blicke nach einer andern Seite!

Herr Carino war kaum mit ſeiner Beute zum Hauſe hinaus, als der wackere Jüngling, den er an dem bewußten Orte eingeſperrt hatte, nicht ahnend, welch ein Unfall ihm begegnet war, die Thür des Cabinets ergriff, ſie öffnen wollte, aber verriegelt fand. Vergebens wendete er alle Kraft ſeiner ſtämmigen Arme an, Holz und Eiſen zu ſprengen; die Thür wich nicht. Vergebens rief er, ſchrie er, brüllte er endlich; niemand hörte ſeine Stimme. Wie Hercules, als er das Hemd der — nun! wie hieß denn die Dame? — ja ſo, Dejanira! das Hemd der Dejanira auf ſeinem Leichname kleben hatte, ſo geberdete ſich Musjö Valentin, ſo durchſchnitt er mit ſeiner heulenden Stimme die mephitiſche Luft, von der der Leidende jetzt umgeben war, — alles umſonſt! Als endlich die Kräfte zu ſinken anfingen, und die Muskeln, welche ſeine Lunge ausdehnten, (oder liegen da keine Muskeln? Ich weiß es nicht ſo eigentlich,) herabgeſpannt waren, da ging ſein Gebrülle in Winſeln, Klagen und Seufzen über, und ſeinen Augen entquollen ſalzige Thränen. Ich bitte meine hochgeehrteſten Leſer, dieſer Schilderung einige Aufmerkſamkeit zu widmen. Sie werden dann finden, daß ich, ohne mich zu rühmen, nicht ganz ungeübt in poetiſchen Malereien bin, daß ich das Crescendo und Diminuendo gut anzubringen weiß, und daß mein Ausdruck wenigſtens eben ſo edel und kraftvoll iſt, als der unſerer mehrſten Romanen- und Comödienſchreiber.

Der Schmerz kann nur auf einen gewiſſen Grad ſteigen, wie wir Philoſophen das wiſſen, und dann bricht die Welle, und es erfolgt wenigſtens auf einige Zeit ein Stillſtand. Nachdem der junge Herr Waumann lange genug getobt und gejammert hatte, fand er in der Vorrathskammer ſeiner Vernunft den Troſt, daß doch ſein Ungemach nicht ewig dauern könne. Er ſetzte ſich alſo ſo bequem, wie's ſich thun ließ, nieder; ſeine Augenlieder, vom Weinen müde, ſanken, — er ſchlief ein. Was konnte er auch Beſſeres thun? Zwar lagen ihm zur Seite wohl ein paar Blätter von der frankfurter gelehrten Zeitung, die ein Reiſender da, nebſt einem Maculaturbogen von dem Romane »Nettchen Roſenfarb« hatte liegen laſſen; aber Herr Valentin las nicht gern, und wer kann denn auch in einem ſolchen Zuſtande mit Aufmerkſamkeit leſen? Laſſen wir ihn nun noch ein Weilchen ſchlafen! Es iſt hohe

Zeit, daß wir uns nach ſeinem theuren Herrn Vater umſehen. — Der Himmel weiß, wir haben jetzt alle Hände voll zu thun; man kann nicht aller Orten zugleich gegenwärtig ſein; indeſſen iſt es doch leichter zu verantworten, einen Menſchen auf dem Abtritte eingeſperrt, als Jemand, der nicht ſchwimmen kann, im Waſſer liegen zu laſſen. Und ſchwimmen konnte der Herr Amtmann nicht; er wurde aber ſogleich herausgezogen, und als er am jenſeitigen Ufer gehörig abgetropfelt war, brachte der Aerger über dieſen Vorfall, und über das laute Lachen der zahlloſen Zuſchauer ſeine durch die Kälte des Waſſers erſtarrten Lebensgeiſter wieder ſo lebhaft in den Gang, daß wir weiter keine ſchädliche Folgen für ſeine Geſundheit zu befürchten brauchen. Er eilte nun nach dem Gaſthofe zurück, um ſeinen blauen, mit Geld beſetzten Rock auszuziehen und trocknen zu laſſen.

Welcher neue Kummer ihn aber hier erwartete, das wiſſen wir. Indeſſen fand er ſeinen geliebten Sohn ſchon aus der Gefangenſchaft erlöſet. Er war kurz zuvor erwacht, hatte ſeine Klagetöne auf's neue angeſtimmt, und dazu ein ſo vollſtimmiges Accompagnement mit den Fäuſten an der Thür gemacht, daß endlich von den Hausgenoſſen, welche indeß heimgekommen waren, Einer ihn gehört und befreiet hatte. Vater und Sohn klagten ſich gegenſeitig ihr Leid, — es war eine herzbrechende Scene. — Zum Glück war der Werth deſſen, was Herr Carino mitgenommen hatte, nicht groß; allein lag nicht in der ganzen Verkettung ihrer Unglücksfälle ſchon Urſache genug zur Traurigkeit? doch überließen Beide ſich derſelben nicht bis zur Verzweiflung; vielmehr ſorgte der Herr Amtmann für und Herz, waren verſteckt unter den Uebrigen; aber Dieſe lebten ſehr eingezogen in Familien-Cirkeln und waren, bey den Herrn von Abentheuern, die ſich dort Jahr aus Jahr ein herumtrieben, mißtrauiſch und zurückhaltend gegen jeden Fremden. Erſt gegen das Ende meines dortigen Aufenthalts wurde ich mit Einigen dieſer Edeln bekannt; aber da war ich ſchon ſo verſtimmt, daß ich mich mit Vorſatz zurückzog, weil ich wohl fühlte, welch ein langweiliger Geſellſchafter ich geworden war.

Sobald ich mich in *** niedergelaſſen hatte, beeiferten ſich die reichſten Häuſer um die Wette, die Talente meines Magens und die Stärke meiner Verdauungs-Werkzeuge zu prüfen. Ein Miniſter, der ſich in den Privatſtand zurückzog, den Hof verließ, um unter ihnen zu leben; das ſchien ihnen denn auch ein Gegenſtand, der ihrer Aufmerkſamkeit werth wäre, und, ohne ſich weiter darum zu bekümmern, ob ich ein guter, oder ſchlechter, verſtändiger oder thörigter Mann war, ſuchte Jeder eine Ehre darinn, mich bey ſich bewirthet zu haben. Ich ließ mir's gefallen, einmal die Reyhe herum zu ſchmauſen. Da bemerkte ich denn freylich bald, daß ich unter Leute gerathen war, mit denen ich es auf die Länge im täglichen Umgange nicht aushalten würde; allein ich

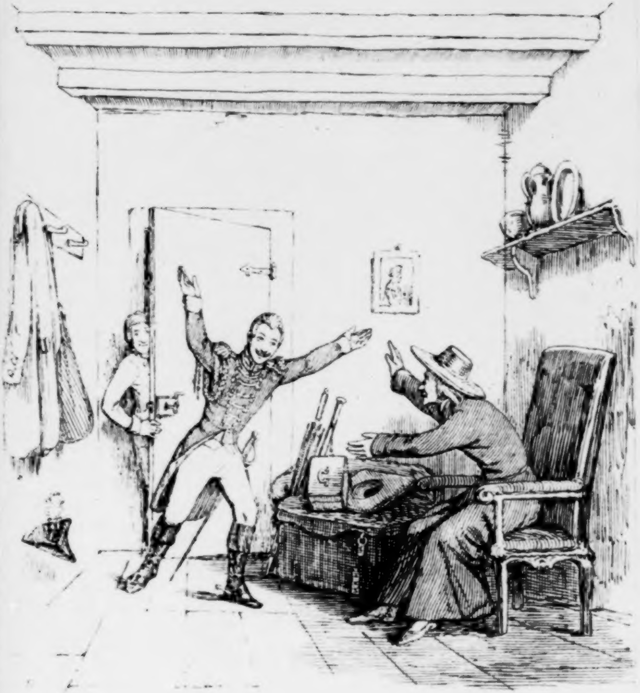
war

ſeine werthe Geſundheit, zog die naſſen Kleidungsſtücke aus, legte ſich zu Bette, beſtellte ein gutes Abendeſſen, und unter andern eine erquickende Weinſuppe. Valentin ließ ſich's vor ſeines Vaters Bette wohlſchmecken, und ging dann auch ſchlafen. Wir wünſchen ihnen eine angenehme Ruhe.

Achtes Capitel.

Geſchichte des Fremden, der in der Eulenburg vor Peina abgetreten war.

»So ſehen meine Augen Dich endlich wieder, mein theurer, geliebter Louis!« rief der Fremde in der Eulenburg dem öſterreichiſchen Officier entgegen, als dieſer zu ihm in das Zimmer trat, und in ſeine Arme eilte. — »Mein Wohlthäter! mehr als Vater! Wie viel Dank!« — ſtammelte der Officier; — »O rede nicht von Dank!« »Wie ſollt' ich nicht?« — »Komm an mein Herz!« Und ſo ging es noch ein Weilchen fort, in abgebrochenen Worten. — Ein rührender Auftritt! Der Hausknecht, welcher dem Officier die Thür öffnete, hat ihn uns beſchrieben; und wenn wir unſern Verleger hätten bewegen können, Kupferſtiche zu dieſem unſerm Romane verfertigen zu laſſen, ſo hätte die Darſtellung dieſer Zuſammenkunft eins der ſchönſten Blätter liefern müſſen. — Vielleicht läßt er ſich noch bewegen, der ſechsten oder ſiebenten Auflage



Univ. Bibl.
München

einige Bilderchen beizufügen *); bis dahin mag die jetzige Generation der Leſer ſich die ganze Geſchichte mit dem Pinſel ihrer Phantaſie vormalen.

Nachdem dieſe erſten Entzückungen vorüber waren, reichte der fremde alte Herr dem Officier einen ſchriftlichen Aufſatz dar; »Hier, mein Lieber!« ſprach er, »habe ich die Hauptbegebenheiten meines Lebens, in welche auch die Geſchichte Deiner Jugendjahre mit einverwebt iſt, zu Papier gebracht. Längſt wollte ich Dir dieſen Aufſatz ſchicken; nur die jetzt erfüllte Hoffnung, Dich ſelbſt wieder zu umarmen, hielt mich davon ab. Ich kann ihm ja dann alles mündlich erzählen, ſprach ich zu mir ſelber. Nun aber, da ich wieder bei Dir bin, denke ich doch, es ſei beſſer, ich laſſe Dich das ſchriftlich leſen, weil es einmal aufgezeichnet iſt; vielleicht könnte ich außerdem Manches vergeſſen. Lies es in müßigen Augenblicken durch, und laß uns jetzt die Freude des Wiederſehens recht genießen!«

Der Officier umarmte nochmals den alten Herrn, und ſteckte das Papier in die Taſche. Da aber die Leſer vielleicht ungeduldig werden könnten, bis er es wieder hervorholt, wollen wir hier eine Abſchrift dieſes Aufſatzes mittheilen.

Geſchichte des fremden Herrn in der Eulenburg.

Mein Vater war ein redlicher und geſchickter Schullehrer in Blankenburg, am Harze. Freilich war man damals

---

*) Der Wunſch des längſt verſtorbenen Verfaſſers iſt bei dieſer ſiebenten Auflage ſeiner Schrift auf eine Weiſe erfüllt, die ſeinen völligen Beifall haben würde. A. d. H.

in der Pädagogik noch weit zurück; man hatte noch nicht die Entdeckung gemacht, daß man der Jugend die ernſthafteſten, wichtigſten wiſſenſchaftlichen Kenntniſſe, ſelbſt von philoſophiſcher Art, durch Kartenſpiel und ſonſt auf tändelnde Weiſe beibringen könne. Man hielt bei dem Unterrichte ſehr viel auf Uebung des Gedächtniſſes, durch Auswendiglernen, beſonders in den Jahren, wo man ſo leicht auffaßt, und ſo viele Stunden übrig hat, die man nicht beſſer anwenden kann, als damit, daß man in dem Magazine für die ganze übrige Lebenszeit die rohen Materialien aufhäufe, welche die reifere Vernunft in der Folge ordnet, auswählt und zum herrlichen Genuſſe für das Alter bearbeitet. Indeſſen geſtehe ich gern, daß, wenn irgend etwas, was man lernt, unnütz ſein kann, mein Vater ſeine Schüler manches unnütze Wort lernen ließ. Uebrigens fühlte er ſchwer die Laſt ſeines undankbaren Berufs. — Geringe Beſoldung, ſchwere, vielleicht oft gänzlich verlorene Arbeit, vom frühen Morgen bis in die ſpäte Nacht, und manche Demüthigung von Seiten anderer, weniger nützlicher, aber darum nicht weniger übermüthiger Stände. Er war daher feſt entſchloſſen, ſeine beiden Söhne (denn ich hatte, oder vielmehr *habe* noch einen jüngern Bruder) eine andere Laufbahn antreten zu laſſen. Der Eine ſollte zu Hauſe, in Blankenburg ſelbſt, die Jägerei lernen — mein Großvater war Oberförſter geweſen —; ich aber wurde der Kaufmannſchaft gewidmet, und desfalls zu einem Verwandten nach Nürnberg geſchickt.

Wir hatten kaum ein paar Jahre in dieſer neuen Lebensart zugebracht, als mein Vater ſtarb, und gar kein Vermögen hinterließ. Dies war gerade zu der Zeit des ſiebenjährigen Krieges; es wurde im Braunſchweigſchen ein Jägercorps errichtet, und mein Bruder nahm Dienſte in demſelben. Was mich betrifft, ſo wollte mir das ruhige Leben am Comtoir-Pulte auch gar nicht gefallen; von allen Seiten her ertönte nichts als Kriegsgeſchrei; das machte mir dann Luſt, mein Heil bei den Waffen zu ſuchen. An einem ſchönen Morgen packte ich meine kleinen Habſeligkeiten zuſammen, ging fort aus Nürnberg, und ließ mich bei dem Freicorps des franzöſiſchen Oberſten Fiſcher anwerben.

Es ſchien, als wenn das Glück meinen raſchen Schritt begünſtigen wollte; gleich im erſten Feldzuge wurde ich Unterofficier, und in dem darauf folgenden, wo ich Gelegenheit hatte, bei einigen Vorfällen Muth und Gegenwart des Geiſtes zu zeigen, Officier. Hierzu kam noch, daß ich ein paarmal ſehr reiche Beute machte, jedoch unter Umſtänden, die, ich darf es mit gutem Gewiſſen behaupten, meinem Herzen nicht zur Schande gereichten; denn ich haßte das Plündern und alle die Grauſamkeiten, welche unſere Leute ſich zuweilen erlaubten. Einſt — es war im Winter, und wir hatten Ruhe vor den Feinden, — war ich mit dem Major von Hoym und dem Hauptmann Faber nach einem Nonnenkloſter geritten, welches eben keine ſtrenge Clauſur hatte, am wenigſten jetzt, im Kriege, wo man es ſo genau nicht nehmen durfte, ſondern muntere Geſellſchaft ganz gern ſah, und ſich ſogar gefallen ließ, zuweilen ein Tänzchen mit Officieren zu machen. Dort lernte ich ein Fräulein von Weiſſenbaum kennen; ein liebenswürdiges, edles Geſchöpf, das der Eigennutz ihrer Familie, wider ihre Neigung, zu dem Kloſterzwange verurtheilt hatte.

Bei wiederholten Beſuchen fühlten wir uns zu einander hingezogen, geſtanden uns gegenſeitige Liebe, und ohne uns, die wir beide kein Vermögen hatten, um die Zukunft zu bekümmern, verabredeten wir, daß ich ſie entführen ſollte Mein Freund, der Hauptmann Faber, eine gute, dienſtfertige, luſtige Seele (er lebt jetzt als Schloßhauptmann am Hofe des Fürſten von Naſſau-Saarbrück;), leiſtete mir bei Ausführung dieſes Plans treue Dienſte. Ich nahm meine Geliebte hinter mir auf mein Roß, und brachte ſie glücklich nach Fritzlar, wo uns niemand kannte, und wo ein Geiſtlicher das Petſchaft des prieſterlichen Segens auf unſere Verbindung drückte. Acht Tage nach unſerer Hochzeit mußten wir marſchiren, und meine Frau folgte mir, bei der Bagage der Armee, nach Einbeck, wo wir den Reſt des Winters zubrachten. Mein Herz ſchlug mir, voll Verlangen, meine Vaterſtadt wieder zu ſehen, da ich ihr jetzt ſo viel naher war; aber der Dienſt litt es nicht. Das Frühjahr kam heran, und wir zogen uns zurück nach Heſſen; allein zu meinem Unglück fiel meine liebe Frau in eine ſchwere Krankheit; und da ſie ſich obenein im vierten Monat ſchwanger befand, war es durchaus unmöglich, ſie fortzubringen.

In dieſer Verlegenheit bat ich unſern commandirenden General um die Erlaubniß, an meinen Bruder, der bei der feindlichen Armee war, ſchreiben zu dürfen. Die braunſchweigiſchen Jäger ſtanden nicht weit von uns; alſo hielt es nicht ſchwer, den Brief ſicher in meines Bruders Hände zu liefern, der mir auch ſogleich freundſchaftlich antwortete. Ich bat ihn nämlich und beſchwor ihn bei den Banden des Bluts, ſich meines verlaſſenen Weibes anzunehmen, bis ich Anſtalten zu ihrer Wiedervereinigung mit mir treffen könnte, und er verſprach, alles zu thun, was in ſeinen Kräften ſtände, und ſich von einem zärtlichen Bruder erwarten ließe. Er hielt auch Wort. Sobald die dortige Gegend wieder in den Händen der alliirten Armee war, eilte er nach Einbeck, beſuchte meine kranke Gattinn, gab ſich ihr zu erkennen, bot ihr ſeine Hülfe an, und empfahl ſie, als er mit der Armee fortmußte, einem geſchickten und redlichen Arzte, wollte auch Geld für ſie dort laſſen, deſſen ſie jedoch nicht bedurfte, weil ich ſie damit verſehen hatte.

Mein gutes Weib kränkelte noch fort, bis zur Zeit ihrer Entbindung, ſo daß man es nicht wagen durfte, ſie von Einbeck wegzuführen. Endlich brachte ſie einen Knaben zur Welt; allein das ſchwächliche Kind ſtarb gleich nach ſeiner Geburt; die Mutter hingegen wurde durch die treue Sorgfalt ihres Arztes gerettet, erhielt nach und nach ihre Kräfte, und endlich ihre völlige Geſundheit wieder. Sobald ſie im Stande war, zu reiſen, dachte ich ernſtlich darauf, ſie zu mir kommen zu laſſen. Es war im Jahre 1762; die franzöſiſche Armee hielt ſich nur mit Mühe noch in Heſſen, und weil ich ſie alſo bei mir nicht ſicher glaubte, ließ ich ſie nach Straßburg bringen, wohin auch ich, gleich nach dem bald darauf erfolgten Frieden, in ihre Arme eilte.

Allein der Frieden, welcher Troſt und Ruhe in ſo manches Herz ſenkte, war für mich eine Quelle peinlicher Sorgen. Ich wurde reducirt; das Wenige, was ich durch Beute geſammelt hatte, konnte nicht lange vorhalten; einen großen Theil davon hatte meine Frau ſchon in Einbeck zuſetzen müſſen; was für traurige Ausſichten hatte ich daher nicht für die Zukunft? Da indeſſen doch ein Entſchluß gefaßt werden mußte, folgte ich dem Rathe eines Freundes, zog nach Worms, und legte dort eine kleine Schule an, in welcher wir, mein Weib und ich, Kindern von beiden Geſchlechtern Unterricht im Schreiben, Rechnen und in weiblichen Arbeiten gaben.

Der Erwerb war kümmerlich, den uns dort unſer treuer Fleiß verſchaffte. Wer nicht die Gabe hat, durch Schleichwege und Unverſchämtheit ſich hervorzudrängen, der bedarf, um nicht zu verhungern, aller Orten, beſonders aber in Reichsſtädten, mächtiger Fürſprecher, wenn er fortkommen will, und mich kannte niemand in Worms. Die Häuſer der Reichen waren uns verſchloſſen; nur in den niedern Claſſen fanden wir Eltern, die uns ihre Kinder anvertraueten, nicht aus Zuverſicht zu unſerer Geſchicklichkeit, ſondern weil wir nicht ſo viel Geld bezahlt nahmen, wie Andere. Unſer Umgang aber ſchränkte ſich auf einige Nachbarhäuſer ein, in welchen nicht weniger Armuth, wie bei uns herrſchte. Ich erinnere mich unter andern, daß uns zuweilen an Sonntagen eine Frau beſuchte, deren Mann aus Verzweiflung ſich dem Trunk ergeben hatte. Wenn nun das arme Weib zu uns kam, pflegte ſie das Wenige, was ſie noch an ſilbernen Löffeln und dergleichen übrig hatte, in die Taſche zu ſtecken, aus Furcht, daß ihr Mann es unterdeſſen verſetzen, und das Geld im Wirthshauſe verzehren möchte.

Drei Jahre hindurch hielten wir es in Worms aus; dann hatte ich das Glück, durch einen ſehr rechtſchaffenen Kaufmann, einen gewiſſen Herr Schuler, Empfehlung an war höflich genug, ſie davon nichts gewahr werden zu laſſen, und nicht etwa, dadurch, daß ich die ſtumme Perſon am Tiſche geſpielt hätte, den Wirth in Verlegenheit zu ſetzen; ſondern ich verdiente redlich meine Mahlzeit durch den Antheil, den ich zur Unterhaltung hergab. Nun iſt es in der That ganz artig und gut, auch alles Dankes werth, wenn man einem Fremden Gaſtfreundſchaft beweiſt; aber wer mir blos zu eſſen giebt, der giebt mir ſehr wenig. Man iſt ſich ſelber doch auch Rechenſchaft ſchuldig von Anwendung ſeiner Zeit, und ein ganzes Jahr allein mit Schmauſen und Spielen verlieren; das heißt einen beträchtlichen Theil des kurzen Menſchenlebens verſchleudern. Meine Neigung und mein Vermögen erlaubten mir nicht, alle dieſe Bewirthungen in meinem Hauſe zu erwiedern und nur von Leuten, die ich vorzüglich ſchätze und liebe, mag ich kleine und große Wohlthaten unentgeltlich annehmen. Alle dieſe Ueberlegungen veranlaßten, daß ich mich ſolchen Bauchfeſten bald zu entziehn ſuchte. Ich hielt es aber für Pflicht, auf eine beſcheidne Art wenigſtens etwas von den Urſachen merken zu laſſen, die mich bewogen, in der Folge die Einladungen zu großen Gaſtmahlen abzulehnen. Es fiel mir nicht ein, die Sitten der Einwohner zu reformiren; allein ich durfte doch wohl ſagen, welche Lebensart mir den Grafen *** in *** zu erhalten, der eines Privatſecretairs bedurfte. Mein Geſuch fand einige Schwierigkeit, weil er lieber einen unverheiratheten Mann angenommen hätte; doch erhielt ich die Stelle, und erwarb mir bald das Zutrauen meines guten Herrn.

Der Graf *** war in der That ein ſehr edler Mann. Wenn es irgend einen Menſchen auf der Welt giebt, der fähig iſt, ohne allen Egoismus, ohne Eigennutz und ohne Eitelkeit, das Gute, bloß aus reiner Liebe zum Guten ſelbſt, zu thun: ſo war er es gewiß. Man hielt ihn für hartherzig, rauh und geizig; aber wie wenig kannte man ſein Herz! Seine jetzige Gemahlinn ſelbſt (er war zum zweitenmal verheirathet) ſuchte ihn in den Ruf zu bringen, als wenn gar nicht mit ihm auszukommen wäre, als wenn er auch die unſchuldigſten Freuden den Perſonen ſeiner Familie nicht gönnte, und über die geringſten Kleinigkeiten in Zorn geriethe und tobte. Die Wahrheit war, daß ſie durch dieſe Vorwürfe ihn zwingen wollte, zu Schritten zu ſchweigen, zu welchen kein ehrliebender Mann ſchweigen darf; daß Alle, die ihn umgaben, ſeine beiſpielloſe Milde auf die unverantwortlichſte Art mit Füßen traten; und wenn ſie ihm lange genug das Maß des Verdruſſes voll gegeben hatten, ohne daß er murrte, ſondern ſich nur innerlich grämte, endlich aber, wenn ſie noch ein Quentlein in das Gefäß warfen, die Wagſchale ſeiner Geduld in die Höhe ſchnellte, dann ſchrie das Weib, dann hieß es: »Mein Gott! über eine ſolche Kleinigkeit fährt der Mann auf; man kann es ihm nie recht machen.« Und wenn alle ſeine Hausgenoſſen ſeine Nachſicht und die uneingeſchränkte Freiheit, die er ihnen ließ, mißbrauchten, und er ſich dann betrogen, ſeine Ehre und ſeinen guten Namen auf dem Spiele ſtehen ſah, dann gab er wohl etwas ſtrengere Polizeigeſetze in ſeinem Hauſe; aber dann entſtand auch allgemeines Murren über ſeine Härte; dann hieß es: eine ſolche Behandlung reize erſt recht zu verbotenen Handlungen.«

Eben ſo ungerecht, wie die Beſchuldigung der Härte, war die des Geizes, welche man dem Grafen machte. Er hatte aber die Grille, durchaus nicht geſtatten zu wollen, daß die Welt ſeine wohlthätigen Handlungen erführe, und ihn desfalls lobte. Ich aber, der das Glück hatte, ſein Vertrauen zu gewinnen, bin Zeuge von ſo edlen, großmüthigen Thaten geweſen, die damals gewiß keiner ahnete, die erſt nach ſeinem Tode, durch ſeine hinterlaſſenen Briefe offenbar wurden, — von ſchweren Aufopferungen, die ihm manchen herben Kampf koſteten, den er aber in der Stille kämpfte. Ich habe geſehen, mit welcher Verläugnung er es zuweilen ertrug, wenn er gerade da am bitterſten getadelt wurde, wo er am größten gehandelt hatte; wie er heimlich an der Wohlfahrt derer arbeitete, die ihn mehr als einmal bübiſch geneckt, verfolgt und mit dem ſchwärzeſten Undank belohnt hatten; wie er nagenden, unverſchuldeten Kummer und Leiden aller Art mit Geduld ertrug, und nie auf Andere wälzte, immer in ſich ſelbſt Troſt und Hülfe ſuchte. Wer ihn um Fürſprache oder Hülfe anſprach, den wies er mehrentheils und zuweilen mit Rauhigkeit zurück; mir aber und zwei andern Vertrauten trug er auf, Hülfsbedürftige aufzuſuchen; und wenn er dann, durch Geld oder unermüdete Thätigkeit das Gute gewirkt und den Unglücklichen gerettet hatte, dann wußte er das Verdienſt der Handlung auf einen Dritten zu ſchieben, Dieſen Dank und Ehre einernten zu laſſen. Glaubte ein Geholfener auf die Spur ſeines unbekannten Wohlthäters gekommen zu ſein, kam zu ihm und ſtammelte Dank, ſo fuhr ihn der Graf mit ſolchem Ungeſtüm an, daß er ſich geirrt zu haben glaubte, und das gute Wort bereuete, das er an dieſen unfreundlichen Mann verſchwendet hatte.

Eine große Eigenſchaft fehlte indeſſen dem Grafen, eine Eigenſchaft, die allen ſeinen Tugenden hätte die Krone aufſetzen können, nämlich männliche Entſchloſſenheit und Feſtigkeit gegen Andere; denn wie ſtrenge er gegen ſich ſelber war, habe ich vorhin erwähnt. Er, den ſein unwürdiges Weib als einen Starrkopf und Tyrannen abſchilderte, war das Spielwerk eben dieſes Weibes, ließ ſich von ihr auf alle Weiſe hintergehen und bei der Naſe führen. Machte ſie mit ihrem Anhange es ihm gar zu bunt, ſo tobte er wohl nach ſeiner Art ein wenig; allein wenn dann die Heuchlerinn die unſchuldig Gekränkte, von Gram Niedergebeugte ſpielte, glaubte er, ſich übereilt zu haben, und that und litt alles, ſein vermeintliches Unrecht wieder gut zu machen. Der verſtellten Reue widerſtand ſeine Weichherzigkeit nun vollends gar nicht; derſelbe Schelm konnte ihn zehnmal anführen, und eine einzige anſcheinend herzliche Bitte konnte ihn in den wichtigſten, überdachteſten Vorſätzen wanken machen.

Ich ſah bald mit Wehmuth und Abſcheu, welchen ſchändlichen Mißbrauch die Gräfinn von dieſer zu ſanften Gemuthsart ihres Gemahls machte. Die ganze Stadt wußte, daß ſie auf ſeinen Namen Schulden machte, und daß ſie ein Liebesverſtändniß mit einem elenden Comodianten unterhielt, — die ganze Stadt wußte das, ſah das mit Verachtung; nur der Graf ſah nichts, erfuhr nichts. Oft war ich in Verſuchung, ihm die Augen zu öffnen; auch erwartete die Gräfinn, die wohl fühlte, welche Empfindungen mir ihre Aufführung einflößte, nichts anderes von mir. Indeſſen, wenn ich bedachte, wie dieſe Entdeckung meinem armen Herrn das Herz brechen würde, ſo verſchob ich's von einer Zeit zur andern; die Vorſehung aber, die nie zugiebt, daß Schandthaten unentdeckt bleiben, und die Bosheit triumphire, brachte dieſe Händel, ohne meine Mitwirkung, an's Licht. Der Graf kam einſt unerwartet zu Hauſe, ertappte ſeine Gemahlinn an der Seite ihres niederträchtigen Buhlen, und nun offenbarte ſich das ganze Gewebe ihrer Abſcheulichkeiten. — Aber ach! dieſer Schlag war zu hart für meinen guten, gefühlvollen Herrn. Der Kummer warf ihn auf das Krankenbette; er litt nicht lange, und verſchied in meinen Armen.

Für mich war der Verluſt dieſes einzigen Wohlthaters eine ſchreckliche Begebenheit. Die Gräfinn haßte mich; und wäre das auch nicht der Fall geweſen, ſo hätte ſie mir doch kein Brod geben können. Sie ſelbſt hatte die ökonomiſchen Umſtände ihres Gemahls in die größte Verwirrung gebracht. Ihre Schulden überſtiegen das baare Vermögen, welches ſie erben konnte; die Güter aber waren Lehn, und fielen, da der Graf keine Kinder hinterließ, an den Landesherrn zurück. — Die äußerſte Armuth war nun ihr Erbtheil, und in dieſem Zuſtande, den ſie ſich ſelbſt bereitet hat, ſchmachtet ſie noch, von niemand bedauert, und, um ſo mehr, da ſie jetzt häßlich iſt, von jedermann verlaſſen.

Ich war alſo ohne Brod; denn bereichert hatte ich mich nicht, obgleich es mir nicht an Gelegenheit gefehlt hatte, etwas zu gewinnen, wenn ich weniger gewiſſenhaft geweſen wäre. Es war im Winter, am Ende des Jahres 1769, und meine Frau, die in ſieben Jahren keine Kinder gehabt hatte, war eben von einem geſunden kleinen Mädchen entbunden worden. — Die Ausſichten waren trübe, aber Gott half. Meines verſtorbenen Herrn Freunde, in denen das Zutrauen, welches er mir bezeigt hatte, eine gute Meinung von mir erweckte, verſchafften mir eine kleine Stelle bei der fürſtlichen Canzlei. — Voll Hoffnung und Zuverſicht und mit heitrem Gemüth arbeitete ich nun in meinem neuen Berufe, wurde nicht von drückenden Nahrungsſorgen gepeinigt, genoß häusliche Freuden, und war noch glücklich genug, auch gegen Andere wohlthätig handeln zu können, wie du jetzt hören wirſt.

Neuntes Capitel.

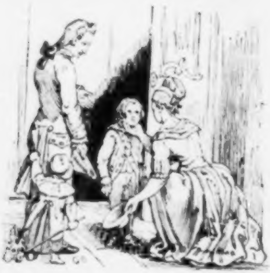
Fortſetzung dieſer Geſchichte. Sonderbare Entdeckung. Der Fremde und der Officier finden im Poſthauſe nicht, was ſie ſuchen.

Unter den Hülfsbedürftigen, deren ſich mein guter Graf ſo wohlthätig angenommen hatte, befand ſich auch eine intereſſante Familie, welche meiner Sorgfalt anvertrauet war, und deren Umgang mir ſo viel reine Freuden gewährte, daß ich, wenn auch der Beiſtand, den ich ihr in meines Herrn Namen leiſten mußte, mich nicht zu ihnen rief, doch manche Stunde nebſt meiner Frau bei dieſen guten Menſchen zubrachte. Er und ſie waren in Frankreich geboren, und hatten einſt glücklichere Tage erlebt, wovon ich die Geſchichte beſonders aufgezeichnet habe, und Dir mittheilen will. Durch die ſchwärzeſte Cabale und eine Reihe von Widerwärtigkeiten aus ihrem Vaterlande vertrieben, hatte er kein Mittel unverſucht gelaſſen, was einem Manne von Ehre und Erziehung anſtändig ſein kann, um in Deutſchland für ſich und die Seinen Brod zu erwerben. Hätte er dem Beiſpiele ſo Vieler unter ſeinen leichtfüßigen Landsleuten folgen, und mit erborgten Titeln und geſtohlnem Gelde an irgend einem Deutſchen Hofe als Chevalier oder Marquis auftreten wollen, ſo würde er ſeine Familie nicht nur mit Brod, ſondern auch mit Paſteten haben ſpeiſen können; er hätte ſich dann etwa mit ein paar tauſend Gulden Beſoldung zum directeur des plaisirs Seiner Durchlaucht ernennen laſſen, und Madame, welche jung und hübſch war, hätte dieſe Plaiſirs vermehrt. Allein, wie geſagt, er war ein Mann von Ehre und Rechtſchaffenheit. Seiner Sprache war er mächtig, — ein ſeltenes Phänomen bei einem Franzoſen! — Er hatte ſie ſtudiert; folglich ſchien ihm eine Stelle als Lehrer derſelben, die gerade bei den Edelknaben in * * * erledigt war, die anſtändigſte Art, ſeinen Unterhalt zu verdienen Mein würdiger Graf * * *, bei welchem er ſich desfalls meldete, prüfte ihn und ſetzte ihn an. Allein der arme Mann war ſchwächlich; — Sorgen und Kummer hatten ſo lange an ſeinem Herzen genagt, bis es endlich brach. Zwei Jahr vor des Grafen Tode verließ er dieſe Welt, in welcher er ſo wenig frohe Stunden erlebt hatte; ſeine troſtloſe Wittwe, die ſelbſt kränkelte, ſah ſich nun nebſt dem kleinen vierjährigen Knaben verlaſſen, und blickte vor ſich hin in eine traurige Zukunft.

Die hohen Preiſe aller Lebensbedürfniſſe in den Städten ſtehen in gar keinem Verhältniſſe mit dem Lohne, den man für gemeine, nützliche weibliche Handarbeiten hingiebt, indeß der, welcher für Luxus und Ueppigkeit wirkt, reichlich bezahlt wird. Ein ehrliches Frauenzimmer, welches ſich bloß mit Hemdennähen und Strümpfeſtricken beſchäftigen will, kann, wenn ſie dabei ihren eigenen kleinen Haushalt zu beſtreiten hat, oder ſonſt einmal ein paar Stunden im Tage, oder ein paar Tage in der Woche ausfallen, wenn es zum Beiſpiel an Arbeit fehlt, unmöglich mit dieſem Erwerbe auskommen. Putzmacherinnen verdienen freilich ſchweres Geld! allein dieſe Lebensart ſchien der edlen Frau niedrig und zweideutig; und ſo litt ſie denn, da ſie noch obenein ſelten ganz geſund war, Mangel. Das wohlthätig ausſpähende Auge meines lieben Grafen entdeckte bald ihre Lage, und ich bekam Auftrag, zu Hülfe zu eilen. Dies geſchah auf eine Weiſe, die ihr Zartgefühl nicht beleidigen konnte, und ich hatte die Freude, zu ſehen, wie das gute Weib ſich nach und nach aufheiterte; mit ihrer Geſundheit wurde es jedoch immer mißlicher. Schon hatte ſie ſeit einem Monate das Bett nicht verlaſſen können, als der Verluſt unſers gemeinſchaftlichen Wohlthäters ihr den Reſt gab. Einſt ſchickte ſie zu mir, und ließ mich dringend bitten, ſie ſogleich zu beſuchen. Ich fand ſie ſehr ſchwach; alle Anzeigen des nahen Todes waren da. Ihr Sohn, — Du, mein Louis! Du ſaßeſt weinend auf ihrem Bette; eine Deiner Hände hielt ſie zitternd in den ihrigen. Als ich eintrat, beſtrebte ſie ſich, ihre trüben, halb ſchon gebrochenen Augen freundlich aufzuſchlagen; ein ſehnlicher Wunſch, eine dringende Bitte, ſchien ihr Herz zu preſſen; aber die matten Lippen verſagten ihr den Dienſt, ſich durch Worte zu erklären. Sie winkte ihrer Wärterinn, und dieſe brachte mir ein Päckchen mit Briefſchaften, begleitet von einem Aufſatze, von ihrer Hand geſchrieben, und an mich gerichtet. Sobald ſie dieſe Papiere in meiner Verwahrung ſah, ſchob ſie mir Deine Hand, mein lieber Louis, her, faltete dann die ihrigen, — es ſchien, als wenn ſie dieſelben dankbar zum Himmel emporheben wollte. — Dann ſchloß ſie die Augen, fiel in einen Schlummer, und erwachte nicht wieder.

Nachdem ich die nöthigen Beſtellungen wegen der Beerdigung Deiner lieben Mutter gemacht hatte, nahm ich Dich an meine rechte Hand, das Päcklein mit Briefſchaften unter den andern Arm, und ſo verließ ich das Haus, und führte Dich in meine Wohnung.

»Gott hat uns noch ein Kind beſcheert,« ſprach ich zu meiner Frau, als ſie mir in der Thür entgegen kam; »Gott hat uns noch ein Kind beſcheert, und ſeinen Segen wird er uns auch dazu beſcheeren; dieſer kleine Koſtgänger ſoll ihn uns in das Haus bringen.« Und nun erzählte ich dem guten Weibe, was vorgegangen war. Sie bückte ſich zu Dir nieder, blickte Dir ins Geſicht, ſtreichelte Dir die Backen, gab Dir einen mütterlichen Kuß, nahm Dir Dein Hütchen ab; und von dem Augenblicke an warſt



Du unſer Kind, und theilteſt unſere Liebe und Sorgfalt mit der kleinen Margaretha.

Sobald ich Deine Mutter hatte zur Erde beſtatten laſſen, (die Unkoſten davon beſtritt ich aus dem Verkaufe ihres wenigen Hausraths,) fing ich an, die Briefſchaften zu unterſuchen, welche ſie mir eingehändigt hatte. Es waren Documente, welche Deine gegründeten Anſprüche auf ein beträchtliches Vermögen in Frankreich bewieſen, das man Deinem Vater auf die unrechtmäßigſte Weiſe vorenthalten hatte. In dem Aufſatze von Deiner Mutter Hand, der bei den Acten lag, beſchwor ſie mich, als ihren einzigen Freund, Dich nicht zu verlaſſen, ſondern Dich an Kindes Statt anzunehmen, demnächſt aber, wenn es meine Umſtände irgend erlaubten, ſelbſt, oder durch einen ſichern Mann, Deine Rechte in Frankreich auszufechten, welches mir unter der jetzigen Regierung gewiß nicht würde fehlen können. — „Ei nun! und wenn auch nicht,“ rief ich aus; — „denn mit Prozeſſen iſt es immer eine mißliche Sache —, ſo wird die Fürſehung dem Knaben ſonſt helfen. Wenn er geſund, redlich und fleißig iſt, muß ſich auch ſchon in Deutſchland ein Stück Brod für ihn finden.“

Ich fing nun an, Deinem Unterrichte alle Stunden zu widmen, die mir meine Nahrungsgeſchäfte übrig ließen. Das Schickſal begünſtigte meine Beharrlichkeit; Dein heller Kopf und Deine gute Gemüthsart unterſtützten meine Bemühungen, und, gleich als hätteſt Du neuen Segen in meine Hütte gebracht, alles ſchien ſich unter meinen und meines wackern Weibes Händen zu verdoppeln.

Allein der Allweiſe hatte mich zu einem Werkzeuge ausangenehmer ſeyn würde. Ich eröffnete mich darüber gegen ein paar Männer, die ich für beſſer als die Andern hielt. Ich fügte hinzu: wie angenehm es mir ſeyn würde, wenn man mir dagegen einen freyen Zutritt in ihren Familien-Cirkeln an ſolchen Tagen geſtatten wollte, wenn ſie keine große Geſellſchaften bey ſich ſähen; und als mir das im höchſten Grade übel genommen wurde, ſuchte ich meine Gründe zu rechtfertigen und die Vortheile eines ungezwungenen geſelligen Umgangs in das gehörige Licht zu ſetzen. Nun hieß es: »Der Herr Graf will uns hofmeiſtern; »Zur Dankbarkeit für unſre Gaſtfreundſchaft tadelt »er, nachdem er ſich's hat gut bey uns ſchmecken laſſen, unſre Art zu leben.« Es verdroß mich, als ich das wieder erfuhr; nicht gewöhnt, geduldig Unrecht zu ertragen, ließ ich mich etwas bitter über dieſen Abderitismus heraus; und nun hatte ich es vollends verdorben. Es ſchien jetzt, als hätten ſich alle Bürger in *** das Wort gegeben, mir mein Leben zu verbittern; Jeden Schritt, den ich that, jedes Wort, das ich ſprach, wurde falſch ausgelegt und verdreht. Man fieng an, mein vergangnes Leben zu commentiren und von der Art, wie ich mich als Staatsminiſter betragen und meinen Abſchied bekommen hätte, die nachtheiligſten Gerüchte auszuſprengen. Man ſchilderte mich, den argloſeſten, ſo leicht erſehen, um Dich in eine beſſere Lage zu verſetzen, wie die war, die den Pflegeſohn eines armen Zollſchreibers erwartet hätte. Ich fing ſchon an, Deinen Proceß in Frankreich ganz zu vergeſſen; die Papiere lagen beſtäubt in einem Winkel, als neue Unglücksfälle mich unſanft aus dieſer Ruhe aufweckten, um mir die Freude zu bereiten, die ich heute ſchmecke. Meine würdige Gattinn ſtarb; Du warſt damals zehn Jahr alt, und meine Tochter hatte noch nicht den vierten Sommer erlebt. Feſt entſchloſſen, nicht wieder zu heirathen, wenn ich auch ein Mädchen gefunden hätte, das meine Armuth mit mir hätte theilen wollen, und dabei überzeugt, daß ein Vater, bei aller Sorgfalt dennoch nicht im Stande iſt, der erſten Erziehung eines weiblichen Geſchöpfs gehörig vorzuſtehen, war ich in der That ſehr verlegen, was ich mit meiner kleinen Margaretha anfangen ſollte.

Indeſſen hatte ich ſeit dem Frieden, welcher dem ſiebenjährigen Kriege ein Ende machte, nicht aufgehört, mit meinem Bruder in Briefwechſel zu ſtehen, obgleich unſere Umſtände uns keine perſönliche Zuſammenkunft erlauben wollten. Er war, wie ich, reducirt worden, hatte aber das Glück gehabt, eine einträgliche Förſterbedienung, und dabei eine reiche Frau, zu erhalten. Als ich ihm nun den Tod meines lieben Weibes und die Verlegenheit, darin ich in Anſehung meines Kindes war, meldete, erbot er ſich großmuthig, das kleine Mädchen zu ſich zu nehmen, da es doch ſchien, als wenn ſeine Frau ihn nicht zum Vater machen wollte. Mit dankbarer Freude nahm ich dies an, und ſchickte die Kleine, begleitet von einer treuen alten Magd, auf der Poſt zu dieſem redlichen Bruder. — Nun warſt

Du, lieber Louis, meine einzige häusliche Geſellſchaft, und ich verwendete allen Fleiß auf Deine Bildung, als der Tod des alten Fürſten auf einmal mich um meine kleine Bedienung brachte. Das Syſtem des Erbprinzen war, wie es faſt immer der Fall iſt, das Gegentheil von dem zu thun, was ſein Herr Vater gethan hatte. Es wurde alſo auch mit dem Zollweſen eine Umkehrung vorgenommen: manche Beſoldungen wurden eingezogen, und unter dieſen war auch die meinige.

Mitten aus dieſer trüben Ausſicht, die mich beinahe zur Verzweiflung gebracht hätte, ließ die weiſe Vorſehung einen neuen Strahl von Hoffnung für mich hervorleuchten. Ich hatte während des Krieges in * * *, wo ich einige Wochen in Quartier lag, einen Mann kennen gelernt, der ſich meine ganze Liebe und Hochachtung erworben hatte. Damals war er Schiffscapitain, und hatte ſchon mehrmals die Reiſe nach Oſtindien gemacht. Dieſe Lebensart pflegt ſonſt zuweilen dem Charakter Rauhigkeit zu geben; und nicht ſelten ſind ſolche Männer Prahler und verſchrobene Köpfe. Eine merkwürdige Ausnahme davon machte der, von dem ich rede. Er war ein grader, unbeſtechbar redlicher Mann, ein gefühlvoller, dienſtfertiger, großmüthiger Menſchenfreund, und dennoch, wo auf ehrliche Weiſe etwas zu erwerben war, ein achtſamer, ſpeculativer Kaufmann; dabei ein heller und gebildeter Kopf, und im Umgange unterhaltend, gefällig und duldend. Der langen Seereiſen müde, hatte er in ſeiner Vaterſtadt einen Handel im Großen angefangen, und war zugleich kaiſerlicher Conſul.

Gerade zu der Zeit, als ich meine Bedienung verlor, reiſete er durch ***; er war in einem Bade geweſen, und nun auf dem Rückwege nach Hauſe begriffen. Mein guter Genius ließ mich ihm auf einem öffentlichen Spaziergange begegnen, wo ich kummervoll auf und nieder ging; Du, mein Lieber, ſprangſt munter vor mir her. Vielleicht erinnerſt Du Dich noch dieſes Tages; denn was uns in dem zarten Alter begegnet, das pflegt ſich dem Gedächtniſſe, welches dann noch nicht mit ſo vielen Bildern aller Art angefüllt iſt, tief einzuprägen.

Es war für ihn und mich eine angenehme Ueberraſchung, uns hier wieder zu ſehen; er befragte mich theilnehmend um meine Lage; eine Thräne, die in meinem Auge zitterte, ſagte ihm einen Theil deſſen, was ich auf dem Herzen hatte, und da bei ihm Unglück ahnen und retten wollen immer eins war, ergriff er mich ſtillſchweigend bei der Hand, und führte mich in den Gaſthof, wo er abgetreten war.

Sobald ich ihm meine Geſchichte erzählt hatte, war auch ſein Plan gemacht. »Den Jungen nehme ich mit mir,« ſprach er; »das iſt ein feiner Knabe, den wir ſchon durch die Welt bringen wollen. Mein Freund, der Oberſt von *** in **ſchen Dienſten, ſchlägt mir's nicht ab, wenn ich ihn bitte, daß er ihn als Fahnenjunker bei ſeinem Regimente anſetze. Daß er unter guter Aufſicht ſei, dafür ſoll geſorgt werden, und wenn er einmal Officier wird, wollen wir auch ſchon zu der Equipage und dem Zuſchuſſe Rath ſchaffen. Ihnen aber, mein Freund, kann ich gerade jetzt zu einer Stelle auf einem Schiffe, das nach dem Cap und von da nach Indien geht, verhelfen. Die Stelle wird anfangs klein ſein, aber ich gebe Ihnen gute Adreſſen mit, und Sie können, wenn Sie, wie ich nicht zweifle, der Inſtruction folgen, die ich Ihnen aufſchreiben werde, es dort bald zu etwas Höherm bringen.

Mich von Dir zu trennen, mein Lieber, das kam mir freilich hart an; allein, wenn ich dann wieder überlegte, wie wenig ich für Dich thun konnte, der ich arm und verlaſſen war, wie viel Du bei dem Tauſche gewannſt, und welchen ſichern Händen ich Dich anvertrauete: ſo tröſtete mich das, und was meine Perſon betraf, ſo war mir jeder Winkel des Erdbodens, wo ich Brod fände, gleich willkommen.

Ich legte nun die mir von Deiner Mutter anvertraueten Schriften verſiegelt in die Hände unſers großmüthigen Wohlthäters nieder, da ich noch kein Mittel vor mir ſah, Gebrauch davon zu machen. Der redliche Conſul reiſete mit Dir ab, und ich, nachdem ich meine geringen Habſeligkeiten verkauft hatte, blieb gerade nur noch ſo lange, bis er mir meine Empfehlungsſchreiben und einen Vorſchuß von Reiſegeld geſchickt hatte, da ich dann nach Holland abging.

Der Gedanke, daß ich meine einzige Tochter nun vielleicht nie wiederſehen ſollte, machte mir den Abſchied von meinem Vaterlande ſchwerer, als ich bei dem erſten Vorſchlage meines Freundes geglaubt hatte; wenigſtens wollte ich aber dem Kinde in der Folge die Unannehmlichkeit, für das Schickſal ſeines Vaters beſorgt zu ſein, und den Schmerz über eine ſo weite Entfernung von ihm, erſparen.

Deßfalls bat ich meinen Bruder, als ich ihm meinen Entſchluß, nach Indien zu gehen, meldete, er möchte niemand hiervon etwas entdecken, ſondern jedermann, und ſelbſt meiner kleinen Margaretha, ſagen, ich ſei geſtorben. »Wenn mich,« ſprach ich zu mir ſelber, »die Vorſehung einſt glücklich wieder aus jenem Welttheile zurückführt, wird die freudige Ueberraſchung meiner Tochter, den wieder zu ſehen, der ihr das Leben gegeben hat, um deſto größer ſein.« Und dieſen frohen Augenblick hoffe ich nun bald zu erleben.

Meine Reiſe nach Holland und von da nach Indien ging ſo glücklich als möglich von ſtatten, und die Empfehlungen meines redlichen Beſchützers waren dort von ſolchem Gewicht, daß ich ſogleich, als Aufſeher über zwei Waarenlager, in Thätigkeit geſetzt und verſorgt wurde. Meine Lage war alſo über Erwartung angenehm; das Clima hatte den wohlthätigſten Einfluß auf meine Geſundheit; die Nachrichten, die ich durch den Conſul von Deinem Schickſale erhielt, obgleich nur in allgemeinen Ausdrücken abgefaßt, waren ſehr erfreulich; auch mein Bruder meldete mir, daß die kleine Margaretha ein geſundes, hübſches und gutes Mädchen ſei, — und ſo war ich denn zufrieden, heiter, und dankte dem gütigen Schöpfer in meinem Herzen.

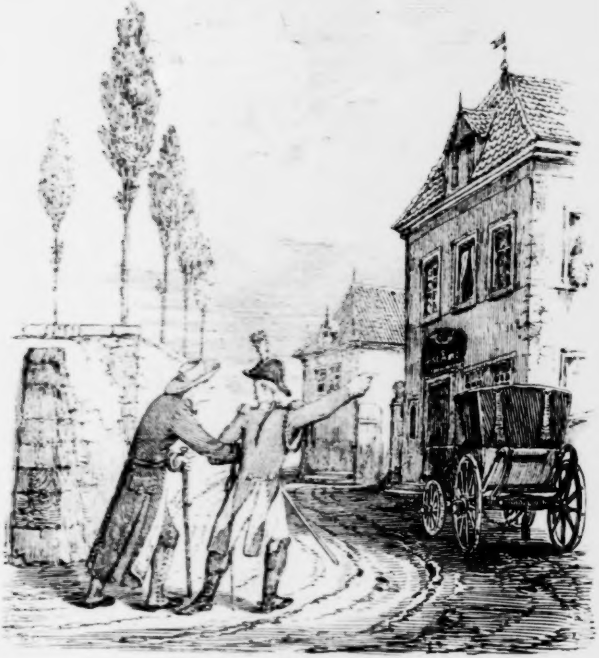
Auf dieſe Weiſe verfloß mir eine lange Reihe von Jahren, ohne die geringſte Widerwärtigkeit. Unter den Kaufleuten. deren Geſchäfte ich zu beſorgen hatte, war vorzüglich Einer mir ſehr gewogen, und vertraute mir die wichtigſten Dinge an, nachdem ich mir bald eine Fertigkeit in dem Mechaniſchen dieſer Arbeiten und die nöthigen Sprachkenntniſſe erworben hatte. Endlich, als dieſer gute Mann anfing, ſchwächlich zu werden, rief er mich einmal zu ſich, und ſagte mir ungefähr Folgendes: »Sie haben mir bis jetzt ſo redlich und eifrig gedient, daß ich nicht ruhig würde ſterben können, wenn ich nicht vorher Ihre Treue auf eine Weiſe belohnt hätte, die dem großen Vermögen angemeſſen iſt, das mir Gott gegeben, nnd das er unter Ihren Händen hat gedeihen laſſen. Nun könnte ich Ihnen hier wohl zu einer reichen Frau verhelfen, oder Sie ſonſt anſäſſig machen; allein ich meine bemerkt zu haben, daß Sie nicht geneigt ſind, ſich wieder zu verheirathen, und daß Sie Sich überhaupt nach Ihrem Vaterlande zurückſehnen. Dieſen Wunſch zu befriedigen, dazu fordern mich Dankbarkeit und Freundſchaft auf. Ungern trenne ich mich von Ihnen. — Doch, meine irdiſche Laufbahn wird nun wohl bald vollendet ſein. Und wäre das auch nicht; ſo würde ich mir's doch zum Verbrechen machen, wenn mir mein Privatvortheil näher am Herzen läge, als Ihre Glückſeligkeit. Nehmen Sie daher dieſe Summe als ein freundſchaftliches Geſchenk an! Ich kann ſie entbehren; ſie iſt mir eine Kleinigkeit, und Sie können in Deutſchland damit viel ausrichten. Reiſen Sie ſobald dahin ab, als Sie es gut finden; nehmen Sie meine beſten Wünſche mit, und gedenken zuweilen eines Mannes, dem Sie, außer den ökonomiſchen Dienſtleiſtungen, auch noch durch Ihre Bekanntſchaft den Vortheil gewährt haben, daß er nun eine beſſere Meinung von dem Menſchengeſchlechte mit aus dieſer Welt nimmt, als die war, welche ihm bis jetzt ſo manche traurige Erfahrungen eingeflößt hatten.«

Ich erſtarrte faſt vor Ueberraſchung, als ich die Papiere auseinander ſchlug, die er mir eingehändigt hatte, und nun fand, daß es Banknoten, zwanzig tauſend Ducaten an Werth, waren. Meine Empfindungen der Dankbarkeit konnte ich nur unvollkommen ausdrücken; der edle Greis verſtand aber auch meine ſtumme Sprache, und fühlte ſich vielleicht ſo glücklich, wie ich mich.

Vor zwei Jahren nun ließ ich mich nach Holland einſchiffen. Mit dem Briefe, den ich Dir damals ſchrieb, und in welchem ich Dir die Freude, Dich wieder zu ſehen, zu erkennen gab, ließ ich zugleich einen andern an unſern Conſul, den erſten Schöpfer meines Glücks, abgeben. Ich gab ihm von allem Nachricht, und bat ihn, mir ſogleich das Packet, welches Deine Forderungen in Frankreich betraf, nach Amſterdam zu ſchicken. Nur meinem Bruder meldete ich weder die Veränderung meiner Umſtände, noch meine Rückkehr nach Europa; ich wollte ihn auf angenehme Weiſe überraſchen, und das iſt auch noch mein Vorſatz.

Sobald ich in Amſterdam in dem Beſitze Deiner Documente war, las ich alles ſorgfältig durch, was Dein Vater aufgezeichnet hatte, und beſann mich dann nicht lange, ſondern reiſete ſogleich nach Paris. Ich will Dich nicht mit einem weitläuftigen Berichte von den Schwierigkeiten aufhalten, die ich dort fand, Deine gegründete Forderung in's Reine zu bringen; aus den Acten ſelbſt wirſt Du das ſehen. — Genug, daß mich der Himmel das Glück hat erleben laſſen, Dir ein Vermögen von wenigſtens funfzehn tauſend Livres jährlicher Renten in Sicherheit zu bringen. Jetzt habe ich weiter keinen Wunſch mehr in dieſer Welt, als den, an meiner Tochter ſo viel Freude zu erleben, wie

Univ. Bibl.
München



zu gewinnenden Sterblichen, als einen höchſt gefährlichen, ränkevollen Mann. In einer großen, ſehr gemiſchten Geſellſchaft iſt es ſchwer, das, was man Mediſance nennt, gänzlich aus der Unterhaltung zu verbannen. Es giebt wenig Gegenſtände, die bey Menſchen, welche nicht alle einerley Grad von Cultur haben, ein ſo gemeinſchaftliches Intereſſe erwecken, als die, an ſich unſchädlichen Scherze über allgemeine und beſondre menſchliche Thorheiten. So lange ich mich daher unter jenen unbedeutenden Leuten herumgetrieben hatte, die weder für das, was mein Kopf, noch was mein Herz ihnen geben konnte, empfänglich waren, hatte ich in ihren Ton von Perſiflage mit eingeſtimmt und mir zuweilen unſchuldige Satyren und Sarcasmen erlaubt. Damals fand man meine Einfälle äußerſt witzig und artig und ſuchte mich auf alle Weiſe bey dieſer Laune zu erhalten; Jetzt ſah man die Sache von einer ganz andern Seite an: »Der Graf Tunger« hieß es »läßt niemand unverſchont, ſpottet über alles; ſein böſes Maul zieht Freund und Feind durch« — und was dergleichen mehr war.

Ich erfuhr alle dieſe ungerechten Urtheile über mich durch ſolche Leute, deren es aller Orten giebt, die ſich ein eignes Geſchäft daraus machen, böſe Zeiwähnung gethan hatte, ja, da ihm das Andenken an die jüngere Gefährtinn ſeiner erſten Jugend beinahe gänzlich aus dem Gedächtniſſe gekommen war, konnte er unmöglich wiſſen, daß ſeine ehemalige Geſpielinn und die jetzige Dame ſeines Herzens eine und dieſelbe Perſon wäre. Jetzt aber (denn der Oſtindier theilte ihm wenigſtens den Hauptinhalt der Geſchichte, welche dieſer Aufſatz enthielt, mündlich mit,) machte er eine Entdeckung, die ihn mit der lebhafteſten Freude erfüllte. Er nahm ſich aber vor, den alten Herrn Dornbuſch damit zu überraſchen. Sobald ſich's daher ſchicklicherweiſe thun ließ, bat er ihn, mit ihm nach dem Poſthauſe zu gehen, wo er ihm in der Perſon ſeines Reiſegefährten zu einer ſehr intereſſanten Bekanntſchaft zu verhelfen verſprach; ſie gingen hin, ſobald der Alte ſein Mittagseſſen verzehrt hatte.

»Um Gottes willen!« rief der Hauptmann Previllier, und ſtürzte in das Zimmer, in welchem er den Oſtindier ein Weilchen allein gelaſſen hatte, um indeß die bewußte Perſon zu holen, »was fange ich an? ſie iſt fort! ſie iſt fort!« — »Wer iſt fort?« — »Wie können Sie fragen? Ihre Tochter, meine Geliebte, meine Braut iſt fort. Der Forſter Dornbuſch hat ſie mit Gewalt in den Wagen gehoben, und iſt mit ihr wieder nach Goslar gefahren.« — »Du biſt von Sinnen, Louis! Wie ſoll meine Tochter, wie ſoll mein Bruder hierher kommen?« — »O! verlieren wir keine Zeit mit Erzählungen! ich beſchwore Sie. Laſſen Sie uns nacheilen! Unterweges ſollen Sie alles erfahren; jetzt nur geſchwind angeſpannt!« — »Aber mein Wagen, meine Päckereien, mein Bedienter, alles iſt draußen im Wirthshauſe.« — »Ich will hinſchicken; morgen können wir wieder hier ſein; nur geſchwind, daß wir ſie noch einholen!«

Der alte Herr ſah wohl, daß hier nichts zu thun wäre, als dem ungeſtümen Menſchen zu folgen. Sobald daher des Officiers kleine Caleſche angeſpannt war, ſetzte er ſich mit ihm hinein, und fort ging die Reiſe nach Goslar.

Zehntes Capitel.

Etwas von dem jungen Frauenzimmer. Sie entwiſcht.

Wir haben den Förſter, in Geſellſchaft des Paſtors Ehren Schottenii, mit dem jungen Frauenzimmer eben ſo eilig aus Peina fortgeſchafft, wie jetzt die beiden Herren, welche ihnen nachreiſen, ohne es zu Erläuterungen unter allen dieſen Leuten kommen zu laſſen. Damit nun unſere Geſchichtſchreiberſchulden ſich nicht gar zu ſehr häufen, und wir, wenn endlich alles ſich zum Ziele neigt, nicht gar zu viel aus älteren Zeiten nachzuholen haben mögen, was der Leſer noch nicht weiß, wollen wir, während dieſe fünf Perſonen auf der Reiſe ſind, der Herr Amtmann und ſein Erbe aber im ſüßen Schlafe, *der müden Natur balſamiſchem Labſale*, ſich erquicken, eine kleine Skizze von dem kurzen Lebenslaufe der Jungfer Margaretha Dornbuſch entwerfen.

Sobald der Förſter in Bieſterberg das ihm von ſeinem Bruder anvertraute koſtbare Unterpfand in Beſitz genommen hatte, beſchloß er, das kleine Mädchen wie ſeine eigene Tochter zu behandeln. Er ſelbſt hatte mit ſeiner ehrlichen Hausfrau keine Kinder erzeugt, aber ein anſehnliches Vermögen erheirathet, ſo daß er an Margarethens Erziehung, wenn er und ſie auch nicht mit den nöthigen pädagogiſchen Gaben ausgerüſtet waren, doch genug verwenden konnten, um das Kind durch Andere zu einem feinen Frauenzimmer bilden zu laſſen.

Der Förſter war ein biedrer, aber freilich gänzlich uncultivirter Mann. Sein Handwerk verſtand er aus dem Grunde; in der politiſchen, literariſchen und eleganten Welt hingegen war er ein Fremdling. Außer einigen Andachtsbüchern, in denen er Morgens und Abends ſeine beſtimmte Seitenzahl gewiſſenhaft las, wie man das an den braunen Flecken unten auf dem Rande, wo der geleckte Finger beim Umwenden ſeinen Stempel hingedruckt hatte, ſehen konnte, ſodann außer einer alten Chronik, an welcher die vorderſten Blätter fehlten, und den Zeitungen, die ihm der Herr Amtmann mittheilte, hatte er ſich nie mit Leſen abgegeben, und ſeit dem Frieden, da er ſeine jetzige Bedienung antrat, war er des Herumſchweifens müde, liebte die Ruhe, kam nur äußerſt ſelten in die benachbarten Städte, und war daher auf alle Weiſe in einer gewiſſen Art von Cultur ſehr zurückgeblieben. Dagegen hatte er einige andere kleine, unbedeutende Tugenden, die in dieſer Welt wenig gelten, und wobei auch in der That nichts herauskommt. So hielt er zum Beiſpiel immer ſtrenge und redlich Wort, theilte gern ſeinen Biſſen mit dem Nothleidenden, ohne nur einmal zu ahnen, daß dies etwas anders, als gemeine Chriſtenpflicht wäre, und nahm ſich jedes Gedrückten und

Verlaſſenen an, wenn er dazu im Stande war, wie wir denn geſehen haben, daß er ſich, zu ſeinem großen Schaden, in die Baierſchen Händel miſchte, als Agneſe Bernauer ſich im Gedränge befand.

Die kleine Grete wuchs unter der mütterlichen Sorgfalt der Frau Förſterinn auf, verſprach einſt ein hübſches, reizendes Frauenzimmer zu werden, und war der Augapfel ihrer Pflegeeltern; Ehren Schottenius aber machte ſich's zum Geſchäft, ihren Geiſt zu bilden, jedoch ohne die Beſtimmung ihres Geſchlechts und ihres künftigen Standes, — denn zu einer braven Landfrau ſchien ſie ihm einſt auserſehen, — aus den Augen zu verlieren. Neben dem Unterrichte in den Wahrheiten der chriſtlichen Religion, in der Form des lutheriſchen Kirchenſyſtems, lehrte er ſie eine leſerliche Hand und einen wohlgeſetzten Brief ſchreiben, erklärte ihr ein wenig die Landcharte und das Firmamentsweſen, die vier Species der Rechnenkunſt und die Bilderchen aus Raffs Naturgeſchichte. So erreichte ſie das vierzehnte Jahr, da ſie denn, in einem neuen ſchwarzen ſeidenen Kleide, mit rothen Schleifen und einem großen Blumenſtrauße, mit den übrigen Kindern aus dem Dorfe confirmirt wurde, wobei ſämmtliche Eltern Thränen vergoſſen.

In dieſer Zeit erweckte der Erzvater der neumodiſchen Aufklärung, Satanas, der die ganze Welt verführt, den Geiſt eines pädagogiſchen Ehepaars, das ſich kürzlich in Goslar niedergelaſſen hatte, und nun durch die Poſaune verſchiedener Zeitungsſchreiber allen Völkern verkündigen ließ: »Es haben Herr und Madame Deckelſchall, aus der

Schweiz gebürtig, ſich entſchloſſen, ſowohl zum Beſten der Menſchheit überhaupt, als insbeſondere zur Gemächlichkeit derjenigen Eltern, welche auf dem Lande wohnten, und folglich nicht Gelegenheit hatten, ihren Kindern zu Hauſe denjenigen Grad der Bildung zu geben, welchen man jetzt in der feinern Welt forderte, in der Reichsſtadt Goslar am Harze eine Penſionsanſtalt für junge Frauenzimmer zu errichten. Daſelbſt gaben ſie für den ſehr mäßigen Preis von *** jährlich ihren Zöglingen Koſt, Wohnung ꝛc., Unterricht im Franzöſiſchen und Italiäniſchen, in der Muſik und allen andern, dem weiblichen Geſchlechte nöthigen Wiſſenſchaften, Kenntniſſen, Künſten, Handarbeiten, in feiner Lebensart und der Gabe, die beſten claſſiſchen Schriftſteller mit Geſchmack, Gefühl und Nutzen zu leſen.«

Dem guten Förſter Dornbuſch ging plötzlich ein Licht auf, als er dieſen Artikel in der Zeitung las. Es hatte ſeine Richtigkeit, daß Gretchen von den hier verzeichneten ſchönen Sachen noch wenig oder gar nichts verſtand. Da nun dieſe Kenntniſſe, wie es doch offenbar gedruckt da zu leſen war, einem wohl erzogenen Frauenzimmer unentbehrlich waren, Gretchen aber, es koſte was es wolle, ein wohlerzogenes Frauenzimmer werden ſollte, entſchloß er ſich kurz und gut, ſeine Nichte nach Goslar zu bringen. Ehren Schottenius äußerte einige Zweifel, meinte, man müſſe ſich wohl zuvor genauer nach dieſen Leuten erkundigen; allein bei Menſchen von des ehrlichen Dornbuſch Cultur hat das, was gedruckt iſt, ein großes Gewicht; ſein ganzer Glaube an erhabenere Wahrheiten beruhte auf keinem viel dauerhafteren Grunde, alſo blieb es bei dem Vorſatze, und die Nichte wurde nach Goslar gefahren.

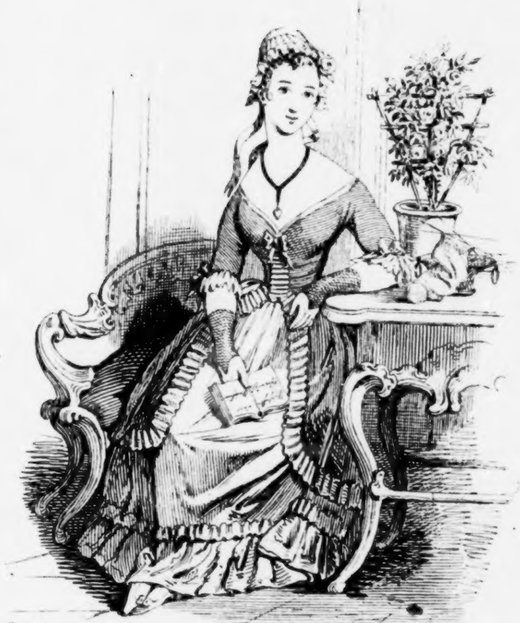
Jetzt muß ich die Leſer ein wenig genauer mit dem Herrn Deckelſchall und ſeiner Frau Gemahlinn bekannt machen. Er war auf Univerſitäten geweſen, mithin ein Gelehrter; nur auf ſolche langweilige Dinge, die man Brodwiſſenſchaften nennt, hatte er nicht Luſt gehabt, ſich zu legen, und da man ohne dieſe in der bürgerlichen Geſellſchaft nicht fortkommt, war er auf alle Einrichtungen in der jetzigen Welt und auf alle Staatsverfaſſungen nicht wohl zu ſprechen. Nach manchen vereitelten Verſuchen, dennoch irgend ein Aemtchen zu erwiſchen, (welches ihn denn ohne Zweifel mit den Regierungen verſöhnt haben würde,) beſchloß er endlich, Hofmeiſter junger Herren zu werden. Er brachte ein paar Grafen-Söhne, die man ihm anvertrauete, ſo weit, daß der eine, dem er, wie er es für Pflicht hielt, ſeinen Ekel gegen allen bürgerlichen Zwang und alle wiſſenſchaftliche Pedanterei mitgetheilt hatte, durchaus keinem Fürſten dienen wollte, ſondern, zum größten Kummer ſeines nicht ſo aufgeklärten Vaters, in ſeinem zwanzigſten Jahre als Muſenalmanachsdichter und Muſikliebhaber privatiſirte; der andere aber, den er, um ihm den Adelſtolz aus dem Kopfe zu bringen, überzeugt hatte, daß aller Unterſchied der Stände eine Grille wäre, aus ſeiner Eltern Hauſe nebſt dem Gardarobenmädchen davon lief, und auf einem großen transportablen Nationaltheater, in den Rollen des Licentiaten Frank und des goldoniſchen Lügners den Schneidern und Schuſtern in Speyer, Worms und den benachbarten Städten ungemein gefiel.

In einem von dieſen Häuſern wurde Herr Deckelſchall mit ſeiner jetzigen Ehefrau bekannt. — — Sie war Geſellſchafterinn und Vorleſerinn der Frau Gräfinn. Ihre

Herzen ſympathiſirten; Herr Deckelſchall ſpielte ein wenig Clavier; ſie ſang ein wenig: — was bedarf es mehr, um vereint mit einander glücklich zu leben? An baarem Vermogen fehlte es freilich Beiden; ſie beſaß jedoch funfhundert Reichsthaler an Schauſtucken und Harzgulden. Es iſt himmelſchreiend, daß man in dieſer Welt durchaus Geld haben, oder irgend eine nützliche Arbeit verſtehen muß, um auszukommen. Indeß verlaßt der Himmel zwei liebende Seelen nicht, die mit einander Duetts ſingen konnen, und in dieſer Hoffnung heiratheten ſich unſere guten Leute. Nach der Hochzeit überlegte man denn, wovon man leben wollte, und, da man ſich ſogleich auf nichts beſinnen konnte, zog man fürerſt zu gaſtfreien Verwandten nach Goslar.

Hätte Herr Deckelſchall nicht eine ſo ſehr unleſerliche Hand geſchrieben, ſo würde er gewiß ſich am liebſten als Copiiſt fortgeholfen haben, weil er gehört hatte, daß Hans Rouſſeau mit Notenſchreiben ſeinen Unterhalt erworben hatte; allein ſeine Buchſtaben waren von der Art, daß man ſie eben ſowohl für Arabiſch, als für Deutſch anſehen konnte. Da es nun mit dem Abſchreiben nicht gehen wollte, beſchloß er, Autor zu werden. Er ſchrieb einen Roman, und nachher eine Schmähſchrift gegen einen Recenſenten, der dieſen Roman ein elendes Product genannt hatte. Beide Bücher fanden keinen Abgang, und er konnte keinen Verleger mehr finden. Madame beſaß wirklich einige nützliche Talente: ſie verſtand die Kunſt, allerlei ſeidene Zeuge zu färben, und Ruſſiſche Talglichter zu gießen; aber das ſchien ihnen Beiden eine kleinliche, elende Art von Erwerb, und ſo entſchloſſen ſie ſich denn, ein Erziehungsinſtitut anzulegen. Ein Menſchenfreund, der, wie die

Univ.-Bibl.
München



tungen herumzutragen und, unter dem Vorwande, uns chriſtliche, gut gemeinte Warnungen geben zu wollen, ihrem Triebe, unruhige Stunden zu machen und beſſere Menſchen zu demüthigen, folgen. Damals war ich noch ſo empfindlich gegen Lob und Tadel des großen Haufens, daß dieſe Winke mich tief niederbeugten und meinen wieder aufkeimenden Frohſinn gänzlich vernichteten. So wurde denn auch die Hoffnung ruhig und zufrieden in *** zu leben, vereitelt und die dortigen Leute waren mir ſo zuwider geworden, daß ich mich allem Umgange entzog und alſo, wie ich ſchon geſagt habe, die Gelegenheit vernachläſſigte, die daſelbſt, wie aller Orten, dünn geſäeten Beſſern aufzuſuchen und mich an Dieſe anzuſchließen. Weil es indeſſen zu der Zeit grade Sommer war; ſo erſetzten mir einſame Spaziergänge den Mangel der Geſellſchaft. Da beſchäftigte ich mich dann mit ſehr ernſthaften Betrachtungen; von welcher Art dieſe waren, ſollen Sie nächſtens hören.

mehrſten Menſchenfreunde, kein guter Wirth war, lieh ihnen eine Summe Geldes; dafür wurden Hausrath und Bücher angeſchafft, in welchen das ſtand, was ſie zu lehren verſprachen, und damit ging's los; — ſie hatten in Monatsfriſt ſechs junge Mädchen bei einander.

Die Operation hatte trefflichen Fortgang; den Eltern wurden vierteljährlich angenehme Berichte eingeſchickt, und die Eltern ſchickten vierteljährlich angenehme Louisd'ors; — was wollte man mehr? Herr Deckelſchall errichtete nebenher eine Leſegeſellſchaft und einen gelehrten Clubb, welchen alle Honoratiores in Goslar beſuchten, um dort eine Pfeife Taback zu rauchen.

Margaretha Dornbuſch kam als ein unerfahrnes, aber an Häuslichkeit, Fleiß und Sittſamkeit gewöhntes, hübſches, junges Mädchen in dies Haus. Dabei war ihr natürlich guter Verſtand durch den Paſtor Schottenius, wie wir gehört haben, ein bischen ausſtaffirt worden, wenigſtens in ſo weit, daß ſie einigen Geſchmack an Büchern und wiſſenſchaftlichen Dingen fand; ja, wir dürfen nicht verſchweigen, daß der Herr Paſtor ihr Gellerts Schriften zu leſen gegeben, daß er dabei die Unvorſichtigkeit begangen hatte, ihr auch den Theil derſelben zu ſchicken, in welchem die Geſchichte der Schwediſchen Gräfinn ſtand, und daß dadurch in ihr die erſte Luſt zur Romanenlectüre war erregt worden. Dieſe Luſt nahm in Goslar anſehnlich zu. Unter vielen andern pädagogiſchen Gaben, welche dem Erzieherpaare in Goslar — fehlten, war auch die, ihre jungen Frauenzimmer in beſtändiger nützlicher Thätigkeit und einer heitern, ruhigen Gemüthsſtimmung zu erhalten. —

Sie haben Recht, Madame! ja, ich weiß es, das iſt gerade das einzige Hauptgeheimniß in der weiblichen Erziehung. — Nun denn! dies einzige Hauptgeheimniß beſaßen ſie nicht. Wir haben aber gehört, daß Herr Deckelſchall ſich eine Leſebibliothek angeſchafft hatte, — und was für eine Bibliothek? Romane und Schauſpiele, wie des Sandes am Meere, beſonders Rittergeſchichten und dergleichen. Dieſer ganze Schatz von Literatur nun war den jungen Frauenzimmern preisgegeben, und eben aus dieſem Magazine ſollten ſie die in der Ankündigung verſprochene »Gabe, die beſten claſſiſchen Schriften mit Geſchmack, Gefühl und Nutzen zu leſen,« ſchöpfen.

Jungfer Margarethe ging mit Rieſenſchritten auf dieſer Bahn der Cultur fort, und ſchon begann ihr, die nur in der Ideenwelt ſich herumtummelte, die Alltagswelt niedrig und ekelhaft zu werden, als ein Gegenſtand in derſelben ſie wieder mit dem wirklich lebenden Menſchengeſchlechte ausſohnte. Welcher Gegenſtand das war, iſt leicht zu errathen; es war kein anderer, als unſer Freund, der Hauptmann Previllier. Dieſer gute Mann ſtand als Oeſterreichiſcher Officier in Goslar auf Werbung, und war Mitglied des von Herrn Deckelſchall geſtifteten Gelehrten-Clubbs. Dies literariſche Inſtitut gab ihm zugleich Gelegenheit, genauere Bekanntſchaft mit dem Pädagogen zu machen, welche ſich denn bald auch auf die weiblichen Zöglinge ausdehnte. Er brachte manche Abendſtunde in dieſem Cirkel zu.

Der Capitain war kein ſolcher ſüßer Geck, der ſich ſelbſt und allen hübſchen Mädchen weiß macht, er ſei verliebt in ſie; auch war er kein ausſchweifender Jüngling, der, wie ein Wolf, um die friedlichen Heerden herumgeſchlichen ware, ein Schäfchen zu fangen, das ſich ſorglos von dem Haufen getrennt hätte; aber er war ein gefühlvoller, junger Mann; Margarethe Dornbuſch gefiel ihm, und wir verdenken es ihm gar nicht.

Indeſſen hatte der Herr Förſter ſeit langer Zeit den Plan in ſeinem Kopfe herumgedreht, ſeine Nichte an den einzigen Erben des wohlhabenden Herrn Amtmanns Waumann zu verheirathen. Sein Gretchen glücklich an den Mann gebracht zu ſehen, das war Tag und Nacht ſein einziger Wunſch. Die Haupterforderniſſe des Eheſtandes waren bei ihm: eine gute Verſorgung und ein geſunder Leib; beides hatte Musjö Valentin aufzuweiſen. Von der nöthigen Seelenſympathie, die, wenigſtens in den erſten vier Wochen, ſo viel Seligkeit in den Eheſtand bringt, und von dem Einfluſſe des Mondenſcheins auf dies Wonnegefühl, ließ der arme Mann ſich gar nichts träumen. »Dat hab' ich mir ſo ausgedacht,« ſprach er zum Herrn Amtmann; »meine Grete krigt auch mal einen hübſchen Thaler Geld, wenn ich und meine Frau ſterben. Wenn aber der Herr Amtmann was anders mit Muſche Valentin vorhaben, ſo ſoll mein Vorſchlag niks gelten, und wir bleiben doch mans gute Freunde.« Allein der Herr Amtmann fand den Verſchlag ſehr annehmlich, und der Handel war unter den Eltern bald geſchloſſen.

Während dieſer Verabredungen kam im Oſterfeſte das junge Frauenzimmer zum Beſuche nach Bieſterberg. Jedermann fand ſie verändert; Leib und Seele waren anders aufgeſtutzt; allein ſie blieb noch immer das gute, unſchuldige

Mädchen; weiter als bis auf die Oberfläche hatte ſich die Reform nicht erſtreckt. Der Name Margaretha klang ihr zu grob; ſie hatte ſich Meta getauft; — der Förſter ſchüttelte den Kopf. Sie beklagte in Elegien alle Hühner und Tauben, die geſchlachtet wurden, obgleich ſie tapfer davon mitſpeiſete, wenn ſie auf den Tiſch kamen. Doch dieſe und ähnliche kleine Thorheiten abgerechnet, war ſie, wie geſagt, gottlob noch unverderbt, und Ehren Schottenius, deſſen Gutmüthigkeit und chriſtliche Liebe größer als ſeine praktiſche Menſchenkenntniß waren, fand ſogar: »ſie habe in Goslar ſo etwas in ihrem Thun und Laſſen angenommen, welches der angenehmen Geſichtsbildung, ſo der liebe Gott ihr gegeben, neue Annehmlichkeit verleihe, wofür man dem Schöpfer nicht genug danken könne.« An dem Herrn Deckelſchall und ſeiner Gattinn lag es indeſſen nicht, daß es mit Kopf und Herz nicht ärger ausſah.

Während ihrer Abweſenheit von Goslar erhielt der Hauptmann einen Brief von ſeinem ehemaligen Pflegevater aus Paris, und darin, doch nur mit kurzen Worten, die Nachricht, daß er ſo glücklich geweſen wäre, ihn zu dem Beſitze eines anſehnlichen Vermögens zu verhelfen, und daß er ihn bald perſönlich zu umarmen hoffte. Jetzt erſt konnte Previllier ernſtlich daran denken, ſich eine Gehülfinn zu wählen; und er nahm ſich vor, gleich nach Margarethens Zurückkunft ſeinen förmlichen Antrag zu thun. Dies geſchahe; das junge Mädchen fühlte in dem, was die Frauenzimmer ihr Herz zu nennen pflegen, und über deſſen eigentlichen Sitz bei dieſem Geſchlechte die Weltweiſen noch nicht ganz einig ſind, Empfindungen, die dem wackern Officier das Wort redeten; und ſo ſank ſie denn ſchmachtend

[illegible]
Montreal

und ſchamhaft in ſeine Arme. — Auch dieſe Scene müßte ſich, in Kupfer geſtochen, vortrefflich ausnehmen. Es iſt unbegreiflich, daß mein Herr Verleger in der Verſtocktheit ſeines Herzens dafür keinen Sinn hat*); aber wir werden ihm kein Manuſcript wieder geben, wenn er ſich weigert, Bilderchen dazu verfertigen zu laſſen. Und doch riskirt der Mann nichts bei unſern Schriften; ſie gehen reißend ab, weil ſie luſtig zu leſen ſind, nicht viel Kopfbrechens koſten, und nicht übermäßig lehrreich ſind. — Er iſt ein ruinirter Mann, wenn wir ihm unſere Protection entziehen.

Der Hauptmann erbat ſich nun von ſeiner Schönen die Erlaubniß, auch bei dem Herrn Förſter ſchriftlich die Bewerbung um ihre Hand anbringen zu dürfen, und ſie widerſetzte ſich dieſem Vorhaben um ſo weniger, da der Oheim ihr nie etwas von dem Plane, ſie an den jungen Waumann zu verheirathen, eröffnet hatte. Allein der Erfolg fiel ganz anders aus, als man erwartete: der alte Dornbuſch konnte ſich mit dem Gedanken nicht gemein machen, ſeine ſchönſte Hoffnung auf die Verwandtſchaft mit dem Hauſe des Herrn Amtmanns aufzugeben, ſeine Nichte ſo weit von ſich zu laſſen, und ſie noch obenein einem Kriegsmanne zu geben, der vielleicht heute oder morgen nach Croatien in Garniſon, oder gar in's Feld ziehen müßte. Es erfolgten daher auf wiederholte Bittſchreiben wiederholte abſchlägige Antworten; bald nachher das Verbot, den

---

*) Die Herren Nachfolger der Verlagshandlung geben, wie dieſe Ausgabe darthut, keinen Anlaß, ſie wegen Mangels an Kunſtſinn zu verklagen. A. d. H.

Werbeofficier gar nicht mehr zu ſehen, und endlich der Befehl, ſich bereit zu halten, in wenig Tagen nach Bieſterberg abgeholt zu werden.

Nun qualificirte ſich die Sache zu einer Romanſcene, und es ließ ſich gar nicht mehr ändern: man mußte Anſtalt zur Entführung machen. Dennoch würde, wie man ſicher behaupten darf, unſer redlicher Previllier noch vorher einen gelindern Weg verſucht, und mündlich den alten Förſter zu überreden getrachtet haben; allein er bekam gerade zu der Zeit abermals einen Brief von ſeinem Oſtindiſchen Wohlthäter, welcher ihm ſeine Ankunft in Deutſchland meldete, und den Hauptmann bat, ihm einen Ort namhaft zu machen, wo ſie ſich zuerſt ſprechen konnten. Hierzu ſchlug Previllier Peina vor, und ſeine Abſicht war, ſeinem zweiten Vater daſelbſt ſeine Geliebte zu zeigen, und ihn dann zu bereden, mit ihnen nach Bieſterberg zu reiſen, um dort alles anzuwenden, den Förſter zu bereden. Die Anſtalten zur Entweichung wurden mit nöthiger Vorſicht gemacht; hätte man deren aber auch weniger angewendet, ſo würde doch das Pädagogenpärchen ſchwerlich der Flucht ein Hinderniß in den Weg gelegt haben; denn übertrieben ängſtliche Aufſicht über die jungen Frauenzimmer war ihr Fehler nicht. Uebrigens wiſſen die Leſer, was den beiden Liebenden in Peina widerfuhr, und ich könnte nun getroſt in der Erzählung deſſen fortfahren, was der Jungfer Margaretha begegnete, nachdem ihr Oheim ſie auffing, und mit Gewalt nach Goslar zurückbrachte. Allein ich muß mich erſt einer Bemerkung über dieſen ganzen Vorfall entledigen, und dann einige moraliſche Sätze aus dieſer Geſchichte ziehen, zum Beweiſe, daß doch im Grunde kein Buch ſo geringe iſt, in welchem nicht einiger Stoff zur Erbauung für lehrbegierige Leſer zu finden wäre.

Die Bemerkung iſt folgende: Hätten wir dieſe intereſſante Geſchichte gänzlich erfunden, oder, wie man zu ſagen pflegt, aus den Fingern geſogen, — gegen welchen Verdacht wir jedoch feierlich proteſtiren, — ſo würden wir vielleicht, zur Warnung und zur Lehre für andere eben ſo romanhaft geſtimmte Frauenzimmer, die Perſon des Entführers, den Herrn Hauptmann Previllier, als einen Erzböſewicht geſchildert, und das entlaufene Jüngferchen tauſendfache Noth und Elend, als die Folge dieſer Verirrung, haben erleben laſſen. Verdient hätte es das Mädchen, und ich hätte da Stellen anbringen können, bei welchem ſelbſt dem Setzer dieſer Bogen Thränen über die Backen geträufelt wären; aber Wahrheit bleibt Wahrheit. Diesmal glückte es nun freilich mit der Entführung, denn der Officier war ein Biedermann; aber hätte er nicht eben ſowohl ein Schuft ſein können? — Und wie hätte es dann mit ihr ausgeſehen? Mademoiſelle! Was meinen Sie dazu? —

Und das führt mich nun zu den moraliſchen Lehren, die ſich, ſowohl bei des Herrn Deckelſchalls und ſeines Weibes, als bei der holden Meta Geſchichte anbringen laſſen, und worauf ich fleißig Acht zu geben bitte; denn je ſeltener einen Autor das Moraliſiren anwandelt, um deſto größern Anſpruch darf er ja wohl auf die Aufmerkſamkeit der Leſer machen; alſo

Erſtlich: Wer in dieſer Welt fortkommen will, der thut wohl, wenn er ſo irgend etwas lernt, womit man im bürgerlichen Leben Brod verdienen kann; es müßte denn ſein, daß ſein Magen ſo geſchaffen wäre, daß er vom Schimpfen auf die verkehrten Welteinrichtungen ſatt würde.

Zweitens: Wer heirathen will, thut nicht übel, wenn er vor der Hochzeit überlegt, wovon er nebſt Frau Gemahlinn leben wolle; wobei er nicht gar zu viel auf die Gaſtfreundſchaft ſeiner Verwandten und die Hülfe der Menſchenfreunde rechnen darf.

Drittens: Menſchen, die zu ſonſt nichts in der Welt brauchbar ſind, ſollen keine Erziehungsinſtitute anlegen, noch überhaupt ſich mit Bildung Anderer abgeben, was für Beiſpiele man auch vom Gegentheile anführen möchte.

Viertens: Für junge Leute ſind alle Romane gefährlich, außer, verſteht ſich, die, welche wir geſchrieben haben, und, will's Gott, noch ſchreiben werden, wenn wir immer Verleger finden, die ſich von uns ankörnen laſſen.

Fünftens: Man vertraue einen Hühnerhund, der abgerichtet werden ſoll, unmaßgeblich niemand an, den man nicht ſelbſt geprüft hat, ob er das Ding auch verſtehe. Item dieſelbe Regel iſt sans comparaison zu beobachten, wenn man ſein Kind einem Fremden zur Erziehung übergeben will.

Sechstens: Wer ſeiner Tochter einen Mann anheirathen will, kann allenfalls gelegentlich, bevor er die Sache gänzlich in Richtigkeit bringt, das Mädel fragen, ob ſie den Kerl auch leiden mag; ſonſt giebt's zuweilen Unglück.

Siebentens: Mit dem Entführen iſt es eine mißliche Sache, und nimmt nicht ſelten ein lamentables Ende.

Siebenzehntes Capitel.

Auch das einſame Leben des Grafen hat ſeine Bitterkeiten. Er ſinkt in einen traurigen Gemüths-Zuſtand hinab.

Nach ſo manchen widrigen Erfahrungen von der Verkehrtheit und Thorheit der Menſchen, war wohl nicht zu erwarten, daß ich, bey meiner damaligen Stimmung, eine ſehr vortheilhafte Meinung von der menſchlichen Natur im Ganzen bekommen haben konnte. Ich war noch nicht Philoſoph genug, um dieſe Schwächen aus dem rechten Geſichtspuncte anzuſehn, und wurde zu leicht zurückgeſchreckt, um die Verſuche, beſſere Weſen aufzufinden, fortzuſetzen. Wenn ich ſo aus der Summe dieſer Erfahrung von meiner erſten Jugend an, in Gedanken die Reſultate zog; ſo rief ich aus: »Wo finde ich in der Welt »Originalität, Feſtigkeit, wahre Kraft und Conſequenz, »ſelbſt bey den Böſen? Wohin ich blicke, da iſt »Schwäche ſclaviſche Anhänglichkeit an Form, an »verjährte Vorurtheile, Nachahmungsſucht, wären ſie

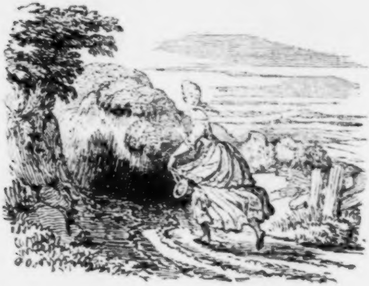
»auch

Dieſe ſieben Moralien ſcheinen beim erſten Anblicke ganz gemein, und gleichſam trivial; allein nicht nur iſt das bei allen moraliſchen Sätzen der Fall, nämlich, daß ſie bekannt genug ſind, ohne daß man deswegen danach handelt; theils gehören dieſe ſieben Stücke wirklich zu den auserleſenſten, und haben viel in recessu, zu Deutſch: im Rückhalte; endlich auch gewinnen ſolche alte Moralien durch eine feine, angenehme Einkleidung neuen Reiz, und darin haben wir, ohne uns zu rühmen, unſere Starke. — Nun weiter!

Warum gerade der Herr Förſter ſich entſchloß, mit ſeiner Nichte wieder nach Goslar, und nicht vielmehr nach Bieſterberg zu reiſen, das ſoll euch, meine wertheſten Zuhörer, in dieſer Stunde mit wenig Worten aus einander geſetzt werden. Er war ein Mann, der gern alles in's Klare gebracht ſah, und der es nicht leiden konnte, daß auf ſeiner oder der Seinigen Ehre ein Makel haften bliebe. Gretchen war heimlich aus Goslar entwiſcht; öffentlich mußte ſie ſich alſo wieder da zeigen, ehe die Sache ruchtbar würde; dort mußte zugleich die Unterſuchung angeſtellt werden, ob ſie auch durch ihre übrige Aufführung ſich und ihre Familie beſchimpft, und welche Rolle bei dieſer ganzen Liebesgeſchichte Herr und Madame Deckelſchall geſpielt hätten. Ueber das Alles ſollte ihm dann der Magiſtrat in Goslar ein Atteſtat ſchwarz auf weiß ausfertigen, zu ſeiner Rechtfertigung bei dem Herrn Amtmann Waumann.

Man kann ſich leicht vorſtellen, daß die Geſpräche, welche unſere drei Reiſende unterweges führten, nicht von der luſtigſten Art waren; die holde Meta klagte und betheuerte, ſie werde keinem andern Manne die Hand geben, als ihrem Hauptmanne; der Förſter fluchte und appellirte an die Obrigkeit; der Paſtor aber kam je zuweilen mit einem von unſern ſieben moraliſchen Sätzen angezogen, den er dann nach ſeiner Weiſe ausführte, und hinzuſetzte: »Dieſe wichtige Wahrheit habe ich in einer von meinen Predigten, die ich drucken zu laſſen die Abſicht hatte, weitläuftiger aus einander geſetzt.«

Auf dieſe Weiſe kamen ſie in Steinbrüggen an, welches in der Mitte zwiſchen Peina und Goslar liegt; es wurde hier angehalten, und der Förſter fühlte Beruf, ſich mit einem vollſtändigen Frühſtück zu laben. Während dieſe Beſchäftigung ſeine ganze Aufmerkſamkeit feſſelte, ging Meta aus dem Zimmer, öffnete eine Thür, welche in den kleinen Garten des Wirthshauſes führte, und ging in demſelben kummervoll auf und nieder. Plötzlich erwachte in ihr der Gedanke: »Wie? wenn Du hier Deinen Hütern entwiſchteſt, in einem benachbarten Dorfe bei gefühlvollen Leuten Schutz ſuchteſt, Dich dort verſteckt hielteſt, und indeß an den Geliebten ſchriebeſt, daß er dann käme, Dich abzuholen?« — Dieſer Plan hatte etwas ſo Romanhaftes; ſie konnte unmöglich der Verſuchung widerſtehen, ihn auszuführen. Daß ihr Brief gewiß den Hauptmann verfehle, der doch wohl nicht, nachdem er ſie verloren, ruhig in Peina ſitzen geblieben ſein würde —, das und ſehr viel andere Dinge überlegte ſie nicht. Der Garten hatte eine Hinterthür, die hinaus auf das Feld führte; dieſe Thür ſtand offen. Das Feld war mit Hecken eingefaßt, hinter welche man ſich verſtecken, oder vielmehr unbemerkt längs denſelben fortlaufen konnte, bis man ein Wäldchen erreichte, oder an eine Straße geriethe, welche nach einer andern Richtung hinführte; auch lagen einige Dörfer in der Nähe, — kurz! ſie meinte, das Ungefähr werde ſie ſchon einen ſichern Weg leiten, ehe man etwas von ihrer Flucht gewahr würde; alſo lief ſie fort, queer über das Feld hin,



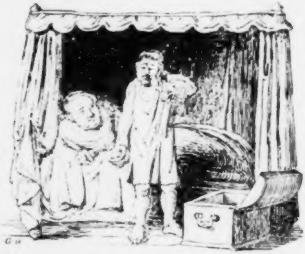
den Hecken zu, zwiſchen welchen ſie wirklich einen hohlen Weg fand, welchen ſie verfolgte, und — das Uebrige werden wir einſt erfahren. — Kehren wir in das Wirthshaus zurück.

Eine gute halbe Stunde beſchäftigte den Förſter das Frühſtück, und der Paſtor rauchte dabei ſein Pfeifchen, als endlich Jener ſeine Nichte vermißte. »Sie iſt vorhin in den Garten gegangen, wie ich geſehen habe,« ſagte Ehren Schottenius; »aber es wird nun auch wohl Zeit ſein, daß wir uns weiter auf den Weg machen. Ich will die Jungfer rufen.« — Er ging; aber fort war ſie, war nirgends zu finden. Wir laſſen die beiden Herren, die Wirthinn, den Hausknecht und die Magd ſie aufſuchen, und knupfen indeß einen Faden unſerer Geſchichte wieder an, den wir lange genug haben liegen laſſen.

Elftes Capitel.

Der Herr Amtmann beſchließt, noch einen Tag in Braunſchweig zu verweilen, und beſucht nebſt ſeinem Sohne das Schauſpiel.
Etwas Dramaturgiſches.

Der Herr Amtmann Waumann und ſein liebenswürdiger Sohn hatten nun im ſanften Schlafe ihre müden Glieder erquickt, und ihr erlittenes Ungemach vergeſſen. »Sei



gutes Muths, Valentinchen!« ſagte der Amtmann. »Daß wir den Luftſchiffer nicht geſehen haben, das iſt freilich unangenehm; aber dafür wollen wir heute in die Comödie gehen. Mein kaltes Bad iſt mir auch ſo übel nicht bekommen, und der Diebſtahl läßt ſich noch verſchmerzen. Ich hätte dem Kerl nicht trauen ſollen; alle Muſikanten taugen nichts, das lerne Du von mir! Früh oder ſpät wird man von ſo einem Vagabonden immer angeführt. Aber wenn mir der Lumpenhund einmal in das Amt Bieſterberg kommt, ſo ſoll er ſeinem Galgen nicht entwiſchen.«

Aus dieſer Erklärung des Herrn Amtmanns erhellet, daß in Bieſterberg die peinliche Halsgerichtsordnung der Nürnberger eingeführt war, nach welcher man niemand eher hängen laſſen darf, als bis man ihn hat. »Aber Papa!« rief der junge Herr, »ich kann mich nun nicht ſehen laſſen; mein grüner Sonntagsrock iſt mit fort.« »Thut nichts,« erwiederte der Amtmann; »der graue iſt gut genug, und ſobald wir nach Hauſe kommen, ſoll Dir der Meiſter Bügelbock ein anderes Kleid machen.«

Vater und Sohn kleideten ſich nun an, gingen nach dem Gaſthofe des Prinzen Eugen, und fanden dort ihre Freunde ſchon völlig gerüſtet am Fenſter ſtehen, wo ſie ſich an dem ungewohnten Anblicke der Vorübergehenden und Fahrenden ſeit ſechs Uhr Morgens ergötzt hatten. »Das hätte ich Dir vorausſagen wollen, Bruder Amtmann!« ſprach der Licentiat, »daß der Kerl Dich anführen würde.« »Ich wollte, Du hätteſt mir's vorausgeſagt!« erwiederte Herr Waumann; »doch, laß uns nicht mehr daran denken, ſondern uns jeƷt ein wenig in der Stadt umſehen!« Und damit begaben ſie ſich auf den Weg, der Amtmann, ſein Sohn, Herr Bocksleder nebſt Gattinn und Kind, und der Kaufmann Pfeffer aus Schöppenſtädt. Der Zug ging durch die Hauptſtraßen der Stadt, nach dem Meßhauſe zu; dann beſahen ſie die Kunſtkammer, ſpazierten im Schloßgarten umher, ſahen die Parade aufziehen, und ſchleppten ſich dann ermüdet in den Prinzen Eugen zurück, wo der Licentiat für ſie ſämmtlich das Eſſen beſtellt hatte.

»Aber dieſen Abend gehen wir doch Alle, ſo wie wir hier ſind, in die Comödie?« ſprach der Amtmann, als bei dem Braten ſeine Lebensgeiſter ſich wieder ein wenig geſammelt hatten. »Das verſteht ſich!« erwiederte der Licentiat; »ſeit meinem zwölften Jahre habe ich dergleichen nicht geſehen. Damals ſpielte ich ſelbſt mit; es war in Hildesheim, auf der Schule. Wir ſtellten Jonas im Wallfiſche vor, und die Geſchichte von Judith und Holofernes.«

Nun begann Herr Bocksleder die Beſchreibung dieſer geiſtlichen Schauſpiele, womit ich jedoch dem Leſer nicht zur Laſt fallen will. Eine angenehme Nachricht, die der Aufwärter verkündigte, unterbrach dies Geſpräch; er meldete nämlich, daß heute vor dem Schauſpiele noch ein Luftball mit einem lebendigen Hunde aufſteigen, und nach der Abendtafel Maskerade im Opernhauſe ſein würde. Das alles nun wollten unſere Freunde genießen, und es wurde dazu ſogleich Anſtalt gemacht. Außer ihnen ſaßen noch an demſelben Tiſche (denn man ſpeiſete in einem allgemeinen Gaſtzimmer,) nebſt verſchiedenen unbekannten Gäſten, der mehrmals ehrwähnte Student aus Helmſtädt und der große

Dichter Klingelzieher. Dieſe beiden jungen Herren hatten ihre Freude daran, unſere Landleute, ohne daß ſie es merkten, zum Gegenſtande ihres Witzes zu machen. Als daher von Maskeradenkleidern die Rede war, die ein Jude, welcher draußen ſtand, der Geſellſchaft zu liefern verſprochen hatte, verſicherten die Spaßvögel, es ſei gar keine Freude dabei, nur im Domino oder Tabareau dort zu erſcheinen, ſondern je auffallender die Verkleidung ſei, um deſto weniger werde man merken, daß ſie vom Lande, und daß ihnen ſolche Vergnügungen fremd ſeien. Nur müßten ſie ihre Rollen ſtudieren, und ſich dem Charakter gemäß betragen, deſſen Gewand ſie trügen. Der Jude wurde geſtimmt, die nöthigen Sachen herbeizuſchaffen, und folgendes Coſtüm verabredet. Die Frau Licentiatinn Bocksleder ſollte eine weiße Nonne vorſtellen, ihren Sohn, wie Amor gekleidet, an ihre Hand nehmen, und von ihrem Gemahl, in Geſtalt des leidigen Satanas, mit Hörnern verſehen, geführt werden; der Amtmann Waumann wurde bewogen, Weiberkleider anzulegen, und zwar als Göttinn der Nacht aufzutreten, in einem ſchwarzen Gewande, mit Sternen von Goldpapier benäht, wovon Muſjö Valentin, als Arlekin gekleidet, ihm den Schlepp nachtragen ſollte. Herr Klingelzieher begnügte ſich mit einem Zauberersgewande, und der Student wählte eine Matroſenmaske. Uebrigens wurden den leichtgläubigen Leuten ihre Rollen ſo vorgeſchrieben, daß es an den beiden Spaßvögeln nicht lag, wenn die Geſellſchaft dieſen Abend nicht von Knaben und Pöbel preisgemacht wurde.

Indeß rückte die Zeit heran, wo man den vierfüßigen Luftſchiffer auffliegen ſehen ſollte. Man ging hin, ſtaunte dies merkwürdige Wunderwerk an, und eilte von da in das Schauſpiel.

Der junge Herr Waumann, ungewohnt, anders als in der Kirche, eine ſo große Verſammlung in einem Hauſe auf Bänken und Bühnen ſitzend zu erblicken, nahm aus Gewohnheit ſeinen Hut vor's Geſicht, als wollte er ſein Gebet verrichten. Sobald aber nun die edle Muſica anhob, und der Vorhang in die Höhe gezogen wurde: potz Fickerment! wie riß er da die Augen auf!

»Aber Papa!« rief er aus, als er ſich ein wenig von ſeiner erſten Ueberraſchung erholt hatte, »thun denn die Leute nichts als ſingen, und ſprechen gar nicht? Und man verſteht ja nicht ein Wort davon.« »Ja, ſiehſt Du, mein Söhnchen,« erwiederte der Vater, »das nennt man eine Italiäniſche Oper. Ich wollte indeſſen, wir wären geſtern darin geweſen, da haben ſie Deutſch geſpielt; aber da war der verdammte Vorfall, daß ich im Waſſer gelegen hatte.«

Das welſche Singewerk fing endlich an, unſern Leuten Langeweile zu machen; und da es ohnehin mit den Vorbereitungen zur Mummerei nicht ſo ſchnell gehen konnte, beſchloß die ganze Geſellſchaft, welche ſich im Parterre nahe bei einander gehalten hatte, nach dem Wirthshauſe zurückzukehren.

»Ich glaube,« ſagte Herr Klingelzieher, »Sie würden geſtern eben ſo wenig, wie heute, von dem verſtanden haben, was auf dem Theater geſprochen wurde; denn, obgleich das, was ſie redeten, für Deutſch gelten ſollte, ſo waren doch ein paar Perſonen darunter, deren oberländiſcher Provinzialdialect immer noch zu rathen übrig ließ, ob man ſeine Mutterſprache, oder eine fremde Mundart hörte. Beſonders zeichnet ſich bei dieſer Geſellſchaft ein Pärchen aus: die Frau arbeitet ſich im Tragiſchen herum, und Er macht den Buffo in den Singeſpielen, die aus dem Italiäniſchen überſetzt ſind; allein er verwandelt dieſen Buffo in einen plumpen Deutſchen Hanswurſt, ſingt einen Baß, den er aus dem Unterleibe hervorholt, und ſetzt vor jeden Lautbuchſtaben noch ein u, zum Beiſpiel: uals uich nuoch uein kluiener Knuabe wuar, ſtatt: als ich noch ein kleiner Knabe war. Von der Dame habe ich mir eine Rede gemerkt, die ich Ihnen doch mittheilen will: U ich Unklickliche! Taß mich toch nie tie Sohne peſchinnen hätt! Und tu unkeratner Sonn! Kannſt tu ketultig zuſenn, taß teine Muhter wie eine piſſente Sinterinn ta'ſchtehn muß?«

Herr Klingelzieher declamirte noch viel über die Unverſchämtheit ſolcher Leute, die, aus dem niedrigſten Pöbel entſprungen, ohne Menſchen-, Welt- und Sprachkenntniſſe, ohne Sitten, ohne Gefühl, ohne Grundſätze, es wagten, auf die Bühne zu treten, in dem Charakter von Perſonen aufzutreten, mit deren Gleichen ſie nie den entfernteſten Umgang hätten haben können, und dennoch darauf Anſpruch zu machen, auf den Geſchmack zu wirken, den Ton anzugeben, Moralität zu befördern, und für achtungswerthe Männer von Wichtigkeit und Bedeutung im Staate zu gelten. — Solches Lumpengeſindel, ſetzte er hinzu, das ſich's nicht einfallen laſſen ſollte, dem geringſten Tagelöhner den Rang ſtreitig zu machen!

Ein alter Mann, dem Anſehen nach ein geweſener Officier,

»auch noch ſo verkappt, angepinſelt mit den glänzenden
»Farben der Aufklärung, der Popularität und des
»eſprit public. Weſſen Grundſätze halten jede Probe,
»jede Verſuchung aus? Wer iſt wahrer Aufopferung
»fähig? Wer iſt fähig, ſich, uneigennützig, mit
»ganzer Seele hinzugeben, für Menſchen und für
»die gute Sache? Wer thut Gutes, blos weil es
»gut iſt, ohne kleine Nebenabſichten, ohne in Bewegung
»geſetzt zu ſeyn, von geheimen leidenſchaftlichen
»Triebfedern? Wo trifft man unermüdete Beharrlichkeit,
»bey einem nach feſten Grundſätzen angelegten
»Plane an? Wo iſt wahrhaft unermüdete, zweckmäßige
»Thätigkeit, Ordnung und Pünctlichkeit in
»Geſchäften? Wo wahrer Eifer, nützliche Kenntniſſe
»gründlich zu erlernen? Wo ächte, unbeſtechbare
»Wahrheitsliebe, Aufrichtigkeit, Treue, Gradheit,
»unverletzliche Heilighaltung des gegebnen Worts?
»Wer verträgt Zurechtweiſung? Wer fragt ernſtlich
»um Rath, in der Abſicht guten Rath zu hören und
»anzunehmen? Wer miſcht ſich nicht in Händel,
»die ihn nichts angehen? Wer handelt immer, unter
»allen Proben, gerecht? Wer urtheilt immer billig,
»nüchtern? Wer iſt eben ſo in ſeinem häuslichen
»Cirkel und allein für ſich, wie er ſich Fremden zeigt?
»Wie klein ſind mehrentheils die am höchſten geprieſenen
»großen Leute, wenn man ſie in der Nähe
»be-

welcher bei ſeiner Flaſche Wein in der Ecke ſaß, nahm nun das Wort: »Mein Herr!« ſagte er, »was mich betrifft, ſo muß ich geſtehn, daß ich mich wundere, wenn ich höre, daß wir hie und da in Deutſchland noch leidliche Schauſpiele haben. Im Ganzen iſt die Sache zwar überhaupt eben nicht der Mühe werth, daß man viel davon rede; aber wenn man doch einmal ernſthaft über dieſen Gegenſtand nachdenken will, ſo möchte ich wohl fragen, wie es unſere Theaterdichter und Schauſpieler anfangen ſollten, ihren Geſchmack zu veredeln, ſich zu bilden, und wer ihnen die Anſtrengung lohnen würde? Herrſcht wohl auf zehn Meilen Weges in Deutſchland einerlei Geſchmack, und bleibt dieſer Geſchmack ſich wohl zehn Jahre hindurch gleich? Weiß unter hundert Menſchen einer, was er eigentlich von einem guten Schauſpiele fordern ſoll? — Nein! er weiß nur, daß er etwas Neues ſehen will, ſo ein Hin- und Herreden und Wirken durcheinander, bei welchem zuweilen ein unerwartet Zug ihn überraſchen, oder ein luſtiger Einfall ihm das Zwerchfell erſchüttern, oder eine einzelne rührende Situation ihn aus ſeinem Phlegma aufwecken ſoll. Um die Haltung des Ganzen bekümmert er ſich wenig; und wäre dieſe in einem Stücke meiſterhaft, und es fehlte dagegen an Verwirrung, an Buntſcheckigkeit, oder das Stück wäre nicht neu mehr: ſo würde ich doch keinem Directeur, dem ſeine Caſſe am Herzen läge, rathen, dergleichen Stucke oft zu geben. Denn für den Genuß des Erhabenen in der Kunſt, ein Genuß, der für einen echten Kenner, je ofter er ein Meiſterwerk ſieht, um deſto größer wird — dafur hat das Gros des Publicums nirgends in Deutſchland mehr Sinn, ſondern will nur immer neue Spielwerke ſehen. Ich ſage, es hat keinen Sinn mehr dafür; aber hat es ihn je gehabt? Ja! wenigſtens in einigen Gegenden von Deutſchland, zu Leſſings Zeiten, zur Zeit der großen Hamburgiſchen Entrepriſe. — Auch ſindet man noch in Hamburg kleine Haufen von Männern, neben denen unſer Einer ſo gern im Parterre ſteht, wenn der edle, unnachahmliche, als Menſch und Künſtler, als Freund und Geſellſchafter gleich verehrungswürdige Schröder, unfähig, dem falſchen, frivolen Geſchmacke zu ſchmeicheln, die alten ein- und ausländiſchen Meiſterwerke hervorholt, gegen welche unſere neuern Kotzebuiana u. ſ. w. ſo erbärmlich abſtechen —«

Klingelzieher. Wie? des Herrn von Kotzebue Stücke laſſen Sie nicht gelten?

Officier. Davon nachher! Laſſen Sie mich jetzt nur mein Bild im Allgemeinen ausmalen! Leſen Sie die Verzeichniſſe der Stücke, die in den größten Städten Deutſchlands in den letzten Jahren ſind aufgeführt worden, und Sie werden darüber erſtaunen, wie weit man noch in manchen Gegenden unſers Vaterlandes zurück iſt, und wie weit man in andern ſchon wieder hinabſinkt. — Die mehrſten Directionen müſſen ſich doch leider nach den Forderungen ihres Publicum's richten; und wo das nicht der Fall iſt, wo der Hof die Stimme führt, — ja, da ſieht es denn freilich noch kläglicher aus. Ich machte im vorigen Winter eine kleine Reiſe. In einer nicht unbeträchtlichen Stadt, wo damals ein Theater war, wurde das elende Stück: Die Engländer in Amerika, zweimal begehrt, da hingegen die Erbſchleicher gar nicht gefielen, und Göthens Geſchwiſter, — das herzige Stück, ſo voll Größe und Einfalt, — langweilig gefunden wurde. In einer benachbarten Reſidenz waren drei Vorſtellungen der elenden Farce: der Teufel iſt los, geſtopft voll; die herrliche Oper Cora fand gar keinen Beifall. Der Schauſpieler, welcher hier ausgepfiffen wird, gilt dort für einen großen Künſtler, und die Sprache, welche man an der Donau für echtes, ſauberes Deutſch verkauft, hält man an der Elbe für unverſtändliche Beſchwörungsformeln böſer Geiſter.

Was müſſen die Folgen von dieſem Allem in Rückſicht auf Dichter und Künſtler ſein? Sie ſind leicht an den Fingern abzuzählen; ich will nur beim Dichter ſtehen bleiben. Wer etwas Beſſeres in der Welt treiben kann, der widmet ſeine Talente keiner ſo undankbaren Arbeit. An fleißiger Ausfeilung theatraliſcher Producte iſt gar nicht zu denken; wer will ſich die Mühe geben, wenn er weiß, daß nach einigen Jahren ſeine Waare aus der Mode gekommen ſein wird? Alles kommt nur darauf an, während dieſer ephemeriſchen Exiſtenz ſo viel Aufſehen als möglich zu erregen, und das wird am ſicherſten bewirkt, je abenteuerlicher die Compoſitionen ſind, die man an den Tag fordert. Da flickt man denn Charactere zuſammen, von ungeheurer Schöpfung; Situationen, bei deren Anblick man nicht weiß, ob man lachen, heulen, mit den Zähnen klappern, vomiren oder purgiren ſoll —, und Verwickelungen, die nur das Meſſer einer verzweifelnden Phantaſie löſen kann. Das alles wird auf einander gehäuft, durch einander gepoltert, — und das bewundern wir; den Fieberkranken, der ſo etwas in die Welt faſelt, lobpreiſen, poſaunen wir aus; der eitle Thor glaubt ſich an der Spitze der Unſterblichen aller Zeitalter, und raſet immer ärger darauf los, vernachläſſigt die wirklichen Talente, die in ihm wohnen, und die eine weiſe Kritik ausgebildet haben würde. Nach einer kurzen Reihe von Jahren hat das Publicum dieſen Rauſch ausgeſchlafen, kann nicht begreifen, wie es ſo blind hat ſein können, und rächt ſeine eigene Thorheit an dem armen Schriftſteller, den es, ungerecht gegen ſeine guten Anlagen, jetzt um ſo heftiger ſchmäht und ſeiner ſpottet, je mehr es ihn vorhin erhoben hatte.

Univ. Bibl. München

Klingelzieher. Nun! und unter dieſe unbedeutenden Modeſchriftſteller zählen ſie auch den Herrn von Kotzebue!

Officier. Ihn mehr, als irgend einen andern. Einzelne Scenen in den theatraliſchen Producten dieſes Schnellſchreibers verrathen ſeltene Anlagen; aber in keinem ſeiner Stücke findet man Ordnung, Plan, Einheit, Würde und Conſequenz; — des ſittlichen Zwecks nicht einmal zu erwähnen *). Zum Beweiſe, daß ich das nicht ſo in den Wind hinein rede, will ich, wenn Sie's erlauben, von den Schauſpielen des Herrn von Kotzebue eins zergliedern, und zwar eins, das vielleicht von allen am mehrſten allgemeinen Beifall gefunden hat, wovon ſogar ein Recenſent und Dramaturg dem andern das Lob nachgeleiert hat — ich meine die *Indianer in England*.

---

*) Hier iſt ein Anachronismus; ich weiß es wohl. Damals, im Jahre 1788, waren die wenigſten von den Schauſpielen des Herrn von Kotzebue, die nachher einiges Aufſehen gemacht haben, ſchon erſchienen. Ich denke aber, die Leſer werden es mir verzeihen, wenn ich, um im Allgemeinen meine Meinung über dieſen Gegenſtand zu ſagen, Beiſpiele anführe, die noch in friſchem Andenken ſind.

Klingelzieher. Wahrlich! ein ſchönes Stück!

Officier. Wir wollen ſehen. Ich hoffe, Sie werden kein Urtheil fällen, ohne Gründe erwogen zu haben.

Zuerſt laſſen Sie uns doch von dem Zwecke reden, den der Verfaſſer vor Augen hatte, als er dies Stück zu ſchreiben begann! Können Sie Sich einen ſolchen einfachen Hauptzweck denken? Ich kann es nicht. Und doch darf man von jedem Kunſtwerke mit Recht verlangen, daß es ein beſtimmtes Ganze ausmache. Das fühlen ſelbſt ſchlechte Kupferſtecher, und um ihre ſteifen Compoſitionen von Dörfern und Flüſſen und Menſchen und Ziegen und Hündlein nicht mit dem leeren Titel *Landſchaften* abfertigen zu laſſen, ſetzen ſie irgend etwas darunter, was Inhalt hineinbringen ſoll, zum Beiſpiel: la tranquillité villageoise, oder: le dimanche à la campagne u. ſ. f. Daß bei einem Schauſpiele eine einfache Handlung zum Grunde liegen müſſe, daran hat noch niemand gezweifelt, der die Sache verſteht; und ich darf hinzuſetzen: nicht ſelten iſt ein Schauſpiel um deſto vorzüglicher, je einfacher mit wenig Worten ſich dieſer Hauptzweck, auf welchen die ganze Handlung und alles Wirken der handelnden Perſonen hinausgeht, ausdrücken läßt. Auf welchen Punct aber concentrirt ſich in den Indianern in England das ganze ungetheilte Intereſſe? Wer iſt die Hauptperſon? Welcher moraliſche Satz, welche Lehre, welche Warnung ſoll hier anſchaulich gemacht werden? kurz! welchen Haupteindruck ſoll der Zuſchauer mit nach Hauſe nehmen, wenn der Vorhang gefallen iſt?

So viel über den Zweck, oder vielmehr über den Mangel an Zweck! Nun zu den einzelnen handelnden Perſonen und deren Charaktern! Eine eben ſo unbeſtrittene Regel bei einem guten Schauſpiele, als die vorige, iſt die: daß alle auftretenden Perſonen an die Handlung geknüpft ſein ſollen, daß ſie zum Ganzen nicht nur mitwirken, ſondern zu dieſer Wirkung nothwendig, unentbehrlich ſein müſſen. Alles Uebrige nennt man Flick-Rollen, die von der Armuth des Dichters zeugen. Leider iſt nun freilich in dieſem Stücke überhaupt gar keine eigentliche Handlung; aber angenommen, daß man das bischen Thätigkeit, worin die Perſonen geſetzt werden, alſo nennen möchte: ſo könnte füglich das Ganze ſeine Endſchaft erreichen, ohne den Herrn Muſaffery, ohne den Viſitator, ohne den Bootsknecht, ohne die beiden Notarien, wenigſtens ohne einen derſelben, ohne den kleinen Knaben, allenfalls ohne die alberne Miſtreß Smith, ja! ohne den alten Herrn Smith, der auf ſeinem Stuhle herausgefahren wird, um zu hören und zu ſehen, und, wenn ihn der Dichter wieder fort haben will, geſchimpft oder geſtoßen wird, da er dann anfängt zu fluchen oder zu klagen, und ſich wieder fortrollen läßt.

Verzeichnet ſind faſt alle Charactere. Gurli's liebenswürdige Naivetät hat ein Kunſtrichter ſo meiſterhaft geſchildert gefunden, und Andere haben es ihm nachgelallt. — Laſſen Sie uns doch, ohne uns um dieſe Autorität zu bekümmern, unterſuchen, was für ein Werk der Schöpfung dieſe Gurli iſt! Eine alberne Gans zu malen, die von den Dingen dieſer Welt nichts weiß, gern einen Mann haben will, lacht, wenn ihr etwas Ungewöhnliches aufſtößt, weint, wenn ſie an etwas Unangenehmes denkt, ſich zu freundlichen Geſichtern hingezogen fühlt, und unfreundliche Menſchen nicht leiden mag —: iſt es Kunſt, ſo ein Geſchöpf zu malen? Allein dies Bild könnte intereſſant werden, wenn man das rohe Kind der Schöpfung in Lagen verſetzt ſähe, wo es, aus innerer Güte der menſchlichen Natur, eben ſo groß und edel handelte, wie die fein cultivirte Liddy; aber nichts von dem! Doch, was noch mehr iſt, dieſer ganze Charakter iſt ein Hirngeſpinnſt. Denken Sie Sich, wenn Sie können, ein mannbares und noch obenein manntolles Mädchen, das, unter Wilden erzogen, wo keine falſche Delicateſſe den Schleier über gewiſſe natürliche Dinge wirft, noch nicht wiſſen ſoll, was ein Männchen und was ein Weibchen iſt, und daß Mann und Frau zum Heirathen nöthig ſind! Ein Mädchen, das lange genug in England geweſen iſt, um Schreiben gelernt zu haben, und, indem es zwei Notarien, die beiden Brüder Smith, Miß Liddy und den alten Muſaffery, theils nach der Reihe, theils auf einmal heirathen will, zeigt, daß es noch nicht weiß, daß ſo wenig in Großbritannien, wie vielleicht in irgend einem Lande des Erdbodens, Vielmännerei erlaubt iſt! Eine ſchöne Naivetät!

Fazir iſt ein Wilder aus Bengalen, und winſelt und empfindelt wie ein Siegwart.

Kaberdars Charakter iſt gar nicht ausgemalt; Muſaffery eben ſo wenig.

Von dem alten Smith erfährt man nur ſo viel, daß er ein gutherziger, ſchwacher, unbedeutender Sterblicher iſt.

Robert, Liddy und Jack ſind die einzigen Perſonen, die Phyſiognomie haben.

Samuel und der Viſitator haben Originalität; aber ſie ſind ſo offenbar von Deutſcher Schöpfung, daß wohl ſchwerlich in ganz Großbritannien zwei ſolcher Charactere werden gefunden werden.

Wenn ſich ein Deutſches Fräulein mit allen albernen Prätenſionen des Adelſtolzes an einen Engliſchen Kaufmann verheirathete, ſo würde dieſe Thorheit doch gewiß in dem erſten Jahre ihres Aufenthalts in Großbritannien ſchon von ihr weichen; nichts kann ihr dort Nahrung geben; man wird ſie nicht einmal verſtehen. Die ganze Art der Zuſammenlebung, die öffentliche perſönliche Achtung, deren ein Kaufmann daſelbſt in viel größerem Maße, als ein kleiner Deutſcher Edelmann, genießt: das Alles wird ihr die Grillen von ihren Ahnen bald vertreiben. — Wie unnatürlich alſo, daß Miſtreß Smith nach zwanzig bis dreißig Jahren noch den Verſuch wagt, dieſe Narrheit geltend zu machen! *)

Die Notarienſcene iſt äußerſt komiſch; aber ſie iſt ein

---

*) Kürzlich hat der Herr von Kotzebue, der mit Recht ſo oft die Thorheiten des Adels lächerlich zu machen ſucht, auf einmal eine Vertheidigung des Erbadels in die Wiener Zeitſchrift einrücken laſſen. Vermuthlich iſt der ganze Aufſatz Ironie. Wie ſollte auch ein Mann von ſeinen Talenten ſich auf einmal ſo tief geſunken fühlen, daß er ſich im Ernſt zum Mitarbeiter eines ſolchen Menſchen, wie Aloiſius Hoffmann iſt, machen wollte?

hors d'oeuvre, und gehört nicht dem Herrn von Kotzebue, ſondern dem alten Vater Moliere.

Wer Schauſpiele ſchreibt, ſoll doch auch die Sitten des Landes ſtudiren, in welches er ſeine Scenen verſetzt; auch das vergißt der Herr von Kotzebue in der Eile, mit welcher er ſchreibt. Herr Smith heißt Sir John: folglich iſt er Baronet; denn kein Anderer führt in England vor ſeinem Taufnamen den Titel Sir. Er ſelbſt aber ſagt, er ſei von bürgerlicher Abkunft. Aber ſei er Baronet: ſo kann, bei ſeinen Lebzeiten, es doch ſein Sohn nicht auch ſein; allein auch Dieſer nennt ſich ſelbſt Sir Samuel Smith.

In England wird niemand zehn tauſend Pfund lieber in baarem Gelde als in Banknoten haben wollen, wie Herr Samuel.

In England wird gar kein Knaſter verkauft, und doch will Herr Smith Knaſter rauchen.

Myſore iſt nie von einem Nabob regiert worden.

Dies Alles ſoll nur beweiſen, wie wenig dieſer Schriftſteller an ſeinen Werken feilt; und hiervon zeugen noch andere Stellen. Der alte Smith klagt, die Frau habe ihm nicht einmal eine Kanne Porter geben wollen, und doch verſchenkt er nachher ein ganzes Faß voll ſtarken Biers an den Bootsknecht.

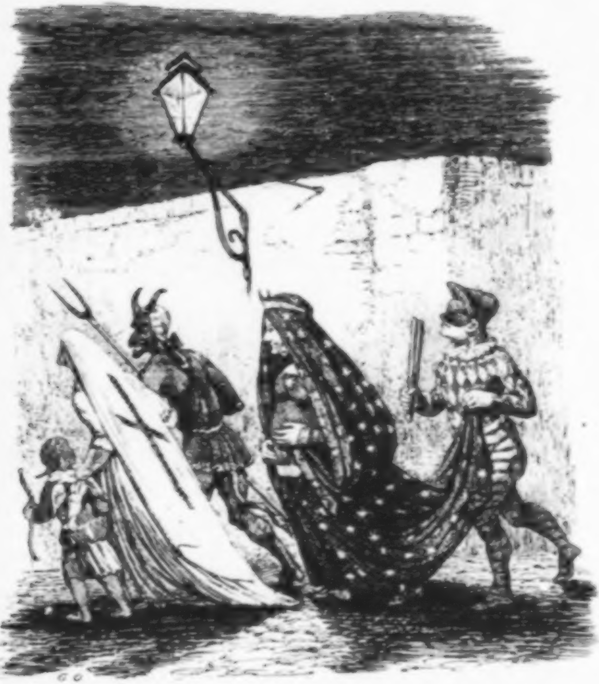
Im erſten Auftritte theilt Herr Smith vier Segen aus; im neunten Auftritte des zweiten Aufzuges abermals zwei; im dreizehnten bittet Liddy um ein dito, und erhält ihn von der Mutter; im ſechsten Auftritte des dritten Aufzuges ſegnet Kaberdar; im vierzehnten ſegnet wiederum Herr Smith, und im fünfzehnten nochmals der Nabob Kaberdar. — Das ſind viel chriſtliche und heidniſche Segen!

Der alte Officier war in ſo gutem Zuge, ſeine dramaturgiſchen Kenntniſſe auszukramen, daß er vermuthlich noch in einer Stunde nicht würde aufgehört haben, wenn nicht einer aus der Geſellſchaft, dem dieſe Abhandlung vielleicht eben ſo viel Langeweile verurſachte, als meinen Leſern, die Bemerkung gemacht hätte, daß es wohl Zeit ſein würde, ſich zur Maskerade auszurüſten. Man nahm alſo Abſchied von ihm, ging hinauf in des Licentiaten Zimmer, wo die beſtellten Ballkleider in Bereitſchaft lagen, ſteckte ſich in dies abgeſchmackte Coſtüm, zur großen Freude der beiden jungen Spottvögel, und ging dann in dieſem Aufzuge mit einander zu Fuße den Wohlweg hinauf, dem Opernhauſe zu.

Der Officier ſtand in der Thür des Gaſtzimmers, als ſie die Treppe herunter kamen. »Aber, wie mögen Sie,« ſprach er, »Ihre Zeit mit einer ſo elenden Unterhaltung verderben? Was für Vergnügen kann ein verſtändiger Mann daran finden, ſich in einem Gewühle von Menſchen herumzutreiben, die, ausſtaffirt wie die Narren im Tollhauſe, ſich zwecklos durch einander herumtreiben und drängen; wo eigentlich getanzt werden ſollte, und doch niemand, der gern ohne blaue Flecke und Beulen nach Hauſe gehen will, tanzen mag; wo man verkleidet hingeht, ohne ſich ſeinen Bekannten unkenntlich zu machen, indeß die Unbekannten ſich, auch ohne Maske, fremd bleiben würden?«

beleuchtet? Wie Wenige von Denen, die Andern befehlen, ſind von der Natur berufen, an der Spitze zu ſtehn? Ja! wie Wenige wenden nur einmal die Mühe daran, in dem Fache, dem ſie ſich widmen, und wäre es auch noch ſo klein, das zu leiſten, wofür ſie ſich theuer bezahlen laſſen? Unter funfzig öffentlichen Rednern finde ich kaum Einen der ſprechen kann, der teutſch verſteht, geſchweige, daß ſie die Gabe der Beredſamkeit in ihrer Gewalt haben ſollten; da giebt es Hofleute in Menge, die nicht tanzen, nicht einmal mit Anſtande gehn, niemand unterhalten können; Schriftſteller, Gelehrte, mit Einem Worte, Schreiber vom Handwerke, deren Handſchrift einer Küchenmagd Schande machen würde« — Werden Sie mich ſtrenge verdammen, wenn ich Ihnen geſtehe, daß alle dieſe Ueberlegungen, in welche ſich freylich ein wenig zu viel Bitterkeit miſchte, mich endlich dahin brachten, mich innerlich beſſer zu fühlen, als die mehrſten Menſchen, mit denen ich bis dahin gelebt hatte; ja daß ich mir zuweilen ſagte: »Noch habe ich nicht Einen gefunden, dem es ſo ernſtlich, wie mir, darum zu thun geweſen wäre, gut zu ſeyn und Gutes zu würken.«

Wenn dies Gefühl tadelnswerth iſt; wenn ich [illegible] ſoll, daß Sie es einen übertriebnen Stolz,


G C

Univ. Bibl.
München

Vermuthlich würde der alte Kritiker eine eben ſo lange Abhandlung über die Maskeraden, als über die Schauſpiele, zu Tage gefordert haben, wenn nicht unſere Freunde die Unterredung kurz abgebrochen, und ihren Weg fortgeſetzt hätten. Sie ſchlichen ſich daher vor ihm vorbei und gingen.

Zwölftes Capitel.

Was der Herr Hauptmann Previllier dem alten Dornbuſch unterweges erzählt. Zuſammenkunft in Steinbrüggen.

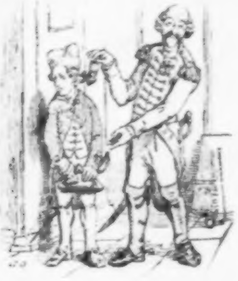
Dem Herrn Dornbuſch kam die Entdeckung, daß ſeine Tochter und ſein Bruder noch vor zwei Stunden mit ihm zugleich in Peina geweſen wären, wie ein Traum vor. Der Officier fing an, ihm das ganze Räthſel aufzulöſen, ſobald ſie im Wagen ſaßen, und die Freude des alten Mannes, ſo gute Nachrichten von den Seinigen zu erhalten, war jetzt unbeſchreiblich. Gern hätte Herr Previllier dieſe angenehmen Empfindungen in vollem Maße mit ihm getheilt, wenn nicht die Unruhe über den Verluſt ſeiner Geliebten jeden fröhlichen Gedanken von ihm verſcheucht hatte.

Doch, da der Förſter und der geiſtliche Herr kaum vor anderthalb Stunden erſt mit dem jungen Frauenzimmer abgefahren waren, ſchien es mehr als wahrſcheinlich, daß ſie das Fuhrwerk noch dieſſeits Goslar einholen würden, und dann hörte ja die Gewalt des Oheims über die Nichte auf, und er konnte die Schöne aus der Hand ihres Vaters empfangen. Dieſe Hoffnung erheiterte ihn wieder, und da ſein Pflegevater nur kurze, ſummariſche Nachrichten von ſeinen erlebten Schickſalen nach Oſtindien bekommen hatte, vertrieb er, auf das Bitten des alten Herrn, ihm unterweges die Zeit durch genauere Erzählung dieſer Begebenheiten, die wir denn auch den Leſern in ſeinen eignen Worten mittheilen wollen.

»Der redliche Conſul, dem Sie mich anvertraut hatten, handelte von dem Augenblicke an, da ich ihm war übergeben worden, wie ein leiblicher Vater an mir, und mein Zutrauen und meine Liebe zu ihm wuchſen mit jedem Tage. Er ſchwatzte nicht viel von zärtlichen Empfindungen, und hatte überhaupt in ſeinem Aeußern nicht jene undeutſche Geſchmeidigkeit, wodurch Menſchen von geringerm innerm Werthe ſo gern die gute Meinung derer, die ſie fürchten, zu erſchleichen pflegen; aber echte Feinheit des Gefühls, die bei reellen Veranlaſſungen aus ſeinem wohlwollenden Herzen hervorblickte, thätige Hülfe ohne viel Wortprunk, vereinigt mit unbeſtechbarer Wahrheitsliebe und Würde des Charakters waren die Grundzüge des ſeinigen. Sobald er mich nun ausgerüſtet, und meinetwegen Antwort von ſeinem Freunde, dem Oberſt, erhalten hatte, ſchickte er mich, begleitet von einem treuen Mohren, der ſein Bedienter war, mit dem Poſtwagen nach ***. Daſelbſt trat ich in einem Gaſthofe ab, kleidete mich ſauber an, ſteckte das Empfehlungsſchreiben des Conſuls in die Taſche, und wanderte hin zu meinem Oberſt.«

»Ich muß, ehe ich in meiner Erzählung fortfahre, Ihnen hier ein ſchwaches Bild von dieſem würdigen Kriegsmanne entwerfen. Er war in ſeinem äußern Betragen rauh, doch von Herzen bieder, ſprach ſehr wenig, mehrentheils nur in abgebrochenen Sätzen; aber alles, was er ſagte, hatte Kraft, Originalität, und nicht ſelten einen Anſtrich von eigenthümlichem Witze. Jeden ſolchen Kernſpruch pflegte er dann damit zu beſchließen, daß er ein paar Noten hinterher ſang: »Ich bin,« ſprach er, »nun einmal ſo; tüh - - - hü; und wer mich ſo nicht leiden mag, der kann mich laufen laſſen; tüh - - - hü.« Nächſt dem Soldaten ſchätzte er den redlichen Handwerker am höchſten, höher als die Menſchen aus andern Claſſen. Gelehrte konnte er faſt gar nicht ausſtehen. Sie hätten, behauptete er, faſt ſämmtlich ihre gerade, geſunde Vernunft wegſtudirt; alles ſei bei ihnen auswendig gelernter Kram; ihre ganze Weisheit ſei an einen langen gekauften Bindfaden (er zielte damit auf den Syſtemsgeiſt) gereiht. Rührte man nun das eine Ende an, ſagte er, ſo polterte einem immer der ganze Plunder über den Leib, und immer derſelbe Plunder, man möchte das vorderſte oder das hinterſte Ende ergreifen. Strenge waren ſeine Begriffe von Gerechtigkeit, und deswegen verzieh er nicht leicht vorſetzliche Beleidigungen, wenn er nicht ungeheuchelte Reue wahrnahm, beſonders da, wo nicht ſowohl ſeine Perſon, als die Tugend ſelbſt war gekränkt worden. Nicht ärger konnte er entrüſtet werden, als wenn er darauf zu reden kam, daß gewiſſe Stände andere nützlichere Menſchenclaſſen geringſchätzten. Einem Sattler, der lange für ihn gearbeitet hatte, entzog er ſeine Kundſchaft, ſobald er erfuhr, daß er ſeinen Sohn kein Handwerk lernen laſſen, ſondern ihn auf Univerſitäten ſchicken wollte.«

»So war der Mann beſchaffen, von dem ich mein künftiges Glück erwarten ſollte. Als ich bei ihm angemeldet wurde, ließ er mir zuerſt meinen Brief abfordern, und nachdem er ihn geleſen hatte, mußte ich zu ihm hinaufkommen. Er nickte wiederholt freundlich mit dem Kopfe, ohne ein Wort zu reden, als ich mich ihm näherte; dann ſtand er auf, ergriff mich bei den Schultern, und drehte mich dreimal herum. Als er nun den kleinen Haarbeutel gewahr wurde, den ich, um mich recht herauszuputzen, eingebunden hatte, fing er laut an zu lachen, und rief aus:



»Hah! ein junk franzöſch Marquis! kann niks deutſch parlir; tuh - - - hu.« Dieſer ſeltſame Empfang verblüffte mich ſo, daß mir die Thränen in die Augen traten; das that dem guten Manne weh; er ſtreichelte mir daher die Backen, und ſagte liebevoll: »Nur getroſt, mein Jüngelchen! Ich will Dich bei mir behalten, und einen rechtlichen Kerl aus Dir machen, und der Haarbeutel ſoll verauctionirt werden; tüh - - - hü.« Noch an demſelben Tage wurde dann der Regimentsſchneider geholt, um mir das Maß zu nehmen; und ſechs und dreißig Stunden nachher ſtand ich als wohl beſtallter Fahnenjunker da. »So laſſe ichs gelten; tüh - - - hü.« ſang der Oberſt, und behandelte mich von nun an wie ſein eignes Kind. Ich bekam ein Zimmerchen angewieſen, ſpeiſete an ſeinem Tiſche, lernte das Exerciren, bekam Unterricht im Rechnen und Schreiben, dann auch in den mathematiſchen Wiſſenſchaften, im Franzöſiſchen, im Reiten und Fechten, und noch obenein gab mir der großmüthige Mann Taſchengeld, und erſt nachher habe ich erfahren, daß er von dem Conſul keine Entſchädigung dafür annahm. Aller dieſer Wohlthaten ungeachtet redete er ſelten ein einziges Wort mit mir; aber auf ſeinem Geſichte konnte ich es leſen, ob er mit meinem Fleiße und meiner Aufführung mehr oder weniger zufrieden war.«

»Der Haushalt meines Oberſt beſtand, außer ihm und ſeinem Sohne, dem Fähnrich, einem Erztaugenichts, der ihm viel heimlichen Kummer machte, aus einem alten tauben Koche, einer einäugigen Soldatenwitwe, welche die Betten bereiten und das Haus rein halten mußte, einer dicken plumpen Küchenmagd, zwei Bedienten, die zugleich Soldaten waren, und einem Reitknechte. Der alte Oberſt hatte ſeine Augen aller Orten, und eine größere Ordnung und Pünktlichkeit, wie in ſeinem Hauſe herrſchte, konnte man ſich kaum denken. Das Geſinde liebte und fürchtete ihn, war treu, fleißig, häuslich und einig unter einander. Des Sonntags, wenn der Herr im Clubb war, holte der

Koch eine ſchmutzige Violine vom Haken herunter, wo ſie hing, fiddelte den Deſſauer Marſch, oder einige Tänze, die zu Georg des Andern Zeiten in Hannover, wo er ſeine Kunſt gelernt hatte, Mode geweſen waren, und die Bedienten ſpielten im Dambrette, wozu ſie die Steine ſelbſt geſchnitzelt hatten. So ging alles Jahr aus Jahr ein ſeinen ruhigen, friedlichen Gang fort. Der Oberſt war gaſtfrei, doch nur gegen die Officiere ſeines Regiments, ging ſelten aus, und las, wenn er allein war, alte und neuere hiſtoriſche Bücher.«

»Ich habe eben geſagt, der Oberſt hätte überall in ſeinem Hauſe die Augen gehabt; nur über *einen* Gegenſtand ſchien er blind, und der war die Aufführung ſeines Sohnes, des Fähnrichs. Das einzige Kind, die Verlaſſenſchaft einer früh verlorenen geliebten Gattinn, — das war es, was ſich zur Rechtfertigung dieſer Schwäche ſagen ließ. Der junge Menſch führte nicht nur ein ausſchweifendes Leben, ſondern belog und beſtahl auch ſeinen würdigen Vater, der ihm doch keine Bitte verſagte; ja, er rühmte ſich deſſen laut. Sein Charakter und ſein Wandel waren aber auch auf ſeinen bleichen, ſchlaffen Wangen, in ſeinen matten Augen und aus ſeinen unſichern, irrenden Blicken zu leſen. *Männern* war dieſer Menſch unerträglich, aber — und leider habe ich nachher in der Welt oft dieſe Bemerkung zu wiederholen Gelegenheit gehabt, — den mehrſten gewöhnlichen Weibern gefiel der Unverſchämte beſſer, als ein blühender, tugendhafter, beſcheidener Jüngling. Ich fühlte mich bei dem erſten Anblicke von ihm zurückgeſtoßen, und ſeine Abneigung gegen mich war nicht geringer, ſobald er ſah, daß ich mich nicht nach ſeinem

Muſter bilden, mit ihm nicht gemeinſchaftliche Sache machen wollte. Allein er war der einzige im Hauſe, der mir abgeneigt war; alle Andern liebten mich, und mein Wohlthäter zeigte mir täglich mehr väterliche Zuneigung, obgleich der Fähnrich keine Gelegenheit verſäumte, mich bei ihm anzuſchwärzen. Oft war ich in Verſuchung, dem Oberſt die Betrügereien ſeines Sohnes zu entdecken; Dankbarkeit ſchien mich dazu aufzurufen; aber Vorſichtigkeit hielt mich zurück. Indeſſen begegnete ich dem Böſewichte, ſelbſt in des Vaters Gegenwart, mit der Verachtung, welche er verdiente; und ſo gerecht war der alte Mann, daß er mir, dieſes ſeines Lieblings wegen, nie ſein Wohlwollen entzog.»

»Ich war beinahe noch ein Knabe, als der Oberſt mich dem Herzoge, ſeinem Herrn, zum Fähnrich vorſchlug, und, als mein Patent ausgefertigt war, mir eine größere Summe Geldes ſchenkte, als ich zu meiner Equipirung bedurfte. Allein die Glückſeligkeit, die ich an der Seite eines ſo guten Chefs und edlen Wohlthäters genoß, dauerte nicht lange; der alte Herzog, deſſen Jugendfreund er war, ſtarb, und der neue Herr warf, wie es zu geſchehen pflegt, alles über den Haufen, was ſein Vater eingerichtet hatte. Er war ein harter, gefühlloſer, hochmüthiger, unwiſſender und mißtrauiſcher Menſch. Mit dem Militair wurde eine große Veränderung vorgenommen; die Officiere wurden aus einem Regimente in das andere verſetzt, ohne Rückſicht darauf zu nehmen, wie wenige von dieſen ſchlecht bezahlten Leuten im Stande waren, die Unkoſten einer ſolchen Veränderung zu beſtreiten; ja, es war ihm Urſache genug, jemanden an einen andern Ort hin zu verpflanzen, wenn er merkte, daß dieſer gern da geblieben wäre, wo er war.«

oder gar Hochmuth und thörichte Eitelkeit nennen; ſo darf ich doch auch anführen, daß wenigſtens ſeine Folgen wohlthätig für mich waren. Es bewahrte mich vor Menſchenhaß, in den ich ſonſt leicht hätte verſinken können; **denn man haßt nicht das, worauf man hinunterblicken zu können glaubt, ſo wie man das nicht liebt, woran man hinaufſchaun zu müſſen meynt.** Allein auch **verachten** mogte ich nicht gern den Menſchenpöbel; ſelbſt dagegen wollte ich arbeiten. Ich hielt ſie Alle für höchſt ſchwach, elend, erbärmlich; aber ich fühlte noch das Bedürfniß einer Exiſtenz, die mich an dieſe ſchwachen Geſchöpfe knüpfte, und feſt überzeugt, daß mich wenigſtens Diejenigen nicht mißhandeln würden, die Meiner nicht entbehren könnten, ſo lange ich mich ihnen nothwendig zu machen verſtünde, beſchloß ich, Gegenſtände aufzuſuchen, an denen ich, ohne eben zu unterſuchen, ob ſie deſſen würdig wären, oder nicht, zum Wohlthäter werden könnte, die Uebrigen aber ſo gänzlich laufen zu laſſen, als wenn ſie nicht in der Welt lebten. Ich ſprach zu mir: »Die, deren Erhalter und Erretter Du wirſt, werden Deiner verſchonen, damit Du Deine Hand nicht von ihnen abzieheſt, und Du ſelbſt wirſt in ihnen Dein Werk lieben, wie man Intereſſe faßt für ein unbedeutendes Bäumchen,

»das

„Mein redlicher Oberſt erhielt ein anderes Regiment; ſein Sohn aber und ich blieben in der bisherigen Garniſon, und bekamen einen andern Chef. Dieſer war ganz ein Mann nach des Herzogs Wunſche; ſtrenge, pedantiſch, ein Gamaſchenheld, der von unten auf gedient hatte, und ſeine Untergebenen wie Sclaven behandelte. Ich hätte nun von meiner geringen Gage leben müſſen, wenn mein großmüthiger Beſchützer mir nicht von Zeit zu Zeit anſehnliche Zuſchüſſe geſchickt hätte; allein meine Lage war darum nicht weniger unangenehm, denn mein Oberſt konnte mich nicht leiden, hatte immer etwas an mir auszuſetzen, und neckte mich unaufhörlich.

In der Stadt wohnte eine verwitwete Rittmeiſterinn von Seebach, nebſt ihrer Tochter, einem liebenswürdigen, ſanften und tugendhaften Mädchen. Ich hatte Umgang in dem Hauſe, wurde von Mutter und Tochter gern geſehen, und würde, wäre ich nicht ſo arm geweſen, gewiß Plan auf ihren Beſitz gemacht haben; ſo aber lehrten mich Vernunft und Pflicht, mich in den Gränzen der Hochachtung und Freundſchaft zu halten, und jede andere Neigung zu unterdrücken. Der Fähnrich aber, mein geſchworner Feind, hatte ein Auge auf das Fräulein, ſo wenig ſie ihn auch leiden konnte; und da alle ſeine Anträge verworfen wurden, glaubte er, ich ſtände ſeinem Glücke im Wege. Eines Abends, als ich gerade bei der Frau von Seebach war, kam er betrunken herein, und betrug ſich ſo ungezogen, daß ich endlich die Geduld verlor, und ihm Stillſchweigen auflegte. Dem jungen Herrn ſchwoll der Kamm; er ſtieß Beleidigungen gegen mich aus; die Hitze überwältigte mich; ich warf ihn zur Thür hinaus, und er ging drohend weg.

Nachdem ich den Damen meine Entſchuldigungen gemacht hatte, blieb ich noch eine Stunde lang bei ihnen, und wollte dann nach Hauſe, wo ich eine Ausforderung von meinem Feinde erwartete. Es war in der Dämmerung eines Herbſtabends; ich mochte ungefähr zwölf Häuſer vorbei gegangen ſein, und wollte nun in eine enge Gaſſe einbiegen, als ich von dem Böſewichte und einem andern, eben ſo ſchlechten Menſchen, die ſich an der Ecke verſteckt gehalten hatten, meuchelmörderiſcherweiſe angegriffen wurde. Sie ſtürmten mit bloßem Degen auf mich ein, und ich hatte kaum Zeit, den meinigen zu ziehen, mich an eine Wand zu ſtellen, um den Rücken frei zu haben, und mich in Vertheidigungszuſtand zu ſetzen. Bei dem erſten Anfalle hatte einer von den Schurken nach mir geſtoßen, mich aber nur leicht in den linken Arm verwundet. Jetzt drangen ſie Beide ungeſtüm auf mich ein. Anfangs vertheidigte ich mich nur; da ich aber vorausſah, daß ich auf dieſe Weiſe leicht ihr Opfer werden konnte, ſuchte ich wenigſtens mir Einen vom Halſe zu ſchaffen. Ich fiel alſo unerwartet aus, als mir der Fähnrich gerade Blöße gab, und wollte ihn etwa durch einen Stich in den Arm wehrlos machen; allein ich traf in den Leib; er ſtürzte, und der Andere entfloh.

Es fiel gleich nach der That zentnerſchwer auf mein Herz, daß mein unglückliches Verhängniß mich gezwungen hatte, an dem Sohne meines Wohlthäters vielleicht zum Mörder zu werden; ich eilte ihm zu Hülfe; er war nur ohnmächtig, erholte ſich bald wieder, und war noch ſtark genug, ſich von mir nach ſeinem Quartiere führen zu laſſen. Dort verſchaffte ich ihm einen Wundarzt, welcher gleich nach der erſten Unterſuchung verſicherte, daß gar kein edler Theil verletzt, und durchaus keine Lebensgefahr da ſei.

Ich würde alſo über die Folgen, welche dieſer Vorfall für mich, der ich nur Nothwehr geübt hatte, haben konnte, ſehr ruhig geweſen ſein, wenn ich weniger die ſchändliche Denkungsart meines Gegners und ſeines Beſchützers, des Oberſt, gekannt hätte. Dieſer Letztere war jetzt mehr als jemals mein Feind. Er hatte kürzlich einen Unterofficier bloß deswegen, weil er ihn in der neuen Montirung angetroffen hatte, die er eigentlich nur auf der Parade tragen ſollte, ſo gefuchtelt, daß der arme Mann davon geſtorben war*). Ich hatte mich nicht enthalten können, über dieſe Gräuelthat laut zu reden, und das hatte der Oberſt wieder erfahren. Jetzt war die Gelegenheit da, mich ſeinen Haß fühlen zu laſſen, und dieſe Gelegenheit ließ er nicht entwiſchen. Die ganze Sache wurde ſo verdreht, und die Art der Unterſuchung ſo unregelmäßig vorgenommen, daß ich, ohne ordentliches Verhör, zu einem Feſtungsarreſte auf ein halbes Jahr verurtheilt wurde.

Was war zu thun? ich mußte der Gewalt nachgeben.

---

*) Dieſe Anekdote iſt wahr, — wahr, zur Schande des Böſewichts, eines Oberſt von **; die Finger jucken mich, den Kerl zu nennen, — der vor einigen Jahren dieſe That begangen, und zur Schande des Fürſten, der ſie nicht beſtraft hat. Wo dergleichen geſchehen und Niemand murren darf, nicht wahr, da iſt kein Despotismus; da iſt das Volk durch die Propaganda aufgehetzt, wenn es endlich ein wenig unruhig wird?

Da mir's indeſſen erlaubt war, aus meiner Gefangenſchaft Briefe fortzuſchicken, ſo ſchrieb ich nicht nur an meinen würdigen alten Oberſt, um ihn um Verzeihung zu bitten, ſondern meldete auch meinem guten Conſul den Vorfall, und meinen Entſchluß, gleich nach meiner Befreiung den ***ſchen Dienſt zu verlaſſen, und anderswo mein Gluck zu ſuchen.

Der Baierſche Succeſſionskrieg, welcher gerade in dieſer Zeit ausbrach, gab mir einen ehrenvollen Vorwand, meinen Abſchied zu fordern, indem ich den Herzog bat, mich zu entlaſſen, damit ich bei der Oeſterreichiſchen Armee ein paar Feldzüge mitmachen und die militairiſchen Kenntniſſe, welche ich in ſeinem Dienſte zu erlangen das Gluck gehabt hätte, praktiſch ausüben lernen konnte. Der Abſchied wurde mir nicht verſagt; wider die Gewohnheit junger Officiere hatte ich mir von den Geſchenken meines Wohlthäters eine Caſſe von ein paar hundert Thalern geſammelt; der Conſul vermehrte dieſe Summe auf die großmüthigſte Weiſe, und ſchickte mir zugleich Empfehlungsſchreiben an zwei Oeſterreichiſche Generale; und ſo war ich denn im Stande, meine Reiſe zur kaiſerlichen Armee anzutreten.

Allein ich hatte vorher noch eine Pflicht zu erfüllen; ich mußte dem würdigen Oberſt meine Dankbarkeit darbringen, und mich bei ihm rechtfertigen, wenn auch ihm meine Aufführung vielleicht aus einem falſchen Geſichtspuncte war vorgeſtellt worden. Beides glaubte ich am beſten ſchriftlich thun zu konnen; doch ſchonte ich dabei, ſo viel ſich's irgend thun ließ, ſeines Sohnes.

Ich konnte die Antwort nicht abwarten, habe auch ſeit der Zeit nie wieder eine Zeile von dem edlen Manne geleſen, denn er ſtarb wenig Monate nachher am Schlagfluſſe.

Da ich vorher an den großen, guten Kaiſer Joſeph geſchrieben, und von ihm die Zuſicherung erhalten hatte, als Capitain bei einem der neu errichteten Freicorps angeſetzt zu werden, inſofern ich eine gewiſſe Anzahl Recruten lieferte; ſo machte ich dazu Anſtalt, brachte bald in den Rheingenden einen Theil dieſer Mannſchaft zuſammen, bezahlte für die Fehlenden eine beſtimmte Summe, und ging dann zur Armee.

Die kräftigen Empfehlungsbriefe des Conſuls und ein paar glückliche Vorfälle, die mir Gelegenheit gaben, Dienſteifer und einigen Muth zu zeigen, erwarben mir die Achtung meiner Cameraden und die Zufriedenheit meiner Vorgeſetzten. Der Krieg dauerte, zum Glücke der Völker, nicht lange; die Freicorps gingen dann aus einander; allein ich erhielt die Verſprechung, in ein regulaires Regiment eingeſetzt zu werden. Um dieſe Sache nun thätiger betreiben zu können, ging ich gleich nach dem Frieden nach Wien. Dort brachte ich beinahe ein halbes Jahr ſehr vergnügt zu, und machte manche ſehr intereſſante Bekanntſchaft. Wichtiger als alles Uebrige war mir das Glück, den liebenswürdigen Fürſten in der Nähe bewundern zu können, der ohne Prunk, aus wahrer Wärme für das Gute, ſo thätig war, Glück und Wahrheit zu verbreiten; der gegen ſo unendliche Schwierigkeiten, die ihm Dummheit und Bosheit in den Weg legten, muthig ankämpfte, kein Gift, keinen Dolch und keine ſpitzige Feder fürchtete, weil er wußte, daß die Vorſehung wahre Größe ſchützt, und daß man nur dann Urſache hat, ſich zu fürchten und das Licht zu ſcheuen, wenn man ſich ſelber nicht trauen, ſich ſelber nicht reſpectiren darf, und der, wenn er eben ſo glücklich geweſen wäre, als er gut und eifrig war, von der ſpäten Nachwelt noch mit Bewunderung angeſtaunt werden würde.

Meine Hoffnung, wieder in Thätigkeit zu kommen, wurde bald erfüllt; man ſetzte mich in meinem vorigen Range im ***ſchen Regimente an, und bald nachher bekam ich den Befehl, nach Goslar auf Werbung zu gehen.

Sie wiſſen, beſter Vater, daß ich dort die Bekanntſchaft Ihrer liebenswürdigen Tochter machte, und was weiter vorgefallen iſt; möchten wir nun nur den Zweck erreichen, ſie bald wieder einzuholen! Dann iſt es in Ihren Händen, mein Glück, deſſen erſter Schöpfer Sie geweſen ſind, vollkommen zu machen.

Während der Hauptmann Previllier dieſe ſeine Geſchichte erzählte, blickten ſie Beide oft zum Wagen hinaus, um zu entdecken, ob ſich nicht ein Fuhrwerk vor ihnen ſehen ließe. Sie fragten Jeden, der ihnen begegnete, und erfuhren endlich, daß die bewußte halbe Kutſche ungefähr eine Stunde früher denſelben Weg genommen hatte. Dieſe Nachricht erhielten ſie kurz vor Steinbrüggen, und als ſie dahin kamen, ſahen ſie den Wagen in einem Hofe ſtehn. Ihre Freude war unbeſchreiblich; ſie ſprangen aus der Caleſche, — aber Alles im Wirthshauſe lief durch einander, — dieſe

Univ. Bibl.
München

Verwirrung prophezeihte ihnen nichts Gutes. Der Förſter rannte wie unſinnig im Zimmer herum, und fluchte wie ein Heſſe. Sein Bruder fiel ihm um den Hals, — er wußte nicht, wie ihm geſchah; — »Bruder! lieber, theurer Bruder! Aber wo iſt ſie? Wo iſt meine Margaretha?« — »Wo ſie iſt? der Teufel hat ſie geholt, das Wettermädchen! Aber finden muß ich ſie, und ſollte ich die halbe Welt durchrennen.«

So ſtanden die Sachen in Steinbrüggen. — Allein es iſt Zeit, daß wir wieder zu der Demoiſelle zurückkehren, die wir auf freier Heerſtraße allein gelaſſen haben. Wir ſind zu galant, um ihr nicht bald zu Hülfe zu eilen.

Dreizehntes Capitel.

Jungfer Margaretha Dornbuſch begiebt ſich in den Schutz einer alten chriſtlichen Dame, und ſetzt ſich neuen Gefährlichkeiten aus

Ja, nicht etwa auf offner, freier Heerſtraße nur; nein, was noch ärger iſt, in einem hohlen Wege haben wir unſer Frauenzimmer gelaſſen. Wie mancherlei Gefahren konnte nicht das wehrloſe, ſchwache Geſchöpf hier ausgeſetzt ſein! Uns treten die Thränen in die Augen, wenn wir Alles erwägen, was dem armen Mädchen da hätte begegnen können. »O!« würde hier ein Schriftſteller ausrufen, dem es um die moraliſche Beſſerung ſeiner Leſerinnen zu thun wäre, — darauf aber haben wir, im Vorbeigehen zu ſagen, es gar nicht angelegt, ſondern nur auf Beluſtigung und Honorarium —: »O!« würde er ſagen, »Ihr leichtſinnigen Kinderchen! wohin kann nicht eine einzige Uebereilung führen! — Da ſpiegelt Euch nun an dem Beiſpiele der Jungfer Margaretha Dornbuſch, die Ihr jetzt wie eine Landläuferinn an Hecken und Büſchen und in hohlen Wegen umherirren ſehet, und laſſet mir

»das man gepflanzt hat. Wenn Du aber den andern »großen Haufen ſeinen verkehrten Gang gehn läßt, »ohne Dich um ihn zu bekümmern, ſo wird er doch »gegenſeitig ſo höflich ſeyn, Dich in Ruhe zu laſſen.« — Armer Kurzſichtiger! Ich hatte abermals unrichtig gerechnet, und fand bald, daß die Boshaften auch nicht durch Wohlthaten zu gewinnen ſind, und daß der eigentliche Pöbel aller Claſſen uns doch keine ruhige Exiſtenz gönnt, wenn wir auch auf jeden Vorzug Verzicht thun, wonach man in der Welt ſtreben kann; daß niedrige Seelen niemand eifriger haſſen, als Den, dem ſie Verbindlichkeit ſchuldig ſind, **und daß es nur zwey Mittel giebt, Schurken und Pinſel in Schranken zu halten, nämlich entweder ein Schurke oder Pinſel mit ihnen zu werden, oder ſich ſo fürchterlich zu machen, daß ſie zittern und beben vor jedem Blicke, vor jedem Worte und vor jedem Federſtriche des beſſern Mannes.**

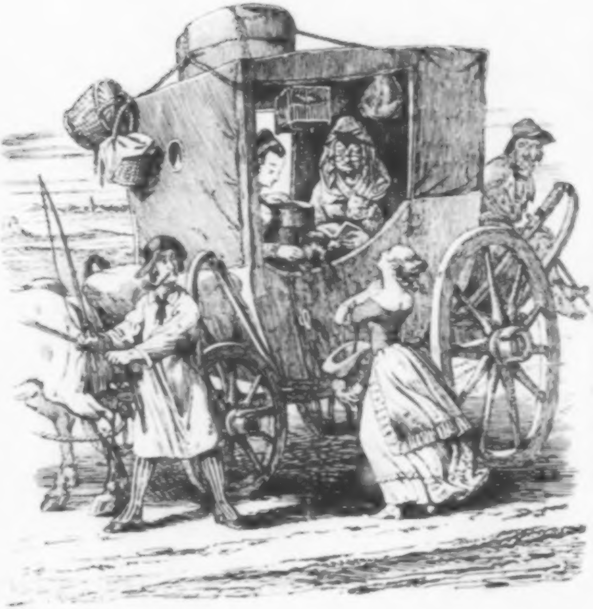
Ich fieng nun an, meinen Aufwand noch mehr einzuſchränken und ſchaffte meine Kutſchpferde ab, damit die Summe größer würde, die ich jährlich der Wohlthätigkeit widmen wollte. Hierdurch gewann ich freylich nicht in den Augen der Abderiten, unter denen ich lebte. Einige ſagten ſpöttiſch: ich wollte vermaledeite Romanleſen unterweges, wodurch Ihr Euch nur Thorheiten in den Kopf ſetzt!»

Doch wir wollen uns bei den Ausrufungen nicht aufhalten, ſondern ſchlechtweg erzählen, was unſerer Schönen begegnete. Sie mochte ungefähr ein paar hundert Schritte in beſagtem hohlem Wege ängſtlich eilig fortgerannt ſein, als ſie auf eine andere Straße ſtieß, welche dies Defilé durchkreuzte, zugleich auf derſelben eine Kutſche erblickte, die, von drei Pferden gezogen, langſam daher wackelte, und ihr ſchon ziemlich nahe war. Der Kaſten dieſes Fuhrwerks ſah für ſein Alter noch ganz reputirlich aus, war ein wenig groß, und der Untertheil bauchartig ausgeſchweift. Mit gelben Nägeln ſah man an den beiden Thüren die Buchſtaben *v. B.* angebracht; ein kleiner, mit Seehundsfell überzogener Koffer war hinten aufgebunden, und ein Bettler, der gern mit Gelegenheit reiſen wollte, hatte ſich dieſen zum Sitze gewählt. Außerdem befanden ſich noch zwei Körbe und eine Schachtel an den Bock mit Stricken befeſtigt; der Fuhrmann aber, in einem ſogenannten Futterhemde, mit einer kleinen Tabackspfeife im Munde, ging neben den drei Gäulen her, die der Autor als ein wenig zu mager ſchildern müßte, wenn er nicht aus gewiſſen Urſachen die Partei magerer Geſchöpfe nähme. Der Zug ging langſam und bedächtlich, und unſere Demoiſelle hatte volle Muße, ſich auf den Schritt vorzubereiten, den ſie zu thun Willens war, ehe die Kutſche den Platz erreichte, wo die Straße den hohlen Weg durchſchnitt.

Ein nicht ganz lieblicher und nicht ſehr harmoniſcher zweiſtimmiger weiblicher Geſang, von einem grämlichen

Alt und einem durchdringenden Naſenſopran in Octaven vorgetragen, ſchallte aus der Kutſche heraus, deren dieſſeitiges Fenſter geöffnet war. Der Fuhrmann brummte, ſo oft er die Pfeife aus dem Munde nahm, um auszuſpucken, im Baſſe die letzte Note nach; übrigens war es die Melodie des Abendliedes: »Nun ſich der Tag geendet hat.«

»Ich bitte Sie um Gottes willen, meine wertheſten Frauenzimmer!« rief Margaretha, und unterbrach dadurch das andächtige Lallen; »ich bitte Sie, gönnen Sie mir einen Sitz in Ihrer Kutſche! Wo Sie auch hinreiſen; ich verlange nichts, als Ihren Schutz bis zur nächſten Stadt. Ich will Ihnen auf keine Weiſe beſchwerlich ſein. Nur einen ſichern Platz gönnen Sie mir bis dahin!« — »Halt ſtill, Nicolaus!« ſprach bedächtlich, doch laut, eine alte Dame, indem ſie ihre Brille von der Naſe nahm, ein Probeſtückchen von braunem Camelot als ein Zeichen in das Geſangbuch legte, welches ſie zuſchlug, dann das kupfrige Geſicht zum Schlage hinausſtreckte, und ziemlich unfreundlich fragte: »Was will Sie, Jungfer?« Meta wiederholte ihre Bitte, und erzählte ihre Geſchichte. — Allein man merke wohl, *ihre* Geſchichte war es; doch nicht die, welche ihr begegnet war, ſondern die ſie erfunden hatte; es war ein Mixtum compoſitum von Wahrheit und Nothlüge. Von grauſamen Verwandten und einer verhaßten Heirath, wozu man ſie arme Waiſe zwingen wollte, kam etwas darin vor; nur der Officier, von welchem ſie Rettung erwartete, ſobald ſie an ihn ſchreiben würde, wurde aus einem Liebhaber in einen würdigen Vetter umgeſchaffen. Ich hoffe, dieſe geringe Abweichung von der Wahrheit ſoll unſer junges Frauenzimmer in den Augen der Leſer



Univ. [illegible]
München

nicht herabſetzen; wenigſtens werde ich die Leſerinnen, die jüngern nämlich, auf meiner Seite haben.

Die alte Dame ſchüttelte während dieſer Erzählung bedächtlich ihr Köpfchen, und ſagte dann: »Nun, Sie darf einſteigen. Ich reiſe, ſo Gott will, nach Braunſchweig. Dahin mag Sie mitfahren. Aber dort muß Sie ſehen, wie Sie unterkommt, denn ich kann mich nicht mit fremden Leuten behängen.« Der Wagen wurde geöffnet, und Meta überſah jetzt die ganze Geſellſchaft, in welche ſie eingeführt werden ſollte; denn der untere Theil der Kutſche verbarg noch, gleich dem Bauche des trojaniſchen Pferdes, mehr lebendige Weſen, als von außen ſichtbar waren. Der alten Dame gegenüber ſaß ein junges, ſchwarzäugiges Kammermädchen, mit einer Haubenſchachtel auf dem Schooße; an der Seite ihrer Gebieterinn hatte ein garſtiger grauer Kater Platz genommen; ein bejahrter, engbrüſtiger Mops lag zu den Füßen, und neben ihm ein kleiner weiß und braun gefleckter ſogenannter Spitzhund; unter dem Himmel der Kutſche aber war, zwiſchen einigen in Tüchern aufgehängten Hauben, auch ein kleines Vogelbauer befeſtigt, in welchem ein Canarienmännlein ſein Weſen trieb. Es fand ſich gerade neben dem Kammermädchen noch Platz genug für Margaretha Dornbuſch, um, wenn ſie keinen großen Anſpruch auf Raum für ihre Beine machte, ziemlich bequem zu ſitzen.

Jetzt halte ich es für meine Pflicht, die Leſer genauer mit den Perſonen bekannt zu machen, unter welche wir die Jungfer Dornbuſch geführt haben, und dann ſoll uns nichts abhalten, ſie ihre Reiſe fortſetzen zu laſſen. Das Fräulein von Brumbei*) war Stiftsdame in ***. Da die Natur, bei Entwerfung des Plans zu ihrer ſterblichen Hülle, ſich ein wenig verzeichnet, und ihre gnädigen Eltern kein baares Vermögen hinterlaſſen hatten, ſo ergriff ſie die Partei, die Lüſte dieſer Welt und die zeitlichen Güter zu verachten, und ſich nach den himmliſchen zu ſehnen, auf welche ſie ſich durch fleißiges Beten und Singen ein Recht zu erwerben trachtete. Je älter ſie wurde, deſto wärmer eiferte ſie für Keuſchheit und Tugend, und Margaretha hatte den Schuz, den ſie ihr angedeihen ließ, größtentheils der Verſicherung zu danken, daß ſie dem Eheſtande aus dem Wege gelaufen wäre. Weil aber der Geiſt des ſchwachen Menſchen nur gar zu oft vom Fleiſche niedergedrückt wird, hatte ſich das Fräulein nach und nach gewöhnt, jenem durch den Genuß eines reinen abgezogenen Kirſchwaſſers einen höhern Schwung zu geben; und wirklich duftete unſerer Meta, als ſie zu ihr in den Wagen ſtieg, der ſüße Geruch dieſer Panacäe entgegen. Nun aber hatte es ſich begeben, daß Beelzebub, welcher den Frommen immerdar auflauert, einſt den Augenblick genuzt, als das Fräulein von Brumbei von der beſagten Kirſch-Eſſenz faſt viel genoſſen, und dadurch das Fleiſch ſo getödtet hatte, daß alle Achtſamkeit auf den Gebrauch ihrer irdiſchen Gliedmaßen dahin war; — es hatte ſich begeben, ſage ich, daß in einer ſolchen Stunde Beelzebub ſie verleitete, die kleine Treppe in ihren Keller hinabzuſteigen; ihr

---

*) Wir wiſſen nicht, ob der für die reine Lehre ſo eifrige Prediger Brumbei, welcher ſich kürzlich bei der Inquiſition gegen den Kezer Schulz in ganz Deutſchland ſo berühmt gemacht hat, ein Sprößling jener adligen Familie iſt.

Fuß war ausgeglitten, ſie war hinabgeſtürzt, und hatte ſich die linke Hüfte verrenkt. Der Stiftschirurgus wendete alle Kräfte ſeiner Kunſt an, den Schaden zu heilen, nachdem die warmen Umſchläge, welche das ſchwarzäugige Kammermädchen ohne Unterlaß auflegen mußte, nicht helfen wollten, — alles vergebens! Dann nahm ſie ihre Zuflucht zu dem Scharfrichter in Goslar, aber mit keinem glücklichern Erfolge. Sie hatte auch einen ganzen Sommer hindurch das Bad bei Verden gebraucht, ohne Beſſerung zu ſpüren, worauf ſie ſich endlich entſchloß, nach Braunſchweig zu reiſen, und ſich einem Wundarzte anzuvertrauen, von deſſen Geſchicklichkeit bei allerlei Vorfällen ihr ein junger Cavallerie-Officier viel Gutes geſagt hatte. — Auf dieſer Reiſe war ſie jetzt begriffen.

Sobald Margaretha Platz im Wagen genommen hatte, und der Fuhrmann die Pferde antrieb, weiter zu ſchleichen, fing zuerſt das alte Fräulein an, mit ihren Augen das junge Frauenzimmer zu muſtern, wobei ſie aus einer kleinen ſilbernen Tabacksdoſe eine Priſe nahm. Dann ließ ſie ihrer Neugier den Zügel ſchießen, und ſetzte Meta durch eine Menge Fragen in einige Verlegenheit; doch half ſich dieſe mit aller weiblichen Kunſt heraus. Hierauf kam die Reihe an die nützliche Moral, welche ſich aus ſolchen Begebenheiten ziehen läßt, und da hatte ſie nun ein weites Feld, gegen die Falſchheit der Männer, gegen den Leichtſinn der heutigen Jugend, und zum Lobe der Sittſamkeit und Keuſchheit zu eifern. — Der Canarienvogel oben im Bauer pfiff zwiſchendurch ſein Liedchen, und machte ein wahres Melodrama aus dieſer Declamation. — Endlich fing ſie an, über Magenſchmerzen zu klagen, und holte aus der Kutſchentaſche ein Fläſchchen voll Kirſchengeiſt hervor, und als ſie ſich damit gelabt hatte, wurden die Geſangbücher wieder aufgeſchlagen, und Meta mußte ſich's gefallen laſſen, die noch übrigen Strophen des Abendliedes mitzuſingen.

Der Tag neigte ſich nun wirklich zum Ende; — es war, wie wir wiſſen, der Sonntag, an welchem Blanchard in Braunſchweig aufſtieg. Dieſe Stadt zu erreichen, war heute nicht möglich; es hatte aber das Fräulein von Brumbei in einem ſeitwärts von der Straße gelegenen Dorfe einen alten Bekannten, den Paſtor Reimers, bei welchem ſie ſich ein Nachtlager erbeten hatte, und der ſie nebſt ihrem Gefolge gaſtfreundſchaftlich aufnahm. Da dieſer nur zwei Betten liefern konnte, mußte Meta das eine derſelben mit der Kammerjungfer theilen. Suſanna war ein munteres Mädchen; ſie hatte vormals in Braunſchweig gedient, und dort allerlei kleine Liebesabenteuer beſtanden. Die böſe Welt pflegt ſolche unſchuldige Verirrungen zuweilen lieblos zu beurtheilen; das war auch Suſannen begegnet; arge Läſterzungen hatten ihren Ruf zweideutig zu machen geſucht; ſie war von der Dame, bei welcher ſie gedient hatte, nicht auf die ehrenvollſte Weiſe verabſchiedet worden, und hierauf aus Verzweiflung auf's Land gegangen, da ſie denn endlich Gelegenheit gefunden hatte, durch den vorhin erwähnten Cavallerie-Officier dem alten Fräulein empfohlen zu werden. Ihr Verlangen, das liebe Braunſchweig wieder zu ſehen, gab ihr kräftige Gründe ein, ihre Herrſchaft in dem Vorſatze, nach dieſer Stadt zu reiſen, zu beſtärken, und niemand war froher, als ſie, daß dieſe Reiſe zu Stande kam.

Nichts iſt leichter geſtiftet und leichter getrennt, als die Freundſchaft und Vertraulichkeit unter jungen Mädchen. Kaum war Suſanna mit der Jungfer Dornbuſch allein in ihrem Kämmerlein, (die alte Dame pflegte ſich, mit ſchwerem Haupte, früh zu Bette zu legen,) als ſie zuerſt begann, ihrem Spotte uber das fromme Fräulein freien Lauf zu laſſen; dann entlockte ſie Margarethen das Geheimniß ihrer Herzensangelegenheit, und gewann bald durch die Theilnahme, welche ſie ihr bezeigte, ihr ganzes Zutrauen. Wir haben einmal in einem hübſchen Buche geleſen, daß junge Frauenzimmer vor allen andern Urſache haben, in der Wahl ihrer Vertrauten vorſichtig zu ſein; daß ſo Manche bloß dadurch fallen, daß ſie ſich ſolchen Perſonen in die Hände liefern, und denen tauſend gute Eigenſchaften zutrauen, welche ihren Leidenſchaften ſchmeicheln. Der Autor jenes Werks hatte dies gar artig aus einander geſetzt; ich kann aber das Buch jetzt nicht wieder auffinden, ſonſt ſchriebe ich die Stelle ganz ab; doch vielleicht nehmen die Leſerinnen Gelegenheit, aus der Geſchichte unſerer Freundinn ſelbſt ſich die nöthigen Lehren herauszuziehen; wir fahren alſo in unſerer Erzählung fort.

Am Montage ging die Reiſe weiter, und unſere Damen erreichten vor Mittag noch die Stadt Braunſchweig. Suſanna hatte indeß beim Ankleiden ihrer Herrſchaft Gelegenheit gefunden, derſelben die neue Freundinn ſo warm zu empfehlen, daß jetzt ſchon nicht mehr die Rede davon war, ſich eher von Margarethen zu trennen, bis dieſe von ihrem vorgeblichen Vetter würde abgeholt werden.

Das Fräulein von Brumbei hatte ſich, auf Empfehlung ihrer Zofe, die ihr ganzes Zutrauen beſaß, ein paar kleine Zimmer im Hauſe des Schuſters Wöllner, unfern dem Opernhauſe, für die Zeit ihres Aufenthalts in Braunſchweig gemiethet. Dieſer Schuſter war ein andächtiger Heuchler, der ſehr viel von der reinen Lehre und dem innern Lichte redete, ſeines Amtsbruders Jacob Bohms Schriften las, Betſtunden für Perſonen beiderlei Geſchlechts in ſeinem Hauſe hielt, übrigens aber ein Erzſchurke war, und auf Pfänder lieh. — Ich bitte die geneigten Leſerinnen nun nochmals, zu überlegen, welche ſchreckliche Folgen die erſte Uebereilung der Jungfer Dornbuſch für ſie hätte haben können, da wir ſie jetzt von ſolchen Menſchen umgeben ſehen müſſen.

Sobald die Geſellſchaft Beſitz von ihrer Wohnung genommen hatte, ſetzte ſich Meta hin, und ſchrieb dem Freunde ihrer Seele einen zärtlichen Brief. Sie urtheilte nicht ohne Wahrſcheinlichkeit, es werde der Hauptmann, ſobald er in Peina im Poſthauſe erfahren hatte, wohin der Förſter mit ihr gereiſet ſei, auch ſeinen Weg nach Goslar genommen haben, wohin er, als Werbeofficier, ohnehin in wenig Tagen zurückkehren mußte. In jedem Falle alſo ſchien es ihr am ſicherſten, dahin ihren Brief mit der Poſt zu ſchicken. Hätte ſie das früher überlegt, ſo hätte ſie in der That nicht nöthig gehabt, zu entlaufen, denn ſie konnte ſich doch leicht einbilden, daß Previllier nicht lange ſäumen würde, ihr nachzureiſen, und dann war, an der Seite dieſes braven Kriegsmannes, von der Gewalt des Oheims nicht viel zu fürchten. Allein die Idee der Flucht war romanhafter, und folglich wurde ſie vorgezogen.

Der Brief war nun fort, und da ſie, bis Antwort oder den Philoſophen ſpielen; bald würde ich mich, wie Diogenes in eine Tonne einquartieren; Andre zuckten bedächtlich die Achſeln und verſicherten: ſie wüßten aus gewiſſer Hand, daß es mit meinen Vermögens Umſtänden ſehr mißlich ausſähe, und auf dies Gerücht kamen wenig Tage nachher ein paar Handwerksleute, denen ich kleine Rechnungen zu bezahlen hatte und forderten ihr Geld; ich befriedigte ſie und lachte innerlich: »Alſo bekümmern ſich die guten lieben Leute auch um Deine öconomiſchen Umſtände?« ſagte ich; »Ey nun! auch das wird ja aufhören, wenn ſie ſehen, daß Du ruhig Deinen Weg fortgehſt, von ihnen ganz vergeſſen ſeyn willſt und Dich nicht in ihre häuslichen Geſchäfte miſcheſt.«

Auf einem von meinen einſamen Spaziergängen traf ich einen Knaben an, der im Begriff war, einen Hund zu erſäufen, weil, wie er ſagte, ſeine Eltern, die kaum ſich ſelber ernähren könnten, nicht im Stande wären, das Thier zu füttern. Es war ein garſtiger ſchwarzer Pudel; ich errettete ihn vom Tode und nahm ihn mit mir; Er gewöhnte ſich bald an mich und wurde mir ſo treu, wie nie ein Menſch mir geweſen iſt. Indeſſen hatte ich mich bey dem Knaben nach der Wohnung und den Umſtänden ſeines Vaters erkundigt. Dieſer war ein Krämer und der Liebhaber ſelbſt kommen würde, ſicher und unentdeckt in Braunſchweig bleiben konnte, fing ſie an, ſich zu erheitern, und an dem ungewohnten Anblicke der Volksmenge, die zur Meßzeit die Straßen von Braunſchweig anfüllt, ihre Augen zu weiden. Suſanne aber nützte dieſe muntere Stimmung, ſtand neben ihr am Fenſter, und machte ihr reizende Schilderungen von den Annehmlichkeiten dieſer großen Stadt.

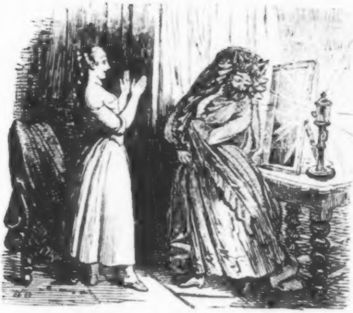
So kam der Abend herbei, — ein ſchöner heiterer Sommerabend. Die alte Dame hatte, aus Freude über ihre glückliche Ankunft, ihrer gewöhnlichen Portion Herzſtärkung ein paar Gläſer Ratafia hinzugefügt; das pflegt dann den Schlaf zu befördern; und ſo war ſie ſchon um acht Uhr zu Bette gegangen. »Es wäre Sünde,« ſagte Suſanne zu ihrer neuen Freundinn, »wenn man ſich bei dem herrlichen Wetter im Zimmer einſperren wollte. Wenigſtens ſollten wir doch vor der Hausthür ein wenig auf- und abgehen.« Margaretha Dornbuſch ließ ſich den Vorſchlag gefallen; ſie ſchlenderten Arm in Arm längs dem Opernhauſe und auf dem benachbarten Kirchhofe hin und her. Nun wurde, wie die Leſer wiſſen, an dieſem Montage Maskerade im Opernhauſe gegeben; Suſanne wußte das, denn ſie hatte ſchon, während unſere Freundinn ſchrieb, allerlei Beſuche gehabt, Leute verſchickt und Verabredungen genommen.

Jetzt fing ſie an, Margarethen, die dergleichen Feſten nie beigewohnt hatte, eine reizende Schilderung von dem Vergnügen zu machen, das man auf einem ſolchen Balle ſchmeckte. »Ich habe einen guten Einfall, meine Liebe!«

ſetzte ſie hinzu; »wir könnten uns leicht, als Fledermäuſe maskirt, auf eine Stunde hinſchleichen. Niemand kennt uns; wir gehen da mit einander durch das Gewühl von verkleideten Menſchen umher, Arm in Arm, wie wir hier gehen. Es wird Sie aufheitern, da Sie doch noch nie eine Maskerade geſehen haben; meine Alte erfährt nichts davon; unſere Wirthsleute ſind gute Menſchen, und ehe es Bettgehenzeit iſt, ſind wir wieder zu Hauſe.«

Margarethen wollte anfangs dieſer Plan nicht gefallen; er kam ihr zu kühn vor; allein die Sache ſchien ja ſo unſchuldig; ſie war in einer ſo ruhigen Stimmung, worauf die angenehme Abendluft, das Gefühl einer nie genoſſenen Freiheit, der Anblick der ſchönen, lebhaften Straßen, und die Hoffnung, vielleicht morgen ſchon den Freund ihres Herzens in ihre Arme eilen zu ſehen, vortheilhaft wirkten; ihre Neugier, ein ihr ſo fremdes Schauſpiel kennen zu lernen, wurde immer auf's Neue gereizt, ſo oft ſie, in Kutſchen, Portechaiſen und zu Fuße, einen friſchen Transport von verkleideten Perſonen beiderlei Geſchlechts in das nahe gelegene Opernhaus eintreten ſah, — und kurz! ſie gab dem Vorſchlage Gehör, und entſchloß ſich, den Spaß in der Nähe anzuſehen.

Hier, mein Herr, liegen zwei Louisd'or; nehmen Sie dies Geld, und laſſen mir dafür mit dem Poſtwagen einen Philoſophen kommen, der mir auf beſcheidenere Art dieſen und ähnliche Widerſprüche im weiblichen Charakter erkläre! Ein züchtiges, junges Mädchen, das noch vor vier und zwanzig Stunden voll Verzweiflung war über die gewaltſame Trennung von dem einzigen geliebten Gegenſtande, da ſie nun unter fremden Leuten herumirren muß, fern von allem, was ihr theuer und werth iſt, rennt jetzt leichtſinnig mit einer zweideutigen Unbekannten in das Getümmel vermummter Freudenkinder; ein Frauenzimmer, das ſo viel Bücher über Menſchenkenntniß geleſen, und aus Romanen gelernt hat, ſich entführen zu laſſen, ahnet nicht, daß ſie einer verdächtigen Rathgeberinn in die Hände gefallen iſt, da ſie doch gewiß zwanzigmal in ihren Büchern die traurigen Folgen ähnlicher leichtſinniger Schritte geſchildert gefunden? Sollen wir hier lauter gegen die ſchädlichen Wirkungen einer übel gewählten Lectüre, oder gegen die Inconſequenzen des ſchönen Geſchlechts declamiren? Es giebt ſtrenge Moraliſten, welche behaupten, die Urſache, warum auch die feinſte Menſchenkunde oft bei Beobachtung des weiblichen Charakters ſcheitere, liege darin, daß die Frauenzimmer eigentlich gar keinen Charakter hätten, ſondern unaufhörlich von unzuſammenhängenden Launen und Grillen regiert würden; es ſei eben ſo wenig möglich, vorauszuſagen, auf welche Weiſe ein Weib ſich in der folgenden Viertelſtunde bei dieſem oder jenem Vorfalle betragen möchte, wie es ſelbſt dem geſchickteſten Tanzmeiſter möglich ſei, zu beſtimmen, was für Schritte ein herumſpringender wilder Indianer machen würde. — Wir halten das für bare Verleumdung, und glauben vielmehr, es liege die Schuld nur daran, daß theils dies Geſchlecht die feineren Uebergänge ihrer Leidenſchaften, wodurch ihre Handlungen motivirt werden, ſorgfältiger verborgen hielte, theils das Spiel dieſer Uebergänge in ihnen ſchneller als in uns vorginge. Aber wo gerathen wir hin? Bleiben wir bei der Klinge.



Die beiden Frauenzimmer vermummten ſich alſo en Chauve-souris, ſchlichen nach dem Opernſaale hin, und miſchten ſich unter den Haufen der Maſken. Sie hatten ſich kaum einmal von dem Eingange bis zum Ende des Theaters gedrängt, als ein männlicher Domino ſogleich die ſchwarzäugige Kammerjungfer erkannte, auf ſie zueilte, ihr die Hand drückte und ausrief: »Ei, Suſannchen! wie kommſt Du hieher? »Um Gottes willen!« ſagte Margaretha, »wer iſt das?« — Es war ein Vetter. Aber bald kamen der Vettern ſo viele, und unter dieſen ſo manche, die nicht die beſcheidenſte Sprache führten. »Wie führt Dich der Teufel wieder nach Braunſchweig, Du Wettermädchen?« ſprach der Eine. »Bei meiner Seele! da iſt unſere kleine runde Hexe,« ſprach der Andere, und lachte laut auf. »Und wen haſt Du denn da bei Dir?«

erſcholl die dritte Stimme; »das iſt gewiß neue Waare vom Lande!«

Nun erſt fing unſere arme Meta an, zu argwöhnen, daß ſie einen übereilten Schritt gethan hätte, daß ſie nicht in die beſte Geſellſchaft gerathen wäre, und nun wurde ihr Herzchen ſchwer und traurig. Indeß hatte ſich der Cirkel der alten Bekannten um Suſannen und ihre Begleiterinn vermehrt; man fing an, ſich allerlei freie Reden gegen ſie zu erlauben, und zwei junge Herren drangen mit Ungeſtüm darauf, daß ſie mit ihnen in eine von den Logen gehen ſollten.

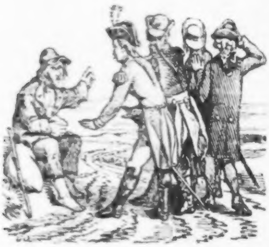
Margaretha gerieth in die äußerſte Verlegenheit, und war im Begriff, laut zu ſchreien, als ein Mann in einem ſchwarzen Tabareau, der ſchon eine Zeit lang beide Mädchen beobachtet, und hauptſächlich ſeine Aufmerkſamkeit auf Margarethens Schuhſchnallen (oder waren es Bandſchleifen?) geheftet hatte, die ihm bekannt vorkamen, begleitet von einer andern Perſon, ſich mit Gewalt durch den Haufen drängte. — »Bei Gott, ſie iſt es!« rief er aus, und ſchloß Meta in ſeine Arme. — Rathen Sie nicht länger, hochgeehrteſte Leſer! Es war kein Anderer, als der Hauptmann Previllier; und wie der hierher kam, das ſollen Sie bald erfahren. Laſſen Sie mich nur erſt Odem ſchöpfen!

Vierzehntes Capitel.

Auf der Maskerade in Braunſchweig führt der Himmel die Seinigen wunderlich zuſammen.

Wir haben die Geſellſchaft in Steinbrüggen in dem Augenblicke verlaſſen, als der alte Dornbuſch ſeinen Bruder, den Förſter, nach einer ſo langjährigen Entfernung wieder umarmte, die Freude der beiden Brüder aber ſowohl, als die des Paſtors Schottenius und des Hauptmanns Previllier durch die Flucht des lieben jungen Frauenzimmers ſehr gemindert wurde. Ich habe mich bei Schilderung dieſer Zuſammenkunft nicht lange verweilt; in allen Romanen und Schauſpielen können Sie dergleichen Wiederfindungsſcenen beſchrieben finden. Zudem konnte man ſich nicht dabei aufhalten: es war keine Zeit zu verlieren, um, wo möglich, Margarethen wieder aufzufinden. Die offenſtehende Hinterthür des Gartens, in welchem ſie ſpazieren gegangen war, ließ keinen Zweifel übrig, daß ſie da hinaus entflohen wäre; unſere vier Reiſende liefen desfalls von dort aus nach verſchiedenen Richtungen in das weite Feld hinein, blickten um ſich her, ſo weit ſie konnten, und fragten jeden Bauer, der ihnen auf dieſen Wegen aufſtieß, ob ihm kein Frauenzimmer begegnet wäre. Der Förſter, als ein guter Waidmann, nahm noch andere Merkzeichen zu Hülfe; er bemühte ſich nämlich, die Fährte von den hohen weiblichen Abſätzen aufzuſpüren, und dies gelang ihm. Sobald er auf der Spur war, pfiff er auf der Hand, und verſammelte dadurch ſeine Geſellſchafter wieder um ſich. Nun gingen Alle den Fußtritten nach, und kamen dann an den vorhin beſchriebenen Kreuzweg, — aber fort war hier die Spur.

Indeſſen werden die Leſer ſich noch eines ſichern Bettlers erinnern, der auf dem Reiſekoffer des Fräuleins von Brumbei Platz genommen. Er hatte ſich die Erlaubniß dazu von dem Fuhrmanne durch Bitten und einen kleinen Reſt Rauchtaback erkauft, zu welchem er, ich weiß nicht wie, gekommen war. Als aber durch Margaretha Dornbuſch die Geſellſchaft im Wagen, und folglich die Laſt der drei magern Pferde vermehrt wurde, der Taback auch ſchon längſt verbraucht war, fühlte unſer Kutſcher nicht länger Beruf, den fremden Gaſt bei der Bagage zu dulden, ſondern zwang ihn, abzuſteigen. Der Bettler fand ſich chriſtlich in ſein Schickſal. Bevor er aber ſeinen Weg zu Fuß fortſetzte, lagerte er ſich in das Gras hin, zog ein Stück ſchwarzes Brod und einen Käſe aus ſeinem Sacke, und hielt offene Tafel unter Gottes freiem Himmel. Vornehme Leute pflegen ſchnell zu eſſen, ohne Zweifel, weil ſie mit ihren, dem Beſten der Menſchheit gewidmeten Stunden ſparſam umgehen. — Gemeine Menſchen hingegen nehmen ſich gewöhnlich alle Muße zu dieſem Geſchäfte, — das iſt ja auch der einzige Genuß, bei welchem es ihnen vergönnt iſt, der ſchweren Mühſeligkeiten ihres Lebens zu vergeſſen. Der Bettler ſpeiſete noch, als die vier Fremden an dieſen Platz kamen; ſie fragten alſo auch ihn, ob er kein weibliches Geſchöpf hier wahrgenommen hätte, und erfuhren, daß Margaretha zu der alten Dame in die Kutſche geſtiegen, und mit ihr auf dem Wege nach Braunſchweig fortgefahren wäre. Jetzt wurde Anſtalt zum Nachſetzen gemacht; allein durch die Langſamkeit der Poſtknechte verging noch ſo viel Zeit, daß das Frauenzimmer-Fuhrwerk nun einen Vorſprung von wenigſtens einer Stunde gewonnen hatte. Da es jedoch mit den drei Pferden gar nicht ſchnell ging, ſo würden die vier Herren ſie gewiß eingeholt haben, hätte nicht, wie im vorigen Capitel iſt erzählt worden, das alte Fräulein, von der Straße ab, den Weg nach dem Dorfe zu genommen, wo ſie bei dem Paſtor Reimers das Nachtlager beſtellt hatte. Des Sonntags trifft man wenig Leute auf dem



Felde an; unſere Freunde konnten daher Niemand finden, der ihnen über dieſen Punkt Aufklärung gegeben hätte; und als ſie nun immer weiter fuhren, und endlich ein Dorf erreichten, zeigte ſich's, daß niemand eine ſolche Stiftsdamen-Kutſche wollte geſehen haben.

Verſchwunden konnte ſie indeſſen nicht ſein; unſere Geſellſchaft wußte, daß die Dame nach Braunſchweig hatte reiſen wollen: folglich ſchien es ihnen am zweckmäßigſten, dieſen Weg zu verfolgen.

Ich erzähle den Leſern nichts von den Geſprächen, welche die Herren unterweges führten. Der alte Dornbuſch war ein zu verſtändiger Mann, um, wenn eine Sache nicht mehr zu ändern war, hintennach lange darüber zu moraliſiren; er machte alſo ſeinem Bruder um ſo weniger Vorwürfe über ſein Betragen gegen Margarethen, da er die gute Abſicht deſſelben, dem Mädchen einen reichen Mann zu geben, nicht mißkennen konnte. Der Förſter, von ſeiner Seite, war ſehr zufrieden mit der perſönlichen Bekanntſchaft des Hauptmanns; der Paſtor aber konnte nicht ganz ſeine Neugier unterdrücken, etwas von den Familienumſtänden deſſelben zu erfahren, da denn der alte Dornbuſch ſich bewogen fand, die Hauptumſtände aus den Papieren, welche ihm bei Führung des Prozeſſes in Paris zum Leitfaden gedient hatten, zu erzählen, wie folget. ––

Nein, meine hochgeehrteſten Leſer! wir wollen es dabei bewenden laſſen: die Epiſoden nehmen ſonſt kein Ende. Was kann Ihnen damit gedient ſein, genauere Nachricht von dem Geſchlechte der Previlliers zu erhalten? Sind doch die Leute ſämmtlich todt, deren Schickſale wir da erzählen müßten! — bleiben wir bei den Lebendigen! Die einbrechende Nacht bewog die Reiſenden, in einem einzeln gelegenen Wirthshauſe zu übernachten; am andern Tage kamen ſie in Braunſchweig an.

Das erſte Geſchäft des Hauptmanns wurde nun, zu erforſchen, ob die Frauenzimmer geſtern oder heute in das Thor einpaſſirt wären; allein wie konnte bei der Menge von Equipagen, die jetzt ein- und ausfuhren, der wachthabende Officier davon Rechenſchaft geben? Es wurde alſo in allen Wirthshäuſern Nachfrage angeſtellt; allein auch da war kein Troſt zu holen. — Der Abend kam heran, ohne daß man etwas von Margarethen erfuhr.

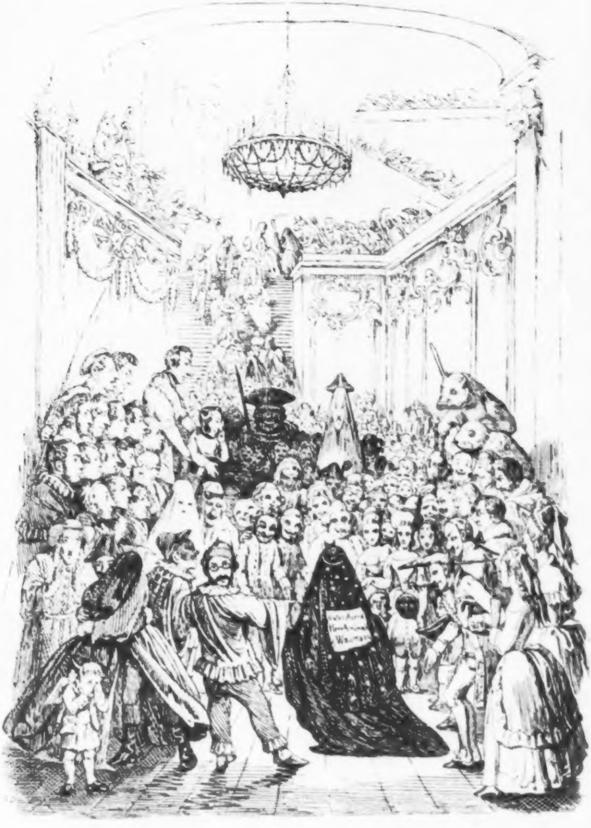
Jetzt erſt fiel es der Geſellſchaft ein, daß der Amtmann Waumann nebſt ſeinem Sohne vermuthlich noch in Braunſchweig ſein mußte. Man wußte, daß er im goldnen Engel abgetreten war, ging dahin, erfuhr, daß er im Prinzen Eugen geſpeiſet hatte, ſuchte ihn auch da auf, und erhielt die Nachricht, er ſei zur Maskerade gegangen. Sprechen mußte man den Amtmann doch, um ihm von der veränderten Lage der Sache Nachricht zu geben; es war zu vermuthen, daß er vielleicht erſt gegen Morgen zu Hauſe kommen, und dann gleich fortreiſen würde; ein guter Genius gab daher dem Hauptmann den Gedanken ein, einen Tabareau zu miethen, einen Augenblick auf den Ball zu gehen, und Waumann, Vater und Sohn, dort aufzuſuchen. — Der alte Dornbuſch begleitete ſeinen Pflegeſohn.

Hier war es nun, wo auf einmal, ſehr unerwartet, Preehemals in guten Vermögens-Umſtänden geweſen, nun aber durch betrügeriſche Banquerotte andrer Kaufleute, mit denen er in Abrechnung geſtanden, gänzlich zurückgekommen und noch obendrein gefährlich krank, ohne Arzt und Arzney bezahlen zu können. Ich ließ mich von dem Knaben hinführen; in einer abgelegenen Straße war ein kleines Stübchen eines Hintergebäudes, kärglich mit Hausrathe verſehn, der Aufenthalt des Unglücklichen, dem es an allen Gemächlichkeiten des Lebens fehlte. Ohne viel Worte zu machen, both ich ihm meine Hülfe an, die er, nach einiger Weigerung, auf Zureden ſeiner Frau, annahm Zuerſt ſorgte ich für die Herſtellung ſeiner Geſundheit, die weniger heroiſcher Arzneymittel, als vielmehr einer beſſern Pflege bedurfte; dann veranſtaltete ich, daß ſein einziger Sohn auf meine Koſten eine öffentliche Schule beſuchte, und endlich ſchoß ich ihm ein kleines Capital vor, womit er wieder einen Handel anfangen konnte. Der Erfolg entſprach meinen Wünſchen; er bezog ein andres Haus, an einer lebhaftern Straße gelegen; es fanden ſich Käufer ein; der Mann war fleißig, ordentlich, gab gute Waare und kam wieder empor; der Sohn erwarb ſich den Beyfall ſeiner Lehrer, und ich beſuchte zuweilen die Familie, um die Freude zu haben, frohe Menſchen zu ſehn, die durch mich froh waren.

villier ſeine Geliebte antraf, und mit der Ausrufung: »Bei Gott, ſie iſt es!« in ſeine Arme ſchloß.

Eine Maskerade iſt nicht der Ort zu zärtlichen Scenen von feinerer Art. Ohne daher ſich die Zeit zu weitläufigen Erläuterungen zu nehmen, ja, ohne einmal Margarethen zu ſagen, daß der Mann, welchen Sie an der Seite ihres Freundes erblickte, ihr Vater wäre, bat Previllier ſie nur, ſogleich mit ihm das Getümmel zu verlaſſen. Jungfer Suſanne hatte ſich weislich im Gedränge verloren, ſobald der Capitain ſeine Meta erkannt hatte; und ſchon war man im Begriff, aus dem Saale zu gehen, als, zur größten Verwunderung unſerer Freunde, von einer Menge Stimmen laut die Worte erſchollen: »Guten Abend, Herr Amtmann Waumann! Guten Abend!« Wie dies zuging, ſoll jetzt erzählt werden; ich bilde mir etwas darauf ein, daß keiner meiner hochgeehrteſten Leſer es errathen kann.

Die beiden jungen ſchönen Geiſter, welche die Geſellſchaft aus dem Prinzen Eugen verleitet hatten, die Maskerade zu beſuchen, hofften chriſtlich, dieſe Menſchen ſollten durch ihre alberne Verkleidung ſo viel Aufſehen erregen, daß ſie preisgemacht würden; allein es fiel anders aus: — Niemand bekümmerte ſich um die geſchmackloſen Masken. Um nun ihres Zwecks nicht zu verfehlen, nahmen ſie zu andern loſen Streichen ihre Zuflucht. Der Licentiat Bocksleder war ſo enge in ſeine Beelzebubshaut eingezwängt, daß er bei dem Gedränge der großen Menge Leute beinahe ohnmächtig wurde, ehe die Geſellſchaft zweimal den Saal auf- und abſpaziert war. Der Student ſchlug ihm daher vor, in ein Nebenzimmer zu gehen, wo Punſch geſchenkt wurde. Er that es; ſeine Familie ging mit ihm. Der Student hatte ſich mit einem Mannatränklein verſehen, welches er ihm auf liſtige Weiſe mit dem Punſch eingab. Wir hoffen, es ſoll ihm nicht übel bekommen, finden aber für gut, ihn zu verlaſſen, ehe die Arznei anfängt, zu wirken; vermuthlich wird er, nicht mit den angenehmſten Empfindungen, nach Hauſe geſchlichen, und am folgenden Tage nach Schöppenſtedt zurückgereiſet ſein. Musjo Valentin war bald des verabredeten Schleppträgeramts müde; er fing alſo an, auf ſeine eigne Hand im Saale umher zu wandeln. Nun hatte denn der Dichter Klingelzieher den Herrn Amtmann allein an ſeiner Seite, und um ſich für die Langeweile bezahlt zu machen, welche ihm dieſe Geſellſchaft verurſachte, führte er ein Schelmenſtück aus, worauf er ſich vorbereitet hatte. Er heftete nämlich ein Blatt Papier an den Rücken ſeines Gefährten, worauf mit großen Buchſtaben geſchrieben ſtand: »Guten Abend, Herr Amtmann Waumann!« Es war natürlich, daß die, welche unmittelbar hinter ihnen ſtanden und gingen, dieſe Worte laut herlaſen. Anfangs nun, als der gute Amtmann ſeinen Namen nennen hörte, wunderte es ihn zwar, woher es käme, daß man ihn hier erkannte; doch glaubte er, den guten Abend erwiedern zu müſſen. Allein kaum drehte er ſich, um »einen ſchönen guten Abend!« zurückzugeben, ſo erſcholl nun von der andern Seite das: »Guten Abend, Herr Amtmann!« Bald war ein großer Cirkel von Kindern und Spaßvögeln um ihn verſammelt; Herr Klingelzieher hatte ſich unſichtbar gemacht, und in dem Augenblicke der größten Verlegenheit, worin der Amtmann, fortgetrieben von einem Haufen guten Abend wünſchender



Un
Münc

Leute, ſich befand, kam er an den Platz, wo Margaretha, der Hauptmann Previllier und der alte Dernbuſch ſtanden. Sobald Dieſe ſahen, worauf es ankam, näherten ſie ſich ihm, riſſen ihm den Zettel ab, gaben ſich ihm zu erkennen, und baten ihn, mit ihnen nach Hauſe zu fahren. Der junge Herr wurde aufgeſucht; man verließ die Maskerade, und begab ſich in das Hôtel d'Angleterre, wo ſie den Paſtor und den Förſter antrafen.

Funfzehntes Capitel.

Abreiſe von Braunſchweig. Neue Irrung, die bei dieſer Gelegenheit vorgeht.

Wir trauen es dem feinen Geſchmacke der Leſer dieſes Werks zu, daß ſie gewiß die Kunſt werden bewundert haben, mit welcher der Autor alle Hauptperſonen ſeines Drama, gleichſam zum fünften Act, in Braunſchweig zuſammen zu führen gewußt hat. Jetzt ſcheint nichts zu fehlen, als daß der Hauptmann Previllier mit ſeiner Meta Hochzeit mache; Ehren Schottenius könnte die Trauung verrichten, und bei dieſer Gelegenheit ſeine acht und funfzigſte Rede halten, und der Dichter Klingelzieher allenfalls für die Gebühr ein Carmen darauf verfertigen; die Waumannsfamilie aber ließe man mit langer Naſe abziehen. Allein da erhalten wir, zu unſerm großen Schrecken, ſo eben einen Brief von unſerm Herrn Verleger, worin derſelbe meldet, es komme diejenige Bogenzahl beim Drucke nicht heraus, für welche er das Honorarium vorgeſchoſſen, ſo daß uns dies in die Nothwendigkeit ſetzt, entweder einen

Theil des Geldes wieder herauszugeben, oder noch einmal ſorgfältig unſere geſammelten Documente und Nachrichten durchzublättern, um zu ſehen, ob ſich darin nicht noch Stoff zu einigen Seiten findet; — und ſiehe da! uns iſt geholfen. Wir dürfen nur ein paar kleine Anekdoten aus der Geſchichte des Amtmanns und ſeines Sohnes, die gerade in dieſen Zeitpunct fallen, mit hier anreihen, wodurch zugleich den ſonderbaren Begebenheiten, welche dieſen Perſonen auf ihrer Reiſe begegnet ſind, die Krone aufgeſetzt wird.

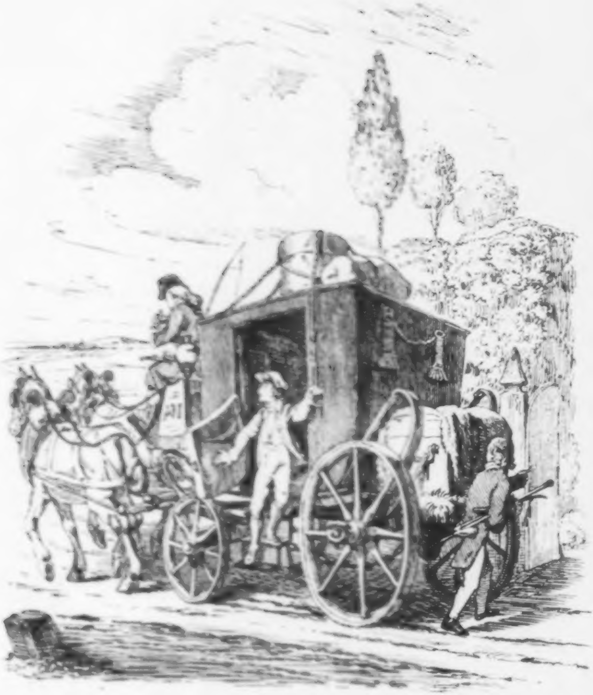
Von den übrigen Perſonen haben wir wenig mehr zu ſagen. Daß Margarethe ſich ganz gewaltig darüber freute, ihren Vater lebendig vor ſich zu ſehen; daß dieſer in ihre Verbindung mit dem Hauptmann einwilligte; daß der Förſter froh war, die Sache eine ſo gute Wendung nehmen zu ſehen, und daß der Herr Paſtor Gottes reichen Segen und alles erſprießliche Wohlergehen dazu wünſchte: das verſteht ſich nun wohl von ſelber. Der Herr Amtmann Waumann hingegen ſchien das Ding anfangs ein wenig krumm nehmen zu wollen, beſonders als er etwas von den oſtindiſchen Geldern witterte, die das Jüngferchen einſt erben würde; indeſſen ſah er bald ein, daß in via juris die Sache gegen Vater und Tochter nicht würde durchzuſetzen ſein. Gern hätte er ſich nun wenigſtens ein rundes Sümmchen Schmerzensgeld bezahlen laſſen; aber der Paſtor redete ihm liebreich zu, dieſen Wunſch nicht einmal laut zu eröffnen. Da übrigens Herr Valentin aus Urſachen, die ſich noch in dieſem Buche entwickeln werden, ſich gewaltig froh bezeugte, dieſer Heirath aus dem Wege zu kommen, wurde endlich ſein Vater ganz beruhigt, und ſtattete dem hochverehrten Brautpaare ſeine gehorſamſte Gratulation ab.

Nun wurden die nöthigen Verabredungen, ſowohl wegen der Rückreiſe als wegen der künftigen Einrichtungen, genommen. Herr Waumann hatte Pferde beſtellt, um früh Morgens um vier Uhr nach Bieſterberg zurückzukehren; die übrige Geſellſchaft aber hielt es für anſtändig, erſt auf einige Tage nach Goslar zu fahren, um dort, wo Meta künftig, ſo lange die Werbung dauerte, mit ihrem Gatten wohnen ſollte, den böſen Leuten das Maul über ihre Flucht zu ſtopfen. Dann aber ſollte die Hochzeit in des ehrlichen Förſters Heimath gefeiert werden. Der alte Dornbuſch ließ ſich den Plan gefallen, ein, zwei Meilen von Bieſterberg gelegenes, adliges Gut zu kaufen, und den Reſt ſeines Lebens in der Nähe ſeines Bruders hinzubringen. Der Amtmann unternahm es, den Handel zu ſchließen, und rechnete dabei auf ein paar Procentchen. Nach dieſen Verabredungen ſchied die Geſellſchaft aus einander, und empfahl ſich gegenſeitig bis auf Wiederſehen.

Es war nahe an drei Uhr nach Mitternacht, als die beiden muthwilligen jungen Gelehrten vom Balle nach Hauſe kamen; ſie waren, wie der Amtmann, im goldnen Engel abgetreten. Nun ſchien es ihnen nicht mehr der Mühe werth, ſich zu Bette zu legen; folglich beſchloſſen ſie, den Morgen bei einer Pfeife Taback zu erwarten.

Schon fingen Langeweile und Müdigkeit an, ſie dieſen Vorſatz bereuen zu laſſen, als ein Poſtknecht mit vier Pferden, beſtimmt, die beiden Waumänner in der ſchönen

Un [illegible]
München



Um eben dieſe Zeit erhielt ich unerwartet einen Brief von meinem ehemaligen Secretair. — Ich glaube, ich habe vergeſſen, Ihnen ſeinen Namen zu nennen; er hieß Grießmann — Sie erinnern Sich wohl noch, daß ich Ihnen erzählt habe, wie undankbar dieſer Menſch an mir handelte. Sobald er erfahren hatte, daß mir ſeine Verrätherey bekannt war, und das geſchahe, noch ehe ich *** verließ, hatte er mich um ſeinen Abſchied gebeten, und ihn erhalten. Er ſchmeichelte ſich damals mit der Hoffnung, der Baron Roſenſtein würde ihn reichlich für ſeine Spions-Dienſte belohnen; allein, wie denn dergleichen unedle Geſchäfte mehrentheils mit ſonſt nichts, als mit Verachtung bezahlt zu werden pflegen, ſobald man des Böſewichts nicht mehr bedarf, deſſen man ſich dazu bedient hat; ſo bettelte auch vergebens Herr Grießmann um den Sold ſeiner Sünden. Ich glaube nicht, daß Lerchenhayn etwas für ihn würde gethan haben; allein dieſer war auch kürzlich an einem hitzigen Fieber geſtorben. Herr Grießmann war alſo ohne allen Schutz, ſo arm, als ehemals, und ärmer, durch die Schulden ſeines Gewiſſens. In dieſer Verlegenheit erkühnte er ſich, an mich zu ſchreiben, in den niederträchtigſten Ausdrücken ſich ſelbſt anzuklagen, mich um Verzeihung und um großmüthige Hülfe zu bitten. Meine Antwort war meiner da-

mali-

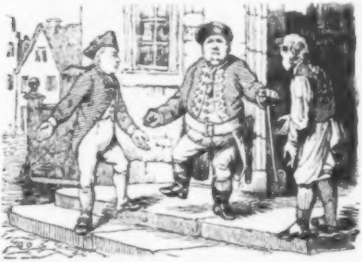
Amtskutſche bis Peina zu führen, mehr Lebhaftigkeit in das Haus brachte. Er ſtieß in ſein Horn; Hausknecht und Mägde kamen nach und nach auf die Beine; der Amtmann wurde geweckt, das Feuer zum Caffee angelegt, die Kutſche hervorgeholt und geſchmiert. Dann ſtieg der Wagenmeiſter zu dem Herrn Amtmann hinauf, ließ ſich das Geld bezahlen, und ſagte, als er fortging, zum Poſtillon: »Es iſt alles richtig gemacht.«

»Ich habe einen närriſchen Einfall, Bruder Klingelzieher!« ſprach der Student. »Der Poſtknecht weiß nicht, wen er fahren ſoll; wie wäre es, wenn *wir* ſtatt des Amtmanns einſtiegen?«

Gedacht, gethan! Die Kutſche ſtand angeſpannt vor der Thür; der Koffer war aufgebunden; Herr Waumann und ſein Erbe beſchäftigten ſich noch in ihrem abgelegenen Zimmer mit dem Frühſtücke; da kamen die beiden Genies, in ihre Oberröcke gehüllt, ſchnell aus der Thür des goldnen Engels getreten und ſtiegen ein: »Fahr zu, Schwager!« riefen ſie. Fort raſſelte der alte Reiſekaſten, ehe jemand im Hauſe etwas davon gewahr wurde.

Als der Poſtillon vor das Petri-Thor kam, ließ er ſeine Pferde noch eine kleine Strecke lang einen ſchnellen Trott laufen; dann hielt er ſie zum Schritte an, holte ſeine Pfeife aus der Taſche hervor, und indem er ſie ſtopfte und ſorglos vor ſich hinſah, öffneten die jungen Herren leiſe eine Kutſchenthür, ſtiegen aus, ſprangen, ohne von ihm bemerkt zu werden, in einen Garten, und ließen das Fuhrwerk leer weiter fahren.

»Jetzt wird es wohl Zeit ſein, mein Sohnchen!« ſagte der Amtmann, bezahlte ſeine Zeche, und ſchritt die Treppe hinab.



»Wo iſt denn unſere Kutſche?« fragte er den Hausknecht. Der Hausknecht wußte ihm keinen Beſcheid zu geben; niemand wußte zu ſagen, was mit dem Fuhrwerke vorgegangen wäre. Endlich, nach vielfachen Erkundigungen, erfuhr man, dieſe Equipage ſei, mit zwei Herren beſetzt, längſt ſchon aus dem Thore gefahren. — »So iſt es doch, als wenn mir auf dieſer unglücklichen Reiſe alles verkehrt gehen ſoll!« rief der Amtmann aus, nahm einen kleinen offnen Wagen von der Poſt, und fuhr nach.

Sechszehntes Capitel.

Rückkunft nach Bieſterberg. Hochzeiten und Kindtaufe. Schluß dieſer Geſchichte.

Der Poſtillon fuhr mit ſeiner leeren Kutſche unbekümmert auf dem Wege nach Vechelde und weiter fort. Die Stille, welche in derſelben herrſchte, ſchrieb er auf Rechnung des Schlafs, wozu vermuthlich die frühe Tageszeit die Herren würde eingeladen haben. So kam er nach Peina, und hielt vor dem Poſthauſe ſtill. Der Aufwärter, welcher den Wagen kannte, öffnete den Schlag: »Wo iſt denn der Herr Amtmann?« fragte er. »Is he nich drinn?« erwiederte der Poſtillon, »ſo hät en de Düwel hahlt; denn inneſtegen is he, ſelf Ander, dat heb eck ſeien *).« Was war zu thun? Fort war er!

Nach Peina hatte der Herr Amtmann ſeine eignen Pferde

---

*) »Iſt er nicht darinnen, ſo hat ihn der Teufel geholt; denn eingeſtiegen iſt er mit noch Einem, das habe ich geſehen.«

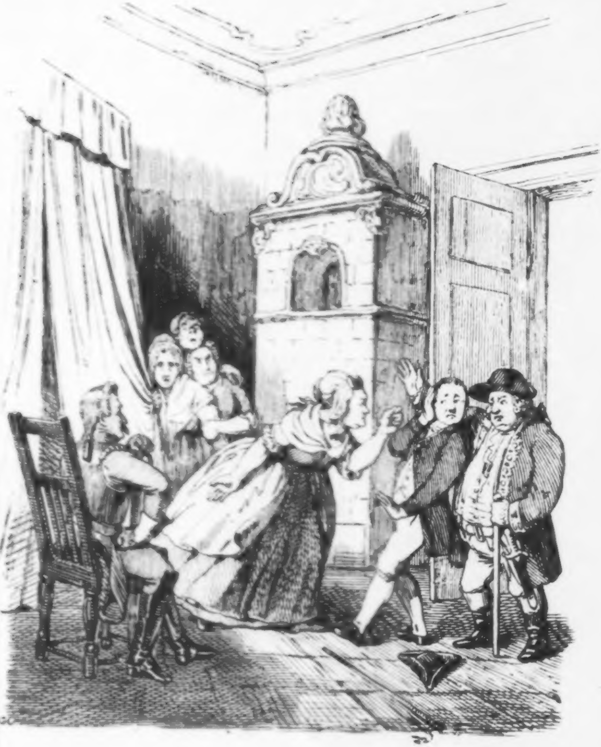
beſtellt, um ihn da abzuholen; der Kutſcher ſtand eben vor der Thür, und nichts glich ſeiner Beſtürzung, als man weder Vater noch Sohn im Wagen fand. Wohl eine Stunde verging unter Berathſchlagungen, was anzufangen ſein möchte, um die Verlorenen wiederzufinden, und endlich war der Kutſcher im Begriff, ſich zu Pferde zu ſetzen, und ſie auf der Braunſchweigſchen Straße zu ſuchen, als die beiden Herren in ihrem offenen Wägelchen angefahren kamen.

Nicht in der angenehmſten Laune nahm nun der Amtmann ſeine weitere Reiſe nach Hauſe vor, und ziemlich entſchloſſen, daß es fürerſt die letzte ſein ſollte, wozu er ſich bereden laſſen würde. — Doch welchen Verdruß vergißt man nicht in den Armen einer zärtlichen Gattinn? Eine liebevolle Bewillkommnung von der Frau Amtmanninn, — mehr bedurfte der gute Herr nicht, um wieder froh zu werden. —

»Nur einen Druck der Hand; nur ſanfte Blicke!«

Aber auch dieſer Troſt ſollte ihm diesmal verſagt werden. Es giebt Perioden im menſchlichen Leben, wo das ganze Heer der böſen, hölliſchen Geiſter mit vollen Backen alle Gewitterwolken des Schickſals zuſammen zu blaſen ſcheint, um dem Lieblinge des Himmels auf der Reiſe durch dieſe Welt den Muth zu benehmen. — Dieſe Allegorie gefällt mir ungemein; ich wollte, ich hätte ſie nicht hieher geſchrieben, ſo könnte ich ſie einem unſerer neuen Trauerſpiel-Fabrikanten verkaufen, denen es oft ſo ſchwer zu werden ſcheint, eine Sprache zu führen, die man nicht redet

Univ. Bi
München



Schon das ſchien dem Amtmann ſehr verdächtig, daß ihm niemand in der Thür ſeines Hauſes entgegen kam; alle Domeſtiken waren oben um die Frau Gemahlinn verſammelt, deren heulende Stimme, wie ein Nordwind bei Hagelwetter, durch die Luſt tobte. Voll banger Ahnung ſchlich er die Treppe hinauf, und ließ ſeinen Eingeborenen, den Liebling der Mutter, vorausſchreiten. Allein wie erſchrak er, als dieſer ſonſt ſo geliebte Jüngling von der zürnenden Dame mit ungezählten Maulſchellen empfangen wurde, und dann eine ganze Legion von herben Schimpfreden auf Vater und Sohn losbrach! Seine Ohren hörten Dinge, worüber er den vereitelten Zweck ſeiner Reiſe, die Gelderpreſſungen des Herrn Stenge, den Diebſtahl des Flötenſpielers und den Muthwillen der helmſtedtiſchen Gelehrten vergaß. — Faſſen wir uns, um die Sache im Zuſammenhange vorzutragen!

Wir haben gehört, daß Musjö Valentin ſtets Abſcheu gegen ſeine Verbindung mit der Jungfer Margaretha Dornbuſch bezeugt hatte. Dieſer Widerwillen lag weder in einer Kälte des Temperaments, noch in einer gewiſſen unerklärbaren Antipathie; — nein, das zarte Herz des Jünglings war von andern ſanften Banden gefeſſelt. Auf dem Amtshofe diente als Küchenmagd eine kleine runde Anna Catharina, zum Unglück für des edlen Jünglings Freiheit, mit einem Stumpfnäschen, echt deutſchen rothen Haaren, und zärtlichen, ins Grünliche ſpielenden Aeuglein von der Natur beſchenkt. Sie ſehen und ſie lieben war bei Valentin, der damals kaum achtzehn Sommer durchſchwitzt hatte, als ſie in den Dienſt trat, — ſie ſehen und ſie lieben war eins. Nun, grauſam war ſie eben nicht, und ſo fern von Ziererei, daß ſie den blöden Schafer ſogar aufmunterte, ſeine dunkeln Gefühle zu berichtigen. Da ſie aber einen Bruder hatte, welcher als Dragoner dem Vaterlande diente, und über die Ehre ſeiner Schweſter wachte, hatte ſie dieſem die Zuſage gethan, dem Sohne des Herrn Amtmanns nicht eher den Minneſold zu geben, bis derſelbe ihr ein bündig verfaßtes Eheverſprechen ausgefertigt haben würde. Dies wurde nun ohne Schwierigkeit erlangt; von dieſer Zeit an lebten ſie in paradieſiſcher Vertraulichkeit mit einander, und niemand im Hauſe ahnete etwas von ihrem Umgange. Ja, Anna Catharina hatte ſogar bis zu dem letzten Augenblicke die äußerlich ſichtbar werdenden Folgen dieſes Bündniſſes vor den Augen des neugierigen Publicums zu verbergen gewußt, um nachher mit deſto großerm Aufſehen hervorzutreten. Hierzu hatte ſie den Zeitpunkt der Reiſe ihres Geliebten nach Braunſchweig genützt, und Dienstags Abends um fünf Uhr einen geſunden kleinen Waumann zur Welt gebracht. Dieſe an ſich ſehr natürliche Begebenheit machte großes Aufſehen im Amthauſe. Madam Waumann rannte mit funkelnden Furienaugen in die Kammer der von ihrer Bürde entledigten Kuchenmagd; allein da fand ſie, als Wächter beim Wochenbette, den entſchloſſenen Kriegsmann ſtehen, welcher ſeine theure Schweſter gegen alle Gewaltthätigkeiten ſchützte, und mit dem Eheverſprechen in der Hand, der Amtmanninn die Rechte der neuen Mutter, in die Waumannſche Familie aufgenommen zu werden, demonſtrirte. Die alte Dame ſtürzte wüthend hinaus, berief dann ihr ganzes Haus zuſammen, überſchüttete Jeden einzeln mit Vorwürfen, und in dieſem Augenblicke erſchienen Vater und Sohn vor ihrem Angeſichte.

Nachdem der erſte Ungeſtüm vorüber war, wurde beſchloſſen, ſich mit dem Dragoner in Tractate einzulaſſen; man bot ihm eine anſehnliche Summe Geldes; aber prieſterliche Trauung war der einzige Schlußreim, der ihm zu entlocken war; und da der gewiſſenhafte junge Herr mit Thränen in den Augen erklärte, er werde nie ablaſſen von ſeiner Anna Catharina, ſah der Herr Amtmann wohl ein, daß man der eiſernen Nothwendigkeit nachgeben mußte.

Im Grunde ließ ſich hier nicht viel von Mißheirath reden; einer ähnlichen Begebenheit hatte Valentin ſein Daſein zu danken. Madam Waumann diente einſt als Garderobenmädchen auf dem adligen Gute, wo der Herr Amtmann Verwalter war. — Alſo kurz! denn wir eilen nun zum Schluſſe: Sobald Ehren Schottenius nach Bieſterberg zurückkam, wurden Hochzeit und Kindtaufe gefeiert. Der junge Herr Waumann nahm die, ihm von ſeinem Vater abgetretene Pachtung an, und lebt jetzt mit ſeiner Frau, welche die Haushaltung recht gut verſteht, vergnügt und glücklich; die Frau Amtmanninn iſt verſöhnt, und hat noch im vorigen Jahre bei ihren Kindern Gevatterinn Stelle vertreten.

Der alte Dornbuſch iſt Beſitzer eines hübſchen Guts, das er gekauft hat, und findet Geſchmack an Gartenanlagen, wozu ihm ſein Bruder allerlei Holzarten liefert. Von Zeit zu Zeit kommt der Hauptmann Previllier mit ſeiner ſchönen Gattinn, die ihm frohe Tage macht, von Goslar nach Bieſterberg. Der Paſtor Schottenius hat einige Hoffnung, daß mein Herr Verleger in der nächſten Meſſe die Herausgabe ſeiner ſechs und funfzig Predigten beſorgen wird. Von den Schickſalen der ubrigen Nebenperſonen haben wir nichts in Erfahrung bringen können. Die Hauptlehre aber, die man aus dieſem Werklein ziehen mag, ſei die: daß, wenn ein Autor nur Leute findet, die ein ſolches Buch verlegen und leſen wollen, er leicht mit der Beſchreibung einer dreitägigen Reiſe 12 gedruckte Bogen anfüllen kann.

maligen Gemüthsſtimmung vollkommen angemeſſen:
»Sie haben mich gar nicht getäuſcht;« ſchrieb ich
ihm »von keinem Menſchen erwarte ich unter ähn-
»lichen Umſtänden eine andre Behandlung, rechne
»aber auch eben ſo wenig auf Ihre Beſſerung. Das
»thut indeſſen nichts zur Sache. Sie bedürfen jezt
»wieder Meiner und ſo mögen Sie den kommen.
»Einen Secretair brauche ich gegenwärtig nicht; aber
»ich will vorerſt für Ihren mäßigen Unterhalt ſor-
»gen. Unterdeſſen können Sie ſuchen, hier als Ad-
»vocat Praxin zu erlangen. Erhalten Sie dann die
»Erlaubniß, die Sie Sich vom Magiſtrat erſchmei-
»cheln müſſen und geht das gut, ſo, daß Sie meiner
»Hülfe entbehren können; ſo mögen Sie es nachher
»mit der lebenslänglichen Dankbarkeit, wovon Sie
»reden, halten, wie Sie wollen.

Ein Mann von einigem Ehrgefühle würde auf dieſen Brief nicht gekommen ſeyn: aber Herr Grießmann kam; ich nahm ihn freundlich auf, verbat ernſtlich jede Erläuterung über das Vergangne, ſorgte für ſeine Bedürfniſſe, und ließ ſogar ihn oft um mich ſeyn, weil der Kerl Verſtand und Kenntniſſe hatte. Einen Feind mehr hatte ich nun in der Welt; denn wie hätte der Menſch den anders, als haſſen können, deſſen Augen er ſich ſo in ſeiner Bloße hatte zeigen müſſen, und dem er ſo viel Verbindlichkeit ſchuldig war? Er bemühete ſich inzwiſchen, ſeine Advocatur in Ordnung zu bringen und ich erwartete nun bald den Zeitpunct, wo er mir wieder irgend einen hämiſchen Streich ſpielen würde — eine Erwartung, die er, wie Sie bald hören werden, noch übertraf.

Mein Hang zur Wohlthätigkeit wurde bald allgemein bekannt und die Folge davon war nicht, daß die Leute ſich beeifert hätten, mich deſfalls zu preiſen, ſondern meine Gutherzigkeit, wofür ſie es wohl halten mogten, zu mißbrauchen und mich noch wohl hinterher zu verhöhnen. Bettler und Abentheurer aller Art beſtürmten mich mit Beſuchen und Briefen; ich gab, ſo lange ich geben konnte, ſahe aber endlich, daß ich mehrentheils mein Geld nicht etwa bloß an Undankbare (denn das war mir einerley) ſondern würklich gänzlich ohne Nutzen für Die, welchen ich es hinwarf, verſchwendete.

Einſt verlangte mich ein Fremder zu ſprechen. Ich ließ ihn vor mich; der Mann (der ſich für einen Stallmeiſter ausgab) kramte die Erzählung einer Reyhe von Unglücksfällen aus, die den gefühlloſeſten Menſchen zum Mitleiden hätten bewegen müſſen, und das in einer, ſo kunſtloſen Sprache, mit einem ſolchen Anſtriche von Wahrheit, daß ich bey allem meinem Mistraun, es dennoch dahin geſtellt ſeyn ließ, ob nicht vielleicht die Hälfte dieſer Umſtände gegründet ſeyn könnte. Nach ſeiner Ausſage war er mit einer mäßigen Summe zu retten; Meine Caſſe war grade damals ziemlich erſchöpft; doch theilte ich ihm mit, was ich irgend entbehren konnte. Am Abende deſſelben Tags machte ich einen kleinen Spaziergang, auſſer den Thoren der Stadt. Ich pflegte zuweilen, mit einem Buche in der Hand, mich in einem öffentlichen Garten auszuruhn, in welchem man aus dem Hauſe eine angenehme Ausſicht über einen Wieſengrund hin hatte, durch den der Schiffbare Strohm floß. Auch diesmal gieng ich dahin, ließ mir ein kleines Zimmer öffnen und mir Milch geben. Kaum hatte ich mich hier am ofnen Fenſter hingeſetzt, als ich in dem Nebenzimmer, deſſen Thür nur angeſchoben war, lautes Lachen und allerley muthwillige Scherze unter Perſonen von beyden Geſchlechtern hörte. Um nicht zu ſtöhren und um nicht geſtöhrt zu werden, nahete ich mich der Thür, in Abſicht ſie zuzumachen. Es war natürlich, daß ich bey dieſer Gelegenheit erſt hineinſah; und nun denken Sie Sich, wie ſehr ich überraſcht wurde, als ich hier meinen Stallmeiſter zwiſchen zwey liederlichen Weibsbildern aus der Stadt ſitzend erblickte, denen er, wie die Ausſage des Wirths mir's bekräftigte, eine herrliche Collation von dem Gelde gab, das er mit Thränen in den Augen von mir erbettelt und das ich ihm nicht ohne meine Ungemächlichkeit, um ihn vor Verzweiflung zu bewahren, geſchenkt hatte.

Solcher Fälle erlebte ich mehrere, und das überzeugte mich, daß ich die Summen, welche ich als Almoſen hingab, faſt eben ſo unnützlich verſchwendete, als wenn ich ſie verpraßt oder verſpielt hätte; doch hätte das noch hingehn mögen, wenn bloß von dem elenden Gelde die Rede war; allein viel mehr als dies ſchlug mich die traurige Erfahrung nieder, daß ich auch bey thätigen Dienſtleiſtungen und Menſchenfreundlicher Sorgfalt, Zeit und Kräfte verlohr, des Zwecks verfehlte, immer ſchändlich betrogen und noch obendrein miskannt wurde.

Ich hatte einige Jahre vorher einen Bettelbuben, von dem unglücklichen Scheidewege, entweder zu verhungern, oder ein Böſewicht zu werden, weggeriſſen, ihn in mein Haus genommen, für ſeine Bildung, und ſeinen Unterricht geſorgt, und jezt war er mein Bedienter. Auſſer ihm hatte ich, nach Einſchränkung meines Haushalts nur noch einen Cammerdiener, einen alten Kerl, auf deſſen Treue ich mich verlaſſen konnte, weil er zu dumm und zu phlegmatiſch war, um als ein Böſewicht zu handeln; übrigens ein langweiliges Geſchöpf, das, als ich allen Umgang floh, mir, ungebeten, des Abends, wenn ich mich auskleidete, zu erzählen pflegte, was die Leute in der Stadt von mir redeten, welches mir indeſſen nicht viel unruhige Stunden machte; denn ich meinte gegen Lob und Tadel ſehr gleichgültig geworden zu ſeyn. Dieſe beyden Domeſtiken und eine bejahrte rothäugichte Köchinn machten meinen ganzen Etat aus und hatten ſehr wenig mit meiner Bedienung zu thun, da dann die Köchinn ihre müßigen Stunden hinter einer Flaſche Wein, den ſie mir ſtahl, und der Cammerdiener mit Leſung alter Chroniken, oder in einem benachbarten Wirthshauſe, wo des Abends ſich ehrbare Bürger verſammelten, hinzubringen pflegte. Was den jungen Menſchen betrifft; ſo konnte er ſich zu Hauſe nützlich beſchäftigen, denn ich bezahlte einen Muſic- und Sprachmeiſter für ihn, gab ihm Bücher und ermahnete ihn, ſich im Rechnen und Schreiben, worin ich ihn hatte unterrichten laſſen, zu üben. Allein er gerieth in die Geſellſchaft andrer Bedienten, die in ***, wie ich ſchon geſagt habe, nicht viel taugten. Dieſe ſetzten ihm in den Kopf, wie gut er es haben könnte, wenn er mich verließe und in einem ſolchen Hauſe Dienſte nähme, wo es tüchtige Trinkgelder gäbe. Dadurch ließ er ſich blenden und forderte ſeinen Abſchied. Ich ſtellte ihm vor, wie übel er an ſich ſelber handelte; aber er wollte es nicht anders, und ich ließ ihn gehn. Er vermiethete ſich bey einem reichen Kaufmanne, wurde liederlich und hat nachher die traurige Rolle eines Lehnlaquaien geſpielt.

Meinen treuen Pudel ließ in dieſer Zeit meine Nachbarin, eine reiche Senatorn-Wittwe vergiften, weil ſie ſeine Phiſiognomie nicht leiden konnte und er zuweilen, jedoch mit Beſcheidenheit, in ihre Küche kam.

Herr Grießmann hatte indeß Mittel gefunden durch allerley Schleichwege, einige Herrn und Damen vom hochweiſen Rathe zu gewinnen. Eines von den Mitteln, die er dazu wählte, war, daß er das müſſige Publicum, welches nicht aufhörte, mich zu necken und jeden meiner Schritte zu controlliren, mit allerley ärgerlichen, zum Theil gänzlich erdichteten Anecdoten von mir, ſeinem Wohlthäter, unterhielt, wobey er immer zu ſagen pflegte: »Ich thäte ihm deswegen »Gutes, damit er von manchen Dingen ſchweigen »ſollte.« Mein alter Cammerdiener erzählte mir das alles; aber ich hielt es nicht der Mühe werth, mich genau nach der Wahrheit ſeiner Angabe zu erkundigen, und über das, was die Leute von mir denken mögten, machte ich mir nicht mehr, wie ehemals, ſchlafloſe Nächte. Da der Kaufmann, deſſen Umſtände ich verbeſſert hatte, täglich Zuſpruch von Landleuten bekam, die allerley bey ihm kauften, dabey zuweilen von ihren Streitigkeiten und Rechtshändeln erzählten, ſich auch wohl nach einem geſchickten Advocaten erkundigten; ſo rieth ich meinem ehemaligen Secretair, den Kaufmann zu bitten, daß er ihn bey ſolchen Vorfällen empfehlen mögte. Er that dies, machte nun Bekanntſchaft in dem Hauſe und miethete ſich ſogar da ein, welches ich ganz vernünftig fand. Auf einmal erfuhr ich einſt durch meinen Kammerdiener: es hieße in der Stadt, ich unterhielte ein geheimes Verſtändniß mit der Frau dieſes Krämers, an dem ich nicht umſonſt ſo viel Wohlthaten verſchwendet hätte. Nun kann ich betheuern, daß ich bis dahin die Frau noch nie darauf angeſehn, ob ſie hübſch wäre, oder nicht, auch äußerſt ſelten einmal ein Wort mit ihr geredet hatte; jezt betrachtete ich ſie aus dem Geſichtspuncte und fand würklich ihre Bildung fein und intereſſant. Zugleich aber fiel es mir nun auch plötzlich auf, daß ſeit einiger Zeit ihr Ehemann, wenn ich einmal im Vorbeygehn bey ihm angeſprochen, mir kälter und zurückhaltender geſchienen war, als vormals. Er hatte ſchon einigemal mit einer Art von Unmuth davon geredet, wie weh es ihm thäte, mir das noch nicht erſetzen zu können, was ich ihm vorgeſchoſſen. Ich erſchrak vor dem Gedanken, daß mich irgend jemand, vielleicht gar dieſer Mann ſelbſt, fähig halten könnte, unter dem Namen eines Wohlthäters der ſchändliche Verführer eines ehrlichen Weibes zu werden, und beſchloß von dem Augenblicke an, keinen Fuß wieder in dies Haus zu ſetzen. Sollten Sie es aber glauben, daß Grießmann ſelbſt es geweſen war, der nicht nur im Publico dieſe Verleumdung ausgeſprengt, ſondern auch den Mann vor meinen geheimen Abſichten gewarnt hatte? Ja! ſeine Bosheit begnügte ſich damit nicht. Hinter der Maske eines Hausfreundes ſtreuete er den Saamen von Mistraun und Uneinigkeit zwiſchen dieſe guten Eheleute, die bis dahin Wohlſtand und Armuth mit einander getheilt und friedlich gelebt hatten, legte dann ſelbſt ſeinen ſchändlichen Plan auf das Weib an, erhitzte ihre Phantaſie und verderbte ihre Sitten durch gefährliche Lectüre, verleitete ſie endlich, ihrem Manne zu entlaufen, und gieng mit ihr zu einer Schauſpieler-Geſellſchaft, die in den Rheingegenden umherzog.

So viel und mannichfaltige Kränkungen, zu welchen ſich noch eine ſchwere Krankheit geſellte, die eine außerordentliche Nervenſchwäche als Folge zurückließ, ſetzten mich endlich in einen traurigen Gemüthszuſtand. In allen meinen Hoffnungen getäuſcht; durch Vereitlung aller meiner Plane zurückgeſchreckt und irregemacht in meinen Syſtemen; von allen Seiten geneckt, betrogen, mißkannt, mit Undank belohnt; herabgeſpannt an Leib und Seele; nicht getröſtet durch die ſanfte Stimme der Freundſchaft; nicht erheitert durch den ſeelenvollen Umgang verſtändiger Männer, war ich im Begriff, mich in einem Mönchs-Kloſter zu vergraben — »Doch da ſind ja auch Menſchen!« rief ich aus »Und warum ſollte »ich meine Freyheit aufopfern? Warum ſo viel Intereſſe an dem elenden Puppenſpiele nehmen, daß ich »deswegen einen verzweifelten Schritt thäte? Nein! »ich will mitten in der Welt leben, als wenn keine »Welt um mich her wäre, viel ſchlafen, eſſen, trinken, kein Buch und keine Feder anrühren. Mögen »mich die Menſchen für einen Schelm oder für einen »Schaafskopf halten! Was kümmert's mich? Herz, »Ohr und Beutel will ich vor jedem verſchließen.«

Kann ein Zuſtand kläglicher ſeyn, als der, eines Mannes, welcher, trotz ſeinem armen Herzen, ſeiner lebhaften Phantaſie, ſeinem innigen Gefühle für alles, was groß und edel iſt, ſeinem Drange, ſich mitzutheilen, zu handeln, zu würken und ſich auszuzeichnen, dennoch dahin gekommen iſt, ganz iſolirt und verlaſſen da zu ſtehn, an nichts mehr zu hängen in der Welt, für nichts mehr Intereſſe zu faſſen? Ich empfand die ganze Bitterkeit dieſes Zuſtandes und hatte doch nicht den Muth, mich herauszureißen, wußte es nicht anzufangen, hätte beynahe alle Zuverſicht zu mir ſelber verlohren, war in Apathie verfallen, fühlte eine unerträgliche Leere in mir, die durch nichts auszufüllen war, eine Seelen-Erſchlaffung, wurde von tödtender Langerweile geplagt, und verfiel in die albernſten Widerſprüche. Zuweilen fieng ich ſelbſt an, zu glauben, ich ſey zu gar nichts in der Welt zu gebrauchen, weil mir alles mißlungen war. Bald beſchäftigte ich mich mit den elendeſten Kleinigkeiten, ſammelte Pettſchafte und klebte ſie auf Pappbogen, wurde ein Blumiſt und kaufte ſchöne Nelken und Tulpen, lackirte kleine Käſtlein, las das politiſche Journal und ſtrickte Lerchen-Netze, die ich nach Tungerhauſen ſchickte. Nachher entwarf ich den Plan zu einer geheimen Verbindung, die verſtohlnerweiſe das Böſe aus der Welt ſchaffen ſollte, was von jeher darin geweſen iſt. Dann wollte ich auf einmal wieder in dieſe närriſche Welt hinein und war im Begriff, einen polniſchen Orden zu kaufen. Zum Glück dauerte dieſe klägliche Periode nicht lange. Auf welche Weiſe ich herausgeriſſen wurde, das will ich Ihnen nächſtens erzählen.

Achtzehntes Capitel.

Der Beſuch eines alten Freundes und der Aufenthalt auf dem Lande würken vortheilhaft auf den Grafen.

Ein groſer Theil der Erbärmlichkeiten, in die ich verfiel, war auf Rechnung meines durch Krankheit geſchwächten Nerven-Syſtems zu ſchreiben. Noch einen Winter hindurch dauerte das ſo fort: indeſſen gebrauchte ich eine stärkende Cur, die ich mir ſelbſt verordnete, und ſo fühlte ich denn gegen den Frühling meine körperlichen Kräfte wiederkehren und das würkte auch wohlthätig auf meine Seele. Oekonomiſche Geſchäfte riefen mich zu einer Reiſe auf mein hieſiges Gut; ich fand hier nöthig, manche neue Einrichtungen und Veränderungen zu machen, und das gab mir eine Beſchäftigung und Zerſtreuung, die mir ſehr dienlich war. Meine Geſchäftsleute und meine Bauern liebten und achteten mich, bezeugten mir Zutraun und Ehrerbietung; das belebte wieder mein Vertraun zu mir ſelber und erweckte heimlich in mir die Ahndung, daß es noch einen edlen, obgleich nicht äuſſerſt glänzenden Würkungskreis für meine Thätigkeit geben könnte.

Als ich nun eines Abends, in ziemlich heitrer Gemüthsſtimmung, längſt dem Ufer des Strohms auf der Heerſtraße ſpazieren gieng, ſahe ich nicht fern von eben dem Wirthshauſe zur goldnen Traube, wo ich das Vergnügen gehabt habe, Ihre Bekanntſchaft zu machen, eine Reiſekutſche ſtill halten. Als ich näher kam, zeigte ſich's, daß eine von den eiſernen Federn, darin der Kaſten hieng, geſprungen war, weswegen denn der Reiſende hatte ausſteigen müſſen, der nun mit ſeinen Leuten zu Rathe gieng, auf welche Weiſe der Schaden auszubeſſern ſeyn mögte. »Sie »können, mein Herr!« ſagte ich, als ich bey ihm ſtand, »hier keine ſolche Feder gemacht bekommen, und es »wird ſchwer halten, ohne eine neue die Kutſche bis »*** zu bringen, wo ein geſchickter Schmidt wohnt. »Wollen Sie Sich's aber gefallen laſſen, bey mir an»zuſprechen; ſo kann ich Ihnen aushelfen. Auf je»ner Anhöhe liegt mein Gut; Dort wollen wir eine »Feder von meinem Reiſewagen abnehmen und an »den Ihrigen befeſtigen. Sie geben dieſe, wenn es »Ihnen gefällig iſt, im Poſthauſe in *** wieder ab. »Da täglich von Lungerhauſen Bauern dahin fahren, »

»ſo kann man gelegentlich meine Feder abfordern, »wenn Sie dort eine neue kaufen und die meinige »liegen laſſen.« — »Tungerhauſen?« fragte der Fremde. »Habe ich denn etwa die Ehre, den Herrn »Grafen von Tunger vor mir zu ſehn.« »Der bin »ich, Ihnen aufzuwarten« ſprach ich »und es wird »mir ſehr angenehm ſeyn, Sie bey mir zu bewirthen, »bis alles zu Ihrer weitern Reiſe in Ordnung gebracht iſt.« Nun wurde der Schaden vorerſt mit Stricken ausgebeſſert; wir giengen zu Fuße voraus; die Kutſche folgte langſam nach.

Der Fremde, den ich jezt mit nach Tungerhauſen brachte und der, nachdem es unter uns zu genauern Erläuterungen gekommen war, ſich entſchloß, zwey Tage bey mir zuzubringen und den Schmidt von *** kommen zu laſſen, um ſich nicht doppelt unterwegens aufhalten zu müſſen, war der Oberbergrath von Seebach. Dieſer Mann hatte, als ich in Leipzig ſtudirte, zu dem engern Cirkel meiner Freunde gehört. Er war, wie die Uebrigen, ein Jüngling voll Genie, feuriger Einbildungskraft und Begierde ſich auszuzeichnen; allein, ſtatt daß wir Andern in allen Gebiethen menſchlicher Kenntniſſe ohne beſtimmten Plan umherſchweiften, hatte er ſich ausſchließlich Einem Fache gewidmet. Dies Fach war der Bergbau, mit allen dahin gehörigen mathematiſchen, phiſiſchen und andern Hülfs-Wiſſenſchaften. Hierzu war er von ſeinem Vater angewieſen und in ſeinem Vaterlande erwartete ihn die Ausſicht, wenn er gehörig qualificirt zurückkäme, eine anſehnliche Stelle bey der Direction der Bergwerke zu erhalten. Nun iſt es gewiß, daß eine nützliche, zweckmäßige Beſchäftigung, um einem beſtimmten Ziele nachzuſtreben, die herumſchweifende Phanthaſie in gehörige Schranken hält. Man kann zehn Arbeiten vollenden, hat immer frohen Muth dabey und Zeit übrig, wenn man alles an ein Hauptgeſchäft reiht, an welches uns Neigung und Intereſſe feſſeln; aber man treibt nicht Eine Sache ordentlich und iſt immer unruhig und unbehaglich, wenn man zehn Dinge auf einmal mit gleicher Anſtrengung unternehmen will. Auch iſt es ausgemacht, daß ſolche Wiſſenſchaften, in welchen nichts willkührlich angenommen wird, ſondern die auf unwiderlegbare Beweiſe, auf genaue Unterſuchung kleiner Details, und auf wiederholte Erfahrung beruhen, ſehr mächtig gegen Schwärmereyen aller Art bewahren und die Vernunft gewöhnen, ſich nicht leicht von der Phantaſie irre führen zu laſſen. Einzelne Ausnahmen beweiſen hier nichts — denn ich ſehe voraus, daß man dieſer Behauptung das Beyſpiel des Mathematikers und

Bergmanns Schwedenborg entgegenſetzen wird. — Indeß alſo Lerchenhorn und mich und manche Andre von uns der Schwung, den wir uns gaben, zu allerley Geiſtes-Ausſchweifungen verleitete und uns für die würkliche Welt unbrauchbar machte, blieb Seebach immer nüchtern und genoß aus der Schaale unſrer Begeiſterung grade nur ſo viel, als nöthig war, ihn zu wahrhafter Größe anzufeuern, und ihm die Freuden des Lebens zu würzen. Sobald er von Leipzig kam, wurde er bey dem Bergwerks-Departement angeſetzt und arbeitete unter einem Cheff, der ein edler Mann und heller Kopf war. Nachher verſetzte man ihn, als Oberbergrath, nach ***. Dort, mitten unter dem fröhlichen, geſelligen, gutmüthigen Volke der Bergleute, bey dem Einathmen einer reinen Luft auf den Gebirgen und bey viel körperlicher Bewegung, wichen Geſundheit des Leibes und der Seele und heitre, freundliche Laune nicht von ihm. Ein gutes, muntres Weibchen, das er heirathete und drey geſunde Knaben, die um ihn herum ſpielten, wenn er ſich im Kreiſe der Seinigen von Geſchäften erholte, erhielten ihn in dieſer glücklichen Stimmung; und ſo war denn ein ganz andrer Mann aus ihm geworden, als leider! aus mir.

Dieſen Freund ſchickte mir damals die Vorſehung, um mich theologiſch auszudrücken, zu meinem wahren Seelen-Heile. Wir waren uns in der langen Reihe von Jahren faſt fremd geworden; aber unſre Herzen lernten bald wieder einander verſtehn. Ich mußte ihn von meinem bisherigen Schickſale unterrichten. Der Anſtrich, den ich allen Begebenheiten gab, welche ich ihm erzählte, zeigte ihm deutlich genug, wo mich der Schuh drückte, und der redliche Mann beſchloß mir Muth und Troſt einzuſprechen und mich wieder mit der Welt und mir ſelber zu verſöhnen. Er beſaß eine unnachahmlich angenehme Laune, ohne den geringſten Anſtrich von Bitterkeit, wußte die Gegenſtände ſo in ein comiſches Licht zu ſetzen, daß man über das nur lachte, worüber man ſich ſonſt würde geärgert haben, und verſtand die Kunſt, ernſthaften Betrachtungen und Warnungen durch ſeinen herzlichen Vortrag und den ſanften Ton ſeiner Stimme Anmuth und Intereſſe zu geben. Ich kann bloß unvollkommen und trocken nacherzählen, was er zu meinem Troſte, zu meiner Ermunterung, mir an das Herz legte, ſobald er ausführlich von meinem Gemüthszuſtande unterrichtet war.

»Ich erfahre ſehr ungern,« ſagte er, »daß Sie, »mein lieber Freund! in einen verdrießlichen Proceß »mit dem Menſchengeſchlechte verwickelt ſind. Das »ſind Händel, bey denen man immer den Kürzern

»zieht. Wenn auch die Vernunft in petitorio zu unſerm Vortheile ſpricht; ſo muß man doch der Thorheit und Bosheit in poſſeſſorio das Feld räumen. Und der Gegenſtand iſt nicht klein; er betrifft die Gemüthsruhe und den ganzen Lebensgenuß. — Was hilft es endlich, wenn die Erben den Proceß fortführen? Unſern verlohrnen Antheil erſetzt ihnen niemand; ſie haben genug zu thun, wenn ſie ihren eignen Familienpart an jenem großen Capitale ſchützen wollen. Alſo einen Vergleich geſchloſſen, mein Beſter! wenn ich Ihnen rathen darf! Mit Freuden will ich die Punctationen entwerfen; denn, ich muß es Ihnen nur bekennen, ich ſtehe ſehr gut mit Ihrem Gegentheile, und wenn auch zuweilen ein kleiner Zwiſt unter uns kommt; ſo finden wir doch immer in Gute wieder aus einander, und das Ganze wird nur ſpaßhaft betrieben. Glauben Sie mir, unſre lieben Brüder und Vettern, die Menſchen, ſind gar nicht eigentlich böſe; es iſt eine närriſche Familie, ſehr ſchwach, ſehr ſinnlich; aber auch dieſe Schwächen haben recht intereſſante Seiten, welche die Verſtändigſten vom Hauſe, zum allgemeinen Beſten des großen Familien-Hoſpitals zu nützen verſtehn müſſen. Hiebey iſt ſanftmüthige Behandlung nöthig; ſonſt iſt man daran Schuld, wenn man aus Blödſinnigen Raſende macht,

»und endlich ſelbſt unter dem Getümmel, daß man aufgeregt hat, den Kopf verliehrt. — Ohne Gleichniß und frey von der Bruſt weg zu reden: Ein großer Theil der Unannehmlichkeiten, worüber Sie klagen, iſt das Werk Ihrer eignen Schöpfung. Sie hatten Ihre Erwartungen von dem, was Sie in der Welt würken und was Andre Ihnen erlauben würden, zu würken, viel zu hoch geſpannt. So konnte es nicht gehn, und wenn es gegangen wäre; was hatten Sie im Grunde gethan? Für's Ganze wenig oder nichts, für Ihren Privatſpaß deſto mehr. »Ich werde täglich inniger überzeugt, **daß nur Der ein wahrhaftig weiſer, guter, nützlicher, glücklicher und großer Mann iſt, der nicht mehr und nicht weniger thut, noch thun will, als was er, nach den Umſtänden, jedesmal thun darf, ſoll, kann, und muß.** Dieſer Würkungskreis wird zuweilen, durch Hinderniſſe vieler Art, gewaltig eingeſchränkt; aber gewiß iſt es, daß man mehr ausrichtet, wenn man in dieſer beſchränkten Sphäre mit aller Treue und Einfalt alles mögliche Gute treibt, als wenn man, trotz jener Hinderniſſe, den Spielraum erweitern will, mit Gefahr darüber ſelbſt das zu verſäumen, was uns ſo nahe lag. Ich bin deswegen feſt überzeugt, daß mancher Dorfſchulmeiſter ſehr viel mehr

»zum Wohl der Welt beyträgt, als der Mann, welcher dicke Bände voll herrlicher Sachen über Pädagogic ſchreibt, Ausſichten eröfnet, die, wenn jemals, wenigſtens erſt in Jahrhundert realiſirt werden können, und womit er den wahren Geſichtspunct verrückt, auf welchen jeder Einzelne losgehn muß, wenn je etwas aus der Hauptſache werden ſoll. Ich verſichre Sie, daß zum Beyſpiel die Freymaurerey der Welt ſehr viel nützlicher wurde, als noch die einzelnen Logen ſich an Local-Zwecke und Verbreitung des gelegentlichſten, individuellen Guten hielten, als nachdem einige Kraftmänner große Plane zur Erziehung des ganzen Menſchengeſchlechts hineinlegen wollten. Der wahrhaftig groſſe Mann greift aber auch das Alltägliche ganz anders an, wie der mittelmäßige Kopf, und weiß ſich auf der gemeinſten Heerſtraße unter dem Haufen auszuzeichnen, alles um ſich her zu beſeelen und in Bewegung zu ſetzen. Indeſſen iſt es darum nicht übel, daß zuweilen Feuerköpfe, Umwälzer und Stürmer im Volke auftreten. Sie beleben die ganze Maſchine, bringen manche neue Ideen in Umlauf, die vielleicht erſt nach Jahrhunderten den Werth practiſcher Wahrheiten bekommen; allein darauf müſſen ſich denn auch ſolche Reformatorn gefaßt machen, daß ihr Loos Undank, Widerſtand, Verdruß ſeyn wird, und müſ-

»ſen es nicht ungnädig vermerken, daß die Menſchen ſo ſind, wie ſie der liebe Gott geſchaffen hat.«

Wenn Ihnen die Wohlthätigkeit verleidet worden iſt, welche in dieſer letzten Zeit ihre Thätigkeit beſchäftigte; ſo ſind Sie, Freund! auch daran Schuld. Daß man nicht viel auf Dankbarkeit rechnen darf, ſo bald neues Intereſſe und das unangenehme Gefühl der Abhängigkeit, Den, welchem wir Verbindlichkeiten aufgeladen hatten, anfängt, zu treiben und zu drücken; das iſt ganz natürlich; und da die innere Freude, Gutes gethan zu haben, ſchon reichlich belohnt: ſo denke ich auch, es wäre ein wenig Geiz dabey, wenn man noch auf andre Zinſen Anſpruch machen wollte. Aber wenn man nun vollends, wie Sie es gethan haben, ohne Unterſchied an offenbar anerkannte ſchlechte Menſchen ſeine Gaben hinwirft und ſogar ſelbſt überzeugt zu ſeyn glaubt, daß alle Leute Schelme ſind; ſo ſehe ich nicht ein, mit was für Recht man ſich beklagen darf, wenn ſie dieſe unſre Meinung beſtätigen. Aber der Schöpfer hat Ihnen ja die Gegenſtände angewieſen, denen Sie Rath, Troſt und Hülfe ſchuldig, ich meine Ihre Unterthanen, von denen Sie jetzt umgeben ſind, von denen Sie geliebt werden und von deren Erkenntlichkeit Sie gewiß ſeyn können,

»weil ſie immer Ihrer bedürfen werden. Widmen
»Sie dieſen ehrlichen Landleuten Ihre väterliche
»Sorgfalt, ihre Wohlthätigkeit; und Ihre Mühe
»wird gewiß nicht unbelohnt, nicht ohne Segen
»bleiben.«

»Sie klagen darüber, daß die Menſchen Sie
»nicht in Ruhe laſſen, obgleich Sie Sich nie um
»fremde Händel bekümmern. Entſchuldigen Sie
»mich, wenn ich ſage, ich glaube, daß, wenn man
»nur ohne Prätenſionen unter die Menſchen tritt,
»ſie uns in Hauptſachen ſo ziemlich unſern Gang
»gehn laſſen, und um die kleinen unbedeutenden
»Klatſchereyen, womit ſich müſſige Leute die Zeit ver-
»treiben, braucht ja ein Mann von Ihrem Geiſte
»ſich nicht zu bekümmern. Werfen Sie die unge-
»bethenen Anbringer zum Hauſe hinaus, die Ihnen
»dergleichen wiedererzählen und dadurch Ihre Ge-
»müthsruhe ſtöhren wollen! Wenn man nur immer
»nach feſten Planen forthandelt; ſo dringt man
»doch am Ende durch und gewinnt die allgemeine
»Stimme vor ſich.«

»Der Baron Lerchenhayn, den Sie für Ihren
»treueſten Freund hielten, hat Ihnen den Rücken
»gekehrt, als der Zeitpunct da war, wo er Ihr Ver-
»trauen

»trauen hätte rechtfertigen müſſen. Er war ein »Mann von heftigen Leidenſchaften und ein Egoiſt; »Solche Leute taugen zu keiner innigen Herzens-»Verbindung Auch herrſchte ein Misverſtändniß »bey der ganzen Sache; und das entſchuldigt ihn »ein wenig. Aber wenn denn nun auch Er Sie »hintergangen hat; giebt es darum keine treue »Freunde mehr in der Welt? Suchen Sie dieſe »nicht ängſtlich; aber weiſen Sie die nicht von ſich, »die, ohne verdächtige Zudringlichkeit ſich Ihnen »nähern! Prüfen Sie, erwarten Sie nicht zu viel, »hängen Sie nicht Ihre ganze Exiſtenz an eine ſolche Verbindung, und weichen Sie der Lage aus, »wo die Freundſchaft mit dem Intereſſe in Streit »gerathen könnte!«

»Sie ſind noch in Ihren beſten Jahren; noch »kann eine lange Reihe heiter, ruhig und nützlich »verlebter Tage Sie für alles erlittne Ungemach um »ſo reichlicher entſchädigen, da widrige Erfahrungen »Sie vor neuen Verirrungen ſchützen werden. Unglücksfälle haben Ihnen einen liebenswürdigen »Grad von Beſcheidenheit gegeben. Sie haben jene »ſtolze Ideen von Eminenz über Menſchen von minder glänzenden Eigenſchaften fahren laſſen, haben »bemerkt, daß auch die eingeſchränkten Köpfe ihren eignen Willen haben; daß man ſie mit ſpitzen Fingern angreifen muß; daß ſie uns das Leben ſehr ſauer machen können, und daß es oft mehr Mühe koſtet, ſolche Pinſel zu regieren, als Menſchen von Grundſätzen und Ueberlegung. Sie werden aber auch wieder Muth und Zuverſicht zu ſich ſelber faſſen, wenn Sie ſehen, daß wohl angeordnete Thätigkeit und gut angewendete Wohlthätigkeit gewiß nie ganz verlohren gehen.«

Das ſanfte Zureden dieſes würdigen Mannes rührte und erquickte mich. So war denn das dringendſte Bedürfniß meiner Seele befriedigt; ich hatte einen redlichen und verſtändigen Freund gefunden! Zwar eilte er wieder von mir; aber er ließ Troſt, Ruhe und Heiterkeit in meinem Herzen zurück.

Neunzehntes Capitel.

Der Graf fängt eine neue Lebensart an. Entdeckung im Schloſſe Tungerhauſen.

Sobald ich mich wieder in Tungerhauſen allein befand machte ich ernſtliche Anſtalten dieſen Ort zu meinem beſtändigen Aufenthalte zuzubereiten. Das alte Schloß war längſt einer Haupt=Ausbeſſerung bedürftig geweſen; ich hatte aber faſt nichts daran gewendet; jetzt wollte ich bauen und drey weitläuftige wüſte Säle in bequeme Wohnzimmer umſchaffen laſſen. Eine große Schwierigkeit glaubte ich dabey in den ungeheuer dicken Mauern zu finden, deren einige ich mußte durchbrechen laſſen, wenn ich meine Plane ausführen wollte, welches, wie ich fürchtete, viel Geld koſten würde. Indem ich nun ſo anfieng alles genau zu beſichtigen und zu überlegen, fiel mir am Ende eines dunkeln, ſchmalen Ganges eine ehemals in der Mauer geweſene Oefnung in die Augen, die aber jetzt mit Steinen ausgefüllt war. Ich muthmaßte, daß ein Schornſtein da hinauf gezogen wäre, und da das grade zu meinem Zwecke diente; ſo rief ich meinen alten treuen Bedienten Peter, von dem ich Ihnen erzählt habe, herbey und befahl ihm, den Schutt wegzuräumen. Er hatte ungefähr eine Stunde mit dieſer Arbeit hingebracht, als er ſchleunig zu mir in mein Zimmer kam und mich abrief, um mir eine ſonderbare Entdeckung zu zeigen, die er gemacht hatte. Ich gieng hin und fand, zu meiner Verwunderung, die ganze Mauer hohl. Wir ſteckten Licht an, giengen hinein, und ſiehe da! nicht nur dieſe, ſondern alle übrige Wände des Schloſſes, die ich für ſo dicke Mauern gehalten hatte, waren ausgehöhlt, hiengen durch kleinere Gänge mit einander und durch ſchmale Windeltreppen mit den Wänden die andern Stockwerke zuſammen. Zu welchem Zwecke dies alles ſo war eingerichtet worden; das iſt ſchwer zu ſagen; nur ſo viel wußte ich, daß das Schloß Tungerhauſen ehemals ein Kloſter geweſen. Die Neugier trieb mich indeß, immer weiter in den verborgnen Gängen umher; Peter gieng, nicht ohne Furcht, mit der Laterne voraus, und ich — ich leugne es nicht — ahndete etwas von einem Schatze, den ich finden würde; aber ich fand keinen Schatz, auch ſonſt gar nichts, was mir hätte einen Fingerzeig über die Beſtimmung dieſes Labyrinths geben können. Nachdem wir nun alſo bis in die Mauern der Keller hinunter geſtiegen waren, entdeckte ich abermals eine Oefnung, die in einen langen Gang führte. Dieſer war an einigen Stellen ein wenig verfallen, doch konnte man noch hindurch kommen: und ich ſezte daher meine Wanderung fort Der Gang zog ſich immer etwas abwärts und leitete mich endlich vor eine eiſerne Thür, die aber nicht verſchloſſen, ſondern nur angeſchoben war. Sie gieng hineinwärts und war alſo leicht zu öfnen; allein von Auſſen fanden wir ſie gänzlich mit Erde verſchüttet. Peter fieng an, mit ſeinen Werkzeugen wegzuräumen und hatte bald ein Loch gemacht; wir krochen hindurch und — befanden uns unter freyem Himmel: denn der myſtiſche Gang führete am Fuße des Berges, auf welchem Jungerhauſen liegt, hinaus in den Wald. Die Erde, welche davor gelegen, war, wie der übrige Boden, mit Gras bewachſen, folglich der Eingang gar nicht ſichtbar geweſen.

Sobald ich dies Abentheuer vollendet hatte, fuhr mir ein Gedanke durch den Kopf, den ich aber erſt genauer beſtimmen wollte: vor jezt begnügte ich mich, die Oefnung wieder mit friſcher Erde bedecken und mit Raſen überlegen zu laſſen, meinem Bedienten aber zu befehlen, gegen jedermann das ſtrengſte Stillſchweigen über die Entdeckung der hohlen Wände und des heimlichen Ganges, der aus dem Schloſſe in den Wald führte, zu beobachten Dann entwarf ich einen Riß, nach welchem ich wollte bauen laſſen, und reiſte wieder nach der Reichsſtadt *** zurück. Sobald ich dort angekommen war, theilte ich dem getreuen Peter meinen Plan mit und gab ihm ſeine Verhaltungs-Befehle. Er ſollte nämlich mit zwey Maurern und einem Zimmermanne wieder nach Tungerhauſen reiſen und hier alles nach meinem Entwurfe, doch alſo, daß niemand der Arbeit zuſehn dürfte, verfertigen laſſen Dieß geſchahe; in kurzer Zeit war alles in Ordnung; ich zog alſo vor fünf Jahren auf immer nach Tungerhauſen.

Und nun hören Sie, auf welche ſonderbare Weiſe ich die Entdeckung der ausgehöhlten Mauern nützte! Ich hatte mir jetzt vorgenommen, mich von ganzem Herzen mit dem Menſchengeſchlechte auszuſöhnen und um mich her in der Stille ſo viel Gutes zu verbreiten, als in meinen Kräften ſtehn würde; jedoch da dieſe ſehr beſchränkt waren; ſo lag mir viel daran, eine weiſe Auswahl unter Denen zu machen, welchen ich Wohlthaten erzeigte; am wichtigſten ſchien es mir, Diejenigen ganz genau kennen zu lernen, von denen ich täglich umgeben war. Ich war ſo vielfach betrogen worden, daß ich in meine Gabe, die Menſchen zu beurtheilen, keine große Zuverſicht ſetzte. Merkte ich früh meinen Irthum; ſo ſtöhrte das meine Gemüthsruhe nicht — ich konnte mich bey Zeiten zurückziehn. War mir aber der zutrauliche Umgang eines Menſchen erſt zum Bedürfniſſe geworden und ich fand mich nachher auf einmal getäuſcht; ſo ſchlug das meinem Herzen tiefe Wunden, und der Gefahr wollte ich mich nicht ausſetzen, in meine vorige menſchenfeindliche Stimmung wieder hinabzuſinken. Zu Verbeſſerung meiner eignen Fehler konnte mir nichts heilſamer ſeyn, als zu erfahren, was andre Leute von mir dächten; bis jetzt aber hatte ich immer nur die leidenſchaftlichen Urtheile der Leute über mich wieder erfahren. In Tungerhauſen und der Nachbarſchaft, wo eine große Anzahl Menſchen Intereſſe hatten, mich zu ſchmeicheln, durfte ich nicht erwarten, daß mir jemand kühne Wahrheiten ſagen würde. Es kam alſo darauf an, ein Mittel ausfindig zu machen, wie ich die Meinung, welche Andre von mir hegten, ſicher erfahren könnte. Endlich blieb die Beobachtung der Verſchiedenheiten der menſchlichen Charactere und ihrer Stimmungen noch immer mein Lieblings-Studium. Ich war jetzt ſehr geneigt, es meinem Freunde Seebach zu glauben, daß wenig Menſchen von Grund aus böſe wären;

allein es war doch interreſſant für mich, davon anſchaulich überzeugt zu werden und die Schwächen in der Nähe zu beobachten, die ich ihnen ehemals zu großen Verbrechen angerechnet hatte Zu Erreichung aller dieſer Zwecke nun, war mir die Entdeckung, die ich mit meinem alten Peter gemacht hatte, ſehr erwünſcht. Durch Hülfe der hohlen Mauern war ich im Stande, ein unſichtbarer Zuſchauer bey allem zu ſeyn, was in Tungerhauſen vorgieng. Ich ließ alſo faſt in jedem Zimmer des Schloſſes einen Wandſchrank anlegen, der durch eine mit Tapeten überzogne Thür verſchloſſen war. Man wird dieſe Thür nicht gewahr; allein wenn man ſie auch öfnet; ſo ſieht man doch nur — in einen Schrank. Es ſind aber die Rückwände aller dieſer Schränke wiederum Thüren, welche in die hohlen Gänge führen. Iſt nun die Tapeten-Thür im Zimmer verſchloſſen; ſo kann man leiſe die hintre Wand öfnen, in dem Schranke Platz nehmen und von da aus nicht nur alles hören, was im Zimmer geredet wird; ſondern auch, vermittelſt kleiner unmerklicher Oefnungen, wahrnehmen, was darin vorgeht

Nun, mein Freund! begreifen Sie, was für eine Bewandniß es mit den Geſpenſter-Geſchichten hier in Tungerhauſen hat. Wir ſelbſt, ich und mein treuer verſchwiegner Peter ſind die Kobolde, die hier ihr Weſen treiben, und dieſe Einrichtung wird theils zu ernſthaften Zwecken, theils zuweilen zu kleinen unſchuldigen Neckereyen genützt. Die erſten Beobachtungen ſieng ich bey meinem eignen Hausgeſinde an. Die Wände der Vorraths-Cammern, Speiſe Gewölbe und Wein Keller ſind, wie die Mauern der übrigen Zimmer zubereitet. Hier belauerte ich die Treue meiner Domeſtiken. Merkte ich, daß Einer, wie Leute von der Art es für kein Verbrechen zu halten pflegen, Eßwaaren, Wein und dergleichen entwendete; ſo behandelte ich ihn auf ähnliche Weiſe, wie Ihren Reitknecht; und wollte die Züchtigung des rächenden Kobolds nichts helfen; ſo verabſchiedete ich einen ſolchen untreuen Diener, feſt überzeugt, daß wer in Kleinigkeiten nicht gewiſſenhaft iſt, bey verführeriſchen Gelegenheiten und großem Reize, es auch in wichtigen Dingen nicht ſeyn wird. Auch das ſittliche Betragen meiner Leute controllirte ich und ſuchte dann größern Unordnungen vorzubeugen — Sie erſtaunten, wenn ſie ſahen, daß ich auf das genaueſte von Handlungen unterrichtet war, zu denen ſie gewiß keine Zeugen genommen hatten. Auf eben die Weiſe überführte ich mich von dem Grade der Zuneigung, mit der meine Domeſtiken mir ergeben waren, hörte, was ſie unter einander über Ihren Herrn urtheilten, wurde durch die kunſtloſen Bemerkungen

kungen

rünftigen dieſer Leute, die mich täglich ſahen und gegen welche ich mich nicht verſtellte, aufmerkſam auf manche meiner Fehler gemacht, ſuchte ihren gerechten Klagen abzuhelfen, lernte die unruhigen Köpfe und Aufwiegler unter ihnen kennen, die ich dann abſchaffte; und ſo gelang es mir endlich, einen Cirkel, guter, ſittlicher, treuer und mir redlich gewidmeter Menſchen um mich her zu verſammeln. Hat Einer oder ein Paar meiner Bauern gegen einen Dritten Klage; ſo laſſe ich gewohnlich jene Beyde, oder Mann und Frau, oder den Kläger mit ſeinen Advocaten eine Zeitlang in einem Zimmer beyſammen allein und ſtelle mich auf die Lauer. Da erfahre ich dann oft weit beſſer den Zuſammenhang der Sache; in wie fern ſie zum Vergleiche geneigt ſind und ob Chicanen dahinter ſtecken, weit beſſer; als aus dem, was ſie mir und meinem Gerichtshalter erzählen. Und ſo ſetzt mich meine geheime Controlle auch in den Stand, kürzer und gerechter die Juſtiz zu verwalten. Allein mein Plan bey Anlage meines kleinen Labyrinths erſtreckte ſich, wie ich geſagt habe, weiter, als bloß auf meine Hausgenoſſen und Unterthanen; Sie ſollen nächſtens hören, wie ich ihn auch auf Andre ausdehnte.

Zwanzigſtes Capitel.

Der Graf findet Mittel, der Menſchen Herzen zu prüfen.

Ich war kaum in Tungerhauſen vollkommen eingerichtet, als ich durch das Abſterben eines Verwandten einen beträchtlichen Zuwachs zu meinem Vermögen erhielt. Jetzt beſchloß ich meinen Aufwand auf eine anſtändige Weiſe zu vermehren und dadurch zugleich mancherley Leute in meinen magiſchen Hinterhalt zu locken, die ich genauer kennen zu lernen wünſchte. Ich fuhr rund umher zu meinen Nachbarn und ladete ſie ein, mir dieſe Beſuche zu erwiedern. Ich gab Bälle, Jagd-Parthien und bewirthete oft mehrere Wochen hindurch meine Gäſte bey mir. O Freund! welche ſenderbare Bemerkungen hatte ich nicht da Gelegenheit aus meinen Schlupfwinkeln zu machen! Da hörte ich, wie ein zärtliches Ehepaar, das vor den Leuten ſich mit Bezeugung der wärmſten Liebe und ſorgſamſten Aufmerkſamkeit überhäufte, des Abends hinter der Gardine ſich die herbeſten Bitterkeiten ſagte, die härteſten Vorwürfe machte; wie der Mann, welcher nichts als Großmuth, Uneigennützigkeit und Menſchenliebe im Munde führte, unter vier Augen mit ſeinem Weibe einen Plan entwarf, auf welche Art er ſeinen Nachbar betrügen, oder ſeine Tochter einem reichen Fremden verkuppeln wollte; ſah, wie der ſüße Geck, wenn er ſich allein glaubte, vor dem Spiegel ſeine Fraze bewunderte und ſich in lieblichen Minen übte; da hörte ich, wie der Mann, der ſich's gut bey mir ſchmecken ließ und mich dabey mit Schmeicheleyen und Liebkoſungen überhäufte, einem ſatyriſchen Freunde gegen über, ſich auf meine Unkoſten luſtig machte, oder meinen Character verdächtig zu machen ſuchte. Ich wurde in alle Geheimniſſe der Toilette eingeweyht; ich war der einzige Zeuge, wenn die gnädige Frau indeß der Herr Gemahl hinter der Weinflaſche ſaß, ſich vom Balle wegſchlich, um ſich in den Armen ihres Lakayen abzukühlen und wie das Fräulein, welches unter dem Vorwande aus der Spiel-Geſellſchaft auf ihr Zimmer gegangen war, die Fragen durchzuſtudieren, die ſie bey ihrer bevorſtehenden Confirmation beantworten ſollte, mit glühender Wange in den œuvres de Grécourt, oder den liaiſons dangereuſes las.

Doch alle dieſe Beobachtungen wirkten nicht wie ehemals auf mich, erbitterten mich nicht gegen die Menſchen, mit deren Schwächen ich nun brüderliche Nachſicht hatte; auch genoß ich die Freude, zuweilen ein unbemerkter Zeuge bey Scenen zu ſeyn, die mich gänzlich mit ihnen ausſöhnten und mich überzeugten, daß Edelmuth, Redlichkeit und Tugend noch nicht ganz aus der Welt verſchwunden wären. Ich hörte und ſahe, wie ein treuer Vater ſich mit ſeiner edeln Gattin in ihrem einſamen Kämmerchen über Plane zur Bildung und zum künftigen Wohl ihrer lieben Kinder berathſchlagte; wie das fromme Mädchen für ihre theuren Eltern ein herzliches Gebet zum Himmel ſchickte, wie die züchtige Jungfrau, in Augenblicken der höchſten Verſuchung, über die feurige Zudringlichkeit ihres Geliebten, über die Stürme ihres eignen Temperaments ſiegte und ſich den verbothnen Umarmungen entwand; wie der Mann, der im Stillen wohlzuthun pflegte, den kleinen Reſt ſeiner erſchöpften Caſſe brüderlich mit einem ſchamhaften Armen theilte, und ſein Geſchenk mit liebevollen Tröſtungen und Warnungen begleitete; wie Der, welcher nie eine Wohlthat von mir genoſſen und nie vor mir ſich gekrümmt hatte, mich hinter meinen Rücken her warm und eifrig gegen ungerechte Verläumdungen vertheidigte — Und ſolche Scenen waren dann erquickend für mein Herz.

Zuweilen machte ich mir die kleine Freude, als Werkzeug, zu Ermunterung guter und zur Züchtigung böſer Handlungen zu wirken. Einſt hatte ſich ein Mann, der ſeines abſcheulichen Geizes wegen in der ganzen Gegend verrufen war (denn er gab ſeinem Geſinde nicht ſatt zu eſſen und ließ ſeinen einzigen Sohn, zur Strafe für eine jugendliche Uebereilung, im Elende ſchmachten) bey mir einquartirt unter dem Vorwande, auf die Jagd zu gehn, im Grunde aber, um einige Tage hindurch mit Bedienten und Pferden frey zu zehren. Es war im ſpäten Herbſt und des Nachts ſchon ſehr kalt. Ich hatte ihn belauſcht, als er einen andern meiner Nachbarn und damaligen Gäſte, einen gutmüthigen und gar nicht wohlhabenden Manne, mit einem jüdiſchen Pferde-Handel betrogen, ihm aber, wie es ſolche Leute machen, Stillſchweigen wegen des Preiſes auferlegt hatte. Ich beſchloß, ihn in der folgenden Nacht dafür zu beſtrafen; ich wußte, daß er ſehr abergläubiſch war. Er ſchlief in einem Zimmer des Erdgeſchoſſes und hatte ein Nachtlicht vor ſeinem Bette ſtehn. In der Geſpenſter-Stunde öfnet ſich leiſe die Schrank-Thür; das Licht wird ausgelöſcht und der Geizhals gerüttelt und geweckt — Es war ſtockfinſter und er zitterte wie ein Espenlaub. »Fürchte Dich nicht!« rief der Geiſt, »ich bin übler daran, als Du, und habe keine Ruhe in meinem Grabe; aber Du kannſt mich erlöſen von meiner Quaal, und dafür will ich einen unermeßlich reichen Mann aus Dir machen. Folge mir: Nicht fern von dieſem Platze liegt ein ungeheurer Schatz vergraben, den ich bewachen muß, weil ich im Leben mein Herz daran hieng und Wittwen und Waiſen betrog. Dir iſt es vorbehalten, dies Geld zu heben und dadurch mir die ewige Ruhe zu geben. Thuſt Du es nicht; ſo mußt Du morgen ſterben und ſo, wie ich, umherwandeln. Komm alſo, ſtehe auf und laß Dich von mir leiten!« Dem Böſewicht überfiel bey dieſer Anrede ein Fieber-Froſt; Man konnte ſeine Zähne klappern hören. Er vermogte nicht zu antworten; Zaghaftigkeit und Furcht vor Tod und Strafe, Mistraun und Geldgier kämpften in ſeiner Seele. Der Geiſt drang in ihn, und er entſchloß ſich endlich, kroch aus dem Bette, warf ſeinen Schlafrock über, wurde bey der zitternden Hand ergriffen und in das Labyrinth gezogen. Man machte allerley Reiſen mit ihm und führte ihn dann hinaus, in einen kleinen Hof; da ließ der Geiſt ſeine Hand fahren und verſchwand. Anfangs ſtand er verſteinert und ſtumm da; dann fieng er an zu winſeln und zuletzt fürchterlich zu brüllen. Es regnete; als ich nun glaubte, daß er bis auf's Hemd naß seyn mußte, that ich, als hörte ich in meiner Cammer die klägliche Stimme. Ich machte hierauf Lerm, rief das ganze Haus zuſammen, ließ Licht herbeybringen und — nun ſtand der arme Sünder da, dem allgemeinen Gelächter ausgeſetzt. Er hütete ſich wohl, etwas von einem Geiſte und Schatze zu erzählen, vielmehr ſagte er, er könne gar nicht begreifen, wie er hierher gerathen ſey. Man erwiederte, er müſſe wohl ein Nacht-Wandrer ſeyn, (um dies wahrſcheinlich zu machen, hatte ich dafür geſorgt, daß die Thür welche nach dem kleinen Hofe führte, nicht verſchloſſen war, und ſo konnte es dann ſehr natürlich zugehn, daß man ihn hier fand). Allein er wußte am beſten was ihm begegnet war; nichts konnte ihn bewegen, in ſeine Cammer zurückzukehren. Sobald es Tag war, reiſte er ab, hat mich nie wieder beſucht und nie davon reden wollen, was ihm in der Nacht in Tungerhauſen begegnet wäre.

Ein andermal beſuchte mich, auf mein wiederholtes Bitten, ein Officier, der ſeiner ſchwachen Geſundheit wegen, kürzlich den Dienſt verlaſſen hatte, obgleich ſeine Vermögens-Umſtände ſehr eingeſchränkt waren; denn er lebte nun nicht weit von mir auf einem kleinen Gute, das ihm ſein Vater, mit Schulden beſchwert, hinterlaſſen hatte. Daben mußte dieſer arme, redliche Mann zwey noch nicht erwachſene Töchter ernähren. Der allgemeine Ruf ſeiner edlen Denkungsart hatte mir Hochachtung gegen ihn eingeflößt und ich ſuchte längſt eine Gelegenheit, ihm eine frohe Stunde zu machen, wenn ich konnte. Mit Mühe brachte ich ihn dahin, daß er ſich nebſt ſeinen beyden wackern kleinen Madchen von meinen Pferden abholen ließ und einige Tage bey mir zu bleiben verſprach. Er war niedergeſchlagen: vergebens ſuchte ich ihn aufzuheitern: Man ſah deutlich, daß ihm etwas ſchwer auf dem Herzen lag. Um dies zu ergründen, belauſchte ich ihn nun, ſo oft er ſich allein glaubte. Endlich, am dritten Nachmittage, ſehe ich ihn die Geſellſchaft verlaſſen. Ich ſchleiche ihm nach; er geht auf ſein Zimmer, holt einen Brief hervor, lieſt ihn, ſeufzt, ringt die Hände, geht mit weiten Schritten von der Thür zum Fenſter und wieder zurück, ſetzt ſich und fängt an zu ſchreiben. Als er fertig iſt, zieht er die Schelle, um ſich Licht bringen zu laſſen, damit er ſeinen Brief verſiegeln konne. Zu meiner Freude hort niemand die Glocke; (die Domeſtiken waren nicht bey der Hand) Er ergreift alſo ein Wachslicht, das im Zimmer ſteht, geht ſelbſt hinunter, es anzuzünden, und läßt ſeine Papiere auf dem Tiſche liegen. Dieſen Augenblick nützte ich, ſchlich aus meiner Wand hervor und las den Brief, den er bekommen hatte Er war von einem hartherzigen Wucherer, dem er zweyhundert Thaler ſchuldig, und der, da der Wechſel verfallen war, ihn mit Klage und Execution bedrohete. Da der Officier noch immer nicht wiederkam; ſo gewann ich Zeit, auch ſeine Antwort zu leſen. Er ſchrieb darinn: »Wenn ſein Gläubiger nur noch auf ein Jahr den Wechſel prolongiren wolle; ſo ſey er gerettet; außerdem würde er mit ſeiner Familie zu Grunde gerichtet. Seine Krankheit habe ihn in kleine Schulden gebracht; allein durch gute Hauswirthſchaft hoffe er dieſe bald zu tilgen, wenn man ihn nur zu Othem kommen ließe. Durch eine Klage hingegen würden die übrigen Gläubiger gewiß auch unruhig werden, und dann ſey er verlohren«

Nun wußte ich genug. Ich ließ ihm nicht Zeit ſeinen Brief fortzuſchicken; in weniger als einer Stunde trat mein treuer Peter als ſein Retter auf. Ich habe Ihnen geſagt, daß Dieſer ein dummes, phlegmatiſches und langweiliges Geſchöpf war. Das iſt nun auch in der Hauptſache ganz richtig; indeſſen konnte ich ihn doch zu ſolchen Expeditionen brauchen, denn ich wußte, er that gerade nicht mehr und nicht weniger, als ich ihm verſchrieb, und konnte ziemlich natürlich allerley Perſonen vorſtellen, worüber man ſich nicht wundern wird, wenn man überlegt, daß es Schauſpieler von großem Rufe in Anſehung ihrer Kunſt giebt, die im gemeinen Leben kaum Menſchenſinn haben, indeß die hellſten Köpfe und feinſten Beobachter oft alle Rollen verhunzen. — Freylich eine ſonderbare Erſcheinung, die Veranlaſſung geben konnte, manche nicht gemeine Bemerkungen über die Schauſpielkunſt im Allgemeinen zu machen! — Doch, ich kehre wieder zu meinem Peter zurück. Als ein Jude verkleidet, erſchien er, von den übrigen Domeſtiken nicht geſehn, und redete den Major an, der ihn vor der Thür ſeines Zimmers ſtehn fand: »A Briefge häb' ich an Ihr Gnaden zu beſtellen »und á Packetche. Sunſt niſcht.« Der Officier öfnete ihm die Thür und ließ ihn hereinkommen. In dieſem Augenblicke rief ich meinen Gaſt ab; der Jude blieb allein im Zimmer. »Nur ein Paar Worte!« ſagte ich »Dieſer Hebräer ſcheint mir verdächtig. Haben Sie etwas zu handeln; ſo will ich »Ihnen einen Andern vorſchlagen.« — »Ich kenne »Dieſen gar nicht« erwiederte der Officier »weiß »auch nicht, was er will; Er redet von einem Briefe.

»Iſt Ihnen gefällig, mit hereinzutreten?« — Wir giengen in das Zimmer; aber der Jude war verſchwunden. Mit der Mine der äußerſten Ueberraſchung ſah mich der Major an. Es war nur Eine Thür im Zimmer, die auf den Gang führte und von dieſer hatten wir uns keinen Schritt entfernt. Der Officier war nicht abergläubiſch; aber dies war doch zu auffallend wunderbar. Ich ſpielte meine Rolle, ſo gut ich konnte; ja! ich öfnete ſogar den Wandſchrank, den er vielleicht nicht einmal bemerkt, oder, wenn er ihn zu einer andern Zeit gefunden, genauer unterſucht hätte — Die Erſcheinung war unerklärbar! Indeß wir nun ſo voll Verwundrung ſtehen, wird der Major auf ſeinem Tiſche ein Päcklein gewahr. Es iſt an ihn addreſſirt; er erbricht es, findet zweyhundert Thaler darinn und folgenden Brief:

»Mein Herr! Eine Geſellſchaft, welcher unſichtbare Mittel zu Gebothe ſtehen, Schelmenſtücke zu vereiteln und edle Männer zu belohnen, überreicht Ihnen hier eine Summe Geldes, deren Sie in dieſem Augenblicke bedürfen. Vergebens werden Sie Sich bemühn, je zu erfahren, aus welchen Händen Sie dieſe Kleinigkeit empfangen. Nur ſo viel zu Ihrer Beruhigung! Sie kömmt aus dem Füll

»horne des Reichthums und legt Ihnen keine Art »von Verbindlichkeit auf; allein Sie würden Sich »an Sich ſelber, an Ihren Kindern und an den redlichen Leuten, die eine Freude darinn ſuchen, einen »Mann, wie Sie ſind, aus der Verlegenheit zu ziehn, »verſündigen, wenn Sie Sich weigern wollten, das »Geld anzunehmen. Auch ſind Sie ja nicht ſicher, »daß man es Ihnen nicht einmal wieder abfordert, »(doch wird dies nie ohne vorhergegangne halbjährige »Loſung geſchehn) und ſo iſt es ja doch beſſer gethan, »es jezt, in dem Augenblicke der Verlegenheit, dazu »anzuwenden, daß Sie Sich einen zudringlichen »Gläubiger vom Halſe ſchaffen.«

Ich ſage Ihnen nichts von dem Erſtaunen des Officiers, von ſeinem Kampfe zwiſchen der Freude, ſich gerettet zu ſehn, und der Empörung ſeiner Delicateſſe, bey dem Gedanken, von unbekannter Hand Geld anzunehmen. — Eine Menge ſolcher Abentheuer könnte ich Ihnen beſchreiben, die mir manche heitre und zwiſchendurch luſtige Stunde verſchafften und nach und nach Tungerhauſen in den Ruf eines Zauberſchloſſes brachten, wobey ich indeſſen mich immer ſtellte, als hielte ich dieſe Geſpräche nur für Mährchen, die keiner aufmerkſamen Unterſuchung werth wären. Aber das darf ich nicht vergeſſen, Ihnen zu erzählen, daß mir mein künſtliches Labyrinth einen ſehr wichtigen Dienſt leiſtete, indem es mich von einer Thorheit abhielt, die ich im Begriff ſtand, zu begehn.

So wie in dem neuen Kreiſe von Würkſamkeit, den ich mir geſchaffen hatte, meine Liebe zu dem Menſchengeſchlechte, mein Trieb zur Geſelligkeit und meine Anhänglichkeit an die Zuſammenlebung wieder erwachten; fühlte ich auch oft ein Verlangen in mir, mehr häuslicher Wonne theilhaftig zu werden. Ich war Gatte und Vater geweſen; aber das Glück einer ehelichen Verbindung hatte ich nur unvollkommen und von den Vater-Freuden nur den Vorſchmack genoſſen. In den Jahren, darinn ich war, durfte ich mich nicht vor dem Spotte der Leute fürchten, wenn ich mich wieder verheyrathete, und wurde ich Vater; ſo konnte ich noch die Zeit erleben, wo ich meine Kinder erzogen und verſorgt ſähe. Meine Vermögens-Umſtände ermunterten mich gleichfalls zu dieſem Plane; denn, obgleich es mich wenig kümmerte, wer nach meinem Tode in den Beſitz meiner Güter treten würde; ſo war es doch beruhigend für mich, zu wiſſen, daß ich kein reiches Mädchen aufzuſuchen brauchte, und daß, wenn ich Familie bekäme, die Meinigen nicht fürchten dürften, nach meinem Tode mit Mangel zu kämpfen. Indeſſen hatten mich die Jahre ſo weit abgekühlt, daß ich mich, bey der Wahl einer Gattinn, auch nicht von blinder Liebe würde verführen laſſen. Von dieſen Ueberlegungen geleitet, warf ich nun meine Augen in dem Cirkel der benachbarten Familien umher, um zu ſehn, ob ich nicht irgend ein gut erzognes Landfräulein finden mögte, das Luſt hätte, ihren Schwaanenhals neben meinem Nacken, unter das goldne Eheſtands-Joch zu krümmen.

Nun lebte eine halbe Meile von Tungerhauſen auf ſeinem Landgute der geweſene Regierungsrath von Endleben, nebſt ſeiner Familie — Ein Mann von ſehr gutem, geſundem Hausverſtande, nicht ohne Kenntniſſe, und, dem allgemeinen Rufe nach, von ſehr redlicher Denkungsart. Seine Frau war ein feines Weib, ehemals Hofdame geweſen, übrigens eine gute Hauswirthinn und wie es ſchien, eine ſorgſame Mutter Sie hatten zwey Kinder; einen Sohn und eine Tochter. Jener war auf Univerſitäten; ihre Tochter, das Fräulein Auguſte von Endleben, mogte damals das zwey und zwanzigſte Jahr erreicht haben, hatte einen Stifts-Platz, hielt ſich aber ſeit einiger Zeit viel bey ihren Eltern auf, da ſie dann der Mutter den innern Haushalt beſorgen half. Ich gieng viel mit dieſen Leuten um, zog ſie beynahe allen meinen übrigen Nachbarn vor, und, als mir der Gedanke einer zweyten Heyrath durch den Kopf fuhr, war das Fräulein Auguſte die Einzige, bey der meine Wahl ſich verweilte. Sie war ein Frauenzimmer von ſehr gebildetem Geiſte, ohne Anſprüche auf Gelehrſamkeit zu machen, und beſaß artige Talente, womit ſie aber keineswegs prahlte. Ihre Unterhaltung war angenehm, lebhaft, ihr Betragen anſtändig, freymüthig, ihr Anſtand edel; ohne ſchön zu ſeyn und ohne den Anſchein zu haben, als wolle ſie die Aufmerkſamkeit auf ſich ziehn, gefiel ſie, und ich habe nie gehört, daß die Verläumdung einen Schatten auf den Ruf ihrer Sittſamkeit geworfen hätte. Aber, mein lieber Freund! mich hatten ſo oft der äußere Schein, das Urtheil der Menſchen und meine eigne Phantaſie betrogen, und ich hatte mich ſeit einiger Zeit ſo an meine Methode, die Menſchen im Verborgnen zu prüfen, gewöhnt, daß ich hier, wo es die Ruhe meines noch übrigen Lebens galt, mit der äußerſten Vorſicht zu verfahren beſchloß.

Es vergieng faſt kein Tag, ohne daß ich jemand von der Familie des Herrn von Endleben ſah, entweder bey ihm, oder bey mir, oder an einem angenehmen Orte, der zwiſchen ſeinem und meinem Gute lag, und wohin wir gegen Abend zu Fuße wanderten, nachdem wir verabredet hatten, uns da zu treffen. Ich ſahe es den Eltern an, daß ſie muthmaßten, ich hätte Abſichten auf ihre Tochter und des Fräuleins Betragen gegen mich, obgleich es nichts weniger als zudringlich war, ſchien mir zu ſagen, daß ich keine abſchlägige Antwort zu befürchten haben würde, wenn ich um ihre Hand bate. Ich ladete ſie nun oft zu mir ein, und wenn ſie dann einige Tage bey mir verweilten; ſo verſäumte ich keine Gelegenheit, ſie aus meinem Hinterhalte zu belauſchen — ich ſah und hörte nichts, woran ich hätte Anſtoß nehmen können. Allein wir waren zu nahe Nachbarn, als daß ich erwarten durfte, ſie länger als höchſtens ein Paar auf einander folgende Tage bey mir zu behalten und überhaupt fühlte ich wohl, daß, um ſie ganz genau kennen zu lernen, ich ſie längere Zeit hindurch in ihren häuslichen Verrichtungen beobachten müßte; auch hierzu fand ich Mittel.

Des Herrn von Endleben Ländereyen, Waldungen und Jagden grenzten unmittelbar an meine Beſitzungen; offenbar mußte es ihm von großem Werthe ſeyn, wenn er Jungerhauſen an ſich kaufen könnte, um ſo mehr, da ſein Wohnhaus klein und unbequem, das meinige hingegen ſehr geräumig war; allein daran zu denken erlaubten ihm theils ſeine Vermögens Umſtände nicht, die gut, aber nicht glänzend waren, theils fiel es ihm nicht ein, daß ich die Abſicht haben könnte, mein Gut zu verlaſſen. Eines Tages that ich ihm folgenden Vorſchlag: »Ich habe, wie Sie wiſſen,« ſagte ich, »anſehnliche »Güter im Mecklenburgiſchen geerbt und werde nun »wohl gezwungen ſeyn, den Reſt meines Lebens »größtentheils dort hinzubringen. Kürzlich hat man »mir noch einige Grundſtücke feil gebothen, durch »deren Ankauf ich jene Güter ſehr verbeſſern könnte. »Ich hätte wohl Luſt dazu; allein dann wollte ich, »um mich nicht in zu große Weitläuftigkeiten zu »ſtecken, Tunzerhauſen verkaufen. Ich weiß es, daß »es Ihnen nicht angenehm ſeyn würde, einen Nachbar zu bekommen, mit dem Sie auf einen weniger freundſchaftlichen Fuß lebten, als mit mir. »Deßfalls nun habe ich mir vorgenommen, Ihnen »einen Vorſchlag zu thun, der Ihnen vielleicht anſtändig ſeyn wird. Ich überliefre Ihnen jetzt Tungerhauſen, nach einem ſehr billigen Anſchlage; Sie »werden vorerſt mein Pächter, bewohnen mein Schloß, »ich aber miethe ein Haus in dem Städchen ***, »eine Stunde Wegs von hier, wo ich die Zeit, die

»ich nicht in Mecklenburg hinzubringen brauche, ver»leben werde. Auf dieſe Art laſſen wir die Sachen »drey Jahre lang beruhn und Sie machen Sich »verbindlich, binnen dieſer Zeit alles auf meinem »Gute, an Gebäuden und andern Einrichtungen, »ſo zu laſſen, wie Sie es finden. Wenn ich vor »Ablauf der dreyjährigen Friſt mich nicht erklärt ha»be, daß ich Tungerhauſen wieder annehmen will; »ſo behalten Sie es dann eigenthümlich nach eben »dem billigen Anſchlage, nach welchem Sie es in »Pacht gehabt haben, und bezahlen die Kaufſumme »in Terminen, worüber wir leicht einig werden »wollen.«

Sie können Sich vorſtellen, daß der Herr von Endleben dieſen Vorſchlag mit beyden Händen annahm; übrigens ſchien es, als wenn ihn die auffallende Billigkeit meiner Forderungen in der Muthmaßung beſtätigte, daß ich Abſichten auf ſeine Tochter hätte. Was mich betrifft; ſo war mein Verfahren dabey in der That nicht grillenhaft. Auſſer dem wichtigen Hauptplane, die Familie, wenn ſie hier in Tungerhauſen wohnte, genau beobachten zu können, leiteten mich noch folgende Ueberlegungen: Es war würklich wahr, daß ich noch einige Grundſtücke in Mecklenburg ankaufen wollte, und daß es mir nicht unangenehm geweſen ſeyn würde, dagegen Tungerhauſen abzugeben. Wurde ich des Herrn von Endleben Schwiegerſohn; ſo konnte ich dies Gut niemand lieber gönnen, als dem Vater meiner Gattin; wo nicht; ſo konnte ihn, der doch ein wenig das Geld liebte, der dreyjährige Gewinnſt, den er, bey ſo billigen Pacht-Bedingungen, ziehn konnte, einigermaßen über die mislungne Hofnung, das Fräulein zu verſorgen, tröſten.

Dieſe Unterhandlung kam alſo würklich zu Stande; ich zog nach ***, der Herr von Endleben nach Tungerhauſen, und ich fieng, ſobald wir mit unſern neuen Einrichtungen in Ordnung waren, meine geheimen Beobachtungen an.

Ich hatte vor kurzem meinen alten Peter zum Forſt-Aufſeher in Tungerhauſen ernannt und ihm am Abhange des Berges, im Walde, an eben dem Orte, wo der Eingang zu meinem Labyrinthe war, ein Haus bauen und einen Garten anlegen laſſen, ſo daß dadurch die Oefnung maskirt wurde und er unmittelbar aus einem ſeiner Zimmer in den unterirdiſchen Gang trat. Nun konnte ich bey Tages Anbruch, ohne Verdacht zu erregen, zu ihm gehn und dann verborgen nach dem Schloſſe heraufſteigen.

gen. In den erſten Wochen, da ich meine Beobachtungen oft wiederholte, entdeckte ich nichts, was mir irgend von Bedeutung ſcheinen konnte; nur war es mir auffallend, daß täglich ein kleiner Knabe von etwa fünf Jahren das Fräulein beſuchte, oder vielmehr, daß dies Kind, welches ſie, wie ich erfuhr, auf ihre Koſten bey einer Bauerfrau erziehn ließ, von ihr, ſobald Zeugen dabey waren, zwar freundlich, doch kalt bewillkommt wurde, da ſie hingegen die zärtlichſten Liebkoſungen an ihm verſchwendete, wenn ſie ſich mit ihm allein, oder nur ihre Mutter gegenwärtig ſah. Daß junge Frauenzimmer von feurigem Temperamente, wenn ſie ſonſt niemand in ihre Arme ſchließen dürfen, kleine Kinder mit gar gewaltigem Feuer zu küſſen und an ihr Herz zu drücken pflegen, das iſt nichts Außerordentliches; allein dieſe Art von Liebe kam mir ganz ſonderbar vor, und ich wurde begierig, Licht über die Genealogie des Knaben zu erhalten. Mit Vorſicht wurde daher die Bauerfrau gefragt, wußte aber nichts zu ſagen, als: es ſey ihr dies Kind vor vier Jahren, da es ungefähr neun bis zehn Monate alt geweſen, von einem fremden Manne gebracht worden; derſelbe habe ſie gebeten, es in Koſt und Wartung zu nehmen, wobey er ihr hundert Ducaten eingehändigt und verſprochen habe, in einigen Jahren wiederzukommen, auch, wenn ſie den Knaben wie ihr eignes Kind hielte, alsdann noch mehr Geld mitzubringen. Bald darauf ſey das Fräulein von Endleben aus ihrem Stifte hierhergekommen, habe das Kind geſehn, liebgewonnen und ſeit dieſer Zeit ihr, des kleinen Jacobs wegen, viel Gutes gethan; jener Fremde aber ſey nicht wieder erſchienen.

Da ich hieraus nicht mehr Licht bekam; ſo beſchloß ich, in meinen eignen Beobachtungen fortzufahren. Eines Morgens ſaß die Frau von Endleben ihrer Tochter gegen über, in einem ſehr ernſthaften Geſpräche begriffen, wovon ich Folgendes hörte:

Die Mutter. Du biſt alſo würklich entſchloſſen, dem Grafen Dein Geheimniß zu entdecken, wenn er um Deine Hand anhalten ſollte?

Die Tochter. Feſt entſchloſſen. Er iſt ein großmüthiger Mann; Vielleicht verzeyht er mir den einzigen, ſo oft bereueten, ſo theuer gebüßten Fehltritt meiner Jugend. Wo nicht; ſo muß ich die Folgen meiner Vergehung tragen. Ich will lieber auf jede eheliche Verbindung Verzicht thun, als einen redlichen Mann hintergehn.

Die Mutter. Aber da Dein Verführer im Grabe liegt —

Die Tochter. Nicht Verführer; die Liebe allein war ſeine und meine Verführerinn. Wir hatten die Einwilligung unſrer Eltern; wir ſahen uns vor Gottes Augen als unzertrennlich an; der Tod — Doch ich will mein Verbrechen nicht rechtfertigen.

Die Mutter. Nun denn aber, da er tod iſt, da außer Deinem Vater und Deiner Mutter, nur noch zwey verſchwiegne Menſchen um das Geheimniß wiſſen —

Die Tochter. Das alles will ich ihm ſagen, wenn er um mich anhalten ſollte. Und bleibt er dennoch bey ſeinem Entſchluſſe; ſo will ich getroſt und ohne Gewiſſensbiſſe mit ihm zum Altare gehn. Nicht anders! Was hülfe mir auch dieſe Verheimlichung? Wenn niemand mich verriethe; ſo würde ich ſelbſt mich verrathen. Mein Gatte würde es einmal gewahr werden, daß etwas mein Herz drückt. In einer ſolchen Stunde würde ſeine Zärtlichkeit mir mein Geheimniß entlocken; und was hätte ich dann nicht vielleicht zu erwarten?

Die Mutter fuhr fort, alle Matronen-Beredſamkeit anzuwenden; aber vergebens; das gute, ge-

wiſſen

wiſſenhafte Mädchen blieb unerſchütterlich bey ihrem Vorſatze.

Nun, mein Freund! was würden Sie an meiner Stelle nach dieſer Entdeckung gethan haben? Hätte ich mich ſchon erklärt gehabt; ſo wäre ich vielleicht — ſoll ich ſagen nachſichtig? oder ſchwach genug geweſen, darum nicht zurückzutreten; allein ſo war ja noch kein Schritt geſchehn; ich hatte auch nicht auf die entfernteſte Weiſe einen Antrag gethan. Auch konnte ich, ohne meinem Herzen eine tiefe Wunde zu ſchlagen, den ganzen Plan aufgeben. Daſſelbe hatte ich Urſache von dem Fräulein zu muthmaßen; ſie ſchätzte mich hoch, aber ich glaube nicht, daß ſie mich liebte — Und alſo —

Ich weiß, was man über dieſen Gegenſtand ſagen kann: Verlohrne Unſchuld iſt darum noch nicht verlohrne Tugend; wer einmal geſtrauchelt hat, iſt oft ſichrer vor künftigem Falle, als wer Gefahr und Verführung noch nicht kennt. Viel Tauſende haben nie in der That geſündigt und ſind dennoch ſtrafbarer, als die Einmal den Irrweg betreten hat. Unzähliche haben wiederhohlt geſündigt und gelten für Veſtalinnen, weil kein lebendiger Zeuge ihrer Verbrechen auftreten kann. Was für Rechenſchaft iſt mir ein Mädchen von Verirrungen ſchuldig, zu welchen ſie verleitet worden iſt, ehe ſie mich kannte? — Alles wahr! und wenn nur von der Liebe, von reiner Herzens-Verbindung die Rede iſt; ſo gebe ich zu, daß dieſelbe durch eine Entdeckung von der Art vielleicht nicht getrennt werden kann; aber die Ehe iſt ein bürgerlicher Contract, vor den Augen des Publicums geſchloſſen, dem man alſo auch Rechenſchaft ſchuldig iſt, ob alles dabey ehrlich zugeht. Dieſer Contract ſezt voraus, daß die Braut nicht ſchon eines andern Mannes Weib ſey, daß die, welche die Pflichten einer Hausfrau übernimmt, nicht ſchon heimlich Mutter-Pflichten auf ſich habe. Die Keuſchheit der Weiber iſt ein gar zu wichtiger Punct für die Ordnung der bürgerlichen Geſellſchaft. Es iſt hier nicht bloß die Frage, ob der Gatte damit zufrieden ſeyn, ſondern ob die Claſſe von Menſchen, in welche ſich die Neuvermählte einſchreiben laſſen will, ſie nicht durch Verachtung dafür beſtrafen wird, daß ſie als eine Entehrte ſich unter die keuſchen Weiber ſchleicht. — Kurz! ich halte Den für einen Mann ohne Ehrgefühl, der wiſſentlich einem Mädchen vor dem Altare die Hand reicht, gegen welches ein Zeuge auftreten und ſagen kann: »Sie

»hat in meinem oder eines Andern Armen die Crone ihres Geſchlechts verſcherzt.« *)

Ich entſchloß mich daher zurückzutreten, weil es noch Zeit war, was auch die Familie und andre Menſchen davon denken mögten. Ich gieng von dem Tage an ſeltner zu dem Herrn von Endleben und fand bald eine Gelegenheit, mich beſtimmt zu erklären: daß ich nicht die Abſicht hätte, mich wieder zu verheyrathen. Sie werden mir's zutraun, mein Lieber! daß es mir mit dieſer Verſicherung ein Ernſt war und noch iſt, und ich will nur noch hinzufügen, daß mich ein ſolcher Entſchluß in der That wenig Ueberwindung gekoſtet hat, da ich nun zu ſehn glaube, es iſt im Buche des Schickſals geſchrieben, daß ich die Freuden des Gatten und Vaters nicht mehr ſchmecken ſoll. Uebrigens merkte ich wohl, daß meine Erklärung unangenehme Eindrücke auf die Familie von Endleben machte. Der alte Herr

---

*) Ich glaube, daß das, was der Graf hier ſagt, auch zum Theil auf die ſogenannten Mißheirathen anwendbar iſt. Ich bin ein geſchworner Feind aller Vorurtheile des Adels; aber wer Einen bürgerlichen Contract reſpectirt, muß auch die übrigen Rückſichten, die im geſellſchaftlichen Leben gelten, nicht gänzlich überſehen zu dürfen glauben.

Herr zeigte ſich dabey auf einmal von einer nicht ſehr edeln Seite; Er ſprengte unter andern im Publico aus, ich hätte ſeiner Tochter Heyraths-Gedanken in den Kopf geſetzt, und nun lieſſe ich ſie ſitzen. — Mag er doch, dachte ich; ich werde darum nicht das Geheimniß verrathen, das mich rechtfertigen könnte. Bin ich doch vor meinem Gewiſſen gerechtfertigt! Zu ſeinem eignen Schaden aber kündigte er mir unſern Vertrag wegen meines Guts auf, und ich zog wieder nach Tungerhauſen. Seit dieſer Zeit ſehen wir uns ſelten und gehen ziemlich kalt mit einander um. Indeſſen lebe ich vergnügt und ruhig, habe wenig Sorgen, manche Freude; aber leider! eine ſchwache Geſundheit. Geduld, ſtrenge Lebens-Ordnung und täglich eine gemäßigte körperliche Bewegung erhalten mich auf den Beinen und ſollen mich, wenn Gott will, wohl ſo lange erhalten, daß ich noch einmal das Vergnügen ſchmecke, Sie hier bey mir zu ſehn.

Ein und zwanzigſtes
und
letztes Capitel.

Schluß der Geſchichte des Grafen Tunger.
Nachricht von ſeinem Tode.

So weit reichten die Nachrichten, die mir der Graf von den Begebenheiten ſeines Lebens mitgetheilt hatte; Sie machten ein Jahr lang den Gegenſtand ſeines Briefwechſels mit mir aus. Dann wurde dieſer Briefwechſel durch ſeine Reiſe nach Mecklenburg, woſelbſt er beynahe zwey Jahre blieb, ein wenig unterbrochen, doch ließ er noch von Zeit zu Zeit etwas von ſich hören, und klagte über die Abnahme ſeiner Geſundheit. Vor einem Vierteljahre kam er ſchon ſehr krank nach Tungerhauſen zurück und ſchrieb mir ſogleich, daß er mich bäte, ihn zu beſuchen; allein ich war ſelbſt unpäßlich; ich konnte nicht reiſen. Vierzehn Tage nachher meldete mir ſein Arzt (derſelbe redliche Mann, der, wie ich erzählt habe, den Grafen in dem Clubb in *** ſo warm vertheidigte) die traurige Nachricht von ſeinem Tode. Mein ſterbender Freund hatte ſich Meiner noch in ſeinen letzten Stunden erinnert. Da Tungerhauſen nicht Lehn, ſondern Erbe war; ſo handelte der Graf vor ſeinem Abſchiede aus der Welt noch ſo großmüthig, dies Gut ſeinem Nachbar dem Herrn von Endleben zu vermachen. — Er entſchlief ſanft und ruhig, von viel guten Menſchen beweint.

Schriften

von

Adolph Freyherrn Knigge.

Sechster Band.

(Geſchichte des armen Herrn von Mildenburg. Ir Bd.)

Hannover,
in der Ritſcherſchen Buchhandlung.
1804.

Univ. Bibl.
München

Geſchichte
des armen
Herrn von Mildenburg,
in Briefen herausgegeben
von
Adolph Freyherrn Knigge.

Erſter Theil.
Zweyte Auflage.

Hannover,
in der Adminiſtration der Ritſcherſchen Buchhandlung.
1797.

Univ. Bibl.
München

Vorrede.

Ich liefre hier die Geſchichte eines Mannes, der mit dem Grundſatze in die Welt tritt: „daß Jeder glücklich ſeyn und ſeine guten Zwecke durchſetzen könne, der immer weiſe und immer redlich handelte." Bey allen Schritten, die er thut, ſcheint indeſſen dieſer Grundſatz zur Lüge zu werden. Er wird oft, bey dem Bewußtſeyn der größten Rechtſchaffenheit, miskannt; edle Plane werden ihm vereitelt; Unwürdige Böſewichte nehmen ihm vor dem Munde weg, was er verdient hätte, und mit Recht fordern konnte. Seine Klugheit und Vorſicht vermögen nichts gegen Schlauigkeit und Cabale. Er wird von dümmern Menſchen überliſtigt; Sein Leben iſt ein Gewebe von Noth, Kummer, Verfolgung und Krankheit; Er ſtirbt endlich —— Sie werden hören, wo? —

Zum Gegenbilde ſind in dieſer Geſchichte Portraite von Schelmen und Pinſeln aufgeſtellt, die, wo ſie auch ſtehen, die erſten Rollen ſpielen, und im ruhigen Beſitze der Vortheile ſind, die billig der Preis der Rechtſchaffenheit und wahren Klugheit ſeyn ſollten.

Kann er, bey allen dieſen Widerwärtigkeiten, ſeinen erſten Grundſätzen treu bleiben, oder ſoll er die Vorſehung anklagen? -- Das iſt die große Frage, die ihn bey jedem neuen Unglücksfalle beſchäftigt. Die nähere Unterſuchung derſelben leitet ihn auf eine zweyte, nicht weniger wichtige Frage, nämlich: „Iſt es auch „wahr, daß ich ſtets zugleich klug und redlich gehandelt habe?“ und da erfährt er dann zu ſeiner Beſchämung, daß er doch immer von Einer Seite gefehlt hatte. Wo er durchaus edel und grade handelte, da verabſäumte er die nöthige Klugheit und Vorſicht, und wo er einen Plan mit aller Weisheit angelegt hatte, da mislung ſein Vorhaben durch irgend einen kleinen ſchiefen, nach der ſtrengſten Moral nicht zu billigenden Seitenſprung, zu dem er ſich verleiten ließ.

Dieſe Erfahrung führt ihn am Ende ſeines Lebens dahin, überzeugt zu ſeyn:

daß jeder Menſch der Bauherr ſeines eigenen Schickſals iſt; daß der weiſe Schöpfer alles ſo geordnet hat, daß jedes freye Weſen die Folgen ſeiner Handlungen tragen muß; daß dies ein erhabener Plan des liebreichen Vaters aller Creaturen iſt, um uns zu einer höhern Beſtimmung zu erziehn; daß ſolche Schickſale, die ganz ohne unſer Zuthun uns zu treffen ſcheinen, wo wir alſo gar keine Motiven wahrnehmen, mehrentheils Vereitlung frivoler Wünſche ſind, Entbehrung von Vortheilen, auf welche wir gar kein Recht haben, oder die eigentlich gar nicht glücklich machen; daß manche Wiederwärtigkeiten mittelbar die Quellen nachheriger größerer Glückſeligkeit eröfnen, daß andere dazu dienen, uns die ſeltenern Freuden deſto ſchmackhafter zu machen, deren beſtändiger Genuß Ueberdruß und Unerſättlichkeit erzeugt; daß nichts billiger iſt, als daß manche ſchwache Menſchen durch den Beſitz **äuſſerer** Glückſeligkeit dafür entſchädigt werden, daß ſie größere Freuden, für welche ſie nicht empfänglich ſind, entbehren müſſen, und endlich, daß es für den wahrhaft weiſen, guten, freyen und mäßigen Mann eine innere Seligkeit giebt, die nichts ihm rauben kann, und die unabhängig von Menſchen und Schickſalen bleibt.

Gemälde von lebenden, bekannten Leuten habe ich wiſſentlich nicht eingemiſcht. Die Ohnmöglichkeit aber, Menſchen mit Wahrheit zu ſchildern, ohne daß die Bilder irgend einem Lebendigen gleichſähen, wird freylich der liebreichen Auslegungskunſt auch in dieſem Buche ein weites Feld eröfnen.

In der Haarlemmer Courant iſt, wie ich höre, ſchon eine holländiſche Ueberſetzung dieſes Romans angekündigt worden. Das rührt daher, weil ein würdiger Geiſtlicher in Zwoll, als er die Ueberſetzung meines Buchs **über den Umgang mit Menſchen** unternommen, mir hiervon Nachricht gegeben und mich zugleich gefragt hatte, an was für einem Werke ich jetzt arbeitete? Ich ſchrieb es ihm, und vermuthlich hat ſeine gütige Partheylichkeit für meine Schriften ihn bewogen, früh genug eine Ueberſetzung auch dieſer Geſchichte anzukündigen, damit ſie nicht in die Hände eines ungeſchickten Fabricanten fallen ſollte.

Inhalt des erſten Theils.

Erſter Brief, Seite 1; von der Räthinn Homann, in Engeleben, an die Demoiſelle Caroline Felmer in Birkenthal.

Sie nimt die Aufforderung ihrer jungen Freundinn zu einem Briefwechſel an, erfüllt das Verlangen derſelben, ihr offenherzig zu ſagen, wie man in dem kleinen Städchen von ihr urtheilt, und was ſie ſelbſt von ihr denkt. Etwas vom Amtsvogt Umbach und ſeiner Frau. Am Ende bittet ſie um Nachricht, wer der arme, kranke Mann ſey, der ſich ſeit einiger Zeit bey dem Paſtor Ehrmann und ſeiner Frau, bey welchen Caroline wohnt, aufhält.

Zweiter Brief, Seite 11; von Heinrich von Mildenburg, aus Birkenthal, an den Doctor Porr, in London.

Klagen über das unglückliche Schickſal, das ihn auf's Neue betroffen. Der Doctor Porr hatte ihn aus dem Gefängniſſe errettet, und war dann mit einem Engländer nach London gegangen. Heinrich ſollte indeß in einem Kloſter verſteckt bleiben, bis zu ſeines Freundes Rückkunft. Beſchreibung des Mönchs-Lebens. Character des Priors. Heinrich wird krank im Kloſter. Der Mönch, welcher ihm zur Pflege zugeſellt wird, fängt an, ihn zu intereſſieren. Er lernt ihn näher kennen, und findet an ihm einen Unglücklichen, der aus Verzweiflung ſich in dieſen Stand geworfen hat, aber jetzt ſich nach Freyheit ſehnt. Er beſchlieſſt, ihn zu erlöſen. Die Erzählung, wie er dies zu Stande bringt, abgebrochen, weil der Brief geſchloſſen werden muß.

Dritter Brief, Seite 25; Von dem Prior des Kloſters an ſeinen Provinzial.

Bericht von der Flucht des Pater Joſephs, durch Hülfe des Fremden, der ſich im Kloſter aufgehalten.

Vierter Brief, Seite 31; von Carolinen, an die Räthinn Homann.

Leichtfertige Aeuſſerungen über die Urtheile der Frauen in Engelleben, über die Frau Bürgermeiſterinn, Frau Amtsvögtinn und die Frau von Löfler. Von dem armen Herrn, der ſeit einiger Zeit bey ihnen wohnt, erzählt ſie, was ſie weiß, nämlich, daß ihn der Paſtor Ehrmann, als einen Kranken, in ſein Haus aufgenommen, und daß er ſich den Namen Bachmuth giebt; vermuthlich aber nicht ſo heiſſt, weil ſeine Wäſche mit v. M. gezeichnet iſt. Etwas über den Paſtor und ſeine Frau. Sie erfüllt das Verlangen der Frau Räthinn, ſie mit einem Theile ihrer Lebensgeſchichte bekannt zu machen. Erſte Erziehung. Früher Tod ihrer Eltern. Nachricht von den übrigen Geſchwiſtern. Ein Bruder iſt in Oſtindien, der andre Unter-Officier in kaiſerlichen Dienſten, die noch lebende Schweſter aber, als Cammerjungfer mit einer Geſandtinn nach Petersburg gegangen. Caroline kömmt in das Haus ihres Oheims, des Rectors Felmer. Bild dieſes Mannes und ſeiner Frau. Der Rector wird krank und ſtirbt. Ein gewiſſer Herr von der Hart ſucht eine Geſellſchafterinn für ſeine Frau, und wählt dazu Carolinen. Sie reiſt mit ihm ab. Character des Mannes und ſeiner unwürdigen Gattinn.

Fünfter Brief, Seite 55; von der Freyfrau von Raſitz in Altenwedel, an den Paſtor Ehrmann.

Sie hat erfahren, daß Herr Bachmuth ſich bey ihm aufhält, und warnet ihn vor dieſem Menſchen, welcher, wie ſie ſagt, Hofmeiſter in ihrem Hauſe geweſen ſey, und ihre Tochter habe verführen wollen.

Sechſter Brief, Seite 57;

Edle Antwort des Paſtors auf dieſen Brief.

Siebenter Brief, Seite 60; von Heinrich von Mildenburg, an ſeinen Freund Porr.

Mit ſeiner Geſundheit beſſert es ſich. Fortſetzung der Erzählung, wie er den Pater Joſeph von der Hart aus dem Kloſter entführt. Dieſer iſt nach Paris gereiſt, und will von da nach Amerika gehn, wohin ihm Heinrich einen Brief an ſeinen Oncle, den Hauptmann von Biedersdorf, mitgegeben hat. Heinrich weiß indeß in Frankfurth nicht, wozu er ſich entſchlieſſen ſoll. Beſchreibung eines kleinen Wirthshauſes, in welchem er, aus Mangel an Gelde, vorliebnehmen muß. Er trifft einen Jugend-Freund an, der ihn als Hofmeiſter bey den Kindern der Baroninn Raſtitz empfiehlt. Er reiſt nach Altenwedel ab, und giebt ſich den Namen Bachmuth. Beyläufig etwas von Heinrichs verſtorbenen Mutter, von ſeiner noch lebenden Schweſter, der Frau von Stallheim und deren Gatten. Er erfährt durch Kaufleute, daß Dieſe ſich von ihm getrennt hat, und niemand weiß, wo ſie iſt? Nun erzählt Heinrich ſeine Ankunft in Altenwedel. Was ihm unterwegens begegnet. Character der Freyfrau von Raſtitz, des Barons, ihrer liebenswürdigen Tochter, und der beyden Söhne, deren Führer er nun iſt. Die Baroninn ſucht ein Liebes-Verſtändniß mit Heinrich anzuſpinnen. Er läßt ſich darauf nicht ein. Für das Freyfräulein Louiſe empfindet er zärtlichere Triebe und ſie für ihn. Es kommt zu einer Erklärung, wobey die Eltern ihn überrachen, und auf unedle Weiſe aus dem Hauſe bannen. Nun weiß er nicht wohin? Er will ſich, bis zu Porrs Rückkunft, bey einem Bauer in die Koſt geben, wird aber unterwegens krank und geräth auf dieſe Weiſe an den Paſtor Ehrmann, von dem er, ſo viel von deſſen Frau und Carolinen, eine Schilderung entwirft. Er hat noch immer die Abſicht, ſobald er gänzlich hergeſtellt iſt, zu einem Bauer zu gehn.

Achter Brief, Seite 101; von Demſelben, an Denſelben.

Die Scene hat ſich ſchnell verändert. Ein gewiſſer Miniſter von Kappſtein, welcher kurzlich in Geſchäften ſeines Herzogs in London geweſen, hatte dem Doctor Porr verſprochen, bey ſeiner Rückkunft nach Teutſchland für Heinrich zu ſorgen, und er hat Wort gehalten, wie der folgende Brief zeigt, der durch einen glücklichen Zufall in ſeine Hände gekommen iſt.

Neunter Brief. Seite 105; von dem Miniſter von Kappſtein, an Heinrich von Wildenburg.

Er macht ihm Hofnung, ihn in den Dienſt des Herzogs von *** zu bringen, und zugleich zu bewürken, daß Dieſer ſich für ihn verwende, um ſeinen Frieden mit dem Fürſten zu ſchlieſſen, welcher ihn hatte gefangen ſetzen laſſen, und welchem er entwiſcht war. Der Miniſter bittet Heinrich, ſich bald möglichſt auf den Weg zu ihm zu machen.

Zehnter Brief, Seite 108; von Carolinen, an Madam Homann.

Nachricht von der glücklichen Wendung, die das Schickſal ihres Gaſtes genommen. Fortſetzung ihrer Lebens-Geſchichte. Es entſpinnt ſich ein Roman zwiſchen Carolinen und dem Herrn von der Hart. Die leichtſinnige Frau ſucht dieſen zu unterhalten, um deſto freyeres Spiel für ſich zu haben. Nachgeholte Begebenheiten aus den erſten Jahren der Frau von der Hart und ihres Gemals. Ihre Erziehung. Schickſal, das ihren Vater, den Miniſter, betrifft. Sie leben anfangs in der Stadt, müſſen hernach auf's Land ziehn. Wie ſie ſich da aufführt. Sie wird immer ausſchweifender. Der Herr von der Hart leidet viel dabey, klagt ſeinen Kummer Carolinen, und dies bringt ihre Herzen näher an einander. Er muß, eines ſchlimmen Proceſſes wegen, in die Stadt. Seine Gemahlinn geht mit einem Liebhaber, der ſich für einen reichen ruſſiſchen Officier ausgegeben, davon. Sein Proceß endigt ſich beynahe mit dem gänzlichen Verluſte ſeines Vermögens. Caroline ſieht nun, daß ſie anſtändiger Weiſe, und ohne ſeine Vermögens-Umſtände noch mehr zu zerrütten, nicht in ſeinem Hauſe bleiben kann. Sie geht alſo, indeß er in der Stadt iſt, auf gutes Glück davon. Was aus ihm geworden iſt, das weiß ſie nicht. In Lichtenheim nimt ſie Poſtpferde, in der Abſicht nach Heilbronn, zu einer Putzmacherinn zu reiſen. In einem Poſthauſe unterwegens macht ſie die Bekanntſchaft einer Dame aus Maynz und deren Tochter, klagt denſelben ihr Schickſal und wird als Geſellſchafterinn mitgenommen. Character der Mutter, der Tochter, und des Sohns. Dieſer ſtellt Carolinen nach. Sie weiſt ſeine Zudringlichkeit zurück, und beſchlieſſt endlich, dies Haus zu verlaſſen, ohne zu ſagen, wohin ſie geht. Sie wendet ſich an eine Kaufmannsfrau, die aber mit dem jungen Herrn in Verbindung ſteht. Dieſe giebt ihr einen Brief an die Frau Carlinn in Frankfurt, wohin ſie in dem Marktſchiffe abreiſt. Unterwegens macht ſie die Bekanntſchaft eines redlichen Arztes, bey dem ſie ſich, als ſie anlanden, nach der Wohnung der Frau Carlinn, erkundigt. Der Mann erſchrickt, und entdeckt ihr, daß dies ein verdächtiges Haus ſey. Sie ſieht nun die Gefahr, welche über ſie geſchwebt hat. Der Doctor führt ſie in den goldenen Löwen. Sie bekömmt die Blattern, wird aber unentgeldlich von dem wohlthätigen Arzte geheilt, und von den Wirthsleuten verpflegt. Sodann giebt Jener ihr einen Brief an ſeinen Vetter, den Paſtor Ehrmann in Birkenthal mit.

Sie

Leib-Page. Begebenheiten am Hofe. Bild der dortigen Verfaſſung. Character des Fürſten, ſeiner Gemahlinn, ſeiner Mutter. Heinrich fängt an unter der Hand eine wichtige Rolle zu ſpielen. Er wird Jagdjunker. Sein Hang zur Satyre und die Unvorſichtigkeit, ſich in fremde Händel zu miſchen, ſtürzen ihn, wozu die Fürſtinn Mutter, aus gewiſſen Urſachen, und ſeine Vertraulichkeit mit einem gewiſſen Herrn vom Hofe, der hier geſchildert wird, nicht wenig beytragen. Portrait des benachbarten Fürſten, der ſein Ankläger iſt. Er wird, als Anſtifter einer Cabale, wobey er doch nur eine untergeordnete Rolle geſpielt hat, verabſchiedet. Jetzt bleibt ihm nichts übrig, als wieder in Kriegs-Dienſte zu gehn. Er wird Lieutenant bey einem preuſſiſchen Freycorps, durch ſeines Oheims Vermittlung. Die Fortſetzung der Geſchichte will Caroline nächſtens liefern.

Funfzehnter Brief, Seite 204; von einem gewiſſen Gerichtshalter Potteſius an den Superintendenten Waſchmann.

Er zeigt, mit Beziehung auf den beyliegenden Bericht des Schulmeiſters Lämmerhirt, dem Conſiſtorio an, daß ein fremdes Frauenzimmer, Stallheim mit Namen, ſich im Dorfe niedergelaſſen habe und unberufener Weiſe die jungen Bauer-Mädgen aufklären und in einen empfindſamen Ton ſtimmen wolle.

Sechzehnter Brief, Seite 213; von Carolinen Felmer, an die Räthinn Homann.

Fortſetzung der Geſchichte des Herrn von Mildenburg. Schilderung des Characters des Hauptmanns von Biedersdorf. Heinrichs Begebenheiten bey der Armee und ſeine Verirrungen. Nach dem Frieden nehmen Beyde den Abſchied und beſuchen die Frau von Mildenburg und das Fräulein in Halle. Character der Letztern und ihr romanhafter Schwung. Biedersdorf geht in Würtembergiſche Dienſte, wird dort reduciert, wird dann Capitain in Frankreich und mit dem Regimente nach Weſt-Indien geſchickt, wo er noch iſt. Heinrich macht eine Reiſe an den teutſchen Höfen umher. Schilderung derſelben. Er wird als Cammerrath und Cammerjunker von einem Fürſten in den Dienſt genommen. Seine Mutter ſtirbt, ſeine Schweſter wird, wider ihre Neigung, an einen Landjunker, den Herrn von Stallheim verheyrathet. Character des Fürſten, dem Heinrich nun dient, ſeiner Gemahlinn, der Maitreſſe, Schilderung des Tons an dem Hofe, des Präſidenten und einiger Hofleute. Heinrich macht Bekanntſchaft mit dem Doctor Porr, der ſein treuer Freund wird. Character dieſes Mannes. Derſelbe rath ihm, ſich nach einer reichen Frau umzuſehn. Eine reiche Präſidenten-Witwe mit ihrer Tochter wohnt da. Er will um Letztere anhalten. Der Oberſchenk von Zirnack, der geſchildert wird, ſucht ſein Vertrauen zu gewinnen, verſpricht ſein Freywerber zu ſeyn und nimt das Mädchen für ſich. Heinrich begeht Unvorſichtigkeiten. Sein Umgang mit der Frau von Starmuth. Character dieſer Frau. Ihre Ränke, ihr Plan, mit der Fürſtinn zu entfliehn. Heinrich wird, auf den bloßen Verdacht, hieran Theil genommen zu haben, und wegen unvorſichtiger Reden gefangen genommen und auf die Feſtung geſetzt. Porr erlöſt ihn. Das Uebrige von der Geſchichte verſpricht Caroline nächſtens zu liefern; die Leſer wiſſen es aber ſchon.

Siebenzehnter Brief, Seite 257; Von Madam Homann an Carolinen.

Dank für die mitgetheilten Papiere. Sie ſchlägt Carolinen vor, zu ihr nach Engeleben zu ziehn und verſpricht, ſie als ihre Tochter zu behandeln. Damit ſie ſich aber erforſchen könne, ob ihre Grundſätze mit einander übereinſtimmen; ſo entwirft ſie ihr die Schilderung eines vollkommnen Frauenzimmers nach ihrem Ideale und entwickelt die Regeln einer guten weiblichen Erziehung.

Achtzehnter Brief, Seite 280; Carolinens Antwort.

Sie nimt dankbar ihr Anerbiethen an, und verſpricht ſich nach ihr zu bilden.

Neunzehnter Brief, Seite 292; von dem Doctor Port aus London, an Heinrich.

Er hat ſeine Klage-Briefe erhalten. Bemerkungen über Heinrichs Verirrungen. Ueber Verſchiedenheit des Tons in England und Teutſchland. Ueber Luxus und dergleichen. Er wird erſt im Herbſte des künftigen Jahres nach Teutſchland zurückkommen. Er vermahnt Heinrich, ſich nun in ſeinem neuen Dienſte vorſichtiger zu betragen.

Zwanzigſter Brief, Seite 291; von dem Hauptmanne von Biedersdorf, an Heinrich, aus Paris geſchrieben.

Erzählung ſeiner Schickſale. Er hat America verlaſſen, wird auch wohl aus dem franzöſiſchen Dienſte gehn. Man hat ihm Unrecht gethan und ihn um ſein Vermögen betrogen. Sobald er weiß, wo Heinrich ſich aufhält, will er ihn in Teutſchland beſuchen. Den Herrn von der Hart hat er in Paris angetroffen. Dieſer wird nun bald nach America reiſen.

Ein und zwanzigſter Brief, Seite 298; von Joſeph von der Hart, an Heinrich, aus Paris geſchrieben.

Erzählung, wie es ihm ſeit ihrer Flucht aus dem Kloſter gegangen. Er bittet Heinrich, ſich zu erkundigen, was aus ſeiner Frau und Carolinen geworden iſt.

Zwey und zwanzigſter Brief, Seite 301; von Carolinens Schweſter Marianne, an Carolinen, aus Petersburg.

Erzählung wie es ihr gegangen, von der Zeit an, da ſie als Cammerjungfer einer Geſandtinn nach Rußland gieng. Sie hat den Kaufmann Landswick geheyrathet. Sie wünſcht, Nachricht von Carolinen zu haben, und theilt ihr dagegen den folgenden Brief mit. Durch ein Ohngefehr iſt ſie an die Frau von der Hart gerathen. Dieſe wurde von ihrem ruſſiſchen Liebha-

ber

der betrogen, reiſete ihm nach, wurde in Petersburg im teutſchen Hoſpitale krank und ſtarb, wie der beyliegende Bericht des Chirurgus Knoch bezeugt, an der Auszehrung und voll Reue.

Drey und zwanzigſter Brief, Seite 314; von Chriſtian Felmer, Unterofficier in kaiſerlichen Dienſten, an ſeine Schweſter Marianne.

Leichtfertige Beſchreibung ſeiner Lebensart in Illyrien. Er iſt catholiſch geworden und hat eine Weinhändlers-Witwe geheirathet.

Vier und zwanzigſter Brief, Seite 317; von dem Herrn von Stallheim an ſeinen Advocaten, Zierenitz.

Er wünſcht ſeine entwichene Frau citiren zu laſſen, und wenn ſie nicht erſcheint, ſich wieder verheyrathen zu dürfen.

Fünf und zwanzigſter Brief, Seite 320; Von Heinrich an den Paſtor Ehrmann.

Er iſt in *** angekommen, iſt Cammerherr und Cammerrath geworden, und ſteht ſehr gut bey dem Miniſter von Kappſtein. Auf der Reiſe hat er einen Bekannten angetroffen, den er lieber nicht geſehn hätte; doch hofft er, es ſoll keine Folgen haben. Character des Herzogs, dem er nun dient, der Herzoginn, des Miniſters von Kappſtein, und des Geheimenraths von Braunfeld. Beſchreibung des Tons, der am Hofe und in der Stadt herrſcht.

Sechs und zwanzigſter Brief, Seite 334; von dem Miniſter von Kappſtein an den Doctor Porr.

Heinrich von Mildenburg iſt auf einmal verſchwunden. Niemand weiß, was aus ihm geworden iſt. Der Miniſter will keine Mühe ſparen, auszumachen, was dahinter ſteckt.

Erſter Brief.

Von der Frau Räthin Homann, in Engeleben, an die Demoiſelle Caroline Felmer, in Birkenthal.

Den 6ten October, 1773.

Ihr Brief, meine liebe Freundin! hat mich auf eine angenehme Weiſe überraſcht. Soll ich es Ihnen bekennen? ich hielt Ihr neuliches Anerbiethen, mit mir in Briefwechſel zu treten, wo nicht für ein Compliment, doch für eine vorübergehende Grille. Was für Vergnügen kann ſich, ſo dachte ich, ein achtzehnjähriges junges Frauenzimmer von der Unterhaltung mit einer funfzigjährigen Witwe verſprechen? Oder ſollten Sie erwarten, daß meine Briefe Ihnen die Langeweile vertrieben, die Sie vielleicht oft genug in Ihrem einſamen ländlichen Aufenthalt befällt? Dann würden Sie Ihres Zwecks verfehlen. In einem kleinen Landſtädtchen iſt die Lebensart ſo einförmig, daß wir froh ſind, wenn uns die unſchuldigen Handlungen unſrer Nachbarinnen zuweilen einigen Stoff zu liebreichen Geſprächen bey den Caffee-Geſellſchaften geben. Für einen Briefwechſel bleibt nichts übrig, wenigſtens nichts, was Sie, meine junge Freundinn! intereſſiren könnte, oder was Sie nicht ſchon wüßten, da Sie nur eine Meile von uns wohnen. Doch ich nehme mit Dankbarkeit Ihre gütige Aufforderung an. Kann ich Ihnen keine Neuigkeiten melden; ſo kann ich wenigſtens zuweilen mein Herz gegen Sie ausſchütten, und deſſen bedarf ich wahrlich; denn, ich habe es Ihnen ſchon neulich geklagt, hier finde ich keine Seele, der ich mich mittheilen könnte. Es ſcheint, als wenn es Ihnen in Ihrem Dörfchen auch ſo gienge, und ſo wird denn vielleicht das gemeinſchaftliche Bedürfniß uns, über den Unterſchied der Jahre hinaus, einander näher bringen, als ſonſt zu erwarten wäre — Nun zu dem Inhalte Ihres lieben Briefes!

Ich ſoll Ihnen offenherzig ſagen, wie man hier von Ihnen urtheilt, was für eine Meinung ich von Ihnen habe, und was es wohl geweſen ſey, was die Frau Bürgermeiſterin mir neulich — daß von Ihnen die Rede war, das hat Ihnen nicht entwiſchen können — auf dem Balle in das Ohr ſagte, während ſie mit dem Amtsvogte Umbach walzten? — Bedenken Sie auch, meine Beſte! daß dies viel gefordert heiſſt, nach ſo kurzer Bekanntſchaft? Sie ſind kaum ſeit einem halben Jahre in dieſen Gegenden; Vorher haben wir uns nie geſehn, und ſeit dieſer Zeit auch nur ſelten. Die Unternehmung einiger junger Herrn in der Nachbarſchaft, die gern aus dem kleinen Städtgen Engeleben eine große Reſidenz formen mögten, hat mir neulich auf unſerm erſten Balle Gelegenheit verſchafft, Ihnen näher zu kommen. Sie waren ſo folgſam, als ich Sie bath, doch Ihrer zärtlichen Geſundheit zu ſchonen, ein Stündchen auszuruhn vom heftigen Tanzen, und Sich zu mir in das Nebenzimmer zu ſetzen. Sie ſchenkten mir dies Stündchen ganz; Ihr Herz war durch Freude aufgeſchloſſen worden; Ihr Blut lief ſchneller und lebhafter; Sie waren im Begriff, mir einen

Theil Ihrer Geſchichte zu erzählen, als uns der Herr Amtsvogt unterbrach, der Sie auf's Neue zum Tanze aufforderte, da Sie dann glaubten, die Einladung nicht auſchlagen zu dürfen, weil er und ſeine liebenswürdige, edle Frau Sie hierhergeführt hatten. Nun denn! grade über dieſen Tanz redete die Bürgermeiſterinn mit mir. Sie fand, daß Sie ein bisgen zu raſch — die böſe Frau nannte es gar, wild — herumwalzten, und wie denn ſo ein Wort das andre giebt; ſo kamen wir weiter in den Text. Sie fordern es, und ich will Ihnen alſo offenherzig ſagen, was dieſe Frau und manche Andre hier von Ihnen urtheilen. Freylich, meine liebe Freundinn! mögte ich nicht, daß dies kleinſtädtiſche Weibergeſchwätz Sie ſehr beunruhigte; aber angenehm muß es Ihnen doch immer ſeyn, zu wiſſen, wie man von Ihnen denkt. Unſer Geſchlecht darf ja leider! nicht, ſo wie das männliche, ſich einzig auf die Unſchuld des Herzens und die Redlichkeit ſeiner Abſichten verlaſſen; wir müſſen, da der Ruf unſrer Sittſamkeit unſer höchſtes Gut iſt, auch die kleinſte Veranlaſſung meiden, die jemand Gelegenheit geben könnte, zweydeutig über uns zu denken. So hören ſie denn!

Sie kamen vor ſechs Monathen ſo ganz unerwartet — niemand begriff, warum und woher? — zu dem redlichen Paſtor Ehrmann. Man wuſſte, daß Sie weder mit ihm, noch mit ſeiner, unter uns geſagt! unangenehmen Frau verwandt, daß Sie in dieſen Gegenden ganz fremd waren. Man erfuhr, daß ſie auf einmal des Abends zu Fuße nach Birkenthal gekommen wären, und den Herrn Paſtor gebethen hätten, Sie auf einige Zeit in die Koſt zu nehmen. Es hieß, die Frau Paſtorinn habe ſich darauf nicht einlaſſen wollen, der menſchenfreundliche Mann aber ſey von Ihrer Geſchichte ſo gerührt worden, daß er Ihnen angebothen hätte, ſo lange Sie wollten, Sie in ſeinem Hauſe zu behalten, ohne Koſtgeld von Ihnen zu nehmen. Der plauderhafte Amtsvogt Umbach hatte das alles wiedererzählt, und nun war man, wie ſich's verſteht, ſehr neugierig, dieſe rührende Geſchichte auch zu erfahren; aber zum Unglücke wuſſte der arme Amtsvogt nicht mehr davon, als wir Alle. Indeſſen muſſte er verſprechen, Sie einzuladen, ihn und ſeine Frau einmal hierher zu begleiten, und von der Zeit an, da Sie das erſtemal hier waren, hat man nicht aufgehört, nach Ihnen zu forſchen, Sie zu beobachten, von Ihnen zu plaudern, von Ihrer Geſtalt, von Ihrer Kleidung, von Ihren Blicken, von Ihren Reden — kurz! von Allem, was Sie thun und nicht thun. Man fand, daß Sie Sich zu phantaſtiſch kleideten; daß Sie zu viel Zeit auf Ihren Anputz verwendeten, der für Ihren jetzigen ländlichen Aufenthalt und für Ihre Umſtände — denn man ſetzte voraus, Sie ſeyen arm — viel zu hervorgeſucht ſchiene. Man behauptete: daß Sie zu lange mit Ihren bedeutenden Blicken auf alten und jungen Männern verweilten; daß aus Ihren ſchönen blauen Augen, die aber wir Frauenzimmer, wie ſich's verſteht, gar nicht ſo ſchön fanden, abwechſelnd bald ein gewiſſes unſanftes Feuer, bald ein ſchmachtendes, bald ein ſtarres, forſchendes, fragendes, forderndes Weſen hervorgienge, welches ſelbſt Männern auffiele. Man beklagte ſich über Ihre ſchleunig abwechſelnden ſtürmiſchen Launen. Man wünſchte, es mögte, ſtatt dieſer Launen, die faſt nie die Mittelſtraße zwiſchen ſchwermüthiger, feindſeliger Stimmung und rauher Luſtigkeit hielten, mehr Seelenfrieden und innere, ruhige, unſchuldige Heiterkeit auf Ihrer Stirne zu leſen ſeyn. Man fühlte ſich beleidigt darüber, daß Sie ſelten Umgang und Unterhaltung mit Frauenzimmern ſuchten, in unſern Cirkeln ſtumm und verdrießlich, zuweilen auch ein bißgen naſeweis und bitter, umgeben von jungen Herrn hingegen, geſprächig und voll Behaglichkeit wären. Manche beſchuldigten Sie einer Empfindeley; Andre hingegen wollten einige liebloſe Urtheile über verſchiedene Leute aus Ihrem Munde gehört haben. Man glaubte zu bemerken, daß es Ihnen nicht übel gefiele, vom Amtsvogte Umbach mit großer Aufmerkſamkeit behandelt zu werden. Man ſetzte hinzu, dies müßte ſeiner Frau unruhige Stunden machen, wenn Dieſe nicht ein ſo edles Weib wäre. Endlich mißfiel Ihre in der That ein wenig auffallende Lebhaftigkeit im Tanzen allgemein.

Sehen Sie, meine liebenswürdige Freundinn! wie treu ich Ihren Auftrag erfülle! Ich habe ohne Umſchweife Ihnen alles geſagt, was Sie wiſſen wollten. Und nun zu Ihrer letzten Frage: was ich von Ihnen denke? Wenn ich weniger auf ſie hielte; ſo würde ich es wahrlich nicht der Mühe werth gefunden haben, Ihnen ſo offenherzig dieſe Winke zu geben. Aber ich fühle mein Herz hingezogen zu Ihnen; meine Eitelkeit iſt geſchmeichelt durch den Vorzug, den Sie mir ſo merklich vor andern Frauenzimmern geben. Der Adel Ihrer Seele ſtrahlt ſo deutlich aus Ihrem lieben Geſichte hervor — Ich betrüge mich gewiß nicht in meiner Meinung von Ihnen, wenn ich Sie für ein recht gutes Mädgen halte, dem die Grundſätze der Tugend und Rechtſchaffenheit heilig ſind, das vielleicht zuweilen ein wenig mit ſeinem Temperamente zu kämpfen hat, vielleicht früh in der Jugend eine gute Mutter, eine treue Rathgeberinn verlohren, nachher mehr Romanen, als andre nützliche Bücher geleſen, kleine Herzens-Angelegenheiten gehabt, und herbe Schickſale eben daher gelitten hat. Ich irre nicht, wenn ich glaube, Sie werden meine Aufrichtigkeit liebreich annehmen, in meinen Eröfnungen keine Bitterkeit, ſondern den beſten Willen finden. Neid kann auch in der That nicht aus mir reden, meine Liebe! ich bin ja ein altes Weib, die keinen Anſpruch mehr auf Huldigung macht; aber das geſtehe ich, einige Gelegenheit zu jenen ſchiefen Urtheilen über Sie geben Sie doch wohl, durch kleine

Unvorſichtigkeiten in Ihrem äuſſern Betragen. Sie ſind noch jung; Sie denken nichts Böſes dabey; Ganz verſtimmt, ganz verderbt kann wenigſtens Ihr Herz noch nicht ſeyn. Der Schöpfer hat Ihnen ſo viel äuſſere Annehmlichkeiten und dabey einen ſo feinen Verſtand gegeben, daß Sie gewiß, mit Wachſamkeit, mit Beobachtung Ihrer ſelbſt, alle Stimmen zu Ihrem Vortheile gewinnen, und, wenn Sie mit Sich ſelber zuweilen im Kampfe leben, durch Arbeitſamkeit und religioſe Uebungen, wahren Seelenfrieden finden können. Kann mein mütterlicher Rath Ihnen nützlich werden? — mit Freuden ſoll er Ihnen dann gewidmet ſeyn. Wollen Sie Sich mir vertrauen, die Geſchichte Ihrer Schickſale und Leiden in meinen Buſen ausſchütten; ſo dürfen Sie auf meine wärmſte Theilnahme, auf meine Toleranz und auf meine ſtrengſte Verſchwiegenheit rechnen. Ich ſehe mit Ungeduld Ihrer Antwort entgegen, und hoffe mit Zuverſicht, ſie wird mich in den Empfindungen der Liebe und Hochachtung beſtärken, mit welchen ich mich von ganzem Herzen unterſchreibe ꝛc.

N. S.

Sagen Sie mir doch, wer denn der Mann iſt, der, krank und in dürftigen Umſtänden, vor einigen Tagen zu Ihrem Herrn Paſtor gekommen! Auch dieſe Geſchichte macht hier viel Aufſehns. Man muthmaßt, daß ſie mit der Ihrigen in einiger Verbindung ſtehe.

Zweyter Brief.

Von Heinrich von Mildenburg, in Engeleben, an den Doctor Porr.

Den 4ten October 1773.

Noch einmal hat mein Schickſal, das nicht ermüdet, mich zu verfolgen, meine Lage unbeſchreiblich elend gemacht. Du, der Du mein Herz kennſt, vor deſſen tiefſchauendem Blicke ich auch nicht eine Falte dieſes Herzens verberge, deſſen liebreiche thätige Freundſchaft mir oft ſo treulich, ſo eifrig beygeſtanden iſt, deſſen unvergleichlich heitre, unnachahmlich herrliche Laune ſo oft den düſtern Gram aus meinem Gemüthe, durch frohen Scherz verſcheucht hat — tröſte mich, wenn Du kannſt! Mir zu helfen vermagſt Du nicht, da Länder und Meere uns trennen. Aber tröſte mich! Beweiſe mir, daß ich auch diesmal an meinem Unglücke Schuld ſey, und ich will Dir Hände und Füße küſſen, will mich zufriedenſtellen mit dem Gedanken, daß mir's endlich doch noch einmal wohlgehen wird, wenn ich lerne, weiſer und beſſer zu handeln.

Aber beweiſe mir auch, daß die Größe meines Unglücks mit dem Maße meiner Fehltritte in billigem Verhältniſſe ſteht, und daß die Legion von Schelmen und Schöpſen, die auf Blumen-Wegen wandeln und auf weichen Polſtern gebettet werden, weiſer und beſſer als ich ſind — doch! ich vergeſſe ja, Dich mit dem Verlaufe meiner Begebenheiten bekannt zu machen — Höre alſo, wie mir's ſeit unſrer Trennung gegangen iſt!

Als ich, durch Deine liebevolle Hülfe, aus meinem Gefängniſſe entwiſcht war, und Du nun, wie es Dein Beruf als Arzt forderte, mit Deinem Engländer nach London reiſteſt; da hofften wir Beyde, ich würde ein Jahr hindurch, bis zu Deiner Rückkunft, in dem Kloſter unerkannt und ruhig zubringen können. Deine Großmuth hatte mich in den Stand geſetzt, wenigſtens von der ökonomiſchen Seite in keine Verlegenheit zu kommen; allein die Vorſehung hatte es anders mit mir beſchloſſen. Mit der ſchweren Laſt meines Kummers beladen; dabey ohne Bücher, ohne Zerſtreuung; von Dir, dem einzigen Freunde meiner Seele getrennt, ſehnte ich mich nach irgend einem lebendigen Weſen, das mich verſtände, dem ich mich anvertrauen könnte. Ich blickte unter den Mönchen umher, und ſahe nichts als den Auswurf des Menſchengeſchlechts, durch Müſſiggang, mechaniſche Andachts-Uebungen, Entfernung vom häuslichen und geſelligen Leben und durch Entwöhnung von Wiſſenſchaften und Künſten, zu der tiefſten Stufe plumper Stupidität hinabgeſunken. Hätte ich Männer gefunden, die, getrieben durch das Gefühl, zu etwas Beſſerm gebohren zu ſeyn, als zu dem alltäglichen Gaſſenbuben-Spiele der großen Welt, ſich aus dem Haufen, wo Bosheit und Pinſeley den Meiſter ſpielen, hinausgedrängt hätten, um in ſtiller Einſamkeit, an der Seite andrer Gekränkten, höhern Genuß zu ſuchen; ſo würde ich ſie als Brüder betrachtet, würde mich an ſie geſchloſſen haben: „Laſſet mich mit „Euch leben und ſterben!“ würde ich geſagt haben „Gott hat uns einerley ſtrenge Erziehung „gegeben. Wir paſſen beſſer hier zuſammen, „als zu dem Pöbel da drauſſen.“ Aber ach! welch' eine Sammlung von Geſchöpfen lebte da bey einander! Nicht von ihnen war die Welt verlaſſen worden; ſondern die Welt hatte ſie von ſich geſtoßen — ſey es nun, um den Eigennutz der Verwandten zu befriedigen, die Ihrer gern los ſeyn wollten, oder um unter dem Schutze privilegierter, frommer Faullenzerey, ihre Ungeſchicklichkeit zu bürgerlichen Geſchäften zu verbergen. Und dieſe Leute, weit entfernt, in ihren Cellen eingeſchloſſen ſich vergeſſen zu machen und die undankbare Welt zu vergeſſen, bemühen ſich vielmehr, ſo viel ſie vermögen, noch aus der Entfernung auf den ſchwächern Theil der Menſchen zu würken, ihre Brutalität, Ignoranz und ihren Aberglauben unter dem Pöbel aller Claſſen zu verbreiten, bekümmern ſich um Staats- und Familien-Händel, und übertragen in ihre Republic alle Gebrechen der größern Geſellſchaft, Zwiſt, Neid, Cabale, Ehr- Haab- Rang- und Herrſchſucht, Unmäßigkeit, Völlerey und Unkeuſchheit. Der Pater Prior war der Unwiſſendſte und Boshafteſte von Allen. Hatten ſie ihn der äuſſern Form nach gewählt? — Er war ein großer, dicker Kerl — oder hatte er durch grobe Ränke ſich hinaufgeſchwungen? oder durch Verſtellung, die oft der Böſewicht von beſchränkten Einſichten ſo meiſterhaft verſteht? oder hatte man, wie es vielfältig bey Wahlen der Fall iſt, wenn zwey Partheyen uneinig ſind, um von keiner Seite nachzugeben, ihn, als einen Dritten genommen, den Alle verachteten, aber Alle für unſchädlich hielten? oder hatte er ſeine Erhebung dem Anſchein einer gewiſſen feyerlichen Ernſthaftigkeit und unbedeutenden Verſchloſſenheit zu danken, die auch in der großen Welt mehrentheils den Strohköpfen zur Larve dient, aber darum nicht weniger ihr Glück macht und ihnen Beruf verſchafft, über beſſere Menſchen zu herrſchen? — Genug, er war jetzt Prior, ſchien von dem erſten Augenblicke an, da ich meine Zuflucht in ſein Kloſter nahm, mir Abneigung und Mistrauen zu zeigen, und war unermüdet neugierig, nach meinen Begebenheiten zu forſchen. Ich war zwar ſo vorſichtig geweſen, Dir das Manuſcript meiner Lebens-Geſchichte mitzugeben, damit Du es mir aufbewahren mögteſt, bis mir Deine Sorgfalt oder mein guter Stern einen ſichern, ruhigen Aufenthalt würde verſchaft haben; Aber, da ich doch fürchtete, man mögte einmal im Kloſter mein Zimmer durchſuchen; ſo hütete ich mich, irgend eine Zeile zu ſchreiben. Zu leſen hatte ich nichts; alſo führte ich ein elendes Leben, und hatte keine andre Geſellſchaft, als meinen Kummer. Ich fragte nach der Kloſter-Bibliothek — es war keine vorhanden; man pflegte den Weinkeller im Scherze alſo zu nennen. Der ſchöne May-Monath kam indeß heran; der junge Frühling ſchien Jeden freundlich einzuladen, an dem allgemeinen Familien-Feſte der Natur Theil zu nehmen; aber mein Herz war nicht empfänglich für dieſe Freuden. Nur ſtarre, trübe Blicke warf ich aus meinem Fenſter auf die lachenden Fluren hin, und ſelbſt die ſanftern Empfindungen der Schwermuth, mit denen ich von dem hohen Kloſter-Gebäude herab auf das reizende Thal hinſchauete, würden mit herber Bitterkeit vermiſcht, ſo oft die Vorſtellung in mir rege wurde, daß dieſe Weinberge, Wieſen, Felder und Waldungen ihren Reichthum nur zu Mäſtung unnützer Pfaffen darböthen. Dann ein Gedanke an mein erlittenes, unnennbar trauriges Schickſal — wenn ich ſo überlegte: wie aller Orten der Schöpfer die herrlichſte Tafel gedeckt hat, voll köſtlicher Speiſen und Freuden-Becher ohne Zahl; wie alles, Anblick und Wohlgeruch, uns einladet, zu genieſſen und froh zu werden, und daß dies nur ſo zubereitet zu ſeyn ſcheint, um die Guten, die hungert und dürſtet, zu gewöhnen, von Weitem ſtehn, entbehren und die Schurken und Pinſel bis zum Eckel ſich ſättigen ſehn zu können. Wenn ich dachte, wie ſo oft ich auf meinen Knien gebethen hatte: Gott ſolle mir nur einen mäßigen Biſſen reichen laſſen; ich wollte ihn ja gern aus der Hand des unwürdigſten Miteſſers erbetteln und dann lange genug daran haben, und nicht murren, wenn man mir nur auch ein Eckgen einräumte, wo ich dieſen Biſſen in Ruhe verzehren dürfte; und wie ich auch gern mit den Brocken vorliebnehmen wollte, die jene übrig lieſſen; und daß ich wahrlich moraliſch beſſer und von allen Gäſten der dankbarſte ſeyn würde, wenn ich nur nicht ganz verſtoßen bliebe von dem Mahle meines Vaters im Himmel, und dann erleben muſſte, daß die Schwelger noch meiner ſpotteten, mir die köſtlichſte Speiſe vorhielten und dann ihrem Nachbar hinreichten, und dazu hohnlächelten; oder mir den leeren Becher anboten; oder mir alle Hände voll gaben, aber mir den Platz verweigerten, wo ich dieſe ſeltene Mahlzeit hätte verzehren können — Freund! dann, dann — o! laß mich nicht murren! Sage mir etwas, das

---

einzigmal geſchrieben. Ein öſterreichſcher Werbe-Officier erzählte mir einſtens, als ich nach ihm fragte, er ſey catholiſch geworden und habe eine reiche Frau geheyrathet. Ich glaube aber nicht, daß das wahr iſt. Mein jüngſter Bruder wurde zur Handlung beſtimmt; Ein gutgeſinnter Kaufmann, der unſer Freund blieb, gab ihm Empfehlungs-Schreiben nach Holland mit. Dort hatte er das Glück, in Dienſte der oſtindiſchen Compagnie zu kommen, und wir haben ſchon zweymal ſehr gute Nachricht aus Batavia von ihm; Es geht ihm wohl, und er gedenkt noch Meiner. Mit mir armen Mädchen wuſſte man nirgend hin. Ich wurde baldmöglichſt von einem lutheriſchen Prediger confirmirt, und blieb indeß in meines Vormunds Hauſe, wo ich mich mit Hand Arbeit beſchäftigen und auf dieſe Weiſe etwas zu erwerben ſuchen ſollte, bis Gott weiter ſorgen würde. Es ſcheint aber, als ſey ich beſtimmt, immer mit böſen Weibern mein Weſen zu haben — Urtheilen Sie, ob es Wunder iſt, wenn ich unſer Geſchlecht im Allgemeinen nicht ſehr liebe! Sagen Sie, meine gütige Freundinn! herrſcht denn wohl ſo viel Neid, Groll, Intoleranz und Zwiſt unter Männern, mir beweiſe, ich ſey an Allem ſelbſt Schuld, und mein Vater habe nicht gelogen, als er mir auf dem Todtenbette ſagte: „Du wirſt immer glücklich ſeyn, wenn Du immer weiſe und redlich „handeln wirſt.“

Gram und Langeweile ſtreckten mich im Junius dieſes Jahrs auf das Siechenbette. Ich bewohnte eine der Cellen, und neben mir an war ein Mönch auch krank; den hatte ich noch nicht geſehn. Er hatte ſeit ſechs Wochen nicht das Zimmer verlaſſen können; jetzt gieng er wieder im Gebäude umher, doch noch nicht auf's Chor, noch in das Refectorium. Man trug ihm desfalls meine Wartung auf, deren er ſich mit ſeltener Treue und ſanfter Theilnehmung unterzog. Mein Wiederwillen gegen alles was Mönch war, hielt mich anfänglich ab, zu bemerken, daß dieſer Mann in der That zu der beſſern Gattung Menſchen gehörte. Er mogte ungefehr vier Jahre jünger als ich, das heiſſt neun und zwanzig alt ſeyn; aber langwieriger Gram hatte Züge auf ſein Geſicht gegraben, die Der, welcher weniger als ich bekannt mit dieſem Alphabeth geweſen wäre, für Runzeln des Alters gehalten hätte. Seine ſanftere Stimme, ſein edlerer

Gang und die beſcheidene Art, mit welcher er mir jede Handreichung leiſtete. ſtachen ſo ſehr ab gegen die bäueriſchen Manieren der übrigen Pfaffen, daß dies und ſeine trüben Blicke zuerſt meine Aufmerkſamkeit auf ihn leiteten; und als ich, durch manche Veranlaſſung, dergleichen in Krankenzimmern vorfällt, mit ihm in allerley Geſpräche gerieth. fieng der Mann an, mir immer beſſer zu gefallen und endlich, mich warm zu intereſſieren. Einſtens, als er mir helfen wollte, daß ich aufrecht ſitzen könnte, machte er eine etwas ungewöhnliche Bewegung. wodurch ein kleines Buch aus ſeinem Buſen auf mein Bette fiel. Er hatte es nicht bemerkt; Ich hielt es für ein Brevier, und nahm es in die Hand. Er ward indeß hinausgegangen, um etwas zu holen. Aus Langerweile öfnete ich das Buch und blickte hinein; aber wie wurde ich überraſcht, als ich ſah, daß es ein kleiner Petrarca in Taſchen-Formate war! der Pater Joſeph von der Hart (ſo hieß er) gerieth in groſſe Verlegenheit als er wieder in das Zimmer trat und ſeinen Sänger der Liebe in meinen Händen erblickte.

Ich mag Dich nicht mit einer weitläuftigen Erzählung ermüden, was weiter unter uns

Sie reiſt dahin, und wird gegen ein geringes Koſtgeld aufgenommen. Die Lebens-Geſchichte des **Herrn von Mildenburg**, die man, nach ſeinen mündlichen Erzählungen, in Birkenthal aufgeſchrieben, verſpricht ſie nächſtens zu ſchicken.

Eilfter Brief, Seite 148; von der Räthinn Homann, an den Paſtor Ehrmann.

Sie bittet, aus gewiſſen Urſachen, den Paſtor, um eine offenherzige Schilderung von Carolinens Character.

Zwölfter Brief, Seite 149; von Derſelben, an Carolinen.

Sie dankt für die Mittheilung ihrer Lebens-Geſchichte, macht moraliſche Anmerkungen darüber, und verſchweigt nicht, daß ſie manches an ihrer Ausführung auszuſetzen findet.

Dreyzehnter Brief, Seite 154; von dem Paſtor, an die Räthinn.

Er läßt Carolinens guten Eigenſchaften alle Gerechtigkeit wiederfahren, verhehlt aber auch nicht, welche kleine Fehler er an ihr auszuſetzen hat.

Vierzehnter Brief, Seite 160; von Carolinen an die Räthinn.

Geſchichte der Jugend-Jahre des **Herrn von Mildenburg**, nach ſeiner mündlichen Erzählung aufgeſchrieben. Sein Vater war Major in preuſſiſchen Dienſten. Bild ſeines Characters und des Characters ſeiner Mutter. Jener wird tödlich verwundet. Was er ſeinem Sohne auf dem Sterbebette ſagt. Dieſer iſt Fahnenjunker, verläßt aber den Soldaten-Stand, und geht zu ſeiner Mutter und Schweſter nach Halle, um da zu ſtudieren. Sein Oheim, der **Hauptmann von Biedersdorf**, unterſtützt die Familie, ſo viel er kann. Ihr Vermögen ſchmelzt ſo zuſammen, daß Heinrich ſeine Studien nicht fortſetzen kann. Er wird

Leibvorfiel. Du kannſt Dir indeſſen leicht einbilden, daß ich nun in den armen Mann drang, mir dieſe Erſcheinung zu erklären; daß in unſerm beyderſeitigem Gemüths-Zuſtande nicht viel Ueberredung erfordert wurde, um ihn zu bewegen, ſich mir zu vertraun, und mich, die Erzählung meiner Geſchichte gegen die ſeinige auszutauſchen. Ich werde Dir die letztere, ſobald ich irgendwo ein wenig ruhiger lebe, ausführlich aufſetzen. Heute nur ſo viel davon: Der arme Joſeph hätte in der großen Welt, in manchen ſonderbaren Verhältniſſen gelebt. Unglücklich im Dienſte der Großen, unglücklich in ſeinen Vermögens-Umſtänden, unglücklich in der Ehe, unglücklich in der Liebe, dachte er in einem abgezogenen Leben, als Mönch, Ruhe für ſein Herz zu finden. Ihm war faſt jeder Ort dazu willkommen; er wählte Dieſen, der ſchönen Lage wegen, hoffte ſich durch den Anblick der friedlichen Natur, in jene Welt hineinzuzaubern, bis ihn ſein Schöpfer dahin abrufen würde. Die Zeit ſeines Noviziats war ihm wie der erſte Schlaf Eines, der, nach erlittenem Schiffbruche, ſich auf eine wüſte Inſel gerettet hat. Aber wie, wenn Dieſer dann die Augen öfnet, und nun Hunger, Durſt, und manches andre Bedürfniß in ihm erwachen; ſo fieng auch er an, das Schreckliche ſeiner neuen Lage eizuſehen, ſobald er die Gelübde abgelegt hatte. Auch veränderte ſich das Betragen der übrigen Mönche gegen ihn nach dieſer Zeit ſehr merklich — Kurz! er wünſchte ſich wieder weit weg von da. Als er mir ſeine Sehnſucht nach Freyheit ſo lebhaft ſchilderte, beſter Porr! da rief ich in mein Gedächtniß die Empfindungen zurück, mit denen ich ſo manche Stunde vertrauerte, hinter dem kleinen Fenſter des hohen Bergſchloſſes, in welchem mich die Tyranney meines Deſpoten eingeſperrt hatte, ohne meine Verantwortung hören zu wollen. Wie oft ich da mir den Tod wünſchte; wie dann aber der erſte Brief, von Dir, mein einziger Freund! und die Piſtolen, die mir der Schornſteinfeger durch das eingebrochene Camin hineinreichen muſſte, einen warmen Hoffnungsſtrahl in meine Seele warfen — und dann, als ich Dich unten im Thale, mit den Pferden, die zu meiner Flucht beſtimmt waren, halten ſahe, und das verabredete Zeichen hörte, und nun Sehnſucht nach Errettung und Hofnung mir Muth und Löwenkräfte gaben, am hellen Mittage, da der kermeiſter mir mein Eſſen brachte, ihm die Piſtole auf die Bruſt zu ſetzen, ihn zu binden, einzuſchlieſſen in meinen Kerker, und mit ſeinen Schlüſſeln fortzueilen, mitten durch die Invaliden-Wache zu dringen und, halb unſinnig vor Freude, mich in deine Arme zu werfen, und mit Dir fort, über die Grenze dem Kloſter zuzujagen. — — Ich ſtellte mir das alles lebhaft vor, und beſchloß, des armen von der Hart Erretter zu werden, wie Du der meinige geweſen warſt. Mein Plan war bald entworfen und meinem neuen Freunde mitgetheilt, und dieſer Plan erweckte meine Thätigkeit, gab jeder Nerve neue Schwungkraft. Mein ſtockendes Blut kam wieder in friſchen Lauf; die ganze Maſchine gerieth in den Gang, und nach vierzehn Tagen war ich vollkommen hergeſtellt. Ich vergaß, daß ich ſelbſt noch nicht ſicher war vor den Verfolgungen des Fürſten von ***; daß ich nicht wuſſte, zu wem ich meine Zuflucht nehmen ſollte; daß ich Dir verſprochen hatte, es ein Jahr lang, bis zu Deiner Zurückkunft im Kloſter auszuhalten — Meine Lebhaſtigkeit überſahe alle Schwierigkeiten. Der Pater Joſeph hatte einen Freund in Paris; Zu dieſem ſollte er reiſen; Und weil er ſich in Europa nirgends gedeckt gegen die Nachforſchungen der rachgierigen Mönche hielt, ihm auch dieſer Welttheil verhaſſt geworden war; ſo wurde beſchloſſen, daß er in Frankreich auf irgend eine Weiſe Gelegenheit ſuchen ſollte, ſich nach America einſchiffen zu laſſen. Ich gab ihm ein Empfehlungs-Schreiben an meinen Oheim den Hauptmann von Biedersdorf mit, der, wie Du weiſſt, in franzöſiſchen Dienſten, und jetzt mit dem Regimente in Weſt-Indien iſt. Soll ich Dir's bekennen? Hätte ich es nicht für Undankbarkeit gegen Dich, mein Theuerſter! gehalten, dem ich ſo heilig verſprochen hatte, keinen ſolchen raſchen Schritt zu thun — ich wäre mit ihm gegangen. Ich will Dich nicht aufhalten mit Erzählung der genauern Umſtände unſrer Flucht. Die Erlaubniß, die er bekam, zu Wiederherſtellung unſrer beyderſeitigen Geſundheit, mit mir Spatziergänge in dem nahe gelegenen Wäldchen zu machen, gab uns Gelegenheit, unſern Zweck zu erreichen. Da er gänzlich ohne Geld war; ſo hielt ich es für Pflicht, den größten Theil deſſen, was mir Deine Großmuth in die Hände gegeben hatte, ihm darzureichen. Es war in der Mitte des Monaths Junius. —

Aber ich vergeſſe, mein Lieber! daß ich ſchlieſſen muß, wenn ich den Bothen nicht verſäumen will, der im Begriff iſt nach *** zu gehn. Nütze ich dieſe Gelegenheit nicht; ſo weiß ich nicht, wie ich es anfangen ſoll, dieſen Brief unter der Addreſſe, die Du mir angewieſen, ſobald nach London zu ſchaffen. Und doch wollte ich gern, daß Du wenigſtens meinen jetzigen Aufenthalt ſo bald als möglich erführſt. Was für Elend mich ſeit dieſer Zeit betroffen hat, das ſollſt Du in meinem nächſten Briefe erfahren. Vorerſt bin ich hier gut aufgehoben; aber ich bin wieder krank — und — doch wozu die Klagen? Sey meinetwegen nicht zu unruhig! Antworte mir nur bald, und addreſſiere den Brief, jedoch unter dem verabredeten Namen: **Bachmuth** an den Herrn Paſtor Ehrmann in Birkenthal! Schicke mir doch auch meinen geſchriebenen Lebenslauf wieder! Vielleicht bedarf ich dieſer Papiere, und es iſt mir gar zu ſchmerzhaft, das alles mündlich zu erzählen, wo es nöthig iſt. Lebe wohl mein ewig werther Freund! ich bin mit Dankbarkeit und Zärtlichkeit der Deinige.

Dritter Brief.

Von dem Pater Prior des Kloſters***, an den hochwürdigen Pater Provinzial.

Die Martis, poſt feſtum St. Bonifacii, in anno D. 1775.

Miſericordia Vobis, et pax, et charitas multiplicetur!

Reverendiſſime Pater!

Von Herzen hätte gewunſchen, daß die Zeitungen, ſo Ew. Hochwürden in continenti überſchreibe, von angenehmeren Content ſeyn mögten, als heuer geſchehen kann. Unſer P. Joſephus iſt geſtern, während der Complet unſichtbar worden, und mit ihm ein Peregrinus, ſo ſich Zeits einer Weil bey uns als Hoſpes aufgehalten, nicht minder davongangen. Væ illis! quoniam viam Cain ingreſſi ſunt, et deceptione mercedis, qua deceptus fuit Baalam, effuſi ſunt, et contradictione Coræ perierunt! Epiſt. St. Jud. verſic. 11.

Indeß habe mich über dieſes Scandalum, ſo von einem Religioſo dem Volk gegeben worden, dermaſen verzörnt, daß, bey meinem ohndas vollblütigem Cörper, ein ſtark Zittern überkommen, ſo daß mich wiederum eines fremden Calami bedienen muß, welches zu excuſiren bitte.

Beſagtem P. Joſepho habe nie getraut, und war mir, bey deſſen Receptione in das Noviciat, ſchon anſtöſſig, daß er vormalig im heiligen Eheſtande gelebt und die Freuden der Welt geſchmeckt hatte. Jedoch, da Selbiger einen kleinen Dotem zu der ohnehin verarmten Caſſa ſtiftete, auch Studia hatte, und uns ein ſolches Subjectum dermalen hier abgeht; ſo glaubte, ihn zu Schreibereyen, qua Secretarium, brauchen zu können, indeme mir, bey meinem, Sit Gloria Domino! ſtark zunehmenden Corpore, das Briefſetzen et cætera ſchwer ankommen will. Allein, es ſchrieb gedachter Flüchtling doch keinen ſonderlichen Stylum, ſondern ein lutheriſches Deutſch, und zum Terminiren, wozu ihn nachher, ſeiner Humanitæt und Kenntniß der Laïcorum wegen, zu gebrauchen vermeint, war er gleichfalls nicht anzuwenden, maſen derſelbe faſt immer weniger in die Kuchel brachte, als die übrigen Patres und Brüder.

der. Nun befiel ihn vor etwelchen Monäthen eine Maladie, ſo der P. Zacharias der ungewöhnten Abſtinentiæ Schuld geben wollen, und muſſte Joſephus das Bett hüten, da er dann ad tempus vom Chor diſpenſirt wird. Als nun vielfältig bey Tiſchreden von ihm gefährliche Bücher, welche Auctores ethnici et heretici ausgehn laſſen, hatte citiren und als lobenswerth anpreiſen hören, und was derley mehr war, fieng an, vor ſein Seelen Heil bange zu werden, und ſendete daher den Kellermeiſter, P. Ignatium, der Suadam und Feuer hat, an ihn ab, um ihm einzureden und ihn nach Befinden verſehn zu laſſen. Glaubte daher nichts omittirt zu haben, war aber höchlich verwundert, als vernahm, daß gedachter Joſephus ſich unter dem praetextu, nicht dazu Gemüthsruh genug zu haben, verweigern wollen, vorjetzt die Weegzehrung anzunehmen. Uebrigens moderirte meinen Unwillen, reſpectu ſeines ſchwächlichen Zuſtands.

In dieſer Friſt brachte ein gewiſſer Doctor Medicinæ, Porr genannt, welcher mit dem P. Zacharia in Ingolſtadt in Rhetorica et Philoſoloſophia gegangen, einen Fremdling hierher, welcher, dem Vorgeben nach, ein guter catholiſcher Chriſt, aber wegen Verfolgung von Seiten der Hereticorum ausgetreten ſeyn ſollte, und bath, denſelben hier ein Jahr lang, gegen acceptables Honorarium, wohnen, an die Koſt gehn und der Jurium hoſpitalitatis ſich erfreuen zu laſſen, welches von meiner Seite zugeſtanden wurde. Konnte durchaus nicht erfahren, wer eigentlich dieſer Peregrinus ſey, und kam mir täglich bedenklicher vor; doch war kein fundirter Verdacht zu ſchöpfen. Dieſer Fremde wurde nun vor einigen Wochen auch krank, und da indeß Joſephus wieder umherwandeln konnte; ſo trug demſelben auf, Jenem Aſſiſtentiam zu leiſten. Beyde kamen endlich ſo weit wieder zur Geſundheit, daß ſie wünſchten, ſich zuweilen eine Commotion machen zu können. Anfänglich gieng der Fremde allein; Bath mich nachher Joſephus, ihm zu erlauben, denſelben begleiten zu dürfen; War eine Recreation, welche ihm, als Valetudinario, um ſich gradatim an die Luft zu gewöhnen, nicht verſagen konnte. Nun wollte zwar P. Zacharias ein ſo Andres bemerkt haben, daß ihm Verdacht bey dieſem Spazie-

ren:

rengehen excitirte; doch hatte ſchon wieder darauf vergeſſen, und ein ſo ſataniſches Vorhaben muthmaſete gar nicht. Endlich vor fünf Tägen, Abends am vier Uhr, waren beyde Fugitivi nach dem abuſive alſo genannten Pfaffen-Hölzlein geluſtwandelt, und als indeß zur Complet geläutet wurd, konnte weiter keine Notitiam von ihnen nehmen. Allein die allgemeine Conſternation war groß, als wir uns im Refectorio verſammelten und Beyde nicht erſchienen; Kam nachher einer von den Brüdern, welchen nach Dachdorf geſendet, um einen ſchönen calecutiſchen Hahn und einen groſen Fiſch einzuholen, womit eine fromme Witwe mir eine Verehrung gemacht, und ſagte: er habe Jene zu Pferde davon jagen und den Weg der Grenze zu nehmen ſehen. Da bekam faſt apoplectiſche Zufälle vor Aergernuß.

Bis dahin ſeyn alle Nachforſchungen vergebens geweſen; darf auch derley öffentlich nicht anſtellen, des Volks wegen, und habe daher, auf Anrathen des P. Zachariæ, welcher eben einen ſolchen caſum erlebt, als er bey den Jeſuitis ſeine Studia gemacht, ausſprengen laſſen:

es ſey der P. Joſephus plötzlich verblichen. Habe auch einen Sarg verfertigen laſſen und alles ſo angeordnet, als ſey er wirklich geſtorben. Dem ganzen Conventu habe Silentium imponirt. Verfehle nicht, Ew. Hochwürden dieſen abſcheulichen Vorfall zu melden, und in tiefer Obedientia zu bitten, wollen mir die Schuld nicht beymeſſen, vielmehr mir weitere Verhaltungs-Befehle und Inſtructionem zukommen laſſen.

Schlüßlich bitte um Ew. Hochwürden Seegen, und verharre ꝛc.

Poſt-Scriptum.

Felder und Weinberge verſprechen, Gott ſey Dank! eine reiche Erndte, und gute Terminey. Kürzlich habe ein halbes Fuder excellenten Acht- und Vierziger, hieſiges Gewächs, vom Amts-Keller Heimann verehrt erhalten.

Vierter Brief.

Von Carolinen Felmer, in Birkenthal, an die Frau Räthinn Homann, in Engeleben.

Den 11ten October, 1773.

Verehrungswürdige Freundinn!

Ich erkenne mit dankbarem Herzen den Werth der Aufrichtigkeit und Güte, womit Sie meine naſeweiſen Fragen beantwortet haben, und ich hoffe, Sie ſollen Sich die vortheilhafte Meinung, deren Sie mich würdigen, nie reuen laſſen müſſen. Aber in aller Welt! was wollen denn die Weiber in Engeleben? Was bekümmern ſich die menſchenliebenden Matronen darum, auf welche Weiſe ich die Männer anblicke? Fürchten ſie etwa, ich mögte ihnen ihre hölzernen Eheliebſten abſpenſtig machen? In der That wäre es erbaulicher für mich, wenn ich ihre eigenen alten Bilder-Biebel-Geſichter fleiſſig anſchauete. Meine Augen mögen wohl zuweilen ein wenig mehr Feuer haben, als die der Frau Bürgermeiſterinn, die wie halb ausgebrannte Kohlen ausſehn, die man einem Schneemanne eingeſetzt hat. Meine Kleidung? — Nun ja! ich bin freylich arm; Prächtig kann ich nicht einhergehn, und mögte es auch nicht; aber ſchämen würde ich mich, wenn ich im Hauſe ſo ſchmutzig und unrechtlich ausſähe, als Ihre **liebenswürdige und edle** Frau Amtsvögtinn. Und wenn ich tanze; ſo tanze ich raſch, das iſt wahr, und nicht, wie Ihre Frau Hauptmänninn von Löſler, die ſich gleich einem alten Bären herumziehn läſſt — doch, wozu das alles? Ich bin überzeugt, daß Sie, werthgeſchätzte Freundinn! an dieſen Geſchwätzen keinen Antheil nehmen. Meinen Sie aber wirklich, daß es beſſer gethan ſeyn mögte; ſo will ich künftig in meinem Betragen jede Gelegenheit vermeiden, chriſtlichen Betſchweſtern ein Aergerniß zu geben.

Was den armen Herrn betrifft, der ſich jetzt bey uns aufhält; ſo werde ich Ihnen alles von ihm ſagen, was ich ſelbſt weiß. Vor etwa acht Tagen wurde mein ehrlicher Paſtor nach dem nächſten hier eingepfarrten Dorfe zu einem fremden Kranken gerufen, der im Wirthshauſe abgetreten war, und ihn zu ſprechen verlangte.

Er fand einen feinen, wohlerzogenen und, ich verſichre Sie, meine liebe Frau Räthin! einen recht ſchönen Mann (obgleich er jetzt vermuthlich bey weitem ſo ſchön nicht ſeyn mag, als in ſeinen geſunden Tagen) einen Mann ohngefehr dreyſſig Jahre alt, groß, wohlgewachſen, mit hellbraunen Haaren und blauen Augen — Eine intereſſante Geſichtsbildung, nur daß er ſo traurig ausſieht; doch kömmt das vermuthlich von ſeiner Unpäßlichkeit her. Dieſer Mann lag damals in der höchſt elenden Dorfſchenke im Bette. Dies Bette ſtand in einem kleinen, ſchmutzigen Cämmerchen, in welchem zugleich Käſe und Aepfel auf Gerüſten lagen. Im Fenſter waren einige Scheiben zerbrochen, ſo daß der Wind ſtark hereinblies. Kein Ofen ſtand auch nicht in der Cammer, und doch war es an einem unangenehmen, ſtürmiſchen Herbſttage. Das Bette war ſehr ſchlecht, und ſtand noch überdem grade über der Stube, in der die Bauern vermuthlich die ganze Nacht hindurch ſoffen und lermten — der arme Mann! ich habe recht viel Mitleiden mit ihm gehabt; Er iſt gewiß an beſſere Tage gewöhnt. Als mein guter Tropf von Paſtor, (Liebe Frau Räthinn! ich meine das Wort nicht ſo böſe; nur ärgert es mich immer, wenn ich ſehe, daß dieſer ehrliche und ſonſt ſo vernünftige Mann ſich ſo von ſeinem Weibe regieren läſſt) als er in die Thür trat; reichte der fremde Herr freundlich die Hand ihm hin, und ſagte: „Nehmen Sie mir's nicht übel, lieber Herr Paſtor! „daß ich Sie herbemüht habe! Ich bin gänzlich „fremd hier; es fehlt mir an aller Pflege, und „ich bin ſehr krank. Ich wollte Sie wohl bitten — ich habe gehört, daß Sie ein menſchenliebender Mann ſind — Sie mögten mir doch, „obgleich ich nicht zu Ihrer Kirche gehöre, denn „ich bin catholiſch, Sie mögten mir nur irgendwo bey guten, reinlichen Leuten einen Aufenthalt verſchaffen, und mich dahin fahren laſſen. Ich habe einige Louisd'or bey mir, womit ich das alles, Ihre Freundſchaft ausgenommen, werde bezahlen können" — und was er noch mehr dergleichen ſagte. Der Wirth erzählte: der arme Herr ſey ein Paar Tage zuvor zu Fuße, er wiſſe nicht woher? aber ſchon recht krank, in einem heftigen Fieber angekommen. Ein Bothe aus dem nächſten Dorfe habe ſein Mantelſäckgen getragen. Er habe anfangs bis nach Engeleben, als dem nächſten Städtgen, gewollt;

wollt; habe aber liegen bleiben müſſen, weil das Fieber am folgenden Tage noch heftiger ſich eingeſtellt habe.

Unſer ehrlicher Paſtor war ſehr gerührt von dem Schickſale des armen Herrn, und ohne nach ſeinem Namen, noch nach ſeiner Geſchichte zu forſchen, both er ihm an, ihn in ſein Haus aufzunehmen und ihn zu verpflegen, bis Gott ihm wieder zur Geſundheit helfen würde. „Ich „will Ihnen meine Kutſche ſchicken;“ ſagte er, „Sie iſt freylich ein wenig altmodiſch; aber man „ſitzt doch bequem darinn. Mein Nachbar wird „gern ein Paar Pferde davorſpannen. Unſer „Dorf iſt nur eine kleine Viertelſtunde weit von „hier entfernt. Sie ſollen bald dort ſeyn, und „da finden Sie wenigſtens unter meinem Dache „ein warmes Stübchen und ein gutes Bette. „Mein beſtes Zimmer kann ich Ihnen freylich „nicht einräumen; das bewohnt jetzt eine Demoiſelle, die meine Frau, gegen ein billiges „Koſtgeld, aufgenommen hat; aber an Pflege ſoll „es Ihnen nicht fehlen. Vertrauen Sie nur „auf den lieben Gott, der niemand verläſſt in „Noth und Unglücke!“

Ich weiß, daß der gute Mann den ganzen Weg über bis Birkenthal darauf ſtudiert hat, wie er dieſe Sache ſeinem böſen Weibe anbringen wollte. Ich war nicht im Zimmer, als er ankam; aber ich hörte unten den Drachen toben und lermen. Vermuthlich hat ſie ihm geſagt: „So? Haſt Du da wieder einen Landläufer von „der Straße aufgerafft? Haben wir nicht ſchon „oben das Mädgen, das uns ein lumpichtes „Koſtgeld bezahlt, und wer weiß, wie lange ſie „noch bleibt, ehe ſie ſonſt irgendwo ihr Unterkommen findet? und nun kömmt der Musjö „dazu. Und Du weiſſt nicht einmal, wer er „iſt. Und wer weiß, was für eine Krankheit „der Menſch hat? Und Den ſoll ich auf meinen „guten Betten ſchlafen laſſen? Willſt Du aus „meinem Hauſe ein Hoſpital machen?“ — So ohngefehr mag es gelautet haben. Ich hielt mich oben ſtill, bis ich hörte, daß der Sturm vorüber war. Dann gieng ich in das Wohnzimmer; Der Paſtor war indeß beſchäftigt, ſeinen alten zwölfſitzigen Wagen, der beynahe ſo groß als das Pfarrhaus iſt, aus der Scheune hervorziehn zu laſſen, während unſer ehrlicher Nachbar, der Pächter, Anſtalt machte, vorſpannen

nen zu laſſen. Das böſe Weib kam mir mit hämiſcher Freundlichkeit entgegen: „denken Sie „an" ſagte ſie „wir bekommen **wieder** einen „Gaſt. Mein Mann hat eine neue Bekanntſchaft gemacht. Ein kranker Menſch iſt es; „Vielleicht kennen Sie ihn. Mamſell! da Sie „doch auch weit in der Welt umher geweſen „ſind" — Ich ſahe es ihr an, daß ſie gern **umher gelaufen** geſagt hätte; allein ich warf ihr einen Blick zu, der andre Buchſtaben in das Wort brachte.

Gegen Abend kam unſer Gaſt an, den die Frau Paſtorinn mit den Augen maß, als wenn ſie ihm einen Schlafrock ſchenken wollte. Es wurde ihm gleich das Bette auf der Gips-Cammer zurechtgemacht, in welchem er ſeit dieſer Zeit faſt immer gelegen hat, denn es beſſert ſich zwar mit ihm, aber es geht langſam. Wir Alle verpflegen ihn, ſo gut wir können; Selbſt die Frau Paſtorinn hat ſich chriſtlich darinn gefunden, und der gute Alte hat kaum das Herz in ſeinem angrenzenden Studier-Zimmer stark aufzutreten, aus Furcht, den Herrn Bachmuth im Schlafe zu ſtöhren, oder ſonſt zu beunruhigen.

(Bachmuth läſſt ſich der Fremde nennen; aber er heiſſt gewiß nicht ſo, denn ich habe einen Stock bey ihm geſehn, auf deſſen Knopfe v. M. eingegraben ſteht, und mit den nemlichen Buchſtaben ſind auch ſeine Hemder gezeichnet.) Wie lange er noch hier bleiben wird, daß weiß ich nicht; aber das weiß ich, daß, wenn es nach meinem Willen geht, der Paſtor, ſtatt des Koſtgeldes, ſich die Erzählung ſeiner Lebensgeſchichte ausbitten ſoll. Sie wiſſen nun, verehrungswürdige Freundinn! daß dieſe Geſchichte mit der meinigen in keiner Verbindung ſteht, und daß die Damen in Engeleben alſo auch darinn falſch gerathen haben. Da Sie aber von meinen Begebenheiten, die indeſſen für Andre ſehr unbedeutend ſind, etwas hören wollen; ſo muß ich Ihnen wohl — und ich thue das, voll Zutrauen zu Ihrer gütigen Nachſicht — einen Theil derſelben in der Kürze erzählen.

Ich bin in *** gebohren. Mein Vater war ein geſchickter und redlicher Arzt. Dem Armen wie dem Reichen widmete er treu und uneigennützig ſeine Sorgfalt, und Erſterem faſt noch eifriger, als Letzterem. „Die Erhaltung

„des Lebens eines ehrlichen Handwerksmanns“ pflegte er zu ſagen „deſſen zahlreiche Familie „vielleicht allein durch ſeiner Hände Arbeit vor „Mangel und Elend geſchützt wird, iſt oft wichtiger, als die eines reichen Cavaliers, der lachende Erben hinterläſſt; und deſſen Platz im „Staate leicht wieder auszufüllen iſt.“ Daß er bey dieſen Grundſätzen keine Schätze hinterlaſſen konnte; das läßt ſich denn wohl begreifen. Ich hatte fünf Geſchwiſter, und war das jüngſte Kind. Meine Eltern verzogen mich ein wenig, beſonders mein Vater, den ich mit muntern Einfällen aufheiterte, wenn er des Abends, ermüdet von ſeinen Geſchäften, zu Hauſe kam; Auch liebte ich ihn ungleich mehr als meine Mutter. Mit meinen beyden Schweſtern konnte ich mich gar nicht vertragen; meine drey Brüder hingegen und ich, wir lebten immer einträchtlich mit einander. Ich hatte kaum zwölf Jahre erreicht, als meine Mutter ſtarb; mein Vater folgte ihr in wenig Wochen nach. Es fand ſich, daß unſer Vermögen grade ſo groß war, als die Schulden; übrig blieb nichts. Meine reichen Verwandten zogen ſich höflich von der Verbindlichkeit zurück, uns beyzuſtehen; Die Aermern thaten, was ſie konnten; das heiſſt, ſie wünſchten uns Gottes Segen, und rennten zu den hartherzigen Groſſen umher, um Hülfe für uns zu erbetteln. Mit leeren Verſprechungen aufgehalten muſſte endlich Anſtalt getroffen werden, uns irgendwo unterzubringen; Mein Oheim, ein ehrlicher Schulmann, der ſelbſt ſieben Kinder hatte, war unſer Vormund. Meine älteſte Schweſter wurde Geſellſchafterinn bey einer reichen Frau auf dem Lande und heyrathete dann einen Prediger, mit dem ſie aber nicht ſehr glücklich gelebt hat; Sie iſt vor zwey Jahren geſtorben. Die zweyte zog zu einer Putzmacherinn, nahm nachher eine Stelle als Cammerjungfer bey einer adelichen Dame an, deren Gemahl Geſandter in Petersburg iſt. Dort lebt ſie alſo vermuthlich noch jetzt. In Briefwechſel ſind wir nicht geblieben, weil wir uns nie ſonderlich mit einander vertragen konnten. Mein älteſter guter Bruder ſtarb an der Auszehrung, als er eben im Begriff war, als Hofmeiſter mit einem jungen Grafen auf Reiſen zu gehn. Der andre wurde Unterofficier in kaiſerlichen Dienſten, und muſſte dem Regimente bis an die türkiſche Grenze folgen. Der böſe Junge hat nicht ein

einals unter Weibern? Laſſen ſich Jene nicht unter einander (die eigentlichen Gelehrten und Büchermacher vom Handwerke ausgenommen!) viel mehr Gerechtigkeit wiederfahren, als die Frauenzimmer? Meines Oheims Frau war eine von dieſen unbilligen Weibern. Ihr Alter erlaubte ihr noch, auf Huldigung Anſpruch zu machen — Sie hatte ſich früh verheyrathet. Mein braver Oheim war Verfaſſer einer kleinen Schrift über Erziehung; Es war aber ſein Büchelchen ſehr kalt vom Publicum aufgenommen worden. Damals ſchienen Erziehungsbücher noch keine Mode-Waare zu ſeyn, die den Verkäufer reich gemacht hätte. Auch fiel es dem guten Rector nicht ein, der Menſchheit zum Vortheile ſeines Geldbeutels zu dienen. Er hatte eine Zeitlang einen jungen Edelmann in Penſion gehabt. Seine häuslichen Umſtände aber litten es nicht, daß er die Erziehung deſſelben vollendete; Denn bey dem ſehr geringen Koſtgelde hatte er Schaden, und eine größere Summe wollte er nicht annehmen, aus Feinheit des Gefühls, um auch den Schein des Eigennutzes und jedes Bereicherungsplans unter falſchem Titel, zu vermeiden. Was er über Erziehung ſchrieb, das waren

ren Bemerkungen, die er bey der Behandlung dieſes jungen Menſchen, ſeiner Kinder und ſeiner Schüler gemacht hatte, ohne Forderung und Anſpruch, daß ſeine Meinungen Machtſprüche, noch ſeine Methoden allgemein anwendbar ſeyn ſollten. Indeſſen war der rechtſchaffene und geſchickte Mann doch nicht ganz unbemerkt geblieben. Leute, die das wahre Verdienſt zu ſchätzen wußten, lobten vorzüglich an ihm ſeine große Beſcheidenheit, die er mit einer ſeltenen Gelehrſamkeit und Beleſenheit verband. Er ſagte immer: „je mehr ein Mann wiſſe, deſto „mehr lerne er fühlen, wie viel ihm noch fehle, „und je ſorgfältiger man der Wahrheit nachforſche, welche von uns ſchwachen Menſchen „ſo ſchwer zu ergründen ſey, deſto mistrauiſcher „werde man gegen ſeine eigenen Kenntniſſe, „deſto aufmerkſamer auf die Meinungen Andrer, und deſto ſchonender, ſelbſt gegen ſolche „fremde Sätze, welche man für Irrthümer „hielte.“ Ach! der gute Mann! Ich habe ihm ſo viel zu danken. Er gab ſich Mühe meinen Verſtand zu bilden, indeß mich ſein böſes Weib zu aller Art weiblicher Arbeit (wie es im Grunde ſehr wohlgethan war) ſtrenge anhielt.

Ich

Den 12ten October.

Ich muſste geſtern hier abbrechen. Die Frau Paſtorinn kam herbey und eiferte ſehr darüber, daß ich einen drey Bogen langen Brief, vermuthlich an einen guten **Freund** fügte ſie ſpöttiſch hinzu, geſchrieben hätte. Beſſer, meinte ſie, könnte ich die Zeit anwenden, wenn ich die Nadel zur Hand nähme. Ich folgte ihr diesmal und erſchrack, als ich ſahe, daß es würklich ſchon drey Bogen waren. Wie ſehr misbrauche ich nicht Ihre Geduld! Und dennoch muß ich heute den vierten Bogen hinzufügen, wenn ich mit meiner Geſchichte zu Ende kommen will. Wo war ich denn ſtehn geblieben? Ja! bey meinem redlichen Oheime. Er bemühete ſich alſo, meinen Verſtand zu bilden und gab mir gute Bücher in die Hände; aber Romanen ſollte ich durchaus nicht leſen, auch die beſten nicht. Er pflegte zu behaupten: „ſie wären faſt um ſo „ſchädlicher, je mehr wahre Schilderungen der „menſchlichen Natur darinn enthalten wären. „Junge Leute, beſonders Mädchen, ſollten gar „nicht ſo früh mit den Leiden und Freuden der „Welt noch mit den Bosheiten und Thorheiten „der Menſchen bekannt werden, damit ſie nicht „ab-

„abgeſtumpft würden für den Genuß, geſättigt, „ehe ſie an die Malzeit kämen, und voll Unglaubens an die menſchliche Natur. Für die „mehrſten jungen Leute der jetzigen Zeit ſey, „wenn ſie in die Welt träten, nichts mehr neu, „überraſchend, unterhaltend; Ueberdruß, Langeweile und Unbehaglichkeit verfolgen ſie überall, und der Umgang mit Menſchen ſey ihnen „nichts mehr werth, als ein längſtens und vielmals durchgeleſenes Buch."

Ich habe Ihnen, würdigſte Freundinn! geſagt, daß meines Oheims Schrift vom Publicum kalt aufgenommen wurde, da indeſſen doch ihr Werth und die Geſchicklichkeit des Verfaſſers nicht ganz unbemerkt blieben. Freylich unbemerkt an dem Orte, wo er wohnte, wie es gewöhnlich der Fall iſt; aber auswärtige Gelehrte ſchätzten ihn, und Reiſende, die Wiſſenſchaften liebten, beehrten ihn mit ihrem Beſuche. Unter dieſen waren Menſchen von allerley Alter und Stande; Da ſie nun nicht immer zu einer Stunde kamen, wenn mein Oheim Muße hatte; ſo wurde zuweilen ſeiner Frau und mir aufgetragen, ſie ein wenig zu unterhalten. Die Frau

Rectorinn pflegte ſich dann in ihrem beſten Lichte zu zeigen; allein — geſchahe es. weil die Herrn doch lieber mit einem jungen Mädchen redeten, als mit einem alten Weibe, oder weil ich hie und da einen gelehrten Brocken aufgeſammelt hatte, womit ich groß that! — genug! es fügte ſich faſt immer, daß die Fremden mich ſichtbar vorzogen. Das erregte dann den Neid und die Eiferſucht der Frau Rectorinn, und daher nahm ſie Gelegenheit, durch häufige Anſpielungen auf meine Cokketterie, wie ſie es nannte, auf mein Beſtreben, alle Männer an mich zu ziehn, mir das Leben zu verbittern; Ich ſehnte mich desfalls nach einem andern Aufenthalte.

Ich war erſt funfzehn Jahre alt, als mir der Sohn unſers Nachbars, ein junger Kaufmann, ſeine Liebe erklärte, und — warum ſollte ich es nicht geſtehn? — er war auch mir nicht gleichgültig. Es litten nun zwar unſre Verhältniſſe nicht, daß wir uns oft geſehn hätten; aber doch blieb unſre gegenſeitige Neigung ſo wenig von ſeinen Eltern als meiner Frau Rectorinn unbeobachtet. Da nun Jene nicht gewillt waren, ihrem ohn Sein armes Mädchen zuzufreyn, und Dieſe es lächerlich fand, daß ein ſo junges Mädchen ſchon an das Heyrathen dachte; ſo wurde uns von beyden Seiten aller fernerer Umgang unterſagt. Dies war meine erſte Herzens-Angelegenheit! Man pflegt zu ſagen, die erſte Liebe ſey die heftigſte und unausſprechlichſte — Werden Sie mich für leichtſinnig halten, wenn ich Ihnen bekennen, daß es mir nicht ſehr ſchwer wurde, mich nach und nach von dieſer Leidenſchaft zu heilen? Allein die Frau Rectorinn glaubte das nicht, und da ich ihr ohnehin ein Dorn im Auge war; ſo dachte ſie darauf, mich bald ſich vom Halſe zu ſchaffen.

Indeß erkrankte mein redlicher Oheim. Ein gewiſſer Herr von der Hart, ein junger Mann, damals ohngefehr fünf- bis ſechs und zwanzig Jahre alt, kam, eines Proceſſes wegen nach ***. Es war ein hübſcher und feiner Mann, lebte auf ſeinen Gütern, und war ſehr jung, wider ſeine Neigung, von ſeinen Eltern, an eine Frau verheyrathet werden, deren Gemüthsart mit der ſeinigen gar nicht übereinſtimmte. Dieſe Frau, welche auf dem Lande Langeweile empfand, hatte ihren Mann gebeten, ſich in der Stadt, und beſonders bey dem Rector Felmer, den er als ein Liebhaber der Literatur, dem Rufe nach kannte, nach irgend einem jungen Frauenzimmer zu erkundigen, das Luſt hätte, als Geſellſchafterinn zu ihnen zu ziehn. Es fügte ſich, daß mein Oheim ſchon bettlägrig war, als der Herr von der Hart ihn beſuchen wollte. Die Frau Rectorinn war nicht angekleidet, und es traf alſo mich die Reihe, den Fremden zu unterhalten. Ich bemerkte, daß meine Geſpräche und mein äuſſerer Anſtand vortheilhafte Eindrücke auf ihn machten, und ich kann es ſagen, ich bemerkte das mit Vergnügen, theils aus natürlicher Eitelkeit, theils weil würklich der Mann etwas hinreiſſend Intereſſantes für mich hatte. Er war groß, mit einiger Anlage ſtark zu werden, aber doch zart von Gliedern. Seine Haare waren blond, ſeine Augen blau und unbeſchreiblich ſanft und freundlich; Sein Blick war beſcheiden, nur zuweilen ein wenig ſchwermüthig; ſein Geſicht mehr rund als länglich; Die Züge edel und fein, und ſeine Wangen blühend — Lächeln Sie nicht, liebe Frau Räthinn! Es iſt nicht etwa die Liebe, die dies Bild entwirft; es iſt der Pinſel der Wahrheit. —

Bey dem Herrn von der Hart war ſchon während dieſer erſten Unterredung der Gedanke reif geworden: ich könne wohl die Perſon ſeyn, die ſich zur Geſellſchafterinn ſeiner Gemahlinn ſchickte. Mit dieſem Gedanken beſchäftigt, erkundigte er ſich in der Stadt nach mir, und da das, was er von meinen Verhältniſſen erfuhr, dieſen Plan zu begünſtigen ſchien: ſo wiederholte er, während ſeines Aufenthalts in *** ſeine Beſuche, um meine Gemüthsart genauer kennen zu lernen. Dann eröfnete er ſein Vorhaben meinem Oheime, mit welchem er ſich, obgleich Dieſer das Bette nicht verlaſſen konnte, eine Unterredung ausbat. Es war natürlich, daß ſein Antrag, der mit Beſtimmung eines anſehnlichen Jahrgelds verknüpft war dankbar angenommen wurde. Noch drey Wochen blieb der Herr von der Hart in der Stadt; Sein Proceß war aber von Advocaten und Richtern ſo kunſt- und zunftmäßig behandelt worden, daß er eben ſo viel Jahre ſich hätte dort verweilen können, ohne ihn zu Ende zu bringen; Wir rüſteten uns alſo zur Abreiſe. Der Abſchied von der Frau Rectorinn konnte von beyden Seiten nicht ſehr zärtlich ſeyn; deſto ſchmerzlicher hingegen war mir's, mich von meinem redlichen Oheime zu trennen. Der gute Mann, mein zweyter Vater, konnte vor Wehmuth wenig reden. Er reichte mir liebreich die Hand in welche er mir eine kleine Schaumünze drückte, die ich ſeit dieſer Zeit immer bey mir trage, um ja nicht den Spruch zu vergeſſen, den er mir dabey ſagte. Es war der, aus dem Buche Tobias: „Dein „Leben lang habe Gott vor Augen und im Herzen, „und hüte Dich, daß Du in keine Sünde „willigeſt, noch handelſt wider ſeine Gebote!" — Ich fühlte mein Herz ängſtlich gepreſſt; es ahndete mich, daß meine Augen den Redlichen nicht wieder ſehn würden; Er ſtarb vierzehn Tage nach meiner Abreiſe. Es wurde an ihm wahr, was er immer, wenn ein verdienſtvoller Mann aus der Welt gieng, zu ſagen pflegte: „So lange die Menſchen leben, erkennt man „ihren Werth nicht, oder vielmehr, man weicht „der Nothwendigkeit aus, ſie zu loben, aus „Furcht, daß ſie uns vorgezogen werden mögten, „aus Eigennutz, daß wir es dann nicht wagen „dürften, um den äuſſern Preis des Verdienſtes „mit ihnen zu wetteifern. Man läßt den geſchickten Mann im Mangel und Elende ſchmach-

„ten,

„len, und den Redlichen ein Opfer des Neides, „der Cabale und der Verleumdung werden. Aber „kaum iſt er tod; ſo ertönt das Lob aus Jedes, „ſelbſt ſeiner Verfolger Munde. Nun iſt er „niemand im Wege — Aber was hilft das dem „Leichname und der Familie, die er in Armuth „zurückläſſt?" Indeſſen war doch die allgemeine Stimme über die Verdienſte meines verſtorbenen Oheims ſo würkſam, daß ſie bis zu den Ohren des guten Landesherrn drang,. der für den Unterhalt ſeiner dürftigen Familie Sorge trug.

Das Gut des Herrn von der Hart war fünf Meilen von *** entlegen. Wir fuhren ſchnell auf den ſchönen Wegen hin. Seine unterhaltenden und verſtändigen Geſpräche — ach! er redete ſo gut — verkürzten mir den Weg. Ich verſichre Sie, je näher wir dem Orte meiner Beſtimmung kamen, deſto weiter wünſchte ich ihn entfernt — — Soll ich erröthen, indem ich Ihnen geſtehe, daß mich gar nicht nach der Bekanntſchaft ſeiner Gemahlinn verlangte? Er ſelbſt ſprach wenig und nur in zurückhaltenden Ausdrücken von ihr. Einmal ſagte er mir, und ſahe mir dabey bedeutend in's Geſicht: „Sie

„ſind nach guten Grundſätzen erzogen, und haben Verſtand. Ich hoffe, Sie werden Sich „ſelbſt zu ſagen wiſſen, was an Leib und Seele „für Sie gut iſt, und Ihr würdiger Oncle hat „Ihnen dazu den Leitfaden gegeben. Sollten „Sie indeſſen Rath bedürfen; ſo bitte ich Sie, „daß **ich** es ſey, an den Sie Sich wenden.“

Wir kamen gegen Abend in Thalbach (ſo hieß das Gut) an. Die Frau von der Hart empfieng uns mit jener untheilnehmenden Freundlichkeit und Höflichkeit, die den Leuten in der großen Welt ſo eigen iſt. Ein neues Geſicht in das Haus gebracht — das war ihr angenehm, und mein Aeuſſerliches ſchien ihr zu gefallen. Wir brachten den Reſt des Tages unter muntern Geſprächen zu, wobey das Herz nichts zu thun hatte. Auch nicht Eine Frage entfuhr der Frau über meine beſondern Verhältniſſe; nicht Ein Wort, das verrathen hätte, ſie ſehnte ſich darnach, etwas anders an mir zu haben, als — eine Geſellſchafterinn. Und, was mir am mehrſten auffiel, auch nicht Eine Frage über die Hoffnungen ihres Mannes, in Rückſicht auf ſeinen Proceß, bey welchem doch der Verluſt oder die

Ent

Erhaltung beynahe ſeines ganzen eigenen Vermögens auf dem Spiele ſtand.

Laſſen Sie mich hier eine Schilderung dieſer Frau machen, ſo wie ich ſie das Jahr hindurch, das ich in Thalbach zubrachte, kennen lernte! Sie war in der Reſidenz in aller Frivolität der großen Welt erzogen. Die Eltern hatten ihre Bildung einer Franzöſinn überlaſſen, die ſich wenig um Herz und Moralität bekümmerte, ſondern es nur darauf anlegte, daß das Fräulein durch äuſſern Anſtand, leeres Geſchwätz und einige glänzende Talente, in Geſellſchaften gefiel und den in ſie verliebten Eltern, durch witzige Einfälle, mehrentheils auf Koſten Andrer, die kurze Zeit verplauderte, welche ſie etwa bey ihnen zubrachte. Als ſie heranwuchs, bildeten die Schmeicheleyen hirnloſer Stutzer, Roman-Lectur, Schauſpiele und die böſen Beyſpiele, die ſie in allen den unbedeutenden Cirkeln täglich ſahe, jene Anlagen vollends aus. Ihr Vater war Miniſter und ſie ſeine einzige reiche Erbinn. Eigennutz alſo bewog, wie ich ſchon geſagt habe, die Eltern des Herrn von der Hart, ſie für ihren Sohn zur Gemahlinn zu begehren, und ſie fanden um ſo weniger Schwierigkeit, da in der That das Betragen des Fräuleins ein wenig leichtfertig war. Die Hartſche Familie wuſſte davon nichts, aber der Herr Miniſter kannte die Welt. Er dachte, es könnte leicht einmal ſeinem Töchterchen ein kleines Unglück begegnen; es ſey Zeit, ſie an den Mann zu bringen, und ein Freyer, der ſo begütert und von ſo guter Familie ſey, finde ſich nicht alle Tage wieder. Der junge Hart ließ ſich durch Glanz, Reichthum und Schönheit blenden. Es blieb ihm nicht verborgen, daß das Herz ſeiner Braut nicht eigentlich empfänglich war für ächte Liebe, und daß ihre leichtfertige Gemüthsart gar nicht mit ſeiner ſanften, gefühlvollen Seele harmonierte. Aber er dachte: ſie ſey noch ſo jung, werde ſich bilden, beſonders wenn ſie erſt Hausfrau und Mutter würde und mit ihm in der Einſamkeit auf dem Lande lebte — Wie ſehr betrog er ſich!

Doch dies und den Reſt meiner Geſchichte, verehrungswürdige Freundinn! ſollen Sie nächſtens erfahren. Ich will dies Paquet vorerſt abſenden; Sie haben lange genug daran zu leſen. Von ganzem Herzen bin ich :c.

Fünf-

Fünfter Brief.

Von der Freyfrau von Raſtiz in Altenwedel an den Herrn Paſtor Ehrmann in Birkenthal.

Den 14ten October 1773.

Hocherwirtiger Her Baſtorr!

Ich habe in erfarung gebracht, das ſich ein Menſch bei denenſelben aufhelt, der ſich Pachsmut nent. Ich wolte alſo die Attention fir Ew. Hocherwirten haben, und ſie avertiren, daß dießer Menſch ein daugenichts is. Ich habe dießen Aventurier fir Monat im hauß gehapt, alß Infermater der jungen Herns; aber er hat mich mit untank gelont unt ſich underſtanten meiner Freilein Dochder eine ware declaration d'amour zu machen. Da had in mein Her Gemal fortgejahgd. Mann kan nicht fürſigdich genung ſein bei Erzihung der Kinter, damit mann Gott Regenſchaft ablegen kenne am jünſten Dage. Da ich nun fernohmen, das Ew. Hocherwirten dieſen ſchlegden Menſchen bei ſich aufgenohmen haben, unt haben auch eine junge Mamſel im hauß. Ich hoffe, ſie werten meinen avis nitzen. Der Menſch peſchämft ſonſt ihr haus. Ich bitte ſie um antwort und mich zu avertiren wo er ſich hin begipt, wenn ſie in verdjagen. Ich halde eß fir ware Chriſtens flicht jederman zu Warnen fur ſes grades zu ſein jegen diſen Peewiat. die ich mit aller conſideration verharre, Votre affectionée etc.

Sechſter Brief.

Antwort des Paſtors.

Den 15ten October.

Ew. Hochfreyherrlichen Gnaden danke unterthanig für die mir, wie ich nicht zweifle, in guter Abſicht gegebene Warnung, und bedaure nur, daß eine ſo unangenehme Veranlaſſung mir zum erſtenmal, ſeit meiner hieſigen Amtsführung, das Glück, mit Hochderoſelben Zuſchrift beehrt zu werden, verſchaffen muß. Da Birkenthal ſechs Meilen von Ew. Hochfreyherrlichen Gnaden Ritterſitze entfernt liegt, und ich, nach meiner Wenigkeit, mit den Meinigen ſehr eingezogen lebe; ſo habe ich in der That von dem unangenehmen Vorfalle, deſſen Hochdieſelben zu erwähnen geruhen, gar nichts vernommen gehabt. Den Herrn Bachmuth traf ich in ſehr ſchwachen Geſundheits-Umſtänden an. Er bedurfte Pflege, und dieſe verſchaffte ihm in meiner Hütte, wie es für Pflicht hielt. Er hat ſich ſeit den zwölf Tagen, die er bey mir wohnt, beſcheiden und ſittſam betragen. Von Ew. Hochfreyherrlichen Gnaden und Hoch = Dero Herrn Gemahl, hat er nur Einmal geredet, und das in den Ausdrücken der Ehrerbiethung, die man Hoch = Dero Stande ſchuldig iſt. Das junge Frauenzimmer, welches ſich bey meiner Frau, die ihren unterthänigen Reſpect vermeldet, aufhält, hat eine gute Erziehung genoſſen, und fürchte dahero nicht, daß der geringe Umgang unter Beyden, der ſich auf kleine Dienſtleiſtungen, wie man ſie einem Kranken erzeigt, einſchränkt, meinem Hauſe zur Schande ausſchlagen werde. Indeſſen danke nochmals unterthänig für den gnädigen Wink. Bey dem jetzigen Geſundheits-Zuſtande des armen Herrn Bachmuths würde grauſam handeln, wenn ihn von mir ſtoßen wollte. Wenn er wieder bey Kräften iſt, wird unſre beyderſeitige Convenienz wohl eine Trennung ohnehin herbeyführen. Sobald er aber mein Haus verlaſſen haben wird, ſo glaube weiter kein Recht über Beobachtung ſeiner Handlungen und Ausſpähung ſeines Aufenthalts mir anmaßen zu dürfen.

Ew. Hochfreyherrlichen Gnaden und Dero hohem Hauſe wünſche von ganzem Herzen Geſundheit und dauerhaftes Wohlergehn, und bitte unterthänig die Verſicherung des tiefſten Reſpects anzunehmen, mit welchem zu verharren die Ehre habe ꝛc.

Siebenter Brief.

Von Heinrich von Mildenburg, an den Herrn Doctor Porr.

Den 15ten October 1773.

Meine Geſundheit, theuerſter Freund! iſt beynahe wieder hergeſtellt, nur bin ich noch ein wenig matt; Indeſſen bringe ich doch ſchon den größten Theil des Tages auſſer Bette zu. Meine guten Hausleute laſſen es an keiner Art Aufmerkſamkeit mangeln. Der redliche Geiſtliche — doch, ich will fortfahren, Dir in der Ordnung meine Begebenheiten zu erzählen, damit Du wiſſeſt, wie ich hierhergekommen bin.

Es war im Junius dieſes Jahrs, als ich den Plan entwarf, den unglücklichen Pater Joſeph von der Hart zu erlöſen, und dieſen Plan führte ich auch noch in dem nemlichen Monathe aus. Mein Cörper war damals ohngefehr in dem Zuſtande, in dem er jetzt iſt. Unter dem Vorwande, in der ſchönen Sommerluft mich zu erquicken, machte ich kleine Spaziergänge, und zwar

zwar täglich um einige hundert Schritte weiter. Eines Tags gieng ich in ein proteſtantiſches Dorf, welches unter der Landesherrſchaft des benachbarten Fürſten ſtand, und wo, wie ich gehört hatte, ein reicher Bauer wohnte. Ich bat Dieſen, mir auf einige Tage zwey Pferde zu vermiethen, und bezahlte das Geld zum Voraus, mit der Bedingung, daß ſie zu jeder Stunde bereitſtehn und auf den erſten Wink an das Ende des Hölzchens, wovon ich Dir geſchrieben habe, geführt werden ſollten. Alles gieng gut; Der Pater Joſeph begleitete mich an einem Montage in das Wäldchen; Ich eilte dann dem Dorfe zu, holte die Pferde, und wir kamen glücklich über die Grenze. Meinen Mantelſack hatte ich Tags zuvor durch den Sohn des Bauern abholen laſſen.

Sobald wir ſicher waren, ſchickte ich die Pferde zurück, ſchaffte dem Herrn von der Hart ein weltliches Kleid, und fuhr mit ihm auf dem Poſtwagen bis Frankfurth am Mayn. Dann gab ich ihm Geld und den Brief an meinen Oncle von Biedersdorf, fand eine Retour-Kutſche, die ich für ihn um einen billigen Preis bis Straßburg dung, und er reiſte ab.

Nun aber fieng ich an, ernſtlich an meine eigene Lage zu denken. Ich hatte noch neun Piſtolen übrig und einen Ring, den ich für vierzig Gulden verkaufte. Lange durfte ich nicht, ohne einen Entſchluß zu faſſen, darauf loszehren, wenn ich nicht Gefahr laufen wollte, den äuſſerſten Mangel zu leiden; Da es nun in Frankfurth theuer iſt; ſo ließ ich mir in der elendeſten kleinen Herberge ein Cämmerchen geben, und ſpeiſete daſelbſt am Wirthstiſche, an welchem ſich täglich eine Geſellſchaft einfand, die freylich von der Art war, wie ich ſie nie in meinem Leben gewöhnt geweſen; Es waren hauſierende Kaufleute, Perückenmacher und Bediente. Doch hätte ich dieſe Unannehmlichkeit noch gern ertragen, wenn nicht eine unbeſchreibliche Unreinlichkeit in dieſem Hauſe geherrſcht hätte. Aber ſchon der Anblick der Wirthinn war fähig, allen Apetit zu vertreiben. Ihre Schürze war immer eine Muſter-Charte von den Brühen, die wir zu unſern elenden Gerichten zu erwarten hatten. Dabey war ſie zänkiſch und ungeſtüm. Eines ihrer Kinder muſſte jedesmal vor der Malzeit beten, und wenn es nicht ſchnell und fertig genug die Worte herplapperte,

perte, wurde das Gebeth durch die Flüche und Schimpfwörter der Mutter unterbrochen. Dieſe legte jedem Gaſte ſein Stück Fiſch ſelbſt vor, und war grade kein Löffel bey der Hand; ſo holte ſie die Stücke mit den ſchmutzigen Fingern aus der Brühe, und warf ſie ſo auf den Teller — doch, warum unterhalte ich Dich mit Schilderung dieſer eckelhaften Scenen? Du begreifſt indeſſen leicht, mein beſter Freund! daß ich, bey beſſerer Koſt aufgewachſen, nicht nur faſt immer hungrig vom Tiſche aufſtand, ſondern auch, daß mein Herz unbeſchreiblich in meiner jetzigen Lage litt. — Und in der That dieſe Lage würde mich zur Verzweiflung gebracht haben, wenn es nicht wahr wäre, daß man ſich ſtuffenweiſe an jede Ungemächlichkeit, an jedes Unglück, an jeden Schmerz gewöhnt, und daß alles Unglück in der Welt, nur relativ Unglück iſt. Freylich iſt das ein ſchwacher Troſt, aber doch, wenn ich bedachte, daß ich noch vor kurzer Zeit im Kerker geſeſſen, nachher in ein Krankenzimmer eingeſperrt geweſen war, und jetzt zwar, dem niedrigſten Pöbel zugeſellt, mit Hunger und Eckel kämpfen muſſte, aber doch frey umhergieng auf Gottes Erdboden; ſo erheiterte ſich meine Seele ein wenig wieder. Es war aber wichtig für mich, daß, um den Nachforſchungen des rachgierigen Fürſten, aus deſſen Händen Du mich errettet hatteſt auszuweichen, ich bey meinen künftigen Planen, nicht nur meinen Namen veränderte; ſondern auch auſſerdem auf alle mögliche Verborgenheit Rückſicht nähme. Desfalls gieng ich anfangs in Frankfurth nur des Abends aus dem Hauſe, und ſann indeß hin und her, wozu ich mich entſchlieſſen wollte.

Mein erſter Gedanke war zu meiner Schweſter, der Frau von Stallheim, zu gehn. Ich habe Dir, glaube ich, erzählt, daß ſie an einen reichen ungeſchliffenen Landjunker verheyrathet wurde. Die ſchlechten Vermögens-Umſtände meiner Mutter nöthigten ſie im Jahre 1765, meine arme Schweſter zu dieſer Verbindung zu bereden. Wenig Wochen nachher ſtarb Jene. Ich lebte indeß im Gewühle des Hofs, konnte nicht einmal der Hochzeit beywohnen, und erfuhr nachher wenig von der Lage meiner Schweſter, ausgenommen, daß ſie mir zuweilen Briefe ſchrieb, in welchen ein äuſſerſt ſchwermüthiger Ton herrſchte. Ich wuſſte wohl, daß ſie wieder ihre Neigung verheyrathet war, allein da ich den romanhaften Schwung ihrer Ideen und ihre übertriebene Empfindeley, die jedes kleine Ungemach vergrößerte, kannte; ſo dachte ich, es ſtehe ſo ſchlimm nicht um ihr Schickſal, und nach und nach werde ſich das alles geben, wenn ſie erſt durch Gewohnheit lernte, ſich in die Gemüthsart und in die wunderlichen Launen ihres Mannes zu ſchicken. Aber es kam nicht alſo. Ich hörte von Leuten, die in dortiger Gegend geweſen waren, die traurigſten Nachrichten von der Uneinigkeit, in welcher meine Schweſter mit ihrem Manne lebte, und von den Mißhandlungen, die ſie von ihm leiden muſſte. Ja! als ſie endlich gar nicht mehr an mich ſchrieb, zweifelte ich nicht, daß der Mann ihre Briefe auffienge. So ſtanden die Sachen vor drey Jahren, als die Bosheit meiner Verleumder und die Schwachheit des Fürſten, dem ich ſo treulich diente, mir, ohne Proceß und Verhör, wie Du, mein Erretter! Augenzeuge davon geweſen biſt, meine Freyheit raubten. Die zwey und dreiſſig Monate hindurch, welche ich auf der Berg-Feſtung zubringen muſſte, war es mir, Du weiſſt es, nicht erlaubt, mit jemand Briefe zu wechſeln;

Der weitere Verlauf des Schickſals meiner Schweſter war mir alſo völlig fremd geblieben. Jetzt ſuchte ich unter den Leuten, die in meiner elenden Herberge einkehrten, irgend Einen zu finden, der auf meines Schwagers Gütern bekannt wäre.

Ich fand bald einen Arzeney-Krämer, von welchem mein Schwager zuweilen Theriac für ſeine Pferde, und Magentropfen für ſich kaufte, und Der half mir dann, auf eine ſehr unangenehme Weiſe, aus meiner Ungewißheit. Es war nemlich der Zwiſt unter meiner Schweſter und ihrem Manne ſo auf den äuſſerſten Grad gekommen, daß ſie, die niemand hatte, der ſich Ihrer annahm, endlich vor zwey Jahren den Entſchluß faßte, ihn heimlich zu verlaſſen und in die weite Welt zu gehn. Sie wählte dazu den Zeitpunkt, als der Herr von Stallheim in Geſchäften verreiſt war, empfohl, in einem zurückgelaſſenen Briefe, ihren einzigen Sohn der Sorgfalt ihres Haus-Capellans, nahm nur ein geringes Reiſegeld mit, ließ alles im Stiche, und gieng in Bäuern-Kleidern davon; niemand weiß wohin? Als mein Schwager wieder nach Hauſe kam, ſchien er ſehr wenig gerührt von dieſer Begebenheit. Er that auch nicht einen Schritt, um ſeines unglücklichen Weibes Aufenthalt zu erfahren. Der zurückgelaſſene Sohn hatte den zärtlichen Cörperbau ſeiner Mutter, und ſtarb ein Jahr nachher. Der Herr von Stallheim aber, der ſich eine Maitreſſe zugelegt, vermiſſt Mutter und Kind nicht, und hat indeß noch zwey reiche Erbſchaften gethan.

Du kannſt Dir leicht einbilden, wie ſehr mich dieſe Nachricht erſchreckte. Wo ſollte ich nun meine arme Schweſter aufſuchen? Nach dem romanhaften Schwunge ihrer Ideen zu urtheilen; ſo iſt ſie gewiß entweder in ein Kloſter gegangen, oder ſie hat ſich bey einem Bauer als Magd vermiethet. Ich war übrigens jetzt ſo ſehr mit meinem eigenen Schickſale beſchäftigt, daß jeder andre Gedanke der Sorge Platz machen muſſte, mir ſelber zu helfen.

Einſtens, als ich voll Mißmuth des Abends in der Allee am Roßmarkte auf und nieder gieng, ſtieß ich aus Verſehn ein wenig unſanft gegen einen Mann, der ohngefehr von meinem Alter zu ſeyn ſchien. Die Entſchuldigungen, die ich ihm darüber machte, nöthigten mich, einen Augenblick ſtehn zu bleiben und ihm in das Geſicht zu ſehn, und da fiel es mir auf, daß dies Geſicht mir ſo bekannt vorkam. Er ſchien nicht weniger betroffen zu ſeyn; Es kam zu Erläuterungen, und ich fand in ihm meinen alten Jugend-Freund, den Herrn von ***, der in Halle ſtudierte, als ich dort mit meiner Mutter, zu Anfange des ſiebenjährigen Kriegs, wohnte, nachdem ich die preuſſiſche Armee verlaſſen hatte, Ich bin ein Paar Jahre jünger als er, aber wir lebten damals zuſammen in der engſten Vertraulichkeit. Unſre verſchiedenen Schickſale hatten uns nachher aus einander gebracht; jetzt erwachte die Erinnerung an jene ſorgenloſen glücklichen Tage in uns Beyden wieder, und er bat mich, auf die liebreichſte Art. mit ihm in ſein Haus zu gehn. Ich ſah eine ſehr kleine und ſparſam eingerichtete Wohnung, woraus ich ſchlieſſen konnte, daß ſeine Umſtände nicht die glänzendſten waren. und ſeine Geſchichte, die er mir mit aller Offenherzigkeit erzählte, beſtätigte dieſe Meinung. Er hatte ſein geringes Vermögen im Dienſte ſeines Landesherrn verzehrt. Bey

Veränderung der Regierung war er zurückgeſetzt worden; Sein Ehrgefühl und ſeine häuslichen Umſtände nöthigten ihn, den Abſchied zu nehmen, und jetzt ſuchte er andre Dienſte. Da er ſelbſt nicht glücklich war; ſo fand ich kein Bedenken, ihm meine Lage zu entdecken, und er nahm herzlichen Antheil daran. Er theilte eine Woche hindurch ſein Bette und ſeine mäßige Mahlzeit mit mir, indeß wir einen Plan für meine künftige Beſtimmung anzulegen ſuchten.

Endlich wurde Folgendes verabredet: Er wollte mich, unter dem Namen Bachmuth, einer adelichen Familie, mit welcher er verwandt war, und die einen Lehrer für ihre Jugend ſuchte, als Hofmeiſter empfehlen, und auf dieſe Weiſe ſollte ich, bis ſich beſſre Ausſichten zeigten, oder Du, mein Herzens-Freund! aus England zurückkämſt, unerkannt und ruhig leben. „Ich „geſtehe Ihnen zwar" ſagte er „daß ich nicht „ganz mit dem Tone zufrieden bin, der in dem „Hauſe meiner Verwandten herrſcht; aber einige „Monathe werden Sie es doch leicht da aushalten. Sie ſind ſicher gegen alle Nachſtellungen, und können, da es Ihnen nicht an Kennt-

„niſſen fehlt, ſowohl die Rolle eines Erziehers „gut ſpielen; als auch würklich nützlich werden.“ Er ſchrieb noch an dem nemlichen Abende, da ich ihn antraf, einen Brief in meiner Angelegenheit, und ehe ſechs Tage verſtrichen, hatten wir eine Antwort, wie wir ſie wünſchten.

So hatte mich dann das Schickſal auf's Neue in eine höchſt ſonderbare Lage geſetzt. Weder mein Stand, noch meine übrigen Verhältniſſe lieſſen mich je ahnden, daß es möglich ſeyn könnte, ich würde dieſe Art von Laufbahn antreten müſſen; und jetzt war ich nun auf einmal — Informator einer adelichen Familie.

Den 1ſten Julius trennte ich mich von meinem theilnehmenden Freunde, ſetzte mich auf den Poſtwagen, und fuhr nach Altenweiel, zu dem Freyherrn von Raſtitz, deſſen Kinder ich erziehn ſollte. Auf dieſer Reiſe wurde auf's Neue der Wunſch in mir rege, es mögte doch in einigen teutſchen Provinzen eine etwas ſtrengere Aufſicht über die, zur Bequemlichkeit des Publikums unterhaltenen Poſtwagen herrſchen. Man ſollte gar nicht glauben, wie es darauf hergeht. Nicht zu gedenken der ungeheuren Päckerey, die oft den Reiſenden Platz und Gemächlichkeit raubt und das Fuhrwerk beſchwert; Nicht zu gedenken der ſo genannten blinden Paſſagiers, welche von den Poſtknechten gegen ein geringes Trinkgeld aufgenommen werden, und die dann oft Menſchen ſind, von denen man Ungeziefer und allerley anſteckende Krankheiten aufſammeln kann; Nicht zu gedenken der Grobheit und Unbeſcheidenheit mancher Poſtillons, von deren Willkühr man abhängt, und die, wenn ſie ſich irgend mit den Poſtmeiſtern verſtehen, oder einen Vorwand ihres längern Auſſenbleibens finden können, zuweilen noch einmal ſo langſam fahren, als man zu Fuße gehn kann, ſich aufhalten, wo es ihnen beliebt, und zuweilen ſich ſo berauſchen, daß ſie, bey ſchlechten Wegen, das Leben Derer, die in dieſem fürchterlichen Kaſten ſitzen, auf das Spiel ſetzen — Dies alles bey Seite geſetzt; ſo gehen auch auf dem Poſtwagen ſelbſt zuweilen ſolche Unanſtändigkeiten vor, daß jemand, der eine feine Erziehung genoſſen hat, den Anblick kaum ertragen kann. Diesmal war zuerſt ein Betrunkener in der Geſellſchaft, der uns nachher an allen eckelhaften und ſchmutzigen Folgen ſeiner Unmäßigkeit Theil nehmen ließ; und bald nachher nahm man eine junge Mohrinn auf, die, als wir kaum ein Paar Stunden mit ihr gefahren waren, auf dem Poſtwagen von einem geſunden Kinde entbunden wurde. *)

Ich kam den Tag nach Johannis in Altenwedel an, und wurde höflicher und freundlicher empfangen, als man ſonſt leider! in adelichen Häuſern den Erzieher der Kinder zu empfangen pflegt. Laß mich nun eine Beſchreibung der Familie machen, in welcher ich leben ſollte! Ich will ſie Dir ſo ſchildern, wie ich ſie während des Vierteljahrs, das ich dort zubrachte, kennen lernte.

Ich fange bey der Baroninn Raſtitz, als der Hauptperſon, an. Sie iſt ohngefehr vierzig

---

*) Dieſe Scene iſt nicht erfunden, ſondern nach der Natur copiert. Sie fiel im Sommer 1788 nicht weit von hier vor, und zwar in Gegenwart eines wohlerzogenen achtzehnjährigen Frauenzimmers, das mit ſeinem Bruder hier her reiſete. Ich ſehe übrigens nicht ein, wie man den Ungemächlichkeiten von letzterer Art vorbeugen könnte.

zig Jahre alt, und hat dabey eine Figur, die noch Anſpruch machen kann und auch macht. In Geſellſchaften und überhaupt vor den Leuten ſtellt ſie ganz das Gegentheil von dem vor, was ſie zu Hauſe iſt. Dort erſcheint ſie geſchmackvoll und reinlich gekleidet, mit der heiterſten, bezauberndſten Laune, iſt ſanft, liebreich, duldend, großmüthig und wohlthätig gegen Arme; In ihren vier Mauern hingegen ſchmutzig und unordentlich in ihrem Anzuge, auffahrend, ein Satan gegen Mann, Kinder und Geſinde, unbarmherzig und ſo geizig, daß ſie den Domeſtiken nicht ſatt zu eſſen giebt, und, wenn Dieſe aus Verſehn eine Taſſe oder ein Glas zerbrechen, ihnen den doppelten Werth am Lohne abzieht. Sie redet gut, rein und geſchmackvoll, beſonders das Franzöſiſche, ſchreibt aber wie die uncultivirteſte Küchenmagd. *) Sittſamkeit, Tugend und Gottesfurcht preiſen und empfehlen ihre Lippen; heimlich läſſt ſie deu unerſättlichſten Trieben den Zügel ſchieſſen — — So iſt die gnädige Frau beſchaffen.

---

*) Wovon der fünfte Brief in dieſer Sammlung eine Probe giebt.

Der Freyherr von Raſtitz iſt in ſeiner Art nicht weniger Heuchler und auf nicht weniger originelle Weiſe. Er hat ſich gänzlich dem juriſtiſchen Fache gewidmet, und iſt herrſchaftlicher Ober-Beamter in ***. Ein Menſchenfreund in Worten, und ein heimlicher durchtriebener Schurke bey Verwaltung der Juſtitz. Der Schmerz eines armen Thiers, die Leiden eines Sperlings können ihn bis zu Thränen rühren, aber mit kaltem Blute und hämiſcher Schadenfreude unterſchreibt er ein gerechtes Urtheil, verſagt die richterliche Hülfe, zieht den Handel in die Länge, von deſſen Entſcheidung das Glück einer ganzen Familie abhängt, ſobald Rache, beleidigter Stolz, oder Eigennutz im Spiele ſind, doch dies Alles unter dem ſcheinbarſten Vorwande der ſtrengſten Unpartheylichkeit, begleitet von bittern Klagen über die Härte ſeines Schickſals, die ihm nicht erlaubt, von der einmal eingeführten Form abzuweichen, und Jedem, wie er es von ganzer Seele wünſchte, zu helfen. — Und dies edle Paar ſteht faſt allgemein in dem beſten Rufe, genieſſt Ehre und Achtung von der Welt und iſt mit Glücks-Gütern aller Art überhäuft — O Freund! welch eine Veranlaſſung zu Betrachtungen über die dunkeln Wege der Vorſehung!

Von ſo unedeln Eltern ſollte man vermuthen, Kinder gezeugt und erzogen zu ſehn, die dieſen Vorbildern glichen; aber grade das Gegentheil! Die älteſte Tochter, kaum ſechzehn Jahre alt, iſt ein liebenswürdiges, vortrefliches Geſchöpf, ganz Natur und Güte, ſchön wie ein Engel, klug und cultivirt, und dabey ſo einfach, und ſo reines Herzens, als irgend ein ſterbliches Weſen auf Erden. Sie fühlt tief in der Seele, wie wenig wahre Achtung ihre Eltern verdienen; aber nie entfährt ihren Lippen eine Klage darüber, und ſie beträgt ſich ſo vorſichtig und ehrerbiethig, daß jeder gute Menſch ſie bewundern und lieben muß. Vielleicht läſſt, um dieſes ſeltenen Geſchöpfs willen, die Vorſehung es den Eltern ſo wohl gehn, als ſie es nicht verdienen.

Die beyden Knaben, die mir anvertrauet waren, ſind nicht weniger wackre Kinder. Der älteſte, von zwölf Jahren, iſt von ernſthafterm Character, gutmüthig, wohlwollend und wird einmal, wenn er in treue Hände fällt, ein nützlicher Mann, wenn gleich kein hervorſtechendes Genie werden. Der Andre, um zwey Jahre jünger, iſt lebhaft, ein ofner Kopf, ein wenig muthwillig, doch nicht boshaft; aber er erfordert eine ſorgſame Behandlung und ſtrenge Aufmerkſamkeit.

Ich muß es geſtehen, daß, obgleich nun einmal durch die Nothwendigkeit in eine Lage geſetzt, die nicht zu meinen ehemaligen Erwartungen paſſte, ich dennoch die erſten drey bis vier Wochen in dem Hauſe des Barons von Naſitz mit meinem Zuſtande zufrieden war. Der Anblick und der Umgang der lieben Kinder machte mir manche Freude. Ich vergaß an der Seite dieſer Unſchuldigen auf einige Augenblicke das Ungemach, das mich die erwachſenen Böſewichte hatten leiden laſſen. Ich hoffte mit Zuverſicht, daß ich wenigſtens dieſe Freude meines Herzens nicht ſo theuer würde bezahlen müſſen. Ich empfand keine Langeweile, wenn ich zwiſchen den beyden Knaben ſaß, und in ihnen die noch kaum entwickelten Keime ihrer künftigen Leidenſchaften aufſuchte. Man lernt wahrlich aus dem Umgange mit Kindern mehr, und man lernt es um billigen Preis, als aus dem Umgange mit völlig ausgebildeten Leuten, ſo wie der Zeichner aus Skizzen mehr lernt, als aus vollendeten Gemälden, wo der Zauber des Colorits ihn täuſchen kann, daß er die Fehler der Zeichnung nicht bemerkt. Was die Eltern betrifft; ſo verſäumten ſie nicht, anfangs ihre beſten, glänzendſten Seiten hervorzukehren. Ich habe, wie Du weiſſt, wenig Glauben an die Tugend und Redlichkeit der Menſchen — Sie haben mir's darnach gemacht — Ich zittre und bebe, ſobald ich denken muß, daß jemand Vortheile davon ziehen könnte, wenn er mich in's Verderben ſtürzte, weil ich überzeugt bin, daß, auſſer Dir, vielleicht nicht Einer dieſer Verſuchung widerſteht, wenn er es ungeſtraft thun kann. Und da ich nun einmal nichts beſſers von ihnen erwarte, als ſie mir bis jetzt gezeigt haben, das heiſſt, daß ſie mich hintergehn und aufopfern, ſobald mein Intereſſe mit dem ihrigen in Streit kömmt; ſo gebe ich mir ſelten die Mühe, ſie ſo genau zu prüfen, nehme, was ſie gegen mich auskramen, ſo lange für baare Münze an, als ſie nicht verlangen, daß ich dieſe Münze in meine Einnahme ſchreiben, oder etwas auf die Sicherheit dieſes Capitals vorſtrecken ſoll. Jetzt war ich ein ſo armer Schlucker, daß der Freyherr von Raſtitz und ſeine Frau, meiner Meinung nach, keinen andern Vortheil von ihrem moraliſchen Betrug erwarten konnten, als höchſtens den allgemeinen geſellſchaftlichen Vortheil — die Befriedigung der Eitelkeit, beſſer zu ſcheinen, als man iſt.

Ich fieng meinen Unterricht mit den beyden Knaben gleich am Tage nach meiner Ankunft an. Man bath mich, dem Fräulein Louiſe gleichfalls einige Anweiſung in der franzöſiſchen Sprache und in Muſic zu geben; und auch hierzu verſtand ich mich mit Freuden, und fand an dieſem herrlichen Mädchen eine gelehrige und fleiſſige Schülerinn. Die Oberaufſicht über das ganze Erziehungsweſen führte, ſo wie überhaupt das Haus-Regiment, die Frau Baroninn; denn der Herr Gemahl, obgleich er Verſtand genug hatte, Recht und Gerechtigkeit zu verdrehn, ſtand doch gänzlich unter dem Pantoffel ſeines Weibes. Dies gab ihr dann einen Vorwand, nicht nur manchen meiner Unterweiſungsſtunden beyzuwohnen, ſondern auch mir zuweilen

len unter vier Augen über den Plan zu Bildung ihrer Jugend zu reden. Das muß ich geſtehn, daß ſie über dieſen Gegenſtand vortreflich ſprach, und daß ich mich dann nicht enthalten konnte, ihr manches Schmeichelhafte zu ſagen. Dies ſchien ihr ſehr zu gefallen, und ſie wiederholte es oft, daß ſie noch keinen Menſchen gefunden hätte, deſſen Denkungsart mit der ihrigen ſo übereinſtimmte, als die meinige, und daß ſie ohnmöglich glauben könnte, daß ich in dem Stande gebohren ſey, in welchem ſie mich itzt ſähe. „Schlimm genug!“ rief ich dann aus, „Schlimm genug, meine „gnädige Frau! daß man ſich hat gewöhnen „müſſen, mit dem Titel eines Erziehers die Idee „eines Mannes zu verbinden, der ſelbſt keine „Erziehung hat. Zum Glücke aber iſt das, was „man gewöhnlich **Erziehung haben** nennt, „nichts weiter als eine conventionelle Form in „Kleinigkeiten, die in der groſſen Welt für weſentlich gehalten werden. Habe ich davon einen kleinen Anſtrich bekommen; ſo ſind daran „mancherley Schickſale Schuld, die mich betroffen, und mich unter Perſonen von allerley „Ständen umhergetrieben haben, übrigens aber

„zu weitläuftig zu erzählen ſind.“ Die Baroninn ſchien ſich ungern mit dieſer Antwort abfertigen zu laſſen, und drang oft in mich, daß ich ihr meine Lebens-Geſchichte erzählen ſollte. Sie that dies auf eine ſo freundlich zudringliche Weiſe, daß ich es mir ſelbſt nicht verſchweigen konnte, es ſey ihr weniger um Befriedigung ihrer Neugier, als darum zu thun, durch Eröfnungen von der Art in eine gewiſſe Vertraulichkeit mit mir zu kommen. Du wirſt mir dies, wie ich hoffe, nicht als Eitelkeit auslegen. Ich bin ſehr weit davon entfernt, zu glauben, es könne irgend ein Weib ſich eigentlich in mich verlieben; Aber ich kenne dies Geſchlecht; kenne die launichte, bizarre Richtung, die zuweilen ihre Begierlichkeit nimmt. Daß die Freyfrau von Raſtitz ſehr viel Temperament hatte, das hatte ich ihr in den erſten Tagen unſrer Bekanntſchaft abgelauert; daß ſie ihren Mann weder ſchätzte, noch liebte und, wenn ich ihr recht viel Ehre thun will, mehr **verſtändige** als **zärtliche** Mutter war; daß ſie daher in der Einſamkeit des Landlebens Langeweile empfand, und nicht abgeneigt ſchien, eine kleine Intrigue anzuſpinnen, um zugleich leere Stunden auszufüllen und cörperliche Anforderungen zu befriedigen; das ſchien mir nach und nach immer einleuchtender, und leider! konnte ich mir bald nicht mehr verbergen, daß ihre Plane auf mich angelegt waren, da ſie zuletzt, um meine vermeintliche Furchtſamkeit und Unerfahrenheit zu überwinden, ſich ziemlich unzweydeutig zu erklären anfieng. Sie ſprach von unglücklicher Ehe, von voreilig getroffener Verbindung, ſagte: es ſey doch unbillig, für einen einzigen unüberlegten Schritt ſein ganzes Leben hindurch büßen und entbehren zu ſollen. Sie erhob die Wonne einer innigen, ſympathetiſchen Herzens-Vereinigung, die keiner Zeugen bedürfte; redete von dem Glücke, das man, fern von den Augen der Welt, an der Seite eines verſchwiegenen und vorſichtigen Freundes ſchmecken könnte, und ließ mich dann in der Ferne Plane zu einer Verſorgung und zu einem gemächlichen und freyen Leben ſchauen.

Du wirſt, mein Lieber! mir ſo viel Gefühl von Ehre und ſo viel Enthaltſamkeit zutrauen, als dazu gehört, ſolchen groben Verſuchungen zu widerſtehn; allein, um doch auch meine Tugend nicht zu einem gar zu hohen Preiſe anzuſchlagen; ſo muß ich bekennen, daß meine Schülerinn, das Freyfräulein Louiſe, ſo lebhafte Eindrücke auf mich machte, daß die Mutter zehnmal liebenswürdiger und zehnmal zudringlicher hätte ſeyn dürfen, ohne daß ſie von meiner Seite einige Erwiederung hätte erwarten können. Louiſe fieng zuerſt an, dadurch mich unbeſchreiblich zu intereſſieren, daß eine ſanfte Schwermuth faſt immer ihre Blicke zu umwölken ſchien, und daß ſie die Einſamkeit ſuchte. Oft begegnete ich ihr, wenn ſie. mit Thränen in den Augen, die Arme hinuntergeſtreckt und die Hände gefalten, in den dunkeln Gängen des ſchönen Gartens Nahrung für ihren Kummer ſuchte. Sie wich mir nicht aus, verkürzte vielmehr ihre Schritte, erheiterte einen Augenblick ihr Geſicht, um mir einen guten Abend zu wünſchen, und gieng dann langſam vorüber. Wenn ich nachher den Kopf umdrehete, um ihr ein wenig nachzuſehn; ſo fand ich mehrentheils, daß das liebe Kind das Nemliche gethan hatte. Ich wuſſte nicht, was an ihrem Herzen nagte, wuſſte nicht, daß die Denkungsart ihrer Eltern ſie ſo unglücklich machte, und daß ſie dieſen Schmerz niemand anvertrauen wollte; aber es war mir genug, zu ſehn, daß ſie litt, um mein tief verwundetes Herz zum Mitgefühle zu ſtimmen. Unter zwey Trauernden werden Vertraulichkeit und Wohlwollen leicht erweckt, und ſind ſie von verſchiedenem Geſchlechte; dann pflegt bald die Liebe ſich hinter dieſem Wohlwollen herzuſchleichen. Unſre Herzen hatten durch theilnehmende Blicke ein Bündniß geſchloſſen ehe noch es dem Verſtande einfiel, zu unterſuchen, von welcher Natur die Empfindungen waren, mit denen wir einander anſahen. Allein je unſchuldiger das feine Band war, das unſre Seelen zu einander hinzog, um deſto weniger fiel es uns anfangs ein, über unſre Augen zu wachen und um deſto leichter war es einem Weibe, das mit allen Capitteln, aus welchen ein Roman von der Vorrede an bis zum Schluſſe beſtehn kann, ſo vertraut war, uns durchzuſchauen. Das ſahe ſie wohl, daß es mit uns noch zu keiner mündlichen Erklärung konnte gekommen ſeyn, weil wir ſo ſorglos ſchienen; und obgleich nun ihre Eiferſucht erweckt wurde; ſo freuete es ſie doch, zu entdecken, daß ich kein Mann von Eis, und daß es noch nicht zu ſpät war, meine zärtliche

Stimmung, wo möglich, zu ihrem Vortheile zu nützen.

Es kam jetzt nur auf die Art an, wie mir beyzukommen ſeyn mögte, und da ſie nicht Urſache hatte, mich für ſehr empfindſam zu halten — wie denn würklich oft manches bittre Wort gegen die Menſchheit mir entfuhr; ſo rechnete ſie viel auf meine Sinnlichkeit, und nahm ſich vor, ohne weitern Rückhalt, mich von dieſer Seite zu beſtürmen.

Den 16ten. Ich erſpare Dir die Erzählung einer Scene, die bald nachher unter uns vorfiel, weil Du ähnliche Schilderungen in hundert Romanen finden kannſt, durch deren Leſung, in unſern aufgeklärten Zeiten, die Jugend ihr moraliſches Gefühl veredelt. Ich ziehe lieber einen Vorhang vor Auftritten, deren Anblick nicht anders als ſehr widrige Eindrücke machen kann, und ſchreibe, auch für Männer, nicht gern etwas hin, das die Schamhaftigkeit empört, und wobey eine keuſche Wange erröthen könnte. Nur ſo viel! Wenn ich hier Joſephs Rolle, obgleich vielleicht nicht aus ſo edeln Bewegungsgründen als er, ſpielte; ſo ſetzte ſich die Baroninn nicht weniger treu in die Stelle von Potiphars Weibe, nur fieng ſie das Ding noch feiner an, als Jene. Freylich ſtieß ſie, in der erſten Aufwallung der beleidigten Eitelkeit und der getäuſchten Begierlichkeit, einige fürchterliche Drohungen von Rache aus; allein bald gewann ihre Verſchlagenheit die Oberhand. Da ſie überzeugt ſeyn konnte, daß ich über den Vorfall ſchweigen würde; ſo fand ſie es rathſamer, nicht durch Erregung eines Lerms, worinn ſie die Hauptperſon geſpielt hätte, böſen Zungen Gelegenheit zu geben, das Andenken an gewiſſe alte Anecdötchen die ſie ehemals zu einem Gegenſtande ſonderbarer Geſpräche gemacht hatten, wieder aufzuräumen. Beſſer fand ſie es, in dieſem Handel die ſorgſame Mutter zu ſpielen.

Zu dieſem Endzwecke beobachtete ſie folgendes Betragen: Sie ſchien ſchwermüthig zu werden, ſuchte eine Gelegenheit, mich, doch ſo, daß wir beobachtet werden konnten, allein zu ſprechen, bath mich dann, ihr zu verzeyhn, ihr wo möglich meine Achtung wieder zu ſchenken, redete viel von dem unwiderſtehlichen Gefühle ih-

res

res Herzens, von der Heftigkeit ihrer Leidenſchaften, von ihrem Temperamente, von der Schwäche der menſchlichen Natur, von der unglücklichen Lage, an einen Mann verheyrathet zu ſeyn, den ſie nicht liebte, und bath mich flehentlich, als ein treuer Freund ihr mit Rath beyzuſtehn und ihr zu helfen, ſich ſelbſt zu bemeiſtern. Ich war nicht das Spielwerk dieſer weiblichen Verlarvung; aber das fiel mir nicht ein, daß ſie in mein Herz geblickt und meine Neigung zu Louiſen entdeckt hätte. Deswegen nun war ich gar nicht auf meiner Huth, ſondern folgte der ſanften Neigung, die mich zu dieſem vortreflichen Mädgen hinzog und mich alle Gelegenheit aufſuchen ließe, in unſchuldig vertrauliche Geſpräche mit ihr zu kommen.

Indeſſen hörte die Freyfrau von Raſtitz die bis itzt ſich zu unſern Lehrſtunden zugedrängt hatte, auf, dabey gegenwärtig zu ſeyn. Ich legte das ſo aus, daß ſie den Schein haben wollte, meine Gegenwart, wo es angieng, zu vermeiden. Es wurde mir, und das auf die ungezwungenſte Weiſe, häufig Veranlaſſung gegeben, mit dem Fräulein allein zu ſeyn. Die

Eltern fuhren zuweilen aus, ohne die Kinder mitzunehmen. Ich gieng dann, wenn der Tag begann kühl zu werden, mit meinen Schülern in den Garten. Die Knaben liefen in den Alleen umher, und ſpielten, indeß Louiſe und ich neben einander ſaßen und laſen. Unſre Augen, die ſich dann, über das Buch hinaus, begegneten, ſchienen oft, ſich etwas ſagen zu wollen; oder wir redeten über eine ſchöne Stelle aus einem Dichter oder andern Schriftſteller — und ſo verſchwand nach und nach unſre Schüchternheit, und es trat an ihre Stelle eine freundſchaftliche Vertraulichkeit, die uns innigſt wohlthat. Doch bemerkte ich, daß ſolche Auftritte die Schwermuth meiner lieben Schülerinn ſehr vermehrten, indeß ſie auf mich die gegentheilige Würkung thaten; denn ſie ſöhnten mich ein wenig aus mit meinem Schickſale, und machten mich geſprächiger.

Eines Tags, da auch die Eltern zu einem benachbarten Edelmanne gefahren waren, (wobey ſie dann gewöhnlich einen zweyſitzigen offenen Wagen nahmen, um einen Vorwand zu haben, Louiſen zu Hauſe zu laſſen) hatte mich

— Gott weiß was? — ungewöhnlich weich geſtimmt. Es war ſchon einige Tage nach Michaelis dieſes Jahrs; der Herbſt fieng an, ſich zu nähern; das Laub fiel häufig ab, und die Luft war ein wenig neblicht und trübe. Auch das würkte auf meinen Gemüths-Zuſtand. Dazu kam ein kleines Fluß-Fieber, wovon ich vor Kurzem befallen geweſen, und das meine Nerven reizbarer gemacht hatte. Die beyden Knaben waren diesmal von ihren Eltern mitgenommen worden — alles ſchien planmäßig angelegt. Es wurde mir zu enge auf meinem einſamen Zimmer; ich eilte in den Garten, in welchem ich mit großen Schritten und geſenktem Haupte die Gänge auf und ab wandelte.

Eine halbe Stunde ohngefehr mogte ich auf dieſe Art hingebracht haben, als ich in einem kleinen Sommerhauſe Louiſen, den Kopf ſchwermüthig auf die Hand geſtützt, ſitzen ſah. Ich näherte mich ihr, voll Theilnehmung und Zutraun: „Sie ſcheinen traurig zu ſeyn, gutes, „liebes Fräulein!“ ſagte ich „Könnte ich doch „etwas zu Ihrem Troſte beytragen! Aber ich „bin leider! ſelbſt ſo unbeſchreiblich zur Melan-

,,choley geſtimmt, daß meine Geſellſchaft nicht ,,vermag, Sie aufzuheitern. Soll ich Sie allein laſſen?‟ — Sie bath, daß ich bleiben mögte; ich ſetzte mich neben ihr hin. Es erfolgte eine kurze Pauſe; ſie blickte mich wehmüthig an — in meinem Auge zitterte eine Thräne. Sie legte liebreich ihre Hand auf meinen Arm, und bath mich, ihr doch die Leiden zu vertraun, wovon mein Herz gequält wäre. Ich ſtieß ein Paar Worte heraus, die ihre Neugier noch mehr erweckten; Sie wollte aber meine Offenherzigkeit erſt verdienen, und fieng alſo damit an, ihre Klagen gegen mich auszuſchütten. Sie ſchilderte mir den Character ihrer Eltern, den Schmerz, den ſie empfände, ſo oft ſie fühlte, daß ſie Menſchen, denen ſie Ehrerbiethung und Liebe ſchuldig zu ſeyn glaubte, verachten müſſte, und ſchloß endlich damit, daß ſie mit der bezauberndſten Naivetät ausrief! ,,Wenn doch jemand mich aus dieſer erſchrecklichen Lage reiſſen wollte! Wie unbegränzt würde meine Dankbarkeit ſeyn! Wäre er ein redlicher Bauer; ſo ,,wollte ich ſeine Hütte, wollte Leid und Freude ,,mit ihm theilen; alles wollte ich thun, ihm ,,das Leben leicht zu machen; die aufgehende

„Sonne ſollte mich ſchon bey der Arbeit finden, „und des Abends, wenn es kühl würde, wollte „ich ihn mit frohen Geſprächen, Geſang und „Erzählungen unterhalten.“ Sie ſagte dies Alles mit ſo liebenswürdigem, unſchuldigem Anſtande, und der Ton ihrer Stimme war ſo ſanft, ſo wohlklingend, daß mir's durch Mark und Bein drang. „O Louiſe!“ rief ich aus „Engel, in Menſchengeſtalt! o! wüßteſt Du, wie „Schickſale und Menſchen mich mishandelt haben! Einſt war ich in einer Lage — nicht eine „Hütte, nicht Kummer und Dürftigkeit; nein! „Haus und Hof, Wohlſtand und Glanz hätte „ich mit Dir zu theilen vermogt — Aber was „bin ich Elender jetzt? — Und doch, welch' ein „Himmel für mich, wenn ich einen ſolchen „Schatz beſitzen, ein ſo edles Weib mein nennen könnte!“ —

Bis dahin hatte ſie noch einige Faſſung behalten, jetzt rollten ihre Thränen häufig herab. Ich konnte dem Triebe meines Herzens nicht widerſtehn, dieſe Thränen von ihren Wangen zu küſſen; Ich wagte es, ſie, voll heiligen, reinen Gefühls überirdiſcher Liebe, in meine Arme zu ſchlieſſen; als plötzlich die Baroninn, mit dem Anſtande einer hölliſchen Furie, begleitet von ihrem niederträchtigen Manne, hereinſtürzte, ſchadenfrohe, rachgierige Blicke auf mich warf, aber, ohne ein Wort gegen mich zu verliehren, Louiſen mit ihren Tiger-Klauen ergriff, mit ſich fortzog und dem Schloſſe zueilte; der alte Heuchler folgte fluchend nach.

Den 17ten Ich ſchreibe dieſen Brief ſtückweiſe; meine Kräfte ſind noch nicht ſo weit hergeſtellt, daß ſie eine fortdauernde Anſtrengung ertragen können, und doch wollte ich dieſen Brief nicht gern abſchicken, ohne darinn meine Geſchichte bis auf den heutigen Tag zu beſchlieſſen — Ich fahre fort.

Einige Augenblicke ſtand ich wie verſteinert da; dann aber erwachte in mir das Gefühl meiner Erhabenheit, das Bewuſſtſeyn, dieſen Verworfenen an Stande gleich, an Herzen weit über ſie zu ſeyn, und von der andern Seite der erniedrigende Gedanke, jetzt, als der Verführer ihrer Tochter, den unerträglichſten Demüthigungen mich preisgegeben zu ſehn — Aber was ſollte ich thun? Mich zu erkennen geben und von der Rache des abſcheulichſten Weibes erwarten, daß man mich feſtſetzen lieſſe und dem Fürſten von *** wieder auslieferte? Oder ſollte ich dem Baron die Schande ſeiner Frau entdecken? — Pfui! wäre ich auch zu dieſer Niederträchtigkeit fähig geweſen — wie ungewiß war es, ob er mir glauben würde! Nicht lange hatte ich Zeit gehabt, dies alles durch meinen Kopf zu wälzen, als das verruchte Paar wieder in das Gartenhaus trat. Ich erwartete einen wüthenden Angriff; aber ich irrte. Die gnädige Frau mogte wohl fühlen, daß es gut gethan wäre, wenn ſie es bey dieſer Rache bewenden lieſſe, *) wenn ſie mich nicht auf's Aeuſſerſte triebe, ſondern allen öffentlichen Lerm vermiede. Eine moraliſche Strafpredigt, gewürzt mit juriſtiſchen Brocken, die der elende Raſtitz hinzufügte, war alles, was man mir entgegenſtellte. Man ſprach: „von „Bezähmung ſeiner Leidenſchaften, die in meinem Alter doch nicht mehr ſo ſchwer fallen „müßte; von Verletzung des Gaſtrechts, Verfüh-

---

*) Aus dem fünften Briefe wiſſen wir, daß ſie es, ſo viel an ihr lag, nicht dabey bewenden ließ.

„führung der Jugend, Misbrauch der Vertraulichkeit zwiſchen Lehrern und Schülern; von „Rückſicht auf Stand und Vermögen“ und ſchloß damit: „Man wolle, um der Tochter „Ruf zu ſchonen und mich nicht unglücklich zu „machen, die Sache nicht ruchtbar werden laſſen. „Nur müſſte ich morgen, mit dem Früheſten, „ihr Haus räumen. Man überlaſſe es mir, „ſelbſt einen Vorwand dazu zu erfinden, und ſey „bereit, mir einen halben Jahrs-Gehalt auszuzahlen.“ — Nie vielleicht iſt mir's ſo ſchwer geworden, meinen Zorn zu bemeiſtern, als in dieſem Augenblicke. Aber eine kurze Ueberſicht meiner Lage brachte mich zur Vernunft zurück, und band mir die Zunge. Ich konnte nur einſylbig und mit halb erſtickter Stimme antworten; Alle Glieder zitterten an mir; Nur meine Augen redeten deutlich genug und warfen die tiefſte Verachtung auf die Baroninn, die es nicht wagte, die ihrigen gegen mich aufzuſchlagen. Ich verwarf, wie Du denken kannſt, das mir angebothene Geld und bath nur, mich morgen, bey Tages Anbruch, nach dem nächſten Städtgen hinfahren zu laſſen. Den Abend brachte ich auf meinem Zimmer zu. Die beyden Knaben kamen nicht mehr zu mir; nach Louiſen wagte ich nicht zu fragen. Auch ſah ich niemand aus dem Hauſe, als einen vertraueten hübſchen Bedienten der Frau Baroninn, der mir zu eſſen bringen wollte, welches ich mit dem Bedeuten, daß ich krank ſey, ausſchlug. Ich war auch würklich krank, und in der Nacht ſtellte ſich mein voriges Fieber mit verdoppelter Wuth ein. Früh Morgens packte ich meine geringen Habſeligkeiten zuſammen und fuhr, als noch jedermann im Schloſſe ſchlief, ohne Abſchied zu nehmen, dem nächſten Städtgen zu.

Sieben Piſtolen waren nun noch mein ganzes Vermögen. Es war höchſt wichtig für mich, damit hauszuhalten, und einen kurzen Entſchluß für die Zukunft zu faſſen. Dieſer fiel denn dahin aus, daß ich es verſuchen wollte, mich bey einem ehrlichen Bauer in die Koſt zu geben, und dort, für wenig Geld, unerkannt zu leben, bis zu Deiner Rückkunft nach Teutſchland. Ich rechnete, daß Du doch wenigſtens im May künftiges Jahrs England verlaſſen würdeſt, und daß eine mäßige ländliche Koſt und ein Cämmerchen in einer Strohhütte, mich monathlich nicht über ein Paar Thaler koſten könnten. Ich raffte desfalls meine Kräfte zuſammen, nahm einen Bothen, der meinen Mantelſack trug, gab vor, nach dem Städtgen Engeleben gehn zu wollen, aber mit dem Vorſatze, mir unterwegens ein Dörfchen auszuſuchen, deſſen Lage mir gefiele; und machte mich alſo zu Fuße auf den Weg.

Mit Mühſeligkeit ſchleppte ich mich vier Meilen weit fort, hoffte immer, die Bewegung ſollte mir wohlthun; allein mir wurde von Stunde zu Stunde elender, und endlich war mir's durchaus ohnmöglich, einen Schritt weiter zu thun; In einer ſchlechten Dorfſchenke, eine Viertelſtunde von hier, blieb ich liegen. —

Da es mir dort an aller Pflege fehlte; ſo erkundigte ich mich, ob kein Geiſtlicher im Orte ſey; man ſagte mir: das Dorf ſey hieher nach Birkenthal eingepfarret; Ich ſchickte desfalls einen Bothen an den ehrlichen lutheriſchen Paſtor ab, bey dem ich jetzt wohne, und bath ihn, mich zu beſuchen. Der gute Mann war gleich ſo gerührt von meiner unbequemen Lage, daß er mir einen Aufenthalt in ſeinem Hauſe anboth, und mich in ſeiner Kutſche abholen ließ. Hier bin ich nun, ſeit vierzehn Tagen, auf das Sorgſamſte verpflegt worden, und dadurch beynahe wieder hergeſtellt. Der Paſtor Ehrmann iſt ein guter, menſchenfreundlicher, ſanfter und auch nicht unverſtändiger, noch uncultivirter Mann, übrigens von alter teutſcher Redlichkeit und Treuherzigkeit, nur ein wenig zu ängſtlich furchtſam, und darum ein Sclave ſeiner Frau. Dieſe ſcheint ein etwas zänkiſches Weib zu ſeyn. Ich ſehe ſie ſelten, höre ſie aber deſto öfter mit Mann und Geſinde ſchmählen. Sie iſt unerträglich geſchwätzig und neugierig — der gewöhnliche Fehler ſolcher Landweiber — doch arbeitſam, haushälteriſch und vielleicht auch nicht eigentlich ſchlimm von Herzen. Noch iſt ein junges Mädchen im Hauſe, vermuthlich eine Verwandtinn; ein hübſches Frauenzimmer, dem äuſſern Anſtande nach in der Stadt erzogen, ein wenig eitel, empfindelnd, geziert, und wie mir's vorkömmt, dem männlichen Geſchlechte nicht ſehr abgeneigt, doch nicht unſittſam, übrigens voll Aufmerkſamkeit und Sorgfalt für mich. Wenn ſie ein wenig mehr von der Einfalt und unſchuldigen Heiterkeit hätte, die ein junges Mädgen ſo wohl kleidet, und womit dies Geſchlecht, wo nicht ſo ſchnelle, doch gewiß dauerhaftere Eindrücke macht, als mit jener Coketterie; ſo könnte ſie mich intereſſieren, denn auch ihr Verſtand iſt ſehr gebildet; aber ſie iſt keine Louiſe! — Das arme Mädgen! Was wird nun ihr Schickſal ſeyn? Ich höre Dich, mein Beſter! fragen, ob ich denn Louiſen ernſtlich liebe; ob meine Trennung von ihr meinem Herzen eine unheilbare Wunde geſchlagen hat? Ich will Dir mit aller Offenherzigkeit darauf antworten. Was ich für Louiſen empfand und noch empfinde, das iſt nicht jene heftige, alle übrigen Gefühle bemeiſternde Liebe, die unſer ganzes Weſen durchſtrömt, uns blind und taub macht gegen alle übrigen Dinge, und ſo ein Theil unſrer Exiſtenz wird, daß Trennung von dem geliebten Gegenſtande uns in namenloſes Elend ſtürzt. Es iſt eine ruhige Empfindung, von Bewunderung der Tugend und Unſchuld, ein ſympathetiſcher Zug des Herzens zu einem ſeltenen edeln Geſchöpfe, mit dem man gern leben und ſterben mögte, wenn das Schickſal es wollte, eine Empfindung, die unterhalten und verſtärkt wurde, ſo lange ich an der Seite dieſes Engels lebte, durch die Entbehrung aller andern Freuden des Lebens und durch gleiche Stimmung zum Trübſinne. Herabgeſpannt durch ſo manches bittre Leiden; gewöhnt an Wiederwärtigkeiten, Trennung und Entbehrung; beſchäftigt mit nöthigen Planen für die Zukunft, werde ich Louiſen — nicht vergeſſen, aber den Gedanken ertragen lernen, daß ich ſie vielleicht nie wiederſehn ſoll, und ich werde bekümmerter um ihr Schickſal, als darüber ſeyn, daß man mich von ihrer Seite geriſſen hat.

Und nun, was meine künftigen Ausſichten betrifft! Ich bin beynahe gänzlich wieder geſund; Gern, das geſtehe ich, bliebe ich bis zu Deiner Rückkunft in dem Hauſe dieſes guten Paſtors; aber ich ſehe doch wohl, daß das nicht angehn wird. Ich kann ihm ſeine Sorgfalt nicht ſo bezahlen, wie ich wünſchte, ja! er weigert ſich, das Geringſte von mir anzunehmen. Reich iſt der Mann nicht, und wäre er es auch! was für Recht hätte ich auf ſeine Wohlthaten? Hierzu kömmt, daß es mich dünkt, als wenn er ſeit einigen Tagen kälter und zurückhaltender gegen mich geworden wäre. Ich kann mir das nicht anders erklären, als daß ſeine Frau ihn preſſt, mir zu verſtehn zu geben, daß es nun wohl Zeit ſeyn mögte, einen beſchwerlichen Gaſt aus ſeinem Hauſe zu ſchaffen. *) Was für eine Urſache aber auch dahinterſtecken mag; ſo gebührt es mir, mich nicht aufzudringen. Ich will alſo in einigen Tagen meinen Stab weiter ſetzen. Wohin? das muß ſich nun in ein Paar Tagen entſcheiden. Ich will mich treuherzig meinem ehrlichen Hauswirthe eröfnen und ihn bitten, meinem erſten Plane gemäß, mir bey irgend einem Bauer hier in der Nachbarſchaft einen Aufenthalt zu verſchaffen. Sobald ich hierüber Gewißheit weiß, will ich Dir, mein theuerſter Freund! ſogleich Nachricht von mir geben. Dies Paquet muß fort, damit ich die Gelegenheit nicht verſäume. Es iſt über Gebühr dick geworden. Sobald ich in Altenwedel angekommen war, ſchrieb ich an Deinen Vetter nach Bremen und bath ihn, wenn Du ihm einen Brief an mich geſchickt hätteſt, ihn mir ſogleich zu ſenden. Bald darauf hatte ich die Freude, Deine bey Deiner

---

*) Wir haben den Schlüſſel zu dieſem Betragen in dem fünften Briefe gefunden.

ner Ankunft in London, den 7ten Julius geſchriebenen Zeilen zu erhalten. *) Tauſendfachen Dank für Deine gütigen Abſichten und Entwürfe! Gott wird ja endlich helfen. Vielleicht liegt jetzt wieder etwas für mich in Bremen; Ich frage mit heutiger Poſt an, damit Dein Vetter mir's nicht etwa nach Altenwedel ſchicke. Mein Brief vom 4ten dieſes Monaths kann noch nicht in Deinen Händen ſeyn. Mögte ich Dir doch bald mündlich ſagen können, wie herzlich ich bin ꝛc.

---

*) Dieſer Brief iſt nicht in der Sammlung.

Achter Brief.

Von Demſelben, an Denſelben.

Den 18ten October.

Bewundre mit mir, mein theuerſter, edelſter Freund! die Wege der Vorſehung! Kaum war geſtern mein Paquet an Dich fortgeſchickt, als an das Fenſter des Zimmers, in welchem wir bey dem Mittags-Eſſen ſaßen, ein reitender Bothe anklopfte, und um den Weg nach Altenwedel fragte. Die neugierige Frau Paſterinn begnügte ſich nicht, ihm den Weg zu zeigen; ſondern erkundigte ſich auch, was er denn dort ſo eilig zu beſtellen hätte? Er antwortete: er müſſe einen Brief an einen gewiſſen Herrn Bachmuth abgeben. Ich fuhr, wie Du denken kannſt, bey dieſem Namen vom Stuhl auf, und erklärte dem Reiter, daß ich es ſey, den er ſuchte — Aber von wem konnte der Brief ſeyn? — Die Frau Paſtorinn war, wie ich wohl merkte, nicht weniger neugierig darauf, als ich ſelbſt — Und nun höre! Du ſchriebſt mir: Du habeſt bey Deiner Reiſe nach England die

Bekanntſchaft mit den Wegen in hieſiger Gegend, ihn an das Pfarrhaus geführt hätte. Dieſen Zuſammenhang der Geſchichte hat mir der Reitknecht mündlich erzählt; das Uebrige kannſt Du aus dem Briefe des Miniſters an mich ſehn, den ich Dir hier beylege. *) Ich habe ihm ſogleich geantwortet, ſein Anerbiethen mit Dank angenommen, und werde ihm in einigen Tagen mit dem Poſtwagen nachreiſen; Geld genug zu dieſer Reiſe habe ich. Die Geſichter meiner guten Hausleute haben ſich ſehr aufgeklärt, ſeit dieſer geſtrigen Begebenheit. Sie laden mich liebreich und dringend ein, noch bis zu Ende der künftigen Woche bey ihnen zu bleiben, um Kräfte zu ſammeln; So viel Zeit wird aber wohl dazu nicht nöthig ſeyn, und die Freude über die beſſere Wendung, die mein Schickſal nimt, wird bald jede Nerve an mir ſtärken. Ich halte es nun nicht mehr für gefährlich und hingegen für eine Art von Pflicht, die ich meinem redlichen Paſtor in Betracht ſeiner Gaſtfreundſchaft ſchuldig bin, daß ich ihm und ſeiner Familie die Geſchichte meines Lebens offenherzig erzähle, damit er doch

---

*) Dies iſt der folgende, neunte Brief.

wiſſe, daß er keinen Abentheurer in ſeinem Hauſe beherbergt und ſo liebreich gepflegt hat. Schon geſtern habe ich damit den Anfang gemacht. Die Frau Paſtorinn war ganz Ohr und Freundlichkeit; Das junge Mädchen aber hat ſich's in den Kopf geſetzt, alles, was ich erzähle, des Abends aufzuſchreiben, um es, mit meiner Erlaubniß, einer Freundinn mitzutheilen — Meinetwegen!

Und ſo lächelt mir denn noch einmal das leichtfertige Glück — Und das habe ich Dir, mein ewig theurer Freund! zu danken — Wie ſoll ich Dir lebhaft genug meine Erkenntlichkeit ſchildern? — doch wozu die Worte? Kennſt Du nicht mein Herz? Kenne ich nicht das Deinige? —

Adieu! Lieber! Beſter! Ich ſchreibe aus Freude ſo verwirrt; das iſt in langer Zeit mein Fall nicht geweſen. Sobald ich bey dem Herrn von Kappſtein werde angekommen ſeyn, oder wenigſtens bald nachher, ſollſt Du wieder Nachricht hören, von Deinem ꝛc.

Neunter Brief.

Von dem Geheimenrath von Kappſtein an den Herrn von Mildenburg.

Engeleben den 17ten Octobr. 1773.

Ein vertrauter Freund von Ew. Hochwohlgebohren, deſſen mir ſehr angenehme Bekanntſchaft ich auf meiner Reiſe nach England gemacht, als wohin, in Geſchäften, von des Herzogs meines Herrn Durchlaucht, ich verſchickt worden, hat mir ſehr viel Lobenswürdiges von Denenſelben eröfnet, und mir zugleich einen Theil derjenigen unverſchuldeten Schickſale erzählt, wovon mir auch ſchon vorher, obgleich nicht vollkommen im Zuſammenhange, Eines und das Andre bekannt geweſen. Ew. Hochwohlgebohren Freunde habe ich damals mein Wort gegeben, daß ich, nach meiner Rückkunft in Teutſchland, meinen geringen Einfluß verwenden wollte, um Denenſelben eine beſſere Ausſicht zu eröfnen, habe auch von London aus ſchon vorläufig die Geſinnungen meines gnädigſten Herrn darüber zu ſondiren Gelegenheit genommen; da mir dann die

Antwort geworden, daß Höchſtderſelbe nicht abgeneigt ſeyn würde, Ew. Hochwohlgebohren in Seinen Dienſten anzuſtellen, in ſo fern Sie vorerſt mit einem mäßigen Gehalte Sich zufrieden zu geben geneigt ſeyn mögten. Zugleich kann ich faſt mit Gewißheit verſprechen, daß des Herzogs Durchlaucht nicht ohne Erfolg Sich bemühen werden, bey dem Hofe des Fürſten von *** die völlige Vergeſſenheit der bewuſſten unangenehmen Vorfälle zu bewürken, wenn Sie, mein Herr von Mildenburg! Sich nicht abgeneigt finden laſſen wollten, über das Vergangene gleichfalls ein Stillſchweigen zu beobachten.

Da Ew. Hochwohlgebohren ſolchemnach bey uns ſicher leben und, wie ich hoffe, in einer guten Laufbahn mit vortheilhaften Ausſichten wieder in Activität kommen können; ſo ſoll es mir zur vorzüglichen Beruhigung gereichen, wenn Dieſelben meine Dienſtbereitwilligkeit gütig aufnehmen werden.

Die Nachricht, welche ich von Dero gegenwärtigen Aufenthalte, bey meiner Durchreiſe durch Bremen, eingezogen, hat mich beſtimmt, einige Stunden hier in Engeleben, woſelbſt ich Pferde wechsle, zu verweilen, und Ew. Hochwohlgebohren durch meinen Reitknecht dieſen Brief zu ſchicken. Da mich indeſſen mein gnädigſter Herzog und Herr in wenig Tagen wieder in der Reſidenz zurück erwartet, und die Wege dahin ſehr ſchlimm ſind; ſo werde ich noch dieſen Abend weiter reiſen müſſen. Wollen Sie aber gefälligſt, ſobald es Ihre Convenienz leidet, mir nach *** folgen; ſo werde ich Ew. Hochwohlgebohren dort erwarten, und wir wollen alsdann gemeinſchaftlich überlegen, was ſich zu Dero Zufriedenheit thun läſſt, zu welcher, nach meinen wenigen Kräften und Möglichkeit beyzutragen, Dieſelben ſtets bereit finden werden, Ew. Hochwohlgebohren ꝛc.

Zehnter Brief.

Von Carolinen Felmer an die Räthinn Homann.

Den 18ten October 1773.

Ohne Ihre Antwort, meine würdige Freundinn! auf den langen Brief zu erwarten, den ich Ihnen in voriger Woche geſchickt habe, muß ich ſchon wieder einen neuen anfangen, wenn ich mit Allem fertig werden will, was ich Ihnen zu erzählen habe; Denn ich bin Ihnen nicht nur den Reſt meiner Geſchichte ſchuldig; ſondern ich kann Ihnen nun auch ausführlich die Lebensbeſchreibung unſers kranken Gaſtes liefern. Wie das zugeht, das wird Ihnen, verehrungswürdigſte Freundinn! der Amtsvogt Umbach, der heute nach Engeleben geritten iſt, erklären, und Ihnen zugleich erzählt haben, welche Veränderung ſich mit dieſem Herrn Bachmuth zugetragen, hatte ich nun Unrecht, als ich ſagte: er heiſſe gewiß nicht ſo, und nicht umſonſt ſey ſeine Wäſche mit v. M. bezeichnet?

Der Chirurgus Durchfall hat mir Ihren freundlichen Gruß ausgerichtet und auch Ihr Verſprechen überbracht, daß Sie in dieſen Tagen mich mit einer Zuſchrift beehren wollten. Ich warte mit Ungeduld darauf, und will indeß fortfahren in meiner Erzählung, deren Anfang Sie, wie es ſcheint, gütig und liebreich aufgenommen haben.

Ich war bey der Schilderung des Characters der Frau von der Hart ſtehn geblieben. Ihr redlicher Gatte hoffte dieſen nach und nach zu bilden; aber er ſah bald, daß ſeine Bemühungen vergebens blieben. Durchaus ohne alle Grundſätze, war es ihr nie eingefallen, ernſtlich über ihre Beſtimmung, über ihre Pflichten und über ihre Verhältniſſe nachzudenken. Nicht, daß es ihr dazu eigentlich an den nöthigen Verſtandeskräften gefehlt hätte; allein dieſe Fähigkeiten waren auf nichts Ernſthaftes gelenkt worden, und was ihre Religion betrifft; ſo hatte ſie, wie der größte Theil der catholiſchen Jugend, grade ſo viel von dem Kirchen-Syſteme gelernt, als nöthig war, die gottesdienſtlichen Gebräuche mitzumachen. Alles was nicht deswegen geſchahe,

ſchahe, um ſich zu beluſtigen, ſchien ihr äuſſerſt langweilig; Ein ernſthaftes Geſpräch machte ſie gähnen; Sie las faſt gar nichts, höchſtens ein franzöſiſches Romänchen; aber ihr Witz war fein und beiſſend. Niemand verſtand beſſer als ſie den Ton von Perſifflage; Das Talent, die Sache in comiſchem Lichte darzuſtellen und von jedem Dinge grade die Seite hervorzuſchieben, über die ſich etwas Poſſierliches ſagen ließ, und die Gabe, aus dem Wenigen, was ſie las, hie und da einen Brocken, einen unerwarteten Einfall, eine artige Wendung, einen nicht gemeinen Ausdruck, in ihre Geſpräche zu übertragen, lieſſen ſolche Leute, welche ſie nicht genau kannten, eine gröſſere Meinung von ihren Einſichten faſſen, als ſie würklich verdiente, und das hatte auch zum Theil den Herrn von der Hart bey ſeiner Wahl geblendet. So eifrig ſie dem Vergnügen nachrennte; ſo leicht fand ſie an einerley Art von Unterhaltung Eckel und Ueberdruß. Ich glaube daß anfangs mehr dieſe Langeweile, als eigentlich Temperament und Sinnlichkeit ſie zur Coketterie trieb. Allein wie alles in der Welt uns zur Gewohnheit, zum Bedürfniſſe werden kann; ſo konnte ſie bald nicht mehr leben, ohne ein Heer von Anbethern um ſich her zu ſehn; und dies endigte zuletzt mit ihrer gänzlichen, allgemein bekannten Sittenloſigkeit, und mit der Schande ihres redlichen Gatten. Dieſer ahndete indeſſen in dem erſten Jahre ihrer Ehe nichts davon. Er zog mit ihr, nachdem ſeine Eltern beyde geſtorben waren, nach Thalbach, auf ſein Gut; die Stadt-Freunde folgten; Feſte, Gaſtgebothe in der Nachbarſchaft umher, Bälle und dergleichen wechſelten unaufhörlich mit einander, und ſo verſtrichen einige Monate. Dann folgten ein Paar einſame, folglich für die Frau von der Hart ſehr traurige Wochen. Ihr Mann wollte dieſe Pauſe zu Gründung ſeiner häuslichen Glückſeligkeit nützen; doch dazu hatte man keine Ohren. Indeſſen gieng alles friedlich ab, und ſie war fein genug, die tödtende Langeweile, die ſie empfand, zu verbergen, und bald den Herrn von der Hart, der ohnehin Geſchäfte in der Hauptſtadt hatte, zu bewegen, mit ihr dahin zu reiſen, um, wie ſie ſagte, ihren Eltern ſeit ihrer Verheyrathung den erſten Beſuch abzuſtatten. Kaum aber waren ſie dort angekommen; ſo ſetzte ſie alles in Bewegung, um nicht wieder auf's Land zurückzukehren. Der Fürſt war galant, und ſchlug nicht leicht einer hübſchen Frau etwas ab, ihr Vater, der Miniſter, hatte großen Einfluß; Er war Witwer, und hätte gern ſeine Tochter, die er ſehr liebte, nahe bey ſich gehabt; Der Herr von der Hart befand ſich in glänzenden Vermögens-Umſtanden, und ſolche Leute mögen die Fürſten gern an ſich ziehn, damit ſie, auf eigene Koſten, dem Hofe Glanz geben. Alles dies wuſſte die ſchlaue Frau, ohne ihres Mannes Wiſſen, ſo fein zu nützen, daß Dieſem eine anſehnliche Stelle, mit großem Range und wenig Gehalte, angebothen wurde. Die Sache war verführeriſch — es ließ ſich nicht gut ausſchlagen — Herr von der Hart kaufte ein Haus, und wurde, aus einem freyen Mann, ein Fürſten-Knecht.

Nun gieng ein Leben voll Zerſtreuung und immerwährender Abwechſelung an; aber zugleich wurde Er theils durch die Thorheiten und Verſchwendungen ſeiner Frau und durch ihr hohes Spiel, theils durch Schmeicheley und durch den ungewöhnten Glanz, zu einem ſolchen Aufwande verleitet, daß ſich, ohngeachtet ſeines Reichthums, doch vorausſehen ließ, er werde das nicht lange alſo treiben können. In dieſem Strudel von Ueppigkeit verlohr der ſonſt ſo gute, gefühlvolle Herr von der Hart den Plan zu einem häuslichen Leben gänzlich aus den Augen. Er und Sie lebten wie fremde Leute, und redeten nur dann allein mit einander, wenn Madam Geld bedurfte. Auſſerdem brachte Er die mehrſten Stunden am Hofe, und Sie an der Seite ihrer Liebhaber zu, mit denen ſie eine Lebensart anfieng, die jedermann nur nicht dem Herrn Gemahl, äuſſerſt anſtößig war. Doch, ſo lange bey ihnen Reichthum und Glanz dauerten, machte das Publicum, wie es in der großen Welt geht, nicht viel Aufhebens von dieſer Kleinigkeit; allein ganz anders ſah es bald nachher aus. Der Schwiegervater, der Herr Miniſter, hatte lange Zeit das uneingeſchränkte Zutrauen ſeines Herrn genoſſen. Er war an die Spitze der Finanzen geſtellt geweſen, und man wollte behaupten, daß er dabey ſeine eigenen Finanzen nicht vergeſſen hätte. Freylich aber waren das Bemerkungen, die man ſich nur in das Ohr ſagte, weil jedermann vor des Herrn Geheimenraths Macht zitterte. Indeſſen machte die immer zunehmende Verſchwendung des Fürſten bald alle Caſſen leer, und weil, wie man glaubt, die Groſſen der Erde, wenigſtens eben ſo gern als wir andern Sterblichen, die Schuld ihrer Inconſequenzen auf andre Menſchen ſchieben; ſo fieng der gnädigſte Landesherr an, dem Herrn Finanz-Miniſter mit einiger Kälte zu begegnen, als Dieſer von nöthigen Einſchränkungen und von Mangel an Hülfs Quellen ſprach — Wundern Sie Sich nicht, würdige Frau! darüber, daß ich ſo genau von dieſen Staats-Sachen unterrichtet bin! Ich ſchreibe dies aus einem Aufſatze von dem Herrn von der Hart ab, worinn er mir die Geſchichte ſeiner Begebenheiten auf mein Bitten erzählt hatte.

Sobald die Meute der Hofleute merkte, daß auf den Miniſter Jagd zu machen ſey; ſo ſuchte ſie aller Orten ſeine Fährte auf. Nun kamen eine Menge Erpreſſungen, Ungerechtigkeiten, Bedrückungen, Beſtechungen u. d. gl. zum Vorſcheine, über die man lange und immer etwas lauter in der Stadt redete, und endlich durch räthſelhafte, wie von ohngefehr aus Unvorſichtigkeit hingeworfene Worte, des Fürſten Aufmerkſamkeit auf dieſe Geſchwätze zog.

Es iſt unbegreiſlich, ruft hier der Herr von der Hart in ſeiner Handſchrift aus, wie ſonderbar oft die Umſtände zuſammentreffen müſſen, um einen Böſewicht zu ſtürzen. Hundert Schandthaten gehen ihm ohngeahndet durch, bis endlich eine unſchuldige, vielleicht gar eine edle Handlung, die er begeht, von irgend einer Seite verdächtig ſcheint. Dies hat unglückliche Folgen für ihn; Unpartheyiſche Leute bedauern eine Zeitlang den gedrückten, verfolgten Mann; aber die Vorſehung nützt nur dieſe kleinen Veranlaſſungen, um die verborgenen Handlungen an das Licht zu ziehn. Bey genauer Unterſuchung kömmt man auf die Spur von mehreren damit verwandten Dingen, und nun wird der Böſewicht entlarvt, und die Gerechtigkeit des höchſten Regierers offenbahrt ſich. So gieng es auch mit dem Vater der Frau von der Hart! Ein Beamter war ohne ſein Verſchulden in Rückſtand gekommen. Der Mann war redlich — zwar nahm nicht deswegen der Miniſter ſich Seiner an, ſondern vielmehr, weil Er ihm zu der Bedienung verholfen hatte; er war ſein Secretair geweſen — aber der Mann war redlich, und nun ſtand er auf dem Puncte verabſchiedet vielleicht noch gefänglich eingezogen zu werden. Sein Protector, der damals in Regierungs-Geſchäften freye Hand hatte, wollte ihn nicht ſinken laſſen. Er ſchlug, ohne weiter bey dem Fürſten anzufragen, eigenmächtig den Rückſtand nieder, erließ ihm die Pacht von ein Paar Jahren, verwilligte ihm eine Zulage, und rettete dadurch eine Familie vom Untergange. Als dies geſchahe, freuete ſich jeder Wohlgeſinnte der guten Wendung, welche das Schickſal des armen Beamten genommen; jetzt hingegen wurde dieſe Sache zum Nachtheile des Miniſters aufgeregt. Es fand ſich, daß der Amtmann ein kleines Meyerhöfchen beſeſſen hatte, das rund umher von den Beſitzungen ſeines Gönners umgeben geweſen. In der Verlegenheit, worinn Jener ſich befunden, hatte er damals dem Geheimerathe dieſen Hof mit den dazu gehörigen Ländereyen zu Kaufe angebothen. Er hoffte ſich mit dieſer Summe zu retten, aber bey genauer Einſicht ſah er, daß ſie nicht hinreichend war. Er muſſte ſich alſo dem Miniſter eröfnen, der ihm, wie geſagt, heraushalf. So viel iſt gewiß, daß als jener Kauf geſchloſſen wurde, noch nichts von des Beamten mislichen Umſtänden bekannt war. Nun aber ſtellte man dieſen Vorgang in ein ganz andres Licht. Es hieß: Der Miniſter habe aus des Fürſten Caſſe groſe Summen weggeſchenkt, um ſeine Creaturen zu begünſtigen, und ihre Schelmereyen nicht bekannt werden zu laſſen, und einſt ſey er dafür mit einem Meyerhofe beſtochen worden; Nun ſey es kein Wunder, daß die herrſchaftlichen Finanzen ſo übel ſtünden. Eine ſolche Anklage war hinreichend, den Fürſten aufzubringen. Er pflegte Proceſſe von der Art von hintenher mit der Execution anzufangen. Sobald alſo jene Thatſache zu ſeinen Ohren kam; wurde der Herr Miniſter in Verhaft genommen; man bemächtigte ſich ſeiner Papiere, woraus er vielleicht hätte Beweiſe zu ſeiner Vertheydigung nehmen können, und die Sache endigte ſich, nach einer weitläuftigen Unterſuchung, die ſeinen ärgſten Feinden aufgetragen wurde, damit, daß man ihn caſſirte und ſein Vermögen einzog. Die Haupt-Triebfedern bey dieſer ganzen Cabale waren der Hofmarſchall, ein kleiner, niederträchtiger Kerl, für den der Miniſter eine Zulage auszuwürken einſt ſich geweigert hatte, und dann ein Heyducke, ein luſtiger Böſewicht, den man brauchte, dem

Fürſten alles anzubringen, was er hören ſollte, damit, wenn der Plan fehlſchlüge, niemand für den offenbaren Gegner bekannt ſeyn könnte.

Der Miniſter überlebte nicht lange ſeinen Sturz; Sein Schwiegerſohn aber, der Herr von der Hart, der wohl fühlte, daß er nun nicht mehr mit einigem Anſtande in Dienſten bleiben könnte, nahm ſeinen Abſchied, verkaufte ſein Haus an den kleinen Hofmarſchall, und zog wieder nach Thalbach.

Das war ein Donnerſchlag für die Frau, die, gewöhnt in Ueppigkeit und Wolluſt zu leben, nun nicht nur einſam ihre Zeit auf dem Lande hinbringen ſollte; ſondern, da das väterliche Vermögen verlohren war, ſich auch manche Einſchränkung muſſte gefallen laſſen. Das Ehepaar war gar nicht mehr auf den Ton geſtimmt, einander gegenüber Vergnügen empfinden zu können, folglich wurde beſonders die erſte Zeit äuſſerſt verdrießlich hingebracht. Doch wuſſte ſich die gnädige Frau bald zu helfen. Ohne Liebhaber konnte ſie nun einmal nicht leben; War es daher jetzt nicht möglich Prinzen, Ge-

nes

nerale und Cammerherren um ſich her zu verſammlen; ſo gab es doch in der Nachbarſchaft von Thalbach Lieutenants und Fähndriche, die dort in Garniſon lagen, und junge Beamte, die auch Fleiſch und Blut hatten. Bald war ſie, nur mit Veränderung der Form, wieder in ihre vorige Lebensart zurückgeſunken. Das Haus wimmelte von jungen Herrn und Schmarotzern, und ſie hatte ihre muntre, muthwillige Laune wieder gefunden. Niemand ſtand ſich ſchlimmer dabey, als der arme Herr von der Hart. Er ſchlich tiefſinnig und mismüthig umher. Von Zeit zu Zeit wollte er ſich in die alten ſüßen Träume von häuslicher Glückſeligkeit einwiegen; aber jeder Schatten von Hofnung dazu verſchwand wieder. Er war nie eigentlich aus Geſchmack ein Hofmann geweſen; doch war ihm nun das zerſtreuete Stadtleben zur Gewohnheit geworden, und er fand nirgends Erſatz dafür. Für ſeine Frau, obgleich er vielleicht der Einzige war, der damals ſie noch nicht eigentlich für untreu hielt, empfand er keine Liebe mehr; Er hatte keinen Freund, keine Lieblings-Beſchäftigung, wodurch dieſe Leere in ſeinem Herzen hätte ausgefüllt werden mögen, und mit dem ländlichen Haushalte konnte er ſich nichts zu thun machen, denn er hatte ſeine Güter, als er in die Stadt zog, verpachtet.

Dieſe Unthätigkeit des Herrn von der Hart war ſeiner Frau äuſſerſt läſtig. Sie fürchtete ſich, zu genau von ihm beobachtet zu werden. Sie ſahe ihn den ganzen Tag in der Nähe, und das ſchien ihr unerträglich. Gern hätte ſie daher auch ihn in eine kleine Herzens-Angelegenheit auswärts verwickelt; aber die Weiber auf dem Lande waren in der That nicht intereſſant genug, um einen Mann von ſeinem Geſchmacke zu feſſeln. Sie ſah ſich daher nach einer jungen Geſellſchafterinn um, und dabey hatte ſie einen doppelten Plan. Entweder war das junge Frauenzimmer, das ſie in das Haus zu nehmen dachte, ſo liebenswürdig, daß es dem Herrn Gemahle gefallen konnte, und dann durfte ſie, unter Begünſtigung der Langenweile, wovon er geplagt wurde, Hoffnung faſſen, ihn in eine Intrigue zu verwickeln; oder wenn dies nicht der Fall geweſen wäre; ſo konnte ſie das junge Frauenzimmer zu ihrer Vertraueten machen, und ſie dazu nützen, den Herrn von der Hart zu entfernen, wo ſie Seiner nicht bedurfte.

In dieſer Zeit wurde der arme Mann in einen ſehr unglücklichen Proceß verwickelt, der, wie ich Ihnen, theuerſte Freundinn! erzählt habe, ihn nöthigte, eine Reiſe nach *** zu machen, wo ich mich damals bey meines Vaters Bruder, dem Rector Felmer aufhielt. Als er abreiſte, empfahl ihm ſeine Frau ſehr angelegentlich, ſich zu bemühn, eine junge artige Perſon aufzufinden, die ihnen eine angenehme Geſellſchaft auf dem Lande ſeyn könnte, und ſie ſchmeichelte ſich mit aller Wahrſcheinlichkeit, daß, wenn er dieſe ſelbſt wählte, er ſeinen eigenen Geſchmack zu Rathe ziehn würde, welches ihr die Ausſicht darboth, ihren Plan ausgeführt zu ſehn.

Daß mich dieſe Wahl traf, wiſſen Sie, und nun kann es Sie auch nicht wundern, wenn ich Ihnen ſage, daß die Frau von der Hart mich gleich in den erſten Tagen mit aller möglichen Höflichkeit und Freundlichkeit überhäufte, und daß ſie ſich alle Mühe gab, mir Gelegenheit zu verſchaffen, mich von der vortheilhafteſten Seite zu zeigen. Sie zog, ſo viel ſie konnte, die Aufmerkſamkeit ihres Gemahls auf mich, indem ſie gar nicht aufhörte, mich gegen ihn zu loben, und ihm dafür zu danken, daß er ihr ein ſo liebenswürdiges Mädchen, wie ſie mich zu nennen beliebte, zugeführt hätte.

Der Menſch mag nicht gern zu ſeinen Neigungen beredet werden, und ich glaube in der That, daß deswegen ſo ſelten unter jungen Leuten von verſchiedenem Geſchlechte, die mit einander aufwachſen, ein Liebesbündniß entſteht, weil ein vertraueter Umgang und Friede und Einigkeit unter ihnen begünſtigt werden. Man hätte alſo vermuthen müſſen, daß die Vorkehrungen der Frau von der Hart grade die entgegengeſetzte Würkung gethan haben würden, wenn nicht, wie ich ſchon geſagt habe, der arme Mann in einer ſolchen Gemüthsſtimmung geweſen wäre, daß ſein Herz ein Bedürfniß fühlte, ſich an ein andres zu ketten; wozu noch kam, daß ich gleich bey unſrer erſten Bekanntſchaft vortheilhafte Eindrücke auf ihn gemacht hatte.

Obgleich ich nicht Menſchenkennerinn genug war, in den erſten Wochen meines Aufenthalts zu Thalbach den Character der Frau von der Hart zu durchſchaun, und obgleich ſie

München

mir mit Güte und Freundlichkeit zuvorkam; ſo fühlte ich doch etwas in mir, das mir ſagte: ich werde nie mit ihr ſympathiſieren können; etwas, das mich unwillkührlich zurückſtieß, indeß mein Zutraun zu ihrem Gemahle, meine Achtung und, ich muß es bekennen, meine zärtliche Empfindung für ihn, täglich wuchſen. Das liſtige Weib bemerkte dies mit Vergnügen, und in eben dem Verhältniſſe, in welchem ſie unſer gegenſeitiges Wohlwollen zunehmen ſah, erlaubte ſie ſich, weniger zurückhaltend in ihrem unſittlichen Betragen zu werden, aber dies gieng ſo weit, daß der gute Mann endlich die Augen über ſeine Schande öfnete.

War ihm bis dahin ſeine Frau gleichgültig geweſen; ſo fieng er jetzt an, ſie zu verachten. Indem er aber ihre gegenwärtige Aufführung gegen die vorige verglich; ſo glaubte er ſich ſelbſt auf gewiſſe Weiſe Vorwürfe machen zu müſſen, weil er nicht früh genug ihren Fortſchritten auf der Bahn des Laſters ernſtlich Einhalt gethan hatte. Dieſe Rückſicht und vielleicht auch ſeine immer wachſende Neigung zu mir, die ihn gegen alles Uebrige in der Welt gleichgültig machte, bewegten ihn, öffentlichen Lerm zu vermelden, und ſie hatte alſo, wie es ihr Wunſch geweſen, freyen Spielraum. Nun reiſete ſie allein auf der Nachbarſchaft umher; ihre Liebhaber ſtellten ihr zu Ehren Feſte an, und der Herr von der Hart blieb zu Hauſe.

An einem ſolchen Tage, da er und ich allein in Thalbach am Mittags-Eſſen ſaßen, (Sie war zu einem Balle gefahren) bekam er einen Brief, worinn ihm gemeldet wurde, daß ſein Proceß, im Begriff durch einen Richterſpruch entſchieden zu werden, ſehr wahrſcheinlich höchſt nachtheilig für ihn ausfallen würde. Dieſer neue harte Schlag des Schickſals erſchütterte ihn ſo heftig, daß er nicht länger gegen mich ſchweigen konnte. Er muſſte ſeinem gepreſſten Herzen Luft machen; Bis dahin war es, das betheure ich Ihnen, noch nie unter uns zu einer Erklärung gekommen, ja! wir waren Beide der Gelegenheit ausgewichen, die Empfindungen, welche wir für einander fühlten, und die wir Einer in des Andern Seele laſen, in Worte zu überſetzen, aus Furcht, dies Geheimniß mögte unſre Vernunft zwingen, die Unſchuld und Unſträflichkeit dieſer Empfindungen, wovon wir uns ſo gern ſelbſt überzeugen wollten, näher zu beleuchten. Jetzt zog Eine Erklärung die andre nach ſich. Er klagte mir das Unglück, das ſeinen Vermögens-Umſtänden bevorſtände; Es war natürlich, daß er bey dieſer Gelegenheit auch ſeiner übrigen Schickſale Erwähnung that, daß er ſich über die ärgerliche Aufführung ſeines Weibes herausließ: daß er die zärtlichſte Theilnehmung in meinen Augen las; daß er, gerührt davon, mit innigſter Wehmuth ausrief: „wie glücklich er ſich ſchätzen, und wie er jedes Ungemach des Lebens vergeſſen würde, wenn die Vorſehung ihn mit einer Frau verbunden hätte, die mir gliche;“ ja! daß ein Geſtändniß unſrer gegenſeitigen Liebe das Ende von dieſem Geſpräche war — Werden Sie mich verdammen, würdige Frau! indem ich Ihnen dieſe Verirrung offenherzig bekenne? — Nein! gewiß nicht! Sie ſind ja ſo duldend, ſo nachſichtig; Und ſollten Sie ja deswegen eine ſchlechtere Meinung von mir faſſen; ſo hoffe ich doch, das aufrichtige Bekenntniß meines Fehlers und vielleicht auch die Erzählung von meinem Betragen nach dieſer Unterredung, wird mir Ihre Achtung von einer andern Seite wieder erwerben. Das vermag ich indeſſen nicht zu leugnen, daß ich nicht weiß, wie weit mich die Folgen dieſer Erklärung unter ſolchen Umſtänden, nach und nach würden geführt haben, wenn nicht neue Begebenheiten, neue Schickſale, die Scene verändert hätten.

Die Frau von der Hart hatte die Bekanntſchaft eines Abentheurers gemacht, der ſich für einen ruſſiſchen Officier ausgab und ſeit einiger Zeit ſich in der Gegend aufhielt. Sie waren nach und nach ſo vertrauet mit einander geworden, daß das leichtſinnige Weib ſich von ihm verleiten ließ, ihren Mann zu verlaſſen, und ihm nach Rußland zu folgen, wo er reiche Beſitzungen zu haben vorgab. Der Ball, von dem ich vorhin geredet habe, war der zu dieſem Vorhaben auserſehene Zeitpunct. Die Frau von der Hart hatte, gewiß auf des Ruſſen Anrathen, alle ihre Juwelen und ſo viel Geld als ſie von ihres Mannes Vorrathe erhaſchen konnte, mitgenommen, und als die luſtige Geſellſchaft beym Tanze war, ſchlich das ſaubre Paar fort; Eine Poſt-Kutſche, die der ſo genannte Ruſſe in Bereitſchaft hielt, nahm ſie auf, und ſie fuhren davon — Wohin? das iſt nicht bekannt geworden. Der beſchimpfte Ehemann gab ſich nicht die Mühe, ihr nachzuſetzen, als er durch einen zurückgelaſſenen unverſchämten Brief von ihr, die Nachricht von der Flucht bekam; Sehr vermuthlich aber hat der Abentheurer ſie irgendwo ſitzen laſſen, und iſt mit ihrem Schmucke und Gelde weiter gereiſt.

Kaum war die Neuigkeit von der Entweichung der Frau von der Hart ruchtbar geworden; als faſt das ganze ehrſame Publicum auf die Seite des ſchändlichen Weibes gegen ihren würdigen Gatten trat. Einige Verwandte der Frau von der Hart waren dabey die Stimmführer. Es hieß: der Mann habe die Frau ſeit der Zeit, da ſie durch das Schickſal ihres Vaters, des Miniſters, ihr Vermögen verlohren, ſchändlich behandelt. Jedermann wiſſe ja, daß er ſie nur des Geldes wegen geheyrathet gehabt. Er habe ſich eine Maitreſſe gehalten; (Sie begreiſen, daß man **mir** die Ehre erwies, mich darunter zu verſtehn) Dies Weibsbild habe der guten Frau ſo viel Kummer gemacht, daß ſie es endlich nicht habe aushalten können. Sie habe ſich einem reichen Fremden vertrauet, und Dieſer habe ſie aus den Klauen des Herrn von der Hart errettet, um ſie zu ſeinen Verwandten nach Rußland zu führen — Die chriſtliche Liebe wuſſte dieſer Erzählung Wahrſcheinlichkeit und Ausbreitung zu verſchaffen.

Als wir die Nachricht von der Entweichung erfuhren: öfnete ich die Augen über meine Lage. Ich ſah nun, daß es anſtändiger Weiſe nicht möglich war, länger in Thalbach zu bleiben. Aber wo ſollte ich hin? — Und wie weh muſſte nicht die Trennung meinem Herzen thun! Ein Tag und eine ſchlafloſe Nacht waren indeß; verſtrichen; als eine Staſette dem Herrn von der Hart die Nachricht brachte, daß ſein Proceß, im Begriff völlig entſchieden zu werden, nothwendig ſeine ſchleunige Gegenwart in der Stadt erforderte. So viel Verwirrung und Unglück auf einmal betäubte ihn. Er hatte kaum Kraft und Beſinnung genug, ſich eilig zur Reiſe zu rüſten; mir wehmüthig die Hand zu drücken; mir zuzurufen: „Wir ſehen uns bald wieder“ und ſo ſich in den Wagen zu ſtürzen und davon zu fahren — Der Redliche — ach! ich habe ihn nicht wiedergeſehn, werde ihn nie wiederſehn.

Sobald ich mich allein befand, ſuchte ich mich zu einem raſchen Entſchluſſe zu rüſten. „Ich muß fort" rief ich mir zu „Ich muß fort; „es kann nicht anders ſeyn." Ich wankte hin zu meinem Zimmer, wollte meine Sachen einpacken, konnte nichts finden von allem, was ich ſuchte. Ich rennte in den Garten, riß mich wieder fort, in das Haus, warf mich auf einen Stuhl, heftete den Blick zur Erde, ſprang auf — Kurz! ich würde ſchwerlich zu Ausführung meiner Entſchlüſſe gekommen ſeyn, wenn ich nicht ſchon am zweyten Tage nach des Herrn von der Hart Abreiſe einen Brief von dieſem geliebten Manne erhalten hätte, worinn er mir nicht nur den gänzlichen Verluſt ſeines Vermögens, bis auf ein ſehr geringes Capital nach, *) ſondern auch die ſchändlichen Verleumdungen meldete, womit man ſeinen und meinen Ruf brandmarkte. Dies beſtimmte mich dann im Augenblick, allen mir drohenden Gefahren und dem Wiederſtreben meines eigenen Herzens Troz

---

*) welches, wie wir wiſſen, nachher der hochwürdige Pater Prior in *** ſich wohl ſchmekken ließ. (Man ſehe den dritten Brief.)

zu bieten. Die Zinſen des kleinen Capitals, des Einzigen, was dem Herrn von der Hart von ſeinem Vermögen übriggeblieben war (denn auch ſein Gut in Thalbach ſollte er räumen) konnten kaum hinreichen, ihn allein ſehr eingeſchränkt zu ernähren. Sollte ich — wenn dies auch Tugend und Vernunft erlaubt hätten — ſollte ich helfen, dies Wenige durchzubringen? Aber ich ſah voraus, daß er darauf dringen würde, ſeine Armuth mit mir zu theilen; ich ſah voraus, daß, auch bey der vorſichtigſten Aufführung, dies unſerm Rufe einen unauslöſchlichen Schandfleck anhängen, und daß ich doch, wenn er mich mündlich, mit der ſanften Stimme der Liebe, darum bäthe, nicht die Kraft haben würde, es ihm abzuſchlagen. Ich muſſte alſo fliehn, weil es noch Zeit war, muſſte fort, ohne daß er erfahren durfte, wohin mein Schickſal mich geführt hatte.

Als ich daher, nach mannigfaltigen Kämpfen, mit mir ſelber einig geworden war, ließ ich den Haushofmeiſter rufen, und erzählte demſelben: es habe mir unſer Herr aufgetragen, nach Lichtenheim, einer benachbarten Stadt, zu fahren, und dort, wo ich für ihn Geſchäfte beſorgen ſollte, acht Tage bey einer gewiſſen Bürgermeiſterinn, die wir kannten, zuzubringen. Ich bath ihn, mir Pferde und Wagen zu beſtellen, packte mit zerriſſenem Herzen meine Habſeligkeiten zuſammen, und ſetzte mich dann hin, um an den Freund meiner Seele einen Brief zu ſchreiben, der ihm erſt zwey Tage nach meiner Abreiſe zugeſchickt werden ſollte. Ich ſchrieb, was in meiner Gemüthslage ſich ſchreiben ließ; jetzt weiß ich nicht mehr, was? Nie in meinem Leben habe ich empfunden, was ich damals empfand. O! wie willkommen wäre mir der Tod geweſen! Ich bedurfte aller meiner Standhaftigkeit, um bey meinem Entſchluſſe zu beharren, wenn ich mit Zittern daran dachte, welch' ein neuer Donnerſchlag dieſer Brief für den edeln, guten Mann ſeyn würde, in ſeiner gegenwärtigen Lage, bey ſo mannigfaltigem Unglücke. Ach! jetzt, da es ihm von allen Seiten ſo übel gieng, ſollte ich, die er ſo zärtlich liebte, ihm noch den letzten Stoß geben? Jetzt, da ihn jedermann verließ, ſollte auch ich den Unglücklichen fliehn? — Aber es muſſte ja ſeyn, und ſo ſtärkte mich denn Gott auf wunderbare Weiſe, und ich behielt Faſſung genug, um, als ich in die Kutſche ſtieg, mich auch nicht durch Eine Thräne zu verrathen.

Sobald ich zu der Bürgermeiſterinn nach Lichtenheim gekommen war, ſchickte ich Pferde und Wagen zurück. Noch hatte ich nicht Zeit gehabt, einen ſichern Plan für die Zukunft anzulegen. Dies konnte ich auch nicht wohl eher thun, als bis ich weit genug von dieſer Gegend entfernt war. Ich bath daher die Bürgermeiſterinn, ohne mich weiter auf Erklärungen einzulaſſen, mir ſogleich einen kleinen Wagen mit zwey Poſtpferden zu beſtellen, und in weniger als einer Stunde war ich ſchon wieder unterweges nach Heilbronn. Dieſen Weg wählte ich deswegen, weil ich mich erinnerte, eine Putzmacherinn zu kennen, welche dort wohnte, und bey der ich mich vorerſt als Gehülfinn zu melden dachte. Einiges Geld hatte ich mir übergeſpart, ſo daß ich, wenn ich auch eine Zeitlang hätte Koſtgeld geben müſſen, ein Jahr hindurch auszukommen hoffen durfte, und indeß hätte ſich doch wohl eine Gelegenheit zu ehrlichem Unterhalte gefunden.

Wie viel wagte ich, als ein junges Mädgen von ſiebenzehn Jahren, (dies geſchah im September 1771) ſo ganz allein ohne Schutz, ohne Ausſicht, ohne Erfahrung, in die weite Welt zu rennen! Allein ich gieng ja auf guten Wegen, hatte meine Pflicht erfüllt, hatte der Tugend ein Opfer gebracht, und ſo ſchützte mich denn die Vorſehung, wie ich bald nachher die deutlichſte Probe davon ſah. Ich fuhr Tag und Nacht durch; Mein zärtlicher Cörperbau vertrug ſo viel Anſtrengung mancher Art nicht lange; ich ſah mich alſo gezwungen, die dritte Nacht im Poſthauſe in *** auszuruhn. Es war in der Zeit der Frankfurther Meſſe. Viel fürſtliche und andre Perſonen von Stande reiſeten des Wegs, und es fehlte zuweilen auf der Poſt an bereitſtehenden Pferden. Eine adeliche Dame aus Maynz, die Frau von *** nebſt ihrer Tochter waren durch dieſen Umſtand aufgehalten worden, ſo daß ſie erſt ſpät in die Nacht in dem Poſthauſe, worinn ich war, ankamen. Da ſie noch obendrein etwas an ihrem Wagen zerbrochen hatten; ſo beſchloſſen ſie, bis zu anbrechendem Tage hier zu verweilen. Nun fand ſich aber das untere Zimmer voll von Kaufleuten, und das obere hatte ich ein. Die Wirthinn ſagte dies der Dame, und Dieſe bath, man mögte mich doch höflich um die Erlaubniß erſuchen, daß ſie ſich zu mir in das Zimmer ſetzen dürfte, indem ſie das Verſprechen hinzufügte: ſie wolle ſich nebſt dem Fräulein ganz ſtill und ruhig halten, und mir nicht die geringſte Ueberlaſt machen. Mit dieſem Antrage trat die Poſtmeiſterinn vor mein Bette, in welchem ich zwar lag, aber — leider! nicht ſchlief, ſondern mich in Thränen badete. Ich machte nicht viel Schwierigkeit, und da ich ohnehin mich nicht ausgekleidet hatte; ſo war ich ſchon auſſer Bette, als die beyden fremden Frauenzimmer in die Thüre traten.

Die Frau von *** war eine von den guten edeln Seelen, zu denen man bald Zutrauen und Liebe faſſt. Ihre zuvorkommende Freundlichkeit war nicht die gnädige Herablaſſung einer adelichen Dame, die, wenn ſie einer Perſon bürgerlichen Standes ein höfliches Wort ſagt, ohngefehr die Empfindung zu haben glaubt, die der Schöpfer hat, wenn er auch gegen die geringſten ſeiner Creaturen barmherzig und mildthätig iſt; ſondern es war ein ſchweſterliches Wohlwollen, ächte Menſchenfreundlichkeit, Verlangen ſich mitzutheilen und von Andern zu empfangen. Sie ſah mir's an, daß ſchweres Leiden meine Seele ängſtigte, und noch hatten wir nicht viel über eine Stunde einander gegenüber geſeſſen, als ſie mir näher rückte, mich bey der Hand ergriff, und ohne weitere Umſtände treuherzig fragte: „was mir fehlte, und ob ſie mir „nicht helfen könnte?“ Mögen immer behutſame, mistrauiſche Leute es für eine Unbedachtſamkeit erklären! ich konnte nicht umhin, dieſer unbekannten Dame ohne Rückhalt meine ganze Geſchichte zu erzählen, und der Erfolg rechtfertigte dieſen Schritt. Was wagte ich denn auch dabey? Vielleicht war die Unvorſichtigkeit der Frau von ***, die jedem Worte dieſer Erzählung, welche eben ſo gut hätte ein Märchen ſeyn können, Glauben beymaß, größer, als die meinige; doch wir betrogen uns beyde nicht, und ſie nahm innigen und warmen Antheil an meinem Schickſale. Allein ihr wohlthätiges Herz begnügte ſich nicht mit Worten; Sie beſchloß vielmehr ſogleich, mich zu ſich zu nehmen. Sie hatte grade keine Cammerjungfer; die ihrige war verheyrathet worden. „Ich werde es" ſagte ſie „mir nicht einfallen laſſen, einem Frauenzimmer von Ihrem Stande dieſe Stelle anzubiethen; aber, da ich als Witwe nicht reich genug bin, darüber hinauszugehn, ob mein Haushalt aus einer Perſon mehr oder weniger beſteht; ſo wage ich es, Ihnen folgenden Vorſchlag zu thun: Wollen Sie mir aus Freundſchaft einige Handreichung thun, bey meiner Toilette, die ſehr wenig Zeit erfordert; wollen wir gemeinſchaftlich uns mit der Handarbeit, die im Hauſe vorfällt, beſchäftigen, und übrigens als Freundinnen mit einander leben und an Einem Tiſche ſpeiſen; ſo werde ich Sie mit Freuden mit mir nach Maynz nehmen, und es ahndet mich, daß unſer gegenſeitiges Zutrauen bald zu der herzlichſten Freundſchaft erhöht werden wird."

Daß ich dieſen Vorſchlag mit der dankbarſten Rührung annahm, das werden Sie leicht glauben. Wir fuhren alſo am folgenden Morgen ab, und obgleich grauſamer Kummer an meinem Herzen nagte, und ich mit Wehmuth ſtets an den Mann zurückdachte, den meine Seele liebte; ſo fühlte ich mich doch ſo geſtärkt und erquickt, als wenn ich nicht Eine Nacht durchwacht und durchwimmert hätte.

Meine Lebensart in Maynz war ſo einförmig, daß ich Ihnen von den anderthalb Jahren, die ich dort hinbrachte, wenig zu erzählen habe. Ich komme alſo gleich auf die Begebenheit, die mich dieſen Aufenthalt wieder gegen einen andern zu vertauſchen nöthigte. Die Frau von *** wer in der That eine Frau die man immer mehr lieben muſſte, je länger man ſie kannte; allein ſie hatte den einzigen Fehler, daß eben ihre große Güte und Sanftmuth ſie zu nachſichtig gegen ihre Kinder machte. Ihre Vermögens=Umſtände waren nicht glänzend; Sie lebte ſehr eingezogen. Ihre Tochter, funfzehn Jahre alt, war von Natur gutmüthig; aber übrigens äuſſerſt unbedeutend, von beſchränkten Einſichten und ſehr materiellem Cörperbaue -- Sie that mir nichts zuwieder und nichts zur Liebe. Der Sohn hingegen, ein lebhafter Jüngling von zwanzig Jahren, war von Jugend auf verzogen worden, nachher in böſe Geſellſchaft gerathen, äuſſerſt ausſchweifend, vorlaut, eingenommen von ſich ſelber, und der Abgott der Mutter. Er war Officier und gewöhnt, mit allen Frauenzimmern bürgerlichen Standes ſo umzugehn, als wenn ſie zu ſeinem Vergnügen geſchaffen wären. Als er mich zuerſt bey ſeiner Mutter ſah; (Er kam einige Monathe nach unſrer Ankunft von ſeinem Oheime, bey dem er geweſen, zurück) rief er aus: „Ey, gnädige Mama! „da haben Sie mir ja ein allerliebſtes Mädchen „mitgebracht!“ Dann ſprang er auf mich los und wollte mich ohne Umſtände umarmen. Ich trat einige Schritte zurück, indem ich ihm einen Blick zuwarf, der ihn würklich in Verlegenheit zu ſetzen ſchien. Er betrug ſich nachher anſtändig und ehrerbietig, und ich hoffte nun, ohne Gefahr, höflich und ſo mit ihm umgehn zu dürfen, wie ich es dem Sohne meiner Wohlthäterinn ſchuldig zu ſeyn glaubte; allein ich irrte. Es offenbarte ſich vielmehr, daß meine Zurückhaltung eine ernſtliche Leidenſchaft in ihm erweckt hatte; Er war jetzt vom Morgen bis zum Abend in ſeiner Mutter Hauſe, ſtatt daß Dieſe ihn ſonſt oft in ganzen Wochen, die er mit andern jungen Officiers und Domherren durchſchwärmte, nicht zu ſehn bekam. Er ſuchte jede Gelegenheit auf, mich allein zu ſprechen, und da er dieſe endlich fand; ſo erklärte er mir mit dem größten Feuer ſeine Liebe.

Sie werden mir's, würdigſte Freundinn! gern glauben, daß ich ſeinen Antrag, der indeſſen doch in geſitteten und beſcheidenen Ausdrükken geſchah, abwies, daß ich ihm unſre ſehr verſchiedenen Verhältniſſe vorſtellte, und ihn bedrohete, ſeiner Mutter alles zu entdecken, wenn er mich noch einmal beunruhigte. Ich weiß indeſſen nicht, ob dieſe Drohung viel geholfen haben würde, wenn er nicht bald nachher in Dienſt-Geſchäften nach Erfurth hätte abgehn müſſen. Dort blieb er wiederum ein halbes Jahr, und als er nach Maynz zurückkam, ſchien er von ſeiner Leidenſchaft ziemlich geheilt zu ſeyn; aber es ſchien auch nur ſo. Kaum waren einige Tage verfloſſen; ſo erneuerte er, da ſich grade die Gelegenheit fand, daß ſeine Mutter ausgegangen war, ſeine Anträge, und zwar diesmal mit Ungeſtüm, doch ohne ein Wort vorzubringen, das meine Sittſamkeit hätte beleidigen können. Indeſſen fieng ich doch an, einzuſehn, daß meine Lage in dieſem Hauſe von der Art war, daß ich in keinem Betrachte darauf rechnen durfte, zufrieden und ſicher in demſelben zu bleiben, und ich beſchloß daher, mir eine andre Ausſicht zu eröfnen, vorläufig aber alle mögliche Gelegenheit, mit dem jungen Herrn allein zu ſeyn, ſorgfältig zu vermeiden.

Mir kam immer der Plan, bey irgend einer Putzmacherinn in einer großen Stadt mich in die Koſt zu geben und dort von meiner Hände Arbeit zu leben, am vernünftigſten vor. Frankfurth am Mayn hielt ich dazu am ſchicklichſten, weil ich aber dort gänzlich fremd war; ſo wendete ich mich an die Frau eines Kaufmanns in Maynz, die, weil ſie mit Flor, Band und dergleichen handelte oft in das Haus der Frau von *** zu kommen pflegte. Ich kann nicht ſagen, daß ich beſondres Zutrauen zu dieſem Weibe gehabt hätte; im Gegentheil! ich hatte oft bemerkt, daß der junge Herr mit ihr ſehr vertraut umzugehn ſchien; allein ich war unerfahren genug, dieſen Schritt für nicht ſo wichtig zu halten, als er würklich war. Ich bath ſie alſo, mich einer Galanterie-Händlerinn in Frankfurth zu empfehlen, bey welcher ich wohnen und dabey durch Nähen, Stricken und Putzmachen meinen

nen Unterhalt erwerben könnte; und ſie verſprach, dafür zu ſorgen.

Wenige Tage nachher kam ſie und zeigte mir einen Brief von einer gewiſſen Frau Carlin in der Bockenheimer Gaſſe in Frankfurth, die mich mit ofnen Armen aufzunehmen verſprach, in ſo fern ich ein ſittſames Frauenzimmer wäre, deſſen Ruf ihrem ehrbaren Hauſe keine Schande machen könnte. Mit Dankbarkeit nahm ich dieſen Vorſchlag an, hielt es aber für gut, von meinem Vorhaben in unſerm Hauſe nichts bekannt werden zu laſſen. Deswegen empfahl ich der Kaufmannsfrau Verſchwiegenheit. Der Frau von *** aber ſagte ich: ich ſey ſo glücklich geweſen, in der Gegend von Caſſel einer adelichen Dame als Erzieherinn ihrer Kinder empfohlen zu werden, und obgleich es dieſe gute Frau befremdete, daß ich bey dieſer Sache mit ſo viel Zurückhaltung verfuhr; ſo drang ſie doch nicht weiter in mich, ſondern ließ mich, doch mit einiger Kälte, von Maynz abreiſen.

Ich fuhr mit dem Marktſchiffe nach Frankfurth. Das Schiff war voll Menſchen allerley

Art. Unter andern befand ſich in der Caſüte, in welcher ich war, ein Weib, dem ein Kind auf dem Schooſe ſaß, das die Blattern hatte. Der Anblick deſſelben machte einen äuſſerſt widrigen, eckelhaften Eindruck auf mich; Ich hatte die Blattern noch nicht gehabt und ich fühlte, noch ehe wir an Ort und Stelle kamen, eine Veränderung in meinem Cörper, die mich fürchten ließ, ich ſey von dieſer Krankheit angeſteckt worden — und meine Furcht war gegründet.

Als ich in Frankfurth an das Land ſtieg, fragte ich einen von meinen Reiſegefährten: ob er nicht wiſſe, wie ich am nächſten nach der Bockenheimer Gaſſe zu der Frau Carlin kommen könnte? Der gute Mann ſtutzte und ſah mich mit Verachtung an, ſtatt daß er vorher äuſſerſt freundlich und höflich gegen mich geweſen war. Allein er veränderte bald ſeine Mine und fragte mich, mit zuverſichtlichem, doch freundlichem Ernſt: „Kennen Sie dieſe Frau? — „Nein!“ fügte er hinzu „Sie kennen ſie gewiß „nicht; ſonſt würden Sie nicht ſo öffentlich ihren Namen nennen.“ Dies befremdete mich; Ich erzählte ihm ohne Zurückhaltung, was in

Maynz vorgegangen, und in welcher Abſicht ich hergekommen war. „Nun! ſo hören Sie denn, Mademoiſelle!“ rief er aus „was Ihnen bevorſtand! Man hat Sie in die Hände einer Frau liefern wollen, die öffentliche Freudenmädgen unterhält, und in deren Haus einige ausſchweifende junge Herrn aus Maynz fleiſſig einkehren. Danken Sie der Vorſehung, daß ſie Ihnen einen ehrlichen Mann zugeführt hat, der Ihnen, wie es ſeine Pflicht war, die Gefahr zeigen konnte, in welcher Sie ſchwebten. Sie müſſen jetzt Sich auf einige Zeit nach einer andern Wohnung umſehn, bis der Himmel weiter hilft, und indeß werde ich Sie in einen guten Gaſthof, zu redlichen Leuten führen, die ich kenne, und wo Sie gut aufgehoben ſind.“

Mit Thränen in den Augen dankte ich dem guten Manne für meine Errettung; allein es war beſchloſſen, daß ich ihm noch mehr zu danken haben ſollte. Er war ein Arzt, und ich befand mich ſchon am folgenden Tage in dem Falle, auch von dieſer Seite ſeiner Hülfe zu bedürfen. Er führte mich in den Gaſthof zum goldenen

Löwen; mein Koffer wurde eben dahin gebracht. In derſelben Nacht verfiel ich in ein heftiges Fieber, und am folgenden Morgen waren alle Anzeigen da, daß ich die Blattern bekommen würde. Mein redlicher Doctor wurde gerufen; Er erkannte ſogleich mein Uebel für das, was es war. Seiner Geſchicklichkeit und menſchenfreundlichen Sorgfalt verdanke ich, nächſt Gott, mein Leben und die Erhaltung meiner Geſtalt. Vier Wochen lang, den ganzen Merz-Monath dieſes Jahres hindurch, beſuchte er mich täglich, ſchaffte mir Erleichterung, und die guten, redlichen Wirthsleute im goldnen Löwen verpflegten mich, als wenn ich ihr eigenes Kind geweſen wäre. Ja! dies geſchah mit einer Uneigennützigkeit, die mich lebenslang zu ihrer Schuldnerinn macht. Der menſchenfreundliche Arzt wollte nicht die geringſte Belohnung von mir annehmen, und als ich, nicht ohne Furcht, nach der Wirthshaus-Rechnung fragte, hieß es, eine Geſellſchaft wohlthätiger Menſchen, zu welcher der Doctor gehörte, habe ſchon alles berichtigt.

So viel Edelmuth machte mich verſtummen; ich konnte nur durch einzelne, abgebrochene,

von Thränen erſtickte Worte, meinen Dank
ausdrücken; aber es kam nun darauf an, mich
nach einem andern Aufenthalte umzuſehn, und
auch dazu half mir mein Arzt.“ Sie werden
„für die Geſundheit Ihres Leibes und Ihrer
„Seele am beſten ſorgen, Mademoiſelle!“ ſagte
er „wenn Sie den ſchönen Frühling auf dem
„Lande zubringen, und damit man Ihnen von
„Maynz aus nicht nachſpüre; ſo glaube ich, es
„wird rathſam ſeyn, daß Sie Sich aus dieſer
„Gegend gänzlich entfernen. Ich habe im
„***ſchen zu Birkenthal einen redlichen Vet-
„ter, den Paſtor Ehrmann wohnen; An dieſen
„gebe ich Ihnen einen Brief mit. Er iſt ein
„menſchenfreundlicher Mann, wird auch keinen
„Anſtand finden, Sie auf einige Monate zu
„ſich ins Haus zu nehmen, und dann kann er
„Ihnen in der Nachbarſchaft vielleicht eine Stelle
„bey einer Dame auswürken. Sie helfen in-
„deß ſeiner Frau in den häuslichen Geſchäften;
„Und ſollten Sie auch Dieſer einiges Koſtgeld
„geben müſſen; ſo wird das doch nicht viel ſeyn,
„und ihre Caſſe iſt ja nicht erſchöpft. Reiſen
„Sie, in Gottes Namen, ſobald als möglich
„dahin!“

Ich nahm dieſen Vorſchlag, wie ſichs verſteht, mit Freuden an. Meine Reiſe hierher war die glücklichſte. Daß ich zu Fuße ankam, rührte daher, weil, wie Sie wiſſen, der Poſtwagen nicht durch Birkenthal fährt, ſondern durch Mellersheim, eine Stunde von hier. Dort aber konnte ich kein Fuhrwerk bekommen.

Und nun, meine würdigſte Freundinn! wiſſen Sie die ganze Geſchichte meines Lebens. Langeweile habe ich Ihnen vielleicht damit gemacht; aber verſchwiegen habe ich gewiß nichts. Richten Sie mich gelinde; weiſen Sie mich zurecht; aber entziehen Sie mir Ihre Gewogenheit und Freundſchaft nicht!

Noch muß ich hinzufügen, daß ich ſeit meiner Abreiſe von Thalbach nicht die geringſte Nachricht von dem Herrn von der Hart habe erhalten können, *) daß ich noch oft mit Zärtlichkeit an ihn zurückdenke, jedoch mit ruhigerm Her-

---

*) Wir wiſſen, daß er im Jahre 1771, alſo gleich nach Carolinens Abreiſe, ſein Noviciat bey den Mönchen in *** antrat.

Herzen, als in den erſten Monaten meines Aufenthalts in Maynz.

Ich habe Ihnen die Lebens-Geſchichte des Herrn von Mildenburg, die ich nach ſeiner mündlichen Erzählung aufgeſchrieben habe, verſprochen; allein heute ſchicke ich Ihnen nichts davon; Sie haben genug an dieſem Briefe zu leſen. Leben Sie wohl!

Eilfter Brief.

Von der Räthinn Homann, an den Paſtor Ehrmann.

Den 19ten October, 1773.

Gewiſſe Urſachen, die ich Ew. Hochehrwürden nächſtens entwickeln werde, bewegen mich, Dieſelben ergebenſt zu bitten: Sie wollen doch die Güte haben, mir auf folgende Fragen mit der Ihnen eigenen Freymüthigkeit und Gradheit zu antworten: Wie ſind Sie, mein beſter Herr Paſtor! mit der Aufführung des jungen Frauenzimmers zufrieden, dem Sie ſo menſchenfreundlich ſeit einem halben Jahre einen Aufenthalt in Ihrem Hauſe vergönnt haben? Iſt die Demoiſell Fellner von einer verträglichen, ſanften Gemüthsart? Iſt ihr Herz wohlwollend? Iſt ſie ſittſam, ſchamhaft und beſcheiden? Ew. Hochehrwürden können feſt darauf rechnen, daß ich von Ihren Eröfnungen den beſten und vorſichtigſten Gebrauch machen werde; Die ich, mit der Bitte, mich der Frau Paſtorinn beſtens zu empfehlen, die Ehre habe ꝛc.

Zwölfter Brief.

Von eben Derſelben, an Carolinen.

Den 24ten October.

Sie haben mir, meine beſte junge Freundinn! durch Mittheilung Ihrer mir ſo intereſſanten Lebens-Geſchichte, einige ſehr angenehme Stunden verſchafft, und ich erkenne mit dem wärmſten Danke den Werth Ihres Zutrauens zu mir. Erlauben Sie mir nun, Ihnen, indem ich beyde Briefe vor mir liegen habe, über die einzelnen Stücke Ihrer Erzählung, wie es die Weiſe alter Weiber iſt, einige moraliſche Bemerkungen zu machen! In der That hat die Vorſehung auf eine wunderbare Art Sie aus den Gefahren errettet, in welche Ihre unbedachtſame Jugend Sie hätte ſtürzen können. Wenn es wahr iſt, (und ich glaube es Ihnen auf Ihr Wort) daß Ihre Eltern Sie ein wenig verzogen haben; ſo war es eine weiſe Fügung des Himmels, daß Dieſe früh von Ihrer Seite geriſſen wurden, und daß Sie dann in das Haus Ihres würdigen Oheims kommen muſſten, wo Sie Gelegenheit hatten, Ihren Geiſt zu bilden; Allein im Allgemeinen denke ich doch, es taugt nicht, wenn junge Frauenzimmer von Männern erzogen werden, und wenn ſie früh einen Widerwillen gegen die kleinen Schwachheiten unſers Geſchlechts bekommen. Dieſe Schwachheiten ſind ſo feſt verwebt mit den Eigenthümlichkeiten, die wir nicht verliehren dürfen, wenn wir gute, nützliche Hausfrauen und Mütter werden wollen, daß es mir immer weh thut, wenn ich ſehe, daß man einem jungen Mädgen männliche Tugenden und männliche Aufklärung inoculieren will. Sagen Sie mir: wer würde die zarten Kinder in den erſten Jahren ihres Lebens warten und pflegen, wenn alle Mütter, an erhabnere Beſchäftigungen gewöhnt, Eckel und Ueberdruß bey dieſen zum Theil widrigen Handhabungen empfänden? Wie ſchlecht würde es um Haushalt und Küche ausſehn, wenn wir nicht einen angebohrnen Hang zu kleinen Arbeiten, einen eſprit de bagatelle hätten, der uns ſolche Geſchäfte, die eigentlich unſer Beruf ſind, angenehm machten? Der Widerſprechungsgeiſt, die große Aengſtlichkeit einer Frau bey anſcheinenden Gefahren, hat ſchon manchen Mann von zu raſchen Schritten abgehalten. Unſre Geſchwätzigkeit gewährt den mürriſchen Eheherrn zuweilen angenehme Unterhaltung. Unſre Abneigung gegen tiefſinnige Geiſtes-Anſtrengung hält uns ab, heilige Wahrheiten wegzuphiloſophieren, die, bey unſrer größern Verführbarkeit von Innen und Auſſen, die Wächter unſrer Tugend ſeyn müſſen. Unſre Coketterie feſſelt die Männer an uns, die auſſer dem Unſrer bald überdrüſſig werden würden. Unſer Hang, alles auszuſpähn und aufzudecken, erhält unſre Nachbarinnen wachſam über ihre Aufführung, und ihren Ruf. Unſre Neugier und unſre Eiferſucht halten unſre Ehemänner in den Schranken ihrer Pflicht — Und Sie wollten Ihr eigenes Geſchlecht verachten, weil Sie ein Paar böſe und ausſchweifende Weiber kennen gelernt haben? Und haben Sie nicht dennoch der Frau Rectorinn Ihre Geſchicklichkeit in weiblichen Arbeiten zu danken? Hat die Dame in Maynz nicht edel gegen Sie gehandelt? Hat die Wirthinn im goldnen Löwen Sie nicht mütterlich verpflegt? Iſt Ihre Frau Paſtorinn wohl halb ſo böſe, als Sie ſie ſchildern? Wäre der gute Ehrmann nicht vielleicht längſt durch ſeine Gutherzigkeit an den Bettelſtab gerathen, wenn ſeine Frau eben ſo gern hingäbe, als Er? Und was fehlt denn uns Beyden? Sind wir nicht ein Paar würdige Frauenzimmer?

Ich glaube, meine Beſte! Sie hätten bey Ihrer Aufführung gegen den Herrn von der Hart wachſamer auf Ihr Herz ſeyn ſollen. Es iſt ſchwer zu ſagen, was man an eines Andern Platz thun würde; aber ich meine immer, da Sie bey Ihrer erſten Zuſammenkunft mit ihm ſchon merkten, daß er Ihnen nicht gleichgültig war; ſo hätten Sie nachher, als Sie ihn täglich ſahen, um deſto vorſichtiger und zurückhaltender mit ihm umgehn und vor allen Dingen vermeiden müſſen, die Vertrauete ſeiner häuslichen Leiden zu werden. Dergleichen nimt faſt nie ein ganz gutes Ende, und bey Ihrem, wie mir's vorkömmt, ſehr entzündbaren Herzen und warmen Temperamente, haben Sie von Glück zu ſagen, daß der Herr von der Hart ein ehrlicher Mann war.

Das hätten Sie nicht thun ſollen, daß Sie der Frau von *** in Maynz, als Sie ihr Haus verlaſſen wollten, die Unwahrheit ſagten. Schiefe Wege führen immer zu böſen Folgen, und wie unvorſichtig war es nicht, Sich einem Weibe zu vertrauen, von dem Sie wuſſten, das es mit dem jungen Herrn gut ſtand! — Kurz! mein liebes Kind! Sie haben Urſache, Ihrem Schöpfer zu danken dafür, daß er, bey ſo manchen Unvorſichtigkeiten, zu welchen Ihre Jugend Sie verleitete, Sie dennoch behütet hat, tiefer zu fallen. Uebrigens freuet es mich, daß Ihre Leidenſchaft für den Herrn von der Hart, wie es ſcheint, jetzt nicht an Ihrer Ruhe nagt.

Und nun noch einmal! Ich bin gerührt von Ihrer Freymühigkeit, und liebe Sie darum, wenn das möglich iſt, nur noch mehr. Mit Verlangen ſehe ich der Mittheilung der Geſchichte des Herrn von Mildenburg entgegen. Herr Umbach hat mir erzählt, welche vortheilhafte Wendung das Schickſal dieſes armen Mannes genommen und das hat mir wahrhafte Freude gemacht. Wie ich höre; ſo iſt er ſchon geſtern von Birkenthal ab, zu ſeinem Miniſter gereiſt. Ich bin von ganzer Seele ꝛc.

Dreyzehnter Brief.

Von dem Paſtor Ehrmann, an die Räthinn Homann.

Den 24ten October 1773.

Ew. Wohlgebohren geehrteſte Zuſchrift hat mir ein gar großes Vergnügen gemacht, und danke ſowohl ich, als meine liebe Frau, für Dero gewogenes und gütiges Andenken gehorſamſt.

Was die Demoiſelle Felmer betrifft, nach welcher Ew. Wohlgebohren Sich zu erkundigen belieben; ſo nehme ich keinen Anſtand, mich darüber mit aller Offenherzigkeit herauszulaſſen. Ich muß gewiſſenhafter Weiſe dieſem jungen Frauenzimmer das Zeugniß geben, daß ſie, bey einem aufgeklärten und gebildetem Verſtande, ein wohlwollendes Gemüth beſitzt; obgleich ein kleiner Hang zum Spotte, den ich an ihr zu tadeln habe, ſie zuweilen verführt, ihren Nebenmenſchen, beſonders denen von weiblichem Geſchlechte, nicht diejenige Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen, die der Geiſt wahrer chriſtlicher Duldung von uns fordert. Ich weiß wohl, daß dies nicht aus Bosheit geſchieht; aber immer iſt es eine üble Gewohnheit, Andrer Fehler in ſtärkerm Lichte als unſre eigenen zu ſehn. Sie ſcheint indeſſen Zutrauen zu mir zu haben; Sie weiß, daß ich es herzlich gut mit ihr meine, und ſo ſage ich ihr denn oft, daß man in der Welt nie zugleich Kläger und Richter, am wenigſten noch obendrein Rächer ſeyn ſoll. Dies iſt einer ihrer Haupt-Fehler. Ein anderer iſt der, daß ſie nicht immer gegen jedermann ganz grade und ohne Winkelzüge handelt. Nicht, daß ſie würklich ſchlechte Thaten und Gedanken zu verſchweigen hätte; aber dieſe kleine Verſtellung hat ihren Grund in einer übertriebenen weiblichen Eitelkeit; in dem Verlangen, beſſer ſcheinen zu wollen, als man iſt. Auch von dieſer Seite habe ich es nicht an Ermahnungen fehlen laſſen. Ich habe ihr vorgeſtellt, daß Mangel an Gradheit des Herzens einen Menſchen immer unruhig macht, daß dann die Furcht, ſich ſelbſt zu widerſprechen, und gewiß auch das innere Gefühl ſeines Unrechts, ſeinem ganzen Weſen ein zuſammengeſetztes, lichtſcheues, gezwungenes Anſehn giebt, welches Jedem auffällt;

daß Eine Abweichung vom Wege der Wahrheit zu einer neuen verleitet; daß man mehrentheils eine Erdichtung durch eine andre gut machen muß; der Wahrhafte, immer gleich Redliche und Treue hingegen, einer ununterbrochenen Gemüthsruhe ſich erfreuet, ſtets heiter und froh iſt, durch keine verfängliche Frage überraſcht wird, und nie in Verlegenheit geräth. Mit dieſer Begierde, ihren kleinen Fehlern einen beſſern Anſtrich zu geben, ſcheint der Leichtſinn, den ich von einer andern Seite an ihr bemerke, in ſonderbarem Contraſte zu ſtehn. Sie ſetzt ſich nemlich oft viel zu ſehr über die Meinung fremder Leute hinaus, bekümmert ſich, wenn ſie einmal glaubt, daß eine Handlung an ſich unſchuldig iſt, ſehr wenig darum, ob ſie auch andern Menſchen alſo erſcheint, und giebt dadurch nicht ſelten Gelegenheit, daß man ſehr nachtheilig von ihr urtheilt. Wie wenig dieſe Gleichgültigkeit gegen den äuſſern Ruf einem jungen Frauenzimmer anſtändig iſt, darinn werden Sie, meine hochverehrte Freundinn! gewiß mit mir einſtimmen. Ueberhaupt iſt bey unſern vertraulichen, häuslichen Geſprächen immer mein Augenmerk dahin gerichtet geweſen, das gute junge Frauenzimmer durch Gründe und Beyſpiele davon zu überführen, daß es in der Welt gar keine gleichgültige Handlungen giebt, und dies nicht nur darum, weil doch alles entweder gut oder böſe ſeyn muß; ſondern auch hauptſächlich wegen der nie vorauszuſehenden Folgen jeder Handlung für uns und Andre.

Ich merke aber ſehr deutlich, daß der Grund aller dieſer kleinen Fehler bey der Demoiſelle Felmer darinn liegt, daß der erſte Religions-Unterricht, den ſie genoſſen, nicht zweckmäßig iſt behandelt worden. Man hat ſie Dogmatic gelehrt, ſtatt ihre Seele mit Wärme für wahre Gottesverehrung zu erfüllen; Man hat ſie auswendig lernen laſſen, was ſie glauben und thun ſoll; aber man hat verſäumt, ihr Herz zu erweichen, zu erquicken, mit den herrlichen Troſtgründen der Religion, und ihrem Verſtande die heiligen Pflichten des Chriſtenthums von einer ſolchen Seite darzuſtellen, auf welcher ſie einſehn lernte, daß die Beobachtung dieſer Pflichten das einzige Mittel iſt, innerlich und äuſſerlich froh, heiter und glücklich zu werden, und Andre glücklich zu machen.

Ich habe mich mit aller Gewiſſenhaftigkeit über die Fehler meiner jungen Hausgenoſſinn herausgelaſſen, weil ich mich überzeugt halte, daß Sie, meine verehrungswürdige Frau Räthinn! nicht aus Neugierde, ſondern in der wohlthätigen Abſicht, einen Plan für die künftige Wohlfahrt dieſes guten Frauenzimmers anzulegen, ſich ſo genau nach ihr erkundigen. Sollten Ew. Wohlgebohren nun ſchon beſtimmt dergleichen zum Augenmerk haben; ſo bitte ich Dieſelben recht herzlich, laſſen Sie Sich das nicht reuen! Mademoiſelle Folmer verdient gewiß eine ſolche Verwendung. Sie iſt noch ſehr jung, und wenn ſie in gute Hände fällt; ſo wird ſie gewiß einſt eine Zierde ihres Geſchlechts werden. Sie hat alle Anlage dazu, und einige ſehr ſeltene Eigenſchaften. Ihre Geſtalt und ihre Manieren, ein wenig Ziererey abgerechnet, ſind angenehm und einnehmend. Sie iſt reinlich und ordentlich in ihrer Kleidung, wie in ihren Geſchäften, geſchickt in aller Art häuslicher und weiblicher Arbeit; fleiſſig; nicht fähig, einen Augenblick müßig zu ſitzen; dabey mitleidig, dienſtfertig und freygebig.

Sehen Sie, hochverehrte Gönnerinn! das iſt die Schilderung, welche ich, als ein ehrlicher Mann, nach meiner geringen Kenntniß des menſchlichen Herzens, von der Demoiſelle Felmer liefern kann. Von ganzer Seele wünſchend, daß beyden Theilen dieſe gutgemeinten Nachrichten zu einigem Vortheile gereichen mögen, habe ich die Ehre mit wahrer Hochſchätzung zu verharren ꝛc.

Vierzehnter Brief.

Von Carolinen, an die Räthinn Homann.

Den 26ten October 1773.

Es iſt mir ein Stein vom Herzen gefallen, ſeit geſtern, da ich Ihren lieben Brief erhielt. Alſo habe ich nichts in Ihren Augen verlohren, meine würdige Freundinn! durch das Bekenntniß meiner jugendlichen Uebereilungen? Aufrichtigſt danke ich Ihnen für dieſe gütevolle Nachſicht, für ihre mütterlichen Ermahnungen und für Ihre Zurechtweiſungen. Ich fühle, daß Sie in jedem Puncte Recht haben, und ich kann auf keinen einzigen mehr etwas erwiedern, als daß, wenn es viel Frauenzimmer gäbe, die Ihnen glichen, mein Vorurtheil gegen unſer Geſchlecht längſt widerlegt und bekämpft ſeyn würde.

Hierbey folgt der Anfang der Lebens-Geſchichte unſers Herrn von Mildenburg. Er iſt vor einigen Tagen abgereiſt. Wir alle hatten den guten Mann liebgewonnen, und der Abſchied

ſchied koſtete, von unſrer wie von ſeiner Seite, Thränen.

Was ich Ihnen hier ſchicke, das haben wir nach ſeinen mündlichen Erzählungen zu Papiere gebracht. Der Paſtor ergriff die Feder, wenn ich müde war. Für Sie, meine edle Freundinn! ſchreibe ich es in's Reine, und weil es damit etwas langſam geht, indem ich nicht gern darüber die häuslichen Geſchäfte verſäumen wollte; ſo erhalten Sie heute nur einen Theil dieſer Papiere. Der Fortdauer Ihrer Liebe und Gewogenheit empfiehlt ſich gehorſamſt, Ihre ꝛc.

Geſchichte der Jugend-Jahre des Herrn von Mildenburg, nach ſeiner mündlichen Erzählung aufgeſchrieben.

Ich glaube es Ihnen, meine lieben Wohlthäter! von denen ich während meiner Krankheit brüderlich und ſchweſterlich bin verpflegt worden, aus Dankbarkeit ſchuldig zu ſeyn, daß ich Ihnen ſage, wer denn der Mann iſt, den Sie ſo liebreich aufgenommen und behandelt haben. Ich will Ihnen desfalls die Geſchichte meines Lebens erzählen. Ungern rufe ich zwar das Andenken mancher Scenen in mein Gedächtniß zurück, und ich hatte ſchon, um mir dieſe traurigen Erinnerungen zu erſparen, einen abweſenden Freund gebethen, *) mir einen ähnlichen ſchriftlichen Aufſatz, den ich ihm mitgetheilt wieder zu ſchicken, damit ich bey dergleichen Gelegenheiten mir die Unannehmlichkeit erſparte, das alles mündlich zu wiederholen; Aber noch habe ich dieſe Papiere nicht zurück erhalten, und da ich nun künftig weit entfernt von Ihrem gaſtfreundſchaftlichen Hauſe leben werde, und mir auch die beſſere Wendung, die mein Zuſtand genommen, einige gute Laune macht; ſo fühle ich mich aufgelegt, noch einmal die Erzählung meiner Schickſale zu beginnen.

Mein Vater ſtand als Major in preuſſiſchen Dienſten, und war von Geburt ein Schleſier — Ein unbeſtechlich redlicher, grader Mann, von hellem Kopfe und treuem Herzen; aber weder gelehrt und gewaltig aufgeklärt, noch empfindſam

---

*) Man ſehe das Ende des zweiten Briefs in dieſer Sammlung.

ſam und weichlich; übrigens eifrig, doch nicht abergläubiſch, der catholiſchen Religion ergeben. Meine Mutter, aus dem Geſchlechte Derer von Biedersdorf, beſaß ein ſehr geringes Heyrathsgut, wovon der größte Theil in den erſten Jahren ihrer Ehe, weil auch mein Vater kein eigenes Vermögen hatte, zugeſetzt wurde. Sie war eine gute Seele, in ihrer Jugend ſehr ſchön geweſen, ein wenig eitel und geſchwätzig, aber voll Liebe und Gefälligkeit für ihren Gatten.

Das Regiment, wobey mein Vater ſtand, lag ſeit dem Aachner Frieden in Halle an der Saale, in Garniſon; Wir wohnten alſo ſämtlich dort. Unſre Familie beſtand aus meinen Eltern, mir und meiner einzigen Schweſter; Noch war ein Bruder meiner Mutter Lieutenant bey dem nemlichen Regimente.

Mein Vater kannte aus zwanzigjähriger Erfahrung alle Ungemächlichkeiten des Soldaten-Lebens; Er wünſchte daher, ich mögte mich einſt nicht dieſem undankbaren Stande widmen. Die Univerſität in Halle gab ihm Gelegenheit, mich zu den Wiſſenſchaften erziehn zu laſſen; doch hatte er nicht die Abſicht, meinen Neigungen in reiſern Jahren Gewalt anzuthun.

Ich war noch nicht volle ſiebenzehn und meine Schweſter kaum acht Jahre alt, als der Krieg zwiſchen dem groſen Könige und ſeinen verbündeten Feinden im Jahre 1756 ausbrach. Mein Vater muſste mit der Armee nach Sachſen marſchieren; mein Oncle, der Lieutenant von Biedersdorf, wurde als Capitain bey ein neu errichtetes Freycorps geſetzt. Da, nach der damaligen preuſſiſchen Verfaſſung, faſt alle junge Edelleute als Fahnenjunker eingeſchrieben werden muſsten; ſo wurde auch ich, ſehr wieder meiner Eltern Neigung, mit der rothen Binde beſchenkt, und folgte meinem guten Vater nach Dresden, indeß meine Mutter und Schweſter in Halle blieben.

An dem fürchterlichen Tage der Lowoſitzer Bataille, womit dieſer Krieg eröfnet wurde, hörte ich zum erſtenmal das Schlacht-Getümmel, und ſahe mit Bewunderung, wie der Mann, dem ich mein Daſeyn zu danken hatte, unerſchüttert von den Gefahren, die ihn umſchwebten, mit ruhigem Ernſt, das Bataillon, bey welchem er Major war commandirte, den Leuten Muth einſprach, und für Hinwegſchaffung der Verwundeten ſorgte. Mir war der Anblick dieſer Scenen freylich neu und ſchrecklich; doch wendete ich ſehr oft meinen Kopf zurück nach meinem Vater, welcher hinter der Fronte herritt; bis endlich, als gegen Mittag der Nebel, der anfangs herrſchte, ſich verzogen hatte, der ernſtliche Angriff folgte. Da war die Verwirrung ſo groß, daß jedermann, in der Uebertäubung, die Gefahr, ſeine Freunde und ſich ſelber vergaß. Mit gefälltem Bajonette ſtürzten wir auf den Feind los, und verfolgten ihn bis in das Dorf Lowoſitz, welches wir in Brand ſteckten. Aber alles dies geſchahe mit ſo viel Ungeſtüm und Hitze, daß ein Paar unſrer Officiers und einige Gemeine von einer auf ſie ſtoßenden Parthey Oeſterreicher gefangen wurden. Ich hatte gleichfalls dies Schickſal; aber wie groß war mein Schmerz, da ich am Abend dieſes blutigen Tages, als der General Brown ſich über die Eger zurückgezogen und uns Gefangenen mit ſich geführt hatte, meinen armen Vater, tödlich verwundet, in den Händen der Feinde fand! Er war von einem

Cartetſchen-Schuſſe in das dicke Bein getroffen worden. Die Knochen waren zerſchmettert, und es war keine Möglichkeit da, ſelbſt nicht durch Abnehmen des Beins, ſein Leben zu retten.

Mit Standhaftigkeit ertrug der Leidende Schmerz und Gewiſsheit des ihn erwartenden Todes. Mein Oheim war von des Königs Armee zu den Feinden geſchickt worden, um wegen der Gefangenen und Verwundeten das Nöthige zu verabreden. Dieſen ließ mein Vater an ſein Bette kommen, ſprach lange allein mit ihm, und empfohl ihm die Sorgfalt für die Seinigen. Das Einzige, was ihm die letzten Stunden bitter machte, war der Gedanke an die Lage, in welcher er uns zurückließ; allein er bauete doch feſt auf die Vorſehung, und ſagte mir, kurz vorher, ehe er die Augen ſchloß, nur wenig Worte, aber Worte, die mir lebenslang unvergeßlich bleiben werden: **„Handle immer ſtrenge redlich mein Sohn!“** ſprach er **„und immer „ſo, wie es einem verſtändigen Manne „zukömmt: ſo wird Dir's in dieſer und jener „Welt wohlgehn, und Du wirſt nie „Urſache haben, über Unglück zu klagen.“**

Mein Vater war allgemein bey der Armee beliebt, und der König hatte ihn mit ſeiner vorzüglichen Achtung beehrt. Mein Oncle, von Biedersdorf, wagte es daher, dem Monarchen eine Bitte vorzutragen, die ihm ſein Schwager auf dem Todtenbette an das Herz gelegt hatte, und die darinn beſtand, daß der König mir erlauben mögte, die Armee zu verlaſſen, zu meiner Mutter nach Halle zu gehn, und dort meine Studien fortzuſetzen. Auf die gnädigſte Weiſe willfartete der König dieſer Bitte, und ich reiſete gleich nachher zu meiner, über den Verluſt ihres Gatten betrübten Mutter ab.

Zwey Jahre brachte ich nun wieder in Halle zu, und dieſe, ich darf es wohl ſagen, verwendete ich nicht unnütz. Ich war jetzt neunzehn Jahre alt, und wollte eben meinen juriſtiſchen Curs anfangen, als eine neue Veränderung mit mir vorgieng, die mich auf einmal wieder in eine andre Laufbahn verſetzte. Meine Mutter hatte nemlich, bald nach meines Vaters Tode, eine genaue Ueberſicht ihres kleinen Vermögens gehalten, hatte zu Gelde gemacht, was ſich zu Gelde machen ließ, hatte Schulden bezahlt und

Forderungen eingeklagt. Es fand ſich aber, am Ende dieſer Rechnung, daß eine ſehr geringe jährliche Einnahme übrig blieb; doch behalfen wir uns mit Wenigem; mein guter Oheim ſchickte von Zeit zu Zeit kleine Summen zu unſrer Hülfe; und ſo vergiengen beynahe die beyden Jahre.

Allein die Vorſehung wollte, daß auch dieſe Lage noch eingeſchränkter werden ſollte. Wir verlohren durch einen Bankerott ein Capitälchen, und nun war es meiner Mutter gar nicht mehr möglich, in der Stadt mit ihrer Familie auszukommen. Sie ſchrieb desfalls an ihren Bruder, und bath ihn, ihr Rath zu ertheilen.

Mein Oheim hatte längſt vorausgeſehn, daß wir nicht Vermögen genug behalten würden, um mein Studieren fortzuſetzen; deswegen hatte er hin und wieder ſich erkundigt, wo etwa ein Plätzgen für mich ſich finden könnte. Allein wo ſollte man einen neunzehnjährigen jungen Menſchen anſetzen? Kriegs-Dienſte wären das Einzige geweſen, aber die hatte ich ja durch ſeine Mitwürkung verlaſſen, um den letzten Wunſch meines Vaters zu erfüllen. Während er nun hierüber nachdachte und allerley Plane entwarf, fügte ſich's, daß er in den Winterquartieren die Bekanntſchaft des Prinzen von *** machte, der ein ſehr edler Herr zu ſeyn ſchien, und bald meinen Oncle liebgewann. Dem Prinzen ſchickte ſein Bruder, der regierende Fürſt, einen jungen Cavalier, der Adjudanten Dienſte bey ihm thun ſollte, und der dem Herrn von Biedersdorf ungemein wohl gefiel. Er erkundigte ſich alſo nach den nähern Umſtänden dieſes jungen Menſchen, und hörte, daß er der Sohn eines armen Edelmanns, aber an dem Hofe des Fürſten, Leib-Page geweſen ſey. „Mein Bruder“ ſetzte der Prinz hinzu „ſpart nichts um ſeinen Edelknaben „Erziehung und Unterricht geben zu laſſen, „und er ſorgt dann auch in der Folge für ihre „Beförderung. Durch dieſes jungen Menſchen „Abſchied von dort wird wieder eine Stelle vacant, und ich glaube, manche Eltern, die in „ſchlechten Vermögens-Umſtänden ſind, würden „ſich ſehr glücklich ſchätzen, wenn ſie das wüßten, und ihren Sohn dahin bringen könnten.“ Dieſe Unterredung beſtimmte auf einmal meinen Oheim, mich dem Prinzen vorzuſchlagen. Dieſer nahm es ſogleich auf ſich, mich ſeinem

Herrn Bruder dringend zu empfehlen, und die Sache kam bald in Richtigkeit. Freylich war ich ſchon ein wenig alt zum Edelknaben; allein zu den Leib-Pagen wurden dort immer Leute genommen, die ſchon den Jünglingsjahren nahe waren; und da ich die ſichre Hofnung hatte, in kurzer Zeit entweder zu einer Hof-Bedienung, oder ſonſt auf vortheilhafte Art befördert zu werden; ſo ſchien dies bey meinen Umſtänden eine ſehr günſtige Ausſicht. Alſo wurde das Anerbiethen von uns mit beyden Händen angenommen; ich reiſete im December 1758 nach *** und meine Mutter zog nebſt meiner Schweſter auf ein Dörfchen in der Grafſchaft Mansfeld, wo ſie bey einiger Einſchränkung mit dem Ihrigen auszukommen hoffen durfte.

Der Hof war nun für mich ein ganz neuer Schauplatz. Ich wurde von der Herrſchaft und von jedermann gnädig und liebreich aufgenommen; Es ſchien, als wenn meine Geſtalt, mein Anſehn und meine Unterredung nicht misfielen. Man kleidete mich prächtig, der Glanz, die Pracht, die gute Koſt, die Schauſpiele und das luſtige Leben auf dem Schloſſe — Das alles gefiel mir ausnehmend. Die Officianten, die erfahren hatten, daß ich dem Fürſten von ſeinem Herrn Bruder vorzüglich war empfohlen worden, beeiferten ſich, mir gefällig zu ſeyn. Sie kannten ihren Herrn und wuſſten, daß ein Page bey ihm oft Gelegenheit hatte, zum Vortheile oder zum Schaden irgend Eines von ihnen, etwas anzubringen; desfalls ſchien ich ihnen kein ſo unwichtiger Sterblicher, als ich ſelbſt mir in der Livree eines andern Sterblichen vorkam. Der Kellermeiſter bath mich zuweilen auf ein Glas Wein, aus dem Faſſe, aus welchem nur für ihn und für den Fürſten gezapft wurde, zu Gaſte; Der Küchenmeiſter ſorgte dafür, daß mein Frühſtück und Abend-Eſſen vollſtändigen Malzeiten glichen; Der Caſtellan verſah mein Zimmerchen mit hübſchen, bequemen Meubles. Einer wollte mir Geld borgen; ein Andrer mich zum Spiele verleiten, und ein Dritter mich auf ſeine Koſten in Wirthshäuſer und andre luſtige Geſellſchaften führen, wenn Alles im Schloſſe ſchliefe.

Es war in der That mein Glück, daß ich ſchon ziemlich erwachſen war, gute Grundſätze hatte, und mich gern mit Lectur und andern

nützlichen Dingen beſchäftigte; denn auſſerdem würde es wohl ſehr übel um meine ſittliche und geiſtige Bildung ausgeſehn haben. Die angerühmten vortreflichen Einrichtungen zur Erziehung und zum Unterrichte der Pagen, beſtanden darinn, daß der Fürſt monathlich ein gewiſſes Geld an ein halbes Dutzend Lehrmeiſter auszahlen ließ, die immer richtig um die beſtimmte Stunde kamen und weggiengen, unbekümmert, ob die Knaben bey dem Unterrichte Achtung gaben, oder nicht. Die beyden Pagen-Aufſeher waren alte Officiers, Leute, die man zu dieſer Stelle nicht deswegen gewählt hatte, weil man ihnen die Talente und Kenntniſſe zutrauete, die zur Erziehung erfordert werden; ſondern weil man dadurch die Penſion erſparen wollte, welche ſie bis dahin bekommen hatten. Sie bekümmerten ſich wenig um die ihnen anvertraueten jungen Leute, hatten ihre eigenen Wege und Schliche in der Stadt; der Eine kam faſt nie nüchtern von daher zurück; und wenn denn einmal eine laute Klage über die Ungezogenheit der Pagen und über ein Bubenſtück, das ſie verübt hatten, zu ihren Ohren kam; ſo wurde ein Paar davon, oder, wenn man nicht eigentlich dem Thäter auf die Spur kommen konnte, alle Die, welche in dem Rufe ſtanden, zuweilen böſe Streiche zu machen, der Reyhe nach, von den Aufwärtern, methodiſch abgeprügelt. Lügen, hämiſche Streiche, Ungezogenheiten, grobe Manieren, Zoten; Näſchereyen, Schmutz, Unordnung, Schadenfreude und viel andre öffentliche und heimliche Laſter herrſchten daher unter dieſen verwahrloſeten jungen Leuten; und es war faſt ein Wunder, wenn Einer von ihnen ſich ſelbſt zum Guten trieb, oder ihm von frommen Eltern eine ſo unauslöſchliche Liebe zur Tugend und Redlichkeit war eingeprägt worden, daß er hier nicht zu Grunde gieng.

Was die Leibpagen betrifft; ſo iſt es wahr, daß ein wenig mehr Achtſamkeit auf ihre Erziehung verwendet wurde, daß ſie der Perſon des Fürſten näher waren, folglich mehr Gelegenheit hatten, ſich zu bilden; Allein daß dies auch wieder Anlaß zu Verführung und Reizung von andrer Art gab, davon habe ich ſchon vorhin Beyſpiele gegeben, und werde es in dem Verfolge meiner Erzählung noch weitläuftiger zeigen. Ich muß aber erſt die Schilderung von einigen Perſonen, die an dieſem Hofe lebten, entwerfen.

Der Fürſt war ein Mann, der alle Tugenden und Fehler eines ſanguiniſchen Temperaments hatte. Er that gern Gutes, wenn ihn das weder Aufopferung, noch Mühe koſtete. Er gewann leicht einen Menſchen lieb, aus Bedürfniß, ſich an jemand, der Arbeit und Genuß mit ihm theilte und ihm die Zeit vertrieb, anzuſchlieſſen. Er hätte es gern geſehn, daß jedermann im Lande reich und glücklich geweſen wäre, wenn nur Er auch immer genug gehabt hätte, um ſeine Phantaſien zu befriedigen. Herzlich gern hätte er den Klagen ſeiner Unterthanen abhelfen wollen, wenn er dieſe Klagen nur nicht hätte hören müſſen. Es giebt keine häusliche, geſellige und chriſtliche Tugend, von welcher er nicht mit Wärme, Beredſamkeit und Enthuſiasmus geredet hätte; aber wenn es auf die Ausübung angeſehn war; ſo durfte keine ſeiner Lieblings-Neigungen dabey in's Gedränge kommen. Er liebte die Einfalt der Sitten, die Freuden des Landlebens und die Wonne einer treuen Ehe — in Büchern, Gemälden und überhaupt nur als Zuſchauer.

ſchauer. Er lachte gern über Thorheiten, die er nicht an ſich zu haben glaubte, hörte gern ärgerliche Anecdötchen erzählen, hatte ſeinen Witz und das Talent auf die angenehmſte Weiſe zu perſiflieren. Er ſah es gern, wenn ein Paar Leute, die ſich einander nicht leiden konnten, ſich in ſeiner Gegenwart auf ſeine Art ſchroben — das alles nicht aus Bosheit, ſondern um die Zeit luſtig hinzubringen. Er war ein Kenner und Beförderer der Wiſſenſchaften und Künſte, wollte gern ſich einen unſterblichen Namen machen; aber auch ſo wohlfeil als möglich dazu kommen; Das heiſſt: dieſer Name ſollte ihn blos Geld koſten; keine Anſtrengung, keine Sorgen, keine ſchlafloſen Nächte. Er ließ ſchöne Häuſer bauen, errichtete Academien, legte Erziehungs-Inſtitute an, worinn viel geſpielt und wenig gelernt und erzogen wurde; gab Penſionen an Maler, Geiger, Pfeifer, Sänger und Springer, Penſionen, deren Eine hingereicht hätte, zehn Familien, die verlaſſen und vergeſſen im Elende ſchmachteten, vom Untergange zu retten. Er hatte auch niedliche Soldaten, die mit Gold und Silber behängt, drey Stunden des Tages, den Hunger und das Gefühl

Armuth und der Sclaverey wegzuexercieren ſuchten. Sein Hof wimmelte von Fremden, beſonders von Ausländern mit gewaltigen Titeln und Orden — Es ſchien der Sammelplatz aller Schmarotzer und Abentheurer zu ſeyn. Der Fürſt hatte ſo viel Wiederſprechendes in ſeinem Character, daß ſich dies nicht anders, als durch eine fehlerhafte, vielleicht oft veränderte, vielleicht mit äuſſern Umſtänden in Contraſt geſtandene Erziehung, die er genoſſen, erklären ließ. So verſchwendete er, zum Beyſpiel, große Summen, wo es auf Glanz ankam, gab prächtige, reiche Geſchenke an ſeine Lieblinge; Hingegen zeigte er in Kleinigkeiten, unter andern im Spiele, den niedrigſten Geiz, und ein Louisd'or den er von einem ſeiner armen Hofleute gewonnen hatte, konnte ihn den ganzen Abend fröhlich machen. So hatte er die ſtrengſten Begriffe von Fürſten-Rechten und dem unbedingten Gehorſame, den man ihm ſchuldig wäre, und fühlte ſich doch nicht ſtark genug, einem einzigen Menſchen mündlich ein böſes Wort zu ſagen, oder eine abſchlägige Antwort zu geben. So mogte er ſich gern ohne Unterlaß von Fremden umringt ſehn, und beſaß alle Talente, die zu einer unterhaltenden Converſation mit aller Art Menſchen erfordert werden können; aber wenn ihm ein Cavalier vorgeſtellt wurde; ſo war er ſtumm und verlegen, konnte kein Wort hervorbringen, als höchſtens die Frage: ob man ſchlimme Wege angetroffen? — So ſah mein Herr aus! allein ich muß noch ein Paar Pinſelzüge zu ſeinem Bildniſſe hinzufügen, die es wenigſtens nicht häßlicher machen werden. Er war nemlich treu und beſtändig in ſeiner Freundſchaft, wenn ihm einmal der Umgang eines Menſchen zum Bedürfniſſe geworden war. Selbſt wenn er ſich betrogen, mit Undank belohnt ſah; ſo täuſchte er ſich gern und glaubte es nicht Er reichte immer zuerſt die Hand zur Verſöhnung; rächte ſich nie, und obgleich er ſo äuſſerſt lenkſam und wie ein Rohr hin und her zu bewegen war; ſo hielt es böſen Rathgebern doch unendlich ſchwer, ihn zu einer gewaltſamen, grauſamen Handlung zu vermögen.

Die Fürſtinn, im Grunde die unbedeutendſte Perſon am ganzen Hofe, kränklich an Cörper, von geringen Geiſtes-Fähigkeiten, ſanft, gutmüthig und geduldig von Temperament, durch die Hand der Politic an ihren Gemahl geknüpft, ohne gegenſeitige Neigung, ſah ihn, und er ſie, jetzt wenig; Sie begegneten einander höflich: lieſſen gegenſeitig ſich jeden Morgen erkundigen, wie Ihro Durchlaucht geſchlafen hätten, lebten übrigens auf einen ganz fremden Fuß, ohne je uneinig zu ſeyn, und hatten, wie bekannt, keine Kinder.

Eine wichtigere Rolle ſpielte die Mutter des Fürſten. Sie war noch nicht alt — Ihr Sohn hatte kaum erſt dreyſſig Jahre erlebt, und ſie war jung vermählt worden — dabey von feurigem Temperamente, galant, herrſchſüchtig, gelehrt, luſtig, angenehm im Umgange, voll Ränke und Cabale. Sie regierte mittelbar, ohne das Anſehn davon zu haben, durch die Lieblinge des Fürſten, die ſie, beſonders die Jüngern unter ihnen, durch allerley Wege auf ihre Seite zu bringen verſtand. Ihr Sohn verehrte ſie, achtete viel auf ihren Rath, und damit ihr Einfluß nie geringer werden mögte; ſo ſorgte ſie nicht nur dafür, daß der Fürſt, im Taumel von Zerſtreuungen und beſchäftigt mit glänzenden Kleinigkeiten, ſich um die wichtigern Dinge zu be-

bekümmern nicht Muße genug fand; ſondern auch, daß an die Spitze der Haupt-Departements die elendeſten, demüthigſten Schaafsköpfe geſtellt wurden, indeß die verſchlagenen Favoriten und deren Creaturen, die eigentlich ſich gar in keine Geſchäfte zu miſchen ſchienen, alles dreheten und wendeten, wie es bey ihr verabredet wurde.

Die natürlichſte Folge von dem Allen war, daß in dieſem Lande alle Schurken, Windbeutel und Pinſel auf irgend eine Weiſe Gelegenheit fanden, ihr Glück zu machen, der beſcheidene, grade, geſchickte und verdienſtvolle Mann hingegen, zurückgeſetzt, unbemerkt und unbelohnt blieb; daß Verderbniß der Sitten, Cabale und Ränke hier zu Hauſe waren, und daß dieſer Aufenthalt eine ſehr böſe Schule für einen thätigen, feurigen und unerfahrnen jungen Menſchen von meiner Art werden mußte.

Die beſondre Empfehlung, welche mir des Fürſten Bruder an meinen Herrn mitgegeben hatte, erwarb mir gleich in den erſten Wochen meines Aufenthalts einige beſondre Aufmerkſamkeit von Dieſem. Dazu kam vielleicht mein nicht unangenehmes Aeuſſere und der Anſtand, den mir eine beſſere Erziehung verſchafft hatte, als die iſt, welche arme junge Edelleute mit in den Pagenſtand zu bringen pflegen. Der Fürſt ſah auch, daß ich nicht ohne Kenntniſſe war; Er redete alſo oft mit mir, und da er ſich leicht an den Umgang eines Menſchen gewöhnte; ſo muſſte ich zuletzt faſt immer um ihn ſeyn, und bald galt ich am Hofe für einen Liebling des durchlauchtigen Herrn.

Die Fürſtinn Mutter, der nichts entwiſchte, was in ihr Fach ſchlug, hielt mich jedoch anfangs natürlicher Weiſe für ein ſehr unwichtiges Geſchöpf, allein es misfiel ihr meine Figur nicht. Wenn ich zuweilen des Morgens ihr zugeſchickt wurde, um mich zu erkundigen, wie ſie die Nacht hingebracht hätte; ſo ließ ſie mich wohl ohne Umſtände vor ihr Bette kommen, worinn ſie noch lag, um mir die Antwort mündlich zuzufertigen. Ich war unerfahren genug, es für treuherzige Herablaſſung zu halten, wenn ſie mich, ohngeachtet ich doch ſchon ein ziemlich erwachſener Jüngling und ſie noch kein altes Weib war, ſo ganz wie einen Knaben ſans conſequence betrachtete, mich Du nannte, und mir auch wohl einmal im Vorbeygehn die Backe ſanft mit der Hand klopfte. Dieſe liebreiche Behandlung verdoppelte ſie, als ſie merkte, daß ich gut bey ihrem Herrn Sohne angeſchrieben war. Die Hof-Officianten und einige junge Leute fiengen an, mich ein wenig damit aufzuziehen, oder vielmehr, ſie wünſchten mir Glück. Bald darauf ſchenkte mir meine Gönnerinn eine goldene Uhr. Nun glaubte der ganze Hof, ich ſey ſchon ſehr viel vertrauter mit ihr, als es würklich der Fall war, und man hörte ehrerbiethig auf mit mir darüber zu ſcherzen. — Aber wahrhaftig! ich war ſo äuſſerſt neu und unerfahren in der Welt, daß ich bey dem Allen weiter nichts empfand, als die Freude, ſo höflich und artig von jedermann behandelt zu werden, luſtig leben zu können, und eine ſchöne Uhr zu haben. Indeſſen will ich nicht behaupten, daß mein ſehr lebhaftes Temperament mich nicht bald dahin getrieben haben würde, auf Unkoſten meiner Sittlichkeit aufgeklärter zu werden, wenn nicht meine hohe Beſchützerinn auf einige Zeit ihren Plan auf mein Phyſiſches aufzugeben geſchienen hätte, um meine geiſtigen Facultäten zu ihrem Vortheile zu nützen, und hierinn machte ſie ſchnellere Fortſchritte.

Der Fürſt pflegte Kleinigkeiten als große Dinge und umgekehrt ſehr wichtige Geſchäfte mit viel Leichtſinn zu behandeln. Desfalls machte er zuweilen aus Spielereyen ein Geheimniß, und redete von den entſchiedendſten Schritten, die er vorhatte, in der uneingeſchränkteſten Offenherzigkeit mit ſeinen Pagen und Hofſchranzen. Daraus folgte dann, daß Dieſe, wenigſtens als Werkzeuge Andrer, in Staatsſachen keine unbedeutende Rolle ſpielten, indeß den Geheimeräthen größtentheils nur ſolche Berathſchlagungen zu Theil wurden, wie zum Beyſpiel: ob ein fremder Geſandter mit ſechs oder mit zwey Pferden gefahren; ob die neue Hof-Livree eine einfache oder doppelte Beſetzung von Schnüren haben, und ob den neuen Staats-Calender des Fürſten Bildniß oder der neue Plan der Reſidenz zieren ſollte?

Seit der Zeit nun, daß ich bey meinem gnädigſten Herrn in Gunſt ſtand, redete er freylich auch mit mir über ſehr wichtige Gegenſtände; aber mir war das alles unintereſſant. Ich hörte es an, antwortete einſylbig und verſchwieg, was mir vertrauet wurde, nicht ſowohl darum, daß ich es für gefährlich gehalten hätte, darüber zu plaudern, ſondern weil ich zu wenig Theil daran nahm, als daß ich auſſer des Fürſten Cabinette noch hätte darauf denken ſollen. Es dünkte aber die Fürſtinn Mutter, Zeit zu ſeyn, mich mit der Wichtigkeit der Rolle, die ich ſpielen könnte, bekannt zu machen, und mich zu gewinnen, damit ich dieſe Rolle, nach Ihrer Methode ſpielte. Wenn ſie länger ſäumte, dachte ſie, ſo könnte leicht eine andre Parthey ſich Meiner bemeiſtern, und mich zu ihrem Organ machen. Dies war um ſo eher zu befürchten, da eben damals von einem benachbarten Hofe bey dem unſrigen ein Geſchäft in Anregung kam, das dieſe Fürſtinn, wie Sie nachher hören werden, gern hintertreiben wollte, ohne das Anſehn zu haben, mit im Spiele zu ſeyn.

Der Sommer-Aufenthalt des Hofs in den nahgelegenen Luſtſchlöſſern gab ihr Gelegenheit, ohne Aufſehn zu erregen, öfter mit mir allein zu reden. Dort lebte man ungezwungener, begegnete ſich auf Spatziergängen, in den Gär-

ten, und war weniger zerſtreuet durch große Toiletten, Audienzen, Schauſpiele, Courtage u. d. gl. Um jedoch erſt mein Herz ganz zu ihrem Vortheile zu ſtimmen, mir die Pflicht der Dankbarkeit aufzuladen, und zugleich mich in eine Claſſe von Menſchen zu ſetzen, die mehr als ein Page Anſpruch machen durften, ſich ihrem Umgange zu nähern, bewürkte ſie ohne mein Wiſſen bey ihrem Herrn Sohne, daß ich zum Jagdjunker ernannt wurde. Als ich dem Fürſten für dieſe Gnade Dank ſagte, antwortete er mir: „Du muſſt Dich bey meiner Frau Mutter be-
„danken. Die iſt ſehr Deine Freundinn, und
„hat für Dich geredet; doch hatte ich längſt die
„Abſicht, Dich zu befördern.“

Nun eilte ich zu dieſer Fürſtinn hin, und bezeugte ihr meine ſchuldige Erkenntlichkeit. Es war des Morgens nach eilf Uhr. Sie ſaß an ihrem Putztiſche; Zwey Cammerfrauen, beſchäftigt, ihr einen Hut aufzuſetzen, bekamen, als dies große Geſchäft vollendet war, einen Wink, abzutreten; Sie aber blieb vor dem Spiegel ſitzen, und ſuchte ihre alten Reize ein wenig aufzuſtutzen und in einige Harmonie zu bringen.

„Setze Dich hierher! Wir wollen fernerhin ohne Umstände mit einander umgehn" sagte ſie. "Hier legt keine ſteiſe Etikette uns Zwang „auf. Es iſt mir lieb, wenn Dir Deine Beförderung Freude macht" — Sie reichte mir die Hand, und erlaubte mir, dieſe zu küſſen — „Ich glaubte Dir's ſchuldig zu ſeyn" fuhr ſie fort „für Dich zu ſorgen. Mein jüngſter Sohn „hat Dich uns dringend empfohlen, und, daß „Du es nur wiſſeſt! meines jüngſten Prinzen „Wort gilt ſehr viel bey mir. Ich thue alles „für ihn, wie Du einmal erfahren ſollſt. Aber „Du verdienſt auch, daß man ſich für Dich verwende. Du biſt ein guter Menſch, bleibe nur „immer ſo, und vergiß nicht Deinen Freunden „wieder zu dienen, wenn Du kannſt! Ja! lache „nicht! Meineſt Du, Du könneſt mir nicht „vielleicht in Deiner Art eben ſo beträchtliche „Dienſte leiſten, als ich Dir, auf meine Weiſe? „Der Fürſt hat Zutrauen zu Dir; Er redet „mit Dir von manchen wichtigen Dingen. Sein „Herz iſt offen; Es iſt mir lieb, wenn er ſich „keinen ſchlimmern Leuten vertrauet, als Du „biſt. Aber er bedarf guten Rath, iſt ſelbſt „noch jung, und dieſen Rath kannſt Du jun-

„ger Menſch! ihm geben, wenn Du ihn bey „mir borgſt. Ich werde jeden Morgen um „dieſe Zeit, und überhaupt immer für Dich „ſichtbar ſeyn, wenn nicht Einer von uns durch „Geſchäfte abgehalten wird. Komm dann, „und erzähle mir alles, was mein Sohn mit „Dir geredet hat! Ich will Dich zurechtweiſen „und Dir ſagen, wie Du Dich am vorſichtigſten und nützlichſten betragen kannſt. Du „wirſt eine ſehr wichtige Rolle ſpielen, wichtiger als die alten Schulmeiſter, die Geheimenräthe, die im Grunde zu gar nichts nützen „und zu gar nichts nützen ſollen, als Plätze „auszufüllen, die doch nun einmal beſetzt ſeyn „müſſen, und die auſſerdem leicht von gefährlichern Menſchen eingenommen werden könnten. „Damit Du aber das Alles überſehn mögeſt; „ſo muß ich Dir ein Bild von unſrer ganzen „Verfaſſung entwerfen. Du biſt ein ſchlauer „Kopf, wirſt bald merken, worauf es ankömmt, „und wenn Du Dein Glück zu nützen verſtehſt; „ſo ſoll es gewiß auf keine Weiſe Dein Schaden „ſeyn. Komm morgen früh wieder, und wir „wollen weiter davon reden.“ — Dann reichte ſie mir noch einmal die Hand, und entließ mich.

Jetzt erſt fieng ich an, dunkel zu ahnden, daß ich keine ganz ſo unwichtige Perſon wäre, als ich mir ſelbſt geſchienen. Ehrgeiz und Thätigkeits-Trieb hatte ich; Es kam nur darauf an, daß dieſe Funken in mir angeblaſen wurden, und das geſchahe denn, wie ich Ihnen bald erzählen werde. Noch an dem nämlichen Tage aber ſchrieb ich an meinen Oheim bey der Armee und zugleich an meine Mutter. Ich meldete Beyden die glückliche Wendung, die mein Schickſal genommen, und bekam von Erſterem weiter nichts zur Antwort, als die wenigen Worte: „Wer da ſteht; der ſehe wohl zu, daß er nicht „falle! Vergiß nicht, was Dir Dein ſterbender „Vater an das Herz gelegt hat!"

Dem Befehle der Fürſtinn gemäß, gieng ich nun faſt jeden Morgen zu ihr. Sie fieng ihre Unterweiſung damit an, daß ſie mir den ganzen Hof und die Dienerſchaft auf die comiſchſte Weiſe ſchilderte. Sie war fein genug, an mir einen kleinen Hang zur Satyre zu bemerken, und in der That war dies Gewand das einzige, in welchem einem zwanzigjährigen Jünglinge, der Vergnügen ſuchte, Staatshändel in

welche

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-51468-9

KNIGGE,A.F.F.L.VON FN. 03707/006

welche er noch gar nicht verwickelt war, intereſſant gemacht werden konnten. Sie wuſſte, daß ihr Sohn nicht weniger gern ſpottete und lachte, und konnte alſo leicht vorausſehn, daß ich in meinen Geſprächen mit ihm die kleinen Sarcasmen gelegentlich mit einſtreuen würde, die ich bey ihr aufgeſammelt hätte. Aber ſie ſahe noch weiter in eine ſichre Zukunft. Unerfahren in der feinen Hof-Politic ließ ich mich bey dem Fürſten ohne alle Vorſicht über ſeine Geheimenräthe, über andre Perſonen, die in den erſten Aemtern ſtanden, über Fremde, die den Hof beſuchten, ja! über andre Fürſten heraus, ſtellte ihre lächerlichen Seiten in ein comiſches Licht — nicht ohne Witz vielleicht — und ſo lachten wir denn mit einander, und lieſſen alles die Revüe paſſieren. Für den Herrn war das ein wahres Feſt, und er konnte nicht unterlaſſen, mich oft gegen ſeine übrigen Hofleute als einen äuſſerſt witzigen und unterhaltenden jungen Menſchen zu loben.

Nichts iſt gefährlicher für einen lebhaften Jüngling, der ſo leicht, durch Eitelkeit geblendet, ſich klüger und beſſer als Andre glaubt, als wenn die Einfälle, die er auf Koſten Andrer vorbringt, gelobt und bewundert werden. Ich machte die traurige Erfahrung davon. Kaum hatte man das herrliche Talent zur Satyre an mir entdeckt, als meine Laune von jedermann aufgemuntert wurde. Man ſammlete meine Einfälle, erzählte ſie nach, und gab mir Gelegenheit, neue vorzubringen. Jeder überlieferte meiner Zunge den Mann den er nicht leiden konnte; die Weiber riefen hundertmal aus: „Sie „ſind ein gefährlicher Menſch; pfui! Sie ſchonen niemand; man muß ſich vor Ihnen hüten" und hundertmal wüſſten ſie mich doch dahin zu bringen, in meinen vorigen Ton zu fallen. Dies hatte zuerſt die Folge, daß Alle mich fürchteten, Wenige mich liebten, niemand aber ſich feſt an mich ſchloß, weil Keiner glaubte, ich ſey fähig zu einem ächten Freundſchaftsbunde, und daß die Vorſichtigern nicht gern öffentlich für meine Vertraueten gelten wollten, aus Furcht, meine boshaften Einfälle mögten mit auf ihre Rechnung kommen. Da ferner kein Einziger ſo gerecht war, meinen Hang zur Satyre einer ſchiefen Richtung meines Geiſtes und der gereizten Eitelkeit zuzuſchreiben, man hingegen lieblos genug urtheilte, ein boshaftes, ſchadenfrohes Herz bey dem Allen vorauszuſetzen; ſo gab niemand ſich die Mühe, mir treuen Rath zu ertheilen. „Verſtand genug hat der Schalk;“ ſagten ſie, „Er will ihn nur nicht zum Guten anwenden. „Man muß ihn laufen laſſen, und auf ſeiner „Hut ſeyn.“

Dies nun machten ſich ſchlechte Menſchen zu Nutzen. Wer dem Andern einen Flecken aufheften wollte, der brachte irgend einen boshaften Einfall über ihn unter die Leute, und verkaufte dieſen Einfall für ein Stück aus meiner Fabrik. Daß ich auf dieſe Weiſe unzähliche heimliche Feinde gewann, das läſſt ſich leicht denken. Die Anzahl ſolcher Feinde wurde aber noch durch das unvorſichtige Betragen des Fürſten vermehrt, indem er, wenn ich allein bey ihm irgend jemand in ein comiſches Licht geſetzt hatte, ſelten verfehlte, mein Epigramm entweder dem Manne ſelbſt, den es betraf, oder wenigſtens einem Dritten ſo laut zu erzählen, daß Jener es wieder erfuhr.

Was noch vollendete, mich weiter auf dieſen Irrweg zu führen, war mein genauer Umgang mit einem Herrn vom Hofe, der würklich aus wahrer Menſchenfeindlichkeit die ärgſte Läſterzunge führte, die man ſich nur denken kann. Ihm war nichts heilig; Er ſuchte und hatte keinen Freund, keinen wahren Seelengenuß, nur groben Genuß des Augenblicks, Zeitvertreib. Er verachtete alle Creatur, glaubte an keine Tugend, reſpectirte kein Verdienſt, und war doch dabey ein heller Kopf — Sein ganzes Weſen war voll von Widerſprüchen. Er höhnte Gott und Menſchen, und fürchtete doch Gott und Menſchen. Die heiligſten Wahrheiten waren ein Gegenſtand ſeines Spottes, und doch gieng er keinen Abend zu Bette, ſtand keinen Morgen auf, ohne aus einem alten Gebethbuche mechaniſch einige platte Reime hergeplappert zu haben. Er ſchonte auch des allgemein verehrten Mannes nicht, wenn ihn die Luſt anwandelte, jemand zum Beſten zu haben, und hatte doch nicht den Muth, eine einzige Beleidigung, wenn man Genugthuung von ihm forderte, mit dem Degen in der Hand zu vertheidigen. Er lachte über die Vorurtheile ſchwacher Menſchen, und zitterte vor Geſpenſtern und bey Gewittern. Es würde ein wichtiger Beytrag zur Seelenkunde ſeyn, wenn man in der Geſchichte dieſes

Mannes, von ſeiner frühen Jugend an, hätte die Urſachen aufſuchen können, die ihn nach und nach dahin gebracht hatten, wo er jetzt war. Es war wahrlich Schade um ihn; Er hatte dabey eine edle Geſichtsbildung, Feinheit und Würde im Anſtande, viel Kenntniſſe, einen ſcharfen Blick, hinreiſſende Beredſamkeit, eine originelle Laune, und das war es, was mich ſo an ihn feſſelte. So viel blieb indeſſen auch gewiß, daß des Fürſten Wohlgefallen an Allem, was Satyre heiſſt, viel junge Leute verführte — Mögten doch die Großen der Erde immer überlegen, wie viel wichtiger ihnen, als uns Privat-Leuten, was die Folgen betrifft, Wachſamkeit auf ſich ſelbſt, und ſtrenge Moralität ſeyn ſollten!

Die Gunſt, worinn ich bey meinem Herrn und ſeiner Frau Mutter ſtand, ſchreckte nun freylich viel Menſchen ab, mir öffentlich zu zeigen, wie wenig ich geliebt war; Man ehrte mich vielmehr äuſſerlich, und wahrlich! ſchon hatten mich meine Eitelkeit und der Glanz meiner, im Grunde ſehr unwürdigen Lage, ſo geblendet, daß ich in dieſem Taumel ganz vergaß, mich um einen ächten Freund zu bewerben.

Es gab aber noch Männer, die, nicht gewöhnt ihre Knie vor Götzen zu beugen, noch Günſtlingen zu ſchmeicheln, mir öffentlich mit Kälte, ja! mit Verachtung begegneten. Beſſer hätten ſie freylich gehandelt, wenn ſie ſtatt deſſen mein Vertrauen zu erwerben geſucht, und mich mit treuem Rathe unterſtützt hätten; aber, wie es ſchien, ſo hielten ſie mich deſſen nicht würdig, ſondern für ſehr viel verderbter, als ich würklich war. Das innere Gefühl aber, für welches ich mein Herz noch nicht abgeſtumpft hatte, das Gefühl meines eigenen wahren Werths, erwachte in mir, wenn ich mich von beſſern Menſchen ſo gar geringgeſchätzt ſah. Dies würkte Erbitterung gegen ſie; Erbitterung verleitete dann zu kleinen Neckereyen, die, wenn ſie mit Würde niedergeſchlagen, oder gar mit Hoheit überſehn wurden, die gekränkte Eitelkeit zu einer kindiſchen Rache reizten, und um dieſe zu befriedigen, um meine Gegner mein Gewicht fühlen zu laſſen, und mich, trotz ihnen! emporzuheben, wurde ich zu dem unſeligen Geiſte von Intrigue und Cabale hingeriſſen, der an großen und kleinen Höfen leider! ſo häufig der Genius alles Würkens und Strebens iſt.

So weit grade hatte mich des Fürſten Mutter führen wollen, um mich zu einem Werkzeuge ihrer Plane zu machen. Was mir vorher äuſſerſt unwichtig geweſen ſeyn, worinn ich nie meine Hände würde gemiſcht haben, dafür konnte ſie mich jetzt leicht in Feuer ſetzen, ſobald ſie mich nur von Weitem ahnden ließ, daß ich, wenn ich die Sache auf dieſe und keine andre Weiſe wendete, meinen Gegnern den empfindlichſten Streich ſpielen würde — So kam ich denn dahin, mir Ränke und ſchiefe Wege aller Art zu erlauben, die Puppe eines herrſchſüchtigen und eigennützigen Weibes zu werden, und wahrlich! bey einem wohlwollenden zu etwas Beſſerm geſchaffnen Herzen, voll Gefühl für Tugend und Weisheit, als ein Schurke und Dummkopf zu handeln. O! daß ich doch alle thätige, feurige Jünglinge, die zu früh ſich auf das ſtürmiſche unſichre Meer des Hoflebens wagen, kräftig genug warnen könnte vor den Klippen und Untiefen, zwiſchen denen ich ſcheiterte, weil es mir an einem erfahrnen Steuermanne fehlte, der mein kleines Fahrzeug gelenkt hätte! Zu meinem Glücke aber ließ es die Vorſehung zu, daß ich es bald ſo bunt machte, daß ich meine Rolle nicht lange ſpielte. Ich brachte überhaupt nur drey Jahre an dieſem Hofe zu, und wäre mit Leib und Seele zu Grunde gegangen, wenn es längere Zeit gedauert hätte. Folgende Begebenheit machte dem Spiel ein Ende:

Ich habe vorhin geſagt, daß ein gewiſſer Fürſt in dieſer Zeit ein Geſchäft in Anregung brachte, das unſre Fürſtinn Mutter gern hintertreiben wollte. Dies Geſchäft beſtand nun in einer Vermählung deſſelben mit der Schweſter meines Herrn. Von dieſer Prinzeſſinn habe ich noch nicht Erwähnung gethan; hier iſt der rechte Ort dazu. Sie war ein liebenswürdiges Geſchöpf, ſanft, edel und ſchön, aber vielleicht eben darum von ihrer Mutter nicht geliebt, ſondern beneidet. Man hatte ihr früh einen Platz als Canoniſſinn in einem Stifte verſchafft, und die Abſicht war, daß ſie unvermählt bleiben, dort ihr Leben beſchlieſſen, und daß dann ihr Antheil an der Allodial-Erbſchaft dem jüngſten Prinzen, dem Lieblinge der alten Fürſtinn, durch den ich in den Dienſt gekommen war, zufallen ſollte. Da ſie den gröſſten Theil des Jahrs, wenigſtens vor meiner Ankunft, in ***, an unſerm Hofe zubrachte; ſo hatte der benachbarte vortrefliche Fürſt von ***, der Witwer war, ſie oft geſehn, und eine unter Perſonen dieſes Standes ſeltene Zuneigung zu ihr gefaſſt. So bald dies die Frau Mutter merkte; wurde die Prinzeſſinn in ihr Stift geſchickt; aber ihr edler Liebhaber ließ ſich dadurch nicht abſchrecken, ſondern unter der Hand um ſie werben. Nun war mein Fürſt, wie bekannt, ein Mann, der nicht gern abſchlug, aber ſich leiten ließ; und ſo gelung es denn ſeiner Mutter, durch tauſend Winkelzüge, der Entſcheidung dieſer Sache Schwierigkeiten in den Weg zu legen. Ich muſſte auf ihren Befehl das Werk vollenden, indem ich die ganze Unterhandlung rückgängig machte, wozu ſie mir auf die liſtigſte Weiſe tauſend Bewegungsgründe an das Herz zu legen verſtand.

Ich glaubte, dies Geſchäft lieſſe ſich, ohne weitre Folgen, mit eben ſo viel Leichtigkeit behandeln, als die übrigen kleinen Hof-Ränke; aber ich irrte, auf meine Unkoſten. Der Mann, den der Fürſt abgeſendet hatte, die Sache auf ſeine Weiſe zu betreiben, war an Höfen grau geworden; Er merkte bald, durch welche unwürdige

dige Cabale ſein Geſchäft rückgängig wurde, gab ſeinem Herrn Nachricht von dem Allen, und Dieſer, welcher die vortheilhaften Geſinnungen der Prinzeſſinn für ihn kannte, nicht gern mit ſich ſcherzen ließ, und gewöhnt war, männlich und feſt in Allem, den richtigen Gang zu gehn, kam grade zu meinem Fürſten gefahren, bath ſich ein Geſpräch unter vier Augen mit ihm aus, öfnete ihm das Verſtändniß über die Art, wie man mit ihm ſpielte, und wuſſte durch ſeine anhaltende Beredſamkeit ihn dahin zu bringen, daß er ihm ſein Wort zur Vermählung gab. Jetzt ſtand bey der Fürſtinn Mutter alles auf dem Spiele; Sie war im Begriffe, durch dieſen einzigen mislungenen Schritt auf einmal allen Einfluß zu verliehren. Es war alſo höchſt wichtig, die Schuld der ganzen Cabale auf einen Dritten zu ſchieben, und dieſer Dritte wurde ich. Sie war ſo gütig alles auf mich zu wälzen; ich war das Opfer davon, und bekam, ich geſtehe es, ſehr wohlverdienter Weiſe, den Wink, ſogleich meinen Abſchied zu fordern und meinen Stab weiter zu ſetzen. Um dies aber glaublich zu finden, muß ich noch erzählen, was hauptſächlich mitwürkte, meinen Untergang zu beſchleunigen.

Der nachbarliche Fürſt, von dem die Rede iſt, hatte, bey viel vortrefflichen Eigenſchaften, doch auch — denn er war ein Menſch — ſeine kleinen Schwachheiten. Hierunter gehörte die Art, wie er ſeinen Erbprinzen (mit ſeiner erſten Gemahlinn erzeugt) erziehn ließ. Es war derſelbe ein kleiner Junge, von acht Jahren; aber ſchon hatte er ihn zum Obriſten bey ſeiner Garde ernannt, hatte ihm einen großen Orden umgehängt, und unter den Mitgliedern einer von ihm errichteten gelehrten Geſellſchaft ſtand der Knabe obenan. Das hieß nun in der That militairiſche Würden, Ehrenzeichen und Gelehrſamkeit lächerlich machen, und dem kleinen Jungen früh den närriſchen Gedanken einprägen: Ein Fürſtenſohn könne von Geburt ſchon auf alle Vortheile und Vorzüge Anſpruch machen, die andre Menſchen erſt durch Verdienſte erringen müſſen, oder: er käme mit allen den Verdienſten auf die Welt, welche Leute von geringerm Stande Anſtrengung und Fleiß koſten. Einſt, als ich mit meinem Herrn zum Beſuche dort war, kam mir dies ſo comiſch vor, (die Hintertreibung der Vermählung war ſchon im Werke) daß ich mir einige luſtige Einfälle darüber gegen ihn entfahren ließ. Um dies vollends in ein poſſierliches Licht zu ſetzen, entwarf ich zwey Zeichnungen. Das eine Blatt ſtellte einen Säugling, in einem kleinen Kinder-Wagen ſitzend, aber als General herausgeputzt, vor. Er hatte einen hölzernen Degen in der Hand. Die Amme zog den Rollwagen vor der Fronte eines Regiments her, und aus des Kindes Munde giengen die Worte: „Peſentits Wehr!“ (Präſentirt das Gewehr!) Auf dem andern Blatte war eine Doctor-Promotion zu ſehn, bey welcher auf dem höchſten Catheder ein kleines Kind präſidierte. Es hatte einen Doctor-Hut auf dem Kopfe, ſpielte mit einer Klapper, und die Kinder-Magd ſtand nebenan, und wuſch den Doctor-Mantel aus, den das Knäblein beſchmutzt hatte.

Dieſe Zeichnungen gefielen meinem Herrn ungemein wohl; Er konnte ſich nicht enthalten, ſie andern muntern Köpfen mitzutheilen; Bald wurden unter der Hand durch meine Feinde Copien davon genommen und — dem Fürſten von ***, der hier lächerlich gemacht war, mitgetheilt. Mit dieſen Zeichnungen in der Hand forderte der Beleidigte, als es zu der Erklärung zwiſchen ihm und meinem Herrn kam, Genugthuung, Beſtrafung des Pasquillanten.

Dennoch hätte mich, bey der ſehr ſanften Gemüthsart unſers Fürſten, die Mutter vielleicht aus aller Gefahr gezogen, wenn ich nicht ſo unpolitiſch, oder vielmehr ſo unerfahren geweſen wäre, ihre ziemlich deutlichen unplatoniſchen Anträge nicht zu verſtehn. Sie hatte mich würklich oft ſo merklich zu größerer Vertraulichkeit ermuntert, daß ich nachher oft nicht habe begreifen können, wie es möglich geweſen, daß ich das alles damals für fürſtliche Huld gehalten. Genug! dies beleidigte wenigſtens ihre Eitelkeit. So lange ſie indeſſen glaubte, ich könne ihr im Politiſchen helfen, unterdrückte ſie ihre Empfindlichkeit; jetzt aber, da das Gewitter ausbrach, koſtete es ſie um ſo weniger Mühe, mich aufzuopfern, da indeß mein boshafter Geſellſchafter, von deſſen Character ich Ihnen eine Schilderung gemacht habe, den Platz bey ihr eingenommen hatte, der mir zugedacht war.

So war ich denn alſo verabſchiedet; doch muß ich auch dabey dem Fürſten das Zeugniß geben, daß er dies mit einer Art that, die mich ſo wenig als möglich beſchimpfte — Es ſchien ihm Kummer zu machen; aber er war im Gedränge; er konnte nicht anders — So gern er plauderte; ſo würde doch niemand den wahren Zuſammenhang der Sache erfahren haben, wenn es möglich wäre, daß an einem Hofe die ärgerlichen Anecdoten eben ſo verſchwiegen blieben, als die guten Handlungen, die im Stillen geſchehn.

Daß nun plötzlich alle Geſichter ſich gegen mich veränderten: das läſſt ſich leicht begreifen; jedermann floh mich, wie einen verpeſteten Menſchen — Ich konnte dieſe Lection nicht ertragen. Da ich nicht ſogleich wuſſte, wohin ich mich wenden ſollte; ſo blieb ich, unter dem Vorwande einer Unpäßlichkeit, noch vierzehn Tage, in einem Zimmer eingeſchloſſen, das ich gemiethet hatte, in der Stadt — Der Fürſt war auf dem Lande. Während dieſer Zeit ſchrieb ich an meinen Oheim bey der Armee, und meldete ihm, in welcher Lage ich wäre. Bald nachher (Es war im November 1761) erhielt ich ohngefehr folgende Antwort:

„Ich weiß alles, und es iſt alles ſo gekommen, wie ich es vorausſah. Du haſt die Lehren Deines ſterbenden Vaters ſehr übel befolgt. Du haſt weder redlich, noch weiſe gehandelt. Es iſt billig, daß Du die Folgen davon trageſt. Der Prinz, deſſen Empfehlung Du ſo wenig Ehre gemacht haſt, will nichts mehr von Dir hören — Was iſt nun zu thun? Soll ich meine Hand von Dir abziehn? Dann wirſt Du, ſtatt daß Du bis itzt leichtſinnig und verführt geweſen, ein niederträchtiger Lump, und verführſt Andre. Alſo iſt es am beſten, wir ergreifen wieder den Soldatenſtand. Es iſt mir gelungen, Dir eine Lieutenants-Stelle bey unſerm Freycorps zu verſchaffen. Komm, ſobald Du kannſt! Bleibe nach Empfang dieſes Briefes keinen Augenblick länger in dem verfluchten Ottern-Neſte! Bringe mir keine Hofluft mit, und ſprich mir nie von der Teufels-Geſchichte, wenn wir Freunde bleiben wollen! Ich will ſie durchaus vergeſſen. Wir ſind ſchon in den Cantonierungs-Quartieren. Hier iſt ein Paß für Dich! Hier iſt Deine Marſch-Route! Hier iſt Geld! Ich hoffe, Du wirſt deſſen bedürfen; denn, wenn Du in der

„Rolle, die Du geſpielt, Deinen Beutel geſpickt haben ſollteſt; ſo komme mir nicht wieder vor die Augen, Adieu! Ich bin Dein „treuer Oncle"

„von Biedersdorf."

Sobald ich den Brief bekam, packte ich meine Sachen ein, bezahlte die wenigen Schulden, die ich hatte, und reiſete zur Armee.

Zuſatz von Carolinen.

Beſte Frau Räthinn! nehmen Sie heute damit vorlieb! Die Fortſetzung der Geſchichte ſollen Sie nächſtens erhalten, von Ihrer aufrichtigen Dienerinn ꝛc.

Funfzehnter Brief.

Von dem Gerichtshalter Potteſius, an den Herrn Conſiſtorialrath und Superintendenten Waſchmann in * * *.

Ehrenfeld den 20ten October, 1773.

Indem nach Ew. Hochwürden wertheſtem Wohlergehn mich ſchriftlich zu erkundigen, ich durch gegenwärtige Zeilen mir die Freyheit nehme, als wozu ein in hieſigem hochadelichen Gerichte ſich ereignender Vorfall, welchen, in ſo fern derſelben für das forum eines hochwürdigen und hochpreislichen Conſiſtorii ſich zu qualificieren anſcheinen will, an die Behörde ſchuldig zu berichten, keinen Anſtand nehmen kann, mir die nähere Veranlaſſung an die Hand giebt; ſo habe gedachten Caſum hiermit in der Kürze vorzutragen mir die Ehre geben wollen.

Vor circa zwey Jahren kam ein fremdes Frauenzimmer, ſauber angekleidet, begleitet von einem Bothen, weiblichen Geſchlechts, welche derſelben Effecten in einem Bündel trug, in hieſigem

ſigem Gerichte und Dorfe wohlbehalten und, dem Anſcheine nach, geſund an, jedoch vorgebend, ſie müſſe, ihrer ſchwächlichen cörperlichen Conſtitution wegen, die reinere Landluft genieſſen, zu welchem Endzwecke beſagtes Frauenzimmer, nachdem ſolches vorhero die Bothinn zurückgeſchickt, mit einem vom Dorfe in einiger Entfernung, nahe am Holze wohnenden Colono dahin einig wurde, accordirte und ſich verglich, daß gedachter Colonus, Johann Heinrich Näſenring mit Namen, ihr gegen baar zu praeſtirende, jedesmal praenumerando zu leiſtende Zahlung, eines billigen Koſt-Geldes, ein Stübchen in ſeiner Wohnung, ſodann jeden Mittag und Abend ein Gericht, wie es die Land-Haushaltung giebt, reſpective einräumen und darreichen ſollte.

Anerwogen nun mein Officium, als hochadelichen Juſtitiarii hieſelbſt, mir die Pflicht auflegte, dahin Bedacht und Rückſicht zu nehmen, auch richterlich zu walten, daß kein böſes Geſindel ſich im Dorfe niederlaſſen, und demnächſt der Armen-Caſſe zur Laſt fallen möge; ſo erkundigte mich fleiſſig, in Gemäßheit der Bettel-Verordnung de anno 1758. (Vide Collect. Conſtitut. Volum. 123. pag 1051) *) was mehr beſagte Perſon um die Hand hätte, ob ſie praeſtanda praeſtiere, und wie ihr Lebenswandel beſchaffen; auf welche Information dann berichtet wurde: „Es lebe das fremde Frauenzimmer ſehr eingezogen, gehe oft zu ganzen Tagen im Holze allein ſpatzieren, oder ſetzte ſich mit einer Laute oder Cither, ſo ſie mitgebracht, an dem Mühlbache hin, ſpiele dann und ſinge kläglich klingende Lieder, ſo daß zu vermuthen, es mögte wohl nicht allerdings gut um ihren Verſtand ausſehn; Auſſerdem ſchreibe ſie und leſe auch zuweilen ſehr andächtig in Büchern; den beträchtlichſten Theil des Tages aber verwende ſie zu Verfertigung recht feiner Hand-Arbeit, welche ihre Hauswirthinn, Näſenrings Ehefrau, in der Stadt zu Gelde machen müſſe, von welchem Gelde ſie jedesmal richtig die verglichene Penſion bezahlte," worauf dann, angeſehn ich mich bey dieſer Nachricht

---

*) In einem ſolchen Lande kann es nicht anders, als äuſſerſt ordentlich und gut hergehn, in welchem die Sammlung der Landes-Geſetze und Verordnungen über hundert dicke Bände ausmacht.

richt vollkommen beruhigen konnte, den Colonum Näſenring jedesmal mit dem Injuncto entließ, fernerhin genau Acht zu geben, und das Vorkommende gerichtlich anzuzeigen.

Nun trug es ſich vor praeter propter zwey Monaten zu, daß der hieſige Schulmeiſter, Daniel Lämmerhirt, mir eine ähnliche Anzeige that, als in beyliegendem ſchriftlichen Berichte von ihm wiederholt wird, worauf das inculpirte fremde Frauenzimmer höflich zu mir beſcheiden ließ, und, nachdem Daſſelbe, einiger Weigerung ohnerachtet, erſchien, ſie um ihren Namen, Stand, Religion, Zweck ihres Hierſeyns, vi judiciali, befragte, und ihr darneben andeutete und zu vernehmen gab: wie, daß gegen ſie von Seiten des Ludi magiſtri Klage erhoben, als habe ſie ſich beykommen laſſen, demſelben in ſeinem Officio Eintrag zu thun, maaſſen ſie propria auctoritate eine quaſi Schule für junge Mädgen angelegt; da dann Inculpatinn ſich folgendergeſtalt ad protocollum vernehmen ließ:
,,Sie heiſſe Stallheim, ſey von dem Stande,
,,wie alle übrigen Menſchen, darneben Witwe,
,,und ein freyes Geſchöpf auf Gottes Erdboden,

„chriſt chatoliſcher Religion; lebe hier, weil es ihr hier gefalle; habe keine Schule angelegt, ſondern gebe ſich Mühe, ohne zeitliche Vortheile davon zu erwarten, den Verſtand fähiger aber durch die gemeine Bauern-Erziehung verwahrloſeter junger Mädgen aufzuklären, ihr Herz zu bilden und (wie ſie ſich ſehr zweydeutig ausdrückte) ſie empfänglich zu machen; ſolle ihr auch dies niemand je verbiethen können, caſu quo ſie ſchon Mittel finden wolle, ſich recta via bey Sereniſſimo darüber zu beſchweren.“

Nun gerieth in der That in einige Verlegenheit, wohlerwogen, daß nicht erwartet hatte, dieſe Perſon aus einem ſolchen Tone reden zu hören; und da immittelſt einige Beſorgniß bey mir entſtand, als könne etwa beſagte Stallheim zu der hochadelichen Familie dieſes Namens gehören, und nur aus Motivis einer Melancholiae oder anderweitiger Debilität oder Schwäche dieſe ſonderbare Lebensart ergriffen haben, nachher aber mir Verdruß von Seiten der hohen Angehörigen oder gar meiner gnädigen Herrſchaft erwachſen, wenn die Sache gar zu ſtrenge nehmen wollte; ſo ſtellte mich mit vorerwähnter Erklärung ad interim zufrieden, und ließ connivendo zu, daß das angerühmte Aufklärungs- und Empfänglichmachungs-Geſchäfte fortgeſetzt wurde.

Wenn aber aus dem neuern hierbeygelegenem Berichte des tit. Lämmerhirts des Breiteten ſich an den Tag legen will, daß beſagte conventicula bey der queſt. Stallheim nicht allerdings die beſten Folgen zu haben ſcheinen; als habe ich, bevor hierüber Anzeige in forma bey hochfürſtlichem hohen Conſiſtorio thäte, vorhero Ew. Hochwürden gewogenen Rath und ſentiment darüber mir devoteſt erbitten wollen. Folgt nun des ludi magiſtri libellum in extenſo und die Verſicherung der vollkommenſten ꝛc.

P. S.

Mein gnädiger Herr Principal befinden ſich gegenwärtig, wie durch ein herablaſſendes Handſchreiben geſtern davon benachrichtigt worden, in Lauſanne, in erwünſchtem Wohlſeyn.

Des Schulmeiſter Lämmerhirts Bericht.

Hochgebiethender Herr Gerichtshalter!

Es iſt nun gar nicht mehr auszuhalten, mit der neuen After-Schule, bey dem fremden catholiſchen Weibsbilde. Ich war geſtern da, und ſagte es ihr gerade heraus, daß ich es nun ſumma ſummarum höchſten Orts anzeigen wollte, und da ſagte ſie: das könnte ich thun, nach Belieben, und da ſagte ich: es ſollte ihr ſchon gewieſen werden. Die jungen Mädgens werden da durch die Bank verdorben. Wenn man vorbey geht vor Näſenrings Hauſe; ſo iſt ein Parlee oben in der Stube, daß es eine Sünde und Schande iſt. Es geht da ſalva venia her, wie in einer Juden-Schule. Ich bitte, mein Hochgeehrteſter Herr Gerichtshalter! Sie wollen ein Einſehn haben. Die Mädgens paſſen gar nicht mehr auf das, was ich ſage, ſo ſuperklug werden ſie in der After-Schule. Hanns Dippelmanns ſein Gretel, die um Oſtern ſoll confirmirt werden, die kriegte ich neulich vor, und fragte, warum ſie geſtern nicht in der Schule geweſen wäre; da ſagte ſie: ich ſpräche in der Schule den Kindern doch nur dummes Zeug vor.

Ja! denken Sie an, mein Herr Gerichtshalter! Aber es iſt ihnen alles nichts gut genug, und die Eltern klagen gewaltig. Die Eine munkirt ſich über den Calender, die Andre über meine Perrücke des Sonntags. Ein Schullehrer verliehrt alle Achtung, wenn das die Jungens erſt merken. Sonſt weinten ſie Alle, wenn der Herr Paſtor gegen das Ende der Predigt die Stimme ſo recht heraushob, jetzt critenſiren ſie ſeine heiligen Reden. Die alten Kern-Geſänge, die ſo rechte Magen-Stärkung ſind, verwerfen ſie und ſingen welche von der Madam. Da kommen Worte darinn vor, die ich mein Lebtag noch nicht gehört habe. Des Sonntags gieng ſonſt das junge Volk heraus. Es gieng immer ehrbar und ordentlich her; aber ſie verlurſtirten ſich doch. Jetzt geht die catholiſche Madam mit ihnen in das Holz und da tanzen ſie im Kreiſe herum, und haben Blumen an einander gebunden und ſich einander angefaſſt, und ſumma ſummarum es ſieht aus, wie der güldene Kälber-Dienſt. Die jungen Purſche gehen nun aus Deſprazion in das Wirthshaus. Die Hanna, Jürgen Pfefferkorn ſeine Tochter, die war mit dem reichen Jochen Drilling verſprochen. Nun

will

will ſie ihn nicht, ſie ſagt: Geld mache nicht glücklich, und der Kerl ſey ihr zu grob — Ey ſeht doch! zu grob? auf einmal! Aber ihr Vater ſagt, er wollte es ihr ſchon anſtreichen, ſie ſollte ſehn, daß er noch gröber wäre.

Nun alſo, Hochgeehrteſter Herr Gerichtshalter! ſo habe ich dies in Unterthänigkeit melden wollen, und bitte nochmals nach meiner Wenigkeit um Hochrichterliche Hülfe und Abſtellung. Nein! ſo kann es unmöglich bleiben; das muß das Conſiſtorium wiſſen; der ich verharre ꝛc.

Sechzehnter Brief.

Von Carolinen Felmer, an die Räthinn Homann.

Birkenthal, den 30ſten October 1773.

Alſo hat Ihnen der Anfang der Geſchichte des armen Herrn von Mildenburg gefallen, und Sie wünſchen, verehrungswürdigſte Freundinn! daß ich Ihnen die Fortſetzung ſchicke? — Wohl; hier iſt ſie! Behalten Sie nur das Ganze! Ich habe es ausdrücklich für Sie abgeſchrieben. Briefe haben wir kürzlich keine von dem guten Manne erhalten. Nur in einen Paar Zeilen hat er dem Herrn Paſtor ſeine Ankunft in *** gemeldet und, nächſtens mehr von ſich hören zu laſſen, verſprochen. Ich bin ermüdet vom Abſchreiben; Leben Sie wohl, würdige Frau!

Fortſetzung der Geſchichte des Herrn von Mildenburg.

Ich kam im Herbſte 1761 zu der Armee. Mein Oheim empfing mich freundſchaftlich, ſprach, ſeiner Gewohnheit nach, überhaupt wenig, aber von meinen letztern Begebenheiten gar nichts. Ich wurde bey dem ***ſchen Freycorps angeſetzt, und der redliche Biedersdorf ſchenkte mir das Geld zur Equipage.

Laſſen Sie mich hier ein wenig verweilen, um Ihnen eine Schilderung von dieſem guten Manne zu entwerfen! Er war eben ſo wenig, als meine ſelige Mutter, in der Jugend in Glanz und Reichthum erzogen worden; doch waren ihre Eltern nicht ganz arm und dabey redliche Leute, konnten ihnen alſo eine feine und gute Erziehung geben. Indeſſen blieb meinem Oheime nichts übrig, als den Soldatenſtand zu wählen; Er diente in dem erſten ſchleſiſchen Kriege mit Ruhm und Ehre. Sein grader, ofner Character, ſeine Dienſtfertigkeit und Gutmüthigkeit, erwarben ihm allgemeine Achtung, wurden aber auch täglich gemisbraucht. Man betrog ihn ſo oft und ſo viel, daß es kein Wunder geweſen ſeyn würde, wenn er zuletzt alle Menſchenliebe verlohren hätte. Die Geld-Summen, welche er durch ſeine Gutherzigkeit einbüßte, waren dabey der geringſte Schaden; aber ſo manche ſchmerzhafte, bittre Empfindung über die Falſchheit und Untreue

Derer, denen er ſich ſo mit liebevoller Seele ganz hingegeben hatte — das that weh, und verſtimmte ſeine Laune nach und nach ſo ſehr, daß wer ihn nicht kennt, ihn jetzt für einen rauhen, unfreundlichen Mann halten muß. Allein ſein Herz iſt darum nicht weniger warm und theilnehmend; Er thut in der Stille ſo viel Gutes, als nur immer ſeine Kräfte vermögen; er thut es aber in der That recht verſtohlner Weiſe. Schämt er ſich ſeines Wohlwollens; fürchtet, die Menſchen mögten ihren Hohn darüber haben, daß ein Mann, den ſie ſo oft zum Beſten gehabt, noch immer ſo brüderlich mit ihnen umgienge? Oder fürchtet er etwa, wenn ſeine Wohlthätigkeit bekannt würde; ſo mögten zu Viele darauf Anſpruch machen; ſein Vermögen würde nicht hinreichen, und ſein Herz dabey leiden? Er redet wenig, mehrentheils nur in abgebrochenen Sätzen; aber was er ſagt, das hat ein ſonderbares Gepräge von Originalität. Es iſt wahre Kraft darinn, und man könnte oft über zehn Worte, die er ſagt, ganze Seiten voll ſchreiben. Entfährt ihm einmal ein witziger Einfall; ſo iſt dieſer immer ein wenig bitter. Uebrigens iſt er ſtrenge pünctlich, ordentlich, wahrhaftig, und ſeiner Zuſage, auch in den geringſten Kleinigkeiten, unwandelbar treu! Bey dem Freycorps, bey welchem wir ſtanden, ließ ſich ſchon hie und da gute Beute machen; Er würde indeſſen dieſe Art, etwas zu gewinnen, gänzlich vernachläſſigt haben, wenn nicht der Gedanke, meine Mutter, meine Schweſter und mich zu unterſtützen, ihn bewogen hätte, kleine Vortheile von der Art, wozu ihm der Krieg das Recht gab, ſich zu Nutze zu machen; Doch ſammelte er keine Capitalien.

Der Herbſt neigte ſich nun zum Ende; der König der beym Schluſſe dieſes Feldzugs würklich in einer bedenklichen Lage war, nahm in Breslau ſein Haupt-Quartier; die Armee bekam ihre Winter-Quartiere längſt der Oder angewieſen; unſre Freycorps aber muſſten immer die Feinde beobachten, und wurden von den leichten Truppen der Feinde in beſtändiger Thätigkeit erhalten. Im December des Jahrs 1761 gab die Regierungs-Veränderung in Rußland unſern Umſtänden eine beſſere Wendung. Die Trennung der Ruſſen von der feindlichen Armee verſchaffte uns mehr Ruhe; nun gab es in den Winter-Quartieren Gelegenheit zu luſtigen Geſellſchaften, und ich machte viel neue Bekanntſchaften. Mein Oheim warnte mich vor aller Art von Ausſchweifung, ließ mich wenig aus ſeinen Augen und ich folgte ſeinem väterlichen Rathe, bis auf einmal nach, da ich mich zum Spiele verleiten ließ, und nicht nur alles baare Geld, ſondern auch die kleinen Koſtbarkeiten, als Uhren, Ringe u. d. gl. verlohr, die ich am Hofe geſammelt hatte. Der redliche Biedersdorf ließ mich am folgenden Morgen zu ſich rufen, warf mir eine Rolle mit Ducaten auf den Tiſch, und ſagte: „da haſt Du das, „was ich heute Deiner armen Mutter ſchicken „wollte. Sie mag nun ſehn, wie ſie fertig „wird! Ich muß dafür ſorgen, daß Dir's nicht „an Gelde zum Verſpielen fehle." — Ich ſchämte mich, und ſpielte vorerſt nicht mehr.

Der Soldatenſtand fieng an, mir zu gefallen; das Frühjahr 1762 rückte heran, und ich bezeugte meinem Oncle, wie groß mein Verlangen wäre, mich einmal durch eine beſonders kühne und tapfre That auszuzeichnen: „Ich „hoffe" antwortete er „Du wirſt immer Deine

„Schuldigkeit thun. Das iſt vorerſt alles, was „von Dir, als Subaltern-Officier, gefordert „werden kann. Unberufen die Gefahr ſuchen „und ſich hineinſtürzen, das wäre unvernünftig. „Haſt Du aber ein Paar Mark-Knochen zu viel; „ſo thue, was Dir beliebt!" Ich geſtehe, daß mich die Idee, bloß das Werkzeug Andrer zu ſeyn, gar keinen eigenen Willen zu haben, nicht ſelbſt einen gewagten Plan anlegen und ausführen zu dürfen, ſehr demüthigte. Ueberhaupt behagte mich die Subordination nicht, und ich wäre lieber General als Lieutenant geweſen. Oft redete ich mit meinem Oheime über die fatale Nothwendigkeit, ſich in dieſer Welt zuweilen von ſchwächern und ſchlechtern Menſchen regieren und ſich Befehle geben laſſen zu müſſen, und meine am Hofe zum Spotte und übereilten Tadel geübte Zunge pflegte dann unſre Staabs-Officiere der Reyhe nach zu muſtern, und es waren Wenige unter ihnen, an denen ich nicht eine Menge Dinge auszuſetzen gehabt hätte. „Es „iſt wahr" ſagte dann mein Oncle „daß dieſe „Leute nicht ſo erhabene Genies ſind, wie Du, „mein Kerlchen! Auch haben ſie mit ihrem eingeſchränkten Verſtande noch keine ſo glänzende

„Rolle geſpielt. Es iſt nur Schade, daß unſer
„groſer König nicht weiß, was er an Dir für
„einen Mann hat. Von einer andern Seite
„aber iſt es doch auch gut, daß nicht die ganze
„Armee aus ſolchen Kraftmännern beſteht. Wo
„würden wir gemeine Soldaten finden? Und
„wenn Jeder ſich berufen fühlte, nach ſeinem
„eigenen Plane zu handeln; ſo würde wohl
„ſchwerlich je der Hauptplan des Einzigen, der
„das Ganze überſieht, ausgeführt werden.
„Man hatte in der alten Welt die Meinung, daß,
„dieſen Einzigen ausgenommen, der an der
„Spitze ſteht, zu allen wichtigen Geſchäften,
„Menſchen von mittelmäßigern Facultäten, die
„aber immer bedachtſam, pünctlich, ohne Ueber-
„eilung, ohne zu übertriebenes Selbſtvertrauen
„handeln, und dabey die kleinern nöthigen De-
„tails nicht vernachläſſigen, nützlicher wären, als
„die unruhigen, nach zweckloſer Thätigkeit dur-
„ſtigen Feuerköpfe, von denen man gar viel
„Beyſpiele haben ſoll, daß ſie dumme Streiche
„machen, da, wo es auf practiſche Klugheit und
„kaltblütige Ueberlegung ankömmt. — Doch,
„nichts vor ungut, Herr Vetter!“

Es war bey Reichenbach, wo der Herzog von Bewern, bey deſſen Corps wir ſtanden, angegriffen und die Bagage von den Feinden weggenommen wurde. Wir ſchlugen zwar Dieſe zurück und bekamen den größten Theil unſrer Wagen, Päckerey, und Pferde wieder; aber das Unglück wollte, daß meine Equipage in den Händen der Feinde blieb. Mein redlicher Oheim erſetzte mir dieſen Verluſt auf die großmüthigſte Weiſe, und da es ihm nicht entwiſcht war, daß ich an dieſem Tage ohne Tollkühnheit meine Pflicht gethan hatte; ſo lobte er mich, und ſagte: „Ich gebe dies Geld mit Vergnügen her. „Du ſiehſt, daß die Vorſehung nicht ungerecht „iſt. Du haſt als ein braver Kerl gehandelt, „und haſt Deine Equipage verlohren; allein zu „eben der Zeit habe ich ſo viel Beute gemacht, „daß ich heute im Stande bin, (geſtern war ich „es nicht) Dir Deinen Verluſt zu erſetzen. Du „haſt nun, neben der Beruhigung, nichts verſehen zu haben. den Erſatz Deines Schadens, „und ich die Freude, Dir Gutes zu thun."

Wir wohnten im October 1762 der Belagerung von Schweidnitz bey, und marſchierten dann mit nach Sachſen.

Als der General Seidlitz bey Auersbach die Feinde überfiel, war unſer Corps gleichfalls dabey. Die Begierde, mich auszuzeichnen, war in mir nicht unterdrückt. Ich hatte mit einem ſchwachen Commando einen detachirten Poſten. Wir ſtieſſen auf einen ſechsmal größern Trupp Feinde, und es wandelte mich eine Luſt an, Dieſe anzugreiffen; allein ſie machten mir ſehr viel zu ſchaffen. Endlich waren wir im Begriff, ich darf es wohl ſagen, durch unſre ſeltne Tapferkeit, Meiſter über ſie zu werden; als ein gewiſſer Hauptmann von Blitzbach, ein Menſch, den ich für einen äuſſerſt ſchiefen Kopf und ſchwachen Pinſel hielt, mit ſeinen Leuten mir zu Hülfe eilte und, da freylich ſchon der Sieg entſchieden war, mich in den Stand ſetzte, dieſen ganzen Schwarm von Feinden gefangen zu nehmen. Dieſe That machte Aufſehn, und da der Hauptmann mein Vorgeſetzter war; ſo fiel die ganze Ehre unverdienter Weiſe auf ihn, und er bekam — den Orden. Eine Beute, einige hundert Thaler an Werthe, war alles, was ich dabey gewann. Nie glaubte ich mehr Urſache gehabt zu haben, über Ungerechtigkeit zu murren, als bey dieſer Gelegenheit, und nie brachte mich der

der ehrliche Biedersdorf durch ſeinen kalten Spott ärger aus der Faſſung, als damals. „Du meinſt „alſo, mein lieber Don Quixotte!“ ſagte er „Du hätteſt dafür eine Belohnung verdient, daß „Du, ohne Ordre, Deine braven Leute der Gefahr ausſetzeſt, von der größern Anzahl übermannt und aufgerieben zu werden? In Arreſt „ſollte man Dich ſchicken! Glaubeſt Du, unſre „Soldaten wären darum in der Welt, damit ſie, „auf Koſten ihrer graden Glieder, Dir zu einer „Probe helfen müſſten, ob Du Deine Tollkühnheit für Tapferkeit gelten machen könneſt?“ — In dieſem Tone fuhr er, ſo wenig geſprächig er auch ſonſt war, eine lange Zeit fort; Ich gieng verdrießlich und gedehmüthigt von dannen.

In den Winter-Quartieren ließ ich mich noch einmal zum Spiele verleiten. Ich hätte verdient, wieder zu verliehren; allein theils wäre mein edler Oheim am härteſten dadurch geſtraft worden, (denn er hätte mich doch gewiß nicht im Stiche gelaſſen) theils wuſſte die Vorſehung, daß ich bald ohne meine Schuld in den Fall kommen würde, Geld zu bedürfen — Ich gewann alſo eine beträchtliche Summe.

Meine Caſſe war auf ein Paar hundert Louisd'or angewachſen, als im Jahre 1763 der Friede publiciert wurde. Die Officiers, welche unter dem Freycorps gedient hatten, wurden nun theils in andre Regimenter eingeſetzt, muſſen aber einen Schritt zurückdienen, theils erlaubte man ihnen, ihren Abſchied zu nehmen; In dieſem letztern Falle waren wir Beyde, mein Oheim und ich. Erſterer konnte ſich nicht entſchlieſſen, ſich zurückſetzen zu laſſen. Was mich betrifft; ſo habe ich Ihnen geſagt, daß mein verſtorbener Vater ſehnlichſt wünſchte, ich mögte mich einem andern Stande, als dem Militair, widmen. Die Verlegenheit, in welcher ich nach meiner Verabſchiedung vom Hofe geweſen, hatte meinen Oncle bewogen, das ausdrückliche Verboth ſeines Schwagers auf dem Sterbebette zu übertreten. Jetzt aber, und da er glaubte, daß ich mit meinen kleinen Kenntniſſen leicht ein beſſeres Unterkommen und die Gelegenheit nützlicher zu werden, anderswo finden könnte, als in Friedenszeiten Officier zu bleiben, willigte er ein, daß auch ich meinen Abſchied nahm. Wir verlieſſen die Armee, und reiſeten im November 1763 zu meiner Mutter und Schweſter nach Halle.

Wir überraſchten die beyden Frauenzimmer durch unſre unerwartete Ankunft. Sie lebten dort äuſſerſt eingezogen, wie es ihren Vermögens-Umſtänden angemeſſen war, und giengen ſelten aus; doch hatten ſie, auch ohngerechnet die Zuſchüſſe, welche ſie von Biedersdorf geſchickt bekommen, immer ſo viel von unſerm kleinen Vermögen gerettet, daß von den Zinſen zwey einzelne Frauenzimmer ihren ſtillen Haushalt fortführen konnten, ohne Noth zu leiden. Wir beſchenkten ſie, und blieben einige Monate bey ihnen in Halle, um uns auszuruhn und indeß unſre Plane für die Zukunft reif werden zu laſſen. Meine Schweſter war nun funfzehn Jahre alt, hübſch herangewachſen, und dabey von angenehmer Geſichtsbildung; allein die Stimmung ihres Herzens und Geiſtes wollte uns, beſonders meinen guten Oheim, gar nicht behagen. Sie hatte ſich gewaltig viel mit der neuen Litteratur zu ſchaffen gemacht, hatte den Kopf voll von Romanen und Gedichten, empfindelte, lebte in einer Ideen-Welt, und es war vorauszuſehn, daß ſie in der würklichen, bey der geringſten wiedrigen, ihre romanhaften Begriffe von Glückſeligkeit nicht begünſtigenden Erfahrung, ſich ſehr unglücklich fühlen würde. Sie ſprach in lauter Tropen und Superlativen, las bey Mondenſcheine, vor dem ofnen Fenſter, in Youngs Nachtgedanken, ſchmolz bey den göttlichen Tönen einer Flöte, hatte für alles, was ihr weiches Herzchen rührte, die Wörter: herrlich, himmliſch, allerliebſt und dergleichen, die doch damals noch nicht in ſo allgemeinem Cours waren, in Bereitſchaft, und gab ihrer Köchinn, deren materiellen Seele ſie aus dem groben Stoffe herauszuarbeiten dachte, Grandiſon und Clariſſen zu leſen — Mein Oncle ſchüttelte den Kopf, und pfiff ein Stückgen, ſo oft ſie ihre Weisheit und Güte auskramte.

Nachdem wir alles wohl überlegt hatten, was in der Zukunft für uns zu thun ſeyn mögte; ſo wurde Folgendes beſchloſſen: Wir hatten die Vorſicht gebraucht, noch nicht beſtimmt um den Abſchied, ſondern vorerſt nur um Urlaub für mich bey dem Könige nachzuſuchen. Würde es mir daher nicht gelingen, irgendwo in Hof- oder Civil-Dienſten anzukommen; ſo blieb mir noch immer der Weg übrig, um Einſetzung in ein Feld-Regiment im preuſſiſchen Corps nachzuſuchen.

Der Herr von Biedersdorf hatte indeß durch gute Vorſprache eine Hauptmanns-Stelle in Dienſten des Herzogs von Würtenberg erlangt. Sobald er dieſe angetreten haben würde, wollte er forſchen, ob dort auch für mich etwas zu thun wäre. Ich ſollte aber jetzt einen Theil meines kleinen Schatzes angreifen, um eine Reiſe durch einige Provinzen von Teutſchland zu machen, und mich auch anderswo nach einem Plätzgen umzuſehn.

Ehe ich nun fortfahre, meine übrigen Begebenheiten zu erzählen, will ich nur in wenig Worten ſagen, was aus meinem redlichen Oheim geworden iſt. Wir fuhren im Jahre 1764 von Halle weg, trennten uns dann; ich verfolgte meine Reiſe, und er gieng grade nach Stuttgard. Er ſahe dort bald, daß für mich an dieſem, mit Leuten überſetzten, prächtigen Hofe, ſich keine Ausſicht zu einer ſichern Verſorgung zeigte; Er ſelbſt aber fand ſich auch dort nicht ſo glücklich, als er es verdiente. Es würde zu weitläuftig ſeyn, wenn ich Ihnen ein Bild der mannigfaltigen Unglücksfälle vor Augen ſtellen wollte, die ihn ſeit dieſer Zeit betrafen. Mit Cabalen und Ränken von Seiten böſer Menſchen, mit Seelen-Leiden mancher Art, mit Krankheit, Unglücksfallen und mit der Falſchheit heuchleriſcher Freunde kämpfte er ſo lange, bis er endlich gar, als der Herzog ſich gezwungen ſahe, einen Theil ſeiner Kriegsvölker zu verabſchieden, reduciert wurde. Hierauf war er eine Zeitlang auſſer Thätigkeit und in einer Gemüthsſtimmung, die ihn mistrauiſch und menſchenſcheu machte. Vor einigen Jahren gelung es ihm, in franzöſiſche Dienſte zu kommen. Er wurde in ein Regiment eingeſetzt, mit welchem er bald nachher nach Weſt-Indien geſchickt wurde; Dort lebt er noch jetzt. Nur einmal habe ich einen Brief von ihm erhalten, in welchem er mir ſchrieb, daß es ihm, was das Oeconomiſche beträfe, ziemlich wohlgienge. Indeſſen hoffe ich dieſen rechtſchaffenen Mann noch einmal wieder in unſer teutſches Vaterland zurückkommen zu ſehn.

Wenn ich Ihnen eine weitläuftige Beſchreibung meiner Reiſe an den teutſchen Höfen umher liefern wollte; ſo würde ich Ihnen vielleicht Langeweile machen und dabey fürchten müſſen, in den ſatyriſchen Ton zu fallen, den ich mir ſo gern gänzlich abgewöhnen wollte. Nur ſo viel darüber! Ich fand faſt aller Orten mehr äuſſern Schein, als Realität; eine große Dienerſchaft und wenig wahrhaftig nützliche, fleiſſige Arbeiter; prächtige Titel und kärgliche Bezahlung; viel Glanz und wenig Wohlſtand; großen Aufwand und leere, mit Schulden belaſtete Caſſen; reiche Jünglinge, durch ſüße Verſprechungen und Flitterwerk herbey gelockt, aber getäuſcht in ihren Erwartungen, und dabey Vermögen und Geſundheit zugeſetzt, wenn ſie Männer geworden; Intrigue und Feindſchaft Aller gegen Alle; Deſpotismus, Anmaßung, Sittenloſigkeit und Inconſequenz, unglückliche Ehen und verwahrloſete Erziehung — Nirgends aber eine annehmliche Ausſicht zu einiger Verſorgung für mich.

Endlich ſchien es jedoch, als wenn ich hoffen dürfte, an dem Hofe des *** von *** mein Unterkommen zu finden. Dort war man eingenommen von Allem, was aus dem Preuſſiſchen kam. Man trug mir eine Hauptmanns-Stelle unter der Garde an; allein da ich erklärte, es ſey nicht meine Abſicht, im Militair zu bleiben, und ich mir merken ließ, daß ich nicht ohne Wiſſenſchaften wäre, ließ der Fürſt mir den Vorſchlag thun, in ſeiner Domainen-Cammer und zugleich bey Hofe mich anſetzen zu laſſen, welches ich willig annahm, nachdem man mir einen nicht zu verachtenden jährlichen Gehalt zugeſichert hatte. Zu Anfange des 1765ſten Jahrs, im ſechs und zwanzigſten meines Lebens, trat ich meinen Dienſt an. Bald darauf beredete meine Mutter ihre einzige Tochter zu einer ſehr unglücklichen ehelichen Verbindung mit einem Land-Edelmanne, und als Erſtere bald darauf ſtarb; ſo überließ ich meiner Schweſter durch eine Schenkung unſer kleines Vermögen.

Der Fürſt, dem ich nun diente, war ein ſteifer, feyerlicher, ernſthafter Herr, ſehr eingenommen von ſeiner Weisheit und landesväterlichen Güte, und überzeugt, daß die Fürſten aus ganz anderm Stoffe, als wir Erdenklöße gebildet werden. Er handelte aus dem Kopfe, nie aus dem Herzen, calculirte alles, liebte niemand, ſondern glaubte immer gerecht zu handeln, hielt auf ſchnelle und ſtrenge Juſtitz, wähnte, er müſſe ſeine Diener und Unterthanen ſtets in einer ſo glücklichen Mittelmäßigkeit von Gütern und Freuden aller Art erhalten, daß ſie weder Mangel und Noth litten, noch ihr Haupt zu hoch erhöben, oder ſich unterſtünden, zu raiſonniren und Kraft und Freyheits-Gefühl zu zeigen wagten. Er war daher verſchloſſen, höflich, kalt, untheilnehmend, feſt in ſeinen Entſchlüſſen und unerbittlich, verließ ſich auf niemand, trauete Keinem, und wollte alles ſelbſt ſehn, ſelbſt thun, ſelbſt verſtehn.

Vielleicht wäre dieſer Character grade der, welcher einem regierenden Herrn bey unſerer jetzigen Staats-Verfaſſung am mehrſten ziemte, wenn derſelbe dann auch von den erhabenſten Geiſtes-Fähigkeiten, von Mäßigkeit, Nüchternheit, ununterbrochener Thätigkeit, eſprit de detail, ſtrenger Moralität und Bezähmung aller Leidenſchaften begleitet wäre — Aber daran fehlte dort ſehr viel. Indem mein Fürſt ſein Wort für unbedingtes Geſetz und ſeine Einſichten für den Probierſtein aller Weisheit hielt; ſo glaubte er, daß niemand ein Recht haben könne, über ſeine Handlungen zu urtheilen, daß ſein Wille und ſeine Triebe ſeine einzigen Geſetzgeber ſeyen, und daß es eine andre Sittenlehre für Fürſten als für die übrigen Menſchen gäbe.

Seine Gemahlinn war eine verſtändige, liebenswürdige und ſanfte Frau; aber er wuſſte ihren Werth nicht zu erkennen. Bey der kalten Höflichkeit, womit er ihr begegnete, wurde ſie in der ſtrengſten Sclaverey gehalten, durfte durchaus keinen Willen haben. Die Wahl der Leute, die ihren Hofſtaat ausmachten, der Bücher, die ſie leſen, der Kleider, die ſie tragen, der unſchuldigen Vergnügungen, die ſie genieſſen ſollte — das alles hieng nicht von ihr ab, ſondern wurde ihr vorgeſchrieben — eine Sultaninn im Serail zu Conſtantinopel kann nicht in größerem Zwange leben, als dieſe gute Fürſtinn. Dazu kam, daß ihr Gemahl eine Maitreſſe unterhielt, die im höchſten Grade herrſchſüchtig, ränkevoll und eigennützig war. So ſehr er nun auch übrigens deſpotiſch verfuhr und von keinem ſeiner Staatsbedienten Rath forderte oder annahm; ſo vermogte doch die Verleumdung dieſes böſen Weibes und ihrer niederträchtigen Creaturen, ſehr viel über ihn, und indeß eine Vorbitte ſeines erſten Miniſters zum Vortheile irgend eines redlichen Mannes keinen Eingang bey ihm fand, ſchlug das Mistrauen, welches ein ſchelmiſcher Cammerdiener in ihm gegen die treueſten ſeiner Unterthanen erweckte, tiefe Wurzeln.

Kriechende Unterwerfung und niedrige Schmeicheley waren alſo die Mittel, an dieſem Hofe ſein Glück zu machen. Ein einziges freyes, in der Ergieſſung eines warmen Herzens herausgeſtoßenes Wort konnte einen Menſchen Ehre, Gut und Blut koſten, und eine demüthige Verbeugung, ein plattes Compliment, ein Röllchen mit hundert Ducaten auf den rechten Platz gelegt, ein elendes Gedicht auf den Namenstag der Maitreſſe, derſelben mit krummen Rücken überreicht, ein Artikel zum Lobe des großen Fürſten, den man für ein Paar Thaler, in den hamburgiſchen **unpartheyiſchen** Correſpondenten einrücken ließ, konnte den Weg zu Reichthum und hohen Ehren bahnen. In den Gaſthöfen ſchlichen Ausſpäher herum, die alles ſammeln und wieder berichten muſſten, was in fröhlicher Laune, bey einem Glaſe Wein, ohne Bosheit geſprochen wurde — und ſo war denn der

der Mann, dem es wahrlich nicht an Verſtande und Kenntniſſen fehlte, der dabey alles zu überſehen, Alle durch Einen Wink zu regieren glaubte, der gefeſſeltſte Sclave ſeiner Leidenſchaften und einer Rotte elender Menſchen.

Urtheilen Sie nun ſelbſt, ob ein Geſchöpf von meiner Art hier erwarten konnte, eine gute Rolle zu ſpielen! Allein auf den erſten Anblick dieſes Hofes konnte ich die ganze Verfaſſung deſſelben nicht überſehen. Der Fürſt zeigte ſich ſehr gnädig gegen mich, oder vielmehr galt dieſe Achtung nur meiner preuſſiſchen Uniform. Man weiß, wie leicht es den Großen der Erde wird, uns Privatleute durch Herablaſſung zu gewinnen, und da er überdas in der That ſehr gut, beſtimmt und weiſe redete; ſo nahm er mich ſehr zu ſeinem Vortheil ein. Ich ſuchte Dienſte, und war froh und geſchmeichelt, ſie mir von einem ſo verſtändigen und gütigen Herrn angetragen zu ſehn. Kaum aber war ich einer ſeiner **Diener**, als ſein Betragen gegen mich ſich gänzlich veränderte. Ein Cammerjunker und Cammerrath war ein Weſen, mit welchem er nur durch ſeine Vorgeſetzten reden ließ. Ein majeſtätiſches Kopfnicken blieb alles, was wir kleinen Menſchen von ihm mit tiefen Reverenzen erkaufen konnten.

Das war nun gar nichts für mich, der ich, von falſchem, näriſchem Ehrgeize getrieben, durchaus nicht überſehn, ſondern ausgezeichnet werden eine Haupt Rolle ſpielen wollte. Meine erſten Dienſte am Hofe des Fürſten von ***, wo ich gewöhnt worden war, mich in alle böſe Händel zu miſchen und mich für eine ſehr wichtige Perſon zu halten, hatten mich gänzlich verſchroben. Das iſt leider! der Fall bey ſo manchen jungen Leuten, die früh von Menſchen oder vom Schickſale verzogen, eine zu große Meinung von ſich faſſen, zu große Erwartungen aller Orten mit hinbringen, und wenn ſie dieſe nicht erfüllt ſehen, mislaunicht werden, oder gar ſich ſchiefe Streiche erlauben, um ſich hinaufzuarbeiten. Wenn doch jedem Erdenſohne früh genug eingeprägt würde, daß wahre Größe nicht in einzelnen hervorſtechenden Handlungen beruht, die Aufſehn machen und nur eine kurze Anſtrengung erfordern, ſondern in conſequenter, ſtiller, gewiſſenhafter Verfolgung eines vernünftigen

Lebens=

Lebensplans; daß zum Laufen, wie ein altes Sprüchwort ſagt, nicht ſchnell ſeyn hilft; daß es auf **Ausdauern** ankömmt, und daß der Schauſpieler, welcher eine Nebenrolle, fünf Acte hindurch, mit Wahrheit, Treue und Hinſicht auf das Ganze, durchführt, ſehr viel mehr werth iſt, als Der, welcher Eine Scene hinreiſſend ſchön ſpielt und die übrigen alle verhunzt, oder ſich ſo dabey angreiſt, daß er ohnmächtig vom Theater weggetragen werden muß!

Das erſte Jahr hindurch gieng indeſſen alles ziemlich gut; ich that pünctlich meinen Dienſt, und hoffte dadurch Aufſehn zu erregen, aber ich gewann, wie billig, weiter nichts, als daß — ich keine Verweiſe bekam; denn Jeder ſoll ja, wie ſichs verſteht, ſeine Schuldigkeit thun. So viel bleibt aber doch gewiß, daß, wenn ich auf dieſem graden Wege fortgefahren wäre, ohne mich in fremde Händel zu miſchen, ich, wo nicht ein glänzendes Glück gemacht, doch als ein brauchbarer und dabey unſchädlicher Mann, höhere Stellen in meinem Fache erlangt haben würde. Dies um ſo gewiſſer, da Viele von Denen, die über und neben mir ſtanden, ihre

Schuldigkeit nicht thaten, auch, ohne mich zu rühmen, weder ſo geſchickt, noch ſo redlich als ich waren. Da der Glanz ſolcher Menſchen, die ſich durch niederträchtige Mittel hinaufgeſchwungen hatten, ohnmöglich dauern konnte, und jeden Augenblick das Reich der Schelme und Pinſel unter ſich ſelbſt uneinig wurde; ſo hätte ich das ruhig abwarten ſollen. Der Präſident der Cammer war ein Mann, der ſeine Erhebung dem Schutze der Maitreſſe zu danken hatte. Er war ein niedriger Schmeichler, ließ ſich beſtechen, war ein ſteifer Juriſt, hatte den Kopf voll von römiſchen Geſetzen und leer von geſunder Vernunft, verſtand aber von Cameral-Wiſſenſchaften gar nichts. Da er nun immer fürchtete, es mögte jemand ihn eben ſo von ſeinem Präſidenten-Stuhle wegdrängen, wie er den vorigen Cheff des Collegiums weggedrängt hatte; ſo durfte ich freylich von ihm nicht erwarten, daß er meinem Fleiſſe und meiner Pünctlichkeit bey dem Fürſten ungefragt eine Lobrede hielte. Allein am Ende ließ ſich doch vorausſehn, daß ſein Reich nicht immer dauern, und daß man dann einen thätigen Mann, gegen den auf keine Weiſe etwas einzuwenden, der niemand gefährlich geweſen wäre, wenigſtens nicht zurückſetzen würde. Auch trat bald darauf der Fall ein, daß der Herr Cammer-Präſident geſtürzt und verabſchiedet wurde; aber da war ich ſchon, wie Sie nachher hören werden, mit dem Hofe einigermaßen über den Fuß geſpannt, folglich half mir das nichts, und ein ärgerer Schelm, als der vorige Cheff geweſen, trat an ſeine Stelle.

Ich habe vorhin geſagt, daß ich ein Jahr lang mich ſo betrug, wie es einem verſtändigen und redlichen Manne ziemt. Nach Verlauf dieſer Zeit fieng ich an, unzufrieden darüber zu werden, daß meine Verdienſte nicht hoch genug geſchätzt wurden. Ich glaubte daher Urſache zu haben, mit meinem Herrn zu maulen, begann, mich ſelten am Hofe zu zeigen, wenn ich nicht grade die Aufwartung hatte, ſuchte in der Stadt in Verbindungen zu kommen und in den Häuſern adelicher und bürgerlicher Familien Zutritt zu erlangen. Eine meiner erſten Bekanntſchaften, als ich nach *** gekommen, war ein gewiſſer Arzt, der Doctor Porr, geweſen. Ich hatte ihn damals oft in dem Gaſthofe, wo ich abgetreten war, und wo er einen Kranken zu beſorgen hatte, geſehn, von der Zeit an aber, da ich im Dienſte des Fürſten angeſetzt wurde, nur ſelten, weil unſre Berufs-Geſchäfte uns von einander verſchiedene Wege führten. Jetzt ſuchte ich dieſen guten Mann wieder auf, und bald ſchloſſen wir ein enges Freundſchaftsband. Er iſt gegenwärtig mit einem reichen Engländer, welcher unter ſeiner geſchickten Hand von einer ſchweren Krankheit geneſen iſt, aber ihn noch nicht gern von ſich laſſen will, nach London gereiſt. Seine Wiederkunft erwarte ich im nächſten Frühjahre. Er iſt ein ſeltener, feiner und liebenswürdiger Mann, von origineller, immer gleich heitrer, aufgeweckter Laune. Seinen Pflichten treu, ohne große Forderungen, bereit Jedem zu dienen und die möglich größte Summe des Guten zu thun, das in ſeiner Macht ſteht, bekümmert er ſich wenig um den nicht vorauszuſehenden Erfolg, grämt ſich nicht über getäuſchte Hofnungen, lacht über die Thorheiten der Menſchen, ohne ſie darum zu verachten, miſcht ſich nicht unberufen in verwickelte Händel, geht ſeinen graden Gang fort, und wird ſchwerlich je unglücklich werden können.

Wie beneidenswerth würde mein Schickſal geweſen ſeyn, wenn ich immer dieſem edeln Freunde gefolgt wäre, und wenn ich meine Aufführung ganz nach der ſeinigen gebildet hätte! Aber es war im Buche des Schickſals geſchrieben, daß es nicht ſo ſeyn ſollte. Ein Jahr nachher, als ich ſeines Beyſtands am nöthigſten bedurft hätte, zwangen ihn Amtspflichten zu einer Reiſe in das Land, und ich blieb meiner eigenen Unvorſichtigkeit überlaſſen — doch, ich verliehre den Faden meiner Geſchichte.

Mit meinem Freunde Porr überlegte ich nun oft die Unannehmlichkeit meiner Lage; allein er fand ſie gar nicht ſo verdrießlich, als ſie meinem unbefriedigten Ehrgeize erſchien. „So viel „aber iſt wohl gewiß“ ſagte er mir „daß Du „Dich gar nicht an einem Hofe ſchickſt. Du „mußt ſuchen, Dich in eine unabhängigere Lage „zu ſetzen. Wie wäre es, wenn Du eine reiche „Frau heyratheteſt? die Freuden und Gemächlichkeiten des häuslichen Lebens werden Dich „das Ringen nach dem elenden Flitterglanze vergeſſen machen; Du brauchſt deswegen doch „Deinen Abſchied nicht zu nehmen; Du mußt

„nur ſuchen, Dich in den Fall zu ſetzen, daß „nicht Deine ganze Exiſtenz von dem Blicke ei„nes gekrönten Hauptes abhänge. Und, glaube „mir's! man würde Dich ganz anders behan„deln, wenn Du reich wärſt, als jetzt, da man „weiß, daß Du gezwungen biſt, zu dienen.“

Ich fand dieſen Vorſchlag ungemein annehmlich, und bath nur meinen Freund, mein Wegweiſer zu ſeyn. Nun wohnte in *** eine ſehr reiche Präſidenten-Witwe mit ihrer einzigen Tochter, die ohngefehr zwanzig Jahre alt, nicht ſchön, aber doch nicht ohne Reize war. Porr verſchaffte mir Bekanntſchaft in dieſem Hauſe, und es ſchien, als wenn mein Umgang den beyden Frauenzimmern nicht unangenehm wäre. Man ladete mich vielfältig ein, und zuletzt vergieng faſt kein Tag, beſonders da ich jetzt weniger ämſig den Hofſchranzen machte, ohne daß ich nicht ein Paar Stunden bey der Präſidentinn zugebracht hätte. Ich geſtehe, daß ich keine eigentliche Liebe für das Fräulein empfand; ſie war mir vielmehr gleichgültig, aber die Idee, durch ihr Vermögen mein zeitliches Glück zu gründen, und die Ueberzeugung, daß ſie würklich ein feines Frauenzimmer war, mit dem ein Mann ſchon vergnügt zu leben hoffen durfte, das bewog mich, Porrs Plan nicht aus den Augen zu verliehren; doch hatte ich immer nicht den Muth, der Mutter oder der Tochter meine Abſicht zu eröfnen, indeß die ganze Stadt es ſchon als eine ausgemachte Sache anſah, daß Letztere meine verlobte Braut wäre.

Nun befand ſich aber an dieſem Hofe ein Oberſchenk, ein Herr von Zirnack, einer der niederträchtigſten Menſchen, die ich je in meinem Leben kennen gelernt habe, und Dieſer hatte ſchon von lange her Plan auf das Fräulein, oder vielmehr auf ihr Vermögen gemacht, konnte aber nicht zu einem vertraueten Umgange in der Präſidentinn Hauſe gelangen, weil Dieſe ihn, ſeiner bekannten ausſchweifenden Lebensart wegen, durchaus nicht leiden konnte. Er hatte, von ſeiner erſten Jugend an, am Hofe ſchon unter der vorigen Regierung gedient, hatte ſich gewöhnt, ſeinen Character, wenigſtens dem äuſſern Scheine nach, in alle Formen zu gieſſen, je nachdem es Zeit und Umſtände, herrſchender Ton, Laune des Fürſten, ſein eigener Vortheil, der Schutz der Maitreſſe, oder was es immer war, was Einfluß auf ſeine Beförderung haben konnte, erheiſchte. So war er Stutzer, eifriger Soldat, Philoſoph, ſchöner Geiſt, Gelegenheits-Dichter, Kuppler, Bonhomme, Spieler, Hanswurſt, Läſterer, Myſticker, Andächtler, Freygeiſt, Politiker, war alles geweſen, und bereit alles zu ſeyn, was man gegen Bezahlung aus ihm machen wollte. Er hatte ſchon ſo viel Rollen geſpielt, daß er vielleicht ſich ſelber über ſein Weſen hätte betrügen können, wenn nicht ein Paar herrſchende Begierden bey ihm die Oberhand gehabt und ſeinen Character beſtimmt hätten — Geiz und Wolluſt! Dieſe ſchändlichen Schweſtern wandelten Hand in Hand, wo ſich's thun ließ, und wo das nicht angieng, da ſuchte doch die Eine wieder gut zu machen, was die Andre verſehn hatte. Wenn er ſeiner Wolluſt kein noch ſo theures Opfer verſagen konnte; ſo ſuchte die Habſucht irgend jemand wieder um die Summe zu betrügen, die ihn ſeine Ausſchweifungen koſteten, und hätte er ſie auch vom Altar ſtehlen, oder ſeinem Vater auf der Heerſtraße ſie abnehmen müſſen. Er beſaß eine oberflächliche Kenntniß von Allem und die Gabe, dieſe auf eine Art auszukramen, die vermuthen ließ, er wiſſe noch unendlich mehr davon, im Grunde aber weder einen durchdringenden, noch durch Wiſſenſchaften gebildeten Verſtand. Scharfſichtigen Männern wurde er bald zum Eckel; Weiber hingegen intereſſirten ſich für ihn — — Er hatte Figur, und war einmal in dem Rufe, Eroberungen machen zu können, und vom andern Geſchlechte aufgeſucht zu werden. Niemand verſtand beſſer als er, die Hofkunſt, über **Nichts** viel zu reden; nie beſtimmt ſeine Meinung zu eröfnen; einer Erklärung auszuweichen; das Geſpräch ſo zu wenden, daß man nie wuſſte, was er eigentlich hatte ſagen wollen; ſich nie zu compromittiren; ſeine Verſprechungen zu verdrehn, Wortbrüchigkeit zu bemänteln; die Schuld ſeiner Treuloſigkeit und Bosheiten auf Andre zu ſchieben; Zutraun zu misbrauchen; ſeinen Kopf aus jeder Schlinge zu ziehn, und jede ſchwache Seite eines Menſchen zu ſeinem Vortheile zu nützen. Er war unermüdet, eine Sache auf hundert ſchiefen Wegen endlich durchzuſetzen, ſeine Gegner matt zu machen, und ohngeachtet er von Jedem gehaſſt, und äuſſerſt feig war, dennoch von jedermann unangefochten zu bleiben, und in einer Art von äuſſerm Anſehn zu ſtehn.

Dieſer Menſch fieng, ſeit der Zeit, da ich viel in der Präſidentinn Hauſe umgieng, an, auf alle Weiſe ſich einen Zugang zu meinem Herzen zu bahnen. Ich ſchäme mich kaum, zu bekennen, daß es nicht ſchwer hielt, dieſen zu finden, denn ſo viel Welt-Erfahrung ich auch billig ſchon hätte haben müſſen; ſo war doch mein Temperament in beſtändigem Widerſpruche mit meiner Vernunft, und wer nur ein wenig die Kunſt verſtand, mein gefühlvolles Herz zu rühren und meiner Eitelkeit zu ſchmeicheln, dem lieferte ich mich guthmüthig in die Hände. Der Herr von Zirnack brachte es alſo bald dahin, daß ich eine vortheilhafte Meinung von ihm faſſte; ja! es kam um ſo leichter zu einer Art von Vertraulichkeit unter uns, da mein ehrlicher Porr grade, wie ich vorhin geſagt habe, auſſer der Stadt war, und meine Seele eines Freundes bedurfte. Ich kannte den Oberſchenken nicht genau; niemand hatte mich vor ihm gewarnt. Einſt hatte ich bemerkt, daß er ſeinem Bedienten äuſſerſt hart begegnete — ey nun! wen übereilt nicht der Zorn? Dabey zeigte er ſo viel glänzende Seiten und ich war ein ſo leichtgläubiger Narr! — Er gab ſich das Anſehn, mir freundſchaftlich zu rathen, fleiſſiger an den Hof zu gehn, gab mir Winke, als habe er gehört, daß der Fürſt ein paarmal nach mir gefragt hätte: „Je „ſuis mauvais courtiſan“ ſagte er, „ich kann „nicht ſchmeicheln, bin grade heraus, und habe „auch deßfalls wenig Freunde. Aber jeder „Biedermann intereſſirt mich, und, verzeyhen „Sie, mein Lieber! bey Ihren Talenten kön„nen Sie nicht anders als ein großes Glück hier „machen, wenn Sie nur einige Zeit noch ein „wenig pliiren wollen. Pardonnes-moi. „mon cher, je Vous preche morale, und „Sie werden fragen, warum ich ſie ſelbſt nicht „befolge? Aber ich bin nun einmal ſo; Ich „ſchicke mir gar nicht an den Hof. Je ſuis „trop franc, quelqueſois etourdi même, „mais il eſt trop tard, pour me corriger. „Mein kleiner Weg iſt gemacht; Für Sie iſt „es noch Zeit. Glauben Sie mir, Freund! „Sie gehen zu ſelten an den Hof; aber freylich „haben Sie gerechte Entſchuldigung — die „Braut! Die Braut!“ Nun iſt mir's von jeher zuwieder geweſen, mich eines Glücks zu rühmen, in deſſen Beſitz ich nicht bin; ich verſicherte ihn alſo, daß ich gar nicht auf dem Fuße mit dem Fräulein ſtünde; allein er ſtellte ſich, als glaubte er meinen Worten nicht. „Chanſon, „que tout ceci!“ rief er aus „mais j'admire „Votre diſcrétion.“ Hierauf gab ich mir alle Mühe, ihn von ſeinem Irrthume zu überzeugen, und das brachte mich denn dahin, ihm haarklein zu erzählen, wie weit ich in meiner Angelegenheit gekommen wäre, und daß ich nicht den Muth hätte, mich der Präſidentinn zu eröfnen. „Wohl“ ſagte er „Sie haben Recht; „So etwas kann beſſer durch einen Dritten geſchehn, und dieſer Dritte will ich ſeyn. Sie „ſollen ſehn, daß Sie noch Freunde haben, et je „Vous reponds du ſuccés. Je ſais un peu „manier ces ſortes d'affaires. Aber noch eins! „Il faut avant tout, que Vous faſſiés ma „paix avec Madame la Préſidente. Je ſais „qu'elle ne me veut pas du bien; Die alte „Frau hat Vorurtheile gegen mich. Reden Sie „dort gut von mir; führen Sie mich im Hauſe „ein, und dann laſſen Sie mich für das Uebrige „ſorgen! Sollte es ja nicht gehn“ fügte er ſcherzhaft hinzu „ſo werbe ich für mich ſelbſt.“ Auf dieſe letztern Worte achtete ich gar nicht, doch wiederholte er ſie abſichtlich einigemal; ich nahm das für Spaß auf.

Es hielt in der That ſchwer, der Präſidentinn eine günſtige Meinung von dem Herrn von Zirnack beizubringen, doch war er kaum zweymal im Hauſe geweſen; ſo bedurfte er meines Schutzes nicht mehr. Er kam nun immer öfter, endlich täglich, und vier Wochen nachher wurde ich — zu ſeiner Hochzeit mit dem Fräulein eingeladen.

Was ſollte ich thun? Oeffentlichen Lerm machen und zum Geſpötte der Stadt werden? — Ich ſchwieg, und begnügte mich, nach des Doctors Rückkunft, mir von dieſem Freunde meine Narrheit verwerfen zu laſſen und den Entſchluß zu faſſen, ein andermal nicht ſo leicht zu trauen. Indeſſen verſtimmte mich das in manchem Betrachte und war die erſte Urſache von meinem nachherigen Unfalle an dieſem Hofe.

Mein redlicher Herr hatte mich auf eine etwas empfindliche Weiſe über meine Leichtgläudigkeit aufgezogen. Meine Eitelkeit fühlte ſich dadurch gekränkt; ich kam ſeltener zu ihm, und er, der ſich nicht aufdrang, ließ mich laufen. Die Privat-Geſellſchaften in der Stadt waren mir verhaſſt geworden, ſeit der Zeit, da ich nicht mehr in der Präſidentinn Hauſe auf dem vorigen Fuße ſtand; ich fieng alſo wieder an, mich fleiſſiger am Hofe einzufinden, indeß der Oberſchenk nun mehr einheimiſch bey ſeiner jungen Frau blieb. Es kam mir der Gedanke in den Sinn, einen Theil des Raths, den mir dieſer ſchlechte Menſch gegeben, gegen ſeine Meinung zu nützen, mich durch pünctlichen Dienſteifer hinaufzuſchwingen, und dadurch ſeinen Neid zu erregen. Endlich fuhr mir ein kleiner Plan von Rache gegen das Fräulein durch den Kopf. Ich wollte nämlich, um ihr zu zeigen, wie wenig bleibende Eindrücke ſie auf mein Herz gemacht, einem andern Frauenzimmer öffentlich huldigen, und da warf ich dann unglücklicher Weiſe meine Augen auf eine fremde Dame, eine Wittwe, die dort lebte, und deren Ruf ſehr zweydeutig war, weil ich glaubte, das würde die Frau von Zirnack am mehrſten demüthigen.

Dies alles muß man zuſammennehmen, um zu begreifen, wie es möglich war, daß ich nach ſo unangenehmer Erfahrung an dem Hofe, an welchem ich vorher gedient, noch einmal hier in mein Verderben rennte, obgleich freylich weniger ſchuldig, als das erſtemal, weil man mir diesmal nur Unvorſichtigkeit vorwerfen konnte. Der Rath meines von mir vernachläſſigten Freundes fehlte mir; der Eifer, mit welchem ich mich meinem Dienſte widmete, zog die Aufmerkſamkeit neidiſcher Collegen auf mich. Mein Ehrgeiz wurde wieder rege; mich dürſtete darnach, den Preis meines Fleiſſes einzuerndten; Es kränkte mich, zu ſehn, daß der Fürſt nicht mehr und nicht weniger Acht auf mich gab, als vorher. Von einer andern Seite war die Frau von Starmuth, die Dame, welcher ich die Cour machte, nicht nur galant, ſondern auch in dem Rufe, intrigant zu ſeyn; dadurch kam ich in den Verdacht, ihr Mitwiſſender zu werden, und das vollendete, mir Feinde zu erwecken.

Ich habe Ihnen die Gemahlinn des Fürſten als eine vortrefliche, aber von ihrem Gemahle unwürdig behandelte Prinzeſſinn geſchildert. Niemand am Hofe unterſtand ſich aus Furcht vor der herrſchenden Parthey, nach ihrem Zutraun und ihrer Gunſt zu ſtreben. Nur die einzige Frau von Starmuth, die, weil ſie eine Fremde war und auch wuſſte, daß der Fürſt einen Widerwillen gegen ſie hegte, ſich wenig darum bekümmerte, ob man das gut oder übel aufnähme, ſuchte alle Gelegenheit auf, ſich bey der Fürſtinn beliebt zu machen. Die arme Verlaſſene würde freylich nicht leicht eine ſolche Frau zu ihrer Vertrauten gewählt haben, wenn das Bedürfniß, ſich jemand zu eröfnen, nicht ſo groß bey ihr geweſen wäre. Sie fühlte lebhaft die Bürde ihrer unglücklichen Lage, und die Frau von Starmuth, ſtatt zur Geduld und Nachgiebigkeit zu rathen, wendete alles an, ihr in den Kopf zu ſetzen, es läge nur an ihr, die Feſſeln abzuſchütteln. Hierzu wurde das böſe Weib hauptſächlich durch Privat-Rache gegen die Maitreſſe getrieben, die ſie haſſte, weil ſie einſt auf kurze Zeit den Fürſten in ihren Feſſeln gehalten und gehofft hatte, ihn immer zu beſitzen und zu regieren. Es war natürlich, daß ich, der ich täglich in ihrem Hauſe war, mich durch des Fürſten Kälte gegen mich beleidigt fühlte und ſeine

Se-

Gemahlinn aufrichtig hochſchätzte, die Parthey der Frau von Starmuth vermehrte, und den Haß gegen die Maitreſſe mit ihr theilte; doch kann ich heilig betheuren, daß ich von allen den Planen, welche ſie entwarf, im mindeſten nicht unterrichtet war. Allein ich handelte darum nicht weniger und zwar auf doppelte Weiſe unvorſichtig; denn nicht nur bezeugte ich unſrer Fürſtinn öffentlich ausgezeichnete Huldigung, ſondern erlaubte mir auch Satyren und Schmähungen gegen die Maitreſſe. Kein Wort davon gieng nun verlohren, und man fieng an, jedem meiner Schritte nachzuſpähn; Mein zärtlicher Freund, der Herr von Zirnack aber, war der Haupt-Anführer meiner Auflaurer.

In dieſer Zeit hatte die arme Fürſtinn ſich durch die Frau von Starmuth zu einem unüberlegten Schritte verführen laſſen. Sie hatte nämlich zuerſt an ihre fürſtlichen Eltern nach *** geſchrieben, hatte Dieſe beſchworen, ſie aus ihrer Sclaverey zu erretten, ſie wieder zu ſich zu nehmen, und die Vertrauete hatte den Briefwechſel beſorgt. Die Antworten waren nicht gänzlich nach Wunſche ausgefallen; Geradezu wollte man ſich dort nicht in die Sache miſchen, ſondern rieth im Gegentheile der Fürſtinn, ſie ſollte ſich beruhigen. Allein, weit entfernt, dieſen vernünftigen Rath zu befolgen, entwarf ſie vielmehr, geleitet durch die Frau von Starmuth, den Plan, heimlich zu entfliehn und zu ihren Eltern zurückzukehren. Sie meinte, wenn ſie erſt dort wäre; ſo würde man ſie wenigſtens nicht verſtoßen. Ob die beyden Damen bey dieſem Handel auch auf meine Mitwürkung gerechnet hatten, daß weiß ich wahrlich nicht. Das aber kann ich betheuren, daß ich nichts davon wußte, mich auch nie auf eine ſolche Unternehmung würde eingelaſſen haben. Indeſſen glaubte der Herr von Zirnack dieſen Zeitpunkt nützen zu müſſen, um unſerm Herrn ſeinen Dienſteifer zu zeigen. Er hatte alſo zuerſt geſucht, bey der Maitreſſe, durch kriechende Schmeicheley und durch Klatſcherey, ſich beliebt zu machen. Er hatte meine kleinen Satyren über dies Weib, vermehrt und verbeſſert, wiedererzählt, hatte auf ein heimliches Complott angeſpielt, das zwiſchen der Fürſtinn, der Frau von Starmuth und mir Statt hätte, und um dies warſcheinlich zu machen, war er auch ſo liebreich geweſen, meine ehemaligen Verdrießlichkeiten an dem Hofe zu *** aufzuwärmen, und daraus Gelegenheit zu nehmen, mich als einen gefährlichen Menſchen abzumalen.

Der Fürſt verſtand auf dies alles keinen Spaß. Die Poſt-Secretairs erhielten Befehl, alle verdächtigen Briefe an die geheime Canzelley einzuliefern. Hier wurden ſie erbrochen; In einem derſelben, den die ränkevolle Wittwe geſchrieben hatte, war der Plan, die Fürſtinn zu entführen, deutlich auseinander geſetzt. Vermuthlich war auch Meiner darinn in ſo fern gedacht, daß man vorhätte, mich dabey zu brauchen, weil ich unzufrieden im Dienſte ſey, oder dergleichen — Kurz! die Frau von Starmuth bekam Befehl, binnen vier und zwanzig Stunden das Land zu räumen; Ich aber wurde, ohne Verhör und Proceß, des Nachts aus meinem Bette geholt und, unter einer ſtarken Bedeckung, als ein Staatsgefangener nach dem Bergſchloſſe *** gebracht, und daſelbſt eingeſperrt.

Kaum hatte der redliche Porr mein Unglück erfahren, als er unſern kleinen Zwiſt vergaß, und ſich nur mit dem Gedanken beſchäftigte, mich in Freyheit zu ſetzen. Er brachte alle ſeine Freunde und Gönner in Bewegung, um bey dem Fürſten Vorbitte einzulegen, und auf eine geſetzmäßige Unterſuchung zu dringen; aber vergebens. Der Fürſt hatte einen eiſernen Willen und die beleidigte Maitreſſe zerſtörte jedes Unternehmen, das zu meinem Vortheile geſchah.

Nun blieb meinem treuen Freunde nichts übrig, als Liſt zu gebrauchen. Es gelung ihm, mir Briefe in die Hände ſpielen zu laſſen, *) und mir darinn den Vorſchlag zu thun, durch ſeine Hülfe aus meinem Kerker zu entfliehn.

Indeſſen verſtrich mancher lange Tag, bis alles dazu reif wurde. Während dies im Werke war, ſtand ich an einem ſchönen Morgen vor dem kleinen Fenſter des Gefängniſſes und warf trübe Blicke in das Thal hinunter. Nicht lange hatte ich da zugebracht, als ich eine Kutſche, begleitet von einem Commando Huſaren, vor dem Thore der Feſtung ankommen und ſtillhal-

---

*) Man leſe den zweyten Brief, Seite 21.

halten ſah. Man führte einen Arreſtanten heraus; ich konnte aber ſein Geſicht nicht erkennen. Als nun des Mittags meine Malzeit mir gebracht wurde, fragte ich nach dem Namen des Staatsgefangenen — und wer meinen Sie, daß dieſer geweſen? — Niemand anders als mein edler Herr von Zirnack! Er war in ſeinen eigenen Schlingen gefangen. Der Dienſt, welchen er dem Fürſten, oder vielmehr der Maitreſſe geleiſtet hatte, ſetzte ihn bey Letzterer in eine ſolche Gunſt, daß dies endlich ſeinem Herrn verdächtig ſchien. Man lauerte ihm auf, ergriff ihn einſt, als er nach Mitternacht aus ihrem Hauſe kam, und dieſer nächtliche Beſuch verſchaffte ihm dann die freye Wohnung in dem Bergſchloſſe — So erreicht früh oder ſpät den Böſewicht die Hand der höchſten Gerechtigkeit!

Endlich, nachdem ich über drittehalb Jahre lang eingeſperrt geweſen, erſchien die Stunde meiner Erlöſung.

Zuſatz von Carolinen.

Wie es damit zugegangen, wie der Herr von Mildenburg von da in ein Kloſter geflüchter, ſich dort einige Zeit aufgehalten und nachher einen Mönch gerettet *) hat, den das Kloſterleben nicht behagen wolte, und was ihm nachher begegnet iſt, bis er hierher zu uns kam; das ſollen Sie, würdigſte Freundinn! bey der nächſten Lieferung erfahren. **) Ich umarme Sie hochachtungsvoll in Gedanken, und bin ꝛc.

*) Es ſcheinet alſo nicht, als wenn der Herr von Mildenburg ihr den Namen dieſes Mönchs genannt habe.

**) Ich aber werde die Leſer damit verſchonen, weil wir das alles ſchon wiſſen.

Siebenzehnter Brief.

Von Madam Homann an Carolinen.

Engeleben den 10ten November 1773.

Die Papiere, welche Sie, liebe Seele! mir mitgetheilt haben, ſind von mir ſo ämſig geleſen und wieder geleſen worden, daß ich darüber ſogar die angenehme Pflicht verſäumt habe, Ihnen da für meinen Dank abzuſtatten. Das thue ich denn hiemit von ganzem Herzen; allein mein heutiger Brief hat noch einen andern Zweck, der Ihrer ganzen Aufmerkſamkeit und Ueberlegung werth iſt. Ich habe Ihnen nämlich einen Plan vorzuſchlagen, und dieſer Plan, damit ich Sie nicht lange in der Erwartung laſſe, iſt kein anderer, als der: Ihren jetzigen Wohnort mit einem Aufenthalte in meinem Hauſe zu vertauſchen. Hören Sie nun alles, was ich Ihnen darüber ſagen werde, und dann, meine Beſte! prüfen Sie Sich wohl, ob Sie glauben, mit einem ſo alten, wunderlichen Weibe, als ich bin, leben zu können!

Sie wiſſen vielleicht, daß ich, ohne reich zu ſeyn, mich doch in ſolchen Vermögens-Umſtänden befinde, daß Ihre Gegenwart in meinem Hauſe mir auf keine Weiſe läſtig werden kann. Ihre Geſellſchaft, das müſſen Sie mir ohne Betheuerung glauben, wird mir höchſt angenehm, unterhaltend und tröſtend ſeyn; Es frägt ſich aber, ob auch unſre Denkungsarten, unſre Temperamente ſich auf die Dauer zuſammen paſſen werden, oder ob die Veränderung Ihrer Lage, die ich Ihnen vorſchlage, nicht vielleicht in der Folge Sie reuen dürfte?

Mich verlangte darnach, hierüber genauere Ueberlegung anſtellen zu können; und ſo ſchrieb ich vor einiger Zeit, ohne Ihr Wiſſen, an den redlichen Paſtor Ehrmann, und bath ihn, mir ganz offenherzig eine Schilderung Ihres Characters und Ihrer Gemüthsart zu entwerfen. Seine Antwort war vollkommen meinen Wünſchen gemäß; allein es kömmt nun darauf an, daß wir ſelbſt uns mit einander über dieſen Gegenſtand erklären. Laſſen Sie mich zu dieſem Endzwecke Ihnen grade heraus ſagen, was für Tugenden ich an einem jungen Frauenzimmer, mit welchem ich viel umgehn ſoll, vorzüglich liebe! Ich glaube, daß Sittſamkeit, Einfalt und Wahrheit, Duldung, Beſcheidenheit, Sanftmuth, Nachgiebigkeit, Reinlichkeit, Ordnung, Arbeitſamkeit und Geſchicklichkeit in Berufs Geſchäften die hauptſächlichſten Eigenſchaften ſind, wodurch ſich unſer Geſchlecht allgemeine Achtung zu erwerben vermag.

Die Sittſamkeit laſſe ich aber nicht bloß in Keuſchheit, Schamhaftigkeit, Unſchuld, Unterlaſſung zweydeutiger Reden, Handlungen und Gebehrden beruhn; Nein! alles, auch das Unſchuldigſte, was einem Frauenzimmer auf irgend eine Art nachtheilig ausgelegt werden kann, iſt ſie, in ſo fern es in ihren Kräften ſteht, zu vermeiden verbunden. Auf unſern äuſſern Ruf beruht der größte Theil unſerer moraliſchen und bürgerlichen Exiſtenz, und in Wahrheit! nichts iſt leichter, als dem Geziſche böſer Zungen auszuweichen. Ich habe, ſo lange ich denke, noch nicht erlebt, daß ein tugendhaftes Weib, das auf keine Weiſe durch unvorſichtige Schritte Gelegenheit zur Verläumdung gegeben hätte, der Gegenſtand übler Nachreden geweſen wäre. Aber dazu gehört, wie ſich's verſteht, Wachſamkeit auf ſich ſelbſt; Würde im äuſſern Betragen, ohne Affectation, ohne Forderung; Vermeidung alles Uebertriebenen, Phantaſtiſchen und Geſuchten in Anſtand, Gang, Blick, Gebehrde und Kleidung; eine gewiſſe zwangloſe Art, mit allen Mannsperſonen auf gleich höflichem, nie in Vertraulichkeit ausartenden Fuße umzugehn; Denen unter ihnen, deren Character, Ruf und Alter ihnen ein größeres Recht auf öffentliche Auszeichnung giebt, mit mehr Zuverſicht zu begegnen, als Andern, ohne jedoch ſich ihnen aufzudringen; keinen Einzigen, als wäre er ſans conſequénce, zu betrachten; nicht zu zeigen, daß cörperliche Schönheit ſo merklich günſtigen Eindruck auf uns macht, und nun endlich in der Wahl ſeines Umgangs und beſonders ſeiner Freundinnen vorſichtig zu ſeyn.

Zu der Einfalt des Characters rechne ich eine immer gleich heitre, ruhige Laune. Ich weiß aus Erfahrung, daß dieſe das ſichre Erbtheil eines guten Gewiſſens iſt. Tugend und Unſchuld machen das Herz froh; heimliche, verbothene Begierden, thörichte Wünſche, eitle Forderungen, Hang zu immerwährendem rauſchendem und ſinnlichem Genuſſe hingegen erzeugen jene mißbehaglichen Launen, jene Ebben und Fluten von ausgelaſſener Luſtigkeit und finſtrer Melancholey, Langeweile, ſchmachtende Empfindeley, Eigenſinn und dergleichen, welches alles eben ſo läſtig für Die iſt, welche davon geplagt wird, als für Andre, die mit einem ſo wetterwendiſchen Geſchöpfe leben müſſen. Die wahre, liebenswürdige Einfalt hingegen verbreitet auch über das Aeuſſere eines jungen Frauenzimmers einen unwiederſtehlichen Reiz, der ſichrer und dauerhafter feſſelt, als alle Künſte der Coketterie. Auch ihr Anzug trägt das Gepräge davon. Es iſt billig und auf gewiſſe Weiſe Pflicht, daß wir, was unſre Kleidung betrifft, unter dem Scepter der Mode ſtehen; aber das verbindet uns nicht, die Thorheiten jeder pariſer Närrinn zu unſerm Geſetze zu machen; uns auf eine Weiſe herauszuputzen, die unſre Figur verunſtaltet und mit demjenigen, was oft nur erfunden iſt, um cörperliche Gebrechen zu verſtecken, wenn wir dieſe Gebrechen nicht haben, unſern graden, ſchlanken Wuchs zu entſtellen. Wenn irgend eine Art von Coketterie in Kleidung zu verzeyhn iſt; ſo iſt es die, darauf zu ſtudieren, was uns am vortheilhafteſten kleidet, unſre natürlichen Reize auf ſittſame Weiſe erhebt und unſre Unvollkommenheiten verbirgt. Abgeſchmackt iſt es daher, wenn ein junges Mädgen, das eine ſanfte, deutliche und wohlklingende Stimme hat, zu der Zeit, wenn das grade Sitte iſt, zu liſpeln anfängt; oder wenn in einer Periode, wo man in Paris die Haare weit in das Geſicht hineinzieht, ein Frauenzimmer, das ſchon eine unförmlich kurze Stirne und ein langes Unter-Geſicht hat, dieſe Mode mitmacht; wenn eine kleine, dicke, runde Figur ſich, durch Kiſſen, worinn ein halber Centner Pferdehaare ſteckt, einen Umfang von einer Biertonne giebt, oder jemand, der Füße hat, wie ein Bethengänger, ein kurzes Röckchen trägt.

Wahrheit und Gradheit in Worten und Handlungen müſſen zwar überhaupt jeden redlichen Menſchen in allen ſeinen Schritten begleiten; aber vorzüglich zieren ſie ein Frauenzimmer. Auf ſie beruhen Treu und Glauben unter Eheleuten — häusliche Glückſeligkeit. Durch ſchiefe Wege, Intriguen, Unwahrheiten und Winkelzüge macht unſer Geſchlecht ſich nicht nur verächtlich und unglücklich, ſondern, da in der

Thal

That Weiberliſt zu einer Art von Sprüchworte unter Männern geworden iſt; ſo darf ein Frauenzimmer, das ſich durch das Gegentheil auszeichnet, um deſto ſichrer auf allgemeine Achtung und Verehrung rechnen. Es iſt wahr, daß Fälle eintreten, wo es gefährlich werden kann, ſein Herz zu verrathen; aber Zurückhattung iſt ja nicht Verſtellung, und wenn unſer Geſchlecht, zu ſchwach Kraft gegen Kraft zu ſetzen, beſonders im Eheſtande, zuweilen gegen ſein Herz handeln, Zeit und Gelegenheit erlauern muß, um einen guten Zweck durchzuſetzen, ohne das Anſehn zu haben, ſeinen Willen gelten machen zu wollen; ſo kann man das nicht Geiſt der Intrigue nennen. Aber Verheimlichung auch der unſchuldigſten Handlung, gegen Perſonen, denen wir Rechenſchaft ſchuldig ſind, kann die reinſte Tugend verdächtig machen, und Ein kleiner Schritt, der von der Art iſt, daß er verſchwiegen bleiben muß, kann in ein Labyrinth von Verirrungen führen.

Bey aller Eitelkeit, die man uns Weibern Schuld giebt, können wir es uns doch nicht verhehlen, daß wir ſchwache Geſchöpfe ſind, und das ſollte uns denn alſo duldſam und nachſichtig gegen Andre machen. Nicht, daß wir Fehler und Laſter als leicht zu verzeyhende Kleinigkeiten anſehn dürften! aber wir ſollen Mitleiden haben mit Denen, die aus Mangel an Wachſamkeit geſtrauchelt ſind; Wir ſollen nicht mit einer Art von Schadenfreude ärgerliche Anecdoten nacherzählen; nicht aus Eitelkeit triumphieren über den Fall unſrer Schweſtern; nicht jedem Gerüchte zum Nachtheile Andrer Glauben beymeſſen.

Beſcheidenheit iſt die ſchönſte Folie, auch des ſchimmernſten Verdienſtes, doppelt aber erhebt ſie den Glanz weiblicher Tugenden. Wenige von uns ſind von der Natur mit einer ſolchen Geiſtesſtärke ausgerüſtet; Wenige können ſich einer ſolchen Erziehung, einer ſolchen Bildung rühmen; Wenige haben Geduld genug zu einer ſo ämſigen Anſtrengung der Vernunft, des Fleiſſes und des Gedächtniſſes, daß ſie es wagen dürften, über Gegenſtände, zu deren Ergründung Scharfſinn, Gelehrſamkeit, Erfahrung oder langjährige Uebung erfordert wird, entſcheidende Urtheile zu fällen. Wir ſchnappen von wiſſenſchaftlichen

Kenntniſſen mehrentheils nur grade ſo viel auf, als dazu gehört, um Geſpräche und einzelne Stellen von der Art in den Büchern, die wir leſen, nicht gänzlich unverſtändlich zu finden. Wir bringen es in den mehrſten Talenten gewöhnlich nur ſo weit, daß wir uns und unſern Gatten, mit allen Anſprüchen auf Nachſicht, eine angenehme Stunde machen können, und daß wir bey dem Anblicke eines ſchönen Gemäldes, bey der Aufführung einer ſchönen Muſic, nicht ganz fühllos bleiben — und ich meine, das iſt auch grade, wie es ſeyn muß. Es iſt mir daher höchſt widrig, wenn ich Machtſprüche aus einem weiblichen Munde höre; wenn ich bemerke, wie zuweilen ein junges Mädgen mit unverzeyhlicher Naſeweiſigkeit erfahrnen Männern in Dingen widerſpricht, wovon ſie gar nichts Gründliches verſieht; wenn ein eitles Weib keine Gelegenheit vorbeyläſſt, ihre Lectüre auszukramen, ihre lahme Stimme zum Singen öffentlich hören zu laſſen, auf einem Claviere die Meiſterſtücke der größten Tonkünſtler zu verhudeln, und dadurch die Zuhörer in die Verlegenheit ſetzt, trotz der tödtenden Langeweile, die ſie ihnen macht, den Mund, der ſchon zum Gähnen gegründet war, zu einer Schmeicheley zu ſpitzen. Um deſto überraſchender iſt die angenehme Erſcheinung, wenn ein Frauenzimmer, bey einer ſchicklichen Veranlaſſung, ohne Forderung, und ohne daß ſie ſelbſt zu ahnden ſcheint, wie gut ſie redet, mit ſanfter, ſchüchterner Stimme, Dinge ſagt, die der Weisheit eines Gelehrten Ehre machen würden; wenn ſie ohne Ziererey, da wo das einen kleinen Cirkel von Freunden angenehm unterhalten kann, Talente, Sprachkenntniſſe, gründliche Wiſſenſchaft oder eine Kunſtfertigkeit zeigt, die einen Literator und Künſtler von Handwerke beſchämt; wenn, ohne ihre Correſpondenz aus Eitelkeit unnützer Weiſe auszudehnen, ihre Briefe Meiſterſtücke von zierlicher und gedrängter Schreibart ſind, und nicht, wie die mehrſten Schriften und Aufſätze unſrer Anſpruch machenden Weiber, (und wie vielleicht dieſe meine gelehrte Abhandlung) wäßrichte, gedehnte Declamationen und ermüdendes Gewäſche.

Ein ſtürmiſches, ungeſtümes, auffahrendes Weſen entſtellt das ſchönſte Geſicht; Sanftmuth giebt einer minder ſchönen Geſtalt, Reiz und Anmuth. Ziemt uns ein männlicher Anſtand nicht; dürfen wir keinen Anſpruch auf hohe, männliche Tugenden machen; wie viel weniger laſſen ſich dann die Fehler jenes Geſchlechts an uns entſchuldigen? Wir ſind nicht zum Herrſchen, ſondern zum Gehorchen beſtimmt, und deswegen iſt Nachgiebigkeit eine nothwendige weibliche Tugend. Wenn auch ein junges Mädchen in der Folge mit einem Manne verbunden wird, der ihr an Verſtandes-Fähigkeiten untergeordnet iſt; ſo wird doch auch dieſer Schwächere zuweilen auf Erhaltung der äuſſern Form ſeiner Herrſchaft beſtehn, und das Weib wird von allen Seiten verliehren, wenn es mit einem eiſernen Kopfe durchdringen will; verliehren, weil ſie dadurch den Mann zu größerm Widerſtande reizt, ſeinen Eigenſinn, der bey dummen Leuten faſt immer ſtärker, als bey klugen iſt, in Harniſch jägt; verliehren, indem ſie ihren Mann bey Andern verächtlich macht, da dann die Schande auf ſie zurückfällt; verliehren endlich in den Augen der Welt, die ihr in dieſem Falle immer Unrecht geben wird.

Die koſtbarſte, ausgeſuchteſte Kleidung, der glänzendſte Putz erhebt bey Weitem nicht ſo ſehr die Reize der Schönheit, als ein äusserſt reinlicher, paſſender Anzug. Es giebt Frauenzimmer, die, ſie mögen auch noch ſo prächtig ausſtaffirt ſeyn, immer unrechtlich ausſehn. Da ſitzt bald das Halstuch ſchief, bald hängt der Rock an einer Seite länger herunter, als an der andern; oder die Hände ſind nicht rein gewaſchen; oder die Haare hängen um den Kopf herum; oder die Schuhe ſind unordentlich zugeſchnallt, nachläſſig zugebunden; oder die Strümpfe haben Löcher, ſind ſchmutzig, ſchief angezogen; oder es ſind Näthe aufgegangen, der Stoß vom Rocke iſt losgeriſſen, der Unterrock blickt hervor, die Handſchuhe ſind ſchmutzig, oder was dergleichen Dinge mehr ſind, worauf die Männer, denen wir denn doch gern gefallen wollen, ſehr genau ſehen, beſonders was Reinlichkeit und gute Chauſſüre betrifft.

Da unſre Beſtimmung iſt, in einem Hausweſen alle kleinen Details unter unſrer Aufſicht zu haben; ſo iſt Ordnung für uns faſt noch unentbehrlicher, als für die Männer. Dieſe Ordnung kann faſt nie übertrieben werden. Ueberlegen wir einmal, was für eine Menge kleiner

Stücke nur allein zu unſerm Putze gehören, welche Mühe es koſtet, dieſe aus einander zu finden, wenn ſie unordentlich zerſtreuet liegen; wie man dann oft neue Stücke von Bändern, Spitzen u. d. gl. für theures Geld kaufen muß, indeß man die Reſte, die man liegen hat, nicht finden kann, und wie leicht unſre dünngewebten Kleidungsſtücke beſchmutzt und zerriſſen werden, wenn ſie auf Stühlen, Tiſchen und Kaſten umherfahren!

Arbeitſamkeit und nützliche Thätigkeit bewahren vor böſen Gedanken; Langeweile und Müßiggang verſtimmen die heitre Laune, erwecken ein gefährliches Sehnen, eine Herzens-Unruhe und ſtimmen zur Empfindeley; ein Leben, immerwährenden Zerſtreuungen gewidmet, erzeugt unregelmäßige Begierden, nährt den Trieb zur Sinnlichkeit, und tödtet das Gefühl für häusliche Freuden. Eine Frau ſoll ihre glücklichſte Exiſtenz in ihrem Hauſe, in der Beſorgung ihrer Berufsgeſchäfte finden. Ihr Mann, ihre Kinder, ihr Geſinde und, in Stunden der Erholung, ein lehrreiches Buch und ein kleiner Cirkel treuer, muntrer und verſtändiger Freunde de — das ſoll ihre angenehmſte Geſellſchaft ſeyn. Ihrer Aufmerkſamkeit muß auch nicht das Geringſte entgehn, was im Hauſe zu verbeſſern, vortheilhafter, ordentlicher, ſparſamer einzurichten iſt. Sie muß, in aller Art weiblicher Arbeit geſchickt und geübt, auch ihre Kleider zu ſchneidern wiſſen. Selbſt die grobe Arbeit in der Küche und dergleichen muß ſie verſtehn. Sie muß ſich nicht ſcheuen, ihre zarten Hände zu beſchmutzen, wo es nothwendig, oder wo es Pflicht iſt, ihren Mägden zu zeigen, wie man eine Sache angreifen muß; aber ſie ſoll nicht im Unflate wühlen, Magds Dienſte thun, wenn ihre Vermögens-Umſtände das nicht erfordern; ſie ſoll nicht Groſchen ſelbſt verdienen, und indeß durch Verſäumniß wichtigerer Geſchäfte, durch Aufopferung ihrer feinern Kleidungsſtücke, Thaler verſchwenden. Vorzüglich muß der Morgen der Arbeit gewidmet ſeyn. Eine gute Mutter, eine treue Gattinn, eine fleiſſige Hausfrau läuft nicht des Morgens auſſer Hauſe, nimmt des Morgens keine Beſuche an, am wenigſten von Mannsperſonen.

Sehr viel Stunden werden von den mehrſten Perſonen unſers Geſchlechts an der Toilette verſchwendet; man kann ſich aber gewöhnen, dies wichtige Geſchäft in kürzerer Zeit zu vollenden, und es iſt Pflicht, ſich darinn zu üben. Ich hatte eine einzige Tochter, die der Tod vor einigen Jahren von meiner Seite geriſſen, und deren Stelle Sie, meine liebe Freundinn! mir, wenn Sie wollen, erſetzen können; Das gute Mädgen hatte, aus Gefälligkeit für mich, gelernt, zu ihrem Aus- und Ankleiden, wenn ſie nämlich gewaſchen und der Kopfputz in Ordnung war, nie mehr als höchſtens eine Virtelſtunde zu brauchen. Ich kenne aber junge Mädgen, die täglich über eine Stunde Zeit nöthig haben, um nachher dennoch äuſſerſt nachläſſig behängt zu erſcheinen. Allein da wird jedes Stück, das ſie anlegen, jedes Band, jedes Lümpchen, zehnmal beſchauet, und wieder beſchauet, vor dem Spiegel angepaſſt, wieder zurückgelegt und wieder herbey geholt, ja! wenn eine große Toilette gemacht und alles, was dazu gehört, erſt aus den Winkeln, wo es zerſtreuet liegt, zuſammengeſucht werden muß; ſo kömmt die Mittags-Zeit heran, bevor die Dame im ganzen Staate daſteht.

Ich ſehe es gern, wenn junge Mädchen ſich früh Morgens — und in meinem Hauſe ſteht man ſehr früh auf — gleich ſo ankleiden, wie ſie den ganzen Tag über bleiben wollen, nicht aber in einem nachläſſigen, oder gar in einem ſchmutzigen Nacht-Anzuge herumlaufen.

Da Sparſamkeit eine nothwendige weibliche Tugend iſt; ſo wünſchte ich, daß alle junge Frauenzimmer ſich beſtreben mögten, ihre Kleidungsſtücke zu ſchonen. Es hat mich immer gefreuet, wenn ich Perſonen unſers Geſchlechts geſehn habe, die das Talent hatten, ſich mit wenig Unkoſten geſchmackvoll herauszuputzen, die leichteſten ſeidenen Zeuge, Bänder, Flor und dergleichen viel Jahre hindurch zu tragen, und in alle Formen der neuen Mode umzuarbeiten. Glauben Sie mir, mein Kind! manches Mädgen bleibt deswegen unverehlicht, weil die Männer, bey dem täglich wachſenden Luxus, ſich ſcheuen, ihre Hand einer Frau anzubiethen, deren Garderobe allein die Hälfte der Einkünfte wegnimmt.

Ich kann die Frauenzimmer nicht leiden, die immer über ſchwache Nerven klagen und häufig hyſteriſchen Anfällen ausgeſetzt ſind. Mehrentheils ſind Einbildung, Verzärtlung, übel gewählte Lectüre, welche die Reizbarkeit der Fibern vermehrt, die Phantaſie erhitzt und überſpannt, Empfindeley und Müßiggang die Quellen dieſer Kränklichkeit. Das würkſamſte Mittel aber, einen ſo zärtlichen Cörper zu ſtärken, iſt, täglich ſich, trotz dem rauhen Wetter, eine beſtimmte, mäſſige Bewegung zu machen. Seele und Leib befinden ſich wohl dabey, und da faſt alle unſre Beſchäftigungen im Sitzen verrichtet werden; ſo iſt es um ſo nöthiger, wenigſtens täglich eine Stunde den freyen Umlauf des Bluts durch Spatzierengehn zu befördern.

So eckelhaft und langweilig der Umgang mit einem verzärtelten Frauenzimmer iſt, eben ſo widerwärtig ſcheint mir der Anblick eines Weibes, das einen männlichen Anſtand affectirt, mit ſchweren, plumpen Schritten, wie ein Dragoner einhergeht, mit lauter grober Stimme redet, ſchwere Hand-Arbeit unternimmt, ihre Geſinde prügelt und, mit einem Worte, die Sanftmuth des weiblichen Characters verleugnet.

Diejenigen Männer, welche behaupten, ein Weib dürfe und ſolle nicht durch einige wiſſenſchaftliche Kenntniſſe und durch die ſchönen Künſte ihren Verſtand ausbauen und ihr Gefühl veredeln, verſündigen ſich wahrlich an der menſchlichen Natur. Ganz etwas anders iſt es, Anſpruch auf gründliche Gelehrſamkeit machen, ſich tief in den Studien verſteigen, und ganz etwas anders, den Seelen-Genuß erhöhn und ſich zu einer angenehmen Geſellſchafterinn und Gefährtinn bilden. Warum ſollte in den jetzigen Zeiten, da Cultur und Geiſtes-Verfeinerung in allen Ständen zunehmen, die Hälfte der Lebendigen, das ganze weibliche Geſchlecht, von dieſer Vervollkommung ihrer natürlichen Fähigkeiten ausgeſchloſſen bleiben? Warum ſollte die Frau, die des Mannes angenehmſte Geſellſchaft ſeyn muß, unfähig erhalten werden, den Genuß mit ihm zu theilen, den Weisheit und Seelenkunde ihm gewähren? Hätte das der Schöpfer gewollt; warum hätte er denn unſer Geſchlecht mit ſo manchen Vorzügen des Verſtandes, mit feinem Witze und lebhafter Einbildungskraft begabt? Nein! ich halte ſehr viel von einer zweckmäßigen Ausbildung dieſer Fähigkeiten, durch

Unterricht in Sprachen, Künſten, nützlichen, nicht abſtracten Wiſſenſchaften, und durch Lectüre. Aber dies muß nicht nur mit weiſer Auswahl geſchehn, ſondern es dürfen auch darüber die eigentlichen häuslichen Berufs-Geſchäfte nie verſäumt werden.

Zwecklos, Zeitverſchwendend, und oft auch ſehr nachtheilig für die Sittlichkeit und für die Stimmung zu Erfüllung höherer Pflichten, iſt die Wuth mancher jungen Mädchen, alles durch einander zu leſen, was nur Buch heiſſt, die elendeſten Romanen, die fadeſten Gedichte, die kleinen erbärmlichen Muſen-Almanachs, voll wäſſerichter Reimereyen, das Heer von geſchmackloſen Schauſpielen und dergleichen Unſinn — Wenn man doch nie verſäumen wollte, nach Durchleſung jedes Buchs, ſich ſelbſt zu fragen: „Was habe ich nun daraus gelernt?“ um dann einzugeſtehn, daß, ſo lange es noch irgend etwas anders in der Welt zu thun giebt, und ſollte man auch nur Erbſen leſen, eine übel gewählte und übel verdauete Lectüre ſolcher Scharteken, die nichts für Kopf und Herz enthalten, der elendeſte Zeitverderb iſt! Ich habe Frauenzimmer gekannt, die ſich eine Ehre daraus machten, **geſchwind** zu leſen. Ich mag nichts leſen, als was man **langſam** leſen muß, und ein Buch, das nur werth iſt, **einmal** flüchtig durchgeblättert zu werden, iſt gar nicht werth, daß ein verſtändiger Menſch es in die Hand nehme.

Muſic, Malerey, und überhaupt die ſchönen Künſte, ſind ein angenehmer Gegenſtand der Unterhaltung für geſittete Frauenzimmer; nur wünſche ich dabey zweyerley! Zuerſt, daß dieſe Dinge nie ſo leidenſchaftlich getrieben würden, daß man entweder gegen alle übrigen nöthigen Geſchäfte Eckel bekömmt, oder daß durch ihren Einfluß auf das Nervenſyſtem, das Herz verzärtelt wird. Ein Frauenzimmer, das bey einem ſchmelzenden Adagio die Augen verdreht, heiſſe Thränen vergieſſt, und faſt ohnmächtig, ein Mädchen das, wenn es nur den Namen eines ſeelenvollen Dichters oder Tonkünſtlers nennen hört, in Entzückung verſetzt wird — Ein ſolches Frauenzimmer mag nur auf ſeiner Hut ſeyn, damit böſe Menſchen nicht ſolche ſchwache Augenblicke nützen! Wir haben wahrlich nicht nöthig unſre Sinnlichkeit durch dergleichen

Mittel noch mehr zu reizen. Sodann rathe ich, daß, wenn man nicht entſchiedenes Talent zu einer ſchönen Kunſt, noch die Kraft hat, mit Fleiß und Aufmerkſamkeit die Grundſätze zu ſtudieren, die kleinen Vortheile ſich eigen zu machen, und ſich mit eiſerner Geduld eine Fertigkeit in den nöthigen Handgriffen zu erwerben, man damit nicht ſeine theure Zeit verſchwende, und Andern tödtende Langewelle mache. Wer nicht in den Künſten, bey ordentlicher Uebung, täglich **vorrückt**, der geht **zurück**. Wer die Stelle, die er geſtern auf dem Claviere verſucht hat, heute und morgen noch eben ſo fehlerhaft ſpielt; wer den Strich, den er gemacht, noch eben ſo ſchief auf das Papier bringt, die Arie welche er übt, noch eben ſo lahm ſingt, als das erſtemal, der werfe Noten und Bleyfeder ins Feuer, und ſtricke Strümpfe! Alles Mittelmäßige taugt nicht, am wenigſten in den ſchönen Künſten, am wenigſten heut zu Tage, wo Liebhaber beyderley Geſchlechts es oft ſo weit bringen, als Virtuoſen. Man ſage nicht, man ſpiele bloß zu ſeinem eigenen Vergnügen! Eine verſtändige Perſon kann nie Vergnügen an etwas haben, das ſie ſelbſt elend finden muß.

Noch unbilliger iſt es, bey der innern Ueberzeugung, wie wenig Freude man damit Andern gewähren kann, die Höflichkeit der Mannsperſonen zu misbrauchen, um auf Unkoſten ihrer Ohren eine Schmeichelei zu erbetteln.

Sehen Sie, mein liebes Kind! Das iſt mein weitläuftiges Glaubensbekenntniß über weibliche Vollkommenheit! Glauben Sie aber nicht, daß meine Abſicht iſt, für uns Beyde auf dieſe Vollkommenheit in ihrer ganzen Ausdehnung Anſpruch zu machen! Sie ſollten nur mit meinen Grundſätzen bekannt werden, wie ich es Ihnen gleich zu Anfange dieſes Briefs geſagt habe, damit Sie beurtheilen mögten, ob Sie an der Seite einer Frau. die nach dieſem Maaßſtabe Ihren Werth zu ſchätzen wiſſen wird, vergnügt leben könnten, oder nicht — Ich müſſte mich aber ſehr in Ihrem Character geirrt haben (und das iſt gewiß der Fall nicht) wenn dies Sie abſchrecken ſollte. meine Bitte zu erfüllen. Kommen Sie alſo, ſobald als möglich, zu Ihrer Sie mit ofnen Armen erwartenden Freundinn! Seyen Sie der Troſt meines Alters; Treten Sie in alle Rechte einer Tochter, und erlauben mir dagegen nur, Sie mit mütterlicher Zärtlichkeit zu lieben, und Ihnen zuweilen etwas von meinen Erfahrungen in der Welt vorzuerzählen! Mein kleines Vermögen reicht hin, uns Beyde zu ernähren, und wenn wir uns gut mit einander vertragen; ſo laſſen Sie uns ausmachen, daß wer von uns zuletzt ſtirbt, der Andern Erbinn ſeyn ſoll. Meldet ſich aber ein ehrlicher Mann, der um ihre Hand anhält — ey nun! ſo muß er mich entweder mit in den Kauf nehmen, oder ich ſehe mich nach einer andern Tochter um. Leben Sie wohl, meine Liebe! Ihr Zimmer ſteht ſchon bereit; ich bin mit der wärmſten Freundſchaft ꝛc.

Achtzehnter Brief.

Carolinens Antwort.

Birkenthal, den 12ten November, 1773.

Ich würde es vergebens verſuchen, die Empfindungen der Rührung, der Freude, der Dankbarkeit zu ſchildern, welche Ihr Brief in mir erregt hat — Vortrefliche Frau! wie ſehr werden Sie an mir zur Wohlthäterinn! Wie lebhaft fühle ich, ſo oft ich Ihren Aufſatz über weibliche Bildung durchleſe, daß ich noch gar nicht bin, was ich ſeyn ſollte, daß ich des Raths, der Leitung einer ſo edeln Wegweiſerinn bedarf! Ja! mit Leib und Seele übergebe ich mich Ihnen. Ich will mich als Ihre gehorſame Tochter betragen; Ihre Winke ſollen Geſetze für mich ſeyn; Ich will Sie nie verlaſſen, wenn Sie mich nicht von Sich ſtoßen; Ich will alle meine Kräfte aufbiethen, Ihnen wenigſtens einen Theil der Zärtlichkeit und Verehrung zu beweiſen, wovon mein Herz für Sie überfließt. O könnte ich mich Ihrer Wohlthaten würdig machen! Aber Sie werden es bald gewahr werden,

den, wie viel mir fehlt, um das zu ſeyn, was ſie von einem jungen Frauenzimmer fordern. Doch Sie fordern es ja nicht von mir; Sie wollen mich erſt zu dem bilden, was ich in der Welt werden muß. Laſſen Sie Sich dieſen guten Vorſatz nicht reuen! Ueber meine Folgſamkeit ſollen Sie wenigſtens nie zu klagen Urſache haben.

Uebermorgen reiſe ich zu Ihnen. Meine Hausleute nehmen warmen Antheil an meinem Glücke, und ſegnen Sie mit ganzer Seele. Freude und Sehnſucht nach Ihnen werden mir allen Schlaf rauben, bis zu dem Augenblicke, da ich Ihnen mündlich ſagen kann, wie ehrerbiethig und liebevoll ich bin ꝛc.

Neunzehnter Brief.

Von dem Doctor Porr aus London, an Heinrich von Mildenburg, in ***

Den 6ten November, 1773.

Dein hoher Gönner, der berühmte Doctor Porr, gegenwärtig auf Reiſen in fremden Ländern, wohin ihn ſeine Geſchicklichkeit geführt hat, dieſer große Mann, durch deſſen vielbedeutendes Vorwort Du, ſchwacher Sterblicher! wiederum, gegen Verdienſt und Würdigkeit, in eine glänzende Laufbahn getreten biſt — Der grüßt Dich mit ſeinem gnädigſten Gruße und wünſcht Dir ein wenig kälteres Blut und recht viel geſunde Vernunft.

Deine Jeremiaden *) habe ich richtig erhalten. Sie würden mein weiches Doctor-Herz gewaltig gerührt haben, wenn ich nicht ſchon damals gewußt hätte, daß der Miniſter von Kappſtein kräftig für Dich zu arbeiten beſchloſſen hatte. Recht innigſt betrübt warſt Du indeſſen doch ſelbſt nicht bey Deinen Klagen und Winſeleyen. Wenn man noch ſo poetiſch und weitläuftig über ſeinen Kummer ſchwatzen kann; ſo ſieht es ſo arg nicht um die Verzweiflung aus, und es iſt eine Art von Genuß im Schmerze, wenn man darüber ſchöne Sachen zu ſagen weiß, und was iſt es denn auch mehr, mein Männlein! was Dir indeß begegnet iſt? Du haſt einmal wieder dumme Streiche gemacht und die Folgen davon getragen, wie es recht und billig war. Was Teufel gieng Dich denn der Mönch an? Warum hatte ſich der Narr in die Kutte geſteckt? Konnteſt Du nicht ganz ruhig in dem Kloſter ſitzen, bis ich wieder nach Teutſchland kam? Da führte Dich dann der böſe Feind in den Informator-Stand, und hernach fällt es dem Herrn Informator ein, das Fräulein in ſeine pädagogiſchen Arme zu ſchlieſſen, ſtatt der alten Dame ein wenig ſchön zu thun. Hierauf muß der junge Herr abziehn; Es befällt ihn unterwegens ein Fieberchen, und nun fängt er an mit der Vorſehung zu hadern — Doch es ſoll Dir alles in Gnaden verziehn ſeyn, wenn Du mir nur jetzt recht vorſichtig handelſt.

---

*) Er meint den zweyten und den ſiebenten Brief in dieſer Sammlung.

Aber ernſthaft, mein lieber Freund! — Verzeyhe mir dieſen leichtfertigen Ton! Du kennſt nun einmal den närriſchen Doctor Porr, der wohl in dieſer Welt nie geſcheut werden wird, wenn er auch nicht ſolche Sprünge macht, als ſein Bruder Mildenburg. Ich hoffe, es ſoll Dir in *** recht wohl gehn. Kappſtein iſt ein edler Mann, ſo weit ich ihn kenne, und ich weiß auch, daß er großen Einfluß auf ſeinen Herzog hat.

Ich dachte ſchon im Frühjahre wieder in mein liebes Vaterland zurückzukehren; aber nun wird wohl der künftige Herbſt darüber herankommen. Mein Engländer will mich nicht von ſich laſſen; ich ſoll mit ihm eine Reiſe in die Provinzen machen, und ich geſtehe es, das thue ich nicht ungern. Die Engländer gefallen mir, und wenn ſie auch nicht ſo ſprachſelig und zuvorkommend gegen Fremde ſcheinen, als die lebhaften Franzoſen; ſo ſind doch wahre Menſchenliebe und Gaſtfreundſchaft hier nicht weniger als dort zu Hauſe. Beſonders liebenswürdig finde ich ſie in ihren Landhäuſern. Da herrſcht eine geſittete Zwangloſigkeit. Der hohe Adel bringt nicht, wie manche unſrer teutſchen vornehmen Damen und Herrn, die Steifigkeit der Etikette, den Müßiggang, die Langeweile, die elenden Stadt-Vergnügungen und die Wuth, die ſchönſten Stunden am Spieltiſche und an der Toilette zu verſchleudern, mit ſich dahin. Nein! alles lebt und würkt; Man ſteht in einigen Familien früh auf; Jagd, Fiſcherey, Muſic, Tanz, Lectüre, Spazierengehen, kleine Spiele und die Freuden der Tafel wechſeln angenehm ab; Jeder überläſſt dem Andern die Wahl ſeiner Vergnügungen. Und die Natur iſt denn ſo ſchön, die Kunſt, die ihr zu Hülfe kömmt, ihrer Schweſter ſo ähnlich, daß man ſie kaum von einander unterſcheiden kann. Der lange Aufenthalt ſo vieler reicher Herrn auf dem Lande verbreitet den Wohlſtand und belebt alles, ſtatt daß unſre kleinen Cavaliers, wenn ſie nicht gar zu arg von väterlichen oder eigenen Schulden geplagt werden, es für einen Schimpf halten, ihre Thälerchen unter ihren Unterthanen in Umlauf zu bringen und bey ihnen als freye Menſchen zu leben, ſondern lieber ihre Bauern von Gerichtshaltern und Pächtern ſchinden laſſen, und dabey ihre verfallenen Güter verpfänden, um die Ehre zu haben, in der Reſidenz der Sclave eines andern Sclaven zu ſeyn, ihre Aecker, Wieſen und Waldungen auf ihren Kleidern zu tragen, des Sommers in Bädern herumzuziehn und ſich von Bauern plündern zu laſſen, oder gar in Paris und Rom die Bettelſtäbe für ihre Kinder zu ſchnitzen. Dies böſe Beyſpiel der Vornehmen, ſich haufenweiſe in die Städte und an die Höfe zu drängen, hat in Teutſchland nachtheiligen Einfluß auf alle Stände. Der Luxus nimt überhand; Jeder will es dem Andern an Pracht und äuſſerm Glanze zuvorthun, und auch ſelbſt wer ſeiner Lage nach durchaus auf dem Lande leben muß, ſucht doch ſein Dörfchen zu einer Art von Reſidenz zu machen und, durch eine koſtbare, gezwungene und Zeit verſchwendende Lebensart, den ſtädtiſchen Ton auf Unkoſten ſeines Vermögens und der Sittlichkeit da einzuführen, wo ehemals Einfalt der Sitten, Fleiß und froher Sinn herrſchten. Die leidige Titelſucht macht mit einen Theil dieſer Krankheit aus. Wir werden noch erleben, daß jeder Pächter auf dem Lande glauben wird, er müſſe wenigſtens für ſein Geld ſich einen Raths-Character erkaufen. Die Fürſten haben die böſe Politik, alle dieſe

Thorheiten zu befördern. Sie theilen Würden aus, die zuweilen einen ſonderbaren Contraſt mit ihrer eigenen Größe machen, und ein regierender Graf, der ſelbſt eines großen Monarchen Cämmerer iſt, hat Geheimeräthe in ſeinen Dienſten. Zuletzt wird man noch Patente ausfertigen, um jemanden zum Titular-Erzengel oder ſo etwas zu machen. Zwey Verwalter auf adelichen Gütern nennen ſich, wenn ſie an einander ſchreiben, Ew. Wohlgebohren — So hieſſen in alten Zeiten unſre Fürſten! Ich ſtand eine Zeitlang mit einem Prediger im Briefwechſel, der mich auch jedesmal mit größern Titulaturen heimſuchte. Ich wuſſte nicht, wie ich ihm Gleiches mit Gleichem vergelten ſollte. Endlich nannte ich ihn Ew. Wiedergebohren und bath ihn, damit als ein guter Chriſt vorlieb zu nehmen. Der Hang unſrer Landesleute, ſich in die ſogenannten höhern, obgleich in der That darum nicht nützlichern Stände hinauf zu ſchieben, wird einſt große Verwirrung anrichten. Die Armeen werden täglich größer; man ſtiftet neue Gerichtshöfe und Collegien; die Anzahl der Geiger, Pfeifer, Schriftſteller und zünftigen Journaliſten wächſt mit jedem Jahre; der

zu

zunehmende Luxus erfordert die Vermehrung der Handwerksleute, und doch ſind alle dieſe Claſſen mit jungen Leuten überſetzt. Woher kömmt das? Wo will das hinaus? — Der Baurenſtand, der nützlichſte, der unentbehrlichſte im Staate, ſchwindet, und wenn zuletzt niemand mehr wird das Feld bauen wollen; ſo werden wir wohl unſre Patente freſſen müſſen.

Glaube indeſſen nicht, mein Lieber! daß nicht auch in England über einen Theil dieſer Gebrechen geklagt würde! Aber ſo arg iſt es doch hier nicht mit dem allen, als bey uns.

Die jetzige Jahrszeit lockt nun freylich die Leute aus den Provinzen hierher. Ich treibe mich in dieſer großen Stadt herum, habe manche ſehr intereſſante Bekanntſchaft gemacht, beſuche Schauſpiele, Caffeehäuſer und ſtudiere Menſchen. Verſchiedenemal habe ich an öffentlichen Verſammlungsörtern die königliche Familie geſehn, und mit Wonne gehört, wie allgemein das Volk ſeinen König, ſeine Königinn und ihre liebenswürdigen Kinder verehrt; mit welchem Enthuſiasmus es von ihnen redet; wie allgemein und herzlich die Theilnehmung bey jedem angenehmen oder widrigen Vorfalle iſt, der dies hohe Haus betrifft und die Familien-Freuden ſtöhrt, die in St. James in ſo reicher Fülle herrſchen. Er und Sie ſind ſo treue Gatten, ſo ſorgſame Eltern — Was kann man von einem Könige und einer Königinn Größeres, Lobenswertheres ſagen, als daß Er ein durchaus redlicher und verſtändiger Mann, und Sie die beſte Frau und Mutter iſt? — Und dies Zeugniß giebt die allgemeine Stimme dem edeln Paare, das auf Großbritanniens Throne ſitzt. Wie verſchwindet gegen die Größe dieſer ächten, hohen Menſchenwürde aller Flitterglanz, mit welchem die Schmeicheley feiler Scribler die Geſchichte eines eiteln und ehrgeizigen Fürſten ausſtaffiert! Es kann mich ärgern, wenn ich, zum Beyſpiele, das Werk: Vie privée de Louis XV leſe, und ſehe, wie da, in zwölf Bänden, Thorheiten, durch Rang geheiligt, verewigt werden — Thorheiten, wie ſie Jeder von uns täglich für ein Paar Gulden begehn kann, indeß die wahrhaftig großen Thaten mehrentheils die ſind, von denen man in Zeitungen und Mémoires nichts gedruckt lieſt.

Aber, nicht wahr? Du erſtaunſt darüber, daß der Doctor Porr ſo ernſthaft philoſophiert — doch ich bin nun auch mit meiner Weisheit zu Ende.

Jetzt noch einmal, mein ehrlicher Knabe! laß Dich von Deinem Freunde bitten, fein vorſichtig und klug zu handeln! Wir haben Beyde die Kinderſchuhe vertreten. Zwar fühle ich wohl, daß es leichter iſt, über Vorſichtigkeit an Höfen zu raiſonnieren, wenn man ein ruhiger Zuſchauer iſt, als behutſam zu handeln, wenn man in den Fall kömmt, dieſe Grundſätze [illegible]den zu müſſen. Aber Du haſt ja nun ſo manche Erfahrung gemacht — und kurz! diesmal verzeyhe ich Dir's nicht, wenn Du durch Deine Schuld in neue Verlegenheit geräthſt. Ob ich Dich indeſſen darum weniger lieben würde, das iſt eine andre Frage, die Kopf und Herz mit einander in Streit ſetzen könnte, bey Deinem treuen Freunde ꝛc.

Zwan=

Zwanzigſter Brief.

Von dem Hauptmann von Biedersdorf, an Heinrich von Mildenburg.

Paris, den 3ten November, 1773.

Du haſt lange nichts von mir gehört; es iſt wohl Zeit, daß ich Dir Nachricht gebe, wie mir's geht. Du wirſt Dich wundern darüber, daß ich Dir aus Paris ſchreibe; allein es iſt nun einmal nicht anders, als daß ich beſtimmt bin, in Jahren, in denen man ſich nach Ruhe ſehnt, dieſe Ruhe nicht zu finden. Ich habe America, und werde auch wohl die franzöſiſchen Dienſte verlaſſen. Mein Vermögen iſt größtentheils verlohren; Schelme haben mich darum betrogen.

Ich gab Dir Nachricht von meiner Ankunft auf den kleinen Antillen, ſobald ich nach Martinique gekommen war. Du haſt vergeſſen, mir in Deinem Briefe vom 4ten des vorigen Monats, *) der

---

*) Hiervon geſchieht im zweyten Briefe dieſer Sammlung, Seite 23, Meldung.

der mir, wie Du nachher hören wirſt, hier eingehändigt worden, zu melden, ob der meinige richtig angekommen iſt. Ich ſchrieb Dir auch, es gienge mir, was das Oeconomiſche beträfe, ziemlich wohl. *) Das war damals wohl alſo; jetzt iſt faſt alles zum Henker. Ich hatte in Martinique Gelegenheit mit dem kleinen Reſte meines Vermögens durch Handel zu wuchern. Ein Kaufmann, ein Italiener von Geburt, aus Genua, ein Erz-Spitzbube, der aber den ehrlichen Kerl meiſterhaft ſpielte, ließ mich einigen Antheil an ſeinen Geſchäften nehmen; Ich vertrauete ihm mein bischen Habſeligkeit an! Mein Hauptmanns-Sold reichte hin, mich zu ernähren; mit dem Uebrigen wollte ich gewinnen — nicht für mich, ſondern um Dir und Deiner Schweſter beyzuſtehn. Anfangs gieng alles gut; Der Italiener brachte mir reiche Procente, und das verleitete mich, mich immer weiter mit ihm einzulaſſen. Nicht nur das Gewonnene, ſondern was ich ſonſt noch erſparen konnte, vertrauete ich ihm an. Es gab noch mehr ſolcher Nar-

---

*) Daß dieſer Brief angekommen, das wird im ſechzehnten Briefe, Seite 227 erzählt.

Narren in unſerm Regimente. Das dortige Clima wollte mir nicht aufſchlagen, ohngeachtet es kaum heiſſer iſt, als in dem untern Theile von Italien. Ich kränkelte immer, und da dachte ich, wenn ich nun dort ſtürbe; ſo wäre es doch beſſer, daß ich mein geringes Vermögen in einem guten Handelshauſe niedergelegt hätte, als wenn ich es baar mit mir herumſchleppte. Ich gab dem Genueſer alles hin, was ich entbehren konnte, und bekam Verſicherungen darüber, legte meinen letzten Willen beym Regimente nieder, und gab meinem Cheff Nachricht von Deinem Aufenthalte, ſo viel ich davon wuſſte.

Während meiner Krankheit brachte der ſchelmiſche Kaufmann mir noch eine ziemliche Summe, die er mit dem Meinigen gewonnen zu haben verſicherte. Es war mein Glück, daß ich ihm dieſe nicht auch zurückgab, ſonſt hätte ich jetzt nichts; ich dachte aber, dafür ſollte man mich begraben. Ich wäre gern geſtorben; aber was man in dieſer Welt wünſcht, das geſchieht nicht; Meine Geſundheit erlangte ich wieder und mein Vermögen verlohr ich. Der Saudieb von Genueſer hatte in der Stille alles in Wechſel und Koſtbarkeiten verwandelt, ſich heimlich auf ein fremdes Schiff begeben, und fortgemacht — niemand wuſſte wohin?

Das war aber nicht die einzige Widerwärtigkeit, die ich erleben muſſte; Im Dienſte gieng mir's nicht beſſer. Noch hatte ich keine Compagnie, aber ich war der Nächſte dazu, und es war eine erledigt. Ein junger Laffe, aus einem vornehmen Hauſe, der in Frankreich der Familie durch ſeine Aufführung Schande machte, würde nach Martinique geſchickt, und bekam die Compagnie. Ich beklagte mich; man warf mir vor, daß ich als ein Fremder eigentlich gar kein Recht hätte, in dieſem Regimente auf etwas Anſpruch zu machen. Was ſollte ich thun? Nach franzöſiſcher Manier den windigen neuen Capitain zum Zweykampfe fordern? Zu dieſer Thorheit war ich zu alt geworden. Meine Geſundheit gab mir einen Vorwand, um Erlaubniß zu bitten, auf ein Jahr das heiſſe Clima zu verlaſſen und nach Frankreich zu gehn. Vor ſechs Wochen kam ich hier an; Seit der Zeit renne ich umher und bitte um Verſetzung in ein anders Regiment. Ob ich etwas erlangen werde, weiß ich nicht; Auf jeden Fall aber nehme ich Urlaub nach Teutſchland, um Dich zu ſehn. Wird mir's indeſſen hier zu ſchwer gemacht; ſo gehe ich aus dem Dienſte. Die wenigen Jahre, die ich vermuthlich noch zu leben habe, werde ich ja hinbringen können, ohne betteln zu müſſen, wenn ich den Reſt meiner kleinen Sparbüchſe auf Leibrenthen lege. Nur thut mir's weh, daß ich die Freude nicht haben ſoll, mit Dir ein anſehnliches Vermögen zu theilen, das ſchon einmal mein war.

Sobald ich mich hier beym Kriegs-Departement meldete, wurde mir geſagt, daß ein gewiſſer Herr von der Hart, ein Teutſcher, nach mir gefragt habe. Er hatte ſeine Addreſſe zurückgelaſſen, und ich fand ihn bey einem Kaufmanne, bey dem er, ohne meine Hülfe, ſchon eine Stelle, als Schreiber auf einem Schiffe, das nach Guadeloupe geht, für ſich ausgewürkt hatte. Alles, was ich noch für ihn thun konnte, war, daß ich ihm einigen Rath, in Anſehung ſeiner Aufführung in den dortigen Welt-Gegenden, mit auf den Weg gab. Er iſt vor wenig Tagen bey mir geweſen, und hat mir beyliegenden Brief an Dich zur Beſtellung übergeben. *)

Was ich durch Deinen Brief und durch die mündliche Erzählung des Herrn von der Hart von Deinen Schickſalen erfahren habe, das hat mich betrübt. Es würde nun zu ſpät ſeyn, wenn ich Dir Vorwürfe über Deine Unbeſonnenheiten machen wollte — Und bald ſollte ich auch dahin kommen, zu ſagen, es ſey faſt einerley in der Welt, wie man handelt, wenn man doch immer getäuſcht wird, man fange es klug oder dumm, gut oder ſchlecht an. Der Würkung nach iſt es auch in der That oft einerley; aber mein lieber Heinrich! ich fühle doch, daß es für die innere Beruhigung nicht auf eins hinausgeht, und daß man wenigſtens von Einer Seite Troſt findet, wenn man nur Andre und nicht zugleich ſich ſelber anzuklagen hat. Ich wünſche Dir für die Folge dieſen Troſt.

Aber wo lebſt Du itzt? Die Ungewißheit hierüber ängſtigt mich würklich. Gieb mir bald

Nach-

---

*) Den folgenden, ein und zwanzigſten.

Nachricht davon! Ich ſchicke dies Paquet an unſre alte Addreſſe, weil ich hoffe, Du wirſt dafür geſorgt haben, daß, wo Du auch ſeyeſt, Dir alle Briefe eingehändigt werden. Sobald ich deine Antwort habe, folglich wiſſen kann, wo ich Dich antreffe; werde ich meine Reiſe nach Teutſchland antreten. Lebe wohl mein lieber Heinrich! Wenn ich mich noch über etwas freuen könnte; ſo würde ich ſagen, es freuete ſich darauf, Dich bald zu umarmen, Dein ꝛc.

Ein und zwanzigſter Brief.

Von dein Herrn von der Hart, an Heinrich von Mildenburg.

Paris, den 2ten November, 1773.

Mein theuerſter Erretter und Wohlthäter!

Wenn Empfindungen von der Art, wie ich ſie für einen Mann fühle, der auf ſo großmüthige Weiſe den Grundſtein zu meinem beſſern Schickſale gelegt hat, ſich in Worten ſchildern lieſſen; ſo würde ich Ihnen heute ein lebhaftes Bild des dankbarſten Herzens vor Augen ſtellen. Allein erſparen Sie mir das Misvergnügen, nur unvollkommen ſagen zu können, was ich ſo gern in ſeiner ganzen Stärke darlegen mögte; Erlauben Sie mir, Sie in der Stille zu ſegnen, und den Geber alles Guten zu bitten, daß er Sie für das belohne, was Sie an mir gethan haben!

Sie forderten von mir bey unſrer Trennung, daß ich Ihnen nicht eher ſchreiben ſollte, als bis wir Beyde wüſſten, wo unſre Briefe einander treffen könnten; Deswegen habe ich geſchwiegen.

In Gedanken bin ich ſtündlich bey Ihnen geweſen, meine Wünſche haben Sie begleitet, und Ihnen eine Laufbahn angewieſen, die Ihrer Talente und Ihres Herzens würdig wäre — o mögten dieſe Wünſche erhört werden!

Meine Reiſe durch Elſaß und Lothringen gieng glücklich von Statten. In Straßburg machte ich die Bekanntſchaft eines Negocianten von hier, der mich liebgewann und, da ich ihm einen Theil meiner Geſchichte erzählte, für mein Fortkommen zu ſorgen verſprach. Ihr Herr Oheim wird Ihnen das Uebrige, was meine Perſon angeht, ſchreiben. Die Stelle, die ich bekommen habe, iſt freylich geringe, und es verſteht ſich, daß ich dabey den Edelmann vergeſſen muß; Allein das iſt eine unbedeutende Kleinigkeit, und nach Allem, was man mir von meiner künftigen Ausſicht verheiſſt, kann ich hoffen, dadurch Gelegenheit zu erlangen, in Guadeloupe, durch Fleiß, wenn mich dabey das Glück irgend begünſtigt, ein anſehnliches Vermögen zu gewinnen. Sollte ich einſt ſo viel erringen, daß ich davon mäßig leben könnte; ſo kehre ich gewiß nach Teutſchland zurück, und laſſe mich in einer proteſtantiſchen Provinz nieder.

Sie haben ſo viel für mich gethan, daß ich mich nicht ſcheuen kann, Sie mit einer neuen Bitte zu beläſtigen. Sie beſteht darinn, daß Sie doch, wenn es Ihre Umſtände leiden, ſich erkundigen mögen, ob in den Gegenden, in welchen ich ehemals gewohnt habe, nicht die geringſte Spur von meiner unwürdigen Frau und — Dies liegt mir, wie Sie denken können, noch näher am Herzen — von meiner armen Caroline Felmer, zu finden iſt.

Mit Sehnſucht erwarte ich, ſowohl als der Herr von Biedersdorf, Nachricht von Ihnen. Ich reiſe erſt in drey Monathen von hier nach America. In dieſem und jenem Welttheile aber bin ich lebenslang ꝛc.

Zwey und zwanzigſter Brief.

Von Mariannen Landowick,*) gebohrnen Felmer, an ihre Schweſter Caroline.

St. Petersburg, den 8ten November, 1773.

Ich wage es darauf, meine liebe Schweſter! ob dieſer Brief in Deine Hände kömmt, denn ich weiß ja nicht, wo Du jetzt biſt; aber ich kann nicht länger anſtehn, mich nach Deinem Befinden zu erkundigen. Gott gebe, daß Dir's wohlgehe! Als Kinder zankten wir uns immer mit einander; hernach, wenn man erſt von den lieben Seinigen getrennt wird, da empfindet man es, daß man doch fremde Leute nicht ſo lieb haben kann, als die Blutsfreunde. Ich hoffe, die Zeit und Entfernung werden auch allen Groll gegen mich aus Deinem Herzen ausgelöſcht haben. Nimm es nur nicht übel, daß ich nicht ſo ſchön und zierlich ſchreibe, als vielleicht Du, weil Du wohl bey unſerm Vetter, dem Rector, recht gelehrt wirſt geworden ſeyn; Doch meine ich es ſehr gut, und denke Tag und Nacht daran, ob ich Dich denn wohl nicht noch einmal in meinem Leben wiederſehn könnte. Jetzt will ich Dir von meinem Lebenslaufe Nachricht geben.

---

*) Wer dieſe Marianne iſt, davon findet ſich Nachricht im vierten Briefe, Seite 40.

Du weiſſt, daß ich bald nach unſrer lieben Eltern Tode, vor ſechs Jahren, als Cammerjungfer mit meiner Herrſchaft hierher nach St. Petersburg reiſen muſſte. Ach! das war eine lange und ſchwere Reiſe, und ich war an das Fahren noch nicht gewöhnt; allein ich kam doch glücklich an. Es kam mir denn alles ſo neu vor; die große, prächtige Stadt, und die fremden und vielen Menſchen, und wie es in unſerm Hauſe ſo unruhig hergieng. Man kam gar nicht zu ſich ſelber, und ſo verſchob ich's denn auch von einer Zeit zur andern, nach Hauſe zu ſchreiben. Unſrer waren zwey Cammerfrauen, ohne die Garderoben-Mädchen, und doch vollauf zu thun mit den Putzſachen meiner gnädigen Frau Geſandtinn. Dabey immer ſo viel Neues zu ſehn in der Stadt, denn des Abends, wenn die Herrſchaft nicht zu Hauſe war, durften wir in die Schauſpiele und wo ſonſt etwas zu thun war, hingehn. Die

Teutſchen halten hier ſehr zuſammen, deswegen machte ich auch bald Bekanntſchaft in vieler honetten Leute Häuſern. Damals lebte meines lieben Mannes (der ſich Dir unbekannter Weiſe empfiehlt) ſeine Mutter noch, und trieb auf ihre Rechnung die Handlung, die wir jetzt führen. Ey nun! es iſt eine Specerey-Handlung, und läſſt ſeinen Mann nicht verderben, wenn man fleiſſig und wirthſchaftlich iſt. Die alte Frau Landowick gewann mich lieb, und ihr Sohn, als mein jetziger Mann, auch, und ſo fügte es denn der liebe Gott, daß wir Mann und Frau wurden. Die Frau Geſandtinn miſſte mich ungern, aber weil es doch zu meinem Glücke war und eine gute Verſorgung; ſo ließ ſie es geſchehn. Sie gab uns auch die Hochzeit und ſchenkte mir ein ſchönes blaues atlaſſenes Kleid und noch viel andre Sachen. An meinem Ehrentage ſpeiſete ſie ſelbſt mit uns und ſetzte ſich zwiſchen meinen lieben Mann und mich, und nach Tiſche — doch das iſt für heute zu weitläuftig, denn ich habe Dir noch ſehr viel zu ſagen. Kurz! wir leben jetzt ganz zufrieden und haben ein Pärchen, einen Sohn und eine Tochter, und ich mache noch nebenher Putz-Arbeit für die Herrſchaften, bey denen mich die Frau Geſandtinn recommandirt. Die erſte Zeit, das will ich nicht leugnen, dachte ich nicht viel nach Teutſchland und an Euch lieben Geſchwiſter zurück; Aber als ich erſt ein Kind hatte, da fieng mir an, alles was Blutsfreundſchaft iſt lieb zu werden, und ich dachte zurück an meine Kinderjahre, und wie wir zuſammen geſpielt und uns oft gezankt hatten, wenn Du ein wenig naſeweis warſt und alles beſſer wiſſen wollteſt, da Du doch die Jüngſte von uns warſt. Jetzt wäre ich gern mit meinem lieben Manne und Kinde zehn Meilen weit zu Fuße gegangen, um Euch noch einmal zu ſehn; aber wir waren ja Alle zerſtreuet worden, nach unſrer lieben Eltern Tode. Am weiteſten iſt unſer ehrlicher Ludwig, in Oſtindien. Wer weiß, ob wir den jemals wieder zu ſehn kriegen? Ich dachte alſo zuerſt an Chriſtel, der in Kaiſerliche Dienſte gegangen war, weil ich von daher am leichteſten Nachricht zu erhalten hoffte. Wir legten uns auf Kundſchaft durch meine vorige gnädige Frau, die ſich an den öſterreichiſchen Geſandten wendete und einen Brief von mir zur Beſtellung übernahm. Nach langer Zeit erhielt ich Antwort und auch Nachricht durch Andre.

Chriſtels Brief ſchicke ich Dir hierbey. Mein Mann ſagt: es ſcheine daraus, als wenn mein Bruder ein lockrer Paſſagier geworden ſey. Mir kömmt es auch ſo vor und die Nachrichten ſtimmen damit überein. Stelle Dir vor! er iſt catholiſch geworden und hat eine Weinhändlers-Witwe geheyrathet. Ich glaube, daß er ganz verwildert iſt in Sklavonien, unter den Croaten und anderm Geſindel. Aber nun komme ich zu der Hauptſache, nämlich wie ich kürzlich von Dir, meine liebe Schweſter! etwas erfahren habe. Es mögen ohngefehr vierzehn Tage ſeyn, da kam mein lieber Mann des Mittags zu Hauſe und ſagte: „Was giebſt Du mir, wenn ich Dir „Nachricht von Deiner Schweſter Carolinen „verſchaffe?" Als er das ſagte, das verſichre ich Dich, da klopfte mir das Herz vor Freude, und ich fiel ihm um den Hals und bath ihn, daß er weiter reden mögte; aber er ließ mich in der Ungewißheit, bis nach Tiſche, und da führte er mich in ein Hoſpital, welches von den Teutſchen für arme Kranke ihrer Nation fremde und einheimiſche, unterhalten wird. Wir wohnen auf der ſogenannten Apotheker-Inſel und hatten weit dahin zu fahren, und im Schlitten ſagte er mir kein Wort von dem, was ich ſehn würde. Als wir ausgeſtiegen waren, führte er mich die Treppen hinauf und dann in ein Cämmerchen; da lag ein Frauenzimmer im Bette, das ſehr elend ausſahe. Sie wird es wohl nicht lange machen; Es iſt ſeit der Zeit täglich ſchlimmer mit ihr geworden. Mein Mann gieng leiſe an das Bette und ſahe zu, ob ſie ſchlummerte; aber ſie war wach, und badete ſich in Thränen. Als ſie ſich ein wenig erholt hatte; da ſagte mein Mann: „Sehen Sie, Madam! da iſt meine Frau, an „deren Schweſter Sie Sich verſündigt zu haben „glauben, und die nun ſelbſt kömmt, um ſich in „Jener Namen mit Ihnen zu verſöhnen.“ Ich wuſſte nicht, was ich von dem Allen denken ſollte; Vielleicht räthſt Du nun ſchon, wer dies Frauenzimmer geweſen iſt, doch will ich Dir alles in der Ordnung erzählen.

Mein Mann hat mit die Aufſicht über dies Hoſpital. Nun kam damals der Verwalter zu ihm, und zeigte an, man habe von Policey wegen ein tödlich krankes Frauenzimmer in das Haus gebracht, das jetzt ſehr dringend bäthe, einen von den Herrn Aufſehern zu ſprechen. Mein

Mann gieng hin, und ſie erzählte ihm ihre Geſchichte. Sie war in Pracht und Ueppigkeit erzogen, und früh durch böſe Beyſpiele verführt worden. Einen redlichen Cavalier, der ſie heyrathete, hintergieng ſie und war ihm untreu. Ja! um deſto mehr Freyheit zu haben, ihrem lüderlichen Leben nachzuhängen, ſuchte ſie auch ihren eigenen Mann zu Ausſchweifungen zu verleiten, und nahm ein armes junges Mädchen in das Haus, das ſie ihrem Herrn zur Maitreſſe geben wollte. Dieſe Beiden ſchienen auch würklich Neigung für einander zu faſſen, aber doch muſste ſie dem jungen Mädchen das Zeugniß geben, daß es ſich immer ſittſam und tugendhaft betrug. Da die Frau auf dieſe Weiſe ihren Endzweck nicht erreichte, und ſich doch nach einer zügelloſen Freyheit ſehnte; ſo beſchloß ſie, mit einem ihrer Liebhaber in die weite Welt zu gehn. Ein Landläufer, der ſich für einen ruſſiſchen Officier ausgab, nahm ſie mit ſich. Sie beſtohl ihren Mann, packte Geld und Juwelen auf, und fuhr mit dem Böſewichte ab. *) Er hatte ihr weiß gemacht, er ſey von hoher Geburt

---

*) Man ſehe nach: den zehnten Brief, Seite 127.

und habe reiche Eltern in Petersburg. So lange das baare Geld vorhielt, lebten ſie herrlich und in Freuden; In Riga aber fand ſich's, daß der Beutel leer war, doch ſprach der Ruſſe von Wechſeln, die er dort zu heben hätte. Früh Morgens einmal gieng er aus, als das Frauenzimmer noch in tiefem Schlafe lag; Sie erwachte endlich, ſtand auf, wartete und wartete; aber ihr Liebhaber kam nicht wieder, und als ſie über ihren Koffer gerieth, fand ſie ihn leer; Juwelen, Schnallen, Uhren — alles war fort. Sie gieng zu den Herrn vom Magiſtrate, aber kein Menſch konnte ihr Auskunſt geben. So viel wuſſte man in Riga, daß in Petersburg eine Familie lebte, die den Namen führte, den der Entwichene ſich gegeben hatte. Sie beſchloß alſo, ſich hierher auf den Weg zu machen. Die Kleider und Wäſche, die der Böſewicht ihr gelaſſen hatte, verkaufte ſie, um die Reiſekoſten zu beſtreiten; aber ſie wurde ſchon unterwegens elend krank; doch ſchleppte ſie ſich mühſam hierher. Sobald ſie ankam, meldete ſie ſich bey der Policey; Sie durfte aber nicht recht mit der Sprache heraus, gab ſich für eine Witwe aus, erzählte: der Ruſſe habe ihr die Ehe ver-

ſpro

ſprochen, ſie dann verlaſſen, beſtohlen, und was dergleichen mehr war. Ja, was half das? Freylich war der Betrüger hier aus Petersburg, und ſeine Eltern leben auch noch und ſind wohlhabend und von Stande; daran hatte er wahr geſagt; aber der Taugenichts war in früher Jugend auf Univerſitäten nach Göttingen gegangen, und hatte dort Schulden gemacht, war weggelaufen und nachher als ein Spieler in der Welt herumgeſtreift — Die Eltern hatten längſt ihre Hand von ihm abgezogen.

Nun war ihr Elend auf's höchſte geſtiegen; die Krankheit wurde auch immer ſchlimmer und jetzt kam zu ſpät die Reue. Man brachte ſie endlich in das Hoſpital, wo ſie meinem Manne unter tauſend Thränen ihre Geſchichte erzählte. Da ſie hierbey ſolche Oerter nannte, die in der Gegend liegen, wo wir zu Hauſe ſind; ſo machte ihn das aufmerkſam. Er wuſſte, daß mich längſt darnach verlangte, etwas von Dir zu hören; Wie groß war daher nicht ſeine Verwunderung und Freude, als ſie den Namen des jungen Frauenzimmers, das ſie im Hauſe gehabt hatte, Caroline Felmer nannte! Er ſagte ſogleich, daß er der Schwager dieſes Frauenzimmers ſey, und ſo verſchaffte mir denn der Himmel ganz unerwarteter Weiſe das Glück, etwas von Dir zu hören. Wüßte ich nun nur gleich, wie es Dir, meine liebe Caroline! geht, und wie ich es mit dieſem Briefe anfangen ſoll!

Nachmittags 3 Uhr. So eben habe ich meinen lieben Mann um Rath gefragt. Er hat einen guten Einfall. Ja! ſo will ich es machen. Ich ſchicke dieſen Brief nach ***, wo unſer Oncle Rector iſt, wenn er noch lebt. Dort werden ſie doch wiſſen, wo Du Dich aufhälſt. Um aber ſicher zu ſeyn, ſchreibe ich auf den Brief: Er ſollte im Poſthauſe liegen bleiben, bis er abgefordert würde. Zugleich laſſen wir in die hamburgiſchen und frankfurthiſchen Zeitungen Folgendes einrücken: „Wenn die Demoiſelle Caroline F. ein Verlangen trägt, gute „Nachrichten von ihrer vor ſechs Jahren nach „Petersburg gegangenen Schweſter Marianne „zu hören; ſo kann ſie zu *** wo ſie ehemals „bey ihrem Oheime gelebt, im Poſthauſe einen „Brief abholen.“

Ach! antworte mir nur bald, mein liebes Linchen! Könnteſt Du uns nur einmal beſuchen! Ich werde wohl mein Vaterland nicht wiederſehn. Wenn man erſt Mann, Kinder und Haushalt hat; da iſt es mit dem Reiſen zu Ende. Aber wer weiß, ob Du nicht auch ſchon verheyrathet biſt? Wenn Du einmal zu uns kömmſt; ſo ſoll es Dir ſchon bey uns gefallen. Wir leben recht artig, und ſind auch geachtet. Landewick iſt denn ein reputirlicher Mann in unſrer Gemeine, an den ſich gern die Leute wenden, und er weiß Rath zu geben und zu ſprechen, wie der Beſte.

Den 9ten November. Sie iſt tod, die arme Frau von der Hart, denn wir wiſſen nun ihren Namen, aus den Papieren, die wir bey ihr gefunden haben. Mein Mann hält es vor gut, daß ich Dir dieſe Papiere ſchicke, welches ich denn thue. *) Du weiſſt doch vermuthlich, wo jetzt der Herr von der Hart iſt, obgleich wir nicht glauben, daß Du, nach ſeiner Frau Ent-

---

*) Die aber, da ſie nicht von Bedeutung waren, nicht abgedruckt ſind.

weichung, wirſt bey ihm geblieben ſeyn, weil doch das nicht recht anſtändig wäre. Indeſſen kann dem Herrn daran gelegen ſeyn, zu wiſſen, ob ſeine Frau noch lebt, wenn er etwa wieder heyrathen wollte. Deswegen ſchicke ich Dir auch den Bericht von unſerm Stadt-Chirurgus. Landowick ſagt zwar: er ſey dumm aufgeſetzt; aber er dient doch immer zum Beweiſe, und auf Verlangen können wir auch ein gerichtliches Atteſtat ausfertigen laſſen.

Nun lebe wohl, meine liebe Schweſter! und erfreue bald mit einer Antwort, Deine ꝛc.

Viſum repertum, oder Bericht von dem Stadt-Chirurgus Johann Martin Knoch.

Ich habe mich befohlner Maßen dort im Spital eingefunden, um die Todte zu viſitiren und nach Befinden, doch nur obiter, eine kleine Section vorzunehmen.

„Sie iſt tod, mauſetod" habe ich gleich ausgerufen, als ich in das Zimmer trat. Alle Signa mortis und Anzeigen waren da: gebrochene

chene Augen und Salva venia ein wahrer, garſtiger Todten-Geruch. Jedennoch aber habe einen kleinen Kreuzſchnitt gemacht in pectore, nur curioſitatis gratia; aber wer tod iſt, der iſt tod, und lebt nicht wieder auf.

Hernach habe ein wenig unterſucht, was für Partes laedirt waren. Der Herr Stadtphyſicus Brucker hat meiner Seele! Unrecht; das habe ich gleich geſagt. An der Leber lag es nicht — Charmante Leber! Auch kein Polypus im Herzen; kein Waſſer in Cerebro; Aber die Lunge, die Lunge! wie ſahe die aus! Ambae pulmones erant quaſi evanati; beyde Lungenflügel waren gleichſam verſchwunden. Davon wiſſen die Herrn Doctores nichts. Die curieren drauf los: Ich hätte ſie von Grund aus heilen wollen, mit meinem Arcano, mit meinem Luft-Salz-Waſſer. Nun iſt es zu ſpät, und am Ende iſt auch wohl nichts daran verlohren. Tod iſt ſie und ich verbleibe auf weitere Befehle, Ew. Hochedelgebohren ꝛc.

Drey und zwanzigſter Brief.

Von Chriſtian Felmer, an Marianne, ſeine Schweſter.

Poſſega, im Bannat; den 6ten Auguſt, 1773.

Ich habe Deinen Brief, meine herzallerliebſte Schweſter! richtig erhalten, danke dafür und habe mich gefreuet, wie in langer Zeit nicht, zu erſehen, daß Dir's wohlgeht. Was uns anlangt; ſo iſt's wie es halt! bey Soldaten hergeht; heute reich; morgen arm; Heute mir; morgen Dir. Ich habe mich auch in den Stand der heiligen Ehe einflicken laſſen. Meine Frau iſt nicht jung mehr; aber ſie hat einen hübſchen Thaler Geld, handelt mit einländiſchem Weine, und wenn es keine Schätze abwirft; ſo hat man doch dabey, was man mit dem Maule davon zieht. Vom Unter-Officier-Tractement iſt lumpicht leben. Kinder haben wir nicht, verlangen auch keine. Wenn Gott giebt, daß es Krieg wird, da ſoll mein Weib ein bisgen marketentern, dann wollen wir anders pfeifen. Ich bin des Stillſitzens müde, aber das Land iſt ſchön, ge-

geſund, fruchtbar. Im ganzen hungariſchen Illyrien lebt man wohlfeil, und es fehlt an nichts. Getreide, Wein, Obſt, Oel, ſchöne Weiden, Seide, Bergwerke, alles vollauf; wenn es nur insgeſamt mein wäre!

Ich habe mich, um beſſers Fortkommens Willen, zur chriſtcatholiſchen Kirche bekehrt. Wärſt Du hier, Du würdeſt es wohl auch ſo machen; man hat ſonſt tauſend Scherereyen, und es iſt doch die einzige wahre Kirche, und unſer Einer, der auch Manches auf der Kreide hat, kann doch Abſolution kriegen; Das könnt Ihr nicht.

Schreibe mir bald etwas von unſern andern Geſchwiſtern, beſonders, was die kleine Hübſche macht! Die wird wohl Maitreſſe bey einem reichen Herrn geworden ſeyn, wenn ſie es pfiffig angefangen hat.

Meine Frau läſſt Dich und Deinen lieben Mann herzlich grüſſen. Sie iſt jetzt nicht recht wohl auf; Die ganze Nacht huſtet ſie, wie ein Schaaf, und hat ſich doch vom Trinken ganz abgegeben.

Ich wollte, daß wir mal die Ruſſen vornähmen. Was ſollten die laufen, daß ſie die Schuhe verlöhren! Und wenn wir Petersburg plündern; ſo ſoll kein Haus verſchont bleiben, als Deines, wenn Ihr mir brav aufſchüſſelt und einen guten Trunk dazu; denn das hält Leib und Seele zuſammen; Ich verharre ꝛc.

Vier und zwanzigſter Brief.

Von dem Herrn von Stallheim an ſeinen Sachwalter, den Licentiaten Zierenitz.

Den 10ten November, 1773.

Hochedelgebohrner Herr Lizenziat! Ich habe mal mit Sie Rückſprache nehmen gewollt, was Sie mich rathen, das ich thun ſoll, in Betreff meiner von mich geloſſenen Frau Gemahlinn. Es ſind, wenn wir das Pferdemarkt in Ballerſtein gehalten wird, drey Jahr, daß ſie mich uf und davon thät gehn. Den Jungen ließ ſie mich uf den Hals, und hatte dem Kaplan en Brief geſchrieben, da ſtand tolles Zeug drin. Wie ſie ſprach; ſo war der Brief geſchrieben. Mit dem Jungen konnte ich niks machen. Er war verhätſchelt und konnte kaum auf den Beinen ſtehn. Nach en Jahre ſtand er ab. Er iſt in unſer Erb-Begräbniß beygeſetzt worden, und der Schulmeiſter hat en Karmina drauf gemacht. Nun leiden wir aber Gefahr, daß unſre uralte adliche Familie (zu verſtehn, was die hieſige Brangſche betrifft) ausſtirbt, und zu ner anderweitigen Vermählung darf ich nicht ſchreiten, dieweilen nach chriſt=catholiſchen Geſetzen die Kirche ſich uf keine Eheſcheidung einläſſt. Nun mögte nur wiſſen, ob ſie tod oder lebendig is. Die Zinſen von ihrem kleinen Kaptälchen, was bey dem Factor Hecht in Bollenbach ſteht, hat mich kein Menſch geſchickt, ſeit dem ſie fort is; Alſo wird ſie ſich das Geld wol haben ſchicken laſſen. Wenn ſie aberſt tod wäre; ſo gehörte es doch mein. Deswegen dacht ich nun, mein lieber Muſche Zierenitz! wenn Sie ſie könnten ein biſchen zitiren laſſen in den Intelgenz=Blättern, nich damit ſie wiederkommen ſollte, ſondern nur, daß ſie ſo und ſo ausſehn thäte, und daß ſie ſich melden ſollte, ob ſie geſtorben wäre oder nich, damit ich doch ihre Paar Groſchen erbte, denn ſie hat mir viel Geld gekoſtet, weil ſie immerſt thät kränkeln, und damit ich mir wieder vermählen könnte, und meinen uralten Stamm fortflanzen.

Wenn Sie aberſt hierher kommen zu einer mündlichen Kunferenz mit mich; ſo ſagen ſie niemand nicks von der neuen Vermählung, damit es Mickchen nich erfährt. Die plagt mir im-

immer, daß ich ſie mich ſoll an die linke Hand antrauen laſſen, wie es unter Standes-Perſchonen eingeführth is, und damit ſie zu Ehren komme, und die Kinder, die ich mit ſie gezeugt habe. Aber daraus kann nicks werden, denn ich muß doch uf die Fortflanzung der Familge ſehn, und das, ſtiftsmäßig.

Nun, Adieu, mein Herr Lizenziat! In Erwartung einer baldigen Antwort, bin mit ufrichtiger Conſideratſchon, Ihr dienſtwilliger ꝛc.

Fünf und zwanzigſter Brief.

Von Heinrich von Mildenburg, an den Paſtor Ehrmann, in Birkenthal.

*** Den 12ten November, 1773.

Schreiben Sie, werthgeſchätzter Herr Paſtor! mein Stillſchweigen nicht auf die Rechnung einer undankbaren Vergeſſenheit der vielfachen gaſtfreundſchaftlichen Güte und Aufmerkſamkeit, die Sie mir aus liebevollem Herzen in Ihrem Hauſe erwieſen haben! Nein! das Andenken daran wird gewiß nie von mir weichen; aber Geſchäfte und Zerſtreuungen, die mit einer jeden neuen Einrichtung verknüpft zu ſeyn pflegen, haben mir wenig Augenblicke frey gelaſſen, und doch wollte ich Ihnen gern umſtändlich von meiner hieſigen Lage und meinen künftigen Ausſichten Nachricht geben.

Ich reiſete, wie Sie Sich erinnern werden, den 23ſten October aus Ihrer friedlichen Wohnung ab. Der Miethkutſcher aus Engeleben hatte verſprochen, mich ganz bis hierher zu fahren,

ren, und ſo muſſte ich denn, um die Pferde nicht zu ſehr anzugreifen, kleine Tagereiſen machen. Es war eine ziemlich langweilige Fahrt, und ich habe von Glücke zu ſagen, daß ſie nicht gefährlicher für mich geworden iſt; denn hören Sie nur, welch' ein unerwarteter Vorfall mir in *** begegnete!

Ich kam Abends dahin; Es war ſchon dunkel und doch noch zu früh, um mich zu Bette zu legen. Zu leſen hatte ich nichts bey mir, und ſo empfand ich denn in meinem Zimmer im Wirthshauſe tödtende Langeweile. Ich hörte aber, daß unten in der allgemeinen Gaſt-Stube Fremde an der Abendmalzeit ſaßen, und da verleitete mich alſo mein Geſelligkeits-Trieb, zu ihnen hinunter zu gehn. Kaum war ich in die Thür getreten, als mir die Phiſiognomie eines Mannes, der in der Ecke ſaß, ſehr bekannt vorkam; Die meinige ſchien ihm nicht weniger aufzufallen. Er ſtand auf, und ich erkannte in ihm den erſten Cammerdiener und Leib-Chirurgus des Fürſten von ***, einen der ärgſten Schelme am Hofe und die eifrigſte Creatur der Maitreſſe. Ein heftiger Schrecken überfiel mich in dem Augenblicke, da ich dieſen Böſewicht gewahr

wahr wurde, der gewiß größtentheils mit an meiner Geſangennehmung Schuld iſt, denn er war einer von den mir auflauernden Spions. Nun ſahe ich freylich, daß ich vorſichtiger gehandelt hätte, wenn ich eben in meiner Cammer geblieben wäre, weil ich doch noch immer groſe Urſache hatte, mich verborgen zu halten, bis mein jetziger Herr erſt den Frieden für mich geſchloſſen haben würde. Allein es war nun einmal geſchehn; Meine Furcht merken zu laſſen, das wäre noch weniger klug gehandelt geweſen, und wir waren ja auch in eines dritten Herrn Lande. Darum gieng ich, ſcheinbar ſorglos, auf ihn zu, und auch er faßte ſich bald wieder, und trat mir mit freundlicher Unverſchämtheit entgegen: „Ey! „wie in aller Welt, mein Herr von Mildenburg!“ rief er aus „treffen wir hier zuſammen? Das haben Sie gut gemacht, daß Sie „entwiſcht ſind. Jeder edel Geſinnte hat ſich „darüber gefreuet. War das auch eine Manier, „einen Edelmann ſo ohne Proceß auf die Feſtung ſetzen zu laſſen? Aber daran iſt niemand „Schuld, als die Maitreſſe. Die hat auch „mich geſtürzt, obgleich ich alles gethan habe, „um ihre Ungnade nicht auf mich zu ziehn. Du

„lieber Gott! Wer dient, der iſt Knecht. Man „muß, wenn man ein armer, gemeiner Menſch „iſt, ſich krümmen und winden. Und doch hat „mir's nichts geholfen. Der Fürſt hat mir „den Abſchied gegeben. Aber das war ein Lerm, „als es erfahren wurde, wie Sie den alten Invaliden eine Naſe gedreht hatten. Nun! es „iſt mir ungemein angenehm, Sie ſo wohl auf „zu ſehn? Darf ich denn fragen, wenn ich nicht „zu neugierig bin, wo Sie hingedenken, und „ob Sie ſchon wieder in Dienſte getreten ſind? „Es wäre Schade um einen Herrn von Ihren „Talenten, wenn Sie auſſer Thätigkeit bleiben „ſollten.“ In dieſem Tone fuhr er noch ein Weilchen fort, und erzählte mir ziemlich wahrſcheinlich, wie es zugegangen wäre, daß er verabſchiedet worden.

Ich laſſe es dahin geſtellt ſeyn, ob das, was dieſer Menſch mir ſagte, nicht vielleicht eine Erfindung von ihm war, um meinen Widerwillen gegen ihn von ſich abzulenken; immer aber glaubte ich nichts dabey zu verlieren, ſondern im Gegentheile vernünftig zu handeln, wenn ich ihm ſagte, daß ich jetzt an den Hof des Herzogs von *** reiſen, vermuthlich dort verſorgt

ſorgt werden würde, und daß dieſer Fürſt verſprochen hätte, ſich für mich zu verwenden, damit ich vor allen Nachſtellungen ſicher ſeyn mögte. Dies that ich dann, nahm bald nachher Abſchied von dem Manne, und reiſete, ſobald es Tag wurde, weiter.

Bey meiner Ankunft hier in der Stadt trat ich zuerſt in einem Gaſthofe ab, fand aber ſchon dort den Wirth angewieſen, mich in eine Privat-Wohnung zu führen, die der würdige Miniſter von Kappſtein für mich in der Nachbarſchaft ſeines Hauſes hatte miethen laſſen. Ich las gleich auf den Geſichtern der Leute, in welchem Anſehn der Herr von Kappſtein hier ſtehn muſſte, da die unmittelbare Sorgfalt, ſie bewog, mir mit beſondrer Ehrerbietung zu begegnen.

Sobald ich ein wenig angekleidet war, verfügte ich mich zu meinem Beſchützer, und wurde von ihm gütig und freundlich aufgenommen. Eine kleine Schilderung von ihm, ſowohl nach ſeinem Aeuſſern, als was ſeine Gemüthsart betrifft, ſo viel ich in der kurzen Zeit habe beobachten und durch Andre erfahren können, wird Ihnen

nen vielleicht nicht unangenehm ſeyn: Ich bin überzeugt, daß Sie, mein lieber Herr Paſtor! dieſe Eröfnungen allein für Sich behalten werden.

Der Herr von Kappſtein iſt ein langer, hagrer Mann, ohngefehr fünf und funfzig Jahre alt. Seine Geſichtsbildung iſt angenehm, ſein Blick ſanft, doch ernſt und forſchend, ſein Anſtand edel. Er redet gut, wenig, und, wie es ſcheint, nie ohne ſich ſelbſt zu bewachen, daß ihm kein unvorſichtiges Wort entwiſche. Dies aber giebt ihm kein gezwungenes Anſehn, ſondern er ſcheint vielmehr zuweilen ſich gänzlich aufzuſchlieſſen, und nur an der Feinheit, mit welcher er über manche Dinge hinausſchlüpft und Fragen, die ihn in Verlegenheit ſetzen würden, auszuweichen verſteht, merkt man, daß er ſich im Zügel hat. Er lacht nie; er lächelt nur, doch mit wahrer Anmuth und Würde. Sein Umgang und ſeine Geſpräche mit Hohen und Niedern ſind gleich ungezwungen, angepaſſt auf den Stand, auf die Fähigkeiten und auf den Character Deſſen, den er vor ſich hat; aber immer muß man fühlen, daß er die erſte Rolle ſpielt, wer es auch ſey, der ihm gegenüber ſteht. Er beſitzt wahre Gelehrſamkeit und einen feinen

Geſchmack, arbeitet vortreflich, mit einer bewundernswürdigen Leichtigkeit, überſieht mit ſchnellem Blicke die verwickelteſten Dinge und iſt unermüdet fleiſſig, vom frühen Morgen an, bis ſpät in die Nacht, obgleich er nie über zu viel Arbeit klagt und immer Muße zu haben ſcheint. Er wird von keinem Untergebenen regiert, ſieht alles mit eignen Augen und iſt ſtrenge gerecht, ohne Anſehn der Perſon, und wehe Dem, dem es einfallen könnte, ihn mit falſchen Berichten täuſchen zu wollen! Man kann nicht mäßiger im Eſſen und Trinken, einfacher in Kleidung und prachtloſer in Meubles u. d. gl. als dieſer wahrhaftig große Staatsmann leben. Ueber alle Leidenſchaften ſcheint er Meiſter geworden zu ſeyn, bis auf Eine nach, von welcher ich nachher reden werde.

Er iſt nie verheyrathet geweſen; liebt auch nicht ſehr den Umgang mit Frauenzimmern, ohne jedoch dies Geſchlecht eigentlich zu haſſen. Ich glaube, daß er gewiß ein vortreflicher Ehegenoſſe geworden wäre, und es kann mich zuweilen betrüben, wenn ich ſehe, daß dieſer würdige Mann alle Ungemächlichkeiten eines Hageſtolzen Lebens fühlen muß. Bey der Menge öffentlicher Geſchäfte iſt es ihm ohnmöglich, ſich um die kleinen Details ſeines Hausweſens zu bekümmern: Er wird von ſeinem Hausverwalter und Cammerdiener betrogen; Seine Bedienten, der Koch und die Stallleute ſind groſſentheils ausſchweifende, unordentliche lüderliche Menſchen. Es fehlt ihm nicht ſelten an Gemächlichkeit und Pflege, und in ſeinen ſeltenen Erholungsſtunden, an Familien-Freuden. Seine Wäſche iſt nicht zu der Zeit in Ordnung, wenn ſie es ſeyn ſollte; Frägt er nach einem Hausrathe; ſo findet man ihn vielleicht nicht; Wenn er unpäßlich iſt, wie es ihm oft begegnet; ſo mangelt ihm eine ſanfte, zärtlich ſorgſame Wartung — Seine Domeſtiken verehren ihn; aber das häusliche Band unter Herrn und Dienern iſt ſchwach, da wo keine treue Hausfrau und der Anblick glücklicher ehelicher Eintracht dieſen Ton in ein Haus bringt. Das Geſinde iſt neidiſch auf einander, ſie ſind in Complotte und Partheyen getheilt. Wenn der gute Mann ſo etwas merkt; ſo giebt er wohl Verweiſe, fängt an, die Sache zu unterſuchen; allein wichtigere, öffentliche Geſchäfte verhindern ihn, den Quellen jeder häuslichen Unordnung gehörig nachzuſpüren. Vielleicht gelingt es mir einſt, meinem Wohlthäter von dieſer Seite einige Dienſte zu leiſten.

Ich ſagte vorhin, daß der Herr von Kappſtein über alle ſeine Leidenſchaften Meiſter wäre, bis auf eine einzige nach — und dieſe iſt der Ehrgeiz. Zu verwundern ſcheint es nicht, wenn große Seelen, die ſich berufen fühlen, über Andre zu herrſchen, keine Art von Rivalität vertragen können; aber in der That mag dies doch in großem Maße bey unſerm Miniſter der Fall ſeyn. Es iſt ihm gelungen, alle übrigen Geheimenräthe in eine Art von Unthätigkeit zu ſetzen; Alles geht durch ſeine Hände. Der Herzog weiß ſeine Verdienſte zu erkennen, hat uneingeſchränktes Zutraun zu ſeinen Einſichten und zu ſeiner Rechtſchaffenheit, und ſo iſt er denn ziemlich allmächtig in dieſem Lande. Man ſagt aber, er habe ſich zuweilen vergeſſen, wenn davon die Rede war, ausſchließlich ſeinen Platz am Ruder zu behaupten, und er wiederſtehe mit Mühe einer Anregung von Rachſucht, wenn er merkte, daß jemand den Verſuch wagte, in einem einzelnen Fache eine Hauptrolle zu ſpielen — Auch die Sonne hat Flecken, und wir Kurzſichtigen wiſſen noch nicht, ob dieſe Flecken nicht vielleicht Polſter

ſter ſind, an denen ſich die große electriſche Kugel reiben muß, um ihren Feuer-Glanz zu vermehren.

Einen, obgleich verſteckten, doch ſichern Feind hat der Herr von Kappſtein an dem Geheimenrathe von Braunfeld. Dieſer iſt grade das Wiederſpiel von ihm. Voll Anmaßung, ohne wahre Gelehrſamkeit, die traurige Jurisprudenz ausgenommen; ſelbſtgenügſam ohne ächtes Verdienſt; aus dem Staube hervorgezogen, oder vielmehr hervorgekrochen, durch ſchiefe Wege, unter der vorigen Regierung, gleicht nichts der Aufgeblaſenheit, dem Uebermuthe, mit welchem er auf Leute, denen er ſo etwas biethen darf, herabſieht, und nichts der Niederträchtigkeit, mit welcher er ſich vor dem Götzen des Tages beugt, bis er den Zeitpunct erlauert hat, ihn vom Altare zu reiſſen. Dabey blickt der eigentlich **gemeine Kerl**, im moraliſchen Sinne des Worts, aus jeder ſeiner Manieren hervor. Im Grunde der unthätigſte Faullenzer, der mit unerhörter Schwierigkeit arbeitet, aber ohne Unterlaß über gehäufte Geſchäfte klagt. Endlich ein unmäßiger Freund des Wohllebens, habflüchtig, intrigant, mürriſch, auffahrend — Das iſt ſein Character!

Der Fürſt iſt ein Mann, dem es weder an natürlichem Verſtande, noch an Kenntniſſen, noch an Güte des Herzens fehlt. Ein lebhaftes Genie, ein unternehmender Geiſt, ſchnelles Feuer, dauernde Wärme und eiſerne Beharrlichkeit hat er nicht; aber dagegen eine richtige Beurtheilungskraft, Kaltblütigkeit, Nüchternheit des Geiſtes, Bonhomie, Gefallen an allem Guten, ohne verführeriſchen Enthuſiasmus; Gerechtigkeitsliebe, ohne eigenſinnige Strenge; Zuweilen ein faſt übertriebenes Mistraun in ſeine Einſichten; Gefühl von Wohlwollen, von Erkenntlichkeit, von Freundſchaft, von Mitleiden, ohne Empfindeley, und ohne ſich von ſehr reizbaren Nerven, in ſchwachen Augenblicken, zu voreiliger Hingebung verleiten zu laſſen — Ein ſehr lobenswerther Regenten-Character, wenn unſer Herzog nur dabey ein wenig mehr die Arbeit liebte, um mit eigenen Augen zu ſehn, da wo er ſich gänzlich auf Andre verläſſt, die er einmal als redliche Männer kennen gelernt hat! So wie jetzt die Sachen ſtehen, iſt wohl alles bey dem Herrn von Kappſtein in guten

ten Händen; aber dieſer Miniſter könnte auch halb ſo weiſe und redlich ſeyn, als er iſt, und würde dennoch eben ſo viel Gewicht haben, durch ſeine Thätigkeit und Entſchloſſenheit, da ſein Herr hingegen alles ſcheuet, was Mühe macht, wobey man durchgreifen oder ſich vor den Riß ſtellen muß. Deswegen iſt Dieſer auch von ſeinen Unterthanen zwar geliebt, doch ohne Wärme, und von niemand gefürchtet. Mit ſeiner Gemahlinn lebt er ſo, wie er mit jeder andern Gemahlinn, die man ihm gegeben hätte, auch leben würde; das heiſſt freundſchaftlich, einträchtig und höflich, und ſie verlangt auch nicht mehr. geht ſtill und untadelhaft ihren Gang fort, miſcht ſich in nichts, iſt des Morgens viel bey ihren Kindern, erſcheint dann bey Tafel, plaudert viel über unbedeutende Dinge, ſetzt ſich des Abends an den Spieltiſch, oder geht in's Schauſpiel, dann wieder an Tafel, und zur beſtimmten Zeit ſorgenlos zu Bette.

Die hieſigen Hofleute ſind eine ganz gute Claſſe von Menſchen, gefällig gegen Fremde, ziemlich einig unter einander, und weit entfernt, ſich um andre Geſchäfte zu bekümmern, welches ſich denn auch der Herr Miniſter ſehr ernſtlich verbitten würde.

In der Stadt herrſcht ein guter, geſelliger, häuslicher und ſittlicher Ton, und die Dienerſchaft iſt nicht reichlich, aber doch ſo bezahlt, daß niemand ſich beklagen kann.

Der Herr von Kappſtein hatte ſchon vor meiner Ankunft mit unſerm Herzoge meinetwegen geſprochen. Den Tag nach derſelben wurde ich von ihm ſelbſt an den Hof geführt, der Herrſchaft vorgeſtellt, zur Tafel gebethen, und noch ehe es Abend war, erhielt ich meine Beſtallung als Cammerherr und Rath in der Cammer, nebſt einem Befehle an die Caſſe, zu Auszahlung meiner Beſoldung, in das Haus geſchickt. Dieſe Beſoldung iſt nicht ſehr groß, aber der Aufwand am Hofe und der Luxus in der Stadt ſind es auch nicht. Ich bin zufrieden, und habe in der Folge, wie es ſcheint, gute Ausſichten vor mir. Auch iſt mir verſprochen worden, daß der Herzog nun bald meinetwegen an den Fürſten von *** ſchreiben wollte, um mich gegen alle weitern Verfolgungen ſicher zu ſtellen.

An Beſchäftigung fehlt es mir nicht. Die Menge meiner eigentlichen Berufs-Arbeiten iſt nicht auſſerordentlich groß; aber der Herr von Kappſtein läſſt die wichtigſten Sachen aus allen Collegien in ſein Haus ſchicken, um ſich ſelbſt davon zu unterrichten. Nun häuft ſich aber ſeine Arbeit dadurch ſo, daß er ohnmöglich Allem allein vorſtehn kann. Er hatte daher ſchon längſtens, beſonders ſeitdem er ſo ſchwächlich iſt, gewünſcht, einen Mann zu finden, auf den er ſich verlaſſen könnte, und der einige Stunden des Nachmittags in ſeinem Hauſe mit ihm arbeitete. Seine Wahl iſt jetzt auf mich gefallen, und ich bin doppelt zufrieden hiervon, weil ich dadurch nicht nur ihn mir auf gewiſſe Weiſe verbindlich mache, ſondern auch geſchwinder eine richtige und genaue Kenntniß des Landes erhalte.

Sehen Sie, beſter Herr Paſtor! das iſt meine gegenwärtige Lage; Ich ſchmeichle mich, daß Sie und die werthen Ihrigen Theil daran nehmen. Empfehlen Sie mich der Frau Paſtorinn und Ihrer wackern Pflegetochter herzlich, und zweifeln Sie nie an der Hochachtung und Dankbarkeit, Ihres ꝛc.

Sechs und zwanzigſter Brief.

Von dem Miniſter von Kappſtein, an den Doctor Yorr, in London.

*** den 16ten November, 1773.

Ew. Wohlgebohren hoffte ich die angenehmſten Nachrichten von Dero mir empfohlenen Freunde geben zu können, und muß nun leider! das Gegentheil in dieſem Briefe thun.

Es war mir gelungen, bey des Herzogs meines Herrn Durchlaucht, zum Vortheile des Herrn von Mildenburg zu reden, und ohne große Schwierigkeit eine Stelle in der Domainen-Cammer und bey Hofe für ihn auszuwürken. Er kam vor drey Wochen hierher, wurde ſogleich angeſtellt und erwarb ſich durch ſeine Activität, Geſchicklichkeit und feine Conduite allgemeinen Beyfall. Des Herzogs Durchlaucht hatten indeſſen in gemäßigten und nachbarlichen Terminis an den Fürſten von *** geſchrieben, um für den jetzigen Cammerherrn von Mildenburg die völlige Vergeſſenheit der bewußten ehemaligen verdrießlichen Vorgänge auszuwürken. Es ſchien Sereniſſimo aufzufallen, daß in vierzehn Tagen keine Nachricht von daher einlief; doch konnten kleine Abweſenheiten oder andre Verhinderungen eingetreten ſeyn, und man beruhigte ſich alſo.

Vorgeſtern erwartete ich Nachmittags den Herrn von Mildenburg in meinem Cabinette, wo wir mit einander zu arbeiten pflegen; Er blieb aber aus. Ich kenne ſeine Pünctlichkeit, und ſchickte daher in ſeine Wohnung. weil ich befürchtete, er mögte unpäßlich ſeyn. Man brachte mir die Nachricht: er ſey gleich nach der Tafel zu Fuße ein wenig aus der Stadt ſpazieren gegangen, um die Gegenden in Augenſchein zu nehmen. Der Abend rückte heran und er kam nicht wieder. Daß ich mich kurz faſſe! Bis auf dieſe Stunde iſt er nicht zurückgekommen, und jedermann iſt in Sorgen um ihn.

Ich muß mein Urtheil über dieſen Vorfall, der mich äuſſerſt beunruhigt, billig ſuſpendieren, bis ich im Stande ſeyn werde, klarer darinn zu ſehn, doch habe ich nicht verfehlen wollen, da wir grade ein Paquet nach London ſchicken, Ew. Wohlgebohren ſogleich Nachricht davon zu geben. Vielleicht bin ich bey dem Abgange der nächſten Depeſchen ſchon im Stande, angenehmere Dinge zu melden.

Ew. Wohlgebohren erſuche ich indeſſen, Sich zu beruhigen, und feſt darauf zu rechnen, daß ich keine Mühe ſparen werde, der Sache auf den Grund zu kommen. Wir haben kein großes Waſſer in der Nähe; Es iſt alſo nicht zu befürchten, daß Dero Freunde ein Unfall von der Art könnte zugeſtoßen ſeyn. Stecken aber Nachſtellungen dahinter; ſo muß ſich das bald aufklären, und des Herzogs meines Herrn Durchlaucht haben durch mich alle nöthigen Maaßregeln desfalls nehmen laſſen.

Ich verharre übrigens mit aufrichtiger Ergebenheit ꝛc.

Ende des erſten Theils.

Gedruckt bey W. Pockwitz jun.

Druckfehler.

Seite 11. Zeile 2, muß ſtatt **Engeleben**, **Birkenthal** ſtehn.

Schriften

von

Adolph Freyherrn Knigge.

Siebenter Band.

(Geſchichte des armen Herrn von Mildenburg. 2r Bd.)

Hannover,
in der Ritſcherſchen Buchhandlung.
1804.

Geſchichte

des armen

Herrn von Mildenburg,

in Briefen herausgegeben

von

Adolph Freyherrn Knigge.

Zweyter Theil.

Zweyte Auflage.

Hannover,
in der Adminiſtration der Ritſcherſchen Buchhandlung.
1798.

Universitate

40 11.
B. U.
Alexie
Land.

Vorrede.

Hier überreiche ich den Leſern den zweyten Theil der Geſchichte des armen Herrn von Mildenburg, voll von Dankbarkeit für die gütige Aufnahme des erſten; Mit dem dritten Theile wird die Geſchichte geſchloſſen werden.

Reich an unerwarteten Begebenheiten und romanhaften Ueberraſchungen iſt dies Buch nicht; ich geſtehe aber, daß es weniger meine Abſicht geweſen, durch kleine Autor-Künſte die Aufmerkſamkeit ſolcher Menſchen zu feſſeln, die nur amüſiert ſeyn wollen, als vielmehr (wie ich auch ſchon in der **Geſchichte Ludwigs von Seelberg** den Verſuch gewagt habe) ernſthafte, oft nicht genug beherzigte Wahrheiten in ein gefälligers Gewand zu hüllen; nützlichen Grundſätzen auf dieſe Weiſe allgemeinern Cours zu verſchaffen; mein Schärflein zum feinern Studium practiſcher

ſcher Weltklugheit beyzutragen, und meine Mitbrüder aufmerkſam auf manche, zuweilen flüchtig überſehene Seiten ihres Herzens zu machen.

Madam Homanns Brief über weibliche Bildung, im erſten Theile, hat Beyfall gefunden; man wird in dem vorliegenden andre Gegenſtände auf eben dieſe Weiſe behandelt ſehn, zum Beyſpiele: die Art, Fürſtengunſt und Gewicht im Staate zu guten Zwecken zu nützen; über Menſchenliebe und Menſchenwerth; über die Verſchiedenheit des Tons in den einzelnen teutſchen Provinzen, u. d. gl. m. Uebrigens ſchmeichle ich mich, meinen Hauptzweck nie aus dem Geſichte verlohren zu haben, nämlich den: zu zeigen, daß die kleinen, unvermeidlichen Uebel dieſer Welt nicht willkührlich von der Vorſehung uns alſo zugeſchickt werden; ſondern daß wir ſelbſt, durch Abweichungen von dem graden Wege der Vernunft und Redlichkeit, uns unſre Schickſale bereiten, und daß die Folgen unſrer Handlungen immer mit der dabey angewendeten Klugheit und Rechtſchaffenheit in gleichem Verhältniſſe ſtehen.

Da die Verſchiedenheit des Briefſtyls, deſſen ich mich in ſolchen Schriften zu bedienen pflege, bis itzt nicht misfallen hat; ſo habe ich auch diesmal darauf Rückſicht genommen.

Der **erſte Theil der Geſchichte des armen Herrn von Mildenburg** iſt nun, wie ich höre, in das Holländiſche überſetzt, und wird in wenig Wochen in Amſterdam gedruckt erſcheinen. Ich geſtehe, daß ich nicht weiß, ob dies Buch in Holland mit Intereſſe wird geleſen werden. Die Verhältniſſe, in welchen ich den Helden meiner Geſchichte auftreten laſſe, und was ich darüber geſagt habe, die Perſonen, mit denen er lebt — Fürſten, Miniſter, Hofſchranzen, Mönche, Pedanten gewiſſer Art u. ſ. f. — das Alles ſcheint mir dort fremd zu ſeyn; und eben darum mögten auch wohl die Nüancen im Style daſelbſt weniger gefühlt werden, weniger Unterhaltung gewähren; doch kann ich darüber nicht beſtimmt urtheilen, und es würde mich kränken, wenn der ſehr geſchickte Unternehmer dieſer Arbeit, den das Publicum durch ſeine vortrefliche Ueberſetzung meines Buchs: **Ueber den Umgang** kennt, ſich eine undankbare Mühe gegeben hätte.

Inhalt des zweyten Theils.

Erſter Brief, Seite 1; Von Heinrich von Mildenburg, an den Doctor Porr, in London.

Er meldet ihm, daß er nun wieder an dem Orte ſeiner Beſtimmung und der ihm drohenden Gefahr glücklich entkommen ſey. Beſchreibung dieſer Begebenheit. Er wurde neulich in einem Dorfe, wo er einer **dürftigen Familie** Wohlthaten erwies, von des **Fürſten von ***** Leuten aufgefangen und ſollte wieder auf die Feſtung gebracht werden, als der **Hauptmann von Biedersdorf** begleitet von **zwey andern franzöſiſchen Officiers**, ihn befreyete. Klagen über den widrigen Gang ſeiner Schickſale. Feindſeliges Syſtem, nach welchem er künftig zu handeln beſchloſſen hat. Er verachtet die Menſchen; doch will er ihnen Gutes thun; aber nur aus eigenem Seelen-Bedürfniſſe, nützlich und thätig zu ſeyn und Genuß zu haben. Er will alſo künftig aus dem Kopfe, nie aus dem Herzen, Bewegungsgründe zu ſeinen Handlungen hernehmen.

Zweyter Brief, Seite 23; Von dem Geheimenrathe und Obermarſchalle von Güldenplink, an den Staats-Miniſter von Kappſtein.

Der **Herzog von ***** hatte an den **Fürſten von ***** geſchrieben und denſelben gebethen, ſeinen alten Groll gegen den **Herrn von Mildenburg** fahren zu laſſen, und ihn ferner nicht mehr zu verfolgen. **Der Fürſt** iſt hierzu bereit geweſen und ſein **Ober-Marſchall** begleitet das Antwortſchreiben deſſelben mit dieſem Briefe. Er ſtellt ſich, als habe man dort am Hofe gar keinen Antheil an Mildenburgs neulicher Entführung; doch nützt er die Gelegenheit, ein Paar Worte einfließen zu laſſen, die ein nachtheiliges Licht auf **Heinrichs** Character werfen und Mistrauen gegen ihn erwecken ſollen. Beyläufig etwas über des **Fürſten Maitreſſe** (**Heinrichs** eifrigſte Verfolgerinn) und ihren Anhang. Sie iſt in Ungnade gefallen. Uebrigens iſt der Brief voll hofmänniſcher Süßigkeiten.

Dritter Brief, Seite 28; Von dem Doctor Pore in London, an Heinrich von Mildenburg.

Er giebt ihm Nachricht davon, daß er in Kurzem mit ſeinem **engländiſchen** Reiſe-Ge-

Gefährten in den ſüdlichen Provinzen von Frankreich reiſen wird, wünſcht ihm Glück zu ſeiner Befreyung und hofft, ihn im nächſten Herbſte beſuchen zu können. Die weitläuftigere Antwort auf Heinrichs Brief verſpart er bis zum nächſten Poſttage.

Vierter Brief, [illegible]; Von Heinrich, an den Doctor Dorr, zu Hyeres in Provence.

Nachricht von ſeinem gegenwärtigen Zuſtande. [illegible] **Biedersdorf**. Dieſer wird wohl die franzöſiſchen Dienſte verlaſſen und von ſeiner [illegible] in Neuwied leben. **Heinrich von Hildeburg** ſelbſt hat jetzt viel Geſchäfte. [illegible] Züge zu dem Bilde ſeines **Herzogs**. Geſchichte ſeiner Erziehung. Ueber Prinzen-Bildung. Character des **Geheimenraths von Braunfeld** und ſeiner Tochter, die ſehr [illegible] zu ſeyn ſcheint. **Heinrich** hat einen [illegible] Freund des **Doctor Dorrs** [illegible]: dieſer iſt der **Herr Seitenberg**, Secretair des **Miniſters von** [illegible]. Es wird derſelbe nächſtens an **Dorr** ſchreiben. Schilderung dieſes Mannes. **Heinrich** iſt wohl mit ſeinem Zuſtande zufrieden, möchte aber gern mehr bemerkt werden, eine wichtigere Rolle ſpielen. Das Einförmige der gewöhnlichen Lagen iſt für gewiſſe, zu höherm Schwunge berufene Geiſter nicht befriedigend. Er wünſcht ſich irgend etwas, das ſeinem Herzen kräftigere Nahrung gäbe.

Fünf.

Fünfter Brief, Seite 43; Von dem Fräulein von Braunfeld, an die Demoiſelle Eliſabeth Rittermann, in Straßburg.

Sie erneuert ihr Andenken bey dieſer Freundinn, mit der ſie in Straßburg in Penſion geweſen. Ueber ihre alten Bekanntſchaften und Liebſchaften. Es iſt traurig, daß die Jahre fortrücken und noch immer keine Freyer ſich einſtellen. Doch hofft das Fräulein, einen Fang an dem Herrn von Mildenburg gethan zu haben. Es muß ſich bald ausweiſen, ob ſie ſich irrt. Ein Paar kleine Aufträge.

Sechſter Brief, Seite 48; Von dem Secretair Seifenberg, an den Doctor Porr, in Hieres.

Erneurung der alten Bekanntſchaft. Er theilt ihm ſeine Lebensgeſchichte mit, von der Zeit an, da ſie ſich nicht geſehn haben. Auf Univerſitäten hatte er nicht viel gelernt, wurde aber dennoch Hofmeiſter bey des Landraths von Eberbach Kindern. Beſchreibung ſeiner damaligen Lage. Dort wird er Freymaurer; Folgen davon. Der Landrath ſtirbt; Er wird verabſchiedet. Seine Erwartung, in Dresden durch die Freymaurerey ſein Glück zu machen, wird nicht erfüllt. Er wird Schauſpieler, an einem Orte beklatſcht und am andern ausgepfiſſen, da er dann aus Aerger erkrankt. Nun wird er Schriftſteller, ſchreibt ein myſtiſches Werk, das er ſelbſt nicht verſteht, wodurch er ſich aber großen Ruhm erwirbt. Der **Prinz von ***** nimt ihn als Secretair in Ordens-Geſchäften an. Welche Rolle er dort ſpielt? Als dieſe Freymaurerey auſſer Cours kömmt, wird er zwar reduciert; aber doch dem **Miniſter von Rappſtein** zum Privat-Secretair empfohlen; Hier geht es ihm wohl. Einige Züge zu dem Bilde des **Herrn von Rappſtein**. Dieſer wird wohl bald in königlich ***ſche Dienſte gehn. Nun etwas von des **Herrn von Mildenburgs** Lage. Er ſteht ſehr gut bey **dem Herzoge** und wird bald ein glänzendes Glück machen. Doch hat er kürzlich Gelegenheit zu nachtheiligen Gerüchten über ihn dadurch gegeben, daß er **ein Frauenzimmer** heimlich in ſeinem Hauſe beherbergt hat, die auch noch bey ihm iſt.

Siebenter Brief, Seite 72; Von dem Doctor Porr, an Heinrich von Mildenburg.

Ernſtliche Wiederlegung des eben ſo unedeln, als inconſequenten Syſtemes, nach welchem **Heinrich** die Menſchen beurtheilt und behandelt. Was er ihm räth? Wie es ihm in Hieres gefällt?

Achter Brief, Seite 85; Von Heinrich, an den Paſtor Ehrmann, in Birkenthal.

Er bittet ihn um Nachrichten aus der dortigen Gegend, beſonders aber von der Fa-

milie in Altenwedel. Gewiſſe Urſachen bewegen ihn, darnach zu fragen. Er meldet ihm dagegen, wie es ihm ſeit ſeiner Abreiſe von **Berkenthal** gegangen iſt. Er iſt jetzt Cammer-Director und ſteht in Gunſt bey **ſeinem Herrn.** Der Miniſter **von Kappſtein** hat die dortigen Dienſte verlaſſen. Wie es ihm übrigens geht? Er hat den Aufenthalt ſeiner Schweſter, der **Frau von Stallheim** entdeckt, ſie zu ſich geholt, ihren **Mann** zu einer gütlichen Trennung bewogen, und ſie endlich, auf ihr dringendes Verlangen, in einem Kloſter in Penſion gethan. Seinen Jugend-Freund, den **Herrn von Herbrand,** den er einſt in Frankfurth wiedergefunden, hat er als Kriegsrath in herzoglichen Dienſten angebracht. Den **Doctor Porr** erwartet er nächſtens. Der **Hauptmann von Biedersdorf** hat nun ſeinen Abſchied genommen.

Neunter Brief. Seite 94: Von dem Schriftſteller und Schauſpieler Strunzmann in Speyer, an Heinrich von Mildenburg.

Er wendet ſich an ihn, als einen Beförderer der Wiſſenſchaften und Künſte, klagt ihm ſeine und **der Seinigen** Noth, ſchickt ihm Schauſpiele, die er geſchrieben hat, mit der Bitte, den Druck derſelben zu veranſtalten, und verſpricht, noch zwey Trauerſpiele nachzuſenden.

Zehn-

Zehnter Brief, Seite 98; Von Heinrich von Mildenburg, an den Herrn Strunzmann.

Antwort auf den vorigen und einen, indeß erhaltenen Brief. Er bittet, ſich mit der ihm überſchickten Geld-Beyſteuer zu begnügen und ihn mit fernerer Correſpondenz und mit ſeinen Manuſcripten zu verſchonen.

Eilfter Brief, Seite 101; Von Heinrich von Mildenburg, an den Doctor Porr, in Straßburg.

Seine Umſtände ſcheinen eine beſſere Wendung zu nehmen. Er hat jetzt, als Cammer-Director, einen größern Würkungskreis vor ſich und verſpricht, ſich ſo zu betragen, daß ſeine Freunde nichts für ihn zu fürchten brauchen. **Braunfeld** iſt nun nicht mehr ſein gefährlicher Feind, iſt ſelbſt durch Widerwärtigkeiten niedergedrückt. Er hatte ihm, auf ziemlich deutliche Weiſe, ſeine **Tochter** zur Frau angetragen. **Mildenburg** lehnte dies ab und fürchtete nun Rache; allein bald nachher mußte **das Fräulein** einen **Candidaten** heyrathen, mit dem ſie nun in der Pfalz lebt. Geſchichte dieſes Menſchen und ſeiner Verhältniſſe. Nun aber denkt **Mildenburg** erſtlich daran, ſich eine Gattinn zu wählen. Er hat ſeine Augen auf das **Freyfräulein Louiſe von Naſtitz** geworfen. Was für Schritte er desfalls gethan? Der **Herr von der Hart** hat kürzlich aus America geſchrieben. Es geht ihm ziemlich, doch ſehnt er ſich nach Europa zurück. Er wünſcht Nachricht von **ſeiner Frau** und von **Carolinen** zu erhalten. Warum ihm **Heinrich** zwar den Tod der Erſteren berichten, von Letzterer aber nichts ſchreiben will? Ein Paar Worte über ſein Syſtem, im Gegenſatze mit **Porrs** Meinung über Menſchen und Menſchenwerth. Er hofft, ihn bald bey ſich zu ſehn und thut ihm den Vorſchlag, Leibmedicus des **Herzogs** zu werden.

Zwölfter Brief, Seite 115; Von dem Paſtor Ehrmann in Birkenthal, an Heinrich von Mildenburg.

Antwort auf den achten Brief in dieſem Theile. Nachrichten aus Altenwedel. Die **Eltern des Freyfräuleins** haben **Louiſen** zu einer Verbindung mit einem **Landjunker** zwingen wollen. Da ſie ſich wiederſetzt hat; ſo wird ſie nun übel behandelt. **Madam Homann** in Engeleben hat einen großen Theil ihres Vermögens verlohren, und muß nun ſehr eingeſchränkt leben. Wie **Caroline Felmer** ſich dabey beträgt? Bemerkungen über Betragen im Unglücke und über die Wege der Vorſehung.

Dreyzehnter Brief, Seite 122; Von dem Doctor Porr in Mainz, an Heinrich von Mildenburg.

Er ſchlägt das Anerbiethen, ihn zum Leibmedicus zu befördern, aus. Aus was für Gründen? Sein Plan iſt, künftig in Hamburg zu leben; Und wie? Er wird ihn bald beſuchen.

Ueber den Ton, der in den Rhein-Gegenden herrſcht, im Gegenſatze mit der niederſachſiſchen Stimmung.

Vierzehnter Brief, Seite 136;

Von dem Staatsminiſter von Kappſtein, an Heinrich von Mildenburg.

Er wünſchte ihn, zur Hülfe in ſeinen Geſchäften, bey ſich; Doch da **Mildenburg** jetzt gute Ausſichten vor ſich hat; ſo räth er ihm, dieſe gehörig zu benutzen. Guter Rath, wie er mit ſeinem **Herzoge** umgehn ſoll. Allgemeine Lehren über das Betragen eines Mannes, der Einfluß auf Geſchäfte und die Gunſt eines Fürſten hat.

Funfzehnter Brief, Seite 156;

Von dem Hauptmanne von Biedersdorf, in Neuwied, an den Doctor Porr, in Frankfurth am Mayn.

Nachricht von den Verhinderungen, welche ihn abgehalten haben, ihre vorgeſchlagene Zuſammenkunft zu Stande zu bringen, obgleich er ihn gern geſprochen hätte. Er fürchtet, daß **Mildenburg** neue Unvorſichtigkeiten begehn wird, und bittet den **Doctor**, ihm genaue Nachricht zu geben, wie er alles dort gefunden hat.

Sech-

Sechzehnter Brief, Seite 159; Von dem Doctor Porr, an den Hauptmann von Biedersdorf, in Neuwied.

Er hat nun **Mildenburg** geſehn und theilt dem **Hauptmanne** Bemerkungen über deſſelben Lebensart mit. **Mildenburg** weiß ſich in ſeiner Stelle wichtig zu machen, ohne jedoch die untheilnehmende Kälte mancher Staatsmänner anzunehmen. Schilderung der Stadt, des Hofs, der **Herrn von Braunfeld**. Ueber **Mildenburgs** [illegible]; Ueber den **Herrn von Herbrand**; Ueber **Mildenburgs** bevorſtehende Verheyrathung. Da dieſe nun einmal beſchloſſen iſt; ſo will **Porr** ſelbſt hinreiſen und Freywerber ſeyn.

Siebenzehnter Brief, Seite 171; Von dem Doctor Porr, in Birkenthal, an Heinrich von Mildenburg.

Bericht von ſeinen ihm aufgetragenen Verrichtungen. Kleine Reiſe-Beſchreibung. Eine Maſcarade in einer fürſtlichen Reſidenz. Wie er die **Räthinn Homann** und **Carolinen Felmer** angetroffen? Seine Ankunft bey dem **Paſtor Ehrmann**. Nachricht von dem, was dieſer vorher in der Heyrathsangelegenheit gewürkt hatte. Schilderung des **Pachters Horn und ſeiner Familie**, zu Altenwedel. In dieſem Hauſe ſieht **Porr** zuerſt **Louiſen**. Negociation durch Monſieur Trevilliére. **Porrs** Aufnahme in des **Barons** von Raſtitz Hauſe. Er thut ſeinen Antrag und wird nicht abgewieſen.

Achtzehnter Brief, Seite 189;
Von Friederiken von Bergmannsdorf, gebohrnen von Braunfeld, in Mannheim, an die Demoiſelle Eliſabeth Rittermann, in Straßburg.

Nachricht von ihrer häuslichen Lage, die ſo iſt, wie ſie es verdient. **Ihr Mann** iſt eiferſüchtig. Sie leben uneinig. Sie redet von ihm mit Verachtung. Sie bittet ihre Freundinn, ſie zu beſuchen; dann wollen ſie dem ehemaligen Candidaten gemeinſchaftlich den Kopf zurecht ſetzen. Der alte **Braunfeld** hat verſprochen, an dem **Herrn von Mildenburg** Rache zu nehmen.

Neunzehnter Brief, Seite 192;
Von dem Doctor Porr, an den Hauptmann von Biedersdorf, in Neuwied.

Er iſt im Begriff, nach Hamburg zurückzukehren. **Mildenburg** aber geht auf vierzehn Tage nach Altenwecel, um da Hochzeit zu halten. **Porr** hat indeſſen einen ehrlichen und verſtändigen Mann gefunden, den **Banquier Schlaubach**, der ihnen künftig genaue Nachrichten von **Mildenburg** geben wird.

Zwanzigſter Brief, Seite 194;
Von Heinrich von Mildenburg, an den

Hauptmann von Biederdorf, in Neuwied.

Ueberhäufte Geſchäfte, und die nicht alle von angenehmer Art ſind, haben ihn abgehalten, zu ſchreiben. Der **Herzog** ladet ihm viel Arbeit mancher Art auf. Es wenden ſich ſo viel Bittende an ihn, denen er es nicht immer recht machen kann. Er iſt nun überzeugt, daß **Braunfeld** ſein heimlicher Feind iſt. Dieſer hat es kürzlich hintertrieben, daß ihn der **Herzog** nicht zum Geheimenrath gemacht hat. Das ihm aufgetragene Fabriken-Weſen iſt eine kitzliche Sache. Dabey kann er ſich ſelbſt auf die Leute nicht verlaſſen, deren Glück er gebauet hat. Der Umgang **ſeiner Frau** hält ihn dafür nicht ſchadlos. Er hat wenig Muße, die er ihr widmen kann und ſie geht auch gern täglich aus. Er hofft indeſſen, daß dies ſich nach und nach geben ſoll. **Der Herzog** will auf Reiſen gehn.

Ein und zwanzigſter Brief, Seite 201; Von Ludwig Felmer, in Oſtindien, an ſeine Schweſter Caroline, in Engeleben.

Er dankt ihr für einen von ihr empfangenen Brief und für die Nachrichten von **ihren Verwandten**. Er hofft in einem Paar Jahren ſein Vaterland wiederzuſehn. Das Schickſal hat ihn begünſtigt. Er hatte eine **reiche Wittwe** geheyrathet, die nun geſtorben iſt und ihn zum Erben eingeſetzt hat. Er will jetzt ledig dia bleiben, ſein Vermögen ſeinen **Geſchwiſtern** zuwenden, alles zu Gelde machen und damit nach Teutſchland kommen. Indeſſen ermahnt er ſie Alle zur Sparſamkeit.

Zwey und zwanzigſter Brief, Seite 205; Von dem Hauptmanne von Biedersdorf, in Neuwied, an Heinrich von Mildenburg.

Antwort auf den zwanzigſten, mit deſſen Inhalt er nicht ſehr zufrieden iſt. Er meint, es ſey ganz **Mildenburgs** Schuld, wenn ihm zu viel, zu ſchwere und gefährliche Geſchäfte aufgetragen würden. **Seine Frau** ſollte er bey Zeiten von der zerſtreuten Lebensart abzulenken ſuchen; Nachher mögte es zu ſpät ſeyn. Wenn der alte **Raſtiz** die verſprochenen Zinſen nicht ſchickt; ſo muß er ohne Complimente gemahnt werden. Er fürchtet, daß **Heinrich** ſeine Rolle in *** bald ausgeſpielt haben mögte. Ueber Feinde und ſchlechte Menſchen. Die Reiſe **des Herzogs** billigt er gar nicht; Warum? **Biedersdorfs** eigene Lage iſt nicht die angenehmſte.

Drey und zwanzigſter Brief, Seite 212; Von Heinrich von Mildenburg, an den Doctor Perr, in Hamburg.

Er hat jetzt viel Geſchäfte, Unruhen und Sorgen. **Der Herzog** iſt fortgereiſt. Er iſt jetzt Geheimerrath und hat viel wichtige und kitzliche Sachen unter Händen. Mit den Fabriken, worauf der **Herzog** ſo viel hält, will es nicht fort. **Braunfeld** arbeitet ihm entgegen. Die Fabricanten laufen zum Theil mit den Vorſchüſſen davon. Die Reiſen des **Herzogs** koſten gewaltig viel. Er weiß zuweilen nicht, woher er das Geld nehmen ſoll. **Herbrand**, der als Reiſe-Marſchall mitgegangen iſt, und dem er ſo viel Verbindlichkeiten hat, ſcheint ſich zu der Parthey ſeiner Feinde zu ſchlagen. Im häuslichen Leben findet er keinen Erſatz für dieſe Unruhen. Klagen über **ſeine Frau**. Vielleicht wird ſie häuslicher, wenn ſie Mutter wird. Sie ſteht im Begriff, es zu werden. Er ſucht auch durch die **Frau von Steinbach** auf ſie zu würken, die ein edles Weib, ſeine Freundinn, und **deren Mann** jetzt mit dem **Herzoge** in Italien iſt. Auch wird er **Carolinen Felmer** als Geſellſchafterinn in das Haus nehmen. Seine **Schwiegermutter** iſt geſtorben. Der **Baron Raſtitz** hat ihm den Windbeutel *Previllière* als Cammerdiener anſchwätzen wollen; Er hat ihn aber nicht angenommen.

Vier und zwanzigſter Brief, Seite 222; Von dem Friſeur Jaques Previllière, an den Baron von Raſtitz, in Altenwedel.

Er beklagt ſich, daß **Mildenburg** ihn nicht hat in ſeine Dienſte nehmen wollen. Er wird aber vermuthlich Cammerdiener bey dem Geheimenrathe von **Braunfeld** werden. Aus

Rache ſagt er ſehr viel Böſes von **Mildenburgs** Aufführung und der Art, wie derſelbe ſeine **Gemahlinn** behandelt.

Fünf und zwanzigſter Brief, Seite 225; Von dem Banquier Schlaubach, an den Doctor Porr, in Hamburg.

Er liefert die geforderten Nachrichten von **Mildenburgs** jetzigen Lage, bittet aber um Verſchwiegenheit. **Mildenburgs** Feinde mehren ſich. **Braunfeld** redet öffentlich gegen ihn. Man giebt ihm Schuld, er habe den **Herzog** zu der koſtbaren Reiſe vermogt. Die mislungenen Verſuche im Fabrikenweſen kommen ihm auch zur Verantwortung. Die ſchädliche Verpachtung der Aemter iſt gleichfalls ſein Werk. Bild ſeines unglücklichen häuslichen Lebens. Das Publicum aber nimt die Parthey ſeiner **Gemahlinn**. Bemerkungen darüber. Sein unſchicklicher Umgang mit der **Frau von Steinbach** wird ihm verdacht. Wer dieſe Dame iſt? Sein Urtheil über **ihren Mann**. Ueber die Unbillige Art, Menſchen zu richten und zu beurtheilen.

Sechs und zwanzigſter Brief, Seite 237; Von dem Hauptmanne von Biedersdorf, in Neuwied, an Heinrich von Mildenburg.

Unglück verfolgt ihn; Er hat nun auch den größten Theil ſeiner Leibrenthe verlohren.

Mit dem Reſte unternimt er die Werbung einer Compagnie und geht mit teutſchen Hülfstruppen nach America. Im nächſten Frühjahre wird er abreiſen. Er mag keinen Abſchied von ihm nehmen. Er kennt **Mildenburgs** Lage, will aber nicht viel darüber reden, weil er doch nicht helfen kann. Kurzer Rath.

Sieben und zwanzigſter Brief, Seite 240; Von dem Geheimenrathe von Braunfeld, an den Reiſemarſchall und Kriegsrath von Herbrand, in Rom.

Er dankt ihm für die Fortſetzung ihres vertrauten Briefwechſels, bittet um Unterhaltung deſſelben und läſſt ihn in der Entfernung Vortheile davon hoffen. Er billigt es, daß **Herbrand** nicht ſo ganz gradezu gegen **Mildenburg** würken will; ſchiebt es ihm indeſſen doch in's Gewiſſen, daß Dienſt-Eifer über Freundſchaft und Dankbarkeit gehn muß. Nun folgen herbe Anklagen des armen **Mildenburgs.** Er giebt anheim, ob es nicht gut wäre, den **Herzog** dahin zu ſtimmen, daß er dieß alles unterſuchen lieſſe und dieſe Unterſuchung ihm, dem Geheimenrath von **Braunfeld**, auftrüge. Dann kommen giftige Anſpielungen auf das vergangene and gegenwärtige Privatleben Mildenburgs, wobey die Anecdoten, welche *Monſieur Previllière* erzählt, hat genutzt werden. Noch bittet er den **Herrn von Herbrand**, er möge doch dem **Obriſtlieutenant von Steinbach** einen leiſen Wink in Anſehung der Vertraulichkeit **ſeiner Frau mit Mildenburg** geben.

Acht und zwanzigſter Brief, Seite 249; Von Heinrich von Mildenburg, an den Doctor Porr, in Hamburg.

Seine Lage wird immer trauriger. **Seine Frau** iſt von einer **Tochter** entbunden, erfüllt aber ſo wenig die mütterlichen Pflichten, als die, der Hausfrau. Der alte **Raſtitz** hat ihm einen Brief, voll grober Vorwürfe geſchrieben. Seine Antwort; Folgen davon. Ueber ſein Verhältniß mit der **Frau von Steinbach.** Seine politiſche Lage wird critiſcher. Da er ſich ſonſt niemand vertraun darf: ſo bittet er den **Doctor**, er möge ihn doch bald beſuchen.

Neun und zwanzigſter Brief, Seite 256; Antwort des Doctors auf den vorigen Brief.

Er ſpricht ihm Muth ein, giebt ihm Rath und verſpricht, in ein Paar Monaten zu kommen.

Dreyſſigſter Brief, Seite 261; Von dem Obriſtlieutenant und General-Adjudanten von Steinbach, in Rom, an ſeine Gattinn.

Ein anonymer Briefſchreiber hat geſucht, ihm Verdacht gegen ſeine **Frau** und den **Herrn von Mildenburg** einzuflößen. Dies hat auf ihn keinen Eindruck gemacht. Doch hält er es für Pflicht, ihr dies zu melden.

Ein und dreyſſigſter Brief, Seite 263; Von Demſelben, an dem Geheimenrath von Braunfeld.

Er nimt es ſehr übel, daß der **Geheimerath** ihm durch **Herbrand** hat Winke über ſeiner **Frau** Aufführung geben laſſen. Er bittet ihn, in jenen derben Ausdrücken, ſich künftig nicht in fremde Händel zu miſchen. Auch räth er ihm freundſchaftlich die Cabalen gegen den **Herrn von Mildenburg** aufzugeben.

Zwey und dreyſſigſter Brief, Seite 266; Von Carolinen Felmer, an die Räthinn Homann, in Engeleben.

Klagen über ihr langes Stillſchweigen. Nachrichten von ihrer Lage in **Mildenburgs** Hauſe. Sie glaubt ſich ſo aufzuführen, wie ſie es verantworten kann. **Mildenburg** behandelt ſie edel. Sie hat wenig Umgang. Bild von der **Frau Geheimeräthinn**, das nicht ſehr vortheilhaft iſt. Der **Frau von Steinbach** läſſt **Caroline** nicht alle Gerechtigkeit wiederfahren; der Mann wird ſehr gelobt. **Mildenburg** ſcheint viel heimlichen Kummer zu haben.

Drey und dreyſſigſter Brief, Seite 276; Von dem Paſtor Ehrmann, in Birkenthal, an Carolinen.

Als **Carolinens** Brief an **Madam Homann** ankam, war Dieſe ſchon geſtorben.

Er ſchickt ihr alſo den Brief zurück und meldet noch, daß **die Räthinn** ihr kleines Vermögen **Carolinen** vermacht habe.

Vier und dreyſſigſter Brief, Seite 279; Von dem Herrn von der Hart, in Martinique, an Heinrich von Mildenburg.

Seine Lage hat ſich noch vortheilhafter verändert; doch ſehnt er ſich nach Europa zurück. Länger als bis zum nächſten Frühjahre bleibt er gewiß nicht in America. Da jetzt teutſche Truppen dort hinkommen werden; ſo will er ſuchen, zu dieſen zu gehn und Lieferungen für eine Armee übernehmen. Er dankt für den von **Mildenburg** erhaltenen Brief, darinn der Bericht von dem Tode ſeiner **Frau** ſtand. Noch immer verlangt ihn nach Nachrichten von **Carolinen.**

Fünf und dreyſſigſter Brief, Seite 282; Von dem regierenden Herzoge von ***, aus Rom, an den Geheimenrath von Braunfeld.

Er befielt ihm, ſeinem Vorſchlage gemäß, mit Zuziehung zweyer **Regierungsräthe,** die Unterſuchung gegen **Mildenburg** anzufangen, jedoch dabey mit Discretion zu Werke zu gehn, die Beendigung aber zu beſchleunigen.

Sechs und dreyßigſter Brief, Seite 285; Von dem Doctor Porr, an den Hauptmann von Biedersdorf, in Heilbronn.

Er giebt ihm Nachricht von **Mildenburgs** Lage, damit er die Sache nicht, verſchlimmert, durch das Gerücht erfahre. Seit acht Tagen iſt er bey **Mildenburg**. Wie er ihn gefunden? Häusliche Verfaſſung. Erzählung wie **Braunfeld** ſeine Commiſſion gegen **Mildenburg** eröfnet hat. Fernerer Verlauf der Sachen. **Mildenburg** muß ſich aller bisherigen herrſchaftlichen Geſchäfte entſchlagen, Stadt-Arreſt halten und ſich täglich in ſeinem Hauſe verhören laſſen. Die ihm gemachten Beſchuldigungen ſcheinen nicht ſehr wichtig; doch können die Folgen nicht anders als ſehr unangenehm ſeyn. **Porrs** Empfindungen bey dieſem Allen. **Mildenburgs** Aufführung dabey. Unedles Betragen **ſeiner Frau**. Wie ihr im Publico begegnet wird. Sie hat ihrem Vater heimliche Depeſchen geſendet. **Caroline Felmer** zeigt ſich von einer edeln Seite. **Mildenburgs** ehemaligen Creaturen verlaſſen ihn.

Sieben und dreyßigſter Brief, Seite 297; Fortſetzung des vorigen.

Die Commiſſion fährt mit der Unterſuchung fort, und zwar auf ſehr boshafte Weiſe. Betragen der edeln **Frau von Steinbach**. Sie hat **ihren Mann** um Verwendung bey **dem Herzoge** gebeten. Die **Frau von Mil-**

denburg hat ſich von **ihrem Manne** getrennt und iſt zu **ihrem Vater** zurückgekehrt. Das **Kind** behält **Mildenburg** und ſchickt es vorerſt zu ſeiner **Schweſter**, in's Kloſter.

Acht und dreyſſigſter Brief, Seite 303; Von dem Obriſtlieutenant von Steinbach, aus Venedig, an Heinrich von Mildenburg.

Er hat männlich und ernſthaft mit dem **Herzoge** über **Mildenburgs** Angelegenheit geredet. Der **Herzog** will die ganze Unterſuchung ruhn laſſen, wenn **Mildenburg** ſeinen Abſchied fordern und mit achthundert Thalern, auswärts zu verzehrender Penſion zufrieden ſeyn will. Das ihm geſchenkte Haus darf er verkaufen. Er räth ihm, dieſe Vorſchläge anzunehmen; Warum? Verſicherungen fortdauernder Freundſchaft.

Neun und dreyſſigſter Brief, Seite 308; Von dem Doctor Porr, an den Hauptmann von Biedersdorf, in Heilbronn.

Mildenburgs Schickſal iſt nun entſchieden. Er nimt die Penſion an: Sein Abſchied lautet ehrenvoll. Er zieht zu **Porr** nach Hamburg. Das Haus hat **Schlaubach** gekauft. Die Schulden ſind davon bezahlt. **Caroline Selmer** geht mit ihnen. **Porr** nimt noch eine **alte Muhme** zu ſich. Schilderung ihrer künftigen Lebensart. **Mildenburgs** Kind iſt zu der **Frau von Stallheim** gebracht.

Vierzigſter Brief, Seite 312; Von Mildenburg, aus **Hamburg**, an die Frau von Steinbach.

Er iſt gefährlich krank geweſen. Schilderung ſeines jetzigen Gemüths-Zuſtandes.

Erſter

Erſter Brief.

Von Heinrich von Mildenburg, an den Doctor Porr, in London.

*** den 1ſten December, 1773.

Da Deine theilnehmende Freundſchaft gewiß bey der Nachricht gelitten haben wird, die Dir mein Wohlthäter von dem Unfalle gegeben, der mich betroffen hat; *) ſo halte ich es für meine Pflicht, auch den erſten freyen Augenblick zu nützen, um Dir zu ſagen, daß ich glücklich aus den Händen meiner Verfolger errettet und wieder hier an dem Orte meiner Beſtimmung bin.

---

*) Man ſehe den letzten Brief, im erſten Theile nach.

Wie oft habe ich, ſeit meiner Jugend, Gelegenheit gehabt, mir zuzurufen: „Es ſcheint, als ſey ich zu ſonderbaren Schickſalen beſtimmt; Nichts geht in der Reyhe meiner Begebenheiten den graden, gewöhnlichen Gang; Es läuft immer etwas Romanhaftes mit unter, und wenn ich wähne, ich habe die Enden des Knotens kunſtmäßig und vernünftig geſchürzt; ſo iſt doch, ehe ich's wahrgenommen, ein ganz fremdes Band mit hineingeflochten, und das Gewebe wird verwickelter und von ganz andrer Art, als ich es erwartet und geordnet hatte."

Ich weiß wohl, was Du darauf zu antworten pflegſt: „Wir ſind mehrentheils ſelbſt daran Schuld," ſagſt Du „wenn uns Abentheuer aufſtoßen, die uns in Verlegenheit ſetzen, und wer, von der großen Straße ab, in entfernten Luſtgefilden, oder auf unwegſamen Bergen umherſtreift, um dort ein rares Blümchen zu finden, hier ſein Auge an einer prächtigen Ausſicht zu weiden; den darf es nicht wundern, wenn er den feinern Genuß, auf den er Jagd macht, zuweilen mit kleinen Ungemächlichkeiten erkaufen muß, wenn er ein-

„mal ſtolpert, oder ſich verirrt, oder einen „Theil ſeiner Garderobe in den Dornen hängen „läſſt.“ —

Nun! ſey es dann! Ich will es geſtehn, daß das oft mein Fall, und daß auch diesmal nicht nur meine übereilte Thätigkeit an dem, was mir begegnet, Schuld geweſen iſt; ſondern daß auch würklich die grobe Unvorſichtigkeit, mich auf meiner Reiſe hierher dem Cammerdiener des Fürſten zu zeigen und ihm Nachricht von meinen Planen zu geben, *) mich hauptſächlich in die Verlegenheit gebracht hat, aus welcher ich auf eben ſo ſonderbare Weiſe wieder bin gerettet worden. Aber muß denn auch alles in der Welt immer den ſchläfrigen, gemeinen Gang gehn? Hat der Schöpfer nicht darum Manchem von uns mehr Feuer und Thatkraft gegeben, damit er ſie anwenden ſoll? Und muß er dafür beſtraft werden, daß er ſein Pfund nicht vergräbt? Kann er die Schuld tragen, wenn größere Lebhaftigkeit, über die er nicht Meiſter iſt, ihn je einmal zu einer kleinen Un-

---

*) Man ſehe den 25ſten Brief, im erſten Theile.

vorſichtigkeit verleitet? Iſt alles in dieſer Welt zum Beſten der kalten, herzloſen, calculirenden Schurken und mechaniſchen Pinſel eingerichtet?

Das iſt das alte Lied, das ich ſo oft geſungen habe; Es iſt aber Zeit, ein anders Syſtem zu wählen und die traurigen Erfahrungen meines Lebens zu meiner beſſern Bildung zu nützen. Ich war in meiner erſten Jugend über allen Ausdruck lebhaft, warm, ſinnlich, thätig, unruhig, übertrieben offenherzig, zu theilnehmend, zu hingebend, verführbar, eitel, ein ſchlechter Wirth, ein Schwärmer und Schwätzer, hielt alle Menſchen für gut, glaubte, ſie trügen Alle das herzlichſte Verlangen, ſich mir mitzutheilen, ſich an mich zu ſchlieſſen — So trat ich in die Welt, wurde betrogen, lief, rennte an, gegen alle Ecken, und nun ſchuf das Schickſal aus dieſem Chaos von unruhigen Trieben in mir neue, ſtürmiſche Leidenſchaften, die durch Widerſtand Kraft bekamen, und denen ich mich dann blindlings überließ, doch ohne je eigentlich böſe zu werden — Ehrgeiz, Liebe, Herrſchſucht, Rache, wenn man mich unterdrücken wollte, Geiſt der Intrigue, Hang zum Spotte — Und wohin lei-

tet

tete mich das alles? — Du weiſſt es am beſten; Es war viel Lerm um nichts; Nun muß das ein Ende haben.

Ich habe meinen einſamen ländlichen Aufenthalt in Dickenthal angewendet, um, wo möglich, ein ruhiger Philoſoph zu werden und mein Glück nur in mir ſelber, im ſtillen Seelen-Frieden zu ſuchen; aber, ich geſtehe Dir's, ſo viel ſchöne Sachen ich auch darüber dachte und dort in des ehrlichen Paſtor Ehrmanns Hauſe ſagen konnte;*) ſo finde ich doch das alles, noch zur Zeit wenigſtens, da ich nach Unterhalt ringen muß, unanwendbar in der großen Welt und unter den Menſchen, mit denen ich zu leben gezwungen bin. Ich habe dies Lumpenvolk, dieſe Menſchen kennen und verachten gelernt, habe gefunden, daß es gar nicht die Mühe lohnt, ſo viel Aufwand von Sorgen und Streben und Kümmern um ihrentwillen zu machen. Was ich von ihnen haben wollte, was ich ſuchte, das konnten ſie mir ja doch nicht geben. Sie meinten, ſie wären Meiſter über mich geworden, weil ſie mir die elenden Biſſen vor dem Munde wegnahmen, in welche nun einmal die Brüderſchaft der Schöpſe und Pinſel allein ſich theilen will — und ich Thörichter ſetzte Werth auf dieſe ſaftloſen Brocken von Ehre, Hoheit, Liebe, Freundſchaft. Ich nahm zu viel Intereſſe an dem Knabenſpiele, behandelte das Ding zu ernſthaft, zu warm, und wurde der Ball Derer, die weit unter mir waren. Glaube mir, mein Freund! hatte ich mich ſo tief herabſtimmen können, auf ihre Weiſe klug, kalt, planvoll in Kleinigkeiten zu ſeyn, ſie hätten mich jauchzend unter ſich emporgetragen, mich vielleicht an ihre Spitze geſtellt. Allein ich rechne mir's zum Ruhme, von dem Pöbel mishandelt, beſtohlen, beſchimpft worden zu ſeyn, und wenn ich mich jetzt ſchäme; ſo iſt es nicht darum, daß ich die Vorſicht verſäumt, bey dem Gedränge die Taſchen zuzuknöpfen und Gewehr bey mir zu tragen, ſondern darum, daß ich in dem ſchmutzigen Gewühle Menſchen geſucht habe, wie ich bin; daß ich einen Handwerkspurſchen Auflauf für ein Tournier halten und hoffen konnte, da irgend einen Ritter zu finden, der es verdiente, daß ich eine Lanze mit ihm bräche — Verdamme nicht dieſen Stolz, mein Lieber! Wer ſollte nicht am Ende fühlen, daß der ganze Haufen dieſer Alltags-Geſchöpfe tauſendmal ſchlechter iſt, als man ſich bewuſſt iſt, ſelbſt zu ſeyn, wenn man ſo getäuſcht wird, als ich bin getäuſcht worden?

---

*) Zum Beyſpiel in der Geſchichte ſeiner Jugend-Jahre, die er dort erzählte. (Erſter Theil; 16ter Brief; Seite 234.)

Aber was ſoll ich nun thun? Die Hände in den Schooß legen? Mit einem trocknen Stückchen Brod in der Ecke vorliebnehmen, mich irgendwo hinſtopfen laſſen, wo ſonſt niemand ſehn mag, und da unthätig die höhern Kräfte in mir unterdrücken? Demüthig mich krümmen, und erwarten, daß man die Gnade habe, mir zu erlauben, durch irgend ein privilegiertes Bubenſtück als Creatur einer andern Creatur, auch ein wenig kaltes Fleiſch zu meinem Brode zu verdienen? — Nein, mein beſter Porr! das will, das kann ich nicht. Ich will würken und ſtreben, und Gutes thun und arbeiten, weil mein Temperament mich dazu treibt; aber nur um mein Selbſt willen, nur für eigenen Genuß will ich arbeiten, ohne Erwartung auf Erfolg, ſicher überzeugt, daß Jeder mich hintergehn, aufopfern wird, ſobald er kann und er ſeinen Zweck nicht anders zu erlangen weiß. Doch will ich mir keine ſchiefe Streiche erlauben — nicht, als glaubte ich, die Menſchen wären etwas Beſſeres werth, ſondern weil ich dazu zu ſtolz bin. Wenn ich ein Geſchöpf gelabt, erquickt, vom Verderben werde errettet haben, und es wirft mir zur Dankbarkeit einen Stein nach dem Kopfe; ſo will ich mit dem Kopfe ausweichen und den Stein aufheben, damit kein Andrer darüber falle, und will dazu weder lächeln noch ſaur ſehn. Und kömmt der Undankbare nachher, wenn er Meiner noch einmal bedarf, und bezeugt Reue und bittet um Verzeihung; ſo will ich ihm gleich wieder auf's Wort zu glauben ſcheinen und ihm noch einmal helfen, denn ein Andrer würde es ja eben ſo machen — und helfen und Gutes thun muß ich nun einmal — Kurz! ich will jetzt aus dem Kopfe handeln und mein Herz ſoll kalt wie Eis bleiben. Ich will wohlthätig, aber ſparſam ſeyn; ich will mich hinaufſchwingen, ohne Ehrgeiz; Menſchen an mich ziehn, ohne Liebe; herrſchen, um nicht beherrſcht, mich fürchten machen, um ſo wenig als möglich betrogen zu werden. Und gelingt das alles nicht; ſo wird mir's um nichts ſchlimmer gehn, als es jedem Menſchen in der Welt geht, er müſſte denn ein Schelm oder ein Dummkopf ſeyn — und keines von Beyden ſoll man je von mir ſagen. Ich werde alſo weiſe handeln, indem ich niemand traue; und gut handeln, indem ich dennoch nicht aufhören werde, meine Kräfte zum Beſten Andrer zu verwenden. Und meinſt Du nicht, daß es mir dann wohl gehn wird, wie mir's mein Vater verkündigt hat?

Doch, Du erwarteſt wohl, ſtatt der Skizze meines neuen Syſtems, dem Du vermuthlich tauſend ſehr überzeugende **Worte** entgegen zu ſtellen haben wirſt, eine Erzählung meines letztern Abentheuers — Hier iſt ſie:

Du weiſſt, (denn Du biſt ja das Werkzeug zu Gründung meiner beſſern Lage geweſen) daß ich durch des Miniſters kräftige Verwendung Cammerherr und Cammerrath in des Herzogs Dienſten geworden bin. Wie ich alles hier angetroffen, davon habe ich Dir auch eine treue Schilderung entworfen, ſo viel nämlich ſich in den erſten vierzehn Tagen ſehn und beurtheilen lieſ.*) Im Grunde fand ich, den Herzog und den Herrn von [illegible] ausgenommen, doch hier eben einen ſolchen Haufen von gemeinen Kerln, als anderer Orten, herumlaufen. Mich eckelte davor, und die verſteckten Edeln aufzuſuchen — das heiſſt: die keine böſe Streiche machen, weil ſie keine Gelegenheit dazu haben; an denen man die Ausbrüche unedler Leidenſchaften nicht gewahr wird, weil dieſe Leidenſchaften keinen Spielraum haben; die, weil man doch durch etwas in der Welt ſich characteriſiren muß, ſich durch Bonhomie bey Nachbarn und Verwandten gelten machen — Dieſe aufzuſuchen; dazu iſt mir die Grille nun vergangen. Ich widmete mich alſo ernſtlich meinen Berufs-Geſchäften und gieng denn ſo in den Zwiſchenſtunden in den Gegenden um die Stadt her ſpazieren. Leider! muß ich Dir's bekennen, für die Schönheiten der Natur hat mein Herz auch keinen

---

*) Wir finden zwar dieſen Brief nicht in der Sammlung; aber einen von dem nemlichen Inhalte, den 25ſten im erſten Theile, an den Paſtor Ehrmann; nur daß Heinrich an den Doctor Voir vermuthlich mit mehr Freymüthigkeit und mehr in ſeiner eigenen Manier über dieſe Dinge wird geſchrieben haben.

nen Sinn [illegible]; es iſt doch alles da tod und ruhig, und wenn es nun in uns nicht eben ſo ruhig iſt: ſo wird es einem bange und peinlich. Es tobt lauter und immer lauter innerlich, wenn es durch nichts geſtöhrt wird, und man rennt dann gewaltig herum und möchte aus der Welt hinausrennen, kömmt auch nicht eher wieder in eine Art von Gleichgewicht, als bis man zurückkehrt zu ſeinen Geſchäften und Planen. Was aber meine Plane betrifft; ſo nahm ich ſie in meinen Kopfe mit auf meinen Spaziergängen und drehete und wendete es hundertmal umher, wie ich es hier nun wohl anfangen könnte, irgend eine Rolle zu ſpielen, welche Meiner würdig wäre und die mir von den böſen Buben, die immer mitſpielen, nicht verhunzt würde. Ich nahm mir feſt vor, ſo lange ich hierüber nicht einen ſichern Entwurf gemacht hätte, auſſer meinem Tagewerke, wofür ich bezahlt werde, nichts zu treiben, mit niemand, weder im Guten noch Böſen, anzubinden — Doch davon nachher ein Mehreres!

Auf einen von dieſen weiten Spaziergängen kam ich einſt, ohne es zu wiſſen, über die nahe gelegene Grenze hinaus, in das Gebieth des Fürſten von * * *, meines ehemaligen Tyrannen — Hätte ich's auch gewuſſt! Der Herzog hatte ja meinetwegen geſchrieben; *) es würde mir nicht eingefallen ſeyn, daß ich noch irgend etwas dabey wagte. Mein Weg führte mich in ein Dorf, das angenehm im Wieſengrunde lag. Ich gieng hinein, wurde aber gleich bey dem erſten Hauſe durch das Wehklagen einer Frau aufmerkſam gemacht, die, wie es mir vorkam, ein Paar Leute flehentlich bat, doch Erbarmen zu haben mit ihrer Noth, mit ihrem unglücklichen Manne und ihren unmündigen Kindern. „Hier wird“ dachte ich „vermuthlich „Juſtitz adminiſtrirt“ — Ich gieng hinein. Eine Gerichtsperſon, begleitet von ihren Helfershelfern, war beſchäftigt, einen alten, armen, lahmen Bauer mit ſeiner Familie aus ſeiner Hütte zu werfen, um ſich wegen des Betrags einer ſchuldigen herrſchaftlichen Abgabe bezahlt zu machen. Die Summe, um derentwillen die Execution verhängt wurde, war geringe — Sie würde

---

*) wie wir aus dem 26ſten Briefe des erſten Theils, Seite 334, wiſſen.

würde nicht zugereicht haben, das gewöhnliche Frühſtück für die fürſtliche Maitreſſe zu bezahlen — Der Bauer war krank; ich bezahlte für das Lumpengeſindel, und Mann und Weib und Kinder dankten mir gar gewaltig, wie es ſo in der Welt Weiſe iſt — Die gerichtlichen Diebe zogen ab.

Ich wollte nicht gern die Sache halb thun, fragte daher nach den Geſundheits-Umſtänden und nach der Beſchaffenheit der übrigen Lage des kranken Bauern. Der Amtmann hatte Luſt gehabt zu ſeinem Häuschen und zu dem älteſten Töchterlein; es war ein hübſches Mädchen. Das Haus aber ſollte zu einem Witwenſitze der Frau Amtmanninn umgeſchaffen werden; Es lag ſo gar bequem und artig; Man konnte wohlfeil dazu kommen, wenn man die Familie auf die Straße warf; der Bauer hatte es aber noch weniger gern, als ſein Mädchen preisgeben wollen.

Der Herr Amtmann erſchienen ſelbſt, noch ehe ich fortgieng: „Sie wollten doch ſehn, wer „der großmüthige fremde Herr wäre“ — ich ſagte meinen Namen — „Sie hatten noch eine kleine

„Nachrechnung" — ich verſprach morgen das Geld zu bringen. Mein Name machte den gerechten Kerl ſtutzen; Freylich hätte ich mich nicht nennen ſollen; aber ich wußte ja nicht, in weſſen Lande ich war.

Ich brachte am folgenden Tage Geld und Arzeney und kam noch oft wieder, im Verlauf von ein Paar Wochen. Einſtmals erblickte ich im Dorfe einen Huſaren des Fürſten von *** — „Mag er doch!" dachte ich. „Der liegt wohl „in der Nachbarſchaft in Quartier." Um Dich nicht lange aufzuhalten! der Herr Amtmann konnte es nicht verdauen, daß ich ihm zwey ſchöne Biſſen entzogen hatte; Er ahndete dabey, daß ich derſelbe Mann ſeyn müſſe, der aus dem Gefängniſſe entwiſcht war; Er berichtete es an den Hof; Die Maitreſſe und der Herr Cammerdiener ſetzten ſich in Bewegung; Man beſchloß, mich aufzuheben; Der Bauer wurde gewonnen; Der Handel um Haus und Mädchen unter unwiderſtehlichen Bedingungen geſchloſſen, und der dankbare Bauer verſprach, ſeinen Wohlthäter in die Hände der Huſaren zu liefern, die indeß auf die Lauer geſtellt wurden.

Den 14ten November, als ich gegen Abend bey der armen Familie am Ofen ſaß, trat ein verkleideter Unterofficier, den ich aber kannte, mit vier andern Kerln in das Zimmer, und da ich nun merkte, wo ich war und daß aller Wiederſtand vergebens ſeyn würde; ließ ich mich von dieſer Bande in Verhaft nehmen, in eine Kutſche packen, und den Weg nach *** zu fahren.

Wir muſten aber durch das *** ſche Gebieth, und da hielt man es nicht für rathſam, Huſaren mitzuſchicken; Die Sache durfte nicht das Anſehn einer Verhaftnehmung haben (denn ich war ja doch in fremden Dienſten.) Der Bauer hatte ſich auch deßfalls ſtellen müſſen, als glaubte er, die verkleideten Huſaren wären Räuber — — Grob angelegt war das Ganze; aber ich war nun einmal in ihrer Gewalt; Zwey ſaßen, mit Piſtolen bewafnet, bey mir in Wagen; die Uebrigen blieben zurück.

Ich überlegte unterwegens ſehr oft, was für mich zu thun ſeyn mögte, und in jedem Falle ſchien mir nichts übrig zu bleiben, als den Erfolg abzuwarten, um ſo mehr, da ich faſt gewiß ſeyn konnte, daß der Herr von Kappſtein mein plötzliches Verſchwinden nicht ſo ruhig und gleichgültig anſehn würde. Indeſſen nahm ich mir doch vor, keine Gelegenheit ungenützt zu laſſen, um wenigſtens, wo möglich, irgend jemand Nachricht von meinem Schickſale zu geben.

Man erlaubte mir auf mein Bitten, in einem Dorfe, das vermuthlich noch in der Fürſten Gebiethe lag, eines natürlichen Bedürfniſſes wegen, in ein Haus zu treten. Ich machte mir den Augenblick zu nutze, wo ich auf dem heimlichen Gemache allein, obgleich von Auſſen bewacht, ſaß, um mit Bleyſtift Folgendes auf ein Zettel zu ſchreiben:

A Monſieur de Kappſtein, Miniſtre d'état à ***.

On vient de m'enlèver au village de *** Ce ſera probablement, pour me reconduire au chateau de *** Sécourés-moi, je Vous en conjure.

Mildenburg.

In welche Hände ich dieß Zettel würde abliefern können, das wuſſte ich noch nicht; An der verdoppelten Vorſicht und dem ſchnellern Fahren merkte ich aber bald nachher, daß wir in eines fremden Herrn Land kamen, und nun war es Zeit etwas zu unternehmen, wenn ſich's thun ließ.

Wir waren ohngefehr noch zwey Stunden lang, nachdem ich jenes Billet geſchrieben hatte, gefahren, als wir in ein Städtchen kamen, welches ich aus dem Stoßen des Wagens auf dem Steinpflaſter wahrnehmen konnte. (Sehn ließ man mich nicht, denn es fing zwar ſchon an Tag zu werden, aber die Fenſter der Kutſche waren, nach Art der engliſchen Miethwagen, mit hölzernen Jalouſien verſehen.) Der Poſtillon fuhr ungeſtüm und die Erſchütterung war ſo groß, daß eine von den Federn ſprang, worinn der Kaſten hieng; Dieſer fiel auf die Seite, und man mußte ſtillhalten. Nun ſahe ſich einer meiner Wächter gezwungen, das Fenſter zu öfnen, um zu erfahren, was vorgegangen wäre. Sie ſchienen Beyde in große Verlegenheit zu gerathen, als man ihnen ſagte, was ihnen begegnet war. Der Eine hielt mir die Piſtole auf die Bruſt und drohete, mich zu erſchießen, wenn ich einen Laut von mir geben würde. Daraus ſchloß ich, daß ſie ſich hier nicht ſicher glaubten, und es war mir auch, ſobald das Fenſter geöfnet wurde, nicht entwiſcht, daß an einer Apotheke, vor welcher wir liegen geblieben waren, das Wapen des *** von *** auf dem Schilde ſtand, daß ich folglich nicht mehr in dem Gebiethe meines Verfolgers war — Die Unvorſichtigen! Ich habe es nachher überlegt, daß ſie nur zwey Meilen umzufahren nöthig gehabt hätten, um dieſem Querſtriche auszuweichen.

Der Eine von meinen Begleitern muſſte ausſteigen, um ſchleunige Anſtalt zu machen, daß der Wagen wieder in den Stand geſetzt würde, indeß der Andre meine Bewegungen nicht aus den Augen verlohr. Jener that zwar ſein Möglichſtes, den Schlag gleich wieder zuzumachen; da er aber vorher den hölzernen Schieber wieder aufziehn wollte und dies, wegen unbequemer Lage des Kaſtens, Schwierigkeiten hatte; ſo muſſte ihm ſein Gefährte zu Hülfe kommen, wodurch Dieſer gezwungen wurde, ſeine Piſtole von mir abzuwenden. Unterdeſſen waren verſchiedene Leute auf der Gaſſe zuſammengetreten.

Unter ihnen nahm ich ein Paar mit weiſſen Cocarden an den Hüten wahr, die ich mit Recht für franzöſiſche Officiers hielt. Der Eine von ihnen, ein junger, wohlartiger Menſch, war ſo nahe an den Wagen getreten, daß ich ihm die Hand reichen konnte. Ich nützte dieſen Zeitpunct, zog mein Zettel hervor, und als er mir eben in's Geſicht ſahe, reichte ich es ihm hin und ſagte: Tenés Monſieur! Sogleich ergriff mein Wächter ſein Gewehr wieder; aber ob er, beſchäftigt mit dem Fenſter, nicht geſehn, daß ich ein Papier weggegeben hatte, oder ob ihm die Verlegenheit, darinn Beyde waren, alle Gegenwart des Geiſtes raubte? — Genug, er ſchien zu glauben, daß meine zwey franzöſiſchen Worte weiter keine Folgen haben würden, wenn er mich nur von jetzt an zum Schweigen brächte. Der Andre half ſich daher allein, ſo gut er konnte, verſchloß den Wagen wieder, fieng an, mit Hülfe des Poſtillons, den Kutſchen-Kaſten mit einer Kette in Ordnung zu bringen, und ich blieb ungewiß, ob der Schritt, den ich gethan hatte, Würkung thun würde, oder nicht.

Allein dieſe Ungewißheit dauerte nicht lange; Es wurde bald laut auf der Gaſſe und immer lauter, bis endlich, nach langem und heftigem Zanke, der Schlag mit Gewalt geöfnet wurde, und — ſtelle Dir meine Verwunderung und meine Freude vor! — mein redlicher Oheim, von Biedersdorf, begleitet von den beyden andern Officiers, mich, ohne daß jene beyden Böſewichte den geringſten Wiederſtand wagten, aus der Kutſche hob.

Glücklicher konnten nie Umſtände für mich zuſammentreffen. Du weißt mein Lieber! daß ich meinen Oheim aus Frankreich erwartete;*) Ich hatte ihm Nachricht von meinem Aufenthalte gegeben; zwey andre franzöſiſche Officiers, die, wie er, Urlaub nach Teutſchland genommen hatten mit ihm Geſellſchaft gemacht; Sie hatten vor der Apotheke mit ihrem Fuhrwerke ſtill gehalten, um zu frühſtücken, und ſo gieng denn alles ſehr natürlich zu.

Die beyden Reiſegefährten des Hauptmanns von Biedersdorf, wovon der Eine, dem ich das Bellet eingehändigt hatte, ein junger Colonel, der Andre ein Hauptmann von dem

ſchö

---

*) Man ſehe den 20ſten Brief, im erſten Theile.

rung über das ſchlechte, tumultuariſche Verfahren des Fürſten von ***. In den erſten Aufwallungen von Zorn wollten ſie ernſtlich bey ihm auf Genugthuung dringen; Da indeſſen vor ein Paar Tagen ein Brief von dem Obermarſchalle und Geheimenrathe ankam, wovon ich Dir hier eine Abſchrift ſchicke; *) ſo iſt beſchloſſen worden die ganze Sache ruhn zu laſſen. Uebrigens wirſt Du in dieſem Briefe die giftige Stelle, die Mistraun gegen mich erwecken ſoll, nicht überſehn. Auf den Herrn von Kappſtein hat ſie doch keinen Eindruck gemacht. Ich werde nun wohl gewiß keine Anfechtung mehr zu befürchten haben, da die Maitreſſe auch in Ungnade gefallen iſt, und die Geſchichte hat ein Ende.

Allein die Länge meines Briefs erinnert mich, daß es Zeit iſt, auch ihm ein Ende zu geben. Ich verſpare daher alle übrigen Nachrichten, die meinen jetzigen Zuſtand betreffen, auf das nächſtemal, hoffe bald etwas Gutes von Dir zu hören und umarme Dich in Gedanken.

---

*) Dies iſt der folgende 2te Brief.

Zweyter Brief.

Von dem Geheimenrathe und Obermarſchalle von Güldenplink an den Staats-Miniſter von Koppſtein.

*** den 25ſten November 1773.

Hoch- und Wohlgebohrner Herr!
Inſonders hochgeehrteſter Herr Etats-Miniſter!

Ew. Excellenz werden, wie ich mir flattiere, nicht meiner Saumſeligkeit die Schuld beymeſſen, wenn von Sr. Durchlaucht, meinem gnädigſten Herrn erſt mit heutiger Poſt die Antwort auf das amicable herzogliche Handſchreiben erfolgt. So wenig mein Einfluß bey Sereniſſimo von ſolchem Gewichte iſt, als das Publicum mir die Ehre erweiſt, zu glauben; ſo gewiß würde es doch an einer öftern Erinnerung in ſchicklichen Augenblicken nicht haben ermangeln laſſen, wenn es einer ſolchen Erinnerung bedurft hätte. Es waren aber mein gnädigſter Herr ſogleich bereit, auf ein ſo hohes und werthes Vorwort, die ehemalige Unzufriedenheit mit dem Betragen des jetzigen Herrn Cammerherrn von Mildenburg gänzlich aus Ihrem Gedächtniſſe auszulöſchen, und nur der Umſtand, daß Höchſtdieſelben den Befehl hinterlaſſen hatten, während Ihres Sejours in Jagdenbrink die einlaufenden Briefe bis zu Ihrer Retour zurückzulegen, weil Sie Sich dort mit der Parforce-Jagd amüſieren und von allen Geſchäften ausruhn wollten, war Schuld daran, daß jenes nachbarliche Vorſchreiben unbeantwortet blieb. Sereniſſimus trugen mir aber heute noch ſpeciel auf, Ew. Excellenz die Verſicherung zu ertheilen, daß Sie nicht nur bey ähnlichen Fällen ſtets geneigt ſeyn würden, ihr wahres Attachement zu des Herzogs Durchlaucht thätig an den Tag zu legen; ſondern auch Ihrem alten Freunde, dem wackern Herrn von Kappſtein (dies ſind Sr. Durchlaucht eigene hohe Worte) alle möglichen Proben von Affection und Wohlwollen zu geben.

Was den letzten facheuſen Vorfall betrifft, welcher dem Herrn von Mildenburg begegnet; ſo können wir Alle hier gar nicht begreifen, was es damit für einen Zuſammenhang haben kann. Auf Sereniſſimi Befehl iſt in dem Dorfe *** die genaueſte Unterſuchung angeſtellt

ſtellt worden; es hat ſich aber gar nicht wollen in das Klare bringen laſſen, wer die bewafneten Leute geweſen ſeyn mögen, welche den Herrn von Mildenburg dort aufgehoben, noch was für Abſicht ſie damit intendirt haben. Soll ich, als ein alter Teutſcher, darüber meines Herzens Meinung ſagen; ſo muß ich bekennen, daß ich glaube, der gute Mann mag wohl, nicht eben aus böſem Gemüthe, aber aus einer gewiſſen übertriebenen Ambition, aller Orten die erſte Rolle zu ſpielen und dann ſelbſt Dererjenigen nicht immer zu ſchonen, denen er ſein Etabliſſement zu danken hat, ehemals ſchon an andern Höfen in allerley ſonderbare Intriguen verwickelt geweſen ſeyn, und mag die neuliche Verfolgung wohl von ziemlich weit herkommen. Mais ceci reste entre nous; Es iſt nur Vermuthung, und ich bin überzeugt, der Herr Cammerherr und Cammerrath wird ſich nun gewiß vorſichtig betragen, auf alle Weiſe ſich Ew. Excellenz Protection würdig zu machen und nicht mit Undank zu lohnen ſuchen.

Was für Veränderungen hier bey uns vorgefallen, das werden Ew. Excellenz wohl ſchon wiſſen. Madame de Landonelle *) hat die Gnade Sr. Durchlaucht ſo lange gemisbraucht, bis ihr endlich ihr Recht geſchehn. Sie iſt dennoch mit einer anſehnlichen Penſion nach Frankreich zurückgeſchickt worden. Unſer Herr Cammer-Präſident **) hat nun ſeine beſte Freundinn verlohren; man muß erwarten, wie er ſich allein ſoutenieren wird. Von meiner Wenigkeit hat er nichts zu befürchten. Ich denke immer: teutſche Redlichkeit bleibt nicht unbelohnt und heimliche Unrichtigkeiten kommen früh oder ſpät von ſelber an den Tag. Ich rede zu einem alten Freunde a coeur ouvert, weil ich Ew. Excellenz Diſcretion kenne. Ich bin nun einmal ſo grade aus; je ne ſais pas feindre.

Haben wir denn nicht bald das Glück, Dieſelben hier an unſerm Hofe zu bewirthen? Ew. Excellenz würden an mir jetzt einen alten Invaliden ſehn. Es wird mir ſeit einiger Zeit in der That ſauer, meinen beſchwerlichen Geſchäften vorzuſtehn, und man muß denn doch aller

---

*) Die Maitreſſe des Fürſten.

**) Wir kennen ihn aus dem 16ten Briefe im erſten Theile, Seite 236.

Orten die Augen haben, wenn auch die Beine nicht fortwollen. Es ſind ſeit einiger Zeit viel fremde Herrſchaften hier geweſen, und da hat denn der alte Ober-Marſchall vom Morgen bis in die Nacht keine Ruhe gehabt. Die Ehre und die Conſideration, meinem Fürſten und dem Lande nützlich zu werden; das hält mich noch ſo hin, ſonſt hätte ich in der That, wenn ich nur einen Mann wüſſte, den ich Sereniſſimo vorſchlagen könnte, um mich zu remplacieren, den Hof längſt quittirt, um als Philoſoph auf meinem Gütchen zu leben. Sr. Hoheit der Cronprinz von *** waren kürzlich auch hier. Ja! ſie haben mich mit einer reichen goldenen Tabattiere mit ihrem Portraitte beehrt. Alles recht gut! Ich wollte aber, ſie hätten mir ein Paar andre Beine ſchenken können. Das böſe Podagra macht mir viel zu ſchaffen; Man muß Geduld haben.

Ew. Excellenz beharrlichem Wohlwollen empfiehlt ſich mit den Geſinnungen der ausgezeichneteſten Hochachtung gehorſamſt, Dero ꝛc.

Drit-

Dritter Brief.

Von dem Doctor Porr aus London, an Heinrich von Mildenburg.

Den 20ſten December 1773.

Heute nur ein Paar Zeilen, mein Lieber! Ich reiſe mit meinem Engländer, ſeiner Geſundheit wegen, in das ſüdliche Frankreich. Wir werden bis zum künftigen Herbſte in Hieres bleiben, und dann eile ich zu Dir. Unſre Briefe können alſo nun ſchneller an den Ort ihrer Beſtimmung kommen. Der Deinige iſt mir vorgeſtern eingehändigt worden. Ich wünſche Dir Glück zu Deiner Befreyung. Die Nachricht, die mir der Herr von Kappſtein gab, machte mich zittern. Meine Antwort auf das Uebrige verſpare ich noch; Mache Dich indeß auf eine lange Geſetz Predigt gefaßt! Ich bin, wie immer, der Deinige ꝛc.

N. S.

Hier ſende ich Dir die Addreſſe eines Kaufmanns in Marſeille, dem Du Deine Briefe an mich ſchicken kannſt.

Vier-

Vierter Brief.

Von Heinrich an den Doctor Porr in Hieres in Provence.

*** den 8ten Januar 1774.

Dein kurzer Brief, den ich heute erhalten, erinnert mich daran, daß ich Dir in meinem letztern verſprochen habe, Dir bald genauere Nachricht von meinem gegenwärtigen Zuſtande zu geben. Ich fange alſo ohne Umſchweiſe an.

Zuerſt ein Wort über meinen ehrlichen Oheim, von Biedersdorf! Er führte mich, wie Du weißt, hierher: Seine Reiſe-Gefährten giengen ſogleich weiter; er aber blieb acht Tage lang bey mir. Noch hat er die franzöſiſchen Dienſte nicht verlaſſen, ſondern nur Urlaub nach Teutſchland auf ein halbes Jahr genommen: Es ſcheint aber nicht, als wenn man in Frankreich geneigt wäre, das Unrecht, welches ihm im Dienſte geſchehn iſt, wieder gut zu machen; und ſo wird er denn doch wohl, nach Verlauf der ſechs Monathe, ſeine Hauptmanns-Stelle

wieniederlegen. Ich ſuchte ihn zu bewegen, ſich während dieſer Zeit hier aufzuhalten; allein er ſchlug mir's ab. Das Leben in einer Reſidenz und der Zwang, den der Hof auflegt, das iſt ſeine Sache nicht. Er will ſich in einem kleinen Städtchen in den Rhein-Gegenden niederlaſſen und, wenn er dienſtlos bleiben ſollte, dort, wo man wohlfeiler als in den mehrſten andern Theilen von Teutſchland lebt, ſeine noch übrigen Tage mit der Leibrenthe, in welche er den Reſt ſeines Vermögens verwandelt hat, wirthſchaften. Der gute Mann! Daß ihm doch nichts in der Welt glücken will! Und er verdient ſo ſehr, frohe Stunden zu haben. Er kömmt mir jetzt tiefſinniger und mismüthiger vor, als jemals, obgleich er nicht eigentlich klagt. In einem Briefe, den ich geſtern von ihm erhielt, ſchrieb er: er werde ſich wohl vorerſt in Neuwied feſtſetzen.

Was mich betrifft, mein Lieber! ſo bin ich nun wieder im Gewühle von Geſchäften; des Morgens im Collegio, Mittags und Abends am Hofe und einen groſen Theil des Nachmittags im Cabinette des Miniſters — Das iſt mein einförmiges Tagewerk, indeß ich Plane von allerley Art in meinem Kopfe auf- und abrolle. Mein Haupt-Augenmerk iſt immer, die Leute, mit denen ich hier lebe, auf die ich würken muß, ſo genau als möglich zu ſtudieren.

Ich habe Dir ein vortheilhaftes Bild von unſerm Herzoge gemacht, ſo treu ich es bey der erſten kurzen Bekanntſchaft entwerfen konnte. Urſache, das Gute, welches ich von ihm geſagt, zurückzunehmen, habe ich nun wohl eben nicht; ich muß aber doch einige Pinſelſtriche hinzufügen, die dem Portraite mehr Wahrheit und Aehnlichkeit geben werden. Es iſt das gewöhnliche Loos der Fürſten, daß zu ihren Erziehern und Hofmeiſtern mehrentheils diejenigen Perſonen gewählt werden, die unter allen Menſchen am wenigſten ſich zu dieſem wichtigen Geſchäfte ſchicken. Cabale und Politik pflegen bey Beſetzung ſolcher Stellen die Wahl zu entſcheiden. Irgend ein allmächtiger Miniſter will ſeinem Vetter, oder einer andern Creatur, eine gute Verſorgung verſchaffen, wogegen dann der neue Hofmeiſter nach ſeiner Pfeife tanzen und den Prinzen ſo leiten muß, wie ſein Gönner es gut findet. Die Großen am Hofe, oft der Herr

Vater ſelbſt, haben ihre Urſachen, den künftigen Thron-Erben nicht ſehr aufgeklärt, nicht mit glänzenden Vorzügen des Kopfs und Herzens ausgerüſtet ſehn zu wollen, und dann iſt es conſequent, ihm Männer zuzugeſellen, die ihn nie über das Mittelmäßige erheben können. Oder man hat ein gewiſſes Regierungs-Syſtem angenommen, das man durchaus auch noch nach ſeinem Tode fortgepflanzt, verewigt wiſſen will. Der Thron-Erbe muß alſo in dies eingeweyht werden, darf nicht ſelbſt ſchaffen wollen. Man muß ihm einen Mann zugeſellen, der in dieſem Syſteme lebt und webt, mögte er auch übrigens noch ſo wenig von Erziehung und Bildung verſtehn. Iſt die Verfaſſung militairiſch; ſo muß der Hofmeiſter ein Officier ſeyn; Iſt Galanterie der Ton; ſo wird ein hirnloſer Hofmann zum Mentor erkohren; Pfuſcht man in Literatur; ſo wird ein ſchöner Geiſt verſchrieben; Iſt aber Politik das Steckenpferd; ſo ſucht man einen groſſen Publiciſten aus und gibt irgend einem ſteifen Profeſſor, der nie mit Fürſten umgegangen iſt, den Auftrag, ein ſolches Subject aus dem Staube des Studierzimmers hervorzurufen. Vorzüglich beſorgt aber ſind die Herrn Miniſters, daß ja kein Mann zum Hofmeiſter des künftigen Regenten gewählt werde, der betriebſam, thätig, geneigt zu reformieren, und Mißbräuche abzuſchaffen, von ſchnellem, unternehmenden Geiſte und mit der Gabe ausgerüſtet wäre, ſich beliebt zu machen, damit er nicht einſt Einfluß auf die Geſchäfte bekomme. Mehrentheils alſo iſt der Hofmeiſter des Erbprinzen ein Schöps, ein Pedant, (wenn er nicht gar ein Schelm iſt) der ſich einem ſolchen jungen Herrn ſo verhaßt macht, daß Dieſer ihn, ſobald er zur Regierung kömmt, mit einer Penſion, die ſo weit als möglich vom Hofe verzehrt werden muß, in Ruhe ſetzt.

Unſers Herzogs Vater hatte viel unnütze Proceſſe in Wetzlar und Wien, hielt viel auf Juriſten, machte in jedem Jahre viel neue Juſtiz-Verordnungen, und hielt es für Pflicht, ſeinem Herrn Sohne einen braven Rechtsgelehrten zum Führer zu geben. Die Wahl traf den jetzigen Herrn Geheimenrath von Braunfeld, der als Advocat ſeine Laufbahn angefangen, nach und nach durch kriechende Schmeicheley ſich hinaufgeſchwungen, ſich einen Adelsbrief gekauft und durch ein Paar herrſchaftliche Proceſſe, die er geführt, des Fürſten Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen hatte. Hätte der jetzige Herzog nicht nebenbey einen verſtändigen Mann zum Inſtructor gehabt; ſo hätte ihn Braunfeld gewiß ganz verſchroben. Sie wurden mit einander in die Schweiz geſchickt, und hier hatte der junge Herr Gelegenheit, durch Bekanntſchaft mit aufgeklärten und edeln Männern, ſich zu manchem Guten zu bilden, was ganz auſſer dem Plane des Hofmeiſters lag. Aber eben deswegen kam ihm dies Gute auch gleichſam nur angeflogen und faſſte nur da Wurzel, wo es von ohngefehr in ſeinem gutmüthigen Temperamente einige Nahrung fand.

Eine der intereſſanteſten Bekanntſchaften aber, und wovon Braunfeld den Prinzen anſtändiger Weiſe nicht [illegible] konnte, war der jetzige Miniſter von Kappſtein. Dieſer ſtand damals als Geſandter des Herzogs am franzöſiſchen Hofe, hielt ſich aber, ſeiner ſchwachen Geſundheit wegen, ein Paar Jahre hindurch in der Schweiz auf. Der junge Prinz ſahe ihn täglich, gewann ihn ſehr lieb, und Kappſtein verſäumte nichts, um dieſe Zuneigung zu unterhalten.

Braunfeld hielt übrigens den Prinzen ſehr ſtrenge und pedantiſch, und unterdrückte jede Eigenheit in ihm. Er machte ihn mistrauiſch gegen alle Diejenigen, denen er ſich mit wohlwollendem Herzen nähern wollte, mistrauiſch gegen ſeine eigenen beſſern Gefühle, gegen eigene Einſichten, anhänglich an alte, erprobte Matadors, gewöhnte ihn, ſich in Allem auf die Leute zu verlaſſen, die aus Erfahrung redeten, und jede Neuerung, ohne weitre Prüfung, als gefährlich zu verwerfen — Und ſo wurde denn aus dem guten Prinzen der Mann, der er jetzt iſt, und den ich Dir in den erſten Tagen meines hieſigen Aufenthalts geſchildert habe. *)

Der alte Herzog ſtarb endlich, und der Thronfolger ſetzte nun aus Dankbarkeit ſeinen alten Hofmeiſter als Miniſter an die Spitze des Juſtiz-Departements. Kappheim meldete ſich zu keiner Stelle, bat aber bald, unter dem Vorwande von Kränklichkeit, um ſeine Zurückberufung vom Geſandſchaftspoſten. Nun war er täglich am Hofe, dem jungen Herrn zur Seite,

ta⸗

---

*) und in dem Briefe an den Paſtor Ehrmann Seite 330, im erſten Theile.

indeß der alte Braunfeld entweder bey ſeinen Acten, oder bey einer wohlbeſetzten Tafel ſchwitzte. Es dauerte nicht lange, ſo kam auch Kappſtein in das Miniſterium, erhielt zuerſt das Departement der auswärtigen Angelegenheiten, dann die Verwaltung der Cabinetsgüter, und endlich die Direction des geſammten Finanzweſens, der Fabriken — kurz! alles deſſen, was ihn zum wichtigſten Manne im Staate machen muſſte. Braunfeld merkte nun wohl, daß man ihn aus dem Sattel gehoben hatte; Er wollte ſeinen Gegner ſtürzen, fieng es aber ſo plump an, daß der erſte Verſuch gegen den feinen Kappſtein ihn lehrte, allen weitern öffentlichen Angriffen zu entſagen. Er äffectirt jetzt vielmehr in recht herzlicher Freundſchaft mit ſeinem Nebenbuhler zu leben, huldigt, ſpricht nicht anders als mit Verehrung von ihm, und Kappſtein ſcheint das alles für baares Geld zu nehmen; Man ſollte glauben, ſie arbeiteten ſich einander immer in die Hände. Will der Eine jemand in den Dienſt bringen; ſo ſchlägt nicht Er, ſondern Jener ſchlägt ihn vor; Dieſer ſcheint nur aus Gefälligkeit beyzuſtimmen — Eine Hand wäſcht die andre. Gewiß iſt es aber, daß, wenn einmal Einer von

Beyden ſollte über Bord geworfen werden, die Reihe gewiß nicht meinen Beſchützer, ſondern den ungefälligen Juriſten treffen wird. Dies iſt indeſſen eben nicht zu befürchten, denn der Herzog liebt Ruhe, läßt Jeden in ſeinem Departement fortwürken, hält beyde Miniſter für Leute, die in ihren Fächern brauchbar und ihm unentbehrlich ſind, und haßt alle Cabalen und Klatſchereyen.

Der Geheimerath von Braunfeld begegnete mir anfangs mit einer faſt verächtlichen Kälte. Allein dieſe Begegnung hat ſich, ich weiß nicht eigentlich warum, ſo verändert, daß er mich jetzt würklich aufſucht, keine Geſellſchaft im Hauſe hat, ohne mich dazu einzuladen, und mich ein paarmal in der Woche, zu meinem groſſen Verdruſſe, zum Eſſen bitten läßt. Er iſt mir ein unerträglicher Kerl. Schon ſeine groben Manieren und die Art ſeines Vortrags ſtoßen mich zurück. Wenn er etwas behauptet, und ein Andrer wagt es, ihm beſcheiden zu widerſprechen; ſo läßt er Dieſen zwar ganz ausreden; fängt aber, ſobald Derſelbe fertig iſt, den Faden ſeiner Rede wieder da an, wo er aufgehört hatte, ohne auf die vorgebrachten Gegengründe zu achten.

ten, gleich als wenn der Gegner gar nichts geſagt hätte. Er hat eine einzige Tochter, ein verblühtes, geziertes, widerwärtiges Geſchöpf, von ohngefehr vier und zwanzig Jahren. Nichts iſt Natur an ihr. Ihr Blick iſt unſicher, ſtudiert, ihr Anſtand componiert, gezwungen. Die Augen, unter welchen zwey blaue Streifen hergehen, verrathen Kränklichkeit des Leibes und der Seele. Die welken Backen werden mit Schminke übertüncht; der phantaſtiſche Anzug ſoll Aufmerkſamkeit erwecken, beleidigt aber das Auge jedes Mannes, der wahren Geſchmack an Einfalt und Sinn für Natur hat. Sie tanzt, wie eine Bachantinn. Ihre Manieren ſind ungeſtüm, ſtürmiſch, die Stimme wird übertäubend und überſchreyet ſich, ſobald das Fräulein ſich vergiſſt und in wilde Luſtigkeit geräth; Und dann faſſt ſie ſich auf einmal wieder, und wird ſo ſanft, ſo ſchmelzend, und äugelt dann ſo zärtlich und piept dabey, wie ein Vögelein. Man lieſſt Wohlbehagen auf ihrem Geſichte, wenn irgend etwas im Geſpräche vorfällt, das einer Zweydeutigkeit ähnlich ſieht. Zu einer andern Zeit hingegen macht ſie die Spröde, die Sittſame, die Ueberkeuſche, die Strenge. Wenn der Cörper allein ſpricht, drückt ſie im Tanze den Männern gerne die Hand; hat ſie aber Zeit, ihre Rolle zu überdenken, oder glaubt ſie bemerkt zu werden; ſo weiß ſie auch die unſchuldigſten Vertraulichkeiten mit Abſcheu zurück. Niemand urtheilt ſtrenger über die Verirrungen anderer Weiber als ſie, und niemand iſt duldender gegen ausſchweifende Männer. Es kam mir einmal vor, als machte ſie einigen Plan auf mich, doch glaube ich mich geirrt zu haben.

Weißt Du denn aber, mein lieber Porr! daß Du hier noch einen alten Univerſitäts-Freund haſt? Erinnerſt Du Dich aus jenen Jahren eines gewiſſen Herrn Seiſenbergs? Der iſt jetzt Privat-Secretair des Miniſters von Koppſtein. Er bittet Dich um die Erlaubniß, Dir, ſobald er einmal Muße dazu haben wird, ſchreiben und Dir melden zu dürfen, wie es ihm, ſeit der Zeit, da Ihr Euch nicht geſehn habt, gegangen iſt. Der Mann ſcheint mir einer von den Leuten zu ſeyn, denen es in dieſer Welt nie recht ſchlimm gehn kann. Viel gelernt hat er nicht; Er ſticht nirgends hervor; Seine Gegenwart drückt niemand; aber er iſt geſchmeidig, läßt alles mit ſich machen, weiß ſich in jedes Fach zu fügen, verlangt nirgends der Erſte, nicht einmal der Zweyte zu ſeyn, iſt ein guter Geſchäftsmann, hat Geſundheit, iſt unverdroſſen, vorſichtig, und weiß ſich in die Zeit zu ſchicken.

Was nun eigentlich hier aus mir werden wird, das läßt ſich noch nicht vorausſehn. Noch geht es einen Tag, wie den andern, und das iſt nun eben meine Sache nicht. Freundlich iſt der Herzog und, wie mich dünkt, ſeit einigen Wochen auch traulicher gegen mich, als gegen manche Andre. Aber es iſt ſchwer, ihm beyzukommen, ſich ihm nothwendig zu machen, da er gar nicht für neue Freundſchaften iſt, und man ihm ſo tief eingeprägt hat, wie gefährlich es einem Fürſten ſey, ſich zu voreilig auf Leute zu verlaſſen, die nicht erprobte alte Diener ſind. Koppſtein ſcheint nichts dagegen zu haben, ſondern im Gegentheile die Hand dazu zu biethen, daß ich mich dem Herrn wichtiger mache, da er doch ſonſt Jeden zu entfernen ſucht, der eine Rolle ſpielen möchte. Man muß es abwarten, wo das hinaus will. Hinauf aus dem großen Haufen hervor, muß ich nun einmal; mein jetziger Würkungskreis iſt für meine Thätigkeit zu klein, und ich ſtehe da lauter Kerln zur Seite, die weder

Kopf noch Herz haben; das geht nicht — Ja! ich ſehe es wohl. Du ſchüttelſt Dein Haupt; aber wie oft ſoll ich Dir's ſagen, beſter Pore! daß der Extract, den man aus der guten, alten, braven Alltags-Metal von goldener Mittelmäſſigkeit zubereitet, ein Hausmittel iſt, das nicht jeden Erdenſohn von allen krampfhaften Uebeln heilt? Ich bin weit entfernt, zu glauben, daß in mir ein größerer, würkſamer, zu höherem Schwunge berufener Geiſt wohnte, als in unzählichen andern Menſchen, die dennoch ruhig ihren gemeinen Gang fortgehen; allein die Verſehung hat mir eine andre Art von Erziehung gegeben. Ich bin immer auf ſo unſanfte Weiſe fortgedrängt worden, hinauf oder hinunter, von der großen Landſtraße ab, daß dieſe mir dadurch iſt verleidet worden. Ich kann mich ſo wenig an eine ſolche Einförmigkeit gewöhnen, als die Bergbewohner ſelbſt an der ſchönſten, fruchtbarſten Ebene Geſchmack finden können, weil ſie ſo leicht zu überſehn iſt. Doch hätte ich auch nichts dagegen, wenn ich dann nur allein, auf meine Weiſe, fortſchlendern dürfte. Aber ich bin der Reiſe-Gefährten ſo überdrüſſig geworden, bin ſo oft unter loſes Geſindel gerathen, daß ich nun lieber allein zu Fuß gehn, als in Geſellſchaft kutſchieren will. Ich zeige mich daher faſt immer in dem ſchiefſten Lichte, ſobald ich mit Andern zuſammengruppiert und auf dem großen Wege hingetrieben werde. Gieb mir aber nur irgend ein kleines eigenes Fleckchen, worauf ich allein würken könne, und wo es auch bemerkt werde, was ich würke; ſo ſollſt Du ſehn, daß ich gewiß gut und klug wirthſchaften will. Ich denke doch, die Forderung iſt nicht unbeſcheiden. Oder, wenn mir's auch nicht einmal ſo gut werden darf; ſo ſchaffe nur irgend etwas herbey, das mein leeres Herz ausfülle und warm erhalte, irgend eine Donquixotterie — ſey es, wenn es denn nicht Herrſchſucht ſeyn darf, ſey es Liebe, Wohlthätigkeit, Bizarrerie, Muſic, Philoſophie, oder Anſtrengung in irgend einem beſondern wiſſenſchaftlichen Fache — Nur etwas Seelen-Futter von nicht ganz gemeiner Art, oder ich gehe zu Grunde! —

Doch ich misbrauche Deine Geduld — Verzeihe — ich will aufhören; nur ſpotte Meiner nicht! — Lebe wohl!

Fünf-

Fünfter Brief.

Von dem Fräulein Friederike von Braunfeld, an die Demoiſelle Eliſabeth Rittermann, in Straßburg.

*** den 12ten Merz 1774.

Ich habe in ſo ewiger, langer Zeit nichts von Dir gehört, ma chére amie, daß ich würklich nicht weiß, was ich davon denken ſoll. Als wir noch zuſammen in der Penſion waren, bey der Madam Lafaveur, da verſprachen wir uns ſo heilig, uns nie zu vergeſſen; und nun ſcheint es doch, als wenn ich ganz von Dir negligiert werde. Seit Deinem kleinen Briefe, von vorigem Jahre, worauf ich doch exact geantwortet, habe ich keine Zeile wieder erhalten. —

Ach, Du lieber Himmel! da erſchrecke ich, wie ich ſehe, daß ich geſchrieben habe: als wir noch bey der Madam Lafaveur waren — Mon Dieu! wo ſind die glücklichen Tage geblieben? Und wie geht die Zeit hin! Das ſind nun ſchon fünf Jahre her, und wir kommen den Dreiſſigen immer näher, und haben noch immer keine Männer. Beyde nicht. Von meinen ſtraßburger Bekanntſchaften läßt niemand nichts mehr von ſich hören; Wer weiß, wo jetzt die Regimenter in Garniſon liegen! Aber ſo ſind die Männer! Wenn ſie einen nicht mehr vor Augen ſehen; ſo iſt alles vergeſſen, und je mehr man ihnen Proben von Attachement giebt deſto weniger fixirt man ſie — Ja! ſie ſprechen mit mépris von uns.

Stelle Dir vor, der Hauptmann von Brandau iſt neulich mit einem Herrn von Biedersdorf und noch einem franzöſiſchen Officier hier durchgereiſt und hat nicht einmal nach mir gefragt. Und der hätte doch am erſten Stich halten ſollen: Er iſt auch kein Jüngling mehr und hat viel Vermögen. Ich dachte auf ein Etabliſſement bey ihm, und war deswegen zurückhaltender als gegen die Andern. Im Grunde iſt er gar nicht hübſch — ein recht fataler Kerl, höchſtens gut zum Ehemanne!

Was macht denn dein Lieutenant Pillerini, der einmal den Fuß verrenkte, als er zu uns über die Gartenmauer ſprang? Iſt Der auch über alle Berge?

Aber ich habe einen Fang gethan — vielleicht — noch weiß ich nicht, ob es Ernſt wird. Hier iſt ein Herr von Mildenburg in den Dienſt gekommen und gilt ſeit einiger Zeit viel bey dem Herzoge. Anfangs konnte ihn mein Vater nicht leiden; Er iſt eine Creatur von dem infamen Kappſtein, der uns ſo viel Tort thut; doch als wir merkten, daß er anfieng mir gewaltig die Tour zu machen; da haben wir ihn in's Haus gezogen. Er iſt ein hübſcher Mann, kaum über dreyßig Jahre alt, und kleidet ſich immer ſo gut, hat ſchöne Beine, und es ſitzt ihm alles am Leibe, wie angegoſſen. Daß ich Impreſſion auf ihn gemacht habe, das hat mein Vater bey einem Diner zuerſt gemerkt, das wir gaben und wozu wir ihn, der damals als Fremder hier war, Ehren halber mitbitten muſſten. *) Er iſt auch ſeit der Zeit immer diſtrait und reveur, und hier iſt doch niemand, worinn er verliebt ſeyn könnte,

---

*) Wir wiſſen es aber beſſer, als dieſer juriſtiſche Menſchenkenner.

könnte, als ich. Er bleibt aber erſchrecklich zurückhaltend, ſpricht faſt gar nicht mit mir und blickt mich nur von der Seite an. Ich ſuche ihm Muth zu machen und mein Vater auch. Anbeiſſen muß er, oder er ſoll bald hier ausgecammerherrt haben. Wenn er noch lange ſo retiré bleibt; ſo will mein Vater gradesweges mit ihm ſprechen. Man ſchlägt einem Miniſter die Tochter doch nicht ſo rund ab — Ah, ma chere Amie, wie hümiliant! Aber drey und zwanzig Jahre ſind da, und noch immer kein Mann!

Sey ſo gütig, mon ange, und ſchicke mir doch wieder zwey Boëten von dem beſten rouge für herkommendes Geld, auch von dem Spiritus, wie Du wohl weißt!

Stelle Dir vor, ma chere, ſo weit hatte ich geſchrieben: da trat Papa herein und erzählte mir in vollem Zorn: der Herr von Mildenburg habe ſeit einigen Tagen heimlich ein Frauenzimmer bey ſich im Hauſe. Ich lachte — Wenn es weiter nichts iſt; Die ſoll er ſchon wieder abſchaffen. Ihm währet vermuthlich allein die Zeit zu Hauſe lang. Man ſieht doch alſo, daß ihm unſre Geſellſchaft nicht gleichgültig iſt; Aber man muß nun doch bald mit ihm zur Explication kommen; ſonſt entwiſcht er mir.

Nun adieu! meine liebe Betti! Repondés-moi au plustôt! Je Vous embraſſe en idée. Grüße auch unſre alte Confidente, Rathgeberinn und ehemalige ordinaire Poſt, die alte Antoinette, mit der großen Naſe, wenn Du ſie ſiehſt. Ich bin Deine treue ꝛc.

Sechſter Brief.

Von dem Secretair Seiſenberg, an den Doctor Porr, in Hieres.

*** den 7ten Merz 1774.

Der Herr Cammerherr und Cammerrath von Mildenburg hat mir geſagt, daß Du Dich Meiner noch gütigſt erinnerteſt, und daß es Dir nicht unangenehm ſeyn würde, einmal wieder etwas von mir zu hören. So ergreiſe ich denn die Feder, und bitte Dich um die Fortdauer Deiner gütigen Geſinnungen. Ich verſichre Dich, daß ich ſehr oft an Dich mit wahrer Hochachtung gedacht habe, und daß es mich beſonders gefreuet hat, endlich hier in dem Herrn von Mildenburg einen Mann zu finden, mit dem ich mich zuweilen von Dir unterreden und der mir Nachricht von Deinem jetzigen Aufenthalte geben konnte.

Was für ſonderbare Schickſale ſind nicht vielleicht uns Beyden in dem Zeitraume von zehn Jahren begegnet, da wir uns nicht geſehn haben. Ich weiß, Du wirſt Theil daran nehmen,

men, wenn ich Dir etwas von meinen Begebenheiten erzähle; alſo werde ich ohne Umſchweife anfangen.

Du weiſſt, daß ich in meinen erſten beyden Univerſitäts-Jahren nicht übermäßig viel gelernt hatte. Die Muſic und das verführeriſche Billard-Spiel nahmen mir ſo viel Zeit weg; Indeſſen wendete ich doch das letzte Jahr noch recht nützlich an, und es gelung mir, mich bey dem Hofrathe und Profeſſor Priſdius beſonders einzuſchmeicheln. Er empfahl mich dem Herrn Landrathe von Eberbach in Hirſchberg, als Hofmeiſter ſeiner beyden jungen Herrn. Dort hatte die gnädige Frau ſehr viel herablaſſende Güte für mich, und da denn ein armer Teufel, wie ich bin, alle Mittel ergreifen muß, ſein Glück in der Welt zu machen: ſo ſuchte auch ich die Gunſt meiner Herrſchaft beſtmöglichſt zu erhalten, und erzog die jungen Herrn ſo, wie es mir vorgeſchrieben wurde. Der Eine iſt jetzt Hofjunker in hieſigen Dienſten, der Andre Lieutenant in Zerbſt. Die gnädige Frau machte mir artige Geſchenke, an Wäſche, Kleidern und dergleichen, und da ſie viel über ihren Herrn Gemahl vermogte; ſo nahm ſie auch Dieſen vortheilhaft für mich ein. Es gieng mir recht wohl da, und wir hatten beſonders eine delicate Tafel.

Der Herr Landrath war ein ſehr eifriger Freymaurer. Dieſer Orden kam damals erſt recht in die Mode. und mein Prinzipal ſahe es gern, wenn alle ſeine Hausgenoſſen darinn eingeweyht waren. Auch ich wurde, doch unentgeltlich, in denſelben aufgenommen. und habe ihm meine ganze nachherige Glückſeligkeit zu verdanken, wie denn oft kleine Veranlaſſungen in der Welt etwas wichtiges bewürken können. Der Landrath von Eberbach lebte und webte nur in der Freymaurerey und trieb nebſt einem im Handel unglücklich geweſenen Kaufmanne, einem in Penſion ſtehenden Major und einem Gaſtwirthe. in deſſen Hauſe die Loge war. ſehr eifrig und ernſthaft die Geſchäfte. Ich weiß nicht, mein lieber Porr! ob Du ſelbſt Freymaurer biſt, kann alſo mit Dir nicht über die Wichtigkeit dieſer Geſchäfte reden. Ja, du lieber Gott! wenn man alle Geſchäfte in der Welt ſo genau zergliedern wollte! Muß denn eben Alles groß und wichtig ſeyn, womit man die Zeit hinbringt?

Was bliebe dann übrig für mich und meines Gleichen, von eingeſchränkten Fähigkeiten, die wir doch auch etwas um die Hand haben wollen, das uns etwas zu ſeyn dünkt? Die Sache hat überhaupt viel Gutes und iſt recht unterhaltend, beſonders für Leute, die eben nichts Beſſers damit verſäumen und ſonſt vielleicht auf etwas Schlimmers verfallen würden, vorzüglich aber für Solche, die kein anders Mittel in ſich haben, ſich in der Welt eine Art von Anſehn zu verſchaffen. Man ſollte kaum glauben, was für eine Menge Menſchen durch die Freymaurerey ſind auf den Schauplatz gebracht worden, die auſſerdem ewig hinter den Couliſſen geblieben wären. Auch für Reiſende, die ſich nicht ſo durch beſonders empfehlende Eigenſchaften auszeichnen, daß ſie mit den vorzüglichſten Leuten in jedem Orte in Bekanntſchaft kommen könnten, iſt dieſe Ordens-Verbindung ſehr gut. Da finden ſie doch durchgehends Menſchen, ähnlicher Art, die ihnen höflich und artig begegnen, und ihnen die Merkwürdigkeiten der Städte zeigen. Uebrigens wirſt Du wohl ſo viel wiſſen, daß ein gewaltig ausgebreiteter Briefwechſel (freylich über Dinge, die Manchem unbedeutend ſcheinen) dabey Statt hat. Dieſen zu führen wurde nun mein Geſchäft. Es iſt wahr, daß dabey die Unterweiſung meiner jungen Herrn ein wenig verabſäumt wurde; aber da ſie doch zum Studieren nicht viel Luſt zeigten und der Vater es nicht anders haben wollte; ſo fügte ich mich nach ſeinem Willen. Wir hatten eine große Canzley, als wenn des Landes Wohlfarth auf uns ruhete, und ich kam mit Männern von allen Ständen, ſelbſt mit Prinzen, in Verbindung, die ich auſſerdem ſchwerlich je würde geſprochen haben.

Allein dieſe Freude war nicht von Dauer. Mein ehrlicher Landrath ſtarb, und hinterließ nicht viel Vermögen, woran, ich geſtehe es, ſelbſt ſeine Ordens-Anhänglichkeit ein wenig Schuld war, indem er, um, beſonders im myſtiſchen Fache, es zu einem gewiſſen hohen Grade von Einſichten zu bringen, große Summen an leere Verſuche und an unnütze Reiſen verwendet hatte. Die Vormünder, welche nun meinen Zöglingen geſetzt wurden, hatten gar keinen Sinn für dieſe heiligen Dinge, und da beyde Knaben in einem Examen, das man mit ihnen vornahm, nicht ſonderlich beſtanden, auch die häuslichen Umſtände es rathſam machten, den Plan zum Studieren aufzugeben; ſo würde ich höflich verabſchiedet; beyde Herrn von Eberbach aber muſſten Edelknaben werden; wo ſie jetzt ſind, das habe ich Dir vorhin geſagt.

Gern hätte mich die Frau Landräthinn bey ſich behalten; allein theils war das nicht wohl ſchicklich, theils würde ich mich nicht darauf eingelaſſen haben, um in ihrer eingeſchränkten Lage ihr nicht läſtig zu werden. Sie gab mir aber einen Empfehlungsbrief an ihren Herrn Bruder in Dresden mit; die ſehr ehrwürdige Frey-Maurer-Loge begleitete denſelben mit einem Vorſchreiben an die dortigen Brüder, und ich reiſete getroſt mit der Hofnung ab, dort ein Plätzchen zu finden.

Allein meine ſüßen Erwartungen fand ich gleich bey meiner Ankunft getäuſcht. Es herrſchten damals in der Freymaurerey allerley Secten; Eine derſelben, die in der Zeit hauptſächlich in Aufnahme kam, hatte ſich kürzlich in Dresden ſehr ausgebreitet. Alle dortigen Mitglieder waren zu derſelben übergegangen, und was ihres Glaubens nicht war, das taugte nicht. Unglücklicher Weiſe war auch der Bruder der Frau von Eberbach ein eifriger Anhänger dieſer Secte, und ſo wichtig die Perſon geweſen war, die ich im Orden bis itzt geſpielt zu haben meinte, ſo wenig galt das alles hier. Die Weisheit, die ich auskramte, und worüber ich mit einer Art von Salbung zu reden gelernt hatte, galt in Dresden für baaren Unſinn. Man unterſtand ſich, mir zu verbiethen, mich für einen Freymaurer auszugeben und warnete alle dortigen Brüder vor meinen Irrlehren.

Das war nun in der That ein harter Schlag für mich; Mich ſo aus einem Meiſter in Israel zu einem unwiſſenden Schwätzer herabgewürdigt zu ſehn; das war höchſt traurig. Uebrigens aber, da wir doch im Grunde zu einer und derſelben Verbindung gehörten, auf einerley Art waren aufgenommen worden, und ich nicht daran Schuld war, daß man mir einen zu mancherley Auslegungen fähigen Text anders als in Dresden, erklärt hatte; ſo hätte man meinen ſollen, einer der geprieſenen Hauptzwecke, die brüderliche Vereinigung, müſſte doch mir ſo gut, als jedem Andern Vortheil bringen; doch war es nicht alſo. Das Streiten über Meinungen macht intolerant; Diejenigen, welche ſich's etwas hatten koſten laſſen, dieſe Meinungen anzunehmen, wollten Ehre, Anſehn und andre Früchte, welche ſie davon einerndteten, mit niemand theilen; und wäre ich der gelehrteſte, der geſchickteſte Mann in Teutſchland geweſen; ſo hätte ich doch nicht darauf rechnen dürfen, durch die Vorſprache meiner Brüder irgend etwas zu erlangen.

Indeſſen fieng das Geld an bey mir rar zu werden. Ich dachte hin und her, was ich beginnen könnte, fand aber immer keinen Ausweg, bis mich endlich ein Ohngefähr mit dem Directeur der teutſchen Schauſpieler Geſellſchaft, die damals in Dreſden ſpielte, bekannt werden ließ. Dieſer war im Begriff mit ſeinen Leuten andre Städte zu beſuchen; es fehlte ihm grade an einem Subjecte, zu Beſetzung eines gewiſſen Rollen-Fachs und er beredete mich, ohne große Mühe, einen Verſuch zu wagen, ob ich nicht in dieſer Laufbahn mein Glück machen könnte. Die erſte Probe fiel über Erwartung gut aus.

Nicht, daß ich die mindeſte Anlage gehabt hätte, ein großer Schauſpieler zu werden, denn meine Figur, meine rauhe Stimme, mein Mangel an Kunſt-Kenntniſſen, das Alles hätte mir entgegen ſeyn müſſen; allein, wie geſagt, es gelung. Ich veränderte meinen Namen; der Directeur kündigte mich als einen großen Schauſpieler an; zwey Werbe-Officiers, die in *** den Ton angaben und denen ich mich, da ich wußte, daß ſie Freymaurer von dem nämlichen Syſteme, wie ich, waren, als Bruder zu erkennen gab, applaudierten mir nebſt ihrem Anhange, ſobald ich das erſtemal auf das Theater trat, noch ehe ich ein Wort geredet hatte, und da fand ich denn einen ſo allgemeinen Beyfall, daß Jeder für einen ſchiefen Kopf gegolten haben würde, der es gewagt hätte, mich zu tadeln.

Vier Jahre lang trieb ich dies unglückliche Handwerk, übernahm alle Rollen, die nur vorkamen, ohne Unterſchied, und immer mit gleich gutem Erfolge. Ja! ich machte mich als Ueberſetzer und Prologen-Schreiber bekannt, ließ unter der Hand, wie es Sitte iſt, mein eigenes Lob und Gedichte auf mich in die theatraliſchen

Blätter einrücken, und hätte mich beynahe zuletzt ſelbſt für einen wichtigen Mann im Staate angeſehn.

Allein Neid und Cabale und Ungezogenheit, die doch auf dem Theater mehr als ſonſt irgendwo zu Hauſe ſind, verbitterten mir manche Stunde. Als wir nach * * * kamen, fand ich das Publicum zum Vortheil eines Mannes eingenommen, der meine Haupt-Rollen bey der Geſellſchaft, die vor uns dort ſich aufgehalten, geſpielt hatte. Ich mißfiel allgemein, bevor ich auftrat, und bey meiner erſten Erſcheinung auf der Bühne wurde ich ausgepfiffen. Hierüber ereiferte ich mich ſo, daß ich am andern Morgen nach Frankfurth am Mayn abreiſte. Die Folgen des Aergers aber zogen mir ein Gallenfieber zu, das mich fünf Monate lang mein Zimmer zu verlaſſen hinderte.

Meine Freunde und Brüder hatten mir Empfehlungs-Schreiben in dieſe Gegenden mitgegeben, auch unter andern einige Briefe nach Frankfurth ſelbſt. Ich ſchickte dieſe, weil ich nicht ausgehn konnte, herum, und wurde freundſchaftlich beſucht und verpflegt. Wider die Gewohnheit der Schauſpieler hatte ich mir ein wenig Geld zurückgelegt, wovon ich nun zehrte; Weil ich doch aber viel Langeweile hatte; ſo bat ich meine neuen Bekannten, mir Bücher zu leihn, und da las ich dann fleiſſig, ſo viel es meine kranken Augen erlaubten, ſogar überſetzte ich ein kleines Werk aus dem Franzöſiſchen, wofür ich einiges Honorarium bekam.

Unter den Büchern, die man mir lieh, waren ſehr viel Werke von theoſophiſchem, alchymiſchem und ſonſt myſtiſchem Inhalte. Es war nemlich auf einmal dieſer Ton von geheimen, übernatürlichen Wiſſenſchaften in den mehrſten Syſtemen der Freymaurerey allgemeiner geworden. Anfangs glaubte ich in dieſen Schriften nichts als Unſinn und Widerſprüche zu bemerken; aber nach und nach lernte ich, mich mit Worten bezahlen; ich fand alles äuſſerſt zuſammenhängend, Dunkelheit durch Dunkelheit erklärt, ſyſtematiſchen Nonſens, und brachte es endlich dahin, eine ganze Kettenreyhe ſchiefer Begriffe an einander knüpfen zu können, und den unächten Unſinn vom ächten zu unterſcheiden; Sogar verſuchte ich es, ſelbſt dergleichen zu ſchreiben, und es gelung.

Das Schauſpieler-Leben war mir höchſt verhaſſt geworden; ich nahm daher meinen ehrlichen väterlichen Namen wieder an, ſobald meine Geſundheit vollkommen hergeſtellt war, und beſchloß, wo möglich als Schriftſteller, Corrector, Recenſent u. d. gl. mein Brod zu verdienen.

Das erſte Werk, das ich nun ſchrieb, führte den Titel: **„Geheimer Schlüſſel zu der „erhabenen Mythe der Auserwählten „im Mittelpuncte des Morgenlichts.“** Ich ließ viel Kupferſtiche dazu ſtechen; Meine Hieroglyphen waren zum Theil ganz neu; Ich fand dergleichen, wo ſonſt niemand ſie antreffen würde, und auf jedem Leichenſteine der frankfurthiſchen Gottesacker entdeckte ich, unter den gothiſchen Verzierungen, Bilder von der bedeutendſten Wichtigkeit.

Während der Arbeit an dieſem hohen Werke wurden mir alle meine verſchrobenen Ideen ſo klar, ſo aneinander hängend, daß ich mich ſelbſt

dar=

darüber verwunderte, welch' einen Grad von Empfänglichkeit und übernatürlicher Erleuchtung mir der Meiſter im Orient hatte zukommen laſſen. Aber als das Ganze fertig war, und ich es nun noch einmal im Zuſammenhange las; da verblendete der Satan meine Augen, und ich ſelbſt verſtand nicht ein Wort mehr von allem, was ich geſchrieben hatte.

Voll Verzweiflung über dieſe Einwürkung der ſchwarzen, böſen Geiſter, klagte ich meinem Verleger mein Leid; doch kaum hatte ich ausgeredet, als er mir um den Hals fiel und ausrief: „Wie? Ihr Buch iſt ſo erhaben geſchrieben, daß Sie es nun ſelbſt nicht mehr verſtehen? — O! Sie machen mich zum glücklichſten Manne. Es wird um ſo reiſſender abgehn, je weniger man fähig ſeyn wird, den „Sinn dieſer höhern Lehren zu faſſen. Hier ſind „funfzig Piſtolen! das Manuſcript iſt mein“ — Er riß mir's aus der Hand, gieng, ohne meine Antwort zu erwarten, und mein Werk wurde gedruckt, zweymal neu aufgelegt, und in Nürnberg nachgedruckt.

Was für herrliche Folgen aber dieſe myſtiſche Arbeit für mich haben würde, das ließ ich mir damals gar nicht träumen. Ich hatte nicht meinen Namen davor geſetzt, ſondern mich auf dem Titel, ſtatt Johann Paul Seifenberg, frater Ioannes Paulus a ſancto monte Saponis, genannt. In der Vorrede ſtanden feine Anſpielungen auf meinen ehemaligen Stand, als Hofmeiſter bey dem Landrathe und als Schauſpieler, z. B. „Der dem Lande Rath giebt, hat „mir ſeine Kinder zu Zöglingen anvertrauet; „Ich habe mit Mahomed geredet und bin bey „Königen zu Gericht geſeſſen. Ich habe mit „Helden gekämpft und bin unter Bürgern umhergewandelt. Traurigkeit und Fröhlichkeit „habe ich verbreitet und Tauſende haben mich „an einem erhabenen Orte ſtehn geſehn. Ich „ſitze noch jetzt ſehr hoch" (Ich hatte nämlich ein Dachſtübchen in der Fahrgaſſe gemiethet) „und bin doch nicht hoffärtig. Der Weisheit „Stimme ruft mir: ſchreibe, was Du geſehn „haſt! Schreibe es in ein Buch, und mit funfzig gelben und rothen Pferden wird man dies „Buch von Dir reiſſen." (Dies zielte auf die funfzig braunſchweigiſchen Piſtolen, die ich als

Honorarium bekommen hatte) „und jedes Pferd „wird ein Fürſten-Bild zu Dir tragen" u. ſ. f.

Kaum hatte mein Verleger die erſten hundert Abdrücke von meinem geheimnißvollen Werke abgeſetzt, als von allen Seiten her Exemplare verſchrieben wurden. Der gute Mann war dem Bankerotte nahe geweſen — dies rettete ihn vom Untergange. Es liefen aber auch unzähliche Briefe von Leuten ein, die den Buchhändler inſtändigſt bathen, ihnen doch den Nahmen des erhabenen Verfaſſers dieſes Products zu verrathen; aber dieſer wurde verſchwiegen.

Schon dachte ich auf eine neue Finanz-Operation ähnlicher Art, als eines Tags mein Verleger eilig zu mir gelaufen kam, und mir meldete, es ſey der Prinz *** von ***, der, wie bekannt, ein ſehr eifriger Freymaurer war, in Perſon bey ihm geweſen, und habe ſo dringend verlangt, zu wiſſen, wer den **geheimen Schlüſſel der Auserwählten** geſchrieben, daß er ſich gezwungen geſehn hätte, mich zu entdecken, und nun ſey der Prinz begierig, meine perſönliche Bekanntſchaft zu machen, ja!

er ſey ſo weit gegangen, ſich zu erbiethen, mich in meiner Wohnung zu beſuchen, wenn ich nicht etwa die Herablaſſung haben wollte, zu ihm in den Gaſthof zu kommen.

Ich erſchrack nicht wenig. Indeſſen war nicht gut auszuweichen und da mein Dachſtübchen nicht eben ſo ausſah, daß ich darinn fremden Prinzen Audienz geben konnte; ſo beſchloß ich, Sr. Durchlaucht aufzuwarten. Aber wie meine Weisheit vor ihm beſtehn würde, das war eine andre Frage; doch beruhigte mich auch darüber mein erfahrener, gutmüthiger Buchhändler: „Haben Sie ſo ſchreiben können" ſagte er, „daß Sie Sich ſelbſt nicht verſtanden haben; „ſo werden Sie ja auch ſo zu reden wiſſen, daß „Sie ein Andrer nicht verſtehe. Und da, wie „Ihnen nicht unbekannt ſeyn wird, die Prinzen „ſelten tief in irgend ein mühſames wiſſenſchaftliches Fach einzudringen pflegen; ſo werden „Sie es leicht erlangen, daß er glaube, die Schuld „liege an ihm, wenn er den Sinn Ihrer Worte „nicht faßt. Weil es ſich aber nicht für einen „Fürſtenſohn ſchickt, laut zu geſtehn, daß er etwas nicht wiſſe; ſo wird er ſich am mehrſten

„zu ehren glauben, wenn er Sie öffentlich als einen großen Weiſen anerkennt, und dann iſt Ihr Glück in allem Betrachte gemacht. Nur bitte ich Sie, zu rechter Zeit zu ſchweigen. Das iſt die große Kunſt, mit welcher mittelmäßige Köpfe es in der Welt ſo weit bringen, und durch deren Vernachläſſigung die größten Männer in ihrem Vaterlande ſo wenig gelten, weil ſie, voll Zuverſicht zu ihrem innern Werthe, ſich ganz zeigen, wie ſie ſind, der Pöbel aber glaubt, man ſey auch Pöbel, wenn man ſich nicht ſchämt, zu zeigen, daß man — ein Menſch iſt."

Der gute Mann gab mir noch manche nützliche Lehre, die ich nachher ſehr bewährt gefunden habe, und mit dieſen ausgerüſtet, gieng ich getroſten Muthes zu meinem Prinzen.

Se. Durchlaucht empfiengen mich mit einer Art von Verehrung, die ich mit möglichſt ernſthaftem, doch beſcheidenem Anſtande annahm. Ich ſage Dir nichts von dem Inhalte unſerer Geſpräche. Ungeweyhete können davon gar keinen Begriff haben, welch' eine Wonne es iſt, mit einem in höhere — Werke Initiirten von dem Anſchaun unſichtbarer Dinge zu reden, und über unausſprechliche Dinge zu ſprechen. Nur ſo viel kann ich Dir ſagen, daß ich bald gewahr wurde, wie viel dem Prinzen daran gelegen war, ſich und Andere glauben zu machen, er ſey in höhern Wiſſenſchaften erfahren, und wie bereit er ſeyn würde, mich für einen ächten Weiſen anzuerkennen, wenn ich ihm nur die Gefälligkeit erwieſe, ihn auch dafür zu halten. Dieſer ſtillſchweigende Contract war alſo bald geſchloſſen, und legte den Grundſtein zu meinem Glücke, denn noch an dem nämlichen Tage ließ er mir anbiethen, mich in ſeine Dienſte zu nehmen.

Wie bereitwillig ich war mit dem Prinzen zu reiſen, das kannſt Du, mein lieber Freund! leicht denken. Er hatte eine große Ordens-Canzley, in welcher ich nun angeſtellt wurde und wobey ich zugleich einen großen Theil ſeiner übrigen Privat-Correſpondenz führen mußte, die aber größtentheils auch auf Freymaurerey hinauslief. Auch war der Palais des Prinzen ein Sammelplatz aller Abentheurer. Goldmacher, Geiſterſeher und Univerſal-Aerzte hatten hier ihre

Herberge, und mir fiel das Amt zu, ſolche Ankömmlinge zu prüfen und ihnen zu zeigen, daß bey uns auch kein leeres Stroh gedroſchen würde. An einem ſolchen Manne hatte es meinem gnädigen Herrn bis itzt gefehlt, und ich darf mich doch wohl rühmen, daß, als ich nach und nach mir die Gabe eigen machte, die Großprahler durch noch größere Prahlerey abzuſchrecken, ich den armen Prinzen von manchem Windbeutel befreyete und ihm manchen Ducaten erſparte.

Mit der Zeit kam indeſſen der gute Herr von ſeinem unmäßigen Hange, nach Schatten zu greifen, ein wenig zurück, beſonders als gewiſſe ernſthafte Staatsgeſchäfte, die ihm aufgetragen wurden, ihm einen edlern und ſichrern Würkungskreis gaben. Da wurde dann die Myſtic nur noch nebenher als Liebhaberey getrieben.

In dieſer Zeit kam mein jetziger Principal, der Miniſter von Kappſtein, nach * * * und muſte ſich daſelbſt, wegen einer Negociation für ſeinen Hof, einige Monate hindurch aufhalten. Der Herr von Kappſtein war auch einmal Freymaurer geworden, und ſein feiner, durchdringender Blick war bald tief in den Geiſt dieſer Verbindung eingedrungen. Er wurde oft von dem Prinzen ermuntert, ſich in Geſpräche mit ihm darüber einzulaſſen, lehnte dieſe anfangs vorſichtig von ſich ab, nützte aber endlich das ihm bezeugte Zutraun, um den Prinzen ſtufenweiſe von ſeiner Myſteriemanie zu heilen, welches denn auch gut von Statten gieng.

Als der Prinz nicht mehr ſo gänzlich in der Freymaurerey lebte und webte, da fand er freylich auch, daß manche ſeiner Diener ihm entbehrlich waren. Weil er aber zu edel dachte, um ſie auf einmal auſſer Brod zu ſetzen; ſo empfahl er ſie (denn ſo viel blieb ihm noch von der Anhänglichkeit an dem Orden übrig, daß er glaubte, ein Freymaurer ſey zu allen Dingen gut) als Hofmeiſter bey jungen Fürſten, als Räthe, Secretarien u. ſ. f. Mir trug der Miniſter von Kappſtein die Stelle als Privat-Secretair bey ihm an. Der, welcher vor mir dieſen Platz erfüllt hatte, war in herzoglichen Dienſten befördert worden. Der Prinz hatte meinem jetzigen Principale meine Treue, Verſchwiegenheit, Arbeitſamkeit und meine guten Sitten gerühmt, und ſo folgte ich ihm dann vor zwey Jahren hierher, nachdem ich demſelben unter der Hand hatte verſprechen müſſen, hier keine Bude von Myſtic aufzuſchlagen, welches ich gern that, da eigentlich dieſe philoſophiſchen Dünſte nur aus dem Magen in meinen Kopf geſtiegen waren, ſo lange jener leer war.

Der Herr Miniſter iſt ein vortreflicher und einſichtsvoller Mann. Kann ich ihm nicht durch große Gelehrſamkeit dienen; ſo iſt er doch zufrieden mit meiner Pünctlichkeit und meinem Eifer; auch fällt immer eine Menge von bloß mechaniſchen Sachen vor, zu welchen ich wenigſtens geſchickt genug bin. Hätte er mich in vorigem Jahre mit nach England genommen; ſo hätte ich unerwartet das Vergnügen gehabt, Dich zu ſehn; ich erfuhr es aber gleich, daß er Dich hatte kennen gelernt und nahm mir alſobald vor, Dir einmal ſchriftlich meine immer fortdauernde Hochachtung zu verſichern, indeß mir der Herr von Mildenburg Hofnung macht, daß wir in wenig Monaten die Freude haben ſollen, Dich hier zu umarmen.

Jetzt muß ich Dir noch etwas vertraun, das meine künftigen Ausſichten betrifft. Ich glaube nämlich, daß mein Herr Miniſter die hieſigen Dienſte verlaſſen wird. Es ſind ihm ſchon oft die vortheilhafteſten Anträge vom königlich **** ſchen Hofe gemacht worden; allein er hat ſie immer, aus wahrer Zuneigung zu des Herzogs Durchlaucht, von ſich abgelehnt. Inzwiſchen fehlt es hier doch nicht an manchen kleinen Verdrießlichkeiten, die größtentheils der Herr Geheimerath von Braunfeld erregt, und das ſcheint denn endlich meinen Herrn Principal bewogen zu haben, jene Bedingungen anzunehmen. Ich vermuthe daher, daß er in wenig Wochen hier ſeinen Abſchied fordern wird; Er iſt ſo gnädig geweſen, mir zu verſprechen, mich mit ſich zu nehmen und in der Folge für mich zu ſorgen.

Fürchte indeſſen nicht, mein lieber Doctor! daß die Entfernung des Herrn von Kappſtein auf das Glück Deines Freundes, des Cammerherrn von Mildenburg, Einfluß haben wird! Der würdige Miniſter hat ſich vielmehr bemüht, ihn in der Gunſt des Herzogs recht feſtzuſetzen, und dies mit dem ſichtbarſten Erfolge. Seit dieſer Zeit wird der Herr von Mildenburg auch von dem Geheimenrathe von Braunfeld mit großer Schonung behandelt, und es ſcheint faſt, als wenn dieſer die Abſicht hätte, ihm ſein einziges Fräulein Tochter zur Ehe zu geben. Wenn ich in ſeiner Stelle wäre; ſo lieſſe ich dieſe reiche Parthie nicht entwiſchen; allein ich glaube, daß er, nach ſeinen Grundſätzen, ſehr abgeneigt iſt, ſich darauf einzulaſſen. Faſt fürchte ich, daß ihm das, wenn er nicht bey Zeiten abbricht, großen Verdruß zuziehn kann.

Der Herr von Mildenburg hat die Oberaufſicht über das Fabrik-Weſen bekommen. Es wird ihm auch, wie es heiſſt, der Herr Miniſter die Direction der Cabinets-Güter abtreten. Er iſt immer um den Herzog und ſpielt, mit Einem Worte! ſchon eine glänzende Rolle.

Eine Sache aber, die jedermann hier Gelegenheit zu Geſprächen über ihn giebt, iſt, daß er vor einiger Zeit eine kleine Reiſe gemacht hat, von welcher er des Nachts, begleitet von einem Frauenzimmer, zurückgekommen iſt. Das Frauenzimmer hält ſich nun ſeit dieſer Zeit heimlich in ſeinem Hauſe auf, und das Publicum redet allerley zu ſeinem Nachtheile darüber. Indeſſen muß doch nichts Böſes dahinter ſtecken, denn ich habe zuverläſſig erfahren, daß mein Herr Miniſter, der ſonſt gewiß ein Feind von ſolchen Weiber-Händeln iſt, von der ganzen Sache Beſcheid weiß, (Er hat mir's ſelbſt geſagt) und daß er dieſe Handlung billigt. Ich kann nicht leugnen, daß ich neugierig bin, zu erfahren, wer das Frauenzimmer iſt.

Nimm es nicht übel auf, mein theuerſter Freund! daß ich Dich ſo lange mit meinem Geplaudre aufgehalten habe! Allein ich weiß doch, daß Du deiner alten Bekannten nicht vergiſſt, und ich hatte viel nachzuholen. Deinen fernern gütigen und wohlwollenden Geſinnungen empfiehlt ſich angelegentlichſt, Dein ꝛc.

◆

Siebenter Brief.

Von dem Doctor Porr, an Heinrich von Mildenburg.

Hieres, den 10ten Merz 1774.

Ich habe Dir, mein lieber Mildenburg! einen langen Brief, oder vielmehr eine lange Geſetz-Predigt verſprochen, und komme nun, um Wort zu halten. Deine beyden Briefe habe ich hier gefunden und nicht ohne Betrübniß geleſen. Von Grund des Herzens bedaure ich Dich, und wenn ich Dir in dieſem Briefe vielleicht ein Wörtchen ſagen werde, das Dir bitter ſcheinen könnte; ſo ſey überzeugt, daß nicht meine Abſicht iſt, Dich zu kränken, ſondern die Pflicht eines Freundes zu erfüllen, der Dich und ſich zu erniedrigen glauben würde, wenn er ſich zur Schmeicheley herablieſſe.

Du biſt zu beklagen, das fühle ich lebhaft; Du kannſt nun einmal Dich in keine ruhige Gemüths-Verfaſſung ſetzen, und in der That hätte Dein Vater weiſer geredet, wenn er Dir, ſtatt des Gemeinſpruchs: daß **Jeder glücklich ſeyn müſſe,**

müſſe, der immer gut und klug handelte, lieber geſagt hatte: „Mein Sohn! Dein Temperament iſt von der Beſchaffenheit, daß Du „nie ganz gut und ganz weiſe handeln, folglich „nie dauerhaft glücklich ſeyn wirſt, weil Du „ſchwerlich je Deine Leidenſchaften wirſt bemeiſtern lernen."

Du ſchiebſt, wie die mehrſten Menſchen, die Schuld auf die Vorſehung und das Schickſal, wenn der innere Kampf dieſer Leidenſchaften Dich ſo reizbar gemacht hat; aber Du haſt Unrecht. Hätteſt Du ihnen nicht von je her zu viel Nahrung gegeben; ſo würdeſt Du (denn Du biſt doch nun wohl vier und dreyſſig Jahre alt) Deine Erfahrungen zum wahren Glücke Deines Herzens haben nützen können.

Dein Syſtem über Menſchen und Menſchen Werth iſt ein trauriges, hoffartsvolles Syſtem. Auſſer Dir und Deinem Freunde Porr alſo (denn ich ſetze voraus, daß Du mir keine Impertinenz haſt ſagen, ſondern auch mich unter die Ausnahmen zählen wollen) giebt es keine edle Leute mehr in der Welt? — Armer Wicht! glaube mir, es laufen Kerle auf dieſer bunten Erde herum, die hundertmal beſſer ſind, als wir Beyde, wenn auch grade Dir in Deinem, im Grunde noch ſehr unbedeutenden Lebenslaufe, dergleichen nicht in den Wurf gekommen ſeyn ſollten. Wer hieß Dich aber, ſie in den Hoſpitälern der Menſchheit, an Höfen aufſpüren? Und doch auch da würdeſt Du ſie vielleicht gefunden haben, wenn Du ſie unter den Convaleſcenten und Krankenwärtern geſucht hätteſt.

Glaube mir, wir ſind Alle nicht böſe; wir ſind nur ein bißgen mehr oder weniger närriſch, haben Alle, beſonders bey Mondes-Wandelungen, mit albernen Anfällen zu kämpfen. Glücklich iſt Der, welcher ſeine Schwachheit kennt, die lucida intervalla nützt und zu rechter Zeit, wenn ſein Paroxismus kömmt, ſich in ſein Cämmerlein zurückzieht. Die Vorſehung macht ihn dann gern zum Aufſeher über die übrigen Narren und er wird berufen, den fremden Herrſchaften das große Tollhaus zu zeigen. Du machſt es aber, wie der Thor, der ſich darüber ärgerte, daß Einer ſich für Gott den Sohn hielt und ausrief: „das müßte ich doch am beſten wiſſen, „der ich Gott der Vater bin."

Laß mich Dir anſchaulich zeigen, wie Du eigentlich handelſt! Mit übergroßen Erwartungen von Dir und Andern tratſt Du in die Welt — Wer berechtigte Dich dazu? Und nun, da Du Dich getäuſcht findeſt, willſt Du von allen Uebrigen Deine vorgefaſſte gute Meinung zurücknehmen, auſſer von dem Herrn von Mildenburg nicht! Der bleibt Dir, vor wie nach, der zu großen Dingen berufene, auſſerordentliche Mann, dem niemand gleichkömmt. — Das iſt wahrlich luſtig! Und weil wir eben bey dem Gleichniſſe von Narren waren; ſo ſtelle Dir einen Thoren vor, der ſich für den Kaiſer von China hält; Er wird in das Tollhaus gebracht und verlangt von allen ſeinen Gefährten Verehrung und Huldigung. — Man verſpottet ihn, höhnt ihn. Nun wird er ungnädig; Er will die Kerle ſämtlich henken und köpfen laſſen; ſie halten aber nicht ſtill. Statt dann auf den natürlichen Einfall zu kommen, daß er wohl nicht zum Kaiſer berufen ſeyn mögte; läſſt er dieſe Phantaſie nicht fahren, ſondern bleibt immer fort in ſeinen Augen Monarch, theilt Titel, Orden und, wenn er kein Geld hat, Lumpen und Papier-Fetzen, kurz! vermeintliche Wohlthaten an die undankbaren Menſchen aus, verzeyht den Unwürdigen, die keine Verzeyhung verlangen, und glaubt nun groß und conſequent zu handeln.

Siehſt Du, mein Lieber! das iſt Dein Bild! Du glaubſt, die Menſchen verachten zu müſſen, und willſt ihnen doch Gutes thun. Was würde die Würkung davon ſeyn, wenn Du dieſer methodiſchen Narrheit treu bliebeſt? Da Du ſie Alle über einen Kamm ſcheren willſt; ſo würdeſt Du Deine Wohlthaten ohne Wahl an Unwürdige verſchwenden und, da denn doch Deine Kräfte nicht unendlich ſind, vielleicht das ſtille, verſteckte Verdienſt (oder, weil Du an kein Verdienſt glaubſt, das größere Bedürfniß) überſehn, es entbehren, vergebens ſeufzen laſſen, folglich ungerecht handeln. Deine beſſern Gefühle würden in ewigen Widerſpruch mit dieſem abſcheulichen Syſteme kommen, und dann wäre es ärger mit Dir, als vorher, denn Du würdeſt Deinen Irrthum nicht geſtehn wollen, weil er planmäßig wäre — Der Himmel bewahre Dich davor, daß Du nicht ſyſtematiſch ſchief handelſt; lieber wandle ſo inconſequent fort, als Du bis izt gethan haſt!

Zum Glücke aber, mein Freund! gehörſt Du zu derjenigen Art von Philoſophen, die alle vier Wochen ein anders Syſtem haben, die nicht ihre Handlungen nach Grundſätzen dirigieren, ſondern ihre Grundſätze hinterher nach ihren verkehrten Handlungen und nach der Grille des Augenblicks umformen. Ja! ſelbſt in dem Lebensplane, den Du mir entwickelt haſt, finde ich Widerſprüche genug. Die Menſchen ſind Dir **nichts werth**, und doch ſagſt Du am Ende Deines zweyten Briefs: Du wünſchteſt Deinem Herzen irgend etwas, das es ausfüllte und warm erhielte, zum Beyſpiel **Liebe**. Wie kannſt Du irgend ein lebendiges Geſchöpf **lieben**, wenn Du niemand als Dich ſelbſt **hochachteſt**? O! Du biſt mir doppelt theuer, dieſer Widerſprüche wegen; Ich ſehe daraus, daß Du noch fähig biſt, Intereſſe zu empfinden für die Menſchheit, und ich weiß, daß alles Uebrige nur Geſchwätz aus böſer Laune iſt. Und deswegen eben halte ich es noch für der Mühe werth, Dir darüber zuzureden. Wüßte ich, daß Du würklich ſo handeln könnteſt, als Du mir ſchreibſt; daß Du keinen Sinn mehr hätteſt für die Freude, einem **guten** Menſchen eine frohe Stunde gemacht zu haben; daß Du daran verzweifelteſt, eine verſchwiſterte Seele zu finden, mit der Du edle, hohe Gefühle theilen könnteſt; daß Du nicht ſelbſt in den Schwachheiten Deiner Brüder verwahrloſte Keime von mannigfaltigen Tugenden fändeſt; daß Du nicht Mitleiden mehr mit dem leidenſchaftlich Verirrten haben, nicht mehr bosheitslos lächeln könnteſt über die Eitelkeit der Thoren; daß Dir Tugend und Wohlthätigkeit nur Metzen wären, in deren Armen Du augenblicklichen Wolluſt-Genuß ſuchteſt, nicht Töchter des Himmels, herabgeſendet, um ein dauerhaft ſeliges Bruderband unter vernünftigen Weſen zu knüpfen; wärſt Du in einem ſolchen Grade Egoiſt geworden, daß Du die Menſchen nicht mehr reſpectirteſt, nur Dir eine Luſt mit ihnen machteſt, und wenn nun Deine Phantaſie, oder irgend eine heftige Leidenſchaft Dich einmal triebe, nicht mehr in der Wohlthätigkeit Freude zu ſuchen, ſondern in dem Mißbrauche der Menſchen, und dies denn doch Dem, welcher nur um ſein Selbſt willen handelt, eben ſo erlaubt ſeyn muß, als jenes, wenn man einmal ſeine Mitmenſchen als Hunde betrachtet, die man gelegentlich füttert, gelegentlich

lich prügelt, um auch einmal zu ſehn, wie ſie ſich dabey gebehrden — o! ſo wollte ich wahrhaftig meine ſchönen Declamationen nicht an einen ſolchen Unhold verſchwenden. Allein ich bin es überzeugt, Du wirſt noch einſt zurück kommen von dieſer Verirrung.

Alles in der Alltags-Welt iſt Dir zu gemein; Du willſt durchaus eine Hauptrolle ſpielen — Wohl! der Ehrgeiz, ein groſſer Mann zu ſeyn, iſt löblich, leitet zu edeln Thaten. Aber haſt Du auch wohl ernſtlich darüber nachgedacht, ob Du würklich Beruf haſt, ein ſo großer Mann zu ſeyn, wie viel dazu gehört, und was eigentlich groß ſeyn heiſst? — Schwerlich haſt Du das! Ein groſſer Mann, berufen über Andre ſein Haupt zu erheben, Andre zu regieren, zu lenken, muß doch wohl ein Solcher ſeyn, der Meiſter über kleine, niedrige Leidenſchaften iſt; der durch unbedeutende Widerwärtigkeiten ſich nicht abſchrecken läſſt, Hügel nicht für Berge anſieht; immer die ſicherſten Mittel, zum Zwecke zu gelangen, wählt; über nichtswürdige Wünſche hinaus, Herr über ſeine Launen iſt; ſich nie ſchiefe Wege erlaubt; grade und mit

Würde ſeinen Gang fortgeht und, wenn ihm eine menſchliche Unvorſichtigkeit entwiſcht, erhaben genug denkt, ſich ſelber, nicht Andern die Schuld zu geben; der ſich nicht mehr zutrauet, als er leiſten kann, von Andern nicht mehr fordert, als ſie, ihrer Natur nach, geben können; der die Dinge nicht hintennach, nach den Folgen beurtheilt, ſondern vorher überlegt, ob ſie in ſich ſelbſt gut und eines hohen Geiſtes Aufmerkſamkeit werth ſind. Wahre Größe beruht nicht in Donquixoterie, ſondern in ausdauernder Conſequenz. Dieſe Größe iſt unabhängig von äuſſern Umſtänden, und wer in einer kleinen Hütte das höchſte Ideal von Ordnung und Zweckmäßigkeit einführt (und dazu gehört ſehr viel) der iſt größer, als Der, welcher in einem Königreiche alles über einander zu werfen, den Knabenmuth hat. Aber darum braucht er doch, ſelbſt in dieſer Hütte nicht, der Einzige, nicht der Oberſte zu ſeyn, nicht bemerkt zu werden. Darnach ſtrebt nur kindiſche Eitelkeit. **Wo** auch der Platz iſt, auf dem man ſteht — nur **den** Platz, als ein Mann behauptet; ſo hat man unbeſchreiblich viel gethan. Auch da, wo niemand uns belauſcht, wo nur **das** Weſen gegenwär wärtig iſt, das Alles erfüllt; auch da alle Kräfte aufzubiethen, ſein Scherflein zur Harmonie des Ganzen beyzutragen, und doch nie ganz mit ſich, mit Andern leicht zufrieden zu ſeyn; ſtrenge gegen das eigene Ich, duldend und nachſichtig gegen die Brüder; nach keinem andern Beyfalle geizig, als nach dem des Gewiſſens; billig; bereit fremden Verdienſten Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen, auch da, wo es das unſrige verdunkelt; und wenn es einmal nicht geht, wie es ſoll, zuerſt die Unterſuchung bey ſeinen eigenen Vernachläſſigungen anzufangen und, ſo lange da noch ein Tüttelchen fehlt, um alles, was Andre verſehn haben, ſich gar nicht zu bekümmern — ich meine, das iſt wahre Größe.

Daß ich Dir das vorerzählen muß, Dir, der Du hundertmal mir ähnliche Dinge geſagt und geſchrieben haſt, nämlich wenn es nicht darauf ankam, darnach zu handeln — deſſen ſchäme ich mich in Deine Seele.

Du glaubſt, ſchwächere Leute, als Du biſt, hätten Dich überliſtigt? — Freund Mildenburg! das iſt nicht wahr. Sie waren ſtärker als Du, weil ſie länger auszudauern die Kraft hatten, Das iſt aber der Fehler ſo viel guter Menſchen, daß ſie meinen, wenn ſie ſich rechtſchaffener Abſichten bewuſſt ſind; ſo müſſte auch alles auf den erſten Druck losgehn. Der Schalk ſiegt dadurch, daß er Dich ermüdet, und wenn Du endlich muthlos die Arme ſinken laſſeſt, oder es ihm gelingt, Deine Geduld bankerott zu machen, Dich aus dem Gleichgewichte des Gemüths zu bringen, ſo weit, daß Du mitunter einen dummen Streich machſt; ſo fängt ſein Reich an. Und wer hat dann Unrecht gehabt? — Lerne von ihm Beharrlichkeit und Planmäßigkeit, und wende ſie zum Guten an; ſo wird Dein lieber Papa im Grabe noch Freude an Dir erleben.

Doch, da es Dir nicht bloß darauf ankömmt, Dir vorpredigen zu laſſen, wie Du billig ſeyn ſollteſt, ſondern daß ich Dir rathe, wie Du Dir helfen könneſt, weil Du nun einmal ſo und nicht anders biſt; ſo geſtehe ich Dir, daß ich ſelbſt glaube, es wäre gut für Dich, wenn Du jetzt irgend einen berauſchenden Trunk Deinem unmäßigen, verwöhnten Herzen reichen könnteſt. Es geht Dir wohl, wie den Brandtewein-Säufern, die an allen Gliedern zittern und unfähig zu irgend einem Geſchäfte ſind, bevor ſie ihr Schlückchen gemacht haben. Du bedarfſt alſo eines Opiats, weil Du nie ganz nüchtern ſeyn kannſt. Vielleicht fügt ſich's ohne Machinationen von Deiner Seite, daß Du bald bey Deinem Herzoge ein wichtiger Mann im Lande wirſt; Dann iſt ja Dein Ehrgeiz befriedigt, und ich hoffe, Du wirſt keinen Misbrauch von dem Glücke machen, Dich auch mit den Menſchen wieder ausſöhnen, wenn ſie ſo gütig ſind, ſich von Dir regieren zu laſſen. Sollte das aber nicht gehn; ſo rathe ich freylich dazu, irgend eine andre unſchädliche Leidenſchaft in den Gang zu bringen. Verliebe Dich, wenn Du kannſt, in irgend ein gutes Mädchen, oder Weib; aber nim ſie (in ſo fern Du das ändern kannſt) nicht zur Frau, auch nicht zur Maitreſſe, ſonſt hat der Spaß auch bald ein Ende. —

Doch, es kömmt mir ſelber faſt lächerlich vor, daß ich einem Freunde den Wink gebe, wie er auf die unſchädlichſte Art ein Phantaſt ſeyn und bleiben kann; allein wir Aerzte machen es ſo; wo keine gründliche Curen helfen, da verſchreiben wir Palliative.

Nun etwas von mir! Es geht mir gut in Hieres. Die Natur iſt ſchön hier, und ich **habe noch Sinn für dieſe Schönheit** und für Einfalt, und für das Große und Herrliche, das ſo aus des Schöpfers Hand gekommen iſt, und ſetze wenig Werth auf die eingebildeten großen Dinge, die wir uns ſelbſt ſchaffen, und an deren Flitterglanze wir die Augen ſtumpf blinzen, ſo daß wir hernach das Andre gar nicht mehr ſehen. Die Leute gefallen mir auch; ſie ſind denn eben, wie die Menſchen aller Orten ſind, bis auf Rock, Weſte und Zubehör nach. Und was mir nicht anſteht, darüber lache ich, zum Beyſpiel über den Herrn von Mildenburg; (wenn er mir's nicht zu bunt macht) bin aber übrigens ſein treuer Diener und Freund ꝛc.

Achter Brief.

Von Heinrich von Mildenburg, an den Paſtor Ehrmann in Birkenthal.

*** den 4ten Sept. 1774.

Es dünkt mich ſo lange Zeit her, mein lieber Herr Paſtor! daß ich nichts von Ihnen gehört habe; Ich muß nothwendig dieſer Pauſe ein Ende machen, und mich einmal nach Ihnen, würdiger Mann! deſſen liebreiches und wohlthätiges Betragen gegen mich gewiß lebenslang meinem Herzen eingeprägt bleiben wird, ſchriftlich erkundigen, muß erfahren, wie es Ihnen und den lieben Ihrigen geht, und wie es in Ihrer Nachbarſchaft ausſieht, und was die artige Demoiſelle Felmer macht, und kurz! ich ſchreibe, um Sie zu bitten, Sie mögen mir doch von Allem, was in Ihrer Gegend ſeit einigen Monaten vorgefallen iſt, in ſo fern es Perſonen von meiner Bekanntſchaft betrifft, bald einige Nachricht gütigſt geben.

Beſonders aber auch erſuche ich Sie, Sich doch genau nach der Familie des Freyherrn von

Naſitz in Altenwedel zu erkundigen, und mir wo möglich zu ſchreiben, in welchem Verhältniſſe das Freyfräulein mit ihrer Familie ſteht. Ich leugne nicht, daß ich noch immer einen ſehr lebhaften Antheil an dem Schickſale dieſes liebenswürdigen Frauenzimmers nehme, daß es mir oft unruhige Stunden macht, wenn ich bedenke, daß ich doch auf gewiſſe Weiſe Schuld an dem Verdruſſe bin, den ſie von ihren unwürdigen Eltern erlitten hat, und daß ich es nicht vergeſſen kann, ſie in dieſer höchſt unangenehmen Lage verlaſſen zu haben. *) Ich verſichre Sie, wertheſter Herr Paſtor! daß ich ſehr ernſtlich darauf ſinne, ihr Erſatz für dieſen Kummer zu verſchaffen, und ſie aus jener Lage zu reiſſen. Näher darüber erklären kann ich mich noch nicht; allein wenn Sie ſo gütig ſeyn wollen, mir ſo ausführlich und genau als möglich von Allem Auskunft zu geben, was indeß in Altenwedel vorgegangen iſt; ſo werden Sie nicht etwa bloß eine vorwitzige Neugier befriedigen, ſondern vielleicht ein ſehr gutes Werk ſtiften.

Da

---

*) Man ſehe den 7ten Brief, im erſten Theile, Seite 38 bis 51.

Da ich weiß, daß Sie Sich für dasjenige intereſſiren, was mich betrifft: ſo halte ich es für meine Pflicht, Ihnen umſtändlich zu berichten, wie es mir, ſeit der Zeit, da wir nichts von einander gehört haben, gegangen iſt.

Ich ſchrieb Ihnen im Herbſte voriges Jahres,*) unter welchen vortheilhaften Bedingungen mich der Herr Miniſter von Kappſtein in die hieſigen Dienſte gebracht hatte. Daß mir kurz nachher ein Unfall widerfahren iſt, den die Nachſtellung des Fürſten von *** veranlaſſte, das werden Sie wohl auch gehört haben; Seitdem aber iſt mir nichts Widerwärtiges begegnet. Vielmehr iſt mir's, nicht ohne Beywürkung jenes Wohlthäters, gelungen, mir die Gnade und Zuneigung des Herzogs, meines Herrn, zu erwerben, und ich bin jetzt als Director an die Spitze der Domainen-Cammer geſetzt, wobey ich meinen Hof-Dienſt behalten habe. An Arbeit fehlt es nun nicht; aber darüber, bin ich nicht gewöhnt, mich zu beklagen. Ich bin vielmehr froh, auf dieſe Weiſe meinen Thätigkeitstrieb,

---

*) Man ſehe den 25ſten Brief, im erſten Theile.

trieb, nützlich für Andre, befriedigen zu können, und es ſcheint, als wenn meine Anſtrengung nicht unbemerkt bliebe.

Das Einzige, was mich zuweilen niederſchlägt, iſt, daß ich nicht mehr unter den Augen des würdigen Mannes arbeiten kann, der mir zuerſt dieſe Laufbahn eröfnet hat. Der Herr von Kappſtein hat nämlich ſchon vor einigen Monathen die hieſigen Dienſte gegen die königlich * * * ſchen vertauſcht; Doch hat er vorher noch väterlich für mich geſorgt, alles dazu beygetragen, des Herzogs Aufmerkſamkeit auf mich zu lenken, und mir das Directorium des Departements verſchafft, bey welchem er Präſident war.

Kleine Verdrießlichkeiten fallen zwiſchendurch auch wohl vor. Der beleidigte Hochmuth gewiſſer Leute, die gern alles allein ſeyn mögten; der Neid Derer, die mir meines Herrn Gunſt misgönnen; die Unzufriedenheit mancher geringen Menſchen, die, wenn ſie ſich an mich mit unbeſcheidenen Forderungen wenden, nicht Alle befriedigt werden können — das und ähnliche

liche Unannehmlichkeiten muß man ertragen lernen, wenn man nicht ganz den gemeinen Weg gehn will, und der Verdruß, den das erweckt, wird durch einzelne angenehme Scenen und durch die Gelegenheit, manchem Menſchen nützlich zu ſeyn, wieder verſüßt und vergeſſen gemacht. — Nun etwas Neues!

Als ich noch in des Miniſters Hauſe arbeitete, da giengen die wichtigſten Acten, faſt aller Collegen, durch meine Hände. Einſt gerieth ich über ein Paquet, Schulſachen betreffend, in welchem ein Bericht von dem Gerichtshalter in Ehrenfeld an das hieſige Conſiſtorium befindlich war. [*]) Der Name Stallheim, der darinn vorkam, zog meine Aufmerkſamkeit an ſich. Ich las weiter, und fand, daß meine unglückliche, ihrem pöbelhaften Manne entlaufene Schweſter, ſich in jenem Dorfe niedergelaſſen, und dort, durch ihren romanhaften Plan, junge Mädchen aufzuklären und zu bilden, Aufſehn erregt hatte. Wie begierig ich dieſer Spur, meine längſt von mir verlohren gegebene, liebe Schweſter wieder zu finden, nachgieng, das können Sie, wertheſter Herr Paſtor! leicht denken. Ich reiſete ſogleich hin nach Ehrenfeld, und fand die Arme noch dort. Nicht ohne Mühe bewog ich ſie, mit mir hierher zu kommen und ſich eine Zeitlang verſteckt in meinem Hauſe aufzuhalten, bis ich ſie erſt vor den Nachſtellungen des Herrn von Stallheim würde ſichergeſtellt haben. Die Sache machte anfangs hier Senſation. Ein Frauenzimmer, das niemand kannte, heimlich in dem Hauſe eines unverheyratheten Mannes, und eines Mannes, auf den ohnehin manches neugierige, ausſpähende Auge gerichtet war; das konnte nicht anders als zu allerley ſonderbaren Urtheilen Anlaß geben. Indeſſen kehrte ich mich daran nicht; doch war ich ſo vorſichtig, den ganzen Zuſammenhang der Geſchichte dem Herrn von Kappſtein zu vertraun.

---

*) Man ſehe den 15ten Brief im erſten Theile: Seite 204.

Ich fand den Gemüths-Zuſtand meiner Schweſter und den Schwung ihres Geiſtes gar nicht ſo, wie ich gewünſcht hätte. Die Hauptſache war nun, mit dem Herren von

Stallheim ein ernſthaftes Wort zu reden, um ſie gegen dieſen ſchlechten Mann ſicher zu ſtellen. Ich reiſete ſelbſt zu ihm und machte ein wenig den Renomiſten. Halb durch Furcht, halb durch Befriedigung ſeines Geizes, brachte ich einen Vergleich zu Stande. Ich opferte den größten Theil des an ſich geringen Vermögens meiner Schweſter auf, ließ es in ſeinen Händen und erlangte dagegen die Verſprechung von ihm, daß er nie wieder darauf beſtehn wollte, ſeine Frau bey ſich zu ſehn. Zu dieſem letzten Puncte war er, ſobald der Artikel wegen des Geldes in Richtigkeit gebracht war, leicht zu bewegen; denn er lebt mit einem gemeinen Weibsbilde ſchon ſeit ſechs Jahren in einer wilden Ehe, iſt dabey faſt täglich betrunken und überhaupt ein niederträchtiger, roher, verächtlicher Menſch.

Gern hätte ich es nun geſehn, wenn meine Schweſter öffentlich bey mir hätte leben und mir mein Hausweſen führen wollen; allein ihre überſpannte Phantaſie war dazu nicht zu ſtimmen. Religiöſe Schwärmerey hat ſich jetzt ihres ganzen Weſens bemeiſtert; Sie drang darauf, den Reſt ihres Lebens in einem Kloſter hinzubringen, und da alle meine Mühe, ihr dieſen Plan auszureden, vergebens war; ſo habe ich ſie endlich vor etwa zehn Wochen zu den Urſulinerinnen nach Meuſchenberg gebracht. Wir bezahlen dort ein billiges Koſtgeld. Bis itzt ſcheint ſie noch ſehr zufrieden von dieſer neuen Lebensart; Geht es nicht gut; ſo kann ſie das Kloſter immer wieder verlaſſen. Sie ſchreibt mir oft, und ihre Briefe ſind, wie man denken kann, in ſchwärmeriſchem Tone geſchrieben.

Meinen Jugend-Freund, den Herrn von Herbrand, von dem ich Ihnen erzählt habe, daß er mich, aus guter Meinung, als ich ihn im Sommer vorigen Jahrs in Frankfurth am Mayn antraf, ſeinem Vetter, dem Baron von Raſtitz als Hofmeiſter empfohl,*) dieſen armen Mann habe ich Gelegenheit gehabt aus ſeiner unglücklichen Lage zu reiſſen. Der Herzog hat ihn, auf meine Empfehlung, als Kriegsrath in den Dienſt genommen, und auf dieſe Weiſe habe ich die Pflicht der Dankbarkeit gegen ihn erfüllt. Er iſt in der That geſchickt und, ſo viel ich ihn kenne, (Wir haben uns freylich ſeit ſeinen Univerſitäts-Jahren wenig geſehn) ein ehrlicher Mann. Morgen wird er hier ankommen. Er war bis izt noch in Frankfurth geblieben, und zwar in ſo armſeligen Umſtänden, daß er würklich nicht einmal das Geld zur Reiſe anſchaffen konnte.

---

*) Man ſehe den 7ten Brief, im erſten Theile, Seite 68.

Den redlichen Doctor Porr erwarte ich nun auch in künftigem Monate hier. Er iſt ſchon aus Frankreich abgereiſt und ſeit einigen Tagen in Straßburg.

Mein Oheim, von Biederkdorf, hat endlich ſeinen Abſchied genommen und ſich in Neuwied häuslich niedergelaſſen.

Sehen Sie, beſter Herr Paſtor! da haben Sie Nachrichten von mir und Denen, die mir angehören! Mit Sehnſucht erwarte ich dagegen dergleichen von Ihnen und den Ihrigen, denen ich mich herzlich empfehle. Vergeſſen Sie ja nicht, wenn ich bitten darf, mir ausführlich über die Raſtitziſche Familie Antwort zu ſchreiben! Machen Sie mich ſo glücklich, einmal etwas zu Ihrer Zufriedenheit beytragen zu können, und zweifeln nie an der vollkommenſten Hochachtung, mit welcher ꝛc.

Neunter Brief.

Von dem Herrn Strunzmann, an Heinrich von Mildenburg. *)

Speier am Rein, den 16ten Sept. 1774.

Hoch: Wolgeborner, Hochgnädiger, inſonders vererungswürdigſter Kenner unſrer Kunſt!

Sanft rut oft die ächzende Sele des Mindern unter dem Schirm der Groſen — Gelingt es mir auch heut; dan bin ich am waren Zil meiner Wünſche.

Frü

---

*) Den Leſern wird, wie ich hoffe, die Einrükkung dieſes comiſchen Stücks und des darauf folgenden Briefs nicht zuwieder ſeyn. Sie ſind nach Originalen abgedruckt, bis auf die Namen des Dichters und des Orts nach, die ich veränderte. Es iſt ein Briefwechſel, den ich im Jahre 1779 würklich geführt habe. Die Aufſchrift auf das an mich gerichtete Schreiben war franzöſiſch: a Monſieur, Monſieur; dann mein ſehr incorrect geſchriebener Name; ein Titel, der mir nicht zukam und der Beyſatz: tres favorable et renommé par merites etc. Man kann dies als eine Epiſode anſehn. Freylich rückt dadurch die Geſchichte meines Helden nicht wei-

Frü als ein junger Künſtler und Teater-Dichter in den Rein-Gegenden mit Beifall die Büne betreten und auch mit den Produkten meiner Feder — Erhabner Gönner! ſchmeichle ich mir zu vil, wen ich glaube Inen ſind diſe nicht ganz unbekannt gebliben? einiges Lob und Ere erworben zu haben, war für mich Glük und unverdinte Gnade. Aber durch Scheiterung unſrer hochgräflich ***ſchen Geſellſchaft nebſt einer jungen Gatin und zwei ſer unmündigen Kindern bis hirher nach Narung lechzend in Krankheits-Umſtänden angekettet geweſen zu ſein, war für mich tötend. Nun zum Zil, groſer Gönner der Kunſt! Zwen rechtſchaffene Männer gaben mir den Rat, mich an Hochdiſelben zu wenden, Inen beiliegende ganz neu von mir

ver-

---

weiter; allein der comiſche Styl dieſer Briefe trägt vielleicht dazu bey, durch eine nicht unangenehme Mannigfaltigkeit der Schreibart, das Ganze unterhaltender zu machen, und zeigt zugleich, welchen Zudringlichkeiten von allerley Art ein Mann ausgeſetzt iſt, der irgend an einem Hofe entweder würklich Gewicht hat, oder wenigſtens in dem Rufe ſteht, etwas zu vermögen. Ich habe noch eine große Sammlung ſolcher Briefe.

verfaſte Schauſpile zu überreichen, zu widmen — gut! ich gehorche, und werde nächſtens noch zwei Trauerſpile nachfolgen laſſen — Allein wage ich auch zu küne Dinge? — Nein!

Von dem Werte meiner Arbeiten darf ich nicht ſelbſt Urteil fällen — Leſen Si aber, gnädiger Her! geben diſe Kinder der Not einem Verleger zur Auferziehung, und was Si mir dafür ſchikken wollen — ich neme alles dankbar an.

Die gütige Vorſehung wird mir nicht länger die Hülfe entzihn — das Bedürfnis iſt gros. Schon vor virzen Tagen war ich, da ſich nun mein Reich nicht weiter erſtrekte, genötigt, meine kleine Familie in Aſchaffenburg im Anker bis zur Ranzion zu hinterlaſſen.

Zum erſtenmal meines Lebens iſt alſo meine gehorſamſte Bitte an Euer Gnaden nebſt zwen übrigen erhabenen Männern gerichtet, mir zur Tilgung einer ungewönlichen Narungsſchuld eine huldreiche Unterſtützung zu Hülfe zu kommen, welche Grosmut ich nebſt meiner jungen Schauſpilerin ſtündlich zu befriedigen und bei erhaltenen Kräften zu erwidern bey dem Allwiſſenden angelobe, damit ich vermögend werde, meine Frau anhero bringen zu laſſen.

Der ich mich in Zukunft, nebſt den Meinigen aus allen Kräften beſtreben werde, mich Euer Gnaden Huld und Protekzion würdiger zu machen, als

Euer Gnaden

allergehorſamſt und ewig dankbarſte Familie

Anton Fridrich Strunzmann, geweſener Teatral-Dichter und Mitglid der hochgräflich ***ſchen Geſelſchaft.

Caroline Sophie Strunzm. née de Bromfeld.

Fr. Erneſte Strunzm. alt $1\frac{1}{2}$ Jar.

Dominique Guſtav Strunzm. alt 10 Wochen.

Zehnter Brief.

Von Heinrich von Mildenburg, an den Herrn Strunzmann.

*** den 24ſten Sept. 1774.

Mein Herr! Ich habe Ihnen mit Vergnügen, zu Rettung Ihrer dürftigen Familie, eine kleine Beyſteuer geſchickt, wie ſie meinen nicht glänzenden Vermögens-Umſtänden angemeſſen war. Daß ich Ihnen dabey Ihre Schauſpiele zurückſendete, ohne mich weiter darüber zu erklären, das ſollten Sie, wie ich hoffte, ſo verſtehn, daß ich mich nicht damit befangen könnte, Ihnen einen Verleger zu verſchaffen, und ſo hatte ich denn Urſache, zu erwarten, daß unſer Briefwechſel geendigt ſeyn würde.

Um deſto unwillkommner, ich geſtehe es, war mir geſtern der Empfang Ihrer beyden Trauerſpiele, *) Ihre dabey wiederholte Zumuthung,

---

*) Der Brief, der dieſe Trauerſpiele begleitete, und der in demſelben Tone, wie der vorige, geſchrieben war, iſt aus dieſer Sammlung weggeblieben.

thung, den Druck dieſer gewaltigen Trauerſpiele zu beſorgen und Ihr Anliegen, Ihnen eine Stelle als Theater-Dichter bey unſerm Hofe auszuwürken.

Ohne eben ein groſſer Kenner der Bühne zu ſeyn, hat mich eine flüchtige Durchſicht Ihrer Producte überzeugt, daß ſchwerlich ein Buchhändler mir dafür ſo viel Honorarium bezahlen würde, als ſie mich ſchon an Porto gekoſtet haben, da Sie dieſe Paquete jedesmal mit der reitenden Poſt abſenden. Offenherzig geſagt! ich glaube nicht, daß wir Beyden Beruf haben, den Pegaſus zu beſteigen; Laſſen Sie uns alſo lieber dieſſeits des Parnaſſes zu Fuße unſern Weg fortwandeln und auf andre Weiſe uns einen Namen machen! Hätten Sie aber auch würklich Eimerweiſe aus der begeiſternden Quelle getrunken; ſo würde doch hier für Sie nichts zu gewinnen ſeyn; Des Herzogs Durchlaucht bedarf keines Theater-Dichters, weil er kein Theater unterhält.

Ihre fürchterlichen Trauerſpiele will ich Ihnen mit dem Poſtwagen zurückſenden. Das wird mich wieder einen baaren Gulden koſten, wofür ich Ihnen lieber unbeſchriebenes Papier ſchickte, weil das doch zu etwas nützen könnte, wenn ich nicht befürchtete, Sie möchten wieder Theaterſtücke darauf ſchreiben.

Noch einmal! Laſſen Sie uns nun unſre literariſche Verbindung aufheben! kann ich Ihnen aber ſonſt in irgend einer billigen Sache angenehme Dienſte erweiſen; ſo bin ich dazu bereit, und verharre übrigens Ihr ꝛc.

Eilfter Brief.

Von Heinrich von Mildenburg, an den Doctor Perr, in Straßburg.

*** den 4ten October 1774.

Ja! ich leugne es nicht, mein lieber Freund! Dein Lehr- und Strafbrief vom 10ten Merz hat mich ein wenig verſtimmt; Doch iſt das nicht die einzige Urſache meines langen Stillſchweigens geweſen, ſondern vielmehr die Anhäufung meiner Geſchäfte, die jetzt in gleichem Verhältniſſe mit dem für mich ſo ſchmeichelhaften Vertraun meines Herrn zunehmen.

Du wirſt es wohl ſchon wiſſen, mein Beſter! (durch die Briefe des Herrn Seifenberg, der nun mit unſerm lieben Kappſtein von hier gereiſt iſt) daß ich jetzt Cammer-Director bin, und daß alſo mein Wunſch, nicht immer eine ſubalterne Rolle ſpielen zu müſſen, iſt erfüllt worden. Ich bin jetzt zufrieden, und Du ſiehſt doch, daß meine Forderungen weder unbeſcheiden, noch von unmöglicher Art waren. Ich habe einen großen Würkungskreis vor mir und hoffe, ſo wie ich ihn erfülle, will ich Dir nie Veranlaſſung geben. Dich Deines Freundes zu ſchämen; Ich handle vorſichtig und wie es einen Biedermann ziemt.

Was ich am mehrſten fürchtete, die Feindſchaft und heimliche Verfolgung des Geheimenraths von Braunfeld: auch dieſe Schwierigkeit hat das Schickſal gehoben. Er iſt durch häusliche Widerwärtigkeit ſo niedergedrückt, daß er gewiß nicht daran denken wird, einen Plan gegen mich anzulegen. Kurz vorher, ehe der Herr von Kappſtein ſeinen Abſchied forderte, bat Braunfeld mich zum Eſſen. Er ſchien ungewöhnlich freundlich; Wir ſpeiſeten in kleiner Geſellſchaft, und er ließ tapfer einſchenken. Nach der Tafel zog er mich allein auf die Seite, ſprach von meiner jetzigen Lage, von der Ungemächlichkeit, als ein einzelner Mann zu leben und: „daß es in meinen Jahren doch die höchſte Zeit „ſey, an das Heyrathen zu denken, wenn es „nicht überhaupt“ fügte er ſpöttiſch hinzu „etwa Ihre Abſicht ſeyn ſollte, ſo wie unſer „Freund, der Herr Geheimerath von Kappſtein,

,,als ein Hageſtolz zu leben und zu ſterben. Sie ,,ſind ein Mann" fuhr er mit pöbelhafter Vertraulichkeit fort, ,,dem kein vernünftiger Vater ,,ſeine Tochter verſagen wird" — Ich verneigte mich kalt — ,,Sehen Sie nur" fieng er wieder an ,,da ſitzt ja ein ganzer Cirkel von Schönen, ,,unter denen Sie die Wahl haben" — Da nun, auſſer einer alten gichtbrüchigen Fideicommißfigur, die man das Fräulein von Eberſtadt nannte, ſodann zweyen verjährten Hofdamen und einer kleinen, unförmlichen Comteſſe, die wie ein Trapezium ausſah, kein einziges lediges Frauenzimmer ſich in der Geſellſchaft befand, als das Fräulein von Braunfeld; ſo war in der That dieſer Antrag ziemlich verſtändlich. Ich glaubte daher, beſtimmt antworten zu müſſen: ,,Dieſe Damen" ſagte ich ,,ſind, ſo wie manche ,,andre in der Stadt, aller Ehren werth, ſind ,,ſehr liebenswürdig; Ich habe aber, meinem ,,Gefühle nach, diejenige noch wohl nicht geſehn, von welcher ich glauben könnte, daß ſie ,,mich ältere Bekanntſchaften vergeſſen, und als ,,Gattinn mich glücklich machen würde. Ehe ,,ich davon überzeugt bin, werde ich mich in der ,,Wahl nicht übereilen, und ſollte ich darüber

„ein Greis werden.“ Da dieſe abſchlägige Antwort nicht weniger deutlich war, als der Antrag; ſo brach der Herr von Braunfeld, mit ziemlich unfreundlicher Miene, das Geſpräch ab, und die Geſellſchaft gieng bald nachher aus einander.

In der That war ich unruhig wegen der Folgen, die dieſe Scene haben würde. Zwar hatte ich Urſache, mich ſchon ziemlich feſt in der Gunſt des Herzogs zu ſchätzen, ſo daß ich eben nicht die offenbare Verfolgung des Herrn Geheimenraths befürchten dürfte; allein jedermann hat doch eine Parthey vor und gegen ſich, und ich konnte mich immer auf kleine Neckereyen gefaßt machen. Ein neuer Auftritt aber in des Herrn von Braunfeld Hauſe ließ jede Beſorgniß von der Art unnütz werden — Hier iſt die Geſchichte davon!

Das Fräulein von Braunfeld war in ihrer erſten Erziehung ſehr verwahrloſt worden. Nachher hatte man ſie nach Straßburg in Penſion gethan. Dort hatte der Umgang mit jungen franzöſiſchen Officiers eben nicht ſehr vortheilhaft auf ihre Sittlichkeit gewürkt. Sie hatte viel

Temperament; die Aufſicht über die jungen Mädchen in der Penſions-Anſtalt war nicht die ſtrengſte geweſen, und ſo hinterließ ſie denn, als ſie wieder in das väterliche Haus kam, einen ziemlich zweydeutigen Ruf in Straßburg. Indeſſen rückte ſie in Jahren vor, und ihr Bedürfniß in den Stand der heiligen Ehe zu treten, wurde immer größer. Das arme mannſüchtige Mädchen machte Plan auf Dieſen und Jenen, endlich auch auf mich, und nie wollte es glücken.

Nun lebte hier ein Kerl, der Stunden in Muſic gab und bey dem auch ſie das Harfenſpielen lernte. Dieſer Menſch war ein reformirter Candidat der Gottesgelahrtheit, der aber nichts gelernt hatte; Dennoch hatte er ſich einmal als Hauslehrer bey einem Edelmanne in einem kleinen Städtchen angeholfen. Dieſer hatte eine Zeitlang eine verheyrathete Verwandtinn im Hauſe, deren Ehemann Officier und den Sommer hindurch bey ſeinem Regimente war. Der Herr Hauslehrer wurde ſehr genau mit dieſer Dame bekannt, vergaß ſeinen Beruf, durch eignes Beyſpiel die ihm anvertrauete Jugend zur Tugend zu leiten, vergaß die Heiligkeit des Gaſtrechts und des ehelichen Bandes zu reſpectiren, predigte oft ſehr erbaulich über die Keuſchheit, ſchlich aber jede Nacht in die Arme der Dame. Die Sache wurde nicht nur unter den Domeſtiken ruchtbar, ſondern der Schurke rühmte ſich auch dieſes Ehebruchs ſo, daß der Offizier, als er wieder aus ſeiner Garniſon zurückkam, den ganzen Handel erfuhr, ſeine Frau verſtieß und den Herrn Candidaten mit funfzig wohlgezählten Stockſchlägen verſehn ließ, worauf er denn auch aus dem Hauſe des Edelmanns gejagt wurde. Darauf ſtreifte er in der Welt umher, liebelte mit den Töchtern des Landes, verführte die Eine, verſprach der Andern die Ehe, ſchweifte mit einer Dritten aus, und zog endlich hierher, wo er ein dickes Buch, voll herrlicher Grundſätze über Ehe-Glück und über alles, was dem Menſchenfreunde und Chriſten heilig iſt, ſchrieb, und dies Product mit der demüthigſten, niederträchtigſten Schmeicheley dem Herrn von Braunfeld widmete. Es enthielt aber zuſammengeſchmiertes Zeug aus andern Werken, fand wenig Abgang, und der Buchhändler wollte ſich nicht darauf einlaſſen, einen zweyten Theil davon in Verlag zu nehmen. Da auf dieſe Weiſe des Herrn Candidaten ſchriftſtelleriſche Laufbahn auch zu Ende war; ſo ergriff er einen andern Nahrungs-Zweig und wurde Muſic-Meiſter. Er ſuchte vorzüglich die Gelegenheit, jungen Frauenzimmern Unterweiſung im Harfenſpielen und Singen zu geben. Das Fräulein von Braunfeld, mit deſſen äuſſern Reizen es anfieng bergab zu gehn, wollte ſich Talente erwerben, um dadurch zu glänzen. Sie nahm Stunden bey dem Herrn Bergmann; (ſo hieß der Taugenichts) Sie wurden aber, durch Aehnlichkeit ihrer ſanften Triebe, bald ſo vertraut mit einander, daß endlich, vor ein Paar Monaten, das Fräulein die Fortſchritte, die ſie durch ſeine Unterweiſung gemacht hatte, nicht länger unter der Schnürbruſt verbergen konnte.

Ich war, kurz nach der vorhin Dir beſchriebenen Scene in des Geheimenraths Hauſe, zu meinem unwürdigen Schwager gereiſt, um mit ihm einen Vergleich zu ſchlieſſen. Als ich wiederkam, fand ich das Fräulein nicht mehr hier. Sie hatte, wie es ſcheint, anfangs alle erlaubten und unerlaubten Mittel angewendet, ihrer öffentlichen Schande auszuweichen. Allein die Eiferſucht ihres Cammermädchens, das eine von des

Herrn

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-51468-9
KNIGGE, A.F.F.L.VON FN. 03708/007

Herrn Bergmanns verſprochenen Bräuten war, hatte dem Vater das Geheimniß verrathen, und nebenher noch einem kleinen Cirkel von zwölf bis vierzehn Freundinnen die ganze Sache vertraut. Der arme Geheimerath ſchaffte nun ſeine Tochter ſo heimlich fort, daß niemand als die ganze Stadt etwas von ſeinem häuslichen Schimpfe erfuhr; Der ſchmutzige Herr Muſic-Meiſter wurde zu gleicher Zeit unſichtbar. Es heißt übrigens man habe dieſem eine anſehnliche Bedienung in der Pfalz gekauft, wo er ſeinen Namen verändern und das Fräulein heurathen ſolle. Braunfeld aber iſt durch dies Schickſal auf's Aeuſſerſte gedemüthigt, und behandelt mich auf alle Weiſe mit Schonung und Freundlichkeit.

Nun aber, mein theuerſter Freund! ein ſehr ernſthaftes Wort zur Ueberlegung, meine jetzige Lage betreffend! Ich glaube, daß doch im Grunde der alte Braunfeld Recht hat; Es iſt Zeit, daß ich mich verheurathe, wenn ich nicht alt und grau darüber werden will. Ich bin nun in den Umſtänden, daß ich eine Frau ernähren kann. Meine Geſchäfte verhindern mich, mein Hausweſen, ſo klein es auch iſt, gehörig zu dirigiren; Eine vernünftige, ſittſame Frau wird mir das alles beſſer in Ordnung halten. Ich habe keine große Begriffe von der ehelichen Glückſeligkeit, werde alſo meine Erwartungen leicht erfüllt ſehn können; und es gehört doch nun einmal ſo mit zu den menſchlichen Dingen; ich will alſo auch das mitmachen. Hier iſt kein Mädchen, das mir zu einem braven Hausweibe tüchtig ſcheint — Wird es dich befremden, wenn ich Dir ſage, daß ich zurück an Luiſen in Altenwedel denke? Sie war doch ein gutes Geſchöpf, war meinem Herzen theuer, obgleich ich keine heftige Leidenſchaft für ſie empfand, und das iſt ja auch zum Ehebündniß nicht nöthig. Die arme Seele iſt in einer unglücklichen Lage; Ich werde zum Wohlthäter an ihr, wenn ich ſie dieſer Lage entreiſſe — Ja! ich bin ihr auf gewiſſe Weiſe dieſen Erſatz ſchuldig, für den ſchweren Kummer, den ſie meinetwegen gehabt hat. An Pracht und übertriebenen Putz iſt ſie nicht gewöhnt; Ihr Vermögen kann dennoch nicht ganz unbeträchtlich ſeyn und Ihr Character iſt ſanft. Freylich aber zähle ich nun einmal auf kein vollkommnes Glück in der Welt, weiß, daß alles Lumperey bleibt. Ueberhaupt iſt es mit der Ehe ſo ein Wageſtück. Verträglich bin ich; Meine Geſchäfte werden mich abhalten, meine Frau ſo immer vom Morgen bis zum Abend zu ſehn, daß ich Ihrer müde werden könnte. Kurz! ich glaube, ich kann es darauf wagen — Aber, werden die Eltern ſie mir auch geben? Daran zweifle ich faſt nicht. Ganz anders iſt meine Lage jetzt, als damals, und die Frau Mutter wird ſich für den mislungenen Plan auf meine Wenigkeit gewiß längſt entſchädigt und ihren Groll gegen mich aufgegeben haben. Freylich iſt es nicht angenehm, Schwiegereltern zu haben, die man nicht hochſchätzen kann; Allein was iſt am Ende daran gelegen? Wir werden uns vielleicht alle drey bis vier Jahre einmal ſehn. Vorerſt habe ich an den Paſtor Ehrmann geſchrieben, um zu erfahren, wie es in Altenwedel ausſieht, und dann will ich überlegen, wie das Ding anzufangen iſt. Sage mir indeſſen doch offenherzig Deine Meinung über dieſen Plan!

Von dem Herrn von der Hart habe ich kürzlich wieder aus America Briefe bekommen. Es geht ihm leidlich wohl; Groſſe Schätze zu gewinnen wird er, wie es ſcheint, dort nicht

Gelegenheit haben; doch hofft er bald ſo viel zuſammen zu ſcharren, daß er eingeſchränkt, aber anſtändig in Teutſchland leben könnte. Dieſen Zeitpunkt erwartet er ſehnlich, um nach Europa zurückzukehren, denn eigentlich gefällt es ihm doch in jenem Welttheile nicht ſonderlich. Ich glaube, daß ihm ſeine alte Liebe zu Carolinen Felmer noch ſehr im Kopfe, oder vielmehr im Herzen ſteckt; denn er bittet mich in jedem Briefe, Kundſchaft von derſelben einzuziehn *) Da es gar keinen Nutzen ſtiften, ſondern ihn vielleicht nur noch unruhiger machen würde, wenn ich ihm ſchriebe, daß ich Carolinen geſehn habe, daß ſie ſich in Engeleben aufhält und noch unverheirathet iſt; ſo habe ich ihm das verſchwiegen. Auch ihr habe ich, als ſie mir, kurz vor meiner Abreiſe von Urkenthal, die Begebenheiten ihres Lebens erzählte, nicht zu erkennen gegeben, daß mein entflohener Mönch mit ihrem Herrn von der Hart Eine Perſon wäre? Was kann es helfen, bey dieſen Leuten eine Leidenſchaft zu nähren, die zwecklos iſt, da ſie durch Meere,

---

*) z. B. im 21ſten Briefe des erſten Theils, Seite 300.

Meere, Länder und durch ihre eingeſchränkten Vermögens-Umſtände von einander getrennt werden? Ihm habe ich indeſſen Nachricht von dem Tode ſeiner Frau gegeben, den Caroline von ihrer Schweſter in St. Petersburg erfahren hat. *) Du ſiehſt, mein lieber Porr! daß ich doch die Ruhe der Menſchen reſpectire, wenn gleich ich im Ganzen einen ſchlechten Begriff von ihnen habe — Ich kann es noch nicht vergeſſen, daß Du mein Syſtem ſo tief unter das Deinige herabwürdigſt, und es frägt ſich noch immer, wer von uns Beyden im Grunde das Menſchengeſchlecht mehr verachtet; Du, der Du ſie doch Alle, mehr oder weniger, für Thoren hältſt und über ſie lachſt, oder ich, der ich ihnen die Ehre erweiſe, ſie für böſe anzuerkennen und auf ſie zu ſchimpfen? Du ſpotteſt Ihrer mit kaltem Blute; ich fühle noch heimlich Intereſſe genug für ſie, um mich über ihre Tücken zu ereifern. Dadurch will ich nun freylich nicht ſagen, daß meine Erbitterung immer vollkommen gerecht wäre; aber doch ſo viel, daß der Teufel nichts dabey einbüßen würde, wenn ich mich zu Deinem Glauben bekehrte.

---

*) Siehe den 22ſten Brief im erſten Theile.

Nicht wahr, beſter Freund! in höchſtens drey Wochen werde ich die Freude haben, Dich hier zu umarmen? Und wie wäre es denn, mein Lieber! wenn Du Dich auf einen Vorſchlag einließeſt, künftig immer mit mir an einem Orte zu leben? Es würde mich zwar übel kleiden, wenn ich die Unbeſcheidenheit begehn wollte, mich als den Protector eines Mannes aufzuwerfen, dem ich ſo viel zu verdanken habe, und dem ſeine Geſchicklichkeit und Klugheit aller Orten das beſte Loos zuſichern kann; allein das wirſt du mir doch nicht verdenken können, daß das Gefühl, wie viel ich Dir ſchuldig bin, mich treibt, wo möglich mein Schärflein zu Deiner Zufriedenheit anzulegen! Höre alſo nur meinen Plan: Der Leibmedicus des Herzogs iſt ein ſehr alter Mann; Schon längſt, und ſeit kurzer Zeit öfter als ſonſt, iſt davon geredet worden, ihn in Penſion zu ſetzen und einen andern geſchickten Arzt hierher zu berufen, welcher vorerſt einen mäßigen Gehalt und in der Folge die Stelle jenes Greiſes bekommen ſollte. Hätteſt Du nicht Luſt, dieſer Arzt zu ſeyn? Gieb mir Einen Wink und ich ſchmeichle mich, das Ding ſo einleiten zu können, daß man Dir auf die ehrenvollſte

Weiſe den Antrag thue. Aber antworte mir bald hierauf, mein Beſter! damit ich alles vorbereiten könne, ehe Du hierherkömmſt! Dein Zimmer in meinem kleinen Hauſe findeſt Du übrigens in jedem Falle bereit; ich hoffe, Du wirſt es nicht verſchmähn und bald durch Deine Gegenwart beglücken, Deinen ꝛc.

Nachſchrift.

Der Herr von Herbrand iſt nun hier, ſcheint zufrieden von ſeiner Lage, wie man es denn auch von ihm iſt. Er lebt aber ziemlich einſam, arbeitet fleiſſig, und wir ſehen uns ſelten.

Zwölfter Brief.

Von dem Paſtor Ehrmann, an Heinrich von Wildenburg.

Birkenthal, den 1ſten October 1774.

Ew. Hochwohlgebohren gewogene Zuſchrift und die Nachricht von Dero, Gott ſey Dank! vortheilhaften Lage, hat mir und meiner Frau, die ſich ehrerbiethigſt empfiehlt, ein ausnehmendes Vergnügen erweckt. Sie ſind, mein ſehr werther Herr Cammerherr! gar zu gütig, indem Sie Sich noch der kleinen unbetrachtlichen häuslichen Dienſte zu erinnern belieben, die Denenſelben nach Chriſten Pflicht zu leiſten, wir ſo glücklich geweſen ſind. Die nähere Bekanntſchaft eines ſo würdigen Cavaliers hat uns hinlänglich dafür belohnt, und wir werden es uns immer zur Ehre rechnen, uns der Fortdauer der Wohlgewogenheit Ew. Hochwohlgebohren würdiger zu machen.

Was die Neuigkeiten aus hieſiger Gegend betrifft; ſo will ich, nach meiner Wenigkeit, ſo viel an mir iſt, ſehr gern damit aufwarten. In Altenwedel iſt alles auf dem vorigen Fuße. Die Herrſchaft macht der lieben jungen Baroneſſe das Leben ſehr ſauer. Kürzlich haben ſie dieſelbe zu einer Heyrath mit einem höchſt ungeſitteten Herrn von Adel, der in der Nachbarſchaft wohnt, zwingen wollen. Das Freyfräulein hat ſich dieſer Verbindung ſtandhaft entgegengeſetzt, wird aber nun dafür um deſto ſchlimmer behandelt; denn es ſcheint in Wahrheit, als wenn die Eltern ſie gern aus dem Hauſe haben mögten. Die beyden jungen Herrn ſind dieſen Michaelis nach Halle auf das Pädagogium geſchickt worden.

Von Engeleben habe nicht die beſten Nachrichten zu ertheilen. Die gute Frau Räthinn Homann iſt ein wenig in ihren häuslichen Umſtänden zurückgekommen. Die gute Frau war von Jugend auf eine wahre Kreuzträgerinn. Ihr verſtorbener Eheherr ſtand bey dem vorigen Herzoge von Zweybrücken in Dienſten und iſt, wie ich vernehme, kein Mann von den beſten Sitten, noch von verträglicher Gemüthsart geweſen. Er hatte die gute Frau Räthinn nicht ſehr liebreich behandelt und ſoll ſich dabey mancher Unrichtigkeiten in den ihm anvertraueten Geſchäften ſchuldig gemacht haben. Sein Haushalt wurde nach ſeinem Tode in Unterſuchung genommen, aber, wie es denn mit den Herrn Rechtsgelehrten geht, die Sache ein wenig in die Länge gezogen. Unterdeſſen genoß doch die Witwe die Zinſen von den im Zweybrückſchen ſtehenden, übrigens mit Arreſt belegten Capitalien, wovon ſie, da ihre einzige Tochter geſtorben war, als ein einzelnes Frauenzimmer, gemächlich leben konnte. Indeſſen iſt nun, unter des jetzigen Herzogs Regierung, die Unterſuchung beſchleunigt worden, und kürzlich ſo ſehr zu ihrem Nachtheile ausgefallen, daß das ganze dortige Vermögen confiſciert worden, und ſie von den Intereſſen eines geringen, ihr ſelbſt zuſtändigen Capitals leben muß. Es iſt freylich wohl traurig, wenn auf dieſe Weiſe der Unſchuldige fremde Vergehungen büßt; aber ungerechtes Gut gedeyet nun einmal nicht, und wir ſollen ja auch an dieſe vergänglichen Schätze unſer Herz nicht hängen.

Der Demoiſelle Felmer Lage iſt durch den Verfall der Glücks-Umſtände ihrer Wohlthäterian auch verſchlimmert worden. Ich wünſchte, ſie ertrüge dieſe Widerwärtigkeit mit eben ſo viel Ergebung in den göttlichen Willen, als die Frau Räthinn, und wüßte überhaupt in jedem Zuſtande, in welchen die Vorſehung ſie ſetzt, immer mit Mäßigung und Vernunft zu handeln; muß aber geſtehn, daß das nicht der Fall iſt. Die Frau Räthinn Homann iſt eine Dame von ſehr ſanftem und edelm Character. Als daher das junge Frauenzimmer zu ihr in das Haus zog; da ſchränkte ſie daſſelbe auf keine Art ein, ſondern ließ ſie an allen Vergnügungen Theil nehmen und überhaupt vollkommen nach ihrem eigenen Sinne leben, um ihr zu zeigen, daß ſie, als Wohlthäterinn, ſich nicht groſe Vorrechte anmaſen, ihr nicht beſchwerliche Verbindlichkeiten auflegen wollte. Allein, wie ich höre, ſo hat die Demoiſelle dieſe Freyheit bald ein wenig zu weit ausgedehnt, und ſich um ihre ältere Freundinn faſt gar nicht bekümmert. Dies und ihr täglicher Umgang in des Amtsvogt Umbachs Hauſe iſt ihr von Vielen verdacht worden, hat Gelegenheit zu nachtheiligen Gerüchten auf Unkoſten ihres Rufs gegeben, und obgleich ich nun wohl weiß, daß in kleinen Städten dergleichen

Geſchwätze leicht entſtehen; ſo bin doch zugleich überzeugt, daß ein junges Frauenzimmer immer daran Schuld iſt, wenn man nachtheilig von ſeiner Aufführung urtheilt. Wenigſtens verſahe Dieſe es darinn, daß ſie, durch ihren hervorgeſuchten Anputz und durch gezierte Manieren, theils den Neid andrer jungen Perſonen ihres Geſchlechts, theils die Aufmerkſamkeit der Mannsperſonen gleichſam aufforderte, welches man, meiner Einſicht nach, am wenigſten thun ſolte, wenn man arm iſt. Als nun die Zerrüttung der Vermögens-Umſtände unſrer Frau Räthinn bekannt wurde, da zeigte ſich offenbar, wie wenig wahre Freunde die Demoiſelle Felmer ſich erworben hatte. Ihrer würdigen Pflegemutter wurde, vor wie nach, von jedermann mit Ehrerbietung begegnet; ſie hingegen muſſte ſich zuweilen durch ein Naſerümpfen und manche unbeſcheidene Frage: „was ſie nun künftig beginnen wolle?“ gedemüthigt ſehn. Hierüber wurde ſie ſehr empfindlich, und weil ſie ſelten die Mittelſtraße zu wählen weiß: ſo fieng ſie nun an, mit der ganzen Welt zu maulen und alle Geſellſchaft zu fliehn. Im Hauſe aber war ſie auch ſo böſer Laune, daß ſie ihrer Wohlthäterin das Leben doppelt ſauer machte. Sehr vergnügt im Mittelſtande könnte ſie leben, wenn ſie, da der Frau Räthinn noch immer ſo viel übrig bleibt, um die Ausgaben eines eingeſchränkten Haushalts zu beſtreiten, mit ihrer Hände Arbeit, worinn ſie ſehr geſchickt iſt, ſich ſo viel erwürbe, um davon den geringen Aufwand einer anſtändigen, einfachen Kleidung zu beſtreiten. Das würde ihr gewiß keine Schande machen, und ich habe es für Pflicht gehalten, ihr geſtern in einem freundſchaftlichen Briefe deswegen einige wohlgemeinte Vorſchläge zu thun. Offenherzig geſagt; ſo glaube ich, ihr wäre am beſten geholfen, wenn ſie glücklich verheyrathet würde. Das männliche Geſchlecht iſt ihr würklich nicht gleichgültig, und ihre böſe, veränderliche Laune kömmt wohl größtentheils mit daher, daß ſie fürchtet, ledig bleiben zu müſſen, wozu ſich vielleicht ein bißgen Sinnlichkeit geſellt. Allein auch dieſen ſehr natürlichen Wunſch ihres Herzens, nach einem ehelichen Leben, würde ſie wohl am eheſten erfüllt ſehn, wenn ſie, durch ein völlig untadelhaftes und einfaches Betragen, ſich allgemeine Achtung gewönne. Die Vorſehung läßt das wahre Verdienſt nie unbelohnt, und ich habe ſchon oft bemerkt, daß arme, aber tugendhafte, häusliche Frauenzimmer, und lebten ſie auch in dem entfernteſten Winkel, ſelten als alte Jungfern verkümmerten, da hingegen Die, welche ſich gleichſam auf dem Markte der groſſen Welt feilbothen, eine Menge Liebhaber, aber keinen Ehemann fanden. Der Allwiſſende lenkt alles zum Guten und vergiſſt keines ſeiner Geſchöpfe, giebt Jedem, was ihm dienlich iſt.

Ew. Hochwohlgebohren haben ja ſelbſt die Erfahrung gemacht. Als Sie mit Gewalt den Gipfel des nichtigen Glücks ereilen wollten; da wurden Sie das Opfer Ihrer Feinde, und als Sie in der Hütte eines armen Landpredigers, mit einem ruhigen, in die Fügungen des Höchſten ergebenen Herzen, umherwandelten; da klopfte ein geſendeter Bothe an unſer Fenſter und brachte Ihnen den Ruf zu einer höhern Beſtimmung.

Gott gebe Ihnen, mein gnädiger Herr! ferner Freude, Segen und Glauben an ſeine Vatertreue! Ich unterzeichne mich, mit hochachtungsvoller Verehrung ꝛc.

Dreyzehnter Brief.

Von den Doctor Porr, an Heinrich von Mildenburg.

Maynz, den 20ſten October 1774.

Ich fange billiger Weiſe, mein lieber Freund! mit dem herzlichſten Danke für Deine gute Abſicht, in Anſehung eines Etabliſſements für mich, meinen heutigen Brief an. Glaube mir's, ich betrachte dieſen Antrag von der rechten Seite, und fühle ganz den Werth Deiner Sorgfalt für mich; allein die Sache iſt nichts für Deinen unterthänigen Diener — Nein, mein Kind, zum Leib-Medicus haben mich die Götter gar nicht geſchaffen. Ich habe zwar keine überſpannte Begriffe von Freyheit; aber mit meiner Kunſt der Sclave der Unmäßigkeit des Hofgeſindels zu ſeyn — Dazu kann ich mich nicht entſchlieſſen. Den Groſen der Erde des Morgens aufzuwarten und nachzufragen, ob ſie meiner Wiſſenſchaft bedürfen, um das wieder gut zu machen, was ſie durch Praſſen und Schmauſen, durch unnatürliche Lebensart und blinde Nachſicht gegen ihre Leidenſchaften verderben haben; das nenne ich die edle Arzeneykunſt entheiligen. Dem Fürſten keine andre Diät verordnen zu dürfen, als die mit ſeiner Lüſternheit in Harmonie zu ſetzen iſt; den ſüßen Herrn mit bittern Arzeneyen zu verſchonen; mir vorſchreiben laſſen zu müſſen, in wie viel Tagen ich eine Krankheit heilen ſoll, damit das Carnaval oder die Zeit, wenn die friſchen Seefiſche ankommen, nicht verſäumt werde; dem vornehmen Tagdiebe, zu Beſchönigung ſeines Müßiggangs, für jedes Jahr eine unnütze Brunnen-Cur, oder eine Reiſe in das Bad, deſſen er nicht bedarf, anzuempfehlen; den alten Weibern die Stadt-Neuigkeiten zuzutragen; auf Erfordern ein mediciniſches Gutachten auszuſtellen, worinn bewieſen wird, daß man, zum beſten der Geſundheit Seiner Durchlaucht, ihm eine Maitreſſe verſchreiben müſſe; den entnervten Wollüſtling mit ſo genannten ſtärkenden Mitteln geſchwinder aufzureiben, damit er einen Augenblick vergeſſen könne, daß er im Grunde beſſer in ein Hoſpital, als in den Cirkel geſunder, handfeſter Menſchen paßt; von jedem Windbeutel meine Curen recenſieren zu laſſen; jedem Schwätzer Rechenſchaft von meinen Vorſchriften zu geben, deren Grund er nicht einſehn kann, ihm meine Recepte zu überſetzen, mit ihm von meiner Kunſt zu reden; durch Schmeicheley und Ränke mich unter meinen hungrigen Amtsbrüdern hervorzudrängen, um in den Häuſern reicher Adelichen der privilegierte Giftmiſcher und Spaßmacher zu werden, und am Neujahrs-Tage eine Silberflotte in meinen Corſaren-Hafen einlaufen zu ſehn — Herr Bruder Cammer-Director! dazu iſt der Doctor Porr durchaus nicht geſtimmt. Zudem habe ich mir einen Lebensplan entworfen, deſſen Ausführung mich, wie ich hoffe, glücklich und vergnügt machen ſoll, und den ich Dir hier mittheilen will.

Du weiſſt es, ich habe einiges Vermögen und bin ein einzelner Mann. Mein Engländer hat mir auch meine ihm geleiſteten Dienſte auf eine ſo großmüthige Art belohnt, daß, wenn ich nicht überzeugt wäre, daß es Pflicht iſt, für Andre zu leben und im Schweiſſe ſeines Angeſichts ſein Brod zu eſſen, ich vielleicht alle Praxis aufgeben und mich mit der kleinen Summe behelfen würde, die ich als Zinſen jährlich einzunehmen habe; eine Summe, die, wenn ſie freylich nicht beträchtlich iſt, doch hinreicht, mäßige Bedürfniſſe zu befriedigen.

Meine Abſicht iſt aber, zurück in meine Vaterſtadt, nach Hamburg zu gehn, und mich da feſtzuſetzen. Dort will ich nicht ängſtlich ſuchen, als praktiſcher Arzt in großen Ruf zu kommen, beſonders will ich mich nicht in die Häuſer der Reichen drängen. Wenn aber irgendwo ein dürftiger Vater, von deſſen Leben die Erhaltung einer ohne ihn verlaſſenen Familie abhängt, eines Arztes bedarf, und die fetten Söhne Aeſculaps, die nur dann ſich von ihrem weichen Polſter erheben, wenn die vergoldete Kutſche eines vornehmen Praſſers ſie zu ſicherm Gewinſte abholt; wenn dieſe dem Armen ſagen laſſen: „Sie hätten nicht Zeit, zu ihm zu kommen; „hätten mit auswärtigen Conſultationen zu viel „zu thun; das Wetter ſey zu ſchlecht; es ſey „Geſellſchaft bey ihnen; er mögte zu einem „jungen Doctor ſchicken, der weniger wichtige „Geſchäfte hätte, oder er mögte Hausmittel gebrauchen" — Dann will ich in ſeine Hütte kriechen, fünf dunkle Treppen hoch ſteigen und alle Kräfte meiner Kunſt aufbiethen, um dem troſtloſen Weibe und den darbenden Kindern ihre einzige Stütze wieder zu ſchenken, und es ſoll mich freuen, wenn der Spötter mich den Bettler-Arzt nennt, indeß der arme Tagelöhner ſeinem Nachbar zuruft: „Sieh! da geht „der gute Doctor Perr hin, der mir im vorigen Jahre das Leben gerettet hat!“

Die Muße aber, die ich finde, werde ich anwenden, über einige noch ſehr verwahrloſete Zweige der Arzeneykunde nachzudenken, und vielleicht etwas zu ſchreiben. Ich habe in England die neuern Methoden verſchiedener erfahrnen Männer, habe in Frankreich die Verfahrungsarten der dortigen Aerzte ſtudiert, und allerley geſammelt, womit ich vielleicht meinen Landesleuten nützlich werden kann.

Da ich auf dieſe Weiſe weniger an einen gewiſſen Ort gebunden ſeyn werde; ſo kann ich Dich, mein lieber Freund! oft beſuchen und zuweilen einen ganzen Winter bey Dir zubringen, wenn Du mir ein Cämmerchen einräumſt, in welchem ich ungeſtöhrt nach meinem Sinne wirthſchaften kann. Sollteſt Du krank werden; ſo komme ich zu Dir und befördre Dich, eben ſo methodiſch in den ewigen Freuden-Saal, als ein Andrer. Uebrigens danke ich Dir nochmals für Deinen guten Wille und werde dies bald weitläuftiger mündlich thun, denn ich denke den Letzten dieſes Monats bey Dir zu ſeyn. Schon bin ich, wie Du ſiehſt, auf der Reiſe, und halte mich an jedem Orte nur ein Paar Tage auf, um alte Bekanntſchaften zu erneuern, neue zu machen und hie und da das Merkwürdige in den Städten, die ich noch nicht beſucht habe, zu ſehn.

Ich liebe die Rhein-Gegenden ſehr. Die Schönheit der Natur, die hier weit und breit im vollſten Glanze erſcheint, erheitert das Herz und ſtimmt uns zur Freude, zum Witze und zur Geſelligkeit. Auch ſind die Eingebohrnen dieſer Provinzen nicht halb ſo ſchwerfällig, verſchloſſen, ernſthaft, phlegmatiſch, zurückhaltend, als in Niederſachſen. Ein Fremder wird hier mit zuvorkommender Güte und Freundlichkeit aufgenommen; Man beeifert ſich, ihm Unterhaltung zu verſchaffen; Er wird leicht bekannt und vertrauet, wenn er ſonſt kein hölzerner, ungeſchliffener, oder hochmüthiger Menſch iſt.

Auch ſtößt man ſich gar nicht daran, wenn er in Kleidung und Manieren ſich auszeichnet. Im Gegentheile! Man liebt ſolche Neuheit, ſolche Verſchiedenheiten und iſt gewöhnt, fremde Sitten zu ſehn, weil eine ſo groſe Menge von Reiſenden, die aus Frankreich, Italien und der Schweiz kommen, oder dahingehen, dieſe Gegenden berühren. Auch von den mehrſten Höfen in dieſem Striche von Teutſchland iſt die alte, ſpaniſche Etikette verbannt. In die Gegenden von Niederſachſen hingegen kommen wenig andre Fremde hin, als die aus Norden. Man iſt daher ſo anhänglich an die alten vaterländiſchen Sitten, daß die geringſte Abweichung von dieſen, die man an einem Fremden bemerkt, widrige Eindrücke macht, und die Leute zurückſtößt, ſie abhält, ſich mitzutheilen; wozu denn noch das ächte Phlegma und eine Liebe zur Gemächlichkeit und Behaglichkeit kömmt: „Was
„geht uns der Fremde an?“ heiſst es „Herr
„Vetter! Wer weiß, was das für ein Kerl iſt!
„Er hat ſo einen närriſchen Hut auf — Daß
„ich mit Dem herumlaufen ſollte; das laſſe ich
„wohl bleiben. Was würde meine Tante ſagen?
„Sie würde nicht wiſſen, wie ich an alle Land-

„ſtreicher geriethe.“ Er hat gar keine Verwandte hier. Warum bleibt er nicht zu Hauſe, bey den Seinigen?“ — Ich nehme indeſſen doch in manchen Stücken mein liebes Hamburg und auch Lübeck aus — Und ſo rennt denn der Fremde mit ſeinem Miethlakayen durch die Stadt, beſieht die Merkwürdigkeiten, giebt Empfehlungs-Briefe ab, und wird entweder gar nicht angenommen, oder man ſpricht ihn ein Viertelſtündchen und läſſt ihn dann laufen. Er bekömmt nicht Zutritt in Familien-Cirkel; höchſtens bittet man ihn einmal in Geſellſchaft mit Leuten, zu denen er gar nicht paſſt, zu einem ſtummen Gaſtmale, wo von Local-Gegenſtänden, von Dingen geredet wird, die ihm durchaus unintereſſant ſind. Man bekümmert ſich nicht darum, ob er in ſeinem Gaſthofe, bis zur Abend-Stunde, wenn etwa die öffentlichen Vergnügungen angehen, peinliche Langeweile hat — Und auch hier iſt er in der größten Geſellſchaft ſo einſam, wie in einer Wüſte. Auf Bällen tanzt niemand mit ihm, wenn er nicht ein halbes Dutzend Couſinen dort aufzuweiſen hat. Im Schauſpiele weicht jeder der Veranlaſſung aus, mit ihm zu reden. Und wenn er nun gar das Unglück hat, an einen Mann addreſſiert zu ſeyn, dem ſeine Mitbürger nicht wohlwollen; ſo muß der arme Fremde mit unter dieſem Zwiſte leiden.

So ungeſchmeidig aber, wie dieſe guten Leute zu Hauſe ſind, eben ſo ſteif betragen ſie ſich auch an fremden Oertern. Man kann ſie gar nicht in Bewegung ſetzen. Sie ſtehen da, wie die Bildſäulen — und können ſie irgendwo einen Landsmann faſſen; ſo hängen ſie ſich an Den, und bekümmern ſich wenig um die Andern und um Alles, um deſſentwillen man doch eigentlich die Heymath verläßt.

Man ſetze dieſem Tadel nicht entgegen, daß mehr dauerhafte, ſolide Freundſchaften in dem nordiſchen, als in dem ſüdlichen Teutſchlande Statt finden, daß man dort feſter auf die Menſchen bauen könne, und daß ſie aufrichtiger, treuer, kraftvoller und [illegible] ſeyen — Ich bin, zur Ehre meiner Landesleute, ſehr geneigt, dies, ohne nähere Unterſuchung, zuzugeſtehn; allein was bekümmert das den Reiſenden? Der verlangt kein ewiges Band zu ſchlieſſen; Er ſucht nicht Vertraulichkeit, ſondern Geſelligkeit —

Und kann denn nicht beydes mit einander beſtehn? Kann man nicht gaſtfrey, gefällig, zuvorkommend im Umgange, und dennoch verſichtig und feſt in Knüpfung engerer Bündniſſe ſeyn?

Indeſſen muß ich doch auch einräumen, daß man ſeit einem Jahrzehent *) weniger Urſache hat, über dieſe Dinge zu klagen, ſeitdem die Niederſachſen häufiger reiſen, und durch Verheyrathungen mit Ausländern und Ausländerinnen fremde Sitten kennen und ſchätzen lernen.

Natürlich iſt es; wenn man immer an Einem Orte, in ſeinem Familien-Cirkel lebt, nicht zuweilen in mildern Himmelsſtrichen ſein Blut verdünnt und ſeiner Phantaſie Nahrung giebt; ſo bleibt man eintönig und langweilig geſtimmt. Man legt nie die alten Vorurtheile ab, kömmt nicht weiter, wird nicht geſchliffener, fühlt für

---

*) Ganz gewiß und nun vollends jetzt — Herr Porr ſchrieb 1774 — Jetzt paſſen alle dieſe Schilderungen überhaupt nicht mehr auf unſre Gegenden. Man iſt in den heutigen Tagen in dem nördlichen Teutſchlande, beſonders hier, äuſſerſt zuvorkommend und duldend gegen Fremde.

nichts Intereſſe, als für das, woran uns langjährige Gewohnheit feſſelt. Man rückt nicht vorwärts in der Cultur und nimt von ausländiſchen Sitten höchſtens nur das an, was der Strom des Luxus und der immer allgemeiner werdenden Corruption, wenn er ſich über unſre Grenzen ergießt, ſitzen läßt. Da lernen dann freylich unſre Weiber und Töchter Roth auflegen und buhlen, und unſre Männer franzöſiſche Weine und Liqueurs trinken; aber die alte Schwerfälligkeit, die Weitſchweifigkeit in Geſchäften, der Hochmuth und Ahnenſtolz, die Rechthaberey, Beſſerungsſucht, Vorliebe vor alles, was einländiſch iſt, der Frau-Baaſen-Ton, der Mangel an Unternehmungsgeiſte, die Furcht, das, was einmal eingeführt iſt, abzuſchaffen, wäre es auch noch ſo elend, der Mangel an feinerer Toleranz — das Alles bleibt, wie es zu weyland Kaiſer Leopolds Zeiten war.

Nun, mein Lieber! nach Vollendung dieſer gelehrten Abhandlung über das Reiſen und dergleichen ſollte ich billig mit einer andern, nicht minder gelehrten, über das Heyrathen angezogen kommen, um Dein Verlangen zu erfüllen.

Dir bey dem Schritte, den Du im Begriffe biſt zu thun, mit meinem weiſen Rathe beyzuſtehn; allein eben darum, weil Du **im Begriffe biſt**, ihn zu thun, das heiſſt, weil ich es Deinem Briefe anſehe, daß Du, als Du ihn ſchriebſt und mich um Rath fragteſt, ſchon entſchloſſen warſt, was Du thun wollteſt, enthalte ich mich, wie immer in ſolchen Fällen, alles Ab- und Zurathens. Ueberhaupt, beſter Freund! miſche ich mich ſehr ungern in Heyraths-Angelegenheiten. Nur ſo viel, um nicht ganz darüber zu ſchweigen! Wenn Du das Mädchen, mit dem Du Dich verbinden willſt, von Grund aus kennſt, oder, da das eine conditio impoſſibilis iſt, wenn das Glück der Ehe-Lotterie Dir ſo wohlwill, daß Du eine Frau gewinnſt, welche die Kunſt verſteht, Dir lange genug neu zu bleiben und ſich von Dir reſpectiren zu machen; wenn ſie Dich nicht, wie alle übrigen menſchlichen Dinge, bald ennüyirt; wenn es ihr gelingt, Dich dahin zu bringen, daß Du bey ihr eine Ausnahme machſt und nicht, ihrer kleinen Schwachheiten wegen, die ſie doch auch, wie wir andern Erdenklöße, haben wird, blind gegen ihre größern Vorzüge wirſt; ſo kann dieſe Verbindung vielleicht auf einmal Dich ſo glücklich ſtimmen, daß Du anfängſt, des Lebens froh und mit der Welt verſöhnt zu werden — Und das wünſche ich denn von ganzem Herzen — Doch, verſöhnt mit Welt und Menſchen ſcheinſt Du grade jezt ſchon ſo ziemlich wieder, durch Deine vortheilhafte bürgerliche Lage — Wenn es nur von Dauer iſt!

Uebrigens darf ich Dir's freylich nicht verſchweigen, daß ich meine, es iſt mit den Schwieger-Eltern ein ganz eigener Umſtand, und daß ich doch lieber gute Menſchen als ſchlechte alſo nennen würde, um ſo mehr, da Dieſe ſich ſo gern in die häuslichen Angelegenheiten ihrer Kinder zu miſchen pflegen, welches ich, wenn ich mich noch je entſchlieſſen ſollte, zu heyrathen, nie leiden würde.

So viel über die Sache ſelbſt! Was aber die Art, das Ding anzugreifen und in Altenwedel einen Antrag zu machen, betrifft; ſo behalte ich mir vor, wenn Dir damit gedient ſeyn kann, Dir mündlich meinen Plan zu eröfnen.

Noch ein Wort, über den alten Braunfeld! Traue dem Fuchs nicht! Böſe Menſchen pflegen, wenn ſie unglücklich ſind, äuſſerſt demüthig zu werden; Kaum aber haben ſie ihr Leiden ein wenig verſchmerzt; ſo erwacht um ſo heftiger ihre Bosheit und die Begierde, ſich durch tückiſche Streiche an Andern ſchadlos zu halten. So ungerecht das iſt; ſo bin ich doch überzeugt, Braunfeld wird Dir's nicht verzeyhn, daß Du den Plan, ſeine ausſchweiſende Tochter durch eine Heyrath zu Ehren zu bringen, nicht begünſtigt haſt, und er wird Dich haſſen, als wärſt Du die Urſache ſeines Schimpfs. Ich wünſche indeſſen, daß ich falſch prophezeyn möge.

Jetzt aber, denke ich, wird es rechte Zeit ſeyn, dieſen Brief zu ſchlieſſen; Ich thue dies mit den Empfindungen der herzlichſten Freundſchaft, die Dir bald perſönlich an das Herz legen wird, Dein ꝛc,

Vierzehnter Brief.

Von dem Staats-Miniſter von Hayrſtein, an den Herrn Cammer-Director und Cammerherrn von Wildenburg.

*** den 2ſten October 1774.

Ueberhäufte Arbeit, die ich hier gehabt habe, um mich zuerſt in meinem Departement zu orientiren, die Geſchäfte ein wenig nach meiner Weiſe zu ordnen und die Subalternen kennen zu lernen, hat mich verhindert, Ew. Hochwohlgebohren früher zu ſchreiben, ſo ſehr mich auch nach einer ſchriftlichen Unterredung mit Ihnen verlangt hat. Ich verſichre Sie, daß ich Sie hier ſehr vermiſſe; Der gute Seifenberg kömmt mir zwar, ſo viel er kann, zu Hülfe; aber verlaſſen kann ich mich doch nicht gänzlich auf ihn, und es ſind der Dinge hier zu viel, beſonders vorerſt, bis alles ſeinen angewieſenen Gang geht. Ihre leichte, und doch gründliche Art zu arbeiten und den Hauptpunct, worauf es ankam, klar und kurz darzuſtellen, hat mir meine Mühe in der letzten Zeit ſehr erleichtert. Das iſt kein Compliment, mein lieber Herr von Mildenburg! ſondern die reine Wahrheit, und ich glaube, wir würden uns immer wohl zuſammen vertragen haben. Indeſſen ſind Sie nun in einer Laufbahn, die Sie ohne Ungerechtigkeit gegen Sich und Andre nicht verlaſſen dürfen; auch zweifle ich nicht, daß Ihre Geſchicklichkeit und Klugheit Sie bald zu einem noch glänzendern Glücke in derſelben führen werden.

Erlauben Sie nun, mein lieber Herr Cammer-Director! daß ich hier ein Geſpräch ſchriftlich fortſetze, welches ich kurz vor meiner Abreiſe von *** mündlich mit Ihnen angefangen habe! Sie erinnern Sich deſſen doch noch? Wir redeten von Ihren ehemaligen Schickſalen und von dem Vorſatze, den Sie gefaßt hätten, die alten Erfahrungen zu nützen, um nie wieder in ſolche Verlegenheiten zu kommen, als worinn Sie vormals gerathen waren. Wir wurden unterbrochen und ich verſprach, Ihnen auch abweſend von Zeit zu Zeit meine Meinung darüber zu eröfnen, und Ihnen mit treuem Rathe beyzuſtehn, wenn Ihnen das nicht unangenehm ſeyn würde. Ich will Wort halten, muß mir aber dabey ausbedingen, daß Sie meine Briefe jedesmal zum Feuer verdammen, ſobald Sie dieſelben geleſen haben; denn ich werde ſehr offenherzig ſchreiben, weil ich ein uneingeſchränktes Zutraun zu Ew. Hochwohlgebohren habe, und dies mich wohl zuweilen verleiten wird, ein wenig über die ſtrenge Vorſichtigkeit hinauszugehn, die ich mir ſonſt bey allen ſchriftlichen Eröfnungen zur Regel geſetzt habe.

Es iſt übrigens nicht meine Abſicht, mir anzumaßen, Ihnen im Allgemeinen Regeln über Ihr Verhalten am Hofe und im Dienſte zu geben. Sie haben genug beobachtet und ſelbſt erlebt, um Sich helfen zu können; allein da ich mit dem Locale und dem Fürſten, dem Sie dienen, bekannter, als Sie, bin; ſo werden Ihnen vielleicht ein Paar Bemerkungen hierüber nicht unwillkommen ſeyn.

Es iſt Ihnen, mein wertheſter Herr von Mildenburg! gelungen, dem Herzoge eine wohlverdiente vortheilhafte Meinung von ihrer Geſchicklichkeit und Ihrem Character einzuflößen, und er hat wahre Zuneigung zu Ihnen gefaſſt, da er doch ſonſt in der That nicht leicht für jemand eingenommen wird. Ich wünſche Ihnen Glück dazu; der gute Herr iſt nicht wie die mehrſten Fürſten, welche jedermann nur ſo lange achten, als ſie Seiner bedürfen; nein! er iſt dauerhafter Freundſchaft und Hochſchätzung fähig; allein er hat doch auch, wie jeder andre Menſch, ſeine Eigenheiten, die zwar größtentheils von der edelſten Art ſind, die man aber kennen muß, wenn man alles dasjenige Gute wirken will, was man an ſeiner Seite würken kann.

Was ich eben von ſeiner Empfänglichkeit für Freundſchaft und Wohlwollen geſagt habe, macht, daß er auch, mehr als andre Fürſten, Proben ſehn will, ob Die, welchen er ſeine Gunſt, ſein Zutraun ſchenkt, ihm aus wahrer Zuneigung und aus Verlangen Gutes zu ſtiften, oder nur aus Eigennutz dienen. Die groſen Herrn ſind ſo gewöhnt, von Jugend auf von Menſchen umringt zu ſeyn, die ſich mit niedrigen Schmeicheleyen, mit Bereitwilligkeit, ſich zu allem brauchen und misbrauchen zu laſſen, um ſie herdrängen, bloß um zeitliche, wahre oder eingebildete Vortheile für ſich zu erringen, daß man es ihnen nicht übel nehmen kann, wenn ſie ihr Mistraun gegen alle Menſchen zuweilen weiter treiben, als ſie ſollten. Das iſt auch bey unſerm Herzoge der Fall, obgleich er aus Delicateſſe dies Mistraun nicht leicht offenbar werden läſſt. Sieht er aber, daß man ihn wirklich liebt, daß ſeine Ehre und das Wohl ſeiner Unterthanen uns am Herzen liegen, daß man, wo es einen von dieſen Puncten gilt, auch den Muth hat, vielleicht mit Aufopferung ſeines eigenen Vortheils, beſcheiden zu widerſprechen; ſo rechnet er das hoch an, und man gewinnt offenbar dadurch in ſeinen Augen. Eben ſo vortheilhafte Eindrücke macht es auch auf ihn, wenn er durch Andre erfährt, daß man beſorgt um ſeine Geſundheit geweſen, wenn ihm irgend eine Gefahr drohete, und das zeigt in der That, wie ſehr er im Grunde ſeines Gemüths ein guter Menſch iſt.

Er fühlt ſich nicht beleidigt durch Widerſpruch; aber er haſſt Rechthaberey faſt eben ſo ſehr, als niederträchtige Geſchmeidigkeit.

Wer in der Welt hört nicht gern ſich loben? Doch flieht Ihr Herzog die eigentlichen groben

Schmeichler vom Handwerke. Sieht er aber, daß jemand, ohne eben dies an die groſſe Glocke zu ſchlagen, Wohlgefallen an ſeiner Unterhaltung findet, ſeine kleinen Gewohnheiten, Sitten u. d. gl. nachahmt, den Geiſt deſſen, was er ſagt, zu faſſen weiß, doch nicht alſo, daß er jeden ſeiner Ausſprüche als ein Orakel auffängt; ſo giebt ihm das eine vortheilhafte Idee von dem Manne. Auch gehört er würklich nicht zu der Claſſe von Fürſten, die leicht durch Bewunderung verderbt werden; ſondern ich habe vielmehr oftmals Gelegenheit gehabt, zu beobachten, daß ein beſcheidenes Lob ſeiner Schritte bey ihm Reſſort zu noch beſſern Thaten geworden iſt, und ich ſelbſt habe dieſe Triebfeder nicht ungenützt gelaſſen.

Es giebt gewiſſe Leute in ***, die freylich von Sr. Durchlaucht als unentbehrlich in ihren Fächern angeſehn werden, (Sie verſtehen vermuthlich wohl, wen ich hauptſächlich meine) die er aber doch im Grunde nicht liebt, weil er fühlt, daß ſie, bloß als Menſchen betrachtet, nicht die öffentliche Achtung verdienen. Außer der ſtrengen Beobachtung der übernommenen Pflichten iſt alſo das ſicherſte Mittel, dauerhaft von ihm

hoch⸗

hochgeſchätzt zu werden, wenn man auch in ſeinem Privatleben immer conſequent handelt. Die Meinung des Volks von einem ſeiner Diener hat daher mehr Einfluß auf ihn, als er ſich merken läßt. Ich glaube, man kann dies an einem Fürſten nicht tadeln. Da Jeder ſich ihm von der beſten Seite zeigt und ſein Abſtand von den Unterthanen ihn abhält, Dieſe genauer kennen zu lernen; ſo kann er ſie nicht wohl richtiger beurtheilen, als nach der Stimme des Publicums, die doch mehrentheils in Hauptſachen die Wahrheit trifft.

So gern der Herzog Rath annimt und ſo wenig er eine Meinung ausſchließlich für die beſte und für unfehlbar hält; ſo wenig würde ich irgend jemand rathen, auch nur entfernter Weiſe das Anſehn haben zu wollen, als regierte er ihn. Er iſt aber auch fein genug, ſich nicht durch den gemeinen Kunſtgriff, den man bey ſchwächern Leuten anzuwenden pflegt, fangen zu laſſen, daß man ihnen nämlich Gedanken unterſchiebt, indem man entweder ihnen ſo lange unvermerkt ſeine Meinungen vorbuchſtabiert, auch wohl durch Andre vorbuchſtabieren läßt, bis ſie dieſe Meinungen uns wiederum als **ihre** Waare verkaufen müſſen, oder indem man ein unbedeutendes Wort, das ſie uns ſagen, ſo zu drehn und auszulegen weiß, daß es ſcheint, als hätten ſie das erfunden, was wir gedacht haben. Dergleichen iſt bey ihm nicht anwendbar. Wenn er einen Mann einmal achtet und, wenn ich ſo ſagen darf, reſpectirt; ſo iſt er gewöhnt, ihn, in Dingen, die in ſein Fach ſchlagen, gutmüthig und gradezu um Rath zu fragen. Man wagt in dieſem Falle nichts dabey, wenn man ohne Umſchweiſe ſeine Meinung ſagt; Allein man muß ſich hüten, wenn nachher nicht mehr die Rede davon iſt, wenn er nicht darauf zu achten ſcheint — und das geſchieht oft, um jemand auf die Probe zu ſtellen — dieſe Meinung und die Vorſchläge, die man gethan hat, wieder, und etwa gar dringend, in Erinnerung zu bringen, ſie durchaus in Erfüllung geſetzt ſehn zu wollen. Noch weniger gut thut jemand, wenn er ſich ungefragt in Angelegenheiten miſcht, die ihn gar nichts angehen, oder wenn er den Favoriten ſpielen, Alles thun, von Allem wiſſen will.

Fürſten ſind, wie Ihnen bekannt iſt, von Jugend auf nicht an anhaltende, trockne Arbeit, nicht an eine fortdauernde Anſtrengung gewöhnt. Es iſt daher auch Ihrem Herrn nicht übel zu nehmen, wenn er die Kürze in Geſchäften liebt, und Sie werden wohlthun, dies nicht unbemerkt zu laſſen, die Sachen, welche Sie vorzutragen haben, ſo klar, zuſammengedrängt, vorgearbeitet, mit Ueberſicht aller möglichen Fälle, um welche er Sie befragen könnte, darzuſtellen, daß ſie mit einmal abgethan ſey, und Sie ihn weder lange damit aufzuhalten, noch oft in derſelben Angelegenheit wieder zu kommen brauchen.

So wichtig ich es halte, dem Herzoge zu zeigen, daß man ihm nicht bloß aus Eigennutz zugethan iſt; ſo würde ich doch keinem Menſchen, der einmal dem Fürſten und dem Staate dient, rathen, die Großmuth ſo zu übertreiben, daß er die billigen zeitlichen Vortheile, welche er dafür fordern könnte, daß er ſeine Kräfte dem Lande widmete, von der Hand weiſen ſollte. Der Arbeiter iſt ſeines Lohns werth. Man iſt es ſich ſelber und den Seinigen ſchuldig, für die Zukunft, für ein ruhiges Alter zu ſorgen und gegen unvorhergeſehene widrige Vorfälle ſich zu wafnen. Die Fürſten fühlen ohnehin den

Werth einer ſo übel angebrachten Aufopferung nicht, glauben vielleicht gar, es ſtecke etwas mehr dahinter; wir ſchlügen nur das Geringere aus, um einſt nach dem Größern greifen zu dürfen, und es iſt immer gut, ſich ſo zu ſetzen, daß nicht gänzlicher Mangel an Vermögen uns gar zu abhängig von Andern mache. Man handelt dann gewiß freyer, ohne alle Rückſichten und Neben-Abſichten. Ew. Hochwohlgebohren ſind kein Jüngling mehr; Sie müſſen nicht vergeſſen, daß, wenn Sie ja einmal, wie ich es nicht hoffe, die dortigen Dienſte verlaſſen ſollten, es Ihnen nicht mehr ſo leicht, wie einem jungen Anfänger, werden wird, andrer Orten anzukommen. Ein kluger Feldherr vergißt auch während des Siegs nicht, für den Rückzug zu ſorgen, und oft reuet es uns nachher zu ſpät, die Gelegenheit, ſeine häuslichen Umſtände ſicher zu ſtellen, die nicht immer ſo vortheilhaft wiederkömmt, verabſäumt zu haben.

Ew. Hochwohlgebohren wiſſen, wie aufmerkſam der Herzog, obgleich er ein Feind von eigentlichen Klatſchereyen iſt, dennoch auf alles achtet, was zuweilen, zum Vortheile und Nachtheile Andrer, ihm erzählt wird. Darf ich Ihnen, mein werther Freund! rathen, auch in dieſem Puncte, ich meine in Ihrem Urtheile über Abweſende und deren Handlungen, in Gegenwart Ihres Herrn, im höchſten Grade vorſichtig zu ſeyn? Wie viel man oft durch Ein unüberlegtes Wort von der Art bey Fürſten überhaupt ſchaden könne; davon haben Sie ſchon ehemals unangenehme Erfahrungen gemacht. Hier gebe ich Ihnen nur noch das zu beherzigen, daß dergleichen bey Ihrem Herrn nicht nur für Denjenigen, von welchem man ihm irgend eine gute oder ſchlechte Meinung beygebracht hat, ſondern auch für Den, welcher das Werkzeug dazu geweſen, je nachdem ſich nachher das gefällte Urtheil über den Mann beſtättigt, oder aber nicht rechtfertigt, Folgen zu haben pflegt.

Ich bin daher auch immer äuſſerſt vorſichtig in Empfehlung andrer Menſchen zum Dienſte des Herzogs geweſen. Ich habe mich nicht begnügt, mich ſelbſt vorher ſo genau als möglich nach dem Character und den Fähigkeiten der Empfohlnen zu erkundigen, ſondern auch Gelegenheit gegeben, daß Er dies ſelbſt hat thun müſſen; und dann habe ich oft die Verſicherung wiederholt: (denn ſo etwas vergiſſt ſich leicht) daß ich für nichts einſtünde, als für dieſe und jene Eigenſchaften, die ich nahmhaft machte, und daß ich alle übrige Prüfung Seiner Durchlaucht ſelbſt überlaſſen müſſte.

Kein Punct iſt mir, während meines Dienſtes in ***, ſo wichtig geweſen, als der, dem Herzoge ächte Vaterliebe für ſein Volk einzuflößen, oder vielmehr, dieſe edle Empfindung, die in ſeinem Herzen nur lebhaft erhalten zu werden braucht, von Zeit zu Zeit anzufachen und den, jedem Fürſten ſo nothwendigen Grundſatz in ſeiner Würde zu erhalten, **daß das Land nicht ſeinetwegen, ſondern Er des Landes wegen da, daß das Volk nicht ſein Eigenthum, ſondern Er das Eigenthum ſeines Volks iſt; daß er die Vortheile, welche ihm die anerkannte höhere Geburt, die beſſere Erziehung, die Gemächlichkeit, die Entfernung von Nahrungsſorgen, der Glanz, die Freyheit die Unterwürfigkeit unter ſeinen Willen gewährt, daß er dieſe Vortheile nur unter** der ſtillſchweigenden Bedingung annehmen kann, daß er ſich dafür mehr als irgend Einer zum Dienſte des Staats, zur Verwendung ſeiner Kräfte, zur Wachſamkeit über ſich und Andre verbindlich macht, daß die Bittſchriften ſeiner Unterthanen eigentlich keine Bitten, ſondern Forderungen ſind, Forderungen, die man an ihn, als den Verwalter des Ganzen, zu thun ein Recht hat, die er, wenn ſie gegründet und billig ſind, ſo ſchleunig und pünctlich als möglich zu befriedigen, nicht aus Gnaden, ſondern aus Pflicht verbunden iſt, endlich, daß die Sicherheit und Allgemeine Anerkennung der Fürſten-Rechte auf ſehr ſchwachen Füßen ſteht, wenn er ſie nur dem verjährten Vorurtheile von der Heiligkeit ſeiner Perſon, nicht aber der wohlverdienten Hochachtung für ſeinen Geiſt und Charakter zu danken hat, und daß vielleicht noch in dieſem Jahrhunderte, bey immer zunehmender Aufklärung und Denkfreyheit, diejenigen Fürſten, welche von dieſer Seite ihren Thron nicht befeſtigen,

ſtigen eine ſehr mißliche Exiſtenz haben werden — Vollenden Sie dies Werk, mein wertheſter Herr Cammer-Director! wenn Ihnen Ihr Herr würklich theuer iſt, und er verdient es wohl, daß man ſo etwas für ihn thue.

Noch ſey es mir erlaubt, einige allgemeine Bemerkungen über das Verhalten in der Lage, darinn Sie theils ſchon jetzt ſind, theils wohl bald kommen werden, hinzuzufügen.

Sie werden gewiß in allen Departements, die man Ihnen anvertrauet, tauſend Misbräuche eingeſchlichen finden. Einige derſelben ſind ſo innig verwebt mit dem Haupt-Syſteme, daß es, ohne dies zu erſchüttern, ſchwer hält, jene, wenigſtens auf einmal, abzuſchaffen. Hüten Sie Sich alſo — und glauben Sie, ich rede aus Erfahrung — vor dem zu feurigen Reformations-Geiſte! Es iſt ſchon oft geſagt worden, kann jedoch nicht oft genug geſagt werden, daß ein fehlerhaftes Syſtem, deſſen einzelne Theile aber genau in einander paſſen und ein Ganzes ausmachen, welches man durchaus kennt und nach welchem man in allen Stücken conſequent handelt, folglich genau weiß, worauf man rechnen, oder nicht rechnen darf, mehrentheils geringern Nachtheil bringt, als entweder die einzelne Abſtellung verjährter Misbräuche, wenn man dabey nicht gehörig auf den Zuſammenhang Rückſicht nimt, oder das plötzliche Umſtürzen des ganzen Gebäudes und die gewaltſame Einführung, ſelbſt eines beſſern Syſtems, das aber nicht, in allen ſeinen Unterabtheilungen, gehörig zuſammenhält, zu welchem man ohne Unterlaß neue Zuſätze, neue Abänderungen hinzufügen, woran man flicken und wieder flicken muß und dennoch, wenn die Local-Umſtände nicht mit genauer, mühſamer Sorgfalt ſind geprüft worden, oft ganz andre Reſultate erlebt, als man erwartet hatte. Hierzu kömmt noch, daß jeder neuen Sache und jedem Reformator Schwierigkeiten von Seiten ſolcher Leute in den Weg gelegt werden, die entweder aus Unkunde, oder aus böſem Willen, aus Eigennutz, aus Faulheit, oder aus Vorurtheil an dem Alten hängen; daß man alſo nicht gehörig unterſtützt wird, ſondern feſt darauf rechnen muß, daß auch nicht die Hälfte des würklich Guten, das durch dies Syſtem ſicher bewürkt werden kann, zur Ausübung kömmt. Alle dieſe Schwierigkeiten werden endlich größer, ſobald der Mann, der das Neue einführen will, ein Fremder, ein Ankömmling iſt, der nicht die allergenaueſte Kenntniß des Landes hat, und dem der Neid der Eingebohrnen und der alten Diener auflauert.

So vorſichtig man, meiner Meinung nach, bey Einführung neuer Syſteme zu Werke gehn ſoll; ſo beharrlich, denke ich, muß man dagegen ſeyn, das einmal erkannte Gute, trotz aller möglichen Schwierigkeiten, durchzuſetzen, und alle nur erſinnliche erlaubte Wege einzuſchlagen, um dieſe zu überwinden, ſobald ſie nicht in der Sache ſelber liegen. Man kömmt damit unendlich weit, wenn man nur nicht mit Ungeſtüm verfährt; ſondern Schritt vor Schritt, aber feſt und unerſchütterlich.

Man iſt ſehr geneigt, wenn man die Mittel, Menſchen durch Vorwort und Beförderung glücklich zu machen, in Händen hat, dies zu thun, und ſich dadurch redliche Leute zu verpflichten und geſchickte, fähige Perſonen in unſer Intereſſe zu ziehn, damit ſie uns unterſtützen, bey der Ausführung wohlthätiger Plane — Beſter Herr Cammer-Director! Ich könnte ein ganzes Capittel darüber ſchreiben, wie oft man nachher Urſache findet, dergleichen Bereitwilligkeit und Dienſtfertigkeit zu bereuen. Laſſen Sie mich Ihnen aus einer langjährigen Erfahrung zurufen: Seyen Sie nicht nur, wie ich ſchon vorhin gebeten habe, ſo vorſichtig als möglich in Empfehlungen von der Art; ſondern rechnen Sie auch immer am wenigſten auf den Beyſtand Derer, deren Glück Sie gebauet haben! Die Menſchen von gewöhnlichem Schlage können nichts ſo ungern vertragen, als einem Andern verdanken zu müſſen, was ſie gern ſich ſelber, ihren eigenen Verdienſten ſchuldig wären. Deswegen arbeiten ſie ohne Unterlaß daran, ſich zu erheben und ihren Wohlthäter klein zu machen. Die ärgſten Feinde hat ein Miniſter an ſeinen Creaturen — freylich heimliche Feinde; aber um ſo gefährlicher, weil er gegen ſie nicht auf ſeiner Hut iſt, weil ſie ihn beſchleichen und den bequemen Augenblick erlauern können. Es verſteht ſich aber, daß ich hier nicht von den Verwendungen rede, wodurch man Männern von unleugbar wahren Verdienſten emporhilft, die auſſerdem vielleicht, dem Fürſten unbekannt, ſich unter der Menge mittelmäßiger Leute verlieren würden. Solche Perſonen haben Recht auf unſer Vorwort — das iſt Gerechtigkeits-Pflicht — Auch wiſſen Dieſe denn ſchon, was ſie ſich und Andern ſchuldig ſind.

Eine Sache aber darf ich Ihnen auch empfehlen, die wichtiger iſt, als ſie vielleicht ſcheinen mögte: Verſprechen Sie nicht leicht Ihr Vorwort bey dem Herzoge, wenn Sie nicht des Erfolgs gewiß ſind! Nicht nur, um keine vergebliche Hofnungen zu nähren, oder nicht für falſch gehalten zu werden; ſondern auch aus folgenden Gründen nicht: Es giebt immer Aufpaſſer, heimliche Neider, die einen Mann von Gewicht gern ſtürzen mögten, die aber, wie alle Menſchen, welche ein böſes Gewiſſen haben, zu furchtſam ſind, etwas zu unternehmen, ſo lange ſie nicht zuverläſſig wiſſen, wie ſtark, oder wie ſchwach ihr Feind iſt. Dieſe Leute muß man nie in ſeine Carte blicken, ſie nie erfahren laſſen, wie viel man etwa durch ſein Vorwort vermag, und welche Dinge man durchzuſetzen im Stande iſt, beſonders wenn es eine Angelegenheit

heit betrifft, von welcher man weiß, daß irgend jemand darinn gegen uns arbeiten wird, und das vielleicht mit mehr Erfolge, als wir. Am beſten iſt es alſo gethan, nichts zu verſprechen, dem Bittenden die Schwierigkeiten eher zu häuſen, als kleiner darzuſtellen, und überhaupt immer von ſeinem Fürſten, als von einem Herrn zu reden, der mit eigenen Augen ſehn und ſich von niemand wolle leiten laſſen. Setzen Sie dann dennoch durch, warum man Sie gebeten hat; ſo hält man Ihr Gewicht für ſehr viel gröſſer, als es würklich iſt, und Sie ſtellen Sich nie der Gefahr bloß, daß Ihr Fürſt wiedererfahre, Sie hätten Sich einer Art von Favoritſchaft gerühmt.

Mag man es aber auch noch ſo vorſichtig angreifen; ſo fehlt es in ſolchen Lagen nie an Feinden. Doch, an der Hand der Redlichkeit und Klugheit, geht man ſicher durch Dieſe hindurch. Sie verwickeln ſich mehrentheils ſelbſt in ihren leidenſchaftlichen Planen und laſſen uns das freye Feld. Man braucht nicht an ihrem Sturze zu arbeiten; ihre Bosheit ſtürzt ſie. Ueberhaupt habe ich immer gefunden, daß man weniger dabey gewinnt, wenn man ſich von Einigen gefürchtet, als wenn man ſich von Allen reſpectirt und von Vielen geliebt macht.

Ich hoffe, mein lieber Herr von Mildenburg! Sie werden dieſe Erinnerungen für das nehmen, was ſie ſind, für Proben meiner ſehr aufrichtigen Hochachtung und des Zutrauens, das ich zu Ihnen hege. Es iſt eine Art von politiſchem Teſtamente, das ich Ihnen hinterlaſſe.

Verzeyhen Sie es, wenn dieſer lange Brief hie und da ohne Zuſammenhang geſchrieben iſt! Ich habe oft davon abbrechen und die einzelnen freyen Augenblicke nützen müſſen, um wieder daran weiter zu ſchreiben.

Ich empfehle mich der Fortdauer Ihrer Freundſchaft und verharre ꝛc.

Funfzehnter Brief.

Von dem Hauptmanne von Biedersdorf, an den Doctor Porr, in Frankfurth am Mayn.

Neuwied, den 24ſten October, 1774.

Statt ſelbſt zu kommen, mein lieber Herr Doctor! wie Sie mir's vorgeſchlagen hatten, ſchicke ich dieſen Brief, der im Gaſthofe zum römiſchen Kaiſer, meinem ehrlichen, dienſtfertigen Herrn Krug überliefert werden wird, weil Sie da abtreten wollen. Ihr Plan zu einer Zuſammenkunft für uns Beyde war gut ausgedacht; Recht herzlich hätte ich es gewünſcht, einen Mann perſönlich kennen zu lernen, dem mein Vetter ſo viel zu verdanken hat; aber Sie hätten mir dieſen Entwurf früher mittheilen ſollen. Sie ſind ſeit einiger Zeit ſo in Europa herumgeſtreift, daß Sie eine kleine Reiſe von zehn bis zwanzig Meilen für nichts achten; aber mit mir geht das ſo ſchnell nicht. Ich habe vorgeſtern erſt Ihren Brief bekommen, und morgen ſollte ich ſchon in Frankfurth ſeyn. Das ließ ſich nicht thun; ich habe ſeit einigen Tagen ein vermaledeyetes Fieber, wie faſt immer im Herbſte. Und wäre ich auch geſund! Das Reiſen koſtet Geld, und ich muß mich ſehr einſchränken, ſeitdem ich von meiner kleinen, elenden Leibrente leben muß. Hätten Sie mir nur acht Tage eher geſchrieben, daß Sie in dieſe Rhein-Gegenden kommen würden; ſo hätte ich Sie gebeten, einen kleinen Umweg zu machen und mich hier in Neuwied zu beſuchen. Aber es hat nun einmal nicht ſeyn ſollen, wie mir überhaupt alles ſchief geht.

Jetzt müſſen wir uns begnügen, das ſchriftlich abzuthun, was wir mit einander zu verhandeln haben. Ich will mich heute kurz faſſen, denn ich habe mörderiſche Kopf-Schmerzen. Sie werden mich ſehr verbinden, wenn Sie mir, nachdem Sie erſt ein Paar Wochen in * * * werden geweſen ſeyn, gewiſſenhaft und ohne Umſchweife ſchreiben, wie Sie meinen Vetter Heinrich, und ſeine Lage am Hofe, und alles, was dahin Bezug hat, gefunden haben. Ich fürchte immer, es geht wieder nicht klug mit ihm. Er iſt mir zu geſchwind avanciert; Das Hinaufdrängen kann ich nicht vertragen. Alt genug iſt er, um ſeine Sache geſcheut anzufangen und ſich nicht in neue Händel zu verwickeln; aber ich traue ihm nicht. Seine Heyrath will mir auch nicht einleuchten; ich habe ihm gar nicht darauf geantwortet — Was läſſt ſich auch dazu ſagen?

Alſo, mein lieber Herr Doctor! nur recht aufrichtig von der Leber weg geſprochen! Es bleibt alles unter uns; das verſteht ſich.

Ich verharre übrigens, mit wahrer Hochachtung und Ergebenheit, Ihr ꝛc.

Sech-

Sechzehnter Brief.

Von dem Doctor Porr, an den Hauptmann von Biedersdorf, in Neuwied.

*** den 14ten November 1774.

Ew. Hochwohlgebohren Verlangen gemäß, ergreiſe ich die Feder, um Ihnen, nach einem funfzehntägigen Aufenthalte bey unſerm Freunde Mildenburg, von allem Nachricht zu geben, was ich bis dahin hier geſehn und beobachtet habe.

Wie ſehr es mich geſchmerzt hat, Ew. Hochwohlgebohren nicht in Frankfurth zu treffen, darüber ſchweige ich. Ich habe mir bittre Vorwürfe darüber gemacht, daß ich Schuld hieran geweſen bin — doch wird das Schickſal mir ja noch einſt das Glück gewähren, Sie, würdiger Mann! von Perſon kennen zu lernen, und ich hoffe übrigens, daß Ihre Unpäßlichkeit nicht von Folgen geweſen iſt. Nur verſäumen Sie nicht, Sich in dortigen Gegenden ſtets warm zu kleiden, möchte auch die Luft bey Tage noch ſo milde ſeyn! Die Abende ſind in den ſüdlichen Provinzen, vergleichungsweiſe um deſto kühler, und wenn ich ſo etwas befehlen dürfte; ſo würde ich in Teutſchland überhaupt den Gebrauch aller Sommerkleider unterſagen.

Ich kam am Erſten dieſes Monats hier an, und trat bey unſerm Cammer-Director ab, der mich liebreich und freundlich empfieng. Was indeſſen nicht aus einem Menſchen werden kann! Er hat in der That ſchon ſo ziemlich fertig die Manieren eines Mannes von Wichtigkeit angenommen — das heißt: gegen die Vornehmern — denn gegen Geringere und Untergebene iſt er faſt zu herablaſſend, welches Manche ihm, ſehr mit Unrecht, als Falſchheit und verſteckten Hochmuth auslegen. Mit mir lebte er gleich wieder auf den alten Fuß, und als wir allein zuſammen waren, gieng ich ein paarmal um ihn herum, und ſahe ihn recht von allen Seiten darauf an, wie er ſich als Staatsmann ausnahm. Es kleidet ihn ſo übel nicht, und wenn er des Morgens Audienzen giebt; ſo weiß er mit eben ſo wichtiger Miene, als andere ernſthafte Staats-Schafköpfe, bey Kleinigkeiten große Schwierigkeiten zu machen, die Supplicanten zur Geduld zu erweiſen, unbedeutende Fragen zu thun und bedächtlich zu ſchweigen, wenn er — nichts mehr zu ſagen weiß. Doch legt er in dies ganze Protectionsweſen mehr Herzlichkeit hinein, als ſonſt die großen Staats-Perſonen zu thun pflegen, um derentwillen ich oft die armen Supplicanten bedauert habe. Ich begreife wohl, daß ein Miniſter, oder ſonſt der Cheff eines Departements, bey der Menge von Geſchäften, die durch ſeinen Kopf, oder wenigſtens durch Ohren und Hände gehen, ohnmöglich, bey jedem einzelnen Geſuche, ſo viel warme Theilnehmung zeigen kann, als der Bittende, deſſen Glück es betrifft. Allein wenn ich denn geſehn habe, daß ſolche Kerle, mit kalter, zerſtreuter Mine, die dringendſten Anliegen, welche die Wohlfart einer ganzen Familie betreffen, anhören, und indeß an die Paſteten denken, in welchen ſie des Mittags wühlen wollen; und nun der arme Supplicant mit der Ueberzeugung fortgeht, der gütige Gönner, der ihm ſo geduldig zugehört hat, werde nicht ruhn, bis er ihm Gerechtigkeit und Troſt verſchafft habe; wenn er dann in einiger Zeit wiederkömmt, um nachzufragen, wie weit es mit ſeiner Angelegenheit gekommen, und der Miniſter fährt ihm jetzt mit den unbedeutendſten Fragen über ſeinen Zuſtand entgegen, die offenbar zeigen, daß er die ganze Sache nicht gefaſſt, oder rein vergeſſen hat — o! ſo habe ich die Zähne zuſammengebiſſen, aus Widerwillen gegen ſolche wichtige Müßiggänger, zu deren Mäſtung der arme Bauer, im Schweiſſe ſeines Angeſichts, das Brod erwerben muß.

Mildenburgs Haus iſt geſchmackvoll, obgleich nicht prächtig eingerichtet. Ich weiß nicht, ob er es Ew. Hochwohlgebohren ſchon geſchrieben hat, daß der Herzog dies Haus für ihn gekauft und ihm auch eine Summe Geldes zu ſeiner Einrichtung geſchenkt hat. Ueberhaupt ſcheint dieſer Herr eine Zuneigung zu ihm zu haben, die er, wie ich höre, ſelten gegen Andre zeigt; allein unſer Mildenburg — das läſſt ſich nicht leugnen — hat auch würklich die Gabe, ſich einzuſchmeicheln, und mit einer Leichtigkeit Geſchäfte zu behandeln und ernſthafte Dinge in ein angenehmes Gewand zu hüllen, die man ſelten antrifft, und die den Fürſten zu gefallen pflegt.

Er macht keinen groſſen Aufwand, auch iſt ſein Gehalt von welchem allein er leben muß, nicht übermäßig groß; aber das habe ich bemerkt, daß er ein guter Wirth geworden iſt, durch vernünftige Einrichtung mit Wenigen viel auszurichten verſteht, und ſeine Domeſticken in Ordnung hält. Er arbeitet fleiſſig lebt mäßig, verſchleudert nicht die Zeit, die er dem Lande ſchuldig iſt, in unbedeutenden Geſellſchaften, und weiß auch ſeine Erholungeſtunden auf edlere Art, als am Spieltiſche und bey Schmauſereyen anzuwenden — So weit iſt nichts auf ihn zu ſagen, und Sie ſelbſt würden ihm das Zeugniß geben, wenn Sie ihn ſähen.

Die erſten Paar Tage meines hieſigen Aufenthalts brachten wir in der Stille mit einander zu, erzählten uns wechſelſeitig die kleinern Begebenheiten, die wir, ſeitdem wir uns nicht geſehn, erlebt hatten, und ich beobachtete dann ſo nebenher unſers Freundes Art zu würken und zu handeln.

Nachher kam das Heyraths-Capitel zur Sprache, wovon ich mit Ihnen noch weitläuftiger reden werde; und als wir uns ausgeſchwätzt hatten, da wurden noch einige Tage angewendet, mich in der Stadt in Bekanntſchaft zu bringen.

Jedermann war zuvorkommend höflich gegen mich, ſobald mich der Herr Cammer Director von Mildenburg als ſeinen Freund vorſtellte; ich bekam, ſelbſt in den Häuſern der Nobleſſe Zutritt, wurde zu Gaſtereyen, unter andern bey dem Geheimenrathe von Braunfeld, eingeladen und eines Morgens dem Herzoge vorgeſtellt, der mich mit freundlicher Herablaſſung behandelte und, für einen Fürſten, noch ziemlich gut und verſtändig redete. Uebrigens ließ ich mir's angelegen ſeyn, aller Orten deutlich merken zu laſſen, daß ich hier nichts ſuchte, ſondern ohnfehlbar wieder nach Hamburg zurückreiſen und mich dort niederlaſſen müßte.

Nachdem ich unſerm Freunde auf dieſe Weiſe in den erſten acht Tagen manche Stunde geraubt hatte, bat ich ihn, mich jetzt mir ſelber zu überlaſſen. Ich ſtreifte dann in der Stadt umher, nützte die Bekanntſchaften, die er mir gemacht hatte, und ſuchte unter der Hand genauere Kenntniß von den Innern der dortigen Verfaſſung zu erlangen und etwas Beſtimmtes von Mildenburgs Verhältniſſen und ob er geliebt und geachtet beym Volke ſey, zu erfahren.

Hier iſt nun ein getreuer Bericht von den Haupt-Nachrichten, die ich eingezogen habe!

Der Herzog iſt würklich ſo, wie ihn uns Mildenburg immer geſchildert hat: wohlwollend, freygebig und gutmüthig in den Grenzen der Vernunft; verſtändig, ohne ſehr erhabne Geiſtes-Fähigkeiten; anhänglich an alte Freunde; Ruhe, Frieden und Gemächlichkeit liebend, doch ohne Hang zum Wohlleben, poſitivem Müßiggange, und ohne heftige Begierden. Man ſagt indeſſen ſein Herz ſey nicht unempfänglich für Weiber-Liebe; allein er ſchweift nicht aus, hält keine Maitreſſen, und ſo hat denn doch hier das andere Geſchlecht keinen Einfluß auf die Regierung. Seine Gemahlinn iſt ein ſo unbedeutendes Geſchöpf, daß man ſie kaum nennen hört. Er iſt mit ihr verbunden worden, auf die Art, wie immer fürſtliche Ehen geſchloſſen werden. Er begegnet ihr höflich, und ſie verlangt nicht mehr. Einſt hatte er aber eine ſehr warme Leidenſchaft für eine hübſche Bürgerstochter gefaßt. Das Mädchen war tugendhaft, und dieſe Intrigue nahm einen ſo ſentimentalen Gang, daß ſie leicht hätte die ernſthafteſten Folgen haben können, wenn nicht der Tod in das Mittel getreten wäre; Das Mädchen ſtarb an den Kinderblattern, und der Herzog war lange Zeit untröſtlich über ihren Verluſt.

Der Geheimerath von Braunfeld iſt ein ganz abſcheulicher Kerl. Er affectirt jetzt, ein äuſſerſt warmer Freund unſers Mildenburgs zu ſeyn; aber mein Leben will ich darauf verwetten, daß der Schalk die Gelegenheit ablauert, ihn zu ſtürzen. Und bey aller Bosheit iſt er denn doch ein ſchiefer Kopf, in deſſen Gehirn es immer ausſieht, wie in einem Regula de Tri-Exempel wo man den vierten Satz ſucht. Seine ſteife Juriſterey abgerechnet, iſt er unwiſſend in Allem. Mir bewies er ausgezeichnete Achtung und Höflichkeit; allein ich kann Mildenburg nicht genug vor dieſem Menſchen warnen. Kürzlich war er ſehr krank; ich wollte, er wäre zu ſeinen Vätern verſammelt worden; er muß aber eine Pferde-Natur haben, denn, ohngeachtet er drey Aerzte gebraucht hat; ſo iſt er doch mit dem Leben davon gekommen. Ich hätte ihm ſpaniſche Fliegen auf das Herz legen laſſen, um das Böſe herauszuziehn — Doch, warum verweile ich ſo lange bey dieſem Unholde?

Im Ganzen iſt unſer Freund in der Stadt und im Lande überhaupt geliebt, beſonders vom gemeinen Manne, ſeiner Popularität wegen; aber in den mittlern Ständen und, vor allen Dingen, unter der Nobleſſe, fehlt es ihm nicht an heimlichen Feinden und Neidern. Es iſt leicht, einen Vorwand zu finden, wenn wir einmal einem Manne Eines anhängen wollen; aber gänzlich vermeidet er doch auch nicht die Veranlaſſung zu nachtheiligen Urtheilen über ihn. So kann ich es zum Beyſpiele ſelbſt nicht billigen, daß er den Herrn von Herbrand, bloß weil er ihn in der Jugend gekannt, hier in den Dienſt gebracht und zu einer Stelle verholfen hat, die einträglich iſt und worauf Einheimiſche Anſpruch machen konnten. Herbrand ſcheint mir, um nicht zu voreilig etwas Schlimmeres von ihm zu ſagen, wenigſtens ein Menſch von höchſt gemeinem Schlage zu ſeyn. Ich habe es dabey nicht ohne Wiederwillen bemerkt, daß, wenn in ſeiner Gegenwart von ſeinem Wohlthäter in bedenklichen, ein wenig zweydeutigen Ausdrücken geredet wird, er eine Mine macht, die ſich leicht als gefällige, ſchadenfrohe Beyſtimmung auslegen läſſt. Auch könnte unſer Freund wohl zuweilen ein bißgen höflicher gegen die Hofleute ſeyn und öfter die Geſellſchaften des Adels beſuchen, obgleich freylich tödtende Langeweile da herrſcht.

Mildenburg ſcheint auf dies alles nicht zu achten, ſondern ſich auf die Unſchuld ſeiner Abſichten und auf den Verfall ſeines Herzens vielleicht ein wenig zu ſehr zu verlaſſen — Doch ſehe ich auch wohl die Sache aus einem zu wichtigen Geſichtspuncte an.

Nun etwas von der Heyraths-Angelegenheit! Ich fand Mildenburg feſt entſchloſſen, die junge Baroneſſe Raßitz zur Frau zu begehren; Was ſollte ich alſo thun? Mein Rath wäre zu ſpät gekommen. Und wie kann ich auch rathen? Ich kenne das Mädchen nicht, habe eigentlich gegen dieſe Verbindung insbeſondre nichts zu erinnern, als daß mir die Schwieger-Eltern nicht anſtehen. Doch mit denen hat er ja am Ende nichts zu ſchaffen. Ob er überhaupt in das Joch der Ehe ſich ſchicken lernen wird, das iſt eine andre Frage — Er, der ohnehin in allen menſchlichen Dingen Realiſierung von Idealen ſucht,

ſob

(obgleich er das nicht eingeſteht) die er nicht findet, immer mehr fordert, als billig und recht iſt und ſo leicht Menſchen und Verhältniſſe müde wird! Allein ich bin mißtrauiſch gegen mich ſelbſt, ſobald es darauf ankömmt, meine Stimme in Eheſtands-Sachen zu geben. Der Zwang, nun einmal ſo immer mit einander leben zu müſſen, würde mir unerträglich ſeyn, und mir ſelbſt den beneidenswertheſten Zuſtand verleiden. Mir kömmt es oft vor, als betrachteten ſich ein Paar alte Ehegenoſſen, wie Der, welcher kein Medaillen-Cabinet hat, eine Schaumünze anſieht, die man ihm als Paten-Geſchenk verehrt. Er verkennt ihren innern Werth nicht; aber er möchte ſie doch lieber in currente Münze umſetzen dürfen.

Da es nun aber einmal ſo ſeyn ſoll, daß unſer Freund aus Altenwedel ſich eine Frau holen will; ſo habe ich ihm wenigſtens einen Anſchlag gegeben, der mir vernünftiger und vorſichtiger ſchien, als der, welchen er ſich ausgedacht hatte, um dies Geſchäft zu betreiben. Er war nämlich im Begriffe, den Herrn von Heebrand, der, wie Ew. Hochwohlgebohren wiſſen, ein

Vetter der Raſtitziſchen Familie iſt, zu bitten, hinzureiſen und die ganze Verhandlung zu übernehmen. Ich traue nun aber einmal dieſem Menſchen nicht; Sein Anblick empört meinen phyſiognomiſchen Sinn, und nun rathen Sie einmal, wenn ich zum Freywerber empfohlen habe! — Mich ſelber! Ich will hinreiſen, will unter irgend einem Vorwande, durch Hülfe des Paſtors Ehrmann, mir Eintritt im Hauſe zu verſchaffen ſuchen, und dann mit nöthiger Vorſicht den Antrag thun, auch dafür ſorgen, daß der alte geizige Raſtitz meinem Freunde nicht die Tochter ohne alle Ausſtattung hingebe.

In einigen Tagen reiſe ich ab; Niemand hier ſoll etwas von der Sache erfahren; Sobald ich aber mein Geſchäft beendigt habe, werde ich nicht verfehlen, Ew. Hochwohlgebohren Bericht von dem Erfolge abzuſtatten. Indeſſen empfiehlt ſich Ihnen zu fernerm gütigen Andenken Ihr ꝛc.

Sie-

Siebenzehnter Brief.

Von Demſelben, an Heinrich von Mildenburg.

Birkenthal, den 6ten December 1774.

Nicht wahr, mein hochgeehrteſter Herr Cammer-Director! Deine hochlöbliche Ungeduld hat die Zeit gewaltig lange gefunden, bis Du Nachricht von Deinem envoyer extraordinaire bekommen haſt? — Aber ſo eilig, Herr Bruder! geht es nicht bey der wichtigſten Angelegenheit dieſes Erden-Lebens, bey Regulierung eines Ehe-Bündniſſes, und weiſſt Du nicht, daß der Bothſchafter ſein Handwerk nicht verſteht, der auch den unbedeutendſten Auftrag ſo ſchnell ausrichtet, als er eigentlich könnte? Was für Ehre hätte er davon — der Diäten nicht zu erwähnen, die ich Dir großmüthig ſchenke — wenn er ſich merken lieſſe, daß er nicht viel Schwierigkeiten dabey angetroffen hätte; wenn er nicht — Doch, ich ſehe ſchon, wie ſich Deine hochweiſe Stirne in ungnädige Falten furcht, über meine weitſchweifige Vorrede. Da mögteſt Du gern, daß ich

mei

meinen Miſſions-Bericht von hintenher anfienge und Dir gleich erzählte, was ich ausgerichtet habe; Allein das iſt nun einmal meine Methode nicht, und ein Jeder hat denn ſo ſeine eigene Weiſe. Ich fange ſtets ab ovo an; das iſt die meinige — Höre alſo nur geduldig zu!

Es war ohngefehr ſechs Uhr des Abends, als ich den 22ſten vorigen Monats, bey erwünſchtem Wohlſeyn, nach Quellenſtädt kam. Da ich eine Nacht durchgereiſt war; ſo wollte ich nun ein wenig ausruhn, beſtellte alſo die Pferde auf den andern Morgen, und ſchlenderte, in meinen Pelz gehüllt, ein wenig in dem Städtchen umher. Die Winter-Luſtbarkeiten waren hier ſchon in vollem Gange, und der Hof (denn ſo nennt man ja jede Haushaltung eines unſrer unzähligen teutſchen Potentaten) der Hof des Fürſten war ſeit zwölf Tagen in die Reſidenz zurückgekommen, weil es, bey der rauhen Jahrszeit, in ſeinem brettернen Jagdſchloſſe nicht länger auszuhalten geweſen war. Alles ſahe nun feyerlicher und wichtiger aus in dieſer Hauptſtadt des Reichs, und da ich in einem Paar Krämer-Häuſern Larven hängen ſah; ſo ſchloß ich, nicht ohne Grund, daß heute hier ein bal en masque gehalten werden ſollte. Ich irrte nicht — Es wurde des Fürſten hohes Geburtsfeſt gefeyert.

So müde ich nun war; ſo beſchloß ich doch, auch auf ein Stündchen hinzugehn. (Du weiſſt, daß ich dergleichen nicht gern verſäume) Ich miethete alſo etwas, das ehemals ein rother Domino geweſen war, friſiert mit Silberflor und grünem Bande. Er war mir wohl würklich ein wenig zu kurz, der gute Domino; aber bis in die Kniekehle reichte er doch beynahe, und ſo war ich denn noch immer poſſirlich genug ausſtaffiert, um hier für einen vornehmen Fremden zu gelten.

Ich übergehe die anmuthige Schilderung dieſes herrlichen Feſtes, die ich drucken zu laſſen und auf Pränumeration herauszugeben gedenke, und ſage Dir nur ſo viel, daß da einige recht wohl erſonnene Character-Masken erſchienen; unter andern die drey Männer im Feuer-Ofen, Hercules mit der Löwenhaut, die aus einer alten Wildſchur gar artig verfertigt war; Lazarus und der reiche Mann; Aeneas, welcher ſeinen Vater Anchiſes auf dem Rücken trug und den kleinen Ascanius an der Hand führte. (Der Conrector der Schule hatte ſich in dies Coſtum geſteckt) und was denn dergleichen unvergleichliche Vorſtellungen mehr waren. Ich bekam für baares Geld eine Taſſe Gelbe-Rüben-Caffee und gieng früh nach Hauſe, wo ich die Nacht, ein wenig verfolgt von einer wohl eingehetzten Meute Flöhe zubrachte, und dann früh den 23ſten von dort ab, bis Engeleben fuhr.

Ich beſuchte die Räthinn Homann, von der Du mir ſo viel gutes geſagt hatteſt. Die Frau gefiel mir ſehr wohl; Sie kränkelt ein wenig, iſt aber in ihrer eingeſchränkten häuslichen Lage doch ziemlich heiter, und ſcheint nicht ſowohl für ſich, als für das künftige Schickſal der Demoiſelle Felmer beſorgt, die, wie ich nachher gehört habe, ſich nicht ſo geduldig in ihre Lage ſchickt, als die gute alte Frau. Geſehn habe ich das junge Frauenzimmer nicht; ſie war in Geſellſchaft gegangen; auf ihrem Arbeitstiſche aber lag, auſſer einem Haufen Flitterputzes von Flohr und Bändern, der erſte Theil von Carl von Carlsberg, welches Inventarium von menſchlichem

Elende das gute Kind, meiner Meinung nach, wohl ungeleſen laſſen könnte.

Noch an demſelben Tage gieng ich zu unſerm redlichen Paſtor Ehrmann zu Fuße hierher, nach Birkenthal, denn es war ein ſchöner heitrer Forſt-Tag und ich war des Fahrens auf den holprichten Wegen überdrüſſig. Nach einigen Complimenten von ihm und der Frau Paſtorinn, über die Ehre meiner perſönlichen Bekanntſchaft, fieng er gleich an, Entſchuldigungen wegen ſeines Stillſchweigens auf Deinen letztern Brief zu machen. Er hatte ihn erſt vor wenig Tagen bekommen, folglich kaum Zeit gehabt, Deine Aufträge auszurichten; doch war dies geſchehn und alles nöthige vorbereitet.

Der gute Mann war ſelbſt, unter einem ſchicklichen Vorwande, in Altenwedel geweſen, und hatte Gelegenheit gefunden, dem Freyfräulein Louiſe Dein Briefchen unvermerkt zuzuſtecken, auch ein Paar Worte gegen ſie fallen zu laſſen, die, wie es geſchienen, von ihr freundlich waren aufgenommen worden. Er hatte ſodann den Eltern, als geſchähe es nur beyläufig,

eierzählt: „daß er nun wiſſe, wer der Herr Bachmuth ſey, der einſt in ihrem Hauſe Hofmeiſter „und nachher bey ihm krank geweſen; daß er „nämlich von ſehr gutem Hauſe, aber durch „Unglücksfälle genöthigt, ſich verſteckt zu halten; „mit Einem Worte! daß Du es geweſen; daß „Du jetzt als Cammer-Director in hohem Anſehn bey dem Herzoge von *** ſtändeſt und „das Glück ihres Vetters, des Herrn von Herbrand, gemacht habeſt."

Zu ſeiner Verwunderung merkte unſer Paſtor, daß dieſe Nachricht dem edeln Paare gar keine Neuigkeit war. Gewiß alſo hat der Herr von Herbrand, Deiner Bitten ungeachtet, Deine Geſchichte ſeinen Verwandten mitgetheilt; denn woher ſonſt ſollten ſie dieſelbe ſchon wiſſen? Du ſiehſt nun abermals, mein Lieber! daß ich meine Leute kenne. Traue mir dem Menſchen nicht! Wer ein Geheimniß ausplaudert, das nicht ſein eigenes iſt, der iſt auch zu andern ſchlechten Streichen fähig. In eigenen Angelegenheiten geſchwätzig zu ſeyn, dazu kann uns natürliche Offenherzigkeit, Gutmüthigkeit, der Trieb uns mitzutheilen, verleiten; was uns aber ein Andrer

drer anvertrauet, daß muß jedem Biedermanne heilig ſeyn — doch, ich fahre in meiner Erzählung fort. Die Freyfrau von Naſtitz ſprach in ſehr ſanftem Tone von Dir, ſagte: „es ſey ihr leid, daß Du Dich ihr und ihrem Gemahle damals nicht entdeckt hätteſt. Sie würden Dich mit Vergnügen als Freund im Hauſe behalten haben und Dir Deinem Stande gemäß begegnet ſeyn. Was damals zwiſchen Dir und ihrer Tochter vorgefallen, das ſey ihnen freylich nur in ſo fern anſtößig geweſen, als ſie **Dich für einen Menſchen ohne Geburt** gehalten hätten“ (Ein närriſcher Ausdruck, den der Adel ſich erlaubt! Ohne Geburt? — als wenn wir Andern, wie die Pilze, aus der Erde hervorwüchſen!) Sie baten endlich den Herrn Paſtor: „ſie Dir, wenn er an Dich ſchriebe, beſtens zu empfehlen, und Dir in ihrem Namen zu danken, für das Gute, was Du dem Herrn Vetter von Herbrand erwieſen hätteſt.“

Da des guten Ehrmanns Auftrag von Dir nicht weiter als dahin gieng; ſo empfohl er ſich nun gehorſamſt und kehrte darauf bey ſeinem Freunde, dem biedern Pachter Horn ein, mit welchem er das Weitere, unſrer Abſicht gemäß, verabredete, und für mich gaſtfreundliche Aufnahme auf einige Tage beſtellte — So weit war alles vorbereitet, als ich hier herkam.

Ich gieng den 24ſten nach Altenwedel, zu meinem neuen Wirthe, der mich, bey meiner Ankunft, als einen Vetter bewillkommte, ſo daß alſo meine Gegenwart, weder in ſeinem Hauſe noch im Dorfe, die geringſte Senſation machte. Da dieſer vortrefliche, grade, teutſche Mann erſt kürzlich nach Altenwedel gezogen iſt und das Ritter:Gut des Baron von Maſtiz gepachtet hat; ſo muß ich mich hier einen Augenblick verweilen, um Dir ein Bild von dieſem wahrhaftig originellen Menſchen zu entwerfen.

Er iſt ein, für ſein Alter, ſchöner, ſtämmiger Mann, dem Wahrheit, Feſtigkeit, Wohlwollen und reife, helle Vernunft aus den Augen leuchten. Er iſt ohne Firniß; Seine Manieren ſind einfach, ländlich, doch nichts weniger als plump, und man ſieht wohl, daß er ſeine funzig Jahre nicht umſonſt unter den Menſchen umhergewandelt iſt. Alles in ſeinem Hauſe kündigt Ordnung, Arbeitſamkeit und, als die ſichere Folge davon — Wohlſtand an. Seine Frau iſt ein einfaches, gutes Hausmütterchen, immer auf den Beinen, aufmerkſam auf alles, was in ihr Fach ſchlägt, ohne ängſtliches und unnützes Hin- und Herrennen. Er hat drey erwachſene Söhne, die von Altenwedel aus, ihm beyſtehen, ſeine übrigen benachbarten Pachtungen zu dirigiren. Mit dieſen jungen Leuten lebt er, wie ein jovialiſcher Jüngling mit ſeinen Freunden lebt, und wenn die Ruheſtunde erſcheint; ſo ſetzen ſie ſich vertraulich bey einem Kruge guten Biers um einen Tiſch herum; Dann wird entweder geleſen, oder Jeder ergreift ein muſicaliſches Inſtrument, und ſie ſpielen zuſammen, und das mit Geſchmack und Freude, die neueſten Quartetten, bis das Mütterchen winkt, daß es Zeit iſt, den Tiſch zu räumen, um das Abendbrod zu genieſſen. Ich habe kein misvergnügtes noch kränkliches Geſicht in dieſer wahrhaft patriarchaliſchen Haushaltung geſehn; oder wenn der Alte die Stirne runzelt; ſo nimt ſich Jeder zuſammen, und hat die Augen auf ihn. Die Nachbarn lieben den guten Horn, wie ihren Vater, und fragen ihn um Rath.

Gaſtfreundſchaft iſt hier, ohne allen Luxus, zu Hauſe; der Fremde, wenn er kein verſchrobener Kerl iſt, iſt willkommen und findet gute Aufnahme, ein bereitetes bequemes Bette, gute Koſt, eine Flaſche ächten Rheinweins; und dabey keinen Aufwand, keinen Zwang, und auch nicht einen Schatten von Uebermuth oder Prahlerey; und doch alles ſo gut, ſo ſolide, ſo rechtlich. Es iſt nicht möglich, originellere Einfälle zu haben, als dieſer ehrliche Pachter hat, wenn er bey guter Laune iſt, und das pflegt er faſt immer zu ſeyn, da er, mit ſeinem Zuſtande zufrieden, von Gott und Menſchen nicht mehr fordert, als billig iſt. Den Armen thut er viel Gutes, und das oft auf die luſtigſte Weiſe von der Welt. Ich ſtand eines Morgens mit ihm vor der Thür ſeines Hauſes, als ein armer Handwerkspurſche, dem Hunger und Noth aus den Augen blickten, ihn um einen Zehrpfennig anſprach. Er griff in die Taſche: „Da haſt Du „Geld" ſprach er „Du armer Teufel! Du biſt „in ſchlechtem Futter geweſen, wie es ſcheint. „Höre einmal! Mögteſt Du wohl etwa dieſen „Mittag ein altes Huhn in Deiner Suppe liegen ſehn? So etwas kömmt doch wohl ſelten

„an Dich." — Der Arme hielt das für Spott und zuckte die Achſeln — „Nein! es iſt mein „Ernſt. Paß auf, Cammerad!" — Und damit ergriff Horn einen Knüttel, warf den unter ſeine Hühner und traf eines. — „Nun ſteck „geſchwind bey" rief er, ehe meine Frau es „ſieht, und laß Dir's im Wirthshauſe kochen!" — Der Handwerkspurſche ließ ſich das nicht zweymal ſagen, ſondern packte ſein Huhn bey und gieng fröhlich fort. *) — O! ich könnte Dir ſtundenlang von dem braven Manne und ſeiner Familie erzählen; aber ich lenke ein; Du mögteſt ſonſt ungnädig werden, und ein ungnädiger Cammer-Director, das will ſchon etwas ſagen.

---

*) Dieſe Schilderungen und Erzählungen ſind nicht erdichtet, ſondern auf Wahrheit gegründet. Die mir ſehr intereſſante Familie, welche ich hier zeichne, wird dies vermuthlich leſen (denn ich weiß, daß ſie meine Schriften lieſt) und dann bitte ich ſie, dabey Meiner zu gedenken, wie ich mich immer mit Vergnügen und Dankbarkeit der fröhlichen Stunden erinnern werde, die ich bey ihnen zugebracht habe.

Mein ehrlicher Hauswirth bekömmt zuweilen Beſuch von der Raſtitziſchen Familie. Mannigmal kommen ſie Alle, mannigmal das Freyfräulein allein, wenn ſie Erlaubniß dazu erhält. Die gute alte Frau Horn ließ diesmal unſre Schöne freundlich zum Caffee und zu friſch gebackenen Kuchen einladen, die ſie meiſterhaft zubereitet; und ſie erſchien — In Wahrheit, lieber Mildenburg! ſchön iſt Luiſe, und dabey ſtrahlen Unſchuld und Redlichkeit auf ihrer Stirne. Wenn dir alſo das ſeltene Glück beſchieden ſeyn ſoll, im Eheſtande zufrieden zu leben; ſo glaube ich, an der Seite eines ſolchen Weibes kann es Dir gelingen, es zu finden.

Der einfache, ungezwungene Anſtand dieſes reizenden Geſchöpfs erweckte in mir bald das Zutraun, mich ihr zu entdecken und meinen Auftrag auszurichten, wobey ich ihr Dein zweytes Brieflein gar manierlich überreichte und ſie inſtändig bat, ſchriftlich darauf zu antworten. Sie erröthete ein wenig, wie es denn ſo das jungfräuliche Weſen mit ſich bringt; indeſſen wuſſte Freund Horn, durch ſeinen naiven Commentar zu meinem Freywerbers-Antrage, in

Kur-

Kürzem alle Schüchternheit zu verſcheuchen; wir ſprachen nun frey von der Leber weg, und wie wenig ich ſie abgeneigt gefunden habe, Deinem Antrage Gehör zu geben, davon wird Dich beyliegendes Antwort-Schreiben von ihr überzeugen. *)

Es kam nun darauf an, zu überlegen, auf welche Art man die wahren Geſinnungen der Eltern gegen Dich erforſchen könnte; denn ſich gänzlich auf das zu verlaſſen, was ſie darüber an den Paſtor geſagt hatten, das ſchien mir unſicher. Allein es bedurfte nur ein Paar Tage, um hierinn auf den Grund zu kommen, und als Dein Luiſchen fort war, wurde dazu ſogleich der Plan angelegt.

Seit ohngefähr vier Monathen hat die gnädige Frau Baroninn ſich einen Leib-Friſeur angeſchafft, einen Franzoſen, dem es bald gelungen iſt, durch ſeine ausländiſchen Windbeuteleyen das

---

*) Das wollen wir aber nicht abdrucken laſſen. Liebesbriefe und Antworten auf Liebesbriefe ſind langweilig zu leſen.

das Zutraun ſeiner Herrſchaft in einem ſolchen Grade zu gewinnen, daß die Nachbarſchaft darüber allerley unchriſtliche Bemerkungen macht, die ich dem künftigen Herrn Schwiegerſohne, bey meiner wohlbekannten Diſcretion, ohnmöglich mittheilen kann. Kurz! dieſer Kerl muſſte gewonnen werden. Er kömmt oft in Horns Haus und trinkt daſelbſt un petit verre de liqueur a fleurs d'orange — denn ſo tauft er den ehrlichen teutſchen Pomeranzen-Schnapps, den Horn, welcher durch ſeine Leute auch Bier und Brandtewein ausſchenken läſſt, anſetzt. Ich fand mich daher um die Zeit, wenn dies leichtfüßige Geſchöpf hinzukommen pflegte, in dem Gaſtzimmer ein und ſetzte mich in die Ecke.

Monſieur Previlliére erſchien, war vorzüglich aufgeräumt, witzig und enchanté, als er hörte, daß ich Franzöſiſch reden könnte; denn tous ces ruſtres, dont il etoit environné ici n'avoient pas le ſens commun avec leur diable d'Allemand. Ich gab mich in ein lebhaftes Geſpräch mit ihm, lobte ſeine belle humeur — Pardi, Monſieur! ſagte er, il n'y a que la joie, qui rejouiſſe, welches nun freylich

lich überaus gut geſagt war; und ſo gab denn ein Wort das andre, bis ich endlich das Geſpräch auf ſeine Herrſchaft, auf das Fräulein und zuletzt auf meinen Hauptzweck leitete.

Ich will Dich nicht lange aufhalten; Ohne Umſchweiſe alſo! ich verſprach ihm (höher taxierte ich den Schlucker nicht) fünf alte Louisd'or — c'eſt comme, qui diroit, quatre vingt ſeize livres ſprach er — richtig! quatre vingt ſeize livres, wenn er mir binnen vier und zwanzig Stunden ſichern Beſcheid bringen könnte, ob ich mit meinem Heyraths-Antrage nicht fehlgehn würde, und noch ehe die Nacht mit ihren braunen Fittichen dieſe ſchöne Welt überflügelt hatte, kam Monſieur Previlliere angeſprungen, und brachte mir, gegen Empfang der quatre vingt ſeize livres, die erwünſchte Nachricht, daß ich dreiſt dem edeln Paare eine Eröfnung thun könnte, zu welcher er daſſelbe de la maniere la plus gentille vorbereitet hätte.

Nun ließ ich mich am folgenden Tage förmlich bey dem Herrn Baron melden und richtete mein Geſchäft ſo aus, wie ich glaubte, daß es

der Lage der Sache angemeſſen war. Die gnädige Frau hat es weit in der Verſtellungskunſt gebracht, denn ich bemerkte auch nicht eine Spur von altem Grolle gegen Dich in ihren Reden. Die Sorge für das Wohl ihrer geliebten Tochter ſchien der einzige Gegenſtand zu ſeyn, der jetzt ihr Herz erfüllte: „Ein ſo entſcheidender
„Schritt erforderte freylich reifliche Ueberlegung;
„Man hätte nicht das Glück, Deinen Character,
„Deine Lage, Deine häuslichen Umſtände genau
„zu kennen; Es ſey die Pflicht treuer
„Eltern, ſich hiernach erſt zu erkundigen;
„Man rechnete ſich indeſſen dieſen Antrag zur
„Ehre, und würde Deine ſchriftlichen Aeuſſerungen
„deswegen liebreich aufnehmen. Auf ein
„groſes Heyrathsgut dürfteſt Du Dich, wenn
„die Sache zu Stande käme, freylich nicht ge„faſſt
machen; Sie wären ſelbſt nichts weniger
„als reich" u. ſ. f.

Ich hätte von meinem ehrlichen Horn einen Wink erhalten, den ich hier nützen zu müſſen glaubte. Ich äuſſerte nämlich: „daß Du,
„weit vom Eigennutze entfernt, auf keine groſſe
„Mitgabe Anſpruch macheſt; daß ſie ſich von

„ihrem eigenen Gelde, bey Verheyrathung ihrer Tochter, auf keine Weiſe ſcheiden ſollten. Da indeſſen, wie ich kürzlich erfahren hätte, Dieſe ein anſehnliches Legat von einer ihrer ſelig entſchlafenen Tanten vermacht erhalten hätte: ſo gäbe ich anheim, ob ſie es nicht ſelbſt billig und für ihre geliebte Tochter beruhigend finden würden, wenn man ihr jährlich die Zinſen dieſes Capitals zu Nadelgeldern anwieſe.“ Der alte Herr nahm eine Priſe Toback und ſahe ſeine Frau Gemahlinn bedenklich an, als ich dies vortrug; allein da es mir, beſonders bey der Tafel, zu welcher man mich einladete, gelung, die gnädige Baroneſſe ſehr für mich einzunehmen; — ich glaube, es hätte gefährlich für den würdigen Cavalier werden können, wenn ich länger da geblieben wäre — ſo wurde mir auch dieſer Punkt, als ich ihn noch einmal beſcheiden anbrachte, zugeſagt. Ich beurlaubte mich am Nachmittage des folgenden Tages von der Familie, reiſte geſtern Morgens von Altenwedel ab, und bin nun wieder hier bey unſerm ehrlichen Geiſtlichen, der ſich herzlich darüber freuet, daß dieſe Verhandlung ſo gut von Statten gegangen iſt.

Da heute die Poſt abgeht; ſo laſſe ich dieſen meinen Geſandtſchafts-Bericht an Dich mitlaufen. Heute noch reiſe ich von hier. Du weißt, daß ich ein kleines Geſchäft in * * * habe; aber in acht Tagen ohnfehlbar bin ich wieder bey Dir und bleibe dann noch bis heute über vierzehn. Du wirſt nun wohl unterdeſſen an Deine künftigen Schwieger-Eltern ſchreiben. Mündlich ein Mehreres, und damit Gott befohlen! Ich bin Dein ꝛc.

Achtzehnter Brief.

Von Friederiken von Bergmannsdorf, gebohrnen von Braunfeld, an die Demoiſelle Eliſabeth Rittermann, in Straßburg.

Manheim, den 20ſten December, 1774.

Ja freilich! Wer hätte das denken ſollen, ma chere amie, daß uns das Schickſal ſo nahe zuſammenführen würde? So iſt doch ein Unfall zu etwas gut; denn im Uebrigen, mon ange, ſo weiß ich nicht, wie ich Deine Frage: ob ich zufrieden mit meinem Manne bin? beantworten ſoll. Meine vues giengen viel höher, als auf ſo einen Menſchen; aber wir haben ihn ja nun auch adeln laſſen, und hier in Manheim, wo alle Bedienungen gekauft werden, die emplette von einer Hof-Cammeraths-Stelle gemacht. Wenn uns nur mein Vater, der alte Knauſer, mehr Geld ſchickte, und Bergmannsdorf nicht ſo jaloux wäre; ſo ließ ich es paſſiren; Aber erſtlich können wir nicht ſo alles mitmachen, und dann ſo geht mir der eiferſüchtige

Narr auch nicht von der Seite. Ich habe ſchon ein Paar ſehr ernſtliche Galoppe mit ihm gehabt. Monſieur ſollte nicht vergeſſen, daß er mir ſein Glück zu danken hat; ſonſt wäre er noch der Herr Candidat Bergmann mit ſeiner dummen Davids-Harfe, womit er mir jetzt den ganzen Tag die Ohren ecraſiert; denn er hat ſonſt nichts zu thun und kann auch ſonſt nichts.

Ma chere Eliſabeth! ich habe aber ein project, das ſoll uns Beyden wohl plaiſir machen. Geſtern that ich recht freundlich gegen meinen Mann und that ihm die propoſition, ob wir nicht meine beſte Jugend-Freundinn invitiren wollten, zu uns zu kommen und eine Zeitlang mit uns vorlieb zu nehmen. Du biſt ja jetzt Dein eigener Herr, denn Deine alte Mutter, de glorieuſe memoire, muß nach Deiner Pfeife tanzen, und die Reiſe iſt in anderthalb Tagen gemacht. Er war bald dazu diſponiert, denn ich careſſierte ihn ſehr. Ich bitte Dich alſo, ma chere, komm doch, ſobald Du kannſt! Mit einem Hauderer oder in einer Retour-Kutſche wird die Reiſe nicht viel koſten, und Du kannſt den ganzen Winter bey uns paſſieren, wo es doch luſtig hergeht. Wir wollen denn ſchon den

Herrn von Bergmannsdorf ſo dreſſiren, daß er uns unſern Gang gehn läſſt und nicht immer hinter uns herläuft. Gegen uns Zwey ſoll er gewiß nicht aufkommen; wir wollen ihn ſchon zahm machen. Er kann das nicht leiden, wenn man ihn en ridicule tournirt; damit wollen wir ihn zwingen.

Mein Vater hat mir heilig verſprechen müſſen, mich an dem Herrn von Wildenburg zu rächen. Er lauert auch nur auf Gelegenheit dazu. Der ſtolze Herr iſt jetzt, wie ich höre, oben darauf beym Herzoge und heyrathet in Kurzem ein fremdes Fräulein vom Lande, das niemand kennt.

Adieu, ma chère! Am liebſten iſt mir's, wenn Du mir gar nicht auf dieſen Brief antworteſt, ſondern gleich ſelbſt kömmſt, zu Deiner ꝛc.

P. S.

Wir wollen Dich für ein Fräulein paſſieren laſſen; Hier heiſſt doch jedermann von.

A propos! Ich bin in Wochen geweſen und habe eine Tochter, die ich auf's Land in Penſion gethan habe; ich kann das Kinder-Gequäke nicht leiden.

Neunzehnter Brief.

Von dem Doctor Porr, an den Hauptmann von Biedersdorf, in Neuwied.

*** den 2ten Januar 1775.

Nur ein Paar Worte heute, mein wertheſter Herr Hauptmann! Ich bin im Begriffe, von hier abzufahren. Unſer Freund reiſt morgen nach Altenwedel, wo dann ſogleich ſeine Hochzeit gefeyert werden wird, denn er denkt überhaupt nicht länger als zehn Tage abweſend zu ſeyn.

Ich gehe gradesweges nach Hamburg, und bleibe nun vermuthlich wenigſtens ein Jahr lang in Einem Stücke dort. Haben Sie, lieber Herr Hauptmann! mir alſo irgend etwas aufzutragen; ſo wiſſen Sie, wo Ihre Briefe und Befehle mich antreffen können.

Ihren Vorſchlag habe ich in's Werk gerichtet; Ich habe in der That lange gewankt, bevor ich mich habe entſchlieſſen können, an wen ich mich hier wenden ſollte, um künftig genaue und unpartheyiſche Nachrichten von Mildenburgs Lage zu bekommen. Es mußte doch ein Mann ſeyn, der guten Willen mit Scharfſinn und Beobachtungsgeiſte verbände; ich habe indeſſen einen Solchen gefunden. Es iſt der Banquier Schaubach, ein feiner Kopf, voll Weltklugheit und Erfahrung; dabey ein redlicher Mann, der theils in Geſchäften, theils als Freund, ſehr oft den Cammer-Director beſucht. Er hat mir verſprochen, wenigſtens monatlich einmal und noch überdem, wenn etwas Auſſerordentliches vorfallen ſollte, mir den genaueſten Bericht von dem abzuſtatten, was uns intereſſieren kann. Er wünſcht aber, weil er ſich ſonſt ungern in dergleichen miſcht, daß ich von dieſen Eröfnungen keinen andern Gebrauch mache, als den, wozu ich von ihm die Erlaubniß erhielt, nämlich, ſie Ew. Hochwohlgebohren mitzutheilen. Das ſoll denn auch redlich geſchehn. Leben Sie wohl und glücklich, und behalten immer, auch in der Entfernung, gütige Geſinnungen für Ihren ꝛc.

Zwanzigſter Brief.

Von Heinrich von Mildenburg, an den Hauptmann von Biedersdorf, in Neuwied.

*** den 7ten May, 1775.

Das war eine lange Pauſe, mein theuerſter Herr Oheim! Faſt drey Monate hindurch iſt unſer Briefwechſel unterbrochen geweſen; allein in der That ohne mein Verſehn. Ich bin in und auſſer Hauſe mit Geſchäften überhäuft, die zum Theil mich ſo herabſpannen, zerſtreuen und mir meine Laune ſo verſtimmen, daß ich, in den wenigen Stunden der Muße, zum Briefſchreiben gar nicht, kaum zu einer mündlichen Unterhaltung mit meiner Frau aufgelegt bin. Das Zutraun, womit mich der Herzog beehrt, macht, daß mir würklich mehr Arbeit aufgetragen wird, als mir lieb iſt, und zuweilen ſolche Arbeit, die gar nicht in mein Fach ſchlägt. Und dann drängt ſich ein Haufen von Bittenden mir auf, die in dem Wahne ſtehen, ich müſſe alle ihre oft ſehr unbeſcheidenen Forderungen befriedigen können und wollen; und wenn ich dann einmal, aus Unvermögen oder meinem Gewiſſen nach, abſchlagen muß; ſo vergiſſt der Zudringliche, daß ich hundertmal bereit geweſen bin, zu dienen, wo ich es vermogte und verantworten konnte, und mit dem beſten Willen, alle Leute um mich her froh zu machen, ſehe ich manches unzufriedene, tückiſche Geſicht.

Hierzu kömmt, daß ich nun faſt nicht mehr daran zweifeln kann, daß Braunfeld heimlich gegen mich maſchiniert. Ich weiß zuverläſſig, daß der Herzog neulich die Abſicht gehabt hat, mich zum würklichen Geheimenrathe zu ernennen. Ein Wort, welches er hierüber gegen den alten Böſewicht hat fallen laſſen, hat Dieſen ſo dreiſt gemacht, die Sache auf ſolche Manier zu drehn, daß es das Anſehn bekam, als würden durch mein Avancement ein Paar alte, treue, obgleich völlig unbrauchbare Diener ſich gekränkt fühlen. Der Herzog, welcher darinn ſehr gewiſſenhaft denkt, ließ alſo die Sache fallen, und begnügte ſich, mir ſeinen guten Willen dadurch zu zeigen, daß er mir eine Zulage gab.

Woher kömmt es wohl, daß ſo plumpe, dumme, ſo leicht zu überſehende Menſchen, als Braunfeld Einer iſt, dennoch ſo fein, verſchloſſen und thätig ſeyn können, wenn es darauf ankömmt, einem beſſern Mann entgegen zu arbeiten und ihm eins anzuhängen? Der alte Fuchs hat dabey die Schlauigkeit, mir Geſchäfte aufbürden zu laſſen, wobey ich wenig Ehre, aber ſehr viel Verdruß und Verantwortung einerndten kann, und wobey grade am mehrſten meines Herrn Augen auf mich gerichtet ſind. So hat zum Beyſpiel der Herzog eine Vorliebe vor ſeine Fabriken, aus denen jedoch, nach den Local-Umſtänden, nie etwas werden kann. Bisher wurde die Direction derſelben unmittelbar von der Geheimenrathsſtube verſehn; jetzt hat man ſie der Cammer, oder vielmehr mir, aufgedrungen. So gerecht nun auch der Herr iſt; ſo bleibt doch das einmal ſein Steckenpferd, und wenn nicht alles ſo gehn ſollte, wie er es erwartet; ſo bin ich nicht ſicher, daß ihn das nicht ein wenig kalt gegen mich macht. Und — ich kenne mich ſelber, mein lieber Oncle! — ein einziges ſchiefes Geſicht; ſo iſt mir die ganze Muſic verleidet. Doch, vielleicht geht alles gut.

Was mich aber dabey am mehrſten ſchmerzt, iſt, zu ſehen, daß ich auf gewiſſe Leute, die ich aus dem Staube hervorgezogen, vom Untergange errettet habe, daß ich auf Dieſe am wenigſten rechnen kann; daß ſie immer ängſtlich und zweydeutig auf mich blicken, ob ich auch meiner Sache gewiß bin, und daß ſie ohne Zweifel zurücktreten und einen andern Schutzpatron ſuchen würden, ſobald ich in die geringſte Verlegenheit geriethe. Doch, dahin ſoll es nun wohl nicht kommen; aber es macht mich mismüthig, verdrießlich und erweckt wieder meinen alten Menſchenhaß.

Alle dieſe kleinen Ungemächlichkeiten würde ich wohl im häuslichen Cirkel vergeſſen; allein theils habe ich zu wenig Muße, um oft und lange in Geſellſchaft meiner Frau zu ſeyn, theils mag ich dem jungen Weibe nicht zumuthen, meinetwegen ſo viel zu Hauſe zu bleiben, daß ſie die einzelnen Viertelſtunden, die mir zwiſchendurch übrigbleiben, ablauerte, wo mir mit ihrer Gegenwart gedient wäre. Auch pflegen würklich die Weiber lieber ſich amüſieren zu laſſen, als uns zu unterhalten, wenn wir, trocken und den Kopf voll Grillen, da ſitzen. Meine Frau iſt beynahe noch ein Kind; die Freuden und Zerſtreuungen des Stadtlebens ſind ihr etwas Neues; ſie geht alſo in der That täglich aus. Zuweilen gerathe ich in Verſuchung, ein wenig ungeduldig zu werden, weil doch mein Hausweſen auch darunter leidet; allein ich mag ihr noch nichts darüber ſagen, denke immer, ſie wird mit der Zeit die Nichtigkeit aller dieſer Vergnügungen und das Leere, was darinn herrſcht, fühlen lernen und ſich ein wenig aus dem Getümmel zurückziehn, beſonders wenn ſie erſt Mutter ſeyn wird, wozu ich jetzt Hofnung habe, denn ſie iſt ſchwanger.

Uebrigens würde ich doch Unrecht haben, wenn ich dem armen Weibe Vorwürfe machen wollte, ſollte ich auch hie und da Manches anders wünſchen. Denken Sie nur an, beſter Herr Oncle! was für eine Erziehung ſie genoſſen hat! Sie wird ſich leiten laſſen und ich werde dann doppelt glücklich in der Folge mit ihr leben, wenn ich ſie ganz nach meiner Hand erziehe; Nur mag ich nicht ſo früh anfangen, zu hofmeiſtern. Unbegreiflich iſt mir's indeſſen, wie meine Schwieger-Eltern, da ſie doch auf dem Lande leben, auch nicht einmal darauf geſehn haben, daß meine Frau wenigſtens einige haushälteriſche Kenntniſſe und Luſt an dieſen Geſchäften gewonnen hat. Ich verſichre Sie, ich muß mich, bey meinen vielfachen Arbeiten, ſelbſt um die Küche bekümmern, wenn wir einmal Gäſte haben, und ſo iſt es mit allen übrigen Theilen des Hausweſens. Dem guten Kinde kann ich darüber nicht gram werden; aber die Eltern, die Eltern! — Und Dieſe wiſſen doch ſonſt wohl, daß doppelt ſo viel darauf geht, wo keine Ordnung iſt, und ſie kennen auch den Werth des Geldes. Unter uns geſagt! Noch habe ich nicht einen Heller von den verſprochenen vierteljährigen Zinſen des Legats, das meiner Frau gehört, bekommen. Das iſt doch unartig! Bisher habe ich nicht erinnern mögen; aber wenn ſie ſich nicht bald ſelber erinnern; ſo werde ich kein Blatt vor's Maul nehmen. Mein Haushalt koſtet viel, ſehr viel, um ſo mehr, da meine Frau noch nicht mit dem Gelde umzugehn weiß. Mein Rang in hieſigen Dienſten erfordert einigen Aufwand; auch kann man nicht gut wieder zurück, wenn man einmal angefangen hat, auf einen gewiſſen Fuß zu leben. Meine erſte Einrichtung hat mich viel gekoſtet, und mein Gehalt iſt, ohngeachtet der erhaltenen Zulage, doch immer noch nicht groß genug, um dieſe Lebensart ganz allein davon zu beſtreiten — Doch, warum ermüde ich Sie mit meinen häuslichen Klagen? Ich will von etwas Anderm reden.

Der Herzog ſcheint geneigt zu ſeyn, mit einem kleinen Gefolge eine Reiſe nach Frankreich und Italien zu machen. Vermuthlich geht er ſchon in künftigem Monate fort. Seine Abweſenheit wird zwar meine ernſthaften Geſchäfte eher vermehren als mindern; ich werde aber dagegen nicht ſo viel unnütze Zeit am Hofe zu verſchwenden brauchen. Was die Reiſe ſelbſt betrifft; ſo glaube ich, daß ſie dem Herrn in allem Betrachte ſehr nützlich ſeyn wird. Es iſt die erſte große Reiſe, die er macht, ſeit den Jugendjahren, die er in der Schweiz zugebracht hat.

Ich küſſe Ihnen die Hand in Gedanken, mein lieber, theuerſter Herr Oheim! und bin mit der innigſten Ehrerbiethung, Ihr ꝛc.

Ein und zwanzigſter Brief.

Von Ludwig Felmer, an ſeine Schweſter Caroline, in Engeleben.

Sial, auf der Inſel Sumatra, in Oſtindien,
den 10ten Julius, 1775. *)

Ich habe in langer Zeit keinen ſo fröhlichen Tag gehabt, als neulich, da Dein Brief vom 29ſten December 1773 ankam. Drey Jahre hindurch hatte ich ſo ſehnlich auf Nachrichten von den Meinigen gewartet, und nun bekomme ich auf einmal Bericht von Euch Allen. Herzlichen Dank dafür, meine liebe Caroline! Unſre älteſte Schweſter iſt alſo vergnügt in Petersburg und dem ungeſtümen Chriſtel in Illyrien geht es nach ſeiner Art auch wohl; des ehrlichen Rektors Familie leidet wenigſtens keinen Mangel, und Du, die Du von Kindheit auf mein Liebling warſt, Du

---

*) Dieſer Brief hat ſeinen Platz nach der Ordnung des Tags bekommen, an welchem er geſchrieben iſt. Angekommen iſt er freylich ſehr viel ſpäter, zu der Zeit, als Caroline, wie wir nachher hören werden, nicht mehr in Engeleben war.

lebſt bey einer guten alten Witwe ohne Sorgen, in einem Städtchen, das ich nie in meinem Leben habe nennen gehört — Nun Gottlob! daß Ihr Alle mit Eurem Zuſtande zufrieden ſeyd! Ihr werdet aber doch auch gern etwas von mir hören wollen, und ſo laß Dir denn erzählen, was, wie ich hoffe, Dir nicht unangenehm ſeyn wird!

Ich habe endlich die längſt gewünſchte Ausſicht vor mir, in ein Paar Jahren mein Vaterland und Euch, Dich wenigſtens, mein Liebling! wiederzuſehn. Wie ſchlägt mein Herz dieſem frohen Zeitpuncte entgegen! Die Vorſehung hat es gut mit mir gemeint. Ich war in der Jugend flüchtig; doch hat mich Gott immer vor groben Vergehungen bewahrt. Ich bin fleiſſig, arbeitſam und redlich geweſen, und ſo hat denn der Himmel meine Schritte geſegnet. Mein alter Patron vertrauete mir zuletzt, da er ganz blind war, ſeine ganzen Geſchäfte an, und ich habe ihm nach Gewiſſen treu gedient. Als er nun vor vier Jahren ſtarb; da blieb ich noch auf denſelben Fuß eilf Monathe lang bey ſeiner Witwe in Condition. Die gute Frau war gerührt von meiner Ergebenheit und unermüdeten Sorgfalt; ſie that mir großmüthig den Antrag, ſie zu heyrathen, um mich mit ihrem Vermögen glücklich zu machen, denn ſie hatte gar keine nahe Verwandten. Viel älter als ich war ſie; aber von ſehr verträglichem, gutem Gemüthe. Ich ſahe dies als eine göttliche Fügung an, und ließ mich mit ihr trauen. Da war ſie nun lauter Gefälligkeit und Güte gegen mich, behandelte mich als ihren Sohn, und gleich wie wenn alles das Ihrige mein wäre. Dagegen verpflegte ich ſie, wie es meine Pflicht war, und das Glück begünſtigte wunderbar unſre Geſchäfte. Vor einem halben Jahre iſt die gute Frau geſtorben. Ich verſichre Dich, daß ich herzlich betrübt über ihren Verluſt war, wie man es nur um die jüngſte und ſchönſte Frau ſeyn kann, und da nahm ich mir ſogleich vor, nicht wieder zu heyrathen, ſondern mein Vermögen meinen lieben Geſchwiſtern zuzuwenden.

Ich ſuche nun nach und nach meine Gelder aus dem Handel zu ziehn und nach Europa zu ſchaffen; aber es geht damit ſo ſchnell nicht, wenn man nicht großen Verluſt leiden will.

Doch hoffe ich, wenn es Gott gefällt und ich Leben und Geſundheit behalte, in ein Paar Jahren damit zu Stande zu kommen, und dann ſollt Ihr Alle genug haben. Sterbe ich indeß; ſo habe ich auch auf dieſen Fall geſorgt.

Aber darum bitte ich Dich, meine liebe Caroline! und Euch ſämtlich, daß Ihr Euch nicht darauf zu feſt verlaſſet und etwa in die Welt hinein lebet. So ſchnell, wie man Geld gewinnt, und noch ſchneller, kann ein Kaufmann auch das Seinige verliehren. Ich ſchicke Euch jetzt nichts baar; Für die Nothdurft habt Ihr ja, und das Andre wird noch immer zu gelegener Zeit kommen. Findet ſich indeſſen ein ehrlicher, gottesfürchtiger Mann, der kein Vermögen hat, aber eine ordentliche Handthierung treibt und Dich heyrathen will; ſo ſey um die Ausſtattung nicht beſorgt! Das wollen wir ſchon richtig machen, wenn Du nur ein Paar Jahre Geduld haſt.

Es gehe Dir indeß wohl, meine liebe Schweſter! Schreibe aber doch noch einmal, und zwar bald, an Deinen ꝛc.

Zwey und zwanzigſter Brief.

Von dem Hauptmanne von Biedersdorf,
an Heinrich von Mildenburg.

Neuwied, den 8ten Julius, 1775.

Mein lieber Vetter! Ich danke Dir für Deinen Brief; aber, ich ſage es Dir grade heraus, ſein Inhalt hat mir nicht gefallen. Ich fürchte ſehr, es geht wieder ſchief mit Dir. Ob durch Deine Schuld, das magſt Du ſelbſt prüfen. Was Du mir von Deiner Frau ſchreibſt, ſteht mir gar nicht an. Nicht, daß ich es einem Landmädchen übel nähme, wenn es, hingeriſſen von den Freuden des Stadtlebens, die ihm neu ſind, täglich aus dem Hauſe läuft und ſich im Taumel von Zerſtreuungen umhertreibt! Nicht, daß es mich wunderte, wenn jedes Hausweſen verkehrt geht, da, wo die Frau den größten Theil des Tages auſſer dem Cirkel ihrer Familie zubringt! Aber das ärgert mich und befremdet mich, daß Du, der Du doch kein Knabe mehr biſt, nicht einſiehſt, wie nöthig es iſt, hier bey Zeiten zu Hülfe zu kommen. Begreifſt Du denn gar nicht, daß, wenn Du das noch eine Weile alſo anſiehſt, ſich Deine Frau an dieſe Lebensart gewöhnen, daß es dann zu ſpät ſeyn wird mit Deiner Erziehung; daß es jetzt noch Zeit iſt, ſanfte Vorſtellungen anzuwenden, die ſie nachher als läſtige Zwangsmittel anſehn wird; daß ſie unterdeſſen ſich in mannigfaltige Verbindungen verwickeln kann, aus denen es nicht ſo leicht iſt, ſich loszureiſſen; daß ſie ſogar in die Hände ſchlechter Leute zu fallen wagt, die ſie auf böſe Wege leiten; daß Deine Feinde alles dazu beytragen werden, dies alſo einzuleiten; daß unordentliche Hauswirthſchaft, in Einem Jahre weiter zurückſetzen kann, als nachherige ſtrenge Einſchränkung in zehnmal längerer Zeit wieder gutzumachen im Stande iſt, beſonders wenn man grade nur ſo viel einzunehmen hat, als man nothwendig zu ſeinen Bedürfniſſen braucht? Haſt Du Dir nicht die Muße gegeben, vorher zu überlegen, ob die Frau, welche Du wählteſt, die Eigenſchaften ſchon beſäße, die Eure beyderſeitige Glückſeligkeit befördern könnten; ſo glaube ich doch, Du wirſt wenigſtens darauf Rückſicht genommen haben, ob ſie von folgſamer, biegſamer Gemüthsart war; und ſo wird ſie ſich ja zureden laſſen, wenn ſie Dich würklich liebt. Was endlich Deine Schwieger-Eltern betrifft; ſo würde ich, an Deiner Stelle, wenig Complimente mit ihnen machen, wenn ſie mir ihr Wort in Anſehung der ſchuldigen Zinſen nicht hielten.

Noch mehr als dieſe häusliche Lage aber beunruhigen mich Deine bürgerlichen Verhältniſſe. Weiſſt Du, mein guter Heinrich! daß ich ſchon vorausſehe, daß Deine Rolle in * * * bald ausgeſpielt ſeyn wird? Gieb Achtung! Das Ungewitter iſt nicht ferne mehr. In aller Welt! wirſt Du denn nicht endlich einmal klug werden? Deine Eitelkeit und Dein Ehrgeiz, nicht das Schickſal und die Menſchen, ſind es, die Dich in tauſend Verlegenheiten ſtürzen. Wenn man Dir mehr Arbeiten aufdringen will, als Du zu tragen vermagſt, oder zu führen verſiehſt, und Du nimſt ſie an; ſo biſt Du ein Thor und verdienſt alle Folgen Deiner Unklugheit zu tragen. Wenn ſich Bittende an Dich wenden, mit unbeſcheidenen oder mit ſolchen Anliegen, die nicht in Dein Fach gehören; ſo nimm kein Blatt vor's Maul, und glaube mir! der Verdruß, den Dir nachher ſolche zurückgewieſene Pflaſtertreter machen, wird Dir nicht ſchwer zu tragen ſeyn. Aber die Forderungen der Menſchen an uns ſtehen mehrentheils mit unſern Anmaßungen in gleichem Verhältniſſe, und wenn man von uns weiß, daß wir uns gern in alles miſchen; ſo glaubt Jeder ein Recht zu haben, von uns zu verlangen, daß wir auch alles leiſten ſollen.

Würde der Fürſt durch Deine Erhebung zum Geheimenrathe andre ältere Diener gekränkt haben; ſo hoffe ich, Du denkſt edel genug, dergleichen auf andrer Leute Koſten ſelbſt nicht zu wünſchen, und die erhaltene Zulage muß Dir in Deinen Umſtänden willkommner ſeyn, als jene eitle Ehre. Deine Feinde werden Dir nichts anhängen können, wenn Du Deinen graden Gang gehſt, nichts unternimſt, dem Du nicht gewachſen biſt, und Deine Schritte immer ſo leiteſt, daß Du von jedem derſelben zu aller Zeit Rechenſchaft geben könneſt. Die Urſache, warum ſchlechte Leute, die uns dabey ſchwach und beſchränkt in ihren Einſichten vorkommen, uns dennoch überliſten, liegt darinn, daß wir das Gute, welches wir thun, gewöhnlich planlos unternehmen.

men, weil wir uns auf die Reinigkeit unſrer Abſichten verlaſſen, ſie aber das Böſe, das ſie uns entgegenſtellen, conſequent durchdenken und anlegen, weil ſie ſich nicht auf die innere Würde ihrer Unternehmung, ſondern nur auf die Sicherheit ihrer Maſchinerie ſtützen können; ferner darinn, daß der edle Mann mit Wärme und Feuer handelt und ſich leicht übereilt, der Schurke aber, mit kaltem Blute und Bedacht; endlich darinn, daß Jener unter dem Haufen wenig treue, uneigennützige Gehülfen, dieſer unter dem Pöbel aller Claſſen Bundesgenoſſen in Menge findet.

Wenn Du noch nicht gelernt haſt, auf die Dankbarkeit der Menſchen wenig zu rechnen; ſo wirſt Du wohl nie durch Erfahrung klug werden. Ich meinte auch, Du hätteſt ſchon längſt darauf Verzicht gethan, und Du ſuchteſt in dem Guten, was Du ausübteſt, immer nur eigenen Genuß. Wenn Du aber nun gar von **ſchlechten** Menſchen, denen Du unverdienter Weiſe Vortheile verſchafft haſt, edle Gefühle, Erkenntlichkeit und Gegendienſte erwarteſt; (Und das iſt glaube ich, größtentheils Dein Fall) ſo kannſt Du, wenn Du gerecht ſeyn willſt, nur mit Dir ſelber zürnen.

Daß du die Reiſe Deines Herzogs in fremde Länder billigſt, dazu kann ich nicht beyſtimmen. Mehrentheils kennen die Fürſten ihre eigenen Beſitzungen noch nicht, wenn ſie ſolche Züge nach Frankreich, England und Italien unternehmen, tragen dann ungeheure Summen, die ſie ihrem Lande entziehen, den Ausländern zu und bringen dagegen fremde Thorheiten und Laſter, Krankheiten des Leibes und der Seele, leere Projecte, windvolle Abentheurer und alberne Prätenſionen mit zurück. Sollen Bürger und Bauern Deinen Einfluß auf des Herzogs Entſchlieſſungen ſegnen; ſo bewege ihn, daß er ſein Land durchreiſe, mit eigenen Augen den Zuſtand ſeiner Provinzen, die Noth ſeiner Unterthanen ſehe, mit eigenen Ohren die Klagen höre, die jetzt nicht bis zu ihm dringen. Laß ihn die Summen, die er auf jener Reiſe verſchwenden will, anwenden, Wohlſtand und Fleiß und Tugend bey ſeinen Unterthanen zu ermuntern; ſo wird Dein Name von Hohen und Niedern in Ehren genannt werden; auch dann noch, wenn, nachdem Du lange genug in dieſer Welt biſt her-

um

umgehudelt worden, Deine Feinde das Unkraut auf Deinem Grabe zertreten — — Und wenn auch das eigenſinnige Glück, das freylich ſelbſt mit den Beſten unter uns je zuweilen ſein Spielwerk treibt, und faſt mögte ich das ſagen — vorzüglich auf unſre Familie ſein unfreundliches Augenmerk gerichtet zu haben ſcheint Dir böſe Streiche ſpielt; ſo wird doch der Bettelſtab in Deiner Hand nicht zittern, wenn Dein vorwurfsfreyes Herz ruhig in Deinem Buſen ſchlägt.

Allein ich ſehe, daß ich in einen Ton gerathe, der mir, vielleicht auch Dir, nicht wohlthut — Ach Heinrich! Deine Lage macht mich mein Schickſal vergeſſen. Ich bin auch nicht glücklich; Ich kämpfe mit Ungemach, zuweilen ſogar mit einigem Mangel. Geſund bin ich auch nicht immer; Aber es wird wohl noch beſſer werden, und am Ende bin ich ja auch nur ein einzelner Mann, habe für niemand zu ſorgen, als für einen abgelebten Kerl, der von jeher nicht viel Freude geſchmeckt hat. Würde es irgendwo Krieg; ſo vermiethete ich wohl noch einmal meine alten Knochen. Gott erhalte die Deinigen! Ich bin Dein. ꝛc.

Drey und zwanzigſter Brief.

Von Heinrich, an den Doctor Porr, in Hamburg.

*** den 12ten Sept. 1775.

Ueberhäufte Geſchäfte, die jetzt, bey der Abweſenheit des Herzogs, auf mich ruhen, und dann — warum ſollte ich es leugnen? — Unruhe des Gemüths, eine gewiſſe Verſtimmung, in welcher ich Dir nicht gern ſchreiben mögte, ſind Schuld an dem langſamen Gange, den nun ſeit langer Zeit unſer Briefwechſel nimt. An meinen Oheim ſchreibe ich eben ſo ſelten; Indeſſen erfahre ich doch, daß es Euch Beyden nicht an Nachrichten fehlt, die mich betreffen *) Ob dieſe Nachrichten immer ganz ächt ſind; ob der mir unbekannte Freund oder Feind, der Euch von Zeit zu Zeit Bericht über mich abſtattet, den guten Willen hat, mir immer Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen und endlich, ob es überhaupt ſo leicht iſt, meine eigentliche Lage nach dem äuſſern Scheine zu beurtheilen? — das muß ich dahin geſtellt ſeyn laſſen. Ich halte es aber für beſſer, daß ich ſelbſt Dir meinen jetzigen Zuſtand ſchildre, und das mit aller Aufrichtigkeit und voll Zuverſicht zu Deiner Theilnehmung. Ich glaube, es wird mir wohlthun, wenn ich einmal mein Herz gegen Dich ausſchütte.

---

*) Wir kennen die Quelle derſelben aus dem neunzehnten Briefe in dieſem Theile.

Ich bin nun, wie Du weiſſt, Geheimerath! Der Herzog hat vor ſeiner Abreiſe die wichtigſten Angelegenheiten meiner Sorgfalt, ja! faſt meiner Willkühr übergeben. Hierher gehört denn hauptſächlich die ganze Direction der Finanzen und insbeſondre das Fabric-Weſen. Braunfeld hat das ruhig geſchehn laſſen und ich war froh, es ſo eingerichtet zu ſehn, daß ich in meinem Departement gar nichts mit ihm zu thun habe und von Allem unmittelbar meinem Herrn Rechenſchaft ablege. Zwar meinte Biedersdorf, ich hätte weislicher gehandelt, wenn ich nicht alles allein auf meine Schultern genommen hätte, um nicht einzig verantwortlich zu ſeyn; aber Ihr guten Leute wiſſt es nicht, was das ſagen will, mit einem ſo ſchlechten und zugleich eingeſchränkten und phlegmatiſchen Kerl gemeinſchaftlich Geſchäfte führen zu müſſen. Das iſt wahr, daß er mir alles in den Weg legt, was ſich nur irgend in den Weg legen läßt. Kürzlich iſt ein Fabricant, dem ich einen anſehnlichen Vorſchuß aus der Cammer-Caſſe verwilligt hatte, mit dem Gelde davon gegangen. Ich hatte Braunfeld gebethen, durch den Juſtiz-Beamten des Orts auf ihn, und wie er den Vorſchuß verwendete, ein wachſames Auge zu haben; allein der Amtmann hat ihn entwiſchen laſſen, und ich zweifle keinesweges, daß er dazu geheime Inſtruction gehabt. Doch hoffe ich, es wird mir dadurch keine Verantwortung zuwachſen, nachdem ich alles gethan habe, was an mir lag. Ich weiß, da einmal der Herzog die Fabriken in beſſere Aufnahme gebracht ſehn will, kein anders Mittel dazu, als den Fabricanten mit Vorſchüſſen aufzuhelfen, damit ſie ſich rühren können; und der Herr hat ja auch meine Vorſchläge dieſerwegen genehmigt und mir freye Hand gelaſſen. Aber wahrlich! es ruht ein eigener Unſegen auf dieſer Unternehmung; die Kerl vereiteln noch bis izt, durch Ungeſchicklichkeit, durch Unglück, oder durch

Schelmerey, alle meine Bemühungen — Doch ich hoffe, es wird ja noch gut gehn.

Die Reiſen des Herzogs nehmen viel Geld weg; Es ſcheint, als wenn er im Auslande einen Hang zur Verſchwendung annähme, den ich ſonſt gar nicht an ihm gekannt habe. Dazu kömmt die Liebhaberey an Kunſtwerken, die er in Italien aufkauft, womit er ſehr betrogen wird, und die große Summen koſten. Mir wird ängſtlich, ſo oft eine Poſt ankömmt; denn es werden ſo viel Wechſel auf die Cammer-Caſſe ausgeſtellt, daß ich nicht Geld genug anzuſchaffen weiß, und Braunfeld lacht hämiſch, wenn ich darüber klage.

Du weißt, daß der Herr von Herbrand als Reiſe-Marſchall mitgegangen iſt. Du weißt auch, welche Verbindlichkeiten mir dieſer Menſch hat. Ich glaubte in aller Rückſicht auf ſeine Dankbarkeit und Mitwürkung rechnen zu dürfen. Faſt jede Woche ſchreibe ich ihm und bitte ihn, dem Herzoge wegen mancher Dinge, die mir unruhige Nächte machen, Vorſtellung zu thun, bekomme aber immer nur Briefe, voll

von

von Complimenten und unbedeutenden, flachen Aeuſſerungen. Indeſſen ſchreibt mir mein Herr die freundlichſten Briefe, will gar nichts von Geſchäften wiſſen, verläſſt ſich völlig auf mich, auf meine Einſichten, auf meinen Eifer — Gott weiß, was daraus werden wird!

Zwar bin ich noch ſo klug, die Verlegenheit, darinn ich mich zuweilen befinde, niemand merken zu laſſen; allein ich weiß doch, daß ſie meinen Feinden nicht entwiſchen kann, und es befremdet mich nicht wenig, zu erfahren, daß der Herr von Herbrand in ununterbrochenem Briefwechſel mit Braunfeld ſteht. Sollte dieſer Menſch ſo niederträchtig — Vielleicht aber malt mir meine ſchwarze Phantaſie alles in dunklerm Lichte.

Glücklich wäre ich noch, wenn ich im häuslichen Leben Erſatz für alle dieſe Unruhen fände; aber leider! habe ich da wenig Augenblicke von frohem Daſeyn. Meine Frau fährt nicht nur fort, gänzlich ihrem Vergnügen nachzurennen und gar nicht für mich und ihr Hausweſen zu leben; ſondern es ſcheint faſt, als wenn ſie täglich mehr den Sinn für einfachere Freuden und wahren Seelen-Genuß verliehrt. Es herrſcht überhaupt eine Kälte, eine Untheilnehmung in ihrem Weſen, die mit meinem Feuer und meinem Verlangen, mich mitzutheilen auf die traurigſte Weiſe contraſtiert. Dabey iſt ſie doch auch im Grunde ſo leer an Kenntniſſen, ſo neu in der Welt, ſieht alles ſo flach, oft ſo ſchief an, daß mich's reuet, wenn ich mich einmal verleiten laſſe, ihr mein Herz auszuſchütten. Ermunterung zu großen Entwürfen, Troſt bey wiedrigen Vorfällen, gutmüthigen Rath, liebreiches Zureden, nicht müde zu werden und getroſt auf den beſſern Ausgang zu hoffen — Das alles ſuche ich vergebens bey ihr. Ja! wäre ich noch in der Stimmung, wie vor einem Paar Jahren, wo ich, in mich ſelber verſchloſſen, immer nur gab, und gar nicht darauf rechnete, von Andern zu empfangen; ſo würde ich vielleicht eine Ehre darinn ſuchen, auch in meinem Hauſe ganz allein zu ſtehen, und auch von der Seite her, keinen Zuwachs meiner Exiſtenz zu bekommen, meiner Frau Alles zu ſeyn, ohne Rückgabe; aber was bin ich ihr im Grunde? — Der Banquier, der das Geld herbeyſchafſen muß, wofür ſie ſich leere Stunden kauft — Und was ich gehofft hatte, die kleine Freude, etwas zu ihrer Bildung beyzutragen, ihr eine menſchlichere Exiſtenz zu verſchaffen — auch das ſehe ich vereitelt. Mit meiner veränderten Lage hatte ſich auch mein Syſtem umgemodelt. Das Glück ſchien mir wieder zu lächeln; ich genoß Vorzüge und Annehmlichkeiten im bürgerlichen Leben, und da erwachte dann auch wieder die Sehnſucht nach Liebes- und Freundſchafts-Glück in meiner Seele — Aber das Alles war auch eitel!

Doch verzweifle ich nicht gänzlich. Meine Frau iſt ſchwanger; Vielleicht ändert ſich manches, wenn ſie Mutter wird, und das wird wohl bald der Fall ſeyn; Ich habe aber noch ein Paar Wege eingeſchlagen, die vielleicht nicht ohne Erfolg bleiben werden. Um ſie feſter an ihr Haus zu knüpfen, habe ich geſucht, ihr eine beſtändige Geſellſchafterinn zu verſchaffen. Hierzu habe ich die Demoiſelle Caroline Felmer gewählt, die doch, wie ich höre, in [illegible] bey Madam Homann nicht ſehr zufrieden iſt. Ich habe an den guten Paſtor Ehrmann geſchrieben und ihn gebeten, dem jungen Frauenzimmer den Vorſchlag zu thun, zu uns zu ziehn. Auſſerdem habe ich mich bemüht, meine Frau in ein genaues Verhältniß mit einer ſehr liebenswürdigen und geiſtreichen hieſigen Dame zu bringen. Dieſe iſt die Obriſtlieutnantinn von Steinbach, deren Gatte jetzt mit dem Herzoge in Italien iſt — eine junge, ſchöne, ſittſame Frau, voll Talente, Herz und Geiſt. Sie hat mir, ſo lange ich hier bin, von allen hieſigen Weibern am beſten gefallen. Ihr Mann iſt auch mein ganz guter Freund, ein wenig beſchränkt von Einſichten und kalt; aber eine freundſchaftliche Seele. Seit ſeiner Abweſenheit iſt ſeine Gattinn faſt täglich in unſerm Hauſe. Sie hat keine Kinder, und da kömmt es ihr denn einſam in ihren vier Wänden vor. Mir iſt ihr häufiger Beſuch ſehr angenehm, weil er auch meine Frau zwingt, öfter einheimiſch zu ſeyn. Wenn ich nun des Abends, ermüdet und herabgeſpannt durch meine Geſchäfte, hinauf gehe; ſo finde ich doch Ein menſchliches Weſen, mit dem ich ein vernünftiges Wort reden kann. Die Frau von Steinbach ſpielt ſo wenig gern, als ich, und meine Frau muß leider! täglich ihre Parthie haben.

Da ſitzen wir Beyden dann, und reden über manche Dinge, und das heitert mich auf. Sie iſt eine theilnehmende Freundinn, und es entwiſcht ihr nicht, daß wir, meine Frau und ich, im Grunde doch zwey ſehr verſchiedene Weſen ſind. Sie giebt ſich auf die edelſte Weiſe Mühe, Louiſen zu bilden, um mir einſt glücklichere Tage zu bereiten, und das vermehrt mein Gefühl von Dankbarkeit und Hochachtung für ſie — Das alles aber ſind nur kleine ſchwache Hoffnungs-Strahlen zu beſſern Ausſichten; denn übrigens bleibt es in meinem Herzen ſehr finſter und öde.

Etwas iſt mir begegnet, daß mir nicht unangenehm iſt; Meine Schwiegermutter iſt vor vierzehn Tagen geſtorben. Der alte Heuchler ſchickte mir den luſtigen Previllier *) mit der Nachricht hierher, und empfahl mir dieſen Windbeutel, um ihn in meine Dienſte zu nehmen; ich habe ihn aber wieder fortgeſchickt. Die Zinſen von dem Capitale meiner Frau ſendet mir

jetzt

*) von welchem eine Schilderung im ſiebenzehnten Briefe in dieſem Theile vorgekommen iſt.

jetzt mein Schwiegervater ziemlich ordentlich, und da mein Gehalt anſehnlicher, der Aufwand in meinem Hauſe aber, bey der Abweſenheit des Hofs (denn die Herzoginn lebt, ſeitdem ihr Gemahl auf Reiſen iſt, noch eingezogener, als vormals) ſehr geringe iſt; ſo geht es mit meinen häuslichen Umſtänden noch ſo ziemlich, und ich hoffe nach und nach die geringen Schulden, die ich gleich nach meiner Verheirathung gemacht habe, bald zu bezahlen.

Verzeyhe, mein Lieber! daß ich Dir heute einen ſo trocknen, langweiligen Brief ſchreibe! Allein es geht mir gar zu viel im Kopfe herum, doch bin ich darum nicht weniger warm und herzlich Dein ꝛc.

Vier und zwanzigſter Brief.

Von dem Friſeur, Jaques Previllière, à Monſieur le Baron de Raſtitz, noble Seigneur de et à Altenvedel.

* * * den 16 von dem Sept; Jahr 1775.

Monſeigneur,

Ik aben die Ehr, Ihro Knad zu melden, que mon petit projet d'établiſſement chés Son Excellence, Monſieur Votre beaufils n'a pas réuſſi. Ihro Excellence aben mik nit angenommen, ſondern mik renvoyier, et cela d'une maniere peu honnête, ohnkeakt Madame de Mildenbourg ſchien lebafterweiß zu wünſchen, mik zu attaſchier als Valet de chambre an Ihre Perſonn. Kewüßlik! ik doutirte mik nikt, daß eine recommendation telle, que Vous avés bien voulu me donner, Monſeigneur, würde bleiben ohne Effet par rapport auf den Reſpett, den man atte ſollen gerekterweiß bezeugen in dieſer Kelekenheit, vis à vis von einem Errn von Ihro Knaden Einſikt und Anſehn. Mais enfin, der Err Keimerat aben nit kevolt, et cela ſuffit; Ik bin nit Menſch meine kleinen Dienſte aufzutrinken, et Dieu merci, il y a du pain partout pour un homme de talent.

Aber ik fülen mik dok obligiert, auszufüllen den Auftrak, den Sie aben wol kevolt mir keben, in Ertheilunk von den Nakrikten, die die Art zu leben betreff, von Seiner Excellence, den Errn Swigerſen. Ah Monſeigneur! il faut que je parle franchement; ik bedaur von ganz mein Erz die arme Madame von Mildenbourg. Sie ſeyn wert von einem beſſern Klük. Der Err Kemal zwar nit ſie maltraittir abſollument; aber er beſeinkt zu führen eine Lebensart, comme la femme d'un honnete bourgeois. Mon Dieu! nit einmal ein Valet de chambre für eine ſolche Dame! und überhaubt peu de domeſtiques; alles at ein air mesquin. Es geben ſik faſt gar keine Feſtins, und ſo oft, daß Madame will ausken, der Err nimt mauvaiſe humeur. Aber der Err bethet an, mak ouvertement die Cour an eine Dame von der Stadt, dont l'epoux eſt abſent, die ſeyn ſchön, aber auſſerordentlik coquette. Dieſe Dame kommen

täklik

tåklik zu Madame de Mildenbourg, wollen all gouvernier und reformir. Je tiens tout ceci de la femme de chambre même de Madame de Mildenbourg, qui eſt une bonne pâte de fille, und für dieweike der Err auk nit at die égards, die ſie meritire.

In der Stat Monſieur at gans voll von Feindes. Man ſpikt ſelbſt öffentlik von mauvaiſe adminiſtration des finances, vovon der Err ſeyn der controleur général. Man ſpikt encore von Defect, enfin, que ſais-je? von Verantvortunk ezeddera — Ce ſont des horreurs, que tout ceci. En un mot, Monſeigneur, je plains fort Madame Votre fille.

Vermutlik werden Son Excellence, Monſieur de Braunvelde, Sécrétaire d'état, mik zurückalten, wie Ir Cammerdiener. Ik aben mik kemelt bey Ir, und Sie aben keabt ein long entretien mit mir über allerley und mik befrakt en confidence über allerley, ce qui doit reſter entre nous, comme de raiſon.

Au reſte, Monſeigneur, j'ai l'honneur d'être avec le plus profond reſpect, etc.

Fünf und zwanzigſter Brief.

Von dem Banquier Schlaubach, an den Doctor Porr, in Hamburg.

*** den 2ten Jenner, 776.

Nebſt aufrichtiger Anwünſchung eines fröhlichen und glücklichen neuen Jahrs, habe ich die Ehre Ew. Wohlgebohren zu verſichern, daß Dieſelben mich fernerhin ſtets bereit finden werden, Dero Aufträge prompt und gewiſſenhaft zu beſorgen, und ſo nehme ich denn auch keinen Anſtand, Deroſelben Wunſch zu befriedigen und von Demjenigen, was ich mit Gewißheit über die gegenwärtige Lage des Herrn Geheimenraths von Wildenburg melden kann, Nachricht zu geben. Jedoch muß ich nochmals die oftgethane Bitte wiederholen, von meinen Eröfnungen den vorſichtigſten Gebrauch zu machen; denn obgleich es mir bewußt iſt, daß Ew. Wohlgebohren bey dieſen Nachforſchungen nichts anders, als die edelſten, freundſchaftlichſten Abſichten haben, und obgleich ich nicht weiter in meiner Verfaſſung von dem Hofe und den Großen abhänge; ſo mag doch unſer Einer es nicht gern mit ſo einem Herrn verderben, noch in dem Rufe eines Ausſpähers fremder Handlungen ſtehn. Dies vorausgeſetzt; ſo komme ich nun zu meinem Berichte.

Es ſcheint in Wahrheit, als wenn die Anzahl der Feinde des guten Herrn von Mildenburg mit jedem Tage wachſen wollte. Auch fühlt der Herr Geheimerath von Braunfeld dieſen Zuwachs ſeiner Parthey ſo merklich, daß er ſchon anfängt, öffentlich in Geſellſchaften, wenn der Wein ſeine Zunge löſt, auf ſeinen Herrn Collegen zu ſticheln.

Faſt jedermann (Ich glaube aber, mit Unrecht) miſſt Dero Freunde die Schuld bey, daß der Herzog die koſtſpielige Reiſe unternommen hat. Dieſe Reiſe verſchlingt freylich übergroße Summen; Ich weiß das am beſten, da die Wechſel alle durch meine Hände gehen — Die Billigſten ſagen: Er hätte abrathen, oder mitgehn ſollen.

Dazu kommen die vielfachen mislingenden Verſuche in dem Fabrikenweſen. Mein wertheſter Herr Doctor! Unſer Land iſt gar nicht dazu gemacht, um hier ſolche Fabriken anlegen zu können, die nicht zu Grunde gehen müſſten, wenn ſie Preiſe mit den benachbarten Concurrenten halten wollen. Es würde zu weitläuftig ſeyn, wenn ich hier meine Gründe aus einanderſetzen wollte; dem Herrn Geheimenrathe von Mildenburg habe ich ſie oft vorgeſtellt; aber er hört nicht, meint, es mit Gewalt durchſetzen zu müſſen, um ſich bey dem Herzoge beliebt zu machen; allein ich fürchte, er wird ſich Verantwortung aufladen. Was in einem Lande ausgeführt werden kann, iſt darum noch nicht in dem andern anwendbar.

Der zweyte Punct iſt die kürzlich vorgenommene Verpachtung aller herrſchaftlichen Cammergüter. Ja! da kommen würklich auf einmal groſſe Summen in die Caſſe, indem die Pächter baare Caution ſtellen müſſen; unterdeſſen wandern dieſe Gelder nach Italien, werden dort verzehrt, und da ſie doch einſtens erſtattet werden müſſen; ſo ſind ſie lauter Schulden, die man contrahiert. Vielleicht kömmt ein Plus heraus; aber der Pacht-Beamte ſchindet die

Bauern, um ſein Geld herauszuziehn; viel alte Diener kommen auſſer Brod; Schelme, die Vermögen haben, erhalten Aemter, Titel, bereichern ſich, und jedermann ſchreyet darüber.

Was endlich die häusliche Verfaſſung Dero werthen Freundes betrifft; ſo mag es im Oeconomiſchen wohl jetzt ziemlich gut gehn. Er lebt auf keinen weitläuftigen Fuß und hat neulich ein kleines Capitälchen, ſo er bey uns aufgenommen, meinem Hauſe wieder bezahlt. Wenig frohe Stunden aber verſchafft ihm ſeine eheliche Verbindung — Sagen Sie mir auch, wertheſter Herr Doctor! wie kommen denn zwey ſo durchaus an Fähigkeiten, Temperamenten und Neigungen verſchiedene Weſen, als der Herr von Mildenburg und ſeine Frau Gemahlinn ſind, zuſammen? Er war doch nicht mehr in den erſten Jünglings-Jahren, als er wählte, ſo, daß ihn blinde, ſinnliche Liebe irregeführt hätte? Oder war es ſein Plan, ſich ſeine Frau zu erziehn? Dann hätte er ſich von Geſchäften losreiſſen und mit ihr auf's Land gehn ſollen. Nun haben ſie ſie hier erzogen, die Dame, daß es Gott erbarme! Meine Verhältniſſe führen mich ſelten unter ihre Augen, auſſer etwa an öffentlichen Verſammlungsorten, wo ich ein Zuſchauer von Weitem bin, und dann zuweilen etwas mehr in der Nähe, wenn der Herr Geheimerath mich einladen läſſt, um en famille mit ihm zu ſpeiſen; Allein man braucht kein großer Menſchenkenner zu ſeyn, um zu bemerken, daß die gnädige Frau ein unbedeutendes, uncultivirtes, kaltes, phlegmatiſches, dabey dennoch eitles und eigenſinniges Frauenzimmer iſt. Inzwiſchen aber wird auch hier wahr, was ich ſo oft an den Pöbel aller Stände an allen Orten bemerkt habe nämlich, daß man nur auf der Stufe von Mittelmäßigkeit, oder noch etwas tiefer zu ſtehn braucht, um Anhänger, Verteydiger und Beförderer in Menge zu finden, und daß hingegen Der, welcher ſich ein wenig über das Gemeine erhebt, von etwas beſſerm Stoffe iſt, als Viele, (lebte er auch noch ſo ruhig, ohne Forderungen; und gienge er auch Jedem aus dem Wege) der Tadelſucht, dem Neide und vielfachen Neckereyen nicht auszuweichen kann; endlich daß Dieſer immer vor dem Volke Unrecht behält, wenn er mit Jenem in eine Art von Streite geräth. Sollen wir der Menſchheit die Ehre anthun, zu denken, es ſey hier Großmuth im Spiele? — ein Gefühl von der Pflicht, ſich des Schwächern annehmen zu müſſen, damit er nicht gänzlich unterdrückt werde? — Das ſieht ſchön aus, auf dem Papiere; aber ich glaube nicht daran. Laſſen Sie uns lieber annehmen, die Vorſehung ſtelle auf dieſe Weiſe den Mann von größern Fakultäten vereinzelt dahin, ausgeſetzt ſogar unverdienten Verfolgungen, unberufenen Ausſpähungen, dem unbilligen Tadel, damit er wachſam und wacker bleibe, nicht übermüthig werde und ſeine Strebungskräfte nicht einſchlafen laſſe! Genug, daß ich die Sache ſelber in allen Ländern, die ich geſehn, in allen Himmelsſtrichen, wo ich gelebt, alſo gefunden habe, und ſie tritt auch bey Dero Freunde und ſeiner Gemahlinn ein. Man vergiſſt, daß Ihr alle Eigenſchaften fehlen, und daß ſie ſich auch keine Art von Anſtrengung giebt, um ſolche Eigenſchaften zu erlangen, durch welche ſie ihrem Gatten eine frohe häusliche Exiſtenz verſchaffen könnte, und lobt dagegen ihre, vielleicht von Innen und Auſſen nie in Verſuchung gerathene Tugend; nennt ihre Kälte — Sanftmuth; ihre Dumheit — Beſcheidenheit; ſchreibt ihren

Hang zu leeren Stadt-Freuden auf Rechnung unſchuldiger, jugendlicher Fröhlichkeit, und ſieht dagegen alles, was den Herrn von Mildenburg betrifft, aus dem gehäſſigſten Augenpuncte an. Wenn er da, wo es nicht etwa eine Grille, ſondern ſeine ganze Herzens-Glückſeligkeit gilt, ſeine Gemahlinn zuweilen mit Unmuth und männlichem Ernſt es fühlen läſſt, daß er unzufrieden mit ihr iſt; ſo heiſſt es: „er mishandle die gute, „ſtille Frau.“ Wenn er ſie dazu bewegen will, mehr für ihr Haus, als für zweckloſe, Geld und Zeit raubende Geſellſchaften zu leben; ſo ſagt man: „er ſey wunderlich, misgönne dem guten „jungen Weibchen unſchuldige Vergnügungen.“ Das Aergſte aber iſt, daß man auch ſeine Sittlichkeit nicht unangetaſtet läſſt. Den armen Geheimenrath drücken Sorgen und Laſten aller Art; Er ſehnt ſich, in Stunden des Trübſinns, der Erſchlaffung und der Herabſpannung, nach Troſt, Erquickung, Aufheiterung; Sein Herz fühlt ein Bedürfniß, ſich mitzutheilen, ſich zu ergieſſen; Er ſucht eine verſchwiſterte Seele; Seine Gattin gewährt ihm von dieſem Allen nichts, kann ihm nichts ſeyn; und nun ahndet er, daß der Umgang mit einer geiſtreichen jungen Dame, mit der Frau von Steinbach, ihn zum Theil dafür entſchädigen könnte; Dieſe beſucht er alſo oft, und ſie iſt faſt täglich in ſeinem Hauſe. Unglücklicherweiſe iſt dieſe liebenswürdige Frau längſt ein Gegenſtand des Neides der hieſigen Frauenzimmer vom erſten Range geweſen — Welch' eine herrliche Veranlaſſung, über Beyde alles Gift der Verleumdung auszuſchütten! „Der Herr von Mildenburg" ſpricht man „hat ein niedliches Weibchen; aber das iſt ihm längſt nicht mehr neu genug. Er begegnet dem hübſchen Kinde recht übel, und wirft ſich einer Cokette in die Arme, einer eingebildeten Thörinn, die ſich weiſer und beſſer dünkt, als wir Alle, weil ſie ein bischen Figur, weil ſie einige Lectüre hat. Die arme Frau von Mildenburg muß Dieſe täglich vor Augen ſehn, ſich von ihr hofmeiſtern laſſen — Uns ſoll nur wundern, ob der Herr von Steinbach, wenn er wiederkömmt, oder wenn er die Lebensart erfährt, ſo ſtill dazu ſchweigen wird — Der arme Mann! Er hat ein ſo gutes Herz, thut keinem Kinde Leides" — (Er iſt, mit Ehren zu melden, ein Schafskopf) — „Wenn ich der Frau von Milden-

„denburg vertrauete Freundinn wäre; ſo würde „ich ihr doch einmal die Augen öfnen, damit „ſie ſich nicht länger ſo auf der Naſe trommeln „lieſſe." — Ja! das iſt die allgemeine Sprache, und ich fürchte, man wird nicht ruhn, bis man vollends jeden Schatten von häuslichem Frieden und Glück von Ihrem Freunde wird verjagt haben, wenn er nicht gar das Opfer ſeiner politiſchen Feinde wird.

In der That glaube ich, der Herr Geheimerath würde vorſichtiger handeln, wenn er ſeinen Umgang mit ſeiner Freundinn ein wenig einſchränkte. Zwar würde der Haufen der Läſterzungen bald eine andre Urſache zu finden wiſſen, um ſich an ſeinem Rufe zu vergreifen; aber **dieſe** ſehr ſcheinbare Urſache wäre doch gehoben. Ich ſage: er **würde** vorſichtiger handeln; allein ob er das auch **kann**, in ſeiner Lage, in ſeiner Stimmung, Er, der ein ſchwacher Menſch, wie Andre, und dabey ein viel lebhafterer Menſch, als Andre iſt, das wäre doch wohl die Frage. Soll denn auch der Beſte und Empfänglichſte unter uns immer nur für das Ganze, nie für ſich, immer nur für Conventionen und äuſſern Ruf, nie für ſein Herz leben? Und wenn nun auch ſich ein bischen Kampf der Liebe in das Spiel miſcht! — Läſſt ſich Liebe erzwingen? Läſſt ſie ſich zur Pflicht machen? Man beſtrebe ſich, liebenswürdig zu ſeyn, wenn man geliebt werden will! Iſt reine Liebe ein Glück, ein Seelen-Genuß, herrlicherer Genuß als irgend ein andrer, den wir in der Welt haben; warum ſoll dann grade **Der** dieſem Glücke entſagen, der Sinn dafür hat? Wird des Herrn von Miltenburgs Frau, die er nun einmal nicht lieben **kann**, unglücklicher dadurch, daß ſein Herz für fremde Verdienſte nicht fühllos iſt? Man erlaube ihm dieſe Eine kleine Grille, und er wird gewiß um deſto treuer ſeine Hausvaters-Pflichten erfüllen, wenn er überhaupt ein edler Mann iſt — Und iſt er das nicht; was für Gewinſt iſt dann dabey, um ſeine ausſchließliche Zärtlichkeit zu buhlen? Man erlaube ihm das, und er wird mit Muth ertragen und mit Freundlichkeit dulden, und noch immer mehr geben, als er empfängt. Kann man alle Menſchen über Einen Leiſt ſchlagen? Der phlegmatiſche Müſſiggänger mag, bey einer einfachen, immer gleichen Koſt, hundert Jahre alt werden; der

Mann, der in beſtändiger Anſtrengung lebt und leben muß, bedarf, wenn er nicht zu Grunde gehn ſoll, zuweilen ſtärkender Arzneyen, einer feinern Diät, gewürzterer Speiſen. Dieſelbe Lebensordnung taugt nicht für jedermann. Der ſtille Handwerksmann läßt ſich zum Frühſtücke mit einer leichten warmen Brühe abſpeiſen; der Jäger, der gegen Sturm und Wetter zu kämpfen hat, bedarf wenigſtens je einmal eines ſtarken Getranks, wenn die erſchlafften Nerven ihren Dienſt verſagen. Wenn nun alſo Natur und Erziehung Dieſen zum Jäger geweyht haben; wie unglücklich wird er ſich dann fühlen, wenn man ihn an Schneiders Arbeit und Schneiders-Koſt gewöhnen will! — Er wird mit Leib und Seele zu Grunde gehn. Schaffe man doch ein Pferd in ein Kalb um, damit man nicht nöthig habe, Hafer zu kaufen! Geht es aber im Phyſiſchen nicht; warum ſollte es im Geiſtigen anders ſeyn? *)

Dies

---

*) Muß ich hier, der Schwachen wegen, wiederholen, was ich ſchon ſo oft geſagt habe, das die Grundſätze der Perſonen, die ein Schriftſteller redend einführt, nicht immer Grundſätze des Schriftſtellers ſind.

Dies ſind die Nachrichten, die ich Ew. Wohlgebohren, vielleicht mit ein wenig zu viel Geſchwätzigkeit und begleitet von meinen gedehnten Bemerkungen, mitzutheilen die Ehre habe. Den Gebrauch, welchen Dieſelben davon machen wollen, überlaſſe ich billig Ihrer Klugheit und Diſcretion; der ich übrigens verharre ꝛc.

Sechs und zwanzigſter Brief.

Von dem Hauptmanne von Biedersdorf, an Heinrich von Mildenburg.

Neuwied, den 6ten May, 1776.

Ich habe Dir im vorigen Sommer einmal geſchrieben, daß, wenn es irgendwo Krieg würde, ich noch einmal die wenigen, mir vielleicht übrigen Tage daran wagen und mit in's Feld gehn wollte. Damals, mein lieber Vetter! dachte ich nicht, daß dies Wort ſo bald in Erfüllung gehn würde; aber nun iſt der Zeitpunct da. Ich habe, ſeit ich wieder in Teutſchland bin, mehr als ich ſagen kann, mit Wiederwärtigkeiten aller Art gekämpft. Der letzte Schlag, den ich aushalten mußte, war der Verluſt des gröſten Theils meiner Leibrenthe, durch die Schelmerey eines Caſſen-Bedienten. Das führte mich denn ſo weit, daß ich jetzt, in einem Alter, wo man anfängt ſich nach Ruhe und Gemächlichkeit zu ſehnen, nicht wiſſen würde, wovon ich die nöthigſten Bedürfniſſe des Lebens befriedigen könnte, wenn nicht der Krieg der Colonien in Nord-America gegen England und die Bereitwilligkeit der teutſchen Fürſten, für Geld ihre Unterthanen dort todſchieſſen zu laſſen, mir die Veranlaſſung gäben, mich gleichfalls dahin zu verkaufen. Ich nehme den ganzen kleinen Reſt meines Capitals auf, werbe zum Dienſt des *** von *** eine Jäger-Compagnie, und führe dieſe — vielleicht zur Erlöſung von allen Plackereyen dieſer Welt — in einen ſehr mislichen Krieg.

Auf's Wiederkommen rechne ich nicht; Vielleicht hält mein morſcher Cörper nicht einmal die Seereiſe aus. Ein Andrer, weniger an wiedrige Zufälle gewöhnt, würde wohl auf Erwerbung groſer Reichthümer und dann auf Rückkehr in das Vaterland Plan machen — Ich mache keinen Plan, als auf einen Tod, ohne Schande und Reue, der mich vor Mangel ſchützen und von Sorgen und Verdruß befreyen ſoll. Er wird mir willkommen ſeyn, wird mich bereit finden, ſey es in den Wellen, oder auf dem feſten Lande.

Im nächſten Frühjahre will man mich mit meinen Leuten einſchiffen. Bis dahin wird mich die Werbung beſchäftigen. Wir wollen keinen Abſchied von einander nehmen. — Das würde Saiten in meinem Herzen rühren, die ich lieber ruhn laſſe. Ich mögte gern in der ſtumpfen Unempfindlichkeit bleiben, in der ich jetzt bin — Es iſt ſo beſſer. —

Ich weiß, wie es Dir geht, kenne alle Deine Verhältniſſe — Helfen kann ich Dir nicht; Rath würde zu ſpät kommen; Siehe alſo zu, wie Du fertig werdeſt! — Sey immer **ein Mann!** Biſt Du, aus Unvorſichtigkeit und Leidenſchaft, in heitern und trüben Tagen ſchwach geweſen; ſo ſey, in ſtürmiſchen Tagen, wenigſtens nicht ſchlecht! — Wenn Dich Alles verläßt: ſo kehre wieder zu Dir ſelber zurück, und verlaſſe **Du** Dich dann nicht! — Mögte es aber doch dahin nicht kommen! Sey indeſſen auf alles gefaßt; halte Kappſtein und Port in Ehren, und vergiß meiner nicht! —

Sieben und zwanzigſter Brief.

Von dem Geheimenrathe von Braunfeld, an den Reiſe-Marſchall und Kriegsrath von Herbrand, in Rom.

*** den 4ten Julius, 1776.

Ew. Hochwohlgebohren ſage den verbindlichſten Dank für Dero gütige Bereitwilligkeit in Fortſetzung unſers vertrauten Briefwechſels und halte mich ſehr überzeugt, daß unſers gnädigſten Herzogs Durchlaucht die Sorgfalt, welche Ew. Hochwohlgebohren Höchſtdeſſelben Perſon und Dienſte beweiſen, nicht miskennen, ſondern nach Zeit und Gelegenheit zu belohnen geruhn werden. Hierzu in der Folge nach meiner Wenigkeit das Meinige beyzutragen, wird mir allſtets das angenehmſte Geſchäft ſeyn, wünſchte nur, ich mögte dabey nie durch den böſen Willen und die Jalouſie gewiſſer Leute gehindert werden, und hoffe, Ew. Hochwohlgebohren ſollen alsdann Ihre wahren Freunde kennen lernen.

Was Ew. Hochwohlgebohren mir in Anſehung der Verbindlichkeiten, welche Dieſelben dem Herrn von Mildenburg zu haben glauben, und weswegen Sie nicht gern ouvertement gegen ihn agiren wollen, zu eröfnen beliebten, kann nicht anders als billigen, maßen dieſe Grundſätze einer wahren chriſtlichen und noblen Gedenkungsart vollkommen angemeſſen finde; allein wohlerwogen von einer andern Seite, daß doch das Intereſſe des Dienſtes des Herrn allen Privat-Rückſichten das Gegengewicht halten muß, Dieſelben ferner Dero Erhebung zu dem gegenwärtigen Poſten mehr Dero eigenen Meriten und, wenn mich rühmen dürfte, der Anerkennung derſelben von Seiten Ihres treuen Dieners zuzumeſſen, einfolglich nicht eigentlich der ohnehin wohl nicht ſo bedeutenden Vorſprache meines quaſi Herrn Collegen zu verdanken haben mögten; ſo ſehe nicht ein, warum Ew. Hochwohlgebohren Sich ein Gewiſſen daraus machen ſollten, Sereniſſimo über das Betragen des Herrn Cheffe, oder vielmehr Verwüſters der höchſten Finanzen klaren Wein einzuſchenken; wobey auch noch den Wink zu geben nicht entſtehen kann, daß man oft in den Fall komme, ſelbſt für die Vergehungen unſrer Freunde verantwortlich zu werden, wenn man ſolche gewuſſt und verſchwiegen, mithin gleichſam Hehler geweſen und als Complice zu conſideriren iſt. Dies alles habe nur anheim geben wollen, lobe übrigens, wie ſchon geſagt, jene delicaten Geſinnungen auf alle Weiſe, und wiederhole, Dero Verlangen gemäß, nochmals die Verſicherung, daß von Ew. Hochwohlgebohren Zutrauen gegen mich nie abüſiren werde.

Daß die Reiſen Seiner Durchlaucht einige Vermehrung von Ausgaben nach ſich ziehen, iſt freylich einleuchtend; immittelſt warum ſollte einem Fürſten, der ſich ſo gnädig immer ſeiner Regenten-Pflichten angenommen nicht einmal eine ſolche Erholung zu gönnen ſeyn? Bey irgend wohl eingerichteter und gewiſſenhaft dirigierter Adminiſtration der Domainen würde es wohl ein Leichtes ſeyn jenen größern Aufwand, ohne ſolchen Druck des armen Landes, als leider! gegenwärtig zu ſehen iſt, zu beſtreiten. Es iſt meiner Denkungsart plane zuwieder, irgend jemand unglücklich machen zu wollen; allein meine theuer beſchwornen Pflichten legen mir dennoch die Verbindlichkeit auf, unſerm gnädigſten und theuernen Landes-Vater hierüber ohne Rückhalt zu referiren; und da übrigens glaube, daß der ſanfteſte Weg dazu durch Ew. Hochwohlgebohren eingeſchlagen werden kann; ſo bitte recht ſehr dringend, Sereniſſimo mit möglichſter Schonung des guten Herrn Geheimenraths von Mildenburg Uebereilungen, maßen Selbiger wohl freylich mehr aus Unwiſſenheit als eigentlich mala fide handelt, vorzutragen.

Dieſemnach muß aufrichtig geſtehn, daß wenn die Wirthſchaft, welche anjetzo hier in Adminiſtration der Finanzen herrſcht, alſo noch ein einziges Jahr fortgeführt, das ganze Land ruinirt ſeyn wird. Gern habe bis dahin geſchwiegen, weil es Seiner Durchlaucht gnädig gefällig geweſen, auf mein Bitten, mich von der Oberaufſicht und Mitwürkung in allen Cameral-Geſchäften, bey meinen ohnehin überhäuften Berufs-Geſchäften, zu diſpenſiren; allein die neuerlich vorgenommene Verpachtung ſämtlicher Aemter und Cabinets-Güter vollendet das allgemeine und abſolute Derangement unſerer Verfaſſung. Gern will ich den immer allgemeiner werdenden Gerüchten von vorfallenden Beſtechungen, von Seiten der neuen Pächter, um wohlfeiler zu den Aemtern zu gelangen, keinen Glauben beymeſſen, obgleich re vera eingeſchränkte häusliche Umſtände und die daraus, bey manchen unnützen Aufwande, leicht entſtehende Noth, zu allerley böſen Schritten verleiten können; indeſſen bleiben die ſchädlichen Folgen, welche aus den quäſtionirten Verpachtungen ſelbſt erwachſen müſſen, und welche in meinem letztern Schreiben des Weitern entwickelt habe, darum nicht weniger ſchädlich und verderblich.

Hierzu kommen die auf die unverantwortlichſte Weiſe an unwürdige Subjecte verſchwendeten Summen, zu Anlegung und Vervollkommung der Fabriken, die gegenwärtig in dem pitoyableſten Zuſtande ſich befinden. Da mir bewuſſt iſt, wie ſehr aufmerkſam Sereniſſimus auf dieſen, zu dem Flor eines Landes ſo viel beytragen könnenden Nahrungszweig ſind; ſo geht mir der gänzliche Verfall der Fabriken um deſto wehmüthiger zu Herzen, und wünſche oft in meinem Sinne, es möchte mein vieljähriger Freund, der verdienſtvolle Herr Geheimerath von Kappſtein, bey allen ſeinen Fehlern, noch dieſe Geſchäfte unter Händen haben, oder ein activer und gewiſſenhafter Mann, als Ew. Hochwohlgebohren ſind, dabey angeſetzt werden.

Wenn offenherzig meine geringe Meinung über dieſe Dinge ſagen muß; ſo glaube, daß, wenn nicht alles zu Grunde gehen ſoll, bald entſcheidende Schritte erfordert werden. Wenn es Seiner Durchlaucht gefallen ſollte, als welches in der That für das ſachdienlichſte und nothwendigſte halte, eine Commiſſion zu Unterſuchung dieſes ganzen Haushalts, niederzuſetzen; ſo erſuche Ew. Hochwohlgebohren angelegentlichſt, es durch ohnmaßgeblichen Vorſchlag dahin einzuleiten, daß dabey möglichſt wenig Aufſehn erregt werde. Obgleich ein alter, von Arbeit und Sorgen tief niedergedrückter Mann bin, und ſolche Verrichtungen einem Chriſten und Menſchenfreunde beſonders ſchmerzhaft fallen müſſen; ſo bin doch, als ein vieljähriger, treuer, eifriger Diener unſers gnädigſten Herrn, gern bereit, dieſe Unterſuchung, mit Zuziehung noch etwelcher unpartheyiſchen Sachverſtändigen, alſo vorzunehmen, daß der öffentliche Ruf des Herren

Geheimenraths von Mildenburg beſtmöglichſt geſchont werde; als worüber den Befehl erwarte.

Möchte indeſſen der gute Herr von Mildenburg nur ſelbſt beſſer für die Conſervation dieſes ſeines Rufs beſorgt ſeyn! Allein auch von ſolcher Seite wächſt dem Dienſte keine große Ehre zu. Im engſten Vertrauen unter uns muß Ew. Hochwohlgebohren eröfnen, daß ſeit einiger Zeit hier Geſchichtchen aus dem ehemaligen Leben deſſelben herumlaufen, die auſſerordentlich ärgerlich anzuhören ſind. Ey, ey! hätte doch mein alter Freund, der Herr von Kappſtein, der ein ſo großer Kenner von Menſchen ſeyn wollte, von ſeinem guten Herzen ſich nicht verleiten laſſen, uns dieſen fremden Mann hierher zu ziehn! Belieben Sie Sich vorzuſtellen, welchen Schrecken neulich bekam, als ein franzöſiſcher Cammerdiener, der ſich bey mir zu einem Engagement meldete, mich verſicherte: der Herr von Mildenburg ſey ein bloßer Aventürier, welcher ſich hier einen ganz falſchen Namen gegeben, ehemals als Informator in dem Hauſe ſeines jetzigen Herrn Schwiegervaters, zugleich mit ihm, dem franzöſiſchen Cammerdiener, gedient und ſich daſelbſt mit ſeiner gegenwärtigen Frau Gemahlinn ein wenig zu familiair gemacht habe, und was dergleichen Anecdötchen mehr waren. Ich habe einſtweilen den Menſchen in meinen Dienſt genommen, theils um ihm gleichſam das Maul zu ſtopfen, theils durch ſein Zeugniß, bey etwanigem traurigen Nothfalle, die Reinigkeit meiner Abſichten zu begründen und mich gegen den Verdacht einer Verleumdung zu ſchützen.

Was den vertrauten Umgang des Herrn von Mildenburg mit der Frau Obriſtlieutenantinn von Steinbach betrifft, als woren in meinem Vorigen Erwähnung gethan; ſo iſt das zwar eine Sache, die einem tertio nichts angeht; Gleichwohl, und da es würklich gut mit allen dabey intereſſirten Perſonen meine und ungern wollte, daß die Sache zu weit gehn, oder ſchlechter intentionierte Menſchen dieſelbe dem wackern Herrn Obriſtlieutenant von einer ſchlimmern Seite vorſtellen ſollten; ſo rathe doch ohnmaßgeblich an: Ew. Hochwohlgebohren möchten baldigſt Gelegenheit nehmen, dieſem guten Manne, dem mich ergebenſt zu empfehlen bitte, ſub roſa einen Wink zu geben, damit derſelbe etwa ſeine Frau Gemahlinn durch raiſonnable, aber ſanfte Vorſtellungen zu ihrer Pflicht zurückführte.

Doch überlaſſe alles Deroſelben beſten Ueberlegung, bitte den Wahlſpruch nicht zu vergeſſen: „caute et prudenter" noch das bibliſche Dictum: „daß man klug ſeyn ſolle, wie die „Schlangen und ohne Falſch, wie die Tauben" und verharre mit beſonderer Werthſchätzung ꝛc.

Acht und zwanzigſter Brief.

Von Heinrich von Mildenburg, an den Doctor Porr, in Hamburg.

*** den 8ten Jul. 1776.

Mache mir keine Vorwürfe, mein einziger Freund, über mein langes Stillſchweigen! Um Dein mitempfindendes Herz nicht zu kränken, aus wahrer Schonung, habe ich Dir in ſo langer Zeit nicht geſchrieben. Das meinige wird von ſo vielfachem Kummer zerriſſen, daß mir wahrlich das Leben eine ſchwere Bürde wird.

Mein letzter Brief meldete Dir, wenn ich nicht irre, vor ohngefehr ſieben Monaten, *) die Niederkunft meiner Frau mit einer jungen Tochter und ihr eitles Betragen im Wochenbette. Wir hatten grade eine lebhafte Verhandlung mit einander über die zu bittenden Gevattern, und mein eigenſinniges Weib beſtand eben darauf, ihren niederträchtigen Vater dazu einzuladen,

---

*) Dieſer Brief iſt nicht in der Sammlung.

den, als ich von Dieſem einen ſchmählichen Brief erhielt, in welchem der Elende ſich anmaßte, meine Lebensart zu hofmeiſtern, und dies von einer Art Drohung begleitet, die mich aus aller Faſſung brachte. Wer ihn zu einem ſo frechen Schritte aufgehetzt hatte, das habe ich nicht erfahren können; *) allein ich habe ihm in einer Manier geantwortet, wie man nur an den verächtlichſten Menſchen ſchreibt. Aus Schonung für meine Frau verſchwieg ich ihr indeſſen den Inhalt dieſes Briefwechſels, und begnügte mich, es als ein Zeichen ihrer Zuneigung zu mir von ihr zu verlangen, daß ſie von dem Gedanken, ihren Vater zum Pathen für ihr Kind zu wählen, abſtehn ſollte. Dies that ſie denn endlich, und das edle Weib, die Frau von Steinbach, hob es aus der Taufe.

Ich glaubte nun den häuslichen Frieden hergeſtellt; allein ich betrog mich. Der alte Baron ſchrieb mir nicht wieder; doch deſto eifriger gieng zwiſchen ihm und ſeiner Tochter die Correſpondenz fort. Ich bin unfähig, Briefe

---

*) Man ſehe den 24ſten Brief in dieſem Theile.

zu erbrechen, die nicht an mich gerichtet ſind; doch glaube ich, ich hätte diesmal nicht unrecht daran gehandelt, denn ich ſahe mit jedem Tage deutlicher, welchen ſchädlichen Einfluß meines Schwiegervaters Schreibereyen auf meiner Frau Gemüthsart hatten. Kaum war ſie im Stande, wieder auszugehn, als ſie ſich ohne Rückhalt allen Zerſtreuungen überließ, ihre häuslichen Pflichten vernachläſſigte, ſich in den unbedeutendſten Geſellſchaften umhertrieb, ihr Kind den Händen der Amme und der Wärterinn überließ, es kaum in zwey Tagen einmal mit eigenen Augen ſahe, der Demoiſelle Felmer, die ſeit einem halben Jahre bey uns iſt, mit einem unerträglichen Hochmuthe begegnete, und meine ſanften und ernſten Vorſtellungen gegen dies Betragen auf eine Weiſe beantwortete, die ich von ihr nie gewöhnt geweſen war und die ich an keinem Menſchen, am wenigſten an meinem Weibe, dulden kann. Dabey kamen Anſpielungen auf meinen gewiß höchſt unſchuldigen, für mich ſo einzig tröſtenden Umgang mit der Frau von Steinbach zum Vorſcheine, — — Anſpielungen, die mich vollends aus allem Gleichgewichte brachten. Da war nicht etwa zärtliche Beſorgniß, nicht ängſtliche Ehrfurcht, von Liebe erzeugt; ſondern kalter Neid, Misgunſt, verächtlicher Spott — Nicht Furcht, mein Herz zu verliehren, oder Beſtreben, es zu erhalten; ſondern Pochen auf das Recht über meine Exiſtenz, auf das Recht, mich als Eheweib quälen zu dürfen; Anweiſung an meine Pflichten, ohne Beſtreben, die ihrigen zu erfüllen — Meine Freundinn aber behandelte ſie mit ſolcher triumphierenden, höflichen, höhniſchen Geringſchätzung, daß dies jedermann auffallen muſste.

Du kannſt denken, mein Freund! daß, wenn ich nie die Vorzüge der Frau von Steinbach gefühlt hätte, das Bewuſstſeyn meines und ihres Werths, verbunden mit einem ſehr natürlichen Eigenſinne, mich jetzt treiben muſste, ihr öffentlich mit ſolcher ausgezeichneten Achtung und Freundſchaft zu begegnen, wie ſie es in der That auch verdient. Und Sie — — man dürfte die Weiber nicht kennen, wenn man glauben wollte, ſie hätte ſich die geringſte Mühe gegeben, die unvernünftige Eiferſucht meiner Frau zu widerlegen.

So leben wir nun ſeit vorigem Winter, und ich zweifle nicht, daß das artige Betragen meines theuren Weibes, wenn nicht gar ihre Confidencen, mich zur allgemeinen Fabel der Stadt gemacht, folglich auch auf meine bürgerliche Exiſtenz die nachtheiligſten Folgen gehabt, woran aber das unkluge Geſchöpf, obgleich ihr Zuſtand von dem meinigen abhängt, wohl nicht gedacht hat. Trauriger kann keine Lage ſeyn, als die meinige — Wird es Dich wundern, wenn ich Dir ſage, daß jetzt mein einziger Troſt der Umgang mit der Frau von Steinbach, daß dieſer Umgang mein größtes Seelen-Bedürfniß geworden iſt? — Ja! wäre ſie nicht eines Andern Weib, und wäre mein ſo oft betrognes Herz nicht — gleich dem Cörper eines alten Wollüſtlings — abgenutzt, entnervt, erkaltet — ich glaube, jetzt würde mich das weit führen — Und dies wäre dann die ſchöne Folge einer unvernünftigen Eiferſucht!

Meine politiſche Lage — ich muß grade gegen Dich herausgehn — macht mir auch ſchlafloſe Nächte. Ich fürchte, meine Feinde haben mich bey dem Herzoge angeſchwärzt. Sein letzter Brief war kalt und zweydeutig. Die Geſichter der hieſigen Leute haben ſich gewaltig geändert. Ich handle ſo vorſichtig, als ich nur immer kann, bin raſtlos wachſam und thätig; Aber ach! wenn es ſeyn ſoll; ſo laſſen ſich tauſend Mittel finden, einen redlichen Mann zu ſtürzen. Ich mag nicht daran denken, was aus mir werden müßte, wenn meine Ahndungen wahr würden. Der Herzog kömmt erſt im Frühjahre wieder — — Ich habe nicht einen einzigen Menſchen um ihn, auf den ich feſt bauen dürfte — Der Miniſter von Kappſtein iſt in Geſchäften ſeines Königs nach Rußland gereiſt, alſo auch bey Dem kein Rath zu holen — Meinem guten Oheime mag ich bey ſeiner nahen Abreiſe, durch Klagen nicht das Herz noch ſchwerer machen. —

Du biſt meine einzige Zuflucht — Ich beſchwöre Dich, noch vor dem Herbſte zu mir zu kommen. Glaube nicht, ich kehrte nur dann zu Dir zurück, wenn ich mich in Verlegenheit befände! Gewiß nicht! Mein Herz iſt immer gleich warm für Dich; aber es drängt ſich ohne Unterlaß eine Menge ſolcher Ideen durch mein

Gehirn, und dann habe ich ſo wenig Muße zum Schreiben — Halb ſagen mag ich die Sachen denn auch nicht, damit Du mich nicht ſchief beurtheileſt. Komm alſo ſelbſt, und ſey mein Rath, mein Troſt und zugleich mein Richter!

Vielleicht auch zerſtreuen ſich die ſchwarzen Wolken wieder, die meine Feinde zuſammengeſtürmt haben. Bricht aber das Ungewitter los; dann weiß Gott, was ich anfange! Freylich habe ich mir auch nicht einen einzigen ſchiefen Schritt und nicht eine einzige grobe Vernachläſſigung meiner Pflichten zu Schulden kommen laſſen; Doch was würde mir das helfen, wenn man ſich einmal zu meinem Untergange verſchworen hätte?

Antworte mir bald! Dringend bittet Dich darum Dein ꝛc.

Neun und zwanzigſter Brief.

Antwort des Doctors Porr, auf den vorigen Brief.

Hamburg, den 20ſten Julius, 1776.

Ich eile, mein theuerſter Freund! Dir zu antworten. Dein liebevolles Zutraun hat mich innigſt gerührt; Ich hoffe, Du ſollſt mich deſſen nicht unwürdig finden. Was ich an Rath und That vermag, das werde ich Dir immer freudig widmen; Vor dem September-Monate aber kann ich nicht kommen. Rede Dir indeß ſelbſt Muth ein! Darum beſchwöre ich Dich. Gönne Deinen Feinden den Triumph nicht, Dich an Deinem Siege über ſie verzweifeln zu ſehn! Vielleicht fangen ſie ſelbſt an zu zittern, wenn Du ihnen eine unerſchrockne Stirne zeigſt. Du darfſt Deinen Poſten nicht verlaſſen, ſonſt wollte ich Dir rathen, grade nach Italien zum Herzoge zu reiſen; Mündliche Erklärung, Mann gegen Mann, davon halte ich viel.

Und was haſt Du denn am Ende zu fürchten? Es würde zu ſpät ſeyn, zu unterſuchen, ob Du nicht auch diesmal manche Unvorſichtigkeit begangen haſt; allein ſind denn Unvorſichtigkeiten — Verbrechen? Wenn der redliche Mann vor der Gerechtigkeit zittern muß, was ſoll dann der Schelm thun? Haſt Du Unrecht gehabt, Geſchäfte zu übernehmen, in denen Du wenig geübt warſt, Laſten auf Dich laden zu laſſen, die für Eines Mannes Schultern zu ſchwer waren; ſo muß doch wohl Der die Hälfte dieſes Unrechts tragen, der Dir mehr zugemuthet hat, als Deine Kräfte vermogten. Und ſoll denn Deine Rechtſchaffenheit, Deine Uneigennützigkeit, Deine raſtloſe Thätigkeit, Pünctlichkeit, Ordnung, für gar nichts gezählt werden? Soll gegen die Uebereilungen, die Du vielleicht begangen, gar nicht das Gute in Anſchlag kommen, das Du bewürkt, das ich von Andern weiß, und das Du mir beſcheiden verſchwiegen haſt? Iſt nicht durch Dich zuerſt das Cammer-Collegium aufmerkſam auf manche neue öconomiſche Entdeckung geworden? Haſt Du nicht entſchiedene Verdienſte um die Erziehung des Landvolks? Haſt Du nicht haushälteriſche, nützliche Vorſchriften, Widerlegung verjährter Vorurtheile und abergläubiſcher Meinungen in die Kalender und öffentlichen Blätter einrücken, auf Koſten des Herzogs, zum allgemeinen Beſten, landwirthſchaftliche Proben machen, Futterkräuter ziehn, Pflanzungen anlegen laſſen? Haſt Du nicht oft Deinem Herrn gezeigt, daß es abgeſchmackt ſey, mit großen Koſten Fabriken, die nur Artikel des Luxus bearbeiten, anzulegen, indeß die nöthigſten Bedürfniſſe auswärts hergeholt, die gemeinſten inländiſchen rohen Producte ausgeführt, in fremden Ländern verarbeitet, und dann gegen große Summen, die der Unterthan ausſchleppt, wieder hereingebracht werden? Stiften nicht die Wollenſpinner, Strumpf-Fabricanten und Hutmacher, die Du in ihrem Gewerbe unterſtützt haſt, dem Lande mehr Nutzen, als ihm der Verluſt der kleinen Summen, die Du, freylich ein wenig unbedachtſam, zwey oder drey Windbeuteln von Porcelain-Fabricanten und Tapeten-Würkern anvertrauet haſt, Schaden bringt? Und das ſollte überſehn, von Dir ſelber nicht in Anſchlag gebracht werden! — Nein, mein Lieber! werde nicht muthlos! Verdruß kann man Dir machen, und das nicht ohne

Deine Schuld; aber Dich zu Grunde richten; Dir das eigene Bewuſstſeyn, Gutes gethan zu haben, Dir die Achtung unpartheyiſcher und verſtändiger Leute rauben — Das wird man nicht können. Das Erſte muſst Du billig tragen; das Andre wird Dich dafür entſchädigen, oder wenigſtens aufrecht erhalten.

Zu Deiner häuslichen Lage kann ich leider! nichts ſagen. Ich fühle die ganze Härte davon; Vielleicht, wenn ich die Sache in der Nähe ſehe, läſst ſich noch ein Linderungs-Mittel treffen. Inzwiſchen, wenn auch das nicht ſeyn ſollte — wie wenig glückliche Ehen giebt es! Laſt, Entbehrung, Aufopferung — Das fällt da faſt immer dem beſſern und verſtändigern Theile zu, indeß der andre genieſst und nichts dafür wieder giebt. Mögteſt Du nun deswegen von Rollen tauſchen und dafür ein kalter, ſeelenloſer Pinſel werden? — Wenn Dich endlich ächte treue Freundſchaft für das Verſchwinden jener Ideale von ehelicher Glückſeligkeit entſchädigt; biſt Du dann nicht noch immer reicher an Genuß, als unzählige gute Menſchen?

Doch, ich fühle es wohl, was ich hier eben geſagt habe, iſt leidige Tröſtung. Denke alſo, daß — daß es nun einmal nicht anders hergeht in dieſer Vorbereitungs-Welt, oder denke, was Du willſt, nur nicht, daß ich je aufhören könnte, warm und herzlich zu ſeyn, Dein ꝛc.

Dreiſſigſter Brief.

Von dem Obriſtlieutenant und General-Adjudanten von Steinbach, an ſeine Frau.

Rom, den 6ten Auguſt, 1776.

Meine liebe Frau! Es hat ſich kürzlich ein ſchlecht geſinnter Menſch einfallen laſſen, mir einen Brief ohne Unterſchrift zu ſchicken, in welchem Deine Aufführung, während meiner Abweſenheit, und Dein Umgang in Wildenburgs Hauſe auf die gehäſſigſte Weiſe abgeſchildert ſind. Ich halte ſehr wenig von anonymen Briefen; Wer Wahrheit in guter Abſicht ſagt, ſcheuet nie, ſeinen Namen zu nennen. Zudem war dieſer Brief ſo aufgeſetzt, daß, obgleich ich ein alter Soldat und nicht von den Hochſtudierten Einer bin, ich doch bald merken konnte, daß da verläumderiſche Bosheit im Spiele war; Ich errathe auch allenfalls, aus andern Umſtänden, woher das Alles kömmt, und werde meine Maaßregeln nehmen. Du haſt Dich immer als ein vernünftiges und ſittſames Ehrenweib aufgeführt, und wärſt Du das nicht; ſo würde ich es gar nicht der Mühe werth halten, viel darüber zu raiſonnieren. Mildenburg iſt auch ein braver Kerl, hat mit ſeiner eigenen Frau, denke ich, Laſt genug und iſt mein guter Freund; Ich ſchlafe alſo ganz ruhig hier in Rom. Unterdeſſen habe ich Dir doch das melden wollen. Es kann jedermann begegnen, ſo in's Gerede zu kommen, und da iſt es gut, wenn man es doch weiß. Lebe wohl, meine liebe Frau! Ich wollte, Du wärſt bey mir. Auf's Frühjahr komme ich mit dem Herzoge wieder, wenn ich ſo lange auf den Beinen bleibe. Für Deinen guten Rath in Anſehung der italieniſchen Weine und des Podagra's danke ich vielmals, weil er doch gut gemeint war; Du weiſſt übrigens, das ich das Rathgeben nicht wohl leiden kann. Nun adieu! Ich bin Dein treuer Mann ꝛc.

Ein und dreiſſigſter Brief.

Von Demſelben, an den Geheimenrath von Braunfeld.

Rom, den 6ten Auguſt, 1776.

Mein Herr Geheimer Rath! Es hat mir unſer ſehr dienſtfertiger Herr Reiſemarſchall geſagt, daß Ew. Excellenz ihm aufgetragen haben, mir allerley leiſe Winke in Anſehung meiner Frau zu geben. Er hat darüber ſeinen nöthigen Beſcheid erhalten und es iſt nun meine Schuldigkeit, auch Ihnen meine Meinung zu ſagen. Herr Geheimer Rath! Ich kann die leiſen Winke und die ungebetenen dienſtfertigen Leute nicht leiden; daß Sie es nur wiſſen! und wer unberufen, **von mir** unberufen, ſich in meine häuslichen Geſchäfte miſcht, den pflege ich bey den Ohren zu kriegen, und wäre er auch Miniſter; denn ich fürchte niemand, wie das kein ehrlicher Kerl thut. Sie ſind einmal Advocat geweſen; das klebt Ihrer Excellenz noch verteufelt an; Deswegen gehen Sie gern ſchiefe Gänge; ich aber gehe immer den graden Weg. Verſuchen

Sie alſo künftig lieber nur Ihr Heil an Ihren Dintenkläckſern, und laſſen mich und meine Frau ungeſchoren! Ich wollte, Sie hätten ſo ſorgfältig über Ihre ſaubre Frau Tochter gewacht — Ungern rücke ich Ihnen das vor; aber ſo, wie man in den Wald hineinſchreyet; ſo ſchallt es wieder heraus.

Dies zur Nachricht, Herr Miniſter! Höre ich, das Sie meinen oder meines Weibes Namen noch einmal nennen, es ſey im Guten oder Böſen; ſo ſpreche ich, gleich nach meiner Rückkunft, ein Wörtchen mit Ihnen, wovon in Ew. Excellenz ſchweinsledernen Juriſten-Büchern nicht ein Wörtchen ſtehn ſoll. Sie ſind jetzt ein Cavalier, wie ich; (Das koſtet Sie Ihr ſchönes Geld) Nehmen Sie das alſo krumm; ſo ſtehe ich mit der Erläuterung zu Dienſten. Stecken Sie es aber bey; ſo bleibt es unter uns.

Ich höre, daß Sie den armen Mildenburg ſtürzen wollen. In fremden Händeln krame ich nicht gern; aber eine kleine Warnung laſſen Sie Sich doch geben! „Jedes Ding währt ſeine „Zeit; Gottes Liebe in Ewigkeit.“ Wenn Sie einmal an den Unrechten kommen: ſo könnte ſich das Blatt umwenden. Ich wollte, Sie wären hier in Italien; Da giebt es köſtliche Weine, und davon ſind Ew. Excellenz ein Liebhaber. Doch, das geht mich eben ſo wenig an, als meiner Frau Aufführung Sie angeht.

Ich verharre mit viel Aufrichtigkeit, wie Sie ſehen ꝛc.

Zwey und dreiſſigſter Brief.

Von Carolinen Felmer, an die Frau Räthinn Hemann, in Engeleben.

*** den 8ten Auguſt, 1776.

Auf zwey Briefe, verehrungswürdigſte Freundinn! nicht eine einzige Zeile Antwort! — Sollte ich ſo unglücklich geweſen ſeyn, Ihre mütterliche Liebe und Zuneigung zu verliehren? Oder muß ich fürchten, daß Krankheit Sie hindert, an mich zu ſchreiben? — O! dann würden Sie doch meine Bitte erfüllt und mir durch Andre Nachricht von Ihrem Befinden haben geben laſſen. Ich wäre zu Ihnen geeilt, und hätte ich den Weg zu Fuße machen ſollen! um Ihrer zu pflegen. Doch, ich entferne dieſe traurigen Bilder, glaube lieber, Sie ſind durch Geſchäfte verhindert worden, und denke: die Tochter kann auch wohl dreymal der Mutter ſchreiben, bevor ſie Antwort bekömmt.

Laſſen ſie mich nun fortfahren, Ihnen Nachricht von meiner hieſigen Lage zu geben!

Ich fange damit an, Ihnen ohne Heucheley und Prahlerey zu ſagen, daß ich mir bewuſſt bin, Urſache zu haben, mit mir ſelber, mit meiner Aufführung, ſo lange ich in des Herrn von Mildenburg Hauſe bin, zufrieden zu ſeyn. Sie, würdigſte, edle Freundinn! kennen mein Herz; Sie ſind die Einzige, die mich nie mißkannt hat, gegen meine Fehler zwar nicht blind geweſen iſt; aber mir auch die Gerechtigkeit hat wiederfahren laſſen, daß ich aus dem Kampfe mit einem heftigen und unruhigen Temperamente nicht immer ohne einiges Verdienſt herausgehe, und daß, wenn auch Unvorſichtigkeit und ein wenig Leichtſinn mich zuweilen eine Uebereilung begehn laſſen, wobey die kalte Ueberlegung den Kopf ſchüttelt und die liebloſe Verleumdung ſchadenfroh auflacht, ich doch in dem Innerſten meiner Seele der Tugend manches ſtille, nicht unwürdige Opfer bringe. Alſo habe ich kein Geheimniß vor Ihnen, und dennoch wiederhole ich es: ich bin ſeit unſrer Trennung zufrieden mit mir ſelber, mit meiner Aufführung. Die mütterlichen Lehren, die Sie mir zum Abſchiede mitgegeben haben, ſind nicht aus meinem Herzen gewichen. Es klingt ſonderbar, und doch iſt es gewiß, es war gut, daß ich nicht länger in Enseleben blieb. Die ſchiefe Art, wie mich die Leute dort beurtheilten, hatte mich nun einmal verſtimmt, und ich war zu ſtolz, zu eigenſinnig, **dieſer Menſchen wegen**, mein Betragen zu ändern. Gern hätte ich mit Ihnen, beſte Pflegemutter! nur Brod und Waſſer genoſſen und mich einſam, wie in einem Kloſter gehalten; aber daß jenes kleinſtädtiſche Volk ein Recht zu haben glaubte, mir **vorzuſchreiben**, wie ich leben, welche Laune ich haben, wie ich mich kleiden, mit wem ich umgehn ſollte und auf welchen Fuß — und das bloß darum, weil ich arm war, da ſie mir gewiß alles würden verziehn haben, wenn wir im vorigen Wohlſtande geblieben wären — Das konnte ich nicht dulden; das erweckte in mir den Geiſt des Widerſpruchs. Doch ich habe mich ja über das Alles, in dem langen, mir unvergeßlichen Geſpräche erklärt, das wir am Tage vor meiner Abreiſe mit einander führten.

Mit dem feſten Vorſatze aber reiſete ich hieher, zu zeigen, daß es mich nicht viel Mühe koſtete, auch in einer großen Stadt, wo niemand

mand mich bemerken würde, und wo man ſich gegenſeitig alles zu erlauben pflegt, einſam und häuslich zu leben; daß ich mich in Menſchen zu fügen und freywillig übernommenen Zwang zu ertragen wüßte; und das glaube ich denn auch durch meine bisherige Aufführung bewahrheitet zu haben — Hierüber etwas weitläuftiger!

Der Herr Geheimerath von Mildenburg iſt mir, von dem erſten Augenblicke meines Eintritts in ſein Haus an, auf die edelſte und ungeſuchteſte Weiſe begegnet. Er hat mich gebeten, ſeiner Frau Gemahlinn in Führung des Hausweſens ſo viel behülflich zu ſeyn, als mir ſelbſt, die ich, wie er ſagte, nicht an Müßiggang gewöhnt wäre, angenehm ſeyn würde. Mit der liebenswürdigen Familie eines ſehr einſichtsvollen Banquiers, des Herrn Schlaubach und noch einem Paar andern angeſehenen bürgerlichen Familien hat er mich in Bekanntſchaft gebracht, mir aber überlaſſen, mir nachher einen Umgang nach meinem Herzen zu wählen. Er hat mir, auf eine Weiſe, die ſich nicht ausſchlagen ließ, ein mäßiges Jahrgeld beſtimmt, und behandelt mich dabey, auch in Gegenwart von Perſonen höhern Standes, ſo ausgezeichnet gut, daß es immer ſcheint, als habe er mir viel Verbindlichkeit für die geringen Bemühungen, die mir die Führung ſeines Haushalts macht. Dieſe iſt nun in der That ganz in meinen Händen, denn die Frau von Mildenburg — So ſchnell kann ſich ein Land-Fräulein umſchaffen! — iſt ſo fremd als möglich in ihrem Hauſe. Geſtern begegnete ihr auf der Treppe ein Mädchen; „Zu wem will Sie, mein Kind!“ fragte die gnädige Frau „und bey wem dient ſie?“ „Ey!“ antwortete Jene, verwundert „Ich bin „ja Ihro Gnaden Küchenmädchen, ſchon ſeit vier „Monaten.“ *)

Wie gern wäre ich dem Herrn von Mildenburg dadurch nützlich geweſen, daß ich, ſeinem

nem

---

*) Dieſe Anecdote, für ſo unwahrſcheinlich man ſie auch halten mögte, iſt auf Wahrheit gegründet und, was ärger als das iſt, die Dame, der ſie begegnet iſt, hat ſie mir ſelbſt, ohne roth zu werden, ja! mit einer Art von Triumph erzählt. Sie wuſſte ſich etwas damit, auf einen ſo großen Fuß zu leben, daß ſie — die erſten Pflichten ihrer Beſtimmung vergeſſen konnte.

nem Zwecke gemäß, dazu beygetragen hätte, vortheilhaft auf ſeine Frau Gemahlinn zu würken! Allein es wird mir nie gelingen, mich Dieſer zu nähern, obgleich die Schuld gewiß nicht an mir liegt. Sie hat, ſo höflich und herablaſſend ſie auch ſcheint, dennoch ſehr hohe Begriffe von dem Abſtande zwiſchen einer adelichen Dame und einem bürgerlichen Mädchen und iſt überhaupt ſo wenig zur Freundſchaft geſtimmt, daß da jede Mühe verlohren ſeyn würde.

Das Aeuſſere der Frau von Mildenburg iſt unbegreiflich täuſchend. Sie ſcheint die Unſchuld, Gradheit, Sanftmuth, Herzens-Einfalt und Menſchenfreundlichkeit ſelbſt zu ſeyn, indeß Eigenſinn, Hang zu lermenden Freuden, Kälte, Verſchloſſenheit, Gefühlloſigkeit und Mangel an feinerer Cultur ihren wahren Character beſtimmen. Der arme Mann iſt ſehr unglücklich; Aber was iſt zu thun? Gezankt habe ich mich noch nie mit ihr; dazu reſpectire ich ſie, die Wahrheit zu ſagen, nicht genug. Ich erſcheine nicht anders vor ihr, als wenn ich beſtimmte Winke dazu erhalte, führe den Haushalt und die Rechnung darüber mit möglichſter Pünctlichkeit und bin ſo glücklich, dafür von allen Seiten Achtung und Vertrauen einzuerndten. Ich gehe äuſſerſt ſelten aus; Meine Erholungsſtunden werden durch Lectüre ausgefüllt. So geht eine Woche nach der andern hin, und jetzt habe ich denn auch mein ein und zwanzigſtes Lebensjahr zurückgelegt — Der Himmel wird weiter helfen; Aber ſonderbar iſt es doch, daß ich von meiner erſten Jugend an (die glückliche Zeit ausgenommen, die ich bey Ihnen zugebracht habe) beſtimmt zu ſeyn ſcheine, immer mit böſen Weibern zu leben. -- Ich will es einmal ſo nehmen, denn Sie zürnen ja, wenn ich ſage, daß ich oft verſucht werde, zu meinem alten Glauben zurückzukehren und zu behaupten, daß es überhaupt mehr böſe Weiber, als ſchlechte Männer giebt.

Von einer Perſon muß ich noch reden, die in unſerm Hauſe eine ſehr wichtige Rolle ſpielt; Es iſt die Frau von Steinbach, von der ich Ihnen ſchon einmal im Vorbeygehn etwas geſagt habe. Der Herr Geheimerath hält gewaltig viel auf ſie, und mein Beobachtungsgeiſt müſſte mich auſſerordentlich trügen, wenn er nicht ein bischen mehr als bloß Freundſchaft, für ſie empfände. Uebrigens iſt von ihrer Aufführung nichts Böſes zu ſagen; aber wenn ich eine Mannsperſon wäre; ſo würde ich doch ſchwerlich mein Herz ſo feſt an ihr hängen. Erſtlich iſt ſie gar nicht ſchön; freylich hat ſie eine angenehme, vernünftige Geſichtsbildung und viel Anſtand; aber es giebt doch wahrlich hier noch wohl Frauenzimmer, die regulairere Züge und auch etwas Intereſſanteres in der Phiſionomie haben. Dazu kömmt, daß ſie gern ein wenig glänzt, zu gefallen ſucht und, weil ſie viel geleſen, einige Talente hat und ſich bewußt iſt, Verſtand zu beſitzen, auf Leute von geringern Fähigkeiten, beſonders von weiblichem Geſchlechte, ziemlich von oben herabſieht. Ihren abweſenden Gemahl kenne ich nicht; Er ſoll ein biedrer, alter, hübſcher Officier ſeyn, von gutem, graden Sinne, aber für ſeine Gattinn bey Weitem nicht klug und unterhaltend genug. Die Frau von Mildenburg kann dieſe Frau gar nicht leiden, theils weil ſie immer hofmeiſtern will, theils auch wohl aus heimlicher Eiferſucht; denn ohngeachtet ſie ſelbſt ihrem Manne nicht die geringſte wahre Liebe und Gefälligkeit bezeugt, noch ſich nach ihm zu bilden ſucht; ſo mag ſie es doch nicht ausſtehn, daß er ſich für andre Damen warm intereſſiert. Mich ſoll wundern, wie das Ding noch ablaufen wird, denn um den häuslichen Frieden ſieht es bey uns mißlich aus. Gegen mich beträgt ſich die Frau von Steinbach ganz höflich, doch immer mit einer Art von Hoheit, die ich nicht gut vertragen kann. Bin ich zugleich mit ihr bey der Frau von Mildenburg; ſo affectirt Dieſe, mir in der Obriſtlieutnantinn Gegenwart eine Vertraulichkeit zu beweiſen, die ihr ſonſt gar nicht eigen iſt, bloß um ſie zu demüthigen — Doch warum unterhalte ich Sie von dieſen kleinen weiblichen Neckereyen?

Uebrigens ſcheint der Herr Geheimerath ſehr viel heimlichen Kummer, auch in Dienſtſachen, zu haben. Was es eigentlich iſt, das erfahren wir nicht, aber ich ſehe ihn oft heftig erſchüttert nach Hauſe kommen, und dann ſetzt er ſich verſchloſſen und finſter an den Tiſch, ohne einen Biſſen in den Mund zu nehmen, und die gnädige Frau, ſtatt ihn aufzuheitern, ſpöttelt darüber, daß er ein ſo ſchlechter Geſellſchafter iſt.

Nehmen Sie, würdige Mutter! dies lange Geſchwätz mit Nachſicht auf und beglücken bald mit einigen liebevollen Zeilen und mit angenehmen Nachrichten von Ihrem Befinden Diejenige, welche lebenslang ꝛc.

Drei und dreiſſigſter Brief.

Von dem Paſtor Ehrmann an Carolinen Felmer.

Birkenthal, den 20ſten Auguſt, 1776.

Werthgeſchätzte Demoiſelle! Ich habe Ihnen eine Nachricht zu geben, wobey Ihr gutes Herz gewiß nicht ungerührt bleiben wird; Unſre redliche Freundinn, die Frau Räthinn Homann, iſt, heute vor acht Tagen, Abends um ſieben Uhr, ſanft und mit aller Heiterkeit und Ruhe einer Chriſtinn, ſelig verſchieden. Sie hatte ſchon lange gekränkelt und das war die Urſache, weswegen Sie in ſo geraumer Zeit keine Briefe von ihr erhielten. Ein Paar Tage vor ihrem Abſcheiden ließ ſie mich nach Engeleben holen. Sie war ſo gütig, mir eine Abſchrift ihres Teſtaments einzuhändigen und mir aufzutragen, dies gleich nach ihrem Tode eröfnen zu laſſen. Sie redete in ihren letzten Stunden viel von Ihnen, wünſchte Ihnen Segen und Glück und treuen Fortgang auf den Wegen der Tugend und Gottesfurcht. Ihr Brief, werthgeſchätzte Demoiſelle! kam erſt zwey Tage nach dem tödtlichen Hintritte der würdigen Frau an; Sie hat ihn alſo nicht geleſen und habe ich die Ehre, Ihnen denſelben unerbrochen zurückzuſenden. Zugleich füge ich eine Abſchrift des eben erwähnten letzten Willens bey, woraus Dieſelben erſehn werden, daß die Frau Räthinn Sie zu der einzigen Haupt-Erbinn ihres kleinen Vermögens, ſo viel nämlich das ausſtehende und baar liegende Geld betrifft, eingeſetzt, ihre Kleider, Mobilien und das übrige Geräthe hingegen ihrer treuen Dienſtmagd vermacht hat. Die Berechnung der Unkoſten, welche ich, der Verordnung der Erblaſſerinn gemäß, von der vorräthigen Summe beſtritten, den Reſt aber an Arme ausgetheilt habe, lege ich gleichfalls bey. Es wird nun von Ihnen abhängen, wem Sie die Hebung und Einſendung der halbjährig fälligen Zinſen gefälligſt auftragen wollen.

Ich bin überzeugt, daß Sie auf die kleine Erbſchaft gern Verzicht thun würden, wenn Sie dadurch die vortrefliche Frau wieder in das Leben zurückrufen könnten; Da es indeſſen dem Herrn über Leben und Tod nun einmal alſo gefallen hat; ſo ſind doch vierzig Piſtolen jährlicher Einkünfte ein artiger Zuſchuß und wünſche ich vom Herzen, daß Sie dieſe Einnahme lange Jahre hindurch geſund, glücklich und mit dankbarem und unſchuldigem Herzen verzehren mögen.

Meine Frau empfiehlt ſich zu gütigem Andenken und ich habe die Ehre ꝛc.

Vier und dreiſſigſter Brief.

Von dem Herrn von der Hart, an Heinrich von Waldenburg.

St. François, auf der Inſel Martinique,
den 2ten Jenner, 1776.

Sie ſehen aus der Ueberſchrift meines Briefs, theuerſter Wohlthäter und Freund! daß ich meinen Wohnplatz verändert habe. Bey dieſem Tauſche habe ich auf alle Weiſe gewonnen. Martinique iſt die gröſte und angenehmſte unter den kleinen Antillen und die Verhältniſſe, in denen ich hier ſtehe, ſind für meine ökonomiſchen Umſtände vortheilhafter und einträglicher, als die, unter denen ich in Guadeloupe lebte. Mein einziges Dichten und Trachten iſt jetzt, Geld zu gewinnen, um bald nach dem lieben Europa zurückzukehren, nach welchem mein Herz, ohngeachtet der herben Schickſale, die ich darinn erlebt habe, ſich dennoch ohne Unterlaß hinſehnt. Die Unruhen in den engliſchen Colonien machen mir vollends den Aufenthalt in dieſem Welttheile äuſſerſt verhaſſt. Man ſagt hier. es werden noch in dieſem Jahre teutſche Truppen nach Nord-America geſchickt werden. Sollte dies gegründet ſeyn und Frankreich nicht etwa auch in offenbaren Krieg mit England gerathen; ſo ſoll mich gewiß nichts abhalten, meine lieben Landesleute aufzuſuchen; und kann ich es irgend möglich machen; ſo übernehme ich eine Lieferung für eine der Armeen. Länger als bis im Frühjahre 1778 bleibe ich gewiß nicht in America; das iſt einmal feſt beſchloſſen. Gegen dieſe Zeit hoffe ich ein mäßiges Vermögen geſammelt zu haben.

Ihren gütigen Brief vom 1ſten October 1774 habe ich erſt vor Kurzem erhalten. Es freuet mich in dem Innerſten meiner Seele, daß die Vorſehung Sie, durch eine günſtige Wendung Ihres Schickſals, für das belohnt, was Sie an mir gethan haben. Der Tod meiner unwürdigen Frau hat mich doch Thränen gekoſtet — Haben Sie denn noch immer nicht gehört, was aus der armen Caroline geworden iſt?

Wenn Sie mich wieder mit einer Zuſchrift beehren; ſo melden Sie mir doch recht viel

Neuigkeiten! Sie glauben nicht, welch' eine Erquickung ſolche Nachrichten für mich ſind, und wie Dem, welcher ſo weit von ſeinem Vaterlande entfernt leben muß, alles ſo wichtig iſt, was nur von daher kömmt. Deſto weniger kann ich Ihnen von hier aus ſchreiben, was Sie intereſſieren mögte. Sehr oft bin ich in Gedanken bey Ihnen, und nie weichen die Empfindungen der Dankbarkeit und Hochachtung aus meinem Herzen, mit welchen ꝛc.

Fünf und dreiſſigſter Brief.

Von dem regierenden Herzoge von ***, an den Geheimenrath von Braunfeld.

Unſern freundlichen Gruß zuvor!
Beſter, beſonders lieber Getreuer!

Was Uns durch Unſern Reiſe-Marſchall und Kriegsrath von Herbrand ihr habt vortragen laſſen, und was neuerdings, in Betreff Unſers Geheimenraths von Wildenburg, an Uns von euch unterthänigſt einberichtet worden; das haben Wir Uns zur Nachricht dienen laſſen, und bezeugen euch hierdurch Unſre gnädigſte Zufriedenheit mit eurem, bey dieſer unangenehmen Gelegenheit, bewieſenen Dienſteifer.

Angehend die Sache ſelbſt; ſo genehmigen Wir in alle Maaße, daß die Unterſuchung mit möglichſter Discretion vorgenommen und aller öffentlicher Eclat vermieden werde. Ihr habt euch demnach, ohnmittelbar nach Einlauf Dieſes, in Begleitung zweyer, von euch ſelbſt auszuwählender Räthe aus Unſrer Regierung, auf deren Klugheit und Verſchwiegenheit ihr bauen könnet, zu dem von Mildenburg zu verfügen, und, nach Vorzeigung des beykommenden, für euch ausgefertigten Commiſſorii, beſagtem von Mildenburg in gemäßigten Ausdrücken anzudeuten, daß ihr ihm auf Unſern höchſten Befehl den Wink gäbet, ſich, bis zu Aufklärung der Sache, unter einem ſchicklichen Vorwande, wie etwa einer zugeſtoßenen Unpäßlichkeit, aller Official-Geſchäfte zu enthalten, auf keine Weiſe aber, vor erlangter weiterer Vergünſtigung, ſich aus der Stadt zu begeben.

Zugleich habt ihr ihm auf den geleiſteten Eid, auf ſeine Pflichten und auf die Gefahr künftiger ſchwerer Verantwortung zu injungiren, alle Acten und übrigen Papiere in Dienſtſachen, ſo in ſeinen Händen befindlich, nebſt den Schlüſſeln zu den unter ſich habenden Caſſen zu überliefern; als welche ſodann von euch in gehörigen Beſchluß zu nehmen ſind.

Nach dieſen Vorkehrungen habt ihr mit dem Commiſſions-Geſchäfte den Anfang zu machen, jedoch in des von Mildenburgs Hauſe, und ihn glimpflich, obwohl auf das Genaueſte, über die in eurem Commiſſorio euch vorgeſchriebenen Puncte zu vernehmen, über das Alles ein Protocoll führen zu laſſen und ſolches an Uns zu weiterer Verfügung, je nachdem es die Umſtände erfordern, unterthänigſt einzuſchicken.

Wie Wir aber übrigens dieſe verdrießliche Sache, wenn ſich dieſelbe nicht etwa zu dem Object einer förmlichen gerichtlichen Entſcheidung qualificieren ſollte, gern bald, und zwar vor Unſrer Rückkehr in Unſre Reſidenz, als wohin Wir Uns vielleicht ſchon in drey Monaten begeben werden, abgethan ſehn mögten; ſo erwarten Wir von euch, daß ihr dabey, ſo viel es die Umſtände leiden, mit möglichſter Beſchleunigung zu Werke gehet.

Uebrigens ſind Wir euch in Gnaden gewogen.

Gegeben in Rom,
den 6ten September 1776.

*** Herzog von ***

Sechs und dreiſſigſter Brief.

Von dem Doctor Porr, an den Hauptmann von Biederndorf, gegenwärtig auf Werbung, in Heilbronn.

*** den 26ſten September, 1776.

Gern wollte ich Sie, würdiger Mann! mit unangenehmen Nachrichten verſchonen, da Sie in wenig Monaten Europa verlaſſen werden und ich ſo herzlich wünſchte, daß Sie eine ruhige Gemüths-Verfaſſung mit auf die Reiſe nehmen mögten. Allein die neuerlichen Schickſale unſers guten Mildenburgs können Ihnen doch ſchwerlich verborgen bleiben, und da fürchte ich dann, daß das vielzungichte Gerücht die Sache ſchlimmer machen mögte, als ſie iſt; denn noch habe ich einige Hoſnung, daß alles zu unſrer Zufriedenheit ausfallen wird.

Ich kam, auf meines Freundes Bitten, vor acht Tagen hier an, und fand ihn in einem Zuſtande, der mir gar nicht gefiel. In ſich gekehrt, niedergeſchlagen und dabey ſichtbar kränklich

lich und abgezehrt, durch die Folgen des Kummers, der an ſeiner Geſundheit nagt, kam er mir entgegen.

Mein erſtes Augenmerk war ſeine häusliche Lage, weil ich überzeugt bin, daß wer nur zu Hauſe Freude hat, im traulichen Cirkel ſeiner Familie manches bittre Leiden, das ihm die Menſchen drauſſen machen, vergeſſen und verſchmerzen kann. Ich miſche mich ungern in eheliche Zwiſtigkeiten; aber doch fragte ich Mildenburg, ob er glaubte, daß ich etwas dazu beytragen könnte, den Frieden zwiſchen ihm und ſeiner Frau wieder herzuſtellen; denn würklich fand ich dieſen ſo geſtört, daß ſie oft in einer ganzen Woche ſich einander nicht ſehen — nicht einmal bey Tiſche, es ſey denn, daß ſie Fremde zu Gaſte haben, wo es ſich wohl nicht gut ändern läßt (wie denn auch jetzt die Frau von Mildenburg immer an Tafel erſcheint, ſeitdem ich in ihrem Hauſe bin). Er bath mich alle Mühe zu ſparen und nur ſelbſt zu ſehn, was für eine Plage er ſich mit der ſanften Louiſe auf den Hals geladen hätte — Ich ſchwieg, und machte in den erſten Tagen nur den Zuſchauer. Aber, Herr Hauptmann! ich ſah bald, wie wenig von der Seite Troſt für Mildenburg zu hoffen war. Ein gefühlloſeres, eigenſinnigeres, eitleres und verſchrobeneres Geſchöpf kann man ſich ſchwerlich denken, als dieſe gnädige Frau iſt. Wen der Satan um allen Lebensgenuß betrügen will, dem muß er ein ſolches Weib zuſchieben. Ich ließ alſo dies Verhältniß, wie es war, und ſuchte nur, unſerm armen Freunde Muth einzuſprechen und ihm ſtoiſche Gleichgültigkeit einzupredigen.

Auch ließ man uns nicht lange Zeit, uns mit dieſen kleinen häuslichen Verdrießlichkeiten zu beſchäftigen. Vorgeſtern; Morgens um neun Uhr, kam der ſchändliche Geheimerath von Braunfeld, begleitet von zweyen ſeiner treueſten Creaturen, mit eben ſolchen Contre-Bande-Phiſiognomien, als womit ihn ſelber der Schöpfer, zur Warnung andrer ehrlichen Leute, verſehn hat; kurz! begleitet von zwey Menſchen, die durch ihn Regierungsräthe geworden ſind, vor unſer Haus gefahren. Sie ſtiegen, ohne ſich anmelden zu laſſen, aus, und traten in Mildenburgs Zimmer, eben als ich neben ihm beſchäftigt war, den kleinen Reſt ſeiner Schulden zu überrechnen, die in der That wenig zu bedeuten haben. Mit ſchadenfroher, verſtellt freundlicher Miene kündigte der Böſewicht ſeinem nun überliſtigten Feinde an: „Er habe etwas Nothwendiges mit ihm zu reden" — Die beyden Gehülfen ſtanden dabey, mit feyerlichen, aufgeblaſenen Amts Mienen. —

Ich ſahe meinen Freund an; Er war gleich anfangs ein wenig blaß geworden; doch faßte er ſich bald, ergriff mich bey der Hand, und bat mich, mich zu entfernen. Ich ſagte ihm italieniſch, halb leiſe: „Vergiß Dich nicht, und vergiß nicht, wen Du vor Dir haſt! Ich bleibe „im Nebenzimmer." Was nachher vorgegangen iſt, das hat mir theils Mildenburg ſelbſt erzählt, theils — ich geſtehe es; aber diesmal war mir's wohl zu verzeihn — habe ich es im Nebenzimmer erhorcht; theils weiß ich es aus dem allgemeinen Stadt-Gerüchte; Denn ohngeachtet [illegible] Befehl haben ſoll, mit Schonung und Verſchwiegenheit zu Werke zu gehn; ſo läßt er doch durch Spießgeſellen ſeinen Triumph laut auspoſaunen.

Die Herren Commiſſarien bedeuteten nämlich unſerm Freunde: „Der Herzog unterſage ihm, bis auf weitern Befehl, die Führung der ihm bisher anvertrauet geweſenen Geſchäfte.“ Sie zeigten ihm ſodann ihr Commiſſorium vor, verlangten von ihm, daß er, bis zu ausgemachter Sache, Stadt-Arreſt halte und ihnen ſogleich ſämtliche Papiere, Dienſtſachen betreffend, und die Schlüſſel zu den Caſſen überlieferte. Mildenburg aber hatte Gegenwart des Geiſtes genug, dies zwar mit verachtenden Blicken, doch ohne ein beleidigendes Wort zu erwiedern, anzuhören, und das Verlangte zu erfüllen.

Heute hat die Commiſſion, zur Unterſuchung der ihm aufgebürdeten Vergehungen, hier im Hauſe ihren Anfang genommen und, ſo viel jetzt noch davon an den Tag gekommen iſt; ſo ſind alle Beſchuldigungen von der Art, daß er, wenn man nicht alles, was Gerechtigkeit und Wahrheit heißt, mit Füßen treten will, befriedigend darauf wird antworten können, obgleich, nach einem ſolchen Verfahren ein Mann von ſeinem Ehrgefühle ſchwerlich, auch wenn er vollkommen gerechtfertigt wird, in den Dienſten des Herzogs bleiben kann. Wo aber **dann** hinaus? Daran haben wir noch nicht Zeit gehabt zu denken. Das iſt indeſſen gewiß, daß ſeine erbitterten Feinde nicht im Stande ſeyn müſſen, etwas auf ihn zu bringen, das ſie zu irgend einer Art von criminellem Verfahren berechtigte, weil man ihm doch erlaubt, frey umherzugehn und mit ſeinen Freunden zu leben.

Jetzt muß ich Ihnen die Würkung beſchreiben, die dieſer Schlag auf alle mehr oder weniger dabey intereſſierten Perſonen gemacht hat; Von mir ſelber fange ich an. Da ich, als ich hierherkam, das Aergſte von der Art erwartet und mir feſt vorgenommen hatte, alle Gegenwart des Geiſtes zu behalten, um meinem Freunde ſo nützlich als möglich zu werden; ſo ſehe ich, was auch jetzt vorfällt, als ein ziemlich ruhiger Zuſchauer an, und laure nur darauf, daß mehr Licht in das Ganze kommen ſoll, damit ich dann unſerm Mildenburg, ſo viel ich vermag, mit Rath und That beyſtehn könne.

Er ſelbſt zeigt eine Gelaſſenheit und Würde, die ich — das muß ich bekennen — ihm nie zugetrauet hätte. Iſt es die nach ihm ausgeſtreckte Hand der theilnehmenden Freundſchaft, oder das Bewuſſtſeyn der Unſchuld ſeines Herzens, was ihm ſo viel Zuverſicht einflößt? Oder haben ſeine mannigfaltigen Schickſale ihn endlich gleichgültig gegen die Launen des eigenſinnigen Glücks gemacht? — Genug! ich bin ſehr zufrieden mit ſeiner Aufführung.

Von einer deſto elendern Seite zeigt ſich ſeine Frau Gemahlinn. Bey der erſten Nachricht von ſeinem Unfalle, die er ihr ſelbſt, ohne Rückſicht auf ihre Verſtimmung gegen einander, mit dem edelſten und freundlichſten Weſen gab, überhäufte ſie ihn mit unwürdigen Vorwürfen. Er hörte alles geduldig an, ſuchte jeden Dolchſtich zu verſchmerzen, ſie zu beruhigen, und gieng endlich, als er merkte, daß ihm die Galle anfing überzukochen, ſchnell von ihr weg, in ſein Zimmer, in welchem er ſich ein Paar Stunden verſchloſſen hielt, und dann wieder heiter herauskam. Sie hat indeſſen doch die demüthigende Erfahrung gemacht, wie ſehr ihre Exiſtenz von der ihres Mannes abhängt. Vor wie nach wollte ſie ihre Lebensart fortſetzen und öfſentlich in Geſellſchaften zeigen, wie wenig ſie zu der **Parthey ihres Gatten** gehörte; Allein wo ſie ſich hat melden, und wo ſie Einladungen, zu ihr zu kommen, hat hingehn laſſen, da hat man ihr abgeſagt. In der geſtrigen Aſſemblee hat man ihr keine Parthie gemacht; niemand hat mit ihr geſprochen — Sie kam wüthend nach Hauſe. Das iſt ganz der Welt Lauf, und eine ſichre, wohlverdiente Züchtigung. Nun ſieht ſie, wie ſehr ſie ſich auf ihre auſſer Hauſe gewählten Freunde verlaſſen kann. Voll Verzweiflung und mit dem Bewußtſeyn, daß ſie den Troſt, den ſie im Hauſe finden könnte, ſelbſt verſchmerzt hat, iſt es ihr gefällig geweſen, heute einen reitenden Bothen zu ihrem Vater zu ſchicken; Mit was für Depechen, das haben wir nicht erfahren, uns auch nicht darum bekümmert.

Caroline Felmer hat durch ihr, bey dieſer Gelegenheit gezeigtes Betragen, ſehr bey mir gewonnen. Das gute Mädchen ſchien zu glauben, daß alles mit einer Geld-Summe auszumachen ſeyn würde. Mit der zärtlichſten, rührendſten Theilnehmung both ſie daher geſtern

uns

unſerm Freunde ihre ganze kürzlich gethane kleine Erbſchaft an, verſicherte, ſie könne von ihrer Hände Arbeit leben, und es koſte ſie gar nichts, ihn auf dieſe Weiſe zu retten. Mildenburg verſtummte vor Schmerz und Dankbarkeit, umarmte ſie — Nie vielleicht haben ſich zwey Leute von verſchiedenen Geſchlechtern unſchuldiger und uncörperlicher umarmt — Dann drückte er ihr die Hand, und ſchob ſie ſanft zur Thür hinaus.

Wäre es möglich, mein Syſtem über Menſchen und Menſchenwerth zu ändern, und von dem Glauben zurückzukommen, daß ſie Alle nur ſchwach, nicht von Grund aus ſchlecht ſind; ſo würde mich jetzt das Betragen der Sclaven-Seelen davon zurückbringen, die Mildenburg aus dem Staube hervorgezogen, deren ganzes bürgerliches Glück er gegründet hat, und die, ſo lange er im Glanze daſtand, zu ſeinen Füßen krochen, zu jedem Winke bereit waren. Das Lumpen-Volk betritt jetzt ſeine Schwelle nicht. Ein Paar ſeiner Untergebenen, die ihm alles, Bedienung, Gehalt, Rettung von Schande, von Noth und von Armuth zu danken haben, ließ er geſtern zu ſich rufen, um noch wegen gewiſſer Geſchäfte, die keinen Aufſchub leiden, und wegen deren Beendigung er (da er jetzt unthätig ſeyn muß) ſie an Andre hinweiſen wollte, mit ihnen zu reden. Die Schurken erſcheinen nicht nur nicht; ſondern ließſen ihm auch ſagen: „ſie ſeyen angewieſen, ſich dieſer Geſchäfte wegen an den Geheimenrath von Braunfeld zu wenden" — Mildenburg biß ein wenig die Zähne zuſammen, als ihm dieſe Antwort gebracht wurde, und ſprach nicht weiter davon.

Nun aber muß ich Ihnen auch etwas von dem liebenswürdigen, vortreflichen Weibe, der Frau von Steinbach ſagen, die Mildenburg mit Recht als ſeine wahre Freundinn liebt und ehrt. Seine Empfindungen für ſie ſind gewiß von der reinſten Art, und ich irre nicht, wenn ich behaupte, daß der Umgang dieſer ſeelenvollen und klugen Frau, in ſeiner jetzigen Lage, ein wahres Herzens-Bedürfniß für ihn geworden iſt und ihn aufrecht erhält — Denn was kann kräftiger unſern Muth beleben und unſre Art zu denken und zu handeln zu einer gewiſſen Würde erheben, als das Bewußtſeyn, von edeln Menſchen gekannt

kannt und geſchätzt zu werden? Sie iſt es, die ſich jetzt als ſeine wärmſte Freundinn zeigt, ihm faſt nicht von der Seite weicht, ihn aufheitert und laut und öffentlich ſeine Parthey nimt. Sie hat ſogleich an ihren Mann geſchrieben (der, weit von Eiferſucht entfernt, unſern Mildenburg gleichfalls liebt) und hat ihn beſchworen, bey dem Herzoge für ihren Freund zu reden. Vielleicht kann dies von der beſten Würkung ſeyn, da der Obriſtlieutenant vom Herzoge ſehr geachtet und allgemein als ein grundehrlicher Mann und Feind aller Schelmereyen und Schelme bekannt iſt.

Wir kamen anfangs auf den Gedanken: ich ſollte mich ſogleich auf den Weg nach Italien machen, den Herzog ſelbſt ſprechen und ihm die Augen über die ſchändliche Cabale öfnen; Allein, alles wohl überlegt; ſo fanden wir es doch beſſer, den fernern Ausgang abzuwarten. Die Reiſe iſt weit und koſtbar; der Ausgang ungewiß; Die Unterſuchung geht ihren Gang fort; Ich würde ohne Beweiſe der Unſchuld auftreten; Hier kann Mildenburg vielleicht Meiner bedürfen — Wir wollen alſo dem Dinge ferner zuſehn.

So ſtehen jetzt die Sachen, verehrungswürdiger Herr! Ich werde fortfahren, Ihnen von den weitern Vorfällen genaue Nachricht zu geben. Seyen Sie indeß ganz ruhig und verlaſſen Sich auf die Wachſamkeit und thätige Sorgfalt Ihres ꝛc.

Sieben und dreiſſigſter Brief.

Von Demſelben, an Denſelben.

*** den 13ten October, 1776.

Ich fahre fort, mein theuerſter Herr Hauptmann! Ihnen, wie Sie es verlangt haben, Bericht von dem fernern Verlaufe unſrer Angelegenheiten in dieſen letztern vierzehn Tagen zu erſtatten. Es ſcheint, als wollten die Herrn Commiſſarien die Beendigung ihres edeln Geſchäfts ſo viel möglich beſchleunigen; und ſchon naht ſich die ganze verdießliche Geſchichte ihrer Entwicklung.

Täglich werden unſerm Freunde einige Puncte zur Beantwortung vorgelegt. Dieſe Beantwortung muß er jedesmal ſchriftlich aufſetzen. Es ſind aber ſolche Armſeligkeiten unter den ihm gemachten Beſchuldigungen, daß man offenbar ſieht, wie thätig der böſe Willen geweſen iſt, alles aufzuſammeln, was nur entfernter Weiſe übel gedeutet und Mildenburg in Verlegenheit ſetzen könnte. Sogar haben die Geſpräche des niederträchtigen Previlliere, von welchem ich Ihnen, wie ich glaube, einmal etwas geſchrieben habe, der ehemals in Altenwedel als Cammerdiener in Dienſten geſtanden und jetzt in dem Hauſe des ſchändlichen Braunfeld iſt, Gelegenheit geben müſſen, über das vorige Leben unſers Freundes ſehr unwürdige Nachforſchungen anzuſtellen, und ihn hier für einen Aventürier gelten zu machen. Mildenburg hat, wie ſich's verſieht, auf dieſe inquiſitoriſchen Fragen, die gar nicht zur Sache gehören, mit allem Stolze geantwortet. Daſſelbe hat er gethan, ſo oft die pöbelhaften Herrn Commiſſarien ſich ein wenig vergeſſen und ihn nicht mit derjenigen Achtung behandelt haben, die er rechtmäßig fordern kann. Indeſſen hat er ſich doch mit Zeugniſſen verſehn, die ſeine Geburt und die Bedienungen, in welchen er an andern Höfen geſtanden, beſcheinigen. Ich glaube übrigens, daß nun in wenig Tagen die Unterſuchung geſchloſſen werden und der Bericht darüber nach Italien an den Herzog abgehn wird. Sobald dies geſchieht, wollen wir den redlichen Steinbach, der uns auf die edelſte Weiſe ſeinen thätigen Beyſtand, ſo viel er vermag, angebothen hat, auf's Neue in Bewegung ſetzen.

Während dies ſeinen Gang fortgeht, hat ſich die häusliche Scene ziemlich verändert. Vor ohngefehr acht Tagen ſchickte die Frau von Mildenburg, die bis dahin ihren Mann faſt gar nicht geſehn hatte, mir ein franzöſiſches Billet, in welchem ſie mich bat, zu ihr auf ihr Zimmer zu kommen. Ich ſtellte mich ein, und nun that ſie mir den Antrag, weil ich doch ihres Gemahls vertrauteſter Freund wäre, mich zu gewiſſen Verhandlungen unter den beiden Eheleuten gebrauchen zu laſſen. Ich antwortete kurz und trocken: „daß ich mich nie in ſolche Geſchäfte, ohne vorhergegangene Bitten von **beyden** Partheyen, zu miſchen pflegte, und daß ich, um auch nicht den entfernteſten Anſchein einer Zudringlichkeit auf mich zu laden, von ihr erwartete, daß ſie ſelbſt meinen Freund dahin vermögte, daß auch Er mich um Uebernehmung ihres Auftrags bäte.“ Sie ſah ſich nun gezwungen, dies durch ein zweytes Billet an Mildenburg zu bewürken, nachdem ich ihr noch zuvor einige nicht ſehr überzuckerte Wahrheiten zu Füßen gelegt hatte.

Unſer Freund war, wie Sie denken können, ſogleich bereit, von mir zu verlangen, ich möchte mich dem mir anvertraueten Geſchäfte unterziehn, und ich gieng dann wieder hin, zu der gnädigen Frau. Ihr Anliegen betraf nichts Geringers, als Mildenburgs Einwilligung zu einer gütlichen Trennung. Sie war nemlich durch ihren Briefwechſel mit dem alten Baron von Raſlitz dahin übereingekommen, daß ſie wieder zu ihrem Vater ziehn und Mildenburg ſeinem Schickſale überlaſſen wollte. Dieſer zeigte ſich natürlicher Weiſe, als ich meinen Auftrag an ihn ausrichtete, ſehr bald geneigt, ſie ziehn zu laſſen; nur kam es auf die dabey zu machenden Bedingungen an, die ich, nach einigem Hin- und Herſchicken, auch zu Stande brachte. Mildenburg überließ ihr großmüthig, auf ihre Lebenszeit, den ganzen Genuß ihres jetzigen und künftigen Vermögens, und verſprach, für ſeinen und ſeines Kindes Unterhalt ſelbſt zu ſorgen. Nun glaubte ich, der Hauptpunct, auf welchen aber mein Freund unabänderlich drang, nämlich die Trennung der Mutter vom Kinde, würde am ſchwerſten durchzuſetzen ſeyn; allein das unnatürliche Weib machte kaum die geringſte Einwendung dagegen. Mildenburg ſchrieb ſogleich an ſeine Schweſter, die Frau von Stallheim, die noch immer mit ihrer romantiſch-religiöſen Stimmung im Kloſter Meuſchenberg lebt, und bat Dieſe, ſeine Tochter zu ſich zu nehmen — Das Kind iſt ſo jung, kann noch nicht verſchroben werden und hat dort gute Pflege — Wir erwarten täglich Antwort.

Geſtern iſt unſre gnädige Frau nach Altenwedel abgereiſt. Als es Ernſt wurde, ſich von Ihrem Manne zu trennen; da erwachte doch das eingeſchlummerte Gewiſſen; Sie kämpfte mit ſich ſelber. Man fand es gut, ohne Abſchied von einander zu ſcheiden; Ich aber, der ich ſie in den Wagen führte, nützte ihre Stimmung, um mit möglichſt einfältiger, derber Beredſamkeit, ihr vorzuſtellen, wie unglücklich ſie den redlichſten Gatten gemacht hätte, und wie leicht es ihr, bey ein wenig vernünftigerer und theilnehmenderer Aufführung, geworden wäre, auch auf die politiſche Lage ihres Gemahls vortheilhaft zu würken. Ein kluges Weib kann ſeinen Mann aus mancher Verlegenheit ziehn; Ihr Wort macht mehr Eindruck; Sie kann für ſich Schritte thun, zu denen Er ſich nicht verſtehn darf, ohne ſich zu erniedrigen, oder zu compro-

mitti

mittiren, und man ſcheuet ſich einen Mann zu verfolgen, der von Denen, welche ihn täglich ſehen und mit ihm leben, warm und herzlich geliebt und verehrt wird — Es iſt nun vorbey; Sie iſt fort, und unſer Freund befindet ſich jetzt in einer zu zerſtreueten, gedrängten Gemüthsverfaſſung, als daß er ſich ſelber und Andern Rechenſchaft davon geben könnte, was für Würkung dieſe Trennung auf ſein Herz macht. Unſer Haushalt aber iſt dadurch ſehr klein geworden. Die gute Caroline Felmer beſorgt die Direction deſſelben; Ein Paar Domeſtiquen, die der Frau von Mildenburg getreue Sclaven waren, ſind abgeſchafft; das Cammermädchen und einen Bedienten hat ſie mitgenommen.

Ich werde unterbrochen; auch habe ich Ihnen, wertheſter Herr Hauptmann! heute nicht viel Neues mehr zu berichten. Mit der vollkommenſten Hochſchätzung verharre ich ꝛc.

Acht und dreiſſigſter Brief.

Von dem Obriſtlieutenant und General-Adjudanten von Steinbach, an Heinrich von Mildenburg.

Venedig, den 4ten December, 1776.

Meine Frau, die, wie Sie, würdiger Mann! es verdienen, Ew. Excellenz warme Freundinn iſt, hat mich aufgefordert, bey dem Herzoge alles zu verſuchen, um der ſchändlichen Cabale entgegen zu arbeiten, die Braunfeld gegen Sie aufgeregt hat. Ew. Excellenz wiſſen, daß ich ein alter Soldat bin, der nicht viel von dergleichen Geſchäften verſteht, und ſich deswegen ungern in ſolche Händel miſcht; aber Sie wiſſen auch, daß ich keine Schurkereyen leiden kann und keine Menſchenfurcht habe, ſondern frey von der Leber wegrede. Das habe ich denn treulich gethan, beſonders ſeit acht Tagen, da das ſo genannte Unterſuchungs-Protocoll hier eingegangen iſt. Boshaft genug, wie ich höre, iſt in der That ſowohl dies Protocoll, als der Bericht, welcher dabey liegt, verfaſſt; doch iſt es genug, daß die Schelme keine Art von Verbrechen auf Ew. Excellenz haben bringen können. Kleine Unvorſichtigkeiten, nehmen Sie mir's nicht übel! ſcheinen indeſſen doch mit untergelaufen zu ſeyn. Wäre das nicht; ſo wollten wir aus einem andern Tone reden. Ich habe dem Herzoge (als er mit mir von der Sache ſprach und lange bemerkt hatte, wie unwillig ich wurde, ſo oft von der Commiſſion gegen Ew. Excellenz die Rede war) mit aller Offenherzigkeit geſagt: „es werde ihm wenig Ehre bringen, wenn er ſich zur Maſchine der Rachſucht „und des Neides ſeines Herrn Miniſters brauchen, und einen ſo redlichen und geſchickten „Mann, als Sie ſeyen, beſchimpfen und unglücklich machen ließe.“ Er wollte das ein wenig ungnädig nehmen; allein da ſagte ich: „Er hätte mich nicht fragen ſollen; ſo würde „ich, wie bisher, geſchwiegen und in der Stille „mich gefaßt gemacht haben, wenn etwa bald „die Reyhe an mich käme, mich gleichfalls durch „eine Commiſſion zum Schelm und Bettler „avanciren zu laſſen“ — worauf ich mich entfernte.

Dies hatte gewürkt. Ein Paar Tage hindurch ließ er mich laufen und hielt ſich an ſeinen Herrn Reiſe-Marſchall, der zu allem ja ſagt; Endlich kam er wieder — Er wollte doch nicht, daß ich ihn für unrecht halten ſollte. Er bezog ſich auf das Protocoll, worinn Ihnen manche Pflichts-Vernachläßigungen zu Schulden kämen; Ich konnte mich darauf nicht einlaſſen und erinnerte ihn, daß, wenn am jüngſten Gerichte der Satan das Protocoll führen ſollte; wir Alle in die Hölle geſchickt werden würden. Er verſicherte übrigens, daß er von Anfang an gewünſcht hätte, die Sache ohne Aufſehn abzuthun; auch ſey er noch dazu geneigt. Ich glaubte dieſe Gelegenheit nützen zu müſſen, und erhielt zuletzt das Verſprechen, daß, wenn Ew. Excellenz jetzt Ihren Abſchied fordern wollten, Ihnen derſelbe, mit einer Penſion von achthundert Thalern, ertheilt werden und alles Uebrige niedergeſchlagen werden ſollte.

Ich begreiſe nun wohl, würdiger Mann! daß dies Ihnen ein wenig demüthigend vorkommen muß; allein bedenken Sie von einer andern Seite, daß man, auch bey der gerechteſten

Sache, gegen die Fürſten kein Recht behält; daß Sie Sich nicht ganz frey von kleinen, obgleich gut gemeinten, Uebereilungen wiſſen; daß Sie in den Händen Ihrer Feinde ſind, die es wenigſtens dahin bringen können, daß man Ew. Excellenz zum Erſatze von Geldſummen verurtheilt, die Sie nicht werden bezahlen können. Vermögen für Sich haben Ew. Excellenz nicht; Wollten Sie, aus einem übrigens ſehr billigen Stolze, die Penſion ausſchlagen; ſo hätten Ihre Feinde den Triumph, Sie in Verlegenheit geſtürzt zu haben, ohne daß darum Ihr Ruf beym Publicum gerechtfertigt wäre. Alſo bitte ich Ew. Excellenz inſtändigſt, als ein redlicher Mann und als Ihr wahrer Freund, geben Sie der Nothwendigkeit jetzt nach und wählen jenen Weg! Vielleicht klärt ſich's bald auf, was für Menſchen Ihre Gegner ſind, und unterdeſſen können Ew. Excellenz mit achthundert Thalern, wo Sie wollen, eingeſchränkt, doch anſtändig leben. Das Haus erlaubt Ihnen der Herzog zu verkaufen; An Braunfeld iſt das Nöthige wegen dieſes Allen ausgefertigt worden.

Ich bin überzeugt, Sie werden nun eilen, dies in Ordnung zu bringen, denn es wird Ihnen

nen angenehm ſeyn, bald einen Ort zu verlaſſen, wo man Sie ſo undankbar behandelt hat; Wir kommen ſchon in acht bis neun Wochen wieder.

Wo auch Ew. Excellenz künftig leben werden; da wird Ihnen meine und meiner Frau Hochachtung und Freundſchaft gewidmet bleiben, und es bittet Sie herzlich um die Fortdauer der Ihrigen, Ihr ꝛc.

Neun und dreiſſigſter Brief.

Von dem Doctor Porr, an den Hauptmann von Biedersdorf, in Heilbronn.

*** den 25ſten December, 1776.

Mildenburgs politiſches Schauſpiel iſt zu Ende gegangen; der Vorhang iſt gefallen; und hat ſich's nicht wie ein Luſtſpiel geſchloſſen; ſo iſt doch auch die Entwicklung nicht tragiſch geweſen; Man mag es ein ernſthaftes Drama nennen. Der ehrliche Obriſtlieutnant von Steinbach hat alles ſo eingeleitet, daß unſer Freund die Erlaubniß erhält, ſich mit einer Penſion von hundert und ſechzig Piſtolen zu entfernen. Sein Proceß bleibt liegen; ſein Abſchied lautet ehrenvoll — Mehr war nicht zu erlangen. Seine Feinde genieſſen alſo ihren Triumph doch nur halb; die andre Hälfte wird ihnen vielleicht bald ihre eigene Bosheit. in welcher ſie ſich früh oder ſpät verwickeln müſſen, entreiſſen.

Das Haus. welches Mildenburg vom Herzoge geſchenkt bekommen, hat er an den Banquier Schlaubach verkauft. Die Kauf-Summe

reicht

chen ſehr wohlwollen, dennoch weit entfernt, etwas für unſre Herzen bey dem täglichen Umgange mit ihr zu fürchten; Ihre Sitten ſtehen auch in keinem böſen Rufe. Mademoiſelle Felmer würde, wenn ſie nicht bey uns leben [illegible], in der That verlegen um einen anſtändigen Aufenthalt ſeyn. Zudem bleibt ſie nicht das einzige weibliche Geſchöpf in meinem Hauſe; ich werde meine alte Muhme, eine Lieutenants-Wittwe, nebſt einer Magd zu mir nehmen. Das Haus in Hamburg gehört mir eigen; ich hatte das oberſte Stockwerk vermiethet; jetzt habe ich den Leuten, die es bewohnten, aufgeſagt. Bisher ſpeiſete ich im ſchwarzen Adler; nun fange ich eine eigene Haushaltung an, welche von den Frauenzimmern geführt werden wird. Damit keiner von uns dem Andern große Verbindlichkeiten habe; ſo ſchießt Caroline jährlich dreyhundert und Mildenburg zwölfhundert Mark zu den Ausgaben her. Ich lege gleichfalls zwölfhundert Mark in die Caſſe. Dafür werden wir denn ſehr anſtändig leben, und ich genieſſe alle Gemächlichkeiten eines häuslichen Lebens, ohne das Joch und die Laſten des Eheſtandes tragen zu müſſen — Ich glaube, ich werde recht glücklich ſeyn.

Wenn ich zu Mildenburg von der Freude rede, die ich mir von dieſer Lebensart verſpreche; Wenn ich ihm ſage, daß wir dort über Fürſten und Miniſter lachen wollen; ſo drückt er mir ſtumm die Hand, und wendet das Geſicht weg, um die Thräne zu verbergen, die in ſeinem Auge zittert — Ey nun! es wird ſich ſchon geben mit der Zeit; nur muß ich ihm Beſchäftigung zu verſchaffen ſuchen. Er ſoll mir Bücher ſchreiben — die Geſchichte ſeines Lebens, oder ein groſes Werk über einen Gegenſtand, wovon er nichts verſteht. Wir wollen chymiſche und phyſicaliſche Verſuche machen; Er ſoll Schmetterlinge ſammeln, Zeitungen leſen, recenſiren — Kurz! ſeyen Sie unbeſorgt, würdiger Mann! und reiſen Sie getroſt ab! In acht Tagen ziehen wir nach Hamburg. Sehn wollen Sie uns nicht mehr vor Ihrer Abreiſe? Sie werden in Bremerlehe eingeſchifft? — Nun! Gott ſey bey Ihnen! Es wird Ihnen gewiß noch einmal recht wohl gehn — Denken Sie an mich! Der Doctor Porr hat es geſagt. Es iſt bey meiner Seele ſo übel nicht in der Welt; Das bleibt der Wahlſpruch Ihres ꝛc.

Vierzigſter Brief.

Von Heinrich von Mildenburg, an die Frau von Steinbach.

Hamburg, den 20ſten Februar, 1777.

Konnten Sie, ewig theure Freundinn! Sich eine andre Urſache meines Stillſchweigens als möglich denken, auſſer der, die mich würklich abgehalten hat, an Sie zu ſchreiben, nämlich eine ſchwere Krankheit? Ich habe ſeit ſechs Wochen, das heiſſt beynahe ſeit der ganzen Zeit, da ich in Hamburg bin, das Bette nicht verlaſſen können.

Sie wiſſen, geliebteſte Freundinn! in welchem Zuſtande ich * * * verließ. Der Zwang, den ich mir in der letztern Zeit äuſſerlich auflegen muſste, nagte heimlich an meiner Geſundheit; allein die beſtändige Thätigkeit, worinn ich mein Nerven-Syſtem erhielt, lieſſen der Krankheit keine Zeit, einen feſten Sitz zu nehmen. Ich ſtieg betäubt in den Wagen, fühlte auf der Reiſe wenig oder nichts; allein nach der erſten Nacht, die ich hier in dem Hauſe meines lieben Freundes zubrachte, erwachte ich des Morgens mit einem fürchterlichen hitzigen Fieber. An dieſem und an den Folgen deſſelben habe ich lange gelegen. Mein redlicher Pere hat die Hand des Todes von mir abgewendet; Die Vorſehung will es, daß ich dieſem edeln Manne noch immer mehr Verbindlichkeiten haben ſoll. Und doch, wenn ich nicht an das Schickſal meines kleinen Mädchens dächte; ſo wäre ich oft in der Verſuchung, für dieſe letzte Wohlthat, für das Zurückrufen in ein Leben voll von Widerwärtigkeiten, undankbar zu ſeyn. Ich fühle die Laſt dieſes Lebens erſt jetzt wieder recht lebhaft, da ich keine vereinzelte Schmerzen mehr habe und die Kräfte nach und nach wiederkommen. Ach! als ich krank und elend darniederlag und mein ganzes Gefühl auf die cörperlichen Leiden concentriert war; da vergaß ich die übrige Welt, war ſtill und ohne innern Aufruhr, ja! ſogar, in den fieberfreyen Augenblicken, zuweilen ein wenig heiter — Jetzt fällt alles wieder doppelt ſchwer auf mich. Fatale Rück-Erinnerungen, finſtre Ausſichten in die Zukunft und Unbehaglichkeit, Leere in dem jetzigen

gen Zuſtande — das Alles dringt auf mich ein, preßt mir zuweilen ſo das Herz zuſammen, daß ich mir nicht zu helfen weiß, und alle Anſtrengung, mich durch Gründe der Vernunft zu ſtärken und aufzurichten, vergebens iſt.

Ihnen, meine vortrefliche Freundinn! mache ich gewiß mit meinen Klagen keine Langeweile. Ihr theilnehmendes, mitempfindendes Herz, wird dieſe Klagen ſchweſterlich aufnehmen, und mir wird leichter und beſſer werden, wenn ich ſie vor Ihnen ausgeſchüttet habe. Laſſen Sie mich alſo recht aufrichtig Ihnen meinen Zuſtand ſchildern und helfen Sie mir, wenn Sie können, mit einem Worte von Rath und Troſt, wie Sie einſt thaten, und womit Sie oft meinen tief geſunkenen Muth wieder aufgerufen haben, in jenen ſtürmiſchen Tagen, deren Andenken jetzt wie ein Traum vor meine Phantaſie tritt!

Voll Abwechſelung iſt jetzt der Zuſtand meines Gemüths. Zuweilen, wenn ich ſtundenlang mir vorgepredigt habe, daß ich doch in einer Lage bin, um welche mich Mancher beneiden könnte

— Frey; unabhängig; dem Neide und der Verfolgung der böſen Menſchen entrückt; nicht mehr ein Gegenſtand ſchelmiſcher Cabalen, unbilliger Forderungen, verdrießlicher Zudringlichkeiten; bey mäßigem Auskommen, ohne Nahrungsſorgen; an der Seite eines lieben Freundes; von andern edlen Menſchen nicht verkannt; in dem Genuſſe der glücklichſten Muße; Befreyet von häuslichem Kummer und Aerger und von der Aengſtlichkeit, den Platz zu behaupten, auf den mich Ehrgeitz und Thätigkeits-Trieb hinaufgedrängt hatten — wenn ich mir das Alles in dem Lichte ſo vorgeſtellt habe, dann fühle ich mich einige Augenblicke leicht und glücklich; Die Erinnerung an die letzten Scenen ſcheint mir ein Traum zu ſeyn; ich werde geneigt, zu zweifeln, ob auch das Alles würklich ſo vorgegangen, ob ich es geweſen ſey, dem das begegnet iſt, oder ob ich es nicht vielleicht irgendwo geleſen, oder erzählen gehört habe. Sitze ich dann mit meinen guten drey Hausgenoſſen am frugalen Mittags- oder Abendmale, und der unvergleichliche Perr überraſcht uns mit den feinſten Einfällen, voll ächten Humors; dann kann ich zuweilen ſo ausgelaſſen luſtig, ſo witzig, ſo geſprächig werden, daß meine aufmerkſame Tiſch-Geſellſchaft herzliche Freude an mir hat.

Allein dieſer Schwung dauert leider! nicht lange. Auf ihn folgt ein Zurückſinken in meine vorigen Grübeleyen; Ich denke mir, was ich gehabt habe, haben müßte, nicht mehr habe, was ich geweſen und nicht mehr bin, was ich entbehren muß. Herausgeriſſen aus einem Kreiſe von großer, nützlicher Würkſamkeit, Geſchäftigkeit, Wichtigkeit; herausgeriſſen mit Gewalt, mit Beleidigung, mit Schimpf: ein Gegenſtand der Schadenfreude und des Hohns niederträchtiger Schelme; eingezwängt in die engen Grenzen eines dunkeln, bürgerlichen Lebens; ohne politiſche und ohne häusliche Exiſtenz; Nicht Ehemann, nicht Vater, im ganzen Sinne des Worts; ja! ohne dieſe Freuden je rein geſchmeckt zu haben; getrennt von Ihnen, meine Beſte! deren Umgang mir ſo unausſprechlich wohlthätig, deren Troſt, Rath und Zurechtweiſung das ſüßeſte Bedürfniß meines Herzens geworden war — Dieſe Vorſtellungen wühlen dann fürchterlich in mir herum und, wenn ſie grade zur Abendzeit, wenn ich mich zur Ruhe legen will, in mir rege werden; denn iſt's um den erquickenden Schlaf gethan, der doch jetzt mein einziges Labſal iſt, mir die einzigen ganz leidenfreyen Stunden giebt.

Vor einigen Tagen hatte ich eine ſchöne, wonnevolle Empfindung, des Morgens früh, beym Erwachen. Mich hatte von den erſten Jahren meiner Jugend geträumt, und es gelang meiner Phantaſie, wachend dieſen herrlichen Traum fortzuſetzen. Mein Bedienter weckte mich; Es war ein heitrer Winter-Morgen, aber noch in der Dämmerung; Das Feuer in dem Wind-Ofen, meinem Bette grade gegenüber, brannte ſo hell und rauſchte ſo gefällig. Ich bekam Luſt, noch ein halbes Stündchen liegen zu bleiben — Ein Einfall, der mir ſonſt ſehr ungewöhnlich iſt! — „Warum ſollte ich mir dieſe „kleine Gemächlichkeit verſagen?" dachte ich. „Brauche ich doch nicht mehr auf die Cammer „zu gehn, noch in die Geheimeraths-Seſſion, „noch bey Lichte in langweiligen Acten zu ſtudieren, noch über läſtigen Leuten Audienz zu geben!" Ich blicke ſo, den Kopf auf die Hand geſtützt, im Zimmer umher, wollte gern den

Faden meines Jugend-Traums wieder anknüpfen, und es gelang. Ich fand einige Aehnlichkeit zwiſchen dieſem Cabinetchen und einem Zimmer, das ich als ein Knabe, in Halle bewohnt hatte, und je mehr ich's mit guten Willen darauf anſah, deſto größer wurde mir die Aehnlichkeit — Bald hatte ich mich ganz in jene Zeiten hineingezaubert. Es war ein Sonntag; die Glocken von Hamburg läuteten zur Kirche; und nun war ich ganz, wo ich ſeyn wollte. Ich bekam in meiner Eltern Hauſe des Sonntags Caffee und des Mittags ein Glas Wein; auch pflegte dann Kuchen gegeſſen zu werden. Des Sonntags brauchte ich nicht in die Schule zu gehn; alle häuslichen Geſchäfte ruheten; es wurde ſpäter Tag. Dann pflegte ich auch ſo noch ein wenig im Bette zu faullenzen und mich auf alles, was ich heute genieſſen würde, auf den beſten Rock, den ich anziehn und auf die Geſellſchaft von andern Kindern, welche ich Nachmittags beſuchen dürfte, zu freuen — Ich ſchwelgte in dieſen unſchuldigen Rück-Erinnerungen; kein kleiner Umſtand blieb unzergliedert — Es war halb neun Uhr, als Perr, verwundert über mein längeres Ausbleiben, ſelbſt in mein Zimmer trat, mich fragen wollte, ob mir wieder kränker geworden ſey, und mich ſo heiter, ſo zum Scherz geſtimmt fand, daß er ſich der Freuden-Thränen nicht erwehren konnte.

O, meine Freundinn! Ich weiß es, Sie können über dieſe Erzählung nicht ſpötteln — Was wird aber aus mir werden, wenn alle dieſe ſich jagenden Empfindungen zu etwas Feſtem ſich ſetzen? und welche Stimmung wird dann das Uebergewicht behalten? —

Porr wünſcht, ich mögte mir irgend eine beſtimmte Beſchäftigung geben; aber welche? Mich intereſſiert zu wenig in der Welt. Und Geſellſchaften? — Ich werde der Menſchen ſo leicht überdrüßig und weiß faſt Jedes auswendig, was ſie im Ernſt oder Scherze vorbringen können. Es kömmt ja alles auf Eines hinaus, darauf, daß ſie ſcheinen wollen, was ſie nicht ſind, empfangen wollen, und nichts dafür hingeben, wuchern mit dem, was nicht ihr Eigenthum iſt — Und Lectüre? — Wer ſchafft mir ein Buch, das nicht voll von Lügen wäre? — Porr meinte gar, ich ſollte Bücher ſchreiben;

aber ich bin nicht zum Spaßmachen geſtimmt und ernſthaft mögen die Menſchen nicht mit ſich reden laſſen; auch hilft das zu nichts.

Verzeyhen Sie, meine Theuerſte! das war ein langer Brief! Mein Herz fühlt ſich indeſſen ein wenig erleichtert, ſeitdem ich ihn geſchrieben habe, und dazu mögen Sie doch gern beytragen.

Grüßen Sie Ihren redlichen Mann warm und liebevoll von mir! Nächſtens ſchreibe ich Ihnen wieder, und vielleicht ſage ich Ihnen etwas über Hamburg, über den Ton, der hier herrſcht und über tauſend andre kleine Dinge, die itzt mein ſchwacher Kopf nicht zuſammenſuchen kann. Ich bin bis in das Grab, mit den Empfindungen der reinſten, zärtlichſten Freundſchaft, Ihr ꝛc.

Ende des zweyten Theils.

Schriften

von

Adolph Freyherrn Knigge.

Achter Band.

(Geſchichte des armen Herrn von Mildenburg. 3r Th.)

Hannover,
in der Ritſcherſchen Buchhandlung.
1804.

Univ.B.
München

Geſchichte

des armen

Herrn von Mildenburg,

in Briefen herausgegeben

von

Adolph Freyherrn Knigge.

Dritter und letzter Theil.

Zweyte Auflage.

Hannover,
in der Adminiſtration der Ritſcherſchen Buchhandlung.
1798.

Vorrede.

Mit dieſem dritten Theile beſchlieſſe ich, meinem Plane gemäß, die Geſchichte des armen Herrn von Mildenburg. Die Leſer werden, wie ich hoffe, finden, daß ich bis zu Ende deſſelben, (wo ich ſie über das Schickſal keiner einzigen von den in dieſem Buche geſchilderten Haupt-Perſonen in Ungewißheit laſſe) meinen erſten Geſichtspunct nicht aus den Augen verlohren habe.

Dankbar für die gütige Nachſicht, womit das Publicum und die Herrn Kunſtrichter mein Werk aufgenommen haben, ſey es mir dennoch erlaubt, zu Erläuterung, keineswegs aber zu Widerlegung einer gewiſſen Stelle in einer Beurtheilung des erſten Theils, (**All. Lit. Zeit. May** 1790. Nro. 60.) etwas anzuführen!

Ein einſichtsvoller und beſcheidner Recenſent ſagt nämlich darinn: es ſcheine mehr mein Talent zu ſeyn, Charactere der Menſchen nach der Natur zu ſchildern, als anziehende Situationen anzulegen. Ich fühle ſelbſt wohl, daß dies vollkommen wahr iſt, und daß es mir jetzt zu ſehr an Phantaſie und Laune fehlt, um die Aufmerkſamkeit der Leſer durch intereſſante Verwicklungen und überraſchende Lagen, worinn ich die Helden meiner Geſchichte verſetzte, zu feſſeln; Allein ich muß doch dabey erinnern, daß dies auch auſſer den Grenzen meines Plans bey dieſem Buche lag. Um das zu entwickeln, werde ich verleitet, ein wenig mehr, als vielleicht, ſehr ſtrenge genommen, einen beſcheidnen Mann ziemt, von mir ſelber und von meinen Schriften zu reden; doch wird es für Leute, die in dem Schriftſteller auch gern den Mann erkennen und wiſſen mögten, ob er bey den literariſchen Arbeiten, die er unternimt, nach immer gleichen Syſtemen und Grundſätzen handelt, oder bloß Eingebungen des Augenblicks folgt; dieſen wird es nicht unintereſſant ſeyn, zu erfahren, welcher in meinem Kopfe herrſchenden Idee dies Buch ſeine Entſtehung zu verdanken oder vorzuwerfen hat, und warum ich ihm dieſe und keine andre Einkleidung geben zu müſſen, geglaubt habe.

Als ich, grade noch zu rechter Zeit für Kopf, Herz, Geſundheit und Geldbeutel, von dem Schauplatze des Hoflebens abgetreten war, konnte ich der Verſuchung nicht wiederſtehn, und hatte auch andre ſehr wichtige Gründe dazu, einige Scenen, in welchen ich auf dieſem Theater theils mitgeſpielt hatte, theils nur als Statiſt aufgetreten war, zum Nutzen und Frommen, zur Warnung und zur Ehrenrettung, in einem Buche zu beſchreiben, das ich den **Roman meines Lebens** nannte. Damals fehlte es uns in Teutſchland würklich noch an Büchern, in welchen die Sitten der höhern Stände geſchildert geweſen wären. Wenig Romanenſchreiber hatten Bekanntſchaft mit dieſer Claſſe von Menſchen und Die, welche im Stande geweſen wären, Bilder von der Art zu liefern, wurden, wenn nicht durch ihre äuſſern Verhältniſſe, doch durch eine gewiſſe ſclaviſche Furcht vor den Großen der Erde, die gottlob! ſeit zehn Jahren durch Hülfe der Publicität ſehr abgenommen hat, zurückgehalten, manches Unweſen laut zu rügen, worüber ſie in der Stille ſeufzten oder — lachten. Mein Buch machte alſo ſehr viel mehr Glück, als es ſeinem innern Werthe nach verdiente; denn, wenn gleich einige Züge von Menſchenkenntniß daraus hervorleuchteten; ſo war doch das Ganze ein unzuſammenhängendes Werk, ohne Einheit des Plans — buntſchäckigte Gemälde, mit Gewalt an einen Faden gereyht, der oft wieder zerriſſen und wieder war angeknüpft worden. Endlich war der Styl ſehr ungebildet, und durchaus ſtach eine Bitterkeit hervor, die vielleicht in meiner damaligen Lage mir zu verzeyhn war, immer aber die Treue der Darſtellung ſehr verdächtig machte. Dies ſahen einſichtsvolle Kunſtrichter ſehr wohl ein, und wurden weder von dem Beyfalle des Anecdoten liebenden Publicums, noch den vervielfältigten Auflagen und Nachdrücken meines Werks getäuſcht. Ich ſelbſt fühlte, daß ihr Tadel gegründet war, und beſchloß, durch Herausgabe andrer Romane, zu zeigen, daß ich nicht unfähig wäre, meine Gedanken in Ordnung vorzutragen, einen einfachen Plan anzulegen und auszuführen.

Wenn ich meine Blicke auf die Menſchen aller Stände warf, unter denen ich mich umhergetrieben hatte; ſo glaubte ich zu bemerken, das ſo Viele unter ihnen nur deswegen verkehrt und ſchlecht handeln, weil ſie das Intereſſe gut zu ſeyn nicht lebhaft genug fühlen, nicht einſehn: daß Rechtſchaffenheit und Conſequenz in Handlungen auch in dieſer Welt den ſicherſten Lohn mit ſich führen; (in ſo fern man nämlich richtige Begriffe von Belohnung und Strafe hat) daß der höchſte Grad von Weisheit und Klugheit — Tugend iſt, oder mit andern Worten, daß das letzte Reſultat aller Nachforſchungen und Erfahrungen über unſer Erdenleben, der

Satz iſt: „Um den höchſten Grad von „Glückſeligkeit und alle Vortheile zu erlangen, die man in dieſer Welt ſchmecken, „und alle Zwecke zu erreichen, die man „vernünftigerweiſe durchzuſetzen ſuchen „kann, muß man ſtrenge alle moraliſchen „Pflichten beobachten." Jeder helle Kopf wird daher, nach einer langen Reyhe von Erfahrungen, am Ende **wenigſtens aus Speculation** ein redlicher Mann werden; Iſt er lange auf Irrwegen gegangen, haben Temperament und fehlerhafte Erziehung ſeine frühere Ausbildung verhindert; ſo wird doch die Erziehung, die ihm das Schickſal giebt, ihn zuletzt auf den einzigen guten Weg leiten, und dann iſt ſeine Tugend unendlich mehr werth, ſicherer und nützlicher für die Welt, als die Gutherzigkeit der mehrſten ſo genannten ehrlichen Leute, die übrigens gewiß auch unſre herzliche Liebe und Achtung verdienen.

Ich finde aber hauptſächlich drey Hinderniſſe, die auch oft den verſtändigſten Menſchen abhalten, früh genug, zu ſeinen und Andrer Glücke dieſen Grad von Bildung, dieſe, allein des Namens der Aufklärung würdige Vervollkommung zu erlangen, nämlich Leichtſinn, Sophiſterey und Leidenſchaften. Um dieſe Haupt-Idee zu entwickeln, unternahm ich es, nach einander drey Romane zu ſchreiben, wovon ich hier eine kurze Skizze liefern will.

In der **Geſchichte Peter Clauſens** laſſe ich einen lebhaften Knaben aus der niedrigſten Volksclaſſe, der in der erſten Erziehung gänzlich iſt vernachläſſigt worden, durch eine Verkettung von ſonderbaren Schickſalen, beynahe durch alle Stände des menſchlichen Lebens wandern. Er lernt in jedem dieſer Verhältniſſe, das, was er zu ſeinem Frieden wiſſen müſſte, immer nur erſt denn, wenn es zu ſpät iſt, wenn er ſich durch irgend einen albernen oder ſchiefen Streich ſein Glück zernichtet hat; allein er nüzt ſeine Erfahrungen nicht für die Folge. Er raiſonnirt nicht viel; Ein unüberwindlicher Leichtſinn läſſt ihn mit dem feinſten Verſtande dennoch nie ernſthafte Beobachtungen anſtellen, noch feſte Entſchlüſſe faſſen; Von einer andern Seite kann man auch nicht ſagen, daß ſehr heftige Leidenſchaften ihn irreleiten — nein! noch einmal! Leichtſinn iſt es, was ihm dieſe Menge von Abentheuern zuführt; Bey dem Genuſſe des frohen Augenblicks ſieht er nie auf Folgen voraus; und ſo geht es denn mit ſeiner Bildung langſam — Aber die Erziehung des Schickſals iſt doch nicht verlohren. Am Ende, nachdem er alle Bahnen durchlaufen iſt und immer, nur in andern Formen, dieſelben Lectionen bekommen hat; reift ſeine mannigfaltige Erfahrung endlich zu einem feſten Syſteme von Weisheit und Tugend; und nun können wir gewiß ſeyn, daß er dieſem Syſteme treu bleiben wird, da weder lebhafter Drang von Innen, noch neue Erſcheinungen von Auſſen, ihn noch einmal irreleiten können.

Ludwig von Seelberg, deſſen Geſchichte ich, unter dem Titel: **die Verirrungen des Philoſophen**, nachher geſchrieben habe, iſt ein ganz andrer Mann. Aus jedem Vorfalle, der ihm im Leben begegnet, zieht er ſich Reſultate, flickt ſich ein Syſtem zuſammen, glaubt nach Grundſätzen ſeine Handlungen einzurichten, in-

deß

daß dieſe nicht die Frucht von jenen ſind, ſondern er vielmehr, ohne das ſelbſt zu merken, ſich ſeine Grundſätze nach den Handlungen accommodirt, wozu ihn ſeine kleinen Leidenſchaften und Triebe verleiten. Gefährlicher ſind alſo die Verirrungen dieſes Sophiſten, als jenes Leichtſinnigen; denn er ſündigt nach Syſtemen, wird nach Grundſätzen, bald ein Wollüſtling, bald ein Freygeiſt, dann ein Andächtler, ein Menſchenfeind, ein Wohlthäter, ein Myſtiker, ein Skeptiker, ein Jeſuit, ein Welt-Reformator, ein Enthuſiaſt, ein Egoiſt; bis endlich, nachdem er alle Verirrungen des menſchlichen Geiſtes durchwandelt iſt und keines ſeiner nichtigen Syſteme ihn glücklich und ruhig gemacht hat, auch er, an der Hand eines verſtändigen Weibes, ſich einen weiſen Lebensplan wählt, um nicht wieder irre zu gehn.

Der arme Herr von Mildenburg kömmt dadurch in ſo manche unangenehme Lage, daß ſein Herz immer mit ſeinem Kopfe davon läuft. Seine Leidenſchaften ſind es, die unaufhörlich an ihm nagen; Er raiſonnirt zu wenig, und fühlt, zu ſeinem Unglücke, zu viel. Seine Syſteme ſind Kinder jener Leidenſchaften und der daraus erzeugten Launen; Er haſcht unaufhörlich nach Glück; aber er greift nach Schatten. Seine Unvorſichtigkeiten werden immer mit dem liebevollſten Herzen, mit dem beſten Willen, gut zu handeln, begangen — Aber iſt er darum weniger unglücklich? nein! er iſt es in höherm Grade, als die andern Beyden; denn ſeine Beſſerung ſelbſt iſt am Ende nur ein pis aller, und als er dahin kömmt, Meiſter über ſich zu werden, hat der Kampf ihn ſchon den größten Theil ſeiner geiſtigen und cörperlichen Kräfte gekoſtet; Er welkt dahin, und vermag nicht mehr, das einfache Glück zu ſchmecken, das er mit ſo großer Mühe errungen hat.

Jedes dieſer drey Werke erforderte eine eigne Bearbeitung; In der **Geſchichte Peter Clauſens**, das heiſst: in der Lebensgeſchichte eines eigentlichen Abentheurers, wurde es mir leicht, viel Verwicklung, intereſſante, und ſelbſt äuſſerſt comiſche Situationen anzubringen; Auch iſt dies Buch, vielleicht deswegen, unter dem Titel: le Gil Blas allemand, kürzlich in Paris in das Franzöſiſche überſetzt worden. Als ich es aber ſchrieb, hatte ich ſelbſt mehr Frohſinn und Leichtſinn, als jetzt; Damals würde jener Herr Recenſent mich anders beurtheilt haben.

Ludwig von Seelberg konnte, des ewigen Raiſonnierens und Syſteme-Auskramens wegen, nicht eigentlich amüſant ſeyn; ſeine Geſchichte iſt durchaus nicht für Romanen-Leſer, ſondern für Menſchen geſchrieben, denen die Widerſprüche in den menſchlichen Syſtemen über Weisheit und Tugend ein wichtiger Gegenſtand der Nachforſchung ſind.

Um endlich der **Geſchichte des armen Herrn von Mildenburg** die Trockenheit zu benehmen, und die Leſer gegen die Langeweile zu waffnen, welche nothwendig durch das Winſeln und Klagen meines Helden, bey allen ſeinen ſelbſt geſchaffnen Leiden, hätte entſtehn müſſen; wählte ich die Form, dieſen Roman in Briefen abzufaſſen, in der Hofnung, daß die Abwechſelung des Styls einen Theil jener Unvollkommenheiten heben ſollte. In wie fern es mir aber damit gelungen iſt, das muß ich der Beurtheilung des Publicums überlaſſen, dem ich nur die Rechenſchaft ſchuldig zu ſeyn glaubte, daß, wenn meine Arbeit nicht ganz ſeines Beyfalls werth iſt, ich wenigſtens nicht ohne alle Ueberlegung ſo und nicht anders geſchrieben habe.

Hannover, im Junius, 1790.

Inhalt des dritten Theils.

Erſter Brief, Seite 1; Von Heinrich von Mildenburg, in Hamburg, an die Frau von Steinbach, in ***.

Was er über ihre und ihres Gemahls Entſchlieſſung, *** und den dortigen Dienſt zu verlaſſen, denkt. Beſchreibung ſeiner Gemüthslage. Er ermahnt ſie, zu überlegen, ob der Schritt ſie nie reuen mögte. Wollen ſie ihn thun: ſo räth er ihnen nach Hamburg zu ziehn. Beſchreibung dieſer Stadt, der dort herrſchenden Sitten, der Lebensart, und Bemerkungen über dies alles. Nachrichten von ihm, von Porr, von der Demoiſelle Selmer, von Porrs alten Muhme, von der Frau von Mildenburg die, wie er erfahren hat, krank ſeyn ſoll, von ſeinem Kinde und von der Frau von Stallheim.

Zweyter Brief, Seite 27; Von der Frau von Steinbach, an den Doctor Porr, in Hamburg.

Sie berichtet ihm, daß **Steinbach** nun würklich den Abſchied genommen habe, und daß **Mildenburgs Frau** geſtorben ſey. Sie will mit ihrem Gemahle nach Hamburg oder Altona ziehn, vorher aber eine Reiſe durch die Schweiz nach Frankreich machen. Dahin wünſchen ſie **Mildenburg** mitzunehmen. **Porr** ſoll ſuchen, ihn dazu zu bereden. Gründe für dieſen Plan.

Dritter Brief, Seite 31; Porrs Antwort auf den vorigen Brief.

Er bittet, ſie möge ihm nicht zumuthen, **Mildenburg** zu der Reiſe zu bewegen. Ueber geheime und andre Urſachen, die ihn zu dieſer Weigerung bewegen. Doch will er die Sache auch nicht hintertreiben. Zu Beſorgung der übrigen Aufträge verſteht er ſich.

Vierter Brief, Seite 34; Von Biedersdorf, aus Neuyork, an Heinrich von Mildenburg, in Hamburg.

Er iſt Major geworden. Wie es ihm übrigens geht. Ueber ſeinen Gemüths-Zuſtand. In zwey Jahren will er nach Europa zurückkommen. Der **Herr von der Hart** hat ſein erworbnes Vermögen wieder verlohren. **Biedersdorf** hat ihm Geld geliehn, um von Neuem anzufangen.

Fünf-

Fünfter Brief, Seite 37; Von Carolinen Felmer, in Hamburg, an ihre Schweſter, in St. Petersburg.

Dank für die ihr mitgetheilten Nachrichten von den **Verwandten**. Bericht von ihrem Zeitvertreibe in Hamburg und von den **Perſonen**, mit denen ſie lebt, von der Lebensart in dieſer Stadt, von des **Rector Felmers** Familie und von **Mildenburgs** Abreiſe in die Schweiz; alles in ihrer Manier erzählt und geſchildert.

Sechſter Brief, Seite 50; Von Heinrich von Mildenburg, in Lauſanne, an den Doctor Porr, in Hamburg.

Einige Reiſe-Nachrichten. Aufenthalt in Wetzlar. Durch welche Verhängniſſe gezwungen, **Braunfeld** ſich an ihn hat wenden müſſen? Erzählung deſſen, was dieſem Manne, ſeiner Tochter, dem **Herrn von Bergmannsdorf** und der Demoiſelle **Uttermann** begegnet iſt. Der alte Raſitz will das Vermögen der verſtorbnen **Frau von Mildenburg** nicht herausgeben. Wie es mit dieſer Angelegenheit geht? Beſchreibung der Art, wie die Regierung in * * verfährt. Ueber **Porrs** Beſorgniſſe, **Mildenburg** möchte bey dem täglichen, vertrauten Umgange mit der **Frau von Steinbach**, nicht wachſam genug über ſein Herz ſeyn, nicht Rückſicht genug auf die Ruhe andrer, dabey intereſſirter Perſonen und auf die Stimme des Publicums nehmen. Widerlegung dieſer Zweifel.

Siebenter Brief, Seite 69; Von dem Freyherrn von Raſtiz, in Altenwedel, an den Geheimen-Referendar Voldorn, in **.

Er ſucht ihm begreiflich zu machen, wie unbillig es ſey, daß **Mildenburg** die Herausgabe des Vermögens ſeiner verſtorbenen Tochter verlange. Gründe, die er anführt. Um dieſen Gründen mehr Gewicht zu geben, oder vielmehr, als Entſchädigung für den Zeitverluſt, den er dem Herrn Referenten durch dieſen Briefwechſel verurſacht, legt er ein Geſchenk an Gelde bey.

Achter Brief, Seite 71; Von dem Doctor Porr, in Hamburg, an den Banquier Schaubach, in ***.

Er bittet ihn, den **Herrn von Mildenburg** in einem Briefe dringend zu erſuchen, von ſeiner Reiſe zurückzukehren, um den Proceß gegen **Raſtiz** perſönlich zu betreiben. Er hält dies für nothwendig, mögte aber nicht gern unmittelbar einen Schritt desfalls thun, weil **Mildenburg** ſonſt glauben könnte, dies ſey nur ein Vorwand, um ihn von der Reiſe abzuhalten, gegen welche **Porr** ſich immer erklärt hatte.

Neunter Brief, Seite 73; Von dem Geheimen-Referendar **Voldorn**, an den Baron von Raſtiz.

Er ſchickt die ihm angebothnen hundert Louisd'or mit groſſen Verſicherungen, daß er der Mann nicht ſey, der Geſchenke nehme, zurück. Diesmal will er indeſſen dieſen Beſtechungsfall nicht anzeigen. Die Acten hat er übrigens noch nicht Zeit gehabt, einzuſehn, verſichert aber, er werde in dieſer Sache nach Pflicht und Gewiſſen handeln.

Zehnter Brief, Seite 75; Von dem Banquier Schlaubach, in ***, an den Doctor Porr, in Hamburg.

Schon ehe er **Porrs** Brief bekam, war er entſchloſſen, **Mildenburg** zu bitten, ſich ſeines Proceſſes ſelbſt anzunehmen, und ihn von dieſer Laſt zu befreyen. Ueber die Juſtitz-Verfaſſung in ** und den Referenten. Was man davon redet, daß **Mildenburg** ſich jetzt ſeines ehemaligen Feindes **Braunfeld** in Wetzlar annimt, und was das für Folgen haben kann? Er hat, dem Verlangen gemäß, an **Mildenburg** geſchrieben.

Eilfter Brief, Seite 79; Von dem Bau-Verwalter Rittermann, in Pyrmont, an den Herrn von der Hart, in Neuyork.

Er iſt, nachdem er aus America zurückgekommen, von dem Fürſten von Waldeck als Bau-Verwalter in Pyrmont angeſetzt worden. Die ihm von dem **Herrn von der Hart** aufgetragenen Erkundigungen nach der **Demoiſelle Felmer** hat er nicht eher als itzt einziehn können. Er bedauert nur, daß die Nachrichten, welche er nun ertheilen kann, nicht die angenehmſten ſind. Er hat nämlich erfahren, daß **Caroline** jetzt eines gewiſſen **Herrn von Mildenburg** Maitreſſe ſey und mit demſelben in Hamburg lebe. Zum Troſte erzählt er dem **Herrn von der Hart** ſeine eigne Geſchichte und wie ihm das weibliche Geſchlecht mitgeſpielt. Er hat in der Jugend ſtudiert; wird Advocat in Manheim; Beſchreibung der dort herrſchenden Sitten. Er verliebt ſich in ein **junges Mädchen**, die tugendhaft ſcheint und damals auch iſt, von ihrer eigenen **Mutter** und einem **Herrn vom Hofe** aber verführt wird. Er wird durch den Schutz **dieſes Herrn** Ehegerichtsrath. **Seine Frau** bringt fünf Monate nach ihrer Verheyrathung eine Tochter auf die Welt. Um ſeiner Schande zu entfliehn, verläſſt **Rittermann** die Pfalz, wird Soldat in holländiſchen Dienſten, lebt dort zwanzig Jahre, geht als Lieutenant mit den Waldeckſchen Truppen nach America, wo er den **Herrn von der Hart** hat kennen gelernt, und von woher er nun zurückgekommen iſt. Noch erfahren wir, daß *Monſieur Previllière* damals in Mannheim die Rolle eines Kupplers ſpielte, und daß die Freundinn der **Frau von Bergmannsdorf**, Mademoiſelle **Rittermann** dieſelbe, unſerm **Herrn Bau-Verwalter** untergeſchobne Tochter iſt.

Zwölfter Brief, Seite 95; Von dem Advocaten Greiſer, an den Geheimen-Referendar Volldorn.

Er hat erfahren, daß der **Herr Voldorn** ein Capital von zweytauſend Thalern zu leihn ſucht. Dies Capital biethet ihm nun Greiſer, in des **Barons von Raſtitz** Namen, ohne Zinſen an. Da dieſe Gelder zu dem nachgelaſſenen Vermögen der **verſtorbnen Frau von Mildenburg** gehören; ſo hat es mit Zurückzahlung derſelben ſo lange Zeit, bis der Proceß, in welchem **Voldorn** Referent, geendigt iſt.

Dreyzehnter Brief, Seite 97; Antwort des Geheimen-Referendars.

Er nimt dies Darlehn an; verſichert aber, daß dies auf den Gang der Juſtitz gar keinen Einfluß haben wird, findet jedoch, daß **Raſtitz** viel vor ſich zu haben ſcheint, und daß die Sache wohl vorerſt nicht entſchieden werden wird.

Vierzehnter Brief, Seite 100; Von dem Herrn von der Hart, in Neuyork, an den Bau-Verwalter Rittermann, in Pyrmont.

Die Nachricht, welche ihm **Rittermann** gegeben, ſchlägt ihn um ſo mehr nieder, da er ſich zugleich von ſeinem Freunde und Wohlthäter **Mildenburg** und ſeiner geliebten **Caroline** getäuſcht hält. Sein Glaube an Liebe, Freundſchaft und Treue iſt nun auf immer dahin. Da es jetzt vom Schickſale beſchloſſen zu ſeyn ſcheint, daß er iſolirt leben ſoll; ſo wird ſein Vermögen bald hinreichen, ihn als einen einzelnen Mann zu unterhalten. Schon hat er

Biedersdorf das geliehene Geld erſtattet, und gelingt ſeine jetzige Unternehmung; ſo wird er in zwey Jahren gewiß nach Teutſchland zurückkommen und ſich ein ruhiges, einſames Plätzchen ausſuchen.

Funfzehnter Brief, Seite 104; Von Heinrich von Mildenburg, in **, an den Doctor Porr, in Hamburg.

Er iſt nun, auf **Schlaubachs** Bitten, hieher gekommen, um ſeinen Proceß perſönlich zu betreiben. Noch einiges wird nachgeholt, was ſeine Reiſe betrifft. In Aix hat er den jüngern **Herrn von Eberbach** geſehn; Nachrichten von ihm. In Paris trennt er ſich von **Steinbachs**. In Speyer findet er den **Herrn von Bergmannsdorf** und die Demoiſelle **Rittermann**, als Schauſpieler der Sturzmanns Geſellſchaft. **Die Frau von Bergmannsdorf** liegt in Manheim an einem Krebsſchaden tödtlich krank. Was nun ſeinen Proceß betrifft; ſo wird derſelbe durch Chicanen und ſchlechte Juſtitz-Verfaſſung unverantwortlich in die Länge gezogen, ſo daß er noch kein Ende deſſelben vor ſich ſieht. Schilderung ſeiner **Herrn Richter**, ihrer Art Geſchäfte zu führen und Supplicanten zu behandeln. Etwas von vornehmen Faullenzern, die der Unterthan im Schweiß ſeines Angeſichts ernähren muß, und von den Pflichten derer, die reichlich dafür beſoldet werden, nicht, daß ſie ſich im Wohlleben mäſten, ſondern daß ſie arbeiten ſollen. **Mildenburg** führt in ** ein trauriges Leben. Um eine nützliche Beſchäftigung zu haben, hat er einen **armen Knaben** zu ſich genommen, den er ſelbſt erzieht und unterrichtet. Von **Braunfeld** hört er gar nichts mehr.

Sechzehnter Brief, Seite 118; Von dem Doctor Porr, in Hamburg, an Heinrich von Mildenburg, zur Antwort auf den vorigen Brief.

Er nimt warmen Antheil an ſeinem Misvergnügen, glaubt aber, **Mildenburg** habe auch Unrecht gehabt, ſich in ſeinen Proceß-Angelegenheiten zuerſt an den **Bruder des Fürſten** zu wenden. Er räth zur Geduld und zur äuſſerſten Vorſicht. Was ſich etwa zur Entſchuldigung des langſamen Gangs der Juſtiz und des Mangels an Theilnehmung, den die mehrſten Richter den Supplicanten zeigen, ſagen läſſt? Ueber die Faulheit der mehrſten Geſchäftsmänner. Ob man aber verlangen könne, daß Der, welcher mit dem Kopfe arbeitet, eben ſo viel Stunden der Arbeit widmen und eben ſo einfach und mäßig leben ſolle, als Der, welcher Hand Arbeit treibt? Unſer Jahrhundert erhebt die untern Stände auf Unkoſten der höhern ein wenig mehr, als billig und nützlich iſt. Folgen, die davon zu erwarten ſind. Ueber Freyheits-Prediger und über die Gleichheit unter den Menſchen. Ueber Publicität und deren herrlichen Nutzen. Pflichten der Regierungen in Rückſicht auf dieſelbe. Was **Porr** von **Mildenburgs** Unternehmen, den **armen Knaben** zu erziehn, hält. Gewöhnliche Folgen ſolcher Bemühungen.

Siebenzehnter Brief, Seite 135;

Von Heinrich von Mildenburg, an den Doctor Porr, in Hamburg.

In der größten Verwirrung und Unruhe ſchreibt er ihm und ſchickt ihm die folgenden beyden ſehr unangenehmen Brieſe. **Porr** ſoll rathen, wenn er kann; Er weiß ſich nicht zu helfen, und iſt auch ſehr krank.

Achtzehnter Brief, Seite 136;

Von dem Geheimen-Kriegsrathe und Cammerherrn von Herbrand, in ***, an Heinrich von Mildenburg, in **.

Mit heuchleriſchen Verſuchungen ſeines Mitleidens und ſeiner immer fortdauernden Dankbarkeit und Hochachtung, meldet er ihm, daß **der Herzog**, aufgebracht darüber, daß **Mildenburg** ſich der Angelegenheit des **Herrn von Braunfeld** in Wetzlar gegen ihn angenommen, beſchloſſen habe, ihm fernerhin die bisher gezogene Penſion nicht mehr auszahlen zu laſſen.

Neunzehnter Brief, Seite 139;

Von der Frau von Steinbach, in Carlsruhe, an Heinrich von Mildenburg.

Bey ihrer Durchreiſe durch Carlsruhe, wo **Steinbach** ſeine Jugendjahre zugebracht, hat Dieſer ſich bereden laſſen, als Obriſt, in die Dienſte des **Markgrafen von Baden** zu treten.

ten. Es ſchmerzt die **Frau von Steinbach**, daß dadurch nun der Plan, in Hamburg mit **Mildenburg** zu leben, vereitelt wird; doch ſchlägt ſie ihm vor, nun ſtatt deſſen in ihre Gegenden zu ziehn. Davon nächſtens ein Mehreres!

Zwanzigſter Brief, Seite 142; Von dem Doctor Porr, an die Frau von Steinbach.

Er ſchickt ihr **Mildenburgs** Brief an ihn. Ihrem gemeinſchaftlichen Freunde muß eilig geholfen werden; **Porr** will alſo ſelbſt zu ihm reiſen, will ihn auf **Steinbachs** Gut bringen, und bittet die Frau Obriſtinn, ihrem Verwalter in Steinbach zu befehlen, daß derſelbe den Herrn von **Mildenburg** gehörig verpflege. Dann will **Porr** einen Vergleich mit **Raſtitz** zu Stande zu bringen ſuchen.

Ein und zwanzigſter Brief, Seite 145; Von dem Paſtor Ehrmann, in Birkenthal, an Carolinen Felmer, in Hamburg.

Glückwunſch zum Neuen Jahre. **Porr** iſt in dortiger Gegend geweſen, wird nächſtens wieder nach Hamburg kommen und alles mündlich erzählen. **Raſtitz** leidet an Podagra und andern Gebrechen. Der Amtsvogt **Umbach** iſt wegen Caſſen-Defects durchgegangen. Gute Ermahnungen.

Zwey und zwanzigſter Brief, Seite 150; Von dem Herrn von Stallheim, an den Licentiaten Zierenitz.

In dem Styl, den wir ſchon kennen, meldet er ihm, daß ſeine Maitreſſe **Nicke** mit dem **Kutſcher Valentin** davongegangen iſt, und ihn beſtohlen hat. Herr **Zierenitz** ſoll Steckbriefe nachſchicken. Alsdann ſollen Beyde aufgehenkt werden; doch nicht eher, als bis man ſie wird gefangen haben.

Drey und zwanzigſter Brief, Seite 152; Von dem Banquier Schlaubach in ***, an den Doctor Perr, in Hamburg.

Er hofft, daß dieſer Brief den **Doctor** wieder in Hamburg antreffen wird. Unruhe über **Mildenburgs** Schickſal. Er bittet, ihm bald Nachricht von dem Erfolge ſeiner Verhandlungen in ** und Altenwedel zu geben. Großmüthiges Anerbiethen, den **Herrn von Mildenburg** mit Gelde zu unterſtützen, wenn er daſſelbe nicht verſchmähen will. Betrachtungen über die Wege der Vorſehung, über die Belohnung der Guten und Strafe der Böſewichte. **Braunfeld** hat ſich mit dem **Herzoge** verglichen und genießt eine Penſion, die er mit ſeiner **Tochter** in der Pfalz verzehren will. **Herbrand** iſt unglücklich verheyrathet und hat den Zorn der **Maitreſſe des Herzogs** auf ſich geladen. Dem **Herrn von Eberbach** geht es ſehr wohl. *Prévillière* hat böſe Streiche gemacht,

macht, und iſt nun, zu Belehnung ſeiner Verdienſte als Mitarbeiter an — dem Feſtungsbaue angeſetzt. Er bittet dringend um baldige Antwort.

Vier und zwanzigſter Brief, Seite 161; Von dem Verwalter Nelke, in Steinbach, an den Obriſten von Steinbach, in Carlsruhe.

Im comiſch-treuherzigen Tone erzählt der alte **Verwalter**, welche Zubereitungen er und die Haushälterinn **Pickmann** zum Empfange, und welche Anſtalten ſie nach **Porrs** Abreiſe, zur Verpflegung des **armen Herrn von Mildenburg** gemacht, giebt auch Nachricht von dem Befinden deſſelben, von ſeiner Lebensart und ſeinen **Bedienten**. Mit eingemiſcht ſind Anecdoten von dem **Gerichtshalter** dem **Paſtor**, dem **Schulmeiſter Brüllhorn**, dem **Senator Rabe** und **andern Perſonen.**

Fünf und zwanzigſter Brief, Seite 170; Von dem Doctor Porr, in Hamburg, an die Frau von Steinbach, in Carlsruhe.

Ausführliche Erzählung, von dem, was er auf ſeiner Reiſe zu **Mildenburgs** Vortheile ausgerichtet hat. Als er nach ** kömmt, wendet er ſich zuerſt an den Leib-Medicus **Kabldorf**, und geht mit Dieſem zu **Mildenburg**, den er ſchwach und niedergeſchlagen, aber doch nicht ſehr krank findet. Sein Gutachten über **Mildenburgs** Geſundheits-Umſtände. Wie er ihm Muth einſpricht? Am folgenden Tage führt ihn Ranſdorf zu dem Fürſten. Warum Dieſer alle Aerzte wohl empfängt? Ueber Steckenpferde der Fürſten, und wie ſich dieſe zu guten Zwecken zureiten laſſen? Er läßt es in der Stadt nicht bekannt werden, daß er **Mildenburgs** Freund iſt. Es findet ſich, daß er den **Herrn Voldorn** kennt. Er erfährt, daß Dieſer Geld von Raſtitz angenommen hat. Auf welche Weiſe er es einleitet, daß der Jude **Benjamin Meyer** dies vor Notarien und Zeugen angeben muß? Nun geht er zu **Voldorn.** Sein Geſpräch mit ihm. Wie er es anfängt, ſogleich ein vortheilhaftes Urtheil für Mildenburg auszuwirken? **Schlaubach** hat das Geld vorgeſchoſſen, womit **Voldorn** in Thätigkeit geſetzt wird. Nun reiſt **Porr** allein nach Altenwedel. Aufnahme bey dem **Paſtor Ehrmann** in Birkenthal. Des **Pachters Horn** Gaſtfreundſchaft und Dienſtfertigkeit. Wodurch und unter welchen Bedingungen er den Vergleich mit Raſtitz zu Stande bringt? Hierauf kehrt er nach ** zurück. Der Proceß hat nun ein Ende. Er führt **Mildenburg** nach Steinbach, wo ſie von dem **Verwalter** und der **Haushälterinn** freundlich empfangen werden. Dann läßt **Porr** ſeinen **Freund** dort, reiſt nach *** und überträgt dem Banquier **Schlaubach** die Beſorgung von **Mildenburgs** häuslichen Geſchäften. **Schlaubach** will die vorgeſchoſſenen dreytauſend Thaler von **Voldorn** eintreiben, deſſen Handſchrift ihm cedirt wird und von dem er nun, da man ihn nicht mehr zu fürchten brauche, das Geld eintreiben und ſich auf dieſe Weiſe bezahlt machen will. Nachricht von **Herbrand**. **Porr** iſt vor wenig Tagen nach Hamburg zurückgekommen.

Sechs und zwanzigſter Brief, Seite 155; Von dem Doctor Porr in Hamburg, an Heinrich von Wildenburg, in Steinbach.

Er giebt ihm die gewiß ſehr unerwartete Nachricht, daß er ſich in kurzem mit der **Witwe Meinhart** verheirathen wird. Schilderung dieſer Frau. Wie er dazu gekommen, auf einmal den Entſchluß zu faſſen, in den Eheſtand zu treten? Ueber **Wildenburgs** Geſundheits-Umſtände und Gemüthslage. Rath und Bitte um Eröffnung ſeiner Herzens-Leiden. Er fragt: ob es wahr ſey, daß **Wildenburg** ein Land-Gütchen kaufen wolle? Verſicherung, daß er ihm und ſeiner künftigen Frau in ihrem Hauſe in Hamburg eben ſo willkommen als vorher ſeyn würde.

Sieben und zwanzigſter Brief, Seite 202; Von Carolinen Reimer, in Hamburg, an ihre Schweſter, die Frau Landowick, in St. Petersburg.

Biedersdorf iſt aus America wiedergekommen, will ſich nun in Offenbach niederlaſſen, und hat **Carolinen** gebeten, mit ihm zu ziehen und ihm ſeinen kleinen Haushalt zu führen.

Un

Urſachen, warum ſie den Antrag dieſes würdigen alten Mannes angenommen hat? **Porr** iſt nun verheyrathet; das verändert in manchem Betracht **Carolinens** Lage; Uebrigens wäre ſie wohl lieber in Hamburg geblieben. Durch einen Zufall hat ſie wieder etwas von dem **Herrn von der Hart** erfahren, hat es aber nicht wagen mögen, genauer nachzufragen, obgleich das Schickſals dieſes Mannes ſie noch immer ſehr intereſſiert. In wenig Tagen reiſt ſie mit dem **Major** nach Offenbach.

Acht und zwanzigſter Brief, Seite 208; Von Heinrich von Wildenburg, in Steinbach, an den Doctor Porr, in Hamburg.

Glückwunſch zu **Porrs** Verheyrathung. Schilderung ſeiner eignen Gemüthslage. Er geſteht offenherzig, daß er es für gefährlich halten würde, künftig an der Seite **Frau von Steinbach** zu leben. Ueberhaupt findet er, daß ländliche Einſamkeit für ihn am zuträglichſten iſt. Deswegen will er auch weder nach Hamburg zurückkehren, noch **Biedersdorfs** Anerbieten, in Offenbach zu leben, annehmen. Er will das Gut Wahlberg kaufen, ein Landwirth werden und ſich nebenher mit Kinder-Erziehung beſchäftigen. Weitläuftige Entwicklung dieſes Plans, nebſt Anführung der Bewegungsgründe. Zu Ankauf des Gutes ſoll **Biedersdorf** einen Theil ſeines Vermögens mit hergeben und dagegen Mitbeſitzer ſeyn. **Nelke** wird ihm mit Rathe beyſtehn und **Horn** ihm einen ſeiner Söhne als Verwalter zugeſellen. Nachricht von ſeiner noch immer mißlichen Geſundheit. Er rechnet auf die wohlthätige Würkung des Frühlings. Nach einem Paar Jahren, in der Einſamkeit, und ländlicher Thätigkeit verlebt, hofft er ſtark genug an Leib und Seele zu ſeyn, um wieder ſeine Freunde in Carlsruhe, Hamburg und Offenbach beſuchen zu können.

Neun und zwanzigſter Brief, Seite 219; Von Ludwig Felmer, in Oſtindien, an ſeine Schweſter Caroline.

Er hat von einem Jahre zum andern gehofft, nach Europa zurückkommen zu können; aber die Schwierigkeit, ſein Geld aus der Handlung zu ziehn, macht es ihm unmöglich, gewiß zu beſtimmen, wie bald ſein Plan wird ausgeführet werden. Um indeß **Carolinen** zu einer Verſorgung und guten Heyrath die Mittel zu erleichtern, hat er viertauſend Ducaten an ein Handlungshaus nach Hamburg geſchickt. Auf welche Weiſe ihr hieraus ein Brautſchatz gemacht werden ſolle? Was er für die andern beyden Geſchwiſter zu thun denke?

Dreyſſigſter Brief, Seite 222; Von dem Bedienten Conrad Fegebuſch, aus Hamburg, an ſeinen Herrn, den Herrn von der Hart, nach Bremen geſchrieben.

Dieſen Menſchen, der erſt Soldat geweſen, nachher aber, weil er hart bleſſirt worden, mit Penſion den Abſchied genommen und in des **Herrn von der Hart** Dienſte getreten iſt, hat ſein Herr von Bremen aus, bey ſeiner Ankunft aus America, nach Hamburg geſchickt, um ſich nach **Carolinen Felmer** unter der Hand zu erkundigen. **Fegebuſch** meldet nun, wie er dieſen Auftrag ausgerichtet und was er von ihrem jetzigen Aufenthalte und ihrem bisherigen Betragen, durch Nachbarn und Hausgeſinde, erfahren habe. Alle dieſe Nachrichten gereichen **Carolinen** zur Ehre. **Fegebuſch** erwartet Befehl, ob er etwa nach Offenbach marſchiren, oder nach Bremen zurückkehren ſolle.

Ein und dreiſſigſter Brief, Seite 227; Von dem Herrn von der Hart, in Bremen, an Carolinen Felmer, in Offenbach.

Ungewiß, ob ſie ſich Seiner, in ihren neuen Verhältniſſen, noch erinnern wird, wagt er es, an ſie zu ſchreiben. Seine gehabten Schickſale will er ihr nicht erzählen, weil er glaubt, ſie werde das alles wohl ſchon durch den **Herrn von Mildenburg** erfahren haben. Nur bittet er um freymüthige Beantwortung einiger Fragen, wovon die Ruhe ſeines Herzens abhängt und die zum Gegenſtande haben, zu erfahren, warum ihm aus ihrer Bekanntſchaft mit **Mildenburg** und **Biederodorf** ſey ein Geheimniß gemacht worden.

Zwey=

Zwey und dreyſſigſter Brief, Seite 232; Carolinens Antwort auf den vorigen Brief.

In anſtändigen jungfräulichen Ausdrücken verſichert ſie ihn, wie ſehr ſie ſich gefreuet habe, etwas von ihm zu hören, und wie ungerecht ſein Verdacht gegen ſie ſey. **Mildenburg** hat ihr nie ſeinen Namen genannt; ſie hat nichts von dem, was ihm ſeit ihrer Trennung begegnet iſt, erfahren. Was für Urſachen **Mildenburg** zu dieſer Zurückhaltung gehabt (gewiß aber waren dieſe edel und unſchuldig) das wird er am beſten von ihm ſelber erfahren können. Sie hat deßfalls eine Abſchrift ſeines Briefes nach Wahlberg geſchickt. **Biedersdorf** wird ſich nächſtens ſchriftlich gegen ihn erklären. **Caroline** verſichert ihn ihrer herzlichen Theilnehmung an allem, was ihn betrifft. Sie iſt wenigſtens äuſſerlich ſo glücklich als ſie es, ihrem Stande und andern Umſtänden nach, irgend erwarten durfte. Ihre innere Zufriedenheit wird vermehrt werden, wenn ſie erfährt, daß es auch ihm wohlgeht.

Drey und dreyſſigſter Brief, Seite 235; Von Heinrich von Mildenburg, in Wahlberg, an den Doctor Porr, in Hamburg.

Die Beſchäftigungen bey Uebernahme ſeines Guts, haben ihn verhindert, früher zu ſchreiben. Seine Geſundheit hat bey dieſen Arbeiten nicht gelitten; Jetzt aber hat ſich das

Fieber auf's Neue eingeſtellt, und er ahndet, daß er doch mit ſchnellen Schritten dem Ziele aller Leiden näher komme. Schilderung ſeiner ruhigen Gemüthsverfaſſung. Er dankt der Vorſehung für das Glück, am Ende ſeiner Tage noch, aus dem Sturm der Leidenſchaften glücklich errettet, in ländlicher Einſamkeit, Muße zu haben, über ſein vergangenes Leben ernſthafte Betrachtungen anzuſtellen. Er bittet **den Doctor**, im Fall er bald auf das Sterbebette kommen ſollte, nicht zu ihm zu reiſen und ihm den letzten Kampf nicht durch den Abſchied von ihm zu erſchweren. Zudem fehlt es ihm ja nicht an Pflege. Seine Empfindungen bey dem Gedanken an **ſeiner Tochter** künftiges Schickſal. **Der Knabe**, den er in ** zu ſich genommen hatte, iſt fortgelaufen und hat ihn beſtohlen; Nun iſt er auch von der letzten phantaſtiſchen Grille, fremde Kinder zu erziehn, zurückgekommen. Dagegen hat er ein dankbares Geſchöpf an einem kleinen Hunde gefunden; Die Wohlthaten die er dieſem erweiſt, werden wenigſtens keine Reue nach ſich ziehn. Dem **Herrn von der Hart** hat er ſeine Zweifel in Anſehung **Carolinens** zu heben geſucht. Er wünſcht, dieſe Beyden mögten ſich heyrathen.

Vier und dreyſſigſter Brief, Seite 242; Von dem Major von Biedersdorf, in Offenbach, an den Herrn von der Hart, in Bremen.

Er wünſcht ihm Glück zu ſeiner Zurückkunft nach Teutſchland. Um ſein Mistraun in

Rückſicht auf **Carolinen** zu geben, verſichert er, daß er nie gewußt habe, daß Dieſe ſeine Geliebte geweſen ſey. Er giebt aber ihrer Aufführung das vortheilhafteſte Zeugniß. Er kann dabey keine andre, als die reinſten Abſichten haben, denn er weiß nicht, ob **Caroline** ſich die geringſte Hofnung zu einer Verbindung mit ihm macht; auch braucht ſie nicht ängſtlich beſorgt für die Zukunft zu ſeyn, denn ſie iſt reich und liebenswürdig. Was **Biedersdorf** betrifft; ſo würde es ihm wehthun, ſich von **Carolinen** zu trennen, da er jetzt alt und von jedermann verlaſſen iſt. **Mildenburg** wird wohl ſterben, und dann iſt er ganz allein in der Welt. Bey dieſer Gelegenheit wirft er einen Blick auf ſeine erlittnen Schickſale und erzählt die Geſchichte ſeines Herzens in den verſchiednen Perioden ſeines Lebens. Als Epiſode kömmt die Geſchichte eines **jungen Frauenzimmers** in America.

Fünf und dreyßigſter Brief, Seite 267; Von dem Staatsminiſter von Kappſtein, in ****, an Heinrich von Mildenburg, in Wahlberg.

Nachdem er länger als drey Jahre in Rußland zugebracht, hat er ſich, gleich nach ſeiner Rückkunft, nach **Mildenburg** erkundigt und mit Leidweſen ſeine Schickſale vernommen. Er wünſcht, ihm dienen zu können, hofft, es ſoll mit ſeiner Krankheit nichts zu bedeuten haben, meint aber, das einſame Leben werde für einen ſo thätigen Mann, als **Mildenburg** ſey, nicht taugen. Deswegen nun thut er ihm den Vorſchlag, als königlicher Geſandter nach Schweden zu gehn. Er bittet um baldige Erklärung darüber. **Seifenberg** hat eine alte, bucklichte reiche Witwe geheyrathet und iſt, nach ſeiner Art recht glücklich.

Sechs und dreyſſigſter Brief, Seite 271; Heinrichs von Mildenburg Antwort auf den vorigen Brief.

Er dankt dem **Herrn von Rappſtein** mit gerührtem Herzen für ſeine gute Wünſche; allein ſeine immer ſchwächer werdende Geſundheit erinnert ihn, daß es Zeit ſey, auf ſeinen Abſchied von der Welt, nicht aber auf neue Plane zu denken. Das Schickſal, das ihn ſein ganzes Leben hindurch verfolgt hat, ſcheint ihm am Ende ſeiner Laufbahn noch von allen Seiten fröhliche Ausſichten zeigen zu wollen. Doch, wer weiß, ob er, wenn er länger hätte leben ſollen, ſich dieſes Glücks werth gezeigt haben würde? Er ſcheidet alſo gern aus der Welt, um ſo mehr, da er alle Die, welche ihm hier theuer ſind, in einer angenehmen Lage zurückläßt. Er bittet um Verzeyhung, daß er dieſen Brief durch eine fremde Hand ſchreiben läßt.

Sieben und dreyſſigſter Brief, Seite 275; Von der Priorinn des Kloſters Meuſchenberg, an Heinrich von Mildenburg, in Wahlberg.

Sie glaubt, die Pflicht der Rechtſchaffenheit zu erfüllen, indem ſie ihm meldet, daß Marie, Mildenburgs Tochter, in dem Kloſter nicht ſo erzogen werden könnte, wie zu wünſchen wäre. Die Frau von S[illegible]allheim iſt ganz in religioſe Melancholie verſunken, und das macht ſchlimme Eindrücke auf das Kind, wobey die übrigen Nonnen aus Unverſtand mitwürken. Etwas über wahren und falſchen Beruf zum Kloſterleben und über klöſterliche Erziehung. Sie räth ihm, ſein Kind andern Händen anzuvertraun.

Acht und dreyßigſter Brief, Seite 280; Von Heinrich von Mildenburg, an die Frau von Steinbach, in Carlsruhe.

Voll Zuverſicht zu ihrer treuen, erprobten Freundſchaft, wagt er es, ſie zu bitten, ſeine Tochter zu ſich zu nehmen, wie ſie ſich ſchon oft dazu erbothen hat. Um ſeine Gemüthsruhe nicht zu ſtöhren, will er das Kind nicht mehr vor ſeinem Ende ſehn. Schilderung ſeines Gemüthszuſtandes. Er nimt von der Frau von Steinbach und ihrem Gemahle zärtlichen Abſchied.

Neun und dreyßigſter Brief, Seite 284; Von Carolinen Felmer, in Offenbach, an den Doctor Porr, in Hamburg.

Sie meldet ihm ihre bevorſtehende Verheirathung mit dem Herrn von der Hart. Bey dieſer Gelegenheit wiederholt ſie die Geſchichte ihrer erſten Bekanntſchaft mit ihm, und erzählt ihm, wie wenig ſie nachher darauf gerechnet hat, je die Seinige zu werden. Widerlegung der Einwürfe, die man gegen dieſen Entſchluß machen könnte, beſonders von Seiten der Verſchiedenheit der Religion und des Standes. Ueber Mesalliancen. Sie werden in Offenbach wohnen. Der **Herr von der Hart** hat **Biedersdorfs** Haus gekauft. Dieſer wird bey ihnen als Koſtgänger leben. Ueber die Lebensart in Offenbach. Der **Herr von der Hart** iſt Reſident geworden. Das Einzige, was ihre Freude ſtöhrt, iſt der traurige Geſundheits-Zuſtand des **Herrn von Mildenburg**. **Porr** ſoll ſich erkundigen, woher es kömmt, daß man ihr einen Brief, den ſie an **ihren Bruder** nach Oſtindien geſchrieben, von Holland aus wieder zurückgeſchickt hat.

Vierzigſter Brief, Seite 297; Von Heinrich von Mildenburg, in Wahlberg, an den Doctor Porr, in Hamburg.

Dieſer Brief iſt theils von **Mildenburgs** eigner Hand geſchrieben, größtentheils aber dem **Verwalter Horn** in die Feder dictirt. Er enthält von Tage zu Tage die Berichte von ſeiner, ihn nun dem Tode immer näher führenden Krankheit. Betrachtungen über die Nichtigkeit irdiſcher Freuden und Sorgen. Ueber unnütze Feyerlichkeiten bey Sterbebetten. Ueber Verſtellung in dieſen letzten Augenblicken. Ueber künftige Freuden. Ob man ſich wiederſehn und wiederkenkennen werde, in jener Welt? **Seine Tochter** iſt nun von Meuſchenberg abgereiſt, um nach Carlsruhe geführt zu werden. Er empfiehlt ſie auch **Porrs** Sorgfalt. Dies wird nun wohl ſein letzter Brief ſeyn. Einige Anweiſungen, wie er es mit ſeinem Vermögen mögte gehalten haben, wird er durch **Horn** niederſchreiben laſſen. Er lobt die Sorgfalt, welche Dieſer, nebſt ſeinen übrigen Leuten, ihm in ſeiner Krankheit beweiſt.

Ein und vierzigſter Brief, Seite 312; Von dem Doctor Porr, in Hamburg, an Carolinen Felmer, in Offenbach.

Der **Ueberbringer dieſes Briefs** wird ihr das Räthſel auflöſen, warum man ihr den Brief aus Holland zurückgeſchickt hat. Glückwunſch zu ihrer bevorſtehenden Heyrath. Uebe **Mildenburgs** Zuſtand.

Zwey und vierzigſter Brief, Seite 315; Von Carolinen von der Hart, gebohrnen Felmer, in Offenbach, an den Doctor Porr, in Hamburg.

Auf die angenehmſte Weiſe iſt ſie, durch die unerwartete Ankunft ihres **Bruders Ludwig**, (denn Dieſer war der Ueberbringer des vorigen Briefs) überraſcht worden. Beſchreibung dieſer Scene und des darauf gefolgten Hochzeitsfeſtes. **Ihr Bruder** will nicht in den ſüdlichen, ſondern in den nördlichen Gegenden von Teutſchland ſich häuslich niederlaſſen.

Drey und vierzigſter und letzter Brief, Seite 320; Von dem Verwalter Horn, in Wahlberg, an den Doctor Porr, in Hamburg.

Fortgeſetztes Tagebuch von **Mildenburgs Krankheit.** Es neigt ſich zum Ende. Er hat abwechſelnd heitre und angſtvolle Augenblicke. Er verordnet, wie es mit ſeiner Beerdigung und andern Dingen nach ſeinem Tode werden ſoll. Den Beſuch eines catholiſchen Geiſtlichen verbittet er ſich. Der redliche proteſtantiſche **Pfarrer** des Orts beſucht ihn freundſchaftlich. Der Verwalter **Nelke** iſt, auf **Horns** Bitte, angekommen. **Mildenburg** ſcheint ſich erholen zu wollen; Sein Fieber bleibt zwey Tage hindurch aus. Mitten in dieſen angenehmen Erwartungen, ſtirbt er plötzlich in **Horns** Armen. Dieſer reiſt ſogleich nach Offenbach, zu **Biedersdorf**; **Nelke** aber bleibt indeß in Wahlberg, um die Beerdigung zu beſorgen.

Erſter Brief.

Von Heinrich von Mildenburg, an die Frau von Steinbach, in ***.

Hamburg, den 9ten Merz, 1778.

Was Sie, theuerſte Freundinn! mir von Ihrem und Ihres Herrn Gemahls Entſchluſſe, ***, den Hof und die Dienſte zu verlaſſen, ſchreiben, befremdet mich gar nicht. Für ſo gute Menſchen, als Sie ſind, iſt das nun freylich auf die Länge kein Leben, und ich glaube wohl, daß der redliche Steinbach des ewigen Kämpfens und Ringens mit Schelmen und Pinſeln herzlich müde ſeyn mag. Die Reſidenzen, wo die Menſchen ſich ihrer Eigenheiten zu ſchämen ſcheinen; wo Character, Sitten und

Geſchmack ſich ſklaviſch nach den Grundſätzen und Moden richten, die am Hofe herrſchen; wo der Werth des Mannes nicht nach dem Verhältniſſe der Hochſchätzung beſtimmt wird, die ihm edle und verſtändige Leute widmen, ſondern nach dem Grade der Gunſt, mit welcher ihn der Fürſt, die Matreſſe, der Liebling, der Großvezier beehrt — Eine Gunſt, die das Spiel des Ungefährs, der Grille, der Blödſinnigkeit, des Neids und der Cabale iſt; — wo zuweilen Menſchen, die anderwärts in allgemeiner Achtung und in dem größten Rufe der Redlichkeit, Klugheit und Geſchicklichkeit ſtehen, ungeſchätzt, ungekannt, vielleicht gar zurückgeſtoßen, umherſchleichen, und mit Verleumdung, Verdruß und Mangel kämpfen müſſen; wo der beſcheidne Weiſe von dem unverſchämten Schwätzer, das ächte Talent von unwürdiger Windbeuteley zurückgedrängt wird — Nein! die Reſidenzen ſind nicht der Schauplatz, auf welchem Leute von Ihrer Art irgend eine Rolle übernehmen müſſen. Auch die prätenſionsloſeſten Neben-Rollen ſind dort nicht immer die, bey denen man am wenigſten ſeine Ehre auf das Spiel ſetzt, und ſind darneben doch die langweiligſten. Oder ſoll man bloß Zuſchauer ſeyn, bey dieſem ärgerlichen, geſchmackloſen Poſſenſpiele? Wohin führt das? Wenn es dem thätigen, für Wahrheit und Weisheit eifrigen Manne auch würklich möglich wäre, lange Zuſchauer zu bleiben, Zuſchauer, ohne Parthey zu ergreifen; wenn auch die ſchleichenden Aufpaſſer und Cabalenmacher einen Solchen für ſeinen halben Gulden ruhig im Parterre ſitzen lieſſen, ohne ihn ſo lange zu zerren, zu fragen und durch ihre ſchiefen, unbilligen Urtheile ſo lange auf ſeine Geduld loszuſtürmen, bis er ſeine Meinung ſagen muß, oder, wäre er auch Meiſter genug über ſich, um zu ſchweigen, doch wenigſtens irgend eine Miene macht, die ſich als Billigung oder Tadel auslegen läſſt; ſo iſt doch das alles eitler Zeitverluſt, Betrug um Lebensgenuß. Auch verliehrt man darüber am Ende wohl ſelbſt das Gefühl ſeiner Würde, verliehrt Gradheit, Beſtimmtheit und Energie. Es giebt ja, ohne uns, Menſchen genug, um dort alle Stellen auszufüllen, Menſchen, die gebohren ſcheinen zu dieſer zweckloſen Lebensart, die zu nichts Beſſerm taugen, als ſich in den Faſtnachtsſpielen der Hof-Welt herumzutreiben, und denen man ihre Plätze nicht beengen muß.

Das alles weiß ich wohl, fühle es mit Ihnen und bin nur noch immer mehr darinn befeſtigt worden, ſeit dem ſchönen Jahre, das ich in dieſer herrlichen, freyen Stadt verlebt habe, die ſo voll edler, kraftvoller, nützlich beſchäftigter Menſchen iſt, wo ich wahrlich ganz wieder aufgethauet ſeyn würde, wenn nicht, wie ich es Ihnen in allen meinen Briefen bekannt habe, mein unglückliches Temperament ohne Aufhören von heimlichen Wünſchen, die ich mir ſelber nicht zu erklären weiß, geplagt wurde. Hieran iſt nun freylich theils mein Cörper, mit ſeinen höchſt reizbaren Nerven, theils ſind meine Schickſale daran Schuld. Ich habe von Jugend auf in einem ſolchen Taumel von Geſchäften, Sorgen und Zerſtreuungen gelebt, daß die Unruhe, die manchen Andern getödtet haben würde, meiner Exiſtenz Nahrung gegeben hat. Hundertmal des Tages ſage ich mir jetzt: (und mein lieber Porr ſpricht zuweilen ſeyn Amen dazu) ,,Was fruchtet denn nun am Ende aller ,,der Wirrwarr von ſolcher Thätigkeit und Würk- ,,ſamkeit? Biſt Du wohl, in den erſten ſieben ,,und dreyſſig Jahren Deines Lebens, der Welt ,,würklich nützlich, fortdauernd, planmäßig nütz-

„lich geweſen? Schreibe doch nicht das zufällige einzelne Heilſame, das Du geſtiftet haſt, zu hoch auf der Rechnung an! Hätteſt Du nicht im friedlichen Privatleben, durch Rath und Beyſtand, ohne Geräuſch und Prätenſionen, ſehr viel mehr bleibend Gutes bewürken können? Kannſt Du nicht wenigſtens nun noch den Reſt Deines Lebens auf dieſe beneidenswerthe Art ſo glücklich verwenden, alle jene Thorheiten, welche Eitelkeit, Ehrgeiz und Herrſchſucht Dir in ein ſchimmerndes Gewand gehüllt hatten, vergeſſen, und nur Dir, Deinem Kinde und Deinen Freunden und Nachbarn leben? Iſt nicht das Deine vornehmſte Beſtimmung? Sollten nicht die bürgerlichen Pflichten, die doch nur Kinder der Noth, der Corruption und unnützer Bedürfniſſe ſind, jenen erſten, natürlichern Verhältniſſen nachſtehn? Und wie viel haſt Du nicht noch zu lernen, was Geiſt und Herz veredeln kann, folglich in Deinem heiligſten, erſten Berufe für dieſe und jene Welt Dich weiter zum Ziele der Vollkommenheit führt! Oder theile Deinen Zeitgenoſſen die Erfahrungen mit, die Du an Dir und Andern gemacht haſt! Schreibe ein

„nützliches Werk, zur Lehre, zur Warnung vor „den Gefahren, in welche Deine Verirrungen „Dich ſo oft geſtürzt haben!“

Dies und unzähliche andre Dinge predige ich mir unaufhörlich vor, unterſtütze ſie mit den kräftigſten, unwiederlegbarſten Gründen; aber — ich erröthe über meine Schwäche — es beruhigt mich nicht, ſo ſehr es mich auch überzeugt. Täglich beſtärkte ich mich in dem Glauben, daß die Leidenſchaften die einzigen Klippen ſind, an denen unſre beſte Philoſophie ſcheitert. Haben dieſe Leidenſchaften, durch langjährigen Einfluß und durch die fürchterliche Macht der Gewohnheit, einen gewiſſen Grad von Herrſchaft über uns erlangt; ſo iſt wahrlich alle Mühe verlohren, die man, bey dem beſten Willen, anwendet, auf andern Wegen Ruhe zu finden; Man reicht der Weisheit nur verdroſſen die Hand, ſchleicht wohl langſam an ihrer Seite mit fort; aber das Herz bleibt weit zurück — Kurz! mitten in der ruhigen, glücklichen, natürlichen Lebensart, die ich hier führe, ſehnt ſich dies ſchwache, erbärmliche Herz noch immer nach jener künſtlichen, ſorgenvollen Lage zurück.

Und warum ſage ich Ihnen das alles? Nicht nur darum, meine Theuerſte! weil ich nichts von dem, was in mir vorgeht, vor Ihnen und Ihrem edeln Gatten verhehlen mag; ſondern auch, um Sie, bey dem Schritte, den Sie zu thun im Begriff ſtehen, aufmerkſam und nachdenkend über die Folgen zu machen. Auch Sie Beyde ſind von Jugend auf an jenes Hof- und Reſidenz Leben gewöhnt worden. Ich weiß zwar, daß Sie auf dieſer Bahn mit ſanftern Schritten fortgewandelt, daß Ihre friedenvollen Herzen nie das Spielwerk jener ſtürmiſchen Leidenſchaften geworden ſind, deren Nachwehen mir noch ſo viel zu ſchaffen machen; Ich weiß es, daß mein biedrer Steinbach im Schwarm der Hofleute nie etwas von der Kraft ſeines feſten Characters verlohren hat, und daß er alſo ſich ſelber nichts raubt, wenn er den Flitterſtaat von ſich abwirft, womit ihn der Herzog ausſtaffirt hat; Ich weiß endlich, daß Sie, meine beſte Freundinn! bey allem äuſſern Anſtande einer feinen Welt-Frau, dennoch immer ein gutes Weib geblieben ſind und nie den Sinn für die Freuden des häuslichen Lebens verlohren haben; Allein ſind Sie auch ſo ganz gewiß, daß nicht die Macht der Gewohnheit auch auf Sie würken, und daß, was Sie jetzt aus freyer Wahl wünſchen, da Sie es nicht haben können, Ihnen nachher nicht Zwang ſcheinen und Langeweile machen wird: daß nicht unſer Freund, eben weil er durch ſeine ſo grade Denkungsart am Hofe ein ſo nützlicher Mann geweſen, als irgend Einer ſeyn kann, der in ſeinen Platz tritt, ſich oft Vorwürfe darüber machen wird, daß er da, wo er ſo viel Gutes bewürkt und ſo manches Böſe gehindert, nun dem Haufen der Böſewichte und Schmeichler, die ſein Anſehn im Zaume hielt, das freye Feld gelaſſen hat, ihr Unweſen auf Koſten der Edeln zu treiben?

Ueberlegen Sie das alles wohl, und ſind Sie dann noch feſt entſchloſſen, *** zu verlaſſen; nun! ſo kann ich Ihnen jetzt aus wahrer Ueberzeugung keinen beſſern und angenehmern Wohnort vorſchlagen, als Hamburg. Ich ſage dies gewiß nicht bloß zu meinem Vortheile, obgleich in der That die Ausſicht, an Ihrer Seite zu leben, mich mit unbeſchreiblicher Freude erfüllt; nein! ich ſage es, weil ich gewiß weiß, daß man an keinem Orte in Teutſchland ſo frey und mit ſo viel Annehmlichkeit ſeine Tage hinbringen kann, als hier. Sie fordern von mir eine Beſchreibung von Hamburg, von den Sitten, von der Lebensart; Sie haben mit Vorſatz ſo lange gewartet, bis ein jähriger Aufenthalt mich mit dieſen Gegenſtänden bekannter gemacht hätte — Gut! ich will Ihnen etwas darüber ſagen; weitläuftige Schilderungen von der Art gelingen mir ohnehin nicht.

Hamburg liegt, nebſt Altona, das mit ihm beynahe nur Eine Stadt ausmacht, wie Sie wiſſen, längſt dem Ufer der Elbe hin, in einer, freylich nicht mit den Rhein-Gegenden zu vergleichenden, aber doch ſehr ſchönen, fruchtbaren, durch den Fleiß der Menſchen herrlich angebaueten Ebne; Das Land, rund umher, kündigt Wohlſtand und Behaglichkeit der Einwohner an. Dem Fremden, dem dergleichen neu iſt, gewährt, wenn er von Haarburg her, über den Strom, der dort eine Meile breit iſt, nach Hamburg fährt, und nun den beyden vereinigten Städten nahe kömmt, der Anblick ſo unzählicher großer und kleiner Schiffe, die in dem Hafen, vor demſelben und längſt dem Ufer hin, theils ſtillliegen, theils ein- und ausfahren, ein entzückend ſchönes Schauſpiel. Und dann im Hafen ſelber das Gewirre dieſer Fahrzeuge, der kleinen Nachen; die Beſchäftigungen der Matroſen auf den Schiffen, aus allen Himmelsgegenden; der erſte Eintritt in das Getümmel der Stadt, wo niemand müßig zu ſeyn ſcheint; die Geſchäftigkeit, welche da herrſcht; die Menge der Waaren, die, theils in den Kaufmannsladen einzeln ausgeſetzt, theils in Ballen, da und in den Schiffen und in den Gewölben und Packhäuſern und auf den Plätzen ſtehen und liegen, bereit, alle nur erſinnliche, wahre und eingebildete Bedürfniſſe zu befriedigen — Dieſe Scenen, dieſe Zeugniſſe der raſtloſen menſchlichen Betriebſamkeit und der Vortheile des geſellſchaftlichen Lebens, würken gewaltſam auf ein Herz, das nicht, durch langjährliche Gewohnheit, in großen Seeſtädten dergleichen zu ſehn, für dieſe Eindrücke abgeſtumpft iſt. Dieſe Art von Empfindung kann man aber auch nur in Seeſtädten haben. Die Meſſen in Frankfurth, Braunſchweig und Leipzig; das Durcheinanderrennen der müßigen, nach frivolen Freuden haſchenden Einheimiſchen und Fremden in Paris;

der Auflauf des neugierigen Pöbels aller Stände bey den ſogenannten Feyerlichkeiten in glänzenden Reſidenzen, in Wien, in Berlin, — das alles betäubt wohl, fällt wohl auf: aber die Art des Eindrucks iſt nicht ſo groß, nicht ſo erhaben, als hier der, des täglichen Gewühls. Am lebhafteſten herrſcht dieſe Thätigkeit nun freylich in der Gegend des Hafens; aber ſie verbreitet ſich von da her auch in alle Theile der Stadt, die von Canälen durchſchnitten iſt, herrſcht auf den Märkten und Plätzen und in und um den öffentlichen Gebäuden und den unzählichen Kaufmannshäuſern, wo, bis in die ſpäte Nacht hinein, Geſchäfte getrieben, Waaren und Lebensmittel gekauft und verkauft werden. Das Geſchrey der Männer und Weiber, die dergleichen auf den Straßen ausrufen und ausſingen, unterhält ein immerwährendes Getöſe, und das Gedränge der Einheimiſchen und Fremden in allen Gaſſen, gleicht, wenn man ihm von den Thürmern der Stadt herunter zuſieht, dem Wallen der Meereswogen gegen einander, die man von einem hohen Felſen herab erblickt. Die Häuſer ſind größtentheils hoch, und zahlreich bewohnt; Ein großer Theil der

Bürger ſelbſt ſogar unter der Erde, in Zimmern, die bey hohem Waſſer oft ganz durchnäßt werden, ohne daß man jedoch bemerkt hat, daß die Feuchtigkeit, welche dieſe Ueberſchwemmungen zurück laſſen, anſteckende Krankheiten erzeugen. Die Luft iſt in allen Jahrszeiten milder, als man es in dieſen nördlichen Gegenden erwarten ſollte. In allen Quartieren der Stadt ſieht man große und prächtige Häuſer; aber ich geſtehe doch, daß ich wenig öffentliche und Privatgebäude finde, die in ſehr reinem, hohem, einfachen und fehlerfreyem Styl gebauet wären. In Städten, wo das große Triebrad aller Geſchäftigkeit der Erwerb iſt, kann man wohl weniger Aufmerkſamkeit den ſchönen Künſten widmen, und in der Einrichtung der Häuſer ſelbſt muß man da mehr auf Erſparung des Raums und bequeme Einrichtung zu den Geſchäften, als auf wahre Schönheit und geſchmackvolle Anordnung der Theile ſehn; denn übrigens fehlt es in Hamburg gewiß nicht an Männern, die Geſchmack und die das Vorzüglichſte in allen Ländern geſehn und mit Vernunft geſehn haben.

Ich hatte erwartet, das gemeine Volk grob und unbändig zu finden; das Gegentheil davon iſt mir ſehr aufgefallen. Mit Geduld und Freundlichkeit wird man von Jedem, an den man ſich wendet, um nach etwas zu fragen, oder ſich den Weg zeigen zu laſſen, zurechtgewieſen, und ich bemerke ſogar, daß in den Ausdrücken, der ſich die gemeinſten Leute bedienen, eine Zartheit, beynahe eine Süßigkeit herrſcht, die ich hier gewiß nicht anzutreffen geglaubt hätte. Ein Karrenführer, den ich frage, wie ich am nächſten nach dieſer oder jener Straße komme, wird mich: „mein Beſter!“ nennen, und eine Magd, der ich für eine ähnliche Gefälligkeit danke, wird mir antworten: „ein ſo „kleiner Dienſt, ſey des Danks nicht werth.“ Cultur und eine Art von Eleganz im Ausdrucke herrſchen in den niedrigſten Ständen, und geben ſogar der groben plattdeutſchen Sprache eine gewiſſe Anmuth. Das weibliche Geſchlecht, ſelbſt in dieſen Claſſen, hält auf Reinlichkeit im Anzuge, Sittſamkeit im Betragen, iſt freundlich, aber nicht vertraulich, und hat nichts von jenen anlockenden, frechen und buhleriſchen Manieren, die in einigen Städten, beſonders im ſüdlichen und weſtlichen Theile von Teutſchland, den Fremden ſo auffallen. Die Policey kann zum Muſter für andre groſe Städte dienen. Sicherheit in der Nacht wie am Tage, in den engſten, abgelegenſten Gaſſen; Reinlichkeit der Straſen, ſo viel das bey der Menge von Menſchen, Wagen und Karren möglich iſt; gute Erleuchtung, durch Laternen bewürkt, die nicht etwa nur ein Paar Stunden zum Staate, ſondern die ganze Nacht hindurch brennen; eine auſſerordentliche Menge von Nachtwächtern, welche unaufhörlich die Straſen durchſtreichen; die beſten Feuer-Anſtalten — mit Einem Worte! für alles was in dies Fach ſchlägt, iſt in Hamburg mit groſem Aufwande geſorgt. Ueberhaupt müſſen dieſe öffentlichen Anſtalten, nebſt dem Unterhalte der ungeheuren Menge von Brücken, der Canäle, der wirklich ziemlich unnützen Feſtungswerke, mit den dazu gehörigen Gebäuden und dergleichen, ſehr groſe Summen koſten. Dies alles wird von den verſchiedenen Departements und Collegien, woraus der ſehr ſtark beſetzte Magiſtrat beſteht, verwaltet, und als eine Eigenheit, die den Hamburgern gewiß auch Ehre macht, muß ich anmerken, daß hier nicht, wie in manchen andern Reichsſtädten, gewiſſe Familien ein vorzügliches Privilegium haben, ſo viel Weisheit zu beſitzen, als in einer obrigkeitlichen Perſon wohnen muß, ſondern daß Leute von Talenten, Arbeitſamkeit und anerkannter Rechtſchaffenheit, ohne Unterſchied ihrer Geburth, dazu gewählt werden; ja! in dieſem Augenblicke beſteht der größte Theil der Rathsglieder aus Fremden. Uebrigens darf kein Einheimiſcher ein Amt von der Art ausſchlagen, wenn das Zutrauen ſeiner Mitbürger es ihm anträgt.

Doch, ich verliehre mich in der Betrachtung von Gegenſtänden, die für eine Dame wenig Intereſſe haben; kommen wir zu dem Hauptpunkte, wovon Sie Nachricht zu erhalten wünſchen, zu der Lebensart in Hamburg!

Ich kann nicht ſagen, daß ich es, nämlich immer in Vergleichung mit andern niederſächſiſchen Städten, hier ſehr theuer finde. Außer der Gemächlichkeit, daß man hier, wie in allen großen Handelsſtädten, durchaus leben darf, wie man will, und daß man für ſein Geld alles, und in der möglichſten Güte bekommen kann, ſind auch wirklich die eigentlich nöthigen Nahrungsmittel nicht übertrieben koſtbar. Der Wein und die Specerey-Waaren ſind es eben ſo wenig, weil nicht, wie in Fürſten-Ländern, ein Impoſt darauf gelegt iſt, wovon Müſſiggänger ernährt, und Spielwerke bezahlt werden. In den Wohnungen der Bürger aller Claſſen herrſcht eine auffallende, doch nicht bis zum holländiſchen Puppen-Glanz getriebne Reinlichkeit: die Hausfluren ſind mit ſchwarz- und weiſſem Marmor getäfelt, und in manchen Küchen ſieht es geſchmückter aus, als in andern Städten in den Beſuchzimmern. Man hält in Hamburg viel auf ſoliden Aufwand, nicht aber auf eine Menge von Bedienten. Es giebt hier ſehr ſchöne, ſelbſt prächtige Equipagen, aber viele der reichſten Leute fahren in koſtbaren Kutſchen, ohne einen Laquaien dazu zu verdammen, hintenauf zu ſtehn, Langeweile zu haben und ſich die Knochen durch einander ſchütteln zu laſſen.

Hier weiß man nichts von jenem lächerlichen Unterſchiede der Stände, der in den Reſidenzen Leute trennt, die zu einander paſſen würden, und Menſchen vereinigt, die nichts Gleiches haben, als die zufällige ähnliche Art der

Ab⸗

Abſtammung. In den Häuſern der fremden Geſandten haben Kaufmann und Edelmann und die Gattinnen von Beyden Umgang; Aber freylich ſieht man denn auch hier Kaufleute, die als Hofmarſchälle jedem Hofe Ehre machen und als Miniſter in jedem Staate ſich auszeichnen würden, trifft Bürgerfrauen an, neben denen manche hochadliche Dame wie ein Cammerkätzchen ausſehn würde.

Der Kaufmann ſucht, um den Abend der Geſelligkeit widmen zu können, ſeinen Morgen zu verlängern; deswegen ſpeiſt, den Sonntag ausgenommen, faſt niemand vor zwey, halb drey Uhr, zu Mittage; das hat die Folge, daß man des Abends auch ſelten vor zehn bis eilf Uhr ſich an den Tiſch ſetzt. Um ein Uhr des Mittags geht jeder Handelsmann, deſſen Credit nicht zweydeutig iſt, und jeder Fremde, den die Neugier dahinlockt, auf die Börſe. Dies iſt ein Saal im Erdgeſchoſſe, der auf einer Seite, wo er auf Säulen ruht, offen iſt. An ihn ſtößt ein ganz unbedeckter, mit Schranken umgebner Platz. Beyde Verſammlungsörter ſind um dieſe Mittags-Zeit vollgepfropft von theils geſchäftigen, theils müßigen, zuhörenden Menſchen. Es werden da Geſchäfte abgethan, Nachrichten mitgetheilt und erfragt, Speculationen gemacht, und zwiſchendurch wird ein wenig gekannengieſſert. Ein dumpfes Getöſe, wie von unzähligen Bienenſchwärmen, läßt ſich hören, und hier, wie überhaupt, unterſcheidet ſich der Millionär nicht im mindeſten durch ſeine Kleidung von dem ärmſten Bürger, und Mancher, der den Werth eines Fürſtenthums in ſeiner Brieftaſche trägt, geht in Hamburg in einem Rocke herum, auf deſſen Phiſiognomie man ihm keinen Ducaten borgen würde.

Vor Tiſche verſammelt ſich alles auf den Kaffeehäuſern, deren eine Menge in der Gegend der Börſe liegt. Dort werden Zeitungen mit großem Eifer geleſen, denn wen intereſſiren, mehr als den Kaufmann, die Schritte der gekrönten Häupter, Krieg, Frieden und Politic überhaupt? Dabey raucht man ein Pfeifchen und frühſtückt. Die Geſpräche in dieſen öffentlichen Verſammlungs-Oertern gewähren freylich dem Negotianten mehr Unterhaltung, als dem Gelehrten und dem zu ſeinem Vergnügen Reiſenden; aber der Ton iſt doch da ſehr verſchieden, je nachdem ſich eine gewiſſe Gattung von Menſchen nach dieſem oder jenem Kaffeehauſe hingewöhnt hat. Man findet doch auch hier Gelegenheit, manche angenehme Bekanntſchaft zu machen und zu erneuern, manches lehrreiche Geſpräch zu führen, und Leute, die weit von einander entfernt wohnen, treffen hier zuſammen, und können, wenn ſie ſich etwas zu ſagen haben, ziemlich gewiß ſeyn, um die gewöhnliche Stunde einander da zu finden.

Eine gute Einrichtung vermiſſe ich hier; ich meine die Anlage einer Stadt-Poſt, um etwa zweymal des Tags in alle Gegenden von Hamburg und Altona Briefe und Billets zu bringen. Die beyden Städte ſind groß genug, eine ſolche Poſt zu unterhalten, und es iſt unangenehm, wenn man wenig oder gar keine Domeſtiken hat, jemand mit kleinen Beſorgungen, Aufträgen an einen Freund, Einladungen und Verabredungen, halbe Meilen weit hin und herzuſchicken, oder ſelbſt Zeit mit dieſen Reiſen zu verderben. Der Weg von Hamm (das eine Art von Vorſtadt vor Hamburg iſt) bis zu dem andern Ende von Altona, beträgt wohl eine ganze teutſche Meile.

Für einen Fremden, der Geſelligkeit liebt und zur Geſelligkeit taugt, iſt Hamburg ein höchſt angenehmer Ort. Er wird mit zuvorkommender Güte und Freundlichkeit in allen Häuſern aufgenommen und behandelt; Iſt er nur ſonſt ein artiger, verſtändiger, nicht zweydeutiger Mann, von guten und feinen Sitten; ſo bekümmert man ſich wenig um ſeinen Stand, um ſein Vermögen, um ſeine Wichtigkeit in der politiſchen Welt; er iſt zwanglos, in allen Familien-Cirkeln willkommen. Iſt er noch nebenher ein angenehmer Geſellſchafter; ſo wird er aufgeſucht; und zeichnet er ſich durch Talente, Wiſſenſchaften, oder durch einen vortheilhaften Ruf aus; ſo wird er geehrt und vorgezogen. Ein äuſſerſt feiner, ungezwungner und cultivierter Ton herrſcht bey beyden Geſchlechtern, in allen irgend bedeutenden Hauſern. Geſchmack, ächte Kenntniſſe, nüchterne Vernunft, Wiz und Denkfreyheit leuchten aus den Unterredungen hervor. Man hört die Mutterſprache und fremde Sprachen rein, elegant, hört, über gelehrte und politiſche, Kunſt= und andre Gegenſtände, Leute reden, denen keine Univerſität je den Kopf verſchroben hat. Man iſt warm für das Gute und Schöne, ohne heiſſen Enthuſiasmus; gebildet, ohne Schöngeiſterey und Polyhiſtorey; höflich, ohne fade und falſche Schmeicheley; bezeugt dem Schriftſteller, dem Gelehrten, dem Künſtler, wahre, ſtille Achtung, ohne ihm mit Weyhrauch und Lobſprüchen über ſeine Werke den Kopf zu verdrehn, oder ihn in Verlegenheit zu ſetzen; man iſt ſtolz, ohne reichsſtädtiſchen Hochmuth; ernſthaft, ohne die ſteife Grobheit anzunehmen, in welche Die zu verfallen pflegen, die den engliſchen Ton nachzuahmen glauben; munter, ſcherzhaft, ohne zügelloſen Bacchanten-Unfug, und ohne franzöſiſche Wizeley. Man läſſt ſich beſtimmt, freymüthig, zutrauvoll über alle Gegenſtände heraus, ohne Unvorſichtigkeit, ohne Anmaſſung und ohne zu decidiren. Von hier ſind feyerliche Complimente, Rang-Ordnung, das Nöthigen zum Eſſen und Trinken, von hier iſt aller Zwang verbannt; Die Damen ſind ſittſam, ohne alberne Sprödigkeit; ſuchen zu gefallen, ohne Buhlkünſte; kleiden ſich äuſſerſt geſchmackvoll, aber nicht fantaſtiſch; haben ihren

Geiſt durch Lectüre und Talente ausgebildet, ohne gelehrt ſcheinen zu wollen.

Ein wenig mehr, als nöthig wäre, wird in manchen Häuſern auf die Tafel verwendet, doch weiß ich nicht, ob es darin hier weiter getrieben wird, als in Wien, Frankfurth, Hannover, München und andern Städten. Hat man erſt in Familien freyen Zutritt; ſo iſt man immer zu einer häuslichen Mahlzeit willkommen, findet dann nur ein Paar gute Schüſſeln, einerley Wein und eine bezaubernd gaſtfreundſchaftliche Aufnahme. Ja! manche ſonſt wohlhabende Leute laſſen ſich durchaus auf keine andre Schmauſereyen ein.

Die hieſigen Kaufleute beſitzen zum Theil ſehr ſchöne Landhäuſer; Einige derſelben liegen jenſeits Altona, und haben eine entzückende Ausſicht auf den Elbe-Strohm. Sie wenden viel daran, dieſe Landgüter zu verſchönern, machen rund umher geſchmackvolle Anlagen von Gärten, und erholen ſich da, in Geſellſchaft ihrer Freunde, von ihren Geſchäften, bey frugalen Mahlzeiten, geſitteten Scherze, ländlichen Spaziergängen und allerley Spielen.

Die Häuſer der wohlhabenden Einwohner ſind mit Geſchmack meubliert, und in manchen derſelben findet man ſehenswerthe Sammlungen von Gemälden, Kupferſtichen und Hand-Zeichnungen.

Daß hier von jeher viel Gelehrte und Künſtler von entſchiednen Verdienſten gewohnt haben, wiſſen Sie; und wer würde nicht gern an einem Orte leben, wo man Gelegenheit hat, mit Männern, wie Kloppſtock, Hagedorn, Schröder, Büſch, Gerſtenberg, Archenholz, Unzer, Claudius, Ebeling und Reimarus ſind, und mit ſo manchen andern verdienſtvollen, geſchickten und liebenswürdigen Menſchen umzugehn? Auch wählen viel Fremde, die Sinn für den wahren Genuß eines freyen, weiſen und glücklichen Lebens haben, Hamburg zu ihrem Wohnſitze — Ach! ſo viel Worte, als ich da ſchreibe, ſo viel Vorwürfe für mich, daß ich, mitten unter dieſen Schätzen für Leib und Seele, dennoch nicht ganz froh werden kann! Aber ich will es gewiß ſeyn, wenn Sie und mein redlicher Steinbach erſt hier wohnen.

Ich ſollte Ihnen noch etwas von einigen öffentlichen Anſtalten ſagen; aber ich fürchte, das wird Ihnen Langeweile machen. Nur ſo viel: Für Erziehung der Jugend und Ermunterung des Fleiſſes wird hier patriotiſch geſorgt, und um die Anſtalt zu Bildung junger Kaufleute in der Handlungs-Academie, erwirbt ſich der redliche und geſchickte Profeſſor Büſch, nebſt ſeinem Gehülfen Ebeling ein unſterbliches Verdienſt. Für Verſorgung der Armen ſind gleichfalls die rühmlichſten Vorkehrungen getroffen, und noch habe in dieſer groſen Stadt nicht einen einzigen Straſen-Bettler geſehn. Nicht ſo gut ſieht es mit der Einrichtung für Kranke aus, und auf dem Peſthofe, der auſſer der Stadt liegt, werden Wahnſinnige und andre Leidende keineswegs ſo verpflegt, wie ich es wünſchen möchte. Vielleicht wird die Obrigkeit aber auch hierauf bald ihr genaueres Augenmerk richten.

Nun etwas von meiner hieſigen Lebensart und andern Umſtänden, die mich angehen! Sie wiſſen, daß ich dieſen Winter hindurch wenig ausgegangen bin; Meine Gemüthslage machte mich ungeſellig, und ich war froh, daß nur meine guten Hausgenoſſen mit meinen Launen Geduld und Nachſicht hatten. Der redliche Porr that alles und fährt noch fort, alles zu thun, um mich aufzumuntern; Er ſchenkt mir ſo viel Stunden, als ſeine Geſchäfte und übrigen Verhältniſſe ihm erlauben, mir zu widmen. Mademoiſelle Felmer hat mit verſchiednen wohlerzognen Frauenzimmern Bekanntſchaft gemacht, und geht ziemlich gern aus. Sie iſt jung, und es iſt billig, daß ſie ihr Leben genieſſe! Indeſſen wünſchte ich ihr einen braven Gatten. Im Stillen ſehnt ſich ihr Herz doch wohl auch darnach, und dieſe geheime Sehnſucht trübt oft ihre Blicke, obgleich ſie jetzt ſehr viel muntrer iſt, als ſie vor einigen Jahren war. Ihre Aufführung iſt ſittſam und untadelhaft. Sie nimt ſich unſrer häuslichen Arbeiten, der Wäſche und dergleichen an; nur zu den Küchen-Geſchäften hat ſie wenig Luſt; dieſe bleiben alſo Porrs alten Muhme überlaſſen.

Von meiner Frau giebt mir Herr Schlanbach die Nachricht, daß ſie bey ihrem Vater ſchon ſeit einigen Monaten ſehr krank wäre, und daß man an ihrem Aufkommen zweifelte. Erfahren Sie, meine beſte Freundinn! etwas

Genaueres darüber; ſo ſchreiben Sie mir's doch! das unglückliche Verhältniß, in dem ich mit ihr ſtehe, vermehrt meine Niedergeſchlagenheit, und ſo wenig ſie ſich deſſen würdig gezeigt hat; ſo viel Antheil nehme ich doch noch an allem, was ſie betrifft.

Mein liebes Mädchen iſt nun beynahe zwey Jahre alt. Jedermann in und um Neuſchenberg, der das Kind ſieht, intereſſirt ſich für das kleine Geſchöpf; Indeſſen beunruhigt mich's, daß man mir zugleich meldet, meine Schweſter ſey faſt immer ſchwermüthig, kränklich, und ihr Hang zu religiöſer Schwärmerey habe mehr zu- als abgenommen. Ich hatte gehofft, die Sorgfalt für meine Tochter ſollte ſie ein wenig zerſtreun und auf einen beſſern Ton ſtimmen. Wenn es nicht anders wird; ſo werde ich doch, wenigſtens nach ein Paar Jahren, das Kind von ihr nehmen müſſen.

Doch, ich ſehe mit Schrecken, daß ich Ihnen ſtatt eines Briefes ein Buch ſchreibe; Haben Sie Nachſicht mit meiner Geſchwätzigkeit, beſte Freundinn! und ſagen Sie mir bald, daß Sie und mein treuer Steinbach noch ein wenig lieben, Ihren ꝛc.

Zwey=

Zweyter Brief.

Von der Frau von Steinbach, an den Doctor Porr, in Hamburg.

***, den 11ten Merz, 1778.

Ich ſchreibe Ihnen, werthgeſchätzter Herr! dieſen Brief, indeß vermuthlich jetzt die Antwort auf den, welchen ich kürzlich an unſern Mildenburg abgeſchickt habe, unterwegens iſt. Ich habe aber ein Wörtchen mit Ihnen im Vertraun zu reden, wozu ich gleich ohne weitre Vorrede ſchreiten will.

Diesmal haben wir es, mein Mann und ich, gemacht, wie es die mehrſten Menſchen in der Welt treiben; wir haben um Rath gefragt, als wir ſchon entſchloſſen waren, was wir thun wollten. Vor wenig Tagen nämlich hat Steinbach, als ihm eben der Kopf nicht recht ſtand, ſeinen Abſchied vom Herzoge begehrt und auch nach einigen, mehr höflichen als herzlichen Weigerungen, erhalten — Das iſt die erſte Neuigkeit, die ich unſerm Freunde warm mitzutheilen bitte, nebſt der Verſichrung, daß wir nun gewiß nach Hamburg ziehen werden. Die andre Neuigkeit, die Sie aber dem Herrn von Mildenburg mit einiger Vorſicht anbringen müſſen, iſt die von dem Tode ſeiner Frau; Geſtern iſt die Nachricht aus Altenwedel hierher gekommen. Nähere Umſtände von dieſer Begebenheit weiß ich nicht; auch habe ich mich nicht ſehr darnach erkundigt. Ich denke, wenn man ein unbedeutendes, inconſequentes Leben geführt hat; ſo iſt es wohl ziemlich unwichtig, auf welche Weiſe man herausſcheidet. Uebrigens weiß ich nur ſo viel davon, daß ſie an der Auszehrung geſtorben iſt, und daß ſie in der letzten Zeit, den Leuten, die um ihr waren, durch ihre wunderliche Laune viel zu ſchaffen gemacht hat.

Aber nun ein Plan, der ſich auf die beyden Nachrichten, die ich Ihnen eben gegeben habe, gründet! Wir ſind feſt entſchloſſen, nach Hamburg oder Altona zu ziehen; allein wir rechnen dabey auf Ihre gütige Hülfe, nämlich darauf, daß Sie Sich für uns nach einer bequemen Wohnung, wie ſie unſerm kleinen Haushalte angemeſſen iſt, umſehen und uns bey unſrer

ſrer Einrichtung mit Rath und That beyſtehen. Indeſſen haben Sie dazu Zeit genug; denn vor dem Herbſte 1779. wollten wir nicht hinziehen, bis dahin aber die Zeit zu einer Reiſe in die Schweiz und nach Frankreich anwenden, und das zwar ſchon von künftigem Monate an. Jetzt werden Sie wohl die andre Hälfte des Plans errathen; ja! wir wünſchen, daß Waldenburg uns auf dieſer Reiſe begleiten mögte. Sie müſſen ihn uns durchaus ſo lange überlaſſen, müſſen ihn ſogar bereden, dies Anerbiethen nicht auszuſchlagen. Die Reiſe wird ihn zerſtreun, ſeiner Geſundheit wohlthun, ſeiner Thätigkeit ein wenig Nahrung geben, und ſein Gemüth aufheitern. Würklich gefällt mir die Stimmung, die noch immer in ſeinen Briefen herrſcht, gar nicht, und der Tod ſeiner Frau wird doch auch unangenehmen Eindruck auf ihn machen. Kommen wir dann zurück, und die Cur hat nicht geholfen; ſo wollen wir ihm gemeinſchaftlich den Kopf zurechtſetzen.

Noch ein Grund ſpricht für dieſen Entwurf: Ich fürchte nämlich, unſer Freund wird mit dem alten Raſtitz Weitläuftigkeiten wegen

Auslieferung des Vermögens ſeiner Frau bekommen; Alle ſolche Geld-Geſchäfte nun ſind ihm zuwieder; An Verdruß wird es dabey auch nicht fehlen; In ſeiner Abweſenheit hingegen kann ein Advocat, unter des pünctlichen, dienſtfertigen Schlaubachs Anleitung, den ganzen Kram in Ordnung bringen.

Alſo noch einmal, werthgeſchätzter Herr! Stehen Sie uns treulich bey, und bewürken Sie, daß Mildenburg keine Schwierigkeit mache! Wir haben einen Platz in unſrer Kutſche leer; die Unkoſten werden dadurch, daß er dieſen Platz einnimt, für uns nicht größer; Allenfalls mag er, wenn wir nach Frankreich kommen, das Pferd, das wir ſeinetwegen dort mehr nehmen müſſen, bezahlen. Was er verzehrt, er, der ſo mäßig lebt, kann nicht viel betragen, und wenn ihm das lieber iſt, wollen wir darüber einig werden, daß er uns dafür etwas Beſtimmtes gebe.

Ich erwarte mit Ungeduld Ihre Antwort, und bin mit wahrer Hochachtung ꝛc.

Dritter Brief.

Von dem Doctor [illegible], an die Frau von Steinbach.

Hamburg, den 17ten Merz, 1778.

Gnädige Frau!

Mit der Freymüthigkeit und Gradheit, die ich ohne Ausnahme in meine Worte und Handlungen zu legen mich beſtrebe, will ich auf Ew. Gnaden gütevollen Brief antworten, und ich weiß es, ich irre nicht, wenn ich nichts dabey zu wagen glaube, weder Ihren Unwillen auf mich zu laden, noch von Ihnen misverſtanden zu werden.

Alſo heraus damit! Ich kann Ew. Gnaden Auftrag an meinen Freund [illegible], nämlich den, welcher den Vorſchlag zu der Reiſe betrift, nicht ausrichten; allein ich werde mich nie Ihres Vertrauens ſo unwerth machen, der Ausführung jenes Plans entgegen zu arbeiten, ich müßte denn beſtimmt um Rath gefragt werden. Warum ich aber dieſe Reiſe nicht gutheiſſen kann? — Beſte, gnädige Frau! ich habe eine geheime Urſache dazu, die ich, verzeyhen Sie mir's! am wenigſten Ihnen eröfnen darf, obgleich ich wünſchte, daß Sie ſie errathen mögten. Neben dieſer geheimen Urſache aber treten noch andre ein, und davon kann ich Ihnen eine ſogleich zur Prüfung vorlegen. Mildenburg fängt kaum an, einigen Geſchmack an dem Privatleben zu finden, zu welchem doch Natur und Schickſal ihn beſtimmt zu haben ſcheinen; Er fängt an, die Nichtigkeit des Theaterglanzes auf dem Schauplatze der groſſen Welt zu fühlen; aber er **fängt erſt an.** Auf Reiſen wird er allen dieſen leeren Prunk wiederſehen, und nur von der ſchimmernden Seite ſehn; Man wird ihn ſchmeicheln und vorziehn; Ehrgeiz und Eitelkeit werden wieder in ihm erwachen; Unbehaglich, voll von unbeſtimmten Wünſchen, voll von unruhigem Thätigkeitstriebe werden Sie ihn mir zurückbringen, und die Würkung aller meiner Arzneymittel wird vereitelt ſeyn. — Ew. Gnaden wiſſen aber wohl, darauf verſteht ein Arzt keinen Spaß — Mit Einem Worte! — und das paßt auch auf meine geheime Urſache — **man muß von unſerm**

Freunde alles zu entfernen ſuchen, was die Reizbarkeit ſeines Herzens aufregen und ſeinen Frieden ſtöhren kann.

Ich alſo darf ihn nicht bewegen, mit Ihnen die Reiſe durch die Schweiz und nach Frankreich zu machen; wollen Ew. Gnaden ihm aber in einem Briefe dieſen Vorſchlag thun; ſo werde ich mich leidend verhalten.

Der Tod der Frau von Mildenburg iſt unſerm Freunde nicht gleichgültig geweſen; indeſſen konnten ſeine Empfindungen für die Verſtorbne doch ſo nicht ſeyn, daß ihr Verluſt ihn heftig erſchüttert hätte.

Die Hofnung, Ew. Gnaden und Ihren würdigen Herrn Gemahl bald hier zu beſitzen, erfüllt mich mit wahrer Freude, und ich hoffe gewiß, es ſoll Sie beyderſeits nicht reuen, dieſen Entſchluß gefaſſt zu haben. Für eine Wohnung, vermuthlich in Altona, werde ich zu ſeiner Zeit ſorgen, ſo wie Sie mich auch immer bereitwillig finden werden, Ihnen bey Ihrer Einrichtung alle in meinen Kräften ſtehende Hülfe zu leiſten, welche wir durch die aufrichtigſte und vollkommenſte Verehrung zur angenehmſten Pflicht gemacht wird, mit der ich ꝛc.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-51468-9
KNIGGE,A.F.F.L.VON FN. 03709/008

Vierter Brief.

Von dem Major von Biedersdorf, an Heinrich von Mildenburg, in Hamburg.

Aus Neuyork, den 8ten May 1778.

Unſer Feldzug iſt wieder eröfnet; Wir ſind in einzelnen Unternehmungen glücklich, indeß wir in der Hauptſache nichts ausrichten; und das Ende vom Liede wird ſeyn, daß der Krieg, der ſo ungeheure Summen und ſo manchem braven Kerl das Leben koſtet, ſich mit einem nachtheiligen Frieden endigen wird. Doch das alles, mein lieber Vetter! kannſt du ja aus den Zeitungen leſen; alſo will ich mit dir von Dingen reden, die uns perſönlich betreffen. Ich hoffe, es geht Dir wohl in Hamburg; ich hoffe, du haſt nun alle Plane auf Glanz und großen Namen und Fürſtengunſt aufgegeben, biſt geſund und leideſt keinen Mangel. Ich bin Major geworden; Meine öconomiſchen Umſtände ſtehen ziemlich gut; aber für mein Herz finde ich wenig Nahrung. Ich bin, zur Schande meines alten grauen Kopfs, hier noch oft das

Spielwerk ſchlauer Schelme und Heuchler geworden; aber ich verſchanze dies Herz nun immermehr; Da muß ich denn freylich, um die Wege dazu unzugänglich zu machen, ſo viel niederreiſſen und verwüſten, daß, was mir am Ende übrigbleiben wird, wohl kaum des Aufwandes, den der ewige Krieg koſtet, werth bleiben mögte. Wenn wir uns ſehen, will ich dir viel erzählen, und das Reſultat davon wird vermuthlich die platte Alltags-Bemerkung ſeyn, daß die Menſchen ſich aller Orten gleichſehen, und daß Der am glücklichſten iſt und am klügſten handelt, der, wie unſer guter Perr, welchen ich von mir zu grüßen bitte, über den ganzen Bettel lacht; Allein das werden wir Beyde wohl nie lernen.

Wenn wir in zwey Jahren nicht ohnehin Frieden haben; ſo komme ich doch auf allen Fall wieder nach Europa und lebe dort in den Rhein-Gegenden, von dem, was ich mir hier erſpart habe, ein Pflanzenleben, bis es der Vorſehung gefällt, mich zu verpflanzen.

Der Herr von der Hart wollte ſchon in dieſem Frühjahre nach Teutſchland; aber der arme Menſch iſt auch ſehr unglücklich geweſen. Er hatte Lieferungen für die Armee übernommen; dabey hatte er anſehnlich gewonnen; die Hofnung zu noch größern Erwerbe, verleitete ihn, ſein ganzes Vermögen in ein Magazin zu ſtecken, und das iſt nun in Rauch aufgegangen, ohne daß ihm das Geringſte darauf iſt gutgethan worden; Er war in Verlegenheit, beynahe in Verzweiflung. Nun muß er wieder von Neuem anfangen; Ich habe ihm Geld dazu geliehn; Geht es wieder ſchief; ſo haben wir Beyde nichts.

Lebe wohl, mein lieber Vetter! Ich umarme Dich in Gedanken ꝛc.

Fünfter Brief.

Von Carolinen Felmer, an ihre Schweſter, die Frau Landowick, in St. Petersburg.

Hamburg, den 19ten September, 1778.

Ich danke Dir recht herzlich, meine liebe Schweſter! für die Nachrichten, die Du mir von Dir und den Deinigen und von dem giebſt, was unſern Bruder Chriſtel angeht. Der flüchtige Menſch wird wohl nie anders werden; In ſeinem Briefe an mich, den Du mir geſchickt haſt, klagt er gewaltig darüber, daß ihm ſeine alte Frau zu lange lebt. Das iſt doch nicht hübſch, und wenn ich wüſſte, daß es mir einmal ein Mann ſo machte; ſo wollte ich lieber nie heyrathen. Daß Du an Deinen Kindern, die wohl recht herangewachſen ſind, viel Freude erlebſt, glaube ich gern. Dich zu beſuchen und das mit eignen Augen zu ſehn, hätte ich nicht wenig Luſt; Gelegenheit dazu wäre denn auch hier, indem immer Schiffe von Hamburg nach Rußland ſegeln, aber eine ſo weite

Seereiſe allein zu unternehmen, das geht doch für ein lediges Frauenzimmer nicht gut. Ich weiß einen andern Rath; Treibe mir in St. Petersburg einen reichen und artigen Mann auf, der mich zu ſeiner Ehehälfte wählen mögte, und ſchicke dieſen dann her, daß er mich abhole, auch allenfalls entführe; das iſt noch intereſſanter. Unterwegens erhebt ſich dann ein fürchterlicher Sturm; das Schiff ſcheitert; wir aber retten uns Beyde auf Einem Brette, und werden, ſo feſt umſchlungen, in Riga an das Land geworfen. Den Koffer hat man, wie ſich's verſteht, wenn man den Umſtand mit dem Sturme vorausweiß, durch eine andre Gelegenheit abgeſchickt und von Kleidung zieht man das ſchlechteſte an, woran nicht viel zu verderben iſt. Deswegen aber muſſt Du nicht etwa glauben, es ſey Deine ſehr züchtige Schweſter auf einmal ein leichtfertiges, romanhaftes, mannſüchtiges Frauenzimmer geworden — nein, nein! es iſt alles nur Scherz, und ich finde meine jetzige Lage ziemlich glücklich. Ich bin nun, wie Du weiſſt, ſeit länger als anderthalb Jahren hier, und es gefällt mir auſſerordentlich wohl in Hamburg. Anfangs ging ich wenig aus, und da hatte ich viel Langeweile; die alte Frau Lieutnantinn, Porrs Muhme, iſt nicht ſehr unterhaltend, aber dagegen mit allerley gichtiſchen Flüſſen geplagt; der Doctor ſelbſt ſitzt auf ſeinem Zimmer und ſtudiert, daß ihm der Kopf raucht, oder rennt zu armen Kranken herum. Er iſt übrigens ein edler und muntrer Mann; aber nach Frauenzimmern frägt er nicht viel. Der Herr von Mildenburg war faſt immer mit ſeinen Gedanken abweſend; und ſo führte ich denn ein einſames Leben zu Hauſe und kam dabey faſt nicht vor die Thür. Aber nun geht es beſſer; ich habe Bekanntſchaften in der Stadt gemacht, und die Leute mögen mich ganz gern leiden. Es bleibt dabey, das Leben in einer großen Stadt hat doch unendliche Vorzüge. Welche Lebhaftigkeit hier herrſcht! Wie alles ſo in's Große geht! Wie mir's Anfangs ſo neu vorkam! Einmal gieng ich vor einem großen, ſchönen Hauſe vorbey; ich meinte, da müßte wenigſtens ein Bürgermeiſter wohnen; Ich blicke hinauf und leſe auf einem Schilde die Worte: „Hier kauft „man Lumpen auf.“

Mit den Domeſtiken hat man ſeine Laſt; In kleinen Haushaltungen, wie die unſrige iſt, muß man ſie ſehr theuer bezahlen, weil es da wenig Trinkgelder abſetzt; denn wo man zu Gaſte ſpeiſt, da pflegt man den Bedienten etwas zu geben, und wenn eine Frau im Kindbette liegt, und dies ihren Bekannten anſagen läßt; ſo gehen Bediente oder Mägde, welche die Nachricht bringen, nie mit leerer Hand weg; Auch werden hernach bey den Glückwünſchungs-Beſuchen noch anſehnliche Geſchenke an das Geſinde gegeben. Aber die Mägde treten dann auch, beſonders des Sonntags, ſo geputzt einher, als in dem vortreflichen Neſte Engeleben kaum die Frau Amtsvogtinn ſich herausſtaffiert. Selbſt an Werktagen kleiden ſie ſich ſo reinlich und artig, daß es eine Freude anzuſehn iſt, und haben ſie kleine zierliche Körbe mit allerley hübſchem Kettwerke an den Armen hängen.

Theuer zu leben aber iſt es doch in der That hier; Das ſchwere Geld macht ſchon gegen andre Gegenden einen großen Unterſchied; Pfenninge hat man gar nicht, hat auch nichts, was nur ein oder zwey Pfenninge koſtete; die kleinſte Münze iſt ein Dreyling.

Das gute Trinkwaſſer iſt rar; Durch Maſchinen wird es nur in einem gewiſſen Theil der Stadt einer beſtimmten Anzahl von Häuſern zugeleitet. Das Recht, eine Röhre, die ungefähr nur ſo dick als ein Pfeifenſtiel iſt, und aus welcher dies gute Trinkwaſſer flieſſt, in ſein Haus leiten zu dürfen, wird mit einigen tauſend Mark erkauft, kann aber auch in Einem Jahre ein Paar tauſend Mark einbringen; denn Jeder, dem man dann erlaubt, von dieſem Waſſer holen zu laſſen, muß etwas dafür bezahlen, und gewiſſe Leute kaufen es eimerweiſe auf, tragen es in der Stadt umher, und verhandeln es da wieder. Indeſſen iſt doch auch das Elbe-Waſſer trinkbar und geſund, nur ein wenig trübe.

Die Milch wird gleichfalls von Männern in Eimern umhergetragen. Es iſt eine Freude, des Morgens die kleinen Nachen, worinn die Bauern auf der Elbe hereinfahren und Milch zur Stadt bringen, ankommen zu ſehen. Die Aufkäufer verſammeln ſich am Hafen und an den Canälen, und holen ſie ab. Die Eimer, worinn die Milch getragen wird, ſind inwendig roth und auswärts mehrentheils grün angeſtrichen; das Mäßchen, von sauberm gelben Bleche, hängt daran, und alles ſieht äuſſerſt appetitlich und reinlich aus. Auch ſchmeckt die Milch vortreflich, und man kennt, glaube ich, in Hamburg den Betrug nicht, der in andern Städten ſo gemein iſt, Waſſer zu der Milch zu gieſſen.

Aus der Menge dieſer Milch-Träger und überhaupt Derer, die Lebensmittel zum Verkaufe ausrufen, kann man recht auf die große Anzahl der Einwohner ſchlieſſen. Ja! man hat mich verſichert, ein Todtengräbers-Dienſt würde zuweilen für ſechshundert Mark gekauft, brächte aber auch ſo viel ein, daß dergleichen Leute vielleicht jährlich in ihrem Haushalte dreytauſend Mark aufwendeten. Freylich kann es einem ſolchen Manne nicht an Arbeit fehlen, denn es ſind eine ungeheure Menge von Apothekern und Aerzten in Hamburg, die ſchon dafür zu ſorgen wiſſen, daß die Bevölkerung nicht ungebührlich zunimt.

Mitten in dem Gewühle der Menſchen in allen Gaſſen, hört man doch wenig oder gar nichts von Taſchen- und andern Diebſtählen, und durch das Gedränge hindurch finden die Straßenbuben noch immer Mittel, ihren Reif mit einem Stöckchen vor ſich her zu treiben. Der Doctor Porr, der die Sachen mehrentheils von Seiten anſieht, worauf nicht jedermann verfällt, behauptet, man könne, ſo wie den Character einzelner Menſchen beſſer aus kleinen als aus großen Zügen, ſo auch den Geiſt ganzer Städte, ja! ganzer Völker, aus den Spielen der Knaben beurtheilen. „Die Kinder“ ſagt er, „äffen früh das nach, was ſie von Erwachſenen vornehmen ſehen. In Städten, wo viel mit Soldaten geſpielt wird, machen die Buben ſich papierne Grenadiermützen und exerciren; Wo man Theaterwerk und dergleichen treibt, da ſpielen ſie Comödie und tanzen Ballets; In ſolchen proteſtantiſchen Ländern; wo das Kirchenweſen in großem Anſehn ſteht, tritt der Herrſchſüchtigſte unter den Jungens auf, predigt oder hält Schule; In catholiſchen Ländern würden ſie das Meſſeleſen vorſtellen, wenn ſie dürften; aber ſie halten doch Proceſſionen, mit kleinen Fahnen; In freyen Staaten, wo Kraft und Freyheitsſinn würken üben ſie ſich im Springen, Ringen u. d. gl.

„Da; wo eigentlich gar nichts getrieben wird, „ſpielen ſie mit Knickern oder etwas Albernem, und in Handelſtädten haben ſie ihr Weſen mit Tonnenreiſen.“

Faſt unerträglich iſt einem Fremden Anfangs der ſüße Torf-Geruch; Man gewöhnt ſich daran; aller Hausrath aber riecht darnach. Das Holz iſt ſehr rar, und wird ſparſam in Stücken verbraucht, deren ein Frauenzimmer wohl zwölf auf einmal in ihre Poſchen ſtecken könnte.

Wo tiefe Trauer in einem Hauſe iſt, da werden drauſſen, an der Hausthür, Schloß, Kleppel, Schellen-Zug, und dergleichen mit ſchwarzem Tuche benäht.

Wer nicht damit Beſcheid weiß, den machen die Glocken in der Stadt irre, denn, wenn es zum Beyſpiele halb neun Uhr iſt; ſo ſchlägt es erſt zwey Viertel, und dann Neun.

So wie in großen Palläſten Pförtner oder Schweizer, in kleinen Verſchlägen, inwendig an der Hausthür zu ſitzen pflegen; ſo ſieht man hier in großen Kaufmannshäuſern eine zierlich gekleidete Magd mit ihrer Arbeit in einem ſolchen Cämmerchen ſitzen und Acht auf Die geben, welche ein- und ausgehen.

An Vergnügungen und Spatziergängen fehlt es gar nicht. Der Wall iſt ſchön, und man darf zu allen Tageszeiten darauf gehn, fahren und reiten. Angenehme Gärten und Landhäuſer, nah und fern, vor den Thoren, beſitzen die reichen Kaufleute auch. Auf der Alſter-See, die eigentlich ein großes Baſſin iſt, das in der Stadt ſelbſt liegt, kann man, auch wenn das Thor geſchloſſen iſt, in kleinen Jagden, Jöllen und andern Fahrzeugen, die vermiethet werden, herumkreuzen.

Eine noch größre Luſt macht man ſich, wenn man ſich in einem Nachen in dem Hafen umher, durch die große Menge von Schiffen aus allen Weltgegenden führen läſſt, auch allenfalls, mit und bey guten Freunden, auf einem ſolchen Schiffe frühſtückt, oder des Abends Thee trinkt.

Vor der Stadt halten offne Fuhrwerke, zu vier und ſechs Perſonen, in welchen man für ſehr wenig Geld in der Nachbarſchaft umherkutſchiren kann.

In das Schauſpiel gehe ich zuweilen; Ich habe in meinem Leben noch nicht viel Gutes von der Art geſehn; indeſſen ſagt jedermann, daß, im Ganzen genommen, wohl in Teutſchland keine ſo gute Geſellſchaft wäre, als die hieſige, und meine Empfindung für Natur und Kunſt ſagt ja dazu.

Wenn nur nie der unangenehme Oſtwind hier wehte! Der ſchrumpft, wenn er hartnäckig iſt, uns armen Mädchen die Haut zuſammen. Zum Glücke hält er auch die Schiffe ab, einzulaufen; Wenn Du mir alſo einen Bräutigam ſchickſt; ſo wird er mich nicht ſo häßlich finden, als ich beym Oſtwinde bin.

Das gemeine Volk trägt hier zum Theil Holz-Schuhe. Das iſt mir zuerſt ſehr aufgefallen, ſowohl wegen des Geklapper, als weil es ſo häßlich ausſieht. Doch iſt übrigens der

Pöbel hier gar nicht grob; Ein Frauenzimmer kann, ohne Gefahr beſchimpft oder unartig behandelt zu werden, allein zu Fuſe durch die Stadt gehn. Das arge Geſindel wohnt in dem kleinen Zwiſchenraume, zwiſchen Hamburg und Altona, auf einer Art von Berge, in einer Reyhe verdächtiger Häuſer, die immer von Matroſen wimmeln, und wo auch heimlich Seelenverkäufer ſich aufhalten ſollen. Es werden aber Tags und Nachts Wachen zu Fuß und zu Pferde in dieſer Gegend ausgeſtellt, damit allem öffentlichen Lerm geſteuert werde.

Siehſt Du, meine liebe Schweſter! Da habe ich Dir nun recht viel von Hamburg erzählt, und ich meine, in dem wahren Reiſebeſchreibers-Tone. Umſonſt aber will ich denn auch meine Mühe nicht gehabt haben; Du mußt mir dagegen etwas von St. Petersburg ſchreiben, damit ich doch wiſſe, wie es da ausſieht, wohin ich, wenn es Gottes Wille iſt, nun bald entführt werden ſoll.

Zum Schluſſe will ich Dir noch einige Nachrichten aus dieſen Gegenden mittheilen.

Der Herr von Mildenburg iſt ſeit dem zwanzigſten May dieſes Jahrs verreiſt. Ein gewiſſer Herr von Steinbach und ſeine Gemahlinn, von denen ich Dir ſchon einmal etwas geſchrieben habe *), haben ihn ſo lange geplagt, bis er hat mit ihnen nach der Schweiz reiſen müſſen; Von da gehen ſie nach Frankreich. Er ließ ſich ganz gern erbitten, denn er mag die Frau von Steinbach wohl leiden. Nicht ſo angenehm war dies dem Doctor Perr; ich weiß nicht warum? Doch ſchwieg er ſtill, als er Mildenburg entſchloſſen fand, mitzugehn. Er hat zweymal ſeit ſeiner Abreiſe geſchrieben und befindet ſich wohl.

Du fragſt mich, ob ich nichts von der Familie unſers ehrlichen Oheims, des verſtorbnen Rectors, gehört habe? Ja! die Witwe hat mir einmal einen Brief geſchrieben, der mir ziemlich unwichtig war, bis auf die Nachricht nach, daß es ihr und ihren Kindern wohlgeht. Sie lebt von dem Jahrgelde, daß ihr der Fürſt ausge-

ſetzt

---

*) Vermuthlich in dem Tone, wie an die verſtorbne Räthinn Homann; Man ſehe den 32ſten Brief, im zweyten Theile.

ſetzt hat; Eine Tochter dient als Cammerjungfer, die andre iſt noch bey ihrer Mutter; der Sohn ſteht in Bremen, in einer Specereyhandlung, als Ladendiener, und ſein Patron iſt von ihm zufrieden.

Dieſer, ein wenig lang gerathene Brief wird in das Paquet des hieſigen ruſſiſchen Geſandten eingeſchloſſen; Hätteſt Du Poſtgeld dafür bezahlen müſſen; ſo würde ich ihn abgekürzt haben. Indeſſen mag ich doch nun kein Blatt mehr anlegen, und ich habe grade noch ſo viel Raum, Dich und Deinen braven Mann um die Fortdauer Eures liebevollen Andenkens zu bitten. Küſſe Deine Kinder in meinem Namen! ich bin, ſo lange ich lebe ꝛc.

Sechſter Brief.

Von Heinrich von Mildenburg, an den Doctor Porr, in Hamburg.

Lauſanne, den 6ten November, 1778.

Es geht ein wenig langſam, wie Du ſiehſt, mit unſrer Reiſe; doch ſind wir nun ſeit vierzehn Tagen hier in Lauſanne, wo wir den Winter zubringen werden.

Meinen letzten Brief aus Wetzlar wirſt Du, mein beſter Porr! im September bekommen haben. Wir hielten uns überhaupt drey Wochen dort auf, weil Steinbach da Geſchäfte hatte, und es mit den Geſchäften in Wetzlar, wie bekannt iſt, ziemlich langſam geht. Dazu kam, daß wir gern grade in der Zeit der Weinleſe die ſchönen Rhein-Gegenden durchſtreichen wollten. Das war denn eine angenehme Reiſe, wobey wir uns nicht übereilten, ſondern zuweilen kleine Streifereyen in den Nachbarſchaften umher machten, und unter andern acht Tage auf dem Gute des Herrn von ** ſehr glücklich verlebten, ihn dabey ſeinen neuen Wein keltern und den alten austrinken halfen.

Sobald ich hierherkam, erkundigte ich mich, unſrer Abrede gemäß, nach Briefen von Dir, und fand zwey derſelben, wofür ich Dir herzlich danke, auch nachher wohl mehr davon reden werde; Jetzt noch etwas von Wetzlar!

Ich hatte dort, gleich in den erſten Tagen meines Aufenthalts, eine Erſcheinung, die mich ſehr überraſchte. Eines Morgens, als ich an nichts weniger dachte, ließ ſich der Geheimerath von Braunfeld, mein ehemaliger College, bey mir melden. Ich wußte, und Du wirſt es ja auch wohl gehört haben, daß er kürzlich ſich mit dem Herzoge überworfen, daß Dieſer ihn caſſirt und auf eine tumultuariſche Art, die ihm ſonſt nicht gewöhnlich war, verurtheilt hatte, eine große Summe Geldes zu erſtatten. Ich wusſte, daß Braunfeld, wenn er auch nicht gänzlich reine Sache, doch das vor ſich hatte, das in der Form der Unterſuchung war gefehlt worden, und das er nun Klage gegen ſeinen ungerechten Herrn in Wetzlar erheben wollte. Aber wie konnte ich mich's träumen laſſen, daß dieſer Mann bey mir Schutz und Vorſprache ſuchen würde? Und doch war es nicht anders. Er wuſſte, das ich Freunde in Wetzlar habe, und hatte bey ſeiner Ankunft, wie ſchon vorher durch ſeinen Procurator, erfahren, daß man mir dort mit ausgezeichneter Achtung begegnete. Von jedermann, ſelbſt von Denen verlaſſen, die ihm alles zu danken hatten; in nicht ſehr gutem Rufe bey dem Reichs-Cammergerichte, hauptſächlich wegen ſeines Verfahrens gegen mich, beſchloß er endlich, ſich Dem in die Arme zu werfen, dem er ehemals beynahe eben ein ſolches Schickſal zubereitet hatte, als ihn jetzt verfolgte, beſchloß, mich zu bitten, mich Seiner bey meinen Freunden anzunehmen. Ich bewunderte in der Stille die unergründlichen Fügungen der Vorſehung, die früh oder ſpät dem Böſewichte, durch ſeine eigne Bosheit, die Strafe zubereitet. Ich fühlte Mitleiden mit einem Manne, den kein Freund, kein innrer Troſt, kein Bewuſſtſeyn von Unſchuld aufrichten konnte, und der ſich nun zu der Demüthigung verurtheilt ſah, ſeine Zuflucht zu Demjenigen zu nehmen, vor dem er, unter allen Menſchen am wenigſten gern, hätte erröthen mögen. Meine Eitelkeit fand ſich geſchmeichelt durch den

Triumpf, daß Braunfeld mich für edeldenkend genug hielt, keine niedrige Rache, keine Schadenfreude in meinem Herzen zu nähren. „Mag „er immer" dachte ich „mehr auf dieſe Eitelkeit „und auf meinen Widerwillen gegen den Herzog, als auf meine Gutmüthigkeit gerechnet „haben; Ich empfinde in mir noch etwas von „beſſrer Art; ich empfinde die Regungen eines „theilnehmenden Herzens, das auch dem Nichtswürdigſten keine größre Summe von Unglück „mögte zugetheilt ſehn, als er verdient, wenigſtens nicht von einer Seite her, wo er unſchuldig leidet." O! mein beſter Freund! welch' ein genußvoller Augenblick war das? Wie reichlich entſchädigte er mich für das ehemals erlittne Unrecht? Und wie denn? Unrecht? War es damals nicht billig, daß ich die Folgen meiner Unvorſichtigkeit tragen mußte, und iſt der jetzige Auftritt nicht hinlänglich, mich zu überzeugen, daß ich nur dieſer Unvorſichtigkeit wegen habe gezüchtigt werden ſollen, daß meiner Redlichkeit doch noch ein Triumpf aufgeſpart bleiben ſollte?

Die Reiſen des Herzogs und die böſen Einwürkungen des Herrn von Herbrand hatten Jenen ganz umgeſchaffen. Er kam mit rauhern, weniger menſchenfreundlichen Geſinnungen zurück. Da ich, obgleich in guter Abſicht, das Werkzeug geweſen war, ihn zu der Reiſe und dazu zu bewegen, daß er dieſen ſchlechten Mann in ſeine Dienſte nahm; ſo muſſte ich auch vor Allen Der ſeyn, der das Opfer davon wurde. Braunfeld hatte den Herzog vermogt, die erſte öffentliche Ungerechtigkeit von der Art an mir zu begehn, und durch Herbrand meinen Sturz bewürkt; allein kaum ſah ſich Dieſer zu einer ſolchen Stufe von Wichtigkeit erhoben; ſo bemühete er ſich, ſeinen Anführer aus dem Sattel zu heben. Es wurde ihm jetzt leichter, auf den Herzog zu würken, da Dieſer auf Reiſen größern Hang zu üppigen Freuden und Wollüſten bekommen, und ſich eine Maitreſſe mit aus Italien gebracht hatte, die alles über ihn vermogte, bey der ſich Herbrand durch niedrige Schweicheley in Gunſt ſetzte, und ſie mit Braunfeld zu entzweyn wuſſte — So wurde er dann wieder das Werkzeug, ſeinen ehemaligen Beſchützer für das zu beſtrafen, was er an mir verſchuldet hatte.

Ein Vorwand iſt leicht zu finden, wenn man einen Miniſter ſtürzen will, beſonders wenn er in andern Puncten nicht ganz klare Sache hat; und kaum murmelte man im Publicum von allerley Beſchwerden, die ſich gegen den Herrn von Braunfeld an den Tag gäben; ſo kamen die Ankläger haufenweiſe, und — doch, Du kennſt ja den Gang ſolcher Unterſuchungen.

Mit dem Allen nun hielt ich es dennoch gegen die Pflicht der Gerechtigkeit, ſo wenig auch überhaupt mein geringes Gewicht in Wetzlar ihm in der Hauptſache helfen konnte, auch nur dieſes für ihn zu verwenden, wenn ich mich nicht vorher von der Lage der Sache unterrichtet hätte. Ich bat mir desfalls von ihm die Acten zur Einſicht aus; allein da fand ich dann würklich unerhörte Nullitäten in dem ganzen Verfahren; auch war ja alles, was Braunfeld forderte, nur Beſchleunigung ſeiner Sache, weil man Arreſt auf ſein Vermögen gelegt und ihn alſo in einen ſehr bedrängten Zuſtand verſetzt hatte.

Ich konnte nun mit gutem Gewiſſen mich für ihn verwenden, und that dies, wie ich mich ſchmeicheln darf, mit Erfolge. Schon iſt dem Herzoge ein ſcharfes Mandat zugefertigt worden, und ich hoffe, es ſoll ferner gutgehn.

Doch, dies iſt nicht das einzige und nicht das ſchwerſte Leiden, welches Braunfeld drückt. Er klagte mir mit Thränen in den Augen den Kummer, den ihm ſeine Tochter macht. Auch hier büßt er für ſeine Schuld, für die ſchlechte Erziehung, die er ihr gegeben hat. Du weiſſt, daß ihr elender Mann, unter dem Namen Bergmannsdorf geadelt, in Manheim eine Bedienung bekommen hatte; Sie fieng bald an, mit ihm eine ſehr unglückliche Ehe zu führen; Er merkte, daß ſie ihm untreu war, und machte ihr Vorwürfe, die ſie auf unverſchämte Weiſe beantwortete; Sie lebten in beſtändigem Zanke; Sie warf ihm vor: er ſey durch ſie etwas in der Welt geworden; er ihr: ſie habe ihn verführt, betrogen, und nachher nur geheyrathet, damit er ihr zum Deckmantel ihrer Unkeuſchheit dienen ſollte; Zuweilen kam es ſogar unter ihnen zu Thätlichkeiten. Um einen Beyſtand gegen ihn zu haben, ließ ſie eine ihrer alten Freundinnen, *) ein eben ſo liederliches Geſchöpf, als ſie ſelbſt iſt, aus Straßburg kommen; Nun gieng die zügelloſeſte, frechſte Lebensart erſt recht an; Bergmannsdorf legte ſich aus Verzweiflung auf den Trunk, und gerieth endlich in ein Liebes-Verſtändniß mit eben dieſer Freundinn. Das zärtliche Ehepaar nahm ſich nun gegenſeitig nichts übel; ihr Haus wurde ein Sammelplatz wilder, ausſchweifender Leute; Es wurde mehr verzehrt, als eingenommen; Sie machten Schulden, geriethen in Dürftigkeit. Man ſchrieb endlich vor einigen Monaten an den alten Braunfeld und bat um Hülfe; allein da kam, ſtatt des gehofften Geldes, die Nachricht von ſeinem eignen Unfalle an. Als Bergmannsdorf ſah, daß nichts mehr zu erhaſchen war und er von ſeinen Gläubigern verfolgt wurde; verließ er Weib, Haus, Stadt und Bedienung, packte den Ueberreſt der Koſtbarkeiten ſeiner Frau zuſammen, und gieng mit der ſaubern Demoiſelle Nettelmann (So hieß die Freundinn) fort; niemand weiß wohin.

Ich

---

*) Man ſehe den [illegible] Brief, im zweyten Theile.

Ich habe mich, bey meiner Durchreiſe durch die Pfalz, nach der Frau erkundigt und erfahren, daß ſie in den aller traurigſten Umſtänden lebt. Da Braunfeld ſie jetzt nicht unterſtützen kann; ſo laſſe ich ihr durch einen Freund von Zeit zu Zeit eine kleine Hülfe reichen, die aber freylich ſehr geringe iſt, weil ich ſelbſt nicht viel habe — Doch genug von dieſen in allem Betrachte elenden Menſchen! Reden wir von andern Dingen!

Schlaubach hatte, wie Du weiſſt, die Beſorgung übernommen, in meinem Namen mit meinem Schwiegervater wegen Verabfolgung des Vermögens meiner verſtorbenen Frau in Unterhandlung zu treten. Zu meiner größten Verwunderung ſchrieb er mir bald nach meiner Abreiſe, der alte Böſewicht weigre ſich nicht nur, das Geringſte von ſeinem und meiner Schwiegermutter Vermögen herauszugeben, ſondern wolle auch das, aus dem Vermächtniſſe von der Tante meiner Frau herrührende Capital nicht auszahlen, unter dem Vorwande, daß der Aufenthalt ſeiner Tochter bey ihm und ihre Krankheit, ihm ſehr viel mehr Geld gekoſtet hätten, als die Zinſen jenes Capitals betrügen, und daß er habe Schulden für ſie bezahlen müſſen, die ſie während unſers Eheſtandes gemacht hätte. Dies iſt um ſo ſchädlicher, da ich doch wahrlich bey meiner Trennung von ihr ſo uneigennützig als möglich gehandelt, ihr alles gelaſſen, ihre Schulden, ſo viel ich nämlich davon wußte, getilgt und für den Unterhalt unſres Kindes allein geſorgt habe. Da ich indeſſen als Vater über das Vermögen meiner Tochter wachen muß und, nach vielfachem Hin- und Herſchreiben, alle gütlichen Mittel nicht haben helfen wollen; ſo bin ich endlich gezwungen geweſen, einen Advocaten anzunehmen, der unter Schlaubachs Leitung die Sache führt. Allein wer weiß nicht, wie weitläuftig und koſtbar es iſt, in **** einen Proceß zu führen? Dies Ungemach hoffte ich mir ein wenig dadurch zu erleichtern, daß ich mich an den Prinzen Friedrich, Bruder des Fürſten von ****, wendete, den ich hier in Lauſanne antraf, den ich ſeit langer Zeit kenne, der mir verſprach, ſich Meiner anzunehmen und auch dieſer Angelegenheit wegen dringend an ſeinen Bruder, den regierenden Herrn und an den

Prä

Präſidenten geſchrieben hat. Statt aber dadurch meiner Sache fortgeholfen zu haben, meldet mir Schlaubach: „die Herrn von der Regierung, die ſo gern allmächtig ſeyn wollten, „den ſchwachen Fürſten gar nicht in ihre Karte „blicken lieſſen und es einmal zu ihrem Grundſatze gemacht hätten, Jedem, der ſich unmittelbar an den Fürſten wendete, unüberſteigliche Hinderniſſe in den Weg zu legen, dieſe „Herrn, und beſonders der Referent, hätten es „ſehr ungnädig genommen, daß ich jenen Weg „eingeſchlagen hätte.“ Das beunruhigt mich nun ſehr. Ich lieſſe es gelten, wenn die Herrn ihre Pflicht thäten; aber wenn man einmal aus Erfahrung weiß, daß, ohne Gunſt und Vorſprache, auch die wichtigſten Sachen dort liegen bleiben, daß ohne Protection oder Verwandſchaft nichts auszurichten iſt; ſo können ſie es doch wahrlich nicht übel aufnehmen, wenn man ſich auch irgend einen Gönner zu verſchaffen ſucht, und ich denke, in ſo fern man nichts als Beſchleunigung, billige Behandlung und Gerechtigkeit verlangt; muß der Weg zum Landesfürſten, dem doch auch über die ſchnelle und unpartheyiſche, möglichſt wohlfeile Verwaltung der

Juſtiz in ſeinen Staaten die Ober-Aufſicht zuſieht, vor niemand verſperrt ſeyn.

Meine Bitte an Dich, mein Lieber! iſt alſo die, Du wolleſt doch einmal Dich bey Schlaubach und Andern genauer erkundigen, wie wohl etwa die Sache ſteht, und wie man es angreifen müßte, ſie zu betreiben. Aber Schlaubach iſt freylich ſelbſt zu weit von *** entfernt, um mit eignen Augen zu ſehn, und eine Reiſe dahin zu machen, das kann ich ihm, bey ſeinen überhäuften Geſchäften, nicht zumuthen. Der gute Paſtor Ehrmann wohnt näher, iſt aber zu ſolchen Geſchäften nicht zu brauchen. Sey alſo ſo gütig, beſter Freund! und ſuche einen andern Weg ausfündig zu machen!

Jetzt komme ich zu dem intereſſanten Inhalte Deiner Briefe zurück. Endlich alſo, nachdem Du Dich ein halbes Jahr lang vergebens von mir haſt bitten laſſen, rückſt Du halb und halb mit der wahren Haupt-Urſache hervor, die Dich bewogen hat, es ſo ungern zu ſehn, daß ich die Reiſe, nicht nur überhaupt, ſondern daß ich ſie grade in der Geſellſchaft unternommen habe? „Du fürchteſt die Neigung, die mein ,,Herz für die Frau von Steinbach empfindet, ,,mögte, ſo ſehr ich mich auch darüber täuſchte, ,,dennoch von je her wohl etwas mehr als bloß ,,Freundſchaft geweſen ſeyn; glaubſt aber, in ,,dem Strudel von Geſchäften, Sorgen und ,,andern Leidenſchaften, der mich in *** unaufhörlich mit ſich fortgeriſſen hätte, ſey mir keine ,,Zeit übrig geblieben, dieſen Gefühlen recht ,,nachzuhängen; Freundſchaft, theilnehmende ,,Freundſchaft, ſey damals das größte Bedürfniß meiner Seele geweſen, und in dies Gewand habe ſich meine Liebe zu der Frau von ,,Steinbach gehüllt, und ſey dann ſehr wohlthätig für mich geworden. Zu rechter Zeit ,,habe das Schickſal mich von ihr getrennt; ,,Mein, von allen übrigen Reſſorts befreytes, ,,in allen Wünſchen und Erwartungen betrognes ,,Herz, würde, wenn ich nachher ohne andre ,,Zerſtreuung und beſtimmte Beſchäftigung ferner noch an ihrer Seite gelebt hätte, gewiß ,,mit großer Heftigkeit den einzigen ihm intereſſanten Gegenſtand ergriffen und in der Liebe ,,alle ſeine Kraft und Wärme concentrirt haben. ,,Nun aber ſey ich nach Hamburg gezogen,

„und ein todter Briefwechſel habe nicht ſo, wie
„die tägliche Gegenwart, jene Flamme anfachen
„können, beſonders, da ich über die Jahre romanhafter
„Schwärmerey hinaus ſey, Grundſätze
„der Rechtſchaffenheit in meinem Buſen
„nähre, und den Herrn von Steinbach hochſchätze.
„Sehr ungern haſt Du es geſehn,
„daß die guten Leute zu uns nach Hamburg ziehn
„wollen, doch dachteſt Du, in einer ſo groſſen
„Stadt (beſonders, wenn Du ihnen ein Haus
„in Altona mietheteſt und Deine immer ſorgſame
„Freundſchaft über uns wachte) würden Zerſtreuungen
„aller Art die Fortſchritte einer gefährlichen
„Leidenſchaft unterbrechen. Ganz andre
„Folgen aber ahndeſt Du bey dieſer Reiſe.
„Man ſieht ſich vom Morgen bis zum Abend,
„ſizt in Einer Kutſche eingeſperrt neben einander,
„hat an fremden Oertern ſonſt niemand,
„an dem man warmen Antheil nimt. Die
„neuen Gegenſtände, die ſich der Beobachtung
„darſtellen, würken auf gleichgeſtimmte, ſympathetiſche
„Seelen, auf gleiche Weiſe, und die
„Aehnlichkeit der Eindrücke, welche dies erzeugt,
„wird ein neues Seelen-Band. Der gute
„Steinbach wird Anfangs Antheil daran nehmen;

„men; aber da er von Natur kälter und trockner iſt; ſo wird er, mit ſeinem Ideen-Schwunge und ſeinen Empfindungen, nicht ſo nachfolgen können. Man wird in dem Feuer der Imagination hierauf nicht Acht haben, wird ihn zurücklaſſen; Er wird ſich vernachläſſigt fühlen; Böſe Laune und endlich Mistraun und Argwohn werden ihn anwandeln; Leute von ſeiner Gemüthsart laſſen ſich nicht leicht hinreiſſen; aber auch nicht leicht zurückführen. Der häusliche Frieden, die Ruhe eines redlichen Mannes, geſellige und freundſchaftliche Eintracht werden zerſtöhrt werden: und wer wüſſte, wie weit das führen könnte? Und was wird das Publicum in *** ſagen? Wie wenig Menſchen glauben an Freundſchaft unter Perſonen von verſchiednem Geſchlechte? Hat man nicht ſchon ſehr zweydeutig über unſern Umgang geurtheilt? Nun, wird es heiſſen, ſtreifen ſie gar mit einander in der Welt umher, und der arme Tropf von Manne muß mitwandern u. ſ. f.“

Du ſiehſt, mein beſter Porr! daß ich Dich nicht nur verſtehe, ſondern daß ich Deine Gründe in ihrer ganzen Stärke vertrage und vorzutragen mich nicht ſcheue — Und ſchon das müſſte Dich überzeugen, daß mein Herz nicht an einer geheimen Wunde leidet, die es aufzudecken fürchten dürfte — Laß mich nur einige Worte darüber ſagen, und ich hoffe, Du ſollſt beruhigt werden!

Vor allen Dingen vergiß nicht, daß ich nun vierzig Jahre alt bin; vergiß nicht, daß Grundſätze von Rechtſchaffenheit meine Schritte leiten, und daß ich Steinbach ſo hochſchätze wie man nur einen Menſchen hochſchätzen, kann! Was ferner die Geſchwätze des Pöbels aller Claſſen betrifft; ſo brauchen wir, in der freyen unabbängigen Lage, darinn wir ſind, darauf wenig Rückſicht zu nehmen — Und was bliebe übrig, das man ſich nicht verſagen müſſe, wenn man alles unterlaſſen wollte, was der böſe Wille übel auslegen kann? Ich weiß wohl, daß ein Frauenzimmer ſich weniger darüber hinausſetzen darf, als wir; allein wenn der Schritt, den ſie thut, an ſich weder gewagt, noch ungewöhnlich iſt; wer kann dann von ihr fordern, daß ſie ſich jeden unſchuldigen Genuß verſage, ſobald ſich der mögliche Fall denken lieſſe, daß Läſtermäuler etwas daran zu kritteln fänden? Und was kann ſchuldloſer ſeyn, als daß eine Frau nebſt ihrem Gatten, mit dem ſie einig lebt, in Geſellſchaft eines Mannes von unbeſcholtnen Sitten, der Beyder Freund iſt, eine öffentliche Reiſe macht?

Was unſre Art, die Gegenſtände zu beobachten, betrifft; ſo verſichre ich Dich, daß meine Aufmerkſamkeit nicht immer auf dieſelben Dinge geheftet iſt, welche die Frau von Steinbach intereſſiren; Oft iſt das wohl der Fall; aber faſt eben ſo oft treffe ich darinn mit ihrem Manne zuſammen, und das macht in der That unſre Reiſe und die Geſpräche, die wir über das alles führen, für uns Drey mannigfaltig und unterhaltend; Nie wird Einer von uns ſich in Geſellſchaft der andern Beyden nicht an ſeinem Platze fühlen.

Alſo bliebe nur noch die Ueberlegung der würklichen innern Gefahr für mein Herz übrig, und dieſen Punct habe ich ſo oft und mit ſo kaltem Blute unterſucht, daß ich mich darüber nun ganz beruhigen zu können glaube. Du weiſſt, daß eigentlich Sinnlichkeit über mich nie eine ſehr unbändige Gewalt gehabt hat; Du weiſſt, daß die Frau von Steinbach weder coquett, noch empfindelnd, noch von merklich reizbarem Temperamente, noch ausgezeichnet ſchön iſt; Aber kein Weib in der Welt, das geſtehe ich gern, hat für mich ſo viel Intereſſe, von Seiten ihres unübertreffbaren Scharfſinns, ihrer Sanftheit, ihrer mannigfaltigen Kenntniſſe, ihres Witzes, ihrer unnachahmlich bezaubernden Laune, Feinheit des Gefühls, Klugheit des Betragens, ihrer würdevollen, edeln Anſtandes, und — ihres wahrhaftig treuen Freundſchaft für mich. Warum ſoll ich es nicht für ein Glück halten, einer ſolchen Frau mich, auf erlaubte, höchſt unſchuldige Art nähern, an ihrer Seite heitre Stunden verleben zu dürfen? Warum will man mich Armen, dem Ehrgetz und Liebe und häusliches Glück den Rücken gekehrt, den Eitelkeit und jede Begierde nach Ruhm, Glanz und Reichthum getäuſcht hat, warum will man mich nicht das Glück der Freundſchaft in aller Fülle genieſſen laſſen? Einen Freund, wie Dich, und eine Freundinn, wie ſie — Wer einmal die

Wonne geſchmeckt hat, einen ſolchen Schatz zu beſitzen; der läſſt ſich ihn nicht wieder entreiſſen.

Und nun noch das! Wenn ich nicht die nahe Hofnung vor mir ſähe, mit Euch Beyden an Einem Orte den Reſt meiner Tage zu verleben; ſo würde ich mich jetzt ſehr elend, ich würde mich vernichtet fühlen, und auf dieſer Reiſe würden neue Wünſche neue Triebe, in mir erwachen, die nun, wenn mich mein guter Engel nicht verläſſt, auf immer in mir ruhn ſollen.

Lebe wohl, mein beſter Porr! Ich fange an, zu declamiren; davon biſt Du kein Liebhaber — Lebe wohl, und ſchreibe mir bald!

Siebenter Brief.

Von dem Freyherrn von Raſtitz, an den Herrn Geheimen-Referendar Voldorn, in **.

Altenwedel, den 29ſten November, 1778.

Da mir kürzlich kund geworden, daß Ew. Wohlgebohren in dem verdrießlichen Rechtshandel, welchen ich mit meinem unruhigen Herrn Schwiegerſohne, dem Herrn von Mildenburg führe, Referent ſind, und ich mich ſchmeicheln darf, daß Dieſelben einige gütige Geſinnung für mich hegen; ſo nehme ich mir die Freyheit, Sie, werthgeſchätzter Herr! gehorſamſt zu bitten, Sie wollen doch, bey dieſer Gelegenheit, einige beſondre Rückſicht auf meine unangenehme Lage nehmen.

Es wäre doch, meine ich, würklich hart, wenn ein Vater das geringe Vermögen ſeiner geliebten, nun verewigten Tochter, ſo aus den Händen an fremde Leute auszahlen ſollte, nachdem dieſe ſeine unglückliche Tochter die übelſte Behandlung, in dem traurigſten Eheſtande, hat erfahren, und nachher wiederum zu dem väterlichen Hauſe ihre Zuflucht nehmen, woſelbſt ich ſie, mit ſchweren Koſten, bis zu ihrem ſeligen Ende habe ernähren, und die groſſen Ausgaben, während ihrer langwierigen, von Chagrin hauptſächlich herrührenden Krankheit, beſtreiten müſſen.

Wenn der Herr über Leben und Tod einmal über meine Tage beſtimmen wird; dann mag denn alles an die geſetzmäßigen Erben fallen; aber bis dahin wird eine hohe Juſtiz doch nicht zugeben, daß ich geplündert werde und in meinen alten Tagen Mangel leide.

Zu Ew. Wohlgebohren chriſtlichen Geſinnung hege ich daher das Vertrauen, es werden Dieſelben dieſe Gründe gehörig ponderiren. Ich bitte gehorſamſt um Verzeihung, daß Denenſelben mit meiner Correſpondenz eine auſſerordentliche Beſchwerde mache, und nehme mir die Freyheit, für dieſen Zeitverluſt einliegende Kleinigkeit zu offeriren; Der ich die Ehre habe ꝛc.

Achter Brief.

Von dem Doctor Porr, an den Banquier Schlaubach, in ***.

Hamburg, den 10ten December, 1778.

Ich ſchreibe Ihnen, werthgeſchätzter Herr! in den Angelegenheiten unſers gemeinſchaftlichen Freundes, des Herrn von Mildenburg, und wage eine Bitte an Sie, die ich als ein Zeichen des uneingeſchränkten Vertrauens anzuſehn bitte, das ich in Ihre Klugheit und Verſchwiegenheit ſetze.

Sie ſind ſo gütig geweſen, das Geſchäft zu übernehmen, durch einen geſchickten Advocaten, den Proceß, welchen unſer Freund gegen ſeinen Schwiegervater führt, in ** betreiben zu laſſen. Ihre Entfernung von dieſem Orte aber und Ihre eigne Lage erlaubt Ihnen nicht, dieſe Sache ſo zu betreiben, wie dergleichen an einem Orte, wo niemand ſich ſelber in Bewegung ſetzt, muß betrieben werden; Ich halte daher Mildenburgs perſönliche Gegenwart für höchſt nöthig. Er iſt, wie Sie wiſſen, in der Schweiz; ſeine Reiſe habe ich, aus manchen Gründen, mit deren Zergliederung Sie mich gütigſt verſchonen werden, gar nicht gebilligt; allein da meine Einwendungen dagegen ihm nicht viel Gewicht zu haben ſcheinen; ſo möchte ich es nicht gern ſeyn, der ihm jetzt anriethe, ſeines Proceſſes wegen, der weitern Reiſe zu entſagen. Er könnte glauben, ich brauchte dies nur als einen Vorwand, um meinen Plan durchzuſetzen.

Ausnehmend würden Sie, verehrungswürdiger Herr und Freund! mich daher verbinden, wenn Sie es auf Sich nehmen wollten, ihm in einem dringenden Briefe die Nothwendigkeit ſeiner Gegenwart in ** vorzuſtellen. Er wird Ihnen gewiß Glauben beymeſſen, und Sie erfüllen in aller Rückſicht eine Pflicht der Rechtſchaffenheit.

In der Hoffnung, daß Sie mir dieſe Bitte nicht abſchlagen, noch meine Zudringlichkeit übel aufnehmen werden, habe ich die Ehre mit wahrer Hochachtung zu ſeyn ꝛc.

Neunter Brief.

Von dem Geheimen-Referendar Veldorn, an den Freyherrn von Raſtitz, in Altenwedel.

**, den 5ten December, 1778.

Ew. Hochwohlgebohren ſende ich die mir angebothnen hundert Louisd'or hierbey wieder zurück. Ich weiß nicht, wodurch ich Denenſelben eine ſo ſchlechte Meinung von mir kann eingeflößt haben, daß Sie mich fähig halten, mich beſtechen zu laſſen; denn, ungeachtet der Wendung, welche Ew. Hochwohlgebohren dieſem Geſchenke geben, würde doch jedermann mit Recht mich tadeln, wenn ich für die Mühe, ein Paar Briefe mit Ihnen zu wechſeln, dergleichen annähme. In unſerm Lande iſt dies keine Weiſe, und ich hoffe nicht, daß Denenſelben Fälle von der Art werden zu Ohren gekommen ſeyn. Eigentlich wäre es meine Pflicht, dieſe Zumuthung höchſten Orts anzuzeigen, wie ich ſchon bey ähnlichen dergleichen Verſuchen gethan; doch will ich damit, aus Conſideration für Deroſelben

Perſon und nicht böſe gemeinte Abſicht, diesmal Anſtand nehmen.

Was übrigens Dero Angelegenheit betrifft; ſo habe ich noch nicht Zeit gehabt, die mir zugetheilten Acten zu inſpiciren, muß alſo über das Gewicht der Gründe, welche Ew. Hochwohlgebohren zu Ihrem Vortheile angeführt, mein Urtheil billig ſuſpendiren. Es ſind der Geſchäfte jetzt gar zu viel; alles wird auf die hochfürſtliche Regierung gewälzt, und die wichtigen Reichstags-Geſchäfte nehmen denn auch ſo viel Zeit weg, daß zu den laufenden einheimiſchen Sachen wenig übrigbleibt.

Sobald indeſſen die Sache vorgenommen werden kann, wird von meiner Seite alles geſchehn, was mit Pflichten und Gewiſſen beſtehn kann.

Ich habe die Ehre ꝛc.

Zehnter Brief.

Von dem Banquier Schlaubach, an den Doctor Perr, in Hamburg.

***, den 14ten December, 1778.

Ew. Wohlgebohren ſind mir zuvorgekommen; Ich war würklich im Begriff, den Schritt zu thun, zu welchem Dieſelben mich in Dero verehrlichem Schreiben ermuntern. Bey meinen überhäuften Geſchäften bin ich nicht länger im Stande mich um den bewußten Proceß zu bekümmern, und am Ende ſollten des Herrn Geheimenraths von Mildenburg Excellenz wohl glauben daß der Aufenthalt der Sache an mir, oder dem Advocaten gelegen, der doch gewiß auch ein ſehr redlicher Mann iſt. Allein eine ſolche Langſamkeit, als in ** in allen Geſchäften herrſcht, iſt unſer Einem, der gewöhnt iſt, promt und pünctlich ſeine Arbeit zu verrichten, gar zu anſtößig. Nach eingezognen Erkundigungen iſt eigentlich die Menge der Proceſſe nicht Schuld daran, daß ſo viel liegen bleibt, ſondern die Bequemlichkeit und das Wohlleben der dortigen Herrn, die, für ſchwere Bezahlung und unerhörte Sporteln, nur wenig Stunden des Tages ihrem Berufe widmen; und dann die Art die Geſchäfte zu behandeln ſelbſt, die nach alten Formen, einen Gang geht, der ränkevollen Advocaten freye Hand läſſt, die Proceſſe durch Chicanen und Friſten ohne Ende in die Länge zu ziehn. Wie glücklich ſind dagegen die Unterthanen im Preuſſiſchen, im Hannöverſchen und in andern Ländern, wo weder Willkühr noch Protection, noch heimliche Schliche Einfluß auf die Geſchäfte haben, und wo die Juſtiz, ohne Unterſchied der Perſon, prompt verwaltet wird!

Des Herrn von Mildenburg Sache iſt aber auch grade in die Hände eines höchſt nachläſſigen und zweydeutigen Referenten gefallen. Ob derſelbe, wie verlauten will, heimlich Geſchenke nimt, mag ich nicht entſcheiden. So viel iſt gewiß, daß ſeine häuslichen Umſtände nicht die beſten ſind, und daß er einen größern Aufwand macht, als ihm ſein Vermögen erlauben mögte. Es ſcheint aber, als wenn dieſer Mann noch eine beſondre Abneigung gegen den Herrn Geheimenrath hat. Worauf ſich dieſe gründe, würde nicht leicht zu ſagen ſeyn, da ſie ſich kaum von Perſon kennen und alſo ſchwerlich je beleidigt haben. Indeſſen habe ich ſchon oft bemerkt, daß gewiſſe Leute den Blick des rechtſchaffnen, freydenkenden Mannes nicht ertragen können, und einen unverſöhnlichen Haß auf Menſchen werfen, von denen ſie ſich durchſchauet glauben. Endlich hat es noch böſe Eindrücke gemacht, daß der Herr von Mildenburg ſich an den Prinzen Friedrich gewendet, welches dem dortigen Syſteme gänzlich zuwiderläuft.

Mein Brief an unſern Freund und Gönner iſt geſtern nach Lauſanne abgegangen, und ich habe, aus wahrer Ueberzeugung, ihm die Sache ſo angelegentlich als möglich gemacht.

Von hier aus iſt wenig Neues zu melden. Den wohlverdienten Sturz des Herrn Geheimenraths von Braunfeld werden Ew. Wohlgebohren ohne Zweifel ſchon erfahren haben. Man ſagt hier, der Herr von Mildenburg nehme ſich gegenwärtig dieſes ſeines ehemaligen Feindes ſehr eifrig in Wetzlar an; und wie denn die Welt iſt; ſo tadelt man mit viel Bitterkeit dieſen Schritt, den man, ſtatt ihn auf Conto einer gutmüthigen, von Schadenfreude entfernten Denkungsart zu ſchreiben, ſo auslegt, als handle der Herr von Mildenburg aus Rache gegen des Herzogs Durchlaucht; und es ſcheint, als wolle der boshafte Herr von Herbrand dieſe Gelegenheit nützen, ſeinem alten Wohlthäter die Penſion entziehn zu laſſen, die er von unſerm Hofe erhält. Man möchte in der That des Lebens müde, oder ein Einſiedler werden, wenn man ſieht, wie ſchändlich und undankbar die mehrſten Menſchen zu Werke gehen. Ein wenig unvorſichtig aber wäre es denn doch auch immer von unſerm guten Freunde und Gönner gehandelt, wenn er die Sache des unwürdigen Braunfeld gegen den Herzog unterſtützte.

Mit den Geſinnungen der aufrichtigſten Hochachtung und Dienſt-Bereitwilligkeit habe ich die Ehre zu verharren. ꝛc.

Eilfter Brief.

Von dem Bau-Verwalter Rittermann, an den Herrn von der Hart, in Neuyork.

Pyrmont, den 2ten Januar, 1779.

Zürnen Sie nicht mit mir, werthgeſchätzter Herr! darüber, daß ich einige Monate habe verſtreichen laſſen, ehe ich, Ihrem Auftrage gemäß, mich ſchriftlich bey Ihnen eingeſtellt; allein die Geſchäfte, nach meiner Zurückkunft aus America, ſind ſo gehäuft geweſen, daß ich die mir empfohlnen Erkundigungen erſt kürzlich habe einziehn können, und eher wollte ich doch nicht gern ſchreiben. Jetzt bin ich in Ruhe, und dieſe glückliche Ruhe habe ich der Gnade meines durchlauchtigſten Fürſten zu danken, der mich, in Betracht meiner langjährigen Militair-Dienſte, und auf das gute Zeugniß, womit die Herren Staabs-Officiers, von America aus, mich verſehn, hier in Pyrmont als Bau-Verwalter angeſetzt hat.

Verzeyhen Sie gütigſt, daß ich zuerſt von mir ſelber geredet habe! Jetzt eile ich zu Ihrer

Angelegenheit; Nur wünſchte ich, Ihnen angenehmere Nachrichten melden zu können, als ich dazu im Stande bin. Es wurde mir Anfangs ſchwer, etwas von der Demoiſelle Felmer zu erfahren; endlich aber kam ich durch ein Ungefehr auf die Spur, und das brachte mich dann bald weiter. Hier folgt dasjenige, was ich mit meinen Erkundigungen herausgebracht habe, welches aber, wie ſchon geſagt, nicht ſehr erfreulich iſt.

Wo Mademoiſelle Caroline Felmer die erſten anderthalb bis zwey Jahre nach ihrer Trennung von Ihnen zugebracht hat, das iſt mir nicht bekannt gewarden *); Seit dem Anfange des Jahrs 1773 aber hat ſie ſich in der Gegend von Engeleben, theils bey einem Prediger, theils bey einer alten Wittwe aufgehalten; und dort ſind die Urtheile über ihre Aufführung ſehr verſchieden; doch ſcheint es nicht, als wenn man ihr daſelbſt eigentlich Böſes nachſagen könnte. Sie iſt nachher, ich weis nicht wie, mit einem gewiſſen Herrn von Mildenburg ſehr genau bekannt

---

*) Wir wiſſen es, aus dem vierten und zehnten Briefe, im erſten Theile.

kannt geworden, der in *** Geheimerath geweſen, aber verſchiedner Unterſchleiſe wegen caſſirt worden; worauf er nach Hamburg gezogen — Und bey Dieſem lebt ſie noch in gegenwärtiger Stunde, als — Maitreſſe.

Ich muß das grade ſo hinſchreiben, obgleich Sie, würdiger Mann! bey dieſer Nachricht Kummer leiden werden; Allein was hilft das Heucheln und Verheimlichen? Schlagen Sie Sich die Gedanken an dies unwürdige Frauenzimmer aus dem Kopfe, und glauben ſie mir, die Weiber ſind es nicht werth, daß man ſich um ſie gräme! Vielleicht kann es Ihnen ein kleiner Troſt ſeyn, wenn ich Ihnen erzähle, wie ſie mit mir, wie noch viel ärger ſie mit mir umgegangen ſind. Mich erleichtert es, wenn ich meinen Klagen über dies untreue Geſchlecht Luft machen kann, und ich weiß ſelbſt nicht, wie es gekommen iſt, daß ich Ihnen nicht ſchon längſt meine Geſchichte erzählt habe. Jetzt indeſſen iſt grade die Gelegenheit dazu da; alſo laſſen Sie mich immer ein wenig geſchwätzig werden! Wird auch mein Brief etwas dick dadurch; ſo hat das nichts auf ſich; Er wird mit in das große Paquet gelegt, welches an das Regiment nach America abgeht.

Mein Vater war Prediger der reformirten Gemeine in Oppenheim, am Rhein; Ich war ſein einziges Kind; Er ließ mich die Rechte ſtudieren. Lieber hätte er für mich den geiſtlichen Stand erwählt; allein er fürchtete, es mögte mit dem Drucke der Proteſtanten in der Pfalz immer ärger werden, und da könne man, meinte er, im Civil-Stande ſich noch eher helfen und ein anders Vaterland ſuchen, als wenn man Hirt einer Heerde wäre, die man in der Zeit der Noth am wenigſten verlaſſen dürfte.

Meine Univerſitäts-Jahre brachte ich in Heidelberg zu, und wendete ſie nicht ſchlecht an; Dann zog ich nach Manheim, um dort als Advocat mein Brod zu ſuchen. Ich hatte das Glück, bald in einigen Ruf von Geſchicklichkeit und Redlichkeit zu kommen, und war grade ſo weit, nicht mehr um meinen Lebens-Unterhalt bekümmert ſeyn zu dürfen, als mein Vater ſtarb; Meine Mutter war früher ſchon aus der Welt geſchieden. Vermögen hinterlieſſen meine Eltern nicht, alſo war mein Fleiß mein einziges Capital; doch konnte meine immer zunehmende Praxis mir ſo viel einbringen, daß ich als ein einzelner Mann hätte leben können — Hätte ich doch dieſe glückliche Lage nie zu verändern geſucht!

Ich war aber jung, geſund, von lebhaftem Temperamente, und die Stimme der Natur rief mir oft zu: es ſey nicht gut für den Menſchen, allein zu leben. Manheim war damals eine glänzende Reſidenz, der Sitz eines luxuriöſen Hofes, die Heymath der ſchönen Künſte; alle Arten von Schauſpielen und Freuden-Feſten würkten ohne Unterlaß auf die Sinnlichkeit eines Jünglings von fünf und zwanzig Jahren.

Meine Sitten waren indeſſen unverderbt; ich hatte mich bis dahin aller Ausſchweifungen enthalten, und wenn man ſo glücklich iſt, bis in die Jahre, wo die Vernunft größre Macht über uns erhält, ſeine Begierden im Zügel zu halten; ſo iſt nachher weniger zu fürchten. Doch fühlte ich keinen Beruf, ehlos zu leben, und mein Herz empfand das Bedürfniß, zu lieben und geliebt zu werden. Ich blickte alſo rund um mich her, und ſuchte mir eine Gefährtinn auf die Reiſe durch dies Leben; allein wohin ich meine Augen wendete, da ſah ich verblühte Pflanzen, Mädchen, die in den erſten Frühlingstagen ihrer Jugend ſchon wie zerknickte, verdorrte Roſen, bleich und entſtellt da ſtanden, deren unſichre lüſterne Blicke, aus trüben, feuchten Augen, verbothene Begierden verriethen, deren ſchlaffe Muskeln und wankende Schritte von heimlichen Ausſchweifungen zeugten, und deren zuſammengeſetzte Minen und Manieren, deren erzwungne Fröhlichkeit und ſtürmiſche Launen vergebens den Tumult des friedenloſen Herzens zu verbergen und zu überſchreyen ſuchten — Nirgends den heitern, frohen Blick, die ungeſchminkte, unverwelkte Wange, den ſittſamen, fordrungsloſen Anſtand der jugendlichen Unſchuld!

Nicht leicht kann in einer Stadt die zügelloſeſte Lebensart, das größte Verderbniß der Sitten, ſo öffentlich, ſo allgemein herrſchen, als damals in Manheim. Die Größten am Hofe

geben

gaben das Beyſpiel, und ihm folgten die Einwohner aller Claſſen. Eine Geſellſchaft ausſchweifender Männer, die unter ſich ein Verzeichniß der noch unverführten Weiber und Mädchen hielten, theilten ſich in das Geſchäft, Dieſe mit Leib und Seele zu Grunde zu richten. Bey ſolchen Umſtänden, war denn freylich der ſeltne Anblick eines ſittſamen Frauenzimmers in dieſer Stadt für einen jungen Mann in meiner Lage ein unerwarteter Schatz; Ich glaubte dieſen Schatz gefunden zu haben; Mir gegenüber wohnte die Wittwe eines Weinhändlers mit ihrer Tochter; das Mädchen war ſchön; ich hatte ſie oft mit Aufmerkſamkeit und Intereſſe bemerkt, und als ich ſie näher beobachtete, auch nie weder etwas gehört, noch wahrgenommen, das mir ihr Herz und ihre Sitten verdächtig gemacht hätte. Ich ſuchte alſo ihren Umgang und empfand bald die zärtlichſte Liebe zu ihr.

Der Mutter ſchien es nicht zu entgehn, daß ich ernſthafte Abſichten auf ihre Tochter hatte, und nach der Art wie ſie ſich gegen mich betrug, hatte ich nicht Urſache, zu glauben, daß ſie mir zuwider ſeyn würde, in ſo fern ich nur etwa bey meiner Anwerbung um ihre Tochter hätte darthun können, daß ich im Stande wäre, von meinen Einkünften eine Frau zu ernähren. Doch auch über dieſen Punct brauchte man ſo ſtrenge nicht zu ſeyn; denn das Mädchen war ein einziges Kind und ſie hatten nicht nur ein eignes Haus, in welchem ich hätte mit ihnen wohnen können, ſondern auch einiges baares Vermögen.

Was die Tochter betrifft; ſo bin ich in meinem Herzen überzeugt, daß ſie, zu der Zeit, als ich ſie kennen lernte, noch unverderbt war — Vielleicht hatte die teufeliſche Mutter bis dahin die Unſchuld ihrer Tochter in zu hohem Preiſe gehalten. — Ich faſſte endlich den Entſchluß, mich ihr ohne Umſchweiſe zu entdecken und ihre Antwort, obgleich ſie ſich auf die Abhängigkeit von ihrer Mutter berief, zeigte mir, daß ſie mir wohlwollte; ich fand alſo kein Bedenken, mich auch an die Alte zu wenden. Hier nun bekam ich einen Beſcheid, der nicht bejahend und nicht verneinend war, der die Entſcheidung ein wenig in die Länge zu ſchieben ſchien, und den ich für eine gewöhnliche Mutterformel hielt.

In dieſer Zeit, und indem ich mir vornahm, meine Anträge beſcheiden zu wiederholen, trug mir ein Herr vom Hofe ein Geſchäft auf, das mich zu einer Reiſe nach Maynz nöthigte. Dort wurde ich länger, als es bey dieſer unwichtigen Sache nöthig geweſen wäre, wurde vierzehn Wochen lang aufgehalten und reichlicher bezahlt, als meine geringe Arbeit es verdiente. Für einen jungen Mann, der liebt und ſich von ſeiner Geliebten getrennt ſehn muß, war das unangenehm; ich ſchrieb dem gnädigen Herrn alſo endlich: meine übrigen Geſchäfte nöthigten mich, nach Manheim zurückzukehren, und gieng, ohne die Antwort zu erwarten, wieder dahin ab.

Bey meiner Ankunft fand ich das Haus meiner nachherigen Schwiegermutter und den Ton in demſelben ſehr verändert. Es herrſchte mehr Aufwand, mehr Glanz und ein feinerer Hofton darinn, als vorher. Ich ſah, daß meiner Schönen Garderobe anſehnlich war vermehrt worden, und daß man öfter als ſonſt an den öffentlichen Luſtbarkeiten Theil nahm. Das alles und eine gewiſſe Veränderung in dem ganzen Weſen des jungen Mädchens hätten mir auffallen müſſen, wenn die Liebe nicht blind machte. Dazu kam, daß man mir nun beſtimmte Stunden vorſchrieb, in denen ich willkommen ſeyn würde, ſtatt daß man vorher zu jeder Zeit mich ungezwungen gern ſah, wenn ich Muße hatte, ſie nachbarlich zu beſuchen; daß man ſo viel von Zucht und Ehrbarkeit und Vorſichtigkeit im Betragen ſchwätzte; endlich daß die Mutter mich oft mit der Tochter vorſetzlich allein ließ, wovon ich jedoch Misbrauch zu machen nicht einmal in Verſuchung gerieth.

Das ſonderbarſte aber und was mir am erſten hatte die Augen öfnen ſollen, was hingegen grade die verkehrte Würkung that und mich ganz mit Liebe und Dankbarkeit erfüllete, war, daß Mutter und Tochter nun viel zuvorkommender als vorhin ſchienen, ja! daß die Erſtere beynahe die Gelegenheit ſuchte, die Sache mit der Heyrath bald in Richtigkeit zu bringen.

Meine Freude ſtieg auf's höchſte, als eines Tages die Alte mir ankündigte: ſie habe durch Vermittlung eben des würdigen Herrn vom Hofe, den ich bedient geweſen wäre, für mich eine Stelle als Rath bey dem Ehegerichte ausgewürkt. Dies ſey ein deſto größres Glück, je theurer ſonſt dergleichen Bedienungen verkauft zu werden pflegten, da ich hingegen ganz unentgeltlich in den Beſitz derſelben kommen ſollte. „Nun" fügte ſie hinzu „habe ich gegen Ihre Verbindung mit meiner Tochter nichts weiter zu „erinnern, und Sie können in künftiger Woche „Hochzeit halten."

Ich dummer Tropf vergieng faſt vor Wonne, umarmte das Mütterchen unzählichemal, drückte meine Braut an mein Herz, eilte zu meinem Gönner und Wohlthäter, umfaßte ſeine Knie, und deutete ſein hämiſches Grinſen und die affectirten Glückwünſche ſeines ſchelmiſchen franzöſiſchen Cammerdieners, als Zeichen der freundlichſten Huld und der gutherzigſten Theilnahme.

Meine Heyrath wurde vollzogen, und zwey Monate verſtrichen, ohne daß meine Verbindung aufgehört hätte. Nun aber fiengen verſchiedne Umſtände an, mir Unruhe und endlich Argwohn zu erwecken. Der Cammerdiener, von dem ich eben geredet habe, und der Previllier hieß *), kam ſo oft in unſer Haus, hatte ſo manche geheime Unterredung mit meiner Schwiegermutter, daß mir dies auffallend wurde. Die beyden Weiber machten ſich zuweilen einen Vorwand, auszugehn, ohne mich zu bitten, daß ich ſie begleiten möchte, und ohne mir zu ſagen, wohin? die Alte wurde ungefällig, ja! zuweilen grob gegen mich. Ich fand an meiner Frau nicht die gänzliche, innigſte Hingebung, wie die war, mit der mein Herz an ihr hieng. Ich wagte zärtliche Vorwürfe darüber, die mit böſer Laune widerlegt wurden; Man nannte das: alberne Grillen; ich wurde läſtig; unſre gemeinſchaftlichen ſo genannten Freunde muſſten mich, wegen meiner altmodiſchen Ehemanns-Grundſätze und wegen meiner Romanen-Liebe, verſpotten — Warum ſoll ich Sie mit Zerglie-

---

*) Hier finden wir den Mann wieder, den wir aus dem zweyten Theile dieſes Buchs, beſonders aus dem 23ſten und 24ſten Briefe kennen.

berung aller dieſer Niederträchtigkeiten ermüden? — alſo kurz! ich öfnete endlich die Augen; auch warf man zulezt die Maske ab, nahm, wenn ich nicht zu Hauſe war, öffentlich Beſuche von dem bewuſſten vornehmen Herrn an, gieng ſogar zu ihm in das Haus, ſetzte meinen Verbothen Hohn und Drohungen entgegen, und, um meine Schande offenbar gemacht und mein Unglück auſſer Zweifel geſetzt zu ſehn, muſſte ich es erleben, daß mein ſchändliches Weib fünf Monate nach unſrer Hochzeit von einer Tochter entbunden wurde.

Ich hatte, als ich nicht länger daran zweifeln konnte, daß es ſo kommen würde, ſchon alle Zubereitungen gemacht, um meinem öffentlichen Schimpfe aus dem Wege zu gehn; allein ſo früh glaubte ich nicht, daß ihre Niederkunft erfolgen würde. Sobald ich aber hörte, daß man zu einem Geburtshelfer geſchickt hatte, ſteckte ich einige Louisd'or zu mir, gieng zu einem treuen Freunde, der, aus Schonung für mich, um mir nichts über meine Lage ſagen zu müſſen, da er mir doch nicht helfen konnte, ſeit einiger Zeit wenig zu mir gekommen war, nahm

Abſchied von Dieſem, und gieng gradeswegs zum Thore hinaus.

Den Reſt meiner Geſchichte und was noch meine unwürdige Frau angeht, will ich kurz zuſammenfaſſen. Da ich fürchten muſſte, wenn nicht gezwungen, wieder zu meiner Familie und meiner Bedienung zurückzukehren, wenigſtens aller Orten verfolgt und als ein Landläufer abgeſchildert zu werden, ſobald ich es wagen wollte, im Civilſtande ferner mein Fortkommen zu ſuchen; ſo flüchtete ich nach Holland und ließ mich dort in dem Regimente Waldeck als Soldat anwerben, wurde, meiner Kenntniſſe und ordentlichen Aufführung wegen, bald Unterofficier, diente zwanzig Jahre dort, wurde dem regierenden Fürſten von Waldeck empfohlen, als er Truppen nach America ſchickte, erhielt eine Lieutenants-Stelle, und bin nun, wie ich Ihnen zu Anfange dieſes Briefes geſagt habe, als Bau-Verwalter hier in Pyrmont angeſetzt.

Von meinem Freunde in Manheim habe ich die übrigen Nachrichten, die ich jetzt hinzufügen will. Meine Frau ſtarb in dem Wochenbette.

bette. Aus Liebe zu dem Baſtarte, den ſie in die Welt geſetzt hatte, würkte der hohe Gönner der alten Mutter die Erlaubniß aus, meine Bedienung zu behalten und durch einen Vetter verſehn zu laſſen — Eine in der Pfalz ſehr gewöhnliche Sache — Vor einigen Jahren iſt auch dies ſchändliche Weib geſtorben; das Kind aber, nachdem es eine Erziehung bekommen hat, wie man ſie von ſolchen Menſchen erwarten kann, iſt, um dieſe zu vollenden, von ſeinem Vater nach Straßburg in Penſion gethan worden, wo das unglückliche Mädchen vermuthlich noch ſeyn wird *) und zu meinem großen Verdruſſe meinen Namen trägt.

Sehen Sie, werthgeſchätzter Herr! So bin ich von den Weibern behandelt worden; und nun beklagen Sie Sich noch einmal, wenn ein junges Mädchen, das Sie vielleicht längſt nicht mehr unter die Lebendigen zählt, ſich einem Andern in die Arme wirft!

Von

---

*) Es bedarf kaum einer Erinnerung, daß dies dieſelbe Demoiſelle Rittermann iſt, von welcher zuletzt im 6ten Briefe in dieſem Theile iſt geredet worden.

Von Grund des Herzens wünſche ich indeſſen, daß dieſe unangenehme Nachricht weder auf Ihr Gemüth, noch auf Ihre Geſundheit den mindeſten nachtheiligen Einfluß haben möge. Der Fortdauer Ihrer Güte und Gewogenheit empfehle ich mich gehorſamſt, und habe die Ehre ꝛc.

Zwölfter Brief.

Von dem Advocaten Greifer, an den Geheimen-Referendar Volldorn.

**, den 11ten Februar, 1779.

Wasmaßen kürzlich in Erfahrung gebracht, daß Ew. Wohlgebohren, wegen Anleyhe eines Capitals von zweytauſend Reichsthalern, Sich an verſchiedne gute Freunde gewendet, gedachtes Capital aber noch bis dahin nicht erhalten; als nütze dieſe Gelegenheit, neben aufrichtiger Verſichrung der größten Discretion, Denenſelben durch Erweiſung eines angenehmen Dienstes, meine wahre Ergebenheit und Reverenz zu bezeugen. In Gefolge deſſen habe dem Juden Benjamin Meyer oben benannte Summe der zweytauſend Reichsthaler eingehändigt, mit dem Injuncto, Ew. Wohlgebohren ſolche meo nomine gehorſamſt ohne Zinſen anzubiethen und ſich darüber einen kleinen Empfangſchein geben zu laſſen; habe übrigens bemeldetem Juden aus Vorſicht nicht kund gethan, daß dieſe Gelder, wie ſie es doch effective ſind, zu der von des

Herrn Barons von Naſtitz Hochwohlgebohren mit Arreſt belegten Vermögens-Maſſe der jüngſt verſtorbnen Frau von Mildenburg gehören. Immittelſt, da dieſe Gelder, bey noch obwaltendem Rechtshandel, dem auf jenes Vermögen, nomine ſeiner Tochter Anſpruch machendem Herrn von Mildenburg voreſt nicht ausgezahlt werden können; ſo rechnen es ſich mein Herr Principal, der Herr Baron von Naſtitz, zu einer Ehre, Ew. Wohlgebohren dieſe Gefälligkeit damit zu erweiſen im Stande zu ſeyn. Die Rückzahlung wird desfalls auch immer Anſtand haben dürfen, bis in der Sache, in welcher Dieſelben Referent ſind, ein Urtheil wird ſeyn geſprochen worden. Schließlich empfehle mich zu Ew. Wohlgebohren Wohlgewogenheit ganz gehorſamſt, und habe die Ehre mit vollkommenſter Hochachtung zu verharren ꝛc.

Dreyzehnter Brief.

Antwort des Geheimen-Referendars Volldorn.

**, den 12ten Februar, 1779.

Ew. Hochedelgebohren haben mir in der That mit dem Darlehn der zweytauſend Reichsthaler einen ſehr weſentlichen Dienſt erwieſen. Würklich befand ich mich dieſerwegen in einiger Verlegenheit, da ich verſchiedne Poſten zu bezahlen hatte, und es mir, bey meiner zahlreichen Familie und dem Aufwande, zu dem ich mich in dieſer theuren Reſidenz gezwungen ſehe, ſchwer wird, von meiner, in Verhältniß mit meinen überhäuften Geſchäften, ſehr mäßig zugetheilten herrſchaftlichen Beſoldung, zu den nöthigen Ausgaben das Jahr hindurch zu reichen. Woher dieſe Gelder kommen, davon darf ich um ſo weniger Notitz nehmen und muß auch auf Dero Verſchwiegenheit desfalls rechnen, weil es würklich von übelgeſinnten Leuten, an denen es, reſpectu Meiner hier nicht fehlt, ſo ausgelegt werden könnte, als dürfte ich bewogen werden, die Entſcheidung des Proceſſes aufzuhalten und ſpäter daraus zu referiren, damit ich jene Summe nicht ſobald zu erſtatten brauchte, wovon jedoch, nach Pflicht und Gewiſſen, weit entfernt bin. Es iſt aber dieſe Sache ſo verwickelt, daß ich, bey meiner täglich wachſenden Arbeit, doch ſchwerlich in Jahresfriſt werde den Vortrag daraus thun können, welches mich aber gar nicht abhalten wird, ſobald der Herr Baron von Naſitz, dem mich höflichſt zu empfehlen bitte, es verlangen, das Capital zu erſtatten. Wie der Proceß ausfallen mögte, davon kann ich nun freylich noch nichts avanciren, und wird das von Entſcheidung des Collegii abhängen; allein ſo viel cursorie habe ex actis wahrnehmen können, ſcheinen der Herr Baron von Naſlitz viel vor ſich zu haben. Es hat aber dem Herrn von Mildenburg gefallen, ſich an gewiſſe andre Leute zu wenden, um ſich Protection zu verſchaffen. Ob dieſe ein wenig voreiligen Schritte von großer Würkung ſeyn, und ob wir uns an dergleichen Interceſſionen kehren werden; das wird ſich dann zeigen. Wenigſtens mögte es wohl zu der Beſchleunigung nicht ſehr viel helfen.

Ich habe die Ehre, mit wahrer Conſideration zu ſeyn ꝛc.

Vierzehnter Brief.

Von dem Herrn von der Hart, an den Bau-Verwalter Rittermann, in Pyrmont.

Neuyork, den 7ten Merz, 1779.

Ich bin Ihnen, mein wertheſter Herr und Freund! recht ſehr dafür verbunden, daß Sie Sich, bey den Erkundigungen um den Aufenthalt der Demoiſelle Felmer, meinetwegen ſo viel Mühe gegeben; allein Sie können Sich's nicht vorſtellen, wie gewaltig mich die Nachricht gekränkt hat, und noch kränkt, die Sie mir ertheilt haben. Sie hat zugleich meine Hoffnungen und Plane für die Zukunft zerſtöhrt und meinen Glauben an Tugend und Freundſchaft niedergeſchlagen; Denn daß Sie es nur wiſſen! der Mildenburg, von dem Sie mir ſchreiben, daß Caroline ſeine Buhlerinn ſey. iſt mein Freund, kennt meine ehemalichen Verhältniſſe mit dieſem Frauenzimmer, weiß daß mein Herz noch immer an ihr hängt; Ihn habe ich oft gebeten, ſich nach ihr zu erkundigen, und er hat mich verſichert, er habe ihren Aufenthalt nicht erfahren können; und derſelbe Mann lebte vielleicht ſchon damals an der Seite der Leichtſinnigen und ſpottete mit ihr des leichtgläubigen Freundes in America. Doppelt hart iſt dies für mein Herz, da ich dem Manne, der mich auf dieſe Weiſe täuſcht, groſe Verbindlichkeit habe. Er iſt es, der meine Flucht aus dem Kloſter begünſtigt hat; Er iſt es, deſſen Empfehlung ich die Bekanntſchaft des redlichen Biedersdorfs und alſo die erſte Veranlaſſung zu meinem Fortkommen in dieſem Welttheile zu danken habe, und nun fühle ich zum erſtenmal, wie drückend die Pflicht der Dankbarkeit wird, wenn wir den Wohlthäter nicht hochſchätzen können. Dem Herrn von Biedersdorf will ich von der ganzen Sache nichts ſagen.

Indeſſen liegt mir darinn noch ſo viel Räthſelhaftes; Wo, wie und wenn hat Mildenburg Carolinens Bekanntſchaft gemacht? Wie kam ſie in eine, von ihrem Vaterlande und von ihrem bisherigen Aufenthalte ſo weit entfernte Gegend? — Doch, vielleicht iſt es am beſten, wenn ich nichts mehr davon weiß. Könnte ich ſie ganz vergeſſen; ſo würde ich wohl am glücklichſten ſeyn.

Beynahe hätte dieſe traurige Nachricht meinen Entſchluß, zurück nach Europa zu gehn, wanken gemacht; aber mein Hang dahin hat doch die Oberhand behalten, und ich werde ja in Teutſchland auch noch ein Plätzchen finden, wo ich unbekannt, unverfolgt von der Bosheit, und ungetäuſcht von der Untreue der Menſchen, einſam und ruhig mein Leben beſchlieſſen kann. Meine Vermögens-Umſtände fangen wieder an, ſich zu verbeſſern; Das Schickſal hat ein Paar meiner Unternehmungen ſo begünſtigt, daß ich dem würdigen Major von Biedersdorf ſchon die Summe, welche er mir geliehn, erſtattet habe. Glückt mir das, was ich gegenwärtig vorhabe (Es iſt aber eine Lieferung, bey welcher man Hab und Gut und mein Credit auf dem Spiele ſtehen) ſo bin ich in Jahres Friſt, wenn nicht reich, doch ſo wohlhabend, daß ich, weil es denn einmal beſchloſſen zu ſeyn ſcheint, daß ich allein bleiben ſolle, als ein einzelner Mann ſehr gemächlich leben kann; und dann verweile ich nicht länger in America.

Für die Mittheilung Ihrer Geſchichte ſage ich Ihnen herzlich Dank. Sie kennen die meinige; Wir ſind alſo Beyde im Eheſtande ſehr unglücklich geweſen — Schlagen wir dies Capitel im Buche des Lebens nicht wieder auf! An der jetzigen vortheilhaften Wendung ihres Schickſals nehme ich den aufrichtigſten Antheil. Geht alles, wie es gehn ſoll; ſo ſage ich Ihnen in einem Paar Jahren, vielleicht noch eher, mündlich, wie aufrichtig ich bin ꝛc.

Funfzehnter Brief.

Von Heinrich von Mildenburg, an den Doctor Porr, in Hamburg.

**, den 18ten Junius, 1779.

Seit drey Wochen, mein theuerſter Freund! bin ich nun hier, und renne zu Advocaten und Richtern und Gönnern und Freunden herum, und bettle und flehe, mündlich und ſchriftlich, und treibe und verſpreche, und drohe, und komme doch nicht weiter, werde mit ſüßen Worten hingehalten, und bin in einer Laune, die ich keinem andern Menſchen wünſchen mögte.

Ich ſchrieb Dir vor einem Paar Monaten aus Paris. Du ſollteſt nicht eher Nachricht von mir erhalten, als bis ich wieder in Teutſchland wäre, und vorläufig geſehn hätte, welche Wendung mein Proceß nehmen würde. In Teutſchland bin ich nun wieder; aber mit Entſcheidung meines Proceſſes, ſteht es noch in weitem Felde — Davon nachher mehr! jetzt will ich noch etwas von meiner Reiſe-Geſchichte nachholen.

Die guten Steinbachs hatten, als Schlaubach mich drängte, hierherzukommen und meine Angelegenheiten perſönlich zu betreiben, wie Du weiſt, aus Gefälligkeit für mich, den Plan aufgegeben, den Reſt des Winters in Lauſanne hinzubringen, und waren, damit ich doch noch die ſüdlichen Provinzen von Frankreich ſehn ſollte, mit mir im Februar nach Marſeille gereiſt. Von dort aus ſchrieb ich Dir, wir würden bis im May theils da, theils in Hieres, theils in Aix leben; dieſer Vorſatz wurde aber auch in ſo fern abgeändert, daß wir ſchon im Aprill nach Paris giengen. Unter den vielfachen Annehmlichkeiten die ich in Aix genoß, war es keine der geringſten, daß ich ſo viel Gutes von Dir hörte, daß hier, wo doch bey der Menge von Fremden, ein Einzelner ſo leicht überſehn wird, dennoch jedermann voll von Deinem Lobe war, ſeit der Zeit, da Du mit Deinem Engländer Dich hier aufgehalten haſt. In Aix erhielt ich auch einen Deiner Briefe, mein Theuerſter! und antwortete ſogleich darauf. Dies alles wiederhole ich, weil ich durch einige Umſtände veranlaßt werde, zu glauben, daß nicht alle meine Briefe in Deine Hände gekommen ſind. Sehr unerwartet traf ich in dieſer Stadt auf der Orbitelle den jüngern Herrn von Eberbach an *) Er hat die Dienſte des Fürſten von Zerbſt verlaſſen, und iſt Geſellſchafts-Cavalier des Erbprinzen von **** geworden, mit dem er nun auf Reiſen iſt, der ihn ſehr liebt, wie er es verdient, und der gewiß einſt ſein Glück machen wird. Da ich grade an demſelben Tage einen Brief an Schlaubach abſchickte; ſo bat mich Eberbach, einen andern an ſeinen Bruder mit einzulegen, welches ich auch that. Im April reiſten wir nach Paris und brachten dort die zehn Wochen ſo hin, wie ich Dir die Beſchreibung davon gemacht habe. Dann kam die traurige Stunde der Trennung von meiner unvergeßlich lieben Reiſe-Geſellſchaft. Steinbach und ſeine Frau giengen über Lion nach Genf zurück, und ich eilte durch Lothringen, Elſaß und die Rhein-Gegenden hierher, nach dem Sitze der Chicane, mit bangen Ahndungen des Verdruſſes, der mich erwartete.

---

*) Man ſehe den 6ten Brief, im zweyten Theile, Seite 49.

Als ich unterwegens eines Abends nach Speyer kam, wo ich die Nacht zubringen wollte, hörte ich, daß eine Geſellſchaft Schauſpieler dort wäre und grade an dieſem Tage den Deſerteur aus Kindesliebe aufführen würde. Ich ließ mir das Ankündigungs-Zettel geben, und fand, daß dieſe ſo genannten Schauſpieler unter Direction des elenden Herren Strunzmann ſtanden, der einmal vor einigen Jahren an mich geſchrieben hat. *) Ueberraſchender aber war es für mich, bey dieſer Bande den elenden Bergmannsdorf nebſt der Demoiſelle Rittermann **) zu finden. Letztere hatte ihren Namen beybehalten; Erſterer den ſeinigen in Bergſtadt umgemodelt. Ich fühlte keinen Beruf, ihrer Vorſtellung beyzuwohnen, das finſtre Speyer misfiel mir auch; ich reiſte noch deſſelben Tags weiter.

Ueber Manheim fuhr ich hauptſächlich, um mich nach dem jetzigen Zuſtande des ehemaligen Fräuleins von Braunfeld zu erkundigen. Ihre Lage iſt höchſt kläglich; Seit einem halben ten Jahre liegt ſie an einem unheilbaren Krebsſchaden krank; Bald wird der ſchmerzhafteſte Tod ihrem verſchleuderten Leben ein Ende machen, und ihr letzter Augenblick gewiß ſehr bitter ſeyn — Was ich in meinen Umſtänden zu Erleichterung der ihrigen habe beytragen können, das habe ich gethan.

---

*) Man ſehe den 9ten Brief, im zweyten Theile.

**) Der 11te Brief in dieſem Theile erklärt dies.

Meine Abrede mit Steinbachs war, wie ſie Dir's werden geſchrieben haben, daß wir im September in Hamburg zuſammentreffen wollten. Dies gründete ſich auf die Vorausſetzung, daß ich mit meinem Proceſſe gegen dieſe Zeit zu Ende gekommen ſeyn würde; aber wie weit ſcheint jetzt dieſe Ausſicht von mir entfernt! Eine ſolche Juſtiz-Verfaſſung, wie hier, iſt wohl im ganzen heiligen römiſchen Reiche nirgends. Gern wollte ich, obgleich ich noch vor wenig Jahren alle ſolche Kerls, wie die ſind, denen ich jetzt mit gebognem Rücken gute Worte geben muß, demüthig in meinem Vorzimmer ſtehn ſah; gern wollte ich die Erniedrigung verſchmerzen, hier den Supplicanten zu machen, wollte mich mit dem Gedanken beruhigen, daß ich nicht für mich, ſondern für mein einziges

Kind bettle, daß ich zu meinen eignen Bedürfniſſen herzlich wenig bedarf und dies Wenige habe; wenn ich nur ſähe, daß alle dieſe Erniedrigung, alle dieſe Bitten einige Würkung thäten; Aber ohne Theilnehmung, ja! ohne nur einmal meine dringenden Vorſtellungen mit Aufmerkſamkeit anzuhören, fangen dieſe kalten, unthätigen Menſchen an, mich als einen läſtigen Quärulanten zu betrachten. Anfangs machte man zwar eben ſo wenig Anſtalt, mir zu helfen; aber man ſchien doch, es zu fühlen, daß ich nur um Gerechtigkeit, nicht um eine willkührliche Gnade bat. Man erwies mir die äuſſere Achtung, die mein Stand und mein Ruf fordern können: Jetzt hingegen verzieht ſich die Protections-Mine zu einer verdrießlichen Fratze wenn ich vor ihnen erſcheine, und die Lakaven dieſer wichtigen Männer winken ſich einander zu deuten mit Zeichen, welchen Vorwand ſie finden wollen, um ihre Herrſchaft zu verleugnen, wenn ich mich anmelden laſſen will.

Als noch in *** das Ruder beynahe aller Geſchäfte in meiner Hand war, klagte ich da wohl je über Arbeit, wies je einen Bittenden von meiner Thür zurück, ohne ihn gehört, ohne ihn mit Freundlichkeit und Geduld gehört, ohne ihm, ſo ſchnell als möglich und als gerecht war, geholfen zu haben? Nie iſt mir's eingefallen, darauf ſtolz ſeyn zu wollen, daß ich eines einzelnen Menſchen, eines Fürſten Knecht wäre? Ich habe uns immer, den Herzog ſo wohl als mich, Beyde als Diener des Landes angeſehn, und geglaubt, daß jeder Bürger und Bauer für das, was er an Abgaben entrichtete, und wovon auch wir bezahlt würden, ein Recht hätte, von uns zu fordern, daß wir dem Staate eben ſo viel und mehr Stunden Arbeit widmeten, als er ſeiner ſchwerern Arbeit im Schweiß ſeines Angeſichts widmet; Daß nichts mich berechtigen könnte, eine Stufe höher als er zu ſtehn, wenn ich ihn nicht in jeder bürgerlichen Tugend, und alſo vorzüglich in Arbeitſamkeit und Fleiß, überträfe; daß ich des Staubbeſens würdiger als meiner Beſoldung wäre, wenn ich die Hälfte des Tages im Wohlleben verſchleuderte, in Einer Woche mehr von den Einkünften des Landes durch die Gurgel jagte, als der arme Bauer ein ganzes Jahr lang zu ſeinem und ſeiner Kinder Unterhalte brauchte, und dann vielleicht noch obendrein durch meine Nachläſſigkeit bewürkte, daß Der, durch deſſen Entbehrung ich in Ueppigkeit lebte, die Stunden, die ich verpraßte, mit Seufzen über meine Nachläſſigkeit hinbringen müßte.

Wenn das die Vortheile unſrer hochgeprieſenen bürgerlichen Einrichtungen ſeyn ſollten, daß eine kleine Anzahl der Schlechtern und Müßigern ſich die Immunität verſchafft hätten, auf Unkoſten der größern Zahl der Edlern und Arbeitſamern, ſich gute Tage zu machen und nach einer gewiſſen conventionellen Form eine ſolche Ordnung und Ruhe zu erhalten, daß dieſe unnatürliche Einrichtung immer in ihrer Würde bliebe; wer würde ſich dann nicht in die Zeiten des Fauſtrechts zurückwünſchen, wo wenigſtens Ein Natur-Geſetz galt, das Recht des Stärkern; wo Jeder nahm, was er haben wollte, ohne ſich hinter den heuchleriſchen Anſchein der

Gerechtigkeit zu verſtecken; **wo ich ohne Methode** beſtohlen und geplündert wurde, und wo wenigſtens Ein Vorzug der menſchlichen Natur — die cörperliche Kraft — in Anſchlag kam?

Und Dieſe, in deren Händen jetzt meine und der Meinigen zeitliche Glückſeligkeit iſt, von denen es abhängt, durch einen unwiederruflichen Spruch mich und mein Kind zu armen, oder zu reichen Leuten zu machen — was für Menſchen ſind ſie? — Ich denke, Du kennſt mich genug, um überzeugt zu ſeyn, daß ich keine übertrieben hohe Meinung von meinen Verdienſten hege; aber das fühle ich doch, in Augenblicken, wo mein gekränkter Stolz ſich empöhrt, daß die Natur ſie nicht beſtimmt haben kann, da die glänzende Rolle zu ſpielen, wo mir die ſubalterne zugetheilt iſt. Laß uns zu gleicher Zeit bey uns in Hamburg, oder ſonſt irgendwo auftreten, wo der Mann nur das gilt, wozu, fern von politiſchen Rückſichten, eigner Werth und Achtung der Beſſern ihn ſtempeln; und laß uns dann ſehn, in was für Lichte dieſe hirnloſen Sterblichen erſcheinen! Warum muß das Schickſal mich verdammen, grade auf dem einzigen kleinen, ſchmutzigen Platze des Erdbodens, wo dieſe Schaafsköpfe ihr Weſen haben — von ihnen abhängig zu werden?

Mir iſt es ein Geheimniß, was für Mittel der elende Raſtitz gefunden hat, ſeiner ſo offenbar ungerechten Sache einen andern Anſtrich zu geben, oder zu verhindern, daß ſie zum Vortrage komme. Ich bin keinen einzigen ſchiefen Weg gegangen; ich verlange nichts, als daß meine Tochter in den rechtmäßigen Beſitz ihres mütterlichen Vermögens geſetzt werde, mein Schwiegervater aber die Forderungen klar mache, die er an dieſem Vermögen zu haben meint; allein ich bin nicht im Stande, zu bewürken, daß man nur einen Blick in die Acten werfe — Die Sache liegt, und bleibt liegen.

So muß ich denn in dieſem elenden Städtchen, wo ich doch nicht Eine lebendige Seele finde, die mit mir ſympathiſirt, bey der ich Troſt ſuchen könnte, wenn ich herabgeſpannt und mißmüthig des Abends mich nach einiger Erholung ſehne; hier muß ich denn eine Woche nach der andern verliehren, fern von Dir, fern von meinen theuren Steinbachs, deren liebevoller Umgang meinem Herzen ein ſo ſüßes Bedürfniß geworden war! Noch ſehe ich nicht voraus, wie lange das dauern kann; aber das weiß ich, daß wenn ich mit dem alten Raſtitz auf irgend eine Weiſe, ohne meiner Tochter gar zu viel zu vergeben, durch einen Vergleich auseinander zu kommen vermag, ich ſo bald als möglich meine Angelegenheit aus den Händen der Juſtitz und meine Perſon aus dieſen Gegenden ziehn werde.

Um indeß hier einige Beſchäftigung zu haben, die auch andern Nutzen bringen könnte, habe ich ein Mittel gewählt, das Du ſchwerlich errathen wirſt, und wozu mir ein Zufall den Gedanken eingab. Ich gieng vor acht Tagen vor einem der Stadt-Thore ſpatzieren; Es war gegen Abend; die Hitze war den Tag über groß geweſen; Ich hatte Durſt; In einem einſam liegenden Gärtner-Hauſe glaubte ich Milch bekommen zu können; Ich trat hinein und bat darum, erhielt auch ein Glas voll. Der Mann und die Frau arbeiteten im Garten; ein Knabe von eilf Jahren ſaß vor der Thür und blätterte in einem Bilderbuche. Der Junge hatte etwas

was Feines, nicht Gemeines, etwas das ich unter den niedern Ständen in dieſen Gegenden ſelten antreffe, in ſeiner Geſichtsbildung! die Phyſiognomien der Eltern gefielen mir weniger. Während die Mutter in das Haus gegangen war, um die Milch zu holen, und ihr Mann neben mir ſtand, fieng ich an, mich mit ihm und ſeinem Kinde zu unterhalten. Die Antworten des Knaben waren naiv und beſtimmt; Ich fragte den Vater, was er aus ihm zu ziehn dächte. „Der Junge" ſagte er „ſey ſo auf die „Bücher verſeſſen: Es könne noch wohl einmal „ein Schulmeiſter oder Schreiber aus ihm werden, wenn er nur nicht zu arm wäre, um ihn „in eine gute Schule zu ſchicken, und wenn „nicht hier im Lande, um zu etwas zu gelangen, „alles auf Gunſt und Verbindung ankäme." Ich fragte ihn, ob es ihm unangenehm ſeyn würde, ſeinen Sohn vorerſt irgendwo zum Bedienten angezogen zu ſehn; Er erwiederte: „das „würde er für ein großes Glück halten." Und ſo waren wir denn bald einig mit einander. Ich beſtellte ſie auf den folgenden Tag zu mir, verſprach väterlich für den Jungen zu ſorgen, mich ſeiner Erziehung und ſeines Unterrichts anzunehmen; die Mutter wurde mit zu Rathe gezogen, und Alle waren willig, mein Anerbiethen dankbar anzunehmen. Am andern Morgen führte der Gärtner den Knaben in meine Wohnung, und überlieferte ihn mir. Seine Equipage beſtand in zwey Hemdern und einigen Kleinigkeiten; Mein Bedienter muſſte dafür ſorgen, daß er mit Wäſche und Kleidung verſehn wurde, und ſeit dieſer Zeit beſchäftige ich ſelbſt mich, einen großen Theil des Tags hindurch, damit, daß ich dem Jungen Unterricht im Leſen, Schreiben, Rechnen und dergleichen gebe. Spotte nicht darüber, mein Lieber! daß ich es nun bis zum Schulmeiſter gebracht habe! Gelingt mir mein Vorhaben; ſo werde ich doch wenigſtens Ein Geſchöpf auf Erden glücklich machen, werde wenigſtens Eine dankbare Seele finden — Und wahrlich! bald bin ich der erwachſenen Menſchen, mit ihren Alltags-Geſichtern, mit ihren moraliſchen Larven, deren eine ausſieht, wie die andre, ſo überdrüſſig geworden, das ich mich lieber immer unter Kindern umhertreiben mögte.

Bis jetzt gefällt mir der Knabe ganz gut; Feuer und Geiſt hat er; in der erſten Erziehung aber iſt er verwahrloſt worden. Die Eltern mögen doch wohl ſchlechte Leute ſeyn; ich merke das an kleinen Winkelzügen, zu denen ſie ihn gewöhnt zu haben ſcheinen; und wäre er länger bey ihnen geblieben; ſo würde er vermuthlich allerley Ränke und böſe Schelmenſtücke gelernt haben; Doch hoffe ich, ihn wieder zu einem unverſtellten, ehrlichen Weſen zurückzuführen.

Von dem Herrn von Braunfeld höre ich gar nichts; Er wird wohl nun Meiner nicht mehr bedürfen, und alſo wie die mehrſten Menſchen, ſich ferner nicht um Den zu bekümmern nöthig finden, durch den jetzt ſeine Sache ſo weit eingeleitet iſt, daß er ſich ſelbſt helfen kann.

Es gehe Dir wohl, mein beſter Freund! Du wirſt es dieſem Briefe leicht anſehn, daß er in einer ſehr unharmoniſchen Gemüthsſtimmung geſchrieben iſt — Grüße die Felmer und Deine geſchäftige alte Muhme von mir, und vergiß Meiner nicht!

Sechzehnter Brief.

Antwort des Doctors Porr, an Heinrich von Mildenburg.

Hamburg, den 5ten Julius 1779.

Mit der herzlichſten Theilnehmung, mein theuerſter Freund! habe ich Deinen lieben Brief vom 18ten des vorigen Monats geleſen. Ich denke mich ganz in Deine Lage hinein; Mögte doch oft ſchon Der, welcher nicht unmittelbar dabey intereſſirt iſt, aus der Haut fahren, wenn er dem Weſen der Herrn Richter und Advocaten in manchen Ländern zuſieht!

Ich maße mir nicht an, einem Manne von Deiner Erfahrung weder einen Rath geben, noch irgend einen Vorwurf machen zu wollen; allein man wiegt denn doch gewöhnlich in fremden Angelegenheiten die Dinge mit mehr Kaltblütigkeit ab; und ſollte das auch nicht der Fall ſeyn: ſollte ich Dir hier nichts ſagen, als was Du täglich ſelbſt denkſt und Dir ſelber ſagſt; ſo halte ich es doch für Pflicht, nicht ganz über

Gegenſtände zu ſchweigen, die Dir ſo wichtig ſind.

Ob bey Deinen Richtern, beſonders bey dem Referenten, böſer Wille im Spiele iſt; das kann ich nicht entſcheiden. Faſt ſollte ich es aus manchen Umſtänden vermuthen, und wäre das; ſo würde ich Dir nicht dringend genug rathen können, Dich mit Geduld zu wafnen, keinen einzigen übereilten Schritt Dir zu erlauben, und nicht zu früh, nicht zu laut und nicht zu herbe über die Behandlung zu klagen, die Du erfährſt — Das erbittert doch nur, und vielleicht lauert man eben darauf, um dann eine Entſchuldigung vor ſich ſelber zu haben, noch ungerechter gegen Dich zu verfahren. Haſt Du Dir aber nichts vorzuwerfen; ſo darfſt Du nicht nur ſicherer auf die Hülfe der Vorſehung rechnen, ſondern, wenn endlich den Schelmen gar kein Vorwand mehr übrigbleibt, Deine Sache liegen zu laſſen; ſo werden ſie denn doch zuletzt Hand anlegen müſſen, beſonders in dieſen Zeiten, wo die Würkung der Publicität manchem Unhold der vor der öffentlichen Entlarvung zittert, einen fürchterlichen Wink giebt, den geduldig harrenden Mann nicht auf das Aeuſſerſte zu treiben.

Es würde jetzt zu ſpät ſeyn, Dir bemerklich zu machen, daß Du wohl ein wenig übereilt gehandelt haſt, indem Du damit angefangen, Dich der Vorſprache des Prinzen-Friedrichs zu verſichern. Das hat die Herren ſehr vor den Kopf geſtoßen, und würde vielleicht auch bey den redlichſten Männern böſe Eindrücke gemacht haben. Denn mir ſcheint es würklich conſequent, daß Leute, deren Händen nun einmal gewiſſe Geſchäfte anvertrauet ſind, vorſetzlich zeigen, daß ſie durch keine Vorſprache bewogen werden können, mehr oder weniger zu thun, als ihre Pflicht iſt, weil ſie ſonſt zuletzt die Maſchine der Großen des Hofes werden würden, nach deren Willkühr ſie Geſchäfte beſchleunigen und zurücklegen, wenn nicht gar Recht und Unrecht nach Gunſt und Vorwort handhaben müſſten. Sind nun Deine Richter Schelme; ſo haben ſie doppelte Urſache, ſich auf den Fuß zu ſetzen, ſich von niemand controlliren zu laſſen.

Langſam geht der Gang der Juſtitz faſt in allen teutſchen Staaten, und was willſt Du denn, mein Lieber? iſt doch Dein Proceß kaum erſt ein kleines Jährchen im Gange! Danke dem Himmel, daß Du es nicht mit den Reichs-Gerichten zu thun haſt! Oft haben die ſtrengen Vertheydiger dieſes Schneckengangs der heiligen Themis mir, wenn ich darüber klagte, geantwortet: „Dieſe Langſamkeit ſtifte im Ganzen mehr Nutzen, als Schaden. Der Richter habe Gelegenheit in dieſer Zwiſchenzeit zuweilen ſorgſame, zuweilen flüchtige Blicke in die Acten zu werfen, könne die Augenblicke der vollkommenſten Muße dazu wählen, ſehe die Sache von allen Seiten, bey verſchiednen Launen und Stimmungen an, erfahre mündlich durch Sollicitationen und durch Geſchwätze manche kleine Umſtände, die ſehr wichtig ſeyn könnten, und wovon vielleicht nicht Ein Wort in den barbariſchen Aufſätzen der Advocaten ſtünde; die Wahrheit gewinne dabey; auch kühle ſich zuweilen das Blut der ſtreitenden Partheyen in Jahrsfriſt ab, ſo das ein Vergleich zu Stande käme, bevor der Richter ernſtlich an die Arbeit gienge.“ Das läßt ſich doch hören, mein Beſter! und ich entſchuldige ſo gern, wenn ſich's irgend thun läßt. Denke auch immer, lieber Freund! daß Du doch indeſſen nicht Mangel leideſt, daß Du ſo lange gelebt haſt, ohne den Genuß von jenem, der freylich rechtmäßig zukommenden Vermögen zu haben, endlich, daß, wenn ich's ſagen darf, Dein Aufenthalt in ** Dir vorzüglich deswegen noch einmal ſo langeweilig und öde ſcheint, weil Du eben von einer angenehmen Reiſe zurückgekommen biſt, und zugleich Dich von Deinen Freunden getrennt ſiehſt.

Das Sollicitiren iſt freylich eine unangenehme Sache, beſonders für einen Mann, der noch nicht vergeſſen kann, daß er einſt Miniſter geweſen; aber ein Solcher, und dem die Rechte der Menſchheit ſo heilig ſind, wird dann auch gewiß immer bedenken, daß da, wo er Parthey, und ein andrer, obgleich nicht ſo würdiger Mann Richter iſt, er nicht mehr Rückſichten fordern kann, als der geringſte Bauer.

Das darf man gar nicht erwarten, daß Leute, die unſre Sache mit kaltem Blute anſehen, und Jahr aus, Jahr ein, eine ſolche Menge von Klagen hören müſſen, eben ſo feurig und theilnehmend in unſer Intereſſe hineingehn ſollten, als wir ſelbſt; Auch iſt es beynahe Pflicht des Richters, ſich gegen alle Arten der

Beredſamkeit zu wafnen, und einem zu warmen Herzen nie die Zügel ſchieſſen zu laſſen, wenn er nicht ſeine Unpartheylichkeit in Gefahr ſetzen will; leider! aber incruſtiren ſich freylich die Herzen der mehrſten Richter, wie die ſo vieler Wundärzte, zuletzt ein wenig zu ſehr, und daß Kälte, Phlegma und Hartherzigkeit bey den Herrn in **, vielleicht mehr als ſonſt irgendwo, zu Hauſe ſind; das ſagt uns der allgemeine Ruf — Aber daure aus, mein Theuerſter! Sey gewiß: tandem bona cauſſa triumphat, und wer immer eben ſo vorſichtig als redlich handelt, erlangt doch früh oder ſpät ſeinen Zweck.

Das iſt wohl keinem Zweifel unterworfen, daß es in der Welt recht ſehr wenig arbeitſame, fleißige Menſchen giebt, Wenige, die nicht zwey Drittheile ihres Lebens verſchleudern, verſchlafen, verträumen und verſpielen, den Reſt aber zweckloſer Thätigkeit widmen; daß unter der Claſſe Derer, die in öffentlichen Aemtern ſtehen, und denen der Staat die Verwendung ihrer Stunden am theuerſten bezahlt, grade die mehrſten Faullenzer ſind, endlich daß ** der rechte Sitz beſoldeter Müßiggänger iſt — Aber man handelt doch auch ungerecht, wenn man fordern will, daß der Mann, welcher mit dem Kopfe arbeitet, täglich eben ſo viel Stunden dazu verwenden, nicht beſſer dafür bezahlt werden und ſich nicht mehr Ergötzungen erlauben ſoll, als Der, welcher nur ſeine cörperlichen Kräfte anſtrengt. Ich will nicht einmal von dem größern allgemeinern Nutzen reden, den ein Geſchäftsmann und ein Gelehrter ſtiften können — dagegen mögteſt Du manches einwenden; Allein ſchwächen Geiſtes-Arbeiten und ſitzende Lebensart nicht die Maſchine, untergraben, wenn ſie übertrieben werden, nicht die Geſundheit, indeß bloß cörperliche Anſtrengung, ſelbſt wenn ſie ein wenig heftig iſt, zwar ermüdet, aber in der Folge die Nerven ſtärkt, die Geſundheit abhärtet und dauerhaft macht? Soll der Mann, der auf dieſe Weiſe ſich der Gefahr ausſetzt, früher aus der Welt zu gehn, nicht durch beſſere Bezahlung davor geſichert werden, daß er ſeine Familie nicht in Dürftigkeit hinterlaſſe? Verſuche es einmal, ob Du über eine gewiſſe Anzahl Stunden des Tages hinaus Deine Geiſteskräfte anſtrengen kannſt! Wie viel Wochen wirſt Du es aushalten? Freylich iſt es ärgerlich, zu ſehn, daß in den mehrſten Städten die Collegia ſich erſt verſammeln, nachdem der Bauer ſchon ſechs bis ſieben Stunden für ſie geſchwitzt hat, und daß die Herrn Geſchäftsmänner ſich, nach einer durchſchwärmten Nacht, gegen Mittag erſt aus ihren weichen Betten erheben, dann ein Paar Stunden lang ein wenig arbeiten, von da zum Schmauſe eilen, bis in die ſpäte Nacht hinein an Spiel- und Eß-Tiſchen die Zeit verſchwenden, und doch noch über die Menge der Geſchäfte klagen; Aber wer, vom frühen Morgen an bis ein Paar Stunden nach Mittag, am Schreibtiſche fleißig zugebracht und ſich mit Dingen beſchäftigt hat, die ſeine ganze Aufmerkſamkeit erfordern, dem kann man für den Reſt des Tages wohl Erholung gönnen; und er bedarf ihrer gewiß. Dem Landmanne, dem Tagelöhner, dem Handarbeiter hingegen ſind ein Paar Ruheſtunden zur Mittagszeit hinlänglich, um neue Kräfte zu ſammeln, und ſich wieder friſch bis zum Abend an das Werk zu machen. Der Gelehrte bedarf feinrer Koſt, und ausgeſuchtrer Vergnügungen für ſeine, durch Anſpannung gereizte

reizte

reizten oder erſchlafften Nerven, für ſeinen, durch das Sitzen geſchwächten, gedrückten Magen; dem Landmanne ſchmeckt und bekömmt jedes Mahl wohl, ihm ſcheint jedes Lager weich, ihm gnügt jede Art Erholung. Jener hat zugleich ſeine Organen geſchwächt, ſeine Phantaſie erhitzt, und ſeine ganze Kraft und Aufmerkſamkeit auf einen einzigen Gegenſtand geheftet; er bedarf alſo Zerſtreuung und Mannigfaltigkeit der Vergnügungen; Der Andre hat, während ſeine Glieder thätig waren, ſeinen Geiſt und ſeine übrigen Sinne nicht angeſtrengt, hat dieſe nach Gefallen auf angenehme Objecte heften, mit ſeiner Einbildungskraft herumſpatzieren und ſich tauſendfältigen Seelen-Genuß verſchaffen können; Ihm iſt es alſo genug, daß nachher nur die Werkzeuge ruhen, die er allein in Thätigkeit geſetzt hat. Noch einmal, mein Lieber! der Misbrauch, den Viele von dieſen Privilegien machen, ſoll uns nicht verleiten, ungerecht gegen die ehrwürdige Claſſe Derer zu ſeyn, die dem Staate mit ihrem intellectuellen Vermögen dienen. Unſer an Paradoxen ſo fruchtbares Zeitalter, fängt an, den untern Claſſen, die wir lange genug mit dem eiſernen Scepter des Deſpotismus niedergedrückt und als Werkzeuge betrachtet haben, den Groſſen der Erde nur zu dienen, die unzählichen Bedürfniſſe herbeyzuſchaffen, deren ſie zu Befriedigung ihrer Lüſte brauchen, fängt, ſage ich, nun an, die Rechte Jener zur Ungebühr auf Unkoſten Dieſer auszudehnen. Möchten wir doch lernen, die weiſe Mittelſtraſſe halten! So lange es eine Chimäre bleibt, das goldne Zeitalter, die allgemeine Freyheit und Gleichheit unter den Menſchen wieder herbeyzuführen; ſo lange es noch Staaten, und in dieſen, Abtheilungen unter den Bürgern geben muß; ſo lange muß man jeder dieſer Claſſen eine Lebensart erlauben, die ihrer Beſtimmung angemeſſen iſt, und die ſie ertragen kann. Es iſt ganz nützlich, es zuweilen laut zu ſagen, daß Die, welche herrſchen, befehlen und Geſetze geben, ihre Exiſtenz nur der Uebereinſtimmung des größern Haufens zu danken haben, damit die Sultans und Veziers nicht vergeſſen, daß die Cronen, Fürſtenhüte und Knoten-Perücken nicht von Ewigkeit her fabricirt worden ſind, um ausſchlieſſlich und einzig auf die Köpfe gewiſſer Familien zu paſſen; allein man ſoll auch nicht dadurch, daß man eine Claſſe herabwürdigt

digt und verächtlich macht, unter denen es ſo viel edle, weiſe Wohlthäter des Menſchengeſchlechts giebt, die ſich mit allen ihren phyſiſchen und intellectuellen Kräften dem allgemeinen Beſten aufopfern, veranlaſſen, daß jeder ſchiefe Kopf glaube, er könne ſeine Nachtmütze zur Kaiſers-Crone, ſeine Schuhbürſte zum Scepter und ſeinen Brettſchemel zum Richterſtuhle erheben. Iſt es uns ein Ernſt, um das Wohl der Welt und um Zurückführung einer goldnen Zeit, die nie exiſtirt hat; ſo fange man die Reform nicht von unten, ſondern von oben her an! Man ziehe nicht den eigentlichen Pöbel zu ſich hinauf; ſondern man ſteige herab, und nähere ſich, durch Simplicität der Sitten, Mäßigkeit und Popularität, dem Volke! Man reize nicht Den, welcher bis jetzt auf der hölzernen Bank eben ſo bequem, als auf ſammtnen Polſtern geſeſſen hat, gierig nach unſern Sopha's zu werden; ſondern man lerne, dieſer Sopha's entbehren und die goldene Nüchternheit und Mäßigkeit kennen und ſchätzen; mache nicht lüſtern nach den Quellen des mannigfaltigen Elendes unter den Menſchen, ſondern verſtopfe ſich ſelber dieſe Quellen!

Du wirſt leicht begreifen, mein Beſter! daß ich dies alles nicht zu Deiner Belehrung geſagt haben will, ſondern um mein Herz gegen Dich über das Unweſen unſrer Freyheits-Prediger auszuſchütten. Ich maaße mir nicht an, ein Prophet zu ſeyn, aber ich meine doch, vorauszuſehn, daß dieſe Schreyer, ehe ein halbes Jahrhundert vergeht, in manchen Ländern, im Volke größers Unheil anrichten werden, als die Despoten und Oligarchen je geſtiftet haben.

Nur Eine ausgezeichnete Wohlthat hat der Genius unſers Zeitalters uns erwieſen, und die iſt, daß er der Publicität ſo laut das Wort geredet hat. Dieſe allein kann den Misbrauch der oberſten Gewalt hemmen. **Das ganze Volk und jeder Einzelne im Volke hat das gegründetſte Recht, zu fordern, daß man ihn nicht im Dunkeln führe. Fürſten, Miniſter und Räthe ſind nur Bevollmächtigte dieſes Volks, dem es übrigens nicht zukömmt, ſeine Bevollmächtigten, wenn ſie ihre Pflicht erfüllen, abzuſetzen. Dieſe thun ihre Pflicht, ſo** lange die Landes Geſetze die Richtſchnur ihrer Handlungen ſind. Es muß aber dem Volke gezeigt werden, daß nach dieſen Geſetzen verfahren wird. Die Regierung iſt nicht befugt, zu verlangen, daß man ihr das auf das bloße Wort glaube. Ueber Fälle, wo Ausnahmen von Geſetzen Statt haben müſſen. (und das iſt ſchon ſchlimm genug) wo keine Geſetze vorhanden ſind, oder wo ein neues Geſetz zu machen iſt; muß die Regierung dem Volke von den Urſachen und Gründen dieſer Neuerung Rechenſchaft geben. Geld-Ausgaben und Steuern beruhen auch auf Verordnungen; Da, wo dergleichen mit Gewalt, mit Unluſt, oder wenigſtens ohne Beyſtimmung der Nation, ohne die Gründe der Nothwendigkeit derſelben vorzutragen, willkührlich von der Regierung auferlegt werden dürfen; da herrſcht eine unnatürliche, fehlerhafte Verfaſſung. Endlich darf, unter keinem Vorwande, die Verwendung der Landes-Einkünfte ein Geheimniß ſeyn.

Alles, was man gegen dieſe Sätze einzuwenden pflegt, iſt eitel, iſt niedrige, unverſtändige Schmeicheley, oder es ſteckt Eigennutz, böſe Sache dahinter. Es giebt in allen Claſſen der Bürger verſtändige Männer, welche die unruhigen Köpfe im Zaum halten; dieſe verſtändigen Männer müſſen, durch ofnes und redliches Verfahren, überzeugt und für die gute Sache gewonnen werden. Das ganze Corps der Unterthanen iſt nie zur Meuterey geneigt, wenn es nach Vernunft und Geſetzen behandelt wird, und man ihm kein Geheimniß aus der Adminiſtration macht. Die Anzahl der ruheliebenden Menſchen iſt gröſſer, als die der aufrühriſchen — davon wird man überzeugt, wenn man irgend Temperamente ſtudiert hat — Nur die niedrigen Höflinge haben von jeher den Deſpoten Mißtraun gegen die Völker einzuflößen geſucht. Einzelne unruhige Geiſter trifft man überall an; ſie finden aber da kein Gehör, wo nichts geheim behandelt wird, haben hingegen da doppelte Gelegenheit, Aufruhr und Murren zu erwecken, wo man nicht hinter den Vorhang ſchauen darf. Zur Ehre der Menſchheit kann man annehmen, daß böſer Wille nur bey der kleinſten Zahl die Oberhand hat; Doch wo Vermuthung und Ungewißheit eintreten können, da geſellen ſich auch die ſchwachen Guten zu den ſchlauen Böſen. Die Art, wie die Geſchäfte geführt werden, die kleinen Details der Ausführung und die Art der Einleitung, können und müſſen oft von einer klugen Regierung verſchwiegen werden, und niemand wird darnach fragen; aber die Sache ſelbſt, und warum ſie ſo und nicht anders iſt, — daß muß an das Licht, und Jeder fragt darnach, hat von jeher darnach gefragt, wird, bey den jetzigen critiſchen Zeiten, verleitet, darnach zu fragen, und wehe der Regierung, die es noch in zwanzig Jahren wird verſuchen wollen, mit Gewalt dem Volke das Maul zu ſtopfen und das alte Syſtem der Verheimlichung und Willkühr aufrecht zu erhalten!

Doch nun genug von Politik! Es ſoll mir groſſe Freude machen, wenn Dein Plan, Dich mit Unterricht und Bildung des armen Knaben, den Du zu Dir genommen haſt, zu beſchäftigen, Dir gelingt, wenn Du Dich dadurch auf angenehme Weiſe zerſtreueſt, und Du zugleich den Nutzen dadurch ſtifteſt, welchen Du erwarteſt. Allein, theuerſter Freund! wirſt Du mir's verzeyhn, wenn ich auch hier einige Zweifel äuſſere?

ſere? Ich will Dich nicht mit dem Gemeinſpruche aufhalten, daß man bey allem Guten, das man den Menſchen erweiſt, und vorzüglich bey der Erziehung, weder auf Erfolg noch Dankbarkeit rechnen müſſe — Wer ſo genau calculiren wollte, dürfte nichts für ſeine Nebenmenſchen thun — Allein mir ſcheint es, als hätteſt Du erſt die Eltern des Kindes genauer kennen zu lernen ſuchen ſollen. Sind Dieſe würklich von ſchlimmer Gemüthsart; ſo kann nicht nur der Junge in ſeinem eilften Jahre ſchon ſehr viel unvertilgbar Böſes von ihnen gelernt haben; ſondern ich bin auch, als Menſchen-Beobachter und Arzt, überzeugt, daß die ſittlichen Gebrechen der Eltern, eben ſo wohl als die cörperlichen, auf die Kinder ſo vererbt werden, daß weder Erziehung, noch Diät des Leibes und der Seele, ſie zu heilen vermögen. Das würde mir dann ſehr wehthun, wenn Du auf dieſe Weiſe ganz den Zweck Deiner guten Handlung verfehlen und nachher auf's Neue der armen Menſchheit die Schuld von dem geben ſollteſt, was doch ein wenig auf Rechnung Deiner unvorſichtigen Wahl zu ſchreiben wäre, und wenn Du damit noch obendrein viel Zeit verſchwendeteſt, die Du würdigern Gegenſtänden hätteſt widmen können. Hierzu kömmt noch, daß, wenn wir Kinder aus niedrigen Ständen bilden, wir leicht verleitet werden, ihnen einen größern Grad von Cultur zu geben, als für ſie taugt. Können wir ſie dann nicht lebenslang bey uns behalten und ihnen eine Exiſtenz nach ihrem Herzen verſchaffen, oder ſie durch unſre Vorſprüche in einen höhern Stand ſchieben, ſondern müſſen ſie, wenn ſie erwachſen ſind, ſie ihr ferneres Fortkommen ſelbſt ſuchen laſſen; ſo fühlen ſie ſich aller Orten unbehaglich. Zu ihres Gleichen paſſen ſie nicht; von Vornehmern werden ſie ſelten nach Maßgabe ihrer Bildung, ſondern ihrem Stande gemäß behandelt; und ſo haben wir ihnen denn würklich, mit dem beſten Willen, manche trübe, mismuthsvolle Stunde bereitet, und Wünſche und Erwartungen in ihnen erweckt, die ſie ohne uns, in ihrer glücklichen Unwiſſenheit, nicht gekannt haben würden. Ich wiederhole Dir's aber, kann dieſe Beſchäftigung Dich ein wenig aufheitern; ſo iſt das immer Gewinn; Dich zufrieden und ruhig zu ſehn; das iſt der ſehnlichſte Wunſch Deines ꝛc.

Siebenzehnter Brief.

Von Heinrich von Mildenburg, an den Doctor Perr, in Hamburg.

**, den 18ten November, 1779.

Wenn Du beyliegende beyden Briefe*) wirſt geleſen haben; ſo wirſt Du Dir einen Begriff von der Gemüths-Verfaſſung machen können, in der ich Dir dieſe Zeilen ſchreibe — Schlag auf Schlag! — Weiſſt Du Rath, mein einziger Freund! ſo verſage ihn mir jetzt nicht! Ich weiß mir nicht zu helfen; Auch bin ich ſehr krank. Sollte es ſchlimmer mit meiner Geſundheit werden; ſo würde ich es wagen, Dich bitten zu laſſen, daß Du — Doch nein! Warum ſollte man ſich bemühn, ein Leben zu friſten, das nur ein Gewebe von Elend und Kummer iſt? — Lebe wohl! Wenn ich mich ein wenig werde gefaſſt haben; ſo ſchreibe ich Dir weitläuftiger — wenn ich kann; ſonſt ſoll mein Bedienter Dir Nachricht geben — Heute kann ich nicht mehr. —

Acht-

---

*) Die beyden folgenden.

Achtzehnter Brief.

Von dem Herrn Geheimen-Kriegsrathe und Cammerherrn von Herbrand, an Heinrich von Mildenburg, in **.

***, den 14ten December, 1779.

Ew. ꝛc. bin ich gezwungen, auf Befehl Sr. Durchlaucht des Herzogs, meines gnädigſten Herrn eine Eröfnung zu thun, die ich in der That mit leidmüthiger Empfindung hinſchreibe. Es haben nämlich Sr. Durchlaucht misfällig vernommen, daß Dieſelben den von Ihnen caſſierten ehemaligen Geheimenrath von Braunfeld, durch Vorwort und Verwendung in demjenigen unbefugten Proceſſe, welchen gedachter Herr von Braunfeld bey dem Reichs-Cammergerichte in Wetzlar gegen Sr. Durchlaucht anhängig zu machen ſich erkühnet, zu unterſtützen und ihm darinn beförderlich zu ſeyn, keinen Anſtand genommen.

Wie nun der Herzog mein gnädigſter Herr, ſich nicht entbrechen können, dieſen Schritt von

Ew. ꝛc. gegen einen Fürſten, von deſſen Huld Dieſelben bis dahin eine anſehnliche Penſion aus der Cabinets-Caſſe zu Dero Subſiſtenz genoſſen, billig als eine Uebertretung der ſchuldigen Ehrerbiethung und Dankbarkeit gegen Ihre hohe Perſon anzuſehn; als haben Höchſtdieſelben an den Cabinets-Caſſirer den Befehl ergehn laſſen, von dato an, mit Auszahlung vorerwähnter Penſion einzuhalten, mir aber den für mich ſehr ſchmerzlichen Auftrag gegeben, Ew. ꝛc. dieß, nebſt Bezeugung Ihrer höchſten Unzufriedenheit kund zu thun.

Was meine Perſon betrifft; ſo kömmt es mir nicht zu, über Deroſelben Verfahren in dieſer Angelegenheit ein Urtheil zu fällen. Doppelt empfindlich aber iſt mir dieſer Vorfall, da derſelbe einen Mann betrifft, durch deſſen Verwendung ich zuerſt in die hieſigen Dienſte gekommen, und dem ich alſo die Empfindungen der aufrichtigen Erkenntlichkeit und Hochſchätzung zu widmen nie aufhören werde, mit welchen ich zu verharren die Ehre habe ꝛc.

P. S.

Ich glaube nicht, daß Ew. ꝛc. etwas ausrichten würden, wenn Dieſelben es verſuchen wollten, durch irgend einen Weg den Entſchluß Sr. Durchlaucht rückgängig zu machen.

Neun=

Neunzehnter Brief.

Von der Frau von Steinbach, an Heinrich von Mildenburg.

Carlsruhe, den 30ſten October, 1779.

Mit recht traurigem Herzen ſchreibe ich Ihnen heute, mein theuerſter Freund! denn ich weiß es, die Nachricht, die ich Ihnen zu geben habe, wird Ihnen Kummer machen. Es muß aber heraus; alſo kurz! aus unſerm ſchönen Plane, in Hamburg oder Altona an Ihrer Seite zu leben, wird nichts. Wir kamen vor vierzehn Tagen auf unſrer Rückreiſe hier an; Mein Mann iſt in Carlsruhe ſehr bekannt, hat ſeine Jugend-Jahre hier zugebracht; der Herr Markgraf hat immer viel Gnade und Güte für ihn gehabt; Sobald Dieſer nun erfuhr, daß Steinbach frey wäre und ſich in Hamburg niederlaſſen wollte, drang er in ihn, um ihn zu bewegen, doch ſtatt deſſen hier zu wohnen, und in ſeine Dienſte zu treten. Er fügte dieſem Antrage die vortheilhafteſten Bedingungen hinzu, und mein Mann nahm endlich, gerührt und dankbar, den Vorſchlag an.

Steinbach iſt alſo mit einem anſehnlichen Gehalte Obriſt in Dienſten des guten Markgrafen von Baden geworden. Sie wiſſen, theuerſter Freund! daß eigentlich nichts als die unangenehmen Verhältniſſe an dem Hofe des Herzogs von *** ihn bewogen hatten, ſeinen Abſchied zu nehmen, denn übrigens, da er von Jugend auf gedient hat, und mit ganzer Seele Soldat iſt; ſo glaube ich würklich, wie auch Sie einſt der Meinung waren, daß ein Leben ohne die beſtimmten Geſchäfte, an welche er ſo viel Jahre hindurch gewöhnt geweſen iſt, auf die Länge ihm würde Langeweile gemacht haben. Wie ich darüber denke, mein lieber Mildenburg! und wie ſehr ich mich auf Hamburg und auf Ihren Umgang gefreuet habe, das wiſſen Sie; Indeſſen iſt es meine Pflicht, aus meines Gatten Zufriedenheit auch die meinige zu machen, und ein ſo edler Mann als er iſt, verdient wohl, daß man dieſe Pflicht mit Freuden erfülle. Er empfiehlt ſich Ihnen zärtlichſt; Sobald er ein wenig in Ruhe ſeyn wird, will er Ihnen ſelbſt ſchreiben, und Ihnen einen Vorſchlag thun, der dahin zielt, Sie uns wieder näher zu führen, da das Schickſal es nicht gewollt hat, daß wir zu Ihnen kommen ſollten. Ueberlegen Sie es indeß vorläufig einmal, mein beſter Freund! ob Sie Sich nicht entſchlieſſen könnten, den Aufenthalt an den Ufern der Elbe mit dieſen ſchönen Gegenden zu vertauſchen!

Wir haben Schlaufach gebeten, die Beſorgung zu übernehmen, einen Theil des Hausraths, den wir jetzt auf meines Mannes Gute ſtehn haben, einpacken und, was ſich fortbringen läſſt, hierher fahren zu laſſen.

Sehnlichſt wünſchen wir, bald gute Nachrichten von Ihrer Geſundheit, von Ihrer Zufriedenheit und von dem glücklichen Ausgange Ihres Proceſſes zu hören. Ich bin von ganzem Herzen :c.

Zwanzigſter Brief.

Von dem Doctor Porr, an die Frau von Steinbach, in Carlsruhe.

Hamburg, den 24ten November, 1779.

Gnädige Frau! Ich ſchicke Ihnen hier einen Brief von unſerm armen Mildenburg an mich, der gewiß Ew. Gnaden nicht weniger Kummer, als mir, machen wird. Das iſt das Werk des elenden Herbrands, der ihm ſein ganzes Glück zu danken hat!

Ich will hier nicht zur Unzeit und zu ſpät darüber klagen, daß unſer Freund ſo oft, bey den beſten Abſichten, durch Unvorſichtigkeit, ſich verdrießliche Vorfälle zuzieht — Genug! er iſt gegenwärtig in der größten Verlegenheit, und man muß ſehn, wie man ihm helfe. Seine Penſion war, wie ſie wiſſen, ſeine einzige Einnahme; Sein Proceß dauert noch fort, hindert ihn, ſich mit dem Vermögen ſeiner Tochter zu retten, und koſtet noch ſchweres Geld obendrein. Es iſt alſo nöthig zugleich Anſtalt zu machen, ihm auch von der ökonomiſchen Seite beyzuſtehn, ohne ſein feines Gefühl zu beleidigen. Hierzu kömmt, daß er vielleicht kränker iſt, als er ſelbſt glaubt, und daß ſeine Seele, bey allen dieſen Umſtänden, unbeſchreiblich viel leiden muß.

Ich habe mich desfalls kurz entſchloſſen, zu ihm zu reiſen; Er muß, wenn ſeine Geſundheit es irgend erlaubt, ſogleich von ** weggeführt werden; Aber wohin? Die Reiſe nach Hamburg iſt für ihn zu beſchwerlich, in dieſer rauhen Jahrszeit, und vielleicht auch blieben ſeine Geſchäfte in ** gänzlich liegen, wenn man wüßte, daß er ſich ſo weit von da entfernete. Ein beſſres Mittel weiß ich daher nicht, als daß ich ihn auf Ihr Gut, nach Steinbach bringe — Ob Sie und Ihr würdiger Herr Gemahl das erlauben? darnach darf ich, ohne Sie zu beleidigen, nicht fragen.

Aber noch mehr! Ew. Gnaden müſſen, ſogleich nach Empfang dieſes Briefs, Ihrem Verwalter in Steinbach befehlen, daß er den guten Mildenburg, wenn ich ihn dorthinliefre, freundſchaft⸗

ſchaft⸗

ſchaftlich aufnehme, ihm alle Gemächlichkeiten verſchaffe, Seiner pflege und ihn aufzuheitern ſuche, wenn ich wieder fort bin; denn ſobald ich ihn da habe, reiſe ich wieder zurück, nach **, und von da nach Altenwedel, rede männlich und kühn mit den Herren Richtern und noch kräftiger mit dem alten Naſtitz. Ich will, es koſte, was es wolle, einen Vergleich zu Stande bringen. Mildenburg muß jezt, gegen eine ſichre Einnahme, etwas ſchwinden laſſen, um aus der Verlegenheit und aus den Händen der Chicane zu kommen.

Ich hoffe, das alles ſoll vor Ende dieſes Jahres in Ordnung ſeyn — Ich ſchreibe verwirrt und ſchlecht, denn noch heute reiſe ich ab, und habe daher manches im Kopfe — Verzeihen Sie, gnädige Frau! Mein Zutraun zu Ihrer Nachſicht und Güte iſt ſo grenzenlos, als die aufrichtigſte Ehrerbiethung, mit welcher ꝛc.

Ein und zwanzigſter Brief.

Von dem Paſtor Ehrnmann, an die Demoiſelle Felmer, in Hamburg.

Birkenthal, den 1ſten Jenner, 1780.

Ich fange billig mein Schreiben mit einem aufrichtigſt gemeinten Wunſch zu dem zurückgelegten alten, und nun angetretenen neuen Jahre an, und geht derſelbe aus treuem Herzen dahin, daß der Allerhöchſte Sie, meine werthe Demoiſelle! alle diejenige Glückſeligkeit an Seele und Leibe möge ſchmecken laſſen, welche ſeine Weisheit zu Ihrer unvergänglichen Wohlfarth nützlich und heilſam finden wird; Mich aber und die Meinigen empfehle ich zu fortdaurender Gewogenheit und gütiger Geſinnung.

Dero verehrliche Zuſchrift erhielt vor vierzehn Tagen, als eben der rechtſchaffne Herr Doctor Porr, in Angelegenheiten ſeines und, ich darf wohl ſagen, unſers Freundes, des Herrn von Mildenburg, in dieſen Gegenden und auch bey uns war. Er trug mir auf, Ihnen folgendes in ſeinem Nahmen zu melden: Dieſelben und die Frau Lieutenantinn mögten es ihm doch ja verzeyhn, daß er ſeit ſeiner Abreiſe nichts von ſich habe hören laſſen; allein der Geſchäfte und der Hin- und Herreiſen ſeyen gar zu viele geweſen; doch hoffe er, vielleicht vor Ende dieſes Monats ſchon wieder bey Ihnen in Hamburg zu ſeyn, da er Denenſelben denn alles, was ihm indeß begegnet, mündlich erzählen wolle.

Der gute Mann hat ſich wahrlich recht geſchäftig für den armen Herrn Geheimenrath gezeigt. Von hier reiſte er nach Altenwedel ab, und wie ich äuſſerlich vernommen habe; ſo ſind ſeine dortigen Ausrichtungen von gutem Erfolge begleitet geweſen. Ich glaube auch wohl, daß der Herr Baron von Raſtitz jetzt zuweilen durch ſeine innern Empfindungen daran erinnert wird, daß es Zeit iſt, ernſthaft ſein eigenes Ich zu unterſuchen. Sein, von manchen cörperlichen Leiden, beſonders dem ſehr ſchmerzhaften Podagra geplagter Körper, ſcheint ihm anzukündigen, daß er der Vollendung ſeiner Laufbahn nahe iſt, und da pflegen denn doch die ernſthaften Rückerinnerungen an das vergangene Leben und die Gedanken an die bevorſtehende Zukunft nicht auszubleiben.

Meine Frau und ich, wir werden nun auch immer älter und beſchäftigen uns, wie es Pflicht iſt, oft mit den Vorſtellungen des nahen Todes, doch ſehen wir, Gott ſey Dank! unſrer Auflöſung ohne knechtiſche Furcht entgegen.

Sehr hat es uns gefreuet, von dem Herrn Doctor ſo gute Zeugniſſe von Ihrem Betragen zu erhalten. Ich habe, meine werthe Demoiſelle! immer gehofft, daß Sie Ihre vorzüglichen Geiſtesgaben anwenden würden, Sich Wohlgefallen bey Gott und Menſchen zu erwerben, und daß der goldne Spruch, den Tobias ſeinem Sohne mit auf den Weg gab, und den Ihr Herr Oheim Ihnen beym Abſchiede an das Herz legte *), nicht aus Ihrem Gedächtniſſe weichen würde. Die ſchönen, frohen Jahre der Jugend eilen ſchnell dahin; aber die Erinnerung an dieſelben erquickt und verjüngt uns im Alter, wenn wir ſie unſchuldsvoll verlebt haben. Welche ſchreckliche Scenen habe ich dagegen nicht oft in meinem Berufe Gelegenheit am Todtenbette wahr-

---

*) Man ſehe die funfzigſte Seite im erſten Theile nach.

wahrzunehmen, wenn das geängſtete Gewiſſen, in dieſen entſcheidenden Augenblicken, vor der Rechenſchaft zittert, die es nun bald von der Anwendung ſeiner cörperlichen und geiſtigen Kräfte geben ſoll! Ach meine liebe Tochter! (Ich darf Sie ja wohl noch immer ſo nennen) was ich da ſage, iſt kein Handwerks-Geſchwätz. Ich glaube vielmehr, daß man das nicht oft genug erinnern, nicht oft genug der Jugend zurufen kann: „Hüte dich vor den fürchterlichen Folgen, die ein einziger leichtſinniger Schritt nach ſich ziehn kann!“

Sie fordern von mir Nachrichten aus der hieſigen Gegend; aber Dieſelben wiſſen ja, wie wenig bemerkenswerthes unter uns vorfällt. Es iſt faſt alles hier und in Engeleben noch auf den Fuß, wie Sie es verlaſſen haben. Das einzige Neue, was ich melden kann, iſt grade nicht das Angenehmſte. Der Amtsvogt Umbach nämlich hat, wie es ſcheint durch den unnützen Aufwand, den er gemacht, ſich gezwungen geſehn, wegen eines großen Caſſen-Defects, ſich heimlich aus dem Staube zu machen. Er hat Frau und Kind verlaſſen; niemand weiß, wohin er ſeine Zuflucht genommen. Die Familie der Frau Amtsvögtinn

ha

hat immer Sorge getragen gehabt, daß von ihrem Vermögen nichts hat angegriffen werden dürfen, und ſo iſt denn dieſes gerettet; Auch hat man, aus Achtung für gedachte Familie, unterlaſſen, den Herrn Umbach mit Steckbriefen zu verfolgen. Das pflegt das traurige Ende von der Lebensart Derer zu ſeyn, die aus thörichter Eitelkeit oder Hang zum Wohlleben, über ihren Stand und über ihr Vermögen hinaus, verzehren, was nicht ihnen gehört. Mir iſt es, wenn ich es ſagen darf, lieb, werthgeſchätzte Demoiſelle! daß, durch Ihre Entfernung aus den hieſigen Gegenden, der Umgang iſt abgebrochen worden, den Sie einige Zeit hindurch mit dieſen Leuten hatten.

Die fälligen halbjährigen Zinſen von Dero kleinem Capitale habe ich gehoben und lege ſie hier bey. *)

Mit Wiederholung meiner aufrichtigſten Wünſche und den Geſinnungen der vollkommenſten Hochſchätzung unterſchreibe mich :c.

---

*) Man ſehe die 277ſte Seite im zweyten Theile nach.

Zwey und zwanzigſter Brief.

Von dem Herrn von Stallheim, an den Licentiaten Zierenitz.

den 13ten Januar, 1780.

Hochedelgebohrner Herr Lizenziat! Ich habe mir heute dergeſtald geärgert, daß kaum die Feder halten kann. Stellen Sie Sich vor, das infame Menſch, die Micke iſt mit dem ſchwarzen Valentin, meinem Leibgutſcher, uf und davon gegangen, und haben mir anſehnlich beſtolen. Sie haben mich mitgenommen aus dem Schranke über einhundert Reichsthaler, ſchreibe Rthlr. 100 und aus der ledernen Hoſe den Geldbeutel, die vor dem Bette lag, alles an bahrer Minze, in lauter gerenderten Ducaten, und item ſechs ſülberne Leffel, darauf ſteht das alte adeliche Wappen von den Stallheims, und item eine Zocker-Doſen, mit dem Wappen der Fammilje von Krüpitz, die noch herührt von meiner Frau Großmutter ſelig, die war eine Krüpitz, und ſtampt die Fammilje wohl eigentlich her aus Bommern, und item die dicken ſülbernen Sporren, die ich anhabe, wenn ich zur Statt fahre, und item die ſülberne Rauchtobacks-Doſe, worauf der Jäger eingegraben ſteht, mit dem Tobac, der darinn war, und ſiel an Hembdern und Wäſche, was nicht einmal alle weiß, und die Kinder hat ſie mich alle uf den Halß gelaſſen.

Nun, mein lieber Muſche Zierenitz! bitte und verlange ich, daß Sie ſogleich die Stöckbrieſe expetiren. Darinn muß ſtehen, wie ſie aus-ſehn, und auch die Leffel et cetra. Die Leffel können niemand was helfen, weil das Wappen drauf ſteht, das kein Menſch füren darf, wer nicht von der Fammilje iſt. Und ſo bald wir das Schandnickel haben, wollen wir ſie laſſen an den lichten Galgen aufhängen, und der ſchwarze Valentin ſoll neben ſie bummeln, wobey ich in Eil verharre, Deroſelben dienſtwilliger ꝛc.

Drey und zwanzigſter Brief.

Von dem Banquier Schlaubach, an den Doctor Porr, in Hamburg.

***, den 26ſten Januar, 1780.

Unſre Briefe, mein werthgeſchätzter Herr Doctor! haben ſich gekreuzt. Sobald ich hier die gewiſſe Nachricht erfuhr, daß man des Herrn von Mildenburg Penſion einziehn würde, ſchrieb ich voll Beſtürzung an Dieſelben die wenigen Zeilen, die aber vermuthlich erſt dann angekommen ſind, als Sie Sich ſchon von Hamburg zu Ihrem Freunde auf den Weg gemacht hatten; denn ich bekam einige Tage nachher Ihre verbindliche Zuſchrift, in welcher Sie mir Ihr gutes Vorhaben in Anſehung des Herrn Geheimenraths kund machten.

Möchte doch der Himmel Ihre edlen Abſichten mit dem beſten Erfolge crönen! In der That liegt mir dieſe Sache ſo ſehr am Herzen, daß ich die Unbeſcheidenheit begehen muß, Sie dringend zu bitten, mich doch ſobald als möglich aus der Ungewißheit darüber zu reiſſen. Ich

vers

vermuthe, mein wertheſter Herr Doctor! daß Sie jetzt wieder in Hamburg ſind, und addreſſire deswegen dieſen Brief dahin.

Zugleich wage ich ein Anerbieten, das gewiß ſehr aufrichtig aus meinem Herzen kömmt, und das ich Ihrer mir bekannten Klugheit empfehle. Ich vermuthe nämlich, daß der Herr von Mildenburg jetzt, ſeiner Penſion beraubt und ohne anders Vermögen, in einiger Verlegenheit ſeyn wird. Proceſſe koſten Geld, beſonders in **; Die Vorſehung hat mich geſegnet und wird mich ferner ſegnen, wenn ich nicht vergeſſe, zu welchem Endzwecke ſie uns das nichtige Geld anvertrauet. Ein Mann von des Herrn von Mildenburgs Character, Verſtande und Herzen, verdient wohl, daß er, nach ſo manchen erlebten Widerwärtigkeiten, in einem Alter, wo man ſich nach Ruhe ſehnt, gegen Nahrungsſorgen geſchützt ſey. Ich darf mich aber nicht der Ehre ſeiner ſo genauen Freundſchaft rühmen, daß ich es bey dieſen Umſtänden wagen wollte, ihm meinen geringen Beyſtand anzubiethen; auch würde er ſich vielleicht dadurch gekränkt fühlen. Können Sie aber, hochgeehrteſter Herr! Der Sie ihn länger kennen, die Sache ſo einleiten, daß er ein Capital, deſſen Größe ich zu beſtimmen Ihrer Ueberlegung anheimgebe, von mir annehme, etwa mit dem Verſprechen, wenn er einmal zum rechtmäßigen Beſitze des ihm jetzt vorenthaltnen Vermögens kömmt, es wieder zu bezahlen; ſo werden Sie mich ausnehmend verbinden. Oder finden Sie es thunlicher, ihn zu bewegen, daß er, bis zu ausgemachter Sache, jährlich ſich eine mäßige Summe von mir vorſtrecken laſſe, und Sie wollen ihn dazu vermögen; ſo werden Sie mir ebenmäßig dadurch eine Wohlthat erzeigen. Aber um alles in der Welt legen Sie mir das nicht als eine Kühnheit, als eine Kaufmanns-Prahlerey aus! Ich weiß, Sie würden daſſelbe, würden mehr als das thun, wenn Sie des elenden Bettels, des Geldes viel übrig hätten, verſichre Sie aber, daß dies Anerbiethen mir, ohne alle Nebenabſichten, ſehr von Herzen geht, daß ich es für Chriſtenpflicht halte, ja! daß ich ſogar als Kaufmann heimlich die Speculation mache, der Himmel werde mir von einem ſo gut angelegten Capitale auf andre Weiſe reiche Zinſen ſchenken.

Die Wege der Vorſehung ſind dunkel und verwickelt; Das Schickſal des Herrn von Braunfeld iſt entſchieden; Der Herzog, der vermuthlich geſehn hat, daß der Proceß in Wetzlar nachtheilig für ihn ausfallen, und daß man in Teutſchland laut über ſeine Ungerechtigkeit ſchreyen würde, hat ſich mit ihm verglichen, giebt ihm, ohne ihm jedoch ſein confiscirtes Vermögen wieder auszuliefern, lebenslang eine Penſion, die er aber auswärts verzehren muß. Wie ich höre, iſt der Herr von Braunfeld, ſobald dieſe Sache in Wetzlar abgeſchloſſen war, von da in die Pfalz gegangen, wo er in einem kleinen Städtchen mit ſeiner unglücklichen Tochter, die wohl nicht lange mehr auf der Welt ſeyn wird, unbekannt leben will. Gewiß hat unſere Herrn von Mildenburgs Verwendung nicht wenig dazu beygetragen, daß dieſe Sache eine ſolche Wendung genommen hat — Sonderbar! der edle Mann, der ſeinem ehemaligen Feinde aus der Noth hilft, verliehrt für dieſe gute Handlung ſeine Penſion; Der Schelm, den er gerettet, erhält ſie; und der (unter uns geſagt noch ärgere Schelm,) der Beyde geſtürzt hat, Beyde, denen er ſein Glück und alles zu verdanken hat, lebt in Glanz. Ueberfluß und Ehre! — Man muß hier demüthig ſchweigen, und nicht ergründen wollen, was wir kurzſichtigen Sterblichen nie ergründen können.

Und doch giebt uns die Vorſehung auch hier ſchon einen Fingerzeig, daß wir ſelbſt uns von ihrer Gerechtigkeit in dieſer Welt überzeugen können. Was hilft einem eigennützigen ehrgeizigen, dabey in ſeinem Innern unruhigen und in ſeinen häuslichen Verhältniſſen unglücklichen Manne, wie der Herr von Braunfeld iſt, eine kleine Penſion, die er, verlaſſen von allen Menſchen, in einem unbekannten Winkel verzehren muß? Was fehlt hingegen dem Herrn von Mildenburg, wenn er ſich von allen Leidenſchaften losmachen, und aufrichtig genug gegen ſich ſelber ſeyn will, zu bekennen, daß doch manche ſeiner Wiederwärtigkeiten ihren erſten Urſprung kleinen unvorſichtigen Schritten von ſeiner Seite zu danken haben — was fehlt ihm? Hat er nicht das eigne Bewußtſeyn der Redlichkeit vor ſich? Werden ſeine Freunde ihn Mangel leiden laſſen? Und braucht er ſich zu ſchämen, eine Zeitlang Unterſtützung von Dieſen anzunehmen, da er doch gewiß früh oder ſpät zu dem Beſitze eines nicht unbeträchtlichen Vermögens kommen wird, und dann im Stande iſt, ihnen die kleinen Vorſchüſſe zu erſtatten?

Was aber den Herrn von Herbrand betrifft; ſo ſcheint die Strafe Seiner ſchon nahe zu warten, obgleich von einer andern Seite. Er war in ein gewiſſes Fräulein von Sichenſtein vergafft, und hat Dieſe, wie Sie es vielleicht wiſſen, vor einem halben Jahre geheyrathet. Das Fräulein iſt Hofdame geweſen, und nach dem Zeugniſſe aller Derer, die ſie kennen, ein äuſſerſt coquettes, verſchwendriſches und bösartiges Frauenzimmer. Auch macht ſie dem Herrn von Herbrand ſchon eine Hölle auf Erden. Sie ſehn ſie faſt gar nicht mehr; Jeder geht ſeinen eignen Gang, und ſie hat ſich einen Liebhaber angeſchafft, der nicht von ihrer Seite weicht; Es haben ſich eine Menge Gläubiger gemeldet, denen ſie von ihrem Hofdamen-Stande her ſchuldig iſt; der Herr Gemahl will ſich nicht auf Bezahlung dieſer Schulden einlaſſen, kann es auch nicht wohl, da er, auſſer ſeinem Gehalte, gar kein Vermögen beſitzt. Hierzu kömmt, daß die Maitreſſe des Herzogs, ſeit der Verheyrathung des Herrn von Herbrand, die vermuthlich ohne ihre Einwilligung geſchehen iſt, da ſie immer, ich weiß nicht warum, einen Widerwillen gegen das Fräulein von Sichenſtein gehegt hat, daß, ſage ich, dieſe Dame nun äuſſerſt kalt gegen ihn geworden iſt, welches leicht auch bey dem Herzoge ſeinen Sturz bewürken könnte.

Ja! es geht jetzt ziemlich bunt an unſerm Hofe her. Der einzige Mann, der durch ſein vorſichtiges Betragen, mitten unter dieſen Unruhen, unangefochten ſeinen Gang fortgeht und ſich durch den edelſten Charakter allgemeine Achtung von allen Partheyen erwirbt, iſt der Herr von Eberbach.*) Auch er hat ſich kürzlich vermählt, und zwar nach einer ſehr glücklichen Wahl. Es heiſſt, er werde als adlicher Beamter nach Bornfeld kommen, wo er auf alle Weiſe ſicherer und beſſer an ſeinem Platze ſteht, als hier am Hofe.

Noch einer Perſon muß ich Erwähnung thun, die in unſers Herrn von Mildenburg Geſchichte keine unwichtige Rolle geſpielt hat, und deſſen gegenwärtiges Schickſal dasjenige beſtätigt, was ich vorhin von der Beſtrafung böſer Menſchen in dieſer Welt geſagt habe. Ich rede nämlich von dem berühmten Monſieur Prévillière, der, wie Sie, werthgeſchätzter Herr Doctor! wiſſen, in die Dienſte des Herrn von Braunfeld getreten war. Als Dieſer ſeine politiſche Laufbahn geendigt hatte, befand ſich ſein Cammerdiener abermals ohne Brod. Er trug ſich verſchiednen Herrſchaften an, wurde aber zurückgewieſen. In dieſer Verlegenheit griff er nach einem andern Nahrungszweige, und fieng an, mit einigen hieſigen Krämern in Gemeinſchaft, heimlich Conterbande in das Land zu führen. Er wurde ertappt; Jene zogen ſich aus dem Handel heraus, und er kam auf vier Wochen in das Erziehungs-Inſtitut für erwachſene Perſonen, in das Zuchthaus. Nachher trieb er ſich als Lehn-Lakaye umher, und bediente unter andern zwey italieniſche Kaufleute. Dieſe vermiſſten auf einmal eine Brieftaſche, in welcher für achttauſend Thaler Wechſel auf Bremen befindlich waren. Der Verdacht fiel auf Monſieur Prévillière, und er wurde ergriffen, als er eben ſich auf den Weg nach Bremen machte, um dort das Geld einzucaſſiren. Die Maitreſſe, welche den Italienern zeigen wollte, daß ſie ihren mächtigen Einfluß anzuwenden verſtünde, um ihren Landesleuten Gerechtigkeit und Genugthuung zu verſchaffen, trieb die Sache ſo ernſtlich, daß jetzt Monſieur Prévilliere, auf unbeſtimmte Zeit, die Ehre erhalten hat, täglich an einen Karren geſchloſſen, in den Feſtungswerken ſich eine geſunde Bewegung zu machen.

---

*) Deſſen im 6ten Briefe des zweyten, und im 15ten Briefe dieſes dritten Theils Erwähnung geſchieht.

Nun, mein hochgeehrteſter Herr Doctor! iſt es wohl Zeit, meinen Brief zu ſchlieſſen. Ich bitte inſtändigſt um baldige Antwort auf die obigen Puncte, und verſichre, daß ich ſehr aufrichtig bin und immer ſeyn werde ꝛc.

Vier und zwanzigſter Brief.

Von dem Verwalter Nelke, an den Herrn Chriſten von Steinbach, in Carlsruhe.

Steinbach, den 25ſten Januar, 1780.

Ew. Gnaden haben zwar dem alten Spaßvogel Nelke befohlen, daß er, auſſer ſeinen monatlichen pflichtſchuldigen Berichten, mit ſeinen Briefen zu Hauſe bleiben ſollte; allein diesmal muß der alte Nelke eine Ausnahme machen, und zwar, wie unſer hochweiſer Herr Juſtitiarius ſagt — Nein, gnädiger Herr! mit dem Gerichtshalter halte ich es nicht lange mehr aus. Allen Reſpect vor der hohen Obrigkeit; aber wenn es geſtern nicht in Ew. Gnaden Schloſſe geweſen wäre; ſo hätte ich ihm ſeine Ziegenhaar-Perücke friſiren wollen, daß er — Stellen Ew. Gnaden Sich nur hochgeneigt vor — Doch davon werde in meinem nächſten pflichtſchuldigen Berichte den ganzen Vergang erzählen. Jedem das Seinige; aber der alte Nelke iſt nicht ſo dumm, wie er ausſieht.

Und alſo, damit ich mich, wie unſer Herr Paſtor ſagt — Von dem Herrn Paſtor hätte ich wohl auch ein Wörtchen zu reden; damit ich aber nicht, wie er zu ſagen pflegt, von dem Gegenſtande meines Textes mich entferne; ſo unterſtehe ich mich heute, deswegen eine Ausnahme a Regulo zu machen, pro primo (das iſt nämlich, wie der Juſtitziarius ſpricht) um meinen devoteſten Glückwunſch zu Ew. Gnaden hohem Avancement Hochdenenſelben ſubmiß zu Füßen zu legen. Gelt, gnäd'ger Herr! der alte Nelke wuſste es wohl und ſagte es wohl. daß es ihm in ſeinem grauen Alter nicht ſo gut werden würde, ſeinen lieben gnädigen Herrn ruhig in Steinbach leben zu ſehn? Das Landleben, das ſagte ich gleich, das iſt leider! der Vornehmen ihre Sache nicht. Ach! und es ſind die ſchönen Güter, und wo man doch zu befehlen hat und frey iſt und alles voll auf da iſt, was nur das Herz erquickt! Aber es hat ſo nicht ſeyn ſollen. Wie ſtünde es nun, wenn Ew. Gnaden den alten ehrlichen Nelke (aber nicht, daß ich mich rühmen möchte!) nicht zum Verwalter, und die gute, brave Jungfer Pickmann, die immer über ihre ſchwarze Mütze vexirt wird, nicht zur Haushälterinn hätten? ſo gienge denn doch wohl, in Abweſenheit der gnädigen Herrſchaft, die Hälfte durch die Finger. Pro ſecundo, ſo habe nicht verfehlen wollen, ſchuldigſt und unterthänig zu rapportiren, in wie fern den hohen Befehl in Anſehung des Herrn Geheimenraths von Mildenburg befolgt, obgleich der Herr Doctor Porr mich verſichert hat, er werde davon zu ſeiner Zeit Ew. Gnaden die umſtändlichſte Nachricht geben und auch nicht vergeſſen, Erwähnung zu thun, wie der alte Nelke bey der Hand geweſen und alles proper und auf's Beſte zum Empfange des armen fremden Herrn eingerichtet gehabt. Dieſer Doctor Porr aber iſt ein ſehr honetter und geſchickter Mann für Menſchen und Vieh. Waldmann hatte ſalva venia die Hunde-Krankheit; den hat er mit einer einzigen Pille von Butter und für einen Kreuzer weiſſes Nießwurz von Grund aus curirt.

Alſo will nur, um nicht zu weitläuftig zu werden, das Hauptſächlichſte anführen. Gleich nach Empfang der gnädigen Ordre ließ ſogleich die grüne Eck-Stube und Cammer durchaus renoviren und putzen; Aber, mein Gott! da ſah es aus! Da hat der Juſtitziarius ſeine Perücken gepudert, als er noch neben an loſchirte, und das hat niemand gewuſſt, war alſo niemand hingekommen. Auch ließ das Bette zurechtmachen, wie es ſich für einen vornehmen kranken Herrn ſchickt. Für die Bedienten muſſte der Juſtitziarius das eine Zimmer hergeben, das er gar nicht braucht; aber da gab es ein Allo und darüber kamen wir erſt geſtern noch recht an einander, wie dieſen Vorfall in meinem pflichtſchuldigen Berichte aus einander ſetzen werde, denn er wird wohl auch ſchreiben, denn es ärgert ihn eigentlich, daß er ſeine Perücken nicht mehr in der gnädigen Herrſchaft Viſiten-Zimmern, pudern darf.

Der Herr Geheimerath von Mildenburg haben zwey Bedienten, oder vielmehr anderthalb. Der Große iſt ein ſtiller, guter Menſch, der Kleine ein Erz-Spitzbube; aber es geſchieht ihm nichts zu leide, ſolange es nicht zu arg wird. Der gute Herr weiß das nicht, ſoll es auch nicht erfahren, damit er ſich nicht ärgere.

Die Zimmer ließ drey Tage vorher recht durchheitzen und durchräuchern. In Summa!

ich weiß doch, daß der Doctor geſagt hat: Der Verwalter des gnädigen Herrn Obriſten von Steinbach iſt ein ehrlicher Mann und macht ſeiner Herrſchaft Ehre.

Es war auch für Wildbrett geſorgt; das hatte ich mir recht ausgedacht; aber das durfte der arme Herr nicht eſſen, und zu dem Herrn Paſtor ſchickte ich und ließ bitten um einige geiſtliche Bücher, die wollte ich vor ſein Bette auf den Nachttiſch legen, und darüber gerieth mit dem Paſtor in Streit, der ließ erſt ſagen: er hätte nichts Neues. Da ließ ich ihm ſagen: Gottes Wort ſey immer neu, und da — Doch das alles werde in meinem pflichtſchuldigen Berichte unterthänig anzeigen. Endlich ſchickte er: „Neumeiſters, Predigers in Hamburg, geiſtliche Bibliothek.“ Da ſagte nachher der Doctor: das Buch ſey eine alte, alberne Poſtille, auch ſeyen der Herr Geheimerath chatoliſch. Schade um den Herrn! aber ich denke, man kann in jeder Religion ſelig werden, und der alte Neike hatte es gut gemeint.

Als nun der arme Herr ankam; da hatte vorher die Beſtellung gemacht, das mir's der

Poſtmeiſter in Grünau vorher meldete und ihn ein bischen mit den Pferden aufhielt, und da ſtand der alte Nelke ſchon mit der Jungfer Pickmann unten an der Thür und hatte den rothen plüſchnen Rock an, den Ew. Gnaden mir zu ſchenken die Gnade gehabt haben, und da redete ſie ſogleich an, und führte ſie hinauf, und fragte, ob noch etwas zu Befehl wäre. Der arme Herr ſah elend aus und war niedergeſchlagen, doch aber freundlich. Die Thränen ſtanden ihm in den Augen; ſo rührte es ihn, glaube ich, daß wir alles ſo ſorgfältig eingerichtet hatten.

Das Uebrige wird der Herr Doctor wohl gemeldet haben, oder noch melden; aber als nun Dieſer vor acht Tagen wieder abgereiſt war; da fieng an, täglich ein Paar Stunden dem armen Herrn Geſellſchaft zu leiſten, und ſorge ſeit der Zeit immer für alles, und habe, ohne mich zu rühmen, aller Orten die Augen, und die Jungfer Pickmann auch.

Mit der Geſundheit des Herrn Geheimenraths iſt es ſo auf und ab; doch ſind ſie nicht bettlägrig, gehen im Zimmer herum, und machen ſich immer etwas zu thun. Stellen Sich Ew. Gnaden vor! den kleinen Bedienten informiren ſie ſelbſt, im Schreiben, Rechnen und Leſen. Das iſt doch viel für einen Cavalier von dem Stande. Indeſſen geht die Zeit darüber hin; denn der alte Nelke weiß doch nicht viel auszudenken, was ſo einen Herrn verluſtiren könnte. Auch ſchreiben der Herr von Mildenburg viel, und haben Bücher mitgebracht. In Summa! ſo viel es im Winter, auf dem Lande angeht, für jemand der ſich nicht mit der Jagd abgeben kann, hoffe ich, daß der Herr Geheimerath keine Langeweile haben ſollen, und ich denke auch, ſie werden, wenn Ew. Gnaden Briefe von ihnen bekommen, von uns Beyden, mir und der Haushälterinn, alles Gute zu melden haben. Doch iſt das meine verfluchte Schuldigkeit, wie der Jäger zu ſagen pflegt.

Der Herr Paſtor iſt noch nicht ein einzigmal da geweſen. Er mag auch nur wegbleiben, mit ſeinen alten Poſtillen! Geſtern lieſſen der Herr Geheimerath den Schulmeiſter Brüllhorn holen, und waren ſehr höflich gegen ihn, und baten ihn um ein Clavier zu leyhen, denn der kleine

Bediente ſoll nun auch Muſic von ihnen ſelber lernen; aber ich ſage es immer, es iſt ein böſer Bube, und wird am Ende die Mühe alle verlohren ſeyn. Allein der ſchäbichte Schulmeiſter, mit Reſpect zu ſagen, hat nicht einmal ein Clavier. Ja! was weiß der von Clavier? Er weiß mit nichts umzugehn, als mit dem ſo genannten Bakel, und will denn doch immer Herr Cantor heiſſen. Da habe ich nun, unter anhoffender gnädiger Approbation, in die Stadt geſchickt, zu dem Senator Rabe. Der hat zwey große Töchter, die ſpielen und ſingen gar gewaltig — Das ſind die, wovon ich neulich unterthänig berichtete, die die Officiers ſo gern leiden mögen. Sie ſpielen auch nach Noten und ſo ferner, und habe in Ew. Gnaden hohem Namen bitten laſſen aus ein Clavier zu verſchaffen. Er hat es auch verſprochen, und ſoll ich es morgen abholen laſſen.

Medicin brauchen der Herr Geheimerath wenig; der Herr Doctor iſt ein ganz andrer Mann, als unſer Phyſicus Puhnhardt, und iſt nicht für die viele Quackſalberey. Er hat aber doch einige Recepte hier gelaſſen, und die ſoll, ſo oft es nöthig iſt, der alte Curth in die Stadt tragen.

Dies alles habe Ew. Gnaden unterthänigſt melden ſollen, und weiß doch, Hochdieſelben werden ſagen: Diesmal hat der alte Narr ſeine Sachen geſcheut eingerichtet; womit in tiefſchuldigſtem Reſpecte erſterbe ꝛc.

Fünf und zwanzigſter Brief.

Von dem Doctor Porr, an die Frau von Steinbach, in Carlsruhe.

Hamburg, den 31ſten Januar, 1780.

Ew. Gnaden werden meine beyden kurzen Briefe zu ihrer Zeit richtig erhalten haben; auch hat mir Ihr alter ehrlicher Verwalter in Steinbach verſprechen müſſen, Ew. Gnaden, gleich nach meiner Abreiſe von da, einen weitläuftigen Bericht zu erſtatten. Da ich auf dieſe Weiſe überzeugt ſeyn konnte, daß Sie beyderſeits in Anſehung des Schickſals unſers Mildenburgs ein wenig beruhigt ſeyn würden; ſo habe ich die ausführliche Erzählung alles deſſen, was vorgegangen iſt, bis zu meiner Rückkunft hierher und bis zu gänzlicher Entwicklung der Sache verſparen wollen; Jetzt iſt es mein erſtes Geſchäfte, dieſe angenehme Pflicht zu erfüllen.

Ich reiſte vor zwey Monaten von hier ab; Ein kleiner Unfall, der meinen Reiſewagen betraf, an dem die Hinteraxe brach, verurſachte, daß ich erſt den 29ſten November nach ** kam.

Unterwegens hatte ich mir einen Plan ausgedacht, zu welchem mit das gehörte, daß man in der Stadt nicht gleich wiſſen ſollte, daß ich Mildenburgs Freund wäre und in ſeinen Angelegenheiten dahinkäme; Derwegen hatte ich es ſo eingerichtet, daß ich in das Thor fuhr, als es ſchon dunkel war. Ich ließ mir einen Gaſthof zeigen, der, wie ich wuſſte, nicht weit von unſers Freundes Wohnung entfernt ſeyn konnte; Mein Herz ſchlug vor zärtlicher Ungeduld, ihn zu ſehn, oder wenigſtens zu erfahren, wie es ihm gienge; doch bemeiſterte ich mich, fragte bey niemand im Hauſe nach ihm, ſondern machte ſogleich Anſtalt zu Ausführung meines Plans, kleidete mich an, und ließ mich zu dem Leib-Medicus Fahldorf führen. Ich kannte dieſen, obgleich nicht von Perſon, dennoch durch Briefwechſel und Ruf, als einen geſchickten redlichen, dienſtfertigen und verſchwiegnen Mann; Alſo, und da ich übrigens in ** durchaus fremd war, und mir doch Einen Bundesgenoſſen verſchaffen muſſte, beſchloß ich, mich ihm ohne Rückhalt zu eröfnen. Ich zweifelte nicht daran, daß er meine guten Abſichten befördern würde und auch könnte, um ſo mehr, da er Mildenburgs Arzt war, und zugleich alle Hof- und Stadt-Verbindungen kannte. Von ihm konnte ich daher ſogleich die genaueſte Nachricht von den Umſtänden meines Freundes erhalten, und er durfte mich, ohne Aufſehn zu erregen, unter dem Namen eines fremden Arztes und ſeines Bekannten, zu dem Kranken hinführen.

Dieſe Hoffnung trog mich nicht; Herr Kahldorf war zu Hauſe, empfieng mich liebreich, war zu allem bereit, und gieng mit mir ſogleich in Valdenburgs Wohnung.

Ach, gnädige Frau! welch' eine Scene war das für mich! — Ihnen, die Sie das Gefühl der zärtlichſten Freundſchaft kennen, brauche ich ſie nicht zu ſchlidern — Ich ſtand lange ſprachlos, die Augen voll Thränen, neben ſeinem Seſſel, (denn er lag nicht im Bette) hielt ſeine Hand in der meinigen, und heftete meine Blicke auf ihn. In gefährlichen Umſtänden, was ſeinen Cörper betrifft, fand ich ihn nicht; allein der mannigfaltige Kummer, der an ſeinem Herzen nagt, läßt mich doch leider! befürchten, daß ein ſchleichendes Fieber ihn nach und nach aufzehren wird, wenn die Verſehung nicht bald auf irgend eine Weiſe ihm heitere Tage ſchenkt. Sehr matt und abgezehrt war er denn auch, und ich ſah bald, daß es bey den Umſtänden nicht möglich geweſen ſeyn würde, ihn vor dem Frühlinge die weite Reiſe nach Hamburg antreten zu laſſen.

Nun that ich, gemeinſchaftlich mit dem Leibmedicus, alles, was ich konnte, um ihm Muth und Hofnung einzuſprechen, und legte ihm meinen Plan vor, deſſen Ueberſicht ſeinen Augen wieder einiges Feuer gab. Er verſuchte es, freundlich zu lächeln, vergoß dann ein Paar Thränen der dankbaren Rührung, und drückte mir zärtlich die Hand. „Und wenn ich“ ſo beſchloß ich meinen Antrag „wenn ich hier Deinen „Herrn Richtern werde die Köpfe zurechtgeſetzt „haben; dann führe ich Dich auf's Land, wo Du „den Winter zwar ein wenig einſam, aber „doch ruhig, bey der ſorgſamſten Pflege und „auf dem Grund und Boden Deiner Freundinn und Deines Freundes, hinbringen wirſt. „Indeß reiſe ich zu Raſtitz, und hafte dafür, „daß ich einen Vergleich zu Stande bringen will, „der Dich von allen Nahrungsſorgen befreyn

„ſoll. Die wenigen Winter-Monate verſtreichen bald. Im Frühjahre reiſen wir nach Carlsruhe. Das dortige milde Clima und die Geſellſchaft der lieben Steinbachs wird Dir Leib und Seele ſtärken; und dort wollen wir einen Plan für die Zukunft entwerfen, durch welchen keine Chicane einen Querſtrich ſoll machen können.“

Um den erſten Theil dieſes Entwurfs auszuführen, war es nöthig, daß ich vorerſt nicht wieder zu Mildenburg gienge. Wir ſahen uns alſo in den folgenden acht Tagen gar nicht, wechſelten aber Briefe durch unſern würdigen Fahlsdorf; Schon am andern Morgen aber fieng ich meine Verhandlungen folgendermaßen an.

Der Fürſt von **, der, wie faſt alle Fürſten, eine Menge guter Dinge wünſcht, aber wenig Gutes ausführt, weil es ihm ſelber an Feſtigkeit und Scharfſinn fehlt, und er von Menſchen umgeben iſt, die ſich einander unaufhörlich entgegenarbeiten, ſo daß Einer immer niederreiſſt, was der Andre zu bauen anfängt, um ihm nicht die Ehre der Erfindung und Ausführung zu laſſen; dieſer Fürſt hat doch kürzlich eine vortrefliche Einrichtung, die das Medicinalweſen betrifft, in der Reſidenz und im ganzen Lande gemacht, indem er Provinzial-Aerzte angeſtellt, Schulen für Wundärzte und Hebammen geſtiftet, eine neue Medicinal-Ordnung, ein Collegium medicum und dergleichen errichtet und dazu anſehnliche Fonds angewieſen hat. Ew. Gnaden werden leicht begreifen, daß der Leibmedicus die Triebfeder von dieſem allen iſt; Man hat ihn dies in Ruhe durchſetzen laſſen, weil der gute Mann übrigens ohne Forderungen iſt, und ſich in keine Händel miſcht. Die Herrn Miniſter und Günſtlinge erlauben ihrem Sultan gern dies, von Ungefehr nützliche Spielwerk, wodurch ſeine Aufmerkſamkeit von andern Gegenſtänden abgeleitet wird, und ſie volle Macht über Ehre und Vermögen der Unterthanen behalten. Er aber reitet dies Steckenpferd mit einer ſolchen Liebhaberey, daß man glauben ſollte, er würde ſein ganzes Land zu einer Academie für Aerzte und Wundärzte umſchaffen — Man ſieht daraus, wie leicht es ſeyn würde, manche ſonſt ſchwache Fürſten, zu guten Unternehmungen in Thätigkeit zu ſetzen, wenn Die, welche ihre Rathgeber

ber ſind, nicht ihren Vortheil dabey fänden, ſie unthätig zu erhalten. Wahrlich thun die Groſſen der Erde das mehrſte Gute und Böſe nur aus Langerweile, um die Zeit zu vertreiben. Man wirft ihnen einen Ball hin, und ſie ſpielen damit; Es iſt faſt einerley, ob dieſer Ball Jagd, oder Schauſpielkunſt, oder Landwirthſchaft, oder Erziehungsweſen, oder Soldaterey, oder Gelehrſamkeit, oder Geſetzgebung, oder Wolluſt, oder was es ſonſt iſt — Sie greifen nach Allem — Wehe dem Mentor, der dem Kinde, ſtatt der Bilderbibel, ein Scheermeſſer in die Hand giebt!

Dieſe Vorliebe des Fürſten von ** nun, vor alles, was Aerzte und Arzeneykunſt betrifft, verſchafte mir den Zutritt zu ihm; und als ihm Fahldorf ſagte: „ich habe etwas in dem Fache „geſchrieben, das Kennern gefallen hätte, und „nun ſey ich hierher gekommen, um die vortreflichen neuen Anſtalten zu ſehn, die Sr. Durchlaucht geſtiftet hätten" war dies hinlänglich, mir von ihm eine gnädige Aufnahme und ein Paar Privat-Audienzen zu verſchaffen. Ich bedurfte aber des Gewichts, welches ich hier-

durch

ſich's träumen ließ, daß er je irgendwo eine bedeutende Rolle ſpielen würde. Es kam mir indeſſen dieſe alte Bekanntſchaft zu Statten, um ihn, unter dem Titel eines Univerſitäts-Freundes und Dutzbruders, zu beſuchen; und ich war ſicher, daß er ſich meines Umganges nicht ſchämen würde, weil er gewiß durch ſeine Ausſpäher ſogleich erfahren hatte, daß ich zweymal ſtundenlang in dem Cabinette des Fürſten geweſen war.

Indeſſen hatte ich mich, ſo genau als möglich, nach allen ſeinen Verhältniſſen und Verbindungen unter der Hand erkundigt. Ich erfuhr, daß der Narr durch einen abgeſchmackten Aufwand ſeine Vermögens-Umſtände ſehr zerrüttete, und daß ein gewiſſer Jude, Benjamin Meyer genannt *), ſein Mäkler wäre, und ihm von Zeit zu Zeit Capitalien verſchaffte, welche gewöhnlich, auf die Gefahr ſie nie wieder zu erhalten, von ſolchen Leuten hergeſchoſſen würden, die etwas bey der Regierung zu ſuchen hätten, wodurch alſo freylich die heilige Juſtitz

mit

---

*) Man ſehe den 12ten Brief, in dieſem Theile nach.

mit der Geldwage des Juden Benjamin abgewogen würde.

So ſehr ich nun alles, was ſchiefe Wege, Beſtechungen und dergleichen genannt werden kann, haſſe; ſo geſtehe ich doch, daß die Verlegenheit, darinn unſer Freund ſich befand, mich hätte verleiten können, meinen Grundſätzen zuwider zu handeln, wenn nicht das Glück meiner guten Abſicht einen andern Ausweg gezeigt hätte. Durch einen Zufall nämlich erfuhr ich zugleich, daß dieſer Jude auch mit dem Advocaten des alten Naſtiz in Verbindung ſtünde; und dies leitete mich natürlicherweiſe auf die Vermuthung, daß vielleicht durch dieſen Weg der Herr Referent gewonnen ſeyn mögte.

Auf dieſe Vorausſetzung nun bauete ich den Entſchluß zu einem ſehr kühnen Schritte. Ich ließ den Juden zu mir rufen, und fuhr ihn ſobald er in mein Zimmer trat, hart an: „Weiß „Er wohl, Patron!“ ſagte ich „daß ich hierherkomme, um einem Schwätzer, wie Er iſt, „das Maul zu ſtopfen? Hat ihm nicht der Advocat Greifer ausdrücklich verbothen, keinem

„Menſchen ein Wort von dem Capitale zu ſagen, das er in ſeinem Namen dem Herrn Geheimen-Referendar Woldorn hat vorſtrecken „müſſen? Und dennoch hat er nicht geſchwiegen, und nun weiß es der Herr von Mildenburg; bald wird es in der ganzen Stadt ruchtbar werden, und Er denkt nicht, was für Folgen das für den Herrn Geheimen-Referendar, „für den Advocaten und für Ihn ſelber haben „kann!"

Der Jude gerieth in nicht geringe Angſt; Meine dreiſte Anrede hatte ihn überraſcht; Ich ließ ihm nicht die Zeit, ſich zu beſinnen, ſonſt hätte er vielleicht ſich geſtellt, als wiſſe er von keinen Capitale. So aber betheuerte er: „er „habe niemand nichts von den zweytauſend Thalern" (auf dieſe Weiſe erfuhr ich auch, wie hoch ſich die Summe belief) „geſagt; Das „könne er beſchwören; Der Advocat Greiſer" meinte er „müſſe ſelbſt nicht reinen Mund gehalten haben. Er beſorge ſo manche Geſchäfte „von der Art, und habe, Gott ſey Dank! ſchweigen gelernt."

Ich kann Ew. Gnaden nicht beſchreiben, wie ſehr ich mich freuete, als mir dieſe Liſt gelang. Ich war aber vorſichtig genug geweſen, in das Nebenzimmer, deſſen Thür ich nur angeſchoben ließ, damit man darinn alles hören konnte, was wir ſprachen, einen Notarius hinzupflanzen, und Mildenburgs Advocat und ein ehrlicher Bürger aus der Stadt, den Dieſer mitgebracht hatte, waren als Zeugen, bey demſelben. Nachdem ich auf eine feine Art veranlaſſt hatte, daß Benjamin noch ein paarmal ſeine Ausſage, nebſt Benennung der Summe und der Perſon, wiederholen muſſte; ſagte ich ihm noch: „Nun! das freuet mich; Er hat „mich von einer großen Angſt befreyet. Erzähle Er nur niemand, was zwiſchen uns vorgegangen iſt! der Herr Geheime-Referendar „weiß nichts von dem Geſchwätze, ſoll auch „nichts davon erfahren; es mögte ihm Unruhe „machen.“ — Und darauf entließ ich den Juden und lachte herzlich hinterher, darüber, daß mein Streich mir ſo gut gelungen war.

Daß der Jude mit dem Advocaten Greiſſer darüber reden würde, das vermuthet ich wohl; allein das hatte nichts auf ſich, denn Dieſer wuſste ja nicht, wer ich war, wuſste nicht, daß ich mit Mildenburg in Verbindung ſtand, und muſste mich vielmehr für Boidorns Freund halten.

Zu dieſem wichtigen Manne gieng ich dann noch an demſelben Tage, gleich nach Tiſche. Ich ließ mich melden, wurde angenommen und fand das kleine, falſch athmende Kerlchen noch mit einer großen Geſellſchaft an der Tafel ſitzend. Er glühete von Wein und Behaglichkeit; Man ſetzte mir einen Stuhl neben ihn, und als ich unſre alte Bekanntſchaft auf das Freundlichſte erneuert, und je einmal, als wie von Ungefähr, ein Wörtchen von meinen Unterredungen mit dem Fürſten hatte einfließen laſſen, waren wir bald auf einen recht vertraulichen Fuß zuſammen gekommen, und hatten die alte Brüderſchaft erneuert. Ich bat ihn dann, mir eine Stunde zu beſtimmen, in welcher ich ihn allein ſprechen könnte, und wurde von ihm auf den folgenden Morgen beſtellt.

Das war nun der Zeitpunct, wo ſich's entſcheiden muſste, ob mein Verhaben mir gelingen ſollte, oder nicht. Ich machte keine lange Vorrede. „Du erräthſt wohl nicht, mein lieber Woldern!" ſagte ich, als ich mich neben ihn hingeſetzt hatte, „warum ich eigentlich heute „zu Dir komme? Ich erſcheine als Supplicant; „Des Herrn von Mildenburg Proceß gegen den „alten Raſitz iſt in Deinen Händen." — Hier verbreitete ſich ein feyerlicher Ernſt über ſein Geſicht — „Mildenburg iſt mein Freund; aber „ich kann es ihm nicht verzeyhn, daß er ſich nicht „gleich Anfangs an Dich gewendet, ſondern einen Fremden mit in das Spiel gemengt hat. „Indeſſen mußt Du ihm dieſe kleine Unvorſichtigkeit zu gut halten; Er iſt übrigens gewiß „ein redlicher und dankbarer Mann. Daß aber „ſein Proceß ſo lange liegen, und Raſitz unterdeſſen in dem höchſt unrechtmäßigen Beſitze „des Vermögens der kleinen Tochter Mildenburgs bleibt; das hat ihn erbittert. Er hat „geforſcht und gekundſchaftet, und endlich erfahren, daß ſein Schwiegervater Dir durch die „dritte Hand ein Capital von zweytauſend Thalern vorgeſtreckt hat." — Herr Woldern wollte hier eine ungnädige Miene annehmen und mich unterbrechen; ich aber ließ mich nicht irre machen.

chen, ſondern fuhr fort — „der Jude Benjamin ſelbſt hat dies freywillig, vor Notarien „und Zeugen, ausgeſagt“ — Woldorn entfärbte ſich — „und nun giebt Dir Mildenburg „Schuld, Du habeſt, um jenes Capital nicht „ſo bald wiederbezahlen zu dürfen, den Proceß „aufgehalten. Ich kenne Dich als einen redlichen Mann; aber der Schein iſt nun einmal „gegen Dich, und wenn etwa Mildenburg Gelegenheit fände, die Ausſage des Juden und „vielleicht noch andre Verleumdungen, die über „Dich in der Stadt umherlaufen, durch gute „Freunde“ (Ich legte einiges Gewicht auf dieſe Worte) „dem Fürſten kund werden zu laſſen; „oder gar, wenn das nicht helfen wollte, es öffentlich drucken lieſſe; ſiehſt Du, mein lieber, „alter Freund! ſo könnteſt Du doch Verdruß „davon haben. Deswegen habe ich, bey Gelegenheit, da ich doch grade hier anweſend bin, „gedacht, ich wollte mich ins Mittel ſchlagen; „und alſo, um Dich, bey Deinen überhäuften „Geſchäften, nicht lange aufzuhalten; ſo höre „meinen Vorſchlag! Du muſſt Dich, Deines „Rufs wegen, von allen Verbindlichkeiten gegen den alten Raſtiz und den plauderhaften

,,Juden losmachen, muſſt ihnen ſogleich die ,,zweytauſend Thaler wiedergeben, und dabey ,,ſchreiben: Da Du im Begriff ſeyſt, den Proceß in Arbeit zu nehmen; ſo laufe es gegen ,,Deine Pflichten, dies Capital länger in Händen ,,zu haben, indem man glauben könnte, es gehöre zu den Mildenburgiſchen Geldern. Die ,,zweytauſend Thaler iſt Mildenburg bereit, Dir ,,auf unbeſtimmte Zeit vorzuſchieſſen, und noch ,,tauſend überhin — Denn es iſt nicht billig, ,,daß ein Mann von Deinen Verdienſten in ,,Geld=Verlegenheit ſey." — Hier erheiterte ſich nach und nach das edle Voldornſche Geſicht — ,,Dafür verlangt mein Freund nichts, als daß ,,Du binnen acht Tagen aus der Sache referireſt, und zwar nach Pflicht und Gewiſſen. ,,Bey dem erſten Blicke, den Du in die Acten ,,wirfſt, wird Dir's in die Augen fallen, daß ,,Raſtitz verurtheilt werden muß, forderſamſt ,,ſeine vermeintlichen Gegenforderungen zu ſpecificiren, und daß, wenn dieſe gehörig liquidirt, ,,anerkannt, oder etwa moderirt ſeyn werden, ,,er das Vermögen, worauf er nicht das geringſte Recht hat, herausgeben muß. Unterdeſſen ,,aber iſt nichts billiger, als daß meinem Freun-

„de zum Unterhalte ſeiner Tochter, ſogleich eine „Competenz ausgeſetzt werde.“

Mein Antrag hatte die erwünſchte Würkung, und war von allen Folgen begleitet, die ich davon hoffen durfte. In dieſer Vorausſetzung hatte ich ſchon früh Morgens Mildenburgs Bedienten zu Pferde nach *** geſchickt, um die dreytauſend Thaler von dem ehrlichen Schlaubach holen zu laſſen, der ſich ſo aufrichtig erbothen hatte, unſerm Freunde beyzuſtehn. Heinrich kam in zweymal vier und zwanzig Stunden wieder und brachte das Geld; Ich trug es zu Voldern, und binnen fünf Tagen, während welchen ich zweymal bey ihm ſpeiſte und mit Höflichkeit überhäuft wurde, war der Befehl, ganz meinem Antrage gemäß, ausgefertigt, dem alten Raſitz aufgegeben, binnen vier Wochen ſeine Rechnung einzureichen, und die Competenz für Mildenburg und ſeine Tochter einſtweilen auf vierhundert Thaler feſtgeſetzt.

Mit dieſem guten Beſcheide verſehn, verließ ich dann auf zwölf Tage unſern Mildenburg und reiſte, um mein Geſchäfte nicht halb zu vollbringen und um das Eiſen zu ſchmieden, weil es warm war, über Birkenthal nach Altenwedel. Ich kam den 17ten December zu dem guten Paſtor Ehrmann, dem ich die treuherzige Bitte nicht abſchlagen konnte, eine Nacht bey ihm zu bleiben, worauf ich den 18ten nach Altenwedel fuhr, und bey meinem Freunde, dem Pachter Horn einkehrte.

Hier wurde ich mit alter teutſcher Gaſtfreundſchaft und ſichtbarer Freude aufgenommen, und mit ächtem Humor von dem originellen Manne unterhalten *). Er hatte den lebhafteſten Antheil an Mildenburgs Schickſale genommen, obgleich er von dem Verluſte ſeiner Penſion nichts wußte, ſondern ihn nur wegen des verdrießlichen Proceſſes bedauerte. Er both (und man ſah, wie ſehr es ihm damit ein Ernſt war) mir Geld für Mildenburg an; Es betrübte ihn faſt, als ich ihm ſagte, daß er deſſen nicht mehr bedürfte; Indeſſen entwarfen wir gemeinſchaftlich unſern Operationsplan ge-

gen

---

*) Eine Schilderung dieſer Familie ſteht im 17ten Briefe, des zweyten Theils.

gen den alten Naſtitz, bey dem ich mich auf den folgenden Tag melden ließ.

Ich will Ew. Gnaden nicht mit weitläuftiger Erzählung meiner Geſpräche und Verhandlungen mit dieſem Sünder aufhalten; alſo nur ſo viel davon: Ich fand ihn gebrechlich und ſehr ſaurer Laune. Der unerwartete Regierungs-Beſcheid war ihm in die podagriſchen Beine gefahren; allein er hatte auch die Würkung gehabt, die ich davon erwartete; Er war ziemlich geneigt zum Vergleiche, obgleich er freylich Anfangs die Saiten ein wenig hoch hinauftreiben wollte. Um dieſe herabzuſpannen, ſagte ich ihm grade heraus, daß ich wüßte, er habe den Referenten beſtechen wollen, und wenn ich das anzeigte; ſo könnte es ihm übel bekommen. Ich habe nämlich vergeſſen Ew. Gnaden zu erzählen, daß Woldorn, um ſich mir für einen ehrlichen Mann zu verkaufen, mir einen Brief von Naſtitz gezeigt hatte, darinn Dieſer ihm hundert Louisd'or zum Geſchenke darboth, die er aber (vielleicht weil es zu wenig war) zurückgeſchickt hatte. Endlich verſicherte ich den alten Böſewicht noch, Wildenburg werde, wenn ſie in Güte mit einander fertig würden, bey der Rechnung, die Raſtitz wegen Verpflegung und Unterhalt ſeiner Tochter und wegen der für ſie etwa bezahlten kleinen Schulden machen mögte, ſo ſtrenge nicht zu Werke gehn.

Dies alles nun fand endlich Eingang, und der Vergleich wurde feyerlich vollzogen. Raſtitz berechnete dreytauſend vierhundert Thaler, wovon ich die vierhundert wegſtrich, die HauptSumme aber, ohne weitre Unterſuchung paſſiren ließ. Dagegen liefert er, von dem Vermögen der verſtorbnen Frau von Mildenburg, zuerſt die zwölftauſend Thaler aus, welche Dieſe von ihrer Tante geerbt hat, und die auf Obligationen zu fünf pro Cent ausſtehen. Sodann giebt er ihm jährlich zweyhundert Thaler, aus dem Nachlaſſe der ſeligen Baronin von Raſtitz: Das übrige behält er, ſo wie ſein eignes Vermögen, bis zu ſeinem Tode (der, wie ich hoffe, bald erfolgen ſoll) in Händen.

Sobald dies alles bündig geſchloſſen und verfaſſt war, begab ich mich wieder auf den Weg nach **, fand Mildenburg ziemlich bey Kräften, und producirte, zu Siſtirung des Proceſſes, den Vergleich, womit denn die Sache auf einmal abgethan war.

Unterdeſſen war durch unſers Freundes Bedienten alles zu unſrer Abreiſe zubereitet; Wir verlieſſen den 9ten dieſes Monats **, und kamen am folgenden Tage nach Steinbach. Mein guter Mildenburg war in der Kutſche in Betten gepackt; Die Reiſe machte ihm weniger Beſchwerde, als ich gefürchtet hatte; ja! die Gegenwart eines theilnehmenden Freundes und die ſchnelle vortheilhafte Wendung, die ſein Schickſal genommen hatte, erheiterten ihn; Sein Fieber blieb einige Tage hindurch aus, und iſt nachher bey Weitem ſo ſtark nicht wiedergekommen.

Ihr ehrlicher Verwalter Nelke empfieng uns, mit einer comiſchen Redſeligkeit, die gar kein Ende nehmen wollte, und die kleine runde Haushälterinn, mit einer citronengelben Contouche angethan, und eine ſchwarze Mütze mit rothem Bande auf dem Kopfe, knickste unzähliche mal; Beyden aber muß ich das Zeugniß geben, daß ſie ſich's zum angelegentlichſten Geſchäfte machen, unſerm Freunde alle nur erſinnliche Sorgfalt zu widmen.

Nachdem ich ihn ſo guten Händen anvertraut hatte, verließ ich den 17ten dieſes Monats Steinbach wieder. Mein Abſchied von Mildenburg war kurz; ich wollte gern alles vermeiden, was ſeine reizbaren Nerven erſchüttern könnte. „Adieu, mein Freund!" ſagte ich „In einem „Paar Monaten ſehen wir uns wieder. Indeſſen ſorge nur, auch während meiner kurzen „Abweſenheit, für Deine Geſundheit! Der „Frühling kömmt bald heran, und dann reiſen „wir zuſammen nach Carlsruhe." — Er ſah mir ſorgenvoll in's Geſicht, drückte mir zärtlich die Hand und wollte reden; aber ich umarmte ihn noch einmal, gieng ſchnell davon und ſprang in den Wagen.

Unſer Freund hatte mich gebeten, über *** zu reiſen, und Schlaubach zu erſuchen, künftig die Zinſen von ſeinen Capitalien und die zweyhundert Thaler von [illegible] jährlich für ihn einzucaſſieren, ſelbſt aber von den ihm vorgeſchoſſnen dreytauſend Thalern, fünf pro Cent Zinſen und terminweiſe kleine Summen, auf Abſchlag des Capitals, von den Revenüen zurückzubehalten.

Schlanbach war ſehr willig jene Beſorgung zu übernehmen; was aber ſeinen Vorſchlag betraf; ſo hatte der alte liſtige Fuchs einen Anſchlag, deſſen Ausführung ich mich nicht wiederſetzen konnte, weil ſich aus fremdem Geldbeutel nichts verſchenken läſſt. „Geben Sie mir“ ſagte er „den Schein, den Ihnen Woldorn über die „empfangnen dreytauſend Thaler ausgeſtellt „hat! Wenn mir der Herr von Mildenburg „dieſe Forderung cedirt, ſo iſt ſeine Schuld getilgt, und ich ſtehe Ihnen dafür ein, daß ich „das Geld von dem Schelme ſchon eintreiben „will. Sie haben es ihm auf unbeſtimmte „Zeit gegeben. Ich kündige es ihm jetzt, und „nichts kann billiger ſeyn, als daß man auf „dieſe Weiſe einem Kerl, der Recht und Gerechtigkeit verkauft, eine Naſe drehe.“

Der Gedanke, ich geſtehe es Ew. Gnaden, gefiel mir. Warum ſollte man den Böſewicht, der unſerm Freunde ſo viel Angſt gemacht hat, jetzt, da man ihn nicht mehr zu fürchten und zu ſchonen braucht, nicht beſtrafen? Er hat für jene Summe ſeine Seele nicht verkauft, denn man hat ihm nichts zugemuthet, als was ohnehin ſeine Pflicht war, und dreytauſend Thaler ſind doch auch keine Kleinigkeit. Indeſſen ſoll Mildenburg von dem Allen nichts erfahren, ſo wie es überhaupt nöthig iſt, daß man jetzt alle Arten häuslicher Sorgen und Geſchäfte von ihm entferne.

Drey Tage waren hinlänglich, meine Sachen mit Schlaubach abzuthun, und länger hielt ich mich auch nicht in *** auf. Von Hof- und Stadtleuten bin ich nicht viel gewahr geworden. Herbrand ſoll, wie er es verdient, ſehr unglücklich leben. Seine Frau macht ihm Schimpf und Verdruß; mit ſeinen Vermögens-Umſtänden ſieht es ſchlecht aus; ſein Gewicht am Hofe iſt gänzlich unbedeutend, und weil er ſich keines Menſchen Achtung erworben hat; ſo ſpielt er jetzt, da niemand mehr ihn fürchtet, eine ſehr kleine und traurige Rolle.

Vor einigen Tagen bin ich nun wieder hierher zurückgekommen, werde den Reſt des Winters fleiſſig mit Arbeit hinbringen und empfehle mich Ew. Gnaden und dem Herrn Gemahle unterthänig.

Sechs und zwanzigſter Brief.

Von dem Doctor Porr, an Heinrich von Mildenburg, in Steinbach.

Hamburg, den 22ſten Februar, 1780.

Was ich Dir, mein theuerſter Freund! heute zu melden habe, wird Dich überraſchen — Ich verheyrathe mich, und zwar ſchon in künftigem Monate. —

Du kennſt mich, das darf ich mich ſchmeicheln, lange genug, um nicht zu glauben, ich machte hier einen übereilten Jugendſtreich, oder eine thörichte Liebe hätte mir auf einmal den Kopf verdreht, und ich müſſte nun das Schickſal aller Hageſtolze erleben, die endlich auf einmal gefangen zu werden und an denen ſich dann der ſo lange verhöhnte Gott der Liebe und der andre Gott mit der Fackel dadurch zu rächen pflegten, daß ſie ihnen ein böſes Weib anhiengen, das ſie alle Bürden des Eheſtandes doppelt hart fühlen lieſſe.

Nein, mein Lieber! das iſt nicht mein Fall; Ich habe mich nicht übereilt; ich werde nicht verleitet, nicht von Liebe verblendet, und ich habe gewählt, wie es einem Manne von meinen Jahren zukömmt — Das alles will ich Dir jetzt erklären.

Du weiſſt, daß ich von je her keine groſſe Begriffe von der Glückſeligkeit der ehelichen Verbindungen gehabt habe, beſonders von ſolchen Bündniſſen dieſer Art, die in der Jugend geſchloſſen werden, wo die bald verrauchende Liebe zuerſt blind, und nachher, wenn der Rauſch vorüber iſt, um ſo unglücklicher macht, je gröſſer die Erwartung geweſen. Von der andern Seite aber war ich auch nie ein Verächter des Eheſtandes. Ich habe die phyſiſche, öconomiſche und politiſche Nothwendigkeit dieſer Verbindung nicht nur eingeſehn, ſondern ich habe auch nie geleugnet, daß man im Eheſtande, bey guter, vernünftiger Wahl, eine ſo vollkommne Glückſeligkeit ſchmecken könne, als in dieſer Welt überhaupt zu erreichen möglich iſt. Hageſtolz bin ich eigentlich nie geweſen; nur hatte ich bis jetzt kein Frauenzimmer gefunden, an deren

Sei

Seite ich jene Glückſeligkeit zu genieſſen hoffen durfte, und wobey zugleich alle übrigen äuſſern Umſtände vortheilhaft zuſammentrafen. Meine Lage, meine Neigung und mein Temperament drängten mich nicht ſehr ängſtlich, eine Solche zu ſuchen; und ſo wartete ich denn ruhig, bis das Schickſal mir ungeſucht dergleichen Glück zuführen würde. Wäre das aber vor meinem fünf und vierzigſten Jahre nicht der Fall geweſen; ſo würde ich nachher ſogar der Gelegenheit ausgewichen ſeyn.

Indeſſen empfand ich doch täglich, daß in einem Haushalte ein weibliches Geſchöpf unentbehrlich iſt. Meine Muhme iſt alt, gebrechlich, und wird wohl bald in Abrahams Schooß übergehn; Caroline Felmer kann heute oder morgen verheyrathet werden; und dann bin ich wieder ohne weibliche Hülfe in meinem Hauſe. Deswegen habe ich ſchon ſeit einem Paar Jahren mich unter den Frauenzimmern meiner Bekanntſchaft nach Einer umgeſehn, die ich zu meiner Gefährtinn wählen könnte, und die mich nicht verſchmähn würde. Meine Aufmerkſamkeit blieb jedesmal auf der Witwe meines ſeligen Freundes Meinhart haſten, die Du, wie ich glaube, wohl auch einigemal hier geſehn haben wirſt; und mit Einem Worte! die iſt es, welcher ich mich angetragen habe, und die mich angenommen hat.

Sie iſt drey Jahre jünger als ich; wir kennen uns ſeit länger als zwanzig Jahren. Ihr Aeuſſerliches iſt angenehm; ihr Betragen anſtändig, ſittſam und edel; ſie iſt nicht ohne Cultur, und hat von ihrem Manne, der Conſul in Conſtantinopel war, und mit dem ſie keine Kinder gezeugt hat, ein ziemlich beträchtliches Vermögen geerbt.

Vor einigen Monaten bat ich die Demoiſelle Felmer, der ich mein Vorhaben entdeckte, ſie mögte doch ſuchen, in genauern Umgang mit Madam Meinhard zu kommen, und dann ihre Gemüthsart ſo ſtrenge als möglich zu prüfen. Caroline iſt, wie Du weiſſt, ziemlich unduldſam gegen Perſonen ihres Geſchlechts; aber alles, was ſie mir von ihr hinterbrachte, ſelbſt ihr kleiner Tadel, beſtärkte mich in meinem Vorhaben.

Kurz vor meiner Abreiſe zu Dir erklärte ich mich, und bekam damals die Antwort: ſie wolle dieſen wichtigen Schritt genauer überlegen. Die Unruhe, darinn ich Deinetwegen, mein Beſter! war, rückte mir die Sache einen Augenblick aus den Augen, indeſſen beſuchte ich ſie gleich nach meiner Rückkunft, und bekam zur Antwort: ſie wolle mir ſchriftlichen Beſcheid geben. Ich glaubte einen Korb erwarten zu müſſen, und wenn das geweſen wäre; ſo würde ich darum nicht in Verzweiflung gerathen ſeyn; Sie ſchrieb mir aber vor acht Tagen, ohne große Ziererey: ſie habe alles wohl überlegt, und wolle die Meinige werden. Das war mir nun ſehr angenehm; ich gieng hin, und wir beſchloſſen in vier Wochen Hochzeit zu halten.

Siehſt Du, mein liebſter Freund! das iſt die ganze Geſchichte — Ich weiß es, Du nimſt zärtlichen Antheil daran; übrigens bleibe ich, wie ſich's verſteht, vor wie nach Dein ewig treuer Freund, und hoffe von Dir ein Gleiches — Jetzt von Deinen Geſundheits-Umſtänden und Deiner Gemüthslage!

Was Du mir von Beyden ſchreibſt, gefällt mir gar nicht. Freylich kann das rauhe Wetter viel dazu beytragen, daß Dein Fieber nicht ausbleiben will; allein ich weiß es gewiß, Du würdeſt Dich beſſer am Leibe befinden, wenn Du Deine Seele beruhigen wollteſt. Ich glaube gern, daß hier das Predigen nicht viel hilft; allein ich wünſche nur, Du mögteſt mir Dein Herz ganz aufſchlieſſen, und mir ſagen, was es wohl eigentlich iſt, das Dich ängſtigt und an Dir nagt. Du haſt jetzt in der Einſamkeit Zeit genug. Dich ſelber zu unterſuchen; Thue das, ohne Dich zu täuſchen und zu ſchmeicheln, und wenn dann der Rath eines kaltblütigen Freundes etwas vermag; ſo entdecke Dich mir, und rechne auf meinen Beyſtand, wenn er meine Kräfte nicht überſteigt und wenigſtens ganz ſicher auf — meine Toleranz! die zuletzt Dir verſchriebne Arzney aber muſt Du fortfahren, zu gebrauchen.

Schlaubach ſchreibt mir, Du ſcheineſt geneigt, Deine Capitalien zu Ankauf eines Gütchens zu verwenden. Melde mir doch, mein Lieber! ob das Deine ernſtliche Meinung iſt, und was für Abſichten Du dabey haſt!

Ich brauche Dir übrigens wohl nicht zu ſagen, daß meine künftige Frau nie meinen Freund aus unſerm Hauſe verdrängen wird, und daß, wenn Deine Umſtände Dir's erlauben, wieder nach Hamburg zurückzukehren, Du hier keine Veränderung finden wirſt, als daß Du jetzt durch Deine Gegenwart zwey Menſchen froh machſt, ſtatt daß vorher nur Einer den ganzen Werth des Glücks fühlte, Dir mündlich ſagen zu können ꝛc.

Sieben und zwanzigſter Brief.

Von Carolinen Felmer, an ihre Schweſter, die Frau Landowick, in St. Petersburg.

Hamburg, den 28ſten März, 1780.

Wundre Dich nicht, meine liebe Schweſter! wenn ich Dir ſchreibe, daß ich ſchon wieder im Begriff ſtehe, meinen bisherigen Wohnort zu verändern! Die Umſtände wollen es, und alles trifft ſo zuſammen, daß ich dieſen Umſtänden nachgeben muß. Höre nur ſelbſt, und Du wirſt mir Recht geben!

Vor acht Tagen kam der Major von Blesdersdorf, des Herrn von Mildenburgs Oheim, aus America hier an; Er hat ſich in jenem Welttheile einiges Vermögen erworben, mit welchem er nun in Offenbach am Mayn leben will. Dort hat er ſchon, bey ſeiner Durchreiſe, (denn er kam über Frankreich) ein Haus gekauft. In wenig Tagen geht er dahin zurück; Er war nur hierhergekommen, theils weil er ſeinen Vetter noch in Hamburg zu finden glaubte, theils weil er Geld-Geſchäfte hier zu beſorgen hatte.

Dieſer gute alte Mann nun hat in der Welt ſo manche Schickſale erlebt, daß er mistrauiſch und faſt menſchenſcheu geworden iſt; doch bezeugt er ſich gegen jedermann ſanft und freundlich. Er ſehnt ſich aber nach Ruhe und Einſamkeit; nur wünſcht er, ein weibliches Geſchöpf um ſich zu haben, das ihm den Haushalt führen könne. Während der wenigen Tage, die er hier zugebracht hat, habe ich mir ſeine Gunſt erworben, und der Doctor Porr ſcheint, durch Empfehlung, die gute Meinung, die er von mir gefaſſt hatte, noch verſtärkt zu haben. Vorgeſtern that er mir den Antrag, zu ihm nach Offenbach zu ziehn; und ich habe dieſen Morgen eingewilligt.

Eine Menge von Bewegungsgründen ſtimmen mich zu dieſem Schritte, und heben bey mir alle Bedenklichkeiten. Der Major iſt in ſolchen Jahren, daß niemand Böſes darüber denken kann, wenn ich bey ihm lebe; Er verſpricht, mich auf's Beſte zu behandeln, mir die

Freyheit zu laſſen, meinen Umgang nach Gefallen zu wählen, ohne mich weiter um ihn zu bekümmern: verſpricht mir ein Jahrgeld von zwanzig Carolinen, und, wenn ich ſechs Jahre lang mich edel und gut gegen ihn betragen haben würde, in ſeinem letzten Willen Meiner zu gedenken; endlich, wenn es mir bey ihm misfallen ſollte, mich, nach Verlauf eines Jahrs, wieder auf ſeine Koſten nach Hamburg, oder wohin ich ſonſt gehn wollte, zu liefern.

Ungeachtet dieſer vortheilhaften Bedingungen nun, würde ich doch vielleicht nicht eingewilligt haben, obgleich ich überzeugt bin, daß der gute Major mehr halten wird, als er verſpricht, wenn nicht ein Haupt-Umſtand mich ſehr ſchnell dazu beſtimmt hätte. Es hat nämlich der große Weiber-Feind, der Herr Doctor Porr, ſich in voriger Woche mit einer reichen Witwe trauen laſſen. Die Frau iſt nicht ſchön; aber artig und vernünftig, und ich hoffe und glaube auch, daß ſie ganz vergnügt mit einander leben werden. Nun bezeugt ſie mir in der That viel Freundſchaft, und es hat keinen Zweifel, daß ich vor wie nach hier im Hauſe recht gern geſehn werden würde; allein ich ſelbſt fühle doch, daß ich nun eine entbehrliche Perſon darinn bin. und das drückt mich. Bis jetzt gab ich eine Kleinigkeit zu den Ausgaben des Haushalts her, und arbeitete dabey; Ich fühlte mich alſo unabhängig von gar zu läſtigen Verbindlichkeiten. Die neue Hausfrau wird kein Koſtgeld von mir annehmen wollen; aus Feinheit des Gefühls wird ſie nicht leiden, daß ich für ſie arbeite; und ſo wäre ich denn doch nur eine Miteſſerinn im Hauſe.

Dazu kömmt, daß die Frau Doctorinn, weil ſie reich iſt, zwar nicht in immerwährenden Zerſtreuungen, aber doch auf einen gröſſern Fuß leben, Geſellſchaften beſuchen und Leute bey ſich ſehn wird, von denen ich mich bis jetzt entfernt gehalten habe. Um das alles mitzumachen, ſähe ich mich zu einem Aufwande in Kleidern gezwungen, der mein geringes Vermögen überſchreitet. Vermehrte ſich die Familie und käme auch vielleicht der Herr von Wildenburg wieder hierher; ſo würde würklich der Platz im Hauſe beengt werden, und das müßte mich ängſtigen.

Ich habe es alſo in allem Betrachte für beſſer gehalten, das Anerbiethen des redlichen Herrn von Biedersdorf anzunehmen. Ungern verlaſſe ich Hamburg, das geſtehe ich. Und in meinen Jahren dieſen Aufenthalt gegen den in einer kleinen Stadt am Mayn zu vertauſchen, das thut mir wohl ein wenig weh; allein Du kennſt nun meine Gründe, liebe Schweſter! und wer weiß, ob dieſe Veränderung nicht zu meinem Glücke ausſchlägt?

Bey dieſer Gelegenheit muß ich Dir auch eine Entdeckung mittheilen, die ſonderbare Eindrücke auf mich gemacht hat. Geſtern erfuhr ich zufällig durch ein Geſpräch des Herrn von Biedersdorf, daß der Herr von der Hart, von dem ich Dir ſo manches geſchrieben habe, gegenwärtig in America iſt, daß der Major ihn dort gekannt hat, daß er jetzt unverheyrathet iſt, und in wenig Monaten nach Teutſchland zurückkommen wird. Sonderbar war es, daß, als ich, vielleicht mit zu viel Lebhaftigkeit, den Major nach einigen genauern Umſtänden von dieſem Manne fragte, er das Geſpräch plötzlich abbrach. Ich bin weit entfernt, irgend einen romanhaften Plan auf dieſe Nachricht zu bauen; Vielleicht hat er mich ganz vergeſſen; und wäre auch das der Fall nicht: ſo würde doch wohl ſein Stand — Mit Einem Worte! ich mögte nur wiſſen, wie es ihm ſeit dieſer Zeit gegangen iſt, ob er glückliche Tage verlebt hat. Nun kann ich den Gedanken an ihn ſeit geſtern nicht aus meinem Kopfe bringen, und mögte doch nicht gern noch einmal nachfragen. Vielleicht ſagt mir's mein guter Alter noch ungebethen, wenn ich allein bey ihm bin.

In vier Tagen reiſe ich mit ihm ab. Die Zubereitungen zu meiner Reiſe hindern mich, Dir heute weitläuftig zu ſchreiben; das ſoll aber geſchehn, ſobald ich in Offenbach eingerichtet bin. Lebe recht wohl mit den Deinigen, und liebe immer ein wenig, Deine ꝛc.

Acht

Acht und zwanzigſter Brief.

Von Heinrich von Mildenburg, an den Doctor Porr, in Hamburg.

Steinbach, den 17ten April, 1780.

Ich habe zwey Deiner lieben Briefe vor mir liegen, mein theuerſter Freund! beyde von gleich intereſſantem Inhalte für mich; und wäre ich an Leib und Seele geſund; ſo würde ich erröthen darüber, daß ich ſo lange gezögert hätte, darauf zu antworten. So aber habe ich nicht gezögert, ſondern nur einen heitern, ruhigen Tag erwartet, um ſo ganz aus dem Herzen mit Dir reden zu können, wie Deine immer gleich treue, edle, großmüthige Freundſchaft es verdient und von mir fordern kann. Ich habe indeſſen manches zu überlegen, manches zu bekämpfen gehabt — Heute endlich fühle ich mich ſtark genug, meine Gedanken zu ordnen, mein Herz gegen Dich auszuſchütten, und Dir einen Entſchluß für mein künftiges Leben bekannt zu machen, den ich nicht wiederrufen werde, weil er das Reſultat der reiflichſten Ueberlegung iſt.

Doch ehe ich zu meinen eignen Angelegenheiten komme; laß mich Dir von ganzer Seele zu Deiner Verheirathung Glück wünſchen. Es iſt gewiß keine Schmeicheley, wenn ich Dir ſage, daß Du von allen Menſchen in der Welt, die ich gekannt habe, der Einzige biſt, den ich immer gleich gut und gleich weiſe habe handeln geſehn, deſſen Vernunft in dem glücklichſten Gleichgewichte mit ſeinen Leidenſchaften ſteht, ſo daß Jene nie von dem wilden Sturm Dieſer hingeriſſen wird aber auch nie da die Zeit mit kaltem Raiſonnement und eingebildeten Schwierigkeiten verſchwendet, wo edle Triebe die Seele auf gute Wege hinziehen. Täglich werde ich mehr überzeugt daß dies die Vollendung der Ausbildung des Menſchen iſt, daß Du Dich bey dieſer Stimmung (Möge ſie nun das Werk der Natur, der Erziehung, oder der Selbſt-Ueberwindung ſeyn) nicht anders als glücklich in allen Situationen des Lebens fühlen kannſt.

Du haſt alſo gewiß auch diesmal das beſte gewählt, was für Dich zu wählen war; und ſo wird Dir's denn ohne Zweifel in Deinen neuen Verhältniſſen recht wohl gehn.

Deine Frau Gemahlinn erinnere ich mich freylich einigemal geſehn zu haben, und weiß auch, daß ſie mir Achtung und Intereſſe eingeflößt hat. Wenn die Vorſehung mein Leben friſtet; ſo hoffe ich in einem Paar Jahren Zeuge Eurer häuslichen Glückſeligkeit zu ſeyn. „Und „warum nicht eher?“ wirſt Du vielleicht fragen. Das ſollſt Du gleich erfahren.

Hier in der Einſamkeit auf dem Lande habe ich volle Muße gehabt, über mein vergangenes Leben, über den jetzigen Zuſtand meines Herzens und über meine künftigen Plane nachzudenken. Ich habe lebhaft gefühlt, wie weiſe die Vorſehung mich bis jetzt geleitet hat, um mir endlich eine ruhige Exiſtenz zu verſchaffen; Allein ich merke auch, daß, um dies gute Werk nicht zu zerſtöhren ich bey meiner, noch immer zu großen Reizbarkeit, mein gegenwärtiges einſames Leben gegen kein andres vertauſchen darf — Alſo kurz! ich bin würklich entſchloſſen, den Reſt meiner Tage auf dem Lande hinzubringen, und ein Gut zu kaufen, das hier in der Nähe liegt, und grade um einen billigen Preis zu erhalten ſteht.

Allein damit Du nicht glaubeſt, daß dies eine neue Grille von mir iſt, ſondern damit Du die Wichtigkeit der Gründe ſäheſt, die mich bewegen, gegen dieſen Plan ſelbſt Deine Einladung nach Homburg, meines Oheims Bitte, zu ihm nach Offenbach zu ziehn und vor allen Dingen die Reiſe nach Carlsruhe, womit Dir's, mein Lieber! wohl nie ein rechter Ernſt geweſen iſt, aufzugeben; ſo will ich Dir ein freymüthiges Bekenntniß thun, das ich Dir gewiß nicht ſo lange ſchuldig geblieben ſeyn würde, wenn ich bis jetzt den Muth gehabt hätte, es mir ſelber abzulegen. Du haſt nämlich tiefer in mein Herz geſchauet, als ich, indem Du muthmaßteſt, meine Empfindungen für die Frau von Steinbach könnten wohl etwas mehr, als bloß Freundſchaft ſeyn, oder werden. Damals glaubte ich hierüber ſo ſicher ſeyn zu können, das ich nicht das geringſte Mittel anzuwenden nöthig fand, einer Krankheit zu ſteuern, die bald mit aller Gewalt meine Seele angriff. Ich fühlte indeſſen auf der Reiſe oft ſolche Symptomen meiner immer wachſenden verrätheriſchen Leidenſchaft, daß ich, um mich nicht ſelber verachten zu müſſen, alle Mühe hatte, mich zu übertäuben. Ich

er-

ertappte mich auf Anwandlungen von Eiferſucht, wenn die vortrefliche Frau einem andern Manne Achtſamkeit und unſchuldige Gefälligkeit bewies, ja! ich war oft, doch nur in vorübergehenden Augenblicken, unedel genug, an dem redlichſten Manne und Freunde, an unſerm Steinbach, muthwilligerweiſe Fehler zu entdecken, die ich gewiß nicht bemerkt haben würde, wenn er nicht ihr Gatte geweſen wäre: Ich fand ihn langweilig, zudringlich, war heitrer, wenn er ſich entfernte, und zeigte ihm oft böſe Laune. Du ſelbſt, ich geſtehe Dir's, erſchienſt mir damals oft, mit Deinen Vorſtellungen, als ein unnütz ängſtlicher, läſtiger Freund! Aber nie hatte ich die Kraft, dieſen neidiſchen, niedrigen Gefühlen nachzuſpüren. Wie ein ſchlechter Haushalter ſich ſcheuet, ſeine Rechnungen durchzuſehn, aus Furcht unangenehme Entdeckungen zu machen, und lieber immer darauf loszehrt und immer tiefer in Schulden geräth; ſo wiegte ich mich in der Behaglichkeit des Augenblicks ein, verſcheuchte alle ernſthaften Vorſtellungen über meinen Zuſtand, alle Blicke in die Zukunft, oder überſchrie die Stimme der warnenden Vernunft und Deiner ſorgſamen Freundſchaft mit Sophiſtereyen.

Es koſtete mich einen unglaublichen Kampf, mich loszureiſſen, nach * * zu gehn, mich den Pflichten zu widmen, die ich als Vater der Erhaltung des Vermögens meiner Tochter ſchuldig war; Ich glaube, ich hätte alles im Stiche gelaſſen, wenn nicht die nahe Hofnung, meinen Proceß bald beendigt zu ſehn und dann in Hamburg wieder mit Steinbachs vereinigt zu werden, mich getrieben hätte, Schlaubachs Vorſtellungen nachzugeben.

Der langſame Gang meines Proceſſes brachte meine Ungeduld auf's Höchſte; aber als ich zu gleicher Zeit die beyden unangenehmen Nachrichten erhielt, fühlte ich zum erſtenmal den ganzen Umfang meiner Herabwürdigung; ich war nämlich würklich betrübter, ja! ärgerlicher über Steinbachs Entſchluß, in Carlsruhe zu wohnen und den Plan, mit mir nach Hamburg zu ziehn, aufzugeben, als über den Verluſt meiner Penſion, der doch zugleich mich aller Einnahme beraubte und mich auſſer Stand ſetzte, den Proceß fortzuführen, von welchem die zeitliche Glückſeligkeit meines Kindes abhieng.

Der immerwährende Kampf in meiner Seele, und die Indignation gegen mich ſelber waren gewiß die einzigen Quellen meiner Krankheit, und eben ſo gewiß werde ich geſund werden, wenn es mir gelingt, meinen innern Frieden herzuſtellen. Aber dazu iſt kein andres Mittel, als daß ich eine Lebensart wähle, die mich von allen Gegenſtänden entfernt, welche bis itzt meine Ruhe geſtöhrt haben, und mir zugleich Gelegenheit zu einer Thätigkeit giebt, die von andrer Art iſt, als die, wobey ich bisher ſo übel gefahren bin.

Ich will alſo ein Landmann werden, und daneben mich mit Bildung der Jugend beſchäftigen. Noch ſehe ich freylich nicht viel Erfolg von der Bemühung, die ich anwende, den Knaben zu erziehn und zu unterrichten, den ich zu mir genommen habe; aber am Ende wird doch nicht aller Fleiß unbelohnt bleiben; und wenn ich nach Wahlberg komme; (ſo heiſſt das Gut, welches ich zu kaufen vorhabe) will ich mit noch einem Paar andern, jüngern Kindern, von ſanfterer Gemüthsart, den Verſuch machen.

Nun, mein Beſter! weiſſt Du alles, und ſiehſt alſo den Grund ein, warum ich Dein freundſchaftliches Anerbiethen, wieder zu Dir nach Hamburg zu kommen, vorerſt nicht annehmen kann. Auch würde ich dadurch meinen redlichen Oheim beleidigen, der mich dringend eingeladen hat, zu ihm nach Offenbach zu ziehn, und dort alles, was ſein iſt, mit ihm zu theilen. Läge Offenbach ſo entfernt von der Gegend, wo Steinbachs leben, als Wahlberg: ſo würde ich denn doch vielleicht wanken. Auf alle Weiſe aber wirſt du nun, wie ich hoffe, meinen feſten Entſchluß jenen Plan auszuführen, billigen — Nach zwey Jahren vielleicht, wenn Gott mich ſo lange leben läſſt, werde ich weder Gefahr, noch Bedenklichkeit finden können, nach Carlsruhe, nach Offenbach, nach Hamburg, oder wohin es ſey, zu reiſen, einige Zeit dort hinzubringen, und mit friedenvollem Herzen wieder in meine ländliche Einſamkeit zurückzukehren.

Aber auch von der öconomiſchen Seite wird der Ankauf jenes Guts dem guten Biedersdorf und mir vortheilhaft ſeyn. Du weiſſt, daß, ſo lange mein Schwiegervater lebt, ich auſſer den zweyhundert Thalern, die er mir jährlich auszahlt, nur zwölftauſend Thaler Capital beſitze. Davon läßt ſich nun freylich Wahlberg nicht kaufen. Allein, da ich mich, mit Zuziehung des Verwalters Nelke, und nachdem ich Horn um Rath gefragt, überzeugt habe, daß ich dies Gut, bey ſorgſamer Verwaltung, zu ſechs pro Cent nützen kann; ſo war Anfangs meine Abſicht, den größten Theil der Kaufſumme zu vier pro Cent aufzunehmen; Es hat aber meines Oheims Wiederkunft dieſen Plan verändert. Er ſucht einen Theil ſeines Vermögens ſicher unterzubringen; desfalls nun habe ich ihm den Vorſchlag gethan, zu meinen zwölftauſend Thalern von dem Seinigen vier und zwanzig tauſend zuzulegen; So viel beträgt zuſammen grade der Werth des Guts. Er iſt alsdann Mitbeſitzer davon; ich ſehe mich als den Rechnungsführer an, und überliefre ihm jährlich zwey Drittheile des reinen Ertrags. Oder, wenn er für die Mühe meiner Adminiſtration mir etwas gutthun will: ſo werde ich auch das dankbar annehmen. Ich hoffe, er ſoll dieſen Vorſchlag ſich gefallen laſſen; und dann will ich den Kauf ſogleich abſchlieſſen, um mit Trinitatis das Gut antreten zu können.

An practiſchen haushältriſchen Kenntniſſen fehlt es mir wohl — die lernt man in einem Cammer-Collegio nicht; allein ich hoffe, bald geſchickter darinn zu werden, und indeß erbiethet ſich nicht nur der gute Verwalter Nelke, da Wahlberg nicht weit von hier entfernt liegt, und er dort ſehr gut Beſcheid weiß, oft zu mir zu kommen und mir Rath zu ertheilen; ſondern mein alter würdiger Horn hat mir ſogar einen ſeiner Söhne, wenigſtens auf einige Jahre, als Verwalter zuzugeſellen, verſprochen.

So habe ich denn, mein theuerſter Freund! wie ich mich ſchmeichle, endlich den Grundſtein zu meinem dauerhaften Wohl gelegt! Anfangs wird es noch einige Ueberwindung und hie und da einen Kampf koſten; aber der Himmel wird ja helfen.

Mit meinem Fieber iſt es noch immer nicht ganz ſo, wie es ſeyn ſollte. Wenn ich meine, es wäre gänzlich ausgeblieben; ſo ſtellt es ſich wieder ein, und das ermattet mich denn ſehr. Uebrigens befolge ich pünctlich Deine Vorſchriften, ſowohl was Arzeney, als Diät betrifft, und die guten Leute hier in Steinbach laſſen es auch nicht an der Pflege ermangeln. Nun! ich denke immer, wenn der ſchöne May erſt herankömmt, und die Natur ſich verjüngt; werde auch ich friſche Kräfte ſammeln. Meine Einrichtung in Wahlberg wird mich zerſtreun, aufheitern, und dann will ich auch gleich, Deinem Verlangen gemäß, meine Brunnen-Cur anfangen.

Es iſt mir ein wenig ſauer geworden, dieſen langen Brief zu vollenden; oft habe ich abſetzen und ein wenig ruhn müſſen. Lebe wohl, mein einzig Theuerſter! und drücke Deiner lieben Frau in meinem Namen die Hand!

Neun und zwanzigſter Brief.

Von Ludwig Zelmer, an ſeine Schweſter Caroline.

Siak, auf der Inſel Sumatra,
den 20ſten Aprill, 1780.

Ich hoffte mit großer Zuverſicht, ſtatt dieſes Briefs perſönlich zu Dir, meine liebe Schweſter! kommen zu können; aber leider! ſind nun ſchon aus zwey Jahren, die ich nur noch hier zu bleiben gedachte, fünf geworden, und wer weiß, ob nicht noch zwey darüber hingehn, ehe ich mein liebes Vaterland wieder erblicke? Es hält für einen Kaufmann, beſonders hier, ſo gewaltig ſchwer, wenn man einmal ſein Geld im Handel ſtecken hat, es ohne offenbaren Schaden wieder herauszuziehen, daß ich noch nicht vorausſehe, wie bald ich meinen Zweck erreichen werde.

Indeſſen glaube ich aus Deinen Briefen wahrzunehmen, daß es Dir angenehm ſeyn würde, wenn ich dasjenige, was ich zu Deinem

Ver-

Vortheile zu thun Willens wäre, jetzt gleich vornähme; und da habe ich denn alles überlegt, und finde es ſelbſt ſo am beſten. Du biſt nun beynahe fünf und zwanzig Jahre alt: (ja! wie die Zeit hingeht! man ſollte es gar nicht glauben) Du muſſt nun vernünftig genug ſeyn, um mit dem Gelde, das man würklich ſo leicht nicht erwirbt, als Mancher denkt, klüglich und räthlich umzugehn. Jetzt biſt Du nun auch noch in den beſten Jahren, um eine gute Parthie zu finden: nachher heiſſt es denn gleich: eine alte Jungfer, und die will niemand. Heut zu Tage aber ſieht jedermann auf's Geld, und man kann es auch niemanden verdenken, bey den theuern Zeiten, und da bey dem Handel auch nicht viel zu machen iſt. Doch habe ich mich noch ſorgfältig bey einem Freunde in Hamburg nach Dir erkundigen laſſen, und alles gute Zeugniß von Dir erfahren, ſowohl was Deine Aufführung, als Deinen Fleiß und haushälteriſches Weſen betrifft.

Und weil Du denn doch immer von Jugend auf mein Liebling geweſen biſt; ſo habe ich, durch Wechſel auf Herrn Siebeking und

Voght in Hamburg, viertauſend Ducaten, die Dein ſeyn ſollen, hingeſchickt. Das iſt ein honettes Heyrathsgut, und für unſre andern beyden Geſchwiſter will ich auch ein Raiſonnables thun; aber nicht ſo viel, als für Dich, denn ſie ſind ſchon verſorgt. Der Landowick geht es wohl; doch ſollen ihre Kinder, beſonders mein Pathchen, nicht vergeſſen werden. Mit dem Bruder Chriſtel will ich es noch ein wenig anſehn; denn ich höre, er ſoll catholiſch geworden ſeyn, und da käme mein Geld doch wohl nur in Pfaffen-Hände; doch habe desfalls an einen Freund geſchrieben.

Was nun Dein Geld betrifft; ſo habe ich den Herrn Siebeking und Voght Commiſſion gegeben, wie ſie das Geld anlegen und Dir quartaliter etwas Gewiſſes auszahlen, das Uebrige aber wieder zu Capital ſchlagen ſollen, bis Du Dich verheyratheſt, welches Gott, ſo es ihm gefällt, bald und glücklich bewerkſtelligen wolle!

Wie ich hoffe; ſo wirſt Du nun von dieſer meiner Einrichtung zufrieden ſeyn, mir auch bald deswegen etwas melden, und in Dein Gebet mit einſchlieſſen, Deinen :c.

Dreyſſig.

Dreyſſigſter Brief.

Von Conrad Fegebuſch, dem Bedienten des Herrn von der Hart, an ſeinen Herrn, gegenwärtig in Bremen.

Hamburg, den 4ten Junius, 1780.

Alldieweil mich Ew. Gnaden hergeſchickt haben von Bremen, vor acht Tagen, gleich nach unſrer Ankunft, daß ich ſollte ein wenig recognoſciren und erfahren, wie es thät ſtehn, um die Mamſel Felmer; ſo habe mich ſogleich auf Kundſchaft gelegt.

Sie hat gewohnt mit dem Herrn von Müldeburg bey einem gewiſſen Doctor Borr, aber die Mamſel iſt fort und der Herr von Müldeburg iſt fort. Aber ſie ſind nicht mehr beyſammen, ſondern er iſt apart gezogen auf's Land, und was ſie importirt; ſo hat ſie der Herr Major von Büdersdorf, von dem Ew. Gnaden in Amerika das Zelt geliehn hatten, hier abgeholt und hat ſie mit ſich nach Uffenbach genommen. Das liegt oben am Mayn-

Strohm, und da ſoll ſie ihn die Haushaltung führen.

Das alles habe auf verblumſnirte Weiſe erfahren. Sobald ankam, habe mich nach dem Loſchement des Herrn von Mülbeburg erkundigt, und denn bin ich hineingegangen; und in der Nachbarſchaft war ein Wirthshaus; und da habe mich hinein geſetzt und habe ſo von Weitem her gefragt nach dieſem und Jenem und unter andern, wer da wohnte, und wie denn ſo ein Wort das andere giebt; da habe ich das alles erfahren. Der Wirth hat auch erzählt, der Doctor Borr habe vor etwelchen Monaten geheurathet und der adeliche Herr und Mamſel wären nun nicht mehr bey ihm. Da habe ich geſagt: „Ey ja doch! die junge Frau wird wohl „das Schand-Leben mit den Beiden nicht mehr „haben im Hauſe erdulden können.“ Aber da hat der Wirth gehaſelirt und gethan, und hat mich bald bey die Ohren gekricht, und hat die Mamſel und den Herrn gelobt und hat erzählt, ſie hätten gewiß nie mit einander was Böſes zu ſchaffen gehabt und ſey in dem Hauſe gewiß alles in Zucht und Ehren hergegangen; und die

Mamſel ſey gar freundlich und niederträchtig gegen jedermann geweſen und habe den armen Leuten viel gutes gethan; und die ganze Nachbarſchaft habe ſie lieb gehabt und den Herrn von Müldeburg auch; und was den Doctor Borr importirt; ſo ſey das ein Mann, wie keiner mehr. Und wer das anders ſagen könnte, der ſey ſalſa Fenia ein ———

Da ich das gehört habe, habe umgedreht meine Worte, und habe geſagt: „Ey ſeht doch! verſteht denn der Herr keinen Spaß! ich weiß wohl eben ſo gut, was das für honette Leute ſind, als Er? Und mein Herr kennt ſie recht gut. Mein Herr iſt auch ein Edelmann und iſt weit in der Welt geweſen und kennt den Major auch. Und meinen Herrn iſt es ſo und ſo gegangen in der Welt und hat ſich knapp behelfen müſſen; aber nun kann er ſtandesmäßig leben, und ich bin erſt ſeit einem Jahre bey ihm, und bin vorher in der Soldateske geweſen, und bin auch nicht weggelaufen, wo die blauen Bohnen geſäet werden, und habe einen lahmen Flung und habe nun meinen ehrlichen Abſchied."

Und als wir noch ſo geſprochen haben, da iſt zum Glück die Küchinn aus des Doctors Hauſe angekommen und hat Bier gelangt. Die iſt ein ehrbares Frauenzimmer; Da habe ein wenig Bekanntſchaft gemacht, und bin nach der Hand zuweilen in das Haus gegangen, habe anfänglich gefragt, ob ihre Herrſchaft nicht einen Bedienten ſuchte. Es iſt auch eine alte Baaſe im Hauſe bey dem Doctor, die ſieht aus, wie Ew. Gnaden Ihr mehrſchaumner Pfeifenkopf mit dem Geſichte.

Seit der Zeit bin recht bekannt im Hauſe geworden, mit den Domeſticken und muſste viel von America erzählen. Wie denn nun ein Wort das andre giebt; ſo habe mich immer nach der Mamſell erkundigt bey Allen, aber alles Gute erfahren; Das können Ew. Gnaden nur ſicher glauben, und meine ich immer, nach meinem ſchlechten Verſtande, von wem die Nachbaren und Domeſticken gut reden; der muß nichts Schlechtes an ſich haben. Denn die ſehen ja hin, wo Andre nicht hinſehn können.

Und nun erwarte weitre Ordre, ob etwa nach Uffenbach marſchiren ſoll. Das wird doch wohl ſo weit nicht ſeyn, als von America hierher, oder ob einſtweilen ſoll nach Bremen mich zurückziehn.

Der ich gehorſamſt unterbleibe ꝛc.

Ein und dreiſſigſter Brief.

Von dem Herrn von der Hart, an Carolinen Felmer.

Bremen, den 17ten Junius, 1780.

Ich weiß nicht, Mademoiſelle! ob die mancherley neuen Verhältniſſe, in welche Sie ſeit unſrer Trennung gekommen ſind, Sie nicht den Namen des Mannes, der heute ſo frey iſt, Sie mit dieſem Briefe zu beläſtigen, vergeſſen gemacht haben; allein ich traue auch in dieſem Falle Ihrem guten Herzen wenigſtens das zu, daß Sie Meiner nicht ſpotten werden, wenn ich Ihnen geſtehe, daß ihr Andenken, ſeit jenem Augenblicke, in allen den verſchiednen Lagen, darinn mich das Schickſal verſetzt hat, nie von mir gewichen iſt.

Kann es Sie noch intereſſiren, Mademoiſelle! zu wiſſen, wie es mir ſeit dem September 1771 gegangen iſt; ſo können Ihnen, wenigſtens über die letztern ſieben Jahre, Ihre neuen Freunde, die Herrn von Biedersdorf und von Mildenburg, welche meine Geſchichte kennen und zum Theil mit in dieſelbe verflechten ſind, am beſten Auskunft geben. Was aber die erſten beyden Jahre betrifft; ſo ſchweige ich lieber gänzlich darüber; doch mögen Sie Sich einige Vorſtellung von der Gemüthsverfaſſung machen, in der mich Ihre Flucht von meinem Gute, *) wohin ich wenige Tage nachher kam, verſetzte, wenn ich Ihnen ſage, daß. nachdem ich einige Wochen lang vergebens alles angewendet hatte, Ihren Aufenthalt zu erfahren, bey den unerhörten Unglücksfällen, die mich damals alle auf einmal trafen, meine Verzweiflung unſchlüſſig, zwiſchen dem Vorhaben, mir das Leben zu nehmen, oder mich lebendig in einem Kloſter zu vergraben, wankte. Ich wählte freylich den letztern Weg; allein wie oft reuete es mich nachher, daß ich nicht den erſten raſchen Entſchluß ausgeführt hatte, den mir Gott vielleicht damals verziehn haben würde, und wovon mich nun die kältre Vernunft und die Stimme meines Gewiſſens zurückhielt!

Auf

---

*) Man ſehe den zehnten Brief, im erſten Theile, Seite 129 nach!

Auf welche Weiſe mich nachher der Herr von Mildenburg, den ſein feindſeliges Geſtirn in daſſelbe Kloſter getrieben hatte, aufmunterte, den Händen der abſcheulichen Mönche mich zu entziehn; wie er meine Flucht beförderte und mich bewog, auf's Neue mich in das Getümmel der Welt zu ſtürzen, und was mir ſeit dieſer Zeit begegnet iſt — noch einmal! das alles wird Er, an deſſen Seite Sie gelebt, Ihnen ja wohl ſelbſt berichtet haben. Ich will Sie nicht mit dieſer Erzählung von Begebenheiten ermüden, an denen Sie wohl ſchwerlich viel Theil nehmen werden — Vielleicht habe ich Ihnen ſchon zu viel Langeweile gemacht.

Alſo erlauben Sie mir nur einige Fragen, deren Beantwortung ich, mit dem dankbarſten Herzen, als eine letzte Wohlthat von Ihnen anſehn werde, weil ein Theil meiner Beruhigung davon abhängt: Der Herr von Mildenburg iſt mein Freund und Wohlthäter, der Herr von Biedersdorf iſt es nicht weniger; Erſterer kennt die Verhältniſſe, in welchen mein Herz einſt mit dem Ihrigen zu ſtehn das Glück gehabt hat; Von Letzterm habe ich wenigſtens ſehr wahrſcheinliche Gründe, daſſelbe zu muthmaßen. Woher kömmt es, daß Beyde mir aus Ihrem Aufenthalte ein Geheimniß gemacht, ungeachtet ich den Herrn von Mildenburg oft ſo dringend gebeten habe, ſich nach Ihnen zu erkundigen? Soll ich glauben, daß der Mann, den ich für meinen eifrigſten Freund hielt, nachdem er Sie gefunden, dieſe Entdeckung und vielleicht die unangenehme öconomiſche Lage, in welcher er Sie antraf, genützt hätte, um ſich ſelber in das Herz einzuſchleichen, nach deſſen Beſitze das meinige ſich unaufhörlich ſehnte? Hat er Ihnen verſchwiegen, daß er mich kennte, ſo wie er mir nie von Ihnen Nachricht gegeben hat; oder haben Sie an ſeiner Seite gern des Mannes vergeſſen, der Ihrer auch nie keinen Augenblick vergeſſen hat?

Wenn Ihre Seele nicht ganz umgeſtimmt iſt: wenn noch ein Funken von jener edlen Freymüthigkeit aus Ihren Augen ſtrahlt, die mich ehemals ſo an Ihnen bezauberte; ſo beſchwöre ich Sie, beantworten Sie mir offenherzig und bald dieſe Fragen — Sie wiſſen nicht, wie glücklich und wie unglücklich Sie mich dadurch machen, welche Hofnungen Sie in mir erwecken und niederſchlagen können. Ich verharre, in ängſtlicher Erwartung Ihrer Antwort ꝛc.

Zwey und dreiſſigſter Brief.

Antwort von Carolinen Felmer, auf den vorigen Brief.

Offenbach, am Mayn, den 24ſten Junius, 1780.

Wenn es Ihnen irgend wichtig ſeyn kann, zu erfahren, mit welcher Gemüthsbewegung ich Ihren Brief geleſen habe; ſo erfahren Sie von mir, daß ich zitternd vor Freude. Ueberraſchung und der Ungeduld, endlich einmal wieder etwas von Ihnen zu hören, kaum die Kraft gehabt habe, das Blatt in meinen Händen zu halten!

Bey der Redlichkeit und Freymüthigkeit, die Sie ſo gütig ſind, meinem Herzen zuzutraun, betheure ich Ihnen. daß. ſeit dem Augenblicke, voll von Kampf und Schmerze, da Pflicht, Ehre und Sorgfalt für unſre beyderſeitige Ruhe mich nöthigten, Ihr Haus zu verlaſſen, ich nie die geringſte Nachricht von Ihnen gehört; daß ich nicht einmal von Weitem geahndet habe, Sie und der Kloſter-Geiſtliche, deſſen Geſchichte mir der Herr von Mildenburg erzählt hat, könnten

Eine Perſon ſeyn; ja! daß Ihr Name in meiner Gegenwart nie aus ſeinem Munde gekommen iſt.

Was für Abſichten der Herr von Mildenburg nun auch, bey dem Stillſchweigen, das er gegen Sie und mich beobachtet, gehabt haben mag; ſo getraue ich mich, feſt zu behaupten, es ſind edle Abſichten geweſen. Er iſt keiner verrätheriſchen Handlung fähig. So wenig auch die Art von Verhältniſſen, in welchen ich mit dieſem redlichen unglücklichen Manne geſtanden, mich ſo dreiſt machen können, von ſeinen Gedanken und Empfindungen Rechenſchaft zu geben; ſo habe ich doch Gelegenheit gehabt, tief genug in ſeine Seele zu blicken, um zu wiſſen, daß ihm die Rechte der Freundſchaft, Ehre und Unſchuld heilig ſind. Doch da niemand beſſer, als er ſelbſt, Ihnen jeden Zweifel von der Art heben kann; ſo habe ich ihm mit heutiger Poſt eine Abſchrift ihres Briefes geſchickt.*)

---

*) Im eilften Briefe des zweiten Theils, Seite 111, erklärt ſich Mildenburg über die Urſachen ſeiner Zurückhaltung.

Wenn nicht ſeine Krankheit ihn abhält; (Er lebt jetzt auf ſeinem Gute, in Wahlberg) ſo werden Sie gewiß bald durch ihn vollkommen beruhigt werden.

Was den Herrn von Biedersdorf betrifft; ſo wird er Ihnen noch in dieſer Woche ſelbſt den Theil Ihrer Fragen beantworten, der auf ihn Bezug hat.

Ich bin innigſt gerührt von Dankbarkeit für den Antheil, den Sie noch immer an meiner Perſon zu nehmen ſcheinen. Mögte die Vorſehung, nach ſo viel Wiederwärtigkeiten, Ihnen doch recht frohe Tage ſchenken! Sie hat auch mich durch manches Labyrinth glücklich hindurch geführt, hat mich vor Schritten bewahret, die mich zu ſpäte Reue koſten könnten, und wenn ſie nicht jeden meiner vielleicht unbeſcheidnen Wünſche erfüllt hat; ſo genieſſe ich doch jetzt mehr äuſſers Glück, als ich, meinem Stande und meinen erſten Erwartungen nach, hätte hoffen dürfen. Höre ich, daß es Ihnen, der Sie ein Recht haben, auf größere Vortheile Anſpruch zu machen, recht wohlgeht; ſo wird das auch die innere Glückſeligkeit befördern, Ihrer rc.

Drey und dreyſſigſter Brief.

Von Heinrich von Mildenburg, an den Doctor Perr, in Hamburg.

Wahlberg, den 14ten Julius, 1780.

Es thut mir ſehr leid, mein beſter Freund! daß mein Stillſchweigen Dich in einige Unruhe geſetzt hat; ich dachte, Du würdeſt die wahre Urſache davon leicht errathen, nämlich, daß die vielfachen Beſchäftigungen, die ich bey Uebernahme meines Guts gehabt, mich abgehalten haben, mich ſchriftlich mit Dir zu unterreden. Wenn man denn dabey an Leib und Seele ſchwach und krank iſt; ſo geht auch die Arbeit nicht ſo ſchnell von Statten, und ohne den dienſtfertigen Melke und den jungen Horn, der nun mein Verwalter iſt, würde ich ſchwerlich ſo bald in Ordnung gekommen ſeyn.

Indeſſen hat mir doch die Geſchäftigkeit, in der ich den ganzen May-Monat und den größten Theil des Julius habe hinbringen müſſen, ſehr wohlgethan, und ich kann nicht ſagen, daß meine Geſundheit ſchwächer dabey ge-

wor-

Sollte dieſe meine Ahndung erfüllt werden und ich ſchriebe Dir, oder lieſſe Dir's ſchreiben, daß ich meiner Auflöſung nahe wäre; ſo bitte ich Dich, mein geliebteſter Freund! nicht etwa hierherzukommen. Ich ſchreibe Dir das jetzt, und mache Dir's zur Pflicht, mir dieſe letzte Probe Deiner Liebe mit eben der Bereitwilligkeit zu erzeigen, mit der Du mir ſo viel andre edle Freundſchaftsdienſte, mit ſo mancher Aufopferung in meinem Leben erwieſen haſt. Selbſt wenn ich ſchwach genug ſeyn ſollte, Dir einmal den Wunſch zu äuſſern, Dich noch vorher an mein Herz zu drücken; ſo reiſe doch nicht zu mir! Ich habe es immer gedacht, daß es den letzten Abſchied von dieſer Welt erſchweren müſſte, wenn man Gegenſtände ſo nahe vor ſich ſähe, von denen es Kampf koſtet, ſich loszureiſſen, und wenn neben unſerm Sterbebette liebe Freunde Thränen um uns vergöſſen. Ich erkenne es als eine Wohlthat des Himmels, daß er auch dieſen Wunſch meines Herzens erfüllt hat, mich meine letzten Tage unter Leuten verleben zu laſſen, die nichts als allgemeine Menſchenliebe an mich kettet, und die doch dabey gut und treu ſind, und mirs an der nöthigen Pflege nicht mangeln laſſen.

In meiner Seele wird es nun immer ruhiger; Selten kommen noch kleine Anfälle von Mismuth. Wenn meine Fieber-Hitze mir ſtarke Beängſtigungen macht; dann wünſche ich wohl zuweilen, daß mein kleines Mädchen vor mir ſterben mögte, um allem Leiden, das ſie noch in dieſer Welt erwartet, aus dem Wege zu gehn. Aber ſobald es wieder heitrer in mir wird, nehme ich dieſen voreiligen Wunſch zurück und denke, die alles lenkende Weisheit wird ſie vor den Verirrungen, durch welche ihr Vater ſich ſelbſt ſo manchen trüben Augenblick geſchaffen hat, bewahren, und ihr nicht mehr auflegen, als ſie zu tragen vermag. Was das Zeitliche betrifft; ſo iſt ſie ja verſorgt, und meine Freunde werden ihre Jugend mit liebreicher Hand leiten.

An meinem Gute habe ich einen ſehr vortheilhaften Kauf gethan. Keines in dieſer Gegend kömmt ihm an Vorzügen des Erdbodens und an Gemächlichkeit bey Führung des Haushalts gleich.

Du weißt, daß es meine Abſicht war, mich hier auf dem Lande mit Erziehung armer Kinder

der zu beſchäftigen; Du ſchüttelteſt den Kopf zu dieſem Plane, und hatteſt Recht — Auch dieſe letzte phantaſtiſche Grille hat mir das Schickſal vertrieben. Peter, der Knabe, den ich in ** zu mir nahm und nachher mit Sorgfalt und Treue unterrichtete, bildete, kleidete und nährte, iſt vor ſechs Wochen von mir fortgelaufen und hat mir zwanzig Thaler mitgenommen. Ich habe dieſe Lection dankbar angenommen und erziehe nun keine fremde Kinder. Zu Verbeſſerung der hieſigen Dorfſchule aber habe ich verſchiedne Anſtalten getroffen; Das iſt meine unmittelbare Pflicht und mein Beruf, als Guthsherr. Wenige Tage nachdem der Junge fort war, lief, als ich vor meinem Garten am Wege ſaß, und mich von der Sonne beſcheinen ließ, ein kleiner Hund auf mich zu, that freundlich und leckte mir die Hand, als wenn er mich um Schutz bitten wollte; ich ſtreichelte ihn freundlich, und ſeit dieſer Zeit iſt er nicht von mir gewichen. Es hat ſich kein Eigenthümer dazu gefunden; und ſo iſt er denn mein. Er wendet ſich allein an mich, wenn er freſſen will; des Nachts liegt er vor meinem Bette und iſt ſo wachſam, daß nichts im Hauſe ſich rühren darf, ohne daß er es anzeigt. Wenn ich ein wenig im Felde herumſchleichen will, ihn herbeyrufe und meinen Hut in die Hand nehme; ſo ſpringt er fröhlich und erkenntlich um mich herum, und bin ich allein ausgeweſen und komme zu ihm zurück; ſo zeigt er laute Freude über meine Wiederkunft — So habe ich denn ungeſucht ein dankbares, mir anhängliches Geſchöpf gefunden, dem ich eine frohe Exiſtenz verſchaffen kann, das mir Vergnügen macht, ohne mir Verdruß erwecken zu können, das meine Erwartungen nicht täuſcht und von dem ich mich ohne Kummer losreiſſen kann!

Der Herr von der Hart iſt mit einigem Vermögen aus America zurückgekommen. Er liebt noch immer Carolinen Felmer; Es ſcheint aber, als ſey er unruhig darüber, daß ich ihm dieſes guten Mädchens Aufenthalt verſchwiegen habe, und als ſey er ein wenig eiferſüchtig auf mich. Ich habe ihm die Sache erläutert und hoffe ihm ſeinen Wahn benommen zu haben. Ich wollte, er heirathete Carolinen; Sie würden wahrſcheinlicherweiſe glücklich zuſammen leben.

Ich muß aufhören, mein theuerſter Freund! das Schreiben greift Augen und Kopf an. Lebe wohl! Könnte ich Dir's doch ſagen, wie herzlich ich Dich liebe und mit welchen Empfindungen von Hochachtung und Dankbarkeit ich bis zu meinem letzten Athemzuge ſeyn werde ꝛc.

Vier und dreyſſigſter Brief.

Von dem Major von Biedersdorf, an den Herrn von der Hart, in Bremen.

Offenbach, den 30ſten Junius, 1780.

Zuerſt, mein lieber Herr von der Hart! wünſche ich Ihnen herzlich Glück zu Ihrer Rückkunft in das Vaterland; Und nun gleich die Hauptſache, die Hebung Ihrer Zweifel in Anſehung der Demoiſelle Keimer! Mein Vetter Mildenburg mag Ihnen dasjenige erklären, was ſeine unſchuldigen Verhältniſſe mit dieſem guten Mädchen betrifft; ich kann nur von dem reden, was mich dabey angeht.

Vor allen Dingen verſichre ich Sie auf meine Ehre, daß ich bis zu meiner Ankunft in Hamburg nie gewuſſt habe, daß Sie ein Frauenzimmer liebten, das Caroline Keimer hieſſe, und daß mein Vetter nie mit mir über dieſen Theil Ihrer Geſchichte geredet, noch mir etwas davon geſchrieben hat. Sonderbar iſt es aber, daß auch in unſern Geſprächen in America dieſer

Name Ihnen und mir nie entfahren iſt, und daß grade, durch eine ſeltne Verkettung von Umſtänden, unſrer Aller Begebenheiten ſo in einander verwebt ſeyn müſſen.

Erſt kurz nachdem ich dem Doctor Porr meinen Plan, die Demoiſelle Felmer zu mir zu nehmen, entdeckt hatte, wurde dieſer ganze Zuſammenhang mir klar, und zwar auch dies nur ſehr zufällig, indem ich einmal, als wir von meinem Aufenthalte in America redeten, in des Frauenzimmers Gegenwart Ihrer Erwähnung that, und Caroline nun mit großem Feuer in mich drang, mehr von Ihnen zu erfahren. Ich brach damals das Geſpräch ab, bis ich mit Porr allein war; Da fragte ich dann genauer nach, und erfuhr das Weitre.

Indeſſen hielt mich das nicht ab, meinen Vorſatz auszuführen; denn ich dachte, mein Alter und mein Character berechtigten mich, von Ihnen zu erwarten, Sie würden, wenn Sie aus jenem Welttheile zurückkämen und noch Abſichten auf die Demoiſelle Felmer hätten, dieſelbe eben ſo gern aus meinen Händen annehmen, als ſie aus dem Hauſe des Doctors Porr, den Sie gar nicht kennen, abholen.

Kann übrigens mein Wort bey Ihnen von einigem Gewichte ſeyn; ſo darf ich Ihnen dieſes dafür verpfänden, daß Ihre ehemalige Geliebte auf alle Weiſe noch Ihrer würdig iſt; Dies Zeugniß bin ich der Wahrheit ſchuldig. In Liebes- und Heiraths-Angelegenheiten miſche ich mich niemals, auch bin ich weit entfernt geweſen, das junge Mädchen über ſeine Empfindungen und ob es die geringſte Erwartung nährt, einſt mit Ihnen verbunden zu werden, auszuforſchen. Sie iſt auf alle Weiſe in dem Falle, ihrem Herzen folgen zu können, und braucht ſich nach keiner Verſorgung ängſtlich umzuſehn; denn ſie iſt würklich jetzt ziemlich reich, iſt noch in ihren beſten Jahren und liebenswürdig. Von einer andern Seite würde es mir auch ſehr wehthun, wenn ich mich von ihr trennen müßte; ich bin ein alter, verlaßner Mann, habe wohl nur noch wenig Jahre zu leben, werde meinen armen Mildenburg vermuthlich vor mir hinſcheiden ſehn, und fühle mich ſehr glücklich, ein ſo gutes Geſchöpf gefunden zu haben,

ben, das mir die kleinen häuslichen Sorgen abnimt, welches Caroline Felmer bis dahin mit einer Achtſamkeit und Bereitwilligkeit gethan hat, die nicht ich, die nur der Himmel ihr vergelten kann. In meinen Jahren und nach ſo viel erlittnen Leiden, iſt eine ſolche Geſellſchaft ein Schatz, den man ungern verliehrt.

Mein Herz iſt heute ſo gepreſſt; Ich habe ſehr unangenehme Nachrichten von Mildenburgs Geſundheits-Umſtänden erhalten; Schwerlich wird er über den nächſten Herbſt hinaus leben. Und er war es doch, für den ich geſammelt und manches unternommen und erduldet habe, an deſſen Seite ich den kleinen Reſt meiner Tage hier ruhig zu verleben dachte, der mir die alten, müden Augen zudrücken ſollte — Sonderbar, daß es gewiſſe Menſchen, ja! gewiſſe Familien giebt, die ſo von Unglück aller Art verfolgt werden, daß man in mismüthigen Stunden verſucht wird, einen Augenblick den profanen Gedanken zu hegen, der Himmel mache an ihnen eine Probe, wie etwa ein Gärtner in ſeinem Garten den Verſuch an Einem Stamme macht, den er, ohne Wartung, Schutz und Pflege, allen Gefahren von Wind und Wetter, Froſt und Ungeziefer preisgiebt, um zu ſehn, wie viel er zu ertragen vermag!

Sie haben auch viel erlebt in der Welt; Sie ſind alſo fähig, Theil zu nehmen, an dem, was ich empfinde, wenn ich einen Blick auf mein vergangnes Leben zurückwerfe. Laſſen Sie mich immer bey dieſer Gelegenheit ein wenig geſchwätzig werden! — Das iſt ein Fehler, den man dem Alter zu gut zu halten pflegt.

Von meiner frühen Jugend an war mein Leben eine Kettenreyhe von Widerwärtigkeiten. Waren es einmal nicht eigne Leiden, die an meinem Herzen nagten; ſo ſtöhrten Unglücksfälle in meiner Familie, oder Ungemach, das meine Freunde betraf, meine Gemüthsruhe. Alles mislung mir; In meinen häuslichen, in meinen bürgerlichen Verhältniſſen, läſſt ſich faſt keine Art von Plage denken, die mich nicht betroffen hätte — bittrer Kummer, ſchwere Krankheit, Noth, Kränkung, Mangel, alles, was nur niederbeugen und das Leben verbittern kann.

Getäuſcht in den ſüßeſten Erwartungen, betrogen um die Erfüllung der beſcheidenſten Wünſche, mismüthig über ſo manche vereitelte Plane, tief gebeugt durch gekrankten Ehrgeiz, durch falſche Freundſchaft und untreue Liebe; zurückgeſetzt, miskannt, verleumdet; ohne Würkungskreis, der Meiner werth geweſen wäre; erbittert gegen Menſchen und Schickſal; beſchloß ich endlich diesen Welttheil zu verlaſſen, wo jeder Gegenſtand unangenehme Rück-Erinnerungen in mir erweckte — Für eine ſolche Stimmung taugt Krieg, und zwar ein ſolcher Krieg, wie in America geführt wurde. Der *** von *** gab mir, wie Sie wiſſen, eine Jäger Compagnie und ich ließ mich einſchiffen. Mein Herz war abgeſtorben, nicht fähig, für irgend etwas Intereſſe zu faſſen. Ich trieb mich auf dem Schiffe umher, aß, trank, ſchlief, redete wenig und man hielt mich für einen rauhen, verdrießlichen Mann. Wenn bey ſchönem Wetter die jungen Leute auf dem Verdecke ſcherzten, und ich nun dazu kam; ſo wurden ſie ſtumm und wünſchten mich fern. Hatte Einer dem Andern etwas zu erzählen, woran das Herz Theil nehmen ſollte; ſo wartete er den Augenblick

blick ab, wenn der alte grämliche Capitain nicht dabey war — O! wie wenig kannten ſie mich! Aber ich wollte auch nicht gekannt, wollte nicht verſtanden ſeyn. Ich tadelte mich ſelbſt, ſo oft ich mich hingezogen fühlte, zu irgend einem lebendigen Weſen. — „Liebt doch Jeder nur ſich ſelber" rief ich mir dann zu „und iſt bereit, Vater und Bruder zu verrathen, wenn es die Befriedigung ſeiner Leidenſchaften gilt! Iſt denn wohl irgend Einer Dir treu geblieben? Hat wohl irgend Einer Deine herzlichſte Hingebung erwiedert? Haben Sie nicht Alle, ſie, für die Du lebteſt, webteſt und würkteſt, Dich verlaſſen, verrathen, mit Schurken ſich vereinigt, um Dir alles vor dem Maule wegzunehmen, Deine ganze Exiſtenz zu vernichten? Wohlan! ſo lebe denn auch Du nur für Dich! Zerreiſſe jede Bande, die Dich an die Menſchheit feſſeln! Laß es niemand merken, daß ein wohlwollendes Herz in Deinem Buſen ſchlägt! die Schelme ſagen ſich's ſonſt einander und machen gemeinſchaftlich Jagd auf Dich."

So ſprach ich oft zu mir, aber noch öfter gab mein ſchwaches Herz, im Gefühle des Bedürfdürfniſſes, ſich unwillkührlich den ſanftern Empfindungen preis, die meine mismüthige Philoſophie ſo gern wegraiſonniren wollte. Wenn wir, als nun der Krieg angieng, die Hütten armer, betrogner, irregeführter Rebellen verwüſteten; ſo rollte heimlich eine Thräne der Wehmuth meine Wange herab; Wenn, mit den Säuglingen auf den Armen, die unglücklichen Weiber vor uns hin in die Wälder flohen; ſo fühlte ich in meinem innerſten einen menſchenfreundlichen Trieb, ihre Noth zu erleichtern — ich wandte meinen Blick abwärts und ſtampfte mit dem Fuße. Dann tobte ich im Schlachtgetümmel, wie ein Beſeſſner, wünſchte, daß unter der Menge von Kugeln doch nur Eine meinem Leiden ein Ende machen mögte — aber ich blieb unverſehrt.

Der erſte Winter kam indeß heran; Wir lagen ruhig in unſern Quartieren und dieſe Unthätigkeit erſchwerte die Laſt, die auf meinem Herzen lag. „Ich will leſen" ſprach ich zu mir ſelber „will ſtudieren" — Ich kaufte und lieh Bücher zuſammen; Schöne neueſte Literatur, Geſchichte, Poeſie — alles kam mir höchſt langweilig, oft wiedergekäuet und lügenhaft vor. „So ſind die Menſchen nicht" ſagte ich „ich „kenne ſie leider! beſſer." — Ich fieng an, Sprachen zu ſtudieren, trieb es aber auch nicht lange — „Und wozu ſoll denn das auch einem „Manne nützen, der mit niemand ſprechen mag, „und den niemand verſteht, wenn er auch mit „Engelzungen reden würde" — Dann gieng es an die ſpeculativen Wiſſenſchaften; Sie zogen einen Verhang vor großen Glanzſcenen mir auf! ſchöne Illuſion, auch wohl Realität in der Ferne und Licht; aber mich fror, da, wo ich ſtand. Alſo die practiſche Philoſophie! „Sie hat ſo „viel Tröſtliches; für alle Fälle einen Spruch „und einen Rath in Bereitſchaft." — Gut! ich lernte, welch' ein glücklicher Menſch ich ſeyn könnte, wenn ich ein andrer Menſch wäre, als ich war, und wie ein Mann mit kaltem Blute es anfangen müßte, ſo lange gegen Leidenſchaften zu predigen, bis er glaubte, er habe weggepredigt, was er nie gehabt hat, und jeder Erdenſohn könne und müſſe ein Gleiches thun — „So nehmt denn Eure Bücher wieder hin" ſagte ich „ich will ſchöne Künſte treiben." Pinſel und Geige wurden zur Hand genommen, —

Aber das hätte ich ja doch leicht vorausſehn können, daß, um kalt und ruhig zu werden, man ſo wenig als möglich Phantaſie und Sinnlichkeit reizen müſſe — Maler- und Tonkünſtler-Werkzeuge wurden alſo auch bald auf die Seite geworfen. „Es wird am beſten ſeyn“ dachte ich „wenn ich vollends alle Schwungkraft in mir „tödte, mich mit kleinen mechaniſchen Sächel„chen beſchäftige.“ Ich fieng an, pappne Käſtlein zu machen und Wapen zu ſammlen. Ich ſchrieb auch Fractur, ſchnitzelte und übte mich, mit einem eiſernen Ringe nach einem Nagel zu werfen — Das mag gut ſeyn, eine glückliche Mittelmäßigkeit in der Temperatur zu **unterhalten**; aber wo ſchon Sturm in der Seele iſt, da nützen ſolche Fratzen nicht. — „Jetzt habe „ich es“ rief ich dann aus „Ich will die ſchöne „Natur ſtudieren, mich an dem herrlichen An„blicke der Schöpfung laben, will vergeſſen, „daß es einzelne lebendige Weſen giebt; ich will „das große göttliche Gemälde von oben herab „anſchaun, mich an der Harmonie des Ganzen „ergötzen, ohne an das kleine Detail zu denken, „als in ſo fern es den Werth der Compoſition „des allgemeinen Kunſtwerks von der Hand des

„größten Meiſters beſtimmt." — Ach! konnte ich denn vergeſſen, daß zu dieſem Genuſſe ein ſorgenfreyes, friedevolles, nicht verwöhntes Herz gehört? Wer von Idealen bezaubert iſt, die er gern aus ſeiner Phantaſie verbannen mögte, der fühlt ſich unglücklich, wenn alles ihn an dieſe Ideale erinnert, und leer und unbehaglich, wenn er nirgends die Spur davon antrifft. Die entzückend ſchönen Gegenden, der Anblick des Fleißes, des Strebens und Würkens aller Creaturen, das liebevolle Sehnen, Vereinigen und Trennen — das alles unterhielt die Wehmuth meines kranken Herzens, riß Wunden auf, die ich heilen wollte, ſetzte mich zuweilen in eine Stimmung, die ärger als Verzweiflung war.

„Und ſchämſt Du Dich nicht, alter Thor!" rief ich oft, bitter lachend aus, wenn ich des Morgens in den Spiegel blickte, indem ich mir die dünnen Haare, die ſchon anfiengen zu verdorren, ein wenig aufſtutzen ließ „ſchämſt Du „Dich nicht, deinen grauen Kopf zum Ball, zum „Knabenſpiele, Deinem verzognen Herzen preiszugeben!" Aber alles Raiſonniren half nichts.

Mißmüthig über ſo manche mißlungene Verſuche, zur ſehnlich gewünſchten Ruhe und Gleichmüthigkeit zu gelangen, kam mir zuweilen der unſelige Gedanke ein, ich werde mich behaglicher fühlen, wenn meine Moralität weniger rein und meine Empfindungen weniger ekel wären. Ich ſah viel Menſchen um mich her, die auch nicht glücklich zu ſeyn ſchienen und die ihr Ungemach im Taumel wollüſtiger, ſinnlicher Freuden verſchwelgten. Ich ſah, daß ſie wenigſtens Augenblicke von Genuß hatten — „Verſuche auch Du „es auf dieſem Wege!“ war mein Entſchluß. Ich war indeß Major geworden und, da ich oft im Hauptquartiere ſeyn mußte, zugleich in mancherley Geſellſchaften gerathen, die ich nicht mehr, ſo wie ehemals, fliehn konnte, und nun auch nicht fliehn wollte. Von je her hatte ich alles Spiel und das Spiel hatte mich gehaßt. Jetzt brachte ich ganze Tage am Pharao-Tiſche zu, und — ſo eigenſinnig ſind die Launen des Glücks — ich gewann große Summen, die ich zum Theil zu Capital machte. Der Trunk war nie meine Sache geweſen; Jetzt gieng ich keinen Abend zu Bette, ohne ein Gläschen über Durſt ausgeleert zu haben — Doch dieſe unwürdige

Art mir ſelbſt aus dem Wege zu gehn, trieb ich nicht lange. Ich öfnete bald die Augen über die Gefahr meines Zuſtandes. „Weil andre „Menſchen Dich betrogen haben; ſo willſt Du „nun auch an Dir ſelbſt zum Verräther werden, „Dich mit Leib und Seele zu Grunde richten?“ — So redete oft mein Gewiſſen des Morgens beym Aufwachen zu mir, wenn die Seele vom Getümmel des Tages fern, von äuſſern Gegenſtänden weniger zerſtreuet, nur ſich ſelber fühlt. Indeß ich nun auch wieder mit allerley Menſchen umgegangen war; war ich mit den Leidens-Geſchichten mancher andrer Unglücklichen bekannt geworden, die in der Welt eben ſo arg, vielleicht noch ärger als ich waren gehudelt worden. Dies gab mir nun freylich keinen Troſt; aber wenn ich denn doch den Quellen alles menſchlichen Elendes nachſpürte; ſo fieng ich an, zu ahnden, daß die armen Erdbürger, weniger aus vorſetzlicher Bosheit, als aus Verkehrtheit, aus Mangel an wahrer Weisheit, ſich einander quälen und verfolgen. „Und weil die Narren mich gefoppt haben; ſo ſollte ich mit ihnen ein Narr werden; „ſollte den Ueberreſt von Exiſtenz, den ſie mir „gelaſſen haben, muthwillig zerſtöhren, mir jede

„Freude rauben, die ich ſelbſt aus der Ueberzeugung, weiſer als ſie zu ſeyn, ſchöpfen kann? — Nein ich will mich ermannen, will in der Stille Gutes thun, unbemerkt, unerkannt. Wonne ſoll es mir ſeyn, wenn ich mit Undank gelohnt, falſch beurtheilt, meiner Güte wegen beneidet werde. Iſt es nicht ein hohes Gefühl, ſich einer gewiſſen Eminenz bewuſſt zu ſeyn, zu fühlen, daß man das Gute nur aus Liebe zur Tugend ausübt? Schüttet nicht der liebreiche Vater im Himmel täglich ſeine Wohlthaten über Miriaden Weſen aus, deren keines ihm auch nur das Geringſte wiedergeben kann, deren keines ihn richtig erkennt, unter denen die Verſtändigſten ihn täglich mit unzufriednen, undankbaren Klagen und neuen Forderungen ermüden? — Was ſage ich? ermüden? Ach! und er ermüdet nie. Ja! es muß den Genuß der höchſten Vollkommenheit unendlich vermehren, ſich bewuſſt zu ſeyn, daß man Allen giebt, ohne je zu empfangen. Mindert nicht der geringſte Schatten von Handel und Wucher bey Wohlthaten, das Gefühl der Großmuth? Wohlan denn! ich will nach meinen ſchwachen Kräften dem Ebenbilde meines himmliſchen Vaters

„nachſtreben. Ich will Gutes thun und nicht „müde werden. Ich will mit Liebe alle meine „Mitmenſchen umfaſſen, wie Er die ganze „Schöpfung umfaßt: Ich will wohlthun, weil „es göttlich iſt, wohlzuthun, nicht weil ein vereinzeltes, eigennütziges Gefühl mich zu meines „Gleichen hinzieht. Was iſt alles einzelne Liebeln und Anhängen, gegen jene überſchwengliche, allgemeine Liebe, himmliſcher Abkunft?“ Dieſer große Gedanke tröſtete mich, erhob mich, gab mir neuen Schwung; das Blut wallte ſchneller durch meine Adern; einladende Heiterkeit und Freudigkeit glänzten auf meiner Stirn; ich bekam Zuverſicht zu mir ſelber, ein Bewuſſtſeyn von Adel und Größe. Ich ſuchte die Gegenſtände auf, denen ich die Hand zur Gabe, zur Rettung reichen könnte — ach! und ich fand deren mehr, als meine Kräfte zu umfaſſen vermogten. Der Forderungen waren unendlich viel, ſobald ich in den Ruf von Wohlthätigkeit kam; man misbrauchte, man beneidete, man ſchmeichelte mich, ſo lange man Meiner bedurfte. Man dichtete mir böſen Willen an, wenn ich, nach vielfältigen Dienſten, ein einzigmal nicht helfen konnte. Der mein Brod

aß,

af, der trat mich mit Füßen — Deſto beſſer! Dieſer Heroismus machte mich zuweilen unbeſchreiblich glücklich — Aber es war Ueberſpannung! Wir ohnmächtige Sterbliche haben nicht Kraft genug zu dieſer hohen, allumfaſſenden Liebe. Wenn auch nicht das Gefühl des Unvermögens, da bey dem beſten Willen ſo viel unausgeführt bleiben muß, uns den Genuß des würklich Guten, das wir thun, verbitterte; wenn nicht eben dieſe allgemeine Großmuth **gegen Alle**, uns an Herz und Beutel arm und unfähig machte, mit Weisheit und Wahl wohlthätig **gegen die Würdigern** zu ſeyn — o! ſo fühlt man doch gar zu bald, daß unſer ſinnlicher Theil einen Drang in uns erzeugt, uns einzeln anzuſchlieſſen an unſers Gleichen, an Solche, die mit uns harmoniren, ſey es in höherer Vollkommenheit; oder in Temperaments-Aehnlichkeit, die wir zuweilen für jene gelten laſſen wollen — Sympathie — nenne man es, wie man auch will! — es iſt ein edles, aber doch ein irdiſches, ſterbliches Gefühl; es iſt die Empfindung, Andrer zu bedürfen, uns mitzutheilen, und von Andern zu empfangen. Nur das höchſte, vollkommenſte Weſen kann immer rein, immer gerecht, immer uneigennützig handeln. Wir arme Creaturen, auf der Stufe, auf welcher wir itzt ſtehen, handeln immer eigennützig, immer partheyiſch. Auch fühlte ich, mitten in der erhabnen, wohlthätigen Laufbahn, die ich mir eröfnet hatte, nur gar zu oft, daß mir die Aufopferung wehthat. Schwermuthsvoll blickte ich dann um mich her, und wenn ich ſah, wie ich ſo ganz allein da ſtand, und niemand mir die Hand reichte, indeß ich die meinige nach jedermann ausſtreckte, niemand mich tröſtete, niemand meine Freuden und Leiden mit mir theilte, indeß ich eines Jeden Sache zu meiner eignen machte; ſo ſeufzte ich: „Und ſollte denn“ ſprach ich „nicht ein einziges treues, dankbares Geſchöpf auf Erden ſeyn, nicht ein einziges, das „mich um mein Selbſt willen liebte, Herz um „Herz hingäbe? Was beweiſen tauſend traurige „Erfahrungen gegen die Möglichkeit, endlich Eine „glücklich zu machen? Ich will“ ſagte ich „noch „einmal darauf ausgehn, ein ſolches Weſen aufzuſuchen. Finde ich es nicht; ſo bin ich nicht „unglücklicher, als jetzt, da ich gar nichts fordre, gar nichts erwarte. Aber ich will einen „andern Weg einſchlagen, als ehemals; Ich

,,will nicht durch Sympathie getäuſcht werden.
,,Blinde Liebe verraucht; bloßes Gefühl iſt dem
,,Wechſel der Laune unterworfen; Ich will ein
,,Geſchöpf zwingen, mein zu werden, ohne daß
,,es den Zwang fühlen ſoll. Ich will an ihm
,,zum Wohlthäter werden; Ich will daß Bedürfniß
,,in ihm erzeugen, ohne mich nicht leben
,,zu können, zu empfinden, daß auf Gottes
,,weiter Welt nicht Einer ihm ſeyn kann, was
,,ich ihm bin; Ich will irgend ein verirrtes Schaf
,,auf den Weg der Tugend und Weisheit führen,
,,ihm eine neue Exiſtenz geben. Die Vernunft
,,ſoll vor meinem Herzen hergehn; Ich will erſt
,,ſäen, ehe ich zu erndten verlange; meine zärtliche
,,Sorgfalt ſoll auf einen einzelnen Gegenſtand
,,geheftet ſeyn; aber ich will mir ſelbſt genug
,,bleiben, wenn es mislingt; Dankbarkeit
,,und Hochachtung werden dann nicht verwelken,
,,ſo lange die Urſache nicht wegfällt, ſo lange ich
,,deren würdig bleibe, und dieſe Empfindungen
,,werden ſich zu reiner Liebe erhöhn und uns
,,Beyde veredeln. Und dies Geſchöpf ſoll ein
,,weibliches ſeyn. Aber ſie ſoll nie meine Gattinn,
,,am wenigſten meine Buhlerinn werden.
,,Ich will weder den cörperlichen Begierden,

„noch dem Zwange des Eheſtandes etwas zu „verdanken oder vorzuwerfen haben.“

Das war mein Entſchluß, und ich fand bald einen Gegenſtand, dem ich meine Sorgfalt widmen konnte, und der mich zugleich auf immer von dieſer letzten gutmüthigen Schwärmerey heilte. Ich wohnte nämlich damals, wie Sie wiſſen, in dem Hauſe der gottesfürchtigen Witwe eines Bürgers, in Neuyork. Dieſe alte Frau führte ohne Unterlaß Religion und Tugend im Munde; doch kann man nicht unduldſamer und feindſeliger ſeyn, als ſie es, ohne Unterſchied, gegen jedermann war. Sie vermogte es nicht, jemand loben zu hören, ohne traurige Bemerkungen über die Falſchheit und Unſicherheit der menſchlichen Tugenden zu machen; am heftigſten aber ließ ſie ihren frommen Eifer gegen ein Mädchen von zwey und zwanzig Jahren aus, das in ihrem Hauſe wohnte. Dieſe junge Perſon war ihres Bruders Tochter, der die Niederträchtigkeit begangen hatte, kein Vermögen zu hinterlaſſen; Madam Woodman, die zwar auch nicht ſehr reich, aber doch wohlhabend war, ſah ſich daher, wenn ſie den Ruf ihrer chriſtlichen Liebe nicht auf's Spiel ſetzen wollte, nach ſeinem Tode in die Nothwendigkeit verſetzt, ihre Nichte zu ſich zu nehmen. Aber ich meine, ſie machte ſich dafür bezahlt; denn nicht nur mußte das arme Kind die Arbeit von zwey Mägden im Hauſe verrichten, ſondern obendrein die böſen Launen des alten Drachen und tägliche Verwürfe über die ſchlechte Wirthſchaft ihres verſtorbnen Vaters ertragen. Ich ſah das eine Zeitlang ſo mit an; als ich aber endlich gar erfuhr, daß Madam Woodman heimlich ein Teſtament niedergelegt, darinn das arme Geſchöpf nur ſehr kärglich bedacht, ihr ganzes übriges Vermögen aber einem geiſtlichen Seelen-Bruder vermacht hatte, ſo daß alſo alle dieſe Aufopferung und Erduldung das junge Mädchen am Ende zu gar nichts führen könnte, als ihre ſchönſten Jahre auf erbärmliche, zwangvolle Weiſe zu verkümmern, beſchloß ich Bettys Erretter zu werden.

Ich geſtehe, daß ſich mit dieſer Idee noch die gute Abſicht verband, ſie vom Untergange zu erretten. Die ewige Sclaverey hatte in ihr manche beſſere Empfindung erſtickt; Sie hatte

Figur, Talente, dabey herrliche Anlagen und einen gewiſſen Adel der Seele, der mich, wenn ich zwanzig Jahre jünger geweſen wäre, vielleicht zu einer größern Thorheit verleitet haben könnte. Ich war aufmerkſam auf jeden ihrer Schritte; Es fehlte nicht an jungen Herrn, beſonders unter unſern Officiers, die ihr nachſtrebten; Sie hatte viel Temperament, und ich ſah ſie oft auf dem Punct, Irrwege zu betreten, und vielleicht nicht zum erſtenmal zu betreten, als ich den Entſchluß faſſte, mich ihrer anzunehmen.

Ich fieng damit an, ihr kleine Geſchenke zu machen, ihr unſchuldige Aufmerkſamkeiten zu beweiſen, und zuweilen mein Vorwort (welches bey der alten Matrone etwas galt) anzuwenden, um ihr die Erlaubniß zu verſchaffen, an einigen öffentlichen Vergnügungen Theil zu nehmen. Hierdurch erwarb ich mir zuerſt von ihrer Seite Zutraun, weil ſie merkte, daß ich kein mürriſcher Feind jugendlicher Freuden war; aber wenn ich ſie im Begriff ſah, ſich zu vergeſſen; dann warf ich ein Wort zur Warnung hin, nicht im kalten Moraliſten-Ton, ſondern warm und herzlich. Ich ſuchte ihren Stolz zu erwecken, ihr zu zeigen, welchen Beruf ſie, bey ſo manchen Vorzügen vor Tauſenden ihres Geſchlechts, hätte, kleine elende Buhlkünſte zu verachten, und von jedermann dauerhafte Hochachtung zu erzwingen und wie viel ſichrer ſie dies zu einer Verſorgung leiten würde. Ich ließ ſie einen Blick in die Zukunft werfen, malte ihr das Bild einer alten Cokette vor; Von einer Seite alſo Ehre, Freude, innre Ruhe, häusliches Glück, Vermögen, Geſundheit; von der andern, nach einem Paar Jahren von Schlaraffenleben, Verachtung, Spott, Armuth, Gewiſſensbiſſe, Langeweile und einen ſiechen Cörper; und indem ich die Freude hatte, zu ſehn, daß ſie mir aufmerkſam und oft mit Rührung zuhörte, daß ſie meine Gegenwart mehr ſuchte, als vermied, glaubte ich, ſie ſey wenigſtens noch zu retten, ſey noch empfänglich für edlere Gefühle — Ich gutherziger Tropf! das alles war verlohrne Mühe. Gewiß hatte die Natur ſie zu etwas Beſſerm beſtimmt, aber ſie war ſchon zu ſehr verwahrloſt. Die Tugend, die ſie von ihrer alten Tante ſo oft hatte predigen gehört, war ihr eben dadurch wenigſtens unintereſſant geworden, und der Zwang, darinn ſie ſo lange Zeit lebte und gegen welchen ſie, um ſich ihm zuweilen zu entziehn, allerley Künſte erfand, hatten ihr Verſtellung und Winkelzüge zur Gewohnheit gemacht. Ich will Sie nicht mit einer weitläuftigern Erzählung ermüden. Miß Betty ſchien geglaubt zu haben, es ſey meine Abſicht, ſie zu meiner Frau, oder zu meiner Maitreſſe zu machen, und als ſie nun ſah, daß dies mein Zweck nicht war, ſondern, daß ich nur an ihr zum Wohlthäter werden, als ein treuer Vater für ſie ſorgen wollte; kam ihr dies Verhältniß läſtig vor; Sie hintergieng mich, vereitelte meine guten Hofnungen und lief endlich mit einem jungen Taugenichts davon.

Da ich bey dieſer ganzen Sache ſehr uneigennützig und leidenſchaftlos gehandelt hatte; ſo kränkte mich mein mislungner Plan mehr um Bettys als um meinetwillen, und indem nun die Zeit meiner Rückreiſe nach Europa heranrückte, erheiterte ich mich durch den Gedanken, nun meine ganze Sorgfalt auf meinen Vetter Mildenburg und ſeine Tochter einzuſchränken, und im Schooße meiner Familie den Reſt meines Lebens hinzubringen.

Nachdem ich bey meiner Durchreiſe durch Frankfurth am Mayn, auf Anrathen des würdigen Herrn d'Orville ein Haus in Offenbach gekauft hatte, eilte ich nach Hamburg, um Mildenburg abzuholen — Sie wiſſen, daß auch dieſer Plan mir fehlſchlug; ich fand ihn nicht nur nicht dort, ſondern hörte auch, daß er ein Gut gekauft hätte, entſchloſſen ſey, einſam auf dem Lande zu leben, daß aber ein auszehrendes Fieber ſeiner Laufbahn wohl bald ein Ende machen würde.

So ſchien es denn beſchloſſen, daß ich alter Mann einſam meine Tage endigen ſollte! Den Gedanken aber konnte ich nicht ertragen; Ich bat alſo die Demoiſelle Felmer, mit mir zu ziehn. Die Bedingungen, welche ich ihr anboth, ſchienen ihr annehmenswerth; allein diesmal handelte ich doch nicht ganz uneigennützig. Ihre Sorgfalt, angenehme Unterhaltung und Pflege gewähren mir mehr, als ich ihr von meiner Seite zu geben und in der Folge zu verſprechen im Stande bin. Indeſſen ſcheint ſie gern bey mir zu ſeyn, und ich glaube, wenn jemand um ſie freyete; ſo würde ſie ſich nicht abgeneigt zeigen, es zur Bedingung ihres Jaworts zu machen, daß man ihren alten Pflegevater mit in den Kauf nehme, oder daß ich Mann und Frau bey mir behielte.

So viel, mein wertheſter Herr von der Hart! habe ich für Pflicht gehalten, Ihnen von meiner Lage zu ſagen, weil dies Bezug auf meine Verhältniſſe mit dem Frauenzimmer hat, für welches Sie Sich intereſſiren. Ich will nun aber Ihre Geduld nicht länger misbrauchen und nur noch die Verſicherung der vollkommenſten Hochachtung hinzufügen, mit welcher ꝛc.

Fünf und dreiſſigſter Brief.

Von dem Staatsminiſter von Kappſtein, an Heinrich von Mildenburg, in Wahlberg.

****, den 9ten Julius, 1780.

Mein mehr als dreyjähriger Aufenthalt in Rußland, werthgeſchätzter Herr Geheimerath! hat mich Ihnen vielleicht ganz fremd gemacht; indeſſen ſind Ew. :c. meinem Herzen nicht fremd geworden, und meine erſte Frage, als ich vor wenig Monaten hierher zurückkam, war: ob niemand mir Nachricht von Ihnen geben könnte? Ich hörte darauf mit innigſter Theilnehmung alles, was Ihnen begegnet iſt, und wenn ich ſo lange gezaudert habe, Ew. :c. meine geringen Dienſte anzubiethen; ſo geſchahe es nur deswegen, weil theils überhäufte Geſchäfte mich abhielten, dieſe angenehme Pflicht zu erfüllen, theils weil ich erſt genau von Ihrer gegenwärtigen Lage unterrichtet ſeyn wollte, um Denenſelben keine unpaſſende Vorſchläge zu thun, und mich auch nicht mit leeren Worten zu begnügen.

Jetzt erfahre ich, daß Sie, werthgeſchätzter Herr Geheimerath! auf dem Lande wohnen und ſeit einiger Zeit unpäßlich ſind. Ich hoffe, Ihre Krankheit wird nicht von Bedeutung ſeyn; und da ich urtheile, daß ein Mann von Ew. ꝛc. Thätigkeit und Geſchicklichkeit unmöglich zu dieſer einſamen Lebensart ſich berufen, noch ſich in derſelben glücklich fühlen kann; ſo glaube ich, es unſrer alten Freundſchaft ſchuldig zu ſeyn, Denenſelben einen Vorſchlag zu thun, der, wenn Sie ihn annehmen, uns einander wieder näher bringen wird.

Es haben nämlich des Königs Majeſtät beſchloſſen, einen auſſerordentlichen Geſandten nach Schweden zu ſchicken. Da ſich einige Verlegenheit zeigte, ein Subject zu finden, das dieſem Geſchäfte gewachſen wäre; wagte ich es, weil dies in mein Departement ſchlagt, Sr. Majeſtät ein Wort von Ew. ꝛc. zu ſagen, und erhielt ſogleich Befehl, Dieſelben vorläufig zu fragen, ob Sie wohl geneigt ſeyn würden, ſich dieſen Geſandſchaftsposten anvertraun zu laſſen, welchen erwünſchten Auftrag ich alſo hiemit zu erfüllen keinen Anſtand nehme.

Was die Bedingungen, ſowohl für jetzt, als nach geendigten Geſchäfte betrifft; ſo werde ich, ſobald Ew. ꝛc. Sich nur über die Sache ſelber werden erklärt haben, Denenſelben das Nähere zu eröfnen nicht verſehlen. Uebrigens bin ich nicht fähig Ew. ꝛc. zu beſchreiben, mit welcher Freude mich die angenehme Ausſicht erfüllt: noch einmal mit Denenſelben gemeinſchaftlich Geſchäfte zu treiben. Sollten es Dero Geſundheits-Umſtände erlauben: ſo mögte ich anrathen, im Falle (wie ich mich deſſen ſchmeichle) Ew. ꝛc. überhaupt nicht abgeneigt ſeyn ſollten, Sich auf dieſen Vorſchlag einzulaſſen, bald möglich eine Reiſe hierher zu unternehmen. Es läſſt ſich doch mündlich in kurzer Zeit mehr verabreden und in das Reine bringen, als durch weitläuftigen Briefwechſel.

Unſer Herr Seiſenberg, deſſen Sie Sich noch erinnern werden, hat mich verlaſſen und, die Wahrheit zu geſtehn, ich bin um ſo weniger betrübt darüber, da ihm doch würklich das Arbeiten ein wenig ſchwer von der Hand gieng, und er, nach ſeiner Denkungart, jetzt ſein Glück gemacht hat. Er hat eine bejahrte Witwe mit einem Vermögen von vierzig tauſend Thalern geheyrathet. Die Unannehmlichkeit, daß ſie ein wenig bucklicht, taub und zänkiſch iſt, wird ihm, wie es ſcheint, dadurch verſüßt, daß ſie, nachdem ſie die erſten fünf und ſechzig Jahre überſtanden hat, nun wohl nicht lange mehr zanken kann, und ſo fügt er ſich denn, wie ich höre, vortrefflich in ihre Launen.

In Erwartung einer baldigen gütigen Antwort, empfehle ich mich Ew. ꝛc. wohlwollens dem freundſchaftlichen Andenken gehorſamſt, und habe die Ehre mit der vollkommenſten Hochachtung zu ſeyn ꝛc.

Sechs und dreyſſigſter Brief.

Heinrichs von Mildenburg Antwort auf den vorigen Brief.

Wahlberg, den 25ſten Julius, 1780.

Von einem Tage zum andern habe ich meine Antwort auf Ew. Excellenz gütevollen Brief verſchoben, weil ich immer hoffte, einer von dieſen ſollte ein heitrer, geſunder Tag für mich ſeyn; allein es ſcheint nicht, als wenn mir dies Glück noch beſchieden iſt; mein Fieber verläſſt mich faſt gar nicht mehr, und die drückende Hitze des Wetters verdoppelt meine Beängſtigungen und wirft mich ganz über den Haufen. Mich hinzuſetzen, um zu ſchreiben, oder zu leſen, das darf ich gar nicht wagen. Dennoch wollte ich nicht gern wieder die heutige Poſt verſäumen, ohne Ew. Excellenz meine innigſte Dankbarkeit zu bezeugen; Ich wähle alſo das einzige Mittel, welches mir übrig bleibt, und bediene mich einer fremden Feder.

Mögte ich nur im Stande ſeyn, Ihnen, vortreflicher, würdiger Mann! zu ſagen, wie gerührt mein Herz von Ihrer Güte, von Ihrer Sorgfalt für mich iſt! aber — meine kleine Rolle in dieſer Welt iſt ausgeſpielt; ich fühle, daß es Vermeſſenheit ſeyn würde, mich mit der Hofnung zu ſchmeicheln, noch eine neue übernehmen zu können. Gott ſegne Sie für alles, was Sie an mir gethan haben und noch zu thun im Begriff waren! Ich wünſchte, ich hätte mich ſo vielfacher Gewogenheit und Freundſchaft recht würdig zu bezeugen vermogt, und vielleicht, wenn es der Vorſehung gefällig geweſen wäre, meine Tage zu friſten, würde ich jetzt Ew. Excellenz Empfehlung keine Schande gemacht haben; indeſſen iſt es zu ſpät, und ich murre nicht.

Meine öconomiſchen Umſtände ſind nun ziemlich gut und würden, durch meines Schwiegervaters Tod, der wohl nicht mehr fern ſeyn kann, noch ſehr verbeſſert werden; Meine kleine Tochter iſt den Jahren nahe, wo ſie anfangen würde, mir Freude zu machen; Mein Oheim von Biebersdorf verlebt, bey einem anſehnlichen Vermögen, ruhige, heitre Tage, und war bereit, dies Glück mit mir zu theilen; Mein vertrauteſter Freund, der Doctor Porr, ladet mich ein, Zeuge ſeiner häuslichen Glückſeligkeit zu werden, und um mir vollends noch eine frohe Ausſicht in dies Leben zu eröfnen, bahnte mir Ew. Excellenz großmüthige Freundſchaft einen neuen Weg, thätig- nützlich zu werden, einen erlaubten Ehrgeiz zu befriedigen und noch einmal unter Ihrer Leitung angenehme Geſchäfte zu treiben. Meinen einſamen Aufenthalt und meine langwierige Krankheit habe ich genützt, mich ſelbſt zu prüfen, an mir zu arbeiten, meine Leidenſchaften zu bekämpfen; und ich hätte vielleicht hoffen dürfen, mich aller dieſer Vortheile nicht unwerth zu zeigen, wenn es dem Schöpfer gefallen hätte, mich noch einige Jahre auf dieſer Erde leben zu laſſen. — Allein es iſt ſein Wille nicht, und ich ſträube mich keinesweges gegen ſeine weiſen Fügungen. Wer weiß, ob nicht, mit der rückkehrenden Geſundheit und Stärke, auch die alten Leidenſchaften in mir erwacht wären? Wer weiß, welche neue, unerwartete Schickſale dies anſcheinende Glück hätten zerſtöhren können? — Und ſo iſt es ja beſſer, daß ich jetzt davon ſcheide, da ich, ohne ängſtliche Sorgen für das Schickſal meines Kindes und aller Derer, die mir theuer und werth ſind, und ohne mit mir ſelber unzufrieden zu ſeyn, die Welt verlaſſen kann.

Leben Sie denn wohl, würdiger, edler Mann! und tragen Sorgfalt für Ihre Geſundheit, für ein Daſeyn, das ſo Vielen nützlich und wohlthätig iſt! Vermuthlich iſt es zum letztenmal in dieſer Welt, daß ich Ihnen ſage, wie ſehr ich Sie verehre und hochſchätze.

Sieben und dreyſſigſter Brief.

Von der Priorinn des Kloſters Meuſchenberg, an Heinrich von Mildenburg, in Wahlberg.

Meuſchenberg, den 30ſten Julius, 1780.

Hochwohlgebohrner Herr Geheimerath!

Hochgeehrteſter Herr!

Ew. Hochwohlgebohren haben mir, ſeitdem ich ſo glücklich bin, Dero Frau Schweſter, und mit ihr die kleine liebenswürdige Marie, in unſerm Kloſter zu ſehn, ſo viel Proben Ihres gütigen Zutrauns gegeben, daß ich nur die Pflicht der Dankbarkeit zu erfüllen glaube, indem ich mich heute in einer Angelegenheit an Sie wende, welche das künftige zeitliche Glück Ihrer Tochter betrifft.

Das gute Kind iſt nun vor wenig Tagen vier Jahre alt geworden, und nach und nach fängt ihr Verſtand an, ſich zu entwickeln, ſo daß es nicht mehr gleichgültig iſt, was für Eindrücke auf ſie gemacht werden. Die Frau von

Stallheim liebt die kleine Marie unbeſchreiblich zärtlich; Dieſe Zuneigung ſcheint noch das einzige irdiſche Gefühl zu ſeyn, das der guten Frau übrig bleibt; denn alle andre Empfindungen flieſſen in eine Sehnſucht nach dem Himmel, in religiöſe Zerknirſchung, in eine ungeſtörte Andacht zuſammen, um welche ich ſchwaches Weib Ihre Frau Schweſter beneiden könnte, wenn ich nicht mit großer Betrübniß zugleich wahrnähme, daß dieſe Stimmung ihrem Verſtande alle Kraft benimmt, daß ſie mehr das Werk eines melancholiſchen Temperaments, als einer ruhigen Ueberlegung iſt. Mit Einem Worte! — denn warum ſollte ich nicht ganz offenherzig gegen Ew. Hochwohlgebohren reden? — die Frau von Stallheim iſt in einem Gemüthszuſtande, den ich nicht für glücklich, nicht für wahren Beruf zu einem, Gott ganz gewidmeten Leben halte, welches mich denn bewogen hat, meinen Pflichten gemäß, ihr oft wiederholtes Verlangen, den Schleyer bey uns zu nehmen, ſtandhaft zurückzuweiſen.

Indeſſen können Dieſelben Sich leicht einbilden, von welcher Art, bey dieſen Umſtänden, die Erziehung iſt, welche Ihre Tochter erhält. Ihr kleiner Kopf wird, grade in den Jahren, wo es Zeit wäre, ſie für die unſchuldigen Freuden der Welt, für die Schönheiten der Schöpfung und den Reichthum der Natur empfänglich zu machen, mit Ideen erfüllt, die ſie noch nicht zu faſſen vermag, die aber, eben dadurch, offenbar ihren Geiſt niederdrücken. Dies Werk wird leider! von unſern guten Kloſterfrauen, aus unüberlegtem Eifer, befördert, und für mein Amt ſchickt es ſich nicht, das Unverdienſtliche davon laut zu rügen und ihren gutgemeinten Bemühungen Einhalt zu thun.

Ich kenne meine Pflichten und werde nie, in einer wahrhaftig Gott geweyhten Seele, den Eifer ſich von der Welt loszureiſſen, zu unterdrücken ſuchen; allein ich bin auch eben ſo feſt überzeugt, daß dem himmliſchen Vater nur ſolche Opfer gefallen können, die mit weiſer Ueberlegung und Kenntniß der Sache gebracht werden. Eine Andacht, die das Werk der Gewohnheit iſt, eine Verleugnung, die, bey dem erſten ſtaunenden Blicke auf unbekannte, nichtige, irdiſche Freuden, ſich in zu ſpäte Reue verwandeln würde — die kann der liebreiche Vater im Himmel uns nicht zum Verdienſte anrechnen. Ich glaube, daß wir unſre Bildung in dieſer Welt nur halb vollenden, wenn wir zu früh jeden Keim der Leidenſchaften in uns erſticken, und daß nur Der ganz den Zweck ſeiner irdiſchen Laufbahn erfüllt, der dieſe Leidenſchaften reif werden läßt, dann aber ſie bezähmt und, wenn ihm die göttliche Geiſteskraft dazu verliehn iſt, endlich gänzlich Meiſter über ſie wird. Aber Kampf muß vorausgehn, wo Sieg und Triumpf ſeyn ſollen, und dieſer Kampf — wer weiß beſſer als ich, wie ſchwer er iſt? — Was würde aber leichter ſeyn, als ſich ein Verdienſt im Himmel zu erwerben, wenn man dabey nichts weiter zu thun hätte, als ſich von Kindheit auf die Augen verblenden zu laſſen, und dann dem zu entſagen, was man nie geſehn, nie gekannt, was keinen Reiz für uns hat?

Deswegen habe ich, mit der Gefahr, falſch beurtheilt zu werden, mich bis itzt eben ſo ſtandhaft der Einkleidung gar zu junger Frauenzimmer widerſetzt, als ich den Eintritt in den Orden, für ſolche Perſonen, die der Welt gänzlich abgeſtorben ſind, folglich nichts mehr aufzuopfern haben, für unverdienſtlich halte. Deswegen ſehe ich es ferner ſo ungern, wenn man uns Kinder, die über vier Jahre alt ſind, anvertrauet, weil ich weiß, daß die klöſterliche Erziehung, bey dem beſten Willen, doch nichts taugen kann, und deswegen endlich — ohne Umſchweiſe herausgeſagt! — ſchiebe ich es in Ihr Gewiſſen, wertheſter Herr Geheimerath! Ihre Tochter bald möglichſt von hier abzuholen.

Daß dieſer Schritt mit möglichſter Vorſicht und mit Schonung gegen die Frau von Stallheim geſchehn muß, und daß ich das Zutraun zu Ew. Hochwohlgebohren habe. Sie werden den Inhalt dieſes Briefs gegen jedermann verſchweigen, das verſteht ſich wohl, ohne Erläuterung.

Ich habe übrigens die Ehre mit wahrer Hochachtung zu ſeyn ꝛc.

Acht und dreyſſigſter Brief.

Von Heinrich von Wildenburg, an die Frau von Steinbach, in Carlsruhe.

Wahlberg, den 9ten Auguſt, 1780.

Vielleicht, meine verehrungswürdigſte, liebe Freundinn! ſind dies die letzten Zeilen, die Sie von mir erhalten, denn ich werde nun wirklich immer matter und hinfälliger — Das Schreiben wird mir ſehr ſauer, und doch wollte ich dieſen Brief nicht gern, eben weil er vermuthlich der letzte iſt, durch einen Andern ſchreiben laſſen.

Ich habe eine dringende Bitte an Sie, deren Gewährung ich mit froher Zuverſicht von Ihrer Freundſchaft erwarte; und trügt mich dieſe nicht; ſo iſt auch dieſe Sorge von meinem Herzen abgewälzt, und ich kann ruhig ſterben.

Sie wiſſen, daß meine liebe kleine Marie bis jetzt im Kloſter Menchenberg iſt erzogen worden. Sie war gut dort, und wurde auf's beſte von meiner armen Schweſter verpflegt; Aber jetzt kommen die Jahre heran, wo ſie auch **gebildet** werden muß, und das kann dort nicht geſchehn. Meine Schweſter iſt tiefſinnig und giebt, ſo gut ſie es auch meint, dem Kinde eine Stimmung, die nicht taugt. Nun würde ich ſehr verlegen ſeyn, wem ich meine Tochter anvertraun ſollte, wenn ich nicht auf Sie, beſte Fremdinn! rechnen dürfte. So aber wende ich mich ohne Umſchweiſe an Sie -- Nehmen Sie das Mädchen zu Sich! Sie ſind eine ſo gute Frau; Sie werden eine eben ſo gute Mutter ſeyn. Der Himmel hat Ihnen keine eigne Kinder gegeben; erfüllen Sie alſo an meiner Tochter auch dieſen Theil Ihres Berufs! Sie ſey Ihr Eigenthum, das Vermächtniß eines treuen Freundes, der Sie und Ihren edlen Gatten in ſeiner letzten Minute noch für dieſe Wohlthat ſegnen wird!

Ich würde dieſe Bitte nicht wagen, wenn Sie nicht ſchon vor zwey Jahren die gute Abſicht gehabt und ſo liebevoll, ſo dringend von mir verlangt hätten, ich ſollte Ihnen Marien ſchenken. Damals war ſie noch zu jung; Sie würden unbeſchreiblich viel Beſchwerde von ihr gehabt haben; jetzt iſt das ſchwerſte überſtanden. Der Himmel wird Ihre Sorgfalt mit Erfolge belohnen; das Mädchen wird, durch Entwicklung guter Anlagen, Ihnen mannigfaltige Freude machen; Ihre Lehren und das Beyſpiel Ihrer Tugenden, Ihrer Vortreflichkeiten, werden ein edles Geſchöpf aus ihr bilden, und einſt wird ſie der Troſt, die Freude Ihres Alters ſeyn.

Glauben Sie nicht, würdigſte Freundinn! daß jetzt, am Rande des Grabes, wo uns freylich die kleinen Sorgen und Anſtrengungen des Erdenlebens ſehr unbedeutend ſcheinen, die Laſt, welche ich Ihnen auflade, mir geringe vorkömmt! Nein! ich fühle es wohl, daß ich viel fordre; aber ich weiß auch, an wen ich mich wende.

Den Plan zu Erziehung meines Kindes überlaſſe ich, wie ſich's verſteht, gänzlich Ihrer Klugheit. Sie wiſſen, daß Marie einſt ein beträchtliches Vermögen zu erwarten hat; von dieſer Seite alſo wird ihr künftiges Schickſal Ihnen keine Unruhe machen. Was die Religion betrifft; ſo wird es wohl am beſten ſeyn, daß man, weil ſie in einem proteſtantiſchen Lande erzogen wird, auch dieſe Art von Gottesdienſt für ſie erwähle — Sie wiſſen, wie ich darüber denke.

Wollen Sie mir bald ein Paar tröſtliche Zeilen zur Antwort ſchreiben; ſo werde ich dann ſogleich dafür ſorgen, daß das Kind, begleitet von einer Wärterinn, ſich auf den Weg nach Carlsruhe mache. Um mir den Abſchied von dieſer Welt nicht zu erſchweren, will ich Marien vorher nicht ſehn. Ich danke dem liebreichen Schöpfer mit frohem Herzen, für die innre Seelenruhe, womit er mich beglückt; aber ich muß alles vermeiden, was dieſe ſtöhren könnte.

Leben Sie glücklich, meine verehrteſte, liebe Freundinn! und auch Sie, mein edler, beſter Steinbach! Gott lohne Ihnen, was Sie an mir gethan haben, Ihre Freundſchaft, Ihren Rath, Ihren Troſt, Ihre Nachſicht mit meinen Fehlern! —

Ich muß aufhören; mein Herz iſt zu bedrängt — Noch einmal! Es gehe Ihnen wohl! Ich bin, im Leben und Sterben, Ihr ꝛc.

Neun

Neun und dreyſſigſter Brief.

Von Carolinen Felmer, an den Doctor Perr, in Hamburg.

Offenbach, den 20ſten Auguſt, 1780.

Die Freundſchaft und Güte, womit Sie, verehrungswürdiger Herr! mich während meines unvergeßlichen Aufenthalts in ihrem Hauſe beglückt haben, legt mir die angenehme Pflicht auf, Ihnen, vor allen Andern zuerſt, Nachricht von dem wichtigſten Schritte meines Lebens zu geben, den ich im Begriffe ſtehe, zu thun. Ich rechne dabey feſt auf Ihre Theilnehmung, rechne feſt darauf, daß es Ihnen einige Freude machen wird, von mir zu erfahren, daß ich in kurzer Zeit die Gattinn eines rechtſchaffnen Mannes ſeyn werde.

Sie ſind mit der Geſchichte meiner Jugendjahre bekannt, und wiſſen, in welchen Verhältniſſen ich einſt mit dem Herrn von der Hart geſtanden; Sie ſind immer ſo gütig geweſen, mein damaliges Betragen zu billigen, und um deſto wichtiger iſt mir's, zu verlangen, daß Sie auch meinen gegenwärtigen Entſchluß gutheiſſen mögen.

Der Herr von der Hart war unglücklich verheyrathet, als ich ſeine Bekanntſchaft machte; Mein Mitleiden mit ſeiner peinlichen Lage verband ſich mit dem Intereſſe, das mir ſeine vortreflichen Eigenſchaften einflößten, und dieſe Gefühle verwandelten ſich bald in eine zärtliche Zuneigung, wovon ſein Herz für mich gleichfalls erfüllt wurde. Ich habe nie geglaubt, mir aus dieſer unwiderſtehlichen Leidenſchaft ein Verbrechen machen zu dürfen; Das Einzige, was ich mir immer mit Recht vorgeworfen habe, iſt die Uebereilung geweſen, die ich beging, indem ich, in einem Augenblicke, da mein Herz zu voll war, den Herrn von der Hart die Art meiner Empfindungen für ihn errathen ließ. Für dieſen Fehltritt aber habe ich durch meine freywillige Entfernung gebüßt, und ſeit der Zeit nicht nur alles angewendet, Meiſter über meine Leidenſchaft zu werden, ſondern auch, ſo lange ich glaubte, daß ſeine Gemahlinn noch lebte, nie den geringſten Verſuch gemacht, mich ihm auf irgend eine Weiſe wieder zu nähern. Ich habe ſogar nie nach ſeinem Aufenthalte geforſcht, noch mich bemüht, ihm von dem meinigen Nachricht zu geben.

Unterdeſſen iſt der gute Mann von ſeinem Schickſale in fremden Weltgegenden umhergetrieben werden, hat mit Schwierigkeiten und Sorgen mancher Art gekämpft; die Frau von der Hart aber iſt in Rußland geſtorben. Dieſe letztre Nachricht erhielt ich, ſchon vor ſieben Jahren, durch meine Schweſter, *) die erſtere von dem Herrn Major von Biedersdorf. **)

Ich würde die Unwahrheit ſagen, wenn ich leugnen wollte, daß durch beyde das Intereſſe für einen Mann, der mir immer ſehr werth geblieben war, auf's Neue erweckt wurde; allein ich kann Ihnen auch zugleich betheuern, daß der eitle Gedanke, es könne der Herr von der Hart je der Meinige werden, wenigſtens nie in mir Wurzel faßte. Wie hätte ich auch den Eindrükken, die ich auf ſein Herz gemacht hatte, ſo viel Dauer zutraun können, daß ich mir hätte einbilden dürfen, er würde, nach ſo langjähriger Trennung, noch mit Wärme und Zärtlichkeit an mich zurückdenken?

---

*) Man ſehe den 22ſten Brief im erſten Theile!

**) Man ſehe den 27ſten Brief in dieſem Theile!

Der Herr von der Hart kam aber nach Teutſchland zurück und, wie ich jetzt zu meiner Freude erfahre, noch mit denſelben Empfindungen für mich, mit denen er ſein Vaterland verlaſſen hatte. Er erkundigte ſich nach mir, und durch ein ſonderbares Misverſtändniß wurde ihm meine bisherige Aufführung verdächtig. Allein ſeine genauern Nachforſchungen überzeugten ihn von meiner Unſchuld, und nachdem ihm jeder Zweifel von der Art gehoben war, eilte er hierher, um mir ſeine Hand und auf's Neue ſein Herz anzubiethen.

Ich habe von je her alles, was Ziererey heiſſt, gehaſſt; warum ſollte ich es alſo leugnen, daß ſein Antrag mir Freude machte? Ich bin grade in den Jahren, in welchen eine ſolche Verſorgung keine zu verwerfende Sache iſt, und der Herr von der Hart iſt zehn Jahre älter, als ich. Er iſt ein redlicher, verſtändiger und liebenswürdiger Mann, den ich von Grunde des Her-

Herz

Herzens hochſchätze und deſſen Zuneigung zu mir die Proben von Zeit und Entfernung ausgehalten hat; Er beſitzt ein ziemlich anſehnliches Vermögen, und ich bin, durch die Großmuth meines Bruders und durch die kleine Erbſchaft von meiner vortreflichen verſtorbnen Pflegemutter in Engeleben, gleichfalls nicht arm. Was den Unterſchied der Religionen betrifft, in welchen wir ſind erzogen worden; ſo kann ich, da er als Catholik kein Bedenken von dieſer Seite findet, bey den tolerantern Grundſätzen unſrer proteſtantiſchen Lehrbegriffe, noch weniger Schwierigkeit darüber machen. Und nun, wertheſter Herr Doctor! wird es Sie wundern, daß ich noch nichts von einem Haupteinwurfe, von dem Unterſchiede der Stände, darinn wir gebohren ſind, geſagt habe. Ich wollte aber dieſen Punct bis zuletzt aufheben, und will auch hierauf antworten.

So feſt ich überzeugt bin, daß die Unſchicklichkeit deſſen, was man gewöhnlich eine Mißheurath nennt, nämlich wenn Menſchen ſich verbinden, die nicht grade zu derſelben Claſſe von Bürgern gehören, nicht grade in einerley Stande gebohren ſind, (weil man doch nun einmal durch Geburt einen Stand gewinnt, ſo ſonderbar das auch iſt) daß dies auf bloßem Vorurtheile beruht. Ganz anders hingegen ſieht es damit aus, wenn zugleich die erhaltne Erziehung und Cultur ſo unterſchieden ſind, daß nachher, und wenn der erſte Taumel vorüber iſt, die Frau dem Manne und dem Cirkel von Leuten, mit denen er umgeht, unmöglich eine angenehme Geſellſchaft ſeyn kann, ja! daß er ſich Ihrer ſchämen muß. Indeſſen giebt es gewiß auch Fälle, wo, wenn ſelbſt das alles nicht eintritt, dennoch eine ſogenannte Meſalliance, gewiſſer Neben-Umſtände wegen, unangenehme Folgen haben muß. Wenn, zum Beyſpiele, durch eine ſolche Heyrath, wie es bey alt-fürſtlichen Häuſern in Teutſchland der Fall iſt, den Kindern eine unſichre Exiſtenz gegeben, wenn ihnen das Recht der Erbfolge geraubt wird; wenn einer Familie ſehr viel daran gelegen ſeyn muß, ihre Anſprüche auf Stiftsplätze und Pfründen nicht zu verſcherzen; wenn der Mann in gewiſſen Verbindungen lebt, die es ihm unmöglich machen, eine Gattinn von bürgerlicher Abkunft mit dahin zu führen, wo er erſcheinen, oder wenn in einer Stadt, wo er leben muß, das Vorurtheil gegen Heyrathen von der Art ſo groß iſt, daß er ſeine Frau irgend einer Demüthigung oder Verachtung ausſetzt; wenn dadurch ſeine künftigen Ausſichten geſtöhrt werden; wenn er ſich ſeine Eltern, oder andre Verwandten, von denen er abhängig iſt, auf immer zu Feinden macht; endlich wenn dadurch ſeine Lage ſo verſchlimmert wird, daß er ſich Gemächlichkeiten, Annehmlichkeiten verſagen muß, an welche er von Jugend auf gewöhnt geweſen war — In allen ſolchen Fällen iſt es, wie ich glaube, weiſer gehandelt, wenn man ſich der Gefahr nicht ausſetzt, von Einer Seite, oder von beyden, ein Opfer zu bringen, das einſt Reue koſten könnte.

Allein von allen dieſen Umſtänden tritt kein einziger bey dem Herrn von der Hart und mir ein. Sein Vermögen beſteht in baarem Gelde; Er iſt frey, von Jedermann unabhängig; Seine Lebensart, ſeine Erziehung ſticht von der meinigen nicht ſehr ab; Er hat ſogar in einer langen Periode ſeines Lebens den Edelmann vergeſſen und ſich ſehr bürgerlich behelfen müſſen; Wir können einen Aufenthalt wählen, wie wir ihn für unſre Lage am bequemſten finden — und ſo habe ich denn auch von dieſer Seite nicht viel Bedenklichkeit gezeigt.

Seit zehn Tagen iſt nun mein künftiger Gatte bey uns. Offenbach gefällt ihm; wir ſind entſchloſſen hier zu leben, und zwar, weil unſers würdigen Hauswirths Zufriedenheit davon abzuhängen ſcheint, mit Dieſem unter Einem Dache. Mit Rührung bemerkte ich, wie ſehr es den alten Mann gekränkt haben würde, ſich von mir zu trennen, da er dann ganz ohne Pflege geblieben ſeyn würde. Es war mir ein ſo ſüßer Gedanke, während meines hieſigen Aufenthalts, durch meine Sorgfalt, zuweilen ſeine Seele erheitert, durch meine muntre Laune ihm ein Lächeln abgewonnen zu haben. Ich ſagte dem Herrn von der Hart ein Paar Worte davon, und ſein gutes Herz theilte ſogleich dieſe Empfindungen mit mir. Er hat alſo auf der Stelle dem Herrn Major ſein Haus wieder abgekauft, wozu Dieſer um ſo eher bereit war, da er ohnehin gern ſein ganzes Vermögen in das Gut Wahlberg ſtecken wollte, das ihm und dem Herrn von Mildenburg gemeinſchaftlich gehört und das leider! nun wohl bald allein von ihm wird verwaltet werden müſſen. Der Herr von Biedersdorf wird unſer Koſtgänger werden, und wir werden es unſre angenehmſte Pflicht ſeyn laſſen, dieſem würdigen Manne den Ueberreſt ſeiner Tage froh zu machen und nichts zu verſäumen, was ihm unſre Dankbarkeit, Liebe und Verehrung beweiſen kann.

Offenbach iſt ein angenehmer, freundlicher Ort; Man lebt hier wohlfeil und, durch die mildeſte Regierung des edeln Fürſten von Iſenburg, ſo frey als möglich. Viel Fremde, und unter Dieſen ſehr intereſſante Leute. bauen ſich hier an; Es herrſcht ein geſelliger, freundſchaftlicher Ton unter den Einwohnern; Die Stadt verſchönert und erweitert ſich von Jahre zu Jahre; Die Nachbarſchaft von Frankfurth, Darmſtadt, Hanau und Maynz; die ſchöne Gegend; die herrlichen Wege — das alles vermehrt die Annehmlichkeit dieſes Aufenthalts.

Noch Ein Wunſch blieb mir übrig, und auch der iſt erfüllt. Ich habe es von je her für ein Unglück angeſehn, mit einem müßigen, unthätigen Manne verbunden zu werden. Ich nenne hier müßig ſeyn: keine beſtimmte geordnete Geſchäfte haben, an welche ſich die übrigen, weniger beſtimmten anſchlieſſen könnten. Wenn die bürgerlichen Einrichtungen zu nichts gut ſind; ſo dienen ſie doch, wie mich dünkt, dazu, eine gewiſſe Ordnung und Zeit-Eintheilung in alle Familien zu bringen. Gänzliche Willkühr und Freyheit in Anwendung der Zeit, bewürkt böſe Laune, Müßiggang, Verleitung zu böſer Thätigkeit, zu Ausſchweifungen, und bringt am Ende Unheil und Zwiſt in ein Haus. Auch von dieſer Seite iſt mein Wunſch erhört; der Herr von der Hart hat das Glück gehabt, durch ſeine Freunde zu bewürken, daß drey teutſche Höfe ihm ihre Geſchäfte am niederrheiniſchen und churrheiniſchen Kreiſe anvertrauet haben; und ſo hat er denn eine Art von Beſchäftigung, die ihn vor Langeweile bewahrt, ohne ihn mit Arbeit zu überladen, und die ihn zugleich in angenehme Verhältniſſe bringt.

Er dringt darauf, daß unſre Verbindung bald vollzogen werde, und ich würde es für alberne Ziererey gehalten haben, wenn ich mich dieſem Verlangen widerſetzt hätte; Ich werde in künftigem Monate auf immer die Seinige werden.

Denken Sie aber nicht etwa daran, mein wertheſter Herr Doctor! mir den Einwurf zu machen, wie es wohl der Herr von der Hart anfangen wird, den Verfolgungen der Mönche zu entgehn, denen er vor ſieben Jahren entflohn iſt, und die dergleichen nicht zu vergeſſen pflegen? Auch darauf will ich Ihnen antworten. In ganz proteſtantiſchen Ländern ſcheint dieſer Coloß, die Macht, der Einfluß, der Zuſammenhang der römiſchen Hierarchie, überhaupt viel fürchterlicher zu ſeyn, als er würklich iſt; in dieſen Gegenden aber iſt nun vollends die Gewalt der Pfaffen nicht ſehr groß, und der aufgeklärte, große Churfürſt von Maynz ſteuert auf alle Weiſe dem Misbrauche ihrer Macht. Hierzu kömmt, daß mein künftiger Gatte, als er in das Kloſter * * * gieng, vorher einen andern Namen annahm, ſo daß niemand dort wuſſte, wer er war. Endlich aber, (und dies giebt ihm die größte Sicherheit) iſt das Kloſter ſchon vor vier Jahren aufgehoben worden; Er hat alſo gewiß von dieſer Seite nichts zu befürchten.

So wären denn mein Glück und meine Freude vollkommen; aber, verehrungswürdiger Herr! kann man froh ſeyn, wenn man Andre, die man ſchätzt und liebt, leiden ſieht? — Die traurigen Nachrichten von der täglich abnehmenden Geſundheit des armen Herrn von Mildenburg machen uns Alle ſehr niedergeſchlagen, und der redliche Major von Biedersdorf iſt tief gebeugt darüber — Ach! vermag denn die Arzeneykunſt gar nichts mehr zu ſeiner Rettung? — Doch ich weiß es, Sie haben gewiß keine Mühe noch Kenntniß geſpart, um Ihren Freund Sich und uns zu erhalten; und ſo muß man ſich denn ohne Murren dem Willen der Vorſehung überlaſſen. — Vielleicht hilft der Himmel auch noch; Wenn nur erſt der rauhe Herbſt überſtanden wäre!

Woher kömmt es wohl, lieber Herr Doctor! daß ich kürzlich einen Brief, den ich an meinen guten Bruder in Oſtindien geſchrieben und ſeinem Correſpondenten nach Holland geſchickt hatte, ohne weitre Erläuterung zurückgeſendet erhalten habe? Ich kann gar nicht begreifen, ob eine Irrung dabey vorgegangen iſt, oder was das ſonſt zu bedeuten haben kann. Seyen Sie doch ſo gütig, bald möglichſt bey dem Herrn Voght in Hamburg anfragen zu laſſen, ob mein Bruder etwa jetzt mit einem andern Correſpondenten in Verbindung ſteht? Ich wollte doch gern, daß mein Brief bald in ſeine Hände käme.

Verzeyhen Sie gütigſt, daß ich Ihnen mit meinem langen Briefe ſo viel Zeit geraubt habe, empfehlen mich Ihrer lieben Frau Gemahlinn gehorſamſt, und zweifeln nie an der vollkommenſten Hochachtung Ihrer ꝛc.

Vierzigſter Brief.

Von Heinrich von Mildenburg, an den Doctor Porr, in Hamburg.

Wahlberg, den 4ten September, 1780.

Geſtern, mein beſter Porr! dachte ich nicht, daß ich noch einmal ein Blatt für Dich beſchreiben würde; Es wurde mir plötzlich ſo zu Muthe, als wenn es zu Ende gehn ſollte; aber heute fühle ich mich wieder ein wenig ſtärker. Alſo will ich mir die Freude nicht verſagen, noch ein wenig mit Dir zu reden. Täglich will ich es verſuchen, ein Paar Worte auf's Papier zu bringen; Wenn ich zu ſchwach bin, ſoll der ehrliche Horn für mich ſchreiben, und vielleicht wird er Dir denn am Ende dieſes Briefs ſagen, daß er mir die Augen zugedrückt hat.

Ich danke Dir von ganzem Herzen, mein treuer, redlicher Freund! für Deine zärtliche Sorgfalt; aber ängſtige Dich ja meinetwegen nicht! Ich leide in der That nicht viel — ein wenig Beklemmung, wenn die Fieberhitze eintritt — das iſt alles. Wenn es nicht ganz zuletzt ärger kömmt; doch das hoffe ich nicht — Lange kann es nicht mehr dauern.

Nachmittags 2 Uhr.

Ich habe ein Paar Stunden lang recht ſüß geſchlafen und fühle mich nun ganz heiter, ganz leicht. Im Traume beſchäftigt ſich meine Phantaſie nur mit angenehmen Vorſtellungen. Sie verſetzt mich in die glücklichen Zeiten zurück, die ich an Deiner Seite hingebracht habe. Wir ſitzen neben einander in vertraulichen Geſprächen über Tod und Unſterblichkeit, über Nichtigkeit der irdiſchen Sorgen, Wünſche, Unruhen, Plane — Ich kann dem lieben Schöpfer und Vater im Himmel nicht genug danken dafür, daß er mir ſo heitre Augenblicke verleyht.

Das Uebrige iſt von des Verwalters Horn Hand geſchrieben.

Abends, 5 Uhr.

Ich merke doch, mein Beſter! daß das Schreiben mich gewaltig erhitzt und angreift, deswegen will ich künftig lieber immer dictiren.

Zudem ſchreibe ich jetzt ſo ſchlecht, daß ich fürchte, Du wirſt das Vorige nicht einmal leſen können.

Zuweilen habe ich im Fieber-Froſte recht heitre, glückliche Augenblicke. Alle Nerven ſind denn angezogen, wie das Tauwerk eines Schiffes, das mit vollen Segeln fliegt. Die Phantaſie hat einen ungewöhnlichen Schwung; Es iſt ſo hell, ſo heiter im Kopfe. In ſolchen Augenblicken würde ich fähig ſeyn, mit den kühnſten Blicken durch das verſchleyerte Heiligthum der Wahrheit zu dringen; Oder, wenn die Einbildungskraft ſich nicht zu ſpeculativen Gegenſtänden hinaufſchwingt, ſondern auf irdiſchen Dingen verweilt; ſo finde ich Contraſte, Vorſtellungen von comiſchen Situationen, die dem witzigſten Kopfe in geſunden Tagen Ehre machen würden. Ach! wenn aber bald nachher die Hitze eintritt, mit den fürchterlichen Kopfſchmerzen und Beängſtigungen; dann ſtellen ſich ſchwarze Bilder ohne Zuſammenhang, aber ſchrecklich und grauſend vor meine Seele. Eines drängt das andre, thürmt ſich auf das andre — Vergebens ſuche ich die letzte Kraft der Vernunft zu

Hülfe zu rufen, um dieſe Hirngeſpinſte zu verſcheuchen; Es iſt alles umſonſt! Schreckbilder aus den erſten Jahren meiner Kindheit, falſche Vorſtellungen von Geiſtern und Geſpenſtern, Zweifel und Unglauben, Furcht und Mistraun gegen alles, was mich umgiebt, das quält und martert und zerreißt mich; Ich fahre auf, bebe zurück, bis denn nach und nach auch dieſe bittre Stunde vorüberzieht und Erſchlaffung, Gedankenloſigkeit, mich in einen Schlummer zieht, während welchem ein gewaltſam hervordringender Schweiß mich vollends ermattet und mich dem gänzlichen Stillſtande meiner Maſchine um eine Stufe näher bringt. —

Den 5ten Morgens.

Ich habe einmal eine ziemlich ruhige Nacht gehabt. Was ich Dir geſtern ſagte von meinen Beängſtigungen und Schreckniſſen, das mußt Du, mein geliebteſter Freund! nicht ſo auslegen, als wenn Furcht vor dem Tode oder Gewiſſensangſt mich peinigte — Nein! gewiß nicht! In den Augenblicken, wo ich Meiner mächtig bin, wo meine Seele frey wirken kann, bin ich wahrlich recht ruhig und heiter. Ich fühle mich em-

porvorgehoben über alle Täuſchungen dieſer Formen-Welt, ſehe alles, was mir hier begegnet iſt, an, wie eine Reyhe von Bildern in einem Elementar-Werke für Kinder, das der große allweiſe Erzieher ſeinen Zöglingen aufſchlägt, um ſie nach und nach zu gewöhnen, für abgezogenere, höhere Begriffe, für allgemeinere Gefühle empfänglich zu werden. Er wird nicht ewig zürnen, dieſer liebreiche Lehrer mit dem Knaben von geringern Fähigkeiten, der die Deutung dieſer Symbolen nicht gehörig gefaßt hat, noch mit dem ſinnlichern, der ſein Herz zu oft an die bunten Bilder hieng, und darüber die Deutung der verborgenen Lehre ſich nicht gehörig eigen machte, in ſo fern nur nicht verſteckter, böſer Wille, Unluſt ſich zu bilden, Trotz gegen den ſanften Führer, ihm Augen und Herz verſchloſſen.

Nicht, daß ich deswegen pochte auf den Eifer, den ich gezeigt, daß ich glaubte, alles gethan zu haben, was ich vermogt hätte, um einer Beförderung in eine höhere Claſſe, die wir ſtolze Sterbliche ſogar Belohnung zu nennen pflegen, werth zu ſeyn! Allein ich werfe mich voll Zutraun in die Arme des Allgütigen, der nicht nur

Lehrer und Erzieher, ſondern der auch Vater iſt, ſeine Kinder, das Werk ſeiner Schöpfung, liebt und väterliche Nachſicht mit ihrer Schwachheit zu haben weiß.

Mittags 12 Uhr.

Vor einer Stunde erhielt ich Deinen Brief, mein ewig theurer Freund! Ich danke Dir von ganzer Seele, vorzüglich dafür, daß Du mir nichts vorwinſelſt, noch klagſt, ſondern mir männlichen Muth einſprichſt, bey dem Schritte, den ich nun bald thun werde. Ich habe nie die ſchwermüthige Feyerlichkeit leiden können, mit der man ſeinen Freunden, auf dem Sterbebette gewöhnlich die Faſſung raubt, deren ſie bedürfen, um ſich über die cörperlichen Leiden zu erheben und die noch übrigen heitern Augenblicke zu ernſthaften Ueberlegungen anzuwenden. Und was iſt denn dabey, was Den ängſtigen könnte, der zuverſichtlich die Fortdauer ſeines Daſeyns glaubt? Iſt es einer Klage werth, wenn man den ſchlechten Rock auszieht, um bald in herrlicherm Schmucke aufzutreten? Muß man ſich die kleine Ungemächlichkeit des Umkleidens noch weitläuftiger, zwangvoller zu machen ſuchen? Glaube mir, mein Theuerſter! die unbezwingliche Eitelkeit der Sterblichen verfolgt die mehrſten Erdenſöhne bis in das Todtenbette. Sie weiden ſich an dem Gedanken, wenigſtens da noch die Augen der Umſtehenden auf ſich zu ziehn und nach dem Tode noch von ſich ſprechen zu machen. Da kramen ſie dann Gemeinſprüche aus, wobey ihr Herz mehrentheils eben ſo wenig fühlt, als die Zuhörer viel Langeweile dabey haben.

Andre peroriren mit kleinlicher Angſt alles her, was ſie je Erbauliches gehört und geleſen haben; gleich als wenn ein Paar Augenblicke von Declamation und auswendig gelernte, in einem inconſequenten, leichtſinnig verſchleuderten Leben nie in Ausübung gebrachte Grundſätze, alles Böſe, das ſie verübet, wieder heben, alles Gute, das ſie unterlaſſen, erſetzen, alle ſchlimmen Eindrücke, die ihr Beyſpiel gemacht, auslöſchen könnten!

Wer darf ſagen, daß auf dem Todtenbette alle Verſtellung wegfiele? Ja! vor Dem, der Herzen und Sinne prüft und vor dem anklagenden Gewiſſen, iſt wohl freylich an keine Verſtellung

lung zu denken; aber wie Mancher wird da nicht zum ärgſten Heuchler gegen Die, welche ihn umgeben, wenn nicht die Schwäche ſeines Cörpers ihn unfähig macht, Acht auf ſich zu haben. Er ſieht, daß die Augen der Anweſenden auf ihn geheftet ſind; Er will Euch und vielleicht ſich ſelber glauben machen, er beſchäftige ſich nur mit dem Gedanken an ſeine eigne Beſſerung; er wolle mit reinem Herzen in jene Ewigkeit eingehn: innerlich hingegen fühlt er wohl, daß es zu dieſer Umſchaffung, zum Erſatz des Verſäumten, nun zu ſpät ſeyn würde; Was Ihr aber von dem Abgeſchiednen ſagen werdet, wenn er nicht mehr unter Euch iſt, ob und wie Ihr Sein gedenken werdet — das iſt es, was ſeine Eitelkeit beſchäftigt; darum predigt er jetzt Tugend und Ergebung in den göttlichen Willen; darum giebt er ſeinen ſinkenden Kindern Lehren, wovon ſie glauben ſollen, daß er ſelbſt ſie immer ausgeübt habe, oder bekennt ſeine Schwächen, damit man das für übergroße Demuth halten ſoll; darum vermacht er ſeinen Domeſtiken, und den Armen des Kirchſpiels, Summen, wovon er nun keinen Gebrauch mehr zu Befriedigung ſeiner Lüſte machen kann: Darum befiehlt er, wie er begraben ſeyn will — als wenn es nicht einerley wäre, wohin man den alten Rock wirft, den niemand mehr tragen kann!

Abends 5 Uhr.

Ich will Dir, mein Lieber! nichts mehr über meine Geſundheit ſagen. Du brauchſt nur immer zu denken, daß die Augenblicke, in denen ich Dir ſchreibe, oder vielmehr ſchreiben laſſe, die freyern, heitern Augenblicke ſind. So lange ich irgend kann, werde ich dieſe nützen, um mich mit Dir zu unterhalten.

Die Priorinn des Kloſters Meuſchenberg, hat mir heute gemeldet, daß meine kleine Tochter nun, begleitet von einer guten alten Frau, die mit der Poſt wieder zurückkehren wird, nach Carlsruhe abgereiſt ſey. Meine Schweſter hat ſich ungern von ihr getrennt; aber es muſſte doch ſo ſeyn, und ich bin nun ruhiger über ihre künftige Erziehung. Man hat meine Krankheit zum Vorwande genommen und meiner Schweſter geſagt: ich wünſchte meine Tochter noch vor meinem Ende zu ſehn. Ich habe indeſſen mir dieſe Scene erſparen wollen; Warum ſollte ich einen Gegenſtand vor meine Augen bringen, der vielleicht die Ruhe und Gleichmüthigkeit, mit der ich dieſe Welt zu verlaſſen hoffe, in Gefahr ſetzen könnte? Dich, mein liebſter Freund! bitte ich aber angelegentlich, mein Kind nicht gänzlich aus den Augen zu verliehren. Ich bin feſt überzeugt, daß ich es jetzt den beſten Händen anvertrauet habe; allein wer weiß, wie es kommen kann, und ſo trägt denn der Gedanke, daß der Mann, welcher mir ſo manche rührende, unvergeßliche Probe ſeiner treuen, großmüthigen Freundſchaft gegeben hat, auch meiner Tochter ſich, wenn es Noth thut, annehmen wird, nicht wenig zu meinem Seelenfrieden bey. Marie wird einſt ein Gleiches an Deinen Kindern thun, wenn ſie es vermag.

Ob wir denn in jener Welt uns wiederſehn, uns wiederkennen werden? — Das iſt eine Frage, die mich jetzt recht oft beſchäftigt, je näher ich dem Zeitpuncte komme, in welchem ich von allem, was mich hier intereſſirt hat, Abſchied nehmen muß. Es war eine Zeit, wo ich es für Ankündigung des größten Unglücks gehalten haben würde, wenn man mir geſagt hätte, mit Zerſtörung unſrer irdiſchen, ſinnlichen Werkzeuge, deren wir doch zum Sehn und Wiedererkennen nothwendig bedürfen, müſſte auch die Nacherinnerung aufhören; Jetzt bin ich ganz andrer Meinung. Ich halte das Gefühl von Perſonalität, von Vereinzelung, von formellen Daſeyn, für eine von den Unvollkommenheiten des Erden Lebens. So hoch, ſo edel, ſo wohlthätig uns die Empfindungen, die wir hier Freundſchaft und Liebe nennen, ſcheinen mögen; ſo bin ich doch feſt überzeugt, das unſer feineres Weſen noch erhabenerer Gefühle fähig ſeyn wird, wenn dieſe Formen-Welt aufhört. Dann werden wir vielleicht eben ſo ſehr über dieſe kleinen engern Verbindungen und Ausſchlieſſungen hinaus ſeyn, als hier auf Erden der patriotiſche Staatsmann, von eſprit public entflammt, über den einzelnen Bauer ſteht, der nichts fühlt, als die Liebe zu ſeiner Hütte und für keine andre Freude empfänglich iſt, als für die häusliche, indeſs Jener die Wonne ſchmeckt, der Wohlthäter von Tauſenden zu ſeyn. Was wird es uns einſt kümmern, daß ein Stück von unſerm gemeinſchaftlichen Weſen vormals in einer Geſtalt ſichtbar war, die man Porr nannte; indeß der andre Theil in einer Hülle erſchien, die Mildenburg hieß? Was wird uns das kümmern, wenn wir wieder in Eines zuſammengeſchmolzen, in Einem würken? Mangel an gänzlicher Entwicklung iſt es, daß wir uns hier, als getrennt, als zwey Weſen vorkommen, und unſre Freundſchaft iſt nur eine leiſe Ahndung von dem herrlichen, himmliſchen Genuſſe, den wir ſchmecken werden, wenn jene Trennung aufhört — Wenigſtens iſt dieſer Gedanke für mich ſo tröſtlich, ſo herzerhebend, daß er mich über alle die kleinen Dinge, die in dieſer Welt der Gegenſtand unſrer Wünſche, unſrer Freuden, unſrer Beſorgniſſe und unſres Leidens ſind, weit hinausſetzt.

Nur nach dieſem Maaßſtabe kann ich es ſchüchtern wagen, mir eine dunkle Vorſtellung von der vollkommenſten, höchſten Seligkeit des Weſens zu machen, in dem wir Alle leben, weben und ſind, das gar kein vereinzeltes Gefühl haben kann, weil an ihm nichts von Sinnlichkeit, nichts von Form, nichts von Zeit iſt, das alſo keiner einzelnen Handlungen, Eindrücke und Gemüthsbewegungen fähig iſt, ſondern bey dem Wollen und Thun, Würken und Lieben und Schaffen, und aller Orten zu ſeyn und alles zu erfüllen, eine ewig fortdauernde, ununterbrochene, einzige Operation ſeiner Exiſtenz iſt; ein Weſen, das, um uns die Wohlthat zu erzeigen, uns wieder fähig zu machen, die Stuffen zu erſteigen, von denen wir uns herabgeſtürzt hatten, in einem ſichtbaren Cörper ſeine Allgegenwart anſchaulich machen, perſonificiren mußte; ein Weſen endlich, von dem wir uns nur deswegen ſo irrige, widerſprechende Begriffe gemacht haben, weil wir alles, was uns davon iſt offenbart worden, zu eingeſchränkt nach den Buchſtaben verſtanden haben. Deswegen iſt manchem Zweifler der Ausdruck, daß in einem einfachen Weſen mehr Perſonen ſeyn ſollen, widerſinnig vorgekommen, weil er an die Vorſtellung einer Perſon, ohne es ſelbſt zu merken, alle die Ideen von Form, Raum und Abtheilung knüpft, die man bey irdiſchen Gegenſtänden damit verbindet — Auch dieſe Unvollkommenheit der Begriffe wird einſt aufhören, wenn wir keiner Sprachen, keiner Zeichen mehr bedürfen, ſondern jede Wahrheit in ihrer ganzen Reinigkeit uns anſchaulich und fühlbar iſt — Doch auch hier — muß ich ja ſinnliche Ausdrücke brauchen, um das in Worte zu überſetzen, was jezt ſo klar in meiner Seele liegt.

Den 6ſten, früh Morgens.

Ich habe eine ſehr unruhige Nacht gehabt; ich hatte geſtern ein wenig zu lange meine Aufmerkſamkeit auf das angeſtrengt, was ich für Dich dictirte. Indeſſen iſt es ſonderbar, daß das Nachdenken über dieſe wichtigen Gegenſtände mich jetzt weniger angreift als die geringſte Aufmerkſamkeit, die ich häuslichen Beſorgungen widmen mögte. Ich überlaſſe desfalls auch dieſe ganz dem ehrlichen Horn, den ich nicht genug wegen der treuen Sorgfalt rühmen kann, die er mir bezeigt, und zu welcher er auch meine andern Hausgenoſſen ermuntert. Er bittet mich aber um die Erlaubniß, hier hinzufügen zu dürfen, daß es ſeine Beſcheidenheit beleidigt, ſelbſt ſein Lob hinzuſchreiben und ſich wegen eines Eifers rühmen zu müſſen, welchen ſein gutes Herz ihm zu einem angenehmen Geſchäfte macht.

Mittags 12 Uhr.

Ich muß nun dieſen Brief ſchlieſſen, um die Poſt nicht zu verſäumen — Vermuthlich iſt es der letzte, den Du von mir erhältſt. Die wenigen, mir etwa noch übrigen heitern Stunden werde ich anwenden, dasjenige zu beſtellen und niederſchreiben zu laſſen, was ich gern nach meinem Tode, in Anſehung meines Vermögens und dergleichen, beſorgt wiſſen mögte.

Lebe wohl, mein Geliebteſter! lebe froh und glücklich mit Deiner edlen Gattinn, und denke zuweilen an Deinen Dir im Leben und Sterben treuen Freund ꝛc.

Ein und vierzigſter Brief.

Von dem Doctor Porr, an Carolinen Felmer, in Offenbach.

Hamburg, den 9ten September, 1780.

Der Ueberbringer dieſer Zeilen wird Ihnen, meine wertheſte Demoiſelle! das Räthſel auflöſen, weswegen man Ihnen den Brief an Ihren Herrn Bruder aus Holland zurückgeſchickt hat. *) Sehr angenehm iſt mir's geweſen, die Bekanntſchaft dieſes wackern Mannes zu machen und noch größer wird Ihre Freude ſeyn, ſie zu erneuern. Ich kenne den Mann nicht; Er iſt neugierig, zu ſehn, ob Sie ihn wiederkennen werden.

Empfangen Sie meinen und meiner guten Frau herzlichen Glückwunſch, zu Ihrer bevorſtehenden Verbindung! Wir ſchätzen Sie Beyde ſehr hoch; davon bitte ich Sie überzeugt zu ſeyn; Sie ſind des beſten Schickſals würdig; Ihr künf-

---

*) Man ſehe das Ende des 39ſten Briefes.

künftiger Herr Gemahl iſt ein edler Mann; Sie kennen ihn lange genug, um nicht voreilig gewählt zu haben; und ſo ſind wir denn voll Zuverſicht, daß unſre Wünſche für Sie nicht unerfüllt bleiben werden. Gern möchte ich Zeuge Ihres Glücks ſeyn; allein in dieſem Augenblicke läßt ſich das nicht thun; Vielleicht aber mache ich mit meiner Frau im nächſten Frühjahre eine Reiſe in Ihre Gegend; und dann werden Sie uns wohl einige Tage bey Sich in Offenbach beherbergen müſſen.

Was Sie zum Troſte und zur Freude unſers würdigen Herrn Majors von Biedersdorf thun, wird Ihnen der Himmel vergelten; Ich bitte Sie, ihn meiner treueſten Hochachtung zu verſichern.

Ich ſage Ihnen nichts von meinen Empfindungen über Mildenburgs Zuſtand. Allen Anzeigen nach, wird er nicht zwey Monate mehr leben. Einen ſolchen Freund werde ich in dieſer Welt nicht wieder finden; In meinem Alter knüpft man nicht ſo leicht mehr neue Bande. Sein Verluſt reiſſt meinem Herzen eine Wunde, die, ſo viel Mühe ich mir auch gebe, ſie vor mir ſelber zu verbergen, keine Zeit heilen wird.

Ich empfehle mich der Fortdauer Ihrer Gewogenheit und Ihres Wohlwollens gehorſamſt.

Zwey

Zwey und vierzigſter Brief.

Von Carolinen von der Hart, gebohrnen Felmer, an den Doctor Perr, in Hamburg.

Offenbach, den 20ſten September, 1780.

Unerwarteter und angenehmer bin ich noch nie in meinem Leben überraſcht worden, als durch die Ankunft meines lieben Bruders Ludwig. Er hatte ſich ein wahres Feſt daraus gemacht, mir in ſeinem letzten Briefe *) alle Hofnung zu benehmen, ihn vorerſt wiederzuſehn; und nun erſcheint er auf einmal, hoft mich noch in Hamburg anzutreffen, und kömmt, als ihm das mislingt, gradeswegs und noch zu rechter Zeit hierher, um meiner Hochzeit beyzuwohnen.

Vergebens würde ich es verſuchen, Ihnen beſter Herr Doctor! dieſe Scene zu ſchildern. Er hatte einen Brief, von Hamburg aus, an den Herrn Regierungsrath Mollenbeck mitgebracht;

---

*) Dem 29ſten, in dieſem Theile.

bracht; Dieſer kam dann heute vor acht Tagen zu dem Herrn Major und brachte einen fremden Herrn mit, den er für ſeinen Vetter ausgab. Ich weiß nicht, ob die innere Stimme der Blutsfreundſchaft mir geſagt haben würde, daß dieſer Fremde mein Bruder wäre; aber der gute Ludwig konnte dieſe Probe nicht abwarten; Kaum trat ich in das Zimmer, wo er, der Regierungsrath, der Herr von Biedersdorf und mein lieber Mann ſaßen — Den letztern Beyden war das Geheimniß auch ſchon entdeckt worden — als er mir, voll Zärtlichkeit und Rührung um den Hals fiel. Ich war Anfangs äuſſerſt betroffen, mich in den Armen eines fremden Mannes zu ſehn; aber ich blieb nicht lange in der Ungewißheit. Eine gewiſſe Familien-Aehnlichkeit, das Herzliche in ſeinem Betragen, eine leiſe Ahndung — alles ſagte mir, dieſer Mann könne kein Andrer, als mein lieber Ludwig ſeyn; und ſo verſtrich denn der Tag und der folgende in Jubel und Wonne.

Mein Hochzeitstag war auf den vierzehnten angeſetzt; Er wurde nun ein doppelt glücklicher Tag für mich, durch die Gegenwart meines Bruders.

ders. Der vortrefliche Herr von Biedersdorf wollte zum letztenmal noch den Wirth vom Hauſe machen, wollte, ſo tief auch ſein Herz von Kummer niedergedrückt iſt, ſich heiter und froh zeigen und auch uns und ſeine andern Gäſte heiter und froh ſehn. Er hatte nach unſrer Trauung, die des Nachmittages geſchahe, ein niedliches kleines Feſt veranſtaltet. Auſſer Mollenbecks, die Sie kennen, beſtand unſre Geſellſchaft aus der intereſſanten d'Orvilliſchen und Bernhardſchen Familie, dem Herrn General von Hartmanns, ſeiner liebenswürdigen Gemahlinn, und zweyen Freunden aus Frankfurth. Als die Geſellſchaft auseinander gieng überreichte der edle Major meinem Gatten die Schlüſſel zum Hauſe, umarmte uns Beyde väterlich und ſagte innigſt bewegt — wir waren es nicht weniger: — „Jetzt, meine „Kinder bin ich in eurem Hauſe. Gönnet mir „ein Plätzchen darinn, bis die Vorſehung mich „in eine noch kleinere Wohnung abruft. Ich „will Euch ſo wenig Unruhe als möglich machen; „aber verlaſſt mich nicht! Ich werde ja bald niemand mehr als Euch haben." Unſre Thränen erlaubten uns nur, ihm mit abgebrochnen Worten die Empfindungen unſres Danks und unſrer Liebe auszudrücken, Als ich aber in meine Cammer kam, wurden dieſe Empfindungen durch den Anblick eines in der That prächtigen Geſchenks, das ich, nebſt einem zärtlichen Briefe von ihm, auf meinem Tiſche fand, auf's Neue erweckt. Ich wollte noch zu ihm eilen, um ihm aus der Fülle meines Herzens zu danken; allein er hatte ſich ſchon in ſeinem Zimmer verſchloſſen.

Und ſo bin ich denn nun die Gattinn eines redlichen Mannes, den ich Ihrer und Ihrer lieben Frau Gewogenheit und Freundſchaft angelegentlichſt empfehle. Unſer Haushalt iſt jetzt vollkommen eingerichtet; mein Mann hat ſeine Geſchäfte angefangen, ſo wie jeder im Hauſe die ſeinigen, und wir leben zufrieden und glücklich.

Gern hätte ich meinen Bruder bewogen, ſich auch in dieſer Gegend feſtzuſetzen; allein er ſcheint den nördlichen Theil von Teutſchland vorzuziehn, und vielleicht wird er künftig in Ihrer Nachbarſchaft wohnen. Indeſſen hat er verſprochen, uns oft zu beſuchen; Ihm iſt eine Reiſe von einer Ecke Teutſchlands zur andern eine Kleinigkeit.

Ich ſchlieſſe dieſen Brief, mein wertheſter Herr Doctor! mit der Bitte, Sie wollen uns doch bald einige Nachricht von Ihrem Wohlbefinden geben und nie zweifeln an der vollkommenſten Hochachtung, mit welcher ꝛc.

Drey und vierzigſter und letzter Brief.

Von dem Verwalter Horn, an den Doctor Porr, in Hamburg.

Wahlberg, den 8ten October, 1780.

Meine letztern Nachrichten, hochgeehrteſter Herr Doctor! giengen bis zum vorigen Montage; *) ich fahre nun in meinem Tagebuche fort.

Noch an demſelben Tage erhielten wir die Nachricht von der glücklichen Ankunft des kleinen Fräuleins in Carlsruhe, und von der liebevollen Art, mit welcher ſie dort von der Frau von Steinbach war empfangen worden. Dieſer Brief ſchien unſern guten Herrn ſehr zu beruhigen; Er ſchlief in der folgenden Nacht faſt fünf Stunden ununterbrochen fort.

Seit dieſer Zeit aber ſind die Umſtände doch ſehr bedenklich geworden; die Fieber-Anfälle vervielfältigen ſich, werden immer heftiger, und

---

*) Dieſer Brief fehlt in der Sammlung.

und ich fürchte, es wird nicht lange mehr dauern: Wir Alle, ſo gewiß wir auch dieſen Fall längſt vorausgeſehn haben, ſind doch äuſſerſt niedergeſchlagen.

Den 9ten Morgens.

Das war eine ſehr unruhige Nacht; der arme Herr muſste gewaltige Beängſtigungen haben; In den größten Anfällen der Fieberhitze phantaſierte er fürchterlich; Er wollte mit aller Gewalt aus dem Bette aufſtehn; wir hatten alle Mühe; ihn zurückzuhalten. Als die Hitze ein wenig nachließ, klagte er über heftige Kopf- und Bruſtſchmerzen. Dann ergriff er meine Hand, und beſchwor mich, meine beſten Jugend-Jahre ja recht nützlich anzuwenden, und nie von dem Wege der Vernunft und Tugend abzuweichen. Sich ſelber tadelte Er, daß er nur gar zu oft dieſe Bahn verlaſſen, daß er nicht ſo viel zu andrer Menſchen Glücke und zu ſeiner eignen Vervollkommnung gethan habe, als wozu ihm der liebe Gott Kräfte und Talente gegeben, und daß er ſo viel Tage ſeines Lebens auf unnütze Weiſe verſchwendet hätte. Ich ſuchte ihn, ſo viel ich konnte, zufrieden zu ſtellen, und verſprach, ſeine

Lehren nie zu vergeſſen, welches ich auch gewiß nicht thun werde. Der redliche Herr! Wenn doch nur Jeder ſo wenig Urſache als er hätte, ſich ſolche Vorwürfe zu machen!

Nachmittags.

Ein ſanfter Schlummer hat den Kranken ſehr erquickt; Er ließ mich vor einer Stunde zu ſich rufen, und bat mich, doch ſogleich an meinen Vater zu ſchreiben und ihn zu bitten, daß er mir erlaubte und mich in den Stand ſetzte, Wahlberg zu pachten, da der Herr von Biedersdorf doch wohl ſchwerlich das Gut in der Entfernung wird adminiſtriren laſſen wollen. Ich werde dieſen Befehl noch heute befolgen, weiß aber ſchon zum Voraus, daß mein Vater gern dazu einwilligen wird, da es ohnehin ſeine Abſicht iſt, mir und meinen Brüdern bey Gelegenheit ſolche Pachtungen zu verſchaffen.

Es vergeht keine Stunde, ohne daß der gute Herr Ihrer mit Liebe und Zärtlichkeit gedenkt und mir aufträgt, Ew. Wohlgebohren zu ſagen, daß, bis zu ſeinem letzten Augenblicke,

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-51468-9
KNIGGE,A.F.F.L.VON FN. 03710/009

ſein Herz von Dankbarkeit und Hochachtung für Sie erfüllt ſeyn würde. Erlauben Sie alſo, wertheſter Herr Doctor! daß ich dieſe Verſicherungen ferner nicht wiederhole!

Den 12ten Mittags.

Ich habe geſtern und vorgeſtern nicht einen Augenblick Muſe finden können, um Ew. Wohlgebohren ferneren Bericht zu erſtatten. Der Herr Geheimerath ſind ſehr ſchlimm geweſen. Das Fieber verließ den armen Herrn faſt gar nicht und er war wenig ſeiner Sinne mächtig. Heute geht es etwas beſſer; aber es neigt ſich doch immer mehr zum Ende.

Schon ein paarmal habe ich gefragt, ob ich aus dem Kloſter Marienwieſe einen Geiſtlichen ſollte kommen laſſen; allein er befahl mir immer, es zu unterlaſſen. „Ich fühle, ſagte
„er mir noch vor einer Stunde, daß ich jetzt
„keines irdiſchen Dollmetſchers mehr zwiſchen
„meinem Vater im Himmel und mir bedarf.
„Die Angſt, die mich zuweilen anwandelt, hat
„nur in meinem Cörper ihren Grund; Meine

„Seele iſt heiter und ruhig.“ Indeſſen iſt der hieſige lutheriſche Prediger, ein wackrer, beſcheidner Mann, zuweilen freundſchaftlich hergekommen, und unſer Herr hat ſich gern mit ihm unterhalten.

Den 13ten früh Morgens.

So eben komme ich von dem Krankenbette. Der Herr Geheimerath befahl mir, ein Paquet aus ſeinem Schreibtiſche zu holen, welches ich in ſeiner Gegenwart verſiegeln muſste. „Nun iſt es Zeit“ ſagte er „die noch übrigen „kleinen irdiſchen Geſchäfte abzuthun; ich werde „keine Woche mehr leben. Dieſe Schrift enthält meinen letzten Willen. Auch Ihnen, „mein lieber Horn! habe ich darinn meine Erkenntlichkeit für Ihre treue Sorgfalt zu beweiſen geſucht. Sobald ich todt bin, bitte ich „Sie, nach Offenbach zu reiſen, und dies Paquet meinem Oheim einzuhändigen.“

Ich verſprach dem armen Herrn dies, mit Thränen in den Augen. Dann verordnete er in wenig Worten, wie er begraben zu werden wünſchte; Er will nämlich, daß man ihn, ohne alles Gepränge, in dem Garten am Ende einer Pappeln-Allee, in die Erde ſenke, und er verbiethet ausdrücklich, daß man auf dem Grabe einen Stein oder irgend etwas anders, als einen kleinen Erd-Hügel mit einem hölzernen Kreuze errichte.

Den 16ten Morgens 7 Uhr.

Kaum weiß ich, was ich von der Krankheit unſers beſten Herrn denken ſoll — o! wenn es doch möglich wäre, daß er ſich wieder erholte! Seit zwey Tagen iſt er, ſo viel wie es beurtheilen können, gänzlich frey vom Fieber, iſt heiter, hat Schlaf und Appetit und redet ſo munter, ſo freundlich, daß im ganzen Hauſe Freude und Lebhaftigkeit herrſcht. Wenn ich ihm aber ſage, wie viel Vergnügen mir das macht; ſo ſchüttelt er den Kopf, drückt mir die Hand und lächelt liebreich.

Der Verwalter Nelke iſt geſtern gekommen; ich hatte ihn darum gebeten, damit er auf jeden Fall bey der Hand wäre, wenn ich etwa fort müſſte; aber ich hoffe, wir wollen Seiner nicht bedürfen. „Ihr habt mich zum Narren, Muſjö!“ ſagte der alte Mann, als er den Kranken geſehn hatte „der Herr Geheimerath ſoll, meiner Seele! in acht Tagen „wieder herummarſchiren“ — O! wenn doch Gott das wollte! —

Was heiſſt das! ich werde eilig zu dem Herrn gerufen; Heinrich ſieht verſtört aus. —

Um 9 Uhr.

Ach, mein beſter Herr Doctor! Alle unſre Hofnungen ſind verſchwunnden; mit innigſter Betrübniß, mit blutendem Herzen, ſchreibe ich es hin, der arme Herr, der gute, liebe Herr, iſt nicht mehr auf dieſer Welt — Als ich in das Zimmer trat, fand ich ihn in fürchterlicher Angſt — Es war der Todeskampf; Er empfand gewiß nichts mehr davon — Er ſprang mit Gewalt aus dem Bette; wir konnten ihn nicht halten; Er ergriff meine beyden Hände, ſprach unverſtändlich noch ein Paar Worte und ſank todt in meine Arme. —

Ich ſchreibe in der äuſſerſten Beſtürzung, Verwirrung und Eile — Noch heute reiſe ich ab nach Offenbach — der Verwalter Nelke bleibt hier und beſorgt die Beerdigung.

Ende des dritten und letzten Theils.

Schriften

von

Adolph Freyherrn Knigge.

Neunter Band.

(Ueber Schriftſteller und Schriftſtellerey.)

Hannover,
in der Ritſcherſchen Buchhandlung.
1804.

Ueber

Schriftſteller

und

Schriftſtellerey,

von

Adolph, Freyherrn Knigge.

Hannover,
bey Chriſtian Ritſcher.
1793.

Univ.-Bibl.
München

I.

Einleitung.

Das Ziel, welches der Verfaſſer dieſes kleinen Werks, bey Herausgabe deſſelben, ſich vorgeſetzt hat, iſt: über das Bücherſchreiben im Allgemeinen, über Zweck und Ausführung dabey über Pflichten, Vorurtheile und Rechte des Schriftſtellers, über billige und unbillige Forderungen des Publicums an ihn, über nöthige Eigenſchaften, Vorzüge und Fehler der Compoſition, der Darſtellung, des Styls und der Schreibart, über die daher zu erwartende Würkung auf Gefühl, Vernunft und Sitten, endlich über die verſchiednen Zweige der Schriftſtellerey, die auf Belehrung und Unterhaltung abzwecken, über dies alles, beſonders in ſo fern es unſre teutſche Literatur betrifft, dem Publico ſeine geſammelten Bemerkungen, zur Prüfung und Berichtigung, vorzulegen — kein vollſtändiges Werk; nur Bruchſtücke, zu Erweckung des Nachdenkens — nicht durchaus noch nie gehörte Wahrheiten; aber doch ſolche, die zum Theil, bey Beurtheilung neuer und alter Schriften, wie es ſcheint, oft aus den Augen geſetzt, oder wenigſtens nicht im Zuſammenhange, in der gehörigen Beziehung auf einander, in Ueberlegung genommen werden. Wenn er dabey, nach alter teutſcher Schriftſteller-Art und Weiſe, vielleicht ein wenig weiter ausholt, wie unſre jungen Critiker, beliebter Kürze wegen, gut zu heiſſen pflegen; ſo geſchieht das nicht etwa darum, daß er auf ihre Winke nicht achtete, und ihre Geduld, bey ernſthaften Gegenſtänden zu verweilen, abermals auf die Probe ſetzen wollte; ſondern weil es ihm doch nothwendig ſchien, erſt zu einem einfachen Geſichtspuncte zurückzugehn, der den Haupt-Grundſatz beſtimmen ſollte, auf welchen ſich alle hier gelieferte Bemerkungen ſtützen müſſten, wenn ſie nicht das Anſehn willkührlicher Behauptungen haben ſollten.

II.

Was iſt Schriftſtellerey?

Es iſt ein von Prieſtern und Layen oft wiederholter Gemeinſpruch, daß zu den edelſten Vorzügen der menſchlichen Natur die Gabe gehöre, ſeine Gedanken durch articulirte Töne einander verſtändlich zu machen und zwar ſo, daß man nicht nur die gröbern ſinnlichen Begriffe durch Worte bezeichnen, ſondern auch die höhern Abſtractionen des Geiſtes und die feinſten Gefühle der Seele auf dieſe Weiſe verſinnlichen und darſtellen könne.

Dies Glück aber, welches dem Menſchengeſchlechte mit dem Gebrauch der Sprache iſt zu Theil geworden, hat noch einen großen Zuwachs durch die Schreibe-Kunſt bekommen, das heißt: durch die Kunſt, mit Hülfe conventioneller Zeichen, den Ausdruck unſrer Gedanken mitzutheilen, auch ohne zu reden, ſelbſt in der Entfernung; die todte Materie für uns ſprechen zu laſſen, wenn wir ſchweigen wollen, oder nicht gehört werden können.

Dieſer herrliche Vorzug gewährt uns nicht nur das Glück, auch abweſend unſern Freunden einen Theil der Vortheile unſrer Gegenwart zu ſchenken; er erſtreckt ſich auch über die Grenzen des Grabes hinaus, indem er uns in den Stand ſetzt, unſre Geſinnungen zu Monumenten für die Nachkommen zu machen.

Allein wie groß waren nicht, vor Erfindung des Papiers und der Buchdrucker-Kunſt, die Schwierigkeiten bey dieſer Mittheilung! Das Wiederſtreben oder die Vergänglichkeit des Stoffs, welchem man ſeine Worte anvertraute, machte es unmöglich, die Abſchriften ſo zu vervielfältigen, daß unſre Gedanken und Bemerkungen dadurch einen allgemeinen Cours bekommen und der Vergeſſenheit hätten trotzen können — manche wichtige Ueberlieferung, manche Sammlung der weiſeſten Erfahrungen, gieng in Einem Augenblicke auf immer für die Welt verlohren. Die Erfindung der Buchdrucker-Kunſt hat dieſe Unvollkommenheit gehoben; Nun kann jede nützliche Wahrheit zugleich Tauſenden zu Theil werden, in tauſend Köpfen den Keim zu neuen, fruchtbaren Nachforſchungen entſtehn machen; Man darf nicht in den Wiſſenſchaften immer von unten herauf die Stuffen erſteigen; der gute Kopf kann da anfangen, weiter zu arbeiten, wo ein andrer Mann von Genie, hundert Meilen entfernt von ihm, hundert Jahre vor ſeiner Zeit, ſtehn geblieben iſt; Schnell geht nun die Austauſchung neuer Ideen unter den Denkern aller Nationen von Statten; ein kühner, gewagter, dunkler Saz kann in kurzer Zeit, von einem Pol zum andern, vor dem Richterſtuhle der Vernunft unzählicher Gelehrten und Ungelehrten geprüft, berichtigt und erläutert werden, und keine nützliche Erfindung geht verlohren, wenn ſie einmal iſt bekannt geworden.

Daß nun freylich auch ein Haufen von Irrthümern, Thorheiten und gefährlichen Lehren durch die Buchdruckerey verbreitet wird und ſchnellern Cours bekömmt; iſt ſchon oft als ein Einwurf gegen die Nützlichkeit dieſer

Erfindung gebraucht worden; allein es würde nicht ſchwer werden, zu beweiſen, daß die Summe der würklich ſchädlichen Lügen und Märchen, welche durch mündliche Ueberlieferungen auf die Nachwelt gekommen, weit größer iſt, wie die Menge der Unwahrheiten, welche durch den Weg der Preſſe unter die Menſchen gebracht wird. Die Ueberlieferungen hüllen ſich in das Gewand des Alterthums, oder gar einer heiligen Authorität ein; Ohne Beweiſe, ohne hiſtoriſche und gelehrte Prüfung, ohne genaue Zergliederung, werden ſie, gleich viel, ob verfälſcht, oder nicht, aus den dunkeln Zeiten, aus denen uns keine andre Documente übrig geblieben ſind, für Wahrheit angenommen. Keines gleichzeitigen Schriftſtellers Werk wiederlegt den Unſinn; und man iſt froh, nur das glauben zu dürfen, was nach jenen mündlichen Erzählungen in ſpätern Zeiten iſt niedergeſchrieben worden, damit man wenigſtens nicht ganz unwiſſend in der Geſchichte des grauen Alterthums bleibe; Eine gedruckte Unwahrheit, ein gedruckter falſcher Satz hingegen, kömmt unzählichen Menſchen vor Augen, die im Stande ſind, den Betrug eben ſo öffentlich zu bekämpfen und zu wiederlegen; und wer dann noch ſchwach genug iſt, gegen das Zeugniß und die Gründe verſtändiger Schriftſteller, von Vorurtheilen oder falſcher Beredſamkeit irregeleitet, dieſen Irrthum gegen die beſſere Wahrheit zu vertauſchen, an deſſen Ueberzeugung und Aufklarung iſt wenig gelegen — Doch, hiervon, namlich von dem Schaden, den das Bücherſchreiben ſtiften kann, in der Folge ein Mehreres! — Kehren wir zu Entwicklung des richtigen Begriffs von Schriftſtellerey zurück!

Schriftſtellerey iſt alſo öffentliche Mittheilung der Gedanken; gedruckte Unterhaltung; laute Rede, an Jeden im Publico gerichtet, der ſie hören will; Geſpräch mit der Leſewelt; und aus dieſem Geſichtspuncte betrachtet, können wir die Rechte und Pflichten der Schriftſteller beſtimmen.

Der, welcher ein Buch herausgiebt, muß daher dieſelben Vorrechte genieſſen, die jedem freyen Manne, der in einer groſen Geſellſchaft redet, zu Statten kommen. Er muß, auf ſeine Verantwortung, ungezwungen ſeine Meinung über alles ſagen dürfen, was die Menſchheit intereſſirt. Jedermann hat ja auch die Freyheit, ihm zu antworten, ihn zu wiederlegen. Daß ich ſein Buch bezahlte, das giebt mir noch kein Befugniß, zu verlangen, daß in dem Buche Sätze ſtehn ſollen, die mir angenehm ſind; ich bezahle nicht den Inhalt, ſondern nur das Vehicul, durch welches mir ſeine Gedanken mitgetheilt werden — Muß ich mir doch gefallen laſſen, kleine Unkoſten daran zu wenden, wenn ich eine Geſellſchaft beſuchen will, wo ich manches unnützes Wort höre, ohne deswegen nachher Denen eine Koſten-Rechnung machen zu dürfen, die mir Langeweile verurſacht haben! Man vergleiche hiermit nicht den Schauſpieler, den ich offenbar nur für die Art ſeiner Darſtellung bezahle, folglich auch ein Recht habe, zu fordern, daß er hierinn etwas leiſte, was des Geldes werth iſt. Von jenem Privilegio aber nehme ich billig diejenigen Schriftſteller aus, welche durch pomphafte Ankündigungen und prahleriſche Vorreden zu großen Erwartungen berechtigen, oder durch Unterzeichnung und Vorausbezahlung, indem ſie Andre verbindlich machen, ihre Waare auf guten Glauben zu kaufen, natürlicherweiſe ſich ſelbſt dagegen die Verbindlichkeit auflegen, auch gute Waare zu liefern.

Es iſt alſo ungerecht, einen Schriftſteller deswegen perſönlich anzugreifen, weil nicht alles neu und wichtig iſt, was er ſagt. Auch Schwätzer duldet man in großen Geſellſchaften; Sind ſie gar zu langweilige Schwätzer; ſo braucht man ihnen nicht ſein Ohr zu leyhn. Dem ſchriftlichen Schwätzer kann man noch leichter ausweichen — wer zwingt mich, ſein Buch durchzuleſen? Es wird bald genug bekannt, was er geleiſtet hat und ferner zu leiſten vermag. Dem aber, welcher uns angenehm und anſtändig unterhält, ſind wir dann auch diejenige Gerechtigkeit und billige Behandlung ſchuldig, welche ein geſitteter geſellſchaftlicher Ton fordert.

Es iſt nicht alles unwandelbarer Grundſatz, was ein Schriftſteller vorträgt — Iſt es doch uns auch in der gewöhnlichen mündlichen Unterhaltung nicht grade mit allem ein

Ernſt, was wir ſagen! Man wagt wohl hie und da ein Paradoxon, oder wirft einen Satz hin, von deſſen Wahrheit man noch nicht ganz überzeugt iſt, um Einwürfe und fremde Meinungen zu hören, damit man ſeine Ideen berichtigen könne.

Wer in einem großen Cirkel von Menſchen verſchiedner Stimmung redet, darf nicht immer die innigſte Sprache ſeines Herzens hören laſſen. Man kann es ihm und alſo auch dem Schriftſteller, der ſein Werk dem ganzen Publico vorlegt, nicht übel deuten, wenn er, nach Zeit und Umſtänden, den Ton annimmt, von welchem er ſich am mehrſten Würkung verſprechen zu dürfen glaubt. Wir werden in der Folge ſehn, wie weit dieſe Geſchmeidigkeit, meiner Meinung nach, ausgedehnt werden dürfe.

Nun etwas von den **Pflichten des Schriftſtellers**! Sie werden durch die beyden Umſtände beſtimmt, wodurch ſich die gedruckte Unterredung von der mündlichen unterſcheidet, nämlich: daß er nicht die Wahl hat, wer ſeine Rede hören ſoll, weil er nicht in einer geſchloſſenen Geſellſchaft redet, und daß ſein Vortrag nicht bloß dem Ohre und dem Gedächtniſſe Derer, zu welchen er redet, anvertrauet, ſondern gedruckt und alſo ein bleibendes Monument wird. Hieraus folgt nun natürlich, daß, neben allen Pflichten, die jeder öffentliche Redner vor Augen haben muß, noch andre Verbindlichkeiten ihm beſonders obliegen.

Ein Mann von Grundſätzen und gutem Tone drückt ſich in einer groſſen gemiſchten Geſellſchaft mit Sittſamkeit, mit Vorſicht, mit Bedacht, nicht nachläſſig und nicht ſo aus, daß, was er ſagt, nur von Wenigen verſtanden werden, einzelne Perſonen kränken, beleidigen, beſchimpfen, auf irgend eine Weiſe Aergerniß geben, oder Unglück ſtiften könne. Daſſelbe kann man vom Schriftſteller fordern; und noch auſſerdem, weil ſeine Worte nicht wieder vergeſſen, ſondern aufbewahrt werden, daß er ſich ſelber und das Publicum genug reſpectire, um ſich zu enthalten, ganz unnützes Zeug zu ſchwatzen, das des Aufbewahrens nicht werth iſt.

Nach dieſem Maaſſtabe würden ſich alle Pflichten des Schriftſtellers beſtimmen laſſen; allein dieſe Pflichten ſind, ſo viel ich es einſehe, nur juris imperfecti; (von unvollkommner Verbindlichkeit.) Ich glaube, daß der Staat weder gerecht handelt, noch würklich Gutes ſtiftet, wenn er hierüber Zwangs-Geſetze giebt und dadurch den freyen Umlauf der Gedanken hemmt. Vielmehr müſſte wohl jeder Schriftſteller auf ſeine Gefahr (das heiſſt. auf die Gefahr, von einzelnen beleidigten Perſonen gerichtlich belangt, oder von weiſern Menſchen wiederlegt zu werden) ſchreiben dürfen, was ihm beliebt — Dies wird in den folgenden Blättern vielleicht noch genauer auseinandergeſetzt werden; doch werde ich meine Meinung darüber für nichts anders ausgeben, als — für meine Meinung.

So viel im Allgemeinen von dem, was Schriftſtellerey iſt, was für Vorrechte ſie hat und zu welchen Forderungen ſie berechtigt! Bey den Betrachtungen über einzelne Zweige der Literatur werde ich es verſuchen, beſondre Regeln anzugeben, welche auf dieſe allgemeinen Grundſätze geſtützt ſeyn ſollen; wobey ich aber nochmals erinnern muß, daß, da ich nicht die Abſicht habe, ein vollſtändiges Handbuch der Aeſthetik zu ſchreiben, man hier nur Bruchſtücke erwarten darf.

III.

III.

Von einigen nöthigen beſondern Eigenſchaften eines guten Schriftſtellers.

Scribendi recte ſapere est et principium, et fons, ſagt Vater Horaz, und gewiß iſt es, daß nur Der gut reden und ſchreiben könne, der **richtig und klar denkt**. Die tiefſte Gelehrſamkeit und die ausgebreitetſte Beleſenheit ſind noch nicht hinreichend, einen guten Schriftſteller zu bilden. Man kann viel wiſſen und doch nicht die Gabe haben, ſeine Kenntniſſe Andern mitzutheilen. Hierzu gehört, neben der gehörigen Fertigkeit in der Sprache, in welcher man ſchreibt, vor allen Dingen eine gewiſſe lichtvolle Ordnung der Gedanken. Ja, die glänzendſte Beredſamkeit, möchte ſie auch auf einen Augenblick den Hörer oder Leſer hinreiſſen, würkt bey weitem nicht ſo viel auf Einſicht und Ueberzeugung, wie ein wenig geſchmückter, aber gut geordneter Vortrag, der den Stempel einer geſunden, nicht verwirrten, ungetrübten Vernunft trägt. Man iſt zuweilen betroffen über den ausgebreiteten Beyfall, den gewiſſe Bücher erhalten, die dem Gelehrten und Kenner an innerm Gehalte wenig zu leiſten ſcheinen; Man erſtaunt über den Eingang, den gewiſſe Wahrheiten finden und über die Senſation, welche ſie erwecken, indeß uns dieſe Wahrheiten von der alltäglichſten Art zu ſeyn dünken. Was iſt es, das dieſe Würkung hervorbringt, indeß Werke, voll tiefer Gelehrſamkeit und voll neuer, kühner Ideen, unbemerkt und ungenützt bleiben? Jene lichtvolle Darſtellung iſt es, welche Gegenſtänden, die man immer nur gewöhnt geweſen iſt, verwirrt oder vernachläſſigt vorgetragen zu hören, nun, durch eine planmäßige, helle Behandlung, neue Annehmlichkeit giebt. Man nennt das dann einen populären Vortrag und pflegt ſolchen Schriftſtellern nur einen untergeordneten Rang anzuweiſen, indem man den Mann, bey deſſen Schriften man alle Aufmerkſamkeit anſtrengen muß, um den Sinn ſeiner dunkeln Sätze zu ergründen, den Faden, an den ſeine Ideen angereyht ſind, nicht zu verliehren, oder überall nur einen ſolchen Faden zu finden, für einen viel tiefern Denker hält — Aber wie oft übereilt man ſich in dieſem Urtheile! Viel mühſamer iſt es zuweilen, ſo einfach zu ſchreiben, daß auch der Ungelehrteſte im Stande ſey, wenigſtens den Maaßſtab einer reinen Vernunft an unſer Werk anzulegen, als verwirrte Begriffe hinter ſesquipedalia verba zu verſtecken. Man verſuche es, manche jener erhabnen philoſophiſchen Werke in eine Volks-Sprache zu überſetzen; und man wird ſich wundern müſſen, welchen ärmlichen Stoff man in ſeinen Händen ſieht, wenn man ihn in hellem Lichte betrachtet! Denn das laſſe man ſich nur nicht einbilden, daß es irgend eine klare Wahrheit geben könne, die ſich nicht dem Faſſungs-Vermögen jedes vernünftigen, wenngleich nicht gelehrten Mannes, anpaſſen lieſſe. Doch wird man begreifen, daß ich hier nur von der Verſtändlichkeit des Vortrags, nicht aber von richtiger Beurtheilung ſolcher wiſſenſchaftlichen Gegenſtände rede, die Vorkenntniſſe erfordern.

Selbſt hell, richtig und ordentlich zu denken, iſt alſo ein Haupt-Erforderniß, wenn man

Andre belehren und überzeugen will; allein ſo gewiß dies ein Geſchenk der Natur zu ſeyn ſcheint; ſo wenig kann man leugnen, daß man durch Uebung dieſe Gabe vermehren könne. Je fleiſſiger man ſich gewöhnt, über Gegenſtände nachzuſinnen und dieſe Gedanken, um ſie Andern mitzutheilen, in einen gewiſſen Plan zu bringen; deſto größer wird die Fertigkeit im ſyſtematiſchen Denken und in jenem klaren Vortrage. Es geht damit, wie mit dem Talente, öffentlich in großen Verſammlungen gut zu reden, das man in Ländern, wie in England, wo mehr Gelegenheit zu der Uebung in dieſer Kunſt iſt, reichlicher ausgetheilt findet, wie in andern, obgleich es voreilig geurtheilt ſeyn würde, wenn man darum behaupten wollte, die Engländer ſeyen Alle von Natur beſſere Redner und hellere Köpfe. Daher kömmt es, daß Schriftſteller, die durch ihre erſten Erſcheinungen in der literariſchen Welt nicht viel Aufſehn erregt haben, zuweilen durch ihre ſpätern Werke ſich ſo viel Ruhm erwerben. Die größere Vertraulichkeit, die man ſich mit dem Genius und mit dem Mechanismus der Sprache durch Uebung erwirbt, trägt dann auch mit dazu bey. Mancher, mit allen Kenntniſſen ausgeſchmückter, heller und wohlgeordneter Kopf iſt oft bloß aus Mangel an dieſer Uebung nicht im Stande, ſich deutlich mitzutheilen. Es fehlt ihm entweder der nöthige Reichthum an Wörtern und paſſenden Ausdrücken, oder die Kunſt, dieſe harmoniſch, gefällig und mit Anmuth zu ordnen.

Daß die zweyte unentbehrliche Eigenſchaft eines guten Schriftſtellers die ſeyn müſſe, **daß er dem Gegenſtande, den er bearbeiten will, gewachſen ſey,** verſteht ſich wohl von ſelber. Es iſt nicht genug, daß wir die Gabe beſitzen, unſre Kenntniſſe gut zu ordnen und deutlich mitzutheilen; **dieſe Kenntniſſe müſſen auch Werth haben;** ſie müſſen nicht unvollkommen, oder von der alltäglichen Art ſeyn; ſonſt ſind ſie der Mühe des öffentlichen Vortrags unwürdig. Ich würde hinzuſetzen, daß ſie auch **wahr** ſeyn müſſten; allein da die Begriffe der Menſchen über Wahrheit ſehr verſchieden ſind; ſo kann man mit Recht von einem Schriftſteller nichts mehr fordern, als **daß er ſelbſt glaube, und zu beweiſen ſuche, was er ſagt,** (in ſo fern nicht ſein Vortrag bloß für Ironie, oder für gewagte Zweifel und Paradoxe zur Prüfung und Erforſchung des wahren, angeſehn werden muß.) In Werken, wo es nicht auf Mittheilung wiſſenſchaftlicher Kenntniſſe, ſondern auf angenehme, nützliche Unterhaltung, oder auf die Kunſt der Darſtellung ankömmt, muß der Verfaſſer, wenn man glauben ſoll, daß er dieſem Gegenſtande gewachſen ſey, **das Fach zu bearbeiten verſtehn, an welches er ſich wagt, folglich mit den Regeln des Schönen und den daraus gezognen Vorſchriften der Kunſt vertrauet ſeyn.** Ein Gedicht, in reinem Teutſch geſchrieben und voll klarer und nützlicher Wahrheiten, iſt darum noch kein gutes Gedicht; und ein Roman, voll Seelenkunde, Welt- und Menſchenkenntniß, als Kunſtwerk betrachtet, darum noch kein Meiſterſtück.

Darf man aber von einem guten Schriftſteller fordern, **daß er ſich in ſeinen Werken nie wiederſpreche?** Dieſe Frage will ich jetzt zu beantworten ſuchen. Man zeige mir den glücklichen Menſchen in der Welt, der ſein ganzes Leben hindurch über jeden wichtigen und unwichtigen, einfachen und verwickelten Gegenſtand, als Jüngling, als Mann und als Greis, immer dieſelbe richtige Meinung gehegt: Man zeige mir den vorſichtigen Menſchen, der dieſen Wankelmuth in ſeinen Grundſätzen nie bey geſellſchaftlichen Geſprächen geäuſſert hätte! Und wir ſollten Dem, welcher ſchriftlich mit uns redet, nicht auch die Freyheit einräumen, ſeine Geſinnungen, nach Zeit und Erfahrung, zu ändern und ſeine Ideen zu berichtigen? Das wäre in der That ungerecht. Allein dreyerley muß doch wohl der gute Schriftſteller vermeiden, wenn ihm die allgemeine Achtung nicht gleichgültig iſt: zuerſt, daß er plötzlich ſeine Haupt-Grundſätze für die entgegengeſetzten vertauſche, oder ſich wie den eifrigſten Feind eines Syſtems zeige, zu deſſen warmer Vertheydigung er ehemals alle ſeine Talente verwendet und alle Künſte der Beredſamkeit aufgebothen hatte. Je größer der Name wäre, den er ſich durch dieſe erworben hätte, um deſto größer würde nachher der Unwillen des Publicums gegen ihn werden. Verachtung müſſte den Mann treffen, der ſich öffentlich heute wie den freymüthigſten Democraten, morgen wie den niedrigſten Despoten-

Schmeichler, heute als thätigen Beförderer der Aufklärung zeigte, und morgen mit den verworfenſten Menſchen gemeinſchaftliche Sache machte, um Diejenigen zu verfolgen, welche einer vernünftigen Freyheit im Denken das Wort redeten. Ein verſtändiger Mann bekennt über Gegenſtände, die der ganzen Menſchheit wichtig ſind, nicht eher öffentlich ſeine Meinung, als bis er ſie gehörig geprüft hat. Nöthigen ihn nachher politiſche Rückſichten, Zwang, oder Regeln der Vorſichtigkeit, zu ſchweigen; ſo muß doch nichts in der Welt ihn vermögen können, das zu wiederrufen, was Kopf und Herz heimlich für Wahrheit erkennen.

Ferner kann man von einem guten Schriftſteller erwarten, daß er auch da, wo nicht von gänzlicher Verleugnung ſeiner Haupt-Grundſätze die Rede iſt, dennoch nicht auf einmal den Plan verlaſſe, nach welchem er auf das Publicum zu würken geſucht hat, ſo daß man denſelben Mann, deſſen Schriften einſt überſpannte, hohe Gefühle für Religion und Tugend athmeten, nun plötzlich wie einen Sänger der Wolluſt, wie einen Spötter und wie einen Verbreiter der bequemſten Moral und Philoſophie auftreten ſieht.

Endlich auch wird der gute Schriftſteller, wenn reifere Jahre, Nachdenken und Erfahrungen ſeine ehemaligen Irrthümer berichtigen und die Meinungen, zu welchen er ſich vor Zeiten öffentlich bekannt, verändern, es für Pflicht halten, auch eben ſo öffentlich, jedoch mit Anführung der Gründe, die ihn überzeugt haben, jenen Irrthum zu geſtehn.

Eine andre Haupt-Eigenſchaft des guten Schriftſtellers iſt ohne Zweifel **Beſcheidenheit.** Je weiter man in Erkenntniß der Wahrheit kömmt, je fleiſſiger man ſeine Geiſtesgaben ausbildet, kurz! je weiſer, gelehrter, tugendhafter und gebildeter man wird; um deſto mehr ſieht man ein, wie groß noch der Weg iſt, den man zum Ziele menſchlicher Vollkommenheit vor ſich hat, deſto mistrauiſcher wird man gegen ſeine eignen Einſichten, deſto duldender gegen die Meinungen Andrer. Das Gegentheil iſt ein ſichres Kennzeichen der Unwiſſenheit. Mitleidenswürdig, wenn nicht empöhrend, iſt daher die Unbeſcheidenheit einiger unſrer neuen Schriftſteller, die über die wichtigſten Gegenſtände entſcheidende Urtheile fällen; die größten Männer in und auſſer ihrem Vaterlande, als wären Dieſe ihre Schüler, belehren; ohne vielleicht je über die Grenzen ihres kleinen Vaterlandes hinausgeſchritten zu ſeyn; ohne je einen Blick in die Cabinette gethan, ohne durch Uebung in Staats-Geſchaften und durch den genauern Umgang mit den Groſſen die feinen, verdeckten Triebfedern des politiſchen Uhrwerks kennen gelernt zu haben; ohne geläuterte Welt- Menſchen- und Seelenkunde; ohne Scharfblick und geſunde Denkkraft, ganzen Völkern und deren Vorſtehern Verhaltungs-Regeln geben; Staats-Verfaſſungen critiſiren; philoſophiſche Syſteme über den Haufen werfen; mit Verachtung von den größten Köpfen unſers Zeitalters reden und ſie der Unwiſſenheit beſchuldigen; ihre eigenen Schriften, wie ſymboliſche Bücher, ihre unreifen Urtheile in Journalen, wie Machtſprüche der höchſten Inſtanz, citiren und Zurechtweiſungen nennen — Solche Unbeſcheidenheit, ſage ich, erregt Mitleiden und Unwillen: aber kein guter Schriftſteller wird ſich ihrer ſchuldig machen.

In einen verzeyhlichern, nicht ſo groben Fehler gegen die Beſcheidenheit aber fallen manche, ſonſt achtungswerthe Schriftſteller durch **Eitelkeit,** die ſich auf mancherley Weiſe äuſſert und oft ſelbſt durch das Gewand der Demuth hindurchſchimmert. Der Eine kann nicht unterlaſſen, in der Vorrede zu dem zweyten Theile ſeines Buchs des groſſen Beyfalls Erwähnung zu thun, womit der erſte ſey aufgenommen worden; der Andre kündigt ſein neues Werk in einem Tone an, als ſey entweder noch nie ein ähnliches in der Welt zum Vorſchein gekommen, oder als ſey es, um die Erwartung der Leſer auf's Höchſte zu ſpannen, genug, ihnen zu ſagen, daß Er, ja! Er ſelbſt, dies Werk unternommen habe. Ein Dritter ſucht eine Ehre darinn, ſich der Freundſchaft ſolcher Gelehrten zu rühmen, die Ruf haben. „Mein „vieljähriger Freund, der Herr A.; mein verewigter Freund B.“ heiſſt es dann bey jeder Gelegenheit; aber ſolche Künſte, durch welche man ſich ein Anſehn geben will, ſind eines Schriftſtellers von wahrem Verdienſte unwerth. Noch unverſtändiger iſt das Pochen auf Fürſten-Beyfall und auf erhaltene gnädige Handſchreiben.

Es giebt Fürſten, die, obgleich ſie mit den hohen Tugenden, welche man mit Recht von ihnen erwarten kann, die größten Kenntniſſe in der practiſchen Regierungskunſt, im Kriegsweſen und in andern Fächern verbinden, dennoch in der literariſchen Welt nur für ſehr incompetente Richter gelten können, ſo daß oft der Ausſpruch des unbedeutendſten Gelehrten vom Handwerke, in ſeinem Fache ein größeres Gewicht haben muß, wie der Beyfall, oder Tadel des größten Monarchen. Und wäre denn auch der Fürſt zugleich ein großer Literator; ſo bliebe ſeine Stimme doch nur die, eines einzelnen Mannes, könnte nichts entſcheiden, und wenigſtens nicht durch die Geburt Desjenigen, der ſie gegeben, mehr Gewicht erhalten. Zudem weiß man ja, daß die Fürſten faſt jede Stunde des Tages den Staatsgeſchäften und dem Wohl ihrer Unterthanen widmen, folglich ſelten Zeit übrig haben, ein Buch gänzlich durchzuleſen. Ein höflicher Brief aber iſt leicht geſchrieben, koſtet nichts und wird von der Eitelkeit höher gehalten, wie baare, ächte Münze. Ein ſauber eingebundnes Exemplar eines Buchs, das nicht, durch ſein ſchweres Gewicht, zu viel teutſche

Voll:

Vollſtändigkeit anzukündigen ſcheint, von einem Verfaſſer, der als Schriftſteller nicht ganz unbekannt iſt und in dem Rufe ſteht, allenfalls für ein freundliches, die Eitelkeit kitzelndes Wort, ein Loblied auf der Poſaune zu blaſen und, nach Zeit und Umſtänden, gewiſſe Grundſätze in Cours zu ſetzen, oder zu erhalten; ein ſolches Exemplar, durch diplomatiſche oder Garderoben-Hände überreicht und begleitet von einem demüthigen kurzen Briefe, worinn ſo allerley von großen, unſterblichen Thaten, zum Wohl der Völker, zum Flor der Künſte und Wiſſenſchaften ſteht, hat ſchon oft den Händen der Großen ſchmeichelhafte Handſchreiben, auch wohl Geſchenke und Ehrenzeichen entlockt. Es mag wohl ſeyn, daß der blaſſe Neid aus mir redet, der ich daran verzweifle, je zu einer ſolchen Ehre zu gelangen; aber, ich muß es geſtehn, mir kömmt es immer vor, als wenn dieſe Art, ſeinen Werken Beyfall zu erwerben, einem guten Schriftſteller und einem Manne von Grundſätzen nicht ziemte.

Noch offenbart ſich eine, nicht zu billigende ſchriftſtelleriſche Eitelkeit dadurch, daß man keine Art von beſcheidner Critik geduldig erträgt, ſondern jeden kleinen Tadel böſen Abſichten zuſchreibt.

Endlich erkenne ich den übertriebnen typographiſchen Aufwand, wenn der Schriftſteller ſelbſt von ſeinem Verleger verlangt, daß ſeine Schriften mit ſolchem äuſſern Glanze in die Welt treten ſollen, für ein Zeichen großer Eitelkeit. Ein leeres Geſchwätz, auf ſchönes Schweizer-Papier abgedruckt, iſt darum nicht minder leeres Geſchwätz und ein unbedeutendes, langweiliges Buch, voll elender Grundſätze, entgeht darum doch nicht ſeinem Schickſale. Iſt das Papier nicht weich genug zur Maculatur, oder zu anderm Gebrauche; ſo muß es ſich vielleicht unter den Fingern des Buchbinders zu Umſchlägen um beſſere Werke krümmen; und eine Geſellſchaft verſtändiger Männer wird um ſo erbitterter auf einen matten Schwätzer, je feſtlicher, reicher und bunter der Anzug geweſen iſt, in welchem er ſich der Verſammlung aufgedrängt und aller Augen auf ſich gezogen hat.

Noch eine Haupt-Eigenſchaft guter Schriftſteller iſt die Beybehaltung eines feinen, geſitteten Tons. Man kann populär ſchreiben, ohne in das Pöbelhafte zu fallen; deutlich, ohne platt; derbe, ohne plump; muthwillig, ohne frech zu werden; Man kann mit Wärme eifern, ohne zu toben; Man muß ſich hüten, Privat-Leidenſchaft hervorſprudeln zu laſſen, da, wo nur der mächtige Strohm der Wahrheit rein und majeſtädtiſch dahinflieſſen ſollte; Man darf kühne Sätze wagen; aber nicht im Tone der Verwegenheit und des Trotzes; Man kann Thorheiten und Laſter muthig angreifen, ohne zu beſchimpfen, mit der Geiſſel der Satyre züchtigen, ohne den moraliſchen Character anzutaſten und umgekehrt moraliſche Ungeheuer darſtellen, ohne perſönliche Bezeichnung.

Nun komme ich zu Beantwortung der Fragen: ob man das Recht habe, von einem guten Schriftſteller zu fordern, daß er in ſeinem **perſönlichen Umgange** geiſtreicher, witziger und unterhaltender, wie andre Menſchen, ſeyn ſolle; ob man ſeinen **moraliſchen Character** nach ſeinen Schriften beurtheilen dürfe und endlich: ob man billigerweiſe verlangen könne, daß er in ſeinem Lebenswandel **den Grundſätzen** ge-

gemäß handle, die er öffentlich gelehrt habe? Wir wollen dieſe Aufgaben, der Reyhe nach, unterſuchen.

Es giebt Menſchen, die, wenn ſie, aus Eitelkeit, um für ſchöne Geiſter zu gelten, oder aus Langerweile, einen Schriftſteller zu ſich eingeladen haben, nun verlangen, daß Dieſer, zur Dankbarkeit für eine ſolche Auszeichnung und für ein Paar verbindliche Lobes-Erhebungen, womit ſie ihn erröthen gemacht haben, (wenn er noch roth werden kann) die Rolle des Spaßmachers vor ihnen und ihrer Geſellſchaft ſpielen ſoll. Andre, die Wiſſenſchaften würklich hochachtende Leute, denken ſich ernſtlich unter einem guten Schriftſteller ein Weſen höherer Art, das, wenn es ihnen durch ſeine Schriften glückliche und lehrreiche Stunden gemacht hat, nun auch im Umgange nichts wie Weisheit oder Witz athmen, kein gemeines Wort ſagen und keine ſchwache Seite zeigen dürfe. Sind ſie nun endlich ſo glücklich geweſen, den Mann, nach deſſen Bekanntſchaft ſie ſich ſo lange geſehnt haben, von Angeſicht zu Angeſicht zu ſchaun und er entſpricht ihrem Ideale nicht;

ſo rächen ſie ſich deswegen an dem armen Schriftſteller dadurch, daß ſie ihn auf alle Weiſe verkleinern und Jedem ſagen: es ſey derſelbe der Mann nicht, für den die mehrſten Leute ihn hielten. Das iſt gewiß ſehr ungerecht; nicht nur deswegen, weil Der, welcher über Eine Sache verſtändig und gut redet, deswegen noch nicht von allen Gegenſtänden eben ſo unterrichtend und angenehm plaudern und wenn er einmal zu einer lebhaften und lehrreichen Unterhaltung geſtimmt iſt, es darum doch nicht immer ſeyn kann; ſondern auch weil es ſehr möglich iſt, daß man für ſich allein, ohne Zerſtreuung, Gedanken und Wendungen finde, die man in Geſellſchaft, aus Mangel an Gegenwart des Geiſtes, aus Schüchternheit, oder aus irgend einer andern Urſache, vergebens an einander zu reyhn ſucht und daher vielleicht über einen Gegenſtand, der uns nicht fremd iſt, der ſogar ganz in unſer Fach ſchlägt, ſich ſehr ſchief, unbeſtimmt und unrichtig ausdrückt.

Nun zur zweyten Frage! Ein angenehmer, weltkluger Mann zeigt ſich in Geſellſchaft gern von der beſten Seite und wird ſich in Acht nehmen, Geſpräche zu führen, die ein nachtheiliges Licht auf ſeinen Character werfen könnten. So auch, in noch höherm Grade, der Schriftſteller, der wieder ausſtreichen kann, was er vielleicht in Uebereilung geſchrieben hat, ehe es gedruckt wird. Ein Schriftſteller indeſſen, der ſich oft mit dem Publico unterhält, wird dadurch ein alter Bekannter von ihm; Gegen alte Bekannte iſt man zuletzt nicht mehr ſo ſtrenge auf ſeiner Hut; man zeigt kleine Blößen, giebt aber auch Gelegenheit, daß manche Tugenden in uns bewährt gefunden werden, wenn die Leute ſehen, daß man ſich in Hauptſachen nie wiederſpricht, und daß gewiſſe Grundſätze doch wohl tief in das Herz geprägt ſeyn müſſen, weil man ſich bey jeder Gelegenheit darauf ſtützt, bey jeder ungeſuchten Veranlaſſung mit Wärme für dieſe Grundſätze ſtreitet — Daß darum dieſe Grundſätze immer in Handlungen übergehn und der Schriftſteller ſtets grade ſo rein, ſo ſchön die Tugend ausüben ſollte, die er von ganzem Herzen treu und redlich empfiehlt, folgt daraus aber noch nicht. Er iſt und bleibt ein Menſch, den Leidenſchaften und Begierden überraſchen und irreleiten können. Es iſt daher ſehr möglich, daß ein Mann in den Augenblicken der ruhigen Ueberlegung, wenn der Sturm jener Leidenſchaften ſchweigt, ein Herz voll hoher Tugenden auf dem Papiere entfaltet und dennoch in ſeinen Handlungen ſich ſehr erniedrigender Laſter ſchuldig machen kann. Endlich giebt es auch ausgelernte Heuchler, die ihr Leben hindurch Tugend und Religion im Munde führen und dennoch tieſe Bosheit im Herzen hegen.

Allein — und das betrifft die dritte Frage — ich glaube, daß Jeder ſeine Moralität ſelbſt zu verantworten habe. Meine Freunde wähle ich mir unter den Geprüfteſten; allein in großen Geſellſchaften iſt mir Jeder willkommen, deſſen Unterhaltung angenehm, geſittet und lehrreich iſt. Die Wahrheit, welche der Schriftſteller lehrt, wenn ſie mit Gründen unterſtützt wird, denen man ſeine Ueberzeugung nicht verſagen kann, verliehrt nichts dadurch, bleibt darum nicht weniger heilig und das Verdienſt, ſie mit Eifer gepredigt zu haben, iſt immer groß und des Danks werth, wenn auch der Mann, aus deſſen Munde oder Feder ſie hervorgeht, ein heimlicher Böſewicht ſeyn ſollte. Nur der hoch geſpannte Enthuſiasmus unſrer Zeiten kann einen Menſchen, wie Voltaire war, zu einem Heiligen erheben. Sein unmoraliſcher Character iſt ja bey ſo viel Gelegenheiten ſichtbar geworden. Es muß jedermann in die Augen fallen, daß es ihm, ſelbſt bey Ausbreitung der edelſten Grundſätze, nie um das Wohl der Menſchheit, die er zu lieben unfähig war, zu thun geweſen, daß ſelbſt bey ſeinen wohlthätigſten Handlungen Eitelkeit und Egoismus allein ihn geleitet haben; aber darum bleibt doch ſein Verdienſt um die Wahrheit nicht weniger unverkennbar und des Danks der ſpäteſten Nachwelt würdig — Wenn nur das Gute in der Welt geſchieht; ſo iſt es wahrlich für das Allgemeine ziemlich einerley, durch wen es geſchieht. Ich wünſchte aber nicht, daß man dies traurige Privilegium der mündlichen und ſchriftlichen Sprecher auch auf den geiſtlichen Kanzel-Redner ausdehnte. Dieſen verbindet ſein Amt, zu deſſen Pflichten offenbar auch die ſtrengſte practiſche Moral gehört, die Wahrheit der Lehre durch ſein Beyſpiel zu beſtättigen; Schriftſtellerey aber iſt kein beſondrer Stand, kein Amt in der bürgerlichen Geſellſchaft; ſie iſt freywillige Unterredung mit der Leſewelt, wie ich oben geſagt habe.

Zum Schluſſe dieſes Abſchnittes wollen wir überlegen, in wie fern man von einem guten Schriftſteller fordern könne, **daß er an ſeinen Schriften feile**, um ihnen den möglich höchſten Grad der Vollkommenheit und Schönheit zu geben.

Man erwartet von jedem verſtändigen Manne, daß, wenn er an einem Orte redet, wo Viele ihm aufmerkſam zuhören, er vorher überlege, was er ſprechen und wie er ſich ausdrücken will, und daß er nach Befinden, manchen Gedanken, der ihm durch den Kopf läuft, ſo wie manchen Ausdruck zurücknehme, wovon er glauben kann, daß er die öffentliche Prüfung nicht aushalten dürfte, oder der Würde der Verſammlung nicht angemeſſen wäre. Daſſelbe kann man in noch höherm Grade von einem guten Schriftſteller fordern. Es betreffen aber die Verbeſſerungen, welche dieſer mit ſeinen Werken vornehmen kann, entweder den Inhalt derſelben, oder die Weiſe der Darſtellung, oder die Schreibart; Ueber jeden dieſer Puncte will ich einige Bemerkungen wagen.

Faſt nie kömmt etwas dabey heraus, wenn man ſeine Arbeiten Andern zur Prüfung und Verbeſſerung vorlegt. Der Freund iſt entweder aus Beſcheidenheit nicht aufrichtig, nicht ſtrenge genug, oder er krittelt zu viel daran, weil er ſich nicht gehörig in die Manier des Verfaſſers hineindenkt, ſondern ſich ſelber an ſeine Stelle ſetzt und ein Buch daraus machen will, wie Er es würde geſchrieben haben. Wird es nun nach ſeiner Weiſe umgeändert; ſo entſteht ein buntſchäckiges Ding, welches weniger Würkung macht, wie der erſte Aufſatz, mit allen ſeinen Fehlern. Die ſchriftſtelleriſche Eitelkeit wird dann auch leicht gekränkt; man glaubt den Andern von Vorurtheilen eingenommen und folgt ſeinen Winken nicht. Gewöhnlich fragt man, wenn es zu ſpät iſt, wenn das ganze Werk vollendet daliegt und, ohne die Ordnung des Ganzen in allen ſeinen Theilen zu zerſtöhren, nicht mehr umzuändern iſt. Indeſſen bin ich weit entfernt, es zu tadeln, daß man bey ſeinen literariſchen Arbeiten, beſonders

da,

da, wo leicht irgend eine Leidenſchaft die Feder irrgeleitet haben könnte, den Rath verſtändiger Kenner und kaltblütiger, unpartheyiſcher Freunde zu Hülfe nehme. Hat man dann die Geduld, ihre Bemerkungen aufzuzeichnen und ſein Werk eine Zeitlang liegen zu laſſen, bis etwa die kleine Empfindlichkeit über den Tadel verraucht und die erſte Vater-Freude lauher geworden iſt; ſo nützt ein ſonſt nicht gar zu ſehr von ſich eingenommner Autor zuweilen jene Bemerkungen mit großem Vortheile und dankt in ſeinem Herzen dem guten Manne, der ihn von einer Thorheit abgehalten hat. Die nöthigſte Art der Ausfeilung iſt indeſſen doch immer die, welche der Schriftſteller ſelbſt mit ſeinem Werke vornimt.

In den Jünglings-Jahren ſollte man keine große Werke, beſonders philoſophiſchen Inhalts, und keine wiſſenſchaftliche Syſteme ſchreiben. Hat man ſich aber dazu verleiten laſſen; ſo rathe ich, ſie nicht früher, wie im männlichen Alter herauszugeben. Es iſt zuverläſſig, daß man in dieſer reifern Periode auf alle Weiſe unzufrieden mit der jugendlichen Arbeit ſeyn wird, ſowohl, was den Inhalt, als was die

Ordnung der Gedanken, die Art der Darſtellung und den Styl betrifft. Werke der leichten Phantaſie hingegen und faſt alle Gattungen poetiſcher Fictionen gedeyen beſſer in jenen glücklichen Frühlingstagen; Ich mögte nicht, daß jeder Jüngling von Genie und Talenten ſeine Arbeiten von der Art zurücklegte, um einſt im männlichen Alter mit kaltem Blute daran zu flicken und in dies leichte Gewebe ſeine ſchweren Raiſonnements und Maximen hineinzuwürken.

Zu viel Feile und ängſtliche Ausarbeitung ſchadet manchen Werken des Geſchmacks; Sie werden dadurch nicht ſelten kleinlich, weitſchweifig, verliehren an Kraft und Schwung, indem man bey kaltem Blute ſehr geneigt iſt, zu ſehr in das Detail zu arbeiten und der Einbildungskraft des Leſers nichts zu überlaſſen. Ueberhaupt giebt es Bücher, die bey kaltem Blute weder geſchrieben, noch geleſen werden und einzelne Stellen in Gedichten, die, wie die Neben-Parthien in gewiſſen Gemälden, ohne Nachtheil für die allgemeine Würkung, nie ganz ausgemalt, ſondern nur leicht hingeworfen, angedeutet werden müſſen.

Allein dieſe Bemerkungen betreffen doch hauptſächlich nur den Inhalt und die Darſtellung. An Reinigkeit der Schreibart, an Grazie und Harmonie der Diction, an Würde und Beſtimmtheit des Ausdrucks kann faſt nie genug gefeilt werden. Indeſſen bedarf es überhaupt zur ſorgſamen Ausarbeitung literariſcher Werke nicht grade einer langen Zeit, wenn man es damit nur gehörig anzugreifen weiß; und wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn auch manche Vielſchreiber ſehr vollendete Werke liefern. Ich werde es wagen, hier einige kleine Regeln vorzuſchlagen, welche die Arbeit ungemein erleichtern.

Wenn man ſich vorgenommen hat, über einen Gegenſtand zu ſchreiben; ſo beſchäftige man ſich viel mit Nachdenken darüber; Man erhalte ſich ihn immer gegenwärtig; Auf Spaziergängen, in ſchlafloſen nächtlichen Stunden und überhaupt, wo man irgend Muße dazu hat, betrachte man einen ſolchen Gegenſtand von allen Seiten und in allen ſeinen Theilen! Man bringe dies in Gedanken in eine gewiſſe Ordnung, in ein Syſtem, in richtigen Zuſammenhang!

hang! Man ſammle Materialien, werfe ſie, um ſeinem Gedächtniſſe zu Hülfe zu kommen, mit kurzen Worten auf's Papier und numerire dieſe Bemerkungen, dieſe Fingerzeige, dieſe Geburten des Augenblicks, dieſe glücklichen Einfälle, die vielleicht nicht ſo gut wiederkommen! Hat man das eine Zeitlang hindurch getrieben; ſo wird bald alles ſich zu dieſem Werke im Kopfe ordnen und man fühlt, daß es würklich ſchon vollendet iſt, noch ehe man einen Federſtrich an der Ausarbeitung gemacht hat. Will man nun die Arbeit zu Ende bringen; ſo nehme man ſeine Notaten vor Augen, entwerfe ein Gerippe des Ganzen, ſchreibe bey jedes Glied deſſelben die Nummern und Notaten, die dahin gehören und arbeite die einzelnen Theile aus — nicht zu viel auf einmal, um nicht zu ermüden und nachläſſig zu werden! Was fertig geworden iſt, leſe man nicht gleich, ſondern einige Stunden nachher ohne Zerſtreuung durch und verbeſſere, was uns unbeſtimmt, unpaſſend und nicht gut geſagt dünkt! Man ſchreibe nicht mehr, wie ungefehr die Arbeit eines Tages beträgt, auf einmal in's Reine! Während des Abſchreibens wird uns abermals manche Verbeſſerung einfallen. Das Abgeſchriebene leſe man wiederum mit Aufmerkſamkeit durch und zuletzt - das iſt eine höchſt nothwendige Sache, um noch manchen Uebellaut, manche Kakophonie, manche Ungehörigkeit im Style auszumerzen — laſſe man ſich's laut vorleſen! Wer endlich noch die Correctur ſeines Werks, wenn es gedruckt wird, ſelbſt übernimt, kann auch da noch die letzte Hand anlegen. Auf dieſe Weiſe vermag man viel und doch gut zu ſchreiben, ja! mehrere Werke zugleich zu vollenden, und kein Gedanke geht verlohren.

Hier ſehe ich Manchen höhniſch über mein Recipe zum Büchermachen lächeln; allein Diejenigen werden mich verſtehn, welche wiſſen, daß auch mit den herrlichſten Gaben und den gründlichſten Kenntniſſen, ohne eine gewiſſe Ordnung, wenig auszurichten iſt, und daß oft die vortreflichſten Werke, aus Vernachläſſigung ſolcher mechaniſchen Hülfsmittel, unvollendet liegen bleiben. In den fruchtbaren Augenblicken, wo dem Schriftſteller ſich die glücklichen Gedanken aufdrängen, hat er nicht grade Muße und Luſt, an die Arbeit zu gehn; und zu einer andern Zeit, wenn er ſich an ſeinen Schreibtiſch ſetzt, fallen ihm jene ſchöne Ideen nicht wieder im Zuſammenhange ein. — Was würden erſt die Spötter ſagen, wenn ein Poet ſie in die Geheimniſſe ſeiner Kunſt einweyhete und ſie das Cabinet manches ſehr großen Dichters mit aufgehängten Reim-Täflein tapeziert ſähen?

So viel über das Feilen an den literariſchen Producten; und nun nur noch Eine Bemerkung! Oft wird die Aufmerkſamkeit des Publicums eine Zeitlang auf einen einzelnen Gegenſtand geheftet; ſey es nun, daß eine auſſerordentliche politiſche oder andre Begebenheit die Köpfe beſchäftigt, oder daß eine ſonderbare literariſche Erſcheinung, ein neues Syſtem, ein Streit zwiſchen zwey Gelehrten von Bedeutung, Aufſehn erregt. Bey ſolchen Gelegenheiten fühlt ſo Mancher Beruf, ſeine Stimme zu geben, etwas zur Erläuterung der Wahrheit beyzutragen, ja! es kann ihm Bedürfniß ſcheinen, in dieſen Augenblicken als Schriftſteller aufzutreten, um ein Ueberhand nehmendes Vorurtheil zu bekämpfen, einem einreiſſenden Misbrauche zu ſteuern, einer Thorheit, einem Unglücke in der gelehrten, ſittlichen, oder politiſchen Welt, wenn nicht vorzubeugen, doch davor zu warnen, darauf aufmerkſam zu machen. Solche Schriften aber verliehren, nach einem kurzen Zeitraume, wenn die Umſtände ſich verändert haben, ihren Werth; ein Theil deſſelben beruht bloß darauf, daß ſie in dem rechten Augenblicke erſcheinen. Von dergleichen Schriften alſo, die gar nicht beſtimmt ſind, auf die Nachwelt zu kommen, einen hohen Grad von Ausfeilung zu verlangen, hieſſe ungerecht ſeyn. Ueberhaupt aber kann man es heut zu Tage wohl manchem Schriftſteller vergeben, wenn er ein wenig mit Herausgabe ſeiner literariſchen Producte, beſonders im Fache der ſchönen Wiſſenſchaften und Künſte, eilt, da der Geſchmack des Publicums ſo äuſſerſt veränderlich iſt, daß, wenn er ein Gedicht, ein Schauſpiel, einen Roman, oder eine muſicaliſche Compoſition, nur einige Jahre liegen läſſt, Gegenſtand, Sprache, Ton und Art der Behandlung gänzlich aus der Mode kommen. Man wird dies leicht verſtehn, wenn man ſich nur die Mühe geben will, die Verzeichniſſe der Theaterſtücke nachzuleſen, die auf unſern teutſchen Bühnen gegeben werden und man dann ſieht, in welchem Verhältniſſe die Vorſtellungen eines Meiſterwerks von Leſſing mit den häufigen Wiederholungen unſrer tollen Ritter- und Spectakel-Stücke ſtehen. Indeſſen behalten freylich Werke von Bedeutung und ächtem Gepräge in jedem Zeitalter ihren Werth, und früh oder ſpät kehrt das irregeleitete Publicum, mit Bewundrung und Dankbarkeit wieder zu ihnen zurück.

IV.

IV.

Ueber des Schriftſtellers Beruf, Freyheit, Einfluß, Ruhm, Beyfall und äuſſere Ehre.

Beruf zum Schriftſteller hat Jeder, der etwas nicht Alltägliches, nicht allgemein Bekanntes, etwas Nützliches zur Belehrung oder Warnung, etwas dem Bedürfniſſe der Zeiten Angemeſſenes, oder auch nur etwas unſchädlich angenehm Unterhaltendes, Jeder der etwas zu ſagen weiß, das frommt, wodurch Tugend und Weisheit befördert, Wärme für das Gute erregt und unterhalten, Troſt und unſchuldige Freude verbreitet werden können. Ja! es kann Pflicht ſeyn, für den Staats- und Weltbürger, laut über Gegenſtände ſeine Stimme zu geben, die das Wohl des Landes, in welchem er lebt, oder gar der ganzen Menſchheit betreffen. Nicht Jeder, der dazu Kenntniſſe, Talente leute und guten Willen hat, ſteht, ſeinen bürgerlichen Verhältniſſen nach, an einem Platze, wo er auf andre Weiſe gehört wird, auf andre Weiſe zum allgemeinen Beſten würkſam zu ſeyn vermag; Als Schriftſteller aber wird er ſich vielleicht den Weg zu den Ohren Derer bahnen, die helfen können; ohne äuſſere Macht die Cabalen der mächtigſten Feinde und Verhehler der Wahrheit zu Schande machen.

Niemand aber hat Beruf, Dinge laut auszurufen, die anſtändiger und zweckmäßiger nur Wenigen geſagt werden, die einzelnes Unheil ſtiften können, ohne im Allgemeinen Gutes zu bewürken; Niemand hat Beruf, das Zutrauen guter Menſchen zu misbrauchen; öffentlich aufzudecken, was der vorſichtige und redliche Mann lieber nicht wiſſen, viel weniger bekanntmachen mögte; noch vor das Tribunal des Publicums zu ziehn, was nur vor den Richtſtuhl des Hausvaters oder der geſetzmäßigen Obrigkeit gehört, ſo lange Dieſe ihm nicht Ohr und Gerechtigkeit verweigert.

Allein ich kann mich nicht enthalten, zu glauben, daß man es dem Gewiſſen und der

eig:

eignen Verantwortung des Schriftſtellers überlaſſen müſſe, in wie fern er ſeines Berufs, ſeiner Rechte und ſeiner Pflichten eingedenk ſeyn wolle. Ueberſchreitet er die Grenzen, welche dieſe ihm ſetzen; ſo kann jeder Einzelne, den er gekränkt hat, oder ſeine Obrigkeit ſelbſt, ihn zur Rechenſchaft ziehn; ob es aber billig und nützlich ſey, ihm vorher die Hände zu binden; das iſt eine andre, nicht ſo leicht zu beantwortende Frage: ob die **Einſchränkung der Preß-Freyheit** nicht größern Nachtheil ſtiften könne, wie der Misbrauch derſelben? Ohne mich zu vermeſſen, hierüber ein entſcheidendes Urtheil zu fällen, werde ich es wagen, nur einige Bemerkungen über dieſen Gegenſtand den Leſern zur Prüfung vorzulegen.

Die Cenſur aller Werke, die gedruckt werden ſollen, der Willkühr einzelner Männer zu überlaſſen, heiſſt einzelne Männer zu Richtern über die allgemeine und Privat-Meinung machen, heiſſt das ganze Gebieth der Wahrheit, oder vielmehr die Circulation derſelben in einem Lande dieſen Männern in die Hände legen. Nun kann es ſolchen Richtern aber an Einſicht oder an gutem Willen fehlen; und in beyden Fällen leidet doch die Wahrheit. Man kann freylich den Cenſorn Vorſchriften geben und man giebt ſie auch gewöhnlich, indem man es ihnen zur Pflicht macht, nur dasjenige nicht drucken zu laſſen, was gegen Religion, Staat und gute Sitten anſtößt; allein war nicht alles, was der groſe Martin Luther ſchrieb, damals gegen die Religion? Kann nicht in äuſſerſt deſpotiſchen Staaten, wo die Unter-Tyrannen im Namen des Landesherrn die abſcheulichſten Gewaltthätigkeiten ausüben, alles für empörend gegen den Staat ausgegeben werden, was dieſe Misbräuche rügt? Heiſſt es nicht, jeder nützlichen Reform verjährter Misbräuche, jeder Erforſchung und näheren Beleuchtung der Wahrheit Thor und Thür verſchlieſſen, wenn man den Mitgliedern der bürgerlichen Geſellſchaft erlaubt, über alles laut zu reden, auſſer über das, was ihnen am wichtigſten ſeyn muß — über die Anſtalten, zur Beförderung ihrer zeitlichen und ewigen Glückſeligkeit? Haben wir nicht an manchen, beſonders catholiſchen Ländern, den ſchädlichen Einfluß ſolcher Einſchränkungen geſehn? Hierzu kommen noch folgende Gründe:

Es iſt bekannt, daß jede Unterſagung, wovon Urſache und Nutzen nicht jedermann einleuchtet, doppelt die Begierde zu dem Verbothnen erweckt; daß der unruhige Thätigkeits-Trieb jeden Kampf liebt, und daß der Menſch gewöhnlich erſt dann zu einer, ihm ſonſt gleichgültigen Handlung gereizt wird, wenn man die Freyheit, ſie zu begehn, einſchränkt. Die Erfahrung lehrt auch, daß in keinem Lande mehr und begieriger ſolche Bücher, die man gefährlich nennt, geleſen und geſchrieben werden, wie da, wo die ſchärfſten Edicte dagegen gegeben ſind. indem man tauſend Mittel findet, in dieſem Punkte die Wachſamkeit der Policey zu hintergehn und es in ſolchen Ländern der Hehler ſo viel, wie der würklichen Uebertreter giebt. Kühne, gewagte, ſophiſtiſche Sätze verführen und reiſſen mehrentheils nur dann hin, wenn ſie heimlich gepredigt werden; laut, öffentlich geſagt, aus allen Geſichtspuncten betrachtet und der allgemeinen Prüfung ausgeſetzt, erſcheinen ſie, entblößt von allem Schimmer, in ihrer lahmen Geſtalt. Ich habe nirgends mehr Religions-Spötter gefunden, wie in ſolchen catholiſchen Provinzen, wo jeder Schein des Unglaubens ein Capital-Verbrechen iſt, da hingegen in proteſtantiſchen Gegenden, in welchen dem freyen Unterſuchungs-Geiſte keine Feſſeln angelegt ſind, dergleichen elende Witzeleyen wenig Senſation machen und man gewöhnlich Denjenigen verachtet, der ſich hämiſche Angriffe erlaubt da, wo es ihm unverwehrt iſt, öffentlich und ernſthaft für ſeine Meinung zu kämpfen. Noch iſt die Beobachtung nicht zu vernachläſſigen, daß die ärgſten Plauderer, wenn man ſie nur ſchwatzen läſſt, gewöhnlich die unſchädlichſten Menſchen in ihren Handlungen ſind, und daß, wenn man den Leuten nur erlaubt, frey zu raiſonniren, ſie deſto weniger zu würklichen Meutereyen ſchreiten, die immer nur im Dunkeln und im Drucke erzeugt werden. Auch iſt dies das ſicherſte Mittel für den Regenten, von der Stimmung des Volks und von den Meinungen, welche Ueberhand nehmen, unterrichtet zu werden und dagegen arbeiten zu können. Endlich zeigt die Regierung, durch Verachtung ſolcher Schreyer, eine Sicherheit, ein Bewuſſtſeyn ihrer Würde und Gerechtigkeit und eine Zuverſicht zu der Würkſamkeit ihrer Anſtalten, die den Boshaften und Aufrührer zittern macht und ihn abhält, etwas Gefährliches zu unternehmen. Der groſe König Friedrich hat, während ſeiner langen und wohlthätigen Regierung, die Richtigkeit dieſer Staats-Maximen practiſch bewieſen.

Dagegen glaube ich, daß folgende Verkehrungen einer weiſen Regierung jedem Mißbrauche der Preß-Freyheit würden ſteuern können: Man verordne, daß kein Buch im Lande gedruckt werde, ohne daß die Cenſur vorher Notitz davon erhalte; Und da ein Schriftſteller ſeine Urſachen haben kann, warum er ſich nicht öffentlich nennen will; ſo laſſe man ihm zwar dieſe Freyheit, lege es ihm aber zur Pflicht auf, ſeinen und des Verlegers Namen dem Cenſor anzuzeigen. Dieſer habe zwar nicht das Recht, etwas im Manuſcripte auszuſtreichen, ſey auch verbunden, wenn keine Klage über den Inhalt des Buchs entſteht, jene Namen zu verſchweigen; Sobald aber irgend eine, in dieſem Werke angegriffene Privat-Perſon oder der Fiscal, wegen würklich aufrühreriſcher Grundſätze, welche daſſelbe enthalt, die Gerechtigkeit auffordert; ſey der Cenſor befugt, den Verfaſſer bekannt zu machen; und dann werde das Buch von einer dazu niedergeſetzten Commiſſion, die aus Gelehrten und Staatsmännern beſtehn muß, geprüſt und mit aller Strenge gegen den Ruheſtöhrer verfahren! Werke hingegen, welche ſich, in beſcheidnem Ton, bloß mit theoretiſcher Prüfung der Wahrheit abgeben, (mögten dieſe Wahrheiten auch noch ſo viel Sanction haben) ſollte, denke ich, eine Landes-Regierung, nur auf eben dieſe Weiſe, durch geſchickte Schriftſteller widerlegen laſſen. Indeſſen kann es, nach Zeit und Umſtänden, Fälle geben, wo eine weiſe Regierung, wenigſtens auf eine Zeitlang, in dieſem Puncte ſtrenger verfahren muß; und dann iſt es die Pflicht gehorſamer Unterthanen, weder dies Geſetz zu übertreten, noch dagegen zu murren. Ueberhaupt muß ſich der freymüthige Patriot dadurch von dem Volks-Aufwiegler unterſcheiden, daß, wenn er auch über eine öffentliche Anſtalt, oder über ein Landes-Geſetz ſeine Meinung und Zweifel äuſſert, er dies jedoch in dem Ton einer beſcheidnen und kaltblütigen Unterſuchung thue; zweytens ſelbſt das Geſetz, deſſen Zweckmäßigkeit er angreift, pünctlich befolge, ſo lange es nicht aufgehoben iſt; und drittens nie Andre zu verleiten ſuche, demſelben ungehorſam zu werden.

Allein iſt denn auch würklich der **Einfluß der Schriftſteller** zum Böſen ſo groß, wie man gewöhnlich anzunehmen pflegt? Ich habe oft erklärt, daß ich daran nicht glaube; die Sache verdient indeſſen wohl, näher beleuchtet zu werden.

Entweder iſt das, was ein ſolcher verrufner Autor lehrt, Irrthum, oder Wahrheit. Im erſten Falle wird dieſer Irrthum (mögte er auch durch ſophiſtiſche Künſte verſchleyert, und durch den Zauber einer trügeriſchen Rednerkunſt aufgeſtutzt ſeyn) doch keine feſte Wurzel faſſen. Die Stimme der Wahrheit wird ſich eben ſo laut dagegen erheben; und warum ſollte ihr nicht auch eben ſo ſehr und in noch höherm Grade die Macht der Beredſamkeit zu Hülfe kommen können? Dann gewinnt ſie offenbar durch ſolche Angriffe, wie die ächte Tugend durch Anfechtung gewinnt. — Sie wird nun um ſo bewährter gefunden. Es hieſſe auch ſehr geringſchätzig von ſeinen Zeitgenoſſen denken, wenn man annehmen wollte, ſie ſeyen geneigter, der Thorheit, wie der Weisheit das Ohr zu leyhn; Und wäre das; ſo könnte man ſicher behaupten, daß an dem Heile und der Ueberzeugung ſolcher Menſchen wenig gelegen, daß an ihnen nichts zu verderben wäre. Hält aber die Wahrheit ſolche Anfälle, ſolche Prüfung nicht aus; ſo iſt ſie in ſich keiner Fortpflanzung werth oder vielmehr — ſie iſt dann nicht ächte Wahrheit.

Iſt aber das, was der Schriftſteller lehrt, unwiderlegbare Wahrheit; ſo würkt ſie auch gewiß nichts Böſes. — Sollte das edelſte Geſchenk des Himmels, Wahrheit, Unglück ſtiften können? Nimmermehr! Auch iſt ſie ein freyes Gut, an welchem Jeder nach ſeinen Kräften Antheil zu nehmen das Recht haben muß, worauf kein Embargo gelegt werden kann; und alle Syſteme, religioſe, politiſche, moraliſche, oder wie ſie Namen haben mögen, die auf Täuſchung beruhen, die, um ſich aufrecht zu erhalten, nur Einigen das Privilegium geſtatten, ihre Vernunft zu gebrauchen, den Uebrigen aber die Augen verbinden und ihnen das Joch der Autorität aufhängen, ſind ſchädlich, verdächtig und können ſich durchaus keine Dauer verſprechen. Welche menſchliche Einſicht will es wagen, zu beſtimmen, wem die Wahrheit nützt und wer ſie zu ertragen vermag? Das ſieht nur Der, welcher unſer Innerſtes erforſcht und der ſelbſt die Wahrheit iſt.

Allein Wahrheit kann doch zur Unzeit gelehrt werden, kann Menſchen gelehrt werden, denen es an Empfänglichkeit und Vorbereitung dazu fehlt? — Gewiß! aber dann iſt die einzige zu erwartende ſchädliche Folge die, daß ſie nicht verſtanden wird. Wer zur Unzeit Sätze vorträgt, für welche das Zeitalter nicht empfänglich iſt, hat ſich's ſelbſt zuzuſchreiben, wenn Spott, oder ſogar Verfolgung der Lohn ſeines Unverſtandes wird; Er ſchadet alſo niemand, wie ſich ſelber. Würkt aber die Wahrheit; ſo iſt das ein Zeichen, daß ſie ſchon in den Köpfen gegährt hat; und dann würde doch keine menſchliche Gewalt hinreichen, ihre Fortſchritte zu hemmen, wenn auch die Schriftſteller dieſen Würkungen nicht zu Hülfe kämen.

Ich kann mich alſo nicht von dem ſchädlichen Einfluſſe der Schriftſtellerey überzeugen; um deſto zuverſichtlicher aber glaube ich an ihren herrlichen Nutzen. Der, welcher unbeſtimmte, ſchwankende Ideen über Gegenſtände, welche der Menſchheit wichtig ſind, berichtigt und beleuchtet; Der, welcher edle Grundſäze der Religion, Moral und ächten Weisheit, durch einen lebhaften Vortrag und durch hinreiſſende Herzens-Beredſamkeit, anſchaulicher, intereſſanter macht, den Keim des Guten in den Seelen der Leſer durch die erquickende Wärme ſeines Enthuſiasmus zur Reife bringt, in guten Vorſätzen beſtärkt und den Heroismus hoher Tugenden erweckt; der macht ſich ſehr verdient um die Menſchheit. Und verzweifelt nicht, Ihr Edlen! wenn Ihr auch nicht gleich die Würkungen Eurer Bemühungen vor Augen ſeht, wenn Eure Zeitgenoſſen Euch nicht ſo eifrig, wie Ihr es zu verdienen glaubt, ihren Dank zollen! Der gute Saamen, den Ihr ausſtreuet, gedeyet doch, und ſollte auch erſt die ſpäte Nachwelt die Früchte davon genieſſen. Nach und nach kommen dieſe wohlthätigen Wahrheiten durch Eure vereinten Bemühungen in größern Umlauf und erhalten dauerhaften Credit. Sie behalten, wie das feine Silber, ſtets ihren innern Werth; indeß die verfälſchte Münze, Troz dem ſchönen Stempel, ſich bald durch das hervorſcheinende

Kupfer verräth und grade am erſten ihren eignen Unwerth offenbahrt, je mehr ſie durch verſchiedene Hände geht.

Allein es giebt doch Eine Art von Schriften, die ich für gefährlich halte — obgleich freylich die Tugend und Weisheit ſolcher Menſchen, die dadurch wankend gemacht werden, nicht viel werth ſind — ich meine ſolche Bücher, welche die Phantaſie und Sinnlichkeit junger Leute reizen, ſie mit üppigen Bildern, oder mit Schwärmereyen erfüllen. Ich geſtehe aber, daß ich nicht weiß, wie ſelbſt eine ſtrenge Cenſur dieſer Gefahr vorbeugen könnte. Menſchen von feſten Grundſätzen ſind ihr indeſſen nicht ausgeſetzt, und wenn bey jungen Leuten eine ſorgſame Erziehung und kluge Wachſamkeit über die Auswahl ihrer Lectur dem Uebel nicht vorbeugt; ſo iſt doch alles Hüten und Einſchränken vergebens. Wo einmal das Feuer unſittlicher Triebe und phantaſtiſcher Wünſche im Verborgnen lodert, da findet es leicht Nahrung, um in helle Flammen auszubrechen. Die Menge ſolcher Romanen, Schauſpiele, Märchen und Gedichte, welche dergleichen Feuer nähren können, iſt ſchon ſo groß und der jetzige Ton der geſellſchaftlichen Unterhaltung ſchon ſo darauf geſtimmt, daß es faſt gerathner iſt, der Sache ihren Lauf zu laſſen und zu hoffen, daß ſolche Ideen, ſelbſt durch den allgemeinen Cours, den Reiz der Neuheit verliehren.

So viel von dem Einfluſſe der Schriftſtellerey auf Verſtand, Herz und Sitten! Der, welcher das ſüße Bewußtſeyn mit in das Grab nehmen darf, durch ſeine Schriften viel Gutes dieſer Art geſtiftet zu haben, hat gewiß ein groſſes Verdienſt um die Menſchheit. Nach den Würkungen alſo, welche ein Buch hervorbringt, kann man wohl den **Grad ſeines Werths** beſtimmen. Diejenigen Werke, welche blos angenehm unterhalten oder nur die Phantaſie beſchäftigen, würden wohl freylich — ſo groß auch die Wohlthat iſt, Andern frohe Stunden zu machen, Gram und Grillen auf eine Zeitlang zu verſcheuchen und wegzuzaubern — dennoch denen den Vorrang laſſen müſſen, durch welche entweder das Gebiet ſolcher Wiſſenſchaften erweitert wird, die practiſchen Einfluß auf das Wohl der Menſchheit haben, oder durch welche die Antriebe zu aller Art Tugend und Pflichts-Erfüllung, auf eine nicht gemeine Weiſe, verſtärkt werden. Ich würde daher die Schriftſteller ſo claſſificiren, daß ich denen, welche practiſch belehren und beſſern, den erſten Platz anwieſe, den darauf folgenden ſolchen Männern einräumte, welche in ſpeculativen Wiſſenſchaften neue, kühne Ausſichten eröfnen, und dann einen andern Grad von Verdienſt Denen zugeſtünde, die bloß für die angenehme Unterhaltung arbeiten.

Allein es fragt ſich nun: **woran ſoll ich den guten Schriftſteller in jeder dieſer Gattungen erkennen?** Entſcheidet darüber die allgemeine Stimme des Publicums, oder der Ausſpruch der öffentlichen Kunſtrichter, oder ſollen wir uns allein auf das Urtheil einiger Kenner verlaſſen, wenn auch das Buch keine Senſation bey der Leſewelt macht und in critiſchen Blättern getadelt wird?

Hierauf läßt ſich im Allgemeinen nicht antworten. Iſt von wiſſenſchaftlichen Werken die Rede, die nach einem poſitiven Maaßſtabe geprüft werden können und bey welchen es auf den Einfluß des Geſchmacks und den Ton des Zeitalters gar nicht ankömmt; ſo pflegt die Frage nicht lange unentſchieden zu bleiben; Neid und Vorurtheil haben da wenig Einfluß und Jeder, welcher dieſes Fach ſtudiert hat, erkennt bald, ob durch ein ſolches Werk ein bis jetzt unbekannt geweſenes Stückchen Landes in dem ungeheuren Gebiethe der Gelehrſamkeit iſt entdeckt worden. Ganz anders aber ſieht es mit Büchern aus, auf deren Beurtheilung die Stimmung des Geiſtes und der Geſchmack des Zeitalters würken können. Wie unſicher und ſich unter einander widerſprechend die Richterſprüche der critiſchen Journaliſten, beſonders in Teutſchland ſind, davon werde ich vielleicht noch in der Folge reden. Für Kenner geben ſich ſo Manche aus, die es entweder gar nicht ſind, oder doch durch die Brille der Vorurtheile, des Neides, oder andrer Leidenſchaften ſehen. Es bliebe alſo übrig, zu unterſuchen, ob die allgemeine Stimme des Publicums, der Beyfall, mit welchem ein Buch von dem großen Haufen geleſen und die Begierde, mit welcher es gekauft wird, etwas für ſeinen Werth entſcheidet — ob vox populi auch hierinn vox dei iſt? . . .

Das können wir wohl ſicher annehmen, daß Derjenige wenigſtens ein ſehr mittelmäßiger Schriftſteller ſey, welcher unaufhörlich über kalte Aufnahme ſeiner Werke, über Verſchwörung der Recenſenten gegen ihn, über den Neid ſeiner Zeitgenoſſen klagt, andre Schriftſteller zu verkleinern ſucht, durch anlockende Titel, prahleriſche Ankündigungen, ängſtliche Pränumerations-Anſtalten und andre Operationen dieſer Art, ſeinen Büchern Abſatz zu verſchaffen ſucht, endlich ſich ſelber recenſirt, oder durch ſeine eben ſo unberühmten Freunde recenſiren und auspoſaunen laſſt. Eine allgemeine Verbindung der Leſewelt gegen einen einzigen Mann, oder eine ſo allgemeine Verblendung des Publicums läſſt ſich doch nicht wohl denken. Wenn jemand in einer Geſellſchaft das groſe Wort führt, ihm aber niemand zuhören will, Jeder ihm den Rücken zuwendet, ein Paar Perſonen ausgenommen, die er bey den Rock-Knöpfen feſthält; ſo bleibt ihm freylich überlaſſen, ſich einzubilden, daß er der einzige verſtandige Mann in der Verſammlung, und daß die Uebrigen alle unwiſſende, geſchmackloſe Thoren ſeyen; allein er muß uns doch erlauben, zu denken, daß ſein

Vortrag wenigſtens für dieſe Geſellſchaft nichts tauge, weil niemand dafür empfänglich iſt. Da nun ebenfalls der Schriftſteller, welcher ein Werk drucken läſſt, dadurch zeigt, daß er nicht bloß für ein Paar gute Freunde, ſondern für das Publicum arbeitet; ſo iſt er wenigſtens für das jetzige Zeitalter kein guter Schriftſteller, wenn er in demſelben allgemein misfällt; und Werke von hohem Werthe pflegen doch in allen Jahrhunderten, in welchen nicht die tiefſte Barbarey herrſcht, einiges Aufſehn zu machen.

Wenn aber allgemeiner Tadel den Unwerth eines Buchs beſtimmt; ſo folgt daraus in der That noch nicht, daß lauter Beyfall und ſchneller Abſatz etwas für die Vortreflichkeit eines Werks entſcheiden. Auch in der Literatur giebt es Moden; Auf gewiſſe Gegenſtände iſt eine Zeitlang die Aufmerkſamkeit des ganzen Publicums geheftet; alles, was dann darüber geſchrieben wird, geht reiſſend ab, ſey es auch noch ſo unbedeutend. So waren, eine Periode hindurch, Freymaurerey und Myſtic, dann Jeſuitismus und Krypto-Catholicismus das allgemeine Steckenpferd; jetzt iſt es die franzöſche Revolution.

Auf eben dieſe Weiſe iſt in Werken des Geſchmacks bald dieſe, bald jene Manier, Form und Art der Darſtellung, die irgend ein guter Kopf durch ein Meiſterſtück dieſer Gattung in Aufnahme gebracht hat, vorzüglich beliebt; dann wird alles begierig verſchluckt, was in dieſer Geſtalt erſcheint. Wir haben Perioden erlebt, wo nur Idyllen; andre, wo vorzüglich Nachahmungen von Yoricks Reiſen; Romane, voll Empfindeley, Liebeley, Sturm und Drang; im theatraliſchen Fache Ritter- und Spectakel-Stücke; andre, wo Volks-Märchen, dialogirte Geſchichten u. ſ. f. ihr Glück machten. Endlich iſt zuweilen das Publicum durch Ein vorzügliches Werk ſo ſehr zum Vortheil eines Schriftſtellers eingenommen, daß auch das mittelmäßigſte Product, vor welchem nur ſein Name ſteht, ſich ſichern Abgang verſprechen kann — Das alles aber ſind nur vorübergehende Launen; zwey Jahre ſpäter — und man bekömmt einzelne Bogen dieſer Meiſterſtücke in den Kauf, wenn man Roſinen holen läſſt. Ich habe oben geſagt, daß ein guter Schriftſteller ſich nach der Stimmung des Publicums richten müſſe; das iſt ganz wahr, doch nur in ſofern er darum weder ſeine Grundſätze, noch ſein Gefühl für das wahrhaftig Gute, Nützliche und Schöne zu verleugnen braucht. Nie wird ein Autor, der ſeine Würde und die Wichtigkeit ſeines Berufs fühlt, aus Eitelkeit, um eine ephemeriſche glänzende Exiſtenz zu haben, oder aus niedriger Gefälligkeit gegen den groſen Haufen, dem verderbten Geſchmacke des Zeitalters ſchmeicheln und Werke liefern, in welchen er ſich an der geſunden Vernunft, dem ſittlichen Gefühle, oder den Regeln der ächten Kunſt verſündigt.

Allgemeiner Beyfall beweiſt alſo nicht immer etwas für den Werth eines Buchs und für die Talente des Verfaſſers; Wenn aber ein Werk bey ſeiner erſten Erſcheinung gut aufgenommen wird; wenn der größte Theil der Kunſtrichter es nicht verdammt; wenn dieſer Beyfall eine Reyhe von Jahren hindurch fortdauert; wenn das Buch mehrere Auflagen erlebt; wenn Ausländer es der Ueberſetzung werth halten; ſo iſt man befugt, zu glauben, daß dies Werk, wenigſtens für unſer Zeitalter, wahren Werth habe, mögten auch der Neid oder die Cabale einzelner Schreyer ihn zu verkleinern ſuchen. Dieſer Neid iſt das ächte Kennzeichen ſchlechter Schriftſteller; Der Mann von wahrhaftig groſſen Talenten freuet ſich über jede Bereicherung der Literatur und Kunſt und läſſt ſelbſt ſolchen Werken Gerechtigkeit wiederfahren, wodurch ſeine eignen verdunkelt werden. Auch bleibt ja ſeiner kleinen, verzeyhlichen Eitelkeit immer der Troſt, daß, wenn Andre mehr Lorbeeren einerndten, wie er, ſie doch dieſelben auf dem Wege holen, den er gebahnt hat.

Wenn nun aber ein Schriftſteller des allgemeinen und dauernden Beyfalls würdig iſt, den ihm die Leſewelt zollt, wird dann auch gewiß **Unſterblichkeit** ſein Theil ſeyn? Wird ſein Werk in jedem Zeitalter den Werth behalten, den es in dem jetzigen behauptet? Das iſt eine andre Frage. Das Gebieth der Wiſſenſchaften wird immer mehr erweitert; die Quellen der Erkenntniß werden aufgeräumt; Wahrheiten, die vor Jahrhunderten nur wie Geheimniſſe den Eingeweyheten gelehrt wurden, haben jetzt allgemeinen Cours; Man blickt immer tieſer in die verborgnen Winkel des menſchlichen Herzens; die Phantaſie hat faſt alle Gegenden durchlaufen, die diſſeits der irdiſchen Grenzen liegen; Endlich iſt faſt keine Art der Darſtellung, Manier und Einkleidung, welche nicht ſchon von großen Genies älterer und neuerer Zeit wäre verſucht und mit Erfolge gekrönt worden. Es wird alſo immer ſchwerer, etwas Neues zu ſagen, einen noch nicht betretnen Pfad zu ebnen. Allein unendlich groß iſt doch noch die terra incognita der Wahrheit und das Gebieth der Dichtung; Das Verdienſt ſo mancher überwundnen Schwierigkeit, bey einer gewagten Reiſe weiter vorwärts in dieſe unbekannten Gegenden, wird doch ſelbſt von den Nachkommen, die nun ſchon in dieſem Lande einheimiſch geworden ſind, nicht miskannt; Unendlich mannigfaltig iſt auch die Gabe der Darſtellung — Und dann — wie wenig Werke giebt es, die zugleich in ſich alle Arten der Vollkommenheit vereinigen: Neuheit, Gründlichkeit, Kunſt, eindringende Kraft und Schönheit! Solche vollendete Meiſterſtücke veralten nie. Auch rückt die Welt leider! nicht durch alle Jahrhunderte hindurch zum Beſſern vor. Es kommen auch in der gelehrten Welt Zeiten des Mißwachſes, des Krieges und der Theuerung, wo der fruchtbare Boden nur wildes Unkraut hervorbringt; Zeiten der Barbarey und des geſunknen, verkrüppelten Geſchmacks. Allein auch dieſe dauern nicht; die Empfänglichern fangen bald an, ſich nach beſſerer Koſt zu ſehnen; es ekelt ſie der loſen Speiſe; und dann holt man die, in den Tagen des Ueberfluſſes zurückgelegten, aber nicht verwelkten Früchte wieder hervor und pflanzt die Kerne daraus, zu einer neuen, edeln Vegetation.

Was ich vorhin von dem Nutzen, den ein Schriftſteller ſtiften kann und von ſeinen Verdienſten um die Welt geſagt habe, wird wohl manchen Leſer verleiten, voraus zu ahnen, ich werde nun auch von **der, einem ſolchen Manne gebührenden beſondern Ehre und Auszeichnung** reden und meine Forderungen von dieſer Seite werden nicht geringe ſeyn; Allein ich darf hoffen, daß man, wenn ich meine Grundſätze darüber entwickle, in denſelben keine Spur eines lächerlichen Handwerkſtolzes finden wird.

So groß auch das Verdienſt iſt, etwas Gutes, Nützliches, Belehrendes, Tröſtendes, Aufmunterndes, zu Beförderung der Tugend, Weisheit und Heiterkeit, mündlich oder ſchriftlich zu ſagen; ſo iſt doch wahrlich eine Reyhe guter Handlungen mehr werth, wie eine Reyhe guter Reden. Jene führen ihre ſegenreichen Folgen unausbleiblich mit ſich; die Würkung dieſer hingegen iſt wenigſtens nicht ſo beſtimmt gewiß. Es wird desfalls niemand leugnen wollen, daß ſo mancher Biedermann, welcher nie eine Zeile hat drucken laſſen, durch ein wohlthätiges, ſeinen bürgerlichen und häuslichen Pflichten gewidmetes Leben und durch belehrendes Beyſpiel, ſehr viel mehr Nutzen für die gegenwärtige und künftige Generation ſtiftet, wie der berühmteſte Schriftſteller. Es iſt auch wahr, daß eine Menge Leute, bey den herrlichſten Talenten zur Autorſchaft, nur deswegen keine Bücher ſchreiben, weil ſie ihre Zeit nützlicher anwenden zu können glauben, wenn ſie dieſelbe den Geſchäften des bürgerlichen Lebens widmen, und daß hingegen viel Schriftſteller und Gelehrte, über das leidige Bücherſchreiben und Studieren, ihre erſten, natürlichſten und heiligſten Pflichten verabſäumen, über Erziehung des Menſchengeſchlechts ſchreiben und die Bildung ihrer eignen Kinder ſchändlich verwahrloſen, über Welt-Revolutionen und Staats-Verfaſſungen raiſonniren, und in denen, ihnen anvertraueten Berufs-Geſchäften, nicht einen einzigen brauchbaren Aufſatz liefern.

Ich habe ſchon oft den Wunſch geäuſſert, daß doch niemand die Schriftſtellerey zu ſeinem einzigen Berufe, zu ſeiner einzigen Haupt-Beſchäftigung machen mögte, wenigſtens nicht in zu frühen Jahren. Man iſt doch wahrlich, als Bürger im Staate, demſelben ſolche unmittelbar thätige Dienſte ſchuldig, deren Nutzen nicht auf bloße Speculation gegründet iſt. Muße zum Bücherſchreiben findet Der, welchem es nicht an Talenten dazu fehlt, immer nebenher, ja! ich darf mich wohl auf die Erfahrung berufen, wenn ich behaupte, daß der Geſchäftsmann, der thätige Hausvater und Bürger, in ſeinen Erholungsſtunden, practiſch beſſer, auch mit mehr Feuer ſchreibt und daß er gewöhnlich das Publicum mehr reſpectirt, mehr auf den Nutzen denkt, welchen er den bürgerlichen

Geſellſchaften leiſten kann und ſoll, deren würkliches Mitglied er iſt, wie der eigentliche Büchermacher vom Handwerke, der nur als Volontair im Staate dient. Für den Geſchäftsmann iſt Schriftſtellerey ſüße Erholung; Er arbeitet mehr con amore, ſammelt und ordnet mit mehr Bedacht und Auswahl, wie Der, welcher vom Morgen bis zum Abend über ſeinem neuen Werke brütet.

Man klagt oft, daß gute Schriftſteller in ihrem Vaterlande nicht nach Würden geſchätzt, von den Landes-Regierungen nicht nach Verdienſt ausgezeichnet und belohnt werden. Es iſt wahr, daß ein ſolcher Mann von dem Neide und der Cabale ſeiner Mitbürger verfolgt wird, die es nicht vertragen können, daß er ſich, ohne ihr Zuthun, eine angenehme und glänzende Exiſtenz verſchafft; Es iſt wahr, daß hie und da der Despotismus, welcher gern allein Güter, Würden und Ehre nach Willkühr austheilt, ſcheel dazu ſieht, wenn ein Menſch, dem er im bürgerlichen Leben einen engen, unbedeutenden Würkungskreis angewieſen hat, ſich ohne ſeine Erlaubniß auswärts einen groſſen Ruf erwirbt, ſo daß er ſich auf gewiſſe Weiſe von ihm unabhängig macht und in fremden Provinzen Seiner mit Ruhm und Achtung gedacht wird, indeß man ſeine Obern kaum den Namen nach kennt; daß daher die unumſchränkten Herrn die Republic der Gelehrten gleichſam wie einen gefährlichen ſtatum in ſtatu anzuſehn pflegen; Allein man kann es doch wahrlich auch den aufgeklärtern und billigern Regierungen nicht verdenken, wenn ſie das eigentlich thätige Leben zu begünſtigen und, bey dem ungeheuren, ſich täglich vermehrenden Heere müßiger Menſchen, die ſich bloß damit beſchäftigen, literariſche Mode-Waare zu verarbeiten, fähige junge Leute nicht noch mehr zu ermuntern ſuchen, ihre Kräfte und Talente dem bürgerlichen Leben zu entziehn.

Im Ganzen kann man in Teutſchland nicht über Geringſchätzung guter Schriftſteller klagen. Edle Fürſten ſetzen groſſen Dichtern Jahrgelder aus, ſtiften Academien, beſtimmen Preiſe, rufen Gelehrte von Bedeutung in ihr Land und geben ihnen anſehnliche Beſoldungen; der Mann, welcher ſich durch ſeine literariſchen

ſchen Producte Ruhm erworben hat, wird an Höfen und in den Häuſern der Vornehmen mit ausgezeichneter Achtung behandelt, wenn ſeine Sitten fein und gefällig ſind; Und was das teutſche Publicum betrifft; ſo iſt dies nur gar zu geneigt. Schriftſteller, bey ihrer erſten vortheilhaften Erſcheinung, durch zu viel Lob, Beyfall und Schmeicheley, zu verderben, und dadurch Eitelkeit und Autorſtolz zu nähren. Das Andenken verſtorbner großer Schriftſteller wird geehrt; Man errichtet ihnen ja ſogar marmorne Denkmale, indeß die Aſche manches, um das Wohl ſeines Vaterlandes wahrhaftig verdient gewordnen Mannes ein mit Füßen getretner Sandſtein deckt.

Allein übertrieben und lächerlich ſind oft die Forderungen unſrer Schriftſteller. Ein junger Herr, der einmal ein Paar leidliche Verslein zur Welt gebracht, einen kleinen Roman geſchrieben, ein mittelmäßiges Schauſpiel hat drucken laſſen, glaubt ſich dadurch ſo groß geworden, daß er meint, der ganzen Welt Augen müſſen auf ihn gerichtet ſeyn. Er wundert ſich über die Barbarey, welche da herrſcht, wo nicht jedermann ſich beeifert, ihn aufzuſuchen, ihn zu den erſten Cirkeln einzuladen, ihm zu huldigen. Und leider! wird dieſe thörichte Einbildung von gewiſſen Liebhabern der leichtfüßigen Literatur dadurch unterhalten, daß Dieſe ſich um einen ſolchen ſchönen Geiſt, der vielleicht alles, was er je Zuſammenhängendes in ſeinem Leben gedacht, auf einmal zu Papier gebracht hat, umherdrängen, als wäre er ein Weſen höherer Art. — Noch einmal! das teutſche Publicum ehrt gewiß ſeine vorzüglichen Schriftſteller und bezeugt ihnen dieſe Achtung auf mancherley Weiſe. So giebt es unter andern kleine Auszeichnungen, die an ſich wenig bedeuten, doch aber Den freuen, dem ſie wiederfahren. Dahin gehört, daß, gleichſam durch eine ſtillſchweigende Verabredung, das Publicum einig geworden zu ſeyn ſcheint, vorzüglich hochgeſchätzte Schriftſteller bey ihren bloßen Namen ohne Zuſatz zu nennen; bey Erwähnung unbedeutender Scribenten hingegen und ſolcher, welche die öffentliche Achtung verlohren haben, ihre Titel im bürgerlichen Leben hinzuzufügen. Iſt es nun, daß man dadurch zu erkennen geben will: es laſſe ſich vorausſetzen, daß dieſe berühmten Namen jedermann bekannt ſeyn müſſen, ſo, daß es keiner genauern Beſtimmung bedürfe; oder: ein ſolcher Mann könne durch die kleinen Unterſcheidungszeichen im bürgerlichen Leben nicht geehrt werden; ſein Name allein beſtimme ſeinen Werth? Oder will man dadurch ſich ſelber eine Art von Anſehn geben, zeigen, daß man mit dieſem großen Schriftſteller oder ſeinen Werken ſo vertrauet ſey, daß man von ihm, wie von einem alten guten Freunde rede? — Genug! man glaubt, geliebte Schriftſteller dadurch auszuzeichnen. So wie man nicht der Herr Bürgermeiſter Cicero, der Herr Statthalter, Baron von Plinius, ſagt, noch der wohlſelige Herr Cammerjunker von Voltaire und der Herr Hofſchauſpieler de Moliere, ſondern Cicero, Plinius, Voltaire, Moliere; ſo heiſſt es auch nicht: der Herr Legationsrath Klopſtock, Sr. Excellenz der Herr Geheimerath von Göthe, der Herr Hofrath Wieland, ſondern Klopſtock, Göthe, Wieland. Aber man ſagt: der Herr Etatsrath von Schirach, der Herr Canonicus Ziegra und ein gewiſſer Herr Aloiſius Hoffmann in Wien.

Auch groſſen Helden und Königen wird dieſe Auszeichnung zu Theil; Wenn man von dem guten Heinrich in Frankreich redet; ſo fragt niemand, welchen man meine? Ferdinand, den Feldherrn, kennt jedermann, und wenn man lieſt: Friedrich habe den Herrn Hofrath, Leibarzt, Doctor und Ritter von Zimmermann zu ſich berufen; ſo bedarf es weiter keiner Beſtimmung, wer dieſer Friedrich iſt.

Zuweilen geſchieht es wohl, daß man Männer, die zu ihrer Zeit in ihrem Fache würklich dadurch groß geworden ſind, daß ſie Epoche gemacht haben, nachher, bey größern Fortſchritten in dieſer Wiſſenſchaft oder Kunſt, zu vergeſſen, ihr Verdienſt zu miskennen ſcheint; Allein ihr Name bleibt ja doch unter Kennern und in der Geſchichte der Gelehrſamkeit unvergeſſen; daß man aber der würklich größern Vollkommenheit nachher auch einen höhern Grad von Verehrung zollt, iſt darum noch nicht Undankbarkeit gegen die Bemühungen Derer, die zuerſt den Weg gebahnt haben.

V.

Fragmente über Sprache und Rechtſchreibung.

Unſre teutſche Sprache iſt in der That noch nicht genug auf feſte, allgemein angenommene Regeln gegründet. Diejenigen, welche Grammatiken ſchreiben, miſchen eigenmächtig zu viel willkührliche Beſtimmungen hinein, die dann von Andern wieder nach Gutdünken befolgt oder verworfen werden. Jeder glaubt ſich berechtigt, die Sprache auf ſeine eigne Weiſe zu behandeln, ſie durch neu geſchaffne, oder aus alten teutſchen Schriftſtellern entlehnte, wieder hervorgeſuchte Wörter zu bereichern. In dem Augenblicke, zum Beyſpiel, da ich dies ſchreibe, fallt mir ein, mich ſelber zu fragen, warum ich hier **Wörter** und nicht **Worte** geſchrieben habe? Sind beyde Plurale recht? kann man ſich nach Willkühr, bald des einen, bald des andern bedienen? Ich wäre geneigt, zu glauben, daß man **Wörter** nur da ſetzen muß, wo man den Ausdruck im eigentlichen grammaticaliſchen Sinne braucht, wie dies hier der Fall war: „er erfindet neue „**Wörter**“ daß man hingegen ſagen müſſe: „er hat **Worte** des Troſtes zu mir geſprochen.“ Aber wer ſagt mir, ob ich Recht habe? Noch Ein Beyſpiel! Ich gebrauche das Adjectivum „**verdorben** in cörperlichem, **verderbt** in moraliſchem Sinne: „**verdorbne** Aepfel, **verderbte** Sitten“ — Iſt dies richtig, oder nicht?

Der Sprachgebrauch und die Authorität berühmter Schriftſteller ſind mehrentheils unſre Leiter; Da beyde aber großen Wandelbarkeiten und Verſchiedenheiten ausgeſetzt ſind, und der Eine dieſem, der Andre jenem Vorgänger folgt; ſo herrſcht in Teutſchland gar keine Einförmigkeit in Grammatic und Ortographie. Man hat oft über die Sprachgeſetze der franzöſiſchen Academie geſpöttelt; indeſſen hat dieſe doch in den glänzenden Zeiten der franzöſiſchen Literatur, unter Ludwig XIV, es dahin gebracht, daß die Sprache eine beſtimmte conventionelle Form bekam und jedermann wußte, woran er ſich zu halten hatte. Wir müſſen uns wahrlich ſchämen vor dem Ausländer, der Teutſch lernen will, wenn er uns fragt: ob er „**mich** verſichern,“ oder „**mir** verſichern“ ſagen; wo er **vor** und **für** brauchen ſolle, ob **mehr**, **viel** und **zwey** indeclinabel ſeyen, oder ob man **zween**, **zwo**, **zwey** (nach den Geſchlechtern) und **viele**, **mehrere** (in der vielfachen Zahl) ſchreiben müſſe, und man ihm dann nur antworten kann: er möge es damit halten, wie er wolle; man habe darüber keine Regeln. Lieſſe ſich der mögliche Fall denken, daß Gelehrte mit einander über etwas Streitiges einig werden könnten; ſo ſollte man wünſchen, daß die vorzüglichſten teutſchen Schriftſteller über ſolche Fälle feſte Verabredungen nehmen und endlich eine gleichförmige Schreibart einführen mögten. Jene Willkühr verleitet Manchen, um etwas Neues an den Tag zu bringen, ſich ganz ſonderbare Umſchaffungen mit der teutſchen Sprache zu erlauben; und ein Solcher findet dann leider! faſt immer Nachahmer. So iſt z. B. Herr Bartels auf den Gedanken gerathen, unſre Mundart werde zu rauh, durch die Menge der gehäuften Mitlauter. Deswegen nun hat er den Verſuch gewagt, in viel Wörter noch Selbſtlauter einzuflicken. Nach dieſer Theorie ſchreibt er alſo **kränkete, lebete, Schriſteſteller, mögelich** und glaubt nicht, daß dadurch die Sprache würklich höchſt ſchleppend wird.

Geben ſich nun gar Oberteutſche an willkührliche Sprach-Behandlung; ſo bereichern ſie dieſelbe nicht nur mit ihren kauderwelſchen Provincialismen, geben uns **derley, auf etwas vergeſſen** und ähnliche Ausdrücke zu leſen, verwechſeln das praeteritum imperfectum mit dem perfecto, z. B. „**Waren** „Sie einmal in Paris?“ ſtatt: „**Sind Sie** „in Paris geweſen?“ oder gebrauchen gar am unrechten Orte, um dieſen Fehler zu vermeiden, das plusquamperfectum: **Waren Sie geweſen**? ſondern auch, da ſie kein Gehör für die feinern Abſtuffungen der Klänge haben, verwechſeln ſie unaufhörlich die ſ, ß und ſſ mit einander, ſchreiben **Muſe** (Muſa) ſtatt: **Muße** (otium) oder gar **Gröſe**, ſtatt **Größe**. Einem Niederſachſen und überhaupt jedermann, der ſeine Sprache ſtudiert hat, kann das gar nicht begegnen. Ein einfacher ſ wird weich ausgeſprochen; ein ß (welches ſehr uneigentlich von Einigen ein **Eszett** genannt wird) beſteht aus einem langen ſ, dem ein kleiner s angehängt iſt, um ihn dadurch zu aſpiriren; allein er wird darum doch bey Weitem nicht ſo hart, wie ein doppelter ſ, oder ſſ. Auch wird er wie ein einziger Buchſtabe betrachtet, ſtatt daß der ſſ im Buchſtabieren getrennt werden muß. Welches irgend fühlbare Ohr empfindet nicht den Unterſchied zwiſchen dem Klange der Sylben in folgenden Wörtern: **loſe, große, Schloſſe?** Ein biegſames Organ wird ſogar **löſt** anders, wie **flößt** ausſprechen. Verſchieden geſchrieben aber müſſen beyde Wörter immer werden, der Abſtammung wegen, weil das eine von **löſen**, das andre von **flößen** herkömmt — aber freylich! ein Oberteutſcher ſchreibt auch wohl **flöſen**, und ſpricht es doch hart aus.

Man hat ſehr Unrecht, wenn man über die Rauheit unſrer Sprache klagt. Verſteht ein Schriftſteller, beſonders ein Dichter, die

Kunſt, ſolche Wörter zu wählen, deren Klang dem Ausdrucke der Empfindung angemeſſen iſt; verdrängen neuerungsſüchtige Leute nicht ſolche Buchſtaben, welche größere Mannigfaltigkeit in die Ausſprache bringen; hat endlich Der, welcher lieſt, biegſame Organe, um den Unterſchied unter dem vollklingenden y und ſchärfern i, unter einer, durch ein h aſpirirten Sylbe und einer andern bemerklich zu machen u. ſ. f.; ſo fehlt es unſrer Sprache keinesweges an Harmonie. Unſre Conſonanten klingen nicht ſo hart, wie ſie ſcheinen. Unſer S iſt zu Anfange des Worts nie aſpirirt, z. B. **Sand, ſehen, ſuchen**; im Franzöſiſchen, der Regel nach, immer, z. B. ſang, ſouffrir; im Italieniſchen nur ſelten weich, größtentheils hart, weich in ſbarcare, hart in ſentire, ſapere. In der Mitte der Wörter iſt der ſ bey uns nach einem Conſonanten nur zuweilen hart, z. B. hinter m, p und ch, aber öfter weich, wie in **Linſen**; im Franzöſiſchen ſoll er in dieſem Falle immer wie ein c ausgeſprochen werden, z. B. in danſer; im Italieniſchen iſt er ſelten weich, wie in conſiglio, öfter hart, wie in penſare. Unſer ſch fällt nicht öfter vor, wie das franzöſiſche ch; denn daß es die Oberländer und Sachſen mit in den ſt einflicken, welchen ſie ſcht ausſprechen, iſt ein garſtiger Fehler, den keine Nation begeht und den wenigſtens das Theater verbannen ſollte. Aber auf demſelben iſt er allgemein angenommen — ja! kenne ich doch einen Schauſpieler von Ruf, welcher zugleich Schriftſteller iſt, und der **des Vaterſch, des Bruterſch** u. ſ. f. ſagt! Das einzige ch iſt etwas häufig in unſrer Sprache; k kömmt nicht öfter vor, wie qu im Franzöſiſchen — Welche wiedrige Cacophonie, in den ſo vielfältig erſcheinenden quoique, quiconque, parceque, qui qne ce, pourvu que! ꝛc.

Es giebt vielleicht keine europäiſche Sprache, die ſo maleriſch wäre, wie die teutſche; ich verſtehe darunter, daß die Wörter ſchon durch ihren Klang das fühlbar machen, was ſie ausdrücken ſollen. Man nehme zum Beyſpiele nur folgende Wörter: **krachen, rieſeln, hell, ritzen, Donner, Lamm, ſtumpf, klingen, rauſchen, milde, wallen, ſprudeln, rollen, hohl, öde, trennen, hüpfen, lech-**

zen u. ſ. f. — Welch' ein Vortheil für Dichter und Redner, die davon Gebrauch zu machen verſtehen!

Man fängt jetzt wieder an, wie einige ältere ſchweizeriſche Schriftſteller, teutſche Werke mit lateiniſchen Lettern zu drucken. Ich kann nicht einſehn, warum man uns unſre alten eigenthümlichen Buchſtaben nehmen will. Ob ſolche conventionelle Zeichen eine runde, oder eckichte Form haben, das iſt doch in der That ziemlich gleichgültig; Dem Ausländer aber erleichtern wir dadurch gar nicht die Mühe, unſre Sprache zu erlernen, denn ich habe oft bemerkt, daß Engländer und Franzoſen, wenn ſie das Teutſche mit ihren Buchſtaben gedruckt ſehen, viel geneigter ſind, die Wörter unrecht, ſie ſo auszuſprechen, wie es ihre Mundart mit ſich bringt, als wenn ſie unſre alten Zeichen vor ſich haben. Ueberhaupt macht jede Neuerung von der Art, wovon nicht zu erwarten iſt, daß ſie allgemein angenommen werde, nur Verwirrung.

Verſchiedne unſrer beſten Schriftſteller haben eine neue Ortographie einzuführen geſucht, indem ſie einige Buchſtaben, die ſie als unnütz anſehen, weggeworfen haben, den aſpirirenden h mitten aus den Sylben weglaſſen, den y ganz verbannen, ſtatt des c immer den k oder z brauchen u. ſ. f. Zur Vertheydigung dieſer Neuerung ſagen ſie: man müſſe die Wörter grade ſo ſchreiben, wie man ſie ausſpricht und man verderbe viel Zeit mit Einflickung dieſer unnützen Buchſtaben. Was dieſen letzten Grund betrifft; ſo verdient er wohl kaum eine Widerlegung — Millionen einzelne Buchſtaben mehr geſchrieben, werden noch nicht einen einzigen Tag an der Lebenszeit verkürzen. Iſt es denn aber wahr, daß nur die Ausſprache die Rechtſchreibung beſtimmen müſſe? Gar nicht! Das Eigenthümliche hat die teutſche Sprache, daß man nie anders ausſpricht, als man ſchreibt, oder vielmehr, daß die Buchſtaben, in der Zuſammenſetzung, denſelben einzigen Klang behalten, den ſie für ſich beſonders haben. Dies iſt bey andern Sprachen nicht der Fall, indem z. B. im Engliſchen alles davon abhängt, mit welchen andern Buchſtaben ein Selbſtlauter in Verbindung kömmt, um ihn auf dreyerley

Art auszuſprechen. Aber daraus folgt nicht umgekehrt, **daß man nach dem Klange ſchreiben dürfe**; ſondern man muß hier auch Rückſicht auf die Abſtammung der Wörter nehmen, um ihnen nicht das Gepräge ihrer Wurzeln zu rauben. Dies findet ja in allen Sprachen Statt. Im Franzöſiſchen haben die End-Sylben folgender Wörter alle einerley Klang: enclos, généraux, beau, dépôts, eaux, berceau; alſo könnte man freylich, beliebter Kürze wegen, ſchreiben: enclo, généro, bo, dépo, o, berſo; aber man will ſehn, daß généraux der Pluralis von général iſt, folglich das a, und daß berceau von bercer herkömmt, folglich das e behalten muß. Welche grammaticaliſche Verwirrung würde nicht, beſonders bey Ausländern, eine ſolche Schreibart ſtiften! Und dann ſchreiben jene Herrn eigentlich gar nicht, wie man ſprechen ſollte; **thun** muß ganz anders klingen, wie **tun**; **bey** ganz anders, wie **bei**. Es iſt ſehr übel gethan, wenn wir unſre Ohren dafür abſtumpfen und der Sprache dadurch einen Theil ihrer mannigfaltigen Harmonie nehmen. Man ſollte ſich vielmehr üben, den Unterſchied des Klanges recht fühlbar zu machen, der z. B. in folgenden drey Sylben liegt: **mehr**, **Meer** und **mer**, (z. B. in **immer**.) Wer wird **ſehn** auf **heiligen** reimen wollen? und doch habe ich dieſen Reim ſchon in einem Gedichte gefunden, ſeit Klopſtock, Schlözer und Andre, ſtatt **ſehn**, ſen ſchreiben. Man ſpreche den Anfang folgender Ode von Ramler richtig und höre, wie volltönend und harmoniſch das klingt!

Lyäens und Cytherens Sohn,
Im ſchönſten Rauſch gebohren ꝛc.

Nun aber ſchreibe man:

Liens und Ziterens Son
Im ſchönſten Rauſch geboren,

und leſe es dann — welch' ein Unterſchied!

Sollte jene neue Schreibart allgemein werden, (welches freylich nicht der Fall ſeyn wird) ſo müſſte man wenigſtens an der Stelle der weggeworfnen Buchſtaben, Accente erfinden, wodurch angezeigt würde, welche Sylbe gedehnt, welcher Vocal ſchärfer ausgeſprochen werden müßte u. ſ. f. Denn wenn man nun einem Ausländer ſagt: das Wort **Hun** (wie es jene Herrn ſchreiben) werde **Huhn** ausgeſprochen; ſo wird er, wenn er **hundert** leſen ſoll, auch **huhndert** ſagen. Da wären alſo Accente nöthig — und warum nun neue Zeichen erfinden, wodurch noch obendrein die Stelle der alten gar nicht vollkommen erſetzt würde, indem ſie uns nicht, wie dieſe, die Abſtammung der Wörter zeigen?

Wir haben einen c in unſrer Sprache, (wenn ich anders mein a b c richtig gelernt habe) der vor a, o und u, wie ein k; vor e, i, y, ä und ö, wie ein z ausgeſprochen wird; aber zwiſchen ſ und h mit einem Vocal und vor h wieder einen andern Klang bildet. Da wir nun dieſen c haben, immer gehabt haben und ihn nicht ganz verabſchieden können; ſo begreiſe ich nicht, warum einige neuere Schriftſteller und das Heer ihrer Nachahmer, wo es irgend möglich iſt, an die Stelle dieſes unglücklichen c, einen k oder einen z ſetzen. Dadurch werden die ausländiſchen Wörter auf die wiederwärtigſte Art verunſtaltet und unkenntlich, wie z. B.

das Wort **Carcer**, welches ſie **Karzer** ſchreiben. Ich bleibe, nicht aus Vorurtheil, ſondern aus Grundſatz, bey der alten Weiſe und ſchreibe auch **Cammer** und **Cörper**, um bemerklich zu machen, daß dieſe Wörter von Camera und Corpus herkommen. Ein gleicher Fall iſt mit ph, wofür man auch anfängt, den f zu gebrauchen und **Filoſof** und **Soſiſt** zu ſchreiben.

Dieſelbe Verſchiedenheit, welche man noch in der teutſchen Rechtſchreibung und Grammatic bemerkt, herrſcht in dem Gebrauche der , ; : . ? und ! Hierin wünſchte ich ebenfalls nicht nur Gleichförmigkeit, ſondern auch, daß man noch mehr Zeichen von der Art erfände, um das richtige und ausdrucksvolle Leſen zu erleichtern. Man dürfte zu dieſem Zwecke nur einige derſelben zuſammenſetzen z. B. da, wo zwar eine Frage, oder eine Ausrufung, aber dennoch der Sinn nicht ganz zu Ende wäre, ſtatt des Punctes, der ſich unter den Frage-Zeichen und Ausrufungs-Zeichen befindet (? !) ein Comma ſetzen. Ein Paar Beyſpiele werden dies deutlich machen; Man nehme folgende Redensart: „Zah-

„len Sie mir das Geld: ſo können Sie reiſen.“ Die erſte Hälfte dieſer Phraſe kann in dem Tone der Bedingung, ſie kann auch in dem Tone der Forderung geleſen werden, ſo das es entweder heiſſt: Si Vous me payés l'argent, Vous pouvés partir (Wenn Sie mir ꝛc.) oder: Payés-moi l'argent, et Vous etc. Im erſtern Falle würde ich hinter **Geld** ein; im andern, ein ! aber mit einem , (etwa alſo !) ſetzen. Und folgender Ausdruck: „Der Schritt, den „Sie, ohne zu wiſſen warum, gethan haben.“ Hier würde ich hinter warum ein ſolches Zeichen ſetzen ! — Doch genug über dieſe Kleinigkeiten! Am mehrſten Misbrauch wird von den ſo genannten Gedankenſtrichen gemacht und jemand hat ſehr Recht, wenn er ſagt: ein . werde geſetzt da, wo der Verſtand zu Ende, ein — aber gewöhnlich da, wo gar kein Verſtand ſey. Meinem Gefühle nach gehört ein ſolcher — nur dahin, wo der Schriftſteller nicht ganz ausredet, ſondern dem Leſer noch zu denken oder zu errathen übrig läſſt, z. B. „Ich glaubte, „eine beſſere Behandlung verdient zu haben; „auch gab es Leute, die das fühlten; aber —“ Ferner, wenn der Sinn auf überraſchende

Weiſe anders ausfällt, wie man Anfangs erwartet hatte, z. B. „Er erreicht bald die Wohnung ſeiner treuen Geliebten, eilt mit drey Sprüngen die Treppe hinauf, öfnet die Thür ihres Zimmers und findet ſie — in den Armen eines Andern.“ Endlich zwiſchen abgebrochnen Sylben, bey verwirrten, heftigen Leidenſchaften und bey dem Ausdrucke der Unentſchloſſenheit, wo man einen Gedanken zurücknimt, bevor man ihn volkommen ausgeſprochen hat. Hiervon findet man Beyſpiele genug in unſern Monodramen. In allen übrigen Fällen ſteht, ſo viel ich es einſehe, ein — nicht an ſeinem Platze.

Es iſt ein ſehr verdienſtliches Unternehmen, die teutſche Sprache, ſo viel möglich, von fremden, ausländiſchen Wörtern zu reinigen. Unſer Campe hat einige ſehr glückliche Verſuche von der Art bekannt gemacht und dafür die Ehre genoſſen, von unbedeutenden Leuten verhöhnt zu werden. Die Hauptſache kömmt freylich darauf an, daß der neue teutſche Ausdruck, ohne Umſchreibung, beſtimmt dieſelbe Idee erwecke, wie der verbannte fremde; und da ge-

ſiehe

ſtehe ich, daß ich doch glaube, es wird nie möglich ſeyn, alle ausländiſchen Wörter genau zu überſetzen und entbehrlich zu machen. Hier ſind meine Gründe! Mit dem fremden Ausdrucke gehen oft auch ganz fremde Vorſtellungsarten, die Bezug auf die eigenthümlichen Sitten einer andern Nation haben, mit zu uns über. Der Franzoſe (wenigſtens der ehemalige) hatte den Ausdruck aller wärmern Empfindungen gewiſſen conventionellen Formeln unterworfen. Weniger herzlich wie der Teutſche, hatte bey ihm jede Bezeugung theilnehmender Gefühle den Anſtrich der Höflichkeit und der feinen Lebensart. Sehr characteriſtiſch iſt z. B. der franzöſiſche Ausdruck: je Vous fais mon compliment. Er gebraucht ihn, um Beyleid, um Freude über angenehme Vorfälle, um Beyfall zu bezeugen; Un compliment hieß ſodann überhaupt ein verbindliches, nicht ſo durchaus ernſtlich gemeintes Wort, endlich auch ein Gruß. Nun fordre ich jeden Teutſchen auf, in unſrer Sprache ein Wort zu finden, das alle dieſe Bedeutungen umfaſſe. Mit den franzöſiſchen Sitten iſt auch die Kunſt, Complimente zu machen, zu uns übergegangen, das heiſſt: die Kunſt, aus Höflichkeit allerley Dinge zu ſagen, die ungefähr wie Freundſchafts- Mitleids- Freudens- oder Beyfalls-Bezeugungen klingen, indeß Beyde, Der, welcher giebt und Der, welcher empfängt, ſchon wiſſen, wie das zu verſtehn iſt; allein aus unſrer alten, ächten, biedern Sprache läſſt ſich ſchwerlich ein Ausdruck hervorſuchen, der einen deutlichen Begriff von dieſer Kunſt darſtellte, ſo wenig, wie ſich vielleicht für manche andre ausländiſche Tugenden, Gefühle, Stimmungen und Eigenthümlichkeiten, alter und neuerer Zeit, teutſche Ausdrücke finden laſſen, z. B. für **attiſche Urbanität**, engliſchen public ſpirit, (doch iſt das kürzlich in Umlauf gekommene Wort **Gemeingeiſt** ziemlich bezeichnend) für **Spleen** ꝛc. Ich meine, es gehört weſentlich zur Philoſophie der Sprachen, ſolche Ausdrücke aufzuſuchen, die ganz das eigenthümliche Gepräge des National-Characters tragen; und man wird reicher, nicht nur an neuen Wörtern, ſondern würklich an neuen Ideen, wenn man dergleichen fremde Ausdrücke in ſeine Mutterſprache überträgt. Je gröſſer die Schwierigkeiten, ſie zu überſetzen ſind, deſto gewiſſer iſt es, daß der damit verknüpfte Begriff uns wenigſtens in Einem Betrachte fremd iſt. Noch ein Beyſpiel nehme man an den franzöſiſchen Wörtern **discret** und **Discretion**. Dieſe umfaſſen zugleich die Begriffe von **Beſcheidenheit, Vorſichtigkeit, Verſchwiegenheit, Großmuth, Edelmuth** (z. B. „ſich „auf Discretion ergeben; um eine Discretion „wetten“) und manche andre Neben-Ideen, dennoch aber keinen einzigen dieſer Begriffe beſonders; denn der Franzoſe hat ja für jeden derſelben auch einzelne Wörter. Wer alſo **discret** handelt, der wird durch eine Miſchung aller jener Tugenden geleitet, woraus eine neue, conventionelle, den Franzoſen characteriſirende Eigenſchaft entſteht, welcher man ſchwerlich einen einzelnen teutſchen Namen geben kann.

Zum Schluſſe ſey es mir erlaubt, ein kleines, obgleich ſehr unvollſtändiges Verzeichniß ſolcher, bey uns in Umlauf gekommnen Wörter hier her zu ſetzen, die ich wenigſtens für äuſſerſt ſchwer, ohne Umſchreibung zu verteutſchen halte: **Aiſance, amüſiren, Allee, Affectation, bi-**

bizarr. Büreau, compromittiren. Converſation, Character, Cataſtrophe, Comtoir. Contenance, Cadeau, contraſtiren, Chicane, Dialog, Duplicität. Direction, Dementi, declamiren, Esprit. (in gewiſſer Bedeutung) ennüyiren, (activ und paſſiv zu gebrauchen) Engagement, Enthuſiasmus, Fat. fetiren, Fanatiſmus, Genie, geniren, Gourmant. galant, Impertinenz, Inconſequenz, Incongruenz. Intrigue, Indignation, Indolenz. Intereſſe, meubliren, Nüancen, nüanciren. Publicität, pretios (z. B. pretioſer Styl) Poliſſon, ein Parvenü, Proceß (gerichtlich, chemiſch ꝛc. zu brauchen) plantiren, precaire, raiſonniren, railliren, *rendés-Vous*. reſpectiren, ſeckiren, ſtyliren, oder ſtyliſiren.

Man halte unſre Sprache darum nicht für arm an Ausdrücken! Jede hat ihren eignen Geiſt, wie die Nation, bey der ſie ſich gebildet hat, und wir haben gewiß eine Menge Wörter, die kein Franzoſe richtig überſetzen wird, ſo wie eine Menge Begriffe, für welche er keinen innern Sinn hat. Das Wort Biedermann, zum

Beyſpiel, iſt eines von denen, welche ihm immer viel ausländiſcher bleiben werden, wie uns ſein Ausdruck *bonhommie*, den wir recht paſſend durch **Gutmüthigkeit** verteutſchen können, weil dieſe Tugend bey uns ſehr national iſt.

VI.

Ueber Styl und Schreibart.

Im zweyten und dritten Abſchnitte dieſes Buchs iſt ſchon von einigen Haupt-Erforderniſſen einer guten Schreibart, ohne welche ſelbſt der vollkommenſte Inhalt eines Werks einen Theil ſeiner Würkung verfehlt, geredet werden. Reinheit der Sprache — das heiſſt: Befolgung der allgemein anerkannten grammaticaliſchen Regeln — Gabe der Darſtellung, Klarheit und ein beſcheidner, geſitteter, dem Gegenſtande, den man behandelt, angemeſſner Ton; das war es, was damals nur gelegentlich, indem von den erforderlichen Eigenſchaften eines vorzüglichen Schriftſtellers die Rede war, als nothwendig feſtgeſetzt wurde. Ich gab dabey einige Regeln und Vortheile an, deren man ſich, bey Ausfeilung ſeiner Werke, bedienen könnte — Hier iſt nun der Ort, jene allgemeinen Forderungen genauer zu beſtimmen, obgleich die

Grenzen dieſes Werks es nicht erlauben, hierüber etwas Vollſtändiges zu liefern.

Bloße Naturgaben und theoretiſches Studium ſind bey Weitem nicht hinlänglich, den Styl zu bilden; Ohne jene wird freylich wenig Eigenheit und Kraft in die Schreibart kommen und ohne dieſes wird man gegen die gemeinſten Regeln anſtoßen; aber noch einmal! bey einer natürlich guten Anlage zur Beredſamkeit und den beſten Sprachkenntniſſen, wird dem Style dennoch ein Grad von Vollkommenheit, eine gewiſſe Geſchmeidigkeit fehlen; man wird oft Aengſtlichkeit, Mühe verrathen, und kurz! nicht ganz die Schreibart in ſeiner Gewalt haben, wenn man ſie nicht durch Uebung ausgebildet hat. Dieſe Uebung iſt es, welche, unbeſchadet der Originalität, uns in den Stand ſetzen muß, nach den Verſchiedenheiten der Gegenſtände, die man behandelt, auch den Ton und die Manier umzuändern. Daß endlich hierzu auch eine ausgebreitete, von Aufmerkſamkeit geleitete Beleſenheit teutſcher und ausländiſcher, alter und neuer, guter und ſchlechter Werke und Bekanntſchaft mit dem Converſations-Töne der Menſchen aller Claſſen erfordert werden, wird jedermann zugeben.

Wer ausſchließlich nur die Schriftſteller Einer Nation ſtudiert, oder dieſe auch nur mit beſondrer Vorliebe lieſt, wird, wie Der, welcher nur in Einem Fache der Literatur vorzüglich einheimiſch bleibt, ſich eine gewiſſe einförmige Manier angewöhnen, die er auch da anbringt, wo ſie wenig paſſend iſt. Die neuern franzöſiſchen Proſaiſten (vor der Revolution) reden eine unerträgliche Sprache. Ihr pretioſer, blumenreicher, mit unzähligen Antitheſen ausgeſchmückter Styl, muß Jeden anekeln, der Sinn für eine kraftvolle, körnichte Schreibart hat. Wenn er auch in ihren wäßrichten Romanen zu ertragen wäre; ſo empöhrt er doch unbeſchreiblich in hiſtoriſchen und andern wiſſenſchaftlichen Werken. Wer dieſen Unwillen in hohem Grade empfinden will, der leſe unter andern ein Werk, das den Titel führt: le Philoſophe ſans pretentions, par Mr. de la Follie, de l'academie de Rouen. Die kleinliche Art der Einkleidung und die kindiſche Spielerey und Witzeley, welche in dieſem Werke herrſchen, verdunkeln durchaus die neuen und kühnen Ideen, wovon es übrigens in der That voll iſt. Selbſt die Schriftſteller, welche ſeit zwanzig Jahren das größte Anſehn in Frankreich erregt haben, ſind von dieſen Fehlern und einer unerträglichen Weitſchweifigkeit nicht frey — Immerhin! Es mogte Bedürfniß für die Nation ſeyn, ſo zu ſchreiben; aber uns, an kräftigere Koſt gewöhnte Teutſche, kann ſolche loſe Speiſe nicht behagen. Man hat Meißnern vorgeworfen, daß er zuweilen in eine ähnliche Manier verfalle. Ich wage es nicht, zu entſcheiden, ob dieſer Vorwurf gegründet ſey, oder nicht; aber das iſt gewiß, daß für unſre Sprache und für das Genie unſrer Nation ein pretioſer, gezierter, blumenreicher Styl am wenigſten taugt und paſſt. Ferner iſt faſt nichts unerträglicher, wie der Misbrauch der Gattung, welche man die **poetiſche Proſa** nennt. Gemeine, alltägliche Dinge werden durch dieſe bunte Einkleidung um nichts intereſſanter; Nur mit äuſſerſter Vorſicht und Mäßigung darf der Proſaiſt ſich je zuweilen einmal erlauben, vielleicht bey Schilderung einer Natur-Scene und bey andern Veranlaſſungen, die das Herz erwärmen oder die Phantaſie beſeelen können, die Sprache des Dichters zu reden; Solche Stellen würden dann unwiederſtehlich. Man merke aber wohl, daß ein groſer Unterſchied unter einer feurigen, warmen, lebhaften, hinreiſſenden Beredſamkeit und einer poetiſchen Diction iſt. Grade wo jene ſchnell hinſtrömt und Gedanken auf Gedanken thürmt, da würde dieſe weilen und ausmalen. Ich glaube dies kaum durch Beyſpiele erläutern zu dürfen; jeder aufmerkſame Leſer wird ſelbſt den Unterſchied fühlen. Man verſtehe mich aber nicht unrecht! Im Ganzen verwerfe ich die poetiſche Proſa nicht, als eigne Gattung betrachtet — Wie könnte ich auch das? Ich müſſte ja nie Thümmels reizende Wilhelmine geleſen haben! Nur gegen den Misbrauch warne ich. Vor allen Dingen aber iſt **Bombaſt und Schwulſt** zu vermeiden. Dieſe ſind wieder verſchieden von dem poetiſchen Ausdrucke. Wer ſchwülſtig ſchreibt, gebraucht mehrentheils groſe Ausdrücke, um kleine Dinge zu bezeichnen; ſtimmt einen affectvollen Ton an, wo nur kalte Vernunft reden ſollte; Er häuft Bilder und Beywörter, deren eines nicht mehr ſagt, wie das andere; Er entlehnt dieſe Bilder weit her, malt ſie entweder unmäßigerweiſe aus und wird dadurch ſchleppend, oder verwirrt ſich ſo in ſeinen verſchrobnen Wortfügungen, daß man Mühe hat, einen Sinn herauszufinden.

Ich will es doch verſuchen, hier eine Stelle, auf dreyerley Art bearbeitet, dem Leſer vorzulegen. Zuerſt die Probe einer etwas declamatoriſchen Schreibart, gegen deren zu häufigen Gebrauch, beſonders im wiſſenſchaftlichen Vortrage, in Geſchichte und Erzählungen, in Briefen, Dialogen u. ſ. f. ich warnen muß:

„Getroſt, heiter und mit feſten Schritten
„wandelt der redliche und verſtändige Mann
„auf dem ſichern Pfade fort, den ungeheuchelte
„Tugend und unbeſtechbare Wahrheit ihm vorzeichnen.
„Wenn Gewiſſen und Klugheit ihn
„rechtfertigen; ſo verachtet er die Verleumdungen
„der Bosheit, den Tadel der Schwachköpfe,
„die Verfolgungen des Neides und ſelbſt
„die Drohungen mächtiger Unterdrücker — Früh
„oder ſpät iſt ſein Sieg doch gewiß.“

Dieſelbe Stelle nun würde der proſaiſche Dichter vielleicht auf folgende Art ausſchmücken:

„Sehet, mitten im Aufruhre des Meers, von heulenden Stürmen und tobenden Wellen ringsumher bekämpft, den Felſen unerſchüttert daſtehn! — Zwar umhüllen ſein ehrwürdiges Haupt dicke Nebel und Finſterniß; aber bald zertheilt der Sonne wohlthätiges Strahlenlicht die trüben Wolken; Der Unverletzliche erſcheint wieder in ſeiner ganzen Größe; die Winde ſchweigen und die ſchäumenden Wogen ſinken gebrochen zu ſeinen Füßen nieder — So unbewegt, ſo ungeſchreckt von den raſenden Angriffen des Neides, der Bosheit und der Verleumdung, ragt der Edle und Weiſe mitten unter ſeinen verſchwornen Feinden hervor, ſieht mit Verachtung und Mitleid auf ſie herab, erzwingt, ſelbſt von den mächtigen Drohern, Ehrerbiethung, durch Gradheit, Ernſt, Entſchloſſenheit, und erwartet alſo in ſtiller Ruhe den Zeitpunct, der ſie alle mit Beſchämung zwingen wird, dem höhern Verdienſte zu huldigen.“

Im ſchwülſtigen Style könnte eine ſolche Stelle alſo lauten:

„Wie, vom fernen Orient her, der heitre Glanz des himmliſchen Geſtirns, das den Erdkreis erleuchtet, an ſchönen Sommertagen den weiten Horizont erfüllt, alle Creatur erquickt, belebt und vor ihm hin Schatten und Finſterniß verſcheucht; ſo weicht vor dem majeſtädtiſchen Blicke des Edeln und Weiſen, die Dunkelheit, die den reinen Schimmer der göttlichen Wahrheit umhüllt. Vergebens wälzen Bosheit und Dummheit ungeheure Gebirge ſchwarzer Verleumdung und niedriger Kunſtgriffe dem Unerſchütterlichen in den Weg — Mit erhabner Würde, erzeugt aus der keuſchen Umarmung des ſchuldloſen Gewiſſens und der männlich ſtarken Vernunft, ſchreitet er kühn fort, auf der einmal betretnen Bahn; aber in Staub verfliegen unter ſeinen Tritten jene Gebirge, und bald liegen auch, beſchämt und überwunden, obgleich voll Inngrimms, ſeine Feinde huldigend zu ſeinen Füßen.“

Im comiſchen Style kann man indeſſen zuweilen Gebrauch von dieſem Bombaſte machen, indem man mit hochtönenden Phraſen die

Schilderung einer Scene beginnt, dadurch die Erwartung der Leſer auf's höchſte ſpannt und zuletzt mit der unbedeutendſten Poſſe endigt.

Ueberhaupt alſo erfordert nicht nur jede Gattung von Schreibart eine eigne Behandlung, ſondern der Gegenſtand des Werks macht auch einen großen Unterſchied im Vortrage. Derſelbe Schriftſteller, welcher als Geſchichtſchreiber vortreflich iſt, wird vielleicht ſehr ſteiſe Briefe verfertigen; allein in Briefen, welche Natur-Scenen ſchildern, muß denn auch wieder ein ganz andrer Ton herrſchen, wie z. B. in philoſophiſchen Briefen u. ſ. f.

Ein großes Verdienſt iſt es daher, die Diction ſo ſehr in ſeiner Gewalt zu haben, daß man in jeder Schreibart den rechten Ton zu treffen wiſſe; erhaben, wo es der Gegenſtand erfordert; einfach, wo Simplicität Würkung thut; leichtfertig, im Comiſchen; rührend und herzerſchütternd, wo es Zeit iſt u. ſ. f., und dennoch weder ſeine Originalität zu verleugnen, noch von einer gewiſſen Würde herabzuſinken, die dem Manne, welcher öffentlich redet, ziemt und die ſelbſt im Comiſchen nicht aus den Augen geſetzt werden darf, wenn man nicht in das Platte und Pöbelhafte fallen will. Um ein Beyſpiel zu geben; führe ich nur **Bahrdts Leben und Meinungen**, von ihm ſelbſt geſchrieben, an. In einem ſolchen Buche, in welchem ein Mann, der ſo anſehnliche geiſtliche Bedienungen bekleidet und dabey durch ſeine Unglücksfälle, ſo wie durch ſeine Lehrſätze, die allgemeine Aufmerkſamkeit erregt hat, dem Publico Rechenſchaft von ſeinen Schickſalen und Verirrungen geben will; wer erwartet da nicht eine gewiſſe Würde im Vortrage, verbunden mit wahrer Herzens-Sprache? Und wie unangenehm wird man nicht dagegen getäuſcht, durch den höchſt leichtfertigen Ton, in welchen der Verfaſſer ſo oft verfällt, (der Nachläſſigkeit und Incorrectheit des Styls nicht einmal zu gedenken) und wodurch er die Eindrücke einiger wahrhaftig rührenden Stellen immer wieder ſchwächt? — Wie ſehr verſchieden von der Einfalt, Würde und Wahrheitsliebe, mit welcher Rouſſeaus Bekenntniſſe geſchrieben ſind!

Wer viel in bürgerlichen, beſonders juriſtiſchen Geſchäften ſchreibt, deſſen Styl nimt leicht eine gewiſſe Steifigkeit oder Trockenheit an, die in literariſchen Arbeiten ſchlechte Würkung thut. So unangenehm nun dies für den Leſer iſt, wenn auch übrigens das Buch, dem Inhalte nach, noch ſo viel Werth hat; eben ſo wiedrig klingt ein blumenreicher, geſchmückter, bellettriſtiſcher **Geſchäfts-Styl.** Ich will hier nicht der alten gothiſchen, weitſchweifigen juriſtiſchen Schreibart das Wort reden; (Faſt in allen teutſchen Provinzen hat der beſſere Geſchmack auch hierauf ſeine wohlthätige Würkung gezeigt) allein immer muß doch in Berichten, Relationen und Klagſchriften ein andrer Ton herrſchen, wie in Romanen; und ich glaube, es iſt ſehr wichtig, dafür zu ſorgen, daß da, wo Obere und Richter kaltblütig urtheilen ſollen, das Uebergewicht einer blühenden Beredſamkeit nie Einfluß bekomme, ſondern eine gewiſſe Form beybehalten werde, wobey von der einen Seite alle Superiorität der Talente, auf Unkoſten der Wahrheit, und von der andern alle Beſtechung des Herzens, zum Nachtheile der unpartheyiſchen Vernunft, wegfalle.

Wir Teutſche können ſtolz darauf ſeyn, eine groſe Anzahl vortreflicher Proſaiſten zu haben, deren Jeder faſt ſich durch beſondre Originalität im Style auszeichnet. Als Muſter einer ſchönen, männlichen, markvollen, edeln und gedrungnen Schreibart kann man die ältern Werke des Herrn Ritters von Zimmermann empfehlen. Selbſt in ſeinen neuern, andrer Urſachen wegen ſo ſehr getadelten Schriften, ſtößt man auf hinreiſſend ſchöne Stellen dieſer Art — Freylich ſollte ich ihn, da er eigentlich ein Schweizer und kein Teutſcher iſt, hier gar nicht nennen; aber er ſchrieb doch in unſrer Sprache; und in ſeinen guten Tagen, als er jene Werke verfertigte, hatten wir, ſo viel ich weiß, nicht einen einzigen Proſaiſten, den man mit ihm hätte vergleichen können.

Wahre Originalität des Styls hängt nun freylich von Originalität der Gedanken ab, und Characterloſigkeit erzeugt, bey den tiefſten gelehrten Kenntniſſen, eine unbeſtimmte, matte Schreibart; Wenn ich daher oben geſagt habe, daß man ſich leicht eine gewiſſe Manier angewöhnte, wenn man vorzüglich fleiſſig nur die

Schriftſteller Einer Nation ſtudierte; ſo habe ich dadurch andeuten wollen, daß man unmerklich mit der fremden Sprache auch einen fremden Ideen-Gang annähme. Einen merklich groſſen Einfluß auf die Schreibart hat auch der Syſtemgeiſt; Wir hören einen Schriftſteller, welcher ſeine vorigen Grundſätze gegen andre vertauſcht hat, auf einmal, nicht nur dem Inhalte, ſondern auch dem Style nach, eine Sprache reden, die wir vorher nie an ihm gekannt haben; Die Art der Roſenkreuzer und andrer Myſtiker, ſich über die alltäglichſten Dinge auszudrücken, hat eine unverkennbare Eigenheit und Gleichförmigkeit. Von dem Einfluſſe der Geſchäfte im bürgerlichen Leben auf die Schreibart iſt ſchon geredet worden; So wird man z. B. wenig Schullehrer finden, die nicht, durch die Gewohnheit verleitet, ihren Schülern jeden Begriff zu zergliedern, zu erläutern und alles ab Ovo herzuleiten, dieſe unterrichtende und weitſchweifige Manier ſelbſt in ihre mündliche Unterhaltung und noch häufiger in ihre Schriften übertragen. — Nur das erhabnere Genie weiß ſich von ſolchen Feſſeln loszureiſſen und geht ſeinen ihm ganz eignen

Gang. Wer aber das auffallendſte Beyſpiel von dem Einfluſſe der Geiſtes-Stimmung auf den Styl ſehn will, der bemerke, welche Umſchaffung die franzöſiſche Revolution bey den Schriftſtellern dieſer Nation bewürkt hat. Jene Kraft, Stärke und Härte, jene nicht geordnete Neuerungsſucht, jene Kühnheit, jener Ungeſtüm und alles, was bey der groſſen Umwälzung ſich thätig gezeigt hat, iſt auch ſeit einem Paar Jahren in die Sprache ihrer Redner und Schriftſteller übergegangen; Sie haben ſich neue Wörter und neue Wendungen geſchaffen.

Es iſt bey einer guten proſaiſchen Schreibart, auch ohne Rückſicht auf den innern Gehalt und auch ohne Rückſicht auf Klarheit, Popularität und Gabe der Darſtellung, bloß im Mechaniſchen, ſehr viel mehr zu beobachten, wie man gewöhnlich glaubt; das empfindet nur Der, welcher fleiſſig an ſeinen Werken feilt. Es iſt da zu ſehn: auf **Numerus; Wohlklang; Harmonie; Vermeidung der Cacophonie**, des zu häufigen Gebrauchs derſelben Wörter und ſolcher, die, wieder die Abſicht, einen **Reim** bilden; auf angenehme Abwechſelung langer und kurzer Einſchnitte; überhaupt auf Verbannung der **Monotomie** und eines zu einförmigen Ganges; darauf, daß man, nach Maßgabe des Inhalts, bald ſanfte und weiche, bald kräftige, volltönende, bald rauhe und harte Wörter wähle; daß man die Perioden nicht zu oft mit kurzen Wörtern ſchlieſſe; daß man ſich vor unnützen, langweiligen **Umſchreibungen**, vor übel angebrachten **Declamationen** u. ſ. f. hüte — kurz! auf unzählige Dinge, die klein ſcheinen und dennoch, wegen der vortheilhaften, oder nachtheiligen Würkung, nicht klein ſind. Wir wollen immerhin dem höhern Genie geſtatten, zu glauben, es bedürfe dieſer Vorſchriften nicht. Da ſie aus der Natur deſſen, was wahrhaftig ſchön und angenehm iſt, entlehnt ſind; ſo kann ein ſolches Genie ſie vielleicht, ohne es ſelbſt zu ahnen, befolgen, oder man vergißt, über den hohen Schwung ſeiner Gedanken und über die Kraft ſeines Ausdrucks, die kleinen Ungehörigkeiten der Schreibart; Allein das iſt doch auch gewiß, daß mancher Schriftſteller von erhabenen Talenten deswegen, wenigſtens vom großen Haufen, nicht nach Würden geſchätzt wird, weil er, im eigentlichen Verſtande des Worts — nicht ſchreiben kann, weil ſeinem Style jene Ausfeilung und Eleganz fehlt, die den Leſer zuerſt, wie das geſchmeidige Organ eines Redners, einnehmen und zu der Aufmerkſamkeit auf die herrlichen Sachen, die er ſagt, hinreiſſen muß.

Ein gefälliger **Perioden-Bau** iſt ein Haupt-Erforderniß zu einer guten Schreibart. — Ungebührlich lange Perioden machen das Leſen eines Buchs unbequem und halten immer die Erwartung unnöthigerweiſe geſpannt; Zu kurze Abſätze hemmen den Zuſammenhang und brechen gleichſam die Rede in Fragmente ab. Allein der Fehler, längere Perioden zu bilden, wie manchem Leſer vielleicht angenehm ſcheint, kann aus ſehr verſchiednen Urſachen entſtehn. Ein übelgeordneter Kopf, der nicht recht weiß, wo er anfangen und wo er aufhören ſoll, um dasjenige zu Papier zu bringen, was dunkel und verworren in ſeinem Gehirne herumſchwebt; ein Mann, der die Sprache nicht in ſeiner Gewalt hat, folglich ſelten den Ausdruck zu finden verſteht, der am kräftigſten und kürzeſten den Gedanken darſtellt; der kleinliche Geiſt, der die

Fähigkeiten der Leſer nach ſeiner eignen Beſchränktheit beurtheilt und daher immer glaubt, nicht deutlich genug geredet zu haben, ſondern durch weitläuftige Auseinanderſetzungen und eingeflickte genauere Beſtimmungen ſeine Meinung begreiflicher machen zu müſſen — alle Dieſe werden leicht in jenen Fehler fallen; Allein eben ſo leicht kann es auch geſchehn, daß Reichthum und Fülle der Gedanken ſich in ungewöhnlich lange Perioden ergieſſen. Der tiefe Denker hat den ganzen Satz, welchen er vortragen will, mit allen ſeinen Neben-Beſtimmungen, ungetheilt im Kopfe; Er mögte gern dies vollſtändige Ganze eben ſo ungetheilt dem Leſer vorlegen und in Einen Raum zuſammenfaſſen; Daher die langen Perioden, welche man in manchen Werken unſrer berühmteſten Schriftſteller findet. Ein auffallendes Beyſpiel dieſer Art giebt uns Wieland in ſeiner Vorrede zu Schillers Geſchichte des dreyſſigjährigen Krieges, im hiſtoriſchen Calender für Damen, vom Jahre 1792. Man leſe beſonders den Perioden, **Seite** 2, und denjenigen nach, welcher beynahe die beyden **Seiten** 4 und 5 einnimt! Und doch wird niemand dieſe Wortfügungen ſteif und ermüdend finden.

Eigentlich ſind lange Einſchnitte von der Art auch nur dann wiedrig, wenn ſie zu häufig vorkommen; wenn ſie viel Worte und wenig Sachen enthalten; wenn in denſelben keine kleinere Ruhepuncte vorkommen, bey welchen man, ohne die Stimme gänzlich ſinken zu laſſen, doch unmerklich Othem holen kann; und endlich wenn der ganze Sinn erſt durch das Schlußwort, am Ende des Periodens, verſtändlich wird, indem die eingeſchobnen langen Zwiſchenſätze das Zeitwort von der Phraſe, zu welcher es gehört, trennen. Es hieſſe Misbrauch von der Geduld der Leſer machen und unnützerweiſe Papier anfüllen, wenn ich hier Proben von dergleichen Wortfügungen abdrucken laſſen wollte.

Einige unſrer Proſaiſten glauben ihrem Style, durch häufigen Gebrauch der **Inverſionen**, mehr Kraft und Lebhaftigkeit zu geben. Mäßig gebraucht thut dieſe Umkehrung der Wortfügung auch gute Würkung, wenn man, in affectvollen Schilderungen, das Hauptwort, worinn der Nachdruck liegt, gleich zu Anfange der Phraſe hinſetzt, z. B.: „Gelahmt war nun „jede Kraft in mir; verſchwunden jeder ſchwache

„Schimmer von Hofnung" u. ſ. f. Es iſt eine Art poetiſchen Ausdrucks; aber eben deswegen darf er in der Proſe nur mit Vorſicht angebracht werden. Einer unſrer Schriftſteller, deſſen übrigens ſchon mit Lob in dieſen Blättern Erwähnung geſchehen iſt, ſcheint ſich vorzüglich in dieſe Manier verliebt zu haben. Was kann aber geſchmackloſer ſeyn, wie wenn man z. B. alſo anhebt: „Auf ſtand nun von ſeinem Stuhle der Schuſter; geleſen wurde mit Aufmerkſamkeit der Brief" ꝛc. ſtatt zu ſagen: „der Schuſter ſtand nun von ſeinem Stuhle auf und der Brief wurde aufmerkſam geleſen."

In manche **Inconſequenzen des Styls** verfallen die Schriftſteller durch den Gebrauch ſolcher Beywörter oder ſolcher Bilder, welche zu den Haupt-Wörtern, oder zu den Gegenſtänden, welche ſie bezeichnen ſollen, nicht paſſen. Göthe ſelbſt gebraucht einmal in Erwin und Elmire den Ausdruck: „jene flache Jugend-Zeit." Man verſteht leicht, was er ſagen will; aber ſtrenge genommen, laſſen ſich doch die Begriffe von **Fläche** und **Zeit** auf dieſe Weiſe nicht mit einander vermählen. Unſre jungen Schriftſteller ſind gar nicht eckel in ſolchen Zuſammenſetzungen; da lieſt man von „**Gedanken**, die den **Geruch** der nächtlichen „Lampe haben“ (alſo **riechende Gedanken**) und von „dem **Geiſte**, der auf Alle **vertheilt** „iſt“ (alſo ein **theilbarer Geiſt**) Kleinere Ungehörigkeiten von der Art können dem beſten Schriftſteller entwiſchen; ſagt doch auch Archenholz irgendwo: „die Feinde hätten ſich in ein „**Chaos formirt.**“ (**Form und Chaos!**)

Es begegnet uns zuweilen, wieder Willen etwas Comiſches zu ſagen und dadurch den ernſthafteſten Schilderungen einen lächerlichen Anſtrich zu geben. Ein ſchon mehrmals genannter Schriftſteller beſchreibt einmal, mit würklich fürchterlichen Farben, ſeine Gefahren und Empfindungen bey dem Krankenbette eines groſen Mannes; Nach einer langen pathetiſchen Schilderung nun, die unſre Erwartung auf den Ausgang ſpannt, erfahren wir, daß — ein Stuhlgang den Schmerzen des Leidenden und der Unruhe des Anweſenden ein Ende gemacht hat. Die Sache iſt ganz natürlich und hat an ſich nichts Comiſches; aber daß die ſo feyerlich vorbereitete Cataſtrophe ſich grade in einen Stuhlgang auflöſt; das giebt der Schilderung einen gar poſſierlichen Anſtrich. Für ſo etwas muß ſich der ernſthafte Schriftſteller hüten: um deſto würkſamerer Gebrauch aber iſt davon im Comiſchen zu machen. Da dies Comiſche durch Neben- und Gegeneinanderſtellung contraſtirender, abſtechender Dinge entſteht; ſo iſt es nicht ſchwer, zu begreifen, was man zu thun oder zu vermeiden habe, um eine gewiſſe Würkung hervorzubringen.

Oratoriſche Figuren, Tropen, Gleichniſſe, Bilder und dergleichen, gehören eigentlich in das Gebieth der Poeſie und höhern Rednerkunſt; deswegen dürfen ſie in der gemeinen Proſe nur wie eine ſeltene Würze gebraucht werden. Da ſie Kinder, theils des Witzes, theils der Phantaſie ſind; ſo paſſen ſie übel dahin, wo entweder nur die Stimme der ernſten Vernunft, oder die einfältige Herzens-Sprache gehört werden ſollte. Denn ſie zerſtreuen dort die Aufmerkſamkeit, hier die Empfindung, die nur auf Einen Gegenſtand geheftet bleiben ſollen. Der tiefe Denker und der innigſt Gerührte ſind Beyde zu ſehr mit dieſem ihrem einzigen Gegenſtande beſchäftigt, als daß ſie den Witz ſpielen und die Phantaſie umherirren laſſen ſollten, um Aehnlichkeiten und Bilder zu ſuchen. Als in Schillers Trauerſpiele **Cabale und Liebe** der Major ſeine ganze Wuth an dem niederträchtigen Hofmarſchall von Kalb herausgelaſſen hat, ſinkt allmählich ſein heftiger Zorn, die Spannung ſeiner Seele läſſt nach und er fängt nun an, den Elenden in bitter witzigen Ausdrücken zu verſpotten. Kalb merkt bald, daß er jetzt nichts mehr zu befürchten hat: „Gottlob!“ ruft er aus „Er wird witzig!“

Im ſo genannten galanten Style hingegen giebt hie und da einmal ein unerwartet angebrachtes Gleichniß, ein gefälliger bildlicher Ausdruck oder dergleichen, dem Vortrage eine angenehme Lebhaftigkeit und beſchäftigt die Einbildungskraft der Leſer. Nur müſſen dieſe Verzierungen, wie ſchon geſagt worden, nicht gehäuft werden. Kein Buch iſt mir je in die Hände gekommen, in welchem Gleichniſſe und Metaphern ſo auf einander gethürmt wären, wie in einer kleinen Schrift, welche den Titel führt:

führt; **grönländiſche Proceſſe.** Da indeſſen das Buch von Anfang bis zu Ende aus nichts anderm beſteht; ſo verdient doch das Product, wie zu einer ganz eignen Gattung gehörig, Aufmerkſamkeit und Bewunderung. Man kann ſich kaum einbilden, daß dem Verfaſſer eine ſo blühende Phantaſie zu Gebothe ſtehn ſollte, daß ihm alle dieſe Bilder, während des Schreibens ſich dargeſtellt hätten, ſondern man wird verſucht, zu glauben, daß er Jahre lang daran geſammelt und ſie dann nur geordnet und an einander gereyht hätte.

Weil bildliche Ausdrücke und Gleichniſſe dazu dienen ſollen, die Sätze, welche man vorträgt, zu verſinnlichen und den Gegenſtänden ein lebhafteres Colorit zu geben; ſo iſt die Forderung natürlich, daß das Bild nicht kleiner, unwürdiger, unedler, wie die Sache ſey, welche ſie bezeichnen und herausheben ſoll. Solche Gleichniſſe, wie das folgende iſt, deſſen ſich einmal Plutarch bedient, thun daher ſelten Würkung; Er redet nämlich von der Nothwendigkeit, zuweilen durch Liſt der Gewalt zu Hülfe zu kommen und ſagt dann: „wo die Löwen-

„haut nicht zureiche, da müſſe man einen „Fuchsbalg darannähen.“ Auch muß das Bild nichts Ungefälliges haben, wie z. B. wenn Herr Poſſelt irgendwo ſagt: „das Glück habe „Carln den Zwölften, wie ſeinen gekosteſten „Buhlen umſchlungen.“

Im Comiſchen läſſt ſich auch hieraus Vortheil ziehn. Wenn man z. B. in einem Roman dieſer Art von einem fürchterlichen Seeſturme redet und den Leſer auf die Schilderung vorbereitet, die man davon entwerfen wolle, und man hebt nun an, das ſchäumende Meer mit Bartſeiſe, die Winde mit den Blaſe-Bälgen der Orgel und die finſtern Wolken mit der Farbe ſeiner ſchwarzen Beinkleider zu vergleichen; ſo kann das Lachen erregen. Schakespear verſtand die Kunſt vortreflich; nur machte er, wie es der Genius ſeiner Zeit mit ſich brachte, zu häufig Gebrauch von dieſen Witzeleyen und noch mehr von den Wortſpielen, die eigentlich zu den armſeligſten Uebungen des Witzes gehören.

Manche Leute haben noch das Unglück, durch genauere Schilderungen der Details den

Ausdruck, der vorher einige Kraft hatte, ſtatt ihn zu verſtärken, nur zu ſchwächen und unbeſtimmter zu machen.

Daß das Bild zu der Sache paſſen müſſe, braucht wohl eben ſo wenig erinnert zu werden, als daß es kein Hirngeſpinnſt, ſondern aus der würklichen, oder wenigſtens möglichen Natur zu entlehnen ſey. Und doch wird auch oft dagegen gefehlt, wie wir das gleich an einem Beyſpiele ſehn werden.

Endlich iſt es ein großer Fehler, wenn man ſeine Metapher bey der Ausführung verläßt und in eine andre umſchafft. Im dritten Bande der **Fragmente über Friedrich den Großen, Seite 222,** ſteht folgende Stelle: „Der talentvollſte Berliner Satan iſt eher ein gehörnter „Eſel, als ein Satan, und im Grunde doch „ein guter Junge, wenn man ihn nur nicht „hindert, der lieben Nahrung wegen die Welt „aufzuklären.“ Es dient hier nicht zu meinem Zwecke, zu unterſuchen, in wie fern dieſe Sprache überhaupt einem geachteten Manne und Schriftſteller von Würde zieme; Allein wenn nun einmal dieſer Ton zu der Manier dieſes oder jenes Schriftſtellers gehört; ſo kann man doch wenigſtens die Forderung machen, daß aus dergleichen Stellen einiger Witz hervorleuchte; denn auch Schimpfreden und Unſauberkeiten kann man mit Witz würzen. Hier aber iſt keine Spur davon zu finden; Ein Eſel mit Hörnern iſt ſchon ein Hirngeſpinnſt und eine Idee, die gar nichts ſagt, und daß derſelbe **Eſel** vorher ein **Satan** und nachher ein **guter Junge** genannt wird — doch was bedarf es da einer weitläuftigen Zergliederung?

Es war eine Zeit hindurch in Teutſchland bey den Schriftſtellern zur Mode geworden, um große Beleſenheit zu zeigen, ihre vorgetragnen Meinungen durch **fremde Autoritäten** zu unterſtützen und ihre Werke mit einer Menge **Citaten** und mit Stellen aus berühmten alten und neuen Werken zu ſpicken. Hiervon iſt man zum Glück ziemlich zurückgekommen; auch pflegen unſre jungen Gelehrten nicht mehr ſo bewandert in einer Literatur zu ſeyn, die des Citirens werth wäre. Manche aber nehmen ſich auch wohl die Freyheit, einen

Bre-

Brocken, den ſie auf einer fremden Tafel erwiſcht haben und von dem ſie hoffen, daß ihn niemand unter ihrer Zubereitung wiederkennen wird, dem Publico aufzutiſchen, als ſey er aus ihrer eignen Vorrathskammer. Man nennt das ein **Plagiat**, zu teutſch, einen gelehrten Diebſtahl; allein unwiſſend und unvorſetzlich kann es auch dem beſten Schriftſteller begegnen, in ſeinen Gedanken und in der Einkleidung derſelben mit einem Andern zuſammenzutreffen, auch wohl etwas, das ſein Gedächtniß ſich aus fremden Werken zu eigen gemacht hat, wieder anzubringen — Wer kann alles leſen? und wer kann ſich immer erinnern, ob er das, was er in dieſem Augenblicke denkt, nicht auch irgendwo einmal geleſen habe? Doch darf das freylich nicht zu oft kommen.

Die gebräuchlichſte, obgleich gröbſte Art von gelehrten Diebſtählen in unſern Tagen aber treiben einige Schriftſteller, welche die Kunſt erfunden haben, **aus neun und neunzig Büchern das hundertſte zu verfertigen.** Sie wählen ſich nämlich einen Gegenſtand und ſammeln alles, was ſie darüber in fremden

Wer:

Werken zerſtreuet finden, bringen es in einen gewiſſen Zuſammenhang, ſetzen einen Titel davor und laſſen es dann dreiſt weg drucken. Ich mag hier keinen von den Männern nennen, die ſich auf dieſe Weiſe an fremdem Eigenthume vergriffen, kenne aber deren, die mehrere Bände auf dieſe Weiſe zuſammengeflickt haben, in welchen nicht eine einzige Zeile von eigner Schöpfung ſteht. Ich dächte, da es in dieſer Welt ſo manches Mittel giebt, auf ehrliche Art ſein Brod zu verdienen; ſo ſollte man ſolche loſe Künſte nicht treiben. Wem es an eignen Talenten fehlt, das Publicum ſchriftlich zu unterhalten, der ſollte ſchweigen; wenigſtens kann er doch mit Recht nicht verlangen, daß man ihm Geld für das bezahle, was man vorher ſchon einmal gekauft hat.

Hier muß ich noch ein Paar Worte über die unberufnen Nachahmer ſagen. In den jetzigen Zeiten — aber es iſt ja von je her alſo geweſen — tritt kaum ein Mann von Kraft und von Genie auf und eröfnet ſich eine bis jetzt unbetretne Bahn; ſo hinkt auch ſchon ein ganzer Haufen Lahmer und Schwacher auf die-

ſem

ſein neuen Wege hinter ihm her. Die Menge mißrathner Nachahmungen hat gegen manche ſonſt verdiente Manier einen unverdienten Widerwillen erweckt. Von einer andern Seite aber hält dieſe Nachahmungsſucht auch oft junge Leute von den beſten Anlagen ab, in einer bekannten Gattung von Schriftſtellerey groß zu werden; Denn da ſie glauben, ſie könnten nicht gefallen, wenn ſie nicht mit neumodiſchen Sprüngen aufträten; fällt faſt aller Wetteifer auf der gelehrten Laufbahn des ächten Geſchmacks weg, wo doch noch ſo viel zu erringen wäre. Es wird ſich Gelegenheit finden, hiervon ausführlicher zu reden, wenn ich in den folgenden Blättern Bemerkungen über einzelne Zweige unſrer neueſten Literatur liefern werde.

So tadelnswerth das häufige Citiren fremder Autoritäten, das Plündern fremden Eigenthums und das ſclaviſche Nachahmen ſind; eben ſo wenig kann man den Egoismus mancher Schriftſteller billigen, die ſich ſelber citiren, die Perſonen ihrer Schöpfung wie würklich exiſtirend anführen, überhaupt immer auf ihre eignen Werke hin verweiſen, als wenn dieſe jedermann zu ſeinem Werke nothwendig müſſe geleſen haben und die, ſo oft ſich's thun läßt, das liebe Ich, oder gar, wie die Groſſen der Erde, das Wir im Munde führen. Allein dies gehört in ein Capitel über Beſcheidenheit der Schriftſteller, worüber ſchon in einem der erſten Abſchnitte dieſes Buchs etwas iſt geſagt worden.

Ausländer, beſonders einige Franzoſen, haben uns oft den Vorwurf gemacht, die teutſchen Schriftſteller verſtänden die Kunſt nicht, zu rechter Zeit abzubrechen; ſie wollten jeden Gegenſtand erſchöpfen, lieſſen dem Nachdenken nichts übrig und würden dadurch trocken und langweilig.

Es iſt wahr, daß vor etwa vierzig bis funfzig Jahren dieſer Vorwurf ſehr gegründet ſeyn konnte; Damals ſchrieben mehrentheils nur die eigentlichen Gelehrten vom Handwerke Bücher; und dieſe Männer, welche gewöhnlich Profeſſoren oder Schullehrer, folglich an die Manier einer genauen Zergliederung gewöhnt waren, dabey auch mehr unter Büchern, wie unter Menſchen lebten, trafen freylich ſelten den rechten Ton, um auf angenehme Weiſe ein Publicum zu belehren, bey welchem man einen gewiſſen Grad von Scharfſinn und Cultur vorausſetzen muß. Sehr mit Unrecht aber würde man unſern jetzigen Schriftſtellern von einiger Bedeutung dieſe Weitſchweifigkeit zur Laſt legen; Dennoch beten unſre jungen Herrn noch immer jenen Verwurf nach und zucken die kleinen Achſeln ob der übertriebnen ſyſtematiſchen Ordnung und teutſchen Vollſtändigkeiten einiger Männer, deren Werke mehr Glück machen, wie ihre feuilles volantes. Da es in den Köpfen der mehrſten dieſer beſagten jungen Critiker und ſchönen Geiſter ziemlich verwirrt auszuſehn, und darinn allerley leichte Waare unordentlich aufgeſammelt durch einander zu liegen pflegt; ſo kann in der That jene Methode ihnen nicht anders, wie ſehr mühſam vorkommen. Viel leichter iſt es, ein Paar gute Gedanken über einen Gegenſtand, die doch wohl Jedem irgend einmal durch den Hirnkaſten laufen, zu Papier zu bringen, ohne ſich darum zu bekümmern, zu welchen Grund-Principien dieſe Gedanken zurückführen und auf welche Folgerungen ſie leiten; über dieſe disjecta membra dann eine dunkle franzöſiſche Sauce, mit Witz und Impertinenz gewürzt, hinzugieſſen und dieſe Speiſe, ſauber angerichtet, dem verdorbnen Magen darzubiethen; Es iſt ſehr viel leichter, ſich das Verdienſt zu erwerben, auf dieſe Weiſe den ohnehin ſchon ſo frivolen Geſchmack des Publicums immer mehr von ernſthafter Prüfung ernſthafter Gegenſtände zu entwöhnen, viel leichter, wie mit ächtem teutſchen Fleiſſe tief in den zu behandelnden Gegenſtand einzudringen, ihn von allen Seiten und von Innen und Auſſen zu beſchauen und die Reſultate langjähriger Prüfung und Sammlung in ein Syſtem zu bringen; Aber denkende Leſer werden doch wohl nicht wünſchen, daß alle wiſſenſchaftlichen Bücher in dieſer Manier geſchrieben würden. Mit Werken des Geſchmacks iſt es eine ganz andre Sache; da ſchwächt würklich oft eine zu ängſtliche Ausarbeitung der Details die Würkung des Ganzen; allein davon iſt hier die Rede nicht und in ſcientifiſchen Werken möge man, wenn wir ja Tadel verdienen ſollen, uns lieber Pedanterey, wie Oberflächlichkeit vorwerfen! doch beweiſen ja manche unſrer vorzüglichſten Schriftſteller, daß es einen Mittelweg giebt, auf welchem ſich Gründlichkeit und guter Geſchmack die Hände biethen.

Sehr ſelten ſchreiben Dichter eine gute Proſe; Der Schwung, den ihre Gedanken zu nehmen gewöhnt ſind und der ihnen nicht die Zeit läſſt, ſich bey den kleinen Verbindungs-Ideen zu verweilen; die poetiſchen Freyheiten in Ausdrücken und Wortfügungen, die man ihnen in Gedichten erlauben muß und — wenn ich mich ſo ausdrücken darf — das Privilegium, ſich mehr um das zu bekümmern, was ein Gegenſtand Schönes, als was er Wahres, mehr um das, was er für das Gefühl, als was er für den Verſtand hat — das alles verträgt ſich nicht wohl mit der ſo nöthigen Gründlichkeit, Klarheit und Beſtimmtheit des proſaiſchen Styls — der leichtfüßige Pegaſus läſſt ſich ungern einſpannen.

Es laſſen ſich unzählige Regeln geben, welche die Würkung zum Gegenſtande haben, den eine gute Schreibart auf den Verſtand und auf das Herz der Leſer machen ſoll; Hier aber iſt kein Raum für ſie; auch erlernt man ſie gewiß am beſten durch Lectur und Uebung; allein Eine Haupt-Vorſchrift muß ich doch wenigſtens leiſe berühren, und dieſe iſt, daß, **man möge nun überzeugen, oder rühren wollen, man die beſſern Gründe und wärmern Zuredungen den ſchwächern und kältern nachfolgen laſſen müſſe.** Ueberhaupt iſt es der Natur der Sache gemäß, bey Abhandlung eines Gegenſtandes, nicht die ganze Kraft ſeiner Beredſamkeit zu Anfange zu erſchöpfen, wodurch ſonſt alles, was man nachher Gutes ſagen könnte, verdunkelt wird und matt ſcheint; auch, bey Anordnung der Materien ſelbſt, die wichtigern immer auf die minder wichtigen folgen zu laſſen, damit die Aufmerkſamkeit der Leſer nicht verfliege.

Die griechiſche und römiſche Literatur liefert uns Muſter von aller Art Styls, und die letztere beſonders zeigt uns an den ſchätzbaren Ueberbleibſeln aus den verſchiednen Zeitaltern, welchen Einfluß Regierungsform, Geiſtes-Stimmung und moraliſche Ebben und Fluthen auf die Schriftſteller eines Volks haben. Allein es iſt ein noch älterer Schatz vorhanden, deſſen hohen Werth ſo Wenige recht kennen, ich meine die Sammlung der ebräiſchen Geſänge und Geſchichtsbücher, welche einen Theil der heiligen Schriften des alten Teſtaments ausmachen. An erhabner Einfalt, Würde, Kraft und poetiſcher Schönheit und Kühnheit des Ausdrucks übertreffen manche derſelben, unter andern die Pſalme, Jeſaias und einzelne Stellen in den moſaiſchen Büchern, vielleicht alles, was je in der Art iſt geſchrieben worden. Dies Gefühl wird Jeder, der dieſe Bücher ohne böſen Willen auch nur in der Ueberſetzung lieſt, empfinden; aber bey Dem, welcher in orientaliſchen Sprachen bewandert iſt, muß der Eindruck freylich ungleich größer ſeyn. Da das Bibelleſen immer ſeltner wird; ſo wünſchte ich, etwas dazu beytragen zu können, daß Die, denen dieſe koſtbaren Monumente auch nicht von Seiten der Religion ehrwürdig ſind, einige Bücher des alten Teſtaments ſtudieren mögten, um ihren Sinn für das wahrhaftig Groſſe und Schöne zu ſchärfen. Zugleich würden ſie, aus manchen Schilderungen des geſelligen und häuslichen Lebens in jenen uralten Zeiten, mit Verwunderung ſehn, daß die Menſchen in ihrem Thun und Laſſen und in ihren

Leidenſchaften von je her geweſen, was ſie jetzt ſind, wenn gleich die veränderten Sitten die äuſſern Formen der Handlungen ändern. Endlich würde dies ſehr belohnende Studium auch vielleicht unwillkührlich zum Vortheile der wahren Gottes-Verehrung würken.

Man nehme nur zum Beyſpiel die **Geſchichte Joſephs und ſeiner Brüder** vor! Wenn dieſe gänzlich erdichtet wäre; welch' eine herzergreifende Erzählung bliebe ſie nicht noch immer! Anlage, Ausführung, die kleinern eingeſtreueten Schilderungen und Epiſoden und endlich die Entwicklung — alles iſt gleich ſchön. Es ſey mir erlaubt, noch einige Worte darüber zu ſagen!

Joſeph wird zuerſt wie der Liebling ſeines Vaters angekündigt, der ihn, theils, wie es wohl zu geſchehn pflegt, deswegen, weil er ihn im Alter erzeugt hat, theils deswegen den übrigen Kindern vorzieht, weil er ſittſamer iſt, die Ausſchweifungen ſeiner Brüder misbilligt und ſie dem Vater verräth. Jacob zeichnet ihn daher durch eine zierlichere Kleidung aus; und nun erwacht der Neid der übrigen Söhne. Hierzu kömmt, daß Joſeph Dieſen in der Unſchuld ſeines Herzens ein Paar Träume erzählt, die ihm ſeine künftige Hoheit anzukündigen ſcheinen. Die Brüder fühlen ſich dadurch beleidigt; ſelbſt der alte Vater misbilligt dieſe Anwandlung von Hochmuth, vergißt doch aber jene bedeutungsvollen Träume nicht; und dieſer einzige kleine Zug macht zugleich die Leſer auf das aufmerkſam, was ſie zu erwarten haben.

Nachdem Joſephs Brüder ihn lange genug mishandelt und verſpottet haben, wird endlich, als ſie ihn einſt, von ſeinem Vater zu ihnen ins Feld geſchickt, ankommen ſehen, der Plan bey ihnen reif, ihn zu erwürgen. Dieſe Bosheit iſt jedoch dadurch motivirt, daß ſie den Traum, welcher ihm die Herrſchaft über ſie verſprochen hat, nicht verſchmerzen können und daß ſie deſſen Erfüllung vereiteln wollen.

Unter den Söhnen Jacobs zeichnen ſich, zu Vermeidung der Einförmigkeit in der Darſtellung, ein Paar Charactere aus. Ruben, obgleich übrigens auch kein ganz edler und entſchloßner Mann, zittert dennoch vor dem Gedanken des Brudermords und des grenzenloſen Kummers, den er ſeinem Vater dadurch bereiten würde; Er veranſtaltet daher, daß Joſeph vorerſt in eine Grube geworfen wird, aus welcher er ihn nachher heimlich zu erlöſen denkt; die übrigen Böſewichte ſetzen ſich indeſſen, nach dieſer vollbrachten That, ruhig an ihre Mahlzeit. Juda macht ſich aus der Sache ſelbſt eben kein Gewiſſen; Um jedoch denſelben Zweck zu erlangen, ohne Blutſchuld auf ſich zu laden, ſucht er ein Mittel ausfindig zu machen, den Jüngling auf immer zu entfernen. Er ſchlägt vor und es wird beſchloſſen, ihn an durchreiſende Sclavenhändler zu verkaufen; Man zieht Joſeph aus ſeiner Grube, und der Handel wird geſchloſſen; Als nun Ruben, der von dieſem allen nichts weiß, ſeinen Bruder erlöſen will, findet er ihn nicht mehr und geräth in große Betrübniß, weniger aus wahrem Abſcheu gegen die That, wie aus Furcht vor Verantwortung. Die Verbrecher färben Joſephs Kleid mit Blut, als habe ihn ein wildes Thier zerriſſen und zeigen dies dem Vater vor; Ruben ſchweigt und der alte Jacob iſt, bey allen Zuredungen ſeiner Familie, untröſtlich.

Um uns nun den Heuchler Juda in ſeiner ganzen Geſtalt und das Verderbniß der Sitten, das in ſeinem Hauſe herrſchte, zu zeigen, wird, als Epiſode, ſeine Blutſchande mit ſeiner Schwiegertochter und ſein leichtſinniges Betragen dabey, erzählt.

Joſeph iſt indeß einem vornehmen Hofbedienten des Königs in Egypten verkauft worden, deſſen Hochachtung und Zutrauen er in ſo hohem Grade erwirbt, daß derſelbe ihm ſein ganzes Hausweſen anvertrauet; auch gedeyet alles unter den Händen des Jünglings.

Nun erweckt ſeine Schönheit die ſtrafbaren Begierden der wollüſtigen Gattinn des Hofmeiſters und Cämmerers Potiphars, in deſſen Dienſten er iſt; allein er weiſt ihre unehrbaren Anträgen auf die edelſte Art zurück: „Wie „kannſt Du mir zumuthen“ ſpricht er „daß „ich alſo das uneingeſchränkte Vertrauen meines „Herrn misbrauchen und zugleich gegen meinen

„Gott ſündigen ſollte?“ Sie erneuert ihre Zudringlichkeit, und als er endlich bey einer ſolchen Gelegenheit mit Mühe ſich aus ihren Armen loswindet, ladet er ihre ganze Rache auf ſich. Sie braucht nun den, ſolchen Weibern eignen Kunſtgriff, ihn anzuklagen, als habe er ſie verführen wollen, wovon dann die Folge iſt, daß der erzürnte Gemahl den tugendhaften Joſeph in einen Kerker werfen läſſt, in welchem die Staats-Gefangenen des Königs verwahrt werden.

Eingeſperrt mit Verbrechern und Böſewichten, würkt aber auch hier der Glanz ſeiner Tugenden und bereitet ihm ein beſſeres Schickſal; Der Beamte, deſſen Sorgfalt die Gefängniſſe anvertrauet ſind, gewinnt ihn lieb und überträgt ihm die Aufſicht über ſeine Mitgefangnen, die er ſelbſt zu führen zu nachläſſig iſt.

Indeß ſind zwey Hofbediente des Königs, der Oberſchenk und der Aufſeher über die Bäckereyen, gleichfalls in Verhaft gekommen. Beyde werden in Einer Nacht von Träumen beunruhigt, die ſie Joſeph erzählen, weil ſie einen

Mann zu finden wünſchen, der ihnen dieſe Träume auslegen könnte. „Gott allein“ ſpricht Joſeph „kann aus der Deutung eines „Traums die Zukunft enthüllen; allein ich „will Euch meine Meinung darüber ſagen. „Eure beyden Träume ſcheinen Erhöhung zu „prophezeyn; Dir (zu dem Oberſchenken) zu „Deiner vorigen Würde, und Dir (zu dem „Andern) Erhöhung an den Galgen. Aber „wenn nun meine glückliche Vorherſagung eintrifft; (zu dem Oberſchenken) ſo gedenke auch „Meiner und befreye mich aus dieſem Kerker! „Ich bin ein Fremdling, ohne Schutz; aber, „Gott weiß es, ich bin unſchuldig.“

Joſephs Traum=Deutung trifft ein; der Böſewicht wird gehenkt und der Andre, an einem feyerlichen Tage bey Hofe, wo der König guter Laune iſt, in ſein Amt wieder eingeſetzt. Allein, wie es in der Welt geht, der Glückliche vergiſſt des Freundes, der ihn einſt getröſtet und ihm dieſe vortheilhafte Wendung ſeines Schickſals vorhergeſagt hatte, und Joſeph bleibt im Gefängniſſe.

Erſt nach zwey Jahren, da ſich's begiebt, daß auch Pharao einen Traum hat, der ihm merkwürdig ſcheint und den alle Academiſten und Profeſſorn in Egypten nicht auszulegen vermögen, denkt endlich jener Höfling an ſeine Verbindlichkeit gegen den ebräiſchen Jüngling; jetzt, da er ſelbſt dadurch gewinnen kann, daß er ihn auf die Scene bringt. Er macht alſo den Monarchen auf den gefangnen Traumdeuter aufmerkſam, der dann auch aus dem Kerker hervorgeholt, ſauber gekleidet und vor den König geführt wird.

Pharao erzählt nun ſeinen zweyfachen Traum von den ſieben fetten und magern Kühen und den ſieben vollen und dürren Korn-Aeren. Joſeph bezeugt auch hier, daß Träume Winke Gottes wären, in deren Deutung die Menſchen irren könnten, indeß wagt er es, ihm ſeine Vermuthung darüber zu ſagen und prophezeyet ihm ſieben reiche Erndten, auf welche aber ſieben Jahre lang Miswachs folgen würde. Zuletzt fügt er den Rath hinzu, durch Anlegung großer Magazine und Aufhäufung eines Vorraths von Früchten aller Art, dem Mangel in den unfruchtbaren

baren Jahren zuvorzukommen und an die Spitze dieſer Unternehmung im ganzen Königreiche Einen Mann zu ſetzen. Pharao gefällt die Erklärung des Traums ſo wohl wie der weiſe Rath und, voll Zutrauen zu Joſephs Einſichten, beſchlieſſt er, daß dieſer Fremdling ſelbſt, mit uneingeſchränkter Vollmacht und dem höchſten Anſehn nächſt der Perſon des Monarchen, das Werk dirigiren ſolle. Er wird daher mit Zeichen der äuſſern Würde bekleidet, zum Statthalter ausgerufen, erhält Sitz im geheimen Rath und ein vornehmes egyptiſches Frauenzimmer zur Gemahlinn.

Nun ſteht auf einmal Joſeph, in ſeinem dreyſſigſten Lebensjahre, auf dem Gipfel des Glücks. Er reiſt in Egypten umher, trifft die nöthigen Anſtalten, ſammelt ſieben Jahre hindurch ungeheure Vorräthe; und als nun würklich die Zeit der Theurung eintritt, verkauft er, auf Pharao's Rechnung, nicht nur allen Unterthanen, ſondern auch den Ausländern, die aufgehäuften Früchte.

Indeß iſt im Lande Canaan der Miswachs nicht weniger groß geweſen und weil nun Jacob hört, daß in Egypten Ueberfluß an Brodkorn ſey, befielt er ſeinen älteſten zehn Söhnen, dahin zu reiſen und das Nöthige zu kaufen; Den jüngſten aber, Benjamin, behält er bey ſich, aus Furcht, es möchte dieſem Lieblinge auch ein Unfall zuſtoßen, wie einſt ſeinem ſo oft beweinten Joſeph.

Die zehn Ebräer erſcheinen demüthig vor dem Statthalter Egyptens, der ſie augenblicklich erkennt, ſo wenig ſie auch ahnen, wie nahe er ihnen angeht. Joſeph gedenkt nun ſeines Traums, der Bosheit, die man an ihm verübt hat; Er will ſich nicht rächen, kann doch aber die kleine Genugthuung ſich nicht verſagen, ſeinen Brüdern, zur gelinden Strafe, wenigſtens einige Angſt zu verurſachen. Er ſtellt ſich daher, als hielte er ſie für Kundſchafter, für gefährliche Leute. Vergebens ſuchen ſie ihn von ihrer Unſchuld zu überzeugen und erzählen ihm ihre Familien-Verhältniſſe; Er will nichts von dem Allen glauben und dringt darauf, daß Einer von ihnen gefangen zurückbleibe, indeß er den Andern erlaubt, mit den gekauften Früchten, deren ſie ſo ſehr bedürfen, nach Hauſe zu reiſen, ihnen aber befiehlt, zum Beweiſe der Wahrheit ihrer Ausſagen, auch den jüngſten Bruder nach Egypten zu führen.

Jetzt erwacht in ihnen die Stimme des Gewiſſens: „das haben wir“ ſprechen ſie unter einander, „an unſerm Bruder verſchuldet, als „wir ſahen die Angſt ſeiner Seele, da er zu uns „flehete, und wir wollten ihn nicht erhören. „Darum kömmt nun dies Trübſal über uns.“ Ruben aber will ſeine Unſchuld geltend machen, indem er ſeine Brüder daran erinnert, daß er für den Knaben gebeten und keinen Antheil an dem Verbrechen habe.

Dieſe Reden werden in Joſephs Gegenwart geführt; Man weiß nicht, daß er die Sprache verſteht. Der edle Mann wird gerührt durch die Rückerinnerung jener Zeiten; Er wendet ſein Geſicht weg und vergießt Thränen. Indeſſen bleibt es bey dem Befehle; Simeon wird gefeſſelt und muß zurückbleiben.

Um die Ebräer in noch größere Verlegenheit zu ſetzen, laſſt Joſeph ihnen heimlich das für die Früchte bezahlte Geld wieder mit in ihre Säcke legen, und der Schrecken iſt unbeſchreiblich, der ſie ergreift, als ſie nach Hauſe kommen und dieſe Entdeckung machen.

Aber größer noch iſt der Jammer des alten Vaters, bey der Nachricht, daß er unter keiner andern Bedingung ſeinen Sohn Simeon wieder auslöſen kann, als wenn er Benjamin nach Egypten ſchickt. Er vermag nicht, ſich dazu zu entſchlieſſen, obgleich Ruben ſich für das Leben des Jünglings verbürgen will. Unterdeſſen ſind die erkauften Früchte bald aufgezehrt; und da die ältern Söhne Jacobs ſich ohne Benjamin nicht in Egypten dürfen ſehn laſſen und auch Juda dem Vater heilig verſpricht, eher ſein eignes Leben zu verliehren, ehe Benjamin Leides geſchehn ſoll, willigt der Greis endlich ein, befiehlt ihnen auch, Geſchenke für Joſeph und doppelt ſo viel Geld mitzunehmen, als, vermuthlich aus Irrthum, in die Säcke ſey gelegt worden; worauf er dann mit betrübtem Herzen ſie abreiſen ſieht.

Nun erſcheinen ſie abermals vor Joſeph, deſſen Haushofmeiſter, den ſie vorher zu gewinnen

nen ſachen, von dem wiedergefundnen Gelde nichts wiſſen will. „Seyd getroſt!“ ſpricht er „Euer Gott hat Euch unerwartet einen „Schatz finden laſſen; den Preis für das Ge„traide habe ich richtig erhalten.“ Hierauf wird ihnen Simeon wieder zugeführt und ſie ſollen mit Joſeph ſpeiſen. Voll Angſt nähern ſie ſich dieſem großen Manne und fallen ehrerbiethig vor ihm nieder. Da aber Joſeph den geliebten Bruder ſieht, der mit ihm Einer Mutter Bruſt geſogen hat, wird ſein Herz ihm von ſanfter Wehmuth gepreſſt; Er muß dem zärtlichen Drange Luft machen, eilt in ſeine Cammer und vergießt ſüße Thränen. Als er ſich erholt hat, tritt er wieder heraus und läſſt das Mahl zubereiten, bey welchem Benjamin köſtlicher, wie die Andern bewirthet und, zur größten Verwunderung der Israeliten, jedem von ihnen nach ſeinem Alter der Platz angewieſen wird.

Nach dieſem Schmauſe und da nun Jacobs Söhne früh Morgens wieder abreiſen wollen, gebiethet Joſeph ſeinem Haushofmeiſter, nicht nur abermals jedem von ihnen das, für das Getraide bezahlte Geld, ſondern auch noch dem jüngſten. Benjamin, einen ſilbernen Becher in den Sack zu legen. So läſſt er ſie dann abreiſen, ihnen kurz darauf nachjagen, und ſie des Diebſtahls wegen zur Rede ſetzen. Die Ebräer, ihrer Unſchuld ſich bewuſſt, unterwerfen ſich einer genauen Durchſuchung, mit dem Bedinge, daß Der, bey welchem das Entwendete gefunden werden würde, des Statthalters Sclave ſeyn ſollte, welches dann angenommen wird. Die Unterſuchung geht vor ſich; aber nichts gleicht ihrer Beſtürzung, als grade Benjamin es iſt, der ſich für den Dieb erkennen laſſen muß. Verzweiflungsvoll kehren ſie nun nach der Reſidenz zurück und erſcheinen auf's Neue vor Joſeph, der ihnen die bitterſten Vorwürfe macht und ſich ſtellt, als könne nichts ihn bewegen, Benjamin von der bedungnen Sclaverey loszuſprechen.

Jetzt tritt Juda auf und erſchöpft ſeine ganze Beredſamkeit. Er ſchildert ihre häusliche Lage, erzählt, was zwiſchen ihnen und dem alten Vater vor ihrer Abreiſe vorgegangen ſey und wie Dieſer geſagt habe: ſie würden, wenn ſie Benjamin nicht wieder zurückbrächten, ſeine grauen Haare mit Jammer und Herzeleid in die Grube bringen. Zuletzt bittet Juda flehentlich, doch ihn, ſtatt des jüngſten Bruders, zum Sclaven anzunehmen.

Länger kann nun Joſeph ſich nicht halten; Er läßt alle Egypter hinausgehn: giebt ſich ſeinen Brüdern zu erkennen — ein Strohm von Thränen erſtickt ſeine Worte — verzeyht ihnen; ſpricht ihnen Muth ein und erkundigt ſich zärtlich nach ſeinem alten Vater. „Ihr „ſeyd" ſagt er „nur Werkzeuge in der Hand „Gottes geweſen, um mich zu dieſem großen „Glücke zu befördern, obgleich Eure Abſicht „damals ſtrafbar war. Aber jetzt ſtehe ich auf „dem Gipfel irdiſcher Hoheit und kann Euch „und ſo Vielen helfen. Und nun ziehet hin „und holet meinen Vater, daß er hier wohne „und frohe Tage in ſeinem Alter erlebe! Ich „bin Herr über Egypten und will Euch eine „ſchöne Gegend, das Land Goſen, anweiſen, „zu Eurer Niederlaſſung." Er umarmt darauf ſeine Brüder, vor allen Benjamin, der mit ihm von Einer Mutter iſt. Der König, der dies erfährt, nimt nicht weniger Theil an dieſer glücklichen Begebenheit. Er beſchenkt reichlich die Brüder ſeines Lieblings, (Benjamin wird abermals vorzüglich bedacht) und giebt ihnen Wagen und Laſtthiere mit, um mit Haab' und Gütern her nach Egypten zu ziehn. „Oder „laſſet auch alles daheim!“ ſpricht er „Hier „ſoll es Euch an nichts fehlen.“ So reiſen ſie denn ab, ermahnt von Joſeph, unterwegs einig zu leben.

Anfangs kann Jacob die frohe Nachricht nicht für wahr halten; als er aber die Geſchenke ſieht, glaubt er ihren Worten, und nun überläſſt ſich ſein Herz einer unermeßlichen Freude. „Ich muß hin“ ruft er „hin, zu meinem Joſeph, daß ich ihn an meine Bruſt drücke, bevor „ich ſterbe.“ Die Anſtalten zur Reiſe ſind bald getroffen und ſie ziehen nach Egypten.

Als ſie der Grenze nahe kommen, wird Juda vorausgeſchickt; Joſeph fährt ſodann ſeinem Vater entgegen, fliegt an ſeine Bruſt und hängt lange ſprachlos an ſeinem Halſe. Die Familie wird Pharao vorgeſtellt; der ehrwürdige ebräiſche Greis ſegnet den König und wird von ihm mit ausgezeichneter Achtung behandelt. Alle werden verſorgt und ihnen die Wahl freygeſtellt, wo ſie ſich niederlaſſen wollen; Sie wählen das Land Goſen und leben nun in Ruhe und Wohlſtande.

Dies iſt der Auszug aus der rührenden Geſchichte Josephs, die freylich, in der einfachen bibliſchen Sprache geleſen, unendlich gewinnt. Ein franzöſiſcher galanter Schriftſteller, Monsieur Bitaubé, hat ſie, wenn ich nicht irre, in zierlichen Reimlein, zu einer Art Epopäe traveſtirt. Es iſt lange her, daß ich dies Product nicht geleſen habe, doch erinnere ich mich, daß mir damals der bibliſche Joſeph doch lieber war, wie der Joſeph, par Monsieur Bitaubé.

Ich glaube keiner Entſchuldigung zu bedürfen, wenn ich auch noch eine Skizze von dem ſchönen Familien-Gemählde liefre, das uns in dem Buche Tobias aufgeſtellt iſt; Unter zehn Leſern iſt doch wohl kaum Einer, der die bibliſchen Geſchichten je aus dem Geſichtspuncte ihrer äſthetiſchen Schönheit ſtudiert hat.

Tobias, Einwohner einer galiläiſchen Stadt, aber mit ſeinen Landesleuten unter Salmanaſſars Regierung in aſſyriſche Gefangenſchaft gerathen, war ein tugendhafter, religiöſer und dabey ſchon in ſeinen jüngern Jahren ſehr verſtändiger Mann. Alles, was er beſaß, theilte er mit ſeinen gefangenen Brüdern und Verwandten und blieb dem Gottesdienſte ſeiner Väter und den Geſetzen ſeines Volks treu, obgleich Viele ſeiner Landesleute ihm das Beyſpiel vom Gegentheile gaben.

Mit ſeinem Weibe Hanna hatte er einen Sohn erzeugt, den er auch Tobias nannte und ihn fromm und ſorgfältig erzog.

Der Ruf ſeiner Rechtſchaffenheit erwarb ihm Salmanaſſars Zuneigung und er erhielt die Erlaubniß, frey aller Orten hinzugehn und ſeine Geſchäfte zu treiben. Dieſe Freyheit nützte er dazu, daß er in die Städte umherreiſte und ſeine gedrückten Mitbrüder tröſtete. Unter andern liehe er, gegen eine Handſchrift, einem ſehr armen Iſraeliten, der Gabel hieß, eine Summe Geldes, die ihm der König geſchenkt hatte.

Unter Salmanaſſars Nachfolger wurden die Juden noch härter behandelt; und nun ſetzte Tobias ſeine menſchenfreundlichen Dienſte fort, ſpeiſte die Hungrigen, kleidete, beſchenkte, tröſtete die Dürftigen und Traurigen und begrub die Erſchlagnen und Geſtorbnen. Darüber wurde der König Sanherib erzürnt, nahm ihm ſeine Güter und wollte ihn tödten laſſen; aber Tobias entfloh und hielt ſich bey Freunden verſteckt. bis er, nach des Tyrannen Ermordung, wieder zum Vorſchein kommen durfte, da ihm dann auch ſein Vermögen zurückgegeben wurde.

Einſt an einem Religions-Feyertage, ließ er durch ſeinen Sohn eine Geſellſchaft gottesfürchtiger Freunde zu einem großen Gaſtmahle einladen. Indeß wurde ihm gemeldet, daß wiederum ein Erſchlagner auf der Straße läge; da ſtand er dann von Tiſche auf, gieng hin, trug die Leiche heimlich in ſein Haus und verſteckte ſie daſelbſt; aber nun aß er ſein Brod mit Trauren. Sobald es darauf Nacht wurde, begrub er den Todten und alſo fuhr er fort in dergleichen menſchenfreundlichen und religioſen Geſchäften, obgleich ſeine Freunde ihn warnten, daß er doch nicht abermals den Zorn des Königs auf ſich laden mögte.

Endlich einmal, als er auch nach Hauſe gieng, nachdem er Todte begraben hatte, überfiel ihn eine Müdigkeit, ſo, daß er ſich an eine Mauer hinlegte und einſchlief. Indem er nun erwachte, fiel Unreinigkeit aus einem Schwalben-Neſte in ſeine Augen (vielleicht hatte auch die Feuchtigkeit der Mauer viel dazu beygetragen) und er verlohr von der Stunde an den Gebrauch ſeines Geſichts.

So hart nun auch dieſe Prüfung für den armen Tobias war; ſo verließ ihn doch nicht ſeine Geduld und Zuverſicht zu Gott; auch da nicht, als ſelbſt ſeine Freunde Seiner ſpotteten und ſein Weib, das ihn nun mit Hand-Arbeit ernähren muſſte, ihm den ſchlechten Erfolg ſeiner mühſamen guten Werke und den Verluſt ſo viel reicher Almoſen vorwarf. Aber er fühlte doch tief die Härte ſeines Schickſals, weinte bittre Thränen, und betete inbrünſtig zu Gott, um Hülfe, oder um den Tod.

In eben dieſer Stunde ſeiner Herzens-Ergieſſung flehete auch, fern von da, in der mediſchen Stadt Rages, ein Frauenzimmer aus Tobias Verwandtſchaft, Sara, Raguels Tochter, zu ihrem Schöpfer. Sie war ſiebenmal Braut geweſen; immer aber war der Bräutigam vor Vollziehung der Hochzeit geſtorben. Es war bekanntlich bey den Juden ein Schimpf, ledig zu bleiben, und daß ſie nun vollends auf ſolche Weiſe ausgezeichnet dazu beſtimmt ſchien, das hatte ihres Vaters Magd verleitet, Ihrer zu ſpotten. Das arme gekränkte Mädchen ſchüttete alſo ihr Herz gegen den Allwiſſenden aus und bat, er mögte dieſe Schmach von ihr nehmen. „Du weiſſt es, Gott!“ ſprach ſie, „daß ich nicht aus Leichtſinn oder böſer Be„gierde eines Mannes begehrt habe, ſondern „um, nach dem Willen meiner Eltern, meine „Beſtimmung zu erfüllen. Vielleicht aber haſt „Du mich einem Andern aufbewahrt und die „Geſtorbnen ſind Meiner, oder ich bin Ihrer „nicht werth geweſen. Auf Deine Hülfe alſo „ſetze ich meine Zuverſicht; denn ich weiß „fürwahr, daß wer Dir treu dient, nach der „Anfechtung getröſtet, aus Trübſalen erlößt

„wird und nach der Züchtigung Gnade „finde."

Sara's und Tobias Gebete wurden nun in Einer Stunde vor den Thron des Höchſten gebracht und der Engel Raphael abgeſandt, Beyden Hülfe zu verleyhn.

Indeß hoffte Tobias, Gott werde ihn, ſeinem Wunſche gemäß, ſterben laſſen und rief daher ſeinen Sohn zu ſich, um ihm ſeinen letzten Willen zu eröfnen. „Wenn ich tod bin" ſprach er „ſo ehre Deine Mutter und gedenke, „welche Schmerzen und Sorgen Du ihr ge„macht haſt, welche Gefahr ſie ausgeſtanden, „als ſie Dich unter ihrem Herzen trug! Dein „Lebenlang habe Gott vor Augen und im Her„zen und hüte dich, daß Du in keine Sünde „willigeſt, noch handelſt wieder ſeine Gebothe!*) „Von Deinen Gütern hilf den Armen und „fliehe nicht den Anblick der Noth! — Gott „wird

---

*) Ueb' immer Treu und Redlichkeit
Bis an Dein kühles Grab
Und weiche keinen Finger breit
Von Gottes Wegen ab!

Hölty.

„wird Dir's vergelten. Haſt Du viel; ſo
„gieb reichlich; haſt Du wenig; ſo gieb auch
„das Wenige mit treuem Herzen! — Dadurch
„wirſt Du Dir einen unvergänglichen Schatz
„ſammeln. Sey keuſch; ſey einſt Deinem
„Weibe treu! Hüte Dich vor Hochmuth in
„Reden und Handlungen, denn er führt zum
„Verderben. Entziehe dem Arbeiter keinen
„Augenblick ſeinen verdienten Lohn! Handle
„immer ſo gegen Andre, wie Du wünſcheſt,
„daß ſie gegen Dich handeln mögen! Fliehe
„böſe Geſellſchaften; und wenn du Rath be-
„darfſt; ſo ſuche ihn bey Denen, die weiſe
„ſind! Hilf Jedem, dem Du helfen kannſt und
„verſäume nicht, zu Dem zu beten, ohne deſſen
„Leitung alles Beſtreben nichtig iſt!" *)

Hierauf verordnet Tobias noch, daß einſt ſein Weib an ſeiner Seite begraben werden ſoll, giebt dann ſeinem Sohne Nachricht von der Schuld-Forderung, die er an Gabel hat, welcher gleich-

---

*) Wie viel edler und einfacher ſind dieſe herrlichen Lehren, wie die, welche Shakeſpear im Hamlet dem jungen Laertes von ſeinem Vater geben läßt!

gleichfalls in der eben genannten Stadt Rages wohnt und trägt ihm auf, dies Geld, gegen die erhaltene Handſchrift einzuziehn. Zuletzt ſpricht er noch dem Jünglinge Muth ein: „Wir „ſind zwar arm“ ſagt er „aber wir werden „nie Mangel leiden, wenn wir Gott vor Augen „haben, Laſter fliehn und Gutes thun.“

Der junge Mann verſpricht, ſeines Vaters Lehren treu zu befolgen; nur iſt er verlegen, wie er es anfangen ſoll, in einer ihm ganz fremden Gegend, den Mann zu finden, der ihr Schuldner iſt. Um dieſe Schwierigkeit zu heben, räth ihm der Vater, jetzt, da er noch lebt, abzureiſen und ſich nach einem erfahrnen Führer umzuſehn. Der Sohn geht darnach aus und findet ſogleich einen feinen Jüngling, der ſich zum Wegweiſer anbiethet — und dieſer Jüngling iſt kein Andrer, wie der Engel Raphael ſelbſt, in menſchlicher Geſtalt. — Da Dieſer ihm zeigt, daß er in Rages und ſogar in Gabels Hauſe vollkommen bekannt iſt, meldet dies Tobias ſeinem Vater und der Fremde wird hereingeführt. „Gott gebe Dir Freude“ ſpricht der Engel. „Wie kann ich armer Mann Freude

„haben“ antwortet der Alte „da ich das Tages „Licht nicht ſehn kann?“ „Habe Geduld“ erwiedert Jener. „Gott wird dir bald helfen.“ Und hierauf wird von der verhabenden Reiſe geredet; Man erkundigt ſich nach der Heymath des Fremden, und der Engel giebt ſich für einen Jsraeliten aus, nennt auch ein Geſchlecht, das Tobias bekannt iſt. Mit einem Zutraun, das die Einfalt der damaligen Sitten characteriſirt, vertrauet nun der Vater dem Fremdlinge ſeinen einzigen Sohn an; giebt ihnen die Handſchrift und das Nöthige zur Reiſe mit und wünſcht ihnen Segen auf ihrer Wanderung.

Nachdem ſie fort ſind, fängt die betrübte Mutter an, heftig zu weinen und ihrem Manne Verwürfe zu machen — ganz in der Manier des weiblichen Geſchlechts! — Sie, die immer bis jetzt über ihre Armuth gewinſelt hatte, ſpricht nun: „den Troſt unſers Alters haſt Du uns „genommen und weggeſchickt. Jch wollte, daß „das verwünſchte Geld nie geweſen wäre, wes„wegen er fort iſt. Die Armuth hätte uns „nicht drücken ſollen. Hätten wir nur unſern „Sohn bey uns; ſo wären wir reich genug.“

Der geplagte Alte wendet alles an, ſie zu tröſten; und ſie beruhigt ſich endlich.

Indeß wandern der junge Tobias und ſein Gefährte getroſt ihren Weg fort — Ein treues Hündchen läuft vor ihnen her. Die erſte Tagereiſe geht bis zum Fluſſe Tygris; Hier wird der junge Menſch, der noch nie dergleichen geſehn, durch den Anblick eines großen Fiſches erſchreckt; ſein Führer aber giebt ihm Anweiſung, wie er den Fiſch fangen ſoll; Man ergreift ihn, da zappelt er und wird getödtet. Ein Theil wird gebraten; der Reſt zur Reiſe eingeſalzen; Herz, Galle und Leber aber ſoll der Jüngling aufbewahren, weil ſie als Arzeney Dienſte thun. „Und was für Uebel, lieber „Bruder!“ fragt Tobias „vermag man denn „zu heilen, mit dieſer Arzeney?“ „Ein Stück „vom Herzen“ antwortet Jener „auf Kohlen „geworfen, vertreibt böſe Geiſter und die Galle „nimt den Stahr von den Augen weg, wenn „man ſie auflegt.“

Als ſie nun endlich nach Rages kommen, will Tobias ſich mit ſeinem Freunde wegen der

Herberge bereden, welche ſie wählen möchten. „Wir müſſen" ſpricht der Engel, „bey Deinem Vetter Raguel einkehren. Gott hat Dich auserſehn, ſein Schwiegerſohn und ſein Erbe zu werden." Tobias bezeugt ſeine Furcht vor dieſer Verbindung, denn er hat erzählen gehört, welch' ein Schickſal der böſe Feind ſchon ſieben Männern, die um Sara geworben, zubereitet hätte; allein ſein Führer beruhigt ihn mit der Verſicherung, daß der Teufel nur über laſterhafte Menſchen Gewalt ausüben könne. Zugleich giebt er ihm Anweiſung, mit welcher frommen Sittſamkeit und Mäßigung er ſich ſeiner Braut nähern und wie er durch Hülfe des Räucherns mit der Fiſch-Leber alle Zauberey vereiteln ſolle; Sie kehren alſo bey Raguel ein.

Hier muß ich die Erzählung durch eine Bemerkung unterbrechen; Der Gedanke, daß zweyen Menſchen, die in zwey verſchiednen Ländern zu gleicher Zeit zu Gott beten, durch denſelben Engel geholfen wird, der ſie nun zuſammenbringt und ihre Schickſale vereinigt, und dies durch eine einzige Handlung, die auf ganz natürliche Weiſe herbeygeführt wird, daß der Schuldner, welchen Tobias ſucht, grade auch in der Stadt Rages wohnt; dieſer Gedanke iſt ſo ſchön und giebt dem Gange der Geſchichte eine ſolche Einheit, daß man unſern heutigen Commödien-Schreibern, Romanen-Fabricanten und Märchen-Dichtern nichts beſſers anrathen kann, als daß ſie, weil ſie doch nicht häufig die Natur ſelber zu ſtudieren pflegen, wenigſtens die Meiſterwerke des Alterthums aufmerkſamer leſen mögen, um zu lernen, wie nöthig und von welcher guten Würkung die Einheit der Handlung in jeder Erzählung iſt.

Raguel empfängt die Fremden mit Gaſtfreundſchaft. Ihm fällt die Aehnlichkeit des einen Jünglings mit ſeinem alten Vetter Tobias auf, deſſen er ſich mit Wärme und Liebe erinnert. Der Engel läſſt ihn ausreden und überraſcht ihn dann mit der Nachricht, daß er das einzige Kind dieſes ihm ſo theuren Verwandten vor ſich ſähe. Nun drückt Raguel, mit Thränen in den Augen, den jungen Tobias an ſein Herz und ruft aus: „Geſegnet ſeyſt Du! Du biſt eines „frommen Mannes Sohn." Weib und Tochter nehmen Theil an ſeiner freudigen Rührung.

Hierauf wird Anſtalt zur Bewirthung der Gäſte gemacht; aber Tobias — abermals ein Pinſelſtrich zu dem Gemälde der Einfalt damaliger Sitten! — Tobias will nicht eher etwas genieſſen, als bis er ſeine Bewerbung angebracht habe. Raguel, ſo erwünſcht ihm auch dieſe Verbindung ſonſt ſeyn muſſte, zittert doch davor, daß ſeinen geliebten Vetter das Schickſal der geſtorbnen ſieben Bräutigame treffen mögte. Als er nun zögert, Antwort zu geben, redet ihm der Engel zu, verheiſſt ihm die Hülfe Gottes; und Sara's Vater faſſt Vertrauen zu den Fügungen des Höchſten, legt die Hände der jungen Leute in einander und giebt ihnen ſeinen väterlichen Segen; die Eheſtiftung wird aufgeſetzt, die Mahlzeit gehalten und die Braut-Cammer zugerichtet, deren Schwelle Sara weinend betritt.

Tobias befolgt in allen Puncten die Vorſchriften ſeines treuen Führers, iſt enthaltſam, betet, räuchert und der Engel verbannt den böſen Zauber-Geiſt. Indeß kann Raguel ſich nicht von der Furcht befreyn, es mögte ſeinem Schwiegerſohne dennoch ergangen ſeyn, wie den erſten ſieben Männern. Er rechnet ſo wenig darauf, ihn lebendig wiederzuſehn, daß er ſogar ſchon, mit betrübtem Herzen, um Mitternacht ein Grab bereitet, um, nach jüdiſcher Sitte, den Todten vor Tages Anbruch zu beerdigen. Damit er jedoch aus dieſer peinlichen Ungewißheit geriſſen werde, trägt er ſeiner Frau auf, eine Magd heimlich in die Braut-Cammer ſchleichen zu laſſen. Dies geſchieht, und man findet das junge Paar geſund neben einander in den Armen des Schlafs liegen.

Nun erhebt ſich allgemeiner Jubel im Hauſe; das Grab wird wieder gefüllt und neue Zubereitung zum Schmauſe gemacht, an welchem alle Freunde und Nachbarn Theil nehmen ſollen. In der Freude ſeines Herzens ſchenkt auch Raguel die Hälfte ſeiner Güter dem Schwiegerſohne und verſchreibt ihm die andre Hälfte, auf den Fall ſeines Todes. Dagegen aber bittet er ihn dringend, er möge nun auch noch ein Paar Wochen bey ihm bleiben. Tobias will gern die Erfüllung dieſer Bitte mit der Pflicht gegen ſeinen alten Vater vereinigen und erſucht daher ſeinen Gefährten, den er immer für einen Menſchen hält, ſtatt Seiner zu Gabel zu reiſen, *) gegen die Handſchrift das Geld einzufordern und den vieljährigen Freund ſeines Hauſes zugleich zur Hochzeit einzuladen. „Du weiſſt“ ſpricht er „daß mein Vater Tag und Stunde bis zu „meiner Rückkunft zählt; Bliebe ich zu lange „aus; ſo würde ſein Herz betrübt, und doch „kann ich Raguels Bitte nicht wohl abſchlagen. „Nun aber gewinne ich Zeit, wenn Du ſtatt „Meiner weiter reiſeſt.“ Der Engel verſpricht es, zieht nebſt einem anſtändigen Gefolge ab und kehrt bald mit dem Gelde und begleitet von Gabel zurück.

Sie ſitzen grade am Tiſche, als Dieſer ankömmt; Tobias ſteht auf; Sie umarmen ſich und Gabel ergieſſt ſich in unzählichen Hochzeit-Complimenten, Glückwünſchen und Segnungen; der Schmaus wird fortgeſetzt, jedoch mit Mäßigkeit und Gottesfurcht.

---

*) Dieſer wohnte alſo doch nicht mehr in Rages, wenigſtens nicht in der Stadt ſelber; vielleicht in der Gegend.

Da doch aber das Hochzeitsfeſt den jungen Mann länger aufhält, wie es der erſte Reiſeplan mit ſich brachte, wird der alte blinde Vater bekümmert, weint und ſucht vergebens ſich allerley Fälle zu denken, um die Urſachen dieſer Zögerung zu erklären. Noch mehr aber jammert Hanna und hört nicht auf, nach der Weiſe der mehrſten Frauenzimmer, ſich und ihrem Manne unnütze Vorwürfe über das Geſchehene zu machen, das doch nun nicht mehr zu ändern iſt, nämlich darüber, daß ſie das einzige Kind haben ziehn laſſen. Dies Gewinſle wird endlich dem Alten läſtig; Er faſſt ſeinen Muth wieder zuſammen, gebiethet ihr, zu ſchweigen und ſtellt ſich wenigſtens, als ſey er vollkommen beruhigt über das Schickſal des Jünglings. Die gute ſchwache Frau aber läſſt ſich damit nicht befriedigen, ſondern fährt fort zu klagen und geht täglich hinaus, um auf die Straße hin zu ſehn, ob der geliebte Sohn noch nicht erſcheint, wodurch er nun freylich um nichts früher ankömmt.

Indeß ſucht Raguel alles anzuwenden, um ſeinen Schwiegerſohn noch eine Zeitlang bey ſich zu behalten und thut den Vorſchlag, er wolle einen Bothen nach Hauſe ſchicken; doch giebt er endlich den Einwendungen des jungen Mannes nach, der ihm vorſtellt, daß die heiligen Pflichten gegen ſeine Eltern ihn in die Heymath zurückrufen. Er empfiehlt ihm nun Sara, ſegnet ſie Beyde, ſtattet ſie zur Reiſe aus und giebt ihnen einen Reichthum an Knechten, Mägden, Vieh, Koſtbarkeiten und Gelde mit. „Und die Eltern nahmen die Tochter, „küßten ſie, und lieſſen ſie von ſich und vermahnten ſie, daß ſie ja ſollte ihres Mannes „Eltern ehren, wie ihre eignen, ihren Mann „lieben, das Geſinde fleiſſig regieren und ſich „ſelbſt züchtiglich halten.“ — Kann man beſſer und einfacher in wenig Worten die ganze Haupt-Summe der Pflichten einer Hausfrau vortragen?

Nun ziehen ſie fort; nachdem ſie aber den halben Weg zurückgelegt haben, thut der Engel den Vorſchlag, Tobias möge, um deſto ſchneller ankommen zu können, mit ihm vorausgehn, die junge Frau aber mit dem Gefolge und Gepäcke gemächlich nachreiſen laſſen. Dies wird angenommen; Tobias aber muß des geſchlachteten Fiſches-Galle zu ſich ſtecken und ſie machen ſich auf den Weg.

Eines Tages nun; als Hanna, ihrer Gewohnheit nach, auf einen Hügel geſtiegen iſt, um die Gegend zu überſchauen, ſpäht ihr mütterliches Auge in weiter Entfernung ſchon den Liebling ihres Herzens aus, eilt hinein zu dem Alten und verkündigt ihm die frohe Nachricht. Die Wandernden kommen indeß näher und das treue Hündlein, das die Gegend wieder erkennt, läuft voraus, wedelt mit dem Schwanze, ſpringt und ſtellt ſich fröhlich. Namenloſe Wonne ergreift die Eltern; der Greis vergißt Alter und Blindheit, rafft ſich auf, will ſeinem Sohne entgegeneilen, ſtößt ſich aber und läßt ſich dann durch einen Knecht führen. Nach den erſten Umarmungen ſchreitet hierauf der junge Tobias ſogleich zu der Cur ſeines Vaters; Er beſtreicht eine halbe Stunde lang die Augen deſſelben mit der Galle, zieht dann die Stahr-Haut davon, und — Tobias ſieht das Tages-Licht wieder. Inbrünſtiges Dank Gebet zu Gott ſtröhmt nun aus den Herzen der frommen Familie.

Nach ſieben Tagen kömmt dann auch Sara mit dem Gefolge und den Schätzen an; Nun ſieht man neue Scenen der Freude; Nachbarn und Verwandte eilen herbey; das Frohlocken und die Feſtlichkeiten dauern eine ganze Woche hindurch.

In den ruhigern Stunden aber hat der junge Tobias ſeinem Vater mit lebhaften Farben die Wohlthaten und die Sorgfalt geſchildert, welche ſein Reiſe-Gefährte ihm bewieſen, und Dieſer denkt deswegen ernſtlich daran, ihn auf eine ausgezeichnete Weiſe zu belohnen. Der edle Greis hält es nicht für zu viel gethan, wenn er dem Fremden dafür, nach dem Vorſchlage ſeines Sohns, die Hälfte ſeines ganzen Vermögens anbiethet; Sie rufen ihn alſo herbey und thun ihm dieſen Antrag; aber jetzt giebt ſich ihnen Raphael als den Engel Gottes zu erkennen, der keines Goldes und keiner irdiſchen Schätze bedarf. Er ermahnt ſie, im Gebete und guten Werken fortzufahren; Voll Ehrfurcht und Anbethung fallen ſie zur Erde nieder — In dem Augenblicke verſchwindet der Engel.

Jetzt erhebt ſich Tobias Seele zu einem erhabnen Lobgeſange. Einige Nachrichten von dem fernern Wohlſtande der frommen Familie und den glücklichen Schickſalen ihrer Nachkommenſchaft endigen die Geſchichte.

Zum Beſchluſſe dieſes Abſchnittes über Styl und Schreibart, ſey es mir erlaubt, nur noch Eine kleine Bemerkung hinzuzufügen! Aus den Arbeiten mancher neuerer Schriftſteller ſieht man eine Art von Beſorgniß hervorſchimmern, es möchte nicht genug bemerkt werden, wenn ſie einen Zug, der Menſchenkenntniß verräth, einen nicht gemeinen Gedanken, oder einen moraliſchen Kernſpruch anbringen. Desfalls halten ſie ſich bey einer ſolchen Stelle ſehr lange auf, bereiten vor, wiederholen, malen aus und ſchwächen auf dieſe Weiſe Kraft und Würkung des Geſagten. Nicht eine Spur von dieſer Ungehörigkeit findet man in den alten Meiſterwerken. Forderungslos, in der edelſten Simplicität und gedrungenſten Kürze, iſt alles hingeſchrieben; Selbſt die überraſchendſten Bilder, aus den geheimſten Urkunden der menſchlichen Natur abcopirt, ſind da ohne Fingerzeige und

Ankündigung aufgeſtellt, dem Leſer von Gefühl überlaſſen, ſie zu bemerken, wenn er erſtaunt davorſteht — Und das iſt denn der wahre Character einer erhabnen, würdigen Schreibart!

VII.

Bruchſtücke über Poeſie, beſonders über teutſches Dichterwerk.

Poeſie iſt Ausdruck der lebhafteſten, wärmſten Empfindung, der erhöheten Leidenſchaft, oder der exaltirten Phantaſie. Wenn die Seele von einem Gegenſtande ſo erfüllt iſt, daß Sinnlichkeit und Vernunft gleichſam vermengt werden und in einander ſchmelzen, daß man zu denken und zu beurtheilen glaubt, was man eigentlich nur fühlt und, umgekehrt, unſre Gedanken zu lebhaften ſinnlichen Gefühlen werden; ſo entſteht diejenige Stimmung, welche man gewöhnlich, ziemlich unpaſſend, Begeiſterung nennt, (denn die Sinnlichkeit ſpielt doch die Hauptrolle dabey.)

In einem ſolchen Zuſtande von Spannung nun, pflegt der Menſch eine Sprache zu reden, die von der gemeinen, kalten, leidenſchaftloſen

Sprache ſehr verſchieden iſt. Da wird der Verſchloſſene geſprächig, der Schwätzer gedrungen, und der Mann von gemeinen Talenten zum Redner. Da bekömmt die alltäglichſte Sache einen Anſtrich von Feyerlichkeit; Da wird der Vortrag bald maleriſch, bilderreich und verweilt ſchwelgend bey reizenden Gegenſtänden, bald eilt er hinweg über Nebenparthien, zu dem Hauptziele hin, woron ſeine Phantaſie trunken iſt; ergieſſt bald das gepreſſte Herz in zehnfache Wiederholung des Ausdrucks derſelben Empfindungen, bald deutet er nur an, mit kurzen, abgebrochnen Worten und ſetzt voraus, man könne ihm folgen, in dem Fluge ſeiner Einbildungskraft. Da ſcheint ihm das Große einen Augenblick klein und unwürdig, indeß er an dem Kleinen eine bedeutungsvolle Seite bemerkt. In der täuſchenden Nachahmung dieſer Sprache beſteht die Dichtkunſt.

Dies iſt, ſo viel ich es einſehe, der richtige Geſichtspunct, aus welchem man die Poeſie beurtheilen muß, und darnach laſſen ſich die ſubjectiven und objectiven Regeln für die Dichtkunſt beſtimmen; darnach läſſt ſich ausmachen, welche

Gegenſtände ſie behandeln darf, wer die Sprache des Dichters reden ſoll und welches dieſe Sprache iſt.

Sehr mit Unrecht, dünkt mich daher, hat man die Poeſie eine Sprache der Götter genannt. Wenn man ſich überhaupt redende Götter vorſtellen ſollte; ſo würde man glauben müſſen, daß ihre Sprache der reinſte, klarſte, beſtimmteſte Ausdruck der nüchternſten kalten Vernunft und unverzierten Weisheit ſeyn würde; ohne Schmuck, deren die hohe Weisheit nicht bedarf; ja! ſogar ohne eigentliche Wärme, weil dieſe eine leidenſchaftliche Empfindung, ein ſinnliches Gefühl vorausſetzt. Ich mache dieſe Bemerkung nicht umſonſt; ſie ſoll ankündigen, daß ich, gegen die gewöhnliche Meinung, welche die Neuern den Alten nachgebetet haben, es nicht nur gar nicht für nöthig, ſondern für ganz unnatürlich halte, daß man Götter und Halbgötter in den heroiſchen Trauerſpielen in Verſen reden laſſe; Aber freylich! wenn man Dieſen allerley Arten von Leidenſchaften andichtet; ſo muß man ſie auch eine leidenſchaftliche Sprache reden laſſen. Da nun überhaupt das Trauerſpiel

ſpiel ein Gemälde leidenſchaftlicher Verirrungen und Handlungen iſt; ſo denke ich, die heroiſchen Stücke, in welchen Weſen einer höhern Art auftreten, können überhaupt kein Intereſſe für einen Mann von richtigem Gefühle haben; denn dieſe Weſen müſſen uns entweder in menſchlich empfindende Geſchöpfe traveſtirt werden, oder ihre hohe, kalte Weisheit contraſtirt mit dem Genius des Trauerſpiels.

Poeſie alſo iſt würkliche oder nachgeahmte Sprache der Leidenſchaft und der Phantaſie. Wenn man mir dieſen Begriff gelten läßt; ſo muß man mir erlauben, auch folgende Vorſchriften darauf zu gründen; Erſtlich: man kann keine Perſonen die poetiſche Sprache reden laſſen, von welchen man vorausſetzen muß, daß ſie mit kaltem Blute und nüchterner Vernunft reden, wovon eben zum Beyſpiele die Götter und Halbgötter ſind angeführt worden. Wohl aber kann man die Thaten und Reden ſolcher Weſen in Verſen beſingen; Dann iſt es der Dichter, welcher exaltirt wird, wie in der Epopäe; und wenn er Götter redend einführt; ſo iſt es begreiflich, daß er ſie in dem Tone reden

läßt,

[illegible], auf den er geſtimmt iſt; (der Einheit des Vortrags wegen) Das fällt aber bey dem Trauerſpiele weg, wo man die Illuſion haben ſoll, ſie ſelber vor Augen zu ſehn. Zweytens: man kann nicht in einer poetiſchen Sprache Gegenſtände darſtellen, die gar nicht gemacht ſind, uns in die ſogenannte Begeiſterung, in jenen Zuſtand von Spannung zu ſetzen. So kann uns Anbetung des allmächtigen Schöpfers, ſo kann uns Bewunderung des unermeßlichen Weltgebäudes in die Höhe ſtimmen; aber es würde lächerlich ſeyn, in Verſen eine Anweiſung zu geben, wie das engliſche Schuhwachs verfertigt werden muß. Man ahnet hier wohl, daß ich ſogar manche Art von Lehrgedichten für eine unnatürliche Gattung erklären werde; und man irrt nicht; Nie iſt da, wo man nur die Stimme der unterweiſenden, kalten Vernunft hören ſoll, die poetiſche Diction gut angebracht. Endlich drittens: wenn der Gegenſtand von der Art iſt, daß er unſre Empfindung erhöhn und unſrer Phantaſie einen ungewöhnlichen Schwung geben kann; ſo darf man dann auch über dieſen Gegenſtand keine gemeine Dinge, bloß in poetiſcher Form, ſagen.

Hierbey aber muß ich noch verſchiednes erinnern: Es kann nämlich geſchehn, daß der Gegenſtand, den ein Dichter beſingt, äußerſt gemein und unpoetiſch ſcheint; alsdann aber muß dieſer Gegenſtand wenigſtens idealiſch ſeyn. Daher gehören die Fabel und das Schäfergedicht in das Gebicht der Poeſie; denn indem der Dichter ſich in eine Welt von eigner Schöpfung hineinzaubert, iſt ſeine Phantaſie erhöht und man muß ihm erlauben, für dieſe ſelbſt geſchaffne Welt auch ſeine eigne Sprache zu ſchaffen. Ferner: der Witz, welcher unter ganz verſchiednen Dingen eine Aehnlichkeit findet, iſt darum ſchon an ſich eine Art Poeſie. — Es iſt eine Operation der Phantaſie; und hieraus läßt ſich erklären, warum auch das Sinngedicht eine nicht unnatürliche Gattung ausmacht. Und dann: alle dieſe Regeln werden im Comiſchen vorſetzlich übertreten, wo man, wie ſchon im vorigen Abſchnitte iſt geſagt worden, die gemeinſten Dinge in einer poetiſchen Sprache ſagt, um durch den Contraſt Lachen zu erregen. Daß es nicht immer **erhabne**, ſondern nur **erhöhete** Empfindungen ſind, welche den Dichter beſeelen, brauche ich wohl kaum zu erinnern;

Ein hoher Grad von Muthwillen und froher Laune iſt auch Exaltation, und ihr verdanken die ſatyriſchen Schilderungen, muntre Epiſteln, Trinklieder u. d. gl. ihr Daſeyn.

Es beſteht aber die poetiſche Sprache nicht bloß darinn, daß man bey dem Dichter einen höhern Schwung der Gedanken, kühnere Wendungen und Bilder aller Art findet; ſondern, da man von je her vorausgeſetzt hat, daß der Menſch, im exaltirten Zuſtande, auch einen beſondern Wohlklang in ſeine Rede lege, welcher derſelben eine Art von muſicaliſcher Harmonie gäbe; ſo iſt daher der Gebrauch beſtimmter Sylbenmaße entſtanden und man hat ſogar die Poeſie einen Geſang und die Dichter Sänger genannt. Das Sylbenmaß oder Metrum nun beſteht in einer periodiſchen Abwechſelung einer gewiſſen Anzahl langer und kurzer Sylben, nach einer beſtimmten Ordnung.

Was ſind aber lange und kurze Sylben? Dies können wir aus der Natur der Sache beantworten. Eine längere Sylbe iſt gewiß nicht die, auf welche man willkührlich in der gemeinen Rede den Accent zu legen pflegt, ſondern die, welche unſern Sprach-Organen mehr Mühe, ſie hervorzubringen, macht, wie eine andre, wobey wir alſo länger verweilen müſſen. Jedermann fühlt, daß man nicht eben ſo ſchnell das Wort **Kraft**, wie das Wort **es** ausſprechen kann, obgleich beyde nur einſylbig ſind. Die Römer und Griechen haben nicht nur hiernach auf das ſtrengſte die Regeln für ihre Proſodie feſtgeſetzt, ſondern es iſt auch keinem Zweifel unterworfen, daß ſie in der Ausſprache der gemeinen Rede dieſen Maßſtab genau zum Grunde gelegt haben. Wir hingegen und manche andre, beſonders nördliche Völker, haben, bey der Menge von Mitlautern, womit unſre Sprachen angefüllt ſind, unſre Organen daran gewöhnt, die größten Schwierigkeiten zu überwinden, ſo daß wir es faſt nicht mehr merken, ob eine Sylbe urſprünglich lang oder kurz iſt. Je nachdem es uns nun bequem ſcheint, in mehrſylbigen Wörtern, das erſte, zweyte, dritte oder vierte Glied zu accentuiren, übertreten wir die Regeln, welche uns die Natur an die Hand giebt. Das Wort **Heimlichkeit** z. B. iſt offenbar ein Moloſſus (— — —);

wir können keine von den drey Sylben, woraus es beſteht, für kurz halten; Indeß ſind wir nun einmal daran gewöhnt, das Gewicht auf die erſte zu legen, über die andern beyden aber hinweg zu eilen. Das iſt aber in der That nicht gut und giebt grade unſrer ſonſt ſo wohlklingenden Sprache die Rauhigkeit, worüber fremde Völker klagen.

Iſt es denn nun alſo recht, nach dieſer gewöhnlichen, an ſich ſchon fehlerhaften Ausſprache, unſre Proſodie einzurichten? Nichts weniger! Die Franzoſen bekümmern ſich nun freylich ſo wenig um die Quantität der Sylben, daß ſie ſogar in ihren Verſen ſich nicht einmal nach dem Sprach-Gebrauche richten. Dies böſe Beyſpiel ſoll uns aber nicht verführen und, meiner Meinung nach, muß jene Rückſicht auf die Schwierigkeit der Ausſprache uns die ſtrenge Regel für die Quantität an die Hand geben.

Man wende hiergegen nicht ein, daß alsdann oft der oratoriſche Accent mit dem poetiſchen in Wiederſpruch kommen würde, nämlich, daß wir im Leſen doch, des Sinnes, des Ausdrucks wegen, den Accent auf Sylben würden legen müſſen, die der Dichter wie kurze Sylben gebraucht hätte! das muß bey vollkommnen Gedichten der Fall nie ſeyn können; Grade darinn beſteht ein Theil der poetiſchen Kunſt, daß man die Ausdrücke ſo wahle, daß beyde Arten von Accenten genau mit einander übereinſtimmen. Dann kann der Dichter mit Tönen malen und größere Würkungen hervorbringen, wie der proſaiſche Schriftſteller. Was wäre auch, ohne dieſe Kunſt, die Poeſie? Ein einförmiges Klingklang-Spiel für die Ohren. Was könnte wohl wiederſinniger ſeyn, als die Sprache der Leidenſchaft in eine ſolche Form zu bringen, daß ſie ſich, ohne Rückſicht auf das Gewicht einzelner Ausdrücke, nach einer gewiſſen Weiſe müſte herleyern laſſen, ſo daß, wenn es dem Dichter bequem wäre, er eine Sylbe, auf welche der ganze Nachdruck des Affects läge, ſeinen hinkenden Trophäen (— v) zur letzten Sylbe anflickte, oder ſie an die Spitze eines ſchleppenden Jamben-Fußes (v —) ſetzte? Und doch treffen wir davon die häufigſten Beyſpiele in allen franzöſiſchen Gedichten und in unſern ältern verſificirten Trauerſpielen an. Nur

Einen Vers aus Weiſſens **Eduard dem Dritten** zur Probe:

> „Glorreicher Eduard! ſey tauſendmal will-
> „kommen!“

Hier iſt die Sylbe **Glor** kurz gebraucht, die doch offenbar lang ſeyn müſſte; lang des oratoriſchen Accents wegen; lang, weil ſie aus vier, nicht leicht flüchtig auszuſprechenden Buchſtaben beſteht, worunter drey Conſonanten ſind und der vierte ein breiter o iſt; lang endlich, ſogar dem Sprachgebrauche nach. Mit den Sylben **cher**, **ſend** und **will** in dieſem Verſe hat es dieſelbe Bewandniß.

Wenn alſo der Dichter in dem Drange ſeiner Empfindung oder in dem Schwunge ſeiner Phantaſie ſeine Verſe zur Welt gebracht hat; ſo verſuche er es erſt, ſie zu leſen, als wären ſie Proſa und merke dann, wohin das Gewicht des Ausdrucks fällt, ob nicht vielleicht grade auf Sylben, die er wie kurze gebraucht hat! Und wenn er mit dieſer Arbeit zu Ende iſt, unterſuche er auch, ob die, auf welchen der Nachdruck **nicht** liegen ſoll, durch ihren Bau, durch die Schwierigkeit, ſie ſchnell auszuſprechen, nicht vielleicht einen falſchen Nachdruck bekommen. Und ſo ſtreiche er dann aus und verbeſſere, bis er jede Ungehörigkeit von der Art ausgemerzt hat, wenn er anders will, daß ſeine Werke unſre kleinen Muſen-Almanachs überleben ſollen!

Die Sorgloſigkeit mancher unſrer poetiſchen Schriftſteller über dieſen Punct geht ſehr weit. Folgende Verſe ſind von dem guten Claudius, der ſich überhaupt über Beobachtung der wahren Quantität der Sylben ein wenig zu leichtfertig hinwegzuſetzen ſcheint:

„Am Weinacht-Abend kam Kunz her.“

Die lange Sylbe **nacht** iſt hier kurz gebraucht, und ſtatt daß der oratoriſche Accent auf **Kunz** liegen ſollte, iſt auch dieſes, mit drey Conſonanten ausgeſtattete Wort, kurz genommen:

„Wenn mein Aug' Unrecht ſiehet.“

Hier kann **Aug'** um ſo weniger kurz ſeyn, da es ſogar noch eine verſchluckte zweyte Sylbe in ſich ſchließt: **Wenn** und **recht** müßten auch nicht wie kurze Sylben gebraucht worden ſeyn.

Daß

Daß die mehrſten jungen Dichter alle dieſe Regeln mit Füßen treten, verſteht ſich von ſelber. Das Ausfeilen macht Mühe; Mühe, Kunſt und Fleiß zu verſtecken, das iſt ein Talent, welches nur den höhern Genies gegeben iſt. Bey uns machen aber die höhern Genies ſelten Verſe, wohl aber eine Menge Menſchen, die ſonſt nichts zu treiben wiſſen und zu ſonſt nichts Geſchick haben.

Ramler ſagt: (in ſeiner **Einleitung in die ſchönen Wiſſenſchaften**) wir hätten wenig reine Spondäen: (— —) Ich meine, wir haben daran einen faſt unbequemen Ueberfluß, durch die, unſrer Sprache von Ausländern ſo oft zum Vorwurfe gemachte Menge der doppelten Conſonanten und Dyphtongen. **Schonend, liebend, furchtbar, herzlich, Kirchgang** u. d. gl. ſind doch wohl Spondäen, wenn gleich eine fehlerhafte Ausſprache über die letzte Sylbe hinwegeilt; Aber ein Mann, dem die Harmonie ſeiner Sprache lieb iſt, verfällt auch nicht in dieſen Fehler, wenigſtens nicht da, wo er öffentlich redet. Traurig iſt es indeſſen, daß grade unſre öffentlichen Redner mehrentheils am wenigſten von richtiger Declamation verſtehen. Dies iſt vollends gar nicht den Schauſpielern zu verzeyhn, die auſſerdem nichts zu thun haben, und dennoch faſt Alle ſo unwiſſende Leute ſind, daß ihnen die erſten Anfangsgründe der Theorie der ſchönen Künſte unbekannt bleiben.

Daß es ein Fehler ſey, ſo allgemein er auch eingeriſſen iſt, alle einſylbige Wörter willkührlich, bald kurz, bald lang zu brauchen, (anceps) iſt ſchon aus dem oben Geſagten leicht abzuſehn. Eine Sylbe, deren Ausſprache mit Schwierigkeiten verknüpft iſt, kann nie kurz werden, ſelbſt dadurch nicht, daß eine noch längere ihr zur Seite ſteht. So kann z. B. das Wort **Wiſſenſchaft** nie für einen Dactylus (— ◡ ◡) gelten. Nur die Freyheit kann man dem Dichter einräumen, da, wo es der oratoriſche Accent erfordert, eine kurze Sylbe in eine lange umzuſchaffen, nicht aber umgekehrt; Man kann ſich willkührlich verweilen, aber nicht einen natürlichen Aufenthalt wegſchaffen. So viel über die einzelnen Sylbenfüße; nun etwas vom ganzen Sylbenmaße!

Das Sylbenmaß beſteht aus der Zuſammenſtellung der Sylbenfüße, nach einer gewiſſen gewählten Ordnung, und hat zum Gegenſtande die Bewürkung der Harmonie, die jedes geiſtige Vergnügen erhöht.

Die Alten hatten eine Menge von Sylbenmaßen, die ſie verſchieden anwendeten, je nachdem die Gattung des Gedichts, die Empfindung, welche ſie ausdrücken oder erwecken wollten, und die Schilderungen, womit ihre Phantaſie das Werk ausſchmückte, es erforderten. Es iſt natürlich, daß man nicht wohl in hüpfenden Dactylen klagen, und eben ſo wenig in ſchweren Spondäen das Toben eines Waſſerfalls ſchildern kann; Alſo iſt es auch wohlgethan, zu Gedichten, in welchen häufig Bilder von dieſer oder jener Art vorkommen, kein Metrum zu wählen, das nicht leicht, oder gar nicht, ſolche Sylbenfüße zuläſſt, die geſchickt ſind, die bezweckte Würkung hervorzubringen.

Griechen und Römer aber erfanden ſich vielerley Versarten, in welchen nicht nur auf eine angenehme Abwechſelung der Sylbenfüße

Rückſicht genommen, ſondern auch dem Dichter erlaubt war, wenn der Ausdruck es erforderte, einen Spondäus an die Stelle eines Dactylus, ja! auch wohl an die Stelle eines Jambus zu ſetzen, ſelbſt hie und da einmal dafür einen Anapäſt (v v —) einzuſchieben.

Die Völker der neuern Zeit haben, und zwar nur einige derſelben, erſt ſpät angefangen, ihren Gedichten dieſe ſo nöthige Mannigfaltigkeit des Ausdrucks zu geben. Sie gebrauchten faſt Alle nur ſolche Versarten, in denen, ohne Abwechſelung, immer derſelbe Sylbenfuß angewendet werden mußte. Die franzöſiſche Poeſie hat, neben dieſer Unvollkommenheit und einer gänzlichen Vernachläſſigung der Quantität, in den mehrſten ihrer Versarten, noch die höchſt wiederwärtige Anwendung der Hemiſtichen ſich zum Geſetze gemacht. Dieſe Hemiſtichen brechen jeden Vers in zwey Theile, welches, ſo äuſſerſt unangenehm es, lange fortgeſetzt, dem Ohre klingen muß, dennoch ſehr ſtrenge beobachtet wird. An folgenden Verſen aus **Voltair's Henriade** wird dies deutlicher zu ſehn ſeyn.

Des fureurs des humains | c'eſt ce qu'on doit attendre.
Mais ce que l'avenir | aura peine à comprendre.
Ce que Vous même encor' | à peine Vous croirés:
Ces monſtres furieux | de carnage alterés etc.

Es iſt begreiflich, daß dieſer, immer an derſelben Stelle angebrachte Ruhepunct, oft mit den wahren oratoriſchen Ruhepuncten in Wiederſpruch kömmt. An dieſen Verſen kann man dann auch ein Beyſpiel ſehn, wie ſorglos ſelbſt die beſten franzöſiſchen Dichter mit dem Sylben-Gewichte umgehen. Die Wörter fureurs, qu'on, peine und carnage ſind, der gemeinen Ausſprache und ihrer natürlichen Quantität zum Trotze, ſo geſtellt, daß Voltaire in fureurs die erſte Sylbe lang und die zweyte kurz, qu'on und peine wie einfache kurze Sylben, und in carnage die erſte lang und die andern beyden wie eine einzige kurze Sylbe anwendet.

Unſre ältern teutſchen Dichter von einiger Bedeutung, unter Andern Gellert, leverten.

ſo ziemlich nach franzöſiſcher Manier, ihre eintönigen Versarten; Die geiſtloſen Nachahmer fuhren in dieſer Weiſe fort; und lange Zeit hindurch ſchläferte man ſich in Teutſchland mit ſolchen Verſen ein, wie ſie der **Freyherr von Trenk**, freylich um dreyſſig Jahre zu ſpät, noch jezt zu Tage fördert, welches man jedoch dieſem merkwürdigen Manne um ſo weniger übelnehmen kann, da jene Periode, in welcher er mit der Cultur hätte fortrücken müſſen, für ihn gleichſam nicht exiſtirt, weil er ſie im Kerker hingeſchmachtet hat.

Die aus der Einförmigkeit der Versarten entſtehende Monotonie wurde noch vermehrt durch den von uns und andern Völkern der neuern Zeit als nothwendig angenommenen Gebrauch des Reims. Ueber die Vortheile und Nachtheile deſſelben iſt ſchon oft, beſonders in der oben angeführten **Einleitung in die ſchönen Wiſſenſchaften**, ſo viel Gutes geſagt worden, daß ich, der ich ungern abſchreiben mögte, mich dabey nicht lange aufzuhalten brauche. So viel ſcheint im Allgemeinen gewiß zu ſeyn, daß der Reim, welcher durch Harmonie und hörbare Symmetrie dem Ohre gefällt, unter der Hand eines Mannes von Genie den poetiſchen Werken einen neuen Grad von Schönheit und Vollkommenheit geben kann; (wie er denn ſogar in lateiniſchen Gedichten nicht ohne Würkung iſt angebracht worden, wovon ich nur das alte Lied: Mihi eſt propoſitum etc. zum Beyſpiele anführe) daß er aber auch aus der Feder ſchlechter und mittelmäßiger Dichter, welche die dabey vorfallenden Schwierigkeiten nicht zu überwinden verſtehen, manches Product geliefert hat, gegen welche die Proſa eines oberteutſchen Zeitungsſchreibers Harmonie und Wohlklang iſt.

Das Studium der Alten, welches vor dreyſſig Jahren bey uns noch nicht ſo, wie jetzt, vernachläſſigt wurde, führte endlich unſre beſſern Dichter darauf, nicht nur den an Schönheit reichen Hexameter, ſondern auch andre Versarten, in welchen Sylbenfüße von verſchiedner Art abwechſeln, bey uns einzuführen. **Bodmer** und **Klopſtock** zeigten in den einzigen beyden teutſchen Epopäen, was ein ſchöpferiſches Genie in unſerer Sprache zu leiſten vermag. **Ramlers Oden** werden, ſo lange man teutſch redet und lieſt, für Meiſterſtücke gelten müſſen. Welch' ein harmoniſcher Wohlklang, welch' eine herrliche, edle Sprache, welch' eine poetiſche Kunſt, welch' ein Feuer, welch' ein erhabner Schwung der Gedanken, und doch dabey ſo viel Klarheit dringt aus dieſen Oden hervor! Dieſe Klarheit, dieſe Deutlichkeit, vermiſſt man in manchen unſrer andern lyriſchen Dichter; Schon Ariſtoteles aber rechnet ſie unter die Erforderniſſe eines guten Gedichts: σαφῆ μὲν καὶ μὴ ταπεινήν. Nicht dadurch erhebt man ſich über die gemeine Sprache, daß man ſich verwirrt und unverſtändlich ausdrückt; Es muß zwar dem Sänger erlaubt ſeyn, ſich neue Wortfügungen zu ſchaffen und, in dem Fluge ſeiner Phantaſie, ſich über manche Conventionen der alltäglichen Rede hinwegzuſetzen; allein wenn der Leſer ſich erſt anſtrengen muß, um aus den verworfnen Conſtructionen irgend einen Sinn hervorzuſuchen und er am Ende vielleicht gar findet, daß dieſer mit ſo großer Mühe errungene Sinn ihm nichts Erhabners ſagt, als was man täglich in guter Hausmanns-Proſa zu hören pflegt; ſo kann wahrlich der Genuß, den eine ſolche Poeſie verſchafft, nicht groß ſeyn. Indeſſen ſind die mehrſten Nachahmer von **Klopſtocks Oden** in dieſen Fehler verfallen.

Größere Freyheiten im Sylbenmaſe, wie irgend Einer ſeiner Vorgänger, hat ſich der unvergleichliche **Wieland** genommen; aber es ſind nicht Freyheiten zu Deckung des Mangels an Kunſt, nicht Freyheiten des Gemächlichen, der neue Regeln ſchafft, oder alle Regeln verachtet, wenn er ſich die Mühe nicht geben will, ſeine Gedichte nach den Vorſchriften gehörig auszufeilen; ſondern es ſind Freyheiten, die dem Dichter mehr Gelegenheit darbiethen, ihm weitern Spielraum geben, Schönheiten anzubringen, womit ſein großer Genius das Werk ausſchmücken mögte; Freyheiten endlich, welche mit Erfolge zu nützen, eine ſehr groſe Kunſt erfordern. Das unerſchöpfliche Talent dieſes großen Mannes aber hat uns gezeigt, daß, in aller Gattung von Poeſie, die teutſche Sprache, nach dem Bedürfniſſe, dieſelbe Würde, die Kraft, den Wohllaut, die Feinheit, die Leichtigkeit, die Gedrungenheit und kurz! alle Schönheiten ſich eigen machen kann, weswegen wir die vorzüglichſten Gedichte aller ältern und neuern Nationen.

tionen, mit denen ſämtlich **Wieland** vertraut iſt, zu bewundern pflegen.

Ein Zeitraum von etwa funfzehn Jahren hat unter unſern Mitbürgern Dichter erweckt, worauf jedes Volk des Erdbodens ſtolz ſeyn würde; Leider! aber iſt das letzte Jahrzehend nicht ſo reich an ſolchen Erſcheinungen geweſen; vielmehr iſt es offenbar, daß wir wieder zurückſinken. Doch darf man dies nicht wie allgemein geſagt verſtehn. — Iſt doch in dieſem Zeitraume auch **Schiller** zuerſt als Dichter aufgetreten — der Mann, unter deſſen Händen alles, was er berührt, in Gold verwandelt wird; Allein gewiß iſt im Ganzen ſeit einigen Jahren die Ausbeute auf unſerm Parnaſſe ſehr armſelig geweſen. Hieran ſind, wie ich glaube, hauptſächlich folgende Dinge Schuld: zuerſt die täglich mehr einreiſſende Vernachläſſigung des Studiums der Alten; ſodann die Art, wie unſre jungen Leute auch lebende fremde Sprachen treiben, die ſie ſelten mehr ſtudieren, ſondern nur lernen, ſie zu plaudern und zu verſtehn; ferner die übel angewendete Nachahmung der Freyheiten, welche große Dichter ſich mit den Versarten und Sylbenfüßen genommen haben; endlich aber, mehr wie das alles, die unverzeyhliche Nachläſſigkeit und Incorrectheit, ſelbſt unſrer beſſern Dichter, in ihren neuern Werken, welche ſich dann jene Anfänger zum Muſter nehmen. Noch könnte ich unter dieſe Urſachen die Leichtigkeit rechnen, mit welcher auch die elendeſten Arbeiten ſolcher Art, durch Hülfe der Almanachs, Blumenleſen, Journale u. ſ. f. einzeln in das Publicum gebracht werden können.

Ad vocem Muſen-Almanach fällt mir ein, daß ich neulich zufälig über den gerieth, welchen Voß für das Jahr 1792 herausgegeben hat, und daß ich mich dabey einer unangenehmen Empfindung nicht erwehren konnte, darüber, daß ſelbſt dieſer Mann, für deſſen Talente ich die höchſte Achtung hege und der, ſchon allein durch ſeine meiſterhafte Ueberſetzung der Odyſſee, ſich unvergänglichen Ruhm erworben, ſich ſo weit hat herablaſſen können, mit unter jene Sammlung zum Theil ſo ſehr mittelmäßige Producte aufzunehmen.

Es ſey mir erlaubt, um mich nicht zu lange dabey aufzuhalten, nur der Sinngedichte Erwähnung zu thun, die in dieſem Almanach mit X unterzeichnet ſind. Man denkt ſich, meine ich, bey einem Sinngedichte, ein Gedicht, darinn Sinn iſt, oder es müſſte denn, wie lucus a non lucendo, deswegen ſo heiſſen, weil kein Sinn darinn ſeyn dürfte. Aber nicht nur Sinn, ſondern Scharfſinn, Witz, eine pointe, ſoll darinn ſeyn, weil man ſonſt nicht begreifen kann, was den Dichter geſpornt haben ſollte, etwas in Verſen zu ſagen, was man nicht einmal in Proſa drucken zu laſſen, der Mühe werth halten würde. Nun bitte ich aber, folgende zwey Epigramme zu leſen:

Die Interpreten.

Interpret, was iſt das? „Ein Dollmetſch" Aber ein Dollmetſch?
Läſſt die Gedanken in Ruh, Worte zermetſcht er für toll.

Schmierax.

Hätt' ihm ſein böſer Stern nur wenig Schaam geſchenkt,
Längſt hätte Schmierax ſich erhenkt.

Doch einem Hund' an Unverſchämtheit gleich,
Lebt er und bellt und kriecht ſich adelich und reich.

Es bedarf wohl keines Commentars zu dieſen unnachahmlichen Epigrammen. Schärfe und Neuheit der Gedanken, Richtigkeit der Verſification und Adel und Würde des Ausdrucks wetteifern hier mit einander — pfuy, der Schande! daß ſo etwas — auf die Nachwelt? — nun das wohl nicht, aber daß ſo etwas auf die Meſſe kommen darf!

Allein kann man es den ſchlechten Dichtern verdenken, daß ſie dergleichen Waare einſchicken, wenn der Sammler ſelbſt ſich erlaubt, (freylich, weil er ſein Publicum kennt, das es ſo genau nicht nimt) ſolche Epigramme unter ſeinem eignen Namen einzurücken, wie folgende ſind?

Die Menſchlichkeit.

Anderes fordert der Menſch und die Menſchlichkeit. Jeglicher Becher
Kühlt dem Menſchen den Durſt; Menſchlichkeit bildet ihn ſchön.

und:

Grabſchrift eines Jünglings; aus dem Griechiſchen.

Was doch frommt der Gebährerinn Angſt? was Kinder mit Schmerzen
Auferziehn, um ſie bald wieder verwelken zu ſehn?
Ihrem Bianor ein Grab, dem Jünglinge baute die Mutter.
Billig hätte der Sohn ſolches der Mutter gebaut.

Ueber den poetiſchen Werth dieſer beyden Sinngedichte werden wohl alle Leſer von einigem Geſchmacke einig ſeyn. Was den Sinn betrifft; ſo bin ich nicht ſo glücklich geweſen, aus dem erſten irgend einen herauszufinden, der die Mühe des Suchens lohnte. Das zweyte hat freylich einen griechiſchen Verfaſſer; allein man kann im Griechiſchen auch gemeine Dinge ſagen, und daß es natürlicher ſey, ein altes Weib früher ſterben zu ſehn, wie einen Jüngling, das iſt doch wohl etwas ſehr Gemeines. — Einem Manne, wie Voß iſt, muß man ſo etwas nicht hingehn laſſen.

Weil nun zu den alten, allgemein anerkannten Dichter-Privilegien, in unſern Tagen noch ſo viel neue hinzugekommen ſind, und ferner die Nachläſſigkeiten mancher neuerer Dichter ein böſes Beyſpiel in der ungebührlichſten Ausdehnung dieſer Privilegien geben; ſo iſt es in der That faſt leichter geworden, ein Gedicht nach neuerer Art zu machen, wie eine wohlgeordnete, gute Proſa zu ſchreiben. — Es ſey mir erlaubt, dies etwas genauer auszuführen!

Weder materielle, noch formelle Schwierigkeiten findet unſer rüſtiger Verſemacher bey der poetiſchen Diction zu überwinden. Er darf die alltäglichſten Dinge in der ſo genannten Sprache der Götter ſagen; ja! er glaubt, den albernſten Gedanken durch dieſe Firma veredeln zu können; alſo hat jedes mittelmäßige Genie, bey jeder Veranlaſſung, Beruf, als Dichter aufzutreten. Seine Ungeſchicklichkeit im Periodenbaue, ſeinen Mangel an Darſtellungskunſt und ſeine Unwiſſenheit in der Sprache, verbirgt er hinter den poetiſchen Freyheiten, die ihm geſtatten, ſich neue Wörter und Wortfügungen zu ſchaffen, abzukürzen, zu dehnen, einzu-

flicken

Das ſind Verſe, und keine von den ſchlechteſten! Solche kurze und lange Zeilen nun, ohne Ordnung untereinandergemiſcht, (beſtände auch manche derſelben nur aus einem einzigen Sylbenfuße) werden zuſammengeſetzt und heiſſen ein Gedicht; denn daß in einem ganzen Stücke von der Gattung eine nicht veränderte Versart beobachtet werden ſollte, darauf kömmt es gar nicht an. Endlich fällt auch der Zwang des Reims weg — und ſo iſt denn jede Proſa, beſonders wenn ſie ſchlecht und verworren genug dazu iſt, in wenig Augenblicken, bloß durch die Art, wie ſie abgeſchrieben wird, in ein Gedicht verwandelt.

Ich ſehe grade den erſten Theil von **Schmidts Geſchichte der Teutſchen** vor mir liegen, und es fällt mir ein, den Verſuch zu machen, ob ich nicht den Anfang der Vorrede zu dieſem ſchätzbaren Werke in ein Gedicht nach neueſter Manier verwandeln könnte, ohne Ein Wort zu verſetzen. — Es wird dazu wohl keiner Anrufung der Muſen bedürfen.

„Meine Abſicht bey dieſem Werke iſt, zu
zeigen,
„Wie Teutſchland ſeine dermaligen Sitten,

„Auf:

„Aufklärung, Geſetze, Künſte und Wiſſenſchaften,
„Hauptſächlich aber ſeine ſo ſehr
„Ausgezeichnete Staats- und Kirchen-Verfaſſung bekommen
„Habe; kurz, wie es das geworden ſey, „was es
„Würklich iſt.“

Hier iſt denn nun auch das Metrum zu dieſer Poeſie:

— v, — v v, — v, — v, — v, — —
v, — —, — v v, — v v, — —
— —, — v, — v, — v v, — —, — —
v, — v, — v, v v, —
— —, — v v, — —, — v v, — v v, — —
— v. — v v, — v, — v, — v, v
— —, —,

Wer dies Beyſpiel für unpaſſend und jene Schilderung für übertrieben hält; der leſe, ich bitte darum, leſe unſre Verſe-Calenderchen, Taſchenbüchlein, Blumenleſen, Journale, Magazine u. ſ. f. und erſtaune über den Gehalt der Waare, die uns jetzt für Poeſie verkauft wird! Und dies geſchieht leider! nicht bloß von jungen

Anfängern; ſondern, grade herausgeſagt, ſelbſt einige unſrer größten Dichter reſpectiren ſich und das Publicum ſo wenig, oder werden jetzt von den Muſen ſo übel bedient, daß ſie unter ihrem Namen Verſe drucken laſſen, die, wenn ſie, in den Tagen unſrer aufblühenden Poeſie, ein Schulknabe in Secunda ſeinem Lehrer als Specimen vorgelegt hätte, ohne weitre Cenſur, ad Marginem, durch eine Figur mit Ohren würden bezeichnet worden ſeyn. Wahrhaftig, hochachtungsvolle Dankbarkeit für die genußvollen Stunden, welche dieſe Männer mir, in meinen Jünglingsjahren, durch ihre herrlichen Geſänge verſchafft haben, hält mich ab, hier ihre Namen zu nennen; und da ich auch gern ſo wenig wie möglich abſchreiben mögte, was ſchon gedruckt iſt; enthalte ich mich, mehr Beyſpiele von guten und ſchlechten Gedichten aus jener und der jetzigen Zeit einander hier entgegen zu ſetzen. Es wäre aber wohl der Mühe werth, daß ein Mann, der zu dieſer Arbeit die nöthigen Talente hätte, ſich durch ein eignes Werk von dieſer Art verdient machte und darinn, durch Zergliederung der einzelnen Schönheiten in Materie und und Form: der Fehler, Ungehörigkeiten,

keiten, Platheiten, Unregelmäßigkeiten und Härten, unſre angehenden Dichter von der Sorgloſigkeit zurückſchreckte, mit welcher ſie arbeiten.

Die glänzendſte Periode unſrer Dichtkunſt hat, wenn ich nicht ſehr irre, mit dem ſiebenjährigen Kriege angefangen und ungefehr mit dem Jahre 1780 aufgehört. Weil es in dieſer Zeit noch nicht ſo viel Sammlungen gab, deren Unternehmer oft froh ſind, wenn ſie nur Materialien genug geliefert bekommen, um die Bogenzahl anzufüllen und man ferner, aus leicht zu begreifenden Urſachen, die Gedichte nicht ſchockweiſe machte; ſo circulirten damals manche einzelne Meiſterſtücke nur handſchriftlich. Unter dieſen erinnere ich mich mit Bewundrung des ganz vortreflichen Liedes: „Hier will ich „um Calliſten klagen.“ Der Verfaſſer dieſes Stücks, voll Dichterfeuer und inniger Empfindung, heiſſt **Niemann**, war Advocat in Hannover, und hat nachher ſehr unglückliche Schickſale erlebt. Da dies ſchöne Lied, ſo viel ich weiß, nie iſt gedruckt worden, es mögte denn vielleicht in einer Sammlung muſicaliſcher Compoſitionen ſeyn; (denn es haben, wenn ich nicht irre, einige Tonkünſtler auch eine Melodie dazu geſetzt) und es wenigſtens auſſer dem nördlichen Teutſchlande nicht ſehr bekannt geworden iſt; ſo glaube ich keinen Tadel zu verdienen, wenn ich es, am Ende dieſes Abſchnitts, als Muſter einer hinreiſſend ſchönen poetiſchen Diction abſchreibe.

Hier will ich um Calliſten klagen;
Hier in dem Schooß der Nacht allein.
Hier darf mein Auge Thränen wagen,
Dem Tage mit Verräthern dräun.
Drängt dicht Euch an mich, dickſte Schatten;
Sey ſchwärzer, dunkle Mitternacht!
Laß Schrecken ſich mit Schrecken gatten,
Und ſey für meinen Schmerz gemacht!

Calliſte! — Name, den in's Herze
Der Himmel mir mit Blute ſchrieb —
Gedanke, heilig meinem Schmerze
Und ewig meiner Seele lieb —
Calliſte! ſieh' Alcindorn weinen —
Um Dich, ſonſt weint Alcindor nicht,
Dem keine Güter reizend ſcheinen,
Dem, auſſer Dir, kein Glück gebricht.

Sieh', wenn Du kannſt, die letzten Zähren -
Doch nein! verbirg ſie, Mitternacht!
Sie mögten Augen weinen lehren,
Worinn zu ſehn die Unſchuld lacht.
Noch fern von mir ſey zu beneiden,
Calliſte! glücklich ſey Dein Herz;
Genieſſe Du der Jugend Freuden,
Und laß mir ganz der Liebe Schmerz!

Vergiß die letzte Abſchieds-Stunde —
Doch ach! wie ſchrecklich ſteht ſie da!
Sie iſt's, die auf Calliſtens Munde
Mein letztes Glücke ſterben ſah;
Sie iſt's, um die von meinen Tagen
Der ganze Reſt in Trauer ſteht
Und jeder, hingeführt von Plagen,
In ſchwarzer Tracht vorübergeht.

Mein ganzes Glück um Dich, Calliſte!
Wie gerne gäb' ich es um Dich!
Und wenn ich ewig trauern müſſte;
So liebt' ich dennoch ewig Dich.
Dein Bild dringt mit dem letzten Blute
Noch in mein ſterbend Herz hinein,
Und die entſcheidende Minute
Soll halb noch für Calliſten ſeyn.

Unter den noch lebenden vorzüglichſten Dichtern, von deren Werken aber wenig in das gröſſere Publicum gekommen iſt, verdient einen ſehr hohen Rang, **Unzer in Altona.** — Dieſer feine Mann beſitzt überhaupt vereinigt ſo viel Talente, Kenntniſſe und Fähigkeiten aller Art, daß gewiß in Jahrhunderten nur wenig ſolche Genies gebohren werden. Wenn er ſeine Freunde, in deren Händen ſchon manche ſeiner Gedichte abſchriftlich circuliren, durch Mittheilung derer, die noch in ſeinem Pulte verſchloſſen liegen, in den Stand ſetzen wollte, eine Sammlung davon herauszugeben; ſo würden dieſe vortreflichen Stücke gewiß von allen Leſern, die nur einiges Gefühl für wahre poetiſche Schönheit haben, begieriger verſchlungen werden, wie die weiſſen Pulver ſeines auch ſehr verdienſtvollen Oheims — Und es wäre doch wohl einmal Zeit, daß die elenden Misgeburten, die uns für Kinder der Muſen vorgeſtellt werden, nicht ferner den Ton bey uns angäben und nicht länger den teutſchen Parnaß bey Ausländern, die immer mehr anfangen unſre Sprache zu ſtudieren, verächtlich machten.

Vor einigen Jahren wurde es auf einmal Mode, Barden- und Minneſänger-Lieder, überhaupt alte Gedichte hervorzuſuchen und herauszugeben. Weil nun einige derſelben würklich Kraft, Naivetät und andre Schönheiten enthielten; ſo glaubten bald unſre jungen Herrn, alles ſey vortreflich, was aus jenen Zeiten herrührte, oder in dem Tone jener Zeiten geſchrieben wäre. Sie riefen nun nicht mehr den göttlichen Apollo und die gefälligen Muſen an; ſondern den alten Braga, ſein runzlichtes Weib Iduna und die Nornen, und zwickten unſre Ohren mit den barbariſchen Namen andrer mythologiſchen Weſen, ohne Anmuth und Grazie. Statt der bekränzten goldnen Becher wurden nun die Hirnſchädel der Feinde aufgetiſcht und dieſe rauhen holprichten Bardala-Geſänge, aus uncultivirten, wilden Zeiten in cultivirte verpflanzt, fanden ungemeinen Beyfall. Mancher magrer, kleiner, gepuderter Herr, an einen zierlichen Haarbeutel feſtgebunden, las mit feiner Stimme den Damen bey den Toiletten die Schlachtgeſänge der Söhne Tuisko's vor; Bald kam auch die Reyhe an die alten Volks-Lieder und

Volks-Märchen und man plünderte die Spinnſtuben, um neuen Vorrath davon zu bekommen. Dieſe Thorheit hat ein wenig nachgelaſſen; allein auch ſie hat ſehr nachtheiligen Einfluß auf die Fortſchritte unſrer poetiſchen Kunſt gehabt.

VIII.

Von dramatiſchen Schriftſtellern und ſolchen, die über andre ſchöne Künſte ſchreiben.

Faſt alle alte und neuere Völker haben, ſobald ſie zu einem gewiſſen Grade von Cultur und Corruption gelangt waren, auch Schauſpiele gehabt und haben ſie noch. Nicht in allen dieſen Schauſpielen findet man einerley Zweck zum Grunde gelegt: Belehrung, Schilderung menſchlicher Thorheiten und Laſter, guter und böſer Schickſale und ſchädlicher Folgen der Leidenſchaften; Darſtellung merkwürdiger hiſtoriſcher Begebenheiten und Verherrlichung großer Männer, Helden, Halbgötter, Götter und Göttinnen; religioſe Feyerlichkeiten; Würdigung politiſcher Ereigniſſe; Entwicklung cörperlicher Geſchicklichkeit; Nachahmung ſeltner oder ſchöner Natur-Scenen, oder großer menſchlicher Würkſamkeit; Kitzel der Sinnlichkeit; Beluſtigung und Zeitvertreib, waren, theils einzeln, theils gepaart mit einander, die Zwecke dieſer Vorſtellungen.

Unſre heutigen Schauſpiele der geſitteten Völker haben von allen dieſen Zwecken hauptſächlich nur diejenigen beybehalten, welche Einfluß auf Beförderung der Moralität haben können, von den übrigen aber nebenher ſo viel, wie dazu beytragen mag, die Hauptwürkung zu verſtärken und der Darſtellung größere Wahrſcheinlichkeit und Schönheit zu geben.

Gewiß iſt es, daß, wie man im würklichen Leben durch Beyſpiel mehr ausrichtet, wie durch bloße Lehre; ſo auch ein Schauſpiel, in welchem die Begebenheiten nicht bloß erzählt werden, ſondern würklich vor den Augen des Zuſchauers vorzugehn ſcheinen, und die daraus herzuleitenden Vorſchriften nicht bloß durch den Mund eines Dritten geſagt, ſondern durch die Handlungen der dabey intereſſirten Perſonen ſelbſt verſinnlicht werden, mehr bewürken kann, wie das Leſen, oder die Vorträge des Redners, daß alſo in der That das Theater ein ſehr mächtiges Vehikel, um gute oder böſe Eindrücke auf ein Volk zu machen, und daß es keineswegs gleichgültig iſt, was für Art von Schauſpielern eine Nation fortgeſetzt zu ſehn bekömmt.

Laſſet uns aber aus dem eben Geſagten vor allen Dingen zwey Hauptregeln ableiten! Erſtlich: alle Schauſpiele, was für einen Zweck ſie auch haben mögen, müſſen durchaus vorzüglich in Handlung, in lebhafter Darſtellung beſtehn; das iſt ihr Weſen; Und zweytens: ſo viel möglich, muß dieſe Darſtellung ſo natürlich veranſtaltet werden, daß wenigſtens die Einbildungskraft des Zuſchauers ſich täuſchen könne, als ſehe ſie das würklich vorgehn, was ihr nur vorgemalt wird. Mit wenig Worten! **Handlung** und **Illuſion** ſind die Grundpfeiler aller Schauſpiele geſitteter Nationen. Man wird in der Folge ſehn, daß es nicht unwichtig iſt, von dieſem Geſichtspuncte auszugehn, wenn man dramatiſche Werke beurtheilen will.

Man hat ſehr viel von den bewundernswürdigen Würkungen der alten griechiſchen und römiſchen Schauſpiele, beſonders der Tragödien, ge-

geſchrieben. An Handlung ſind ſie nicht ſo reich, wie an Declamation, und was die Illuſion betrifft; ſo kann man nicht wohl glauben, daß ſie von der Seite viel geleiſtet haben, wenn man an die darinn mit vorkommenden Erſcheinungen mythologiſcher Perſonen, an die Einmiſchung des Chors, an den Gebrauch der Larven und Sprach-Rohre und an manche andre Unwahrſcheinlichkeiten und Unnatürlichkeiten denkt. Woher alſo nahmen ſie die Kraft, ſo mächtig auf die Herzen des Volks zu würken? Ich glaube man kann hierauf Folgendes antworten: Zuerſt müſſen ſchon die Pracht, die Größe des Schauplatzes, die ungeheure Anzahl der verſammelten Menſchen und der Aufwand bey den Vorſtellungen ſehr lebhafte Eindrücke gemacht haben. Sodann war der Gegenſtand derſelben mehrentheils von der Art, daß er ein Volk, deſſen Geſchichte nicht, wie die unſrige, die Erzählung von den Lebensläufen und willkührlichen Handlungen der einzelnen Regenten und was ſie zu thun befohlen haben, ſondern die großen Begebenheiten der Vorzeit enthielt, bey welchen Jeder ſeinen Stammvater eine Haupt-Rolle ſpielen zu ſehn glaubte, nothwendig intereſſiren muſſte. Endlich hatten alle Volks-Claſſen einen feinen Sinn für den Wohlklang der Sprache, für die Schönheiten der Poeſie und für erhabne Geſinnungen. Bey uns trifft von allen dieſen Dingen das Gegentheil ein. Die kleinen Häuſer, in welchen, hinter bemaltem Seegeltuche hervor, durch den Qualm der Fett-Lampen illuſtrirt, unſre, in Helden, Staatsmänner, Königinnen und Damen verkleideten Perückenmacher und Cammermädchen, auf das Bretter-Gebäude hervortreten, ſind eben nicht gemacht, große ſinnliche Eindrücke zu bewürken, wenn auch, zur Verſtärkung, einige in Fürſten umgewandelte Musketiere zu Hülfe genommen werden und der Theater-Meiſter das Calphonium, die große Trommel und die Erbſen-Büchſe nicht ſchent, um die Elemente in Bewegung zu ſetzen. Was ſodann die großen hiſtoriſchen Süjets betrifft; ſo iſt es ſchwer, ſolche zu finden, die alle unſern verſchieden geſtimmten, verſchieden erzognen Rang-Ordnungen, gleich wichtig vorkommen könnten. Was für ein National-Intereſſe haben wir, die wir hundert Nationchen ausmachen und oft nicht wiſſen, welchem Herrn zu huldigen man uns morgen allergnädigſt befehlen wird? Von den materiellen und formellen Schönheiten der Dichtung aber hat wohl unter hundert Zuſchauern nicht Einer geläuterte Begriffe. Wir können daher aus der Nachahmung der griechiſchen Schauſpiele wohl ſchwerlich einen andern Nutzen ziehn, wie höchſtens den, einen Theil der Einfalt in der Anlage und der Würde des Ausdrucks da, wo dies paſſend iſt, nachzuahmen. Ich beharre alſo bey der Behauptung: daß wir uns begnügen müſſen, auf unſre Schaubühne, mit möglichſter Täuſchung und Wahrſcheinlichkeit, Scenen, Handlungen aus dem bürgerlichen Leben zu bringen, in der Abſicht, durch Beyſpiele aus der würklichen Welt, in dem Gewande einer angenehmen Unterhaltung, moraliſche Vorſchriften und allgemein nützliche Aufklärung unter alle Volksclaſſen zu verbreiten.

Nirgends hat wohl das Theater eigentlich die Nationen umgebildet; vielmehr hat die Stimmung der Völker ihren Schauſpielen immer den Stempel von der Stufe der Cultur aufgedrückt, auf welcher ſie ſtanden; Allein das iſt doch wohl gewiß, daß die Schauſpiele, weil ſie ſehr lebhafte ſinnliche Eindrücke machen können, eine ſolche Stimmung zu erhöhn, das Herz empfänglicher und reizbarer zu machen, und geſunde practiſche Wahrheiten, oder im Gegentheil überſpannte romanhafte Begriffe früher allgemeiner auszubreiten, im Stande ſind.

Nicht jedes Schauſpiel taugt alſo für jede Nation, weil Sitten, Cultur und Stimmung bey den Völkern verſchieden ſind. Deswegen kann man, in gewiſſer Hinſicht, mit Recht Schakespears Werke in Paris und Voltair's Trauerſpiele in London ſchlecht finden. Da aber Vernunft und Sittlichkeit aller Orten gleiche Reſultate liefern; ſo könnten ſolche Stücke, in welchen nur auf dieſe Rückſicht genommen iſt, ſich den allgemeinſten Beyfall verſprechen, wenn es ſo leicht wäre, Lehren von der Art in Handlungen anſchaulich zu machen, ohne dieſen Handlungen das Gepräge localer Sitten und Stimmung zu geben.

Zu einer National-Angelegenheit können unſre Schauſpiele nie gemacht werden und die Regierungen können ſich nur negativ, das heiſſt, in ſo fern darum bekümmern, daß ſie dem Misbrauche und der Ausartung dieſer öffentlichen Vergnügungen ſteuern. Alle poſitive Directionen der Moralität und Aufklärung von Obrigkeits wegen, ſind ja ohnehin zwecklos.

Den alten Streit, ob unſre heutigen Schauſpiele den Zweck, moraliſchen Nutzen zu ſtiften, erfüllen oder nicht, mag ich hier nicht erneuern. Nur ſo viel: In Reſidenzen und ſehr groſſen Städten, wo es viel müſige Menſchen giebt, deren leere Stunden man auf die unſchädlichſte Art ausfüllen muß und wo Cultur und Corruption eine gewiſſe Höhe erreicht haben, iſt das Schauſpiel wenigſtens ein Bedürfniß, ein nothwendiges — Uebel; In kleinern Städten kann man deſſen füglich entbehren. Zergliedern wir nun den Begriff, den ich von einem guten Schauſpiele für unſre Zeiten und Verfaſſungen gegeben habe, um daraus die Regeln für den dramatiſchen Schriftſteller abzuleiten!

Ein gutes Schauſpiel iſt ein Bild aus dem würklichen menſchlichen Leben, mit möglichſter Täuſchung, von leben-

den Perſonen, durch ſchöne Nachahmung, in Handlung dargeſtellt, in der Abſicht, dadurch einen beſtimmten moraliſchen Zweck bey dem Zuſchauer zu erreichen, auf eine Weiſe, die ihm dabey auch Vergnügen, oder Unterhaltung gewähre.

Aus dem **würklichen** Leben alſo ſoll das Bild genommen ſeyn; alſo muß die Geſchichte, die Handlung, welche dargeſtellt wird, Wahrſcheinlichkeit haben. Wahrhaftig ſo vorgegangen, wie ſie dargeſtellt wird, braucht ſie darum nicht zu ſeyn; In ſo fern ſie nur nicht mit dem Laufe der Dinge oder der Natur des Menſchen ſtreitet, folglich möglich, wenn ſie auch von ſeltner Art iſt, hat ſie für uns denſelben Werth, wie eine wahrhafte Geſchichte, weil ſie doch gewiß einmal irgendwo alſo vorgehn kann und wird. Um die Handlung aber wahrſcheinlich zu finden, muß ſie gehörig motivirt ſeyn. Wir wollen ſehn, wie es möglich iſt und warum es möglich iſt, daß eine ſolche Handlung vorgehn könne. Werden uns bloß willkührlich erdichtete, obgleich nicht unglaubliche Begebenheiten, ohne

Entwicklung der Urſachen und Zwecke vorgemalt; ſo fällt wenigſtens der moraliſche Nutzen und mehrentheils die Einheit der Handlung weg. Diejenigen Stücke alſo, in welchen allerley Begebenheiten auf einander gehäuft, vorgehen, ohne daß wir eigentlich gewahr werden, warum? taugen nicht. Ein Trauerſpiel verdient darum noch nicht dieſen Namen, weil Menſchen darinn getödtet werden; ſondern die Urſache dieſes Todes muß in der Haupt-Handlung liegen und kurz! nichts muß vorgehn, wovon nicht der Grund in dieſer Handlung liegt und was nicht dahin abzielt, den einfachen Hauptzweck zu befördern, den beabſichteten Eindruck zu verſtärken.

Es ſoll eine Handlung aus dem **menſchlichen** Leben ſeyn; Nur das kann doch eigentlich unſerm Herzen recht nahe gelegt werden, was Bezug auf uns, Aehnlichkeit mit uns und unſers Gleichen hat; Weſen, die weit über, oder weit unter uns ſtehen; intereſſiren uns wenigſtens nicht. Müſſen wir uns doch Gott, unſern Schöpfer, ſelbſt, wenn wir ihn nicht bloß anſtaunen, ſondern ihn lieben, mit Wärme lieben wollen, unter einer menſchlichen Beziehung

hung, als Vater, als Freund und ſelbſt als Menſch gebehren, denken! Schauſpiele alſo, in welchen Götter, Halbgötter u. d. gl. oder auch nur ſolche Perſonen der Vorwelt auftreten, deren Sitten gegen die unſrigen gar zu ſehr abſtechen, können keine angenehme Würkung hervorbringen. Daſſelbe gilt von allegoriſchen Perſonen und von Weſen aus einer erdichteten Schäfer- oder Feen-Welt. Solche Dichtungen mögen die Phantaſie im Leſen angenehm beſchäftigen; auf unſre Theater aber gehören ſie nicht, nach dem Begriffe, den wir von einem guten Schauſpiele gegeben haben. Daß es doppelt abgeſchmackt ſey, dergleichen Geſchöpfe der Einbildungskraft zugleich mit würklichen auf die Bühne zu bringen; das wird wohl Jedem einleuchten. Je ähnlicher nun die Perſonen, welche man uns darſtellt, in ihren Sitten und ihrer Art zu handeln, der Claſſe von Menſchen ſehen, welche wir in der Nähe zu beobachten Gelegenheit haben, deſto größer wird unſer Intereſſe für ihr Schickſal. Deswegen kann ich die häufige Darſtellung ſolcher Scenen nicht billigen, die aus den alten Ritterzeiten und überhaupt aus einem Zeitalter genommen ſind, in welchem durchaus andre Ideen im Umlaufe, andre Gebräuche üblich waren, wie die heutigen. Deswegen auch ſind, zur Befriedigung eines gemiſchten Publicums, diejenigen Schauſpiele, worinn die Sitten der mittlern Stande dargeſtellt werden, denen vorzuziehn, in welchen nur Bilder aus den höchſten oder aus den niedrigſten Ständen vorkommen.

Das Bild ſoll mit **möglichſter Täuſchung** dargeſtellt werden; Aus dieſer Forderung laſſen ſich viel andre Reſultate ziehn. Zuerſt die nöthigen Vorſchriften für die Anwendung der Malerey, des Maſchinen-Weſens und der Kleidung, im paſſenden Coſtum der Zeiten: Sodann Regeln für die Diction, welche dem Stande, dem Alter und den übrigen Verhältniſſen der redenden Perſonen angemeſſen seyn muß; Hauptſächlich aber die Forderung, daß man die Einheit der Handlung, der Zeit und des Orts beobachten ſolle, worüber ich noch etwas ſagen zu müſſen glaube. Eine Begebenheit, welche den Zeitraum einer langen Reyhe von Jahren ausfüllt, während welcher die handelnden Perſonen ſelbſt älter geworden ſeyn müßten, läſſt ſich nicht wohl, ohne gänzliche Stöhrung der Illuſion, in einigen Stunden natürlich verſtellen; allein etwas darf man der Einbildungskraft des Zuſchauers zumuthen. Die Handlung mag alſo immerhin den Zeitraum von einem oder zwey Tagen durchlaufen; nur muß dann die Zeit, welche der Zuſchauer überſpringen ſoll, in die Pauſe zwiſchen den Aufzügen oder Acten fallen, während welcher der Schauplatz geſchloſſen iſt; denn es iſt lächerlich, z. B. einen Menſchen, den man noch eben vor Augen geſehn hat, einen Augenblick darauf, nach einer kurzen Entfernung, ohne daß indeß die Handlung unterbrochen worden, von einer weiten Reiſe erzählen zu hören, die er während dieſer Zeit will gemacht haben. Und doch ſtößt man auf ähnliche Albernheiten in manchen ausländiſchen und vaterländiſchen Schauſpielen. Die Kunſt des dramatiſchen Schriftſtellers beſteht aber, was dieſen Punkt betrifft, darinn, daß er den intereſſanteſten Zeitpunct aus ſeiner Geſchichte aushebe und das Vorhergegangne, deſſen Darſtellung er in dieſen engen Raum nicht einzwängen kann, auf geſchickte und natürliche Weiſe, gleichſam wie im Vorbeygehn, erzählend anführen, oder errathen laſſe. Mit der Einheit des Orts, (obgleich freylich ſehr grobe und zu gehäufte Verſtöße dagegen alle Täuſchung heben, braucht man es weniger genau zu nehmen. Es iſt leichter, in Gedanken ſich an einen andern Platz zu verſetzen, wie ſich einzubilden, man ſey in einer Stunde um zehn Jahre älter geworden.

Es iſt in dem vorigen Abſchnitte geſagt worden, daß die Poeſie die Sprache der erhöheten Empfindung, Leidenſchaft, oder Phantaſie ſey; Da nun, auch in den intereſſanteſten Scenen des menſchlichen Lebens, die handelnden Perſonen doch nicht ununterbrochen die Sprache der Leidenſchaft reden, noch über ihre Empfindungen declamiren, noch die Schwärmereyen ihrer Einbildungskraft hererzählen, ſondern mit unter eine Menge ganz gewöhnlicher, unpoetiſcher Dinge ſagen; ſo geſtehe ich, daß ein verſificirtes, für die würkliche Aufführung beſtimmtes Schauſpiel, mir jede Täuſchung raubt und ſehr unnatürlich ſcheint.

Noch viel gewiſſer, wie bey der Poeſie, iſt es bey der Muſic der Fall, daß ſie nur Empfindungen und nichts anders ausdrücken und malen ſoll; Sie iſt gleichſam eine noch höhere Stufe der Poeſie und bezeichnet den Zuſtand einer Seele, deren Empfindungen zu einem ſolchen Grade erhöht ſind, daß die Sprache in Geſang übergeht. Nun aber giebt es wohl im gemeinen Leben nicht viel ſolcher Augenblicke; Es kann daher im Grunde nichts abgeſchmackter ſeyn, wie die Darſtellung alltäglicher Handlungen, aus dem menſchlichen Leben entlehnt, in welcher aber, ohne weitre Veranlaſſung, die handelnden Perſonen oft ihre Unterredung unterbrechen, um ſich hinzupflanzen und das Uebrige, was noch zu ſagen war, abzuſingen. Darum machen die jetzt ſo allgemein beliebten Operetten die unnatürlichſte, alle Täuſchung ausſchließende Gattung von Schauſpielen aus. Die groſſe Oper, in welcher alles geſungen wird, iſt nun einmal im Beſitze, eine Menge Abentheuerlichkeiten in ſich zu vereinigen. Ihr muß denn aber auch das Geſetz auferlegt werden, keine Gegenſtände aus dem gewöhnlichen bürgerlichen Leben zu bearbeiten; Sie iſt ein Schauſpiel, ganz für die Phantaſie gemacht; Hier kömmt nun die Sinnlichkeit ſtatt der Vernunft und Moral in Betrachtung. In ihren Scenen müſſen Götter, Hexen erhabne Helden der Vorzeit, Feen u. d. gl. auftreten und alles darf einen wunderbaren Gang nehmen.

Was von der Muſic gilt, paßt auch auf den Tanz, wo die Empfindungen und Leidenſchaften, mit Hülfe der Tonkunſt, in Gebehrden ausgedrückt werden. Auch hier darf man keine gemeine Süjets behandeln und die ſo genannten comiſchen Ballets, wemit die herumziehenden Schauſpiel-Directoren, zum Zeugniſſe ihrer groſſen Unwiſſenheit, uns zu beluſtigen ſuchen, (Ballets, in welchen ein Bauer nach dem Tacte ſeine Pfeiſe ſtopft und ein Mädchen tanzend ein Ehe-Verſprechen giebt) ſind das höchſte Ideal von Abſurdität.

Ich habe mir oft die Möglichkeit gedacht, ein Schauſpiel zu verfertigen, in welchem die verſchiednen Abſtuffungen der gemeinen, wärmern und leidenſchaftlichen Sprache, durch Mitwürkung der verſchwiſterten ſchönen Künſte, fühlbar gemacht würden, ohne daß der Zuſchauer Abentheurlichkeit und Unwahrſcheinlichkeit bemerkte. Der gewöhnliche Dialog würde geſprochen; Sobald die Rede declamatoriſch würde, geſellte ſich eine muſicaliſche Begleitung hinzu, welche, nach Art unſrer neuern Melodramen, gewöhnlich nur bey den Ruhepuncten einfiele, bey verſtärktem Ausdrucke aber mit der Rede zugleich fortgienge: wärmere Declamation würde recitativmäßig vorgetragen und, wo die Nüancen es erforderten, mit obligater Begleitung und im Tempo; Poeſie und Arien-Melodie unterſtützten die Sprache des Affects, und auch zu Anbringung der mehrſtimmigen Geſänge, Chöre und Tänze lieſſe ſich Veranlaſſung finden. Ob ſich indeſſen die Uebergänge aus einer Art des Vortrags in die andre ſo unmerklich machen lieſſen, daß der Zuſchauer in fortwährender Täuſchung erhalten, oder ob nicht dennoch ein buntſchäckigtes Kunſtwerk herauskommen würde; das bleibt immer eine Frage, die ich nicht zu entſcheiden wage. Wäre aber der Gedanke ausführbar; ſo müſſte ein ſolches Schauſpiel große Würkung hervorbringen können.

Das Schauſpiel wird von **lebenden** Perſonen vorgeſtellt; es verſteht ſich alſo, daß alle

Marionetten, Schattenſpiele, Thierhetzen u. d. gl. nicht werth ſind, unter die Schauſpiele geſitteter Nationen gerechnet zu werden.

Scenen aus dem menſchlichen Leben ſollen nachgeahmt, folglich müſſen ſie grade ſo dargeſtellt werden, wie ſie in der würklichen Welt vorgehen, welches ſchon vorhin iſt ausgeführt worden, als von der nöthigen Täuſchung die Rede war.

Allein die Nachahmung ſoll **ſchön** ſeyn und dies leitet uns auf Beantwortung der beyden Fragen: in wie fern der dramatiſche Schriftſteller und der Schauſpieler bey Darſtellung der Natur ſich einige Verſchönerung und Uebertreibung erlauben dürfen? Verſchönern darf man nie auf Unkoſten der Wahrheit; allein da es auf keine Weiſe erforderlich iſt, ein Bild in allen ſeinen Nebenparthien ängſtlich auszumalen; ſo kann man ſolche unweſentliche Züge füglich weglaſſen, die dem Zuſchauer von feinerm Gefühle wiedrig oder empörend vorkommen könnten. Muß man Scenen darſtellen, in welchen Pöbel auftritt;

ſo iſt es nicht vernünftig, dieſen Pöbel die Sprache der feinern Stände reden, noch, wie die Franzoſen, den Bauern in ſeidnen Strümpfen auftreten und Sentenzen auskramen zu laſſen; darum aber braucht doch auch nicht der Bothsknecht grade die ungeſittetſte, jedes züchtige Ohr beleidigende Sprache der Verworfenſten ſeines Standes im Munde zu führen. Der Schauſpieler, welcher ſich erſticht, darf nicht ſeine Sorgfalt verrathen, in der ſchönſten, ſtudierteſten Tanzmeiſter-Stellung auf einen Stuhl hinzuſinken, der ausdrücklich dazu, ohne weitre Veranlaſſung, iſt hingeſtellt worden; allein er ſoll auch nicht, mit convulſiviſchen Verzuckungen und lautem Brüllen, ſich in ſeinem Blute herumwälzen, da dies doch nicht eben weſentlich zum Erſtechen gehört. Endlich, was eigentlich, bey natürlicher Darſtellung, wiedrige Eindrücke machen, folglich das ſittliche Vergnügen unterbrechen, auch die Täuſchung aufheben könnte, mag füglicher als geſchehn erzählt, nicht aber auf das Theater gebracht werden.

Uebertreiben dürfen Verfaſſer und Schauſpieler nie ſo, daß ihre Schilderungen das

Wahrheits-Gefühl der Zuſchauer empöhren und aus treuen Gemälden Carricatur-Stücke werden, wie es ſo oft, beſonders im Comiſchen, zu geſchehn pflegt; allein da bey der Vorſtellung, ſowohl durch die kleinen Unachtſamkeiten und Zerſtreuungen der Zuſchauer, als auch durch die Entfernung des Schauplatzes vom Auge, manche feine Nüance verlohren geht; da ferner auch auf ſolche Perſonen Rückſicht genommen werden muß, deren Sinne weniger empfänglich ſind; endlich, da doch der Zweck der Vorſtellung iſt, nicht bloß das darzuſtellen, was man täglich auch auſſer dem Theater ſieht, ſondern die Zuſchauer auch mit den ſeltnern moraliſchen Erſcheinungen und originellen Charactern bekannt zu machen; ſo muß man es dem dramatiſchen Maler erlauben, zuweilen bey der Zeichnung in das Coloſſaliſche hineinzuarbeiten, ſich ſtarke Contraſte zu erlauben und was das Colorit betrifft, die Farben ein wenig ſtark aufzutragen.

Das Bild aus dem menſchlichen Leben ſoll in **Handlung** dargeſtellt werden. Daher hat die größte Anzahl der franzöſiſchen Schauſpiele, in welchen mehr declamirt und erzählt, wie gehandelt wird, nicht den wahren Character guter Theaterſtücke. Die auftretenden Perſonen ſollen uns nicht mit Worten ihre Denkungsart und Grundſätze ſchildern, ſondern wir wollen ſie thätig und würkſam ſehn und aus ihren Handlungen ihren Charakter kennen lernen. Ein Schauſpiel iſt kein dialogirtes Compendium der Moral, ſondern eine Darſtellung aus dem würklichen Leben, in welchen man die Menſchen weniger aus ihrem mündlichen Vertrage, wie aus der Beobachtung ihrer Thaten, kennen lernt. Kenntniſſe und Lehren, die wir auf dieſe Weiſe einſammeln, machen gewiß überraſchendere und lebhaftere Eindrücke. Aus dieſer Urſache wird auch die Würkung der in neuern Zeiten eingeführten Melodramen, ungeachtet des Zaubers der Muſic, nie ſo allgemein groß ſeyn, wie die eines guten Schauſpiels. Die Beleidigung der Wahrſcheinlichkeit ungerechnet; wird man des ewigen Declamirens Einer Perſon über ihre Empfindungen bald müde; wenig Süjets laſſen ſich auf dieſe Art bearbeiten; ein lebhafter Dialog fällt ganz weg, folglich auch faſt alle Handlung.

Allein Verwirrung, Durcheinanderlaufen einer Menge Menſchen und Aufeinanderhäufung ſonderbarer Begebenheiten — das alles iſt nicht Handlung. Solche Stücke, womit neuere Schriftſteller uns überſchwemmen und welche Sulzer ſehr paſſend pieces à tiroirs nennt, ſind faſt noch unerträglicher, wie die declamatoriſchen. Alle Handlung in einem Schauſpiele muß auf einen gewiſſen Zweck hinzielen; und dieſer Zweck ſoll **beſtimmt** ſeyn. Daraus folgt die Vorſchrift, daß der dramatiſche Schriftſteller ſich nicht von der Einheit der Handlung entfernen ſoll. Unter den drey theatraliſchen Einheiten iſt dieſe am wenigſten zu vernachläſſigen. Jedes Kunſtwerk, jedes Buch, muß, wie überhaupt jede Unternehmung eines verſtändigen Mannes, eine Haupt-Abſicht verrathen. Man muß nicht, wie einſt ein Tonkünſtler bey der Arbeit eines jungen Componiſten, ausrufen können: Sonate, que me veux-tu? Der dramatiſche Schriftſteller muß alſo beſtimmte Antwort geben können, wenn man ihn fragt, welchen moraliſchen Zweck er durch ſein Schauſpiel hat befördern, welche Wahrheit anſchaulich machen wollen. Hiernach muß er ſeinen Stoff, ſey er aus der Geſchichte entlehnt, oder Fiction, wählen; hiernach ſich in der Bearbeitung richten. Alles, was den bezweckten Haupt-Eindruck nicht befördern, ſondern vielmehr ſchwächen könnte, ſoll er aus ſeinem Plane entfernen. Er darf ſich nur ſolche Epiſoden erlauben, die mit der Haupt-Handlung nothwendig zuſammenhängen und die Entwicklung befördern. Keine Flick-Rollen noch Flick-Scenen muß man gewahr werden, die nur eingeſchoben ſind, um eine Lücke auszufüllen. Keine Perſon ſoll auftreten, die nichts zur Handlung beyträgt, die nicht an das Intereſſe des Stücks geknüpft iſt.

Der Zweck ſoll aber auch **moraliſch** ſeyn. Dies begreift nicht nur die Vorſchrift in ſich, daß der dramatiſche Schriftſteller keine unſittliche Grundſätze zu befördern ſuche, nicht, nach dem Muſter der Franzoſen und Italiener, betrogne redliche Väter und Ehemänner zu einem Gegenſtande des Spottes und der Schadenfreude mache; ſondern auch, daß er ſich enthalte, ſolche Süjets zu wählen, die, zu ſpeciel, nur Wenige intereſſiren, nur für gewiſſe Stände unterhaltend ſeyn können. Deswegen wird der **Graf Wal-**

tron oder die Subordination immer ein ſehr mittelmäſſiges Schauſpiel bleiben, nicht nur der äuſſerſt kahlen Behandlung, ſondern ſchon deswegen, weil das Süjet kein allgemeines menſchliches Intereſſe erweckt, weil die ganze Idee zu dieſem Stücke wegfallen würde, wenn nicht ein gewiſſer Stand gewiſſe Vorurtheile zu Grundſätzen erhoben hätte, welche der philoſophiſche Zuſchauer nicht anerkennt. Es folgt aber auch aus jener Vorſchrift, daß in einem guten Schauſpiele die unmoraliſchen Menſchen keine ſo glänzende Rolle ſpielen, nicht in ein ſo vortheilhaftes Licht geſtellt werden müſſen, daß ſie, ſtatt Unwillen zu erregen, zur Bewundrung hinreiſſen und zur Nachahmung reizen. Endlich folgt daraus, daß die pöbelhaft niedrigen Scenen von unſern Theatern entfernt bleiben müſſen, weil ſie das moraliſche Gefühl der beſſern Zuſchauer empöhren.

Allein das Schauſpiel ſoll nicht nur Unterricht, ſondern auch **Vergnügen** gewähren. Dieſe Forderung ſchlieſſt auf keine Weiſe den tragiſchen Stoff aus. Die Thränen, welche man der leidenden Tugend zollt, gewähren dem

Herzen oft einen ſehr ſüßen Genuß. Das Mitgefühl mit dem Leiden andrer edeln Menſchen befeſtigt in dem innern Bewuſſtſeyn eigner Seelen-Güte. Es ſchmerzt wohl, wenn man den Unſchuldigen von der Bosheit unterdrückt ſieht; aber wenn dieſer Unſchuldige dennoch ſeinen Grundſätzen treugeblieben iſt und alſo die Tugend auch noch im Tode triumphirt; ſo entſteht eine Art von Vergnügen, das ein empfindendes Herz vielleicht nicht gegen die Freude über eine frohe Begebenheit vertauſchen mögte. Wer wird nicht lieber Emilia Galotti durch einen freywilligen Tod den Klauen des Laſters entriſſen, als ſie, zur Maitreſſe des Fürſten erhoben, in Glanz und Wohlleben ſehn? Stücke aber, in denen, ohne moraliſchen Zweck, Gräuel auf Gräuel gehäuſt ſind, die nur erſchüttern, nicht rühren, und Stücke, in welchen man die beſten Menſchen, man weiß nicht warum? auf die unverdienteſte Art vom Schickſale verfolgt, von der Vorſehung gleichſam verlaſſen ſieht, wie z. B. in des Herrn von Kotzebue **Adelheid von Wulfingen**, müſſen nicht auf die Bühne gebracht werden. Gäbe es auch dergleichen Begebenheiten im würklichen Leben; ſo liefern ſie doch keinen dramatiſchen Stoff; Jhr öfterer Anblick beſſert nicht, ſondern macht muthlos, wild, grauſam; man verhärtet ſich durch die Gewohnheit, immer Schandthaten oder unvermeidliches Elend vor Augen zu ſehn, gegen welches weder Klugheit noch Rechtſchaffenheit ſichern kann; und da doch der größte Theil der Zuſchauer in das Schauſpielhaus geht, um auszuruhn von Geſchäften und Sorgen; ſo iſt es wahrlich unverantwortlich, wenn man ihn bedrängter und kummervoller nach Hauſe ſchickt, wie er eingetreten war. So weit braucht nun freylich die ſo genannte poetiſche Gerechtigkeit nicht ausgedehnt zu werden, daß grade am Ende jedes Schauſpiels die böſen Menſchen beſtraft werden, und die guten zu Glück und Ehre kommen müſſten; aber man muß doch die tröſtende Wahrheit immer anſchaulich machen, daß der Tugend ein innerer Triumph gewiß iſt, den ihr die Bosheit nicht rauben kann, und daß der Laſterhafte, von äuſſerm Glanze und von Hoheit umgeben, dennoch nicht zu beneiden iſt.

Man kann alſo jenes moraliſche Vergnügen empfinden: im **Tragiſchen**, wo uns gezeigt wird, welches Unglück Leidenſchaften, Verirrungen des Herzens und des Kopfs ſtiften können, daß aber der grade Weg, den Weisheit und Tugend bezeichnen, zu unvergänglicher Glückſeligkeit führt; im Gemiſchten oder ſo genannten **ernſthaften Drama**, wenn wir ſehen, daß feſte Redlichkeit und Klugheit uns aus den verwickeltſten Lagen reiſſen, Schwierigkeiten, welche uns die Bosheit in den Weg legt, überwinden können und wir uns an dem Betragen edler Menſchen bey wiedrigen Schickſalen ſpiegeln; in **Character-Stücken**, indem man uns zeigt, wie die feinen Falten des menſchlichen Herzens ſich oft in ganz kleinen, unbedeutend ſcheinenden Handlungen verrathen; in **Intriguen-Stücken**, wo man unſre Aufmerkſamkeit auf die ſonderbaren Verwicklungen der menſchlichen großen und kleinen Begebenheiten hinleitet; und im **Comiſchen**, wo die Thorheiten der Menſchen von ihrer lächerlichen Seite dargeſtellt werden; daher denn die verſchiednen Gattungen von Schauſpielen entſtehen, je nachdem der dramatiſche Schriftſteller einen dieſer Zwecke vorzüglich zum Geſichtspuncte nimt.

Da endlich das Theater uns nicht bloß einen moraliſchen Genuß, ſondern auch angenehme **Unterhaltung**, Erholung von ernſthaftern Geſchäften gewähren ſoll; ſo muß dafür geſorgt werden, daß in der Handlung und in dem ganzen Gange eines Schauſpiels Intereſſe und Lebhaftigkeit herrſchen, damit die Aufmerkſamkeit des Zuſchauers nie ermüde, welches bey den wichtigſten moraliſchen Lehren, ſo viel reines Vergnügen ſie auch dem denkenden Manne verſchaffen, dennoch der Fall ſeyn kann. Man ſetzt aber immer ſolche Zuſchauer voraus, die zwar nicht wollen, daß man ihnen Langeweile mache, die doch aber **auſſer** den Grenzen der Moral und Vernunft keine Unterhaltung finden können. Folglich ſind die ſo genannten Spectakel-Stücke, welche bloß für das Auge gearbeitet zu ſeyn ſcheinen und ſolche Farcen und Poſſen, die gar keine nützliche Wahrheiten anſchaulich machen, nicht unter die guten Schauſpiele zu zählen.

Alle dieſe Regeln nun ſind nicht willkührlich angenommen, ſondern aus der Natur, aus Ueberlegung deſſen, was Würkung thut und aus dem richtigen Begriffe von dem Zwecke eines

Schau

Schauſpiels entlehnt. Freylich iſt es nicht leicht, ſie alle zu beobachten, und dennoch die Feſſeln nicht ſichtbar werden zu laſſen, welche man dadurch dem Genie anzulegen ſcheint; Nur den beſſern Köpfen gelingt es, dieſe Schwierigkeiten zu überwinden; allein mittelmäßige Genies ſollen auch nicht für das Theater ſchreiben. Will indeſſen der Mann von größern Fahigkeiten ſich über einige jener Regeln hinausſetzen; ſo muß er dieſe, ihm allein zu geſtattende Freyheit, durch größere Schönheiten ſeines Werks, worüber man die kleinern Mängel vergiſſt, erkaufen. Schauſpiele, in welchen wenig auf Regelmäßigkeit Rückſicht genommen iſt, können übrigens, wie dialogirte Erzählungen betrachtet, angenehm und nützlich zu leſen ſeyn, machen aber darum noch kein Ganzes aus, das mit Erfolge auf die Bühne zu bringen wäre.

Sehr viel hat alſo der dramatiſche Schriftſteller zu beobachten, wenn er ein Meiſterſtück liefern will: kluge Wahl des Stoffs, des Gegenſtandes, des intereſſanteſten Zeitpuncts; zweckmäßige Vertheilung des Ganzen, Anordnung des Plans, Oeconomie des Stücks, Schürzung des Knotens; Wachſendes Intereſſe; Wahrheit in Darſtellung; Geſchmeidigkeit, Natur, Lebhaftigkeit und Kraft im Dialoge und der Diction; Raſchen Gang der Handlung, Sprach-Richtigkeit; ungezwungne Anreihung der Epiſoden; Vermeidung aller Flick-Rollen und Flick-Scenen, Sprünge und Lücken; natürliche Herbeyführung der Cataſtrophe; wohl verſtandne poetiſche Gerechtigkeit; Unzweydeutigkeit der Grundſätze; Unſchädlichkeit der Bilder; Vermeidung zu ſpecieller Beziehungen, damit der Laſterhafte und Thor ſich zwar getroffen, aber nicht beleidigt fühlen und ſehr viel andre Rückſichten, welche hier aus einander zu ſetzen die Grenzen dieſes Werks überſchreiten hieſſe. Wie wenig aber unſre neuern Schriftſteller von dieſem Allen leiſten, davon liefert uns jede Meſſe die kläglichſten Beweiſe.

Als zuerſt unſre Bühne anfieng, ſich einiger Regelmäßigkeit und Würde zu befleiſſigen; da nahmen die teutſchen dramatiſchen Schriftſteller ſich die Franzoſen zum Muſter; allein man hat doch bald eingeſehn, wie wenig die flache Manier dieſer Nation teutſche Köpfe und

Herzen befriedigt. Ich will hier zuerſt von der Tragödie reden: Alle franzöſiſche Trauerſpiele haben einerley Schnitt; der Plan iſt leicht zu überſehn, die Cataſtrophe nicht ſchwer zu errathen, die Helden, die insgeſamt, aus welchem Zeitalter und Himmelsſtriche ſie auch herbegeholt ſind, den franzöſiſchen Schnitt haben, laſſen ſich von ihren hölzernen Confidents ihre Empfindungen, Schickſale und Vorſätze abfragen, declamiren gewaltig und kramen Sentiments und Maximen in wohlklingenden Verſen aus. Handlung findet man deſto weniger in dieſen Stücken; die Natur iſt in den Schraubſtock der franzöſiſchen Lebensart gezwängt und die Leidenſchaften reden die Sprache der höflichen Convenienz.

Leſſing zuerſt ſchüttelte das Joch dieſer Nachahmung ab, legte Kraft und Originalität in ſeine Charactere, ließ ſeine Perſonen nicht viel plaudern und predigen, ſondern handeln, und wuſſte ſeinem Dialoge eine Lebhaftigkeit und Feinheit zu geben, worinn nur Wenige, ſo wie in der Kunſt, ſeinen Plan zu bearbeiten, ihm gleichkommen. Allein man muß doch geſtehn, daß ſein Ausdruck zuweilen zu geſucht iſt, beſonders in dem Munde ſolcher Perſonen, denen man eine gewiſſe Art von Cultur nicht zutraun kann. In Emilia Galotti hauptſächlich werden die häufigen Witzeleyen und Wortklaubereyen ein wenig widrig; z. B.

„Arbeiten? Das iſt ſeine Luſt. Nur zu „viel arbeiten müſſen —“

„Ich meine nicht Vieles, ſondern viel.“

„Redlich, ſag ich! — Nicht ſo redlich, „wäre redlicher.“

„Unzufrieden — Und doch bin ich wieder„um ſehr zufrieden mit meiner Unzufriedenheit.“

„Wie viel geht da verlohren! — Aber, „wie ich ſage, daß ich es weiß, was hier ver„lohren gegangen, und wie es verlohren gegan„gen, und warum es verlohren gehn müſſen —“

„Dem Himmel iſt beten wollen, auch „beten —“

„Und ſündigen wollen, auch ſündigen.“

Sodann der Gräfinn Orſina lange Commentare über Gleichgültigkeit und über Zufall; Ferner:

„Schlimmer als tod" — „Schlimmer?
„ſchlimmer als tod? Aber doch zugleich, auch
„tod? Denn ich kenne nur Ein Schlimmeres" —
„Nicht zugleich auch tod."

„Entweder iſt nichts verlohren, oder alles.
„Ruhig ſeyn können und ruhig ſeyn müſſen" —

Endlich Emiliens Zergliederung des Begriffs von Gewalt und viel andre Stellen von der Art ſind wenigſtens keine paſſende Schönheiten; aber wer wird nicht gern an ſolchen Meiſterwerken kleine Flecken überſehn?

Hätte nicht der Tod uns dieſen groſen Mann ſo früh entriſſen und wolte **Leiſewitz** noch einmal zu der tragiſchen Muſe zurückkehren, um uns mit mehr ſolchen vortreflichen Werken zu beſchenken, wie ſein Julius von Tarent iſt; ſo würden wir weniger Mangel an regelmäßigen guten Trauerſpielen haben. Indeſſen hat **Gotter** durch Umarbeitung der franzöſiſchen Merope und Melanie die kleine Anzahl derſelben vermehrt. Ueberhaupt gerathen ihm dergleichen Verpflanzungen der beſſern ausländiſchen Producte in den vaterländiſchen Boden ganz vortreftreflich; Dabey iſt ſeine Sprache ſo edel, ſein Gefühl ſo richtig; er weiß den wahren Converſationston zu treffen und ſeine Schauſpiele verrathen den Mann, dem Welt und Menſchen und die Sitten der höhern Stände nicht fremd ſind. Auch **Bock** hat mit Erfolge ausländiſche Werke zum Grunde gelegt, um unſre Bühne mit Stücken zu bereichern, die ſich zu der Stimmung des teutſchen Publicums paſſen, vorzüglich aber der, als Künſtler, Schriftſteller und Menſch gleich verehrungswürdige **Schröder** — Kehren wir jedoch zu dem Trauerſpiele zurück!

Sobald man in Teutſchland bekannter mit der engliſchen Literatur wurde und einige unſrer beſten Schriftſteller das Publicum aufmerkſam auf Schakeſpears Werke machten, wollten die declamatoriſchen Tragödien nach franzöſiſchem Schnitte nicht mehr ſchmecken. Man brachte ein Paar Trauerſpiele des engliſchen Dichters mit Erfolge auf unſre Bühne; und nun wollte alle Welt nur Stücke in Schakeſpears Geſchmacke ſehn. Das tolle Heer der Nachahmer, ſtatt die wahren Schönheiten dieſes groſſen, kühnen Naturmalers zu ſtudieren, glaubte auch etwas von der Art liefern zu können, wenn es ſeine Unregelmäßigkeit und ſeine Auswüchſe, ſeine Wortſpiele, ſeine blumenreiche Sprache, ſeine Darſtellung wahnwitziger Menſchen, ſeine Geſpenſter-Erſcheinungen und ſeine Pöbel-Scenen bey uns einführte. Das fiel ihnen nicht ein, daß Shakeſpear gewiß alle dieſe Ungehörigkeiten würde vermieden haben, wenn in ſeinem Zeitalter ein reiner Geſchmack geherrſcht, wenn er ſelbſt mehr gelehrte Cultur gehabt und wenn er nicht ſo viel Rückſicht auf die gemeineren Volks-Claſſen hätte nehmen müſſen. Nun erſchienen zuerſt die tragiſchcomiſchen Farcen, voll Greuel, Abentheuerlichkeiten und Poſſen, woran noch jetzt in manchen Städten das Publicum ſich weidet. Man vergönne mir hier eine kleine Ausſchweifung, um etwas über die Vermiſchung des Tragiſchen mit dem Comiſchen zu ſagen!

Es würde eine ſehr unnatürliche Forderung ſeyn, wenn man verlangen wollte, daß in einem Trauerſpiele vom Anfange bis zu Ende nur gewinſelt würde, und daß keine der handelnden Perſonen auch nur ein einziges fröhliches Wort reden dürfe; Von einer andern Seite aber erfordert doch auch die Rückſicht auf den Haupt-Eindruck, den das Stück machen ſoll, daß man den tragiſchen Gang der Handlung durch keine Scenen unterbreche, welche bey dem Zuſchauer lautes Lachen erregen und ihn aus der Stimmung reiſſen müſſen, die man in ihm hervorbringen will. Indeſſen läſſt ſich dieſer Contraſt zuweilen zu Verſtärkung des tragiſchen Effects nützen; doch erfordert dann die Anwendung davon eine ſehr weiſe Beurtheilung. In des vortreflichen **Schillers** Trauerſpiele: **Cabale und Liebe** iſt es Manchem anſtößig geweſen, daß der alte Miller, bey Erblickung des Geldes, welches ihm der Major ſchenkt, in Sprüngen und poſſierlichen Ausrufungen ſeine Freude zu erkennen giebt; allein der Zuſchauer von feinerer Stimmung fühlt lebhaft, daß nicht nur dieſe Ausführung in dem originellen Charakter des launichten alten Muſicanten vollkommen gegründet iſt; ſondern auch, daß der unnachahmliche Schriftſteller (vielleicht das größte Genie unſers Zeitalters) grade durch dieſe luſtige Scene die höchſte tragiſche Würkung vorbereitet. Man gebe nur Acht auf die Verbindung, worinn die Scene mit der vorhergehenden und folgenden ſieht! Der Zuſchauer weiß ſchon, daß Louiſe bald das Opfer der Eiferſucht ihres Geliebten werden wird; was für Eindruck muß es nun nicht auf ein gefühlvolles Herz machen, wenn man ſieht, wie der alte Vater herumſpringt und auſſer ſich vor Freuden iſt, indem er glaubt, die Summe Geldes werde auf einmal allen ſeinen Sorgen um den Liebling ſeines Herzens ein Ende machen und ihm ein glückliches Alter bereiten; wenn man das ſieht und zugleich bedenkt, daß in wenig Augenblicken dieſe ſchönen Hofnungen zertrümmert und ſeine Freuden in verzweiflungsvolle Klagen werden verwandelt werden? Ich wenigſtens habe bey dem Anblicke dieſer luſtigen Scene immer einen Schauder empfunden; aber in der That pflegt ſtatt deſſen nur gar zu oft der Schauſpieler, durch ein unkluges und übertriebnes Spiel, bey dieſer Stelle das Zwergfell aller Zuſchauer auf der Gallerie zu erſchüttern. Der Dichter des Don Carlos wußte wahrlich wohl, was er that, als er jene Scene ſchrieb.

Während der Zeit, da die Anglomanie unſer Publicum ergriffen hatte, erweckte Göthens **Götz von Berlichingen** bey den Dichterlein unſrer Nation den Kitzel, altteutſche Geſchichten, beſonders aus dem mittlern Zeitalter, auf die Bühne zu bringen. Göthe hatte ſeinen Götz offenbar nicht in der Abſicht geſchrieben, daß er aufgeführt werden ſollte; als dramatiſch bearbeitete Geſchichte zum Leſen aber war es ein Meiſterſtück, voll Darſtellung, Kraft und Intereſſe. Allein, wie es denn den Nachahmern geht, es war leichter, Schauſpiele zu ſchreiben, die an Unregelmäßigkeit jenem Stücke gleichkamen, ja! es darinn übertrafen, als mit Göthens Geiſte aus einem ſo rauhen Stoffe ein theatraliſches gutes Product für unſer Zeitalter zu bereiten; und ſo erſchienen dann alle die unzähligen Ritter- und Spectakel-Stücke, womit wir ſeit einer Reyhe von Jahren ſind beunglückt worden. Mein Widerwillen gegen dieſe Misgeburten iſt größer, wie ich ihn zu ſchildern im Stande bin. Welchen Genuß, welchen Nutzen, welches ſittliche Vergnügen kann wohl einem Volke, das auf einer ſo hohen Stuffe von Cultur ſteht, wie das teutſche, durch die Vorſtellung ſolcher Scenen aus den Zeiten des Fauſtrechts, aus den finſtern Jahrhunderten erwachſen, in welchen Pfafferey, Adels-Vorurtheile, falſche Begriffe von Ehre und überall plumpe Rohheit herrſchend waren? Und dabey noch die Ungeſchicklichkeit in Anſchlag gebracht, mit welcher die Herrn ein ſolches Süjet bearbeiten, ohne Einheit des Plans, welches auch der unglücklich gewählte Stoff oft gar nicht geſtattet; ein verwirrtes Durcheinanderlaufen einer unzähligen Menge unbedeutender Perſonen! Und die Sprache, welche dieſe Menſchen reden, die dann mehrentheils ein abgeſchmackter Miſchmaſch von altem Ritter-Jargon und moderner Converſations-Sprache iſt! Ueberlegt man nun noch dabey, wie lächerlich es herauskommt, wenn auf unſern kleinen Theatern Belagerungen, Turniere, Fürſten-Verſammlungen und dergleichen vorgeſtellt werden; ſo iſt nicht abzuſehn, wie Menſchen von geſunder Vernunft an Schauſpielen von der Art Geſchmack finden, wie ſogar dieſe Armſeligkeiten die beſſern regelmäßigen Schauſpiele und die ältern Meiſterwerke haben verdrängen können

Paſſender für uns, wie die franzöſiſchen Trauerſpiele, ſind einige ihrer ernſthaften Dramen und Character-Stücke gefunden worden, obgleich die aus dem Engliſchen überſetzten, die wir auch größtentheils Schrödern zu danken haben, den Vorzug verdienen.

In der That ſcheint es, als wenn für das Genie unſrer Nation das ernſthafte Drama beſonders annehmlich wäre; auch haben uns, neben den Producten, welche wir den Ausländern verdanken, einige teutſche Schriftſteller mit vorzüglich guten Stücken ſolcher Art beſchenkt. Man kann zu dieſer Gattung **Ifflands** Familien-Gemälde rechnen, die warme Theilnehmung bey Jedem erwecken, der Sinn für häusliche Freuden und Leiden hat. Iffland iſt ſtark in dieſer Art Malerey; doch übertreffen **die Mündel, die Jäger und Verbrechen aus Ehrſucht** ſeine neuern Stücke.

Es könnte ſcheinen, als wenn es immer ſchwerer würde, intereſſante Gemälde ernſthafter und comiſcher Art für das Theater zu liefern. Die Haupt-Thorheiten und Laſter der

Menſchen ſind ſchon von ausländiſchen und teutſchen dramatiſchen Schriftſtellern geſchildert worden; Wir haben einen Geizigen, einen Spieler, einen Lügner, einen Prahler, einen Ruhmräthigen, einen Zerſtreuten und andre auffallende Charactere, theils ernſthaft, theils comiſch bearbeitet, von Meiſterhänden gezeichnet. Dazu kömmt, daß die täglich, durch Lectur und vermehrte Geſelligkeit, in allen Claſſen der Bürger wachſende Menſchenkenntniß, es ſchwer macht, dem Zuſchauer Bilder darzuſtellen, die ihn durch Neuheit feſſeln. Allein die Miſchungen und ſeinen Nüancen bleiben immer unendlich mannigfaltig und der philoſophiſche Seelen-Maler hat noch ein unermeßliches Feld vor ſich. Indeſſen ſieht man vielen unſrer geiſtig ärmern dramatiſchen Schriftſteller die Verlegenheit an, etwas noch nicht Geſehenes zum Vorſchein zu bringen; und daher kömmt es dann, daß ſie, ſtatt die Natur zu copieren, Charactere von eigner phantaſtiſcher Schöpfung und höchſt unwahrſcheinlicher Compoſition zuſammenflicken und, an die Stelle einer einfachen, intereſſanten Handlung, nach dem Muſter der Italiener, durch verwirrte Schürzung des

Knotens und allerley Misverſtändniſſe, die Aufmerkſamkeit in Spannung zu halten ſuchen. Aus dieſer Quelle kommen faſt alle die ſo genannten **Intriguen-Stücke**, die mehrentheils, ohne Plan und Haltung, nur den Witz und die Neugier beſchäftigen, Verſtand und Herz aber leer laſſen.

Den gröſsten Mangel ſcheinen wir an guten eigentlichen **Luſtſpielen** zu haben. Es iſt nicht unwichtig, hiervon einige Urſachen anzuführen. Ich werde es nicht wagen, zu entſcheiden, ob unter uns nicht in der That die vis comica ſeltner und ob nicht vielleicht der ernſthafte, fleiſſige Teutſche ärmer an lebhafter Phantaſie, leichtem Witze und ächtem Humor iſt, wie die Bewohner andrer Gegenden von Europa; allein es ſtellen ſich mir, auſſer dieſem, verſchiedne Gründe dar, die es begreiflich machen, warum es unſern Schriftſtellern ſchwer werden muſs, ſolche comiſche Scenen auf das Theater zu bringen, die allen Claſſen der Zuſchauer Nutzen und Unterhaltung gewährten. Unter den Engländern, vorzüglich aber unter den Franzoſen, ſind die Stimmung und der Grad der Cultur in den verſchiednen Ständen und in den abgeſonderten Provinzen nicht ſo gegen einander abſtechend, wie bey uns. Es giebt alſo da mehr allgemeine National-Narrheiten; und ſelbſt die oft ſo äuſſerſt ſonderbare originelle Thorheit eines Engländers hat doch immer ein Gepräge, das jeder Engländer kennt und zu beurtheilen verſteht. Bey uns hingegen, wo Erziehung, Bildung, Regierungsform, Geſellſchaftston und Geſchmack in den verſchiednen kleinen teutſchen Staaten und in den unzähligen Rang-Ordnungen ſich ſo wenig ähnlich ſehen, hat daſſelbe Bild für manchen Zuſchauer ſehr viel Reiz, indeß der andre keinen Zug darinn findet, der ihm bekannt und natürlich vorkäme. Des **Grafen Soden** Luſtſpiel: **Lilliput** iſt ganz Natur und zeichnet die Aermlichkeiten, die man an kleinen Höfen wahrnimt; aber aller Witz, der darinn herrſcht, geht verlohren, wenn dies Stück im nördlichen Theile von Teutſchland aufgeführt wird. Sehr ſchwer iſt es alſo, die comiſchen Charactere auf der Bühne ſo zu behandeln, daß ſie bey allen Claſſen der Zuſchauer ihr Glück machen. An dieſer Klippe ſcheitern ſo viele unſrer Luſtſpiel-

Fabricanten und zwar mehrentheils von der Seite des niedrig Comiſchen, weil ſie ſelten mit den feinern Thorheiten der höhern Stände bekannt ſind oder ſich auf zu ſpecielle Schilderungen einlaſſen. Auch hierinn kann **Gotter** zum Muſter des Beſſern dienen; Wie äuſſerſt fein iſt nicht zum Beyſpiel das Lächerliche in dem Luſtſpiele **die Erbſchleicher** gefaßt! Er hat hier ſehr glücklich die brauchbarſten Scenen aus dem légataire universel genützt. Ueberhaupt verdienen dergleichen gute Umarbeitungen noch immer den Vorzug vor den mehrſten unſrer Original-Luſtſpiele; aber die Umarbeiter müſſen Männer von Ueberlegung, Genie und Welt- und Menſchenkenntniß ſeyn, um ihr Werk nicht zu **verplümicken**.

Das ächt Comiſche kann theils in den Characteren, theils in den Situationen, theils endlich in den witzigen Einfällen beruhn, welche man den Perſonen in den Mund legt. Die Zeichnung originell comiſcher Charactere mislingt den mehrſten unſrer Schriftſteller, und wenn ſie auch, wie zum Beyſpiel Herr **Brömel** in einigen ſeiner Stücke und Herr **Bretzner** in dem Luſtſpiele: **Complimente und Wind**, ein Bild von der Art vortreflich anlegen: ſo überladen ſie es doch nachher auf die unwahrſcheinlichſte Weiſe im Colorit, oder verſtehen die Kunſt nicht, dem Ganzen Haltung zu geben. In Erfindung comiſcher Situationen iſt **Jünger** glücklich; doch ſind alle ſeine Stücke zu eilig hingeſchrieben; einmal vorgeſtellt geſehn überraſchen ſie; aber bey genauerer Bekanntſchaft vermiſſt man in ihnen weiſe Anordnung des Plans, gute Vertheilung des Ganzen und Würde und Correctheit im Ausdrucke und in der Sprache. Das Comiſche, welches bloß durch eingeſtreute witzige Einfälle bewirkt wird, iſt, wie ſich das wohl von ſelber verſteht, allein nicht fähig, aus einem Stücke ein gutes Luſtſpiel zu machen; Es muß dahin paſſen, wo es ſteht, muß zu dem Charakter der Perſonen paſſen, denen man es in den Mund legt. Vor allen Dingen muß ſich der Verfaſſer hüten, daß man ihm nicht ein Beſtreben anſehe, ſeine luſtigen Einfälle anzubringen, und daß nicht alle ſeine Perſonen, möchte ihre Erziehung und Bildung auch noch ſo verſchieden ſeyn, einerley Art von Witz auskramen.

So viel über dramatiſche Schöpfung: Und nun zum Schluſſe dieſes Abſchnitts noch **etwas von ſolchen Schriftſtellern, die theoretiſche und critiſche Werke über die ſchönen Künſte liefern!**

Für den Dramaturgen glaube ich ſchon in dieſen Blättern genug geſagt zu haben; Er (und mit ihm Alle, die Kunſtwerke prüfen und beurtheilen) vergeſſe nicht, den jungen Schriftſteller und Künſtler auf die Regeln zurückzuweiſen, welche nicht Willkühr und Pedanterey, ſondern Natur und weiſe Ueberlegung vorgeſchrieben haben! Er mache es ihm begreiflich, daß die kühne Uebertretung dieſer Vorſchriften allein noch nicht das Kennzeichen des höhern Genies, und daß es ehrenvoller ſey, Schwierigkeiten glücklich zu überwinden, als einer ausſchweifenden Phantaſie auf unbeſtimmtem Wege den Lauf zu laſſen! Wenn ich aber von Dramaturgen rede; ſo denke ich dabey nicht an die beſoldeten Schreiber, deren faſt jeder reiſende Principal Einen mit ſich herumzieht, und der in fliegenden Blättern oder anonymen Briefen, die irgend ein gutwilliger Journaliſt einrückt, das ganze Theaterweſen ſeines Gönners ausſpoſaunen und preiſen muß.

Auch dem **muſicaliſchen Schriftſteller** ſey es geſagt, wie nöthig es im jetzigen Zeitalter iſt, den jungen Componiſten begreiflich zu machen, daß, wenn große Tonſetzer ſich zuweilen, um beſondre Würkungen hervorzubringen, gewiſſe Unregelmäßigkeiten erlauben, es darum noch nicht geſtattet ſey, die Vorſchriften des reinen Satzes und der richtigen Harmonie für entbehrliche Dinge zu halten.

Die mehrſten Männer, welche über Theorie der Tonkunſt geſchrieben haben und ſelbſt der Verfaſſer der zum Theil ſo vortreflich ausgearbeiteten muſicaliſchen Artikel in **Sulzers allgemeinen Theorie der ſchönen Künſte,** ſchreiben der Muſic eine Würkung auf die ſittliche Veredlung der Völker zu, von welcher ich mich nicht überzeugen kann. Daß ſie von dieſer Seite mehr wie ſie jetzt leiſtet, leiſten könnte, wenn man ſie würdiger behandelte, wenn man aufhörte, die kleinlichen Spielereyen, womit unſre mehrſten Tonſtücke jetzt verziert ſind, für weſentliche Schönheiten zu halten, und dagegen den Sinn für den wahren Geſang und eine ihm untergeordnete, nicht geſuchte Harmonie wieder zu erwecken; das iſt wohl keinem Zweifel unterworfen; Allein ſchwerlich wird man es je dahin bringen, die Muſic eine beſtimmte, unzweydeutig verſtändliche Sprache der Empfindungen reden zu laſſen. Sie kann, meiner Empfindung nach, nur dunkle Gefühle erregen, kann nur empfänglich machen für Eindrücke von ſanfter oder heftiger, fröhlicher oder trauriger Art, die aber das Gemüth eben ſo wohl zu reinen und moraliſchen, wie zu üppigen und ſchwelgeriſchen Trieben in Bewegung ſetzen. Daſſelbe ſchmelzende Adagio, welches während der Conſecration in einem muſicaliſchen Hochamte alle Zuhörer zu inniger Andacht und Anbetung ſtimmt, würde auch angewendet werden können, um ein gefühlvolles Herz zu den Regungen irdiſcher Liebe zu erweichen, und es giebt keinen characteriſtiſchen Unterſchied in der muſicaliſchen Sprache, wodurch man einen feurigen Marſch, der zur ächten Tapferkeit aufruft, von demjenigen unterſcheiden könnte, durch welchen das Volk gereizt wird, den Pallaſt ſeines Königs zu ſtürmen.

Die Muſic macht alſo nur reizbarer, und daß dies eben ſo oft zum Nachtheile, wie zur Beförderung der Moralität geſchehn könne, davon liefert uns leider! die ſittliche Aufführung der mehrſten Tonkünſtler den Beweis. Man halte mich deswegen nicht für einen Verächter der Muſic! Es wäre wohl ſonderbar, wenn man etwas verachtete, womit man ſich einen groſſen Theil ſeines Lebens hindurch viel beſchäftigt hat. Aber eben weil das bey mir der Fall iſt, wage ich es, über dieſe Kunſt in einem entſcheidendern Ton zu reden, wie der iſt, den ich ſonſt zu führen pflege. Mir hat die Natur ein gefühlvolles Herz gegeben und ältere und neuere Muſic habe ich theoretiſch und practiſch mit anhaltendem Fleiſſe ſtudiert, weiß alſo, was ſie leiſten und würken kann.

Eine ſehr vollſtändige und gut geſchriebene **Geſchichte der Muſic** hat uns Herr Forkel geliefert. Aus Dankbarkeit für den Fleiß, mit welchem er die Materialien dazu geſammelt und ſo wohl geordnet hat, verzeyht man ihm gern ſeine muſicaliſchen Compoſitionen und ſeine Critiken über Gluck, Vogler ꝛc.

Fähiger, wie die Muſic allein, eine beſtimmte, deutliche Sprache der Empfindungen zu reden, iſt die mit ihr verbundne höhere **Tanzkunſt**, indem da die Pantomime, welche oft ausdrucksvoller wie Worte redet, die Dolmetſcherinn der Muſic wird. Ueber dieſen Gegenſtand iſt wohl bis jetzt noch nichts Beſſeres geſchrieben, wie die lettres ſur la danſe, par Monſieur Noverre.

Die critiſchen Schriften **über Malerey und Bildhauerkunſt** und die Beſchreibungen der Kunſtwerke des Pinſels und des Meiſſels ſind hauptſächlich für den angehenden Künſtler von großem Nutzen, um ihn aufmerkſam auf kleine, oft überſehene Schönheiten und Fehler in Plan, Anordnung und Ausführung zu machen. Faſt ganz vergebens aber lieſt ſie der bloße Dilettant, wenn er daraus einen Theil des Genuſſes zu ſchöpfen denkt, den der Anblick ſolcher Kunſtwerke gewährt. Wer kann die Würkung, welche ſchöne Formen, Colorit, treue Darſtellung der Natur und was man ſonſt in Gemälden und Bildſäulen bewundert, auf die Seele machen, in Worten darſtellen? Uebrigens ſehen aber auch Schriftſteller von der Art in den Kunſtwerken oft Schönheiten und Abſichten, an welche der Künſtler ſelbſt nicht gedacht hat. Auch rathe ich dem Kenner, welcher ſolche Sammlungen ſtudieren will, nicht mit dergleichen Beſchreibungen in der Hand dahin zu gehn. Er feſſele nicht durch vorgefaſſte Meinungen und fremde Autorität ſein freyes Urtheil; ſondern überlaſſe ſich den Eindrücken, die der Anblick auf ſeine eignen Gefühle macht, leſe, wenn er will, nachher, was andre Werkverſtändige darüber geſagt haben, und gehe dann etwa noch einmal hin und ſchaue! Eine ſeltne Gabe, mit Kenntniß, Scharfſinn und Wärme über ſolche Kunſtwerke zu ſchreiben, zeigt **Forſter in ſeinen Anſichten am Nieder-Rhein.**

IX.

Etwas über Romane und andre Zweige der ſchönen Literatur.

Keine Gattung von Schriften ſcheint geſchickter, das Nützliche mit dem Gefälligen zu verbinden und ernſthafte, wichtige Wahrheiten in ein angenehmes Gewand zu hüllen, wie der **Roman.** Hier werden Bilder aus dem würklichen Leben dargeſtellt, ohne daß der Maler ſich einem ſo vielfachen Zwange zu unterwerfen braucht, wie der dramatiſche Schriftſteller. Den unbedeutendſten Stoff, wahr oder erdichtet, kann er mit dem größten Erfolge nützen. Er läſſt ſo viel Perſonen aus allen Ständen auftreten, wie ihm beliebt, in ſo fern er ſie nur zu Einer Haupt-Gruppe zu vereinigen verſteht. Er kann eine unendliche Mannigfaltigkeit von Characteren auf den Schauplatz bringen. Er läſſt ſeine Perſonen handeln, ſchreiben, erzählen, dichten, raiſonniren über hohe und niedre Gegenſtände, ſich mit einander unterhalten; und wenn er ihnen die kühnſten Meinungen und Grundſätze in den Mund legt, darf niemand ihn zur Verantwortung ziehn, in ſo fern dieſe Meinungen und Grundſätze nur zu dem Charakter der Perſonen paſſen. Die Lenkung ihrer Schickſale iſt in ſeiner Hand; ſeine Phantaſie beglückt einzelne Menſchen, Familien und ganze Völker. Allein darum glaube doch der Romanſchreiber nicht, daß gar keine Regeln für dieſe Gattung von Werken Statt fänden, daß er ſich weder um Moralität, noch um Würde und Intereſſe des Gegenſtandes, weiſe Vertheilung, Einheit des Zwecks, Behandlung, Anknüpfung, Ausdehnung, Verwicklung und Löſung, Wahrſcheinlichkeit, Diction, Correctheit und Anſtändigkeit zu bekümmern habe! Der größte Theil deſſen, was über dramatiſche Kunſt geſagt worden, nebſt alle dem, was überhaupt einem Schriftſteller von Vernunft und gutem Ton obliegt, iſt auch auf ihn anwendbar; Nur legt ihm die Form ſeines Werks weniger Zwang auf. Selbſt dieſe Form des Romans aber kann der Verfaſſer nach ſeiner Gemächlichkeit wählen. Er kann im eignen Namen ſeines Helden, alſo in der erſten Perſon, oder, als Geſchichtſchreiber, in der dritten Perſon erzählen, kann das Ganze in einen Briefwechſel einkleiden, oder abwechſelnd bald in Erzählung, bald in Briefen, bald auch in Dialogen die Geſchichte fortrücken, ja! ſogar in eingeſtreuten Gedichten ſeine Perſonen ihre Empfindungen ausdrücken laſſen.

Die in Brief-Form eingekleideten Romane ſind vorzüglich angenehm zu leſen, wenn der Verfaſſer die Kunſt verſteht, dem Style, nach der Verſchiedenheit der Perſonen, die gehörige Abwechſelung zu geben; aber eben deswegen und weil es nicht ſo leicht iſt, durch eine ſolche Sammlung von Briefen den Faden der Geſchichte ungezwungen hindurchlaufen zu laſſen, hat dieſe Gattung für einen nicht ſehr geübten Schriftſteller manche Schwierigkeit. Geſchichts-Erzählung in der erſten Perſon wird leicht eintönig und es tritt auch oft der Fall ein, daß man den Helden in Lagen ſchildert, die er ſelbſt ſchicklicher Weiſe nicht ſo treu, wie ein Andrer, beſchreiben kann. Folglich ſcheint die Art, in der dritten Perſon zu erzählen, die bequemſte, um ſo mehr, da ſie die Freyheit nicht ausſchließt, einzelne Epiſoden auf andre Art zu behandeln und auch Briefe einzuſtreuen.

Ich habe oft erklärt und größere Männer haben es vor mir geſagt, daß für junge Leute faſt jede Romanen-Lectur ſchädlich ſey. Es iſt hier nicht nur bloß von ſolchen Werken die Rede, welche die Phantaſie erhitzen, unbeſtimmte Thätigkeit erwecken, Leidenſchaften und Triebe aufregen, Geſchmack an ſeltſamen Abentheuern nähren und an Erwartung wunderbarer Entwicklung der Schickſale gewöhnen. — Und welcher Roman iſt gänzlich davon frey, dergleichen unmerklich zu befördern? — ſondern ſelbſt von den beſten Producten dieſer Art. Sie vermehren die feinere Welt- und Menſchenkenntniß, zeichnen gute, aber, des Contraſtes wegen, auch ſchlechte Charactere. Nicht zu erwähnen, daß es bedenklich iſt, ein junges Herz mit Verderbniſſen bekannt zu machen, die ihm bis jetzt fremd waren; ſo fragt ſich's: iſt überhaupt der Jugend frühzeitig eine große Summe von Welt- und Menſchenkenntniß nützlich? „Man kann" heißt es „am beſten die Klippen vermeiden, wenn man dieſe Klippen genau kennt." Es ſcheint ſo; allein wenig Menſchen ſcheitern aus eigentlicher Unwiſſenheit; in den Jahren aber, wo von Innen und Auſſen die Stürme der Leidenſchaften, Begierden, Verführungen und Reizungen toben; da helfen ſolche moraliſche See-Carten nicht. Wachſamkeit, Vermeidung der Gelegenheit und böſer Geſellſchaften, ja! oft ſelbſt die glückliche Unwiſſenheit ſind die wohlthätigſten Verwahrungsmittel. Auch die treueſten Gemälde von der Art ſehen auf dem Papiere ganz anders aus, wie die Originale in der würklichen Welt — ach! das Auge erkennt ſie nicht wieder, erinnert ſich ihrer nicht, in dem Augenblicke, wo es am nöthigſten wäre, und der weiſeſte theoretiſche Menſchenkenner wird täglich betrogen und irregeleitet, ohne Erfahrung. Iſt nun der Nutzen einer ſo frühen Bekanntſchaft von der Art mit den Verderbniſſen des Herzens und überhaupt mit der Welt und den Menſchen ungewiß; ſo iſt dagegen der Nachtheil deſto gewiſſer und auffallender. Die mehreſten unſrer jungen Leute haben durch die immer allgemeiner einreiſſende Romanen-Lectur, bevor ſie noch in die größere Welt treten, ſchon einen ſolchen Vorgenuß von allem erhalt, was ſie darinn erwarten können, daß, (gleich Dem, welcher der Vorſtellung eines Schauſpiels beywohnt, das er oft geleſen hat) nichts mehr ſie überraſcht; daß ihnen alles langweilig und alltäglich vorkommt; daß, um etwas Neues zu erleben, ihr Thätigkeits-Trieb ſie raſtlos auf Irrwegen herumtreibt; daß ſie idealiſche Menſchen aufſuchen, weil ihnen die würklichen zu gemein ſcheinen. — Und ſo ſchleppen ſie dann voll Ueberdruß eine ſehr traurige, freudenleere Exiſtenz mit ſich herum. Man wundre ſich daher nicht, wenn ich das Leſen der beſten Romane paſſender für gebildete Leute von Jahren und feſtem Character, wie für Jünglinge und Mädchen halte! So ein Blick, zurück in das unruhige Gewühl der Welt, durch welches man ſich mit Ehren hindurchgearbeitet hat, gewährt dem Manne und Greiſe eine unterhaltende und nützliche Ausſicht. Man findet da Gegenden, die man ſelbſt durchwandert iſt, Perſonen, Charactere, von alter Bekanntſchaft; Angenehme Erinnerung, ſowohl der genoſſenen Freuden, wie der überſtandenen Kümmerniſſe, erfüllt dann die Seele; Man ſieht auch die Gruben aufgedeckt, über die man unwiſſend glücklich hinweggehüpft iſt, und freuet ſich, daß man der Gefahr entronnen. Man berichtigt durch fremde Erfahrung ſeine eignen und macht ſich dadurch geſchickter, ein weiſer und vorſichtiger Lehrer und Wegweiſer ſeiner Kinder und jungen Freunde zu werden.

Alle gebildete Nationen haben unter ihren literariſchen Producten Romane aufzuweiſen gehabt. Von den Griechen ſind uns ein Paar Stücke dieſer Art hinterlaſſen worden, die noch zu Muſtern dienen können. In neuern Zeiten iſt faſt bey allen europäiſchen Völkern dieſer Zweig der ſchönen Literatur vor andern beliebt geworden. Vorzüglich aber haben die engliſchen Romane zuerſt unſerem Geſchmacke in dieſem Fache eine gute Richtung gegeben. Der große Fleiß, mit welchem **Richardſon** ſeine Charactere ausmalt, iſt von Manchen getadelt worden; allein welch' eine Wahrheit und Haltung herrſchen nicht in ſeinen Bildern; welch' ein Reichthum von Menſchenkenntniß iſt nicht aus ſeinen Werken, beſonders aus ſeiner Clariſſe zu ſchöpfen, und mit welcher meiſterhaften Kunſt führet er nicht die Geſchichte bis zur

Cataſtrophe fort! Die originelle Laune, die Lebhaftigkeit und der Witz, mit welchem **Fieldings** und **Goldſmiths** Romane geſchrieben ſind, geben dieſer Manier Reize, die man an Richardſons Werken in dem Grade nicht antrifft; überhaupt aber ſind die Engländer Meiſter in ächter Seelen-Malerey. Wir müſſen in dieſem Fache des unnachahmlichen **Yoricks Sterne** anatomiſchen Zeichnungen des menſchlichen Herzens einen hohen Platz anweiſen; Sein **Triſtram Schandy** und die empfindſamen Reiſen haben zwar ein ganzes Heer ſchlechter Nachahmer in Bewegung geſetzt, aber auch die Aufmerkſamkeit des philoſophiſchen Beobachters auf die kleinern, und doch ſo wichtigen Characterzüge, die ſich in äuſſern, unbedeutend ſcheinenden Handlungen offenbaren, geſchärft.

Frankreich iſt das Vaterland einer ungeheuren Menge höchſt wäſſrichter Romane, in welcher eine kahle Liebes-Intrigue die Grundlage ausmacht, die dann mit leeren Declamationen und Sentiments-Prunk aufgeſtutzt, nur ſolche Menſchen beſchäftigen kann, die mit Anwendung ihrer Zeit verlegen ſind. Viele dieſer Romane ſind dabey für die Jugend unendlich gefährlich. Ein abſcheuliches Buch, welches aber mit groſzer Menſchenkenntniß geſchrieben iſt und den Titel führt: les liaiſons dangereuſes, liefert ein treues Bild des ſchrecklichen Sitten-Verderbniſſes, welches, beſonders in den höhern Ständen, in Frankreich herrſchend geworden war und nun dies unglückliche Reich in den Abgrund geſtürzt hat. Allein kein Menſch, dem Tugend und Unſchuld heilig ſind, kann dies Buch ohne Abſcheu leſen und wer ſo etwas ohne Schaam hinſchreiben und der Jugend in die Hände liefern durfte, verdient den Fluch jedes rechtſchaffnen Mannes. Rouſſeaus Meiſterwerk: Julie, ou la nouvelle Héloiſe, obgleich voll Gefühl für Tugend und Seelen-Adel, iſt doch, des Verfaſſers eignem Geſtändniſſe nach, für Jünglinge und Mädchen von reizbarer Phantaſie und warmem Herzen, höchſt gefährlich, zu leſen. Le Sage comiſche Romane können zum Muſter in dieſer Gattung Schriftſtellerey dienen und es iſt nicht möglich, mit mehr Scharfſinn und Laune, wie er, beſonders in ſeinem Gil Blas de Santillana, nützliche

Wahrheiten und intereſſante Schilderungen in das angenehme Gewand einer leichtfertigen Poſſe zu hüllen. Voll Muthwillen, aber auch voll Witz ſind **Crebillons** Romane. Wer boshafte Perſifflage liebt, dem leiſten **Voltairs** Schriften in dieſem Fache ein Gnüge.

In keinem Lande in der Welt aber iſt wohl eine größere und in ſo mannigfaltiger Manier geſchriebne Anzahl von Romanen erſchienen, wie ſeit zwanzig Jahren in unſerm teutſchen Vaterlande. Daß der größte Theil derſelben von der elendeſten Art iſt, verſteht ſich wohl von ſelber. Weil indeſſen das Bedürfniß des Leſens neuer Schriften auch bey uns ein Zweig des immer ſteigenden Luxus geworden iſt: ſo beſchäftigt dieſe Art Schriftſtellerey noch immer eine Menge Federn müßiger, zu ſonſt nichts tauglicher Leute, die, unbekannt mit Welt und Menſchen, entweder verzeichnete Carricaturen für Original-Gemälde verkaufen und Sitten ſchildern, die ihnen fremd ſind, oder uns in die Cirkel der niedrigen Volks-Claſſen und ungebildeter Studenten einführen.

Allein mitten unter dieſem Haufen ſchlechter Producte beſitzen wir auch eine beträchtliche Anzahl guter Romane, ernſthafter, comiſcher und gemiſchter Art, in allerley Form, wovon jeder denn aber wieder Gelegenheit zu neuem Nachahmer-Unfuge gegeben hat. **Wielands Agathon**. das Werk des tiefblickendſten Philoſophen, erfahrenſten Weltmanns und ſeelenvollſten Dichters, wäre allein hinreichend, in dieſem Fache bey der Nachwelt die Ehre unſrer Literatur zu retten. **Göthens Leiden des jungen Werthers** — dies Meiſterwerk in ſeiner Art, hat uns eine Ueberſchwemmung von Liebes-Geſchichten voll Sturm und Drang zugezogen und eine Zeitlang eine Sprache und Terminologie unter unſern jungen Leuten herrſchend gemacht, wovor jeden Mann von geſunder Vernunft eckeln muſſte. Dieſe Thorheit wurde durch die mondſüchtige Periode der Winſeley und Empfindeley verdrängt, von deren Einführung dem **Herrn Miller**, durch ſeine **Siegwarte** und **Burgheime**, die Ehre gebührt. Bald nachher riß auch die Wuth des Ritterweſens und der Durſt nach Geiſter- und Hexen-Märchen unter den teutſchen Romanen-Schreibern

bern und Leſern ein und dieſe noch fortdauernde Krankheit fällt leider! nur ſelten in die Hände eines Mannes, wie **Wächter** iſt, deſſen **Sagen der Vorzeit**, die er unter dem Namen **Veit Weber** herausgegeben hat, mit jedem Theile intereſſanter geworden ſind. Mit comiſchen Romanen von vorzüglichem Werthe hat uns der **braune Mann (Müller in Itzehoe)** beſchenkt. — Kurz! (Denn es würde die Grenzen dieſes Werks überſchreiten, auch nur die beſſern Schriftſteller in jedem Fache namhaft zu machen) wir ſind an guten Romanen aller Gattung reicher, wie an andern Producten der ſchönen Literatur.

Seit kurzer Zeit fängt man an, Geſchichten in dramatiſcher Form zu ſchreiben, wozu vielleicht **Meißners Skizzen** und ſein **Alcibiades**, in welchen doch aber nur einzelne Scenen dialogirt ſind, Gelegenheit gegeben haben. Ich kann nicht ſagen, daß dieſe Art von Behandlung Reiz für mich hat; am wenigſten, dünkt mich, verträgt es ſich mit der Würde der Geſchichte, würkliche Begebenheiten auf dieſe Weiſe, mit Erdichtung vermiſcht, in Romane zu verwandeln.

deln, beſonders wenn dann, wie es oft der Fall iſt, nicht die gehörige Ueberlegung angewendet wird, um die eingeführten Perſonen eine Sprache reden zu laſſen, die dem Zeitalter, darinn ſie gelebt haben, angemeſſen iſt.

Der ergiebigſte Zweig der heutigen Mode-Lectur ſind die **Journale, Magazine, Muſeen, Monatsſchriften** u. ſ. f. Wenn dieſe von der einen Seite die leidige Polyhiſtorey befördern und, durch die Mannigfaltigkeit der darinn zum Theil ſehr flüchtig behandelten Gegenſtände, die Leſer verleiten, ſich mit den daraus geſchöpften oberflächlichen Kenntniſſen zu begnügen; ſo ſtiften ſie doch von der andern Seite auch vielfachen Nutzen. Es werden dadurch nützliche Wahrheiten auf leichte Weiſe in allgemeinen Curs gebracht. In manchen kleinen Aufſätzen, die man auſſerdem nicht würde haben drucken laſſen, werden wichtige Gegenſtände, in gedrängter Kürze, mit ächtem Scharfſinne behandelt, aus einem neuen Geſichtspuncte dargeſtellt; und da bey vielen dieſer periodiſchen Schriften nur auf eine beſtimmte Claſſe von Leſern Rückſicht genommen iſt; ſo beeifern ſich die Schriftſteller, ihren Vortrag für gewiſſe Stände, Alter und Geſchlechte auf eine Art paſſend einzurichten, die man von größern Werken, welche dem ganzen gelehrten Publico gewidmet ſind, nicht erwarten kann.

X.

Von hiſtoriſchen, geographiſchen, ſtatiſtiſchen Schriften, Zeitungen ꝛc.

Was kann dem Menſchen intereſſanter ſeyn, wie die Geſchichte deſſen, was in vorigen Zeiten andre Generationen von Menſchen in der Welt getrieben haben und die Beſchreibung der vielfachen Veränderungen, die mit und auf der Erde ſeit Jahrtauſenden vorgegangen ſind? Die Urkunden aller Völker reichen nur bis zu einem gewiſſen Zeitpuncte hinan, wenn wir die Annalen der **Juden** ausnehmen. An dieſe knüpfen ſich dann die Geſchichtbücher der **Griechen** und **Römer**, von welchen ein reicher Schatz auf uns gekommen iſt, der vielleicht noch einſt vermehrt werden wird, wenn je einmal in Conſtantinopel aufgeräumt werden und in Italien nicht mehr verkehrte Regierungs-Grundſätze den Nachforſchungen der unterirdiſchen Monumente der Vorzeit Hinderniſſe in den Weg legen ſollten.

Bey allen europäiſchen Nationen, bey welchen die Cultur zu einer gewiſſen Höhe geſtiegen, iſt das Studium der Hiſtorie ein vorzüglicher Gegenſtand der gelehrten Würkſamkeit geweſen. Die beynahe allgemein übliche Form, die Schickſale der Völker im Ganzen, welche dabey das Haupt-Augenmerk ſeyn ſollten, den Lebensbeſchreibungen ihrer Regenten gleichſam nur einzuſchalten, hat von je her dem philoſophiſchen Geiſte der Geſchichte Feſſeln angelegt; doch haben groſe Männer unter den **Engländern, Franzoſen, Spaniern** und andern Nationen dieſe Schwierigkeit glücklich überwunden. In keinem Jahrhunderte aber ſind ſo herrliche Fortſchritte in dieſer Wiſſenſchaft gemacht worden, wie in dem unſrigen. Hierzu reichen jetzt die Regierungen beynahe aller Länder die Hände und die groſſen Reiſen, welche auf öffentliche Koſten, auf dem ganzen Erdboden umher, angeſtellt werden, um die Länder- und Völker-Kunde zu vermehren, beginnen, an der Hand der ſich in gleichem Verhältniſſe vermehrenden Natur-Kenntniß, ein Capitel nach dem andern aus der alten Fabel in ächte Wahrheit umzuſchaffen, Annalen und Ueberlieferungen zu be-

richti

richtigen und das Feld zu ebnen, auf welchem wir für die Nachwelt fortarbeiten können.

Auch bey uns Teutschen hat dieß Feld der **Geſchichte, Erdbeſchreibung und Statiſtik** ſeit einem Viertel Jahrhunderte eine reiche Erndte getragen. Die teutſche Geſchichte der mittlern Zeiten müſſen wir größtentheils aus alten Chroniken zuſammenſuchen, die indeſſen ſehr nützliche Dienſte leiſten und oft helle Blicke veranlaſſen, die den Geiſt des Zeitalters enthüllen. Die Bemühungen unſrer neuern Geſchichtſchreiber werden durch Regierungen, die nach aufgeklärten Grundſätzen handeln, unterſtützt; Man betrachtet nicht mehr die Archive wie eine Niederlage von Geheimniſſen; Man geſtattet dem Schriftſteller ein beſcheidnes, aber freyes Urtheil über öffentliche Schritte und Anſtalten, welche Einfluß auf die Bildung des Volks haben können, und bahnt dadurch Männern, auf welchen ein Geiſt, wie auf **Schlözer, Achenwall, Spittler, Büſching,** (dem Caſtelan von Europa) **Schiller, Schmidt, Togze, Normann, Krauſe, Herzberg, Archenholz,** dem **Schweitzer Müller,**

Schulz von Aſcherade und Andern ruht, den Weg, nicht nur in den ältern Urkunden aufzuräumen, ſondern auch mit Freymüthigkeit die Geſchichte ihres Zeitalters für die Nachkommen ſchon in die Hände der jetzigen Generation zu legen. Einige von ihnen thun dies in einer muſterhaften Schreibart, und **Schulz von Aſcherade** ſogar in einem ſolchen **lateiniſchen** Style, der dem goldnen Zeitalter der römiſchen Literatur Ehre machen würde.

Man faſſt alle Regeln für den Geſchichtſchreiber zuſammen, wenn man ſagt, daß er mit **Würde** und **Wahrhaftigkeit** ſchreiben müſſe. Ein blumenreicher, poetiſcher, ein preziöſer und ein declamatoriſcher Styl ſind eben ſo widrig, wie ein ſchleppender, wäßrichter Vortrag. Je mehr er die Kunſt verſteht, die Thatſachen ſelbſt reden zu laſſen, wenig eignes Raiſonnement einzuflicken, aber auf die Darſtellung dieſer Thatſachen die ganze Kraft des Eindrucks zu bauen, den die Geſchichte auf den Verſtand und das Herz der Leſer machen muß, deſto würdiger iſt ſein Styl. Anders aber ſchreibt der Biograph und anders der pragmatiſche Geſchichtſchreiber, anders Der, welcher die großen politiſchen Weltbegebenheiten darſtellt, anders Der, welcher einen einzelnen Zweig dieſer Wiſſenſchaft, Kirchen-Geſchichte, Gelehrten-Geſchichte u. ſ. f. bearbeitet. Wahrhaftig ſoll der Geſchichtsſchreiber ſeyn, das heiſſt: er ſoll nichts für gewiß ausgeben, als das, wovon er feſt überzeugt ſeyn kann, daß es würklich ſo und nicht anders geſchehen ſey; er ſoll ſeine Muthmaßungen über Urſachen und Bewegungsgründe, wodurch die Thatſachen herbeygeführt worden, nicht mit den offen liegenden Veranlaſſungen dazu vermiſchen; Er ſoll Märchen und Volksſagen für nichts mehr verkaufen, als was ſie ſind; Es kömmt ihm nicht zu, eine Parthey zu ergreifen, und das Herz ſeiner Leſer auf Unkoſten der kalten, richterlichen Vernunft, zu beſtechen. Leiden ſeine bürgerlichen Verhältniſſe nicht, daß er freymüthig rede; ſo ſoll er ganz ſchweigen. Verachtung verdient der feile Lobredner, ſey er nun Schmeichler der Fürſten oder des Volks, der, unter dem ehrwürdigen Namen des Geſchichtſchreibers, die Wahrheit beſchtracht, Facta verdreht, verſtümmelt, verſchweigt und dadurch die Nachwelt täuſcht. — Doch das iſt in unſern Tagen nicht mehr zu befürchten; die Zeit entwickelt alles und die folgende Generation weiß unter den Schriftſtellern ihrer Vorfahren Diejenigen, welche ſich ein Recht auf Dank, Zutraun und Ruhm erworben haben, von denen zu unterſcheiden, welche Vergeſſenheit und Schmach verdienen.

Dies gilt denn auch überhaupt von allen **ſtatiſtiſchen und politiſchen Schriftſtellern.** In den jetzigen merkwürdigen Zeiten glaubt Jeder ſich berufen, über die groſſen, wichtigen Staats-Begebenheiten und Verfaſſungen ſeine unmaßgebliche und maßgebliche Meinung zu ſagen. Leute, die über dieſe Gegenſtände nie reiflich nachgedacht und nie Gelegenheit gehabt haben, ſich den Schwellen der Cabinette zu nähern, ja! die Welt und Menſchen überhaupt nur aus Büchern kennen, geben den Völkern und Regierungen Rath und Vorſchrift — Nun! das mögte hingehn; Jedermann muß ja die Freyheit haben, ſeine Meinung zu ſagen; aber wenn dergleichen ſchlechte Schriftſteller, gegen eigne Ueberzeugung, um die Gunſt einer mächtigen Parthey, unwürdige Beförderung im bürgerlichen Leben, oder ein kleines Jahrgeld zum Sündenlohne zu erſchleichen, die geſunde Vernunft mit Füßen treten, Vorurtheilen und widernatürlichen Forderungen das Wort reden und dadurch, wenigſtens nach ihren ſchwachen Kräften, das Ihrige beytragen, ſchreckliche bürgerliche Unordnungen zu vermehren, Menſchen, die ſchon gereizt ſind, immer mehr zu erbittern und das fürchterliche Mistrauen zwiſchen Regenten und Völkern zu nähren; ſo iſt für ſolche Verworfne die Verachtung eine zu gelinde Strafe. Uebrigens pflegen weiſe Regierungen, wenigſtens in ruhigen Zeiten, es gern zu ſehn, daß über politiſche Gegenſtände, jedoch in einem beſcheidnen Tone, geſchrieben werde; und das mit Recht. Ueber alles, was bürgerliche Glückſeligkeit betrifft, kann man nie genug raiſonniren hören; keine Staats-Verfaſſung iſt ohne Mängel, und durch das Organ der Schriftſteller gelangt zuweilen auf die leichteſte Art, grade wenn es noch Zeit iſt, die Stimme des Volks zu den Ohren der Fürſten; es müſſte denn ſeyn, daß Dieſe von verrätheriſchen Leuten umgeben wären, die dergleichen Bücher den Augen ihrer Herrn vorſetzlich entzögen, oder ihnen nur ſolche

Werke in die Hände ſpielten, die ihre Abſichten beförderten. — Und nun noch einmal! Wer über Rechte und Pflichten der Bürger im Staate redet, der heuchle nicht! Darf, oder will er nicht laut und freymüthig ſagen, was er darüber denkt; ſo ſchweige er gänzlich; das iſt der Klugheit und Rechtſchaffenheit gemäß!

Von **Zeitungsſchreibern** kann man gerechter Weiſe nichts weiter fordern, als daß ſie, ohne ihre Erzählungen mit eignen Bemerkungen zu commentiren und ohne Parthey zu ergreifen, in einer reinen und ungeſchmückten Schreibart, alle diejenigen merkwürdigen Begebenheiten treulich, unverſtümmelt mittheilen, welche durch Privat-Briefwechſel, oder durch andre öffentliche Blätter, oder durch glaubwürdige Gerüchte zu ihrer Wiſſenſchaft kommen — wenn ſie anders dürfen. Da, wo man das aber nicht darf, ſollte auch billig keine Zeitung geſchrieben werden, oder wenigſtens Der, welchem es darum zu thun iſt, zu erfahren, wie es in der Welt hergeht, ſollte dergleichen Zeitungen nicht leſen. Blätter, worinn alles einſeitig dargeſtellt iſt; wo, wenn Schlachten geliefert werden; der

Feind

Feind immer mit großem Verluſte davongelaufen, indeß bey dem begünſtigten Heere nur Eine Kugel durch den Hut eines Pfeifers geflogen iſt; Blätter, die zur Hälfte mit Beſchreibungen der fürſtlichen Geburtstags-Feſte, Beförderungen und huldreichen Geſchenke, zur andern Hälfte mit Empfehlungen ſchädlicher Quackſalbereyen und erkauften Lobes-Erhebungen ſchlechter Bücher angefüllt ſind, verdienen nicht, geleſen zu werden. Uebrigens darf man von einem Zeitungsſchreiber nicht fordern, daß er lauter zuverläßige Berichte, ſichre Materialien zur Geſchichte liefre. Er giebt die Nachrichten ſo, wie er ſie bekommen hat; Um ſie früh genug mitzutheilen, kann er ſich nicht immer die Zeit nehmen, ſie zu prüfen, oder die Beſtättigung zu erwarten und ſeine Correſpondenten, ſelbſt wenn ſie an Ort und Stelle ſind, ſehen nicht immer klar und unbefangen.

Zum Schluſſe nur noch die einzige Bemerkung! Zeitungen ſollten, als Volks-Schriften, wenigſtens rein und correct geſchrieben ſeyn und nicht eine ſolche Sammlung von Sprachfehlern enthalten, wie die mehrſten Blätter dieſer Art, welche im ſüdlichen Teutſchlande herauskommen.

XI.

Etwas von ſcientifiſchen Werken, Lehrbüchern, Volks-Schriften ꝛc.

Wer über ein einzelnes **wiſſenſchaftliches** Fach ſchreibt, der wähle eines, dem er gewachſen iſt; und wenn er nicht mehr zu ſagen weiß, als was ſchon hundertmal iſt gedruckt worden, oder es nicht beſſer und deutlicher zu ſagen weiß; ſo vermehre er nicht den großen Haufen der Maculatur! Für die nächſten hundert Jahre ſind die Gewürzkrämer noch reichlich verſehn.

Der gelehrte Schriftſteller gebe nicht das Theoretiſche, Speculative, Vermuthliche, Ungewiſſe, für erprobte und geprüfte Wahrheit; Der **Naturforſcher** mache nicht eher ſeine Verſuche als Erfahrungen bekannt, bis er ſicher iſt, daß keine Art von Täuſchung ihn geblendet habe!

Syſtemgeiſt iſt die ärgſte Art von Verblendung; wem es um Wahrheit zu thun iſt, der ſuche ſie, ſo viel möglich, mit ungefeſſeltem Geiſte und unbefangenem Herzen!

Dem **Philoſophen** muß man erlauben, mit ſeinen Nachforſchungen eine dunkle Bahn zu betreten, ohne die Leuchte der Offenbahrung mit ſich zu nehmen. Ihm kömmt es darauf an, zu zeigen, wie weit die menſchliche Vernunft ohne höhern Wegweiſer kommen kann. Er iſt darum noch weder Leugner, noch Spötter, noch Zweifler. Im Gegentheil! Der ſehnt ſich gewiß am eifrigſten nach dem Lichte der Offenbahrung, der nichts unverſucht gelaſſen, ohne dieſelbe Befriedigung zu finden, aber ſie nicht gefunden hat und es giebt keine gründlichere Widerlegung der Zweifel gegen die reine Religion, wie die Aufforderung, ein beſſeres, glaubwürdigeres und beruhigerendes Syſtem zu erfinden.

Gelehrte **theologiſche** und beſonders ſolche Schriften, welche **Glaubenslehren** irgend einer Kirche **beſtreiten**, ſollten, ſo wie alle **mediciniſche Werke**, lateiniſch geſchrieben werden. Das heiſſt nicht, den Weg zur Wahrheit verſperren, wenn man Dem, welcher ſich unterrichten will, in die Nothwendigkeit ſetzt, ſich Vorkenntniſſe zu erwerben, die Sprache der Gelehrten zu lernen; und es taugt nicht für den unwiſſenden Layen, im dogmatiſchen, wie im mediciniſchen Fache, wenn man ihn verleitet, allerley unnütze Verſuche mit neuen Arzeneyen an ſeiner Seele oder an ſeinem Leibe zu machen.

Wer uns ein neues philoſophiſches Syſtem darlegt, der macht ſich ſehr verdächtig, wenn er dies Syſtem in eine dunkle Sprache, in eine ungewöhnliche Terminologie einhüllt. Dies ſcheucht den gelehrten, geübten Denker davon zurück, bey der Ungewißheit, ob er, nachdem er noch einmal ein A. B. C. gelernt, auch würklich neue Sachkenntniſſe zu erwarten habe; und ſo zieht dann mehrentheils der neue Sectenſtifter nur ſolche Schüler an ſich, die ſich entweder leicht mit Worten bezahlen laſſen, oder die alles Neue lieben und alles Dunkle für erhaben halten.

Der Schriftſteller, welcher Gegenſtände der *Moral* behandelt, muß ſich hüten in einen trocknen und langweiligen Vortrag zu verfallen.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-51468-9
KNIGGE,A.F.F.L.VON FN. 0371/010

Nicht jeder ſittliche Gegenſtand läſſt ſich leicht und ſcherzhaft einkleiden; aber der ernſte Ton verträgt ſich ſehr wohl mit Lebhaftigkeit und Wärme.

In **Erbauungsſchriften** herrſche eine edle, einfältige Herzens-Sprache! Nur das kann zu dem Herzen gehn, was wahrhaft aus dem Herzen kömmt. Blumen der Beredſamkeit, Witz und wäßrichte Declamation ſind da gleich übel angebracht.

Zur Ehre der Literatur unſrer Zeiten fängt ein Zweig derſelben welcher noch vor Kurzem in voller Blüte ſtand, nach und nach an, zu welken; ich meine die **myſtiſche Literatur**. Mehrere Jahre hindurch hat man das teutſche Publicum mit Freymaurer-Büchern von gewiſſer Gattung, mit Roſenkreuzer- und andern Schriften dieſer Art überſchwemmt. Die größte Anzahl der Menſchenkinder auf dieſer Erde ſind und bleiben denn doch immer ſogenannte Profane, die das Unglück haben, dergleichen Quinteſſenzen der höhern Erkenntniß für eitel Thorheit und Unſinn, oder für leere, zeitverderbliche Poſſen, oft auch wohl noch für etwas Aergers zu halten. Dieſe denken dann, es ſey genug, wenn man conniuendo ernſthaften Leuten erlaube, heimlich für ſich Kindereyen zu treiben, aber höchſt unbeſcheiden, dieſe Duldung zu misbrauchen, um leere Träumereyen in die Welt hinein zu ſchreyn, beſonders wenn vielleicht gar in dem eckelhaften Jargon der Myſtic ein gefährlicher Sinn verborgen ſeyn könnte. Ueberhaupt ſoll man, meine ich, nicht dasjenige laut ausrufen, was nur wenig Menſchen intereſſiren kann, und deswegen kömmt mir es auch wiederſinnig vor, nach dem Beyſpiele gewiſſer Schriftſteller, **Manuſcripte für Freunde drucken zu laſſen.** Was man drucken läßt, hört auf Manuſcript zu ſeyn, und was man ſeinen Freunden zugedacht hat, kann man ihnen füglich ohne Aufſehn zuſchicken.

Lehrbücher für Kinder und Jünglinge müſſen ſich durch einen deutlichen, lichtvollen Vortrag, durch Ordnung und ſyſtematiſche, gründliche Entwickelung der Begriffe, vom Einfachen bis zum Zuſammengeſetzten hinauf, empfehlen.

Um dieſen Theil der Literatur und um **Erziehungs Schriften** haben ſich in den letzt verfloßnen Jahren einige edle Männer ſehr verdient gemacht, obgleich auch ein Ballaſt von pädagogiſchen Schriften erſchienen iſt, über deren Werth, ſo wie überhaupt über die Methode mancher neuern Erzieher, ich zuweilen gewagt habe, meine ketzeriſchen Zweifel zu äuſſern. Meinem Gefühle nach hat keiner unſrer Schriftſteller in ſo hohem Grade, wie Campe, die Gabe, in Lehr- und Leſe-Büchern für die Jugend den rechten Ton zu treffen, Würde mit Lebhaftigkeit und Einfalt, Unterricht mit angenehmer Unterhaltung zu verbinden und ſich zu den Kindern herabzuſtimmen, ohne kindiſch zu werden.

Auch **den ſo genannten niedern Volks-Claſſen** beeifern ſich die Gelehrten unſers Zeitalters in Schriften nützlich zu werden. Die väterliche Sorgfalt mancher weiſen Regierungen unterſtützt ſie in dieſem Vorhaben; Cathechismen, Andachtsbücher, Calender, Werke über alle Theile des Landbaues, der Haushaltung; Anweiſung für Handwerker und Künſtler, Vorſchriften zu Bildung des gemeinen Brief Styls, Beſchreibungen fremder Länder und dergleichen erſcheinen jetzt, in welchen man Aberglauben und verjährte Vorurtheile zu unterdrücken und in einer faßlichen Schreibart den ehemals ſo vernachläſſigten Bürgern und Bauern ſolche Kenntniſſe beyzubringen ſucht, die ihm in ſeinen häuslichen Geſchäften, zu Erhaltung ſeiner Geſundheit, ſeines frohen Muths und zu Beruhigung ſeines Herzens dienlich ſeyn können. Es iſt nicht ſo leicht, wie man wohl glaubt, hierinn den rechten Ton zu treffen und in Beförderung der ſo geprieſenen und ſo geläſterten Aufklärung nicht weiter zu gehn, wie weiſe Beurtheilung der Bedürfniſſe, der Empfänglichkeit und der Folgen es erheiſcht. Viel Schriftſteller ſetzen dieſe Rückſichten aus den Augen; und da auch die Wuth des Bücherleſens aller Art unter allen Ständen täglich zunimt; ſo geht wohl in der That die Volks-Aufklärung einen ſchnellern Gang, als man wünſchen mögte.

XII.

Ueber Critic, Streitſchriften, Satyre ꝛc.

Die ächte Critic iſt eine große Wohlthäterinn der Literatur; Sie beurtheilt mit nüchterner Vernunft und Unpartheylichkeit die Werke der Schriftſteller, mit Rückſicht auf Natur, Schönheit, Wahrheit und die darnach beſtimmten Regeln der Kunſt; vergleicht ſie mit den Meiſterſtücken, die den Beyfall aller verfloſſenen Zeitalter gewonnen haben; läſſt ſich nicht hinreiſſen von einzelnen blendenden Schönheiten, ſondern hat ſtets den Zweck und die Würkung des Ganzen in allen ſeinen Theilen vor Augen. Sie wiederſetzt ſich einem einreiſſenden üppigen, oder verderbten, falſchen Geſchmacke, gefährlichen Täuſchungen, Vorurtheilen und Irrthümern; zeigt, durch Zergliedrung der beſſern Werke, jungen Schriftſtellern den Weg, welchen ſie gehn müſſen, wenn ihre Arbeiten dauernden Werth haben ſollen und lehrt die Leſer, ſich

Rechenſchaft geben von den Eindrücken, die ein Buch auf ſie macht. Sie läßt ſich nicht irre machen durch Authoritäten, Vorliebe, Mode, vorübergehenden Enthuſiasmus, Schwärmerey und Anſehn groſer Namen. Je berühmter, je gröſſer der Mann; deſto mehr fordert, deſto ſtrenger iſt ſie in ihrem Urtheile. Es iſt ja auch mit der Wahrheit und Weisheit, wie mit dem Gelde; Die erſten zehntauſend Thaler ſind ſchwer zu erwerben; nachher wächſt das Capital, wie ein Schneeball. Eine Kenntniß reicht der andern die Hand, wie ein Handlungs-Geſchäft das andre erleichtert. Deswegen iſt es keinem Schriftſteller zu verzeyhn, wenn ſeine andern Werke leerer und kraftloſer, wie die ältern ausfallen, wenn ſeine Schreibart ſchleppender, langweiliger und unbeſtimmter wird. Daß ſeine Phantaſie reicher, ſein Witz lebhafter werde, iſt nicht zu verlangen, wohl aber, daß er dies ſelbſt einſehe und nicht, bey Abnahme dieſer Jugendkräfte, unter dem Schutze ſeines alten Ruhms, Producte in die Welt ſchicke, welche nur die niedrige Gefälligkeit ſolcher Recenſenten loben kann, die kein Gefühl von der Würde ihres Berufs haben.

Der Mann von wahren Verdienſten nimt gern gründliche und beſcheidne Zurechtweiſung an; der Stümper findet immer, daß ihm Unrecht geſchieht, und klagt ohne Unterlaß über Verſchwörung der Recenſenten gegen ihn.

Eine freye, ernſthafte, von allen perſönlichen Angriffen entfernte Beurtheilung eines Buchs, darf den Verfaſſer nicht beleidigen; Man kann ein ſehr redlicher, auch ein verſtändiger und geſchickter Mann ſeyn, und doch wohl einmal etwas drucken laſſen, das keinen literariſchen Werth hat.

So groß der Nutzen iſt, den die ächte Critic ſtiftet; ſo wenig ſchadet den wahrhaftig guten Werken der ungeſchickte, partheyiſche, oder hämiſche Tadel von einzelnen Recenſenten. Er kann eine Zeitlang den Debit eines Buchs hie und da hemmen; aber noch nie iſt ein vortrefliches Werk durch die Cabale der Kunſtrichter zu einem Ladenhüter geworden, ſo wie auch noch nie die Poſaune feiler Recenſenten einer Schüler-Arbeit die Unſterblichkeit erblaſen hat. Vernünftige Leute werden nur durch Gründe be-

beſtimmt, vergleichen die Beurtheilung mit dem Beurtheilten, und die Stimme der Wahrheit dringt doch durch, trotz aller Cabale.

Am beſten wäre es wohl, wenn die Recenſenten mit der Anzeige ganz ſchlechter Schriften nicht ihre Zeit verſchwendeten, ſondern nur an Werken von Bedeutung die Mängel und Schönheiten zeigten. Jene Sudeleyen gehen doch bald den Weg der Maculatur; Sie verdienen nicht, zergliedert zu werden; geſchicht das aber nicht; ſo klagt der Scribler immer über Machtſprüche.

Was man auch gegen die Anonymität der Recenſenten ſagen mag; ſo hat ſie doch ihren großen Nutzen. Sie beugt der Entſtehung perſönlicher Feindſchaften vor; der Recenſent, welcher im bürgerlichen Leben vielleicht tief unter dem Schriftſteller ſteht, kann, ohne Rache zu fürchten, ſeinen Obern in einem Fache zurechtweiſen, in welchem er, mehr wie Dieſer, zu Hauſe iſt; und da es hier gar nicht auf willkührliche Entſcheidung, ſondern auf Gründe ankömmt; ſo hindert die Anonymität, daß ein

großer

groſser Name der Recenſion unverdientes Gewicht gebe, oder ein unberühmter den Glauben an die Richtigkeit des Urtheils ſchwäche.

Man kann aber ſehr richtig über etwas urtheilen, ohne darum im Stande zu ſeyn, es beſſer zu machen; Mancher iſt auch gegen die Fehler ſeiner eignen Kinder blind, der darum doch den Werth und Unwerth fremder Geburthen ſehr wohl zu würdigen verſteht. Beſſer wäre es indeſſen freylich, wenn ein Mann, wie Boileau, der ſich bey jeder Gelegenheit über die Verſe, welche Quinaut, Chapelain, la Serre und Andre ſchrieben, luſtig machte, ſelbſt nicht viel ſolcher Zeilen drucken lieſſe, wie zum Beyſpiele die folgenden, am Ende ſeiner dritten Satyre ſind:

> Qu'à Paris le gibier manque tous les hivers
> Et qu'à peine au mois d'Août l'on mange des pois vers.

So wenig der Kunſtrichter berühmten Männern Beyfall opfern ſoll, da, wo ſie es nicht verdienen; eben ſo wenig erfüllt er ſeine

Pflicht, wenn er junge Schriftſteller, die Genie und Talent verrathen, aber noch mannigfaltig in der Bearbeitung fehlen, durch übertriebnes frühzeitiges Lob verleitet, eine zu hohe Meinung von ſich zu faſſen. Selbſt in Privat-Briefen, die ein Mann, deſſen Wort Gewicht haben kann, jungen Schriftſtellern, welche ihm ihre Arbeiten überſchickt haben, ſchreibt, iſt es der Klugheit und Wahrhaftigkeit gemäß, ſparſam mit den Superlativen in den Lobeserhebungen zu ſeyn. Von einer andern Seite aber iſt es auch ſehr ungerecht und undankbar, Männer, die eine neue Bahn brechen, ein bis jetzt noch wenig urbar gemachtes Feld der Literatur bearbeiten, oder ſich durch Eifer für Wiſſenſchaft, Wahrheit und Tugend um ihre Mitbürger verdient machen, kleiner, unbedeutender Fehler wegen, zu becritteln und zu necken.

Ein unſterbliches Verdienſt um die teutſche Literatur und Critic hat ſich, eine lange Reyhe von Jahren hindurch, mit unermüdetem Eifer und unbeſtechbarer Wahrheitsliebe, **Nicolai** erworben, und gewiß haben wir beſonders der, unter ſeiner Leitung geſchriebnen, **allgemeinen** teutſchen Bibliothek einen groſſen Theil der Fortſchritte zu danken, welche ächte Aufklärung, gründliche Gelehrſamkeit und guter Geſchmack bey uns gemacht haben. Wenn dennoch auch dies Werk nicht von allen Unvollkommenheiten frey iſt; wenn ungeachtet aller ſeiner Bemühungen, in jedem Fache die Recenſionen nur ſolchen Männern anzuvertrauen, von deren Fähigkeit und Unpartheylichkeit er gewiß zu ſeyn glaubt; wenn deſſen ungeachtet, in einem Zeitraume von acht und zwanzig Jahren, ſich hie und da wohl einmal ein caſus pro amico, ein wenig perſönliche Feindſchaft, oder Partheygeiſt, mit eingemiſcht hat; ſo unterſcheidet ſich doch dies critiſche Werk, von Seiten der Gerechtigkeit und Gründlichkeit, ſehr vortheilhaft von andern dieſer Art. Denn wie es leider! mit den mehrſten gelehrten Zeitungen und Recenſions-Fabriken ausſieht, iſt bekannt genug. Unwiſſende Schwätzer und unbärtige Jünglinge ſprechen da, in dem entſcheidendſten Tone, End-Urtheile über die wichtigſten Werke, die ſie kaum flüchtig durchgeblättert haben. Die Herrn Unternehmer mancher ſolcher Anſtalt nehmen, um ihre Blätter anzufüllen, jede Recenſion ungeprüft an, in ſo fern nur ihre Privat-Meinungen darinn nicht angegriffen ſind; denn faſt jede dergleichen gelehrte Zeitung hält eine gewiſſe Parthey und man kann immer, ohne ein Buch geleſen zu haben, vorherſagen, ſobald man nur den Haupt-Gegenſtand deſſelben oder den Namen des Verfaſſers weiß, in welcher critiſchen Zeitſchrift das Buch wird gelobt, und in welcher getadelt werden. Ihre eignen unbedeutenden Schriften laſſen die Herrn Recenſenten durch ihre Freunde lobpreiſen; ja! es giebt ſogar mehr wie Eine ſolche Recenſions-Fabric, in welcher man von ganz unbekannten Leuten Beurtheilungen annimt und abdrucken läßt, wo alſo jeder Schriftſteller für ſein baares Geld ſich ſelber recenſiren, ausposaunen und Leute, denen er feind iſt, ſchmähen kann. An Verdrehung und Verſtümmelung angeführter, aus dem Zuſammenhange geriſſener Stellen, an groben, ungeſitteten Ausdrücken und an Einmiſchung hämiſcher, perſönlicher Angriffe pflegt man es auch nicht fehlen zu laſſen. Es hat kürzlich ein edler Wahrheits-Freund, der Doctor Meyer in Kiel, einen Recenſenten dieſer Art in einer eignen Schrift derbe zurechtgewieſen; allein dieſe Gattung Menſchen hat alle Schaam verlohren; Sie richtet indeſſen weiter keinen Schaden an, als daß doch ein Theil der Verachtung, welche auf ſie fällt, mit auf die Critic überhaupt ausgedehnt, und daß unſer Publicum immer mistrauiſcher gegen alle Recenſionen wird.

In Streitſchriften, welche unter Gelehrten gewechſelt werden, ſollte, wenn es beyden Theilen würklich nur um Erforſchung der Wahrheit zu thun wäre, eigentlich kein andrer, wie ein feiner, geſitteter Ton herrſchen; Indeſſen miſchen ſich nicht ſelten allerley Leidenſchaften ein, und geben zu ſehr ärgerlichen, tragiſch-comiſchen Scenen Anlaß, welche ſich gewöhnlich mit wenig Ehre für beyde Partheyen endigen. Man kann aber auch den gutmüthigſten Mann dazu verführen, daß er ſich vergiſſt, und, wenn er nun einmal ſo geſinnt iſt, daß er die Sachen gern bey dem rechten Namen nennt:

> qu'il nome un chat un chat et Rolet
> un fripon,

auch wohl einmal um ſich ſchlägt, oder einen derben Trumpf aufſetzt. Was ſoll man mit einem Böſewichte anfangen, der eine öffentliche Beleidigung, Verleumdung, Beſchimpfung von uns drucken läſſt? Die Geiſſel der Satyre fühlt er kaum; ein Injurien-Proceß wird oft durch Partheylichkeit, Cabale und Chicane in die Länge gezogen, koſtet mehr Geld, wie der ganze Verleumder werth iſt und wird am Ende doch wohl ſo gedreht, daß man keine Genugthuung erhält; Dennoch iſt es, ich geſtehe es, unanſtändig, ſich durch Schimpfworte zu rächen; Ich kann es nicht rechtfertigen; aber in einzelnen Fällen iſt es doch wohl zu entſchuldigen und zu verzeyhn. Uebrigens ſind Verachtung und Stillſchweigen eigentlich die beſten Waffen gegen ſolche Menſchen.

Die **Satyre** hat von je her Nutzen geſtiftet und viel weniger Unheil angerichtet, wie Leute, die kein gutes Gewiſſen haben, gewöhnlich vorzugeben pflegen. Der redliche und verſtändige Mann braucht keinen ſatyriſchen Schriftſteller, ja! nicht einmal einen **Pasquillanten** zu fürchten. Wenn durch ſie auch ſeine kleinen Schwachheiten an den Tag kommen! — wer hat deren nicht? — Solcher Schwachheiten wegen wird man von andern redlichen Leuten nicht verachtet. Thoren und Schurken aber hält oft die billige Furcht vor der Satyre von neuen Albernheiten und Verbrechen zurück. Es giebt Unthaten, die kein Gegenſtand der gerichtlichen Beſtrafung werden können; ein gelinder und milder Weg, dieſe zu ahnden, iſt, ſie der Verſpottung preiszugeben, ohne den Namen des Verbrechers zu nennen. Sobald dies letztere nicht geſchieht, darf die Satyre für kein Pasquill gelten und greift nicht in die Rechte der Juſtiz. Schlimm genug, wenn dann Jeder mit Fingern auf den Mann zeigen kann, der genannt iſt! Der verdient gewiß den Schimpf; Kann es aber mehr Originale zu dem Gemälde geben; ſo iſt es boshaft, Deutungen von der Art zu machen. Pasquillanten von der niedrigſten Gattung, wie zum Beyſpiel die Verfaſſer des Schauſpiels: **Bahrdt mit der eiſernen Stirne**, bereiten, wenn es ihnen auch gelingt, der bürgerlichen Züchtigung zu entwiſchen, ſich ſelber die härteſte Strafe, nämlich die allgemeine Verachtung.

Auch im Fache der Satyre, der Ironie und Perſifflage haben wir Schriftſteller aufzuweiſen, die an Witz, Feinheit und Laune den Ausländern älterer und neuerer Zeit nicht nachſehn dürfen; Ihnen danken wir, daß manche literariſche Thorheiten nicht lange dauern und manche Verſchwörung gegen die geſunde Vernunft noch zeitig genug unterdrückt wird.

◆

XIII.

Etwas von Ueberſetzern, Buchhändlern, Nachdruckern ꝛc.

Es iſt ein Vorzug unſrer Zeiten, daß Männer, die mit den nöthigen Kenntniſſen und Talenten ausgerüſtet ſind, das weniger ſprachkundige Publicum, durch meiſterhafte **Ueberſetzungen**, mit den Schätzen alter und neuer ausländiſcher Literatur bekannt machen. Sie verdienen um ſo größern Dank dafür, je mühſamer dieſe Arbeit iſt. Wenn es nur darauf ankömmt, den Sinn des Originals zu übertragen, auf die feinen Eigenthümlichkeiten der Schreibart aber, die ſich oft ſo glücklich auch im Teutſchen nachahmen laſſen, gar keine Rückſicht zu nehmen, folglich vielleicht einen gedrängten, männlichen, kraftvollen Styl in ein wortreiches, gemeines Geſchwätz zu verwandeln; Wenn man ſo nachläſſig über die Arbeit hinausgehn will, wie etwa **Bahrdt über ſeinen Tacitus,**

tus, oder mit ſo wenig Kenntniß und Genie, wie **der Herr von Schirach bey ſeinem Plutarch** gezeigt hat, oder gar wie die Ueberſetzungs-Fabricanten in **Straßburg**; ſo iſt es wahrlich nur eine Hand-Arbeit, jedes Buch, das in einer uns nicht unbekannten Sprache geſchrieben iſt, zu verteutſchen. Will man aber in den Geiſt eines Schriftſtellers eindringen, ſeine ganze Manier, ſeine Laune, ſeine Schönheiten, ſelbſt auch ſeine Fehler mit übertragen — kurz! will man Arbeiten liefern, wie ſie uns **Wieland, Voß, Stolberg, Ramler, Garve, Bode, Forſter, Bertuch** und Andre geſchenkt haben; ſo gehört dazu nicht gemeine Geſchicklichkeit.

Auch in Veranſtaltung **ſchöner Ausgaben** fremder alter und neuer Werke weteifern wir jetzt mit den Ausländern und es iſt kein geringer Vortheil für die Wiſſenſchaften, daß dieſe Ausgaben zum Theil um einen auffallend niedrigen Preis verkauft werden.

Bey dem täglich in allen Ständen wachſenden Hange zur Lectur, ſind Schriftſtellerey und Buchhandel ein bedeutender Gegenſtand der Aufmerkſamkeit weiſer Regierungen geworden, beſonders was die Rückſicht auf den dadurch beförderten Geld-Umlauf und die Handlungs-Bilanz betrift. Es iſt wahrlich nicht einerley, ob aus einem kleinen Ländchen jährlich Tauſende für fremde Bücher hinausgehen, oder ob eine einzige Anſtalt, wie zum Beyſpiel die Carlsruher Sammlung von Nachdrucken, die Herausgabe der Schriften Voltaire's, Rouſſeaus, die Editionen der lateiniſchen Schriftſteller, die in Zweybrücken beſorget werden u. d. gl. große Summen in das Land zieht. Es iſt daher der Politik gemäß, vermögende, geſchickte und unternehmende Buchhändler, nicht weniger wie gute Schriftſteller, zu begünſtigen und ihnen allerley Vortheile und Freyheiten einzuräumen.

Der Buchhändler, welcher Gefühl von der Würde ſeines Berufs hat, kann ſehr viel zur wahren Aufnahme der Literatur beytragen; allein er hängt, wie jeder andre Handelsmann, auch von der Mode und den Launen des Publicums und des Glücks ab, und deswegen iſt es ihm wohl zu verzeyhn, wenn er an gewiſſe Artikel, die grade zu der Zeit gut abgeben, ohne Rückſicht auf ihren innern Werth, mehr wendet, wie an andre.

Gegen den unnützen typographiſchen Aufwand, gegen das ſehr verdächtige Pränumerationsweſen, gegen den einreißenden Gebrauch lateiniſcher Lettern und gegen andre Misbräuche, welche in dies Fach ſchlagen, habe ich in den erſten Abſchnitten dieſes Buchs mich ſchon erklärt. — Nun zum Schluſſe nur noch etwas über die **Nachdrucker**!

Von je her habe ich geäuſſert, daß ich das Nachdrucken der Bücher für eine ſehr unredliche, diebiſche Unternehmung halte, welche jedoch, ſo lange darüber keine poſitive Geſetze gegeben ſind, kein Gegenſtand gerichtlicher Beſtrafung ſeyn könne. Durch Veranlaſſung einer Aufforderung von Seiten eines hochachtungswerthen Schriftſtellers (Müller in Itzehoe) bewogen, habe ich kürzlich in einer eignen Schrift meine Gedanken über dieſen Gegenſtand entwickelt und das Glück gehabt, auſſer der Uebereinſtimmung mit einigen ältern

Schriftſtellern von Bedeutung, in meiner Art, die Sache anzuſehn, grade denſelben Weg zu treffen, den der edle **Reimarus**, welcher zu gleicher Zeit über den Nachdruck ſchrieb, eingeſchlagen hatte. Dies iſt ſehr beruhigend für mich geweſen; und da ſeit dieſer Zeit nichts von Belang zu Wiederlegung unſrer Gründe erſchienen iſt; ſo habe ich die Acten über dieſe Streitfrage als geſchloſſen angeſehn. Indeſſen iſt doch ein gewiſſer **Herr Magiſter Seidenſtücker** in Helmſtädt gegen mich zu Felde gezogen. Ich weiß nicht, warum er ſeine Abhandlung in nicht ſehr beſcheidnen und geſitteten Ausdrücken verfaſſt hat, da der Streit einen Gegenſtand betraf, über den man wohl kaltblütig reden könnte; allein weil ſeine Schrift auch nichts enthält, als was ſchon oft beſſer, richtiger und beſtimmter iſt geſagt worden; ſo hat ſie keine Senſation gemacht und das Publicum hat, ſo viel ich weiß, nichts daraus gelernt, als daß in Helmſtädt ein Magiſter Seidenſtücker lebt.

Und hiermit beſchlieſſe ich dann meine Bemerkungen über Schriftſteller und Schriftſtellerey,

lerey, werde mich ſehr belohnt für meine Arbeit finden, wenn verſtändige Leſer in dieſem Werke Einiges ihrer Aufmerkſamkeit nicht unwerth halten, und wenn angehende Schriftſteller daraus einigen Nutzen ſchöpfen, ſo wie mir auch jede Berichtigung und Zurechtweiſung von einſichtsvollern Männern willkommen ſeyn wird.

Hannover,
gedruckt bey H. M. Pockwitz, Hofbuchdrucker.

Schriften

von

Adolph Freyherrn Knigge.

Zehnter Band.

(Des Etatsraths von Schaafkopf nachgelaſſene Papiere, und Logik für Frauenzimmer.)

Hannover,
in der Ritſcherſchen Buchhandlung.
1805.

Univ. Bibl.
München

Des
ſeligen Herrn
Etatsraths

Samuel Conrad
von Schaafskopf

hinterlaſſene Papiere;

von
ſeinen Erben herausgegeben.

Zweyte Auflage.

Breslau 1796.
Auf Koſten der Herausgeber.

„Die Narren ſollten einem Schriftſteller dan-
„ken, wenn er ihre Thorheiten ſo ſchildert, daß
„ſie ſelbſt in allen Ehren darüber mitlachen können;
„aber ſie verrathen ſich mehrentheils durch Zorn.“

Univ. Bibl.
München

I.

Bruchſtücke

aus der Lebensbeſchreibung

des Herrn

Etatsraths von Schaafskopf;

von ihm ſelbſt geſammelt.

Meine Familie iſt bekanntlich eine der älteſten, angeſehenſten und ausgebreitetſten in unſerm Vaterlande; ein Zweig derſelben aber hat ſich in Dännemark niedergelaſſen, und dort vorzüglich ſein Glück gemacht. In Teutſchland ſind, beſonders an einigen kleinern Höfen im ober- und niederrheiniſchen Kreiſe, oft die wichtigſten Hof- und Staats-Bedienungen mit meinen Verwandten beſetzt, ja! ſo wie in manche Domſtifter nur Perſonen aus gewiſſen Familien aufgenommen werden; ſo wie der Kaiſer, wenn er bey ſeiner Crönung Ritter ſchlagen will, erſt fragen muß: „iſt

„kein Dalberg da?“ ſo giebt es Provinzen, in denen niemand zu einer Ehrenſtelle gelangen kann, der nicht, durch Geburth oder Heyrath, zu dem Stamme Derer von Schaafskopf gehört. Die mehrſten meiner Verwandten aber leben, als Land-Edelleute, auf ihren Gütern. Dies war auch bey meinem wohlſeligen Herrn Vater der Fall. Er wohnte mit den Seinigen auf unſerm Gute Hammelsburg, war in ſeiner Jugend Cadet in holländiſchen Dienſten geweſen, hatte ſich aber hernach, als er vier und zwanzig Jahre alt war, in Ruhe geſetzt, und für hundert Ducaten einen Cammerherren-Schlüſſel gekauft, wodurch er dann General-Majors Rang bekam.

Ich war in meiner erſten Jugend ein wenig ſchwächlich, wurde desfalls ſorgfältig gewartet und gepflegt, ſehr warm gehalten, auch vor friſcher Luft und vor körperlicher Bewegung bewahrt. Bis in mein vierzehntes Jahr erhielt ich meine Erziehung von meiner Mutter und vier alten Tanten, die würdige Frauenzimmer waren und die ſich gewiß in ihrer Jugend würden verheyrathet haben, wenn ſie nicht unglücklicher Weiſe verwachſen geweſen wären. — Lieber Gott! Seine Geſtalt hat man ſich nicht ſelber gegeben; aber heut zu Tage ſieht man leider! immer bey dem Heyrathen auf das Aeuſſere. — Sobald ich confirmirt war, verſchrieb mein wohlſeliger Herr Vater einen Informator für mich. Es war ihm daran gelegen, einen Mann von exemplariſcher Rechtgläubigkeit zu finden; desfalls miethete er einen jungen Gottesgelehrten aus dem Würtembergiſchen, der in einem der dortigen Seminarien der Geiſtlichkeit war abgerichtet worden. Er gab Dieſem einen guten Lohn und ließ ihn, wenn wir keine Fremde hatten, mit an unſerm Tiſche ſpeiſen. Mein Gedächtniß iſt von je her nicht ſehr gut geweſen; allein meinem Herzen gab der Magiſter Pſalmann immer das beſte Zeugniß. Der gute Menſch bekam aber bald einen Ruf in ſein Vaterland und heirathete meiner wohlſeligen Frau Mutter Cammermädchen, worauf denn mein Herr Vater ſeliger beſchloß, mich auf die Schule nach Kloſter Bergen zu ſchicken. Hier ließ ich es, ohne mich zu rühmen, unter Gottes Segen, an gutem Willen und Fleiſſe nicht fehlen, war aber faſt immer mit Schnupfen und Huſten geplagt. Als endlich mein Vater ſeliger glaubte, daß ich alt genug wäre, auf Univerſitäten zu gehn, zog ich mit einem Bedienten nach Rinteln und, anderthalb Jahre nachher, nach Kiel. Ich habe viel Collegia gehört, beſonders in Rinteln; In Kiel waren die mehrſten Profeſſoren damals verreiſt. Ich hielt mir auch einen Repetenten und ließ alles in Hefte aufſchreiben, die ſich noch unter meinen Papieren finden müſſen; Mein alter Bedienter Jacob weiß Beſcheid wo ſie liegen.

Grade als ich lange genug ſtudiert hatte, ſtarben meine wohlſeligen Eltern beyde. Bey meinem Herrn Vater ſeliger waren wohl Hämorrhoidal-Umſtände mit im Spiele; was aber der Mama gefehlt hat, weiß ich nicht. Der Paſtor Rehbock hat beyden die Parentationen gehalten, die gedruckt ſind und ſich noch unter meinen Papieren finden müſſen. Jacob weiß auch, wo ſie liegen, und daß ich damals honett dafür bezahlt habe.

Der eine Profeſſor in Kiel (Sein Name iſt mir wieder entfallen; ſie ſagten aber Alle, er wäre ein ſehr geſchickter Mann) rieth mir, auf Reiſen zu gehn und gab mir ſieben Briefe mit. Ich reiſte erſt im Osnabrückſchen und Weſtphälſchen herum, auch über Bremen, wo der große Roland auf dem Markte ſteht, und gieng denn ganz hinauf bis nach Straſburg, wo ſogar die gemeinen Leute Franzöſiſch ſprechen können. Was ich Merkwürdiges ſah; das ſchrieb ich alles auf, in ein Buch; Das Buch wird ſich auch noch wohl finden, wenn Jacob nachſucht.

Am beſten gefiel mir's auf dieſer Reiſe in Manheim. Das iſt des Churfürſten von der Pfalz ſeine Reſidenz und die ſchönſte Stadt, die ich je geſehn habe; Lauter kleine niedliche Häuſer! Da hatte ich nun einen Brief abzugeben an einen Profeſſor, der ein Jeſuit war, aber ſonſt ein ſehr ehrlicher Mann. Derſelbe rieth mir, in pfälziſche Dienſte zu treten, welcher Vorſchlag mir ungemein wohl anſtand. „Es taugt nicht" ſagte mein Herr Vater ſeliger immer „wenn ein junger Menſch ſich nicht „erſt eine Zeitlang in der Welt umher verſucht, „ehe er ſich zur Ruhe begiebt." Nun hatte er, wie ich ſchon erzählt habe, in Kriegsdienſten geſtanden; allein dies unruhige Leben paſſte nicht für mich; ich wollte lieber ſo im Civil etwas werden, hauptſächlich, weil ich doch auf Univerſitäten geweſen war. Da jedoch mein Gedächtniß ſchwach iſt, wie ich auch ſchon erzählt habe; ſo konnte ich mich eben nicht immer auf das beſinnen, was ich gelernt hatte und wollte mich daher nicht gern examiniren laſſen, wie es in einigen Ländern üblich iſt. Das war aber hier nicht nöthig. Der Herr Profeſſor in Manheim machte mich mit einem Juden bekannt, und Dieſer brachte es durch ſein Vorwort dahin, daß ich Hofcammerrath wurde. Mit der Arbeit gieng es nun Anfangs nicht ſonderlich, bis ich erſt in die Gewohnheit kam; aber der Herr Profeſſor half mir, und zuletzt konnte ich ganz ohne Beyſtand fertig werden und habe drey Jahre hinter einander die neue Auflage vom pfälziſchen Staats-Calender ganz allein beſorgt.

Der Herr Profeſſor führte mich auch in einem Hauſe ein, wo ich ein hübſches Fräulein fand, welches mir bald ausnehmend gefiel. Mein einziger Anſtoß war, daß ſie ſich zur catholiſchen Religion bekannte; aber der Herr Jeſuit benahm mir gänzlich den Widerwillen dagegen und vermogte mich, um das Fräulein anzuhalten, welche mich auch heyrathete. Er machte mir begreiflich, daß bald Ein Hirt und Eine Heerde unter den Chriſten ſeyn würde. Hernach war ich bey den Catholiken, wie zu Hauſe, und wenn in Heidelberg um Oſtern die Proceßion gehalten wurde, lieh ich immer meinen damaſtnen Bräutigams-Schlafrock an Den, welcher den Moſes mit den Hörnern vorſtellte.

Meine Frau Liebſte hatte viel Freunde unter den Vornehmen. Der Herr Miniſter ſelbſt war uns ſehr gewogen und bewürkte, daß ich in München eine gute Stelle erhielt. Als nun die Unterſuchung gegen die ſchändlichen Illuminaten angieng, wurde ich auch dabey gebraucht und erwarb mir das Zutraun des Herrn von Kraitmayer, von Dummhof und des hochwürdigen Paters Frank. Es war in der That Zeit, daß dieſe Leute ausgerottet wurden, ſonſt würde es bald in Bayern ausgeſehn haben, wie es leider! in andern Ländern, zum Beyſpiel im Preuſſiſchen, Hannöverſchen, Braunſchweigiſchen und in Sachſen ausſieht. Kaum war auch dies Illuminaten-Neſt zerſtöhrt; ſo fanden die Angeſehenſten unter den Verführern, die mit der Rotte Coran, Datan und Abyram vergleiche, aller Orten, ſogar in Wien, Schutz und Ehrenſtellen — So verderbt iſt die Welt, auſſer Bayern.

In München hatte ich auch das Glück, in die gebenedeyete Brüderſchaft der teutſchen Gold- und Roſencreuzer aufgenommen zu werden, und es bey ſelbiger in kurzer Zeit, durch Gottes Segen, ziemlich weit zu bringen. Dieſe erhabne Brüderſchaft beſitzt das natürlich-magiſche Urim und Thummim, das rechte Urimaeda, Aſch-Jah, oder das Feuer Gottes, durch welches ſie der ganzen Natur ins Herz ſehen, Kunſt, Weisheit und Tugend erlangen, Gott gefallen und den Menſchen dienen können, und dieſes, von böſen Menſchen verfolgte Häuflein iſt es, wovon Jeſaias, Cap. LIV. Vers 11. ſagt: „Du geplagte, von allen Wettern Zerrüttete, und Du Troſtloſe! Siehe, ich bin, der „Deine Steine nach der Reihe in Puch ſetzt „und will Dich gründen mit Saphyren; „Deine Thore ſollen Carbunkel ſeyn, und alle „Deine Grenzen Steine des Verlangens.“

Es konnte aber meine Frau Gemahlinn die Luft in München und das Bier nicht vertragen; deswegen bat ſie mich, dieſen Ort zu verlaſſen und brachte es dahin, daß ich wieder in Manheim und zwar beym Lotto angeſetzt wurde. Vorher machten Wir, ihrer Geſundheit halber, eine Reiſe nach dem Wilhelmsbade. Dies iſt ein berühmter Brunnen-Ort, bey Hanau. Man ſpeiſt vortreflich da und kann auch allerley mineraliſche Waſſer bekommen.

Dort machten wir die Bekanntſchaft eines artigen jungen Officiers unter einem kaiſerlichen Frey-Bataillon. Derſelbe war, wie ſich's fand, ein Vetter von meiner Frau Gemahlinn und bezeugte ihr und mir desfalls viel Freundſchaft. Da ich mit ihm zuweilen von geheimen Bündniſſen redete; ſo lenkte er meine Aufmerkſamkeit auf den alten, berühmten Pinſel-Orden und verſprach, mir zu der Aufnahme in denſelben zu verhelfen. Ich hatte dieſe Verbindung nie, wenigſtens unter dem Namen nicht, gekannt, obgleich meine hochwürdigen Roſencreuzer-Obern, wie ich nachher erfuhr, mit ihr in genauen Verhältniſſen ſtanden und größtentheils nach gleichförmigen Planen handelten. Was mich noch mehr für dieſes Bündniß einnahm, war, daß mir auch mein Freund, der Jeſuit und Profeſſor in Manheim, als ein Mitglied deſſelben genannt wurde. Ich muſſte aber, um zur Aufnahme zu gelangen, eine Reiſe nach Nürnberg machen, welche Mühe und Unkoſten ich mich auch nicht verdrießen ließ. Der Lieutenant, welcher mir Empfehlungsbriefe an einige Patricier und andre angeſehene Mitglieder des Ordens in Nürnberg mitgab, hatte noch die Gefälligkeit, während meiner Abweſenheit, meiner Frau Gemahlinn, die in Manheim blieb, Geſellſchaft zu leiſten.

Die ganze Einrichtung nun dieſes hochverehrten Pinſel-Ordens fand ich, meinem ſchlechten Verſtande nach, vortreflich. Ich habe alle Papiere, welche die Verfaſſung deſſelben betreffen und mir mitgetheilet wurden, ſorgfältig aufgehoben. Jacob hat ſie mir neulich noch in ein Bündel binden müſſen, und wenn ich einmal aus dieſem Jammerthale abgerufen und in das himmliſche Jeruſalem verſetzt werde, woſelbſt ich zu den Füßen des großen Zoroaſters, Athanaſii, Kircheri, Aſch-Mezareph und andrer Weiſen-Meiſter, das ächte Buch Jazirah und die Alphabethe des Notariakon und der Gematria ſtudieren werde; dann ſollen meine Erben, will's Gott, jene Papiere, zur Belehrung der argen Welt, in Druck herausgeben. *)

---

*) Welches in den folgenden Blattern hiemit geſchieht.

So weit reichen die von dem Herrn Etatsrathe von Schaafskopf ſelbſt zu Papier gebrachten Nachrichten von ſeinem Lebenslaufe. Wir, die Herausgeber, fügen denſelben nur noch die Erzählung folgender Umſtände hinzu: Unſer wertheſter Herr Vetter bekam, nachdem er einige Jahre der wohlthätigen Anſtalt des Lotto in Manheim vorgeſtanden hatte, vermuthlich durch Mitwürkung der geheimen Bündniſſe, in welchen er zu ſtehn das Glück hatte, einen Ruf nach Heſſen, welchen er annahm. Hier widmete er ſich vorzüglich den ſo genannten höhern Wiſſenſchaften, als da ſind: Alchymie, Troſophie, Erfindung der Univerſal-Arzeney und Geiſterzwang. In dieſem Lande behauptete er nun, wie er zu ſagen pflegte, recht in ſeinem Elemente zu ſeyn. Dennoch verließ er dieß Goſen, weil er ſich, durch Familien-Verhältniſſe und höhere Protection, eine Ausſicht in Dännemark eröfnet hatte. Dahin zog er alſo, bekam den Titel als Etatsraths, kaufte ſich ein Gut im Hollſteinſchen und ſtarb auf demſelben in vorigem Jahre an der Waſſerſucht. Seine Kinder ſind ſämtlich auf's beſte verſorgt.

2.

Umſtändliche Nachricht
von
der verbeſſerten Einrichtung
des
uralten Pinſel-Ordens.

Erſter Abſchnitt.

Von dem Zwecke dieſes Ordens.

Der große Hauptzweck des ehrwürdigen, alten, nunmehro auf die feſteſten Grundſätze zurückgeführten und durch freundſchaftliche Aſſociation mit andern Verbindungen und Brüderſchaften zu einem hohen Grade von Macht geſtiegnen Pinſel-Ordens, iſt der: **der einreiſſenden Zuverſicht zu der trüglichen menſchlichen Vernunft und deren Herrſchaft entgegen zu arbeiten; die alte Würde eines auf Autorität und Tradition geſtützten Glaubens wieder herzuſtellen; dem mühſamen und beunruhigenden Unterſuchungs- und Forſchungsgeiſte zu ſteuern; das Reich der ſo ge-**

nannten Aufklärer auf immer zu zerſtöhren; Diejenigen, die über ihre Brüder ſich erhaben glauben könnten, auf alle Weiſe zur Demuth zu bringen, um die goldne Mittelmäßigkeit unter den Menſchen zu erhalten; das abſcheuliche Laſter der Toleranz zu bekämpfen; und gegen die vermaledeyete Publicität, Denk- Sprech- und Preß-Freyheit muthig zu ſtreiten.

Zweyter Abſchnitt.

Auszug aus der Geſchichte des Ordens.

Es iſt der ehrwürdige Pinſel-Orden ſo alt, wie die Welt, obgleich er nicht immer in einerley Geſtalt exiſtirt, bald als politiſches Syſtem, bald als Religions-Parthey und herrſchende Kirche, bald als gelehrte Geſellſchaft und Facultät, bald als geheime Verbindung gewürkt und ſich offenbart hat. Aber ſeine Spuren waren unverkennbar in allen Zeitaltern; ihm haben wir unzählige landesherrliche Edicte, Bullen, Abhandlungen, Kunſtwerke, Methoden in der Arzeneykunſt, Kriege und Friedensſchlüſſe zu verdanken.

So wie dieſer Orden nicht immer in derſelben Form thätig geweſen iſt; ſo ſind auch ſeine Macht und ſein Einfluß nicht in allen Perioden ſich gleich geblieben. Zuweilen bekam die verführeriſche Vernunft in einzelnen Provinzen die Oberhand; aber ſtets erhielt in irgend einem Winkel des Erdbodens ein Häuflein ächter Brüder ſeine Gewalt; ja! in manchen europäiſchen Ländern ſind uns, alle Jahrhunderte hindurch, Monarchen, Staatsmänner, Gelehrte, Prieſter und Layen treu geblieben.

Unſer erſter Stiſter war der hochwürdige, nun verklärte Bruder Adam! allein durch die abſcheuliche Liſt des Erzvaters aller Aufklärer Satanas, wurde er und wir Alle in namenloſes Unglück geſtürzt.

Unter den nachfolgenden Patriarchen halfen Manche dem Orden ein wenig wieder auf. Bey der Sündfluth wurden die Documente deſſelben glücklich gerettet; unſer hochwürdiger Meiſter Noah hielt ſie in einem Käſtlein in der

Cajüte ſeines Transportſchiffs aufbewahrt. Durch die bekannte Sprach-Verwirrung bey dem Thurmbaue in Babylon, welcher nützliche Bau eigentlich durch unſre Meiſter war veranſtaltet worden, würden unſre Brüder auf immer zerſtreuet und getrennt worden ſeyn, wenn nicht, durch Hülfe unſrer geheimen, einem Eingeweyheten unverkennbaren Zeichen, von denen in der Folge gehandelt werden ſoll, bald nachher die getrennten Mitglieder ſich einander wieder gefunden und vereiniget hätten. Abraham war einer unſrer beſten Leute; Die Art, wie er ſein Weib Sarah zweymal für ſeine Schweſter ausgab und ſich dadurch öconomiſche und politiſche Vortheile verſchaffte, war ganz in unſrer Manier. Lot war ſo eifrig für unſre Verbindung, daß er ſogar ſeine Töchter den Männern in Sodom preisgab, um dadurch ein Paar reiſende beſuchende Brüder von unangenehmen Zudringlichkeiten zu befreyn. Iſaac gehörte gleichfalls zu der Verbrüderung, dagegen der Spötter Ismael es offenbar mit den Illuminaten der damaligen Zeit hielt. Unſerm Jacob gelang es, über den unruhigen Weltbürger Eſau zu triumphiren und ihm die Erſtgeburth und des Vaters Segen abzugewinnen, weswegen er von den Hochwürdigen Obern ſehr gelobt wurde. Hingegen wurde er von ſeinem Schwiegervater, der ein Weltkind war, in Heyraths-Angelegenheiten überliſtet. Allein im Schaafhandel und durch Wegnahme ſeiner Hausgötzen drängte er es dem alten Laban wieder ein und rettete dadurch die Ehre des Ordens. Die zehn älteſten Söhne des alten Israel würkten treulich für den Orden und ſchafften den unruhigen Kopf Joſeph fort; aber Dieſer ſchwung ſich durch ſeine geheimen Wiſſenſchaften in Egypten empor, und als er nachher ſeine Familie zu ſich berief und ſich mit dem Orden wieder ausſöhnte, legte er in die höhern

Grade deſſelben die Kunſt der Traumdeutung und andre geheime Wiſſenſchaften, die er den Magiern abgelernt hatte, hinein, zeigte auch einen eifrigen Ordensgeiſt, indem er alle Unterthanen des Königs Pharao durch Finanz-Operationen, zu Leibeignen machte.

Das jüdiſche Volk welches nun im Beſitze der hohen Myſterien war, nahm, bey ſeiner Abreiſe aus Egypten, die goldenen und ſilbernen Logen-Geräthſchaften ihrer bisherigen unrechtmäßigen Obern mit. Auf der Reiſe zeichnete ſich unſer großer Clericus Aaron durch die Geſchichte mit dem goldnen Kalbe ſehr vortheilhaft aus. Bey der Ankunft im gelobten Lande gaben unſre Brüder warnende Beyſpiele für Die, welche ſich etwa wollten einfallen laſſen, ſich dem abſcheulichen Laſter der Toleranz zu ergeben. Bey Eroberung der Stadt Jericho giengen auch allerley Dinge von unſrer Art und Kunſt vor. Joſuas Firmaments-Arbeiten bewieſen ſeine Fortſchritte in höhern Wiſſenſchaften. Die mehrſten der folgenden Richter waren Mitglieder unſers erhabnen Ordens. Von Simſen braucht wohl kaum erwähnt zu werden, daß er alle die herrlichen Thaten mit den Füchſen und ſo ferner nicht verrichtet, das geiſtreiche Räthſel nicht erfunden, ſich aber auch von ſeiner Gutmüthigkeit nicht würde haben verführen laſſen, der ſchönen Delila ſein Geheimniß zu entdecken, wenn er nicht in den Grundſätzen unſers Ordens wäre erzogen worden. Was Samuel über die Rechte der Könige ſagt, beweiſt ſeine tiefen, auf unſre Grundſätze des Natur- und Völkerrechts geſtützten Einſichten. Nach dieſen Grundſätzen handelte denn auch die ganze Reihe der jüdiſchen Könige, unter denen David durch den kleinen Fürſten-Spaß, den er ſich mit Urias machte, Salomon, durch ſeinen ſcharfſinnigen Richterſpruch, durch ſeine großen Kenntniſſe in reiner Architectur und durch ſeine tauſend Gemahlinnen, die nachfolgenden Könige in Juda und Jſrael. Alle aber durch Anwendung unſrer Syſteme, im Moraliſchen und Politiſchen, ſich hervorthaten.

Unterdeſſen war unſre vortrefliche Verbindung auch unter andern Völkern ausgebreitet worden, und nachdem das jüdiſche Volk in die babyloniſche und nachher in die perſiſche Gefangenſchaft gerathen war, blühete eine Menge der ſchönſten Logen unſers Syſtems in Ninive, Babylon, Sardes, in ganz Egypten, Medien und Perſien. Nebukadnezar, Sardanapal, Cröſus, Kambyſes, Pſeudo-Smerdis, die Xerxeſſe, Ochus und viel andre Monarchen waren Alle unſre durchlauchtigſte Brüder.

Jn den mehrſten Provinzen Griechenlands wollte es Anfangs mit unſrer Praxis nicht fort. Die Verfaſſung der freyen Republiken iſt uns von jeher ungünſtig geweſen. Da war kein Syſtem-Geiſt, weder im Politiſchen, noch Wiſſenſchaftlichen. Die unglücklichen Begriffe von Freyheit, der Mangel an Subordination, die Abſchaffung der unumſchränkten königlichen Gewalt und Würde, die philoſophiſchen Schulen, darinn Jeder lehren durfte, was er wollte — Du lieber Gott! das alles muſſte nothwendig unſre Operationen hindern, bis endlich der große Alexander dem Unweſen ein Ende machte, und vorzüglich in den letzten Jahren ſeiner glorreichen Regierung, ſich als ein würdiges Mitglied unſrer Verbrüderung zeigte. Wir müſſen bey dieſer Gelegenheit nochmals die Bemerkung machen, daß von Anbeginn der Welt her bis auf unſre Zeiten unter allen Selbſtherrſchern und unumſchränkten Herrn unſer erlauchter Orden immer geblüht hat, und ſchon das allein kann ſeinem innern Werthe und umgekehrt wieder den Vorzügen einer monarchiſchen Verfaſſung das Wort reden.

Daß aber dieſe Behauptung wahr iſt, wird ſich zeigen, wenn wir die ächten Grundſätze des Ordens entwickeln, die, wie man ſehn wird, durchaus nicht da gedeyn können, wo ſogenannte Freyheit herrſcht.

Unter den Römern gieng es uns herrlich, ſelbſt in den Zeiten der vermeintlichen freyen Republic, denn da waren doch noch Patrizier, Sclaven, Luxus, ſtehende Armeen, Prieſter, Auguren; und nun vollends unter den Cäſarn und Kaiſern — welch' ein Paradies für unſre Ordens-Brüder! Wie viel verdanken wir nicht den durchlauchtigſt-hochwürdigen Brüdern Auguſt, den die Weltleute einen kalten, eiteln Pedanten ſchimpfen; Hadrian; Conſtantin dem Großen, welcher ein Concilium wider die Arianer veranſtaltete; Juſtinian dem Großen, welcher die herrliche Sammlung geiſtvoller Geſetze, das vortrefliche Corpus Juris verfertigen ließ, ſeiner Baaſe Amalaſuntha wegen Krieg anfieng und in Regierungs-Geſchäften dem weiſen Rathe der Damen folgte — und unter den Kaiſern im Orient und Occident ſo Vielen, die unſrer Verbindung Ehre machen?

Das ganze türkiſche Reich iſt bis auf den heutigen Tag nach unſern Grundſätzen regiert worden.

Nicht ſo glücklich, beſonders ſeit Peter des Großen Zeiten, ſind wir in Rußland geweſen.

Spanien und Portugal ſind noch gegenwärtig unſre beſten Pflanzſchulen und waren es von je her.

In Frankreich war eine unſrer glänzendſten Perioden die der Regierung Ludwigs des Vierzehnten; die Dankbarkeit, welche ihm der Orden ſchuldig iſt, hat unſer großer Bruder Boſſuet unter andern durch ſeine herrliche Lobrede auf die Dragonaden an den Tag gelegt.

Mit Untergange des Hauſes Stuart bekamen wir in England einen großen Stoß; doch iſt Hofnung da, daß, wenn Luxus, Einfluß des Geldes bey den Wahlen, Titelſucht, Sectengeiſt und Hang zur Myſtic fortfahren, ſo wohlthätig, wie ſeit einiger Zeit geſchehn, in Großbrittanien ſich auszubreiten, wir dort wieder ein neues Reich gründen werden.

In Dännemark ſind unſre ſtärkſten Colonien; in Schweden, Norwegen, Polen und den Niederlanden fehlt es nicht an muthigen Kämpfern für die gerechte Sache.

In der Schweiz ſind uns wenigſtens einige größere Cantons treu geblieben.

Von Italien iſt es bekannt genug, wie groß dort das Anſehn unſers Ordens iſt. Was hätten auch die Päbſte, beſonders der unvergeßliche Alexander der Sechſte, ohne unſern Beyſtand ausrichten wollen?

Von allen Jahrhunderten iſt vorzüglich das ſogenannte mittlere Zeitalter reich an unſern Thaten. Die vermaledeyete Reformation drohete uns den Untergang; aber zum Glück ſind ihre Folgen nicht ganz ſo ausgedehnt geworden, als zu befürchten war und unſre hochwürdigen Obern arbeiten mit Eifer daran, daß es dahin nicht komme.

So viel aber lehrt uns die Geſchichte, daß von Anbeginn der Welt her in allen Ländern, auſſer in denen, wo die bürgerliche Verfaſſung auf die gefährlichen Grundſätze von Freyheit und Gleichheit und bloßer geſetzlicher Unterwerfung beruhte, die Völker immer nach unſern Grundſätzen ſind regiert worden. Auch hat allein uns die Welt die größten und herrlichſten Anſtalten zu danken, welche aber nur in deſpotiſchen Staaten gedeyen können, als da ſind: Inquiſitionen, Tortur, Leibeigenſchaft, Bücher-Cenſur, lettres de cachet, Stiftung von Ritter- und Mönchs-Orden, Bluthochzeiten, Religions-Kriege und dergleichen.

Da Wir uns billiger Weiſe aller Schmeicheleyen enthalten; ſo wollen wir hier nicht namentlich die jetzt lebenden hohen Potentaten nennen, die wir vorzüglich als durchlauchtige Brüder verehren; (Sie mögten uns einige Empfindlichkeit über ihre beleidigte Beſcheidenheit zeigen) können jedoch zum Troſte jedes Aufzunehmenden, auf unſre Ehre verſichern, daß noch jetzt viel gecrönte Häupter, große und kleine Fürſten, die eifrigſten Mitglieder unſrer Verbindung ſind.

Leider! nur haben wir in manchen Ländern heftig zu kämpfen, werden aber überwinden, ja! überwinden. Von dem abtrünnigen Frankreich wollen wir gar nicht reden; allein man nehme nur einmal, wie es jetzt in Teutſchland, beſonders in den unglücklichen ober- und niederſächſiſchen Kreiſen ausſieht! wie frey dort die Menſchen reden, ſchreiben, denken und athmen dürfen! wie ſehr ſich in Preuſſen die Denkungsart verändert hat, wenn man ſich dagegen in die Zeiten von Friedrich, dem erſten Könige von Preuſſen, zurückdenkt, welcher deswegen die Vermählung mit der Prinzeſſinn von Naſſau nicht vollzog, weil ihre Mutter ihr, an dem feyerlichen Tage, die Schleppe nicht nachtragen wollte, und deswegen die Holländer mit Zurückziehung ſeiner Armee bedrohete, weil die Geſandtinn, eine Frau von Lintlo, der Gräfinn von Wartemberg in Berlin am Hofe mit Fauſtſchlägen den Rang ſtreitig machen wollte — O! wo ſind jene goldnen Zeiten hin? — Doch ſie werden ad majorem dei gloriam wiederkommen; allein es iſt Zeit, Ernſt zu zeigen, ſonſt windet man uns hochwürdigen Pinſeln das Ruder, das wir ſo lange in der ganzen policirten Welt geführt haben, aus der Hand.

Wir haben bis dahin nur von der Geſchichte des Ordens in Rückſicht auf die politiſche Verfaſſung der Welt geredet; was nun die Gelehrſamkeit und Literatur betrifft; ſo hätten wir ein weites Feld vor uns, wenn wir entwickeln wollten, welchen Einfluß unſer erhabner Orden darauf von Anbeginn der Welt her und vorzüglich ſeit Erfindung der Buchdrucker-Kunſt gehabt hat. Hieran kann niemand zweifeln, wenn er bedenkt, daß gewiß von jeden zwölf Bogen, die jemals ſind gedruckt worden, eilf mit unſern Grundſätzen angefüllt ſind. Man betrachte doch nur, beſonders in Teutſchland, Frankreich und Holland, die herrliche Menge theologiſcher, beſonders polemiſcher, exegetiſcher, homiletiſcher, aſcetiſcher Schriften; die Legenden; die Werke unſrer lieben Kirchenväter; die Arbeiten der ſcholaſtiſchen Philoſophen; die Commentarien über die römiſchen Geſetze; die philologiſchen und mediciniſchen Streitſchriften; die myſtiſchen, magiſch-cabaliſtiſch-troſophiſch-theurgiſchen, alchymiſtiſchen und aſtrologiſchen Bücher; die Producte mancher Freymaurer-Secten; die zahlloſen Romane, Märchen, Schauſpiele, critiſchen und andern Journalen und Verſe-Sammlungen! — Und wer dann noch unſre Einwürkung miskennt; der iſt mit ſehenden Augen blind. Vorzüglich thätig aber haben ſich unſre Mitglieder in den neuern Zeiten in der ſchönen Literatur gezeigt. Sie haben die Kunſt verſtanden, bald dieſen, bald jenen einförmigen Ton anzugeben, den dann alle junge Schriftſteller ganze Perioden hindurch fortgeleiert haben. Bald war es Tändeley; bald Sturm und Drang; bald Anacreontismus; bald unbändiges Genieweſen; bald Empfindſamkeit; bald Phyſiognomie; bald Myſtik; bald Weltbürgergeiſt; bald Bardenton; bald Idyllen-Sprache, bald altteutſches Ritterweſen. Und ſo künſtlich wiſſen dies unſre erhabnen Obern zu veranſtalten; daß ſie ſelbſt die Gedanken, Form, Art und Weiſe der Werke ſolcher verruchten Weltkinder, als Shakespear, Yorik, Göthe, Wieland, Geßner, Klopſtock, Schiller und Andre ſind, zu nützen wiſſen, um durch Nachahmung derſelben, die Manier dieſer Unholde nach unſerm Fuße zu behandeln und zu unſern Zwecken zu nützen.

Dritter Abſchnitt.

Von Ausbreitung und Vermehrung des Ordens.

Unſer Haupt-Augenmerk, zu Erhaltung und Vermehrung der Gewalt des Ordens, muß auf die Ausbreitung deſſelben und alſo auf die Aufnahme würdiger Mitglieder abzielen. Wir haben aber drey Gattungen von Mitgliedern; zuerſt ſolche, die von der Natur ſchon für unſern Orden geſchaffen zu ſeyn ſcheinen. Sie würken aus Inſtinct zu unſern Zwecken, ohne der geſetzmäßigen Aufnahme zu bedürfen. — Wir nennen ſie **gebohrne Pinſel.** Dann zweytens ſolche Männer, die, ſey es auch aus kleinem Privat-Eigennutze! (denn welche menſchliche Tugend iſt ganz unvermiſcht?) unſre Fortſchritte befördern, und unſre Feinde, die Aufklärer und dergleichen Geſindel, verfolgen, weil Dieſe zugleich ihren Planen im Wege ſtehen. Auf ſolche Weiſe können wir uns rühmen, an den mehrſten geiſtlichen Corps, beſonders an den Jeſuiten, ſodann an den myſtiſchen Geſellſchaften, vorzüglich den Roſencreuzern, endlich an ſehr viel unumſchränkten Beherrſchern der Völker und überhaupt an allen Denjenigen eifrige Freunde zu haben, denen das freye Unweſen der menſchlichen Vernunft hinderlich iſt — und ſolche Mitverwandte nennen wir unſre reſpective **Affilirte, Ordens-Freunde und Beſchützer.** Die dritte Gattung iſt die der **würklich aufgenommenen Mitglieder**, und von Dieſen wollen wir noch etwas weitläuftiger reden.

Um allen Misverſtändniſſen vorzubeugen, erinnern wir, der Schwachen wegen, daß, wenn wir gewiſſen Ständen, Nationen und

Menſchenclaſſen eine vorzügliche Empfänglichkeit für unſer Syſtem zuſchreiben, wir damit keinesweges geſagt haben wollen, daß grade alle Perſonen aus dieſer Claſſe für unſre Verbindung taugten. Nein! ſo eitel dürfen die Herrn nicht ſeyn. Nehmen wir zum Beyſpiel gern Geiſtliche auf; haben wir an dem Pater Cochem und Buſenbaum und Götz in Hamburg die größten Stützen unſers Ordens gehabt; ſo darf doch nicht etwa ein Mann, wie Zollikoffer oder Zaubſer, ſich einfallen laſſen, an die Aufnahme zu denken. Eben ſo wenig dürfen, wenn wir unſern Widerwillen gegen Leute äuſſern, die ſich mit Erforſchung der Natur abgeben und ſich gewöhnt haben, nichts für wahr anzunehmen, als wovon Vernunft und Erfahrung ihnen den Beweis geben, wie zum Beyſpiel Aerzte und Mathematiker; ſo dürfen doch, ſagen wir, darum einzelne Subjecte aus dieſen Claſſen nicht daran verzweifeln, den Zutritt zu uns zu erlangen. Auch unter ihnen giebt es hie und da würdige Mitglieder des Ordens, beſonders wenn ſie ſich auf eine Bahn verſteigen, die auſſer ihrer Sphäre iſt; und noch neulich haben wir einen großen, berühmten Arzt aufgenommen, der, nachdem er lange unſer abgeſagteſter Feind geweſen war, ſich auf einmal bekehrte, von Staatsſachen ſchrieb, alle ſeine bisherigen Freunde, die Anhänger der gefährlichen Vernunft, mit Ungeſtüm von ſich ſtieß und zu unſrer Fahne übergieng. Allein bey dieſen letztern iſt die äuſſerſte Vorſicht anzuwenden, wie überhaupt bey der Aufnahme neuer Mitglieder. Ein einzelner Pinſelſtreich qualificirt noch nicht zum Eintritte in unſre Verbrüderung. Hätte unſer lieber geiſtlicher Bruder St*** ſich nicht weiter hervorgethan, als daß er ſich im achtzehnten Jahrhunderte zum Clericus eines Ordens aufnehmen ließ, der ſchon im vierzehnten gänzlich erloſchen war, und hätte er dann, als dies ruchtbar wurde, offenherzig geſagt: „Ich bin getäuſcht worden, ſo gut, wie Ihr" ſo wäre er ein ſehr unbrauchbares Subject für uns geweſen; aber er beharrte, der Gute, der Edle, achtete nicht auf Spott und Schimpf der Weltkinder, und das ſtempelte ihn zu einem der würdigſten Mitglieder. Wir ſind ſtolz darauf, ihn den Unſrigen nennen zu dürfen; Unſern theuren Gönnern, den Vätern der Geſellſchaft Jeſu, haben wir freylich dies Glück zu danken; aber daraus folgt noch nicht, daß der liebe Bruder St*** deswegen ein Jeſuit wäre, wie es die Weltkinder haben ausſprengen wollen, ſollten auch einmal allerley artige Aufnahme-Cäremonien mit ſeinem äuſſerlichen Menſchen vorgenommen worden ſeyn. Nein! uns, und nur uns allein, gehört er an; wir laſſen uns ihn nicht nehmen. Ueberhaupt bemerken wir, daß die leidigen Aufklärer oft dieſe beyden Verbindungen verwechſeln, und Leute, die nur bey uns aufgenommen ſind, und vielleicht einmal gelegentlich jenem Orden einen kleinen Dienſt geleiſtet haben, in den Ruf des Jeſuitismus bringen.

Uebrigens ſoll man vorzüglich bey Anwerbung neuer Mitglieder auf folgende Menſchenclaſſen ſein Augenmerk richten, weil die Erfahrung lehrt, daß größtentheils Dieſe am mehrſten Empfänglichkeit für unſer Syſtem haben und uns am nützlichſten in der Welt werden können; nämlich auf ſehr vornehme und reiche Leute; Fürſten; Edelleute, vor Allen Hofleute und Landjunker; Juriſten, beſonders bloße Civiliſten; Patricier in Reichsſtädten; ſchöne Geiſter, vorzüglich die, welche die Verfertigung kleiner Lieder und Epigrammen zu ihrer Lieblings-Beſchäftigung machen; Domherrn, Canonici, Ordens-Ritter und Mönche; Reſidenz-Stadt-Prediger; ſolche Aerzte, die mehr die Palläſte der Großen und die Toiletten der Damen, als die Hütten der Armen beſuchen, mit Fürſten in Briefwechſel ſtehen und auf keine Anfrage antworten, die nicht ein Goldſtück zur Beylage hat; Prinzen-Hofmeiſter; Stallmeiſter; Jäger; Tanzmeiſter; Virtuoſen, die herumreiſen und ſich vor Geld hören laſſen; Sprachmeiſter; Mitglieder frommer Secten und myſtiſcher Geſellſchaften. In welchen europäiſchen Ländern und Provinzen aber unſre Arbeiten vorzüglich zu gedeyen pflegen, das iſt theils ſchon geſagt worden, theils braucht man nur noch zu bemerken, daß dies beſonders da der Fall iſt, wo die eben genannten Menſchen-Claſſen über die andern Bürger ein entſchiednes Uebergewicht haben, ſo daß Dieſe auf keine Weiſe dahin gelangen können, irgend eine bedeutende Rolle zu ſpielen.

Vierter Abſchnitt.

Von Erhaltung der Einigkeit und des Zuſammenhangs unter den Mitgliedern und der Gewalt über die Feinde des Ordens.

Ein Haupt-Augenmerk unſrer hochwürdigen Obern iſt die Erhaltung wahrer, brüderlicher Einigkeit unter den Mitgliedern des Ordens. Sie biethen daher alle Kräfte auf, um jedes ächten Bruders beſcheidne Wünſche auf eine ſolche Weiſe zu befriedigen, daß ſein Vortheil mit dem Intereſſe der Uebrigen nie in Streit gerathe. Und was wünſcht denn auch ein wahrer vollendeter Pinſel in dieſer Welt anders, als Gemächlichkeit und zeitliche Güter? Die zahlloſe Menge der beſchwerlichen geiſtigen Bedürfniſſe überläßt er gern den Weltkindern —

ja! wenn er auch gar nichts von jenen erlangen kann; ſo iſt er doch zufrieden, in ſo fern er nur weiß, daß kein Andrer mehr davon beſitzt, als er. Wo wir daher einmal ein Uebergewicht im Staate erlangt haben; da pflegen wir uns beſcheiden und brüderlich in die ſchlechtern irdiſchen Vortheile zu theilen und die ſtolzen Geiſtes-Gaben und Güter den armen Vernunftmenſchen preis zu geben.

Kein ärgerlichers Schauſpiel aber kann erdacht werden, als wenn zwey Pinſel ſich, wie ein Paar Philoſophen, vor dem Publico zanken und ſchimpfen. Dergleichen haben wir noch kürzlich erleben müſſen, da gegen einen unſrer würdigſten Brüder, der mit allen Weltkindern in Teutſchland in Streit gerathen war, weil ſie ihm ſchnöde Ruhmräthigkeit und dabey grobe Tücke Schuld gaben, ein anders, obgleich heimliches Mitglied unſers Ordens unter erborgten Nahmen eine Epiſtel in Verſen ſchrieb.

Solche Irrungen aber rühren gewöhnlich daher, daß die Brüder nicht immer wiſſen, wer zu dieſer ausgebreiteten Verbindung gehört; denn wir haben nicht nur Stufen und Grade, ſondern auch beſondre Neben-Abtheilungen, ſo daß ein Mann in einem beſtimmten Fache für den Pinſel-Orden arbeiten kann, der im Uebrigen zu den ſchnöden Vernunftmenſchen gehört. Das aber müſſen wir allen Brüdern, den Aufgenommenen, Affilirten und Ordens-Freunden zum Ruhme nachſagen, daß alle Misverſtändniſſe unter ihnen aufhören und ſie Ein Herz und Eine Seele ſind, ſobald es darauf ankömmt, gegen einen gemeinſchaftlichen Feind zu operiren. Wir wollen nun einige Vorſchriften geben, wie dies am behendeſten und ſicherſten anzufangen iſt.

Die Haupt-Unternehmung gegen unſre Feinde muß darin beſtehn, daß man ihnen die Achtung des Publicums, den Muth und die

Zuverſicht zu ſich ſelber benehme. Wenn daher jemand den Verdacht auf ſich ladet, daß er ſehr thätig und würkſam ſey, ſich gern durch Gemeinnützigkeit und nicht alltägliche Handlungen auszeichne, ſich über wohl hergebrachte alte Gewohnheiten hinausſetze, ſich einfallen laſſe, gewiſſe Meinungen, wovon man nicht grade den Grund angeben kann, Vorurtheile zu nennen oder das, was ſo mancher ehrliche Mann auf Authorität glaubt, blos deswegen nicht ohne Beweis annehmen zu wollen, weil es mit der ſogenannten geſunden Vernunft ſtreitet, endlich, daß er gern über kleine Thorheiten lache und ſatyriſire; ſo ſoll man vor einem Solchen, als vor einem unruhigen Kopfe, neuerungsſüchtigen, höchſt gefährlichen, feindſeligen, keine Subordination vertragenden Subjecte, das Gott und Menſchen nicht ſchone, die ganze Chriſtenheit treu-fleißig warnen, und dies nicht nur mündlich und durch bedeutende Mienen und Achſelzucken, ſondern auch durch Briefe an alle Mitverbündeten in ſolchen Gegenden, wo er etwa ſein zeitliches Glück machen könnte, damit er zu nichts in der Welt gelangen möge. Doch ſoll dies auf gerechte und liebreiche Weiſe geſchehn, nämlich alſo, daß man dabey das ſo genannte Gute nicht verſchweige. Man kann daher immer ſagen: „Es iſt wahr, der Mann hat Verſtand; „Schade, daß er ihn nicht beſſer anwendet" oder: „Es fehlt ihn nicht an Kenntniſſen; aber „leider! taugt ſein Herz nicht." u. ſ. f. Dies pflegt ſelten ſeiner Würkung zu verfehlen; ſollte es aber nicht helfen; ſo darf man auch, der guten Sache wegen, die Sitten des Mannes verdächtig machen; ärgerliche Anecdoten von ihm ausbreiten, wozu kleine, in der Jugend begangne Uebereilungen leicht Stoff liefern. Es giebt dann eine Kunſt, die Facta durch die Art der Darſtellung umzumodeln und

Bewegungsgründe, die er hätte haben können, anzuführen, als wenn er ſie würklich gehabt hätte, welches alles man verſtehn muß. Kann man die Eitelkeit und Neugier der Frauenzimmer, den Stolz und Eigennutz der Geiſtlichen zur Rache gegen ihn aufbringen; ſo iſt man des Siegs gewiß. Es findet ſich ja auch wohl die Veranlaſſung, ihn als einen Religions-Spötter abzuſchildern. Hat er etwa einmal über die jüdiſchen Geſchichtsbücher, die freylich mit der chriſtlichen Lehre nichts gemein haben, oder über die Patriarchen im Orient, die uns in der That nichts angehen, ein wenig frey geurtheilt; ſo giebt das Gelegenheit, ihn, als einen Verächter des göttlichen Worts, bey dem Volke anzuſchwärzen. Sollte aber ein ſolcher Wiederſacher zu vorſichtig im Reden und Handeln ſeyn, als daß man ihm im gemeinen Leben etwas anhaben könnte; ſo ſucht man freundlich ſein Zutraun zu gewinnen, ihn treuherzig zu machen und ſammelt dann, wenn er ſich aufſchlieſſt, ſeine übereilten Reden, um, wie er es verdient, ſeine geheimen Tücke der Welt bekannt werden zu laſſen. Wenn man auf ſolche Art Jahre hindurch ſeinen Feind unaufhörlich geneckt und beunruhigt hat; ſo müſſte es wunderſam zugehn, wenn er nicht endlich in Zorn geriethe und in dieſem Zorn etwas redete und thäte, **was würklich nicht recht wäre** — und dann hat man ja auf alle Weiſe gewonnen. Ueberhaupt muß man den erhabnen Grundſatz nie aus den Augen verliehren, daß man durch Ausdauern, wenn man dabey alle Demüthigungen und Erniedrigungen nicht achtet, am Ende immer ſeinen Zweck erlangt. — Und man ſage, was man will, **dies** eigentliche Ausdauren verſtehen wir beſſer, als die Kinder der eiteln Vernunſt. Auf Männer die ſich durch Schriften, in welchen die verblendeten

Weltmenſchen Weisheit oder Witz bewundern, bekannt machen, ſoll man vorzüglich aufmerkſam ſeyn. Dieſe können großes Unheil ſtiften. Es ſtehen deren jetzt Viele in Teutſchland bey uns auf dem ſchwarzen Brette, und Lichtenberg, der Sohn der Finſterniß, an ihrer Spitze. Wir wollen unter der Menge der Andern nur den einzigen verſtockten Nicolai anführen, der ſo wohl mit ſeiner ſündlichen allgemeinen deutſchen Bibliothek, als auch mit ſeinen eignen Schriften, nun ſeit einer langen Reyhe von Jahren uns auf alle nur erſinnliche Weiſe verfolgt. Angehende Schriftſteller, die es wagen, gegen uns zu Felde zu ziehn, kann man ſchon zu Paaren treiben, indem man feile Rezenſenten an ſie hetzt, oder ſie als gefährlich verſchreyet, oder affectirt, ſie als unbedeutend zu verachten. Die Schriften unſrer Leute hingegen läſſt man ausposaunen, und im Nothfalle für Geld eine vortheilhafte Recenſion derſelben in den gelehrten Artikel des hamburgiſchen Correſpondenten einrücken. Im Ganzen aber taugt das Bücherſchreiben nicht; Es kömmt nichts dabey heraus, als das allerley naſeweiſe Wahrheiten unter ſolchen Menſchenclaſſen ausgebreitet werden, die ohne dieſen Unfug gänzlich in unſrer Gewalt bleiben würden. Auch giebt es Gelegenheit, das Leute, die wir ſorgfältig unterdrückt, von öffentlichen Aemtern ausgeſchloſſen und als unbrauchbare Subjecte geſchildert haben, uns zum Trotze, ſich durch die Schriftſtellerey einen größern Namen in der Welt machen, als unſre vornehmſten Mitglieder, die am Ruder ſitzen. Das muß nicht ſeyn; Zuletzt ſollten ja wohl der ſchnöde Verſtand und Witz und Talente und Philoſophie in der Welt eben ſo viel gelten, als Rang, Geburt und Sitz und Stimme im Staatsrathe! Daß übrigens die verruchte Preß-Freyheit aller Orten gehindert, für ſtrenge Cenſur geſorgt werden, und daß man beſonders Diejenigen züchtigen müſſe, die es wagen, über Geſetze, Verordnungen, öffentliche Anſtalten und landesväterliche Einrichtungen ihre Meinung zu ſagen, das verſteht ſich wohl von ſelber. Zu dieſem Endzwecke iſt es gut gethan, die Cenſur in die Hände der Geiſtlichkeit, oder ſolcher Männer zu legen, die ehemals ſich dem geiſtlichen Stande gewidmet haben. Ein glorreiches Beyſpiel davon ſehen wir an unſerm hochwürdigen Bruder. — Doch, wir nennen ihn lieber nicht; wir beleidigten ſonſt die Beſcheidenheit dieſes von den ruchloſen Vernunftmenſchen allgemein verhöhnten Märtyrer unſers Ordens.

Wie dem einreiſſenden Freyheitstriebe, dieſer Peſt, die zu uns aus Frankreich herüber gekommen iſt, entgegengearbeitet werden müſſe, davon giebt uns der ſehr ehrwürdige Bruder General-Procurator des Ordens, Herr von

Sch**ch, in ſeinem p. J. das Muſter. So muß man die Facta verdrehn, die Nachrichten verſtümmeln, ſo einſeitig urtheilen, ſo die Fürſten ſchmeicheln, ſo die Schwachen in Furcht ſetzen — o, unnachahmlicher Sch**ch! wenn Dir das keine Vermehrung Deiner Penſion und Deiner Titel einbringt; ſo iſt keine Gerechtigkeit mehr auf Erden.

Nie kann endlich der Orden, um ſeine Macht zu erhalten und ſeine Feinde zu ſtürzen, aufmerkſam genug auf die Beſetzung aller Bedienungen im Staate ſeyn. Unſre Vettern, Freunde und Bundesverwandte müſſen aller Orten in die erſten Stellen eingeſchoben werden, und wo das Häuflein derſelben nicht groß genug iſt; da ſetze man wenigſtens ſolche an, die ſich im Verborgnen lenken laſſen, denen es nicht einfällt, Aufſehn zu erregen, damit die goldne Mittelmäßigkeit aufrecht erhalten werde; Sela!

Fünfter Abſchnitt.

Von der geiſtigen und ſittlichen Bildung der Mitglieder.

Es iſt nicht genug, daß unſer ehrwürdiger Orden aus einer großen Menge von Mitgliedern beſtehe; Sie müſſen auch auf Einen Ton geſtimmt und zu unſern gemeinnützigen Zwecken gehörig gebildet werden.

Mit dem ſicherſten und beſten Erfolge geſchieht dies in der frühern Jugend, und deswegen ſollen unſre Mitglieder ſich beſtreben, nicht nur ihre eignen Kinder den Grundſätzen des Ordens gemäß zu behandeln, zu unterrichten und zu bilden, ſondern auch aller Orten Einfluß auf die Erziehung der Jugend zu erhalten. Da aber die Zeiten ſich leider! verändern; ſo können auch unſre Educations-Syſteme nicht immer dieſelben bleiben. Auch dafür haben unſre lieben, väterlichen Obern geſorgt und beſonders ſeit zwanzig und einigen Jahren eine ganz neue Norm eingeführt, denn Norm muß nun einmal Statt finden; Gleichförmigkeit in der Erziehung iſt nothwendig; alle Kinder müſſen auf denſelben Fuß behandelt werden, und es iſt eine Einwendung, worauf man nicht achten muß: „daß ſich keine allgemeine Vorſchriften für die Erzieher geben lieſſen, daß nur Erfahrung und Studium der einzelnen Charactere uns lehren müſſten, welche Methode bey dieſem oder jenem Kinde anwendbar wäre; daß die Natur ihre Gaben mannigfaltig austheilte und eben ſo mannigfaltig auch die Behandlung der einzelnen Subjecte ſeyn müſſte." — Das Alles gilt bey uns nichts, und grade unſre einförmige Methode allein kann uns dafür bürgen, daß wir dem Staate Menſchen liefern, welche nicht die Grenzen der goldnen Mittelmäßigkeit überſpringen. Dies iſt der große Hauptzweck, und will man wiſſen, ob unſer Orden in irgend einem Philantropin, oder andern Inſtitute von der Art das Uebergewicht habe! ſo beleuchte man die daraus hervor in die Welt tretenden Zöglinge! Findet man darunter keine unruhige Köpfe, die in der Welt unnützes Aufſehn machen; ſo iſt die Anſtalt gut und empfehlungswerth, und Gottlob! das iſt bey den mehrſten neuern Anſtalten von der Art der Fall. Wir wollen aber von der ältern und neuern Pinſel-Erziehung, von jeder insbeſondre reden.

Vormals hielten wir die Kinder in den erſten Jahren ſehr warm; ſie durften auch nicht zwecklos den Cörper bewegen. Man wickelte ſie desfalls feſt ein, gab ihnen nachher Schnürbrüſte und lies ſie, wenn ſie gehen konnten, welches ſie aber nicht zu früh lernen durften, nicht, wie die Thiere auf dem Felde, herumſpringen, ſondern gewöhnte ſie bey Zeiten, ſich, wie erwachſene Perſonen, ſittſam aufzuführen, auch nicht zu reden, als wenn ſie gefragt wurden. Die Kleidung war feſt an den Leib anſchlieſſend und die Haare wurden bey Zeiten gekräuſelt. Man gab dem ſchwachen Magen nur weiche und warme Speiſen und Süßigkeiten, aber deſto öfter des Tags. Auch ließ man ſie fein lange ſchlafen und Morgens und Abends, ſo wie vor und nach den Mahlzeiten, auch wenn die Bethglocke ſchlug und bey Gewittern, die erforderlichen, auswendig gelernten Gebete herſagen. Der Unterricht beſtand in dem Auswendiglernen, und wenn ſie ihre Lection nicht ordentlich wuſſten; ſo bekamen ſie die gehörigen Schläge. Allein man quälte ſie nicht über eine beſtimmte Zeit in der Schule und ſobald die Glocke ſchlug, kamen ſie los. Der Haupt-Unterricht gieng in den erſten vierzehn Jahren auf die dogmatiſchen Lehren der Kirche hinaus. Man litt nicht, daß ſie raiſonnirten und nach den Urſachen oder dem Beweiſe von dieſem oder jenem Befehle und Satze fragten, ſondern es muſſte ihnen genug ſeyn, wenn man ihnen ſagte: „es iſt ſo „und nicht anders.“ Man litt aber nicht, daß ſich der Lehrer herausgenommen hätte, ſie für Unarten zu beſtrafen, die mit dem Lernen nichts gemein hatten, ſondern das blieb ein Vorrecht der Eltern. Der Informator wurde angehalten, jungen Herrn von Stande mit der gebührenden Achtung zu begegnen. Ueberhaupt wurde es den Kindern bey Zeiten eingeprägt, was die gemeinen Leute denen von vornehmer Geburt ſchuldig wären. In der Eltern Gegenwart durften die Kinder nicht reden. So wie die Strafen in Schlägen beſtanden; ſo wurden hingegen Folgſamkeit und Fleiß durch Geld und andre Geſchenke, an

Spielſachen und Eßwaaren, belohnt. Die Strafe erließ man, wenn ein Fremder für die Kinder bat.

Die neuere Pinſel-Erziehung muß ganz anders tractirt werden, weil ſich Zeiten und Menſchen verändert haben. Sobald der Knabe in die Welt guckt, wird er in kaltes Waſſer getaucht und das ſo fort alle Tage. Ja! kreiſche Du nur! Warum haben Deine Eltern ſo eine papierne Puppe an den Tag gefördert; Darunter kann unſre Methode nicht leiden. Steht der Junge ab; ſo wäre er doch früh oder ſpät geſtorben; und was iſt der Menſchheit mit einem ſolchen Breyklumpen gedient? Die Mutter muß dem Kinde ſelbſt die Bruſt geben; Iſt ſie ſchwächlich; Da ſehe ſie zu! Wir wollen nicht, daß unſre Kinder mit der Ammen-Milch die unanſtändigen Gewohnheiten der Bauermenſcher einſaugen; und das kann doch nicht fehlen. Kein Gängelband! Müſſen doch andre Thiere ſo lange auf Gottes Erdboden herumkriechen, bis ſie ſich ſelber helfen können. Fallen ſie ſich Löcher in den Kopf; ſo wird die Wunde mit kaltem Waſſer gewaſchen; Narben verunſtalten nicht. Weite Kleider! Der Knabe muß ſpringen, Purzelbaum ſchlagen, — Brüche laſſen ſich heilen — ſich mit andern Jungen raufen, ſich im Schnee und Kothe herumwälzen — kurz! thun, was er will. Kein Zwang in den glücklichen Jahren der Kindheit! Früh genug wird er das Joch tragen lernen. Er ſoll den Frühling des Lebens genieſſen; Kömmt er nachher in Lagen, wo er ſeinen eignen Willen verleugnen muß; ey nun! ſo mag er ſich fügen und gewöhnen, ſo gut er kann. Er muß reden dürfen, was er will, nach allen fragen, nichts thun, nichts glauben, als wovon er Grund und Urſache einſieht. So viel uns daran gelegen iſt, daß Männer mehr glauben, als ſelbſt denken; ſo unſchädlich, ja! zu unſern

Zwecken dienlich iſt es, **Knaben** raiſonniren zu laſſen; denn das giebt ihnen keine Zuverſicht zu ihren eignen Einſichten, die vor tiefen Grübeleyen bewahrt. Schläge gehören für Thiere, nicht für vernünftige Weſen, und wenn gleich ein Kind noch kein vernünftiges Weſen iſt; ſo ſoll es doch dies einſt werden. Zudem kann man leicht zu viel ſtrafen, und wenn eine Sache gemisbraucht werden könnte; ſo wirft man ſie lieber ganz weg. Auf Alter, Erfahrung und Stand ſollen die Kinder noch gar keine Rückſicht nehmen; Wenn ſie einſt in die menſchliche Geſellſchaft treten; ſo wird ihnen das ſchon gewieſen werden, und paſſen ſie ſich dann nicht da hinein; ſo mögen ſie ſich von bürgerlichen Verhältniſſen losmachen, für ſich leben, oder als Schriftſteller, Pädagogen ꝛc. ganz für unſre Zwecke würken! Das Gedächtniß ſoll in der Jugend geſchont werden; alſo, nichts auswendig gelernt! Fremde Kenntniſſe ſind nichts werth; man muß alles ſelbſt erfinden. Ueberhaupt aber ſind die mehrſten ſogenannten Wiſſenſchaften unnütze Pedanterey. Regeln ſind Feſſeln und Feſſeln taugen nicht. Von Sprachen faſſt man ſo viel auf, als nöthig iſt, um ſich darinn verſtändlich machen zu können; Was man das Genie, die Philoſophie der Sprache nennt, das dient zu nichts und iſt ſehr mühſam zu erlernen; Alles Mühſame aber ſoll man fliehn. Der Knabe muß nur dann arbeiten, wenn er Luſt dazu fühlt; zum Mühſamen aber hat er nie Luſt; alſo bleibt das Mühſame weg. In ſpätern Jahren iſt noch immer Zeit, ſich an Anſtrengung und Ueberwindung von Schwierigkeiten zu gewöhnen, ohne welche freylich leider! nichts zu erlangen iſt, ſo lange wir nicht in allen Ländern das Uebergewicht erhalten. Eine goldne Methode beym Unterrichte der Jugend iſt die von uns allein erfundne Art, im

Spielen zu lehren; Wer früh an dieſe ſo nützliche Spielerey gewöhnt worden iſt, der wird uns gewiß nie untreu. Ueberhaupt, ſo ſehr auch die neuere Pinſel-Erziehungs-Methode mit der ältern im Widerſpruch zu ſtehn ſcheint; ſo führen doch beyde Extreme ſicher zu einem Zwecke, zu der goldnen Mittelmäßigkeit. Der Unterſchied beſteht nur darinn, daß man ehemals den Menſchen zu ihrem Beſten die Füße band, damit ſie ein gewiſſes ſchädliches Ziel nicht erreichten, ſtatt daß man ſie jetzt an Bocksſprünge gewöhnt, damit ſie darüber hinaushüpfen. Ja! dieſe letzte Art iſt gewiß die zweckmäßigſte. Ein unruhiger Kopf kann Mittel erfinden, ſeine Bande zu löſen; und dann hat er das Ziel noch immer **vor ſich**: aber wer einmal einen Sprung **überhin** gethan hat, der ſieht nichts mehr vor ſich und geräth auf ſo viel kleine Nebenwege, daß er nie wieder auf den Haupt-Pfad zurückkommen kann.

So viel von Erziehung unſrer Jugend! Auf welche Weiſe auch erwachſene Mitglieder mit dem Geiſte des Ordens genährt werden und nach welchen Grundſätzen im Moraliſchen, Intellectuellen, Politiſchen, Oeconomiſchen u. ſ. f. ein ächter Pinſel handeln und nicht handeln müſſe; das ſoll in den folgenden Abſchnitten gelehrt werden.

Sechſter Abſchnitt.

Von dem äuſſern Anſtande, der Lebensart, Diät und den Gewohnheiten eines ächten Pinſels.

Die Mitglieder unſers ehrwürdigen Ordens müſſen ſich im Aeuſſern und Innern, im Thun und Laſſen, von der Rotte der gefährlichen Vernunftmenſchen unterſcheiden. Ein ächter Pinſel geht ſtill und demüthig einher, wenn vornehme, oder ſolche Perſonen gegenwärtig ſind, die von den Weltleuten für klug, witzig oder gelehrt gehalten werden. Er heftet dann entweder die Augen auf die Erde, oder wirft ſeine Blicke ungewiß und flüchtig umher, damit niemand erforſche, ob etwas und was in ihm vorgeht. Doch kann es nicht ſchaden, wenn er zuweilen bedächtlich ausſieht, ſollte er auch nichts denken, beſonders ſobald von etwas die Rede iſt, worüber er gar nichts zu ſagen weiß. Nach und nach pflegen ſich dann der Stirne gewiſſe Falten einzudrücken, die ein ehrwürdiges Anſehn geben. Ganz anders aber iſt ſein Betragen, wenn er keine Feinde wittert; Dann blickt Zuverſicht und Selbſtzufriedenheit aus ſeinen Augen; dann ſpricht er viel, laut und entſcheidet über alles — Doch davon in der Folge mehr! Seine Stimme ſey übrigens ein wenig ſingend, gedehnt; Er rede alſo langſam! Das Tragen des Kopfs richtet ſich nach den Leuten, die er vor ſich hat, ſo, das er ihn entweder auf die Seite hänge, oder wanken und wackeln laſſe, oder zurückwerfe, oder zwiſchen die Schultern ziehe, oder die Füße beſchaue. Er gehe ein wenig ſchiebend, langſam und mit gebognen Knien, wobey er auch die Arme bewegen mag;

wenn nur überhaupt alles, was einer Anſpannung im Phyſiſchen und Geiſtigen ähnlich ſieht, ſorgfältig vermieden wird.

Man kann den Mitgliedern nie genug empfehlen, alles bedächtlich und langſam zu thun. „Was lange dauert, wird gut“ — Das iſt ein goldner Spruch. Fällt etwas auf die Erde; ſo laſſe man es liegen, bis noch etwas dazu fällt; dann iſt es, wie man zu ſagen pflegt, Ein Aufheben und vermeidet man, ſich doppelte Mühe zu machen.

Schlaf und Ruhe ſind dem Menſchen nothwendig; doch ſoll man darinn auch nicht zu viel thun. Zwölf Stunden in einer Reyhe fort geſchlafen, ſind einem geſunden Menſchen zur Erquickung hinlänglich. Man braucht desfalls aber nicht gleich aufzuſtehn. Vielmehr iſt es ſehr wohlthätig, ſein Frühſtück im Bette zu nehmen und dabey die Tranſpiration fortzuſetzen. Mehr als dreymal aber ſoll man ſich nicht wecken laſſen; Wer dann wiederum einſchläft, der verſündigt ſich an ſeinen Domeſtiken, die man nicht unnützerweiſe quälen muß. Die Nacht hindurch braucht das Ofen-Feuer in der Schlaf-Cammer nicht unterhalten zu werden, und wenn nur des Abends ein Vorrath von Holz eingelegt wird; ſo bleibt es bis zum Morgen warm.

Bey der Wahl ſeines Anzugs iſt es gut, Frauenzimmer zu Rathe zu ziehen; Dieſe wiſſen am beſten, was uns gut kleidet und was die neueſte Mode fordert.

„Eſſen und Trinken" pflegt man zu ſagen: „hält Leib und Seele zuſammen" und „am „Tiſche wird man nicht älter." Man geize und ſpare alſo nichts bey den Ausgaben für die Tafel und übereile ſich nicht, wenn man am Tiſche ſitzt, denn das iſt ſehr ungeſund; auch kann man viel mehr genieſſen, wenn man langſam ſpeiſt. Man halte aber ſeine ordentliche

Zeit zu den Mahlzeiten, nämlich: das Frühſtück, und nachher gegen Mittag einen Biſſen, doch nicht zu viel, zu den Magentropfen; dann die Haupt-Mahlzeit; Nachmittags, beym Kaffee, nach Apetit; hierauf das Veſperbrod, und Abends die ordentliche Mahlzeit; auſſerdem aber nichts, es müſſte denn ein wenig Obſt und ein Glas Wein ſeyn. Auch zu der Verdauung und den nöthigen Ausleerungen ſoll man die gehörige Zeit nehmen und ſich dabey durch keine Art von Geſchäften ſtöhren laſſen; denn Geſundheit geht vor alles. Iſt man nicht reich; ſo muß man freylich mit ſchlechten, wohlfeilen und wenig Schüſſeln vorlieb nehmen; aber ſobald man Fremde bey ſich bewirthet, beſonders wenn ſehr vornehme Gäſte uns beehren, darf es an nichts fehlen; Man kann ſich nachher, wenn man wieder allein iſt, dagegen deſto einfacher behelfen. Da manche Leute bey Tiſche blöde ſind und nicht zugreifen, ſo verſäume man nicht, ſeine Gäſte zum Eſſen und Trinken zu nöthigen. Endlich, was den Rang am Tiſche betrifft; ſo muß derſelbe wohl beobachtet werden.

Die beſten und gröſten Zimmer im Hauſe hält man, wie ſich's verſteht, verſchloſſen, und werden dieſelben nur dann gebraucht, wenn man Fremde bey ſich ſieht; die ſchlechtern werden bewohnt. Kutſcher und Informatorn werden gewöhnlich in's Hinterhaus logirt, damit man keinen Lerm und Tabacks-Geſtank in ſeiner Nachbarſchaft habe.

Bey Garten-Anlagen iſt der holländiſche und franzöſiſche Geſchmack zu empfehlen.

Wenn Fremde kommen, muß alles rein im Hauſe ſeyn.

Erwartet man jemand, ſo pflegt man oft das Fenſter zu öfnen, um zu ſehn, ob er noch nicht kömmt, oder ihm aus Ungeduld entgegen zu gehn. Es iſt wohl wahr, daß er dadurch um nichts früher erſcheint; allein es kann doch wenigſtens nicht ſchaden.

Bekömmt man einen Brief und erkennt nicht gleich die Hand, welche die Aufſchrift geſchrieben; ſo pflegt man denſelben wohl mehrmals umzudrehn und hin und her zu rathen, von wem der Brief herrühren könnte, ſtatt daß die eiligen Weltleute, ihn geſchwind erbrechen, um dies zu erfahren. Wir ziehen, als Prüfung der Geduld, die erſte Methode vor.

Wenn man mit jemand redet und ihn etwa dabey an einem Rockknopfe oder Aermel feſthält; ſo hat das den Nutzen, daß er uns nicht entwiſchen kann, ſondern aufmerkſam zuhören muß.

Man klagt zuweilen über uns, wenn wir gewiſſe Dinge zu mechaniſch treiben, zum Beyſpiel: alle Thüren, auch die, welche andre Leute mit Vorſatz geöfnet hatten, hinter uns zuziehen, oder immer etwas zum Spielen zwiſchen den Fingern haben, auch alles in die Hand nehmen und zuſammendrücken, was wir liegen finden. Allein man überlegt nicht, wie mühſam es ſeyn würde, wenn man bey jeder kleinen Handlung, die Urſache, warum man ſie unternimt, vorher überdenken ſollte; und warum läſſt man denn Sachen, welche man nicht will betaſtet noch zerdrückt haben, umherliegen?

Siebenter Abſchnitt.

Noch etwas über die Reden, Gewohnheiten, feine Lebensart, Vergnügungen und Liebhabereyen unſrer Mitglieder.

Wenn, theils durch Inſtinct, theils durch Bildung, unſre Mitbrüder dahin gelangen, daß ſogar in allen ihrem äuſſern Thun und Laſſen die genaueſte Gleichförmigkeit herrſcht; ſo muß um ſo mehr bey wichtigern Gegenſtänden, nämlich in ihren Beſchäftigungen, Reden, Vergnügungen und Liebhabereyen, ein einförmiger Geſchmack und eine gemeinſchaftliche Methode gefunden werden.

Was den Vortrag in der Rede betrifft; ſo pflegen die Böſen das Weitſchweifigkeit und

Unordnung zu nennen, wenn wir die Sache, welche wir erzehlen, mit allen Umſtänden auseinanderſetzen und kleine Nebendinge, die uns dabey einfallen, mit einmiſchen; Allein dieſe Art dient ſehr zur Erläuterung und es vergeht manche Stunde damit.

Seine Mutterſprache rein ſprechen zu wollen, das iſt eine unnütze Pedanterey. Die Leute verſtehen uns ja doch, beſonders, wenn wir die, in der Gegend, wo wir leben, üblichen Provinzialismen nicht verwerfen.

Es iſt nützlich, einen gewiſſen Vorrath Lieblings-Hiſtörchen und kleiner Schwänke, ſo viel es das Gedächtniß leidet, in Bereitſchaft zu haben, die man dann erzählt und wieder erzählt, ſo oft ſich eine Veranlaſſung dazu findet. Sind ſie artig und luſtig; ſo hört man ſie gern oft wiederholen. Räthſel, Kunſtſtückchen und Sprüchwörter, zu rechter Zeit angebracht, beſonders in Männer-Geſellſchaften, wo ſonſt leicht der Ton ernſthaft wird, thun auch Würkung.

Pfandſpiele, Schenken und Logieren und Cämmerchen Vermiethen ſchärfen den Witz. Kurze Sprüchwörter-Commödien, die man auswendig lernen und in Geſellſchaft ſpielen kann, haben einige gute Leute ausdrücklich dazu drucken laſſen; doch kann man davon nur in größern Geſellſchaften Gebrauch machen. Was aber die gewöhnliche Unterhaltung betrift; ſo wollen wir einiger ſehr intereſſanten Gegenſtände derſelben Erwähnung thun;

So oft jemand zu uns kömmt; ſo fragt man, wie er ſich befinde; Die Antwort braucht man nicht zu erwarten, ſondern man fügt gleich hinzu: man freue ſich, ihn wohl zu ſehn. (denn man ſetzt voraus, daß ihm wohl ſey) Dann kann man ihm ſagen, wie das Wetter beſchaffen iſt.

Es iſt angenehm, ſich zu erkundigen, wie die Leute mit einander verwandt ſind und unerwartet weitläuftige Vetterſchaften zu entdecken. Nicht weniger unterhaltend ſind die Geſpräche über Aehnlichkeiten in der Geſichtsbildung mit Dieſem oder Jenen, die man ausfündig macht.

Die Welt wird immer ungeſchliffner; unſre Mitglieder ſollen ſich beſtreben, die Höflichkeit, die man jetzt verächtlich leere Complimente und Cäremonien nennt, aufrecht zu erhalten. Vornehmern Leuten ſoll man immer etwas Verbindliches und Schmeichelhaftes ſagen.

Von Verſtorbnen muß man ſtets Gutes reden; ſie können uns ja nicht mehr ſchaden.

Man ſage nie gradezu ſeine Meinung, bevor man gehört hat, wie die Mehrſten und Vornehmſten in der Geſellſchaft über die Sache denken, denn das wäre unbeſcheiden. Sagt ein angeſehener Mann etwas, das witzig ſeyn ſoll; ſo lache man darüber, wenn man auch nicht eigentlich verſtehn ſollte, wovon die Rede iſt.

Kömmt man in die Nothwendigkeit, über etwas zu diſputiren; ſo rede man ſo viel und ſo laut und miſche, wenn man dazu aufgelegt iſt, ſo viel Spott hinein, daß dem Andern die Luſt vergehe, mit ſeinen ſo genannten Vernunftgründen hervorzurücken.

Wenn jemand Dir ſein Bildniß zeigt; ſo muſſt Du immer antworten: es habe zwar einige Aehnlichkeit mit ihm, ſey aber gar nicht geſchmeichelt; er ſey da viel zu alt dargeſtellt!

Wenn uns Eltern ihre Kinder vorführen; ſo muß man ihnen bezeugen, daß ſie dem Vater auſſerordentlich gleichen, und daß ſie für ihr Alter ſehr groß wären. Die kleinen Knaben pflegt man denn zu fragen, was ſie einſt werden wollen? Immer aber muß man die Kinder in Gegenwart der Mutter loben und vertheydigen, wenn ſie ſich Verweiſe vom Vater zuziehen.

Für ſeine eignen Kinder pflegt man zu antworten, oder ihnen eine verſtändige Antwort in den Mund zu legen, wenn Fremde ſie anreden.

Bittet Dich jemand, zu rathen, wie alt er ſey; ſo rathe immer zehn Jahr weniger, als er ſichtbarlich hat!

Wenn man in den Fall kömmt ſich rühmen zu müſſen; ſo ſage man doch immer dabey: „ohne mich zu rühmen!“

Dergleichen Floskeln und die Ausdrücke; **unmaßgeblich, wenn ich fragen darf, mit Erlaubniß** u. d. gl. und ſolche allgemein eingeführte Bemerkungen, wie zum Beyſpiel: „daß die Zeit ſchnell hingehe; daß das „Schlittenfahren ein kaltes Vergnügen, Mu-

„ſie ein angenehmer Zeitvertreib ſey" u. ſ. f. muß man ſich eigen machen, denn ſie gehören zur guten Lebensart.

Es kann nicht ſchaden, wenn man ungewiſſe Gerüchte und Anecdoten nacherzählt. Wenn dadurch auch mancher Unſchuldige auf eine Zeitlang in böſen Ruf kömmt; ſo bleibt doch die Wahrheit nicht immer verborgen; und ganz ohne Grund pflegt doch auch dergleichen nicht zu ſeyn.

An fremden Tiſchen lobſt Du alle Gerichte, und wenn man Dich zum Eſſen nöthigt, verſicherſt Du: „Du habeſt ſchon des „Guten zu viel genoſſen."

Man giebt ſich bey den Leuten einiges Anſehn, wenn man ſie zuweilen durch ſeine Reden in Verlegenheit ſetzt und auf Sachen anſpielt, die ſie nicht gern hören.

Es giebt uns eine Art von Wichtigkeit, wenn wir in Geſellſchaft unſerm Nachbar ins

Ohr flüſtern, ſollten wir ihm auch nichts Geheimes zu ſagen haben.

Es bedarf wohl keines Beweiſes, daß für Leute unſrer Art das Kartenſpiel eine ſehr anſtändige Unterhaltung iſt. Der Nachmittag, an welchem man ohnehin zu keiner Arbeit aufgelegt iſt, wird dazu vorzüglich beſtimmt.

Im Sommer dienen uns das Kegelſchieben und Scheibenſchieſſen zu einer angenehmen Erholung.

Doch ſoll man nicht blos cörperliche Freuden ſuchen; eine Sammlung von adelichen Pettſchaften; von Blumen, die man in Töpfen ſtehn hat; Vögel, in Bauern, die dazu abgerichtet ſind, gewiſſe Stücke zu ſingen; Hunde, die Kunſtſtücke machen — Das alles beſchäftigt, neben dem Vergnügen, das es gewährt, auch zugleich den Geiſt und iſt ſehr anzuempfehlen.

Solche mechaniſche Arbeiten, als da ſind: pappene Käſtlein zu machen, zu ſchnitzeln und allerley weibliche Arbeiten, dienen zu einer artigen Erholung.

Auf großen Märkten und Meſſen — Man pflegt oft die ſcharfſinnige Bemerkung zu machen, daß es aller Orten faſt immer regne, wenn Markt gehalten wird. Es wollen zwar einige Leute behaupten, das ſey eine alberne Bemerkung; vielmehr werde umgekehrt faſt allgemein zu der Zeit Markt gehalten, wenn es der Jahrszeit nach zu regnen pflege, nämlich im Frühlinge und Herbſte; allein es kann doch nicht ſchaden, jenen alten Satz zuweilen anzubringen — Doch wir kommen von unſerm Gegenſtande ab! Auf großen Märkten alſo und Meſſen ſoll man ſich im Kaufen nicht übereilen, ſondern ſich die Zeit nicht verdrieſſen laſſen, manche Stunde der bloßen Beſchauung zu widmen. Es pflegen wohl Spottvögel ſich darüber aufzuhalten, und die Kaufleute ungeduldig zu werden, wenn man für tauſend Thaler Waaren beſichtigt und befühlt und nur für Einen Thaler kauft; allein es hat doch ſeinen Nutzen und die Zeit geht angenehm damit hin.

Bey dem Reiſen kömmt eigentlich überhaupt nicht viel heraus und ein gutes altes Sprüchwort ſagt: „bleibe im Lande und nähre „Dich redlich!“ Soll und muß man aber reiſen; ſo nehme man gute Empfehlungsbriefe mit, ſonſt währt uns die Zeit lang; und wem iſt es immer gegeben, ſich unter ganz fremden Menſchen ſelbſt bekannt zu machen? Kann man an entfernten Oertern Landesleute antreffen; ſo halte man ſich zu denen; ſo braucht man ſich um die dortigen Menſchen nicht viel zu bekümmern. Man gehe auch auswärts nur mit Perſonen ſeines Standes um, beſuche vorzüglich die Höfe und die Cirkel der Nobleſſe!

Auf Reiſen ſpare man nichts im äuſſern Aufwande, damit man, in den Wirthshäuſern und ſonſt, ſeinen Landesleuten Ehre mache! Weiter als von der einen Seite nach Straßburg, von der andern nach Wien und etwa den Rhein hinunter bis Cöln, braucht man nicht zu reiſen; Man iſt dann doch auf gewiſſe Weiſe in Frankreich, Oeſterreich und den Niederlanden geweſen, wenn davon die Rede iſt. In Wetzlar hält man ſich einige Zeit auf. Wo Bibliotheken ſind, läſſt man ſich dieſelben zeigen und ſieht die Wachtparaden aufziehn; Wo ſich Menagerien, Cabinette und dergleichen befinden, und was ſonſt zu ſehn iſt, das kann man am beſten von den Lehnlakayen erfahren. Man findet auch auf Reiſen die bequemſte Gelegenheit, mit den Regeln der Hof-Etikette, des Geſandten-Cäremoniels und dergleichen bekannt zu werden, welches alles ſehr nützlich und angenehm zu wiſſen iſt. Zuweilen trift ſich's ſehr glücklich, daß man grade zu der Zeit reiſt, wenn in den Gegenden, die man beſucht, etwas Merkwürdiges vorfallt, zum Beyſpiel: eine Revûe; eine Kaiſerwahl, wo ein ganzer Ochſe am Spieſſe gebraten wird und ſo viel fremde Geſandten gegenwärtig ſind; das Aufſteigen eines Luftballs; ein Feuerwerk; eine hohe Vermählung; oder, in Kriegszeiten, ein Lager, oder das Victoria geſchoſſen wird, welches oft geſchieht, wenn auch die Schlacht nicht gewonnen iſt — Dergleichen pflegt luſtig anzuſehn ſeyn, in ſo fern keine Gefahr dabey iſt.

Gegen Vornehme und Reiche betrage man ſich mit derjenigen Ehrerbiethung und Unterwerfung, die man ihnen ſchuldig iſt; die Geringern und Untergebnen gewöhne man, daß ſie nicht vergeſſen, wer ſie und wer wir ſind! Leute, die nichts als Talente, Geſchicklichkeit und was man Verſtand nennt, aber keinen Rang und Titel haben, mögen ganz gute Leute ſeyn, aber ſie gehören nicht in vornehme Geſellſchaften. Sie vergeſſen ſich leicht und können es nicht übelnehmen, wenn man ſie nicht zulaſſt. Wollen ſie in der Welt etwas gelten; ſo mögen ſie ſich einen Adelsbrief, einen Titel, oder in Reichsſtädten ein Doctor-Diplom kaufen!

Achter Abſchnitt.

Moraliſche Grundſätze und Vorſchriften, wonach unſre Mitglieder in wichtigen Fällen handeln ſollen.

Das Haupt-Augenmerk der ächten Mitglieder des ehrwürdigen Pinſel-Ordens muß auf das gerichtet ſeyn, was andre Leute von ihnen ſagen. Was hilft die hochbelobte innere Ueberzeugung, daß man recht und nach Grundſätzen gehandelt habe? Kann man doch dafür keine Nuß kaufen! Und was iſt in dieſer Welt das werth, was nichts einbringt? Vox populi est vox dei; Man muß ſich alſo nach den allgemeinen Meinungen richten und kömmt hier auf Erden mit ſo genannten Grundſätzen nicht durch. Die Grundſätze müſſen ſich nach den Umſtänden fügen; da können ſtündlich Fälle kommen, wo man aus Gefälligkeit Ausnahmen machen, oder, um ſein zeitliches Glück zu gründen, ganz anders handeln muß, als man für recht erkennt.

Ueberhaupt gehören Gefälligkeit und Geſchmeidigkeit im höchſten Grade zu den Principal-Tugenden eines vollendeten Ordens-Mitglieds. Das, was die hochfahrenden Weltmenſchen Originalität nennen, iſt eine eigenſinnige alberne Gemüthsart, womit man nicht weit kömmt. Leute, die ſo etwas Eignes vorſtellen wollen, ſoll man auf alle Art demüthigen. Aber ach! man hat nur gar zu viel mit den bösartigen Vernunftmenſchen zu kämpfen. Man muß ihnen mit vereinten Kräften die Stange halten — Keine Duldung gegen ſie und gegen ihre Meinung! Verderben ſey den beyden neumodiſchen Cobolden, der ſo genannten Toleranz und der Aufklärung geſchworen! Ihre Namen müſſen verächtlich und ſtinkend werden unter allen ächten Brüdern; Sela!

Man halte feſt an den alten Sitten und Meynungen unſrer Väter, welche die Weltmenſchen abſcheulicherweiſe Vorurtheile und Bocksbeutel zu nennen pflegen! Die Neuern ſuchen allen Glauben an Ueberlieferungen, allen Credit der Autorität und alles Zutraun zu übernatürlichen Würkungen zu Schande zu machen; aber gottlob! noch haben wir in der Schweiz, in Berlin, in München und in ſo viel Gegenden von Europa erhabne und berühmte Kämpfer für die fromme Sache. „Ein „guter Mann“ (das ſind ſelbſt eines Spötters, des berüchtigten Rabelais Worte, welche ihm die Wahrheit wider Willen auspreſſt) „Ein „guter Mann glaubt alles, was ihm geſagt „wird, beſonders, wenn er gedruckte Zeugniſſe darüber in Händen hat, bis man ihm

„das Gegentheil darthut; und die Theologen lehren uns, es liege in dem Glauben ſelber das kräftigſte Argument für ſolche Dinge, die gar keine Wahrſcheinlichkeit haben."

Der große Kampf aber wider die Weltmenſchen muß mit Politic und Sanftmuth geführt werden, und auf unſern Geſichtern müſſen ſie immer die ſüßeſte Liebes=Brüderlichkeit und Leidens=Demuth leſen, wenn wir am heftigſten ihren verruchten Werken, Grundſätzen und Machenſchaften entgegenarbeiten — „der Sachen Feind, der Menſchen Freund!" ſagt ein altes, bewährtes Sprüchwort.

Durch äuſſere chriſtliche gute Werke ſuche man die wohlverdiente Achtung des Volks zu gewinnen. Wen der himmliſche Vater mit irdiſchen Gütern geſegnet hat, der vergeſſe nicht Kirchen zu beſchenken, Altäre zu bekleiden und öffentliche Armen=Anſtalten zu unterſtützen! Bey andern Armen und Bettlern, die in die

Häuſer ſchleichen und uns allerley Klagen über die Menge zu ernährender Kinder, theure Zeiten und dergleichen Litaneyen vorwinſeln, ſoll man vorſichtig zu Werke gehn. Man pflegt ſie ſchamhafte Armen zu nennen; denn es hat gemeiniglich einen Haken, warum ſie ſich ſchämen müſſen. Da ſoll man erſt ſtrenge unterſuchen, ob ſie auch unſrer Wohlthat würdig ſind und ſolchen Herumläufern, ſtatt des geforderten Geldes, tüchtige Wahrheiten auf den Weg geben. Am beſten aber iſt es, bey ſeinen Bedienten zu beſtellen, daß ſie uns vor ſolchen Leuten verleugnen, die armſelig gekleidet ſind; denn Die haben immer ein Anliegen.

Da wir Alle ſchwache Menſchen ſind und man ſich leicht durch ſeine Gutherzigkeit verleiten laſſen kann, gegen die Klugheit zu handeln; ſo ſoll man ſich lieber, wenn man ſich nicht Stärke genug zutrauet, vor dem Anblicke des Elendes hüten. Ueberhaupt, da uns der liebe

Schöpfer in dieſe Welt geſetzt hat, um uns in derſelben froh zu machen; ſo entferne man von ſich und den Seinigen alle trüben Gedanken und Bilder von Noth und Tod und Kummer, damit man nicht in Mismuth verfalle, oder ſein Gut an Bettler verſchwende!

Allein zu milden Stiftungen, zu Collecten für Auswärtige, zu Erbauung von Kirchen und dergleichen, weigre man nicht, ſein Schärflein zu reichen! Da ſieht man doch, wo es hinkömmt!

Auch in Ertheilung guten Raths, ſelbſt wenn man nicht darum gebeten wird, zeige man ſeine Wohlthätigkeit! Man ſuche die kleinen häuslichen Verhältniſſe und Familien-Zwiſtigkeiten zu erfahren, um, wenn es nicht etwa zu Beſſerung der Menſchen nothwendig ſeyn ſollte, die Uneinigkeit zu unterhalten, Frieden zu ſtiften! Man empfehle auch gute Hausmittel, Recepte, Mirakel-Pflaſter und allgemeine Arzeneyen! Unſer lieber Bruder der Redacteur des hamburgiſchen Correſpondenten iſt angewieſen, dergleichen Mittel in ſeiner Zeitung zu recommandiren und anzukündigen.

Da viel daran gelegen iſt, dem Orden Glanz, Macht, Gewalt und Anſehn zu verſchaffen; ſo ſollten die Mitglieder jeder Gelegenheit, ſich emporzuſchwingen, ſich geachtet zu machen, Einfluß und Glücksgüter zu erlangen, nachſtreben. Aller Orten ſoll man es mit der herrſchenden Parthey halten und in jedem Streite das Intereſſe des ſtärkern Theils ergreifen.

Weil das weibliche Geſchlecht ſehr viel Einfluß in alle Welthändel zu haben pflegt; ſo iſt es ſehr wichtig, die Damen, beſonders die alten Matronen, auf ſeine Seite zu lenken, und iſt dies eine Kunſt, die beſonders ſtudirt werden muß, man ſoll aber auch ihrem

Rathe, in allen wichtigen Fällen, treulich folgen.

Um mit Anſtande und Gewichte in der großen Welt zu erſcheinen, iſt es ſehr nützlich, Titel, Orden, Adelsbriefe und dergleichen zu kaufen, wenn man das Geld an eine ſolche Standes-Erhöhung zu wenden irgend vermag.

Das blinde Glück pflegt Leuten unſrer Art nicht ungünſtig zu ſeyn; nur muß man die Wege betreten, die es uns bahnt. Lotterien und Lotto ſind wahre Gold-Gruben für uns; man verſäume ja nicht, fleißig einzuſetzen!

Große, mühſame Entwürfe hingegen, womit mancher ſich, oder andre Menſchen, oder die Welt im Allgemeinen recht weit zu bringen denkt, ſind nichts für uns. — Das ſind lauter Schwärmereyen! Es iſt nicht zu begreifen, wie Leute, welche ihre Ruhe lieben, für ſo etwas Sinn haben können.

Damit man ſich nie in Entſchlüſſen übereile; ſo faſſe man deren keinen einzigen ſchnell und auf der Stelle, ſondern frage erſt immer Andre um Rath, ſo geht man ſicher, und kann gewiß ſeyn, daß man nachher nicht getadelt wird. Sind die Rathgeber nicht einerley Meynung; ſo iſt es am ſchicklichſten, dem Letzten zu folgen, der gewöhnlich Recht zu haben pflegt. Freylich geht darüber zuweilen der günſtige Zeitpunct verlohren; aber das iſt doch nicht immer der Fall.

So oft Dich daher jemand um etwas bittet; ſo ſage es nicht gleich zu, ſondern erkläre: Du wolleſt Dich darauf beſinnen, und dann höre erſt fremde Meinungen darüber!

Alle menſchliche Unternehmungen werden am wichtigſten nach dem Erfolge beurtheilt. Deswegen iſt es gefährlich, eher Parthey zu ergreifen, ehe man weiß, wie eine Sache ausfallen wird. Iſt es zum Beyſpiel nicht gewiß, daß die Nord-Americaner allgemein für ſchändliche Rebellen anerkannt werden würden, wenn ſie im Kriege mit England den Kürzern gezogen hätten? Wie weiſe hat ſich nicht deswegen unſer lieber Bruder Schirach bis dahin in Anſehung der franzöſiſchen Revolution betragen! Nur jetzt ſcheint es faſt Zeit zu ſeyn, daß er andrer Meinung werde, ſonſt mögten ſeine Prophezeyhungen nicht eintreffen — Doch wer weiß, wie es noch kommen kann!

Die wenigſten Leute pflegen es gern zu ſehn, daß man über Dinge, die nun einmal geſchehn, und nicht mehr zu ändern ſind, weitläuftig redet und klagt, oder, wenn ſie Fehler begangen haben, die ſich nicht mehr verbeſſern laſſen, ihnen darüber hinterher gute Lehren giebt. Ja, ja! ſo etwas ſchmeckt nicht; aber wer kann dazu ſchweigen? Das Gegenwärtige und Künftige iſt in des Himmels Hand; aber über das Vergangne können wir recht paſſend und verſtändig raiſonniren und es laſſen ſich darüber viel gute Sachen ſagen, beſonders, wie es hätte kommen können, wenn es nicht ſo gekommen wäre, wie es gekommen iſt.

Im vorigen Decennio kamen ein Paar unſrer Mitglieder auf den Gedanken, ſich zu ſtellen, als wollten ſie ſich ein wenig nach dem Geſchmacke der Weltkinder richten. Sie heckten alſo ein Syſtem aus, welches unter dem Namen des Weltbürger-Syſtems bekannt iſt und welches das Eigenthümliche hatte, daß man beym erſten Anblicke glauben ſollte, es habe ein Vernunftmenſch den Plan dazu angelegt; Bey genauerer Einſicht aber merkte man leicht, daß das Ganze einer Satyre auf die hochfahrenden Entwürfe unſerer Feinde nicht unähnlich ſah. Die anſcheinende Größe davon lag nur in den Worten und bewies, was für ein edles Ding die menſchliche Phantaſie iſt. Dies Syſtem diente eigentlich dazu, unſre Halbbrüder herbeyzulocken. Es wurde ihnen nemlich darinn bewieſen, daß die natürlichen Bande unter den Menſchen, als da ſind: die zwiſchen Eltern und Kindern, zwiſchen Landesleuten, zwiſchen Geſchwiſtern, Freunden und dergleichen nichts werth wären; daß man dieſe alle der großen Wärme für das allgemeine Beſte aufopfern müſſe. Die guten Narren merkten es nicht, daß das allgemeine Beſte ein Unding ſeyn würde, wenn es nicht auf Uebereinſtimmung der einzelnen häuslichen und andern Privat-Glückſeligkeiten gebauet wäre, und daß die Wärme für jenes nur dann Stich halten könnte, wenn wir es als Mittel betrachteten, das uns näher liegende Privatwohl zu befeſtigen. Das Ganze war in die Form einer geheimen Verbindung gebracht und darauf abgeſehn, den Leuten ſo die Köpfe zu verwirren, daß Die, welche auf halbem Wege waren, uns untreu zu werden, dadurch gänzlich zu uns zurückgeführt würden. Allein es gelang nicht; Ein vermaledeyeter Vernunftmenſch ſchrieb ein Buch, betitelt: Enthüllung des Syſtems der Weltbürger-Republic — und die Mehrſten von Denen, die ſchon angekörnt waren, giengen wieder ab.

Ueberhaupt will es jetzt mit den geheimen Verbindungen, die uns lange Zeit hindurch ſo herrliche Dienſte geleiſtet haben, gar nicht mehr fort. Noch haben wir ei-

einige Eiferer für die gute Sache, die ſonſt nichts zu thun haben und ſonſt zu nichts nützen. Der Eine ſchreibt ſo gelehrt und verwirrt, als möglich, über die Nothwendigkeit geheimer Bündniſſe und der Andre rezenſirt dieſe Bücher und lobt — aber kein Menſch lieſt ſie. Ein Dritter ſchickt Hirtenbriefe in die ganze Chriſtenheit umher — aber er bekömmt keine tröſtliche Antworten — Doch die Zeiten werden ſich ja auch ändern, wenn wir nur ausdauern.

Neunter Abſchnitt.

Von den Wiſſenſchaften und Künſten, welche unſre Mitglieder treiben.

Man kann ſich in der heutigen Welt nicht ernſtlich auf ein einzelnes Fach legen, ſondern muß, wenn man irgend fortkommen will, von allem etwas wiſſen. Man nennt das Polyhiſtorey; zu teutſch: die Pinſel-Gelehrſamkeit — ein herrliches Ding! Journale und Encyclopedien ſind die Quellen, aus denen wir dieſe Eſſenz ſchöpfen, and ſchon von früher Jugend an wird es heut zu Tage darauf angelegt, daß unſre Leute von allem — ein wenig lernen.

Allein nicht jedes Mitglied des Ordens hat die nöthigen Anlagen, um es zu dieſer

Allgemeinheit von Kenntniſſen zu bringen; manche wählen ſich daher beſondre einzelne Fächer, denen ſie ſich widmen. Es pflegen ſich aber unſre Brüder unter allen Wiſſenſchaften, hauptſächlich in folgenden hervorzuthun: in der dogmatiſchen Theologie; römiſchen Jurisprudenz; Heraldic; Genealogie; dem Jagdweſen; der Nelken- und Tulpenkenntniß; dem Fracturſchreiben; Silhouetten-Schnitzeln u. d. gl. und unter den Handwerken: (denn wir haben Mitglieder aus allen Ständen) in dem Fenſtermachen und allen ſolchen, in welchen, wie in dieſem, die Anzahl der erforderlichen Lehrjahre in einem ſo weiſen Verhältniſſe mit den Schwierigkeiten, das Handwerk gründlich zu erlernen, ſteht.

Was die ſchönen Künſte betrifft; ſo dienen ſie nur zur Beluſtigung; Wer daher ſein Brodt nicht damit verdienen muß, der hat nicht nöthig einer großen Vollkommenheit darinn nachzuſtreben, ſondern kann ſich mit der Mittelmäßigkeit begnügen. Wir haben auch unter Schauſpielern, Muſikern und Malern vom Handwerke eine Menge würdiger Mitglieder. Wer indeſſen dergleichen nur als Liebhaberey nebenher treibt; der begnüge ſich, was Muſic betrifft, ein wenig Clavierſpielen zu lernen. — Ein hübſches Adagio auf einem Flügel geſchlagen, iſt überaus angenehm zu hören. Hat man es einmal ſo weit gebracht, daß man auch allenfalls in einem Concerte ſich auf dieſe Weiſe vernehmen laſſen darf; ſo braucht man weiter keine große Fortſchritte zu machen, wenn man nur nichts **verlernt**.

Bey der Zeichenkunſt halte man ſich an das Copieren! In der Malerey iſt das Portrait-Malen den übrigen Gattungen vorzuziehn. Das Lackiren, Illuminiren und die engliſche Glas-Malerey ſind auch recht hübſche Zeitvertreibe und laſſen ſich in wenig Stunden lernen.

Es kann nicht ſchaden, wenn man ſich übt, einen guten, flieſſenden Vers zu machen. Unſre Muſen-Almanachs liefern die beſten Muſter, wonach man ſich bilden kann. Wer ungereimte Verſe liebt, die recht poltern; der verſuche es, zwey wieneriſchen Dichtern nachzuahmen, deren Namen ſchon ſo klingen wie ihre Verſe.

Lectur bildet den Geſchmack; Man leſe nicht nur die Schriftſteller unſrer Nation, ſondern auch die Ausländer! Von Voltairs Werken ſind ſeine ernſthaften philoſophiſchen und hiſtoriſchen allen andern vorzuziehn; denn er iſt ein eben ſo zuverläßiger Geſchichtsſchreiber, als tiefer Denker. Mercier und Linguet kann man ſich zu Muſtern wählen, wenn man ſich einen gedrungenen, körnichten Styl eigen machen will. Von italiäniſchen Proſaiſten iſt der Conte Roberti der Vorzüglichſte. In Straßburg wird am beſten überſetzt.

In Werken des Geſchmacks, beſonders was die Würde des Ausdrucks und die Gabe, neue überraſchende Dinge in einer nicht gedehnten, gefälligen Schreibart vorzutragen, betrifft, werden wir den Holländern noch lange nachſtehn; doch fehlt es auch uns nicht an Schriftſtellern, welche die reinſte, edelſte Philoſophie in das gefällige Gewand, ſelbſt eines Schauſpiels, eines Romans oder andern Kunſtwerks dieſer Art zu hüllen verſtehen, und wir ſind ſtolz darauf, die mehrſten dieſer vorzüglichen Genies als Mitglieder unſers erhabenen Ordens verehren zu dürfen. Unvergeßlich werden uns immer bleiben die Namen: Vulpius; Maſſius; Geſellius; Seifried; Y von B...; von B[illegible]..ck;

(der ſich ſeit einiger Zeit den Freyherrn von B....ck nennt) L...ätz in A; unſer lieber Kotzebue, der von dem Freyherrn Knigge ſo unbilliger Weiſe öffentlich für einen Schurken erklärte Verfaſſer des Schauſpiels: **Barth mit der eiſernen Stirne,** und **der gefährlichen Wette;** von R.... in Z; ein gewiſſer Prediger, der viel Romane ſchreibt und auch der franzöſiſchen Sprache überaus mächtig iſt; eine Dame, die wir längſt, zur Dankbarkeit für die Menge ihrer geiſtreichen Schriften, als Mitglied des Ordens aufgenommen haben würden, wenn unſre Geſetze nicht das weibliche Geſchlecht von der Verbindung ausſchlöſſen — und viel Andre.

Das beſte Werk über die teutſche Sprache, welches ſelbſt das vortheilhafteſte Zeugniß von des Verfaſſers Stärke in derſelben giebt, iſt das, eines Mitglieds der berühmteſten Academie; Es führt den Titel: **Ueber das**

Studium der Sprache, beſonders der Mutterſprache.

Von den theatraliſchen Werken ſind die Ueberſetzungen der italiäniſchen Opere buffe, dem Inhalte und der Einkleidung nach, das Sinnreichſte und Geſchmackvollſte.

Unter den critiſchen Schriften zeichnet ſich die **frankfurther gelehrte Zeitung** vortheilhaft aus.

Man kann alle politiſche Blätter entbehren, wenn man das, mit eben ſo viel Beſcheidenheit als Unpartheylichkeit geſchriebene **politiſche Journal** fleißig lieſt, und man muß erſtaunen, wenn man ſieht, wie alles ſo pünctlich eintrifft, was der Prophet Schirach voraus verkündigt.

Unter den übrigen Zeitſchriften hat keine ſo wohlthätige Einflüſſe auf die Moralität und die häusliche Glückſeligkeit, wie das **Mode-Journal.**

Aechter philoſophiſcher Geiſt, gründliche Gelehrſamkeit, wahre Toleranz und der beſcheidenſte Ton herrſchen in den mehrſten neuern **Erziehungsſchriften.**

Wer in Erkenntniß der Natur und ihrer Kräfte Licht ſucht; für den ſind des ſeligen Superintendenten am Blocksberge Prophezeyhungen von den bevorſtehenden großen Revolutionen und des halbgeiſtlichen Herrn in Hildesheim Anweiſung zu Erzeugung der Knaben und Mädchen höchſt wichtige Werke.

Die neuerlich erſchienene Beſchreibung eines gewiſſen Feldzugs lehrt uns, wie man kleine Dinge mit großen Worten ſagen, oder beſſer, wie man unwichtigen Begebenheiten durch wichtige Darſtellung Wichtigkeit geben kann.

Eine herrliche Erfindung der neuern Zeiten iſt die abgekürzte Ortographie, welche ei nige gute Leute haben einführen wollen. Man wirft nemlich einige unnütze Buchſtaben weg, als da ſind: y, h, c, und andre. Dies hat folgende vortrefliche Würkungen: Erſtlich fährt man damit den klügelnden Weltmenſchen durch den Sinn, die zuweilen behauptet haben, man ſollte uns vielmehr noch aufmerkſamer auf den feinen Unterſchied in der Ausſprache eines y und i, einer durch das h gedehnten und ohne daſſelbe trocknen Sylbe machen, weil dadurch Wohllaut und Kraft der poetiſchen Diction gewönnen. Zweytens erſpart man damit viel goldene Zeit — Es lieſſe ſich ungefehr berechnen, wie viel Minuten in einem Menſchenleben darauf hingehen, ſo oft die Figur eines h zu zeichnen; Drittens werden die Wörter, die aus fremden Sprachen in die unſrige übergegangen ſind, dadurch ganz unkenntlich und einheimiſch, wenn man, zum Beyſpiel, ſtatt

Capitel, Kapitel ſchreibt. Endlich erſchweren wir damit dem vorwitzigen Ausländer die Mühe, unſre Sprache zu lernen. Wenn er ſieht, daß Wörter, auf einerley Art geſchrieben, auf verſchiedne Weiſe ausgeſprochen werden müſſen; das **Meer** und **mehr** und die letzte Sylbe von **immer**, ferner: **Rath, Rad**, und **hat** und **ehr, Ehre** und **er**, alles mit denſelben Zeichen: **er** und **at** geſchrieben werden; ſo kann er doch nicht ſo geſchwind den Abſtammungen der Wörter nachſpüren, weiß nicht, wohin er den Accent legen ſoll, und ſieht alſo, daß es keine ſolche Kleinigkeit iſt, unſre Sprache zu ſtudieren.

Wiſſenſchaften und Künſte, die in unſer Fach ſchlagen, werden von dem Orden kräftig unterſtützt. Unſer würdiger Bruder Blanchard würde, wenn nicht in allen Städten von Teutſchland eine ſo groſſe Menge unſrer Mitglieder wohnte, nicht ſo viel nützliche Luftreiſen haben machen können. Die Höhe, welche er, ſeinen gedruckten Berichten nach, jedesmal erreicht hat, iſt auch nur von uns gemeſſen worden, und unſer Einfluß verſchaffte dieſem groſen Manne die Ehre, in öffentlichen Schauſpielen gecrönt zu werden, obgleich ſo mancher Vernunftmenſch darüber die Achſeln zuckt und ſich zu ſagen erlaubt: „ein ſolcher elender, unwiſſender und unnützer Windbeutel müſſte von Policey wegen zum Thore hinaus gejagt und die Schauſpiel-Directoren, welche ihn crönen, verurtheilt werden, drey Stücke von Vulpius aufzuführen.“

Das Pränumerationen-Sammlen iſt ein angenehmes Geſchäft und zugleich ein gutes Werk, durch welches man ſich um Autorn, die auſſerdem ſchwerlich einen Verleger, oder kein Honorarium bekommen würden, ein großes Verdienſt macht. Nebenbey trägt es noch den Gewinnſt ein, daß uns die Leute für Beförderer der Wiſſenſchaften halten, und, wie wir ſchon erwähnt haben, das iſt der Punct, worauf alles ankömmt, daß uns die Leute für etwas halten, das ihnen achtungswerth ſcheint.

Mitglieder unſrer Verbindung, die von vornehmern Stande ſind, haben noch kräftigre Mittel in Händen, für Mäcenaten zu gelten. Nur merke man Folgendes: nie laſſe man einen Menſchen, der mit uns gleiches Standes iſt, ſich aber durch ſeine wiſſenſchaftliche Kenntniſſe auszuzeichnen ſucht, emporkommen! Man rede mit Mitleiden von einem Edelmanne, der ſich mit Bücherſchreiben abgiebt und unterhalte bey dem Volke die Idee, daß ein Solcher zu keinen bürgerlichen Geſchäften tauge! Wir haben ferner zwar geſagt, daß man auch Leute, ohne Stand und Rang, die nichts als Talente haben, an Demuth gewöhnen und nicht emporkommen laſſen müſſe; allein das gilt doch nur von Solchen, die ſich gar zu ſehr über das Mittelmäßige erheben wollen und ſich einfallen laſſen könnten, dieſe ſo genannten Geiſtes-Vorzüge gegen unſre ererbten, oder theuer erkauften Verdienſte in Anſchlag zu bringen. Demüthige Poeten hingegen und ſolche Autoren, die auf nichts Anſpruch machen, als ihr beſchriebnes Papier gegen Brod umzuſetzen, ſoll man ſeiner Protection würdigen. Das giebt uns ein Anſehn von Kennerſchaft und eigner Gelehrſamkeit, die man in manchen Gegenden ſelbſt einem Edelmanne nicht ſchimpflich hält. Es pflegen dann ſolche, nach Schutz und Mahlzeiten ſtrebende Schriftſteller, uns dafür in Gedichten und Zueignungsſchriften zu lobpreiſen, wodurch wir auch auswärts einen Namen erhalten. Man kann ſogar in den

Fall kommen, ſich ſelbſt herablaſſen zu müſſen, als Autor aufzutreten; Da iſt es dann gut, ſo einen Büchermacher von Profeßion an der Hand zu haben, der das Ding ausarbeitet, wenn man ihm ſagt, wovon es handeln ſoll. Wir kennen einen General, der auf dieſe Weiſe in ganz Teutſchland ſich als Verfaſſer eines Buchs berühmt gemacht, zu welchem er nichts als das reine Papier hergegeben hat.

Es können alſo würklich Umſtände eintreten, die es nützlich machen, daß ein Mann von Stande auch für einen Beförderer der Gelehrſamkeit gelte; und weil es nun zu viel Zeit wegnehmen würde, ſich mit den Pedantereyen der Wiſſenſchaften ernſtlich abzugeben; ſo iſt in dieſen Fällen die Journal-Lectur und dabey eine groſſe Vorſicht in Geſprächen über literariſche Gegenſtände zu empfehlen. Der vorhin erwähnte General beſitzt dieſe ſeltne Gabe, die hauptſächlich darinn beſteht, daß man einen Brocken, der aus der kräftigſten Fleiſchbrühe der Gelehrſamkeit geholt zu ſeyn ſcheint, zu rechter Zeit hinwerfe und dann wieder mit bedeutender, wichtiger, oder beſcheidner Mine ſchweige, wenn uns ein Gegenſtand zu weit führen könnte — Damit kann man die ſo genannten größten Männer irre machen.

Academien und gelehrte Geſellſchaften, wovon die mehrſten Mitglieder vornehme Herrn ſind, werden häufig von unſern durchlauchtigen Beſchützern geſtiftet und die Verzeichniſſe derſelben den Staats- und Addreß-Calendern einverleibt.

Steinerne Denkmäler verſtorbnen Gelehrten zu ſetzen, das iſt unſern Grundſätzen gar nicht entgegen. Die Hofnung auf dieſe Art von Unſterblichkeit kann nur Mitglieder unſrer Brüderſchaft reizen, und die hochfahrenden Vernunftmenſchen pflegen dafür keinen Sinn zu haben, ſondern zu wähnen: „es ſey dergleichen eine Satyre auf wahrhaftig große Männer, wie es eine Beleidigung für unſern Wohlthäter ſeyn würde, wenn wir ſeinen Namen, um ihn „nicht zu vergeſſen, in unſre Schreibtafel „notirten. Zudem würden ſolche Denkmäler gewöhnlich mehr deswegen geſetzt, um „den Namen der Stifter zu verewigen, oder „einen Platz zu zieren, der grade keinen „Springbrunnen hätte, als um einen großen „Mann zu ehren." — Allein das alles iſt nur Gewäſche.

Bey Preiſen, die man auf die Beantwortung gewiſſer gelehrter Fragen ſetzt, iſt nur zu bemerken, daß zu Gegenſtänden derſelben theoretiſche und ſpeculative Sätze den practiſchen vorzuziehn ſind.

Kann und will man durchaus etwas aus eignem Kopfe ſchreiben; ſo folge man wenigſtens der Manier irgend eines bekannten und beliebten Schriftſtellers und enthalte ſich der Thorheit, durch beſondre Eigenheit ſich auszeichnen zu wollen!

Uebrigens ſorgt unſer ehrwürdiger Orden dafür, daß nicht allerley kühnes Zeug in die Welt hinein geſchrieben werden darf und da, wo die ſchädliche Preß-Freyheit herrſcht, wo man laut über öffentliche Anſtalten, Verordnungen, Weltbegebenheiten, oder gar über ſolche Gegenſtände reden darf, die in das Gebieth des Glaubens und nicht der Vernunft gehören — da iſt unſer Orden noch nicht am Ziele ſeiner Unternehmungen.

Zehnter Abſchnitt.

Politiſche Grundſätze des Ordens.

Es iſt ſchon geſagt worden, daß wir uns beſtreben müſſen, in allen Ländern für uns und unſre Mitverbundnen zeitliche Vortheile, Geld, Rang und Ehrenſtellen zu erlangen; In den geheimen Inſtructionen unſrer Mittel-Obern aber ſind noch beſondre Vorſchriften gegeben, wie man ſich dabey, nach Zeit und Umſtänden, verhalten ſoll. Es iſt ferner geſagt worden, daß unſre Art zu würken nur in monarchiſchen Staaten anwendbar iſt. Die politiſchen Grundſätze, welche wir hier entwickeln wollen, und für deren Ausbreitung und Vertheydigung die Mitglieder eifrig ſorgen ſollen, ſind daher keine andre, als die, welche allen getreuen Unterthanen in monarchiſchen Staaten tief in die Seele geprägt werden müſſen, um, beſonders in dieſen heilloſen Zeiten, dem einreiſſenden Freyheits-Drange zu ſteuern und zu verhindern, daß die trügliche Vernunſt ſich nicht anmaße, über die Rechte der Herrſcher, Vornehmen und Reichen zu raiſonniren, indem das Fundament dieſer Rechte blos allein auf Glauben, Autorität und uralten Beſitz beruht, folglich keiner weitern Beleuchtung bedarf.

Univ.-Bibl. München

Laſſet es Euch doch an das Herz legen, Ihr treuen Mitglieder des ehrwürdigen Pinſel-Ordens! wie ſehr Euer eignes Intereſſe dabey obwaltet, daß alles mit dem Regierungsweſen in der Welt ſo bleibe, wie es iſt! Sehet doch das Beyſpiel an dem abtrünnigen America, wo man jetzt nicht einmal mehr weiß, was für ein Ding ein Edelmann iſt; wo die Leute, unempfindlich gegen Glanz, Titel, äuſſere Ehre, Orden und Stand, an nichts denken, als an Handel, Wiſſenſchaften, Künſte, Ackerbau und dergleichen bürgerliche, gemeine Gegenſtände, wo alſo, und da noch obendrein an keinen Krieg zu denken iſt, niemand ſein Glück machen kann, der nicht im Schweiß ſeines Angeſichts ſein Brod eſſen, oder ſeine beſten Jahre mit den trocknen Pedantereyen der Wiſſenſchaften verderben will! Es iſt unbegreiflich, wie bey ſolchen Einrichtungen ein ſo großes Land beſtehn kann, da man bis jetzt wenigſtens immer gehofft hatte, es würden nur kleine Staaten ſich einfallen laſſen, bey einer republicaniſchen Verfaſſung gedeyen zu können. Werfet einen traurigen Blick auf Frankreich, wo die vermaledeyeten Vernunftmenſchen es, allem Widerſtande ungeachtet, auch dahin gebracht haben, daß wir ganz auſſer Brod geſetzt ſind und Tauſende unſrer lieben Mitglieder, unter Anführung der durchlauchtigſten Brüder, die jezt in Coblenz Pinſel-Loge halten, am Rheine mit leeren Taſchen herumwandern und ſich mit dem Gedanken an eine Armee begnügen müſſen, wozu ſie leider! nichts als die Röcke und Flinten zuſammenbringen können, über welche ſie mit blutendem Herzen Muſterung halten! Was würde aus uns werden, wenn es in allen Ländern ſo hergienge? wenn es keinen geerbten Adel, keine Hofleute, keine Mönche Domherrn und Ritter mehr gäbe? wenn jedermann **verdienen** müſſte, was er genieſſt? wenn die Fürſten andre Grundſätze annähmen und ſelbſt auf den Gedanken geriethen, ihre Macht nur der Sanction der Geſetze, perſönlicher Erhabenheit und Tugend, der allgemeinen Liebe und freywilligen Hingebung ſich glücklich dünkender, froher, nicht unterjochter Menſchen zu verdanken? Was würde aus uns werden?

Nie genug zu beſtreiten ſind folgende ketzeriſche, vom Satanas eingegebne, neumodiſche Sätze: „daß Fürſten und Regenten nur von der freywilligen Wahl und Uebertragung des geſammten Volkes ihre Rechte auf die Herrſchaft zu Lehn tragen; daß niemand ſich wider Willen in des Andern Schutz und Bothmäßigkeit begeben könne, als wenn er dazu mit Gewalt gezwungen würde; daß nun aber unmöglich Ein Menſch Tauſende mit Gewalt bezwingen könne, ſondern vielmehr der Eine ſich nach dem Willen der Tauſende richten müſſe; daß, wenn aber dieſe Tauſende untereinander darüber einig würden, ſich von dem Einzigen regieren zu laſſen, die Würkung dieſer Uebereinkunſt ſogleich aufhören müſſte, ſobald der größere Haufen die Rechte, welche er übertragen gehabt, wieder zurücknähme; daß die Macht des Einen über Viele alſo immer nur con-

„ventionell und allein durch die allgemeine „Gewalt exiſtire, folglich von dieſer abhängig „ſey; daß, wenn eine ſolche Uebereinkunft „auf unumſchränktes Zutraun zu den Vorzügen, Tugenden und Kräften des gewählten „Herrn beruhete, der Contract aufhörte, ſobald das Zutraun wegfiele; daß dies perſönliche Zutraun und die daraus entſtehende „Herrſchaft eben ſo wenig von dem Herrſcher „auf Andre übertragen und vererbt werden, „als die Unterthanen die Verbindlichkeit, zu „gehorchen, ihren Kindern und Andern, die „nichts verſprochen, ja! die zur Zeit des „Vertrags noch gar nicht exiſtirt hätten, auflegen können; daß Verträge, welche mit „den älteſten, heiligſten Geſetzen der geſunden Vernunft ſtreiten, niemand binden, „und daß ſich nichts verſchenken laſſe, was „uns nicht eigen ſey.“ — Dieſe in der Hölle ſelbſt erfundnen Sätze müſſen wir ohne Unterlaß beſtreiten, und dagegen nachſtehende ächte Glaubenslehren treuer Unterthanen in monarchiſchen Staaten allgemein ausbreiten.

Die Gewalt und Würde der Könige und Fürſten ſtammt gar nicht von einem geſellſchaftlichen Vertrage oder dem freyen Willen der Nationen, ſondern noch aus den Zeiten des jüdiſchen Volks her, dem Gott ſelbſt Könige gab, die geſalbt wurden. Folglich iſt die königliche Würde göttlichen Urſprungs, welches auch ſchon daraus erwieſen werden kann, weil noch heut zu Tage die mehrſten Könige geſalbt werden. Ihre Perſon iſt alſo heilig, unverletzlich, denn ſie ſind Statthalter Gottes. Die Unterthanen und deren Leben und Güter, alles iſt in ihre Hände gegeben, und ſo wie ein Vater Herr iſt über das Vermögen ſeiner unmündigen Kinder, welches ihm eigen gehört, und ſo, wie er ihnen zu

Vormündern nach ſeinem Tode beſtellen kann, wen er will; ſo darf ein König ſeinem Volke Beherrſcher geben, darf die Unterthanen mit allem, was ihnen angehört, vertauſchen und verkaufen. Auf dieſen unleugbaren Satz beruht dann auch die größere und mindere Macht aller unſrer kleinern Herrn, Fürſten, Grafen und Edelleute, welche ihnen von den Königen durch Verträge und Friedensſchlüſſe iſt übertragen worden. Dieſe Verträge, obgleich freylich nur einzelne Menſchen ſie geſchloſſen haben, ſind dennoch, ohne Beyſtimmung des Volks, gültig, weil die Könige in ihren hohen Perſonen den ganzen Staat vorſtellen und die Unterthanen mit Haut und Haare ihr Eigenthum ſind.

Zur gerechten Züchtigung der Völker läſſt es der Himmel zuweilen geſchehn, daß die Beherrſcher der Nationen die verächtlichſten und ſchwächſten Geſchöpfe ſind. Da könnte nun freylich ein vorlauter Vernunftmenſch meinen, es ſey erlaubt, in dieſem Falle einen andern Herrn zu wählen; allein mit Nichten! Statthalter iſt Statthalter, er ſey auch qualificirt und conditionirt, wie er wolle, und ſolche Zuchtruthen und Geduldproben ſind dem Pöbel ſehr heilſam. Sie pflegen dann Werkzeuge der Strafgerichte zu werden, auch aus Privat-Leidenſchaft Kriege anzufangen (wie, zum Beyſpiel, um nicht von neuern Zeiten zu reden, der König Lothar von Lothringen, des Kaiſers Lothars mittelſter Sohn, einen blutigen Krieg bloß deßwegen führte, weil man ihn zwingen wollte, keine Beyſchläferinn zu halten). Freylich koſtet dergleichen auch viel tauſend Unſchuldigen das Leben; aber was iſt das gegen das Beſte des Ganzen? Es ſind Fügungen des Himmels, gegen deſſen Geſalbten man nicht murren darf.

Nun mögte wohl ein naſeweiſer Klügler anheben und ſagen: „was uns die Könige in Paleſtina angiengen, und wie der König Rehabeam in Juda ſeine Geſalbtheit und Monarchen-Rechte auf den König Ludwig von Frankreich habe vererben können?“ Aber dieſen Aufrührern dient zur Nachricht, daß, ohne Rückſicht auf jene ebräiſchen Majeſtätsrechte, der langjährige Beſitz und die Unterwerfung unſrer Vorfahren die heutigen unumſchränkten Herrn zu Ausübung jeder willkührlichen Gewalt berechtigen. Mögte denn auch das alles auf einen Vertrag beruhn; ſo müſſen doch die Kinder der Väter Verträge halten. Froh können wir ſeyn, wenn unſre Vorfahren noch ſo ziemlich leidliche Bedingungen für uns gemacht haben, zum Beyſpiel: daß ein Fürſt Keinen von uns hängen laſſen darf, wenn — er ihn nicht habhaft werden kann, und daß doch in den mehrſten Ländern Parlamente, Landſchafts-Collegia und Gerichtshöfe geſtiftet ſind, die das, was der Herr befiehlt, erſt in eine ordentliche methodiſche Form bringen. Geſetzt, es wäre in Friedensſchlüſſen zwiſchen zwey Königen ausgemacht worden, daß der eine dem andern jährlich zehntauſend Paar Ohren und Naſen ſeiner Unterthanen liefern müſste; ja! ſo wollte ich doch ſehn, ob die Nachkommenſchaft nicht verbunden wäre, ſolche theuer beſchworne Friedensſchlüſſe zu halten, die überhaupt jedermann verbinden, auſſer Diejenigen, welche ſie geſchloſſen haben, weil dieſe an keinen Eid, der nur gemeine Leute feſſelt, gebunden ſeyn können.

Doch warum wollten wir uns bemühn, ſolche ſonnenklare Sätze noch zu beweiſen und weitläuftiger auseinander zu ſetzen? Wir ſchreiben ja nur für treue Pinſel-Seelen, denen es nicht einfällt, ſich von den Aufrührern im Volke verleiten zu laſſen.

Indeſſen kann keine Art von Vorſichtigkeit von Seiten der Regenten ſchaden, um zu bewürken, daß das gemeine Volk weder Muth noch Zeit gewinne, auf unruhige Gedanken zu kommen. Desfalls muß darüber gewacht werden, daß die ſo genannte Aufklärung, dieſe fürchterliche Hyder, nicht in die niedern Claſſen eindringe und dafür geſorgt, daß die Erziehung und der Unterricht der verſchiednen Stände gehörig gegen einander abſtechen! Man ſteure der gefährlichen Denk- und Preß-Freyheit, und da die erwerbende Claſſe, beſonders der Baurenſtand, eigentlich allein beſtimmt iſt, die Einkünfte des Staats aufzubringen; ſo belege man dieſe Claſſe ſo zweckmäßig mit Abgaben und Arbeit, daß dieſen Leuten der unnütze Kitzel vergehe! In den mittlern Ständen hingegen befördre man den Luxus! Der Bürger wird leicht übermüthig, wenn man ihm erlaubt, im Wohlſtande zu leben, und fängt an, ſich frey zu fühlen und zu glauben, er könne Unſrer entbehren, wenn er geſund, mäßig und ohne große Bedürfniſſe iſt. — Und das ſey nun genug über die politiſchen Grundſätze des Ordens.

Eilfter Abſchnitt.

Von den Kennzeichen der Mitglieder.

Wir bedürfen nicht, wie andre Orden, ſolcher Zeichen, Worte und Griffe, durch welche man ſich ſeinen Brüdern pflegt zu erkennen zu geben. Unſre Grundſätze, unſer äuſſerer Anſtand, unſre Lebensart, unſre Studien und Beſchäftigungen — alles verräth uns. Süß iſt es, auf dieſe Weiſe, unter einem Haufen unbekannter Menſchen, ſeine treuen Mitarbeiter von den Kindern der Welt zu unterſcheiden. In einer zahlreichen Geſellſchaft fremder Perſonen hört man zu ſeinem groſen Aergerniſſe einen Mann lobpreiſen, der den Ruf vorzüglicher Aufklärung, Thätigkeit oder Wohlthätigkeit erhaſcht hat. Die Vernunftmenſchen ſtimmen allgemein ein Chor zu ſeiner Ehre an; Man muß das ſo mit anhören, ſeufzt innerlich und kann nicht zu Worte kommen. Auf einmal aber dringt aus der Ecke ein diſſonirender Ton „ja! ja! „wenn Sie dieſen Mann wie ich, vor zehn „Jahren gekannt hätten, als er noch in „Wien wohnte; Sie würden eine andre „Meinung von ihm haben. Nichts als „Heucheley ſteckt hinter ſeinen großen Hand„lungen.“ — Willkommen Bruder! Du biſt Einer der Unſrigen. Oder an einer Wirthshaustafel iſt die Rede von der franzöſiſchen Revolution; Alle Gäſte ſind von der Parthey der Democraten; nur Einer declamirt feurig zum Vortheile des Adels und der Geiſtlichkeit –– Wahrlich! der gehört uns an; wir umarmen ihn brüderlich.

So grüne und blühe dann immerdar der alte ehrwürdige Pinſel-Orden und zerſtöhre die loſen Werke der Aufklärer von nun an bis in Ewigkeit!

Verſuch
einer
Logic für Frauenzimmer,

herausgegeben
von
Philippine, Freyinn Knigge.

Hannover,
im Verlage bey Chriſtian Ritſcher.
1789.

Univ. Bibl.
München

Der

Freyfrau

von Mönſter-Beck,

gebohrnen von Ompteda,

ehrerbiethigſt gewidmet.

Vorrede.

Es hat gewiß nicht die Eitelkeit, als Schriftſtellerinn glänzen zu wollen, Antheil an Herausgabe dieſes kleinen Werks. Ich weiß wohl, daß Wenige meines Geſchlechts wahren Beruf haben können, eine gelehrte Laufbahn zu betreten, und daß am wenigſten ein Mädchen von funfzehn Jahren ſich ſollte einfallen laſſen, ein philoſophiſches Buch zu ſchreiben. Allein das Geringſte von dem, was in dieſen Blättern ſteht, gehört mir eigen. Es iſt größtentheils nachgeſchrieben, nach dem mündlichen Vortrage meines lieben Vaters, in den Stunden des Unterrichts, den er mir widmete. Um mich zu überzeugen, ob ich den Sinn ſeiner Belehrungen richtig gefaſſt hätte, verſuchte ich es, das ganze Syſtem noch einmal im Zuſammenhange niederzuſchreiben und mit Beyſpielen zu erläutern. Dieſe Arbeit machte mir ein unbeſchreibliches Vergnügen. Ich fühlte den Einfluß, den dieſe Wiſſenſchaft auf die Ordnung meiner Begriffe gehabt hatte; ich fühlte, wie ſehr Diejenigen Unrecht haben, welche die Logic als einen elenden, unnützen Wortkram verwerfen, und ich glaubte, es würde andern Perſonen meines Geſchlechts nicht unangenehm noch unnütz ſeyn, wenn ich den Genuß, welchen mir das Studium der Logic gewährt hatte, mit ihnen theilte. Mein Vater gab mir die Erlaubniß zu Herausgabe dieſer Bogen, und ich verſüßte mir dadurch einige von den Stunden, die ich jetzt, getrennt von meinen lieben Eltern, verlebe.

Meine Arbeit zerfällt, auſſer der **Einleitung**, noch in **fünf Haupttheile**. In der Einleitung rede ich vom Zwecke und Nutzen der Logic und von dem Platze, den ſie in der Reyhe der übrigen philoſophiſchen Wiſſenſchaften einnimt. Im **erſten Hauptſtücke** handle ich **von den Ideen oder Begriffen**, von ihren Verſchiedenheiten und von den Arten, wie man zu denſelben gelangt. Da faſt alle unſre Begriffe zuerſt durch ſinnliche Eindrücke erzeugt werden, und wir wiederum ſinnlicher Mittel, Zeichen, Töne, Worte bedürfen, um unſre Ideen Andern mitzutheilen; ſo handle ich im **zweyten Hauptſtücke von der ſymboliſchen Erkenntniß**. Bey dieſer Mittheilung unſrer Begriffe kömmt es aber noch auf die Art an, wie das geſchehn könne. Um alſo zu zeigen, wie man es anzufangen habe, einen vollſtändigen Begriff in

Worten auszudrücken, mußte im **dritten Hauptſtücke die Lehre von den Definitionen** entwickelt werden. Sobald ferner mehrere Begriffe mit einander verbunden oder gegen einander geſetzt werden; ſo entſteht das, was man ein Urtheil nennt, welches, in ſo fern es in Worten dargeſtellt wird, ein Satz, ein Ausſpruch heißt; **Von den Urtheilen und Sätzen** alſo redet **das vierte Hauptſtück**. Und da, wenn man aus zwey Sätzen einen dritten zieht, dieſer neue Satz ein Schluß genannt wird; ſo enthält das **fünfte Hauptſtück die Lehre von den Schlüſſen und Syllogismen. Ein kurzer Anhang** liefert endlich einige nöthige Erläuterungen aus dem **practiſchen Theile der Logic.**

Das iſt der Plan meines Werks! Was die Ausführung betrifft; ſo hoffe ich um ſo mehr auf einige Nachſicht Anſpruch machen zu dürfen, da die Entfernung von meinem lieben Lehrer Dieſen verhindert, meiner Arbeit die letzte Feile zu geben, welches nur bey der Einleitung der Fall geweſen iſt, an welcher man ſeine Mitwürkung wahrnehmen wird.

Noch muß ich erinnern, daß die Schwierigkeit, die lateiniſchen Kunſtwörter in gleichbedeutende teutſche zu überſetzen, mich bewogen hat, oft den lateiniſchen oder franzöſiſchen Ausdruck beyzubehalten, oder ihn wenigſtens mit hinzuzufügen. So giebt es, z. B. kein teutſches Wort, welches, ſo wie ratio, *raiſon*, zugleich objectiviſche und ſubjectiviſche Vernunft und zugleich Urſache bedeutete. Ich habe kein Wort gefunden, um Subalternation zu überſetzen; Ein ratiocinium, wenn es nicht blos gedacht, ſondern ausgeſprochen wird, heißt ein ſyllogismus. Ich weiß wohl, daß dieſe beyden Wörter ſehr unvollkommen durch Schluß und Schlußrede ausgedrückt werden; allein ich habe es lieder wagen wollen, nach meiner eigenen Weiſe zu überſetzen, als aus andern teutſchen Handbüchern der Logic etwas abzuſchreiben; Auch hat mein Vater, der alles Pflügen mit fremdem Kalbe verachtet, nicht zugeben wollen, daß ich dergleichen Lehrbücher vor Herausgabe dieſes kleinen Werks, leſen ſollte.

Detmold, im Auguſt, 1789.

Einleitung.

Da die Logic einen Theil der theoretiſchen **Philoſophie** ausmacht; ſo wird es nicht unnütz ſeyn, hier eine allgemeine Ueberſicht von der Verbindung derjenigen Wiſſenſchaften zu geben, die insgeſamt einzelne Zweige der Philoſophie ſind.

Die **Philoſophie**, oder Weltweisheit, (beſcheidener und wörtlicher aber überſetzt, die Weisheitsliebe) iſt: **die Kenntniß aller möglichen Dinge**, oder: **die Kenntniß aller natürlichen Dinge**. Man ſieht alſo leicht, daß diejenigen poſitiven Wiſſenſchaften, deren Grundſätze nicht bloß aus der Natur geſchöpft ſind, die nicht auf das Weſen der Dinge, ſondern auf willkührliche Uebereinkunft, auf Kenntniß gewiſſer Thatſachen, welche eben ſowohl nicht hätten geſchehn können und endlich, die auf ganz ſpecielle Anwendung jener natürlichen, möglichen Dinge beruhen, nicht zur Philoſophie gerechnet werden dürfen. Die Kenntniß der allgemeinen Menſchen-Rechte und Menſchen-Verbindlichkeiten gehört alſo zur Weltweisheit, nicht aber die Kenntniß einzelner römiſcher, teutſcher oder ruſſiſcher Geſetze. Sprach-Studium, Geſchichte und dergleichen kann gar nicht einen Theil der Philoſophie ausmachen, die Erdbeſchreibung nur in ſo weit, als nicht von willkührlichen Eintheilungen des Erdbodens in Länder und Provinzen, ſondern von den Verhältniſſen des ganzen Weltgebäudes und ſeiner natürlichen Theile die Rede iſt. Die Künſte gehören keineswegs zur Philoſophie, als in ſo fern ihre beſondern Geſetze aus allgemeinen philoſophiſchen Grundſätzen berichtigt werden; und in dieſem Betrachte giebt es freylich eine Philoſophie jeder Wiſſenſchaft, eine Philoſophie der Sprache, eine Philoſophie der Geſchichte u. ſ. f. Jede poſitive oder geoffenbarte Religion liegt auſſer den Grenzen der Philoſophie, weil alles, wovon ich die Würklichkeit oder wenigſtens die Möglichkeit durch natürliche Gründe beweiſen kann, ſondern auf Glauben bauen, aus eigener oder fremder Willkühr annehmen, oder aus unſichrer, nicht voraus zu ſehender Erfahrung berichtigen muß, nicht aus der Philoſophie erlernt werden kann. Die Kenntniß der Natur und ihrer Kräfte macht einen Theil der Weltweisheit; aber die ſpecielle, oft ungewiſſe, bey jedem einzelnen Körper zu verändernde Anwendung dieſer Kräfte in der Heilkunde, eine beſondere Wiſſenſchaft aus.

2.

Weil es in der Philoſophie überhaupt, und vorzüglich in der Logic, höchſt wichtig iſt, von jedem einzelnen Ausdrucke den möglichſt klaren Begriff zu haben; ſo will ich die Definition, welche ich von der Weltweisheit gegeben habe, hier genauer zergliedern.

Die **Philoſophie** iſt alſo: die Kenntniß aller möglichen Dinge.

Kenntniß (Wiſſenſchaft) iſt: die Fertigkeit zu demonſtriren (zu beweiſen.)

Fertigkeit iſt: die öftere Uebung derſelben Handlung.

Dieſelben Dinge ſind: diejenigen Dinge, die ſich wechſelsweiſe eines an des andern Platz ſetzen laſſen, ohne daß daraus eine Veränderung entſteht.

Demonſtrieren (beweiſen) heißt: etwas aus ſichern Gründen herleiten.

Grund: (Principium) was in ſich die Urſache eines andern enthält.

Das Begründete: (Principiatum) wovon die Urſache (ratio, *raiſon*) in einem andern liegt.

Ratio, *raiſon*: (objectiviſch genommen) das, woher man einen Begriff von einer Sache bekömmt.

Begreifen: ſich eine Sache diſtinct (unterſcheidend) vorſtellen.

Ratio, *raiſon*: (ſubjectiviſch genommen) das Durchſchaun des Zuſammenhangs der Dinge.

Sicher: (gewiß) deſſen Gegentheil nicht Statt haben kann.

Möglich: was keinen Widerſpruch in ſich faſſt; **unmöglich**: was einen Widerſpruch enthält.

Widerſpruch: wenn daſſelbe behauptet und zugleich geleugnet wird.

3.

Die **Philoſophie** kann entweder **ſubjectiviſch** oder objectiviſch betrachtet werden.

I. ſubjectiviſch, das heiſt in Rückſicht auf das Subject, auf den Menſchen, in welchem ſie wohnt, der dieſe Wiſſenſchaft beſitzt, und in dieſem Sinne iſt ſie: **die Kunſt zu philoſophieren.** So ſagt man, z. B. „der Mann hat Philoſophie „im Kopfe; Seine Philoſophie iſt gründlich, lichtvoll" u. ſ. f.

II. objectiviſch, in Betracht der Gegenſtände, welche dieſe Wiſſenſchaft umfaſſt. In dieſem

Sinne nehmen wir hier das Wort, und da iſt die Philoſophie: **der Inbegriff aller Wahrheiten, die man aus der Natur erkennen kann.** Sie wird dann eingetheilt in die **theoretiſche** und **practiſche** Philoſophie.

1) Die **theoretiſche** begreift vier untergeordnete Wiſſenſchaften in ſich. Die **Logic**, die **Methaphyſic**, die **Phyſic** und die **Mathematic.** Jede dieſer Wiſſenſchaften hat Unter-Abtheilungen, die hier zu weitläuftig auseinander zu ſetzen ſeyn würden. Jede kann eine practiſche Wiſſenſchaft werden, in ſo fern man ihre Grundſätze beſonders anwendet.

A. Die Logic iſt: **der Inbegriff der Vorſchriften, welche die Seele bey Ergründung der Wahrheit zu beobachten hat.**

B. Die Methaphyſic iſt: **die Kenntniß der Dinge, die da ſind,** und hat alſo ſehr natürlich drey Theile:

a) Die **Ontologie,** oder: **die Kenntniß von dem Weſen der exiſtirenden Dinge überhaupt.**

haupt. In dieſer Wiſſenſchaft werden alſo im Allgemeinen die Begriffe feſtgeſetzt, die man ſich von allen möglichen und würklichen Dingen, von ihrem Weſen, von ihrer Dauer, von ihrer Verbindung unter einander u. ſ. f. machen kann.

b) Die **Cosmologie**, oder: die **Kenntniß von den ſichtbaren Dingen**, folglich von dem Weltgebäude.

c) Die **Pneumatologie**, oder: die **Kenntniß von den unſichtbaren Dingen**, alſo von den Geiſtern. Dieſe Wiſſenſchaft zerfällt aber in zwey Theile:

aa) Die **natürliche Theologie** handelt von dem unendlichen Geiſte Gottes, ſo viel wir aus der Vernunft davon wiſſen können;

bb) Die **Pſychologie** aber bearbeitet die Lehre von den endlichen Geiſtern, beſonders von der Seele des Menſchen, und iſt entweder:

aaa) die bloß vernünftige: die wir durch Schlüſſe erlangen, oder

bbb) die empyriſche: die aus der Erfahrung, aus Beobachtungen an uns und Andern, geſchöpft wird.

2) Die practiſche Philoſophie umfaſſt ſechs verſchiedene Wiſſenſchaften:

A. Die allgemeine practiſche Philoſophie: welche die Grundſätze darlegt, deren man in allen Theilen der practiſchen Philoſophie bedarf.

B. Das Recht der Natur iſt: der Inbegriff aller natürlichen Rechte, das heiſſt: es lehrt uns, was ein vernünftiges Weſen vom andern im bloß natürlichen Zuſtande fordern kann.

C. Das Völkerrecht iſt: das Recht der Natur, angewendet auf Nationen und Völker.

D. Die Ethic, oder Moral-Philoſophie, lehrt: die Kunſt, ſeine Triebe und Kräfte im natürlichen Zuſtande zu ordnen, um eigene und fremde Glückſeligkeit zu befördern.

E. Die Oeconomie, im weiteſten Sinne des Worts, mit allen ihren Unter-Abtheilungen, iſt: **der Inbegriff der vernünftigen Geſetze, welche die Menſchen im Zuſtande der geſellſchaftlichen Verbindung zu beobachten haben.**

F. Die Politic lehrt: **die Pflichten in den Verhältniſſen der Staaten gegen einander.**

Die Ueberſicht dieſer Tabelle, dieſes trockenen Stammbaums der philoſophiſchen Wiſſenſchaften, mag wohl freylich für manche Leſerinn nicht ſo intereſſant ſeyn, als ein Capittel aus irgend einem ſchönen Roman; allein ich muß bitten, zu überlegen, daß nicht alle ernſthafte Gegenſtände ſich in ein luſtiges Gewand hüllen laſſen, und daß es doch nicht unnütz iſt, wenigſtens mit der Bedeutung der Wörter bekannt zu werden, die ſo oft im gemeinen Leben und auch in Büchern der neueſten Litteratur vorkommen. Wer hört nicht, ſelbſt aus dem Munde der Frauenzimmer, in unſern Zeiten, von pſychologiſchen Kenntniſſen, von metaphyſiſchen Speculationen, von ontologiſchen Begriffen u. d. gl. reden? — Und da iſt es doch gut, zu wiſſen, was dieſe Ausdrücke ſagen wollen, damit man ſie nicht gar etwa nachplaudre, ohne einen Sinn damit zu verbinden.

4.

Wir haben alſo nun geſehn, welchen Platz die Logic in der Reyhe der philoſophiſchen Wiſſenſchaften einnimt, und daß ſie einen Theil der theoretiſchen Weltweisheit ausmacht. Sie wird auch die **Vernunftlehre** genannt; aber ſchon der Begriff, den ich auf jener Tabelle von dieſer Wiſſenſchaft gegeben habe, zeigt an, daß ſie uns nicht Vernunft lehren, ſondern uns nur den Weg zeigen ſoll, auf dem wir unſre Gedanken ordnen müſſen, um die Wahrheit zu ergründen und uns und Andre zu überzeugen. Wem das unſchätzbare Gut einer hellen und eindringenden Vernunft verſagt iſt; der wird freylich durch das Studium der Logic kein Weiſer werden, und wen hingegen die Natur ſchon mit der Gabe beſchenkt hat, ſeine Ge-

Gedanken gehörig zu ordnen und lichtvoll vorzutragen; der bedarf wohl, wenigſtens für ſich, dieſer Wiſſenſchaft nicht. Es giebt alſo zweyerley Arten von Logic: die **natürliche**, welche unſer **natürliches, durch Uebung ausgebildetes Vermögen zu urtheilen und zu ſchlieſſen iſt**, und die **kunſtmäßige**, oder, nach der oben gegebenen Definition: den **Inbegriff der Vorſchriften, welche die Seele bey Ergründung der Wahrheit zu beobachten hat** — und von dieſer kunſtmäßigen Logic reden wir.

5.

Wenn man aber durch die Vernunftlehre nicht weiſer wird, und man ohne ſie eben ſo vernünftig ſeyn kann; wozu nützt dann dieſer pedantiſche Wortkram? Dieſe Frage ſcheint um ſo natürlicher, da in unſern Tagen von Gelehrten und Ungelehrten ſehr laut, nicht nur gegen Pedanterey, ſondern überhaupt gegen alle Regeln und Syſteme geeifert wird, als wenn dieſe die Freyheit des Denkens einſchränkten, dem höhern Genie

Feſſeln anlegten und die Fortſchritte in den Wiſſenſchaften hemmten. Ich wage es, hierauf zu antworten, indem ich, zum Schluſſe dieſer Einleitung, von dem Nutzen des Studiums der Logic rede.

Die Fähigkeiten der Menſchen ſind ſehr verſchieden. Manchem fehlt es nicht an feinem Beobachtungsgeiſte, nicht an Fleiß und Kräften, tief einzudringen, bey ſeinen Nachforſchungen über einen wiſſenſchaftlichen oder andern Gegenſtand; allein die Begriffe drängen ſich unordentlich vor den Spiegel ſeiner Einbildungskraft; ſie verwirren ſich unter einander; und ſo wird er jeden Augenblick durch trügliche Erſcheinungen, durch irrige Neben-Ideen, von dem graden Wege abgeleitet. Aus einer Land-Charte wird niemand eine gründliche, anſchauliche Kenntniß einer nie geſehenen Provinz erhalten, und auch ohne Landcharte wird Der, welchem die Gegenden ſehr bekannt ſind und der die Gabe hat, die kleinen Merkzeichen zu beobachten, wodurch ein Berg von dem andern, ein Wald von dem andern ſich unterſcheidet, den

Weg in die entfernte Hauptſtadt finden; aber ſicherer wird er doch ſeyn, die rechte Straße nicht zu verfehlen, die ähnlichen Gegenſtände nicht zu verwechſeln und, vor allen Dingen, er wird im Stande ſeyn, jedem Andern Rechenſchaft zu geben, ſeinen Gefährten zurechtweiſen, ihm grade den Platz zeigen zu können, auf welchem ſie in dem Augenblicke ſtehen, wenn er den Aufriß der ganzen Landſchaft bey ſich führt. Laſſen Sie uns ſehn, in welche Verlegenheit Derjenige gerathen kann, welcher kunſtlos den Faden ſeiner Nachforſchungen an das erſte Ende anknüpft, das ihm eben vor Augen kömmt, der ſeinen Ideen-Gang nicht nach gewiſſen Regeln ordnet, ſondern ſchnell dahin fährt, wohin ihn ſein erſter Gedanke, nicht ſelten an der unſichtbaren Hand der Phantaſie, leitet! Wenn ihn nicht die Vorſehung, wie ich vorhin den Fall angenommen habe, mit einer guten natürlichen Logic ausgerüſtet hat; ſo kann er, durch die Verwirrung ſeiner einzelnen, nicht gehörig angereyheten Begriffe, jeden Augenblick in Irrthümer verfallen. Er wird die reizenden

Bilder der wärmern Phantaſie nicht von den reinen Vorſtellungen der kalten Vernunft abſondern. Wenigſtens wird er nicht fähig ſeyn, ſich ſo in den Ideen-Gang andrer Menſchen hineinzudenken, daß er ſeine Gedanken einem Andern darlegen, Andre durch zuſammenhängende Gründe von demjenigen überzeugen könnte, was er ſo lebhaft als Wahrheit fühlt. Und dann werden ſeine Grundſätze das Opfer der Ueberredungskunſt, einer trüglichen Beredſamkeit und leerer, aber glänzender Perſifflage werden. Er wird den loſen Schwätzer nicht entlarven können; Dieſer wird bey ihm durch hinreiſſenden, blühenden Vortrag gegen den beſcheidenen, gründlichen Gelehrten Recht behalten. Es iſt alſo nöthig, über gewiſſe Formen einig zu werden, in welche man jede Behauptung ordnen muß, nachdem man ſie von allem Flitterſtaate und Blumenputze entkleidet hat, Formen, die allgemein anerkannt ſind und in welchen Jeder, der ſonſt Sinn für Wahrheit hat, dieſe Wahrheit nackt liegen ſehn und ſich überzeugen kann, daß ſie, in den Verhältniſſen ihrer Theile gegeneinander, ein wohlgeordnetes, richtig paſſendes Ganze ausmacht.

Dieſe Formen ſchreibt die Logic vor. Sie iſt der Maaßſtab der kältern Vernunft. Sie dringt durch das Flor-Gewand der Phantaſie hindurch. Sie vereitelt die loſen Künſte der Sophiſterey und Ueberredungskunſt und entwafnet den Witz. Wenn Menſchen von ſehr beſchränkten Einſichten die Kunſt beſitzen, auch die widerſinnigſten Behauptungen durch einen angenehmen Vortrag einleuchtend zu machen und den Sieg über den Mann davon zu tragen, der reiflich durchgedachte Wahrheiten nur trocken darſtellen kann; Wenn Leute, die nur oberflächliche Kenntniſſe, aber dabey das Talent haben, mit dem Wenigen, was ſie wiſſen, zu glänzen und es zu rechter Zeit auszukramen; wenn ſie dann den gelehrten, gründlich denkenden Mann, der aus Beſcheidenheit, die oft Schüchternheit wird, nicht nur nicht zu widerſprechen wagt, indem er, voll Erſtaunen über die flüchtige Zunge und die Unverſchämtheit ſeines Gegners, verſtummt, ſondern ſogar bewogen werden könnte, Mistraun in ſeine eigene Ueberzeugung zu ſetzen; ſo lehrt die Logic, dies Uebergewicht nicht zu ſcheuen, mitten durch die magiſchen Verſchanzungen des Wizzes hindurchzudringen, und macht die Waffen beyder ſtreitenden Theile gleich, ſo wie die Fechtkunſt den Stärkern mit dem Schwächern, den Größern mit dem Kleinern in ein gleiches Verhältniß ſetzt. Freylich kann ein kühner und nervichter Fechter, der nicht weiß, was eine Quarte, was eine Secunde iſt (Namen, die ich oft gewiſſen Stößen habe geben gehört) ſich dennoch ſeiner Haut wehren; aber er wird größerer Anſtrengung und eines Uebergewichts von natürlicher Stärke dazu bedürfen, und dennoch wird er wohl nicht ſicher ſeyn, keine Blößen zu geben, und dennoch wird er, wie die Magd in Molierens *bourgeois gentilhomme*, nur dem ungeübten Lehrlinge einen Stoß anzubringen vermögen.

Allein dieſe Regeln würden in der Logic, wie in der Fechtkunſt, nichts werth ſeyn, wenn ſie nicht aus der Natur ſelbſt gezogen, wenn ſie bloß conventionell, willkührlich wären. Sind ſie jenes aber; ſo ſehe ich nicht ein, wie man eine Wiſſenſchaft unnütz oder gar ſchädlich finden könnte, die uns nicht vorſchreiben will, was und wie wir denken ſollen, ſondern die uns nur die Hülfsmittel an die Hand giebt, unſre Ideen zu ordnen, zu verbinden und ſo uns ſelbſt klar, und Andern verſtändlich zu werden.

Erſtes Capittel.

Von den Begriffen.

1.

Eine Idee, ein Begriff iſt: **das Denken eines Gegenſtandes**; der Gedanke an einen Gegenſtand; die innere Vorſtellung eines Gegenſtandes.

2.

Zu den verſchiedenen Arten von Begriffen gelangen wir auf dreyerley Weiſe: zuerſt **durch Hülfe der Sinne**; dann durch das **Abſtrahieren** und endlich vermöge unſrer **willkührlichen, freywilligen Beſtimmung**. Was für Arten von Begriffen auf die eine, und welche Ideen auf die andere und dritte Weiſe erzeugt werden; das ſoll in der Folge vorkommen. Jetzt nur ſo viel! Die einfachſten Vorſtellungen erlangen wir **durch die** Sinne, die Idee, zum Beyſpiel, von einem rothen Kleide, wenn wir ein ſolches vor uns ſehen, oder ehemals vor uns geſehn haben und dies Bild ſich unſrer Einbildungskraft wieder darſtellt. Verbinden wir nun zwey oder mehrere ſinnliche Vorſtellungen, z. B. den Begriff eines Kleides, eines rothen Kleides und den Begriff von dem, was uns ſchön oder wohlfeil oder nützlich zu tragen ſcheint; ſo thun wir dies **vermöge des Abſtrahierens** und denken etwa: „ein rothes Kleid glänzt mehr als „ein andres, iſt theurer als ein andres, wird „leichter oder nicht ſo leicht beſchmutzt als ein an„dres." Ziehen wir aber aus unſern ſinnlichen Vorſtellungen, aus Erfahrungen und aus den Reſultaten unſers Nachdenkens neue Sätze heraus, die nicht Jeder grade eben ſo daraus ziehn müſſte und würde; ſo geſchieht das **nach willkührlicher, freywilliger Beſtimmung**, wie, wenn ich dächte: „mir gefällt durchaus kein rothes Kleid; ich mag „mir keines anſchaffen;" oder: „ich wünſchte, „es möchte allen Frauenzimmern von gewiſſen „Jahren verbothen werden, rothe Kleider zu tra„gen;" oder: „ich glaube, daß der Hoheprieſter „Caiphas einen rothen Rock mit Gold getragen „hat" u. ſ. f.

3.

Es iſt ſehr natürlich, daß die Begriffe in einzelnen Menſchen, ſo wie bey einzelnen Gegenſtänden, unendlich verſchieden ſeyn müſſen, denn Ein Ding fällt ja nicht ſo in die Sinne, wie das andre; bey Einem Menſchen ſind die ſinnlichen Werkzeuge nicht grade ſo zart, ſo fein, als bey dem andern; Ein Menſch denkt nicht grade ſo ſcharf, verbindet nicht grade auf eben die Weiſe ſeine einzelnen Vorſtellungen, als der andre, hat nicht grade eben ſo viel und die nemlichen Erfahrungen gemacht, die nemlichen Eindrücke von Jugend auf gehabt. Endlich, was die willkührliche Beſtimmung betrifft; ſo wird dieſelbe durch Richtung des Geiſtes, durch Leidenſchaften, Geſchmack, äußere Umſtände u. ſ. f. geleitet.

Es ſind alſo die Begriffe verſchieden; Sie ſind es aber auf zweyerley Art: entweder in Rückſicht auf die Art der Vorſtellung, oder in Betracht der Sache ſelbſt. Jenes wird der formelle, dieſes der materielle Unterſchied der

Begriffe genannt. Von Beyden ſoll in den folgenden Abſchnitten gehandelt werden.

Erſter Abſchnitt.

Von dem formellen Unterſchiede der Begriffe.

1.

In Rückſicht auf die Art der Vorſtellung iſt ein Begriff entweder klar, wenn er mich in den Stand ſetzt, die Sache, welche ich mir denke, von einer andern zu unterſcheiden, oder dunkel, wenn er mir den Gegenſtand nur in Verwirrung mit andern darſtellt. Ich habe einen klaren Begriff von einem Apfel, wenn ich ihn, nach dem äuſſern Anſchein, von einer Birne, von einer Melone u. ſ. f. unterſcheiden kann, wenngleich ich nicht grade beſtimmt zu ſagen weiß, wie die Frucht ausſehn muß, die nur ein Apfel ſeyn kann. Zu dieſer Art von Begriffen gelange ich durch Hülfe der Aufmerkſamkeit. Dunkel aber iſt meine Idee von einem Raben, wenn ich zwar einen ſolchen Vogel ſchon oft geſehen,

hen, aber nicht ſo aufmerkſam beſchauet habe, daß ich nicht auch eine Krähe dafür anſehn könnte.

2.

Eine klare Idee, ein heller Begriff führt mich aber noch immer nicht ſehr weit; es kömmt darauf an, ob er diſtinct, (unterſcheidend deutlich) oder ob er nur confus (verwirrt) iſt. Einen diſtincten Begriff habe ich von einer Sache, wenn ich mir ihre Kennzeichen einzeln, abgeſondert vorſtellen kann, confus aber bleibt er, wenn das nicht der Fall iſt. Sie können vielleicht auf den erſten Blick eine Oboe von einer Clarinette, von einer Flöte und von jedem andern muſicaliſchen Inſtrumente unterſcheiden; um aber eine diſtincte Idee von einer Oboe zu haben, müſſen Sie auch wiſſen, durch welche einzelne Kennzeichen dies Blas-Inſtrument ſich von andern auszeichnet, und da müſſten Sie wenigſtens ſagen können: „es habe oben ein feines „Mundſtück aus Rohr verfertigt, das an einem

„hohlen Stiſte befeſtigt ſey; eine Oboe habe eine „Anzahl Löcher, welche mit den Fingern verſchloſſen oder geöfnet würden; ſie habe auſſerdem „Klappen, unten eine trichterförmige Oefnung" u. d. gl. Dieſe Art von Begriffen **wird durch Nachdenken erlangt** — vorausgeſetzt, daß man ſich dieſe Kennzeichen ſinnlich eingeprägt habe.

3.

Allein mit dieſem klaren und unterſcheidend deutlichen Begriffe würden wir dennoch ſehr wenig von einer Oboe wiſſen; es frägt ſich noch: ob dieſe diſtincte Idee auch **unwandelbar**, oder nicht iſt? **Unwandelbar** iſt ein Begriff, wenn er auf **beſtändig dauernde**, feſte **Kennzeichen** beruht. Dazu gelangen wir aber, wenn wir uns entweder die eigenthümlich weſentlichen Eigenſchaften eines Dinges, oder was demſelben nach ſeiner Art möglicher Weiſe zugeſchrieben werden muß, vorſtellen. Derjenige alſo, welcher ſich eine Oboe dadurch kenntlich machte, daß er, wenn Beſozzi ihm darauf vorgeblaſen hätte, glaubte, eine Oboe ſey ein Inſtrument, das die ſanfteſten, mit der angenehmſten weiblichen Stimme wetteifernden Töne hervorbrächte, würde nur eine wandelbare, eine auf vergängliche Kennzeichen beruhende Idee davon haben. Denn eine Oboe, auf welcher ein Dorf-Muſicant kreiſcht, oder auf welcher gar nicht geſpielt wird, iſt doch auch eine Oboe, und es wäre ja wohl möglich, daß man aus einem Inſtrumente, das keine Oboe wäre, eben ſolche bezaubernde Töne locken könnte. Dieſe unwandelbaren Begriffe aber ſind entweder ausführlich entwickelt, oder ſie ſind es nicht.

4.

Ausführlich entwickelt iſt mein klarer, diſtincter, unwandelbarer Begriff, wenn ich mir die Kennzeichen von den Kennzeichen denke, wenn ich, zum Beyſpiele, die Oboe nicht nur an der Form, an den Klappen, an dem Rohr erkenne, ſondern auch weiß, wie viel Klappen ſie haben muß, wie viel Löcher und wie dieſe beſchaffen ſeyn müſſen, und daß das Mundſtück aus zart geſchabtem Bambus-Rohre beſteht ꝛc. Nicht ausführlich iſt die Idee, wenn ich dies nicht zu thun vermag, und es alſo noch immer nicht ausgemacht iſt, ob nicht auch ein andres Inſtrument den größten Theil dieſer Eigenthümlichkeiten haben, oder zu haben ſcheinen könnte.

5.

Soll aber endlich mein klarer und diſtincter, unwandelbarer, ausführlich entwickelter Begriff vollkommen, vollſtändig genannt werden; ſo muß er beſtimmt ſeyn, das heiſſt: er muß nicht mehr und nicht weniger Kennzeichen in ſich faſſen, als dazu gehört, eine Sache von allen übrigen zu unterſcheiden. Enthält er weniger: ſo iſt er unbeſtimmt, unvollſtändig, unvollkommen; enthält er mehr, ſo iſt er über-vollſtändig. Vergeſſe ich, z. B. bey dem Begriff einer Violine, die Beſtimmung, was für Saiten auf dieſelbe gezogen, und wie dieſe geſtimmt ſind; ſo kann ich ſie leicht mit einer Bratſche verwechſeln, und habe einen unvollſtändigen Begriff; denke ich mir aber dabey zugleich, daß die Violine das Inſtrument iſt, auf welchem Fränzel in Manheim ſo vortreflich ſpielt; ſo iſt mein Begriff über-vollſtändig, das heiſſt: ich entwickle, auſſer den weſentlichen, oder dem Dinge ganz beſonders zukommenden Eigenſchaften, noch andre Prädicate und dahin einſchlagende Ideen. — So viel über den formellen Unterſchied der Begriffe! Doch will ich noch einige, in dieſem Abſchnitte gebrauchte Ausdrücke erklären.

6.

Aufmerkſamkeit auf etwas haben, heiſſt: ſich dieſer Sache mehr bewuſſt ſeyn, als andrer Dinge; Nachdenken: die Aufmerkſamkeit auf denſelben Gegenſtand fortſetzen. Wenn ich ausführlich entwickelte Ideen in eine gewiſſe Reyhe bringe; ſo heiſſt das: Ideen annalyſiren (zergliedern, auflöſen.) Ein dauerndes, feſtes, bleibendes Kennzeichen iſt das: was einem Dinge allein und immer zukömmt. Mein Begriff iſt durchaus (abſolut) dunkel:

wenn ich eine Sache gar nicht von andern unterſcheiden kann; er iſt es nur beziehungsweiſe: (relativ) wenn eines Andern Begriffe klarer, als die meinigen ſind. Witz iſt: das Vermögen, die feinern Aehnlichkeiten der verſchiedenen Dinge zu bemerken.

Zweyter Abſchnitt.

Von dem materiellen Unterſchiede der Begriffe.

In Rückſicht auf die Sache ſelbſt, die man ſich denkt, ſind nun freylich die Begriffe auch ſehr verſchieden, und zwar, indem man entweder ſich einzelne Dinge beſonders vorſtellt, oder im Allgemeinen an Eigenſchaften denkt, die mehreren einzelnen Dingen gemein ſind. Jenes geſchieht durch die Sinne, durch welche wir überhaupt nur Vorſtellungen von einzelnen Gegenſtänden erlangen, obgleich wir ihrer Hülfe auch bedürfen, um durch Verbindung dieſer einzelnen Vorſtellungen, zu allgemeinen Begriffen überzugehn. Es iſt alſo natürlich, daß man durch die Sinne allein **nur dunkle Ideen** gewinnen kann. Denn um eine Sache von der andern zu unterſcheiden, welches eigentlich das Weſen eines klaren Begriffs ausmacht, muß ich Vergleichungen anſtellen, muß meine Aufmerkſamkeit anſtrengen, und das iſt ſchon eine mehr als ſinnliche Operation. Zu allgemeinen Begriffen aber, das heiſſt zu Ueberlegung der Eigenſchaften mehrerer Dinge, gelangen wir **durch das Abſtrahieren,** und erzeugen dann vermöge der **freywilligen Beſtimmung** wieder eine andere Art von Ideen, wie das in der Folge vorkommen wird. Vorerſt wollen wir bey den Vorſtellungen einzelner, beſondrer Dinge ſtehn bleiben.

2.

Ein einzelnes Ding iſt: was exiſtiert. Wenn ſein Daſeyn in meine Sinne fällt, oder wenigſtens in meine Sinne fallen könnte; ſo iſt es da; ſo exiſtiert es. Alle andre Dinge, wenn ſie auch würklich exiſtieren, exiſtieren wenigſtens für mich nicht, oder wenn ich ſie mir als möglich, als würklich denke und an ihre Exiſtenz glaube, ſo ſetzt das voraus, daß ſie auch in meine Sinne fallen könnten, wenn meine Sinne feiner wären, oder daß wenigſtens ihre Würkungen in meine Sinne fallen könnten; denn was ſoll mich ſonſt dahin leiten, ihre Exiſtenz anzunehmen? Das Daſeyn Gottes alſo und der von ihm erſchaffenen unſichtbaren Geiſter fällt würklich in meine Sinne, obgleich ihr Weſen nicht in meine Sinne fällt. Nur ein Thor denkt ſich Dinge als exiſtierend, deren Daſeyn gar nicht in ſeine Sinne fällt — Doch das gehört eigentlich in die Ontologie. Halten wir uns alſo an den Begriff: **Ein Ding iſt: was exiſtiert und eine einzelne Idee iſt: Vorſtellung eines einzelnen Dinges!**

3.

Dies Ding iſt uns entweder **gegenwärtig**, oder **abweſend**. Ein **abweſendes** Ding iſt das: **was nicht auf unſern Cörper würkt** — Dies ſtellen wir uns entweder vermöge der **Einbildungskraft** vor, oder unſer **Gedächtniß** erneuert uns

4.

Man nimt aber gewöhnlich fünf Sinne an, und zwar alſo: Ein Cörper wirkt auf unſern Cörper entweder **unmittelbar** oder **mittelbar**. Jenes wird ausſchließlich **das Gefühl** genannt. Mittelbar würkt ein Cörper auf den unſrigen, entweder: **durch Hülfe der Lichtſtrahlen** — das iſt **das Geſicht**; oder: **durch den Druck der Luft** — das iſt **das Gehör**; oder: **durch Ausflüſſe, Ausdünſtungen** — das iſt **der Geruch**; oder: **durch die Salztheile**, von ſo unendlich verſchiedener Art und Miſchung, **welche in der Materie ſtecken** — und das iſt **der Geſchmack**.

5.

Ich habe oben geſagt: Die Begriffe ſeyen verſchieden, indem man entweder auf einzelne **beſondre Dinge**, die man ſich vorſtellte, oder im **Allgemeinen auf Eigenſchaften** Rückſicht nähme, die **mehreren einzelnen Dingen gemein** wären. Dies Letztere bleibt uns noch zu entwickeln übrig. Wir erzeugen nemlich gleichſam in unſrer Vernunft aus den einzelnen, **beſondern Dingen, neue, allgemeine Dinge**, die zwar auch würklich exiſtieren, nicht bloß in unſrer Einbildung exiſtieren; aber, ſo wie wir ſie uns denken, nicht in unſre Sinne fallen. So fällt, zum Beyſpiel, ein Baum, ein Haus, ein Fluß, eine Wieſe in meine Augen — das iſt ein einzelnes Ding und erzeugt eine einzelne Idee. Dieſe Gegenſtände zuſammen genommen machen aber das aus, was man eine Landſchaft nennt — und das iſt dann ein **allgemeines Ding** und eine allgemeine Idee, das heiſſt: **eine Vorſtellung von dem, was mehrere Dinge mit einander gemein haben.** Dieſe Vorſtellung **von allgemeinen Dingen** nun entſteht auf zweyerley Art, nemlich entweder: indem ich von den einzelnen Begriffen dieſe neuen Begriffe zuſammenſetze, oder: indem ich den allgemeinen Begriff zuerſt faſſe und ihn dann zergliedere und in alle die untergeordneten Begriffe auflöſe, alle die einzelnen Dinge zähle, die zu dieſem allgemeinen Dinge gehören. Jenes heiſſt: **abſtrahieren**; dies: **freywillig, oder willkührlich beſtimmen.**

Und dies zwar deswegen, weil, um zu der Vorſtellung eines allgemeinen Dinges, wie z. B. einer Landſchaft zu gelangen, wenn ich dieſe Vorſtellung noch nicht habe, ich nothwendig die einzelnen Dinge, woraus die Landſchaft beſteht, zuerſt muß begriffen haben; da es hingegen, wenn ich ſchon weiß, was eine Landſchaft iſt, oder man mir dies allgemeine Ding, in der Natur oder gemalt, zeigt, es in meiner freywilligen Willkühr ſteht, ob ich dies und in wie viel Ideen von den einzelnen Theilen ich dies zergliedern will. Beyde Arten Begriffe zu erzeugen, will ich näher beleuchten, jenen **durch das Hinaufſteigen**; dieſen **durch das Herabſteigen.**

6.

Durch das Hinaufſteigen erzeugen ſich Ideen, vermöge der Abſtraction. Abſtrahieren (durch Abſondern abgezogene Begriffe hervorbringen) heiſſt im weiteſten Sinne: **Die Dinge von einander trennen, unterſcheiden**; im engern Sinne: die Gleichförmigkeit, Gleichmäßigkeit, Eben-

we.

weſenheit (man geſtatte mir dies neue Wort!) dieſer unterſchiedenen Dinge erforſchen.

Eine abſtracte oder höhere Idee iſt: die, welche durch Abſtrahiren gefunden; eine niedre Idee: die, von welcher iſt abſtrahiert worden.

Aus der Gleichheit mehrerer einzelner Dinge (Individuen) entſteht das, was man die Gattung, die Art nennt (ſpecies, *eſpèce*) und man nennt die Mit-Gattung (coſpecies) die, aus welcher man, mit einer andern Gattung, etwas Höheres feſtſetzen kann. Denn, wenn man die Gleichheit mehrerer Gattungen betrachtet; ſo entſteht weiter der Begriff eines Geſchlechts; (genus, *genre*) Die ſpecifiſche Differenz, (der Unterſchied der Art) aber iſt: die Verſchiedenheit der Gattungen, die zu einem Geſchlechte gehören. Entgegengeſetztes Geſchlecht (*genre oppoſé*) iſt das: welches, verbunden mit einem andern, ein neues Geſchlecht ausmacht. Das nächſte Geſchlecht:

(genus proximum) welches unmittelbar von den Gattungen abgezogen wird. Das mittlere Geſchlecht: (genus intermedium) wovon wieder ein neues abgeleitet wird. Das letzte Geſchlecht: (genus ultimum) wovon man keines mehr ableiten kann. Ich will dies durch ein Beyſpiel erläutern. Die Blume, die ich jetzt in der Hand habe, iſt ein einzelnes Ding (ein Individuum.) Sie iſt eine von den Nelken, die man die weiſſe, frühzeitige nennt; das iſt ihre Art (ſpecies.) Alle übrigen Arten von Nelken, als: die Prinzeßinn Amalia, die Perl, die Müllerinn, der neue Signor u. ſ. f. ſind ihre Mit-Arten. (coſpecies.) Daß ſie überhaupt eine Nelke iſt; das beſtimmt ihr **Geſchlecht** (genus) und zwar ihr genus proximum. Eine Roſe iſt auch eine Blume, ſowohl, als die Nelke; aber es iſt ein entgegengeſetztes Geſchlecht (genus oppoſitum.) Beyde machen, nebſt den Tulpen, Aurikeln, Nacht-Violen, Veilchen ꝛc. ein genus intermedium aus — Sie ſind ſämmtlich Blumen. Und wenn man nun weiter hinaufſteigt zu den Erdgewächſen überhaupt, und beſtimmt, daß alle Blumen, Stauden und Bäume ꝛc. zum Pflanzenreiche gehören, und noch höher hinauf; ſo kömmt man endlich auf das **lezte Geſchlecht**, indem man ſagt, daß dieſe Nelke zu den von Gott geſchaffenen Dingen in dieſer Welt gehört.

Es bleibt mir nun noch übrig, bey dieſer Art Begriffe zu entwickeln und daraus Reſultate zu ziehn, oder von Einem auf das Andre zu ſchlieſſen, einige Regeln zu geben. Es heiſſt aber von **Einem auf das Andre ſchlieſſen: dafür halten, daß, was in Einem iſt, auch im Andern angetroffen werde.** Hier ſind die Regeln:

a) **Vom Geſchlechte darf man auf alle Gattungen im Ganzen ſchlieſſen.** z. B. „Hat Gott allen Menſchen Verſtand und Willen gegeben; ſo haben die Lappländer, Feuerländer und Irokeſen, im Ganzen genommen, Verſtand und Willen, denn dieſe Gattungen gehören ja zum ganzen Menſchengeſchlechte.“

b) **Es läſſt ſich aber nicht ein beſtimmter Schluß vom Geſchlechte auf die abgeſonderte Gattung, noch von der Gattung auf das Individuum machen.** Z. B. daraus, daß die Lappländer ſowohl, wie die übrigen Menſchengattungen, Hände und Füße haben, folgt nicht, daß nicht ein einzelner Lappländer auch ohne Füße auf die Welt kommen könnte.

c) **Vom Einzelnen auf die Gattung, und von der Gattung auf das Geſchlecht läſſt ſich gar nicht ſchlieſſen.** Z. B. ein Italiener hätte ſich als ein beſonders rachgieriger Menſch gezeigt; daraus folgte nicht, daß Rachgier diejenige Leidenſchaft wäre, die den Italienern, oder gar den Europäern, vor allen andern Völkern eigen wäre.

d) **Vom Geſchlechte auf das entgegengeſetzte Geſchlecht, von der Gattung, und von einem Einzelnen auf das Andre darf nicht geſchloſſen werden.** Das iſt ſehr begreiflich, denn eben ihre Verſchiedenheiten machen, daß ſie nicht dieſelben Dinge ſind, wenngleich ſie gemeinſchaftliche Kennzeichen haben können, wodurch man berechtigt wird, ſie in Eine Claſſe zu ſetzen.

7.

Durch das Hinunterſteigen werden Vorſtellungen von allgemeinen Dingen erzeugt, vermöge der willkührlichen Beſtimmung, und dies iſt alſo: diejenige Art, Begriffe zu erzeugen, vermöge welcher man von einer höhern Idee zu einer untergeordneten herabſchreitet. Beſtimmen aber heiſſt: ausmachen, daß von zwey entgegengeſetzten Dingen das Eine ſey, das Andre nicht ſey. Hier folgen einige Regeln für dieſe Art, ſeine Gedanken zu ordnen:

a) Bey der willkührlichen Beſtimmung muß man alſo zwey entgegengeſetzte Dinge vor Augen haben.

b) Der vorzüglichern Idee wird die Beſtimmung angehängt.

c) Sollte der Begriff ſchon beſtimmt ſeyn; ſo kann er doch, auf eine andre Weiſe, die grade zu dieſem Zwecke dient, noch mehr beſtimmt werden.

d) Durch die willkührliche Beſtimmung ſchreiten wir von dem Haupt-Geſchlechte zu den untergeordneten Geſchlechtern und zu den Gattungen hinab.

e) Durch willkührliche Beſtimmung können wir uns aber auch Hirngeſpinnſte vorſtellen; (eben weil ſie willkührlich iſt, folglich nicht auf unleugbare Sätze beruht.) Es muß alſo die Möglichkeit der Ideen bewieſen werden, entweder aus der Erfahrung, oder durch Vernunftſchlüſſe. Ein Beyſpiel wird dieſe Materie erläutern.

Nehmen wir den Satz: „da mein Vater „wünſcht, daß ich ihm durch Erwerbung aller derjenigen guten Eigenſchaften Freude machen möge, „die zu einem gebildeten Frauenzimmer gehören; „ſo will ich mich beſtreben, eine wohlſchmeckende „Mahlzeit zubereiten zu lernen, und ſollte mir „auch dies Studium ſo viel Zeit wegnehmen,

„daß ich darüber weniger gelehrt würde.“ Der abſtracte Gedanke, von welchem ich hier ausgehe, iſt der von allen guten Eigenſchaften eines gebildeten Frauenzimmers. Ich zergliedere ihn und finde, daß ein Frauenzimmer entweder mehr Fleiß auf die Cultur ihres Geiſtes verwenden, oder aber dieſe Anſtrengung dem Verlangen, in häuslichen Geſchäften geſchickt zu werden, unterordnen kann. Ich beſtimme mich für das Letztere, und wenn es weiter keines Beweiſes bedarf, daß der Beruf unſers Geſchlechts zu häuslichen Geſchäften größer, als der zur Gelehrſamkeit iſt; ſo kann ich doch noch die nähere Beſtimmung hinzufügen, daß dies grade mit den Grundſätzen meines lieben Vaters, dem ich gern Freude machen mögte, übereinſtimmt. Ich gehe auch noch weiter hinab, und nenne unter verſchiedenen häuslichen Geſchäften dasjenige, beſtimme mich für dasjenige vorzüglich, wovon ich glaube, daß ich noch am weiteſten darinn zurück bin, nemlich die Kochkunſt, und wollte ich endlich noch genauer in das Detail gehn; ſo könnte ich ſagen: ich wollte mich vorzüglich darauf legen, einen guten Pfannekuchen zu backen, weil den mein väterlicher Freund vorzüglich gern iſſt, ich ihm alſo damit viel Freude machen würde.

Hirngeſpinnſte aber würde ich aus dieſem Begriffe ziehn, wenn ich ſagte: „ich wolle, um ein „gebildetes Frauenzimmer zu ſeyn, alles lernen, „was nur auf Erden zu lernen wäre,“ denn da würde ich die **Möglichkeit meiner Idee nicht** beweiſen können.

8.

Sowohl bey dem Hinauf- als bey dem Hinunterſteigen zu Entwicklung der Begriffe aber, kömmt es ſehr darauf an, aus welchem Puncte ich ausgehe, um, was ich bey einer andern Zergliederung als Geſchlecht betrachten würde, vielleicht hier nur als Art anzunehmen, ja! ſogar eine ganze Gattung, ein ganzes Geſchlecht, als ein Individuum zu betrachten; oder umgekehrt, die Unter-Abtheilungen zu vervielfältigen; oder nach Gefallen alle Zwiſchen-Geſchlechte zu überſpringen, in ſo fern es bey dem, was ich deutlich machen, behaupten, oder beweiſen will, hierauf gar nicht ankömmt, oder ich es als allgemein bekannt vorausſetzen kann. Dies muß ich vorzüglich bitten, in dem folgenden Capittel nicht aus den Augen zu verlieren.

9.

Und nun könnte ich das Capittel von den Ideen ſchlieſſen. Doch will ich noch einen Begriff entwickeln, nemlich, daß, wenn man ſpricht: **es habe ſich in den Ideen ein Irrthum, eine Täuſchung eingeſchlichen**, das ſo viel ſagen will, als: **man glaube, etwas durch die Sinne und die Erfahrung gefaſſt zu haben, was man aber würklich nicht gefaſſt hat.**

Zweytes Capittel.

Von der ſymboliſchen Erkenntniß.

Alle unſre Erkenntniſſe ſind entweder anſchaulich: (intuitiv) wenn wir ſie ohne Hülfe der Zeichen erlangen, oder ſymboliſch: die wir durch Hülfe gewiſſer Zeichen gewinnen. Die Begriffe zum Beyſpiel, von Geſundheit, von Wohlwollen, von Abſcheu, welche, ſo wie die Ueberzeugung unſers Daſeyns, auf gewiſſe innere Gefühle beruhen, würde ich intuitive Erkenntniſſe nennen. Allein es giebt wenig recht rein anſchauliche Erkenntniſſe, wenige, an welche ſich nicht eine ſymboliſche Erkenntniß anſchlöſſe. Die Erkenntniß z. B. die wir von dem haben, was Vernunft heiſſt, iſt doch wohl heimlich von den Würkungen der Vernunft abſtrahiert, deren Zeichen in unſre gröbern Sinne gefallen ſind. Die Erkenntniß von einem geiſtigen Weſen erlangen wir zwar nicht eigentlich durch Zeichen; aber grade weil wir uns negativ einen Geiſt, als ein ſolches Weſen vorſtellen, welches nicht vermöge gewiſſer Zeichen in unſre Sinne fällt; ſo ſind es ja eben dieſe Zeichen, oder vielmehr iſt es der Gedanke an den Mangel dieſer Zeichen, was uns zu der Erkenntniß eines Geiſtes führt. Hierzu kömmt, daß doch Worte auch Zeichen ſind, und daß es wenig Erkenntniſſe giebt, die nicht faſt gänzlich wegfallen würden, wenn wir das Wort aus unſerm Gedächtniſſe verbannen könnten, an welches wir von jeher dieſen Begriff zu knüpfen gewöhnt geweſen ſind.

Dem ſey nun, wie ihm wolle; ſo reden wir in dieſem Capittel nur von der ſymboliſchen Erkenntniß, das heiſſt von der: **welche wir durch Hülfe der Zeichen erlangen.**

Durch Zeichen, welche in unſre Sinne fallen, **gelangen wir dazu**; Zeichen werden erfordert, um ſie Andern mitzutheilen. — Von Beydem ſoll in beſondern Abſchnitten gehandelt werden.

Erſter Abſchnitt.

Auf welche Weiſe wir durch Zeichen zu der ſymboliſchen Erkenntniß gelangen.

1.

Wenn die einzelnen Gegenſtände, vermöge ihrer Zeichen, in meine Sinne fallen; ſo bekomme ich dadurch gleichſam unwillkührlich eine Erkenntniß von dieſen Dingen. Wenn ſich hingegen meine Vernunft dieſe Gegenſtände, vermöge der ihnen eigenen oder ſonſt auf ſie paſſenden Zeichen, nur als gegenwärtig denkt; ſo geſchieht das durch die **Einbildungskraft**.

2.

Die Einbildung kann alsdann ganz neue Begriffe erzeugen, und zwar entweder durch Hülfe der **Aehnlichkeit**, oder durch den Zuſammenhang, durch die **Verbindung**. Wenn ich z. B. den vollen Mond betrachte; ſo kann ich zu der Erkenntniß gelangen, daß er rund iſt, indem ihn meine Einbildung mit einer ihm ähnlichen Kugel vergleicht, die gleichfalls dieſe Form hat. Wenn ich hingegen bey dem Anblicke eines Schwerdtes mir alle die fürchterlichen Würkungen einbilde, die durch dergleichen Mordgewehre erzeugt werden; ſo geſchicht das durch die Verbindung der ſinnlichen Ideen.

3.

Die ſubjectiviſche Vernunft erzeugt neue Begriffe, indem ſie den Zuſammenhang der Dinge durchſchauet, und ihr öfterer Gebrauch giebt uns Erfahrung. Dieſe iſt die Kenntniß, welche erlangt wird, durch Aufmerkſamkeit auf die Dinge, welche ſich unſern Sinnen darſtellen. Sie iſt entweder eine innere oder äußere; entweder eine gemeine, oder eine gelehrte Erfahrung — Dieſe Begriffe bedürfen keiner weitern Erklärung. Eine innere Erfahrung iſt, z. B. die: daß die Erfüllung meiner Pflichten mich ruhig und heiter macht. Eine äuſſere Erfahrung: daß ich den Finger verbrenne, wenn ich ihn in das Feuer halte. Eine gemeine Erfahrung: daß anhaltendes kühles und naſſes Wetter in den Sommer-Monaten dem Reifwerden der Trauben ſchadet; Eine gelehrte: daß brennbare Luft leichter als die athmosphäriſche iſt.

4.

Durch die Zeichen alſo gelangen wir, vermöge der Vernunft, zu der ſymboliſchen Erkenntniß, die, wenn Aufmerkſamkeit dabey angewendet, zur Erfahrung wird. **Ein Zeichen aber iſt: das, was in uns den Gedanken von einer andern Sache erweckt;** und zwar entweder von einer vergangenen Sache (Erinnerungs-Zeichen) oder von einer gegenwärtigen, (demonſtratives Zeichen) oder von einer künftigen (vorbedeutendes Zeichen.) So iſt, z. B. eine Narbe am Cörper das Erinnerungs-Zeichen an eine gehabte Wunde; So iſt das Hinken eines Menſchen ein demonſtratives Zeichen, daß er keine vollkommen geſunde Glieder hat; So ſind dicke Wolken, die über unſerer Stadt ſich zuſammenziehen, Vorbedeutungs-Zeichen, daß es bald regnen wird.

5.

Ein Zeichen iſt entweder natürlich, weſentlich: wenn es nothwendig mit der Sache zuſammenhängt, oder willkührlich: wenn das nicht der Fall iſt. Wenn ich einſchlafe; ſo iſt das ein natürliches Zeichen meiner Müdigkeit. Daß aber die proteſtantiſchen Geiſtlichen ſchwarze Röcke tragen, das iſt ein willkührliches Zeichen ihres Standes.

Zweyter Abſchnitt.

Auf welche Art wir durch Zeichen unſre Begriffe mittheilen.

1.

Zeichen laſſen ſich auf verſchiedene Weiſe ausdrücken, mit den Augen, mit dem Munde, mit Händen, Füßen u. ſ. f. — (Augen-Sprache, Gebehrden-Sprache) Wir reden aber hier nur hauptſächlich von der gewöhnlichen Art, ſich durch Worte verſtändlich zu machen, ſie mögen nun geſchrieben, geſprochen, gedruckt, angedeutet, oder auf was irgend für eine Weiſe mitgetheilt werden. Entwickeln wir einige hierher gehörigen Begriffe!

2.

Der Ton (Schall, ſonus, *son*) iſt: eine zitternde Bewegung der Luft. Die Stimme iſt: der articulierte Ton des Mundes. Wenn hiermit ein Begriff verbunden wird; ſo heiſſt er ein Ausdruck; aber deswegen noch nicht Sprache. So iſt, zum Beyſpiel, ein klägliches Geſchrey, ein Ausdruck des Schmerzes; aber es heiſſt nicht ſprechen, wenn ich winſele oder ſchreye. Wird gar kein Begriff mit der Stimme verbunden; ſo iſt ſie ein leerer Schall. Einer verſteht den Andern: wenn er dieſelben Begriffe, wie er, mit den Ausdrücken verbindet. Die Rede (*parole*) iſt: eine gewiſſe Ordnung der Ausdrücke. Eine Sprache (*langue*) iſt: eine auf gewiſſe Regeln beruhende Anordnung der Rede. Eine allgemeine Sprache würde die ſeyn: welche alle Menſchen verſtünden; Unſre Mutterſprache iſt die: welche wir ohne Beyhülfe einer andern Sprache erlernen; eine fremde Sprache, die: zu deren Erlernung wir einer andern bedürfen; denn man mag dieſe nach Regeln oder bloß durch Sprechen, (wie es in der neuern Pädagogie geſchieht und ehemals unter Anweiſung der unwiſſenden Gouvernanten Weiſe war) lernen; ſo muß man die fremden Wörter doch immer in Gedanken überſetzen, welches bey erſter Erlernung der Mutterſprache nicht der Fall iſt.

3.

Ein Ausdruck iſt entweder zuſammengeſetzt, wenn er aus mehreren Lauten; oder einfach, wenn er nur aus Einem Laute beſteht.

4.

Ein Ausdruck iſt feſt, beſtimmt: wenn er immer den nemlichen Begriff bezeichnet; ſchwankend: wenn das nicht der Fall iſt; endlich zweydeutig: wenn er zu gleicher Zeit mehrere Begriffe bezeichnet. Es giebt wenig Ausdrücke, die nicht, beſonders von Dichtern, zuweilen zu Erweckung verſchiedener Begriffe, verſchieden angewendet würden. „Ein naſſes Tuch“ iſt, wenn ich nicht irre, ein Ausdruck, der beſtimmt und feſt iſt. Schwankend iſt der Ausdruck: „Der Menſch „ſpielt“ denn man nennt Carten ſpielen, Clavier ſpielen, ſich mit Kleinigkeiten beſchäftigen — das alles nennt man ſpielen. Hier iſt ein Beyſpiel von einem zweydeutigen Ausdrucke. Ein Mann, der ein Buch gegen eine gewiſſe Regierung geſchrieben hatte, erboth ſich, zu beſchwören: daß er an dieſem Buche nicht den geringſten Antheil habe; „denn“ ſagte er ſeinen Freunden „da ich den größten Antheil daran habe; „ſo iſt ja das nicht der geringſte Antheil.“

5.

Ein Ausdruck iſt entweder eigenthümlich: wenn er bey einem Gegenſtande angewendet wird, zu deſſen Bezeichnung er zuerſt iſt beſtimmt worden; nicht eigenthümlich aber: (bildlich, figürlich, metaphoriſch) wenn dies nicht geſchieht. Wenn ich zum Beyſpiel ſage: „ich habe einen Durſt nach Kenntnißen;“ ſo iſt das ein figürlicher, nicht eigenthümlicher Ausdruck.

6.

Der **gemeine** Ausdruck iſt dem **künſtlichen** (techniſchen, Kunſt-Ausdrucke) entgegengeſetzt. Man ſagt im gemeinen Leben: „Ich habe einen „Ermel eingenäht.“ Der Schneider ſagt, in der Kunſt-Sprache: (wenigſtens ſteht das im Eulenſpiegel) „einen Ermel einwerfen.“ Wenn man in der Muſic den Ton, aus welchem man ſpielt, die Tonique, ſeine Quinte aber, die Dominante nennt; ſo iſt das ein techniſcher Ausdruck.

7.

Die Alten machten noch ſehr viel mehr Abtheilungen von verſchiedenen Arten der Ausdrücke, wovon ich aber nur Einen anführen will, nemlich den **analogen** Ausdruck, der das Mittel zwiſchen dem eigenthümlichen und figürlichen hält. Wenn ich zum Beyſpiele ſagte: „hier iſt der treueſte Darſteller aller Geſtalten, die man ihm gegenüber

„ſetzt“ ſo wäre das ein analoger, paſſender Ausdruck — „Spiegel“ wäre der gemeine Ausdruck; aber figürlich wäre er, wenn ich ſagte: „der nie „ſchmeichelnde Maler.„ Er malt nicht; aber er ſtellt würklich dar.

8.

Der Sprachgebrauch iſt: die Bedeutung der Worte im gemeinen Leben.

Synonimen ſind: Ausdrücke, welche die nemliche Bedeutung haben. Schreiner und Tiſchler, z. B. ſind Synonymen.

Die Homonymie zeigt: die verſchiedenen Bedeutungen des Worts.

Die Ethymologie beſchäftigt ſich: dem Urſprunge und Stamme eines Worts nachzuforſchen.

Ein Archaismus iſt es: wenn man alte, nicht mehr übliche Wörter ohne Noth anwendet.

Eine Kaikophonie: wenn man ohne Noth neue Ausdrücke erfindet.

Eine Logomachie iſt: ein Streit über bloße Wörter.

Alle dieſe Ausdrücke erkläre ich nur deswegen, weil ſie oft in Büchern über Gegenſtände der ſchönen Wiſſenſchaften vorkommen.

Trug-Begriffe entſtehen dann: wenn wir mit einem Ausdrucke einen gewiſſen Sinn zu verbinden glauben, aber würklich keinen damit verbinden.

9.

Der Begriff von Sprache führt uns auf den von Beredſamkeit. Sie iſt: die Leichtigkeit, ſchön zu reden. Schön redet Der, welcher ſo redet: daß es gefällt. Es gefällt: was Vergnügen in uns erweckt. Vergnügen iſt: Gefühl der Vollkommenheit. Vollkommenheit iſt: Uebereinſtimmung der Verſchiedenheiten in Einem.

Drittes Capittel.

Von den Definitionen oder Erklärungen.

1.

Wenn ich einem Andern meine Erkenntniſſe mittheilen, oder auch nur mich ſelber in Worten davon überzeugen will, daß ich mit dem Gegenſtande, den ich in Gedanken habe, oder den ich darzuſtellen mich beſtrebe, ſo bekannt bin, daß ich ihn weder mit irgend einem andern je verwechſeln, noch unnütze Neben-Ideen, die nichts zu ſeinem Weſentlichen beytragen, in den Begriff von ihm einmiſchen werde; ſo muß ich auf zwey Dinge Rückſicht nehmen, nämlich auf die Vollſtändigkeit meiner Kenntniß der Sache und auf die Art, dieſe Kenntniß in Worte zu übertragen. Hierzu werden nun die Regeln in dieſem Capittel von den Definitionen gegeben; denn eine Definition iſt: *eine vollſtändige Kenntniß, in Worten ausgedrückt.* Dasjenige, wovon dieſe Kenntniß in Worten mitgetheilt wird, nennt man das Definitum.

2.

Kenntniß (Notio, *Notion*) iſt: eine diſtincte Idee (ein unterſcheidend deutlicher Begriff) von einer allgemeinen Sache. Was aber zu einem diſtincten Begriffe gehört, das iſt im erſten, und was man eine allgemeine Sache nennt, im zweyten Abſchnitte des erſten Capittels geſagt worden.

3.

Allein dieſer diſtincte Begriff, auf welchem meine Kenntniß beruht, kann vielleicht nicht vollſtändig, nicht vollkommen beſtimmt ſeyn, und dann werde ich nie eine Erklärung (Definition) von der Sache geben, ſondern nur eine Beſchreibung entwerfen können; denn dieſe iſt: eine unvollſtändige Kenntniß, in Worten ausgedrückt. Wenn ich ſage: das Misvergnügen ſey: ein Gefühl von Unvollkommenheit; das Mitleiden: ein Misvergnügen über eines Andern

dern Unglück; und glücklich ſey Der: welcher eine beſtändige und gleiche Freude genieſſt; ſo ſind das vollkommen beſtimmte Kenntniſſe, in Worten ausgedrückt. Wenn ich aber entweder nicht genug über die weſentlichen Kennzeichen, wodurch ſich das Mitleiden von andern Empfindungen unterſcheidet, nachgedacht, oder, als Dichter, weniger die Abſicht habe, eine vollſtändige Kenntniß von dieſem Gefühle zu entwickeln, als vielmehr das Mitleiden mit dem Unglücke Andrer von irgend einer intereſſanten Seite zu ſchildern: ſo werde ich vielleicht eine ſchöne Beſchreibung, ein poetiſches Gemälde davon entwerfen; aber das wird keine Definition ſeyn.

4.

Laſſen Sie uns alſo hören, was zu einer vollkommenen Definition erfordert wird! — Zuerſt die allgemeine Regel: Eine Definition muß enthalten: das nächſte Geſchlecht (genus proximum) wozu die Sache gehört, und die Verſchiedenheit der Gattung, (*différence ſpécifique*) wodurch ſie ſich von andern Gattungen des nämlichen Geſchlechts unterſcheidet.

Ich will dieſe Regel auf das Beyſpiel einer Definition anwenden. Die Hofnung iſt: die **Freude über ein künftiges Gut.** Sie iſt alſo eine Empfindung des Herzens, und zwar eine angenehme Empfindung; ihr genus proximum iſt daher, daß ſie eine **freudige** Empfindung iſt. Es giebt aber allerley Gattungen von Freuden: Freuden über ehemalige Glückſeligkeit, über gegenwärtige, über vereitelte Plane der Feinde u. ſ. f. — Das alles iſt nicht Hoffnung; ihre ſpecifike Differenz beſteht darinn: daß ſie eine freudige Empfindung über ein **künftiges** Gut iſt.

Ich habe geſagt: daß die Definition eine mit Worten ausgedrückte Kenntniß, und daß Kenntniß eine diſtincte Idee von einer **allgemeinen** Sache ſey, endlich, daß eine Definition neben dem Geſchlechte nur die **ſpecifike Gattung** angebe. Alſo ſcheint es ja, als könnte man von einzelnen Dingen, von Individuen, keine Definition geben?

— In der That! man kann das wohl; aber es iſt unnütz, denn wenn man nur mit der Gattung vollkommen bekannt iſt, zu welcher dies Individuum gehört; ſo weiß man alles, was man zu wiſſen braucht; das Uebrige erklärt ſchon der Name oder der Anblick der Sache, und da der Zweck einer Definition iſt, einen Begrif von dem Gegenſtande zu geben, der mich in den Stand ſetze, ihn von andern Gegenſtänden zu unterſcheiden, ein einzelnes Ding aber nur einmal da iſt; ſo brauche ich nichts weiter zur Bezeichnung hinzuzufügen, als daß es von allen Dingen derſelben Art grade dies iſt. Eine Beſchreibung hingegen kann ich davon entwerfen. Wenn jemand z. B. von mir forderte: ich ſollte ihm eine Definition von der Schreibfeder geben, die ich jetzt in der Hand habe; ſo dürfte ich ihm nur eine vollſtändige Kenntniß von dieſer Art Schreibfedern mittheilen. Hätte die meinige vor allen andern etwas Unterſcheidendes; ſo müßte ich das durch eine Beſchreibung hinzufügen; allein das wäre immer eine unvollſtändige Kenntniß von

Schreibfedern, denn es paſſte ſich ja nur allein auf dieſe einzige. Nun folgen einige beſondre Vorſchriften, zu richtiger Aufſtellung einer Definition.

6.

Eine Definition ſoll ſeyn:

a) **unwandelbar**; das heiſſt: ſie muß auf dauernde Kennzeichen beruhn — Das iſt ſehr natürlich.

b) **diſtinct**; (unterſcheidend deutlich) das heiſſt: ſie muß die Kennzeichen einzeln und nicht verworren, nicht verwechſelt mit einander, angeben — Auch das iſt keinem Zweifel unterworfen.

c) **klar**; denn ſonſt würden wir durch ſie nicht die Sache von andern unterſcheiden lernen.

d) **reciproc**; (wechſelſeitig, ſtellvertretend) das heiſſt: alſo, daß man wechſelſeitig den Namen der Sache an die Stelle der Definition und umgekehrt, und zwar ſowohl in bejahendem als verneinendem Sinne, ſetzen könne. Z. B. wenn jemand ſagt: „Die Frau empfindet kein Misver-

„gnügen bey dem Unglücke Andrer;“ ſo muß jedermann verſtehn, daß das eben ſo viel heiſſt, als: „die Frau iſt nicht mitleidig;“ denn ſonſt taugte meine oben gegebene Definition vom Mitleiden nicht.

Sagte ich aber: „Ein Mitleidiger empfindet „Misvergnügen bey der Geld-Noth ſeiner Nebenmenſchen;“ ſo wäre die Definition nicht reciproc; denn dieſe Erklärung paſſt zwar auf jeden Mitleidigen; aber ich kann nicht umgekehrt dieſen Begriff jedesmal an die Stelle des Mitleids ſetzen, denn das erſtreckt ſich ja auch auf cörperliche, auf Seelen-Leiden u. ſ. f. Jeder Mitleidige bedauert die Geld-Noth; aber nicht Jeder, der ſich des Dürftigen erbarmt, nimmt auch an den Leiden des Kranken, Schwermüthigen, unglücklich Liebenden ꝛc. Theil.

c) **kurz**; doch darf ſie nicht aus einem einzigen Worte beſtehn, denn ſie muß **Geſchlecht** und **Gattung** angeben.

7.

Die Definition darf nicht ſeyn:

a) Dunkel; davon iſt vorhin der Grund angegeben worden.

b) Man ſoll nicht daſſelbe durch daſſelbe erklären, welches geſchieht, wenn das Definitum unmittelbar in die Definition kömmt. Wenn ich, zum Beyſpiel, eine Definition von einem gepolſterten Stuhle geben wollte, und ich ſagte: „er „ſey ein Stuhl, der gepolſtert wäre;“ ſo würde Der, welcher nicht wüſſte, was er ſich bey einem Stuhle, oder bey dem Polſtern denken ſollte, durch meine Definition um nichts mehr aufgeklärter werden.

c) Nicht zu weit, nämlich, daß ſie ſich nicht auch auf mehrere Dinge paſſe: denn ſonſt fehlte ihr ja entweder das Geſchlecht, oder die ſpecifike Differenz. Wenn Sie ſagten: ein Stuhl ſey: „ein Hausrath, beſtimmt, daß man ſich darauf ſetzen ſollte;“ ſo würde dieſe Definition auch auf Bank und Canapee paſſen. Die ſpecifike

Differenz iſt wohl, daß ein Stuhl beſtimmt zum Sitze für **Eine** Perſon iſt. Oder wenn ſie den Ausdruck **Hausrath** weglieſſen; ſo würde das genus proximum fehlen — eine kleine Raſenbank iſt auch ein Sitz für Einen Menſchen; aber ſie iſt kein Hausrath.

d) **Nicht zu enge**, ſo daß nämlich der Begriff nicht dem ganzen Definito, nicht der ganzen ſpecifiken Art zukömmt; z. B. wenn ich vier Füße als ein Kennzeichen eines Stuhls angäbe — es giebt ja auch dreybeinigte Stühle.

e) Sie muß ſich nicht bloß auf gewiſſe Stufen des Dinges erſtrecken; denn eine Stufe iſt: eine Grenze in der **Erhöhung**; eine Grenze aber iſt: ein **Mangel** an dem äuſſerſten Grade von **Würklichkeit** — Sie würde alsdann zu enge ſeyn. Wenn ich alſo von dem **Menſchen** eine Definition gäbe, die ſich nur auf ſein männliches Alter paſſte; ſo wäre meine Erklärung wieder dieſe Regel.

f) Man ſoll nicht in einem fehlerhaften Cirkel oder Kreiſe definieren, welches geſchieht, wenn das Definitum zwar nicht unmittelbar, aber doch mittelbar in die Definition kömmt. Man erklärt zuweilen eine Sache durch Ausdrücke, die mir dieſelbe nicht um das Geringſte deutlicher darſtellen, als wenn man ſie gar nicht erklärt hätte, indem man mir mit veränderten Worten im Grunde daſſelbe wiederholt, was mir dunkel war; z. B. wenn man ſagen wollte: „Ein Tiſchler iſt „ein Mann, der das Schreiner-Handwerk treibt“ — Wer nie etwas von einem Tiſchler geſehn, noch gehört hat, wird auch wohl nicht wiſſen, was ein Schreiner iſt.

Oder: „Ein geiſtlicher Raths-Präſident iſt „der Cheff desjenigen Collegiums, das in andern „Ländern das Conſiſtorium heiſſt; das Conſiſtorium aber iſt ein Collegium, beſtehend aus Räthen, die Kirchen-Sachen verwalten“ — das heiſſt ſo viel, als: „Ein geiſtlicher Raths-Präſident iſt „ein Präſident der geiſtlichen Räthe;“ Was aber ein Präſident, ein Cheff, eine Geiſtlichkeit, ein Rath, ein Conſiſtorium, ein Collegium, eine Kirche iſt; das alles bleibt unerklärt; Wir kommen durch einen Cirkel dahin zurück, woher wir ausgegangen waren.

g) Sie ſoll nicht verneinend ſeyn; das heiſſt: ſie ſoll nicht etwa die Begriffe entwickeln, die auf das Definitum nicht, ſondern die, welche darauf paſſen. Was hilft es mir, zu wiſſen, daß ein Arbeitsbeutel kein Mehlſack, auch kein Geldbeutel iſt, wenn man mir nicht ſagt, was er nun würklich iſt?

Man darf aber doch hiervon eine Ausnahme machen, darf verneinend definieren, wenn man eine Erklärung von Dingen zu geben hat, die mit einander im Widerſpruche ſtehen, deren Weſen alſo darinn beruht, daß ſie etwas nicht ſind; wie, wenn ich, zum Beyſpiele, den Begriff eines einfachen Weſens alſo beſtimme, daß ich ſage: es beſtehe nicht aus Theilen.

h) Nicht relativ (beziehend) — Eine Beziehung findet unter Sachen Statt: **wenn das Eine in ſich die Urſache des Andern enthält.** — Denn alsdann würde ſie zu enge ſeyn. Wenn man Scheidewaſſer alſo definierte: „daß es dasje-

„nige Waſſer ſeye, welches, auf Feilſpähne gegoſſen, aufbrauſt;" ſo wäre das eine mangelhafte Kenntniß; denn, ich will auch wiſſen, was Scheidewaſſer iſt, wenn es nicht aufbrauſt, wenn es nicht mit Beziehung auf Feilſpähne betrachtet wird.

Aber auch von dieſer Regel findet eine Ausnahme Statt, ſo oft das Definitum ſelbſt relativ iſt. Wenn ich z. B. die Begriffe von Mutter und Tochter entwickeln ſoll; ſo kann ich mich nicht anders als ſo erklären, daß Jene Dieſe gebohren hat, und Dieſe durch Jene auf die Welt gekommen iſt.

i) **Nicht überladen.** Das iſt ſo zu verſtehn, daß ſie nicht Kennzeichen angeben ſoll, die ohnehin ſchon deutlich ſind, oder, als jedermann bekannt, vorausgeſetzt werden müſſen; denn ſie ſoll kurz ſeyn.

k) **Nicht disjunctiv,** (abſondernd) noch copulativ; (verknüpfend) weil die Definition nicht auf die Unter-Abtheilungen beruhn, ſondern das Geſchlecht und die Art im Allgemeinen angeben muß; weil ſie ſonſt in eine Beſchreibung ausarten würde; weil es möglich wäre, daß ein Glied dieſer Unter-Abtheilungen bey manchen Dingen dieſer Art nicht angetroffen würde, und endlich, weil ſie kurz ſeyn muß.

l) Nicht **metaphoriſch**, noch **metonymiſch**; denn ſonſt wäre ſie dunkel.

8.

Man nennt eine Definition **weſentlich**, (genetiſch) wenn ſie aus dem Weſen des Dinges hergenommen iſt, z. B. wenn ich einen Geiſt als ein unthejlbares, unſichtbares Weſen definiere; **real**, wenn ſie die Urſache oder die Art der Entſtehung des Weſens entwickelt, z. B. wenn ich ſage: die Welt ſey der Inbegriff aller von Gott geſchaffenen Dinge; **benennend**, (bezeichnend, nominal) wenn ſie ſich darauf einſchränkt, die unterſcheidenden Kennzeichen des Definitums anzugeben, als Form, Farbe, Alter, Nutzen, Zweck x. endlich **vollkommen** oder **ſchulgerecht**, wenn ſie nach den Vorſchriften der Logic eingerichtet iſt.

9.

Man ſieht erſt dann, wenn man es verſucht, von allen ſonſt bekannten Gegenſtänden richtige Definitionen zu geben, und die dabey vorkommenden Begriffe wieder zu zergliedern, wie verworren, wie mangelhaft oft unſre, noch ſo gemein ſcheinenden Kenntniſſe ſind. Die Auflöſung eines Hauptbegriffs in ſeine untergeordneten Begriffe, ſymboliſch ausgedrückt, nennt man aber eine logiſche Eintheilung. Es iſt ſehr wichtig, ſich darinn zu üben, es iſt eine ſehr aufklärende und für jemand, der nicht immer ſpielen will, äuſſerſt unterhaltende, gar nicht trockne Beſchäftigung. Ich glaube daher keiner Entſchuldigung zu bedürfen, wenn ich auch bey dieſem wichtigen Capittel mich ein wenig lange aufgehalten habe. Die mehrſten Menſchen im gemeinen Leben bezahlen ſich wechſelſeitig durch Austauſchung conventioneller Worte, womit ſie oft gar keinen Sinn verbinden. Sie glauben ſich einander zu verſtehn, und verſtehen ſich ſelber nicht. Man gebe ihnen auf, ihre Trug-Begriffe logiſch einzutheilen und zu zergliedern; ſo wird man die Sentenzen manches gelehrten Frauenzimmers tief unter die unbefangenen Urtheile der gemeinſten Bäuerinn herabſinken ſehn.

Viertes Capittel.

Von den Urtheilen und Sätzen.

Wir haben geſehn: auf wie mancherley Weiſe die Ideen verſchieden ſind; ferner wie ſich uns einzelne Dinge darſtellen, ſowohl gegenwärtige, durch Hülfe der Sinne, als abweſende, vermittelſt der Einbildungskraft; ſodann wie wir aus den Vorſtellungen mehrerer dieſer einzelnen Dinge, theils durch Abſtraction, theils durch willkührliche Beſtimmung, neue allgemeine Begriffe formen. Hierauf habe ich erklärt, wie einige dieſer Begriffe ohne Zeichen, andre aber vermittelſt derſelben in uns erweckt werden, von welcher Art dieſe Zeichen ſind, und wie wir durch eben dies Hülfsmittel auch Andern unſre Kenntniſſe mittheilen. Endlich habe ich die Vorſchriften geſammelt, die man beobachten muß, wenn man ſeine Begriffe auch vollſtändig, deutlich und ohne Mängel, in Worten darlegen will.

Um aber die Wahrheit zu ergründen, welches der Zweck der Vernunftlehre iſt, kann es nicht genug ſeyn, einzelne vollſtändige Begriffe zu haben; ſondern man muß auch dieſe Begriffe im Verhältniſſe mit einander betrachten, und daraus Urtheile und Sätze zu ziehn verſtehn. Es iſt z. B. nicht genug, zu wiſſen, was der Menſch iſt, und was man unter dem Worte **Tugend** verſteht; man muß auch beyde Begriffe verbinden und ſagen können: ob die Tugend den Menſchen glücklich mache, ob ſie der Menſch ſchwer oder leicht erlangen könne u. ſ. f. Auf welche Weiſe nun dies Geſchäft der Vernunft vollbracht werde, das wird in dieſem Capitel von den Urtheilen und Sätzen gezeigt. **Ein Urtheil iſt nämlich: die Ueberdenkung des Verhältniſſes zweyer Begriffe; Ein Satz, oder ein Ausſpruch aber iſt: ein mit Worten ausgedrücktes Urtheil; und kömmt unſre Vorſtellung mit der Sache überein; ſo fällen wir ein wahres Urtheil.** Es kann indeſſen dieß Urtheil entweder **anſchaulich** (intuitiv) ſeyn; und dann iſt es bloß **aus Erfahrung geſchöpft**; oder es beruht auf Vernunftſchlüſſe, und von dieſer Art Urtheile reden wir hier. Jenes wird übrigens oft durch dieſes beſtättigt.

Es zerfällt aber meine Abhandlung über dieſen Gegenſtand zwanglos in vier Abſchnitte. Denn da die Urtheile und Sätze mich Wahrheit lehren ſollen; ſo handle ich im erſten Abſchnitte von der Wahrheit. Im zweyten wird gezeigt, worauf es bey den Urtheilen und Sätzen überhaupt ankomme. Der Dritte entwickelt die Theorie der Sätze, das heißt: der mit Worten ausgedrückten Urtheile insbeſondre, und im vierten wird geredet von der verſchiedenen Art, die Gedanken zu ordnen, um Sätze zu gründen.

Erſter Abſchnitt.

Von der Wahrheit.

1.

Giebt es eine ewige Wahrheit, die Wahrheit bleiben würde, wenn Himmel und Erde auf des Schöpfers Wink ſchwänden und vergiengen? Oder beruhen alle unſre jetzigen Wahrheiten nur auf die Vorſtellungen, die wir in unſern irdiſchen Verhältniſſen haben, und wozu uns die ſinnlichen Eindrücke das erſte Alphabeth geben; würden vielleicht zu Träumen werden, wenn dieſe Werkzeuge zerſtört wären, und alle Begriffe von Zeit, Ort, Raum, Maaß, Schwere, Kraft, Geſtalt und Farbe als Täuſchungen erſchienen? — Das iſt eine Frage, die wohl am wenigſten mir zu beantworten zukömmt. Genug! wir nennen in dieſer Welt, und beſonders in der Philoſophie, logiſche Wahrheit: die Uebereinſtimmung unſrer Gedanken mit der Sache; Unwahrheit aber, das Gegentheil. Irrthum heißt: Verwirrung in den Urtheilen; wenn ich bey Gegeneinanderſtellung zweyer Begriffe das richtige Verhältniß nicht gewahr werde. Die Haupt-Quellen der mannigfaltigen Irrthümer bey den Menſchen, ſind die Vorurtheile aller Art, die unſre Vernunft irreleiten. Sie werden oft ſchon in der Jugend erzeugt, wenn man, ohne Unterſuchung, irrige Meynungen annimmt, ſich feſt einprägt, oder ſich fremde Irrthümer eigen macht. Vorurtheil aber, oder vorgefaßte Meynung haben, heißt: einer falſchen, oder noch nicht genug erkannten Sache zu kühn Beyfall geben. Dieſen Begriff giebt Cicero davon. Man zweifelt: wenn man ſein Urtheil verſpart.

2.

Es giebt ein Paar Haupt-Grundſätze, die, einzeln, oder beyde zugleich, bey jeder Behauptung einer Wahrheit vorausgeſetzt werden müſſen, wenn vernünftige Menſchen ſich verſtehn und je über etwas einig werden wollen. Dieſe Grundſätze ſind: **der Satz des Widerſpruchs** (*principe de contradiction*) und **der Satz des zureichenden Grundes.** (*principe de raiſon ſuffiſante*) Erſterer lehret uns: **daß etwas nicht zugleich ſeyn und nicht ſeyn,** (wahr und falſch ſeyn, ſchwarz und weiß ſeyn) und letzterer: **daß nichts ohne zureichenden Grund** (ohne Urſache, von ohngefehr, willkührlich angenommen) da ſeyn könne. Ohne dieſe beyden Grundſätze zerfallen alle unſre

ſre Behauptungen in Nichts, hört alle Gewißheit auf.

3.

Man kann bey allen Kenntniſſen in der Welt den Maaßſtab der logiſchen Wahrheit anwenden. Es giebt aber hauptſächlich, außer den gemeinen Kenntniſſen, die doch auch immer in eines von dieſen Fächern paſſen, dreyerley Arten von Kenntniſſen: die hiſtoriſchen, das heißt: die Kenntniß der Thatſachen; die philoſophiſchen oder: die Kenntniß der Urſachen, und die mathematiſchen, oder: die Kenntniß der Maaſſen und Gröſſen; die Gröſſe aber iſt: die Vielheit der Theile.

4.

Man nennt eine mathematiſche Gewißheit eine ſolche, die aus dem Weſen der Dinge hergeleitet und ſo unbezweifelt iſt, daß dieſe Dinge aufhören würden zu ſeyn, was ſie ſind, wenn das Gegentheil Statt haben ſollte. Man nennt ſie deswegen ſo, weil alle Beweiſe in den mathematiſchen Wiſſenſchaften auf ſolche Gewißheit beruhn müſſen. Von der moraliſchen Gewißheit hingegen läſſt ſich zwar ohne offenbaren Wiederſpruch das Gegentheil als möglich denken; ich kann aber durch andre Gründe beweiſen, daß dies Gegentheil hier nicht Statt haben kann. Mathematiſch gewiß z. B. iſt es, daß unſer jetziger Cörper, ſo wie er da iſt, nicht ewig dauern kann; Moraliſch gewiß iſt es, daß dies Buch nicht das beſte ſeyn wird, das je in der Welt iſt geſchrieben worden. Mathematiſch gewiß iſt, daß ich morgen nicht in Petersburg ſeyn werde; (weil ich nicht fliegen kann) Moraliſch gewiß iſt, daß ich, auch auf die gewöhnliche Weiſe, morgen keine Reiſe dahin antreten werde, (weil ich gar keine Veranlaſſung dazu habe, weil ich doch heute ſchon etwas davon wiſſen müſſte.)

5.

Durch Gründe wird die Wahrheit bewieſen. Man nennt alſo beweiſende Gründe: ſolche Sätze, auf welchen, wie auf Stützen, die

Wahrheit der Behauptung beruht. Man beweiſt *a priori*: wenn man die Würkung aus der Urſache darthut; z. B. wenn ich beweiſe: „daß alles in der Welt gut ſeyn muß, weil es einen weiſen Urheber hat.“ Man beweiſt *a poſteriori*: (aus Erfahrung) wenn man von der Würkung auf die Urſache ſchlieſſt; z. B. wenn ich ſagte: „da ich ſehe, daß alles in der Welt zweckmäßig und gut geordnet iſt; ſo muß die Welt einen weiſen Urheber haben.“

Zweyter Abſchnitt.

Von den Urtheilen und Sätzen überhaupt.

1.

Bey den Urtheilen und bey den Sätzen kömmt es auf drey Dinge an: auf das Subject, wovon etwas behauptet wird, auf das Prädicat, oder das, was von ihm behauptet wird, und auf die Verbindung unter dem Subjecte und Prädicate. In folgendem Satze zum Beyſpiel: „Der Menſch kann glücklich ſeyn, wenn er tugendhaft handelt“

iſt der Menſch das Subject; er kann glücklich ſeyn iſt das Prädicat; die Verbindung aber iſt: wenn er tugendhaft iſt, oder „weil er tugendhaft iſt" oder auch im verneinenden Sinne (denn die Verbindung braucht, wie man nachher hören wird, nicht grade, wie hier, eine Bedingung, noch eine Bejahung zu ſeyn.)

2.

Es giebt aber Sätze, in welchen nicht alle Glieder mit Worten ausgedrückt werden, und dieſe nennt man: cryptiſche Sätze. Wenn ich ſage: „alle Menſchen fehlen" ſo iſt die Verbindung zwiſchen dem Subjecte und Prädicate ausgelaſſen, weil ſie jedermann in Gedanken hinzufügen kann, nämlich: „weil wir keine vollkommne Weſen ſind." Oder wenn ich ausrufe: „O Schwäche der Menſchen!" ſtatt zu ſagen: „wie ſind doch alle Menſchen ſo ſchwach!"

3.

Man kann einen Satz betrachten: in Rückſicht auf ſein Weſen, (*Eſſentiel*) auf ſeine beſondern **Eigenſchaften** (*qualité de la propoſition*) und auf ſeine mehr oder mindre Ausdehnung (*quantité de la propoſition*).

4.

In Betracht auf ſein Weſen iſt der Satz entweder **einfach**: (cathegoriſch) wenn er nur aus **Einem Subjecte** und **Einem Prädicate** beſteht; oder **zuſammengeſetzt**: welcher mehrere Subjecte, oder mehrere Prädicate, oder beydes zugleich hat. Ein einfacher Satz lautet alſo: „Mein Vater liebt mich; Mein Clavier iſt gut ꝛc.“

5.

Der zuſammengeſetzte Satz kann entweder **bedingt**; (hypothetiſch) oder **abſondernd**; (disjunctiv) oder **verbindend** (copulativ) ſeyn.

6.

Ein hypothetiſcher Satz iſt der: in welchem das Prädicat dem Subjecte unter einer gewiſſen Bedingung zugeſchrieben wird; z. B. „Franziske wird ihre Geſundheit einbüßen, wenn ſie

„fortfährt, ſich ſo enge zu ſchnüren." Es beſteht alſo ein ſolcher Satz aus der Theſis, das heißt: aus dem, was behauptet wird; aus der Hypotheſis: was zur Bedingung angenommen wird, und aus der Folgerung, oder: der Verbindung zwiſchen Theſis und Hypotheſis.

Hiebey ſind zwey Regeln zu beobachten; erſtlich: Durch eine Bedingung wird nichts feſt behauptet; zweytens: aber eine unmögliche Bedingung hat verneinende Kraft; z. B. der Satz: „Wenn ich fliegen könnte; ſo würde ich alle Tage nach Hannover reiſen." (Ich kann alſo nicht alle Tage nach Hannover reiſen.) Hier wird mir (dem Subjecte) das Prädicat „täglich nach Hannover reiſen zu können" unter der bedingten Verbindung (die aber unmöglich iſt, folglich verneinende Kraft hat) zugeſchrieben: „wenn ich fliegen könnte."

7.

Ein disjunctiver Satz iſt der: in welchem mehrere Prädicate und Subjecte in ein disjunctives Verhältniß geſtellt werden. Disjunction aber iſt: Zuſammenſtellung entgegengeſetzter Dinge, und entgegengeſetzte Dinge: ſolche, deren eines das andre aufhebt. Folgendes iſt ein diſjunctiver Satz: „Freude und Leid, „Wonne und Gram wechſeln im menſchlichen Leben“ und folgender: „Du magſt wählen, ob „Du meine Liebe und Freundſchaft, oder meinen „Widerwillen und meine Verachtung verdienen „willſt!“

4.

Ein copulativer Satz verbindet mehrere Subjecte und Prädicate durch eine copulative Partikel; z. B. „die Tugend und Freude ſind ewig „verwandt.“ — So viel über das Weſen eines Satzes! —

5.

Was die beſondern Eigenſchaften der Sätze betrifft; ſo ſind ſie entweder bejahend, oder verneinend, oder unendlich (*infini*, beſſer: nicht geendet.) In einem bejahenden Satze wird das

Prädicat dem Subjecte zugeſchrieben; in einem verneinenden wird es ihm abgeleugnet, und in einem unendlichen Satze kömmt zwar eine Verneinung vor, ohne daß jedoch dadurch die Verbindung zwiſchen Subject und Prädicat aufgehoben wird; z. B. wenn man ſagte: „ich habe nicht behauptet, daß Sie nichts von der Algebra verſtünden.“ Das heiſſt: „Es iſt möglich, daß Sie nichts davon verſtehen, aber ich habe es nicht behauptet.“

10.

Endlich in Rückſicht auf die Ausdehnung eines Satzes; ſo iſt er entweder allgemein; (*univerſel*) oder beſonders; (*particulier*) oder einzeln, ausſchließlich; (*ſingulier, excluſiv*) oder unbeſtimmt (*indefini*). In einem allgemeinen Satze wird das Prädicat dem Subjecte in ſeiner ganzen Ausdehnung beygemeſſen, oder die Urſache, warum es ihm zugeſchrieben wird, liegt in der Natur des Subjects; z. B. „Geiſter ſind unſichtbare Weſen.“ Bey einem beſondern Satze muß die Urſache, warum das Prädicat dem Subjecte zugeſchrieben wird, auſſer dem Weſen des Subjects geſucht werden; z. B. „Meine Nachbarinn geht ſelten in Geſellſchaft.“ Ein **ausſchlieſſender oder einzelner** Satz iſt der, deſſen Subject ein Individuum iſt. Er kömmt alſo auf gewiſſe Weiſe mit dem allgemeinen Satze überein nach dem Begriffe, den ich von einem allgemeinen Satze gegeben habe; z. B. wenn ich ſagte: „Gott iſt allmächtig;“ denn da wird ja auch das Prädicat dem Subjecte in ſeiner ganzen Ausdehnung, und zwar aus einem in dem Weſen des Subjects ruhenden Grunde zugeſchrieben; Wären mehrere Götter; ſo müſſte ich ſagen: „alle Götter „ſind allmächtig“ und dann wäre der Satz allgemein. In einem unbeſtimmten Satze fehlt das Zeichen der Quantität. Die Zeichen der Quantität aber ſind: für das **Allgemeine**, die Ausdrücke: „Alle“ und „Keiner“; für das **Beſondre**, die Ausdrücke: „Einige, Wenige“ ꝛc. Ein unbeſtimmter Satz iſt nun von der Art, daß er eben ſowohl allgemein, das heiſſt auf Alle oder Keine, als auch particular ſeyn, folglich auf Einige oder Wenige gedeutet werden kann; z. B. „Feigen „ſchmecken nicht gut; Tagelöhner ſind eigennüzzig.“ Hier iſt noch immer die Frage, ob ich Keine, Alle, oder Wenige und Einige meyne.

Dritter Abſchnitt.

Von den verſchiedenen Arten und Eigenſchaften der Sätze insbeſondre.

1.

Man hat bey jedem Satze darauf zu ſehn, welche von den folgenden vier Eigenſchaften er habe: Iſt er theoretiſch; ſo wird darinn behauptet, daß etwas geſchehn könne, oder nicht geſchehn könne: „Es kann morgen ſchönes Wetter werden“ — Das iſt ein theoretiſcher Satz. Iſt er aber practiſch; ſo wird darinn behauptet, daß etwas geſchehn müſſe; z. B. „Wer nicht iſſt; „der verhungert.“ Beyde Arten aber ſind entweder demonſtrabel oder indemonſtrabel. Demonſtrabel (zu beweiſen) iſt der Satz: wenn der Zuſammenhang zwiſchen ſeinem Subjecte und Prädicate noch dargethan werden muß; wie wenn ich behauptete: „das Tanzen ſey ſehr „geſund.“ In einem indemonſtrablen Satze hingegen leuchtet dieſer Zuſammenhang Jedem ohne Beweis ein; als wenn ich ſagte: „der Schlaf „iſt dem Menſchen unentbehrlich.“

2.

Ein indemonſtrabler ⸗ theoretiſcher Satz wird ein Axiom genannt. z. B. „Wer den Finger „in Feuer ſteckt; der verbrennt ſich.“

Poſtulat (Heiſch⸗Satz) iſt: ein indemonſtrabler practiſcher Satz. z. B. „Wer lange le„ben will, muß nicht auf ſeine Geſundheit los„ſtürmen.“

Man nennt ein Theorem: einen theoretiſch⸗demonſtrablen Satz; z. B. die Behauptung: „daß Sprachen auch ohne Grammatik vollkommen „gelernt werden könnten.“ Endlich ein Problem iſt: ein zu beweiſender practiſcher Satz; z. B. „Man ſoll bey der Erziehung ſich „aller äuſſern Zwangsmittel enthalten.“

3.

Es giebt aber noch einige beſondre Arten von Sätzen, denen man eigene Namen gegeben hat, die oft in Schriften vorkommen, und daher nothwendig zu kennen ſind.

Ein **Corollarium** (Folge-Satz) iſt ein ſolcher: der nothwendig aus einem andern folgt.

Ein **Scholion** iſt: ein Satz, zu Erläuterung einiger dunkeln Stellen.

Ein **Lemma** iſt: ein aus einer andern Wiſſenſchaft entlehnter Satz, zu Vollendung eines Beweiſes.

4.

Noch müſſen wir verſchiedene Eigenſchaften einzelner Sätze betrachten. Zuweilen kömmt eine **Entgegenſtellung** (*oppoſition*) vor: wenn man Sätze, die einander widerſtreiten, ſo zuſammenſetzt, daß einer bejaht, was der andre verneint. Dies mag nun entweder grade zu, oder auf andre Weiſe, kann allgemein, oder in beſondern Fällen geſchehn. Hiervon ein Paar Beyſpiele: „Das

„Tanzen iſt geſund; das Walzen ſchädlich.“ (Walzen iſt doch auch eine Art von Tanzen) „Soldaten pflegen rauhe Sitten zu haben; Türenne war von ſanfter Gemüthsart“ u. d. gl.

Subalternation (Unterordnung) nennt man das Verhältniß zwiſchen einem allgemeinen und beſondern Satze, welche beyde einerley Subject und Prädicat haben; z. B. „Unglücklich iſt „Jeder, der kein Gefühl für Tugend hat; wie „unglücklich muß nicht vollends ein Mädchen ſeyn, „wenn keine Tugend in ihrem Herzen wohnt!“

Umkehrung; wenn in dem Satze das Subject zum Prädicate wird. (Man nennt das gewöhnlich eine logiſche Umkehrung.) Sie kann bewürkt werden: entweder

a) wenn die Qualität und Quantität eines Satzes die nämliche bleibt; z. B. „die Tugend „allein macht glücklich; das einzige Glück iſt die „Tugend“ oder

b) zufällig; wenn aus der Allgemeinheit eine beſondre Anwendung gemacht wird; z. B. „die

„Tugend allein macht glücklich; auch iſt mein „einziges Glück die Tugend.“ oder

c) durch Entgegenſtellung; wenn nämlich die Qualität verändert und z. B. aus einem bejahenden Satze ein verneinender gezogen wird, als: „die Tugend allein macht glücklich; ach! „nicht jeder Menſch iſt glücklich.“

Aequipollenz (eine gleiche Bedeutung) findet unter zwey Sätzen Statt, wenn ſie den nämlichen Sinn haben, aber mit andern Worten ausgedrückt werden; z. B. „die Tugend allein macht „glücklich; denn wer kann wohl ein dauerhaftes „und unwandelbares Gut beſitzen, als Der, wel„cher ſich bewuſſt iſt, ſeine Pflichten treu zu er„füllen?“

Vierter Abſchnitt.

Von verſchiedenen Arten, die Gedanken zu ordnen.

1.

Wenn man von Grundſätzen zu den Folgerungen fortſchreitet, das heiſſt, von den Principien zu den Principiaten, folglich aus den Grund-Begriffen den Satz, den man beweiſen will, herleitet; ſo wird das die **ſynthetiſche Art** genannt. (Sie heiſſt auch die **philoſophiſche, mathematiſche, demonſtrativiſche, natürliche, bäueriſche** (*ruſtique*) **einfache Art.**) Wenn ich auf dieſe Weiſe den Satz: daß Gott nicht in einen Raum eingeſchloſſen ſeyn könne, beweiſen will; ſo fange ich an: „Gott iſt ein einfaches Weſen; ein einfaches Weſen iſt untheilbar; ein untheilbares „Weſen hat keine Grenzen; ein Raum iſt eine „Grenze; alſo kann Gott in keinen Raum eingeſchloſſen ſeyn.“

2.

Die umgekehrte Art, die Gedanken zu ordnen, iſt die **analytiſche**; ſie beſteht darinn, daß ich von den Principiaten zu den Principien fortſchreite; folglich den Satz in ſeine Grundbegriffe auflöſe. Hiervon mag folgende Reyhe von Sätzen zum Beyſpiele dienen. „Alles in der Welt verräth „Plan und Ordnung; wo Plan und Ordnung

„ſind, da muß ein weiſer Urheber ſeyn; dieſer weiſe Urheber muß auſſer der Welt ſeyn, ſonſt hätte er ſich ſelbſt geſchaffen, hätte folglich einen Plan gehabt, ehe er ſelbſt da war; auſſer der Welt iſt niemand als Gott; alſo iſt Gott der Urheber der Welt.“

3.

Die dritte Art, die Gedanken zu ordnen, iſt die, welche man die cauſale nennt, oder: die Ordnung der Gedanken nach den vier Arten der Urſachen. Die Alten nahmen nämlich, und nicht ohne Vernunft, **innere** und **äuſſere** Urſachen an. Die inneren Urſachen theilten ſie in materielle und formelle, die äuſſern aber in würkende und Grund-Urſachen ein. Die **materielle** Urſache iſt die: **aus welcher** eine Sache da iſt und beſteht. — So iſt das Holz die materielle Urſache meines Schreibtiſches. Die **formelle**: **durch welche** eine Sache da iſt — Die Verbindung der verſchiedenen Theile, die zu einem Tiſche gehören, als das Blatt, die Füße ꝛc. macht dieſen Hausrath zu ei-

einem Tiſche, und iſt alſo die formelle Urſache, daß er grade ein Tiſch und nichts anders iſt. Die **würkende: von welcher** eine Sache ihr Daſeyn hat — Der Tiſchler, welcher den Tiſch verfertigte, war ſeine würkende Urſache. Endlich die **Grund-Urſache; um derentwillen** die Sache da iſt. — Zum Gebrauche, daß man an demſelben ſitzend ſchreiben ſoll, iſt der Tiſch da; dieſer Urſache wegen iſt er verfertigt.

Fünftes Capittel.

Von den Vernunft-Schlüſſen und Schlußreden (Syllogismen).

Durch die Sinne gelangen wir zu der Vorſtellung von einzelnen Gegenſtänden, zu Ideen. Durch die Einbildungskraft können wir auch abweſende Dinge uns als gegenwärtig vorſtellen. Die Vergleichung mehrerer ſolcher Gegenſtände führt uns, durch Hülfe der Abſtraction, zu Begriffen höherer Art, zu Begriffen von allgemeinen Dingen. Sind wir geübt, ſolche allgemeine Dinge zu denken; ſo können wir auch umgekehrt jeden allgemeinen Begriff in eine Menge untergeordneter Ideen, vermöge der willkührlichen Beſtimmung, auflöſen. Zu wenig Begriffen gelangen wir durch Intuition; die mehrſten Vorſtellungen werden in uns erzeugt durch ähnliche und verſchiedene Zeichen, die wir an den Dingen wahrnehmen, und Zeichen bedürfen wir gleichfalls, um unſre Kenntniſſe Andern mitzutheilen. Wenn dies auf die vollkommenſte Weiſe in Worten geſchieht; ſo nennt man das eine Definition (eine Erklärung.) Das aber ſind erſt einzelne Begriffe, obgleich von allgemeinen Dingen. Stellen wir aber ein Paar ſolcher Begriffe in ein Verhältniß; ſo fällen wir ein Urtheil, welches, mit Worten ausgedrückt, ein Satz heiſſt. Und dann wieder zwey ſolcher Sätze gegeneinander oder nebeneinander geſtellt, und daraus einen dritten Satz gezogen; das nennt man einen Vernunftſchluß, der, wenn er durch die Sprache mitgetheilt wird, eine Schlußrede, ein Syllogismus heiſſt. Von dieſen ſoll jetzt im fünften und letzten Capittel gehandelt werden.

Um recht deutlich zu ſeyn, will ich ein Beyſpiel geben, das man auf alle Theile der Logie anwenden kann: Durch die Sinne komme ich zu den einzelnen Begriffen von Erde, Waſſer, Feuer, von Metal u. d. gl. Durch Erfahrung lerne ich,

daß

daß man aus einer gewiſſen Art Erde, mit Waſſer vermiſcht, und im Feuerofen gehärtet, Porcelain macht. So weiß ich auch ferner, ſehe, höre es, wie, durch verſchiedene Handhabungen, aus Metal Geld gemünzt wird. Ich habe alſo einzelne Begriffe von Porcelain, von Geld ꝛc. Durch Abſtraction kann ich zu den Begriffen von folgenden allgemeinen Dingen kommen: von dem Nuzzen des Porcelains; von dem Gebrauche des Geldes, für welches man Waaren, alſo auch Porcelain kauft; von dem, was überhaupt Preis, kaufen, theuer, wohlfeil u. ſ. f. heiſſt. Oder ich kann durch die willkührliche Beſtimmung von dem mir bekannten Begriffe des Porcelains zu ſeinen Beſtandtheilen, zu ſeiner Dichtigkeit, Farbe ꝛc. folglich zu ſeiner mehr oder mindern Güte herabſteigen. Es iſt natürlich, daß ich von dem Allen nichts wiſſen würde, wenn nicht eben dieſe Farbe, dieſe Dichtigkeit ꝛc. durch äußere Zeichen in meine Sinne fielen, oder ſchon oft gefallen wären, ſo daß ich ſie mir durch Gedächtniß und Einbildungskraft vorſtellen könnte. Ich muß dieſe Kennzeichen wieder angeben, und Worte gebrauchen, wenn ich mündlich und ſchriftlich mit Andern über Geld, Porcelain, Preiſe ꝛc. raiſonnieren will; und da iſt es nützlich, damit ich mich vollkommen mit Andern verſuche, erſt Definitionen von dem zu geben, was ich eigentlich gutes Porcelain, einen hohen und geringen Preis ꝛc. nenne. Und nun weiter wage ich den Ausſpruch, den Satz, die Behauptung: „Beſſeres Porcelain muß wohl theurer „ſeyn, als ſchlechteres.“ (indem ich nämlich den Begriff des Porcelains gegen den des Geldes oder des Preiſes in Verhältniß ſetze) und ſodann ſage ich: „das berliniſche Porcelain iſt beſſer, als das „fuldaiſche.“ Endlich verbinde ich dieſe beyden Sätze, um einen dritten herauszuziehn: „Feineres „Porcelain darf mit Recht theurer ſeyn, als gröberes; das berliniſche iſt feiner, als das fuldaiſche; alſo muß daß berliniſche auch wohl theurer ſeyn dürfen.“ Das iſt dann ein Schluß.

Ein Vernunftſchluß iſt alſo: die Ueberlegung des Verhältniſſes zwiſchen zwey Urtheilen, oder diejenige Operation des Verſtandes, durch welche er aus zwey Sätzen den dritten herauszieht. **Eine Schlußrede** aber iſt: ein mit **Worten ausgedrückter Vernunftſchluß.**

Ich theile dies Capittel von den Schlüſſen in drey Abſchnitte ein: Im erſten behandle ich die Lehre von den Schlüſſen überhaupt und was dabey zu beobachten iſt. Im zweyten rede ich von Umformung der Schlüſſe, durch Veränderung der Qualität und Quantität der Sätze. Im dritten Abſchnitte kommen die weniger gewöhnlichen Arten von Schlüſſen vor. Einige Zuſätze beſchlieſſen das Capittel.

Erſter Abſchnitt.

Von den Syllogiſmen überhaupt, und was dabey zu beobachten iſt.

Bey jedem Syllogiſmus kömmt in Betracht: das **Fundament,** (der Grund) worauf der Schluß ruht; die **Materie,** aus welcher er beſteht; die

Form, in welcher er verfaßt wird, die dann vielfach verſchieden iſt; zuletzt die Vorſchriften, welche für jede Art von Syllogismen beobachtet werden müſſen.

1.

Das Fundament jedes Syllogismus iſt: der Ausſpruch einer aus einem allgemeinen Satze hergeleiteten Bejahung oder Verneinung. (dictum de omni et dictum de nullo.) So iſt in dem vorhin zum Beyſpiele gegebenen Schluſſe, aus dem allgemeinen Satze: „daß alles feine Porcelain theurer ſeyn dürfte, als daß gröbere“ die Bejahung gezogen: „daß auch das berliniſche Porcelain deswegen mehr Geld koſten würde, als das fuldaiſche.“

Ueberhaupt aber beruht eine ſolche Bejahung auf folgenden Satz: **Was von Allen, vom Geſchlechte, oder von der Gattung bejaht worden iſt, das wird auch behauptet von Einzelnen und von Denen, die unter dem Geſchlechte und der Gattung begriffen ſind.**

Eine Verneinung von der Art aber gründet ſich auf den Satz: daß was von Allen geleugnet wird, auch von Einzelnen geleugnet werden müſſe.

2.

Die Materie jedes Syllogiſmus beſteht aus drey Ausdrücken (Begriffen.) (*Terme majeur, mineur, moyen.*) und aus drey Sätzen (propoſitio major, minor, concluſio.)

A) Zuerſt von den drey Ausdrücken:

a) Der größere Ausdruck iſt das Prädicat der Schlußfolge (*de la concluſion*) Man pflegt ihn mit einem großen lateiniſchen M zu bezeichnen.

b) Der kleinere Ausdruck iſt das Subject der Concluſion. Man deutet ihn an, durch ein kleines lateiniſches m.

c) Der mittlere Ausdruck enthält die Urſache der Schlußfolge, oder das, was die Vorderſätze, (Prämiſſen) nemlich der größere und kleinere, mit einander gleiches haben. Sein Zeichen iſt ein griechiſches μ.

Zum Beyſpiele mag folgender Schluß dienen: „Alle einfache Weſen ſind untheilbar; Gott iſt „ein einfaches Weſen, alſo iſt Gott untheilbar.“ Hier iſt der *terme majeur* das Wort untheilbar; der *mineur*: Gott; der *moyen terme*: einfaches Weſen. In der Concluſion iſt, wie man ſieht, der *mineur* (Gott) das Subject, dem der *majeur*, (untheilbar) als Prädicat zugeſchrieben wird, und im Ganzen iſt aus dem allgemeinen Satze: „daß alle einfache Weſen untheilbar ſeyen“ die Bejahung gezogen: „Gott iſt untheilbar“ und die Urſache davon enthält der *moyen terme*: „weil Gott ein einfaches Weſen iſt.“

B) Nun von den drey Sätzen:

a) In dem Ober-Satze wird der größere Ausdruck (M) mit dem mittlern (μ) verbunden; z. B. „Alle einfache Weſen (μ) ſind un„theilbar.“ (M.)

b)

b) In dem Unter-Satze verbindet man den kleinern Ausdruck (m) mit dem mittlern; (μ) z. B. „Gott (m) iſt ein einfaches Weſen. (μ)“

c) Die Folgerung (Concluſion) enthält die Verſchiedenheit der Prämiſſen, oder deutlicher: ſie entſteht aus der Verbindung der verſchiedenen Ausdrücke, M und m; z. B. „Alſo iſt Gott (m) „untheilbar. (M)“

3.

Die Form der Schlüſſe iſt verſchieden, je nachdem der Platz iſt, den man dem moyen terme (μ) anweiſt; und das nennt man die Figur. Es giebt aber vier Figuren, oder vier Arten, den μ zu verſetzen.

Erſte Figur: μ. M. Ober-Satz.
m. μ. Unter-Satz.
m. M. Folgerung.

Nach dieſer war der eben zergliederte Schluß eingerichtet.

Zweyte Figur: M. μ.
m. μ.
m. M.

Z. B. „Alle Wiſſenſchaften ſind nützlich; Seiltanzen iſt nicht nützlich; alſo iſt Seiltanzen keine „Wiſſenſchaft."

Dritte Figur: μ. M.
μ. m.
m. M.

Beyſpiel: „Man kann mit Leibes-Uebungen ſein „Brodt verdienen; Leibes-Uebungen erhalten uns „geſund; alſo giebt es Dinge, die zugleich uns Brod „erwerben und geſund erhalten."

Vierte Figur: M. μ.
μ. m.
m. M.

Beyſpiel: „Alle Weiber ſind neugierig; Neugierig ſeyn, iſt ein Fehler; alſo haben alle Weiber „einen Fehler."

4.

Es ſind aber bey den Syllogismen gewiſſe Vorſchriften zu beobachten, und zwar **allgemeine**, und **beſondre**, für jede einzelne Figur.

A) **Allgemeine Vorſchriften:**

a) **In einem Syllogismus dürfen nie mehr als drey Ausdrücke ſeyn.** — Sehr natürlich! Ein Syllogismus iſt ein mit Worten ausgedrückter Schluß; ein Schluß aber entſteht aus der Verbindung zweyer Ideen mit einer dritten. Wollte ich z. B. alſo ſchlieſſen: „Alle Menſchen „ſind erlöſt; Beelzebub iſt ein böſer Engel; alſo „iſt er erlöſt;“ ſo würde jedermann die Albernheit dieſes Schluſſes fühlen. Dieſer Schluß hat vier Ausdrücke: **Menſchen**, **erlöſt**, **Beelzebub** und **böſer Engel**. Jedermann, ſage ich, würde die Albernheit dieſes Schluſſes fühlen. Es giebt aber Schlüſſe, die eben dieſe Unregelmäßigkeit, nämlich vier Ausdrücke haben, aber auf eine feine, verſteckte Weiſe. Wer dieſe Regeln vernachläſſigt, und ſie für Pedanterie hält, weil es Mode iſt, das für Pedanterie zu halten, womit man ſein Gedächtniß oder ſein Nachdenken nicht beſchweren will; der wird ſehr viel unnütze Worte verſchwenden, um einen Satz zu widerlegen, in welchem auf liſtige Weiſe der μ durch den Zuſatz eines kleinen Beyworts, oder durch ſeine innere Zweydeutigkeit, in dem Unter-Satze zu einem vierten Ausdrucke wird. Hiervon nur ein gröberes Beyſpiel: „Alle Geiſter ſind untheilbar; Salpeter„Geiſt (*eſprit de nitre*) iſt ein Geiſt; alſo iſt er „untheilbar.“ Hier iſt der μ das Wort Geiſt, in dem Unterſatze in ganz anderm Sinne gebraucht, nämlich wie es die Chemiker brauchen, und in dem Verſtande iſt dieſer Spiritus in der That theilbar, denn er hört nicht auf, einen Cörper zu haben, und man kann ihn tropfenweiſe nehmen.

b) **Es ſey weder mehr noch weniger in der Schlußfolge, als in den Prämiſſen!** Nicht weniger, weil ſie ſonſt ihren Zweck nicht erfüllte, nicht mehr, weil ſonſt mehr als drey Ausdrücke in dem Schluſſe wären. Man unterſuche folgenden Schluß: „Die alten Griechen waren Alle ſchön; „Alcibiades war ein Grieche; alſo war er ſchön „und gut.“ Hier iſt der Zuſatz und gut in der Concluſion ein vierter Ausdruck. Es iſt mehr aus den Prämiſſen gezogen, als darinn lag. Hiergegen nachſtehenden Schluß gehalten: „Die Menſchen ſind von Natur ſchwach; „ich bin ein Menſch alſo bin ich ſchwach.“ Hier iſt zu wenig gefolgert. Es war ja die Anlage ſo gemacht, daß bewieſen werden konnte: ich ſey von Natur ſchwach. Es iſt alſo zu wenig in der Concluſion, und das kann oft ſehr wichtig für Den werden, der etwas beweiſen will, und auf dieſe Art ſeinen Vortheil nicht nützt.

c) **Aus bloßen Verneinungen folgt nichts.** Wenn die Schlußfolge etwas leugnet oder verneint; ſo muß einer von den Vorderſätzen bejahend ſeyn; denn wenn ich von der Gattung oder dem Individuo etwas leugne, indem ich es vorher von dem Geſchlechte geleugnet habe; ſo muß ich doch ſagen, daß dieſe Gattung oder dies Einzelne zu jenem Geſchlechte gehört, und das kann nicht anders als bejahend geſchehn. Aus dieſen beyden Sätzen z. B. „Kein Thier hat Verſtand „und Willen; der Menſch iſt kein Thier" läßt ſich gar nichts folgern, weil das lauter Verneinungen ſind. Stünde aber im Unterſatze: „Ein Hund „iſt ein Thier" ſo wäre darinn bejahet, daß ein Hund zu dem Thier-Geſchlechte gehörte, und dann wäre die Folgerung natürlich: „Ein Hund hat „alſo keinen Verſtand und Willen."

d) **Aus bloß particularen beſondern Sätzen folgt nichts.** Dies beruht auf den Grund, auf das Fundament des Schluſſes, welches der Ausſpruch einer vom Allgemeinen hergeleiteten Bejahung oder Verneinung iſt. Man nehme folgende beyden Vorderſätze: „Manche Menſchen „ſind Meiſter über ihre Leidenſchaften; Mademoi„ſelle N. iſt nicht Meiſterinn über ihre Leidenſchaften." — Daraus folgt gar nichts.

e) **Die Schlußfolge muß ſich nach dem ſchwächern Theile des Syllogismus richten;**

(Man nennt die leugnenden und particularen Sätze die ſchwächern Theile) denn ſonſt wäre entweder mehr oder weniger darinn, als in den Prämiſſen. Man höre folgende Vorderſätze: „Alle Thiere „ſind ſichtbare Geſchöpfe; Ein Geiſt iſt kein ſichtbares Geſchöpf.“ Hier muß die Concluſion ſich nach dem ſchwächern Theile, alſo nach dem verneinenden Unterſatze richten, folglich auch verneinend ſeyn, und alſo heiſſen: „Ein Geiſt iſt „kein Thier.“ Ich darf nicht bejahend ſchlieſſen, weil ich gar nicht bewieſen, ſondern im Gegentheile geleugnet habe, daß ein Geiſt zu einer Gattung Weſen gehörte, die unter dem Geſchlechte ſichtbarer Geſchöpfe begriffen wäre. Es würde alſo etwas Neues in die Concluſion kommen, was nicht in den Prämiſſen war.

f) Der Mittel-Ausdruck darf nicht in der Schlußfolgerung vorkommen. Das iſt leicht einzuſehn. Der Mittel-Ausdruck ſagt mir ja, was die Prämiſſen Gleiches haben; die Concluſion hingegen ſoll mich etwas Neues, von dem in den Vorderſätzen Vorgekommenen, Verſchiedenes lehren. Man zergliedere nur folgenden Schluß: „Alle Spiele ſind langweilig; Taroc iſt ein Spiel; alſo iſt es langweilig.“ Hier iſt Spiel der Mittel-Ausdruck (μ). Der Ober-Satz heiſſt: „Alles Spiel iſt langweilig.“ (μ. M.) Der Unterſatz: „Taroc iſt ein Spiel“ (m. μ.) Man ſieht, daß der μ, wie immer, beyden Sätzen gemein iſt. Wollte ich ihn nun wiederum in die Concluſion bringen; ſo müſſte ich wiederholen, was ich ſchon geſagt habe, nämlich entweder: „Taroc iſt ein Spiel“ (m. μ.) oder: „langweilig iſt jedes Spiel“ (M. μ.) Es bleibt mir alſo nichts anders übrig, als dieſe Folgerung: „Taroc iſt langweilig.“ (m. M.)

B) Beſondre Vorſchriften für jede Figur:

I. Für die erſte Figur, in welcher der μ in dem Oberſatze voran, und in dem Unterſatze hinten ſteht.

a) Der M muß immer allgemein ſeyn. Dies erfordert das Fundament des Schluſſes.

(Das dictum de omni et nullo). Wäre er particular; ſo müſſte es die Concluſion auch ſeyn, (vermöge des fünften allgemeinen Geſetzes, worinn gelehrt wird, daß ſie ſich nach dem ſchwächern Theile des Schluſſes richten ſoll); der m aber müſſte gleichfalls particular ſeyn, weil dieſer das Subject der Concluſion ausmacht; (1, A, b, in dieſem Abſchnitte) und ſo wären denn beyde Vorderſätze particular, welches gegen die vierte allgemeine Regel wäre.

b) Der m ſey bejahend; denn erſtlich wird darinn behauptet, daß das Einzelne unter dem Allgemeinen begriffen ſey; dies aber kann nur bejahend geſchehn, wenn auch der Schluß verneinend ausfällt. Wäre ferner der m verneinend; ſo müſſte es die Concluſion auch ſeyn (Allgem. Reg. c.) und dann müſſte wenigſtens der M bejahend ſeyn. (Allgem. Reg. c.) In dieſem Falle aber wäre das Prädicat der Concluſion, (oder der M.) in der Concluſion allgemein, das Prädicat in dem Unterſatze aber particular genommen,

folg=

folglich in der Folgerung mehr, als in den Vorder-Sätzen. Um dieſen letzten Grund zu verſtehn, muß ich bemerklich machen, daß das Prädicat jedes behauptenden Satzes nie anders als particular, das eines verneinenden Satzes aber nicht anders, als allgemein ſeyn kann; denn eine Bejahung ſchlieſſt ja nichts aus, iſt folglich ein particularer Satz, z. B. „Jeder Menſch iſt ſchwach" da iſt freylich das Subject allgemein, nemlich: jeder Menſch (alle Menſchen) aber das Subject ſchwach ſchlieſſt unzählige andere Eigenſchaften nicht aus, die der Menſch haben kann. Jede Verneinung aber ſchlieſſt aus, und iſt daher allgemein; z. B. Wenn ich ſage: „Ein Pferd iſt kein Menſch" (nemlich allen Pferden iſt das gemein, daß ſie keine Menſchen ſind.) Jedermann wird fühlen, daß, wenn ich dieſe beyden Sätze verbinde, („Jeder Menſch iſt ſchwach; Ein Pferd iſt kein Menſch") daraus gar nichts gefolgert werden kann.

II. Für die zweyte Figur, in welcher der μ in dem Ober und Unter-Satze hinten ſteht.

a) **Aus bloßen Bejahungen folgt nichts;** denn der M muß allgemein ſeyn, folglich das Prädicat der Concluſion allgemein, welches aber nicht ſicher geſchehen kann, wenn die Concluſion nicht verneinend iſt; (wie eben bewieſen worden). Mithin muß auch eine von den Prämiſſen verneinend ſeyn. Beyſpiel: „Alle hitzigen Getränke ſind „ſchädlich; Scheidewaſſer iſt ſchädlich" — Daraus folgt nicht: „daß Scheidewaſſer ein hitziges Ge„tränk ſey." Wenn ich aber ſage: „Alle hitzigen „Getränke ſind ſchädlich; Waſſer iſt nicht ſchäd„lich; alſo iſt Waſſer kein hitziges Getränk;" ſo iſt das ein, der Form nach, richtiger Schluß.

b) **Der M ſey allgemein!** denn weil eine der Prämiſſen verneinend ſeyn ſoll; ſo muß es die Concluſion auch ſeyn, und alſo das Prädicat der Concluſion, oder der M univerſal. Z. B. „Einige Frauenzimmer ſind eitel, Madam N. iſt „nicht eitel" — ey nun! dann müſſte man, der Form nach, ſchlieſſen: „alſo kann Madam N. „kein Frauenzimmer ſeyn."

III. Für die dritte Figur, in welcher der μ im Ober- und Unter-Satze voran ſteht.

a) Der m ſey bejahend! denn wenn er verneinend wäre; ſo müſſte der M bejahend ſeyn, die Concluſion aber verneinend, und doch iſt der M das Prädicat der Concluſion. Es wäre alſo mehr in der Folgerung, als in den Vorder-Säzzen. Beyſpiel: „Wer früh aufſteht, um an die „Arbeit zu gehn; iſt fleißig; Wer früh aufſteht, „tranſpierirt weniger, als Der, welcher lange „im Bette liegt; Alſo tranſpierirt der Fleißige „weniger“ — Man ſieht wie abgeſchmackt der Schluß iſt. Wenn es aber hieſſe: „Wer früh an „die Arbeit geht, hat mehr Lebensgenuß; Wer „früh an die Arbeit geht, iſt fleißig; Alſo kann „der Fleißige mehr Lebensgenuß haben;“ ſo wäre das gut und richtig geſchloſſen.

b) Die Concluſion ſey particular! Der m iſt bejahend; folglich iſt ſein Prädicat particular. (ſiehe I. b.) Dies Prädicat aber wird das Subject der Concluſion. Wäre dieſe nun allgemein; ſo wäre in ihr mehr, als in den Prämiſſen. Beyſpiel: „Wer jung iſt, der hat Hofnung, lange zu „leben; Wer jung iſt, pflegt den Tanz zu lieben; „Alſo hat Jeder, der den Tanz liebt, Hofnung „lange zu leben.“ — Das iſt ein falſcher Schluß! Aber: „Wer jung iſt, liebt den Tanz; Wer jung „iſt, kann darum doch den Wiſſenſchaften ergeben „ſeyn; Alſo kann man den Wiſſenſchaften ergeben „ſeyn, und dennoch den Tanz lieben.“ — Das iſt ein richtiger Schluß.

München

IV. Für die vierte Figur, in welcher der μ im Oberſatze hinten, im Unterſatze aber voran ſteht.

a) Wenn der M bejahend iſt; ſo muß der m allgemein ſeyn.

b) Wenn der m bejahend iſt; ſo muß die Concluſion particular ſeyn.

c) In verneinenden Syllogismen ſey der M allgemein!

Um die Geduld meiner Leſerinnen nicht zu ermüden, und ihrem eigenen Nachdenken etwas zu überlaſſen, führe ich die Gründe dieſer Regeln nicht an. Sie werden ſie aus den vorhin entwickelten Sätzen leicht ſelbſt finden. Nur einige Beyſpiele will ich hinzufügen.

Beyſpiel eines Schluſſes, in welchem gegen die erſte dieſer Vorſchriften geſündigt iſt: „Die Wiſſenſchaften werden in Büchern abgehandelt; Manche Bücher ſind ſchädlich; alſo iſt es ſchädlich, Wiſſenſchaften abzuhandeln.“

Gegen die zweyte Vorſchrift: „Frauenzimmer pflegen keinen ſtürmiſchen Character zu haben; Ein ſtürmiſcher Character verleitet zu Uebereilungen; alſo werden zu Uebereilungen ſelten Frauenzimmer verleitet.“

Gegen die dritte: „Alcibiades war kein Römer; Alle Römer ſtammen von Adam her; Alſo ſtammte Alcibiades nicht von Adam her.“

Zuletzt muß ich noch eine nöthige Bemerkung hinzufügen: So wie ein Schluß, der Form nach, richtig ſeyn, aber, der Materie nach, aus falſchen Sätzen beſtehn kann; ſo kann auch vielleicht in der Form gegen irgend eine Vorſchrift angeſtoſſen und dennoch der einzelne Satz, der in der Folgerung ſteht, ſehr wahr ſeyn, nur folgt er nicht grade aus den Vorderſätzen, oder dieſe Art zu ſchlieſſen würde wenigſtens bey andern Sätzen fehlſchlagen, folglich doch immer die Form nichts taugen, weil ſie nicht allgemein anwendbar wäre; ſo wie darum die Regeln, auf welche Weiſe man es in irgend einer Kunſt weit bringen kann, immer gleich wahr und anwendbar bleiben, wenn auch ein Einzelner auf einem andern Wege zu der Vollkommenheit in dieſer Kunſt gelangt iſt.

Zweyter Abſchnitt.

Von Umformung der Schlüſſe, durch Veränderung der Qualität und Quantität der Sätze.

Obgleich die Form der Syllogiſmen durch den Platz, den der Mittel-Ausdruck einnimmt, und durch gewiſſe, auf jede einzelne Figur beſonders paſſende Regeln beſtimmt wird; ſo bleiben doch noch manche andere Fälle übrig, in denen die Schlüſſe einer und derſelben Figur, ohnbeſchadet jener Formen und Regeln, dennoch verſchieden ſeyn können. In der erſten Figur, zum Beyſpiele, ſoll der M allgemein und der m bejahend ſeyn; aber der M kann eben ſo wohl bejahend als verneinend und der m eben ſo wohl allgemein als particular ſeyn. Die alten Scholaſtiker nun haben alle nur möglichen Fälle und Umformungen der Schlüſſe geſammelt, und durch vier Buchſtaben die Qualität und Quantität der Sätze in denſelben ausgedrückt. Sie nannten dieſe Formen: modi ſyllogiſtici (*modes ſyllogiſtiques*) und damit uns dieſe Dinge nicht ganz fremd bleiben; ſo will ich die Theorie davon hier geben:

A bedeutete einen allgemein bejahenden Satz.

E bedeutete einen allgemein verneinenden Satz.

I bedeutete einen particular bejahenden Satz.

O bedeutete einen particular verneinenden Satz.

Da nun jeder Schluß aus drey Sätzen beſteht; ſo erfanden ſie barbariſche dreyſylbige Wörter, die übrigens keinen Sinn hatten, in welchen aber jene Laut-Buchſtaben die Qualität und Quantität der drey Sätze anzeigten. Ein Schluß z. B. übrigens nach der erſten Figur, aber in celarent (cElArEnt) hieß: ein Schluß, in welchem der Oberſatz allgemein verneinend, der Unterſatz allgemein bejahend und die Folgerung allgemein verneinend war.

Hier ſind die Wörter:

Für die erſte Figur:

bArbArA. cElArEnt. dArII. fErIO.

Für die zweyte:

cEsArE. cAmEstrEs. fEstInO. bArOccO.

Für die dritte:

dArAptI. fElAptOn. dIsAmIs. dAtIsI. bOcArdO. fErIsOn.

Für die vierte:

bArbArI. cAlEntEs. fEsAsOn. frEsIsOn. dImAtIs.

Weil dieſe Wörter die Formeln für alle nur möglichen Arten von Schlüſſen enthalten; ſo habe ich mich bemüht, teutſche Wörter zu finden, die eben dieſen Zweck erfüllten. Hier ſind ſie:

Für die erſte Figur:

Anwartſchaft. verlaſſen. anſichtig. Sperlingston.

Für die zweyte:

verlangen. annehmen. Region. Aſtronom.

Für die dritte:

Amtmanninn. verdachtlos. inhaltlich. argliſtig. hoffartsvoll. Eichhorn.

saur

BIBLIOTHEK DER DISCH. LITERATUR 3-598-51468-9
KNIGGE,A.F.F.L.VON FN. 03712/011

Für die vierte:

dramatiſch. daneben. geſchmacklos. Legion. Jahrsfriſt.

Und nun Beyſpiele von jeder Formel!

In der erſten Figur:

Anwartſchaft.

Alle Volks-Verſammlungen haben etwas Feyerliches; Schauſpiele ſind Volks-Verſammlungen; alſo haben Schauſpiele etwas Feyerliches.

Verlaſſen.

Kein aus Theilen zuſammengeſetztes Weſen kann unſterblich ſeyn; Alle Menſchen ſind aus Theilen zuſammengeſetzt; alſo kann kein Menſch unſterblich ſeyn.

Anſichtig.

Einfache Weſen ſind untheilbar; Gott iſt ein einfaches Weſen; alſo iſt Gott untheilbar.

Sperlingston.

Kein Unglück iſt ewig dauernd; Krankheit iſt ein Unglück; alſo iſt Krankheit nicht ewig dauernd.

In der zweyten Figur:

Verlangen.

Kein vollkommnes Weſen kann Gebrechen haben; Alle Menſchen haben Gebrechen; alſo kann kein Menſch ein vollkommnes Weſen ſeyn.

Annehmen.

Wer vollkommen glücklich ſeyn will; der muß den Grund ſeines Daſeyns in ſich ſelber haben; keine Creatur hat den Grund ihres Daſeyns in ſich ſelber; alſo iſt keine Creatur vollkommen glücklich.

Region.

Kein Thier hat geſunde Vernunft; N. N. hat geſunde Vernunft; alſo iſt N. N. kein Thier.

Aſtronom.

Alle Romane ſind für die Jugend ſchädlich zu leſen; N. N. hat einige Bücher geſchrieben, die nicht ſchädlich zu leſen ſind; alſo ſind einige von den Büchern, die N. N. geſchrieben, keine Romane.

In der dritten Figur:

Amtmanninn.

Alle Menſchen ſind ſchwach; Alle Menſchen ſind zum Guten fähig; alſo kann man ſchwach und doch zum Guten fähig ſeyn.

Verdachtlos.

Kein Menſch iſt allmächtig; Alle Menſchen ſind die Schöpfer ihres eigenen Glücks; alſo kann man der Schöpfer ſeines eigenen Glücks, und doch nicht allmächtig ſeyn.

Inhaltlich.

Manche glänzende Eigenſchaften können Ruhm erwerben; Alle glänzende Eigenſchaften ſind mit menſchlichen Schwachheiten verbunden; alſo hat Mancher, der ſich Ruhm erwirbt, dennoch menſchliche Schwachheiten.

Argliſtig.

Alle Juden leugnen, daß Chriſtus der Meſſias ſey; Unter den Juden giebt es ehrliche Leute; alſo glauben manche ehrliche Leute nicht an den Meſſias.

Hoffartsvoll.

Manche Leute tanzen nicht gern; Alle Leute lieben das Vergnügen; alſo tanzen Manche, die das Vergnügen lieben, dennoch nicht gern.

Eichhorn.

Keine Art von Schmerz iſt unüberwindlich; Mancher Schmerz greift Seele und Cörper an; alſo iſt Manches, was Seele und Cörper angreift, doch darum nicht unüberwindlich.

In der vierten Figur:

Daneben.

Alle Menſchen ſind ſterblich; kein Sterblicher kann Gottes Angeſicht ſehn; alſo kann kein Menſch Gottes Angeſicht ſehn.

Dramatiſch.

Alle Feenmärchen ſind Erdichtungen; Alle Erdichtungen üben die Phantaſie Deſſen, der ſie erfindet; alſo hat Wielands Oberon ſeine Phantaſie geübt. (Man bemerke, daß hier nicht etwa in der Concluſion mehr als in den Prämiſſen iſt;

nur iſt ein Zwiſchenglied weggelaſſen, weil es ſich von ſelbſt verſteht, nemlich der Satz: Wielands Oberon iſt ein Feenmärchen.)

Geſchmacklos.

Niemand kann das Weſen Gottes ergründen; Wer das Weſen Gottes ergründete, müſſte Gott ſelbſt gleich ſeyn, alſo iſt der Menſch Gott nicht gleich.

Legion.

Kein Spielwerk ſtrengt den Verſtand an; Aber auch das, was den Verſtand anſtrengt, iſt oft unnütz; alſo iſt nicht alles Unnützliche deswegen immer Spielwerk.

Jahrsfriſt.

Einige Völker haben irrige Religions-Begriffe; Alle irrige Religions-Begriffe kommen von Unwiſſenheit her; alſo ſind einige Völker noch in der Unwiſſenheit.

Dritter Abſchnitt.

Von den weniger gewöhnlichen Arten von Schlüſſen.

1.

Ein cryptiſcher (dunkler) Schluß iſt der: in welchem Ordnung und Form verdeckt ſind. Dieſe Dunkelheit entſteht entweder:

A) Durch Verſetzung der Sätze, oder:

B) durch Aequipollenz der Sätze, (dieſer Ausdruck iſt oben, im vierten Capittel, erklärt) oder:

C) Durch Weglaſſung eines Satzes. (Dieſen Schluß nennt man ein **Enthymema**).

Beyſpiel von der erſten Art: Gott iſt ein einfaches Weſen; Einfache Weſen ſind untheilbar; alſo iſt Gott untheilbar. (Hier ſteht der Ober-Satz nach dem Unter-Satze.)

Von der andern Art: Kein aus Theilen zuſammengeſetztes Weſen kann unſterblich ſeyn; Menſchen ſind keine einfache Weſen; alſo ſind ſie dem Tode unterworfen.

Von der dritten Art: Wir ſind die Schöpfer unſers Glücks, weil wir freyen Willen haben. (Hier iſt folgender Ober-Satz ausgelaſſen: Jeder der freyen Willen hat, iſt der Schöpfer ſeines eigenen Glücks.)

2.

Zuſammengeſetzte Syllogismen ſind ſolche: in welchen eine oder beyde Prämiſſen zuſammengeſetzte Sätze ſind. Ein ſolcher Schluß iſt:

A) hypothetiſch; (bedingt) wenn der Ober-Satz hypothetiſch iſt. Hier giebt es zweyerley Arten zu ſchlieſſen:

a) **Die gründende Art**, bey welcher folgende Regeln zu beobachten ſind:

aa) Auf Behauptung der Vorausſetzung wird die Folgerung gegründet; z. B. „Wenn ich am Fenſter ſtehe; ſo ſehe ich Menſchen; Ich bin am Fenſter geſtanden; alſo habe ich Menſchen geſehn.“

bb) Umgekehrt darf man nicht ſchlieſſen, das heiſſt, nicht aus der Folgerung auf eine Vorausſetzung; z. B. nicht alſo: „Ich habe Menſchen „geſehn; folglich bin ich am Fenſter geſtanden" (denn das am Fenſter Stehn iſt ja nicht das einzige Mittel, Menſchen zu ſehn.)

cc) Doch kann ich auch alſo ſchlieſſen, wenn die Vorausſetzung der einzige zureichende Grund der Folgerung iſt; z. B. „Wenn Gott das allervollkommenſte Weſen iſt; ſo kann er von niemand übertroffen werden; Er wird von niemand übertroffen; alſo iſt er das allervollkommenſte Weſen." (Denn hier iſt der einzige zureichende Grund: ſeine höchſte Vollkommenheit.)

b) **Die aufhebende Art**; Regeln:

aa) Man leugnet die Folgerung, und hebt dadurch die Vorausſetzung auf; z. B. „Wenn ich „ein Uhrmacher wäre; ſo wüſſte ich, was meiner „Uhr fehlt; Ich weiß das aber nicht; folglich bin „ich kein Uhrmacher."

bb) Umgekehrt iſt es nicht erlaubt, zu ſchlieſſen; z. B. nicht alſo: „Ich bin kein Uhrmacher; „alſo weiß ich nicht, was meiner Uhr fehlt."

(Denn das könnte ich ja vielleicht dennoch wiſſen, ohne ein Uhrmacher zu ſeyn.)

cc) Iſt aber die Vorausſetzung der einzige zureichende Grund der Folgerung; dann kann ich ſo ſchlieſſen; z. B. „Wäre ich allgegenwärtig; ſo „könnte ich zugleich in London und Paris ſeyn; Jch „bin nicht allgegenwärtig; alſo" u. ſ. f.

B) Disjunctiv (abſondernd); wenn der Oberſatz disjunctiv iſt; Regeln:

a) Alle disjunctive Glieder müſſen vollſtändig angegeben werden.

b) Dieſe Glieder müſſen ſich einander wahrhaftig entgegengeſetzt ſeyn.

c) Ein Glied wird als wahr behauptet, und daher das andre oder die andern geleugnet, verworfen; oder umgekehrt, eines oder mehrere geleugnet, und dadurch das übrigbleibende beſtätigt. Es giebt alſo auch hier eine **aufhebende** und eine **gründende** Art.

Folgender Schluſs iſt unrichtig: „Jedes Geſchöpf iſt entweder Menſch oder Thier; Der Engel Gabriel iſt kein Menſch; alſo iſt er ein Thier.“ (Denn hier ſind nicht alle disjunctiven Glieder angegeben.)

Auch dieſer Schluſs iſt falſch: „Ein Menſch „iſt entweder tugendhaft oder ſchön; N. N. iſt „nicht ſchön; alſo iſt N. N. tugendhaft.“ (Hier ſind die Glieder ſich nicht würklich entgegengeſetzt.)

Folgende beyde Schlüſſe aber halten die Probe aus, und zwar in der begründeten Art: „Jeder Unterthan gehört entweder zum geiſtlichen, „oder zum weltlichen Stande; Der Pater Joſeph „gehört nicht zum weltlichen Stande; alſo iſt er „ein Geiſtlicher.“

Und in der aufhebenden Art: „Jede Sache „in der Welt iſt entweder bloſs nothwendig oder „bloſs nützlich, oder bloſs angenehm, oder zugleich „Eines und das Andre, oder taugt gar nicht.

„Glas zu eſſen iſt weder nothwendig, noch nützlich, „noch angenehm; alſo taugt es gar nicht.“

C) copulativ; wenn der Ober-Satz ein copulativer Satz iſt; Regeln:

a) Der Ober-Satz muß verneinend ſeyn.

b) Der m muß Eine der Behauptungen bejahen.

c) Die Concluſion muß die andre Behauptung verwerfen.

Beyſpiel: „Ein Cörper kann nicht zugleich „rund und eckigt ſeyn; Eine Kugel iſt rund; alſo „iſt ſie nicht eckigt.“

3.

Ein Dilemma iſt: ein hypothetiſcher Syllogismus, deſſen Schlußfolge ein disjunctiver Satz iſt, und das Ganze aufhebt. Er wird auch der Crocodillen-Schluß genannt, wegen einer Fabel, in welcher eine Frau und ein Crocodill mit einander, nach den Regeln dieſer Schluß-Art, als ſtreitend geſchildert werden. Es iſt oft nur ein

Spiel des Witzes. Zum Beyſpiele mag folgendes Märchen dienen: Ein Advocat unterwies einen Jüngling in der Rechtsgelehrſamkeit, und wurde mit ihm folgendergeſtalt einig: „Wenn ich Dich „in der Jurisprudenz ſo weit bringe, daß Du „den erſten Proceß, den Du führen wirſt, gewinnen kannſt; ſo bezahlſt Du mir hundert Ducaten; verliehrſt Du ihn; ſo giebſt Du mir nichts „für meinen Unterricht.“ Die Zeit der Unterweiſung war verſtrichen. „Jetzt gieb mir mein „Geld“ ſprach der Advocat. Der Jüngling: „Ich habe gar nicht Luſt Dich zu bezahlen.“ Der Advocat: „Das wollen wir ſehn; ich werde Dich „verklagen.“ Der Jüngling: „Und auch dann „wirſt Du nichts bekommen; denn verliehre ich „dieſen erſten Proceß; ſo bin ich, vermöge unſers „Vergleichs, von aller Schuld frey; ſprechen aber „die Richter zu meinem Vortheile; ſo brauche ich „nach ihrem Ausſpruche nichts zu geben.“ Der Advocat: „Du irrſt; denn Du gewinneſt oder „verliehreſt dieſen Proceß; ſo bekomme ich mein „Geld, und zwar im erſten Falle, vermöge unſers

„Vergleichs; im zweyten, in Rückſicht des Urtheils."

Die Form des Dilemma kann aber auch oft ſehr nützlich werden, um das Wiederſprechende in eines Andern Behauptung zu zeigen, und ihn zu widerlegen. Es behauptet, z. B. jemand: „dieſe Welt ſey nicht die beſte, es ſey viel von Gott alſo angeordnetes, würklich Böſes und Verkehrtes darinn." Man ſetzt ihm folgendes Dilemma entgegen: „Rührten dieſe Mängel würklich von Gott her; wären es würklich Mängel; ſo müſſte er das Böſe entweder nicht hindern können, oder nicht hindern wollen; Jenes ſtreitet mit ſeiner Allmacht; dieſes mit ſeiner Heiligkeit, Güte und Weisheit; alſo muß jenes uns alſo ſcheinende Böſe im Grunde zur höchſten Vollkommenheit gehören und nicht würkliche Mängel verrathen."

4.

Eine Induction iſt: eine ſolche Art zu ſchlieſſen, daß man, was von einzelnen, untergeordneten Dingen behauptet, oder geleugnet wird, auf höhere Gegenſtände, im Allgemeinen anwendet. — Hier bedarf es wohl keines Beyſpiels.

5.

Ein Sorites iſt: eine Folge von Schlüſſen, die einerley gemeinſchaftlichen M oder m haben. Man hat zweyerley Arten von ihm:

A) In dem gewöhnlichen wird das Prädicat des erſten Satzes, das Subject des folgenden; z. B. „Wer viel Feuchtigkeiten im Cörper hat; der hat nicht ſehr reizbare Nerven. Wer nicht ſehr reizbare Nerven hat; der wird nicht leicht heftig angegriffen. Wer nicht leicht heftig angegriffen wird; den ärgert nichts ſo leicht. Wen nichts leicht ärgert; der hat Hoffnung, länger zu leben. Alſo hat Der, welcher viel Feuchtigkeiten hat, Hofnung, lange zu leben.“ (Mein Vater bittet gehorſamſt, zu bedenken, daß er dieſen Schluß nur von Seiten der Form als richtig anerkennt; denn eine Menge ſcharfer Säfte können die Reizbarkeit der Nerven vermehren, und angehäufte Säfte können einen ſchleunigen Tod herbeyführen.)

B) In der nicht ſo gewöhnlichen Art wird das Subject des erſten Satzes zum Prädicate des folgenden. Beyſpiel: „Wer alle Arten von Vergnügungen liebt; der wird auch gern tanzen. „Wer jung iſt; der wird alle Arten von Vergnügungen lieben. Alſo wird, wer jung iſt, gern „tanzen.“

6.

Ein Epicherema iſt: ein Schluß, in welchem man, der Bequemlichkeit wegen, dem Ober-Satze, oder dem Unter-Satze, oder Beyden, gleich den Beweis hinzufügt. Beyſpiel: „Alle „Menſchen ſind ſchwach, weil ſie endliche Geſchöpfe ſind; die Apoſtel waren Menſchen, denn „ſie waren von Menſchen erzeugt und gebohren; „alſo waren auch ſie Schwachheiten unterworfen.“

7.

Ein Sophisma, oder Trugſchluß, iſt: ein falſcher Syllogismus, deſſen fehlerhafte Form verſteckt wird. Dieſe Täuſchung kann auf folgende verſchiedene Weiſen geſchehn.

A) **Ein Wort-Betrug** geht dabey vor, wenn die Täuſchung in Worten beruht, und dann kann der Betrug ſtecken:

a) darinn, daß die Wörter ſo verbunden werden, daß ſie ſich auf **zweyerley Weiſe** erklären laſſen; z. B. „Als Sie mir Ihr **Haus** anbothen, ſagte ich: es ſey unter Brüdern die „Summe werth, welche Sie dafür forderten; da „Sie es aber an einen Fremden und nicht an einen Bruder verkauft haben; ſo finde ich den „Preis zu hoch." Hier beruht die Zweydeutigkeit darauf, daß der Schätzer meinte: das **Haus** ſey nur unter Brüdern das Geld werth; der Verkäufer aber meinte, wenn unter Brüdern der Preis nicht zu hoch wäre; ſo wäre er es um ſo weniger unter fremden Leuten.

b) oder in der **Zweydeutigkeit** einzelner Wörter. Davon habe ich oben ein Beyſpiel gegeben, wo ich erzählte: es habe jemand geſagt: „er habe nicht den geringſten Antheil an der Sache" (weil er den **größten Antheil** daran „hatte.)

c)

c) oder es wird das Ganze **verkehrt geſetzt**, ſo daß man zuſammenſtellt, was zu trennen wäre, und trennt, was zuſammengeſtellt werden müßte; z. B. „die Menſchen ſind verſtändig und närriſch; „reich und arm; gut und boshaft; Sie ſind ein „Menſch; alſo ſind Sie reich, boshaft und när„riſch.“

B) **Betrug und Irrthum in den Sachen** ſelbſt tritt ein:

a) Wenn man, was dem Dinge zufällig iſt, ihm als weſentlich zuſchreibt.

b) Wenn das, was einem Dinge mit Einſchränkung zukömmt, ihm ohne Einſchränkung zugeſchrieben wird.

c) Wenn der Grund, woraus man einen Satz beweiſen will, eben ſo zweifelhaft iſt, als der Satz ſelbſt; z. B. wenn man gegen jemand, der nicht an göttliche Offenbahrung glaubte, den Beweis für das allgemeine Verderbniß der Menſchen aus der Lehre von der Erbſünde herleiten wollte.

d) Wenn der Geſichtspunct des Streits verrückt, und etwas Anders bewieſen wird, als was zu beweiſen war.

e) Wenn man eine falſche Folgerung aus richtigen Prämiſſen zieht.

f) Wenn etwas als Urſache angeführt wird, was nicht Urſache iſt.

g) Wenn man mehrere ſtreitige Fragen in Eine zieht.

Zuſätze.

1.

Bey dem Streiten über philoſophiſche Gegenſtände, liegt Dem, welcher behauptet, nicht Dem, welcher leugnet, der Beweis ob.

2.

Man pflegt dann von Dem, welcher etwas behauptet, das uns zweifelhaft ſcheint, zu verlangen, daß er ſeine Sätze in eine von den gewöhnlichen bekannten Schlußformeln bringe. Hat man nun bey dem Fundamente, oder bey der

Materie ſeines Schluſſes etwas zu erinnern; ſo verlangt man von ihm, er ſolle ſeinen Ober-Satz, oder Unter-Satz, welcher es denn iſt, beweiſen. Dies thut er mehrentheils wiederum durch einen neuen Schluß u. ſ. f.

3.

Iſt aber in der Form und gegen die Vorſchriften gefehlt worden, ſo zeigt man ihm, wo das geſchehn iſt; und auf dieſe Weiſe wird viel unnütze Plauderey und Declamation erſpart.

Anhang.

1.

Da der Gegenſtand der Logic die Erforſchung der Wahrheit iſt; ſo iſt viel daran gelegen, daß ich nicht das bloß Wahrſcheinliche, für Wahrheit nehme. Beobachtung, Leſen, Umgang mit Menſchen und Unterredung mit den Weiſen bilden den Verſtand und erzeugen Gedanken. Das Nachdenken aber iſt: die Anreyhung dieſer Gedanken, um der Wahrheit nachzuſpüren.

2.

Wahrſcheinlichkeit iſt alſo von Wahrheit verſchieden. Wahrſcheinlich iſt das: wobey nur einige Erforderniſſe der Wahrheit angetroffen werden; ein wahrſcheinlicher Schluß aber iſt ein ſolcher: in welchem eine von den Prämiſſen ein wahrſcheinlicher Satz iſt.

Glauben heiſſt: einem Satze, auf das Zeugniß eines Andern, Beyfall geben.

3.

Die Wahrſcheinlichkeit iſt entweder hiſtoriſch, oder phyſiſch, oder hermeneutiſch, oder politiſch, oder practiſch.

4.

Bey der hiſtoriſchen Wahrſcheinlichkeit iſt zu ſehn:

I. **Auf den Zeugen**; und da frägt es ſich:

- A) In Anſehung der Sinne des Zeugen:
  - a) ob er ein Augenzeuge,
  - b) oder ein Ohrenzeuge, und ob Dieſer
    - aa) ein Zeitgenoſſe geweſen iſt,
    - bb) oder in neuern Zeiten gelebt hat?
- B) In Anſehung des Verſtandes des Zeugen:
  - a) Iſt er überhaupt ſcharfſichtig?
  - b) Verſteht er auch grade die Sache, von welcher er zeugt?
  - c) War er nicht von gewiſſen Vorurtheilen angeſteckt?

C) In Anſehung ſeines Willens:

a) Hat er die Wahrheit ſagen wollen?

b) Hat er auch freyen Willen gehabt, ſie ſagen zu dürfen?

II. **Auf die Sache ſelbſt.** Da verdienen nun ſolche Dinge, welche der Vernunft wiederſprechen, oder auch nur wunderbar und ungewöhnlich ſind, durchaus keinen Glauben; ſie müſſten denn durch gültige Zeugniſſe unwiederſtreitbar beſtättigt ſeyn.

III. **Auf die Art der Erzählung,** welche einen hiſtoriſchen Styl erfordert, das heiſſt, welcher gedrängt, einfach und deutlich ſey.

5.

Phyſiſche Wahrſcheinlichkeit tritt dann ein: wenn wir aus mehreren Natur-Erſcheinungen auf irgend eine phyſiſche Urſache ſchlieſſen.

6.

Hermeneutiſche Wahrſcheinlichkeit findet Statt: wenn wir aus einigen Umſtänden, die ein Schriftſteller anführt, auf ſeinen Sinn einen Schluß machen. Den Sinn eines Schriftſtellers nennt man: diejenigen Begriffe, welche ein Schriftſteller oder Redner durch ſeine Worte in den Seelen ſeiner Leſer oder Zuhörer erwecken will.

Auslegen: (eine Auslegung machen) den Sinn eines Schriftſtellers herausbringen.

7.

Politiſche Wahrſcheinlichkeit iſt da: wenn wir aus mehreren Zügen von einer Perſon auf ihre Gemüthsart ſchlieſſen können.

8.

Practiſche Wahrſcheinlichkeit: wenn wir aus phyſiſchen oder moraliſchen Gründen einen künftigen Ausgang vorherſagen.

9.

So viel von der Wahrſcheinlichkeit! Haben wir aber würklich die Wahrheit gefunden, und iſt ſie keinem Zweifel unterworfen; ſo können wir, wie oben im vierten Capittel iſt gezeigt worden, zweyerley unwiederlegbare Sätze daraus ziehn, nämlich entweder einen theoretiſchen Satz, der aus einer einzelnen Demonſtration hergeleitet iſt — und das heiſſt ein Axioma; oder einen ſolchen practiſchen Satz — und das iſt ein **Poſtulatum.** Dieſe beyden aber entſtehen:

A) Wenn ich einen Theil der Definition weglaſſe, nemlich entweder das Geſchlecht, oder die ſpecifiſche Differenz; z. B. bey dem Axiom: „Der Menſch hat Verſtand und Willen“ oder bey dem Poſtulat: „Der Menſch iſt, als Creatur, „ſeinem Schöpfer Dankbarkeit und Verehrung „ſchuldig.“ (Hier laſſe ich die Gattung von Geſchöpfen, wozu der Menſch gehört, oder überhaupt die nähere Beſtimmung ſeines Weſens unberührt; indem ich das als bekannt vorausſetze.)

B) Wenn ich das Prädicat an die Stelle des Subjects, oder umgekehrt ſetze.

C)

C) Wenn ich eine bejahende Definition (Erklärung) in einen verneinenden, gleichbedeutenden (äquipollirenden) Satz verwandle.

Gedruckt bey W. Pockwitz, jun.

Schriften

von

Adolph Freyherrn Knigge.

Eilfter Band.

(Die Reiſe nach Braunſchweig.)

Hannover,
in der Ritſcherſchen Buchhandlung.
1804.

Die Reiſe nach Braunſchweig

ein comiſcher Roman.

Von

Adolph Freyherrn Knigge.

Neue Auflage.

Hannover,
in der Ritſcherſchen Buchhandlung.

Ad Bibl. Acad. Land.

versitäts-
chen

Meinem
vieljährigen Freunde,
dem Herrn
Doctor und Senator Breuls
in Bremen,

aus herzlicher Hochachtung gewidmet.

Inhalt.

Erſtes Capitel; Seite 3:

Eine ländliche Geſellſchaft rüſtet ſich zu einer Reiſe, um merkwürdige Dinge zu ſehen.

Zweytes Capitel; S. 12:

Abentheuer des erſten Tages auf der Reiſe.

Drittes Capitel; S. 29:

Der zweyte Tag fängt mit einem neuen Sturme an. Fortſetzung der Reiſe bis Peina.

Viertes Capitel; S. 37:

Begebenheiten in Peina; Tiſchgeſpräche. Kuchen, in des Paſtors Unſterblichkeit gehüllt. Die Geſellſchaft trennt ſich.

Inhalt.

Fünftes Capitel; S. 51:

Was dem Herrn Amtmann und ſeinem Sohne nach der Trennung von ihren Gefährten begegnet.

Sechſtes Capitel; S. 60:

Fragment einer Predigt. Unvermuthete Zuſammenkunft in Peina. Wie mag das zuſammenhängen?

Siebentes Capitel; S. 71:

Der Herr Amtmann geht, den berühmten Luftſchiffer auffliegen zu ſehen, und trifft bey ſeiner Zurückkunft den jungen Herrn in einem kläglichen Zuſtande an.

Achtes Capitel; S. 90:

Geſchichte des Fremden, der in der Eulenburg vor Peina abgetreten war.

Neuntes Capitel; S. 106:

Fortſetzung dieſer Geſchichte. Sonderbare Entdeckung. Der Fremde und der Officier finden im Poſthauſe nicht, was ſie ſuchen.

Inhalt.

Zehntes Capitel; S. 125:

Etwas von dem jungen Frauenzimmer. Sie entwiſcht.

Eilftes Capitel; S. 148:

Der Herr Amtmann beſchließt, noch einen Tag in Braunſchweig zu verweilen, und beſucht das Schauſpiel. Etwas Dramaturgiſches.

Zwölftes Capitel; S. 171:

Was der Herr Hauptmann Previllier dem alten Dornbuſch unterwegens erzählt. Zuſammenkunft in Steinbrüggen.

Dreyzehntes Capitel; S. 189:

Jungfer Margaretha Dornbuſch begibt ſich in den Schutz einer alten chriſtlichen Dame, und ſetzt ſich neuen Gefährlichkeiten aus.

Vierzehntes Capitel; S. 208:

Auf der Maskerade in Braunſchweig führt der Himmel die Seinigen wunderlich zuſammen.

Funf-

Funfzehntes Capitel; S. 218:

Abreiſe von Braunſchweig. Neue Irrung, die bey dieſer Gelegenheit vorgeht.

Sechszehntes Capitel; S. 224:

Rückkunft nach Bieſterberg. Hochzeiten und Kindtaufe. Schluß dieſer Geſchichte.

Vorrede.

Der kleine Roman, den man hier dem Drucke übergibt, iſt in Stunden der Erholung von ernſthaften Geſchäften geſchrieben, um das Gefühl der heftigen körperlichen Leiden, wovon der Verfaſſer ſeit mehr als Jahres Friſt unaufhörlich gepeinigt wird, durch unſchuldigen Scherz zu mildern, — geſchrieben, um bey Sorgen mancher Art durch leichten Witz ſich in harmloſer Stimmung zu erhalten. Er macht alſo auch keinen Anſpruch auf die Muße ſolcher Leſer, die tiefſinnige philoſophiſche Betrachtungen und überraſchend feine Blicke in die Natur des menſchlichen Herzens in ſolchen Romanen zu finden hoffen.

Der Verfaſſer hat bis jetzt in ſeine Schriften ähnlicher Art die Behandlung wichtigerer Gegenſtände einzuflechten und die Sitten der ſogenannten höhern Menſchenklaſſen zu ſchildern geſucht; hier verſteigt er ſich nicht ſo hoch, und widmet daher dieſe Arbeit auch nur ſolchen Leſern, denen es darum zu thun iſt, ihre Augen einmal von Höfen, Fürſten, Staatshändeln und gelehrten Kampfplätzen ab, auf ländliche Scenen und lachende Bilder gelenkt zu wiſſen.

Das iſt alles, was der Verfaſſer von dieſem Büchlein zu ſagen weiß, um den Geſichtspunkt anzuzeigen, aus welchem er beurtheilt zu werden wünſcht.

Bremen, um Oſtern 1792.

Erſtes Capitel.

Eine ländliche Geſellſchaft rüſtet ſich zu einer Reiſe, um merkwürdige Dinge zu ſehn.

„Das mag poſſirlich ausſehn, Herr Paſtor!“ ſagte der Amtmann Waumann zu dem geiſtlichen Herrn, der, mit dem andern Zeitungsblatte in der Hand, ihm gegenüber ſaß. „Das mag poſſirlich ausſehn, „wenn ſo ein Mann in der Luft herumfährt, und einen Ball unter dem Hintern hat.“ „Nicht unter „dem **salva venia** Hintern, excuſiren Sie!“ erwiederte der Paſtor Schottenius, „der Musjö Blanchard ſitzt in einem Schiffchen, welches an dem, mit „künſtlicher Luft gefüllten großen Ballon befeſtigt „iſt.“ „Was Teufel!“ fiel ihm hier der Förſter Dornbuſch in die Rede, „wie macht es aber der

„Hexenkerl, daß er damit herumkutſchirt? Das kann nicht mit rechten Dingen zugehn." Nun ließ ſich Ehren Schottenius auf eine weitläuftige Beſchreibung der Luft-Kutſchir-Maſchinen ein, und bewies zuerſt, daß es auf keine Weiſe ſündlich ſey, Verſuche von der Art zu machen, wie wohl manche abergläubiſche Leute meinen mögten; vielmehr diene die Erforſchung der Natur und deren Kräfte zur Verherrlichung des Schöpfers, „wie ich dies" fügte er hinzu „in meinen, nun bald im Drucke erſcheinenden Predigten zum öftern bewieſen habe." Dies war der refrein, welchen er in der gewöhnlichen Unterhaltung jedem Satze, den er vortrug, anzuknüpfen pflegte. Er hatte nämlich eine Sammlung von 57, ſchreibe ſieben und funfzig, Stück Predigten fertig liegen, die er herauszugeben längſt beſchloſſen hatte, und es gab wenig Gegenſtände unter dem Monde und wenig Wahrheiten und Vermuthungen, über welche er nicht in dieſen Kanzel-Reden Gelegenheit genommen hätte, ſeine unmaßgebliche Meinung zu ſagen. Ehren Schottenius war in der That ein aufgeklärter Geiſtlicher. — Es gibt böſe Menſchen, welche behaupten, das ſey eine contradictio in adjecto, oder vielmehr, ein Prediger handle ſehr inconſequent, wenn er die Aufklärung befördre; allein unſer Herr Paſtor widerlegte durch ſein Beyſpiel dieſe Ketzerey. Nur müſſen wir uns über den richtigen Begriff des Worts Aufklärung verſtehn. Er war kein Mann, der das Gegentheil von dem glaubte und lehrte, worauf er geſchworen hatte, und wofür er ſich beſolden ließ. Er nahm nicht das Lämpchen der Aufklärung in die Hand, um in dem Alterthums-Cabinette ſpeculativer Raritäten und dogmatiſcher Geheimniſſe aufzuräumen; ſondern er verwaltete die ihm über dieſen Schatz anvertrauete Aufſicht, nach Anweiſung ſeiner Obern, und ſo, wie die mehrſten Bibliothekare in und auſſer Klöſtern die Aufſicht über die Sammlungen ſeltner Handſchriften zu führen pflegen; denn er bewahrte ſie vor nagenden Mäuſen und vor verbleichenden Sonnenſtrahlen, rührte jedoch nicht anders daran, als wenn er an hohen Feſttagen einmal den Staub davon abkehren mußte, damit man doch den beſuchenden Fremden zeigen könnte, daß ſie noch da wären. Seine Aufklärung aber beſtand darin, daß er nicht alle andre menſchliche Kenntniſſe auf den einzigen Stamm der Orthodoxie pfropfen wollte, ſondern mit Vergnügen von neuen Entdeckungen in allen Gebieten der Wiſſenſchaften und Künſte reden hörte, ohne ſich darum zu bekümmern, ob der Schlüſſel dazu ſchon in den moſaiſchen Geſchichtsbüchern zu finden wäre, oder nicht. Er empfahl in ſeinen Predigten, neben der reinſten chriſtlichen Moral, eine edle Wißbegierde und Empfänglichkeit für alles nützliche Gute, und rief oft mit Paulus aus: „Prüfet alles, und das Gute behaltet!“ Dieſe vernünftige Stimmung hatte er dadurch erlangt, daß er einige Jahre in dem Hauſe eines Edelmannes in Halberſtadt als Kinderlehrer zugebracht, und dort Gelegenheit gehabt hatte, mit Männern von großen Einſichten umzugehn. Freylich hatte er ſich nachher auf dem Lande wieder, wie man zu ſagen pflegt, ein wenig verlegen; aber immer noch unterſchied er ſich vortheilhaft unter ſeinen Amtsbrüdern weit umher. Allein die innere Ueberzeugung dieſes Vorzugs gab ihm auch wohl zuweilen eine etwas zu hohe Meinung von ſich ſelber, ſo daß er niemand lieber reden hörte, als den Paſtor Schottenius; und man hätte verſucht werden mögen, zu glauben, er habe nur den, ſeinem Stande ſonſt vorgeworfnen geiſtlichen Hochmuth gegen eine Art von gelehrtem Stolze vertauſcht. Dieſe Meinung könnte uns nun bewegen, einige ſcharfſinnige Bemerkungen über die Quellen mancher menſchlichen Tugenden zu machen. Wir würden dann zum Beyſpiel finden, daß, wenn mancher große Mann durch ſeine Popularität und Herablaſſung gegen kleine Leute ſich beliebt macht, er eigentlich nur deswegen ſich ſo wenig herausnimt, damit er die überwiegende Stimme des Volks für ſich gewinne; daß alſo ſeine Ruhmſucht ſich hinter dieſer angenommenen Demuth verſteckt, oder daß er ſtolz genug iſt, zu glauben, er könne ſich nie etwas vergeben durch Herablaſſung gegen Leute, denen es nicht einfallen dürfte, mit ihm verglichen zu werden; wir würden ferner finden, daß man einen beſcheidnen Gelehrten nicht ärger anführen kann, als wenn man ihm nicht lebhaft genug widerſpricht, ſobald er von dem geringen Werthe ſeiner Schriften redet; wir würden endlich finden, daß mancher Edelmann nur deswegen der Abſchaffung des Adels, womit man in Frankreich den Anfang gemacht hat, das Wort redet, weil er ſich bewußt zu ſeyn meint, ſeine unleugbaren innern Verdienſte würden ihn noch immer über Andre erheben, wenn auch alle äuſſere Rückſichten von Stand und Geburt wegfielen. Allein wir, der Autor, haben uns nun einmal vorgenommen, die ſcharfſinnigen Bemerkungen in unſerm Büchlein eben nicht zu häufen, ſondern dieſelben dem geehrten Leſer ſelbſt zu überlaſſen, ſo ſehr wir auch ratione honorarii dabey gewinnen könnten. Alſo fahren wir in der Erzählung deſſen fort, was in des Herrn Amtmanns Waumann Hauſe in Bieſterberg vorging.

Hier war es nämlich, wo die drey Herren, welche wir redend eingeführt haben, den 6ten Auguſt 1788 Nachmittags, mit einem geſelligen Pfeifchen im Munde, verſammelt ſaßen, und die eben angekommnen Zeitungsblätter durchlieſen. Folgender Artikel veranlaßte das obige Geſpräch: „Braunſchweig, den 2ten Auguſt, 1788. Den zehnten dieſes Monats wird der berühmte Luftſchiffer, Herr Blanchard, mit einem großen und ſchönen Ballon aus unſrer Stadt in die Höhe fahren. Der Zuſammenfluß der Fremden, welche dieſes bewundernswürdige Schauſpiel herbeylockt, wird an dieſem Tage ausserordentlich ſeyn, indem ſchon jetzt in denen, mit Meßleuten angefüllten Gaſthöfen faſt kein Zimmer mehr leer iſt."

Nachdem der Paſtor Schottenius nun deutlich auseinandergeſetzt hatte, was für eine Bewandtniß es mit ſolchen Luft-Fuhrwerken hätte, erſcholl aus einer Ecke des Zimmers eine Stimme, welche rief: „O Papa! laſſen Sie uns doch hinreiſen nach Braunſchweig, und das Ding mit anſehn!" Dieſe Stimme kam von ſonſt niemand, als dem jungen Herrn Valentin Waumann, dem eheleiblichen Sohne des Herrn Amtmanns, her. Dieſer liebenswürdige Jüngling hatte damals ſein Alter gebracht auf circa drey und zwanzig Jahre, war ein breitſchultriger Junggeſelle, in der chriſtlichen Religion auferzogen, und nachher der edlen Landwirthſchaft zugethan und gewidmet, welcher er ſich auch ſo eifrig ergab, daß ſein Herr Vater die Abſicht hegte, ihm ein benachbartes Vorwerk, das er mit gepachtet hatte, nebſt dem Inventario an Kühen, Schweinen, Pferden, instrumentis rusticis, und einer für ihn ausgeſuchten Gattinn, nächſtens zu übergeben. Musjö Valentin war nie über die Grenzen des Amts Bieſterberg hinausgekommen, obgleich der Amtmann oft verſprochen hatte, einmal, bevor der junge Herr ſich in den Stand der heiligen Ehe begäbe, mit ihm eine Fahrt von einigen Tagereiſen zu machen, um in Hildesheim, Braunſchweig, Hannover, und andern ſchönen Städten in der Nachbarſchaft, die Welt mit ihren Merkwürdigkeiten zu ſehn. Als der junge Herr nun, wie geſagt, in der Ecke ſaß, wo er ſich beſchäftigte, neue Kerbhölzer für die Dienſtleute zu ſchnizzeln und er dort von den Zeichen und Wundern hörte, welche in Braunſchweig in wenig Tagen geſchehn ſollten, erinnerte er ſeinen Papa an das Verſprechen der Reiſe. Die Frau Amtmanninn, deren Liebling dies einzige Söhnchen war, unterſtützte ſein Geſuch; und ſo wurde dann kurz und gut beſchloſſen, am nächſtkünftigen Sonnabende, als dem Tage vor der großen Luft-Begebenheit, die Reiſe nach Braunſchweig, geliebt' es Gott, zu unternehmen.

„Potz Element,“ rief der Förſter aus „Herr Amtmann! da reiſe ich mit; ja! ſo thue ich, und von da fahre ich auf dem Rückwege die paar Meilen weiter über Goslar, wo ich doch hin muß, um meine Grete aus der Penſchon abzuholen. Sie verſtehen mir, Herr Amtmann! und darüber wird denn Müſche Valentin auch nicht böſe werden, denke ich ſo, ha, ha! Und unſer Herr Paſtor muß auch mit, und muß uns ſeine halbe Schäſe thun, denn weil ich ſonſt mant immer reiſe; ſo habe ich keine eigne Carrethe, und ſo aber, ſo fahren wir in zwey Kutſchen; und was der Herr Paſtor verzehrt, das bezahle ich, ja! das thue ich.“

Ehren Schottenius war leicht zu bereden, dieſen Vorſchlag anzunehmen; der Candidat Krebs aus Möllenthal hatte ſich ohnehin die Erlaubniß erbeten, am nächſten Sonntage in Bieſterberg predigen zu dürfen, und auſſer dem Vergnügen der Reiſe gab dieſe koſtenfreye Luſtfahrt dem Paſtor noch Gelegenheit, einen längſt gehegten Vorſatz auszuführen, nämlich den, ſich in Braunſchweig nach einem Verleger für ſeine ſieben und funfzig Predigten umzuſehn.

ſehn. Es kam nur noch auf eine Kleinigkeit an: auf die Einwilligung der Frau Paſtorinn; da indeſſen dieſe ſelbſt gegenwärtig war, und, neben der Frau Amtmanninn ſitzend, eben die fünfte Taſſe Caffee, auf vielfältiges Bitten, ſich hatte wohlſchmecken laſſen: ſo ließ ſich die Sache bald auf's Reine bringen. „Ja, was meinſt Du zu dem Vorſchlage, mein „Schatz?" ſprach der Paſtor, und ſah nach den kleinen ſchwarzen Aeuglein ſeiner Gebieterinn, ob ſie zürnten oder lächelten. „I nun! da Du mit ſo „guter Gelegenheit umſonſt hinkömmſt: warum „nicht?" — So war's denn richtig; alles wurde gehörig verabredet, und bald nachher trennte ſich die Geſellſchaft.

Zwey

Zweytes Capitel.

Die Abentheuer des erſten Tages auf der Reiſe.

Die liebe Sonne hatte am neunten des Auguſts kaum den erſten Blick in das enge Thal geworfen, in welchem, an eine kleine Anhöhe gelehnt, das Dorf Bieſterberg mit ſeinen ſchönen Amtsgebäuden lag; die Hähne auf den Bauerhöfen weckten nun krähend ihre Damen aus dem Schlafe; der Schulmeiſter ſtand im Camiſol ohne Aermeln unten im Thurm, und zog gähnend die Betglocke; die Knechte ſchlichen ſchwerfällig aus den Ställen hervor, und klopften die Lünzen an den Erndte-Wagen zurecht; die Hirten blieſen in ihr Horn, und gaben durch Klatſchen das Zeichen, worauf die Mägde, mit bloßen Beinen und mit aufgerafften Reiſern in den Händen, das Vieh von den Höfen hinunter trieben —

da war ſchon im Amthauſe, auf dem Pfarrhofe und in des Förſters Wohnung Alles auf den Beinen. Des Herrn Amtmanns ehrwürdiger Reiſewagen ſtand geſchmiert und bepackt vor der Thür; der Gärtner Caspar bürſtete an dem gelben geblümten Plüſche, womit er ausgeſchlagen war, und die Haushälterinn ſteckte Butterbröde und eine gebratne Rehkeule in die Seiten-Taſche. Oben an dem Fenſter des Eckzimmers ſtand der alte Herr, reiſefertig angekleidet, in Stiefeln mit Stiefel-Manſchetten, und umgürtet mit einem Hirſchfänger; Muſjö Valentin war unter den Händen ſeiner Mutter, die ihm die ſchwarze Halskrauſe umband, und die blaue mohrne Weſte, welche zu enge geworden war, hinten aufſchnitt. Er ſah ſtattlich aus, der junge Herr, in ſeinem perlfarbnen Rocke; die Haare weiß eingepudert, hinten in einen langen dünnen Zopf gebunden. „Spann an, „Conrad!“ rief dann der Amtmann zum Fenſter hinaus ſeinem Kutſcher zu, der ſchon in der grauen Livree mit grünem Kragen, worauf eine ſilberne Treſſe prangte, um die Kutſche herumging. „Spann „an! aber ich wette, an dem Paſtor liegt es wieder; „der wird zu lange geſchlafen haben.“ — Ungerechte Beſchuldigung! Ehren Schottenius ging ſchon ſeit länger als einer Stunde, vom Kopfe bis zu den Füßen ſchwarz und vollſtändig angekleidet, bis auf die Perücke nach, die er noch nicht gegen die weiſſe Nachtmütze vertauſcht hatte, mit einer Pfeife Tabak vor ſeinem Hauſe auf und nieder. Vor ſeiner, in der That ſehr demüthigen grünen halben Chaiſe, die mit einem Rückſitze verſehn war, ſtanden ſchon die vom Förſter geſchickten Nachbars-Pferde angeſpannt. Nun kam auch Dieſer, nachdem er ſeinen Schnapps genommen hatte, herbey; die geiſtliche Perücke wurde aufgeſetzt, der blaue Ueberrock angezogen; man ging nach dem Amthauſe; das wackelnde Fuhrwerk folgte nach, und raſſelte auf dem Steinpflaſter; alles im Dorfe kam an die Fenſter. Im Amtshofe waren indeſſen die vier ſchwarzbraunen Wallachen angeſchirrt worden — Man nahm Abſchied, ſtieg ein. „Nun fahrt zu in Gottes Namen!“ rief der Paſtor. Man ließ ihn mit dem Förſter in ihrem Fuhrwerke voraus; und ſo ging es denn auf dem Wege nach Hildesheim fort.

Unter den Eigenſchaften, durch welche man ſich in dieſer Welt beliebt und geachtet machen kann, behauptet die, ein angenehmer, muntrer Geſellſchafter zu ſeyn, keinen geringen Platz; ſie wird ſogar oft höher geſchätzt, als manche ächte Tugend, oder erſetzt wenigſtens den Mangel derſelben. Nirgends aber iſt man mit angenehmer Unterhaltung und muntrer

Laune willkommner, als auf Reiſen ſeinen Gefährten. Nun aber beſaßen die vier Perſonen, welche wir ſo eben des Wegs nach Hildesheim zu ſpedirt haben, von jener geſelligen Eigenſchaft herzlich wenig; daher war denn auch die Unterhaltung in den anderthalb Kutſchen ſo eintönig, daß ich mich auſſer Stand ſehe, etwas daraus mitzutheilen, das den Leſer intereſſiren könnte. Der Förſter klagte darüber, daß die Taſchen ſeines geiſtlichen Nachbars zu dick wären, und daß dieß ihm den Raum beengte. Unrecht hatte er nicht; denn in der linken Ueberrocks-Taſche war von der Frau Paſtorinn die mitzunehmende reine Wäſche auf einige Tage geſteckt worden, und in der andern wohnte das Manuſkript der bewußten Predigten. Der Förſter ruhete daher nicht eher, als bis die Taſchen ausgeleert, und die darin beherbergten Sachen in den Sitz-Kaſten gelegt waren. Hierauf ſetzte er ſich in eine Lage, die wenigſtens für ihn bequemer, als für ſeinen Nachbar war (aber er bezahlte ja auch für Dieſen), und fing dann an, den einſchläfernden Wirkungen des genoſſenen Schnapſes nachzugeben, wobey er, ſo oft der Wagen einen Stoß bekam, mit ſeinem ſinkenden Haupte in die Perücke des geduldigen Paſtors gerieth, der dies Ungemach, bey dem Genuſſe eines Pfeifchens und allerley Meditationen, ohne Murren ertrug. In dem zweyten Wagen las der Herr Amtmann ſeinem Sohne Collegia über den Zuſtand der Felder, durch welche ſie fuhren, wußte alle Dörfer mit Namen zu nennen, von welchen man in einiger Entfernung die Thurmſpitzen wahrnahm; und Musjö Valentin, der indeß die Witterung von den Butterbröden und dem Braten bekommen hatte, zog ſein Taſchenmeſſer hervor, fing an, ſich vorzulegen, und antwortete ſeinem Vater nur eintönig und mit vollen Backen.

So ging die Zeit hin bis gegen Mittag, da die Geſellſchaft in ein Dorf, eine Meile von Hildesheim, kam, wo man dann Anſtalt machte, Pferde und Menſchen mit einem ordentlichen Futter zu verſehn, weil man da wohlfeiler zu zehren hoffte, als in der biſchöflichen Reſidenz. Man fragte die Wirthinn, was ſie auf den Tiſch liefern könnte, und bekam Anweiſung auf eine Bier-Suppe und ein großes Stück friſch gekochtes Pöckel-Fleiſch. Der Herr Amtmann aber vergrößerte dieſen Küchenzettel durch Beſtellung eines dicken Pfannekuchens. Indeß nun zu dieſem letztern Anſtalt gemacht wurde, worüber wohl eine Stunde verſtrich, weil die Pfanne nicht ſogleich zu finden war, indem der Knecht dieſelbe gebraucht hatte, um darin einen warmen Umſchlag für eines der Pferde zu bereiten, entſtand in der Schlafkammer des Wirths ein fürchterlicher Lärm und Zank. Der Herr Paſtor glaubte Beruf zu haben, zu verſuchen, ob er hier nicht das Amt eines Friedensſtifters übernehmen könnte, und ging in das Zimmer. Er fand den Hausherrn äußerſt ergrimmt über ſein Eheweib, welches, um das geräucherte Rindfleiſch, das den angekommenen Gäſten vorgeſetzt werden ſollte, warm zu halten, ihres Mannes ledernes Beinkleid darüber gedeckt hatte. Er hatte es eben anziehen wollen, und nun fand er es ausgeſpannt und rauchend.

Man kann ſich leicht vorſtellen, daß alle dieſe Zubereitungen zu dem beſtellten Gaſtmahle unſern Reiſenden nicht viel Appetit erweckten. Sobald daher die Roſſe gefüttert waren, ließ man wieder anſpannen, und die Geſellſchaft fuhr fort nach Hildesheim, wo ſie in dem berühmten Gaſthofe des Herrn Lauenſtein abtrat, den ſie im Schlafrocke, eine Pfeife in der Hand, und eine graue Mütze auf dem Haupte, im Vorplatze ſpazierend antrafen. Da man noch zeitig genug zu dem auf folgenden Nachmittag angekündigten großen aeroſtatiſchen Schauſpiele in Braunſchweig ſeyn konnte, wenn man Sonntags früh aus Hildesheim fuhr, und das Mittagseſſen in Peina einnahm: ſo beſchloß man, bis zum andern Morgen in jener merkwürdigen Stadt zu verziehen. Die Pferde wurden zurückgeſchickt, weil ſie in der Erndte nöthig waren, und man beſtellte ſich Poſtpferde.

Ein teutſcher Original-Roman und ein teutſches Original-Schauſpiel ſind ſehr geſchmacklos, wenn nicht darin von Mahlzeiten die Rede iſt; und je weniger oft der Autor ſelbſt zu verzehren hat, deſto herrlicher läßt er die Perſonen ſeiner Schöpfung ſpeiſen und tränken. Ich hoffe daher, meine Leſer werden mirs nicht ungnädig aufnehmen, daß ich mitunter ſehr viel von den Magen-Angelegenheiten meiner Reiſenden rede. Wir wollen ihnen nun noch in Hildesheim etwas Gebackenes zum Kaffee reichen laſſen, um ſie für die ſchlechte Mittags-Tafel zu entſchädigen, und dann mögen ſie es aushalten, bis zum Abend, und ſich unterdeſſen ein wenig in der Stadt umſehen. Wirklich thaten ſie das, gingen in in den Dom, und von da in andere Kirchen und Klöſter, begafften die Häuſer, die ihrer Meinung nach ſchön gebauet waren, deuteten mit den Fingern auf alles, was ihnen merkwürdig vorkam, zogen vor jedem wohlgekleideten Manne die Hüte ab, und blieben voll Verwunderung ſtehen, und ſahen hinterdrein, wenn ihnen ein ſchmutziger Capuziner oder ein anderer Mönch begegnete.

Ermüdet von dem ungewohnten ſtädtiſchen Steinpflaſter, kehrten ſie zurück in das Wirthshaus, und traten in das allgemeine Gaſtzimmer, deſſen Fenſter nach dem Hofe hinausgehen. Der Herr Amtmann forderte eine Bouteille Bier und Pfeifen; aber kaum hatten ſie die Thür geöffnet, als ihnen ein ſo fürchterlicher Lärm entgen tobte, daß ſie zurückprallten, und gar nicht den Muth gehabt haben würden, einzutreten, wenn ihnen nicht ein Mann mit einer Baßſtimme zugerufen hätte: „Nur näher, „Meſſibß! es iſt halt eine kleine Probe; wenn Sie „beywohnen wollen, viel Ehre! Sie mögen unſer „Publicum vorſtellen; ſetzen Sie Sich da hinter den „Tiſch!“ Der Mann war ein kleiner, dicker Knirps von etwa funfzig Jahren, dunkelbraunen Angeſichtes, mit rollenden, etwas roth gefütterten Augen und ganz dünnen ſchwarzen Haaren. Er trug einen hellgrünen Rock, jetzt zum Frack eingerichtet, doch alſo, daß man noch an den verſchiedenen Nüancen der Farbe ſehen konnte, wie er ſich ſchon oft nach den Launen der Mode hatte hudeln laſſen müſſen, und wie er zuweilen mit langen, zuweilen mit kurzen Schößen, dann mit großen, und dann wieder mit kleinen Aufſchlägen war verſehen worden. Jetzt war er mit etwas geziert, das man einſt am Hofe des Herzogs von Würtemberg, und nachher, ſo oft auf andern Kleidern geſeſſen, eine aufgeheftete Stikkerey (tour appliqué) genannt hatte. Unſere Gäſte waren durch das Geräuſch, welches in dem Zimmer herrſchte, worin ſich, außer dem kleinen Herrn, noch viel Perſonen beyderley Geſchlechts befanden, und durch einen fremden Anblick ſo betäubt, daß ſie ſich nur gleich auf die ihnen angewieſenen Plätze hinſetzten, da dann der Dialog unter allen gegenwärtigen Menſchen folgendermaßen fortging.

Ein ziemlich altes Frauenzimmer. Ein Verbrechen! und mein Gewiſſen ſchweigt? und befiehlt mir, zu beharren? Was iſt ein Staatsverbrechen?

Der alte Herr. Wenn Du „mein Gewiſſen“ ſagſt, mußt Du den Zeigefinger auf die Herzgrube legen, aber nicht zu tief, ſonſt zeigt es den Magen an. Ich weiß nicht, Ihr Leute habt noch immer keinen Begriff von ächter Geſtikulation. Nun wird geläutet; wer läutet?

Ein junger Menſch. Ich! (Er nimmt ein Bierglas vom Tiſche und ſchlägt mit der Tabackspfeiſe daran.)

Ein Anderer. Was läutet man?

Die Frau. Es iſt Mittag.

Der Förſter. (für ſich.) Es mag den Teufel ſeyn! Es iſt meiner Six bald ſieben Uhr!

Der Andere. Dieſe Glocke läutet Euch kein gutes Zeichen.

Die Frau. (ängſtlich.) Ich ahne es; ich weiß es; mir wird ſo bange — Albrecht!

Der dicke Herr. Lauter, lauter!

Die Frau. (brüllt.) Albrecht! und Du verließeſt mich!

Der dicke Herr. Bravo!

Musjö Valentin. (leiſe.) Papa! die Menſchen ſind toll; laſſen Sie uns machen, daß wir fortkommen!

Der Amtmann. (leiſe.) Herr Paſtor! was bedeutet das?

Der Paſtor. (leiſe zum Amtmann.) Ich glaube, es ſind Mimi, Hiſtriones, Comödiantenvolk.

Der Andere. Entſchließt Euch!

Die Frau. Ich bin ja entſchloſſen; hab's Euch ja oft geſagt; hab' nie gewankt.

Der dicke Herr. Nun kömmt der neunte Auftritt.

Ein Dritter. (tritt hervor.) Es iſt Zeit!

Der Andere. Hört Ihr's?

Die Frau. Gott, was ſoll mir geſchehn? — Wo iſt Zenger? — o Albrecht!

Der Dritte. Soll ich?

Der Andere. Ja!

Ein Vierter. (kömmt hinter dem Ofen hervor.) Herr Canzler! wißt Ihr, wie Schurken und Verräthern mitgefahren wird?

Valentin. (leiſe.) Papa! Sie ſchimpfen.

Der Andere. Wozu dieſe Frage?

Der Vierte. Weil Ihr's an Euch ſelbſt bald erfahren ſollt. Folgt mir, gnädige Frau!

Der Amtmann. (leiſe.) Es iſt eine von der Nobleſſe.

Der dicke Herr. (rüttelt den auf dem Schenktiſche ſtehenden Meſſer-Korb und trommelt auf dem Tiſche.) Das war das Waffengetöſe und Trommeln; nun ſpricht Tuchſenhauſer.

Der Andere. Verwegner! Agnes ſoll da bleiben, auf des Herzogs Befehl.

Der Amtmann. Excuſiren Sie; hier hat niemand zu befehlen, als der Fürſt-Biſchof.

Der Vierte. (zieht ein Meſſer hervor.) Verräther! das gilt mehr, als Dein Herzog. (Will die Frau fortreißen.)

Der dicke Herr. Bravo! (Er gibt ein Zeichen, durch Klopfen an der Thür; mit einemmal ſtürzen der Hausknecht, ein Tagelöhner und noch einige Andere, mit Knütteln bewaffnet, herein. Es kömmt zum Kampfe.)

Der Förſter. (der, als ein reitender Förſter, nie anders, als mit Stiefeln und Sporen, und bewaffnet mit einer Peitſche, erſchien.) Nein! das iſt zu arg. Willſt loslaſſen, Du Sackermenter! Iſt das erlaubt, über ein Weibsmenſch herzufallen?

Und nun fuhr der Förſter hinter dem Tiſche hervor, und — Freylich konnte der gute Mann, der in ſeinem Leben kein ordentliches Schauſpiel geſehen hatte, nicht wohl wiſſen, daß das, was er da hörte, eine Stelle aus dem großen Original-Trauerſpiele Agnes Bernauer (oder unteutſch zu reden: Bernauerinn) war. Der reiſende Schauſpiel-Director, Herr Stenge, war nämlich mit ſeiner zuſammengerafften Geſellſchaft Tages zuvor in Hildesheim angekommen, woſelbſt er die Erlaubniß erhalten hatte, zum Beſten der Moralität und zur Beförderung des guten Geſchmacks, ſo lange Vorſtellungen von unſern National-Meiſterſtücken zu geben, bis die ehrlichen Bürger und Handwerksleute nichts mehr zu verſetzen haben würden, um vierzehn Vagabonden zu füttern. Beſſere Schauſpieler-Geſellſchaften hatten ihr Auskommen in Hildesheim nicht gefunden; und ſo war denn doch zu hoffen, daß Mädchen und Jünglinge in romanhafter, ſchwärmeriſcher Stimmung und den Künſten der edlen Buhlerey wenigſtens nicht ganz hinter der Jugend anderer Städte zurückbleiben würden. Des Herrn Stenge ſogenannte Schauſpieler-Geſellſchaft hatte übrigens noch das eigne Verdienſt, daß ſie eine wahre Muſtercharte von allen teutſchen Provinzial-Dialecten war; doch führten die mehrſten Mitglieder die ſanfte bayeriſche Mundart. Da das Brauhaus, worin der Schauplatz errichtet werden ſollte, noch nicht in Ordnung war, und man am Montage das eben genannte Trauerſpiel mit allem Pomp geben wollte, hatte der Directeur, welcher mit ſeiner leider ſchon ein wenig bejahrten Frau Liebſten in dem Gaſthofe des Herrn Lauenſtein ſein Quartier genommen hatte, einen Theil ſeiner Geſellſchaft zu ſich beſtellt, um einige Scenen aus dem vierten Acte zu probiren. Es war nicht möglich, alles ſo vollkommen und täuſchend darzuſtellen, als es am Montage auf der Bühne erſcheinen ſollte; denn da waren die edle Schuſter= und die Schneider=Zunft und einige Perückenmacher eingeladen worden, die Perſonen des Magiſtrats von Straubingen, der Fürſten und Ritter auf dem Tournier, der Richter, Knechte, Wachen u. dgl. vorzuſtellen, welche Rollen ſonſt in Berlin und andern Städten wol mit Musketiers beſetzt zu werden pflegen. Heute hatte man den Hausknecht und ein paar andere Lümmel, die gerade im Hauſe waren, abgerichtet, auf ein zu gebendes Zeichen in das Zimmer zu ſtürzen, wenn Tore mit den Kriegsknechten erſcheinen mußte. Dem Förſter war das Ding zu bunt; er verſtand es nicht, worüber der Streit herkam; als man aber über die ältliche Dame, welche Agnes vorſtellte, herfiel, hielt er's für Pflicht, der ſchwächern Parthey beyzuſtehen — Alſo fuhr er, wie wir ſchon geſagt haben, hinter dem Tiſche hervor, und arbeitete mit ſeiner Peitſche auf die Kriegsknechte los. Der dicke Herr Stenge hielt den Mann im grünen Rocke für einen Spaßvogel, der den Kampf täuſchender darzuſtellen ſuchte, und rief einmal über das andere aus: bravo! bravo! Aber nicht alſo der Hausknecht und Conſorten. Man hatte ihnen, als man ſie zu dieſer Vorſtellung inſtruirte, nicht geſagt, daß ſie ernſtlich

Schläge bekommen ſollten. Da die Sache nun dieſe Wendung nahm, gefiel ihnen das ſehr übel; und weil doch Jeder ſich gern ſeiner Haut wehrt, wenn er kann: ſo blieben ſie unſerm armen Dornbuſch nichts ſchuldig. Wenn es aber, nach dem vortrefflichen alten Spruche, ein Troſt iſt, Gefährten im Unglücke zu haben: ſo wurde dieſer Troſt auch dem Förſter zu Theil; denn als die Kriegsknechte glaubten, der Grünrock gehöre mit zu der Parthey Derer, welche ſie anzugreifen befehligt waren, und er die Sache ſo ernſtlich behandelte, meinten ſie auch ein Recht zu haben, ſich, wegen der empfangenen Hiebe, an den Uebrigen zu rächen. In kurzem war daher die ganze Geſellſchaft in zwei Partheyen getheilt: hier tummelten ſich zwey auf der Erde herum; dort dort hatten ſich ein paar in die Haare gefaßt; Agnes Bernauer vergaß die Ohnmacht, die in ihrer Rolle ſtand, und ſchrie laut; ihr Gatte, der Principal, verſuchte es, die Kämpfer aus einander zu reißen, indeß der Paſtor, der Amtmann und ſein Sohn kläglich und ängſtlich um Hülfe riefen. Endlich hörte Herr Lauenſtein, der Wirth, daß der Lärm größer war, als zu einer bloßen Probe unumgänglich nöthig ſchien. Er kam alſo mit ſeinen übrigen Hausgenoſſen herbey. Es wurde ein Waffen-Stillſtand gemacht; dann kam es zu Erläuterungen. Der

Principal verſicherte, er freue ſich, bey dieſer Gelegenheit die Bekanntſchaft des Herrn Förſters Dornbuſch und ſeiner Gefährten gemacht zu haben, und Dieſer ſchloß mit der Sentenz: „Der Teufel hole „ſolche Comödien!“

Indeſſen verſäumte Herr Stenge nichts, ſobald die übrigen Schauſpieler, die nicht in demſelben Hauſe wohnten, fort waren, die gute Meinung der Männer aus Bieſterberg für ſich zu gewinnen. Er konnte gar nicht aufhören, ſeine Betrübniß über das unangenehme Mißverſtändniß zu erkennen zu geben; er kramte dabey ſo viele herrliche, aus Dramen und Trauerſpielen zuſammengeflickte Grundſätze aus, ſprach ſo eifrig von den Anſtalten, die er getroffen hätte, um unter den Mitgliedern ſeiner Geſellſchaft die ſtrengſte Sittlichkeit zu erhalten, und von ſeinen Beeiferungen, durch gute Auswahl der aufzuführenden Stücke, Wärme für Tugend und Religion zu verbreiten, daß ſelbſt Ehren Schottenius ſich geneigt fühlte, den Herrn Stenge und die Frau Gemahlinn für ſehr vortreffliche Perſonen zu halten. An der Abendtafel, bey welcher der Herr Amtmann Waumann unter andern ein paar mitgenommene Flaſchen voll alten Franzweins producirte, der im vorigen Jahre in Bremen war componirt worden, öffneten

ſich

nun vollends die Gemüther; und als unſere Reiſende, nicht gewohnt, länger als bis zehn Uhr außer Bette zu bleiben, in die ihnen angewieſenen Zimmer gingen, indeß Herr Stenge noch unten blieb, ſchieden ſie Alle mit Händeſchütteln und veil verbindlichen Aeußerungen auseinander.

Drittes Capitel.

Der zweyte Tag fängt mit einem neuen Sturme an. Fortſetzung der Reiſe, bis Peina.

Es war vier Uhr des Morgens, und noch lag in der biſchöflichen Reſidenz alles, Mann, Weib und Kind, in tiefer Stille verſunken; die gnädigen und hochwürdigen Domherren ruhten aus in den Armen — des Schlafs von erhabnen Meditationen, und ſammelten neue Stärke zu — ihrem Leben, voll frommer Aufopferung; Mönch und Nonne, verſteht ſich, jede einzeln, weideten ihren, aus dem ertödteten Fleiſche zum Himmel emporſtrebenden Geiſt in den ſeligen Gefilden des Paradieſes, und der ehrliche Bürgersmann ſchlief ſanft, um Kräfte zu ſammeln zu ſeinen, nicht ſo einträglichen, aber doch nicht minder nützlichen Geſchäften — da quälte den

Amtmann Waumann ein fürchterlicher Traum, wie er noch keinen je geträumt hatte. Wir, der Autor, könnten dieſen Traum des Breitern hier erzählen, und füglich einen halben Bogen damit anfüllen — ſind doch ſchon manche Bände in allen Formaten geſchrieben, die nichts als Träume enthalten! — allein diesmal wollen wir uns begnügen, zu ſagen, daß dieſes Traums Hauptgegenſtand der einzige Waumannſche Leibes-Erbe, unſer liebenswürdiger Valentin, war, und zwar in dem Augenblick der größten Gefahr, worin eine fromme Chriſten-Seele nur ſchweben kann, nämlich in den Klauen des leibigen Satanas und ſeiner Großmutter. Es dünkte den Amtmann, das Winſeln ſeines Eingebornen, abwechſelnd mit dem Gebrülle des hölliſchen Schwefelpfuhl-Principals, zu vernehmen. Geſchworen hätte er darauf, daß es kein bloßer Traum wäre, der vor ſeiner Phantaſie ſchwebte — und nichts glich ſeinem Schrecken, als er ſich nun wirklich gänzlich erwacht fühlte, den geliebten Sohn nicht mehr neben ſich im Bette ſah, wo er doch des Abends zuvor ſeinen Platz genommen hatte, ſondern als die valentinſchen Klagetöne in einiger Entfernung vernehmlich und unverkennbar zu ſeinen Ohren drangen: „Papa! Papa! ach! ſie „knebeln mich; ſie thun mir den Tod an.“ Der Amtmann ſprang ſogleich von ſeinem Lager auf, fuhr ſchnell in ſeine Beinkleider, ergriff den zweyſchneidigen Hirſchfänger, und riß die Thür auf, durch welche ſeines Erben Geſchrey gedrungen war.

Um die Leſer, deren Ungeduld, wie wir, der Autor, das gar nicht anders vermuthen dürfen, auf's höchſte geſpannt ſeyn wird, nicht länger aufzuhalten, wollen wir den ganzen traurigen Vorgang erzählen, der dieſe Scene des Schreckens veranlaßte. In des hochgeehrten Herrn Lauenſtein Gaſthofe kömmt man, vermittelſt einer kleinen Treppe, die, vermuthlich aus Mangel des gehörigen Lichts, ein wenig dunkel iſt, zu einem mit einem Alcoven verſehenen Zimmer. Ueber demſelben iſt ein Appartement von ähnlicher Art, zu welchem man vermöge der Fortſetzung jener Treppe gelangt. Die übrigen Fremden-Zimmer liegen nach andern Seiten des Hauſes hin, und in dieſe entlegene Wohnungen hatte man den Prediger und den Förſter einquartirt. Der Theater-Principal war nebſt Gattinn, wie bekannt, früher angekommen, und hatte daher Beſitz von dem unterſten jener Alcoven-Zimmer genommen; dem Amtmann und ſeinem Sohn hingegen war das im oberſten Stockwerke angewieſen worden. Wir haben erzählt, daß die Geſellſchaft aus Bieſterberg Abends früher, als die Prieſter der Thalia, zu Bette gingen. Herr Stenge liebte, wie das zuweilen der Fall bey ſolchen Künſtlern iſt, die ſtarken, begeiſternden Getränke; und da ſein Schutz-Patron, ſanctu Apollo, ihm keinen Nectar lieferte, pflegte er ſich beſcheiden mit Kümmel-Aquavit oder dergleichen zu behelfen. Des Amtmanns alter Franzwein hatte ſeinen Durſt vermehrt; er ließ ſich alſo noch Branntewein vom Wirth geben, ſchickte ſeine Frau zu Bette, nahm ſeine Rolle, als Kaiſer Ernſt in Agnes Bernauer, vor ſich, fing an trinkend zu ſtudiren und ſtudirend zu trinken; nach und nach wurde ſein kaiſerliches Haupt ſchwerer; ein kleines Geſchäft, dem ſich Monarchen und Bauern zu gewiſſen Zeiten nicht entziehen können, rief ihn in den Hof; er taumelte irrend herum, gerieth endlich in einen leerſtehenden Pferdeſtall, ſtolperte, fiel auf das Stroh hin — der Genius des Hauſes Bayern wachte über ihn; er ſchlief ſanft ein, ſanfter, als ſonſt wohl Kaiſer und Könige ſchlafen. — Moral: Man kann wol je zuweilen auf Stroh ſanfter, wie auf Eider-Daunen, ruhn.

Unterdeſſen hatten die Zauberkräfte der ungewohnten Stadtküche eine ſonderbare Umwälzung (Revolution) in den Verdauungs-Werkzeugen des

Musjö Valentin Waumann bewirkt; er konnte nicht einſchlafen vor Kneipen und Reißen. — Wie, wenn der Profeſſor Aloiſius Hoffmann in Wien, nach unweiſem Genuſſe der gewürzten Speiſen der Aufklärung, ſeinen, an Waſſerſuppen, Faſtenſpeiſen und Kloſterkoſt gewöhnten Magen in dem unſaubern heimlichen Gemache der Wiener Zeitſchrift zu entladen ſucht: ſo ſehnte ſich unſer liebenswürdiger Jüngling nach einer ähnlichen Anſtalt für ſeine Bedürfniſſe. Er ſchlich weg von der Seite ſeines feſt ſchlafenden Erzeugers, irrte im Hauſe umher, fand endlich das quasi Hoffmannſche Inſtitut, und kehrte, doch nicht verachtet und verſpottet wie der Profeſſor, nach ſeiner Schlafſtelle zurück. Allein unglücklicherweiſe gerieth er in das untere Zimmer, und weil dies vollkommen wie das obere eingerichtet war, wurde ihm ſein Irrthum nicht merklich, ſondern er ging dem Alcoven zu, legte ſich behende neben — Madam Stenge hin, und ſchlief ein.

Alſo ſchlief er; die Dame ſchlief; der Herr Amtmann ſchlief; der Theater-Fürſt ſchlief: folglich wurde bis zu der Morgenſtunde Niemand der Verwechſelung gewahr. Dann aber waren die Dünſte des geſtrigen Rauſches bey dem Herrn Stenge verflogen; er erhob ſich von ſeinem Lager, erſtieg ſein Zimmer, und fand — was wir wiſſen.

Als der Amtmann den Schauplatz der Gewaltthätigkeit erreichte, hatte eben der Principal den einzigen waumannſchen Erben mit einer Hand an der Gurgel ergriffen, indem er ihm mit der andern ein Taſchen-Piſtol auf die Bruſt hielt, und dabey fürchterlich declamirte: „Räuber, Ehrenſchänder!“ rief er aus; „Du ſollſt mir den Frevel theuer bezahlen. Und Du, unkeuſches Weib! die Du mein Ehebette befleckeſt, haſt Du vergeſſen, daß Dein Leben mein Werk iſt, daß ich Dir alles aufopferte, daß ich haſſe, wie ich liebe? *) Was hindert mich, daß ich jeden Eurer Odemzüge in banges Seufzen, Euer verliebtes Girren in Heulen und Zähnklappern verwandle?“ „Hat ſich was zu klappern!“ rief der Förſter, der indeß, wie Alles, was ſonſt noch im Hauſe lebte und webte, herbeygekommen war, „Hat ſich was zu klappern! Das alte Menſch hat ja keinen Zahn mehr im Rachen. Und nun ſage mir gleich, Du vermaledeyter Pritſchmeiſter! was Dir der junge Menſch da gethan hat! Oder iſt das wieder einer von Deinen Comödien-Späßen, wobey ehrliche Leute Schläge krigen? Ich rathe

---

*) Eine Stelle aus dem Duodrama Medea.

„Dir's': bleib' uns mit Deinem Hocuspocus vom „Leibe, oder Du ſollſt ſehen, daß der Förſter Dornbuſch auch Comödie ſpielen kann!“

Weit entfernt, ſich durch dieſe Drohungen ſchrecken zu laſſen, erhob vielmehr Herr Stenge nur noch lauter ſeine Principal-Stimme. Von der andern Seite trat ſeine Eheliebſte mit den heiligſten Betheurungen ihrer Unſchuld hervor, — ein Gegenſtand, den ſie in dreißig Jahren nicht Gelegenheit zu vertheidigen gefunden hatte! Sie ſchwor bey den Lichtern des Firmaments, ſie habe feſt geſchlafen, und gar nicht geahnet, daß ein Verführer den Platz ihres Mannes bey ihr eingenommen hätte. „Wodurch, ſchändlicher Böſewicht,“ ſchrie ſie, „habe „ich Deine Frechheit ermuntert, daß Du einen ſo „hölliſchen Anſchlag auf meine Tugend wagen durfteſt?“ — „Darum alſo,“ fiel ihr hier wieder Herr Stenge in die Rede, „habt Ihr mich mit Euren betäubenden Getränken in einen Zuſtand verſetzt, in „welchem ich meiner Sinne nicht mächtig war?“ — Kurz, Beyde ſpielten ihre Rolle ſo gut, und der dicke Herr war ein zu alter Practicus, als daß er nicht auf den erſten Blick hätte wahrnehmen ſollen, was für Vortheil ſich aus dieſer Verwirrung ziehen ließ. Der Amtmann und ſeine Gefährten ſtanden in der wie bezaubert da, und wußten nicht, was ſie anfangen ſollten. Alles ſprach gegen Muſjö Valentin; das Factum war nicht zu läugnen; das Ehepaar drohte mit gerichtlicher Klage; der Wirth glaubte gleichfalls ſein Haus beſchimpft. — Welch ein Aufſehn, wenn Herr Stenge die Geſellſchaft in Verhaft nehmen ließ! Freylich würde ſich die Sache vor Gericht aufgeklärt haben; aber der Schimpf — Und die Kutſchen ſtanden ſchon beſpannt vor der Thür; es war keine Zeit zu verlieren, wenn man des Herrn Blanchards Himmelfahrt ſehn wollte — Was ſollte man alſo thun?

Von der ganzen Geſellſchaft war unſtreitig der Paſtor Schottenius der Vernünftigſte. Er merkte bald, daß dem Uebel durch einen Aderlaß, den der Herr Amtmann ſeinem Geldbeutel verordnen würde, abgeholfen werden konnte. Es bedurfte nicht viel Feinheit, um die Gauner-Familie zu bewegen, hierzu die Hände zu bieten. Mit einer Anweiſung auf dreiſſig Reichsthaler, die Herr Lauenſtein, welcher den Beamten kannte, bezahlte, wurde die Sache ins Reine gebracht; unſere Freunde reiſeten ab, verſchworen ſich, ihr Lebenlang an Hildesheim zu denken, und kamen bald ohne weitern Unfall in Peina an.

Viertes Capitel.

Begebenheiten in Peina; Tiſch-Geſpräche; Kuchen, in des Paſtors Unſterblichkeit gehüllt; die Geſellſchaft trennt ſich.

Wir ſehen es denen Damen und Herrn an, welche dieſes unſer, wie wir uns ſchmeicheln, ſehr unterhaltendes Werk leſen, daß ſie bey der Ueberſchrift dieſes Capitels über die Tiſch-Geſpräche die Köpfe ſchütteln. Sie mögten die Reiſenden nun gern ſogleich weiter fortgeſchafft wiſſen, in der Hoffnung, daß es da wieder allerley luſtige Abentheuer abſetzen würde; die Geſpräche hingegen werden ihnen, wie ſie fürchten, Langeweile machen. Allein ſie irren ſich gewaltig, wenn ſie glauben, daß wir, der Autor, uns darum bekümmern werden. Das müßte doch wahrlich mit andern Dingen zugehn, wenn man uns vorſchreiben dürfte, auf welche Weiſe wir un-

unſere Geſchichte erzählen ſollten, und wenn es uns verwehrt ſeyn dürfte, auch einmal unſre Perſonen mit einander über Gegenſtände raiſonniren zu laſſen, über welche wir unſere Meinung zu ſagen einen Trieb fühlen. Iſt doch das die einzige ſchickliche Gelegenheit, die wir in dieſem Buche finden können, unſere philoſophiſchen und andern wiſſenſchaftlichen Kenntniſſe, die, ohne uns zu rühmen, nicht zu verachten ſind, auszukramen!

Diesmal aber iſt der Autor ſehr unſchuldig daran, daß ſeine Reiſende ſich ſo lange in Peina aufhalten. Der Zufluß von Fremden, die aus allen Gegenden zu der blanchardſchen Hanswurſterey nach Braunſchweig reiſeten, war ſo unbeſchreiblich groß, daß nicht Jedermann ſogleich Poſtpferde erhalten konnte. Unſere Freunde aus Bieſterberg waren unter der Anzahl derer, die ſich mußten vertröſten laſſen, bis ein paar Geſpanne zurückgekommen ſeyn würden. — Bey ſolchen Gelegenheiten pflegen denn auch vornehme Herrſchaften ſchneller bedient zu werden, obgleich ſie gewöhnlich nicht beſſer bezahlen, wie Andere. — Sie konnten noch von Glück ſagen: ein Holländer, der viele Meilen Weges deswegen gereiſet war, mußte ſich gefallen laſſen, ſtatt des Herrn Blanchards Bekanntſchaft, mit der des Herrn Poſtmeiſters in Peina fürlieb zu nehmen; ihnen hingegen verſprach man doch, ſie zur rechten Zeit nach Braunſchweig zu liefern. Und da ſie nun einmal ein paar Stunden in Peina aushalten müſſen, und ſie da in einer großen Geſellſchaft von andern Reiſenden an der Mittagstafel ſitzen, muß ich doch entweder erzählen, was ſie gegeſſen oder was ſie geſprochen haben. Das Erſte würde ſehr kurz zuſammen zu faſſen ſeyn, wie Jeder weiß, der einmal im Poſthauſe in Peina getafelt hat; folglich, es hilft nichts dafür, werde ich nicht umhin können, mit den Tiſch-Geſprächen aufzuwarten.

Des Herrn Amtmanns reſpectabler Bauch und ſein, mit Gold eingefaßter blauer Rock hatten ihm, vermöge einer ſtillſchweigenden Convention, den oberſten Platz am Tiſche verſchafft; Muſjö Valentin ließ ſich gleich neben ihm nieder, band die Serviette um den Hals, und grinzte freundlich in die Suppenſchale. Dem Vater zur andern Seite ſaß, in ſehr zierlicher Reiſekleidung, ein Mann mit einer Protectionsmiene, den unſere Freunde ſo obenhin für einen Regierungs-, Hof- oder Cammerrath hielten. Hierneben nahm der Förſter Platz; dann der Paſtor. Mit cavaliermäßigem, leichtem Anſtande warf ſich dann ein junger Herr auf den nächſten Stuhl, trillerte, mezza voce, das Fragment eines kleinen Liedes, und rümpfte die Naſe über die, wie es ſchien, ihm zu-gemeine Koſt. Der Reſt der Geſellſchaft beſtand aus unbedeutenden Perſonen, die kein Wort redeten, als wenn ſie Wein forderten, und ſich durch nichts als ihren vortrefflichen Appetit bemerklich machten.

Der Amtmann. Nach Ihnen, mein hochgeehrteſter Herr!

Der wichtige Mann. Ohne Umſtände! Ich bin nicht für Complimente. Apropos! wie fällt in Ihren Gegenden die Erndte aus? Sie haben doch wohl ſelbſt Landhaushalt?

Der Amtmann. Ich habe die Ehre, als Amtmann in Seiner * * * Dienſten zu ſtehn, und habe eine große Pachtung. Ey nun! mit der diesjährigen Erndte iſt es —

Der wichtige Mann. Große Pachtung? Das höre ich immer ungern. Freylich werdet Ihr Herren reich dabey — lauter kleine Fürſten! Aber das Land, das Land!

Der junge Herr. (zu dem Paſtor) Wie heißt der beſte, große Gaſthof in Braunſchweig?

Paſtor. Excuſiren Sie! Ich kann nicht dienen. Es iſt das erſtemal, daß ich mit den —

Förſter. Ich logire mant immer im goldnen Engel; da iſt gute Wartung für Menſchen und Vieh.

Einer von den Andern. Meine Herren! ich nehme mir die Ehre: auf gutes Wohlſeyn!

Alle. Danke ergebenſt! Obligirt! Gleichfalls!

Der wichtige Mann. Bey unſerm Collegio ſind wir jetzt darüber aus, die Aemter zu vereinzeln, und die Ländereyen an Bauern auszuthun. Wir ſehen den Nutzen davon ein; wir wollen den Profit mehrern Familien gönnen; wir haben darüber jetzt gewiſſe Grundſätze angenommen, wobey unſer Land beſſer fahren wird.

Der junge Herr. Mich ſoll wundern, wie man mich in Braunſchweig behandeln wird! ich finde viele Bekannte da; — und ob ich den Herzog verändert finde! — Der Kaiſer wird es kaum glauben, wenn ich ihm bey meiner Rückkunft ſage, wie weit man noch in Hannover zurück iſt. (Unſere Freunde machten große Augen) Sind Sie ein Liebhaber von Muſik, Herr Paſtor?

Paſtor. Ich habe ehemals ein wenig Harfe geſpielt und geſungen; aber die Amtsgeſchäfte laſſen mir jetzt wenig Muße zum bloßen Zeitvertreibe übrig.

Der junge Herr. Zeitvertreib? Ich bitte Sie! Kann etwas edler ſeyn, als die Tonkunſt? Was wirkt mehr auf Herz und Empfindungen? Kann ein Menſch ein gutes Gemüth haben, und kein Freund von Muſik, und kann ein großer Muſiker wohl je ein Böſewicht ſeyn? An dem Vortrage eines einzigen Adagio will ich hören, ob ein Virtuoſe edler Gefühle fähig iſt, oder nicht.

Paſtor. Erlauben Sie, mein Herr! Ich habe das ehemals auch wohl gedacht, habe mich aber nachher überzeugt, daß das alles nur ein Werk mechaniſcher Uebung iſt. Weich macht die Muſik, das iſt gewiß; aber nicht jede ſanfte, wollüſtige Empfindung iſt darum Empfindung edler Art. Die Muſik hat keine beſtimmte Sprache; ſie regt luxuriöſe Gefühle auf, ohne ihnen eine geordnete Richtung zu geben. Das Herz wird dadurch empfänglich — hier zum Wohlwollen, zur Freundſchaft, dort zur Sinnlichkeit und zu grober Wolluſt. Die Menſchen ſind ſehr geneigt, verſchiedene Begriffe zu verwechſeln, die man mit denſelben Worten ausdrückt. Wir ſagen von einem ſanguiniſchen Weichlinge, der über Romanen-Helden Thränen vergießt: er habe Gefühl, und daſſelbe ſagen wir von dem Manne, deſſen Herz ſich für große Gegenſtände warm und thätig intereſſirt. Allein vergeſſen wir nicht, daß Jener darum doch ein Erz-Schurke ſeyn könne; der wahrhaftig tugendhafte, zu erhabnen Thaten und großmüthigen Aufopferungen fähige Mann hingegen ſich durch die Gewalt ſeiner Vernunft über die Leidenſchaften auszeichnen müſſe! Kurz! die Tugend beſteht nicht in dunkeln Gefühlen, wie ich dies in einer Predigt, die bald im Druck erſcheinen wird, weitläuftig aus einander geſetzt habe. Was ich eben behauptete, wird ja auch durch die Erfahrung beſtätigt. Findet man nicht die verworfenſten, ſchlechteſten Leute, und die kaum Menſchenſinn haben, unter den geſchickteſten Virtuoſen? (Hier ſtand der junge Herr einen Augenblick auf und ging hinaus)

Der Amtmann. (zu dem wichtigen Manne) Um Vergebung! Kennen Dieſelben den Herrn, der da von Muſik ſprach, und der, wie es ſcheint, mit fürſtlichen Perſonen in genauen Verhältniſſen ſtehen muß?

Der wichtige Mann. Ob ich den Schuft kenne? Wie wollte ich nicht! Das iſt ein reiſender Flötenſpieler! ein lüderlicher Hund, der, als ich in herrſchaftlichen Angelegenheiten in Wetzlar war, dort ein ehrliches Bürgermädchen verführte und mit ihr durchging! Hernach iſt er einmal Comödiant geweſen; jetzt ſteht er in Wien bey der Capelle eines Fürſten. Sie haben Recht gehabt, daß Sie ihm die Wahrheit geſagt haben, Herr Paſtor. Aber das muß man geſtehen: der Kerl ſpielt, wie ein Engel. Solche Pfeifer und Geiger glauben, daß ſie die wichtigſten Leute im Staate ſind, und daß ſie uns eine Gnade erzeigen, wenn ſie uns die Thaler aus dem Beutel dudeln. Aber auf unſer voriges Geſpräch zurück zu kommen, Herr Amtmann! Sie ſchüttelten den Kopf, als ich von Vertheilung der Amts-Ländereyen ſprach. —

Der Amtmann. Ich bekenne, daß ich nicht dafür bin. Sie werden vielleicht glauben, mein hochgeehrteſter Herr, daß ich aus Eigennutz rede; aber das iſt gewiß nicht der Fall. Sie belieben zu ſagen, die Beamten würden reich bey den großen Pachtungen; allein das hängt davon ab, wie der Contract gemacht iſt. Und wäre das auch: was würde aus unſern Staaten werden, wenn es keine reiche Leute darin gäbe? Wer ſollte in Zeiten der Theurung und des Mangels den Armen Brod und Arbeit geben, ihnen Vorſchüſſe thun? Der Bauer ſammelt nicht. Kommen nun Mißjahre, ſo iſt die Noth allgemein. Der wohlhabende Beamte hingegen iſt in ſolchen Calamitäten der allgemeine Caſſirer. Sie ſagen, wenn die Ländereyen vertheilt würden, lebten mehrere Familien davon. Allein ziehen denn nicht von dem reichen Manne eben ſo viel Familien ihren Unterhalt? Dem Wucher der Capitaliſten und der übermäßigen Bereicherung aber kann die Landes-Regierung Einhalt thun.

Unſer Herr Amtmann wollte ſeine cameraliſtiſche Abhandlung eben fortſetzen, als dem wichtigen Manne gemeldet wurde, daß der Wagen, in welchem er mit zwey von den ſtummen Perſonen abreiſen ſollte, fertig vor der Thür ſtünde. Er ging alſo von dannen; und kaum hatte er die Thür hinter ſich zugezogen, als der Virtuoſe in ein lautes Gelächter ausbrach: „Nun bey meiner Seele!" rief er, „das nenn' ich einen Windbeutel! Thut der „Kerl nicht ſo dick, als wenn er ein Miniſter wäre? „Aber wir kennen uns; ich habe ihn geſehen, als er „in Wetzlar, zur Zeit der Viſitation, Bedienter bey „dem ***ſchen Geſandten war. Er hat mir und

„dem Cammerrichter manches Glas Wein eingeſchenkt, wenn wir bey dem Geſandten ſpeiſeten. „Jetzt iſt er Scribent bey der Cammer in ***.“

Den Herrn Amtmann reuete nun ſeine übergroße Höflichkeit, und ſeine ländlichen Gefährten machten in der Stille ihre Bemerkungen über die Wahrheit des Satzes, daß in der großen Welt, in welcher ſie ſo fremd waren, der Schein gewaltig betröge. Indeſſen war ein Geſpann Pferde zurück gekommen; man konnte alſo die Hälfte unſerer Freunde nach Braunſchweig ſpediren. Es war nicht rathſam, länger zu warten, weil jeden Augenblick neue Fremde ankamen, welche die Pferde wegnahmen. „So will ich denn,“ ſprach Herr Waumann, „mit Valentin vorausfahren. Sobald ein anderes „Geſpann kömmt, folgen Sie nach, und im goldnen „Engel finden wir uns wieder.“ „Ich ſehe,“ ſagte der Virtuoſe, „daß der Herr Amtmann einen Platz „leer haben. Wollen Sie ſo gütig ſeyn, mich mitzunehmen? ſo gewinne ich Zeit; meine Equipage „kann nachkommen. Ich wollte gern heute noch, „ehe der Lärm losgeht, den Prinzen *** ſprechen, „der mich erwartet.“ — So etwas abzuſchlagen, dazu hatte der Herr Amtmann keinen Muth; alſo nahm er den muſikaliſchen Reiſenden mit. „Mein

„Vetter, der Förſter da oben, bezahlt für mich,“ ſagte der Virtuoſe dem Küfer leiſe in das Ohr, als er hinunter kam, und damit ſtieg er ſchnell ein, und ſie fuhren ab.

„Wir wollen,“ ſprach der Paſtor, „dies Stück „Kuchen mitnehmen; es muß doch bezahlt werden. „Aufwärter, hat Er nicht ein Stück Papier?“ Der Aufwärter ging hinaus, kam bald wieder, und brachte einen halben Bogen, klein beſchrieben. „Ach! „was iſt das?“ rief Ehren Schottenius, „das iſt „ja meine Hand. Wo hat Er das Papier gefunden? Ach, du meine Güte! das iſt meine ſchönſte „Predigt. Wie iſt Er an dies Blatt gekommen?“

O ihr unſichtbaren Mächte! Schutzgeiſter, Engel und Teufel, Heilige und Verdammte, Genien, Dämonen, oder wie ihr heißen möget, die ihr eure Naſen in das Gewebe unſrer Schickſale ſteckt: ſprecht, was haben die armen Reiſenden aus Bieſterberg verbrochen, daß ihr ihnen ſo übel mitſpielt? War es euch nicht genug, daß der dienſtfertige Förſter Dornbuſch für ſeine gute Abſicht, Agnes Bernauer aus den groben Händen des Hausknechts zu erlöſen, mancherley Streiche leiden mußte? daß der unſchuldige Valentin Waumann, als ein Ehebrecher angeklagt, mit Todesgefahr bedroht wurde, und daß ſein würdiger Erzeuger ſich gezwungen ſah, aus ſeinem Seckel ſeinen einzigen Leibeserben von dem zwiefachen Schimpfe loszukaufen? Muß nun noch die Unſterblichkeit, die ſich Ehren Schottenius in der Schulbuchhandlung in Braunſchweig ſchwarz auf weiß wollte geben laſſen, ein Spiel loſer Buben werden? Denn daß Du es nur wiſſeſt, geneigter Leſer! folgendermaßen war es mit der unglücklichen Predigt zugegangen: Die ſchönen Beſchreibungen und Kupferſtiche, welche des berühmten Herrn Blanchards Windreiſe vorſtellten, und wodurch die curioſen Liebhaber brodloſer Künſte herbeygelockt werden ſollten, hatten die muntere Jugend in Peina bewogen, die Nachahmung der Luftbälle ſeit einiger Zeit zum Hauptgegenſtande ihrer unſchuldigen Spiele zu machen. Drey luſtige Knaben, die ihr Weſen in dem Hofe des Herrn Poſtmeiſters trieben, wiegten ſich eine Zeit lang in der leer ſtehenden halben Kutſche des Paſtors Ehren Schottenius. Ihre Neugier trieb ſie endlich auch, in den Bock- und in den Sitzkaſten hinein zu blicken; da fanden ſie denn in letzterm unglücklicherweiſe das Manuſcript unſers armen Paſtors; und weil ſie keinen Begriff von der Wichtigkeit dieſer Papiere hatten, erklärten ſie das ganze Bündel für eine res nullius, nahmen einige Hefte davon, holten Scheere, Nadeln und Zwirn herbey, begannen von den Wahrheiten des Chriſtenthums wegzuſchneiden, was nicht zu der Form eines Luftballs paßte, wie der Doctor Bahrdt von den Kirchenſyſtemen wegſchneidet, was ihm nicht rund genug iſt, und fingen dann an, die Stücke zuſammen zu nähen, um die Nachahmung einer aeroſtatiſchen Maſchine zu Stande zu bringen. Der Aufwärter, welcher Papier ſuchte, nahm den Knaben eins von den Blättern weg, brachte es dem Paſtor, wie wir gehört haben; und in welche Klagelieder dann der ehrwürdige Herr bey dem Anblicke dieſes Fragments ausbrach, das wollen wir, aus Schonung gegen den geneigten Leſer, verſchweigen. Unſere Erzählungen werden je zuweilen rührend ſeyn; aber erſchüttern wollen wir nicht. Auch können wir Ihnen zum Troſte ſagen, daß der geiſtliche Herr noch früh genug in den Hof kam, um den größten Theil des Manuſcripts zu retten. Es war eigentlich nur Eine Predigt ganz, und von einer andern die Nutz-Anwendung verloren gegangen, — ein erträglicher Schaden! Geht doch ſo manche Predigt ganz, und von den mehrſten die Anwendung verloren! Da das zweyte Geſpann Pferde noch immer nicht zurückgekommen war, und Ehren Schottenius die beyden Seiten der Schlußvermahnung noch im Kopfe hatte, ließ er ſich geſchwind einen Bogen reines Papier geben, ſchrieb ſie wieder auf, und hatte doch nun ſechs und funfzig Predigten vollſtändig. — Was in der ſieben und funfzigſten geſtanden hatte, war freylich, im eigentlichſten Sinne, in den Wind geredet.

Wir laſſen den geiſtlichen Herrn ſchreiben, und begleiten unſern Amtmann auf ſeiner Reiſe nach Braunſchweig.

Fünftes Capitel.

Was dem Herrn Amtmanne und ſeinem Sohne nach der Trennung von ihren Gefährten begegnet.

Der reiſende Virtuoſe, den wir mit unſern beyden Freunden haben nach Braunſchweig abfahren laſſen, war, wie leider die mehrſten Menſchen, die ſich dieſer Lebensart widmen, ein Erz-Taugenichts, der von den Schwächen anderer Leute lebte. Wenn er in einer Stadt die müßigen Muſik-Liebhaber durch ſein Talent, und die manntollen Weiber durch ſeine ſeelenloſe Figur bezaubert hatte, niſtete er ſich auf eine Zeit lang ein, und blieb dort, bis irgend ein verübtes Bubenſtück ihn nöthigte, bey Nacht und Nebel fortzugehen, da ihm dann gewöhnlich die Flüche betrogener Gläubiger, mit Undank gelohnter Wohlthäter und verführter Mädchen nachfolgten. Dann trat er zwölf Meilen von da unter anderm Namen auf, hieß in St. Petersburg Monsieur Dubois, in Berlin Signor Carino, in Hamburg Herr Zarowsky, und in Wien Herr Leuthammer; erſchien, bald in geſtickten Fracks, mit zwey Uhren, bald in zerriſſenem Ueberrocke, als blinder Paſſagier auf dem Poſtwagen. Sein Herumtreiben unter Menſchen aus allen Ständen hatte ihm eine gewiſſe Wendung, einen Anſtrich von Feinheit und Welt gegeben, obgleich er im Grunde äußerſt leer und unwiſſend war. In dem Augenblicke, da wir ihn hier haben auftreten laſſen, war er ohne einen Heller Geld zu Fuße nach Peina gekommen, in der Zuverſicht, die ihn, wie wir geſehen haben, auch nicht trog, daß er, bey der Menge von Fremden, die jetzt nach Braunſchweig ſtrömten, leicht einen gutwilligen Mann finden würde, der ihn dahin mitnähme, wo er ein Conzert zu geben, oder ſonſt einen Fang zu thun hoffte. Unſere Landleute aus Bieſterberg waren gerade die Menſchen, deren er bedurfte. Daß er beym Abfahren dem Förſter, den er für ſeinen Vetter ausgab, die Sorgfalt überließ, ſeine Zeche zu bezahlen, war nur ein kleines Probeſtück ſeiner Kunſt, im Vorbeygehen;

von ſeinen Reiſegefährten aber hoffte er größere Vortheile zu ziehen.

Sobald nun die Kutſche das holprigte Steinpflaſter in Peina verlaſſen hatte, fing Herr Carino an, mit ſanfter Stimme und beſcheidenem, ehrerbietigem Weſen ſeine Geſellſchafter zu unterhalten.

„Der junge Herr,“ ſprach er, „ſind wol noch „nie in Braunſchweig geweſen? Das Gewühl von „Menſchen wird jetzt ungeheuer groß darin ſeyn. „Man muß ſich da im Gedränge gewaltig in Acht „nehmen, daß man nicht beſtolen oder ſonſt gemiß„handelt werde. Ich will wol rathen, Uhr und „Geldbeutel im Gaſthofe zurück zu laſſen. Wir „wollen uns dann immer nahe zuſammenhalten, „und wenn mein hochgeehrteſter Herr Amtmann „mir Dero Herrn Sohn anvertrauen wollen, will „ich ſchon auf's Beſte für den jungen Herrn „ſorgen.“

Dies Anerbieten konnte nicht anders als äußerſt dankbar angenommen werden; die übrige Friſt bis zur Ankunft in Braunſchweig verwendete Herr Carino, ſich vollends in dem Zutrauen des alten Herrn feſtzuſetzen, und ihm mit angenehmen Erzählungen die Zeit zu vertreiben.

Im goldnen Engel fanden unſere Reiſende einen ſolchen Zuſammenfluß von Fremden aus allen Gegenden, daß ſie nur mit genauer Noth noch ein kleines Zimmer unter dem Dache eingeräumt bekommen konnten, wo ſie ihre wenigen Päckereyen abſetzen ließen.

„Daß Dich der Tauſend!“ rief plötzlich der Herr Amtmann Waumann, als ihm auf der Treppe ein dikker Herr in einem braunen Rocke mit gelben Knöpfen und einer rothen Weſte mit Gold beſetzt begegnete: „Alter Freund! wie treffen wir uns hier an?“ — Es war der Licentiat Bocksleder aus Schöppenſtädt, ſein Univerſitäts-Freund, den auch die Neugier hieher getrieben. — Und nun hatten ſie ſich tauſend Dinge zu erzählen. „Und weißt Du denn, „Herr Bruder Amtmann, daß meine Frau auch „mit hier iſt, und ihr Vater, der Kaufmann „Pfeffer? Du mußt mir gleich mit zu ihnen! „Wir logiren nicht hier im Hauſe, ſondern im „Prinzen Eugen; ich ſuchte nur hier jemand auf. „Wir haben noch über zwey Stunden Zeit, ehe „der Ball aufſteigt. Mit dem Anfüllen geht auch

„ſehr viel Zeit weg; und Platz finden wir immer. „Laß uns das Spectakel außer dem Thore jenſeit „des Grabens anſehen; in der Schanze iſt das „Gedränge zu groß, und warum ſollte man noch „Geld dafür ausgeben?“.

Der Amtmann machte einige Einwendung, in Rückſicht auf ſeinen Sohn, und wenn er den auch mitnehmen wollte, hauptſächlich wegen der andern beyden Gefährten, die noch von Peina nachkommen würden; allein Herr Carino erbot ſich, dem jungen Herrn nicht von der Seite zu gehen, mit ihm und, ſobald der Paſtor und der Förſter da ſeyn würden, auch mit Dieſen nach der Contre-Eſcarpe zu folgen. „Dort, wertheſter Herr Amt„mann,“ ſagte er, „werden wir Sie ſchon fin„den; und wenn auch nicht, ſo treffen wir doch, „ſobald alles vorbey iſt, gegen Abend hier wieder „zuſammen. Laſſen Sie Sich ja nicht von Ihrer „angenehmen Geſellſchaft abhalten!“ Der Vorſchlag wurde angenommen, und der Amtmann ging mit ſeinem Freunde.

„Sie ſind, meiner Sir! ein netter Mann, „Herr Carino!“ ſprach Muſjö Valentin, als er mit dem Virtuoſen allein war. „Ich habe Ihnen

„recht lieb. Sie ſprechen ſo artig, daß man gern „zuhört. Ihr Geſpräch iſt gleichſam wie das „Wirthshaus-Bier; man wird immer durſtiger „darnach, je mehr man davon genießt.“ „Und Ihr „Witz,“ erwiederte Herr Carino, „iſt wie das „März-Bier; er iſt auch noch in künftigem Sommer gut, ohne ſchaal zu werden.“

Hier wurde ihre Unterhaltung durch die Ankunft eines Boten aus Peina unterbrochen, den der Hausknecht hereinführte, und der nach dem Herrn Amtmann Waumann fragte. Er brachte einen Brief an denſelben, und da zu vermuthen war, daß der Inhalt vielleicht wichtig, und von der Art ſeyn könnte, daß man eilig etwas darauf antworten oder thun müßte, Papa Waumann aber nicht herbeygeholt werden konnte, übrigens auch der Brief wol keine Geheimniſſe zu enthalten ſchien, indem er nur mit einer Oblate verſiegelt war, rieth Herr Carino, denſelben zu erbrechen, welches auch geſchahe. — Er lautete, wie folgt;

Werthgeſchätzter Herr Amtmann!

Ein äußerſt unerwarteter Vorfall, deſſen Erzählung ſich nicht wohl der Feder anvertrauen läßt, nöthigt den Herrn Förſter, ſeinen Reiſeplan zu verändern, und von hier ſogleich nach Goslar zu fahren. Erwarten Ew. Wohlgeboren uns alſo nicht in Braunſchweig! Ich geſtehe, daß es mir ein wenig nahe geht, das merkwürdige Experiment des Monſieur Blanchard nicht mit anſehen zu können. Auch wegen der Edition meiner Predigten wäre ich gern in Braunſchweig geweſen. Allein, was iſt zu thun? Mündlich ein Mehreres! Wir hoffen, ſo Gott will, gegen Ende der Woche wieder in Bieſterberg einzutreffen. Ich empfehle mich gehorſamſt

Peina, im Poſthauſe,
Sonntags Mittags,
in Eil.

Johann Gottlieb Schorteninus.

Musjö Valentin pflegte ſich eben nicht den Kopf zu zerbrechen über die Grund-Urſachen, wirkenden Urſachen und andern Urſachen der Dinge: alſo ſteckte er den Brief in die Taſche, und begnügte ſich, ſeinem Gefährten zu erzählen: der Förſter habe eine Nichte in Goslar, die Grete hieße, und die ſie ihm, dem jungen Herrn Baumann, gern zur Frau geben wollten, die er aber nicht leiden mögte, weil ſie ihm zu ſtädtiſch und zu gelehrt wäre. Er fürchtete ſich recht davor, ſagte er, daß der Förſter ſie nun mitbringen, und daß man ihm dann gewaltig zuſetzen würde, Hochzeit zu machen.

Indeß dies vorging, ſahen ſie nach und nach Schaaren von Menſchen zu dem großen Schauſpiele hinziehen, und ſelbſt aus dem goldnen Engel lief alles fort, was Beine hatte.

„Nun iſt es Zeit,“ ſprach Herr Carino, „daß „wir uns auch zurüſten. Allein bey ſolchen Gelegenheiten thut man wohl, durch ſeine Kleidung „ein wenig hervorzuleuchten, damit man vom Pöbel mit Achtung behandelt werde. Vermuthlich „haben Sie noch einen beſſern Rock im Coffer. „Hurtig, den angezogen! Ich habe einen Kamm „bey mir; da will ich Ihnen in Eil ein wenig die „Haare zurecht kämmen.“

Valentin zog Rock und Weſte aus, öfnete den Coffer, holte ein grünes Röckchen mit goldnen Knopflöchern hervor. — „Legen Sie dagegen Uhr „und Geldbeutel hinein! und wenn Sie nun noch „einmal an einen gewiſſen Ort gehen wollen,“ fuhr Herr Carino fort, „ſo machen Sie geſchwind! Ich will indeß alles in den Coffer ver=

„ſchlieſ=

„ſchließen. — Es gibt böſe Menſchen; man muß „vorſichtig ſeyn.“

Herr Valentin lief, im Hemde, wie er war, an den Ort, den man nicht gern nennt; Signor Carino ſchlich nach, verriegelte, als Jener ſaß, die Thür von außen, kehrte in das Zimmer zurück, packte Geld, Uhr, und was er in der Eil aufraffen konnte, zuſammen, flog die Treppe hinunter, verlor ſich in den Haufen, und — wird ſich wohl in dieſem unſerm Büchlein gar nicht wieder finden.

Sechstes Capitel.

Fragment einer Predigt. Unvermuthete Zuſammenkunft in Peina. Wie mag das zuſammenhängen?

Der Ort, wo wir, als ein gewiſſenhafter Geſchichtſchreiber, den hoffnungsvollſten Jüngling leider haben einſperren laſſen müſſen, iſt freylich kein angenehmer Aufenthalt für ihn; allein da wir ihn doch nun fürerſt noch nicht von da erlöſen können, fühlen wir, ſo ſehr wir uns auch für ihn intereſſiren, dennoch keinen Beruf, ihm dort Geſellſchaft zu leiſten, ſondern kehren vielmehr nach Peina zurück, um zu ſehen, was aus unſern andern beyden Freunden geworden iſt.

Wir haben gehört, daß der Herr Paſtor ſich angelegen ſeyn ließ, die Lücke wieder auszufüllen, böſe Buben in eine ſeiner ſchönſten Predigten gemacht hatten; der Förſter Dornbuſch warf ſich indeß in einen alten Lehnſeſſel hin, ſtreckte die Beine vorwärts, ſchlug die Arme in einander, ſchloß ſeine Augen, fing an zu gähnen und ſchlief ein. Was können wir nun beſſeres thun, als daß wir, ohne Einen von Beyden zu ſtören, leiſe hinter Ehren Schottenii Stuhl treten, und, was er zu Papier bringt, heimlich in unſere Schreibtafel eintragen? —— Hoho! meine Damen und Herren, ſchweigen Sie ja ſtill! Sie können froh ſeyn, daß ich Ihnen nicht alle ſechs und funfzig Predigten als Beylage zu dieſem Romane aufdringe. Sie kommen noch wohlfeil davon; und, die Wahrheit zu geſtehen, es wäre für die Meiſten von Ihnen überhaupt nützlicher, wenn Sie mehr Predigten und weniger Romane läſen. Schlimm genug, daß, wenn man Euch einmal wichtige Wahrheiten an das Herz legen will, man die bunte Jacke anziehen muß! Und dann mag man ſich ja wohl in Acht nehmen, daß man bey ernſthaften Gegenſtänden nicht zu lange verweile, ſonſt blättert Ihr, ſtatt zu leſen. Die Mährchen und Poſſen ſucht Ihr auf, und das, um deſſentwillen das Buch geſchrieben iſt, ſchlagt Ihr über. „Ja! Ihro Gnaden leſen nur, um amüſirt zu

„ſeyn; von Dero Pflichten ſind Sie vollkommen „informirt.“ — Tant mieux! Aber ich ſehe doch noch keine Früchte davon. — Doch wir gerathen in Aerger, und das ſchadet unſerer Geſundheit; alſo weiter in den Text!

Fragment einer Predigt über die Bewegungsgründe zur Tugend, welche aus eignem und fremdem Beyfalle hergenommen werden.

Die Tugend alſo bloß um ihrer ſelbſt willen zu lieben und auszuüben, ohne den geringſten Eigennutz, ja, mit ſchweren Aufopferungen, dazu gehört ſchon große Stärke der Seele. Aus bloßer Liebe zu Gott edel zu handeln, das ſetzt ſchon ein Herz voll Wärme für Religion voraus. Näher liegen dem ſinnlichen Menſchen die Bewegungsgründe, die aus dem Beyfalle der Menſchen und den daraus zu erwartenden Folgen hergeleitet ſind. So verſtockt, ſo ſchamlos iſt kein Böſewicht, ſo frech keine Verirrte, daß ſie nicht wünſchen ſollten, entweder auf andere Menſchen vortheilhafte Eindrücke zu machen, oder wenigſtens ſich ſelbſt innerlich, wegen irgend einer vorzüglichen Eigenſchaft, loben zu können. Sie erklären lieber die

Tugend für ein Hirngeſpinnſt, als daß ſie bekennen ſollten, ſie hätten nichts von dem, was ſie an Andern ſchätzenswerth finden müſſen. Dürfen ſie keinen Anſpruch auf Zuneigung und Liebe machen, ſo überreden ſie ſich, andere Leute ſeyen eben ſo unfähig, wohlwollende Empfindungen zu hegen, als einzuflößen. Können ſie ſich nicht geachtet machen, ſo wollen ſie wenigſtens gefürchtet ſeyn. Und mißlingt jeder Plan, irgend eine Art von Aufmerkſamkeit und Theilnehmung zu erwecken: ſo mögten ſie ſich gern ſo ſehr über alle Menſchen erhaben glauben, daß niemand, als ſie, Richter über ihre Handlungen ſeyn könnte. Dann ſchaffen ſie ſich Tugenden von eigner Erfindung; ihre Schwächen ſelbſt, ja ihre Laſter, erheben ſie zu dieſem Range. Sie ſchmücken die Gegenſtände, zu welchen ihre ſtrafbare Neigungen und Begierden ſie hinziehen, mit den reizendſten Farben aus, um ihre Anhänglichkeit daran zu rechtfertigen, und ſuchen hingegen Vorzüge herabzuwürdigen, gegen welche ſie ihre Augen verblendet haben. Wer aber ſo tief gefallen iſt, daß fremder und eigner Beyfall ihm gar nichts mehr werth ſind, der iſt der ſchrecklichſten Verzweiflung nahe, für den fleht vergebens ſein guter Engel um Barmherzigkeit vom liebreichen Vater im Himmel.

Beyde aber, der innere Beyfall des Herzens und die Meinung anderer Menſchen von unſerm Werthe, können die wirkſamſten Triebfedern zu Erlangung höherer Vollkommenheit werden; beyde können wohlthätig auf unſere Beſſerung wirken, uns in jeder Art Tugend befeſtigen, zu jeder, auch noch ſo mühſamen Pflicht-Erfüllung ermuntern; nur müſſen beyde zu gleichen Schritten gehen, keine dieſer Rückſichten der andern aufgeopfert werden. Wer ſich ſclaviſch abhängig von dem Urtheile des Volks macht, wird bald alle Eigenheit des Charakters verlieren. „Stellet euch „nicht dieſer Welt gleich!“ ruft uns die göttliche Stimme zu, das heißt: folget nicht ohne Auswahl jedem guten und böſen Beyſpiele! Wer, wenig bekümmert um den Beyfall ſeines Gewiſſens, in allem die herrſchenden Sitten nachahmt, wird, um ſich dem laſterhaften Haufen gefällig zu machen, auch die herrſchenden Sünden annehmen; er wird ein Schmeichler verderbter Großen, ein unſicherer Freund ſeyn, und nie die ſüße Wonne ſchmecken, welche das innere Bewußtſeyn gewährt, ohne Menſchenfurcht, grade und redlich, nach Pflicht und Gewiſſen gehandelt zu haben, — — eine Wonne, ach! die allein ruhig machen und wahren Seelenfrieden geben kann.

Eben ſo gefährlich aber iſt es auch, ohne alle Rückſicht auf fremden Beyfall keinen andern Richter, als ſein eignes Ich, anzuerkennen. Das führt zu der gefährlichſten Sicherheit, zum Eigendünkel, zum Selbſtbetruge. Da ſehen wir dann uns ſelbſt nur in dem Lichte, das die Leidenſchaften auf unſere Handlungen werfen, und meſſen das Verdienſt Anderer nach dem Maaßſtabe der Aehnlichkeit ab, die ſie mit uns haben. Wir ſchaffen uns Grundſätze, die unſern Begierden ſchmeicheln, finden eine Entſchuldigung für jede, auch von jedermann getadelte Handlung, wenn nur unſer eingeſchläfertes Gewiſſen ruhig dabey bleibt. Wir verachten alle Regeln des Anſtandes und der Uebereinkunft, die doch dem Menſchen, welcher in der bürgerlichen Geſellſchaft lebt, unverletzliche Pflichten auflegen. Wir opfern unſerm Eigendünkel und unſerer Sinnlichkeit Ehrgefühl, Schaam, Dankbarkeit auf, und zerreißen alle Bande des Bluts und der Freundſchaft. Der treue Rathgeber ſcheint uns ein beſchwerlicher Schwätzer; der ſtrenge Warner ein rauher, ungefälliger Mann. Wir fliehen ihn, verſchließen ihm unſer Herz, und eilen in die Arme des Niederträchtigen, der unſern Leidenſchaften ſchmeichelt. Jede Tugend ſcheint uns entbehrlich, wenn ſie Aufopferung koſtet, als wenn es eine Tugend ohne Aufopferung gäbe! Statt den Kampf gegen die Sinnlichkeit zu kämpfen, wo Ruhe und Seligkeit mit Herzenswunden erkauft werden müſſen, finden wir es bequemer, mit unſerm Gewiſſen in Unterhandlungen zu treten; und der Vergleich iſt bald geſchloſſen, wenn Kläger, Beklagter und Richter nur Eine Perſon ſind.

O! wie manche gute Seele iſt durch zu große Sicherheit gefallen! — — Zu ſpäte Reue, allgemeine Verachtung, Elend und Jammer ſind dann — —]

„Ho ho! was Teufel iſt nun wieder los?“ rief der Förſter, und ſprang vom Stuhle auf, als ihn der Hausknecht, der ungeſtüm in die Thür trat, aus ſeinem Mittagsſchlafe weckte. „Ich wollte nur „ſagen,“ antwortete der Hausknecht, „daß die „Pferde nun gleich kommen werden. Die Mamſell „und der Officier, die im Zimmer hier nebenan logiren, wollen auch fort, ſobald er nur wieder zurückkömmt.“ — — „Was für eine Mamſell?“ ſprach der Paſtor. — — Wir wollen in des Hausknechts Namen antworten.

In der Nacht vom Sonnabende zum Sonntage, kam in Peina im Poſthauſe eine kleine Caleſche an, in welcher ein öſterreichiſcher Officier mit einem ſchönen jungen Frauenzimmer ſaß. Auf die Frage: ob ſie gleich weiter wollten, antworteten ſie: nein! ſie müßten vielmehr hier die Ankunft eines Fremden erwarten. Das Frauenzimmer legte ſich zu Bette; der Officier wünſchte ihr, mehr ehrerbietig als vertraulich, eine gute Nacht, und ließ ſich eine andere Kammer anweiſen. Am folgenden Tage (das heißt, an eben dem, an welchem unſere Freunde das Mittagsmahl in Peina hielten) lief der Officier ſelbſt und ſchickte auch einigemal vor das Thor hinaus, das nach Hannover führt. Daſelbſt liegt ein Wirthshaus, welches, wenn ich nicht irre, die Eulenburg heißt; dort ließ er ſich nach einem Fremden erkundigen, und bitten, daß man es ihm ſogleich melden mögte, wenn er angekommen ſeyn würde. Uebrigens hielt ſich das Pärchen ſehr ſtill in dem Zimmer des Poſthauſes, und ſchien dem Anblicke ſo vieler Fremden, welche an dieſem Tage da einkehrten, auszuweichen. Endlich, als der Paſtor Schottenius eben mit ſeiner Predigt beſchäftigt war, kam ein Knabe aus der Eulenburg gelaufen, und brachte dem Officier ein Briefchen. „O, Gott Lob!“ rief der Officier, und umarmte das Frauenzimmer; „er iſt da! er iſt da! Nun „geht alles nach Wunſche. Ich will hin; laß „Dir die Zeit nicht lange währen, meine Meta! „Wir werden uns ſo mancherley zu erzählen haben. Sobald ich mich aber losreißen kann, eile „ich zurück, bringe ihn mit, oder hole Dich „ab. Adieu, mein Engel!“ — Und damit griff er nach Hut, Stock und Degen, und fort, die Treppe hinunter, zum Hauſe hinaus, nach der Eulenburg. — Das war's, was der Hausknecht erzählte.

„Es iſt angeſpannt,“ ſagte ein anderer Aufwärter, der in das Zimmer trat. Der Paſtor raffte ſeine Papiere zuſammen, und der Förſter fragte nach der Zeche. „Der Herr Amtmann,“ ſprach er, „hat mir aufgetragen, für ihn und „ſeinen Sohn mit zu bezahlen.“ — „Ich weiß „es,“ erwiederte der Aufwärter, „und auch für „Ihren Herrn Vetter.“ — „Was für ein Vetter?“ — „Der Muſikus.“ — „Hole der Teufel den Kerl! Ich kenne den verfluchten Dudelſack gar nicht.“ — „Ey! er reiſet ja mit dem „Herrn Amtmann.“ — Doch, kurz: von dieſer unbedeutenden Sache! Der Förſter, der nicht geizig war, und viel Ehrgefühl beſaß, zahlte; —

freylich nicht ohne Schimpfen und Fluchen; und nun wollten ſie fort; allein als ſie aus ihrem Zimmer traten, öffnete zufällig das Frauenzimmer eben auch die Thür des ihrigen. — „Was, zum „Teufel,“ ſchrie der Förſter, „Grete! Du biſt „es? Da ſoll ja das Wetter hineinſchlagen! Wo „kömmſt Du her?“ — Und damit drang er in ihre Stube, ſchlug die Thür hinter ſich zu, und ließ den Paſtor verwundert draußen ſtehen.

Sehr laut und ſtürmiſch ging es nun in dem Zimmer her; nur einzelne Worte konnte Ehren Schottenius anfangs verſtehen; dann ſagte der Förſter: „Nur keine Speranzien gemacht! das „ſag' ich Dir; das hilft hier alles nichts; und „mit den Ohnmachten wollen wir auch ſchon fertig werden. Kurz und gut! Du mußt gleich „fort mit mir. Nach Goslar will ich Dich zurückführen; da magſt Du Deine Sache ins „Reine bringen, und habe ich Unrecht, ſo iſt die „Juſtiz da. Wollen doch ſehen, ob ein unmündiges Mädchen mit einem Kerl davonlaufen darf. — „Und ich rathe Dir, nur hier im Hauſe kein „Aufſehen zu machen; Du haſt nichts als den „Schimpf davon; denn mit mußt Du, dafür „hilft nichts.“ — Herr Dornbuſch ſtürzte dann zum Zimmer hinaus, bat den Paſtor, den Brief zu ſchreiben, den wir geleſen haben. Es wurde ein Bote fortgeſchickt, alles in größter Eil. — Jungfer Grete ſehnte ſich vergebens nach der Zurückkunft ihres Retters; er kam nicht, und ſie mußte ſich, gebadet in Thränen, die einen Stein hätten erweichen mögen, von ihrem grauſamen Oheime in den Wagen heben laſſen. — Fort nach Goslar ging die Reiſe.

Siebentes Capitel.

Der Herr Amtmann geht, den berühmten Luftſchiffer auffliegen zu ſehen, und trifft bey ſeiner Zurückkunft den jungen Herrn in einem kläglichen Zuſtande an.

Ein größeres Gewühl von Menſchenkindern, verſicherte der Herr Amtmann auf ſeine Ehre und Reputation, habe er in ſeinem Leben noch nirgends geſehen, als das hier, durch welches er ſich mit ſeinen Freunden hindurchdrängen mußte, um vor das Thor auf den Platz zu kommen, der einer Schanze gegenüber lag, aus welcher Herr Blanchard in die Höhe ſtieg. Wir ſind, bey manchen andern Kenntniſſen, die wir beſitzen, und die, ohne uns zu rühmen, ein artiges ensemble ausmachen, beym erſten Unterrichte in der Fortification, wie im Hebräiſchen, ſehr vernachläſſigt worden — lieber Gott! man kann ja auch nicht alles wiſſen —, meinen aber, wollen es jedoch nicht gewiß behaupten, daß dieſer Platz zu demjenigen Theile der Feſtungswerke gehörte, den man die Contre-Eſcarpe nennt. Genug, es war ein großer grüner Platz am Stadtgraben. — Doch, ſo weit ſind wir noch nicht. Beym Gedränge im Thore verlor die Frau Licentiatinn Bocksleder ihre Haube; ein Pfund Pferdehaare, in einen Wulſt gebunden, womit der Boden der Mütze, faute de mieux, ausgefüllt war, fiel auf die Erde; der Herr Amtmann, welcher die Dame führte, wollte das Bündel aufheben; ein Schuhknecht trat ihm auf die Hand. Dem kleinen David Bocksleder, einem Kinde von zehn Jahren, das eben erſt die Blattern überſtanden und noch viel rothe Flecke im Geſicht hatte, riß ein Chorſchüler aus Muthwillen den falſchen Haarzopf aus. Ein luſtiger Student aus Helmſtädt, der den alten Licentiaten einmal in Schöppenſtädt geſehen hatte, und dem dieſer würdige Mann nicht ſehr gefiel, ſteckte ihm einen Stock zwiſchen die Beine, worüber er ſtürzte. Allein durch alle dieſe kleinen Ungemächlichkeiten des Lebens arbeitete ſich dennoch die Geſellſchaft hindurch, und kam glücklich auf den Platz in der — nun ja! in der Contre-Eſcarpe an. Die Sonne brannte heiß auf die Schädel; die wollenen Perücken ſitzen wärmer,

mer, als die von Haaren, (das kann man uns auf unſer Wort glauben, obgleich wir keine tragen,): alſo litt der alte Herr Bocksleder ſehr viel von der Hitze. „Es iſt teufelmäßig heiß,“ ſprach er; „wenn wir „hier lange ſtehen müſſen, ſo ſchmelze ich wie Butter zuſammen, oder krepire vor Durſt.“ „Es dauert „wenigſtens noch eine Stunde,“ ſagte ein dicker Mann, der mit aufgeknöpfter Weſte und einem glänzenden, braunen Geſichte, als wäre es lackirt geweſen, neben ihm ſtand. „Es dauert wenigſtens „noch eine Stunde, ehe der Hof von der Tafel auf„ſteht und herkömmt. Dann erſt wird mit der „Füllung der Anfang gemacht.“ „Wenn nur ein „Wirthshaus in der Nähe wäre!“ ſeufzte der Licentiat. „Deren gibt es hier genug,“ antwortete der dicke Mann. Wirklich waren rings umher einzelne Garten- und andere Häuſer gelegen, in welchen echter teutſcher Pontac, lübeckſcher Franzwein und dergleichen verzapft wurde, und unſere Geſellſchaft trat in eins von dieſen.

Für einen Phyſiognomiker, für einen Menſchenbeobachter und für einen Maler wäre es ein herrliches Feſt geweſen, die Geſellſchaft zu ſehen, welche hier, theils in den kleinen Zimmern, theils im Vorplatze, im Hofe und im Garten, in einzelne Gruppen vertheilt, ihr Weſen trieb, indeß der grüne Platz, an welchen das Haus ſtieß, und von dem wir geredet haben, einem bunten Gemälde von der Speiſung der fünftauſend Mann glich, wie man es hie und da in Dorfkirchen antrifft. Unſere Gäſte aber waren weder Geſichterleſer, noch Seelenſpäher, noch Künſtler; alſo blieb ihr ganzes Augenmerk auf ein Winkelchen gerichtet, wo ſie in Ruhe ihren Durſt löſchen könnten; und das wies man ihnen in einer Hinterſtube unter dem Dache an; denn alle andere Zimmer waren gepfropft voll. Indeſſen fehlte es auch hier nicht an Geſellſchaft: zwey Tiſche fanden ſie umringt von Perſonen beyderley Geſchlechts; an einem dritten war noch Raum für ſie; der Student aus Helmſtädt, deſſen wir vorhin erwähnt haben, ein junger Gelehrter, der mit demſelben noch auf der Univerſität geweſen war, jetzt aber in Gandersheim privatiſirte, und ein Landchyrurgus aus *** in Sachſen, hatten die eine Seite eingenommen; unſere Leute ſetzten ſich ihnen gegenüber.

Wir fühlen einen unwiderſtehlichen Trieb, ein Bruchſtück aus dem Geſpräche dieſer intereſſanten Geſellſchaft hier abdrucken zu laſſen, und da wir uns nun einmal in Beſitz geſetzt haben, ſolchen Trieben,

ben, unter angehoffter hoher Approbation, zu folgen: ſo wollen wir mit dieſem Dialoge andienen, erlauben übrigens den Rezenſenten, ſobald wir von unſerm Herrn Verleger das Honorarium werden eingeſtrichen haben, über die Weitſchweifigkeit unſerer Erzählung „Ach und Weh!“ zu ſchreyen.

Der junge Gelehrte. Nun, wahrlich! Es bedarf doch herzlich wenig, um der Menſchen Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen. Da ſind mehr als zehntauſend Thoren aus allen Ecken zuſammengelaufen, um einen andern Narren einen Bocksſprung in die Luft machen zu ſehen.

Der Student. Aber Herr Bruder! Du haſt Dich doch auch eingeſtellt.

Gelehrter. Meinſt Du, ich würde deswegen auch nur Eine Meile reiſen? Originale aller Art zu beobachten, darum bin ich hergekommen. Blanchard habe ich in Frankfurt und in Hamburg aufſteigen geſehen. Vermuthlich wird er ſich hier wieder ein Document von fürſtlichen und adlichen Perſonen ausfertigen laſſen, daß er ſo viel tauſend Toiſen hoch über der Erde geſchwebt hat, — von Menſchen, die, indem ſie dies ſchreiben, nicht einmal wiſſen, was eine Toiſe iſt. Wie ſich der Kerl nur einbilden kann, daß er mit einem ſolchen Zeugniſſe bey Gelehrten und Männern von Kenntniſſen ſich Credit verſchaffen werde!

(Die geneigten Leſer werden es nicht ungütig aufnehmen, daß der junge Herr auf die Autorität von Fürſten und Edelleuten in wiſſenſchaftlichen Dingen nicht viel hält. Theils hat er wohl nicht ganz Unrecht; theils iſt es jetzt unter den jungen Gelehrten ſo eingeführt, daß ſie alles tadeln, was die höhern Stände ſagen und thun, außer wenn ſie ihre Schriften loben. Doch geht dieſer Widerwille nicht ſo weit, daß beſagte Gelehrte nicht, wo ſichs thun läßt, von Fürſten und Edelleuten Schutz und Wohlthaten fürlieb nehmen ſollten.)

Gelehrter. Der Augenſchein kann jeden verſtändigen Menſchen überzeugen, daß ſeine Angaben um mehr als zwey Drittel übertrieben ſind. Noch nie hat er ſich bis zu der Höhe irgend eines beträchtlichen Berges erhoben. Betrachte man nur die römiſchen Zahlen auf dem Zifferblatte eines mäßig hohen Thurms! Sie ſind mehrentheils über ſechs Fuß lang, und ſcheinen, wenn man unten ſteht, keine Spanne zu meſſen. Wie faſt unſichtbar klein müßte nun nicht ein Ball erſcheinen, deſſen Durchſchnitt ungefähr nur ſechsmal größer iſt, als die Länge jener Zahlen, wenn er wirklich zu einer ſo erſtaunlichen Höhe emporſtiege! — und nun vollends der kleine, geputzte Franzoſe mit ſeinem blauen Wämmschen und ſeinem Federbuſche! Wie würde der dem Auge verſchwinden!

Student. Kann ſeyn! kann ſeyn! Wir wollen ſehn. Nun, Herr Licentiat! Sie gehen doch dieſen Abend in die Comödie?

Licentiat. Ich denke wohl —

Landchirurgus. Ach! was iſt an ſo einer Comödie? Hören Sie! ich habe in Stuttgard die großen Opern geſehen. Da kamen Pferde und Wagen auf das Theater. — Das war noch der Mühe werth!

Gelehrter. O ja! ſo eine italiäniſche Oper iſt, wenn man die geſunde Menſchenvernunft nur zu Hauſe läßt, gar unterhaltend zu ſehen. Wenn da die Capaunen auf Triumphwägen von Pappe ſitzen, in Reifröcken und ſeidenen Strümpfen aus der Schlacht kommen, mit ihren Stimmen, durch die Naſe, im ſchneidendſten Diſcant Reden voll Helden-

denmuth an die verkleideten Mousquetiers abſingen, welche das römiſche oder griechiſche Heer vorſtellen; wenn die Opferprieſter in Stiefeletten und Kleblocken Proceſſionen anſtellen, wobey ſie Tritt halten, wie auf der Parade, Mützen von Silberpapier auf den Köpfen und mit Goldſchaum beſchmierte hölzerne Opfergefäße in den Händen tragen; wenn Schlachten geliefert werden, in welchen Jeder nur auf ſein eignes Schild hauet, und Mauern niedergeriſſen, die von Papier gemacht ſind; wenn der Drachenwagen, in dem Medea fährt, mit ſchwarzen Stricken am Himmel feſtgebunden iſt, und Apollo, wenn er auf dem bretternen Parnaſſe ſitzt, mit ſeiner Flachsperücke den Staub von den gemalten Wolken abfegt. — Ja! es iſt wahr: das iſt groß, herrlich, rührend! Pfui! ſchämen ſollten wir uns, daß wir ein ernſthaftes Volk an den Anblick ſolcher kindiſchen Vorſtellungen gewöhnen!

Amtmann. Ey, ey! man kann doch aber nicht auf dem Theater alles ſo —

Gelehrter. Was man nicht mit einiger Täuſchung darſtellen kann, das muß man lieber gar nicht, als auf ſo alberne Weiſe, darſtellen. In einem Fingerhute kann man nicht baden, und auf unſern armſeligen kleinen Theatern kann man keine Schlachten liefern. Sie haben vermuthlich meine neue Abhandlung über die ernſthafte Oper geleſen?

Amtmann. Um Vergebung! darf ich fragen, mit wem ich die Ehre habe —

Gelehrter. Ich bin der Dichter Klingelzieher; nun werden Sie ſchon wiſſen, wo Sie zu Hauſe ſind. Nicht wahr? das dachten Sie nicht, daß der Mann jetzt an Ihrer Seite ſäße, der Ihnen vielleicht zuweilen mit ſeinen Liedern eine genußvolle Stunde gemacht hat? Es weiß auch noch niemand in Braunſchweig, daß ich hier bin; ich bin eigentlich gekommen, um einmal mit den hieſigen Gelehrten eine Zuſammenkunft zu halten.

Amtmann. — Ich bin in der That ſehr erfreut, die Ehre zu haben, — obgleich ich geſtehen muß, daß ich bis jetzt noch nichts von dem, was aus Dero Feder gefloſſen —

Gelehrter. (verächtlich) Der Herr Amtmann leſen wol nicht viel?

Amtmann. O! zu dienen, ja. Freylich im Fache der Belletters, da iſt es nun ſo etwas. — Köhlers

lers Gedichte habe ich indeſſen noch kürzlich wieder geleſen, und neulich fiel mir auch ein kleiner Tractat in die Hände, betitelt: „die Leiden des jungen „Herrn Werther.“

Licentiat. Bruder Amtmann! die Scharteke kenne ich; das iſt nichts für uns. Aber apropos! Ich muß Dir doch meines älteſten Sohns dissertationem inauguralem de feudis oblatis ſchicken. Sie iſt ſehr gründlich abgefaßt. Er hat darin hauptſächlich —

Student. — o weh!

Landchirurgus. Es iſt in der That erſtaunlich, was für eine Menge von neuen Entdeckungen jetzt in allen Theilen der Wiſſenſchaften gemacht werden, beſonders aber in der Naturgeſchichte, Chemie, Wundarzneykunſt, und überhaupt im mediciniſchen Fache. So hat man zum Beyſpiel jetzt gefunden, daß zwar die gewöhnliche China-Rinde in periodiſchen Geſichtsſchmerzen, Durchfällen, Fiebern, Brand, Lungenſucht und ſo ferner, herrliche Dienſte leiſtet, daß aber die rothe Rinde der röhrigten weit vorzuziehen iſt, und noch überdies ſicherer und ohne Leibſchmerzen wirkt. Die Hirnwuth hielt man für un-

unheilbar; ich ſelbſt habe an einem gewiſſen unglücklichen Profeſſor Hoffmann in Wien vergebens alle Mittel angewendet; es ſchlug nichts bey ihm an. Nur kürzlich erſt hat man —

So weit war der Landchirurgus in ſeiner mediciniſchen Abhandlung gekommen, als plötzlich von allen Seiten her ein Geſchrey erſcholl: „Se heft en wedder! — Sie haben ihn wieder! Sie haben ihn wieder!“ Die ganze Geſellſchaft ſtürzte nun aus dem Hinterzimmer hinaus. — „Wen haben ſie wieder?“ fragte Jeder, „wen?“ — „J! den Muſche Blanchard; Se heft en wedder!“

O! daß ich berufen bin, in dieſem Büchlein, das nur guten Humor erwecken und die Gemüther der Leſer erheitern ſollte, hier das Bild getäuſchter Hoffnungen aufzuſtellen! Aber das Schickſal, das ſich gegen die Helden meiner Geſchichte verſchworen zu haben ſcheint — (Im Vorbeygehen zu ſagen: dies Werk hat das ganz Eigne, daß nicht etwa nur eine einzelne Perſon der Gegenſtand iſt, auf den ſich das Intereſſe zuſammendrängt, ſondern daß die Schickſale der ganzen Geſellſchaft aus Bieſterberg, wie wir ſie im erſten Capitel auftreten ließen, das Thema ſind, welches wir in demſelben durchführen; —

ein Plan, deſſen, wie wir hoffen, auch diejenigen Kunſtrichter, welchen wir die Rezenſion nicht ſelbſt einſchicken, mit gebührendem Lobe gedenken werden) — das Schickſal will es alſo, und ich muß meinen Beruf erfüllen.]

So manche Meile war der Amtmann mit ſeinen Gefährten gereiſet, um den berühmten Blanchard aufſteigen zu ſehen; ſo manche Widerwärtigkeit hatte er von dem Augenblick an, da er auf dem Amtshofe einſtieg, bis zu dem Momente, wo er nun die Nachricht erwartete, daß der Luftball gefüllt wäre, überwunden; ſeinen hoffnungsvollen Erben glaubte er der beſten Aufſicht übergeben zu haben, glaubte, er ſtünde jetzt mit offenem Munde unter dem Haufen der Gaffenden; und ach! er ſaß in dieſem Augenblick — eingekerkert — und wo: das ahnete ſein treues Vaterherz nicht. Noch ruhiger war er über ſein eignes Schickſal. Voll Erwartung ſtürzte er zum Hauſe hinaus, und hoffte nun den Luftwagen über ſeinem Scheitel daherfahren zu ſehen, und — Herr Blanchard war ſchon vor einer Stunde aufgeſtiegen; ſie hatten ihn wieder; er hatte ſich fern von der Stadt niedergelaſſen. Die Nachricht, die unſern Freunden der dicke lackirte Mann gegeben hatte, war falſch geweſen. Schon

als ſie in das Hinterzimmer traten, war der Franzoſe mit ſeiner Füllung fertig geweſen, und fuhr ab. — Unbegreiflich, daß der Herr Amtmann den Lärm des Volks und die Kanonenſchüſſe nicht gehört hatte! Aber da machte er bey ſeinem Eintritte der Geſellſchaft ſo viele Kratzfüße; darüber war der Moment vergangen. Nachher herrſchte eine große Stille; denn jedermann verfolgte den Ball mit ſeinen Augen. Viele liefen der Gegend zu, wo ſie glaubten, daß er ſich niederlaſſen würde, bis endlich, als die Nachricht erſcholl, daß er nun wirklich gelandet ſey, ein neuer Lärm und der Ausruf: „Se „heft en wedder!“ unſern Beamten aus ſeiner Ruhe weckte; — aber da war's zu ſpät.

Vergebens würde ich es verſuchen, die verſchiedenen Ausbrüche des Mißmuths und der Verzweifelung zu ſchildern, denen einige Perſonen, welche in dem unglücklichen Hinterzimmer das ſchönſte aller Schauſpiele verſäumt hatten, ſich überließen. Andere zogen ſich den Unfall weniger zu Herzen. Der Dichter Klingelzieher lachte aus vollem Halſe; — er hatte nun Stoff zu einem neuen Epigramm. Die Licentiatinn ſchimpfte auf ihren Mann los (die einzige Art, wie ſie ſich über jeden Unfall des Lebens zu tröſten pflegte!) „Nun, es hat nicht ſeyn ſollen,“

ſprach der Herr Amtmann mit trauriger Miene; „mir iſt es nur lieb, daß mein Valentin und die „andern Beyden, die doch auch indeß von Peina „werden angekommen ſeyn, dieſe Merkwürdigkeit in „Augenſchein genommen haben, um davon zu Hauſe „erzählen zu können.“

Da ſich indeſſen keine Hoffnung faſſen ließ, die treuen Gefährten aus Bieſterberg in dem Gewühle von Menſchen hier zu finden; ſo dachte der alte Herr Waumann jetzt nur an ſeinen Rückzug, um, verabredetermaßen, im goldnen Engel ſie wieder anzutreffen. Um neuen Widerwärtigkeiten in dem Gedränge bey dem Eintritte in die Stadt auszuweichen, beſchloß unſere Geſellſchaft, durch die Contre-Eſcarpe nach einem andern Thore hin zu gehen, wo ſie vermuthlich weniger Volk finden würden. Allein zum Unglück waren die mehrſten Zuſchauer auf denſelben Einfall gerathen, ſo daß hier der Zuſammenfluß noch größer war, als vorhin beym Herausgehen. Sich wieder zurück durch alle dieſe Erdenſöhne hindurch zu arbeiten, das ließ ſich nicht wohl thun; nun mußte man aber, um das nächſte Thor zu erreichen, ſich über eine Art von Teich oder Graben ſetzen laſſen; einige tauſend Menſchen ſtanden am Ufer und harrten auf den Fährmann; es war aber unglücklicherweiſe

weiſe nur ein einziger Nachen zum Ueberfahren da; alſo ging es langſam.

Wie hieß doch der Fluß, von welchem die verdammten Heiden fabulirren, daß ein gewiſſer Charon die Seelen der Verſtorbenen da hinüber in die eliſäiſchen Geſilde transportiren müßte? Ohrſeigen habe ich von meinem Informator bekommen, deſſen erinnere ich mich noch, als ich bey dieſer Stelle im Ovidius nicht Achtung gab; aber wie der Fluß heißt, deſſen beſinne ich mich nicht mehr. Genug! gerade wie dieſe Waſſerreiſe in jene Welt abgebildet zu werden pflegt, ſo ſahe es hier aus. So oft der Charon eine Anzahl Pilger hinüber geſchafft hatte, und nun wieder dieſſeits landete, war das Herzudrängen der Ungeduldigen ſo groß, daß wirklich Paſſagiers, die nicht, wie Charons Gäſte, nur Seelen, ſondern zum Theil dicke, mit braunſchweigſcher Mumme wohl ausgemäſtete Körper waren, Gefahr liefen. Schon war der Licentiat Bocksleder nebſt ſeiner ſanften Gemahlinn und dem lieben Kleinen im Nachen: da wollte der Amtmann ſich nicht von ſeinem Freunde trennen; er drängte ſich durch den Haufen, wagte einen Sprung, und — hier fällt mir aus Wehmuth die Feder aus der Hand. — Wenden wir unſere Blicke nach einer andern Seite!

Herr Carino war kaum mit ſeiner Beute zum Hauſe hinaus, als der wackere Jüngling, den er an dem bewußten Orte eingeſperrt hatte, nicht ahnend, welch ein Unfall ihm begegnet war, die Thür des Cabinets ergriff, ſie öffnen wollte, aber verriegelt fand. Vergebens wendete er alle Kraft ſeiner ſtämmigen Arme an, Holz und Eiſen zu ſprengen; die Thür wich nicht. Vergebens rief er, ſchrie er, brüllte er endlich; niemand hörte ſeine Stimme. Wie Hercules, als er das Hemd der — nun! wie hieß denn das Nickel? — ha! Dejanira, ja! das Hemd der Dejanira auf ſeinem Leichname kleben hatte, ſo geberdete ſich Musjö Valentin, ſo durchſchnitt er mit ſeiner heulenden Stimme die mephitiſche Luft, von welcher der Leidende jetzt umgeben war, — alles umſonſt! Als endlich die Kräfte zu ſinken anfingen, und die Muskeln, welche ſeine Lunge ausdehnten, (oder liegen da keine Muskeln? Ich weiß es nicht ſo eigentlich,) herabgeſpannt waren, da ging ſein Gebrülle in Winſeln, Klagen und Seufzen über, und ſeinen Augen entquollen ſalzige Thränen. Ich bitte meine hochgeehrteſten Leſer, dieſer Schilderung einige Aufmerkſamkeit zu widmen. Sie werden dann finden, daß ich, ohne mich zu rühmen, nicht ganz ungeübt in poetiſchen Malereyen bin, daß ich das Creſcendo und Diminuendo gut anzubringen weiß, und daß mein Ausdruck wenigſtens eben ſo edel und kraftvoll iſt, als der unſerer mehrſten Romanen- und Comödienſchreiber.

Der Schmerz kann nur auf einen gewiſſen Grad ſteigen, wie wir Philoſophen das wiſſen, und dann bricht die Welle, und es erfolgt wenigſtens auf einige Zeit ein Stillſtand. Nachdem der junge Herr Waumann lange genug getobt und gejammert hatte, fand er in der Vorrathskammer ſeiner Vernunft den Troſt, daß doch ſein Ungemach nicht ewig dauren könne. Er ſetzte ſich alſo ſo bequem, wie ſich's thun ließ, nieder; ſeine Augenlieder, vom Weinen müde, ſanken, — er ſchlief ein. Was konnte er auch beſſeres thun? Zwar lagen ihm zur Seite wohl ein paar Blätter von der frankfurtiſchen gelehrten Zeitung, die ein Reiſender da, nebſt einem Maculaturbogen von dem Romane „Nettchen Roſenfarb“ hatte liegen laſſen; aber Herr Valentin las nicht gern, und wer kann denn auch in einem ſolchen Zuſtande mit Aufmerkſamkeit leſen? Laſſen wir ihn nun noch ein Weilchen ſchlafen! Es iſt hohe Zeit, daß wir uns nach ſeinem theuren Herrn Vater umſehen. — Der Himmel weiß, wir haben jetzt alle Hände voll zu thun; man kann nicht aller Orten zugleich gegenwärtig ſeyn; indeſſen iſt es doch leichter zu verantantworten, einen Menſchen auf dem Abtritte eingeſperrt, als jemand, der nicht ſchwimmen kann, im Waſſer liegen zu laſſen. Und ſchwimmen konnte der Herr Amtmann nicht; er wurde aber ſogleich herausgezogen, und als er am jenſeitigen Ufer gehörig abgetröpfelt war, brachte der Aerger über dieſen Vorfall, und über das laute Lachen der zahlloſen Zuſchauer, ſeine durch die Kälte des Waſſers erſtarrten Glieder und betäubten Lebensgeiſter wieder ſo lebhaft in den Gang, daß wir weiter keine ſchädliche Folgen für ſeine Geſundheit zu befürchten brauchen. Er eilte nun nach dem Gaſthofe zurück, um ſeinen blauen, mit Gold beſetzten Rock auszuziehen und trocknen zu laſſen.

Welcher neue Kummer ihn aber hier erwartete, das wiſſen wir. Indeſſen fand er ſeinen geliebten Sohn ſchon aus der Gefangenſchaft erlöſet. Er war kurz zuvor erwacht, hatte ſeine Klagetöne auf's neue angeſtimmt, und dazu ein ſo vollſtimmiges Accompagnement mit den Fäuſten an der Thür gemacht, daß endlich von den Hausgenoſſen, welche indeß heimgekommen waren, Einer ihn gehört und befreyet hatte. Vater und Sohn klagten ſich gegenſeitig ihr Leid, — es war eine herzbrechende Scene. — Zum Glück war der Werth deſſen, was Herr Caring mitgenommen hatte, nicht groß; allein lag nicht in der ganzen Verkettung ihrer Unglücksfälle ſchon Urſache genug zur Traurigkeit? doch überließen Beyde ſich derſelben nicht bis zur Verzweiflung; vielmehr ſorgte der Herr Amtmann für ſeine werthe Geſundheit, zog die naſſen Kleidungsſtücke aus, legte ſich zu Bette, beſtellte ein gutes Abendeſſen, und unter andern eine erquickende Weinſuppe. Valentin ließ ſich's vor ſeines Vaters Bette wohlſchmecken, und ging dann auch ſchlafen. Wir wünſchen ihnen eine angenehme Ruhe.

Achtes Capitel.

Geſchichte des Fremden, der in der Eulenburg vor Peina abgetreten war.

„So ſehen meine Augen Dich endlich wieder, mein „theurer, geliebter Louis!" rief der Fremde in der Eulenburg dem öſterreichiſchen Officier entgegen, als dieſer zu ihm in das Zimmer trat, und in ſeine Arme eilte. — „Mein Wohlthäter! mehr als Vater! Wie viel Dank!" — ſtammelte der Officier; — „O rede nicht von Dank!" „Wie ſollt' ich nicht?" — „Komm an mein Herz!" Und ſo ging es noch ein Weilchen fort, in abgebrochenen Worten. — Ein rührender Auftritt! Der Hausknecht, welcher dem Officier die Thür öffnete, hat ihn uns beſchrieben; und wenn wir unſern Verleger hätten bewegen können, Kupferſtiche zu dieſem unſerm Romane verfertigen

tigen zu laſſen; ſo hätte die Darſtellung dieſer Zuſammenkunft eins der ſchönſten Blätter liefern müſſen. — Vielleicht läßt er ſich noch bewegen, der ſechsten oder ſiebenten Auflage einige Bilderchen beyzufügen; bis dahin mag die jetzige Generation der Leſer ſich die ganze Geſchichte mit dem Pinſel ihrer Phantaſie vormalen.

Nachdem dieſe erſten Entzückungen vorüber waren, reichte der fremde alte Herr dem Officier einen ſchriftlichen Aufſatz dar: „Hier, mein Lieber!“ ſprach er, „habe ich die Hauptbegebenheiten meines „Lebens, in welche auch die Geſchichte Deiner Jugendjahre mit einverwebt iſt, zu Papier gebracht. „Längſt wollte ich Dir dieſen Aufſatz ſchicken; nur „die jetzt erfüllte Hoffnung, Dich ſelbſt wieder zu „umarmen, hielt mich davon ab. Ich kann ihm „ja dann alles mündlich erzählen, ſprach ich zu mir „ſelber. Nun aber, da ich wieder bey Dir bin, „denke ich doch, es ſey beſſer, ich laſſe Dich das „ſchriftlich leſen, weil es einmal aufgezeichnet iſt; „vielleicht könnte ich außerdem manches vergeſſen. „Lies es in müßigen Augenblicken durch, und laß „uns jetzt die Freude des Wiederſehens recht genießen!“

Der Officier umarmte nochmals den alten Herrn, und ſteckte das Papier in die Taſche. Da aber die Leſer vielleicht ungeduldig werden könnten, bis er es wieder hervorholt: wollen wir hier eine Abſchrift dieſes Aufſatzes mittheilen.

Geſchichte des fremden Herrn in der Eulenburg.

Mein Vater war ein redlicher und geſchickter Schullehrer in Blankenburg, am Harze. Freylich war man damals in der Pädagogik noch weit zurück; man hatte noch nicht die Entdeckung gemacht, daß man der Jugend die ernſthafteſten, wichtigſten wiſſenſchaftlichen Kenntniſſe, ſelbſt von philoſophiſcher Art, durch Kartenſpiel und ſonſt auf tändelnde Weiſe beybringen könne. Man hielt bey dem Unterrichte ſehr viel auf Uebung des Gedächtniſſes, durch Auswendiglernen, beſonders in den Jahren, wo man ſo leicht auffaßt, und ſo viel Stunden übrig hat, die man nicht beſſer anwenden kann, als damit, daß man in dem Magazine für die ganze übrige Lebenszeit die rohen Materialien aufhäufe, welche die reifere Vernunft in der Folge ordnet, auswählt und zum herrlichen Genuſſe für das Alter bearbeitet. Indeſſen geſtehe ich gern, daß, wenn irgend etwas,

was man lernt, unnütz ſeyn kann, mein Vater ſeine Schüler manches unnütze Wort lernen ließ. Uebrigens fühlte er ſchwer die Laſt ſeines undankbaren Berufs. — Geringe Beſoldung, ſchwere, vielleicht oft gänzlich verlorne Arbeit, vom frühen Morgen bis in die ſpäte Nacht, und manche Demüthigung von Seiten anderer, weniger nützlicher, aber darum nicht weniger übermüthiger Stände. Er war daher feſt entſchloſſen, ſeine beyden Söhne (denn ich hatte, oder vielmehr habe noch einen jüngern Bruder) eine andere Laufbahn antreten zu laſſen. Der Eine ſollte zu Hauſe, in Blankenburg ſelbſt, die Jägerey lernen — mein Großvater war Oberförſter geweſen —; ich aber wurde der Kaufmannſchaft gewidmet, und desfalls zu einem Verwandten nach Nürnberg geſchickt.

Wir hatten kaum ein paar Jahre in dieſer neuen Lebensart zugebracht, als mein Vater ſtarb, und gar kein Vermögen hinterließ. Dies war gerade zu der Zeit des ſiebenjährigen Krieges; es wurde im Braunſchweigſchen ein Jägercorps errichrichtet, und mein Bruder nahm Dienſte in demſelben. Was mich betrifft, ſo wollte mir das ruhige Leben am Comtoir-Pulte auch gar nicht gefallen; von allen Seiten her ertönte nichts als Kriegsgeſchrey;

ſchrey; das machte mir dann Luſt, mein Heil bey den Waffen zu ſuchen. An einem ſchönen Morgen packte ich meine kleinen Habſeligkeiten zuſammen, ging fort aus Nürnberg, und ließ mich bey dem Freycorps des franzöſiſchen Oberſten Fiſcher anwerben.

Es ſchien, als wenn das Glück meinen raſchen Schritt begünſtigen wollte; gleich im erſten Feldzuge wurde ich Unterofficier, und in dem darauf folgenden, wo ich Gelegenheit hatte, bey einigen Vorfällen Muth und Gegenwart des Geiſtes zu zeigen, Officier. Hierzu kam noch, daß ich ein paarmal ſehr reiche Beute machte, jedoch unter Umſtänden, die, ich darf es mit gutem Gewiſſen behaupten, meinem Herzen nicht zur Schande gereichten; denn ich haßte das Plündern und alle die Grauſamkeiten, welche unſere Leute ſich zuweilen erlaubten. Einſt — es war im Winter, und wir hatten Ruhe von den Feinden, — war ich mit dem Major von Hoym und dem Hauptmann Faber nach einem Nonnenkloſter geritten, welches eben keine ſtrenge Clauſur hatte, am wenigſten jetzt, im Kriege, wo man es ſo genau nicht nehmen durfte, ſondern muntere Geſellſchaft ganz gern ſah, und ſich ſogar gefallen ließ, zuweilen ein Tänzchen mit Officiers zu machen. Dort lernte ich ein Fräulein von Weiſſenbaum kennen; ein liebenswürdiges, edles Geſchöpf, das der Eigennutz ihrer Familie, wider ihre Neigung, zu dem Kloſterzwange verurtheilt hatte. Bey wiederholten Beſuchen fühlten wir uns zu einander hingezogen, geſtanden uns gegenſeitige Liebe, und ohne uns, die wir Beyde kein Vermögen hatten, um die Zukunft zu bekümmern, verabredeten wir, daß ich ſie entführen ſollte. Mein Freund, der Hauptmann Faber, eine gute, dienſtfertige, luſtige Seele (er lebt jetzt als Schloßhauptmann am Hofe des Fürſten von Naſſau-Saarbrück;), leiſtete mir bey Ausführung dieſes Plans treue Dienſte. Ich nahm meine Geliebte hinter mir auf mein Roß, und brachte ſie glücklich nach Fritzlar, wo uns niemand kannte, und wo ein Geiſtlicher das Petſchaft des prieſterlichen Segens auf unſere Verbindung drückte. Acht Tage nach unſerer Hochzeit mußten wir marſchiren, und meine Frau folgte mir, bey der Bagage der Armee, nach Einbeck, wo wir den Reſt des Winters zubrachten. Mein Herz ſchlug mir, voll Verlangen, meine Vaterſtadt wieder zu ſehen, da ich ihr jetzt ſo viel näher war; aber der Dienſt litt es nicht. Das Frühjahr kam heran, und wir zogen uns zurück nach Heſſen; allein zu meinem Unglück fiel meine liebe Frau in eine ſchwere Krankheit; und da ſie ſich obenein im vierten Monat ſchwanger befand, war es durchaus unmöglich, ſie fortzubringen.

In dieſer Verlegenheit bat ich unſern kommandirenden General um die Erlaubniß, an meinen Bruder, der bey der feindlichen Armee war, ſchreiben zu dürfen. Die braunſchweigiſchen Jäger ſtanden nicht weit von uns; alſo hielt es nicht ſchwer, den Brief ſicher in meinen Bruders Hände zu liefern, der mir auch ſogleich freundſchaftlich antwortete. Ich bat ihn nämlich, und beſchwor ihn bey den Banden des Bluts, ſich meines verlaſſenen Weibes anzunehmen, bis ich Anſtalten zu ihrer Wiedervereinigung mit mir treffen könnte, und er verſprach, alles zu thun, was in ſeinen Kräften ſtünde, und ſich von einem zärtlichen Bruder erwarten ließe. Er hielt auch Wort. Sobald die dortige Gegend wieder in den Händen der alliirten Armee war, eilte er nach Einbeck, beſuchte meine kranke Gattinn, gab ſich ihr zu erkennen, bot ihr ſeine Hülfe an, und empfahl ſie, als er mit der Armee fortmußte, einem geſchickten und redlichen Arzte, wollte auch Geld für ſie dort laſſen, deſſen ſie jedoch nicht bedurfte, weil ich ſie damit verſehen hatte.

Mein gutes Weib kränkelte noch fort, bis zur Zeit ihrer Entbindung, ſo daß man es nicht wagen durfte, ſie von Einbeck wegzufuhren. Endlich brachte ſie einen Knaben zur Welt; allein das ſchwächliche Kind ſtarb gleich nach ſeiner Geburt; die Mutter hingegen wurde durch die treue Sorgfalt ihres Arztes gerettet, erhielt nach und nach ihre Kräfte, und endlich ihre völlige Geſundheit wieder. Sobald ſie im Stande war, zu reiſen, dachte ich ernſtlich darauf, ſie zu mir kommen zu laſſen. Es war im Jahre 1762; die franzöſiſche Armee hielt ſich nur mit Mühe noch in Heſſen, und weil ich ſie alſo bey mir nicht ſicher glaubte, ließ ich ſie nach Straßburg bringen, wohin auch ich, gleich nach dem bald darauf erfolgten Frieden, in ihre Arme eilte.

Allein der Frieden, welcher Troſt und Ruhe in ſo manches Herz ſenkte, war für mich eine Quelle peinlicher Sorgen. Ich wurde reducirt; das Wenige, was ich durch Beute geſammelt hatte, konnte nicht lange vorhalten; einen großen Theil davon hatte meine Frau ſchon in Einbeck zuſetzen müſſen; was für traurige Ausſichten hatte ich daher nicht für die Zukunft? Da indeſſen doch ein Entſchluß gefaßt werden mußte, folgte ich dem

Rath

Rath eines Freundes, zog nach Worms, und legte dort eine kleine Schule an, in welcher wir, mein Weib und ich, Kindern von beyden Geſchlechtern Unterricht im Schreiben, Rechnen und in weiblichen Arbeiten gaben.

Der Erwerb war kümmerlich, den uns dort unſer treuer Fleiß verſchaffte. Wer nicht die Gabe hat, durch Schleichwege und Unverſchämtheit ſich hervorzudrängen, der bedarf, um nicht zu verhungern, aller Orten, beſonders aber in Reichsſtädten, mächtiger Fürſprecher, wenn er fortkommen will, und mich kannte niemand in Worms. Die Häuſer der Reichen waren uns verſchloſſen; nur in den niedern Klaſſen fanden wir Eltern, die uns ihre Kinder anvertraueten, nicht aus Zuverſicht zu unſerer Geſchicklichkeit, ſondern weil wir nicht ſo viel Geld bezahlt nahmen, wie Andere. Unſer Umgang aber ſchränkte ſich auf ein paar Nachbarhäuſer ein, in welchen nicht weniger Armuth, wie bey uns, herrschte. Ich erinnere mich unter andern, daß uns zuweilen an Sonntagen eine Frau beſuchte, deren Mann aus Verzweiflung ſich dem Trunk ergeben hatte. Wenn nun das arme Weib zu uns kam, pflegte ſie das Wenige, was ſie noch an ſilbernen Löffeln und dergleichen übrig hatte, in die Taſche zu ſtecken, aus Furcht, daß ihr Mann es unterdeſſen verſetzen, und das Geld im Wirthshauſe verzehren mögte.

Drey Jahre hindurch hielten wir es in Worms aus; dann hatte ich das Glück, durch einen ſehr rechtſchaffenen Kaufmann, einen gewiſſen Herrn Schuler, Empfehlung an den Grafen *** in *** zu erhalten, der eines Privatſekretairs bedurfte. Mein Geſuch fand einige Schwierigkeit, weil er lieber einen unverheyratheten Mann angenommen hätte; doch erhielt ich die Stelle, und erwarb mir bald das Zutrauen meines guten Herrn.

Der Graf *** war in der That ein ſehr edler Mann. Wenn es irgend einen Menſchen auf der Welt gibt, der fähig iſt, ohne allen Egoismus, ohne Eigennutz und ohne Eitelkeit, das Gute, bloß aus reiner Liebe zum Guten ſelbſt, zu thun: ſo war er es gewiß. Man hielt ihn für hartherzig, rauh und geizig; aber wie wenig kannte man ſein Herz! Seine jetzige Gemahlinn ſelbſt (er war zum zweytenmal verheyrathet) ſuchte ihn in den Ruf zu bringen, als wenn gar nicht mit ihm auszukommen wäre, als wenn er auch die unſchuldigſten Freuden den Perſonen ſeiner Familie nicht gönnte, und über die geringſten Kleinigkeiten in Zorn geriethe und tobte. Die Wahrheit war, daß ſie durch dieſe Vorwürfe ihn zwingen wollte, zu Schritten zu ſchweigen, zu welchen kein ehrliebender Mann ſchweigen darf; daß Alle, die ihn umgaben, ſeine beyſpielloſe Milde auf die unverantwortlichſte Art mit Füßen traten; und wenn ſie ihm lange genug das Maaß des Verdruſſes voll gegeben hatten, ohne daß er murrte, ſondern ſich nur innerlich grämte, endlich aber, wenn ſie noch ein Quentlein in das Gefäß warfen, die Wagſchale ſeiner Geduld in die Höhe ſchnellte, dann ſchrie das Weib, dann hieß es; „Mein Gott! „über eine ſolche Kleinigkeit fährt der Mann auf; „man kann es ihm nie recht machen.“ Und wenn alle ſeine Hausgenoſſen ſeine Nachſicht und die uneingeſchränkte Freyheit, die er ihnen ließ, mißbrauchten, und er ſich dann betrogen, ſeine Ehre und ſeinen guten Namen auf dem Spiele ſtehen ſah; dann gab er wohl etwas ſtrengere Policeygeſetze in ſeinem Hauſe; aber dann entſtand auch allgemeines Murren über ſeine Härte; dann hieß es: „eine ſolche Behandlung reize erſt recht zu „verbotenen Handlungen.“

Eben ſo ungerecht, wie die Beſchuldigung der Härte, war die des Geizes, welche man dem Grafen machte. Er hatte aber die Grille, durchaus nicht geſtatten zu wollen, daß die Welt ſeine wohlthätigen Handlungen erführe, und ihn desfalls lobte. Ich aber, der das Glück hatte, ſein Vertrauen zu gewinnen, bin Zeuge von ſo edlen, großmüthigen Thaten geweſen, die damals gewiß keiner ahnete, die erſt nach ſeinem Tode, durch ſeine hinterlaſſenen Briefe offenbar wurden, — von ſchweren Aufopferungen, die ihm manchen herben Kampf koſteten, den er aber in der Stille kämpfte. Ich habe geſehen, mit welcher Verleugnung er es zuweilen ertrug, wenn er gerade da am bitterſten getadelt wurde, wo er am größten gehandelt hatte; wie er heimlich an der Wohlfahrt derer arbeitete, die ihn mehr als einmal bübiſch geneckt, verfolgt und mit dem ſchwärzeſten Undank belohnt hatten; wie er nagenden, unverſchuldeten Kummer und Leiden aller Art mit Geduld ertrug, und nie auf Andere wälzte, immer in ſich ſelbſt Troſt und Hülfe ſuchte. Wer ihn um Fürſprache oder Hülfe anſprach, den wies er mehrentheils und zuweilen mit Rauhigkeit zurück; mir aber und zwey andern Vertrauten trug er auf, Hülfsbedürftige aufzuſuchen; und wenn er dann, durch Geld oder unermüdete Thätigkeit, das Gute gewirkt und den Unglücklichen gerettet hatte, dann wußte er das Verdienſt der Handlung auf einen Dritten zu ſchieben, Dieſen Dank und Ehre einerndten zu laſſen. Glaubte ein Geholfener auf die Spur ſeines unbekannten Wohlthäters gekommen zu ſeyn, kam zu ihm und ſtammelte Dank: ſo fuhr ihn der Graf mit ſolchem Ungeſtüm an, daß er ſich geirrt zu haben glaubte, und das gute Wort bereuete, das er an dieſen unfreundlichen Mann verſchwendet hatte.

Eine große Eigenſchaft fehlte indeſſen dem Grafen, eine Eigenſchaft, die allen ſeinen Tugenden hätte die Krone aufſetzen können, nämlich männliche Entſchloſſenheit und Feſtigkeit gegen Andere, — ich ſage: gegen Andere; denn wie ſtrenge er gegen ſich ſelber war, habe ich vorhin erwähnt. Er, den ſein unwürdiges Weib als einen Starrkopf und Tyrannen abſchilderte, war das Spielwerk eben dieſes Weibes, ließ ſich von ihr auf alle Weiſe hintergehen und bey der Naſe führen. Machte ſie mit ihrem Anhange es ihm gar zu bunt, ſo tobte er wohl nach ſeiner Art ein wenig; allein wenn dann die Heuchlerinn die unſchuldig Gekränkte, von Gram Niedergebeugte ſpielte, glaubte er, ſich übereilt zu haben, und that und litt alles, ſein vermeintliches Unrecht wieder gut zu machen. Der verſtellten Reue widerſtand ſeine Weichherzigkeit nun vollends gar nicht; derſelbe Schelm konnte ihn zehnmal anführen, und eine einzige anſcheinend herzliche Bitte konnte ihn in den wichtigſten, überdachteſten Vorſätzen wanken machen.

Ich ſah bald mit Wehmuth und Abſcheu, welchen ſchändlichen Mißbrauch die Gräfinn von dieſer zu ſanften Gemüthsart ihres Gemahls machte. Die ganze Stadt wußte, daß ſie auf ſeinen Namen Schulden machte, und daß ſie ein Liebesverſtändniß mit einem elenden Comödianten unterhielt, — die ganze Stadt wußte das, ſah das mit Verachtung; nur der Graf ſah nichts, erfuhr nichts. Oft war ich in Verſuchung, ihm die Augen zu öffnen; auch erwartete die Gräfinn, die wohl fühlte, welche Empfindungen mir ihre Aufführung einflößte, nichts anderes von mir. Indeſſen, wenn ich bedachte, wie dieſe Entdeckung meinem armen Herrn das Herz brechen würde, ſo verſchob ich's von einer Zeit zur andern; die Fürſehung aber, die nie zugibt, daß Schandthaten unentdeckt bleiben, und die Bosheit triumphire, brachte dieſe Händel, ohne meine Mitwirkung, ans Licht. Der Graf kam einſt unerwartet zu Hauſe, ertappte ſeine Gemahlinn an der Seite ihres niederträchtigen Buhlen, und nun offenbarte ſich das ganze Gewebe ihrer Abſcheulichkeiten. — Aber ach! dieſer Schlag war zu hart für meinen guten, gefühlvollen Herrn. Der Kummer warf ihn auf das Krankenbette; er litt nicht lange, und verſchied in meinen Armen.

Für mich war der Verluſt dieſes einzigen Wohlthäters eine erſchreckliche Begebenheit. Die Gräfinn haßte mich; und wäre das auch nicht der Fall geweſen, ſo hätte ſie mir doch kein Brod geben können. Sie ſelbſt hatte die öconomiſchen Umſtände ihres Gemahls in die größte Verwirrung gebracht. Ihre Schulden überſtiegen das baare Vermögen, welches ſie erben konnte; die Güter aber waren Lehn, und fielen, da der Graf keine Kinder hinterließ, an den Landesherrn zurück. — Die äußerſte Armuth war nun ihr Erbtheil, und in dieſem Zuſtande, den ſie ſich ſelbſt bereitet hat, ſchmachtet ſie noch, von niemand bedauert, und, um ſo mehr, da ſie jetzt häßlich iſt, von jedermann verlaſſen.

Ich war alſo ohne Brod; denn bereichert hatte ich mich nicht, obgleich es mir nicht an Gelegenheit

heit gefehlt hätte, etwas zu gewinnen, wenn ich weniger gewiſſenhaft geweſen wäre. Es war im Winter, am Ende des Jahrs 1769, und meine Frau, die in ſieben Jahren keine Kinder gehabt hatte, war eben von einem geſunden kleinen Mädchen entbunden worden. — Die Ausſichten waren trübe; aber Gott half. Meines verſtorbenen Herrn Freunde, in denen das Zutrauen, welches er mir bezeigt hatte, eine gute Meinung von mir erweckte, verſchafften mir eine kleine Stelle bey der fürſtlichen Canzley. — Voll Hoffnung und Zuverſicht und mit heitrem Gemüth arbeitete ich nun in meinem neuen Berufe, wurde nicht von drückenden Nahrungsſorgen gepeinigt, genoß häusliche Freuden, und war noch glücklich genug, auch gegen Andere wohlthätig handeln zu können, wie Du jetzt hören wirſt.

Neuntes Capitel.

Fortſetzung dieſer Geſchichte. Sonderbare Entdeckung. Der Fremde und der Officier finden im Poſthauſe nicht, was ſie ſuchen.

Unter den Hülfsbedürftigen, deren ſich mein guter Graf ſo wohlthätig angenommen hatte, befand ſich auch eine intereſſante Familie, welche meiner Sorgfalt anvertrauet war, und deren Umgang mir ſo viel reine Freuden gewährte, daß ich, wenn auch der Beyſtand, den ich ihr in meines Herrn Namen leiſten mußte, mich nicht zu ihnen rief, doch manche Stunde nebſt meiner Frau bey dieſen guten Menſchen zubrachte. Er und ſie waren in Frankreich geboren, und hatten einſt glücklichere Tage erlebt, wovon ich die Geſchichte beſonders aufgezeichnet habe, und Dir mittheilen will. Durch die ſchwärzeſte Cabale und eine Reihe von Widerwärtigkeiten aus ihrem Vaterlande vertrieben, hatte Er kein Mittel unverſucht gelaſſen, was einem Manne von Ehre und Erziehung anſtändig ſeyn kann, um in Teutſchland für ſich und die Seinigen Brod zu erwerben. Hätte er dem Beyſpiele ſo Vieler unter ſeinen leichtfüßigen Landsleuten folgen, und mit erborgten Titeln und geſtolnem Gelde an irgend einem teutſchen Hofe als Chevalier oder Markis auftreten wollen: ſo würde er ſeine Familie nicht nur mit Brod, ſondern auch mit Paſteten haben ſpeiſen können; er hätte ſich dann etwa mit ein paar tauſend Gulden Beſoldung zum directeur des plaisirs Seiner Durchlaucht ernennen laſſen, und Madam, welche jung und hübſch war, hätte dieſe Plaiſirs vermehrt. Allein, wie geſagt, er war ein Mann von Ehre und Rechtſchaffenheit. Seiner Sprache war er mächtig, — ein ſeltenes Phänomen bey einem Franzoſen! — Er hatte ſie ſtudirt; folglich ſchien ihm eine Stelle als Lehrer derſelben, die gerade bey den Edelknaben in *** erledigt war, die anſtändigſte Art, ſeinen Unterhalt zu verdienen. Mein würdiger Graf ***, bey welchem er ſich desfalls meldete, prüfte ihn und ſetzte ihn an. Allein der arme Mann war ſchwächlich; — Sorgen und Kummer hatten ſo lange an ſeinem Herzen genagt, bis es endlich brach. Zwey Jahr vor des Grafen Tode verließ er dieſe Welt, in welcher er ſo wenig frohe Stunden erlebt hatte; ſeine troſtloſe Witwe, die ſelbſt kränkelte, ſah ſich nun nebſt dem kleinen vierjährigen Knaben verlaſſen, und blickte vor ſich hin in eine traurige Zukunft.

Die hohen Preiſe aller Lebensbedürfniſſe in den Städten ſtehen in gar keinem Verhältniſſe mit dem Lohne, den man für gemeine, nützliche weibliche Handarbeiten hingibt, indeß der, welcher für Luxus und Ueppigkeit wirkt, reichlich bezahlt wird. Ein ehrliches Frauenzimmer, welches ſich bloß mit Hemdernähen und Strümpfeſtricken beſchäftigen will, kann, wenn ſie dabey ihren eigenen kleinen Haushalt zu beſtreiten hat, oder ſonſt einmal ein paar Stunden im Tage, oder ein paar Tage in der Woche ausfallen, wenn es zum Beyſpiel an Arbeit fehlt, unmöglich mit dieſem Erwerbe auskommen. Putzmacherjnnen verdienen freylich ſchweres Geld; allein dieſe Lebensart ſchien der edlen Frau niedrig und zweydeutig; und ſo litt ſie denn, da ſie noch obenein ſelten ganz geſund war, Mangel. Das wohlthätig ausſpähende Auge meines lieben Grafen entdeckte bald ihre

Lage, und ich bekam Auftrag, zu Hülfe zu eilen. Dies geſchah auf eine Weiſe, die ihr Zartgefühl nicht beleidigen konnte, und ich hatte die Freude, zu ſehen, wie das gute Weib ſich nach und nach aufheiterte; mit ihrer Geſundheit wurde es jedoch immer mißlicher. Schon hatte ſie ſeit einem Monate das Bette nicht verlaſſen können, als der Verluſt unſers gemeinſchaftlichen Wohlthäters ihr den Reſt gab. Einſt ſchickte ſie zu mir, und ließ mich dringend bitten, ſie ſogleich zu beſuchen. Ich fand ſie ſehr ſchwach; alle Anzeigen des nahen Todes waren da. Ihr Sohn, — Du, mein Louis! Du ſaßeſt weinend auf ihrem Bette; eine Deiner Hände hielt ſie zitternd in den ihrigen. Als ich eintrat, beſtrebte ſie ſich, ihre trüben, halb ſchon gebrochenen Augen freundlich aufzuſchlagen; ein ſehnlicher Wunſch, eine dringende Bitte, ſchien ihr Herz zu preſſen; aber die matten Lippen verſagten ihr den Dienſt, ſich durch Worte zu erklären. Sie winkte ihrer Wärterinn, und dieſe brachte mir ein Päckchen mit Briefſchaften, begleitet von einem Aufſatze, von ihrer Hand geſchrieben, und an mich gerichtet. Sobald ſie dieſe Papiere in meiner Verwahrung ſah, ſchob ſie mir Deine Hand, mein lieber Louis, her, faltete dann die ihrigen, — es ſchien, als wenn ſie dieſelben

ſelben dankbar zum Himmel emporheben wollte. — Dann ſchloß ſie die Augen, fiel in einen Schlummer, und erwachte nicht wieder.

Nachdem ich die nöthigen Beſtellungen wegen der Beerdigung Deiner lieben Mutter gemacht hatte, nahm ich Dich an meine rechte Hand, das Päcklein mit Briefſchaften unter den andern Arm, und ſo verließ ich das Haus, und führte Dich in meine Wohnung.

„Gott hat uns noch ein Kind beſchert,“ ſprach ich zu meiner Frau, als ſie mir in der Thür entgegen kam; „Gott hat uns noch ein „Kind beſchert, und ſeinen Segen wird er uns „auch dazu beſcheren; dieſer kleine Koſtgänger ſoll „ihn uns in das Haus bringen.“ Und nun erzählte ich dem guten Weibe, was vorgegangen war. Sie bückte ſich zu Dir nieder, blickte Dir in's Geſicht, ſtreichelte Dir die Backen, gab Dir einen mütterlichen Kuß, nahm Dir Dein Hütchen ab; und von dem Augenblicke an warſt Du unſer Kind, und theilteſt unſere Liebe und Sorgfalt mit der kleinen Margaretha.

Sobald ich Deine Mutter hatte zur Erde beſtatten laſſen, (die Unkoſten davon beſtritt ich aus dem Verkaufe ihres wenigen Hausraths,) fing ich an, die Briefſchaften zu unterſuchen, welche ſie mir eingehändigt hatte. Es waren Dokumente, welche Deine gegründeten Anſprüche auf ein beträchtliches Vermögen in Frankreich bewieſen, das man Deinem Vater auf die unrechtmäßigſte Weiſe vorenthalten hatte. In dem Aufſatze von Deiner Mutter Hand, der bey den Akten lag, beſchwor ſie mich, als ihren einzigen Freund, Dich nicht zu verlaſſen, ſondern Dich an Kindes Statt anzunehmen, demnächſt aber, wenn es meine Umſtände irgend erlaubten, ſelbſt, oder durch einen ſichern Mann, Deine Rechte in Frankreich auszufechten, welches mir unter der jetzigen Regierung gewiß nicht würde fehlen können. — „Ey nun! und „wenn auch nicht“ rief ich aus; — „denn mit Proceſſen iſt es immer eine mißliche Sache —, ſo wird „die Fürſehung dem Knaben ſonſt helfen. Wenn „er geſund, redlich und fleißig iſt, muß ſich auch „ſchon in Teutſchland ein Stück Brod für ihn „finden.“

Ich fing nun an, Deinem Unterrichte alle Stunden zu widmen, die mir meine Nahrungsgeſchäfte übrig ließen. Das Schickſal begünſtigte meine Beharrlichkeit; Dein heller Kopf und Deine gute Gemüthsart unterſtützten meine Bemühungen, und, gleich als hätteſt Du neuen Segen in meine Hütte gebracht, alles ſchien ſich unter meinen und meines wackern Weibes Händen zu verdoppeln.

Allein der Allweiſe hatte mich zu einem Werkzeuge auserſehen, um Dich in eine beſſere Lage zu verſetzen, wie die war, die den Pflegeſohn eines armen Zollſchreibers erwartet hätte. Ich fing ſchon an, Deinen Proceß in Frankreich ganz zu vergeſſen; die Papiere lagen beſtäubt in einem Winkel, als neue Unglücksfälle mich unſanft aus dieſer Ruhe aufweckten, um mir die Freude zu bereiten, die ich heute ſchmecke. Meine würdige Gattinn ſtarb; Du warſt damals zehn Jahr alt, und meine Tochter hatte noch nicht den vierten Sommer erlebt. Feſt entſchloſſen, nicht wieder zu heyrathen, wenn ich auch ein Mädchen gefunden hätte, das meine Armuth mit mir hätte theilen wollen, und dabey überzeugt, daß ein Vater, bey aller Sorgfalt, dennoch nicht im Stande iſt, der erſten Erziehung eines weiblichen Geſchöpfs gehörig vorzuſtehen, war ich in der That ſehr verlegen, was ich mit meiner kleinen Margaretha anfangen ſollte.

Indeſſen hatte ich ſeit dem Frieden, welcher dem ſiebenjährigen Kriege ein Ende machte, nicht aufgehört, mit meinem Bruder in Briefwechſel zu ſtehen, obgleich unſere Umſtände uns keine perſönliche Zuſammenkunft erlauben wollten. Er war, wie ich, reducirt worden, hatte aber das Glück gehabt, eine einträgliche Förſterbedienung, und dabey eine reiche Frau, zu erhalten. Als ich ihm nun den Tod meines lieben Weibes und die Verlegenheit, darin ich in Anſehung meines Kindes war, meldete, erbot er ſich großmüthig, das kleine Mädchen zu ſich zu nehmen, da es doch ſchien, als wenn ſeine Frau ihn nicht zum Vater machen wollte. Mit dankbarer Freude nahm ich dies an, und ſchickte die Kleine, begleitet von einer treuen alten Magd, auf der Poſt zu dieſem redlichen Bruder. — Nun warſt Du, lieber Louis, meine einzige häusliche Geſellſchaft, und ich verwendete allen Fleiß auf Deine Bildung, als der Tod des alten Fürſten auf einmal mich um meine kleine Bedienung brachte. Das Syſtem des Erbprinzen war, wie es faſt immer der Fall iſt, das Gegentheil von dem zu thun, was ſein Herr Vater gethan hatte. Es wurde alſo auch mit dem Zollweſen eine Umkehrung vorgenommen: manche Beſoldungen wurden eingezogen, und unter dieſen war auch die meinige.

Mitten aus dieſer trüben Ausſicht, die mich beynahe zur Verzweiflung gebracht hätte, ließ die weiſe Fürſehung einen neuen Stral von Hoffnung für mich hervorleuchten. Ich hatte während des Krieges in ***, wo ich einige Wochen in Quartier lag, einen Mann kennen gelernt, der ſich meine ganze Liebe und Hochachtung erworben hatte. Damals war er Schiffskapitain, und hatte ſchon mehrmals die Reiſe nach Oſtindien gemacht. Dieſe Lebensart pflegt ſonſt zuweilen dem Charakter Rauhigkeit zu geben; und nicht ſelten ſind ſolche Männer Praler und verſchrobene Köpfe. Eine merkwürdige Ausnahme davon machte der, von dem ich rede. Er war ein grader, unbeſtechbar redlicher Mann, ein gefühlvoller, dienſtfertiger, großmüthiger Menſchenfreund, und dennoch, wo auf ehrliche Weiſe etwas zu erwerben war, ein achtſamer, ſpeculativer Kaufmann; dabey ein heller und gebildeter Kopf, und im Umgange unterhaltend, gefällig und duldend. Der langen Seereiſen müde, hatte er in ſeiner Vaterſtadt einen Handel im Großen angefangen, und war zugleich kaiſerlicher Conſul.

Gerade zu der Zeit, als ich meine Bedienung verlor, reiſete er durch ***; er war in einem Bade geweſen, und nun auf dem Rückwege nach Hauſe be-

begriffen. Mein guter Genius ließ mich ihm auf einem öffentlichen Spaziergange begegnen, wo ich kummervoll auf und nieder ging; Du, mein Lieber, ſprangſt munter vor mir her. Vielleicht erinnerſt Du Dich noch dieſes Tages; denn was uns in dem zarten Alter begegnet, das pflegt ſich dem Gedächtniſſe, welches dann noch nicht mit ſo viel Bildern aller Art angefüllt iſt, tief einzuprägen.

Es war für ihn und mich eine angenehme Ueberraſchung, uns hier wieder zu ſehen; er befragte mich theilnehmend um meine Lage; eine Thräne, die in meinem Auge zitterte, ſagte ihm einen Theil deſſen, was ich auf dem Herzen hatte, und da bey ihm Unglück ahnen und retten wollen immer eins war, ergriff er mich ſtillſchweigend bey der Hand, und führte mich in den Gaſthof, wo er abgetreten war.

Sobald ich ihm meine Geſchichte erzählt hatte, war auch ſein Plan gemacht. „Den Jungen nehme „ich mit mir,“ ſprach er; „das iſt ein feiner Knabe, „den wir ſchon durch die Welt bringen wollen. „Mein Freund, der Obriſt von *** in **ſchen Dienſten, ſchlägt mir's nicht ab, wenn ich ihn bitte, „daß er ihn als Fahnenjunker bey ſeinem Regimente

„ſetze. Daß er unter guter Aufſicht ſey, dafür ſoll „geſorgt werden, und wenn er einmal Officier wird, „wollen wir auch ſchon zu der Equipage und dem „Zuſchuſſe Rath ſchaffen. Ihnen aber, mein Freund, „kann ich gerade jetzt zu einer Stelle auf einem „Schiffe, das nach dem Cap und von da nach Indien „geht, verhelfen. Die Stelle wird anfangs klein ſeyn, „aber ich gebe Ihnen gute Addreſſen mit, und Sie „können, wenn Sie, wie ich nicht zweifle, der Inſtruction folgen, die ich Ihnen aufſchreiben werde, „es dort bald zu etwas Höherm bringen.“

Mich von Dir zu trennen, mein Lieber, das kam mir freylich hart an; allein, wenn ich dann wieder überlegte, wie wenig ich für Dich thun konnte, der ich arm und verlaſſen war, wie viel Du bey dem Tauſche gewannſt, und welchen ſichern Händen ich Dich anvertrauete: ſo tröſtete mich das, und was meine Perſon betraf, ſo war mir jeder Winkel des Erdbodens, wo ich Brod fände, gleich willkommen.

Ich legte nun die mir von Deiner Mutter anvertraueten Schriften verſiegelt in die Hände unſers großmüthigen Wohlthäters nieder, da ich noch kein Mittel vor mir ſah, Gebrauch davon zu machen.

Der redliche Conſul reiſete mit Dir ab, und ich, nachdem ich meine geringen Habſeligkeiten verkauft hatte, blieb gerade nur noch ſo lange, bis er mir meine Empfehlungsſchreiben und einen Vorſchuß von Reiſegeld geſchickt hatte, da ich dann nach Holland abging.

Der Gedanke, daß ich meine einzige Tochter nun vielleicht nie wiederſehen ſollte, machte mir den Abſchied von meinem Vaterlande ſchwerer, als ich bey dem erſten Vorſchlage meines Freundes geglaubt hatte; wenigſtens wollte ich aber dem Kinde in der Folge die Unannehmlichkeit, für das Schickſal ſeines Vaters beſorgt zu ſeyn, und den Schmerz über eine ſo weite Entfernung von ihm, erſparen. Desfalls bat ich meinen Bruder, als ich ihm meinen Entſchluß, nach Indien zu gehen, meldete, er mögte niemand hiervon etwas entdecken, ſondern jedermann, und ſelbſt meiner kleinen Margaretha, ſagen, ich ſey geſtorben. „Wenn mich,“ ſprach ich zu mir ſelber, „die Fürſehung einſt glücklich wieder aus jenem „Welttheile zurückführt, wird die freudige Ueberraſchung meiner Tochter, den wieder zu ſehen, der „ihr das Leben gegeben hat, um deſto größer ſeyn.“ Und dieſen frohen Augenblick hoffe ich nun bald zu erleben.

Meine Reiſe nach Holland und von da nach Indien ging ſo glücklich als möglich vonſtatten, und die Empfehlungen meines redlichen Beſchützers waren dort von ſolchem Gewicht, daß ich ſogleich, als Aufſeher über zwey Waarenlager, in Thätigkeit geſetzt und verſorgt wurde. Meine Lage war alſo über Erwartung angenehm; das Clima hatte den wohlthätigſten Einfluß auf meine Geſundheit; die Nachrichten, die ich durch den Conſul von Deinem Schickſale erhielt, obgleich nur in allgemeinen Ausdrücken abgefaßt, waren ſehr erfreulich; auch mein Bruder meldete mir, daß die kleine Margaretha ein geſundes, hübſches und gutes Mädchen ſey, — und ſo war ich denn zufrieden, heiter, und dankte dem gütigen Schöpfer in meinem Herzen.

Auf dieſe Weiſe verfloß mir eine lange Reihe von Jahren, ohne die geringſte Widerwärtigkeit. Unter den Kaufleuten, deren Geſchäfte ich zu beſorgen hatte, war vorzüglich Einer mir ſehr gewogen, und vertraute mir die wichtigſten Dinge an, nachdem ich mir bald eine Fertigkeit in dem Mechaniſchen dieſer Arbeiten und die nöthigen Sprachkenntniſſe erworben hatte. Endlich, als dieſer gute Mann anfing, ſchwächlich zu werden, rief er mich einmal zu ſich, und ſagte mir ungefähr folgendes: „Sie „ha-

„haben mir bis jetzt ſo redlich und eifrig gedient, „daß ich nicht ruhig würde ſterben können, wenn „ich nicht vorher Ihre Treue auf eine Weiſe belohnt „hätte, die dem großen Vermögen angemeſſen iſt, „das mir Gott gegeben, und das er unter Ihren „Händen hat gedeihen laſſen. Nun könnte ich Ihnen hier wohl zu einer reichen Frau verhelfen, oder „Sie ſonſt anſäßig machen; allein ich meine bemerkt „zu haben, daß Sie nicht geneigt ſind, Sich wieder „zu verheyrathen, und daß Sie Sich überhaupt „nach Ihrem Vaterlande zurückſehnen. Dieſen „Wunſch zu befriedigen, dazu fordern mich Dankbarkeit und Freundſchaft auf. Ungern trenne ich „mich von Ihnen. — Doch, meine irdiſche Laufbahn „wird nun wohl bald vollendet ſeyn. Und wäre das „auch nicht; ſo würde ich mir's doch zum Verbrechen „machen, wenn mir mein Privatvortheil näher am „Herzen läge, als Ihre Glückſeligkeit. Nehmen „Sie daher dieſe Summe als ein freundſchaftliches „Geſchenk an! Ich kann ſie entbehren; ſie iſt mir „eine Kleinigkeit, und Sie können in Teutſchland „damit viel ausrichten. Reiſen Sie ſobald dahin „ab, als Sie es gut finden; nehmen Sie meine beſten „Wünſche mit, und gedenken zuweilen eines Mannes, dem Sie, außer den öconomiſchen Dienſtleiſtungen, auch noch durch Ihre Bekanntſchaft den

„Vortheil gewährt haben, daß er nun eine beſſere „Meinung von dem Menſchengeſchlechte mit aus „dieſer Welt nimmt, wie die war, welche ihm bis „jetzt ſo manche traurige Erfahrungen eingeflößt „hatten.“

Ich erſtarrte faſt vor Ueberraſchung, als ich die Papiere aus einander ſchlug, die er mir eingehändigt hatte, und nun fand, daß es Banconoten, zwanzig tauſend Ducaten an Werth, waren. Meine Empfindungen der Dankbarkeit konnte ich nur unvollkommen ausdrücken; der edle Greis verſtand aber auch meine ſtumme Sprache, und fühlte ſich vielleicht ſo glücklich, wie ich mich.

Vor zwey Jahren nun ließ ich mich nach Holland einſchiffen. Mit dem Briefe, den ich Dir damals ſchrieb, und in welchem ich Dir die Freude, Dich wieder zu ſehen, zu erkennen gab, ließ ich zugleich einen andern an unſern Conſul, den erſten Schöpfer meines Glücks, abgehen. Ich gab ihm von allem Nachricht, und bat ihn, mir ſogleich das Packet, welches Deine Forderungen in Frankreich betraf, nach Amſterdam zu ſchicken. Nur meinem Bruder meldete ich weder die Veränderung meiner Umſtände, noch meine Rückkehr nach Europa; ich wollte ihn auf angenehme Weiſe überraſchen, und das iſt auch noch mein Vorſatz.

Sobald ich in Amſterdam in dem Beſitze Deiner Documente war, las ich alles ſorgfältig durch, was Dein Vater aufgezeichnet hatte, und beſann mich dann nicht lange, ſondern reiſete ſogleich nach Paris. Ich will Dich nicht mit einem weitläuftigen Berichte von den Schwierigkeiten aufhalten, die ich dort fand, Deine gegründete Forderung in's Reine zu bringen; aus den Acten ſelbſt wirſt Du das ſehen. — Genug, daß mich der Himmel das Glück hat erleben laſſen, Dir ein Vermögen von wenigſtens funfzehn tauſend Livres jährlicher Renten in Sicherheit zu bringen. Jetzt habe ich weiter keinen Wunſch mehr in dieſer Welt, als den, an meiner Tochter ſo viel Freude zu erleben, wie mir die vortheilhaften Zeugniſſe meines Bruders von ihr zu verſprechen ſcheinen, und ſie dann glücklich verheyrathet zu ſehen. Ich eile nach Bieſterberg, um dort dieſe mir ſo theuren Menſchen zu umarmen. —

Wie? nach Bieſterberg, Herr Autor? Ey nun ja, mein hochgeehrteſter Leſer! Stellen Sie Sich doch nicht ſo überraſcht, gleich als hätten Sie es nicht längſt gemerkt, daß der Bruder, welchen unſer Fremder ſucht, kein anderer, als der Herr Förſter Dornbuſch, und daß die jetzt von ihrem Herrn Onkel wieder nach Goslar geführte Jungfer Margaretha das oft erwähnte Töchterlein iſt! Dies Zuſammentreffen hat übrigens, ſo viel ich es einſehe, nichts Unwahrſcheinliches, und ich bitte Sie, mir einen teutſchen oder andern Roman zu nennen, in welchem nicht viel unglaublichere Begebenheiten vorkämen. Uebrigens muß ich zur Erläuterung dieſer ganzen Geſchichte nur noch einige Worte hinzufügen.

Der öſterreichiſche Officier wußte freylich, daß ſeine Geliebte Margaretha Dornbuſch hieß; daß ſein Pflegevater denſelben Familiennamen führte, war ihm auch nicht unbekannt; allein da das Frauenzimmer gar nicht ahnen konnte, daß ihr Vater in Oſtindien lebte, ſondern vielmehr oft erzählt hatte, es ſey derſelbe längſt in Teutſchland geſtorben, Monsieur de Prévillier aber (ſo hieß der Officier) ſich's aus den Zeiten ſeiner Kindheit nicht mehr erinnerte, daß ſein Pflegevater zuweilen eines Bruders Erwähnung gethan hatte, ja, da ihm das Andenken

Münchener

an die jüngere Gefährtinn ſeiner erſten Jugend beynahe gänzlich aus dem Gedächtniſſe gekommen war, konnte er unmöglich wiſſen, daß ſeine ehemalige Geſpielinn und die jetzige Dame ſeines Herzens eine und dieſelbe Perſon wäre. Jetzt aber (denn der Oſtindier theilte ihm wenigſtens den Hauptinhalt der Geſchichte, welche dieſer Aufſatz enthielt, mündlich mit,) machte er eine Entdeckung, die ihn mit der lebhafteſten Freude erfüllte. Er nahm ſich aber vor, den alten Herrn Dornbuſch damit zu überraſchen. Sobald ſich's daher ſchicklicherweiſe thun ließ, bat er ihn, mit ihm nach dem Poſthauſe zu gehen, wo er ihm in der Perſon ſeines Reiſegefährten zu einer ſehr intereſſanten Bekanntſchaft zu verhelfen verſprach; ſie gingen hin, ſobald der Alte ſein Mittagseſſen verzehrt hatte.

„Um Gottes willen!“ rief der Hauptmann Previllier, und ſtürzte in das Zimmer, in welchem er den Oſtindier ein Weilchen allein gelaſſen hatte, um indeß die bewußte Perſon zu holen, „was fange „ich an? ſie iſt fort! ſie iſt fort!“ — „Wer iſt „fort?“ — „Wie können Sie fragen? Ihre Tochter, meine Geliebte, meine Braut iſt fort. Der „Förſter Dornbuſch hat ſie mit Gewalt in den Wagen gehoben, und iſt mit ihr wieder nach Goslar

„gefahren.“ — „Du biſt von Sinnen, Louis! Wie ſoll meine Tochter, wie ſoll mein Bruder hieher kommen?“ — „O! verlieren wir keine Zeit mit Erzählungen! ich beſchwöre Sie. Laſſen Sie uns nacheilen! Unterwegens ſollen Sie alles erfahren; jetzt nur geſchwind angeſpannt!“ — „Aber mein Wagen, meine Päckereyen, mein Bedienter, alles iſt draußen im Wirthshauſe.“ — „Ich will hinſchicken; morgen können wir wieder hier ſeyn; nur geſchwind, daß wir ſie noch einholen!“

Der alte Herr ſah wohl, daß hier nichts zu thun wäre, als dem ungeſtümen Menſchen zu folgen. Sobald daher des Officiers kleine Caleſche angeſpannt war, ſetzte er ſich mit ihm hinein, und fort ging die Reiſe nach Goslar.

Zehntes Capitel.

Etwas von dem jungen Frauenzimmer. — Sie entwiſcht.

Wir haben den Förſter, in Geſellſchaft des Paſtors Ehren Schottenii, mit dem jungen Frauenzimmer eben ſo eilig aus Peina fortgeſchafft, wie jeßt die beyden Herren, welche ihnen nachreiſen, ohne es zu Erläuterungen unter allen dieſen Leuten kommen zu laſſen. Damit nun unſere Geſchichtſchreiberſchulden ſich nicht gar zu ſehr häuſen, und wir, wenn endlich alles ſich zum Ziele neigt, nicht gar zu viel aus ältern Zeiten nachzuholen haben mögen, was der Leſer noch nicht weiß, wollen wir, während dieſe fünf Perſonen auf der Reiſe ſind, der Herr Amtmann und ſein Erbe aber im ſüßen Schlafe, der müden Natur balſami.

miſchem Labſale, ſich erquicken, eine kleine Skizze von dem kurzen Lebenslaufe der Jungfer Margaretha Dornbuſch entwerfen.

Sobald der Förſter in Bieſterberg das ihm von ſeinem Bruder anvertraute koſtbare Unterpfand in Beſitz genommen hatte, beſchloß er, das kleine Mädchen wie ſeine eigne Tochter zu behandeln. Er ſelbſt hatte mit ſeiner ehrlichen Hausfrau keine Kinder erzeugt, aber ein anſehnliches Vermögen erheyrathet, ſo daß er an Margarethens Erziehung, wenn er und ſie auch nicht mit den nöthigen pädagogiſchen Gaben ausgerüſtet waren, doch genug verwenden konnten, um das Kind durch Andere zu einem feinen Frauenzimmer bilden zu laſſen.

Der Förſter war ein biedrer, aber freylich gänzlich uncultivirter Mann. Sein Handwerk verſtand er aus dem Grunde; in der politiſchen, literariſchen und galanten Welt hingegen war er ein Fremdling. Außer einigen Andachtsbüchern, in denen er Morgens und Abends ſeine beſtimmte Seitenzahl gewiſſenhaft las, wie man das an den braunen Flecken unten auf dem Rande, wo der geleckte Finger beym Umwenden ſeinen Stempel hingedruckt hatte, ſehen konnte, ſodann außer einer alten Chronik, an welcher die vorderſten Blätter fehlten, und den Zeitungen, die ihm der Herr Amtmann mittheilte, hatte er ſich nie mit Leſen abgegeben, und ſeit dem Frieden, da er ſeine jetzige Bedienung antrat, war er des Herumſchweifens müde, liebte die Ruhe, kam nur äußerſt ſelten in die benachbarten Städte, und war daher auf alle Weiſe in einer gewiſſen Art von Cultur ſehr zurückgeblieben. Dagegen hatte er einige andere kleine, unbedeutende Tugenden, die in dieſer Welt wenig gelten, und wobey auch in der That nichts herauskommt. So hielt er zum Beyſpiel immer ſtrenge und redlich Wort, theilte gern ſeinen Biſſen mit dem Nothleidenden, ohne nur einmal zu ahnen, daß dies etwas anders, wie gemeine Chriſtenpflicht wäre, und nahm ſich jedes Gedrückten und Verlaſſenen an, wenn er dazu im Stande war, wie wir denn geſehen haben, daß er ſich, zu ſeinem großen Schaden, in die bayeriſchen Händel miſchte, als Agneſe Bernauer ſich im Gedränge befand.

Die kleine Grete wuchs unter der mütterlichen Sorgfalt der Frau Förſterinn auf, verſprach einſt ein hübſches, reizendes Frauenzimmer zu werden, und war der Augapfel ihrer Pflegeeltern; Ehren Schottenius aber machte ſich's zum Geſchäft, ihren Geiſt zu bilden, jedoch ohne die Beſtimmung ihres Geſchlechts und ihres künftigen Standes, — denn zu einer braven Landfrau ſchien ſie ihm einſt auserſehen, — aus den Augen zu verlieren. Neben dem Unterrichte in den Wahrheiten der chriſtlichen Religion, in der Form des lutheriſchen Kirchenſyſtems, lehrte er ſie eine leſerliche Hand und einen wohlgeſetzten Brief ſchreiben, erklärte ihr ein wenig die Landcharte und das Firmamentsweſen, die vier Species der Rechenkunſt und die Bilderchen aus Raffs Naturgeſchichte. So erreichte ſie das vierzehnte Jahr, da ſie denn, in einem neuen ſchwarzen ſeidenen Kleide, mit rothen Schleifen und einem großen Blumenſtrauße, mit den übrigen Kindern aus dem Dorfe confirmirt wurde, wobey ſämmtliche Eltern Thränen vergoſſen.

In dieſer Zeit erweckte der Erzvater der neumodiſchen Aufklärung, Satanas, der die ganze Welt verführt, den Geiſt eines pädagogiſchen Ehepaars, das ſich kürzlich in Goslar niedergelaſſen hatte, und nun durch die Poſaune verſchiedener Zeitungsſchreiber allen Völkern verkündigen ließ:

„Es haben Herr und Madam Deckelſchall, aus der „Schweiz gebürtig, ſich entſchloſſen, ſowohl zum „Beſten der Menſchheit überhaupt, als insbeſondere „zur Gemächlichkeit derjenigen Eltern, welche auf „dem Lande wohnten, und folglich nicht Gelegenheit „hätten, ihren Kindern zu Hauſe denjenigen Grad „der Bildung zu geben, welchen man jetzt in der „feinern Welt forderte, in der Reichsſtadt Goslar „am Harze eine Penſionsanſtalt für junge Frauenzimmer zu errichten. Daſelbſt gäben ſie für den „ſehr mäßigen Preis von *** jährlich ihren Zöglingen Koſt, Wohnung ꝛc., Unterricht im Franzöſiſchen und Italieniſchen, in der Muſik und allen „andern, dem weiblichen Geſchlechte nöthigen Wiſſenſchaften, Kenntniſſen, Künſten, Handarbeiten, „in feiner Lebensart und der Gabe, die beſten claſſiſchen Schriftſteller mit Geſchmack, Gefühl und „Nutzen zu leſen.“

Dem guten Förſter Dornbuſch ging plötzlich ein Licht auf, als er dieſen Artikel in der Zeitung las. Es hatte ſeine Richtigkeit, daß Gretchen von den hier verzeichneten ſchönen Sachen noch wenig oder gar nichts verſtand. Da nun dieſe Kenntniſſe, wie es doch offenbar gedruckt da zu leſen war, einem wohl erzogenen Frauenzimmer unentbehrlich waren, Gretchen aber, es koſte was es wolle, ein wohl erzogenes Frauenzimmer werden ſollte, entſchloß er ſich kurz und gut, ſeine Nichte nach Goslar zu bringen. Ehren Schottenius äußerte einige Zweifel, meinte, man müſſe ſich wohl zuvor genauer nach dieſen Leuten erkundigen; allein bey Menſchen von des ehrlichen Dornbuſch Cultur hat das, was gedruckt iſt, ein großes Gewicht; ſein ganzer Glaube an erhabnere Wahrheiten beruhte auf keinem viel dauerhafterm Grunde; alſo blieb es bey dem Vorſatze, und die Nichte wurde nach Goslar gefahren.

Jetzt muß ich die Leſer ein wenig genauer mit dem Herrn Deckelſchall und ſeiner Frau Gemahlinn bekannt machen. Er war auf Univerſitäten geweſen, mithin ein Gelehrter; nur auf ſolche langweilige Dinge, die man Brodwiſſenſchaften nennt, hatte er nicht Luſt gehabt, ſich zu legen, und da man ohne dieſe in der bürgerlichen Geſellſchaft nicht fortkömmt, war er auf alle Einrichtungen in der jetzigen Welt und auf alle Staatsverfaſſungen nicht wohl zu ſprechen. Nach manchen vereitelten Verſuchen, dennoch irgend ein Aemtchen zu erwiſchen, (welches ihn denn ohne Zweifel mit den Regierungen verſöhnt haben würde,) beſchloß er endlich, Hofmeiſter junger Herren zu werden. Er brachte ein paar Grafen-Söhne, die man ihm anvertrauete, ſo weit, daß der eine, dem er, wie er es für Pflicht hielt, ſeinen Ekel gegen allen bürgerlichen Zwang und alle wiſſenſchaftliche Pedanterey mitgetheilt hatte, durchaus keinem Fürſten dienen wollte, ſondern, zum größten Kummer ſeines nicht ſo aufgeklärten Vaters, in ſeinem zwanzigſten Jahre als Muſenalmanachsdichter und Muſikliebhaber privatiſirte; der andere aber, den er, um ihm den Adelſtolz aus dem Kopfe zu bringen, überzeugt hatte, daß aller Unterſchied der Stände eine Grille wäre, aus ſeiner Eltern Hauſe nebſt dem Garderobenmädchen davon lief, und auf einem großen transportablen Nationaltheater, in den Rollen des Licentiaten Frank und des goldoniſchen Lügners den Schneidern und Schuſtern in Speyer, Worms und den benachbarten Städten ungemein gefiel.

In einem von dieſen Häuſern wurde Herr Deckelſchall mit ſeiner jetzigen Ehefrau bekannt. —— Sie war Geſellſchafterinn und Vorleſerinn der Frau Gräfinn. Ihre Herzen ſympathiſirten; Herr Deckelſchall ſpielte ein wenig Clavier; ſie ſang ein wenig: — was bedarf es mehr, um vereint mit einander glücklich zu leben? An baarem Vermögen fehlte es freylich Beyden; ſie beſaß jedoch fünfhundert Reichsthaler an Schauſtücken und Harzgulden. Es iſt himmelſchreyend, daß man in dieſer Welt durchaus Geld haben, oder irgend eine nützliche Arbeit verſtehen muß, um auszukommen. Indeß verläßt der Himmel zwey liebende Seelen nicht, die mit- einander Duetten ſingen können, und in dieſer Hoffnung heyratheten ſich unſere guten Leute. Nach der Hochzeit überlegte man denn, wovon man leben wollte, und, da man ſich ſogleich auf nichts beſinnen konnte, zog man fürerſt zu gaſtfreyen Verwandten, nach Goslar.

Hätte Herr Deckelſchall nicht eine ſo ſehr unleſerliche Hand geſchrieben, ſo würde er gewiß ſich am liebſten als Copiſt fortgeholfen haben, weil er gehört hatte, daß Hans Rouſſeau mit Notenſchreiben ſeinen Unterhalt erworben hätte; allein ſeine Buchſtaben waren von der Art, daß man ſie eben ſowohl für arabiſch, als für teutſch anſehen konnte. Da es nun mit dem Abſchreiben nicht gehen wollte, beſchloß er, Autor zu werden. Er ſchrieb einen Roman, und nachher eine Schmähſchrift gegen einen Recenſenten, der dieſen Roman ein elendes Product genannt hatte. Beyde Bücher fanden keinen Abgang, und er konnte keinen Verleger mehr finden. Madam beſaß wirklich einige nützliche Talente: ſie verſtand die Kunſt, allerley ſeidene Zeuge zu färben, und ruſſiſche Talglichter zu gießen; aber das ſchien ihnen Beyden eine kleinliche, elende Art von Erwerb, und ſo entſchloſſen ſie ſich denn, ein Erziehungsinſtitut anzulegen. Ein Menſchenfreund, der, wie die mehrſten Menſchenfreunde, kein guter Wirth war, lieh ihnen eine Summe Geldes; dafür wurden Hausrath und Bücher angeſchafft, in welchen das ſtand, was ſie zu lehren verſprachen, und damit ging's los; — ſie hatten in Monatsfriſt ſechs junge Mädchen bey einander.

Die Operation hatte trefflichen Fortgang; den Eltern wurden vierteljährlich angenehme Berichte eingeſchickt, und die Eltern ſchickten vierteljährlich angenehme Louisd'ors; — was wollte man mehr? Herr Deckelſchall errichtete nebenher eine Leſegeſellſchaft und einen gelehrten Clubb, welchen alle Honoratiores in Goslar beſuchten, um dort eine Pfeife Tabak zu rauchen.

Margaretha Dornbuſch kam als ein unerfahrnes, aber an Häuslichkeit, Fleiß und Sittſamkeit gewöhntes, hübſches, junges Mädchen in dies Haus. Dabey war ihr natürlich guter Verſtand durch den Paſtor Schottenius, wie wir gehört haben, ein bisbiechen ausſtaffirt worden, wenigſtens in ſo weit, daß ſie einigen Geſchmack an Büchern und wiſſenſchaftlichen Dingen fand; ja, wir dürfen nicht verſchweigen, daß der Herr Paſtor ihr Gellerts Schriften zu leſen gegeben, daß er dabey die Unvorſichtigkeit begangen hatte, ihr auch den Theil derſelben zu ſchicken, in welchem die Geſchichte der ſchwediſchen Gräfinn ſtand, und daß dadurch in ihr die erſte Luſt zur Romanenlectüre war erregt worden. Dieſe Luſt nahm in Goslar anſehnlich zu. Unter viel andern pädagogiſchen Gaben, welche dem Erzieherpaare in Goslar — fehlten, war auch die, ihre jungen Frauenzimmer in beſtändiger nützlicher Thätigkeit und einer heitern, ruhigen Gemüthsſtimmung zu erhalten. — Sie haben Recht, Madam! ja, ich weiß es, das iſt gerade das einzige Hauptgeheimniß in der weiblichen Erziehung. — Nun denn! dies einzige Hauptgeheimniß beſaßen ſie nicht. Wir haben aber gehört, daß Herr Deckelſchall ſich eine Leſebibliothek angeſchafft hatte, — und was für eine Bibliothek? Romane und Schauſpiele, wie des Sandes am Meere, beſonders Rittergeſchichten und dergleichen. Dieſer ganze Schatz von Literatur nun war den jungen Frauenzimmern preisgegeben, und eben aus dieſem Magazine ſollten ſie die in der Ankündigung verſprochene „Gabe, die beſten claſſiſchen

„Schriften mit Geſchmack, Gefühl und Nutzen zu „leſen,“ ſchöpfen.

Jungfer Margarethe ging mit Rieſenſchritten auf dieſer Bahn der Cultur fort, und ſchon begann ihr, die nur in der Ideenwelt ſich herumtummelte, die Alltagswelt niedrig und ekelhaft zu werden, als ein Gegenſtand in derſelben ſie wieder mit dem wirklich lebenden Menſchengeſchlechte ausſöhnte. Welcher Gegenſtand das war, iſt leicht zu errathen; es war kein anderer, als unſer Freund, der Hauptmann Previllier. Dieſer gute Mann ſtand als öſterreichſcher Officier in Goslar auf Werbung, und war Mitglied des von dem Herrn Deckelſchall geſtifteten Gelehrten-Clubbs, Dies literariſche Inſtitut gab ihm zugleich Gelegenheit, genauere Bekanntſchaft mit dem Pädagogen zu machen, welche ſich denn bald auch auf die weiblichen Zöglinge ausdehnte. Er brachte manche Abendſtunde in dieſem Cirkel zu.

Der Capitain war kein ſolcher ſüßer Geck, der ſich ſelbſt und allen hübſchen Mädchen weiß macht, er ſey verliebt in ſie; auch war er kein ausſchweifender Jüngling, der, wie ein Wolf, um die friedlichen Heerden herum geſchlichen wäre, ein Schäfchen zu fangen, das ſich ſorglos von dem Haufen getrennt hätte; aber er war ein gefühlvoller, junger Mann; Margaretha Dornbuſch gefiel ihm, und wir verdenken es ihm gar nicht.

Indeſſen hatte der Herr Förſter ſeit langer Zeit den Plan in ſeinem Kopfe herumgedreht, ſeine Nichte an den einzigen Erben des wohlhabenden Herrn Amtmanns Waumann zu verheyrathen. Sein Gretchen glücklich an den Mann gebracht zu ſehen, das war Tag und Nacht ſein einziger Wunſch. Die Haupterforderniſſe des Eheſtandes waren bey ihm: eine gute Verſorgung und ein geſunder Leib; beydes hatte Musjö Valentin aufzuweiſen. Von der nöthigen Seelenſympathie, die, wenigſtens in den erſten vier Wochen, ſo viel Seligkeit in den Eheſtand bringt, und von dem Einfluſſe des Mondenſcheins auf dies Wonnegefühl, ließ der arme Mann ſich gar nichts träumen. „Dat hab' ich mir ſo „ausgedacht,“ ſprach er zum Herrn Amtmann; „meine Grete krigt auch mal einen hübſchen Thaler „Geld, wenn ich und meine Frau ſterben. Wenn „aber der Herr Amtmann was anders mit „Muſche Valentin vorhaben, ſo ſoll mein Vorſchlag „niks gelten, und wir bleiben doch mans gute „Freunde.“ Allein der Herr Amtmann fand den

Vorſchlag ſehr annehmlich, und der Handel war unter den Eltern bald geſchloſſen.

Während dieſer Verabredungen kam im Oſterfeſte das junge Frauenzimmer zum Beſuche nach Bieſterberg. Jedermann fand ſie verändert; Leib und Seele waren anders aufgeſtutzt; allein ſie blieb noch immer das gute, unſchuldige Mädchen; weiter als bis auf die Oberfläche hatte ſich die Reform nicht erſtreckt. Der Name Margaretha klang ihr zu grob; ſie hatte ſich Meta getauft; — der Förſter ſchüttelte den Kopf. Sie beklagte in Elegien alle Hühner und Tauben, die geſchlachtet wurden, obgleich ſie tapfer davon mitſpeiſete, wenn ſie auf den Tiſch kamen. Doch dieſe und ähnliche kleine Thorheiten abgerechnet, war ſie, wie geſagt, gottlob noch unverderbt, und Ehren Schottenius, deſſen Gutmüthigkeit und chriſtliche Liebe größer wie ſeine praktiſche Menſchenkenntniß waren, fand ſogar: „ſie habe in Goslor ſo etwas in ihrem Thun und Laſſen angenommen, welches der angenehmen Geſichtsbildung, ſo der liebe Gott ihr gegeben, neue Annehmlichkeit verleihe, wofür man dem Schöpfer nicht genug danken könne.“ An dem Herrn Deckelſchall und ſeiner Gattinn lag es indeſſen nicht, daß es mit Kopf und Herz nicht ärger ausſah.

Während ihrer Abweſenheit von Goslar erhielt der Hauptmann einen Brief von ſeinem ehemaligen Pflegevater aus Paris, und darin, doch nur mit kurzen Worten, die Nachricht, daß er ſo glücklich geweſen wäre, ihm zu dem Beſitze eines anſehnlichen Vermögens zu verhelfen, und daß er ihn bald perſönlich zu umarmen hoffte. Jetzt erſt konnte Previllier ernſtlich daran denken, ſich eine Gehülfinn zu wählen; und er nahm ſich vor, gleich nach Margarethens Zurückkunft ſeinen förmlichen Antrag zu thun. Dies geſchahe; das junge Mädchen fühlte in dem, was die Frauenzimmer ihr Herz zu nennen pflegen, und über deſſen eigentlichen Sitz bey dieſem Geſchlechte die Weltweiſen noch nicht ganz einig ſind, Empfindungen, die dem wackern Officier das Wort redeten; und ſo ſank ſie denn ſchmachtend und ſchamhaft in ſeine Arme. — Auch dieſe Scene müßte ſich, in Kupfer geſtochen, vortrefflich ausnehmen. Es iſt unbegreiflich, daß mein Herr Verleger in der Verſtocktheit ſeines Herzens dafür keinen Sinn hat; aber wir werden ihm kein Manuſcript wieder geben, wenn er ſich weigert, Bilderchen dazu verfertigen zu laſſen. Und doch riskirt der Mann nichts bey unſern Schriften; ſie gehen reißend ab, weil ſie luſtig zu leſen ſind, nicht viel Kopfbrechens koſten, und nicht übermäßig lehrreich ſind. — Er iſt ein ruinirter Mann, wenn wir ihm unſere Protection entziehen.

Der Hauptmann erbat ſich nun von ſeiner Schönen die Erlaubniß, auch bey dem Herrn Förſter ſchriftlich die Bewerbung um ihre Hand anbringen zu dürfen, und ſie widerſetzte ſich dieſem Verhaben um ſo weniger, da der Oheim ihr nie etwas von dem Plane, ſie an den jungen Waumann zu verheyrathen, eröffnet hatte. Allein der Erfolg fiel ganz anders aus, als man erwartete: der alte Dornbuſch konnte ſich mit dem Gedanken nicht gemein machen, ſeine ſchöne Hoffnung auf die Verwandtſchaft mit dem Hauſe des Herrn Amtmanns aufzugeben, ſeine Nichte ſo weit von ſich zu laſſen, und ſie noch obenein einem Kriegsmanne zu geben, der vielleicht heute oder morgen nach Croatien in Garniſon, oder gar in's Feld ziehen müßte. Es erfolgten daher auf wiederholte Bittſchreiben wiederholte abſchlägige Antworten; bald nachher das Verbot, den Werbeofficier gar nicht mehr zu ſehen, und endlich der Befehl, ſich bereit zu halten, in wenig Tagen nach Bieſterberg abgeholt zu werden.

Nun qualificirte ſich die Sache zu einer Romanſcene, und es ließ ſich gar nicht mehr ändern:

man muſste Anſtalt zur Entführung machen. Dennoch würde, wie man ſicher behaupten darf, unſer redlicher Previllier noch vorher einen gelindern Weg verſucht, und mündlich den alten Förſter zu überreden getrachtet haben; allein er bekam gerade zu der Zeit abermals einen Brief von ſeinem oſtindiſchen Wohlthäter, welcher ihm ſeine Ankunft in Teutſchland meldete, und den Hauptmann bat, ihm einen Ort namhaft zu machen, wo ſie ſich zuerſt ſprechen könnten. Hierzu ſchlug Previllier Peina vor, und ſeine Abſicht war, ſeinem zweyten Vater daſelbſt ſeine Geliebte zu zeigen, und ihn dann zu bereden, mit ihnen nach Bieſterberg zu reiſen, um dort alles anzuwenden, den Förſter zu bereden. Die Anſtalten zur Entweichung wurden mit nöthiger Vorſicht gemacht; hätte man deren aber auch weniger angewendet, ſo würde doch das Pädagogenpärchen ſchwerlich der Flucht ein Hinderniß in den Weg gelegt haben; denn übertrieben ängſtliche Aufſicht über die jungen Frauenzimmer war ihr Fehler nicht. Uebrigens wiſſen die Leſer, was den beyden Liebenden in Peina widerfuhr, und ich könnte nun getroſt in der Erzählung deſſen fortfahren, was der Jungfer Margaretha begegnete, nachdem ihr Oheim ſie auffing, und mit Gewalt nach Goslar zurückbrachte. Allein ich muß mich erſt einer Bemerkung über dieſen

ſen ganzen Vorfall entledigen, und dann einige moraliſche Sätze aus dieſer Geſchichte ziehen, zum Beweiſe, daß doch im Grunde kein Buch ſo geringe iſt, in welchem nicht einiger Stoff zur Erbauung für lehrbegierige Leſer zu finden wäre.

Die Bemerkung iſt folgende: Hätten wir dieſe intereſſante Geſchichte gänzlich erfunden, oder, wie man zu ſagen pflegt, aus den Fingern geſogen, — gegen welchen Verdacht wir jedoch feyerlich proteſtiren, — ſo würden wir vielleicht, zur Warnung und zur Lehre für andere eben ſo romanhaft geſtimmte Frauenzimmer, die Perſon des Entführers, den Herrn Hauptmann Previllier, als einen Erzböſewicht geſchildert, und das entlaufene Jüngferchen tauſendfache Noth und Elend, als die Folge dieſer Verirrung, haben erleben laſſen. Verdient hätte es das Mädchen, und ich hätte da Stellen anbringen können, bey welchen ſelbſt dem Setzer dieſer Bogen Thränen über die Backen geträufelt wären; aber Wahrheit bleibt Wahrheit.] Diesmal glückte es nun freylich mit der Entführung, denn der Officier war ein Biedermann; aber hätte er nicht eben ſowohl ein Schuft ſeyn können? — Und wie hätte es dann mit ihr ausgeſehen? Mademoiſelle! Was meinen Sie dazu? —

Und das führt mich nun zu den moraliſchen Lehren, die ſich, ſowohl bey des Herrn Deckelſchalls und ſeines Weibes, als bey der holden Meta Geſchichte anbringen laſſen, und worauf ich fleißig Acht zu geben bitte; denn je ſeltener einen Autor das Moraliſiren anwandelt, um deſto größern Anſpruch darf er ja wohl auf die Aufmerkſamkeit der Leſer machen; alſo

Erſtlich: Wer in dieſer Welt fortkommen will, der thut wohl, wenn er ſo irgend etwas lernt, womit man im bürgerlichen Leben Brod verdienen kann; es müßte denn ſeyn, daß ſein Magen ſo geſchaffen wäre, daß er vom Schimpfen auf die verkehrten Welteinrichtungen ſatt würde.

Zweytens: Wer heyrathen will, thut nicht übel, wenn er *vor der Hochzeit* überlegt, wovon er nebſt Frau Gemahlinn leben wolle; wobey er nicht gar zu viel auf die Gaſtfreundſchaft ſeiner Verwandten und die Hülfe der Menſchenfreunde rechnen darf.

Drittens: Menſchen, die zu ſonſt nichts in der Welt brauchbar ſind, ſollen keine Erziehungsinſtitute anlegen, noch überhaupt ſich mit Bildung

Anderer abgeben, was für Beyſpiele man auch vom Gegentheile anführen mögte.

Viertens: Für junge Leute ſind alle Romane gefährlich, außer, verſteht ſich, die, welche **wir** geſchrieben haben, und, will's Gott, noch ſchreiben werden, wenn wir immer Verleger finden, die ſich von uns ankörnen laſſen.

Fünftens: Man vertraue einen Hühnerhund, der abgerichtet werden ſoll, unmaßgeblich niemand an, den man nicht ſelbſt geprüft hat, ob er das Ding auch verſtehe. Item dieſelbe Regel iſt zu beobachten, wenn man ſein Kind einem Fremden zur Erziehung übergeben will.

Sechstens: Wer ſeiner Tochter einen Mann anheyrathen will, kann allenfalls gelegentlich, bevor er die Sache gänzlich in Richtigkeit bringt, das Mädel fragen, ob ſie den Kerl auch leiden mag; ſonſt gibt's zuweilen Unglück.

Siebentens: Mit dem Entführen iſt es eine misliche Sache, und nimmt nicht ſelten ein lamentables Ende.

Dieſe ſieben Moralien ſcheinen beym erſten Anblicke ganz gemein, und gleichſam trivial; allein nicht nur iſt das bey allen moraliſchen Sätzen der Fall, nämlich, daß ſie bekannt genug ſind, ohne daß man deswegen darnach handelt; [theils gehören dieſe ſieben Stücke wirklich zu den auserleſenſten, und haben viel in recessu, zu Teutſch: im Rückhalte; endlich auch gewinnen ſolche alte Moralien durch eine feine, angenehme Einkleidung neuen Reiz, und darin haben wir, ohne uns zu rühmen, unſere Stärke. — Nun weiter!]

Warum gerade der Herr Förſter ſich entſchloß, mit ſeiner Nichte wieder nach Goslar, und nicht vielmehr nach Bieſterberg zu reiſen, das ſoll Euch, meine wertheſten Zuhörer, in dieſer Stunde mit wenig Worten aus einander geſetzt werden. Er war ein Mann, der gern alles in's Klare gebracht ſah, und der es nicht leiden konnte, daß auf ſeiner oder der Seinigen Ehre ein Makel haften bliebe. Gretchen war heimlich aus Goslar entwiſcht; öffentlich mußte ſie ſich alſo wieder da zeigen, ehe die Sache ruchtbar würde; dort mußte zugleich die Unterſuchung angeſtellt werden, ob ſie auch durch ihre übrige Aufführung ſich und ihre Familie beſchimpft, und welche Rolle bey dieſer ganzen Liebesgeſchichte Herr und Madam Deckelſchall geſpielt hätten. Ueber das alles ſollte ihm dann der Magiſtrat in Goslar ein Atteſtat ſchwarz auf weiß ausfertigen, zu ſeiner Rechtfertigung bey dem Herrn Amtmann Waumann.

Man kann ſich leicht vorſtellen, daß die Geſpräche, welche unſere drey Reiſende unterwegens führten, nicht von der luſtigſten Art waren; die holde Meta klagte und betheuerte, ſie werde keinem andern Manne die Hand geben, als ihrem Hauptmanne; der Förſter fluchte und appellirte an die Obrigkeit; der Paſtor aber kam je zuweilen mit einem von unſern ſieben moraliſchen Sätzen angezogen, den er dann nach ſeiner Weiſe ausführte, und hinzuſetzte: „Dieſe wichtige Wahrheit habe ich „in einer von meinen Predigten, die ich drucken zu „laſſen die Abſicht hatte, weitläuftiger aus einander „geſetzt.“

Auf dieſe Weiſe kamen ſie in Steinbrüggen an, welches in der Mitte zwiſchen Peina und Goslar liegt; es wurde hier angehalten, und der Förſter fühlte Beruf, ſich mit einem vollſtändigen Frühſtücke zu laben. Während dieſe Beſchäftigung ſeine ganze Aufmerkſamkeit feſſelte, ging Meta aus dem Zimmer, öffnete eine Thür, welche in den kleinen Garten des Wirthshauſes führte, und ging in demſelben kummervoll auf und nieder. Plötzlich erwachte in ihr der Gedanke: „Wie? wenn Du hier Deinen Hütern entwiſchteſt, in einem benachbarten Dorfe bey gefühlvollen Leuten Schutz ſuchteſt, Dich dort verſteckt hielteſt, und indeß an den Geliebten ſchriebſt, daß er dann käme, Dich abzuholen?“ — Dieſer Plan hatte etwas ſo Romanhaftes; ſie konnte unmöglich der Verſuchung widerſtehen, ihn auszuführen. Daß ihr Brief gewiß den Hauptmann verfehle, der doch wohl nicht, nachdem er ſie verloren, ruhig in Peina ſitzen geblieben ſeyn würde —, das und ſehr viel andere Dinge überlegte ſie nicht. Der Garten hatte eine Hinterthür, die hinaus auf das Feld führte; dieſe Thür ſtand offen. Das Feld war mit Hecken eingefaßt, hinter welche man ſich verſtecken, oder vielmehr unbemerkt längs denſelben fortlaufen konnte, bis man ein Wäldchen erreichte, oder an eine Straße geriethe, welche nach einer andern Richtung hinführte; auch lagen einige Dörfer in der Nähe, — kurz! ſie meinte, das Ungefähr werde ſie ſchon einen ſichern Weg leiten, ehe man etwas von ihrer Flucht gewahr würde; alſo lief ſie fort, quer über das Feld hin, den Hecken zu, zwiſchen welchen ſie wirklich einen hohlen Weg fand, welchen

chen ſie verfolgte, und — das Uebrige werden wir einſt erfahren —. Kehren wir in das Wirthshaus zurück!

Eine gute halbe Stunde beſchäftigte den Förſter das Frühſtück, und der Paſtor rauchte dabey ſein Pfeifchen, als endlich Jener ſeine Nichte vermißte. „Sie iſt vorhin in den Garten gegangen, wie ich geſehen habe,“ ſagte Ehren Schottenius; „aber es wird nun auch wohl Zeit ſeyn, daß wir uns weiter auf den Weg machen. Ich will die Jungfer rufen.“ — Er ging; aber fort war ſie, war nirgends zu finden. Wir laſſen die beyden Herren, die Wirthinn, den Hausknecht und die Magd ſie aufſuchen, und knüpfen indeß einen Faden unſerer Geſchichte wieder an, den wir lange genug haben liegen laſſen.

Eilftes Capitel.

Der Herr Amtmann beſchließt, noch einen Tag in Braunſchweig zu verweilen, und beſucht nebſt ſeinem Sohne das Schauſpiel. Etwas Dramaturgiſches.

Der Herr Amtmann Waumann und ſein liebenswürdiger Sohn hatten nun im ſanften Schlafe ihre müden Glieder erquickt, und ihr erlittenes Ungemach vergeſſen. „Sey gutes Muths, Valen„tinchen!“ ſagte der Amtmann. „Daß wir den „Luftſchiffer nicht geſehen haben, das iſt freylich „unangenehm; aber dafür wollen wir heute in „die Comödie gehen. Mein kaltes Bad iſt mir „auch ſo übel nicht bekommen, und der Diebſtahl „läßt ſich noch verſchmerzen. Ich hätte dem Kerl

„nicht trauen ſollen; alle Muſikanten taugen „nichts, das lerne Du von mir! Früh oder ſpät „wird man von ſo einem Vagabonden immer an„geführt. Aber wenn mir der Lumpenhund ein„mal in das Amt Bieſterberg kömmt, ſo ſoll er „ſeinem Galgen nicht entwiſchen.“

Aus dieſer Erklärung des Herrn Amtmanns erhellet, daß in Bieſterberg die peinliche Halsgerichtsordnung der Nürnberger eingeführt war, nach welcher man niemand eher hängen laſſen darf, als bis man ihn hat. „Aber Papa!“ rief der junge Herr, „ich kann mich nun nicht ſehen laſ„ſen; mein grüner Sonntagsrock iſt mit fort.“ „Thut nichts,“ erwiederte der Amtmann; „der „graue iſt gut genug, und ſobald wir nach Hauſe „kommen, ſoll Dir der Meiſter Bügelbock ein an„deres Kleid machen.“

Vater und Sohn kleideten ſich nun an, gingen nach dem Gaſthofe des Prinzen Eugen, und fanden dort ihre Freunde ſchon völlig gerüſtet am Fenſter ſtehen, wo ſie ſich an dem ungewohnten Anblicke der Vorübergehenden und Fahrenden ſeit ſechs Uhr Morgens ergötzt hatten. „Das hätte „ich Dir vorausſagen wollen, Bruder Amtmann!“

ſprach der Licentiat, „daß der Kerl Dich anführen „würde.“ „Ich wollte, Du hätteſt mir's vorausgeſagt!“ erwiederte Herr Waumann; „doch, laß „uns nicht mehr daran denken, ſondern uns jetzt „ein wenig in der Stadt umſehen!“ Und damit begaben ſie ſich auf den Weg, der Amtmann, ſein Sohn, Herr Bocksleder nebſt Gattinn und Kind, und der Kaufmann Pfeffer aus Schöppenſtedt. Der Zug ging durch die Hauptſtraßen der Stadt, nach dem Meßhauſe zu; dann beſahen ſie die Kunſtkammer, ſpazierten im Schloßgarten umher, ſahen die Parade aufziehen, und ſchleppten ſich dann ermüdet in den Prinzen Eugen zurück, wo der Licentiat für ſie ſämmtlich das Eſſen beſtellt hatte.

„Aber dieſen Abend gehen wir doch Alle, ſo „wie wir hier ſind, in die Comödie?“ ſprach der Amtmann, als bey dem Braten ſeine Lebensgeiſter ſich wieder ein wenig geſammelt hatten. „Das „verſteht ſich!“ erwiederte der Licentiat; „ſeit meinem zwölften Jahre habe ich dergleichen nicht geſehen. Damals ſpielte ich ſelbſt mit; es war in „Hildesheim, auf der Schule. Wir ſtellten Jonas „im Wallfiſche vor, und die Geſchichte von Judith „und Holofernes.“

Nun begann Herr Bocksieder die Beſchreibung dieſer geiſtlichen Schauſpiele, womit ich jedoch dem Leſer nicht zur Laſt fallen will. Eine angenehme Nachricht, die der Aufwärter verkündigte, unterbrach dies Geſpräch; er meldete nämlich, daß heute vor dem Schauſpiele noch ein Luftball mit einem lebendigen Hunde aufſteigen, und nach der Abendtafel Maskerade im Opernhauſe ſeyn würde. Das alles nun wollten unſere Freunde genießen, und es wurde dazu ſogleich Anſtalt gemacht. Außer ihnen ſaßen noch an demſelben Tiſche (denn man ſpeiſete in einem allgemeinen Gaſtzimmer,) nebſt verſchiedenen unbekannten Gäſten, der mehrmals erwähnte Student aus Helmſtädt und der große Dichter Klingelzieher. Dieſe beyden jungen Herren hatten ihre Freude daran, unſere Landleute, ohne daß ſie es merkten, zum Gegenſtande ihres Witzes zu machen. Als daher von Maskeradenkleidern die Rede war, die ein Jude, welcher draußen ſtand, der Geſellſchaft zu liefern verſprochen hatte, verſicherten die Spaßvögel, es ſey gar keine Freude dabey, nur im Domino oder Tabareau dort zu erſcheinen, ſondern je auffallender die Verkleidung ſey, um deſto weniger werde man merken, daß ſie vom Lande, und daß ihnen ſolche Vergnügungen fremd ſeyen.

Nur müßten ſie ihre Rollen ſtudiren, und ſich dem Charakter gemäß betragen, deſſen Gewand ſie trügen. Der Jude wurde geſtimmt, die nöthigen Sachen herbeyzuſchaffen, und folgendes Coſtum verabredet. Die Frau Licentiatinn Bocksleder ſollte eine weiſſe Nonne vorſtellen, ihren Sohn, wie Amor gekleidet, an ihre Hand nehmen, und von ihrem Gemahl, in Geſtalt des leidigen Satanas, mit Hörnern verſehen, geführt werden; der Amtmann Waumann wurde bewogen, Weiberkleider anzulegen, und zwar als Göttinn der Nacht aufzutreten, in einem ſchwarzen Gewande, mit Sternen von Goldpapier benäht, wovon Musjö Valentin, wie Arlekin gekleidet, ihm den Schlepp nachtragen ſollte. Herr Klingelzieher begnügte ſich mit einem Zauberersgewande, und der Student wählte eine Matroſenmaske. Uebrigens wurden den leichtgläubigen Leuten ihre Rollen ſo vorgeſchrieben, daß es an den beyden Spaßvögeln nicht lag, wenn die Geſellſchaft dieſen Abend nicht von Knaben und Pöbel preisgemacht wurde.

Indeß rückte die Zeit heran, wo man den vierfüßigen Luftſchiffer auffliegen ſehen ſollte. Man ging hin, ſtaunte dies merkwürdige Wunderwerk an, und eilte von da in das Schauſpiel.

Der junge Herr Waumann, ungewohnt, anders wie in der Kirche, eine ſo groſse Verſammlung in einem Hauſe auf Bänken und Bühnen ſitzend zu erblicken, nahm aus Gewohnheit ſeinen Hut vor's Geſicht, als wollte er ſein Gebet verrichten. Sobald aber nun die edle Muſica anhob, und der Verhang in die Höhe gezogen wurde: potz Fickerment! wie riſs er da die Augen auf!

„Aber Papa!“ rief er aus, als er ſich ein wenig von ſeiner erſten Ueberraſchung erholt hatte, „thun denn die Leute nichts als ſingen, und ſpre„chen gar nicht? Und man verſteht ja nicht Ein „Wort davon.“. „Ja, ſiehſt Du, mein Söhn„chen, erwiederte der Vater, „das nennt man „eine italiäniſche Oper. Ich wollte indeſſen, wir „wären geſtern darin geweſen, da haben ſie teutſch „geſpielt; aber da war der verdammte Vorfall, „daſs ich im Waſſer gelegen hatte.

Das welſche Singewerk fing endlich an, unſern Leuten Langeweile zu machen; und da es ohnehin mit den Vorbereitungen zur Mummerey nicht ſo ſchnell gehen konnte, beſchloſs die ganze Geſellſchaft, welche ſich im Parterre nahe bey einander gehalten hatte, nach dem Wirthshauſe zurückzukehren.

„Ich glaube,“ ſagte Herr Klingelzieher, „Sie
„würden geſtern eben ſo wenig, wie heute, von
„dem verſtanden haben, was auf dem Theater geſprochen
„wurde; denn, obgleich das, was ſie redeten,
„für teutſch gelten ſollte, ſo waren doch
„ein paar Perſonen darunter, deren oberländiſcher
„Provinzialdialect immer noch zu rathen übrig ließ,
„ob man ſeine Mutterſprache, oder eine fremde
„Mundart hörte. Beſonders zeichnet ſich bey dieſer
„Geſellſchaft Ein Pärchen aus: die Frau arbeitet
„ſich im Tragiſchen herum, und Er macht
„den Buffo in den Singeſpielen, die aus dem
„Italiäniſchen überſetzt ſind; allein er verwandelt
„dieſen Buffo in einen plumpen teutſchen Hanswurſt,
„ſingt einen Baß, den er aus dem Unterleibe
„hervorholt, und ſetzt vor jeden Lautbuchſtaben
„noch ein u, zum Beyſpiel: uals uich nuoch
„uein klueiner Knuabe wuar, ſtatt: als ich noch
„ein kleiner Knabe war. Von der Dame habe ich
„mir eine Rede gemerkt, die ich Ihnen doch mittheilen
„will: U ich Unklickliche! Taß mich toch
„nie tie Sohne peſchinnen hätt! Und tu unkeratner
„Sonn! Kannſt tu ketultig zuſenn, taß

„teine Muhter wie eine piſſente Sinterinn ta „ſchtehn muß?“

Herr Klingelzieher declamirte noch viel über die Unverſchämtheit ſolcher Leute, die, aus dem niedrigſten Pöbel entſprungen, ohne Menſchen-, Welt- und Sprachkenntniſſe, ohne Sitten, ohne Gefühl, ohne Grundſätze, es wagten, auf die Bühne zu treten, in dem Charakter von Perſonen aufzutreten, mit deren Gleichen ſie nie den entfernteſten Umgang hätten haben können, und dennoch darauf Anſpruch zu machen, auf den Geſchmack zu wirken, den Ton anzugeben, Moralität zu befördern, und für achtungswerthe Männer von Wichtigkeit und Bedeutung im Staate zu gelten. — Solches Lumpengeſindel, ſetzte er hinzu, das ſich's nicht einfallen laſſen ſollte, dem geringſten Tagelöhner den Rang ſtreitig zu machen!

Ein alter Mann, dem Anſehen nach ein geweſener Officier, welcher bey ſeiner Flaſche Wein in der Ecke ſaß, nahm nun das Wort: „Mein Herr!“ ſagte er, „was mich betrifft, ſo muß ich geſtehn, daß ich mich wundere, wenn ich höre, daß wir hie und da in Teutſchland noch leidliche Schauſpiele haben. Im Ganzen iſt die Sache zwar überhaupt eben nicht der Mühe werth, daß man viel davon rede; aber wenn man doch einmal ernſthaft über dieſen Gegenſtand nachdenken will, ſo mögte ich wohl fragen, wie es unſere Theaterdichter und Schauſpieler anfangen ſollten, ihren Geſchmack zu veredeln, ſich zu bilden, und wer ihnen die Anſtrengung lohnen würde? Herrſcht wohl auf zehn Meilen Weges in Teutſchland einerley Geſchmack, und bleibt dieſer Geſchmack ſich wohl zehn Jahre hindurch gleich? Weiß unter hundert Menſchen einer, was er eigentlich von einem guten Schauſpiele fordern ſoll? — Nein! er weiß nur, daß er etwas Neues ſehen will, ſo ein Hin- und Herreden und Wirken durch einander, bey welchem zuweilen ein unerwarteter Zug ihn überraſchen, oder ein luſtiger Einfall ihm das Zwerchfell erſchüttern, oder eine einzelne rührende Situation ihn aus ſeinem Phlegma aufwecken ſoll. Um die Haltung des Ganzen bekümmert er ſich wenig; und wäre dieſe in einem Stücke meiſterhaft, und es fehlte dagegen an Verwirrung, an Buntſchäckigkeit, oder das Stück wäre nicht neu mehr: ſo würde ich doch keinem Directeur, dem ſeine Caſſe am Herzen läge, rathen, dergleichen Stücke oft zu geben. Denn für den Genuß des Erhabnen in der Kunſt, ein Genuß, der für einen echten

Kenner, je öfter er ein Meiſterwerk ſieht, um deſto größer wird — dafür hat das Gros des Publicums nirgends in Teutſchland mehr Sinn, ſondern will nur immer neue Spielwerke ſehen. Ich ſage, es hat keinen Sinn *mehr* dafür; aber hat es ihn je gehabt? Ja! wenigſtens in einigen Gegenden von Teutſchland, zu Leſſings Zeiten, zur Zeit der großen hamburgiſchen Entrepriſe. — Auch findet man noch in Hamburg kleine Haufen von Männern, neben denen unſer Einer ſo gern im Parterre ſteht, wenn der edle, unnachahmliche, als Menſch und Künſtler, als Freund und Geſellſchafter gleich verehrungswürdige Schröder, unfähig, dem falſchen, frivolen Geſchmacke zu ſchmeicheln, die alten ein- und ausländiſchen Meiſterwerke hervorholt, gegen welche unſere neuern Kotzebuiana u. ſ. w. ſo erbärmlich abſtechen —“

Klingelzieher. Wie? des Herrn von Kotzebue Stücke laſſen Sie nicht gelten?

Officier. Davon nachher! Laſſen Sie mich jetzt nur mein Bild im Allgemeinen ausmalen! Leſen Sie die Verzeichniſſe der Stücke, die in den größten Städten Teutſchlands in den letzten Jahren ſind aufgeführt worden, und Sie werden

den darüber erſtaunen, wie weit man noch in manchen Gegenden unſers Vaterlandes zurück iſt, und wie weit man in andern ſchon wieder hinabſinkt. — Die mehrſten Directionen müſſen ſich doch leider nach den Forderungen ihres Publicums richten; und wo das nicht der Fall iſt, wo der Hof die Stimme führt, — ja, da ſieht es denn freylich noch kläglicher aus. Ich machte im vorigen Winter eine kleine Reiſe. In einer nicht unbeträchtlichen Stadt, wo damals ein Theater war, wurde das elende Stück: *die Engländer in America*, zweymal begehrt, da hingegen die *Erbſchleicher* gar nicht gefielen, und Göthens *Geſchwiſter*, — das herzige Stück, ſo voll Größe und Einfalt, — langweilig gefunden wurde. In einer benachbarten Reſidenz waren drey Vorſtellungen der elenden Farce: *der Teufel iſt los*, geſtopft voll; die herrliche Oper *Cora* fand gar keinen Beyfall. Der Schauſpieler, welcher hier ausgepfiffen wird, gilt dort für einen großen Künſtler, und die Sprache, welche man an der Donau für echtes, ſauberes Teutſch verkauft, hält man an der Elbe für unverſtändliche Beſchwörungsformeln böſer Geiſter.

Was müſſen die Folgen von dieſem allem in Rückſicht auf Dichter und Künſtler ſeyn? Sie ſind leicht an den Fingern abzuzählen; ich will nur beym Dichter ſtehen bleiben. Wer etwas beſſeres in der Welt treiben kann, der widmet ſeine Talente keiner ſo undankbaren Arbeit. An fleißiger Ausfeilung theatraliſcher Produkte iſt gar nicht zu denken; wer will ſich die Mühe geben, wenn er weiß, daß nach einigen Jahren ſeine Waare aus der Mode gekommen ſeyn wird? Alles kömmt nur darauf an, während dieſer ephemeriſchen Exiſtenz ſo viel Aufſehen als möglich zu erregen, und das wird am ſicherſten bewirkt, je abentheuerlicher die Compoſitionen ſind, die man an den Tag fördert. Da flickt man denn Charactere zuſammen, von ungeheurer Schöpfung; Situationen, bey deren Anblicke man nicht weiß, ob man lachen, heulen, mit den Zähnen klappern, vomiren oder purgiren ſoll —, und Verwickelungen, die nur das Meſſer einer verzweifelnden Phantaſie löſen kann. Das alles wird auf einander gehäuft, durch einander gepoltert, — und das bewundern wir; den Fieberkranken, der ſo etwas in die Welt faſelt, lobpreiſen, poſaunen wir aus; der eitle Thor glaubt ſich an der Spitze der Unſterblichen aller Zeitalter, und raſet immer ärger darauf los,

ver-

nachläſſigt die wirklichen Talente, die in ihm wohnen, und die eine weiſe Kritik ausgebildet haben würde. Nach einer kurzen Reihe von Jahren hat das Publicum dieſen Rauſch ausgeſchlafen, kann nicht begreifen, wie es ſo blind hät ſeyn können, und rächt ſeine eigne Thorheit an dem armen Schriftſteller, den es, ungerecht gegen ſeine guten Anlagen, jetzt um ſo heftiger ſchmäht und ſeiner ſpottet, je mehr es ihn vorhin erhoben hatte.

Klingelzieher. Nun! und unter dieſe unbedeutenden Modeſchriftſteller zählen Sie auch den Herrn von Kotzebue?

Officier. Ihn mehr, als irgend einen Andern. Einzelne Scenen in den theatraliſchen Producten dieſes Schnellſchreibers verrathen ſeltene Anlagen; aber in keinem ſeiner Stücke findet man Ordnung, Plan, Einheit, Würde und Conſequenz; — des ſittlichen Zwecks nicht einmal zu erwähnen *). Zum Beweiſe, daß ich das nicht

ſo

---

*) Hier iſt ein Anachronismus; ich weiß es wohl. Damals, im Jahre 1788, waren die wenigſten von den

Schauſo in den Wind hinein rede, will ich, wenn Sie's erlauben, von den Schauſpielen des Herrn von Kotzebue eins zergliedern, und zwar eins, das vielleicht von allen am mehrſten allgemeinen Beyfall gefunden hat, wovon ſogar Ein Rezenſent und Dramaturg dem andern das Lob nachgeleyert hat — ich meine die Indianer in England.

Klingelzieher. Wahrlich! ein ſchönes Stück!

Officier. Wir wollen ſehen. Ich hoffe, Sie werden kein Urtheil fällen, ohne Gründe erwogen zu haben.

Zuerſt laſſen Sie uns doch von dem Zwecke reden, den der Verfaſſer vor Augen hatte, als er dies Stück zu ſchreiben begann! Können Sie Sich

einen

Schauſpielen des Herrn von Kotzebue, die nachher einiges Aufſehen gemacht haben, ſchon erſchienen. Ich denke aber, die Leſer werden es mir verzeihen, wenn ich, um im Allgemeinen meine Meinung über dieſen Gegenſtand zu ſagen, Beyſpiele anführe, die noch in friſchem Andenken ſind.

einen ſolchen einfachen Hauptzweck denken? Ich kann es nicht. Und doch darf man von jedem Kunſtwerke mit Recht verlangen, daß es ein beſtimmtes Ganze ausmache. Das fühlen ſelbſt ſchlechte Kupferſtecher, und, um ihre ſteifen Compoſitionen von Dörfern und Flüſſen und Menſchen und Ziegen und Hündlein nicht mit dem leeren Titel Landſchaften abfertigen zu laſſen, ſetzen ſie irgend etwas darunter, was Inhalt hineinbringen ſoll, zum Beyſpiel: la tranquillité villageoise, oder: le dimanche à la campagne u. ſ. f. Daß bey einem Schauſpiele eine einfache Handlung zum Grunde liegen müſſe, daran hat noch niemand gezweifelt, der die Sache verſtehe; und ich darf hinzuſetzen: nicht ſelten iſt ein Schauſpiel um deſto vorzüglicher, je einfacher mit wenig Worten ſich dieſer Hauptzweck, auf welchen die ganze Handlung und alles Wirken der handelnden Perſonen hinausgeht, ausdrücken läßt. Auf welchen Punkt aber concentrirt ſich in den Indianern in England das ganze ungetheilte Intereſſe? Wer iſt die Hauptperſon? Welcher moraliſche Satz, welche Lehre, welche Wahrheit, welche Warnung ſoll hier anſchaulich gemacht werden? kurz! welchen Haupteindruck ſoll der Zuſchauer mit nach Hauſe nehmen, wenn der Vorhang gefallen iſt?

So viel über den Zweck, oder vielmehr über den Mangel an Zweck! Nun zu den einzelnen handelnden Perſonen und deren Charaktern! Eine eben ſo unbeſtrittene Regel bey einem guten Schauſpiele, als die vorige, iſt die: daß alle auftretenden Perſonen an die Handlung geknüpft ſeyn ſollen, daß ſie zum Ganzen nicht nur mitwirken, ſondern zu dieſer Wirkung nothwendig, unentbehrlich ſeyn müſſen. Alles übrige nennt man Flick-Rollen, die von der Armuth des Dichters zeugen. Leider iſt nun freylich in dieſem Stücke überhaupt gar keine eigentliche Handlung; aber angenommen, daß man das bischen Thätigkeit, worin die Perſonen geſetzt werden, alſo nennen mögte: ſo könnte füglich das Ganze ſeine Endſchaft erreichen, ohne den Herrn Mukafferu, ohne den Viſitator, ohne den Bootsknecht, ohne die beyden Notarien, wenigſtens ohne Einen derſelben, ohne den kleinen Knaben, allenfalls ohne die alberne Miſtriß Smith, ja! ohne den alten Herrn Smith, der auf ſeinem Stuhle herausgefahren wird, um zu hören und zu ſehen, und, wenn ihn der Dichter wieder fort haben will, geſchimpft oder geſtoßen wird, da er dann anfängt zu fluchen oder zu klagen, und ſich wieder fortrollen läßt.

Verzeichnet ſind faſt alle Charaktere. Gurli's liebenswürdige Naivetät hat ein Kunſtrichter ſo meiſterhaft geſchildert gefunden, und Andere haben es ihm nachgelallt. — Laſſen Sie uns doch, ohne uns um dieſe Autorität zu bekümmern, unterſuchen, was für ein Werk der Schöpfung dieſe Gurli iſt! Eine alberne Gans zu malen, die von den Dingen dieſer Welt nichts weiß, gern einen Mann haben will, lacht, wenn ihr etwas Ungewöhnliches aufſtößt, weint, wenn ſie an etwas Unangenehmes denkt, ſich zu freundlichen Geſichtern hingezogen fühlt, und unfreundliche Menſchen nicht leiden mag —: iſt es Kunſt, ſo ein Geſchöpf zu malen? Allein dies Bild könnte intereſſant werden, wenn man das rohe Kind der Schöpfung in Lagen verſetzt ſähe, wo es, aus innerer Güte der menſchlichen Natur, eben ſo groß und edel handelte, wie die fein cultivirte Liddy; aber nichts von dem! Doch, was noch mehr iſt, dieſer ganze Charakter iſt ein Hirngeſpinnſt. Denken Sie Sich, wenn Sie können, ein mannbares und noch obenein manntolles Mädchen, das, unter Wilden erzogen, wo keine falſche Delicateſſe den Schleyer über gewiſſe natürliche Dinge wirft, noch nicht wiſſen ſoll, was ein Männchen und was ein Weibchen iſt, und daß

Mann und Frau zum Heyrathen nöthig ſind! Ein Mädchen, das lange genug in England geweſen iſt, um Schreiben gelernt zu haben, und, indem es zwey Notarien, die beyden Brüder Smith, Miß Liddy und den alten Muſaffery, theils nach der Reihe, theils auf einmal heyrathen will, zeigt, daß es noch nicht weiß, daß ſo wenig in Großbrittanien, wie vielleicht in irgend einem Lande des Erdbodens, Vielmännerey erlaubt iſt! Eine ſchöne Naivetät!

Fazir iſt ein Wilder aus Bengalen, und winſelt und empfindelt, wie ein Siegwart.

Kaberdars Charakter iſt gar nicht ausgemalt; Muſaffery eben ſo wenig.

Von dem alten Smith erfährt man nur ſo viel, daß er ein gutherziger, ſchwacher, unbedeutender Sterblicher iſt.

Robert, Liddy und Jack ſind die einzigen Perſonen, die Phyſiognomie haben.

Samuel und der Viſitator haben Originalität; aber ſie ſind ſo offenbar von teutſcher Schöpfung, daß wohl ſchwerlich in ganz Groß-

brit-

Die Notarienſcene iſt äußerſt comiſch; aber ſie iſt ein hors d'oeuvre, und gehört nicht dem Herrn von Kotzebue, ſondern dem alten Vater Moliere.

Wer Schauſpiele ſchreibt, ſoll doch auch die Sitten des Landes ſtudiren, in welches er ſeine Scenen verſetzt; auch das vergißt der Herr von Kotzebue in der Eil, mit welcher er ſchreibt. Herr Smith heißt Sir John: folglich iſt er Baronet; denn kein Anderer führt in England vor ſeinem Taufnamen den Titel Sir. Er ſelbſt aber ſagt, er ſey von bürgerlicher Abkunft. Aber ſey er Baronet: ſo kann, bey ſeinen Lebzeiten, es doch ſein Sohn nicht auch ſeyn; allein auch Dieſer nennt ſich ſelbſt Sir Samuel Smith.

In England wird niemand zehn tauſend Pfund lieber in baarem Gelde als in Banconoten haben wollen, wie Herr Samuel.

In

---

tief geſunken fühlen, daß er ſich im Ernſt zum Mitarbeiter eines ſolchen Schufts, wie Aloiſius Hoffmann iſt, machen wollte?

In England wird gar kein Knaſter verkauft, und doch will Herr Smith Knaſter rauchen.

Myſore iſt nie von einem Nabob regiert worden.

Dies alles ſoll nur beweiſen, wie wenig dieſer Schriftſteller an ſeinen Werken feilt; und hiervon zeugen noch andere Stellen. Der alte Smith klagt, die Frau habe ihm nicht einmal eine Kanne Porter geben wollen, und doch verſchenkt er nachher ein ganzes Faß voll ſtarken Biers an den Bootsknecht.

Im erſten Auftritte theilt Herr Smith vier Segen aus; im neunten Auftritte des zweyten Aufzuges abermals zwey; im dreyzehnten bittet Liddy um ein dito, und erhält ihn von der Mutter; im ſechsten Auftritte des dritten Aufzuges ſegnet Kaberdar; im vierzehnten ſegnet wiederum Herr Smith, und im funfzehnten nochmals der Nabob Kaberdar. — Das ſind viel chriſtliche und heidniſche Segen!

Der alte Officier war in ſo gutem Zuge, ſeine dramaturgiſchen Kenntniſſe auszukramen, daß er vermuthlich noch in einer Stunde nicht würde aufgehört haben, wenn nicht einer aus der Geſellſchaft, dem dieſe Abhandlung vielleicht eben ſo viel Langeweile verurſachte, als meinen Leſern, die Bemerkung gemacht hätte, daß es wohl Zeit ſeyn würde, ſich zur Maskerade auszurüſten. Man nahm alſo Abſchied von ihm, ging hinauf in des Licentiaten Zimmer, wo die beſtellten Ballkleider in Bereitſchaft lagen, ſteckte ſich in dies abgeſchmackte Coſtum, zur großen Freude der beyden jungen Spottvögel, und ging dann in dieſem Aufzuge mit einander zu Fuße den Bohlweg hinauf, dem Opernhauſe zu.

Der Officier ſtand in der Thür des Gaſtzimmers, als ſie die Treppe herunter kamen. „Aber, „wie mögen Sie," ſprach er, „Ihre Zeit mit einer „ſo elenden Unterhältung verderben? Was für Ver„gnügen kann ein verſtändiger Mann daran finden, „ſich in einem Gewühle von Menſchen herumzutrei„ben, die, ausſtaffirt wie die Narren im Tollhauſe, „ſich zwecklos durch einander herumtreiben und „drängen; wo eigentlich getanzt werden ſollte, und „doch niemand, der gern ohne blaue Flecke und „Beulen nach Hauſe gehen will, tanzen mag; wo „man verkleidet hingeht, ohne ſich ſeinen Bekannten „unkenntlich zu machen, indeß die Unbekannten ſich, „auch ohne Maske, fremd bleiben würden?"

Vermuthlich würde der alte Critiker eine eben ſo lange Abhandlung über die Maskeraden, als über die Schauſpiele, zu Tage gefördert haben, wenn nicht unſere Freunde die Unterredung kurz abgebrochen, und ihren Weg fortgeſetzt hätten. Sie ſchlichen ſich daher vor ihm vorbey und gingen.

Zwölftes Capitel.

Was der Herr Hauptmann Previllier dem alten Dornbuſch unterwegens erzählt. Zuſammenkunft in Steinbrüggen.

Dem Herrn Dornbuſch kam die Entdeckung, daß ſeine Tochter und ſein Bruder noch vor zwey Stunden mit ihm zugleich in Peina geweſen wären, wie ein Traum vor. Der Officier fing an, ihm das ganze Räthſel aufzulöſen, ſobald ſie im Wagen ſaßen, und die Freude des alten Mannes, ſo gute Nachrichten von den Seinigen zu erhalten, war jetzt unbeſchreiblich. Gern hätte Herr Previllier dieſe angenehmen Empfindungen in vollem Maaße mit ihm getheilt, wenn nicht die Unruhe über den Verluſt ſeiner Geliebten jeden fröhlichen Gedanken von ihm verſcheucht hätte.

Doch, da der Förſter und der geiſtliche Herr kaum vor anderthalb Stunden erſt mit dem jungen Frauenzimmer abgefahren waren, ſchien es mehr als wahrſcheinlich, daß ſie das Fuhrwerk noch dieſſeits Goslar einholen würden, und dann hörte ja die Gewalt des Oheims über die Nichte auf, und er konnte die Schöne aus der Hand ihres Vaters empfangen. Dieſe Hoffnung erheiterte ihn wieder, und da ſein Pflegevater nur kurze, ſummariſche Nachrichten von ſeinen erlebten Schickſalen nach Oſtindien bekommen hatte, vertrieb er, auf das Bitten des alten Herrn, ihm unterwegens die Zeit durch genauere Erzählung dieſer Begebenheiten, die wir denn auch den Leſern in ſeinen eignen Worten mittheilen wollen.

„Der redliche Conſul, dem Sie mich anvertrauet hatten, handelte von dem Augenblicke an, da ich ihm war übergeben worden, wie ein leiblicher Vater an mir, und mein Zutrauen und meine Liebe zu ihm wuchſen mit jedem Tage. Er ſchwatzte nicht viel von zärtlichen Empfindungen, und hatte überhaupt in ſeinem Aeußern nicht jene unteutſche Geſchmeidigkeit, wodurch Menſchen von geringerm innern Werthe ſo gern die gute Meinung derer, die ſie fürchten, zu erſchleichen pflegen; aber echte Feinheit

heit des Gefühls, die bey reellen Veranlaſſungen aus ſeinem wohlwollenden Herzen hervorblickte, thätige Hülfe ohne viel Wortprunk, vereinigt mit unbeſtechbarer Wahrheitsliebe und Würde des Charakters waren die Grundzüge des ſeinigen. Sobald er mich nun ausgerüſtet, und meinetwegen Antwort von ſeinem Freunde, dem Obriſten, erhalten hatte, ſchickte er mich, begleitet von einem treuen Mohren, der ſein Bedienter war, mit dem Poſtwagen nach ***. Daſelbſt trat ich in einem Gaſthofe ab, kleidete mich ſauber an, ſteckte das Empfehlungsſchreiben des Conſuls in die Taſche, und wanderte hin zu meinem Obriſten.“

„Ich muß, ehe ich in meiner Erzählung fortfahre, Ihnen hier ein ſchwaches Bild von dieſem würdigen Kriegsmanne entwerfen. Er war in ſeinem äußern Betragen rauh, doch von Herzen bieder, ſprach ſehr wenig, mehrentheils nur in abgebrochenen Sätzen; aber alles, was er ſagte, hatte Kraft, Originalität, und nicht ſelten einen Anſtrich von eigenthümlichem Witze. Jeden ſolchen Kernſpruch pflegte er dann damit zu beſchließen, daß er ein paar Noten hinterher ſang: „Ich bin,“ ſprach er, „nun „einmal ſo; tüh - - - hü; und wer mich ſo nicht „leiden mag, der kann mich laufen laſſen; tüh - - - hü.“

Nächſt dem Soldaten ſchätzte er den redlichen Handwerker am höchſten, höher wie die Menſchen aus andern Klaſſen. Gelehrte konnte er gar nicht ausſtehen. Sie hätten, behauptete er, faſt ſämmtlich ihre gerade, geſunde Vernunft wegſtudirt; alles ſey bey ihnen auswendig gelernter Kram; ihre ganze Weisheit ſey an einen langen gekauften Bindfaden (er zielte damit auf den Syſtemsgeiſt) gereiht. Rührte man nun das eine Ende an, ſagte er, ſo polterte einem immer der ganze Plunder über den Leib, und immer derſelbe Plunder, man mögte das vorderſte oder das hinterſte Ende ergreifen. Strenge waren ſeine Begriffe von Gerechtigkeit, und deswegen verzieh er nicht leicht vorſetzliche Beleidigungen, wenn er nicht ungeheuchelte Reue wahrnahm, beſonders da, wo nicht ſowohl ſeine Perſon, als die Tugend ſelbſt war gekränkt worden. Nicht ärger konnte er entrüſtet werden, als wenn er darauf zu reden kam, daß gewiſſe Stände andere nützlichere Menſchenklaſſen geringſchätzten. Einem Sattler, der lange für ihn gearbeitet hatte, entzog er ſeine Kundſchaft, ſobald er erfuhr, daß er ſeinen Sohn kein Handwerk lernen laſſen, ſondern ihn auf Univerſitäten ſchicken wollte."

„So war der Mann beſchaffen, von dem ich mein künftiges Glück erwarten ſollte. Als ich bey ihm angemeldet wurde, ließ er mir zuerſt meinen Brief abfordern, und nachdem er ihn geleſen hatte, mußte ich zu ihm hinaufkommen. Er nickte wiederholt freundlich mit dem Kopfe, ohne ein Wort zu reden, als ich mich ihm näherte; dann ſtand er auf, ergriff mich bey den Schultern, und drehte mich dreymal herum. Als er nun den kleinen Haarbeutel gewahr wurde, den ich, um mich recht herauszuputzen, eingebunden hatte; fing er laut an zu lachen, und rief aus: „Hah! ein junk franzöſch Marquis! kann niks teutſch parlir; tüh --- hü.“ Dieſer ſeltſame Empfang verblüffte mich ſo, daß mir die Thränen in die Augen traten; das that dem guten Manne weh; er ſtreichelte mir daher die Backen, und ſagte liebevoll: „Nur getroſt, mein Jüngelchen! Ich will Dich bey mir behalten, und einen rechtlichen Kerl aus Dir machen, und der „Haarbeutel ſoll verauctionirt werden; tüh --- hü.“ Noch an demſelben Tage wurde dann der Regimentsſchneider geholt, um mir das Maaß zu nehmen; und ſechs und dreißig Stunden nachher ſtand ich als wohl beſtaliter Fahnenjunker da. „So laſſe „ich's gelten; tüh --- hü!“ ſang der Obriſt, und behandelte mich von nun an wie ſein eignes Kind.

Ich bekam ein Zimmerchen angewieſen, ſpeiſete an ſeinem Tiſche, lernte das Exerciren, bekam Unterricht im Rechnen und Schreiben, dann auch in den mathematiſchen Wiſſenſchaften, im Franzöſiſchen, im Reiten und Fechten, und noch obenein gab mir der großmüthige Mann Taſchengeld, und erſt nachher habe ich erfahren, daß er von dem Conſul keine Entſchädigung dafür annahm. Aller dieſer Wohlthaten ungeachtet redete er ſelten ein einziges Wort mit mir; aber auf ſeinem Geſichte konnte ich es leſen, ob er mit meinem Fleiße und meiner Aufführung mehr oder weniger zufrieden war.“

„Der Haushalt meines Obriſten beſtand, außer ihm und ſeinem Sohne, dem Fähndrich, einem Erztaugenichts, der ihm viel heimlichen Kummer machte, aus einem alten tauben Koche, einer einäugigten Soldatenwitwe, welche die Betten bereiten und das Haus rein halten mußte, einer dicken plumpen Küchenmagd, zwey Bedienten, die zugleich Soldaten waren, und einem Reitknechte. Der alte Obriſt hatte ſeine Augen aller Orten, und eine größere Ordnung und Pünktlichkeit, wie in ſeinem Hauſe herrſchte, konnte man ſich kaum denken. Das Geſinde liebte und fürchtete ihn, war treu, fleißig, häuslich und einig unter einander. Des Sonntags, wenn der Herr im Clubb war, holte der Koch eine ſchmutzige Violine vom Haken herunter, wo ſie hing, fiddelte den Deſſauer Marſch, oder einige Tänze, die zu Georg des Andern Zeiten in Hannover, wo er ſeine Kunſt gelernt hatte, Mode geweſen waren, und die Bedienten ſpielten im Dambrette, wozu ſie die Steine ſelbſt geſchnitzelt hatten. So ging alles Jahr aus Jahr ein ſeinen ruhigen, friedlichen Gang fort. Der Obriſt war gaſtfrey, doch nur gegen die Officiers ſeines Regiments, ging ſelten aus, und las, wenn er allein war, alte und neuere hiſtoriſche Bücher.“

„Ich habe eben geſagt, der Obriſt hätte überall in ſeinem Hauſe die Augen gehabt; nur über Einen Gegenſtand ſchien er blind, und der war die Aufführung ſeines Sohns, des Fähndrichs. Das einzige Kind, die Verlaſſenſchaft einer früh verlorenen, geliebten Gattinn, — das war es, was ſich zu Rechtfertigung dieſer Schwäche ſagen ließ. Der junge Menſch führte nicht nur ein ausſchweifendes Leben, ſondern belog und beſtahl auch ſeinen würdigen Vater, der ihm doch keine Bitte verſagte; ja, er rühmte ſich deſſen laut. Sein Charakter und ſein Wandel waren aber auch auf ſeinen bleichen, ſchlaffen Wangen, in ſeinen matten Augen und aus ſeinen unſichern, irrenden Blicken zu leſen. Männern war dieſer Menſch unerträglich, aber — und leider habe ich nachher in der Welt oft dieſe Bemerkung zu wiederholen Gelegenheit gehabt, — den mehrſten gewöhnlichen Weibern gefiel der Unverſchämte beſſer, als ein blühender, tugendhafter, beſcheidener Jüngling., Ich fühlte mich bey dem erſten Anblicke von ihm zurückgeſtoßen, und ſeine Abneigung gegen mich war nicht geringer, ſobald er ſah, daß ich mich nicht nach ſeinem Muſter bilden, mit ihm nicht gemeinſchaftliche Sache machen wollte. Allein er war der einzige im Hauſe, der mir abgeneigt war; alle Andere liebten mich, und mein Wohlthäter zeigte mir täglich mehr väterliche Zuneigung, obgleich der Fähndrich keine Gelegenheit verſäumte, mich bey ihm anzuſchwärzen. Oft war ich in Verſuchung, dem Obriſten die Betrügereyen ſeines Sohns zu entdecken; Dankbarkeit ſchien mich dazu aufzurufen; aber Vorſichtigkeit hielt mich zurück. Indeſſen begegnete ich dem Böſewichte, ſelbſt in des Vaters Gegenwart, mit der Verachtung, welche er verdiente; und ſo gerecht war der alte Mann, daß er mir, dieſes ſeines Lieblings wegen, nie ſein Wohlwollen entzog."

„Ich war beynahe noch ein Knabe, als der Obriſt mich dem Herzoge, ſeinem Herrn, zum Fähndrich vorſchlug, und, als mein Patent ausgefertigt war, mir eine größere Summe Geldes ſchenkte, wie ich zu meiner Equipirung bedurfte. Allein die Glückſeligkeit, die ich an der Seite eines ſo guten Chefs und edlen Wohlthäters genoß, dauerte nicht lange; der alte Herzog, deſſen Jugendfreund er war, ſtarb, und der neue Herr warf, wie es zu geſchehen pflegt, alles über den Haufen, was ſein Vater eingerichtet hatte. Er war ein harter, gefühlloſer, hochmüthiger, unwiſſender und mißtrauiſcher Menſch. Mit dem Militair wurde eine große Veränderung vorgenommen; die Officiers wurden aus einem Regimente in das andere verſetzt, ohne Rückſicht darauf zu nehmen, wie wenige von dieſen ſchlecht bezahlten Leuten im Stande waren, die Unkoſten einer ſolchen Veränderung zu beſtreiten; ja, es war ihm Urſache genug, jemanden an einen andern Ort hin zu verpflanzen, wenn er merkte, daß dieſer gern da geblieben wäre, wo er war.

Mein redlicher Obriſt erhielt ein anderes Regiment; ſein Sohn aber und ich blieben in der bisherigen Garniſon, und bekamen einen andern Chef. Dieſer war ganz ein Mann nach des Herzogs Wunſche;

ſche; ſtrenge, pedantiſch, ein Camaſchenheld, der von untenauf gedient hatte, und ſeine Untergebenen wie Sclaven behandelte. Ich hätte nun von meiner geringen Gage leben müſſen, wenn mein großmüthiger Beſchützer mir nicht von Zeit zu Zeit anſehnliche Zuſchüſſe geſchickt hätte; allein meine Lage war darum nicht weniger unangenehm, denn mein neuer Obriſt konnte mich nicht leiden, hatte immer etwas an mir auszuſetzen, und neckte mich unaufhörlich.

In der Stadt wohnte eine verwitwete Rittmeiſterinn von Seebach, nebſt ihrer Tochter, einem liebenswürdigen, ſanften und tugendhaften Mädchen. Ich hatte Umgang in dem Hauſe, wurde von Mutter und Tochter gern geſehen, und würde, wäre ich nicht ſo arm geweſen, gewiß Plan auf ihren Beſitz gemacht haben; ſo aber lehrten mich Vernunft und Pflicht, mich in den Gränzen der Hochachtung und Freundſchaft zu halten, und jede andere Neigung zu unterdrücken. Der Fähndrich aber, mein geſchworner Feind, hatte ein Auge auf das Fräulein, ſo wenig ſie ihn auch leiden konnte; und da alle ſeine Anträge verworfen wurden, glaubte er, ich ſtünde ſeinem Glücke im Wege. Eines Abends, als ich grade bey der Frau von Seebach war, kam er betrunken herein, und betrug ſich ſo ungezogen, daß ich endlich die Geduld verlor, und ihm Stillſchweigen auflegte. Dem jungen Herrn ſchwoll der Kamm; er ſtieß Beleidigungen gegen mich aus; die Hitze überwältigte mich; ich warf ihn zur Thür hinaus, und er ging drohend weg. Nachdem ich den Damen meine Entſchuldigungen gemacht hatte, blieb ich noch eine Stunde lang bey ihnen, und wollte dann nach Hauſe, wo ich eine Ausforderung von meinem Feinde erwartete. Es war in der Dämmerung eines Herbſtabends; ich mogte ungefähr zwölf Häuſer vorbey gegangen ſeyn, und wollte nun in eine enge Gaſſe einbeugen, als ich von dem Böſewichte und einem andern, eben ſo ſchlechten Menſchen, die ſich an der Ecke verſteckt gehalten hatten, meuchelmörderiſcherweiſe angegriffen wurde. Sie ſtürmten mit bloßem Degen auf mich ein, und ich hatte kaum Zeit, den meinigen zu ziehen, mich an eine Wand zu ſtellen, um den Rücken frey zu haben, und mich in Vertheidigungsſtand zu ſetzen. Bey dem erſten Anfalle hatte Einer von den Schurken nach mir geſtoßen, mich aber nur leicht in den linken Arm verwundet. Jetzt drangen ſie Beyde ungeſtüm auf mich ein. Anfangs vertheidigte ich mich nur; da ich aber vorausſah, daß ich auf dieſe Weiſe leicht ihr Opfer werden könnte, ſuchte ich wenigſtens mir

Einen vom Halſe zu ſchaffen. Ich fiel alſo unerwartet aus, als mir der Fähndrich grade Blöße gab, und wollte ihn etwa durch einen Stich in den Arm wehrlos machen; allein ich traf in den Leib; er ſtürzte, und der andere entfloh.

Es fiel gleich nach der That zentnerſchwer auf mein Herz, daß mein unglückliches Verhängniß mich gezwungen hatte, an dem Sohne meines Wohlthäters vielleicht zum Mörder zu werden; ich eilte ihm zu Hülfe; er war nur ohnmächtig, erholte ſich bald wieder, und war noch ſtark genug, ſich von mir nach ſeinem Quartiere führen zu laſſen. Dort verſchaffte ich ihm einen Wundarzt, welcher gleich nach der erſten Unterſuchung verſicherte, daß gar kein edler Theil verletzt, und durchaus keine Lebensgefahr da ſey.

Ich würde alſo über die Folgen, welche dieſer Vorfall für mich, der ich nur Nothwehr geübt hatte, haben konnte, ſehr ruhig geweſen ſeyn, wenn ich weniger die ſchändliche Denkungsart meines Gegners und ſeines Beſchützers, des Obriſten, gekannt hätte. Dieſer Letztere war jetzt mehr als jemals mein Feind. Er hatte kürzlich einen Unterofficier bloß deswegen, weil er ihn in der neuen Montirung angetroffen hatte, die er eigentlich nur auf der Parade tragen ſollte, ſo gefuchtelt, daß der arme Mann davon geſtorben war *). Ich hatte mich nicht enthalten können, über dieſe Greuelthat laut zu reden, und das hatte der Obriſt wieder erfahren. Jetzt war die Gelegenheit da, mich ſeinen Haß fühlen zu laſſen, und dieſe Gelegenheit ließ er nicht entwiſchen. Die ganze Sache wurde ſo verdreht, und die Art der Unterſuchung ſo unregelmäßig vorgenommen, daß ich, ohne ordentliches Verhör, zu einem Feſtungsarreſte auf ein halbes Jahr verurtheilt wurde.

Was war zu thun? ich mußte der Gewalt nachgeben. Da mirs indeſſen erlaubt war, aus meiner Gefangenſchaft Briefe fortzuſchicken, ſo ſchrieb ich nicht nur an meinen würdigen alten Obriſten,

---

*) Dieſe Anekdote iſt wahr, — wahr, zur Schande des Böſewichts, eines Obriſten von **; die Finger jucken mich, den Kerl zu nennen, — der vor einigen Jahren dieſe That begangen, und zur Schande des Fürſten, der ſie nicht beſtraft hat. Wo dergleichen geſchehen und niemand murren darf, nicht wahr, da iſt kein Despotismus; da iſt das Volk durch die Propaganda aufgehezt, wenn es endlich ein wenig unruhig wird!

ſten, um ihn um Verzeihung zu bitten, ſondern meldete auch meinem guten Conſul den Vorfall, und meinen Entſchluß, gleich nach meiner Befreyung den ***ſchen Dienſt zu verlaſſen, und anderswo mein Glück zu ſuchen.

Der bayriſche Succeſſionskrieg, welcher grade in dieſer Zeit ausbrach, gab mir einen ehrenvollen Vorwand, meinen Abſchied zu fordern, indem ich den Herzog bat, mich zu entlaſſen, damit ich bey der öſterreichiſchen Armee ein paar Feldzüge mitmachen und die militäriſchen Kenntniſſe, welche ich in ſeinem Dienſte zu erlangen das Glück gehabt hätte, praktiſch ausüben lernen könnte. Der Abſchied wurde mir nicht verſagt; wider die Gewohnheit junger Officiers hatte ich mir von den Geſchenken meines Wohlthäters eine Caſſe von ein paar hundert Thalern geſammelt; der Conſul vermehrte dieſe Summe auf die großmüthigſte Weiſe, und ſchickte mir zugleich Empfehlungsſchreiben an zwey öſterreichſche Generals; und ſo war ich denn im Stande, meine Reiſe zur kaiſerlichen Armee anzutreten.

Allein ich hatte vorher noch eine Pflicht zu erfüllen; ich mußte dem würdigen Obriſten meine Dankbarkeit darbringen, und mich bey ihm rechtfertigen, wenn auch ihm meine Aufführung vielleicht aus einem falſchen Geſichtspunkte war vorgeſtellt worden. Beydes glaubte ich am beſten ſchriftlich thun zu können; doch ſchonte ich dabey, ſo viel ſich's irgend thun ließ, ſeines Sohns.

Ich konnte die Antwort nicht abwarten, habe auch ſeit der Zeit nie wieder eine Zeile von dem edlen Manne geleſen, denn er ſtarb wenig Monate nachher am Schlagfluſſe.

Da ich vorher an den großen, guten Kaiſer Joſeph geſchrieben, und von ihm die Zuſicherung erhalten hatte, als Capitain bey einem der neu errichteten Freycorps angeſetzt zu werden, in ſo fern ich eine gewiſſe Anzahl Recruten lieferte; ſo machte ich dazu Anſtalt, brachte bald in den Rheingegenden einen Theil dieſer Mannſchaft zuſammen, bezahlte für die Fehlenden eine beſtimmte Summe, und ging dann zur Armee.

Die kräftigen Empfehlungsbriefe des Conſuls und ein paar glückliche Vorfälle, die mir Gelegenheit gaben, Dienſteifer und einigen Muth zu zeigen, erwarben mir die Achtung meiner Cameraden und die Zufriedenheit meiner Vorgeſetzten. Der

Krieg dauerte, zum Glücke der Völker, nicht lange; die Freycorps gingen dann aus einander; allein ich erhielt die Verſprechung, in ein regulaires Regiment eingeſetzt zu werden. Um dieſe Sache nun thätiger betreiben zu können, ging ich gleich nach dem Frieden nach Wien. Dort brachte ich beynahe ein halbes Jahr ſehr vergnügt zu, und machte manche recht intereſſante Bekanntſchaft. Wichtiger wie alles Uebrige war mir das Glück, den liebenswürdigen Fürſten in der Nähe bewundern zu können, der ohne Prunk, aus wahrer Wärme für das Gute, ſo thätig war, Glück und Wahrheit zu verbreiten; der gegen ſo unendliche Schwierigkeiten, die ihm Dummheit und Bosheit in den Weg legten, muthig ankämpfte, kein Gift, keinen Dolch und keine ſpitzige Feder fürchtete, weil er wußte, daß die Fürſehung wahre Größe ſchützt, und daß man nur dann Urſache hat, ſich zu fürchten und das Licht zu ſcheuen, wenn man ſich ſelber nicht trauen, ſich ſelber nicht reſpectiren darf; und der, wenn er eben ſo glücklich geweſen wäre, als er gut und eifrig war, von der ſpäten Nachwelt noch mit Bewunderung angeſtaunt werden würde.

Meine Hoffnung, wieder in Thätigkeit zu kommen, wurde bald erfüllt; man ſetzte mich in meinem vorigen Range im ***ſchen Regimente an, und bald nachher bekam ich den Befehl, nach Goslar auf Werbung zu gehen.

Sie wiſſen, beſter Vater, daß ich dort die Bekanntſchaft Ihrer liebenswürdigen Tochter machte, und was weiter vorgefallen iſt; mögten wir nun nur den Zweck erreichen, ſie bald wieder einzuholen! Dann iſt es in Ihren Händen, mein Glück, deſſen erſter Schöpfer Sie geweſen ſind, vollkommen zu machen.“

Während der Hauptmann Previllier dieſe ſeine Geſchichte erzählte, blickten ſie Beyde oft zum Wagen hinaus, um zu entdecken, ob ſich nicht ein Fuhrwerk vor ihnen ſehen lieſe. Sie fragten Jeden, der ihnen begegnete, und erfuhren endlich, daß die bewußte halbe Kutſche ungefähr eine Stunde früher denſelben Weg genommen hatte. Dieſe Nachricht erhielten ſie kurz vor Steinbrüggen, und als ſie dahin kamen, ſahen ſie den Wagen in einem Hofe ſtehn. Ihre Freude war unbeſchreiblich; ſie ſprangen aus der Caleſche, — aber alles im Wirthshauſe lief durch einander, — dieſe Verwirrung prophezeihete ihnen nichts Gutes. Der Förſter rennte wie unſinnig herum, und fluchte wie ein Heſſe. Sein Bruder fiel ihm um den Hals, — er wußte nicht, wie ihm geſchahe; — „Bruder! lieber, theurer Bruder! „Aber wo iſt ſie? Wo iſt meine Margaretha?“ — „Wo ſie iſt? der Teufel hat ſie geholt, das Wettermädchen! Aber finden muß ich ſie, und ſollte ich „die halbe Welt durchrennen.“

So ſtanden die Sachen in Steinbrüggen. — Allein es iſt Zeit, daß wir wieder zu der Demoiſelle zurückkehren, die wir auf freyer Heerſtraße allein gelaſſen haben. Wir ſind zu galant, um ihr nicht bald zu Hülfe zu eilen.

Dreyzehntes Capitel.

Jungfer Margaretha Dornbuſch begibt ſich in den Schutz einer alten chriſtlichen Dame, und ſetzt ſich neuen Gefährlichkeiten aus.

Ja; nicht etwa auf offner, freyer Heerſtraße nur; nein, was noch ärger iſt, in einem hohlen Wege haben wir unſer Frauenzimmer gelaſſen. Wie mancherley Gefahren konnte nicht das wehrloſe, ſchwache Geſchöpf hier ausgeſetzt ſeyn! Uns treten die Thränen in die Augen, wenn wir alles erwägen, was dem armen Mädchen da hätte begegnen können. „O!“ würde hier ein Schriftſteller ausrufen, dem es um die moraliſche Beſſerung ſeiner Leſerinnen zu thun wäre, — darauf aber haben wir, im Vorbeygehen zu ſagen, es gar nicht angelegt, ſondern nur auf Beluſtigung und Honorarium —: „O!“ würde er ſagen, „Ihr leichtſinnigen Kinderchen! wohin „kann nicht eine einzige Uebereilung führen! — „Da ſpiegelt Euch nun an dem Beyſpiele der Jung„fer Margaretha Dornbuſch, die Ihr jetzt wie eine „Landläuferinn an Hecken und Büſchen und in hoh„len Wegen herumirren ſehet, und laſſet mir das „vermaledeyete Romanleſen unterwegens, wodurch „Ihr Euch nur Thorheiten in den Kopf ſetzt!“

Doch wir wollen uns bey den Ausrufungen nicht aufhalten, ſondern ſchlechtweg erzählen, was unſerer Schönen begegnete. Sie mogte ungefähr ein paar hundert Schritte in beſagtem hohlen Wege ängſtlich eilig fortgerennt ſeyn, als ſie auf eine andere Straße ſtieß, welche dies Defilé durchkreuzte, zugleich auf derſelben eine Kutſche erblickte, die, von drey Pferden gezogen, langſam daher wackelte, und ihr ſchon ziemlich nahe war. Der Kaſten dieſes Fuhrwerks ſahe für ſein Alter noch ganz reputirlich aus, war ein wenig groß, und der Untertheil bauchartig ausgeſchweift. Mit gelben Nägeln ſahe man an den beyden Thüren die Buchſtaben *v. B.* angebracht; ein kleiner, mit Seehundfell überzogener Koffer war hinten aufgebunden, und ein Bettler, der gern mit Gelegenheit reiſen wollte, hatte ſich dieſen zum Sitze gewählt. Außerdem befanden ſich noch zwey Körbe und eine Schachtel an den Bock mit Stricken befeſtigt; der Fuhrmann aber, in einem ſogenannten Futterhemde, mit einer kleinen Tabackspfeife im Munde, ging neben den drey Gäulen her, die der Autor als ein wenig zu mager ſchildern müßte, wenn er nicht aus gewiſſen Urſachen die Parthey magerer Geſchöpfe nähme. Der Zug ging langſam und bedächtlich, und unſere Demoiſelle hatte volle Muße, ſich auf den Schritt vorzubereiten, den ſie zu thun Willens war, ehe die Kutſche den Platz erreichte, wo die Straße den hohlen Weg durchſchnitt.

Ein nicht ganz lieblicher und nicht ſehr harmoniſcher zweyſtimmiger weiblicher Geſang, von einem grämlichen Alt und einem durchdringenden Naſenſopran in Octaven vorgetragen, ſchallte aus der Kutſche heraus, deren dieſſeitiges Fenſter geöffnet war. Der Fuhrmann brummte, ſo oft er die Pfeife aus dem Munde nahm, um auszuſpucken, im Baſſe die letzte Note nach; übrigens war es die Melodie des Abendliedes: „Nun ſich der Tag geendet hat.“

„Ich bitte Sie um Gottes willen, meine wertheſten Frauenzimmer!“ rief Margaretha, und unterbrach dadurch das andächtige Lallen; „ich bitte Sie, gönnen Sie mir einen Sitz in Ihrer Kutſche! Wo Sie auch hinreiſen; ich verlange nichts, als Ihren Schutz bis zur nächſten Stadt. Ich will Ihnen auf keine Weiſe beſchwerlich ſeyn. Nur einen ſichern Platz gönnen Sie mir bis dahin!“ — „Halt ſtill, Nicolaus!“ ſprach bedächtlich, doch laut, eine alte Dame, indem ſie ihre Brille von der Naſe nahm, ein Probeflickchen von braunem Camelot als ein Zeichen in das Geſangbuch legte, welches ſie zuſchlug, dann das kupfrigte Geſicht zum Schlage hinausſtreckte, und ziemlich unfreundlich fragte: „Was will Sie, Jungfer?“ Meta wiederholte ihre Bitte, und erzählte ihre Geſchichte. — Allein man merke wohl, *ihre* Geſchichte war es; doch nicht die, welche ihr begegnet war, ſondern die ſie erfunden hatte; es war ein Mixtum compoſitum von Wahrheit und Nothlüge. Von grauſamen Verwandten und einer verhaßten Heyrath, wozu man ſie arme Wayſe zwingen wollte, kam etwas darin vor; nur der Officier, von welchem ſie Rettung erwartete, ſobald ſie an ihn ſchreiben würde, wurde aus einem Liebhaber in einen würdigen Vetter umgeſchaffen. Ich hoffe, dieſe geringe Abweichung von der Wahrheit

heit ſoll unſer junges Frauenzimmer in den Augen der Leſer nicht herabſetzen; wenigſtens werde ich die Leſerinnen, die jüngern nämlich, auf meiner Seite haben.]

Die alte Dame ſchüttelte während dieſer Erzählung bedächtlich ihr Köpfchen, und ſagte dann: „Nun, Sie darf einſteigen. Ich reiſe, ſo Gott „will, nach Braunſchweig. Dahin mag Sie mit„fahren. Aber dort muß Sie ſehen, wie Sie „unterkömmt, denn ich kann mich nicht mit frem„den Leuten behängen.“ Der Wagen wurde geöffnet, und Meta überſah jetzt die ganze Geſellſchaft, in welche ſie eingeführt werden ſollte; denn der untere Theil der Kutſche verbarg noch, gleich dem Bauche des trojaniſchen Pferdes, mehr lebendige Weſen, als von außen ſichtbar waren. Der alten Dame gegenüber ſaß ein junges, ſchwarzäugigtes Kammermädchen, mit einer Haubenſchachtel auf dem Schooße; an der Seite ihrer Gebieterinn hatte ein garſtiger grauer Kater Platz genommen; ein bejahrter, engbrüſtiger Mops lag zu den Füßen, und neben ihm ein kleiner weiß und braun gefleckter ſogenannter Spionhund; unter dem Himmel der Kutſche aber war, zwiſchen einigen in Löchern aufgehängten Hauben, auch ein kleines Vogelbauer befeſtigt, in welchem ein Canarienmännlein ſein Weſen trieb. Es fand ſich grade neben dem Kammermädchen noch Platz genug für Margaretha Dornbuſch, um, wenn ſie keinen großen Anſpruch auf Raum für ihre Beine machte, ziemlich bequem zu ſitzen.

Jetzt halte ich es für meine Pflicht, die Leſer genauer mit den Perſonen bekannt zu machen, unter welche wir die Jungfer Dornbuſch geführt haben, und dann ſoll uns nichts abhalten, ſie ihre Reiſe fortſetzen zu laſſen. Das Fräulein von Brumbei *) war Stiftsdame in ***. Da die Natur, bey Entwerfung des Plans zu ihrer ſterblichen Hülle ſich ein wenig verzeichnet, und ihre gnädigen Eltern kein baares Vermögen hinterlaſſen hatten, ſo ergriff ſie die Parthey, die Lüſte dieſer Welt und die zeitlichen Güter zu verachten, und ſich nach den himmliſchen zu ſehnen, auf welche ſie ſich durch fleißiges Beten und Singen ein Recht zu erwerben trachtete. Je älter ſie wurde, deſto wärmer eiferte ſie für Keuſchheit und Tugend, und Margaretha hatte den Schutz, den ſie ihr angedeihen ließ, größtentheils der Verſicherung zu danken, daß ſie dem Eheſtande aus dem Wege gelaufen wäre. Weil aber der Geiſt des ſchwachen Menſchen nur gar zu oft vom Fleiſche niedergedrückt wird, hatte ſich das Fräulein nach und nach gewöhnt, jenem durch den Genuß eines reinen abgezogenen Kirſchwaſſers einen höhern Schwung zu geben; und wirklich duftete unſerer Meta, als ſie zu ihr in den Wagen ſtieg, der ſüße Geruch dieſer Panacäe entgegen. Nun aber hatte es ſich begeben, daß Beelzebub, welcher den Frommen immerdar auflauert, einſt den Augenblick genützt, als das Fräulein von Brumbei von der beſagten Kirſch-Eſſenz faſt viel genoſſen, und dadurch das Fleiſch ſo getödtet hatte, daß alle Achtſamkeit auf den Gebrauch ihrer irdiſchen Gliedmaßen dahin war; — es hatte ſich begeben, ſage ich, daß in einer ſolchen Stunde Beelzebub ſie verleitete, die kleine Treppe in ihren Keller hinabzuſteigen; ihr Fuß war ausgeglitten, ſie war hinabgeſtürzt, und hatte ſich die linke Hüfte verrenkt. Der Stiftſchirurgus wendete alle Kräfte ſeiner

---

*) Wir wiſſen nicht, ob der für die reine Lehre ſo eifrige Prediger Brumbei, welcher ſich kürzlich bey der Inquiſition gegen den Ketzer Schulz in ganz Teutſchland ſo berühmt gemacht hat, ein Sprößling jener adlichen Familie iſt.

Kunſt an, den Schaden zu heilen, nachdem die warmen Umſchläge, welche das ſchwarzäugigte Kammermädchen ohne Unterlaß auflegen mußte, nicht helfen wollten, — alles vergebens! Dann nahm ſie ihre Zuflucht zu dem Scharfrichter in Goslar, aber mit keinem glücklichern Erfolge. Sie hatte auch einen ganzen Sommer hindurch das Bad bey Verden gebraucht, ohne Beſſerung zu ſpüren, worauf ſie ſich endlich entſchloß, nach Braunſchweig zu reiſen, und ſich einem Wundarzte anzuvertrauen, von deſſen Geſchicklichkeit bey allerley Vorfällen ihr ein junger Cavallerie-Officier viel Gutes geſagt hatte. — Auf dieſer Reiſe war ſie jetzt begriffen.

Sobald Margaretha Platz im Wagen genommen hatte, und der Fuhrmann die Pferde antrieb, weiter zu ſchleichen, fing zuerſt das alte Fräulein an, mit ihren Augen das junge Frauenzimmer zu muſtern, wobey ſie aus einer kleinen ſilbernen Tabacksdoſe eine Priſe nahm. Dann ließ ſie ihrer Neugier den Zügel ſchießen, und ſetzte Meta durch eine Menge Fragen in einige Verlegenheit; doch half ſich Dieſe mit aller weiblichen Kunſt heraus. Hierauf kam die Reihe an die nützliche Moral, welche ſich aus ſolchen Begebenheiten ziehen läßt, und da hatte ſie nun ein weites Feld, gegen die Falſchheit der Männer, gegen den Leichtſinn der heutigen Jugend, und zum Lobe der Sittſamkeit und Keuſchheit zu eifern. — Der Canarienvogel oben im Bauer pfiff zwiſchendurch ſein Liedchen, und machte ein wahres Melodrama aus dieſer Declamation. — Endlich fing ſie an, über Magenſchmerzen zu klagen, und holte aus der Kutſchentaſche ein Fläſchgen voll Kirſchengeiſt hervor, und als ſie ſich damit gelabt hatte, wurden die Geſangbücher wieder aufgeſchlagen, und Meta mußte ſich's gefallen laſſen, die noch übrigen Strophen des Abendliedes mitzuſingen.

Der Tag neigte ſich nun wirklich zum Ende; — es war, wie wir wiſſen, der Sonntag, an welchem Blanchard in Braunſchweig aufſtieg. Dieſe Stadt zu erreichen, war heute nicht möglich; es hatte aber das Fräulein von Brumbei in einem ſeitwärts von der Straße gelegenen Dorfe einen alten Bekannten, den Paſtor Reimers, bey welchem ſie ſich ein Nachtlager erbeten hatte, und der ſie nebſt ihrem Gefolge gaſtfreundſchaftlich aufnahm. Da dieſer nur zwey Betten liefern konnte, mußte Meta das eine derſelben mit der Kammerjungfer theilen. Suſanna war ein munteres Mädchen; ſie hatte vormals in Braunſchweig gedient, und dort allerley kleine Liebesabentheuer beſtanden. Die böſe Welt pflegt ſolche unſchuldige Verirrungen zuweilen lieblos zu beurtheilen; das war auch Suſannen begegnet; arge Läſterzungen hatten ihren Ruf zweydeutig zu machen geſucht; ſie war von der Dame, bey welcher ſie gedient hatte, nicht auf die ehrenvollſte Weiſe verabſchiedet worden, und hierauf aus Verzweiflung auf's Land gegangen, da ſie denn endlich Gelegenheit gefunden hatte, durch den vorhin erwähnten Cavallerie-Opfficier dem alten Fräulein empfohlen zu werden. Ihr Verlangen, das liebe Braunſchweig wieder zu ſehen, gab ihr kräftige Gründe ein, ihre Herrſchaft in dem Vorſatze, nach dieſer Stadt zu reiſen, zu beſtärken, und niemand war froher, wie ſie, als dieſe Reiſe zu Stande kam.

Nichts iſt leichter geſtiftet und leichter getrennt, als die Freundſchaft und Vertraulichkeit unter jungen Mädchen. Kaum war Suſanna mit der Jungfer Dornbuſch allein in ihrem Kämmerlein, (die alte Dame pflegte ſich, mit ſchwerem Haupte, früh zu Bette zu legen,) als ſie zuerſt be-

begann, ihrem Spotte über das fromme Fräulein freyen Lauf zu laſſen; dann entlockte ſie Margarethen das Geheimniß ihrer Herzensangelegenheit, und gewann bald durch die Theilnahme, welche ſie ihr bezeigte, ihr ganzes Zutrauen. Wir haben einmal in einem hübſchen Buche geleſen, daß junge Frauenzimmer vor allen andern Urſache haben, in der Wahl ihrer Vertrauten vorſichtig zu ſeyn; daß ſo Manche bloß dadurch fallen, daß ſie ſich ſolchen Perſonen in die Hände liefern, und denen tauſend gute Eigenſchaften zutrauen, welche ihren Leidenſchaften ſchmeicheln. Der Autor jenes Werks hatte dies gar artig aus einander geſetzt; ich kann aber das Buch jetzt nicht wieder auffinden, ſonſt ſchriebe ich die Stelle ganz ab; doch vielleicht nehmen die Leſerinnen Gelegenheit, aus der Geſchichte unſerer Freundinn ſelbſt ſich die nöthigen Lehren herauszuziehen; wir fahren alſo in unſerer Erzählung fort.

Am Montage ging die Reiſe weiter, und unſere Damen erreichten vor Mittag noch die Stadt Braunſchweig. Suſanna hatte indeß beym Ankleiden ihrer Herrſchaft Gelegenheit gefunden, derſelben die neue Freundinn ſo warm zu empfehlen, daß jetzt ſchon nicht mehr die Rede davon war, ſich eher von Margarethen zu trennen, bis dieſe von ihrem vorgeblichen Vetter würde abgeholt werden.

Das Fräulein von Brumbei hatte ſich, auf Empfehlung ihrer Zofe, die ihr ganzes Zutrauen beſaß, ein paar kleine Zimmer in dem Hauſe des Schuſters Wöllners, unfern dem Opernhauſe, für die Zeit ihres Aufenthalts in Braunſchweig gemiethet. Dieſer Schuſter war ein andächtiger Heuchler, der ſehr viel von der reinen Lehre und dem innern Lichte redete, ſeines Amtsbruders Jacob Böhms Schriften las, Betſtunden für Perſonen beyderley Geſchlechts in ſeinem Hauſe hielt, übrigens aber ein Erzſchurke war, und auf Pfänder liehe. — Ich bitte die geneigten Leſerinnen nun nochmals, zu überlegen, welche ſchreckliche Folgen die erſte Uebereilung der Jungfer Dornbuſch für ſie hätte haben können, da wir ſie jezt von ſolchen Menſchen umgeben ſehen müſſen.

Sobald die Geſellſchaft Beſitz von ihrer Wohnung genommen hatte, ſetzte ſich Meta hin, und ſchrieb dem Freunde ihrer Seele einen zärtlichen Brief. Sie urtheilte nicht ohne Wahrſcheinlichkeit, es werde der Hauptmann, ſobald er in Peina im Poſthauſe erfahren hätte, wohin der Förſter mit ihr gereiſet ſey, auch ſeinen Weg nach Goslar genommen haben, wohin er, als Werbeofficier, ohnehin in wenig Tagen zurückkehren mußte. In jedem Falle alſo ſchien es ihr am ſicherſten, dahin ihren Brief mit der Poſt zu ſchicken. Hätte ſie das früher überlegt, ſo hätte ſie in der That nicht nöthig gehabt, zu entlaufen, denn ſie konnte ſich doch leicht einbilden, daß Previllier nicht lange ſäumen würde, ihr nachzureiſen, und dann war, an der Seite dieſes braven Kriegsmannes, von der Gewalt des Oheims nicht viel zu fürchten. Allein die Idee der Flucht war romanhafter, und folglich wurde ſie vorgezogen.

Der Brief war nun fort, und da ſie, bis Antwort oder der Liebhaber ſelbſt kommen würde, ſicher und unentdeckt in Braunſchweig bleiben konnte, fing ſie an, ſich zu erheitern, und an dem ungewohnten Anblicke der Volksmenge, die zur Meßzeit die Straßen von Braunſchweig anfüllt, ihre Augen zu weiden. Suſanne aber nützte dieſe muntere Stimmung, ſtand neben ihr am Fenſter, und machte ihr reizende Schilderungen von den Annehmlichkeiten dieſer großen Stadt.

So kam der Abend herbey, — ein ſchöner heiterer Sommerabend. Die alte Dame hatte, aus

Freude über ihre glückliche Ankunft, ihrer gewöhnlichen Portion Herzſtärkung ein paar Gläſer Ratafia hinzugefügt; das pflegt denn den Schlaf zu befördern; und ſo war ſchon um acht Uhr zu Bette gegangen. „Es wäre Sünde, ſagte Suſanne zu ihrer neuen Freundinn, „wenn man ſich bey dem herrlichen Wetter im Zimmer einſperren wollte. Wenigſtens ſollten wir doch vor der Hausthür ein wenig auf- und abgehen.“ Margaretha Dornbuſch ließ ſich den Vorſchlag gefallen; ſie ſchlenderten Arm in Arm längs dem Opernhauſe und auf dem benachbarten Kirchhofe hin und her. Nun wurde, wie die Leſer wiſſen, an dieſem Montage Maskerade im Opernhauſe gegeben; Suſanne wußte das, denn ſie hatte ſchon, während unſere Freundinn ſchrieb, allerley Beſuche gehabt, Leute verſchickt und Verabredungen genommen.

Jetzt fing ſie an, Margarethen, die dergleichen Feſten nie beygewohnt hatte, eine reizende Schilderung von dem Vergnügen zu machen, das man auf einem ſolchen Balle ſchmeckte. „Ich habe einen guten Einfall, meine Liebe!“ ſetzte ſie hinzu; „wir „könnten uns leicht, als Fledermäuſe maskirt, auf „eine Stunde hinſchleichen. Niemand kennt uns; „wir gehen da mit einander durch das Gewühl von

„verkleideten Menſchen umher, Arm in Arm, wie wir hier gehen. Es wird Sie aufheitern, da Sie doch noch nie eine Maskerade geſehen haben; meine Alte erfährt nichts davon; unſere Wirthsleute ſind gute Menſchen, und ehe es Bettgehenzeit iſt, ſind wir wieder zu Hauſe.“

Margarethen wollte anfangs dieſer Plan nicht gefallen; er kam ihr zu kühn vor; allein die Sache ſchien ja ſo unſchuldig; ſie war in einer ſo ruhigen Stimmung, worauf die angenehme Abendluft, das Gefühl einer nie genoſſenen Freyheit, der Anblick der ſchönen, lebhaften Straßen, und die Hoffnung, vielleicht morgen ſchon den Freund ihres Herzens in ihre Arme eilen zu ſehen, vortheilhaft wirkten; ihre Neugier, ein ihr ſo fremdes Schauſpiel kennen zu lernen, wurde immer auf's neue gereizt, ſo oft ſie, in Kutſchen, Portechaiſen und zu Fuße, einen friſchen Transport von verkleideten Perſonen beyderley Geſchlechts in das nahe gelegene Opernhaus eintreten ſahe, — und kurz! ſie gab dem Vorſchlage Gehör, und entſchloß ſich, den Spaß in der Nähe anzuſehen.

Hier, mein Herr, liegen zwey Louisd'or; nehmen Sie dies Geld, und laſſen mir dafür mit dem Poſtwagen einen Philoſophen kommen, der mir auf beſcheidnere Art dieſen und ähnliche Widerſprüche im weiblichen Charakter erkläre! Ein züchtiges, junges Mädchen, das noch vor vier und zwanzig Stunden voll Verzweiflung war über die gewaltſame Trennung von dem einzigen geliebten Gegenſtande, da ſie nun unter fremden Leuten herumirren muß, fern von allem, was ihr theuer und werth iſt, rennt jetzt leichtſinnig mit einer zweydeutigen Unbekannten in das Getümmel vermummter Freudenkinder; ein Frauenzimmer, das ſo viel Bücher über Menſchenkenntniß geleſen, und aus Romanen gelernt hat, ſich entführen zu laſſen, ahnet nicht, daß ſie einer verdächtigen Rathgeberinn in die Hände gefallen iſt, da ſie doch gewiß zwanzigmal in ihren Büchern die traurigen Folgen ähnlicher leichtſinniger Schritte geſchildert gefunden? Sollen wir hier lauter gegen die ſchädlichen Wirkungen einer übel gewählten Lectüre, oder gegen die Inconſequenzen des ſchönen Geſchlechts declamiren? Es gibt ſtrenge Moraliſten, welche behaupten, die Urſache, warum auch die feinſte Menſchenkunde oft bey Beobachtung des weiblichen Charakters ſcheitere, liege darin, daß die Frauenzimmer eigentlich gar keinen Charakter hätten, ſondern unaufhörlich von unzuſammenhängenden Launen und Grillen regiert würden; es ſey eben ſo wenig möglich, vorauszuſagen, auf welche Weiſe ein Weib ſich in der folgenden Viertelſtunde bey dieſem oder jenem Vorfalle betragen mögte, wie es ſelbſt dem geſchickteſten Tanzmeiſter möglich ſey, zu beſtimmen, was für Schritte ein herumſpringender wilder Indianer machen würde. — Wir halten das für baare Verläumdung, und glauben vielmehr, es liege die Schuld nur daran, daß theils dies Geſchlecht die feinern Uebergänge ihrer Leidenſchaften, wodurch ihre Handlungen motivirt werden, ſorgfältiger verborgen hielte, theils das Spiel dieſer Uebergänge in ihnen ſchneller als in uns vorginge. Aber wo gerathen wir hin? Bleiben wir bey der Klinge!

Die beyden Frauenzimmer vermummten ſich alſo en Chauve-souris, ſchlichen nach dem Opernſaale hin, und miſchten ſich unter den Haufen der Masken. Sie hatten ſich kaum einmal von dem Eingange bis zum Ende des Theaters gedrängt, als ein männlicher Domino ſogleich die ſchwarzäugigte Kammerjungfer erkannte, auf ſie zueilte, ihr die Hand drückte und ausrief: „Ey, Suſannchen! wie „kömmſt Du hieher?“ „Um Gottes willen!“ ſagte Margaretha, „wer iſt das?“ — Es war ein Vetter. Aber bald kamen der Vettern ſo viele, und unter dieſen ſo manche, die nicht die beſcheidenſte

Sprache führten. „Wie führt Dich der Teufel wieder nach Braunſchweig, Du Wettermädchen?“ ſprach der Eine. „Bey meiner Seele! da iſt unſere kleine runde Hexe,“ ſprach der Andere, und lachte laut auf. „Und wen haſt Du denn da bey Dir?“ erſcholl die dritte Stimme; „das iſt gewiß neue Waare vom Lande!“

Nun erſt fing unſere arme Meta an, zu argwöhnen, daß ſie einen übereilten Schritt gethan hätte, daß ſie nicht in die beſte Geſellſchaft gerathen wäre, und nun wurde ihr Herzchen ſchwer und traurig. Indeß hatte ſich der Cirkel der alten Bekannten um Suſannen und ihre Begleiterinn vermehrt; man fing an, ſich allerley freye Reden gegen ſie zu erlauben, und zwey junge Herren drangen mit Ungeſtüm darauf, daß ſie mit ihnen in eine von den Logen gehen ſollten.

Margaretha gerieth in die äußerſte Verlegenheit, und war im Begriff, laut zu ſchreyen, als ein Mann in einem ſchwarzen Tabareau, der ſchon eine Zeit lang beyde Mädchen beobachtet, und hauptſächlich ſeine Aufmerkſamkeit auf Margarethens Schuhſchnallen (oder waren es Bandſchleifen?) geheftet hatte, die ihm bekannt vorkamen, begleitet von einer

an:

andern Perſon, ſich mit Gewalt durch den Haufen drängte. — „Bey Gott, ſie iſt es!“ rief er aus, und ſchloß Meta in ſeine Arme. — Rathen Sie nicht länger, hochgeehrteſte Leſer! Es war kein Anderer, wie der Hauptmann Previllier; und wie der hierher kam, das ſollen Sie bald erfahren. Laſſen Sie mich nur erſt Odem ſchöpfen!

Vierzehntes Capitel.

Auf der Maskerade in Braunſchweig führt der Himmel die Seinigen wunderlich zuſammen.

Wir haben die Geſellſchaft in Steinbrüggen in dem Augenblicke verlaſſen, als der alte Dornbuſch ſeinen Bruder, den Förſter, nach einer ſo langjährigen Entfernung wieder umarmte, die Freude der beyden Brüder aber ſowohl, als die des Paſtors Schottenius und des Hauptmanns Previllier durch die Flucht des lieben jungen Frauenzimmers ſehr gemindert wurde. Ich habe mich bey Schilderung dieſer Zuſammenkunft nicht lange verweilt; in allen Romanen und Schauſpielen können Sie dergleichen Wiederfindungsſcenen beſchrieben finden. Zudem konnte man ſich nicht dabey aufhalten: es war keine Zeit zu verlieren, um, wo möglich, Margarethen wieder aufzufinden. Die offen ſtehende Hinterthür des Gartens, in welchem ſie ſpazieren gegangen war, ließ keinen Zweifel übrig, daß ſie da hinaus entflohen wäre; unſere vier Reiſende liefen deßfalls von dort aus nach verſchiedenen Richtungen in das weite Feld hinein, blickten um ſich her, ſo weit ſie konnten, und fragten jeden Bauer, der ihnen auf dieſen Wegen aufſtieß, ob ihm kein Frauenzimmer begegnet wäre. Der Förſter, als ein guter Waidmann, nahm noch andere Merkzeichen zu Hülfe; er bemühte ſich nämlich, die Fährte von den hohen weiblichen Abſätzen aufzuſpüren, und dies gelang ihm. Sobald er auf der Spur war, pfiff er auf der Hand, und verſammelte dadurch ſeine Geſellſchafter wieder um ſich. Nun gingen Alle den Fußtritten nach, und kamen dann an den vorhin beſchriebenen Kreuzweg, — aber fort war hier die Spur.

Indeſſen werden die Leſer ſich noch eines ſichern Bettlers erinnern, der auf dem Reiſekoffer des Fräuleins von Brumbei Platz genommen. Er hatte ſich die Erlaubniß dazu von dem Fuhrmanne durch Bitten und einen kleinen Reſt Rauchtaback erkauft, welchem er, ich weiß nicht wie, gekommen war. Als aber durch Margaretha Dornbuſch die Geſellſchaft im Wagen, und folglich die Laſt der drey magern Pferde vermehret wurde, der Taback auch ſchon längſt verbraucht war, fühlte unſer Kutſcher nicht länger Beruf, den fremden Gaſt bey der Bagage zu dulden, ſondern zwang ihn, abzuſteigen. Der Bettler fand ſich chriſtlich in ſein Schickſal. Bevor er aber ſeinen Weg zu Fuß fortſetzte, lagerte er ſich in das Gras hin, zog ein Stück ſchwarzes Brod und einen Käſe aus ſeinem Sacke, und hielt offene Tafel unter Gottes freyem Himmel. Vornehme Leute pflegen ſchnell zu eſſen, ohne Zweifel, weil ſie mit ihren, dem Beſten der Menſchheit gewidmeten Stunden ſparſam umgehen; — (wir ſelbſt, der Autor, haben uns gewöhnt, ſehr geſchwind zu ſpeiſen; vermuthlich aus Begierde, vornehm zu thun, welche Begierde uns der berühmte Profeſſor Tölpelius Hoffmann kürzlich abgelauert hat; man leſe das dritte Stück ſeiner wohl geſchriebenen Zeitſchrift.) — Gemeine Menſchen hingegen nehmen ſich gewöhnlich alle Muße zu dieſem Geſchäfte, — das iſt ja auch der einzige Genuß, bey welchem es ihnen vergönnt iſt, der ſchweren Mühſeligkeiten ihres Lebens zu vergeſſen. Der Bettler ſpeiſete noch, als die vier Fremden an dieſen Platz kamen; ſie fragten alſo auch ihn, ob er kein weibliches Geſchöpf hier wahrgenommen hätte, und erfuhren, daß Margaretha zu der alten Dame in die Kutſche geſtiegen, und mit ihr auf dem Wege nach Braunſchweig fortgefahren wäre. Jetzt wurde Anſtalt zum Nachſetzen gemacht; allein durch die Langſamkeit der Poſtknechte verging noch ſo viel Zeit, daß das Frauenzimmer-Fuhrwerk nun einen Vorſprung von wenigſtens einer Stunde gewonnen hatte. Da es jedoch mit den drey Pferden gar nicht ſchnell ging, ſo würden die vier Herren ſie gewiß eingeholt haben, hätte nicht, wie im vorigen Capitel iſt erzählt worden, das alte Fräulein, von der Straße ab, den Weg nach dem Dorfe zu genommen, wo ſie bey dem Paſtor Reimers das Nachtlager beſtellt hatte. Des Sonntags trifft man wenig Leute auf dem Felde an; unſere Freunde konnten daher niemand finden, der ihnen über dieſen Punkt Aufklärung gegeben hätte; und als ſie nun immer weiter fuhren, und endlich ein Dorf erreichten, zeigte ſich's, daß niemand eine ſolche Stiftsdamen-Kutſche wollte geſehen haben.

Verſchwunden konnte ſie indeſſen nicht ſeyn; unſere Geſellſchaft wußte, daß die Dame nach

Braunſchweig hatte reiſen wollen: folglich ſchien es ihnen am zweckmäßigſten, dieſen Weg zu verfolgen.

Ich erzähle den Leſern nichts von den Geſprächen, welche die Herren unterwegens führten. Der alte Dornbuſch war ein zu verſtändiger Mann, um, wenn eine Sache nicht mehr zu ändern war, hintennach lange darüber zu moraliſiren; er machte alſo ſeinem Bruder um ſo weniger Vorwürfe über ſein Betragen gegen Margarethen, da er die gute Abſicht deſſelben, dem Mädchen einen reichen Mann zu geben, nicht mißkennen konnte. Der Förſter, von ſeiner Seite, war ſehr zufrieden mit der perſönlichen Bekanntſchaft des Hauptmanns; der Paſtor aber konnte nicht ganz ſeine Neugier unterdrücken, etwas von den Familienumſtänden deſſelben zu erfahren, da denn der alte Dornbuſch ſich bewogen fand, die Hauptumſtände aus den Papieren, welche ihm bey Führung des Proceſſes in Paris zum Leitfaden gedient hatten, zu erzählen, wie folget. —

Nein, meine hochgeehrteſten Leſer! wir wollen es dabey bewenden laſſen: die Epiſoden nehmen ſonſt kein Ende. Was kann Ihnen damit gedient ſeyn, genauere Nachricht von dem Geſchlechte der

Previlliers zu erhalten? Sind doch die Leute ſämmtlich todt, deren Schickſale wir da erzählen müßten! — bleiben wir bey den Lebendigen!] Die einbrechende Nacht bewog die Reiſenden, in einem einzeln gelegenen Wirthshauſe zu übernachten; am andern Tage kamen ſie in Braunſchweig an.

Das erſte Geſchäft des Hauptmanns wurde nun, zu erforſchen, ob die Frauenzimmer geſtern oder heute in das Thor einpaſſirt wären; allein wie konnte bey der Menge von Equipagen, die jetzt ein- und ausfuhren, der wachthabende Officier davon Rechenſchaft geben? Es wurde alſo in allen Wirthshäuſern Nachfrage angeſtellt; allein auch da war kein Troſt zu holen. — Der Abend kam heran, ohne daß man etwas von Margarethen erfuhr.

Jetzt erſt fiel es der Geſellſchaft ein, daß der Amtmann Waumann nebſt ſeinem Sohne vermuthlich noch in Braunſchweig ſeyn müßte. Man wußte, daß er im goldnen Engel abgetreten war, ging dahin, erfuhr, daß er im Prinzen Eugen geſpeiſet hatte, ſuchte ihn auch da auf, und erhielt die Nachricht, er ſey zur Maskerade gegangen. Sprechen mußte man den Amtmann doch, um ihm von der veränderten Lage der Sache Nachricht zu gegeben; es war zu vermuthen, daß er vielleicht erſt gegen Morgen zu Hauſe kommen, und dann gleich fortreiten würde; ein guter Genius gab daher dem Hauptmann den Gedanken ein, einen Tabareau zu miethen, einen Augenblick auf den Ball zu gehen, und Waumann, Vater und Sohn, dort aufzuſuchen. — Der alte Dornbuſch begleitete ſeinen Pflegeſohn.

Hier war es nun, wo auf einmal, ſehr unerwartet, Previllier ſeine Geliebte antraf, und mit der Ausrufung: „Bey Gott, ſie iſt es!“ in ſeine Arme ſchloß.

Eine Maskerade iſt nicht der Ort zu zärtlichen Scenen von feinerer Art. Ohne daher ſich die Zeit zu weitläuftigen Erläuterungen zu nehmen, ja, ohne einmal Margarethen zu ſagen, daß der Mann, welchen ſie an der Seite ihres Freundes erblickte, ihr Vater wäre, bat Previllier ſie nur, ſogleich mit ihm das Getümmel zu verlaſſen. Jungfer Suſanne hatte ſich weislich im Gedränge verloren, ſobald der Capitain ſeine Meta erkannt hatte; und ſchon war man im Begriff, aus dem Saale zu gehen, als, zur größten Verwunderung unſerer Freunde, von einer Menge Stimmen laut die Worte erſchollen: „Guten Abend, Herr Amtmann Waumann! Guten Abend!“

„Abend!“ [Wie dies zuging, ſoll jetzt erzählt werden; ich bilde mir etwas darauf ein, daß keiner meiner hochgeehrteſten Leſer es errathen kann.]

Die beyden jungen ſchönen Geiſter, welche die Geſellſchaft aus dem Prinzen Eugen verleitet hatten, die Maskerade zu beſuchen, hofften chriſtlich, dieſe Menſchen ſollten durch ihre alberne Verkleidung ſo viel Aufſehen erregen, daß ſie preisgemacht würden; allein es fiel anders aus: — niemand bekümmerte ſich um die geſchmackloſen Masken. Um nun ihres Zwecks nicht zu verfehlen, nahmen ſie zu andern loſen Streichen ihre Zuflucht. Der Licentiat Bocksleder war ſo enge in ſeine Beelzebubshaut eingezwängt, daß er bey dem Gedränge der großen Menge Leute beynahe ohnmächtig wurde, ehe die Geſellſchaft zweymal den Saal auf- und abſpaziert war. Der Student ſchlug ihm daher vor, in ein Nebenzimmer zu gehen, wo Punſch geſchenkt wurde. Er that es; ſeine Familie ging mit ihm. Der Student hatte ſich mit einem Mannatränklein verſehen, welches er ihm auf liſtige Weiſe mit dem Punſch eingab. Wir hoffen, es ſoll ihm nicht übel bekommen, finden aber für gut, ihn zu verlaſſen, ehe die Arzeney anfängt, zu wirken; vermuthlich wird er, nicht mit den angenehmſten Empfindungen, nach Hauſe geſchlichen, und am folgenden Tage nach Schöppenſtedt zurückgereiſet ſeyn. Musjö Valentin war bald des verabredeten Schleppträgeramts müde; er fing alſo an, auf ſeine eigne Hand im Saale umher zu wandeln. Nun hatte denn der Dichter Klingelzieher den Herrn Amtmann allein an ſeiner Seite, und um ſich für die Langeweile bezahlt zu machen, welche ihm dieſe Geſellſchaft verurſachte, führte er ein Schelmenſtück aus, worauf er ſich vorbereitet hatte. Er heftete nämlich ein Blatt Papier an den Rücken ſeines Gefährten, worauf mit großen Buchſtaben geſchrieben ſtand: „Guten Abend, Herr Amtmann Waumann!“ Es war natürlich, daß die, welche unmittelbar hinter ihnen ſtanden und gingen, dieſe Worte laut herlaſen. Anfangs nun, als der gute Amtmann ſeinen Namen nennen hörte, wunderte es ihn zwar, woher es käme, daß man ihn hier erkannte; doch glaubte er, den guten Abend erwiedern zu müſſen. Allein kaum drehte er ſich, um „einen ſchönen guten Abend!“ zurückzugeben, ſo erſcholl nun von der andern Seite das: „Guten Abend, Herr Amtmann!“ Bald war ein großer Cirkel von Kindern und Spaßvögeln um ihn verſammelt; Herr Klingelzieher hatte ſich unſichtbar gemacht, und in dem Augenblicke der größten Verlegenheit, worin der Amtmann, fortgetrieben von einem Haufen guten Abend wünſchender Leute, ſich befand, kam er an den Platz, wo Margaretha, der Hauptmann Previllier und der alte Dornbuſch ſtanden. Sobald Dieſe ſahen, worauf es ankam, näherten ſie ſich ihm, riſſen ihm den Zettel ab, gaben ſich ihm zu erkennen, und baten ihn, mit ihnen nach Hauſe zu fahren. Der junge Herr wurde aufgeſucht; man verließ die Maskerade, und begab ſich in das hôtel d'Angleterre, wo ſie den Paſtor und den Förſter antrafen.

Fünf-

Funfzehntes Capitel.

Abreiſe von Braunſchweig. Neue Irrung, die bey dieſer Gelegenheit vorgeht.

Wir trauen es dem feinen Geſchmacke der Leſer dieſes Werks zu, daß ſie gewiß die Kunſt werden bewundert haben, mit welcher der Autor alle Hauptperſonen ſeines Drama, gleichſam zum fünften Act, in Braunſchweig zuſammen zu führen gewußt hat. Jetzt ſcheint nichts zu fehlen, als daß der Hauptmann Previllier mit ſeiner Meta Hochzeit mache; Ehren Schottenius könnte die Trauung verrichten, und bey dieſer Gelegenheit ſeine acht und funfzigſte Rede halten, und der Dichter Klingelzieher allenfalls für die Gebühr ein Carmen darauf verfertigen; die Waumannsfamilie aber ließe man mit langer Naſe abziehen. Allein da erhalten wir, zu unſerm großen Schrecken, ſo eben einen Brief von dem Herrn Verleger, worin derſelbe meldet, es komme diejenige Bogenzahl beym Drucke nicht heraus, für welche er das Honorarium vorgeſchoſſen, ſo daß uns dies in die Nothwendigkeit ſetzt, entweder einen Theil des Geldes wieder herauszugeben, oder noch einmal ſorgfältig unſere geſammelten Documente und Nachrichten durchzublättern, um zu ſehen, ob ſich darin nicht noch Stoff zu einigen Seiten findet; — und ſiehe da! uns iſt geholfen. Wir dürfen nur ein paar kleine Anekdoten aus der Geſchichte des Amtmanns und ſeines Sohnes, die grade in dieſen Zeitpunkt fallen, mit hier anreihen, wodurch zugleich den ſonderbaren Begebenheiten, welche dieſen Perſonen auf ihrer Reiſe begegnet ſind, die Krone aufgeſetzt wird.

Von den übrigen Perſonen haben wir wenig mehr zu ſagen. Daß Margarethe ſich ganz gewaltig darüber freute, ihren Vater lebendig vor ſich zu ſehen; daß dieſer in ihre Verbindung mit dem Hauptmann einwilligte; daß der Förſter froh war, die Sache eine ſo gute Wendung nehmen zu ſehen, und daß der Herr Paſtor Gottes reichen Segen und alles erſprießliche Wohlergehen dazu wünſchte: das verſteht ſich nun wohl von ſelber. Der Herr Amtmann Waumann hingegen ſchien das Ding anfangs ein wenig krumm nehmen zu wollen, beſonders als er etwas von den oſtindiſchen Geldern witterte, die das Jüngferchen einſt erben würde; indeſſen ſah er bald ein, daß in via iuris die Sache gegen Vater und Tochter nicht würde durchzuſetzen ſeyn. Gern hätte er ſich nun wenigſtens ein rundes Sümmchen Schmerzengeld bezahlen laſſen; aber der Paſtor redete ihm liebreich zu, dieſen Wunſch nicht einmal laut zu eröffnen. Da übrigens Herr Valentin aus Urſachen, die ſich noch in dieſem Buche entwickeln werden, ſich gewaltig froh bezeugte, dieſer Heyrath aus dem Wege zu kommen, wurde endlich ſein Vater ganz beruhigt, und ſtattete dem hochverehrten Brautpaare ſeine gehorſamſte Gratulation ab.

Nun wurden die nöthigen Verabredungen, ſowohl wegen der Rückreiſe als wegen der künftigen Einrichtungen, genommen. Herr Waumann hatte Pferde beſtellt, um früh morgens um vier Uhr nach Bieſterberg zurückzukehren; die übrige Geſellſchaft aber hielt es für anſtändig, erſt auf einige Tage nach Goslar zu fahren, um dort, wo Meta künftig, ſo lange die Werbung dauerte, mit ihrem Gatten wohnen ſollte, den böſen Leuten das Maul über ihre Flucht zu ſtopfen. Dann aber ſollte die Hochzeit in des ehrlichen Förſters Heymath gefeyert werden. Der alte Dornbuſch ließ ſich den Plan gefallen, ein, zwey Meilen von Bieſterberg gelegenes, adliches Gut zu kaufen, und den Reſt ſeines Lebens in der Nähe ſeines Bruders hinzubringen. Der Amtmann unternahm es, den Handel zu ſchließen, und rechnete dabey auf ein paar Procentchen. Nach dieſen Verabredungen ſchied die Geſellſchaft aus einander, und empfahl ſich gegenſeitig bis auf Wiederſehen.

Es war nahe an drey Uhr nach Mitternacht, als die beyden muthwilligen jungen Gelehrten vom Balle nach Hauſe kamen; ſie waren, wie der Amtmann, im goldnen Engel abgetreten. Nun ſchien es ihnen nicht mehr der Mühe werth, ſich zu Bette zu legen; folglich beſchloſſen ſie, den Morgen bey einer Pfeiſe Taback zu erwarten.

Schon fingen Langeweile und Müdigkeit an, ſie dieſen Vorſatz bereuen zu laſſen, als ein Poſtknecht mit vier Pferden, beſtimmt, die beyden Waumänner in der ſchönen Amtskutſche bis Peina zu führen, mehr Lebhaftigkeit in das Haus brachte. Er ſtieß in ſein Horn; Hausknecht und Mägde kamen nach und nach auf die Beine; der Amtmann wurde geweckt, das Feuer zum Caffee angelegt, die Kutſche hervorgeholt und geſchmiert. Dann ſtieg der Wagenmeiſter zu dem Herrn Amtmann hinauf, ließ ſich das Geld bezahlen, und ſagte, als er fortging, zum Poſtillon: „Es iſt alles richtig gemacht.“

„Ich habe einen närriſchen Einfall, Bruder „Klingelzieher!“ ſprach der Student. „Der Poſt„knecht weiß nicht, wen er fahren ſoll; wie wäre es, „wenn wir, ſtatt des Amtmanns, einſtiegen?“

Gedacht, gethan! Die Kutſche ſtand angeſpannt vor der Thür; der Koffer war aufgebunden; Herr Waumann und ſein Erbe beſchäftigten ſich noch in ihrem abgelegenen Zimmer mit dem Frühſtücke; da kamen die beyden Genies, in ihre Ueberröcke eingehüllt, ſchnell aus der Thür des goldnen Engels getreten und ſtiegen ein: „Fahr zu, Schwager!“ rieſen ſie. Fort raſſelte der alte Reiſekaſten, ehe jemand im Hauſe etwas davon gewahr wurde.

Als der Poſtillon vor das Petri-Thor kam, ließ er ſeine Pferde noch eine kleine Strecke lang einen ſchnellen Trott laufen; dann hielt er ſie zum Schritte an, holte ſeine Pfeife aus der Taſche hervor, und indem er ſie ſtopfte und ſorglos vor ſich hinſah, öffneten die jungen Herren leiſe eine Kutſchenthür, ſtiegen aus, ſprangen, ohne von ihm bemerkt zu werden, in einen Garten, und ließen das Fuhrwerk leer weiter fahren.

„Jetzt wird es wohl Zeit ſeyn, mein Söhnchen!“ ſagte der Amtmann, bezahlte ſeine Zeche, und ſchritt die Treppe hinab. „Wo iſt denn unſere Kutſche?“ fragte er den Hausknecht. Der Hausknecht wußte keinen Beſcheid zu geben; niemand wußte zu ſagen, was mit dem Fuhrwerke vorgegangen wäre. Endlich, nach vielfachen Erkundigungen, erfuhr man, dieſe Equipage ſey, mit zwey Herren beſetzt, längſt ſchon aus dem Thore gefahren. — „So iſt es doch, als wenn mir auf dieſer unglücklichen Reiſe alles verkehrt gehen ſoll!“ rief der Amtmann aus, nahm einen kleinen offnen Wagen von der Poſt, und fuhr nach.

Sechszehntes Capitel.

Rückkunft nach Biesterberg. Hochzeiten und Kindtaufe. Schluß dieſer Geſchichte.

Der Poſtillon fuhr mit ſeiner leeren Kutſche unbekümmert auf dem Wege nach Vechelde und weiter fort. Die Stille, welche in derſelben herrſchte, ſchrieb er auf Rechnung des Schlafs, wozu vermuthlich die frühe Tagszeit die Herren würde eingeladen haben. So kam er nach Peina, und hielt vor dem Poſthauſe ſtill. Der Aufwärter, welcher den Wagen kannte, öffnete den Schlag: „Wo iſt „denn der Herr Amtmann?“ fragte er. „Is he „nich drinn?“ erwiederte der Poſtillon, „ſo hät

„en de Düwel hahlt; denn inneſtegen is he, ſelf „Ander, dat heb eck ſeyen *).“ Was war zu thun? Fort war er!

Nach Peina hatte der Herr Amtmann ſeine eignen Pferde beſtellt, um ihn da abzuholen; der Kutſcher ſtund eben vor der Thür, und nichts glich ſeiner Beſtürzung, als man weder Vater noch Sohn im Wagen fand. Wohl eine Stunde verging unter Berathſchlagungen, was anzufangen ſeyn mögte, um die Verlornen wiederzufinden, und endlich war der Kutſcher im Begriff, ſich zu Pferde zu ſetzen, und ſie auf der braunſchweigſchen Straße zu ſuchen, als die beyden Herren in ihrem offenen Wägelchen angefahren kamen.

Nicht in der angenehmſten Laune nahm nun der Amtmann ſeine weitere Reiſe nach Hauſe vor, und ziemlich entſchloſſen, daß es fürerſt die letzte ſeyn ſollte, wozu er ſich bereden laſſen würde. — Doch welchen Verdruß vergißt man nicht in den Armen einer zärtlichen Gattinn? Eine liebevolle Be-

---

*) „Iſt er nicht darinnen, ſo hat ihn der Teufel geholt; „denn eingeſtiegen iſt er mit noch Einem, das habe ich „geſehen.“

Bewillkommnung von der Frau Amtmanninn, — mehr bedurfte der gute Herr nicht, um wieder froh zu werden. —

„Nur einen Druck der Hand; nur ſanfte „Blicke!“

Aber auch dieſer Troſt ſollte ihm diesmal verſagt werden. Es gibt Perioden im menſchlichen Leben, wo das ganze Heer der böſen, hölliſchen Geiſter mit vollen Backen alle Gewitterwolken des Schickſals zuſammen zu blaſen ſcheint, um dem Lieblinge des Himmels auf der Reiſe durch dieſe Welt den Muth zu benehmen. [— Dieſe Allegorie gefällt mir ungemein; ich wollte, ich hätte ſie nicht hieher geſchrieben, ſo könnte ich ſie einem unſerer neuen Trauerſpiel-Fabricanten verkaufen, denen es oft ſo ſchwer zu werden ſcheint, eine Sprache zu führen, die man nicht redet!]

Schon das ſchien dem Amtmann ſehr verdächtig, daß ihm niemand in der Thür ſeines Hauſes entgegen kam; alle Domeſtiken waren oben um die Frau Gemahlinn verſammelt, deren heulende Stimme, wie ein Nordwind bey Hagelwetter, durch die Luft tobte. Voll banger Ahnung ſchlich er die Treppe hinauf, und ließ ſeinen Eingebornen, den Liebling der Mutter, vorausſchreiten. Allein wie erſchrak er, als dieſer ſonſt ſo geliebte Jüngling von der zürnenden Dame mit ungezählten Maulſchellen empfangen wurde, und dann eine ganze Legion von herben Schimpfreden auf Vater und Sohn losbrach! Seine Ohren hörten Dinge, worüber er den vereitelten Zweck ſeiner Reiſe, die Gelderpreſſungen des Herrn Stenge, den Diebſtahl des Flötenſpielers und den Muthwillen der helmſtedtſchen Gelehrten vergaß. —[Faſſen wir uns, um die Sache im Zuſammenhange vorzutragen!]

Wir haben gehört, daß Muſjö Valentin ſtets Abſcheu gegen ſeine Verbindung mit der Jungfer Margaretha Dornbuſch bezeugt hatte. Dieſer Widerwillen lag weder in einer Kälte des Temperaments, noch in einer gewiſſen unerklärbaren Antipathie; — nein, das zarte Herz des Jünglings war von andern ſanfren Banden gefeſſelt. Auf dem Amtshofe diente als Küchenmagd eine kleine, runde Anna Cathrina, zum Unglück für des edlen Jünglings Freyheit, mit einem Stumpfnäschen, echt teutſchen rothen Haaren, und zärtlichen, in's Grünliche ſpielenden Aeuglein von der Natur beſchenkt. Sie ſehen und ſie lieben war bey Valentin, der damals kaum achtzehn Sommer durchſchwitzt hatte, als ſie in den Dienſt trat, — ſie ſehen und ſie lieben war eins. Nun, grauſam war ſie eben nicht, und ſo fern von Ziererey, daß ſie den blöden Schäfer ſogar aufmunterte, ſeine dunkeln Gefühle zu berichtigen. Da ſie aber einen Bruder hatte, welcher als Dragoner dem Vaterlande diente, und über die Ehre ſeiner Schweſter wachte, hatte ſie dieſem die Zuſage gethan, dem Sohne des Herrn Amtmanns nicht eher den Minneſold zu geben, bis derſelbe ihr ein bündig verfaßtes Eheverſprechen ausgefertigt haben würde. Dies wurde nun ohne Schwierigkeit erlangt; von dieſer Zeit an lebten ſie in paradieſiſcher Vertraulichkeit mit einander, und niemand im Hauſe ahnete etwas von ihrem Umgange. Ja, Anna Catharina hatte ſogar bis zu dem letzten Augenblicke die äuſſerlich ſichtbar werdenden Folgen dieſes Bündniſſes vor den Augen des neugierigen Publicums zu verbergen gewußt, um nachher mit deſto größerm Aufſehen hervorzutreten. Hierzu hatte ſie den Zeitpunkt der Reiſe ihres Geliebten nach Braunſchweig genützt, und Dienſtags Abends um fünf Uhr einen geſunden kleinen Waumann zur Welt gebracht. Dieſe an ſich ſehr natürliche Begebenheit machte großes Aufſehen im Amthauſe. Madam Waumann

mann rannte mit funkelnden Furienaugen in die Kammer der von ihrer Bürde entledigten Küchenmagd; allein da fand sie, als Wächter beym Wochenbette, den entſchloſſenen Kriegsmann ſtehen, welcher ſeine theure Schweſter gegen alle Gewaltthätigkeiten ſchützte, und mit dem Eheverſprechen in der Hand, der Amtmanninn die Rechte der neuen Mutter, in die waumannſche Familie aufgenommen zu werden, demonſtrirte. Die alte Dame ſtürzte wüthend hinaus, berief dann ihr ganzes Haus zuſammen, überſchüttete Jeden einzeln mit Vorwürfen, und in dieſem Augenblicke erſchienen Vater und Sohn vor ihrem Angeſichte.

Nachdem der erſte Ungeſtüm vorüber war, wurde beſchloſſen, ſich mit dem Dragoner in Tractaten einzulaſſen; man bot ihm eine anſehnliche Summe Geldes; aber prieſterliche Trauung war der einzige Schlußreim, der ihm zu entlocken war; und da der gewiſſenhafte junge Herr mit Thränen in den Augen erklärte, er werde nie ablaſſen von ſeiner Anna Catharina, ſah der Herr Amtmann wohl ein, daß man der eiſernen Nothwendigkeit nachgeben müßte.

Im Grunde ließ ſich hier nicht viel von Mißheyrath reden;- einer ähnlichen Begebenheit hatte Valentin ſein Daſeyn zu danken. Madam Waumann diente einſt als Garderobenmädchen auf dem adlichen Gute, wo der Herr Amtmann Verwalter war. — Alſo kurz! denn wir eilen nun zum Schluſſe: Sobald Ehren Schottenius nach Bieſterberg zurückkam, wurden Hochzeit und Kindtaufe gefeyert. Der junge Herr Waumann nahm die ihm von ſeinem Vater abgetretene Pachtung an, und lebt jetzt mit ſeiner Frau, welche die Haushaltung recht gut verſteht, vergnügt und glücklich; die Frau Amtmanninn iſt verſöhnt, und hat noch im vorigen Jahre bey ihren Kindern Gevatterinn Stelle vertreten.

Der alte Dornbuſch iſt Beſitzer eines hübſchen Guts, das er gekauft hat, und ſindet Geſchmack an Gartenanlagen, wozu ihm ſein Bruder allerley Holzarten liefert. Von Zeit zu Zeit kömmt der Hauptmann Previllier mit ſeiner ſchönen Gattinn, die ihm frohe Tage macht, von Goslar nach Bieſterberg. Der Paſtor Schottenius hat einige Hoffnung, daß mein Herr Verleger in der nächſten Meſſe die Herausgabe ſeiner ſechs und funfzig Predigten beſorgen wird. Von den Schickſalen

der

übrigen Nebenperſonen haben wir nichts in Erfahrung bringen können. Die Hauptlehre aber, die man aus dieſem Werklein ziehen mag, ſey die: daß, wenn ein Autor nur Leute findet, die ein ſolches Buch verlegen und leſen wollen, er leicht mit der Beſchreibung einer dreytägigen Reiſe funfzehn gedruckte Bogen anfüllen kann.

Nachſtehende Schriften ſind in allen Buchhandlungen zu haben.

Knigge, A. Frhr. v., üb. den Umgang mit Menſchen, 7te verb. Aufl. 8. m. Portr.	1 Rthlr. 12 ggr.
— daſſelbe auf holl. Poſtpap. mit Kniggens Portrait u. Vign.	2 Rthlr. 20 ggr.
— Anhang zum Umgang m. Menſchen.	9 ggr.
— Geſchichte des armen Hrn. v. Mildenburg, 2 Bde, auf holl. Royalpap.	3 Rthlr. 8 ggr.
— daſſelbe auf Druckpap.	2 Rthlr. 20 ggr.
— — Dramaturgiſche Blätter, 1s bis 3s Viertelj.	1 Rthlr. 12 ggr.
— — die Reiſe nach Braunſchweig, ein komiſcher Roman. 3e Aufl. m. 1 Kpfr. v. Ramberg.	18 ggr.
— daſſelbe Buch auf holl. Poſtpap.	1 Rthlr.
— — Briefe, auf einer Reiſe von Lothringen nach Niederſachſen geſchrieben, holl. Pap.	20 ggr.
Druckp.	14 ggr.
— — das Zauberſchloß, oder Geſchichte des Grafen Tunger, 8.	20 ggr.
— — des ſel. Hrn. Etatsrath Schafskopfs hinterlaſſene Papiere, 8.	10 ggr.
— — Geſch. d. Amtsr. Gutmann. 8.	1 Rthlr.
— — über Schriftſteller und Schriftſtellerey; holl. Pap. 1 Rthlr. 6 ggr. Druckp.	20 ggr.
— — Philo's endliche Erklärung und Antwort auf verſchiedene Anfoderungen u. Fragen, die an ihn ergangen, ſeine Verbindung mit dem Orden d. Illuminaten betreff. 8.	9 ggr.
Knigge, Phil. Freyinn, Verſuch einer Logik f. junge Frauenzimmer, 8.	10 ggr.
Sheridans, Leben Jonathan Swifts. Aus d. Engl. abgekürzt u. überſ. v. Phil. Freyinn Knigge, herausgegeb. u. m. einer Vorrede begl. v. ihrem Vater. 8.	1 Rthlr. 4 ggr.

Schriften

von

Adolph Freiherrn Knigge.

Zwölfter Band.

(Briefe aus Lothringen nach Niederſachſen.)

Hannover,
in der Ritſcherſchen Buchhandlung,
1806.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

U[illegible]
M[illegible]

Briefe,
auf einer Reiſe
aus
Lothringen
nach
Niederſachſen
geſchrieben.

Herausgegeben
von
Adolph, Freyherrn Knigge.

Zweyte Auflage.
Mit 1 Kupfer.

Hannover,
in der Ritſcherſchen Buchhandlung.
1806.

Univ. Bibl.
[illegible]

Erſter Brief.

Metz, den 2ten May, 1792.

Es iſt nun feſt bey mir beſchloſſen, theuerſter Freund! auf immer verlaſſe ich dieſe Gegenden. Der Traum von einem ruhigen, ſorgenfreyen Leben, das ich hier zu führen dachte, iſt verſchwunden; Ich ſehe voraus, daß man in allen franzöſiſchen Provinzen bald Scenen erleben wird, gegen die ſich mein Herz empört. Von allen Seiten her droht Krieg; die innere Gährung iſt allgemein; und ſollten ſich fremde Mächte thätig in dieſe Angelegenheiten miſchen, wie es nun den Anſchein hat; ſo dürften wohl Elſaß und Lothringen der Schauplatz eines Krieges werden, den gegenſeitige Erbitterung und die Stimmung, in welcher jetzt die franzöſiſche Nation iſt, zu einem der blutigſten unſers Jahrhunderts machen können. Ich will alſo fort von hier, ehe dies Gewitter ausbricht.

Wem ſein Beruf ins Schlachtfeld winkt,
Der folge dieſer Bahn!
Er geh', wo Schwerdt und Lanze blinkt,
Mit kühnem Schritt voran!

Der ſchmetternden Trompete Klang
Sey ſeine Melodie,
Der Donner und der Schlachtgeſang
Ihm ſüße Harmonie!

Er wanke nicht, wenn hier und dort
Der Freund, der Bruder fällt
Er ſchreite über Leichen fort
Und kämpfe, wie ein Held!

Mich reizt des Sieges Lorbeer nicht,
In Bürgerblut getränkt;
Mein Herz folgt einer mildern Pflicht,
Die meinen Wunſch beſchränkt.

Ein ſtilles Plätzchen ſuch' ich mir,
Wo goldner Frieden thront;
Wo, fern von Glanz und Ruhmbegier,
Beſcheidne Einfalt wohnt;

Wo, an des Freundes ſanfter Hand,
Auf einer ſichern Bahn,
Vom großen Haufen unerkannt,
Ich traulich wandeln kann;

Wo mich Aurorens Morgengruß
Aus ſüßem Schlummer weckt;
Wo mich, im fröhlichen Genuß,
Kein Waffenlerm erſchreckt;

Wenn Studium, wenn Wiſſenſchaft
Den heitern Geiſt erhebt

Und wenn der Muſen Zauberkraft
Mein weiches Herz belebt,

Indeß mir manche freye Zeit
Mein Saitenſpiel verkürzt,
Und froher Muth und Mäßigkeit
Mein leichtes Mahl mir würzt.

Ein ſolches Plätzchen will ich mir ſuchen, oder es iſt vielmehr ſchon gefunden, denn, kurz von der Sache, ich bin feſt entſchloſſen, mit unſerm gemeinſchaftlichen Freunde M*** nach Nord-America zu ziehn. Mein kleines Vermögen habe ich in baares Geld und Wechſel verwandelt; Es iſt unmöglich, beſſer mit einer ſolchen Summe zu wuchern, als wenn man dafür in jenem glücklichen Welttheile Ländereyen kauft, die von Jahre zu Jahre im Preiſe ſteigen. Will man dieſe, noch mit Holz bewachſenen Aecker auch gar nicht urbar machen, ſondern nachher in demſelben Zuſtande wieder verkaufen; ſo kann man doch ſein Capital vielleicht nach kurzer Friſt verdoppelt zurückziehn. Das iſt aber nicht mein Zweck; Ich will ein Landmann werden — der erſte, natürlichſte, nützlichſte und glücklichſte Stand in der menſchlichen Geſellſchaft! Ich nehme Knechte und Mägde mit mir; dann ſcheint mir zu dieſer patriarchaliſchen Einrichtung nichts zu fehlen, auſſer einer braven Hausfrau, und Dieſe ſollen Sie mir unter den ſächſiſchen Mädchen ausſuchen.

Noch bin ich nicht ganz beſtimmt, in welcher Gegend von America ich mich anſiedeln will; Darüber muß ich erſt Rückſprache mit M°°° nehmen, den ich zu Ende des Auguſt-Monats in Hamburg oder Bremen finden, und mit ihm im September die Reiſe machen werde. Bis dahin habe ich mir vorgeſetzt, noch ein wenig in Teutſchland herumzuziehn. Sehen Sie Sich indeß unter den Töchtern des Landes nach einer Gefährtinn für mich um! Haben Sie dann etwas auf der Spur; ſo geben Sie mir einen Wink und ich eile zu Ihnen. Auf jeden Fall aber hoffe ich Sie in der Auguſt-Meſſe in Braunſchweig zu umarmen, um von Ihnen Abſchied zu nehmen, und mir Ihren Segen zu erbitten. Eines ſo guten Mannes Segen wird mich auf dem Meere vor Sturm bewahren, und meine Unternehmungen in fernen Welttheilen begünſtigen.

Morgen gehe ich von hier, und macht es Ihnen keine Langeweile; ſo ſchicke ich

Ihnen vielleicht von Zeit zu Zeit einige Bemerkungen über die Oerter, die ich durchreiſen werde. Leben Sie wohl!

Zweyter Brief.

Saarbrück, den 5ten May.

Sie ſind nie in dieſen Gegenden geweſen, mein Lieber! und ſo erlauben Sie mir denn, Ihnen eine kleine Schilderung von der Stadt zu entwerfen, in der ich ſeit vorgeſtern mich umhertreibe.

Saarbrück, diesſeits der Saar, und St. Johann, jenſeit des Fluſſes, ſind durch eine neue, ſchöne Brücke verbunden und machen Eine Stadt von ziemlichem Umfange aus. Die Häuſer, beſonders in dem diesſeitigen Theile, ſind durchaus maſſiv, manche darunter in gutem, reinem Geſchmacke gebauet und die Gaſſen, deren einige breit ſind und gerade laufen, haben ein freundliches Anſehn. Unter den Einwohnern ſcheint Wohlſtand zu herrſchen; auch trifft man hier Kaufmannshäuſer an, deren Handel nicht unbedeutend iſt, da, auſſer der großen Straße aus Frankreich nach Teutſchland, die ſchiffbare Saar ihnen auch Gelegenheit giebt, ihre

Waaren zu Waſſer in die Moſel und von da auf dem Rheine nach Holland zu verſenden; Steinkohlen und Eiſen ſind, wie bekannt, wichtige Landesproducte.

Die Einwohner von St. Johann ſtehen, in Anſehung der Höflichkeit, ein wenig mit den Sachſenhäuſern in Frankfurth am Mayn in gleichem Rufe; in Saarbrück ſelbſt hingegen habe ich die Leute immer ſehr geſittet und gegen Fremde zuvorkommend und gaſtfrey gefunden. Was mich noch freuet, iſt, daß, ungeachtet der Nachbarſchaft von Frankreich, ſich hier unter den Bürgern aller Claſſen ſo viel teutſche Gradheit und Biederherzigkeit erhalten haben. Hierinn geht ihnen der regierende Fürſt mit gutem Beyſpiele vor, der, obgleich er ſelbſt ſo lange in franzöſiſchen Dienſten geweſen iſt — (Sein Haus beſaß vor der Revolution ein eignes, ſehr ſchönes, ausgezeichnetes Infanterie-Regiment in denſelben, und ein anders von ſchwerer Cavallerie wurde für ihn errichtet) dennoch der Gallomanie und Nachahmungsſucht, wovon die Rheingegenden ſo ſehr angeſteckt ſind, äuſſerſt feind iſt. An ſeinem Hofe wird faſt immer teutſch geredet; Er hat ein Liebhaber-Theater errichtet, auf welchem er ſelbſt, wenn er geſund iſt, (ſeit einiger Zeit iſt er unpäßlich) die gute Fürſtinn, der Hof und zuweilen Fremde, die ſich hier aufhalten, vaterländiſche Stücke aufführen. Auſſer dem kleinen Schauſpielſaale, der im Schloſſe iſt, hat der Fürſt noch ein ſehr geſchmackvolles großes Comödienhaus in der Stadt zu dieſem Gebrauche erbauen laſſen. Ich habe mehrmals von Metz aus dieſen Vorſtellungen beygewohnt und manche Schauſpiele in großer Vollkommenheit aufführen geſehn.

Das hieſige Schloß gehört mit zu den ſchönſten Fürſten-Wohnungen in Teutſchland. Es beſteht aus einem Corps de logis mit zwey Flügeln und einigen Nebengebäuden, liegt, nach der Stadt zu, an einem freyen Platze, wo es ſehr gut in die Augen fällt und hat an zwey andern Seiten, über einen geſchmackvoll eingerichteten Schloßgarten hinaus, eine herrliche Ausſicht in die umliegende ſchöne Gegend.

Neben dem Schloſſe iſt noch ein ſogenannter Wintergarten angelegt, den ich Ihnen genauer beſchreiben muß. Ueber einem niedlichen Bosquette iſt ein großes

Haus gebauet, oder vielmehr in einem weitläuftigen Gebäude ſind Pflanzungen angelegt. Die Säulen, worauf dieſer ungeheure Saal ruht, ſind mit Baumrinde bekleidet, und ſcheinen alſo Bäume zu ſeyn; die Decke, wo ſie hie und da durch das Gebüſch hindurch ſichtbar wird, iſt wie der Lufthimmel gemalt; Fenſter und Oefen ſind durch Hecken und Bäume maskirt, ſo, daß man mitten im Winter die Täuſchung hat, an einem ſchönen Sommertage in einem kleinen engliſchen Garten ſpatzieren zu gehn. Da findet man dann vielerley Arten ausländiſcher und einheimiſcher Stauden, Gewächſe, Blumen, Früchte; Vögel fliegen in den Gebüſchen herum und beleben mit ihrem wilden Geſange die Scene; In einer kleinen Grotte ſprudelt friſches Waſſer und das Ganze iſt in der That überraſchend, wenn rund umher die Erde mit Schnee bedeckt iſt, die entblätterten Bäume traurig da ſtehen, und man dann in dies Gebäude tritt, und auf einmal zurück in den Julius-Monat gezaubert wird.

Der regierende Fürſt lebt mit ſeiner jetzigen vortrefflichen Gemahlinn, die er ſich, mit Hinwegſetzung über die elenden

Convenienzen von Stand und Geburt, nach ſeinem Herzen gewählt hat, ein glückliches häusliches Leben, wovon ſo wenig Fürſten einen Begriff haben. Er erfüllt dabei pünctlich ſeinen Beruf und geht keinen Abend zur Ruhe, ohne alles geleſen und überlegt zu haben, was ihm eingereicht worden iſt, und am folgenden Tage entſchieden und ausgefertigt werden ſoll; Ordnung, weiſe Sparſamkeit und ſtrenge Gerechtigkeit bezeichnen jeden ſeiner Schritte, und dennoch iſt ſein Hofſtaat glänzender und ſein Gefolge zahlreicher, wie an manchen viel größern Höfen — So viel kömmt auf eine weiſe Einrichtung und ordentliche Verwaltung der Finanzen an.

Der vorige Fürſt bauete viel, brachte Handel, Fabriken und Manufacturen in Aufnahme; Allein dies geſchahe mit einem ſo großen Koſten-Aufwande, daß, als ſein Herr Sohn, der jetzige Fürſt, zur Regierung kam, eine kaiſerliche Commiſſion unvermeidlich ſchien. Es fand Dieſer aber Mittel, eine ſolche Landplage zu entfernen; Er ſetzte eine gewiſſe jährliche Summe zu Tilgung der Schulden feſt, welche von der Zeit an nicht nur pünctlich abgetragen, ſondern noch überſchritten wurde, und jetzt bleibt, wenn alles etatmäßig bezahlt iſt, immer noch eine Jahrs-Einnahme im Voraus in den Caſſen liegen, obgleich die Anzahl der Dienerſchaft und der übrige Aufwand ſich von Jahre zu Jahre eher vermehrt, wie vermindert haben. Einige geſchickte Männer, welche die Geſchäfte führen, ſind gut beſoldet, und am Hofe nehmen Fremde, die einiges Vermögen haben, bey freyer Tafel, Wohnung, Fourage für Pferde und andern Vortheilen, mit nicht ſtarker Gage gern einen Titel an, vermehren, durch einen anſtändigen Aufwand den Glanz, um ein Leben zu führen, wie ſie ſich's in keiner andern Lage angenehmer wünſchen könnten. Die herrſchaftliche Tafel iſt vortrefflich; es fehlt am Hofe an keiner Art von Vergnügung, nach den verſchiedenen Jahrszeiten, als: Jagd aller Gattung, Fiſchfang, Schauſpiele, Concerte, Tanz, Spiel, Mascaraden, Schlittenfahrten, Land-Partien, nützlicher Unterhaltung und Lectüre. Dabey herrſcht in dieſen Cirkeln ein freyer Ton, mit Würde und Anſtand verbunden. Der Fürſt liebt fröhlichen Scherz und gute Laune, ehrt

Kenntniſſe, iſt ſelbſt ſehr unterrichtet, beleſen und witzig. Seine Dienerſchaft iſt ihm herzlich zugethan, obgleich ſie ihn auch fürchtet, aber ſeine Güte und ſein Zutraun ſind auch ſchon oft gemisbraucht worden, und nicht ſelten erndtet er von Leuten, die er aus dem Staube emporgehoben hat, für ſeine Wohlthaten niedrigen Undank und Verläumdung ein; aber er verzeyht, erträgt und ſcheint es nicht zu bemerken, ſo lange ſich's irgend aushalten läſſt.

Auſſer dem Kreis-Contingente unterhält der Fürſt eine Garde, die aus ſchönen Leuten beſteht und geſchmackvoll gekleidet iſt und einige Reuter. Was mich, der ich nichts vom Soldatenweſen verſtehe, am mehrſten dabey intereſſirt, iſt die vorzüglich gute türkiſche Muſik auf der Parade. Sie iſt beſſer und vollſtändiger beſetzt, wie die, welche die franzöſiſchen Schweizer-Regimenter ehemals hatten. Unter andern ſind Poſaunen und Serpents dabey, die herrliche Würkung machen. Warum wird wohl, beſonders in Teutſchland, das letztere Inſtrument ſo wenig gebraucht? Vogler hat in ſeinen ſchwediſchen Opern beyde zu rechter Zeit anzuwenden gewuſſt und es iſt keinem Zweifel unterworfen, daß ſich, im hohen Styl gewaltig viel damit machen läſſt.

Die Poſt in das teutſche Reich geht ab und ich denke, mein Brief iſt lang genug. Ich ſchlieſſe ihn mit der Verſicherung ꝛc.

Dritter Brief.

Saarbrück, den 6ten May.

Kaum iſt mein Brief an Sie, mein theuerſter Freund! fort; ſo fange ich ſchon wieder einen neuen an. Ich wandre jetzt ein wenig in der hieſigen Gegend herum, die in der That durch die ſchöne Abwechſelung von Bergen und anmuthigen Thälern reizend iſt, und mit der ich noch wenig bekannt war, weil ich immer nur im Winter hier geweſen bin.

Der Ludwigsberg iſt eine Anhöhe, kaum eine Viertelſtunde weit von hier entfernt. Auf derſelben liegt ein niedliches Luſtſchloß, das dem Fürſten, einen Theil des Sommers hindurch, zum Aufenthalte dient und von woher man die Stadt überſieht. Das Schloß iſt klein, aber geſchmackvoll gebauet, eingerichtet und verziert. Kürzlich hat der Fürſt auch ein ſchönes maſſives Orangerie-Haus daſelbſt aufführen laſſen.

ſen. Dann ſind hier noch Ställe und andere Gebäude; Die Hof-Cavaliere aber wohnen in kleinen Nebenhäuſern, welche zerſtreuet liegen und von Auſſen verſchiedene Formen haben. So ſieht man in einem Wäldchen einen Holzſtoß und wird überraſcht, wenn man in demſelben ein Paar hübſche Zimmer für den Hofmarſchall eingerichtet findet. An einem andern Plaze hat eine ähnliche Wohnung von Auſſen die Geſtalt einer Eisgrube. Auf einer Wieſe im Thale ſteht ein Fuder Hev; Man ahndet nicht, daß ſonſt etwas darinnen verborgen ſeyn könnte; aber nun thut ſich eine Thür im Hintertheile des Wagens auf; man zieht eine kleine Treppe hervor, öfnet die verſteckten Seiten-Fenſter und hat dann einen Speiſeſaal vor ſich. Ueberhaupt iſt bey den Anlagen mancher artiger und neuer Einfall angebracht; die Spatziergänge ſcheinen von der Natur ſelbſt eingerichtet zu ſeyn und ſelten wird man die ängſtliche Hand der Kunſt gewahr. Eine Einſiedler-Capelle iſt von einem Gottes-Acker umgeben; Auf demſelben liegen alte bemooste Leichenſteine mit Inſchriften, und dieſe Inſchriften enthalten Anſpielungen auf kleine characteriſtiſche Züge der Perſonen des Hofes, (als wären ſie geſtorben und lägen hier begraben) mit viel Witz entworfen, doch ſo, daß niemand dadurch gekränkt werden kann. Manche Gegenden des Gartens, wo die Ausſicht beſchränkt iſt, oder die ſonſt öde ſcheinen möchten, ſind durch Gruppen von bekleideten menſchlichen Figuren belebt. Da findet man, zum Beyſpiel, an dem Rande eines Baſſins, auf einer Waſchbank, einige Wäſcherinnen, die lebendig zu ſeyn ſcheinen, mit ihrer Arbeit beſchäftigt. Da ſteht, neben einem Felſen, Moſes, der, wenn man eine gewiſſe Stelle berührt, mit ſeinem Stabe an den Felſen ſchlägt, aus welchem dann Waſſer hervorquillt. Allein der Fürſt, deſſen Geſchmack ſehr eckel iſt, hat einige Dinge dieſer Art doch für kleinliche Spielwerke gehalten und ſie wegräumen laſſen, wodurch Platz für den engliſchen Garten gewonnen iſt. Nur in dem ſchönen Tannenwäldchen ſind verſchiedene Gegenſtände dieſer Art ſtehn geblieben, wie unter andern eine Höhle, auf welche man unvermuthet ſtößt, und in derſelben eine Geſellſchaft Zigeuner gelagert findet.

Auf dem Hallberge, einer etwas beträchtträchtlichen Anhöhe, ungefähr drey Viertelſtunden weit von der Stadt entlegen, ſteht das Luſtſchloß Mon plaisir. Die Anlagen, welche hier gemacht worden, ſind in einem andern Geſchmacke, und hie und da regelmäßiger, wie die auf dem Ludwigsberge. Die eine Seite des Hügels iſt mit Weinſtöcken bepflanzt, mehr um im Herbſte dem Hofe ein angenehmes Feſt zu geben, das eine Weinleſe vorſtellt, wie in der ernſtlichen Abſicht, hier trinkbaren Wein zu ziehn. Der Straßendamm, auf welchem man bis zu dem Gipfel des Hügels gelangt, iſt an beyden Seiten mit Laternenpfählen beſetzt. Das Schloß iſt klein, aber artig eingerichtet. Der menſchenfreundliche Fürſt hat über ein Camin im Speiſeſaale eine Inſchrift ſetzen laſſen, wovon ich nur die letzte, einladende Zeile behalten habe:

> Je veux, que mon plaisir soit le plaisir des autres.

Es fehlte ehemals auf dem Berge an Waſſer; Der Oberjägermeiſter, ein würdiger Mann, fand eine Quelle, und nun iſt vor dem Schloſſe ein Baſſin angelegt, in welches ſich aus einer Urne dieſe Quelle ergieſſt; Auf der Urne aber iſt zu leſen:

„daß der Freund und Oberjägermeiſter des Fürſten das Verdienſt der Auffindung dieſer Quelle habe, wofür ihm ſein Herr hierdurch ſeine Dankbarkeit bezeugen wolle.“ Solche kleine Züge ſind dem Beobachter um ſo willkommner, je gewöhnlicher es iſt, daß Fürſten immer alles ſelbſt gethan haben wollen und die Geſchichte mit den Inſchriften in die Wette lügt; um das Verdienſt von wohlthätigen Anſtalten und großen Anlagen auf die Rechnung der Regenten zu ſchreiben, die gar nichts, nicht einmal das Geld, dazu hergegeben haben, indeß die Namen der wahren Schöpfer, Erfinder und Vollender ſolcher Werke und der geſchickten Künſtler, die daran gearbeitet haben, nach wenig Jahren gänzlich in Vergeſſenheit kommen. Morgen und die folgenden Tage hindurch werde ich mit einem Paar Herren vom Hofe eine kleine Reiſe in die Nachbarſchaft machen, ſodann den Jägersberg ſehn und von da wohl ſchwerlich wieder hierher zurückkommen. Aus Zweybrücken erhalten Sie alſo den nächſten Brief von Ihrem ꝛc.

Vierter Brief.

Zweybrücken, den 11ten May.

Recht ſchmerzlich war mir der Abſchied von meinen Freunden in Saarbrück; Ich fuhr indeſſen den 7ten mit meiner Geſellſchaft nach Dudweiler. Dort hat der Fürſt ein Haus, wohin er einmal des Jahrs zu gehn pflegt, und in den reich beſetzten Teichen in ſeiner Gegenwart fiſchen zu laſſen. Es wird dann eine ländliche Mahlzeit gehalten, die größtentheils aus dieſen gefangnen Fiſchen beſteht und von welcher aller ſtädtiſcher Zwang und Prunk verbännt ſind. Auf einländiſchem Porcelain wird geſpeiſt. Es iſt nämlich in Ottweiler eine Fabric angelegt, in welcher eine Art weiſſes Stein-Porcelain verfertigt wird, das mit dem engliſchen, ſowohl was die Güte, als was den wohlfeilen Preis, die Dauer, Feuerfeſtigkeit und die Schönheit der Formen betrifft, wetteifern kann. Der Fürſt läſſt die Speiſen in den Caſſerolen von dieſer Maſſe, in welchen ſie gekocht werden, auftragen.

In Dudweiler iſt auch eine anſehnliche Stuterey; das Merkwürdigſte daſelbſt

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-51468-9
KNIGGE,A.F.F.L.VON FN. 03713/012

aber iſt ein brennender Berg, nämlich eine Anhöhe, auf welcher nun ſchon ſeit beynahe hundert Jahren der Boden beſtändig heiß iſt. Des Nachts, und wenn man mit einem Stocke in die Erde ſtößt, kommen kleine Flämmchen hervor. Dieſe Erſcheinung rührt ohne Zweifel von dem unterirdiſchen Brande eines Steinkohlen-Bergwerks her, woraus nun, da man es aufzurühren nicht wohl wagen darf, nichts weiter wie Alaun gewonnen wird.

Wir fuhren des andern Morgens nach Jägersberg, einem Jagdſchloſſe des Fürſten. Dies Schloß liegt hoch, von Waldung umgeben, die zu einem Parforce-Jagd-Park eingezäunt iſt, am Abhange des Berges aber, unmittelbar an den engliſchen Garten ſtoßend, das Dorf Neukirchen. Die hintre Seite des Schloſſes hat die Ausſicht auf Terraſſen, die, den Berg hinab, faſt bis zu den beträchtlichen Eiſenhütten fortgeführt ſind, welche im Thale liegen. Das maſſive Gebäude iſt in der Form eines halben Mondes gebauet, hat auf den beyden Flügeln nur ein Erdgeſchoß, da hingegen in der Mitte noch eine Etage aufgeſetzt iſt. Jeder Gegenſtand, den man hier erblickt, hat Bezug auf die Jagd, welche der Fürſt vormals, mehr wie jetzt, auſſerordentlich liebte. Oft hat ein Hirſch die nachſetzenden Jäger zwölf Stunden Weges weit gelockt (denn Sie wiſſen vermuthlich, daß, nach den Conventionen der Parforce-Jäger, bey Verfolgung des Wildes, keine Gränze reſpectirt wird.) Als ich das erſtemal in Saarbrück war, fand ich den Marſtall mit dreyhundert Pferden beſetzt, wovon ein großer Theil zu dieſem Vergnügen beſtimmt war. Piqueurs und Hunde verſtehen ihr Handwerk und der Aufzug bey der Parforce-Jagd iſt glänzend. Das Schloß iſt von Auſſen gänzlich bekleidet mit einer ungeheuren, daran feſtgenagelten Menge von Geweyhen der gejagten Hirſche. Der Hof bringt den Herbſt hier zu, und dann iſt von nichts wie von Jagd die Rede. Hier bedient ſich der Fürſt auch eines Silber-Services, wovon die Knöpfe der Terrinen und Glokken in Geſtalt von Hirſch- und Schweinsköpfen gearbeitet ſind. Einige Zimmer aber ſind verziert mit Tafeln, auf welchen man hinter Glas das Verzeichniß der in jedem Jahre parforce gejagten Hirſche ſauber eingeſchrieben ſieht, nebſt den genauern Nachrichten von den dabey vorgefallnen Umſtänden. — So hat doch der arme Hirſch den Troſt, daß die Geſchichte ſeines Märtirer-Todes verewigt wird und die Wand eines Fürſten-Pallaſtes ziert.

So gut wird's nicht dem armen Büchermacher,
Den heiſſer Trieb des Nachruhms plagt,
Wenn ihn das Heer gelehrter Widerſacher
Am Helicon parforce jagt.

Es wittert bald der Recenſenten Meute
Des unberufnen Autors Pfad,
Der, kraftlos, ſich, der wilden Jagd zur Beute,
Im Lohrbeer-Wald verlohren hat.

Kaum ſtreckt der Wicht aus Phöbus heil'gem Haine
Voll Angſt den leeren Kopf hervor;
So packt ihn ſchon ein Critiker beym Beine
Und dort ein Ariſtarch beym Ohr.

Er fiele gern von ſo berühmten Händen,
Wär' nur ſein Lohn Unſterblichkeit,
Und trotzte nur ſein Nam' an goldnen Wänden
Der traurigen Vergeſſenheit.

Nun aber wird, als wär' er nie geweſen,
Kein Mund zu ſeinem Lob' bewegt.
Sein anders Ich, ſein Werk wird ungeleſen
Zu Pfeffer-Düten hingelegt.

Mit Hoffmann *), Meeſ' **) und . . . . ***) Fragmenten,
Hat ſein Octavband gleiches Glück —
So kläglich geht's den Männern von Talenten;
So hart verfolgt ſie das Geſchick!

Auch die teutſche Jagd und die Reyher-Beitze liebte vormals der Fürſt von Naſſau ſehr und zu jeder dieſer Arten von Jagd wird vom ganzen Hofe eine beſondre Uniform getragen. Zuweilen verirren ſich Wölfe, durch die vogeſiſchen Gebürge, in das Saarbrückſche und werden dann aufgerieben und geſchoſſen.

Das Schloß in Jägersberg iſt, beſonders was die Zimmer des Fürſten betrifft, geſchmackvoll meublirt. Mir gefiel unter andern die Einrichtung eines Schlafzimmers, in welchem, dem Fenſter gegenüber, ein erhöheter Alcoven angebracht iſt. Die Rückwand dieſes Alcovens beſteht gänzlich aus einem großen Spiegel. Vor dieſem ſteht dann das Bette, ſo, daß der Fürſt, wenn er in demſelben liegt, die durch das Fenſter in dem Spiegel ſich darſtellende Gegend wie ein Landſchafts-Gemälde zur Seite erblickt.

---

*) Ein großer Schriftſteller in Wien.

**) Meeſe, oder Maſius; ein berühmter Welt-Reformator und Religions-Vereiniger.

***) Ein menſchenliebender und beſcheidner Arzt, weiſer Politiker und gewiſſenhafter Geſchichtſchreiber, der ſeit einiger Zeit, ſehr unſchuldig, viel von der allgemeinen Undankbarkeit des Publicums hat leiden müſſen.

Mein Weg von Jägersberg nach Heidelberg zu, führte mich bey dem Carlsberge, dem gewöhnlichen Aufenthalte des Zweybrückſchen Hofes, vorbey. Nun hatte man mir ſo viel von der Pracht und der Vortrefflichkeit der Anlagen erzählt, die man dort bewundert, daß ich neugierig war, dieſe Schätze mit eignen Augen zu ſehn. Ich wuſſte aber, daß niemand, ohne ausdrückliche Erlaubniß des Herzogs, ſich dem Carlsberge nähern, vielweniger ſeine Merkwürdigkeiten beſehn darf. Deswegen hatte ich mir dann, durch eine fürſtliche Verwendung von Saarbrück aus, dieſe Erlaubniß auszuwirken geſucht, und auch erlangt. Meine Reiſegeſellſchafter erboten ſich, mich bis dahin zu begleiten; Es muſſte aber der vom Herzoge ausgefertigte Verwilligungsbefehl namentlich auf ſie mit ausgedehnt ſeyn, wenn ſie nicht von dem Vergnügen, das dortige Schloß und die Anlagen in Augenſchein zu nehmen, ausgeſchloſſen werden ſollten. Nachdem dies alles in Ordnung gebracht war, fuhren wir geſtern früh von Neukirchen oder Jägersberg ab. Der Weg führt beſtändig durch umzäumte Parforce-Parks, die dem Herzoge von Zweybrücken gehören, in welchen ſelbſt Dörfer liegen, deren Einwohner ſich dann, ſo gut ſie können, mit dem Wildprette um ihre Producte vergleichen.

Der Herzog war gerade abweſend, und wir hatten daher volle Muße, den Carlsberg zu beſehen. In der That iſt die Pracht, welche da im Schloſſe herrſcht, unglaublich; Man ſagt, der Kaiſer Joſeph ſelbſt ſey darüber erſtaunt. Der Reichthum der, mit dem ſeltenſten Geſchmacke angebrachten Vergoldungen, Spiegel, Kronleuchter u. dgl. blendet die Augen. Man ſieht da Stühle, wovon, wie man mich verſichert hat, das Stück funfzig neue Louisd'or koſtet. Was man ſonſt nur als Seltenheiten einzeln in Cabinetten aufgeſtellt ſieht, findet man hier zu Meubles verwendet. Koſtbare Sammlungen von ausländiſchen Vögeln ſind für viel tauſend Gulden gekauft; dann hat man den Vögeln die Federn ausgezogen und dieſe Federn in atlaſſene Tapeten eingewärkt, mit Beybehaltung der Vörſtellung von den Thieren, denen ſie angehört haben. Nach dieſem Verhältniſſe iſt alles Uebrige dort groß und prachtvoll; Man rechnet die Anzahl der Pferde, welche der Herzog hält, auf funfzehnhundert; Ein Cabinet ſahe ich auf dem Carlsberge, worinn eine Sammlung von mehr als tauſend ſeltenen Pfeifenköpfen verwahrt wird; eine Menagerie von Katzen aller Gattungen, deren Anzahl allen Glauben überſteigt und — kurz! es iſt der Mühe werth, dies Feen-Schloß mit ſeinen Schätzen zu ſehn.

Nach einem leichten Mittagsmahle, das wir im Wirthshauſe einnahmen, trennte ich mich von meinen gütigen Freunden; Sie ritten nach Saarbrück zurück und ich fuhr hierher, wo ich geſtern gegen Abend ankam. Da mich nichts hier aufhält und dieſe Stadt, auſſer einigen hübſchen Gebäuden, die ich bey einem Spatziergange über den ſchönen Platz, an welchem das Schloß liegt, bemerkt habe, ſo viel ich weiß, nichts enthält, was meine Aufmerkſamkeit feſſeln könnte; ſo reiſe ich in einer halben Stunde von hier. Vorher gebe ich dieſen Brief auf die Poſt, der Ihnen nur noch ſagen ſoll; daß ich lebenslang ꝛc.

Fünfter Brief.

Heidelberg, den 17ten May.

Kaiſerslautern, wo ich die Nacht zubrachte, weil ich dort mit jemand zu reden hatte, ſcheint jetzt noch öder, wie ehemals, ſeitdem die Cameral-Schule von da hierher nach Heidelberg verpflanzt worden iſt. Bis Kaiſerslautern läſſt man zur linken Seite einige angenehme Ebenen liegen; von dort aus aber, bis nach Dürkheim, iſt die ganze Gegend bergicht, aber höchſt reizend. Dürkheim liegt auf einer dieſer Anhöhen, und aus dem dort befindlichen Schloſſe des Fürſten von Leiningen hat man eine angenehme Ausſicht, die aber doch nicht zu vergleichen iſt mit der, die in dem unfern von da gelegnen Städtchen Neuſtadt an der Hart und in dem Dorfe Herxheim, wo der Baron von Reineck ein Gut hat, Jeden bezaubert, der empfänglich für die Schönheiten der Natur iſt. Sie kennen meine Vorliebe für die Pfalz; In dieſem ſchönen Lande, und be-

beſonders in Freinsheim, Herxheim, Deidesheim, und zu einer andern Zeit in Monzingen und Creuznach, in Monsheim, in Weinheim, in Bretten und Zeizenhauſen habe ich glückliche, heitre Tage verlebt. Einſt, von Kummer aller Art tief niedergebeugt und zum Mismuth hinabgeſunken, machte ich eine Fuß-Reiſe in der Pfalz umher, zur Zeit der Weinleſe, und fand in den Armen theilnehmender Freunde, in dem Genuſſe unſchuldiger ländlicher Freuden, in dem Anblicke der paradieſiſchen Natur-Scenen und in der freundlichen Aufnahme, die ich in der ganzen Nachbarſchaft umher, bey gaſtfreyen, frohen Menſchen genoß, den verlohrnen Frieden wieder. Ich wohnte bey Freunden, die in dieſer, der Fröhlichkeit gewidmeten Zeit, ſo viel Zuſpruch hatten, daß unſere jovialiſche Geſellſchaft vielleicht mehr Wein des Tages über austrank, wie des Abends gekeltert wurde. Des Morgens nach dem Frühſtücke gieng die ganze luſtige Bande hinaus zum Trauben-Leſen, die dann in großen Gefäßen auf Karren nach Haus gefahren wurden. Mittags ſpeiſte man mit ſo gutem Appetit, wie man ihn von Menſchen erwarten kann, die ſechs Stunden lang in freyer Luft gearbeitet haben. Nachmittags gieng wieder das Traubenleſen an; Abends aber, wenn drauſſen nichts mehr zu ſchaffen war, zog man nach Hauſe. Da ſetzten ſich dann die ältern Damen und Herrn zum Cartenſpiele, und wir andern jungen Leute giengen hinunter in den Hof, wo die Kelter ſtand. Hier war ein Lämpchen aufgehängt, das zugleich den Arbeitern Licht gab und den kleinen Grasplatz erleuchtete, auf welchem wir, nach einer einzigen Geige, die ein alter Invalide aus dem Dorfe ſpielte, lebhafter und mit fröhlicherm Herzen herumſprangen, wie wenn uns, im vergoldeten Saale, bey dem Scheine der Wachskerzen auf criſtallnen Cronleuchtern, des Churfürſten Oboiſten-Chöre die Ohren betäubt hätten. Das Haus war klein; Nur während dieſer Jahrszeit pflegte ſich mein Wirth mit ſeiner Familie da aufzuhalten und der Gäſte waren Viele; ſie wurden zum Theil bey den guten Nachbarn einquartiert; auch behalf man ſich, ſo gut es gehn wollte. Leute, die ſich nie in ihrem Leben vorher geſehn hatten, ſchliefen, zuweilen zu zwey Paaren, in Einem Zimmer. Des Morgens, wenn die ganze Geſellſchaft ſich zu gleicher Zeit ankleiden wollte, fand ſich oft nicht ein Plätzchen, wo man ungeſehn Wäſche wechſeln konnte. Da ſtellte ſich dann Der, welcher dieſe Operationen vorhatte, in eine Ecke, und die Andern muſſten; auf ein gegebnes Zeichen, ſich mit den Geſichtern nach der gegenſeitigen Wand hinkehren.

So zwanglos verſtrichen die kurzen Tage! aber einen ſo leichten Ton im Umgange kennt man auch nur in den Weinländern; In den nördlichen Gegenden von Teutſchland, wo Bier und Brandtewein, und eine Menge materieller Speiſen und die feuchte Luft die Menſchen träge, ſchwerfällig, mislaunicht und bedenklich macht; da wird alles abgemeſſen und abgecirkelt, und während man ſorgfältig überlegt, ob dieſer oder jener kleine, unſchuldige Schritt ſich mit den unzähligen Conventionen und Rückſichten vereinigen läſſt, entflieht der Augenblick des Genuſſes — Glückliche Pfälzer! und wie viel glücklicher noch würdet Ihr in Eurem Paradieſe ſeyn, wenn nicht die ſchwere Hand des — Doch, ich will mich nicht in politiſchen Betrachtungen vertiefen; Es iſt ja ſchon ſo oft und viel darüber geſeufzt, geſprochen, geſchrieben, gedruckt worden — Auch werden ſich die Zeiten ändern; ich gehe indeſſen nach America.

Mein erſter Gang, als ich hierher nach Heidelberg kam, war zu meinem alten Freunde L°°° R°°° von St°°° In ſeiner Geſellſchaft habe ich dieſe Tage zugebracht und werde wohl bis in die künftige Woche hinein, mich hier aufhalten. Vor meiner Abreiſe ſchreibe ich Ihnen noch einmal und wiederhole die Verſicherung der herzlichſten Hochachtung, mit welcher ꝛc.

Sechſter Brief.

Heidelberg, den 20ſten May.

Ich unternehme es nicht, Ihnen die Schönheit der Gegend von Heidelberg zu ſchildern, die ſchon ſo manche Feder, ſo manche Zunge, ſo manchen Pinſel und ſo manchen Grabſtichel in Bewegung geſetzt hat. Bezaubernd iſt die romantiſche Lage dieſer Stadt, an dem Ufer des lebhaften Neckers hingeſtreckt, der hier, aus dem freundlichen Neckerthale hervor, zwiſchen einer doppelten Kettenreyhe von ſchönen, majeſtätiſchen Bergen hindurcheilt. Dieſe Berge, in ſo mannigfaltigen Formen, bald von Granit-Felſen aufgethürmt, bald mit Weinſtöcken beſetzt, neben welchen man auf ſchmalen Treppen, zu kleinen Luſthäuſern hinaufſteigt; Zwiſchendurch Obſtbäume, Aprikoſen, Mandeln; dann ein Wäldchen von Caſtanien, die hier ſehr gut reifen; Auf dem Gipfel eines der Berge die Rudera einer Tempelherrn-Capelle, von woher man mehr wie neunzig Städte und Dörfer zu ſeinen Füßen liegen ſieht; Gegenüber, diesſeits des Fluſſes, die herrlichen weitläuftigen Ueberreſte des durch Feindes Hand und Wetter-Schlag zerſtöhrten Schloſſes; die dort von der Höhe herabgeſchleuderte Hälfte des geſprengten Thurms, in welchem vielleicht mancher unglücklicher Gefangner ſeine läſtigen Lebenstage durchſeufzt hat; Und nun der Anblick von dem Altane dieſes Schloſſes hinab auf das Stadtthor, in Geſtalt eines alten Triumpfbogens errichtet, auf die lange Stadt, mit ihren großen, zum Theil prächtigen öffentlichen Gebäuden und Klöſtern, auf die neue, maſſive, kühne, mit königlichem Aufwande gebauete Brücke; Endlich die ganze Gegend, unterwärts, ehe man zwiſchen die Berge ge-

gelangt, die reizende Ebne nach Mannheim, Schwetzingen, Rohrbach ꝛc. hin; jenſeits des Ufers, längſt der Bergſtraße, die einladenden, freundlichen Oerter Neuenheim und Handſchuhsheim; oberwärts, wo das Thal enger wird, die Ausſicht nach dem nahe gelegnen Neckergemünde; zu beyden Seiten aber, links das Stift Neuburg und weiter hinauf in dem Gebirge das Dorf Ziegelhauſen mit ſeinen friedlichen, an rieſelnden Bächen, im Schatten des Waldes, ſo heimlich auf eine halbe Meilenſtrecke hin zerſtreuet liegenden Häuſern, Hütten, Feldern und Wieſen; Dieſſeits des Ufers, in der wildeſten Gegend, von dickem Gehölze umgeben, der Wolfsbrunnen, eine reiche Quelle, die aus dem Felſen hervorſprudelt, dann drey, unter einander liegende Forellen-Teiche anfüllt, endlich aber, bey Schlierbach, ſich in den Necker ergieſſt — Das alles ſind Gegenſtände, die unwillkührlich zu ſanften und hohen Empfindungen hinreiſſen. Es wird einem bald ſo leicht, ſo wohl, und dann wieder ſo bange, ſo ſchauerlich um das Herz. Man fühlt ſich geſtimmt, bald zu heitrer Laune und einfacher ländlicher Fröhlichkeit, bald zu erhobnen Schwingungen der Seele, zur ſtaunenden Bewundrung und tiefen Anbetung, je nachdem man hier oder dort ſteht und wandelt, ſeine Augen hie oder dahin richtet. Es giebt Gegenden in Teutſchland, die, wenn ich ſo reden darf, einen üppigern Anblick gewähren, wo Natur und Kunſt gemeinſchaftlich eine unermeßliche Tafel voll gehäufter Schätze vor uns hingelegt haben, wie zum Beyſpiel die Landſchaft, welche man auf dem Schloßberge in Oppenheim und die, welche man von Hochheim aus überſchauet; aber keine vielleicht hat eine ſolche Mannigfaltigkeit von Gegenſtänden in den ſchönſten Contraſten aufzuweiſen, wie die von Heidelberg.

Es wimmelt jetzt hier von franzöſiſchen Flüchtlingen, welche die gerettete Beute aus den Diebes-Magazinen des vormaligen Despotismus im Auslande verzehren, den Preis der Lebensmittel vertheuren und, zur Dankbarkeit für den Schutz, deſſen ſie ſich erfreuen, ihren Beſchützern mit Verachtung begegnen, den Ton angeben und die Jugend zu ausländiſchen Thorheiten verleiten. Ich gönne ihnen nichts, wie den Neckerwein, den ſie hier trinken, denn der hat für mich etwas ſehr widriges, da hingegen die Weine, welche in andern Gegenden der Pfalz und in der Bergſtraße wachſen, lieblich und gewürzhaft ſchmecken.

Heidelberg war aber auch ſchon, ehe dieſe Fremdlinge ſich hier einniſteten, bevölkert genug, obgleich einige Häuſer, die, zur Zeit, als die Stadt eine Reſidenz war, von den Großen des Hofs bewohnt wurden, leer ſtanden. Das Perſonal der Univerſität, womit, wie ich Ihnen ſchon einmal erzählt habe, jezt die hohe Cameralſchule verbunden iſt, und die Garniſon beleben die Stadt. Auch tragen die Fabriken und Manufacturen, die ich in dieſen Tagen an der Seite meines Freundes L** R** beſehn habe, das Ihrige dazu bey. Die beträchtlichſte darunter iſt die Seiden-Spinnerey. Das Verdienſt der Anlage und Aufnahme derſelben hat allein die Rigalſche Familie. Mit einem oder einem Paar Keſſeln fing man an, und jezt, nach ungefähr fünf und zwanzig Jahren, ſind deren ſchon mehrere hundert im Gange, wobey eine mehr wie doppelt ſo große Anzahl Menſchen, beſonders arme Mädchen aus der Stadt und vom Lande, ihr Brod finden. Es iſt eine Wonne anzuſehn, wie dieſe, in langen offnen Gallerien, längſt dem Garten hin, in der Reihe fröhlich ihre Arbeit treiben und dabey in Chören, Lieder ſingen, die der gute Rigal für ſie hat dichten und componiren laſſen. Und das iſt kein Gebrülle, wie man es in den Spinnſtuben und auf dem Felde im nördlichen Teutſchlande hören muß, ſondern ein harmoniſcher, zweyſtimmiger und dreyſtimmiger Geſang, von Mädchen, deren einige recht hübſch ſind, aus reinen Kehlen, mit Methode vorgetragen, wie denn überhaupt in der Pfalz die Muſik, bis in den niedrigſten Ständen, in großer Vollkommenheit getrieben wird. Jedes pfälziſche Dorf iſt verbunden, eine beſtimmte Anzahl Maulbeerbäume zu ziehn. Dagegen haben ſie die ſichere Ausſicht, die Blätter in der Fabrik zu verkaufen, wo ſie zu Fütterung der Würmer gebraucht werden. Ehemals verarbeitete man in Heidelberg viel ſeidne Stoffe, Strümpfe, Halstücher u. dgl. Man iſt aber davon zurückgekommen und hat gefunden, daß es vortheilhafter iſt, die Seide roh zu verkaufen. Von dieſer Seide wird in Frankfurt, ihrer vorzüglichen Güte wegen, der Centner mit neunhundert bis tauſend Gulden, folglich um hundert Gulden theurer, wie die italieniſche, bezahlt.

Nahe an der Seiden-Spinnerey iſt eine Wachsbleiche angelegt und vor dem Manheimer Thore wird viel Krapp gezogen, den man in der ſchön und zweckmäſſig erbaueten Fabrik, nahe bey der Stadt, zur Farbe zubereitet. Vor dem Carlsthore liegt die Lederfabrik, welche anſehnlichen Abſatz hat. In der Stadt ſelbſt werden noch papierne Tapeten von verſchiedner Güte um billige Preiſe verfertigt; Die Cattunfabrik und eine andre, in welcher Gobelin-Tapeten gewürkt wurden, ſind eingegangen.

Es iſt jetzt eine Geſellſchaft teutſcher Schauſpieler hier; ich habe mich verleiten laſſen, einer ihrer Vorſtellungen beyzuwohnen; aber bis an das Ende konnte ich es darinn nicht aushalten. Es wundert mich, daß die hieſigen Einwohner durch die Nachbarſchaft des vortreflichen Theaters in Manheim ihren Geſchmack ſo wenig verfeinert haben, daß ſie geduldig ein ſchlechtes, unnatürliches Spiel, eine falſche Deklamation und Sprachfehler ohne Zahl ertragen können. Zwar, was die Sprache betrifft; ſo nimmt man es damit in den Rheingegenden ſo genau nicht. Die mehrſten Menſchen hier ſchreyen in einer Mundart, von der man nicht recht weiß, ob man ſie für teutſch, oder wofür ſonſt halten ſoll, und ſchreiben ſo incorrect, daß wahrſcheinlich ein Dorfſchulmeiſter in Sachſen ſich keine ſolche Sprachfehler verzeihn würde, wie in dem ganzen Striche von Straßburg, oder von Metz bis Caſſell in Heſſen, haufenweiſe in den Werken der Schriftſteller, in gedruckten Verordnungen u. d. gl. angetroffen werden. Es ſcheint auch, als hätten die Leute gar kein Gehör. Sie verwechſeln ohne Unterlaß ä und e, ö und e, ü und i, eu und ei und accentuiren ganz falſch. Auf eben dieſe Weiſe verſtümmeln ſie auch die ausländiſchen Sprachen, und es iſt ſonderbar genug, daß man im nördlichen Teutſchlande reineres Franzöſiſch redet, wie an der Grenze von Frankreich. So legt man zum Beyſpiel in Lothringen, Elſaß, Saarbrück ꝛc. immer das Gewicht auf die erſte Sylbe des Worts, welches der Rede eine unerträgliche Eintönigkeit giebt. Selbſt in den franzöſiſchen Infinitiven, die ſich mit einem langen er endigen und in den Wörtern, welche am Ende ein ſcharfes é haben, legen ſie doch den Accent auf die erſte Sylbe, zum Beiſpiele in rammener, bonté u. ſ. f.

Der Director der hieſigen Schauſpieler-Geſellſchaft ſelbſt verwechſelte immer **mir** und **mich**, **dem** und **den**. Mein Nachbar im Parterre, den ich darauf aufmerkſam machte, verſicherte mich: (als wollte er mir einen Vorwurf über meinen Tadel machen) „der Director ſey doch ein „ſehr ehrlicher Mann.“ „Und was kümmert mich ſein Priwat-Charakter?“ erwiederte ich ihm: „Hier iſt die Rede von „ſeiner Kunſt.“ Das iſt das Widrigſte bey unſerm Theaterweſen, daß Menſchen ohne Erziehung, Cultur und Weltton das Schauſpieler-Leben erwählen, um nachher Helden, Fürſten, Miniſter und Hofcavaliere vorzuſtellen, indeß ſie nur mit Leuten aus den niedrigſten Claſſen umgehen. Und da nun in Teutſchland die Erziehung und der Ton unter Perſonen von verſchiednen Ständen, vielmehr wie in Frankreich und England, gegeneinander abſtehen und ein Rang den andern ſo weit von ſich entfernt hält; ſo kann ein Mann, der in der großen Welt lebt, unmöglich anders wie mit Widerwillen auf unſern Theatern ſolche Rollen darſtellen ſehn. Auch geben ſich die Directoren nicht einmal die Mühe, ſich nach den üblichen Gebräuchen zu erkundigen.

gen. Trägt eine Exelangs, oder Tirchleicht (denn ſo hört man auf unſern Theatern faſt immer Excellenz und Durchlaucht ausſprechen) ein Ordensband; ſo hat ſie es immer über dem Rocke hängen, als wenn ein großer Gallatag bei Hofe gefeyert würde; Im Zimmer ſetzen die Leute den Hut auf, und wenn der Fürſt in Emilia Galotti mit Marinelli abgeht; muß Jener ſich die Thür ſelbſt öfnen und der Cammerherr läßt das geſchehn. Die Tabaks-Doſe iſt das Haupt-Kennzeichen des vornehmen Mannes und muß aus der Noth helfen, wenn man mit den Händen nirgends hin weiß. Soll der Hut unter dem Arme getragen werden; ſo legt man ihn, wie ein Pflaſter, auf den Magen und kneipt nur eine Spitze davon mit dem hölzernen Ellenbogen. Der Stuzzer ſitzt in Gegenwart der Damen mit übereinandergeſchlagnen Beinen da, und was dergleichen Unanſtändigkeiten mehr ſind. Doch das alles mögte noch hingehn, wenn nur bey der Auswahl der Stücke Rückſicht auf den ſittlichen Einfluß genommen würde. Da meinen aber die Herrn Directoren, wenn nur keine Zoten darinn vorkämen; ſo wäre alles gut. Ob aber unter ehliche Bürgermädchen und Jünglinge romanhafte

Begriffe, Hang zu Abentheuern und Intriguen verbreitet werden; darum bekümmern ſie ſich ſehr wenig; allein die Policey ſollte ſich deſto mehr darum bekümmern.

Morgen, mein Lieber! reiſe ich von hier über Darmſtadt nach Frankfurt und hoffe dort einen Brief von Ihnen mit der angenehmen Verſicherung zu finden, daß Sie nicht vergeſſen haben, Ihren ꝛc.

Siebenter Brief.

Frankfurt, den 26ſten May.

Als ich im Begriff war, von Heidelberg abzureiſen und nur noch auf die Ankunft des Fuhrwerks wartete (denn ich habe keinen eignen Wagen mit auf die Reiſe genommen), wandelte ich in dem Vorhauſe des Gaſthofs auf und nieder. Ein ſauber gekleidetes, hübſches junges Frauenzimmer trat herein, machte mir im Vorbeygehn eine anſtändige Verneigung und fragte dann ein Paar Leute, die im Hofe ſtanden, ob man ihr nicht eine Retour-Kutſche, oder irgend eine andre Gelegenheit, um wohlfeilen Preis nach Frankfurt zu kommen, anweiſen könnte? Man ſagte ihr: der Herr dort ſtehe im Begriff dahin zu reiſen; man wiſſe aber nicht, ob er geneigt ſey, jemand mitzunehmen. Ich hörte dieſe Unterredung in einiger Entfernung an und beäugelte nun noch einmal das Frauenzimmer, vom Kopfe bis zu den Füßen, indem ich erſt mit mir ſelbſt ausmachen wollte, ob ich ihr anſtändigerweiſe meine Geſellſchaft anbieten könnte. Sie hatte indeß auch den Kopf nach mir hingewendet und ſchien ihre Beſcheidenheit um Rath zu fragen, ob ſie mir die Bitte vortragen dürfte, oder nicht. Ihre hellen, freundlichen blauen Augen hatten ſchon zur Hälfte den Antrag gethan, als, mit Vorſatz oder durch Ungefehr, ein kleines, zierliches, in Atlaß gekleidetes Füßchen ſchelmiſch unter dem Rocke hervorblickte und mich vollends beſtimmte, dieſem Antrage auf halben Wege entgegen zu kommen. „Mademoiſelle!“ ſagte ich, indem ich mich ihr näherte. „Ich habe einen „zweyſitzigen Wagen gemiethet. Mein Bedienter hat Platz auf dem Bocke. Wenn „ich es alſo wagen dürfte —“ „Sie ſind „gar zu gütig“ erwiederte ſie. „Ich fürchte, Ihnen beſchwerlich zu ſeyn; Wollten „Sie aber die Gefälligkeit haben; Sehr „gern würde ich einen Theil der Unko-

„ſten —“ „Was reden Sie von Unköſten „und Beſchwerden? Wer würde nicht gern „mit Ihnen durch die ganze Welt und, „müſſte es ſeyn, ſogar in jene Welt hineinreiſen, ſollte er dies Glück auch noch „ſo theuer erkaufen?“ — Sie verneigte ſich und lächelte mit Anſtand; der Kutſcher kam bald und wir fuhren ab.

An einem ſchönen Frühlingstage durch die reizende Bergſtraße zu fahren; den balſamiſchen Duft der Blüten einzuhauchen, nach allen Seiten hin die ſchönſten Gegenſtände zu erblicken; hier eine Kettenreihe von Gebirgen, mit Weinſtöcken und Obſtbäumen und Wald, in ſo maleriſcher Abwechſelung beſetzt; auf den Gipfeln alte zerſtörte Ritterſchlöſſer; dort die weite Ebene — ein unüberſehbarer Garten! und in der Entfernung die Städte und Dörfer — Bedarf es mehr, um das Herz zu ſanften Empfindungen zu ſtimmen? Aber nun machen Sie vollends dieſe Paradies-Fahrt an der Seite eines hübſchen freundlichen Mädchens, in einem engen, zweyſitzigen, geſchloſſenen Wagen, wo Sie bey jedem kleinen Stoße, den die Räder auf einem Steine machen, den der ſchadenfrohe Satanas nicht umſonſt in den Weg gelegt hat, bey der kleinſten Bewegung ihrer Aerme der liebenswürdigen Nachbarinn näher kommen, wo Sie den Anblick der romantiſchen Gegend durch das ofne Seitenfenſter nicht genieſſen können, ohne die hellen Strahlen aus einem Paar ſanften, lieblichen Augen aufzufangen — So will ich doch ſehen, ob Sie, bey aller Ihrer Philoſophie, nicht anfangen ſollen, heimlich mit den drey geiſtlichen Feinden zu capituliren. In ſolchen Bedrängniſſen pflegt ein Mann von Ehre, von feinerm ſittlichen Gefühle und der, wie ich, Achtung für das weibliche Geſchlecht hat, verlegen um den Stoff zu einer Unterhaltung zu ſeyn, die weder trocken und langweilig wird, noch einen gefährlichen ſentimentalen Schwung nimmt. Einige beſcheidne Fragen über den Zweck der Reiſe meiner Gefährtinn halfen mich vorerſt aus der Noth, und ihre Geſchichte, die übrigens nicht reich an Abentheuern war, reichte nebſt einigen kleinen Epiſoden glücklicherweiſe hin, bis wir nach Heppenheim kamen, wo wir im Poſthauſe ein leichtes Mittagsmahl verzehrten und eine Flaſche Wein dazu ausleerten, den ich, ſeines gewürzhaften Geſchmacks und der milden Fröhlichkeit wegen, in die er, mäßig getrunken, verſetzt,

ſetzt, Ihnen, wenn Sie einmal in dieſen Gegenden reiſen ſollten, hiermit beſtens empfohlen haben will.

Meine Gefährtinn war die Tochter eines Kaufmanns aus Offenbach, dem heitern Städtchen am Mayn, wo die edle Witwe des würdigen Canzlers La Roche jetzt wohnt, die mit ihrer Feder zur Bildung ihrer weiblichen Leſerinnen ſo viel beygetragen und den Gewinnſt ihrer Schriftſtellerey auf ſo beneidenswerthe Art verwendet hat, indem ſie ſich dadurch die Mittel erleichterte, einem durch ſchändliche Pfaffen-Cabale ſeines Amts enſetzten Gatten und ihren liebenswürdigen Kindern mehr Gemächlichkeit des Lebens zu verſchaffen. In dieſem Städtchen ſage ich, war meine Gefährtinn zu Hauſe. Sie hatte eine Verwandtinn in Heidelberg beſucht und wollte nun zurück, nach Offenbach reiſen. Ihre Eltern und, fügte ſie zutraulich hinzu, ihr Bräutigam, ein junger Fabricant, würden ſie in Frankfurt abholen. Dies war der einfache Stoff zu ihrer Geſchichte, die ſie, dubch Einmiſchung kleiner Nebenumſtände, Schilderungen und Bemerkungen, kunſtlos, aber angenehm ausdehnte. Ich muß mir die Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, zu bezeugen, daß mir's lieb war, zu hören, daß ſie eine Braut wäre. Dies löſchte nicht nur jeden Gedanken eines Abentheuers in mir aus und überzeugte mich, daß ich in keine verächtliche Geſellſchaft gerathen war, ſondern es hob auch alle Verlegenheit; allen unrechten Zwang; von meiner Seite auf, indem ſie mir ſans conſéquence für mich wurde. Von ihrer Seite bemerkte ich keinen Schatten von falſcher Zurückhaltung; ſie war immer gleich heiter und zutraulich. Die Frauenzimmer in dem ſüdlichen Theile von Teutſchland ſind in ihrem äuſſern Betragen viel gefälliger, obgleich darum nicht mehr und nicht weniger verderbt, wie die in den nördlichen Gegenden. Sie ſind lebhafter, ohne deswegen leichtfertiger zu ſeyn, erlauben auch wohl im geſelligen Umgange den Mannsperſonen kleine, unſchuldige Freiheiten, denen ſie aber zu rechter Zeit Grenzen zu ſetzen wiſſen. In einigen Städten von Niederſachſen und Weſtphalen hat die äuſſere ſteife, hölzerne Sittſamkeit der Mädchen den Anſtrich wahrer Grobheit. Sie wiſſen nicht, ob ſie auf der Gaſſe unſern Gruß mit einer Verbeugung erwiedern ſollen, oder nicht, weil ſie fürchten, ein

Dritter könnte glauben, ſie ſtänden in ſehr genauer Bekanntſchaft mit uns. So dankt ein junges, unbedeutendes Mädchen einem Manne von Stande, der ſie grüßt und der, wenn er nicht ihres Vaters Freund wäre, das kleine Geſchöpf gar nicht bemerken würde, mit einem gnädigen Kopfnicken, das ſie kaum einem Lakayen biethen ſollte. Das iſt nun freylich der Fall bey Frauenzimmern, denen es an wahrer Lebensart, an Contenance fehlt; aber in den Rheingegenden und andern Theilen von Ober-Teutſchland kömmt dieſe ungezwungne Höflichkeit) und gute Haltung aus einem unbefangenen Herzen und erſetzt den Mangel an feinerer Cultur.

Auf der Reiſe von Heppenheim bis Darmſtadt war unſre Unterhaltung nicht ſehr lebhaft; das gute Kind ſchlief faſt den ganzen Weg hindurch; es war vermuthlich früher wie gewöhnlich aufgeſtanden, denn wahrlich! Sie würden mir Unrecht thun, wenn Sie mir Schuld gäben, ich hätte ſie durch Stillſchweigen oder langweilige Geſpräche in den Schlummer gewiegt. Vielmehr war unſer Dialog Anfangs recht beſeelt und wie unter nahen Verwandten, oder Leuten, die ſich ſeit vielen Jahren kennen;

Bey der Frage des Kellners im Gaſthofe in Darmſtadt: ob wir ein zweyſchläfriges Bette, oder zwey einſchläfrige befählen, erröthete die kleine Braut; ich antwortete ſtatt ihrer und gab ſie aus Scherz für meine Nichte aus. Wir ſpeiſten Abends an der Wirthstafel, wo ich Gelegenheit hatte, mein Anſehn als Oheim geltend zu machen, indem ich, durch ein Paar ernſthafte Worte, meine Gefährtinn von den Zudringlichkeiten eines jungen Officiers befreyte.

Es ſieht jetzt in Darmſtadt viel lebhafter aus, wie zu den Zeiten des vorigen Landgrafen; Der jetzige hat ſeinen Hofſtaat und das Militair vermehrt und ſorgt für die Verſchönerung der Stadt.

Aus Gefälligkeit gegen das junge Frauenzimmer trat ich hier in Frankfurth im goldnen Löwen ab, wo ſie ihre Verwandten erwartete. Sie waren ſchon da und haben ſie nun mitgenommen — Feine, gute Leute; nur der Bräutigam wollte mir nicht gefallen; ich ihm auch nicht, wie ich glaube, denn er eilte gewaltig, mit ſeiner Braut fortzukommen, als Dieſe ſich ein wenig aufhielt, um mir noch einmal zu danken.

Ihren freundſchaftlichen Brief, mein Beſter! erhalte ich in dieſem Augenblicke, auch einen von unſerm M***, worüber ich Ihnen nächſtens mehr ſagen will; heute bin ich nicht dazu aufgelegt, denn mit dieſen angenehmen Briefen zugleich empfing ich die Nachricht von dem Tode meines vieljährigen Freundes *** in *** Ich wuſſte, daß er ſehr krank war, doch hoffte ich ihn noch einmal in meinem Leben wiederzuſehn. Dies verändert ein wenig meinen Reiſeplan. Frankfurth verlaſſe ich ſchon morgen wieder; Es iſt mir hier zu geräuſchvoll; die bevorſtehende Kaiſerwahl zieht eine Menge Fremde hierher und in die benachbarten Bäder. Pyrmont, Meinberg und Nenndorf werden diesmal wenig beſucht werden, und das bewegt mich, nach einem von dieſen Oertern zu gehn; denn ich liebe nicht das Getümmel da, wo man Geſundheit und Gemüthsruhe holen will. Noch kann ich nicht beſtimmen, von woher ich Ihnen zuerſt ſchreiben werde; Wo ich aber auch bin, da bleibt Ihnen die herzlichſte Hochachtung und Freundſchaft gewidmet von Ihrem ꝛc.

Achter Brief.

Herßfeld, den 30ſten May.

Man that mir in Frankfurth den Vorſchlag, ich ſollte meine Coffer und andere Päckereyen, welche ich bis dahin von Metz aus durch Fuhrleute fortgeſchafft hatte, nur noch bis Herßfeld auf dieſe Weiſe befördern, dann aber ſie hier in ein Schiff laden und ſo auf der Fulda und Weſer nach Bremen bringen laſſen. Ich fand dieſen Plan nicht nur recht gut, ſondern beſchloß auch, ſelbſt zu Waſſer, wenigſtens bis Hameln, mitzugehn. Sie ſehen alſo, wertheſter Freund! woher es kommt, daß ich Ihnen heute aus dieſer kleinen, in der That nicht ſehr reizenden, heſſiſchen Provinzial-Stadt ſchreibe. Indeſſen war dieſe Stadt einſt nicht unbeträchtlich, war der Sitz eines geiſtlichen Fürſten, und die Rudera der Domkirche, welche im ſiebenjährigen Kriege gänzlich verwüſtet wurde, zeugen noch von der ehemaligen Größe und Pracht. Die Gegend um Herßfeld iſt bergicht, doch nicht ohne Annehmlichkeit; ſie wird durch den Fluß belebt, der ſich im Thale zwiſchen den Bergen hinſchlängelt.

Vermuthlich werde ich hier noch einige Tage lang auf mein Gepäcke warten müſſen. — Immerhin! Ich eile nicht, ſtreife indeß vielleicht ein wenig in der Nachbarſchaft umher, wo ich einige Bekanntſchaft habe, bin mit Büchern verſehn und werde, mit Ihrer Erlaubniß, mein Lieber! mir manchen Augenblick durch ſchriftliche Unterhaltung mit Ihnen verſüßen. Während der ziemlich langweiligen Fahrt von Frankfurth hierher, habe ich mir einen ſehr frohen Genuß zu verſchaffen gewuſſt; Ich habe Forſters Anſichten vom Nieder-Rheine im Wagen durchgeleſen. Dies Meiſterſtück, ſowohl was die Art der Darſtellung und die herrliche Diction, als was die Wichtigkeit der Bemerkungen betrifft, iſt denn nun abermals ein Geſchenk, das der vortrefliche Verfaſſer dem Publiko macht, ganz des Mannes werth, der die ſeltenſte Freymüthigkeit, Nüchternheit der Vernunft und Wahrheitsliebe mit Kraft, Feuer, Eleganz und Würde im Ausdrucke verbindet. Wir haben gewiß wenig Schriftſteller, die den Muth fühlen, ſo unbeſtochen von allen Vorurtheilen und kleinen Rückſichten, zu ſagen, was das Bedürfniß der Zeit erfordert. Aber wer wird nicht auch dabey den weiſen, edeln Churfürſten bewundern, der ſo hell, ſo gerecht, ſo groß denkt, daß er der unbeſtochnen, aber leidenſchaftloſen, beſcheidnen Wahrheit keinen ängſtlichen Zwang auflegt, und nicht geſtattet, daß Kurzſichtigkeit und niedre Cabale dem Manne den Mund verbinden, der ſeinen Schriftſteller-Beruf nach Gewiſſen erfüllt, ſondern ihn gegen jede unwürdige Neckerey ſchützt? Man erſtaunt über Forſters Thätigkeit, wenn man die Summe der Werke überrechnet, die ſeit einigen Jahren, theils als Ueberſetzungen, theils als eigne Arbeiten, aus ſeiner Feder gefloſſen ſind. Kaum ſollte man begreifen, wie er Zeit genug gefunden hätte, um nur einmal mit dem mechaniſchen Geſchäfte des Hinſchreibens fertig zu werden; Und dennoch ſind dieſe Werke alle ſo gefeilt, als wenn er über jedes derſelben eine halbe Lebenszeit gebrütet hätte.

Das Andenken an meinen verewigten Freund, deſſen Tod ich ihnen neulich meldete, folgt mir noch überall. Wohl bin ich an Trennung aller Art gewöhnt und, im Begriff in einen andern Welttheil zu ziehn, iſt es ja ohnehin ungewiß, ob ich nicht von Allem, was mir in Europa theuer und werth iſt, auf immer Abſchied nehmen muß; auch kann ich mich kaum mehr betrüben, wenn der Tod einen guten, geraden Mann von den Plackereyen dieſer Welt befreyet; Allein gern hätte ich doch den guten *** noch einmal in dieſem Leben an mein Herz gedrückt. Der Weg, den er von ſeiner Jugend an gewandelt, war nicht mit Roſen beſtreut geweſen; Jetzt, am Ende ſeiner Laufbahn, hatte er endlich, wie es ſchien, eine beſſere Ausſicht vor ſich; Da hätte er nun freylich wohl noch ein Weilchen ſo fortſchlendern können — aber es hat nicht ſeyn ſollen, und weil alles gut iſt; ſo mag denn auch dies gut ſeyn. Mein Freund diente in ſeinen Jünglingsjahren am Hofe. Das war nun nicht der Boden, auf welchem eine ſolche Pflanze gedeyen konnte; auch wurde er von den Hofſchranzen, dieſem um ſich freſſenden, verderblichen, fruchtleeren Unkraute, ſo niedergedrückt, daß er ihnen endlich das Feld räumte. Seit dieſer Zeit verſuchte er es auf mancherley Weiſe, den Schauplatz der bürgerlichen Geſellſchaft wieder in Frieden und Ehren zu betreten, nicht ſowohl aus Eitelkeit, um eine glänzende Rolle zu ſpielen, als vielmehr aus Thätigkeitstriebe und dem Verlangen, Andern nützlich zu werden. Aber es giebt Menſchen, auf deren Handlungen eine unglückliche Fatalität ruht. Was ſie auch unternehmen und wie ſie es auch anfangen mögen; ſo mislingt es, wird hintertrieben, gemisdeutet, getadelt. Man erlaubt ihnen nicht einmal, heimlich Gutes zu thun; Jeder ihrer Schritte wird ausgeſpäht, beleuchtet und, wenn es möglich iſt, zum Böſen ausgelegt. Wo die Handlung ſelbſt eine ſolche Auslegung nicht verträgt, da greift man die Bewegungsgründe an, und wo beydes unmöglich iſt; da vergräbt man das Andenken der guten That in tiefes Stillſchweigen. So gieng es auch meinem Freunde beynahe ſein ganzes Leben hindurch. Aller Orten ſtieß er, mit ſeinem lebhaften, ofnen Character, gegen kalte, neidiſche, ſchadenfrohe Menſchen an, die ihm entgegen arbeiteten, ihn verläumdeten und verfolgten. Seine ſchwachen Seiten wurden aufgedeckt, ſeine kleinen Uebereilungen wie Verbrechen auspoſaunt; Von ſeinen edlen Zügen hingegen und von unzähligen guten Handlungen ſchwieg

Jeder. Seine Dienſtfertigkeit, ſeine liebevolle Hingebung, ſein Vertrauen misbrauchten die Schelme. Er, der nur für Andre lebte, und ſich's nie zweymal ſagen ließ, wo er helfen konnte, wurde von allen Seiten mit Bitten und Anforderungen beſtürmt; allein durch jeden neuen Liebesdienſt gewann er einen Feind mehr. Mit ſchändlicher Undankbarkeit wurde ihm gelohnt und ſahe er ſich ja einmal aus Unvermögen gezwungen, zu verweigern; dann ſchrie jedermann über ſeine Ungefälligkeit und alles, was er vorher Gutes gethan hatte, wurde auf Rechnung der Heucheley und Eitelkeit geſchrieben. Er ließ jedermann ſeinen Gang gehn; an ihm aber wurden alle Schaafsköpfe zu Hofmeiſtern und Vormündern. Trat er aus der gemeinen Gleiſe heraus, um einen einſamen, unſchädlichen Nebenpfad zu gehn; ſo deutete der Pöbel aller Claſſen mit Fingern auf ihn; Fügte und ſchmiegte er ſich in alle Convenienz-Formen hinein; ſo erlangte er darum nicht mehr; niemand wollte das bemerken und ſeine Talente konnten ihm die zeitlichen Vortheile nicht einbringen, die den elendeſten Pinſeln im Schlafe zufielen. In glänzenden

Ta-

Lagen drangen ſich ihm Schaaren von ſogenannten Freunden auf, die ſich durch ihre Verbindung mit ihm ſelbſt äuſſere Ehre zu geben hofften; Gieng es ihm hinderlich; ſo ſchlich der Haufen dieſer Schmeichler leiſe davon, oder verkaufte ihn gar an ſeine Feinde. Nahm ſich aber ja einmal Einer von ihnen ungebeten ſeines Rufs an; ſo warf er ihm dieſe Gerechtigkeits-Pflicht, wie eine übergroße Wohlthat und Aufopferung vor. Müde endlich dieſes ewigen Kampfes gegen Bosheit, Dummheit, Neid und Undankbarkeit, zog er ſich in eine zwangloſe Einſamkeit zurück. Zwar blieb er auch hier nicht ungeneckt und ſchon ſein Ruf war ſein Verbrechen (denn ſobald er nur einen Ort verließ und dort niemand mehr im Wege ſtand, ließ jedermann ihm Gerechtigkeit wiederfahren) aber ſeine Gemüthsruhe wurde weniger dadurch geſtöhrt. Die dienſtfertigen Freunde, die, um ſich dadurch bey ihm Gewicht zu geben, ihm nur ſelten das Gute, aber fleißig das Böſe hinterbrachten, welches von ihm geſagt wurde, fertigte er mit lachendem Munde ab und gieng ſeinen Gang fort. Dennoch war er kein Menſchenfeind geworden; ſein Herz war noch immer warm und theilnehmend.

Dies Herz ſchlug hoch in ſeiner Bruſt,
Bey eines Bruders Leide
Und theilte unſchuldsvolle Luſt
Mit unverſtellter Freude.

Ihn jammerte der Creatur;
Ihn kränkte wilde Härte;
Mit Eifer folgte er der Spur
Von ächtem Menſchenwerthe.

Er hielt's für ſeine ſchönſte Pflicht,
Sein äuſſ'res Glück, ſein Leben,
Für's Wohl der Welt, für Wahrheits-Licht,
Mit Freuden hinzugeben.

Er hob und milderte ſo gern
Die Sorgen dieſes Lebens;
Ihn bat um Hülfe, nah und fern,
Kein Biedermann vergebens.

Auf's ſtrengſte ſeinem Worte treu,
Stets thätig, ſanft, beſcheiden,
Von eiteln Vorurtheilen frey,
Getroſt in bittern Leiden,

Traf ihn von Neidern mancher Schlag
Geduldig, ohne Klagen;
„Laſſt uns" ſprach er („Sie ſind nur ſchwach,)
„Sie brüderlich ertragen!"

Wohl tränkte er, bey frohem Muth,
Einmal in Spott die Waffen,
Um gegen ſchlimmer Feinde Wuth
Sich kurze Ruh zu ſchaffen;

Doch reichte ihm der Schalk die Hand;
So war im Augenblicke
Das Herz verſöhnt! der Groll verſchwand
Und er vergaß der Tücke.

Nun ruht dies gute ſanfte Herz
Im Grabe, frey von Sorgen;
Verwiſcht iſt jede Spur von Schmerz,
Wie Thau am Frühlings-Morgen.

Der Arme, den er einſt erquickt,
Weyht ſeiner Aſche Thränen;
Auf des Geliebten Urne blickt
Der Freund, mit bangem Sehnen.

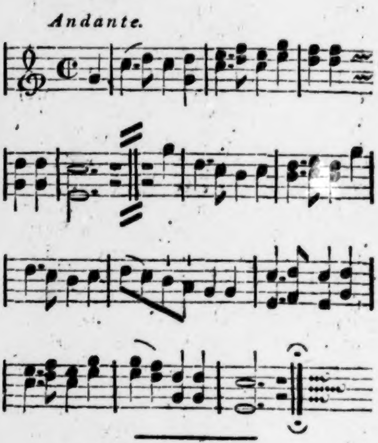
Den 6ten Junius.

Ich bin von meinen Wanderſchaften in der Gegend umher zurückgekommen; In Geſellſchaft eines alten Bekannten, eines Officiers, der den Krieg in America mitgemacht hat und gern dort geblieben wäre, habe ich dieſe kleine Reiſe unternommen. Jener unglückliche Krieg, ſo verderblich er wohl für die Bevölkerung und den Flor des heſſiſchen Landes geweſen iſt, hat doch viel zur Bildung der Officiere beygetragen, und das war in der That ſo übel nicht, da die Feld-Regimenter theils viel Officiere aus dem Land-Adel haben, bey welchem leider! die erſte Erziehung oft ſehr vernachläſſigt wird, theils der Ton im hieſigen Militair vormals ein wenig rauh war.

Was die Erziehung und Cultur in Heſſen überhaupt betrifft; ſo bekenne ich, daß man darinn noch ſehr hinter den Nachbarn rund umher zurückſteht; Aber der beſte Wille iſt da; an natürlichen Anlagen fehlt es dem Heſſen auch gar nicht; eine jovialiſche, gute und witzige Laune, Dienſtfertigkeit und Gaſtfreundſchaft ſind Tugenden, die ihm eigen ſcheinen. Hie und da, wo an einem Orte ein thätiger, aufgeklärter Mann wohnt und wo nicht Armuth, Furcht und Druck die Thätigkeit hemmen, da macht auch die Cultur gute Fortſchritte. Man findet faſt in allen Gegenden von Heſſen in den Städten und auf dem Lande Leſe-Geſellſchaften geſtiftet. Freylich werden dadurch, wie jetzt überhaupt in Teutſchland, mehrentheils nur Romane, Schauſpiele, Märchen u. dgl. in Umlauf gebracht; allein man wählt doch auch zuweilen andre wichtigere Werke, beſonders Reiſebeſchreibungen, an welchen der Geſchmack gleichfalls durch den americaniſchen Krieg iſt befördert worden.

Zur Muſik hat der Heſſe viel Anlage; allein die Schulmeiſter auf dem Lande ſind größtentheils ſo erbärmlich unwiſſende Leute, daß die Muſiken in den Dorf-Kirchen, wobey an Feſttagen auch einige verſtimmte Saiten- und Blas-Inſtrumente und ein baufälliges, ſchlecht geſpieltes Poſitiv die rauhen Naſen=Stimmen von einem halben Dutzend alter und junger Bauern zu begleiten pflegen, dem Geheule einer Heerde hungriger Wölfe gleichen. Die Wahl der Stücke iſt der Aufführung würdig; Es ſind verſtümmelte Motetten von teutſchen Tonſetzern, die zu Anfange dieſes Jahrhunderts ſich an den Muſen verſündigt haben. In den angränzenden ſächſiſchen Ländern iſt es ganz anders; da hört man zuweilen in einem kleinen Dorfe einen geſchickten und geſitteten Schulmeiſter mit drey von ſeinen Bauern ein Quartetto von Haydn leidlich genug vortragen. Doch ſind mir einige heſſiſche Volks=Melodien, die in Spinn=Stuben und ſonſt bey der Arbeit geſungen werden, aufgefallen; Sie waren melodiſch und einige recht herzergreifend. Zuweilen, in einzelnen Stellen, wo die Harmonie leicht zu finden war, wurden ſie zweyſtimmig geſungen. Ich habe eins davon aufgeſchrieben; nur thut es mir leid, daß ich die Worte aus der abſcheulichen gemeinen heſſiſchen Mundart nicht enträthſeln konnte. Es iſt aber eine Art von Romanze und fängt an: „Du ſchwarz=

„braunes Mädelein!“ u. ſ. f. Hier iſt die Melodie:



Unſre kleine Reiſe machten wir zu Pferde; mein Freund hält deren drey, wovon eins ſein Reitknecht beſtieg. Wir ſind auch jenſeits der heſſiſchen Grenze geweſen. Den erſten Tag brachten wir zur Hälfte bey einem Beamten zu, deſſen

Tochter nach Tiſche von der übrigen Geſellſchaft gebeten wurde, uns ein wenig von ihrer muſicaliſchen Kunſt hören zu laſſen. (Ich hatte ſorgfältig vermieden, das Geſpräch auf das Clavier zu lenken, welches ich da ſtehn ſahe und für deſſen Eröfnung mir längſt bange geweſen war.) Das junge Mädchen ſetzte ſich nun hin und ſpielte eine Sonate von Kalkbrenner — in der That nicht ohne Ausdruck; ich hatte viel weniger erwartet. Schade, daß das Inſtrument und die Compoſition (Es war eine von Kalkbrenners erſten Arbeiten) nicht viel werth waren. Das Frauenzimmer war nicht ſchön, hatte pechſchwarze Haare, aber ihre Geſichtsbildung zeigte etwas Angenehmes und ſie war in Caſſel erzogen. Sie hatte die Beſcheidenheit, gleich nach Endigung der Sonate aufzuſtehn; allein nun ſetzte ſich ungebeten ein großer Lümmel von Candidaten hin, der den Hauslehrer vorſtellte, fieng an zu ſpielen und zu ſingen. Da kamen die Lieder: „Die Göttin ſüßer Freuden“ und „O! Jüngling ſey ſo ruchlos nicht“ — Es war ein Jammer anzuhören; ich winkte meinem Freunde und wir machten Anſtalt zur Abreiſe; Nur war mein Hut nirgends zu finden. Das ganze Haus wurde durchſucht; endlich ſah man ihn in den Händen des eilfjährigen, ungezognen Knaben unſers Herrn Amtmanns, der damit im Hofe am Brunnen ſtand. Als ich ihn wiederbekam, war er durch und durch naß — weiß der Himmel, was für einen hydrauliſchen Verſuch der Junge damit gemacht hatte. Er bekam zwar in meiner Gegenwart ein Paar nachdrückliche Ohrfeigen vom Papa; aber davon wurde der Hut nicht trocken, und ihn ſo aufzuſetzen, daran war nicht zu denken. Ich erſuchte alſo den Herrn Amtmann, mir einen von ſeinen Hüten zu leyhn, den ich durch einen Bothen zurückzuſchicken verſprach. Jetzt erwartete ich wenigſtens einen ſolchen zu erhalten, der ein wenig nach neuerer Weiſe aufgeſtutzt wäre; allein der Beamte, der es recht gut zu machen meinte, ließ ſeinen großen Staatshut herbeyholen — ein Filz-Gebäude von ſechs Zollen Höhe, mit einer breiten, ausgezackten, goldnen Treſſe und einer Pferdehaarnen Cocarde! Es half nichts, daß ich ihn dringend bat, mir doch nur einen ſchlechtern runden Hut, allenfalls vom Herrn Informator, mitzugeben — ich muſſte mich entſchlieſſen, die große Pyramide auf meinen Kopf zu thürmen; und ſo gieng der Zug von dannen. Indeſſen erwarb mir dieſer pomphafte Aufzug ſo viel Anſehn, daß jeder Bauer ſeine Mütze vor mir abzog, als wir durch's Dorf ritten, während mein Begleiter nebſt ſeinem Reitknechte, zu meinem innigen Aerger, laut über mich lachte, ſo oft er mich anſah und mich verſicherte, ich ſähe aus, wie der Scharfrichter von Herßfeld, an feyerlichen Executions-Tagen.

Auf einem adlichen Gute machte ich die Bekanntſchaft eines braven alten Cavaliers, der aber die Eigenheit hat, ſich und alle lebendige Weſen, die ihn umgeben, mit Arzeneyen aller Art gegen würkliche und vermeintliche Krankheiten zu waffnen. Sagt jemand beyläufig in ſeiner Gegenwart, ihm ſey kalt; ſo rennt er fort und holt ein Gläschen mit Tropfen. „Es iſt ein kleiner Fieber-Anfall, lieber „Herr Vetter!" ſpricht er dann (in Heſſen nennen ſich faſt alle Edelleute Vettern) „Es iſt nur ein kleiner Fieber-Anfall; nach dieſen Tropfen wird Ihnen „ſchon beſſer werden." Und dann hilft nichts davor; der Trank muß hinunter.

Das geht ſo weit, daß, wenn ein ganz fremder Mann zu ihm kömmt, der etwa ein wenig kränklich ausſieht, er, ohne zu fragen, ob ihm wirklich etwas fehle oder nicht, ihm im Caffee, oder auf andre Weiſe, irgend eine Arzeney beybringt. „Glauben Sie mir" ſagt er dann, wenn der Fremde fort iſt „ſolche Leute nehmen das „ganze Jahr hindurch nichts ein, wenn „man es ihnen nicht auf ſolche Weiſe einpractiſirt." Mir war bange, (denn ich ſah würklich ein wenig blaß aus.) er mögte auch mir etwa heimlich mit einer kleinen Abführung unter die Arme greifen. Desfalls wählte ich das Mittel, gleich nach meiner Ankunft, kurz vor Tiſche, über Leibſchmerzen zu klagen; ſo kam ich doch mit einer Portion Pomeranzen-Tropfen davon, die mir recht wohl bekamen.

Man erzählte hier allerley Anecdoten von einem benachbarten Edelmann, der ſich durch ſonderbare Einfälle ausgezeichnet, wie er ſich dann neulich komiſch genug an einem Advocaten rächte, der ihn ſehr betrogen hatte. Er beſaß nämlich in ſeinem Dorfe ein Wirthshaus, das er eben neu hatte bauen laſſen. Da ließ er nun ein Schild und auf demſelben den Advocaten, äusserſt ähnlich, aber in abſcheulicher Carricatur, malen und darunter die Worte: „Wirthshaus zum Advocaten N. N.“ (den Namen des Mannes.) Der Rechtsgelehrte, aufgebracht über dieſen Schimpf, verklagte den Edelmann; allein Dieſer entſchuldigte ſich damit, daß ja Könige und Kaiſer ſich müſſten gefallen laſſen, ihre Bildniſſe alſo verunſtaltet vor den Häuſern hängen zu ſehen. Er habe den Mann dadurch ehren wollen und ſeine Schuld ſey es nicht, daß die Malerey nicht beſſer gerathen. Nun wurde er freylich verurtheilt, das Schild abzunehmen; allein er hatte doch den Triumph genoſſen, ſeinen Feind eine Zeitlang öffentlich in effigie aufgeknüpft zu haben, denn dem Rahmen, darin das Bild hieng, hatte er auch, durch Weglaſſung des untern Theils, die Geſtalt eines Galgens geben laſſen.

Morgen, mein Lieber! laſſe ich mich nebſt meinen Sachen einſchiffen und ſchwimme gemächlich die Fulda hinunter nach Caſſell. Ich umarme Sie in Gedanken und bin ꝛc.

Neunter Brief.

Morſchen, den 7ten Junius, Abends.

Die erſte Tagereiſe zu Waſſer iſt nun zurückgelegt. Bis hierher zeigen die Weſer-Ufer wenig intereſſante Gegenſtände; Die kleinen Städte, Flecken und Dörfer im Heſſen-Caſſelſchen haben ein trauriges, ödes, ſchmutziges Anſehn. Armuth und Gewerbloſigkeit blicken aller Orten hervor; nicht die geringſte Spur von Wohlſtand und fröhlicher Betriebſamkeit! Wie ſehr verſchieden von dem Zuſtande der lachenden, freundlichen Dörfer am Rheine, in der Pfalz, in der Bergſtraße, und um Frankfurth und Hanau herum, die, mit ihren ſteinernen weiſſen Häuſern und regelmäßigen Straßen, kleinen Städten gleichen! Es giebt Gegenden in Heſſen, wie z. B. die von Eſchwege und Wanfried, an der Werra, wo uns weniger das Bild der Dürftigkeit und Niedergeſchlagenheit auffällt und wo auch Gewerbe, Handel und Schiffahrt mit einigem Erfolge getrieben zu werden ſcheinen; aber hier an der Fulda, beſonders je weiter man ſich vom Strohme entfernt, erblickt man nur mühſelige und unluſtige

Anſtrengung des Landmanns, gegen die natürlichen und auferlegten Laſten zu kämpfen. Da hängt ein armer Bauer mit ſeinen pflügenden Ochſen am jähen Abhange eines ſteinigten Berges, um einen undankbaren Erdfleck zu umwühlen und ihm einige ſparſam wachſende Körner zu entlocken; (In den Thälern nahe am Fluſſe wird ziemlich gute Frucht gezogen) und das Vieh iſt klein und dürre.

Das Fahrzeug, das ich gemiethet habe, iſt ein großer Nachen, über welchen her man, aus einigen Spriegeln und Segeltuche, eine Bedeckung angebracht hat. Zwar muß ich, wenn ich aufrecht ſtehen will, unter dieſem Dache hervorkriechen; aber ſitzend häuſt ſichs ganz gut darunter. Ein Brett, über zwey von meinen Koffern gelegt, iſt mein Sopha; Auf eben dieſe Weiſe habe ich den Tiſch gebauet, der ſo groß iſt, daß auf der einen Seite mein Clavier ſtehn kann, indeß die andre Hälfte zum Schreiben und Speiſen dient. Mein Bedienter hat ſich auf ähnliche Weiſe eingerichtet und im Hintertheile habe ich, aus einer Madrazze und einem Mantel, ein Lager bereitet, auf welchem ich, wenn ich des Sitzens müde werde, ein wenig ausruhn kann. Uebrigens habe ich Vorräthe zur Nahrung für Leib und Seele mitgenommen: Bücher, Dinte, Federn, Wein, kalten Braten u. dgl.

Dieſen Mittag hielt ich in Breitenbach an. Es iſt da noch ein ziemlich artiges Wirthshaus, wo ich mir aus meinem Braten ein Ragout zuſammenbuchſtabieren konnte, wozu der Wirth eine Milchſuppe und einen Pfannekuchen fügte. Ein Verwalter aus der Nachbarſchaft, der da Geſchäfte hatte, kehrte gleichfalls ein und gerieth bald mit mir in Unterredung. Er miſchte viel fremde Wörter ein, die er ſonderbar genug verſtümmelte. Sein Herr wollte auf ſeinem Gute bauen laſſen und hatte ihn hierher geſchickt, um mit einigen Ouvertüriers zu reden. Der Landgraf Wilhelm der Achte war, wie er ſagte, in ſeinen letzten Tagen in eine Art von Liturgie verfallen. Hier im Wirthshauſe ſey nicht viel zu haben, meinte er, aber man müſſe ad integrim ſo vorliebnehmen.

In Rotenburg wohnt der Landgraf von Heſſen-Rheinfels, deſſen Bruder der einzige teutſche Prinz iſt, welcher die franzöſiſchen Dienſte nicht verlaſſen hat, wofür er nun Monſieur Heſſe heiſſt. Das Städtchen hat kein unfeines Anſehn mit ſeinem

Schloſſe,

Schlöſſe, wovon der eine Flügel neu gebauet iſt. Auch wohnen hier einige ſehr wackre Leute, die zum Theil bey den Collegien angeſetzt ſind. Ich habe einen vieljährigen Freund unter ihnen, einen ſehr edeln, geſchickten und verſtändigen Mann, den ich auf einige Augenblicke beſuchte, um ihm das Lebewohl zu ſagen.

Die Landſchaft um Rotenburg her hat doch etwas Maleriſches; die Berge liefern einen angenehmen Anblick — Schade, daß es keine Weinberge ſind! Hier und in der Nachbarſchaft wohnen einige Leinwandhändler, die im Lande aufkaufen und dann beträchtliche Verſendungen im Großen machen.

Das Dorf, in welchem ich dieſe Zeilen ſchreibe und bis morgen früh bleiben werde, beſteht aus zwey Theilen, die Alt- und Neu-Morſchen genannt werden, zuſammen aber ein höchſt ſchmutziges Neſt ausmachen, obgleich ſogar ein fürſtliches Schloß hier iſt, wo ſich der verſtorbene Landgraf Friedrich, mit einigen ſeiner Hofleute, zuweilen ein Paar Wochen hindurch aufzuhalten pflegte, wenn er der Langenweile aus dem Wege reiſen wollte. Es fängt auch ein wenig zu regnen; das iſt keine gute Ausſicht für meine morgende

Reiſe — Doch, man ſoll ja nicht für den kommenden Tag ſorgen.

Den 8ten, früh Morgens.

Das Wetter hat ſich aufgeklärt; wir haben den ſchönſten Morgen; die Nachtigallen ſchlagen lieblich und ich ſteige mit recht frohem Herzen wieder in mein Schifflein.

Und nun, da ich in dieſem Schifflein, an meiner künſtlichen Tafel ſitze und meinen Caffee mit recht gutem Rahm vor mir ſtehn habe, laſſe ich mir eine Pfeife Tabak ſtopfen, ziehe dieſen Brief aus der Taſche hervor und fange wieder an, zu ſchreiben; Ich will Sie aber diesmal von America unterhalten. Sie wiſſen, daß mein Freund M** ſchon ſeit zwey Jahren dort wohnt und jetzt nur zurückgekommen iſt, um ſeine Familie nachzuholen. Die Gegend, wo er ſich niedergelaſſen hat, und wo auch ich mich anſiedeln werde, heiſſt der Geneſee-Diſtrict und liegt am Ontario-See, den engliſchen Beſitzungen in Canada gegenüber — Freylich ein wenig entfernt von den größern Städten der vereinigten Staaten, jedoch in der Nachbarſchaft von großen und kleinen Ströhmen;

und da man jährlich mit unermüdetem Fleiſſe an Canälen und Landſtraßen arbeitet; ſo wird bald der Weg nach Neu-York und von der andern Seite nach der neuanzulegenden Stadt Columbia hin, in welcher künftig der General-Congreß ſeinen Sitz haben wird, kaum den Namen einer Reiſe verdienen.

Der Erdboden in dieſem Geneſee-Diſtricte iſt höchſt ergiebig; die üppigſte Vegetation macht, wenn erſt einmal der Boden von einem Theile ſeiner Waldungen wird befreyet ſeyn, die Arbeit des Landmanns zu einem Spielwerke. Eines der wichtigſten und einträglichſten Producte iſt der Saft aus dem Zucker-Ahornbaume, der hier in großer Menge wächſt. Schon iſt die Anzahl der Coloniſten in dieſem Diſtricte ſeit Jahresfriſt auf ſiebentauſend Menſchen angewachſen, die ſich der vollkommenſten Sicherheit und bürgerlichen Freyheit erfreuen, und, wenn ſie ſich bis zu zwanzigtauſend Menſchen vermehren, ſich eine eigne Regierungs-Verfaſſung wählen dürfen, in ſo fern ſie ſich nur an den allgemeinen Staatskörper anſchlieſſen. Hier iſt ſchon der Unterſchied zwiſchen Lutheranern und Reformirten aufgehoben und eine Gemeine, die ganz aus Leuten beſteht, die nach Calvins Lehre unterrichtet ſind, nimmt ohne Anſtand einen lutheriſchen Prediger zu ihrem Seelſorger an.

Zu welchem Flor, in allen Theilen der bürgerlichen Glückſeligkeit, die nordamericaniſchen Staaten in der kurzen Zeit ſeit dem geſchloſſenen Frieden emporgeſtiegen ſind, das iſt wohl im Allgemeinen dem Staatskundigen bekannt; aber daß Wiſſenſchaften und Cultur und Wohlſtand und Handel und Schiffahrt und Policey und Geſetzgebung mit ſolchen Rieſenſchritten fortrücken, daß dagegen die mühſeligen, hochbelobten Anſtalten in manchen, ſo künſtlich adminiſtrirten Ländern gar nicht genannt zu werden verdienen — das weiß nicht Jeder, und doch kann das Schickſal der Staaten von Nord-America Dem, welcher Menſchen- Völker- und Länderkunde zu ſeinem Studium macht, gewiß nicht gleichgültig ſeyn. Ich habe mir daher einen Plan ausgedacht: Das brittiſche Muſäum, Minerva, Schlözers Staats-Anzeigen und manche andre Zeitſchriften liefern uns ſtatiſtiſche Bruchſtücke über den Zuſtand der europäiſchen Staaten; ein americaniſches Archiv, oder Magazin, oder

Journal — wie man es denn nennen mögte! — haben wir noch nicht. Wie wäre es alſo, wenn Sie Sich dies Verdienſt um das teutſche Publicum machten? Ich könnte Ihnen die neueſten gelehrten und politiſchen Zeitſchriften und Intelligenz-Blätter, die in America herauskommen, vierteljährig ſchicken und dabey vielleicht von Mitgliedern des Congreſſes ſelbſt die genauern, ſich dort concentrirenden Nachrichten, von dem Wachsthum der Bevölkerung, von neuen öffentlichen Anſtalten und Anlagen, urbar gemachtem Erdreiche, Ausbreitung des Handels, der Manufacturen (womit es jedoch vorerſt noch langſam geht, ſo lange es an Händen fehlt und alſo das Taglohn theuer iſt) und von den Fortſchritten aller Art von Cultur mitgetheilt bekommen. Geheimniſſe wird man gewiß aus dieſen Dingen nicht machen, wie in einigen europäiſchen Staaten. Dazu iſt man zu weiſe, hat zu geſunde Begriffe von wahrer Politik und darf ſich keiner öffentlichen Rechenſchaft ſchämen. Ueberlegen Sie dieſen Plan, mein Lieber! Mündlich, bey unſerer Zuſammenkunft in Braunſchweig wollen wir weitläuftiger darüber reden.

Gegen Abend, in Caſſel.

Wir kamen heute vor Mittag nach Milſungen, einem ſalva venia ſchmutzigen heſſiſchen Landſtädtchen. Ich fühlte keinen großen Trieb, dieſen Ort in der Nähe zu ſehn, der Schiffer hatte indeſſen bey einer Mühle angelegt, da ich dann ausſtieg und den Müller bat, mir und meinem Bedienten die Zubereitung einer leichten Mittagsmahlzeit in ſeiner Küche zu erlauben. Er hielt kein Wirthshaus, war aber ſogleich bereit, mir zu willfahren. Die Frau ſchaffte Kohl, Milch und Eyer herbey und ſcherzte über meine Anſtalten, ſelbſt Hand anzulegen, bey der Zubereitung dieſer Speiſen. Es war eine wackre, höfliche Familie; alles war höchſt reinlich und anſtändig in ihrem Hauſe und nur mit Mühe konnte ich ihnen bey meiner Abfahrt eine Kleinigkeit zur Bezahlung aufdringen.

Näher bey Caſſel wird die Gegend maleriſcher; Guckshagen, mit ſeinem kleinen Duodez-Hafen, liegt recht reizend. Das Wetter war angenehm kühl; Nachtigallen und andre Vögel wetteiferten in frohen Liedern. Rechter Hand lieſſen wir die Söhre, einen ſchönen Wald liegen, vor welchem ſich,

ſich; längſt dem Ufer hin, ein ſchmaler, lieblicher Wieſengrund ausdehnt. Dann ſieht man, ein Stündchen von Caſſell, Freyenhagen liegen — ein kleines Luſtſchloß des Landgrafen, mit einer angenehmen Lindenallee.

Vor einer Stunde bin ich hier angekommen; es iſt noch früh am Tage; ich will bis zum Abendeſſen ein wenig in der Stadt umherwandeln. Hier werde ich mich, da ich allerley Geſchäfte habe, einige Tage aufhalten. In Münden muß ich doch ein anders Schiff nehmen; alſo laſſe ich das Fahrzeug mit meinen Sachen morgen dahin ſchwimmen und reiſe zu Lande nach. Dieſen Brief trage ich ſelbſt auf die Poſt; Je näher ich den Gegenden komme, wo Sie theuerſter Freund! leben, deſto gröſſer wird mein Verlangen, Ihnen bald mündlich zu ſagen ꝛc.

Zehnter Brief.

Caſſell, den 11ten Junius.

Der verſtorbene Landgraf Friedrich beſchäftigte ſich einen groſſen Theil ſeines Lebens hindurch mit dem Beſtreben, aus ſeiner Reſidenzſtadt Caſſell eine der glänzendſten Städte zu machen. Es fehlte ihm auf keine Weiſe an Talenten und Kenntniſſen; Er hatte einen richtigen Blick, gute Beurtheilungskraft, redete und ſchrieb einige Sprachen in großer Vollkommenheit. Er zeichnete ſehr gut, beſaß mathematiſche Wiſſenſchaften, feine Kunſtkenntniſſe, war gereiſt, reiſte noch in ſeinem Alter und hatte alſo auswärts viel Schönes geſehn. Dabey war er gutmüthig, keiner vorſetzlichen Härte, noch Rachſucht fähig und hatte ein Herz für Freundſchaft und Wohlwollen. Wenn er bey dem Allen, beſonders in großen Cirkeln, zurückhaltend und ſtumm war, nicht die Gabe hatte, das, was er wuſſte, mit Leichtigkeit und zu rechter Zeit anzuwenden; ſo lag das an den Eindrücken, die ihm von einer fehlerhaften Erziehung übrigblieben. Er war ſcheu, furchtſam, ſchwach, ohne Zuverſicht zu ſich ſelber und ſeiner innern Würde, floh alles, was Anſtrengung und Aufopferung erforderte, gerieth oft in die Hände böſer Rathgeber und Lieblinge, die ihn mistrauiſch gegen beſſere Menſchen machten.

Bald nach Endigung des ſiebenjährigen Kriegs fieng der Landgraf an, die er-

denmuth an die verkleideten Mouſquetiers abſingen, welche das römiſche oder griechiſche Heer vorſtellen; wenn die Opferprieſter in Stiefeletten und Kleblocken Proceſſionen anſtellen, wobey ſie Tritt halten, wie auf der Parade, Mützen von Silberpapier auf den Köpfen und mit Goldſchaum beſchmierte hölzerne Opfergefäße in den Händen tragen; wenn Schlachten geliefert werden, in welchen Jeder nur auf ſein eignes Schild hauet, und Mauern niedergeriſſen, die von Papier gemacht ſind; wenn der Drachenwagen, in dem Medea fährt, mit ſchwarzen Stricken am Himmel feſtgebunden iſt, und Apollo, wenn er auf dem bretternen Parnaſſe ſitzt, mit ſeiner Flachsperücke den Staub von den gemalten Wolken abfegt. — Ja! es iſt wahr: das iſt groß, herrlich, rührend! Pfui! ſchämen ſollten wir uns, daß wir ein ernſthaftes Volk an den Anblick ſolcher kindiſchen Vorſtellungen gewöhnen!

Amtmann. Ey, ey! man kann doch aber nicht auf dem Theater alles ſo —

Gelehrter. Was man nicht mit einiger Täuſchung darſtellen kann, das muß man lieber gar nicht, als auf ſo alberne Weiſe, darſtellen. In einem Fingerhute kann man nicht baden, und auf un-

ſern

Corps hatten beynahe ſo viel Officiere, wie Gemeine, und zuweilen waren in ſeiner Armee über zwanzig Generale. Reiche und liebenswürdige Fremde nahmen, verführt durch dieſen Glanz, an ſeinem Hofe oder im Militair Dienſte. Ein leichter, freyer Umgang, aber zugleich auch ein hoher Grad von Libertinage, verbreiteten ſich unter alle Stände; hierzu trug hauptſächlich das Heer von Ausländern, beſonders von Franzoſen und Italienern, viel bey, die der Landgraf vorzüglich begünſtigte. Wie die Zugvögel kamen die Abentheurer in Schwärmen herangezogen, um hier Fütterung und ein luſtiges Leben zu finden. Sie kamen in allerley Aufzuge, mit erborgten Namen, Titeln und Kleidern behängt. Da waren Marquis und Chevaliers, Grafen, Brigadiers u. ſ. f. Zuweilen, wenn einer von ihnen einen Brocken wegfiſchte, den ihm der Andere misgönnte, deckte Dieſer die Genealogie ſeines Widerſachers auf, oder lieferte Beyträge zu ſeiner Biographie; und dann gab es manche ſcandalöſe Scenen. Es waren auch Geiſterſeher und Goldmacher unter ihnen, mit denen ſich der Landgraf, weniger aus wahrem Wunderglauben, wie

Sie ſind mit einem ungeheuren Koſten-Aufwande angelegt, da man an manchen Stellen das Erdreich beträchtlich hat erhöhen müſſen, und die nöthigen Materialien nicht aller Orten in der gehörigen Güte zu haben ſind. Alle öffentliche hannöveriſche Anſtalten tragen das Gepräge prunkloſer Solidität; bey dieſer iſt zugleich für die Annehmlichkeit der Reiſenden, beſonders der Fußgänger, geſorgt. Es ſind zu beyden Seiten der Straße Bäume gepflanzt und hie und da Ruheplätze mit Bänken und kleinen ſchattigten Lauben angelegt.

Geſtern früh fuhr ich in einem bedeckten Nachen, in welchem ich mehr Gemächlichkeit, wie in dem vorigen hatte, von Münden ab. Reizende, maleriſche Gegenden ließ ich an beyden Ufern liegen; ich hatte einen frohen, genußvollen Tag. Um mich nicht unterweges zu Mittage aufzuhalten, hatte ich einige Mund-Vorräthe mitgenommen, die mir mein ehrlicher Schiffer auf ſeinem kleinen Feuer-Heerde zubereiten half. Und ſo brachte ich dann ein Paar Gerichte zu Stande, die, wenn ſie nicht den Gaumen eines Lucullus gekitzelt haben würden,

doch

beſonders Fremde, haben den Abſchied genommen. Die Urſachen von dieſem Allen ſind mir unbekannt.

Für die Wiſſenſchaften thut der jetzige Herr dadurch etwas, daß er die Univerſität Marburg in Aufnahme zu bringen ſucht, geſchickte Lehrer hinzieht, und Dieſen gute Beſoldungen giebt.

Viel glücklicher wie der verſtorbene Landgraf, iſt er in ſeinem Bauweſen und in der Anlage ſeiner Gärten und Pflanzungen. Alle Gebäude, die unter der vorigen Regierung errichtet worden, ſind entweder voll von Fehlern gegen die reine Architectur, oder liegen an den unvortheilhafteſten Plätzen, oder contraſtiren, ſey es nun von Auſſen oder von Innen, mit dem Zwecke ihrer Beſtimmung; die Garten-Anlagen aber zeigten etwas Kleinliches und Gemeines. Der nun regierende Landgraf hat aus dem ſchönen Park, oder der ſogenannten Aue, bey Caſſell, das unbedeutende Heckenwerk und alles, was der Einfalt und Größe des Plans nicht angemeſſen war, ausrotten laſſen. Auf dem Weiſſenſteine ſind die unwürdigen Schnitzeleyen, die Geburtstags-Kuchen-Zierrathe, das Bretter- und Latein Plan, deſſen, wie wir hoffen, auch diejenigen Kunſtrichter, welchen wir die Rezenſion nicht ſelbſt einſchicken, mit gebührendem Lobe gedenken werden) — das Schickſal will es alſo, und ich muß meinen Beruf erfüllen.

So manche Meile war der Amtmann mit ſeinen Gefährten gereiſet, um den berühmten Blanchard aufſteigen zu ſehen; ſo manche Widerwärtigkeit hatte er von dem Augenblick an, da er auf dem Amtshofe einſtieg, bis zu dem Momente, wo er nun die Nachricht erwartete, daß der Luftball gefüllt wäre, überwunden; ſeinen hoffnungsvollen Erben glaubte er der beſten Aufſicht übergeben zu haben, glaubte, er ſtünde jetzt mit offenem Munde unter dem Haufen der Gaffenden; und ach! er ſaß in dieſem Augenblick — eingekerkert — und wo: das ahnete ſein treues Vaterherz nicht. Noch ruhiger war er über ſein eignes Schickſal. Voll Erwartung ſtürzte er zum Hauſe hinaus, und hoffte nun den Luftwagen über ſeinem Scheitel daherfahren zu ſehen, und — Herr Blanchard war ſchon vor einer Stunde aufgeſtiegen; ſie hatten ihn wieder; er hatte ſich fern von der Stadt niedergelaſſen. Die Nachricht, die unſern Freunden der dicke lackirte Mann gegeben hatte, war falſch geweſen. Schon

lente darzulegen. „Die Hauptſache, mein „Freund!“ ſagte ich, indem ich in meiner Arbeit fortfuhr (denn die Poſt war im Begriff abzugehn und ich wollte meine Briefe erſt ſiegeln und fortſchicken) „Die „Hauptſache, worauf es mir ankömmt, „iſt, daß Er fertig und ſauber ſchreibt. „Kann Er mir Seine Hand zeigen?“ Auf einmal fuhr dem Schöps mir mit ſeiner ſchmutzigen Tatze unter die Augen. Ich war nun ſehr verſucht, mich mit dem Kerl nicht weiter einzulaſſen; aber was konnte der arme Tropf davor, daß ich durch Metonymien redete? Hätte ich nicht Handſchrift, ſtatt Hand ſagen ſollen? Bey genauerer Prüfung fand ich gerade den Menſchen an ihm, den ich ſuchte und wir wurden unſers Handels einig.

In Ländern, wo die Soldaten ſchlecht bezahlt werden, ſind ſie auſſerordentlich erfinderiſch in kleinen Spitzbübereyen. Als ich geſtern zu Fuß durch einige Gaſſen der Stadt ſpatzierte, ſah ich ein paar Muſketiere ein ſolches Schelmſtück ausführen. Ein Bauer brachte ein kleines Fuder Holz zu Markte; Ein Soldat ſchlich hinter dem Wagen her und zog behutſam ein Stück heraus, das er auf die

Erde hinlegte; Nachdem der Bauer etwa noch hundert Schritte gefahren war, rief Jener nach und zeigte ihm das Verlohrne, worauf er umkehrte, ſeinen Wagen ſtehn ließ und nach dem Orte zurückgieng. Indeß nun der Bauer das, nach ſeiner Meinung Herabgefallne wieder aufnahm und dem Soldaten für ſeine Sorgfalt dankte, näherten ſich zwey andere Cameraden dem Wagen, nahmen ein Paar große Stücke herunter und liefen damit fort.

Der Landgraf iſt mit einem Theile ſeiner Kriegsvölker an den Rhein gezogen, um die Gränzen gegen franzöſiſche Einfälle zu decken.

Ich habe auf übermorgen ein kleines Fuhrwerk beſtellt, um nach Münden zu fahren; Von dort aus werde ich meine Reiſe zu Waſſer fortſetzen. Dieſer Brief möge Sie geſund und vergnügt finden! das iſt der herzlichſte Wunſch Ihres ꝛc.

Eilfter Brief.

Hameln, den 15ten, Abends.

Schon wieder, theuerſter Freund! um einige Meilen der Gegend näher, wo Sie leben und weben! Ich laſſe nun meine Päckereyen auf der Weſer nach Bremen ſpediren und fange meine Streifereyen zu Lande an.

Meine beyden Briefe aus Caſſell werden Sie, wie ich nicht zweifle, erhalten haben und das hoffentlich unerbrochen, denn ich bin ein ſo unbedeutendes Geſchöpf, daß man wohl meine Correſpondenz keiner großen Aufmerkſamkeit würdigen wird.

Vorgeſtern gegen Abend kam ich nach Münden und ergötzte mich, bis in die Dämmerung hinein, an dem Anblicke der herrlichen romantiſchen Gegend; Auch beſahe ich die nahe gelegene Glashütte. Es giebt wenig kleine Städte im Hannöveriſchen, in welchen ſo viel Betriebſamkeit und Wohlhabenheit herrſchen, wie in Münden. Da gilt auch noch, im täglichen Handel und Wandel, der leichtere Münzfuß, und Tagelohn und Lebensmittel ſtehen in geringern Preiſen, wie mitten im Lande.

In Münden fangen die neuen hannöveriſchen Straßendämme an, die, wenngleich in einigen Gegenden der Boden verhindert, daß ſie denen im Reiche gleichkommen, doch zur großen Gemächlichkeit des Handels und aller Gewerbe dienen.

Sie ſind mit einem ungeheuren Koſten-Aufwande angelegt, da man an manchen Stellen das Erdreich beträchtlich hat erhöhn müſſen, und die nöthigen Materialien nicht aller Orten in der gehörigen Güte zu haben ſind. Alle öffentliche hanöveriſche Anſtalten tragen das Gepräge prunkloſer Solidität; bey dieſer iſt zugleich für die Annehmlichkeit der Reiſenden, beſonders der Fußgänger, geſorgt. Es ſind zu beyden Seiten der Straße Bäume gepflanzt und hie und da Ruheplätze mit Bänken und kleinen ſchattigten Lauben angelegt.

Geſtern früh fuhr ich in einem bedeckten Nachen, in welchem ich mehr Gemächlichkeit, wie in dem vorigen hatte, von Münden ab. Reizende, maleriſche Gegenden ließ ich an beyden Ufern liegen; ich hatte einen frohen, genußvollen Tag. Um mich nicht unterweges zu Mittage aufzuhalten, hatte ich einige Mund-Vorräthe mitgenommen, die mir mein ehrlicher Schiffer auf ſeinem kleinen Feuer-Heerde zubereiten half. Und ſo brachte ich dann ein Paar Gerichte zu Stande, die, wenn ſie nicht den Gaumen eines Lucullus gekitzelt haben würden, doch wenigſtens nichts von den giftigen Eigenſchaften der hölliſchen Polenta des großen Friedrichs hatten, gegen welche der *** von *** ſo gräßlich eifert, obgleich ſeine litterariſchen Polente eine eben ſo ſataniſche Kochkunſt verrathen. Eine Flaſche voll guten rothen Weins, den ich in Münden gekauft hatte, wurde bey der Mahlzeit ausgeleert, und bald fühlte ich mich in eine heitre, behagliche Stimmung verſetzt.*

Ich genoß in ganzer Fülle den wonnevollen Anblick der Natur-Schönheiten, der verſchiednen Schattirungen von Grün, der immer abwechſelnden Formen der Gebürge, der friedlich liegenden Dörfer, unten am Ufer — Hat doch der liebreiche Schöpfer dafür geſorgt, daß kein irgend bebaueter Theil des Erdbodens ohne alle Annehmlichkeiten, ohne Reize für Den iſt, der zu genieſſen und ſich zu beſchäftigen verſteht und nicht in ſich ſelber den Keim mürriſcher Unzufriedenheit herumträgt. Ehe mich das Zuſammentreffen ſo mancher Umſtände und Rückſichten beſtimmte, Europa gänzlich zu verlaſſen, ſtand ich oft bey mir im Zweifel, welche Gegend von Teutſchland ich für den Reſt meines

Lebens zu meinem Aufenthalte wählen und ob ich das Landleben, oder die Stadt, und wenn jenes, ob ich eine bergigte, oder eine flache Gegend wählen ſollte? Immer, wenn ich dann in Gedanken mir Bilder von Oertern vorhielt, die ich kannte und ſchön gefunden hatte, kam mir die letzte Landſchaft, deren einzelne Annehmlichkeiten ich mir zergliederte, reizender wie die übrigen vor. Wie ruhig, wie glücklich muß man nicht in ſo einem ſtillen, freundlichen Dörfchen, am Ufer eines großen Strohms, beſonders am Rhein, oder an der Elbe gelegen, leben können! Welche Wonne, wenn ich da an einem ſchönen Morgen auf die Spiegelfläche des Waſſers ſchaue, bald kleine Fiſchbothe dahingleiten ſehe, bald ein großes Fahrzeug mit vollen Seegeln majeſtätiſch aus der Ferne hervortreten, oder (am Rhein und Mayn) eine Jagd, mit frommen Wallfahrenden beſetzt, die in volltönenden Hymnen dem Schöpfer aller Dinge beym Aufgange der Sonne ihr Dankopfer bringen. An beyden Ufern ſtimmen, wo ſie vorbeyfahren, die Dorfglocken zu ihren Melodien ein, und Berge und Felſen hallen wieder von dem gut gemeinten Geſange der einfältigen Pilger. Oder, wenn an einem erquickenden Sommer-Abende, im Schatten einer ehrwürdigen uralten Eiche hingelagert, die muntern Heerden mir vorüber dem nächtlichen Lager zueilen, zwiſchen ihnen der gutmüthige Bauer, nach vollbrachter Feld-Arbeit, den Pflug nach Hauſe führt; und, nachläſſig auf ſeinem Pferde hängend, ein Volks-Liedchen pfeift, indeß im nahe gelegenen Dorfe der Rauch aus den kleinen Schornſteinen die Sorgfalt der Hausmütter ankündigt, ihre Gatten mit einer nahrhaften Schüſſel zu bewirthen.

Das Landleben hat ſo manche Vorzüge — Weniger Luxus, weniger Bedürfniſſe, alſo auch weniger Nahrungs-Sorgen. Man wandelt zwanglos und frey ſeinen Gang fort, darf ſich nicht krümmen unter dem eiſernen Joche unzähliger Conventionen, Moden und Complimente, wird nicht bey jedem Schritte beobachtet und ſchief beurtheilt. Das Herz wird nicht abgeſtumpft für edle Gefühle; es empfindet in voller Kraft das Bedürfniß und das Glück der Freundſchaft und Liebe. Ein neues Buch, das der Freund aus der Stadt ſchickt, wird begierig verſchlungen, der Beſuch eines guten, verſtändigen Mannes iſt ſo herzlich willkommen, denn man ſchwelgt nicht immer in abwechſelnden Freuden aller Art, wie in der Stadt; Man hat Zeit, zu genieſſen und zu verdauen; Entbehrung macht dieſen Genuß ſchmackhafter. Man iſt nicht ſo eckel und ſtrenge, raiſonnirt ſich nicht die Empfindungen aus der Seele; Sättigung und Ueberdruß ſcheeren nicht mit dem haarſcharfen Meſſer der Critik jeden kleinen Keim des Vergnügens weg. Man tanzt fröhlich nach einer verſtimmten Geige und ſpielt ohne Widerwillen mit dem Schulmeiſter ein Duetto und denkt ſichs leicht dazu, wie es, beſſer vorgetragen, klingen würde.

Auch der Winter hat ſeine Reize. Wer die Jagd liebt, treibt ſich den Tag über umher; und wenn er Abends, müde und hungrig, in die Heymath zurückkömmt; wie erquickt ihn dann der wohlthätige Ofen, ſein bequemer Nachtrock, ſein Großvater-Stuhl und die dampfende Schüſſel! In einen großen Schlitten gepackt, von vier raſchen Pferden gezogen, beſucht des Sonntags die ganze Familie den Gaſtfreund in der Nachbarſchaft, wird liebreich empfangen und bewirthet und kehrt froh und heiter zurück. Der Tag, wenn die Zeitungen ankommen, bringt neue Lebhaftigkeit in der Unterhaltung. Da wird gekannengieſſert; der Paſtor loci weiſt den Pariſer Pöbel nach den Grundſätzen der praktiſchen Philoſophie zurecht; der Amtmann widerlegt die National-Verſammlung aus dem Jure publico und der Hauslehrer declamirt dagegen über die Rechte der Menſchheit. Aber das Intereſſe des Volks und der Fürſten wird bey Seite geſetzt, wenn die Zeit des Einſchlachtens herannaht. Da gilt's, wer die mehrſten Pfunde gewonnen hat. Dem Nachbar wird, nebſt einer höflichen Empfehlung, eine Schüſſel voll Würſte geſchickt, oder er wird eingeladen zur fetten Mahlzeit. Der Krug und die Flaſche gehen tapfer herum; die Phyſiognomie des geiſtlichen Herrn wird behaglich, die Stirn entfaltet ſich, ein Weſtenknopf nach dem andern muß ſpringen; die Finger werden geleckt und die alten Univerſitäts- und Campagnen-Späße kommen zur Sprache.

Bergichte Gegenden haben nun wieder ihre eignen Annehmlichkeiten: die heitre, reine Luft; die leichte, muntre, geſellige Stimmung der Bewohner; die herrlichen Ausſichten über die zu den Füßen liegenden Landſchaften hin; die romantiſchen Wälder, die rieſelnden Quellen; die majeſtätiſchen Schönheiten der Natur, in Aufthürmung großer Felſen-Maſſen und, wo Bergwerke ſind, dieſe ganz eigne Art von Thätigkeit und der gutmüthige Frohſinn der Bergleute — Haben Sie je eine Zeitlang auf dem ehrwürdigen Harze zugebracht; ſo erinnern Sie Sich gewiß dieſer Tage noch mit Vergnügen.

Aber nun dagegen das Bild einer großen. volkreichen Handelsſtadt! Alles lebt und würkt hier. Intereſſant für den Menſchen-Beobachter iſt es, öffentliche Oerter, Verſammlungsplätze, Gaſthöfe, Caffeehäuſer und Schauſpiele zu beſuchen. Da liefert der große Zuſammenfluß von Fremden und Einheimiſchen jeden Augenblick neuen Stoff zu Bemerkungen. Man hört die wichtigſten Nachrichten aus allen Ländern, kann unter dem Haufen wählen, ſich an Gelehrte, Künſtler, Kaufleute, Edelleute, Abentheurer, oder Müßiggänger anſchlieſſen. Und will man auch nur aus ſeinem Fenſter auf das Gewühle thätiger

tiger Menſchen hinabſehn; ſo hat man jeden Augenblick eine neue, ſich immer verändernde Scene vor Augen. Unbemerkt und ganz nach ſeiner Weiſe darf man in einer ſolchen Stadt leben, mit Aufwande oder in der größten Einſchränkung. Ein einzelner Mann kann, wenn er es anzufangen verſteht, nirgends um ſo geringen Preis ſeine mäßigen Bedürfniſſe befriedigen, wie hier, und hat er Kenntniſſe und Talente, nirgends ſo vortheilhaft damit wuchern. Hat er ſich einen Namen gemacht; geben ihm Eigenſchaften des Kopfs und Herzens und die Gabe, ſich im geſelligen Umgange beliebt zu machen, gerechte Anſprüche auf Achtung und Aufmerkſamkeit; ſo bekömmt er bald Zutritt in den größten Häuſern; niemand fragt nach ſeiner Geburt, nach ſeinem Vermögen und er bedarf nicht des ſauer zu erbettelnden Schutzes der Großen.

Nur in kleinen Landſtädten, in Reſidenzen von mittler Größe und überall da, wo ein kleinſtädtiſcher Ton herrſcht, iſt es dem Manne von Würde im Character ſchwer, ſich eine glückliche und bequeme Lage zu bereiten. Wenn der geringſte meiner Schritte controllirt wird; wenn

Menſchen, die von tödtender Langeweile geplagt werden, ohne Unterlaß Gericht über mich halten, mich bald für einen Sonderling, bald für einen gefährlichen Menſchen erklären und das ganze Publicum durch ihre elenden Klatſchereyen gegen mich einnehmen; wenn der Ruf, in dem ich bey dem großen Haufen ſtehe, und die Art, wie ich behandelt werde, von dem Blicke abhängt, deſſen mich ein pinſelhafter kleiner Sultan, oder ein hämiſcher, auf meine beſſern Kenntniſſe neidiſcher Vezier oder Hofſchranze würdigt; wenn dann meine ſogenannten Freunde mir täglich die Ohren von den nachtheiligen Gerüchten übertäuben, die ſich von mir verbreitet haben und ſich's zum Verdienſte anrechnen, daß ſie, ungebeten, ſehr oft zu meiner Erniedrigung und zu meinem Schaden, ſich Meiner haben annehmen müſſen; ſo iſt es wahrlich ſchwer, den Seelen-Frieden nicht einzubüßen und am Ende den Glauben an ſeinen eigenen Werth, den edeln männlichen Stolz, nicht zu verliehren — Und dennoch giebt es auch hier Mittel, ſich eine freye, ruhige Exiſtenz zu verſchaffen. Handelt man nur immer gleich feſt, vorſichtig und conſequent, achtet der kleinen, unwürdigen Neckereyen und Klatſchereyen nicht und weiß ſich zu rechter Zeit gefürchtet zu machen; ſo kann man auch in dieſer Lage frohen Genuß haben. Kurz:

Wohl dem glücklichen Manne, der reine Wonne des Lebens
Weiſe und nüchtern zu ſchmecken verſteht!
Freundliche Roſen entſproſſen dem dürren, ſteinigten Boden,
Wenn ihn ſein leichter Fußtritt berührt.
Ihm iſt die Wüſte nicht öde; ein Strauch, ein beſcheidnes Pflänzchen,
Feſſelt des ſtillen Beobachters Blick;
Schwierigkeit ſchreckte ihn nicht; der Weg über Berge und Felſen
Führt doch zuletzt in ein liebliches Thal.
Frieden und Freude nur findet, wer in dem ſchuldloſen Herzen
Friedens- und Freudens-Keime bewahrt;
Unempfängliche Seelen entweichen der Langenweile
Selbſt in Eliſiums Fluren nicht.

Doch, ich kehre zu meiner Reiſe-Beſchreibung zurück. Wir lieſſen an beyden Ufern einige hübſche Dörfer liegen. Veckerhagen, Würgeſſen, Lauenvörde und andre, deren Namen ich vergeſſen habe. Das hohe Schloß Fürſtenberg gewährt einen ehrwürdigen Anblick. Hier hat der Herzog von Braunſchweig eine vortreffliche Porcelain-Fabrik; Man vermißt an der Arbeit, weder Feinheit des Stoffs, noch Schönheit der Formen und der Malerey. Es werden auch Büſten von berühmten Männern, en biſquit, verkauft, das dem von Seve nichts nachgiebt. Die Lage von Fürſtenberg iſt reizend; Es weideten grade Ziegen am Berge und das vollendete, der Gegend das Anſehn einer Schweizer-Landſchaft zu geben. Die Stadt Höxter iſt ein altes, ſchmutziges, winklichtes, unfreundliches Neſt. Dann aber kommt Corvey, ein prächtig gebauetes Kloſter, wo, unter der Aufſicht eines gefürſteten Abts, eine große Anzahl wohlbeleibter Mönche gefüttert wird.

Hinter Corvey öfnet ſich die Gegend; Ein ſchönes Amphitheater lag nun vor mir ausgedehnt. Auch die einzelnen, längſt dem Ufer hin ſtehenden Weidenbäume machen eine maleriſche Wirkung. In Holzminden brachte ich die Nacht zu; Es iſt ein freundliches, lebhaftes Städtchen, zu deſſen Aufnahme, ſo wie überhaupt zum Flor ſeines Landes, der edle Herzog von Braunſchweig väterliche Sorgfalt anwendet. Der Wohlſtand, welcher ſich während ſeiner Regierung in dem Lande verbreitet hat, das er, durch Krieg und ſchlechte Verwaltung, verarmt und verſchuldet fand, fällt jedem Reiſenden in die Augen. Auch fühlen ſich ſeine Unterthanen glücklich, ſegnen ihn und er kann ruhig ſchlafen, wenn auch der Revolutionsgeiſt ſich in Teutſchland verbreiten ſollte.

Als ich von Holzminden abfuhr, war das Wetter ein wenig trübe, doch klärte ſich's gegen Mittag zu meiner Freude auf, denn nun wurde die Gegend immer intereſſanter. Einen majeſtätiſchen Anblick gewähren: das alte Schloß bey Polle; nachher, linker Hand, die hoch aufgethürmten Felſenwände; ein Bach, der bey der Deichmühle hervorſtürzt; dann zur rechten Seite abermals Felſen, die reizend contraſtiren mit den, von Fußwegen durchſchnittenen, grün bewachſenen Bergen. Wir fuhren auch bey einer angenehmen kleinen Inſel vorbey, ſahen hierauf Bodenwerder liegen und gegenüber eine ſchön gepflanzte Reihe von Bäumen. Bey Grohnde, einem hanöveriſchen Amte, mit dem dazu gehörigen Dorfe, hielt mein Schiffer ein wenig an, und da ich am Ufer einen artigen Garten und vor demſelben an der Mauer ein Paar fein gekleidete Frauenzimmer ſitzend wahrnahm, ſtieg ich aus, hoffte durch meine Erſcheinung die weibliche Neugier zu reizen und mich ein Weilchen mit ihnen zu unterhalten; allein ich wurde diesmal in meiner Erwartung getäuſcht. Schon fieng ich an, im Gehen mein Halstuch in Ordnung zu bringen, meine Handkrauſen hervorzuziehn, mein Geſicht in ehrerbiethig freundliche Falten zu legen und auf ein Bewillkommungs-Compliment zu ſtudieren — Von Odyſſeus, von Calipſo, von Sirenen, von Nymphen und dergleichen wollte ich reden — aber, als ich aufblickte, waren ſie indeß zurück in das Haus gegangen. Es iſt mehrmals von Andern die Bemerkung gemacht worden, daß die Hannoveraner größtentheils ſo geſtimmt ſind, daß ſie den Fremden eher ausweichen, als daß ſie ſich ihnen aufdringen ſollten, wie es wohl in manchen andern Gegenden von Teutſchland geſchieht. Man würde Unrecht haben, wenn man dieſen Zug wie ein Zeichen von Blödigkeit, Ungeſelligkeit oder Menſchenſcheue deuten wollte. Der Grund eines ſolchen Betragens liegt vielmehr, wie ich glaube, in dem Gefühle der Unanſtändigkeit, kindiſche Neugier und Vorwitz zu zeigen und in einem gewiſſen Stolze, der ſich empört gegen den Verdacht, den man haben könnte, als ſey der Anblick eines Fremden oder überhaupt fremder Objecte in dieſen Gegenden etwas neues und überraſchendes. Wo es auf menſchenfreundliche Dienſtleiſtungen ankömmt, da bleibt der Hannoveraner, wenn ſich ein Fremder an ihn wendet, gewiß ſelten zurück; Auch iſt wahre Gaſtfreyheit keine unbekannte Tugend in dieſem Theile von Teutſchland. Uebrigens lieben die Hannoveraner ihr Vaterland, ihre Landesleute, und haben ein günſtiges Vorurtheil vor alle einheimiſche Einrichtungen — ein ſicheres Zeichen, daß es ihnen wohlgeht, daß ſie ſich einer vernünftigen bürgerlichen Freyheit erfreuen, und daß ſo wenig der Geiſt des Auswanderns, wie der des Umſtürzens hier Verwirrung anrichten wird, ſo lange die Regierung fortfährt, nach ſo milden Grundſätzen, wie bisher, zu verfahren.

Hameln iſt die beträchtlichſte Feſtung in den churfürſtlichen Ländern, vorzüglich durch das nahe dabey auf einem Berge gelegene Fort George. Es iſt für Kenner und Layen der Mühe werth, die koſtbaren, hier angelegten Werke, über und unter der Erde, an welchen noch immer gearbeitet wird, ſo viel es erlaubt iſt, in Augenſchein zu nehmen. Sollte, wie jeder Menſchenfreund wünſchen wird, auch nie der Fall eintreten, daß ein feindlicher Einfall die Güte dieſer Anlagen auf die Probe ſetzte: ſo hat die Befeſtigung von Hameln mit ſeinem Fort doch den großen Nutzen, daß die hannöveriſchen Ingenieurs ſich in ihren Berufsgeſchäften üben. Die ſchwere Arbeit dabey geſchieht durch Karrengefangene, indem der größte Theil der Verbrecher, welchen dieſe Strafe zuerkannt wird, hierher geſchickt wird.

Morgen laſſe ich meine Päckereyen nach Bremen einſchiffen; ich ſelbſt werde eine kleine Reiſe nach Pyrmont und Meinberg machen, wo ich mein Reiſe-Journal weiter fortſetzen werde. Nehmen Sie indeß die Verſicherung der wärmſten Freundſchaft gütigſt auf, mit welcher ꝛc.

Zwölfter Brief.

Pyrmont, den 18ten Junius.

Seit drey Tagen wandle ich hier unter einem Haufen von Menſchen aus allerley

Gegenden umher, die theils Geſundheit, theils Zerſtreuung und Freude ſuchen; Indeſſen iſt, wie ich es erwartet hatte, die Geſellſchaft in dieſem Jahre, wenigſtens bis jetzt, noch nicht ſo groß, wie ſie ſonſt zu ſeyn pflegt, weil alles nach den Rhein-Gegenden hinſtrömt.

Sie kennen, mein Lieber! Pyrmont und die ſchöne bergichte Gegend umher; alſo kein Wort darüber! Ich habe einige alte Bekannte hier angetroffen und ihnen das Lebewohl geſagt, denn morgen fahre ich nach Meinberg. Es kömmt mir zuweilen der Gedanke ein, vor meiner Abfahrt nach America, mich in den Zeitungen allen meinen Freunden zu gütigem Andenken zu empfehlen. Wenigſtens wäre der Einfall nicht ſo ſonderbar, wie der des Freyherrn Ecker von Eckhofen, der am vorigen erſten Januar im hamburgiſchen Correſpondenten ſeinen ſämmtlichen Bekannten ein fröhliches Neujahr wünſchte.

Dieſen Brief werde ich in Meinberg fortſetzen. Bis dahin, beſter Freund! leben Sie wohl.

Meinberg, den 20ſten.

Der Anblick ſo vieler gebrechlichen, leidenden Menſchen, die hier nicht, wie in Pyrmont, ſich unter einem großen Haufen ſolcher Perſonen verliehren, die bloß ihres Vergnügens wegen hinreiſen, iſt in der That für den gefühlvollen Menſchenfreund nichts weniger wie angenehm. Indeſſen erheitert dann wieder der Gedanke, daß ſo Mancher Rettung, Hülfe, oder wenigſtens Erleichterung ſeiner Plagen hier findet. Uebrigens zieht der geſchickte Brunnenarzt wohl eben ſo viel Kranke nach Meinberg, wie die mineraliſche Quelle. Viele bedienen ſich auch gar nicht des Bades, ſondern der Arzeneyen des Geheimenraths Trampel. Aber das Waſſer hat doch wunderſame Kräfte und man wird wenig kalte Quellen finden, deren Ausdünſtungen einen ſo reichen Gehalt mineraliſcher Theile verrathen. Wenn man zu dem, mit einer Befriedigung umgebnen Brunnen hinabſteigt und nur wenig Secunden da ſteht, fühlt man, wie von unten herauf eine wohlthätige Wärme ſich in allen Gliedern des Körpers verbreitet. Bückt man ſich aber ſo, daß der Kopf nicht mehr, über dem eingeſchloſſenen Bezirke, der freyen Luft ausgeſetzt iſt; ſo preſſen die mephitiſchen Dünſte den Augen Thränen aus und betäuben endlich die Sinne. Mein Hund, der mit mir hinunter gelaufen war, weil er die Gefahr nicht kannte, (denn die hieſigen Hunde lockt man vergebens herbey) fiel nach einem Paar Minuten ſinnlos hin, erholte ſich aber gleich wieder, ſobald er in die freye Luft getragen wurde. Vögel und Inſecten holen den Tod, wenn ſie ſich hierher verirren. Für die Gemächlichkeit der Curgäſte iſt geſorgt; Zimmer, Betten, Speiſen und Getränke, alles iſt reinlich, gut und wohlfeil; Auch finden Fremde, die zum Vergnügen hierher kommen, beſonders des Sonntags, Veranſtaltungen zu Tanz und Spiel. Eine Art von Garten, der aus Alleen, Hecken und Buſchwerken beſteht, und in oder an welchem alle Gebäude liegen, dient den Curgäſten zum gewöhnlichen Spatziergange. Auſſerdem aber hat man auch in der umliegenden Gegend Gelegenheit, ſich zu vergnügen. Hierher rechne ich die kleinen Luſtreiſen nach Detmold, das nur eine kurze Meile von Meinberg entfernt liegt und von woher ich ſo eben zurückkomme.

Detmold iſt eine nicht große, nicht ſchön gebauete Stadt, aber es wohnen viel gute, geſellige und einige ſehr gebildete, intereſſante Menſchen hier. Der General-Superintendent Ewald und Paſſavant, die Beyde Ihnen nicht unbekannt ſeyn können, ſtehen als Prediger bey der reformirten Hauptkirche, ſind vertrauete Freunde und arbeiten gemeinſchaftlich daran, durch ihre ſeelenvollen Kanzelvorträge auf Herz, Kopf und Sitten der Gemeine zu würken. Ich kenne Beyde ſchon lange, habe aber noch nie einen geiſtlichen Redner gefunden, der, meinem Gefühle nach, in ſolchem Grade, wie Ewald, die Gabe hätte, zu rühren, zu überzeugen, und, wo es der Gegenſtand fordert, zu erſchüttern. Was er ſagt und wie er es ſagt; ſo reiſſt es die Zuhörer aller Claſſen hin. Es iſt alles im höchſten Grade populär, ohne gemein und platt zu werden; Ton, Anſtand und Gebehrden-Sprache nehmen unwiderſtehlich ein, ohne je in das Theatraliſche zu fallen. Ganz ſo brillant iſt Paſſavants Vortrag nicht; aber der edle, gefühlvolle, feine, liebenswürdige Character des Mannes liegt offen da, wenn er redet. Beyde Freunde haben auch Mittel gefunden, in den, ſonſt ſo kalten, öffentlichen reformirten Gottesdienſt mehr Herzlichkeit und Würde zu legen. Ein gut beſetztes Singe-Chor wechſelt im Geſange mit der Gemeine ab und fällt, bey vorzüglich nachdrucksvollen Stellen in den Predigten, unvermuthet mit kräftigen Verſen aus einem Liede ein. Auch für die Verbeſſerung der Landſchulen ſorgt Ewald unermüdet. Da er an der Spitze der Geiſtlichkeit im ganzen Lande ſteht und von der Regierung unterſtützt wird; ſo findet er nicht die Schwierigkeit, die wohl in andern Provinzen nöthigen Verbeſſerungen im Wege ſtehen; allein er verfährt auch bey allen Neuerungen mit einer Vorſicht, die ihm allgemeines Zutraun und Folgſamkeit zuſichert.

Einige zum fürſtlichen Schloſſe gehörige Gebäude ſind neu und ſchön gebauet; auch die Neuſtadt, mit der darinn liegenden Alexandersburg, welche von der verwittweten Fürſtinn bewohnt wird, hat ein freundliches Anſehn. Nach dieſer Seite hin findet man denn auch, nahe bey der Stadt, die herrlichſten Spatziergänge, beſonders bey dem ſogenannten krummen Hauſe, wo der vorige Landesherr, durch die geſchmackvollen Pflanzungen und Anlagen, der ohnehin dort ſo ſchönen Natur zu Hülfe gekommen iſt. Uebrigens iſt noch die Gegend von Detmold merkwürdig durch die Schlachten der Römer, gegen die Teutſchen, beſonders durch die Niederlage des Heers, das Varus gegen unſre tapfern Vareltern anführte.

Ich denke morgen mit Tages Anbruche von hier nach Hannover zu reiſen, wo dann ſogleich dieſer Brief auf die Poſt geſchickt werden ſoll. Mögte er Ihnen nur keine Langeweile machen, ſondern Sie überzeugen, wie viel Vergnügen bey jeder Unterhaltung mit Ihnen empfindet, Ihr ꝛc.

Dreyzehnter Brief.

Hannover, den 28ſten Junius.

Acht Tage hindurch, von denen ich drey im Bette zugebracht, habe ich die Feder liegen laſſen. Eine kleine Verkältung, der ich mich auf der Reiſe von Meinberg hierher ausgeſetzt hatte, zog mir ein Flußfieber zu, welches jedoch nicht ſo heftig wurde, daß ich der Hülfe eines Arztes, Wundarztes noch Apothekers bedurft hätte; Wäre das aber der Fall geweſen; ſo würde ich hier in Hannover doch keine ängſtliche Un=

Unruhe für mein Leben empfunden haben. Wo man ſo edle, geſchickte, ſanfte und menſchenliebende Männer, wie Wichmann, Lampe und Andreä ſind, zu Hülfe rufen kann; da darf man ſchon, gutes Muths, mit dem dürren Knochenmanne, er packe uns auch an, wie er wolle, den Kampf beginnen. Ich nenne nur dieſe Drey, weil ſie auch auswärts bekannt ſind; denn auſſerdem hat dieſe Stadt noch mehr ſehr würdige Aerzte, die ſich, ſo viel ich weiß, nicht gerade durch Schriften berühmt gemacht haben, aber, bey ihrer Sorgfalt für das Wohl der Nebenmenſchen, darum nicht weniger verehrungswerth ſind. Ueberhaupt ſcheint es nicht, als wenn Schriftſtellerey hier ſo ſehr Ton wäre, wie in manchen andern Provinzen von Teutſchland, und doch habe ich, ſo oft ich dieſe Reiſe gemacht, und auch jetzt wieder, die Bemerkung erneuert, daß man in wenig Städten, unter den Geſchäftsleuten aller Art, ſo viel fein cultivirte, unterrichtete Männer antrifft, und die an ausgebreiteter Beleſenheit manche eigentliche Literatoren vom Handwerke beſchämen könnten, wie hier, in Braunſchweig und überhaupt in Niederſachſen. Das bringt dann Geiſt und

Leben in die geſelligen Cirkel, beſonders in die kleinern; und was kann reizender ſeyn, als des Abends an einem runden Tiſche, mit einer auserleſenen Geſellſchaft ſo gebildeter Menſchen, ein ſocratiſches Mahl zu halten, von welchem alles eitle Gewäſche verbannt iſt; wo Philoſophie des Lebens und wiſſenſchaftliche Kenntniſſe und Theorie der ſchönen Künſte und feine Critik den Gegenſtand der Unterhaltung ausmachen und den reinſten Genuß gewähren; wo man ſeine Gedanken gegen beſſere austauſchen, ſeine nicht beſtimmten Ideen berichtigen kann.

Wo feiner Witz, wo ächte, heitre Laune
Das ernſte Wort der Weisheit würzt;
Wo Läſterung und niedre Schadenfreude
Kein fröhliches Geſpräch entweihn;

und wo, wenn man die Geſellſchaft verläſſt, man nie jene unerträgliche Leere, oder jene Betäubung fühlt, die wir gewöhnlich von Schmauſereyen mit nach Hauſe bringen, die uns mislaunicht und noch am folgenden Morgen zur Arbeit untüchtig macht! Ich habe das Glück gehabt, bey ſehr verehrungswürdigen Damen hier in Hannover und in einigen Häuſern in Braunſchweig manchen Abend auf dieſe

Weiſe recht froh hinzubringen, und man muß zum Lobe des ſchönen Geſchlechts ſagen, daß es grade jene Damen ſind, welche den Ton, zu ſolchen Geſellſchaften auch Perſonen von verſchiednen Ständen einzuladen, hier unter dem Adel eingeführt haben.

Uebrigens ſind die feſtgeſetzten Aſſembleen der abgeſonderten Rang-Ordnungen hier noch, wie vormals, getrennt, und es ſcheint nothwendig, daß ſie getrennt bleiben. Hannover iſt nicht ſo klein, daß Ein Haus, ohne Ungemächlichkeit, alles, was man des gens comme il faut nennt, faſſen könnte, und doch auch nicht groß genug, um, ohne jemand zu beleidigen, ſich, unbemerkt, aus dem ganzen Haufen den Cirkel ſeiner Geſellſchaft zu wählen. Es iſt alſo nothwendig, daß man ſich beſtimmte Grenzen ſetze; und da ſcheint es doch am natürlichſten zu ſeyn, daß man hierbey auf Verhältniſſe von Familien, Stand und gleicher Lebensweiſe Rückſicht nehme. Indeſſen ſind dieſe Grenzen nicht ſo ſtrenge gezogen, daß nicht ſehr oft mehrere Claſſen ſich zu gemeinſchaftlichem Vergnügen vereinigen ſollten. Ohne von den vorhin erwähnten Souppers zu reden; ſo verſammeln ſich, in den männlichen Clubs, Perſonen aus allen geſitteten Ständen, und Piquenicks, Concerte und andre Parthien von der Art bringen auch die Damen von verſchiedner Rang-Ordnung zuſammen. Wenn ich eben den Ausdruck: **Perſonen von gleicher Lebensweiſe** gebraucht habe; ſo habe ich dadurch nicht feine Lebensart bezeichnen wollen, denn wahrlich, bey der Sorgfalt, die hier auf Erziehung verwendet wird, ſieht man darinn keinen andern Unterſchied, als den natürliche Talente, Anlagen, Empfänglichkeit und höchſtens die mehr oder mindern Glücksumſtände bewürken können, denn ſie treffen hier Damen bürgerlichen Standes an, die an jedem Hofe die Rolle einer Oberhofmeiſterinn übernehmen könnten.

Das hannöveriſche Militair gewährt einen angenehmen Anblick; Von den Waffenübungen und kriegeriſchen Evolutionen verſtehe ich wenig, doch ſcheinen mir die Soldaten darinn ſehr geſchickt; Allein das weiß ich, daß es größtentheils ſchöne Leute, daß ſie ſehr vortheilhaft gekleidet ſind, und daß das Corps der Officiere aus gebildeten, geſchickten, feinen, geſitteten und beſcheidnen Männern und Jünglingen beſteht. Hierzu tragen nicht wenig die beyden Militair-Schulen bey, deren Eine vorzüglich der Artillerie gewidmet iſt. In beyden aber werden alle Haupt- und Hülfs-Wiſſenſchaften gelehrt, die einen vollkommnen Kriegsmann bezeichnen; jedem Officiere iſt vergönnt, an dem Unterrichte Theil zu nehmen; von Zeit zu Zeit werden öffentliche Prüfungen angeſtellt und Diejenigen bleiben nicht unbemerkt, die ſich durch Fleiß und gute Fortſchritte auszeichnen. Unter den geſchickten, bey dieſen Militair-Schulen angeſetzten Lehrern, muß ich Ihnen den Hauptmann Scharnhorſt nennen, den ich, ſeiner gründlichen Kenntniſſe, ſeiner edeln Beſcheidenheit und ſeines ſanften Characters wegen, gleich hochſchätze.

Ueberhaupt verdient die Sorgfalt der Regierung für die Bildung der Mitbürger, lauten Beyfall. Welche große Summen werden nicht jährlich auf die Univerſität Göttingen verwendet! und das nicht etwa blos zu Beſoldung der geſchickten und berühmten Männer, die man als Profeſſorn dahin beruft, ſondern auch zu Vervollkommung der einzigen Bibliothek in ihrer Art, zu Anſchaffung aller Hülfsmittel für die Studierenden in den verſchiednen

nen Fächern und zu Verſchönerung der Stadt. Ich war vor zwey Jahren dort, fand alles umgeſchaffen, eine Menge ſchöner neuer Häuſer erbauet und hatte die Freude, meinen alten, lieben Lehrer, den würdigen geheimen Juſtitzrath Böhmer, dieſen verehrungswerthen, noch immer muntern und in ſeinem Berufe unermüdet thätigen Greis, wiederzuſehn.

Das Gymnaſium in Ilefeld und die Ritter-Academie in Lüneburg haben kürzlich eine gänzlich veränderte, unſerm Zeitalter angemeſſenere Verfaſſung bekommen. Nicht weniger Aufmerkſamkeit wird der Menge größerer und kleinerer Stadtſchulen gewidmet. Was aber in ſo manchen Ländern leider! gänzlich vernachläſſigt wird, nämlich der Unterricht und die Bildung des Landvolks, iſt hier nicht weniger ein Gegenſtand der landesväterlichen Sorgfalt. Das hieſige Schulmeiſter-Seminarium kann allen ähnlichen Anſtalten zum Muſter dienen. Der verſtorbene würdige Koppe hat große Verdienſte um die Verbeſſerung dieſes Seminariums und der jetzige Inſpector, Herr Hoppenſtedt, ein Mann von Kopf und Herz, beſitzt alles, was dazu gehört, einem ſolchen Werke vorzuſtehn.

Die Stadt iſt, ſeit der Zeit, daß ich nicht in dieſen Gegenden geweſen bin, ſo verſchönert worden, daß ich manche Theile derſelben kaum wieder erkannt habe. Wälle ſind abgetragen, Gräben ausgefüllt und auf dieſen Plätzen Alleen gepflanzt, engliſche Gärten angelegt und Häuſer erbauet; Schöne, neue ſteinerne Bogen ſtehen an der Stelle der alten fürchterlichen Zugbrücken, und finſtre, gothiſche Gebäude, wodurch die freye Ausſicht verſperrt wurde, ſind weggeriſſen. Für die Geſundheit der Einwohner wird nicht weniger, wie für die Annehmlichkeit geſorgt. Durch die Hauptſtraßen der Stadt geht ein unterirdiſcher Canal, in welchem flieſſendes Waſſer allen Unrath aus den Gaſſen-Rinnen und was ſonſt hineingeleitet iſt, mit ſich fortnimmt und in den Leine-Strohm führt. Der Canal iſt ſo geräumig, daß man in einem Nachen darauf unter der Erde hinfahren kann. Dies koſtbare, zu Reinigung der Luft und zur Hülfe bey Feuersgefahren, gleich nützliche Werk, fällt niemand in die Augen; das Steinpflaſter bedeckt es und keine prahleriſche Inſchrift, wie man ſie in mancher andern Stadt, wenn von einer ähnlichen Anſtalt die Rede wäre, gewiß irgendwo angebracht haben würde, macht darauf aufmerkſam. Ich habe Ihnen ſchon einmal, bey einer andern Gelegenheit, geſagt, daß dies der Character aller hannöverſchen Anlagen und öffentlichen Gebäude iſt, nämlich, daß ſie dauerhaft, nützlich und zweckmäßig gemacht werden, ohne ein Schild dabey auszuhängen, das laute Bewunderung erzwingen, oder Aufſehn erregen ſollte.

Die Erleuchtung der Stadt, in den Herbſt- und Winter-Monaten, iſt ſehr gut und überhaupt die Polizey, was die Reinhaltung der Straßen, Feuer-Ordnung und dergleichen betrifft, vortrefflich. Die Anſtalten bey Feuers-Noth ſind durch gemeinſchaftliche Abrede der ſämmtlichen hieſigen Krämer vervollkommt worden. Sie haben nämlich eine Anzahl großer Säcke verfertigen laſſen und unter ſich ausgetheilt; Sobald nun in dem Hauſe oder in der Nachbarſchaft eines ihrer Amts-Genoſſen Feuer ausbricht, eilen ſie Alle mit ihren Säcken hin. Jeder hat ſeine verabredete beſtimmte Arbeit; der Eine nimmt die Handelsbücher in Empfang, der Andre füllt dieſe Waare in ſeinen Sack, der Dritte jene. In kurzer Zeit iſt alles ausgeräumt und der Eigenthümer weiß, an wen er ſich zu halten hat.

Hannover iſt nach Verhältniß ſeiner Größe, ſtark bevölkert, beſonders die Altſtadt; Die Menge der Equipagen aber beweiſt, daß auch viel wohlhabende Leute hier wohnen. Sie gehören größtentheils in Bedienung ſtehenden Perſonen; die ſehr gut beſoldet werden; allein, wie faſt aller Orten, ſo reiſſt auch hier der Luxus jeder Art unter den Einwohnern aller Claſſen ein, obgleich es damit in manchen Artikeln noch nicht ſo weit getrieben wird, wie in Hamburg. In Braunſchweig iſt dies weniger der Fall; Einige ſehr reiche Häuſer machen zwar großen Aufwand; aber der Mittelſtand und die geringern Stände leben einfach und mäßig, und der Hof, bey welchem es übrigens an nichts fehlt, was Anſtand und guter Geſchmack fordern können, geht darinn mit gutem Beyſpiele vor — Doch das alles werden Sie ja in der nächſten Meſſe ſelbſt ſehn.

Die hieſige königliche Bücherſammlung iſt nur in dem Fache der Geſchichte, beſonders der vaterländiſchen, anſehnlich.

Uebrigens wird, wie es ſehr vernünftig iſt, mehr an die göttingiſche Bibliothek verwendet.

Die ſchönen Künſte werden nicht vernachläſſigt; die Regierung läßt talentvolle Maler auf königliche Koſten reiſen; es wird ein Orcheſter unterhalten; unter den hieſigen Muſik-Liebhabern ſind Einige, die mit Tonkünſtlern vom Handwerke wetteifern könnten und der Hof giebt einer teutſchen Schauſpieler-Geſellſchaft, nebſt der Erlaubniß, auf dem Opern-Theater im Schloſſe ſpielen zu dürfen, jährlich einen anſehnlichen Zuſchuß an baarem Gelde.

Dieſer Brief, denke ich, iſt nun lang genug; auch will ich ihn jetzt ſchlieſſen und auf die Poſt ſchicken. Wenn Ihnen meine Geſchwätzigkeit zuweilen läſtig wird; ſo haben Sie Nachſicht mit mir, in Betracht der wahren Freude, die ich empfinde, ſo oft ich mich mit Ihnen unterhalten und beſchäftigen kann! Gönnen Sie mir dieſe und ſeyn Sie verſichert, daß niemand Ihnen herzlicher und hochachtungsvoller zugethan iſt, wie Ihr ꝛc.

Vierzehnter Brief.

Celle, den 30ſten Junius.

Es war nicht eigentlich in meinem Plane, hierher zu reiſen, aber ich bin leicht zu verführen; Ein guter Mann, den ich in Hannover kennen lernte und der hier Geſchäfte hatte, ſchlug mir vor, ihn zu begleiten; ſo fuhr ich denn auf ein Paar Tage mit.

Wir kamen geſtern Mittag hier an und ſpeiſten in unſerm Gaſthofe an der Wirthstafel. Auſſer einigen einheimiſchen Tiſchgäſten, war noch ein Fremder gegenwärtig; ein junger Mann, deſſen Geſichtsbildung mir ſehr gefiel und der neben mir zu ſitzen kam. Mein Reiſe-Gefährte hatte gleich nach dem Eſſen Geſchäfte in der Stadt; wir verabredeten, daß ich zu Hauſe bleiben und ſeine Rückkunft erwarten wollte, um dann mit ihm in ein Concert zu gehn; die Uebrigen giengen gleichfalls fort, bis auf den Fremden nach, der, als er ſah, daß ich blieb, Luſt zu haben ſchien, mir Geſellſchaft zu leiſten und ein Geſpräch, in welches wir mit einander gerathen waren, fortzuſetzen. Ich glaubte Züge von Schwermuth auf des jungen Mannes Geſichte ge-

geleſen zu haben, und das machte mich neugieriger, wie ich ſonſt zu ſeyn pflege, ein wenig genauer von ſeiner Lage unterrichtet zu werden. Er war ohne Mühe zu bewegen, mir ſeine Begebenheiten zu erzählen, vielmehr ſchien es, als fühlte ſein Herz ein Bedürfniß, ſich mitzutheilen; ich ermunterte ihn alſo dazu, beſtellte noch eine Flaſche guten Wein, und er berichtete mir, was ich ihnen hier aufzeichnen will, nicht um Ihre Sammlung trauriger menſchlicher Geſchichten unnützer Weiſe zu vermehren, ſondern, wie Sie hernach hören werden, weil ich Ihnen das Vergnügen zugedacht habe, einem guten Jünglinge beſſere Ausſichten zu eröffnen.

Herr F*** iſt der Sohn eines Mannes, der in der Hauptſtadt des Fürſten von *** einen beträchtlichen Tuchhandel en Gros und en Detail trieb. Er hatte die Lieferung für den Hof und für die Häuſer der Vornehmen, welche zu ihren eignen Kleidern und zu den Livreen ihrer Bedienten die Waaren bey ihm ausnahmen. Dies Gewerbe hatte ihn in Wohlſtand verſetzt; allein niemand iſt mit ſeiner Lage zufrieden; Man beneidet andre Stände, ohne zu bedenken, daß jeder ſeine geheimen Plagen hat; Dem alten F°°° mißfielen manche Dinge bey ſeinem Handel: der geringe Grad von äuſſerer Achtung, den man leider! in den Reſidenzen den Leuten bezeugt, die nicht in öffentlichen Aemtern, nicht in den Dienſten der Fürſten ſtehen; der Uebermuth, mit welchem ihm, dem freyen Manne, die ſogenannten Gelehrten, die Hof-Sclaven und Miethlinge, ja! jeder unbedeutende Schreiber bey einem Collegio begegnete; die Abhängigkeit ſeines Gewerbes von der Mode; die Bücklinge, die er machen muſſte, um ſeine Kunden nicht zu verliehren; das Creditgeben und andere Unannehmlichkeiten. Er glaubte alſo für ſeinen Sohn (auſſer einer Tochter, ſein einziges Kind) recht väterlich zu ſorgen, wenn er ihn ſtudieren ließ, damit er einſt in die höhern Claſſen hinaufrücken und den Vorzug genieſſen könnte, mit einem Degen an der Seite, in den Zimmern der Großen einen Katzenbuckel zu machen. Seine Frau, die ſehr eitel war, und Aufwand und Glanz liebte, beſtärkte ihn in dem Vorhaben. Sobald er dieſen Entſchluß gefaſſt hatte und der junge F°°° ſo weit war, daß er ſeine Studien auf der Univerſität beginnen konnte, fieng der Väter nach und nach an, ſeine Handlung weniger ämſig zu treiben, machte Anſtalt, ſeine ausſtehenden Schulden einzucaſſiren, und wollte dann von ſeinen Renten in Ruhe leben.

Allein von dieſem Augenblicke an, verfolgte ihn zahlloſes Unglück; Seine Tochter, welche von der Mutter, ſtatt ſtill, häuslich und bürgerlich erzogen zu werden, in alle Commödien, Concerte, auf Mascaraden, Bälle und wo ſie nur irgend ihrem Stande nach erſcheinen konnte, war geführt, an Müßiggang und Romanen-Lectur gewöhnt worden, hatte einen Liebeshandel mit einem Werbe-Officier angefangen, der ſie entführte und, da der alte F°°° nun nichts mehr von ihr wiſſen wollte, ihm ein Capital abnöthigte, wogegen ſie Verzicht auf die väterliche Erbſchaft thun muſſte; Ein Paar Bankerotte von Leuten, mit denen er große Geſchäfte gemacht hatte, brachten ihn um zwey andre Capitale. Die vornehmen Herrn, welche ihm beträchtliche Summen ſchuldig waren und denen es nie an Louisd'or fehlte, wenn ſie am Pharao-Tiſche ſaßen; die auch ihre Pferde-Lieferanten und ihre Maitreſſen pünctlich und reichlich bezahlten, lieſſen doch bey den Kaufleuten und Handwerkern immer darauf los in das Buch ſchreiben und fanden es ſehr grob, wenn ein Solcher ſich unterſtand, ſeine Rechnung einzugeben und um Bezahlung zu bitten. Diejenigen unter ihnen, deren Caſſe würklich nicht leer war, glaubten doch das baare Geld beſſer nützen zu können.

Statt des gehofften Wohlſtandes alſo, rettete der alte F°°°, als er ſeinen Handel aufgab, nur ein ſehr geringes Vermögen, das durch die fortdauernde Verſchwendung ſeiner Frau gänzlich ſchmolz, und als er bald aus Gram und Langerweile ſtarb und ſeine theure Ehehälfte ihm in wenig Wochen nachfolgte, erbte ſein Sohn, auſſer einigen, bey den hohen Herrſchaften ausſtehenden, nicht einzutreibenden Schulden, kaum ſo viel, daß er ſeine Studien in Leipzig vollenden konnte. Ein nachläſſiger Vormund, und der auch, ſeiner bürgerlichen Verhältniſſe wegen, nicht den Muth hatte, die Forderungen ſeines Mündels ernſtlich geltend zu machen, vollendete das Werk, ihn in Armuth zu ſtürzen.

Der junge F°°° hatte ſeine Zeit auf

der Univerſität nicht verſchwendet; er hatte ſich gründliche juriſtiſche Kenntniſſe erworben; nebenher aber ein wenig von der verführeriſchen Muſe der Dichtkunſt in das Garn gelockt, machte er Verſe und lieferte manches Blatt zu den kleinen, artigen Muſen-Almanachs, die einen ſo vorzüglichen Beweis von der Vervollkommnung unſrer Dichtkunſt geben.

Er wollte nun bald Leipzig auf immer verlaſſen, um, wie er ſich ſchmeichelte, durch die Freunde ſeiner Eltern, in der Vaterſtadt ein Aemtchen zu erhalten; allein eine Reiſe, die er vorerſt in den Ferien dahin unternahm, zerſtöhrte dieſe Hoffnung; Er wurde kalt und trokken empfangen; man rieth ihm, zu advociren; da er aber, wenn er ſich dazu entſchloſſen, vorerſt aus ſeiner Taſche hätte leben müſſen und ſein Vormund ihn mit ſeiner gänzlichen Armuth bekannt machte, kehrte er traurig nach Leipzig zurück, ungewiß, was er nun beginnen ſollte.

In dieſer Zeit kam der Herr Juſtiz-Miniſter von °°° zur Meſſe dahin. Er war, wie bekannt, ein großer Rechtsgelehrter, hatte aber auch die Eitelkeit, für einen ſchönen Geiſt gelten zu wollen, und als

Univ.-Bibl. München

als Mäcenat andre ſchöne Geiſter zu beſchützen. Weil ein ſolcher Mann, wenn er einen Ort beſucht, wo eine Univerſität iſt, nicht verfehlt, ſein Licht bey den Profeſſorn leuchten zu laſſen, denen mehrentheils nicht viel mit dem Beſuche eines ſo vornehmen Gelehrten gedient iſt, weil die Weiſern unter ihnen ihre Zeit beſſer anzuwenden wiſſen, die andern aber weniger geneigt zu ſeyn pflegen, Weyhrauch auszuſpenden, wie ſelbſt Weyhrauch zum Opfer anzunehmen; ſo zeigte er denn auch ſeine hohe Perſon allen dortigen Männern von Ruf und Bedeutung. Einer unter Dieſen, der dem Herrn F°°° ſehr gewogen war, nützte den Zeitpunct, um ſeinen jungen Freund zu empfehlen. Der Juſtiz-Miniſter wünſchte ihn zu ſehn, fand Wohlgefallen an ihm und verſprach ihm ſeine Protection: „Kommen Sie" ſagte er „zu uns nach °°°! Ich will Ihnen Wohnung und Tiſch geben; und „was ſonſt zu Ihrem Unterhalte erforderlich iſt, können Sie durch Advociren „erwerben. Ich will Sie beſtens empfehlen und wenn Sie erſt ein Paar Proceſſe mit Erfolg geführt, oder eine Curatel erlangt haben; iſt Ihr Glück gemacht.

,,macht. Vielleicht kann ich auch in der ,,Folge noch mehr für Sie thun; aber ich ,,bin der Mann nicht, der größere Ver,,ſprechungen giebt, wie er gewiß zu hal,,ten verſichert ſeyn kann.“ Herr F*** nahm mit der lebhafteſten Dankbarkeit dies Anerbiethen auf und folgte ſeinem Gönner nach ***.

Wenn es darauf ankömmt, die Bedürfniſſe ärmerer Leute zu berechnen; ſo pflegen die vornehmen und reichen Herrſchaften nicht ſehr richtig zu calculiren. Unſer Herr Miniſter glaubte ſeine Großmuth auf's höchſte anzuſtrengen, indem er dem jungen Manne Tiſch und Wohnung gab; Daß aber mehr zum menſchlichen Leben gehört, wie ein Obdach und eine Mahlzeit; daß in einer Stadt Kleider, Schuhe, Wäſche, Friſeur und kleine unerwartete Ausgaben auch Gelds wegnehmen; daß alle dieſe Bedürfniſſe verdoppelt werden, wenn man ſich täglich in dem Hauſe eines Miniſters mit einigem Anſtande zeigen muß; das fiel ihm nicht ein und, die Wahrheit zu geſtehn, der junge Mann hatte das auch nicht überlegt.

Freylich ſollten ihm die Mittel dazu

durch die verſprochne Praxis verſchafft werden; allein die Art, wie ihn ſein Beſchützer gelegentlich empfahl und wie überhaupt die Großen ſich mehrentheils der Sachen ihrer Schutzbedürftigen annehmen, war eben nicht gemacht, ihm glänzende Ausſichten von dieſer Seite zu eröffnen. „Apropos!“ pflegte wohl der Miniſter zuweilen in Geſellſchaft zu ſagen „Apropos! wenn Sie einmal einen „wichtigen Proceß haben; ſo nehmen Sie „doch den geſchickten jungen Menſchen, „den ich aus Leipzig mitgebracht habe, „zu ihrem Advocaten an!“ Einige Reverenze waren dann die gewöhnliche Antwort; Man hatte Zutraun zu gewiſſen ältern Sachwaltern, die ſchon im Rufe ſtanden; und dabey blieb es. Zuweilen einmal verlohr ſich wohl ein armer Bauer zu unſerm Advocaten, und ließ ſich von ihm eine Supplik aufſetzen; Gieng es aber an die Bezahlung; ſo war der Menſch ſo' dürftig, daß der gute F*** ſich noch reich und gutherzig genug fühlte, ihm unentgeltlich zu dienen.

Dazu kam, daß der Herr Miniſter für ſeine Wohlthaten gewaltig viel Rückſichten forderte. F*** muſſte faſt immer zu

Hauſe ſeyn, um bey dem erſten Winke erſcheinen zu können, wenn es darauf ankam, holprichte Verſe zu leſen und zu bewundern, die ſein Mäcen in den Erholungsſtunden zuſammengeleimt hatte. Dies raubte ihm auch die Gelegenheit, ſich in der Stadt Bekanntſchaften zu erwerben.

Ein kleines Sümmchen Geldes hatte er noch aus dem väterlichen Schiffbruche gerettet; Dies war, nach Abzahlung einiger unbedeutenden Schulden in Leipzig und nach Beſtreitung der Reiſekoſten, bis auf einige Louisd'or geſchmolzen. Dieſer Reſt gieng nun auch bald durch die Finger und endlich wurde, in noch immer fortwährender Hoffnung einer ausgebreiteten Praxis, manches hie und da auf Rechnung ausgenommen. Allein F*** iſt ein rechtſchaffner Mann; er verabſcheuete den Gedanken, Schulden zu machen, wovon er ungewiß war, ob er ſie je würde bezahlen können; Desfalls beſchloß er, ſeine Verlegenheit ohne Rückhalt ſeinem Gönner zu entdecken, und ſich von ihm Rath zu erbitten.

Er hatte dieſen Vorſatz grade an einem Abend gefaſſt, als der Miniſter ihn zu ſich rufen ließ. Seine Excellenz hatte nämlich mit gewaltigen Geburtsſchmerzen den erſten Geſang eines Heldengedichts: **die Pariſer Bluthochzeit** betitelt, zur Welt gebracht und wünſchte nun, daß der junge F*** das Kindlein ein wenig ſtreicheln und anlächeln mögte. Doch bat er ihn eigentlich ſehr dringend, recht offenherzig ſeine Meinung darüber zu ſagen, es mit auf ſein Zimmer zu nehmen und, wie er, jedoch nur ſchmunzelnd, hinzufügte, ohne Umſtände wegzuſtreichen, was ihm nicht edel, nicht dichteriſch, nicht harmoniſch genug vorkäme. Der arme F***, unerfahren in der Sprache der Großen, hielt dieſe Erlaubniß, oder vielmehr Bitte, für ernſtlich gemeint, ſteckte das Product ein, empfahl ſich und gieng ſogleich an die Arbeit.

Nun waren dieſe Verſe von allen hochadlichen Verſen, die je unter der Sonne ſind geſchrieben worden, ſelbſt die des Herrn von Trenk und die meinigen nicht ausgenommen, vielleicht die ſchlechteſten. Da ſie aber nächſtens gedruckt werden ſollten; ſo hielt es der junge Mann würklich für Pflicht gegen ſeinen Wohlthäter, in der Critik ſtrenge zu ſeyn. Zwar unterſtand er ſich nicht, in dem ſchon in das Reine geſchriebnen Hefte etwas auszuſtreichen; aber er legte einen Bogen voll Bemerkungen hinzu und überreichte am folgenden Abende beydes ehrerbietig dem ſtiftmäßigen Dichter. Seine Excellenz lächelte freundlich, als ſie den einliegenden Bogen bemerkte, denn ſie hoffte, es würde ſich auf demſelben Herr F*** recht im Lobe ſeines Gönners ausgebreitet haben: „Gut, gut, mein lieber „F***!" ſprach der Miniſter, „ich habe „jetzt nicht Zeit; ich möchte Ihre Critik „gern recht mit Muße leſen. Kommen „Sie morgen früh um acht Uhr wieder! „da wollen wir weiter davon reden."

Der junge Mann gieng am andern Tage zu der beſtimmten Stunde hin; und da ihm ſein Haupt-Anliegen mehr am Herzen lag, wie das Geſpräch über ein ſchlechtes Gedicht und er fürchtete, es möchte vielleicht abermals eine Stöhrung vorfallen, wenn er nicht den erſten Augenblick ergriffe; fieng er gleich, ſobald er ſich dem Stuhle Seiner Excellenz genähert hatte, mit den Worten an: „Ich „muß es wagen, Ihro Ex —" Als er dies Ex über ſeine Lippen gebracht hatte, wendete ſich der Miniſter mit einem Geſichte zu ihm hin, das freylich nicht geſchickt ſchien, ihm Muth und Hofnung zu geben. Dennoch fuhr F*** fort zu reden: Er dankte ſeinem Beſchützer für den vielfachen Wohlthaten, die er in ſeinem Hauſe genoſſen, ſuchte es ihm aber anſchaulich zu machen, daß er dennoch in der Reſidenz bey der geringen Praxis nicht auskommen könnte. Endlich entdeckte er ihm, daß er funfzig Thaler Schulden hätte und ſich auf keine Weiſe weder zu rathen noch zu helfen wüſſte.

„Dachte ich's nicht!“ rief der Miniſter, noch ehe F*** gänzlich geendigt hatte. „Dachte ich's nicht, daß es ſo gehn „würde? Erfahrung hätte mich klüger machen ſollen. Das iſt immer das Ende „vom Liede, wenn man ſich aus gutem „Herzen mit ſolchen jungen Herrn einläſſt. „Hätte man beſſer gewirthſchaftet und fleiſſiger gearbeitet, und ſich nicht ganz darauf verlaſſen, daß andre Leute für alles „ſorgen ſollen; ſo brauchten wir jetzt nicht „zu lamentiren. Aber es ſcheint, als „wenn man lieber andrer Leute Arbeiten „critiſirt, wie ſelbſt Hand anlegt. Nun „ſitzen wir da.“

Der junge Mann wollte Vorſtellungen machen, wurde aber nicht zum Vortrage gelaſſen. „Sey Er nur ſtill, junger Herr!“ hieß es. „Ich verſtehe alle Worte. Die funfzig Thaler will ich bezahlen, des Publicums wegen; Auch iſt ja des Herrn kritiſche Arbeit an meinem Gedichte unter Brüdern ſo viel werth. Dann ſehe Er ſich in Gottes Namen nach einer andern Verſorgung um! Ich rathe allenfalls, vom Recenſiren zu leben; Dazu ſcheint der Herr große Anlagen zu haben.“ u. ſ. f.

Herr Z*** empfand bey dieſer Spottrede, was jeder Mann von Ehre dabey müſſte empfunden haben. Er ſtand einen Augenblick bey ſich an, ob er die funfzig Thaler annehmen ſollte; Doch, da er nur die Wahl hatte, entweder von einem ſchlechten Manne gedemüthigt zu werden, oder ehrliche Gläubiger zu betrügen; machte er aus der Noth eine Tugend, nahm das Geld, bezahlte ſeine Schulden, verkaufte ſein beſtes Kleid und ſeine Uhr, um noch ein wenig Reiſegeld zu erlangen und verließ die Stadt, ohne eigentlich zu wiſſen, wohin und mit welcher Ausſicht für die Zukunft. In Leipzig, wo er einſt im

Wohlſtande gelebt hatte, wollte er ſich ungern ſehn laſſen; und da in der Gegend von Celle eines ſeiner Verwandten wohnte, der ihm immer viel Theilnehmung gezeigt hatte, beſchloß er, zu Dieſem vorerſt ſeine Zuflucht zu nehmen; Als er aber dahin kam, fand er ihn gleichfalls verarmt.

Nun war guter Rath theuer; indeſſen durfte er keine Zeit verlieren, indem ſeine kleine Caſſe zuſehends ſchmolz. In dieſer äuſſerſten Noth ſchien ihm nur Ein Weg offen zu ſtehn; er wollte nämlich, unter fremdem Namen, Schauſpieler werden, bis die Vorſehung ihm eine andre Ausſicht eröfnen würde. Jetzt war er im Begriffe, von hier nach Pyrmont zu gehn und dort dem Schauſpiel-Director Großmann ſeine Dienſte anzubiethen.

Sie können Sich leicht vorſtellen, mein Lieber! daß ich eifrig wünſchte, den wakkern jungen Mann von dieſem Vorhaben abzuhalten, und da mir's ſogleich einfiel, daß Sie mir in Ihrem letztern Briefe aufgetragen hatten, mich auf meiner Reiſe nach einem Privat-Secretair für ihren Herrn Oheim umzuſehn; ſo beſchloß ich, einen Theil der vorigen Nacht dazu anzuwenden, daß ich Ihnen dieſe Geſchichte ausführlich mittheilte, damit Sie genau wiſſen mögten, wer der Mann iſt, den ich Ihnen hiemit empfehle und, wie Sie es mir erlaubt haben, gleich mit der fahrenden Poſt zu Ihnen ſchicke. Dieſen Morgen hat er mir überzeugende ſchriftliche Beweiſe von der Wahrheit ſeiner Erzählungen und von ſeiner bisherigen untadelhaften Aufführung vorgewieſen, und bey einer kleinen Prüfung, die ich mit ihm angeſtellt habe, hat er mich auch von Seiten ſeiner Kenntniſſe vollkommen befriedigt. Der gute Menſch iſt faſt auſſer ſich vor Freuden und ich bin es nicht weniger, ihm geholfen zu haben. Noch heute reiſt er ab; Er wird Ihnen dieſen Brief überreichen und zugleich mündlich ſagen, wie ſehr ſich nach dem Augenblicke unſrer Zuſammenkunft ſehnt, Ihr ꝛc.

Funfzehnter Brief.

Hannover, den [illegible] Julius.

Geſtern bin ich von Celle zurückgekommen; doch werde ich nicht länger hier verweilen, ſondern noch heute, in das Bad bey Nenndorf reiſen. Nun noch ein Paar Worte über Celle!

Die Stadt iſt klein; nur durch die angenehmen Vorſtädte wird ſie ausgedehnt. In dieſen Vorſtädten wohnt der größte Theil der angeſehenſten Einwohner, Perſonen, welche zu dem Ober-Appellationsgerichte und zu den andern hieſigen königlichen Collegien gehören. Ihre Häuſer haben faſt alle hübſche Gärten; man glaubt eine Reihe von Landgütern zu ſehn, wie ungefehr wie im Wansbeck, bey Hamburg, das Sie kennen. Einige wohlhabende Einwohner haben da reizende Pflanzungen im engliſchem Geſchmacke angelegt. Hierdurch vereinigt Celle, beſonders im Sommer, ungeachtet der öden Gegend umher, mit den geſelligen Stadtfreuden, die Annehmlichkeiten des Landlebens. Man athmet in dieſen Vorſtädten eine geſunde, friſche Luft und lebt zwangloſer, wie mitten in der Stadt.

Weil in Celle der Cirkel der Perſonen von feinerer Erziehung nicht ſo groß, wie in Hannover iſt; ſo nimmt man auch weniger Rückſicht auf den Unterſchied der Stände und die Geſellſchaften ſind gemiſchter. Es herrſcht aber in denſelben ein ſo geſchliffner, angenehmer und leichter Ton und man iſt ſo zuvorkommend höflich, gaſtfrey und aufmerkſam gegen Fremde, daß man ſich nicht ohne traurige Empfindungen von ſo würdigen, guten Menſchen trennt. Der Herzog Ernſt von Mecklenburg, Bruder der Königinn von Großbritanien, trägt durch ſein leutſeliges Betragen und überhaupt durch ſeine liebenswürdigen Eigenſchaften nicht wenig dazu bey, dieſen gefälligen Ton zu unterhalten.

Da in das Ober-Appellationsgericht, als den höchſten Gerichtshof in den hannöveriſchen Ländern, die Geprüfteſten und Geſchickteſten aus andern Collegien eingeſetzt werden; ſo findet ein Mann, der Wiſſenſchaften liebt, in der Unterhaltung mit Dieſen und ihren Familien, Nahrung für Geiſt und Herz. Viele von ihnen ſind nicht bloß in dem Fache der Rechtsgelehrſamkeit erfahren, ſondern vereinigen damit auch mannigfaltige andre Kenntniſſe. Einer derſelben, der Herr von Ramdohr, kann Ihnen nicht unbekannt ſeyn, da er ſich vorzüglich durch ſein, von Kennern der Kunſt ſehr geachtetes, mühſames Werk, über die Schätze der Malerey in Italien, berühmt gemacht hat.

Noch ein Gegenſtand, der in Celle meine Aufmerkſamkeit angenehm beſchäftigte, war das Erziehungs-Inſtitut des würdigen Predigers Wichmann. Hier erhält eine Anzahl bürgerlicher und adlicher Knaben die ſorgſamſte Bildung und den zweckmäßigſten Unterricht in Wiſſenſchaften, Künſten, alten und neuen Sprachen, um dann, beſſer und gründlicher vorbereitet, wie es in den mehreſten neuen Anſtalten von der Art zu geſchehn pflegt, auf die Univerſität gehn zu können. Das Inſtitut liegt auch in einer der Vorſtädte; Es iſt eine Freude, die geſunden, heitern Geſichter dieſer Knaben zu ſehn, die den Winken des Vaters und der Mutter Wichmann, mehr aus Liebe, wie aus Schuldigkeit, zu folgen ſcheinen, und bey denen auch nichts verſäumt wird, um fein geſittete Menſchen aus ihnen zu ziehn, indem man ihnen den Zutritt zu den angeſehenſten Häuſern verſchafft. Herr Lenz, ein Mann, den jeder, der ihn kennt, liebt und hochſchätzt, leiſtet bey dieſem verdienſtvollen Geſchäfte dem guten Wichmann treulich Hülfe. Uebrigens wird den Kindern der Unterricht leicht, faßlich und angenehm gemacht, ohne die berüchtigte Spiel-Methode anzuwenden; Man gewöhnt ſie, ernſthafte Sachen ernſthaft zu behandeln, ſorgt aber für Abwechſelung der Gegenſtände, für nöthige Erholung und für ſolche körperliche Bewegung und Uebung, die ſich für ihre künftige Beſtimmung ſchicken.

Von dem Schloſſe in Celle mit ſeinem Garten und dem Monumente der Königin Mathilde ſage ich Ihnen nichts; auch nicht von den übrigen öffentlichen Gebäuden, unter denen das Zucht- und Irrhaus das einzige von Bedeutung und der Mühe werth iſt, daß ein Mann, den die leidende Menſchheit intereſſirt, es in Augenſchein nehme.

Mein Fuhrwerk ſteht angeſpannt vor der Thür, um mich nach Nenndorf zu bringen, wo ich in drey Stunden zu ſeyn hoffe. Könnte ich doch dort, mein theuerſter Freund, ein Paar Wochen an Ihrer Seite verleben! In wenig Tagen wird nun der junge F** bey Ihnen ſeyn und Ihnen meinen letztern Brief überreichen. Desfalls will ich auch dieſen noch nicht auf die Poſt ſchicken, ſondern ihn in Nenndorf fortſetzen.

Nenndorf, den 5ten Julius.

Ich habe beſchloſſen, bis zu Ende dieſes Monats hier zu bleiben; der Aufenthalt gefällt mir; die Geſellſchaft iſt in dieſem Jahre grade nicht größer und nicht kleiner, wie ich ſie mir wünſche; ich habe Muße, da ich erſt im September mich einzuſchiffen gedenke; meine Geſundheit bedarf Ruhe und einer ernſtlichen Cur; ich will alſo hier den Pyrmonter Brunnen trinken und vielleicht auch baden. Meine Einrichtung dazu iſt gemacht und ich bin in meinem kleinen, freundlichen Stübchen ſchon ſo zu Hauſe, als wenn ich mein Lebenlang hier wohnen wollte.

Sie wiſſen, daß dieſes Bad erſt ſeit wenig Jahren recht bekannt und von dem jetzigen Landgrafen von Heſſen in ſolchen Stand iſt geſetzt worden, daß Curgäſte ſich hier aufhalten können. Die Gegend umher iſt bergicht und auſſerordentlich reizend. Dieſer Theil der Grafſchaft Schaumburg macht überhaupt eine der ſchönſten und reichſten Beſitzungen des Landgrafen aus. Er hat dem Badorte zuerſt den Namen Nenndorf gegeben. Zwiſchen den beyden Dörfern Groß- und Klein-Endorf, im Amte Rotenberg gelegen, wurde dieſe Quelle ehemals vielfältig mit dem ziemlich unbedeutenden mineraliſchen Brunnen verwechſelt, der zunächſt bey dem Städtchen Roſenberg liegt. Hierinn iſt vielleicht die Urſache zu ſuchen, weswegen der vorige Landgraf Friedrich, mancher Vorſtellungen ungeachtet, nichts zur Aufnahme dieſes Badorts gethan hat. Der jetzige Herr iſt deſto thätiger geweſen; In kurzer Zeit hat man hier eine Anzahl großer, ſchöner Gebäude, wie Schwämme aus der Erde wachſen geſehn. Ohne maſſiv zu ſeyn, haben ſie das Aeuſſere davon, ſind in einem edeln Styl gebauet und nach einem einfachen Plane ſo geordnet, daß das Ganze einen angenehmen Anblick gewährt. Ziemlich große verpflanzte Bäume ſind in Alleen geſetzt und rings umher Buſchwerke im engliſchem Geſchmacke angelegt worden. Kurz! was ſich mit Anſtrengung und ungeheurem Koſtenaufwande hat zwingen laſſen, das hat der Fürſt möglich gemacht. Freylich aber laſſen ſich die Operationen der Natur nicht gewaltſam beſchleunigen: Es fehlt daher noch viel daran, daß dieſe neue Pflanzungen hinlänglichen Schatten gewähren ſollten; Wer aber ſeine Spatziergänge nur ein wenig weiter in der Gegend umher ausdehnen will, findet in der Nachbarſchaft dieſes Bezirks ſchattichte und kühle Ruheplätze.

Die ſämmtlichen Gebäude, welche die beyden Quellen umgeben, deren eine vorzüglich als Trink- die andre als Badewaſſer ihre Kraft zeigt, liegen am Abhange eines Hügels, und wenn man dieſen erſteigt, hat man von allen Seiten eine der weiteſten und herrlichſten Ausſichten vor ſich. Auſſer den Thürmen von Hannover, erblickt man noch eine zahlloſe Menge andrer Städte, Dörfer, das Steinhuder Meer, mit der darinn liegenden bückeburgiſchen Feſtung Wilhelmſtein und überhaupt eine höchſt maleriſche Landſchaft, in welcher ehrwürdige Berge die reizendſten Thäler begrenzen.

Die hieſigen aſphaltiſchen Schwefelquellen ſind nicht von der Art, wie wohl manche andre, die nur aus fürſtlicher Huld mit dem Titel von Mineralwaſſern begnadigt worden, ſondern ſie enthalten reichlich Schwefel, Schwefelleber-Luft, Erdharz, Luftſäure, aufgelöſte Kalkerde, flüchtiges alcaliſches, vitrioliſches, bittres Koch- Glauber- und anders Salz. Dieß beweiſen ſchon der äuſſerſt durchdringende Geruch und Geſchmack und die ſorgſam angeſtellten Verſuche des geſchickten Brunnenarztes, der ein eignes Werk darüber geſchrieben hat. Und dieß Waſſer iſt in unerſchöpflich großer Menge vorhanden. Seine herrlichen Kräfte werden in jedem Jahre durch auſſerordentliche Curen beſtätigt. Vorzüglich ſcheint es in allen rheumatiſchen, gichtiſchen und podagriſchen Zufällen ſeine Würkung zu zeigen. In manchen Fällen hingegen glaube ich, (doch darf ein Laye darüber nicht urtheilen) daß man Urſache habe, ſehr vorſichtig in der Anwendung zu ſeyn; Es iſt ein Waſſer, mit deſſen innerm und äuſſerm Gebrauche wohl nicht zu ſcherzen ſeyn mag. Beſonders ſollte man es nicht wagen, ohne Bewilligung desjenigen Arztes, der die Natur und das Uebel des Kranken aus dem Grunde kennt, ſich zu lange fortgeſetztem, häufigen Baden und Trinken zu entſchlieſſen; Es iſt nicht möglich, daß ein Brunnenarzt, wenn ihm ſeine Patienten gänzlich fremd ſind, dies in der kurzen Zeit gehörig beurtheilen könne.

Uebrigens hätte der Landgraf zu dieſer Stelle keinen Mann wählen können, der ſich beſſer dazu ſchickte, wie der Hofrath und Profeſſor Schröter. Seine Geſchicklichkeit im mediciniſchen Fache iſt den Kennern der Kunſt bekannt. Dabey iſt er ein

men=

menſchenfreundlicher, bieder, dienſtfertiger, lebhafter, in ſeinem Berufe unermüdet thätiger Mann.

Die Einrichtung der Bäder, die unter ſeiner Direction gemacht worden, iſt vortreflich, ſowohl, was die gewöhnlichen, als was die Douche (oder Touche) und endlich die Dampfbäder betrifft; und da ihrer eine große Menge iſt, man auch die Keſſel Tag und Nacht heiß erhält; ſo kann auf Verlangen jeden Augenblick eines angelaſſen werden.

Das Verdienſt, welches ſich der Landgraf hier um die leidende Menſchheit erworben hat, iſt um ſo größer, je leichter man es berechnen kann, daß die großen Summen, welche er dazu verwendet hat, nie wieder durch den Ertrag herausgebracht werden können. Der feſtgeſetzte Preis für die Wohnungen und Bäder iſt äuſſerſt billig; die Zimmer ſind hübſch und zum Theil geſchmackvoll meublirt, die Betten gut und reinlich; für Ordnung und Polizey wird durch einen Burggrafen, der ein höflicher und dienſtfertiger Mann iſt, und überhaupt für die Gemächlichkeit und Pflege der Curgäſte auf alle Weiſe geſorgt. Einige Säle, wovon der eine von auſſerordentlicher Gröſſe iſt, und ſind theils zum Tanzen, Spielen, Speiſen und andern geſellſchaftlichen Vergnügungen beſtimmt, theils dienen ſie bey ſchlechten Wetter, wie wir es leider! jetzt häufig haben, den Spatzierengehenden zum Zufluchtsorte — Kurz! alles, was von Seiten der Herrſchaft geleiſtet werden kann, iſt und wird geleiſtet. Weniger zufrieden hat man, wenigſtens in dieſem Jahre, Urſache von der Tafel und dem Weine zu ſeyn, weil dieſe Artikel verpachtet ſind und man, nach Verhältniß des Preiſes, von dieſer Seite nicht ſo gut bedient wird, wie es wohl ſeyn ſollte. Ueber's Jahr wird es vielleicht beſſer damit eingerichtet werden; diesmal muß man mit der Entſchuldigung vorlieb nehmen, daß die geringere Anzahl der Curgäſte es unmöglich macht, die Pachtgelder herauszubringen, wenn man nicht ſchlechtere Waare liefern will. [illegible] Böhmiſche Muſicanten, von denen ein Paar recht brav ſpielt, fiddeln und blaſen uns bey Tiſche und in der Allee etwas vor; [illegible] nöthigt uns das veränderliche Wetter, auf weite und lange Spaziergänge Verzicht zu thun. Schauſpieler ſind diesmal nicht hier; und ſo muß man ſich denn mehrentheils in den Häuſern die Zeit vertreiben, ſo gut man kann.

Den 9ten.

Ich habe doch einige freundliche Sonnenblicke genützt, um mit einem ſehr guten, lieben Manne, dem Hofrathe von S*** aus B***, den ich hier kennen gelernt habe, einen Spaziergang nach Rodenberg bey dem andern Brunnen zu machen. Das Waſſer dieſer Quelle iſt ſehr hell, enthält Kochſalz, ſalzige Magneſia, Bitterſalz, Glauberſalz und luftſaure Kalkerde. Ueber dem Brunnen iſt ein kleines Gebäude errichtet und rings umher ſind Hecken, Linden- und Caſtanien-Alleen gepflanzt, die, wie es heiſſt, bis nach Nenndorf fortgeführt werden ſollen.

Den 10ten.

Ich kannte die Feſtung Wilhelmſtein im Steinhuder See, nur aus dem Kupferſtiche, das vor einem Stücke des Journals von und für Teutſchland ſteht; heute bin ich mit einer kleinen Geſellſchaft dahin gefahren geweſen. Die Anlage rührt von dem vortreflichen Grafen von der Lippe=Bückeburg her, der ſich um Portugal ſo verdient gemacht hat und einer der größten, edelſten und in aller Rückſicht ausgezeichneteſten Männer unſers Zeitalters war. Man ſah damals die Erbauung dieſer Feſtung wie ein koſtbares Spielwerk an; Indeſſen hat ſie doch kürzlich, bey einem gewiſſen, allgemein bekannten Vorfalle, nützliche Dienſte geleiſtet. Der dort commandirende Officier hat uns, nachdem wir zu ihm übergeſchifft waren, mit der höflichſten Bereitwilligkeit herumgeführt. Unterdeſſen wurde im Dorfe unſer Mittagsmahl, das größtentheils aus Fiſchen beſtand, zubereitet; worauf wir dann ganz zufrieden von dieſer kleinen Luſtfahrt hierher zurückkehrten.

Da mich der Poſtbothe ſo eben gefragt hat, ob ich ihm keine Briefe mitzugeben hätte und ich Sie einmal daran gewöhnt habe, wöchentlich ein Paquet von mir zu erhalten; ſo will ich dieſe Blätter einſiegeln und an Sie abgehn laſſen. Gott behüte Sie, mein Lieber.

Sechzehnter Brief.

Nenndorf, den 18ten Julius.

Ein ſo unthätiges Leben, wie ich es hier führe, contraſtirt ſehr mit meiner gewöhnten Lebensweiſe; und doch fühle ich, wie heilſam und nöthig mir dieſe Ausſpannung iſt. Ich wende alle Sorgfalt auf meine Cur, um mich zu der großen Seereiſe und zu meinem neuen Berufe abzuhärten; auch befinde ich mich ſchon beſſer, wie in langer Zeit. Man ſage, was man will; ſo iſt doch unter allen Unglücksfällen, die den Menſchen treffen können, ein ſiecher Körper das Härteſte.

Was ſind des Lebens ſchönſte Tage,
Geſundheit! ohne Dich?
Es fliehen Muth und muntre Laune,
Wo Deine Kraft nicht würkt.

Der darbt im Schooß des Ueberfluſſes,
Den Schmerz, den Krankheit plagt;
Mit Unluſt blickt ſein mattes Auge
Auf heitre Scenen hin.

Der Mund verſagt den Dienſt zum Lächeln;
Der Freude Morgenroth
Wirft auf die todtenbleiche Wange
Nicht Einen hellen Strahl.

Geſundheit! edelſter der Schätze!
So lange Du mir bleibſt,
Dünk' ich in einer kleinen Hütte
Mich groß und neidenswerth;

Und trage ſtill und ohne Murren
Der Sorgen ſchwerſte Laſt
Und geh' der Zukunft froh entgegen,
Wenn Deine Hand mich hält.

Ich ſchicke Ihnen, mein Lieber! hier die gedruckten Verzeichniſſe der Curgäſte. Sie werden daraus ſehn, daß die vortrefliche, allgemein geliebte und verehrte Herzoginn von Mecklenburg-Schwerin mit ihrem Gefolge und einer Anzahl andrer Mecklenburger, davon Einige nur ihrer guten Fürſtinn wegen ſich hier aufhalten, den größten Theil der diesjährigen Geſellſchaft ausmacht.

Wenn man dem wahren Hoftone von ganzem Herzen das Wort reden lernen will; ſo muß man den zum Beyſpiele nehmen, der unter den Perſonen herrſcht, von welchen dieſe menſchenfreundliche, kluge, kenntniß- und talentvolle Fürſtinn umgeben iſt und die ſich größtentheils nach ihr gebildet haben. Es iſt in der That ſehr widrig, zu ſehn, wie dieſer Ton, in ſo fern man Braunſchweig und noch ein Paar Reſidenzen ausnimmt, an den

trulteutſchen Höfen immer ſeltner wird. Statt da Leute zu finden, welche durch Menſchenkenntniß, die ſie auf Reiſen und im Umgange mit den Edelſten und Gebildetſten ſich zu erwerben Gelegenheit gehabt, ihre Sitten verfeinert und gemildert hätten; duldender, gefälliger, vorſichtiger und ſchonender geworden wären; dabey die Gabe beſitzen ſollten, jedes Geſpräch zu beleben, über ihre Launen und Leidenſchaften Meiſter zu ſeyn, dem kleinſten Gegenſtande Intereſſe zu geben, die Unterhaltung durch Wohlredenheit in mehrern Sprachen und durch feinen Witz zu würzen, kurz! jedermann zu gewinnen, ſich verbindlich zu machen und ihm Gelegenheit zu geben, ſich in vortheilhaftem Lichte zu zeigen, ohne darum an innerer Würde, Eigenthümlichkeit des Characters und äuſſerm Anſtande zu verliehren; die endlich ihre glückliche Muße genützt hätten, um, durch Lectur und Studium, Kenntniſſe und Talente zu erlangen; trifft man jetzt an den mehrſten Höfen geiſt- ſeelen- und herzloſe Geſchöpfe, fade Stutzer, aufgeblaſene Windbeutel oder Wollüſtlinge an, die ſich an Zoten ergötzen, gefräßige Schwelger, verbuhlte, übertünchte Dirnen, oder Menſchen, welche eine Freude darinn ſuchen, einem Fremden mit Uebermuthe zu begegnen, ihn in Verlegenheit zu ſetzen, oder ſich gar nicht um ihn zu bekümmern; oder unwiſſende, plumpe Carricaturen; oder hämiſche, gefährliche, zänkevolle Spürer; oder glattzüngige, falſche Complimenten-Schneider; oder Solche, denen der Hunger und die Langeweile aus den Augen blickt; oder niedrige Sclaven, denen die Schulden und die Furcht, geſtürzt zu werden, böſe Launen giebt. Dieſe ſind es, gegen die ich ſo oft declamire, wenn ich über Hofſchranzen eifre; nicht aber jene hochachtungswerthe Perſonen, deren Umgang jedem Manne von Kopf und Herz angenehm und lehrreich ſeyn muß.

Den 20ſten.

Ich komme ſo eben von Rehburg zurück, wo in dieſem Jahre vorzüglich viel Cur-Gäſte ſich aufhalten. Die Mehrſten derſelben pflegen gewöhnlich Hannoveraner zu ſeyn; und doch ſollten billig die ſehr guten Einrichtungen, welche man dort für Kranke und Geſunde gemacht findet, die ſchöne Gegend und die unzweifelhaft wohlthätige Würkung des mineraliſchen Waſſers mehr Fremde dahin ziehn. Die Wohnungen ſind beſſer, wie in den mehrſten Bädern, die ich kenne, Speiſe und Trank ſo, daß niemand Urſache haben kann, zu klagen und die Spatziergänge und Ausſichten umher äuſſerſt reitzend.

Indeſſen fand ich doch diesmal in Rehburg auch viel Perſonen aus Bremen, mit denen ich Bekanntſchaft zu machen ſuchte, weil ich bald ſelbſt in dieſe Reichsſtadt kommen werde. Ich frugte auch nach dem dortigen würdigen Dom-Prediger N*** und hörte mit Vergnügen, daß er ſich wohl befindet, und daß er ſich der allgemeinen Achtung und Liebe erfreuet, deren er ſo würdig iſt. Wenn Gelehrſamkeit, edle Denkungsart, lebhafte Wärme für alles, was gut und groß iſt, treue Berufs-Erfüllung, unermüdet thätiger Eifer für das Glück der Mitmenſchen; Wahrhaftigkeit und Gradheit, prunkloſe Wohlthätigkeit im Stillen, Unterſtützung und Beförderung jeder nützlichen Anſtalt, ein Recht auf dieſe Empfindung geben können; ſo hat gewiß der gute N*** die gerechteſten Anſprüche auf die Verehrung ſeiner Zeitgenoſſen. Ich hoffe, ihm das, bald von ganzem Herzen mündlich ſagen zu können; denn da ich grade Gelegenheit finde, mit einem Manne Gemeinſchaft zu machen, der ein leeres Fuhrwerk aus Bremen verſchrieben hat, um übermorgen dahin abzureiſen, und meine beynahe dreywöchige Cur nun geſchloſſen iſt; ſo verlaſſe ich Nenndorf; und nicht eher werden Sie wieder etwas von mir hören, bis ich Ihnen ſagen kann, daß auf Ihre Geſundheit ein Glas alten Weins in der Roſe ausgeleert hat, Ihr ꝛc.

Siebenzehnter Brief.

Bremen, den 30ſten Julius.

Nun ergreife ich endlich einmal wieder die Feder, mein theuerſter Freund! um Ihnen Nachricht von mir zu geben. Bis hierher haben mich Zerſtreuungen und Geſchäfte nicht dazu kommen laſſen. Meinen americaniſchen Freund M°°° fand ich ſchon hier, und da hatten wir dann mit einander und mit hieſigen Kaufleuten ſo vielerley zu verabreden und zu verhandeln, daß die Zeit uns äuſſerſt ſchnell zu verfliegen ſchien. Die Nachmittage und Abende aber und auch manche Mittage wurden in Geſellſchaft der gaſtfreyen

Bremer hingebracht. — Doch ich will den Faden meiner Erzählung da wieder anknüpfen, wo ich ihn zu Ende meines vorigen Briefes abgeriſſen habe.

Von der Wahl meines Reiſe-Geſellſchafters hatte ich alle Urſache, zufrieden zu ſeyn. Er iſt ein verſtändiger Mann, deſſen Geſpräche die Lücke ausfüllten, die durch den Mangel an reizenden Gegenſtänden von Auſſen in mir entſtand. Der Weg von Nenndorf hierher iſt nichts weniger, wie angenehm; wir fuhren über Wunſtorf, Nienburg und Hoya. In letzterm Orte, dem einzigen auf dieſem Striche, deſſen Lage hübſch iſt, brachten wir die Nacht zu und wurden ziemlich gut bewirthet. In den Dorf-Schenken hingegen, in denen wir, um Pferde und Menſchen zu erquicken, zuweilen anhalten mußten, eckelte uns der abſcheuliche Schmutz und die ſchlechte Koſt ſo, daß wir lieber, ohne etwas anzurühren, vor der Hausthür ſitzen blieben, bis wieder angeſpannt wurde. — Welch ein Abſtand gegen die freundlichen Dorf-Wirthshäuſer in den Rhein-Gegenden, ſelbſt da, wo keine große Landſtraße vorbeyführt!

Man fährt auf dieſem Wege oft

durch Befriedigungen, die gemacht ſind, damit das Vieh nicht auf die Felder komme. Da ſind dann, wo der Graben, der Straße wegen, unterbrochen iſt, Schlagbäume geſetzt, und zwar in ſo großer Anzahl, daß man jeden Augenblick anhalten muß, um einen derſelben öffnen zu laſſen. Nun ſteht immer bey einem ſolchen Schlagbaume ein ganzer Haufen von Kindern, die ſich darum reiſſen, ein Trinkgeld für dies Geſchäft zu verdienen. Das Geld gäbe man nun wohl ganz gern, damit die Bedienten nicht jedesmal abſteigen dürfen; allein da die Kinder vom frühen Morgen an bis in die Nacht hier aufpaſſen; ſo iſt es ärgerlich, zu denken, daß eine Menge Knaben und Mädchen auf dieſe Weiſe ſich an Müßiggang und Betteley gewöhnt und daß die Orts-Obrigkeiten dieſem Unweſen nicht abhelfen.

Ich habe mich hier in Bremen in einen Gaſthof einquartiert, der an einer ſehr lebhaften Straße gelegen iſt; Sie wiſſen, daß ich gern viel thätige Menſchen durch einander hin und her wandeln ſehe.

Die Bevölkerung von Bremen ſoll in den letztern Zeiten ein wenig abgenommen ha-

haben; Man zählt jetzt ungefähr vierzigtauſend Einwohner, welches freylich, im Verhältniſſe mit dem Umfange, wenig iſt; allein die Neuſtadt hat auch große, unbebauete Plätze.

Der Weſer-Strom fließt, in zwey Armen, mitten durch die Stadt, wodurch ſie in die Alt- und Neuſtadt getheilt wird. Die Magiſtrats-Perſonen und die mehrſten der angeſehenſten Kaufleute wohnen in der Altſtadt. Doch haben Viele von ihnen Gärten- und Sommer-Häuſer in der Neuſtadt, und da dieſe im Winter ganz leer ſtehen; ſo herrſcht dann in manchen Straßen eine öde Stille, dagegen ſtecken die kleinen Häuſer in andern Gaſſen gepfropft voll von Handwerksleuten, geringen Krämern und Fabricanten, Taglöhnern u. dgl.

Am liebſten mögte ich hier in der Altſtadt an der ſogenannten Schlacht wohnen, wo die Ankunft und Abfahrt und das Inn- und Ausladen der Fahrzeuge auf der Weſer einen Anblick voll angenehmer Abwechſelung gewährt. Größere Schiffe können nicht bis hieher kommen; ſie bleiben theils in dem kleinen Hafen bey Vegeſack, theils noch tiefer unten, bey Brake, Elsfleth ꝛc. liegen und ſchicken und holen ihre Waaren in kleinern Barken von und nach Bremen. Ich habe vorgeſtern eine kleine Waſſerfahrt da hinunter gemacht; allein ich finde die Ufer an beyden Seiten nichts weniger wie maleriſch, gar nicht zu vergleichen mit denen am Rhein, Mayn, an der Elbe und Donau.

Ueberhaupt iſt die Gegend weit um Bremen herum platt und gewährt dem Auge wenig Vergnügen. Auch giebt es vor den Thoren der Stadt keine beträchtlich große und ſchöne Gärten, beſonders keine öffentliche, wie vor Leipzig, Hamburg, Wien, München und andern Städten, wo Leute von verſchiednen Claſſen ſich zu gemeinſchaftlichen geſelligen Freuden verſammelten. Zum Ruhme von Bremen aber ſey es auch geſagt, daß es hier, nach Verhältniß, weniger müßige Menſchen giebt. Die reichſten und angeſehenſten Einwohner beſitzen jedoch, eine oder ein paar Meilen von der Stadt entfernt, ſchöne Landgüter, Häuſer und Vorwerke, wo ſie ſich im Sommer von ihren Geſchäften zu erholen und ihre Freunde zu bewirthen pflegen.

Die Bauart, beſonders der ältern

Häuſer in der Stadt, gefällt mir gar nicht. Von Auſſen hohe, unförmliche Façaden, mit einer ſo ungebührlichen Menge von Fenſtern, eines neben dem andern, daß man füglich ſagen könnte, es ſeyen gläſerne Häuſer. Inwendig große Hausfluhren, wodurch ſehr viel Platz verlohren geht, der zu Wohnungen hätte verwendet werden können. Daher kömmt es dann, daß man wenig Reyhen von Chambres à plein pied antrifft. Zu den einzeln gelegnen Zimmern muß man noch obendrein mehrentheils auf kleinen, ſchmalen Treppen hinaufſteigen. Bey manchen Gebäuden kann dieſe Einrichtung vielleicht Vortheil gewähren, wenn der Bewohner Waaren-Handlung treibt, bey den mehrſten hingegen iſt ſie, nach der Lebensweiſe der jetzigen Zeiten, beſonders für Die, welche große Geſellſchaften bey ſich bewirthen, nicht bequem. Die neuerlich erbaueten Häuſer haben dieſe Fehler nicht und verrathen einen beſſern Geſchmack; doch vermiſſe ich an den mehrſten derſelben einen reinen Styl der Bauart, ſehe da gewölbte Fenſter, durchgeſchnittene Giebel, unförmliche Geſimſe, Misſtand in den Verhältniſſen u. dgl. Die Börſe, das neue lutheriſche Waiſenhaus und einige Privathäuſer machen davon eine angenehme Ausnahme.

Die Policey iſt vorzüglich gut; Kein Bettler iſt in und um Bremen zu ſehn, beſonders ſeit der neuerlichen Verbeſſerung der Armen-Anſtalten. Und zwar werden dieſe Bettler nicht, wie wohl in andern Städten, mit leerem Magen, über die Grenze, dem lieben Nachbar zugeführt, ſondern es wird dafür geſorgt, daß ſie hier arbeiten und eſſen können. Wenn ich Ihnen in der Folge etwas von der ganz auſſerordentlichen Wohlthätigkeit der Bremer ſagen werde, wovon ich täglich neue Thatſachen erfahre; ſo werden Sie dieſen guten, menſchenliebenden Bürgern ihre Hochachtung nicht verſagen können. Das alles aber geſchieht ohne großen Lerm und Sie ſehen hier nicht beſtändig ein Heer von laurenden Policey-Dienern und Bettel-Vögten durch die Gaſſen ſchleichen, die den um Almoſen Flehenden mishandeln, wenn er ſich nicht mit ihnen abfindet, und die oft ärgere Gauner ſind, wie die Menſchen, gegen welche ſie ausgeſchickt werden. Juden ſind hier gar nicht als Einwohner geduldet und auch fremde Juden dürfen, nur in der Zeit des Freymarkts, unter gewiſſen Bedingungen, ihr Verkehr treiben. Die Feuer-Anſtalten ſind vortreflich; Von der Erleuchtung der Stadt kann ich nicht urtheilen, weil es Sommer iſt. Das große Waſſerrad, an der erſten Brücke, verſieht eine beträchtliche Anzahl von Häuſern beſtändig mit Weſer-Waſſer, welches zu manchen häuslichen Bedürfniſſen beſſer, wie das Brunnen-Waſſer iſt. Der Mechanismus iſt ſehr einfach; Der Strohm treibt das Rad, an welchem Rinnen befeſtigt ſind, die das Waſſer beym Herumdrehen ſchöpfen und dann oben in ein großes ſteinernes Behältniß ausgieſſen. Von daher wird es durch Röhren unter der Erde hin in die Häuſer geleitet; Wer eine gewiſſe Abgabe zur Unterhaltung des Werks bezahlt, kann ſich in ſeiner Wohnung dieſe Bequemlichkeit verſchaffen. Das Gebäude, worinn daß Rad ſich befindet, hat die Inſchrift:

Volue pater, ciui tradam tua dona, Viſurgis!

Den Preis der Lebensmittel finde ich, nach den Erkundigungen, die ich eingezogen habe, bey Weitem nicht ſo hoch, wie in Hamburg und ſelbſt geringer, wie in

Hannover. Specerey-Waaren und Weine ſind wohlfeil, weil man ſie zu Schiffe aus der erſten Hand haben kann.

Es iſt keinem Zweifel unterworfen, daß es hier eine, nach Verhältniß der Größe der Städte gegen einander, eben ſo beträchtliche Anzahl reicher Handelshäuſer giebt und die eben ſo wichtige Geſchäfte nach allen Handelsplätzen von Europa hin treiben, wie in den übrigen Hanſee-Städten; aber der Luxus iſt um vieles geringer, ſelbſt was die Beſetzung der Tafel bey großen Gaſtmahlen betrifft; die Sitten ſind einfacher und das Familien-Band enger. Sehr viel trägt hierzu mit der Umſtand bey, daß weniger müßige Fremde Veranlaſſung haben, hierher oder hierdurch zu reiſen. Doch von den Sitten der hieſigen Einwohner werde ich Ihnen mehr ſagen, wenn ich erſt längere Zeit hier werde zugebracht haben. Vier Wochen würden wohl über meinen Aufenthalt überhaupt hingehn; allein ich bin ſchon öfter hier geweſen. Jetzt noch etwas von andern Dingen!

Es giebt kaum zwey oder drey Miethkutſcher hier; Dagegen aber ſehr viel eigne Equipagen, unter denen einige geſchmackvoll und ſchön ſind. Nun iſt es aber zur Gewohnheit geworden, daß Diejenigen, welche keine Kutſchen und Pferde halten, ihre Bekannten um Herleyhung der ihrigen bitten, welches ſich nicht wohl abſchlagen läſſt, um ſo weniger, da hierauf die Kutſcher, wie auf eine ſichere Einnahme, zu rechnen pflegen. Der, welchem dieſe Wohlthat erzeigt wird, gewinnt nichts dabey; Für das Geld, was er dem fremden Kutſcher geben muß, würde er einen Miethwagen haben können, wenn es eine hinlängliche Anzahl derſelben hier gäbe. Ueber dieſen wäre er, was Zeit und Ort betrifft, Meiſter, ohne gegen jemand Verbindlichkeit zu haben. Der Verleyher hingegen muß dafür, daß ſein Kutſcher ein Trinkgeld bekömmt, ſeinen ſchönen Wagen, ſeine Livree, ſeine Pferde und ſein Geſchirr dem Wetter preisgeben; und die Beybehaltung dieſer Gewohnheit verurſacht, daß keine größere Anzahl von Miethkutſchern ſich hier feſtſetzt. In Hamburg (das aber freylich auch ſehr viel größer, wo die Bevölkerung ſtärker iſt und wo ſich das ganze Jahr hindurch eine ſo große Menge von Fremden aufhält) iſt es ganz anders; Da zählt man über zweyhundert eigne Equipagen und eine ſehr beträchtliche Anzahl von Miethkutſchern, deren einer oft vierzehn und mehr Fuhrwerke zugleich im Gange hat; Und dazu kommen nach die ſogenannten Stühl-Wagen, deren immer einige, ſo lange die Thore geöfnet ſind, vor demſelben halten, um, auf den erſten Wink, jedermann, für eine Kleinigkeit, nach Altona, und jenſeits Altona, auch nach Wansbeck, Ham, Horn u. ſ. f. zu bringen.

Ich erfahre ſo eben, daß ich dieſen Brief heute fortſchicken kann; geſtern war der eigentliche Poſttag; aber ich wuſſte das nicht. Länger mögte ich nicht gern warten, damit Sie doch wiſſen, daß ich hier bin. Ich empfehle mich, mein Lieber! Ihrer mir über alles theuren Freundſchaft und bleibe von ganzem Herzen Ihr ꝛc.

Achtzehnter Brief.

Den 4ten Auguſt.

Daß es hier ſehr guten alten Rheinwein giebt, wiſſen Sie vermuthlich; aber daß ich geſtern mit M*** und einigen hieſigen Freunden im Rathskeller, (welcher allein das Privilegium hat, Rheinwein zu verkaufen) dieſe Pacenäe gekoſtet und überaus heilſam gefunden; das habe ich die Ehre Ihnen hiermit zu melden. Der erſte Grund zu dieſem Schatze wurde gelegt, durch die ziemlich wohlfeile Ankaufung eines ganzen Weinlagers, das in den Rhein-Gegenden verhandelt wurde. Andre ausländiſche Weine waren aber längſt vorher ſchon im Keller, zum Vortheil des Stadt-Aerariums, ausgeſchenkt worden. Nach jenem guten Kaufe hat man von Jahren zu Jahren den Vorrath, durch Anſchaffung alter und junger Rheinweine, vermehrt. Es giebt hier, in der ſogenannten Roſe (einer beſondern Abtheilung im Keller) ſo alten Wein, daß man berechnet hat, es komme, wenn man den Ankaufspreis, die verlohrnen Zinſen, dann wieder die Zinſen von den Zinſen, endlich den Auffüll-Wein und andere Unkoſten in Anſchlag bringt, jede Quartier-Flaſche voll über tauſend Thaler zu ſtehn. Dieſer Wein aber wird auch gar nicht verkauft, ſondern nur bey Feyerlichkeiten und, auf Befehl des Präſidenten, für Kranke hergegeben. Man trägt ſich mit der Anecdote, daß, bey der Wahl und Krönung des Kaiſers Joſeph, man von Frankfurth aus nach Bremen um alten Rheinwein geſchrieben habe. Jeder von den Herrn des Raths erhält jährlich ein beſtimmtes Maaß von der mittlern Gattung, als einen Theil der Beſoldung; auch wird fremden Fürſten und Miniſtern Ehrenwein geſchenkt und bey Gaſtmahlen, die der Magiſtrat auf der Börſe giebt, wird Rheinwein von allerley Güte gereicht. Dennoch iſt der Ueberſchuß, welcher der Stadt aus den Raths-Keller-Rechnungen zufließt, nicht unbeträchtlich. Einige kleine und große Zimmer, die in dieſem unterirdiſchen Bachus-Tempel befindlich ſind, dienen theils Einheimiſchen und Fremden, die hier zechen und etwa ein Gericht friſch gebratner Neunaugen eſſen wollen, (welches mir aber, im Vorbeygehn zu ſagen, eine ungeſunde und nicht einmal ſo wohlſchmeckende Koſt zu ſeyn ſcheint, wie die eingemachten) zum Aufenthalte, theils an gewiſſen Tagen in der Woche den Herrn des Raths zu einem freundſchaftlichen Verſammlungsorte.

Unter dem Chor der Domkirche iſt der

Bley-Keller; eine Benennung, die daher rühren ſoll, weil darinn wäre das Bley gegoſſen worden, womit vormals das Dach der Kirche bedeckt geweſen. Dieſer Keller hat die Eigenſchaft, daß darin todte Körper nicht verweſen, ſondern, wie Mumien, eintrocknen. Indeſſen gewähren doch die wenigen Körper, welche da in Särgen ſtehen, einen widrigen Anblick, weil, beſonders durch das Einfallen der Naſen-Knorpel, die Geſichter ſehr verunſtaltet ſind.

Den 3ten.

Ich habe dieſen Mittag ein Getränk, oder vielmehr eine Art Creme genoſſen, die in England unter dem Namen Sillabub bekannt iſt, aber, ſo viel ich weiß, in Teutſchland wenig verfertigt wird. Die Zubereitung iſt indeſſen ſehr einfach: Man vermiſcht eine halbe Flaſche voll Rhein- oder Franzwein mit einer viertel Flaſche voll Sect und eben ſo viel ſüßen Milchrahm, thut dazu den Saft von einigen Citronen und nach Belieben Zucker, der auf dieſen Citronen iſt abgerieben worden. Dies alles wird zu Schaum geſchlagen und in Gläſer gefüllt. Verſuchen Sie das, lieber Freund! es wird Ihnen wohlſchmecken.

So wenig ich übrigens, zu meiner Freude, eigentlich ausländiſche Sitten im Ganzen hier herrſchen ſehe; ſo finde ich doch einige holländiſche und engliſche Gewohnheiten eingeführt. Dahin gehört, auſſer dem Trinkgeldgeben, in den Häuſern, wo man geſpeiſt hat, noch der ſehr ungeſunde häufige Gebrauch der Feuer-Käſtchen für die Frauenzimmer, bey irgend kühlem Wetter; (jedoch freylich nicht in der jetzigen Jahrszeit) und das nicht nur etwa bloß in der Kirche, ſondern auch in den Häuſern, wo zuweilen in einer Geſellſchaft an alle anweſende Frauenzimmer, durch die aufwartende Magd, dergleichen Feuer-Stübchen herumgereicht werden. Auch rechne ich dahin die ſtillſchweigende Verabredung, daß niemand vor Ablauf des Jahrs den Weinhändlern, Krämern, Handwerksleuten ꝛc. ſeine Schulden bezahlt, ja! daß man Mühe hat, vor dem Neujahrstage eine Rechnung zu erhalten. Dies gewährt freylich den Nutzen, daß der eine Theil das ganze Jahr hindurch ſein baares Geld nützen kann, und der andre gewiß iſt, daß er am Ende deſſelben eine große, unverſplitterte Summe in die Hände bekömmt, ungerechnet, daß ihm auch viel Zeit erſpart wird, weil er nicht jeden Augenblick einzelne Poſten aus den Büchern auszuziehn und darinn durchzuſtreichen braucht; allein es hat auch den Nachtheil, daß es zu unvorſichtigem Creditgeben und Schuldenmachen verleitet, um ſo mehr, da der Bremer gutmüthig iſt und leicht, ſelbſt unbekannten Leuten, auf's Wort hingiebt.

Die einzige Silber-Münze, welche man, auſſer feinen Drittel- und Zweydrittel-Stücken, hier im täglichen Umlaufe ſieht, ſind die Grote, deren zwey und ſiebenzig auf einen Thaler gehen; allein man giebt ſie auch in Thalers-Rollen aus, und auf guten Glauben hin läuft oft eine ſolche Rolle ungezählt durch ſo viel Hände, bis endlich das Papier durchgeſchabt iſt; Selten findet ſich dann, daß einmal ein Grot an der Summe fehlt. Die Stadt läſſt dies Geld nicht hier, ſondern auswärts, wenn ich nicht irre, in Hamburg münzen.

Das Militair beſteht aus einem Bataillon Infanterie und trägt rothe Röcke mit weiſſen Aufſchlägen. Zum Commandanten pflegt die Stadt einen Officier zu wählen, der ſchon in einem andern Corps mit Ehre gedient hat.

Nicht nur die Herrn des Raths, ſondern auch die Elterleute, (Vorſteher der Kaufmannſchaft) Advocaten, Procuratoren und überhaupt Alle, die ein bürgerliches oder kirchliches Amt verwalten, tragen, in Geſchäften und bey Feyerlichkeiten, ſchwarze Kleider und Mäntel nebſt weiſſen Kläppchen am Halſe. Das finde ich anſtändig und ehrwürdig; allein ſie müſſen auch dazu große Knoten-Perücken aufſetzen; und das iſt, beſonders für jüngere Perſonen, die ihr dickes Haar mit dieſem Gebäude bedecken, vor allem im Sommer, äuſſerſt drückend. Durch eine gemeinſchaftliche Verabredung lieſſe ſich, wie ich glaube, dieſer beſchwerliche Ueberreſt der alten Sitten abſchaffen. Wenigſtens ſollte es erlaubt ſeyn, ſein eignes Haar rund, in Locken friſirt, zu tragen; denn das iſt auch wahr, daß ein Zopf oder Haarbeutel zu einem Mantel nicht wohl paſſt.

Die herrſchende Religion (ein Ausdruck, den ich ſo ungern brauche, weil er mit dem Geiſte des Chriſtenthums ſo ganz entgegen zu ſeyn ſcheint) iſt hier die reformirte. Aus dieſen Glaubens-Verwandten beſteht auch der Magiſtrat; Doch iſt kein Geſetz vorhanden, welches einen Lutheraner von dem Vorzuge, in den Rath zu kommen, ausſchlöſſe. Ehemals iſt dies auch öfter der Fall geweſen; Daß aber jetzt, da die reformirten Familien einmal im Beſitze ſind, dieſe lieber auf ihre Glaubens-Verwandten bey den Wahlen Rückſicht nehmen; wer kann ihnen das verdenken? Uebrigens haben die Lutheraner in Bremen den Genuß aller Vortheile und Rechte, wie die übrigen Bürger; nur weigern ihren Kindern einige Handwerker den Eintritt in die Zunft. So unbillig dies iſt; ſo wenig wird man hieraus Veranlaſſung nehmen können, der Regierung einen Vorwurf zu machen, wenn man bedenkt, mit welchen Schwierigkeiten in Teutſchland die Abſchaffung der Misbräuche in den Zünften verknüpft iſt; beſonders in Reichsſtädten, wo dieſe ſteif und feſt auf ihre alten Privilegien und ſogenannten Rollen, mögten dieſe auch aus den finſterſten Zeiten herrühren, zu halten pflegen und, bey der geringſten Reform, unangenehme tumultuariſche Scenen von den Handwerks-Geſellen zu beſorgen ſind.

Es iſt bekannt, daß der König von England, als Herzog von Bremen, hier alle Rechte des ehemaligen Erzbiſchofs und des Capitels durch ſeine in der Stadt eingeſezten Beamten verwalten läßt. Der hannöverſche Stadtvogt muß den Stab brechen, wenn ein Verbrecher zum Tode verurtheilt werden ſoll. Das erzbiſchöfliche Palatium, die ehemaligen geiſtlichen Curien und andre hannöverſche Gebäude und Plätze genieſſen, nebſt den Bewohnern derſelben, gewiſſe Rechte und Befreyungen, die durch Vergleiche beſtimmt und feſtgeſetzt ſind. Das Perſonale des hannöverſchen Etats iſt anſehnlich und es gehören dazu auch die Prediger an der königlichen Domkirche, unter denen Einer Superintendent und Conſiſtorialrath in Stade iſt, die Lehrer an der Domſchule und einige Schulmeiſter. Es ſteht alſo das lutheriſche Kirchen- Schul- und Armenweſen unmittelbar unter hannöverſchem Schutze und alle Stadt-

Einwohner dieſes Bekenntniſſes, ſo wie die in den benachbarten Dörfern, machen die Dom-Gemeine aus, welche vormals aus mehr wie funfzehn- bis zwanzigtauſend Seelen beſtand, jetzt aber nicht völlig ſo ſtark iſt. Der Dom iſt ein altes, ehrwürdiges gothiſches Gebäude; Die königliche Regierung hat von jeher dafür geſorgt, daß die Prediger- und Schullehrer-Stellen mit würdigen und geſchickten Subjecten ſind beſetzt worden; auch hat eine Menge verdienſtvoller, verſtorbner und noch lebender Geſchäftsmänner und Gelehrter in allen Fächern, der hieſigen Domſchule und dem damit verbundnen Athenäo ihre erſte Bildung zu danken. Ich nenne unter Dieſen nur allein den Doctor Olbers, einen Mann, der ſchon als Student ſich durch ſeine großen aſtronomiſchen Kenntniſſe berühmt gemacht hat. Jetzt lebt er als Arzt hier und iſt, ſeiner großen Geſchicklichkeit in dieſem Fache, und ſeines edeln, menſchenliebenden und beſcheidnen, ſanften Characters wegen, von ſeinen Mitbürgern allgemein verehrt und geliebt. Er hat als Arzt einen ſeltnen Scharfblick und eine gleich unermüdete Thätigkeit in ſeinem Berufe, bey Reichen, wie bey Armen. Der Kranke glaubt ſeine Leiden ſchon zur Hälfte gehoben, wenn er die freundliche, tröſtende Stimme dieſes theilnehmenden Retters hört. Das Studium der Aſtronomie füllt jetzt nur ſeine Erholungsſtunden aus, und er hilft zuweilen ſeinem berühmten Freunde, dem in der Nähe, in Lilienthale wohnenden Oberamtmann Schröter, in den Beobachtungen der Himmelscörper, beſonders des Mondes, über deſſen Oberfläche dieſer wahrhaftig große Mann uns noch kürzlich mit einem vortreflichen Werke beſchenkt hat.

Die catholiſchen Glaubensgenoſſen halten ihren Gottesdienſt in des kaiſerlichen Reſidenten, Reichshofraths, Freyherrn von Brints Hauſe — einem Hauſe, wo Menſchenliebe, Wohlthätigkeit und ächte Gaſtfreundſchaft einheimiſch ſind. Dieſer Geiſt der Liebe und Duldung ſcheint dann auch auf den beyden Geiſtlichen zu ruhn; wenigſtens ſind die jetzigen ſeltene Beyſpiele unter ihren Amtsbrüdern und tragen keine Spur von Pfafferey. Auch leben die Prediger der drey Bekenntniſſe hier in Bremen in der brüderlichſten Eintracht und nehmen gemeinſchaftlich an er laubten und anſtändigen Vergnügungen Theil.

Den 7ten.

Zum Lobe der hieſigen ſtädtiſchen Regierungs-Verfaſſung glaube ich nichts beſſers ſagen zu können, als daß ſeit 1428, da ſie alſo iſt gegründet worden, nicht die geringſte Gährung unter den Bürgern geweſen, welche dahin abgezielt hätte, eine Veränderung darinn zu bewürken. Im Jahre 1533 ſind freylich einige Unruhen vorgefallen; allein dieſe betrafen doch nur kirchliche Angelegenheiten; und was man nachher von dieſer Art erlebt hat, waren unbedeutende, leicht zu ſtillende Zunft-Händel.

Der Rath beſteht aus vier Bürgermeiſtern, wovon Einer halbjährig das Präſidium führt, zwey Syndicis und aus vier und zwanzig Senatoren, die theils Gelehrte, theils Perſonen aus der Kaufmannſchaft ſind. Dieſer Rath iſt in vier Quartiere oder Collegia getheilt; zu jedem derſelben gehört ein Bürgermeiſter und ſechs Senatoren. Iſt der ganze Magiſtrat verſammelt; ſo heiſſt das die Wittheit, wozu nicht, wie Büſching in ſeiner Erdbeſchreibung ſagt, Mitglieder aus der übrigen Bürgerſchaft gezogen werden; denn wenn dies geſchieht; ſo nennt man das einen Bürger-Convent. Auſſerdem theilt ſich wieder der ganze Rath in beſondere Committees, indem theils zwey und zwey, theils einzelne Glieder deſſelben gewiſſen Departements vorſtehen, z. B. bey dem Schulweſen, dem Militair, den Unter-Gerichten, dem Ober-Gerichte, dem Waſſerbaue u. ſ. f. Dieſe Vertheilung der Geſchäfte wird theils durch die Anciennität beſtimmt, theils geſchieht ſie durch jeden Bürgermeiſter in ſeinem Quartiere, nach den beſondern Neigungen und Fähigkeiten der einzelnen Rathsglieder in dieſem oder jenem Fache. Nicht alle Departements ſind gleich einträglich; Ueberhaupt aber ſind die Einnahmen, auch der ältern Senatoren und derer, welche am mehrſten beſondre Departements haben, nicht ſo beſchaffen, daß ein Mann aus bloßem Eigennutze eine ſolche Stelle ſuchen kann, um ſo weniger, da er, gleich bey Antritt ſeiner Stelle, mit Inbegriff des Schmauſes, den er der ganzen Bürgerſchaft geben muß, ein Paar tauſend

Thaler Unkoſten hat. Die Bürgermeiſter ſtehen, wie das billig iſt, höher. Die Stadt hat von jeher ſehr gelehrte und würdige Männer unter den Herrn ihres Raths gezählt. Auch geſchickten Fremden iſt, wenn ſie ſich hier Verbindungen zu verſchaffen wiſſen, der Weg zur Wahl nicht verſperrt.

Der Magiſtrat wählt freylich ſeine neuen Mitglieder nur unter ſich, ohne Zuziehung der Bürgerſchaft; allein es iſt dafür geſorgt, daß dies Vorrecht in keinen Misbrauch ausarten könne. Gewiſſe beſtimmte Grade der Verwandſchaft, in denen ein Candidat mit Einem der Senatoren oder Bürgermeiſtern ſteht, ſchlieſſen ihn von der Möglichkeit aus, in den Rath zu kommen. Iſt nun eine Stelle erledigt; ſo werden die vier Wahlherrn durch das Loos ernannt. Dieſe werden dann, wie im Conclave, eingeſchloſſen, und berathſchlagen ſich mit einander. Können ſie binnen vier und zwanzig Stunden, in welcher Zeit ſie ſonſt niemand ſprechen, noch das Zimmer verlaſſen dürfen, nicht über ein Subject einig werden; (indem nämlich die Stimmen unter zwey Competenten getheilt ſind;) ſo geſellt ihnen die in-

indeß verſammelte Wittheit, abermals durch das Loos, einen Fünften zu, welcher entſcheidet.

Auch über die Gränzen der Gewalt des Raths iſt Büſching fälſchlich berichtet worden. Kein neues Fundamental-Geſetz darf gemacht, nicht das Geringſte in der Conſtitution verändert und keine neue Auflage darf ausgeſchrieben werden, ohne Zuſammenberufung und Beyſtimmung des Bürger-Convents; Policey-Verordnungen giebt der Magiſtrat für ſich. In dieſem Convente hat jeder dazu berufene Bürger eine Stimme. Aber eben ſo wenig entſcheidet die allgemeine Entſchließung der Bürgerſchaft, wenn der Rath nicht einwilligt, und in beyden Fällen bleibt die vorgeſchlagene Neuerung ausgeſetzt, bis man ſich gegenſeitig überzeugt hat. Bey allen Caſſen (einige unbedeutende ausgenommen) ſind Deputirte von der Bürgerſchaft angeſetzt; Der dabey die Direction führende Rath rühret kein Geld an, ſondern hat nur die Oberaufſicht und die ſämmtlichen Rechnungen werden den Ausſchüſſen der Bürgerſchaft vorgelegt. Manche Einnahmen laufen grade in die Caſſe der Elterleute, welche ein beſonderres Collegium ausmachen, das ſich auf dem Schüttinge, einem alten Gebäude, dem Rathhauſe gegenüber, verſammelt.

Wer unter dreytauſend Thalern im Vermögen hat, bezahlt kein Geſchoß, ſondern wird, nach Verhältniß ſeines Gewerbes und nach billigen Grundſätzen, mit einer andern Abgabe belegt. Wer aber mehr wie dreytauſend Thaler beſitzt, taxirt ſich ſelber, nach Gewiſſen; und, zum Ruhme der hieſigen redlichen Bürger ſey es geſagt, (in Hamburg iſt es grade eben ſo) aus Patriotismus bezahlt Jeder eine größere Summe, wie ihm auferlegt werden könnte, wenn ſein Vermögens-Zuſtand ſtrenge unterſucht würde: Der geringſte Geſchoß iſt ein Achtzehntheil Procent; Allein die Bedürfniſſe des Staats erfordern immer eine ſtärkere Auflage. Ein Achttheil Procent pflegt ungefähr vier und zwanzig tauſend Thaler einzutragen. Auſſerdem ſind noch die Häuſer mit einigen Abgaben belegt; Auch wird eine Conſumtions-Steuer erhoben.

Dem

Den 8ten.

Ich ſprach geſtern von dem Patriotiſmus der hieſigen Einwohner, bey Angabe und Verzinſung ihres Vermögens. In der That ſieht man davon in einigen teutſchen Freyſtaaten, wo die Bürger gewiß ſind, daß die Gelder nur zum allgemeinen Beſten verwendet werden, Beyſpiele, die man vergebens in Reſidenzen und in ſolchen Reichsſtädten ſuchen würde, wo die Herrn Patricier nach Gutdünken ſchalten und walten. Ein gewiſſer Kaufmann in Hamburg ließ ein neues Haus bauen und auf daſſelbe einen kleinen Thurm (ein Belvedere) ſetzen. Indem nun das Gebäude aufgeführt wurde, deutete ihm der Magiſtrat an; daß die Errichtung eines ſolchen Thurms gegen die Geſetze ſey und daß, wenn er ſeinen Vorſatz ausführte, er Strafe werde geben müſſen. Der Mann war reich, wollte ſich die Freude nicht verſagen, das Belvedere hinzuſtellen, und vollendete alſo den Bau. Nun kündigte ihm der Magiſtrat an: er müſſe zehntauſend Mark Strafe bezahlen. Ohne lange über die Summe zu zanken, von welcher man ihm ge-

gewiß, wenn er geboten hätte, den größten Theil würde erlaſſen haben, überzeugt, daß er unrecht gehandelt hatte, und daß jene Summe zum gemeinen Beſten verwendet werden würde, ließ er antworten: man ſolle nur die zehntauſend Mark in der Bank auf ſeinem Namen abſchreiben laſſen. Um dieſen letztern Ausdruck zu verſtehen, müſſen Sie wiſſen, daß die Kaufleute in Hamburg ihr baares Geld in die Bank niederzulegen pflegen. Die Summen werden dann in den Büchern, wo Jedem von ihnen gewiſſe Blätter gewidmet ſind, auf ſeinen Namen notirt. Hat nun der Kaufmann A. an den Kaufmann B. ein Paar tauſend Mark zu bezahlen; ſo läßt er auf dem Blatte, wo ſein Eigenthum notirt ſteht, ſo viel wegſtreichen, welches dagegen auf das Blatt des Herrn B. geſchrieben wird.

Man ſegnet noch hier in Bremen das Andenken eines gewiſſen unlängſt verſtorbenen Bürgermeiſters Schmidt, den man als einen ſehr edeldenkenden, patriotiſchen Mann ſchildert. Er ſoll bey einer gewiſſen Gelegenheit, zum Nutzen des Staats, zwanzigtauſend Thaler von ſeinem eignen Vermögen aufgeopfert haben, ohne daß dies je öffentlich zur Sprache gekommen iſt. Noch erzählt man, daß er, bey einer andern Gelegenheit, ſeiner Vaterſtadt durch ſeine Klugheit vierzigtauſend Thaler erſpart habe. Im ſiebenjährigen Kriege nämlich hatte der Befehlshaber der franzöſiſchen Kriegsvölker der Stadt-Bremen jene Summe als Contribution zu bezahlen auferlegt. Es war zur Zeit, da die Convention in Kloſter Zeven geſchloſſen war, die nachher aber für ungültig erklärt wurde. Die franzöſiſchen Commiſſarien waren in der Stadt, um das Geld einzutreiben und nachdem man vergebens allerley Mittel verſucht hatte, wenigſtens Aufſchub zu erhalten, mußte endlich Anſtalt zur Zahlung gemacht werden; Schon ſaß auf dem Rathhauſe der Bürgermeiſter Schmidt an einem Tiſche, den Commiſſarien gegenüber und hatte die Beutel mit Gelde neben ſich liegen. Indeſſen hatte der edle Mann zuverläſſige Nachricht, daß binnen einem Paar Stunden ein Courier ankommen und Nachrichten bringen ſollte, welche die Franzoſen bewegen würden, ſchleunig abzuziehn und ihre Forderung im Stiche zu laſſen. Er fühlte keinen Beruf, ihnen noch vierzigtauſend Thaler mit auf den Weg zu geben; es kam aber darauf an, Zeit zu gewinnen. Der Bürgermeiſter begann alſo, das Geld mit äuſſerſter Langſamkeit zu zählen und zwiſchendurch die Commiſſarien in weitläuftige Geſpräche zu verwikkeln, indeß er von Zeit zu Zeit ängſtlich durch das Fenſter auf die Gaſſe blickte, um zu ſehn, ob der Courier noch nicht bald ankäme; Allein Dieſer blieb aus, als ſchon die letzten hundert Thaler gezählt wurden. Nun wurde ein Meiſterſtreich erfordert, wenn das Geld gerettet werden ſollte. Schmidt fand auch hierzu Mittel; Er entſpann abermals eine Unterredung, die er ſo zu lenken verſtand, daß ſie immer lebhafter werden mußte. Dabey gerieth er in verſtellte Hitze und wurde endlich ſo ungeſtüm, daß er, im Feuer der Geſticulation, den Tiſch mit dem Gelde umwarf. Jetzt gieng das Zählen von Neuem an und indeß erſchien der Courier. — Auf einmal änderte der Bürgermeiſter den Ton, ſtrich das Geld wieder ein und ſchickte die Commiſſarien mit leeren Händen fort.

Sollten dieſe Anecdoten auch nicht ganz wahr ſeyn, (wie denn verſchiedne Perſonen, die ich darum gefragt habe und denen die Sache eigentlich nicht hätte unbekannt bleiben müſſen, nichts davon wußten) Sollten ſie, ſage ich, auch nicht ganz wahr ſeyn; ſo beweiſen ſie doch, wie mich dünkt, daß Schmidt ein Mann geweſen, der einer ſolchen Handlung fähig war, weil man ſie von ihm erzählen durfte; und es macht wahrlich einer Stadt Ehre, wenn darinn, wie ich es hier oft bemerke, auf den Namen guter Menſchen edle Handlungen erlogen werden, ſtatt daß man ſonſt in der Welt ſo geneigt iſt, durch ärgerliche Märchen dem Rufe auch der vortreflichſten Männer aus Neid und Schadenfreude Flecken anzuhängen. Ueberhaupt finde ich hier das Publicum ſehr willig, dem wahren Verdienſte Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen und kleine Schwachheiten zu überſehn — Doch, was den Character der Bremer betrifft, darüber will ich Ihnen in meinem nächſten Briefe manches ſagen, was Ihrem guten Herzen Freude machen wird.

Jetzt werde ich dieſe ziemlich lange Epiſtel auf die Poſt geben; denn ich denke, daß Sie Sich vielleicht ſchon zu Ihrer Reiſe nach Braunſchweig anſchicken.

Früher, wie in etwa vierzehn Tagen, kann ich nicht darauf rechnen, Sie dort zu umarmen. Vorher ſende ich noch dahin ein Paquet an Sie ab und erwarte eines von Ihnen. Bereiten Sie, mein Beſter! mir indeß eine liebreiche Aufnahme bey unſern edeln Freunden Campe und Trapp und reden mit dieſen würdigen, biedern Männern zuweilen ein gutes Wort von Ihrem ꝛc.

Neunzehnter Brief.

Bremen, den 10ten Auguſt.

Es iſt eine Zeitlang würklich Ton geweſen, in manchen Journalen von der Reichsſtadt Bremen, wie von einem Orte zu reden, wohin die Aufklärung noch gar nicht gedrungen wäre und wo die Menſchen für nichts wie Geldgewinn, Eſſen und Trinken und alten, reichsſtädtiſchen Bocksbeutel Sinn hätten. Ich weiß nicht, ob irgend ein Paar ſchöne Geiſter, deren groſſen Verdienſten man vielleicht hier nicht volle Gerechtigkeit hat wiederfahren laſſen wollen, ſich durch dergleichen Schmähungen an dem Publico zu rächen geſucht haben;

ben; aber das weiß ich, daß die guten Bremer, theils aus Beſcheidenheit, theils weil ſie es nicht für der Mühe werth gehalten, auf jene Beſchuldigungen nicht viel geachtet haben und ihren ſtillen Gang fort gegangen ſind.

Wenn wahre Aufklärung darinn beſteht, daß die Menſchen bey Ausbildung ihres Verſtandes vorzüglich die Anwendung ihrer Kenntniſſe auf ihren Beruf im bürgerlichen Leben vor Augen haben; Wenn man einer Stadt nicht den Vorwurf von Barbarey und Verfinſterung machen darf, wo es eine Menge wahrhaftig gelehrter und in allen Zweigen nützlicher Wiſſenſchaften erfahrner Männer giebt; Wenn derjenige Grad von Cultur der wünſchenswertheſte iſt, welcher nicht auf Unkoſten der Sittlichkeit und ächter teutſcher Redlichkeit erkauft wird; ſo gehört Bremen gewiß unter die aufgeklärten Städte. Allein durchreiſende Fremde haben oft geſagt, daß ſie hier in Geſellſchaften einen gewiſſen leichten Ton im Umgange, Lebhaftigkeit und Witz in der Unterhaltung, vermiſſen — und ſie haben Recht gehabt. Indeſſen iſt dieſe Erſcheinung nicht ſchwer zu erklären. Ein geſchärfſter Witz und eine gewiſſe angenehme Geſchwätzigkeit ſind Kinder des Müßiggangs, des vervielfältigten Studiums der ſchönen Wiſſenſchaften und des häufigen Umgangs mit Fremden, die bloß aus Vergnügen reiſen. Nun giebt es hier wenig unthätige Menſchen; Wenige, welche Schöngeiſterey und Mode-Lectur zu einem Hauptgegenſtande ihres Beſtrebens machen; Endlich liegt Bremen ſo auſſer dem Striche, den die durch Europa kutſchirenden müßigen Zugvögel zu nehmen pflegen, daß mehrentheils nur ſolche Fremde hierherkommen, die Handlungsgeſchäfte führen. Folglich werden die Köpfe der hieſigen Einwohner nicht häufig mit jenen angenehmen Kleinigkeiten und luſtigen Schwänken angefüllt, ſondern ſind mehr auf ihre Berufsgeſchäfte und auf ernſthafte Gegenſtände gerichtet. Kömmt es Ihnen aber darauf an, unter vier Augen, oder in einem kleinen Cirkel verſtändiger Männer, ein ſocratiſches Geſpräch über philoſophiſche Materien, oder über ſolche, die in ein einzelnes wiſſenſchaftliches Fach ſchlagen, über Politik, Handel und Manufacturen zu führen; ſo finden Sie dazu vielleicht mehr Gelegenheit hier, wie in manchen Städten, wo jenes oberflächliche Geſchwätz und eine gewiſſe Polyhiſtorey für Zeichen der feinſten Cultur gelten.

Dennoch, aber haben die Bremer Sinn für die Freuden einer, mit muntrer Laune, feinem Witze und Scharfſinne gewürzten Unterhaltung, und was das Leſen neuerer Bücher betrifft; ſo wenden einige Leſegeſellſchaften und Leihbibliotheken allen Fleiß an, auch hier die Köpfe, die Phantaſie und die Herzen der jungen Leute durch den Geiſt unſrer tauſend und abermal tauſend Romanen, Comödien, Ritter- und andrer Märchen zu verſchrauben.

Eine Stiftung, wie man ſie vielleicht in keiner einzigen teutſchen Stadt findet, iſt das ſchon ſeit einer Reihe von Jahren beſtehende Muſäum, oder die phyſicaliſche Geſellſchaft; Eine Anzahl von Perſonen, theils Gelehrte, theils Kaufleute, die jetzt ſchon über hundert und ſiebenzig ſtark iſt und ihre neuen Mitglieder durch Ballottiren wählt, bezahlt nämlich jeder von ihnen jährlich zehn Thaler, wofür ein großes Verſammlungshaus mit einem daranſtoßenden Garten gemiethet worden und in demſelben eine täglich ſich mehrende Bibliothek, ein Naturalien-Cabinet, eine

Sammlung von Inſtrumenten, Modellen u. dgl. aufgeſtellt iſt. Täglich vom Morgen bis zum Abend ſind einige Zimmer bereit und im Winter geheizt, um jedes Mitglied zu empfangen, das Luſt hat, hier zu leſen oder andre Unterhaltung ſucht. Alle bedeutende in- und ausländiſche, politiſche und gelehrte Zeitungen und Journale liegen dann bereit und Jeder bringt intereſſante Nachrichten, die er durch Privat-Correſpondenz erfahren hat, mit in die Geſellſchaft. Des Montags wird, abwechſelnd von zwölf Mitgliedern, die ſich dazu verbindlich gemacht haben, eine Vorleſung über irgend einen wiſſenſchaftlichen Gegenſtand gehalten, aus der Naturgeſchichte, Hiſtorie, Aſtronomie ꝛc. Der Vortrag wird ſo eingerichtet, daß er auch für die unſtudierten Zuhörer intereſſant ſeyn kann.

So ſehr nun die Bremer wahrhaftig nützliche Kenntniſſe ſchätzen und ihre Ausbreitung zu befördern ſuchen; ſo wenig macht hier ein Windbeutel oder Abentheurer mit brodloſen Künſten ſein Glück. Blanchard wollte hier eine Luſtfahrt halten; man antwortete ihm: man verlange den theuren Spaß nicht zu ſehn.

Schauſpieler-Geſellſchaften ſind wohl
ehemals auf kurze Zeit hier geweſen; allein
ſeit einer Reihe von Jahren hat man
Bedenken gefunden, einem Directeur zu
erlauben, hier Vorſtellungen zu geben.
Diejenigen im Magiſtrate und der Bürgerſchaft,
welche dagegen waren, führten
folgende Gründe an: „In einer Stadt,
„die ſo groß iſt, wie Hamburg, und wo
„immer eine Menge von müßigen Fremden
„ſich aufhält, ſcheinen ſolche öffentliche
„Beluſtigungen nothwendige Uebel;
„Hier hingegen iſt das nicht der Fall.
„Freylich nehmen die Schauſpieler ſelten
„Geld mit aus der Stadt; allein es wird
„aus den Händen der ärmern Claſſe arbeitender
„Bürger in die der Gaſtwirthe,
„Schneider, Putzhändler, Friſeurs, Maler
„u. ſ. f. geſpielt. Doch der ehrliche
„Handwerksmann und der Dienſtbothe
„tragen nicht nur ihr Geld dahin, ſondern
„auch ihre koſtbare Zeit. Um auf
„den unbequemen Gallerien einen leidlich
„guten Plaz zu bekommen, drängen ſie
„ſich ſchon um drey Uhr in das Haus
„und bleiben ſechs Stunden lang dort,
„ſtatt daß ſonſt dieſe Menſchen, nach vollbrachter
„Arbeit, höchſtens auf ein Paar
„Abend-

„Abendſtunden in das Wirthshaus gehen.
„Was die Würkung unſrer teutſchen
„Theater auf die Sittlichkeit betrifft; ſo
„wird man wohl nicht leicht beweiſen können,
„daß jemand durch ein Schauſpiel
„moraliſch gebeſſert worden wäre. Unglücklich
„für das folgende Leben aber iſt
„gewiß ſchon mancher gute Jüngling und
„manches junge Mädchen, durch den
„Aventürengeiſt und die romanhaften Begriffe
„geworfen, wovon faſt alle unſre
„Schauſpiele voll ſind. Welche Unanſtändigkeiten
„ferner auf den Gallerien
„und auf den dunkeln Plätzen vor den
„Schauſpielhäuſern vorzugehn pflegen;
„das weiß Der, welcher die Menſchen aller
„Stände zu beobachten Gelegenheit
„gehabt hat; wie ausſchweifend endlich
„die mehrſten Schauſpieler und Schauſpielerinnen
„leben — wer weiß das nicht?
„Wir waren bis jetzt froh, daß unſre
„Söhne und Töchter noch nicht den Grad
„von Aufklärung erlangt hatten, deſſen
„Mangel man uns vorwarf. Wir ſind
„froh, daß wir grobe Coketterie noch nicht
„unter unſern Frauenzimmern eingeriſſen
„finden; daß ſelbſt der Pöbel nicht öffentlich
„Ausſchweifungen treibt, und daß
„es

„es hier wenig allgemeine Verſammlungsörter giebt, die dazu Gelegenheit darreichen könnten. Alſo laſſe man den „Reſidenzen, wo die Menſchen entweder „ſchon ſo corrumpirt, oder durch die beſſere, erhöhete Aufklärung ſchon ſo gegen „Verführung von der Art gewafnet ſind, „daß für ſie nichts mehr zu befürchten „iſt — Dieſen Reſidenzen und den ſehr „groſſen Städten laſſe man ihre, ihnen „zum Bedürfniſſe gewordenen Schauſpiele, „Mummereyen, Faſtnachtsſpiele und Meßvergnügungen aller Art, wodurch auch „viel Fremde hingezogen werden! Unſre „Bürger und Hausmütter ſind noch nicht „ſo weit, daß ſie fünf bis ſechs Stunden täglich ihren Geſchäften entziehn „könnten.“

So ſprach man, wie ich höre, noch vor Kurzem hier und, offenherzig geſagt, ich kann dieſe Bemerkungen nicht unrichtig finden;*) Indeſſen ſcheint ſich jetzt die Stimmung verändert zu haben und man ſagt, daß nächſtens ein Schauſpielhaus erbauet und eine Geſellſchaft herkommen werde.

---

*) Daß öffentliche Schauſpiele in Städten, die keine Reſidenzen, nicht ſehr groß, und weniger mit Fremden, mit Garniſonen und mit müßigen Leuten angefüllt ſind, billig nicht geduldet werden ſollten, hat der Herausgeber dieſer Briefe von jeher behauptet, und würde es behaupten, wenn auch ſein Bru-

Seit einem Paar Jahren war ein Geſellſchafts-Theater hier errichtet, welches aber nun eingehn wird. Da auf demſelben nur Perſonen von feiner Erziehung und guten Sitten ſpielten; da man in der Auswahl der Stücke vorſichtig zu Werke gieng; da man ſelten ſpielte; da man nur ſolche Zuſchauer zuließ, die, ihrer Lage nach, weniger ängſtlich mit Zeit und Geld

zu

Bruder Schauſpiel-Director wäre; denn Wahrheit bleibt Wahrheit. Allein er dringt ſeine Meynung niemand auf, würde auch, wenn er in dem Falle wäre, etwas zu Ertheilung einer ſolchen Conceſſion beytragen zu können, und ſeine Pflicht ihn nicht aufriefe, nicht entgegen arbeiten, wie es denn immer ſein Grundſatz bleibt: über jeden Gegenſtand freymüthig ſeine Meynung zu ſagen; die einmal eingeführte Ordnung der Dinge aber, wenn der größere und ſtärkere Theil ſie einmal nicht anders haben will; ungeſtöhrt zu laſſen und ſelbſt mit in das Glied zu treten, wohin man ihn zu ſtellen gut findet, wenn durch ſeine unbedeutende Abſonderung nichts gewonnen würde.

zu heizen brauchten; da endlich, nach Abzug der Unkoſten, der Ueberſchuß zu wohlthätigen Zwecken verwendet wurde; ſo konnte man dieſem kleinen Inſtitute jene Vorwürfe wohl nicht machen. Ob aber auch die Vervielfältigung ſolcher Privat-Theater eine ſehr nützliche Sache ſey; mag ich doch nicht entſcheiden. Wenigſtens würde ich unter den jungen Leuten, denen, welchen ich keinen ſehr beſtimmten Charakter zutrauen könnte, nur ſelten erlauben, eine Rolle zu übernehmen.

Muſik iſt hier ſehr beliebt; es giebt öffentliche und Privat-Concerte, in welchen man Muſiker vom Handwerke und Liebhaber mit Fertigkeit und Geſchmack die Meiſterſtücke der neueſten Tonſetzer vortragen hört.

Die hieſigen Schulen haben immer in ſehr gutem Rufe geſtanden, ſowohl das reformirte Gymnaſium, wie die königliche Domſchule; allein auch hier fängt man an, kleine Privat-Erziehungs-Inſtitute Philantropinlein und After-Schulen anzulegen, zum Schaden der öffentlichen, die nothwendig ſinken müſſen, wenn dieſer Modewuth nicht durch patriotiſche Vorkehrungen geſteuert wird. Freylich iſt es ſehr bequem, wenn ſo ein Candidat,*) ſtatt ſein Brod unbequem und mühſam, als Hauslehrer oder durch Ertheilung von Privatunterricht in fremden Häuſern, zu erwerben, eine Anzahl Knaben in ſeinem Hauſe verſammeln und ihnen da, aus ſeinen Bilder-Büchern und Elementar-Werken, die Quinteſſenz aller menſchlichen Wiſſenſchaften in nuce reichen kann. Zwar wird da auf die Vorbereitungs-Wiſſenſchaften und auf das Studium der Alten wenig Rückſicht genommen; allein die Eltern ſtaunen doch und ſegnen den großen Mann, der ihre achtjährigen Kinder dahin bringt, daß ſie zu Hauſe über die Begattung der Fiſche, über den großen Mogol, den Colibri, die Unſterblichkeit der Seele, über Papiermühlen, über die Himmelskörper u. dgl. plaudern können. Man meint auch, daß ſie mehr beſchäftigt und genauer beobachtet werden, wenn ſie ihre Unarten in den umſchloſſenen kleinen Höfen ſen hinter den Wohnungen ihres Pädagogen treiben. Fällt es nun aber endlich einem Vater ein, den Knaben, damit er auf die Univerſität ziehn könne, noch eine Zeitlang in die höhern Claſſen der Schule zu ſchicken, ſo zeigt ſich's, daß er im Grunde noch nichts gelernt hat und man iſt verlegen, wie man ihn mit den andern Schülern in die Reihe bringen will.

---

*) Man wird doch verſtehn, daß hier nicht die Rede von allen Inſtituten dieſer Art iſt. Selbſt hier ſoll es, wie ich höre, würdige junge Gelehrte geben, denen die Eltern ihre Kinder, wenn ſie Bedenken tragen, dieſelben in die öffentlichen Schulen zu ſchicken, ſicher anvertraun können.

Die hieſigen Ärzte geben ein ſeltnes Beyſpiel von Verträglichkeit und Entfernung alles Brodneides. Die Angeſehenſten unter ihnen fragen einander in wichtigen Fällen um Rath, und wenn Einer zu ſeiner Erholung auf ein Paar Wochen verreiſen will, übernehmen die Andern indeß die Sorgfalt für ſeine Kranken.

Ich habe mich genau nach den unangenehmen Auftritten erkundigt, die vorgegangen ſeyn ſollen, als man kürzlich die allgemeine Beichte in der Königlichen Domkirche einführte, wovon in einem Journale, zur Verkleinerung eines ſehr rechtſchaffenen Mannes, ſo viel Lerm gemacht wurde und habe erfahren, daß — nicht Ein wahres Wort daran iſt, daß folglich der Redacteur keinen ſehr ſichern Correſpondenten haben muß. Nachdem die Herren Prediger, mit derjenigen Vorſichtigkeit, die eine ſolche Hauptveränderung erfordert, ihre Zweifel, Einwürfe und Einſchränkung der königlichen Regierungen vorgetragen haben, und dieſe die Sache unterſucht und die Hinderniſſe gehoben hat, iſt die neue Einrichtung ſehr bald, ohne Fehde und Zwiſt, zu Stande gekommen.

Den 11ten.

Ich glaube Ihnen, lieber Freund! geſtern genug geſagt zu haben, um zu beweiſen, daß es hier in Bremen mit der Aufklärung nicht ſo ſchlimm ausſieht, wie man zuweilen dem Publico vorgeſpiegelt hat; jetzt will ich noch etwas von der Gutmüthigkeit und Wohlthätigkeit der hieſigen Einwohner reden.

Daß hier eine ſeltene Bonhommie, Treuherzigkeit, Dienſtfertigkeit und Gaſtfreundſchaft herrſchen; daß Reinigkeit und Einfalt der Sitten in allen Ständen, Häuslichkeit und Familienband noch ſehr reſpectirt und geheget werden; daß der Luxus, in Verhältniß des würklich hier anzutreffenden Reichthums, keine zu große

Fortſchritte gemacht hat — das alles glaube ich Ihnen ſchon erzählt zu haben. Die Gutherzigkeit der Einwohner äuſſert ſich aber vorzüglich auch in wohlthätigen Handlungen. Es hält gar nicht ſchwer, wenn die Rede davon iſt, einen armen Studierenden zu unterſtützen, in wenig Stunden unter einigen Kaufleuten eine Unterzeichnung zu Stande zu bringen, die ihn drey Jahre hindurch auf Univerſitäten gegen Mangel ſchützt. Ein einheimiſcher junger Portrait-Maler hat große Talente, erwirbt aber nicht ſo viel, daß er mit frohem Muthe arbeiten und Fortſchritte in ſeiner Kunſt machen kann; ein guter Mann erfährt das und läſſt nun, ohne eben ein warmer Liebhaber von Schildereyen zu ſeyn, dreyſſig von ſeinen Bekannten durch dieſen Künſtler malen. Ein Mechanikus hat eine vortrefliche Maſchine erfunden; Er hofft damit den von einer Academie ausgeſetzten Preis zu erringen: Nach vieljähriger Anſtrengung und großen Koſten, windet ihm die Cabale den verdienten Preis aus den Händen; Ein bremiſcher Bürger kauft ihm die Maſchine ab und ſetzt das Ding auf den Boden ſeines Hauſes.

Vor kurzem wurde einigen Mitgliedern der lutheriſchen Gemeine der Vorſchlag gethan, durch Unterzeichnung, einen kleinen Fond zu Errichtung einer Witwencaſſe für die Lehrer bey der Domſchule zuſammenzubringen. Mit großer Bereitwilligkeit wurde dieſer Antrag aufgenommen; der edle N***, der alles Gute mit Wärme betreibt, war hierbey nicht nur thätig, ſondern machte ſelbſt, aus ſeinem eignen Vermögen, ſich zu einem Legate verbindlich; Ein menſchenliebender Kaufmann folgte ſeinem Beyſpiele; Ein, ſeiner prunkloſen Wohlthätigkeit wegen bekannter reformirter Glaubensgenoſſe, both, unaufgefordert, einen Beytrag an; Die königliche Regierung vollendete das Werk durch Verwilligung einer anſehnlichen Summe; und die Sache kam ſchnell zu Stande.

Am thätigſten zeigt ſich der Geiſt der hieſigen Wohlthätigkeit, bey Verſorgung und Verpflegung der Armen und Waiſen. Das Armenweſen in den einzelnen Kirchſprengeln wird von den gewählten Diaconis der Gemeinen verwaltet. Angeſehene und reiche Kaufleute machen ſich eine Ehre daraus, unentgeltlich einen großen Theil ihrer Zeit und ihrer Kräfte dieſem edeln Geſchäfte zu widmen; Auch ſammeln ſie in den Kirchen, indem ſie mit dem Klingebeutel herumgehen. Das allgemeine Armen=Inſtitut, woran Reformirte und Lutheraner Theil haben, konnte vormals ſeine jährlichen Ausgaben nie mit den einlaufenden Beyträgen beſtreiten. Es wurden daher Schulden gemacht, welche nach einiger Zeit durch die Auflage eines neuen Geſchoſſes getilgt werden muſſten. Jetzt iſt ein neuer Etat formirt; Man hofft auszukommen, wenn die Sammlung, welche wöchentlich in allen Häuſern angeſtellt wird, jährlich die Summe von 20,000 Rthlr. vollzählig macht. Jeder Bürger hat ſich daher um ſo williger zu einem beſtimmten wöchentlichen Beytrage unterzeichnet, da er hierdurch von allen Haus- und Straßen=Betteleyen iſt befreyet worden.

Das neue lutheriſche Waiſenhaus iſt von den drey hier befindlichen, der äuſſerlichen Bauart nach, das ſchönſte. Dieſer Bau iſt gleichfalls zum Theil durch eine Unterzeichnung zu Stande gekommen, die in kurzer Zeit 30,000 Rthlr. herbeyſchaffte. Für die Geſundheit, Zufriedenheit,

heit, Reinlichkeit, für die zweckmäßige Bildung und einen vernünftigen Unterricht der Kinder wird hier ſo väterlich geſorgt, daß wahrlich die Einrichtung zum Muſter dienen kann und man mit Freuden hier 150 Menſchen, mit Inbegriff der Aufſeher, Lehrer ꝛc. aus der Hand der Mildthätigkeit verſorgt und ſie Alle froh und geſund ſieht. Man rechnet, wenn ich nicht irre, den jährlichen Unterhalt eines Kindes auf 30 Rthlr. Die lutheriſchen Diaconi, welche ſich dieſer Anſtalt mit unverdroſſenem Eifer annehmen und von denen jährlich Einer die Verwaltung hat, halten, mit Hülfe ihrer Gattinnen, die genaueſte Aufſicht darüber. Sind die Kinder ſo weit geführt, daß ſie in den Dienſt, oder zu einem Handwerker in die Lehre gehn können; ſo werden ſie, mit Rückſicht auf ihre Fähigkeiten und Neigungen, untergebracht und mit einer kleinen Ausſtattung entlaſſen. Auſſer den Summen, welche durch freywillige Geſchenke und Vermächtniſſe eingehen, werden zweymal im Jahre in der Domkirche Becken ausgeſtellt, auf welche Jeder unbemerkt ſeine Gabe legt; und ſollten Sie es denken? Da kömmt an einem ſolchen einzelnen Sonntage nie unter 1000 Rthl., oft über 1100 Rthl. ein. In dies Haus werden nur die Kinder verſtorbner Bürger aufgenommen. Die lutheriſchen Freyſchulen unterhält der Klingebeutel der Domkirche.

Ich muß abbrechen; ein angenehmer Abend erwartet mich in dem Cirkel der liebenswürdigen Familie des biedern, thätigen, dienſtfertigen, menſchenliebenden D. P. M, A°°°, der mir ſo viel treuherzige, ächte teutſche Gaſtfreundſchaft und Güte beweiſt, daß ich deſſen gewiß lebenslang eingedenk bleiben werde — Morgen ein Mehreres!

Am 12ten.

Das hieſige Hoſpital oder Krankenhaus wurde 1689 errichtet, ohne daß demſelben der geringſte Fond angewieſen wurde, 150 Rthlr. jährlich ausgenommen, die von einer andern Stiftung dieſer Art herrührten. Es ſcheint, daß man ſich im Voraus verſichert gehalten, Bremens Bürger würden ein ſo unentbehrliches und nützliches Inſtitut nicht untergehn laſſen; Und hierinn hat man auch nicht geirrt; denn im Jahre 1774, als ſo weit die mir mitgetheilten Nachrichten reichen, waren in dem Zeitraume von 85 Jahren, an Vermächtniſſen und andern Einflüſſen, dem Hauſe zugegangen: 109,910⅓ Rthlr., und zwar an Beyträgen der Reformirten 85,296 Rthlr. 70½ Gr. und von Lutheranern 24,613 Rthlr. 25½ Gr. Die Zinſen dieſer erſparten 109,910 Rthlr. 24 Gr. alſo wurden zum Unterhalte des Hauſes verwandt; Das übrige noch Erforderliche iſt aus andern Quellen herbeygeſchafft worden. Die aufgenommenen Kranken verhalten ſich in den letzten 5 Jahren, wovon ich Nachricht habe, von beyden Bekenntniſſen alſo, daß die Anzahl der Reformirten 3⅘ gegen 9⅕ Lutheraner war.

Das Armenhaus wurde 1696 zu bauen angefangen, ohne einigen Fond dazu zu haben, und alſo beſtimmen zu können, woher die Ausgaben zu dem Baue, noch weniger zu der Unterhaltung der aufzunehmenden Armen ſollten hergenommen werden. Aber, auch hier half die Wohlthätigkeit der bremiſchen Bürger, ſo daß beyde Zwecke erreicht werden konnten; und im Jahre 1775 hatte man ein Capital von 73,671 Rthlr. 2 Gr. auf Zinſen ausſtehn. Der angefangne Bau wurde 1710 mit Erbauung der Kirche geendigt und hat gekoſtet 33,623 Rthlr. 13½ Gr., welche ſämmtlich durch milde Gaben zuſammengebracht worden — eine Summe, die nach dem damaligen Werthe des Geldes und des Vermögens der Einwohner, um ſo viel mehr wie anſehnlich kann betrachtet werden, weil ſchon 1698, noch vor vollendetem Baue, das Haus mit Armen beſetzt war, welche 1714 bereits bis auf eine Anzahl von 500 geſtiegen, einen jährlichen Aufwand von 13 bis 14,000 Rthlr. erforderten, wofür auch muſſte geſorgt werden. In unſern Tagen, wo die Willfährigkeit zu Geldausgaben eine andre Richtung genommen, wo man es in den mehrſten Städten lieber dem Luxus und den Zerſtreuungen opfert, als der Wohlthätigkeit darbringt, würde man wohl faſt aller Orten Den für einen Phantaſten halten, der nur den Gedanken äuſſerte, eine ſolche wichtige Unternehmung ohne allen Fond anzufangen. Ja! ſelbſt hier in Bremen, ſo ſehr ſich auch die Stadt noch von dieſer Seite auszeichnet, würde wohl jetzt ein ſolcher Plan nicht durchzuſetzen ſeyn. Zu den in ſpätern

tern Zeiten errichteten Freyſchulen, wovon ich hernach reden werde, iſt zwar auch ein Beträchtliches zuſammengebracht worden und die neuerlich veranſtaltete Unterzeichnung zu Aufrechterhaltung des Armen-Inſtituts, macht der Wohlthätigkeit der Bürger Ehre; (obgleich freylich, da nunmehro alle Betteley aufhört, der größte Theil der Einwohner im Grunde weniger giebt, wie er ehemals an einzelnen Almoſen ausſpendete,) allein im Ganzen hat doch auch hier der Eifer, die Noth der Mitbrüder zu mildern, beſonders was die Teſtamente betrifft, gegen vorige Zeiten ſehr abgenommen — Doch ich kehre zu dem Baue des Armenhauſes zurück. Um zu zeigen, wie das Geld dazu in ſo kurzer Zeit hat herbeygeſchafft werden können, gebe ich hier nur die drey Sammlungen an, die von den Diaconis in der Stadt vorgenommen werden. Die im Jahre 1696; brachte 11,812 Rthlr. 9 Gr. ein; die, zwey Jahre nachher angeſtellte, 4,738 Rthlr. 36 Gr. und im Jahre 1710. die dritte 716 Rthlr. 5 Gr.

Wenn ich nun das, was der Bau und die aufgenommenen Armen bis 1775 gekoſtet, zuſammenziehe; ſo kömmt ſchon eine anſehnliche Summe heraus; aber ſie wird noch vergrößert, wenn man die 18 bis 1900 Rthlr. die jährlich von dem Hauſe an Arme auſſer demſelben ausgetheilt wurden, wie billig, in Rechnung bringt — Hier iſt eine kurze Ueberſicht davon.

Der Bau des Hauſes hat gekoſtet: 33,623 Rthlr. Zu Bewohnern des Hauſes kann man im Durchſchnitte 225 Perſonen annehmen; Dieſe zu 45 Rthlr. gerechnet, macht jährlich 10,225 Rthlr. aus; und in einem Zeitraume von 77 Jahren, nämlich bis 1775. eine Summe von 787,325 Rthlr. Die Austheilungen an Arme ſchlage ich nur jährlich an zu 1,800 Rthlr.; dieſes in 77 Jahren beträgt 138,600 Rthlr. Hiezu das oben durch Erſparung geſammelte Capital von 73,671 Rthlr.; beläuft ſich das Ganze auf 1,033,219 Rthlr., oder im Durchſchnitte jährlich auf 13,418 Rthlr. Freylich ſind die Zinſen von dem erſparten Capitale nach und nach mit eingefloſſen; allein dagegen ſind auch manche Unkoſten und Abgaben, beſonders die Baukoſten, gar nicht gerechnet, welche letztere allein im Jahre 1763, als die Engländer das Haus, durch Verlegung ihres Hospitals in daſſelbe, ſehr verwüſtet hatten, 6100 Rthlr. betrugen.

Bey Weitem der größte Theil dieſer Gaben wurde im Verborgnen gereicht, ohne daß man davon Ruhm zu erhalten hoffen konnte. Nur bey den Vermächtniſſen war die öffentliche Bekanntmachung nicht zu vermeiden.

Ungefähr zwey oder drey Jahre vorher war auch ein löbliches Inſtitut, nämlich das ſogenannte Mannhaus errichtet worden, worinn für den Unterhalt von zwölf Männern geſorgt wird. Es ſcheint aber, als wenn man dieſes bey Errichtung des Armenhauſes aus den Augen verlohren hätte; denn obgleich es Anfangs reichlich begabt worden; ſo kann es ſich doch jetzt aus ſeinen Einkünften nicht erhalten, ſondern die Eintretenden müſſen eine gewiſſe Summe von 5, 6, bis 800 Rthlr. nach dem Unterſchiede der Jahre, erlegen, doch ſind 24,000 Rthlr. erſpart, wovon die Zinſen zum Haushalte verwendet werden. Die Männer bewohnen das erſte Geſchoß im rechten Flügel des Armenhauſes. Dies ſchien einem guten Bürger vor etwa zwölf Jahren nicht ehrenwerth genug für dies Inſtitut; Er ſetzte es alſo zu ſeinem Erben ein und verlangte, daß mit dem Gelde ein Haus gekauft werden ſollte. Die Erbſchaft betrug etwa 5,000 Rthlr.; allein das Haus iſt nicht gekauft worden; ich weiß nicht warum? Vermuthlich kann man es für den Preis nicht groß genug haben.

Die neuen reformirten Freyſchulen ſind im Jahre 1770 errichtet worden. Am 27ſten März deſſelben wurden die erſten 360 Rthlr. dazu gegeben, im Junius 1790 betrug ſchon das auf Zinſen und in gekauften Häuſern angelegte Capital 13,676 Rthlr. 63½ Gr., ohne was noch ſonſt eingegangen und zur Unterhaltung verwendet worden war.

Von den drey Waiſenhäuſern habe ich ſchon geredet; Auſſerdem aber giebt es hier auch noch eine Menge andrer milder, zum Theil reichlich verſorgter Stiftungen.

Und das ſey denn genug über die Reichsſtadt Bremen, die ich nun bald verlaſſen werde, und in welcher ich, wie ich mich ſchmeicheln darf, Freunde zurücklaſſe! Gern hätte ich noch einen kleinen Seitenſprung nach Oldenburg gemacht, um, da meine Augen doch wohl nie wieder in meinem Leben einen Fürſten ſehn werden, den Eindruck mit nach America zu nehmen, den der Anblick eines ſo weiſen und guten Fürſten, wie der Herzog von Oldenburg iſt, auf mich machen würde; aber meine Zeit iſt zu kurz abgemeſſen, da ich den 3ten des künftigen Monats unfehlbar in Hamburg ſeyn muß, weil ich an dieſem Tage mit M*** und unſern Leuten eingeſchifft werden ſoll; Ich eile alſo, ſo viel möglich, zu Ihnen nach Braunſchweig, wohin dieſer Brief heute vorauslaufen ſoll. Uebermorgen reiſe ich ab; Mein vierjähriger, redlicher Freund, der Doctor B***, begleitet mich bis Verden, wo wir vom Mittage bis zum andern Morgen bleiben werden, um die kleine Geſellſchaft zu beſuchen, die jetzt eine halbe Stunde Weges von der Stadt, bey einer mineraliſchen Quelle in kleinen Häuſern, die ſeit einigen Jahren

er⸗

erbauet ſind, ſich aufhält und dort die Bade-Cur braucht. In Hannover halte ich mich gar nicht auf; alſo hoffe ich ſchon am 16ten Abends das Glück zu haben, und Ihnen zu ſagen ꝛc.

Der
Roman meines Lebens

in Briefen herausgegeben.

Erſter Theil.

Riga 1781.

Dem ..... gebohrnen,

Allerweiſeſten und allerhuldreichſten Herrn,

Herrn ....

Ihro Türkiſch-Kaiſerlichen Majeſtädt

und der hohen Ottomaniſchen Pforte

wohlbeſtallten Groß-Vezir,

meinem gnädigſten Herrn,

widmet dieſes Büchlein in tiefſter Unterthänigkeit,

der Verfaſſer.

.... gebohrner ....

Hochgebiethender Herr Groß-Vezir!

Ew. Excellenz werden in hohen Gnaden verzeyhen, daß ein armer chriſtlicher Schriftſteller es wagt, dieſe wenigen Bogen zu Ew. Excellenz Füſſen zu legen.

Wer, im ganzen türkiſchen Reiche, wagt es (ſeitdem Ew. Excellenz zu der hohen Würde eines Groß-Vezirs ſind erhoben worden), zu leugnen, daß Höchſtdieſelben ein feiner Beurtheiler der ſchönen Künſte, und der in- und ausländiſchen Literatur, ein Beförderer aller Wiſſenſchaften und Kenntniſſe, feiner Menſchenkenner, großer General, Staatsmann, Gelehrter — mit Einem Worte, Alles ſind, was mit Höchſtdero hohen Würde immer verknüpft iſt, und Sie, zu Ihrer und Ihres großmächtigſten Herrn (dem Gott ein langes ruhiges Leben, ſanften Schlaf und viel Freude in ſeinem Serail verleyhen wolle) Ehre nöthig haben?

Sollten es Ew. Excellenz daher ungnädig aufnehmen können, wenn ein fremder Schriftſteller bemüht wäre, dieſen Ruhm Höchſtdero erhabenen Talente, auch auswärts auszubreiten, indem er Ihnen ein geringes Zeichen ſeiner tiefen Ehrerbiethung dadurch zu geben ſucht, daß er Ew. Excellenz ein Werk zueignet, welches ihm manche ſaure Stunde gekoſtet hat, als er es ſchrieb, und noch mehr, als er die Materialien dazu in dem Laufe ſeines unruhigen Lebens ſamlete?

Ew. Excellenz ſind zwar ſehr über alles Lob erhaben, und aus der kleinen einſamen Hütte, in welcher ich lebe, Ihren Ruhm erſchallen zu hören, wird Ihnen freylich eine Sache von ſehr geringer Wichtigkeit ſeyn. Allein, vielleicht um deſto unpartheyiſcher muß Ihnen dies Lob vorkommen. Ew. Excellenz haben nach Ihrer Weisheit gewiß bemerkt, wie wenig man oft Urſache hat, auf die Poſaunen des Gerüchts zu rechnen, welche ſich ein Miniſter unter dem Haufen derer, die ihn fürchten, oder auf ſeine Hülfe hoffen, erkauft. Ich, der ich nicht erkauft bin, keinen Miniſter fürchte, und auf nichts hoffe, ich kann alſo um deſto aufrichtiger dieſe Zueignungsſchrift meinem Werke vorſetzen.

Zu mehrerer Sicherheit aber habe ich Raum für Höchſtdero hohen Nahmen gelaſſen, damit, wenn indeſſen ein unglückliches Strick Sie ans Ende Ihrer ehrenvollen Laufbahn führen ſollte, dieſer Brief ſich auch für Ew. Excellenz Nachfolger paßte. Auch iſt kein Jahr noch Tag angezeigt worden, ſo daß meine Zueignungsſchrift ſich für jeden Groß-Vezir ſchickt, deſſen Beſcheidenheit ihn überzeugt, daß er das Lob verdient, welches ich Ew. Excellenz zolle.

In Erwartung einer gnädigen Aufnahme meiner Freyheit, erſterbe ich in tiefſter Ehrerbiethung,

Ew. Excellenz,

Meines gnädigſten Herrn,

unterthänigſter Knecht,
D. B. A. R. B. S.

An einige Leſer.

Fürchten Sie nichts, meine Herrn und Damen! Ich werde Sie hier nicht in einer Geſtalt auftreten laſſen, der man entgegen rufen könnte: „Das ſind ſie!“ Haben Sie mir gleich manche trübe Stunde gemacht; hat Ihre Bosheit gleich mannigfaltigen Verdruß über mein Haupt gezogen; hätten mich Einige von Ihnen gleich gern muthwillig verkannt, gedrückt, verfolgt; — den Menſchen verfolgt, der nicht Einen ſeiner Brüder mit Vorſatz je gekränkt hat, der, bey tauſendfältigen Schwachheiten und Fehlern, gewiß ein liebe- und friedenvolles Herz in ſeinem Buſen trägt, der Ihnen nie hinderlich in Ihren Entwürfen war, deſſen Weg ja ganz im ſtillen, einſamen Thale fortgeht, ohne irgend jemandes Straaße zu durchſchneiden! — ſo bin ich doch der Mann nicht, welcher ſich rächen, und Sie öffentlich preis geben könnte. Auch würde mir das nicht gelingen. Was eigentlich Spott und Hohn heißt, dazu iſt mein Witz ſo wenig abgerichtet, daß ich gern gegen jeden, der mich auf dieſe Art herausforderte, die Segel ſtreichen würde.

Ich überlaſſe der Zeit und dem Schickſale, welches früh oder ſpät (das iſt heilig gewiß!) jeden Böſewicht entlarvt, und jedem Redlichen Gerechtigkeit verſchafft, Ihnen den Lohn Ihrer Handlungen zu geben. Mein Glück iſt in meinem Herzen. In häuslichem Frieden lebe ich ſtill, ruhig, heiter, arbeite an mir ſelbſt, um klüger und beſſer zu werden, und genieſſe das Glück der Freundſchaft und Achtung derer, die mich nicht miskennen, und mich, mit allen meinen Schwachheiten, ertragen.

Die Arbeit, dieſes Buch zu ſchreiben, ſoll mir meine Erholungsſtunden verſüßen, und dieſe würde ich ſehr ſchlecht angewendet glauben, wenn ich ſie mit Verfertigung elender Pasquillen verſchwendete. Einige Blicke auf meine vergangene Tage zurück, in welchen ich vieles erlebt, vieles geſehen, viel gelitten habe, manches durch die Bosheit Anderer, manches durch eigene Unvorſichtigkeit, werden mich zwar in den Stand ſetzen, Ihnen hie und da getreue Bilder von nicht ganz unintereſſanten Scenen vor Augen zu legen, alſo werde ich nicht nöthig haben, Begebenheiten zu erdichten; aber wo ich es nöthig finde, werde ich doch, um ſie unkenntlich zu machen, entweder mehrere zuſammenſchmelzen, oder den Schauplatz verrücken. Und ſo ſollen auch die Schilderungen von Höfen und Perſonen nicht von einzelnen Originalen copiert, ſondern bald hier bald dort ein Stück abgezeichnet werden, wie es ſich gerade an die Stelle paſſen wird, denn, wie ich ſchon geſagt habe, obgleich ich von keinem Hofe noch Gönner abhänge; ſo beleidige ich doch nicht gern jemand. Es iſt daher meine Schuld nicht, wenn einer ſein oder eines Andern Bild hier zu finden glaubt. Ich verachte vornehme und geringe Schurken, aber ich entſage allen Anſprüchen, auf den Plan ſie zu beſſern.

Wahre Begebenheiten alſo, welche ich theils ſelbſt erlebt, theils in der Nähe oder von Weitem beobachtet habe, Character-Züge von verſchiedenen Gattungen Menſchen, und hie und da eigene Gedanken über allerley wichtige und unwichtige Dinge, ſollen hier in einer Art von Verbindung erſcheinen. Das Ganze kann man hernach etwa einen Roman nennen — oder wie Sie wollen! Wenn nur etwas darinn ſteht, das dem beſſern Theile des Publicums gefällt, bey deſſen Leſung ein guter Menſch ſich eine heitere Stunde machen, und woraus irgend jemand, in ſeiner Lage, einen practiſchen Vortheil ziehen kann.

Inhalt

Inhalt des erſten Theils.

Erſter Brief, von dem Freyherrn von Leidthal in Urſtädt an den Herrn Meyer, Hofmeiſter eines jungen Herrn von Hohenau, den er an Kindes Statt angenommen hat, in Göttingen. Misvergnügen über ihre Trennung. Anmerkungen über die verſchiedenen Arten, wie die Menſchen periodenweiſe dieſe Welt anſehen. Der Hauptmann von Weckel hat ihn beſucht. Lob dieſes muntern Mannes. Nachricht von Herrn und Madam Becker, die kürzlich in die Stadt gezogen ſind, und die niemand kennt. Ueber die Neugierde in kleinen Städten. Er bittet Herrn Meyer um Mittheilung ſeiner Lebensgeſchichte.

Zweyter Brief. Antwort des Herrn Meyer. Nachricht von ihrer zurückgelegten Reiſe und Einrichtung in Göttingen. Geſchichte des unglücklichen Commerzienraths Müller, den ſie unterwegens angetroffen und mit nach Göttingen genommen haben. Ueber die Art, wie vornehme Leute reiſen. Sie wollen, weil die Collegia noch nicht angehen, nach Caſſell, woſelbſt Müller Dienſte ſucht.

Dritter

ſpricht auch ſeine Lebensgeſchichte aufzuſetzen. Ueber das Studieren auf Univerſitäten. Von der Freymaurerey etwas.

Siebenter Brief, von Madam Müller, gebohrne von Blüm, an ihren Mann. Nachricht von ihren Kindern. Sophie, welche Madam Bovis Kinder erzieht, hat einen Brief verlohren, der vermuthlich ein an ſie gerichteter Liebesbrief iſt. Fritz wird ein guter Kaufmann. Ludwig ſcheint zu Ausſchweifungen geneigt, lernt aber fleißig. Die beyden jüngſten ſind geſund. Klagen über ihre Situation.

Achter Brief. Liebesbrief des jungen von Hörde an Sophien, aus Hamburg.

Neunter Brief. Müllers Antwort an ſeine Frau. Troſt. Nachricht von Leidthals Anerbiethen. Er iſt im Begriff, hinzureiſen.

Zehnter Brief, von Müller an den Banquier von der Hörde. Nachricht von dem geheimen Verſtändniſſe ihrer Kinder. Er überläßt das Uebrige ſeinem Wohlgefallen.

Eilfter Brief, von Meyer an Leidthal. Müller nimt den Brief mit. Die Geſchichte ſeines Lebens, bis zu dem Zeitpunct, als ihn Leidthal zu ſich nahm. Einige kleine Umſtände von Göttingen. Sie wollen Weinachten zu Hundefelds Vater auf das Land.

Zwölfter Brief, von Weckel an Hohenau. Muntre Beſchreibung von kleinen Höfen, die nicht genannt ſind, und welche Weckel bey ſeinem letzten Urlaub geſehen hat. Er wird bald an den Rhein hinauf reiſen, und alsdann über Göttingen gehen.

Dreyzehnter Brief. Von der Hörde antwortet Müllern in ſtolzem Tone, und ohne Gefühl.

Vierzehnter Brief, von der zärtlichen Jungfer Anna Sievers an ihren Geliebten. Enthält auch einige Anecdoten aus der Nachbarſchaft und von Herrn und Madam Becker.

Fünfzehnter Brief, von Hohenau an Weckel. Ueber göttingiſche Bekanntſchaften. Studenten-Characters. Er reiſet in wenig Tagen auf Hundefelds Gut, der auch eine hübſche Schweſter haben ſoll.

Sechzehnter Brief. Leidthal meldet Müllers Ankunft, und dankt Meyern für ſeine Lebensgeſchichte, erzählt dafür einen Theil ſeines Lebens, und verſpricht die Fortſetzung. Dieſen Brief überbringt Weckel.

Siebenzehnter Brief. Hohenau iſt durch Weckels Anweſenheit abgehalten worden, eher zu ſchreiben. Erzählung von ſeinem Aufenthalte bey Hundefelds Verwandten. Gemälde von Landjunkers. Weckel iſt itzt nach Hanau, und kömmt erſt im Aprill wieder.

Achtzehnter Brief. Müllers Nachricht an ſeine Frau, von ſeiner Ankunft, Aufnahme und Zufriedenheit in Urfſtädt. Etwas von Sophiens Liebe.

Neunzehnter Brief, von Weckel an Hohenau. Beſchreibung von Hanau, Darmſtadt, Manheim, Carlsruhe, Straßburg.

Zwanzigſter Brief, von Leidthal. Fortſetzung ſeiner Lebensbeſchreibung.

Ein und zwanzigſter Brief, von Madam Müllers an ihren Mann, in großer Beſtürzung. Nachricht von Sophiens Flucht.

Zwey und zwanzigſter Brief, von Meyer an Leidthal. Sie wollen Oſtern aufs Eichsfeld. Geſchichte eines gefangenen Mönchs. Es ſcheint, als wenn Hohenau verliebt iſt, weil er Ritterſtreiche machen will. Vermuthlich iſt Hundefelds Schweſter der Gegenſtand.

Drey und zwanzigſter Brief, von Leidthal an Meyer. Geſchichte von Hohenaus Vater. Vielleicht iſt der derſelbe gefangene Mönch.

* * *

Erſter Brief.

An den Herrn Meyer, Hofmeiſter des
Herrn von Hohenau, in
Göttingen.

Urſtädt den 2ten October 1769.

Mein lieber Freund!

Glauben Sie mir auf mein Wort, daß es meiner Philoſophie herzlich ſchwer wird, mir unſre Trennung als ein nothwendiges Uebel vorzuſtellen. Ihr angenehmer, freundſchaftlicher Umgang war meinem Herzen ſo theuer geworden, ich war ſo ſehr daran gewöhnt, jeden Gedanken, jede Empfindung meiner

Seele, mit Ihnen zu theilen, endlich hatte ich mir auch die Sorge für die Bildung meines Pflegeſohns zu einem ſo ſüßen Geſchäfte gemacht, daß ich es Ihnen gern bekenne, wie hart es mir vorkömmt, auf einmal mich aller dieſer Glückſeligkeiten beraubt zu ſehen.

Aber es hat ſo ſeyn müſſen. Das iſt eine von den leidigen Tröſtungen, die auf jede unangenehme Begebenheit in dieſem Leben paſſen, und im Grunde doch keiner einzigen die Bitterkeit benehmen! Da ſitze ich nun hier einſam auf dem Lande, nicht ohne Geſchäfte, das iſt wahr (denn wenn mich dieſe nicht gefeſſelt hätten, Sie und mein Carl hätten gewiß nicht allein reiſen ſollen), aber doch voll zärtlicher Sehnſucht nach Ihnen beyden, und voll Beſorgniß, wie es Ihnen in der neuen Welt, in welche Sie Ihren Zögling führen, gehen mögte.

Das weiß Gott, daß ich nicht einen Augenblick darüber unruhig bin, ob er in Ihren

Händen gut aufgehoben ſeyn mögte. Den Mann, dem ich meinen Carl anvertrauet habe, kenne ich zu gut, um nicht die feſte Zuverſicht zu haben, daß er, wie ein Vater, für ſein Glück ſorgen, und ihn zu allem Guten leiten wird. Aber auch ohne Betracht auf das, was ich durch Ihre Abweſenheit leide, drängen ſich viel ernſthafte Vorſtellungen, über den erſten Schritt, den mein Pflegeſohn in die größere Welt thut, in meine Seele.

Mich dünkt, es giebt drey wichtige Hauptperioden im Leben, durch welche der wohlerzogene, feine, denkende und fühlende Mann wandert, und nach welchen ſich das Intereſſe beſtimmt, welches er an demjenigen, was ihm in dieſem Leben begegnet, und an den Menſchen, mit denen er in Verbindung kömmt, nehmen muß. Oder, um deutlicher zu reden, faſt jeder Sterblicher, dem Madam Fortuna nicht ſchon in der Wiege einen falſchen Streich ſpielt (denn wenn das iſt; ſo fällt freylich die erſte Periode beynahe ganz weg), faſt jeder Sterblicher, ſage ich, ſieht nach und nach alles, was ihn in dieſer Welt umgiebt, aus drey verſchiedenen Geſichtspuncten an.

Als ein blühender Jüngling tritt er in die Welt. Geſundheit, Vorzüge der Geſtalt, die durch Jugend erhöhet werden, ein frohes weiches Herz, gute Laune, Befreyung von Nahrungs- und andern häuslichen Sorgen, Geſchmack an ſchönen Künſten, unverdorbenes Gefühl für die Schätze der Natur, Neuheit aller Gegenſtände, die ſich ſeinen Augen darſtellen; von der andern Seite aber, Unwichtigkeit ſeiner Perſon, welche alsdann ſelten irgend einem ernſthaften Herrn im Wege ſteht, Nachſicht weiſer Leute gegen ſeine jugendliche Schwachheiten, der Antheil, den das ſchöne Geſchlecht an ihm nimt, ſeine Gefälligkeit gegen jedermann, und ſein Mangel an Beobachtungsgeiſt, der ihn verhindert, die Verderbniſſe wahrzunehmen; das alles, oder ein großer Theil dieſer herrlichen Dinge, ſpricht für ihn, und ſchwellt ſein unerfahrnes

Herz auf. Alles lächelt ihn an. Die Welt iſt ſo ſchön; Er findet ſo viel gute Menſchen, welche ihm Liebe und Freundſchaft beweiſen; Er kann nicht begreifen, wie mürriſche Graukövfe ſo klagen können. — Schade, daß dieſe Bezauberung nicht ewig dauert!

Aber er wird älter, kömmt bald in allerley große und kleine Verbindungen; Hier vertrauet er ſich unwürdigen Freunden, und wird oft und mannigfaltig betrogen, dort untergräbt unglückliche Liebe die Ruhe ſeiner Seele; Oder er iſt in andre üble Hände gerathen, der Misbrauch ſeiner cörperlichen Kräfte, ſeiner Freyheit und ſeiner Thätigkeit, hat ſeine Geſundheit geſchwächt, und ihn welk gemacht. Dies erweckt böſe Launen; nun trägt er nicht mehr ſo viel zu den Annehmlichkeiten des Umgangs bey; Oder er hat übel mit ſeinem Vermögen gewirthſchaftet, Nahrungsſorgen drücken ihn, ſeine Kinder machen ihm Verdruß; Oder er iſt klüger, angeſehener, reicher, als andre Menſchen, und muß durch deren Neid viel leiden, wird verkannt, gedrückt, verfolgt; Oder er iſt in irgend ein ſclaviſches Dienſt-Joch geſpannt, hat nicht Zeit noch Gelegenheit, ſein Gemüth durch den Umgang mit den Muſen zu erheitern; Oder er hat ſo viel Schönes geſehen, daß ſein Geſchmack eckel geworden iſt; Er hat aller Orten Ideale von Vollkommenheit geſucht, und ſie nirgends gefunden. — Die Empfindungen, welche durch ſolche Schickſale, deren jeder in der Welt lebende Menſch einige zu ertragen hat, erregt werden, machen ihn, mehr oder weniger, unzufrieden, feindſelig, mistrauiſch gegen alles, was ihn umgiebt, und das iſt die zweyte Periode. Wohl dem, der nicht darinn ſtehen bleibt, der nicht mit Gift gegen das gute Menſchengeſchlecht, mit Wiederwillen gegen die ſchöne Welt, ſeine Laufbahn endigt!

Der gutgeartete Menſch kömmt aber von dieſem Grolle bald zurück. So, wie er nach und nach kühler wird, kommen ihm die wiedrigen Vorfälle, welche ihm aufſtoßen, nicht mehr ſo entſetzlich vor. Er fühlt ſogar, wenn gleich er es nicht immer bekennt, daß er ſich das Ungemach mehrentheils ſelbſt, durch Unvorſichtigkeit in ſeiner Aufführung, zugezogen hat. Die Menſchen betrachtet er nun auch näher, und findet, daß ihre Handlungen von Leidenſchaften regiert werden, die ſchwächer, eben ſo heftig, oder heftiger, als die ſeinigen ſind; Er merkt, daß es dem Einen an Erziehung, dem Andern an Geſundheit, dem Dritten an zufälligen Gütern, dem Vierten an Gelegenheit fehlt, um edel zu handeln; daß dieſer ein Schurke geworden iſt, blos weil man ihn ſo lange gekniffen, gedrückt, betrogen, bis man ihn feindſelig gemacht, und dahin gebracht hat, das Rauhe auswendig zu kehren. — Kurz! er fängt an, mit der ganzen Welt Frieden zu ſchlieſſen, faßt den Vorſatz, ſo viel Gutes zu thun, als er kann, auf keine Wunder zu rechnen, ſondern alles von der Hand des Schickſals ſo anzunehmen, wie es die Reyhe der Begebenheiten mit ſich bringt, und ſo die letzte Periode ſeines Lebens in Liebe und Ruhe zu beſchließen.

Sie ſehen alſo, mein lieber Freund! daß, nach meinen Grundſätzen, unſre Kunſt darauf beruht, die erſte Periode zu verlängern, und die zweyte abzukürzen, und das iſt es, wornach wir Beyde itzt unſre Bemühungen einrichten müſſen, um meinem Carl, bey ſeinem Eintritte in die Welt, den Weg, den er, wie jeder Andre, wandern muß, ſo ſanft als möglich zu machen. Im übrigen müſſen wir es dem Schickſale überlaſſen, die feinern Nüancen in ſeine Begebenheiten zu weben. Einen ganz gemeinen Gang wird er ſchwerlich gehen, denn ſeine Compoſition iſt feiner, als mir oft lieb geweſen iſt. Doch Sie, mein Freund! haben Gelegenheit und Klugheit genug, ſeiner Thätigkeit unvermerkt die Richtung zu geben, die ſie haben ſoll, und die Gegenſtände zu entfernen, welche wildes Feuer in ihm anzünden könnten. Auf Sie baue ich feſt, und wenn ich hier zu lange über Dinge geplaudert habe, die Ihnen nicht fremd ſind; ſo iſt das wahrlich nicht geſchehen, Sie zu unterichten, ſondern weil mein Herz mich drängt, mit Ihnen zu reden, und dies Herz iſt von einem Gegenſtande voll iſt, der unſre ganze Aufmerkſamkeit verdient.

Sie werden Sich wundern, wenn Sie ſchon ſo bald einen langen Brief von mir bekommen, ehe Sie mir einmal haben Ihre Ankunft melden können. Allein, übereilen Sie Sich deswegen doch nur nicht, mir eben ſo weitläuftig zu antworten. Ich weiß, wie unruhig die erſten Tage in einem neuen Wohnorte ſind, und wenn ich nur höre, daß Ihr Leutchens wohl ſeyd; ſo will ich gern noch ein bisgen Geduld haben.

Sie waren kaum geſtern fort, als der Hauptmann von Weckel aus der Stadt zu mir kam. Er war mir willkommner, als jemals, und hat mir mit ſeiner fröhligen Laune ein Paar trübe Stunden verjagt. Weckel hat mir auch erzählt, daß seit einigen Wochen ein unbekannter Mann mit einer hübſchen Frau dorthin gezogen iſt, der die Aufmerkſamkeit des neugierigen Publicums ſehr beſchäftigt, weil er mit niemand umgeht, mit Gemächlichkeit lebt, hübſch gekleidet iſt, zuweilen Briefe unter andrem Nahmen erhält — und kurz, weil man nicht weiß, wer er iſt, und man in einer kleinen Stadt doch gern alles wiſſen mag.

Ich verdenke es jedem vernünftigen Manne, der die Einſamkeit ſucht, wenn er ſie in einem kleinen Städtgen zu finden glaubt. Je größer der Zirkel iſt, in welchem man lebt, deſto unbemerkter wird der Punct, welchen man darinn macht.

Es iſt eine recht ärgerliche Sache, daß man in ſolchen Lumpen-Städtgens einem ruhigen Menſchen nicht erlauben kann, in der Stille ſeinen Weg fortzuwandeln. Ich mußte mich einmal ein Paar Monathe an einem Orte, gewiſſer Urſachen wegen, die eine große Epoke in der Hiſtorie meines Lebens machen, und die ich Ihnen gelegentlich erzählen will, unter fremden Nahmen, aufhalten. Meine Nachbarn konnten nicht ruhig ſchlafen, bis ſie die ganze Stadt aufgewiegelt hatten, Nachforſchungen über meine Perſon anzuſtellen. Endlich kam es an den Tag, daß ich ein gewiſſer böſer Zeitungsſchreiber ſey, der eben damals, wegen ſeiner pöbelhaften Ausdrücke gegen einen mächtigen Fürſten, hatte flüchtig werden müſſen. Es fehlte wenig, daß ich nicht wäre in große Verdrießlichkeiten gerathen. Das Einzige, was mich rettete, war, daß ich nicht einmal wußte, daß eine ſolche Zeitung in der Welt war, und daß man den Pasquillanten irgendwo erwiſcht hatte.

Ich frage nie jemand um ſeine Geſchichte, liegt mir aber daran, zu wiſſen, was für ein Mann er iſt; ſo beurtheile ich ihn nach ſeinen itzigen Handlungen. Einen Beweis davon habe ich Ihnen wohl gegeben, dem ich die Aufſicht über den jungen Hohenau aufgetragen habe, ohne daß ich einmal recht weiß, wo Sie gebohren ſind, wer Ihr Vater war, und dergleichen. Allein, Sie müſſen mir doch noch einſt Ihre Geſchichte erzählen. Es müſſen Ihnen manche ſonderbare Schickſale begegnet ſeyn, ehe ein ſo herzlich guter, menſchenfreundlicher Mann aus Ihnen geworden iſt.

Ob ich den dritten Bogen anfange? Nein! das will ich nicht, es mag damit genug ſeyn. Ich umarme Sie und meinen Carl in Gedanken, und bin ewig,

Ihr

treuer Freund,

Leidthal.

Zwey=

Zweyter Brief.

An den Freyherren von Leidthal, in Urſtädt.

Sie haben mir erlaubt, verehrungswürdigſter Gönner! Ihnen ohne alle Titulaturen, ſo gerade weg aus dem Herzen zu ſchreiben; alſo fange ich dieſen Brief auch um eine Hand breit näher am Rande des Papiers an, als ich es billig an einen Herrn von Ihrem Stande thun ſollte. Zuerſt eine kurze Nachricht von unſerer Reiſe! Erfüllt von Traurigkeit über die Trennung von unſerem lieben Wohlthäter, reiſeten wir ein Paar Poſten, ohne beynahe ein Wort mit einander zu reden. Mein junger Ritter hätte gern laut geweint, aber er dachte, das ſey nicht anſtändig. Er that alſo lieber, als wenn er ſchliefe, indeß ſeine Thränen heimlich aus den halb zugedrückten Augen rollten. Ich ſchlief nicht, aber ich weinte auch nicht.

Sie werden deßfalls nicht glauben, mein gnädiger Herr! daß ich weniger gerührt war. Allein in dem Laufe meines Lebens habe ich ſchon ſo manche harte Trennung von Menſchen, die ich innigſt liebte und verehrete, überwinden müſſen, daß izt der Kummer nicht mehr ſo ſchnell und ſo heftig auf mein Nerven-Syſtem würkt. Nicht, daß ich unempfindlicher geworden wäre, aber ich habe gelernt mehr auf die Gütigkeit des Geſchicks rechnen, welches mich immer wieder zu edlen Freunden zurückgeführet, oder mich andre hat finden laſſen. Und diesmal iſt ja nur von einer zeitigen Trennung die Rede, wenn ich anders durch Achtſamkeit auf meinen Zögling, durch Eifer und Treue, mir das Glück erwerbe, wieder zu Ihnen zurückkehren zu dürfen. Unterdeſſen hoffe ich hier ſchon ein Paar gute Seelen zu finden, mit denen ich von meinem theuren Wohlthäter reden, und mir dadurch meine Entfernung von Ihnen erträglich machen kann. Man trifft noch aller Orten gefühlvolle redliche Menſchen an, wenn man ſie nur ernſtlich, und mit duldendem Geiſte, ſucht — Das iſt wahr, ſolche findet man nicht oft wieder, die einen verlaſſenen Unbekannten, der keine andre Empfehlung als das ofne Geſicht eines ehrlichen Mannes hat, in ihr Haus aufnehmen, wie Sie es mir gethan haben — Doch, Sie legen mir ja immer Stillſchweigen auf, wenn ich mein von Verbindlichkeiten ſchweres Herz gegen Sie ergieſſen will — Alſo zu unſerer Reiſebeſchreibung zurück! Als wir zum zweytenmal die Pferde wechſelten, ſtieg der Herr von Hohenau aus. Er hatte ſich ein bißgen gefaßt, und ich ſchlug ihm vor, da doch die Wege nicht die beſten ſind, ein wenig zu Fuße zu gehen. Wir ſchlenderten alſo voraus, und ich ſah mit Freuden, wie ſich ſein Geſicht nach und nach aufheiterte. Die herrliche Morgen-Sonne gab der wilden Gegend eine ſo ſanfte Majeſtät, daß wir Gelegenheit hatten, mehr als einmal gegen die gefühlloſen vornehmen Herrn zu eifern, die ſich in einen zugeſchloſſenen Kaſten werfen, Laufzettul an alle Poſt-Aemter ſchicken, und ſo durch Thal, Flur und Wald hinrollen, die ſchönſten Gegenſtände, welche die Natur dem empfindenden Beobachter dargeſtellt hat, zu beyden Seiten liegen laſſen, und ſo lange vor der Langenweile fliehen, bis ſie von derſelben in einer großen Stadt eingeholt werden. So reiſen die mehrſten Menſchen! Man wundere ſich daher gar nicht, wenn ein Mann, der auch ſein ganzes Leben hindurch von einem Hofe zum andern kutſchirt iſt, dennoch wenig wahrhafte Selenkenntniß hat. Die Leute, welche man in denen Circuln antrifft, ſehen ſich alle ſo ähnlich, haben alle ſo einen gleichen Conventions-Character angenommen, daß man ſehr bewaſnete Augen haben muß, um, durch dieſe Oberfläche hindurch, etwas von natürlichem Inhalte wahrzunehmen. Wenn ich zu wählen hätte; ſo mögte ich noch lieber ein Buch über das Menſchengeſchlecht von jemand, der daſſelbe nur in ſeiner Studierſtube beobachtet hat, als von einem ſolchen gereiſten Herrn geſchrieben, leſen.

Wir hielten uns oft unterwegens auf, denn die Kutſche konnte uns doch in den ſchlechten Wegen nicht ſo geſchwind folgen. Als wir nun nahe bey Burgſtädt kamen, ſahen wir im Walde einen hübſchen wohlgekleideten Mann am Wege ſitzen. Er ſchien in Gedanken verſenkt. Sein Blick war auf einen kleinen Bach gerichtet, aber nicht, als wenn deſſen ſanftes Rieſeln Ruhe und Heiterkeit in ſein Herz wiegte, nein! er ſah ſtarr hinein, als wenn er gern gewollt hätte, daß ſeine kummervollen Tage ſo geſchwind wie das Waſſer fortrauſchen möchten — Armer Mann! — Als wir ihm näher kamen, warf er nur einen flüchtigen Blick auf uns hin, nahm dann eine etwas gleichgültigere Miene an, und machte ſich fertig, uns zu danken, wenn wir ihn etwa grüßen würden. Da wir aber bey ihn kamen, rief er mir ſehr freundlich entgegen: „Irre ich mich nicht? Sind „Sie es, lieber Herr Meyer? Wo treffen „wir uns denn hier an?“ Kurz! es war der gute unglückliche Commerzienrath Müller, von welchem ich Ihnen, mein gnädiger Herr! vielleicht ſchon einmal geredet habe, oder habe ich das nicht; ſo will ich Ihnen hier einen kurzen Auszug ſeiner Geſchichte liefern.

Der Mann hatte von der Natur viel äuſſere Annehmlichkeiten, und von ſeinen Eltern eine gute feine Erziehung erhalten. Das ſind ein Paar ſchöne Vorzüge, aber ſie können einen jungen thätigen Mann auch in manche verwirrte Lage bringen, und ſo gieng es dem armen Müller. Seine Glücksumſtände waren nicht die beſten, desfalls mußte er ſeine Talente und Kenntniſſe den Dienſten andrer Menſchen widmen, weil er aber frey, thätig und edel erzogen worden war; ſo war die Abhängigkeit von ſchlechteren Leuten oft ein harter Punct für ihn. Er wurde Secretair, Hofmeiſter, und dann wieder Secretair — aber es wollte nirgends recht glücken. Die Liebe ſpielte ihm auch böſe Streiche, und ſo hatte er denn manniqfaltige Schickſale, welche mehrentheils die Bosheit, der Neid, und die kumme Ernſthaftigkeit, allein auf ſeine eigene Schultern zurückwälzte. „Daran iſt der „Mann ſelbſt Schuld,“ hieß es immer; „warum handelt er nicht ſo, wie andre „Leute?“ — Großer Gott! als wenn alles in dieſelbe Form paßte! Dank, ewiger Dank, der weiſen Gottheit, die eine ſo herrliche Verſchiedenheit in die Temperamente der Menſchenkinder gewebt hat! Was für ein ödes, kaltes Weſen würde in den menſchlichen Dingen herrſchen, wenn wir Alle ſo ſehr auf Einen Ton geſtimmt wären, daß das Ganze nur wie eine Drehorgel, in Ewigkeit fort, nach derſelben Weiſe abgeſpielt würde! Bruderliebe, Toleranz! man declamirt ſo viel über euch, aber wie ſelten werdet Ihr wahrhaftig ausgeübt! Ja, wenn immer Kopf und Herz zugleich an einem Bändgen zu leiten wären; ſo wäre das Ding herrlich. Wie gern würde mancher ganz anders, ganz gemein weg handeln! Er würde gewiß ruhiger ſeyn. Aber er kann nicht. Dort reißt ihn eine unbändige Leidenſchaft fort, hier zupft ihn eine andre.

Und iſt er denn mitten im Laufe, auf einmal wirft ihm ein gelaſſener weiſer Schurke, mit wohlüberlegtem Vorſatze, einen großen Stein in den Weg. Nehmt es ihm nun übel, wenn er in der Angſt, um dieſem auszuweichen, zur Seite irgend einem ſchleichenden Fußgänger auf die Schulter ſpringt! —

Nicht wahr, mein gütiger Wohlthäter! ich ſchreibe, wie ein Buch? — Zürnen Sie nur nicht! Wir wollen gleich zu unſerm guten Müller zurück. Nach langem Umherſchweifen fand er endlich in Amſterdam eine hübſche reiche Witwe, welcher er, ſie ihm, gefiel. Er heyrathete ſie, und die erſten Jahre flogen in Wonne und Luſtbarkeit dahin. Madam liebte die großen Geſellſchaften, Monſieur die ſchönen Künſte. Ein Capitälchen nach dem andern gieng den Weg durch die Finger der Spieler und Modehändler, oder wurde zu Gaſtereyen, Bällen, Concerten, verſchwendet. Als man nun ſah, daß dies die Ausſichten für fünf Kinder, welche nach und nach ankamen, ſehr trübe machte, wollte Herr Müller, der ſich indeſſen von irgend einem der unzähligen deutſchen Monarchen einen Commerzienraths-Titel gekauft hatte, mit dem Reſte der Vermögens noch wuchern. Er trat mit Kaufleuten in Verbindung, verſtand aber die kleinen Vortheile des Handels nicht, und wurde betrogen. Seine Frau hatte auch nicht gelernt ſich in die Umſtände ſchicken. An Reichthum gewöhnt, ſorgenlos, ohne Kinder, hatte ſie nie geglaubt, den Mangel kennen zu lernen, den ſie nun in einem Circul von drey Knaben und zwey Töchtern von allen Seiten drohen ſah. Sie konnte ſich durchaus nicht herabſtimmen, machte ihrem armen Manne Vorwürfe, der ſelbſt am mehreſten litt, und alle häusliche Glückſeligkeit floh. Seine angelegten Capitale giengen durch muthwillige oder zufällige Bankerotte verlohren. Es wurden Schulden gemacht — Endlich entwich jeder Schatten von Freude und Ruhe; Hofnung, Glück, Ruf, Ehre, alles gieng fort. Er mußte des

Nachts aus Amſterdam, mit einer ſehr kleinen Summe, entweichen, woſelbſt er in den Händen ſeiner Familie nichts, als das unſicherſte Capital, ich meine die Anſprüche auf die Wohlthätigkeit guter Freunde, zurücklaſſen konnte, und alſo reiſete er weg, um in Deutſchland ſich und den Seinigen irgend eine Ausſicht zu eröfnen.

Hier zog er dann von einem Hofe zum andern, fand jede zwey, drey Meilen einen unumſchränkten Herrn, dem er irgend ein nützliches Project vorlegte, wollte bald das Cameralweſen auf andern Fuß ſetzen, bald Schulen verbeſſern, und dergleichen mehr. Weil er aber ein redlicher Mann iſt; ſo war in ſeinen Planen gewöhnlich das öffentliche Beſte obenan geſetzt, womit denn einigen von den unumſchränkten Potentaten wenig gedient war. Sie wollten ihre Privateinkünfte vermehret haben, um ihre Leidenſchaften mehr befriedigen, ihrem übertriebenen Hange zur Pracht und Wolluſt bequemer genugthun zu können. Ein Mann, der blos Misbräuche abſchaffen wollte, war ihnen gar nichts werth, und denen Geheimen Räthen ein gefährlicher Aufſeher. Ihro Excellenzen lobten indeſſen ſeine Einſichten, ſamleten aus ſeinen Aufſätzen die beſten Kenntniſſe, um ſie in ihren Vorrathscammern einige Zeit zu beherbergen, und dann als eigenes Fabrik-Gut zu verkaufen. „Sie bedauerten, daß itzt der Etat „mit Leuten überſetzt ſey; Vor der Hand „könne man ihm alſo nichts verſprechen. „Es ſey ihre Art nicht, mehr Hofnung zu „machen, als ſie erfüllen könnten; Das Pu„blicum glaube wohl, daß ſie viel bey dem „Herrn auszurichten vermögten, aber der „Fürſt ſey ſeit einiger Zeit ſo geſinnt, daß „er niemand mehr um Rath fragte, ſonſt „könne er feſt auf ihre Freundſchaft rechnen, „und wenn ſich in der Folge eine Gelegen„heit zeigte; ſo wolle man ihm gewiß ſo„gleich einen Wink geben. Doch dies alles „ſey im Vertrauen geſprochen.“ Uebrigens gab man ihm Empfehlungs-Briefe an einen benachbarten Hof mit, ſchrieb aber einen Poſttag voraus, um den dortigen Miniſter zu warnen, auf ſeiner Hut zu ſeyn. An einem andern Hofe dachte er gewiß durchzubringen, wenn er ein Lotto daſelbſt zu etabliren ſich erböthe. Dort waren aber zwey Favoriten, die ſich beſtändig entgegen arbeiteten. Er wendete ſich an beyde, und richtete daher nichts aus.

Unterdeſſen ſchmolz ſein kleiner Geld-Vorrath, die Familie wurde von Kummer niedergedrückt, und wenn hin und wieder, indem eine neue Unterhandlung im Werke war, ein ſchwacher Hofnungs-Strahl ſie erheiterte; ſo war das nur, um nachher, wenn auch dies mislung, ſie deſto tiefer zu beugen.

In dieſem traurigen Zuſtande iſt mein Freund noch immer, und itzt war er im Begriff, zu Fuß nach Caſſell zu gehen, und dort ſein Glück zu verſuchen.

Sein Character hat nun, durch dieſe vielfältigen Zwängungen, eine große Biegſamkeit erhalten. Jahre und Schickſale haben ſeine Lebhaftigkeit ſehr herabgeſtimmt. An der Unſicherheit ſeiner Plane gewöhnt, hat er gelernt, nicht mehr von jeder fehlgeſchlagenen Hofnung gänzlich zu Boden geworfen zu werden, und die natürliche Thätigkeit, die ihn, in minder unglücklichen Umſtänden, oft zu gefährlichen Schritten verleitete, giebt ihm jetzt eine unüberwindliche Beſtändigkeit, kein Mittel unverſucht, ſich durch keine Schwierigkeiten hindern zu laſſen, alles in Bewegung zu ſetzen, um ſich eine Ausſicht zu eröfnen, ſich und den Seinigen ein Stückgen Brod zu erringen. Er iſt ſo nachgebend geworden, daß er ſtundenlang das leere Gewäſche eines hirnloſen Hofmanns, die wichtige Miene eines Mäcenaten, die Selbſtgenügſamkeit eines gereiſeten Herrn, vornehmen und reichen Unſinn, Miniſter-Blicke, Kenner-Sprüche, Fürſten-Plattitüden, und alle Arten von Perſiflage anhören kann, ohne ſich zu rühren — Wo man nicht beſſern könnte, meint er, da müſſe man ſchweigen und dulden, beſonders wenn man durch ein freyes Wort ſein und ſeiner Familie Glück tödtete — Dabey hat er bemerkt, daß man nie in dieſer Welt klagen darf, wenn man Freunde haben will, und daß uns jeder flieht, ſobald er Kummer auf unſerer Stirne lieſt; der eine Theil der Menſchen aus Verzärtlung und Schwäche, um ſich gegen die beunruhigenden Eindrücke des ſanften Mitleidens zu wafnen, der andere aus Geld- und Menſchlichkeits-Geiz, um nicht zu Hülfe gerufen zu werden. Deswegen weiß er ſtets den Jammer ſeines Herzens hinter einer heiteren Miene zu verſtecken, und hört nicht auf, ein angenehmer Geſellſchafter zu ſeyn — Wie manche Thräne mag indeſſen ſein einſames Lager benetzen! — Er reiſet, wie er ſagt, nur deswegen zu Fuße, weil ihm das mehr Vergnügen macht, und wir hatten in der That Mühe, ihn zu bewegen, einen Platz in unſrem Wagen anzunehmen.

Mit ihm ſind wir nun hier in Göttingen angekommen, wo ich nebſt dem Herrn von Hohenau gleich eine gute Wohnung fand, in welcher wir uns auch, wie das bey Studenten-Haushaltungen nicht ſchwer fällt, in wenig Stunden eingerichtet haben.

Dieſen Brief ſchrieb ich ſtückweiſe unterwegens, deswegen iſt er ſo verwirrt und unordentlich gerathen.

Göttingen den 5ten October.

Nun haben wir einige Beſuche abgeſtattet, und alles in Ordnung gebracht, was dazu gehört, gelehrte Leute zu werden. Indeſſen gehen die Collegia noch in vierzehn Tagen nicht an. Werden Sie es uns verzeyhen, mein theuerſter Herr! daß wir uns daher geſchwind entſchloſſen haben, den Herrn Müller nach Caſſell zu begleiten?

Weil wir doch hier nichts verſäumen, und ich aus viel Urſachen nicht eben wünſchte, daß der Herr von Hohenau, ehe er in Thätigkeit kommt, viel Bekanntſchaften von andren jungen Leuten machte; ſo habe ich dies für den bequemſten Zeitpunct gehalten, ihm, Ihrem Befehl gemäß, eine der ſchönſten Städte von Deutſchland zu zeigen. Nachmittags 4 Uhr. Eben bekomme ich Ihren gnädigen Brief. O, mein beſter Wohlthäter! wie innig hat mich dies neue Zeichen Ihrer Güte erfreuet! — Allein itzt antworte ich nicht darauf. Ich will das Paquet ſchlieſſen; Die Einlage* iſt von dem lieben Pflege-Sohne.

---

* Dieſe und noch ein Paar Briefe, die Herr Meyer ſchrieb, ſind weggeblieben, ſo wie man überhaupt eine große Anzahl unbedeutender Briefe zurückgenommen hat.

Morgen reiſen wir fort, und von Caſſell aus werde ich die Ehre haben, meinem gnädigen Herrn die Verſicherungen der treueſten Ehrerbiethung zu wiederholen, mit welcher ich ſtets ſeyn werde,

Ihr

unterthäniger Diener,

Meyer.

Dritter Brief.

An den Freyherrn von Leidthal, in Urſſtädt.

Caſſell den 10ten October 1769.

Theuerſter, beſter Pflegevater!

Ich ſchreibe Ihnen dieſe Zeilen aus einer Stadt, ach! aus einer Stadt, die ſo ſchön iſt, daß ich wohl ſchwerlich viel lernen würde, wenn ich, ſtatt in Göttingen zu ſtudieren, unter der Menge von Zerſtreuungen, hier arbeiten ſollte. Alles athmet nur Freude hier. Herrliche Gebäude, Palläſte, bezaubernde Gärten, Muſic, Malerey, Schauſpielkunſt, das alles ſcheint hier zu Hauſe zu ſeyn. Und Soldaten, die wie Kinder Einer ſchönen Familie ausſehen, und deren äuſſeres Anſehn das Gepräge von Wohlſtand, Zucht und Fröhligkeit hat —

Lachen Sie nicht, theuerſter Vater! weil ich armer Junge, der noch wenig geſehen hat, alles hier ſo ſchön finde! Aber ich denke doch auch, Caſſell hat würklich viel aufzuweiſen, welches man in wenig Städten Deutſchlands vereinigt antrift.

Wir haben, ſo viel es die Zeit verſtattete, alles Merkwürdige geſehen, aber man wird gar nicht fertig damit.

Den ſechſten früh reiſeten wir aus Göttingen, und hielten uns, auf des Herrn Müllers Anrathen, in Münden ein Paar Stunden auf, weil in der That dieſes Städtgen eine ſo allerliebſte romantiſche Lage hat, daß ich mich wundern muß, warum ſo wenig freye Menſchen aus Liebhaberey dahin ziehen. Da, wo ſich die Fulda und Werra vereinigen, der kleine Hafen voll Fahrzeuge; einzelne Gartenhäuſer, die hie und da zerſtreuet liegen; und dann zu beyden Seiten die majeſtädtiſchen Berge und Wälder; die große Straße, welche mitten durch die Stadt läuft; Dieſe würklich großen Gegenſtände müſſen nothwendig auf ein maleriſches Auge (ich ſollte wohl ſagen auf ein romantiſches Herz, welches Sie mir zuweilen Schuld geben) würken. Allein es ſcheint nicht, als wenn die Einwohner ſich hierum bekümmern. Man wird aber gewöhnlich undankbar gegen eine ſchöne Gegend, wenn man ſie täglich ſieht, obgleich ich das nicht loben kann, doch mag davon unſer beſtändiger Hang nach Neuheit der Grund ſeyn. Kurz! ich mögte in Münden wohnen — Aber noch nicht, ſondern erſt dann, wenn mich einſt, wie Sie mir das immer vorher prophezeyet haben, einmal ein unruhiges leidendes Herz aus der großen Welt heraustreiben wird, zur Abkühlung, zur Verſöhnung mit der wohlthätigen Natur — Doch mögte es wohl noch etwas Weile bis dahin haben —

Etwas weniger lebhaft als gewöhnlich fanden wir Caſſell, weil der Hof, eine kleine

Stunde von da, auf dem Luſtſchloſſe Weiſſenſtein war. Als wir hörten, daß dort Commödie ſeyn würde; ſo fuhren wir gleich hin. Wir kamen noch zu rechter Zeit an, um ein franzöſiſches Luſtſpiel und eine Operette zu ſehen. Beydes wurde, ſo viel ich davon verſtehe, gut gegeben. In den Meſſen und zur Zeit des Carnavals hat man auch in Caſſel große italieniſche und franzöſiſche Oper, große heroiſche und andre Ballets, Mascaraden — mit einem Worte alles, was nur Vergnügen erwecken kann.

Wir blieben die Nacht in dem Gaſthofe auf dem Weiſſenſtein, und erſtiegen dann früh Morgens den prächtigen Carlsberg, ein Werk, welches, in dem größten Styl gebauet, das Anſehen hat, als wenn Rieſen dieſe künſtlich aufeinander gekitteten Felſenſtücke aufgethürmt hätten. Es war ein Schweizer mit uns in Geſellſchaft, der, um etwas zu ſagen, das ſchweizeriſch klingen ſollte, ausrief: „Mein Gott! wozu nützt das alles?

„Es iſt doch nur eine Waſſerkunſt zum Ver„gnügen, und koſtet ſo ungeheure Summen. „Wahrlich! die unten gelegenen ſchmutzigen „Bauerhütten ſind mir zehnmal lieber.“ Das Ding kann etwas wahres enthalten, aber nach dieſer Lehre wäre ein Nachttopf viel beſſer als ein Punſchnapf. Und wie viel Menſchen haben nicht bey dieſer herculiſchen Arbeit ihren Unterhalt gefunden!

Doch was bedarf ich Ihnen zu beſchreiben, was Sie ſchon oft ehemals geſehen haben? Alle Anlagen des Landgrafen Carls ſcheinen mir groß und edel, aber ſie ſind noch nicht vollendet. Da indeſſen der jetzige Herr Geſchmack und Kenntniſſe hat, und mit Nutzen gereiſet iſt; ſo darf man hoffen, daß bey der weiteren Ausführung dieſer Plane nichts Spielendes, Unwürdiges oder Kleinliches mit unterlaufen wird, welches ſonſt das Gefühl dieſer Dinge ſchwächen könnte.

Der Landgraf iſt von ſeinen Unterthanen geliebt. Bey allen äuſſerlichen Vorzügen, Kenntniſſen aller Art, Geſchmack an ſchönen Künſten und feinem Witze, der jede Seite eines Dinges ſchnell und richtig zu faſſen weiß, beſitzt er ein gefühlvolles Herz. Er läßt auch den ärgſten Verbrecher keine harte, und überhaupt ſelten jemand irgend eine Todesart leiden. Er verzeyhet gern, wenn er beleidigt iſt, und rächt ſich nicht. Er hat eine Seele für die Freundſchaft, und läßt ſich von ſeinen Freunden leiten. Er liebt den Soldaten-Stand, aber weit entfernt, die kleinen Details deſſelben als eine hauptſächliche, eines Fürſten würdige Beſchäftigung anzuſehen, iſt er nur in ſofern Soldat, als er es dem Genie ſeines Landes angemeſſen findet, und hat die Wiſſenſchaften vollkommen inne, welche zum Großen des Dienſtes gehören. Das iſt das Urtheil, welches uns jemand, der ſehr unpartheyiſch iſt, und doch den Landgrafen gewiß kennt, von ihm fällte. Viel Menſchen werden wohl anders von ihm urtheilen, denn wenn ein großer Herr nicht jeden befriedigen kann; ſo giebt mancher Unzufriedener die unächteſten Farben zu ſeinem Gemälde her, und alſo mag wohl nichts unſicherer als der Ruf eines Fürſten ſeyn, ſo daß man nur gar zu oft, wenn man den Mann in der Nähe beobachtet, ſein Urtheil wird zurücknehmen müſſen. Schwachheiten mag er vermuthlich auch haben, weil er ein Menſch iſt. Wie könnte ſich aber Heſſen je einen beſſeren Herrn wünſchen, wenn er alle dieſe guten Eigenſchaften beſitzt?

Es wird beſtändig in Caſſell viel gebauet, um die Stadt zu verſchönern, und bey dem allen iſt doch das Schloß nichts weniger als hübſch. Man muß ſogar eine kleine Windeltreppe hinaufkriechen, um in die Zimmer des Fürſten zu kommen, welches, im Vorbeygehen zu ſagen, bey Hofe eine gefährliche Sache iſt. Denn da man ſchon behauptet, daß die Wände der Vorzimmer Ohren haben, wie vorſichtig muß da nicht ein Hofmann mit ſeinen Intriguen zu Werke gehen, wenn auch die Treppen wie ein Ohr gebauet ſind, wo man ganz unten hören kann, was unter dem Dache leiſe geſprochen wird? Uebrigens macht es dem Fürſten, denke ich, Ehre, daß er früher an Verſchönerung der Stadt, zum Vergnügen andrer Menſchen, als an ſein eignes Haus gedacht hat.

Hier in Caſſell iſt alles nach franzöſiſchem Schnitte. Die Hälfte der Einwohner iſt auch wohl von dieſer Nation, und der Ton in allen Geſellſchaften und am Hofe alſo geſtimmt.

Der Hof iſt glänzend und zahlreich, und wer daran dient, wird gut, und Mancher ſehr reichlich bezahlt.

Das Orangerie-Schloß und der große Park ſind ein herrliches Werk; doppelt ſchön, weil man immer Menſchen, zu Fuße, zu Pferde, und in Kutſchen daſelbſt ſieht. Denn was iſt ein Garten, der nicht jedem offen ſteht, und kann wohl ein angenehmerer Anblick für einen Menſchen ſeyn, als der Anblick von Menſchen?

Wilhelmsthal, ein Luſtſchloß nicht weit von hier, welches des jetzigen Landgrafen Herr Vater gebauet hat, ſo prächtig und artig es auch gebauet und verziert iſt, gefällt mir, ſeiner Lage nach, und überhaupt gar nicht.

Hier haben wir aber ferner Bibliothek, Cabinet, Bildergallerie und ſo viel Dinge geſehen, daß ich lange darüber reden könnte, wenn ich Ihnen eine Reiſebeſchreibung liefern wollte, und wenn Sie nicht, mein theuerſter Pflegevater! in Ihrem Leben ſo viel Schönes geſehen hätten, daß Ihnen dergleichen gar nicht fremd ſeyn kann.

Weil Sie mir erlaubt haben, über alles, was ich ſehen würde, mein Jünglings-Urtheil geradezu zu fällen; ſo muß ich noch etwas von den inwendigen Verzierungen des Schloſſes ſagen. Es hat mich nemlich gefreuet, wahrzunehmen, daß in allen Meubles deſſelben ein edler, einfacher Geſchmack herrſcht. Dabey fiel mir denn ein, daß ich mich immer ärgere, wenn ich ſehe, daß wir in unſerm Zeitalter ſo viel Verzierungen haben, die gar nichts bedeuten. Iſt nicht ſchon alles, was den Nahmen Cartouſchen führet, ein Unding? Indem ich nun dies ſchreibe, ſehe ich im Zimmer dieſes Gaſthofs umher. Da finde ich denn eine papierne Tapete, wo Ranken von Blumen, die nie in der Natur geweſen ſind, ſich mit einem Streife von Gitterwerke durchkreutzen, zwiſchendurch in den viereckten Feldern aber iſt immer ein Stück von einem verfallenen Gebäude, ruhend auf einer Muſchel, und ein Papagey, der eben ſo groß als das Gebäude iſt. Nun ſpotte man einmal über chineſiſche Malereyen! Die Stühle ſtehen, ohne allen Nutzen, auf krummen Beinen, welches eine

Idee von Krüppeley giebt. Auf dem Tiſche liegt ein heſſiſcher Addreß-Calender, an welchem der Rücken des franzöſiſchen Bandes auch eine Menge vergoldeter, nichts vorſtellender Schnörkel enthält.

Es iſt wahr, daß man anfängt die gothiſchen Verzierungen abzuſchaffen, aber man trift, dünkt mich, noch immer nicht den geraden Weg der Natur und Schönheit. Daß man, zum Beyſpiel, etwas, das den Kopf eines groſſen Nagels vorſtellen ſoll, mit einer Roſe verziert, laſſe ich gelten, daß man aber hin und wieder Widderköpfe, die man in den Metopen der doriſchen Frieſe an den alten Tempeln und an Opfergefäßen und Sarcophagen ſehr ſchicklich angebracht gefunden hat, jetzt an Conſol-Tiſchen und Theemaſchinen ſchnitzt, das iſt lächerlich und ekelhaft. Unterdeſſen ſcheint mir dieſe Sache nicht ſo unwichtig zu ſeyn, als man ſie gewöhnlich anſieht, und ich bin überzeugt, daß jemand, der von Jugend auf nichts als richtige, bedeutende, zweckmäßige, wahrhafte Gegenſtände um ſich her ſieht, auch richtiger, treffender und genauer denken lernt.

Unſre Kleidertracht iſt, leider! auch eins von den traurigen Stücken, die unſre Barbarey auf die Nachwelt verewigen werden. Wie ſehr könnte man ſich aber irren, wenn man in einigen Jahrhunderten, nach unſren Münzen und Kunſtwerken unſre Kleidungen beurtheilen wollte! Ein fleißiger Conrector mögte alsdann über eine braunſchweigiſche Piſtolette ein ſchönes Werk von den Panzern des achtzehnten Jahrhunderts ſchreiben. Das Gemälde eines geharniſchten Landjunkers und eines Gelehrten, der einen Mantel, den er nie trägt, um ſeinen Bauch geſchlagen hat; des Landgrafen Carls Bildſäule, welche die franzöſiſchen Coloniſten demſelben haben errichten laſſen, und an welcher über ein griechiſches Gewand her der däniſche Elephanten-Orden hängt; das alles beleidigt Augen, welche den Sinn für Wahrheit und ächte Natur haben.

Herr Meyer will ſeinen Brief hinter den Meinigen ſchreiben, alſo muß ich ihm wohl Platz laſſen, ſo gern ich auch noch ein Stündgen lang meine Weisheit ausplauderte. Indeſſen küßt Ihnen, beſter Vater! in Gedanken ehrerbiethig die Hände

Ihr

gehorſamſter Pflegeſohn,

Carl von Hohenau.

Vierter Brief.

An den Freyherrn von Leidthal, in Urſſtädt.

Caſſell den 11ten October 1769.

Ich erſtaune, verehrungswürdigſter Gönner! über des Herrn von Hohenau allgewaltige Beredſamkeit, wünſchte aber herzlich, er hätte ſeine Abhandlung etwas mehr in die Kürze gezogen, damit ich nicht hier ſo klein, wie ein Magiſter, ſchreiben müßte, um nicht noch einen Bogen anzulegen.

Im Grunde gefällt mir indeſſen, was er geſagt hat, recht gut, obgleich ich dem jungen Herrn das nicht merken laſſen darf, denn wozu wäre ich denn ſein Hofmeiſter, wenn ich nicht an allem etwas zu tadeln fände, was er nur unternimt?

Dieſen Nachmittag reiſen wir zurück nach Göttingen. Wie uns aber die ernſthaften Collegia ſchmecken werden, nachdem wir uns hier ſo ſehr an den ſchönen Künſten gelabt haben, das iſt eine andre Frage.

Unſer junger Held iſt ganz von Caſſell eingenommen. Nun! ganz Unrecht hat er auch wohl nicht, obgleich ſeine Sinne leichter bezaubert werden, als die meinigen.

Bekanntſchaften haben wir hier wenig gemacht. Während eines ſo kurzen Aufenthalts ſich bey Gelehrten aufzudringen, dabey kömmt nicht viel mehr heraus, als daß man ihnen ein Paar koſtbare Stunden ſtiehlt; unter den Officiers hingegen haben wir ſehr feine, ſittſame, wackre und beſcheidene Leute angetroffen, wovon wir wohl Einige, wenn wir öfterer hierher kommen, näher kennen zu lernen ſuchen werden.

Die Bibliothek hat wenig ſehr Merkwürdiges. Der Landgraf hat aber eine ſchöne

Privat-Bücherſammlung, die er nicht blos hingeſtellt hat, ſondern auch lieſt, welches ihm wohl mehr Ehre macht, als wenn er jährlich für eine groſſe Summe einige Ellen Bücher zu der öffentlichen Bibliothek kaufen lieſſe, damit, an gewiſſen Tagen, die Fremden die ſchönen Bände angaffen könnten.

Was der Herr von Hohenau von dem hier herrſchenden franzöſiſchen Tone ſchreibt, iſt ſehr wahr. Mich hat das aber nicht gefreuet. Ueberhaupt iſt es ein groſſes Elend, daß itzt der Deutſche ſich wenig um einen eigenthümlichen, feſten Character bekümmert. An einem Orte, wo etwa eine engliſche Prinzeſſinn iſt, muß alles geengländert ſeyn, und drey Meilen von da findet man wieder ein kleines Volk von Halbfranzoſen. Wenn werden wir einmal anfangen einen eigenen Weg zu gehen? Die allgemein in Deutſchland nachgeamte feine politiſche und galante franzöſiſche Lebensart, der Ton von falſchen Artigkeiten und von verbindlichen Dingen, welche man ſich vom Morgen bis zum Abend herplappert, macht uns zu elenden Puppen, und verdrängt alles Gefühl von Eigenheit aus unſren zuſammengeflickten Conventions-Charactern. Ein Mann, der feinen Weltton hat, muß gerade eben ſo ſeyn und handeln, als ein anderer von der Art. Wer daher viel in der großen Welt lebt, wird beynahe immer ſchon voraus ſagen können, was Dieſer oder Jener auf dies oder das antworten wird. Und die feinen Züge des Geſichts, in denen ſich das Bild der Seele und die kleinen unmerklichen Ebben und Fluthen der Leidenſchaften, welche dem Umgange ein ſo herrliches Intereſſe geben, abdrücken, das ſanfte Lächeln, die zärtliche Unruhe, die Sehnſucht, die edle Schamröthe, und der Abdruck von tauſend andern ſeligen Empfindungen, überkleiſtern unſre Damen mit einer rothen Farbe, die ihnen das Anſehn einer am hitzigen Fieber leidenden Perſon giebt — Doch was hilfts, darüber zu reden? allein das alles iſt eine höchſt jämmerliche Barbarey.

Man hatte mir geſagt, daß man in Caſſell ſehr frey über Religion denke. Das kann wahr ſeyn; was mich aber gefreuet hat, iſt geweſen, daß man wenigſtens nicht frey darüber redet. Der Mann, welcher öffentlich über Dinge ſpottet, worauf andre Menſchen ihre Ruhe bauen, iſt ein ſchlechter Kerl, wäre er auch der Erſte im Staate. Ueberhaupt, denke ich, ſoll man über Religion nie, weder im Guten noch Böſen, in Geſellſchaften reden. Zu einer flüchtigen Unterredung iſt das keine Materie; überlaſſe man doch einem Jeden, für ſich in der Stille, an der Ruhe ſeiner Seele zu arbeiten!

Der arme Müller weiß noch nicht recht, wie er das Ding hier angreifen ſoll. Könnten Sie, mein theuerſter Wohlthäter! nicht etwas für ihn thun? Mein junger Freund wollte Sie ſchon darum bitten, aber er hat den Muth dazu nicht. Er ſagt, man müſſe nicht immer auf Ihre Wohlthätigkeit losſtürmen. Doch, kenne ich Sie denn nicht, verehrungswürdiger Herr? Wie ſollte ich mich ſcheuen, Ihnen eine Ausſicht zu zeigen, den Würkungskreis Ihrer großmüthigen Seele zu erweitern?

Mein Papier geht zu Ende, in ein Paar Stunden wollen wir fort, und gegen Abend ſind wir in Göttingen, denn die Wege ſind ziemlich, und werden bald vortreflich werden. Auch durch Heſſen wird, wie ich höre, der Landgraf, der ſo viel für das gemeine Beſte thut, alle Landſtraßen bauen laſſen, welches ſehr nöthig ſeyn mag.

Habe ich doch kaum noch ſo viel Platz, den Nahmen zu ſchreiben,

Ihres

unterthänig treuen Dieners,

Meyer.

N. S.

Ich habe würklich ſchon angefangen, einige Hauptſcenen aus meinem Leben aufzuzeichnen. Wenn das Ganze fertig iſt, werde ich ſo frey ſeyn, es Ihnen zu ſchicken. — Aber Toleranz! Toleranz!

* * *

Fünfter Brief.

An die ehr= und tugendſame Jungfer, Anna Maria Sievers, Haushälterinn in Dienſten von Jhro Gnaden, den Herrn Baron von Leidthal, in Urſſtädt.

Göttingen den 20ten October 1769.

Meine hertzlich liebe und werthe Jungfer!

In der Hofnung, daß dieſe wenigen Sie werden in guten Geſundheits=Umſtänden antreffen, kann ich nicht unterlaſſen, an Sie zu ſchreiben, wie ich verſprochen habe, wiewohl dieſes ſpät, welches zu excuſiren bitte, Urſach deſſen, weil wir in Caſſell geweſt ſeyn.

Ach! meine liebe Jungfer! was iſt das vor eine charmante Stadt, und für ein excellent Leben in dem Caſſell! Und alles iſt ſo luſtig da. Was müſſen die Herrn nicht alle vor Geld haben! Auch ſeyn ſehr artige und freundliche Frauensperſonen da, und wenn einer des Abends ſpazieren geht; ſo ſieht man Damens, die ſo hübſch angezogen ſeyn, als die Frau Pfarren in Urſtädt, und noch hübſcher, die einen doch grüßen, und gar nicht ſtolz ſeyn, aber das habe ich nun erfahren, daß eine gar böſe conduite gefunden werden ſoll in dem Caſſell, doch iſt keine ſo hübſch, als meine liebe Herzens-Jungfer Sievers.

Und wann mir auch mein Herze bricht,
Vergeße ich doch Ihrer, meine allerliebſte Jung-
fer Sievers! nicht.

Ich habe auch ein Paar Kummedien geſehen, aber das hat mir, die Wahrheit zu ſagen, nicht gefallen wollen. Da war Eine, die ſollte ganz unſchuldig thun, und liebäugelte doch immer nach einem Officier, von den großen ſchönen Ofciers, die der Herr Landgraf ſich hält. Was ſie ſagten, das verſtand ich eigentlich nicht, obgleich ich ein bisgen franzöſch kann. Sie plappern das gar zu geſchwind weg, weil ſie es auswendig wiſſen. und gern bald fertig ſeyn wollen. Aber alle Augenblick fieng einer mitten im Sprechen an zu ſingen, das konnte ich auch nicht begreifen warum.

Göttingen iſt gar nicht ſchön, aber die Herrn Purſche ſeyn doch ſehr luſtig. Spazieren gehen kann man gar nicht, denn es iſt hier kein Garten. Wenn mein Herr ſich im Sommer wird wollen eine Verluſtirung machen; ſo wird er müſſen ausreiten auf ein Dorf. und da iſt auch kein gut plaiſir. Die Herrn Profeſſors ſollen nicht ſehr luſtig in Geſellſchaft ſeyn, und haben alte Frauen. Es iſt gewaltig theuer hier, und die Juden wird man gar nicht los. Sie betrügen die Herrn Studenten gar abſcheulig, aber das darf jedermann hier thun, beſonders der eine Gumprecht das iſt ein rechter Schelm. Mein Herr und Herr Meyer die gehen nicht viel aus, auſſer in die Collegi, und dann, ſo wohnt in unſerm Hauſe ein junger Herr von Hundefeld, mit dem gehen ſie viel um, und ſein Bedienter, der Muſjö Haber, der iſt mein ſehr guter Freund.

Adje, meine herzliebe Jungfer! Ich ſchreibe heute keinen weitläuftigen Brief, weil ich meines Herrn ſeine neue Stiefel in Glänz-Wachs ſetzen muß; ſo kann ich Ihr heute keinen längeren zufügen.

Doch verbleibe ich ſtets im Herzen,
Im Glück und Unglück, Noth und Schmerzen,

Meiner allerliebſten Jungfer Sievers

Ihr treu ergebenſter Freund

Christoph Birnbaum.

Sechſter Brief.

An den Herrn von Hohenau, in Göttingen.

Urſtädt den 8ten November 1769.

Mein lieber Hohenau!

Du wirſt ein Paar Zeilen von mir bey Deiner Zurückkunft in Göttingen gefunden haben, und eben erhalte ich auch des Herrn Meyers kleinen Brief,* darinn er mir den Anfang Eures Fleißes meldet. Ich habe aber nicht ehr als itzt Muße gehabt, auf jeden Punct in Deinem und Deines lieben Mentors Brieſen zu antworten. Wir wollen nun einen Vertrag zuſammen machen: Ihr ſollt mir immer nur gemeinſchaftlich Einen Brief ſchreiben, und ſo will auch ich, wenn ich zuviel Geſchäfte habe, Deinen Freund, den Hauptmann von Wedel, für mich antworten laſſen.

---

* Dieſe Stücke ſind nicht in der Sammlung.

Ich wundre mich gar nicht, daß Dir Caſſell ſo ſehr gefallen hat. Ich habe dort auch manche fröhlige Stunde gehabt, und kenne den Landgrafen, denn ich habe viel an ſeinem Hofe und ſonſt mit ihm in Hamburg und Braunſchweig gelebt.

Einige Deiner Anmerkungen über dieſe Stadt haben mir ſehr gefallen; laß mich nur eine kleine Erinnerung dabey machen, die Dir indeſſen nicht neu ſeyn wird. Hüte Dich nemlich, an einem fremden Orte gar zu genau nach kleinen Umſtänden zu kundſchaften, welche die Regierungsart, Hof- und Stadt Annecdoten u. d. gl. angehen. Man kann dadurch oft in große Verlegenheit kommen. Ueberhaupt rede davon, von Krieg und Frieden, vom Wetter, von Verwandtſchaften, von Vorzügen Deines Vaterlandes u. ſ. f. ſo wenig,

als

als möglich. Man erfährt von dieſen Dingen, wenn man auf die rechte Art reiſet, und ſich unter allerley Gattungen von Menſchen miſcht, doch immer genug, und oft am mehrſten, wenn man am wenigſten das Anſehn hat, etwas davon wiſſen zu wollen. Es giebt ja der müſſigen Geſchöpfe ſo viel, die ein lebendiges Regiſter ſolcher Nachrichten ſind, und nur gar zu gern einen Reiſenden davon unterhalten.

Es würde dem Landgrafen von Heſſen ein groſſer Schatz ſeyn, wenn Dein romantiſches Münden ihm zugehörte, weil dadurch ſeine Schiffahrt uneingeſchränkter würde. Vielleicht könnte Hannover ſich auch wohl dabey befinden, wenn es einen Tauſch gegen das ſchöne Schaumburgiſche zu Stande brächte. Doch gäbe es wohl Mittel, wodurch der Landgraf die Handlung der Mündenſchen Schiffer und Kaufleute ziemlich lahm legen könnte. Da ich aber nicht davor bezahlt werde, denen deutſchen Fürſten Projecte zu machen, und Du itzt den Commerzienrath Müller nach Caſſell gebracht haſt; ſo überlaſſe ich dieſem die Ehre, einen ſolchen Plan anzugeben.

Des Landgrafen Character mußt Du aus dem Munde eines Mannes haben ſchildern gehört, der ihn gewiß nicht miskannt hat. Uebrigens, mein liebes Kind! wünſche ich, daß Du Dich nie von denen mögeſt hinreiſſen laſſen, die, wie es jetzt ſehr Mode iſt, ſo gern Fürſten läſtern. Du weißt nicht, mein Sohn, wie verkehrt dieſe Art Menſchenkinder erzogen wird, und wie billig es alſo iſt, Geduld mit ihnen zu haben. Die offenbaren Schmeicheleyen ſind eben nicht das, was ſie am mehrſten verderbt, denn gegen die Würkungen, welche dadurch verurſacht werden, kann ein kluger Hofmeiſter noch einen jungen Prinzen mit edlem Stolze und Grundſätzen wafnen. Allein die kleinen unmerklichen Eindrücke, welche ſein Character durch den ſtillſchweigenden Beyfall bekömmt, welchen, dem Anſchein nach, niemand ſeinen Handlungen verſagt, dieſe machen ihn von Jugend auf unempfindlich gegen das muthmaßliche Urtheil derer, mit denen er lebt. Wenn ein gewöhnlicher Menſch, wäre er auch noch ſo reich, auffallende Fehler des Verſtandes oder Herzens von ſich blicken läßt; ſo merkt er, trotz aller Eigenliebe, bald, daß er, in denen Verhältniſſen, worinn er kömmt, ſchädliche Folgen davon ertragen muß. Man flieht ihn, oder weicht ihm wenigſtens aus, wenn er ſtolz, unverträglich, langweilig, eigenſinnig, oder ſonſt nicht zur Geſellſchaft gemacht iſt. Ein Mann aber, der einſt Länder und Völker regieren ſoll, kömmt ſelten, von ſeiner Kindheit an, in einen Circul von Leuten, die gar nie abhängig von ihm werden. Diejenige, die um ihn verſammlet ſind, ertragen ihn, um ſich den heranwachſenden Potentaten nicht früh zum Feinde zu machen. Die jüngeren Brüder, bey denen dies weniger der Fall iſt. ſind deshalb gewöhnlich erträglicher, als die regierenden

Herrn. Wenn ich mir nun überhaupt vorſtelle, wie ſehr unſer Character durch das Schickſal umgeformt werden muß; wie wir Andre durch die mancherley eigene Erfahrungen, wiedrige Begebenheiten und Bekanntſchaft mit dem verſchiedenen menſchlichen Elende, nach und nach beſſer werden; wie wenig von dieſem allen ein Fürſt erlebt; wie ſchwer es alſo iſt, einen Prinzen mit der Menſchheit bekannt zu machen; wie ſehr ferner die Wahl ihrer Hofmeiſter oft in den Händen der Cabale iſt — kurz, wie ſchlecht mehrentheils die Großen der Erde erzogen werden; ſo muß man ſich billig wundern, daß es noch leidliche Geſchöpfe unter ihnen giebt, und doch habe ich in der That in funfzig Jahren zwey oder drey angetroffen, welche verdient hätten — keine Prinzen zu ſeyn — Ich ſage: verdient hätten, keine Prinzen zu ſeyn; denn welcher unter allen Ständen ſcheint wohl weniger beſtimmt, das ſüße Glück des Lebens zu ſchmecken? Man ſagt: „Fürſten können Vielen helfen, Viele glücklich

„machen.“ Allein, dagegen macht auch jedermann Anſprüche auf ihre Wohlthaten, und doch können ſie nicht jeden befriedigen, müſſen ſo Manchen ohne Troſt von ſich laſſen. Das Glück der Freundſchaft und die häuslichen und geſelligen Freuden ſchmecken ſie auch nur ſelten, unvollkommen oder gar nicht. Weil ſich aber jedermann ihnen von der beſten Seite zeigt, und weil ſie immer nur in großen Circuln leben, wo äuſſerlich ſich alle Menſchen gleich ſehen; ſo werden ſie weder mit den feinen Nüancen der Charactere, noch mit den kleinen intereſſanten Begebenheiten, welche die guten lieben Menſchen aneinander ketten, recht bekannt. Deswegen ſind ſie auch gewöhnlich, aus Mangel an wahrhafter Seelen-Kenntniß, zu leichtgläubig oder zu mistrauiſch. Von allen Wiſſenſchaften wird ihnen eine kleine Idee beygebracht. aber von keiner können ſie mehr als die Oberfläche berühren, weil man ihnen zu vielerley eintrichtern will, und weil Mangel an Zeit und häufige Zerſtreuungen ſie verhindern, ſich auf etwas Einzelnes mit Ernſt zu legen, deswegen wiſſen ſie auch hernach ſchwerlich geſchickte und fähige Leute zu beurtheilen, und der glänzendeſte Gelehrte iſt ihnen der gründlichſte. Von der andren Seite denke Dir einmal ein armes gutes Fürſten-Mädgen! wie elend iſt nicht deren Schickſal! Im Zwange des Ceremoniels erzogen, bewacht, mit Langerweile unterhalten, für alle Eindrücke der Liebe bewahrt, wird ſie hernach mit einem Menſchen gepaart, den ſie zuweilen nie in ihrem Leben geſehen hat, der, nebſt ſeinen Favoriten und einem alten Drachen von Fräulein Oberhofmeiſterinn, eine Sclavinn aus ihr macht; der, wenn er ein Paar Kinder mit ihr gezeugt hat, ſie verachtet, ſich einer feilen Dirne in die Arme wirft, und nach ſeinem Tode die arme Fürſtinn der kalten, oft unedlen Begegnung des Tronsfolgers ausſetzt, deſſen Herz dann gewöhnlich gerade ſoviel von kindlicher Liebe fühlt, als der äuſſere Anſtand erfordert.

Du ſiehſt alſo, mein Freund! wie ſehr dieſer Stand Mitleiden und Nachſicht verdient, und wie dankbar man dem Schickſale ſeyn muß, wenn es uns gute Fürſten giebt, und deren giebt es doch noch in unſrem lieben Vaterlande.

Es iſt ſehr wahr, was Sie, mein lieber Meyer! über den verſchiedenen Ton, über die verſchiedenen Grade der Cultur, und über die verſchiedenen Sitten der kleinen deutſchen Völker ſagen. Einem Fremden muß das beſonders ſehr auffallen. Aber dies wird wohl immer ein pium deſiderium bleiben, ſolange unſre Regierungsformen ſo mannigfaltig, und unſre Verhältniſſe mit auswärtigen Höfen ſo ungleich bleiben. Im Grunde denke ich doch, auch der Deutſche hat immer ſo etwas Characteriſtiſches, ſelbſt wenn er nachahmt, das den Geſchmack des Bodens behält. Und glauben Sie ja nicht, daß wir die einzigen Affen andrer Nationen ſind, und daß nur in unſrem Vaterlande keine Einheit von Nationalgeiſt herrſcht! Franzoſen und Engländer, welche einander beſtändig haſſen, ahmen ſich unaufhörlich nach, und in beyden Reichen haben die Einwohner mancher Provinzen oft mit ihren nächſten Nachbarn beynahe nichts Aehnliches, als die Sprache. Daß aber in unſren Kunſtwerken nicht derſelbe einzige Styl herrſcht, iſt eben daher leicht zu begreifen. Allein, oft iſt in der That der Contraſt über alle Maße groß. Wer ſollte, z. B., glauben, daß Halladat und Muſarion in Einem Zeitalter geſchrieben wäre? Ein Buch, welches das Gepräge der einfachſten, unbefleckteſten Sitten trägt, und eins, das die feinſte Corruption vorausſetzt! Ein Bürgerhaus in Nürnberg und eins in Potsdam, wie abſtechend!

Nun etwas von dem armen Müller! Seine Geſchichte hat mich gleich anfangs intereſſirt, wie ich Ihnen das ſchon geſagt habe, und ſein durch traurige Erfahrungen geformter Character, wie Sie ihn da beſchreiben, hat etwas Herzergreifendes für mich.

Freylich iſt es nicht gut, über ſein Ungemach laut zu klagen, aber nicht nur, weil man alsdann ſelten Freunde hat, ſondern überhaupt um ſein Selbſt willen. Es iſt nöthig, ſich daran zu gewöhnen, alles, was uns in dieſer Welt begegnen kann, mit fröhligem Muthe zu ertragen. Man wird nicht zwey Tage auf dieſer Erde, ohne unangenehme Vorfälle, hinbringen können, und das iſt auch natürlich, denn dieſe Abwechſelung hat ihren Grund in der Kette der menſchlichen Handlungen, welche von Wünſchen und Leidenſchaften regiert werden. Wenn man nun ſehr empfindlich iſt, wie etwa Du, mein lieber Hohenau! ſo ſieht man denn gern die geringſten Ungemächlichkeiten, wenn nicht alles nach unſrem Kopfe geht, als ein großes Unglück an. Haſt Du Dich aber einmal daran gewöhnt, dem Schickſale Macht über Dich zu geben; ſo haſt Du zuletzt keine heitre Stunde mehr, und wirſt leicht dahin kommen, auch die, welche mit Dir leben, Dein Misvergnügen fühlen zu laſſen, welches doch höchſt unbillig iſt. Ueberhaupt iſt wenig Unglück in der Welt, für welches wir nicht aus uns ſelbſt die Arzeney ſchöpfen könnten. Ein gewiſſer Grad von Leiden iſt auch gut, um die geſunden Zwiſchenſtunden deſto ſeliger zu fühlen — Aber alles Ungemach des Lebens iſt leicht für einen Weiſen, und noch leichter für einen Narren. Das iſt indeſſen auch richtig, daß es wenig Menſchen giebt, die nicht, auf irgend eine feine oder grobe Art, einen Schritt zurückträten, wenn ſie uns in Bedrängniß ſehen. Vielleicht wirſt Du in Deinem Leben nicht einen Einzigen antreffen, dem Du ſicher Dein ganzes Herz eröfnen dürfteſt.

Auch die Beſtändigkeit in Ueberwindung der Hinderniſſe iſt mir ein ſchöner Zug in Müllers Character. Ohne dieſen edlen Eigenſinn bringt man es überhaupt nie zu etwas Großen.

Ich könnte Dir böſe darüber ſeyn, mein lieber Sohn! daß Du nicht das Zutrauen zu mir haſt, mich um Hülfe für den armen Mann anzuſprechen. So lange man ſelbſt helfen kann, muß man freylich keine Anweiſungen auf andrer Leute Wohlthätigkeit geben. Aber wenn das wegfällt, warum will man dann einem Menſchen, der dienen kann und mag, die Freude misgönnen, dem Nothleidenden die Hand zu reichen?

Da ich nicht gern eine Gelegenheit vorbeylaſſe, Dir die ſüße Pflicht der Wohlthätigkeit zu empfehlen; ſo laß mich hier noch ein Paar Worte darüber ſagen!

Gieb jedem Armen ohne Unterſchied. Alſo ſchlage keinem, der Dich um etwas anſpricht, eine kleine Gabe ab, ſo lange Du etwas haſt. Beſtelle auch nie bey Deinen Bedienten, daß ſie ſagen ſollen, Du ſeyeſt nicht zu Hauſe. Das thun nur hartherzige und falſche Menſchen. Deine Thür ſey jedem offen. Kömmt ein zudringlicher, langweiliger Menſch; ſo giebt es ſchon Mittel, ſeiner bald los zu werden.

den, und am Ende iſt das Unglück nicht groß. Man kann aus jedem Geſpräche lernen, und bey dem dümmſten Vortrage gute Gedanken haben. Das iſt aber nicht wahr, daß einer ſo viel Geſchäfte hätte, daß er nicht ein Paar Minuten abbrechen könnte, um das Anliegen eines Menſchen zu hören. Kömmt nun auf dieſe Art ein Bittender zu Dir, der um ein Paar Gulden flehet, oder um eine andre Wohlthat, und Du kannſt ſie ihm nicht geben, ohne einen Würdigern zu kränken, oder Du haſt ſelbſt nicht ſoviel zu entbehren; ſo laß Dich doch nicht durch falſche Schaam bewegen, eine leere Ausflucht zu ſuchen. Sage geradezu: „Ich kann nicht, „aber drey Groſchen kann ich geben; hier „ſind ſie, mit gutem Herzen!“ und glaube mir, die Redlichkeit Deines Verfahrens wird ihn rühren, und ſich ſelbſt belohnen. Diene jedem, wo Du kannſt. Wird es mit Undank, mit Spott, belohnt; deſto uneigennütziger, deſto edler, iſt die Handlung. Denn wenn man Dank einerndtet; ſo hat unſre

Eitelkeit ſchon den Lohn dahin, und da kann ja jeder hingeben, wo es Früchte bringt. Iſt der Mann ein Böſewicht; deſto ſchlimmer für ihn, er iſt um deſto unglücklicher, um deſto mehr ein Gegenſtand des Mitleids. Vergiß nie, daß es beſſer iſt, hundertmal betrogen werden, als einmal da den Armen im Elende ſeufzen laſſen, wo man Troſt in ein gekränktes Herz gieſſen könnte. Nun! und kann man endlich gar nicht helfen, mein Sohn! o! ſo weine eine Thräne des Jammers mit dem Unglücklichen, und oft wird ihm dieſe brüderliche Gabe, mehr als Säcke Goldes, werth ſeyn. Auch iſt es zuweilen mehr Verdienſt, dem Freunde ſein mitleidiges Herz, als ſeinen Geldbeutel, zu öfnen.

Nach dieſer kleinen Ausſchweifung will ich mich erklären, was ich, in meinen Umſtänden, für den Herrn Müller thun kann. Wenn einer von ſeinen Söhnen über vierzehn Jahr alt iſt, ſo mag er mir denſelben ſchicken; ich will für ſeinen Unterricht und dafür ſorgen,

gen, ihn, nach ſeiner Neigung, irgend eine Lebensart ergreifen zu laſſen. Sollte aber Müller mehr für ſeine eigene Perſon verlegen ſeyn, wie ich das vermuthe, wenn er etwa in Caſſell nichts ausrichtete, weil er alsdann gar nichts vor ſich ſähe, und hingegen für ſeine Familie noch wohl in Amſterdam Unterſtützung hoffen dürfte; ſo mag er ſelbſt kommen! Da wollen wir dann ſehen, wie wir einig werden, damit er mir nicht zuviel Verbindlichkeit habe, und ich nicht ganz ohne Eigennutz handle. Mehr kann ich aber itzt nicht thun. Alſo nur Eine Perſon, verſtehen Sie mich! entweder den Vater oder einen Sohn. Darüber erwarte ich nun Antwort, um eine Einrichtung zu machen, damit er auch nicht nöthig habe, zu Fuße zu kommen.

Ich ſehe mit Ungeduld Ihrer Lebensbeſchreibung entgegen, mein lieber Meyer! und um Ihnen zu zeigen, wie dankbar ich für dies Geſchenk ſeyn werde; ſo will ich

Ihnen auch die Hauptbegebenheiten aus meinem unruhigen Leben aufſchreiben, und ſtückweiſe ſchicken. Sie mögen dann den ſchwärmeriſchen jungen Menſchen, den Sie bey Sich haben, ſoviel davon leſen laſſen, als zu ſeinem Frieden und Nutzen dient, und das Uebrige in einem feinen guten Herzen bewahren. Längſt ſchon habe ich dieſe Arbeit unternehmen wollen, nur hat es mir an Aufmunterung gefehlt. Ich werde gewiß keinen Vorhang vor irgend eine Scene ziehen. Anders handelt man im zwanzigſten, anders im funfzigſten Jahre, und wer ſich ſchämt, zu bekennen, daß er oft Unrecht gehabt hat, iſt noch weit von der Beſſerung entfernt.

Erwarten Sie keine Antwort auf die Nachricht von der Einrichtung Ihrer Studien. Sie wiſſen meinen ganzen Erziehungsplan für den jungen Hohenau. Gelehrt wird man nie auf Univerſitäten; Er ſoll dort nur Metode lernen, ſelbſt arbeiten und einſammlen zu können; Er ſoll aus den Beyſpielen der Menge junger Leute von verſchiedenen Nationen, Erziehungen, Anlagen, Richtungen, Temperamenten u. ſ. f. lernen Aufmerkſamkeit auf ſich ſelbſt haben; Er ſoll lernen mit Freyheit, Geld und Zeit wirthſchaften; Er ſoll lernen ſich unter Leuten Achtung verdienen, die mit ihm in keiner andern Verbindung ſtehen, und daher keine Urſache haben, ihm zu ſchmeicheln.

Da ich ferner weiß, daß in Göttingen eine ſehr gute, ächte Freymaurer-Loge iſt; ſo erſuche ich Sie, Sich bey derſelben zu melden, um beyderſeits aufgenommen zu werden. Sie werden, hoffe ich, dagegen nichts einzuwenden haben; Sie ſind ein zu geſcheuter Mann, um gegen eine Sache eingenommen zu ſeyn, welche Sie nicht kennen, und womit ſich ſo viel kluge und gute Männer beſchäftigen. Meine Urſachen aber, warum ich wünſche, daß Sie und unſer Pflegeſohn aufgenommen werden mögen, kann ich Ihnen itzt nicht ſagen. Sie werden ſie einſt, wenn ſie erſt längere Zeit mit der Freymaurerey bekannt ſeyn werden, ſelbſt mit inniger Freude fühlen, und dann kann ich Ihnen vielleicht Ausſichten eröfnen, wovon Ihr Herz itzt nicht einmal die Ahndung hat. Vor der Hand thun Sie nur dieſen erſten Schritt auf mein Wort. Sie werden keine abſchlägige Antwort bekommen, ich habe Sie ſchon ſchriftlich empfohlen. Es verſieht ſich, daß ich die kleinen Ausgaben, die in allen ächten Logen dieſelben ſind, für Sie Beyde entrichten werde.

Nun will ich dieſen langen Brief ſchlieſſen. Lebt recht wohl, Ihr guten Leute! und vergeßt nicht

Euren

treuen Freund

Leidthal.

Siebenter Brief.

An den Herrn Commerzienrath Rath Müller, in Caſſell.

Amſterdam den 10ten November 1769.

Ich bekam geſtern, mein lieber Mann! Deinen Brief und die Nachricht von Deiner weiteren Reiſe. Du kannſt leicht denken, wie ſehr mich jede Erzählung von einem neuen mislungenen Plane beunruhigt, da unſre und der armen Kinder Hofnung Tag und Nacht auf Deine Ausrichtungen ruht. Gott gebe Dir gute Ausſichten in Caſſell. Ich denke, wenn Du es nur recht anfängſt; ſo müßte es doch irgendwo gelingen. Nur kann ich nicht begreifen, wie Du es noch mit den Reiſekoſten und der Zehrung machſt. Die Ringe und die goldene Uhr werden nun auch wohl fort ſeyn, die ich Dir in den guten Zeiten ſchenkte, wie ich noch für nichts zu ſorgen

gen hatte, und fröhlige Tage erlebte. Ja! die Zeiten ſind aus, und ich ſchäme mich, vor die Thür zu gehen, daß die Leute, die mich im Wohlſtande geſehen haben, nicht meiner ſpotten. Doch, ich will von dieſen verdrießlichen Dingen ſchweigen, und Dir von unſren Kindern Nachricht geben. Der Aelteſte wird Dir wohl geſchrieben haben. Sein Patron iſt ſehr von ihm zufrieden. Ach ja! Fritz ſoll ſich wohl durchhelfen, wenn er einmal nur auch, wie ſein Vater, eine Frau mit etwas Gelde heyrathen könnte, und die ein eigenes großes Haus hätte! Er würde ja alsdann wohl aus unſrem Beyſpiele lernen, beſſer Rath halten mit dem Seinigen. Es liegt alles daran, daß man den Handel verſteht, ſonſt muß es freylich ſchief gehen, doch, den lernt er ja, wo er jetzt iſt. An Ludwig werden wir wohl nicht ſo viel Freude erleben, der läuft den ganzen Tag herum, und geht in alle Commödien. Wo der Junge das Geld herkriegt, das weiß der Himmel. Mein Bruder lobt ihn indeſſen doch, und ſagt, daß ſeine Lehrer von ihm zufrieden wären, was nehmlich das Studieren betrift, denn um ſeine Aufführung kann ſich mein Bruder nicht bekümmern, aber er fährt fort, alles für ihn zu bezahlen, obgleich meine Schwägerinn ihm immer Vorwürfe darüber macht. Sophie kömmt zuweilen, wenn ſie abkommen kann, zu mir. Sie klagt über nichts, und ihre Herrſchaft hat ja auch allgemeines Lob, aber ſie iſt ſeit einiger Zeit ſo niedergeſchlagen und traurig, daß ich gar nicht weiß, was dem albernen Mädgen fehlt. Geſtern hat ſie aus Verſehen einen Brief hier verlohren, den ich Dir ſchicke, weil ich gar nicht daraus klug werden kann. Gott verzeyhe mir meine Sünde! das iſt ein Brief, den ein Menſch geſchrieben haben muß, der toll iſt. Ich hoffe doch nimmermehr, daß ſich ſchon jemand in das Kind verliebt hat. Ihr will ich noch nichts darüber ſagen, bis Du mir Deine Meinung geſchrieben haſt. Die beyden Jüngſten wachſen heran, und mir wird angſt ums Herz, wenn ich ſie anſehe. Von den Freymaurer-Logen und von dem

Herrn Grafen von Hayſtädt bekomme ich noch immer das Geld richtig geſchickt. Du großer Gott! wovon wolte ich auch ſonſt mit den armen Kindern leben? Das fühlſt Du ſo nicht, weil Du immer herumreiſeſt, aber ich empfinde es genug. Es kömmt auch kein Menſch mehr zu mir. Das iſt mir nun recht lieb, ich mag mich vor niemand mehr ſehen laſſen. Ich werde wohl aufhören müſſen; Angenehmes kann ich ohnehin nichts ſchreiben. Der liebe Gott gebe uns bald beſſeres Glück! Ich bin ewig

Deine

treue Frau,

Chriſtine Müller.

Achter Brief.

(in dem vorhergehenden eingeſchloſſen.)

Hamburg den 1ſten November 1769.
Abends 11 Uhr.

Meine ewig theure Sophie!

Warum kann ich nicht mit dieſem Briefe zu Dir hinfliegen, Dich an mein treues Herz drücken, und Dir ſagen, wie viel dies arme Herz ſeit unſerer Trennung leidet! Ach Sophie! Es iſt erſtaunlich hart, von dem beſten Mädgen getrennt zu werden — Und wenn werde ich Dich wiederſehen? Mein Oncle rechnet darauf, mich wenigſtens ein Paar Jahre bey ſich zu haben — Aber, Gott weiß, ich kann das nicht. Wenn ich ſo einſam auf meinem Zimmerchen ſitze, und nach Deinem Bilde, das immer vor meinen Augen ſchwebt, voll ſüßer Schwärmerey, die Arme ausſtrecken will, und dann der Gedanke,

danke, daß die Freundinn meiner Seele fern von mir iſt, mit ſeiner ganzen Laſt auf mich zurückfällt; o! dann bin ich oft im Begriff, fortzulaufen, mit dem erſten Schiffe zurück nach Amſterdam zu fahren, mich meinem Vater zu Füßen zu werfen, und ihn um ſeine Einwilligung zu bitten. Sophie! himliſche Sophie! ich kann nicht länger ohne Dich leben. Meine unſchuldige, treue, heilige Liebe zu Dir iſt ein Theil meines Weſens geworden. Wo Du nicht biſt, da iſt mir alles geſchmacklos und leer. Mein Oncle bemüht ſich vergebens, mich aufzumuntern. Hamburg könnte mir gefallen, aber ohne Dich iſt mir's eine Einöde. Mein erſter Gedanke in einem fremden Hauſe iſt, zu wiſſen, nach welcher Gegend hin Amſterdam liegt, und wenn ich ein Mädgen ſehe; ſo frage ich mich ſelbſt, ob ſie nicht Einen Zug, nicht einen einzigen lieben Zug, von Dir hat.

Der Mond ſcheint ſo ſchön durch mein Fenſter. Ich will es öfnen — Ach! vielleicht

ſtehſt

ſiehſt Du itzt auch da, und ſiehſt dem tröſtenden Freunde aller Bedrängten in ſein liebevolles, ſanftes Geſicht —

Indem ich vom Stuhl aufgeſtanden war, und meine naſſen Blicke auf den kleinen Garten heftete, der unter meinem Fenſter liegt (denn ich wohne im Hinterhauſe); ſahe ich quer über ein Kätzgen zu ihrem Freunde ſchleichen — Glückliches Kätzgen! — Sophie! lache nicht über mich! Liebe, Liebe ſchallt unaufhörlich in jeder meiner Nerven. Alles, was ich ſehe, giebt dieſer ſchönen Leidenſchaft Nahrung. Gute Nacht!

Den 2ten November Morgens 7 Uhr.

Ich ſtehe eben auf, und mein erſter Gedanke iſt, mit meiner Freundinn zu plaudern. Noch immer habe ich Nacht und Tag den Kern von der eingemachten Kirſche im Munde, den Du mir aus Scherz gabſt, als ich, zwey Tage vor meiner Abreiſe, bey Deinen Hausleuten ſpeiſete.

Es iſt innige Wonne für mein Herz, daß nur Gott allein das Geheimniß unſerer ſchuldloſen Liebe weiß —

Erinnerſt Du Dich noch, meine Sophie! wo wir uns zum erſtenmal ſahen? Als Du mit Deiner Mutter in Maſtricht warſt, da beſuchte ich Euch im Gaſthofe. Ich war erſt vierzehn Jahr alt, und bey dem Secretair Agtſtädt in Penſion — Es ſind nun acht Jahre — Weißt Du es noch? Wir waren in einer grünen Eckſtube. Deine Mutter verließ uns auf kurze Zeit, um mit einem Geſchäftsmanne zu reden; ich blieb allein bey Dir. Ach! beſtes Mädgen! Von dem Augenblicke an pochte mein Herz lauter. Wenn Du Deine lieben ſanften Augen auf mich hefteteſt; ſo konnte ich nicht Ein zuſammenhängendes Wort hervorbringen — O Sophie! Du mußt mein werden, Du biſt ewig mein. Der Himmel ſchuf uns für einander. Wie oft hat uns, bey den kleinſten Begebenheiten, die Aehnlichkeit unſerer Gefühle überraſcht! Welche unerklärbare Sympathie war ſtets in unſren Temperamenten, in unſerm ganzen Weſen! Nur, wie auf feinem Papiere jede Zeichnung weicher, heller, reiner ausſieht, als auf gröberem; ſo herrſcht auch in Deinem feineren Gewebe mehr Milde, als in meinem männlichen Character. Aber ſeitdem ich Dich liebe, hat ewiger Friede mit allem, was mich umgiebt, in meiner Seele Platz genommen; Ich tödte keinen Wurm, keine Fliege. Der Gedanke, daß eine Creatur über mich ſeufzen könnte, kann mir Thränen auspreſſen. Auch dünkt mich, als betrachteten die guten Geſchöpfe mich als ihren Freund; Ich kann mitten unter ſie treten, keine Taube, kein Vögelchen fliegt vor mir weg, und wenn ein armer Hund ſeinen Herrn ſucht; ſo bin ich der Erſte, an den er ſich wendet.

Nie habe ich ſo den hohen Werth der Muſik gefühlt, als itzt. Wenn mein ſchweres Herz, in trüben Augenblicken, ſich nach Dir ſehnt, und rund umher einen Freund ſucht, mit dem ich wenigſtens von meiner Sophie reden könnte, und den nicht findet, in deſſen Schoos ich meine Klagen ausſchütten dürfte; dann iſt das treue Clavier mein ſüßeſtes Labſal.

Als ich Abſchied von Dir nahm, da ſenkteſt Du Dein liebes Haupt auf meine Schulter. Es war Puder aus Deinen Haaren auf mein braunes Kleid gekommen. Geſtern nun hat mein unempfindlicher Kerl von Bedienten all den lieben Puder abgebürſtet; Ich hätte vergehen mögen, als ich ſah, daß es geſchehen war.

Ich muß ſchlieſſen. Mein Oncle läßt mich rufen, und in ein Paar Stunden geht die Poſt ab. Vielleicht bekomme ich morgen ein Briefgen von Dir. Du weißt doch noch, wohin Du die Briefe addreſſiren ſollſt, und zwar mußt Du dabey ſetzen: „Am Jungfern-„Stiege bey dem Herrn Prinzhauſen abzu-

„geben,

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-51468-9
KNIGGE,A.F.F.L.VON FN. 03714/013

„geben, und daſelbſt bis zur Abholung lie„gen zu laſſen.“

Was für Nachricht haſt Du von Deinem unglücklichen Vater? Ich armer Junge! daß ich nicht Herr über mein elendes Vermögen bin! — Doch, was hilft das Schwätzen? —

Lebe wohl, mein Engel! meine ſüße theure Sophie! Ich bin ewig

Dein

treueſter

Guſtav.

Neunter Brief.

An Madam Müller, gebohrne van Blüm in Amſterdam.

Caſſell den 26ten November 1769.

Meine liebe Frau!

Es thut mir in der Seele leid, daß Dir das Fehlſchlagen meiner Plane ſo viel Kummer macht. An Mühe laß ich es wahrhaftig nicht mangeln, und glaube auch, es nicht unrecht anzugreifen. Dabey laſſe ich mich durch keine Schwierigkeiten abſchrecken, reiſe faſt immer zu Fuß, ſpare, wo ich kann, und leide, wo ich muß. Aber das Glück begünſtigt meine Unternehmungen nicht. Gott weiß am beſten, in welchem Gemüthszuſtande ich oft bin, und freylich trägt ein ſolcher Brief, wie Du mir ihn geſchrieben haſt, nicht dazu bey, mich ruhiger zu machen.

Unterdeſſen hat eben, als ich ſchon wiederum voraus ſahe, daß ich hier keinen Unterhalt finden würde, das Schickſal mir einen Wohlthäter zugeführt. Es hat nemlich der Baron Leidthal zu Urfſtädt im .... durch Freunde von mir eine vortheilhafte Idee bekommen. Da er nun reich und allein auf dem Lande iſt; ſo hat er mir den Vorſchlag thun laſſen, ihm auf ſeinen Gütern Geſellſchaft zu leiſten. Er will ſich alſo meiner annehmen, ich ſoll gleich zu ihm kommen, und alsdann will er mir die näheren Bedingungen eröfnen.

Obgleich ich nun daſelbſt vorerſt wohl ſchwerlich mehr als eine Verſorgung für meine eigene Perſon vor mir ſehe, für die Meinigen aber noch nichts; ſo habe ich doch kein Bedenken tragen können, dies grosmüthige Anerbiethen mir zu Nutze zu machen, denn ich bekenne Dir's gern, daß mein Geld nun gänzlich verzehrt iſt. Man wird mir aber Pferde und Reiſegeld ſchicken. Sobald ich angekommen ſeyn, und erſt die genaueren Umſtände werde erfahren haben, will ich Dir ausführlich Nachricht von Allem geben; Ich reiſe in wenig Tagen.

Darauf kannſt Du feſt bauen, meine liebe Frau! daß Dein und unſrer Kinder Glück mir mehr als meine eigene Ruhe am Herzen liegt. Sieh alſo nur vorerſt zu, wie Du noch eine Zeitlang nebſt den beyden Kleinen von der Hülfe, die Euch gute Menſchen reichen, lebeſt. Das aber, mein Kind! ſollte Dich itzt wohl am wenigſten rühren, was eitle Menſchen darüber reden können, daß Du nicht mehr mit Glanz unter ihnen herumfährſt. Das einzige wahre Glück liegt doch wohl in der Rechtſchaffenheit, in der Ruhe des Herzens, und beruht nicht auf Vorurtheile.

Die Uhr habe ich nicht verkauft. Ich hatte hier die Freude, einen alten Bekannten zu finden, den Cammerdiener des würdigen vortreflichen Fürſten von Weilburg, der in Maſtricht Gouverneur iſt. Er reiſet zurück nach Holland, und ihm habe ich dieſe Uhr mitgegeben. Er wird ſie Dir überſchicken, und Du magſt hernach davon, nach Deinem Gefallen und nach der Lage der Umſtände, Gebrauch machen, bis ich auf andre Art Rath ſchaffe.

Was den Brief betrifft, den Sophie verlohren hat; ſo hat das weiter nichts auf ſich. Die Hand war leicht zu erkennen. Sage ihr aber nur gar nichts darüber, denn ich habe alle desfalls nöthigen Schritte gethan. *

Auch wegen Ludwigs Aufführung habe ich mich an einen verſtändigen Freund gewendet. **

---

* Wie der folgende Brief bezeugt.

** Dieſer Brief findet ſich nicht.

Umarme Du meine Kinder in meinem Nahmen, und erziehe ſie zu guten, fühlbaren Menſchen. Sobald ich kann, will ich Dir meine ſichre Addreſſe ſchicken. Lebe wohl, meine liebe Frau! und vergiß nicht, daß ich ewig ſeyn werde,

Dein

treuer Mann,

Heinrich Müller.

Zehnter Brief.

An den Herrn von der Hörde, berühmten Banquier in Amſterdam.

Caſſell den 26ten November 1769.

Hochgeehrteſter Herr!

Die Urſache, warum ich Ihnen mit dieſem Briefe beſchwerlich falle, iſt gleich wichtig für Sie und mich, alſo entſchuldige ich die Freyheit nicht, welche ich mir nehme.

Es iſt nemlich, durch einen Zufall, ein Brief, welchen meine älteſte Tochter (der, wie Sie wiſſen werden, Herr und Madam Bovi die Erziehung ihrer Kinder anvertrauet haben) von Ihrem Herrn Sohn aus Hamburg bekommen hat, in meine Hände gefallen. Dieſer Brief nun iſt in Ausdrücken geſchrieben, welche klar genug beweiſen, daß beyde junge Leute eine Leidenſchaft für einander gefaßt haben, die ihnen, wie ich fürchte, einen Theil ihres Lebens verbittern wird.

Sie wiſſen, mein Herr! daß unſre Kinder, in meinen glücklichen Tagen, früh mit einander bekannt geworden, und ſo zuſammen aufgewachſen ſind. Unſre beyderſeitigen Geſchäfte haben uns verhindert, genauer auf ihre kleine Schritte Achtung zu geben, und das Zutrauen, welches wir ſicher auf ſie ſetzen dürfen, kann uns auch Bürge dafür ſeyn, daß nur die unſchuldigſte Liebe dieſe jungen Leute vereinigt hat. Allein wir haben auch Beyde Urſache, den unglücklichen Folgen dieſer heftigen Leidenſchaft vorzubeugen.

Unter andern Umſtänden würde mir eine Verbindung mit Ihrem Hauſe, durch einen ſo wackren jungen Menſchen, als Ihr Herr Sohn iſt, Ehre und Glück ſeyn — Aber Sie kennen itzt die Lage, darinn ich bin, daß ich nemlich gar kein Vermögen mehr beſitze, und darauf werden Sie doch, wenn Sie über kurz oder lang Ihr Kind verſorgen wollten, vermuthlich Rückſicht nehmen.

Deswegen nun halte ich es vor Pflicht, Ihnen dieſe Entdeckung mitzutheilen, damit wir gemeinſchaftliche Maaßregeln dagegen nehmen können. An meine Tochter habe ich heute auf eine Art geſchrieben, welche ich für die einzige würkſame halte, um ihren Verſtand gegen die Verirrungen ihres Herzens zu Hülfe zu rufen, ohne das Uebel ärger zu machen.[*] Was Sie in Anſehung Ihres Herrn Sohns thun wollen, muß ich Ihrer Klugheit überlaſſen, und glaube alſo, nicht nöthig zu haben, Ihnen noch in Erwegung zu bringen, daß dieſe ganze Sache wohl mit Verſchwiegenheit, Sanftmuth, und überhaupt mit nicht gemeiner Vorſichtigkeit wird geführt werden müſſen. Das alles werden Sie Sich ſelbſt am beſten ſagen können, da Sie Ihren Herrn Sohn lieben, und die Lebhaftigkeit ſeines Temperaments kennen.

---

[*] Dieſer Brief iſt nicht hier.

Alſo bedarf ich nichts mehr hinzuzufügen, als die Verſicherung der vollkommenſten Hochachtung, mit welcher ich zu verharren die Ehre habe,

Ihr

ergebenſter Diener,

Heinrich Müller.

Eilfter Brief.

An den Freyherrn von Leidthal, in Urfſtädt.

Göttingen den 1ſten December 1769.

Geſtern, mein theuerſter Wohlthäter! iſt Herr Müller hier angekommen. Die Pferde für ihn waren ſchon da, und haben uns Ihren gnädigen Brief und das Paquet mit dem Reiſegelde für den armen Commerzienrath,* der ganz verſtummte, als er die wahrhaftig großmüthigen Proben Ihrer Freygebigkeit ſah, richtig überbracht. Er wird Ihnen am beſten von unſerm Befinden mündlich Nachricht geben können, und da er morgen abreiſet; ſo will ich dieſe Zeit nur anwenden, meine kurze Lebensgeſchichte, wie Sie es befohlen haben, hier für Sie abzuſchreiben.

---

* Es wird kaum nöthig ſeyn, hier noch zu erinnern, daß man einige Briefe, worinn dies verabredet worden, auch aus der Sammlung weggelaſſen hat.

Mein Vater war Verwalter auf den Gütern des Grafen von . . . . . . im . . . . . Weil nun ſein Herr ihn ſehr liebte, und ich, als ein lebhafter Knabe, demſelben auch wohlgefiel; ſo erlaubte der alte Graf meinem Vater, mich mit denen jungen Herrn einerley Unterweiſung auf dem Schloſſe genieſſen zu laſſen. Alſo wurde ich mit denſelben zugleich in Sprachen, Wiſſenſchaften und Leibesübungen unterichtet, ſtand mit ihnen unter einem Hofmeiſter, ſpeiſete mit der gräflichen Familie an Tafel, und wurde, mit einem Worte, vollkommen ſo erzogen, als wenn mich das Schickſal zu einem höheren Stande beſtimmt hätte.

Ich darf es ohne Eitelkeit ſagen, daß ich in allen Kenntniſſen geſchwindere Schritte machte, als die beyden Söhne meines Herrn, aber zugleich muß ich es auch, dem alten Grafen zum Ruhm, bekennen, daß er nicht, wie ſo viel andre Väter, die Thorheit beſaß, neidiſch und verdrießlich auf mich hinzublicken, wenn er bemerkte, daß es mir, mehr als ſeinen Kindern, gelang, mir fremder Leute Zuneigung und Beyfall zu erwerben.

Anders verhielt es ſich mit den jungen Leuten. Der älteſte war zwar von einer guten, milden Gemüthsart, und auſſer daß er ſich etwas auf ſeine hohe Geburth zu gut that (woran ſeine Mutter allein Schuld war); ſo hatte er doch einen Grund von Rechtſchaffenheit, und Gefühl für Freundſchaft, ſo daß wir immer ganz einig lebten. Der jüngſte hingegen war ſtolz, eitel, heimtückiſch, falſch, und weil er ſelbſt Genie, aber nicht Fleiß genug beſaß, dies Genie zu nützen; ſo konnte er nicht ertragen, daß ein Knabe, der nur aus Barmherzigkeit mit ihm einerley Erziehung genoß, eine vortheilhaftere Rolle als er ſpielte. Er machte mir desfalls tauſendfältigen Verdruß, verläumdete mich, wo er konnte, und da er der Mutter Liebling war; ſo blieben ſeine jugendlichen Bosheiten faſt immer ohngeahndet, und bekamen Zeit, ſich in ſeiner Seele, durch Verjährung, feſtzuſetzen. Mein Vater ſtarb, als ich ſechzehn Jahr alt war. Er hinterließ gar kein Vermögen, und da auch meine Mutter nicht mehr lebte; ſo wurde ich jetzt, mehr als jemals, abhängig von unſerer Herrſchaft. Der alte Graf ſetzte ſeine Wohlthaten großmüthig gegen mich fort, und als wir drey junge Leute das Alter und die Fähigkeiten erlangt hatten, auf Univerſitäten zu gehen, ſchickte er uns im Jahr 1756 nach Leipzig, indem er mir, der ich ſchon über achtzehn, und alſo ein Paar Jahr älter als ſeine Söhne war, eine Art von Aufſicht über dieſelben gab. Wir Alle wurden aber einem Kaufmanne empfohlen, der uns in ſein Haus nehmen, und ein wachſames Auge auf unſre Schritte haben ſollte.

Im erſten Jahre gieng es ſo ziemlich gut mit uns. Obgleich der jüngſte Graf mir viel Proben ſeiner ſchlechten Denkungsart gab; ſo hatte er doch ſeine Urſachen, mich nicht ganz von ſich zu ſtoßen. Da er nemlich dort in eine ganz neue Welt kam, wo niemand ſich um ſeine Ahnen bekümmerte, ſeine perſönlichen Eigenſchaften ihm aber wenig Freunde erwarben, wodurch alſo ſein Stolz beleidigt und er beſtimmt wurde, beynahe allen Umgang zu fliehen; ſo war ich ſein einziger Troſt zu Hauſe, denn der ältere Bruder ſuchte, aus Geſchmack an Wiſſenſchaften ſowohl als aus Eitelkeit, den Umgang mit Gelehrten, die es oft gern ſehen, wenn jemand ſie aufſucht, gegen den ſie ihre Kenntniſſe auskramen, und den Ton von Unterricht annehmen dürfen. Indeſſen wurde der jüngere des eingezogenen Lebens müde. Es wohnte in unſerm Hauſe ein Verwandter des Kaufmanns, der auch da ſtudieren ſollte, ſich aber dem zügelloſeſten Leben und allen Ausſchweifungen ergeben hatte. Wir konnten es nicht gänzlich vermeiden, denſelben zuweilen bey ſeinem Vetter, oder ſonſt im Hauſe, zu ſehen und zu ſprechen. Er machte bald einen Entwurf auf das Vermögen der jungen Herrn, weil er aber bey dem älteſten wenig Luſt wahrnahm, ſich mit ihm in Verbindung zu geben; ſo nahm er den jüngſten auf das Korn.

Er urtheilte nach kleinen Zügen, daß derſelbe nicht eben aus wahrer Neigung viel bey mir wäre, und weil er überhaupt merkte, daß ich ihm im Wege ſeyn würde; ſo ließ er ſein erſtes Augenmerk ſeyn, uns zu entzweyen, und das konnte ihm nicht ſchwer fallen.

Er drängte ſich ein paarmal bey unſren Spaziergängen herzu, bath uns, ihn mitzunehmen, erboth ſich, uns Gegenden zu zeigen, die wir noch nicht kennen würden, und führte uns dann in nahe vor den Thoren gelegene Wirthshäuſer, unter dem Vorwande, eine Erfriſchung zu nehmen. Dort fanden wir gewöhnlich einen ganzen Haufen ſeiner treuen

Gefährten, die Alle meinem jungen Grafen auſſerordentlich ſchmeichelten, welche Arzeney bey dieſem ſichtbar würkte. Er plagte mich nachher oft, mit ihm an dieſelben Oerter zu gehen. Meine Vorſtellungen dagegen halfen nichts, als daß er endlich anfieng, ſeine eigene Wege zu wandeln, und mich nicht mehr mitzunehmen, welches ich denn freylich nicht verhindern konnte, weil ich nicht ſein Hofmeiſter war, und unſer Kaufmann ihn ſehr gut aufgehoben glaubte, wenn er in des lieben Couſins Geſellſchaft war.

Obgleich nun in den Häuſern, in welche ſie zuſammen giengen, ſtark geſpielt wurde, und faſt immer ſich liederliche Frauenzimmer fanden; ſo war doch der junge Graf zu flüchtig, ſich ernſtlich dem Spiele, und noch ein bisgen zu neu in der Welt, zu furchtſam, zu ſchamhaft und zu ſittſam erzogen, um ſich den Ausſchweifungen mit dem andren Geſchlechte ſo bald auf eine grobe Art zu ergeben.

Seines Lehrmeiſters Abſichten giengen auch weiter. Unſer Hauswirth hatte eine Tochter, die eben nicht dafür bekannt war, lange grauſam zu ſeyn. Mit dieſer vereinigte ſich der Herr Vetter, und ſie entwarfen zuſammen einen gemeinſchaftlichen Plan, deſſen Grundlage auf unſre Ducaten gebauet werden ſollte. Der junge Graf war ſo wenig erfahren in Weiber-Liſt, daß er dieſer Schlinge nicht ausweichen konnte. Er fand ſehr bald die Demoiſelle liebenswürdig, war, ganze Tage hindurch, nur in ihrem Zimmer, verſäumte Collegia, gab ihr koſtbare Geſchenke, lieh ſeinem braven Freunde Geld, ſolange er ſelbſt welches hatte, und machte Schulden.

Meine Vorſtellungen gegen dieſe Lebensart erbitterten ihn aufs Aeuſſerſte. Ich ſuchte mit dem älteſten Bruder gemeinſchaftliche Sache zu machen, allein dieſer hatte zu wenig Thätigkeit, zu wenig Verſtand, und ließ ſich von ſeinem jüngſten Bruder ſtets überſchreyen, es ſchien mir alſo nichts ſicherers übrig zu bleiben, als mich an den alten Grafen zu wenden, und ihm alles zu melden, doch begreifen Sie leicht, warum ich, in meiner Situation, dieſen Schritt nicht ſo gern unternahm.

Was ich indeſſen hauptſächlich fürchtete, war, daß der junge Menſch ſich eine ſchriftliche Heyraths-Verſicherung mögte ablocken laſſen. Um nun, bey dieſen Umſtänden, einen Mittelweg zu wählen, nahm ich mir vor, geradezu mit dem Vater des Mädgens zu reden. Allein, wie ſehr wunderte ich mich, als ich dieſen alten Wucherer (der nur darauf zu warten ſchien, ſeine Tochter auf dieſe Art los zu werden,) ganz gegen mich eingenommen fand!

Mit Einem Worte! nachdem ich drittehalb Jahre eine ſo unangenehme Rolle als möglich hatte ſpielen müſſen, brach alles gegen mich aus. Der junge Graf, deſſen Gläubiger unruhig wurden, wandte ſich an ſeine

Eltern, und forderte Geld. Man machte mir Vorwürfe wegen unſrer Wirthſchaft. Meine Vertheydigung, welche eine ausführliche Erzählung der ganzen Aufführung des jungen Grafen enthielt, würkte nichts. Die Mutter nahm ſich des Söhnchens an. Alle Schuld fiel auf mich. Ja, der Bube hatte die Frechheit, ſeine Eltern glauben zu machen, ich ſey verliebt in ſeine Schöne, ich habe ihm ſo viel Geld verzehrt, und da der alte Kaufmann auch mein Feind war, der älteſte Graf aber nicht Muth hatte, ſich meiner anzunehmen; ſo war das Ende vom Liede, daß ich allein leiden mußte, und mein Wohlthäter gänzlich ſeine Hand von mir abzog, um mich meinem Schickſal zu überlaſſen. Mich vor gänzlichem Mangel zu ſchützen, both er mir zwar eine kleine verächtliche Penſion an, die ich aber zu ſtolz war anzunehmen. Des jungen Grafen Schulden wurden bezahlt; Er machte neue, ja endlich heyrathete er (wie ich nachher erfahren habe), noch als Student, das Frauenzimmer — Doch, ich verlaſſe die

Geſchichte dieſer Familie, um zu der meinigen zurückzukehren.

Ich mußte alſo nun, ohne Ausſichten zu haben, Mittel ſuchen, irgendwo meinen Unterhalt zu finden. Als ich in dieſen Umſtänden mich befand, war ich kaum ein und zwanzig Jahre alt. Mein ganzes Vermögen beſtand in einem kleinen Beutel, darinn Pathen-Geſchenke und etwas erübrigtes Geld war, welches zuſammen eine Summe von vierzehn Louisd'ors ausmachte. Uebrigens war ich ganz gut mit Kleidern und andren Dingen von einigem Werthe verſehen, als Degen, Uhr und Schnallen, die ich etwa im Nothfalle hätte zu Gelde machen können.

Leipzig war mir ſo widrig geworden, daß ich glaubte, nicht genug eilen zu können, um es zu verlaſſen, zumal mich viel Leute mit Verachtung anſahen, und ich theils zu ſtolz, theils zu delicat dachte, die wahren Umſtände meines Schickſals jedem zu erzählen, oft nicht einmal meinen beſten Freunden. Ich hatte deren in Leipzig gewiß, der aber, den ich am mehrſten liebte, war itzt in Halle. Zu dieſen beſchloß ich zu reiſen, und daſelbſt Briefe, welche mir äuſſerſt wichtig waren, zu erwarten. Ehe ich Ihnen aber ſagen kann, von welcher Art dieſe Briefe ſeyn ſollten, muß ich wieder einige Schritte in meiner Geſchichte zurückgehen.

Ich war mit einem jungen Frauenzimmer aufgewachſen, welche die Tochter eines Beamten in unſerer Gegend war. Die vortheilhaften Umſtände, unter denen ich in des Grafen Hauſe erzogen wurde, und die Zufriedenheit meiner Lehrer mit meinem Fleiſſe, zogen die Aufmerkſamkeit der Eltern der jungen Wilhelmine auf mich. Sie glaubten voraus zu ſehen, daß ich gewiß einſt durch meines Wohlthäters Vorſprache eine gute Bedienung erhalten und in den Stand kommen würde, eine Frau anſtändig zu ernähren. Deswegen ſahen ſie es mit Vergnügen, wenn wir

Kinder ſo gern mit einander leben und ſpielen mochten. Ihre Scherze über unſre Eintracht trugen auch nicht wenig dazu bey, in unſren jungen Herzen das Feuer einer Liebe anzufachen, welche, ſo wie wir heranwuchſen, ſtets heftiger und ernſthafter wurde, und als wir die Natur dieſer Leidenſchaft zu kennen anfiengen, geſtanden wir uns unſre gegenſeitige Neigung und ſchwuren uns eine ewige Treue — Denen Eltern konnte das kein Geheimniß ſeyn, aber ſie ſchwiegen dazu —

Verzeyhen Sie, mein theuerſter Herr! wenn ich hier einen Augenblick abbreche, um Ihnen ein Paar Züge aus dem Bilde dieſes lieben Mädgens zu entwerfen.

Wilhelmine war zwey Jahr jünger als ich — Wenn man ſeine eigene Geliebte beſchreibt; ſo ſcheint das Lob, welches man ihr giebt, freylich leicht verdächtig, allein, ich will hier nur das ſagen, worüber auf fünf Meilen im Umkreiſe jeder, der ſie kannte (von männlichem Geſchlechte wenigſtens), dieſelbe Sprache führte — Wilhelmine war nicht eben regelmäßig ſchön, aber ihre Phiſionomie hatte etwas ſo intereſſantes, ſo mildes, ſo ſeelenvolles, daß ſie Aufmerkſamkeit erregen mußte, wohin ſie auch kam. Ihr Haar war kaſtanienbraun, ihre Augen blau, ſanft und liebevoll, ihre Haut zart und weiß. Sie war ſchlank und ſchön gewachſen, nicht groß, das Geſicht mehr länglich als rund. Die Lebhaftigkeit ihres Witzes, die Feinheit ihres Verſtandes, und die originelleſte Laune, mit welcher ſie eine große Geſellſchaft von Menſchen, die ſich gar nicht zuſammen paßten, auf Einen Ton ſtimmen konnte, haben vielleicht wenig ihres Gleichen. Die älteſten Männer vergaßen an ihrer Seite Krieg, Politik und Podagra, und Kinder drängten ſich an ihren Schoos, und liebkoſeten ſie. Bey aller dieſer Fröhligkeit aber hatte ſie doch in ihrem Herzen einen Hang zur Melancholey, Schwärmerey mögte ich es lieber nennen, oder Drang der Seele, zu lieben.

Von einem ſolchen Mädgen nun, deſſen Vollkommenheiten und Talente ſich mit jedem Jahre entwickelten, und ſo vieler Menſchen Aufmerkſamkeit auf ſich zogen, allein geliebt zu werden, das war mir ein Gedanke, der meiner Seele Federkraft gab, mich mit dem Beſtreben, ihrer würdig zu werden, und mit der seligſten Wonne, über die hinreiſſende Sympathie unſrer Gemüther, erfüllte. Hätte ich jemals fürchten können, daß ein grauſames Schickſal mir dieſes Glück rauben würde! — Doch, zur Sache! Als ich nach Leipzig reiſen mußte, gieng ich noch den Abend vorher in ihr Haus, küßte ihren Eltern mit innigſter Rührung die Hände, ſagte ihnen, wie feſt mein Vorſatz ſey, mich ſo zu betragen, daß ſie ſich nicht ſollten ſchämen dürfen, mich ihren Sohn zu nennen, ein Titel, den ſie mir immer ſchon im Scherz

geges

gegeben hatten, und der Harmonie in meinen Ohren war. Ich drückte meine Wilhelmine, in ihrer Gegenwart, an mein Herz, wir erneuerten, als wir allein waren, die Schwüre ewiger, treuer Liebe, dann trennten wir uns —

In der ersteren Zeit gieng unſer Briefwechſel auch ſehr ordentlich, als aber wenig Monathe nachher der Krieg ganz Sachſen überſchwemmte, mußte ich oft lange Zeit zubringen, ohne etwas von meiner Geliebten zu hören, und ohne zu wiſſen, ob ſie meine Briefe bekommen hätte. Nach und nach gewöhnte ich mich aber an dieſe Unannehmlichkeit, wie man ſich am Ende an alles gewöhnt. Da ich ihr nun, bey unſerm ſeltenen Briefwechſel, immer genug von meiner Liebe zu ſchreiben hatte, und ich ihr zärtliches Herz kannte; ſo wollte ich meinen Verdruß mit dem jungen Grafen nie zum Inhalte meiner Briefe machen, bis endlich das ganze Ungewitter über mich ausbrach, da meldete ich ihr denn jeden Umſtand meines Schickſals, und bath ſie, bey ihren Eltern mich zu vertheydigen, wenn dieſelben ſich etwa auch hätten gegen mich einnehmen laſſen. Das Herz meiner Wilhelmine war noch das einzige Gut, das mir übrig zu bleiben ſchien, meine einzige Hofnung, mein einziger Troſt, und als ein junger Menſch war ich unerfahren genug, zu träumen, es würden ihre Eltern nicht nur meine Unſchuld einſehen, ſondern mich auch in meinem Unglücke nicht verlaſſen, noch, da meine Wiſſenſchaften mir doch einſt eine gute Bedienung verſprechen konnten, und ſie des elenden Geldes genug hatten, zwey Leute trennen wollen, die ſich ſo zärtlich liebten, und für einander gebohren zu ſeyn ſchienen. Allein, wie ſehr hatte ich mich getäuſcht! Die Verläumdungen des jungen Grafen waren auch bey ihnen ſo würkſam geweſen, daß, als der Sohn eines reichen Kaufmanns um Wilhelminen anhielt, und ihre Eltern nun voraus ſahen, daß ich bald gar nichts mehr von der gräflichen Familie

milie zu hoffen haben würde, ſie beſtändig in ihre Tochter drangen, dem reichen jungen Manne die Hand zu geben. Anfangs verwarf ſie zwar ſtandhaft ihre Vorſchläge; wie aber die falſche Nachricht, die der junge Graf von mir ausgeſprengt hatte, als wenn ich in Leipzig eine andre Geliebte hätte, und alle die böſen Gerüchte ihr zu Ohren kamen; wie ich auch immer ſeltener ſchrieb, woran zum Theil der Krieg, zum Theil meines Verläumders Bosheit, der meine Briefe auffieng, Schuld war; wie endlich der Reichthum ſie auch vielleicht blenden mogte; da gab ſie nach, und heyrathete meinen Nebenbuhler. Von dieſem allen ahndete mich aber nichts, und ich wartete von einer Woche zur andern mit Ungeduld auf Briefe von ihr.

Ich war kaum in Halle angekommen, als ich in die Arme meines Freundes flog — Aber ach! ich fand ihn auf dem Sterbebette. Ein hitziges Fieber hatte in wenig Tagen den blühendeſten Jüngling an die Pforten des

Todes geführt, er lebte nur noch zwey Tage mit mir. Ich kam nicht von ſeiner Seite, bethete mit ihm, theilte ſeine Leiden, und ſprach ihm Muth und Geduld ein, wenn das geängſtete Herz, von der Laſt der Schmerzen niedergedrückt, vergebens gegen das Geſetz der Natur emporkämpfen wollte. Als endlich jedes Werkzeug ſtockte, und die Seele umſonſt ſich beſtrebte, noch einmal die Kräfte der zerrütteten Maſchine in Bewegung zu ſetzen, lag er da mit gebrochenen Augen. Sein letztes Gefühl war die Harmonie, die uns aneinander kettete. Er drückte mir ſchwach und ſprachlos die Hand — ich fieng ſeinen letzten Seufzer auf — und er verſchied — Laſſen Sie mich einen Vorhang vor dieſe Scene ziehn! Beſter Herr! was ich da empfand, wie betäubt ich herumirrte, keine Thräne zur Erleichterung vergieſſen, nicht Einer lieben Creatur meinen Jammer klagen konnte — ach! und doch kannte ich mein Unglück nicht ganz —

Ich entſchloß mich nun kurz, gerade zu meiner Wilhelmine zu reiſen, und machte mich zu Fuß auf den Weg dahin. Mein Herz war ſo gepreßt, mein Schickſal in Leipzig, der Verluſt des zärtlichſten Freundes, vielleicht auch eine dunkle Ahndung deſſen, was auf mich wartete, das alles drückte mich tief zu Boden. Meine einzige Hofnung war indeſſen, an der Seite meiner Geliebten Troſt in meine geängſtete Seele zu ſammlen.

Es war an einem ſchönen Abend im Monath Junius des Jahrs 1759, als ich in ihrem Dorfe ankam. Ich eilte zum Amthauſe hin, fragte nach dem Amtmann, nach der Frau, nach Wilhelminen — ſie waren Alle ausgefahren. Wenigſtens wollte ich den Platz ſegnen, wo ſie zu ſitzen pflegte, den Ort betreten, wo ſie wandelte — ich war immer wie der Sohn des Hauſes geweſen — alſo floz ich auf ihr Zimmer. Die Magd, welche mich begleitete, ſah wohl verlegen aus, aber das hatte ich nicht bemerkt. Ich trat in

Wilhelminens Stube, und der erſte Gegenſtand, der ſich meinen Augen zeigte, war ein Portrait, das über dem Clavier hieng. Mein Herz fieng an heftiger zu pochen, denn das Bild ſtellte einen geputzten reichen Jüngling vor. „Wer ſoll denn das ſeyn?“ fragte ich die Magd. „Ey!“ ſagte ſie „das iſt ja „unſerer Mamſel ihr Bräutigam!“ —

Sinnlos, wie vom Blitz getroffen, ſtand ich nun da einen Augenblick, dann rafte ich mich zuſammen, ſtürzte mich, ohne ein Wort zu ſagen, wieder die Treppe hinunter, aus dem Hauſe, aus dem Dorfe, und ohne zu wiſſen wohin ich gerieth, kam ich in ein nahes Wäldgen, in welchem ich oft Hand in Hand mit dem beſten Mädgen ſpazieren gegangen war. Hier erwachte ich zuerſt aus meiner Betäubung, fühlte nun die ganze Gewalt meines Jammers, warf mich zur Erde, und weinte bitterlich.

So hatte ich die Nacht zugebracht, als ich früh des Morgens in der Nähe Trommeln und kriegeriſches Lerm hörte. Dies erweckte ſogleich den Gedanken in mir, Soldat zu werden, und wo möglich den Tod zu finden, den ich nun als die einzige wünſchenswerthe Wohlthat anſah. Ich gieng dem Schalle entgegen, und ſah bald, daß es ein Corps Ruſſen war. Man führte mich zum General, es war der Fürſt .... Ich bath ihn in franzöſiſcher Sprache um Dienſte. Sein Adjudant verhörte mich, man forſchte genau nach meinen Umſtänden, und als ich einen Theil meiner Geſchichte erzählt hatte, ſchien der Adjudant, der ein Deutſcher und von ſanftem Character war, ſehr von mir eingenommen. Ich wurde um meine Kenntniſſe befragt, und der Schluß fiel endlich dahin aus, daß ich zwar Uniform tragen, aber zum Schreiben in des Fürſten Geſchäften gebraucht werden ſollte. Man ſtellte mich an, ich bekam anfangs nur gewöhnliche Dinge zu arbeiten, ſo wie ich aber mehr Zutrauen gewann, vertraute man mir wichtigere Sachen. Ich wurde ſogar mit geheimen Depeſchen als

Courier nach St. Petersburg geſchickt, und blieb in dem Poſten als Secretair des Fürſten bis zum Frieden. Alsdann nahm er mich mit in ſein Land. Dies Glück hatte ich eigentlich dem Adjudanten zu danken, welcher überhaupt, mehr als ſein Herr, der commandierende General war.

Die Menge der Geſchäfte, worinn ich während des Kriegs geweſen war, hatten unterdeſſen nach und nach meinen Schmerz über die vergangenen Schickſale gemildert, und von Wilhelminen habe ich nie wieder etwas gehört, mich auch nicht weiter erkundigen mögen, weil es mir unnützen Kummer machen würde, wenn ich erführe, daß es ihr nicht wohl gienge, und weil ich überhaupt nicht gern eine alte Wunde aufreiſſen mögte.

Der Fürſt, dem ich nun diente, hatte eine liebenswürdige Gemahlinn, das beſte Weib auf der Welt, ganz geſchaffen das Glück eines Privatmanns zu machen, und häusliche Freuden zu genieſſen, nur hatte das Schickſal ihr das unrechte Loos zugetheilt, denn ihr Herr war einer von denen begränzten Köpfen, mit eißkaltem Herzen, derer, zum Unglück der Völker, leider! ſo viele auf Fürſten-Stühlen ſitzen. Von Jugend auf gewöhnt, in Allem Recht zu haben und durchzugreifen; mit dem Gedanken genährt, daß die Menſchen, welche ihm die Vorſicht zur Aufſicht anvertrauet hat, nur, als ſein Eigenthum, für ihn geſchaffen ſind; fremd mit dem Gefühle für das wahrhafte Glück des Lebens, war er mit der Fürſtinn aus Privat-Intereſſe verbunden worden, ohne ſie zu kennen. Da ſie aber ſchön war, und er Temperament hatte; ſo hatte er die erſteren Jahre in ſofern glücklich mit ihr gelebt, daß er nicht auf andre Art ausgeſchweift, und auſſer dem Umgange mit ihr kein gröſſeres Vergnügen gefunden hatte, als ſich mit den kleinen Details des Soldatenlebens zu beſchäftigen. Dies war auch in der That das Einzige, wovon er einige Kenntniſſe hatte, denn übrigens

gens war er nie gereiſet, war nicht tief in Wiſſenſchaften gedrungen, und ſetzte deswegen den Werth eines Menſchen blos in der Geſchicklichkeit, die er im kleinen Militair-Dienſte hatte. Die Lebensart in . . . . war alſo ziemlich einförmig geblieben, und auch der Aufwand an dem kleinen Hofe nicht groß, denn alles gieng durch die Hände eines Mannes, der mit dem Fürſten aufgewachſen war, ſeine ſchwachen Seiten kannte, ihn leitete, wohin er wollte, und die Sachen in guter Ordnung hielt.

So waren ſechs Jahre verfloſſen. Unterdeſſen fieng die Fürſtinn an kränklich zu werden, und ihr Gemahl, der ſich nur mit ihrem Cörper vermählt hatte, empfand hierüber eine Langeweile, welche der Herr Favorite zerſtreuen zu müſſen glaubte, indem er befürchtete, ſein gnädigſter Herr mögte etwa, wenn er nichts beſſers, in den Stunden, welche ihm vom Exercieren übrig blieben, zu thun wußte, auf den unſeligen Einfall gerathen, ſich um Regierungsgeſchäfte zu bekümmern, und allerley Fürſtenſtreiche zu machen.

Um alſo ſeine leere Stunden auszufüllen, verſchrieb man Schauſpieler und Schauſpielerinnen. Man ſorgte dafür, daß unter dieſen ein recht hübſches Mädgen war. Ein feiler niederträchtiger Cammerdiener mußte dem Fürſten oft von derſelben reden — Mit einem Worte! man geſellte ihm eine Maitreſſe zu, und als er einmal Geſchmack an dieſem unſchuldigen Vergnügen gefunden hatte, wurde bald jedes Jahr ein Kebsweib verabſchiedet, und ein anderes angenommen. Die Finanzen litten dabey eben nicht, denn man zog die Summen, welche dieſer fürſtliche Aufwand erforderte, denen Dienern von ihrem Gehalte ab, welchen man zu groß fand.

Hierdurch änderte ſich aber der Ton am Hofe gänzlich. Statt daß hier ehemals, wenigſtens äuſſerlich, Zucht und gute Sitte, zur Ehre und zum Glück der Herrſchaft und des Landes, geherrſcht hatten; ſo ſprach itzt öffentlich jedermann von ſeinen Ausſchweifungen. In der Stadt waren wenig vergnügte Ehen, und auf dem Schloſſe war, bis auf den Küchenjungen, nicht Einer zu finden, der nicht geglaubt hätte, es gehöre zum guten Ton, eine Maitreſſe zu halten. Die arme Fürſtinn verlohr, ſo wie man ihr nach und nach die Liebe ihres Herrn entzogen hatte, auch die Ehrerbiethung der Hofſchranzen. Sie wurde ſklaviſch und ſchlecht behandelt; das liebe Weib grämte ſich innigſt, und fühlte ihr Unglück, ohne jedoch von den Urſachen dieſer Veränderung unterrichtet zu ſeyn, denn niemand hatte die Bosheit oder den Muth, ihr etwas davon zu erzählen.

In dieſen Umſtänden waren die Sachen, während des Krieges, geblieben, da der Fürſt mehrentheils die Winterquartiere, nebſt ſeinem Adjudanten, in ſeiner Reſidenz zubrachte, und auf eben dem Fuße fand ich es auch noch, als ich mit ihm nach dem Frieden hinkam.

Ich habe vorher geſagt, daß ich durch des Adjudanten Hülfe in des Fürſten Dienſt gekommen, und daß derſelbe ein wackrer vernünftiger Mann war. Er gewann auch würklich in meinen Augen, je mehr ich ihn kennen lernte, wir ſchloſſen bald eine Freundſchaft, und es entſtand eine Vertraulichkeit unter uns, die das Einzige war, welches das mir ſo ganz ungewöhnte Hofleben erträglich machte, denn der Fürſt hatte mir einen Titel gegeben, der mich in den Stand ſetzte, am Hofe erſcheinen zu können.

So klein nun das Höfgen war; ſo fehlte es doch nicht an Intriguen und Partheyen unter denen wenigen Leuten, aus welchen er beſtand. Des Favoriten Anhang war indeſſen, wie man denken kann, der ſtärkſte, und dieſer ſorgte dafür, daß jeder, der einige vorzügliche Eigenſchaften hatte, die ihn auszeichnen konnten, durch irgend eine Cabale fortgeſchafft wurde, damit er nicht einſt ihm gefährlich werden mögte. Die Fürſtinn ſpielte dabey die unangenehmſte Rolle, denn mit ihr wagte niemand es zu halten, auſſer einer jungen unerfahrnen Cammerfrau, welche ihre einzige Freundinn war.

Den Adjudanten und mich ſchmerzte dieſer Zuſtand des jungen Weibes. Wir ſprachen oft davon, bemüheten uns, ihr wahre Ehrerbiethung und Zuneigung zu bezeugen, und ahndeten beyde nicht (ſo unerfahren waren wir in Hof-Intriguen!), daß das einſt traurige Folgen für uns haben könnte, oder daß der Herr Favorit ſchon längſt gern uns eine Schlinge gelegt hätte. Dieſer ſchien im Gegentheil ſich unſerer äuſſerlich vorzüglich anzunehmen, und verſchaffte uns auch alle Gelegenheit, uns bey der Fürſtinn in Gunſt zu ſetzen, weil er vorausſah, was folgen würde.

Unterdeſſen fieng ich an zu merken, daß meines Freundes und der Fürſtinn Herzen mehr als bloße Achtung für einander empfanden, doch wagte ich es nicht, gegen ihn etwas davon zu äuſſern. Aber leider! entſpann ſich bald unter ihnen ein Roman, in welchem die Cammerfrau die Vertraute war, und eher erfuhr ich nichts von der Sache, bis einmal der Adjudant voll Verzweiflung in mein Zimmer kam, und mir entdeckte, daß eine Creatur des Günſtlings ihn bey einer geheimen Zuſammenkunft überraſcht habe.

Was war nun zu thun oder zu rathen? Der Favorit hatte itzt freylich die längſt gewünſchten Mittel in Händen, ſeinen Gegner zu ſtürzen, allein er war viel zu fein, um hier geradezu würkſam zu werden. Er gebrauchte alſo allerley Mittel und Perſonen, die Sache noch verwirrter zu machen. Die arme Fürſtinn wurde, ſelbſt durch ihre unbeſonnene Vertrauete, von den Ausſchweifungen ihres Gemahls unterrichtet. Daraus entſtand natürlich Unzufriedenheit und Verwirrung, auch glaubte ſie nun weniger Schonung gebrauchen zu dürfen, wodurch ſie ſich ihren wachſamen Feinden gänzlich in die Hände lieferte. Um aber dieſe Dinge nie zu einer Aufklärung kommen zu laſſen, ſuchte man uns unter einander zu entzweyen, und als man das erlangt hatte, wurde dem Fürſten eine andre gefährliche Geſchichte von einer Unternehmung erzählt, welche wir vorgehabt hätten, und in dieſelbe jedermann mit eingeflochten, den man gern fortſchaffen wollte. Weil wir nun nicht einig waren, nicht wußten, was man dem Fürſten geſagt hatte, und einige von uns nicht reine Sache hatten; ſo konnten wir keine Maaßregeln ergreifen, dem Gewitter auszuweichen. Alles brach auf einmal aus. Die Cammerfrau wurde in ein Kloſter geſteckt, der Officier des Nachts in ſeinem Bette gefangen genommen, und der Himmel weiß wohin gebracht, ich aber, der ich gar nichts mit der Sache zu ſchaffen gehabt hatte, wurde noch vorher, unter dem

Vorwande eines Auftrags, nach Berlin geſchickt, und fand dort einen Befehl, nie wieder zurückzukehren, noch mich zu vertheydigen.

Da hatte alſo der Favorit freyes Feld, und noch dabey gewonnen, indem itzt der Fürſtinn Parthey, wenn ſie ja dergleichen wieder gehabt hätte, nie gegen ihn, weil er das Geheimniß des Romans wußte, hätte handeln dürfen.

Ich war nunmehro wiederum aller Ausſichten beraubt, unglücklich und angeklagt, ohne mich vertheydigen zu dürfen, nicht einmal gegen alle meine Freunde, um nicht unedel den Ruf eines Frauenzimmers blos zu geben. Ich ſchwieg daher lieber, ertrug ruhig alles, und lebte einige Wochen ganz ſtill in Berlin, bis ich das Glück hatte, Sie, theuerſter Wohlthäter! kennen zu lernen, der Sie mich, ohne einmal nach meiner Geſchichte zu fragen, mit Sich nach Urſtädt nahmen.

Noch muß ich Ihnen ſagen, daß, wie immer ſonderbahre Begebenheiten mich treffen müſſen, ich einmal ein kleines Capital in einer Lotterie gewonnen, und itzt in einer Handlung in Danzig ſtehen habe, wovon ich die Zinſen ziehe —

Da iſt die Erzählung der Hauptbegebenheiten meines Lebens! Mögte das Schickſal endlich ermüden, ſein Spiel mit mir zu haben! Ich bin in der That des Herumtreibens ſatt, und ſehne mich nach Ruhe. Bey Ihnen, lieber Herr! werde ich dieſe Ruhe finden. Wenn die Erfüllung meiner Wünſche meinem Eifer entſpricht; ſo bringe ich Ihnen nach einigen Jahren unſern jungen Zögling, durch Fleiß und Erfahrung zum Manne gebildet, in Ihr Haus zurück, und dann räumen Sie mir ein Cämmerchen in einem Ihrer Landhäuſer ein, um den Reſt meines Lebens in Bewundrung der Natur und Ergebenheit gegen den edlen Mann, der ſo viel Gutes um ſich her ſchafft, hinzubringen.

Herr Müller wird Ihnen die genaueren Umſtände von uns mündlich ſagen können, deswegen will ich dieſen Brief nicht ohne Noth verlängern. Wir laufen fleiſſig, mit unſern Büchern unter dem Arm aus einem Collegium ins andre, hören viel Gutes, aber auch viel ſagen, das uns nie zu nichts nützen wird, da es nur erzählt wird, weil der Lehrer ſich gewöhnt hat, es alle halbe Jahre vorzubringen, oder um ſeine Gelehrſamkeit zu zeigen, und hören viel nicht anführen, welches nöthiger für uns ſeyn würde — Doch, es iſt nicht mein Beruf, Univerſitäten zu reformiren, und wenn ich das müßte; würde ich auch in der That Unrecht haben, bey Göttingen anzufangen.

Nur noch eine Bitte! Der junge Herr von Hundefeld hat uns erſucht, das Weinachtsfeſt auf dem Lande bey ſeinem Vater mit ihm zuzubringen. Ich halte es für ganz nützlich, den Herrn von Hohenau, nachdem ich ihm Caſſell gezeigt habe, auch einmal wieder ländliche Scenen ſehen zu laſſen. Alſo bitte ich gehorſamſt um Ihre gnädige Erlaubniß zu dieſer kleinen Reiſe. Geld haben wir. Man redet ſo viel von der Theurung in Göttingen, und man hat Unrecht. Wer anfangs ſchlecht mit ſeinem Wechſel Rath geſchafft hat, muß freylich, wenn er hernach auf Credit lebt, ſich hier jeden Betrug gefallen laſſen, und wo iſt das nicht? Aber ein ordentlicher Wirth kann ziemlich wohlfeil leben. Wir werden ſicher bis Oſtern auskommen. Ich verharre ehrerbiethigſt,

Beſter, theuerſter Herr,

Ihr gehorſamſt verbundener Diener,

Meyer.

Zwölfter Brief.

An den Herrn von Hohenau, in Göttingen.

Urſſtädt den 6ten December 1769.

Ich ſchreibe Ihnen, mein guter lieber Freund! als ein Abgeordneter des Herrn von Leidthals, der durch Geſchäfte verhindert wird, Ihnen ſelbſt zu ſagen, daß wir Ihnen noch Alle in Gnaden gewogen ſind, und daß ich ſeit acht Tagen hier bin, um Ihrem Pflegevater etwas vorzuſchwätzen, das ihn aufheitert. Dabey kömmt mir aber der Herr Müller, den Sie uns geſchickt haben, ſehr zu Hülfe. Der Mann gefällt mir gut, wenn er nur den verwünſchten Commerzienraths-Titel nicht hätte! Ich will ihm aber einen andern verſchaffen, denn Sie müſſen bedenken, daß ich in genauer Verbindung mit viel deutſchen Höfen ſtehe. Ich bin gereiſet, das wiſſen Sie, und bin noch immer die Beſchreibung dieſes Ritterzugs ſchuldig, die ich Ihnen verſprochen habe. Weil ich nun nichts Beſſers zu ſchreiben weiß, und Sie ein junger Herr ſind, der ſich gern aus den Erfahrungen eines ſo alten, weltklugen Manns, als ich bin, wird belehren wollen; ſo ſollen Sie heute hören, was mir auf meiner großen Reiſe an einigen mächtigen deutſchen Höfen begegnet iſt, wie folget, und beyliegender Aufſatz zeigt, den ich für Sie gemacht habe.

Ich nahm den 1ſten September dieſes Jahrs Urlaub von meinem Chef, und reiſete unter tauſend Seegenswünſchen mit der ordinairen Poſt bis auf die nächſte Station vor . . . . Daſelbſt nahm ich, nebſt meinem Bedienten, einen kleinen Courier-Wagen, und kam des Abends im Gaſthofe an, brachte die Nacht angenehm in Geſellſchaft von unzähligen Wanzen und Flöhen hin, und ließ mich den folgenden Tag bey Hofe melden. Der Miethlakay, den ich annahm, ſah aus, wie ein engliſcher Pferdeknecht. Er ſchien herzliches Mitleiden mit mir zu haben, weil ich mich franzöſiſch hatte friſiren laſſen, denn ſeitdem der Herzog von Gloceſter hier durchgereiſet war, hatte Hof und Stadt die Haare oben abgeſchnitten, und ſich auf allerley Art geengländert. Er meinte, ich würde mit dieſer Friſur wenig Glück machen. Der Hof-Fourier kam, und bath mich zur Tafel. Indeſſen ſah ich viel müſſige Hof-Cavaliers mein Haus vorbeyreiten, Alle auf geſtutzten Pferden, Alle engliſch gekleidet, und keiner ritt langſam, obgleich Manchem darunter elend zu Muthe ſeyn mogte.

Ich fuhr an den Hof. Der Fürſt war auf einige Tage auf ein Luſtſchloß gegangen, mithin war die Prinzeßinn mit ihrem Hofſtaate allein da. Ich ſetzte kaum den Fuß in das Vorzimmer; ſo lachten ſchon Alle heimlich über mich. Nun! das mag ich wohl leiden. Ich habe ſo oft über andre Menſchen gelacht, daß ich es ſchon vertragen kann, wenn man etwas an mir comiſch findet, aber das Ding muß ſich bey näherer Bekanntſchaft verliehren — Allein hier war das nicht der Fall. Sobald die Fürſtinn herauskam, und ich ihr präſentirt wurde, biß ſie ſich auf die Lippen, um nicht laut herauszuplatzen. Anfangs brachte mich das nicht aus meiner Ruhe, aber nach und nach ſetzte es mich doch in eine große Verlegenheit. Hätte ich engliſch reden können, und mein Haar abgeſchnitten; ſo wäre alles gut geweſen — O! wie fluchte ich auf mein unglückliches Geſtirn! Dummer Tropf! Kein Wort engliſch und ein hohes Toupée! — Zwey Tage hielt ich dieſe Scenen aus, und ich leugne es nicht, daß ich eine klägliche Rolle ſpielte — Auch zu einer Wiſt-Partie war ich ungeſchickt! Endlich brach meine Geduld. So gieng ich dann einmal beſcheiden nach der Tafel zu dem Hofmarſchall, und bath ihn, mir zu ſagen: „ob, wenn der Fürſt wiederkäme, die Hof-Etikette dieſelbe bleiben würde.“ Er verſtand mich nicht. „Ich meine,“ ſagte ich, „ob es hier

„allgemein eingeführt iſt, einem Fremden gerade ins Geſicht zu lachen? Die Gewohnheiten an den Höfen ſind ſehr unterſchieden. Da hat man Oerter, wo man gegen einen Fremden auf alle Art gefällig und nachſichtig iſt. Das iſt Vorurtheil! Warum ſoll ich nicht eben ſo wohl einen Reiſenden, der die Haare anders friſiert hat, als bey uns üblich iſt, aushöhnen? Sie wiſſen, mein Schatz! daß Candide einſt eines Fürſten Favorit wurde, der die Gewohnheit hatte, jedem, dem er gut wollte, einen Tritt in den Hintern oder hundert Fußſohlen-Preller zu geben. Nun habe ich nur fragen wollen, ob die hieſige Etikette fortdauern wird, wenn der Herr wiederkömmt, oder ob Sie das nur ſo unter Sich treiben? Im erſten Falle reiſe ich heute fort, um an andern Oertern ſelbſt lachen zu können; im andern Falle aber will ich Ihnen Ihre Späße ſo nachſehen, und noch morgen die Ankunft des Fürſten erwarten.“

Der Hofmarſchall wechſelte mit Entſchuldigungen, Leugnen, Ereiferungen und allerley ab, allein, da er mich entſchloſſen fand, ihn feſtzuhalten, und er an mir den unerſchrockenen und ſpottenden Ton nicht gewöhnt war; endigte er endlich mit viel Bitten um Verzeyhung, und warf die Schuld auf eine Hofdame, welche das Lachen nicht halten könne, und den ganzen Hof damit anſtecke. „Ha! „nun weiß ich ja, an wem ich mich zu halten „habe,“ ſagte ich, — „Sie werden doch „nicht — Ganz gewiß werde ich die Hof„dame um die Urſache des beſtändigen Lachens „fragen, und ihr auch ſagen, daß Sie mich „an dieſelbe gewieſen haben“ — Der Hofmarſchall wollte einreden, aber ich war fort, ohne weiter etwas zu erwarten.

Nun gieng ich zu der Hofdame. Ich wurde ein paarmal abgewieſen, endlich kam ich vor. Sie war etwa ſechs und dreyſſig Jahr alt, hatte manche Claſſe durchgelaufen, war einmal mit Vortheil cocket geweſen, aber itzt, leider! auf ihrem Rückwege, und da die Roſen ihrer Wangen verblüht, und die Lilien vertrocknet waren: ſo war dies durch Farbe erſetzt, wodurch ſie gern irgend einen jungen unerfahrnen reichen Mann gereizt hätte, ſie von dem mühſeligen Hofleben zu erlöſen, und ſeinen Haushalt mit dieſem überfirniſten Meuble zu zieren, um ſich dann das Opfer, welches ſie ihm gemacht haben würde, Zeitlebens vorwerfen, und vielleicht durch den Kutſcher ſich zum Hahnrey machen zu laſſen.

Als ich zu ihr in die Stube trat, lachte ſie nicht, ſondern ſchien im Gegentheil verwirrt. Es war nur ein altes Fräulein aus der Stadt bey ihr. Dieſe aber muſte uns hernach eine Pantomime ſpielen, welche Geld werth war. Denn ſo oft die Hofdame mir etwas Witziges ſagte, mußte ihr das Fräulein Beyfall zulächeln, aber Ein Blick von mir zwang ſie auch wieder, mir entgegen zu grinzen, wenn ich meinen Ausfall that. Hier iſt ohngefehr unſer Geſpräch!

Ich. „Gnädiges Fräulein! ich komme hierher, weil mich der Herr Hofmarſchall zu Ihnen geſchickt hat, um mit Ihnen über ein gewiſſes Hof-Ceremoniel einig zu werden, dem ich mich habe unterwerfen müſſen, welches mir aber ein bisgen ſchwer zu ertragen geweſen iſt, und von dem nur Sie mich befreyen können, weil Sie allein, wie dieſer ehrliche Mann mir geſagt hat, daſſelbe eingeführt haben. Sie haben Sich nemlich die Freude gemacht, jede meiner Bewegungen mit lautem Lachen zu bewillkommen. Ich hielt dies anfangs für eine allgemeine Etikette. Da man mich aber belehrt hat, daß nur Sie gewöhnt ſind, die Fremden auf dieſe ganz eigene Art zu bewillkommen; ſo wende ich mich an Sie, um zu bitten, Sie mögen, wäre es auch nur um Ihrer ſelbſt willen, dieſe Art mit mir umzugehen ein bisgen verändern.“

Die Hofdame: „Ich weiß nicht, mein Herr! was Sie und Ihr Herr Hofmarſchall wollen“ –

Ich. „Stöhren Sie mich nicht, und
„laſſen mir den Hofmarſchall in Ruhe! Das
„iſt ein creutzbraves Männchen. Er hat
„Recht, wenn er das Lächerliche, welches
„mir hier begegnet iſt, nicht gern auf Un-
„koſten des ganzen Hofs auswärts mag er-
„zählt haben. Sie haben Sich dieſe Paar
„Tage hindurch ſo gegen mich betragen, daß
„Sie Sich nicht wundern müßten, wenn ich
„Ihnen hier ſehr unangenehme Dinge ſagte.
„Aber ich will einen leichteren Weg wählen.
„Hier bin ich! Sehen Sie mich an, und la-
„chen Sie Sich hier auf Ihrem Zimmer, wo
„Ihnen eine jede Unanſtändigkeit erlaubt iſt,
„ſatt über mich. Ich kann Ihnen ſogar
„mein Portrait, zu Ergötzung in Nebenſtun-
„den, hier laſſen. Aber keine Miene wieder
„zum Lachen über mich! Sie glauben nicht,
„was für ein verwegener Menſch ich bin.“

Die Hofdame. „Das ſehe ich, daß Sie
„das ſind, und noch nie bin ich alſo ange-
„redet worden. Wenn Sie es aber denn

„durchaus wiſſen wollen; nun ja! Es iſt
„wahr, daß ich die unartige Gewohnheit
„habe, wenn etwas Ungewöhnliches mich
„an einem Fremden frappiert, mich des Lachens
„nicht erwehren zu können. Einer
„Dame ſollte man indeſſen, wenn man Verſtand
„hat“ —

Ich. „Mein gutes Fräulein! Als ich
„funfzehn Jahr alt war, hatte auch ich unzählige
„böſe Gewohnheiten von der Art.
„Aber, zum Henker! Wir ſind, denke ich,
„Beyde ſehr über die funfzehn hinaus.“

Die Hofdame. „Es iſt alſo lange her,
„daß Sie funfzehn Jahre alt waren?“

Ich. „Sie ſehen, daß ich kein Roth
„auflege, mithin kann ich niemand betrügen;
„ich bin ſieben und zwanzig Jahr alt.“

Die Hofdame. „Das iſt erſchrecklich
„alt!“

Ich. „O! für einen Chapeaux nicht —
„Aber für eine Dame — Gott bewahre!“

In dieſem Tone gieng die Unterredung fort. Endlich fieng ſie an aus Bosheit zu weinen. Nun hatte ich ſie genug gedemüthigt, alſo ſtimmte ich herab, ſchmeichelte ihr auf eine höchſt gezwungene Art, bath um Frieden, und gieng fort.

Dieſe Unterredung hatte die erwünſchte Würkung, und man lachte nicht mehr. Ich machte der Hofdame von dem Augenblicke an die Cour. Sie ließ ſich nichts von der Scene merken, obgleich das alte Fräulein ſie, aus chriſtlicher Liebe, in der Stadt an zehn oder zwölf ihrer Freundinnen erzählt hatte. Ich war auf dem angenehmſten Fuße, die folgenden Tage hindurch, an dem Hofe, war immer äuſſerſt munter, erwartete den Fürſten, der mir ſehr gnädig begegnete, und reiſete, ohne Ein Haar abzuſchneiden, weiter nach . . . .

Wahrhaftig! ich hätte auch müſſen für jeden kleinen Hof eine eigene Perücke haben, denn hier war alles franzöſiſch, und beym erſten Anblicke gefiel ich allgemein, weil ich ein hohes Touppée trug. Aber welch ein Hof! Der Chef deſſelben ſtotterte ſo entſetzlich, daß er nicht Ein Wort hervorbringen konnte. Der Mann war blos zu der Stelle durch einen Favoriten auserſehen worden, um das Unangenehme davon zu verantworten, und ihm die Ehre des Guten, das vorgieng, zu laſſen. Der Mann konnte ihm nie gefährlich werden, und des Favoriten Verdienſte ſtachen gegen denſelben ſehr hervor. Solche Leute muß man anſetzen! Auch beſtand faſt der ganze Hof aus ſolchen lächerlichen Geſchöpfen. Der Oberſtallmeiſter war ein ſüßes Kerlchen, das Verſe machte, ein ſchöner Geiſt, der bald an mir ſeinen Bewunderer fand. Der Oberſchenk war ein Polyhiſtor, Freygeiſt, Blumenliebhaber, und machte pappene Käſtgen für die kleinen Prinzen. Er bath mich des Morgens zu ſich, um mir ſeine Bibliothek zu zeigen — Hat man jemals eine ſolche Sammlung von unpaſſenden Büchern geſehen? Voltairens dictionaire philoſophique; alle Deductionen aus dem vorigen Kriege; das ökonomiſche Wörterbuch; Muſarion; Martii liber de magia, u. ſ. f. Der Oberhofmeiſter an dieſem ganz franzöſierten Hofe, ſprach kein Wort franzöſiſch. Die Hofdamen waren ungeſchliffene, tumme Dorf-Dirnen. Die Geſpräche an der Tafel waren die allerlangweiligſten, und obgleich der Fürſt gar keine ausländiſche Literatur hatte, und ſogar ſelbſt äuſſerſt jämmerlich franzöſiſch redete; ſo wurde doch ſehr oft auf die deutſche Sprache, auf unſre Literatur und unſer National-Theater geſchimpft. Dennoch kannte man nicht einmal unſre claſſiſchen Schriftſteller, und ich fand des Prinzen Bücherſammlung, die er mir durch einen dicken unwiſſenden Bibliothekar zeigen ließ, ohngefehr in denſelben Umſtänden, wie die des Oberſchenken. Alles ekelte mich hier, doch erwartete ich einen

Cour-Tag, da dann die Damen aus der Stadt an den Hof kamen. — Aber nichts als alte Weiber! Eine davon, des Hofmarſchalls Frau, die itzt entſetzlich kupfrig war, aber im vorigen Kriege denen franzöſiſchen Officieren ſehr gefallen hatte, war die angeſehenſte, weil ſie des Günſtlings Maitreſſe war, und mit ihm alles regierte, mancher redlichen Mann fortſchaffte, der ihr nicht ſchmeichelte, und ihre erztumme Creaturen beförderte.

Das alles und unzählige andre Geſchichtgen wurden mir in den erſten Tagen ſub roſa erzählt, und eine ſolche allgemeine Gährung und Klatſcherey, als hier herrſchte, habe ich nirgendswo gefunden.

Ich beurlaubte mich nach einem fünftägigen Aufenthalte, und kam den 13ten September, Mittags um zwölf Uhr, bey erwünſchtem Wohlſeyn in . . . . . . an.

Im Gaſthofe, wo ich abtrat, ſpeiſeten viel Officiere, die alle barbariſch ausſahen, und auf mich, als ihren neu angekommenen Kriegscameraden mit einer Art Mitleiden herabſahen, wovon ich nachher die Urſache erfuhr. Ich hatte nemlich keine Uniform an; eine Sache, die in ihrem Dienſte ein unerhörtes Verbrechen war. Den ganzen Mittag redeten ſie nur von Dienſt-Sachen, geriethen ſehr oft in Streit mit einander, und wurden nicht ſelten grob. Dabey bemerkte ich aber, daß Einige nur bis zum zweyten Gange ſitzen blieben, Andre hingegen ſich hinſetzten, als der Braten kam. Als ich den Wirth hernach um die Urſache fragte, antwortete er mir: „Ach! die Herrn ſpeiſen nur „halb.“ Weil ſie nemlich von ihrem Herrn ſchlecht bezahlt würden; ſo accordierten ſie nur auf die Hälfte einer Mahlzeit. Mein Unwille über die ungeſitteten Leute verwandelte ſich bey dieſer Nachricht in Mitleiden. „Iſt es erlaubt,“ ſagte ich zu mir ſelbſt, „daß „ein Fürſt, der nie Krieg zu befürchten hat,

„aus bloßer elender Eitelkeit oder aus Spiel„werk, eine Menge armer Leute, durch Ehr„geiz oder andre Mittel, anlockt, ſeine Uni„form zu tragen, ſie dadurch unfähig macht, „auf andre redliche Art ſich zu ernähren, und „ſie dann darben läßt? O! ihr kleinen Ty„rannen!“

Ich gieng nach Tiſche in der Stadt ſpazieren, und fand, daß alles in derſelben ärmlich und nahrungsleer ausſah. Des Abends fuhren indeſſen viel Kutſchen, wovon die Vergoldung aber zum Theil ſehr matt ausſah, weil ſie ſchon manchen Herrn mogten gehabt haben, in das Schloß. Nach der Menge von Officieren zu urtheilen, die ich hie und da erblickte, hätte der Fürſt eine große Armee haben müſſen, allein man verſicherte mich das Gegentheil, obgleich er noch immer, nach Verhältniß des armen Ländgens, zu viel hielt. Doch traf ich Haufen Soldaten in allen Gaſſen an, ſo daß ich mich des poſſierlichen Gedankens nicht erwehren konnte, man lieſſe täglich ein Commando von ihnen aufziehen, das durch die Straßen ſpazieren müßte, um die Fremden dadurch zu blenden.

Den folgenden Tag gieng ich an den Hof, wo alles vollkommen in eben dem Geſchmacke war. Da ſahe man ein ganzes Heer von nicht bezahlten Hofleuten, denen die Noth auf jedem Rock-Knopfe ſaß, nebſt einigen Jünglingen, dergleichen, durch Eitelkeit geblendet, um etwa ein Schüſſelchen zu tragen, viele an ſolchen Höfen ſich Dienſte geben laſſen, wo ſie alten Männern, welche ihr Vermögen längſt im Dienſte zugeſetzt haben, vorgerückt, und dann, wenn auch ſie in Schulden bis über die Ohren ſtecken, und um Gehalt bitten, in Gnaden entlaſſen werden, um andern Ankömmlingen Platz zu machen. Das nennt man an einigen Oertern: **junge Leute bilden, ſie den Dienſt lehren.** *

---

* Es wird nicht unnütz ſeyn, dem Leſer hier ins Gedächtniß zurückzurufen, daß die etwas boshaften

Auch war ein Geſandter von einem Hofe da, den man ſich erbethen hatte, obgleich man nie das geringſte Geſchäfte mit demſelben haben konnte. Dieſer Geſandte lachte in ſeinem Herzen des ganzen Werks, und ſchrieb darüber die luſtigſten Briefe an ſeinen Herrn. Indeſſen gefiel mir der Kerl mit ſeinen Ordens-Bändern auch gar nicht. Er hatte ſo etwas unnachahmlich Bedeutendes in ſeiner Geſticulation, wenn er ſprach, und dabey einen Augenſchnitt und Blick, der mir höchſt zuwieder war. Auch erfuhr ich, er ſey würklich ein ſchlechter, ſtolzer Kerl, habe an einem

---

haften Schilderungen, welche der Herr von Weckel hier von Höfen macht, zwar damals alle nach der Natur copiert, aber vor mehr als eilf Jahren geſchrieben ſind. Alle dieſe Höfe ſind nachher, unter den vortreflichen Nachfolgern der damaligen Herrn, gänzlich auf einen andern Fuß gekommen, und wir können ſtolz darauf ſeyn, daß dieſe Gemälde itzt auf keinen deutſchen Hof mehr paſſen.

andern Hofe viel Cabale gemacht, und bekleide dieſe Stelle nur ſeines Vermögens wegen. Seine Frau war artig genug, doch hatte ſie ſich etwas von dem gezierten vornehmen Weſen angewöhnt, welches ſie, die zu einer guten Hausfrau geſchaffen ſchien, recht übel kleidete.

Die erſte Dame in der Stadt war ein langes, hageres, unangenehmes Weib, mit einer großen Warze auf der Naſe. Weil ihr Mann der Einzige von der Dienerſchaft, der Vermögen für ſich hatte, und auch in der That ein rechtſchaffener, vernünftiger Mann war, folglich dem Hofe auf alle Art Ehre machte; ſo zog man die Frau ſehr vor. Dies hatte aber eine ſo unleidliche Creatur aus ihr gemacht, daß man nicht wußte, ob man über ſie lachen oder ſich ärgern ſollte. Ohne die geringſte Erziehung zu haben, wollte ſie in Allem den Ton angeben, Sprachen reden, die ſie nicht verſtand, ſich in Geſchäfte miſchen, Leute in den Dienſt bringen, und das

Anſehen haben, in großem Briefwechſel zu ſtehen, da doch ihre Cammerjungfer ſogar ihre Liebesbriefe für ſie ſchreiben mußte. Denn ſie war nicht ohne Forderungen von der Seite, ſondern hielt ſich immer einen jungen Officier, der den Freund vom Hauſe machte. So häßlich und alt ſie nun war; ſo kleidete ſie ſich doch wie das jüngſte Mädgen, war aber ſehr zu Vapeurs geneigt, fürchtete jedes Thier, fuhr bey jedem Geräuſche zuſammen, und war, mit Einem Worte, eine Närrinn.

Eine andre von denen Stadt-Damen, eine Witwe, war durch ſchlechte Wirthſchaft in große Schulden gerathen. Sie war hübſch, und da ihr ſinkendes Vermögen ihr nicht mehr erlaubte, viel an Putz zu wenden, die Hälfte ihrer Garderobe auch gewöhnlich verſetzt war, und die Schuldleute oft mit Verhaft droheten; ſo erfand ſie allerley Finanz-Operationen, hielt ſich reiche Liebhaber, unter Juden und Chriſten, die eine Zeitlang von ihr gerupft wurden, betrog im Spiele, und bezahlte nicht, wenn ſie verlohr. Kein Fremder kam an den Hof, den ſie nicht, wenn er ein bisgen Geld hatte, an ſich lockte — Doch, ich kann Ihnen ohne Aerger nicht mehrere von den Originalen beſchreiben, die ich an dieſem Hofe antraf. Auch wurde ich hier bald fertig, und gieng nach . . . . .

Ich fand dieſen Hof auf einen gelehrten Ton geſtimmt. Jedermann ſprach von Wiſſenſchaften, Literatur und Künſten, und die Hofleute affectirten, immer zerſtreuet und beſchäftigt zu ſeyn. Die Hauptrolle aber ſpielte ein franzöſiſcher Chevalier, der indeſſen, wie man mir ſagte, einſt Comödiant geweſen ſeyn ſoll. Dieſen Aventurier hatte der erſte Miniſter verſchrieben, ein Mann, welcher für einen großen Geiſt und Weltweiſen gelten wollte, deſſen Haus eine Academie war, wo beſtändig ein Haufen windvoller Köpfe die Vorkammer ausfüllten, und einen jeden witzigen Einfall des Mäcenaten auffiengen. Dieſer Miniſter machte ſich eine Ehre daraus, öffentlich den Freygeiſt zu ſpielen, welches denn freylich bewies, daß er ein eben ſo ſchlechter Staatsmann als Menſch war. Er war in der Jugend Officier in franzöſiſchen Dienſten geweſen, hatte geleſen, und von allem etwas aufgeſchnapt, und durch Geſchwätz ſein Glück gemacht. Itzt ſprach er wenig, aber was er vorbrachte waren Sentenzen.

Gerade an dem Tage, da ich ankam, wollte Abends der Hof ein franzöſiſches Trauerſpiel aufführen, deswegen nun eilte ich, mich vorſtellen zu laſſen, um dies mit anzuſehen. Es war Zaire, von Voltaire. Der Fürſt, ein äuſſerſt kalter Menſch, machte, wie ſich verſteht, den jeune amoureux, die ärgſte Cockette in der Stadt, eine Hofdame, die mit Sereniſſimo ſehr vertrauet war, ſpielte ſeine Zaire, und den Orosman machte der Chevalier, der eine ganz feine Stimme hatte. Das Ganze war in ſeiner Art würklich ſehenswerth.

Ich fand noch andre Fremde am Hofe, an welche ich mich bald ſchloß, weil ſie mir ausnehmend gefielen, und weil ſie, ſo wie ich, Beruf zu haben ſchienen, die lächerlichen Sachen von einer lächerlichen Seite anzuſehen. Dieſe Fremde waren nemlich: erſtlich, ein fremder Geſandter, der mit ſeiner Frau hier durchreiſete. Dieſem Manne blickte feiner Verſtand und Redlichkeit aus den Augen, nur ſchien er kränklich, ſie aber war ein ſchönes, herrliches Weib, voll Seele, Talent und Gefühl. Dann war noch mit ihnen dort ein Mann, der an Höfen grau geworden iſt, itzt aber auf ſeinen Gütern ſich ſelbſt lebt, oft die nachbarſchaftlichen Fürſten beſucht, von ihnen ſehr geehrt wird, ihnen die Wahrheit ſagt, und dann wieder zu Hauſe der Natur im Stillen nachforſcht. Der Mann hat eine ungezwungene, immer gleiche Heiterkeit, welche mich überzeugt, daß er ſich von den Feſſeln der Leidenſchaften losgemacht hat. Wir ſaßen neben einander hinter der Geſandtinn, und ſeine wahrhaftig witzige Einfälle

fälle lieſſen uns bey der Vorſtellung des Trauerſpiels gewiß keine Thränen vergieſſen, wenn dies auch ſonſt möglich geweſen wäre.

In der Stadt machte ich wenig Bekanntſchaften. Ein Pärchen nahm ich indeſſen auf das Korn, welches mir ſehr übel gefiel. Mann und Frau waren gleich gedreht, gleich weibiſch, gleich gezwungen. Die Frau ſprach immer ganz leiſe, und zierte ſich gewaltig; Der Mann trug ihr ſtets ein ſeidenes Mäntelchen nach, damit ſie ſich vor jedes Lüftgen ſchützen könnte; Man roch ihren beyderſeitigen Puder auf zwanzig Schritte; Uebrigens ſagte man mir, er beſorge allein den Haushalt und die Küche, ſey überhaupt ſehr geſchickt, und könne, unter andern, über hundert Karten-Kunſtſtücke. Und, denken Sie nur! auch dieſer Mann war einſt Geſandter eines großen Hofs geweſen, lebte itzt hier vor ſein Geld, und wurde deswegen ſehr vorgezogen.

Doch, ich ſchlieſſe meine Erzählung. Schon den 21ten September reiſete ich wieder fort, weil ich Nachricht erhielt, daß meine Mutter unpäßlich ſey, und kam ich den 23ten bey ihr an.

Hier haben Sie, mein lieber Hohenau! einen Auszug aus meinem Reiſe-Journale! *Denken Sie indeſſen ja nicht, daß ich nur das* Lächerliche aufſchreibe, wenn gleich ich, um Sie zu beluſtigen, Ihnen heute blos ſolche Bilder vor Augen lege! Nein, mein guter Mann! Ihr Freund, der gern über Thorheiten und Laſter ſpottet, fühlt doch gewiß eben ſo lebhaft den ganzen Werth der Tugend und Schönheit, und ich habe auch auf dieſer kleinen Reiſe viel ſchätzbare Menſchen kennen gelernt, mit denen ich Sie gelegentlich bekannt machen will, und die bey mir in einem eigenen Buche verewigt ſtehen.

Nun muß ich Ihnen noch ſagen, daß ich bald das Vergnügen zu haben hoffe, Sie in

Göttingen zu umarmen. Das kann etwa gegen den 10ten Januar künftiges Jahrs geſchehen. Ich habe einen Oncle nicht weit von Hanau, den ich nothwendig ſprechen muß. Zudem bin ich noch nie in dieſe Gegend von Deutſchland gekommen, die man mir doch als ein Paradies beſchrieben hat. Lange darf ich zwar nicht ausbleiben, denn ich werde nicht auf lange Zeit Urlaub bekommen, doch hoffe ich bis Straßburg hinauf zu gehen, und wenigſtens ein Paar Tage bey Ihnen zuzubringen, und Ihnen die Verſicherungen der treueſten Ergebenheit wiederholen zu können, mit welcher ich ſtets ſeyn werde,

Ihr

treuer Diener,

Franz von Weckel.

Dreyzehnter Brief.

An den Herrn Commerzienrath Müller, in Caſſell.

Amſterdam den 20ten December 1769.

Hochedler Herr!

Ich danke Denenſelben für Dero gütigen Avis in Betreff meines Sohns. Nun glaube zwar nicht, daß derſelbe ſich ſo weit vergeſſen wird, obwohlen er ſehr flüchtig und noch gar nicht ſolide iſt, daß er ſich in ein dergleichen, auf nichts Reelles abzielendes Engagement, ohne meinen Conſens, ſollte einlaſſen, maaßen er leichtlich vermuthen kann, daß bey Ew. Edlen bekannten unglücklichen Umſtänden ich nimmermehr eine ſolche Partie würde billigen können; dennoch aber will ich alle Präcaution gebrauchen, um ihn von den thörigten Ausſchweifungen, zu welchen er etwa durch Dero Jungfer Tochter könnte verleitet werden, abzuhalten.

Wiederhole alſo nochmals meinen höflichen Dank, bedaure, daß Dero jetzige Situation nicht ſo iſt, wie von Herzen wünſchte, und verharre,

Ew. Edlen

dienſtwilliger Diener,

David von der Hörde.

P. S.

Ich habe kürzlich durch jemand, der auch fallirt hat, eine anſehnliche Summe eingebüßt.

Vierzehnter Brief.

Dieſer Brief gelange an den Mosje Chriſtoph Birnbaum, in Dienſten bey dem jungen gnädigen Herrn, in Göttingen. *

Urſtädt den 18ten December 1769.

Gott zum Gruß!
Mein allerliebſter Mosje Birnbaum!

Ich kann nicht unterlaſſen an Ihn zu ſchreiben, und Ihm herzlich zu danken vor das Schreiben, ſo Er an mich hat gelangen laſſen. Ach du lieber Himmel! was wollte ich auch anfangen, wenn Er die Treue thäte brechen, und mich unglückliches Mädgen ſitzen laſſen.

* Man hat mit Vorſatz die fehlerhafte Schreibart, darinn dieſer Brief geſchrieben war, nicht beybehalten.

laſſen. Ich traue feſt auf Sein Verſprechen, welches Ihm muß bewußt ſeyn, wie oft Er mir's gethan hat, und dabey geflucht und geſchworen. Auch halt' ich feſt auf meine Ehre, und bin nicht wie wohl Andre ſind, als die Haushälterinn auf dem Amte, die neue, mit der großen Haube. Das weiß doch jedermann, in welchen Lüſten die mit dem Informator lebt, mit dem Moſje Franz. Aber ich denke immer, was geſchrieben ſteht: Ich verachte das, was hinter mir iſt, und ſtrecke mich nach dem, was fornen iſt, denn mit ſolchen gottloſen Leuten hat es doch niemals ein gutes Ende, wie man auch geſehen hat an dem Sohn von dem Herrn Reitmeier, der die Lieſebeth hat ſitzen laſſen, und nun ſoll er in die weite Welt nach Frankfurt und Paris gegangen ſeyn, und ſich zu den Freymaurern halten.

Da iſt denn auch in der Stadt ein Pärchen angekommen. Er ſchreibt ſich Herr Becker, und die er bey ſich hat, iſt ein hübſches

ſches Menſch, aber ich glaube nimmermehr, daß es ſeine Frau iſt. Sie ſoll auch immer weinen, wenn ſie allein iſt, und hat doch gewiß ſchöne Kleider und Sachen.

Nun! was ich noch ſagen wollte, mein herzallerliebſter Schatz! denn das Schreiben wird mir etwas ſauer, behalte Er mich lieb, und hüte Er ſich vor böſen Wegen. Wenn Er nur erſt wieder hierher kömmt! Das ſollte ein Leben werden, die ich allſtets bin

Seine

bis in den Tod getreue

Anna Sievers.

Funfzehnter Brief.

An den Herrn Hauptmann von Weckel.

Göttingen den 29ten December 1769.

Empfangen Sie, theuerſter Freund! meinen aufrichtigen Dank für Ihren allerliebſten, muntern Brief, und für die Erzählung Ihrer Reiſe-Begebenheiten. Wir haben Beyde, Herr Meyer und ich, gar herzlich bey Leſung derſelben gelacht. Es iſt wahr, daß Sie eine ganz eigene Art haben, die Sachen in ein comiſches Licht zu ſetzen, und ich leugne nicht, daß ich es für ein großes Unglück halte, Ihnen den geringſten Anlaß zu geben, etwas von der Art an einem zu bemerken. Dennoch ſiad Sie ein gütiger, nachſichtsvoller Freund, und ich bin doppelt ſtolz auf Ihre Freundſchaft, wenn ich bedenke, wie fein Sie jede Thorheit, jedes Gebrechen fühlen.

Könnte ich Ihnen nur auch etwas Intereſſantes ſchreiben! Vielleicht habe ich indeſſen bald Gelegenheit dazu, denn wir reiſen morgen mit dem jungen Hundefeld zu ſeinen Eltern auf das Land. Dort könnte ich wohl Materialien zu einem Pendant gegen ihr Hof-Gemälde, in der Nachbarſchaft, bey Landjunkern, Beamten und Predigern, aufſammlen, wenn ich nur die Geſchicklichkeit hätte, es hernach ſo gut, wie Sie, zu Papier zu bringen!

Doch, das werde ich ja nicht nöthig haben, denn ich kann es Ihnen bald mündlich erzählen, und die angenehme Hofnung, welche Sie mir machen, in einigen Wochen zu uns nach Göttingen zu kommen, erfüllt mich mit der lebhafteſten Freude. Wie kurz werden die Paar Tage unter den angenehmſten Geſprächen hinfliehen! Wir erwarten Sie mit ofnen Armen.

Hundefeld verſpricht mir viel ländliches Vergnügen. Sein Vater ſoll ein braver

Mann ſeyn, und ſeine Schweſter, wie man ſagt, ein allerliebſtes junges Mädgen. Er ſelbſt, der Bruder, iſt ein ſanfter Junge, voll Adel, Güte und Talent. Er liebt Muſik, ſo ſehr als ich, und ſpielt das Clavier recht hübſch. Er iſt faſt mein einziger Umgang, und wohnt mit uns in demſelben Hauſe.

Unterdeſſen lernt man doch auch auf einer Univerſität eine gar große Verſchiedenheit von Characteren kennen. Zwar ſind da noch mehrentheils nur halb gebildete Menſchen, aber die verſchiedenen Anlagen und Neigungen, die ſich hier ganz zwanglos entwickeln, geben doch zu mancher lehrreichen Bemerkung Anlaß.

Gegen uns über wohnt unter andern ein junger Herr von Reyherberg, der, nebſt einer kleinen munteren Geſellſchaft, ſeine ganze Beſchäftigung daraus macht, luſtige, doch im Grunde eben nicht ſchädliche Streiche auszuführen, Philiſter und Juden zum Beſten zu haben, und überhaupt witzige Späße zu erſinnen. Nun iſt es wahr, daß man ſich nicht genug über den Reichthum ihrer Ideen verwundern kann. Was könnten dieſe Menſchen nicht, mit ihrer Thätigkeit und Erfindungskraft, die itzt eine gänzlich zweckloſe Richtung bekommen, in der Welt ausrichten?

Geſtern waren ihrer ſechs oder acht mit Extrapoſt zu einem Beamten gefahren, der ein erztummer Kerl und ſo ehrgeizig iſt, gern vornehme Gäſte zu bewirthen. Einer von ihnen gab ſich alſo für einen fremden Prinzen aus, und die Andern hatten, in geborgten Kleidern und Livreen, die Rollen von den Perſonen ſeiner Suite zu ſpielen. Sie hatten ihre Commödie ſo vortreflich ſtudiert, daß der Beamte gar keinen Verdacht bekam, ſondern ſie auf's Prächtigſte tractirte.

Ein andermal lernten ſie ein Chor auswendig, welches die Schüler des Morgens auf der Straße zu ſingen pflegen. Sie ſungen dies mitten in der Nacht vor den Häuſern ab, wodurch die Leute, voll Schrecken, aufgeweckt wurden, und den Morgen verſchlafen zu haben glaubten.

Einer von ihnen hat eine kleine Handbuchdruckerey. Da drucken ſie denn allerley Nachrichten, und locken dadurch oft eine Menge Menſchen in ein entlegenes Wirthshaus, um entweder einen angekündigten Zwitter, einen weiſſen Bären, oder ſo etwas zu ſehen.

Wenn ein Fremder in einem Gaſthofe einkehrt; ſo ſchleichen ſie ſich, indeß er etwa unten am Wirthstiſche ſpeiſet, oder ſonſt, auf ſein Zimmer, und nähen ihm ſein Nachtkamiſol um eine Handbreit ein, da dann der Fremde, wenn er es anziehen will, mit Schrecken wahrzunehmen glaubt, daß ſein ganzer Leib geſchwollen ſey, und dergleichen Scherze mehr, die oft mit einem Witze erſonnen ſind, der zu beſſern Vorwürfen genützt werden könnte.

Herr Meyer ruft mich ab. Auch will ich Sie nicht länger mit Schilderungen aus dem Studenten-Leben aufhalten, die Sie ſehr wenig intereſſiren werden.

Leben Sie herzlich wohl, lieber Freund! und vergeſſen Sie nicht

Ihren

treu gehorſamſten Diener

Carl von Hohenau.

Sechzehnter Brief.

An den Herrn Meyer, in Göttingen.

Urſtädt den 4ten Januar 1770.

Mein lieber Freund!

Sie werden, wenn Sie dieſen Brief erhalten, von Ihrer kleinen Reiſe zurückgekommen, und wieder in Göttingen ſeyn. Der Herr von Weckel iſt der Ueberbringer deſſelben; ich hoffe, daß er Sie geſund und zufrieden antreffen wird.

Es würde mir lieb ſeyn, wenn mein Carl die Erzählung von dem, was ihm auf dem Landgute des Herrn von Hundefeld merkwürdig vorgekommen iſt, welche er ſeinem Freunde verſprochen hat, auch mir mittheilte. Ich mag gern ſehen, auf welche Art der junge

Menſch beobachtet, und was vorzüglich ſeine Aufmerkſamkeit gewinnt.

Für Ihre Lebensgeſchichte, mein redlicher, aufrichtiger Freund! welche mir unſer guter Müller überbracht hat, bin ich Ihnen ſehr verbunden. Wenn das Schickſal nicht auf ganz auſſerordentliche Art meine Plane vereitelt; ſo ſollen Sie nicht Gelegenheit finden, von der andern Hälfte Ihrer Laufbahn ein ſolches Gemälde zu machen. Armer Mann! was haben Sie bis itzt gelitten! Und das in ſo wenig Jahren! Wir wollen uns nie trennen, ſondern künftighin Hand in Hand die kleinen unvermeidlichen Abwechſelungen, die uns, bey der kurzen Reiſe durch dies Leben, aufſtoßen werden, mit heiteren Stirnen ruhig erwarten, und ſie vorüber gehen laſſen.

Weil ich Ihnen nun auch den Roman meines Lebens verſprochen habe; ſo will ich Ihnen denſelben ſtückweiſe zuſchicken. Hier haben Sie die erſte Hälfte davon! Sie werden finden, daß ich meine jugendlichen Verirrungen ſehr ungeſchminkt Ihnen vor Augen lege, welches Ihnen, wie ich hoffe, eine Probe des uneingeſchränkten Zutrauens, und der unbegrenzten Hochachtung geben wird, mit welcher ich ſtets ſeyn werde,

Ihr

Ihnen ganz ergebener

Leidthal.

* * *

Mein Vater verſäumte nichts bey meiner erſten Erziehung. Er ſelbſt war ein ſehr guter, geſchickter und vernünftiger Mann, und das Schickſal hatte ihn in Vermögens-Umſtände geſetzt, die ihm alle Mittel darbothen, für die Ausbauung meiner natürlichen Talente zu ſorgen. Wir wohnten des Winters in der Stadt, und im Sommer auf den Gütern, wohin mein Vater alsdann meine Lehrer mit ſich nahm, ſo daß ich in Wiſſenſchaften und Künſten einen ununterbrochenen Privat-Unterricht genoß.

Nicht weit von uns wohnte des jungen Hohenaus Großvater, ein alter würdiger Officier, deſſen Glücks-Umſtände aber nicht glänzend waren. Er hatte einen einzigen Sohn, den Vater meines Carls, der mit mir von gleichem Alter, und ein vielverſprechender Knabe war. Weil nun mein Vater mit Recht glaubte, daß Nacheiferung bey jeder Bemühung einen ſtärkeren Antrieb gäbe; ſo bath er den alten Obriſten von Hohenau, ihm die Erziehung ſeines Sohns anzuvertrauen. Dies wurde ihm leicht zugeſtanden; Der junge Menſch kam alſo in unſer Haus, und als der alte Obriſt bald nachher ſtarb, ohne einiges Vermögen zu hinterlaſſen; ſo wurde mein Geſpiele ſo lange als ein Bruder mit mir auferzogen, bis mein Vater ſtarb, da dann meine Vormünder dem jungen Hohenau eine Officiers-Stelle kauften, welche Trennung uns ſehr ſchmerzhaft war, die wir ein feſtes Freundſchafts-Band geſchloſſen hatten, welches auch bis in unſre männliche Jahre feſthielt, wie Sie demnächſt erfahren werden.

Als mein Vater ſtarb, war ich nicht völlig funfzehn Jahr alt. Meine Vormünder vertrauten mich alſo der Aufſicht eines würdigen alten Manns an, der ſchon viel junge Leute gebildet, und ſelbſt Kinder hatte. Bey dieſem wurde ich in Penſion gethan, und brachte daſelbſt beynahe fünf Jahre zu, in welchen ich meine Studien fleiſſig fortſetzte.

Wenn hier etwas an meiner Erziehung verſehen wurde; ſo war es, daß man mich auf einmal zu einem gelehrten Greiſe machen wollte, daß man einen lebhaften Jüngling, in dieſen Jahren der Fröhligkeit, nur beſtändig mit Wiſſenſchaften vollpfropfte, und daß man mich zu wenig mit öffentlichen Luſtbarkeiten und allerley Vergnügungen bekannt machte, wovon ich doch in meines Vaters Hauſe, der ſehr prächtig lebte, ſchon den Vorſchmack genoſſen hatte. Da kam es dann, daß ich freylich aus Ehrgeiz und Eitelkeit ſehr viel lernte, daß mir aber auch die Freuden der großen Welt ſo ganz fremd wurden, daß, als man mich im Jahr 1737 mit einem Hofmeiſter nach Leipzig ſchickte, ich in allerley Ausſchweifungen verfiel. In der Penſion war ich wie in einem Kloſter geweſen, und mein itziger Hofmeiſter war im Gegenſatze ein Mann, der mir zuviel Freyheit ließ, weil es ihm nur darum zu thun war, ſich auf meine Unkoſten gute Tage zu machen. Wir giengen zwar ordentlich in unſere Collegia, aber jeder Augenblick, den wir für uns hatten, wurde den Luſtbarkeiten gewidmet, und da es mir nicht an Gelde fehlte, und wir muntere Leute waren; ſo wurden wir in den erſten Häuſern mit ofnen Armen aufgenommen.

Mein Führer war auch ein Liebhaber von Schauſpielen, ein ſchöner Geiſt, der für das deutſche Theater, welches freylich zu der Zeit noch ſehr zurück war, arbeitete, indem er allerley Stücke überſetzte, auch Prologen und Epilogen machte.

Damals befand ſich eine Geſellſchaft Schauſpieler in Sachſen, deren Vorſtellungen wir nicht nur immer beywohnten, ſondern mit denen wir auch, durch meines Hofmeiſters Schöngeiſterey, bald in Verbindung kamen. Eine junge Schauſpielerinn, die in allen Künſten der feinen und groben Coketterie ausgelernt hatte, ſpielte dabey die erſten Liebhaberinnen. Wir ſahen ſie oft; Ich war ein junger feuriger Menſch, in der Blüte meiner Jahre, noch wenig mit dem weiblichen Character bekannt, und fähig, jedem Eindrucke mein Herz zu leihen, und ſo war es denn nicht ſchwer zu begreifen, warum ich ihren Künſten nicht wiederſtehen konnte, und eine heftige Leidenſchaft zu dieſem Mädgen faßte, wobey mein Führer beyde Augen zudrückte. Zu Geſchenken, kleinen vertraueten Gaſtmalen und Partien, über welche ich meine Studien verſäumte, giengen groſſe Summen aus meinem Geldbeutel. Meine Vormünder ſchöpften Argwohn, erkundigten ſich nach unſerer Aufführung, und konnten es kaum glauben, als ſie hörten, daß ich mich allerley Ausſchweifungen überlieſſe, und daß ein ſo fleiſſiger, ſolider junger Menſch in ſo kurzer Zeit, und unter den Augen eines Hofmeiſters, ſich ſo habe verändern können — Das alles hatte ein Mädgen gethan.

Nach genauerer Unterſuchung ſchickten ſie mir um Oſtern 1739 einen ſicheren Mann, lieſſen mich ſchleunig von Leipzig abholen, dankten meinen Geſellſchafter ab, und lieſſen mich nach Jena führen, woſelbſt ich einen andern Hofmeiſter, einen ſteifen, pedantiſchen Magiſter, bekam.

Dies war wieder nicht das rechte Mittel, mich zu beſſern. Der rauhe Ton in Jena und der Umgang mit einem Pedanten waren einem Menſchen von meiner Erziehung und meinem Temperamente ſo unerträglich, daß ich zwar aus Verzweiflung fleiſſig ſtudierte, aber nur den Zeitpunct erwartete, da ich die Feſſeln abſchütteln könnte. Ich ließ mich daher im Jahre 1740 mündig erklären, gieng von Jena fort, reiſete an einige deutſche Höfe umher, und nahm das Jahr darauf in . . . . Kriegs- und Hof-Dienſte.

Hier hatte ich eine Menge kleiner Liebeshändel, und wurde in unzählige Hof-Cabalen verwickelt, mit deren genauer Erzählung ich Sie nicht ermüden will. Doch, die Hauptſache:

Die Herzoginn war, wie bekannt, ein ſchönes, aber wollüſtiges, ſtolzes, geiziges und ränkevolles Weib. Ihrem alten Gemahl, der alle nur mögliche Gefälligkeit für ſie hatte, begegnete ſie mit der ausgezeichneteſten Verachtung. Statt ſich ein wenig nach ſeiner Gemüthsverfaſſung zu richten, ſuchte ſie ſich unter ganz jungen Leuten einen Anhang zu machen. Mit dieſen ſchwärmte ſie umher, gab kleine Bälle, und machte allerley Partien, wobey nicht ſelten die Anſtändigkeit bey Seite geſetzt wurde, und dem alten Herzog die Stirne juckte.

Nun! da ich jung war, und alle Arten von Vergnügungen liebte; ſo läßt ſich's begreifen, daß ich mich lieber zu dieſem Haufen munterer Leute, als zu der Partie des Fürſten hielt. Auch hatte dieſer im Grunde keine Partie, denn alle diejenigen Leute, welche er, aus dem Staube hervor, zu reichen, angeſehenen Männern gemacht hatte, zeigten ihm, durch ihre Aufführung, nicht die geringſte Dankbarkeit. Sie trotzten ihm, glaubten ſich ihm nothwendig gemacht zu haben, betrogen ihn, wo ſie konnten, bereicherten ſich, kauften Güter auſſer dem Lande, um einſt der Rache des Erbprinzen nicht in die Hände zu fallen, der arme ſchwache Herr erzog indeſſen immer wieder neue junge Leute, hofte endlich einmal einen dankbaren Freund zu finden, und wurde jedesmal getäuſcht.

Es waren wohl an dem Hofe ein Paar redliche Miniſter, aber dieſe hatten nicht Muth zu reden. Der Eine, welcher ſehr religiös war, ſeufzete nur im Stillen über das Unglück, und der Andere hatte nicht viel Vermögen noch Gehalt, deswegen durfte er es mit der Rotte der Günſtlinge, welche immer zum gemeinſchaftlichen Betrug ſich die Hände reichten, nicht verderben, damit man ihn nicht ums Brod brächte.

Ich darf wohl ſagen, daß ich, durch meine Lebhaftigkeit, munteren Witz und einige Talente, ein Jahr hindurch die erſte Rolle bey dem luſtigen Hofe der Herzoginn ſpielte. Darum glaubte nun endlich der arme furchtſame Herzog, der dies merkte, mich gewinnen und auf ſeine Seite ziehen zu müſſen. In meinem Herzen fand er auch leicht die Dispoſition, ihm gefällig zu ſeyn, denn ich hatte gewiß Redlichkeit genug, zu fühlen, wie unedel es ſey, den mit Füßen zu treten, deſſen Brod man ißt, und zudem wurde ich's, gewiſſer Umſtände wegen, ſehr überdrüſſig, mit der ausgelaſſenen Bande ſeiner Gemahlinn herumzuziehen.

Es fand ſich an dem Hofe eine Dame, eine Franzöſinn, die, aller Ränke voll, bey Ihrer gnädigen Frau eine Rolle zu ſpielen anfieng, die mir von jeher zuwieder geweſen iſt. Sie führte derſelben nemlich einen jungen Garde-Officier zu, und unſere Bälle fiengen bald an den holländiſchen Spiel-Häuſern gleich zu ſehen. Man verlohr ſich paarweiſe, und kam dann, mit geſchwollenen Köpfen und in Unordnung gerathenen Friſuren, einzeln, durch verſchiedene Thüren wieder, welches mir ſehr übel gefiel. Alſo brach ich kurz ab, und ſuchte nun auf alle Art meinem mir mit Güte zuvorkommenden Herrn mich gefällig zu machen.

Sobald die Herzoginn merkte, daß ich ihre Partie verlaſſen hatte, warf ſie einen tedlichen Haß auf mich, und machte mir, wo ſie konnte, Verdruß. Von der andern Seite, ſobald ich das gewahr wurde, und ich mich in der Gunſt ihres Gemahls feſt glaubte, trieb mich auch Stolz und Lebhaftigkeit, nichts zu unterlaſſen, ihr jedes Uebel zu erwiedern.

Ich machte ſogar, als ein junger unerfahrner Menſch, den kühnen Plan, meinem guten Herrn ſeine Würde wiederzugeben, ihm die Augen über das Spiel zu öfnen, welches die Bande ſchlechter Menſchen mit ihm trieb, und den ganzen Hof von dem elenden Geſindel zu ſäubern. Armer Jüngling! welche Keckheit, gegen alte ausſtudierte Hofleute zu Felde zu ziehen! Das muß ich bekennen, daß ich mich in der That in kurzem furchtbar machte, aber um deſto heimlicher baueten ſie ihre Minen, ſchmeichelten mir äuſſerlich, und legten mir dabey die feinſten Schlingen.

Einer unter ihnen, für welchen der Herzog ſehr viel Liebe hatte, war ein durchtriebener ſchlechter Kerl, und lebte mit der kuppleriſchen Hofdame in der ſchändlichſten Verbindung. Dieſen Abſchaum des weiblichen Geſchlechts aber wollte der Fürſt, um ſich Luft zu machen, heimlich in ein Kloſter ſtecken. Mir gab er den Auftrag, dies zu bewerkſtelligen, und ich übernahm ihn, nach einiger Weigerung. Allein, der ſchwache Mann vertrauete den Plan bald wieder der böſen Rotte, alles wurde hintertrieben, und die Sache blieb auf mich hängen.

Als ſie mich nun ſo thätig gegen ſich ſahen, vereinigten ſich alle Parteyen, meinen Sturz zu befördern. Sie ſetzten unerhörte Maſchinen in Bewegung, denen ich zwar durch Liſt und Muth auswich, allein, da ſie künſtlich genug waren, mir nach und nach die Mittel abzuſchneiden, den Herrn oft allein zu ſprechen, und er ſelbſt furchtſam und ſchwach war; ſo merkte ich wohl, daß ich, mit aller Thätigkeit Gutes zu würken, am Ende nichts ausgerichtet hatte, als den ganzen Hof gegen mich aufzuhetzen, und noch dazu für einen ränkevollen Menſchen zu gelten. Ich blieb noch eine Zeitlang da, verhielt mich duldend, und nahm endlich, nach vierjährigem Dienſte, meinen Abſchied.

Meine Geſundheit war durch Unruhe und unordentliches Leben ſehr zerrüttet worden; alſo beſchloß ich zu reiſen, um mich zu erholen. Ich ſchrieb aber an meinen alten Freund Hohenau, er mögte mich begleiten. Dieſer hatte indeſſen auch manches Schickſal gelitten, wovon ich Sie gelegentlich unterichten will. Sein liebes Weib war eben geſtorben; ich bath ihn daher, mit mir zu reiſen, um ſich zu zerſtreuen. Wir reiſeten ein Jahr lang umher, wurden aber in Italien auf die unglücklichſte Art von einander getrennt (wie Sie einmal hören werden,* wenn ich Ihnen

---

* Man ſehe den drey und zwanzigſten Brief.

ſeine Geſchichte erzähle), worauf ich, des Lebens in der Welt müde, mismüthig, betrogen, mit mir ſelbſt nicht in Frieden, von der Herzoginn aller Orten verfolgt, beſchloß, mich eine Zeitlang unter fremden Nahmen verſteckt zu halten, * theils um meinen mir entriſſenen Freund aufzuſuchen, theils um indeſſen von meinen Feinden vergeſſen zu werden.

Allein, dies ſtille, unbemerkte Leben war noch nicht für mein unruhiges Herz, und alle Mühe, meinen verlohrnen Freund aufzuſpüren, war auch vergebens. Da ich nun mit dem würdigen Miniſter von . . . Bekanntſchaft in Wien gemacht hatte; ſo ſchlug mich dieſer dem Herzoge von . . . zum Hofmeiſter bey ſeinem Prinzen vor, obgleich ich noch nicht acht und zwanzig Jahr alt war, und oft ſelbſt eines Mentors bedurft hätte. Der

---

* Man erinnere ſich, was im erſten Briefe Seite 29 ſteht.

rechtſchaffene Miniſter bewog mich indeſſen, dieſe Stelle im Jahr 1745 anzunehmen, verſprach mit Rath mir beyzuſtehen, und ich, um allem Verdruſſe fernerhin auszuweichen, unterrichtete ihn gänzlich von meinen bisherigen Schickſalen.

Der Herzog war ein gutgearteter Mann, dem es nicht ganz an Vernunft fehlte, der aber Ruhe und Freude liebte, und aus Bequemlichkeit nicht feſt in ſeinen Entſchlüſſen, alſo leicht umzulenken war. Er ließ ſichs gefallen, daß ich den Prinzen erziehen ſollte, und lächelte freundlich Beyfall zu allem, was ich ihm von meinem Plane, wie ich es mit der Erziehung anfangen würde, vortrug. Der Knabe hingegen war ein böſer, tückiſcher Bube. Ich fand gleich anfangs ſo viel Wiederſtand bey meinen Bemühungen, und hatte ſoviel Verdruß, daß es mich bald reuete, die Stelle angenommen zu haben. Die Herzoginn hatte auch eine thörigte Affenliebe zu ihrem ungezogenen Prinzen, und deswegen waren mir die Hände gebunden, daß ich nie durchgreifen konnte, alſo kein Anſehn hatte.

Es regierten aber drey Miniſter an dem Hofe. Der Eine, der mich in den Dienſt gebracht hatte, lobte mich ohne Unterlaß gegen ſeinen Herrn, aus Enthuſiasmus, auf eine zu übertriebene Art; Der Andre, der dieſes Mannes Feind war, haßte mich, weil er mich als deſſelben Creatur anſah, und wenn er auch nicht offenbar ſchlechte Dinge auf mich bringen konnte (obgleich ich noch immer glaube, daß meine auswärtigen Feinde ihn auch dazu geſtimmt hatten); ſo verfehlte er doch nicht, wenn der Fürſt mit Vortheil von mir redete, durch ein bedeutendes Lächeln dem ſchwachen Herrn Verdacht zu erwecken; Und der dritte Miniſter, der ein Tölpel war, gab immer einem jeden Recht, hielt ſich zu dem herrſchenden Glauben, und unternahm nie das Geringſte, weder zum Guten noch Böſen. So kam es denn, daß der Herzog bald ſehr laulich gegen mich wurde, denn ſchwache Prinzen, denen man von Jugend auf gezeigt hat, wie oft ſie betrogen werden, werden allzeit, wenn ſie nicht Luſt haben, die Sache genauer zu unterſuchen, lieber den Unſchuldigen verdammen, als ſich des Unterdrückten annehmen. Alſo hatte ich auch hier mannigfaltigen Verdruß, worunter der nicht der kleinſte war, daß ich Wiederſtand und Mistrauen bey allem fand, was ich unternahm, und daß der Prinz ſo unerzogen blieb, als er vor meiner Zeit geweſen war.

Was noch mehr dazu beytrug, mir mein Leben bitter zu machen, war, daß mir die Liebe einen unglücklichen Streich ſpielte. Ein herrliches ſanftes Mädgen, die Tochter eines Generals, erweckte zuerſt in meinem, in der großen Welt verwilderten Herzen, eine ſchuldloſe, reine, aber ſo heftige Liebe, daß meine ganze Seele an ihr hieng. Jeder ihrer Blicke war mir ſüße Wonne; ich ſah nur ſie, fand nur an ihrer Seite Glück und Seligkeit, und ich bekenne es gern, als ich erſt merkte, daß ich meiner Beſtimmung bey dem fürſtlichen Buben nicht würde genugthun können, verſäumte ich gänzlich meinen Dienſt, und brachte die mehrſten meiner Stunden in dem Hauſe meiner Geliebten hin. Ich beſchloß auch, bey ihrem Vater bald um ſie anzuhalten, und meinen Abſchied zu fordern, als die Blattern das liebe Mädgen ins Grab ſtreckten. — Noch iſt ihr Bild in meinem Herzen, und was ich für ſie empfand, habe ich nie wieder für ein weibliches Geſchöpf empfunden. Denn glauben Sie, mein lieber Freund! es giebt ſo manche Arten von Liebe und Freundſchaft. Oft wird durch einen guten Menſchen ein ſympathetiſches Gefühl rege gemacht, wenn eine oder mehr Saiten in uns gleich geſtimmt ſind, aber den ganzen Accord, die vollkommenſte Harmonie in allen Tönen in unſerer Seele, durch ein anderes liebes Geſchöpf in Bewegung geſetzt zu ſehen, das Glück hat man nur einmal in dieſem Leben —

Nun war mir freylich der Hof doppelt verhaßt und öde. Es kam aber unterdeſſen der König von . . . dahin. Er ſah mich, ich gefiel ihm, und da er bald die Verfaſſung durchſchauete, in welcher ich in . . . . lebte, und er mich beſſer gebrauchen zu können glaubte, ließ er mir ſeine Dienſte anbiethen, welche Gelegenheit, mich von da zu entfernen, ich ſogleich ergriff. Er machte mich zum geheimen Legations-Rath und Cammerherrn, und nahm mich mit ſich nach . . . . .

Es wurden mir hier Geſchäfte aufgetragen, in welchen ich unter der Direction des erſten Miniſters, Baron . . . . arbeiten mußte. Der Mann war ein herrlicher Kopf, und beſaß vorzüglich die Kunſt, da es ihm an erſter Aufführung und Cultur gefehlt hatte, die Kenntniſſe anderer Menſchen ſo zu nützen, daß alles durch ihn zu geſchehen ſchien. Ich merkte vermöge meiner Erfahrungen aber auch bald, daß man ſich durchaus in ſeinen Schutz begeben, und keine eigene

Rolle zu ſpielen verſuchen müſſe, um nicht von ihm fortgeſchafft zu werden.

Ueberhaupt muß man, um am Hofe groß zu werden, anfangs ſich ſehr klein ſtellen, alsdann, und ſonſt nie, hebt jeder den unſchädlichen Zwerg in die Höhe. Ich wog desfalls jedes Wort ab, ſprach nur durch den Miniſter, und wenn der König mich um Geſchäfte befragte; ſo redete ich nichts, als wozu ich vorher von jenem Auftrag hatte. Derſelbe brauchte mich nun dazu, Dinge, welche ihm, nicht aber mir, gefährlich oder verantwortlich hätten werden können, unſerem Herrn, auf eine feine Art, in den Kopf zu ſetzen. Es verſteht ſich, daß das keine ſchlechte Dinge waren, denn ſonſt würde ich nie die Hände dazu gereicht haben. Wenn der König dieſe Ideen hernach dem Baron ... ſagte; ſo ſtellte ſich dieſer, als wenn ihm das ganz neu ſey, willigte darinn, und wenn die Sache unverſehens nicht gut ausfiel; ſo hatte nicht er, ſondern der Herr ſelbſt, den Einfall gehabt.

Uebrigens munterte ich, durch gute Laune und Witz (die ſich wieder bey mir einſtellten, nachdem ich in eine angenehmere Lage gekommen war, und mein Schmerz über den Verluſt meiner Geliebten, wie alle menſchliche Dinge, nachließ) den ganzen Hof auf, und weil alle Fürſten beluſtigt ſeyn mögen, und der ihnen der wichtigſte Mann iſt, der am kräftigſten die Langeweile von ihrem Hofe verjagt; ſo fieng ich bald an, mich dem Könige, ohne daß dies mein Plan geweſen war, ſehr unentbehrlich zu machen. Dies merkte der ſchlaue Miniſter, fand auch oft, zu ſeiner Verwunderung, daß ich die ſchwerſten Sachen, welche er mir aufgetragen hatte, bey unſerm Herrn durchſetzen konnte — „Halt!“ dachte er, „hier muß vorgebauet „werden.“

Zu dem Endzwecke verdoppelte er ſeine Freundſchafts-Verſicherungen gegen mich. Dabey bekam ich aber nach und nach die unangenehmſten Aufträge, und wurde, bey tauſendfachen Lobſprüchen, ſo ſehr mit Arbeit überhäuft, daß mein Kopf nie frey war, folglich meine muntere Laune auch ſehr abnahm. Als der Miniſter dies auf den gehörigen Grad gebracht zu haben glaubte, nemlich ſo weit, daß den König (um welchen man indeſſen andre fröhlige, unterhaltende Leute verſammlet hatte) nun nicht mehr ſo beſtändig nach meiner Geſellſchaft verlangte, obgleich er mich immerfort hochſchätzte; ſo war itzt die rechte Zeit, ihm folgenden Vortrag zu machen: „Ihro Majeſtät bedürften „eines klugen Mannes zu dem Geſandſchaftspoſten nach . . . Der Cammerherr Leidthal ſey der tüchtigſte Mann hierzu, und „er verdiene dieſe Ehre als Belohnung für ſeinen wahrhaften Dienſt-Eifer. Man müſſe „ihn dabey gut bezahlen, und ihm den Titel als „Geheimen Rath geben. Man könne ſich auf „niemand ſo ſicher verlaſſen, als auf ihn“ u.ſ.f.

Ohne Anſtand willigte der König, welcher mich zu belohnen meinte, in dieſen Vorſchlag, und da auch ich denſelben ganz gern annahm; ſo gelung es dem Miniſter, ſeinen vermeintlichen Nebenbuhler zu entfernen, und ich gieng 1749 in meinem ein und dreyſſigſten Jahre als Geſandter nach . . . . Was mir nun da begegnet iſt, ſollen Sie nächſtens erfahren.

* * *

Siebenzehnter Brief.

An den Freyherrn von Leidthal, in Urſtädt.

Göttingen den 16ten Januar 1770.

Mein beſter Vater!

Verzeyhen Sie, daß ich Ihnen ſo ſpät ſchriftlich meine Ehrerbietung bezeuge. Wenige Tage nach unſerer Zurückkunft von der angenehmſten Reiſe meines Lebens kam der Herr von Weckel bey uns an, und erſt vor drey Tagen iſt er weiter nach Hanau gereiſet. Seine Gegenwart aber hat mich am Schreiben verhindert, beſonders da ich gern zugleich ein kleines Tagebuch meiner Reiſe, wie Sie es befohlen haben, beyfügen wollte, zu deſſen Entwerfung ich nicht eher Muße gefunden habe.

Wir wurden, als wir den 31ten voriges Monaths auf Hundefelds Gut ankamen, von den alten Eltern und der Schweſter meines Freundes, die ein gar ſanftes, liebenswürdiges Frauenzimmer iſt, ſehr freundlich empfangen. Sie iſt die Güte ſelbſt, und verbindet mit ſo viel äuſſern Annehmlichkeiten das beſte, gefühlvollſte Herz, und ſo viel Talent — Kurz! ich erinnere mich nicht, je ein Frauenzimmer geſehen zu haben, welche geſchwinder meine Hochachtung gewonnen hätte. Dem Vater bin ich um ſeiner Kinder willen gut; er mag auch ein ganz redlicher Mann ſeyn, aber er iſt äuſſerſt langweilig. In ſeiner Jugend hat er als Capitain bey den Heſſen gedient, iſt in Schottland gegen den unglücklichen Prinzen Stuart, und in den brabantiſchen Kriegen mitgeweſen, hat aber nachher ſeinen Abſchied genommen, und da er ſeit der Zeit nichts Neues um ſich her geſehen hat, als ein Paar Amtmänner, den Pfarrer des Dorfs, und andre noch rohere Landjunker, er auch nie etwas anders als eine Chronik und die Bibel geleſen hat; ſo iſt es nun ſo leer in ſeinem Kopfe, daß er nur alte Hiſtörchen aus ſeinen Jugend-Jahren zu erzählen weiß. Dieſe wiederholt er beſtändig, ohne es zu merken, biethet ſie jedem Fremden, fängt, wenn er fertig iſt, von forn wieder an, ſchimpft zuweilen auf die Landesregierung, und lobt die vergangenen Zeiten. Die Mutter iſt eine kleine, hagere, gute, redliche Landfrau, die ſich ſelbſt der Haushaltung fleiſſig annimt, jeden Morgen und Abend in geiſtlichen Büchern die Seite lieſt, bey welcher ſie geſtern ſtehengeblieben iſt, und ſich übrigens wenig um die Welt und deren Lüſte bekümmert. Beyde alten Leute ſind ſehr gaſtfrey, geben gern den Armen, und wenn ſie Beſuch von Freunden haben, weinen ſie jedesmal, bey der Ankunft und Abreiſe. Immer dünkt es mich indeſſen ein Wunder, wie meines Freundes Schweſter ſich ſo ganz ſelbſt an dieſem Orte hat bilden können, denn ſie iſt würklich ein ſehr feines Frauenzimmer.

Wir ſpeiſeten den Abend im Garten. Den folgenden Tag, als den erſten des Jahrs, giengen wir früh in die Kirche, nachdem wir um Mitternacht von den Bier-Fidlern des Dorfs durch die jämmerlichſte Muſik, von welcher man hätte die Strangurie bekommen mögen, waren aufgeweckt worden. Doch, das muß ich ſagen, daß ich alles Mittelmäſſige haſſe, und wenn ich keine gute Muſik hören kann; ſo ſpiele man mir lieber nur recht elend, damit von keiner Vergleichung die Rede ſeyn könne. Meine ſchwachen Nerven leiden nicht ſo gewaltig bey ſolchen Dorf-Muſicanten, als wenn vier Dilettanti nach ihrer Art mir ein herrliches Quadro verhudeln.

Der Prediger des Orts iſt ein wohlgemäſteter Diener der Kirche, der bey einer Flaſche guten Weins die zehn Gebothe alle und die Haustafel gern aus dem Gedächtniſſe verliehrt. Er ſpricht mit Entzücken von den lateiniſchen Autoribus, unter denen er den Terentium vorzüglich auszeichnet, in welchem ihm unter andern die muntern Scherzreden des Davus ſehr gefallen. Nachdem er uns mit einer langen, ſehr extemporirten Neujahrs-Predigt Langeweile gemacht hatte, wiederholte er, bey einem Mittags-Beſuche, ſeine treugemeinten Wünſche für die beſtändige Prosperität des hochadelichen Hauſes, und blieb zum Eſſen, wobey er nicht faul war, auch oft mit zwey Fingern das Weinglas in die Höhe hob, indem er ausrief: „Ey! Ihro Gnaden, Herr Hauptmann! das „iſt ein deliciöſer Wein! Das iſt ein rechtes „Vinum für meine ſtomachaliſchen Um„ſtände!“

Es kamen auch den Tag noch andre Beſuche. Der Amtmann, welcher ſehr durch die Naſe redete, ſteckte voll geheimer Nachrichten, die Regierung betreffend, die ihm ſein Freund, der Cammerſecretair, im Vertrauen geſchrieben hatte. Die Frau Amtmannin war ein kleiner Knirps vom Weibe, mit hellen ſchwarzen Augen, behangen mit einer Menge altmodig gefaßter Granaten und anderer falſchen Steine. Die Frau Pfarrern hatte einen langen zimtfarbenen ſeidenen Schlafrock mit großen bunten Blumen an, und verneigte ſich bey jedem Worte nach der linken Seite hin, nahm auch nichts von Speiſe und Trank zu ſich, ohne gewaltig dazu genöthigt zu werden. Es kam auch der Chirurgus aus der benachbarten Stadt, mit einer blauen manſcheſternen Weſte, woran nur ein Knopf zugeknöpft war, Wickel-Strümpfen und grauem Rocke. Er roch gräßlich nach Pflaſter, und ſchimpfte unaufhörlich auf den Doctor Friſchmuth, der nicht leiden wolle, daß er practiſiere. Wie viel mag nicht das arme Fräulein von Hundefeld leiden, wenn ſie mit dieſen Menſchen täglich umgehen muß! Mir machten dieſe Carricaturen unterdeſſen einige luſtige Augenblicke.

Den 2ten Januar beſuchten wir, eine Meile von da, einen Amtshauptmann, der, weil er im Kriege als Geiſſel mit nach Straßburg war geſchleppt worden, nichts als franzöſiſch ſprechen zu müſſen glaubte. Sein Gaſtmal war auch ganz ausländiſch eingerichtet, und nach Tiſche wurde Likeur hergegeben, der aber freylich nur aus einem guten doppelten Kümmel beſtand.

Den 3ten brachten wir auch auswärts zu; die alten Leute blieben zu Hauſe; nur die Geſchwiſter Hundefeld, Herr Meyer und ich machten uns auf den Weg. Wir ſpeiſeten bey einem Forſtmeiſter, der eine vortrefliche Frau hat, die einzige beſte Freundinn des Fräuleins von Hundefeld. Er ſelbſt verdient nicht, eine ſo gute kluge Frau zu beſitzen, denn er iſt nur ein mächtiger Jäger vor dem Herrn, und ſonſt nichts. So einen mittelmäßigen Kopf er aber auch hat; ſo hält er ſich doch für einen ſehr feinen Mann, der ſogar den ganzen Hof zu überſehen glaubt, weil er einſt Jagt-Page geweſen iſt. Er iſt geizig, mistrauiſch, pflegmatiſch, und hat nicht die geringſte Gefälligkeit für ſein armes

Weib, verzieht ſeine Kinder, vereitelt alle Mühe ſeiner Gattinn, dieſe jungen Geſchöpfe zu beſſern Menſchen zu bilden, und weil er ſelbſt weder Gefühl noch Cultur hat; ſo leidet er nicht gern, daß ſeine Frau ihrem Herzen folgt, und ihren Verſtand durch Lectur nährt.

Die folgenden Tage blieben wir zu Hauſe, bekamen zuweilen Beſuche aus der Nachbarſchaft, giengen des Abends, bey freundlichem Mondenſcheine, in Pelze gehüllt, in dem kunſtloſen Garten auf und ab, und fuhren den 7ten zu einem Landjunker an der Grenze des Eichsfeldes. Der Mann iſt ein Verwandter meines Freundes, aber ein höchſt unerträglicher Menſch, der von nichts als Jagt und Haushaltung redet, bis in ſein dreyſſigſtes Jahr als Fähndrich in Hannöveriſchen Dienſten geſtanden, ſich dann der edlen Langeweile gänzlich gewidmet, und ſich auf ſein Gut hingepflanzt hat, wo er nichts mehr würkt, als was jeder Bauer beſſer würken kann.

Ich ſchätze gewiß den Stand eines redlichen, fleiſſigen, wohlthätigen Landmanns ſehr hoch. Er iſt vielleicht der zweckmäßigſte und glücklichſte auf der Welt, vielleicht auch derjenige, der die feinſten Kenntniſſe erfordert. Aber man muß, was man iſt, ganz ſeyn, und ein Mann, dem das Schickſal einen höheren Stand, mehr Vermögen und mehr Gelegenheit gegeben hat, ſich aufzuklären, ſoll ſich nicht darauf einſchränken, mechaniſch, wie ein Taglöhner, ſein Feld zu bauen, ſein Land zu düngen, ohne zu wiſſen, woher es kömmt, daß der Miſt düngt, nicht immer nach großväterlichem Brauch ſo fortarbeiten, noch den Mond angaffen, ohne zu überlegen was für ein Ding das etwa ſeyn mögte — Nein! ein ſolches Geſchöpf iſt mir zum Eckel —

Der Mann, von dem ich rede, hat aber eine ſtille, wackre Frau. Sie hatte, ſcheint es, nichts im Vermögen, und mußte ſich desfalls entſchlieſſen, mit dieſem Halbbauer ihr Leben hinzubringen.

Man erzählte uns hier eine traurige Geſchichte von einem gefangenen Mönch auf dem Eichsfelde, die ich ſeit dieſer Zeit nicht aus dem Gedächtniſſe habe drängen können. Herr Meyer wird Ihnen, beſter Vater! mehr davon ſagen,[*] denn ich eile zum Schluſſe, weil ich itzt ſehr beſchäftigt bin, das Verſäumte in meinen Collegien nachzuholen.

Wir reiſeten den 10ten wieder ab, und, ich darf es bekennen, nicht ohne Wehmuth von meiner Seite. Ich muß ſagen, daß ich die Abend- und Morgenſtunden, wenn wir allein mit meinem Freunde und ſeiner Schweſter waren, ſo angenehm hingebracht habe, daß ich mich nie erinnere ſo innigſt heiter, und wenn ich auch zuweilen durch Muſik (denn wir ſpielten täglich ein wenig, und das Fräulein ſingt allerliebſt) oder durch Erzählung irgend einer rührenden Scene der Armuth oder andres Leidens traurig gewor-

---

[*] Man ſehe den zwey und zwanzigſten Brief.

den war, daß mir doch je in meinem Leben mehr wohl, oder daß ich je gefühlvoller und beſſer geweſen wäre.

Da Sie mir erlaubt und ſelbſt befohlen haben, Ihnen offenherzig den Zuſtand meines Herzens zu entdecken; ſo werden Sie mir dieſe kleine Ausſchweifung leicht verzeyhen. Es iſt doch wahrhaftig eine ſelige Wonne, mit Menſchen von ſympathetiſchem Gefühle zu leben, mit denen man die Freuden eines weichen Herzens theilen darf und kann.

Ich küſſe Ihnen, beſter, würdigſter Pflegevater! tauſendmal mit kindlicher Ehrerbiethung die Hände, als

Ihr

unterthänig gehorſamer

Carl von Hohenau.

Achtzehnter Brief.

An Madam Müller, gebohrne van Blüm, in Amſterdam.

Urſtädt den 4ten Februar 1770.

Meine liebe Frau!

Ich habe mit Vorſatz ſo lange gewartet, und nicht eher an Dich geſchrieben, bis ich Dir zugleich genauere Nachricht von meinem neuen Etabliſſement und meinen künftigen Ausſichten geben könnte.

Der Freyherr von Leidthal, der ein ſehr reicher und vortreflicher Mann iſt, hat mich unter ſolchen Bedingungen bey ſich aufgenommen, welche mich auf alle Art beſchämen. Obgleich er keineswegs eines Menſchen, wie ich bin, zu bedürfen ſcheint; ſo bezeugte er mir doch, um den Titel eines Wohlthäters von ſich abzulehnen, gleich bey meiner Ankunft, die Freude, die er habe, in mir einen Mann zu finden, dem er ſeine Geſchäfte ſicher anvertrauen könne. Nun trägt er mir Dinge auf, die leicht ohne mich geſchehen könnten, und hat mir dafür einen Gehalt angewieſen, der wahrhaftig mein Verdienſt weit überſteigt. Das Schickſal hat mir an dieſem würdigen Menſchenfreunde einen Wohlthäter gegeben, in deſſen Hauſe ich die Bitterkeit meines Kummers weniger ſchmecke. Dieſer vortrefliche Mann hat den größten Theil ſeines Lebens an Höfen hingebracht, woſelbſt er wichtige und große Rollen geſpielt hat. Bey einem kränklichen Cörper voll Geiſt, einem Kopfe voll Gelehrſamkeit, und einem Herzen voll Liebe und Güte, iſt er der angenehmſte ſanfteſte Menſch, den ich kenne. In ſeinem Hauſe herrſcht Ordnung, Reinlichkeit, einfache, ſolide Pracht, und ſtille Heiterkeit. Nicht Ein unzufriedenes Geſchöpf um ihn her. Seine Unterthanen bethen den wohlthätigen guten Herrn an. Er hat ſehr beträchtliche Güter, wovon wohl den größten Theil einſt der Herr von Hohenau erben wird. Er führt Briefwechſel in der ganzen Welt, iſt der Verlaſſenen Schutz und Rath — Mit Einem Worte! ein vollkommner Mann. Einfältige Leute, die ihn oft großmüthig handeln ſehen, und nicht begreifen können, woher er das Vermögen dazu nimt, haben zuweilen von ihm geſagt, er beſitze den Stein der Weiſen. Wenn das möglich iſt; ſo verdient niemand mehr als er, ihn zu haben, und wenn derſelbe im Frieden der Seele und in Vervollkommung ſeiner ſelbſt beruht; ſo hat er ihn gewiß ſchon. Da er indeſſen faſt nur die einzige Leidenſchaft hat, gern wohlzuthun; ſo kann er leicht mehr würken, als ſolche Menſchen begreifen können, die unzählige Leidenſchaften zu befriedigen haben.

Gleich in den erſten Tagen meines hieſigen Aufenthalts hat mir der Baron eine Summe Geldes aufgedrungen, wovon ich Dir, meine liebe Frau, hier vorerſt die Hälfte ſchicke, und Dich bitte, Dich zu beruhigen. Ich werde nun ſo glücklich ſeyn, uns von Zeit zu Zeit aus der Noth helfen zu können, und der Himmel wird ſchon weiter ſorgen.

Schon redet der Freyherr von Leidthal davon, einen unſerer Söhne kommen zu laſſen. Sey daher gutes Muths! Es wird alles wohl gehen. Nur verſäume indeſſen nichts bey der Erziehung der Kinder.

Das Schickſal meiner Sophie liegt mir vorzüglich am Herzen. Ich fürchte, der alte von Hörde hat Maaßregeln genommen, die das Uebel größer machen werden. Man hat mir nemlich geſchrieben, er habe ſeinem Sohne, auf die unedelſte Art, ſeine Liebe zu Sophien verwieſen, und ihm verbothen, fernerhin an ſie zu denken; der Sohn habe Vorſtellungen gemacht, und da endlich beyde erbittert worden wären; habe der Sohn gedroht, einen Schritt zu thun, der es den Vater ſollte reuen machen, daß er ſich mit

Strenge ſeiner unſchuldigen Liebe wiederſetzt habe. Wende alles bey Sophien an, meine liebe Frau! ſie zu bewegen, daß ſie ſelbſt an den jungen Menſchen ſchreibe, und ihn bitte, ſeine unglückliche Leidenſchaft der kindlichen Pflicht aufzuopfern; Aber verfahre ſanftmüthig mit ihr, ſonſt ſteigt unſer Unglück gewiß noch höher. Ich ſchreibe ſelbſt an das arme Mädgen.

Nun lebe wohl, mein Kind! und ſey verſichert, daß Du und die uns der Himmel gegeben hat, mir ſtets am Herzen liegen, der ich ewig ſeyn werde

Dein

treuer

Müller.

Neunzehnter Brief.

An den Herrn von Hohenau, in Göttingen.

Münden den 13ten Januar 1770,
Mittags 12 Uhr.

Ich will Ihnen, mein lieber Freund! aus jedem Orte, wo ich mich aufhalten werde, ein Paar Zeilen ſchreiben. So bin ich denn hier angekommen, aber wie, das wiſſen die Götter, denn man hat mich auf den ſchönen Wegen in meiner Kutſche ſo zerſtoßen, daß man meine Rippen, ohne ſie zu klopfen, als Corteletten um Spinat legen könnte — Aber ich werde zu Tiſch gerufen —

Um 1 Uhr.

Ich habe in Geſellſchaft einiger hannöveriſchen Officiere geſpeiſet. Dieſen Leuten blickt Wohlſtand und gute Bezahlung aus den

Augen, auch ſind ſie Alle, ſchon vom Fähndrich an, dick und fett. Mein Wagen ſteht angeſpannt vor der Thür; leben Sie wohl!

Caſſell, Abends 10 Uhr.

Ich werde mich diesmal hier gar nicht aufhalten, vielleicht aber auf meiner Rückreiſe. Dieſen Nachmittag, als ich ankam, ſchickte ich zu meinen alten Freund, den Ritmeiſter von C . . Er hat mich beſucht, und geht eben itzt fort. Morgen früh reiſe ich weiter.

Wabern den 14ten.

Ich kann Ihnen itzt wahrhaftig nichts Neues ſagen, als daß hier ein ſehr kleines Luſtſchloß des Landgrafen und eine Falken-Jagt iſt, und daß mich in dieſem rauen Lande entſetzlich friert.

Jesberg — Holzdorf — Marburg,
Abends 11 Uhr.

Endlich bin ich ſo weit, und mich verlangt nach Ruhe. Man trägt mir eine kleine Abendmalzeit auf. Wollen Sie mein Gaſt ſeyn? Auf der Gaſſe iſt noch alles luſtig, und die wenigen Studenten, die hier ſind, machen Lerm genug für ihr Geld. Wäre es möglich, Marburg, Rinteln und Gieſſen in Eins zu ſchmelzen, was könnte daraus nicht werden?

Wahrhaftig eine närriſche Stadt iſt dieſe! Es giebt hier Straßen, in welche man mit geraden Schritten aus den Boden-Fenſtern treten kann. Dennoch wird hier viel in Schlitten gefahren — Klink! klink! da iſt ſchon wieder einer! — Doch, ich bin ſchläfrig; gute Nacht!

Gieſſen den 15ten, Mittags.

Schon wieder eine heſſiſche Univerſität! und wieder ein ganz anderer Schnitt von Studenten!

Nauheim, Nachmittags.

Ah! Nun fängt ſchon eine heitrere Gegend an. Dieſer Ort gefällt mir ſehr, und man findet hier eines von den beträchtlichſten Salzwerken in Deutſchland, von der Anlage des würdigen Miniſters Waitz in Caſſell.

Ohnfern Nauheim liegt das kleine Städtgen **Friedberg**, eine kleine Hauptſtadt eines kleinen freyen deutſchen ritterſchaftlichen Staats.

Hanau, im Gaſthofe zum Rieſen,
den 19ten Januar 1770.

Da bin ich ſeit einigen Tagen in dieſem wahrhaftig niedlichen Städtgen! Ich bin den 16ten zum erſtenmal an den Hof gegangen, und wenn ich je einen Hof geſehen habe, wo mir alles ſo wohl gefallen hat, ſo war es dieſer. So viel ungezwungene Höflichkeit gegen Fremde; ſo ein guter nicht geſchraubter Ton; ſo eine gute, gnädige Herrſchaft; ſo

viel

viel Häuslichkeit und Einigkeit! Man glaubt ein wohlgeordnetes Privathaus zu ſehen, und doch fehlt es gewiß in keinem Stücke am Anſtändigen. Die Frau Landgräfinn Mutter hat einen eigenen Hofſtaat, und an dieſem iſt jeder verſtändige gute Mann willkommen. Sie kennt ihre Menſchen, und weiß diejenigen auszuzeichnen, die wahre Vorzüge des Verſtandes und Herzens haben.

Sie finden in Hanau eine Seltenheit, nemlich eine Kirche, in welcher in holländiſcher Sprache geprediget wird. Nebenan iſt eine franzöſiſche Kirche, und die Hälfte der Stadt iſt von fremden Coloniſten bewohnt, die ſehr beträchtliche Fabriken und Manufacturen angelegt haben. Es iſt unglaublich, welcher ausgebreitete Handel aus dieſer kleinen Stadt ſich in ganz Europa verbreitet. Wollen-Manufacturen, ſeidene Zeuge und Gold-Arbeiten ſind die Hauptartikel deſſelben.

Die Gegend um Hanau iſt allerliebſt. Philippsruhe am Mayn hat eine romantiſche Lage. Rund um die Stadt her ſind ſchöne Alleen gepflanzt — Kurz! ich bliebe wohl vier Wochen hier, wenn ich nicht andere Plane hätte. So aber werde ich nicht eher als auf dem Rückwege zu meinen Oheim gehen, und nur geradesweges in das Elſaß rennen. Morgen beurlaube ich mich hier.

Darmſtadt den 22ten.

Ich wünſchte, daß der Herr Landgraf der Schaarwache verböthe, nicht immer um Mitternacht zu trommeln und zu pfeifen, damit nicht ein armer unſchuldiger Fremder aus dem beſten Schlafe mit Schrecken aufgeweckt würde.

Wüſt und todt iſt dieſe Stadt; Wollen Sie aber darinn eine Seltenheit ſehen; ſo laſſen Sie Sich das Exercier-Haus zeigen welches freylich, in künſtlicher Bauart, vielleicht das Einzige in ſeiner Art iſt.

Einen Schatz hat Darmſtadt, und der iſt ſeine Fürſtinn, eine der vortreflichſten und klügſten Frauen ihres Standes.

Der Landgraf iſt ſelten da. Der fürſtlichen Familie habe ich meine Cour gemacht, nun reiſe ich weiter.

Denken Sie an! Als ich vorgeſtern in Frankfurt einen Augenblick mich im rothen Hauſe aufhielt, traf ich den niederträchtigen italieniſchen Grafen B . . . an. Er trägt itzt weltliche Kleider, und ſucht einen Hof, wo er ein wenig Uneinigkeit und Teufeley ſtiften könnte. Er ſpielt noch immer mit ſeinen zwey großen Ringen und Schnupftabaiss-Doſen, und iſt kürzlich wieder irgendwo fortgejagt worden, als ſeine Geſchichte mit der Vergiftung ruchtbar wurde.

Manheim den 23ten.

Ein kluger Herr, ein glänzender Hof, und eine prächtige heitre Stadt, in welcher ſchöne Künſte und alle Arten von Wiſſenſchaften blühen!

Sie ſehen, mein Lieber! daß ich Ihnen nur ſehr kurz und abgebrochen ſchreibe. Allein, da ich mich an jedem Orte nur wenig Tage aufhalte, und doch gern alle Seltenheiten und Merkwürdigkeiten ſehen mag; ſo bleibt mir nicht viel Zeit zum Schreiben übrig. Unterdeſſen zeichne ich mir alles punctweiſe in der Kürze auf, und einſt ſollen Sie eine weitläuftige Beſchreibung davon leſen, wenn Sie wollen. Glauben Sie ja nur, daß mir auch auf dieſer Reiſe manches lächerliche Original aufſtößt, und daß ich gewiß ſchon ſo viel Bilder geſammlet habe, womit ich bis zu einer andern Reiſe mein Gedächtniß tapezieren kann. Aber ich behalte alles in petto.

Carlsruhe den 27ſten.

Eine Stadt, in der Form wie ein Rad gebauet, iſt eine ganz artige Sache für den curiöſen Liebhaber. Aus dem Schloßthurme ſieht man in alle Querſtraßen der Stadt, und von der andern Seite in mehr als dreyſſig Alleen. Schade, daß man wenig Menſchen ſieht!

Ich bin auch hier am Hofe geweſen, der aus Leuten beſteht, deren Auswahl einem der weiſeſten Fürſten Deutſchlands Ehre macht. Aber, wie geſagt, die Stadt iſt mir zu öde.

Raſtatt, um 1 Uhr Nachmittag.

Aber dies iſt wahrhaftig ein heiterer ſchöner Ort, und es iſt mir unbegreiflich, warum der Markgraf ſich nicht hier aufhält.

Straßburg den 3ten Februar.

Als ich im Raben abtrat, traf ich einen Freund, den Herrn von Z . . . an, der im

Begriff war, nach Paris zu reiſen. Ich entſchloß mich kurz, ihn bis Nancy (oder, wie das hieſige Zwitter-Geſchlecht von Halbdeutſchen ſagt: Nanzig) zu begleiten, woher ich eben zurückkomme.

Lüneville und Nancy ſind ſchöne Städte, aber ſeit des Königs Stanislaus Tode äuſſerſt leer.

Hier habe ich zwey Schauſpiele beſucht, die gleich ſchlecht waren.

Uebermorgen reiſe ich zurück, und zwar durch die herrliche Bergſtraße über Heidelberg. Schade, daß die Jahrszeit eine Decke über ſo viel mannigfaltige Schönheiten der Natur gebreitet hat!

Sobald ich bey meinem Oncle in Ruhe bin, will ich Ihnen weitläuftiger ſchreiben, und Ihnen ſagen, wie oft ich mir Ihre angenehme Geſellſchaft gewünſcht habe, und wie ſehr ich mich darauf freue, Ihnen in ſechs Wochen mündlich wiederholen zu können, daß ich ſtets ſeyn werde

Ihr

treueſter Freund,

von Weckel.

Zwanzigſter Brief.

An den Herrn Meyer, in Göttingen.

Urſtädt den 21ten Februar 1770.

Zuerſt, lieber Meyer! bitte ich Sie, unſerm Carl in meinem Nahmen für ſeinen angenehmen Brief herzlich zu danken, und es bey ihm zu entſchuldigen, daß ich noch nicht darauf antworte. Es ſoll nächſtens geſchehen; Und nun eile ich, Ihnen den andern Theil meiner Lebensgeſchichte mitzutheilen.

⁂

Ich habe neulich behauptet, * daß man nur einmal in ſeinem Leben mit ganzer Seele lieben könne, ſo wie man nur einmal in ſeinem Leben einen ganz mit uns harmonieren-

den

---

* Im ſechzehnten Briefe.

den Freund finden würde, aber ich habe nicht geſagt, daß man überhaupt nur einmal lieben könne — Das wäre ſehr unglücklich! Nein! das ſüße, ſympathetiſche Gefühl verſchwiſterter Seelen, die einzige reine Wonne des Lebens, kettet ſo manchesmal, mit den ſanfteſten Banden, die beſſeren Menſchen zuſammen, wenn auch oft nachher, erſt dann bemerkte, oft gar nie deutlich entwickelte, kleine Verſchiedenheiten in der Form und Compoſition die Herzen hindern, ſich in allen Puncten zu berühren — Es giebt keine Sprache für gewiſſe Dinge, aber wer ſie fühlen kann, verſteht ſie ungeſagt —

Oft kann in einer großen Geſellſchaft ein einziger, kleiner, unbedeutend ſcheinender Zug eines Menſchen die tiefſten Eindrücke auf mich machen. Ohne die Perſon näher zu kennen, intereſſiere ich mich nun für alles, was ſie ſagt und thut. Wir ſprechen wenig, vielleicht gar nichts zuſammen, aber uns Beyden würde es nicht einfallen, miteinander von gewöhnlichen Dingen zu reden; Es müßte eine Unterredung ſeyn, wobey das Herz warm wird, und wir wiſſen voraus, daß wir uns verſtehen würden; Und doch würden wir von zwanzig Perſonen, die um uns herumgehen, nicht mit einem Einzigen dies Geſpräch anfangen wollen. Nun ſcheiden wir fremd auseinander. Wir ſehen uns von ohngefehr einige Tage hernach in einem dritten Hauſe — Meine Augen ſuchen die bewußte Perſon, ſie iſt da, aber zerſtreuet oder nicht aufgeräumt, und macht mir eine etwas kalte Verbeugung — Ich, der ich nicht in der geringſten äuſſeren Verbindung mit ihr ſtand, ſie am wenigſten von allen Anweſenden kenne, fühle mich beleidigt, weil ſie mich nicht unter dem Schwarm ausgezeichnet hat. Darüber werde ich misvergnügt — Sie empſindet augenblicklich, was die Urſache davon iſt, und glaubt die Sache verbeſſern zu müſſen. — Die Verſöhnung iſt bald gemacht, nur Worte können darüber unter uns nicht gewechſelt werden; Wir kennen äuſſerlich uns zu wenig dazu, aber unſre Seelen haben mit einer Freymüthigkeit, mit einem Zutrauen geredet, dazu jahrelange Bekanntſchaften nicht hinreichen, und gewiſſe Delicateſſen es nicht erlauben würden, das laut zu ſagen.

Dieſe kleinen Bindungen in dem Gewebe unſerer feinen Empfindungen ſind in dem weiblichen Character vorzüglich ſchön geknüpft, und ich kann es bekennen, daß ich meine ſeligſten Freuden in dem Umgange mit dieſem Geſchlechte genoſſen habe —— Hohn ſey dem, der darüber lachen könnte, daß ich funfzigjähriger Mann noch ein ſo warmes Herz und einen ſo leicht in Bewegung zu ſetzenden Nervenbau habe! — Auch bin ich ziemlich kühl geworden, und mein Herz geht nicht mehr ſo oft mit meinem Verſtande davon. Aber, ach Gott! als ich ein Jüngling war, da brannte dies Herz ſo heiß! Wie manche Qual, wie manche ſüße Freude habe ich da in dem Gedränge meiner Gefühle gefunden! Oft ſehnte ſich meine Seele ſympathetiſch nach einer verſchwiſterten Creatur, ließ ſich dann ſo gern durch eine kleine Harmonie verleiten, glaubte gefunden zu haben — und wurde getäuſcht — Allein, es reuet mich nicht — Auch in der Liebe war ich alſo oft unglücklich, und liebte immer wieder — Doch, wohin gerathe ich? Geſchwind zu meiner Geſchichte!

An dem Hofe, wohin ich als Geſandter geſchickt wurde, war eine Prinzeſſinn, ein ſo liebes, gutes Geſchöpf, daß es faſt hart vom Schickſal geweſen war, ſie in dem unglücklichſten aller Stände gebohren werden zu laſſen.

Als ich meine erſte Audienz bey Hofe hatte, und jedermann mir einige leere Worte ſagte, wobey man nichts denken konnte, fragte mich die Prinzeſſinn um perſönliche Umſtände, z. B. „ob ich verheyrathet ſey, Kinder habe,“ u. d. gl. Dies lenkte das Geſpräch auf häusliche Freuden, und jedes Wort, das ſie darüber ſagte, bezauberte mich.

Meinem Range gemäß ſaß ich faſt täglich an der Tafel und beym Spiele neben ihr. Wir ſprachen oft von Liebe und Freundſchaft, und ich merkte bald, wie ſehr ihr Herz zu beyden geſchaffen war, fühlte bald, wie ſtark das meinige zu ihr hingezogen wurde.

Sie war, gegen ihre Neigung, mit dem Prinzen von . . . verlobt worden — Ich konnte den Gedanken nicht ertragen — Bald, wenn nur der Nahme dieſes Hofes genannt wurde, umwölkte ſich meine Stirn — Sie merkte das, und ſuchte jedesmal ein anderes Geſpräch einzulenken.

Es war vom Miniatur-Mahlen die Rede, und daß noch niemand ſie recht getroffen habe — Ich erboth mich, den Verſuch zu machen — Man ließ mich daher ſtundenlang bey ihr allein — Ich merkte, daß ich mit jedem Tage mehr von meiner Ruhe verlohr. Als das Bild fertig war, ſollte ſie es ihrem Bräutigam ſchicken — Sie wiederſetzte ſich, und verlangte es zu behalten — Ich war im Himmel —

Wir fühlten Beyde, daß unſre Seelen ein feſtes Band geknüpft hatten, und wir wichen Beyde der Gelegenheit aus, unſerm Verſtande Rechenſchaft davon zu geben.

Endlich gieng ich einſt über eine Gallerie, die nach dem Schloß-Garten führte — Sie begegnete mir bey dem Ausgange, und hielt ein Buch in der Hand — Vermuthlich hatte ſie eine rührende Stelle geleſen, denn durch die Dämmerung ſah ich in ihren Augen Thränen blinken — Es war des Abends zwiſchen ſechs und ſieben Uhr, kurz vor der Apartements-Zeit — Die Gallerie fieng an ſchon halb dunkel zu werden, denn es war ein Tag im September, und noch war keine Laterne im Schloſſe angeſteckt — Sie fragte mich freundlich: „wohin ich wollte?“ und ſah ſich um, als ob ſie ſehen mögte, ob uns auch niemand hörte — Das Herz fieng an mir heftig zu pochen — ich antwortete ganz verkehrt: „es ſey meine Abſicht, in das Vorzimmer zu gehen.“ — „Dann ſind Sie „ja ganz unrecht, mein lieber Leidthal!“ ſagte ſie, „Sie haben gewiß an etwas anders gedacht, weil Sie Sich in dem alten „traurigen Schloſſe haben verirren können.“ Dabey legte ſie ihre kleine weiſſe Hand auf den Aufſchlag meines Rocks, und wollte mich zurechtweiſen — Ich ſtotterte noch ein Paar Worte — Endlich, Gott weiß, woher ich den Muth nahm, ergriff ich ihre Hand, und küßte dieſelbe mit einer Empfindung, die ſie nur zu ſehr verſtand — „Gott!“ ſagte ſie, „wir machen uns unglücklich“ — Meine Lebensgeiſter waren aber zu heftig in Bewegung geſetzt — Ich konnte mich nicht bemeiſtern, warf mich auf die Knie vor ihr hin, und wagte das Geſtändniß meiner Liebe — Schon las ich in ihren Blicken meine Antwort — reden konnte ſie nicht, aber ihre Hand zog ſie nicht weg, die ich feſt an meine Lippen drückte, als aus einer angrenzenden Garderobe ein Cammermädgen, quer über die Gallerie, gegangen kam, und bey dem Anblicke dieſer Scene einen lauten Schrey ausſtieß — Ich ſprang auf — Wir flohen Beyde, in der größten Verwirrung auseinander — aber, was war nun zu thun?

Das Natürlichſte ſchien, die Cammerfrau gewinnen zu müſſen, dann konnte der Zufall eher gute als ſchlimme Folgen für unſere Liebe haben — Aber was für eine Liebe? Und was für Folgen konnten wir davon erwarten? — Doch, wer philoſophierte je, wenn er verliebt war?

Die Cammerfrau wurde mit einiger Mühe gewonnen, erkauft, und ich durfte nun ungeſtraft meine Prinzeſſinn lieben, und es ihr unbehorcht ſagen. Allein, die Sache nahm eine andre Wendung.

Man redet in allem Betracht wahr, wenn man behauptet, daß dieſe mächtige Leidenſchaft blind macht. Wenn man mit dem geliebten Gegenſtande einig iſt; ſo beſchäftigen uns die kleinen ſüßen Gefälligkeiten der Zärtlichkeit ſo ſehr, daß man (ganz anders aber iſt es bey einem auf Laſter und Ausſchweifungen gegründeten geheimen Verſtändniſſe), daß man, ſage ich, gewöhnlich ſehr wenig Achtſamkeit auf ſich hat, ſich durch jeden Blick verräth, und doch glaubt, die Sache äuſſerſt heimlich anzufangen, da indeſſen keine Miene dem ſchlauen Forſcher den Zuſtand unſerer Seele unaufgedeckt läßt. Wer mit der Liebe bekannt iſt, dem wird es nie entwiſchen, wenn ein zärtliches Paar in einer Geſellſchaft ſich mit den Augen aller Orten ſucht, und doch ſo gern gleichgültig und kalt gegen einander ſcheinen mögte. Er wird bald bemerken, daß bey den geringſten Dingen, die Beziehung auf Liebe und Hofnung haben können, zugleich zwey fliegende Blicke ſich begegnen, und, ſchnell wieder aufgefangen, vor dem Verräther fliehen.

Nun war der Obermarſchall des Hofs ein feiner Kopf, der das menſchliche Herz kannte, und den langjährige Erfahrung, und Bekanntſchaft mit den großen und kleinen Triebrädern der leidenſchaftlichen Maſchine gelehrt hatten, tiefe Blicke in die Seele zu thun. Dieſer entdeckte bald unſeren Gemüthszuſtand. Zwar war er zu klug, ſich etwas merken zu laſſen; er wußte, daß dies das Uebel ärger machen würde; aber jeder ſeiner Schritte trat dem Fortgange unſres Verſtändniſſes in den Weg. Die vertrauete Cammerfrau war längſt mit dem Burggrafen eines fürſtlichen Luſtſchloſſes verſprochen geweſen. Oeconomiſche Hinderniſſe hatten die Vollziehung der Heyrath aufgehalten. Auf einmal bekam dieſer Mann einen beſſeren Dienſt, und holte ſeine Braut ab. Der Prinzeſſinn wurde eine alte Dame zur Geſellſchaft, als Oberhofmeiſterinn gegeben, welche dieſelbe nicht einen Augenblick allein ließ. Man fand auch die Zimmer, welche ſie bewohnte, zu feucht, und ſie bezog andre, die leichter konnten beobachtet werden. Meine Prinzeſſinn aber merkte bald die Abſicht bey dieſen Veränderungen, und es gelung ihr zuweilen, beym Spiele mir ein Zettelchen zuzuſtecken, in welchem ſie mir Nachricht davon gab.

Wer ein bisgen mit der Liebe bekannt iſt, weiß, daß Schwierigkeiten das Feuer der Leidenſchaft immer ſtärker anfachen. Hier miſchte ſich vielleicht noch die kleine Eitelkeit mit hinein, einen ſo feinen und ſtrengen Aufſeher täuſchen zu können — Kurz! ich war kühner als jemals, und wagte alles daran, meine Geliebte zuweilen ſprechen oder ihr ſchreiben zu können.

Unzählige Mittel wendete ich zu dieſem Zwecke an. In der Kirche, z. B., hatte ich meinen Platz neben den Herrſchaften. Nun ſung ich, wenn die Prinzeſſinn zu meiner Seite ſtand, ſtatt des vorgeſchriebenen Liedes, alles was ich ihr zu ſagen hatte, mezza voce, nach der Melodie des Liedes ab. Bey der Tafel heftete ich mit einer Stecknadel ein Billet an meine Serviette — Die Prinzeſſinn mußte die ihrige fallen laſſen — Ich bückte mich ehrerbiethig, dieſelbe aufzunehmen — Darüber fiel auch meine Serviette unter den Tiſch; Nun tauſchte ich ſie um, und der Brief war in ihren Händen. Hatte ich Gelegenheit, ihr einen Augenblick etwas heimlich zu ſagen; ſo machte ich, um nicht beobachtet zu werden, ſtets eine falſche Pantomime dazu, z. B., als wenn ich von Malerey u. d. gl. ſpräche, fuhr mit den Händen herum, bald hoch, bald niedrig, und ſagte hin und wieder ein Wort laut, das gar nicht zur Sache gehörte.

So gieng das noch einige Monathe fort, als ich endlich aus dem Schlummer erwachte, und anfieng über die Rolle, welche ich ſpielte, meinem Verſtande Rechenſchaft zu geben. Eine Liebe ohne Hofnung, ohne Zweck, die, wenn ſie unterhalten, nur noch mehr dazu beytragen würde, der armen Prinzeſſinn ihr künftiges Leben freudenleer und traurig zu machen, ſchien mir nun, bey etwas kühlerer Ueberlegung, nicht mehr Meiner würdig — „Ich will mich losreiſſen, auf einmal losreiſſen“ ſagte ich, „und das einzige Mittel dazu iſt die Entfernung“ — Alſo ſchrieb ich an meinen Hof, und bath, man mögte mich zurückrufen.

Der Miniſter, welcher mich ausdrücklich entfernt hatte, um allein zu herrſchen, wollte meinem Geſuche keinen Vorſchub geben. Ermüdet endlich mich von der Bosheit der Menſchen und meinen eigenen Leidenſchaften immer in einem Wirbel umhertreiben zu laſſen, beſchloß ich, ganz auſſer Dienſte zu gehen. Ich erlangte mit Mühe meine Entlaſſung — Man both mir eine Penſion an, welche ich ausſchlug, und ſchenkte mir ein Ordensband, welches ich ſelten trage. Ich verließ . . . und bald darauf auch . . auf immer — Ich ſage Ihnen nichts vom letzten Abſchiede — Solche Scenen beſchreibt man nicht —

Mein erſter Gedanke war, auf meine Güter zu gehen, und ich folgte demſelben. Da athmete ich die heitre Landluft ein, forſchte der Natur nach, und fühlte, wie mit jedem Tage mehr Ruhe ſich in mein krankes Herz ſenkte.

Aber das ſchien mir nicht hinreichend. Ich wollte auch verſuchen, mir für den Reſt meines Lebens eine ſtille, häusliche Glückſeligkeit zu bereiten. Mein Herz war durch ſo manche Empfindniſſe verwöhnt worden, aber doch noch für das Glück der Freundſchaft, für eheliche Treue, und für die Gefühle eines Vaterherzens ſehr warm. „Wenn „ich doch," ſeufzte ich oft, „in der Ehe das „Glück finden könnte, wonach ich ſo lange „ringe!" Auch habe ich es immer für bürgerliche Pflicht gehalten, daß ein Mann, der Vermögen, Redlichkeit und Kenntniſſe genug beſitzt, um ein guter Hausvater zu ſeyn, ſich dieſem Stande nicht entziehe, ſondern alles dazu beytrage, ſein Band mit an das große Rad der Geſelligkeit zu knüpfen, und einſt dem Staate wieder gute Menſchen zu liefern; Alſo ſah ich mich nach einer Frau um.

Aber ich fühlte wohl, daß ich kein Herz mehr ganz zu verſchenken hatte, und daß ich alſo, bey der Wahl einer Frau, eine Perſon ſuchen müßte, die zwar ein gutes Herz hätte, aber nicht ſo fein, ſo lebhaft fühlte, daß ſie ſich unglücklich ſchätzte, wenn ich ſie nicht mit derjenigen Wärme lieben würde, welche mein armes Herz bis itzt ſo ſehr zernagt und erſchöpft hatte — Ja, als hierüber erſt ein Syſtem bey mir feſtgeworden war; ſo ſetzte ich mir ſogar in den Kopf, es ſey vielleicht in der Ehe beſſer, weniger heftig zu lieben, und dagegen ſich ein dauerhaftes Glück auf ruhige, gegenſeitige Hochachtung und Freundſchaft zu bauen.

Ich warf meine Augen auf das Fräulein von Bergheim, hielt um ihre Hand an, und verheyrathete mich mit ihr.

Ihnen, als einem Freunde, darf ich es bekennen, daß die immer gleiche Kälte, welche durch das ganze Weſen dieſer Frau gegoſſen war, gegen das gewaltige Feuer meines Temperaments einen ſolchen Contraſt machte, und mich ſo niederbeugte, daß ich in der erſten Zeit wenig frohe Stunden hatte, und daß mich meine unglückliche Lebhaftigkeit, in unruhigen Augenblicken, zuweilen misleitete, ihrem ſonſt wahrhaftig reinen und guten Character nicht die Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen, bie er verdiente — Wenn ſie ſo in jede Flamme Waſſer goß; ſo zerriß das meine ganze Seele — Und doch war es ſehr gut, daß ich auf dieſe Art herabgeſtimmt wurde. Auch ſah ich dies in ruhigen Stunden ein, und wir lebten in der ſtillſten Eintracht, die mit jedem Jahre würde zugenommen haben, wenn mir ſie der Tod nicht entriſſen hätte. Sie ſtarb ohne mir Kinder zu hinterlaſſen — und ſeit dieſer Zeit lebe ich, und werde den Reſt meiner Tage ſo verleben, wie Sie mich in Urſſtädt gefunden haben.

Entfernt von allem, was meine heitere Seelen-Ruhe ſtören könnte, iſt es mir endlich gelungen, den Frieden zu finden, der allein uns den Uebergang in jene kummerfreye Ewigkeit leicht machen kann. Das Ziel meiner Arbeiten iſt, die Wohlfarth meiner Brüder zu befördern, mich ſelbſt und die Natur kennen zu lernen, und mich dem Schöpfer zu nähern. Habe ich das Glück, in dieſer Beſchäftigung fortzurücken, mich der Vollkommenheit zu nähern, das Gefühl der Würde der Menſchheit in mir immer lebhafter zu machen, kann ich dadurch endlich die Verirrungen meiner Jugend auslöſchen; ſo ſoll es mich nicht reuen, in der Welt viel traurige Erfahrungen gemacht zu haben.

Nun, mein Freund! wiſſen Sie den größten Theil meiner Schickſale. Kleinere Umſtände will ich Ihnen ein andermal erzählen. Heute kann ich nichts mehr ſchreiben. Wenn Sie nur dies Geſchmiere leſen können! — Leben Sie indeſſen wohl! —

Leidthal.

Ein und zwanzigſter Brief.

An den Herrn Commerzienrath Müller, in Urſſtädt.

Amſterdam den 1ten Merz 1770.

In der größten Angſt und Unruhe meines Herzens ſchreibe ich Dir, mein lieber Mann, um Dir eine traurige Nachricht von unſerer ungerathenen Tochter zu geben. —

Sie iſt fort, mit ihrem Böſewicht von Verführer auf und davon gegangen, und macht mir in meinem Unglücke noch das Herzeleid, daß ich mich vor jedermann ſchämen muß, ein ſolches liederliches Geſchöpf auf die Welt geſetzt zu haben —

Aber nun ſiehſt Du, was Deine Nachſicht und Gelindigkeit für Früchte bringt. Als ich merkte, daß die guten Worte und Deine Briefe bey ihr nicht helfen wollten, und der alte Hörde (der ſtolze, ſchlechte Kerl!) mir einmal über das andre ſagen ließ: „ſein „Sohn ſey wie toll nach dem Mädgen, ich „ſollte machen, daß ſie von ihm ablieſſe,“ da ließ ich Sophien kommen, und redete ihr hart zu. Nun gab es ein Gewinſele und Geheule: „Ja, ſie könne nicht dafür, ſie „ſey ſelbſt unglücklich genug dadurch“ u. ſ. f. „Nun, wenn du nicht dafür kannſt, verliebte „Närrin!“ ſagte ich, „ſo ſchreibe mir gleich „hier auf der Stelle an den Kerl, daß er ſich „nicht unterſtehen ſolle, dir wieder mit ſeinen Briefen vor die Augen zu kommen, damit deine Eltern nicht ferner um deinetwillen ſich müſſen beſchimpfen laſſen.“ Stelle Dir vor! das Mädgen wollte den Brief nicht ſchreiben. „Das wäre zu hart,“ ſagte ſie. Darauf lief ich denn zu Madam Bovi, und ſagte ihr von allem Beſcheid. Nun ſcheint es haben ſie dem Mädgen ſcharf zugeſetzt, und ſie mag wohl an den Taugenichts geſchrieben.

und ſich beklagt haben — Da kömmt der Purſche vor einigen Tagen hierher, wirft ſich dem Vater zu Füßen, wie ein Commédiant, droht endlich gar fortzugehen, als ſich der Alte nicht will erweichen laſſen, und geſtern Nachmittag bittet Sophie Madam Bovi um Erlaubniß, zu mir zu gehen. Statt deſſen aber packt ſie ſich mit ihrem Kerl in ein Schiff, und geht fort, wie Du aus beyliegendem Briefe * ſehen wirſt, den ſie zurückgelaſſen hat.

Nun ſitze ich da, und muß mich in der Seele ſchämen vor allen Menſchen — Ich bitte Dich um Gotteswillen, mein lieber Mann! rathe mir, ſage nur, was wir thun ſollen. Ich bin ganz von Sinnen, und warte mit Schmerzen auf Deine Antwort.

Chriſtine Müller.

---

* Dieſer findet ſich nicht.

Zwey und zwanzigſter Brief.

An den Freyherrn von Leidthal, in Urſſtädt.

Göttingen den 3ten Merz 1770.

Ich kann Ihnen, mein gnädiger Herr! nicht lebhaft genug die Empfindungen der Dankbarkeit ausdrücken, die Ihr gütiges Zutrauen, bey Leſung der ſo offenherzigen Erzählung Ihrer Lebensumſtände, in mir erregt hat. Wenn ein Mann, wie Sie ſind, der in ſo manchem Betracht das beſte Schickſal verdient, ſo viel hat leiden müſſen, wie darf denn ich mich beklagen? Ruhe, Freude, Glück und Geſundheit mache indeſſen den langen Reſt Ihres wohlthätigen Lebens ſanft und heiter, und dann müſſe die Erinnerung überſtandener Leiden Ihnen wie ein verſcheuchter Traum vorkommen — Olim meminiſſe iuuabit —

Wir haben uns, Ihrem Befehle zu gehorchen, bey der hieſigen Freymaurer-Loge gemeldet, und man hat uns baldige Antwort verſprochen.

Ich verſichre Sie, daß ich immer eine hohe Meinung von dieſer Geſellſchaft gehabt habe, und daß die Meinung weder durch die Menge der unnützen Schriften, noch durch die ſchlechte Wahl ihrer Mitglieder, noch durch die unedlen Spaltungen unter ihnen, woran man freylich wenigſtens das Publicum nicht ſollte Theil nehmen laſſen, weil eine ſolche Verfolgung doch unter Brüdern (und das ſind ja alle Maurer) unanſtändig iſt, daß, ſage ich, meine gute Meinung von dem Inneren des Ordens dennoch dadurch nicht iſt geſchwächt worden. Die darüber geſchriebenen Bücher ſehe ich nemlich als das Werk junger, forſchender Anfänger, oder lügenhafter Betrüger an, die gern mit Kenntniſſen prangen mögten, die ſie nicht haben. Ein kluger Freymaurer ſollte, denke ich, nie über den Orden ſchreiben. Die Werke und Würkungen deſſelben müßten ſich im Stillen, ohne Worte, ohne Poſaune, ausbreiten. Zudem iſt wohl die Erkenntniß und der Beſitz der größten maureriſchen Schätze nur in den Händen einiger Wenigen. Dieſe können vermuthlich Menſchen aller Art zu verſchiedenen Triebfedern in der großen Maſchine brauchen. Sie laſſen wahrſcheinlicherweiſe die Sekten ſich untereinander über Dinge zanken, die gar nicht weſentlich ſind, ſo wie man den Kindern den ſchlechten Hausrath in den Vorhof hinausreicht, und ſie damit ſpielen läßt, weil ſie das Gute, womit ſie nicht umzugehen wiſſen, nur verderben würden. Indeß nun dieſe Unwiſſenden auf ihre höheren Grade ſich viel zu gut thun, Grade, die kaum einen Schatten von verſteckter Wahrheit enthalten mögen; ſo leben vielleicht die weiſen, **unbekannten Obern** unbemerkt, nicht einmal unter dem Nahmen von Maurern verſteckt, in ſtiller Ruhe, und ſehen in dem großen Spiegel, wie weit das Werk vorrückt, und warum es in dieſem oder jenem Zeitalter nicht weiter hat fortrücken können —

Das ſind Gedanken eines Layen. Urtheilen Sie aber nun, beſter Herr, ob ich gern den Schritt thue, zu welchem Sie mir die Mittel erleichtert haben!

Oſtern rückt heran, und da Sie, theuerſter Wohlthäter! uns erlaubt haben, in jeden Ferien eine kleine Reiſe zu machen; ſo werden wir diesmal das Eichsfeld beſuchen. Man hat uns auf einige Merkwürdigkeiten, die wir daſelbſt ſehen würden, neugierig gemacht.

Eine Geſchichte, die man uns erzählte, hat uns auch vorzüglich intereſſirt. Es ſoll nemlich in einem Kloſter auf dem Eichsfelde ein armer Mönch ſchon ſeit mehr als zehn Jahren gefangen ſitzen, deſſen Verbrechen niemand weiß, der aber auſſerordentliche Talenke haben ſoll, aber ſo enge eingeſperrt iſt, daß alle Mühe, ihn zu ſprechen vergebens ſeyn würde. Er ſitzt in einem hohen Thurm, und hat ſchon oft Fremden Zeichen gegeben, als wenn er ihr Mitleid und ihre Hülfe anrufen wollte.

Den Herrn von Hohenau hat dieſe Erzählung ſo in Bewegung geſetzt, daß ich ihm anmerke, wie ſehr ihn der Gedanke beſchäftigt, dieſen Unglücklichen, wenn es möglich wäre, zu erretten.

Ich habe dabey aber eine Bemerkung über unſern jungen Mann gemacht. Es kömmt mir nemlich vor, als wenn er ſeit unſerer letzten Reiſe viel heftiger, empfindſamer, leichter zu erſchüttern, und zu großen Handlungen und Ritterdienſten aufgelegter geworden iſt. Er hat nicht mehr die immer gleiche unbefangene gute Laune, die den inneren Frieden verkündigt. Kurz! ich glaube, daß er verliebt iſt, und das Fräulein von Hundes feld wird wohl der glückliche Gegenſtand ſeyn. Iſt es gut, oder ſchlimm, daß dies neue Reſſort bey ihm in Bewegung gekommen iſt? Darüber darf ich mir unterthänig Ihre Meinung und zugleich Verhaltungsbefehle ausbitten, wie ich mich dabey aufführen ſoll. Ich wollte nicht gern für mich allein etwas verſäumen.

Wir erwarten den Herrn von Weckel auf ſeiner Rückreiſe; doch will ich dieſen Brief nicht bis zu ſeiner Ankunft liegen laſſen, ſondern ihn mit der Poſt fortſchicken.

Ich habe nichts hinzuzufügen, als daß ich ehrerbiethigſt verharre,

Meines theuren Herrn

gehorſamſt ergebener Diener,

Meyer.

Drey

Drey und zwanzigſter Brief.

An den Herrn Meyer.

Urſtädt den 20ten Merz 1770.

Wenn Carl verliebt iſt; ſo iſt das ein Schickſal, welches ihn doch, früh oder ſpät, mußte betroffen haben — Ich würde meine Hand von ihm abziehen, wenn er nie verliebt werden könnte — Hoffentlich wird Ihnen das auch die Mühe bey der Bildung ſeines weichen Herzens ſehr erleichtern; das Bild eines tugendhaften Mädgens wird über ſeine Unſchuld wachen; die edelſte der Leidenſchaften wird ſeine Seele allen ſanften Eindrücken öfnen — Und für die Folgen ſeyen Sie unbeſorgt! Dafür wird der Himmel ſorgen, der nie, ohne unſere eigene Schuld, durch gute Gefühle unſer Unglück bauet —

Ich

Ich antworte Ihnen nichts auf den Punct der Freymaurerey. Sehen Sie ſelbſt zu, ob Ihre vorgefaßten Begriffe etwa, nach Ihrer Aufnahme, auf das paſſen, was Sie werden erfahren haben.

Aber nun von einer mir äuſſerſt am Herzen liegenden Sache! Ihre Erzählung von dem Mönch hat bey mir die Erinnerung erneuert, daß ich Ihnen noch die Geſchichte von Hohenaus Vater ſchuldig bin — Mögte meine Ahndung eintreffen! — Hören Sie nur!

Als Carls Vater Officier in . . . . war, wurde er in dem Hauſe eines Edelmanns bekannt, der eine ſchöne Tochter hatte, welche aber, aus eigennützigen Bewegungsgründen der Familie, für das Kloſter-Leben beſtimmt wurde. Hohenau liebte das Mädgen, und ſie ihn, allein, da er keinen Reichthum zu ihrer Eltern Füße legen konnte; ſo war alle ſeine Mühe, ihre Einkleidung zu hintertreiben, vergebens. Sie weyhete alſo ihrem Gott ein Herz voll irdiſcher Liebe, und alle Religions-Uebungen waren kraftlos, dieſe unglückliche Leidenſchaft auszulöſchen.

Endlich, nachdem ſie lange geheime Zuſammenkünfte mit meinem Freunde unterhalten hatte, wurden ſie einig, miteinander zu entfliehen. Er entführte ſie aus dem Kloſter, ließ ſich mit ihr trauen, nahm ſeinen Abſchied, und lebte unerkannt, klein und eingezogen, aber in häuslichem Frieden glücklich, in einer Bauerhütte mit ihr — Ich allein wußte den Ort ſeines Aufenthalts —

Nach Jahres Friſt brachte ſie meinen Carl zur Welt, aber ſeine Geburth koſtete ſie das Leben — Wir vertraueten darauf den lieben Knaben einer ehrlichen Frau in Urſſtädt an, und ich bewog meinen armen Freund, mit mir auf Reiſen zu gehen, wie ich Ihnen erzählt habe.

Hohenau glaubte itzt vor jeder Nachſtellung der Geiſtlichkeit ſicher zu ſeyn, indeß dieſe alle ſeine Schritte genau beobachten ließ. Als wir nun den 22ten Februar 1744 nahe bey Florenz, des Abends durch ein Wäldgen fuhren, wurde unſre Kutſche von einem Haufen vermummter Männer, die wir für Banditen hielten, angegriffen. Wir wehrten uns, ſo viel wir konnten — Ich ſchoß nach Einem, der auch hinſtürzte — Endlich aber wurden wir übermannt; die Leute banden mir, meinem Bedienten und dem Kutſcher Hände und Füſſe, nahmen uns nichts, riſſen aber meinen Freund mit Gewalt fort, heſteten ihn auf ein Pferd, und jagten mit ihm davon, nachdem ſie vier theils Todte, theils Verwundete (unter den Todten war auch mein anderer Bedienter) auf die Seite geſchafft, und mir einen Brief in die Taſche geſteckt hatten —

So lag ich denn wehrlos, die ganze Nacht durch, bis gegen Morgen andre Reiſende mich in dem Zuſtande antrafen, und mich nebſt meinen Gefährten befreyeten. Darauf erbrach ich den Brief, und fand ohngefehr folgenden Inhalt:

„Mein Herr!
„Ihr Freund hat in Deutſchland ein Kind
„der Kirche geraubt und verführt. Um dies
„Verbrechen zu beſtrafen, hat man ihn aufgeſucht,
„und endlich entdeckt, daß er mit Ihnen
„in dieſen Ländern reiſet. Itzt iſt er in
„der Gewalt ſeiner Rächer, und Sie werden
„ihn nie wiederſehen. Wenn Sie nun, wie
„man das von Ihrer Klugheit erwarten kann,
„ruhig ſind und ſchweigen; ſo dürfen Sie
„für Ihre Perſon fernerhin unbeſorgt ſeyn.
„Reiſen Sie glücklich, und hüten Sich künftig
„vor der Gemeinſchaft mit Menſchen,
„auf welchen der Fluch der Kirche ruht!“

Sie können Sich leicht vorſtellen, wie ſehr dieſer Brief mich erſchreckte, doch hielt er mich nicht ab, ins Geheim die mühſamſten Nachforſchungen anzuſtellen — Alles war aber vergebens, nur erfuhr ich durch einen gewiſſen Geſandten, daß man meinen Freund nach Deutſchland geführt habe. Allein auch hier ſpürte ich umſonſt, und bekam keine nähere

Nachricht, auſſer daß man wahrſcheinlich vermuthete, er ſey nach Maynz abgeliefert worden.

Vor ohngefehr ſechs Jahren bekam ich wiederum einen Brief von unbekannter Hand, darinn ſchrieb man mir: „Man hat Jhren „Freund, mit dem Sie einſt in Jtalien gereiſet ſind, während ſeiner zwanzigjährigen „Gefangenſchaft, ſehr viel gelinder behandelt, „als er, vermöge ſeines Verbrechens, verdient „hätte. Seine wiederholten Verſuche aber, „der heiligen Gerechtigkeit zu entwiſchen, haben uns endlich gezwungen, ihn in engere „Verwahrung zu bringen. Man warnet „Sie nochmals, weil einiger Verdacht da „iſt, daß Sie mit demſelben einen geheimen „Briefwechſel unterhalten haben. Sie mögen „ja überlegen, was Sie thun. Es kann Sie „Jhre Sicherheit, und Jhren Freund das „Leben koſten“ — Dieſer Brief kam auch aus der Gegend von Maynz —

Nun urtheilen Sie ſelbſt, ob die Geſchichte eines gefangenen Mönchs (es iſt doch nicht gewiß, daß er gerade ein Mönch iſt), der in einem, unter maynziſcher Hoheit ſtehenden Kloſter ſitzt, nicht einen Schatten von Hofnung, daß ich Hohenaus unglücklichen Aufenthalt entdeckt hätte, in mir rege machen muß — Gott! wenn er es wäre! — Wie wäre aber dann das Ding anzufangen? — Doch, ich will nicht vor der Zeit mich mit Planen täuſchen — Wenden Sie nur alles an, mein Lieber! um genauer von den Umſtänden unterrichtet zu werden — Aber freylich mit Vorſichtigkeit – Und nicht Ein Wort von der Sache gegen meinen Carl! das verſteht ſich.

Leben Sie wohl, mein Freund! Ich bin ewig

der Ihrige,

Leidthal.

Ende des erſten Theils.

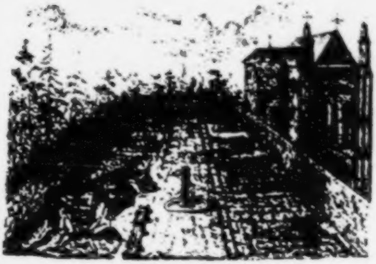
Nacherinnerung

an die Leſer.

Wem es bey einem Roman blos auf gehäufte Begebenheiten ankommt, dem wird der erſte Theil dieſes Büchelchens nicht genuggethan haben. Ich habe Sie erſt müſſen mit denjenigen Perſonen bekannt machen, denen der junge Hozenau, deſſen Schritte ich künftighin verfolgen werde, ſeine Bildung und Richtung zu danken hat, ehe ich weiter fortrücken konnte. Geſchichtgen zu erſinnen, iſt auch übrigens eine ſehr kleine Kunſt, aber ich denke: es iſt einem forſchenden Manne angenehmer zu beobachten, warum der Menſch ſo und nicht anders gewandelt iſt, als blos hinter ihn her, eilig durch die ganze Welt zu laufen, ohne zurückzuſehen. Noch belieben Sie zu bedenken, daß alles, was ich Ihnen hier erzählt habe, wahre Begebenheiten ſind. Alſo bin ich auſſer Schuld, wenn das Schickſal dieſelben nicht intereſſant genug verwebt hat — Freylich hätte ich ſie alsdenn nicht erzählen müſſen — Doch davon will ich Ihnen, mein Herr! auch den Grund ſagen: Ich denke nemlich, eine wahre Geſchichte ſey immer mehr werth als eine erdichtete, und da die mehrſten unſerer deutſchen Romane uns Bilder liefern, welche nur für eine gewiſſe Claſſe von Menſchen intereſſant ſind, als für Gelehrte, empfindſame Mädgen, Studenten u. ſ. f. Scenen aus der groſſen Welt hingegen uns ſehr darinn mangeln; ſo wollte ich deren hier einige ausſtellen. Sind dieſelben aber ſchlecht gemalt; ſo nehmen Ew. Excellenz und Gnaden doch vorerſt damit vorlieb, bis Sie beſſere, von gröſſeren Künſtlern, erhalten.

Der
Roman meines Lebens

in Briefen herausgegeben.



Zweyter Theil.

Riga 1781.

An die Leſer.

Die Zufriedenheit mit welcher der billigdenkende, ich darf wohl ſagen der größte Theil des Publicums den erſten Theil dieſes Buchs, ohngeachtet ſeiner vielfältigen Fehler, aufgenommen hat, ermunterte mich, ſogleich Hand an die Fortſetzung zu legen, welche ich Ihnen hier zu überreichen die Ehre habe.

Unterdeſſen darf ich nicht verſchweigen, daß einige kleine Menſchenkinderchen hämiſch genug, die Originale zu denen darinn geſchilderten Charactern unter ihren Bekannten, ja ſogar in ihren eigenen werthen Perſonen zu finden, und unklug genug geweſen ſind, dies laut zu ſagen.

Ich mag nicht unterſuchen, ob blos Tücke, um dem vermeintlichen Verfaſſer Feinde zu erwecken, ob das Bewußtſeyn eine ſolche Rache von Seiten dieſes Verfaſſers verdient zu haben, oder endlich ob nur die innere Selbſterkenntniß ſie hierbey leitete — Genug! ich, der ich dies ſchreibe, bin dadurch wenig beunruhigt worden, und der Beyfall redlicher, kluger und angeſehener Menſchen, die ohne Leidenſchaft dies Werkgen beurtheilt haben, hat mich ſo kühn gemacht der Vollendung deſſelben entgegen zu arbeiten, und auf jenes Geſchrey wenig zu achten. Der ſicherſte Beweis, daß bey dieſen unbefugten Auslegungen böſer Willen herrſcht, iſt, daß wenn Perſonen in einem ſolchen Buche von einer vortheilhaften Seite geſchildert werden, kein Menſch ſich auf Originale beſinnen kann, die denen Bildern gleichſähen —

Das iſt wahrlich traurig, und man mögte jetzt ſcheu werden, Thorheiten und Laſter zu malen, wenn man ſieht, daß man kaum eine Carricatur hinkleckſen kann, ohne daß ſich ſogleich ein Narr oder eine Närrinn finden, die es für ihr Portrait erkennen — Doch wer wird ſich um alles bekümmern? Wer kann aus der Luft Charactere zu einem Roman nehmen? —

Aber das darf ich frey ſagen: Wer in dem Verfaſſer dieſes Buchs (ohne Abſehn auf deſſen ſchriftſtelleriſchen Werth oder Unwerth) den redlichen, für die Tugend vielleicht nur zu eifrigen Mann verkennt, den Mann, der höchſtens über den Böſewicht laut lacht, aber nur lacht, auch dann nur lacht, wenn er bis in die Seele tief gedrückt, beleidigt und gekränkt worden iſt, nur lacht, und in demſelben Augenblicke ſeinen letzten Biſſen mit dem Schurken, der ihn verfolgt, theilen würde — Wer dieſen Mann in mir verkennt — ey nun! der iſt es, den ich habe ſchildern wollen.

Uebrigens hat es mir manchen luſtigen, und manchen verdrüßlichen Augenblick gemacht, wenn Freunde mir ſchrieben, dieſe oder jener habe die Eigenliebe gehabt, ſich in meinem Buche getroffen zu finden — Menſchen, an die ich wahrlich das ganze Jahr hindurch nicht Einmal denke, und von denen ſich ſo herzlich wenig ſagen läßt, daß das Publicum und mein Verleger ſich ſehr beklagen würden, wenn ich dieſe unbedeutenden Geſchöpfe ihnen darſtellte. Dieſe Leute thun ſich ſelbſt den größten Schaden. Wem würde es, ohne ihre Erinnerung, einfallen, daß einige Züge in manchen Bildern aus ihren Phyſionomien zu erläutern wären? Es giebt ſo viel ähnliche Originale! Das aber würde mir weh thun, wenn auch gute Menſchen glauben könnten, ich hätte Züge von ihnen entlehnt, um ihre Schwachheiten zur Schau auszuſtellen. Dazu bin ich gewiß nicht fähig, und wo ein Uebelgeſinnter dergleichen Anſpielungen findet, da hat er ſie aus ſeiner, nicht aus meiner Phantaſie geſchöpft, welche wohl je zuweilen dem Boshaften einen Spiegel vorhalten, aber nie den Redlichen kränken mögte.

Inzwiſchen fühle ich doch, daß die Beſorgniß neue Mißverſtändniſſe zu verurſachen meine Lebhaftigkeit, bey Verfertigung dieſes zweyten Theils, etwas herabgeſtimmt hat, weswegen ich fürchte, daß derſelbe, obgleich an Begebenheiten reicher, doch weniger intereſſant für Menſchenkenner ſeyn wird — Aber haben Sie nur Geduld! Ich denke, es wird in dieſem Jahre noch ſo manche Thorheit zu meinen Ohren kommen, daß ich es ohnmöglich werde unterlaſſen können, im dritten Theile ein bisgen darüber zu lachen.

Und wenn ich gar nichts finden kann, das meine närriſche Laune in Bewegung ſetzte; ſo werde ich über mich ſelbſt lachen, über mich, der ich ſo unbeſchreiblich viel Narrheiten an mir wahrnehme, deren einige ich auch ſchon hie und da im erſten Theile geſchildert habe, daß es Ihnen Allen eine herzliche Luſt machen ſoll.

Noch etwas, meine Damen und Herrn! Es haben Einige von Ihnen ſo laut über dies Büchelgen geläſtert, daß ich Urſache habe zu vermuthen, Sie haben die kleine Teufeley im Sinne gehabt, entweder meine Freunde gegen mich aufzubringen, oder gar einige Groſſen der Erde aufmerkſam auf den freyen, ſorgloſen Mann zu machen, der zuweilen gewagt hat zu ſagen, daß nicht alle vornehme

Menſchen gute Menſchen ſind. Und da muß ich Ihnen denn geſtehen, daß Sie Ihre Zwecke verfehlen werden, denn erſtlich kennen Sie mich ſicherlich nicht, und ich bin ein ſo unbedeutendes Geſchöpf, daß ich mich weder vor den Verfolgungen, noch Wohlthaten der Erdengötter zu fürchten habe. Ich wünſche mir jedes Redlichen Achtung, aber keines Menſchen Gnade, und lache herzlich des Thoren, dem es einfallen könnte, mir auf Gottes Erdboden ſeinen Schutz zu ſchenken oder zu entziehen. Auch verlange ich nicht in irgend einer Vorkammer als ein **artiger**, noch in irgend einem Cabinette als ein **brauchbarer** Mann genannt zu werden, noch daß man ſagen mögte: „es iſt Schade „um den Menſchen! Aus dem hätte etwas „werden können.“ — Sparen Sie Ihre

Mühe, und ſorgen Sie lieber für Sich und die werthen Ihrigen. Aus mir wird nun einmal nie ein ſolches Geſchöpf, das Ihnen gefallen könnte. Auch giebt es noch Groſſe in dieſer guten Welt, die gern Wahrheit hören. Meine Freunde aber, auf deren Liebe und Achtung ich ſtolz bin, kennen mein Herz, und wiſſen, was Gutes und Böſes an mir iſt —

Alſo Frieden! — Erlauben Sie mir immer ein wenig mit unter zu lachen! Was hindert Sie mitzulachen? — Es verſtellt Sie wahrhaftig, meine ſchönen Damen und Herrn! wenn Sie ſo hämiſche Mienen ſchneiden — Und nun noch einmal, im ganzen Ernſt! Ich zeichne Menſchen, wie ſie auf der Welt ſind; der Böſewicht mag ſich getroffen finden oder nicht, und der redliche Mann thut ſich und mir Unrecht, wenn er irgend etwas von der Art auf ſich zieht.

Genug für heute! Ich empfehle mich Ihrer ferneren Gnade, und bitte demüthigſt dies Büchelchen fleißig zu kaufen, ſonſt finde ich keinen Verleger zu den folgenden zwanzig Theilen.

* * *

Inhalt des zweyten Theils.

Erſter Brief. Von Weckel an Hohenau. Er will den Abſchied nehmen, und bey ſeinem Oheim wohnen. Jtzt reiſet er mit ihm. Politik. Ein Rezenſent. Marjonetten. Eine Maſcarade. Wirthshausmahlzeit. Höfe. Ein engliſcher Garten. Mediſance. Gaſtmahl. Muſik.

Zweyter Brief. Von Hohenau an Weckel. Antwort. Sein Gemüthszuſtand. Gedanken ſeines Freundes über die Kunſt den Menſchen aus kleinen Handlungen kennen zu lernen. Die Signaturen der geſchaffnen Dinge ſind durch die ganze Natur dieſelben. Aphorismen. Er hofft ihn bald in Göttingen zu ſehen.

Dritter Brief. Von Leidthal an Meyer. Er ſoll ſich ja recht genau nach dem Mönch erkundigen. Daß man nicht über kluger Leute Handlungen urtheilen ſoll. Nachricht von ſeinem gefährlichen Proceſſe mit dem Herrn von Wallitz. Birnbaum ſoll Acciseinnehmer werden. Freymaurerey.

Vierter Brief. Von Meyer an Leidthal. Im Begriff zu reiſen. Antwort. Ueber Verſchwiegenheit.

Fünfter Brief. Von dem Herrn Bröck an Müller. Er überſchickt ihm einen Brief, den er von dem jungen von der Hérde erhalten. Ermahnt ihn ſeiner Tochter zu helfen. Nachrichten von Madam Müller und dem Sohne Ludwig.

Sechſter Brief, (in dem vorigen eingeſchloſſen) Von dem jungen von der Hérde an Bröck. Klagen über ſein und Sophiens Schickſal. Nachricht von ſeiner Reiſe. Ein Geiſtlicher trauet ſie. *Monſieur de la Salsiere* führt ſie in ein ſchlechtes Haus. Sie kommen ins Gefängniß. Werden erlöſet. Reiſen weiter. Werden beraubt. Rechtersdorf. Eine wohlthätige Familie. Sie verlaſſen den Ort. Zigeuner. Kommen nach Waldorf. Corruption des Landvolks. Bild des Unglücks. Le pais de Coccagne.

Siebenter Brief. Von Meyer an Leidthal. Weckel nimt den Brief mit. Sie haben den Gefangenen geſprochen, es iſt Hohenaus Vater. Bild ſeines Zuſtandes. Ihm muß bald durch Vorſprache geholfen werden, ſonſt ſtirbt er vorher. Ueber Inſtinct. Hohenaus Liebe wird zu ernſthaft.

haft. Birnbaum reiſet mit Weckel. Sie haben einen andern Bedienten.

Achter Brief. Von Hohenau an Leidthal. Einige Nachrichten vom Eichsfelde. Ein munterer Greis. Tanzende Bauern. Niederſächſiſche Sprache. Deutſcher Character.

Neunter Brief. Von dem jungen von der Hörde an Bröck. Fortgeſetzte Erzählung ſeiner Unglücksfälle, auf der Reiſe geſchrieben. Der Prediger in Waldorf hat ihn fortgejagt. Ein Jude nimt ihn auf, hat aber ſelbſt nicht viel. Nun entſchließt er ſich nach Frankfurt am Mayn zu reiſen, und iſt ietzt mit Sophien unterwegens.

Zehnter Brief. Von Leidthal an Hohenau. Meyer ſoll nach Maynz, um des Mönchs Erlöſung zu bewürken. Regeln wegen Hohenaus Liebe. Ueber Romanleſen und dergleichen. Müller iſt nun nach Wetzlar. Leidthal läßt Müllers jüngſte Söhne kommen, um ſie erziehen zu laſſen.

Eilfter Brief. Von Müller an Leidthal. Er hat Sophien nebſt ihrem Manne und ſeinen Sohn Ludwig in Eiſenach angetroffen, als ſie im Begriff waren nach Sachſen zu reiſen, und Schauſpieler zu werden. Dieſer Brief iſt aus Wetzlar geſchrieben.

Zwölfter Brief. Von Leidthal an Müller. Er ſchickt ihm einen Brief aus Amſterdam, den ſeine jüngſten Söhne, die in Urſtädt angekommen ſind, mitgebracht haben. Empfiehlt ihm den Proceß.

Dreyzehnter Brief. Von dem Herrn Leſcow an Müller. Müllers Frau iſt krank. Der älteſte Sohn wird vermuthlich eine reiche Heyrath treffen. Mit der Ausſöhnung ſcheint es gut zu gehn.

Vierzehnter Brief. Von Meyer an Leidthal aus Maynz. Mit Befreyung des Mönchs geht alles gut. Dahingegen macht ihm Hohenaus Gemüthszuſtand Sorge. Er eilt zurück nach Göttingen, wo er Verhaltungsbefehle erwartet.

Funfzehnter Brief. Von Weckel an Hohenau. Sie reiſen noch umher. Herr und Frau von M . . . Weiblicher Character. Familien-Portraitte. Ein kleiner Roman. Herr und Frau von Lylienfeld. Reiſebeſchreibung. Hof. Gemälde. Der Oncle hat ein Gut ohnweit Urſſtädt gekauft, und wird da wohnen.

Sechzehnter Brief. Von Leidthal an Meyer. Ueber Hohenaus Gemüthszuſtand. Erforſchung und Leitung des Menſchen. Wie ſein Proceß geht. Wegen Befreyung des Gefangenen.

Siebenzehnter Brief. Von Müller an Leidthal. Mit dem Proceſſe geht es ſchlecht. Glück des redlichen Mannes. Die Ausſöhnung mit dem alten von der Hörde iſt richtig. Ludwig iſt Schauſpieler. Ueber dieſen Stand. Schauſpiele und Romane.

Achtzehnter Brief, (in dem vorigen eingeſchloſſen) Von Leecow an Müller. Nachricht von der durch den Grafen von Harädt zu Stande gebrachten Ausſöhnung mit dem alten von der Hörde, und von der fortdauernden Unpäßlichkeit der Frau Commerzienrathinn Müller.

Neunzehnter Brief. Von Meyer an Leidthal. Er iſt mit dem Erlöſungsbefehle von Maynz zurückgekommen. Wie er den jungen Hohenau gefunden hat. Ueber Schwärmerey im Gegenſatz von Enthuſiasmus. Sie wollen nun ſogleich aufs Eichsfeld.

Zwanzigſter Brief. Von Weckel an Hohenau. Er iſt auf Birnbaums Hochzeit in Urſtädt geweſen. Leidthal ſchien niedergeſchlagen. Eine Predigt. Geſellſchaft von allerley Originalen. Ein

Cammerjunker. Braut und Bräutigam beſchrieben. Cäremonie. Feſt. Ein Schulmeiſter. Herr und Madam Becker. Ueber die Ehe.

Ein und zwanzigſter Brief. Von Leidthal an Weckel. Er meldet ihm den Tod des alten Hohenau mit den Umſtänden, wie ſie ihm Meyer berichtet hat. Nachricht von einem Manuſcripte. Er bittet Weckeln, bald zu ihm zu kommen.

Zwey und zwanzigſter Brief. Von Hohenau an Leidthal. Voll Mißmuth. Er mögte bald weit in die Welt gehn, bald gar aus der Welt hinaus. Studieren mag er nicht, aber heyrathen mögte er.

Drey und zwanzigſter Brief. Von Leidthal an Hohenau. Er hat väterliches Mitleiden mit ihm. Troſt im Unglücke. Er ſoll bald möglichſt nach Urſtädt kommen.

Vier und zwanzigſter Brief. Von Müller an Leidthal. Er bringt traurige Nachrichten mit. Wenn man nicht durch einen Vergleich vorbauet; ſo iſt in acht Tagen der Proceß zu Leidthals Nachtheil entſchieden. Müller wird den 20ſten nach Urſtädt zurückreiſen.

Fünf und zwanzigſter Brief. Von Weckel an Hohenau. Er ſoll nun nicht nach Urſtädt kommen, bis er von daher noch andre Briefe erhält. Er ſoll ſich gefaſt machen, unangenehme Nachrichten zu vernehmen, und ſich mit Muth waffnen; Vielleicht wird noch alles gut gehn.

Sechs und zwanzigſter Brief. Von Sophie an ihren Vater. Der Bruder hat Hochzeit gehalten. Die Mutter iſt geſtorben.

Sieben und zwanzigſter Brief. Von Müller an ſeinen älteſten Sohn. Der Verluſt der Mutter ſoll ihn bewegen für ſeine Geſchwiſter wie ein Vater zu ſorgen. Leidthals trauriges Schickſal erzählt. Müller will ihn nicht verlaſſen, ſondern auch nun ſein wiedriges Geſchick mit ihm theilen. Müllers jüngſte Söhne ſollen Handwerke lernen. Ein ehrlicher Handwerker iſt dem Staate nützlicher als mancher Gelehrter.

Acht und zwanzigſter Brief. Von dem Fräulein Charlotte von Hundefeld an Hohenau. Die Eltern haben einen Brief von ihm an dieſelbe erbrochen, und ſind ſehr aufgebracht über das geheime Verſtändniß, um ſo mehr, da die Nachricht von Leidthals verlohrnen Proceſſe zu ihren Ohren gekommen iſt. Sie haben ihrer Tochter den Briefwechſel unterſagt, und gedrohet noch ſtrengere Maaßregeln zu nehmen.

Neun und zwanzigſter Brief. Von Leidthal an Meyer. Sein Schickſal iſt entſchieden. Für ſeine Perſon iſt er ruhig, nur ſchmerzt es ihn nicht mehr ſo viel für Andre thun zu können. Er ſchickt ihm eine Summe Geldes. Damit ſoll er nebſt Hohenau nach .... reiſen, wo Leidthal Beyden durch Empfehlung Dienſte zu verſchaffen hofft. Leidthal will nebſt Müllern künftig in Hamburg wohnen.

Dreyßigſter Brief. Von Meyer an Leidthal. Hohenau iſt fort, niemand weiß wohin, und hat die folgenden beyden Briefe zurückgelaſſen.

Ein und dreyßigſter Brief. Von dem Schulmeiſter Klingenberg an Hohenau. Meldet, daß das Fräulein von Hundefeld durch eine alte Tante eilig iſt abgeholt worden.

Zwey und dreyßigſter Brief. Billet von Hohenau an Meyer, vor ſeiner Flucht geſchrieben, und zurückgelaſſen.

* * *

Erſter

Erſter Brief.

An den Herrn von Hohenau in Göttingen.

...... den 28ſten Merz 1770.

Des Menſchen Wille, mein lieber Hohenau! iſt ein wandelbares Ding. Unſre Handlungen hängen von ſo viel innern und äuſſern Umſtänden ab, daß man nie wagen ſollte im Voraus zu ſagen, was man den andern Tag thun will. Wenn auch der Tod keinen Querſtrich durch die Rechnung macht; ſo leitet doch ſo oft das eigenſinnige Schickſal unſre Schritte dahin, wohin wir anfangs gar nicht dachten, oder irgend eine unbezwingliche Leidenſchaft läuft mit uns davon, und läßt den langweiligen Verſtand da ſtehn und ſeine Anmerkungen

gen darüber machen. Merkt Euch das, Ihr, die Ihr mit phariſäiſcher Selbſtzufriedenheit die Handlungen Eurer Brüder gegen die Eurigen in Schatten ſtellt, und, weil Ihr auf Krücken geht, den raſchen Jüngling läſtert, der gern tanzt, gern hüpft, und vielleicht zuweilen einen Sprung zuviel macht. Merkt Euch das, und laßt jeden ſeine Schritte ſelbſt verantworten! —

Doch, in aller Welt! wie komme ich zu dieſer Apoſtrophe? Ich habe Ihnen wahrlich etwas ſehr einfaches zu ſagen, worauf das alles nicht paßt. Keine Streiche des Schickſals, keine unbändige Leidenſchaften haben mit Ihrem Knechte ihr Spiel gehabt. Nein! ich habe mich nur anders beſonnen, will meinen Hofnungen einſt Feldmarſchall zu werden, worauf ich ſo feſt gerechnet hatte, entſagen, und meinen Abſchied nehmen. Mein Oncle, der ohne Kinder iſt, und von deſſen Güte ich einſt vielleicht einen großen Zuwachs an zeitlichen Gütern zu erwarten habe, will gern, daß ich den Reſt ſeines Lebens bey ihm zubringen ſoll. Ich habe alſo um meine Entlaſſung aus den ..... Dienſten gebethen, und werde nicht eher als etwa gegen den 26ſten April bey Ihnen in Göttingen vorſprechen, und dann meine Sachen vollkommen ſo einrichten, daß ich meinem guten Oheim künftighin beſtändig Geſellſchaft leiſten kann. Itzt reiſen wir zuſammen herum, und auf dieſen kleinen Reiſen würkt ſo mancher luſtiger Gegenſtand auf mein Zwergfell, daß ich wohl darum zehn Jahr länger leben werde. Mein Reiſegefärther iſt denn auch nicht einer von den alten verdrüßlichen Oncles, die alle jungen Leute zu Greiſen umbilden, die jede Freude fliehen, die immer beſſern und reformiren wollen, nein! er iſt ein kluger, fröhlicher Mann, lacht gern, wo ſichs thun läßt, und verdirbt keine Geſellſchaft.

Wir reiſeten, wie ich Ihnen neulich ſchrieb *, von Cöln ab, nach ...., und

---

* Dieſer Brief findet ſich nicht.

ſodann zur Seite wieder in's . . . . . ſche, nach . . . . , wo wir Geſchäfte haben, und auch itzt ſind. Als wir unterwegens des Mittags in . . . . an dem Wirthstiſche ſpeiſeten, ſaß neben uns ein Herr, der ſehr wichtig ausſah, und auſſerordentlich viel von den Verhältniſſen der europäiſchen Mächte gegen einander zu wiſſen ſchien. Nun iſt Politik gar nicht mein Fach. Ich begreife nicht, wie jemand, der oft zu faul oder zu ohnmächtig iſt, in dem kleinen Circul um ihn her würkſam zum Guten zu ſeyn, der nicht einmal die Mängel und Gefahren des Staats kennt, in welchem er lebt, wie der, bey einer Flaſche Wein, ſich darum bekümmern kann, was die hohen Potentaten mit einander vornehmen. Ich miſche mich durchaus in keine Händel, worinn ich nicht thätig ſeyn kann. Alſo machte mir unſer Tiſchgeſellſchafter auch viel Langeweile. Unterdeſſen hatte mein Oncle eine Art Zuneigung zu ihm gefaßt, und ſchlug ihm vor, weil er denſelben Weg wie wir reiſete, aber kein eigenes Fuhrwerk hatte, mit uns zu fahren, welches er gern annahm, und uns unterwegens ganz klar bewies, daß es nicht lange mehr Frieden zwiſchen Preuſſen und Oeſterreich bleiben könnte. Wie der Mann geheiſſen hat, weiß ich nicht. Wir ſetzten ihn, als wir hier ankamen, vor einem von ihm beſtimmten Häusgen ab, wo er ausſtieg, und noch ehe wir weiter fuhren, war er vier Treppen hoch gelaufen, und ſchrie uns, aus einem kleinen Fenſterchen neben dem Schornſteine, einen höflichen Dank heraus. Mein Oncle meinte, es müßte wohl ein Gelehrter, oder kein Gelehrter, ſondern ein Rezenſent ſeyn, weil er über alle Leute erhoben, aber doch ſo unbequem wohnte, und ſich in Sachen miſchte, wozu er keinen Beruf hätte. Gefragt hatten wir nun einmal nicht, und ich könnte auch um die ganze Welt mit jemand reiſen, ohne nach ſeinem Namen zu fragen. Der Menſch allein intereßirt mich, ſeine äuſſeren Umſtände bekümmern mich nur wenn ich ihm helfen kann, oder ihn einſt wieder aufſuchen will.

Neben dem Gaſthofe, in welchem wir hier wohnen, war eine Marjonettenbude aufgeſchlagen. Wir hatten den Tag nichts beſſeres zu thun, und giengen alſo hinein. Ich ſehe ſolche Marjonettenſpiele lieber als eine kaum mittelmäßige Schauſpielergeſellſchaft. Dort weiß ich, wofür ich das Ding nehmen ſoll, hier ſteht mir alles am unrechten Platze. Unter jenen giebt es auch Genies, Virtuoſi, bey dieſen aber hält ſich kein Menſch auf, dem die Natur irgend ein hervorſtechendes Talent gegeben hat. Man ſieht oft in ſolchen Puppenſpielen die herrlichſten Copien, obgleich im Groben, al freſco gemalt, von Stücken aus der heutigen feinen Welt genommen, und wenn ſie mehrentheils ſo ganz gewaltig verzeichnet ſind; ſo werden ſie dadurch nur um deſto auffallender und intereſſanter. Wenig Menſchen aber haben den wahren Sinn für das ächte Comiſche. Nicht immer macht die Feinheit, nicht immer die Sonderbarkeit des Gedankens, des Ausdrucks, oder der Situation das Object lächerlich. Der platteſte Ausdruck, der ſchaalſte Witz kann durch den Platz, dahin er fällt, durch einen ganz eigenen Contraſt, etwas ſo comiſches hineinbringen, daß man, trotz ſeiner Ueberlegung, über die Plattitude lachen muß.

Die Vorſtellung dieſes Tages war nicht ſo luſtig anzuſehen, ſondern es war ein Trauerſpiel, und hieß: „**Der von ſeiner Maitreſſe, einer vornehmen und ſchönen, aber verbuhlten Gräfinn, mit Land und Leuten dem böſen Feinde in die Hände gelieferte Kaiſer Jodocus.**“ Als wir hinein kamen, waren alle Bänke voll — man ſpielte zum erſtenmal. Ein alter Offizier vom Garniſonsregimente ſaß in der dritten Reihe, auf ſeinen Stock gelehnt, den er noch vor kurzem im Knopfe hängend getragen zu haben ſchien. Es war ihm viel daran gelegen, daß ihm in den forderſten Linien niemand die Ausſicht nach dem Theater verſperren ſollte, und er both alles Anſehn auf, das ihm ſein Stand in dieſer hohen Verſammunglücklichſten Leidenſchaften umhergetrieben, den ganzen Hof von ehrlichen Leuten geſäubert, mit ihren Creaturen beſetzt, und zu einer Accademie der Bosheit, der Lüſte und der Cabale gemacht hatte, woran aber immer Hanswurſt keinen Theil nahm, weil er über alles lachte, und ſich aus allem durch einen Spaß heraushalf; endigte ſich das Stück damit, daß der böſe Feind die ganze Geſellſchaft holte, bis auf den Hanswurſt nach, der auch den Satan durch Spott und Streiche überwältigte, woraus ich dann gelernt habe, daß man keine mächtigere Waffen gegen die Bosheit, als das Pritſchholz hat — Und nun ſagen Sie mir, ob die grobe Weisheit in dieſem Stücke nicht mehr Nutzen ſtiften könnte, als die Schmeicheleyen, die oft in unſern ſchönen Luſtſpielen, Dramen, Prologen u. ſ. f. denen hohen Beſchützern der Bühne an den Kopf geworfen werden?

Wir brachten die folgenden Tage mit Geſchäften hin, und machten dann eine kleine

Spatzierfarth nach . . . . um zu Ende des Carnavals einer Maſcarade beyzuwohnen, die vielleicht, an einem ſo kleinen Orte, und in allem Betrachte, die einzige in ihrer Art iſt.

Um Mittag kamen wir an. Im Wirthshauſe war ein Jude, der in ſeinem Mantelſacke allerley Kleidungen von Glanzleinewand und allerley in groſſen Städten ſchon ein Carnaval durch gebrauchte, verſchabte Masken zu vermiethen mitgebracht hatte. Eine ziemlich zahlreiche Geſellſchaft, die auch hierher gekommen war, verſah ſich damit. Es waren Beamte, Officiere, Advocaten und Doctorn aus der Nachbarſchaft mit ihren Weibern. Wir aſſen des Mittags mit ihnen im Gaſthofe, und eher die Ballzeit heran kam, waren die Männer alle beſoffen.

Doch erſt etwas von der Mahlzeit! Ich gieng vor Tiſche in die Küche, und fand die Wirthinn beſchäftigt einen ſchönen Putting zuſammen zu kneten. Sie hatte das Kind neben ſich geſetzt — Es fand ſich kein Tuch, worinn der Pudding gekocht werden konnte — wer aber Verſtand hat hilft ſich bald aus jeder Verlegenheit — des Kindes Windeltuch that dieſen Dienſt. Der Wirth kam zu uns in die Stube — Er ſuchte etwas auf dem beſtaubten Himmel eines ſchmutzigen Bettes, und fand, was er ſuchte — nemlich eingetrocknete Citronenſchaalen zum Ragout. Beym Herausgehen bemerkte ich, daß er einen kranken Finger hatte — Ich bedauerte dieſen Unfall — Er meinte, es ſolle nun ſchon beſſer damit werden, nachdem er das Mittel gebraucht, das man ihm angerathen habe, den Finger eine Stunde lang in friſchem Rindfleiſche zu halten. — Sie können denken, daß wir mit leerem Magen den Abend herankommen ſahen.

Das Brauhaus, wo die Maſcarade ſeyn ſollte, lag jenſeits des Waſſers. Die Brücke war durch das Grundeis fortgeriſſen, alſo mußten alle Maſken eine Leiter hinunter ſteigen, ſich überſetzen laſſen, und an jenem Ufer wieder heraufklettern — Ein ſchöneres Schauſpiel, als ſelbſt die Farth der Schatten über den Stix gewähren kann! —

Die ganze Entrepriſe der Maſcarade hatte ein ältliches Fräulein, in Gemeinſchaft mit dem Apotheker des Orts übernommen. Man bezahlte bey dem Eingange einen halben Gulden, wogegen man noch Thee und Blutwurſt frey bekam. Es waren mehrentheils Charactermaſken da; Grenadiere mit papiernen Mützen, Läufer und Küchenjungen. Der Stadtſchreiber tanzte vor, und ſang den Muſicanten immer erſt die Melodie. Ich wollte doch auch tanzen, und forderte alſo eine ſchöne Schäferinn auf. Während des Herumtummelns (denn es gieng ſehr lebhaft zu) behielt ich auf einmal den einen Hemdermel meiner Schönen in der Hand — es waren alſo falſche Vorermeln, ohne Hemd — Dieß war nicht das einzige Unglück, denn der ganze

Tanz wurde bald durch einen Lerm unterbrochen. Zwey Masken ohrfeigten und prügelten ſich mitten im Saale, weil der Abbee dem Juden ein Stück Wurſt mit dem Ellbogen aus der Hand geſtoßen hatte. Wir erwarteten nicht, daß der Streit geſchlichtet, und ein neuer Tanz angefangen würde, zudem hatte man mir ein paarmal ſo jämmerlich auf meine Spatzierhölzer getreten, und mein Oncle konnte ſo viel Staub und Ausdünſtungen nicht länger ertragen, alſo giengen wir fort. Vor der Thür fanden wir noch ein Pärchen, einen Türken mit einer Urſulinernonne, deren Lebensgeiſter von Brandtewein ſehr erhitzt zu ſeyn ſchienen. Sie taumelten mit einander vor uns her — und wir eilten zurück in unſer Wirthshaus, ſchliefen unruhig und unbequem, und reiſeten den folgenden Morgen wieder hierher.

Nach einem noch achttägigen Aufenthalte reiſeten wir von hier den 3ten dieſes Monats auf einige Tage zu einen alten Freund meines

Oncles, den Herrn von .... in ...., und blieben beynahe drey Wochen in daſigen Gegenden. Er hat eine ſehr gute und vernünftige Frau, die, ohne ſchön zu ſeyn, ſehr viel Annehmlichkeit hat. Sie iſt etwa dreyßig Jahr alt, groß, gut gewachſen und blond. Als ſie ſich verheyrathete, waren ihres Mannes Umſtände nicht glänzend, und ſie hatte gar kein Vermögen. Nach und nach verbeſſerte ſich ſeine Lage durch Erbſchaften, und er rückte in der Folge bis zu der erſten Hofbedienung hinauf, wozu nicht wenig die einnehmende und gefällige Sanftmuth ſeiner Frau, und ihre beyderſeitige Rechtſchaffenheit beytrug. Sie thut den Armen viel Gutes, dient jedem gern, dem ſie helfen kann, mit Vorſprache und Wohlthaten, und nimt ſich ihrer Verwandten, doch ohne unvernünftige Partheylichkeit, an.

Unſer Wirth führte uns an den Hof, der mir beſſer gefiel, als ich erwartet hatte. Es dienen hier ſehr viel verdienſtvolle Fremde;

der Fürſt iſt ein vernünftiger Herr, etwas zurückhaltend, ſelbſt ein wenig verlegen bey der erſten Bekanntſchaft, aber vertraulich im genaueren Umgange; und die Fürſtinn iſt eine der ſchönſten Frauen, die ich je geſehen habe.

Wir fuhren auch einige Meilen von da an den . . . . . Hof, wo ich aber weniger Vergnügen fand. Unterwegens an der Straſſe liegt ein Garten, der dem Herrn von Römhard gehört, den er ſelbſt angelegt hat, und worauf er ſich viel zu gut thut. Es iſt aber ein kleiner Platz, und aus dieſer elenden Handbreit Erdboden hat er ein ganzes Europa, Aſia, Africa und America im Kleinen gemacht. Eine höchſt groteske Miſchung vom Antiken und Modernen, Ausländiſchen und Innländiſchen trotzt hier der weiſen Vertheilung und Unterordnung dieſer Gegenſtände, welche der Schöpfer in der Welt, mittelbar oder unmittelbar, nach und nach entſtehen zu laſſen, und dem Bedürfniſſe jedes Volks anzupaſſen gewußt hat. In einem alten ehrwürdigen

Tempel finden Sie hier ein franzöſiſches wollüſtiges Boudoir; neben einem chineſiſchen leichten Häusgen die Rudera eines ſchweren gothiſchen Gebäudes; über einen kleinen Graben, der nur nach heftigem Regen von faulem Waſſer angefüllt ſeyn kann, eine ungeheure Brücke, über welche die ganze Armee des Cyrus, mit aller Bagage, hätte marſchieren können; Bäche, die ſich wie Kaffeepretzel ſchlängeln — Kurz! ein Gewirre von Objecten, wobey man ſagen könnte: Spectatum admiſſi, riſum teneatis amici —

Wir blieben an dieſem Orte nicht lange, und kehrten bald wieder zu unſern guten Freund zurück. Hier gieng die Zeit ſchnell vorüber. Wir beſahen, was zu ſehen war. Die Bibliothek des Prinzen hat nichts Vorzügliches, aber es iſt eine brauchbare Sammlung, und der Rath, der die Aufſicht darüber hat, iſt ein ſehr redlicher, allgemein geachteter Mann. Ohne eben für ein großes Genie gelten zu wollen, hat er manche nützliche Kenntniſſe, ein auſſerordentlich gutes Gedächtniß, und iſt alſo freylich eine ganz andre Art vom Bibliothekar, als der, von dem ich Ihnen einſt geſchrieben habe. *

Man hatte mich vor einem Manne dort gewarnet, von welchem man ſagte, er ſey ſehr mediſant. Ich kann aber nicht ſagen, daß ich ihn für ſo gefährlich gehalten habe. Zudem giebt es mancherley Arten Mediſance. Daß jemand, der mehr Verſtand als andre Leute, auch einen feineren Sinn für das Lächerliche hat, wundert mich gar nicht. Unterdeſſen billige ich den Spott, wo er nicht Nutzen bringen kann, gar nicht, und ärgere mich oft, wenn ich mich über den Fehler ertappe, über die Thorheiten andrer Leute laut zu lachen, doch geſchieht dies gewiß immer mit fröhligen, ofnen, unbedachtſamen Herzen, ohne ſchädliche Abſichten. Nie werden Sie finden, daß ich den redlichen Character

---

* Im zwölften Briefe des erſten Theils, S. 158.

racter eines Mannes, auch nur im mindeſten, ſelbſt da, wo ich zweifelhaft bin, zweydeutig zu machen ſuche, und von dem ärgſten Schurken, der mich um Ehre und Glück gebracht hätte, würde ich nie nachtheilig reden, wenn ich ihm ein würkliches Uebel dadurch zufügen könnte, wenn er unter mir wäre, wenn die Folge meines Spottes thätige Rache werden könnte, wie Sie das wohl aus dem Beyſpiel meiner Aufführung gegen den A.... G.... abnehmen können. Aber den ſtolzen Böſewicht, der am Ruder ſitzt, gute Menſchen unter die Füſſe tritt, und ſich, umringt von ſeinen Sclaven, mit ſeinen Bubenſtücken ſicher glaubt, die fromme, angebethete Heuchlerinn, die prahlende Tummheit einmal in effigie aufzuhenken; dieſem Volke zu zeigen, daß es auch Menſchen giebt, die den Muth haben laut zu ſagen, daß der edeldenkende, weiſere Bettler an ihrem Platze zu ſeyn verdiente — Dieſer Verſuchung kann ich nicht immer wiederſtehn. Freylich iſt es darum nicht recht gethan. Aber ich kenne ſehr viel frömmer ſcheinende Leute, die unendlich gröſſeren Schaden thun. Der Verläumder wird in öffentlichen Geſellſchaften von jedermann, obgleich zuweilen mit teufeliſchem Hohnlächeln, alles Gute reden. Laſſen Sie ihn aber die Gelegenheit finden, ein Paar Eheleute in der Stille zu entzweyen, oder durch ein hingeworfenes Wort bey dem Miniſter eine arme, ſchutzbedürftige Familie anzuſchwärzen, und das vielleicht blos, weil man ihm die Tochter aus dem Hauſe nicht hat verkaufen wollen; dann iſt er in ſeinem Fache —

Doch, wohin gerathe ich? Mein Brief wird langweiliger, als ein Heft mancher Monatsſchriften. Ich eile alſo zum Schluß. Wir ſind ſeit einigen Tagen wieder hier, werden nun bald unſre Geſchäfte beendigt haben, und dann zurück auf meines Oncles Gut gehn.

den 30ſten.

Nur noch ein paar Worte! Da komme ich eben zu Hauſe, den Bauch voll Braten, Compoten, Kuchen, und die Ohren voll alter deutſcher Arien, von fünf Demoiſellen abgeſungen — Gott ſegne ihre Stimmen! — Wir haben nemlich zum Abſchiede bey dem Herrn Obriſten geſpeiſet, der eine zahlreiche Familie hat. Seine lange hagere Frau hat mich ſo zum Eſſen genöthigt, daß ich würklich für einige Tage genug habe. Nach Tiſche ſprach ich nur von ohngefehr von einem Claviere, das ich da hatte ſtehen geſehn, und nun gieng das Spielen und Singen los. Erſt wollten die Mädgen nicht daran, und hernach konnten ſie nicht wieder aufhören. Da hieß es: „ja das Mädgen hat eine ganz „hübſche Stimme“ — „Sing doch einmal „das, von dem Vogel“ — „Nein, Dort„chen! mich laß Nummer Dreyzehn ſpielen, „Du kannſt es nicht recht“ — Und dann geſchrien — Alle zugleich — Die Nummern mußten durch, davor half nichts, ehe wir uns empfehlen durften. So eben kommen wir nun zu Hauſe, laſſen einpacken, und reiſen morgen früh fort. Leben Sie wohl, mein Lieber! und antworten bald

Ihrem

Freunde

von Weckel.

Zweyter Brief.

An den Herrn Hauptmann von Weckel.

Göttingen den 4ten Aprill 1770.

Theuerſter Freund!

Ihre Briefe machen mir immer die fröhligſten Augenblicke. Wie gern mögte ich mir ihre muntre Laune wünſchen! Ich fühle nur gar zu oft, was für ein langweiliger Geſellſchafter ich bin, und ich werde es immer mehr. Glauben Sie mir, ich tauge nicht für die große Welt, doch werde ich mich wohl einſt darinn herumtreiben müſſen.

Ueberhaupt, verzeyhen Sie mir's, beneide ich Ihr Schickſal. Ich trete erſt itzt in meine Laufbahn, und wer weiß, was mir darinn bevorſteht? Sie, der Sie wenig älter als ich ſind, ſehen Sich ſchon im Genuß des Errungenen.

genen. Ruhe, Freyheit, Freude, Vermögen — Sie können itzt ein höchſt zufriedenes Leben führen. Aber wollen Sie dann immer ſo ledig bleiben? Ich habe eine hohe Meinung von der Glückſeligkeit der Ehe. An der Seite einer liebenswürdigen, mit uns ſympathiſirenden Frau, dächte ich, müßte jedes Ungemach des Lebens leicht zu ertragen ſeyn, und jede Freude doppelt ſchmackhaft werden.

Konnte ich Ihnen nur für Ihren muntern Brief irgend etwas Intereſſantes von hieraus ſchreiben! Aber hier, von niemand als von Studenten umgeben, von meinen beſten Freunden und denen Perſonen, mit denen ich gern leben mögte, getrennt, in ziemlich trockene Wiſſenſchaften vertieft — Was kann mir da luſtiges aufſtoſſen?

Eine ſehr angenehme Bekanntſchaft haben wir indeſſen gemacht, den Hofmeiſter eines Liefländers, und einen Mann voll Gefühl, Scharfſinn und Laune. Ich glaube Sie würden ſehr gern mit ihm umgehen. Er iſt aufmerkſam auf die kleinſten Handlungen des Menſchen, und wenn wir zuweilen ſo zuſammen in der Crone ſpeiſen; ſagt er mir im Voraus: „Sehen Sie nur! dieſer Menſch „wird gern die Birnen eſſen, die man beure „& blanc nennt — denn ſie ſind wäßrig. „Jener hingegen die St. Germain, weil ſie „kleine Steine haben, und etwas herbe „ſind — der Character eines Menſchen, der „ein wenig eigenſinnig und rauh, aber doch „nicht ſchlimm iſt. Dort ſitzt ein gewöhnli„cher, einfacher, geſunder Menſch, ohne „Fähigkeiten, der gleich nach dem ſchönſten „großen rothen Apfel greifen würde. Trauen „Sie dem nicht, der ſtets das Obſt ißt, wel„ches ſchon ein bisgen angegangen iſt. Wer „aber nur nimt, was gerade vor ihm liegt, „kömmt am Beſten durch die Welt. Das iſt „die glücklichſte Art Menſchen“ u. ſ. f.

Nach meines Freundes Theorie lieſſe ſich ein ganzes Buch hierüber ſchreiben, worinn bewieſen würde, daß auch die geringſten, völlig unbedeutend ſcheinenden Handlungen eines Menſchen, als die Wahl der Nahrungsmittel, Liebhaberey an gewiſſen Farben, das Auswählen einer gewiſſen Carte in Gedanken, und dergleichen, das Gepräge ſeines Characters haben. Und ſeitdem ich genauer auf dieſe Dinge achte, finde ich täglich mehr Wahrheit in ſeinen Sätzen.

Das iſt eine ſehr alte Bemerkung, daß man die Handwerke, Stände und Temperamente ziemlich nach dem Gange unterſcheiden kann. Ein Schneider geht ganz anders als ein Schmid, ein Doctor anders als ein Prediger, ein ſehr thätiger Mann anders als ein Pflegmatiker, und ein Mann im Wohlleben wird ſein Haupt höher tragen, als ein Unglücklicher, Armer, Gedrückter.

Die Art, wie ſich ein Mann kleidet, die Farben, die er vorzüglich liebt, können auch Licht auf ſeine Denkungsart werfen. (Bey Frauenzimmern iſt dies wohl weniger treffend, weil ſie gar zu ſehr von der Mode tyranniſiert werden.) Nicht alle Stutzer ſind auf gleiche Art Stutzer, achten Sie nur darauf. Daß dies Gefühl von Farben ſehr allgemein unter den Menſchen iſt, können Sie daraus ſehen, daß auch der allerunwiſſendſte Schauſpieldirector nicht leicht einen Tyrannen in einem roſenfarbnen Rocke wird auftreten laſſen. Alle unſre bildlichen Ausdrücke beſtätigen dies auch. Man ſagt: „ein ſchwarzer „Gedanken, eine finſtere Stirne u. ſ. f.“

Ich erinnere mich ſelbſt von Ihnen gehört zu haben, daß Sie aus der Pantomime, deren ſich ein Menſch bey der gewöhnlichen Unterredung bedient, Schlüſſe auf ſeinen Geiſt machen.

Walther Schandy glaubt, daß die Taufnamen Einfluß auf die Richtung haben, welche der Menſch bekommt.

Dies nun alles zuſammen genommen; ſo iſt denn doch noch immer zu überlegen: Erſtlich, daß dieſe Bemerkungen im Stillen angeſtellt werden müſſen. Dann wenn ich jemand geradezu frage: „was eſſen Sie gern" oder ſo etwas; ſo wird er gekünſtelt antworten. Er wird ſich gern auszeichnen wollen, oder überhaupt ſich nicht ganz unbefangen erklären. Zweytens, daß wir die Charactere der Dinge noch oft ſehr falſch beurtheilen, weil wir dies noch nicht zu einem Studium gemacht haben, z. B. ich ſagte vorher, eine beure & blanc ſey wäßrig; das war nicht der rechte Ausdruck. Sie hat Temperament, Saft, Weichheit, vielleicht etwas Talent, aber nicht Kraft, Geiſt, Seele. In einer Rainette kann die Signatur des Witzes ſtecken u. ſ. f. Drittens, daß man mehr Züge zuſammennehmen muß, denn daß einer gern eine beure & gris iſt, macht ihn freylich allein noch nicht zum guten Menſchen. Viertens, daß man zu verſchiedenen Zeitpuncten beobachten muß; denn ich ſelbſt habe Launen, wo ich, faſt ſchäme ich mich es zu ſagen, Artiſchocken mit Appetit eſſen, und einen grünen Rock mit gelben Knöpfen tragen könnte. Fünftens, daß es gewiſſe gleichgültige Speiſen, Farben, Handlungen giebt, z. B. die puce Farbe, Milchſpeiſen, angewöhntes Zucken der Nerven im Geſichte, und andere ſolche Dinge, die entweder an ſich nichts beweiſen, oder von der Mode und Gewohnheit beſtimmt werden.

Uebrigens bleibt mir es ein ſichrer Grundſatz, daß wenn man Monate lang die Menſchen auf dieſe Art beobachtete, man mit ihren geheimſten Eigenſchaften vertrauet werden würde, da hingegen in Haupt- und Staats - Actionen jedermann auf ſeiner Hut iſt.

Um mich nun hierinn zu üben; zeichne ich mir oft Portraits von Menſchen nach meinem Ideale auf. So ſchreibe ich mir etwa den Character eines wollüſtigen, ſchwachen, galanten, ſüßen, leeren Hofmanns alſo auf: Ich laſſe ihn einen Rock tragen, der zwiſchen allen blaſſen Farben das Mittel hält, ſo daß man nicht recht weiß, iſt es Roſenfarbe, Fleiſchfarbe, Pfirſchblüthe, oder etwas anders. Er trinkt gewöhnlichen Wein nie ohne Waſſer, auch nie Bier. Beure & blanc iſt ſeine liebſte Birne. Er wird gewiß nicht Conrad heiſſen. Er wird mit kleinen, ſachten, nicht zu langſamen und nicht zu geſchwinden Schritten gehn, die Arme nie weit von den Leib bringen, nie heftig declamiren, ſich die Coeur-Dame in Gedanken wählen, wenn er ſich eine denken ſoll, an einer Statue die Drapperie bewundern, und nach der Carnation nur hinſchielen. Er wird ſich mit Verachtung von holländiſchen Gemälden wegwenden, indeß der Mann, der feines Gefühl für das Comiſche hat, die Hogartſchen Kupferſiche ſehr lieben, ein junges Mädgen voll Temperament an einem marmornen Antinous (wenn kein lebendiger da iſt) Vergnügen finden, der bizarre Menſch ſich eine Pique-Sieben oder Neun, ein anſtändiger gerader Mann einen König, eine Zehn, Spatille oder dergleichen wählen, der Mann aber von Kraft, Geſchmack, Seele, der in der ganzen Natur Eſſenzen ſucht, nach ſtarken und doch ſanften Farben, Saft und balſamiſchen Sachen greifen, und einen Eckel vor Waſſermelonen, Tulpen und Zuckerrauch haben wird.

Einem Manne von Ihrer lebhaften Einbildungskraft wird dies nicht lächerlich vorkommen. Doch will ich etwas von Theorie hinzufügen.

Die Signaturen der Dinge ſind durch die ganze Natur dieſelben, oder wenigſtens gewöhnen wir uns an ähnliche Formen ähnliche Begriffe zu heſten. Sympathie beruht auf übereinſtimmende Organiſation und Bildung. Wenn wir genau unterſuchen wollten, woher man ſich für manche Leute gleich intereſſiert, und einen Widerwillen gegen andre hat; ſo würde man finden, daß wir, eher wir von der Harmonie der innern Denkungsart überzeugt ſind, ſchon nach der Uebereinſtimmung der äuſſern Formen, das Urtheil gefällt haben. Iſt es Ihnen nicht oft begegnet zu finden, daß Eheleute, die ſich recht aus gegenſeitiger Neigung gewählt haben, ſich mehrentheils gleich ſehen, oder mit der Zeit noch Aehnlichkeit bekommen? — Aber freylich nur eine feine, dem geübten Beobachter merkliche Aehnlichkeit — Haben Sie nie von der allgemeinen Phiſionomie einer Religionsſecte, eines Ordens reden gehört? Man ſieht aber auch gern ſein Bild in der lebloſen Natur, und ſchaudert zurück vor Gegenſtänden, die mit uns contraſtiren; denn da unſre Vorſtellungen durch die Sinne kommen; ſo treffen alle unſre Gedanken auf gewiſſe einfache Begriffe zuſammen. Der Sprachgebrauch, und die Art wie wir uns ausdrücken, wenn wir für etwas keine Worte finden können, beſtätigt dies. „Das Ding iſt mir zu rund“ ſagt man, wenn man einen Gedanken bey keinem Ende zu faſſen weiß. „Die flache „Jugendzeit“ nennt ein Dichter eine unbedeutende Periode ſeines Lebens.

Man gewöhne ſich die Charactere der leblos ſcheinenden Dinge mit forſchenden Augen anzuſehen, und man wird finden, wie ſo alles das Zeichen ſeines Innern an ſeiner Stirne trägt, wie ſehr dieſe Signaturen bey allem Geſchaffnen dieſelben ſind, und wie gern ſich gleich und gleich in der Natur zuſammen geſellt. Unter zehn Aepfeln Einer Gattung ſind vielleicht nicht zwey, die einerley Phiſionomie, das Zeichen deſſelben Temperaments, hätten. Denken Sie noch an das Fräulein in Ehrenburg, welches die Menſchen mit Blumen verglich, und als jemand, deſſen Witz oft langweilig und beleidigend war, ſie bath, ihn doch auch mit einer Blume zu vergleichen, ihm ſagte: er ſey, wie eine Tuberoſe, von deren kräftigem Geruche man zuletzt Kopfwehe bekäme!

Ich gebe dieſe hingeworfenen Gedanken für nichts anders, als für Auszüge aus meines Freundes Syſteme aus, und wie alle neue Ideen gefallen; ſo bekenne ich gern, daß ich ſehr viel Vergnügen in der Verfolgung dieſer Winke gefunden habe.

Ueberhaupt iſt dieſer Mann ein ſehr genauer Beobachter des Menſchen, glaubt, daß keine Handlung deſſelben gleichgültig ſey, und daß, wenn man ſich nur gewöhnte, auch in die geringſten dieſer Handlungen Abſicht und Ordnung zu legen, dieſe Rechtlichkeit zuletzt zu einer ſolchen Gewohnheit werden würde, daß ſie auf unſre größten und wichtigſten Schritte Einfluß haben müßte. Es iſt unbeſchreiblich, ſagt er, wie gern ſich Seele und Cörper an eine einmal angenommene Ordnung binden. Man iſt mehrentheils nur par habitude zum ordentlichen Menſchen, zum Müßiggänger, oder zum Böſewicht geworden, und ſogar zur Rechtſchaffenheit kann ſich der Menſch durch Uebung in der Tugend bringen. Es miſcht ſich dann in das Vergnügen, das die Erfüllung unſerer Pflichten uns gewährt, ein gewiſſer Eigenſinn ſich immer gleich bleiben zu wollen, und die kleinſte Uebertretung bringt das Gewiſſen in Aufruhr, wenn es nicht daran gewöhnt iſt, oft mit ſeinem Rathe verabſäumt zu werden.

Er hat eine Menge Aphorismen zu kleinen und großen Lebensregeln geſammlet, wovon ich Ihnen doch einige abſchreiben will:

„Wenn Du etwas fallen läſſeſt; ſo hebe
„es augenblicklich wieder auf. Verſchiebe es
„nicht; ſo wirſt Du auch einſt, wenn Du
„Deinen Freund aus dem Unglücke retten
„willſt, nicht aus Faulheit oder Unentſchloſ-
„ſenheit den günſtigen Augenblick verſtrei-
„chen laſſen.“

„Wenn Du in Geſellſchaften von einem Menſchen reden willſt, der einen Naturfehler hat; ſo ſiehe Dich zuvor noch einmal um, ob nicht ein ähnlicher dabey iſt. Es iſt beſſer viel Dinge ungeſagt laſſen, als einmal einen Menſchen, der es nicht verdient, beleidigen.“

„Frage nie in Geſellſchaften wie viel Uhr es iſt.“

„Mache Dich von gleichgültigen Gewohnheiten los. Thue nichts mechaniſch. Es giebt Leute, die alle Thüren hinter ſich zuziehen, die offenbleiben ſollen, und andre, die alle Thüren offen laſſen, die man verſchloſſen halten mögte.“

„Kneipe niemand; Zerre keinen mit einer unwahren Nachricht; Erſchrecke niemand; Verſtecke nie Hüte, Handſchuhe, oder dergleichen. Nöthige niemand zum Eſſen und Trinken.“

„Rede keinen Bekannten an, der Dir im
„Dunkeln auf der Straß^{e} begegnet. Er
„könnte nicht gekannt ſeyn wollen.“

„Wenn Du ſpatzieren geheſt oder ſonſt,
„und ganz ohne wichtige Gedanken biſt; ſo
„frage Dich um jedes Object: Warum iſt es
„ſo und nicht anders? Warum iſt dieſer Eckſtein
„rund behauen? Warum ſpuckt der
„Bauer dort bey ſeiner Arbeit in die Hände?
„Wie und wo wird dies Stück, dieſes Inſtrument
„gemacht? Sollte es wohl weh
„thun, wenn mir ein Schaaf oder ein Schöps
„auf den Fuß träte?* — Glaube nur, ſolche
„platt ſcheinende Fragen klären unbeſchreiblich
„auf.“

„Vertraue Dich dem Manne nicht, der
„jedermanns allgemeiner Freund iſt. Er wird

---

* Dies iſt nicht im figürlichen Sinn genommen, und ich habe würklich einen Schäfer geſehen, der davon lahm geworden war.

A. d. H.

„nicht leicht irgend jemands beſondrer Freund ſeyn; Und umgekehrt: man iſt gewöhnlich nur alsdann allgemein geliebt, wenn uns niemand insbeſondre liebt.“

„Traue dem Manne nicht, der verächtlich vom weiblichen Character denkt.“

„Traue dem Manne nicht, der keine Kinder liebt, und den die Kinder nicht leiden können.“

„Was lange dauert, wird ſchlecht. Thue alles, was du thuſt, ſchnell. Eine Thorheit, aus Uebereilung gethan, ſtiftet mehrentheils weniger Schaden, als eine gute Handlung, aus zuviel Ueberlegung unterlaſſen. Daraus folgt nicht, daß man immer unbedachtſam handeln ſoll. Man kann würklich ſeinen Kopf ſo gewöhnen, daß er, auf die erſte Anforderung, das beſte hergiebt, was er hat. Die kalten Pedanten, die jeden Gedanken zehnmal im Kopfe her-

„umdrehen, habe ich nie leiden können. Wenn es einmal auf eine augenblickliche Entſchlieſſung ankömmt; ſo ſitzen ſie feſt.“

„Behaupte nie heftig einen theoretiſchen Satz in Geſellſchaften. Wer eigenſinnig iſt, wird ſich doch nicht überzeugen. Und warum ſoll denn auch eben jeder ſo denken wie Du?“

„Hüte Dich vor dem Manne, der mit kaltem Blute, unnöthigerweiſe Thiere erwürgen und martern kann, der ſich ſeines Viehes nicht erbarmt. Das Seufzen der Creatur dringt auch bis zu den Thron Deines Schöpfers.“

„In jeder Sache ſey der Erſte oder der Letzte, wenn Du ein groſſer Mann werden willſt.“

„Wenn Du bey einem eigenſinnigen Manne eine Sache durchſetzen mußt; ſo hüte Dich mit ihm über Kleinigkeiten zu

„zanken. Gieb ihm darinn immer nach, bis „Du an die Hauptſache kommſt, und dann „ſey unbeweglich. Iſt es irgend möglich ihn „zum Nachgeben zu bringen; ſo wird es geſchehen, wenn er auf einmal dieſe an Dir „nicht gewöhnte Feſtigkeit wahrnimt. Wer „immer zankt, erhält nie recht.“

„Bemoraliſiere die Leute nicht! Beſſere, „reformiere nicht, wenn Du keinen Beruf „dazu haſt. Gefällt Dir der Mann nicht; „ſo gehe fürbaß, und ſuche Dir einen „Andern.“

„Wer zu empfindlich iſt, wird immer „beleidigt, und zwar nicht nur, weil er alles „übel nimmt, ſondern auch, weil ſich jeder „alles gegen ihn erlaubt, und ſich immer „damit entſchuldigt: der Mann nimt alles „übel.“

„Ertrage jeden Schwachen, und laß „jedem ſein Steckenpferd. Dies Leben iſt ſo

„kurz — Träume und Wiederholungen von
„Träumen ſind es, die uns hier Glück ver-
„ſchaffen können. Wehe dem Manne, der
„uns immer bey ofnen Augen erhalten will!
„Ich ehre die Steckenpferde, und reite gern
„mit meiner Roſinante nebenher, mögte gern
„jeden Biedermann beritten ſehen, und ver-
„achte den Mann, der immer in fremder
„Equipage reiſet.“

„Man ſchläft noch einmal ſo ruhig, wenn
„man Frieden mit ſeinen Brüdern hat.“ —

Doch genug, mein beſter Freund! Ich hoffe dieſe kleinen Auszüge ſollen Ihnen keine Langeweile gemacht haben. Beſſers weiß ich Ihnen nichts zu ſchreiben. Wir hoffen mit Verlangen auf das Vergnügen Sie hier zu umarmen. Herr Meyer empfiehlt ſich Ihnen beſtens, und ich bin ewig

der Ihrige

Carl von Hohenau.

Dritter Brief.

An den Herrn Hofmeiſter Meyer in Göttingen.

Urſtädt den 30ſten Merz 1770.

Es liegt mir ſehr am Herzen, mein lieber Freund! daß Sie doch ja nicht verſäumen mögen, ſich ſo genau als nur irgend möglich iſt, nach den Umſtänden des Gefangenen im Kloſter zu erkundigen, und ich ſchreibe Ihnen deswegen dieſen Brief, den Sie, wie ich hoffe, noch vor Ihrer Abreiſe auf das Eichsfeld bekommen ſollen, um Sie nochmals zu bitten, die äuſſerſte Sorgfalt in Ihren Nachforſchungen darüber anzuwenden.

Es würde über den Reſt meines Lebens Ruhe und Freude verbreiten, wenn ich meinen alten Freund wiederfinden, ihn aus ſeinem Unglücke erlöſen, und meinem Carl ſeinen Vater wiederſchenken könnte. Er war ein gar lieber, herrlicher Menſch, obgleich ſeine übertriebene Lebhaftigkeit ihn zu manchen Fehltritt verleitete, der die ernſthaften Herrn wieder ihn empörte, und ihm, während der Zeit, da er in . . . . . diente, * manchen Feind auf den Hals zog. Die Schickſale, die mein armer Freund litt, könnten Stoff zu einem ganzen Roman hergeben. Nicht leicht iſt jemand ſo ſehr verkannt worden, als dieſer edle junge Mann. Jedermann erlaubte ſich über ſeine Handlungen zu raiſonieren, und darunter waren oft Leute, die ihn gewiß nicht im Geringſten überſehen konnten.

Man ſollte nie über kluger Leute Handlungen urtheilen, denn das heißt ja offenbar geſagt, daß man ſich noch klüger als ſie dünkt. Wer kann dem Menſchen ins Herz ſehen? Wer weiß, mit welchen ſtürmiſchen Leiden-

ſchaf-

---

* Man ſehe den 16ten Brief im erſten Theile, Seite 157.

ſchaften (die immer bey lebhaften Geiſtern ſtärker ſind) er zu ſtreiten, mit was für geiſtlichen Feinden er zu kämpfen hat, welche freylich aus einem Tummen an allen Ecken die Köpfe herausſtecken, die der weiſere Mann aber ſorgfältig verbirgt, indem er lieber in der Stille leidet und ringt. Was man einem klugen Manne über Bezwingung dieſer Leidenſchaften ſagen kann, hat er gewiß längſt eingeſehen, fühlt beſſer als ein Anderer, wie tief ihn ſeine Schwachheiten erniedrigen. Und dann, wie oft hat man nicht aus dem Manne ſelbſt, durch ſchlechte Behandlung, gemacht, was er ohne das nie ſeyn würde.
„Sagt Euch ins Ohr, oder laut: Behandelt
„den Mann ſo, und Ihr werdet erſtaunen,
„was noch aus ihm werden kann und —
„wird. Er iſt nicht ſo ſchlimm als er ſcheint.
„Sein Geſicht iſt beſſer als ſeine Thaten.
„Zwar auch ſeine Thaten ſind lesbar in ſeinem
„Geſichte — aber noch mehr als die,
„deutlicher noch, die große Kraft, die Empfindſamkeit,
„die Lenkſamkeit des nie recht

„gelenkten Herzens — Dieſelbe Kraft, die „dies Laſter hervorgebracht — gebt ihr eine „andre Richtung; gebt ihr andre Gegenſtände, und ſie wird Wundertugenden verrichten.“ * — Ich muß bekennen, daß ich noch immer gefunden habe, daß der kluge Mann der beſſere Mann iſt, und daß Tugend und Weisheit unzertrennlich ſind. Der Einfältige kann kein feines Gefühl haben, und ohne Delicateſſe iſt alle Tugend keine Tugend. Wenn wir von einem Menſchen ſagen: er iſt klug; ſchade, daß er ſeinen Verſtand ſchlecht anwendet! ſo iſt das nicht wahr. Der Mann kann liſtig geweſen ſeyn, aber klug war er nicht, oder er war kein Böſewicht, ſondern ein Irrender, auf einem Wege, den jener vielleicht nicht einmal den Muth hat zu betreten. So glaubt ein dicker, pflegmatiſcher

Hollän-

---

* Lavaters phyſionomiſche Fragmente IIter Theil, viertes Fragment. Zwar konnte dieſe Stelle im Jahr 1770 nicht angeführt werden. Es ſtand aber eine ähnliche da, wogegen man dieſe eingerückt hat.

Holländer Recht zu haben auf Alexandern zu ſchimpfen, weil er nach der Oberherrſchaft der Welt ſtrebte. Der Kluge, wenn er in einen Fehler fällt, hilft ſich bald heraus, denn er fühlt, daß er ſich in ſeinen eigenen und andrer Rechtſchaffenen Augen herabſetzt — Wenigſtens fühlt er das in gewiſſen Augenblicken, die dann mehr werth ſind, als das ganze Leben eines Tölpels. Der Dumme fühlt nichts, und fällt ohne Rettung. Aber man wird finden, daß der Weiſe ſehr viel, der Thor aber ſelten Feinde hat, und das iſt natürlich. Neid! Neid iſt hier der unverſönliche Ankläger.

So gieng es denn auch dem armen Hohenau. Vielleicht haben wenig Menſchen, vom Frühling ihres Lebens an, ein ſo hartes Schickſal gelitten, als er O! wenn es mir doch gelünge, nach langjährigem Jammer, ihm noch zuletzt einige glückliche Jahre zu verſchaffen, und an der Seite dieſes erſten Freundes meiner Jugend mein Leben zu beſchlieſſchlieſſen! — Allein, wie ſchwach iſt nicht dieſer Strahl von Hofnung! Kann es nicht ohnzählige andre Gefangne in Klöſtern geben?

Nun muß ich Ihnen von einem ſehr ernſthaften Handel Nachricht geben, der mir, die Wahrheit zu geſtehen, einige Unruhe macht; doch hoffe ich, es ſoll nichts zu bedeuten haben.

Urſtädt nebſt den dazu gehörigen Dörfern hatte ehemals der Familie von **Wallitz** gehört, und war durch Tauſch in meiner Voreltern Beſitz gekommen. Es ſcheint man hatte nicht die Vorſicht gebraucht, genau nachzuforſchen, ob noch jemand von dem Stamme ſonſt irgendwo vorhanden wäre, der dieſen Contract nichtig machen, und an den Gütern etwas zu fordern haben könnte. Alles war aber ſtill davon. Meine Verwandten nahmen daher die Güter in Beſitz, jene bekamen theils Geld, theils an andern Oertern gelegene Grundſtücke, und die Lehnsherrn willigten ein. Die Familie von Wallitz verkaufte ſodann mit landesherrſchaftlicher Einwilligung ihre eingetauſchten Grundſtücke wieder, darum ſich die Meinigen weiter nicht bekümmerten, und wir blieben im ruhigen Beſitze ihrer Güter. Endlich waren ſogar die Wallitze, unſerer Meinung nach, gänzlich ausgeſtorben, als plötzlich, noch vor Ablauf der in den Rechten beſtimmten Zeit, im Jahr 1700 ein junger Mann von dieſer Familie aus Oſtindien ankam, ſeine Anſprüche auf dieſe ohne ſeine Beyſtimmung verkauften Güter gelten machen wollte, und deswegen meinen Vater belangte. Unterdeſſen dauerte es, wie gewöhnlich lange, ehe die Sache ins Klare gebracht wurde. Zwar legitimirte ſich der junge Menſch halb und halb als den nächſten Erben, und hätte mein Vater einen Vergleich mit ihm geſchloſſen; ſo wäre ich wohl itzt aller Weitläuftigkeit überhoben. Allein eben die Langſamkeit der Gerichte, und die geringen Vermögensumſtände des jungen Wallitz bewogen vermuthlich ſchlechte Rathgeber

geber, meinen Vater davon abzuhalten. Der Gegner, der Officier war, konnte das Ende des Rechtshandels nicht abwarten, er reiſete alſo zurück nach Oſtindien, und ließ die Sache in den Händen eines Sachwalters, der ſie nicht betrieb, und alſo blieb alles in Wetzlar liegen, niemand dachte weiter daran, und ich ſelbſt hatte kaum im Vorbeygehen davon reden gehört.

Auf einmal kömmt vor wenig Wochen der Sohn dieſes Wallitz, ein Mann von etwa 50 Jahren, mit einem ſehr großen Vermögen aus dem andern Welttheile zurück, erneuert ſeine Anſprüche, und hat nichts geringers im Sinne, als mich um den größten Theil des Meinigen zu bringen.

Sobald ich hiervon Nachricht bekam, fuhr ich zu ihm in die Stadt. Ich ſagte ihm über dieſen Gegenſtand, was ein redlicher Mann, der kein fremdes Gut beſitzen, aber auch aus einer gerecht, für baares Geld erkauften Beſitzung ſich nicht mag verdrängen laſſen, ſagen kann, fand ihn aber von ſo rauen Sitten, und ſo übermüthig, daß ich gänzlich unbefriedigt nach Hauſe kehrte. Der Mann iſt reich, und hat keine Kinder. Wie ſeine Beweiſe beſchaffen ſind, weiß ich nicht, aber immer kann es ein weitläuftiger Handel werden, und ich dächte, ein Mann der ſo lange umhergeſtreift iſt, und ſo manche Gefahr zu Waſſer und zu Lande ausgeſtanden hat, ſollte ſich nach Ruhe ſehnen, und nicht einen unſchuldigen, friedfertigen, zum Vergleich geneigten Menſchen plagen. Ein hieſiger Advocat iſt ein böſer argliſtiger Mann, der Curator über verſchiedene in Concurs gerathene Güter iſt, und die Sachen in einer ſolchen Verwirrung erhält, daß nie Hofnung zu Befreyung derſelben erſcheint. Auf dieſen Gütern ſpielt er den Herrn, und zieht das beſte daraus, indeß den armen Beſitzern kaum der nothdürftige Unterhalt gereicht wird. Es iſt grauſam hart, daß in unſern Gegenden die Gerichte nicht wachſamer auf ſolche himmelſchreyende Ungerechtigkeiten ſind. Nun, dieſer böſe Mann iſt der Anwald des Herrn von Wallitz, und macht vier Finger dicke Schriften, worinn nicht zu einem halben Bogen Sachen ſtehn.

So wenig ich bis itzt Urſache habe zu fürchten, daß meines Gegners Forderungen gerecht ſind; ſo habe ich doch eine gewiſſe Angſt, die mir wenig Ruhe läßt. Ich habe ſo lange in Frieden gelebt, niemand gekränkt, und manchem mit meinem Ueberfluſſe dienen können — Es würde ein grauſamer Schlag für mich ſeyn, wenn die Sache übel ausfallen ſollte. Ich würde gar nicht Gelegenheit haben mich an meines Gegners Verwandten zu erholen; Sie ſind alle theils verarmt, theils fortgegangen. Der letzte, der noch vor langen Jahren in dieſen Gegenden wohnte, war ein ſehr ausſchweifender Mann. Er verführte, obgleich er ſelbſt verheyrathet war, zwey unſchuldige Schweſtern, die hinterlaſſenen Töchter ſeines Bruders, deren er ſich väterlich anzunehmen verſprochen hatte, und als dies ruchtbar wurde, entwiſchte er, hinterließ die arme Frau und eine Menge unbezahlter Schulden, ertrank aber elendiglich im Rhein.

Ich werde, um mehr Licht in dieſem ganzen Proceſſe zu bekommen, den ehrlichen Müller vielleicht bald nach Wetzlar reiſen laſſen müſſen. Er wird mir dort gewiß nützliche Dienſte leiſten können, und unterdeſſen will ich mich nicht vor der Zeit ängſtigen.

Da die Accisſchreibersſtelle, welche ich hier zu vergeben habe, erledigt iſt; ſo bitte ich Sie, mein Lieber! mir Ihren Bedienten Birnbaum zu ſchicken, dem ich dieſen kleinen Dienſt lange zugedacht habe. Er kann mit Weckel, wenn dieſer durch Göttingen kommt, reiſen, und ſich nachher mit ſeiner treuen Jungfer Stevers vermählen. Sie werden leicht einen andern Waffenträger finden.

Die Nachricht, daß Sie und mein lieber Carl Freymäurer geworden ſind, freuet mich unendlich. Nun muß ich Ihnen freundſchaftlich rathen, den geraden Weg zu gehen, der Sie gewiß einſt zu einem Ziele führen wird, wovon Sie itzt ſchwerlich die Spuren errathen. Leſen Sie zwar alles, was über den Orden gedruckt worden iſt, aber glauben Sie niemals etwas davon. Wer über den Zweck deſſelben Bücher ſchreibt; kennt gewiß den Zweck nicht, ſondern mögte nur gern ein myſtiſches Schild aushenken, das die Leute anſtaunen ſollen, worüber aber der kluge Profane nur, und das mit Recht, ſpottet, woraus der unterrichtete Maurer nichts lernen kann, und wodurch der unwiſſende nicht klüger wird. Zudem beweißt es nichts, wenn man etwas Artiges darüber ſagt, und ein Ideal darſtellt, deſſen Würklichkeit niemand unterſuchen kann. Was ich hier rede gilt auch von den allervernünftigſten Freymaurerſchriften, denn vor dem platten, närriſchen, unverſtändlichen Unſinn, der in manchen derſelben herrſcht, wird ſchon Ihre eigene Vernunft Sie zurückſcheuchen. Die ſtille, weiſe Wahrheit redet durch Thaten, nicht durch Worte, was aber der geſunden Vernunft wiederſpricht, kann nie etwas Großes ſeyn. Alſo gehen Sie den geraden Gang! Sie werden Sich ſchon einſt ſelbſt ein Licht aufſtecken können, und dann bald genug einen Mann finden, der es Ihnen, wenn er merkt, daß es feſt und grade ſteckt, anzünden wird. Ich brauche Sie aber nicht für falſche Propheten zu warnen. Sie ſind zu geſcheut, um dieſen in die Hände zu fallen. Mit einem hellen Kopfe und reinem Herzen iſt man ſehr ſicher gegen dieſelben, an ſolche Leute wagen ſie ſich auch nie.

Nun, das war einmal wieder ein langer Brief. Ich erwarte mit Ungeduld einen von Ihnen, und die Nachricht von Ihren Verrichtungen auf dem Eichsfelde, umarme unſern Pflegeſohn in Gedanken, und bleibe

Ihr treuer

Leidthal.

Vierter Brief.

An den Freyherrn von Leidthal in Urſtädt.

Göttingen den 4ten Aprill 1770.

Nur einige Zeilen, mein theuerſter Herr! zur Antwort auf Ihr gnädiges Schreiben, das ich ſo eben erhalte, indem wir im Begriff ſind aufs Eichsfeld zu gehen.

Die Nachricht von dem verdrießlichen Proceſſe beunruhigt uns ſehr. Der Himmel wolle dieſen Sturm von unſerm beſten Wohlthäter abwenden! —

Der Herr von Hohenau wird ſelbſt einen kleinen Brief hier einlegen —

Ich will keine Mühe ſparen des Gefangenen Schickſal in's Klare zu bringen —

Birnbaum küßt Ihnen ehrerbiethigſt die Hände für ſeine Verſorgung. Er hüpft und ſpringt aus Freude — Ach, beſter Herr! wie ſehr ſind Sie zu beneiden, der Sie ſo gern alle Menſchen glücklich machten! und welch ein Mann muß der ſeyn, der einen ſolchen Menſchenfreund verfolgen will! —

Ihrem väterlichen Rathe in Anſehung der Freymaurerey will ich gewiß treulich folgen. Mir hat es immer übel gefallen, daß über dieſen Gegenſtand ſeit einiger Zeit ſo viel geredet und geſchrieben wird. Ueberhaupt giebt es ſelten Menſchen, die wahrhaftig ſchweigen können. Ich habe deren ſehr wenige gefunden, und mich dünkt, man verſäumt, bey der Erziehung der Kinder, das Einprägen und Erproben dieſer, in der bürgerlichen Geſellſchaft ſo nöthigen Tugend gänzlich. Ich mußte mich ſehr irren, oder die Verſchwiegenheit iſt ſeit dreyßig Jahren weit rarer, obgleich die Aufrichtigkeit und

Offenherzigkeit nicht allgemeiner geworden ſind —

Unſre Pferde ſtehen vor der Thür — Ich ſchlieſſe mit den Empfindungen der hochachtungsvollſten, unveränderlichſten Treue.

Meyer.

Fünfter Brief.

An den Herrn Commerzienrath Müller in Urſſtädt.

Amſterdam den 26ſten Merz 1770.

Ew. Hochedelgebohren habe ich die Ehre einliegenden Brief meines Freundes, des jungen von der Hörde, an mich zu überreichen, einen Brief, der gewiß Ihr Vaterherz mit Mitleiden gegen den unglücklichen Zuſtand Ihrer armen Frau Tochter, und ihres guten, von allen ſeinen Freunden und Verwandten verlaſſenen Gatten, erfüllen wird. Wenn Sie helfen können, redlicher Mann, Ach! ſo thun Sie es doch ja! Es iſt Ihre einzige Tochter, welche Sie immer ſo ſehr geliebt haben. Ich weiß wohl, daß Ew. Hochedelgebohren itzige Lage Sie auſſer Stand ſetzt das Schickſal dieſer Flüchtlinge unmittelbar zu erleichtern. Aber Sie haben ja einen großmüthigen Freund an dem Herrn Grafen von Hazſtädt, der gewiß keine Muhe ſparen wird, die Hördiſche Familie, welche itzt äuſſerſt aufgebracht und unverſönlich ſcheint, zu beſänftigen.

Es thut mir leid, daß ich Denenſelben bey dieſer Gelegenheit nicht verſchweigen darf, daß Ihre Frau Gemahlinn ſich nicht die mindeſte Mühe geben will, die Sache ins Gleiche zu bringen, daß ſie nicht nur auf ihre Tochter in den härteſten Ausdrücken ſchmält, ſondern auch in ihren Reden die von der Hörde gar nicht ſchont, welches denn natürlicherweiſe die Gemüther immer mehr erbittert, und den Handel ſchlimmer macht.

In der Hofnung, daß Sie dieſe meine Bitte und aufrichtige Aeuſſerung nicht ungütig aufnehmen werden, habe ich die Ehre Sie zu verſichern, daß ich mich blos deswegen geradezu an Sie wende, um Ihnen zu zeigen, wie groß mein Zutrauen zu Ihrem menſchenfreundlichen Character, und wie ungeſchminkt die Hochachtung iſt, mit welcher ich ſtets verharren werde,

Ew. Hochedelgebohren

ergebenſter Diener
J. Julius Bröck.

Nachſchrift. Noch halte ich es für meine Pflicht Ihnen, wenn Sie nicht kürzlich Nachricht von Ihrem Herrn Sohn Ludwig haben, gehorſamſt zu rathen, Sich ein wenig genau nach ihm zu erkundigen. Er iſt im Begriff, ohne Ihrer Frau Gemahlinn Wiſſen, eine Lebensart zu ergreifen, von welcher ich nicht gewiß weiß, ob Sie den Schritt dazu billigen würden.

Sechſter Brief.

(in dem vorhergehenden eingeſchloſſen.)

An den jüngern Herrn Bröck in Amſterdam.

Walldorf den 10ten Merz 1770.

Biſt du noch der Freund eines Unglücklichen, oder verläſſeſt auch Du den, der vom Schickſal und allen Menſchen verlaſſen iſt? — Ach! wenn Du das könnteſt, wie würde es mich reuen, Dir den Triumpf zu geben, gegen Dich klagen zu müſſen — Wenn Du fähig wärſt, mit kaltem Blute dieſen Brief wieder zuſammen zu legen, und auszurufen: „So geht es. wenn man guten „Rath verachtet, und ein aufbrauſender „Jüngling ſeinem Kopfe folgt“ — Doch nein! Theuerſter, ewig Geliebter! Verzeyhe mir, mein Elend machte mich einen Augenblick ungerecht. Du biſt noch der einzige gute Menſch, den ich in dieſer verdorbenen, grauſamen, gefühlloſen Welt angetroffen habe. Du wirſt mir auch eine ſüße Thräne des Mitleids nicht verſagen — Gott! das iſt ja alles, warum ich Dich bitte, denn an Verſöhnung mit meinem harten Vater darf ich nun nicht denken —

So höre denn wie, von dem Augenblicke meiner Flucht an, Jammer auf Jammer gehäuft, Deinem armen, armen Freunde das hartnäckigſte Schickſal auf jedem Fußtritte gefolgt iſt — O! wie gern wollte ich leiden, Hunger, Durſt, Armuth und Verachtung leiden! Aber der Anblick meiner himmliſchen Sophie, ihre duldende Sanftmuth, der Gedanke, daß ich vielleicht auf den Reſt ihres Lebens Mangel und Elend bereitet habe, erſtickt mein Herz — Wie lange werde ich dieſe Laſt, die ſchwer auf meiner Seele liegt, ertragen können! —

Ich dachte: „In dieſer Welt, wo ſo mancher Unterdrückter, Verwahrloſete ſein Brod im Schweiße ſeines Angeſichts erwirbt, werde ja auch ich ein Winkelchen finden, wo ich, fern von denen, die mich nicht glücklich ſehen wollen, an der Seite eines lieben Weibes, Ruhe, ſtille Freude, und mäßigen Unterhalt finde. Ich bin nicht ungeſchickt, und wenn meine Talente mir kein Brod gewinnen können; ſo habe ich doch ein Paar geſunde Arme zur Arbeit. Sophie wird Weiberputz machen, wir werden leicht ſo viel verdienen, als die Mäßigkeit verlangt, und ſo unter einem Strohdache beneidenswürdig glücklich ſeyn.“ Ich wagte es, verſuchte es vorher noch einmal meinen Vater zu rühren — aber vergebens — Sophie warf ſich mir in die Arme — Wir flohen — Der Wind ſchwellte die geſpannten Segel — Wir ſahen die ſchönſten Gegenden, vom jungen Frühling begrüßt, zur Seite liegen, und traten endlich, mit heiterer Stirne, in . . . . ans Land.

So bald wir uns hier ſicher glaubten war mein erſter Gang, einen Geiſtlichen aufzuſuchen, der uns auf ewig verbände. Es wurden uns unerhörte Schwierigkeiten gemacht, bis endlich einer ſich (ich ſage ungern dies Wort) erkaufen ließ, uns einzuſegnen — Ach! hätteſt Du hier meine Sophie geſehen, wie ſie, mit jungfräulicher Sittſamkeit und ſanfter Freude da ſtand, und dem Schöpfer aus reinem Herzen Dank brachte, daß er unſre Wünſche erhört hätte! —

Wir eilten darauf, uns nach einer kleinen Wohnung umzuſehen — Ich hatte ohngefehr dreyßig Ducaten noch übrig, mit denen ich vorerſt zu leben hofte, bis der Himmel uns einige Ausſicht etwas zu erwerben zeigen würde.

Es hatte die letzte Tagereiſe ein Franzoſe, Mr. de la Saltière, mit uns gemacht. Wir wurden nemlich im Wirthshauſe, wo wir die Nacht zubrachten, mit ihm bekannt. Als wir uns dort ein jeder ein beſonderes Zimmer geben lieſſen, brachte er hierüber eine Art von Scherz vor, die mir freylich nicht gefiel, dennoch ſchien mir der Böſewicht geſittet, und für einen jungen Franzoſen auch noch vernünftig genug, um ihm die Bitte, den kleinen Reſt der Reiſe uns begleiten zu dürfen, nicht abzuſchlagen.

Wir hatten ihn des Morgens bey unſerer Ankunft in einem Gaſthofe verlaſſen, um einen Prediger aufzuſuchen. Darüber war der halbe Tag verſtrichen, und als wir endlich des Abends Arm in Arm aus des Predigers Hauſe kamen, begegneten wir ihm, Gott weiß, ob von ohngefehr, oder durch ſeine Veranſtaltung, aber immer zu unſrem Unglücke, auf der Gaſſe.

Der Prediger hatte mir Verſchwiegenheit, in Anſehung der verrichteten Trauung anbefohlen, alſo ſagte ich auch davon nichts. Er fragte mich aber, ob ich ſchon eine Wohnung hätte, und als ich dies verneinte, ſagte er mir, es würde ſchwer halten, als ein unbekannter Fremder, die Erlaubniß zu bekommen, in einem Privathauſe zu miethen, indeſſen könnten wir uns einmal bey dem Gaſtwirthe erkundigen, und wolle er uns dahin begleiten.

Dieſe Zudringlichkeit ſtand mir wohl nicht recht an, doch war nicht gut ein Vorwand zu nehmen, ſeine Höflichkeit abzulehnen. Wir giengen alſo in den Gaſthof zurück. Der Wirth bekräftigte des Franzoſen Ausſage: „Aber, wie iſt es möglich“ rief ich aus, „daß man einem unverdächtigen Fremden die „Erlaubniß verweigern kann, für ſein Geld „zu leben, wo er will?“ — „Das iſt nun „einmal nicht anders“ antwortete er, und betheuerte, daß er dies nicht um ſeines Vortheils willen ſage, ſondern ich könne mich darnach erkundigen bey wem ich wollte. Da ich nun niemand in der Stadt kannte, ich aber wohl einſahe, wie theuer ein beſtändiger

Aufenthalt in dieſem Gaſthofe mir zu ſtehn kommen würde; ſo mußte ich es als eine wahre Gefälligkeit anſehn, daß mir Mr. de la Saltière in das Ohr raunte: „Er wiſſe „allenfalls eine Wohnung für uns, bey einer „guten alten Frau, die zwar einen Gaſthof „halte, und alſo das Recht habe, Fremde „aufzunehmen, allein weil ſie ziemlich bemittelt ſey, und Ruhe liebte, nicht gern jedermann aufnähme; doch wolle er mit ihr reden. Er ſelbſt logiere da, ſo oft er hierher „komme, und die Frau ſey äuſſerſt billig.“

Dieſer Vorſchlag ſchien mir ſo uneigennützig, daß ich ihn mit beyden Händen annahm, und er gieng augenblicklich fort, um alles richtig zu machen, nachdem er mir vorher eingeſchärft hatte, dieſem Wirthe nichts davon zu ſagen.

In weniger als einer Stunde kam der Niederträchtige wieder, und berichtete mir, wie er alles in Ordnung gebracht habe, wir könnten nur mit ihm kommen, und dort wegen des Preiſes bald einig werden. Wir giengen mit einander hin; Meinen Koffer ließ ich im Gaſthofe ſtehen, morgen wollten wir ihn abholen laſſen, bis dahin konnten wir uns ſchon behelfen.

Unſer Leiter brachte uns in eine abgelegene Gaſſe, und führte uns dann durch einen Hof in ein Hinterhaus — „Deſto beſſer!“ dachte ich „hier wohnen wir um ſo ſtiller und un„bemerkter.“ Die Wirthinn, eine große dicke Frau kam uns bey der Thür entgegen, gab uns vertraulich die Hand, und wies uns, zwey Treppen hoch, zwey von einander entlegene Zimmer an. Da ich nun dem Franzoſen nicht hatte ſagen wollen, daß Sophie itzt meine Frau wäre; ſo mußte ich dieſe Einrichtung mehr ſeiner Delicateſſe, als einer andern Urſache zuſchreiben. Ich ſtellte mich alſo vorerſt darüber zufrieden, und dachte, wenn er, ſeiner Verſicherung gemäß, in einigen Tagen weiter reiſen würde, könnte ich noch immer eins von den Zimmern aufgeben, und mit meiner Sophie zuſammen ziehen. Wir wurden daher bald über einen billigen Preis einig, fanden zwar Wohnung und Betten ein wenig unreinlich, waren aber doch getroſt, auf einen Monath einen wohlfeilen und ruhigen Aufenthalt gefunden zu haben. Ich bath den Franzoſen mit uns zu ſpeiſen, und nach einer leichten Mahlzeit trennten wir uns denn beym Schlafengehn, und giengen auf unſere Zimmer.

Als ich im Bette lag, war würklich meine Seele ziemlich heiter, und wenn ein Seufzer aufſtieg; ſo ſchickte ich ihn zurück, woher er gekommen war. Ich machte mir allerley, ach! leider zu ſchwärmeriſche Gemälde, von künftiger Glückſeligkeit. Voll Zuverſicht auf den Vater aller Creaturen, rief ich mit troſtvollem Herzen aus: „Er wird des Armen nicht „ſo ganz vergeſſen, und die Hofnung der Elen„den wird nicht verlohren ſeyn ewiglich.“ *

---

* Pſalm 9, Vers 19.

So rollte ich nun damals manchen itzt geſcheiterten Plan in meinem Kopfe umher, fand unzählige leichte Mittel für mich und die Meinigen Unterhalt zu gewinnen, und wollte mit dieſen ſüßen Träumen eben einſchlafen, als ich plötzlich von einem fürchterlichen Lerm, das aus dem Zimmer unter mir zu kommen ſchien, erweckt wurde. Es war zuerſt ein Zank, und dann ein ſchreckliches Gepoltere, endlich ein Geſchrey um Hülfe. Zugleich wurde mit Gewalt die Hausthür aufgebrochen — Man ſtürmte die Treppe herauf, ich aber ſprang mit ängſtlicher Eile von meinem Lager, und eilte zu Sophien — Nun denke Dir mein Entſetzen, als ich erfuhr, was ich Dir itzt erzählen will —

Das Haus, in welches uns der Franzoſe geführt hatte, war nichts beſſers, als ein Bordel, in welchem der Verruchte die Nächte in Wollüſten und bey Hazardſpielen zuzubringen pflegte. Sein Plan war geweſen, meine liebe Frau dort zu verhandeln, zu verführen, mir mein bisgen Armuth abzunehmen, und ſodann mich, der ich keinen Schutz haben würde, fortzuſchaffen, vielleicht gar Werbern zu überliefern. Er ſahe wohl, daß dieſer teufeliſche Vorſatz mit einer großen Behutſamkeit müßte getrieben werden, und wollte uns alſo erſt recht ſicher machen.

Wie es ſchien, ſo hatte die Obrigkeit, aus politiſchen Abſichten, dieſes Neſt niemals zerſtören wollen, ſo lange keine ausbrechende öffentliche Unruhen daher entſtünden.

Dieſe Nacht nun hatte ſich wiederum eine Rotte ſolcher Böſewichter verſammlet, um einen verführten jungen Menſchen, den ſie in ihr Garn gelockt hatten, bey Wein und unzüchtiger Liebe, im Spiele um Vermögen, Geſundheit und Ruhe zu bringen — Es war Streit entſtanden — Die Gemüther waren erhitzt — Man hatte zu den Waffen gegriffen — Der betrogene Jüngling war das Schlachtopfer geworden, de la Saltière hatte ihn tödlich verwundet, war dann entwiſcht, und da der Lerm indeſſen Nachbarn und Wache herbeygerufen hatte; ſo ſahen wir uns Alle in Verhaft genommen, ehe ich nur einmal den Zuſammenhang dieſer ſchwarzen Begebenheit erfahren konnte —

Man trennte meine liebſte Sophie von mir, ſie wurde, mit den feilen Dirnen zuſammen, auf die verächtlichſte Art ins Gefängniß geführt, und ich kam, mit einer hölliſchen Bande halbbetrunkner Leute, in ein anderes —

Laß mich ſchweigen von dem, was ich hier acht Tage lang, während welchem die Unterſuchung dauerte, empfinden und leiden mußte. Ich will Dir nur ſagen, daß ich mit genauer Noth, durch das Zeugniß des Gaſthalters, bey dem mein Koffer ſtand, und die Bekräftigung der ehrloſen Wirthinn ſelbſt, endlich nebſt der Freundinn meiner Seele errettet wurde.

Allein was half mir das? Ich durfte meinen Namen nicht nennen, durfte meine wahre Geſchichte nicht vor Gericht erzählen, folglich mußte ich eine erdichtete unterſchieben, wodurch es denn kam, daß meine Ausſagen nicht mit Sophiens Bekenntniß übereinſtimmten, und das war genug, um uns, als verdächtigen Perſonen, die Stadt zu verbiethen — Wir reiſeten wehmüthig, beſchimpft, und um zehn Ducaten ärmer, die ich für Gerichtsgebühren und Nahrungsmittel hatte bezahlen müſſen, mit der Landkutſche weiter.

„Und wohin nun, meine beſte Sophie?“ rief ich laut klagend aus — „Was mußt Du „nicht um meinetwillen leiden! O Gott! iſt „denn kein guter Menſch mehr auf der Welt, „der uns Unglückliche in ſeine Hütte auf„nähme?“

Das liebe Weib war getröſter als ich. Sie fiel mir um den Hals: „Sind wir uns „nicht genug?“ ſagte ſie „Was bekümmert

„uns die Welt? Laß uns auf's Land gehen.
„unter unverdorbenen, glücklichen Bauern
„ein ſorgenloſes Leben führen — Dieſe
„Hände können arbeiten — Du biſt geſund
„und ſtark — Es wird alles gut gehn —
„Wir werden jeden Morgen die Sonne heiter
„über uns aufſteigen ſehen. Niemand wird
„uns verfolgen, beneiden. Hier iſt Unſchuld
„und wahre Freude“ — Ich konnte ihr nur
mit einem Strom von Thränen antworten —
Es wurde feſtgeſetzt, daß wir zehn Meilen
von der Stadt in Rechtersdorf uns niederlaſſen
wollten.

Neue Träume der Phantaſie wiegten uns ein. Wir fiengen an es als eine Wohlthat zu betrachten, daß ein Unglücksfall uns aus der laſtervollen Stadt vertrieben hatte, und unſre Beruhigung ſtieg zu einer ſolchen Heiterkeit und Munterkeit empor, daß man uns für die glücklichſten Leute hätte halten ſollen.
„Gewiß wird noch einſt jede Thräne abgewiſcht
„werden von unſern Augen. Wodurch

„hätten wir auch ſo viel Noth verdient? „Sagt nicht Salomo: ich bin jung geweſen „und bin alt geworden, aber ich habe noch „nie geſehn den Gerechten verderben, noch „ſeinen Saamen nach Brod gehen?“

Haſt Du wohl bemerkt, mein lieber Freund! Wenn man recht traurig iſt, und keine frohe Ausſicht das Herz erleichtert, ſo ſteigt der Kummer auf den höchſten Gipfel, und dann bricht die Welle auf einmal — Man iſt auf einige Zeit völlig ruhig — So grenzen die äuſſerſten Ende der Leidenſchaften ganz nahe an einander. Gott, der uns ein gefühlvolles Herz gab, wollte doch nicht, daß dies Herz uns eine Hölle auf Erden bauen ſollte. Wenn unſer Elend am größten iſt; ſo erheitert auf einmal ein Strahl der Gottheit die finſtre Seele — Iſt es Hofnung, iſt es das Bewußtſeyn, daß wir nicht für dieſe Welt geſchaffen ſind, oder iſt es blos eine phyſicaliſche Würkung, daß unſre feinen Nerven die höchſte Anſpannung nicht lange aushalten können? — Genug! dieſe Bemerkung muß jeder gemacht haben, deſſen Herz je tödlich krank geweſen iſt.

Uns erweckte indeſſen das Ideal unſres künftigen ländlichen Aufenthalts zur Freude, und ſo fuhren wir ſorgenlos, den ganzen Tag lang, mit der Poſt fort — Die Gegenden kamen uns ſo ſchön vor. O! wenn man fröhlig iſt; ſo lächelt uns alles an, aber um den Elenden trauert die ganze Natur —

Nur zu kurz war dieſe ruhige Periode! Unſer Poſtwagen wurde noch in derſelben Nacht, im Walde von Räubern angefallen. — Es waren zwölf bewafnete Kerl, Unſerer waren, nebſt dem Poſtillon nur fünf, und darunter nur drey Männer — Sie droheten uns zu tödten ſobald wir Lerm machen würden, brachen alle Koffer und Kaſten auf, nahmen uns Uhren, und kurz alles weg — Mein bisgen Geld, etwas in Silbermünze abgerechnet, hatte ich in das Unterfutter genäht,

näht, und daher gerettet — So muſsten wir ihnen denn ruhig zuſehen, und ſie mit ihrer Beute fortgehen laſſen.

Nun war freylich unſer Jammer wieder auf's höchſte geſtiegen. Bey dem benachbarten Gerichte eine koſtbare Unterſuchung zu veranſtalten, ſchien uns gefährlich — Wir waren froh das Leben, die wenigen Kleidungsſtücke, welche wir an uns hatten, und ſechzehn Ducaten gerettet zu haben — Dennoch muſs ich hier wieder bekennen, daſs der Muth meiner ewig theuren Sophie den meinigen bey weitem übertraf, mich in wenig Stunden gänzlich über das Verlohrene tröſtete, und mich mit neuer Heiterkeit erfüllte. Wir beſchloſſen nun den kleinen Reſt der Reiſe zu Fuſs zu machen, und kamen gegen Abend in Rechtersdorf an.

Von unſerer Aufnahme dort hatten wir alle Urſache zufrieden zu ſeyn. Die guten Landleute ſchienen würklich bey der Erzählung unſers eben erlittenen Schickſals äuſſerſt bewegt — Wir fanden bey dem Schulmeiſter eine kleine Wohnung, im Dorfe viel herzlich gute Menſchen, und würden gern dort geblieben ſeyn, wenn alle übrigen Umſtände uns eine vortheilhafte Lage hätten verſprechen können. Aber uns war es um Lebensunterhalt zu thun. Unſer kleiner Fond würde bald aufgezehret worden ſeyn, und was würden wir dann gehabt haben? Nun folgten uns aber die Widerwärtigkeiten, die uns auf jedem Schritte nacheilten, auch hier, und ſo zufrieden und ruhig wir auch übrigens hier würden gelebt haben; ſo zeigte ſich doch nicht die geringſte Ausſicht etwas zu erwerben, weder durch Unterricht in Muſik, durch Schreiberey, noch ſonſt.

Es wohnt dort eine adeliche Familie auf ihrem Gute. Die Frau vom Hauſe iſt überall, und das mit Recht, wegen ihrer Leutſeeligkeit und edlen Menſchenfreundlichkeit beliebt. Sie läßt keinen Armen, keinen Nothleidenden

den ungetröſtet oder unerquickt von ſich. Sie lebt wie eine Freundinn unter ihren Kindern, die ihr an Redlichkeit gleichen. Der Herr iſt ein würdiger alter Officier, von deutſchem treuem Character. Gaſtfreyheit und Aufrichtigkeit ſcheinen da zu Hauſe zu ſeyn; Aber eben dieſe ſchönen Eigenſchaften machen, daß ſie immer mit Domeſtikem aller Art und mit andern Leuten überladem ſind, welche auf ihre Freygebigkeit Anſpruch machen. Dieſe Anzahl noch durch uns zu vermehren, ſchien mir zu unedel, und auſſerdem war doch in dem Dorfe nichts zu thun, denn zu gemeiner Landarbeit, ſo gern wir dies Mittel ergriffen hätten, würde uns niemand angenommen haben — Schon unſere Stadtkleidung, ſo gering ſie war, machte da einen Anſtoß.

Dazu kam ein Umſtand, der mich in Beſtürzung ſetzte. Einer von denen jungen Herrn iſt in holländiſchen Dienſten. Er kam eben damals mit einem andern Officier dorthin, und als er uns zum erſtenmal begegnete, ſchienen wir Alle gleich betroffen, denn wir hatten uns ſchon irgendwo geſehen. Dieſe Begebenheit aber machte den Entſchluß bey uns feſt, augenblicklich weiter zu reiſen, und nach vielfältiger Erkundigung ſchien uns Waldorf, von woher ich Dir itzt ſchreibe, bequemer zu Ausführung eines Plans für unſer künftiges Leben.

Um aber hier beſſer fortzukommen, hielten wir es für nöthig, in einer noch weniger glänzenden Geſtalt zu erſcheinen. Alſo verwechſelten wir unſre Kleider mit ganz ſchlechten, die wir einem Handwerksmanne abkauften, und giengen in der Stille von Rechtersdorf weg.

Unterwegens ſtieſſen wir in einem Walde auf eine Bande von Zigeunern, welcher Umſtand meiner guten Sophie, beym erſten Anblicke, eine große Furcht einjagte, weil man gewöhnt iſt, ſich immer bey dieſen Leuten eine Rotte von Spitzbuben zu denken. Sie ſaßen um ein Feuer herum, bey welchem Töpfe ſtanden, in denen ſie Igel und Hunde, mit allerley Wurzeln, Kartoffeln u. d. gl. die man ihnen geſchenkt hatte, kochten.

Dieſe Leute ſind gewiß ſehr merkwürdig, wegen ihrer Anhänglichkeit an die alten Sitten der herumziehenden Stämme. Sie haben Pferde, Eſell, zuweilen auch Zelte bey ſich, wandern ſo Heerdenweiſe umher, und wo ſie geduldet werden ſtehlen ſie nie. Dieſe Geſellſchaft beſtand etwa aus vierzehn Perſonen, deren Einige ſich ausgezogen hatten, und ihre Kleider in einem Bache wuſchen, ſo rauh auch den Tag das Wetter war.

Wenn man bedenkt, wie wenig Bedürfniſſe, und alſo wie wenig Leidenſchaften ſie zu befriedigen haben; wie mäßig ihre Nahrung, überhaupt wie nahe angrenzend ihre Lebensart an den natürlichen Zuſtand des Menſchen iſt; ſo ſollte mancher, dem, durch die bürgerlichen Verhältniſſe, durch Zwang und Intereſſe, das Glück ſeines Herzens geſtört wird, dieſe ſorgenfreyen Leute beneiden.

Sobald ihnen Kinder gebohren werden, laſſen ſie ſolche gewöhnlich in dem nächſten Dorfe taufen. Viele von ihnen nehmen Kriegsdienſte, kehren aber mehrentheils noch in ihren beſten Jahren zu der erſten mußigen, ungezwängten Lebensart zurück. Es herrſcht eine patriarchaliſche Verfaſſung unter ihnen. Sie ſind zum Theil wohl gebildet, aber die Haut reiben ſie ſich mit Igelfett, und laſſen dies durch die Sonne oder das Feuer einbrennen, welches ihnen eine nicht häßliche Nußfarbe giebt. Ihre Zähne ſind ſchneeweiß, und nie haben ſie das Geringſte von Ausſchlag noch Ungeziefer an ſich. Dies zu verhindern gehört mit unter ihre Künſte, deren ſie viel zu beſitzen im Rufe ſtehen. Sie ſollen unter andern vermittelſt einer Kugel, die ſie in das Feuer legen, mitten unter verbrennlichen Sachen ein Feuer anlegen können, deſſen Flamme nicht weiter zündet. Sie behaupten, daß ihre Freunde aus Arabien ihnen dergleichen Kugeln ſchicken, doch will ich wohl glauben, daß dies, ſo wie ihre Wahrſagerkunſt, nur Blendwerk iſt, womit ſie hie und da Geld erbetteln.

Wären wir in einem ruhigern Gemüthszuſtande geweſen; ſo hätte ich mich gewiß länger bey dieſen ſonderbaren Menſchen aufgehalten, und würde mich bemüht haben, vorzüglich ihre Sprache zu ſtudieren, die mit der deutſchen nicht die mindeſte Aehnlichkeit hat. So aber trennten wir uns bald, und gaben ihnen ein kleines Reiſegeld, wogegen ſie uns, ohngebethen, Reichthum und Glück prophezeyeten — In der Verfaſſung, darinn wir leider! waren, fängt man gar zu gern jeden Hofnungsſtrahl auf, und wir fanden uns ſo geneigt in ihre Kunſt kein Mistrauen zu ſetzen, daß ich mich nicht ſchäme zu geſtehen, daß wir durch ihre Vorherſagungen, mit neuer Zuverſicht geſtärkt, weiter giengen. Es war zwey Uhr Nachmittags als wir hier ankamen.

Man ſollte nicht glauben, wie groß der Einfluß iſt, den ein redlicher Landedelmann und ein guter Prediger auf die Sitten ihrer Unterthanen, durch edles Beyſpiel, haben können, wie viel auch von der Seite dieſer Stand zum wahrhaften Glück eines Landes beytragen kann. In Rechtersdorf herrſcht die edelſte Einfalt der Sitten, hier hingegen die ausgelaſſenſte, zügelloſeſte Lebensart. Zwar macht die Regierungsform auch viel Unterſchied. Walldorf ſteht unter ....ſcher Hoheit. Alles muß die Musquette tragen, was nicht lahm iſt, und die Soldaten bringen, wenn ſie auf Urlaub gehen, die Corruption aus der Reſidenz mit hierher. Aber größtentheils fehlt es auch an einer guten Anführung. Der hieſige Prediger iſt allgemein als ein heuchleriſcher, ſchlechter Mann bekannt, und wenn gleich er des Sonntags von der chriſtlichen Liebe predigt, und durch hundert Fauſtſchläge auf die Kanzel Eindruck auf das Herz der Zuhörer machen will; ſo iſt doch niemand unbarmherziger, intoleranter und rachgieriger als er. Er kreiſcht gegen Unmäßigkeit, und iſt ſelten nüchtern, dabey ſoll er ſo ſcheinheilig, ſo eifrig für die Gottesfurcht thun können, daß er denjenigen unaufhörlich chicanirt, der nicht oft ſeine elenden Predigten gern hört, er müßte denn dafür bezahlt werden, durch die Finger zu ſehen.

Du kannſt leicht denken, mein Theuerſter! daß wir, bey dieſen Umſtänden, noch immer für unſer künftiges Schickſal zittern. Zwar iſt hier eine groſe Pachtung, auf welcher ein ziemlich guter Mann wohnt, der uns eine reinliche Wohnung eingeräumt, und verſprochen hat (weil wir uns für Leute ausgaben, denen Haus und Hof abgebrannt ſey) uns allerley Art Arbeit, ſowohl im Haushalte, als für das benachbarte Städtgen zu verſchaffen — Wir werden ſehen, wie er ſein Wort hält — Ich täuſche mich ſo gern, wenn ich nur irgend etwas vor mir ſehe — Ach! wenn ich denn ſo meine kranke Seele mit einem Plane einſchläfern kann; ſo bin ich ſo lange glücklich, bis irgend das Schickſal einen Prägel dazwiſchen wirft, und dann bebt jede Nerve an mir — Gott wird ſich ja aber unſerer endlich wieder annehmen — Das fühle ich wohl, daß ich Demüthigung verdient habe, und alles, was man mir darüber vorpredigen könnte, empfinde ich lebhaft genug — Die Moral iſt eine ſchöne Sache, ein weites Hemd; Es paßt über jeden Leib, aber es wärmt nicht — Der Schritt iſt doch nun einmal geſchehen, und an der Seite meiner Sophie leide ich auch alles ohne Murren, wenn nur ſie nicht mit leiden müßte.

Ich merke täglich mehr, daß die unempfindlichen Leute die glücklichſten ſind. Mit einem warmen Herzen bauet man in dieſer Welt ſein Elend. Da giebt es Menſchen die, aus Unverſtand oder Muthwillen, recht darauf ausgehen, jede Blaſe zu zertrümmern, die unſre geſchäftige Phantaſie, mit den ſchönſten Farben, wenn gleich nur aus Seife, geformt hatte, und doch können dieſe Luftgebäude allein uns dies Leben erträglich machen, denn auf dauerhafte Freuden hier zu rechnen, wäre Thorheit — Man ſucht ſich dann zuweilen ein Fleckgen, einen Stein zum Kopfküſſen — Man ſchläfert ſich, ſo gut man kann, ein — Nun täuſcht uns ein angenehmer Traum — Der neben uns liegt, ſieht unſre freudigen Blicke, unſer ſanftes Lächeln, weil er aber nicht ſchlummern kann oder will, nicht weiß, nicht wiſſen will, welch ein Glück träumen iſt; ſo ſtößt er uns ungroßmüthig in die Seite. Wir fahren auf, fühlen nun doppelt, wie hart wir gelegen haben —

Alles hier auf Erden ſieht herrlicher von Weitem aus, als in der Nähe. Ich hatte mir einen ſo hohen Begriff von der Glückſeligkeit des Landmanns gemacht — Jetzt ſehe ich Scenen, an welche man im Wohlleben gar nicht denkt — Ein armer Bauer hat oft mit ſeiner zahlreichen Familie eine Woche lang nichts warmes zu genieſſen. Waſſer iſt ihr Trank; Brod, wenn ſie es haben, ihre Speiſe. Das bisgen Geld, das ſie Alle mit ſaurem Schweiſſe verdient haben, holt der Gerichtsdiener, auf Abſchlag der nie zu tilgenden, Schuld, um es in die große Caſſe zu liefern, aus welcher Müßiggänger, Betrüger und Huren beſoldet werden. Hat der Bauer kein Geld; ſo muß er den Rock vom Leibe geben — Seine Betten liegen auf dem platten Boden, und ſind mit dürrem Laube gefüllt. Wenn ihm ein Kind gebohren wird, muß das nöthigſte Stück des Hausraths für die Hälfte des Werths an den Juden verkauft werden, um dem unerbittlichen Prediger die Taufe zu bezahlen — Laß mich ſchweigen, das Herz blutet bey ſolchem Anblicke — Kommt aber heran, Fürſtenkinder! und ſchauet — das ſind die Trauerſpiele, die Ihr anſehen ſolltet —

Und ſo iſt aller Orten Elend und Unglück reichlich geſäet, und nur der Schurke wälzt ſich in ſorgenloſen Freuden umher —

Es giebt ein Land, wo man mit einer redlichen, freyen Denkungsart, mit einem weichen Herzen ſein Glück macht; wo die Fürſten Menſchen, und gute Menſchen ſind; wo wahrer Fleiß und wo Verdienſte geſchätzt werden; wo wir gleich zärtliche Freunde haben, wir mögen glücklich oder unglücklich ſeyn; wo die Liebe nicht unſer Elend bauet; wo Reichthum keinen Unterſchied unter den Menſchen macht; wo man, mitten in den Zerſtreuungen und dem Geräuſche der Welt nicht vergißt, daß um uns her ſo mancher bekümmerter Redliche bittre Thränen weint; wo eigenes Gefühl von menſchlicher Schwäche uns nachſichtig gegen die Fehler unſerer Brüder macht; wo der falſchen tückiſchen Ernſthaftigkeit die Larve abgeriſſen wird, wo Vorurtheil nicht Grundſatz, Aberglaube nicht Frömmigkeit heißt; wo die heilige Religion uns zu Erfüllung unſrer Pflichten führt, und uns Toleranz lehrt — In dieſem Lande mögte ich wohnen — Es giebt ein ſolches Land — Meine Amme hat mir's oft erzählt —

Es iſt das Schlaraffen-Land — Ehe ich es nicht finde, wird mein Unſtern wohl aller Orten über meinem Haupte ſchweben —

Ach! verzeyhe, liebſter, koſtbarer Freund! Verzeyhe den innigſt traurigen Ton, in welchem ich Dir ſchreibe — Wie kann ich aber anders? — Dieſer Brief trägt das Gepräge eines geängſteten für die Zukunft zitternden Herzens — Entſchuldige mich, und weihe mir zuweilen eine Thräne — Bald ſollſt Du mehr hören, von

Deinem

ewig treuen

Guſtav von der Hörde.

Siebenter Brief.

An den Freyherrn von Leidthal in Urſtädt.

Göttingen den 30ſten Aprill 1770.

Ich habe Ihnen, mein gnädiger Herr! ſehr wichtige Dinge zu ſagen, oder vielmehr der Herr von Weckel, der Ueberbringer dieſes Briefes, wird ſie Ihnen beſſer mündlich erzählen können — Ihre Ahndung hat Sie nicht getäuſcht; Er iſt es, der arme Gefangene — Es iſt Ihr alter Freund, Ihres lieben Pflegeſohns Vater —

Sie werden hören, wie viel Mühe es uns gekoſtet hat, ihn zu ſprechen. Wir haben mit großer Gefahr, ertappt zu werden, die Gartenmauer des Kloſters erſtiegen; Das war aber das Geringſte. Die Schwierigkeit den armen Herrn dazu vorzubereiten, dieſen unerwarteten Beſuch zu erhalten; mit ihm, wo möglich, durch Zeichen, vorher eine Stunde zu verabreden, wenn er allein ſeyn würde; dies und andre kleine Umſtände machten mich für den Erfolg beſorgt. Aber es gelang, freylich erſt nach ein Paar misslungenen Verſuchen; und ich ſtieg zu ihm hinauf.

Doch welch' ein Anblick! — Das Gefängniß ſcheint, ſo viel ich, von der Leiter her durch das Fenſter, bey dem Scheine eines matten Lämpgens, das vor ihm ſtand, erkennen konnte, äuſſerſt klein und ungeſund. Auch iſt er ſehr krank, und hebt ſich nur mit genauer Noth von ſeinem harten Lager in die Höhe — Er wird bald ausgerungen haben — Nur zu wahrſcheinlich fürchte ich, daß wenn ihm nicht ſchleunig geholfen wird, der Erretter aus allem Jammer, der Tod, zu Hülfe eilen mögte. Aber ihn durch Gewalt oder Liſt zu befreyen, daran iſt gar nicht zu denken. Folglich wird kein andres Mittel ſeyn, als bey dem Churfürſten für ihn zu bitten —

Aber, wie geſagt, ich fürchte der Beyſtand kömmt zu ſpät.

Aus guten Gründen ſtieg ich allein hinauf, und ließ den Herrn von Hohenau unten Wache halten — Der arme liebe Mann! der Anblick ſeines Zuſtandes; ſein edles, kummervolles Geſicht; die halb verloſchenen Augen; die Stirne, auf welche jeder jammervolle Tag einen neuen Zug zu dem Bilde ſeiner vieljährigen Leiden hinzugeſetzt hatte — Das alles durchdrang mich ſo mit innigſter Wehmuth, daß ich mich kaum auf der Leiter halten konnte —

Er rief noch einmal alle ſeine Kräfte zuſammen, als er hörte, von wem ich geſchickt würde — und doch war es, als könnte er die Lebensgeiſter nicht mehr zur Freude ſammlen — Großer Gott! —

Der Herr von Weckel wird Ihnen, mein theuerſter Herr! ſagen, daß ich, ſobald ich merkte, wer der Gefangene war, den Herrn von Hohenau abhielt, ihn zu ſprechen. Auch dem Vater durfte ich nicht ſagen, daß ſein Sohn itzt da unten ſtünde; Er würde ſchwerlich die heftige Gemüthsbewegung, die ihm dies verurſacht hätte, ausgehalten haben; denn ſchon die Verſicherung, daß ſein Carl noch lebe, und itzt in Göttingen ſey, ſetzte ſeinen ganzen ſchwachen Nervenbau in augenſcheinliche Bewegung — „Dort erſt werde „ich ihn wiederſehn“ ſagte er, und hob die Hände zum Himmel auf — Dann wollte er, beym ſchwachen Scheine ſeines Lichts, ein paar Zeilen ſchreiben, aber er konnte nicht, ſo zitterte er —

Doch ich erzähle hier alles unordentlich, der Herr von Weckel aber wird jeden Umſtand ausführlich berichten — Mein Herz iſt ganz voll davon — O beſter Herr! es iſt keine Zeit zu verliehren —

Bey dieſer Gelegenheit habe ich genau auf den jungen Herrn von Hohenau Acht gegeben. Es iſt ſo gewöhnlich in unſern Romanen und Schauſpielen, daß ein Sohn ſich ſogleich für ſeinen unbekannten Vater intereßirt, indem die Stimme der Natur ihm ſagt, daß er derjenige ſey, der ihm das Leben gegeben habe. Dennoch konnte ich nie an ſolche Inſtincte glauben, und bin im Gegentheil überzeugt geweſen, daß die Liebe zwiſchen Blutsfreunden nur aus der Gewohnheit mit einander umzugehn, aus der Dankbarkeit und andern ſittlichen Gefühlen, aus einigen Neben-Ideen, die uns von Jugend auf eingeprägt worden ſind, und endlich vielleicht aus der Uebereinſtimmung der Denkungsart und des Temperaments, welche natürlich von ähnlicher Organiſation und ähnlicher Erziehung entſtehen muß, zu erklären ſeyn würde. Dies ſcheint dadurch noch mehr beſtättigt zu werden, daß das häusliche Band unter den Großen der Erde, die entfernter von einander gehalten werden, äuſſerſt ſchwach iſt. Hier nun bin ich wiederum in meinem Satze beſtärkt worden; denn obgleich des Herrn von Hohenau ſehr weiches, und itzt durch ſeine romantiſche Liebe, die anfängt mir zu misfallen, noch reizbarer gemachtes Herz, ein wahres und lebhaftes Mitleiden mit dem Schickſale des Gefangenen hatte; ſo bemerkte ich doch nicht die geringſte Spur einer näheren Theilnehmung, oder einer Ahndung, daß der Mann ſein Vater ſeyn könnte.

Und indem ich von dieſer Liebe meines Zöglings rede; ſo muß ich Ihnen, gnädiger Herr! bekennen, daß dieſelbe mir zu ernſthaft wird. Wenn ſein Herz, ſeine Sitten, durch dieſe Leidenſchaft verfeinert und gebeſſert werden; ſo hat ſie von der andern Seite auf ſeine Vernunft und ſeine Studien einen ſchädlichen Einfluß. In ernſthaften Wiſſenſchaften, die Anſtrengung und einen freyen Kopf erfordern, rückt er nicht weiter, weil er immer zerſtreuet iſt, und doch ſind die

Jahre da, wo er ſich zu einem nützlichen Bürger formen muß. Dichtkunſt, Muſik hingegen, und alles was die Phantaſie ergötzt, feſſelt ihn, und wenn das ſo fortdauert; ſo wird er ſich für eine Welt bilden, die jenſeits des Mondes iſt, und auf dieſer Erde eine unglückliche Figur ſpielen.

Vorgeſtern reiſete die Familie von Hundefeld hier durch zu einer Verwandtinn. Sie ließen uns zu ſich bitten, der Herr von Weckel gieng mit uns, und er wird Ihnen ſeine Bemerkungen bey dieſer Gelegenheit mittheilen. Er wollte, nach ſeiner gewöhnlichen leichtfertigen Art, den Herrn von Hohenau ein wenig über ſeine Seladon-Rolle zum Beſten haben, aber damit kam er ihm ſehr ungelegen, und der junge Herr machte am Ende kein Geheimniß daraus zu bekennen: er liebe das Fräulein, und werde, wenn ſich in dieſer alten Welt jedermann ſeinem Glücke wiederſetzte, mit ſeiner Schönen fliehen nach America — oder Gott weiß wohin, und

dort

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-51468-9

KNIGGE,A.F.F.L.VON FN. 03715/014

dort unter Wilden leben — Kurz! das Ding gefällt mir gar nicht, und ich fürchte, die jungen Leute ſind, meiner Sorgfalt ohnerachtet, ſchon mit ihren Seufzern gegen einander herausgefahren; denn des Fräuleins Augen ſahen mir ſehr ſchmachtend aus, und beyde verſtellten ihre Blicke, wie alle unſchuldig Verliebten, auf eine ſo feine Art, daß jeder mittelmäßige Beobachter ihre Pantomimen hätte in Wörter überſetzen, und zu Papier bringen können.

Birnbaum wird mit dem Herrn von Weckel reiſen, und iſt voll Freude über ſein Glück. Wir ſind es mit ihm, da wir einen andern treuen Menſchen an ſeiner Stelle angenommen haben.

Nun, mein theuerſter Herr! erwarte ich mit Ungeduld einige Zeilen von Ihrer lieben Hand, ſowohl um des armen Gefangenen willen, als auch, weil die Nachricht von

Ihrem Proceſſe mir manche unruhige Nacht macht. Ich verharre, mit der treueſten Ehrerbiethung,

Ihr

gehorſamſt ergebenſter Diener

Meyer.

Achter Brief.

An den Herrn Baron von Leidthal in Urſſtädt.

Göttingen den 20ſten Aprill 1770.

Da Herr Meyer es übernommen hat, Ihnen, mein theuerſter Pflegevater, ausführliche Nachricht von dem Zuſtande des armen Gefangenen auf dem Eichsfelde zu geben; ſo werde ich hiervon ganz ſchweigen, und nur meine Bitten mit den ſeinigen verbinden, doch dieſem unglücklichen Manne, nach Ihrer gewöhnlichen Bereitwilligkeit Gutes zu würken, durch Vorbitte beyzuſtehn — O! wäre es nur möglich geweſen, ihn mit Hülfe einiger Freunde aus ſeinem Kerker zu entführen! Hieran habe ich oft gedacht — Und welche herrliche Freude wäre es nicht, ſich einer ſolchen That bewußt zu ſeyn! Aber bey kühlerem Blute ſehe ich doch ein, daß dies ohnmöglich iſt, und daß Ihre Hülfe allein uns Hofnung zur Erlöſung gewähren kann.

Uebrigens will ich einige kleine Umſtände von unſerm dortigen Aufenthalte nachholen. Die Gegenden haben mir hie und da auſſerordentlich gefallen. Sie ſind an manchen Oertern recht maleriſch, recht romantiſch. Aber doch mögte ich da nicht immer wohnen. Das ganze Eichsfeld iſt vollgepropft von Edelleuten, die ſich unaufhörlich beſuchen und beſchmauſen, und darunter ſind dann, wie unter allen großen Haufen, manche Menſchen, mit denen ich eben nicht leben mögte. Zudem fange ich an, ſo jung ich bin, mich vor rauſchenden Vergnügungen zu fürchten, und mich nach ſtillen häuslichen Freuden zu ſehnen.

Wir haben aber dort eine Familie angetroffen, die ſich ſehr von andern in der Nachbarſchaft unterſcheidet. Ein alter würdiger

Vater lebt da mit erwachſenen Söhnen, auf einem ſo brüderlichen und zugleich launigten Fuß, daß man ihn nur an ſeinen grauen Haaren von den andern jungen Leuten unterſcheidet. Der Mann iſt ſo lebhaft und luſtig, als ich noch je einen Greis geſehen habe. Ein gemeinſchaftlicher Freund vom Hauſe iſt ihr beſtändiger Geſellſchafter, ein Mann, der ehemals Obriſt in holländiſchen Dienſten, ſehr angeſehn und vermögend war, aber nachdem er das Seinige mit fröhligem Herzen verzehrt, Andern mitgetheilt hatte, und ihm nun nichts mehr übrig blieb, von allen, die ihn hatten mit aufzehren helfen, verlaſſen wurde. Hier aber hat ihm die edle Gaſtfreyheit die Thür geöfnet, und wenn ſich eine ſolche Gaſtfreundſchaft belohnen läßt; ſo belohnt er ſie durch ſeine unnachahmliche Kunſt die ganze Geſellſchaft munter und gramlos zu erhalten.

Wir haben dort einem ländlichen Feſte beygewohnt, und die Bauern tanzen geſehn.

Es half auch nichts, wir mußten ſogar ſelbſt mittanzen, die Menuetten nach der Arie: „Sous le nom d'amitié“ und die Luſtigen nach: „ma commère quand je danſe.“

Oft habe ich dieſe guten Menſchen beneidet, wie ſie ſo aus inniger Freude herumſpringen. Bey aller Armuth vergeſſen ſie leicht jedes Ungemach, und öfnen ihr Herz Empfindungen, die wir, ach! kaum kennen. So tanzt keiner von unſerm Stande! Früh gewöhnt ſich das eitle Herz auf jedem kleinen Wege zu unſchuldiger Luſt Langeweile zu finden. Wünſche, nichts als Wünſche und gegen einander kämpfende Leidenſchaften plagen den unruhigen Geiſt, und machen uns alles Vergnügen unſchmackhaft, bis die Jahre kommen, da man wohl mit Sehnſucht ſich nach den Augenblicken zurückſehnen mag, die wir Undankbaren ungenutzt vorbeyeilen laſſen. Aber wer kann ſich anders ſtimmen? Und wenn man auch gern wollte; ſo ſtöhren andre Menſchen unſre Ruhe.

Indeſſen habe ich doch in dieſen Gegenden ſchon mehr Zwang, mehr Niederdruck als bey uns bemerkt, und die gemeine Sprache klingt mir höchſt wiederwärtig. Die rechte ächte niederſächſiſche Bauernſprache gefällt mir, und hat etwas unglaublich naives und treuherziges, ſo wie ich glaube, daß überhaupt in Niederſachſen das ächteſte Deutſch geredet wird. Der Beweis iſt klar, weil da auch die incultivirteſten Leute richtiger ſchreiben, als in Schwaben, Baiern, Oeſterreich, Heſſen, am Rhein, und ſelbſt in Oberſachſen. Sie werden nicht ſo oft, wenn ſie unbekannte Namen, nur nach dem Klange ſchreiben ſollen, das g mit dem k, das p mit b, ſt mit ſcht verwechſeln, auch viel leichter die Mundart fremder Sprachen lernen.

Dies letzte gilt aber überhaupt von den Deutſchen, welche unter andern Vorzügen auch den haben, leicht eine jede Eigenheit eines Ausländers ihm abzulernen, und das ohnbeſchadet ihrer Originalität, denn der

Deutſche behält doch immer ſein Gepräge. Selbſt unſre Tänze (und Sie haben mir ja oft geſagt, daß man aus den Tänzen ziemlich auf den Character einer Nation ſchlieſſen kann) ſelbſt unſre deutſchen Tänze verkündigen, dünkt mich, Offenherzigkeit, Muth, Stärke, Treue, und frohen Sinn.

Ihnen, mein beſter Vater! danke ich es, daß ich früh aufmerkſam auf die Menſchen geworden bin, und gewiß ſoll dies immer mein wichtigſtes Studium bleiben. Ich ſehe eine Sammlung von Schmetterlingen, Verſteinerungen oder ſo etwas, ohne Theilnehmung an. Das iſt die äuſſere Form, und freylich vom Schöpfer mit unbeſchreiblicher Kunſt zubereitet, aber Eine neue Bemerkung über das Innre des Menſchen. Ein edler Zug von einem großen Manne, Eine Linie in dem Geſichte, die Abdruck deſſen iſt, was in ſeiner Seele vorgeht, iſt mir mehr als das vollſtändigſte Muſäum werth. Ich kann nicht einmal eine Landſchaft leiden, auf welcher keine lebende Creatur gemalt ſteht; Mir kömmt eine Ausſicht öde vor, wäre ſie auch noch ſo abwechſelnd, wo ich keine Menſchen ſehe. —

Doch wohin gerathe ich? Indem ich Ihnen etwas von unſerer Reiſe ſchreiben will, komme ich in ein ganz anders Feld. Würklich aber weiß ich auch von derſelben nichts hinzuzufügen, das der Erzählung werth wäre. Wollte nur der Himmel unſre Wünſche zum Beſten des armen Gefangenen erfüllen!

Der Herr von Weckel, den ich noch immer ſehr munter finde, obgleich zuweilen auf meine Koſten, wird Ihnen, theuerſter Wohlthäter! ſagen, wie oft mein Herz in Gedanken bey Ihnen iſt. Ich küſſe Ihnen ehrerbiethigſt die Hände, und ſchicke die treueſten Wünſche für Ihr dauerhaftes Wohlſeyn zum Himmel. Er gebe Ihnen die größte Glückſeligkeit, deren eine gefühlvolle Seele in dieſer Welt fähig iſt: Es mangle Ihnen nie die Gelegenheit dem Elenden zu helfen, und den gebeugten Freund zu tröſten.

Ich verharre mit kindlichen Geſinnungen

Ihr

gehorſamſter Sohn
Carl von Hohenau.

Neunter Brief.

An den Herrn Bröck in Amſterdam.

Fulda den 24ſten May 1779.

Laß mich meine Klagen in Deinen Schooß ausſchütten, einziger Freund! und entziehe Dein Mitleid nicht dem Unglücklichen, dem Elend und Jammer auf jedem Fußtritte nachfolgt. Von aller Welt verlaſſen, unter gefühlloſen Menſchen herumirrend, iſt der Buſen eines Freundes der einzige Platz, wo mein Herz Ruhe findet. O! könnte ich mit meiner Sophie zugleich einſchlummern, zu ewiger Ruhe einſchlummern, und nicht wieder erwachen! — Wie gern wollten wir aus dieſer Welt hinaus eilen, wo der Edle keine einzige frohe Stunde haben kann! —

Wüßteſt Du, was ich unterdeſſen gelitten habe, wie hundertfältig der kühne Schritt.

den ich gethan habe, beſtraft iſt — ach! und zugleich an dem armen Weibe beſtraft iſt, das mit leiden muß, und nichts verſchuldet hat — Für ihre treue Liebe, die dem Himmel ſelbſt heilig ſeyn ſollte —

Kurz! wir ſind unglücklicher als jemals, irren ohne Ausſichten umher, und wer weiß, aus welchem Orte ich Dir das nächſtemal einen Brief ſchicken werde? Dieſe Zeilen ſchreibe ich in einem Wirthshauſe; Neben mir iſt meine Sophie, ermüdet von der Reiſe, eingeſchlummert. Zur Seite ſteht eine Wiege, darinn ein kleines Kind der Wirthinn ſchläft — Glückliches, kummerloſes Alter! Ich drückte vorher einen liebevollen Kuß wehmüthig auf die blühenden Wangen, die noch kein Verdruß, keine Aufwallung irgend einer unedlen Leidenſchaft je bleich gemacht hat. Das junge Herz ſchlägt ſo ruhig, kein ängſtlicher Traum drückt es — O! warum bleiben wir nicht immer ſo? In dem Alter, wo der ganze Reichthum des

Spielzeugs, der Werth weniger Groſchen, ein Weſen beneidenswürdig glücklich macht, das nachher oft mit Millionen keine Ruhe, keine Freude erkaufen kann —

Der Mond ſcheint ins Fenſter — der treueſte Freund, der immer daſſelbe Geſicht hat —

Es kommen ſo viel Umſtände hinzu, die mich heute in eine ſolche Stimmung ſetzen — Gerade heute iſt mein Geburtstag — Vier und zwanzig Jahre des Jammer-Lebens ſind dahin — Mein erſter Laut war ein Schrey gegen das Schickſal. Der elende Knabe empörte ſich ſchon gegen den Zwang, und hob die kurzen Arme, die ſie ihm binden wollten, zum Himmel empor.

Doch zurück zu der Erzählung meiner traurigen Begebenheiten! Schon hoffte ich in Waldorf einige Ausſicht zu beſſerem Auskommen zu haben, als der heuchleriſche Prediger des Orts einmal des Morgens den Pachter, unſern Wirth, zu ſich rufen ließ, und ihm vorhielt, wie ſehr er ſich der obrigkeitlichen Ahndung und dem göttlichen Strafgerichte ausſetzte, indem er Leute bey ſich beherbergte, die niemand kennte, die vermuthlich gottloſe, nicht einmal durch prieſterliche Einſegnung verbundene Leute, ſondern loſes Volk, ohne Gottes- und Menſchenfurcht, wären. Mit einem Worte! er verlangte von ihm, er ſollte uns fortſchaffen, oder er würde die Sache ernſtlich treiben. Der Pachter klagte mir ſeine Verlegenheit, und ich beſchloß ſelbſt zu dem Pfarrer zu gehen. Ich that es, aber die Art wie er mich empfieng — Mit einem Geſchenke hätte ich alles ausgerichtet — Allein theils hatte ich nicht viel zu entbehren, und dann bauete ich auch auf das natürliche Recht, das jeder redliche unſchädliche Menſch haben muß, auf Gottes Erdboden zu leben, wo er will, ſobald er niemand im Wege iſt. Ich ſagte ihm das, und verdarb dadurch meine Sache gänzlich. Er verſchrie mich nun als einen wiederſpenſtigen, gefährlichen Landſtreicher — Er predigte ſogar wieder uns — Kurz! wir mußten fort, und unſre Zuflucht war das nahgelegene Städtgen, in welchem uns unſer Wirth Arbeit auszuwürken verſprochen hatte. Kaum hatten wir uns aber nach einer kleinen Wohnung umgeſehn, als ich fand, daß auch hier der Böſewicht im Prieſterkleide Verdacht gegen uns erregt hatte. Niemand wollte uns aufnehmen — Wer meinſt Du, wer endlich die Barmherzigkeit an uns that, die ein Lehrer des Chriſtenthums uns entziehen wollte? — Ein Jude — Dieſer both uns eine Wohnung bey ſich an. Wir bezogen ohne Bedenken ein Zimmerchen in ſeinem Hauſe, und dieſer redliche Mann ſparte keine Mühe, uns Mittel, Unterhalt zu finden, an die Hand zu geben. Aber es hielt nicht nur äuſſerſt ſchwer die geringſte Gelegenheit dazu zu finden, ſondern der gute Iſraelite ſelbſt war in ſo armſeligen Umſtänden, und ſo vielfältig von Chriſten betrogen worden, denen er zuviel Credit gegeben hatte, daß ich wohl ſahe, wie wenig er im Stande war, Andern zu helfen. Wir faßten alſo den letzten Entſchluß, weil wir noch einen kleinen Geldvorrath hatten, nach Frankfurt am Mayn zu reiſen, um in dieſer großen Stadt, wo ſo Mancher Brod ſindet, das Aeuſſerſte zu verſuchen, uns eine Ausſicht zu eröfnen —

Und da ſind wir nun unterwegens — Wenn dies letzte mislingt, dann weiß ich keinen Rath — Der Gedanke zerreißt mein Innerſtes — Wenn ich das liebe Weib anſehe, wie geduldig, wie ſo voll Zuverſicht auf die weiſe Vorſicht ſie alles leidet, dann blutet mein Herz, und es nagt mich, daß ich ſchwächer bin an Glauben, als ſie — Zu hoffen, wo wahrſcheinliche Hülfe nahe iſt, das kann freylich jeder ſchwache Geiſt — — Aber itzt gilt es, die Laſt meines Kummers liegt ſchwer auf meinem Herzen — Ich angle vergebens nach kleinen Freuden; Alles trauert um mich. Der ſchöne Frühling, der jedem

Pflänzgen, jeder Creatur, neues Leben, friſche Kraft und Wonne einhaucht, bewegt mein Innerſtes, ſtimmt die leidende Seele zu Klagen, und preßt mir Thränen aus —

Wenn Du mich noch irgend liebſt, Freund meines Herzens! — Wenn Du einer der beſſern Menſchen biſt, die mit den Weinenden weinen können — o! ſo ſchreib mir doch nur ein paar troſtvolle Zeilen, und ſchicke ſie gerade nach Frankfurt. Ich will ſie im Poſthauſe abholen —

G. von der Hörde.

Zehnter Brief.

An den Herrn von Hohenau in Göttingen.

Urſſtädt den 26ſten May 1770.

Da ich nun mit meinem Briefe an den Herrn Meyer fertig geworden bin, * und er Dir mein lieber Carl! vermuthlich daraus erzählen wird, wie ſehr es mir am Herzen liegt, dem armen Gefangenen im Kloſter beyzuſtehn; ſo will ich dies hier nicht wiederholen. Du magſt mir es nicht übel nehmen, daß ich Dir Deinen Freund auf eine kurze Zeit raube. Aber ich meine, er wird, nach unſer Aller Wunſch, die Sache in Mayn; am beſten perſönlich betreiben können, obzwar ich auch ſogleich an einen ſichern Freund, der gerade itzt in der Gegend iſt, desfalls geſchrieben habe. — Wenn nur die Hülfe nicht zu ſpät kömmt! — Ich wollte gern ſelbſt hinrei-

---

* Dieſer iſt nicht in der Sammlung.

hinreiſen, aber ſeit vierzehn Tagen feſſeln mich gichtiſche Flüſſe an mein Bette.

Nun, mein Sohn! ein Wort an Dein Herz geſprochen! Ich finde Deinen Gemüthszuſtand meiner und Deiner ganzen Aufmerkſamkeit würdig. Verhehle mir es nicht — Du liebſt — Das Ding wollte ich nun ſchon gelten laſſen, und ich habe mich beynahe darüber gefreuet, als ich merkte, daß eine Leidenſchaft ſich Deiner Seele bemeiſtert hatte, die den Menſchen wenigſtens, wo nicht weiſer, doch ſanfter und beſſer zu machen pflegt. Nur die Wendung, die dieſe romantiſche Liebe Dir gegeben hat, misfällt mir. Ich weiß ſo gut als Einer, daß es nicht immer in unſrer Gewalt iſt (wenigſtens nicht in Deinen Jahren) Eindrücken von der Art zu wiederſtehen, und ich bin ſehr entfernt Dir Unempfindlichkeit einpredigen zu wollen. Man kann aber lieben, und doch dadurch nicht für die ganze übrige Welt verlohren ſeyn. Noch hat Deiner Liebe niemand nichts in den Weg gelegt. Allein ſich eilig das Herz rauben laſſen, und als Student auch ſogleich Hochzeit machen wollen, um Hausvater zu werden, ehe man ein Mann iſt; Sich der Geſellſchaft entziehen, und blos von häuslichen Freuden reden, ehe man nur im mindeſten die Welt kennt, die man fliehen will; Mitten in der Laufbahn nützlicher Kenntniſſe, die, wenn ſie auch nicht dazu hülfen, Brod zu erwerben, doch den Geiſt aufklären, ſchimpflich zurücktreten, bevor man einmal ſeine Kräfte verſucht hat; Zurücktreten, thätigere Jünglinge den Preis ihrer Veredlung erringen laſſen, und indeſſen an der Seite eines Mädgens tändeln? — Nein! das wird mein Carl nicht wollen! Zudem, wer ſagt dann, daß vielleicht nicht einſt Deine Wünſche erfüllt werden könnten? Aber itzt daran denken, wäre Thorheit; Und ſich darüber härmen, ſich für den elendeſten Menſchen unter der Sonne halten; wäre undankbar gegen das Schickſal. Wenn Du mich alſo noch etwas liebſt; ſo hänge dieſen ſchwärmeriſchen Gedanken nicht zu ſehr nach, oder Du wirſt Dich auf den Reſt Deines Lebens unglücklich machen.

Es geht nicht gleich alles ſo in der Welt, wie man es gern hätte. Dein gar zu lebhaſtes Gefühl muß noch verzweifelt herabgeſtimmt werden. Das Ding geht nicht gut, wenn Du ſchon jetzt anfangen willſt, unzufrieden zu ſeyn. Kömmt der herbe Froſt zu früh; ſo welkt die junge Saat; Nach und nach wird der Boden gehärtet, lernt die Kälte ertragen; Die Erde zieht ihre Säfte in ihr Herz zurück, und giebt die Oberfläche den Streichen des Wetters preis.

Das fühle ich wohl, daß Du zu viel Verſtand haſt, und zu weich biſt, um ſo ganz ſorgenlos durch dies Leben hin zu wandeln, wie der Dummkopf, der ſeinen Biſſen ißt, und ſeinen Trunk trinkt, ohne ſich darum zu bekümmern, ob eine Fliege darinn erſoffen iſt. Er wird der lieben Welt nie müde, und geht nicht eher aus dieſer großen Geſellſchaft, bis ſein Vater winkt, daß es Zeit iſt; dann nimt er traurig Hut und Stock, nimt Abſchied, und kein Menſch vermißt ihn, wenn er fort iſt. Wer aber Gefühl und Verſtand hat, dem wird es freylich nicht ſo gut. Beym Camin iſt ihm zu heiß, beym Fenſter zu kalt; Der ſtößt ihn; Dort tritt ihm einer auf den Fuß: In jener Ecke verläſt et man ſeinen Freund; Hier zieht man ihn in ein Geſpräch, wovon er gar nichts hören mag — Er ſehnt ſich manche lange Stunde durch nach dem Augenblicke, da er mit Ehren fortgehen kann; Und doch ſitzt dort einer im Winkel, mit dem er gern noch ein Wörtgen geredet hätte — Aber wie kann er durch den Haufen? — Er ſchleicht ſich endlich fort — Noch ein freundlicher Blick nach dem lieben Menſchen im Winkel, und dann wird die Thür zugemacht — Dort tragen ſie ihn hin — Wir wollen ihn gehn laſſen — Es iſt doch ſchade, daß ich ihn ſchon fortgeſchickt habe, ich hätte noch viel ſchöne Sachen über ihn zu ſagen — Das iſt aber noch lange Dein Fall nicht.

Ganz glücklich, nach unſerm Ideal glücklich, in dieſer Welt zu ſeyn daran iſt nun einmal nicht zu denken. Man lebt ſo in einem Traume fort; Eigener Kummer und fremdes Elend nagen unaufhörlich an unſerer Ruhe. Aber es giebt doch Mittel ſich ſtill, ruhig und heiter durch dies Leben zu arbeiten. Selig iſt, wer das mit Lächeln kann — Nicht der, deſſen Fußſolen ſo hart ſind, daß er keine Steine mehr fühlt, aber der, der darüber leicht hinweghüpt. Dazu gehört aber Fertigkeit und froher Sinn, und das hat nicht jeder. Durch Uebung bringt man es dahin — Freylich wenn der Steine zu viel kommen, und böſe Menſchen immer noch mehr in den Weg werfen, dann wird der Gang beſchwerlich — Man fühlt zuletzt jedes Sandkörnchen — Aber dahin ſoll es, wie ich feſt hoffe, mit Dir nie kommen.

Sage mir, junger Menſch! Was in aller Welt iſt Dir denn ſchon mislungen? — Wache nur über Dich, mein Sohn! Glaube mir es (und ich kann aus Erfahrung reden) man kann viel über ſich erhalten, wenn man es nur ernſtlich damit meint. Nicht, daß man den ganzen brennenden Schornſtein mit moraliſchem Miſt zuwürfe, und den Bettel inwendig ruhig brennen lieſſe, nein! ſondern indem man andre edle Leidenſchaften gegen die Liebe zu Hülfe rufe, und das Feuer nicht durch Müßiggang und Schwärmerey unterhält; keine Bücher lieſt, die uns Welten vormalen, die wir nie zu Geſicht bekommen werden; noch läppiſche Gedichte auf ein Blümchen und ein Bändgen, wodurch alle unſre männlichen Gefühle, wie Milchbrey zuſammenkochen. Hüte Dich auch, ſelbſt Verſe zu machen, denn dadurch wird nur die Phantaſie erhitzt. Ich weiß zwar wohl, daß das gerade der Zeitpunct iſt, wo ſie am beſten gerathen. In der Jugend, wo die Einbildungskraft feurig, und das Herz warm iſt, da iſt die Zeit zu dichten, zu componieren — für den, der Talent dazu hat. Im männlichen Alter muß man Werke ſchreiben — wenn man im Frühlinge gut geſammlet hat. Im Alter aber muß man ſich Muße nehmen, auf die lange Reihe verlebter Tage mit Prüfung zurück zu ſehn. Opfre aber lieber Deiner Ruhe die Ehre auf, als Dichter gelobt zu werden.

Verzeyhe mir, mein Lieber! dieſe Offenherzigkeit. Ich mögte Dich ſo gern glücklich wiſſen, und noch iſt es Zeit, die Grundlage dazu zu legen.

Müller iſt nach Wetzlar abgereiſt, wo er meine Proceßſachen beſorgen will. Seine beyden jüngſten Söhne laſſe ich itzt herkommen; ſie ſind ſchon unterwegens, und wir wollen ſie dem Gymnaſium in . . . . . anvertrauen; da hat ſie der Vater in der Nähe.

Nun

Nun lebe wohl, mein guter Carl! Dein Freund wird bald wieder zu Dir zurückkehren — Verabſäume ſeinen Rath nicht; Er iſt ein kluger Mann, und liebt Dich beynahe ſo ſehr, als

Dein

treuer Freund

Leidthal.

Eilfter Brief.

An den Freyherrn von Leidthal in Urſtädt.

Wetzlar den 4ten Junius 1770.

Nicht leicht, mein gnädiger Herr! kann jemand auf einer ſo kurzen Reiſe ſo ſonderbare Begebenheiten erleben, als mir auf der meinigen hierher begegnet ſind — Ich habe zwey von meinen Kindern geſprochen, und auf eine ſo unerwartete Art wiedergefunden, daß ich nicht recht wußte, ob mein väterliches Herz ſich mehr über dieſe Zuſammenkunft freuen, oder über den Zuſtand dieſer Flüchtlinge betrüben ſollte.

Sie wiſſen den Schritt, den meine arme Sophie gethan hat. Sie war mit ihrem Geliebten heimlich fortgegangen, ſeine Frau geworden, und ſeit der Zeit hatte das Schickſal an dieſen jungen Leuten den Kummer, den ſie ihren Eltern durch ihre Flucht machten, durch ſo manche Wiederwärtigkeit gerächt, daß die genaue Erzählung davon meinen Zorn gänzlich in Mitleiden verwandeln mußte. Von einem Orte zum andern ziehend, und nirgends Ruhe findend, hatten ſie ſich endlich entſchloſſen, in Frankfurt beſſres Glück aufzuſuchen.

Mein Sohn Ludwig war in genaue Bekanntſchaft mit Schauſpielern gerathen, die ihm einen ſolchen Enthuſiasmus für ihre Kunſt eingeflößt hatten, daß er ſich (bey der Ueberzeugung, daß ſeine Armuth ihm in jeder andern Lebensart die Hofnung zu guten Ausſichten verſperren würde) entſchloß, ſeine Talente, die in der That nicht gering ſind, der Bühne zu widmen. Er wollte indeſſen doch nicht gern in ſeiner Vaterſtadt (des Vorurtheils wegen, das nun einmal gegen dieſen Stand herrſcht) auf dem Theater erſcheinen. Deswegen reiſete er aus Holland über Cöln und Frankfart, um nach Sachſen zu gehen, wo einem Künſtler Achtung und Verſorgung gewidmet werden, und wollte daſelbſt eine Stelle bey einem deutſchen Theater ſuchen.

Auf dieſer Reiſe traf er Abends ſpät mit der Poſt in Gelnhauſen ein, als eben die arme Sophie mit ihrem Manne, da ſie von Hulda gekommen waren, im Poſthauſe in der Thür ſtanden — Die Magd kam mit der Lampe heraus, um den Fremden zu leuchten — Der Wagenmeiſter ſetzte das Leiterchen an, und Ludwig ſtieg unter den Reiſenden zuletzt herab — Sophie hatte nur unaufmerkſame Blicke auf die Ankömmlinge geworfen, als plötzlich der Eindruck einer ihrem liebſten Bruder ähnlichen Phyſionomie, ihr ganzes Blut nach dem Herzen jagte —

Nur der, dem die Natur ſo viel menſchenfreundliches Gefühl, als Ihnen, mein theuerſter Herr! gegeben hat, kann ſich eine Vorſtellung von den Empfindungen machen, welche die drey jungen Leute durchſtröhmten, als ſie ſich nun erkannten, umarmten, und die Erzählungen ihrer Schickſale gegen einander auswechſelten.

Es war nicht mehr die Rede davon, ſich zu trennen, ſondern man machte neue Plane. Endlich vermogte Ludwigs Beredſamkeit meine Tochter und ihren Mann, alle Bedenklichkeiten aufzugeben, und auch den Entſchluß zu faſſen, auf dem Theater ihr Glück zu verſuchen. So wurden dieſe drey romanhaften Köpfe auf einmal von Einem Avanturiergeiſt belebt, vergaßen alle vernünftigen Bedenklichkeiten, vergaßen Kummer, Sorge für die ſpäte Zukunft, vergaßen Eltern, Vaterland — Kurz! vergaßen alles, und fuhren nach einer fröhligen Mahlzeit und durchplauderten Nacht, auch nach Ueberrechnung ihrer Baarſchaften, die ſie itzt mehr als hinreichend fanden, zuſammen der ſächſiſchen Grenze zu.

Ich kam den 29ſten vorigen Monats nach Eiſenach, hatte ein kleines Mittagsmahl für mich beſtellt, wollte nach Tiſche weiter reiſen, und gieng unterdeſſen auf dem großen hübſchen Platze, vor dem Schloſſe und der Hauptkirche auf und ab, als ich vor mir hin, ein Frauenzimmer mit zwey Jünglingen, unter fröhligen Geſprächen, ſpatzieren ſah — Die Stimmen kamen mir bekannt vor, und ich blieb auch nicht lange im Zweifel; Denn kaum hatten ſie mich in die Augen gefaßt, als die drey Romanhelden anfiengen da auf der Straße eine Scene und ein Theatergemälde anzulegen, welches luſtiger itzt ausſieht, da ich es erzähle, als damals, da mein Vaterherz auf dieſe Art beſtürmt wurde —

Meine Rolle war auch bald entſchieden; ich machte aus vollem Herzen den zärtlichen Vater. Was war anders übrig? und was iſt denn am Ende mehr dabey, dachte ich, habe ich ſie doch wieder! Gott wird ſchon weiter ſorgen — Ja! ich geſtehe es, in dieſem Gemüthszuſtande war ich ſo zufrieden von allem, daß ich beynahe als der vierte Narr mit ihnen gereiſt wäre — Und wer mich hier tadelt, mich zu leichtſinnig findet, der iſt nie in einer ſolchen Lage geweſen, der weiß nicht, wie eigene Schickſale und erprobte Veränderlichkeit des eigenſinnigen Glücks den Menſchen tolerant machen können —

Ludwig mag denn Schauſpieler werden! Er verſuche es, ob dieſer Stand in der Nähe ſo viel Freuden gewährt, als er in der Ferne verſpricht, und glückt es nicht; ſo iſt noch immer Zeit weiter zu ſorgen. Er iſt flüchtig, aber ſeine Sitten ſind gut, und ſein Herz edel — Am Ende muß man aus der Noth eine Tugend machen; Ich weiß ihm nicht zu helfen. Allein meine Tochter und mein Schwiegerſohn ſollen dieſe Lebensart nicht ergreifen. Der Graf von Haxſtädt, mein großmüthiger Freund, bemüht ſich kräftigſt den alten von der Hörde zu verſöhnen, und ſein letzter Brief gab mir Hofnung zu glücklichem Erfolge. Ach! wenn das der Himmel wollte — Und ich darf mit Zuverſicht hoffen, daß es gelingen wird, ſobald der Vater nur erfährt, daß man ſeinen Sohn wiedergefunden hat. Unterdeſſen habe ich ihnen ein paar Zimmerchen in Eiſenach gemiethet, wo ſie vorerſt bleiben können. Sie hatten noch Geld, und Ihre Großmuth, mein gnädiger Herr! ſetzte mich in den Stand etwas hinzuzufügen.

Dieſe mir ſo wichtigen Geſchäfte haben meine Reiſe um anderthalb Tage verzögert, ſo daß ich erſt eben ankomme, wegen welcher Verſäumniß ich unterthänig um Verzeyhung bitten muß, weil ich dadurch abgehalten worden bin, bis itzt in Ihren Geſchäften thätig zu ſeyn. Von morgen an bin ich ganz Ihren Aufträgen gewidmet; Der ich ehrerbiethigſt verharre,

Meines beſten Herrn

treuer Diener

Müller.

Zwölfter Brief.

An den Herrn Commerzienrath Müller in Wetzlar.

Urſtädt den 1ſten Julius 1770.

Ihre beyden Briefe *, mein guter Freund! habe ich richtig erhalten. Die Erzählung von der Zuſammenkunft mit Ihren älteſten Kindern hat mich lebhaft gerührt. Mögten Sie Alle recht glücklich werden! Und das hoffe ich gewiß; denn wie ich höre ſo ſcheint auch alles ſich zu einer Ausſöhnung mit denen von der Hörde anzulaſſen. Dieſe Nachricht haben mir Ihre beyden jüngern allerliebſten Knaben, nebſt beyliegendem Briefe ** mitgebracht. Sie ſind geſtern angekommen und machen mir ſo viel Freude, daß ich ſie bis zu Ihrer Rückkunſt bey mir behalten werde.

---

* Der eine derſelben findet ſich nicht.

** Dies iſt der folgende dreyzehnte Brief, von eben dem Freunde geſchrieben, deſſen im erſten Theile, Seite 105 am Ende Erwähnung geſchieht.

Wenn Sie Geld bedürfen; ſo ſagen Sie es aufrichtig!

Ihre erſte Nachricht wegen des Proceſſes[*] verſpricht freylich nicht viel Gutes. Vielleicht klärt ſich aber alles beſſer auf. Sparen Sie keine Mühe! Es hängt viel, ſehr viel von dieſem Proceſſe ab; Ich werde Ihnen, ſo lange ich lebe, dankbar dafür ſeyn.

Leidthal.

---

[*] In dem fehlenden Briefe.

Dreyzehnter Brief.

(in dem vorigen eingeſchloſſen.)

An des Herrn Commerzienraths Müller Hochedelgebohren.

Amſterdam den 12ten Junius 1770.

Werthgeſchätzter Freund!

Ew. Hochedelgebohren können feſt verſichert ſeyn, daß Denenſelben ich ſtets mit gleicher Hochachtung und Freundſchaft zugethan ſeyn werde, und daß mir alſo jede Verſicherung von Dero fortdauernden Gewogenheit ſo viel Vergnügen gewährt, als ich geſtern bey Erhaltung Dero verehrlichten Zuſchrift empfunden habe.

Denenſelben habe heute gute und böſe Nachrichten mitzutheilen. Dero Frau Liebſte befinden ſich würklich unpaß, und müſſen das

Bette hüten, wie ſolches Ew. Hochedelgebohren älteſter Herr Sohn mit mehrerem melden wird.

Dieſer wackere junge Mann wird nun gewiß ſeine Fortüne machen, maaßen ſein Patron, welcher gute Geſchäfte macht, ihm ſehr wohlwill, und, wie es heißt, ihm bald ſeine einzige Jungfer Tochter überlaſſen wird, welches eine ſehr vortheilhafte Partie iſt.

Dero Herr Schwager Van Blüm ſtehen noch ſo ziemlich unter dem Pantoffel, und dürfen ſich alſo der Sache mit der von der Hördiſchen Familie nicht, ſo wie ſie wollen, annehmen. Allein man ſpricht doch davon, daß der alte Vater ſchon anfange, andre Seiten aufzuſpannen, welches von ganzem Herzen wünſcht, und in aufrichtiger Freundſchaft erſtirbt,

Ew. Hochedelgebohren

ergebenſter dienſtwilliger

Jacob Heinrich Lescow.

Vierzehnter Brief.

An den Freyherrn von Leidthal in Urſſtädt.

Maynz den 26ſten Julius 1770.

Alles geht gut hier, mein beſter Herr! Meine Ausrichtungen ſcheinen geſchwinder eine glückliche Wendung zu nehmen, als ich voraus vermuthen durfte, und obgleich mir zuerſt manche Leute viel in den Weg legten; ſo hoffe ich doch in wenig Tagen ſchon den churfürſtlichen Befehl zu Erlöſung unſres lieben Gefangenen in die Hände zu bekommen; Eher habe ich nicht ſchreiben wollen. Gottlob! daß der beſte Fürſt, der niemand gern in ſeinem Lande gekränkt ſieht, dergleichen Mißbräuche der Gewalt nicht billigt.

Durch die beyliegenden Abſchriften meiner desfalls gehabten Verhandlungen * werden Sie, mein theuerſter Herr! am beſten von allem unterrichtet werden können — Kurz! der gute arme Herr hat ſeine Freyheit, ſobald erwieſen werden wird, daß die von mir angeführten Umſtände wahr ſind, und die Unterſuchung wird dem Geheimenrath von . . . . . aufgetragen werden — Wenn nur nicht der Tod ſich vorher ins Mittel ſchlägt! —

Mein Herz iſt getheilt unter Freude und Unruhe. Allerley Nachrichten, die ich von Göttingen bekommen, haben mich heftig erſchreckt. Dem jungen Herrn von Hohenau hat die Liebe den Kopf mehr als jemals umgekehrt. Ein Brief, den mir derſelbe geſchrieben, ſagt mir das ſchon deutlich genug, denn er klagt darinn über unempfindliche kalte Menſchen; findet die ganze Welt verdorben,

---

* Dieſe finden ſich nicht.

entfernt vom geraden Wege der Natur; findet es abſcheulich, daß ein Menſch dem andern, des leidigen Gewinſtes wegen, dienen ſolle. Warum kann man nicht, an der Seite eines treuen Weibes, im erſten patriarchaliſchen Zuſtande, ſein Feld bauen, ſich der wonnevollen Natur freuen, und fern von Städten ſo in Unſchuld und Ruhe dahinwandeln? — So iſt ſein ganzer Brief, und zugleich habe ich durch einen Freund erfahren, daß er zwey Tage von Göttingen abweſend geweſen iſt, die er vermuthlich auf Hundefelds Gut zugebracht, oder nur als ein klagender Schäfer, in den Fluhren umherirrend, nach dem Kirchthurm hin geſeufzt hat, der die Ehre genießt, täglich von ſeiner Schönen angeſehn zu werden —

Ich weiß mir nun wahrlich nicht zu helfen. Soll ich ihm itzt ſeinen Vater entdecken; ſo fürchte ich, daß ſo viel ſtarke Gefühle ſeine Seele überſpannen und ſeinen Kopf verwirren. Rathen Sie mir, gnädiger Herr! Ich reiſe den 2ten Auguſt gewiß von hier ab, und hoffe ſeiner Zeit in Göttingen einen Brief mit Verhaltungsbefehlen zu finden, der ich mit treuer Ergebenheit bin,

Ihr

unterthäniger Diener

Meyer.

Funfzehnter Brief.

An den Herrn von Hohenau in Göttingen.

. . . . . den 1ſten Auguſt 1770.

Machen Sie Sich gefaßt, mein lieber Freund! einmal wieder einen langen Brief voll Reiſe-Annecdoten zu leſen! Ich ſtreife wieder nebſt meinem Oheim, der mich, wie Sie wiſſen, theils einer gewiſſen Verhandlung wegen, theils um mich abzuholen, hier beſucht hat, auch ſchon zweymal in Urſtädt geweſen iſt, im Lande umher, beſuche Höfe, Städte, Dörfer, ſammeln Portraitte, und denke einſt ein kleines Werk über dieſe Reiſe in einigen Quartbänden auf Pränumeration herauszugeben, ein Werk, das gewiß ſogleich aller Orten wird nachgedruckt werden.

In meinem letzten Briefe vom vorigen Monathe[*] ſagte ich Ihnen, daß wir in häuslichen Geſchäften nebſt Herrn und Frau von M.... nach ..... reiſen würden. Das thaten wir denn auch, und holten dieſelben auf ihrem Gute ab.

Der Major von M.... iſt ein guter Mann, nur ein bisgen weibiſch, weitläuftig, und unaufhörlich beſorgt für ſeine werthe Geſundheit, ohngeachtet er (wie der blaſſe Cammerherr L... zu ſagen pflegt) recht eckelhaft geſund ausſieht. Die Frau von M... hingegen hat gerade die Eigenſchaften, die ihrem Manne fehlen, aber nichts von derjenigen Sanftmuth, die billig die Grundlage des weiblichen Characters ſeyn ſoll.

Es ſollte dieſe Sanftmuth bey Frauenzimmern nie, auch nicht durch ihre lebhafteſten Aufwallungen, verdrängt werden, denn ſie iſt das feſteſte Band häuslicher Glückſeligkeit.

---

[*] Der aber nicht in dieſer Sammlung iſt.

ligkeit. Ueberhaupt wird das ſchöne Geſchlecht mehr durch die gefälligen Tugenden, als durch die hohen, geziert. Das iſt die Beſtimmung deſſelben, und den weiſen Abſichten des Schöpfers gemäß. Viel ſanftes Gefühl und ein feiner Verſtand paſſen beſſer in ein ſo ſchönes, weiches und zierliches Gebäude, als ein Herz, das durch nichts erſchüttert werden kann, ein tief nachgrübelnder, philoſophiſcher, moraliſch-ſyſtematiſcher Geiſt. Beſſer übertriebene Lebhaftigkeit (nur muß dieſelbe das Gewand der Anmuth haben) als eine immer gleiche Geſetztheit und Ueberlegung bey allen Vorfällen des Lebens. Wenn man die Beſtimmung des weiblichen Geſchlechts bedenkt; ſo findet man Urſache genug ihm häusliche Tugenden vor allen andern zu empfehlen. Ich freue mich allemal, wenn ich eine Frau ſehe, die beſtändig unter ihren Kindern leben, und jedes Jahr noch ein neues gebähren mögte. Die Natur hat es ſo gewollt, daß dies Geſchlecht, um mit Freuden ſeine Beſtimmung zu erfüllen, ſo viel Glück und Ruhm in ſeiner Fruchtbarkeit ſucht, keine Schmerzen fürchtet, und mit ſtarken Banden an ſeine Sprößlinge geknüpft iſt. Nichts iſt unangenehmer, als die Wartung eines Kindes im erſten Jahre. Ich habe mich dennoch oft verwundert, wie lebhafte Frauen ſich ganze Tage damit beſchäftigen, und ſo ein kleines unappetitliches Geſchöpf tragen und pflegen können. Die Frau von M . . . hat aber keine Kinder; Vielleicht trägt auch das viel zu der Rauhigkeit ihres Characters bey.

Wir kamen des Abends an, und wurden nach einer artigen Mahlzeit in zwey große altfränkiſche Zimmer geführt. Es traf mich die Reihe in einem Bette zu ſchlafen, worinn der Graf von Gleichen mit ſeinen beyden Frauen und einigen Kindern würde Platz gehabt haben. Nachdem ich vermöge eines hohen Stuhls in daſſelbe hinauf geſtiegen, und nunmehro von weichen Federn bis zum Erſticken umgeben war; konnte ich ſogleich nicht einſchlafen; Ich hatte aber ein Nachtlicht brennen laſſen, und beſchauete ſo rund umher die Auszierungen des Zimmers. Die Bettvorhänge waren mit Holzſchnitten gedruckt, und zu Ehren des Kaiſers Leopold, hochſeligen Andenkens, häufig mit ſeinem Bruſtbilde verſehen, neben welchem die Fama ihre Poſaune hören ließ, und die heiligen Engel ſo viel Loorbeerblätter ausbreiteten, daß man unzählige beufs à la mode damit hätte ſchmackhaft machen können.

Im Zimmer hiengen auf einer wachstuchnen Tapete, auf welche Papagayen, Weintrauben und Klapproſen, eines um das andre gemalt waren, die Bilder der hohen Vorfahren der M.... ſchen Familie. Darüber machte ich denn meine Anmerkungen. Solche Familienſtücke nemlich haben gewöhnlich ein trauriges Schickſal. Der Herr Gemahl läßt ſeine Frau im Brautſchmucke malen, und hängt das Bild im vergoldeten Rahmen über ſeinen Schreibtiſch. Wenn ſie einige Jahre

verheiverheyrathet ſind, wird das Portrait zu einem Zierrath des Beſuchzimmers, mehr des Rahmens als des Gemäldes wegen gemacht. Der Sohn, der das Stück erbt, hält es in Ehren, und henkt es, nachdem er vorher den goldenen Rahmen um ſein eigenes Bild gelegt hat, ſchwarz eingefaßt, über das Camin der Eßſtube. In der folgenden Generation wandert das Bild unter die übrigen Familiengemälde, und nach funfzig Jahren muß es ſehr glücklich zugehn, wenn nicht auf dem Hausrathsboden der kleine Junker nach dem wohlgeräucherten Portraitte mit dem Blaserohre ſchießt.

Ueber dieſe Betrachtungen ſchlief ich allmählig ein, nachdem mir vorher die Eulen manches lange küllíſche Opern-Chor vorgeheult hatten.

Den folgenden Tag blieben wir noch dort, und bekamen Beſuch von Herrn und Frau von Lolienfeld, einem jungen kürzlich verheyratheten Paare.

Die Frau von Lylienfeld iſt die Tochter eines redlichen Geheimenraths, von bürgerlichem Stande, der aus zureichenden Gründen, die ſich auf die allgemeine Verderbniß der Jugend in . . . . gründen, ſeine Kinder etwas ſtrenger als andre Väter in der Zucht und Vermahnung zum Herrn gehalten hat. Daher zeichneten ſich dieſelben auch vor andern ihres Gleichen aus. Sie iſt die Jüngſte unter ihnen, und hat die längſte Zeit unter der beſondern väterlichen Gewalt geſtanden. Dieſe und alle Ungemächlichkeiten, welche die ununterbrochene Geſellſchaft eines alten Vaters einem Mädgen, die, in der Blüthe ihrer Jahre, auch zuweilen nach anderm Umgange ſeufzt, zu geben pflegt, hat ſie auf eine Art ertragen, die ihrem Herzen und Verſtande Ehre macht. So waren ihre erſten Frühlingstage verſtrichen — Doch nicht ganz ungenützt. Die Liebe hatte auch die Thür von des Geheimenraths Bibliothek zu finden gewußt. Oft wenn unſere Demoiſelle dem alten Vater eine Abhandlung über die Vergänglichkeit der menſchlichen Dinge, über die Bekämpfung der drey geiſtlichen Feinde, oder eine Deduction des Königs von Preuſſen über ſeine Rechte auf Schleſien vorlas; ſaß der ſchelmiſche Cupido auf der Nachtmütze des Alten, und ſchoß ſeinen ſchärfſten Pfeil in des jungen Mädgens Herz. Ihr itziger Mann, der Hauptmann und ein redlicher wackrer Menſch iſt, hatte Gelegenheit gefunden, ſie zu ſprechen, zu lieben, von ihr geliebt zu werden, und den Vater zu gewinnen, welcher der Heyrath nie hat ein Hinderniß in den Weg legen wollen. Aber ein grauer, mürriſcher Oncle des Liebhabers, der bey alle tauſend Schwern...! fluchte und ſchwor, ſein Neffe ſolle eine Adeliche heyrathen, hat des jungen Mannes Wünſchen ſtets ſeinen Eigenſinn entgegen geſtellt. Endlich hat eine gewiſſe Erbſchaft den Herr von Lilienfeld in den Stand geſetzt, ſich der Tyranney ſeines Oncles zu entziehen. Er hat die Demoiſelle geheyrathet, darf zwar dem Oncle nicht vor Augen kommen, lebt aber ſehr vergnügt, und wird vom Schwiegervater unterſtützt.

Tages darauf reiſeten wir zuſammen ab, und obgleich ich geſagt habe, daß die Frau von M . . . nicht viel weibliches hat; ſo zeigte ſie doch hier, daß ſie nicht ganz aus der Art geſchlagen war, denn ohngeachtet wir früh um ſechs Uhr reiſen wollten; ſo war ſie doch erſt um halb neun bereit. Der Herr von M . . . war ſchon den Tag vorher fortgeritten, die Cammerjungfer nahm alſo den vierten Platz im Wagen ein. und als wir einſtiegen fand ſichs, daß man ſo viel Schachteln und Käſtgen hineingeſtellt hatte, daß wir (die wir unſre Beine nicht wohl abſchrauben und in die Taſche ſtecken konnten) für unſre Markknochen herzlich wenig Platz hatten. Ich nahm mir deswegen, weil ohnehin die Wege ſo ſchlecht ſind, daß man nicht geſchwind fahren kann, die Freyheit, zu Fuß voraus zu wandern.

Klippen! nichts als Klippen, hohle Wege, Abgründe, ſo gieng es bis ſpät auf den Abend. Als nun bald der Weg anfieng gut zu werden, ich müde vom Gehen war, und wir izt hätten anfangen können, geſchwinder zu fahren, brach ein Rad. Wir banden, ſo gut wir konnten, einen Baum unter die Kutſche, und hofften auf dieſe Art, nachdem wir Alle ausgeſtiegen waren, und den Wagen nachſchleifen lieſſen, die nächſte Station zu erreichen; Allein es wollte nicht gehn, und war kein andres Mittel, als auszuſpannen, und den Wagen liegen zu laſſen, bis man vom nächſten Dorfe ein Rad würde geholt haben. Der Poſtillon ritt alſo fort; Ein Bedienter blieb mit der Cammerjungfer beym Wagen; der andre ſollte voraus auf der folgenden Station Pferde beſtellen, und wir folgten ihm indeſſen nach; Weil aber die Frau von M... einen nähern Fußweg durch ein kleines Wäldchen zu wiſſen glaubte; ſo ſteuerten wir dahin.

Es war ein trüber Abend, und wir fürchteten Regen, deswegen eilten wir die Station zu erreichen, verfehlten aber im Holze den Weg, und geriethen dadurch in keine geringe Verlegenheit, denn es tröpfelte ſchon. Indem wir nun immer geſchwinder giengen, ſtieſſen wir plötzlich auf fünf Männer, die wir für nichts geringers, als für eine Diebesbande hielten — Sie mogten indeſſen von uns wohl keine größere Idee haben — Es kam zu gegenſeitigen Erklärungen, und man erkannte ſich für ehrliche Leute. Allein die Männer verſicherten uns, wir wären um anderthalb Stunden aus der Richtung gegangen; Einer von ihnen wies uns auf den rechten Weg.

So kamen wir endlich an; naß bis auf die Haut, und ſehr ermüdet. Nach und nach folgten denn auch Kutſche, Bedienten, friſche Pferde, und alles — „Aber ſeht nur an, „Ihr loſes Volk! Da iſt meine Haubenſchachtel durch das Schütteln unter das

„Apothekerkäſtgen gekommen, und in Granatſtucken gebrochen. Ihr gebt doch auf „nichts Acht. Seht einmal wie die Haube „nun ausſieht!“ — „Deſto beſſer“ dachte ich „Jetzt habe ich wenigſtens für Ein Bein „Platz“ Man ſtieg ein, und die Reiſe gieng bis zum Morgen glücklich fort.

In H... frühſtückten wir. Hier iſt eine ſchöne Gegend, Ebene, Waſſer — Ich athmete freyer — „Herr Poſtmeiſter! um „Vergebung, wer iſt denn die hübſche junge „Frau, da gegen uns über, im Fenſter?“ — „Eine junge Prediger-Wittwe“ — Ich glaubte ſie liebäugelte mit mir, aber, o Himmel! es galt einem andern Glücklichern, der in der Thür des Nachbarhauſes ſtand — mich ſah ſie gar nicht. „Verzweifelt! Ich „will mich henken laſſen, Herr Wirth! wenn „ſich die beyden Leute nicht lieben“ — „Sie „müſſen Sich wohl darauf verſtehen, mein „Herr! Freylich, man ſpricht ſo davon — „Aber in allen Ehren.“

Weiter! In F . . . aßen wir zu Mittag. Die Treppenſtufen waren ſo hoch und ſchmal — man mußte ſich an die Schienbeine ſtoßen — Ein gebackenes Eyer-Cataplasma eine Fußbadſuppe, und dazu Bier, mit Ofenruß braun gemacht? „Nein das iſt „elend! Was hilft nun die Hausapotheke, „gnädige Frau! das Käſtgen, das mir die „Knöchel wund geſchabt hat? Warum nicht „lieber einen Flaſchenkeller mitgenommen?“

Nur fort! Da ſind wir im ritterſchaftlichen Gebiethe! Ah! la belle choſe, que d'être Chevalier! —

„Um Vergebung, mein Herr! wer ſind „Sie?“ — „Ich bin der Reichs-Poſt-„Reuter!“ — „So? Gut, fahret nur „zu!“ —

So kamen wir denn endlich an Ort und Stelle, und fanden den Herrn von M . . . ſchon da — Ich ließ jeden ſeine Geſchäfte machen, und ſuchte mich indeſſen, ſo gut ich konnte, zu unterhalten.

Die beyden benachbarten kleinen Höfe habe ich beſucht. In .... war, während der Cour, Concert. Der erſte Violiniſt ſpielte wahrlich recht brav, gebehrdete ſich aber ſo abſcheulich dabey, daß es mir Mitleiden erweckte. Ich gieng zu ihm, lobte ſein Talent, und bedauerte nur, daß ihn das ſo ſehr ermüdete. Er verſicherte mich ganz ernſtlich, daß kein Inſtrument ärger die Bruſt angreife, als die Violine. Bey Tafel ſahe ich denſelben Mann den Nachtiſch auftragen, und erfuhr bald, daß er zugleich Conditor wäre. Meine Nachbarinn an der Tafel ſagte mir, es ſey ſehr bequem für die Durchlauchtige Herrſchaft, daß dieſer Cammerdiener (denn dieſe Bedienung verſah er auch) zugleich Conditor, Concertmeiſter und Canzelliſt ſey — In Wahrheit, ein rechtes Camäleon! Unterdeſſen kann daraus manches qui pro quo entſtehen. Wenn er zum Beyſpiel ſeines fürſtlichen Herrn Haare friſiert, und ſtatt der Pomade unglücklicherweiſe ein Stück Conditor-Klebewachs ergreift; Wenn er den Violinenbogen aus Verſehen, ſtatt mit Calfonium mit Marzipan reibt; ſo iſt das eine böſe Sache. Und doch iſt das leicht möglich, wie auch daß er einmal aus Zerſtreuung in der Canzelley über ein huldreiches Reſcript Violino principale ſetzt — Wer kann ſicher ſeyn, die Geſchäfte von ſo viel wichtigen Bedienungen nicht zu vermengen? — Sonſt hat mir dies Höfgen ganz wohl gefallen, auch habe ich verſchiedene artige Leute dort angetroffen, und unter andern die Bekanntſchaft eines Mannes gemacht, der in der That an dem größten Hofe eine gute Rolle ſpielen würde. Ich redete viel mit ihm über dieſe Lebensart, und er brachte ſehr feine Anmerkungen über dieſen Gegenſtand vor. Sein Herr liebt ihn vorzüglich, und mich dünkt er beſitzt gerade die rechte Art mit Fürſten umzugehn, alle Familiarität zu vermeiden, um ſich nie Demüthigungen und üblen Launen auszuſetzen, und ſich bey ſeinem Sultan Achtung zu erwerben. Auch weiß er das Publicum immer in dem Wahne zu erhalten, daß er viel über den Fürſten vermag, und daß alle Mühe ihn zu ſtürzen vergebens ſeyn würde. Dieſemnach wird er nie jemand geradezu verſprechen, ſich für ihn zu verwenden, theils aus angenommener Demuth, theils auch, weil es mislingen könnte. Geht hingegen eine Sache gut; ſo weiß er es zu machen, daß man ſich immer ins Ohr ſagt: „Das hat gewiß der .... gethan.“

Dergleichen, keinem Menſchen zum Nachtheil gereichende Feinheiten, halte ich bey einem Manne, der einmal in der Laufbahn iſt, für ſehr erlaubt, verzeyhlich und ſogar nothwendig, um nicht aus dem Sattel geworfen zu werden. Dabey bemerkte ich, daß er alle Gelegenheit vermied, mit den übrigen Hofleuten ins Geheim zu reden; er antwortete immer laut, wenn man ihn leiſe um etwas fragte.

Ein Zug gefiel mir hauptſächlich wohl an ihm. Es kam ein Fremder hin, dem eine Dame ein Empfehlungsſchreiben mitgegeben hatte, wenigſtens hatte ſie es ihm unter dem Namen aufgedrungen. Als er aber den Brief dem Hofmarſchall übergab, fand ſichs, wie ich aus verſchiedenen Reden ſchlieſſen konnte, daß der Ueberbringer mit den ſchwärzeſten Farben in dieſem Briefe abgeſchildert war. „Es muß ein ſchlechtes Weib ſeyn“ ſagte der Hofmarſchall „die fähig iſt, einen Menſchen ſo zu hintergehn; und von jemand, „der ſich nicht ſcheuet eine ſolche Niederträchtigkeit zu begehn, verläſtert werden, iſt „ſchon allein Empfehlung für den Fremden“ — Er begegnete ihm alſo mit Achtung und viel Höflichkeit.

Zwey Hofdamen ſind an dem Hofe. Die Eine iſt ein junges, hübſches, ſanftes Mädgen, voll Seele. Sie ſcheint aber für dieſe unglückliche Lebensart nicht gemacht, iſt zu offenherzig, hat zu viel Character, mit einem

Worte, iſt zu gut für den Hof. Die andre iſt bitter häßlich, hat aber recht den Ton von Perſiflage, ſpricht beſtändig, ſagt nichts, iſt vorſichtig, weiß ihre Leute zu unterhalten, von dem was ſie gern hören, und hat eine immer gleiche Laune — Der Himmel laſſe dieſe achtzig Jahr am Hofe alt werden, und verſchaffe der andern bald das Ziel aller Hofdamen — einen guten Mann.

Von dem andern Hofe und meinen übrigen kleinen Luſtreiſen will ich Sie nächſtens unterhalten*. Jezt ſind wir wieder in hieſigen Gegenden, und ich kann Ihnen mit Gewißheit ſagen, daß ich künftig dieſe Nachbarſchaft von Urſtadt nicht verlaſſen, und noch fernerhin nicht weit von Ihrem würdigen Pflegevater wohnen werde. Mein Oncle hat das Gut Feldberg gekauft; Das war die Verhandlung, wovon ich Ihnen ſchrieb. Es iſt nunmehro alles richtig, und ich freue mich ſehr darüber —

---

* Es findet ſich aber darüber weiter kein Brief.

Die Poſt geht ab — Nächſtens mehr! — Morgen beſuchen wir den Baron Leidthal — Ich umarme Sie in Gedanken —

F. von Weckel.

Sechzehnter Brief.

An den Herrn Meyer in Göttingen.

Urſſtädt den 1ſten Auguſt 1770.

Die Nachricht, welche Sie mir, mein lieber redlicher Freund! von unſers Carls Gemüthszuſtande geben, beunruhigt mich nicht wenig. Ich überlaſſe alles Ihrer Klugheit; denn was ich Ihnen rathen ſoll, weiß ich wahrlich nicht.

Das unergründliche Herz des Menſchen, unaufhörlich von unzähligen zarten Fäden der Leidenſchaften in Bewegung geſetzt; iſt ein Geheimniß jedem, der dies künſtliche Gewebe nicht auseinander zu legen verſteht — Und wer kann das? Wer anders, als derjenige, welcher, als er den Menſchen ſchuf, in ſein Weſen die unendliche Verſchiedenheit von feinen Trieben legte, die ihn zum Guten und Böſen leiten, ſeinen Willen beſtimmen, und ihn bald zur Freude emporheben, bald tief in Jammer verſinken?

Der große Baumeiſter dieſes herrlichen Werks gab uns freylich die Mittel in die Hände, uns und Andre glücklich zu machen. Er gab uns einen freyen Willen, der darinn beſteht, daß wir ſolche Eindrücke entfernen können, die durch öftere Wiederholung den Trieb zu reitzbar machen, der zum Verderben führt. Doch dazu gehört ſtrenge Selbſt-Erforſchung, und erſt darnach können wir Regeln für Andre abziehn.

Allein wie ſchwankend iſt nicht dieſe Kunſt? Zerſtört nicht, was bey Ihnen die vortreflichſten Würkungen hervorbringt, durch einen ſonderbaren Zuſammenfluß anderer Umſtände, den innern Frieden eines anders organiſierten Mannes? Der Menſch, in ſeinem jetzigen tief geſunkenen Stande der Blindheit, dringt nicht ſo weit in das Weſen der Dinge, um hier klar zu ſehn, und das iſt die Urſache, warum ſo wenig allgemeine Regeln bey der Erziehung, Bildung und Leitung des Menſchen zu geben ſind. Aber der Schöpfer aller Creaturen, der Herzen und Nieren prüft, beurtheilt uns nach der Reinigkeit unſrer Abſichten, fordert nur von dem viel, dem viel gegeben worden iſt, und leitet doch alles zum Guten.

Darauf, mein Lieber! müſſen wir feſt bauen, und ſo wollen wir ruhig zuſammen überlegen, was itzt mit unſerm Pflegeſohne zu machen iſt. Reiſen Sie immer, ſobald es möglich iſt, auf das Eichsfeld! In beyliegendem Paquete * finden Sie alle nöthigen Documente, zum Beweiſe des Standes unſers Eingekerkerten. Nehmen Sie ſeinen Sohn mit dahin! Finden Sie den unglücklichen Vater nicht ſo krank, als wir Urſache haben es zu fürchten; ſo verſchieben Sie die Entdeckung bis zu einem ruhigern Augenblicke.

---

* welches hier nicht vorgelegt wird.

blicke. Ich bitte Sie alsdenn, meinen alten Freund, ſobald er befreyet, und im Stande zu reiſen ſeyn wird, durch Ihren neuen Bedienten hierher begleiten zu laſſen. Sie mögen nebſt unſerm Carl auch bald nach Urſſtädt kommen, und wir wollen dann ſehen, wie wir hier denſelben wieder zurechtbringen. Sollte aber mein leidender Freund ſeiner Auflöſung nahe ſeyn; ſo dürfen wir dem Sohne die Wonne nicht rauben, ſeinen armen Vater noch vorher an ſein Herz zu drücken, und dann macht vielleicht dies nie empfundene Gefühl ſeine Seele gegen die Eindrücke einer romanhaften Liebe mächtig.

Während Ihrer Abweſenheit hat mir Carl nicht Eine Zeile geſchrieben. In meinem letzten Briefe gab ich ihm einige väterliche Vermahnungen. *) Es ſcheint aber, als wenn er die Kraft derſelben gefühlt hat, ohne ſie befolgen zu können, wie es mit ſo manchen Regeln geht, und als wenn er ſich nun

ſcheint

---

*) Man ſehe den zehnten Brief.

ſcheuet zu bekennen, daß er zu ſchwach iſt, die Weisheit gegen ſeine Leidenſchaft zu Hülfe zu rufen.

Noch einmal! Sie werden alles gut machen, und ich erwarte ſehnlichſt einen Brief von Ihnen.

Mein Körper iſt ſchwach, und Ihnen, der Sie mein Herz kennen, geſtehe ich es gern, mein Gemüth iſt es nicht weniger. Es ſcheint, als wenn mein unglücklicher Proceß keine gute Wendung nimt. Ich habe geſtern durch den ehrlichen Müller eine weitläuftige Auseinanderſetzung der Lage dieſes Rechtshandels von meinem Procurator in Wetzlar erhalten. Sollte zu keinem Vergleiche Hofnung ſeyn, ſollte mein Gegner die Sache aufs Aeuſſerſte treiben; ſollten endlich ſeine Gründe gerecht erkannt werden; — So würde ich beynahe alles verliehren, was mir das Schickſal an Gütern zugetheilt hat; Und ſo wenig dies mich für meine Perſon in Verlegenheit ſetzt; ſo ſehr würde mein Herz bluten, wenn ich künftig das, was mir zum Wohlthun anvertrauet war, wovon ich ſo manchem Redlichen mittheilen durfte, aus meinen Händen genommen ſehen ſollte.

Der Himmel wird alles zum Beſten lenken — Leben Sie recht wohl! Ich bin ewig

der Ihrige

Leidthal.

Siebenzehnter Brief.

An den Freyherrn von Leidthal in Urſſtädt.

Wetzlar den 10ten Auguſt 1770.

Mögte ich ſo glücklich ſeyn können, Ihnen, gnädiger beſter Herr! gute Nachrichten von meinen Ausrichtungen beym Reichscammergerichte zu geben. Allein beyliegender zweyter Aufſatz Ihres Sachwalters * wird Ihnen leider! das Gegentheil ſagen.

Des Herrn von Wallitz Anwalt treibt die Sache aufs heftigſte. Er hat Mittel gefunden, ſich ſehr kräftiger Vorſprache zu verſichern, und allem Anſehn nach wird der Handel nicht nur bald geendigt, ſondern — mit innigſter Betrübniß ſage ich es: vermuthlich zu Ihrem Nachtheile geendigt ſeyn.

---

* Auch dieſer iſt nicht beygefügt.

Doch ſind noch zwey Wege der Sache einen andern Ausſchlag zu geben, davon der eine in der beykommenden Schrift angezeigt iſt, und der andre auf einen Vergleich beruht, zu dem Sie bald möglichſt alle Hände biethen müſſen, wenn nur mit Ihrem harten, rauhen Gegner irgend etwas ausgerichtet werden kann

Wie ſehr dieſe Angelegenheit Tag und Nacht mein Herz beſtürmt, vermag ich nicht Ihnen zu ſagen. Es iſt aber die Beſtimmung des Menſchen, daß in dieſer Welt Glück und Recht ſo ſelten auf die Seite der Tugend und Rechtſchaffenheit fallen, und daß gewöhnlich der Mann, der des beſten Schickſals würdig wäre, die Vergeltung der Wohlthaten, die er Andern erwieſen hat, nur in ſich ſelbſt, in der Belohnung ſeines Gewiſſens ſuchen, und erſt den ferneren Preis durch manchen Kampf mit der wiederſtrebenden, verfolgenden Bosheit erringen muß.

In meine häusliche Geſchäfte blickt ein Strahl von Hofnung. Eingeſchloſſener Brief eines Freundes * benachrichtigt mich von der Ausſöhnung mit dem alten von der Hörde, welche mein lieber Graf Haxſtädt zu Stande gebracht hat. Ich habe ſogleich an meine Tochter geſchrieben, daß ſie mit ihrem Manne zuruck nach Amſterdam reiſen ſoll — So ware denn ein großer Kummer von meinem Herzen abgewälzt. Allein ich bin ſo ſehr an die Vergänglichkeit der Freuden dieſer Welt gewöhnt, daß ich bey jedem kleinen Sonnenblicke einen nahen Sturm voraus fürchte, und dieſer Sturm wäre würklich ſchon da, wenn mein theurer Wohlthäter itzt ein Schickſal leiden ſollte, das mich, wie mein eigenes, zu Boden ſchlagen würde.

Mein Sohn Ludwig iſt Schauſpieler — Freude macht mir der Schritt nicht. Zwar bin ich von Vorurtheilen gegen dieſen Stand, welcher der bürgerlichen Geſellſchaft immer

ſehr

---

* Der folgende.

ſehr nutzbar ſeyn könnte, gänzlich frey. Aber doch, ſo wie die mehrſten Schauſpieler itzt ſind, und umgeben von Leuten, die nur dieſen Stand ergreifen, weil ſie ſich keiner Zucht noch Ordnung, welche ihnen andre Lebensarten vorſchreiben, unterwerfen wollen — gezwungen täglich in fremdem Character aufzutreten — wer wird dabey nicht nach und nach an Gepräge verlieren, wenn er nicht Zeit hat an ſein eigenes Ich zu denken? Wenn es wahr iſt, daß man durch habitude zum beſſern Menſchen werden kann; ſo hat man gewiß Unrecht, wenn man ſich zu vertrauet mit Grundſätzen macht, die der Tugend entgegen ſind. Zuletzt verliehrt man den Abſchen gegen das Laſter, weil man zu bekannt damit geworden iſt, ſo wie diejenigen Leute, die beſtändig nahe an einem rauſchenden Waſſerfalle wohnen, zuletzt gar nichts mehr hören. Schon das Leſen der Schauſpiele und Romanen kann bey noch nicht ganz gebildeten Menſchen die ſchädlichſten Folgen haben, zumal wenn darinn der

Böſe=

Böſewicht, wie es denn gewöhnlich in der Welt und in ſolchen Büchern der Fall iſt, eine ſehr intereſſante Seite hat. Ich erinnere mich ſehr gut, daß wie ich zum erſtenmal Richardſons Clariſſe geleſen habe, der feine allerliebſte Betrüger Lovelace mir ausnehmend gefallen hat, und daß ich ihm in der erſten Empfindung alle Ränke verziehen habe. Bey einem Schauſpieler iſt dieſe Gefahr ſehr viel größer. Wie kann derjenige Zeit haben, Fertigkeit in der Tugend zu erwerben, der das ganze Jahr hindurch einen Böſewicht, Wollüſtling, Windbeutel, oder dergleichen vorſtellen, und wenn er ſeine Rolle gut ſpielen will, ſich dieſelbe ganz zu eigen machen muß?

Unterdeſſen mag Ludwig, der doch gute Grundſätze hat, ſein Glück eine kurze Zeit da verſuchen. Vielleicht ſetzt mich die Verſorgung meiner beyden älteſten Kinder bald in den Stand beſſer zu rathen.

Ich küſſe Ihnen die Hände, beſter Herr! Wenn ich im Stande bin, etwas Nützliches in Ihren Geſchäften auszurichten; ſo zweifeln Sie nicht an meinem Eifer. Ich erwarte Ihre Befehle, und bin bis in den Tod

Ihr

treu ergebenſter Diener

H. Müller.

Achtzehnter Brief.

An des Herrn Commerzienraths Müller Hochedelgebohren.

Amſterdam den 29ſten Julius 1770.

Ew. Hochedelgebohren habe eine überaus angenehme Nachricht zu ertheilen. Die Ausſöhnung mit dem Herrn von der Hörde iſt, zu unſer Aller herzlichen Freude, glücklich zu Stande gebracht, als wozu ich aufrichtigſt gratuliere.

Es ließen mich nemlich geſtern früh die Frau Liebſte zu ſich beſtellen, und fand ich Dieſelben in der That in ſehr ſchwächlichem Geſundheitszuſtande, im Bette liegend.

Wir hatten nicht lange zuſammen von den vorwaltenden Umſtänden geredet, als ſich der Herr Graf von Haxſtädt melden lieſſen, auch ſogleich Entree bekamen.

„Ich komme mit fröhliger Bothſchaft, „Madame!“ ſagten der Herr Graf, und erzählten uns hierauf, wie der alte Banquier von der Hörde endlich nachgegeben und verſprochen habe, Dero vielgeehrte Jungfer Tochter für ſeine Frau Schwiegertochter zu erkennen, ſeinem Herrn Sohn zu verzeyhen, und abſolut alle odioſa zu vergeben und zu vergeſſen.

Ich kann in der That ſagen, daß dies das erſtemal war, wo ich die Frau Commerzienräthinn attendrirt und bewegt geſehen habe. Würklich ſtanden derſelben die Thränen in den Augen, und ſagten ſie dieſe bedenklichen Worte: „Ach Herr Graf!“ ſagten ſie „wie viel Dank bin ich Ihnen nicht „ſchuldig! Nun darf ich doch wieder vor „rechtlichen Leuten die Augen aufſchlagen. „Aber, wer weiß, wie lange ich dieſe

„Freude genieſſen werde? denn ich fühle
„mich ſehr ſchwach.“

Es dauerte nicht lange; ſo kam, zu meiner großen Verwunderung, der alte von der Hörde auch, und bezeugte ſich ſo freundlich, als ich wahrlich nicht geglaubt hätte, daß er ſeyn konnte. Er verehrte der Frau Liebſten eine Schnupftobacksdoſe von verſteinertem Holze mit Gold eingefaßt, und bath uns Alle auf den Mittag zu einem delicaten Gericht Fiſche zum Eſſen, welche Partie wir denn auch annahmen, wovon aber leider! die Frau Commerzienräthin nicht profitieren konnten.

Ich bedaure, daß hier bekennen muß, daß mir beſagte Geſundheitsumſtände ſehr bedenklich vorkommen, obgleich die Freude über die glückliche Ausſöhnung, der Frau Liebſten einige Erleichterung verſchaft hatte.

Ew. Hochedelgebohrnen, meinem hochgeehrteſten Freunde, habe dieſen angenehmen Vorgang zu melden, nicht verfehlen wollen, wie ſolches der Herr Graf wohl in Mehrerem thun werden; Der ich übrigens mich und die Meinigen zu beharrlicher Wohlgewogenheit empfehle, verharrend,

Deroſelben

dienſtwilliger treuer Diener

J. Lescow.

Neunzehnter Brief.

An den Herrn Baron von Leidthal in Urſſtädt.

Göttingen den 12ten Auguſt 1770.

Geſtern erſt bin ich hier angekommen, und habe den Befehl, den Leidenden, nach vorhergehender Unterſuchung, zu erlöſen, mitgebracht. Ich hätte ſchon vorgeſtern kommen können, wenn nicht die Wege von Friedberg aus bis Caſſell, auch mitten im Sommer bey dem geringſten Regen, ſo ſchlecht wären, daß man nicht fortkömmt.

Meinen jungen Herrn habe ich unbändiger gefunden, als ich erwartet hatte. Er hat ſich, während meiner Abweſenheit, einen Freund zugeſellt, der ſeiner Gemüthsverfaſſung beſtändig neues Feuer giebt. Dieſer Freund iſt ein ſchwärmeriſcher junger Mann, dem die Welt zu enge iſt, der es übel nimt, wenn der Schöpfer nicht jedem Menſchen, der ein bisgen Gefühl' hat, Millionen zu verſchwenden anvertrauet, damit er das erſte das beſte holde Mädgen (wäre es auch ein liederliches Cammerkätzgen, die er in dem Brande ſeiner Phantaſie für das höchſte Ideal von Unſchuld hält) mit ſeiner Hand, und jeden irrenden Ritter mit ſeinem Geldbeutel glücklich machen kann.

Nun haben ſich beyde kranke Jünglinge einander ſo verdorben, daß ich nicht mehr weiß, was ich mit meinem Zöglinge anfangen ſoll.

Mit ſolchen Leuten iſt ſchwer zurecht zu kommen. Will man nicht in ihren läppiſchen Ton ſtimmen; ſo glauben Sie, man ſey ein Menſch ohne Gefühl. Sie überſehen die ganze Welt, und ſehen doch oft einen Nadelknopf für einen vom Himmel gefallenen Trabanten des Jupiter an, finden alles ſchön, was nur übertrieben, unverſtändlich, und auſſerordentlich iſt; glauben, daß Schwärmerey Stärke des Geiſtes ſey, da ſie doch Krankheit der Seele iſt, und der ſeichteſte, ſchaalſte Kopf ſchwärmen kann, es auch viel leichter iſt einer ſelbſt geſchaffenen idealiſchen Welt nachzulaufen, als mit Ruhe, Muth und Würde zu tragen und zu leiden, was man aus der würklichen Welt nicht wegzuräumen vermag.

Schwärmerey iſt aber von edlem Enthuſiasmus ſo weit entfernt, als geſunde Wärme von Fieberhitze. Ohne Enthuſiasmus bringt man es nie zu etwas Großem, Schwärmerey hingegen macht zu allem ungeſchickt. Man zeige mir den Mann, der ſich durch hervorleuchtende große Thaten ausgezeichnet hat, und der zugleich ein Schwärmer geweſen wäre! Aber die Maske der Schwärmerey hat freylich mancher, der Epoche gemacht hat, angenommen, und das deswegen, weil nichts leichter anſteckt, als eben dies, und weil man alsdenn die Menſchen nicht mehr zu fürchten braucht, wenn man ihnen erſt den Kopf verwirrt hat. *

Indeſſen

---

* So war es mit Mahomed, Cromwel, Z.....f, C....n R....z, und andern. Eine Religionsſecte, eine geheime Geſellſchaft, eine Verbrüderung, eine Weisheitsſchule, die zuerſt ihre Zöglinge zu Schwärmern macht, beruht zuverläßig auf Betrug. Wer ſeinen Unterricht damit anfängt, mir Dinge vorzutragen, die den Reſultaten der mir vom Schöpfer verliehenen geſunden Vernunft wiederſprechen, hat gewiß die Abſicht mein Gehirn zu verwirren, damit ich ihm nicht in die Karte ſchauen ſoll. Will man mir Geheimniſſe vortragen; ſo müſſen es ſolche ſeyn, die meinem Verſtande zu Hülfe kommen; nach und nach erläutern, was ich ſonſt nur halb verſtand; mich aufklären, nicht betäuben; und umgekehrt: Dieſe Geheimniſſe können über meine Einſicht ſeyn, aber ſie müſſen nicht mit geſunden Begriffen ſtreiten. Man ſoll nicht mir ſo lange Unſinn vortragen, bis mein umwölkter Kopf ihn zu verſtehen glaubt; ſondern man ſoll von einfachen verſtändlichen

Sätzen

Indeſſen iſt verliebte Phantaſie vielleicht die verzeyhlichſte von allen. Sie verdient am mehrſten Mitleiden, weil ſie aus zu großer Nachſicht gegen den natürlichſten und edelſten, aber auch gefährlichſten aller Triebe entſteht. Kenne ich ſie nicht, dieſe unglückliche Leidenſchaft? Habe ich nicht ſelbſt genug durch ſie gelitten? — Neque enim ignari ſumus ante malorum.

Zwey

Sätzen bis zu den abſtracten fortſchreiten; ſo daß ich in dem Folgenden ſtets die Beſtättigung des Vorhergehenden finde. Der erſte Schritt zu höherer Erkenntniß, iſt Berichtigung der gewöhnlichen Erkenntniß. Dieſe gewöhnliche, allen Menſchen gemeine Erkenntniß, iſt gewiß der Maaßſtab der Weisheit. Sie kann mit Vorurtheilen überladen, aber ihr Grund kann nie gänzlich falſch ſeyn, denn ſonſt wäre der Schöpfer ungerecht der das ganze Menſchengeſchlecht ſo verſtimmt hätte

Wenn dieſe Anmerkung am unrechten Platze ſteht; ſo iſt ſie doch nicht weniger wahr, und die, für welche ſie geſchrieben iſt, werden ſchon wiſſen, wohin ſie zielt. A. d. H.

Zwey Wege ſehe ich für den Herrn von Hohenau übrig. Er muß ſich entweder jetzt in den Stand der heiligen Ehe begeben (und das werden Sie, mein gnädiger Herr! doch wohl nicht gut finden) oder weit von hier auf eine andre Univerſität gehn — Doch darüber Ihnen meine unterthänige Vorſchläge zu thun, verſpare ich auf eine andre Zeit.

Wir reiſen morgen früh aufs Eichsfeld. Gott weiß, ob ich den guten Herrn noch lebend antreffen werde, oder nicht, und wie ich es mit dem Sohne halten ſoll —

Noch nie iſt mein Kopf ſo verwirrt, mein Herz ſo bedrängt geweſen — Ihr Proceß, mein beſter Herr! — Kaum wage ich es darnach zu fragen — O! mögten meine Wünſche erfüllt werden! — Es ſind Wünſche des treueſten Herzens, das Ihnen ewig gewidmet bleiben wird, von

Ihrem

unterthänigen Diener
Meyer.

Zwanzigſter Brief.

An den Herrn von Hohenau in Göttingen.

. . . . . den 19ten Auguſt 1770.

Wir kommen eben von Urfſtädt, mein lieber Freund! wo wir der glänzenden Hochzeit der ehr- und tugendſamen Jungfer Sievers beygewohnt haben. Der Baron Leidthal, der nun einmal weiß, daß ich ein Menſch bin der bey dergleichen Feſten zu gebrauchen iſt ließ uns, meinem ehrlichen Oncle und mich, vor einigen Tage dazu einladen.

Wir kamen des Sonntags früh an, und fanden den guten Leidthal ſchwächlich ausſehend — Sagen Sie mir, was fehlt dem lieben Manne? Die Tage hindurch, da wir bey ihm waren, kam er mir äuſſerſt niedergeſchlagen vor, da ich doch ſonſt eine immer gleiche Gemüthsruhe an ihm gewöhnt bin.

Wir giengen Alle in die Kirche, und hörten von Jhrem redlichen, guten Pfarrer eine wahrhafte Herzenspredigt — Das iſt ein Mann, wie ich ihn gern habe — Da war keine künſtliche Beredſamkeit, voll Blumen und poetiſcher Bilder, wie ſie meine Phantaſie zu Hauſe mir beſſer erfinden würde; Da war keine gelehrte dogmatiſche Abhandlung, aus den Werken ſophiſtiſcher Dummköpfe zuſammen geſchmiert, welche die heilige Religion, die ganz fur das Herz gemacht iſt, auf kalte Vernunftſchlüſſe zurückführen, und mir in verwickelten Beweiſen darthun wollen, was ich als Knabe ſchon fühlte, wenn ich mich der ſchönen Welt freuete, die ganz von Jhm voll iſt, deſſen Liebe alle Creatur umfaßt; Da war kein Informator-Ton, kein Schreyen über Verderbniß der Welt, die immer, ſo wie ſie itzt geweſen iſt, bleiben wird; Kein Schimpfen auf Laſter, die nur durch Sanftmuth, Geduld und Beyſpiel gemindert werden — Nein! es war eine einfache, ſanfte, gefühlvolle, ungekünſtelte Beredſamkeit des Herzens, voll Liebe und Wärme, ohne Declamation, Ereiferung, Prahlerey und Uebermuth — Ich hätte den Mann an meine Bruſt drücken mögen, der ganz in dem Geiſte der Apoſtel die Lehre verkündigte, die nicht Menſchen gegen Menſchen erbittert noch empört, ſondern die Guten näher an einander kettet, daß ſie ſehen und fühlen, wie freundlich der Herr iſt, der ſeine Sonne aufgehn läßt über Böſe und Gute —

Wir ſpeiſeten des Mittags in großer Geſellſchaft bey Ihrem Pflegevater — Der Henker weiß, wo er alle die Amtmänner, Stadtphyſici und Commiſſionsräthe aufgetrieben hatte! Es war ein ganzes Magazin von Perücken in allerley Formen, wie ſie nach und nach in Frankreich Mode geworden waren, von des Miniſters Colbert Knotenperücke an, bis auf eine Atzel von Eiſendrat, wie ſie etwa ein Commis der Régie trägt.

Ich ſaß zwiſchen einer wohl gemäſteten Commiſſionsräthinn und einer kleinen zuſammengeſchrumpften Doctors-Frau, mit einer niedrigen, ſchwarzen, wollenen Haartour. Die Eine redete immer vom Wetter, und die Andre fragte mich, ob ich die Anatomie in Königsberg geſehn hätte? Des Herrn Commiſſionsrath Sohn, der Fähndrich, war auch mitgekommen — ein ungeſchickter Lümmel der, wie es ſchien, den Werth eines Officiers darinn ſetzte, unverſchämt, unwiſſend, und vorwitzig zu ſeyn, und alle übrigen Stände für klein zu halten. Von zwey beſſern Gäſten verſpare ich mir das Vergnügen, nachhero zu reden.

Nach Tiſche überraſchte uns auf eine angenehme Art der allerliebſte Cammerjunker von Morgenſchutz. Er trat mit ſeiner gewöhnlichen Selbſtgenügſamkeit herein; ſprach ein Wort um das andre franzöſiſch und deutſch; bath uns Alle, zu thun, als wenn er nicht zugegen wäre; begegnete niemand mit einiger Achtung als den Wirth vom Hauſe; ſprach beſtändig von wichtigen Dingen, die keinen von uns intereſſierten; wußte unerhört viel Annecdoten von Perſonen, die wir nicht kannten — „Dies hatte ihm der Fürſt „geſagt, jenes der Miniſter en confiance „vertrauet — Geſtern als er mit der Fürſtinn „allein in dem Schloßgarten ſpatzieren gieng, „begegnete ihm der — Ueber ein gewiſſes „Projèt dürfe er ſich noch nicht erklären — „Der Canzler ſey ein frommer Mann, voll „Préjugés, wie ein Dorfprediger — In „Berlin ſey jetzt eine herumziehende Bande, „un ſpectacle allemand, c'eſt tout dire — „Mit dieſer Sache würde es gewiß gut gegangen ſeyn, wenn der Fürſt ſeinen Rath „befolgt hätte — Er laſſe gewiß keinem „Menſchen des mauvais offices“ — Doch wir wollen den Narren laufen laſſen — Und Sie kennen ja alle dieſe Originale —

Um vier Uhr gieng denn die Cäremonie vor ſich. Die Jungfer Braut hatte einen gelben damaſtenen Schlenter von der ſeligen Baroneſſe von Leidthal an, und dabey roſenfarbene Bandſchleifen. Der Perückenmacher Haberkorn, der die ganze Nachbarſchaft mit ſeinen Kunſtwerken verſieht, hatte ſie, in halb Menſchen- halb Pferdehaaren aufgeſetzt, und wacker eingepudert. Chriſtoph Birnbaum war von ſeinem guten Herrn mit einem Scharlachkleide nebſt grüner Weſte beſchenkt worden. Auf dem Rocke war der Platz, wo die Cammerherrnknöpfe und der Stern geſeſſen hatten, noch deutlich zu ſehn.

Nach der Trauung, während welcher die theure Braut, wie ein Schloßhund, heulte, verſammlete ſich in des Verwalters Wohnung die ganze Geſellſchaft, und eine artige Collation erwartete ſie daſelbſt. Unter den hohen Anweſenden waren Schreiber, Schulmeiſter mit ihren Weibern, und andre; lauter artige Leute, welche zuletzt recht laut und fröhlig wurden. Wir giengen ab und zu, und miſchten uns von Zeit zu Zeit unter ſie.

Ich bemerkte gern, wie das junge Paar ſich mit derjenigen Würde zu betragen wußte, die ihm ſeine Standeserhöhung und des Herrn Barons Schutz einflößte. Der Schulmeiſter aus Urſtädt machte allerley luſtige Schwänke, zu Ehren der Jungfer Braut, unter andern ſchnitt er aus einer Pflaume ein Wickelkindchen. Auch trank er allerley witzige Geſundheiten, als: „Was den Muth „ſtärkt, und zum Herzen geht“ „Ueber ein „Jahr um dieſe Zeit“ „Auf eine unruhige „Nacht“ u. d gl. Ferner hatte er den geſchlungenen Namen von Braut und Bräutigam mit Kohlen auf ſeine Hand gemalt, und drückte das ſeinem Vetter, dem Cammerſcribenten, vor die Stirn.

Gegen ſieben Uhr fieng man an zu tanzen, und zwar nicht blos landmäßig, ſondern auch engliſche Tänze. In der Zwiſchenzeit ſpeiſeten wir Alle an einer großen Tafel, und dann endigte ſich um Mitternacht das Feſt in Ordnung und Fröhligkeit.

Jetzt will ich Ihnen ſagen, wer die beyden Gäſte waren, von denen ich vorhin redete. Herr und Madam Becker waren es, welche auch eingeladen und erſchienen waren.* Glauben Sie mir, dieſe Leute intereßieren mich ungemein. Von ihrer Geſchichte weiß ich wenig, aber das Wenige iſt ſonderbar genug. Madam Becker hatte in ihrer Jugend einen Menſchen geliebt, der mit ihr aufgewachſen war.** Die Eltern aber hatten, wie es ſcheint, in dieſe Heyrath nicht willigen wollen, ſondern die Tochter gezwungen einen Andern (ihren jetzigen Mann) zu heyrathen,

---

* Man ſehe im erſten Theile den erſten Brief, Seite 27 unten.

** Was gilt's, das iſt die Wilhelmine, von welcher im erſten Theile im eilſten Briefe, S. 122, Meyer Erwähnung thut? Wie doch in den Romanen die Leute zuſammenkommen!

rathen, für den ſie keine Neigung hatte. Daher lebten ſie vermuthlich in den erſten Jahren nicht ſehr vergnügt von beyden Theilen, und das Mistrauen des Herrn Beckers, als wenn ſeiner Frauen Herz noch von der erſten Liebe voll ſeyn, und ſie vielleicht gar ein geheimes Verſtändniß mit dem Freunde ihrer Jugend unterhalten möchte, bewog ihn, in eine ferne Gegend zu ziehn. Er nahm ſogar einen fremden Namen an, riß ſich von allen bisherigen Verbindungen los, und nachdem er ſo von ſeinem Vermögen, das hinreichend ſeyn ſoll ihn zu unterhalten, in verſchiedenen Städten gelebt hatte, zog er endlich mit ſeiner Frau in dieſe Gegend. Die Gewohnheit mit einander umzugehn, nachgebende Gefälligkeit der Frau, und die Uebereinkunft ihrer Denkungsart, welche zuletzt durch Herabſtimmung von beyden Seiten, und Abſchleifen der rauhen Ecken ihrer Charactere entſtanden iſt, hat in ihre Ehe nach und nach eine conventionelle Glückſeligkeit gebracht, und ich bemerkte nicht, daß unzufriedene Blicke unter ihnen gewechſelt wurden.

Ueberhaupt glaube ich, daß es mehr glückliche Ehen giebt, als man gewöhnlich meint. Eine gewiſſe idealiſche Glückſeligkeit, auf welche man überhaupt in dieſer Welt Verzicht thun muß, kann man auch hier nicht erwarten. Das erſte Feuer der Liebe, das durch Schwierigkeit, Ungewißheit, Neuheit, ſeinen Reiz bekömmt, fällt wohl unter Eheleuten nach und nach weg; aber es tritt an deſſen Stelle eine ruhige Wärme, die durch gegenſeitige Gefälligkeit, Treue, verbundenes Intereſſe, Gewohnheit, Gemeinſchaft im Guten und Böſen, unterhalten wird; und da wird manche ſonſt unangenehme Sorge zu einem neuen Bande. Selbſt die Eiferſucht iſt dann oft ein Glied in der Kette häuslicher Glückſeligkeit, freylich nicht die grobe, unvernünftige Art Eiferſucht, ſondern die zu rechter Zeit in Bewegung geſetzte zärtliche Beſorgniß: man könnte ein Herz verliehren, das uns ſo theuer, ſo nothwendig geworden iſt. Ja! ich bin überzeugt, daß Perſonen von ganz entgegengeſetzten Temperamenten ſehr zufrieden, vielleicht zufriedener als ſolche, die Sympathie vereint hat, wenigſtens nach ein paar Jahren Zeit, mit einander leben können. Wenn ſie vernünftig ſind, ſo werden ſie bald einer des andern Schwachheiten ertragen können. Die kleinen ſcharfen Ecken ſtoßen zuerſt hie und da einmal zuſammen, aber ſie reiben ſich bald ab, wenn ſie irgend biegſam ſind, und ſind ja einige zu harte Stellen da; ſo weiß man ſie ſo zu drehen, daß der Freund nicht dawider rennt. —

Ich glaube, mein junger Herr! daß Sie gern etwas von häuslicher Glückſeligkeit hören, deswegen ſchreibe ich dies. Nun will ich aber aufhören. Leben Sie wohl, und lieben ferner

Ihren

ergebenſten Diener
v. Weckel.

Ein und zwanzigſter Brief.

An den Herrn Hauptmann von Weckel.

Urfſtädt den 21ſten Auguſt 1770.

Es hat mir weh gethan, mein lieber Freund! daß Sie geſtern nicht zu mir kommen konnten; Ich hätte Sie ſo gern geſprochen! — Wenn man etwas auf dem Herzen hat; ſo iſt kein ſüßerer Troſt, als einem Freunde ſein Leiden zu klagen. Ich habe recht viel auf dem meinigen, und bin jetzt ganz allein. Dazu weiß ich, wie lebhaften, herzlichen Antheil Sie an allem nehmen, was mir begegnet, und wie gütig Sie meine Freunde als die Ihrigen betrachten. So will ich Ihnen denn wenigſtens ſchriftlich erzählen, was ich Ihnen mündlich klagen wollte, wovon mich aber Ihre und meine Unpäßlichkeit abhält

Ich erhielt geſtern einen Brief von Meyer, * auf dem Eichsfelde geſchrieben, mit der traurigen Nachricht von meines Freundes Tode. Eben in dem Augenblicke, da ich dieſen erſten Geſpielen meiner Jugend, nach langjährigem Trübſal in meine Arme zu ſchlieſſen, und noch ein paar glückliche Jahre mit ihm zu verleben hoffte, wird er mir, für dieſe Welt, entriſſen.

Meyer kam mit meinem Carl den 13ten Abends auf das Eichsfeld, und ihre erſte Sorge war, wie man denken kann, ſich nach dem armen Gefangenen zu erkundigen. Sie erfuhren, er ſey ſehr ſchwach, und werde ſchwerlich noch ein paar Tage leben. Nun zeigte Meyer den Befehl des Churfürſten, den Leidenden, bis zu vollbrachter Unterſuchung, in eine bequeme Wohnung zu führen. Dies ſchien einigen Herrn nicht zu gefallen, und ſie brauchten allerley Vorwand die Fremden abzuhalten, den Unglücklichen zu ſehn, obgleich

ſie

---

* welcher aber nicht eingerückt iſt.

ſie ſich äuſſerlich ganz gleichgültig bey dem Handel und der bevorſtehenden Unterſuchung ſtellten.

Den 14ten führte man endlich meine beyden Abgeordneten in den Kerker, und da gab es einen Auftritt, den der geſchickteſte Maler nur ſchwach darſtellen würde.

Meyer fand es nöthig, den jungen Hohenau vorzubereiten, ſeinen ſterbenden Vater in dem Gefangenen zu umarmen, aber der Jüngling gerieth darüber in einen Gemüthszuſtand, der alle Anweſenden in Furcht und Schrecken ſetzte. Er ſtürzte ſinnlos in das Gefängniß und — noch einmal! was für eine Scene da vorgieng, bis zu dem Augenblicke, da der Vater verſchied, daran vermag ein zärtliches Herz nicht ohne Wehmuth zu denken.

Carl hatte nie, auch nur eine dunkle Ahndung gehabt, daß ſein Vater noch lebe —

Ihn hier, in dem Zuſtande, mit gebrochenen Augen wiederzufinden — und dabey das Herz durch die heftigſte Leidenſchaft der Liebe in Aufruhr gebracht — Zum erſtenmal in ſeinem Leben den Urheber ſeines Daſeyns in dieſen Umſtänden an ſeine Bruſt drücken — den erſten väterlichen Segen von ſterbenden Lippen auffangen zu müſſen — Ach! mein Beſter! denken Sie, wie traurig das war —

Mein alter Freund ſtarb, wie er gelebt hatte, mit einem liebevollen Blick in die Welt zurück, in der er doch viel Tage des Trübſals, und ſo wenig Wonne erlebt hatte — Er zog ſeinen von Schmerz erſtarrten Sohn, mit ſchwacher Hand zu ſich her — Seine verlöſchenden Augen glänzten noch einmal von ſtummer Freude — Er hob ſie zum Himmel empor, und es war, als wenn ſeine Lippen ſich bewegen wollten — Aber ſie verſagten ihm den letzten Dienſt — Sein heiliges Gebeth ſollte durch keine irdiſchen Töne mehr entweiht werden — In der Sprache der Verklärten brachte es der Zeuge des Herrn, ſein Engel, vor den Thron des Allmächtigen, vor dem er itzt ſteht — Dort wo kein Kummer, kein Geſchrey mehr iſt — Von geprüften Freunden umgeben, lobt ſein von den groben Banden erlöſter Geiſt den Vater, der ihn in ſeinem Prüfungsſtande den einzigen Weg gehn ließ, der ihn zu dieſer höheren Vollkommenheit führen konnte —

Mein Herz iſt zerriſſen, von ſehr viel traurigen Vorſtellungen zerriſſen — Was mache ich mit meinen Carl? Das beſte wird doch ſeyn, ihn bald zu mir kommen, und ihn, nach einem kurzen Aufenthalte, wenn der erſte Schmerz überwunden ſeyn wird, eine Reiſe thun zu laſſen.

Mein ſterbender Freund hat, während ſeiner Gefangenſchaft, die Erzählung ſeiner letzten Leiden ſtückweiſe aufgeſchrieben. Das Manuſcript fand man; Er zeigte nemlich auf den Ort, wo es verborgen lag, und Meyer bemächtigte ſich deſſelben, alles Wiederſtrebens der Anweſenden ohngeachtet. Noch iſt es nicht in meinen Händen, aber mich verlangt ſehnlichſt darnach. *

Könnten Sie nicht, mein lieber Freund! in dieſen Tagen zu mir kommen? Ich hoffe doch nicht, daß Ihre Unpäßlichkeit von Bedeutung iſt, und ich habe Ihnen ſehr viel Dinge zu ſagen, deren Mittheilung mein Herz erleichtern wird.

Empfehlen Sie unterdeſſen dem würdigen Herrn Oncle beſtens,

Ihren

treuen Freund
Leidthal.

---

* Dieſe Handſchrift, welche eine gewiſſe innere Einrichtung ſchilderte, wird nicht im dritten Theile vorkommen obgleich dies anfangs der Plan war. Der Herausgeber befürchtet, ein Stand, für den er die aufrichtigſte Verehrung hat, mögte durch das Bild einiger ſeiner Mitglieder, deren es doch in allen Ständen gute und ſchlechte giebt, beleidigt werden.

Zwey und zwanzigſter Brief.

An den Freyherrn von Leidthal in Urſtädt.

Göttingen den 1ſten September 1770.

Zu Ihnen, mein ewig geliebter, theurer Wohlthäter! fliehe ich, um Ruhe für das kummervollſte, tief gekränkte Herz zu ſuchen. Wer würde ſich auch meiner annehmen, wenn Sie es nicht thäten? — Ich habe ja keinen Vater mehr. Gott ließ mir nur ſeine liebevolle Geſtalt einen Augenblick erſcheinen, und entriß ihn mir dann wieder — Wollen Sie denn nun ferner mein Vater ſeyn? Wollen Sie Ihren Carl nicht verſtoßen? Wollen Sie aber auch Nachſicht mit ihm haben? — Ach! ich bin nicht mehr, wie ich einſt war, heiter, frey, fröhlig in der Welt. Nie gekannte Gefühle, traurige Ahndungen, unbezwingliche Leidenſchaft beſtürmen

ſtürmen meine arme Seele — Bald mögte ich fliehen, weit hin, von der Erde weg, fliehen, meinem unglücklichen Vater nach, den kein Kummer mehr nagt — Und dann wieder, wenn ich bedenke, wie wenig man braucht, um in einem unbekannten Winkelchen der Welt glücklich zu leben; ſo mögte ich in einen ſolchen Winkel hinflüchten, wo niemand nichts weiter von mir hören ſollte —

Ich weiß es wohl, dieſer Ton wird Ihnen misfallen — aber ich kann nicht anders — Vielleicht klage ich nicht lange mehr — O! verlaſſen Sie mich nicht; haben Sie Mitleiden mit mir Verwaiſeten, den Sie mit liebreicher Hand erzogen, und zur Tugend geleitet haben! — Haben Sie ferner Geduld mit mir! Ich will ja gern an mir arbeiten, und meinen Kummer geduldig ertragen lernen — Glücklich werde ich doch wohl nie ſeyn — Wie kann ich es ſeyn, in einer Welt, wo Lieben ein Verbrechen iſt, wo man ſich nicht ehr nach einer Gehülfinn umſehn ſoll, bis die ſchönſten Jahre vorüber ſind. und das Herz hart, kalt, und gefühllos geworden iſt?

Wenn Sie nur den Engel kennten, deſſen Bild unauslöſchlich in meine Seele gedrückt iſt — Sie ſelbſt würden ſie lieben — Auch kann ich ſie nicht vergeſſen, werde ſie nie vergeſſen.

Aber, beſter Pflegevater! flehendlichſt bitte ich Sie, laſſen Sie mich eine andre Lebensart ergreifen! Laſſen Sie nicht mehr meinen Kopf in der unbedeutenden, trocknen Jurisprudenz grübeln, die den Menſchen weder gerechter, weiſer, noch beſſer macht — Was ſind alle Wiſſenſchaften, die nur die kläglichen Verderbniſſe des Menſchen, Neid, Hader, Eitelkeit, Hochmuth, Geiz und Bosheit erfunden haben? Lieber will ich Brod und klares Waſſer genieſſen, als durch dieſe Wege mein Glück machen — Auch glückt es mir nicht. Gott weiß, woher es kömmt, aber mit aller Anſtrengung lerne ich doch in dem Fache nichts — Und was iſt denn auch der elende Ballaſt von Gelehrſamkeit dieſer Welt werth? Lindert er wohl auch nur im mindeſten die Schmerzen eines verwundeten Herzens? Klärt er uns im mindeſten über unſre künftige Beſtimmung auf? — O! zürnen Sie nicht, aber ich rede, wie ich es fühle — Ich will ja keine glänzende Rolle in der Welt ſpielen — Laſſen Sie mich Ihren Verwalter ſeyn; ich will Ihnen treu und freudig dienen, und geben Sie mir dann die Freundinn meines Herzens; ſo will ich Sie ewig, wie meinen eigenen Vater lieben und verehren — Und thue ich das nicht ſchon? Habe ich Ihnen nicht alles zu danken? Kann ich je aufhören, im Leben und im Tode zu ſeyn,

Meines Wohlthäters

gehorſamſter Sohn?
Carl.

Drey und zwanzigſter Brief.

An den Herrn von Hohenau in Göttingen.

Urfſtädt den 16ten September 1770.

Es wundert mich nicht, mein lieber Sohn! daß Du itzt in einem ſo verwirrten und beklommnen Gemüthszuſtande biſt, und ich wünſchte nur, Du mögteſt von mir verſichert ſeyn, daß ich mich ganz in Deine Lage zu ſetzen, und mit Dir zu fühlen weiß, was Du leideſt.

Vergebens würde ich Dir vorſtellen, wie viel tauſend Menſchen unglücklicher als Du ſind — Das iſt wohl immer ein ſchwacher Troſt für jemand der Kummer hat, wenn man ihn noch mit der Erinnerung an fremden Jammer peinigt. Aber doch iſt etwas darinn, das uns beruhigen kann, und dies

Etwas iſt die Ueberlegung, daß wenn die Vorſehung auch beſſere Menſchen prüft, wir in einer künftigen Welt Güter zu erwarten haben müſſen, die hier ſo ſparſam ausgetheilt ſind — Und wer ſagt, daß ſie ſo ganz ſparſam ausgetheilt ſind? Noch habe ich nicht geſehn, daß ein Menſch, ohne ſein Verſchulden, unaufhörlich ſein Leben hindurch wahrhaftig unglücklich geweſen wäre, und immer habe ich gefunden, daß auf eine traurige Periode glückliche Begebenheiten folgen. Baue feſt auf die Vorſehung, und verzage nicht, wenn Du ein Mann und ein Chriſt ſeyn willſt.

Und wenn ich Dir nun gar beweiſen wollte, daß Du würklich nicht unglücklich wärſt; was würde es helfen? Noch iſt Deine Vernunft nicht unbefangen genug, um dies unpartheyiſch abzuwägen.

Komm alſo, ſobald Du kannſt, mit Deinem Freunde zu mir; Das iſt alles, warum ich Dich heute bitten kann. Hier will ich Oel in Deine Wunden gieſſen, ſo viel ich vermag. Wir wollen auch ruhig zuſammen überlegen, was in der Folge für Dich zu thun iſt. Findeſt Du es dann nach einigen Wochen noch immer rühmlicher, die Talente, die Dir Dein Schöpfer zum Dienſte Deiner Nebenmenſchen gegeben hat, in einen engeren Cirkul zu vergraben; Fährſt Du fort zu glauben, daß Du nicht anders glücklich ſeyn könneſt, als wenn Du ſchon als Jüngling die Beſtimmung eines Mannes erfülleſt — Ey nun! ſo wollen wir ſehn, was ſich thun läßt. An meiner Liebe ſoll es Dir wahrlich nie mangeln, und das Schickſal, was mir der Himmel beſchehrt, will ich als ein treuer Vater mit Dir theilen.

Ich erwarte, ſo bald als möglich, Dich in meinen Armen zu ſehn.

Leidthal.

Vier und zwanzigſter Brief.

An den Freyherrn von Leidthal in Urſſtädt.

Wetzlar den 14ten September 1770.

Herzlich wünſchte ich, Ihnen beſter Herr! gute Nachrichten mitbringen zu können, aber — ich habe deren nicht. Ihre Sache wird in acht Tagen entſchieden ſeyn, (das weiß ich aus ſicherer Hand) und leider! zu Ihrem Nachtheil entſchieden ſeyn; Sie müßten denn, ehe die Nachricht davon an Ihre Gegenparten kömmt, durch einen Vergleich vorzubauen ſuchen.

Deswegen ſchreibe ich eilig dieſe Zeilen. Ich werde auch den 20ſten von hier zu Ihnen zurückreiſen, und mein ganzes Herz blutet, wenn ich überlege, wie wenig ich Ihnen hier habe nützlich ſeyn können.

Ich ſage Ihnen dieſe Nachricht ſo geradeweg, ohne Umſchweife. Ein Mann von Ihrem Geiſte läßt ſich durch kein Schickſal niederſchlagen, und wer weiß, ob nicht noch durch den Vergleich ein Theil zu retten iſt — Gott gebe es! — Ich leide gewiß unausſprechlich, ſo oft ich daran denke, daß Sie den Circul der guten Menſchen in Urſtädt verlaſſen ſollten, die noch um Sie her, ſich Ihrer Wohlthaten freuen, und nun — ihren Schutzengel aus ihren Armen geriſſen ſehn müßten — Nein! das kann nicht geſchehen, muß nicht geſchehen.

Der Gedanke an Ihr Schickſal, mein gnädiger Herr! macht mich gegen meine eigenen häuslichen Begebenheiten fühllos — Meine Tochter iſt wieder in Amſterdam — Meine Frau iſt ſchwerlich krank — Mein älteſter Sohn im Begriff zu heyrathen —

Aber ich kann faſt nur an Sie denken; Meine Wünſche, Gelübde und Plane ſind nur dem edlen Manne gewidmet, für den mein Herz ewig von der reinſten Ehrerbietung voll ſeyn wird, mit welcher ich verharre,

Ihr

treu ergebenſter Diener

Müller.

Fünf und zwanzigſter Brief.

An den Herrn von Hohenau in Göttingen.

Urfſtädt den 6ten October 1770.

Seit vierzehn Tagen bin ich hier bey Ihrem lieben Pflegevater, und auf ſeinen Befehl ſchreibe ich Ihnen eilig dieſe Zeilen, um Sie zu bitten, nun nicht nach Urfſtädt zu kommen, bis Sie oder der Herr Meyer anderweitige Briefe vpn hieraus bekommen werden.

Die Umſtände hier haben ſich verändert — Unterdeſſen kann ich Ihnen darüber noch nichts gewiſſes ſagen, als daß Sie Sich gefaßt machen mögen, ſehr wichtige Nachrichten zu vernehmen.

Bereiten Sie Sich alſo vor, dieſe Nachrichten, die nicht die angenehmſten ſind, mit Muth zu ertragen — Geſund iſt unſer würdiger Leidthal, und ruhig iſt er auch — Das muß Ihnen ein Troſt ſeyn, und für das Uebrige wird der Himmel ſorgen, der Sie gewiß nicht verläßt. Geduld iſt ein ſchweißtreibendes Mittel, ich weiß es wohl; Es ſtärkt nicht, aber es lindert doch — Wafnen-Sie Sich auch damit —

Es wäre zu viel verlangt, wenn man in dieſer Welt immer ſeine eitlen Wünſche wollte befriedigt ſehen. Wenn man aber nur ſtets als ein Mann, und als ein redlicher Mann handelt; ſo iſt alles übrige leicht zu ertragen. Auch wendet ſich früh oder ſpät das Glück wieder auf unſre Seite.

Sie ſind noch jung, haben Talente, und einen guten Kopf. Sollte Sie alles verlaſſen; ſo werden Sie damit gewiß in der Welt Ihren Weg machen.

Mehr kann ich Ihnen heute nicht ſagen; der Baron Leidthal iſt in der Stadt — Seyen Sie ruhig; Es wird vielleicht alles noch beſſer gehn, als es itzt ſcheint.

Ich bin mit wahrer Freundſchaft

Ihr

ergebenſter

v. Weckel.

Sechs und zwanzigſter Brief.

An den Herrn Commerzienrath Müller in Urſtädt.

Amſterdam den 21ſten October 1770.

Mit kindlich gerührtem Herzen melde ich Ihnen, mein liebſter, beſter Vater! daß Gott meine gute Mutter geſtern zu ſich aufgenommen hat.

Den 6ten war, wie Sie wiſſen, meines älteſten lieben Bruders Hochzeit; Da befand ſie ſich, obgleich ſie nicht dabey gegenwärtig ſeyn konnte leidlich wohl, ſo daß wir anfiengen neue Hofnung zu ſchöpfen. Allein vom 10ten an wurde es täglich ſchlimmer mit ihr.

Wir wurden geſtern ſpät des Abends zu ihr gerufen. Sie war ſehr ſchwach, doch völlig bey Verſtande, und bethete mit dem guten Domine Steinbach in wahrer chriſtlicher Andacht und Heiterkeit. Der Doctor nahm unterdeſſen wahr, daß die Vorbothen des Todes nahe waren, und bereitete uns daher vor, ſie bald aus unſern Armen geriſſen zu ſehn.

Ich ergriff ihre Hand, die ſchon kalt war, und drückte ſie an meine Lippen — Sie merkte wohl, daß es bald aus ſeyn würde, und ſegnete uns in abgebrochenen Worten, ſchien auch noch manches auf dem Herzen zu haben, das ſie nicht mehr hervorbringen konnte. So lange ſie verſtändlich redete, hatte ſie oft ſehnlichſt gewünſcht, Sie, mein theuerſter Vater! vor ihrem Ende noch zu umarmen —

Endlich verlohr ſie gänzlich die Sprache, und bekam zuletzt im Todeskampfe Zuckungen, wovon ſie aber wahrſcheinlicherweiſe nichts mehr empfunden hat.

Mein redlicher Schwiegervater war nicht gegenwärtig; er kann niemand ſterben ſehn, und fürchtet ſelbſt den Tod ſehr.

Wie ſehr dieſer Verluſt unſer häusliches Glück verbittert, werden Sie leicht glauben — Die gute Mutter — Sie hat wenig Freuden in dieſer Welt erlebt. Jetzt erſt wären wir im Stande geweſen ihr kindlich beyzuſtehn — Doch ſchien es ihr ein kräftiger Troſt zu ſeyn, ihre älteſten Kinder, vor ihrem Abſchiede noch, verſorgt zu ſehn.

Uebermorgen wird der entſeelte Körper in der Stille beygeſetzt werden —

Wir ſind Alle voll Verwirrung und Betrübniß; deswegen ſchreibe ich ſchlecht und eilig — Gott erhalte uns unſern beſten Vater geſund und glücklich — Wir küſſen Ihnen ehrerbiethigſt und zärtlichſt die Hände.

Sophie von der Hörde.

Sieben und zwanzigſter Brief.

An den Herrn Friedrich Müller, Kaufmann in Amſterdam.

Urſtädt den 10ten November 1770.

Mein lieber Sohn!

Dieſen Brief wird Dir Deine Schweſter geben, an welche ich weitläuftig geſchrieben habe — Ihr habt nun keine Mutter, ich keine Gattinn mehr — Dieſer Verluſt, der meinem Herzen ſehr wehethut, bindet uns um deſto feſter zuſammen, indem der Circul immer enger wird, jemehr Glieder aus demſelben herausgeriſſen werden — Wer weiß wie lange ich noch bey Euch bin? —

Liebt Euch immer untereinander! Und Du, den itzt das Glück anlächelt, nimm Dich Deiner jüngern Geſchwiſter, als ein zweyter Vater an, wenn ich nicht mehr ſeyn werde.

Mein armer Baron Leidthal, der in ſeinen guten Tagen ſo großmüthig an mir gehandelt hat, iſt durch einen unglücklichen Proceß um den größten Theil ſeines Vermögens gekommen, ſo daß er ſeine Güter mit dem Rücken anſehn muß. Er hinterläßt auf denſelben eine Menge Menſchen, die ihm ihre ganze Wohlfarth zu danken haben, und itzt ihrem Wohlthäter blutige Thränen nachweinen —

Ich werde ihn in dieſen Umſtänden nicht verlaſſen, und wenn ich ſein Glück mit ihm getheilt habe, auch nun in ſeiner gegenwärtigen Lage Mittel erfinden, bey ihm zu bleiben, ohne ihm beſchwerlich zu werden. Durch meine Arbeit, durch Ueberſetzen und dergleichen,

chen, will ich mir ſchon Unterhalt ſchaffen, ohne Dein Anerbiethen, das ich indeſſen mit treuem Danke erkenne, zu nützen; und ſo werde ich doch die Beruhigung haben, ihn bey ſeinem wiedrigen Geſchicke aufzumuntern.

Nun iſt aber der Plan vereitelt, den ich mit meinen beyden jüngſten Söhnen vorhatte, und wozu mich die freygebigen Anforderungen meines theuren Baron Leidthals vermogt hatten. Du weißt, daß beyde Knaben ſtudieren ſollten; das geht nun nicht an — Und was kömmt auch am Ende dabey heraus? Der Gelehrte, dem es an Gelde und Vorſprache fehlt, kann heut zu Tage lange Jahre hindurch ſich plagen, und zum Krüppel und Bettler arbeiten, ehe er es dahin bringt, ein mäßiges Auskommen zu gewinnen. Haben die Kinder Talent; ſo wird es ihnen in jedem Stande zu ſtatten kommen. Sie mögen alſo eine Lebensart ergreifen, die der bürgerlichen Geſellſchaft

eben

eben ſo nützlich, wo nicht nützlicher, als der Stand eines Gelehrten iſt. Sie ſollen ein Handwerk lernen.

Ich finde daß ein redlicher und geſchickter Handwerker eben ſo viel, wo nicht mehr Achtung verdient, als ein Rechtsgelehrter, und daß jener oft Gelegenheit hat die Gaben ſeines Geiſtes ſtärker zum Wohl der Welt anzuwenden, als dieſer.

Hiebey werde ich mich ſehr wenig um das Urtheil der Leute bekümmern. Chriſtoph ſoll nach Neuwied, wo ihn ein redlicher Herrnhuter ohnentgeltlich das Schreinerhandwerk lehren will, und an Petern bitte ich Dich, zu thun, was Du Deinem Vater zuwenden wollteſt. Er hat Luſt ein Tuchfabricant zu werden. Ich habe die Verfügung getroffen, daß ihn ein ſichrer Mann, der Herr van der Slöck, der in acht Tagen hier durch reiſet, mit ſich bis Nimwegen nimt. Dort wird er erſt gegen den 20ſten December ankommen, und ich will Dir vorher noch ſchreiben, wo Du ihn antreffen kannſt, um ihn dort abholen zu laſſen, und ihn zu ſeiner künftigen Lebensart anzuſtellen.

So viel Sorge, ſo viel Abwechſelungen des Glückes, machen mich ganz verwirrt. Der Kummer würkt ſehr auf meine Geſundheit, die anfängt ſchwankend zu werden. Gott ſtehe Dir und Deiner lieben Frau in Eurem neuen Stande bey. Nächſtens ein Mehreres! Vergiß nicht

Deinen

Dich ewig liebenden Vater

H. Müller.

Acht und zwanzigſter Brief.

An den Herrn von Hohenau in Göttingen.

..... den 30ſten November 1770.

Ich ſchreibe Ihnen, mein geliebteſter Freund! dieſe Zeilen in der größten Unruhe meines Herzens — Man will uns trennen — Meine Eltern haben einen Brief aufgefangen, den Sie mir geſchrieben hatten, und mir über unſere unſchuldige, heilige Verbindung, und unſern Briefwechſel die bitterſten Vorwürfe gemacht.

Wir waren vorigen Sonntag in der Kirche, als Ihr letztes liebes Schreiben ankam. Catharine war unglücklicherweiſe auch nicht zu Hauſe, und mein Vater gieng dem Poſtbothen ſelbſt entgegen, um ihm die Beſtellungen abzufordern. Als derſelbe nun einen Brief zurückbehielt, verlangte mein Vater zu wiſſen, an wen derſelbe gerichtet wäre, und da die Aufſchrift an mich von meines Bruders Hand war, brach er ihn auf, und fand die Einlage, die er durchlas.

Als wir aus der Kirche kamen, merkte ich wohl, daß mein Vater böſe über etwas war, allein er ſagte mir nichts. Geſtern aber kamen meine Eltern beyde auf meine Stube, und überhäuften Ihre arme Charlotte mit grauſamen Verweiſen, ſchimpften auf Sie und meinen lieben Bruder, und droheten einen Schritt zu thun, welchen ich nicht erwarten, und der unſerm geheimen Liebesverſtändniſſe (ſo nannten ſie es) bald ein Ende machen ſollte.

Ich bath, weinte und flehete, aber alles umſonſt. Selbſt meine Mutter, ſo gütig ſie ſonſt iſt, war gewaltig böſe: „Weißt Du

„denn auch“ ſagte ſie „daß dieſer junge Menſch keine Eltern, kein Gut, und nichts hat? Wer weiß wo der zu Hauſe iſt? Der Herr von Leidthal hat ihn als einen Findling aufgenommen. Mit der Familie mag es wohl nicht gar richtig ſeyn. Im Vermögen hat er nichts. Und noch kann ich Dir zur Nachricht ſagen, daß ſich Leidthal auch nicht mehr Seiner wird annehmen können, denn der hat durch einen Proceß alle ſeine Güter verlohren“ — Mit Einem Worte! meine Eltern verbothen mir aufs ſtrengſte, jemals wieder an Sie zu denken, viel weniger zu ſchreiben, und es hat mir Mühe gekoſtet, den Schulmeiſter Klingenberg, der mich auf dem Claviere unterweiſet, zu bewegen, noch dieſen Brief, unter einem Umſchlage an meinen Bruder, anzunehmen.

Was meine Eltern mit mir vorhaben, weiß ich nicht, aber ſie ſchreiben immer und flüſtern zuſammen — Ach! mein liebſter

Carl! was wird aus uns werden? Gehen Sie doch mit meinem Bruder zu Rathe, was zu machen iſt. Ich weiß mir nicht zu helfen. Allein es komme auch wie es wolle; ſo bleibe ich doch ewig,

Ihre

getreue Charlotte.

Neun und zwanzigſter Brief.

An den Herrn Hofmeiſter Meyer in Göttingen.

Urſtädt den 30ſten November 1770.

Das Schickſal, mein lieber Freund! das mir drohete, iſt nun entſchieden, und mit ſeiner ganzen Laſt auf mich gefallen, indem das Urtheil des Reichsgerichts meinen Gegner, bis zu gänzlich ausgemachter Sache, in den Beſitz meiner Güter ſetzt —

Das iſt ein unerwarteter harter Schlag für mich, zumal ich mich wegen meines Schadens an niemand erholen kann, und mein harter Gegner nur dem ſtrengen Rechte, keiner Billigkeit Gehör giebt, auch alle Vergleichvorſchläge verworfen hat.

Ich habe gelernt Unglück mit Standhaftigkeit ertragen, auch bleibt mir ſo viel übrig, für meine Perſon, in Geſellſchaft eines Freundes, eingeſchränkt, aber doch nicht unglücklich leben zu können. Nur zerreißt es mein Herz, wenn ich mir einbilde, wie wenig ich von nun an das ſüße Vergnügen wohlzuthun werde ſchmecken können.

Da wir uns indeſſen nicht gegen die Vorſehung auflehnen dürfen; ſo will ich nicht klagen, ſondern den Plan zu meinem künftigen Leben Ihnen vorlegen.

Das Schickſal meines lieben Carls, bey ſeiner itzigen Gemüths-Verfaſſung, geht mir am mehrſten zu Herzen. Ich kann nun nicht mehr ſeine Wünſche ſo befriedigen, wie ich herzlich gern wollte; Er muß ſich alſo herabſtimmen, ſeine ganze Seele zu männlicher Faſſung anſtrengen, und wegen der Folgen auf den bauen, der uns mit Weisheit und väterlicher Güte leitet, regiert, prüft, aber nie vergißt, und auch die Haare auf unſerm Haupte zählt.

Ich beſchwöre Sie, mein Freund! alles anzuwenden, den armen jungen Menſchen nach und nach zu dieſer Stärke des Geiſtes zu erheben, und ihn von ſeiner jetzigen Lage mit Vorſichtigkeit zu unterrichten.

Hier ſchicke ich Ihnen 120 Louisd'or, als den Theil einer Summe, die ich lange ſchon zu einer Nothhülfe bey Seite gelegt hatte, nebſt Empfehlungsſchreiben nach .... und ..... Reiſen Sie augenblicklich mit Ihrem Zöglinge dahin! Ich zweifle nicht, daß an einem von dieſen Oertern ſowohl Sie als mein Carl unter vortheilhaften Bedingungen Dienſte finden werden — Reiſen Sie getroſt! Es wird gewiß gelingen, und beyliegende Inſtruction * wird Sie unterrichten, wie Sie es am beſten anzufangen haben. Vor-

gebauet

* welche man nicht hat mit abdrucken laſſen.

gebauet iſt ſchon, und eher habe ich Ihnen nicht ſchreiben wollen.

Was mich betrift; ſo werde ich nebſt unſerm Freunde Müller und einem Bedienten nach Hamburg ziehen, und daſelbſt ſo eingeſchränkt und unbekannt als möglich leben, bis die Vorſehung mich anders führt.

Ich bin gefaßt, ruhig, und murre nicht. Ein Blick zurück auf die Plane, welche ich zum Beſten vieler guten Menſchen entworfen hatte, iſt das Einzige, was mir meine Lage zuweilen hart machen wird — Doch der Himmel wird auch für dieſe ſorgen —

Leben Sie wohl, mein treuer Freund! Sobald Sie an Ort und Stelle ſeyn werden, ſchreiben Sie mir ja gleich, wie Ihre Verhandlungen laufen, damit ich für das Weitere ſorgen könne. Wenn denn alles richtig ſeyn wird: ſo will ich Sie wieder mit noch etwas Gelde verſehen, und bald hoffe ich Sie in den Umſtänden zu wiſſen, daß Sie meiner Hülfe nicht mehr bedürfen. Carl wird freylich nur mäßigen Gehalt zum Anfang bekommen, allein wenn er thätig und ordentlich iſt; ſo wird er bald mehr erhalten, und bis dahin reicht noch meine erſparte kleine Summe zu, ihm beyzuſtehn.

Ich bin unterdeſſen ohnveränderlich,

Ihr

treuer Freund

Leidthal.

Dreyßigſter Brief.

An den Freyherrn von Leidthal in Urfſtädt.

Göttingen den 14ten December 1770.

Ach mein beſter Herr! Was fangen wir an? — Der Herr von Hohenau iſt fort, Gott weiß wohin — Leſen Sie nur ſelbſt die einliegenden Briefe, die ich auf ſeinem Zimmer gefunden habe! * — Ich eile ihm nachzuſpüren — Rechnen Sie auf meinen unermüdeten Eifer — Ich kann itzt nicht mehr ſchreiben —

In größter Eil.

Meyer.

---

* Die folgenden beyden.

Ein und dreyßigſter Brief.

An des Herrn von Hohenau Hochwohlgebohren, gehorſamſt, in Göttingen.

..... den 10ten December 1770.

Hochwohlgebohrner Herr!

Hochvenerirlicher gnädiger Gönner!

Ew. Hochwohlgebohrnen Gnaden ſoll auf hohen Befehl unſeres gnädigen Fräuleins devoteſt berichten, was maaßen unſere gnädige Herrſchaft vor gut befunden, Dieſelben ganz unerwarteterweiſe von hier abholen zu laſſen.

Es kamen nemlich vorgeſtern, als den 8ten hujus, ehe man ſichs verſahe, ſo zu ſagen, die Frau von Donnergrund, als die gnädige Frau Schweſter unſeres Herrn, in ihrer großen alten Reiſe-Chaiſe gefahren. Es ſchien eine verabredete Carte zu ſeyn, denn kaum waren ſie in die Stube getreten, als ſie folgendergeſtalt anhoben: „Mon Frère! Ihr müßt mir eine Bitte nicht abſchlagen" und als der gnädige Herr darauf ihre Cavaliers-Parole gegeben hatten, bath die Frau Schweſter um die Erlaubniß, Dero Fräulein Nichte mit ſich nach Donnergrund nehmen zu dürfen. Es wurde dieſe Propoſition ſogleich acceptirt, und obgleich unſer liebes Fräulein alle Regiſter ſo zu ſagen anzogen, um dieſen unangenehmen Caſum zu hintertreiben; ſo wurden doch ihre Bemühungen fruſtrirt, und ſie mußten heute mit dahin.

Unterdeſſen aber wurden das gnädige Fräulein immer ſo bewacht, daß es nicht möglich war, etwas an Ew. Hochwohlgebohrnen Gnaden zu Papier zu fertigen, doch hatten Sie Gelegenheit mir, während ich Denenſelben die muſicaliſche Unterweiſung, ſowohl in der Fertigkeit auf dem Clavicordio, als auch in den Regulis des General-Baſſes gab, den Auftrag zu ertheilen, Hochdenenſelben und dem jungen Herrn von Hundefeld, dies eiligſt jedoch heimlich zu melden, welches denn zu befolgen nicht verfehlen, und in ſchuldigem Reſpect verharren wollen,

Hochderoſelben

Univ. Bibl. München

ſubmiſſeſter Knecht
Gerhard Aloiſius Klingenberg
p. t. Schullehrer und Organiſt in ....

Zwey und dreyßigſter Brief.

An den Herrn Meyer.

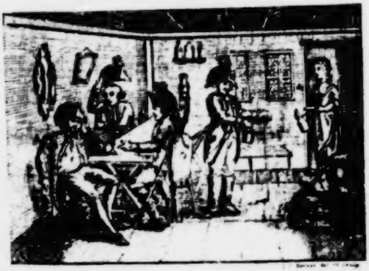
Für mich iſt alles verlohren — Schlag auf Schlag — Um niemand mehr zu beunruhigen — um meinem armen Wohlthäter nicht ferner zur Laſt zu fallen — um Ruhe für mein Herz zu ſuchen — fliehe ich, wohin mein Schickſal mich leiten wird — Bedauern Sie mich — Küſſen Sie meinem würdigen, unglücklichen Pflegevater die Hände — Gott wird ihm und Ihnen alles vergelten — Vielleicht ſehen wir uns noch einmal in dieſer elenden Welt wieder —

Carl von Hohenau.

Ende des zweyten Theils.

Der
Roman meines Lebens

in Briefen herausgegeben.



Dritter Theil

Riga 1782.

An die Leſer.

Es iſt eine gar poſſierliche Sache um die Autorſucht, und um den Ruhm, den man durch das Büchermacherhandwerk zu erwerben trachtet.

Ich ſetze ſelbſt ſehr wenig Werth auf den Mann, der blos dadurch beliebt wurde, daß er ein gutes Buch ſchrieb. Es iſt ſehr viel leichter hundert ſchöne Grundſätze predigen, als einen einzigen ausüben. Am Schreibtiſche, wenn keine Leidenſchaft ins Spiel kömmt, laſſen ſich herrliche Sachen ſagen, und gewöhnlich ſieht doch der Mann ganz anders auf dem Papiere aus, als in ſeinen Handlungen.

Aber dennoch iſt ſo etwas in mir (ich geſtehe es frey) das mich kitzelt, wenn mich jemand verſichert, er habe etwas von mir mit Vergnügen geleſen — Ich meine immer, es müßte ein verſtändiger Mann ſeyn, der ſo etwas ſagt — Ob es wohl andern Leuten auch ſo geht?

Was iſt daher natürlicher, als daß ich Ihnen Allen, die Sie mit ſo nachſichtsvoller Güte die beyden erſten Theile dieſes Büchelchens aufgenommen haben, herzlich danke? Mögte der dritte eben ſo glücklich ſeyn, Ihren Beyfall zu gewinnen! Vielleicht ſchriebe ich dann noch — Nicht die zwanzig, davon wir neulich redeten — aber doch ein oder ein Paar dazu, um ein Ganzes daraus zu machen, und Sie nicht in Ungewißheit über das Schickſal der Perſonen zu laſſen, welche ich die Ehre gehabt habe Ihnen vorzuſtellen.

Allein da werde ich denn nach Gelegenheit etwas dazu lügen müſſen, ſo wie ich Ihnen bis jetzt würklich nur wahre Begebenheiten erzählt habe.

Im Grunde ſollte freylich wohl alles wahr ſeyn, was in einem Roman ſteht. Man kann ſich ja auch nichts ſo Tolles erdenken (das verſichre ich Sie) was nicht irgend einem Erdenſohne begegnet wäre, und keinen ſo albernen Streich, den nicht ſchon einmal ein Menſch gemacht hätte. Wenn man aber freye Hand hat, eine Menge Abentheuer auf Eines Menſchen Kopf zu erzählen; ſo kann man der Geſchichte wohl eher diejenige Einheit geben, welche Sie vielleicht hier vermiſſen. Indeſſen wollen wir doch überlegen, wie wir das Ding ſo einrichten, daß alles in einander paſſe.

Unglücklicherweiſe lebe ich jeẓt einſam, in dem Schooße meiner Familie ruhig, fern von den großen Thorheiten der Welt, und an einem Orte, wo es wahrhaftig ſo viel herzlich gute Menſchen giebt, daß, wenn ich Ihnen die Scenen ſchildern ſollte, die ich jeẓt vor mir habe, Sie ſehr einfache Gemälde ſehen, und ich denenjenigen, welche nur die lächerliche Seite ihrer Mitmenſchen vor Augen geſtellt haben mögen, wenig Unterhaltung würde verſchaffen können.

Ueberlegen Sie das alles! Und wenn Sie dennoch, nach Leſung dieſes Theils eine Fortſeẓung des Romans meines Lebens begehren — Ey nun! ſo muß man ſehen, wie man Rath ſchafft.

* * *

Inhalt des dritten Theils.

Erſter Brief, von Müller an Meyer, aus Hamburg geſchrieben. Er iſt nebſt Leidthal in Sorgen um das Schickſal des jungen Hohenau. Man ſollte ſolche junge Schwärmer ihrem Schickſal überlaſſen. Aber Erziehung und ſchlechte Schriftſteller verdrehen der Jugend den Kopf. Ueber Zünfte. Gelehrten-Zunft. Vorſchläge gegen die Schreibſeligkeit. Nachricht von der Abreiſe aus Urfſtädt, Ankunft in Hamburg, und Lebensart daſelbſt. Ueber Reichsſtädte und Reſidenzen. Herr Bellojoco nimmt dieſen Brief mit. Meyer ſoll über ſein Herumreiſen ſein Glück in Dresden nicht verſcherzen. Sie hoffen bald beſſere Nachrichten von Hohenau zu hören.

Zweyter Brief, von Meyer an Leidthal. Er iſt, nachdem er Hohenau auf Hundefelds Gut nicht gefunden, nach Donnergrund gereiſet. Auch hier iſt derſelbe ſo wenig, als das Fräulein. Werber im Wirthshauſe. Ueber Militair, Soldatenſtand, perſönliche Tapferkeit, große und kleine Feldherrn. Gemälde der Frau von Donnergrund. Ein hochadeliches Haus. Ausſicht

dem

den jungen Hohenau zu finden. Reiſe nach Eisleben. Des Herrn von P . . . in Z . . . . Geſchichte. Ankunft in Eisleben. Der Jüngling, welchen er aufſucht, iſt des Herrn von Wallitz natürlicher Sohn. Deſſen Geſchichte, und von ſeiner Mutter. Carl iſt alſo noch immer nicht gefunden. Er weiß auch nicht, wo er ihn ſuchen ſoll. Alſo geht er jetzt gerade nach Dresden.

Dritter Brief, von der Frau von Donnergrund an den Herrn von Retzel. Jetzt klärt ſich's auf. Sie hat ihre Nichte bey der Frau Käſerink abgeſetzt, woſelbſt ſie Retzel beſuchen, und ſie vermögen ſoll, ihn zu heyrathen, dagegen dieſer der Frau von Donnergrund das Geld ſchenkt, das ſie ihm ſchuldig iſt. Hohenau war dieſelbe Nacht mit Meyer in einem Wirthshauſe, und wurde da den Werbern in die Hände geſpielt, Meyer aber nach Eisleben irre geführt. Eine Bitte wegen einer Canzelbekleidung.

Vierter Brief von Leidthal an Meyer. Nun da alle Mühe, alles Suchen vergebens iſt, ſoll er nur ſeine Secretairsſtelle in Dresden, die Seiner erwartet, annehmen. Gott wird ſchon für den jungen Hohenau ſorgen. Künſtliche Erziehung im Gegenſatz mit Erziehung, die das Schickſal giebt.

Fünfter Brief von der Frau Käferink an die Frau von Donnergrund. Das Fräulein iſt aus dem Wirthshauſe, wo ſie ein Paar Tage bleiben mußten, fortgegangen, indem ſie ſich hat von einem Manne entführen laſſen, der vorher franzöſiſch mit ihr ſprach. Frau Käferink betheuert angſtvoll ihre Unſchuld.

Sechſter Brief von Weckel an Leidthal. Er ſpricht ihm Troſt ein, und will es verſuchen, ihn aufzumuntern; erzählt ihm, daß, und wen er heirathen werde. Ein alter geiziger Oncle. Ein Andachtsbuch. Ein Zeitungsblatt. Geſellſchaft im Wirthshauſe. Amtmann. Kaufmann. Apotheker. Officier. Adept. Derſelben Geſpräche. Eine zärtliche Gevatterſchaft.

Siebenter Brief, von dem jungen Hundefeld an Leidthal. Giebt Nachricht von der Entweichung des Fräuleins. Die Eltern glauben Hohenau habe dies veranſtaltet, deswegen machen ſie nun ihrem Sohne, der ſein Freund war, Vorwürfe. Sie liegen vor Kummer krank. Der junge Hundefeld will nachreiſen, und bittet Leidthal unterdeſſen nachzuforſchen.

Achter Brief von Meyer an Leidthal. Nachricht von ſeinem neuen Etabliſſement. Ueber die Art zu ſtudieren und ſich zu ſeinem künftigen Zuſtande

ſtande vorzubereiten. Philoſophie. Brodſtudien. Warum man nicht weiter in der Weisheit kömmt. Nachricht von ſeiner häuslichen Einrichtung. Ueber Bildſäulen. Wie es dem jungen Walliz geht. Ein Präſident. Unterſchied unter Bewunderung und Zuneigung. Ueber Hernhut. Die Brüderunität. Wie man auf die Welt würken ſollte. Eſprit de Corps. Eſprit public. Ueber Müllers Ausſichten. Dankbarkeit gegen Leidthal. Wüßten Sie nur, wo Hohenau iſt!

Neunter Brief von Leidthal an Meyer. Freuet ſich, daß Meyer zufrieden iſt. Ueber die Triebfedern unſerer guten Handlungen. Ueber Leidenſchaften. Tollhäuſer. Ueber die Narrheit. Da iſt endlich Nachricht von Hohenau, welche ſie Alle mit Freude erfüllt.

Zehnter Brief (in dem vorigen eingeſchloſſen) von Hohenau an Leidthal aus Potsdam geſchrieben. Er bittet ihn um Verzeyhung ſeiner Verirrungen. Erzählung deſſen, was ihm begegnet iſt. Wie er Charlotten auf Hundefelds Gute nicht fand; herumirrte; endlich ſie auch in Donnergrund vergebens ſuchte; Wie ihn dort ein Franzoſe den preußiſchen Werbern in die Hände ſpielte, die ihn einige Wochen lang mit herumführten, und dann in Potsdam ablieferten. Daſelbſt entdeckt er ſich ſeinem Obriſten, und der iſt glücklicherweiſe derſelbe ehemalige Adjudant, welcher in Meyers Geſchichte vorgekommen iſt. Sobald ſich dies entwickelt, wird Carl losgelaſſen, und als Lieutenant bey des Obriſten Regiment angeſtellt. Jetzt wäre alles gut; aber wo iſt Charlotte? Der Franzoſe hat dem jungen Hohenau ein Brieſgen abgelockt, um ihm, wie er ſagte, das Fräulein zuzuführen. – Wenn der Franzmann ein Schelm iſt; ſo wird es ſchlimm ausſehen. Hohenau iſt in großen Sorgen desfalls, bittet übrigens nochmals um Verzeyhung, und legt Briefe vom Obriſten an Leidthal und Meyer bey.

Eilfter Brief von Meyer an Leidthal. Enthält einen Auszug aus dem Briefe des Obriſten an ihn. Nemlich die Erzählung, wie er aus dem Gefängniſſe, nach dem Tode des Fürſten, losgelaſſen, den Abſchied als Obriſtlieutenant bekömmt, nach Schleſien zu einem Vetter geht, durch denſelben preußiſcher Obriſt wird, und ein Regiment bekömmt. Ueber den Nutzen würklicher treuer Lebensbeſchreibungen im Gegenſatz mit andern Romanen. Wo mag aber das Fräulein von Hundefeld ſeyn? Man darf Carl nicht von ihrer Entführung unterrichten, muß aber ihren Eltern ſagen, wie unſchuldig Hohenau daran iſt.

Zwölfter Brief von Mr. de la Saltière an einen Grafen in Berlin. Hier klärt ſich alles auf. Der Graf hatte dieſen Franzoſen, den der Leſer ſchon aus dem zweyten Theile dieſes Romans kennt, aufgetragen; einen Theil des Geldes, welches ſie gemeinſchaftlich in Spaa gewonnen hatten, dazu anzuwenden, ihm eine hübſche Maitreſſe mitzubringen. La Saltière traf Hohenau an, wie man ſchon weiß, ſpielte denſelben den Werbern in die Hände, ließ ſich einen Brief von ihm an Charlotten geben, und nützte dieſen Brief, um dieſelbe zu entführen, unter dem Vorwande ſie ihrem Geliebten zuzuführen. Nachdem dieſelben ein Paar Monathe in Worms zugebracht, und vor Kummer über die mißrathene Hofnung krank geworden, da indeſſen la Saltière ihre Briefe auffängt, und an deren Statt falſche ſchreibt, bewegt er ſie endlich, durch einen eben dergleichen nachgeahmten Brief von Hohenau, mit ihm ſich auf den Weg nach Berlin zu machen. Sie werden alſo gegen den 15. dort ankommen, wo la Saltière dann Charlotten in des Grafen Hände liefern will.

Dreyzehnter Brief von Meyer an Leidthal. Er berichtet ihm mit traurigem Herzen, was er ſo eben durch einen Brief von Carl erfahren hat. Der Obriſt iſt nemlich ſchleunig geſtorben, und Charlotte ihrem Geliebten untreu geworden.

Wenigſtens glaubt Carl dieß, weil er den von Mr. de la Saltière ſchändlich geſchriebenen Brief bekommen hat. Jetzt fürchtet Meyer, Hebenau werde ſchlechter werden, ohne Führer und ohne Liebe, in Berlin. Der Obriſt hat Carln in ſeinem Teſtamente bedacht. Meyer iſt äuſſerſt niedergeſchlagen.

Vierzehnter Brief von Weckel an Leibthal. Nachricht von ſeiner Heyrath. Ueber den Eheſtand. Kleine Reiſebeſchreibung. Ueber das Bekanntſchaftmachen, und die Kunſt ſich beliebt zu machen. Eine rührende Malzeit. Ein Landedelmann. Ein Pfarrer. Ein Lügner. Ein fürſtlicher Garten. Ein Trauerzug. Ein Regimentschirurgus. Man ſoll niemand beſchämen.

Funfzehnter Brief von Hundefeld an ſeinen Vater. Er hat niegends auf die Spur von Charlottens Aufenthalt kommen können. Nun kömmt er ſo eben nach Berlin, um wenigſtens Hebenau zu ſprechen. Er hat einen artigen Franzoſen angetroffen, dem er ſeine Geſchichte erzählt, und der ihm verſprochen hat, ihn morgen früh ſelbſt hinzu begleiten.

Sechzehnter Brief von la Saltière, Billet an den Grafen ..... Er ſchickt ihm einen aufgefangenen Brief, den Charlotte, die in Madam Schuſts Hauſe iſt, an ihre Eltern fortſchicken wollte. Zugleich meldet er ihm, wie Hundefeld in ſeine Hände gefallen ſey, und daß er Mittel gefunden habe, denſelben der Policey verdächtig zu machen, damit ihm, ehe er Hohenau ſprechen könnte, vom Gouverneur die Stadt verbothen werde.

Siebenzehnter Brief (Einſchluß des vorigen) von Charlotten an ihre Eltern. Sie klagt zärtlich darüber, daß ſie keine Antwort von ihnen bekömmt, ſchildert ihren jammervollen Zuſtand, und bittet flehentlich um Errettung. Der Franzoſe hat ſie nach Berlin in der Frau [illegible] Haus in der Töpfergaſſe geführt. Sie weiß nicht, was für ein Haus das iſt. Sie iſt immer krank, wünſcht bald zu ſterben, und weiß gar nicht, wo Hohenau ſich aufhält. Die Obriſten von M ..... Der Graf. Ein junges Mädgen, welches ihr aufwartet.

Achtzehnter Brief, von dem Grafen an die ſogenannte Obriſten von M.... Er iſt unzufrieden davon, daß ſie Charlotten noch nicht bekehrt hat. Sie ſoll bald Anſtalt machen, das Fräulein aufmuntern, zu einer Unterredung mit ihm vorbereiten, und das Mädgen, welches den Brief an Charlottens Eltern hat beſorgen ſollen, von ihr entfernen.

Neunzehnter Brief, von Ludwig Müller an ſeinen Vater. Er freuet ſich über des Commerzienraths nahe Hofnung zu däniſchen Dienſten. Ueber ſeine jetzige Lage. Ueber den Schauſpielerſtand überhaupt. Künſte in Deutſchland.

Dichter. Schriftſteller. Unangenehme Nachricht von Hohenaus moraliſcher Verſchlimmerung. Ueber das Spiel. Einige Nachrichten von Berliniſchen Unterhaltungen.

Zwanzigſter Brief, von dem jungen Hundefeld an Hohenau. Nachricht, daß ihm der Gouverneur die Stadt verboten habe. Er hat vorher zweymal Hohenau in ſeinem Hauſe aufgeſucht, aber immer verfehlt. Er ſolle doch auswürken, daß er wieder in die Stadt kommen dürfe.

Ein und zwanzigſter Brief, von Hohenau an Meyer. Man ſieht aus dem Styl, daß er anfängt ſittlich ſchlechter zu werden. Beſchreibung ſeiner Geſellſchaft. Nachtheiliges Urtheil vom weiblichen Character. Sein Mistrauen gegen la Saltière.

Zwey und zwanzigſter Brief, von Birnbaum an Leidthal. Er bittet ihn zur Gevatterſchaft. Nachrichten von Urfſtädt und Wallitzens Kränklichkeit.

Drey und zwanzigſter Brief, von Leidthal an Hohenau. Gute Lehren. Geſchichte eines verabſchiedeten Miniſters, und einiger Hofanecdoten. Ueber Religions-Indifferentismus. Wie unſicher der Ruf eines Menſchen iſt.

Vier und zwanzigſter Brief, von Weckel an Müller. Fröhlich wie immer. Wie er lebt. Von ſeinem guten Oheim. Ein Holländer. Etwas über dieſe Nation. Von Bauern, und deren Vorurtheilen.

Fünf und zwanzigſter Brief, vom Secretair Reifenbrück an Leidthal. Auf Befehl ſeines Herrn geſchrieben, der auf dem Sterbebette ihn gern ſprechen will, und ihn alſo bittet, nach Urfſtädt zu kommen.

Sechs und zwanzigſter Brief, von Hohenau an Hundefeld. Sehr leichtfertig geſchrieben. Er hat bey dem Gouverneur ſeine Unſchuld dargethan. Er kann alſo nach Berlin zurückkommen. Entdeckung der Verrätherey des la Saltière.

Sieben und zwanzigſter Brief, vom Commerzienrath Müller an ſeine Tochter. Er iſt in däniſche Dienſte getreten. Familienumſtände. Nachricht von Leidthal.

Acht und zwanzigſter Brief, von Ludwig Müller an ſeinen Vater. Nachricht von Hohenaus Verirrungen. Seine Lebensart beſchrieben. Intereſſante Beſchreibung von deſſelben Zuſammenkunft mit Charlotten in Madam Schuſits Hauſe.

Erſter

Erſter Brief.

An den Herrn Meyer. Abzugeben in Göttingen.

Hamburg den 9ten Jenner 1771.

Ich ſchreibe Ihnen auf Geheiß des guten Baron Leidthals, der ſo zerſtreuet und niedergeſchlagen iſt, daß ich ſehr fürchte, die Laſt von Unruhe und Kummer, welche er ſeit einem Jahre hat tragen müſſen, wird Einfluß auf ſeine Geſundheit haben.

Wo ſind Sie denn jetzt? Mögten Sie doch, wenn Sie dieſen Brief bekommen, den jungen Hohenau gefunden haben! Aber wer weiß, wo Sie umherſtreifen müſſen, den brauſenden Jüngling zu ſuchen, der uns Allen ſo viel Sorge macht?

Ich bekenne es gern, wenn es von mir abhienge, ich wäre ihm längſt nicht mehr nachgelaufen. Die Vorſehung ſorgt für ihn, und wenn er ſehen wird, daß es in der würklichen Welt ganz anders ausſieht, als in einem empfindſamen Roman; ſo wird er ſchon zurückkehren, und vielleicht noch einſt ein nützlicher Mann werden.

Wehe denen Schriftſtellern, welche die Phantaſie unſerer jungen Leute durch wildes Feuer entzünden, ihre Sinne ſo reitzbar machen, daß ſie den Boden, worauf ſie treten, für glühend halten, und bey jedem Fußtritte laut ſchreyen! Da verſengt dann der zehrende Blick eines ſolchen Schwärmers die ſchönſten Fluhren um ihn her.

Der Grund zu dieſem Unglücke wird aber ſchon in der Schule gelegt, wo man uns dieſe Welt als ein Jammerthal vorſtellt, in welches der Schöpfer uns nur geſetzt hätte, um zu verſuchen, ob wir auch Prüfung ertragen könnten — Elender, den Allgütigen entehrender Gedanke! — So werden wir gewöhnt, über alle Seligkeit dieſer Welt hinweg, in ein fernes Vaterland zu ſchielen, und undankbar die mütterliche Erde mit Füſſen zu treten. Meiner Meinung nach ſollte der Menſch ganz anders unterrichtet werden. Ehe die Begierden zu heftig, die Einbildungskräfte zu lebhaft werden, ſollte man ihm die Schätze dieſer Welt in ihrer ganzen Annehmlichkeit vor Augen ſtellen, damit er früh dieſen blendenden Glanz ertragen lernte, aber auch eben ſo früh ſollte er gewöhnt werden, Schmerz zu leiden. Mit einem Worte, man ſollte ihn unterrichten, das vielfache Gute, welches wir in dieſer irdiſchen Wohnung ſchmecken können, recht herzlich fröhlich, aber mäßig und dankbar genieſſen, die kleinen Ungemächlichkeiten aber, die ihm aufſtoßen, für das zu halten, was ſie ſind, für unvermeidliche Folgen unſerer eigenen Abweichungen vom graden Wege, und für Glieder in der Kette der Begebenheiten. Und erſt dann, wenn er dieſe Welt recht kennte, recht leben und genieſſen gelernt, und ſich alſo zu einem nützlichen Bürger einer beſſern Welt gebildet hätte, erſt dann ſollte es ihm erlaubt ſeyn, ſich eine ſeligere Zukunft zu wünſchen.

Allein von wahrem Genuſſe und weiſer Anwendung dieſes Lebens wird uns in der Jugend ſehr wenig, und dies Wenige ſehr trocken geſagt. Man fühlt dann bald, daß es unvernünftig ſeyn würde zu glauben, der gute Schöpfer habe uns funfzig Jahre des Jammers beſtimmt. Wenn nun das Alter der Wünſche und des Verlangens herantritt, dann angelt der Jüngling nach Freuden, die er nicht genieſſen gelernt hat. Aber er hat auch das Ungemach nicht wahrhaftig ertragen, ſondern nur mit kaltem moraliſchen Lumpengewebe überſpinnen gelernt. Er iſt in dieſer Welt ſo neu als möglich. Kömmt er nun in eine Lage, wo ſo viel unbekannte Gegenſtände auf ſeine Sinne würken, daß er ſich im übermäßigen Genuſſe derſelbe berauſcht, und nachher dafür leiden muß, oder verſagt ihm das Schickſal manches eitlen Wunſches Gewährung, ja! dann muß der Himmel die Schuld tragen; Er murrt gegen die Vorſehung, und wünſcht ſich in eine andre Welt.

Hier kommen ihm unſere neueren Schriftſteller herrlich zu Hülfe. Die liefern ihm Ideale nach ſeinem Herzen, und unterhalten ſeine elende Schwärmerey. Da winſelt ein jämmerlicher, in der bürgerlichen Welt unnützer Müßiggänger ihm, von ſeinem Dachſtübchen herunter, Klagelieder über die undankbare Welt entgegen — Dann geht erſt das rechte Unglück an. Er glaubt, hier ſey nun einmal nichts mehr für ihn zu thun, alſo handelt er wie ein Raſender, und wird, ehe er Mann iſt, ſchon ein unnützer

Bürger — Ins Zuchthaus mit ſolchen Schriftſtellern!

Ueberhaupt! Wäre denn gar kein Mittel dem unſeligen Bücherſchreiben Grenzen zu ſetzen? Die Wiſſenſchaften ſind nun einmal eine res communis geworden; Indeſſen lieſſe ſich viel darüber ſagen, ob es nicht beſſer wäre, wenn ſie, wie ehemals in Egypten und andern Ländern, das Monopolium eines gewiſſen Standes würden? Dies iſt freylich ohngefehr der nemliche Streit, als: ob es gut ſey die Zünfte aufzuheben oder nicht? Es iſt wahr, wenn man keine Zünfte hat; ſo gilt der privilegirte Pfuſcher nichts, und der Mann von Verdienſt gewinnt. Aber iſt nicht der Schaden eben ſo groß, wenn jeder Pfuſcher arbeiten darf, was er will? Wer hält ſich nicht für berufen, ein Handwerk, das er liebt, zu treiben? und indeß er, wenn er ſchlechte Arbeit macht, betteln muß; ſo verliehrt doch der Staat den Mann, der etwas, wozu er gebohren wäre, unter-

deſſen

beſſen treiben könnte. Er wird nie ſeine Ungeſchicklichkeit, ſondern die Undankbarkeit des Publicums anklagen. Darüber alſo ſollen die Zünfte wachen, daß niemand ſich zu einer Lebensart dränge, zu welcher ihn die Natur nicht berufen hat. Ob dies mit der Gelehrſamkeit und dem Geniewesen ſo angehe, ob es nicht zu Mißbräuchen und Unterdrückung Anlaß geben würde, das kann ich nicht unterſuchen. Aber dazu lieſſen ſich doch gewiß Anſtalten treffen, daß nicht ſo viel jämmerliches Zeug dürfte gedruckt werden.

Könnte man nicht in jedem Lande eine Deputation von redlichen verſtändigen und uneigennützigen Männern dazu feſtſetzen? Ein Schriftſteller müßte ſein Manuſcript dahin, ohne ſich zu nennen, abliefern: Aber auch die Männer, aus denen die Deputation beſtünde, müßten dem Namen nach unbekannt bleiben. Es würde unterſucht, ob das Buch irgend etwas enthielte, das ſittlichen Nutzen bringen könnte. Wäre es ſo beſchaffen; ſo würde nicht nur die Herausgabe deſſelben erlaubt, ſondern auch der Verfaſſer auf alle Art unterſtützt, und ſein Fleiß belohnt, damit er nicht von einem geizigen Buchhändler abhienge. Würde aber die Schrift verworfen, oder als gänzlich elend erkannt; ſo bliebe noch dem Verfaſſer das Recht zu appelliren übrig, um ſich nicht über Partheylichkeit beklagen zu können. Es müßte ihm erlaubt ſeyn, ſeine Handſchrift an zwey Deputationen in zwey andern Ländern zu ſchicken. Hätten nun unter dieſen drey Richtſtühlen, zwey vor oder gegen die Sache geſprochen; ſo müßte er ſich dem Ausſpruche unterwerfen, und wenn nachher noch etwas von der Art ohne Erlaubniß gedruckt worden wäre; ſo würde der Verfaſſer in öffentlichen Zeitungen beſchimpft, oder des Landes verwieſen.

Dieſe Einrichtung würde nicht die Gebrechen der gewöhnlichen Büchercenſuren haben, und die Deputirten dürften auch nur über gewiſſe Arten Schriften richten. Wollte aber jemand etwas gegen die Regierung oder dergleichen ſchreiben; ſo müßte es ihm durchaus erlaubt ſeyn, in ſo fern der Name des Verfaſſers vor dem Werke ſtünde, denn ſolche Schriften ſtiften, wenn ſie Wahrheiten enthalten, mehrentheils Nutzen, und ſchaden, wenn es Verläumdungen ſind, nur dem Verfaſſer.

Doch, was ermüde ich Sie jetzt, zur ungelegenen Zeit, mit meinen Träumereyen? Ich will Ihnen lieber Nachricht von unſerer Art zu leben geben.

Wir zogen, wie Sie wiſſen, im vorigen Monate hierher. Es war eine traurige Scene, als unſer lieber Wohlthäter Urſtädt verlaſſen mußte. Laſſen Sie mich darüber ſchweigen. Gewiß wird er noch lange in dem Herzen ſeiner ehemaligen treuen Unterthanen gegenwärtig ſeyn. Wie manchem Redlichen hat er dort großmüthig geholfen, wie manche

Thräne getrocknet! — Der Herr von Walliz hat wenige Tage nachher, wie man uns ſchrieb, Beſitz von ſeinem Hauſe genommen, und ob er es gefühlt hat weiß ich nicht, aber gewiß hat, auſſer ein Paar eigennützigen Schmeichlern, kein Einziger den Tag ſeines Einzugs geſegnet, kein Herz ihm entgegen geſchlagen.

Wir bewohnen hier das mittelſte Stockwerk eines artigen Hauſes. Der Baron Leidthal geht wenig aus, und ich leiſte ihm beſtändig Geſellſchaft. Noch haben wir nicht viel Bekanntſchaft gemacht, obgleich ich ſehr wünſchte, daß unſer guter Herr es doch verſuchen mögte, ſich ein wenig zu zerſtreuen, denn der Kummer nagt unaufhörlich an ihm — Sein lieber Carl ſchwebt immer vor ſeinen Augen.

Wären wir nicht in dieſe Traurigkeit verſenkt; ſo würden wir hier ſehr glücklich leben. Der Verluſt des Reichthums iſt bald verſchmerzt, ſobald man nicht Mangel leidet, und das Leben in einer freyen Reichsſtadt hat etwas ſehr aufmunterndes. Man ſieht da die Menſchen mehr ihrem Inſtincte folgen, ſtatt daß in einer Reſidenz ſich alles nach dem Ton ſtimmt, den der Fürſt angiebt, und der oft, wenn das Unglück etwa einen ſchlechten Menſchen auf den Thron geklebt hat, wie es denn zuweilen der Fall iſt, äuſſerſt elend iſt. Und dann wird alles durch die ſchändlichen Triebfedern des Hofintereſſe gezogen. Verzehre ich nicht Geld genug im Lande, oder erſetze dieſen Mangel nicht durch Wind und Ränke; Gefällt meine Wenigkeit dem Miniſter oder dem Schuputzer (wer denn grade der Liebling iſt) nicht, und dieſer gnädige Herr äuſſert ſich darüber gegen jemand; ſo bin ich in der ganzen Stadt mit einer Art von Infamie bedeckt.

Nein! Man ſage was man will gegen die Reichsſtädte; Hier ſind wohl auch kleine Verhältniſſe, wie aller Orten, wo der Mächtige den Schwächern zurückdrängen kann, aber doch ſind, wenn ich mich ſonſt ruhig halte, mein Vermögen, mein Ruf, mein Glück, meine Ruhe nicht das Spiel der Willkühr eines ſchlechten oder ſchwachen Menſchen, und ich finde immer einen kleinen Circul von Freunden, in deren Umgange ich alle Verderbniſſe der Welt vergeſſen kann.

Es herrſcht hier in Hamburg auch ſehr viel Aufklärung, wahrer Geſchmack an Wiſſenſchaften und Künſten, eine vernünftige Gleichhaltung der Stände, und ein ſehr angenehmer, zutraulicher Ton in Geſellſchaften. Mein Nachbar controlirt nicht mein Hausweſen; Man erlaubt mir zu leben, mich zu tragen, wie ich will; die jungen Leute ſind beſcheiden, gefällig und ſittſam. Man hört wenig Perſiflage. Es iſt viel Familienband, viel häusliche Glückſeligkeit unter den Leuten, und endlich hat man ja die Wahl unter einer großen Menge Menſchen aller Art, denn allgemein paßt freylich das Gemälde nicht auf das Hamburger Publicum.

Den 10ten.

Ich war heute einige Augenblicke auf dem Baumhauſe. Welch' ein herrlicher Anblick von da hinunter die mit Schiffen beladene Elbe und ſo viel geſchäftige Leute zu ſehen! Unter dem Gewühle von fremden Kaufleuten dachte ich jemand anzutreffen, der aus dortigen Gegenden käme, und mir vielleicht Nachricht von dem Herrn von Hohenau geben könnte, aber vergebens. Indeſſen habe ich einen alten Freund gefunden, den Herrn Bellojoco, der aus Schweden kömmt, und morgen früh nach Mannheim abreiſet. Er wird dieſen Brief in Göttingen abgeben.

Eben habe ich unſern armen Herrn noch einmal geſprochen. Er bittet Sie durch mich, während Ihrer Nachforſchungen Ihr Glück nicht zu verſäumen. Man erwartet Sie in Dresden, wo Sie ſo dringend empfohlen ſind, daß es Ihnen gewiß nicht mislingen wird, wenn nur das Eiſen geſchmiedet wird, weil es warm iſt.

Wir umarmen Sie in Gedanken — O! mögten wir gute Nachrichten von Ihnen erfahren! Ich bin ewig

der Ihrige

Müller.

Zweyter Brief.

An den Freyherrn von Leidthal in Hamburg.

Donnergrund den 11ten Jenner 1771.

Noch iſt alle meine Mühe, alle meine Nachforſchung vergebens geweſen; Ich habe den unglücklichen jungen Menſchen nicht gefunden. Meine letzten eilig geſchriebenen Zeilen werden Sie, mein gnädiger Herr! erhalten haben *. Ich konnte auf Hundesfelds Gut und in der ganzen Gegend nicht das Geringſte von ihm erfahren. Was war alſo natürlicher, als zu glauben, er ſey gerade hierher nach Donnergrund gelaufen? Aber auch hier will niemand nichts von ihm wiſſen. Vor wenig Stunden bin ich angekommen, und habe ſo genau geforſcht, als man an einem ganz fremden Orte forſchen

---

* Dieſe finden ſich nicht.

kann — alles umſonſt! Die Frau von Donnergrund iſt vorgeſtern hier angekommen; Was aber das Sonderbarſte iſt; ſo hat ſie ihre Nichte gar nicht mit hergebracht, da ſie doch mit derſelben abgereiſet war, und niemand erwartet hier das Fräulein.

Ich wollte geradeswegs zu der Dame gehn, aber es war ſo ſpät, und ich ſo ermüdet von der Reiſe, daß ich dieſen Beſuch auf morgen früh verſchoben habe. Gern hätte ich nun dieſe Nacht ein wenig geſchlafen, aber da iſt unten im Wirthshauſe ein Lerm von Werbern, der mirs, bey meinem ohnehin unruhigen Gemüthe, ohnmöglich macht, ein Auge zu ſchlieſſen. Wie ich aber höre; ſo werden ſie nach Mitternacht weiter marſchiren. Ich bin alſo wieder aufgeſtanden, um mich noch eine Stunde mit meinem theuerſten Wohlthäter zu unterhalten.

Mögte ich Ihnen etwas zur Aufmunterung ſagen können! aber mein Herz iſt auch ſo bedrängt; Alles ſtellt ſich mir in trüben Lichte dar.

Die Werber und Recruten lermen unaufhörlich, ſingen, fluchen und toben durcheinander —

Gott! wie ſind die menſchlichen Anſtalten ſo verderbt worden! Ein Volk, das zu ſeiner Glückſeligkeit geſellige und bürgerliche Bande unter ſich geknüpft hatte, mußte ſich in dem Gebrauch der Waffen üben, um gegen die Einfälle und Räubereyen einer weniger cultivirten, müßigen Nation geſchützt zu ſeyn. Nach und nach bediente ſich ein Haufen der Stärkern dieſes Mittels, um die Schwächern zu unterjochen — Nun ja! da war doch noch Recht des Stärkern, Triumpf perſönlicher Tapferkeit. Aber, wie artete dis nach und nach aus? Der Feige wollte auch ſeine Leidenſchaften befriedigt wiſſen. Die Großen dieſer Erde fanden es bequemer, aus einer Menge ihrer Sclaven eine Zerſtörungsmaſchine für ihre Nachbarn zuſammen zu ſetzen. Man erfand Mittel, zu tödten ohne zu fechten, aus Schlupfwinkeln heraus zu morden. Alle perſönliche Tapferkeit fiel bald weg; Wer die größte und die beſte Zerſtörungsmaſchine hatte, der hatte das größte Recht. Jetzt werden die an dieſes künſtliche Werk gehefteten Menſchen ſo abgerichtet, daß man ihnen zuerſt ihren eigenen Willen nimmt, ſie zu Puppen macht, die ohne Ueberlegung für die gute und böſe Sache, zu Befriedigung der thörichten Leidenſchaften eines Einzigen morden, rauben, hungern, wachen, gehen, und ſtehen müſſen, nachdem man ihnen durch Zeichen einen Wink dazu gibt.

Dieſe Sclaverey, welche nach und nach zur Gewohnheit, ja zur Ehre geworden iſt, hat aus unſern Fürſten, welche ſonſt nur gewählte oder durch höhere Beſtimmung auf den Thron geſetzte Vorſteher waren, unſere Götter gemacht. Ohne Murren müſſen jetzt Millionen Menſchen ſich als das Eigenthum eines Unwürdigen oder Feigen behandeln laſſen, wenn er eine ſolche Militairmaſchine zu ſeinem Dienſt bereit hat.

Da nunmehro nicht mehr Freyheit, Muth und gerechte Sache das Glück des Krieges beſtimmen, ihn herbeyführen oder entfernen; ſo muß der Nachbar jeden Augenblick erwarten, daß man in ſein Reich einbreche, und das Glück des Landes, deſſen Vorſicher er iſt, der Raub irgend eines unruhigen Kopfes werde. Er muß alſo auf alle Fälle auch eine Schaar ſolcher Puppen halten, und weil alſo ein Staat mit dem andern wetteifert; ſo werden die ſogenannten Armeen jährlich größer. Iſt der Staat nicht reich genug, hierzu Fremde zu erkaufen; ſo muß auch der wohlthätigſte beſte Fürſt die arbeitſamſten nützlichſten ſeiner Unterthanen von ihrer Beſtimmung weg, aus dem Schooß ihrer Familien reiſſen, und mitten im ſüſſen Frieden ein ungeheures Heer zuſammen halten. Um dies recht groß zu haben wird alles auf Erſparung eingerichtet. Man gibt dem Manne, der ſein Leben der Willkühr eines Einzigen widmet, kaum ſo viel Speiſe und Kleidung, daß er nicht verhungert oder verfriert, und unterdeſſen muß der nützlichſte Theil der Unterthanen nicht für ſich und ſeine Kinder, nein! für die Erhaltung dieſer armen Leute arbeiten. Ein Herr, der recht landesväterlich denkt, und den Nahrungsſtand in ſeinem Lande nicht ganz will untergehn laſſen, errichtet ſein Heer aus Fremden — Und was für Menſchen werden da gebraucht, für die Rechte der Menſchheit zu kämpfen? Betrogene, verirrte Jünglinge, verworfene verbannte Leute, welche Noth, Verzweiflung oder Ueberliſtigung in dies Joch ſpannt —

Doch iſt dieſe Einrichtung nun einmal, wenigſtens, ſo lange nicht irgend ein großer Kopf Muth haben wird, eine Monarchie von ganz anderer Art zu errichten, für mächtige Fürſten ein nothwendiges Uebel geworden, aber auch der kleine Monarch, der ſein Land gegen nichts als Bettler zu vertheidigen hat. deſſen Monarchie auf der Landcarte ſo klein iſt, daß die Namen der Städte über die Grenzen hinaus geſchrieben werden müſſen, will aus Eitelkeit nachahmen, was der Größere aus Noth thun muß. Er hält ſich auch ein Heer von armen unglücklichen, ausgehungerten Leuten, die der hülfloſe Bauer im Schweiß ſeines Angeſichts ernähren muß. um dem Fürſten die unſchuldige Freude zu gönnen, zuweilen zwanzig Prügel auf den Rücken eines zur Geduld gewöhnten Geſchöpfs abzuzählen.

O! wer ein weiches Herz in ſeinem Buſen trägt, der mögte blutige Thränen über einen ſolchen Anblick weinen. Wenn doch die guten Fürſten (es gibt deren noch, welche die reinen Freuden der Seele fühlen können) wenn ſie einmal in ſich gehen, und bedenken wollten, wie gewiß es iſt, daß dieſe Einrichtung die damit verbundene Verderbniß der Sitten, und die Unterdrückung aller wahrhaftig großen Tugenden bald Europa ſo entkräften wird, daß wenn dies noch ein Paar hundert Jahre alſo fortdauert, und immer höher geſpannt wird, wir einſt der Raub irgend eines männlichen, rohen, nichts fürchtenden Volks werden. Was fürchtet der Mann, der nichts zu verliehren hat, die Gefahr nicht kennt, für ſeine Freyheit ficht, und gegen Maſchinen zu kämpfen hat? Sollten ſie nicht überlegen, daß hundert innigſt verbundene Männer, die ihren Fürſten lieben, dabey die gerechte Sache vor Augen, die Beſchützung ihrer ruhigen Hütten, und das Glück ihrer unſchuldigen Familien im Herzen haben, daß dieſe eine ſichrere Leibwache als zehntauſend durch Furcht zuſammen gehaltene Miethlinge ſind? — Doch eine höhere Hand wird gewiß dieſen Klagen bald ein Ende machen.

Es wird ſtiller unten im Hauſe. Sie ſind fort; Ich will mich zur Ruhe legen.

Den 12ten Morgens 11 Uhr.

Ich bin bey der Frau von Donnergrund geweſen, und nichts weniger als zufrieden von dieſem Beſuche zurückgekommen; Denn ohngerechnet, daß ich nichts von dem Herrn von Hohenau erfahren habe; ſo hat mir auch dieſe Bekanntſchaft ſehr widrige Eindrücke eingeflößt.

Mögte ich in der Gemüthsverfaſſung, darinn ich bin, Ihnen ein etwas lebhaftes Gemählde von derſelben machen können! Stellen Sie Sich, mein gnädiger Herr! ein kleines dickes Weib vor, deren breiter rother Kopf nach hintenzu auf einem unförmlichen Rumpfe wie angenagelt ſitzt. Die Augen klein und zuſammengekniffen, die Naſe in die Höhe ſtehend, die Stirn in kurze Perpendicularlinien gezogen. Ihre Stimme wie das Rufen einer Heringsverkäuferinn, ihr Gang watſchlich und langſam, ihr Lächeln wie das Grinzen eines ſchadenfrohen Menſchen —

Bey dieſer würdigen Perſon wurde ich, nachdem ich eine Stunde lang im durchräucherten Lakaienzimmer gewartet hatte, von einem Bedienten, der, wie beynahe alle Domeſtiken, die Richtung von dem Character ſeiner Herrſchaft bekommen zu haben ſchien, eingeführt.

Das ganze Haus hatte ein gewiſſes Gepräge hochadelicher hochmüthiger Armuth. Alles ſollte nachläßig umherliegend ausſehen, und alles war doch gewiß künſtlich ausgekramt. Der Bediente bedeutete mir, daß ich die Füße auf dem Saale rein abtreten ſollte, obgleich der Boden äuſſerſt ſchmutzig ausſah. Er öfnete mir ſodann die Thür eines Vorzimmers, in welchem auf einer alten goldledernen Tapete viel Familienportraitte mit Ordensbändern, wie deren auch heut zu Tage mancher Narr kauft, und mancher Kluge aus Politik annehmen muß, hiengen. Es war hier nicht eingeheitzt, doch ſtund ein ungeheurer Ofen, auf welchem adeliche

liche Petſchafte gegoſſen waren, gleich neben der Thür. Die Stühle waren von Schnitzarbeit; Wer ſich hätte eine Stunde lang im Sitzen darauf anlehnen wollen, würde eine Menge Laubwerk auf ſein Rückenfell geprägt haben.

Der Bediente ſchlich durch eine Tapetenthür in der gnädigen Frau Cabinet, und meldete mich. Ein alter, unförmlich dicker grauer Hund, von der Art, welche man Spione nennt, bellte mir entgegen, als man mich einließ, und ſtritt mit mir um den Vortrag. Die Dame kam aus ihrem Schlafzimmer, und ſetzte ſich ſogleich auf ein Canapee, warf den Kopf zurück, befahl ihrem Hunde Stillſchweigen, und fragte: „Was iſt zu „Seinen Dienſten, Musjö?“ Hierauf legte ſie ein Zeichen in ein auf einem Tiſche vor ihr aufgeſchlagenes Gebethbuch, ſchlug es zu, und irrte mit ihrem unſichern Blicke auf meiner Figur herum.

Es verdroß mich, daß das Weib mich Er nennte, und mich ſo da ſtehn ließ; Dennoch ſagte ich ihr ganz beſcheiden die Urſache, warum ich zu ihr gekommen ſey. Ueber die Erzählung von unſers lieben Carls Thorheit ſchlug ſie beyde Hände zuſammen, rief Jammer aus über die Verderbniß der Welt und der gottloſen, leichtfertigen Jugend, und als ich geendigt hatte, ſagte ſie ohngefehr folgendes:

„Ich weiß wohl, daß mein Fräulein Niece
„ein ridicüles Attaſchement zu einem jungen
„Menſchen gefaßt hat, mit dem ihr Bruder
„auf Univerſitäten, wo man nicht immer
„choiſiren kann, ſondern Leute von allerley
„Extraction um ſich ſehen muß, in Bekannt-
„ſchaft gerathen iſt. Das wird wohl derſelbe
„ſogenannte junge Cavalier ſeyn, von dem
„der Herr redet. Ich höre aber, daß nie-
„mand recht weiß, wo dieſer Purſche eigent-
„lich her iſt, ob er von Familie iſt, und ob
„er Vermögen hat. Sollte man es denken,

„daß heut zu Tage junge Mädgen von „Stande ſich ſo weit vergeſſen könnten, mit „ſolchen Landläufern ſich abzugeben? So „lange ich das Kind bey mir gehabt habe, „iſt ſie in der Zucht und Vermahnung zum „Herrn erhalten worden, denn ich bin ihr „Pathe, und der liebe Gott weiß, wie ſie „ſo hat aus der Art ſchlagen können. Wenn „ſich der Musjö Hohenau, oder wie er heißt, „flattirt hat, daß er in unſre Familie kom„men, und dadurch vielleicht Verſorgung „erhalten würde; ſo hat er ſich ſehr geirrt. „Mon Dieu! Er muß dem Fräulein weiß ge„macht haben, als wenn er von Familie „wäre. Denn ſonſt hätte ſie gewiß nicht „einmal daran gedacht. Ich habe aus Com„miſeration gegen das arme Kind, ſie an „einen ſichern Ort bringen laſſen, um da „zur Raiſon zu kommen, und bethe täglich „für ſie, daß ſie der Himmel ſtärken wolle, „damit ſie dem böſen Feinde widerſtehe, und „ihrer Familie Ehre mache; denn ich habe „eine Partie für ſie, und ſie wird auch die

„Thor=

„Thorheiten bald vergeſſen haben, wenn ſie „hört, was für ein Zeiſig der Muſjö iſt. „Uebrigens habe ich nichts weiter von Seinem jungen Purſchen gehört, und ich weiß „auch nicht, wie Er dazu kömmt, mich „darum zu fragen. Suche Er ihn, wo er „glaubt, daß er iſt; Mich geht das nichts „an. Er wird wohl irgendwo unter die „Soldaten gegangen ſeyn. Kann ich Ihm „aber ſonſt dienen mit meinem Gebethe oder „andern chriſtlichen guten Werken; ſo wird „mir es ein Plaiſir ſeyn.“

Ich hatte kaum Faſſung genug das beleidigende Gewäſche anzuhören; Auch ſagte ich der Dame einige ſehr beiſſende Dinge über ihre Art ſich auszudrücken, über die geerbten Vorzüge des Adels, über des Herrn von Hohenau Character u. ſ. w. Nach einigem Hin- und Herreden, in welchem ſie oft wiederholte, daß ſie von dem armen Carl nichts wiſſe, und mir den Aufenthalt des Fräuleins zu entdecken nicht für nöthig halte, war ich ſchon im Begriff voll Verdruß fortzugehn, als ſie mich zurückrief, und mir ſagte: Sie habe auf ihrer Reiſe einen jungen Menſchen geſehn, den ſie in Allem natürlich ſo beſchrieb, wie unſer Pflegeſohn ausſieht und gekleidet iſt. Dieſer ſey des Nachts mit ihr in demſelben Wirthshauſe geweſen, habe ſehr traurig ausgeſehn, und ſey, wie der Wirth nachher erzählt habe, mit dem Poſtwagen nach Eisleben in der Grafſchaft Mannsfeld gereiſet.

Nun, mein theuerſter Herr? Was ſoll ich jetzt thun? Der Beſchreibung nach müßte ich glauben, daß dies der Herr von Hohenau geweſen iſt — Was kann ich alſo beſſers thun, als ihm nachreiſen? — Aber was will er in Eisleben? Zu welchem Zwecke? Die ganze Begebenheit iſt mir ein unauflösliches Räthſel. Ich weiß nicht recht wozu ich mich entſchlieſſe — Eisleben bringt mich zugleich näher nach Dresden, und wo ſoll ich ihn ſonſt ſuchen? — Ja! ich will hin.

Treffe ich ihn nicht an; ſo erwarte ich Ihre weitern Befehle. Gern will ich die Ausſichten, welche Sie mir in Dresden ſo großmüthig eröfnet haben, aufopfern, wenn ich Hofnung haben kann, unſern Flüchtling in einer andern Gegend zu finden. Allein ich ſehe dazu noch keine Ausſicht — In einer Stunde reiſe ich ab.

Z . . . den 13ten Abends.

Hier übernachte ich, und da ich auf allen Poſten genaue Nachforſchung angeſtellt habe; ſo beſtättigt ſich meine Hofnung, daß ich ihn finden werde, und daß Er es war, der mit der Poſt nach Eisleben gereiſet iſt — Gott, mögte es wahr ſeyn! Gern reiſete ich noch heute ab, aber ich bin zu müde.

Wiſſen Sie denn auch, mein gnädiger Herr! daß ich an dem Orte, wo ich jetzt bin, manche vergnügte Stunde verlebt habe? Ich hatte dieſen Abend eine rührende Scene, die auf einmal die Erinnerung derſelben lebhaft in mir zurückrief.

Hier beſaß der Herr von P . . . . . ein Landgut; Er ſelbſt aber war Hofrath in W . . . . . . Ein lieber, ſanfter Mann, nur etwas zu ſchwach, zu ſinnlich. Er war mein Freund — Mögte der Himmel ihm jetzt fröhlichere Tage ſchenken! — Aber er war nicht gemacht, um in dem Creiſe, den ihm das Schickſal angewieſen hatte glücklich zu ſeyn. Er verſtand nicht die Kunſt mit dem Genuſſe gut Rath zu halten, zu wirthſchaften. Jede kleine Freude machte er zu einem Theil ſeines Weſens, und wer ſie ihm raubte, der nahm ihm einen Theil ſeiner Exiſtenz. Er liebte die ſchönen Künſte, den ſanften Umgang der Muſen, und vergaß an der Seite eines holden Mädgens alles Ungemach des Lebens, aber auch alles, was man unterdeſſen nützlichers für die Welt thun könnte als ſcherzen und küſſen. Folglich war er kein fleißiger Hofrath, aber der beſte Anordner geſelliger

Vergnügungen. Daher kam es denn, daß der Fürſt in W . . . . von ihm, und er von ſeiner Laufbahn in des Fürſten Dienſten nicht ſehr zufrieden war, daß er ſich nicht höher ſchwung, wenig Gehalt hatte, und alſo, weil er nicht reich war, und viel Geld der Freude aufopferte, in ſeinen häuslichen Umſtänden zurückkam. Er nahm desfalls ſeinen Abſchied, kehrte in ſein Vaterland zurück, ſchmeichelte ſich dort durch ſeine angenehmen Talente ſehr ein, und wurde aufs Neue bey einem Collegium angeſetzt. Hier hatte er es mit einem Miniſter zu thun, der, wenigſtens von ſolchen Leuten, die nicht durch ſein allmächtiges Vorwort in den Dienſt gekommen waren, viel Fleiß forderte. Mit dieſem lebte er in unaufhörlichem Kriege. Der Mann hatte gar keinen Begriff davon, daß ein Schauſpiel einem Lande oft weniger Schaden brächte, als ein Cammercollegium, und daß es keine Sünde ſey, über ein déjeûné danſant eine Seßion zu verſäumen. — Kurz! hier glückte es auch nicht, und unterdeſſen waren meines armen P .... Finanzumſtände ſo zerrüttet, daß ſeine einzige Hofnung blieb, auf ſeinem Landgute hier in Z ... ſparſam und ländlich zu leben.

Ein Mann aber, der an viel zuſammengeſetztere Freuden gewöhnt iſt, als welche der Aufenthalt in einem Landſtädtgen gewähren kann, wird ſchwerlich je glücklich auf dem Lande ſeyn. Ich war einſt acht Tage lang bey ihm, als ich nach Berlin gieng *; und fand ihn in einem Circul von Bauerknaben, die er vom Pfluge weg an die Bratſche oder Baßgeige berufen hatte.

Dieſe Lebensart wurde ihm nun bald zu einförmig. Er reiſete auf die Nachbarſchaft umher, verzehrte viel Geld, kam immer tiefer in Schulden, und mußte endlich ſeinen Gläubigern entfliehen, und ſein Landgut, eine alte würdige Mutter und den Ruf eines ehr-

---

* Erſter Theil 11ter Brief.

ehrlichen Mannes beym großen Haufen im Stiche laſſen.

Der Miniſter war unterdeſſen in Ungnade gefallen. Ich glaube, er hatte es verdient, aber ich nehme nicht gern Partey gegen den Gedrückten, und rede nicht gern wieder jemand, der ſich weder rächen nach vertheydigen kann. Genug, der Miniſter hatte, ſchuldig oder unſchuldig, ſeinen Abſchied bekommen, und das Gut des Herrn von P . . . . gekauft, wo er jetzt gewiß nicht glücklicher lebt, als der vorige Beſitzer, weil ſich hier weder Finanzplane, noch Comödienplane ausführen laſſen. Doch iſt nun das Haus angepinſelt, der Garten verſchönert worden; Er leidet alſo, wie es ſcheint, wenigſtens keinen Mangel, und könnte, wenn er weiſe wäre, zufrieden ſeyn, indeß P.... in der Welt, Gott weiß wo herumirrt.

Am Ende des Flecken, nicht weit von meinem Gaſthofe, iſt ein Haus, wo immer ein alter Invalide Wache hält. Ich gieng einige Augenblicke auf dem Platze auf und nieder, und redete mit dem Manne, der eben da ſtand, von allerley Begebenheiten, von meinem Freunde, der dort noch allgemein geliebt iſt, wo er wohl jetzt ſeyn mögte, vom Miniſter, der ſein Feind war, und von verſchiedenen andern Dingen. Der Wachtmann hielt einen alten verroſteten Degen in der Hand, der aber bald meine Aufmerkſamkeit auf ſich zog — Ich meinte den Degen zu kennen; Er war von Stahl, und einſt mit Gold ausgelegt geweſen — „Ja,“ ſagte der Mann, „der hat auch dem guten Herrn „gehört.“ Ich beſah ihn genauer, und es war würklich derſelbe Degen, mit welchem ich den ehrlichen P . . . in ſeinen Wonnetagen in W . . in einem Zirkul von Beyfall lächelnden Damen hatte hin- und herflattern geſehn — Einſt die Zierde eines zur Geſelligkeit gebohrnen Mannes, jetzt das Werkzeug, den unglücklichen Bettler, der hier Hülfe ſucht, von dem Thore abzutreiben —

Gefäß und Stichblatt waren abgenutzt, und das Ohrband verlohren — Von einem Juden, der ihn in der Auction erſtanden hatte, war er für einen halben Gulden an ſeinen jetzigen Beſitzer gekommen —

Der Anblick rührte mich; Ich dachte, ich wollte den Degen an mich kaufen; Aber doch entſchloß ich mich anders. In meinen Händen, glaubte ich, wäre er weniger merkwürdig; Hier kann er noch lange ein Monument der Vergänglichkeit menſchlicher Hoheit und Freude ſeyn. Vielleicht wird ein anderer Freund des armen P . . . . der hier durchreiſet, dieſelbe Ueberraſchung haben, empfinden was ich empfand; und wenn der Degen ganz abgenutzt und unbrauchbar geworden ſeyn wird; wird auch vielleicht der gute P . . . nicht mehr auf den Beinen ſeyn, oder glücklichere Umſtände werden das Andenken ſeines erlittenen Ungemachs aus ſeiner Seele vertilgt haben.

Die Augen fallen mir vor Müdigkeit zu; Morgen früh reiſe ich weiter. Ich will nun dieſen Brief nicht eher fortſchicken, bis ich in Eisleben bin.

Eisleben den 16ten.

Meine ſüßen Hofnungen ſind leider! verſchwunden; der Herr von Hohenau iſt nicht hier, und der Jüngling, der ihm gleichen ſollte, iſt — rathen Sie, theuerſter Herr! — iſt des Herrn von Wallitz unehliger Sohn — Doch ich will alles ordentlich erzählen.

Als ich ankam, war mein erſter Weg in das Poſthaus — Ich fragte nach, man beſann ſich, erkundigte ſich, und ich erfuhr, daß der junge Menſch, von dem ich redete, würklich noch in Eisleben war. Die Stadt iſt klein, und bald ausgefragt; Ich fand auf dem Markte, ohnfern der Apotheke das Haus — Mein Herz ſchlug voll freudiger Hofnung — Nachdem ich nun den Wirth des Hauſes gefragt hatte, ob nicht ein Jüngling, der mit dem Poſtwagen gekommen ſey, bey ihm logiere, gieng er, ohne zu antworten, vor mir her, und führte mich drey Treppen hoch in ein kleines Hinterſtübchen, öfnete die Thür, und rief, indem er mich hineinſchob: „Junger Herr! da iſt jemand, „der Sie ſprechen will“ und darauf gieng er fort.

Ich trat alſo in das Zimmer, und ſah nun bald, daß hier nicht war, was ich ſuchte. Ein Jüngling von edlen Geſichtszügen ſaß vor dem Bette einer alten Frau, und hatte derſelben, wie es ſchien, etwas vorgeleſen, denn ich hörte noch den Laut der letzten Worte, und er hielt das Buch in der Hand, ſtand auf, als ich kam, und gieng mir freundlich entgegen.

„Ich habe mich geirrt“ ſagte ich, und trat ein Paar Schritte zurück. „Verzeyhen „Sie, ich glaubte jemand, den ich kenne,

„hier anzutreffen.“ Der junge Menſch ſteckte ſein Buch in die Taſche, und machte mir Entſchuldigung, indem er verſicherte: „Es „thäte ihm leid, daß ich mich in meinen Erwartungen betrogen hätte“ und ſo begleitete er mich wieder aus der Thür. „Ich „führe Sie wieder heraus“ ſetzte er hinzu, „kann Sie auch nicht bitten, in dieſem kleinen Zimmer länger zu bleiben, denn meine „arme Mutter liegt da an Leib und Seele „krank, und wir haben nur die einzige „Stube. Vorgeſtern erſt bin ich wiedergekommen, und habe ſie ſehr viel ſchwächer „gefunden — die arme Frau!“

„Ich weiß es, Sie ſind mit der Poſt „hier angekommen“ ſagte ich, „und das „iſt eben die Veranlaſſung die mich hierher „führt. Es thut mir leid, daß ich Sie beunruhigt habe, und noch mehr, daß ich Sie „bey einem Krankenbette finde. Iſt Ihre „Frau Mutter ſchon lange unpaß?“

„Ach, lieber Herr! rief der Jüngling „ſeufzend, meine Mutter iſt in einer ſehr „traurigen Lage, und wir ſind hier ganz „fremd. — Doch der Himmel wird ſchon „helfen, und was hilft es, Sie mit einer „langen Geſchichte unſerer Unglücksfälle zu „ermüden?“

Wir waren nun bis an die Treppe gekommen, aber die ſanfte Schwermuth des guten Jünglings hatte zu viel Eindruck auf meine Seele gemacht; Ich konnte nicht ſo weggehn, ſondern fühlte etwas, das mich zu ihm zog. Ich bath ihn, ſeinen Kummer in meinen Buſen auszuſchütten. „Es kann „Ihnen vielleicht Zudringlichkeit ſcheinen“ ſagte ich, „aber vielleicht erleichtert es Sie „auch, wenn ſie einem Menſchen, der ſo ſehr „bekannt mit aller Art Leiden iſt, Ihr Herz „öfnen — Kommen Sie! wir wollen unten „in ein Zimmer gehn, wo wir allein ſind.“ Und ſo gieng ich voraus, und bath den Wirth uns eine Stube zu öfnen. Zugleich ließ ich auch eine Flaſche Wein bringen. Ich dachte: „man iſt ſo herzlicher, wenn man etwas um „die Hand hat, und wer weiß, der arme „Jüngling hat wohl in langer Zeit keinen „Wein geſchmeckt.“ Dann ſetzte ich zwey Stühle an den Tiſch, und ergriff den jungen Menſchen vertraulich bey der Hand, als hätten wir viel Jahre mit einander gelebt.

Nicht leicht erinnere ich mich mehr aufgelegt geweſen zu ſeyn, eine recht traurige Geſchichte zu hören. Zwar fühlt meine Seele immer eine Art von Wonne, wenn ſie einem armen gepreßten Herzen die Laſt des Kummers mit tragen helfen darf. Es iſt ſo ſüß, auch da wo man nicht Balſam des Troſtes in die Wunde gieſſen kann, doch ein brüderliches Thränchen darauf zu weinen. Ja! ich weiß es, was es heißt, zu leiden, und ſo umherzulaufen, nicht klagen zu dürfen, niemand zu finden, der uns verſteht, den wir würdig hielten, daß wir auch nur einen Augenblick die Bürde, die uns zur Erde drückt, vor ſeiner Thür hinlegten, ſollten wir auch darüber zu Grunde gehn. Deswegen dringe ich mich ſo gern treuherzig dem Unglücklichen auf. Aber, wie geſagt, heut war ich mehr als jemals in der Stimmung, mit dieſem jungen Manne zu weinen. Ein lebhaftes Gefühl alles vergangenen und gegenwärtigen Leiden, das Andenken an den armen verlohrnen Carl, Ihr Schickſal, mein beſter Herr! meine ungewiſſen Ausſichten — Das alles kam auf einmal in meine Imagination.

„Scheuen Sie Sich nicht“ ſagte ich, und ſchenkte ein, als der Wirth fort war, „ſcheuen Sie Sich nicht! Ich bin ein armer „Teufel, und auch nicht ſehr beredet zum „Troſte, aber da ich ſelbſt ſo viel gelitten „habe“ — der Jüngling blickte mir wehmüthig in die Augen — „da ich ſelbſt ſo viel „gelitten habe; ſo giebt es mir Wonne, wenn „ich einem leidenden Bruder ſagen kann, daß „ich in größern Plagen oft unerwartet Troſt „und Hülfe von oben herab gefunden habe,

„und daß der, welcher nur Muth und Hoffnung und Zuverſicht auf den guten Vater und Regierer der Schickſale nicht verliehrt, wenn die Noth am größten wird, der Errettung nahe iſt. Denn ſehen Sie, lieber Freund!“ fuhr ich fort, und rückte näher zu ihm, „wer auf ſeine vollbrachte Laufbahn aufmerkſam zurückſchauet, die Kette der Begebenheit verfolgt, nachſinnt, wie ſich oft alles ſo ganz wunderbar hat drehen müſſen, um uns einem ſichern Verderben zu entreiſſen; wer dann dies Gewebe einem Ohngefehr zuſchreibt, und nicht die Spuren einer höhern planvollen Macht wahrgenommen zu haben bekennt, der iſt ein Narr oder ein Lügner. Ich habe vielleicht doppelt ſo lange als Sie in der Welt gelebt, aber ich habe noch kein dauerndes Unglück, durch die ganze Lebenszeit eines Menſchen hindurch, bey irgend jemand geſehen — Und was wäre es denn auch, eine kurze wandelbare Lebenszeit hindurch mit Krankheit und Armuth zu kämpfen? — Eine

„Erſcheinung! Ein Traum! Und welcher
„Zufall kann uns die mannigfaltigen Freuden
„rauben, die auch der gedrückte, bedrängte,
„verfolgte, miskannte Redliche
„aus ſich ſelbſt, aus dem Bewußtſeyn der
„Unſchuld, aus dem Anblicke der ſchönen
„Natur ſchöpfen kann? — Kommen Sie!
„Sagen Sie aufrichtig, was Sie quält?“

Der arme Menſch ſeufzete tief; Meine Anrede hatte ihn bewegt — Seine Stimme war beklemmt; Er konnte zuerſt keinen feſten Ton finden; Endlich fieng er an: Hier iſt ſeine Geſchichte, die ich, wie Sie denken können, oft durch Fragen unterbrach, als ich hörte, daß Perſonen, die ich kannte, darinn vorkamen.

„Es mag etwa vierzig Jahre her ſeyn,
„daß ein gewiſſer Herr von Wallitz, welcher
„Beſitzungen in Oſtindien hatte, und nur
„eines Proceſſes wegen mit ſeinem Sohn

„nach Europa gekommen war *, wieder in „jenes Land zurückkehrte, ſeinen Sohn aber „hier ließ, damit er in Halle erzogen werden mögte.“

„Als dieſer nun die Jünglingsjahre erreicht hatte, wählte er den Militairſtand, „und wurde Lieutenant in ſächſiſchen Dienſten. Meine Mutter war ein armes unſchuldiges Bürgermädgen in Dresden. Der „Herr von Wallitz ſuchte Bekanntſchaft mit „ihr; Er war ſchön und angenehm; ſie gefielen ſich, ihr Umgang wurde immer vertrauter; Endlich ließ ſie ſich, durch das „Verſprechen geblendet, ſie einſt öffentlich „als ſeine Gattinn zu erkennen, von ihm „verführen, ein feſtes, unglückliches Band „zu knüpfen, das mir vor zwanzig Jahren „das Leben gab. Ihre Eltern durften dieſe

„Ver-

---

* Vermuthlich zum zweyten mal, denn das erſte mal kam er im Jahr 1700. her, wie der 3te Brief des IIten Theils bezeugt.

„Verbindung nicht erfahren; folglich war die Flucht das einzige Rettungsmittel für meine arme Mutter. Voll Zuverſicht auf die Treue ihres Geliebten warf ſie ſich ihm in die Arme, und ließ ſich an einen unbekannten Ort führen, woſelbſt ſie mich gebahr.“

„Mein Vater beſuchte ſie in der erſten Zeit ſehr oft, ließ uns auch keinen Mangel leiden; aber nach und nach kam er ſeltener, gab weniger zum Unterhalte her, wurde immer kälter, und verſchob die prieſterliche Trauung, unter allerley Vorwande, von einem Monathe zum andern. Er klagte dabey ſo oft über die Härte und den Geiz ſeines Vaters, der ihn auſſer Stand ſetzte; ſo viel für uns zu thun, als er wünſchte, daß meine Mutter großmüthig genug war, gar nichts mehr von ihm anzunehmen, ſobald ſie merkte, daß es ihm würklich oft an dem nothwendigſten Gelde zu ſeinem eigenen Unterhalte fehlte. Sie ſuchte ſich durch ihrer Hände Arbeit kümmerlich zu

„ernäh-

„von dieſem Tage an nicht wieder geſehen — Denn, ſtellen Sie Sich vor, der grauſame Vater hatte noch ein andres armes Mädgen unglücklich gemacht, und gieng wenige Tage nach dieſer Scene fort, nach Oſtindien. Das verführte Mädgen ſtarb in der Stunde der Gebährung zugleich mit dem kleinen Zeugen ihrer Schande, meine Mutter aber fiel vor Gram in eine langwierige Krankheit.“

„Nach und nach linderte doch die Zeit, die beſte Tröſterinn in Widerwärtigkeiten, ihren heftigen Schmerz. Gute Leute nahmen ſich unſerer an; dabey arbeitete meine Mutter fleißig, als ſie wieder hergeſtellt war, und wandte alles an, mir eine gute häusliche Erziehung zu geben. Ich fand an einem redlichen Schullehrer in Merſeburg einen Beſchützer. Er unterwies mich ohnentgeldlich, und brachte mich, durch Hülfe einiger Wohlthäter, ſo weit, daß ich in Leipzig die Theologie ſtudieren konnte.“

„Zwey Univerſitätsjahre waren nun beynahe zu Ende, als der würdige Mann vor „eilf Monathen ſtarb, und meine Mutter zu „gleicher Zeit erkrankte.“

„Unterdeſſen war das Gerücht von der „Wiederkunft meines Vaters zu ihren Ohren „gekommen. Er hat Reichthümer mit aus „Oſtindien gebracht, und iſt auch hier in „Deutſchland durch den glücklichen Ausgang „eines Proceſſes in den Beſitz eines anſehnlichen Ritterguts gekommen. Meine Mutter ſchrieb mir alſo, voll tröſtlicher Ahndung, ich ſollte zu ihr kommen, und mich „zu einer Reiſe anſchicken. Wir ſammleten „hofnungsvoll das letzte was wir auftreiben „konnten (denn meine bisherigen Wohlthäter hörten auf mir etwas zuzuwenden, „ſobald der ehrliche Schulmann tod war; — „Wie es denn in der Welt geht, wo ſo „wenig Menſchen aus Liebe zum Guten Gutes thun.)“

„Mit dieſer kleinen Summe reiſete ich „nach Urſſtädt. — Ich hatte die Doſe, die „mein Vater mir einſt gegeben hatte, in der „Hand, als ich mich zu ſeinen Füſſen warf, „und alles anwendete, die Sprache der Natur bey ihm geltend zu machen — Aber, ach „lieber Herr! Laſſen Sie mich nicht weiter „erzählen — “

Ein Strom von Thränen unterbrach hier die Rede des Jünglings.

„Faſſen Sie Sich, lieber Freund!“ ſagte ich — „Um des Himmels willen! Ihr Vater wird Sie doch in den Umſtänden nicht „verſtoßen haben?“

„Mein Gott! Freylich hat er das“ rief der Jüngling. „Ein unwürdiges Allmoſen „wollte er mir geben, aber ich ſchlug es aus, „und ſo jagte er mich unter harten Drohungen fort. Von dieſer Reiſe bin ich vorgeſtern zurückgekommen, und habe meine arme

„Mutter ſehr ſchwach gefunden — Doch
„blickte ſie mir voll freudiger Hofnung
„entgegen — Aber ich mußte ihr den
„Dolch in das Herz ſtoßen — O mein
„Herr!“

Ich bath den Jüngling nicht weiter zu reden; Es zerriß mir die Seele — „Unmenſch“ ſagte ich, und ſprang vom Stuhle auf, „ja, ich erkenne dich; du biſt der „Mann, der meinen Wohlthäter aus ſeinem „väterlichen Hauſe vertrieben hat.“ —

Was ſoll ich Ihnen weiter erzählen? Ich weinte mit dem guten Menſchen, ſagte ihm, wer ich wäre, und wie manchen frohen Augenblick ich in Urfſtädt verlebt hätte, tröſtete ihn, und nöthigte ihm eine Kleinigkeit auf, die er endlich annahm, weil ich in ihn drang, und darauf beſtand, daß ſeine Weigerung mich beleidigen würde.

Und nun ſoll es meine erſte Sorge ſeyn, ſobald ich nach Dresden komme, wenn es nur irgend möglich iſt, dem armen Jünglinge beſſere Ausſichten zu eröfnen. Wenn mir der Himmel, durch Ihr großmüthiges Vorwort, eine Verſorgung verſchafft; ſo will ich ihn zu mir nehmen, mit ihm theilen, was ich haben werde — Es giebt ja auch ſo viel tauſend Mittel Brod zu verdienen, in einer großen Stadt, und indeſſen wird ſeine Mutter geneſen.

Aber wo iſt nun unſer Carl? — Gott wird bey ihm ſeyn — Ich kann nichts mehr für ihn thun. Morgen reiſe ich nach Dresden — Dort erwarte ich Ihre Befehle — Mein Herz iſt von ſo mancherley Gefühlen beſtürmt; Ich weiß nicht was ich thun, ſagen und denken ſoll.

Leben Sie ruhig und zufrieden, theuerſter; beſter Herr! Ich bin ewig

Ihr

treu gehorſamſter Diener

Meyer.

Dritter

Dritter Brief.

An den Herrn Hof-Cammerrath von Retzel in Beinfeld.

Donnergrund den 25ten Jenner 1771.

Mon chèr Ami,

Jetzund muß ich Sie Nachricht geben, wie ich unſre Sachen arrangirt habe. Gott ſey gelobt! Alles iſt in Ordnung, und meine Niece ſoll Ihre Gemahlinn werden; Ich habe ſie würklich aus ihres Vaters Hauſe weggebracht.

Ich bath mir's von meinem Herrn Bruder aus, daß er mir ſeine Tochter anvertrauen mögte. Er conſentirte ſogleich, und da nahm ich ſie denn mit mich.

Unterwegens ſagte ich: „Ma chère Niece! Ihr müßt jetzo Eure unanſtändige Paßion gegen den jungen Laffen aufgeben; davor hilft nun einmal nichts. Ich weiß Euch eine beſſere Partie, und habe ſchon mit Eurem Vater geredet. Führt Euch vernünftig auf! Ich gebe Euch Zeit, Euch zu beſinnen, und will Euch nicht eher auf meinem Gute ſehen, bis ich höre, daß Ihr raiſonnabel geworden ſeyd.“

Dergleichen Vermahnungen hielt ich ihr den ganzen Weg über, und recomandierte ihr chriſtliche Geduld und Gehorſam gegen ihre Familie. Ich ſagte ihr, daß der Mann, den ich ihr deſtinirte, zwar nicht von alter Familie, aber von des Kaiſers Majeſtät nobilitirt und ſehr reich ſey, auch ſie in Betracht der Alliance mit unſerer Familie gewiß ſauber und fein halten würde. Sie ſtellte ſich aber gar wiederſpenſtig und opiniatre. Unterdeſſen waren wir nach Bachſtädt gekommen, wohin uns Madam Käſerink entgegen kam, der ich ſie ſogleich übergab, und weiter reiſete.

Apréſent, mon chèr Ami, müſſen Sie ſelbſt das Beſte thun. Der Himmel wird ſeinen Segen geben. Jch ſchlieſſe Sie alle Abend in mein Gebeth ein. Sehen Sie zu, daß Sie Sich bey ihr inſinuiren.

Aber ich hoffe denn, daß Sie auch Parole halten, und mich den Wechſel, den Sie von mich in Händen haben, wiedergeben werden; Sintemalen ich für Jhnen, ſehr viel riskiere.

Die Frau Käſerink hat Ordre, nicht zu erlauben, daß das Mädgen an jemand ſchreibt.

Nun, und ſo war es denn gut. Jch dachte aber wohl, daß der Amant bald nachgelaufen kommen würde, und dictu factu, als ich hier ankam, war der Maulaffe ſchon hier. Er rannte in den Hof hinein — Verzeyh' mir meine Sünde! — wie ein toller Menſch. Aber wie war er conſternirt, als er mich allein ſah, und ſeine ſchöne Dulcinea nicht!

Nunmehro gieng er ins Wirthhaus, und wollte da fragen. Da ſind denn immer preuſſiſche Werber (die hat ja der böſe Feind aller Orten) und da dachte ich: „Holla! da wollen wir den Musſjò ſchon fangen.“ Darauf ſchickte ich meinen Conrad hin, den Sie kennen, den hübſchen Menſchen, der immer bey unſern Abendandachten iſt, und beywohnt, und ließ den Unteröfficier avertieren. Das war ein durchtriebener Vogel. Der fragte denn den jungen Herrn aus, und that als wenn er ihm Nachricht geben wollte. Enfin, weiß der liebe Himmel, wie er es ſo liſtig angefangen hat, kurz! er hat ihn des Nachts mit weggetransportirt.

Es war auch hohe Zeit, denn den andern Morgen kam der Informator, der mit ihm auf der Univerſität geweſen iſt, zu mir, und machte einen Lerm, wie der böſe Feind. Aber den führte ich ab, und ſchickte ihn nach Eisleben, weil ich wußte, daß ein anderer junger Parſche, den ich unterwegens geſehen hatte, dahin gereiſet war. Da glaubte er, es wäre ſein Eleve, und reiſete dahin. Nun ſind ſie aus einander, und alles iſt ſtill.

Ich hoffe, Sie werden Wort halten. Noch eine Bitte habe ich. Ich habe in Beinfeld eine Canzelbekleidung, für die hieſige Kirche beſtellt, von grünem Tuch, mit gelben Schnüren. Wollten Sie dieſe Kleinigkeit wohl bezahlen? Der Fuhrmann Madelieb wird es mitbringen.

Unterdeſſen wünſche ich gut Glück, und ſchlieſſe Ihnen in mein Gebeth ein, die ich verharre,

Ihre

ergebene, andächtige Dienerinn
Sibilla von Donnergrund.

Vierter Brief.

An den Herrn Secretair Meyer in Dresden.

Hamburg den 29ten Jenner 1771.

Mein lieber Freund!

Sie haben gethan, was Sie thun konnten. Das Schickſal hat Ihre Mühe und unſre Hofnungen nicht begünſtigt; Indeſſen wird der Himmel Ihren treuen Eifer belohnen.

Gehen Sie getroſt nach Dresden — Doch, Sie werden nun ſchon da ſeyn, und Ihr Secretairspatent gefunden haben, welches ſeit vierzehn Tagen ausgefertigt iſt.

Der arme Carl! — Es iſt unbegreiflich, wo er geblieben iſt; Aber wir können nicht mehr thun. Ich werde an Freunde in allen großen Städten ſchreiben; Es muß ſich doch endlich aufklären, was aus ihm geworden iſt. Eine höhere Hand lenkt unſer Glück, und ich habe die freudige Zuverſicht, daß dieſe Hand ihn auch auf ſeinem Irrwege leiten wird.

Vielleicht iſt gerade diejenige Erziehung die beſte, welche uns das Schickſal giebt. Was helfen nun die Künſteleyen, die ſchönen Theorien? Ich glaubte nichts verſäumt zu haben, das Herz und den Verſtand des jungen Menſchen zu bilden, und es iſt mir doch nicht gelungen, ihn zu einem guten, ruhigen Weltbürger zu machen.

Ein unerwarteter Zufall macht oft alle unſre Predigten zu Maculatur. Glücklich iſt das Volk, das keine Erziehungsſyſteme kennt.

Warum ſoll ſich denn auch ein junger Mann nicht einmal ohne Führer durch die Welt arbeiten? Muß man uns immer am

Gängelbande führen? Iſt nicht die ganze Erde unſer Vaterland?

Umſtände formen den Character, Schickſale beſſern, Unglück macht milde, Erfahrung weiſe, Wiederwärtigkeiten ſtimmen herab, Leiden würkt Geduld, Schwierigkeiten erwecken den Geiſt, Weltkenntniß macht uns klug —

Wohlan denn! Er arbeite ſich durch die Welt. Ich fühle etwas in mir, das mir ſagt, er werde noch einſt fröhlige Tage erleben.

Seyen Sie glücklich; Ich bin gefaßt und ruhig, und umarme Sie in Gedanken,

Leidthal.

Fünfter Brief.

An die gnädige Frau von Donnergrund.

Eilig.

. . . . . den 4ten Februar 1771.

O, meine gnädige Frau! Was fange ich arme Perſon an? Das Fräulein iſt mir fortgegangen, weiß der Himmel wohin. Ich habe ſie wie meinen Augapfel bewahrt — Aber mir einen ſolchen Streich zu machen! Gewiß und wahrhaftig! Es kann ihr nicht gut gehn, nun ſie das an mir gethan hat.

Iſt das erlaubt, wegzulaufen, wie ein gemeines Mädgen, und in dem Augenblicke, daß ſie nur aus der Thür gieng? Iſt das honett? Ich dachte, „ſie wird ja ſchon wiederkommen“ und warte, und warte — Aber fort war ſie.

Der Kerl hatte ſchon vorher unten in der Stube geſeſſen, im Wirthshauſe, wo ich Ew. Gnaden entgegen kommen, und einige Tage bleiben mußte. Er ſah aus wie der lebendige böſe Feind, und gab ſich für einen Officier aus. O! ich wollte ihn ſo beſchreiben, wenn ihm der Steckbrief gefertigt werden ſollte. Er ſchwebt mir noch vor Augen, der verruchte Menſch!

Er fieng an, mit mir franzöſiſch zu parlieren. Die Stube wurde oben gekehrt, deswegen waren wir unten. „Ich verſtehe „kein Franzöſiſch“ ſagte ich, „ich bin eine „ehrliche Deutſche“ Ja! darauf parlierte er mit dem Fräulein — Gott verzeyhe es ihm! Da müſſen Sie es wohl verabredet haben. Es gieng ihnen beyden vom Maule weg, als wenn ſie ſich zehn Jahr gekannt hätten.

Ich merkte aber gleich Unrath. „Allo!“ ſagte ich, „Fräulein! Wir wollen auf unſer

„Zimmer gehn, es iſt alles fertig. Pfui! „wer wird ſich ſo mit jedem ſchäbigten Kerl „in einen Diſcours einlaſſen?“

Wie wir nun ſo ſaßen, und bald zu Bette gehen wollten, gieng ſie einmal in die Cammer. Ich muß eben ein wenig auf dem Stuhle eingenippt ſeyn. Denn wie ich mich beſinnen konnte, war ſie über alle Berge. Der Wirth ſagte, ſie ſey mit dem Kerl in der Cariole fort, und ließe mich noch ſchön grüßen.

O! ich arme Frau! Was ſoll ich nun anfangen? Das war als heute vor acht Tagen. Ich gieng gleich den andern Tag zum Amtmann, aber der lachte mir in die Naſe, der Spitzbube!

Nun bin ich hierher gekommen — In aller Welt, wer hätte das gedacht? — Allein ich bin unſchuldig — Ach! gnädige Frau! zürnen Sie nur nicht auf mich. Laſſen

Sie den Kerl gefangen nehmen, und aufhängen, wenn ſie ihn haben — So einen Entführer! Ich habe vor Schrecken drey Tage krank gelegen, und kaum das Herz gehabt zu ſchreiben; Aber Sie müſſen es doch einmal erfahren. Ich ſchreibe dieſes Wenige mit zitternder Hand, als Meiner gnädigen Frau

unterthänige Magt

Clara Käferink.

Sechſter Brief.

An den Freyherrn von Leidthal in Hamburg.

. . . . . den 5ten Aprill 1771.

Nun, mein verehrungswürdigſter Freund! Wie geht es Jhnen denn? Haben Sie noch einige Güte für den leichtſinnigen Menſchen, der Sie aber immer ſo herzlich liebt, und ewig lieben wird?

Wüßten Sie nur, wie oft mein Herz bey Jhnen iſt, wie ſehnlichſt ich wünſche, Sie zufrieden zu ſehn! Beruhigen Sie Sich doch, beſter Mann! Was iſt am Ende alles Unglück in der Welt? Ein Mann, der ſo viel Schätze in ſich ſelbſt beſitzt, kann ſich leicht über den Verluſt des elenden Reichthums hinwegſetzen. Es iſt wahr, Jhre edle Seele hat jetzt weniger Gelegenheit, die ſüße Freude des Wohlthuns zu ſchmecken. Aber iſt nicht ſchon das innre Bewußtſeyn, Gutes zu wollen, ſelbſt da, wo man nicht kann, himmliſches Vergnügen?

Auch weiß ich, daß der Verluſt der Glücksgüter das geringſte Ihrer Leiden ausmacht. Aber Ihr armer Pflegeſohn! — Nun! und hat der nicht auch einen Vater im Himmel, der für ihn ſorgt? Wer weiß, zu welchem unvermutheten Glücke für den Reſt ſeines Lebens die Erfahrungen, welche er jetzt einſammlet, ihm nützen?

Laſſen Sie uns einen Augenblick alles Unangenehme vergeſſen! Ich will Ihnen etwas vorplaudern, das Ihnen Vergnügen machen ſoll.

Wiſſen Sie denn, daß ich mich in den heiligen Eheſtand begeben will? Mein Oncle drang ſchon lange darauf, daß ich auch an dieſem chriſtlichen Sacramente Theil nehmen ſollte, und da bin ich denn umhergereiſet, die Töchter des Landes zu beſehen, und habe ein gutes ehrliches Mädgen gefunden, die ich herzlich lieb gewonnen habe, und alles iſt unter uns und unſern Verwandten richtig.

Eleaſar und Rebecca wurden beym Brunnen in einer Stunde ihres Handels einig. Das war voreilig, wenn ich ſagen darf; Glauben Sie ja nicht, daß ich ſo gehandelt habe. Ich kenne das Fräulein von M...., des Oberamtmanns jüngſte Tochter, ſchon lange. Wären meine Umſtände früher in der Lage geweſen, darinn ſie jetzt ſind, ich hätte ſchon vor drey Jahren um ihre Hand angehalten.

Mit einem Worte! Ich darf mit Zuverſicht hoffen, geliebt und glücklich zu ſeyn; Weil es aber doch eine langweilige Sache für einen Dritten iſt, von dem Liebhaber die Apologie ſeines Mädgens zu hören; ſo will ich Ihnen lieber eine kleine Erzählung von meiner Reiſe machen.

Nachdem ich die Beyſtimmung aller übrigen Verwandten meiner künftigen Frau gewonnen hatte; ſo kam es darauf an, einen alten Oncle von ihr für mich einzunehmen, der an dem Hofe des kleinen Fürſten von .... lebt, und ein ganz ſonderbares Original von Manne iſt. Er iſt reich; meine Braut hat einſt viel von ihm zu erwarten, und obgleich es ſonſt ganz auſſer meinem Character iſt, dem elenden Gelde nachzulaufen; ſo dachte ich doch: „es iſt der Mühe werth, den alten „Sünder zu gewinnen, den Podagra und Geiz „bald zu ſeinen Vätern verſammlen werden.“

Ich reiſete alſo hin, ausgerüſtet mit allerley Nachrichten von der Denkungsart des Mannes, den ich zu behandeln hatte.

Es war zu ſpät als ich ankam, um ſogleich zu ihm zu gehn; Es war etwa ſieben

Uhr des Abends. Der Wirth fragte, ob ich in Geſellſchaft oder auf meinem Zimmer ſpeiſen wollte; Ich wählte das erſte, und indeß der Wirthstiſch gedeckt wurde, bath ich, weil ich allein war, den Herrn Hospes, mir ein Buch zu leyhen.

Er brachte mir ein Andachtsbuch, geſchrieben von dem Herrn Avenarius in Schmalkalden — Ein originelles Werk in ſeiner Art! Die Leute, welche die in dieſer Sammlung enthaltenen Geſänge, Predigten und Gebethe gemacht hatten, führten lauter ſonderbare Namen, als Steuerlein, Pfefferkorn u. ſ. f. Voran ſtand allemal der Lebenslauf des Verfaſſers eines ſolchen Geſanges, und da fand es ſich, daß ſie mehrentheils Informatoren geweſen waren, deren höchſt unwichtige Begebenheiten in dem wichtigſten Styl geſchrieben waren. An typographiſcher Schönheit fehlte es auch nicht, denn alle Anfangsbuchſtaben waren mit herrlichen Verzierungen verſehen. Da ſahe man ein J mit einer Alongenperücke, eine Sonne, darinn ein Z ſtand, und dergleichen mehr — Welche Thorheiten doch der falſche Witz auch in die kleinſten Anſtalten miſcht!

Ich legte das Buch bald auf die Seite, fand ein Blatt vom Reichspoſtreuter, erſah daraus mit Vergnügen: wo der König von Neapolis zu Mittag geſpeiſet hatte; wie der König von Frankreich die armen Haaſen und Hirſche bekriegt; durch welche Städte der ruſſiſche Courier, von deſſen Geſchäften man nichts wiſſe, und der vielleicht an irgend jemand ein Paar Armbänder überbringt, paſſirt ſey; in welcher fürſtlichen Menagerie eine Leopardinn trächtig iſt; für welche ſchwangere Fürſtinn die Kirchengebethe geſchehen; ob ein Prinz auf Reiſen gegangen; ob irgendwo ein Zwerg oder Zwitter zu ſehen iſt; was man in Hamburg von den Verhältniſſen der bourboniſchen Höfe urtheilt — Und während des Leſens kam denn nach und nach meine Geſellſchaft.

Ein Amtmann aus der Nachbarſchaft, der Apotheker des Orts, ein abgedankter Officier, ein Kaufmann, und ein Mann, der ſehr myſtiſch ausſah, waren nebſt mir die Tiſchgäſte.

Man ſprach anfangs wenig; Als man aber ſich mit Speiſe und Trank gelabt hatte, wurde die Unterredung lebhafter.

Mich kannte man nicht, und läſterte daher oft über meinen künftigen Oncle. Man ſagte: er trinke aus Geiz Kräuterthee, weil derſelbe wohlfeiler wäre. Dabey glaube er immer, er ſey krank, und habe neulich den Doctor eilig des Nachts aus dem Bette holen laſſen, und dieſer, weil er glaubte es ſey Gefahr da, lief geſchwind im Schlafrocke hin. Es fand ſich aber, daß das Uebel ſehr gering war, und daß der alte gnädige Herr es ſehr übel aufnahmen, daß der Doctor in einer ſo unehrerbiethigen Kleidung erſchien. Der Arzt, der ein ſchlauer Mann iſt, merkte ſich das, und als er bey einem ähnlichen Vorfalle aus dem Schlafe geweckt wurde, ſchickte er, ſtatt ſeiner Perſon, ſeinen beſten Sonntagsrock nebſt der Perücke hin.

Der Apotheker kam hier in ſein Fach. Er ſprach von Medicamenten, welche bey ihm verſchrieben würden. Als er die Confectio al Kermis nannte, glaubte der alte Officier, es ſey Confect zur Kirmiß, welcher Misverſtand dem Herrn Amtmann gute Laune machte. Bald nachher aber war von Comödien die Rede, und da ſagte der Amtmann: das ſey eine gute Motion, worüber denn wieder der Officier lachte. Der Amtmann verließ früh die Geſellſchaft.

Da gieng es denn über den Fürſten her. Man erzählte unter andern ein Stückgen von ihm, das auch der Mühe des Nacherzählens werth iſt. Dieſer Sultan hatte nemlich, bey der Niederkunft ſeiner Gemahlinn, das ganze Ländgen zu Gevatter gebethen. Unterdeſſen reiſeten ein Paar Leute auf den Dörfern umher, und ſtellten den getreuen Unterthanen vor, es ſey doch billig, für dieſe landesväterliche Aufmerkſamkeit, dem gnädigſten Herrn ein Pathengeſchenk zu geben. Jede Gemeine wurde auf dieſe Art bewegt, ſich zu einer freywilligen Gabe zu unterzeichnen. Nachdem dieſe Finanzoperation vollbracht war, fieng man an, die Gelder einzutreiben, und — O! Schande für den kleinen Despoten! — man exequirte, und nahm den armen Leuten die Betten aus den Häuſern, um ihnen dies willkührliche Geſchenk abzujagen.

Der Kaufmann ſprach beſtändig von Pferden; Ich glaubte er handelte damit, erfuhr aber, daß er nicht ein einziges im Stalle hätte. — Wunderbar genug, dachte ich, daß der Menſch zuweilen ſeine Fantaſie mit Gegenſtänden nährt, die er nicht beſitzt, oft nicht beſitzen kann, und wovon ihm alſo die Kenntniß völlig unnütz iſt. Wie mancher miſcht ſich auf dieſe Art in

Staatshändel, in Geiſterlehre, und allerley für ihn verlohrne Dinge. Ja, dieſer Kaufmann überſchrie uns alle mit ſeinen Pferdegeſprächen, und widerſprach nur rund weg jedem andern Vortrage, um bald davon abbrechen, und auf ſeine Lieblingsmaterie kommen zu können. Er hatte die wahre Gabe zu überreden, in dem Sinne, wie man jemand überreitet, nemlich über den Haufen reitet.

Endlich verlohr ſich nach und nach die Geſellſchaft, bis auf den myſtiſchen Mann, der beynahe keinen Laut von ſich gegeben hatte. Es war eine abgezehrte, blaſſe, kränkliche Figur, etwa vierzig Jahr alt, aber dem erſten flüchtigen Anblicke nach hätte man ihm zehn Jahr mehr gegeben. Er hatte dünne graue Haare, hinten in einen kleinen Zopf geſammlet, eine Art von Tonſur, ſteckte in einem ſehr abgetragenen braunen Rocke mit gelben Knöpfen, und hatte ſehr ſchmutzige Hände, als Einer, der vielerley angreift.

Sein Blick war unſicher, irrend, und zuweilen ohne Kraft in die Höhe ſtrebend.

Er hatte mich vom Anfang an auf dem Korn gehabt; es ſchien, als mögte er es mit mir allein zu thun haben. Weil ich nun nicht gern jemandes Hofnung täuſche; ſo blieb ich gegen ihm über ſitzen, als die Andern fort waren.

Kaum war der Letzte hinausgegangen, als er näher an den Tiſch rückte, und ausrief: „Mein Gott! mit welchen Kleinigkeiten beſchäftigen ſich dieſe Leute!“

„Ja wohl!“ ſagte ich. „Aber es iſt nun einmal ſo durch alle Stände im menſchlichen Leben, daß jeder das für groß hält, was Beziehung auf ſeine kleine eingeſchränkte Sphäre hat, indeß er alles übrige, was Andern wichtig ſcheint, verachtet.“

„Das iſt wohl wahr,“ erwiederte er, „und darüber wird die einzige Wiſſenſchaft,

„welche uns Aufklärung über alles in der „Natur giebt, ſo ſchändlich hintangeſetzt. „Darum giebt es ſo wenig wahre „Philoſophen, weil die Menſchen ſo thöricht „ſind, das für wichtig zu halten, was in „dieſer irdiſchen Welt um ſie her iſt, in welcher doch der Geiſt nur gereinigt werden ſoll, „um demnächſt wieder in die Urquelle zurückzufließen: Aber es giebt doch, Gott ſey „Dank! Männer, die, in dem wahren Genuſſe der hermetiſchen Philoſophie, Licht „um ſich her verbreiten, und jener verheiſſenen Periode entgegen arbeiten, in welcher „das Reich des Belial zerſtört, und die Sinnlichkeit unterdrückt werden, in welchem das „Geiſtige wieder über das Materielle ſiegen „wird. Ja, mein Herr! Ich glaube es Ihnen anzuſehen, und habe es aus verſchiedenen Worten, die Ihnen entfahren ſind, geſchloſſen, daß ich mit Ihnen frey ſprechen „kann. Sie ſehen hier einen Mann in mir, „den Sie vielleicht nicht erwarten. Ich kann „wohl ſagen, in mir iſt mehr Gnade wirkſam

„geworden, als ich ſchwacher Menſch ver-
„diene; Aber nun bin ich auch, obgleich in
„Demuth, über alle Weltkleinigkeiten hin-
„aus, dringe mit dem Geiſte in die Natur
„ein, und ſchmecke in reichem Segen, wie
„freundlich der Herr iſt.“

„Alſo,“ unterbrach ich ihn, „ſind Sie
„vermuthlich ein Adept?

„Mein Herr und Bruder!“ ſagte er mit
der lächerlichſten Würde, „Unſer Wiſſen
„iſt Stückwerk, und alle Erkenntniß kömmt
„von oben herab; Aber was meine Augen
„geſehen, und dieſe Hände gefördert haben,
„das iſt in meinem Herzen verſchloſſen, und
„nur einem treuen Mitverbundenen darf ich
„es offenbahren, wie groß die Herrlichkeit
„an mir geweſen iſt. Sehen Sie nicht auf
„dieſen Rock! Ach du lieber Gott! der Weiſe
„iſt darüber hinaus, und meine Umſtände
„ſind jetzt leider ſo, daß ich nicht Gelegen-
„heit haben kann, zu arbeiten, ſonſt wollte

„ich des Goldes mehr haben, als zehn Könige aufzutreiben im Stande wären. Ich „reiſe blos deswegen, um einen würdigen „Bruder aufzuſuchen, der empfänglich für „die Wahrheit, und nicht ganz fremd in der „ſalomoniſchen Wiſſenſchaft iſt, mit dem ich „dann arbeiten, und ihm etwas zeigen könnte, „das die Augen ergötzt, und das Herz froh „macht. Um Verzeihung! Sie wohnen hier „in der Nähe?“

„Nein!“ antwortete ich trocken, und ſtand auf, denn ich merkte nun wohl, mit wem ich es zu thun hatte — Aber er erhob ſich auch von ſeinem Stuhle und trat vor mir hin: „Mein Herr!“ ſprach er, „Sie haben „ein menſchenfreundliches Herz. Können „Sie mir nicht mit einer Kleinigkeit beyſtehn? Vielleicht bin ich im Stande, Ihnen einſt hunderttauſendfältig wiederzugeben, was Sie heute an mir thun, denn „meine Zeit iſt noch nicht gekommen; doch „kann ich Ihnen ein Arcanum für Ihre Ge-

„ſundheit geben. Hier haben Sie ein Gläsgen mit einer hohen Arzeney; zwar nicht die „erſte Hauptmedicin, aber doch Tropſen, die „Sie, wann Sie mir folgen, mäßig leben, „und Glauben haben“ — *.

Ich ließ ihn nicht ausreden, griff in die Taſche, gab dem Narren etwas Geld, aber keine Vermahnung (denn ſolche Leute ſind nicht zu curiren). Ich verbath ſeine Arzeney, ließ ihn ſtehn, und gieng zu Bette.

Den folgenden Morgen alſo rüſtete ich mich aus, dem alten Herrn Oncle meine Aufwartung zu machen. Ich ließ mich, ſobald ich

---

* Ich vermuthe nicht, daß der Herr von W. hier die hermetiſche Philoſophie angreifen, ſondern nur die Leute lächerlich machen will, welche, wann ſie aus Büchern, die ſie nicht verſtehen, ein myſtiſches Gewäſche auswendig gelernt haben, in der Welt umherreiſen, auf leichtgläubige Thoren und Schwärmer Jagt zu machen.

ich angezogen war, durch meinen Bedienten, der ſeine beſte Livree anziehen mußte, melden, und ſann unterdeſſen nach, wie ich meine Rede einleiten, und wie ich es anfangen wollte, den Mann für mich einzunehmen.

Ich bin glücklich in meinem Vorhaben geweſen; ſoviel will ich Ihnen heute nur noch ſagen. Die Art aber, wie ich es angriff, und die übrigen Umſtände meiner Reiſebegebenheiten, behalte ich mir vor, Ihnen in meinem nächſten Briefe zu erzählen. *

Es ſoll mich innigſt freuen, wenn Ihnen mein Geplaudere einige heitere Augenblicke macht. Noch einmal! muntern Sie Sich auf, würdigſter Freund! und zweifeln nie an der treueſten Freundſchaft

Ihres

Ihnen ewig ergebenen
v. Weckel.

Sieben-

---

* Der ſich aber nicht in dieſer Sammlung findet.

Siebenter Brief.

Von dem jungen Herrn von Hundefeld an den Freyherrn von Leidthal in Hamburg.

..... den 12ten Aprill 1771.

Hochwohlgebohrner Freyherr!
Hochzuverehrender Herr!

Ich halte es für meine Pflicht, Ew. Hochwohlgebohren, obgleich ich nicht die Ehre habe, Dieſelben perſönlich zu kennen, eine Nachricht zu geben, welche freylich Ihr gefühlvolles, leidendes Herz noch mehr beunruhigen wird, vielleicht aber auch dazu dienen kann, Sie näher auf die Spur von des Herrn von Hohenau, meines ehemaligen Freundes, Aufenthalt zu führen.

Ein Brief, den meine Eltern von meiner Tante, der Frau von Donnergrund, bekommen haben, hat uns Alle in neues Schrecken geſetzt. Sie ſchreibt darinn: „Sie habe
„meine Schweſter, welche ſie mit ſich von
„hier weggeführt hatte, einer Freundinn
„anvertrauet, indeß ſie ſelbſt noch eine andre
„kleine Reiſe vornehmen wollte. Dieſe
„Freundinn trat unterwegens des Abends
„mit meiner Schweſter in einem Wirthshauſe
„ab, wo ſie des Nachts bleiben mußten.
„Ein Mann, der franzöſiſch redete, unterhielt
„ſich einen Augenblick mit meiner
„Schweſter, als ſie unten im Hauſe ſtanden.
„Sie ſprachen bekannt zuſammen; Gegen
„die Nacht aber entwiſchte auf einmal meine
„Schweſter aus ihrer Cammer, und als man
„ſie vermißte, ſagte der Wirth, ſie ſey mit
„dem Fremden davon gegangen.“

So unglaublich, ſo ſehr auſſer dem Character meiner Schweſter dieſe Begebenheit auch iſt; ſo können wir doch leider! nicht an der Wahrheit der Erzählung zweifeln. Gewiß hat ſich alſo meine Schweſter dem Herrn von Hohenau in die Hände geliefert, die unglücklichen Leute werden, wer weiß wo? in der Welt umherlaufen, und indeſſen ſind meine Eltern von Kummer niedergedrückt — Sie liegen beyde krank zu Bette.

Verſäumen Ew. Hochwohlgebohren doch nicht, ich bitte Sie inſtändigſt, den Flüchtlingen nachzuſpüren; ich werde morgen ſelbſt nach Donnergrund und weiter reiſen.

Meine Eltern überhäufen mich mit Vorwürfen, geben mir und meiner Freundſchaft zu dem Herrn von Hohenau alle Schuld ihres jetzigen Unglücks, und ich bekenne es, bald reuet es mich, mein Herz mit einem ſo leichtſinnigen Menſchen getheilt zu haben. Welch ein unkluger Schritt! Was wollen dieſe jungen Leute nun anfangen?

Doch, ich will Ew. Hochwohlgebohren nicht mit Klagen ermüden. Noch einmal bitte ich Sie angelegentlichſt, uns mit Rath und Erkundigung beyzuſtehn; der ich ehrerbiethigſt verharre,

Ew. Hochwohlgebohren

ganz gehorſamſter Diener

Friedrich von Hundefeld.

Achter Brief.

An den Freyherrn von Leidthal in Hamburg.

Dresden den 16ten May 1771.

Ich ſchrieb Ihnen, mein theuerſter Wohlthäter! in meinem letzten Briefe, * wie ſehr ich in allem Betracht Urſache habe von dem Zuſtande zufrieden zu ſeyn, in welchen ich jetzt — Dank ſey es Ihren großmüthigen Bemühungen! — verſetzt worden. Ich bin nun würklich ſchon ſo zu Hauſe in den Geſchäften, welche mir meine angetretene Bedienung vorſchreibt, als wenn ich viel Jahre darinn gearbeitet hätte.

Ich ſage dies nicht zum Lobe meiner Geſchicklichkeit, denn es iſt in der That unglaub-

---

* welcher ſich aber, nebſt einigen andern, nicht findet.

lich, wie wenig dazu gehört, in einem Collegio den gewöhnlichen Strich von Arbeiten mitzuhalten; und weiter wird ja nichts verlangt, im Gegentheil! man würde ſich vielleicht ſehr ſchlecht empfehlen, wenn man es verſuchen wollte, ſich vorzüglich auszuzeichnen.

Wenn daher nur jeder wüßte, zu welcher Laufbahn ihn das Schickſal beſtimmt hat; ſo glaube ich, man könnte auf Univerſitäten eine Menge unnützer Dinge zur Seite liegen laſſen, die viel Zeit und Geld zu erlernen koſten, und uns oft in der Folge zu gar nichts nützen. Wie mancher ſtudiert drey Jahre lang die römiſchen Rechte, und iſt nachher, mit einem weitſchweifigen juriſtiſchen Styl, und einer völligen Unwiſſenheit von dem Zuſtande des Landes und der Landwirthſchaft, der elendeſte Rath bey dem Cammercollegio, und der Gottesgelehrte, der voll orientaliſcher Sprachkenntniß ſteckt, predigt, wenn er Landprieſter wird, den Bauern unverſtändliches Zeug vor.

Ueberhaupt halten die ſogenannten Brodſtudien manchen ab, ſolche Wiſſenſchaften zu treiben, deren Einſicht dem Menſchen in jeder Situation Nutzen und Freude ſchaffen, den Kopf aufklären, und zu allen übrigen Geſchäften tüchtig machen. Dahin rechne ich hauptſächlich Mathematik, Naturkenntniß und Sprachen. Was aber Philoſophie betrifft; ſo denke ich faſt, man ſollte darinn gar keine fremde Syſteme ſtudieren. Ich glaube, wir würden ſehr viel tiefere Blicke und kühnere Schritte thun, wenn nicht früh unſere Gedanken in ein Fuhrwerk geſetzt, und auf einen Weg gebracht würden, der am Ende grade dahin führt, wohin ſchon ſo Viele vor uns her gereiſet ſind.

Ein anders iſt es mit Wiſſenſchaften, wo Erfahrung auf Erfahrung gegründet werden muß; aber da, wo es blos auf Scharfſinn und intellectuelle Kraft ankömmt, da ſollte man dem Menſchen das Originelle nicht nehmen. Denn eben daher kömmt es, daß wir ſeit einigen tauſend Jahren ſo wenig wahrhaftig neue Wahrheiten gefunden haben, und daß wir die Bücher derjenigen Leute für Unſinn halten, die ihren eigenen Weg gehn; weil wir nemlich einmal an eine conventionelle Gedankenreihe gewöhnt ſind, und jeder kühne Abſprung davon, uns aus unſerm Concepte bringt.

Nun etwas von meiner kleinen häuslichen Einrichtung! Ich bewohne ein Paar recht artige Zimmer am Markte, in der Neuſtadt. Vor mir ſehe ich die vergoldete Bildſäule des Königs August II., welche der Stadt den Hintern zeigt, und eine lange Allee von Lindenbäumen, welche nach dem ſchwarzen Thore zu führt. Zuweilen mache ich denn ſo meine Betrachtungen, wie viel mehr ſich ein Fürſt verewigt, wenn er, ſo wie der große Friedrich, denen Männern, welche dem Vaterlande treue, wichtige Dienſte geleiſtet haben, Ehrenſäulen errichtet, als wenn er bey ſeinen Lebzeiten, aus Furcht, man mögte es nach dem Tode vergeſſen, ſein eigenes Bild auf den Markt hinpflanzt.

Sie wiſſen, mein gnädiger Herr! daß ich den jungen Wallitz, ſobald ſeine Mutter zur Erde beſtattet war, hierher geholt habe. Weil ich nun nicht Platz genug in meiner Wohnung hatte, ſo miethete ich ihm ein Zimmer in einem Hauſe ohnfern dem Jägerhofe. Er ſcheint zufrieden mit ſeinem Zuſtande, und iſt auch glücklich genug hie und da, durch Unterweiſung und durch literariſche Arbeiten für die leipziger Buchhändler, etwas zu erwerben. Alſo, hoffe ich, ſoll es ſchon gut gehn.

Mein Präſident läßt mir ſagen, ich ſollte in einer Stunde zu ihm kommen. Er iſt ein würdiger Mann, der ſich allgemeine Ehrerbiethung und wahres Zutrauen zu erwerben weiß. Es giebt Leute, die man nur bewundern kann; ohne ſie zu lieben, und andre, an welche uns eine geheime Sympathie feſſelt, ohne daß wir eben würden ſagen können, was gut an ihnen iſt. Aber dieſer Mann herrſcht über den Verſtand ſo wie über das Herz aller derer, die mit ihm in Verbindung ſtehen. Ich ſchmeichele mich ſeiner Zuneigung, und bin ſtolz darauf; Nicht weil ihn das Schickſal zu meinem Cheff gemacht hat, ſondern weil er ein beſſerer und klügerer Menſch iſt, als ich, und die Ordnung der Dinge will, daß man dem hervorſtechenden wahren Verdienſte huldige.

Vor zehn Tagen war ich in Hernhut, und ſahe die Einrichtung der Brüdergemeine. Ich habe immer eine groſſe Achtung für dies ſtille, gute Völkgen gehabt. Man ſage was man will; ſo iſt es gewiß, daß ſie das Mittel gefunden haben, unter ſich ruhig und glücklich zu leben, und das Intereſſe der Einzelnen an das Intereſſe des Ganzen zu binden. Der elende Unterſchied der Stände, das Uebergewicht des Reichthums, der Jammer der Armuth, der Luxus — Alle dieſe traurigen Verderbniſſe fallen doch bey ihnen weg, und alſo auch eine Menge unglücklicher Leidenſchaften, die unaufhörlich an uns Andern nagen, uns zwingen alles auf unſern Privatvortheil anzupaſſen, und allen eſprit public in unſern Seelen verlöſchen.

Es wäre lächerlich zu behaupten, es gäbe deswegen keine ſchlechte Menſchen unter ihnen; Aber das iſt doch zuverläßig wahr, daß ihre innere Einrichtung ſie davor ſichert, daß die Verirrungen einzelner Menſchen nicht den Plan im Ganzen zerrütten können.

Zinzendorf war gewiß ein großer Mann, und vielleicht würde man dies noch lebhafter fühlen, wenn man ſeine geheimen Plane, oder wie er demnächſt mit ſeinem Häuflein auf die übrige Welt würken wollte, genauer wüßte.

Es iſt mir unbekannt, was für Köpfe jetzt an der Spitze des Syſtems ſind; aber davon bin ich überzeugt, daß man mit einer mäßigen Anzahl alſo abgerichteter, auf Einen Ton geſtimmter Leute ſehr viel würken kann, und daß man damit eine der europäiſchen Welt ſo höchſt nöthige moraliſche Revolution, ohne alle Gewalt, durchſetzen könnte.

Wir arbeiten leider! täglich mehr daran, alle Bande aufzulöſen, und in weniger als hundert Jahren werden wir die ſchrecklichen Folgen davon fühlen. Verſtünden nur die Regenten ihr Handwerk! Mein Gott! man kann ja mit den Menſchen machen, was man will. Unmerkliche, kleine, ſichre Anſtalten können ungeheure Würkungen hervorbringen — Eine Uniform, eine Nationalkleidung, ein allgemeines Nahrungsmittel, ein nomen collectivum, ſtoßen einen esprit de corps ein, und binden Tauſende, daß ſie thun, was ſie nicht thun würden, wenn nicht dieſe kleinen Gleichförmigkeiten unter ihnen herrſchten; und ich bin ſehr überzeugt, daß unſre künſtlichen Armeen viel öfterer in der Schlacht aus einander laufen würden, wenn ſie nicht einerley Röcke trügen. Wußten die erſten Erfinder grauſamer, unnatürlicher Maſchinen ſolche liſtige Mittel recht gut zu nützen, warum ſollte man dieſelben nicht zu Durchſetzung edlerer Endzwecke gebrauchen können?

Es freuet mich innigſt zu hören, daß nun auch unſer redlicher Commerzienrath Müller Hofnung hat, in däniſche Dienſte zu kommen — Ach beſter Herr! Sie ſind unſer Aller Wohlthäter, der Schöpfer unſres Glücks — Wie können wir Ihnen je genug danken! Doch, der beſſere Lohn iſt in Ihrem Herzen. Hätten wir nur den armen Carl wieder! Wie zufrieden wollten wir ſeyn!

Ich küſſe Ihnen die Hände

Meyer.

Neunter Brief.

An den Herrn Secretair Meyer
in Dresden.

Hamburg den 30ten May 1771.

Herzlichen Dank für Ihren lieben Brief. Er hat mir in allem Betracht Vergnügen erweckt, vorzüglich aber, weil er die Nachricht enthielt, daß Sie geſund und zufrieden mit Ihrem Zuſtande ſind.

Was Sie an dem jungen Wallitz thun, wird Ihnen der Himmel und Ihr Herz vergelten — O! wenn ich je wieder in ſolche Umſtände käme, (und wer weiß? Mein Proceß iſt ja noch nicht zu Ende) daß ich dieſem jungen Menſchen, dem Sohne meines Verfolgers, glücklichere Tage machen könnte! —— Freund! ſolch' eine Rache wäre doch wohl ſüß! — Aber ich fühle, daß Stolz Antheil an dieſem Wunſche hat. Der Herr mögte gern, daß ſein Herz ſagte: „Sieh! das haſt „du an deinem Feinde gethan! Wie ſich der „jetzt ſchämen muß!“

Ueberhaupt glauben wir oft am uneigennützigſten zu handeln, wenn wir es am wenigſten ſind. Wir betrügen uns dann ſelbſt, wenn wir ſo im Stillen eine edle That vollführen, indem doch eine andre Leidenſchaft im Hinterhalte Acht giebt, und ein Protocoll darüber abfaßt; Wir ſtellen uns aber, als merkten wir das nicht. Nichts iſt wahre Tugend, als das, was aus der reinen Abſicht ausgeübt wird, die Vollkommenheit des Ganzen zu befördern — Aber wie wenig ſolcher Handlungen giebt es?

Doch darüber wollen wir nicht zanken. Genug! ich mögte dem jungen Wallitz gern dienen, wenn ich könnte; Ihm wäre auch im Grunde eben ſo viel damit geholfen, ob ich es aus Eitelkeit oder aus reiner Abſicht thäte. Und das iſt wahrlich eine ſehr feine Einrichtung in der Welt, daß das Gute doch geſchieht, ſelbſt von denen, die das Gute nicht lieben, indem tauſend kleine Triebfedern den Willen herbeyführen.

Wir leben noch auf dem alten Fuße, der ehrliche Müller und ich. Morgens gehen wir zuweilen, wenn es heiteres Wetter iſt, ein bisgen umher, und ergötzen uns an manchen ſchönen Gegenſtänden, welche denen, die an dieſes Schauſpiel gewohnt ſind, und ihre Geſchäfte im Kopfe haben, entwiſchen.

Dieſen Morgen haben wir das Tollhaus beſehen — Ein Anblick, der jedem Menſchenfreunde höchſt wichtig ſeyn muß. Allein ich habe noch ſehr viel an dergleichen Anſtalten auszuſetzen. Man wendet zu wenig Sorgfalt auf die Herſtellung ſolcher Leute.

Wir ſind Alle mehr oder weniger Narren, das heißt: gewöhnlich iſt eine Hauptleidenſchaft ſo ſehr Meiſter über uns, daß ſie mit unſerm Kopfe davonläuft, ſo oft ſie uns allein, ohne Hülfe, antrifft. Die ganze Kunſt beſteht nur darinn, die Leidenſchaften immer mit einander im Wettkampfe zu erhalten, und nach dem Jeſuitenſyſteme: divide, & impera! zu verfahren. Wer dies kann, den nennen wir im gemeinen Leben einen klugen und guten Menſchen.

Bey den eingeſperrten Narren aber iſt mehrentheils Eine Leidenſchaft ſo mächtig geworden, als etwa die Maitreſſe über den ſchwachen Fürſten, oder gar zwey Leidenſchaften, die ſich gut miteinander vertragen, wie wenn der Cammerdiener ſich mit in die Regierung miſcht. Sie machen dann den armen Menſchen, den ſie beherrſchen, taub gegen alle andre Eindrücke.

Warum ſtudiert man alſo nicht mehr die Quelle des Uebels? Man muß doch ſeinen Feind kennen, um gegen ihn ſtreiten zu können. Allein, wer bekümmert ſich darum in ſolchen Häuſern? Und doch iſt das wahrlich keine Kleinigkeit. Ich glaube, daß es wenig Narren giebt, die nicht durch eine kluge Behandlung zu leiten, und dazu zu bringen wären, was wir Vernunft nennen.

Den 31ſten.

Freuen Sie Sich, mein Lieber! da iſt ein Brief von unſerm Carl — Leſen Sie ihn ſelbſt! *

Sagte ich es nicht, daß ihn die Vorſicht gut leiten würde? Er iſt Officier, und — O unbegreifliches Schickſal! Er hat ſein Glück dem Manne zu danken, um deſſentwillen Sie einſt ſo viel gelitten haben.

Doch,

---

* Den folgenden Brief.

Doch, ich will Sie nicht länger mit meinem Geplaudere aufhalten, da Sie begierig ſeyn werden, die Einlage zu leſen — Der gute Müller iſt ſo froh, als wenn Hohenau ſein eigenes Kind wäre. Sehen Sie nun, daß der Himmel doch die guten Leute nicht verläßt?

Leben Sie wohl, und freuen Sich mit uns. Ich bin ewig

Ihr

treueſter Freund,

Leidthal.

Zehnter Brief.

(in den vorigen eingeſchloſſen.)

An den Freyherrn von Leidthal in Hamburg.

Berlin den 26ſten April 1771.

Darf ich es noch wagen, vor Ihnen, mein theuerſter, beſter Wohlthäter und Vater! mit dieſen Zeilen in der Hand, zu treten, und Sie reuevoll um Verzeihung der Unruhe, des Kummers zu bitten, den ich gewiß Ihrem zärtlichen Herzen werde verurſacht haben? —

Entſchuldigen kann ich meine Thorheit nicht. Aber Sie kennen ja das Weſen der Liebe, und wiſſen, wie ſchwer es einem jungen Menſchen von meiner Lebhaftigkeit iſt, die kalte Vernunft zu hören, wenn heftige Leidenſchaft ſich der Seele bemeiſtert hat.

Das Bewußtſeyn der Unſchuld und Reinigkeit meiner Abſichten, die Furcht, das zu verliehren, was allein mich an die Welt feſſelt, Ihr Schickſal, vertreflicher Mann! welches Sie doch auſſer Stand ſetzte, fernerhin, ohne Ihre eigene größte Ungemächlichkeit, für mich zu ſorgen — das alles trat auf einmal ſo lebhaft vor meine Augen, daß ich mich entſchloß, es zu verſuchen, meine Geliebte den Händen ihrer Verfolger zu entreiſſen, und mit ihr ein Winkelchen der Welt aufzuſuchen, wo wir, unbemerkt und ohngekränkt, mit der Arbeit unſerer Hände unſern Unterhalt erwerben könnten — Ich hoffte, die Liebe würde meine ſchuldloſen Abſichten begünſtigen — Aber ach! wenn dieſer Schritt zu kühn, zu übereilt war; ſo bin ich hinlänglich dafür beſtraft; denn noch haben meine Augen das liebe Mädgen nicht wiedergeſehn, obgleich von einer andern Seite die Vorſehung über mich gewacht, und mich dem Unglücke entzogen hat, in welches meine Unbeſonnenheit mich hätte ſtürzen können —

Noch einmal! Ich werfe mich zu Ihren Füßen; Entziehen Sie mir Ihre väterliche Güte nicht — Das Andenken alles deſſen, was ich Ihnen zu danken habe, iſt nie aus meiner Seele gewichen, kann nie verlöſchen; Und ſollten Sie mich auch verſtoßen, und nichts weiter von mir hören wollen; ſo bleibe ich doch ewig Ihr Eigenthum. Aber das werden Sie nicht thun. — Haben Sie nicht immer mein Herz mit Nachſicht und Sanftmuth auf den rechten Weg geleitet? Sind Sie nicht mein Schutzengel, von meiner zarteſten Kindheit an, geweſen?

Doch fühle ich mit innigſter Freude, daß ich Sie nicht Ihrer Wohlthaten wegen, nein! daß ich den herrlichen, außerordentlichen, edlen Mann in Ihnen verehre, den Mann, der ſo, mit allgemeiner treuer Liebe, Alles umfaßt, zu dem man ſich hingezogen fühlt, ohne zu wiſſen wie. — Ja! ich bin ſo ſtolz, zu glauben, Sie könnten Sich nicht von mir losſagen, und Sie wollten es auch nicht. Und mit dieſer feſten Zuverſicht auf Ihren großen Character, bin ich ſo kühn Ihnen zu ſagen, wie es mir ſeit der unglücklichen Stunde gegangen iſt, da ich, mit zerriſſenem Herzen, meinen Freund in Göttingen verließ.

Ich lief nach dem Landgute zu, wo ich meine Charlotte noch zu finden glaubte. Dort wollte ich die Knie ihrer Eltern umfaſſen, und ſie beſchwören, uns nicht zu trennen, uns nicht das Leben zu nehmen. Aber ſie war ſchon mit ihrer Tante fortgereiſet, und nun glaubte ich keine Zeit verliehren zu dürfen, ihr nachzueilen, um ſie, wo möglich, den Händen dieſes ſchändlichen Weibes zu entreiſſen.

Der Schulmeiſter (der einzige Menſch, den ich dort ſprach) mußte mir den Weg beſchreiben. Ich fragte von Dorf zu Dorf; Aber ſchon gegen die Mitte der Reiſe verlohr ich die Spur; Nirgends weiter hatte man die Kutſche geſehen. Man machte mich irre.

Ich verlohr darüber acht Tage. Dadurch aber ließ ich mich nicht abhalten, ſondern gieng endlich nach Donnergrund. Doch, als ich ankam, erfuhr ich zu meinem größten Erſtaunen, daß die Frau von Donnergrund allein, ohne ihre Nichte, angekommen ſey.

Was war nun zu thun? Traurig und unentſchloſſen ſtand ich da im Wirthshauſe. Es waren preußiſche Werber * mit einigen Recruten in demſelben Zimmer, und auſſerdem ſaß noch ein Franzoſe in der Ecke. ** Dieſer nun näherte ſich mir; Er merkte, daß ich in einem unruhigen Gemüthszuſtande war, und ſuchte jetzt auf die verbindlichſte Art mein Zutrauen zu gewinnen.

Das theilnehmende Mitleiden, welches aus den Reden des Fremden hervorzuleuchten ſchien, nahm mich armen Verlaſſenen bald für

* Man ſehe den zweyten Brief in dieſem Theil.

** Wie der zwölfte Brief dies entwickelt.

für ihn ein. Ich erzählte ihm alſo mein Schickſal, und er both mir Rath und Hulfe an. Auch begnugte er ſich nicht mit Worten, ſondern machte würklich Anſtalt, mir Licht über den Aufenthalt meiner Charlotte zu verſchaffen. Er gieng aus, um, wie er ſagte, denen Bedienten der Frau von Donnergrund das Geheimniß auszulocken; Ein Laquaie kam bald darauf mit ihm in das Wirthshaus; Sie ſprachen unter einander, indeß er mir durch Zeichen zu verſtehen gab, daß er hoffe, es werde alles gut gehn; Der Unterofficier von den Werbern wurde hinausgerufen; Man unterredete ſich — Und, Gott verzeihe mir, wenn ich dem Franzoſen Unrecht thue! (Unterſuchen habe ich es nachher nicht gewollt) Aber ſehr wahrſcheinlich wird es mir iſt, daß er gemeinſchaftlich mit der Frau von Donnergrund mich den Werbern verkauft hat.

Kurz! er winkte mir, mit ihm zu kommen. Wir giengen in ein anderes Zimmer, und nun trug er mir folgendes vor: Er hatte nemlich, wie er ſagte, von den Bedienten die Nachricht eingezogen, daß die Frau von Donnergrund das Fräulein (damit ich ihren Aufenthalt nicht erfahren ſollte) einer Verwandtinn anvertrauet hätte, welche ſie mit ſich nach Berlin nehmen wollte. „Ich reiſe morgen grade „auch dahin.“ fuhr er fort. „Wollen Sie „mir nur ein Paar Zeilen an Ihre Geliebte „mitgeben, damit ſie mir traue; ſo will ich „ſchon Mittel finden, ſie den Händen ihrer „Baaſe zu entreiſſen; denn ich weiß genau „den Weg, den ſie nehmen muß, und auf „mich wird niemand Argwohn haben. Sie „aber müſſen Sich mit den Werbern verabreden, (denn ich kann Ihnen ſagen, daß „man Sie ſehr verfolgt) eine Uniform anzuziehen, und unter derſelben Schutze mit bis „an die Grenze der preußiſchen Länder zu „kommen. In Baruth in Sachſen aber bleiben Sie, denn ich würde Ihnen eben nicht „rathen, mit in das Preußiſche zu gehn. „Dahin will ich aber Ihre Geliebte führen, „oder durch ſichere Leute bringen laſſen. Nur

„muß ich mich darauf verlaſſen können, daß
„Sie dort ſind, und ich das arme Fräulein
„nicht irre führe.“

Ein Plan, der ſo einfach, ſo großmüthig und natürlich ſchien, mußte mir nothwendig gefallen. Ich dankte dem Franzoſen mit allen Merkmalen der wärmſten Freude, und es kam nun nur darauf an, die Werber zu gewinnen, daß ſie mir erlaubten, mit ihnen zu gehen.

Wir riefen alſo einen von ihnen heraus. Dieſer Böſewicht ließ ſich lange bitten; Endlich willigte er in unſere Abſichten ein; Ich zog Uniform an, der Franzoſe fuhr mit der Poſt fort, nachdem ich ihm vorher den verlangten Brief an meine Freundinn gegeben hatte, und ich marſchirte um Mitternacht mit den Soldaten ab.

Keine Beſchwerlichkeit war mir unterwegens zu groß; Schlechte Koſt, theure Zehrung, ein elendes Nachtlager — Alles ertrug ich mit Freuden, denn die Hofnung, meine Charlotte wiederzuſehen und zu beſitzen, überwog jedes Ungemach.

In der dritten Woche, als wir eines Tages in einem Städtgen einkehrten, kam (vermuthlich war das ein abgeredetes Spiel) ein Mann, und ſah' uns Alle ſehr aufmerkſam ins Geſicht. Er verweilte ſich lange bey mir, las eine Beſchreibung meiner Figur her, die auf ein Haar zu meiner Perſon paßte, und darauf forderte er Rechenſchaft von dem Unterofficier, ob und wie er mich angeworben hätte.

Der ſchelmiſche Unterofficier rief mich auf die Seite: „Was iſt hier zu thun?“ ſagte er, „Man wird Ihnen wohl einen Steckbrief „nachgeſchickt haben. Jetzt werden Sie „mich in eine ſchöne Verlegenheit ſetzen. „Wir ſind hier in fremder Herrn Lande. „Gewiß wird Ihr Papa, oder wen Sie ſonſt

„haben, Sie verfolgen, und man wird Sie „und mich feſthalten.“ Ich war unerfahren genug, dies zu glauben, und bath den Böſewicht, mich aus dieſem Handel zu helfen. „Hier iſt kein anderer Rath,“ antwortete er mir, „als daß Sie gradezu ſagen: Sie „ſeyen freywillig in Donnerſmund von mir „als Recrute angeworben worden; und dann „will ich ſehen, wer Ihnen ein Haar krümmen ſoll. Doch machen Sie es, wie Ihnen „beliebt. Ich wollte aber, Sie hätten mich „ungeſchoren gelaſſen.“

Was blieb mir zu thun übrig? Ich ſah mich ſchon in Gedanken den Händen der Juſtitz überliefert, und Charlotten in Baruth, in der traurigſten Lage, allein, verlaſſen, vergebens ſich nach mir ſehnend. Der Vorſchlag des Werbers, dem es gar nicht darum zu thun ſchien, mich bey ſich zu behalten, behauptete alſo die Oberhand, und ich erklärte dem Fremden: ich ſey freywillig zum Soldaten angeworben worden, welches derſelbe

nieder=

niederſchrieb, und mit Lächeln hinzuſetzte: „Nun müſſe er mich wohl ziehen laſſen.“

Von dieſem Tage an begegnete man mir vollkommen wie einem Recruten. Denken Sie an, beſter Vater! wie mir dabey zu Muthe war. — Aber wer wollte ſich Meiner annehmen? Ich bath, drohete, ſprach von vornehmen Verwandten, von meinem Stande; Aber man ſpottete nur über dies alles. Der Unterofficier nahm auch einen ganz andern Weg als nach Baruth, und ſobald wir im Preußiſchen waren, überlieferte er mich einem Officier, dem er mit der größten Frechheit erzählte: Er habe mich angeworben; Und als ich Himmel und Erde zu Zeugen des Betrugs anrief, zeigte mir der Hauptmann, zu meiner größten Verwunderung, das Protocoll der Ausſage, ſo ich in dem Städtgen gethan hatte, von einem Notar unterſchrieben. Ich mußte alſo nebſt den übrigen Recruten vier Wochen hier bleiben.

Da half nun kein Klagen, kein Grämen. Ich fühlte die ganze Laſt des Unglücks, dem mich meine Unvorſichtigkeit und Thorheit ausgeſetzt hatte — Aber ich mußte mich in mein Schickſal finden. So oft indeſſen der Gedanke in mir aufſtieg, in welchen Zuſtand ich die Freundinn meiner Seele vermuthlich geſetzt hätte, lief ein kalter Schauer durch meine Glieder.

Die Recruten wurden endlich getheilt. Der Unterofficier, der mich ſo ſchändlich betrogen hatte, gieng wieder zurück, und ein anderer führte den Tranſport, wobey ich war, nach Potsdam. Daſelbſt kamen wir des Abends an, und am folgenden Morgen ſollten wir dem Obriſt vorgeführt werden, deſſen Regiment zwar in Berlin liegt, der aber jetzt bey dem Könige war.

Ich erwartete ſehnlichſt dieſen Augenblick, denn mein Herz ahndete, daß dieſer würdige Mann nicht taub bey meinen Klagen ſeyn, und daß er mich retten würde. Sobald wir alſo ſämtlich in ſein Haus gebracht, und ihm vorgeſtellt waren, faßte ich Muth, und bath den Obriſten, mit allem Anſtande, den Erziehung und das Bewußtſeyn der gerechten Sache geben können, mir eine geheime Unterredung mit ihm zu verſtatten. Er bewilligte ſogleich meine Bitte, ſchickte die Andern fort, und behielt mich allein bey ſich.

Jetzt erzählte ich ihm, in der ungekünſtelten Sprache des Herzens, alle meine Unglücksfälle. Er hörte mir mit wahrer Theilnehmung zu, und ſchien gerührt, für mich eingenommen, und bereit, mir zu helfen. Er fragte nach jedem kleinen Umſtande, und ich mußte ihm oft die Nahmen der Oerter und Perſonen wiederholen.

Endlich — O, beſter Vater! Wer hätte das denken ſollen? — Als er recht nach des würdigen Meyers Geſchichte geforſcht hatte; fand ſich's, daß dieſer liebe Obriſt grade derſelbe Mann war, um deſſentwillen einſt mein treuer Mentor ſo viel gelitten hatte,* derſelbe Adjudant, welcher wegen muthmaßlicher Vertraulichkeit mit der Fürſtinn in ..... gefangen geſetzt wurde.

Nun ſchien er doppeltes Intereſſe für meine Perſon zu faſſen. Es war keine Rede mehr davon, daß ich ſein Recrute wäre; Ich mußte den Soldatenrock wieder ausziehen, und ſein ganzes Herz war beſchäftigt, mir einen Plan für mein folgendes Leben zu machen.

Allein ich konnte eher an nichts denken, bis ich mich von dem Schickſal meiner Charlotte verſichert hatte. Der erſte Gebrauch, den ich daher von meiner Freyheit machte, war, daß ich meinem edlen Obriſten den Wunſch äuſſerte, nach Baruth zu reiten.

---

* Erſter Theil 11ter Brief.

Er ſchien dieſen Vorſatz nur halb zu billigen; Doch, in dem Betracht, daß ich das arme Fräulein in eine ſehr misliche Lage geſetzt hatte, ſtand er mir dieſe kleine Reiſe zu; ja, er gab mir einen Reitknecht und Geld mit, indeß er auch nach Berlin ſchrieb, um dort Erkundigung desfalls einzuziehen — Aber kein Frauenzimmer, kein Franzoſe waren in Baruth angekommen, und nirgends konnte man in Berlin auf die Spur treffen.

Ich kehrte alſo traurig zurück. Aber nun fieng mein vortreflicher Obriſt an, mir Vorſtellungen wegen meiner künftigen Plane zu machen: „Es iſt eine ganz gute Sache um „die Liebe,“ ſagte er, „und ich kenne dieſe „Leidenſchaft vielleicht ſo gut als Sie. Allein „Sie haben nun ſelbſt gefühlt, daß ſie auch „ihre Bitterkeiten hat, und am Ende — „Geſtehen Sie es mir! — wäre es doch „lächerlich, als ein irrender Ritter, in der „Welt umher, einem Mädgen nachzulaufen, „ungewiß ob man ſie finden, ob man ſie be-

„ſitzen, ob man ſie würde glücklich machen
„können. Sie ſind jung, und haben dem
„gemeinen Weſen, für welches Sie gebohren
„wurden, noch gar nicht gedient. Verſuchen
„Sie es, in der bürgerlichen Welt Ihr
„Glück zu machen, und Sich auf dieſe Art
„eine Ausſicht zu eröfnen, einſt dem Mädgen,
„das Sie lieben, ein beſſeres Glück anzubiethen,
„als wenn Sie jetzt Armuth und Hinderniſſe,
„die Sie noch gar nicht alle kennen,
„mit ihr theilen wollten. Zudem iſt es
„noch nicht ſo gewiß, daß man ſie Ihnen
„entreiſſen wird, und endlich wiſſen Sie ja
„nicht einmal, wo ſie iſt. Ich verſpreche,
„Ihnen durch mein Vorwort eine Lieutenantsſtelle
„zu verſchaffen. Bey meinem
„Regimente iſt grade eine Vacanz. Sie
„können dann bey mir wohnen und ſpeiſen,
„und ich ſtehe dafür ein, daß es Sie nicht
„reuen ſoll, mir gefolgt zu ſeyn. Gefällt
„Ihnen demnächſt dieſe Lebensart nicht; ſo
„iſt ja noch immer Zeit, ſie zu verändern,
„und unterdeſſen wollen wir uns auf Kund-

„ſchaft legen, was aus Ihrer Geliebten geworden iſt.“

Er führete ſo viel Gründe an, dieſen gütigen Antrag zu unterſtützen, daß ich ganz verblendet und undankbar hätte ſeyn müſſen, wenn ich ihn nicht angenommen hätte. Ich dankte dem würdigen Manne aus der Fülle meines Herzens. Er ſchlug mich dem Könige vor, und ſeit wenig Tagen bin ich bey dem Regimente angeſtellt, und thue würklich ſchon Dienſte.

Nun, theuerſter Wohlthäter! So iſt denn jetzt mein Zuſtand beſſer, als ich es verdient habe — Werden Sie mir nun Ihren väterlichen Schutz dazu, Ihre großmüthige Verzeihung verſagen?

Beyliegender Brief meines lieben Cheffs* wird mein Vorſprecher bey Ihnen ſeyn, wenn es noch eines andern Vorſprechers, als Ihres eigenen edlen Herzens bedarf, das ſo gern wohlthut und verzeihet. Zugleich liegt auch ein Brief von dem Obriſten und einer von mir ſelbſt an den würdigen Meyer bey,* um deren gütige Beſorgung ich ſo kühn bin, Sie zu bitten.

---

* Dieſer iſt nicht in der Sammlung.

Ach! wie verlangt mich von Ihnen Allen Nachricht zu hören! Ich müßte heucheln, wenn ich ſagen wollte, daß meine Seele ruhig ſey, ſo lange ich nicht weiß, was aus meiner Charlotte geworden iſt; Aber wenn etwas in der Welt mich vergeſſen machen kann, daß ich nur halb lebe, indeß ich in dieſer Ungewißheit bin; ſo iſt es die Verſicherung, daß Sie glücklich ſind, und nicht ganz aufgehört haben zu lieben,

Ihren

treueſten Pflegeſohn,
Carl von Hohenau.

---

* woraus in dem folgenden Briefe Auszüge vorkommen.

Eilfter Brief.

An den Freyherrn von Leidthal
in Hamburg.

Dresden den 10ten Junius 1771.

Mein theuerſter Herr!

Unbeſchreiblich habe ich mich gefreuet — ſo gefreuet, als vielleicht noch nie in meinem Leben. Unſern Carl gerettet, und einen längſt verlohrengegebenen Freund geſund und glücklich zu wiſſen; das war mehr, als ich zu hoffen gewagt hätte. Ich will nun ein heiliges Gelübde thun, nie wieder im Unglücke zu verzweifeln, immer zu hoffen, und feſt auf die Vorſehung zu bauen, die mit unbegreiflicher Kunſt die Knoten unſerer Schickſale auflöſet, wenn ſie auch noch ſo verwickelt ſcheinen.

Doch, ich will Ihnen nun auch einen kurzen Auszug aus der Erzählung mittheilen, die mir der gute Obriſt von ſeinen Begebenheiten, in dem Briefe, den er mir geſchrieben hat, macht.

Sie wiſſen, mein gnädiger Herr! daß, vor etwa fünf Jahren, eine unglückliche Cataſtrophe uns trennte. Der arme Adjudant wurde gefangen geſetzt, und ich nach Berlin geſchickt, wo ich Sie anzutreffen das Glück hatte, und mit Ihnen nach Urſſtädt reiſete, ohne daß ich wieder etwas von meinem Freunde erfahren konnte. Das gieng auch ſehr natürlich zu, denn obgleich er kaum ein halbes Jahr lang gefangen geſeſſen hat; ſo wußte er doch hernach nicht, wo er mich, noch ich, wo ich ihn ſuchen ſollte.

Er wurde in ſeinem Gefängniſſe ſcharf bewacht, durfte ſich auch mit niemand, weder mündlich noch ſchriftlich unterreden, bis der Tod des Fürſten auf einmal der Sache eine andere Wendung gab. Die Gemahlinn gieng in ihr Vaterland zurück, und da das Ländgen an ein anderes fürſtliches Haus fiel; ſo war es nun leichter, die Entlaſſung des Adjudanten des vorigen Herrn zu bewürken.

Er hatte in der Reſidenz noch einen Freund, der den Zuſammenhang ſeiner Begebenheiten wußte; Auſſerdem war die ganze Geſchichte ein Geheimniß geblieben. Dieſer ehrliche Mann nun verwendete ſich für ihn. Der neue Fürſt war ein Liebhaber von raren Thieren; Der Mann, der für meinen Freund bath, hatte eine ganz beſondere Art von Hünern; Damit machte er dem Landesherrn, zum Behuf ſeiner Menagerie, ein Geſchenk, und dies erleichterte um ein beträchtliches die Loslaſſung des Gefangenen. Die Hauptſache war aber, daß ſich durchaus keine Nachrichten von Verbrechen fanden, die ihm zur Laſt fallen konnten; Man ſagte dem Fürſten: er ſey nur eines leichten Dienſtfehlers wegen hingeſezt worden; Privatcabalen gegen ihn fielen weg; der Unterhalt eines Staatsgefangenen koſtet denn auch immer Geld; und alſo war es nicht ſchwer zu erlangen, daß ihn der jetzige Fürſt aus ſeiner Gefangenſchaft befreyete, da er denn das Land verließ, und zu einem Verwandten in Schleſien gieng.

Vorher aber erhielt er von dem Fürſten den Abſchied als Obriſtlieutenant; Wie denn überhaupt manche neue Regenten gern, zu Anfang ihrer Regierung, einige Beyſpiele ihrer fürſtlichen Huld geben, um in den Zeitungsblättern auspoſaunt zu werden, und ein vortheilhaftes Licht auf ihre folgende Regierung zu werfen, welches ſie aber bald wieder auszulöſchen pflegen.

Jetzt bemühete ſich ſein Vetter, der vom Könige von Preuſſen, dem er ehemals als Geſandter wichtige Dienſte geleiſtet hat, geliebt wird, ihm eine Laufbahn in deſſen Dienſten zu eröfnen. Es gelung; Man ſtellte ihn dem Könige, der wahres Verdienſt zu ſchätzen, und Talente zu ermuntern weiß, vor. Er wurde bey der Armee angeſetzt, und hat ſeit einem Jahre das Regiment, worunter jetzt unſer Carl dient, und welches in Berlin in Garniſon liegt.

Wunderbar, wie der Himmel unſre Begebenheiten lenkt, in einander verwebt, Menſchen vereinigt, trennt, wieder zuſammenbringt — So magiſch, daß wenn nur mancher, ohne alle Zuſätze, die Geſchichte ſeines Lebens ſchreiben wollte, wir einen ſehr viel verwickeltern und intereſſantern Roman bekommen würden, als die mehrſten derjenigen ſind, wo die Fantaſie Hiſtörchen zuſammenflickt, denen man die Aengſtlichkeit des Erfinders, ſeinen Leuten Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen, anſieht.

Warum ſchreiben alſo nicht mehr Menſchen, ungeſchminkt, die Geſchichte ihres Lebens? Kann den Menſchen etwas näher angehn, als eine mit Treue und Beobachtungsgeiſt

geiſt geſchriebene Lebensgeſchichte eines andern, auch noch ſo geringen Menſchen? Oder ſchämt man ſich, ſeine und anderer Leute Fehler und Thorheiten aufzudecken? — Als wenn nicht jeder wüßte, daß wir dergleichen haben! — Wird man deswegen den Mann haſſen, weil man erfährt, daß er, durch Leidenſchaft irregeführt, einſt oder oft nicht ſo gehandelt hat, wie wir — bey einer Taſſe Caffee glauben, daß wir handeln würden? — Und wenn auch ein Menſch in einer ſolchen Erzählung vorkäme, der uns als durchaus ſchlecht gemalt würde, (Noch habe ich zwar keinen dergleichen in der Welt gefunden) verdiente der es dann nicht, öffentlich an den Pranger, Andern zur Warnung, geſtellt zu werden? Würde das nicht mehr Nutzen ſtiften, als manche bürgerliche Strafe, die ohnehin nicht jeden vornehmen Böſewicht erreichen kann?

Man ſollte in dem einfachſten Styl erzählen: „Ich ..... bin in .... gebohren“

und ſo ferner. „Dort habe ich eine große
„Schwachheit begangen, hier, durch Ehrgeiz ge-
„trieben, eine ſehr ſchlechte Handlung gethan,
„die mich itzt reuet. Dort hat mich ein Schurke
„unſchuldig verfolgt, und unter die Füße ge-
„treten. Der Kerl iſt jetzt Miniſter in ....
„Canzler in .... Fürſt. Biſchoff in .... des
„heiligen römiſchen Reichs ....“ — (oder
was denn der Kerl grade wäre). „Hier hat
„jemand recht edel an mir gehandelt. Jetzt
„iſt der arme Menſch Senftenträger in ....
„oder im Hospitale in ... geſtorben, oder
„gar irgendwo allgemein miskennt, und von
„einem Böſewichte als ein Schelm fortgejagt
„worden, weil er zu ehrlich war.“ Und ſo
fort erzählt, mit Nennung aller Nahmen der
guten und ſchlimmen Perſonen. Glauben
Sie nicht, beſter Herr! daß ſolche Romanen
Nutzen ſtiften könnten, daß ſie Toleranz und
Menſchenliebe verbreiten würden?

Aber, in aller Welt! was mag aus dem Fräulein Charlotte von Hundefeld geworden ſeyn? Das beunruhigt mich ſehr. Ich glaube, Sie müſſen doch ja nicht verſäumen, ihren Eltern Nachricht von unſers Carls Unſchuld an ihrer Entführung zu geben. Dieſem aber wird man wohl nicht ſagen dürfen, daß der Böſewicht, der Franzoſe, ſie würklich fortgebracht hat, ſonſt vergeht er vor Schmerz.

Aber wohin kan er mit ihr gereiſet ſeyn? Zu welchem Zwecke? — Vielleicht haben ihre Eltern ſchon Nachricht von ihr — Mein Herz nimt warmen Antheil an dem Schickſal des armen Mädgens; Mögte ich in Ihrem nächſten Briefe einige gute Nachricht darüber finden!

Ich verharre ehrerbiethigſt,

Beſter Herr! Ihr

unterthäniger Diener,
Meyer.

Zwölf-

Zwölfter Brief.

An den Herrn Grafen von . . . . .
in Berlin. *

à Worms ce 4me d'Avril en 1771.

Monſeigneur,

Siehe da mich endlich in Stand zu präſentir an Ihre Excellenz eine hübſche kleine Mädgen, die ich führe mit mir ſeit ein Paar von Monath, wie ein Schatz, den ich Ihr aufbewahr.

---

* Wenn die Leſer am Ende dieſes Briefes den Nahmen la Saltière leſen; ſo werden ſie bald merken, daß dies derſelbe würdige Franzmann iſt, welcher im ſechſten Briefe des zweyten Theils auftrat, wo man ihn die jetzige Frau von der Hörde nebſt ihrem Geliebten in ein ſchlechtes Haus führen ſah. Es ſcheint alſo, als wenn dieſer Herr nicht die edelſte Art von Gewerbe triebe.

Das iſt nicht, daß ich davon nicht hätte können finden bis dahin, die würden haben gezählt zum Glück, anzugehören an Ihre Excellenz. Aber ich würde davon haben können begegnen kaum, die gegleicht hätten derjenigen, wovon ich komme zu reden, und die ein Hazard hat geliefert in meine Hände.

Ihre Excellenz weiß, daß Sie mir ſchrieb, daß, in Zurückkehren von Spaa, ich ſollte anwenden eine Theil von unſer Gewinſt, um Ihr zuzuführen eine hübſche Maitreſſe. Ich mich erkundigt da und dort, aber alles was ich fand ne me convenoit pas. (Ich weiß nicht, wie man ausdrückt das in Teutſch, und doch ich liebe zu ſchreiben teutſch, ſeitdem daß ich kenne dieſe Sprache, und daß ich Ihr mach Vergnügen, indem derſelben mich bedienen, obgleich ich ſey verbunden zurückzulaufen auf jeden Augenblick an einem Dictionair.)

Endlich eine ſonderbare Aventüre mich führte gegenüber von einem jungen Menſchen, der war auf der Verzweiflung, weil man ihm hatte entführt ſeine Geliebte. Er machte mich Vertraueter von ſeinen Strafen, und ich ergriff den Augenblick, um ihm anzubiethen meine Dienſte. Er beladete mich ſelbſt von einem Briefe für ſeine Schöne, im Fall, daß ich ſie könnte finden, und ich war genug geſchickt um auszugraben ihren Aufenthalt, nachdem zu haben verhandelt den jeune damoiſeau an die Werber der Preuſſen.

Ich machte nun Gebrauch von ſeinem Billet, um zu entreiſſen die junge ſchöne Perſon der Aufſicht von einer alten Gouvernante, indem ihr verſprechend, ſie zu liefern in die Hände von ihrem Liebhaber, den ich ihr verkaufte für meinen Freund. Und alſo, im Ergreifen einen Weg durchaus entgegengeſetzt zu demjenigen, den er hatte genommen, kam ich an mit ihr hier in Worms.

Ich verſtellte ſeyn in Verzweiflung, nicht zu finden unſern Mann; Unterdeſſen ich ſie behandelte mit der letzten Ehrerbiethung möglichſt.

Sie gab in den Garn zu Anfang, weil ich ihr verſprach die Neuigkeiten von ihrem Geliebten. Ich verſtellte ſelbſt zu haben von ſeinen Briefen, in welchen er mir meldete, wollen kommen in Wenigem. Aber endlich ſie ſchien ſich zu mistrauen von meiner Aufrichtigkeit. Ihre Betrübniß wuchs von Tag zu Tag, nicht habend mehr Geld, und nicht davon wollend annehmen von mir. Endlich ſie fiel ſogar krank von Unmuth. Ich leyhete ihr alle Hülfe möglichſt, und träumend, daß ſie würde ſeyn mehr ruhig zur Seite von einer Frau, ich ihr ließ eine Alte von meiner Bekanntſchaft, vorgebend wollen ſuchen ihren Geliebten, aber in der That, um ihr zu geben die Zeit, ſich zu machen an ihr Schickſal, und um zu arranger, die Sache von dem Lotto in . . . . wie es weiß Ihre Excellenz.

Aber bevor zu reiſen, ich unterrichtete wohl die alte Frau, wie ſie ſollte ſich nehmen mit ihrer jungen Mädgen. Ich ließ ihr alle Arten von Romanen, die ſie ihr ſollte anbiethen zu leſen. Zu gleicher Zeit ich ſchrieb zwey Briefe, einem an ihre Eltern, den andern an den jungen Menſchen nach Potsdam. Ich bildete nach ſo gut ihre Hand, daß ſie ſelbſt ſich dabey hätte betrogen. Ein feiner Teutſcher mir kam zu Hülfe im Arrangement von dem Styl. Ich ſchrieb an ihre Mutter: daß ſie ſich war verheyrathet an ihren Freund, und an den Amant: daß er nicht ſollte träumen an ihr, und daß ſie hätte gehabt das Glück, zu finden eine Partie wohl mehr convenable.

Von der andern Seite ich unterdrückte die Briefe, welche ſie ſchrieb, ſie ſelbſt, und die waren erfüllt von Verzweiflung und Reue.

Während die zwey Monathe, daß ich war abweſend, ihre Krankheit vermehrte von

Tag zu Tag. Sie hat nicht verlaſſen das Bette. Unterdeſſen die alte Frau hat gewonnen ihre Zuneigung, vorgebend, daß ſie zöge das Geld, das ſie bezahlte täglich für ſie, aus der Arbeit ihrer Hände. Die Demoiſelle hat gütlich verſprochen zu erſetzen alles, ſogleich daß ſie würde haben Antwort von ihren Eltern, dies mich hat gemacht lachen.

Ueber dieſe Begebenheit ich ankam geſtern, und ihr mitbrachte einen Brief von ihrem Geliebten, aber den ich hatte geſchrieben ſelbſt, und in welchem ich hatte gelegt zehn Louisd'or, begleitet von der Bitte, zu kommen mit Monſieur de la Saltière, ſein lieber Freund, eiligſt nach Berlin, wo er wäre placiert vortheilhafterweiſe, aber abgehalten durch eine Fluxion am Fuß, ſie abzuholen in Perſon.

Die Kleine ſchauderte faſt von Freude, zu dem Anblick von dieſem Briefe. Sie gab ſogleich vier Louisd'or von dem Gelde an die Alte, verſprechend ihr zu ſchicken mehr.

Es iſt wahr, daß ſie ſchien zu fühlen einen leichten Widerwillen, zu reiſen mit mir. Aber endlich ſie ſich entſchloß, und wir uns werden in die Route machen dieſen Abend, nehmend den Weg durch Würzburg.

Ich zähle doch anzukommen mit ihr gegen den 15ten von dieſem Monath in Berlin, und werde ſetzen Fuß an Erde in dem Hauſe von Valet de Chambre von Ihre Excellenz, von woher ich werde haben ſogleich die Ehr, Sie zu avertir, um zu arranger das Uebrige.

Endlich Ihre Excellenz fühlt wohl, daß ich habe geweſen verpflichtet zu machen ſtarke Depenſe, und daß mir übrigbleibt wenig von Geld, das Sie hat wohl gewollt laſſen in meinen Händen. Aber auch ich halte mich verſichert, daß Sie Sich davon reuen wird nicht, habend die Ehre zu ſeyn mit dem mehr tiefen Reſpect,

Von Ihre Excellenz

der mehr unterthänige Diener
Jean Marie de la Saltière.

Dreyzehnter Brief.

An den Freyherrn von Leidthal in Hamburg.

Dresden den 26ten Aprill 1771.

O mein theuerſter Herr! Wie vergänglich ſind alle menſchliche Hofnungen! Da bekomme ich eben einen Brief von unſerm Carl, der mich in Schrecken und Wehmuth verſetzt.

Denken Sie nur, der redliche Obriſt iſt ſchleunig geſtorben — Vor vierzehn Tagen kam der würdige Mann geſund vom Exerciren nach Hauſe; nach Tiſche fieng er an über heftiges Seitenſtechen zu klagen; die Krankheit nahm täglich zu, und endigte vorigen Montag ſein Leben. Da ich nicht weiß, ob Ihnen der Herr von Hohenau ſchon die traurige Nachricht gemeldet hat; ſo eile ich, Ihnen dies zu berichten — Sie werden es meinem Briefe anſehen, wie ſehr mich dieſer Fall betäubt.

Wieder ein rechtſchaffener Mann weniger in der Welt! — Und welch' ein Verluſt für unſern Pflegeſohn! Auch iſt jedes Wort von ihm ein Abdruck des tiefſten Schmerzens.

Ja! der arme Carl leidet noch von einer andern ſehr empfindlichen Seite; denn wenig Tage vor dieſer betrübten Begebenheit, hatte er ein Paar Zeilen von ſeiner Charlotte, ohne Benennung des Orts ihres Aufenthalts, bekommen, darinn ſie ihm, in Ausdrücken, die, wie er ſagt, gar unbegreiflich von ihrem ſanften Character, und auf keine Art ihrer würdig waren, ſchrieb: „Er ſolle nicht ferner an ſie denken; ſie habe eine andre vortheilhafte Partie getroffen.“ *

---

* Man erinnere ſich, daß das der von dem Franzoſen fälſchlich geſchriebene Brief war.

Zu jeder andern Zeit würde ich es vielleicht für ein Glück halten, daß die Sache auf dieſe Art ein Ende nähme, da doch wenig Hofnung zu Vereinigung dieſer Leute da war; aber jetzt, da der junge Mann, in einer Welt wie Berlin, ſeines Führers beraubt, ſich allein überlaſſen bleibt; jetzt wäre ihm eine tugendhafte Liebe, mögte ſie auch ein wenig romanhaft ſeyn, ein Leitſtern geweſen. Nun fürchte ich ſehr für ſeine Sitten. Aus ſeinem Briefe blickt Mismuth, Verzweiflung, und eine gewiſſe Bitterkeit hervor, die mir gar nicht gefällt.

Ich habe ihm geſchrieben, was man in ſolchen Fällen ſchreiben kann. Mein vortreflicher Obriſt hat auch noch auf dem Todtenbette für unſern Carl geſorgt. Sein Vetter war grade in Berlin. Dieſer, der von dem Verſtorbenen erbt, hat ſich in deſſen Gegenwart gerichtlich verbinden müſſen, dem Herrn von Hohenau, bis derſelbe eine Compagnie haben würde, monatlich vierzig Thaler Zulage zu geben —

Der gute Mann! — Das war alſo wieder ein kurzer Traum — Schon machte ich Plane, ihn in künftigem Jahre in Berlin zu beſuchen — Jetzt liegt er im Schooße der mütterlichen Erde, und iſt dieſer unruhigen Welt entflohn —

Was ich ſeit einem Jahre aufs Neue erlebt habe, betäubt mich oft ſo, daß ich Mühe habe mich zu überzeugen, daß mir das alles würklich alſo begegnet iſt. Es werden kaum vierzehn Wochen ſeyn, daß ich in Donnersgrund im Wirthshauſe, um eben dieſe Stunde ſaß, und um unſern Carl trauerte, der indeß mit mir unter einem Dache war, ohne daß wir von einander etwas wußten — Und was iſt nicht wieder in dieſer kurzen Zeit vorgefallen! — Ach, beſter Herr! könnte es ein Verbrechen ſeyn, wenn meine Seele wünſchte, bald das Ende aller dieſer Verwirrungen zu ſehn; wenn ich mich nach der Ruhe im Grabe ſehnte, wo Vergeſſenheit der Sorgen, wo ewiger Frieden wohnt? —

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-51468-9
KNIGGE, A.F.F.L.VON FN. 03716/015

Doch, ich bin in einer ſo traurigen Stimmung, daß ich nicht weiter ſchreiben mag — Thränen der Zärtlichkeit — das Einzige, was ich dem Andenken meines abgeſchiedenen Freundes weyhen kann — ſollen, hoffe ich, mein Herz erleichtern.

Seyen Sie nur recht glücklich, mein beſter, gnädiger Herr! recht geſund, recht heiter, und entziehen nicht Ihre väterliche Güte,

Ihrem

treuen Diener,

Meyer.

Vierzehnter Brief.

An den Freyherrn von Leidthal in Hamburg.

..... den 4ten Junius 1771.

Ich wünſchte nur, mein gütiger Freund! Sie mögten mich jetzt ſehen, wie ich den Hausvater mache, überhaupt, welche Figur ich ſpiele, ſeitdem ich verheyrathet bin. Ich glaube wohl, es mag mich ziemlich lächerlich kleiden; aber mit dem allen, das verſichere ich Sie, hätte ich nicht gedacht, daß ich mich ſobald an das häusliche Leben gewöhnen würde.

Freylich ſtellt man ſich das Ding ganz anders vor — Es iſt ein ernſthafter Schritt, mein lieber Herr! das fühlt auch der leichtſinnige Weckel. Denn einmal, ein Ehemann nach der Mode mag ich nicht ſeyn; ich will jede auch noch ſo geringe Bekümmerniß, jede auch noch ſo leichte Freude mit dem guten Geſchöpfe theilen, das nun an mich geknüpft iſt, das ihr Glück in meine Hände gelegt hat, von dem mich nichts trennen kann — Und dann, wie manche kleine Sorge, die ich ſonſt für nichts achtete, ſondern bald wieder abſchüttelte, ſehe ich jetzt mit ganz andern Augen an! Ich gehöre nicht mehr mir ſelbſt; ich bin feſter an die bürgerliche Geſellſchaft gebunden; alles was mir begegnet, fällt auf das gute Weib zurück —

Allein ich bin glücklich, recht glücklich, dabey ſo fröhlich als jemals, und davon, hoffe ich, ſollen Sie bald ſelbſt Zeuge ſeyn. Denn geſtern habe ich an unſern ehrlichen Meyer geſchrieben, und ihn gebethen, baldmöglichſt Urlaub zu nehmen, um zu mir zu reiſen. Vielleicht findet ſich dazu noch vor dem Winter Gelegenheit; wo nicht; ſo ſoll doch gewiß im nächſten Frühjahre nichts dazwiſchen kommen. Ich behalte dann den lieben den Mann einige Wochen bey mir, gehe darauf mit ihm und meiner guten Frau von hier nach Hamburg, und beſuche unſern theuren, vortreflichen Baron Leidthal, von welchem ich ſo oft mit meiner Frau rede, daß ſie nicht lange mehr der Verſuchung wird widerſtehen können, Ihre perſönliche Bekanntſchaft zu machen.

Uebrigens reiſet der Herr Hauptmann von Weckel nicht mehr ſo viel, als in ſeinem ledigen Stande, kann alſo auch dem curioſen Liebhaber nicht mehr mit ſo viel Reiſeanecdoten aufwarten. Doch habe ich, gleich nach meiner Hochzeit einen kleinen Ritterzug gemacht, um meine Frau und mich ihren und meinen Verwandten vorzuſtellen. Unter dieſen habe ich denn freylich auch manche comiſche Originale, aber auch manche wackre, brave Leute kennen gelernt.

Es verſteht ſich, daß wir Alle uns von beyden Theilen Mühe gaben, unſre glänzendſten Seiten auswärts zu kehren. Das iſt wahrlich für einen Dritten recht luſtig anzuſehn, wenn ſo ein Paar Leute zuſammenkommen, die gern von einander bewundert werden mögten, oder die ſehr viel Gutes von einander gehört haben. Da drehen und wenden ſich dann die Kerlchen, (wenn ſie Verſtand haben, verſteht ſich) um ſich wechſelsweiſe die ſchwache Seite abzujagen! und wenn ſie aus einander gehn, findet ſich immer, daß der Eine den Andern vortreflich findet, wenn dieſer ihm entweder Gelegenheit gegeben hat, ſeine Talente auszukramen, oder wenn beyde Narren ſich auf gleiche ſympathetiſche Thorheiten ertappt haben.

Sie wiſſen es, mein theuerſter Freund! Mein Grundſatz iſt: daß man (Ich rede nicht von bleibenden, auf verdiente Hochachtung geſtützten, ſondern von vorübergehenden Eindrücken) daß man, ſage ich, in dem erſten Angriffe, mit den Menſchen machen kann, was man will, wenn man nur Gelegenheit gehabt hat, ſie vorher zu ſtudieren. Man hat ſie dann am Stricke, faßt ſie bey der ſchwachen Seite, und ſetzt ſich ſo, ohne alles Anklopfen, grade in ihr Herz hinein.

Es iſt mir oft wiederfahren zu wiſſen, daß die Leute gegen mich eingenommen waren — Immerhin! Ein einziges Geſpräch unter vier Augen; und ſie ſind mein — Aber auf dieſe elende Kunſt, ſo ſehr ſie auch beynahe die Triebfeder aller menſchlichen Handlungen iſt, bilde ich mir eben ſo wenig ein, als ich durch Vorurtheile beunruhigt werde, die mancher Menſch, ohne mein Herz zu kennen, ja! ohne mich je geſehn zu haben, durch die Geſpräche irgend eines alten Weibes oder dergleichen, von mir gefaßt hat.

Das war eine kleine Ausſchweifung; Jetzt zu meiner Reiſe. Wir giengen zuerſt zu einem Oncle meiner Frau, der, weil wir ihm unſere Ankunft nicht vorher gemeldet hatten, abweſend, doch in der Nachbarſchaft bey einer Verwandtinn war; Alſo zogen wir dahin, und trafen ihn dort an.

Es war aber Mittagszeit; Wir wollten alſo nicht gern nüchtern fortgehn, bathen uns daher bey dem Herrn Gerichtshalter zu Gaſte, der uns denn auch, mit unzähligen Complimenten, vorlieb zu nehmen bath, und uns darauf folgendes vorſetzte: Hirſe mit Milch; ſauren Kohl und Schweinefleiſch; und zuletzt Quetſchen mit Senf.

Ich will Sie, mein lieber Herr! nicht mit Erzählung derjenigen ſonderbaren Revolutionen aufhalten, welche dieſe, in der That nichts weniger als einförmige Malzeit, in uns erregte. Es ſey mir genug, Ihnen zu ſagen, daß wir, ohne mehr als etwa ſechsmal a Perſon auszuſteigen, glücklich bey der Frau Tante ankamen.

Der Herr Vetter, von dem ich eben Erwähnung gethan habe, kam uns bis an das Hofthor entgegen. Er hätte einen blauen manſcheſternen Rock, und eine grüne Weſte an. Nachdem er meine Frau, mit aller Violenz, aus dem Wagen gehoben hatte, trat er (denn es regnete) erſt die Füße auf der Strohmatte ab, und ließ unterdeſſen ſeine Dame allein da ſtehn.

Wir fanden oben eine kleine Geſellſchaft, die aus dem Pfarrer des Dorfs, und einem Edelmanne aus der Nachbarſchaft beſtand.

Der Edelmann log ſo entſetzlich, daß es nicht möglich war, mit dem beſten Köhlerglauben, dagegen Stich zu halten. Er hatte unter andern einen Mann gekannt, der ſo gut ſchieſſen konnte, daß er, wenn er den Schlüſſel zu ſeinem Schranke in eine Piſtole ladete, denſelben nach Belieben in das Schlüſſelloch, mit einer ſolchen Gewalt zu ſchieſſen verſtand, daß derſelbe ſich umdrehete, und den Schrank öfnete. Ein Knabe war einſt in ſeiner Gegenwart vom Kirchthurm gefallen und, durch den Wind aufgehalten, ſo unbeſchädigt geblieben, daß er noch Gegenwart des Geiſtes genug beſeſſen hatte, ein Stück Butterbrod, welches er eben im Munde hielt, nicht zu verliehren, ſondern ruhig unten zu verzehren. Eine ſchwangere Frau hatte ſich dermaßen an einem Officier von der würtenbergiſchen Garde verſehen, daß ſie mit einem Kinde niedergekommen war, welches Schleufen von geſchlagenem Silber, auf den ganzen Leib hinunter, mit auf die Welt gebracht hatte.

Der Pfarrer hielt ſich ruhig, ſolange es zu eſſen, zu trinken, und nichts zu zanken gab. Gegen Ende der Abendmalzeit aber geriethen beyde in einen heftigen Wortwechſel über die Rechtmäßigkeit des geiſtlichen Zehntrechts. Der Edelmann gieng indeſſen früher fort. „Das iſt ein grober Herr!“ rief der Prediger, ſobald jener aus dem Hauſe war. „Und ich weiß nicht, worauf

„ſich der Mann etwas einbildet; Er iſt ein „Erz-Atheiſt.“

Wir blieben zwey Tage an dieſem Orte. Die Tante iſt eine gute, einfache Frau, ſchlecht und recht, ohne große Forderungen. Mit ihr reiſeten wir dann weiter, drey Meilen von da, nach . . . . . .

Sie können Sich leicht vorſtellen, daß ich keinen großen Beruf fühlte, an den dortigen ſogenannten fürſtlichen Hof zu gehn, ſondern daß ich ruhig in dem Circul meiner Familie blieb. Doch lief ich einmal durch das Städgen und den Schloßgarten, und ſahe auch hier allerley droſlichtes Zeug.

Einer von den Hof Cavalieren begegnete mir reitend, und las zu Pferde — das war ſchon ganz hübſch!

Man begrub grade an dem Tage den Canzelleydirector — Ich hatte hier wieder Gelegenheit meine Anmerkungen über die Schiefigkeit des Geſchmacks zu machen, welche in unſerm Zeitalter noch ſo ſehr groß iſt; Nemlich, daß wir unſre Augen gewöhnt haben, Unſchicklichkeiten zu überſehen, und die Vereinigung der allercontraſtierendſten Gegenſtände zu ertragen. Zum Beyſpiel: Eine Kutſche, welche hinter der Leiche eines alten Mannes herfährt, ſollte doch etwas ehrwürdiges haben. Wenn aber Amoretten auf dem Kaſten gemalt ſind; Wenn ein Kutſcher mit einem Schnurrbarthe einen ſchwarzen Mantel umgehängt hat, und dabey weiſſe Handſchuhe trägt; Wenn voran ein Schulmeiſter mit einem Haufen muthwilliger Knaben, die ſich unterwegens einander necken und kneipen, unter gräßlichen Gebehrden, in fürchterlichen Mistönen, nach der elendeſten Melodie, ein Lied brüllt, wovon die Poeſie eben ſo erbärmlich iſt; ſo giebt doch wohl das alles einen mehr lächerlichen als feyerlichen Anblick.

Der fürſtliche Garten ſieht aus, wie die Marzipangärten, welche man den Kindern zum Weinachtsgeſchenke giebt. Auf jeder Taxuspyramide iſt oben ein Fürſtenhut ausgeſchnitten, und in einem kleinen Baſſin ſah ich ein Paar ſteinerne Schwaane ganz dünne

Waſſerſtrahlen ſpeyen, indem ſie auf ihren ausgebreiteten Flügeln das fürſtliche Wapen eingegraben trugen.

Als ich nach Haus kam, fand ich eine ganz artige Geſellſchaft zum Mittagseſſen eingeladen. Es war aber auch ein Leibchirurgus dabey, der auſſerordentlich neugierig ſchien; denn er fragte nach einer Menge kleiner Geſchichtgen aus dieſer Gegend, um welche ich mich nie bekümmert habe, oder von denen ich, wenigſtens an einem fremden Orte zu reden, für unklug halte. Und weil ein vorwitziger Neugieriger auch immer ein unvorſichtiger Schwätzer iſt; ſo konnte er manche Anecdote von ſeiner gnädigſten Herrſchaft nicht auf dem Herzen behalten, die er wohl hätte verſchweigen können. Dabey wollte er beleſen und gelehrt ſcheinen, redete auch von Alchymie, verwickelte ſich aber oft in ſeinen Erzählungen, und ſagte unſinniges Zeug. Unter andern verſicherte er: er habe einen Mann geſprochen, der den Theophraſtus Paracelſus, Carl V. Leibmedicus, von Perſon gekannt habe. Ich ließ das alles ſo hingehn; denn, obgleich ich gern über einen Narren lache; ſo beſchäme ich doch nicht gern jemand, und es thut mir allzeit weh, wenn ich irgend ein Geſchöpf in Verlegenheit ſehe —

Allein ich merke, daß ich ſo ziemlich wieder in meinen alten Reiſebeſchreiberton verfalle — Nun will ich aber auch ſchleunig abbrechen. Zudem geht mein Papier zu Ende; Ich muß machen, daß ich noch vor dem Schluſſe nach Hauſe komme — Alſo kurz! Nachdem wir die ganze Familie rund umher beſucht hatten, kamen wir wieder hierher, woſelbſt würklich noch zu der jetzigen Stunde ſitzt, und dieſen Brief ſchreibt,

Ihr

ergebenſter Diener,

Franz von Weckel.

Funfzehnter Brief.

An den Herrn Hauptmann von Hundefeld
in . . . . .

Berlin den 16ſten Junius 1771.

Gnädigſter Herr Vater!

Es iſt wohl freylich, als wenn ſich alles gegen mich verſchworen hätte, damit ich unſere arme Charlotte nicht finden ſoll. Ich berichtete Ihnen neulich gehorſamſt, * wie ich, durch meine Tante irregeführt, hin und her gereiſet bin, ohne im geringſten auf die Spur kommen zu können, wo meine arme Schweſter ſeyn mögte, und daß ich nun feſt entſchloſſen ſey, nach Berlin zu gehn, um wenigſtens den Herrn von Hohenau aufzuſuchen. Da komme ich denn nun eben hier an,

---

* Die vorhergehenden Briefe finden ſich nicht.

an, und habe nicht verfehlen wollen, Ihnen davon ſogleich ſchuldige Nachricht zu geben, damit Sie, und meine gnädigſte Frau Mutter, der ich ehrerbiethigſt die Hände küſſe, meinetwegen nicht in Sorgen ſeyn mögen.

Der Brief den Sie mir, beſter Herr Vater! lezthin zu ſchicken die Gewogenheit gehabt haben, * iſt zuverſichtlich nicht von meiner Schweſter. Es iſt weder ihre Hand, noch ihre Schreibart. Dahinter ſteckt gewiß Betrug.

Zudem weiß ich durch den Herrn Meyer ganz ſicher, daß Hohenau ſelbſt Charlottens Aufenthalt nicht erfahren hat — Morgen früh wird ſich alles aufklären; Sobald ich ausgehn kann, gehe ich zu ihm.

Ich bin kaum ſeit einer Stunde hier im Gaſthofe, wo ich noch niemand geſehen habe,

als

---

* und den, wie wir wiſſen, der ehrliche Franzoſe geſchrieben hat.

als einen äuſſerſt höflichen Franzoſen, * der hier geſpeiſet hat. Er ſcheint Officier zu ſeyn, und hat mir Hohenduks Wohnung beſchrieben. Weil er ſehr verbindlich war; ſo habe ich ihm die Abſicht meiner Reiſe entdeckt, und er hat mir ſeine Dienſte angebothen, will mich auch morgen ſelbſt hinbegleiten.

So viel nur in Eile — Die Poſt geht in einer halben Stunde ab — Ich verharre mit kindlicher Ehrerbiethung,

Theuerſter Herr Vater,

Ihr

gehorſamſter Sohn,

Hundefeld.

Sechs

---

* Da iſt wieder Mr. de la Saltière, wie man aus dem folgenden Briefe ſieht.

Sechzehnter Brief.

Billet an Ihre Excellenz den Herrn Grafen . . . .

chés moi ce 16. du Juin en 1771
à 11 heures au ſoir.

Monſeigneur,

Ich ſchreibe in Eil dieſen Billet an Ihre Excellenz, um Ihr zu melden, daß ich komm zu machen einen coup de Maitre, und das doppelterweiſe.

Nicht allein ich habe aufgefangen den Brief hier beygeſchloſſen, * den unſre junge Perſon hatte geſchrieben an ihre Eltern, und gewonnen eine der Mägde von Madame

---

* den folgenden 17. Brief.

Schouffitte, [*] um ihn zu fragen heimlich auf den bureau der Poſt; Aber auch es iſt gefallen in meine Hände dieſen Abend der Bruder von der Demoiſelle, der kam ausdrücklich hierher, um zu ſuchen ſeine Schweſter, und um zu ſprechen an den Lieutenant von Hohenau.

Zu dieſem Endzweck ich habe gleich geſucht mich zu machen nothwendig an ſeine Perſon, ihm anbiethend, weil er wäre durchaus fremd hier, meine Dienſte, und ihn zu führen ſelbſt zu dem Herrn, den er ſuchte.

Wir ſind dazu übereingekommen auf morgen, und ich habe genommen Abſchied von ihm auf wiederſehen, laufend wie ein Beſeſſener, um zu avertir das Gouvernement daß ſich fände hier ein Menſch, der mir vorkäme zweydeutig, hinzufügend alle Arten von Anzeigen, um ihn zu ſetzen unter die Augen der Polizey, wie einen Menſchen verdächtig und gefährlich.

---

[*] Dieſe würdige Frau, bey welcher das Fräulein Charlotte jezt eingeſperrt iſt, lernt man aus dem lezten Briefe in dieſem Theile kennen.

Ich habe ſo gut gehandhabt das alles, daß bevor aufzuſtehn, er wird bekommen morgen vom Gouverneur die Ordre zu verlaſſen die Stadt.

Ihre Excellenz wird fühlen wohl, ich hoffe, daß ich wache für Ihre Intereſſe, und daß ich nicht durchlaufe alle Gaſthöfe der Stadt für die Pflaumen.

Morgen werde ich haben die Ehre Ihr zu präſentir vom Munde meine Ehrerbiethungen.

de la Saltière.

Siebenzehnter Brief.

(Einſchluß des vorigen.)

An die Frau von Hundefeld in ......

Berlin den 16ten Junius 1771

Meine theuerſte, beſte Mutter!

Nicht eine einzige Zeile Antwort auf keinen meiner Briefe? — O Gott! iſt denn das Andenken an Ihre unglückliche Tochter, durch einen einzigen Fehltritt, ſo ganz aus Ihrer Seele vertilgt, daß die Stimme der Natur kein Erbarmen mehr zu meinem Vortheile bey Ihnen erwecken kann? —

Um Erbarmen, um Mitleiden, um Rettung, ſonſt wage ich ja nicht um irgend etwas zu bitten. Sie haben mich ſelbſt gelehrt, mich des Elenden anzunehmen, auch dann, wenn ſeine eigenen Verirrungen ihn in dies Labyrinth geführt haben — Ach! ſollten Sie, theuerſte Mutter! jetzt das Ihrer einzigen Tochter verſagen, was jeder Leidende, der um Ihre Hülfe flehet, bey Ihnen findet? — Ihrer Tochter, die, von ihrer zarten Kindheit an, Sie wie ihre treueſte Freundinn lieben, Ihnen ihr Herz ausſchütten und, wenn ſie Kummer hatte, ihr weinendes Haupt an den Buſen der beſten Mutter drücken durfte? —

Aber damals kannte ich noch nicht, was Elend und Jammer heißt; Ruhig und leicht floſſen meine Tage dahin; Meine Eltern liebten mich — Wo ſind ſie, jene glücklichen Tage? Verſtoßen, verlaſſen, krank, die Hände ringend, quäle ich die ſchwarzen Stunden hin, ſeufze meinem Ende entgegen — Und o! mögte es nicht fern mehr ſeyn! —

Noch einmal werfe ich mich zu Ihren Füßen, theuerſte, ewig geliebte Eltern! — Es iſt ſo ſüß zu verzeyhen, wie der Vater im Himmel verzeyhet — Machen Sie mit mir, was Sie wollen; Sperren Sie mich ein; Aber um Gottes willen! retten Sie mich aus dem Zuſtande, darin ich ſchmachte! —

Ich kann nicht mehr ſchreiben — Meine Kräfte verlaſſen mich — Ach! ich bin ſehr krank —

Um 1 Uhr Nachmittags.

Weinen kann ich nicht mehr: die Quelle iſt verſiecht — Ich ſitze zuweilen ſo ganz ſtarr, gleichgültig da auf meinem Bette, und meine, es wäre mir recht leicht, recht wohl, hoffe dann immer, der Freund der Unglücklichen würde mich bald in ſeine Arme ſchlieſſen, die mütterliche Erde mich aufnehmen — Aber dann kömmt auf einmal wieder eine Stunde — Gott gebe niemand ſolche Stunden, vorzüglich dem nicht, der mich in dies Elend geſtürzt hat, der mich nun verläßt — o Himmel! — dem ich gern verzeyhe — Aber es iſt hart, grauſam hart —

Um 4 Uhr.

Ich habe wieder abbrechen müſſen; das Fieber greift mich ſehr an. — Die Stunden ſind ſo lang — Wenn Ihnen doch jemand erzählen wollte, wo ich bin, wie es mir ſeit, dem gegangen iſt! — Woher ſoll ich ſelbſt die Kräfte dazu nehmen? — Aber ich habe ja niemand mehr auf dieſer Welt; Alſo muß ich wohl, ſo gut ich kann.

Der Franzoſe führte mich hierher — O! wäre ich nur bey der ehrlichen Frau in Worms geblieben! Mein Hertz ahndete wohl, daß ich ihn, den ich liebte, nicht ſehen würde — Auch will ich ihn in dieſer Welt nicht wiederſehn — Ach! wenn doch das meine lieben Eltern verſöhnen könnte! Ich wollte ihn hier nie wiederſehn — Er hat mich ja auch verlaſſen, läßt mich hier jammern —

Der Franzoſe führte mich hierher in das Haus — Gott weiß, was für ein Haus es iſt. Kein Wirthshaus ſcheint es nicht zu ſeyn. Es gehört einer Frau Schufit, und liegt in der Töpfergaſſe. Die Leute gefallen mir gar nicht. Es kömmt immer viel Geſellſchaft her, wie ich höre — Aber ich habe faſt mein Bette noch nicht verlaſſen, ſeitdem mich das Unglück hierher geführt hat —

Der Franzoſe gieng aus, ſobald wir ankamen, und ſagte, er wolle den Herrn von Hohenau holen; Er kam aber in vier und zwanzig Stunden nicht wieder — Gott! was ich unterdeſſen gelitten habe! — Meine Seele prophezeyete mir, was geſchahe; Hohenau war nicht zu finden geweſen — Ja, welche Abſcheulichkeit! Es war Erdichtung, daß er je in Berlin geweſen wäre — Gott im Himmel! ſollte es möglich ſeyn, oder bin ich betrogen, entführt? — Allein er ſchrieb mir ja ſelbſt, ich ſollte mich ſeinem Freunde anvertrauen — Der Mann ſcheint auch ſo gerührt von meinem Unglücke — Aber doch — Ach, beſte, theuerſte Mutter! Ich weiß nicht, was ich denken ſoll, mag auch nichts denken — Wenn Sie noch ein Fünkgen von Zärtlichkeit für das arme Mädgen fühlen, das Sie unter Ihrem Herzen getragen haben; ſo ſchicken Sie mir meinen Bruder, daß er mich errette, von hier wegbringe — Und ſoll ich Ihre Knie nicht wieder umfaſſen; ſo laſſen Sie mich in ein Kloſter einſperren — Ich will büßen für meinen Fehltritt, bis der Vater im Himmel, der ſo barmherzig und langmüthig iſt, ſich meiner annimt, die ich meinen theuren Eltern ſo viel Kummer mache, und Ihre ungehorſame Tochter aus dieſer Welt nimt —.

Aber iſt denn keine Verzeyhung für mich? — Sie werden ja nicht lange mehr über mich zürnen; Ich fühle ſchon den Tod in meinen Adern — Er ſey mir willkommen, der ſüße Freund der Bedrängten! Seit dem Tage meiner Ankunft habe ich faſt beſtändig krank gelegen. Der Arzt hat mir etwas verſchrieben, aber ich nehme es nicht — Wenn mich nur der Schlaf nicht flöhe!

Um 5 Uhr.

Der Franzoſe gab ſich Mühe mir Muth und Troſt einzuſprechen; Er hat verſprochen alle Mühe anzuwenden, ihn zu finden. Er führte mir eine Dame zu, die ſich die Obriſten von M . . . . nannte; Sie kömmt ſehr oft zu mir — Allein ich kann kein Zutrauen zu ihr faſſen. Sie will mich aufmuntern; aber ſie redet ſo frey, iſt ſo geſchwätzig. —

Gleich anfangs brachte ſie ein paarmal, wenn ſie wußte, daß ich ein wenig aufgeſtanden war, einen Verwandten mit, der ein Graf iſt.[*] Ich bath ſie aber mir nie wieder Geſellſchaft zuzuführen. Er war ein ganz artiger Mann; aber auch ſehr frey — Vielleicht iſt der Ton der Leute von gewiſſem Stande hier ſo — Ach! ſie mögten Alle gut ſeyn, wenn ich nur Antwort von

---

[*] Derſelbe Graf, an den la Sallière ſchreibt. Wer dieſe Obriſten von M . . . . iſt, entwickelt der lezte Brief in dieſem Theile.

meinen geliebteſten Eltern bekäme, oder der Tod meinem Leiden ein Ende machte! —

Die Frau von M . . . . . kömmt faſt täglich; ich kann ihrer gar nicht los werden — Die einzige Perſon, mit welcher ich zuweilen gern rede, iſt ein junges Mädgen, das mir aufwartet, und das auch Kummer zu haben ſcheint. Sie hat mir verſprochen dieſen Brief ſicher zu beſorgen —

Theureſte Mutter! Ich kann nicht mehr ſchreiben — Mein Kopf iſt ſo ſchwach — Ich habe nicht die Kraft, Ihnen mein ganzes Elend zu ſchildern — Möge es ein Anderer thun! — Sie würden gewiß Thränen des Mitleidens und der Verzeihung ſchenken

Ihrer

unglücklichen
Charlotte.

Achtzehnter Brief.

An die ſogenannte Obriſten von M.....

Berlin den 18ten Junius 1771.

Ich bin gar nicht zufrieden von Deiner Aufführung, und von der Art, wie Du das junge Mädgen behandelſt. Sie hat einen Brief an ihre Eltern geſchrieben, den der verfluchte la Saltière aufgefangen hat. Darinn klagt und jammert ſie ſo, daß es mir bald ſelbſt Mitleiden gemacht hätte. Dich mag ſie gar nicht leiden — Du wirſt es wohl ſehr ſchief angefangen haben —

Das arme Mädgen wird immer elender. Wenn ſie uns ſtirbt, und Du ſie nicht in Ordnung bringſt; ſo halte ich mich an Dich. Es liegt an Deinem böſen Willen; Du biſt doch ſonſt ſo dumm nicht. Man wird ja ein Mädgen zur Vernunft bringen können! —

Rabenaas! Mit Dir hat es wohl ſo viel Mühe nicht gekoſtet? Aber, nicht wahr? Das iſt ſchon etwas lange her; das haſt du wieder vergeſſen.

Kurz! Du ſollſt nun bald deutſch mit ihr reden. Wenn ſie ſieht, daß ſie keine andre Hülfe hat; ſo wird ſie ſchon nachgeben. Sage ihr, es ſollte ihr an nichts mangeln; Du weißt ja, daß mir das Geld nicht an das Herz gewachſen iſt.

Am beſten wird es wohl ſeyn, ich gehe einmal wieder ſelbſt zu ihr; Aber du mußt erſt die Sache vorbereiten. Noch acht Tage gebe ich Dir Zeit. Aber nim dich in Acht, wenn ich dann das Mädgen noch ſo bleich, krank und klagend finde!

Apropos! Du darfſt nicht leiden, daß ſie fernerhin mit der kleinen Catharine allein ſey; die verdirbt uns alles.

Nun, adieu! Mach es gut; Du ſollſt dann auch künftighin die Frau Generalinn heiſſen. Ich komme vielleicht morgen Abend um 8 Uhr ein bisgen zu der alten Schuſit; da will ich Dir mündlich mehr ſagen.

Ferdinand Graf . . . . .

Neunzehnter Brief.

An den Herrn Commerzienrath Müller in Hamburg.

Berlin den 4ten Junius 1771.

Die Hofnung, welche Sie, mein beſter Vater! nun immer näher erblicken, in däniſche Dienſte zu kommen, erfüllt, wie Sie denken können, Ihren Sohn mit warmer Freude.

Sie befehlen, daß ich Ihnen ſagen ſoll, ob ich von meinem Stande zufrieden bin, oder ob ich denſelben zu verändern wünſchte; Hier iſt alſo mein offenherziges Bekenntniß darüber:

Soll ich blos von meiner jetzigen Lage reden; ſo habe ich Urſache damit vergnügter zu ſeyn, als in Sachſen, wo ich manche kleine Unannehmlichkeit hatte. Die Geſellſchaft, bey der ich ſtehe, iſt ausgeſucht gut gewählt, und aus verträglichen, ſittlichen Leuten zuſammengeſetzt. Das berliner Publicum beehrt mein Spiel mit Beyfall, ich habe einen mäſſigen Unterhalt, Zeit genug übrig, meine Kenntniſſe zu erweitern, und Gelegenheit, Fortſchritte in allerley nützlichen Wiſſenſchaften zu machen.

Betrifft aber die Frage im Ganzen meinen jetzigen Stand, beſter Vater! ſo geſtehe ich Ihnen gern, daß ich denſelben mit irgend einem andern zu vertauſchen wünſchte — Nicht als ob ich glaubte, dieſer Stand ſey nicht geehrt, nicht belohnt genug — Im Gegentheil! mich dünkt, Dichter und Künſtler werden bey uns nur zu ſehr verzogen. Man ſchmeichelt dem mittelmäßigen Talente nur zu leicht in unſerm Vaterlande. Die Urſache aber, warum ich mich in eine andre Lage wünſche, iſt, um eine gewiſſere, ſicherere Ausſicht zur Verſorgung im Alter, und einen bleibenden Aufenthalt zu haben.

Uebrigens trete ich gar nicht denen bey, die immer klagen: Deutſchland ſey das Land nicht, wo Dichter und Schauſpieler ihr Glück machten; Ueberhaupt ſey unſer jetziges Zeitalter nicht ſo geſtimmt, daß der Staat für nöthig zu halten ſcheine, dieſem Theile der Erziehung ſeine Aufmerkſamkeit zu widmen. Ich glaube vielmehr, daß das alles recht gut ſo iſt, daß es zuweilen nicht ſchaden kann, wenn das Genie mit Schwürigkeiten kämpfen, durch Schickſale weicher, empfindlicher, und wärmer für die Rechte der Menſchheit werden muß, daß endlich kein Künſtler noch Dichter, ſo wenig wie ein Philoſoph, mit Gelde zu bezahlen iſt, daß es das Talent erniedrigen heißt, welches ſich immer ſelbſt belohnt, wenn man es in die Claſſe der Zünfte ſetzt, wenn man glaubt, ſo wie ich ein Paar Schuhe, einen libellum in cauſſa Caji contra Titium, mit einem Worte! alle Producte des Fleiſſes, den jemand meinen Bedürfniſſen widmet, bezahle, eben ſo könne ich auch die Fantaſie eines Dichters, das Werk ſeiner, für das Glück und die Aufklärung der Welt im Ganzen arbeitenden Seele, mit Gelde belohnen.

Die Erfahrung iſt hier auf meiner Seite. Die größten Talente haben ſich in jedem Zeitalter, auch im Drucke, in der Armuth, und mitten unter tauſend Schwierigkeiten offenbahrt. Der heilige Funken des Genies läßt ſich weder auslöſchen noch anblaſen. Ja! wir haben täglich Beyſpiele, daß Dichter, die vortreflich ſchrieben, ſolange ſie durch das Ringen nach Ruhm, durch die Begierde ſich, aus einer dunkeln Lebensart hervor, bekannt zu machen, getrieben wurden, nachher, wenn ſie durch irgend einen Mäcenaten in eine bequemere Lage gebracht, ſo ſtolz auf ihre Nahmen wurden, daß ſie, wenig bekümmert um das Bedürfniß der Menſchheit, entweder gar nichts mehr, oder die mittelmäßigſten Sachen in die Welt ſchickten.

Ueberhaupt iſt nicht jedes Alter zum Dichten geſchickt, auch drehet ſich der Menſch in einem gewiſſen Circul von Ideen, Einfällen und Bildern herum, welcher Circul freylich bey Einem gröſſer als bey dem Andern, aber nie unbeſchränkt iſt; Und wenn ein Mann denſelben in viel Bänden durchgelaufen; ſo wäre es unbillig, hernach in einem Alter, wo die Fantaſie kühler geworden iſt, trotzend auf den erworbenen großen Nahmen, dem Publicum ſeine, aus eigenen Werken ausgeſchriebenen Wiederholungen, in einer andern Form aufzudringen, und zu verlangen, wir ſollten daſſelbe Gericht, welches er im erſten Gange aufgetragen hatte, noch einmal bewundern, wenn er nur eine andre Sauce darüber gegoſſen hat, und es am Ende der Malzeit wieder hinſetzt.

Ich kenne ſolche Schriftſteller, die dies aus bloßem Geize thun: die aus ihren alten Papieren halb fertig gewordene, äuſſerſt mittelmäßige, nicht ausgefeilte Producte hervorſuchen, dabey zu ſtolz ſind, von andern guten Köpfen, ihre Clienten ausgenommen, Beyträge anzunehmen, und alſo das Publicum, ganz aus eigener Küche, mit Faſtenſpeiſen bewirthen, die uns zuletzt ekeln und vergeſſen machen, welchen herrlichen Schmaus uns der Mann ehemals gab.

Abends 6 Uhr.

Eben, beſter Vater! bekomme ich Ihren gewogenen Brief. Es iſt kindliche Pflicht Ihren Befehl zu erfüllen, und Ihnen von des Herrn von Hohenau jetzigen Aufführung eine treue Schilderung zu machen, obgleich ich bis dahin Bedenken getragen hatte, dieß ohne Geheiß zu thun.

Doch vielleicht ſteht es in Ihrer Macht, von meinen Nachrichten einen ſolchen Gebrauch zu machen, daß der würdige Baron Leidthal Mittel finde, ſeinen ſonſt ſo liebenswürdigen Pflegeſohn auf den beſſeren Weg zurückzuführen. Hier iſt alles, was ich von ihm weiß und, ſeitdem ich ihn kenne, erfahren habe.

Als der Herr von Hohenau die Nachricht von ſeiner Geliebten vermeintlichen Untreue erhalten hatte, war auch grade ſein rechtſchaffener Wohlthäter, der Obriſt, geſtorben. Er war über dieſen doppelten Verluſt anfangs, wie es die Heftigkeit ſeines Temperaments ſehr begreiflich macht, ausſchweifend traurig, entzog ſich allem Umgange, und lebte ganz einſam vor ſich.

Nun hatte er aber unter den jungen Officieren der Garniſon viel Bekannte, die er täglich im Dienſte ſah, und welche ſich bemüheten, ihm, was ſie nannten, die Grillen aus dem Kopfe zu ſprechen. Zuerſt gab er den Eindrücken dieſer Reden keinen Raum; Aber nach und nach fruchteten ſie doch ſo viel, daß er wieder anfieng in Geſellſchaften zu gehen.

Er ſahe nun aller Orten Verderbniß der Sitten, coquette Mädgen, untreue Weiber. Dieſe üblen Beyſpiele und eigene Erfahrung, machten ihn mistrauiſch gegen das ſchöne Geſchlecht, und dies Mistrauen, welches er oft gegen ſeine leichtfertigen Freunde äuſſerte, wurde von denſelben auf die, allen ausſchweifenden Leuten gemeine Art, commentirt. Man erlaubt ſich gern alles gegen die Weiber, und gegen ſeine Pflichten, iſt dann aber unbillig genug, die armen Geſchöpfe zu verachten, wenn ſie unſern Verführungen und den Trieben des Temperaments zu wiederſtehen nicht ſtark genug ſind.

Nach und nach fieng der Herr von Hohenau an, das Ding mit freyeren Augen anzuſehn. Da er jung und hübſch iſt, ſo gefiel er den Frauenzimmern; Man ſchmeichelte ihn; und er, der keine Achtung mehr für das Geſchlecht hatte, fieng an, mit einer gewiſſen ſorgloſen Unvorſichtigkeit, in den Circuln, worinn man ihn führte, herumzuflattern, ſich ſo nach und nach aufzuheitern, ſein Leiden zu vergeſſen — Und das that ihm wohl —

Beyſpiele aller Arten von Leichtſinn, welche er unter Damen vom erſten Range fand, bewogen ihn zuletzt, eben keinen Unterſchied mehr unter ſolchen zu machen, die nur ſchwach, oder coquet ſind, und unter ſolchen, welche die grobe Coquetterie als ein Handwerk treiben. Er fand kein wahres Intereſſe mehr an dem andern Geſchlechte, und alſo war es ihm auch nun ziemlich gleichgültig, welche Frauenzimmer er ſahe, wenn ſie nur munter und unterhaltend waren.

Zugleich verwickelte man ihn in Spielparthien. Sie wiſſen, theuerſter Vater! welche unglückliche Leidenſchaft dies iſt. Sie macht ja den Menſchen zu allen übrigen Laſtern fähig, feuert alle Arten von unrechten Begierden an, macht denjenigen, welcher Handwerk damit treibt, zu allen übrigen nützlichen Beſchäftigungen unbrauchbar, unthätig und ungeſchickt, und leider! wenn ſie dem Menſchen Vermögen, Ruhe und Geſundheit geraubt hat, ihre Sklaven gewöhnlich zu einer Beute der Armuth, der verzweiflungsvollſten Reue, und der allgemeinen Verachtung.

O! wenn doch manche edle Jünglinge, die dieſen unglücklichen Weg zu wandeln im Begriff ſtehen, die Augen auf die traurigen Beyſpiele alter Spieler werfen und, weil es noch Zeit iſt, zurückkehren wollten! Wie viel Thränen würden ſie ihren Eltern, wie viel Demüthigungen, wie viel Verantwortungen ſich ſelbſt erſparen, die ſie einſt von den Stunden Rechenſchaft geben ſollen, welche ſie dem Dienſte der Menſchheit ſchuldig waren.

Hohenau ergriff in ſeinem übertäubten Gemüthszuſtande alles, was nur Genuß des Augenblicks gewähren kann. Alſo ließ er ſich auch zu Hazardſpielen verleiten — Er verlohr ein paarmal groſſe Summen, welche er gern wiedergewinnen wollte; und ſo wurde denn zuletzt das Spiel bey ihm zu einer Leidenſchaft, welches ſeinen Cammeraden den Weg erleichterte, ihn in die ſchlechteſten Geſellſchaften zu ziehen.

Es iſt ein Haus unter den Linden, au pisalé genannt, wo immer ſehr ſtark geſpielt wird. Ich bedarf Ihnen nicht zu ſagen, daß alſo dahin nicht die beſten Leute kommen. Hier war er nun faſt täglich, und endlich gieng er ſogar auf die berüchtigten Bälle bey der Frau Corſica.

In dieſer Sinnesart, auf dieſem ſchlüpfrigen Wege, iſt er noch. Ich bin nicht vertrauet genug mit ihm, auch, unſerer ſehr verſchiedenen Verhältniſſe und Verbindungen wegen, nicht genug in der Lage, mich ihm zum Freunde und Rathgeber aufdringen zu können. Ich ſehe ihn ſelten, denn in die Häuſer, welche er beſucht, komme ich nicht. Vielleicht, beſter Vater! können Sie, gemeinſchaftlich mit dem Herrn Baron, einen Plan zu ſeiner Rettung entwerfen; Und kann ich zu ſelbigem mittel- oder unmittelbar etwas beytragen; ſo werden Sie bereit finden, Ihre väterlichen Befehle zu vollſtrecken,

Ihren

gehorſamſten Sohn,

Ludwig Müller.

Zwanzigſter Brief.

An den Herrn Lieutenant von Hohenau in Berlin. Eilig!

Im Gaſthofe zur Stadt Rom, unter den
Linden, Berlin den 17ten Junius,
Abends 6 Uhr.

Ich bin ſeit geſtern hier, und zu meiner gröſsten Befremdung zwingt man mich, ſchon heute wieder die Stadt zu verlaſſen. Ich war dreymal bey Dir, um Deine Hülfe und Rath mir zu erbitten, aber keinmal warſt Du zu Hauſe, und niemand konnte mir ſagen, wo ich Dich antreffen würde.

Die Veranlaſſung meiner Reiſe kannſt Du leicht errathen. Ich ſuchte meine unglückliche Schweſter, und nachdem alle meine Nachforſchungen vergebens geweſen, wollte ich doch wenigſtens Dich nicht verfehlen — Nicht, um Dir Vorwürfe zu machen — die Sache iſt doch nun einmal geſchehen — Nein! ſondern um über verſchiedene Begebenheiten Licht zu erhalten, die meinen Eltern und uns Allen noch immer ein Räthſel in dieſer traurigen Geſchichte bleiben.

Ich kam geſtern Abend an. Ein Franzoſe, den ich hier fand, dem ich ohngefehr die Veranlaſſung meiner Reiſe ſagte, und daß ich Dich zu ſprechen wünſchte, erboth ſich, mich zu Dir zu begleiten. Ich nahm weitere Abrede mit ihm darüber, und er empfahl ſich.

Dieſen Morgen ſtehe ich früh auf, kleide mich an, und erwarte noch immer den Franzoſen, als der Wirth hereintritt, und mir meldet, daß der Gouverneur mich um acht Uhr bey ſich ſehen wollte. Da ich nun den Mann gar nicht kennte; ſo glaubte ich nicht, hingehen zu müſſen; Allein der Wirth machte mir begreiflich, daß auch ein Fremder hier, ohne Erlaubniß des Gouvernements, nicht in der

Stadt bleiben dürfe. Ich mußte mich alſo wohl entſchlieſſen hinzugehn.

Als ich fortwollte, war der Franzoſe noch nicht dageweſen; die Stunde rückte heran, ich gieng alſo, begleitet von einem Miethlaquaien, zum Gouverneur. Dieſer fragte mich um die Urſache meiner Reiſe, nach meinen Päſſen, und um meine Geſchäfte in Berlin.

Ich fühlte keinen Beruf, ihm davon genaue Nachricht zu geben, ſondern ſagte: „Ich „hätte allerley Geſchäfte hier, und ein reiſender „der Cavalier bedürfe keines Paſſes“ —

„Nicht naſeweiß, junger Herr!“ rief der grobe Mann; „Haben Sie denn Adreſſen?“ Ich ſagte, ich hätte keine, und wollte eben hinzufügen, daß ich Dich kennte, als er mit lauter Stimme mir in die Rede fiel: „Wir kennen ſchon die Art Herrchen. „Der König mag hier keine müſſige Leute „herumlaufen haben. Ich rathe Ihnen, daß

„Sie Sich auf die Rückreiſe machen, und „noch vor Abends die Stadt verlaſſen. Ihre „Geſchäfte können Sie ſchriftlich abthun; „Verſtehen Sie. mich?“ — Und damit, ohne meine Antwort zu erwarten, verließ er mich.

Was ſollte ich machen? Ich war ſo betroffen über diese ungewöhnliche Begegnung, daß ich kaum die Thür wieder finden konnte. Es blieb mir nichts anders übrig, als mit meinem Lehnlaquaien Deine Wohnung aufzuſuchen; Ich gieng hin, und fand Dich nicht.

Als ich zurück in den Gaſthof kam, war noch immer der Franzoſe nicht da geweſen; Auch hat ſich derſelbe nicht wieder ſehen laſſen. Gleich nach Tiſche war ich nochmals vergebens in Deinem Quartiere, und vor einer halben Stunde zum drittenmal. Da komme ich nun eben zu Hauſe, und höre vom Wirthe, daß der Gouverneur ſich ſchon hat erkundigen laſſen, ob ich noch da ſey.

Ich muß alſo gleich fort — Warum? das weiß der Himmel. Es muß hier ein

Mißverſtändniß ſeyn — Oder ſollte der Franzoſe — Du weißt vermuthlich, was meine Tante, (in deren Aufrichtigkeit wir freylich Urſache haben Zweifel zu ſetzen) erzählt hat.* Was ich muthmaßen ſoll, begreife ich nicht — Genug ich bitte, ich beſchwöre Dich, bey unſerer ehemaligen Freundſchaft, die Sache aufzuklären, und zuerſt meinetwegen mit dem Gouverneur zu reden, damit ich zurückkommen dürfe. Ich will unterdeſſen nach Roſenthal gehn, wo mich Deine Briefe treffen können —

Voll Zuverſicht, daß du dieſe Sache in Ordnung bringen, und mein dir noch immer gewidmetes Herz nicht zu einem noch ſchlimmern Verdachte verleiten wirſt, unterſchreibe ich mich,

Deinen

treueſten Freund,
Hundefeld.

---

* Nein! das weiß Hohenau nicht.

Ein und zwanzigſter Brief.

An den Herrn Secretair Meyer in Dresden.

Berlin den 19ten Junius 1771.

Wenn ich Ihnen auch in etwas langer Zeit nicht geſchrieben habe; ſo bin ich doch oft in Gedanken bey Ihnen, und wünſchte Sie hierher; Berlin ſollte Ihnen jetzt ſchon gefallen; Es hat würklich tauſendfache Annehmlichkeiten, ſowohl für einen Gelehrten, als für den, der blos Vergnügen ſucht.

Ich bekenne Ihnen wenigſtens, daß ich anfange recht zufrieden von meinem hieſigen Aufenthalte zu ſeyn. Es giebt ſo mancherley Unterhaltungen und Zerſtreuungen hier, die ich begierig ergreife, um die Erinnerung deſſen, was ich gelitten habe, in meinem Herzen auszulöſchen. Sie werden mir, mein beſter Freund! dies nicht verdenken; Ich glaubte zwar nie, daß ich ſo viel über mich würde erhalten können; aber ich habe es verſucht, und fühle nun täglich mehr, wie unrecht der Menſch handelt, wenn er ſich ſelbſt plagt, ſich dem Schmerze über ein verlohrnes Gut überläßt, das er nicht wieder bekommen kann, und indeß die gegenwärtigen Freuden ohngenützt vorübergehen läßt.

Und warum ſollte ich mich auch quälen? — Ueber die Untreue eines Mädgens? — Sind ſie nicht Alle leichtfertig, wankelmüthig? Ach! ich habe das Geſchlecht hier kennen gelernt — Zwar fand ich keine, die werth geweſen wäre, meiner Charlotte die Schuhriemen aufzulöſen — Aber Alle waren Weiber; Alle nicht fähig wahrhaftig und treu zu lieben, ſo zu lieben, wie ich einſt das Ideal davon in meinem Herzen trug. Sie werden von Eitelkeit, Temperament oder Launen regiert — Ja! Wenige haben nur einmal Temperament. Sie ſpielen mit den heiligſten Gefühlen, und wiſſen ſich damit auszuſtaffiren, als wenn es Schminke und Bänder wären, ſo oft ſie es nöthig halten — Kurz; keine verdient, daß ein ehrlicher, treuer Mann eine Thräne um ſie weine. Und mit dem allen geſtehe ich Ihnen, daß die Wunde meines Herzens noch oft im Verborgenen blutet — Aber die Zeit wird alles heilen — Wir wollen nicht mehr davon reden —

Jetzt muß ich Ihnen, mein lieber Freund! nur noch eine Sache erzählen. Sie wiſſen, daß ich immer den Verdacht hatte, als wenn der Franzoſe, der ſich mir in Donnergrund ſo dienſtfertig aufdrang, mich damals unſern Werbern verkauft hätte. Mancherley Urſachen hielten mich in der erſten Zeit ab, der Aufklärung dieſes Argwohns weiter nachzuſpüren, bis ich vor etwa vier Wochen, in einem gewiſſen Hauſe, wohin ich zuweilen aus Gefälligkeit gegen andre Officiers gehen muß, und um mich nicht auszuzeichnen, denſelben Franzoſen antraf.

Er ſchien betroffen, als er mich da fand; doch faßte er ſich bald wieder, und ſtellte ſich nur äuſſerſt verwundert, mich in Officierskleidern zu ſehen. Er fragte, ob ich ſeine Briefe nach Baruth bekommen hätte, erzählte viel von ſeiner unnützen Bemühung das Fräulein zu finden, und ſchien in die größte Beſtürzung zu gerathen, als ich ihm ſagte, wie ich von dem Unterofficier ſey behandelt worden, und was mir ferner begegnet wäre — *

Wenn

---

* Hier vergeſſe man nicht, daß Leidthal und Meyer, um den jungen Hohenau nicht noch mehr zu beunruhigen, ihm die Geſchichte von Charlottens Entführung, wozu er durch ſeinen, dem la Saltière anvertrauten Brief, freylich Gelegenheit gegeben hatte, verſchwiegen hielten. Hätte er dieſen Umſtand gewußt; ſo würde er gewiß jetzt den Franzoſen nicht ſo leicht haben laufen laſſen. Auch wäre er in dieſem Falle nicht in die Ausſchweifungen gerathen, zu welchen ihn die Verzweiflung über ſeiner Geliebten vermeintliche Untreue brachte; Und in ſo

ſern

Wenn man vorausſieht, daß man in dem Augenblicke nicht auf den Grund einer Sache kommen kann; ſo iſt es am beſten gethan, ganz darüber hinaus zu gehn, bis man mehr Gewißheit vor ſich hat. Ich zeigte ihm alſo gar kein Mistrauen, that nicht, als wenn ich glaubte, er habe Antheil an meiner Anwerbung, und nahm mir nur vor, den Menſchen näher zu beobachten. Er hat aber ſeit dieſer Zeit ſorgfältig meine Gegenwart vermieden, und endlich habe ich auch nicht oft mehr an ihn gedacht.

Allein vorgeſtern bekomme ich ein Billet von Hundefeld, der hieher nach Berlin gereiſet war, um mich zu ſprechen, ſich einem Franzoſen anvertrauet, der ſich erbothen hatte ihm mein Quartier zu zeigen, und als er denſelben erwartet, einen Befehl vom Gouverneur

fern wäre es beſſer geweſen, ihm alles zu entdecken — Aber wer kann die Folgen jeder kleinen Handlung vorausſehn?

verneur bekömmt, ſogleich die Stadt zu räumen —

Sollte nun dies nicht derſelbe la Saltière ſeyn, der ihm dieſen Streich geſpielt hätte? — Zwar kann ich noch nicht einſehn zu welchem Endzwecke — Aber doch —

Noch eins! Habe ich nicht irgend ſchon einmal den Nahmen: la Saltière, gehört, oder geleſen? Beſinnen Sie Sich nichts dergleichen?

Jetzt arbeite ich nur daran, bey dem Gouverneur, Hundefelds Sache zu erläutern, und zu erfahren, was man gegen ihn vorgebracht haben mag, und dann ſoll ſich bald das übrige aufklären.

Ich werde geſtöhrt — Leben Sie wohl, mein Theuerſter! Bald will ich weitläuftiger ſchreiben.

Hohenau.

Zwey und zwanzigſter Brief.

An den Herrn Baron von Leidthal in Hamburg.

Urfſtädt den 20ſten Junius 1771.

Hochgebohrner,
Gnädiger Herr Baron!

Es hat dem höchſten Geber alles Guten gefallen, meine liebe Frau abermals mit einer geſunden Leibesfrucht zu ſegnen, welche geſtern Abends um acht Uhr zehn Minuten zur Welt gekommen, und ſich als ein Knäblein befunden hat.

Da es nun chriſtlichen Eltern geziemet, ihre Kinder gehörigermaßen mit dem Bade der Wiedergeburth verſehen zu laſſen, und dabey hohe Standesperſonen ſich nicht zu ſchämen pflegen, auch bey geringen Menſchen,

ſchen, als Pathen zu ſtehen, ich aber noch immer mit ganzem Herzen meinem lieben gnädigen Herrn, in Dankbarkeit und Reſpect ergeben bin; ſo bitte ich recht unterthänigſt, Ew. Gnaden wollen doch bey dieſen meinem Söhnlein Gevatterſtelle zu vertreten, Gott, mir, und meiner lieben Frau, die Ehre geben.

Nun wollen Ew. Gnaden excuſiren, wenn noch in gegenwärtigem Schreiben etwas von den hieſigen Umſtänden hinzufüge. Es geht wohl freylich jetzt ſo nicht hier zu, als es zu unſers gnädigen Herrn Barons Zeiten war. Die Bauern werden gar arg gedrückt, mit Dienſten und in andern Puncten. Auf die Povertät wird gar kein Betracht genommen, und, kurzum! es iſt ein böſer Haushalt, ſo daß ich immer ſage: es kann keinen Segen bringen.

Der gnädige Herr von Wallitz ſind aber ſchon ſeit einigen Wochen malade am Podal, und der Doctor Kundmann ſoll gewiß ſagen, es gehe nicht gut auf die Art, denn der Herr hielten nicht Diät, und tränken zu viel ſtarke Getränke.

Nun, mich geht es nichts an; Aber ich ſage immer: Hätten wir nur unſern gnädigen Herrn Baron von Leidthal noch; der ich in tiefſter Soubmiſſion beharre,

Ew. Hochfreyherrlichen Gnaden,

unterthänigſter Diener,

der Acciseinnehmer
Chriſtoph Birnbaum.

Drey und zwanzigſter Brief.

An den Herrn Lieutenant von Hohenau in Berlin.

Hamburg den 1ſten Julius 1771.

Deine Briefe, mein lieber Carl! werden immer ſeltener, und doch (verzeihe mir dieſen kleinen Vorwurf!) dächte ich, Deine Geſchäfte wären nicht ſo überhäuft, daß Du nicht ſollteſt Zeit finden können, zuweilen an Deinen alten Freund ein Paar Zeilen zu ſchreiben.

Freylich hat ein Officier, wenn er nicht Soldat nach dem ganz gemeinen Schlage ſeyn will, unzählige Dinge zu lernen, die auf ſein Handwerk nützlichen Einfluß haben, und da können denn ſchon ſeine Stunden ſehr beſetzt ſeyn. Auch ſoll mich es freuen, wenn dies die Urſache Deines Stillſchweigens iſt.

Geſchäftigkeit und Fleiß ſind ein herrliches beruhigendes Mittel gegen alle Arten von Leiden und Verſuchungen.

Unterdeſſen kann man ſich leicht an Ordnung oder an Nachläſſigkeit im Briefſchreiben, ſo wie in allen andern Fächern, gewöhnen. Ich kenne Leute, die nicht durch Geſchäfte, noch übermäßige Zerſtreuungen (ich hoffe, das Letzte iſt auch Dein Fall nicht) abgehalten werden, aber dennoch ſo unerträglich faul in dieſem Puncte ſind, daß ſie eher den größten Verluſt leiden, als zu einer beſtimmten Zeit einen Brief ſchreiben wollten. Das iſt würklich ſchimpflich, und zeugt von ſchlechter Erziehung, oder geringer Achtſamkeit und Gewalt über ſich ſelbſt. Wie leicht iſt nicht ein Brief geſchrieben! Wie viel Nutzen oder Freude kann ich nicht oft damit ſtiften! Und wo iſt der Menſch, dem ſeine Geſchäfte oder ſein Gemüthszuſtand nicht täglich eine viertel Stunde frey liegen? — Das macht doch jährlich 365 Briefe, und manche fröhlige

Stunde unſern entfernten Freunden, die vielleicht, in unangenehmen, trüben Minuten, durch Eine Zeile von uns erheitert würden.

Ich kenne aber Deine Ordnung von dieſer Seite, und alſo trifft Dich, mein lieber Hohenau! dieſer Vorwurf nicht. Eben deswegen aber ahnde ich andere Urſachen Deines Stillſchweigens. Sollte Dein Gemüth wohl nicht in demjenigen glücklichen Gleichgewichte ſeyn, in welchem wir, geſtützt auf die Tugend und den Adel unſerer Handlungen, einem Freunde unſer ganzes unſchuldiges Herz ausſchütten dürfen? — Das würde mir ſehr wehthun, mein Sohn! Aber wenn es ſo iſt; ſo ſcheue Dich dennoch nicht, mich zum Vertraueten Deiner Verirrungen zu machen!

Soll ich Dir mit meinem Bekenntniſſe entgegen kommen? Sehr gern! Ich glaube aus Deinen Briefen zu ſehen, daß Du, nach dem Verluſte Deiner Geliebten, nicht diejenige Art von Troſt geſucht haſt, welche des feſten Characters eines Mannes würdig iſt, und wozu uns Weisheit und Pflicht aufrufen. Ich fürchte vielmehr, Du ſuchſt Dich in ſinnlichen Ergötzungen zu berauſchen, um zu vergeſſen, was Du Dir ſelbſt ſchuldig biſt —

Das würde eine unglückliche Gemüthslage für Dich ſeyn. Denn nicht nur würdeſt Du kein wahres Glück, keine Seelenruhe, die Du doch wünſchen wirſt, auf dieſem Wege finden, ſondern Du würdeſt auch Deine ſchönſten Tage verliehren; das Leere, welches dieſe üppigen Vergnügungen, deren man ſehr früh überdrüſſig wird, in der Seele zurücklaſſen, würde Deine natürliche Thätigkeit in Gährung bringen, und weil Du Dich dann von edlern Geſchäften entfernt hätteſt, würdeſt Du vielleicht, um den gänzlichen Müſſiggang zu fliehen, Dir aus Dingen ein Gewerbe machen, die Unglück, Elend und Reue über Dein Haupt ſammlen würden.

Sollteſt Du, mein beſter Carl! auf dem Wege zu dieſem Labyrinthe ſeyn; ſo höre die Stimme eines treuen und erfahrnen Freundes, und kehre zurück! — Es iſt gewiß noch Zeit; Und daran kannſt Du erkennen, ob es noch Zeit iſt, wenn dieſer Brief Dich ein Paar Stunden lang ernſthaft oder misvergnügt macht.

Schütte alſo Dein Herz in meinen Buſen aus! Ich erwarte mit väterlicher Sehnſucht Dein Bekenntniß — Jetzt wollen wir von andern Dingen reden —

Ich lebe noch immer hier äuſſerſt einfach, aber zufrieden. Müller wird mich nun auch bald verlaſſen; Doch, zu ſeinem Glücke; denn ich zweifle nicht, daß er in Dännemark guten Unterhalt und Gelegenheit finden wird, ſeine Kenntniſſe nützlich anzuwenden.

Mein einziger Umgang hier iſt mit dem Herrn von B . . . . . einem alten, würdigen, obgleich von vielen ſehr verkannten Manne. Er war, wie Du weißt, Miniſter in ſeinem Vaterlande, hatte dem Herrn, dem er vierzig Jahre ſeines Lebens widmete, ſehr beträchtliche Dienſte geleiſtet, und war der Schöpfer alles desjenigen Guten, was der ſchwache Prinz je, unter eigenem Nahmen, gethan hat.

Was war daher natürlicher, als daß er eine Menge heimlicher Neider und Feinde um ſich her hatte, die ihn zu ſtürzen ſuchten? Seine Adminiſtration war aber ſo klar, ſo öffentlich, gut ordentlich und nützlich, daß man ihn darinn keiner Sünde zeugen konnte.

Da er nun reichlich beſoldet wurde; ſo hatte er Gelegenheit, Geld zu ſammlen; die Mißgunſt der hungrigen Hofſchranzen aber machte ihm das zum Verbrechen. Man ſprengte böſe Gerüchte gegen ihn aus, und das Volk, welches gern alles nachplaudert, Veränderungen liebt, und, weil ein Miniſter nicht jeden befriedigen kann, immer von dem Gegenwärtigen unzufrieden iſt, und von dem Nachfolger alles hofft, verbreitete bald einen ſo allgemeinen ſchlechten Ruf über ihn, daß es mir durch die Seele gieng, als ich, der ich die Gradheit des Mannes kannte, ihn aller Orten ſo grauſam verläſtern hörte.

Ueberhaupt, was in der Welt iſt wohl unſicherer, als der Ruf eines Mannes, beſonders an Höfen? Ich ſehe immer gern mit eigenen Augen, und auch da betrügt man ſich oft. Wer kann immer, durch die Hülle der Hof-Intriguen hindurch, den wahren Faden der Begebenheiten und alle die kleinen Triebfedern entwickeln, welche manchen ſchätzbaren, vortreflichen Mann zum Gegenſtande des Abſcheues, und manchen Schuft zu einem Orakel des ganzen Landes erklären? — O! wenn doch das die Menſchen beherzigen wollten, die ſo bereit ſind, auf das allgemeine Geſchwätz, den Ruf eines Menſchen, den ſie gar nicht kennen, an einem dritten Orte zu zerreiſſen, und dadurch ſo manche Wunde zu ſchlagen, die nicht wieder zu heilen iſt!

Der Herr von B . . . . . war in einer ſehr üblen Lage. Er ſollte ſeinem Fürſten alle entbehrlichen Ausgaben erſparen, folglich mußte er manchem, dem er gern geholfen hätte, verdiente Wohlthaten verſagen; Und von einer andern Seite ſchränkte der Sultan doch ſeine Begierden nicht ein, und was der Dienerſchaft abgezogen, und den Bauern ausgepreßt wurde, das verzehrten Maitreſſen, Geiger, Pfeifer und Müſſiggänger. Sahe nun der gnädige Landesvater, daß er und das Land dabey ſichtbarlich zurückkamen; ſo ſchob er die Schuld davon nicht auf ſich, ſondern auf die Haushaltung des Miniſters, in welcher Gemüthsverfaſſung er denn auch von kleinen, erkauften Creaturen, von Cammerdienern u. ſ. f. unterhalten wurde. — Es hieß immer: der Herr und das Land würden arm, und der Miniſter reich.

Dieſen Zeitpunkt nützte ein elender Schwätzer, der mit flüchtigen Kenntniſſen von Büchern über das Cameralweſen ausſtafiert, einige Einrichtungen in andern Ländern, die aber, weil er ſie mit ſchiefen Blicken angeſehen hatte, hier gar nicht paſſend waren, dem Fürſten ſo reitzend abmalte, daß derſelbe nun in dieſem Windbeutel endlich den Mann gefunden zu haben glaubte, der ſein bisher ſchlecht verwaltetes Finanzweſen wieder herſtellen könnte.

Es iſt unbegreiflich, wie leicht es mehrentheils den erbärmlichſten Menſchen iſt, eine Rolle bey den Großen der Erde zu ſpielen. Dieſer Kerl hatte ein Paar Haranguen auswendig gelernt, die er immer wiederholte, war übrigens ein ſo ſchlechter, unmoraliſcher, tückiſcher, und unwiſſender

Menſch, daß ihn der würdige, große B.... nicht würde zum Secretair gemacht haben; Jetzt verdrängte er dieſen aus dem Miniſterium; denn, kurzum! mein Freund bekam auf eine höflich falſche Art ſeinen Abſchied, und wohnt itzt hier; überzeugt, daß ein Fürſtendiener zu ſeyn, das undankbarſte, unehrlichſte Handwerk auf dieſer Erde iſt.

Ich ſchreibe Dir, mein lieber Carl! gern ſolche Erfahrungen aus der großen Welt. Schreibe Du mir nur auch fleiſſig, was Du um Dich ſiehſt, und welche intereſſante Bekanntſchaften Du machſt; An einem Orte wie Berlin iſt, kann es Dir daran nicht fehlen.

Nun, das war ein langer Brief. Lebe wohl, mein beſter Carl! Ich hoffe bald etwas Gutes von Dir zu hören,

Leidthal.

Vier

Vier und zwanzigſter Brief.

An den Herrn Commerzienrath Müller in Hamburg.

.... den 4ten Julius 1771.

Ich denke, ich muß Ihnen doch noch einmal ſchreiben, ehe Sie nach Dännemark gehn, es wird Ihnen dieſe Zeilen ein Holländer überreichen, der nach Hamburg reiſet, und den ich hier habe kennen gelernt.

Das iſt nun freylich ſo ein Volk von Menſchen, mit denen ich durchaus nicht ſympathiſieren kann. Ihr ganzes Weſen iſt Handel, Pflegma und Unempfindlichkeit — Wiſſen Sie die Geſchichte des Mannes, dem man, als er nach Amſterdam gieng, wohl eingeprägt hatte, er ſolle, ehe er von einem Holländer eine Dienſtleiſtung, oder ſonſt irgend etwas annähme, vorher mit demſelben über den Preis einig werden? Er kam alſo an, und bath einen am Ufer ſtehenden Holländer, ihm ein gewiſſes Haus zu zeigen. Der Menſch fragte, wie viel er ihm zur Belohnung geben würde; Sie wurden einig; der Fremde bezahlte, und der Holländer, ohne ſich vom Platze zu bewegen, wies nur mit der Hand zurück, indem er ſagte: „Hier, hinter mir, das Haus, ſo „Ihr da ſeht, das iſt es!“

Mit dem allen aber iſt der Mann, der Ihnen dieſen Brief bringt, ein bisgen beſſer, als ſeine gewöhnlichen Landesleute; Ich empfehle ihn daher Ihrer Güte. Er kann Aufträge von Ihnen in Holland beſorgen.

Wenn werden wir uns denn einmal ſehen? Auf das Frühjahr komm ich gewiß nach Hamburg; aber dann ſind Sie vielleicht nicht mehr dort. Mein ehrlicher Oncle will, wenn er kann, die Reiſe mitmachen; Aber ich fürchte, ſeine Geſundheit fängt an wankend zu werden.

Ich bin ſehr vergnügt hier auf dem Lande, ſtudiere das Bauernvolk, ihre Charactere, ihre Vorurtheile, ihre Lieder, und wahrlich, ich finde manche originelle Menſchen unter ihnen. Darüber ſchreibe ich viel auf, auch ihre Vorurtheile, Geſänge und Tänze ſammle ich; Sie ſollen nächſtens etwas davon leſen. Da werden Sie hören, daß man das Meſſer nicht auf den Rücken legen darf, damit die heiligen Engel nicht in die Schneide treten, daß man, während es zur Kirche läutet, nichts eſſen ſoll, damit die Zähne nicht ausfallen; Wie man es anzufangen hat, um nicht behext zu werden, und dergleichen mehr. Unter den Liedern werden Sie einige recht herzergreifende finden; Aber da müßten Sie dieſelben auch hier ſingen hören.

Die Einlage * bitte ich geſchwind zu beſorgen. Sie iſt mir geſtern eilig von Urſtädt geſchickt worden. Von wem der Brief iſt, weiß ich nicht.

Leben Sie wohl, mein Lieber! und vergeſſen mich nicht,

von Weckel.

---

* Den folgenden Brief.

Fünf und zwanzigſter Brief.

(Einſchluß des vorigen.)

An den Freyherrn von Leidthal, eilig.

Urſtädt den 3ten Julius 1771.

Bey Ew. Hochgebohren ſoll auf Befehl meines auf den Tod krank liegenden Herrn Principals ich angelegendlichſt nachſuchen, doch Denenſelben die Bitte nicht abzuſchlagen, vor Ihrem Ende noch, ſo geſchwind als möglich, hierher nach Urſtädt zu kommen; als worum gedachter mein gnädiger Herr, Ew. Hochgebohren auf das preſſanteſte erſuchen; maßen Sie Hochdenenſelben angenehme und von der größten Wichtigkeit ſeyende Sachen zu erofnen hätten; hoffend Ew. Hochgebohren würden alle alte

Differenzen anjetzo bey Seite ſetzen, und einem moribundo dieſe letzte Güte nicht verſagen; Mit dem Beyfügen, gern alle Depenſen der Reiſe quæſtionis ſtehen zu wollen; Welches alles nur in Eile unterthänig zu melden, mich aber zu beharrlicher Gnade und Protection zu empfehlen, und mit vollkommenſter Veneration zu unterſchreiben nicht unterlaſſen wollen,

Ew. Hochgebohren

unterthäniger Knecht.

Anton Joñas Reifenbrück,
Secretair des Herren von Wallitz.

Sechs und zwanzigſter Brief.

An den Herrn von Hundefeld in Roſenthal.

Berlin den 24ſten Junius 1771.

Komm nur gleich, mein lieber Freund! nach Erhaltung dieſer flüchtig geſchriebenen Zeilen, nach Berlin zurück! Ich habe beym Gouverneur alles in Ordnung gebracht — Du wirſt ſonderbare Dinge erfahren — Der verdammte Franzoſe hat Dich und mich ſchändlich angeführt. Aber er ſoll das nicht umſonſt gethan haben. Noch iſt er in der Stadt. Er kann uns nicht entwiſchen. Komm nur ſogleich hieher, und trete in der Stadt Paris ab, daſelbſt will ich Nachricht laſſen, wo ich anzutreffen bin.

Ich erwarte Dich mit Ungeduld.

Carl von Hohenau.

Sieben und zwanzigſter Brief.

An die Frau von der Hörde, gebohrne Müller, in Amſterdam.

Hamburg den 10ten Julius 1771.

Dies iſt vorerſt das letztemal, daß ich Dir, meine liebſte Tochter! aus Hamburg ſchreibe. Ich bin ſo glücklich geweſen, die einträgliche Stelle, wovon ich neulich Erwähnung that, * würklich zu erhalten, und meine Abreiſe nach Koppenhagen iſt auf künftigen Dienſtag feſtgeſetzt. So bald ich dort ankomme, ſollſt Du mehr von mir hören.

---

* Verſchiedene unter ihnen gewechſelte Briefe hat man nicht eingerückt.

Mein vortreflicher Baron Leidthal, dem ich auch dieſe Verſorgung zu danken habe, wird morgen nach Arnſtadt reiſen, wohin der Herr von Wallitz, der auf dem Todtenbette liegt, ihn durch zwey dringende Briefe hat einladen laſſen. Mögte doch dieſe Reiſe eine vortheilhafte Veränderung für ſeine ökonomiſchen Umſtände vorbedeuten!

Du erhältſt dieſen Brief durch einen holländiſchen Kaufmann. Gern machte ich mit ihm die Reiſe, um Zeuge Deines häuslichen Glücks zu ſeyn, und einmal mein Enkelchen an mein Herz zu drücken. Das läßt ſich nun aber jetzt nicht thun. Unterdeſſen vergiß mir Deinen alten Vater nicht, und grüße Deinen guten Mann tauſendmal von mir.

An Deinen ältern Bruder habe ich geſchrieben, und ihn, wie er es verdient, gelobt, weil er an meinem Peter ſo großmüthig brüderlich handelt. Von Chriſtoph, aus Neuwied, habe ich auch kürzlich Nachricht bekommen.

kommen. Der arme Schelm hat lange Zeit am Fieber krank gelegen, iſt aber völlig wieder hergeſtellt. *

Der Himmel leite dich! Sey glücklich in Deinem Hauſe, und liebe immer

Deinen

treuen Vater

Müller.

---

* Dieſen an ſich unbedeutenden Brief, hat man dennoch einrücken wollen, damit die Leſer nicht ganz die Familie aus den Augen verlieren ſollten, von welcher man ſeit dem 2[illegible]ſten Briefe im zweyten Theile nichts weiter gehört hatte.

Acht und zwanzigſter Brief.

An den Herrn Commerzienrath Müller in Hamburg. Eilig!

Berlin den 29ſten Junius 1771.

Beſter Vater!

Beyliegender Brief des Herrn von Hohenau an den Freyherrn von Leidthal,* erzählt Begebenheiten, welche bey Ihnen gewiß zugleich Erſtaunen und Rührung erwecken werden.

---

* Der aber, mit Ihrer gütigen Erlaubniß, erſt zu Anfang des vierten Theils erſcheinen wird, oder vielleicht gar nicht, da man doch ſchon aus gegenwärtigem auf den Inhalt deſſelben ſchlieſſen kann.

Da ich indeſſen nicht weiß, ob derſelbe den Herrn Baron jetzt in Hamburg findet, und Sie, theuerſter Herr Vater! doch gern werden wiſſen wollen, was der Inhalt dieſes ſo intereſſanten Briefes iſt; ſo will ich Ihnen mit wenig Worten Nachricht von der ſonderbaren Wendung geben, welche das Schickſal des Herrn von Hohenau und ſeiner Geliebten genommen hat.

Ich bin ſelbſt Augenzeuge bey einer Scene geweſen, die, von einem geſchickten Maler dargeſtellt, jedem, der Gefühl für die Leiden und Freuden der Menſchheit hat, höchſt willkommen ſeyn müßte — Doch, zu meiner Erzählung!

Als Hohenau in Donnergrund, voll Verzweiflung ſeine Charlotte nicht zu finden, ſich dem Niederträchtigſten unter allen Franzoſen, der in demſelben Wirthshauſe mit ihm war, anvertrauete, machte dieſer Elende (der ein falſcher Spieler, Seelenverkäufer, Kuppler, kurz! alles iſt, wozu ihn ein Reicher nur nützen will,) Gebrauch von des jungen Mannes Offenherzigkeit. Er redete es mit der Frau von Donnergrund ab, verkaufte den Herrn von Hohenau an preuſſiſche Werber, und ließ ihn des Nachts, da Herr Meyer, der ihn aufſuchte, in dem Zimmer über ihm ſchlief, fortführen; er ſelbſt aber lockte dem Jünglinge einen Brief an ſeine Freundinn ab, unter dem Vorwande, ſie ihm nach Baruth zu bringen, wo er auf ihn warten ſollte.

Mit dieſem Briefe ausgerüſtet, gieng er fort, ſuchte das Fräulein auf, und erhielt, nach Vorweiſung deſſen, daß ſie ſich ihm in die Hände lieferte; ſeine Abſicht aber war, dieſelbe, wenn ſie ſich ohne Hülfe ſehen würde, einem reichen Grafen in Berlin als Maitreſſe zuzuführen, Er zog das unglückliche Kind, ein paar Monate hindurch, unter allerley Vorwande von einem Orte zum andern. Sie erkrankte vor Kummer, bis er ſie endlich, mit der Hofnung ihren Carl in Berlin anzutreffen, auch dahin lockte.

Sein Schrecken war nicht gering, da er den Herrn von Hohenau, den er als Recrute in irgend einer entlegenen Provinz glaubte, hier als Officier fand. Nun war doppelte Vorſicht nöthig, eine etwaige ihre Zuſammenkunft zu verhindern. Das Fräulein wurde alſo — denken Sie an, beſter Vater! — in ein Bordel geführt, und daſelbſt in einem Hinterſtübchen einer liederlichen Weibsperſon, welche ehemals die Buhlerinn eines Obriſten geweſen war, (die man ihr aber als eine Dame von Stande vorſtellte) anvertrauet.

Jetzt ahndete das arme Mädgen wohl, daß ſie hintergangen würde, doch hoffte ſie noch immer auf Antwort von ihren Eltern, weil ſie zu ihrem Glücke nicht wußte, daß man alle ihre Briefe auffieng; und dieſer kleine Hofnungsſtrahl erhielt ſie in ihrer ſchweren Gemüths- und Leibeskrankheit, an welcher ſie noch darniederliegt, bey einigen Kräften.

Unterdeſſen hatte ſich Hohenau, aus Verzweiflung über die vermeintliche (durch falſche Briefe des Franzoſen ihm angezeigte) Untreue ſeiner Geliebten, allerley Ausſchweifungen ergeben; der Herr von Hundefeld aber ſuchte noch immer ſeine Schweſter, kam nach Berlin, wurde durch eine Cabale des franzöſiſchen Böſewichts wieder aus der Stadt geſchafft, kehrte aber geſtern wieder hierher zurück, und trat in der Stadt Paris ab.

Hohenau begegnete mir des Morgens auf der Gaſſe, ſagte mir, er erwarte heute ſeinen academiſchen Freund, und bath mich, ſobald ich deſſen Ankunft vernehmen ſollte, ihn bey dem Herrn Lieutenant von B...., woſelbſt er den Abend zubringen würde, abzurufen. Dieſer B.... iſt ein wackerer junger Mann, der vor ein paar Jahren im Reiche auf Werbung war, aber itzt leider! auch ein bißgen liederlich wird.

Abends um acht Uhr kam Hundefeld an. Ich hatte ihn erwartet, und bewillkommte ihn im Gaſthofe. Wir giengen zuſammen nach dem Hauſe des Lieutenants von B...., allein der Bediente ſagte uns, ſein Herr und der andere Officier ſeyen zu der Frau Schuſit, in der Töpfergaſſe, ohnweit dem Comödienhauſe, gegangen.

Es fiel uns nicht ein, daß dies ein berüchtigtes Haus ſeyn konnte; wie hätte ich den Herrn von Hohenau fähig halten mögen, öffentlich dahin zu gehn, und den Laquaien von dieſem Schritte zu unterrichten? Auch muß ich zu ſeiner Rechtfertigung ſagen, daß dies das erſtemal geweſen, daß er einen Fuß hierher geſetzt, und daß ihn der Herr von B.... dazu verleitet hatte — Gewiß hegte die Vorſehung die Abſicht, ihn durch das, was er hier ſehen würde, auf den Weg der Tugend zurück zu führen.

Wir giengen ſorglos dem Hauſe zu, traten hinein, fanden aber eine ſolche Verwirrung, einen ſolchen Aufruhr in demſelben, daß wir wie verſteinert da ſtanden.

O! hören Sie, theuerſter Vater! Leichtſinn und Ausſchweifungsgeiſt hatten den Herrn von Hohenau in dies Haus geführt. Er war mit ſeinem verderbten Freunde kaum hineingetreten, als er, ohne weitere Anfrage, in das Hinterſtübchen gehen wollte, welches vermuthlich dem Herrn von B.... von alten Zeiten her, bekannt war. Er öfnete die Thür, und — Welch ein Anblick? — Hier ſeine Charlotte, im Bette liegend, krank, blaß, mit allen Zeichen des tiefſten Schmerzes, die Augen zum Himmel gerichtet, anzutreffen! —

Was für eine Scene das war; wie wir darauf unerwartet herein kamen; wie doppelt feyerlich und wehmüthig die Ankunft des Bruders dies Gemälde machte; was [illegible] vorfiel; welche Erläuterungen man erhielt; wie der arme Hohenau gegen ſich ſelbſt, gegen das Haus, gegen die Menſchen, welche ihn getäuſcht und irregeführt hatten, tobte; was die wahrſcheinlichen Folgen davon ſeyn werden — das alles, liebſter Vater! werden Sie beſſer aus beyliegendem Briefe und aus meinem nächſten Schreiben ſehen.

Noch bin ich zu verwirrt, um Ihnen etwas Zuſammenhängendes darüber ſagen zu können. Sobald ich aber ruhiger ſeyn werde, erwarten Sie eine weitläuftigere Nachricht, von

Ihrem

gehorſamſten Sohne,

Ludwig Müller.

Ende des dritten Theils.

J. C. Berndt del et sculp Jena

Der
Roman meines Lebens

in Briefen herausgegeben.

Vierter Theil.

Riga 1783.

Es iſt ſo ſüß, Menſchen lieben zu können, und von Menſchen geliebt zu werden; ſich aller Creatur zu erbarmen; der Tugend zu huldigen, und dem Laſter muthig in den Weg zu treten. Es iſt ſo ſüß, den Leidenden zu tröſten, und dem Unglücklichen eine brüderliche Thräne zu weinen. Es iſt ſo ſüß, ſich des Bedrängten anzunehmen, das verfolgte Verdienſt zu beſchützen, und das gedrückte Talent aus dem Staube hervorzuziehn. Es iſt ſo ſüß, dem verkannten Redlichen Gerechtigkeit zu verſchaffen, für den Verlaßnen zu arbeiten, den Schwachen zu ertragen, von dem Weiſen zu lernen, über den Thoren zu lächeln, ohne ihn zu haſſen, und dem angebetheten Schurken auf dem Throne, dem ſclaviſchen Tyrannen, und dem niedrigen Fürſtenknechte den Spiegel vorzuhalten. Es iſt ſo ſüß, in der Stille Gutes zu würken, auch von Vielen verkannt, mit ruhigem, liebevollen Herzen und dem Bewußtſeyn ein guter, obgleich ſchwacher Menſch geweſen zu ſeyn, heiter der letzten Stunde, die jede Thräne abwiſcht von unſern Augen, entgegen zu ſehn, vom groſſen Haufen vergeſſen, ein Denkmal in den Herzen gefühlvoller, ſympathetiſcher Freunde zurückzulaſſen.

* * *

An die Leſer.

Ich danke Ihnen zum letztenmal für die unverdiente gütige Aufnahme des dritten Theils dieſes rapſodiſchen Werks. Der Beyfall, womit Sie daſſelbe beehrt haben, wird mich anfeuern, die geringen Talente, welche mir die Natur in dieſem Fache verliehen hat, ſorgfältiger auszubauen, um Ihnen einſt etwas Beſſeres, fleißiger Bearbeitetes, zu liefern. Denn, gewiß! ich fühle die vielfachen Fehler dieſes Büchelchens ſehr gut, und um Ihre Nachſicht nicht länger auf die Probe zu ſetzen, habe ich den Roman meines Lebens mit dieſem Theile beſchloſſen.

Wenn ich aber hier von unverdientem Beyfalle des Publicums rede; ſo urtheile ich, offenherzig geſagt, nach dem ſchnellen Verkaufe der doppelten Auflagen; denn die verbindlichen Lobeserhebungen meiner Freunde ſchreibe ich auf die Rechnung ihrer Partheylichkeit für meine geringen Producte; Was die hohen Herrſchaften und armen Excellenzen dazu geſagt haben, iſt mir ſehr gleichgültig, und um Rezenſentenlob und Tadel bekümmere ich mich nicht. Man weiß leider! wie es damit zugeht, und wie unſicher man fahren würde, wenn man hiernach auf die Güte eines Buchs ſchlieſſen wollte.

Weil wir indeſſen eben von Rezenſenten reden; ſo muß ich doch eines Richterſpruchs in dem acht und vierzigſten Bande der allgemeinen deutſchen Bibliothek Erwehnung thun. Jeder unpartheyiſche Freund der Literatur wird den Werth dieſer critiſchen Schrift erkennen, wird eingeſtehen, welches Licht ſie in unſerm Vaterlande verbreitet hat, wird endlich dem vortreflichen Herausgeber in ſeinem Herzen danken, daß er, deſſen Verdienſte überhaupt über mein Lob, ſo wie über den Tadel ſeiner Neider erhaben ſind, ein ſo mühſames, undankbares Werk, nun ſo viel Jahre hindurch, mit immer gleicher Stärke geführt hat.

Allein bey der ungeheuren Schreibſeligkeit unſerer lieben Landesleute bedarf Herr Nicolai auch einer Menge Mitarbeiter. Es iſt nicht immer möglich dazu die gelehrteſten, mit andern Dingen beſchäftigten Männer anzuſtellen. Auch kömmt eine ſo ſchreckliche Menge unwichtiger Schriften heraus, (man rechne immer die meinige mit darunter) daß es der Mühe nicht lohnt, darüber das Urtheil großer Männer zu hören.

Um alſo dieſen Ballaſt von minder wichtigen Büchern rezenſieren zu laſſen, ſetzt Herr Nicolai auch junge Gelehrten und Dilettanten in Bewegung — Männerchen, welche ihm hie und da von andern verdienſtvollen Leuten empfohlen werden, oder ſich ſelbſt empfehlen. Da geſchieht es denn zuweilen, daß ein Knäblein, in welchem ein bisgen Genie herumlauft, ſtolz auf die Ehre den Richterſtuhl beſteigen zu dürfen, ein ſehr ſchiefes, jugendliches Urtheil publicirt, und dieſen Fall glaube ich unter andern bey Beurtheilung des erſten Theils meines Romans erlebt zu haben.

Ich kann ſehr gut Zurechtweiſung vertragen, theils weil das Bücherſchreiben gar nicht mein Handwerk, ſondern der Gegenſtand meiner Erholungsſtunden von ernſtern Geſchäften iſt, theils, weil ich mich überhaupt gar nicht für ohnfehlbar halte. Wenn daher der Herr quidam ſagt, daß dies Werkgen nicht Zuſammenhang genug habe; ſo hat er vielleicht Recht, obgleich ſich auch dagegen manches einwenden lieſſe. Denn eigentlich weiß ich doch nicht, warum grade ein Buch die Lebensbeſchreibung Eines Mannes enthalten ſoll, warum man nicht die einzelnen, in einander verwebten Begebenheiten mehrerer Leute erzählen darf, ohne daß ſich eben alles auf Einen Held bezieht — Doch darüber wollen wir nicht zanken — Wenn aber der junge Herr mich lehren will, was Hoſton iſt; ſo iſt das gar luſtig. Von meiner zarteſten Jugend an habe ich leider! faſt immer an Höfen gelebt, und es koſtet mich Mühe, die unglücklichen Eindrücke davon, die ſo leicht angenommen werden, den Ton, den jeder auch noch ſo elende Menſch ſo bald lernt, wieder loszuwerden.

Ein Magiſterlein, in ſeinem Dachſtübchen, ein zierlicher Informator, oder irgend ein andres ſchöngeiſteriſches Geſchöpf dieſer Art, ſollte es wahrlich nicht unternehmen über den Hoſton zu urtheilen, den er höchſtens durch die dritte Hand, aus dem Umgange mit ſeinem hohen Gonner, dem fürſtlichen Cammerdiener kennt.

Und was die Wahrheit der Begebenheiten betrifft, die der liebe Mann beſtreitet; ſo wünſchte ich herzlich, er mögte Recht haben. Zu mancher Menſchen Ehre, und zu meiner eigenen Beruhigung mögte ich ganz gern das alles ſo erdacht haben. Liegt es aber an der Art der Darſtellung, daß, was ich erzähle, nicht ganz den Anſtrich der ungeſchminkten Wahrheit hat; ſo bedenke man, daß ich gute Leute habe ſchonen wollen. Deswegen habe ich manche Annecdoten durch Zuſätze unkenntlich gemacht. Wäre die Welt wie ſie ſeyn ſollte; ſo würde dieſe Vorſicht überflüßig ſeyn. Ich wenigſtens verlange nicht beſſer zu ſcheinen als ich bin; feſt überzeugt, daß ein feiner Menſchenkenner dennoch durch meine Macke hindurch, meine Leidenſchaften, und was dieſe etwa hervorbringen können, erblicken und nicht deswegen glauben wird, daß ich nie vom graden Wege abgewichen bin, weil ich es ihm verſchweige. Ich habe immer geglaubt, daß wer ſich nicht vor ſich ſelbſt ſchämt, ſich nicht vor Andren zu ſchämen Urſache habe. Kinder halten die Hände vor das Geſicht, wenn man ſie nackend antrifft, aber nicht Männer. Ein offenherziges Geſtändniß ſeiner Fehler iſt ein groſſer Schritt zur Beſſerung, und man haßt deswegen den Mann nicht, weil man erfährt, daß er kein Engel, oder daß er ſogar vielleicht einſt tief gefallen war; ja! ich müßte den Menſchen ſehr verachten, den ich nicht werth hielte, daß man, durch Erzählung ſeiner Verirrungen, Andre auf ſeine guten Seiten aufmerkſam machte.

Aber freylich gehn auch eine Menge Dinge in der Welt vor, von denen eine gewiſſe Claſſe von Leuten gar nichts erfährt, und die dem ganz unwahrſcheinlich vorkommen, der bey ſeinem Oellämpgen, vier Treppen hoch, nur mit Speditionshandel für Journale und Muſenalmanachs ſich beſchaftigt, in einem kleinen Circul von unbärtigen Gelehrten lebt, und, auſſer ſeinen Univerſitätsfreunden und einigen Mäcenaten, nie viel von der ſchönen Welt geſehen hat.

Das iſt alſo zu verzeyhen. Vielleicht hat das Männchen, voll Hofnung auf eine künftige Verſorgung, durch einen vornehmen Patron, der ſich einbildete das Portrait ſeiner jämmerlichen Excellenz oder Hochwohlgebohrnheit in meinem Roman zu finden, ſich bewegen laſſen, ein bisgen auf mich zu ſchimpfen — Es iſt auch wahrlich nicht erlaubt, daß ich mit ſo wenig Reſpect von Perſonen rede, die ihm ſo groſſe Leute ſcheinen, die aber, in der Nähe betrachtet, gar kleine Menſchen ſind — Einen ſolchen Ketzer muß man verdächtig machen —

Unglücklicherweiſe lache ich aber herzlich Seiner und ſeiner Schutzherrn, werde künftig gar nicht mehr auf dergleichen antworten, und bitte das Publicum um Verzeyhung, daß ich ſo viel über einen ſo unintereſſanten Gegenſtand geplaudert habe.

Sollte übrigens irgend ein Herr oder eine Dame eine Erklärung von mir über etwas in meinem Roman Vorkommendes verlangen, der ſey ſo gütig ſich bey dem Herrn Verleger zu melden, woſelbſt er meinen Nahmen erfragen kann. Ein ehrlicher Mann, der Sultans, Sultaninnen, Vezirs, von der Bürſte und von der Feder, und wie das Zeug heiſſen mag, ſicher aber nicht ſcheuet, und ſein eigenes Gewiſſen noch weniger zu ſcheuen braucht, bekennt ſich gern zu jedem Worte, das er geſchrieben hat. Auch leben wir gottlob! in einem Zeitalter, und unter einem Schutze, wo man frey Wahrheit denken, reden und ſchreiben darf, wo die Anbethung der kleinen Götzen dieſer Erde ziemlich aus der Mode kömmt, und nur ein Handwerk einiger kleinen, ſüſſen, ſchalen Köpfgen bleibt, die, weil ſie kein andres Mittel haben, die Aufmerkſamkeit auf ihre poßierlichen Perſonen zu ziehen, ſich mit fremden Strahlen und Sternſchnupfe ausſtaffieren. Es war einmal eine Zeit, wo man dieſe Sternſchnupfe für würkliche Ausflüſſe gröſſerer Weltkörper hielt; Jetzt weiß man, daß es Dünſte ſind, woraus nur ein deutſcher Roſencreutzer eine kräftige Eſſenz ziehen kann.

Inhalt des vierten Theils.

Erſter Brief, von Ludwig Müller an ſeinen Vater, aus Berlin geſchrieben. Erzählt den Fortgang ihrer Begebenheiten, nach der Zuſammenkunft in der Frau Schutt Hauſe. Das Fräulein wohnt itzt mit ihrem Bruder in der Stadt bey einer Officierswitwe. Ihre Geſundheit beſſert ſich. Sie warten auf Antwort von den Eltern und von Leidthal, um zu wiſſen, was aus ihnen werden wird. Ueber die Anlegung und Duldung öffentlicher Bordelle. Man will nachſpüren, wo la Saltière iſt, erfährt es aber nicht. Lebensgeſchichte von drey liederlichen Frauenzimmern. Beſchreibung eines üppigen Hofes, eines Bordels. Ueber Ludwigs Schauſpielerleben. Er wünſcht es zu verlaſſen.

Zweyter Brief. von Leidthal an Müller. Er traf den Herrn von Wallitz ſterbend an, und wurde von demſelben wieder in den Beſitz ſeiner Güter geſetzt. Auf welche Art ſich hierdurch auch des jungen Wallitz Umſtände verbeſſern. Ueber Vorbereitung auf dem Sterbebette. Man ſoll nie ſagen, was man thun würde, wenn man an eines Andern Stelle wäre. Von Hohenaus neueren Begebenheiten weiß Leidthal noch nichts.

Dritter Brief, von Weckel an Hohenau, aus Urfſtädt geſchrieben. Er meldet ihm voll Freude die Glücksveränderung des Baron Leidthals, und das allgemeine Vergnügen darüber. Sein Oheim wird ſchwächlich. Er fragt, ob Nachrichten von Charlottens Aufenthalte da ſind. Luſtige Beſchreibung von der Frau von Donnerau und zweyten Verehligung. Eine Leſebibliothek. Welche Bücher da geleſen werden. Eine dicke empfindſame Frau. Epigrammenſchreiber ſind große Köpfe. In Weckels Hauſe herrſcht itzt viel Litteratur.

Vierter Brief. von der alten Frau von Hundefeld an ihren Sohn in Berlin. Die Eltern ſind froh, daß Charlotte endlich wiedergefunden iſt. Der Bruder ſoll nur ſogleich mit derſelben zu ihnen kommen.

Fünfter Brief, von Hohenau an Leidthal. Man will ihm ſeine Charlotte entreiſſen; der Bruder reiſet mit ihr ab. Er bittet alſo flehentlichſt, ſie nicht zu trennen, die Eltern zur Einwilligung in ihre Heyrath zu vermögen, und, da Leidthal itzt reich iſt, das Maaß ſeiner Wohlthaten für Carln voll zu machen, und ihn zu unterſtützen, damit er eine Frau ernähren könne.

Sechſter Brief, von Madam Wilhelmine Becker an ihre Jugendfreundinn, das Fräulein Caroline von Wilmar. Sie giebt ihr Nachricht von ihren Schickſalen, ſeitdem ſie, durch ihre Eltern gezwun-

gezwungen dem Herrn Meyer zu entſagen, einem Andern die Hand geben mußte, der aus Eiferſucht mit ihr in unbekannte Gegenden zog, und ſich den Nahmen Becker gab; wie ſie aber jetzt mit demſelben vergnügt in einem Landſtädtgen, ohnweit Urſtädt wohnt.

Siebenter Brief, von Leidthal an Hohenau. Er ſtellt ihm die Schwierigkeiten vor, die ſeinem Geſuche, heyrathen zu dürfen, entgegen ſtehen, malt ihm die Pflichten eines Ehemanns, Hausvaters und Mitglieds des Staats lebhaft ab. Doch will er ſich ſeiner Heyrath nicht widerſetzen, ſondern hat ſelbſt an Hundefelds Eltern, wegen ihrer Einwilligung geſchrieben. Er ſoll aber erſt ein oder zwey Jahre in Deutſchland reiſen, Menſchen, Sitten und Gebräuche kennen lernen. In Berlin ſoll er ſeinen Abſchied nehmen; Leidthal wird ſuchen ihm eine andre Laufbahn zu eröfnen. Meyer und der junge Wallitz reiſen mit; vermuthlich auch Weckel, wenn ſein Oncle ſterben ſollte.

Achter Brief, von Weckel an Hohenau. Wünſcht ihm Glück, daß alles gut geht. Er wird wohl mitreiſen, da ſein Oncle täglich ſchwächer wird. Anmerkungen über ihre Reiſe, und wie ſie ſich dieſelbe angenehm zu machen ſuchen wollen. Geſchichte eines kleinen Fürſten, der incognito reiſete. Jagd-Annecdote. Corruption. Franzöſiſche Lebensart. Soldatenſtand, und deſſen

Ungeeingebildete Vorzüge vor andern Ständen. Mittel auf Reiſen Geld zu verdienen.

Neunter Brief, von Meyer an Leidthal. Er will gern mitreiſen, hat auch ſchon Urlaub erhalten, und den Präſidenten bewogen zu erlauben, daß Ludwig Müller indeſſen ſeine Geſchäfte verſehe. Character des Cammerraths von . . . . .

Zehnter Brief, von Charlotten an Hohenau. Voll Gefühl überſchwenglicher Freude. Die Eltern haben eingewilligt. Zwar iſt es hart, daß er noch erſt reiſen ſoll; aber Hofnung wird ſie tröſten. Er ſoll doch gleich den Eltern ſchriftlich danken, und baldmöglichſt kommen.

Eilfter Brief, von Hohenau an Leidthal. Herzlicher Dank. Alles iſt in Ordnung. Er wird in acht Tagen in Urſtadt ſeyn.

Zwölfter Brief, von Leidthal an Meyer. Er erwartet ihn nun bald, und wird vorher nicht mehr ſchreiben. Eine Predigt. Moraliſcher Character des Predigers. Gute Werke machen ſelig. Jeſuitiſche Grundſätze. Annecdoten von einem regierenden Grafen. Ein Projectenmacher ſollte keine Finanzen dirigieren. Nicht jede Theorie iſt anwendbar. Ein Mann der die Welt aus Büchern kennt, ſpielt darinn eine dumme Rolle. Ueber Tyrannie der deutſchen Fürſten. Vaterlandesliebe iſt kein Vorurtheil

Dreyzehnter Brief, von Weckel an den alten Müller. Der Oncle iſt geſtorben. Walliz, Meyer und Hohenau ſind angekommen. Sie werden nun bald abreiſen. Er iſt unpäßlich geweſen. Beſchreibung eines Arztes. Eine ſonderbare Entbindung. Geſchichtgen von einem Hofmeiſter.

Vierzehnter Brief, vom alten Müller an Leidthal. Er iſt froh über Ludwigs Glück, obgleich ſein Herz ſich nicht mehr ſo freuen kann als ehemals. Man ſoll mittelmäßige Leute nicht leicht ſein Uebergewicht fühlen laſſen. Ueber die däniſche Nation.

Funfzehnter Brief, von Meyer an Ludwig Müller. Regeln, wie er ſich in ſeiner neuen Laufbahn betragen ſoll. In wie fern man auf Freunde rechnen kann. Mistrauen ohne Haß. Ueber die Liebe der Weiber. Er hat Madam Becker geſehn, und in ihr ſeine Wilhelmine wieder erkannt. Sein Gemüthszuſtand. Etwas über des Cammerraths von . . . Character. Portraitte vom Secretair Fränzel, Hauptmanne von Herdel, Hofrathe Tillmeyer, dem Schriftſteller . . . . und Herrn von Altheim. Der junge Hundefeld iſt in heſſiſche Dienſte getreten, geht aber noch auf ein Jahr nach Göttingen.

Sechzehnter Brief, von der ganzen Reiſegeſellſchaft an Leidthal. Weckel ſieht alles von der luſtigen, Meyer von der verdrießlichen Seite an. Hohenau iſt empfindſam und Wallitz bewundert alles, findet alles ſchön. Hannover. Bekanntſchaften daſelbſt. Character der Niederſachſen im Gegenſatz mit dem der Rheinländer. Lebensart und Sitten in Hannover. Gebäude. Gärten. Bibliothek. Annecdote von Leibnitz. Gegend. Hildesheim. Braunſchweig. Ton daſelbſt. Hohenau legt einen Brief an Charlotten ein. Weg von Braunſchweig nach Wolfenbüttel. Ueber dieſe Stadt. Bibliothek. Ueber das Bücherſchreiben. Weg von da nach Zelle durch die Heide. Ueber Zelle. Ton der dort in Geſellſchaften herrſcht. Zoll- und Zuchthaus. Sie reiſen in ein Paar Tagen auf Göttingen zu.

Siebenzehnter Brief, von Wilhelminen an ihre Freundinn. Nachricht von der unerwarteten Erſcheinung ihres Jugendfreundes. Ihre Empfindungen dabey.

Achtzehnter Brief, von Leidthal an Müller. Er ſchickt ihm den folgenden Brief von Weckel. Meyer hat nur aus Göttingen ein Paar Zeilen geſchrieben. Was er über Univerſitäten ſagt.

Neunzehnter Brief, (in dem vorigen eingeſchloſſen) von Weckel an Müller, auf der Reiſe geſchrieben. In Zelle wohnte er noch einem Concerte bey. Ueber den Geſchmack an Muſik. Orcheſter in Hannover. Er trennt ſich von ſeiner Geſellſchaft, und geht von Caſſell aus zu einem Freunde ohnweit Hersfeld. Erſt in Frankfurt wird er wieder zu ſeinen Reiſegefährten ſtoßen. Etwas über Heſſen. Waiſenhaus in Hersfeld. Heſſiſche

Orthographie. Stiftskirche. Character ſeines Freundes und deſſen Frau. Hanau, im Wirthshauſe. Er hat den Major von Sternfeld angetroffen, der auch nach Frankfurt will. Ueber die Bekehrung auf dem Todtenbette. Nachricht von einer reichsſtädtiſchen Schulanſtalt. Annecdote von einer Hofmalzeit. Ueber den Franzwein. Monumente fürſtlicher Heldenthaten. Frankfurt am Mayn. Er iſt eben angekommen, und erwartet morgen die übrigen Herrn.

Zwanzigſter Brief, von Charlotte an Carl. Zärtliche Beſorgniß. Sie geht auf einige Zeit zur Frau von Weckel. Die Eltern ſind geſund. Der Bruder auf dem Harz. Was ihr derſelbe über Seeſen, Gandersheim, Goslar, Clausthal, Zellerfeld und überhaupt vom Harz ſagt.

Ein und zwanzigſter Brief, von Wald, an Leidthal, aus Frankfurt geſchrieben, woſelbſt ſie mit Weckel zuſammengetroffen ſind. Ueber eine Schmetterlingſammlung. Etwas von Caſſell. Marburg. Fluch eines heſſiſchen Officiers. Gieſſen. Geſellſchaft daſelbſt. Wetzlar. Ton in Geſellſchaften. Armuth der Einwohner. Kloſter Altenburg. Geſchichte einer Nonne. Sitten, Lebensart, Character der Frankfurter.

Zwey und zwanzigſter Brief, von dem alten Müller an Weckel. Ueber glückliche und unglückliche Laune. Sein gegenwärtiger Gemüthszuſtand im Gegenſatz mit dem vorigen. Einige

Bemerkungen über das Betragen der Menſchen im Unglücke. Character des Doctors Verenholz, des Ueberbringers dieſes Briefs. Seine Schickſale. Daß man nie klagen ſolle. Was dazu gehört, einen großen Plan durchzuſetzen.

Drey und zwanzigſter Brief, von Meckel, Hohenau und Wallitz an Leidthal. Fortſetzung der Erzählung ihrer Reiſe. Sie fuhren mit dem Marktſchiffe aus Frankfurt. Reiſegeſellſchaft. Ein Capuciner. Inquiſition in Preuſſen. Ein Landedelmann. Wie es da hergieng. Ein armer franzöſiſcher Officier mit ſeiner Frau. Höchſt. Tabacksfabrik, unnützer Aufwand. Gegend von Maynz. Cartauſe. Luſtſchloß. Character des Churfürſten. Lebensart in Maynz. Ein Hofmann in einer bürgerlichen Geſellſchaft. Wanzen im Wirthshauſe. Oppenheim. Herrliche Gegend. Unmenſchlichkeit der franzöſiſchen Nation. Verwüſtung der Pfalz. Leiche eines jungen Mädgens. Ein Beinhaus. Der Graf von . . . . . Rhein-Türkheim. Worms. Ein calviniſcher Pfarrer. Freinsheim. Gute Leute, bey denen ſie ſind. Weinleſe; Wie ſie ihre Zeit hinbringen. Traubencur. Frankenthal. Gaſtfreyer Freund in . . . . Redlichkeit der Landſchreiber. Beſtechungen in der Pfalz. Herxheim; Ausſicht daſelbſt, und in Neuſtadt. Türkheim; Parforcejagd. Einige Annecdoten. Character eines würdigen Pfarrers. Bauern ſoll man nicht um Fuſwege fragen. Deidesheim; Barmherzige Brüder.

Vier und zwanzigſter Brief, von Meyer an Leidthal. Fortſetzung. Bekanntſchaft mit einigen würdigen und verdienſtvollen Menſchen. Ueber Speyer. Manheim. Erzählung von Bothen und Gaſtwirthen. Bildergallerie. Urtheil eines Dilettanten. Schwetzingen. Ueber den Garten. Annecdote von einem Steinfreſſer. Die Bergſtraſe. Darmſtadt. Sie beſuchen einen edlen Mann. Eine engliſche Werberinn. Die Judengaſſe in Frankfurt. Ueber dies gedrückte Volk. Offenbach. Wer daſelbſt regiert, wer da wohnt.

Fünf und zwanzigſter Brief, von Leidthal an Hohenau. Es freuet ihn, daß er gute Menſchen angetroffen hat. Die Familie der Edlern. Ueber Charlotten. Wie liſtig ſie ihn bewogen hat, Carls Reiſe abzukürzen. Annecdote von einer kleinen Demüthigung. Ueber Religions-Beweiſe. Ueber Aechtheit der Freymaurer-Logen.

Sechs und zwanzigſter Brief, von Weckel an Müller. Abreiſe von Frankfurt. Zwey Freunde, Herr von Greb und der Profeſſor Blumenhof gehn bis Nürnberg mit. Seligenſtadt. Abtey. Mönchsleben. Domherrn. Dorf, wo die Bauern die Auferſtehung nicht glauben wollen. Ein Pudel. Wo der Unglückliche Troſt ſucht. Ein Kaiſerlicher Major von M . . . Geſchichte einer Entführung. Aſchaffenburg. Ein Informa-

formator. Der Speſſerwald. Ein Greis, umringt von Kindeskindern. Eſſelbach. Neue Bekanntſchaften. Ein Mann mit drittehalb Weibern. Ein Wagen voll Emigranten. Anecdoten von regierenden Grafen. Würzburg. Lage. Schloß. Feſtung. Exequien für einen ſeligen Domherrn. Ein Officier. Fränkiſche Gegenden. Wegebeſſerungsanſtalten in der Grafſchaft S . . . Nürnberg. Herr von S . . . Freymaurer. Sitten und Ton der Nürnberger. Concert, Souppee, Ball. Kaiſerliche Burg. Römiſche Uhr.

Sieben und zwanzigſter Brief, von Sophie an ihren Vater den Etatsrath. Nachricht, wie es ihnen geht. Ueber Erziehung. Madam de Beaumonts Grundſätze. Ein Informator. Ein kleiner Roman von einem jungen Mädgen, das itzt bey dem Herrn Leecow ſich aufhält. Uebrige Nachrichten von dem Bruder Fritz, Peter, Ludwig, und Chriſtoph.

Acht und zwanzigſter Brief, von der Reiſegeſellſchaft an Leidthal. Sie ſind von Nürnberg abgereiſet, und haben ſich von den beyden guten Reiſegefährten getrennt. Schwabach. Fabriken. Zuchthaus. Pleinfeld. Unſichre, ſchlechte Wege. Eichſtädt. Nachforſchungen. Lage von Eichſtadt. Pfaffenregiment. Verfinſterung. Ein Paar gute Männer. Jeſuiten. Ihr Geſchäft iſt geendigt. Hohenau war unpäßlich. Lebensart,

art, todte Stille in Eichſtädt. Annecdote von einem Hofmanne. Reliquien; heilige Walburge. Ingolſtadt. Aufklärung von Beyern. Character der Nation. Ein großer Mann. Mädgen. Wein. Bier.

Neun und zwanzigſter Brief, von Leidthal an Meyer. Antwort auf Briefe, die ſich nicht fanden. Ueber München. Stadt. Gegend. Kirchen. Grafen. Nymphenburg. Hofgarten in München. Toleranz. Beyſpiel von Duldung eines Juden. Kälte in Bayern. Edler Zug von einer Erb . . . von . . .

Dreyßigſter Brief, von Hohenaus Bedienten, Friedrich Kirſchbrod an den Acciſeeinnehmer Birnbaum in Erfſtädt. Beſchreibung von den Proceſſionen in München und auf dem Lande. Wie man dort beichtet. Gaſtereyen. Kirchengebräuche. Pfaffenbetrug. Familie des Grafen von S . . . Freyſingen. Wie es dort zugeht. Annecdote von fürſtlicher Beſtechung.

Ein und dreyßigſter Brief, von der Reiſegeſellſchaft an Leidthal. Abreiſe von München. Oettingen. Oeringen. Unfall daſelbſt. Poſtmeiſter. Heilbronn. Sie treffen den Herrn von P . . . an. Heidelberg. Ein herrlicher Mann. Gegend. Schloß. Bild von Lebensart und Wohnung der jetzigen Fürſten. Eigenſchaften, welche man von einem Secretair verlangt. Ueber Homburg vor der Höhe, und die dortige Herrſchaft. Sie reiſen nun nach Neuwied.

Zwey und dreyßigſter Brief, von Meyer an Leidthal. Herrliche Waſſerfahrt den Rhein hinunter. Wie ſie ſich im Schiffe beſchäftigen. Mannz. Ein guter Mann. Sie finden den la Saltère in den Eiſen. Ein ſchönes muſicaliſches Inſtrument. Fleißige Einwohner. Rheinbrücke. Gegend bis Bingen. Mannziſche Orthographie. St. Goar. Ankunft in Neuwied. Beſchreibung der Lage des Orts und des Schloſſes. Toleranz. Fabriken. Character der Herrſchaft. Ihr Freund. Wie der Menſch früh Morgens beym Aufwachen iſt. Chriſtoph Müller wird gelobt. Andernach. Beſchreibung einer Flöße. Coblenz. Lage. Edler Zug vom jungen F . . . Nieder-Selters. Beſchreibung des Orts. Sie treffen den Freund Simon mit ſeiner Familie dort an. Eine kurze Geſchichte von dem Herrn von Trautenberg. Rückreiſe bis Frankfurt zu Lande. Schlechte Wege.

Drey und dreyßigſter Brief, von Leidthal an Hohenau. Er freuet ſich, daß ſie nun bald über Gotha und Weimar zu ihm zurückkehren werden. Er erwartet auch Charlotten und deren Mutter. Die Hochzeit ſoll bald ſeyn. Plan auf die Folge. Hundefeld iſt nun in Caſſell etablirt. Was er mit Wallin und Meyer vorhat, da Reiſenbrück fort iſt. Ueber Herrn . . . in Gotha, und vom Herzoge von Weimar.

Erſter Brief.

An den Herrn Etatsrath Müller in Coppenhagen.

Berlin den 18ten Julius 1771.

Ich beſchrieb Ihnen, beſter Vater! die ſonderbare Lage, in welcher wir uns Alle hier wiedergefunden haben, in meinem letztern Briefe *, und ich hoffe, Sie werden denſelben noch vor Ihrer Abreiſe nach Coppenhagen erhalten haben. Jetzt will ich Sie von dem

---

* Man ſehe den 28ſten im dritten Theile.

dem weitern Erfolge unſrer Begebenheiten unterrichten.

Noch ſind wir leider! in beſtändiger Ungewißheit, wie es mit dem Schickſale des Herrn von Hohenau und ſeiner Freundinn gehn wird, denn weder der Freyherr von Leidsthal noch des Fräuleins Eltern haben bis itzt auf unſre Nachrichten geantwortet — Doch, ich komme zu meiner Erzählung.

Sie können leicht denken, liebſter Väter! daß der Herr von Hohenau, beſchämt und gerührt über ſeine bisherigen Verirrungen; in nagendem Zweifel über die Veranlaſſung, durch welche Charlotte in der Frau Schuſt Haus gekommen war; nach näherer Erklärung aber, erfreuet den Gegenſtand ſeiner Liebe unſchuldig, verzeyhend, und ſo zärtlich als jemals für ihn wiederzufinden; endlich ungewiß, was nun künftig ihr gemeinſchaftliches Schickſal ſeyn werde — daß er, ſage ich, da in einem Strudel von kämpfenden

Empfindungen umhergetrieben wurde. Wir ſuchten indeſſen dieſe Scene abzukürzen, beſonders da des Fräuleins ſchwache Geſundheit ſehr dabey leiden mußte *.

Als daher die erſten Erläuterungen vorüber waren, kam es darauf an, dem armen Kinde einen anſtändigen Aufenthalt zu verſchaffen, und ich wurde abgeſchickt, mit einer braven Officierswittwe, deren Bekanntſchaft der Lieutenant von B... gemacht hatte, deßfalls zu reden. Dieſe bewog ich denn auch ohne Mühe, Charlotten auf eine Zeitlang zu ſich zu nehmen. Es wurde in demſelben Hauſe ein Zimmer für den Herrn von Hundefeld gemiethet, und wir machten ſogleich Anſtalt beyde dahin zu führen.

Man fand es der Klugheit gemäß, daß der Herr von Hohenau, bis zu eingelaufener

---

Hohenaus Brief an Leidthal, in welchem dieſe ganze Scene beſchrieben war, iſt nun ganz aus der Sammlung weggeblieben.

Antwort von Hundefelds Eltern, das Fräulein nicht beſuchen ſollte, ſo hart ihm auch dieſe Forderung ſchien. Sie wohnt nun ſeit drey Wochen in dieſem Hauſe, und der Zuſtand ihres Körpers, ſo wie ihrer Seele, wird täglich leidlicher, wozu ein Strahl von Hofnung, endlich das Ende ihrer Leiden zu erleben, und mit dem Freunde ihres Herzens verbunden zu werden, nicht wenig beyträgt.

Was die Frau Schufit und den Grafen betrifft; ſo glaubten wir, es werde nicht gut gethan ſeyn, viel Lerm zu machen. Wie kann man es einem Wollüſtling verdenken, wenn er neue Gegenſtände zu Befriedigung ſeiner immer an ihm nagenden Begierden aufſucht? Das Weib droheten wir zwar, ihr durch die Policey das ſchändliche Handwerk, ſo ſie triebe, legen zu laſſen; allein ſie ſchien ſehr ruhig dabey, und mogte wohl theils in einer ſo galanten Stadt des höhern Schutzes gewiß ſeyn, theils ſelbſt fühlen, daß wir, ohne den Ruf des Fräuleins von Hundefeld auf das Spiel zu ſetzen, die Sache nicht weiter aufrühren durften.

Ich bekenne gern, (was man auch zu Vertheidigung des Satzes, daß man in groſſen Städten ſolche Häuſer dulden müſſe, ſagen mag) daß es mich empört, wenn ich bedenke, daß die Vorſteher der bürgerlichen und geſelligen Einrichtungen öffentliche Bordelle anzulegen erlauben können, und dadurch Gelegenheit geben, an keine Heiligkeit irgend eines Geſetzes mehr zu glauben. Sündige jeder auf ſeine Gefahr, und trage die Folgen davon! Aber daß man dem ſchamhaften Jünglinge, der noch nicht frech, kühn, geübt genug im Laſter iſt, um Gelegenheiten und Gegenſtände zu Ausſchweifungen aufzuſuchen, wenn er ſich dadurch der Gefahr ausſetzt, entdeckt zu werden, die Mittel erleichtert, im Stillen den Lüſten zu frohnen, mit der Sprache des Laſters bekannter zu werden, die unglückliche Corruption des Geſchlechts näher kennen zu lernen, gewiß zu ſeyn, daß er nicht abgewieſen wird, und ſtumpf für die ſanften Triebe keuſcher Liebe zu werden; daß man die Zufluchtsörter vervielfältigt, wo ein junges Mädgen ohne Scheu ihre Unſchuld verliehren, eine Frau die eheliche Treue brechen kann, wovon ſie bis itzt wenigſtens durch den Mangel an Sicherheit und Gelegenheit, der uns ſo oft von Fehltritten, zu unſerm Glücke, abhält, zurückgezogen wurden — Das finde ich erſchrecklich —

Nehmen Sie noch dazu, daß, auch bey der beſten Aufſicht, dieſe Einrichtung gar nicht gegen böſe Krankheiten ſichert, indem doch nur die dort wohnenden Frauenzimmer, nicht aber die hineingehenden Männer der Unterſuchung der Aerzte unterworfen ſind; daß folglich das Einzige, was ſich noch etwa zu Vertheidigung dieſes Misbrauchs ſagen lieſſe, wegfällt; daß in Berlin ſogar Damen von vornehmen Stande, wie man mich verſichert hat, in ſolche Häuſer ſchleichen, und dort die Würde, die ihnen Stand, Erziehung und feinere Gefühle auflegen, vergeſſen — Bedenken Sie das alles, und geſtehen, daß ſolche öffentliche Anſtalten bald allgemeine Zügelloſigkeit verbreiten, und alle Schaam verſcheuchen müſſen.

Sie wiſſen, theuerſter Vater! daß ich ſo gern die geheimen Geſchichten des menſchlichen Herzens ſtudiere. Als ich daher den folgenden Tag mit dem Herrn Lieutenant von B... wieder in der Frau Schuſit Haus gehen mußte, um wo möglich Nachricht von la Saltiere einzuziehn; (welches uns jedoch nicht gelungen iſt) ſo kam ich auf den Einfall, die armen verirrten Mädgen zu bitten, uns ihre Lebensgeſchichten zu erzählen, um zu erfahren, durch welche Reihe von Begebenheiten ſie in dies Labyrinth gerathen wären. Dieſen Plan führten wir aus, und vielleicht iſt es Ihnen nicht unangenehm, den Hauptinhalt von einigen dieſer Geſchichten zu hören.

Vorzüglich intereßirte uns die Phyſiognomie eines etwa achtzehnjährigen Mädgens. Noch waren Ueberreſte von den Abdrucken eines unſchuldigen, fröhligen und wohlwollenden Herzens auf ihrem Geſichte zu ſehen. Die Röthe ihrer Wangen war zwar nicht ganz mehr jugendliche, geſunde Farbe; das erhitzte Blut hatte den Grad derſelben erhöht, doch ſchien noch keine Schminke auf ihre Haut gekommen zu ſeyn. Aber der irrende, ſtudierte, Ruhe ſuchende Blick ihrer Augen, die ermüdet und ſchlaff im Kopfe lagen, zeigten ihren Fall an, und verkündigten, daß bald jener jugendliche Reiz das Opfer ihrer Ausſchweifungen werden wurde. Es rührte uns ſehr, dies junge Mädgen ſchon auf dem ſchlüpfrigen Wege des Verderbens zu finden, und wir bathen ſie alſo, uns zu ſagen, wie ſie dahin gerathen wäre, welches ſie dann, nicht ohne Verwirrung, that.

Sie war nemlich die Tochter eines ehrlichen Beamten auf dem Gute des Herrn von W... geweſen. Dieſes Edelmanns Gemahlinn aber hatte ſie, wider ihre und der Eltern Neigung, ſchon vor drey Jahren bewogen, mit ihr in die Stadt zu gehn. Sie wollte hier eine Cammerjungfer aus ihr bilden, und ließ ihr zu dieſem Endzwecke Unterricht in aller weiblichen Handarbeit geben.

In einem Alter, wo das junge Mädgen noch ſo vieler Aufſicht bedurfte, hätte die gnädige Frau freylich ſich auch um ihre ſittliche Bildung bekümmern, und bey dem Glanze und den Verführungen der Stadt, genauer über ihr Herz wachen ſollen. Allein, wie war das möglich, da die Frau von W... ſich nicht einmal der Erziehung ihrer eigenen Kinder annahm, dieſelben der Aufſicht einer Franzöſinn überließ, nach deren eigenen Abkunft, Cultur und Sitten man nie gefragt, ſondern nur darauf geachtet hatte, ob ſie gut plappern und anſtändig mit Herrſchaften umgehen konnte? Die Frau von W... fuhr täglich in Geſellſchaften, tödtete dort ihre Zeit am Spieltiſche, am Hofe, oder in einem andern Circul von hirnloſen Köpfen, und mit den leerſten Geſchwätzen über Kleinigkeiten, über Putz, über Fürſtenetikette, über Stadt-Annecdoten, über die Fehler und Gebrechen ihrer Freunde, und kam dann ſpät zu Haus, betäubt von dem Lermen der elenden Menſchen, unter denen ſie umhergecreutzt war, oft auch voll böſer Laune über irgend eine unbedeutende Thorheit, über einen zu freundlichen, zu fremden, zu vertraulichen Blick, von irgend einem vornehmern oder geringern Geſchöpfe, über Unglück im Spiele, und was ſonſt die beunruhigenden Empfindungen mehr ſind, wodurch ſich allzeit die gemisbrauchte Zeit, von welcher wir einſt vor Gottes Angeſicht Rechenſchaft geben ſollen, zu rächen pflegt. Dann legte ſich die Dame, wohl ohne in vier und zwanzig Stunden ihre Kinder geſehen zu haben, ſpät und verdrießlich zu Bette, ſchlief bis neun Uhr Morgens, und fuhr darauf zu einer Frühſtück-Partie, oder dergleichen.

So erfüllte die Frau von W... die Pflichten einer Hausmutter, und das arme Landmädgen blieb indeß in den Händen einer ausgelernten Putzmacherinn, die nach und nach ihre Grundſätze von Sittſamkeit herabſtimmte, ihr Herz einſchläferte, ſie mit den rauſchenden Freuden der Stadt bekannt machte, und ſie endlich zu der Frau Schufit, als zu einer vertraueten Freundinn, führte —

Ich will mich kurz faſſen; dieſer ganze Plan war von dem Herrn von W... ſelbſt angelegt, der ſie auf dieſe Art zu ſeinen Abſichten vorbereiten ließ, und den ſie endlich eines Tags bey der Frau Schufit antraf.

Von dieſer Zeit an wurde ihr Umgang mit ihrem Herrn ſehr vertraulich; allein die gnädige Frau, welche ſich zwar alles erlaubte, auch ihrem Manne durch ihre zerſtreuete Lebensart Gelegenheit zu Ausſchweifungen gab, dennoch aber ſehr eiferſüchtig war, merkte nach einiger Zeit dieſen verbotenen Umgang, auch wurde das junge Mädgen, ſtolz auf den Schutz ihres Herrn, übermüthig, nachläßig in ihrem Dienſte. Die arme Verirrte wurde alſo aus dem Hauſe gejagt, floh zu Madam Schuſit, wurde dort noch eine Zeitlang von dem Herrn von W... unterhalten, aber endlich, nachdem er ihrer müde geworden, ihrem Schickſale überlaſſen — Und nun wird Schande, Armuth, Krankheit und zu ſpäte Reue ihr Theil ſeyn.

Wir wendeten uns darauf zu einer Andern, die ſchon längere Zeit die Bahn des Laſters betreten zu haben ſchien. So wie ſie herausgeputzt war (denn vermuthlich dachte ſie an uns ein Paar Kundmänner zu finden) hätte ſie gern geſehen, daß man ſie für ein zwanzigjähriges Mädgen gehalten hätte. Auch war ſie vielleicht nicht viel älter. Aber frühe Ausſchweifungen hatten ſolche Züge in ihre Bildung gegraben, daß auch alle Weißbinderkunſt vergebens angewendet war, dies zu verlarven. Sie blickte mit frechen Augen bald mich, bald den Herrn von B... an, und ein ſtudiertes, verliebtes Lächeln, das ſolche Dirnen für Jeden in Bereitſchaft haben, ſollte den Mangel innerer, ruhiger Fröhligkeit erſetzen.

Ich kann nicht ſagen, daß ihr Geſicht ohne allen Ausdruck von Würde geweſen wäre. Vielleicht würde ſie auch ein gutes treues Weib geworden ſeyn, wenn nicht ſonderbare Schickſale und Verhältniſſe, die ſo oft unſern ganzen Character, unſern Ruf, und die Figur, die wir in der Welt ſpielen ſollen, beſtimmen, ſie vom graden Wege abgeleitet hätten. Sie war in ihrem ſiebenzehnten Jahre von ihren Eltern, in Danzig vor der Altare einem reichen Kaufmanne verhandelt worden, deſſen Denkungsart, Neigungen und Jahre, (denn er war deren ſechzig alt) ſo mit ihrem ganzen Weſen contraſtirten, daß ſie ohnmöglich glücklich mit einander leben konnten.

Er wurde bald, aus eigenem Gefühle von ſeiner Unfähigkeit das Herz einer Frau zu feſſeln, äuſſerſt eiferſüchtig, und erlaubte ihr auch nicht die unſchuldigſten Vergnügungen. Sein Mistrauen, ſo oft ſie nur mit einem hübſchen jungen Manne redete; ſeine groben Beſchuldigungen, und die ewigen Vorwürfe machten ſie zuletzt unempfindlich gegen die gute Meinung ihres Gatten, die ſie doch nun einmal verlohren zu haben glaubte. Sein Verdacht erweckte erſt ihre Neugierde nach dem verbothenen Vergnügen, und da ſie alle Achtung gegen einen ſo ungerechten Menſchen verlohr; ſo fieng ſie nun an zu glauben, daß man ſich gegen einen ſolchen ohne Verbrechen allerley erlauben könne. Ein junger verführeriſcher Kaufmannsdiener, der die Geſchäfte ihres Eheherrn beſorgte, gefiel ihr; Sie wurden bald ihres Handels einig; Allein der Alte ertappte ſie einſt, tobte fürchterlich, und verſtieß die Frau; Ihre Verwandten aber, welche ſie aus Eigennutz von ſich geſchafft hatten, wollten ſich ihrer nicht annehmen.

men. Nun warf ſie ſich dem jungen Menſchen in die Arme, gieng mit ihm fort, wurde aber bald von ihm verlaſſen, darauf aus Noth Schauſpielerinn, hatte aber kein Talent für das Theater, mußte alſo auch dieſe Lebensart aufgeben; verwickelte ſich in ein Liebesverſtändniß mit einem Officier, büßte ihre Geſundheit ein, mußte ſich einem jungen Arzte anvertrauen, der, weil ſie ſeine Mühe nicht bezahlen konnte, ſich, nachdem ſie hergeſtellt war, auf andre Art entſchädigte, und ſo gerieth ſie endlich, nach verſchiedenen andern Cataſtrophen, in das berüchtigte Haus. Bald wird ſie auch dafür nicht mehr gut genug ſeyn, und was wird dann aus ihr werden?

Eine Dritte war an dem üppigen Hofe des . . . . von . . . ., deſſen natürliche Tochter ſie war, aufgewachſen. Ihre Mutter, eine Operntänzerinn, hatte ſie zu allen Künſten der groben und feinen Coketterie abgerichtet. Als das Kind heranwuchs, gefiel auch ſie dem Durchlauchtigen Wollüſtlinge.

Wer kennt nicht die ſchändliche Lebensart, die in den Tagen des Ueberfluſſes in dieſer Reſidenz herrſchte? Man glaubte den Hof eines aſiatiſchen Fürſten zu ſehen, wenn man den ungeheuren Aufwand betrachtete, mit welchem man täglich neu erfundene Begierden und erkünſtelte Lüſte zu befriedigen ſuchte. Die ganze Stadt ſchwamm in einem Taumel von unerhörten Zerſtreuungen und ſodomitiſchen Freuden. Der weibiſche Tyrann, umringt von einem Haufen verworfener Schmeichler, die, um ſich zu bereichern und die erſten Stellen im Staate zu bekleiden, nur darauf ſtudierten, täglich ſeine Sinne zu übertäuben, führte eine Liſte aller noch unverführten hübſchen Frauenzimmer. Seine Spürhunde mußten dann, wenn noch irgendwo ein unſchuldiges Weib durch die ſüſſen Bande des häuslichen Friedens an den Circul ihrer Familie gefeſſelt war, ſie durch Liſt aus den Armen ihres Gatten reiſſen. Man berauſchte ihre Lebensgeiſter durch glänzende wollüſtige Feſte, und wenn man den Endzweck erreicht hatte, ſie dem Laſter opfern zu laſſen, dann war Ein fürſtlicher Triumpf mehr erfochten, Ein landesväterlicher Zweck mehr erreicht.

Bey jedem neuen Schauſpiele wurde der Natur Gewalt angethan, und oft trug ein verſchnittener römiſcher Feldherr auf ſeinem herabgewürdigten Leibe den Erwerb von einigen hundert ſeufzenden armen Unterthanen.

Dieſe Pracht mußte mit jedem Tage zunehmen, weil ſolche Vergnügungen, die ſo weit von der edlen Simplicität der Natur abſtehen, immer Eckel zurücklaſſen. Doch dauerte die Lebensart nur ſo lange, bis das Land erſchöpft, die Sitten aller Stände vergiftet, der Cörper des Sultans ausgemergelt, und ſein ſonſt nicht uncultivirter Geiſt entnervt, zum Vieh hinabgeſunken war. Dann machte ihn die öde Langeweile verdrießlich, ungerecht und grauſam. Der redliche Mann, der es wagte, die Rechte der Menſchheit zu reclamiren, und das ſchlummernde

mernde Gewiſſen des fürſtlichen Henkers aus dem Schlafe zu wecken, wurde als ein Schelm fortgejagt, oder in vier Mauren eingeſperrt —

Doch Sie kennen ja, beſter Vater! die ganze Verfaſſung; ich fahre alſo in meiner Erzählung fort.

Die natürliche Tochter erſetzte bald den Platz, den ihre Mutter einſt bey dem gnädigen Herrn verſehen hatte, und das ſo lange, bis dieſer ein andres Liebesverſtändniß, das ſie mit einem Secretair unterhielt, entdeckte. Da mußten Mutter und Tochter aus dem Lande. Sie kamen an den Hof des Herzogs von . . . ., und das junge Mädgen erhielt eine Stelle bey der Oper, an dieſem prächtigen Hofe. Als aber ökonomiſche Umſtände auch hier eine Abſchaffung aller Schauſpiele nothwendig machten, war ſie ohne Verſorgung, und hatte nie Handarbeit gelernt. Ihre Stimme wurde heiſer, und es blieb ihr nichts übrig, als auf die gröbeſte Art ein unglückliches Handwerk fortzutreiben, zu welchem ſie von der Wiege an beſtimmt zu ſeyn ſchien.

So wie indeſſen ihre Jahre zunahmen, und der erſte Reiz der Schönheit entwich, ſunk ſie immer in eine tiefere Claſſe hinunter. Es iſt nicht das Fach ſolcher Perſonen, in ihren glänzenden Tagen Geld zu ſparen. Als daher keine andre Hülfsmittel für ſie übrig blieben, ließ ſie ſich in Berlin in der Frau Schuſit Hauſe nieder; da lebt ſie nun, und ſteht einer höchſt fürchterlichen Zukunft mit nagender Ahndung entgegen.

Allein, ich will Ihre Geduld, theuerſter Vater! nicht länger mit Erzählung ſolcher Annecdoten auf die Probe ſetzen. Kennen Sie nicht ſchon Scenen genug von unglücklichen Folgen der menſchlichen Verirrungen?

Auch hielten wir uns nur kurze Zeit dort auf. Mich dünkt, wer nicht durch vielfältige Ausſchweifungen ganz fühllos gegen die reinern geſelligen Freuden geworden iſt, der kann nicht lange, ohne äuſſerſten Widerwillen, in einem ſolchen Hauſe bleiben. Eine Wohnung, in welcher kein Familienband, kein Plan herrſcht, worinn ſo zu ſagen niemand zu Hauſe iſt, macht ſchon einen widrigen Eindruck. Und daher würde ich ſelbſt in keinem Gaſthofe, das ganze Jahr hindurch mit ruhigem Herzen, leben können: Aber noch dazu kein einziges Geſicht zu erblicken, auf welchem innerer Frieden wohnt; zu ſehen, wie ſo alles, bis auf den kleinſten Hausrath, ohne Ordnung, nur für den augenblicklichen Genuß da ſteht; zu bedenken, daß hier eine privilegirte Anſtalt zu Fortpflanzung des ſittlichen Verderbniſſes iſt — Das erſchüttert jeden Mann von feinem Gefühle — Jetzt von etwas Beſſerem!

Meine Lage iſt noch dieſelbe. Ich habe kein Recht zu klagen, und mag Ihr zärtliches Vaterherz nicht beunruhigen; Aber wenn es möglich wäre, ein andres Plätzgen, mögte es auch noch ſo geringe ſeyn, für mich zu finden, ach! ſo würde ich Sie flehentlichſt darum bitten. Das Schauſpielerleben fängt an hart auf mir zu liegen. Ich wende jede freye Stunde an, mir nützliche Kenntniſſe zu erwerben, leſe viel, ſtudiere, lerne Sprachen — Mögte ich nur ſo glücklich ſeyn, einſt irgend eine kleine Bedienung, wo es auch wäre, zu bekommen!

Gott erhalte Sie uns, liebſter Vater! das iſt der erſte Wunſch meines Herzens. Wir hoffen ſehnlichſt auf Antwort wegen des Fräuleins, und ich bin ewig

Ihr

gehorſamſter Sohn
Ludwig Müller.

Zweyter Brief.

An den Herrn Secretair Meyer in Dresden.

Urſſtädt den 14ten Julius 1771.

Noch immer ermüdet das eigenſinnige Schickſal nicht, mit mir ſein Spiel zu treiben. Ich bin aber ſo gewöhnt, dieſe kleinen Abwechſelungen zu ertragen, daß ich Ihnen heute mit wahrhaftig ruhigem Herzen melden kann, daß ich wieder der Beſitzer von Urſſtädt bin.

Ich kam vorgeſtern Abends hier an, und fand den Herrn von Wallitz auf dem Sterbebette. Ihn hatte ſehr nach meiner Ankunft verlangt, und als man ihm ſagte, daß ich da wäre, ſchien die quälende Unruhe, welche man ſeit dem Anfange ſeiner Krankheit an ihm bemerkt hatte, ſehr nachzulaſſen. Er reichte mir ſeine Hand entgegen, als ich zu ihm hereintrat, und winkte mir, mich neben ſein Bette hinzuſetzen. Dann fieng er an, ſich in den rührendeſten Ausdrücken über ſein vergangenes, ſo wenig zum Beſten ſeiner Mitmenſchen verwendetes Leben, anzuklagen, warf ſich aber beſonders die Härte vor, mit welcher er mich von meinem väterlichen Erbtheile vertrieben hätte.

Unterdeſſen mußte ſein Secretair ein Papier herholen, das er mir mit viel Bewegung übergab, und welches ein kürzlich von ihm vor Notarien und Zeugen ausgefertigtes Document enthielt, darinn er, auch in dem Falle, wenn er leben bleiben ſollte, feyerlich auf den Beſitz der von mir ehemals beſeſſenen Güter Verzicht that, um mich wiederum als den rechtmäßigen Herrn derſelben anzuerkennen. Auſſerdem hatte er wegen ſeines übrigen Vermögens, einige Legaten ausgenommen, gänzlich zu meinem Vortheile Verfügungen getroffen.

Es ſchmerzte mich, daß der arme alte Mann, bey dieſen Regungen, das erwieſene Unrecht gut zu machen, doch gar nicht an ſeinen natürlichen Sohn gedacht hatte. Nachdem ich ihm daher für ſeine guten Geſinnungen gegen mich herzlich gedankt hatte, nahm ich Gelegenheit, ihn an dieſe größere Pflicht zu erinnern, und ihn zu verſichern, daß ich unter keiner andern Bedingung ſein Vermächtniß annehmen würde.

Er ſchien darüber betroffen, daß mir dieſer Theil ſeiner Lebensgeſchichte bekannt war, und wollte anfangs ſich auf keine Weiſe darauf einlaſſen; als ich aber in ihn drang, erlangte ich endlich, nicht ohne Mühe, daß ſein letzter Willen abgeändert, und der junge Menſch zum Erben ſeiner baaren Capitalien eingeſetzt, mir aber die Verwaltung dieſes Vermögens übertragen wurde. Ja! es gelung mir, nachdem er dieſe Pflicht erfüllt hatte, ſein Gemüth in eine gänzlich ruhige und heitre Verfaſſung zu ſetzen.

Er bekannte mir noch mit edler Offenherzigkeit manche Verirrungen, in welche er, während ſeiner unruhigen Laufbahn, gerathen war. Ich habe Urſache zu glauben, daß würklich ein guter, thätiger Menſchenfreund aus ihm hätte werden können, wenn er in andre Lagen gekommen wäre, und einen warnenden Freund um ſich gehabt hätte.

Ach! ich lerne täglich mehr, daß man nie ſagen ſoll, was man thun würde, wenn man an eines Andern Stelle wäre — Wie unſinnig! und doch wie gewöhnlich! — Wenn man an eines andern Stelle ſeyn könnte; (das heißt, wenn man von eben den Umſtänden regiert, von denſelben Triebfedern getrieben würde) ſo würde man auch grade eben ſo handeln, das iſt zuverläßig wahr.

Geſtern wurde der Herr von Wallitz ſo ſchwach, daß er nur wenig reden konnte. Ich ließ den Pfarrer, der ſich anboth ihn zu beſuchen, bitten, ſich dieſen Weg zu ſparen. Dieſer Art Leuten fehlt es gewöhnlich an genugſamer Feinheit des Gefühls und an Weltkenntniß, um in einem ſolchen Augenblicke etwas zu ſagen, das an ſeinem Platz ſtünde. Sie ermüden den armen Sterbenden mit heulenden Gebethen und Formeln, die nicht für jeden paſſen, und zwingen ihn da eine Rolle zu ſpielen, zu welcher er vielleicht gar nicht geſtimmt iſt. Denn, in der That! mich dünkt in dieſen critiſchen Minuten wird jedem ſein eigenes Gewiſſen am beſten zureden. Hat das ganze Stück nichts getaugt; ſo giebt ihm ein rührender, pathetiſcher letzter Act keinen gröſſern Werth, und ich kann das Paradieren und Wichtigthun am Ende einer ſchalen, unbedeutenden oder ſchlechten Commödie durchaus nicht leiden. Desfalls ließ ich den Sterbenden völlig in Ruhe, und ſo verſchied er dieſen Morgen ganz ſanft.

Jetzt, beſter Freund! hat mich alſo das Schickſal wieder in Umſtände verſetzt, in welchen ich den Wunſch meines Herzens, die Leiden Anderer zu erleichtern, mehr befriedigen kann. Sagen Sie doch ja, gleich nach Empfang dieſes Briefes, dem jungen Wallis, wie ſehr ſich die Sachen zu ſeinem Vortheile geändert haben. Wie wird ſich der gute Jüngling freuen! Ich werde nun künftighin ſein Vater ſeyn. Die Zeit erlaubt mir nicht, diesmal ſelbſt an ihn zu ſchreiben. Sehen Sie indeſſen zu, ob Sie ihm nicht auch jetzt beſſere politiſche Ausſichten eröfnen können. Er iſt würklich reich, und in dieſer Welt iſt das ſchon eine groſſe Empfehlung für jemand, der in Fürſtendienſte treten will.

Was meinen Carl betrifft; ſo mögte ich ihn, bey dieſer neuen Lage der Sache, gern aus Berlin weg haben *. Allein ich will das alles erſt genauer überlegen —

Jetzt

---

* Man vergeſſe nicht, daß Leidthal noch nicht von den Vorfällen in der Frau Schuſt Hauſe unterrichtet ſeyn kann.

Jetzt bin ich überhaupt noch zu verwirrt, um ordentlich denken und ſchreiben zu können. Leben Sie wohl, mein Lieber! In wenig Tagen ſollen Sie mehr hören, von

Ihrem

treuen Freunde

Leidthal.

Dritter Brief.

An den Herrn Lieutenant von Hohenau in Berlin.

Urfſtädt den 17ten Julius 1771.

Freude über Freude! Seit drey Tagen bin ich hier auf Ihres lieben Pflegevaters eigenem Gute — Ja! auf ſeinem Eigenthume, denn, daß Sie es nur gleich erfahren, wenn Sie es noch nicht wiſſen, der alte Wallitz iſt todt, und hat unſern lieben Freund in den Beſitz von Urfſtädt geſetzt. Dieſer hat ſchon Poſſeßion genommen, der Pfarrer hat gratulirt, der Schulmeiſter Verſe gemacht; Chriſtoph Birnbaum weint vor Freuden; alles iſt froh und in Bewegung. Der Herr Secretair Reiſenkrück hat ſich eine blaue ſeidene Weſte mit Silber machen laſſen, und ich trage meinen Sonntagshut jetzt alle Tage.

Dabey gebe ich mir das Anſehn, über dem gnädigen Herrn viel zu vermögen, höre die Klagen der Bauern, mache den Miniſter, ſchüttle den Kopf, wenn ſie mir ihr Leid klagen, verſpreche jedem zu helfen, und vergeſſe eine viertel Stunde nachher bis auf die Nahmen der Leute — Doch ernſthaft!

In langer Zeit bin ich nicht ſo innigſt vergnügt geweſen als jetzt — Der redliche Mann! Ich ſagte es wohl, daß er noch einſt recht glücklich werden würde. Könnten Sie nur ſehen, mit welcher immer gleichen Gemüthsverfaſſung, mit welcher friedenvollen, mäßigen Ruhe der Seele er dieſen Wechſel des Glücks erträgt! Immer derſelbe ſanfte, weiſe Mann, der, erhaben über alle äuſſere Umſtände, nur in ſich ſelbſt, in dem Bewußtſeyn gut und edel zu handeln, ſeine Wonne ſucht.

Wir werden glückliche Tage mit dieſem lieben Nachbar verleben. Ich fürchte aber, mein alter redlicher Oheim wird nicht lange das Vergnügen dieſes Umgangs genieſſen, denn er wird täglich ſchwächer.

Verzeyhen Sie nur, daß ich Ihnen ſo lange nicht geſchrieben habe. Ich bin jetzt ſehr beſchäftigt, leſe viel, und habe auch allerley Familiengeſchäfte zu beſorgen gehabt. Wir hoffen indeſſen Sie bald einmal hier zu umarmen; Ich hätte Ihnen tauſend Dinge zu erzählen.

In der Hofnung, daß Sie jetzt in einer ruhigern Gemüthsverfaſſung ſeyn werden, darf ich Sie wohl einmal fragen, ob Sie denn noch gar nichts von des Fräuleins von Hundefeld Aufenthalt erfahren haben?

Die Frau von Donnergrund hat ſich ſelbſt für ihre Bosheit beſtraft. Sie wiſſen, in welchen Verhältniſſen ſie mit einem gewiſſen Herrn von Retzel ſtand *. Als nun ihr ge-
mein-

---

* Man ſehe den dritten Brief im dritten Theile.

meinſchaftlicher Plan auf das Fräulein Charlotte fehlſchlug, wurde dieſer ehrliche Mann böſe, und trieb die würdige Dame mit ſeiner Schuldforderung ſehr in die Enge.

Unterdeſſen hatte ſich ein reicher Pferdehändler gemeldet, der vom regierenden Grafen von .... den Titel als Hofrath bekommen hatte. Dieſer fühlte bey ſich einen Trieb in dortigen Gegenden ſich niederzulaſſen. Er wollte ein Gut kaufen, und allenfalls, wenn es Gott gefiele, auch eine Frau dazu. Die Speculation, welche ihm ein Jude in den Kopf ſetzte, mit ſeinem Vermögen die Güter unſerer gnädigen Frau frey zu machen, das ganze Inventarium nebſt der alten Dame zu erhandeln, ſie baldmöglichſt zu Tode zu ärgern, und auf dieſe Art der ruhige Beſitzer von Donnergrund zu werden, gefiel ihm nicht übel. Er brachte ſein Anliegen vorläufig durch ein altes Weib, welche mit geräucherten Gänſen handelte, vor, veranſtaltete einige Zuſammenkünfte, putzte ſich heraus, ſteckte allerley Ringe von Diamanten, die freylich ein bisgen altmodig gefaßt waren, und kaum den Kopf aus den groſſen ſilbernen Kaſten herausſtreckten, an ſeine dicken rothen Finger, ſeufzte nach Gelegenheit, daß man es durch drey Mauern hörte, und that endlich ſeinen Antrag.

Der liebenswürdige Mann war dringend, die Geldnoth groß — Was will man machen? Man hat ſchwache Augenblicke. Sie befanden ſich einſt in einem Kornfelde, um die heiſſe Mittagsſtunde, auf einem Spaziergange, zuſammen allein — Er bath, flehete, die gnädige Frau vergaß ihre ſechzehn Ahnen, und der triumphierende Liebhaber erhielt ein nicht zweydeutiges, beſiegeltes Jawort. In voriger Woche hat der Pfarrer das holde Paar zuſammen gekoppelt —

So fahrt denn hin, theure Seelen! Kräftige Peitſchenſchläge werden bald eine neue Mannigfaltigkeit in Eure Unterredungen bringen, Euren Umgang lebhafter, kraftvoller machen, bis der klappernde Tod Einen von Euch mit ſeiner furchtbaren Hippe, in dem Winter ſeiner Jahre, aus des geliebten Uebrigbleibenden Armen wegſäbelt.

War das nicht eine poetiſche Beſchreibung? Ja! Sie müſſen auch wiſſen, daß ich, der ich ſonſt ſo fremd in der ſchönen Literatur war, jetzt ſehr viel Dichter leſe. Wir haben hier auf dem Lande eine Leſegeſellſchaft, die ein Advocat, des Herrn Amtmanns Informator, und der Amtſchreiber dirigieren. Da ſind denn: Wielands Schriften groß und klein, ſo viel ihrer auch ſind, ſelbſt der Don Silvio, der ein ſo neues nützliches Werk iſt, die Dialogen des Diogenes von Sinope, in welchen Alexander mit ſo viel Würde ſeinen Plan die Welt zu bezwingen entwickelt, die Grazien, mit der Vignette, wo dieſe drey Schweſtern des Verfaſſers Bildniß tragen, und mit dem Briefe in welchem Danae ſagt: „Wer kennt nicht die Wärme

„Ihres Pinſels?“ Mit einem Worte! dieſelben Grazien, aus denen die ſchönen Verſe entlehnt ſind: „Cithere war ſchön und empfindlich“ u. ſ. f. Alle dieſe und die übrigen Wielandiſchen Schriften, als den Combabus, und die Sympathien beſitzen wir. Sodann Gleims, des Verfaſſers der Kriegslieder, kraftvolle Briefe an Jacobi, Klopſtocks Gelehrtenrepublik, Weiſſens Beytrag zum teutſchen Theater, alle Muſenalmanachs, Journale, und was nur das Herz wünſchen mag. Unſre fleißigſte Leſerinn iſt die Frau Amtmannin Berkenſtock, eine ſehr empfindſame Frau, obgleich ihr Nervenſyſtem (denn ſie hat zwey Hände hoch Speck) nicht eben ſehr zart, zur Empfindſamkeit organiſirt, und empfänglich ſcheint, wobey ſie dennoch eine

Laggiadria ſingulare e pellegrina

affectirt.

Auch iſt der kleine Doctor Kitt ein Mitglied unſerer Leſegeſellſchaft — Ein groſſer

Kopf, denn er macht ja Epigrammen, welches wahrhaftig keine Arbeit für mittelmäſſige Menſchen iſt. So einen einzigen witzigen Gedanken in Reime zu bringen! —

Wir halten, unter den Journalen, vorzüglich viel auf die Allgemeine deutſche Bibliothek, ohngeachtet der Pfarrer in Urſtädt behauptet, daß dieſelbe heterodox, und daß ſchon die Stellen in der Apokalypſe im zweyten Capittel, Vers 6 und 15, wo von den Nicolaiten geredet iſt, auf dieſe Ketzer zu deuten ſey —

Kurz! ich bin ein ſchöner Geiſt, bis über die Ohren. Meine Domeſtiken fangen ſchon an zu leſen; die Cammerjungfer lieſet dem Jäger aus Sophiens Reiſe von Memel nach Sachſen vor, und meiner Frau Bedienter weiß die ganze wichtige Rolle des Biſchoffs Seewald aus Eduard dem Dritten auswendig.

Aber, in aller Welt! wie verirre ich mich hier auf einem ſo weiten Felde! Ich denke, es iſt Zeit, daß ich meine geſchmackvollen Anmerkungen und dieſen langen Brief ſchlieſſe. Leben Sie wohl, und ſchreiben bald einmal an

Ihren

Freund

Franz von Weckel.

Vierter Brief.

An den Herrn von Hundefeld in Berlin.

. . . . . den 20ſten Julius 1771.

Lieber Sohn!

Der Empfang Deines Briefes vom 29ſten vorigen Monats, hat Deinem Vater und mir nach langer Zeit den erſten vergnügten Augenblick gemacht. Gott ſey Lob und Dank, daß wir endlich die arme Lotte wiedergefunden haben. Das arme Kind! Es iſt ja unerhört, wie die böſen Menſchen mit ihr umgegangen ſind. Eile, ſo viel Du kannſt, ſogleich mit Deiner Schweſter hierherzureiſen. Wir ſchicken Dir einliegendes Geld dazu, und ſenden dies wo möglich heute mit der reitenden Poſt ab, damit es geſchwinder gehe. Halte Dich ja keinen Tag länger in dem böſen Berlin auf. Ach! wenn Euch nur unterwegens nichts begegnet! Mein Gemüth iſt voll Unruhe; Ich bitte Gott Tag und Nacht, daß er uns unſre Kinder bald wiederſchenke. Wenn Ihr nur erſt hier wärt! Es iſt eine weite Reiſe.

Was wir ſeit einem Jahre erlebt haben, das hat uns ſchwer gedrückt, und unſrer Geſundheit einen harten Stoß gegeben. In den zwanzig Jahren unſerer Ehe hatte uns keine ſo harte Prüfung betroffen. Der Himmel wird aber alles zum Guten lenken. Wir ſehen Euch mit Ungeduld entgegen. Ich denke, Ihr könnt gegen den 30ſten hier ſeyn. Verkältet Euch nur nicht auf der Reiſe, die Nächte ſind kühl; ſondern ſorgt für Eure Geſundheit.

Dies bitten wir Euch, und vorzüglich ich
Deine

treue Mutter
Eliſabeth von Hundefeld.

Fünfter Brief.

An den Freyherrn von Leidthal in Urſtädt.

Berlin den 1ſten Auguſt 1771.

Theuerſter, väterlicher Wohlthäter!

Ach! wenn Ihnen je das Schickſal Ihres Carls am Herzen lag; wenn Sie es noch nicht vergeſſen haben, wie oft Sie, da ich als Knabe zu Ihren Füßen ſpielte, oder mit den kleinen Armen Ihre Knie umſchlang, wie Sie mich da zu Sich hinaufhoben, und voll Rührung ausriefen: „So lange ich noch „einen Biſſen habe, ſoll dich nicht hungern; „So lange ich noch einen Heller habe, ſollſt „du nicht Mangel leiden; Und wenn dich die „Härte böſer Menſchen verfolgt, ſollſt du „an meinem Buſen Schutz und Troſt finden.“

Wenn Sie dieſe ſüße Zuſage ſo treulich erfüllt haben, und in jeder Periode meines kurzen Lebens meinen Wünſchen großmüthig zuvorgekommen ſind; Wenn Ihre edle, nachſichtsvolle Güte mein ſchwaches Herz geleitet und mich gelehrt hat, ſich ohne Rückhalt in Ihren Schooß auszugießen; Wenn Ihnen itzt noch die Ruhe Ihres Sohnes am Herzen liegt — o! ſo verlaſſen Sie mich nicht!

Alles was ich habe und was ich bin, verdanke ich Ihnen, verdanke Ihnen mehr als dem edlen aber unglücklichen Manne, der mir das Leben gab — Warum ſollte ich Bedenken finden, dem Schöpfer meiner ganzen moraliſchen und bürgerlichen Exiſtenz auch jetzt in die Arme zu eilen?

Das Schickſal hat Sie, beſter Vater! wieder in glückliche Umſtände verſetzt — Was iſt der elende Bettel, das Geld? Sie geben ihm ja keinen andern Werth, als inſofern Sie damit wohlthun können —

Zum erſtenmal alſo in meinem Leben (denn ſo lange ich denke, haben Sie ja nicht erwartet, daß ich Sie um etwas bitten konnte, haben immer meine geringſten Bedürfniſſe befriedigt, ehe ich ſie ſelbſt fuhlte) zum erſtenmal ſpreche ich Sie um Hülfe an. Jetzt haben Sie Gelegenheit und Kraft, das Siegel auf alle dieſe Wohlthaten zu drücken.

Man will mir meine Charlotte entreiſſen; Morgen geht ihr Bruder mit ihr fort — Und ich ſoll ſie nicht wiederſehen — — Ich kann den Gedanken nicht ertragen — Meine ganze Wohlfarth, mein ſittliches Glück, mein Character, alles, ja! die Ehre meiner Freundinn hängt, nach dem was mit uns vorgefallen iſt, davon ab, daß ich durch das Band der Ehe mit ihr verbunden werde.

Ohne Sie, beſter Vater! kann ich Armer aber nicht daran denken, die Eltern um die Hand ihrer Tochter zu bitten, da ich das liebe Mädgen, bey meinen jetzigen Umſtänden, nicht einmal vor Mangel ſchützen kann.

Doch Ein Wort von Ihnen, Eine Erklärung, daß Sie mich unterſtützen wollen, bis mich mein Fleiß in irgend einen beſſern Zuſtand ſetzt, Ein Vorwort bey dem alten Herrn von Hundefeld kann mich zum glücklichſten Menſchen machen.

O! verſagen Sie mir dies nicht! Mein ganzes Leben ſoll feuriger, innigſter Dank für Sie ſeyn, und Ihren ſegnenden Beyfall zu verdienen das eifrigſte Beſtreben

Ihres

gehorſamſten Sohns

Carl von Hohenau.

Sechſter Brief.

An das Fräulein Caroline von Wilmar in Sternfurth.

. . . . den 30ſten Julius 1771.

Sie haben wohl Recht, meine theuerſte Freundinn! wenn Sie mit mir zürnen, weil ich Ihnen ſo lange nicht geſchrieben habe. Doch, verzeyhen Sie mir diesmal noch. Ich bin nun einmal faul im Briefwechſel; Und davon können Sie Sich keinen Begriff machen, meine Liebe! wie man immer ſo mancherley Geſchäfte findet, wenn man eine Hausfrau und Mutter iſt, und die Sorge einer Haushaltung auf ſich hat, mögte dieſe auch noch ſo klein ſeyn.

Sie fragen mich, ob ich glücklich bin? Einer Freundinn wie Sie ſind kann ich meine ganze Seele aufſchlieſſen — Alſo ja! ich bin glücklich, in ſo fern ich mein Herz von hohen Erwartungen herabgeſtimmt habe, und meine zu überſpannten Gefühle in ein ruhigers Gleichgewicht gebracht ſind. Aber ich bin nicht glücklich, wenn ich meinen Zuſtand nach dem Ideale abmeſſe, das einſt vor meiner Einbildung ſchwebte. Sie kennen die Heftigkeit meines Temperaments, aber Sie würden mich ſehr verändert finden, wenn Sie mich itzt ſehen ſollten. Zehn Jahre machen keinen geringen Unterſchied, und ſo lange iſt es ja daß wir uns nicht geſprochen haben. Ich merke aber wohl, daß ich viel werde nachholen müſſen, wenn ich Ihnen alles erzählen ſoll, was indeſſen in mir und um mich vorgegangen iſt.

Sie wiſſen, daß meine Eltern mich überredeten, einem Manne die Hand zu geben, den mein Herz nicht gewählt hatte. Wie wenig Wonne ich nun in den erſten Jahren meines Eheſtandes hatte, das können Sie

Sich ſelbſt leicht ſagen. Ich warf es mir oft vor, daß ich ein Gelübde übernommen hatte, wogegen ſich meine Seele empörte. Es zerriß mir das Herz, wenn ich dachte, daß mein Jugendfreund, deſſen Bild ohne Aufhören vor meinen Augen ſchwebte, mich itzt für leichtſinnig und treulos halten mußte. Es iſt wahr, man hatte mir viel böſe Dinge von ihm erzählt, und mich glauben gemacht, er habe äuſſerſt untreu an mir gehandelt. Allein bewieſen war doch das nicht — Konnte dies alles nicht Verläumdung ſeyn? *

Die üble Laune, welche mir dieſe nagenden Gedanken erweckten, mußte denn auch leider! mein Mann empfinden, der des Dinges endlich überdrüſſig, und, weil er wohl die Urſache davon ahndete, im höchſten Grade mistrauiſch wurde. Er beobachtete jeden meiner Schritte, und war äuſſerſt aufmerkſam auf meinen Briefwechſel.

Doch

---

* Man ſehe den eilften Brief im erſten und den zwanzigſten im zweyten Theile.

Doch hierinn hatte er Unrecht, denn wenn gleich die Eindrücke einer erſten Liebe nur mit Mühe durch lange Zeit und Trennung auszulöſchen ſind; ſo erlaubte ich mir doch, ſobald mich die Pflicht an meinen Gatten feſſelte, auch nicht die geringſte Erkundigung nach meinem Geliebten.

Lange nachher habe ich von ohngefehr erfahren, daß der arme Meyer die dortigen Gegenden (vielleicht aus Verzweiflung) verlaſſen, und daß man ſeit dieſer Zeit nichts von ihm gehört hat.

Unterdeſſen faßte mein Mann den Entſchluß das Land zu fliehen, und mich aus allen ehemaligen Verbindungen heraus zu reiſſen. Er hatte ohne mein Wiſſen ſein väterliches Vermögen in baares Geld verwandelt, ſich völlig frey und unabhängig gemacht, und eher erfuhr ich ſeinen Entſchluß nicht, als bis er eines Tages mit einem ernſthaften Geſichte in mein Zimmer tratt, und mir kurz

antünankündigte: „er ſey entſchloſſen einen andern „Wohnort zu wählen, alles ſey dazu „vorbereitet, und in wenig Tagen würde er „mit mir fortreiſen.“ Wohin? — das ſagte er nicht.

Ich war ſo gleichgültig bey allem geworden, daß mich dieſe Nachricht, gegen ſeine Erwartung, gar nicht erſchreckte. Mein Vater war geſtorben; meine Mutter wohnte ſchon nicht mehr auf den Gütern des Grafen, ſondern war zu einer Verwandtinn gezogen, und ſtarb bald nachher; Was ſollte mich alſo an meinen Geburthsort feſſeln? Ich ſtieg noch in derſelben Woche mit ihm in den Wagen, und fuhr auf gutes Glück nach — Wien.

Sobald wir dort ankamen, nahmen wir den Nahmen an, mit welchem ich mich jetzt, zu Ihrer Verwunderung, unterſchreibe, und mein Gatte bath mich allen Briefwechſel in mein Vaterland aufzugeben, welches ich, ſo hart es mir ankam, wie Sie wiſſen, erfüllt habe.

In Wien lebten wir von allem menſchlichen Umgange entfernt, beſuchten aber doch die öffentlichen Schauſpiele und Spaziergänge, ohne jedoch irgend eine Bekanntſchaft zu machen, wozu wir jeder Gelegenheit auswichen.

Ich gebahr wenig Monathe nach unſerer Ankunft unſre einzige Tochter, und da dies neue Band mich feſter an meinen Gatten feſſelte, und nun mancherley häusliche Geſchäfte auf mir lagen; ſo fieng ich an meinen Zuſtand weniger hart zu finden. Ich ſah meinen Mann mit andern Augen an, und fand, daß er in der That ein ſchätzbarer Mann war, dem ich es nicht verdenken konnte, daß er ausſchlieſſenden Anſpruch auf mich machte. Ich fühlte auch, daß würklich eine gewiſſe Art von Liebe gar nicht zu einer glücklichen Ehe erfordert wird, indem dieſer Zuſtand doch ohnmöglich würde dauern können, und daß ein auf gegenſeitige Hochachtung, Pflicht, Bedürfniß und Dienſtleiſtung geſtütztes Band viel feſter hält, und das Herz in einer ruhigern Lage läßt.

Sobald mein Mann merkte, daß ich anfieng eine gute Frau und Mutter zu werden, war auch er lauter Aufmerkſamkeit und Freundlichkeit gegen mich. Kleine Abwechſelungen des Schickſals und unerwartete Vorfälle machten wohl hie und da einige Stunden trübe, aber im Ganzen genommen lebten wir doch in jenem ſeligen Zuſtande des ſtillen häuslichen Friedens, der vielleicht die einzige wahre dauerhafte Glückſeligkeit iſt.

So begegnete es mir, zum Beyſpiel, daß ich in einem deutſchen Schauſpiele einen Mann zu ſehen glaubte, der natürlich wie Meyer ausſah. Ja! ich wollte darauf ſchwören, daß er es geweſen iſt, und ich erinnere mich noch wohl, welchen Eindruck dies auf mich machte, wie es mir viel Tage hinter einander meine Seelenruhe raubte, und wie mein Mann aufs neue darüber nachdenkend wurde.

Ein andermal ſuchte ein vornehmer Herr, den wir auf einem Spaziergange im Prater ſahen, unſre Bekanntſchaft, und wendete, um mich allein zu ſprechen, allerley Mittel an, denen wir nur mit Mühe auswichen, und welche meinem Manne Kummer machten. Aber ſolche kleine Wolken zogen bald vorüber, und wir lebten in der Stille fort.

Allein endlich fanden wir doch, daß man ſehr theuer in Wien zehrt; Man hatte uns die Gegenden, wo wir itzt wohnen, wie billig, als ſehr angenehm und wohlfeil beſchrieben, und daher beſchloſſen wir hierher zu ziehen.

Wir mietheten ein Häusgen in dieſer Landſtadt, ſetzten uns freylich anfangs, durch unſre ſonderbare Lebensart, der Neugier des müſſigen geſchwätzigen Publicums aus,[*] waren aber doch bald, nachdem die Leute müde waren von uns zu reden, ungekränkt und ſo unerkannt als in der größten Stadt.

Hier wohnen wir nun ſeit ein Paar Jahren, meine Tochter wächſt heran, und verſpricht mir Freude zu machen, und da itzt mein Mann von meiner Treue und Aufrich-

---

[*] Man ſehe den erſten Brief im erſten Theile.

tigkeit überzeugt iſt; ſo hat er mir gern erlaubt, mit ihm die Nachbarſchaft in Urfſtädt und ſonſt zu beſuchen, und meine alten Bekanntſchaften ſchriftlich zu erneuern. Ja! es war auf ſeinen Antrieb, daß ich Ihnen, beſte Freundinn! in vorigem Jahre ſchrieb, und Sie bath, mir Nachricht von Ihrem Zuſtande zu geben.

Noch einmal! Verzeyhen Sie, wenn ich auf den freundſchaftlichen Brief, den ich kurz nachher von Ihnen erhielt, und auf Ihre Anforderung, Ihnen meine Geſchichte zu erzählen, erſt itzt antworte. Von nun an, da ich wieder in die Gewohnheit des Briefſchreibens komme, will ich auch recht fleiſſig ſeyn.

Jetzt wiſſen Sie, wie es mir geht; Laſſen Sie bald wieder etwas von Sich hören, meine Beſte! und vergeſſen nicht

Ihre

treueſte

Wilhelmine (Becker).

Siebenter Brief.

An den Herrn Lieutenant von Hohenau in Berlin.

Urſtädt den 8ten Auguſt 1771.

Ich ſetze mich ſogleich hin, um Dir, mein beſter Carl! zu antworten. Lies aber, darum bitte ich Dich, alles was ich ſchreiben werde mit Ueberlegung, und ich hoffe, Du ſollſt von mir zufrieden ſeyn.

Wenn es nur darauf ankäme, Dir einen Unterhalt zu verſchaffen, um eine Frau ernähren zu können; ſo ſollte Dir bald geholfen ſeyn. Ich habe ja jetzt Vermögen genug, um Dir, den ich ſo herzlich liebe, ſo viel mitzutheilen, als Du brauchen würdeſt, und Du weißt, daß mir das elende Geld nicht an das Herz gewachſen iſt.

Aber es iſt hier von Deiner dauerhaften Glückſeligkeit die Rede — Du willſt Hausvater werden — Weißt du auch, was das heißt? Antworte mir nicht, daß du Einſicht genug habeſt, den Umfang der damit verbundenen Verbindlichkeiten zu überſehen! Man kennt eine Menge Pflichten, ohne deswegen ſtark genug zu ſeyn, wenn der Augenblick der Verſuchung kömmt, zu wiederſtehen.

Du biſt izt verliebt, und glaubſt, daß Dir nie ein andres Mädgen gefallen könnte, als Deine Charlotte. Jeder ihrer Blicke, jedes Lächeln ihres ſüßen Mundes, iſt Dir wie ein erquickender Blick der Frühlingsſonne. So denkt jeder Liebhaber; ich kenne das.

Pace tranquilla ſenz' alcuno affanno,
Simile a quella, ch'è nel Ciel eterno
Muove dal lor inamorato riſo.

Aber wird dieſe Bezauberung ewig dauern? Biſt Du, der Du ſo ſehr neu in der Kenntniß des weiblichen Geſchlechts biſt, gewiß, daß nicht einſt eine Andre, noch größere Eindrücke auf Dein Herz machen wird?

Die Heftigkeit der erſten Liebe (das iſt eine Erfahrung, die nicht der kalte Mann, ſondern jeder weiſe Beobachter wahr findet) wird nur durch Schwierigkeiten, Wünſche, Sehnen, kleine Entfernungen u. d. gl. unterhalten, und kann, da ſie ein Werk des überraſchten Gefühls iſt, bey längerem Umgange und bey größerer Familiarität nicht fortwähren. Deswegen ſind Ehen, die blos auf heftige Liebe gebauet ſind, ſelten ganz glückliche Ehen. Wenn der Rauſch vorüber iſt, und die Sinne ſich geſättigt haben, dann kann nur Hochachtung, die unmerklich der Liebe den Nahmen abborgt, und ſich in ihr Kleid hüllt, das Band feſthalten. Gewohnheit des angenehmen Umgangs, nach und nach entſtandene Gleichförmigkeit in der Denkungsart, gemeinſchaftliches Intereſſe und Bedürfniß kommen hinzu, und ſo entſteht dann ein glückliches Bündniß, und Hang zur

Pflicht, der uns gegen andre gefährliche Eindrücke wafnet.

Um aber dauerhafte Hochachtung zu erwecken, muß man feſte Grundſätze, einen gebildeten Character haben, und das iſt ſelten der Fall von zwanzigjährigen Leuten. Wenn Ihr beyde zu der ganz gemeinen Claſſe von Menſchen gehörtet; ſo würde mir weniger bange ſeyn, daß Ihr nicht Euer Pflanzenleben ruhig hinbrächtet. Aber bey Deinem feinen, noch ſo heftigen Gefühle, da Du ſo leicht an kleine Ecken ſtößeſt, jeden Augenblick wähneſt, Dich in einem Menſchen geirrt zu haben, wenn er dem Ideale nicht entſpricht, das ihm Deine ſchwärmeriſche Phantaſie gab — Wie willſt Du es da wagen, Dich auf Zeitlebens zu verbinden, alles Gute und Böſe gemeinſchaftlich mit jemand zu tragen, den Du nicht genau geprüft haſt? Und das thut doch der junge Liebhaber nicht.

Auch wird es Dir nicht an Feinden fehlen, die Eure Einigkeit, wenn ſie nicht auf feſtem Grunde ruht, untergraben können. Sage nicht, daß Du keine Feinde kennſt! Es giebt Leute, die deren nicht haben konnen. Jedermann lobt ſie, weil ſie aller Orten eine ſubalterne Rolle ſpielen, jedem mit einem Lächeln zu Dienſte ſtehn. Aber ſo biſt Du, ſo iſt Deine Geliebte nicht.

Weißt Du denn ferner, daß Du auch der Führer, der Rathgeber Deiner Frau ſeyn mußt? Und meinſt Du, das wäre ſo leicht? Kennſt Du das weibliche Herz? Biſt Du mit Frauenzimmern aller Art umgegangen? Haſt Du Biegſamkeit, Sanftmuth genug, Deine Seele an die ihrige anzuſchlieſſen, der Freund einer Frau zu ſeyn? Glaube mir, dies Geſchlecht iſt ſchwer zu kennen und zu regieren. Ich habe ſehr viel aus dem Umgange mit ihnen gelernt. Die Hälfte meines Characters gehört dem andern Geſchlechte. Aber ihre Eitelkeit, die ſo leicht beleidigt wird, ihre

Frivolität, ihr Mangel an Feinheit des Gefühls in manchen, und wieder ihre übertriebene falſche Delicateſſe in andern Fällen, ihr Wankelmuth, ihre Neugierde, ihre Luſt an Neckereyen, ihr Vergnügen, ſelbſt denen Perſonen, die ihnen am theuerſten ſind, zuweilen unruhige Augenblicke zu machen — Das alles muß man kennen, ertragen, überſehen, zu nützen, aus dem rechten Geſichtspuncte zu beobachten wiſſen.

Und wenn Du nun Vater und Hausherr wirſt — Weißt Du da auch, wie man Kinder erziehen, wie man das Geſinde behandeln ſoll, um in der Mittelſtraße zwiſchen Güte und Ernſt, Herablaſſung und Familiarität zu bleiben? Biſt Du ſelbſt ſchon erzogen? Kannſt Du Dich ſelbſt regieren? — Verzeyhe mir, wenn ich Dich hier daran erinnern muß, auf welchen unſittlichen Abwegen Du noch vor kurzer Zeit bey den beſten Einſichten, wie wenig Du Meiſter über Dich warſt, als das Schickſal Grundſätze in Dir erſchütterte, die

Dir von Deiner zarteſten Kindheit an heilig geweſen waren.

Nun laß uns auch von der Perſon reden, die Du in der Welt ſpielen willſt. Du biſt dem Staate Dienſte ſchuldig, biſt noch jung, haſt noch wenig zum Beſten der bürgerlichen Geſellſchaft gethan. Womit willſt Du Dich beſchäftigen? Lieutenant in Berlin kannſt Du, wenn Du heyratheſt, nicht wohl bleiben. Willſt Du ein Hof-Müſſiggänger werden? Willſt Du in Urſtädt unſre Felder bauen, wovon Du nichts verſtehſt? Willſt Du den ſchönen Geiſt machen, Journale, Romanen ſchreiben und leſen, an der allgemeinen deutſchen Bibliothek arbeiten? — Oder was ſonſt? Denn daran müſſen wir doch auch denken.

Ich bin ſehr dafür, daß der Mann, welcher viel in der Welt gelebt, und Vorrath für Kopf und Herz geſammlet hat, nicht ewig ein Fürſtenknecht ſey, ſondern ſich ruhig in ein Winkelchen zurückziehe, da im Stillen an ſich ſelbſt arbeite, und durch Verbreitung manches Guten, das der Weltmann als völlig unwichtig überſieht, dem Staate ſehr viel nützlicher werde, als wenn er die höchſten Ehrenſtellen in unſern verderbten Regierungsverfaſſungen bekleidete. Aber in einem gewiſſen noch nicht reifen Alter taugt das nicht. Der junge Mann muß durch irgend ein Band an das bürgerliche Leben gebunden ſeyn, damit er eine Perſon vorſtelle, deren Ruf auſſer ihm auch andern Leuten nicht gleichgültig iſt.

Jetzt, da ich Dir alle Schwierigkeiten, die Du auf Deinem Wege antriffſt, gezeigt habe, jetzt will ich Dir auch ſagen, was ich geſonnen bin für Dich zu thun. Meine Lehren wären nichts werth, wenn ich ſie blos ausgekramt hätte, um Dich mit Deiner Bitte abzuweiſen. Nein! ich rede als Dein treuer Freund, und als ein ſolcher werde ich auch handeln.

Du ſollſt nicht von Deiner Geliebten auf immer getrennt werden. Ich habe geſtern an ihre Eltern geſchrieben, und habe Hoffnung, ſie werden Dir die Tochter, unter denen von mir vorgeſchlagenen Bedingungen, nicht verſagen. Dieſe Bedingungen ſind: daß Du ein oder zwey Jahre auf Reiſen geheſt, Menſchen kennen lerneſt; daß Du viel liebenswürdige Frauenzimmer ſeheſt, und Dich überzeugeſt, ob Dir keine beſſer als das Fräulein gefällt; daß Du in den verſchiedenen Provinzen von Deutſchland (denn auſſer Deinem Vaterlande ſollſt Du vorerſt nicht reiſen; es giebt gar viel Neues darinn zu ſehen) die mannigfaltigen Arten des geſelligen Lebens, die verſchiedenen Gebräuche, häuslichen Sitten, die Haushaltung und den Umgang der Eheleute bemerkeſt.

Kömmſt Du dann in derſelben Gemüthsverfaſſung zurück; Iſt Charlotte noch dieſelbe — Nun wohlan, denn heyrathe ſie!

Ich will auch unterdeſſen ſorgen, daß Du einen Würkungscreis erhalteſt, in welchem Du die geſammleten Kenntniſſe zum Beſten Deiner Brüder anwenden könneſt. In Berlin aber mußt Du Deinen Abſchied fordern. Ich habe ſchon an den General von .... und an andre Freunde geſchrieben, die Dir dies Geſuch erleichtern werden.

Und damit Du nicht allein reiſeſt; ſo habe ich für Geſellſchaft geſorgt. Ich gebe Dir den jungen Wallitz mit; Meyer bittet in Dresden um Urlaub und begleitet Euch; Weckel hat ſich erbothen auch von der Partie zu ſeyn, wenn indeſſen ſein Oncle ſtirbt, wie es denn ſehr wahrſcheinlich iſt — Da habt Ihr eine Kutſche voll Philoſophen! Für einen treuen Bedienten, auſſer dem, den Weckel mitnimmt, ſorge ich. Der deinige mag unterdeſſen hier bleiben. In vier bis fünf Wochen könnt Ihr abfahren.

Jetzt ſprich, junger Menſch! biſt Du davon zufrieden? — So antworte mir denn bald!

Leidthal.

Achter Brief.

An den Herrn Lieutenant von Hohenau in Berlin.

. . . . . den 10ten Auguſt 1771.

Nun, lieber Freund! So können Sie denn endlich hoffen, Ihre Wünſche erfüllt zu ſehen? Laſſen Sie mir die Gerechtigkeit wiederfahren zu glauben, daß ich den wärmſten Antheil an Ihrem Glücke nehme.

Aber freylich mit der Reiſe — das iſt ein böſer Umſtand. Wir mögten wohl herzlich gern gleich heyrathen. Doch das geht nun einmal nicht an; Beruhigen Sie Sich alſo darüber; die kurze Zeit ſoll bald vorübergehn. Ihre Charlotte wird indeß, wie ich hoffe, auf einige Monathe zu meiner Frau reiſen. Dort werden ſie täglich von uns reden, unſre

Briefe mit einander leſen, ſich gemeinſchaftlich tröſten; ſo kömmt unvermerkt der Augenblick unſerer Wiederkunft herbey. Wir haben dann viel zu erzählen, und es iſt doch wahrlich nicht übel, wenn man erſt ein bisgen in der Welt herumfliegt, ehe man ſich in ein Bauer einſperren läßt.

Ich weiß nicht, ob ich es wünſchen oder fürchten ſoll, mit Ihnen zu gehen, da die Gewißheit, ob ich dies Vergnügen haben kann, auf den Tod meines ehrlichen Oheims beruht, den ich nicht verlaſſen werde, wenn er in den Umſtänden bleibt, darinn er jetzt iſt. Es zeigt ſich aber keine Hofnung zu ſeiner gänzlichen Geneſung; Er leidet viel, und es wäre ihm in der That geholfen, wenn er bald das Ende ſeiner Schmerzen ſähe. Auch kann er es auf dieſen Fuß nicht lange aushalten.

Unſere Reiſe ſoll ſchon ganz luſtig ſeyn. Wir wollen ein gemeinſchaftliches Journal führen, und über gewiſſe Puncte einig werden, worauf ein jeder von uns insbeſondre ſein Augenmerk zu richten hat. Dabey laſſen wir die Höfe, davon doch im Grunde einer ſo ausſieht als der andre, ziemlich linker Hand liegen, und reiſen incognito, wie der Prinz von S . . . .

Wiſſen Sie denn die Geſchichte von ihm? Dieſer kleine unbedeutende Fürſt fuhr mit einem gewiſſen Herrn von Z . . . nach Magdeburg. Als ſie vor das Stadtthor kamen, ſagte der Prinz: „Ich will hier incognito „ſeyn, und mich für einen Edelmann ausgeben.“ Als man ihn daher fragte: „Um „Vergebung! wer ſind Sie?“ gab er ſich den Nahmen irgend eines Cavaliers. Die Reihe kam nun an den Herrn von Z . . . „Und mit Erlaubniß! was bedienen Sie denn?“ „Ich bin der Prinz von S . . . .“ ſagte der Herr von Z . . . . Nun ſtieß ihn der Prinz in die Seite, und flüſterte: „Aber, „mein Gott! Sie wiſſen ja, daß ich inco-

„gnito ſeyn will.“ „Ja, das will ich auch,“ erwiederte jener, „deswegen nehme ich Ihren „Nahmen an.“

Das iſt eben dieſer Monarch, deſſen Vetter einſt den armen alten Herrn von W... auf der Jagd erfrieren ließ. Er hatte nemlich den guten Landedelmann zu dieſem fürſtlichen Vergnügen eingeladen. Als der Abend herankam eilte der Prinz zu Fuße nach Haus, und hatte ſo wenig Aufmerkſamkeit auf ſeinen Gaſt, daß er ihn ganz vergaß, ſich auch, als der Greis nicht zur rechten Zeit da war, ohne ihn an Tafel ſetzte. Dieſer hatte ſich indeſſen verirrt, und verkältete ſich ſo, daß er wenig Tage nachher ſtarb.

Wir werden manche lächerliche Annecdote aufſammlen, aber auch manche Scene des Jammers ſehen, manche Thräne des Mitleidens dem guten gedrückten Menſchengeſchlechte weyhen. Wir werden in manchen Provinzen unſres lieben Vaterlandes Despotismus und Dummheit auf dem höchſten Gipfel finden, und nur in ſehr wenig Gegenden einen beſſern Keim von Aufklärung hervorſproſſen, und leider! da wo dieſe Pflanze ein bisgen heranwächſt, das Unkraut der Corruption zugleich mit aufſchießen ſehen.

Dieſe ſchnellere Corruption haben wir unſern lieben Lehrmeiſtern, den aufgeklärten Franzoſen zu danken, und wahrlich! ich mögte wohl der Rußiſchen Kaiſerinn vorſchlagen, ſie ſollte, wenn ſie ſich vor den Einfällen der rohen männlichen Tartarn fürchtete, nur eine Colonie von Franzmännern hinſchicken, welche die Nation ein bisgen humaniſierte; dann bedürfte es keiner Armeen. In dreyßig Jahren würde das wohlriechende, gepuderte, entnervte Völkgen ſo zahm als möglich ſeyn, brav Verſe machen, Romane leſen, ſich unter einander kränken, die beſſern ſtärkern Köpfe verfolgen, und die guten Menſchen durch das Gift der Verläumdung auszehren.

Der Baron Leidthal hat mir geſagt, daß Sie den Soldatenſtand verlaſſen wollen. Ich halte das für ganz gut gethan. Ein Mann wie Sie ſind, iſt zu den kleinen Details dieſes Dienſtes nicht gemacht, wenn ihn nicht die Noth treibt, auf ſolche Art ſeinen Unterhalt zu ſuchen. Das übelverſtandene Intereſſe unſerer armen Landesväter erfordert freylich, daß ſie, um ihre deſpotiſche, die Menſchheit herabwürdigende Maſchiene im Gange zu erhalten, eine große Ehre mit den Militairdienſten verbinden. Das Vorurtheil, das ſie darinn gelegt und allgemein verbreitet haben, iſt ſo herrſchend geworden, daß man deswegen die Stände, welche der menſchlichen Geſellſchaft den weſentlichſten Nutzen ſtiften, ſehr herabſetzt, um jenen, durch Verderbniß und Trennung geſelliger Bande erzeugten Stand, zu erheben.

Wie würde ſich ein Fürſt wundern, wenn man ihm vorſchlüge, ſeinen Sohn Arzt werden zu laſſen? Aber ohne Bedenken wird er ihn zum Officier bey einem einzigen unnützen Friedensbataillon machen, welches er etwa hält, damit er ſich dort mit der Anzahl der Knöpfe, welche auf einer guten Cammaſche ſitzen müſſen, beſchäftige, oder ſich von dem Unterofficier melden laſſe: (wie ich es einſt auf eines Officiers Stube erlebt habe) „Herr „Hauptmann! der Recrute N. N. hat dieſen „Morgen eine Abführung eingenommen; „ſie hat aber nicht gewürkt. Weiter iſt „nichts Neues.“ —

Doch, wieder auf unſre Reiſe zu kommen! Könnten wir nicht auch unterwegens Geld verdienen? Erinnern Sie Sich noch eines Mannes, der vor ein Paar Jahren herumreiſete *, und in jedem Wirthshauſe, wo er abtrat, Morgens und Nachmittags jedermann, der kommen wollte, etwas vorlas, wofür die Perſon einen halben Gulden zahlte. Er las wie jeder andrer Mann von einigem Geſchmacke, und das kaum; denn er legte

---

* Hier ſcheint ein chronologiſcher Fehler zu ſeyn.

hie und da einen ganz falſchen Accent auf die Wörter, ließ ſichs aber ſauer werden, und ſchwitzte dabey wie ein Präceptor. Indeſſen hat mir dieſe Finanzoperation gefallen; Er reiſete doch für das Geld.

Könnten wir nicht bekannt machen, wir wollten jedem eine Schmeicheley für einen halben Gulden ſagen, ein Hiſtörchen erzählen oder d. gl.?

Aber die Poſt geht ab. Leben Sie wohl, lieber Freund! Es bleibt beym Alten.

Weckel.

Neunter Brief.

An den Freyherrn von Leidthal in Urſſtädt.

Dresden den 14ten Auguſt 1771.

Verehrungswürdigſter Wohlthäter!

Wie können Sie einen Augenblick zweifeln, ob ich Ihr gnädiges Anerbiethen, den Herrn von Hohenau auf ſeiner Reiſe zu begleiten, annehmen werde? Wenn auch nicht mein eigenes Vergnügen, da ich ſo herzlich gern Länder und Menſchen ſehe, damit verbunden wäre; ſo würde es doch wohl keine Frage ſeyn, ob ich einem Manne, dem ich ſo alles zu verdanken habe, auf den erſten Winke zu Dienſte ſtünde.

Es hat auch ſehr viel weniger Schwierigkeit gekoſtet, als ich anfangs dachte, vorerſt auf ein Jahr Urlaub zu bekommen, zumal da ich vorgeſtellt habe, daß ich meine Reiſe nützen würde, mich zu herrſchaftlichen Geſchäften, durch die Kenntniß der Einrichtung andrer deutſchen Provinzen, geſchickter zu machen.

Dabey iſt es mir gelungen, auch unſerm lieben Etatsrath Müller einen Gefallen zu erzeigen. Er wünſchte lange, daß ſein Sohn Ludwig das Schauſpielerleben verlaſſen, und irgendwo angeſetzt werden mögte. Dieſen jungen Menſchen nun habe ich unſerm redlichen Präſidenten (der über alle Vorurtheile hinaus iſt) vorgeſchlagen. Ich habe es dahin gebracht, daß er bey der Canzelley angeſtellt und meinen Dienſt in den gewöhnlichen Geſchäften verſehen wird. Hierdurch gewinnen wir Alle, und vorzüglich der junge Müller, der nun in den Zug von ſolcher Art Arbeit kömmt.

Alles iſt folglich in Ordnung, und Ihrem Befehle gemäß werde ich mich in vierzehn Tagen in Urſtädt völlig reiſefertig einfinden. Den jungen Herrn Müller erwarte ich in künftiger Woche. Ich habe ihn auſſer dem Präſidenten noch dem Herrn Cammerrath von . . . . empfohlen, einem Manne, den ich ſehr ſchätze, obgleich ihn ein großer Theil des Publicums verkennt, indem er von Vielen bis in den Himmel erhoben, von Andern mit den ſchwärzeſten Farben abgemalt wird, wie es allen Menſchen geht, die nicht ganz nach dem Alltagsſchnitte gemacht ſind.

Da Sie, mein gnädiger Herr! gern Portraitte von auſſerordentlichen Menſchen ſehen; ſo glaube ich, es wird Ihnen keine Langeweile machen, wenn ich Ihnen hier ein treues Bild dieſes Mannes vor Augen lege.

Er iſt nicht ſchön; Im Gegentheil! ſeine Phyſionomie hat etwas Auffallendes, das Manchem wiedrig ſcheint, dem feinen Beobachter aber die Züge eines vernünftigen, gefühlvollen, vielleicht zu ſinnlichen Menſchen verräth. Er iſt mager, und itzt ſchwächlich, woran theils zu viel Sorgloſigkeit für ſeinen Körper, Mangel an Diät, (indem er ſich, zwar nicht zu groben Ausſchweifungen, aber doch zu manchem unmäßigen Genuſſe durch Gelegenheit hinreiſſen läßt) theils Bewegung des Gemüths Schuld iſt; denn jede kleine Unruhe über nichts bedeutende Sachen nagt ihm an Leib und Seele, und macht ihn einige Tage hindurch unbehaglich. Daher kömmt denn auch die unendliche Abwechſelung ſeiner Launen. Er iſt gar zu weich; Ein gleichgültiges Geſicht, das ihm unſchuldigerweiſe ein vertrauter Freund macht; Ein Wörtgen, das er auf ſich zieht; Ein kleiner Mangel an Aufmerkſamkeit, ſo man ihm zeigt, verſtimmt ihn auf vier und zwanzig Stunden. Dann geht ſeine Aengſtlichkeit, ſeine Verlegenheit ſo weit, daß er ſich gar nicht zu helfen weiß. Er meint das Schickſal und alle Menſchen hätten ſich gegen ihn verſchworen. Dies iſt eine Folge ſeiner unerhörten Schickſale, die ihn oft überfielen, wenn er es am wenigſten erwartete, und durch die kleinſten zuſammentreffenden Umſtände herbeygeführt wurden, wenn er in einem Winkelchen ganz ruhig zu ſitzen glaubte. Es iſt wahrlich Wunder, daß er bey dieſen Umſtänden nicht längſt ein Menſchenfeind geworden iſt, daß er noch auf die Freundſchaft irgend eines Mannes trauet. Denn immer erfuhr er es, daß wenn er in irgend eine Verlegenheit kam, ihn jedermann, auch die, welche ihm am mehrſten zu danken hatten, im Stiche lieſſen; Und wenn er ſich herausgeriſſen hatte, dann drängte ſich wieder ein Heer mittelmäßiger Geſchöpfe um ihn her, die ſich durch ihn Glanz geben, und vor dem Publico als die Freunde eines klugen Mannes gelten wollten — Und doch trauete er immer wieder, nahm jeden undankbaren Rückkehrenden wieder in ſeine Arme auf.

Auch hat er in ſeinem Character eine ſo glückliche Miſchung von Leichtſinn, ohne welchem er vielleicht nicht mehr leben würde, daß wenn nur die erſten Tage vorüber ſind, er ſich über jedes erlittene Ungemach beruhigen kann.

Er beſitzt ſehr viel Eitelkeit — Nicht eben, ſich Eigenſchaften anzudichten, die er nicht hat; aber ſehnlichſt zu verlangen, daß man alles Gute an ihm bemerken, ihn nicht grob ſchmeicheln, aber ihm vorzügliche Achtung und Liebe beweiſen ſoll. Sobald er glaubt mit einem mittelmäßigen Menſchen verglichen oder gleichgehalten zu werden; ſo murrt ſein Stolz.

Er hat ein zu fühlbares Herz, nimt ſo warmen Antheil an den Schickſalen Anderer, als wenn es ihn ſelbſt beträfe — Ja! mehr, denn wenn ſeine Weichligkeit ihn bey eigenem Kummer faſt immer eine üble Rolle ſpielen läßt; ſo zeigt er bey den Gefahren Anderer Muth und Entſchloſſenheit, und iſt der beſte Tröſter. Der Gedanke nicht helfen zu können, wo er Noth ſieht, zerreißt ſein Innerſtes.

Hieran iſt wohl freylich ſein Temperament, ſein ſchwacher Nervenbau mit Schuld; Er kann kein Thier leiden ſehen. Nicht aus Furcht vor dem Anblicke des Jammers, dem ſich glückliche Leute ſo gern entziehen, ſondern weil er ſelbſt viel gelitten hat, vertrauet mit aller Art von Elende, und nur ſelten in dem Falle iſt, dies heben zu können, weil es ihm an Vermögen und Gewicht fehlt.

Sein Kopf iſt hell und aufgeklärt. Er dringt tief in das Weſen der Dinge, iſt vorausſehend, fein beobachtend, und hat ſehr erfahren, geleſen, geſehn, gelernt, ſeit einigen Jahren aber viel von ſeinem Gedächtniſſe verlohren, weil ſich immer eine Menge Gegenſtände in ſeinem Kopfe herumdrängen.

Niemand kann dienſtfertiger ſeyn als er. Auch machen faſt alle Leute Misbrauch davon, und ſelten erndtet er Dank ein, kömmt gewöhnlich um ſeiner Freunde willen in Verlegenheit. Dabey beſitzt er eine Thätigkeit und ausdauernde Arbeitſamkeit, wie ich ſie noch in meinem Leben bey niemand wahrgenommen habe, ſetzt auch alles durch, was er will.

Bey der großen Lebhaftigkeit ſeines Temperaments hat er einen auſſerordentlichen esprit de detail und einen höchſt pedantiſchen Ordnungsgeiſt. Er kann mit ungeheurer Geduld ſich um die kleinſten Geſchäfte, um Küche, Keller u. d. gl. bekümmern. Dabey iſt er, wenn er geſtimmt iſt und es will, der unterhaltendeſte Geſellſchafter, der feinſte Hofmann, der angenehmſte, beſcheidenſte, ſittſamſte Freund der Frauenzimmer, die er, vielleicht mehr als er ſollte, liebt und ehrt, kann ſich mit jeſuitiſcher Liſt in die Gunſt auch ſchlechter Leute einſchleichen, aber ſelten darinn erhalten, weil er nicht in der Folge fortſchmeicheln kann, und das zwar, theils wenn die Leute ihm in der geforderten Achtung und beſtändigen Aufmerkſamkeit fehlen, theils wenn er findet, daß ſie unter ſeinem Ideale ſind, welches faſt immer der Fall iſt; weswegen er denn bald der Leute müde wird, ſobald er ſie ganz kennt. Doch verachtet er ſie nachher nicht, denn er hat eine unbeſchreibliche Duldung gegen Schwäche, nur muß es ihnen nicht einfallen, ſich ihm gleichzuſtellen.

Er iſt leicht für jede gute Sache in Feuer zu ſetzen und mit Enthuſiasmus zu erfüllen. Dann fehlt es ihm aber oft an kalter Ueberlegung der Folgen, und augenblickliche Gegenwart des Geiſtes, die ſonſt eine Eigenſchaft ſchneller Genies iſt, hat er, vielleicht aus zu großer Lebhaftigkeit, gar nicht.

Er thut alles, bis auf die geringſten Dinge, mit äuſſerſter Schnelligkeit, ißt und trinkt gern gut und viel, ohne jedoch unmäſſig zu ſeyn. Er iſt nur einmal in ſeinem Leben berauſcht geweſen.

Sein großer Fehler iſt, daß er nicht ſchweigen kann, wenn ein Schurke gelobt wird. Ueberhaupt iſt er (doch nicht in Dingen, die er für wichtig anſieht) zu geſchwätzig, ſagt in einem Augenblicke von Herzensergieſſung Dinge heraus, die ihm und Andern höchſt nachtheilige Folgen bringen können.

Aus zu großer Thätigkeit aller Orten Gutes zu befördern und Boſes zu verhindern, hat er ſich mehrmals in Händel gemiſcht, aus welchen er ſich nur mit Mühe und oft auf Unkoſten ſeines Rufs herauszog.

In dem Augenblicke, da er beleidigt wird, iſt er voll Rachgier, und zuweilen ſehr ungerecht gegen den Beleidiger. Aber eine kurze Ueberlegungsfriſt bringt ihn zur Vernunft, und dann würde er ſeinen letzten Biſſen mit ſeinem Verfolger theilen, beſonders wenn ſich dieſer unterwirft, oder unglücklich iſt.

Gegen ſein Geſinde iſt er der väterlichſte, vielleicht nur zu nachſichtige Freund, und wenn ſeine Leute nur fröhlig ſind und ihm Zutrauen zeigen; ſo zankt er gewiß nicht, und fordert wenig von ihnen.

Er iſt mehr Verſchwender als geizig, hat ungern mit Geldſachen etwas zu thun; aber für andre Leute würde er mit Freuden wuchern.

Sein mündlicher Vortrag iſt nur dann, wenn Körper und Seele recht geſund ſind, (und das kömmt ſelten) wenn er in Feuer geräth, und die Materie nach ſeinem Geſchmacke iſt, hinreiſſend und zuſammenhängend; auſſerdem aber verwirrt und zerſtreuet. Hingegen ſchreibt er mit Wärme, Ordnung und Zierlichkeit, kann ſich auch beynahe zu jeder Zeit in die Laune zum Schreiben ſetzen.

Nie iſt er mehr in ſeinem Elemente, als wenn er über Despotismus und Dummheit ſpötteln oder eifern kann.

Seit einiger Zeit entzieht er ſich ſehr dem Umgange mit Menſchen. Sie haben ihn ſo oft getäuſcht, daß er lieber im Stillen für ſie arbeiten, als ſie um ſich ſehen will. Als ihn neulich jemand fragte, warum er ſo philoſophiſch lebte, ſagte er: „Der Teufel mag „am Ende kein Philoſoph werden, wenn es „einem ſo ſchlimm geht!“

Dies iſt das ohngefehre Bild eines Mannes, der von der Natur zu etwas Größerm beſtimmt zu ſeyn ſchien.

Ich ſehe aber, daß mein Brief durch dieſe Zeichnung ungewöhnlich lang geworden iſt. Verzeyhen Sie, gnädiger, beſter Herr! Ich küſſe Ihnen in Gedanken die Hände.

Meyer.

Zehnter Brief.

An den Herrn Lieutenant von Hohenau in Berlin.

. . . . . den 12ten Auguſt 1771.

Beſter, ewig geliebter Freund!

So werden dann endlich unſre Wünſche erfüllt! — Meine Eltern ſind von allem zufrieden, und haben ſchon unſerm Wohlthäter geantwortet — Vor Freuden zittert die Feder in meiner Hand — Auf meinen Knien habe ich Gott geprieſen, der unſres Leidens ein Ende macht —

Zwar ſoll ich noch ein Jahr, ein langes Jahr von Ihnen getrennt leben — Das iſt hart — Doch, ich will nicht murren; In meinem Herzen ſind Sie ſo gegenwärtig, als wenn ich Sie in meinen Armen hätte. —

Aber wirſt Du mich auch nicht vergeſſen, Einziger, liebſter Carl! mich nicht vergeſſen, wenn Du unter liebenswürdigern Mädgen umherſchwärmſt — O! wenn du das könnteſt! — Doch nein! das kannſt Du nicht. Du wirſt nicht wollen, daß Dein armes Mädgen ſich abhärmen, aus Kummer dahinſterben ſoll — Haben wir uns nicht vor dem Angeſichte des Höchſten ewige, unwandelbare Liebe geſchworen? Biſt Du nicht ein treuer, redlicher Mann? —

Guter, beſter Freund! Ach! wenn ich daran denke, was ich ausgeſtanden habe, und welche frohe, wonnevolle Tage ich izt ahnden darf — Ich kann nichts davon ſchreiben — Es iſt zu viel in meinem Herzen — Ich mögte alles wieder ausſtreichen; Es ſteht ſo kalt da — —

Schreiben Sie doch ja gleich an meine Eltern, und danken ihnen, wie es Ihnen Ihr Herz eingeben wird — Die guten Eltern! Sie lieben Dich herzlich; theuerſter Carl! —

Wir erwarten Sie nun bald hier — Ich muß den Brief ſchlieſſen; der Bothe geht in die Stadt — Tauſendmal drücke ich Dich zärtlichſt an mein Herz — Morgen fange ich einen neuen Brief an — Komm ja bald zu

Deiner

Charlotte.

Zwölfter Brief.

An den Herrn Secretair Meyer in Dresden.

Urſſtadt den 22ſten Auguſt 1771.

Dieſes, mein beſter Freund! iſt alſo das letztemal, daß ich Ihnen vor Ihrer Herkunft ſchreibe. Sie haben doch mein Paquet von voriger Woche erhalten? Der junge Wallitz hat mir durch ſeinen Brief, der nur zu voll von überſpannten Ausdrücken der Dankbarkeit war, einen rührenden Beweis ſeines zarten Gefühls gegeben. Empfehlen Sie mich ihm herzlich, und entſchuldigen es, daß ich ihm nicht antworte; Wir ſehen uns ja bald hier; Sie würden heute auch nichts mehr von mir leſen, wenn ich nicht grade eine einſame Abendſtunde mir damit zu erheitern dächte, daß ich ein bißgen zu Ihnen plaudere.

Ich war geſtern in Simoldsſtein, und hörte den berühmten Prediger, deſſen Beredſamkeit man ſo ſehr erhebt. Dabey habe ich die Bemerkung erneuert, wie viel darauf ankömmt, ob man den ſittlichen Character des Mannes ſchätzt, der gute Dinge ſagt, und daß auch von dieſer Seite ein Seelſorger doppelte Urſache hat Beyſpiel zu geben, wenn er verlangt, daß ſeine Lehren Eindruck machen ſollen.

Mich dünkte würklich der Mann ſagte vortrefliche Sachen; Er trug ſie auch mit Wärme vor; Er predigte von der Liebe des Nächſten, von Wohlthätigkeit, von guten Werken, zeigte, wie unvernünftig es iſt, wie ſehr es den redlichen Mann niederſchlagen muß, wenn ihm ſein Geiſtlicher ſagt, daß ihn ſeine guten Werke, ſeine rechtſchaffnen Handlungen nicht ſelig machen können.

Als wenn die möglichſte Erfüllung unſerer Pflichten nicht jedem Redlichen, hier ohne ſeine Schuld Gekränkten, einen ſichern Anſpruch auf die Gnade des Schöpfers gäbe! Als wenn nicht eifriger Wille und treues Beſtreben gegen die verderbte Natur zu kämpfen, das herrlichſte Verdienſt in den Augen des mit ſeiner Liebe alle Creaturen umfaſſenden Gottes wäre! Als wenn nicht durch die natürlichen Folgen guter Handlungen Geiſt und Körper veredelt, und dadurch zu einem beſſern Zuſtande der Verklärung vorbereitet würden — Der einzige vernünftige Begriff, den man ſich von einem künftigen Leben, von einem feinern Würkungskreiſe machen kann —

Das alles ſagte er vortreflich, ohne alle dogmatiſche Narrheiten, faßlich und fühlbar für jeden Stand, befriedigend für jede Religionsſecte. Aber ſo wie er da ſtand und Tugend predigte, indeß die Argliſt aus ſeinen ſchüchternen, jedem feſten Blicke ausweichenden Augen hervorblinzte, misfiel mir jedes Wort, das er redete.

Er iſt ein heimlicher Jeſuit, und, ſo jung er iſt, ſchon von einem andern ſchlauen Böſewichte, der an dem nemlichen Orte wohnt, und das Syſtem der Bosheit theoretiſch und practiſch einem kleinen Circul um ihn verſammleter Jünger docirt, in ihre ſchändlichen Grundſätze eingeweyhet.

Aeuſſerſt einſchmeichelnd drängt er ſich in Familien ein, um dort Uneinigkeit und Zwiſt zu verbreiten, alle heiligen Bande der Geſellſchaft aufzulöſen, über Wahrheiten zu ſpotten, die er ſelbſt, des ſchändlichen Gewinſtes wegen, lehren muß, und worauf ſo viel Menſchen ihre innere Glückſeligkeit bauen; behauptet, wo er es ungeſtraft thun kann, daß die Moral ein Hirngeſpinſt ſey, daß jeder ſeinen eigenen Vortheil ſuchen dürfe, und daß es, weil das kurze Leben doch nur durch ſinnlichen Genuß und Entfernung von aller Art Schmerz leidlich werden könne, jedem freyſtehn müſſe, ſich auf Unkoſten Anderer diejenigen Freuden zu verſchaffen, welche ihm die angenehmſten wären —

Doch, wir wollen einen Vorhang zwiſchen uns und dieſen Mann ziehen — Es wird eine Zeit kommen, wo das bedrängte Herz, welches die Uebertretung ſo vieler ſüſſen Pflichten auf ſich liegen hat, deren Erfüllung allein die Harmonie der Schöpfung befördern helfen kann, allen Jammer ſeiner Herabwürdigung fühlen, ſich vergebens nach Ruhe und Frieden ſehnen, und umſonſt die übel verwendeten Stunden, das gegebene Aergerniß verwünſchen mögte; Indeß der verkannte gekränkte Redliche, der nicht geprediget, aber im Stillen groß und edel gehandelt hat, voll Zuverſicht auf die allmächtige Liebe, mit ſanftem Lächeln aus dieſer Vorbereitungsclaſſe in eine beſſere Welt übergeht — Von Wenigen gekannt, von den Thränen einiger Edlen begleitet, die ihm zum letztenmal mit ſanftem Händedrücken für das vielfache Gute danken, ſo er an ſeinen Freunden, in dem häuslichen Circul der ihm anvertrauet war, und (ſo viel es gegen die Hinderniſſe, welche ihm böſe verirrte Menſchen in den Weg legten, zu ringen möglich war) für die Welt gethan hat.

Nach der Kirche beſahen wir das Schloß und die Gärten des regierenden Grafen. Das iſt der ſaubere Landesvater, von welchem der Herr von Weckel ſo viel Geſchichtgen weiß. Er hat mir kürzlich ein Paar davon erzählt, die würklich einen traurigen Beweis von der Ausartung unſerer Staatsverfaſſungen und von dem ſchönen Despotismus der kleinen deutſchen Tyrannen geben.

Dieſer Graf verführt nemlich ſeine eigenen Bediente, durch abgeſchickte Schelme, daß ſie ſich müſſen beſtechen laſſen; dann macht er ihnen den Proceß, und zieht ihr Vermögen ein, oder erlaubt ihnen, aus gräflicher Gnade, ſich mit einer anſehnlichen Summe von der Strafe loszukaufen.

Ueberhaupt darf bey ihm jeder für Geld alles thun. Er hat unter andern eine Verordnung ergehen laſſen, welche feſtſetzt, wie oft die Leute die Kirchen beſuchen ſollen. Auf den Uebertretungsfall iſt Geldbuße gelegt. Wer ſich aber abonnirt, und jährlich acht Thaler giebt, kann das ganze Jahr durch den Gottesdienſt verſäumen.

Einer von ſeinen erſten Staatsbedienten bekömmt jährlich zweyhundert Thaler, wovon er aber ſeinem Herrn hundert als Koſtgeld für die Hoftafel geben, und mit funfzigen eine Pharaobank im Schloſſe machen muß.

Sagen Sie mir, iſt es nicht erſchrecklich, daß ein gutes, ehemals freyes Volk, ſich von ſolchen Menſchen muß regieren oder vielmehr ſchinden laſſen?

Der Mann, der die Finanzen dieſes Sultans dirigirt, iſt ein Projectenmacher, der nur auf dem Papiere gelehrt iſt. Er mag ſonſt ein redlicher Mann ſeyn; Aber nicht alles iſt anwendbar, was in der Theorie herrlich ausſieht. Ich gebe es zu, daß was theoretiſch wahr iſt, es auch in der Praxis ſeyn muß. Aber eben bey dieſer Wahrheit müſſen die Ausnahmen nicht vergeſſen werden, welche bey einzelnen Localumſtänden eintreten.

Ich ſchätze einen Mann ſehr hoch, der über Cameral- und Finanzweſen gute Bücher ſchreibt. Wenn er Genie hat; ſo wird er manche feine kühne Idee zur Welt bringen, die Gelegenheit zu nützlichen Einrichtungen geben kann. Aber dem practiſchen kältern Geſchäftsmanne muß man es überlaſſen, zu prüfen, ob eine Erfindung, ein Project anwendbar iſt oder nicht, und ihm auch die Ausführung übertragen. Jeder ſchöpferiſche Geiſt iſt in ſeine Syſteme, in das Werk ſeiner Phantaſie verliebt. Dahinein ſoll durchaus alles paſſen. Kömmt er an das Ruder; ſo bringt er alles in Verwirrung. Mancher Kriegsminiſter, der einen herrlichen Plan zu einem Feldzuge entwirft, woraus die Generale großen Nutzen ziehen, würde ſich ſehr ſchlecht dazu ſchicken, das kleinſte Commando zu übernehmen. Wenn ich daher ein Fürſt wäre; ſo glaube ich, ich würde ſolche aufgeklärte Schriftſteller beſolden, um ſie auſſer der Nothwendigkeit zu ſetzen, ums Brod zu ſchreiben, und ſie dann bitten in meiner Reſidenz zu wohnen, ihnen aber nie Geſchäfte in die Hände geben.

Es geht mit allen menſchlichen Kenntniſſen alſo. Ich ſehe eine Menge Leute, die aus Büchern den Menſchen ſtudieren, täglich das Spiel der Betrüger werden, ſehe Leute, die das Landleben aus Idyllen und Romanen lieben gelernt haben, ſich unter den Bauren ein unverdorbenes Völkgen von arcadiſchen Schäfern und patriarchaliſchen Landleuten denken, in ein Dorf ziehen, dort ſo eine unglückliche, unbehagliche, ſchiefe Rolle als möglich ſpielen, und alles verkehrt anfangen, oder ſich mit unbeſchreiblicher Mühe herabſtimmen.

Allein ich bin von meinem Grafen abgekommen; ich habe aber auch nichts mehr uber ihn zu ſagen, als daß ich feſt hoffe, er und ſeine Herrn Mitbrüder werden wohl nicht lange mehr ihre kleinen Fürſtentyrannien über unſer armes Vaterland ausüben, und es wird einſt ein Größerer auftreten, über ſie kommen, und ihnen das Handwerk legen.

Es iſt beynahe zu verwundern, warum nicht ganze Heerſcharen von deutſchen Bauren, die ſo entſetzlich-gemishandelt, vermiethet und gequält werden, und in ſo wenig Provinzen des Reichs, bey ihrem ſauren Schweiße, nur einmal ſich rühmen können ein Eigenthum zu haben, das nicht heute oder morgen, zu

Befriedigung einer ſchändlichen Leidenſchaft, zu Beſtreitung eines höchſt unnützen Aufwandes, angegriffen wird, daß dies Volk nicht auswandert. Wo in der Welt können ſie es wohl ſchlimmer haben? Aber der ſüße Hang zum Vaterlande, der (man ſage was man will) doch ſchwer zu erſticken iſt, feſſelt ſie an ihre väterlichen einſtürzenden Hütten, die Wohnungen des Jammers und Elendes.

Vaterlandsliebe iſt kein Vorurtheil. Unſre Glückſeligkeit hängt oft an ſehr kleinen Fäden, hängt von ſo geringen Eindrücken, von ſo kleinen Dingen ab, an welche wir einen eingebildeten Werth heften, und ſie ſo viel Jahre hindurch zu unſrem Bedürfniſſe gemacht haben, daß es uns ſehr wehe thut, wenn man uns aus dieſen Schranken reißt. Dazu kömmt dann die Annehmlichkeit des Umgangs mit Perſonen, die einerley Art von Erziehung, einerley Richtung des Geiſtes haben, denen wir uns eher mittheilen und verſtändlich machen können. Ich bemerke auch in der

That, daß dadurch unſer ſittlicher Character mehr Eigenthümlichkeit, mehr Feſtigkeit erhält. Kinder, die auf Reiſen gebohren und erzogen, mit ihren Eltern immer umherziehn, oft in ein andres Land verpflanzt werden, bekommen würklich weniger Gepräge. Ach! und dann ereignen ſich auch Vorfälle im menſchlichen Leben, wo man von Fremden wenig Schutz zu erwarten hat, wo man nur in dem Schooße der Leute, die durch gemeinſchaftliches Intereſſe, Gewohnheit, häusliche und bürgerliche Bande an uns geknüpft ſind, Troſt und Hülfe finden kann. — Ja! wenn die Welt wäre, was ſie ſeyn ſollte, Ein Haus für Brüder, für Kinder Eines Vaters — Aber —

Doch ich komme in den Predigerton; Ich denke Sie ſind eben ſo müde zu leſen, als ich zu ſchreiben. Leben Sie wohl, edler Mann! Ich bin mit herzlicher Ergebenheit

Ihr

Freund

Leidthal.

Drey

Dreyzehnter Brief.

An den Herrn Etatsrath Müller in Coppenhagen.

Urſtädt den 30ſten Auguſt 1771.

Sie wiſſen ſchon, mein verehrungswürdiger Freund! durch des Baron Leidthals Brief *, daß mein Oncle aus dieſer Welt gegangen iſt. Was ſoll ich Ihnen darüber ſagen? Er war ein ſo redlicher Mann, daß ihm Wenige an practiſcher Rechtſchaffenheit gleichkommen werden. Indeſſen ſchienen ſeine Umſtände von der Art, daß ihm der kleine Reſt von Leben nur zur Laſt gefallen ſeyn würde; und wenn gleich mir die Trennung von einem ſo herzlich guten wohlthätigen Freunde nicht gleichgültig ſeyn kann; ſo iſt mir es doch von der andern Seite ein

---

* der, wie viel andre, nicht eingerückt iſt.

Troſt, daß ſeine Leiden ein Ende genommen haben, da ohnehin dieſe Welt dem gefühlvollen menſchenliebenden Manne wenig Scenen der Freude darſtellt, um derentwillen man wünſchen mögte, darinn über die gewöhnlichen Grenzen des Menſchenalters hinaus umherzuwandeln —

Dergleichen ernſthafte Beobachtungen ſind Sie von dem leichtſinnigen Weckel nicht gewöhnt zu hören. Aber glauben Sie mir, ich kann oft ſehr ſchwermüthig ſeyn — Doch aber will ich Ihnen mit keinen hypochondriſchen Klagen Langeweile machen, ſondern Ihnen nur angenehme Dinge erzählen.

Wir ſind ſeit geſtern Alle hier verſammlet; der junge Wallitz, Hohenau, Meyer und ich ſtehen da geſtiefelt und bereit, unſern großen Ritterzug zu machen, den wir in ſechs Tagen antreten werden. Wir haben uns Röcke von gleicher Farbe angeſchafft. Man wird Einen von uns für einen reiſenden deutſchen Fürſten nebſt Suite halten, zumal wenn wir aus Sparſamkeit Nacht und Tag, eilig reiſen, und in keinem Wirthshauſe viel verzehren. Doch das erſte werden wir wohl bleiben laſſen; Wir wollen uns oft in kleinen Städten länger aufhalten als in den großen Reſidenzen, wo alle Menſchen einerley Geſicht haben. Dort will ich herrliche Originale zu Zeichnungen für Sie ſammlen, und wir haben es verabredet, daß unſer Leidthal Ihnen und, wenn ich bitten darf, Sie ihm, alle Briefe mittheilen. Was der zärtliche Herr Bräutigam an ſeine Charlotte ſchreibt, werden wir ſämtlich wohl nicht zu ſehen verlangen.

Ich bin etwas unpäßlich geweſen. Verkältung bey dem Nachtwachen an dem Bette meines guten Oheims hatte mir einen ſteifen Hals zugezogen. Der Doctor Pipenbuhl (Sie kennen ihn ja, den Mann mit der Perücke von Eiſendrat, dem kleinen Haarbeutel mit Schmelz beſetzt, dem kaffeebraunen Rocke, deſſen Aermeln kaum über die Ellbogen hinausgehn, mit den ſteifen Schößen, langen Manſchetten, der gelben plüſchenen Weſte, dem unſichtbaren porcelainenen Degen, Wickelſtrümpfen und kleinen runden, dickengegoſſenen ſilbernen Schnallen) Nun ja! eben dieſer Mann hat mir Kräuterthee verſchrieben. Ich glaube es waren dieſelben Species, die man auch zu Clyſtieren nimt — Genug, ich bin itzt geſund.

Dieſer nemliche Mann hat neulich einen ſonderbaren Entbindungsfall gehabt. Eine Bauersfrau wurde wegen Gartendiebſtahl verurtheilt um die Mittagsſtunde an den Pranger geſtellt zu werden. Sie war ſchwanger, welches aber der Beamte nicht wuſte. Der Arzt ſpeiſete bey dieſem, als gemeldet wurde, die Frau ſey in Kindesnöthen. Der redliche Amtmann wollte ſogleich befehlen, man ſolle ſie losſchlieſſen; allein der Herr Doctor verſicherte auf ſeine Pflichten, das ſey nur ein Vorgeben, und es ſey damit ſo weit noch nicht. Indeſſen beſtättigte ſich doch die Nachricht; Herr Pipenbühl mußte ſelbſt hin, und kam noch eben früh genug, um die Frau am Pranger zu accouſchieren.

Des Doctors Sohn iſt ein ſehr geſchickter junger Mann, und Hofmeiſter in dem Hauſe des Herrn von F... in O..., mit welchem er aber jetzt einen unangenehmen Proceß führt. Der gnädige Herr war zu nachſichtig gegen ſeine ungezogene Jugend, und wenn der Hofmeiſter durchgreifen wollte, ſo bekam er Streit mit ihm. Eine ſolche kürzlich vorgefallene Verdrießlichkeit, wobey ſich Herr Pipenbühl ſehr geärgert hatte, bewog den armen Mann einige Tage auf ſeinem Zimmer zu bleiben, und nicht an den Tiſch zu kommen, weswegen er beſcheiden um Erlaubniß bath. Der gnädige Herr, welcher gewohnt iſt den Erzieher ſeiner Kinder wie einen andern Hausknecht zu betrachten, murrte ſehr, nannte es Eigenſinn, und ließ endlich — herribile dictu! — am dritten Tage den armen Hofmeiſter, ſelbſt durch ſeine Untergebenen, bey lautem Gelächter des Geſindes, im Schlafrocke mit Gewalt herunter in das Eßzimmer ſchleppen. Eine ſolche unvernünftige Beſchimpfung brachte den ehrlichen gekränkten Inſtructor, wie natürlich, aufs Aeuſſerſte. Er verließ ſogleich das Haus, und hat izt gegen den Herrn von F . . . geklagt.

Ich habe mich herzlich über die beſſern Ausſichten Ihres Herrn Sohns gefreuet; Sie wiſſen ja, welchen aufrichtigen Antheil ich an allem was Sie und die Ihrigen betrifft, nehme.

Da kommt ein Brief von Ihrer Hand an den Baron. Wann etwas darinn ſteht, worauf Sie Antwort haben müſſen; ſo wird man Ihnen heute noch ſchreiben. Auſſerdem empfehlen wir uns Alle Ihrer Freundſchaft und Güte. Vergeſſen Sie nicht, daß ich auf Reiſen wie zu Hauſe froh bin, wenn Sie mir erlauben, mich nennen zu dürfen,

Ihren

treu ergebenſten Freund

Weckel.

Vierzehnter Brief.

An den Freyherrn von Leidthal in Urſtädt.

Coppenhagen den 22ſten Auguſt 1771.

Mein Sohn Ludwig iſt entzückt über ſein Glück, über die Veränderung ſeiner Lebensart; Schade, daß ich würklich ſchon zu alt werde, und zu viel Gutes und Böſes durcheinander erlebt habe, um jede Freude ſo mitempfinden zu können, als ich wohl wollte. Ein Krankenwärter, der bey ſo manchem gefährlichen Patienten gewacht hat, iſt an die kleinen Revolutionen ſo gewöhnt, daß, wenn ihn der Kranke, ſobald er ein wenig Linderung ſpürt, freudig bey der Hand faßt, und ihm zuruft: „Ach! ich befinde „mich beſſer" er kaum etwas mehr fühlt, als daß nun ſeine Arbeit, ſeine Laſt leidlicher wird.

Unterdeſſen iſt mein Herz noch warm genug, um nicht zu vergeſſen, daß Sie, mein gnädiger beſter Herr! die Haupttriebfeder alles des Guten ſind, das ich im angehenden Winter meiner Tage mit den Meinigen erlebe. Nun auch dieß Kind verſorgt iſt; nun iſt mir nicht mehr bange. Die jüngſten Knaben ſind auf gutem Wege, und meine beyden älteſten Kinder ſo glücklich, als man es, bey dem Spaziergange durch dieſe Welt, wo doch hie und da ein Steinchen in den Schuh kömmt, ſeyn kann.

Mir iſt nur immer für Ludwigs Vorwitz und Mangel an Welt bange. Er will ſich gern aller Orten von der vortheilhafteſten Seite zeigen, und das iſt nicht eben der Weg ſein Glück zu machen, beſonders wenn man die Leute, von denen unſer Glück abhängt, merken läßt, daß man ſie überſieht. Ich ſage ihm oft, daß um auf ein mittelmäßiges Genie zu würken, man ſich demſelben gleichſtellen muß. Will man etwas bey einem ſolchen durchſetzen; ſo zeige man nur ja nicht ſogleich ſeine Eminenz. Man dringt wohl zuweilen auf dieſe Art durch, aber man überzeugt nicht, und verſperrt ſich auf künftige Zeiten den Weg. Man gebe aber anſcheinend ſeinen beſſern Meinungen nach, verwickle den ſchwachen Mann ſo in ſeine verwirrten Ideen, daß er ſelbſt bey uns Hülfe ſuche, und dann rathe man ihm, und er wird folgen.

Allein an dieſer und aller andern Art Weltklugheit fehlt es dem guten Ludwig noch ſehr — Doch er mag immerhin einmal anlaufen, und aus Erfahrung, welche die beſte Lehrmeiſterinn iſt, lernen weiſe werden. Sein Platz in der bürgerlichen Welt iſt noch nicht ſo wichtig, daß er ſich durch ſolche kleine Unvorſichtigkeiten unglücklich machen könnte.

Ich lebe hier unter guten Menſchen. Die Nation gefällt mir ſo übel nicht. Es iſt wahr, der größte Theil iſt ein bißgen phlegmatiſch und geſchwätzig. Viel feine Köpfe finde ich nicht, aber fleißige, ſinnliche Leute, die ein gutes Gedächtniß haben, und vielleicht um ſo glücklicher ſind, da ihre materiellern Seelen nicht ſo leicht von jedem Lüften menſchlicher Leiden und Freuden erſchüttert werden.

Das einzige, was mich kränkt, iſt, daß ich nun wahrſcheinlicherweiſe in langer Zeit nicht ſo glücklich ſeyn werde, Ihnen, theuerſter, vortreflicher Herr! mündlich zu ſagen, wie herzlich ich bin,

Ihr

ehrerbietigſter treuer Diener
Müller.

Funfzehnter Brief.

An den Herrn Ludwig Müller in Dresden.

Ueiſtädt den 4ten September 1771.

Jetzt, mein lieber Freund! da wir im Begriff ſind übermorgen abzureiſen, muß ich noch ein herzliches Wortgen zu Ihnen reden. Wer weiß, wie bald wir uns wiederſehen, und indeſſen treten Sie in eine neue Laufbahn, mit welcher eine wichtigere Periode Ihres Lebens anfängt.

Bis dahin, mein Beſter! waren Sie ziemlich frey; Sie wurden durch keine merkliche Bande an den Staat geknüpft, konnten leben, wie Sie wollten, ohne jemand andern als Ihrem Herzen Rechenſchaft zu geben, und dies Herz war ein billiger, ſanfter Führer. Von nun an werden Sie andern Richtern in die Hände fallen; die Leute, mit welchen Sie in Verhältniſſe kommen, werden ein Recht zu haben glauben, Ihre Handlungen zu controllieren, zu beurtheilen — und da thut es mir wehe, Ihnen ſagen zu müſſen, daß Sie nur zu oft Gelegenheit finden werden, über Ungerechtigkeit zu klagen.

Glauben Sie nicht, daß ich Ihnen die Menſchen verhaßt machen wollte; Gewiß nicht! Ich will Ihnen im Gegentheil eine Skizze von Gemählden vor Augen legen, an deren Anblick Sie Sich gewöhnen müſſen, wenn Sie nicht jeden Tag vier und zwanzig unruhige Stunden haben wollen.

Sieht man auch nur die Sache aus dem rechten Geſichtspuncte an; ſo wundert man ſich gar nicht darüber, daß der große Haufen ſich unter einander das Leben ſo ſauer macht. Das gehört mit zu der Ordnung des Ganzen; durch dieſe Gährung wird manche ſonſt ruhende

Triebfeder in Bewegung geſetzt; es giebt der Maſchiene mehr Mannigfaltigkeit, und erweckt manches ſchlafende Gefühl.

Sie ſind lebhaft, verſtändig, gefühlvoll, unternehmend zum Guten und zutraulich auf die Güte Anderer — O! machen Sie Sich gefaßt, mit dieſen herrlichen Eigenſchaften wenig Glück in der Welt zu machen — Wiederſtand von allen Seiten, Neid, Kälte, ungerechte Auslegung Ihrer unſchuldigſten, edelſten Handlungen — das alles erwarten Sie ſicher, und dies nicht nur vom vornehmen und geringen Pöbel, nein! von denen Leuten, die ſich Ihre Freunde nennen; und haben Sie einſt in dreyſſig Jahren drey Menſchen gefunden, die Sie ganz verſtanden, ganz uneigennützig an Ihnen hiengen, von denen Sie treu, unwandelbar, um Ihrer ſelbſt willen geliebt wurden — dann ſind Sie ein Sohn des Glücks.

Aber dies erbittere Sie nicht! Spannen Sie vielmehr beyzeiten Ihre Erwartungen herab; ſo werden Sie nicht von idealiſchen Hoffnungen getäuſcht werden. Thun Sie in der Stille ſo viel Gutes als Sie können, rechnen Sie auf keine Erkenntlichkeit, auf keinen Beyfall, freuen Sie Sich, wenn das alles von niemand erkannt, wenn es mit Undank belohnt wird. Dem liebevollen Weſen, das die Haare auf unſerem Haupte zählt, entgeht kein Beſtreben des Redlichen, kein Sehnen des Edlern, kein guter Vorſatz, kein Seufzer des Leidenden, keine Klage über mislungene fromme Wünſche. Ach! laſſen Sie das Ihr Troſt ſeyn, lieber Freund! und werden nicht müde den graden Weg zu gehen, wenn Sie Sich auch durch tauſend Verirrte drängen müſſen, die Ihnen hohnen, Sie aufhalten, und Ihnen große Steine vor die Füße werfen. Eine einzige Abendſtunde voll ſüßer Rückerinnerung überwundener Schwierigkeiten erſetzt alles erlittene Ungemach, und Ein Paar treue Gefährten, die

Ihnen das Schickſal zuführt, alle Beſchwerlichkeiten der Reiſe.

Aber ſuchen Sie dieſe Freunde nicht ängſtlich, aus Furcht, es mögte Sie gar zu ſehr ſchmerzen, oder erbittern, wenn Sie Sich geirrt hätten. Fragen Sie niemand, wo er hinaus will; Aber Sie werden ſchon einmal an irgend einen andern ſtillen Wanderer gerathen, wenn Sie viel Tagereiſen gemacht haben, und Sie denſelben guten Menſchen jeden Abend in derſelben Herberge finden; wenn Sie bemerken, daß er ſtets den nemlichen graden Weg geht, den Sie wandeln — dann iſt es wahrſcheinlich, daß er eben den Ort erreichen will, wohin Sie ſtreben, und Sie können es verſuchen Hand in Hand mit ihm zu wandeln —

Allein auch da werden Sie Sich noch oft getäuſcht ſehen — Doch, was thut es? Wenn Sie nur indeſſen nicht auf Irrwege gerathen ſind.

Alſo trauen Sie Wenigen, aber verachten Sie Keinen, und helfen, wo Sie können. Gott und die Natur haben die beſſern Seelen zu Werkzeugen beſtimmt, der gedrückten Menſchheit wieder aufzuhelfen. Der Kampf iſt ſchwer, aber der Sieg ſüß, und heitrer Frieden und die entzückende Ausſicht in die ſeligere Zukunft der Lohn des Streitenden.

Es iſt eine alte Bemerkung, aber ſie iſt deswegen nicht weniger wahr, daß Sie, wenn Sie im Glücke ſind, nicht wiſſen können, wer Ihr Freund iſt. Der Eine wird ſich Ihnen aufdringen, um ſich durch Ihr Zutrauen Glanz zu geben; das Publicum ſoll es merken, daß ein allgemein geehrter, verſtändiger, oder gar berühmter Mann ſein Freund iſt. Der Andre ſucht Sie auf, weil er irgend einen Vortheil von Ihnen ziehen, einen Freundſchaftsdienſt erwieſen haben, irgend etwas lernen, Ihnen irgend etwas ablocken will. Ein Dritter ſucht nur in

Ihrem angenehmen Umgange Unterhaltung, Ausfüllung ſeiner leeren Stunden. Noch ein Anderer fürchtet Sie, ſucht Ihren Schutz, Ihre Nachſicht mit ſeinen Fehlern. Alle aber nehmen ohngefehr eben dieſelbe Auſſenſeite der perſonlichen Zuneigung an. Doch laſſen Sie trübe Stunden kommen; laſſen Sie ein Gewitter ſich über Ihr Haupt zuſammenziehen; und dann ſehen Sie, wie Wenige Stich halten, wie Wenige Ihnen Schutz in ihrer Hutte anbiethen werden. Verſuchen Sie es nur, und bringen ein nachtheiliges Gerücht über Ihre Perſon ins Publicum; da werden denn alle dieſe ſchönen Freunde ſich zurückziehen, und ſo lange hinter dem Buſche lauren, bis ſie ſehen, wie das Ding abläuft. Wo wird der Mann ſeyn, der mit feſter Entſchloſſenheit ſich Ihrer annähme, ſein Privatintereſſe, ſeinen Ruf auf die Seite ſetzte, Ihnen irgend ein Opfer bringen, ſich dem Sturm entgegenſtellen, und ausrufen würde: „Schone des Mannes, er verdient nicht gemißhandelt zu

„werden — Ich kenne den Edlen; er iſt „mein Freund.“

Und hier habe ich nur von der ſchlechteſten Claſſe von Menſchen geredet. Aber auch die Beſſern, zu ſchwach ihren Grundſätzen treu zu bleiben, werden, wenn man Sie verläumdet, zurückweichen. Zehnjährige Kenntniß Ihres Herzens wird nicht hinreichen Ihrer Unſchuld das Wort zu reden. Die Schmähungen Ihrer Feinde werden dem ganzen Bilde, das Sie ſo ausgemalt in den Seelen ihrer Freunde glaubten, andre Farben, andre Umriſſe geben. Ein Schein von Wahrſcheinlichkeit wird genug ſeyn, Sie der unerhörteſten Handlungen zu beſchuldigen, Handlungen, deren Möglichkeit ganz auſſer Ihrem Character liegt. Man wird alle Ihre guten edlen Züge vergeſſen, ſo manche Probe Ihrer Rechtſchaffenheit, ſo manchen Freundſchaftsdienſt — Ihre Tugenden werden nicht gegen Ihre Fehler auf die Wagſchale gelegt werden; Auf die Heftigkeit Ihrer Leidenſchaften wird man nicht Rückſicht nehmen; Es wird ſich ein bisgen Neid, ſelbſt der Beſſern, die das Uebergewicht Ihrer Verdienſte ungern tragen, mit hineinmiſchen — Und nun wird jeder Knabe ſich erlauben der Richter eines noch vor acht Tagen allgemein angebetheten Mannes zu ſeyn, indeß der Eine Ihrer Vertraueten ſagt: „Ich kenne „des Menſchen nicht.“ und der Andre die Achſeln zuckt, ausruft: „Hätte ich das „je gedacht!“ und vielleicht gar das noch ſchleichende Gerücht, durch die ängſtliche Art wie er die Sache nimt, ausbreitet und beſtättigt.

Und mit was für Recht? Sie können eine ſonderbare Erfahrung dabey machen. Wenn es Ihnen leidlich wohl geht; dann werden Verwandte und Freunde ruhig ſeyn; Niemand wird ſich beeifern, Ihre Zufriedenheit zu vermehren; Sie werden immer allein für Sich arbeiten, Sich ſelbſt durchhelfen, der Schöpfer Ihres Glücks ſeyn müſſen.

Aber kaum erfährt man etwas Nachtheiliges von Ihnen; ſo glaubt jeder ein Recht zu haben, Ihnen Vorwürfe zu machen: „Mein „Gott!“ werden ſie ausrufen, „Was haſt „Du da gemacht? Was müſſen Deine „Freunde von Dir hören? Denk an, wie „uns das kränken, beſchimpfen muß!“ Dann wird jeder fordern, vorſchreiben was Sie thun ſollen — Nicht zu Ihrer eigenen Hülfe, ſondern damit die Achtung der elenden Menſchen, die durch Ihren Umgang ſich geehrt wiſſen wollten, nicht vor den Augen des Volks leide.

Sehen Sie, mein lieber Freund! das ſind Reſultate von Erfahrungen meines unruhigen Lebens. Möchten Sie doch alles falſch finden, was ich hier geſagt habe! Zur Ehre der Menſchheit wünſchte ich es — Aber wie wenig darf ich das hoffen!

Wenn denn einſt Ihr lebhafter, thätiger, ſorgenloſer Geiſt Sie in einen böſen Handel

verwi⸗

verwickelt, wo Sie es ſo gut gemeint hatten, und nun alles ſchief geht, alles auf Sie fällt, Schande, Unrecht, Kummer — auf Sie, der, da er nur Gutes thun wollte, ſo gänzlich miskannt wurde; Wenn ein Freund, auf den Sie feſt baueten, Ihnen in einem entſcheidenden Augenblicke den Rücken wendet; Wenn der Mann, den Sie mit Wohlthaten überhäuft hatten, Sie mit Füſſen tritt — dann wafnen Sie Sich mit liebevollem Muthe; Nehmen Sie alle Würde Ihres Geiſtes zuſammen, und ſtehen da, in der ganzen beſcheidenen Größe eines edlen, ſich keines böſen Vorſatzes bewußten Mannes. Ihr Gewiſſen wird Sie reichlich belohnen. Haſſen Sie nur die Menſchen nicht! Es iſt Schwäche, und ſonſt nichts, was die guten Narren ſo verkehrt macht. Ertragen Sie die Schwachen, und leiden geduldig. Nie müſſe Sie Ihre heitre fröhlige Laune verlaſſen! Haben Sie Frieden mit Sich ſelbſt; ſo wird Ihnen alles übrige leicht zu ertragen werden.

Den 5ten Abends.

Ich weiß nicht, ob Sie je geliebt haben; Alſo kann ich Ihnen hierüber keinen Rath geben. Auch iſt da ſchwer zu rathen; denn dies ſüße Ungemach kömmt über uns, wenn wir es am wenigſten erwarten. Fliehen Sie alſo, ſo lange Sie noch können. Iſt es aber zu ſpät — dann erfahren Sie ſelbſt, welche Revolution die erſte Liebe in Ihrem ganzen Weſen hervorbringen wird. Nur merken Sie Sich, daß Sie nie bey dem andern Geſchlechte jene gänzliche treue Hingebung erwarten müſſen, mit welcher wir Männer uns ihnen in die Hände liefern.

Der klügſte Mann iſt, wenn er liebt, nicht mehr Meiſter ſeines Verſtandes. Er wird nichts hören, nichts ſehen, als ſeine Geliebte; Alle übrigen Weiber werden für ihn Bildſäulen ſeyn. Vergebens wird er ſich in einer Geſellſchaft, worinn die Freundinn ſeines Herzens iſt, verſtellen wollen. Man wird ſehen, wie ſeine Augen nur ſie ſuchen, wie ſeine ganze Heiterkeit an einem Blicke von ihr hängt. Aber das unerfahrendſte Mädgen wird ſich in dieſer Leidenſchaft zu bemeiſtern, ſie wo es nöthig iſt zu verhehlen wiſſen. Sie wird von zwanzig Jünglingen, unter denen ſie Einen liebt, keinen der übrigen neunzehn beleidigen noch verabſäumen, jeden durch irgend eine kleine zutrauliche Gefälligkeit gewinnen, und dadurch ihrem Geliebten oft kummervolle ſchlafloſe Nächte machen.

Iſt es würklich eine ganz andre Art von Leidenſchaft was ſie Liebe nennen, und wobey ſie ſich noch immer ſo planmäßig in ihrer Gewalt haben, oder hat der Schöpfer gewollt, daß ſie dadurch gegen unſre Zudringlichkeiten geſchützt ſeyn, ſich weniger vergeſſen ſollten? — Das kann ich nicht entſcheiden; Genug, die Natur hat es ſo gewollt, und eben dieſe kleinen Cocketterien, welche den Weibern beynahe angebohren werden, geben der Liebe mehr Mannigfaltigkeit. Das erregt dann zärtliche Beſorgniſſe, macht dem redlichen Manne wohl manche unruhige Stunde, iſt aber dennoch ſo böſe nicht gemeint. Man muß ihnen nur die Künſte ein bisgen ablernen, und ſie mit ihren eigenen Waffen bekämpfen; denn ſie ſind im Grunde eiferſüchtiger als wir, beſonders wenn ſie erſt verheyrathet ſind, und hängen mit ganzer Seele an ihren Gatten und an ihre Kinder.

Und nun, da ich Ihnen von einer Leidenſchaft geredet habe, die ſo großen Antheil an meinen vielfachen Schickſalen hat; ſo muß ich Ihnen etwas vertrauen, das mir ſchwer auf dem Herzen liegt.

Sie wiſſen, daß ſeit einiger Zeit ein gewiſſer Herr Becker (wenigſtens giebt er ſich dieſen Nahmen) nebſt ſeiner Frau in dem Städtgen ohnweit Urſſtädt wohnt. Da niemand dieſe Leute kannte, und ſie allen Umgang mieden; ſo erregten ſie anfangs die

Aufmerkſamkeit des vorwitzigen Publicums; Ich aber, der ich nicht ſehr neugierig in ſolchen Dingen bin, habe in der ganzen Zeit um ſo weniger nach ihnen gefragt, da ich mir es gewiß nicht träumen ließ, daß ſie das geringſte Intereſſe für mich haben könnten.

Vorigen Dienſttag nun, als ich, mit einem Buche in der Hand, an dem Bache hinter dem neuen Garten her ſpazieren gehe, begegnet mir dies Paar — Und welche unangenehme Entdeckung! — ich erkannte in der Frau die Geliebte meiner Jugend, meine Wilhelmine. Was ich in dem Augenblicke empfand, das bin ich nicht fähig Ihnen zu beſchreiben. Auch weiß ich mich es kaum mehr zu erinnern; Meine Verwirrung war ſo groß, daß ich mich noch zuweilen gern überzeugen mögte, ich hätte mich geirrt.

Ob ſie mich erkannt hat, weiß ich nicht. Ich war nicht genug bey mir ſelbſt, um beobachten zu können, und hatte nicht das Herz, mich, als ſie vorbey waren, umzuſehen. Ich habe niemand hier etwas davon erzählt; aber man wollte mich ſehr verändert finden, als ich des Abends zur Geſellſchaft kam.

Nicht als wenn meine alte nun überwundene Liebe aufgewacht wäre! Dieſer Schaden iſt — leider! — längſt geheilt; Aber die Rückerinnerung alles deſſen, was ich um Wilhelminen gelitten habe, meine Schickſale, die faſt alle Folgen von dieſer Leidenſchaft geweſen ſind — das alles, und viel andre Dinge drängen ſich itzt vor meine Phantaſie, ſo ſehr ich mich bemühe dieſe Gedanken zu vertreiben — Ich fürchte, es wird das Vergnügen meiner Reiſe ſehr verbittern, mir böſe Launen machen.

Mich dünkt der Herr Becker hat einen finſtern unfreundlichen Blick. Wenn er nur gut mit ihr umgeht! —

Aber wie kamen ſie in dieſe Gegenden? Warum führt er einen Nahmen, der nicht der ſeinige iſt? — Doch was bekümmert mich das alles? Ich wollte indeſſen, ich wäre ſchon vor acht Tagen fortgereiſt —

Sie wird mich wohl nicht mehr gekannt haben; Sie hat mich, hoffe ich, längſt vergeſſen — Zerreiſſen Sie nur dieſen Brief — Das wäre Waſſer auf des Herrn von Weckels Mühle, wenn er über eine ſolche Wiederfindung ſcherzen könnte — Seine Luſtigkeit iſt meiner itzigen Gemüthsverfaſſung ſehr zuwieder — Aber der Mann meint es ſo gut; Mein Verdruß macht mich ungerecht — Gott erhalte ihm ſein fröhliges Humor! — Und nun wollen wir nicht weiter von dieſer Sache reden —

Sie bitten mich, Ihnen ein Portrait von einigen der Leute zu machen, mit denen Sie itzt leben. Allein mein Brief iſt ſchon ſo lang, und Sie werden alle dieſe Perſonen bald ſelbſt näher kennen lernen. Vielleicht kann Ihnen auch das, was ich zu Anfang dieſes Bogens von der Art geſagt habe, wie ich glaube, daß man die Menſchen beurtheilen muß, zu einem allgemeinen Commentar für jede neue Bekanntſchaft, die Sie machen werden, dienen. Nur will ich ein Paar Worte über einige Perſonen ſagen, mit denen Sie in Verbindung ſtehen.

Sie wiſſen, wie ſehr ich Ihnen empfohlen habe, die Freundſchaft des Cammerraths von . . . zu ſuchen. Er iſt auch wahrlich ein edler, ſeltener Mann. Mit dem allen aber wünſchte ich doch nicht, daß Sie ganz Ihren Character nach dem ſeinigen zu bilden ſuchen mögten, wenigſtens nicht in Ihrer jetzigen Lage. Sein freyes, ofnes Herz fließt zu oft über, wo es Wahrheit und Aufrechterhaltung der guten Sache gilt, und da trifft denn oft ſein gerechter Eifer den heuchleriſchen aber rachgierigen, mächtigen Böſewicht ſo ſcharf, daß der gute Cammerrath ſich dadurch mancher Verfolgung ausſetzt. Wenn er ſo dreiſt weg den falſchen papiernen Nimbus fortbläſt, den ſich ein vornehmer Schurke um ſeinen Eſelskopf geklebt hat; dann wird der nackte Betruger aufgebracht, und ſucht ihm hinter dem Rücken ſo viel möglich zu ſchaden. Es fehlt nicht an ſchlechten ſclaviſchen Seelen, die jeden ſolchen, in einer guten Stunde geſagten Einfall, jedes freye Wort über Pfaffentyranney und Fürſtenſtreiche, jeden Spott über Thorheit, jeden Schimpf, womit er den paradierenden Schelm belegt, aufſammlen, bey Seite an einen ſichern Ort legen, und zu rechter Zeit, um des Eiferers Character verdächtig zu machen, wieder herzuholen wiſſen. Die Anzahl ſeiner Feinde vermehrt ſich, und alle ſeine Verdienſte, ſeine ganze Klugheit wird ihn nicht gegen die traurigen Folgen ſchützen, welche dies nach ſich ziehen wird. Man verſchreyet ihn als einen unruhigen Kopf, als einen Läſterer — Oft hätte ich ihm gern vorgeleſen, was Eugenius zu Yorick ſagte. Aber dieſe Art Leute iſt nicht zu beſſern; Auch ſind ſie wahrlich von der Vorſehung zu Werkzeugen einer glücklichen Revolution auserſehen — Schade, daß ſie mehrentheils das Opfer ihres redlichen Beſtrebens werden, und die Früchte ihrer Arbeit, groſe freye Grundſätze auszubreiten, nicht erleben.

Der Secretair Fränzel hat viel gute Anlage. Wenn er nicht ganz iſt, was er ſeyn ſollte; ſo ſchieben Sie die Schuld auf Rechnung ſeiner Erziehung und der durch ſchlechten Umgang erhaltenen Eindrücke. Er iſt ein hübſcher Mann, gefiel früh den Weibern, wurde von ihnen geſchmeichelt, fiel aber unglücklicherweiſe ausſchweifenden, wenig gebildeten Frauen in die Hände; daher die Frivolität, mit welcher er über alles hinausglitſcht. Er liebt das Vergnügen, und hat nicht Feſtigkeit genug, ſich irgend eines zu verſagen. Da er für ſich wenig Vermögen hatte; ſo mußte er ſich, bis er dahin kam, wo er jetzt iſt, um Gönner bewerben, dieſen

Weyrauch opfern, ſeinen Character in manche Form zwängen, und nun iſt dieſer von der Natur wahrhaftig mit herrlichen Talenten ausgerüſtete Mann ein unſichrer Freund, ein leerer ſchwacher Mann geworden.

Der Hauptmann von Herdel, der mit Ihnen an einem Tiſche ſpeiſet, iſt noch ſehr jung, voll Lebhaftigkeit und gutes Muths. Sein Kopf iſt hell, ſein Herz nicht ohne Gefühl. Aber ſchwerlich werden Sie ihn feſt an irgend etwas binden können. Er iſt aufbrauſend, heftig, ein beſtändiger Wetterhahn ſeiner ſtürmenden Leidenſchaften. Er hat nie Mangel gefühlt, ſondern war das Lieblingsſohnchen ſeiner Eltern, und daher hat ſein Character nicht die zum geſelligen Leben ſo nöthige Biegſamkeit angenommen. Bey allem Anſchein der wärmſten Theilnehmung lebt er doch nur einzig für ſich, und hat dabey hohe überſpannte Begriffe von falſcher Ehre, welche, nebſt einer unbegränzten Eitelkeit, allein die Triebfeder ſeiner Handlungen iſt.

Der Hofrath Tillmeyer iſt vielleicht einer der edelſten Menſchen, von denjenigen nemlich, mit denen Sie leben, doch haben heimliche Leiden ſeinem Herzen einen gewiſſen Anſtrich von Bitterkeit gegeben. Allein er mögte eigentlich gern ſchlechter ſcheinen als er iſt, oder er betrügt ſich vielmehr ſelbſt; glaubt für die Menſchen ſey nun einmal nichts mehr zu thun, ſie ſeyen insgeſammt Narren oder Schelme. Aber geben Sie ihm Gelegenheit einem armen Gedrückten in der Stille zu dienen; ſo wird ſeine Temperamentsgüte über ſeine Grundſätze ſiegen, und er wird Gut und Blut daran wagen. Weil er aber arm iſt; ſo hängt er von einigen Menſchen ab, nach deren Ton er ſich ſtimmen muß; und da dieſer nicht der beſte iſt; ſo ſieht man ihn faſt nie ſelbſtſtändig handeln. Dies iſt um ſo mehr zu bedauern, als er würklich viel Thatkraft hat, die ihr, ſo wie jedes würkſame Beſtreben, bey ihm ſchläft.

Den herrlichen . . . kennen Sie aus dem ſo allgemein beliebten, bewunderten Werke, das er geſchrieben hat. Welch' ein Kopf! Welch' ein Reichthum von Imagination! Welch' ein feines zartes Gefühl! Welch' ein philoſophiſcher Blick! — Und dieſer Mann iſt ſo faul, ſo ſchwer an die Arbeit zu bringen, ſo unordentlich, daß Sie Sich gar keinen Begriff davon machen können. Es iſt nicht Phlegma bey ihm, ſondern Gewohnheit, Sorgloſigkeit an ſich ſelbſt Hand anzulegen, und ſich von kleinen Schwachheiten loszumachen. Ich habe erlebt, daß er, der ſehr vermögend iſt, kein Geld hatte, und würklich Mangel litt, bloß, weil er ſich nicht entſchlieſſen konnte, an ſeinen Geſchäftsmann einen Brief zu ſchreiben. Einen Poſttag nach dem andern verſäumte er, und ließ indeſſen lieber einen Juden rufen, dem er ſeine Uhr verſetzte, als daß er einen kurzen Brief geſchrieben hätte. Er hat in allen wiſſenſchaftlichen Fächern mehr geleſen, als vielleicht irgend ein Menſch von ſeinem Alter.

Mögte er nur mehr ſchreiben! Aber wenn er auch etwas in einer guten Stunde anfängt; ſo läßt er es entweder aus Faulheit wieder liegen, oder verliehrt das Manuſcript unter dem unendlichen Chaos von ſchmutziger Wäſche, Büchern, Schriften und Kleidern.

Der Herr von Altheim hat eine ſehr eingeſchränkte, falſche Erziehung genoſſen, welche denn auch ſeine vortrefliche Anlage gänzlich erſtickt, ſein von Natur warmes treues Herz erkältet, ſeinen Kopf verdunkelt hat. Hie und da ſieht man noch einen Blick von dieſem Guten hervorſchimmern, aber es iſt alles nur Erſcheinung. Er ſteckt voll Vorurtheile, iſt eigenſinnig, an Müßiggang gewohnt, melancholiſchen Temperaments, und faſt immer in der Einbildung krank, welches wegfallen würde, wenn er eine geſchäftigere Lebensart wählte.

Sehen Sie, mein Lieber! da haben Sie ein kurzes Bild der mehrſten Perſonen, mit denen Sie umgehn. Ich habe nur ſo in Eil die Grundzüge entworfen; Ihre eigne Erfahrung wird die Portraitte ſchon ausmalen helfen.

Aber es iſt wohl Zeit, daß ich dieſen Brief ſchließe; Er kann für drey gelten. Dagegen erwarten Sie in den erſten acht bis zehn Wochen auch keinen wieder. Ich werde bey dem Anfange unſerer Reiſe ſchwerlich ſo viel Muße finden; Sie erhalten ja durch Ihren Herrn Vater immer Nachricht von uns.

Der junge Herr von Hohenau iſt wieder nach Göttingen gegangen, woſelbſt er noch ein Jahr ſtudieren, und dann die ihm zugeſicherten heſſiſchen Civil- und Hofdienſte in Caſſel antreten wird.

Leben Sie, lieber guter Müller! recht wohl und zufrieden. Niemand nimmt wärmeren Antheil an Ihrem Glücke, als

Ihr

treu ergebener Freund
Meyer.

Sechzehnter Brief.

An den Freyherrn von Leidthal in Urſſtädt.

London : Schenke in Hannover
den 12ten September 1771.

Bis dahin, beſter Vater! ſind wir glücklich gekommen, und es gefällt uns ganz gut hier. Wir ſind Alle fröhlig und guter Dinge, unſern ehrlichen Meyer abgerechnet, der zuweilen Anfälle von Hypochondrie hat, ſo ſehr er ſich auch beeifert, ein heitres Geſicht anzunehmen. Doch hoffe ich, es ſoll ſich ſchon nach und nach legen; wenigſtens thut der Herr von Weckel redlich das Seinige dazu. Er überraſcht uns jeden Augenblick mit höchſt poſſierlichen Einfällen, pinſelt alles, was uns aufſtößt, mit bunten luſtigen Farben an, und hat uns unterwegens in jedem Wirthshauſe, wo wir einkehrten, eine comiſche Scene gegeben.

Vorgeſtern, ſobald wir ankamen, zogen wir uns an, und fuhren herum, unſre Adreſſen abzugeben, wobey wir ein Paar intereſſante Bekanntſchaften machten. Beyliegender Brief des vortreflichen J... an Sie,* theuerſter Vater! wird Ihnen darüber mehr erzählen. Wir genieſſen den wohlthätigen Umgang dieſes großen Mannes in ganzer Fülle.

Ich finde es täglich mehr beſtättigt, was Sie uns über den Character der Niederſachſen geſagt haben. Dieſe glücklichen Provinzen von Teutſchland haben weniger von der Ueberſchwemmung der franzöſiſchen Lebensart gelitten. Es herrſcht hier mehr Feſtigkeit, Eigenheit, Würde, Mannheit, und doch zugleich mehr wahre Sanftmuth und Milde, als in den leichten Provinzen

---

* dieſer findet ſich nicht.

am Mayn und Rhein. Der Niederſachſe iſt nicht zuvorkommend gegen Fremde, er dringt ſich nicht ſo bereitwillig auf, wie der nach franzöſiſchem Muſter verſchnittene Rheinländer; Aber wenn er ſeinen Mann geprüft hat, und ihm dann einmal treuherzig die Hand ſchüttelt; ſo darf man darauf mehr zählen, als auf tauſend Süßigkeiten, die jener ſeinen fünf und funfzig Freunden täglich ſagt, wobey er nichts fühlt, und die er für jeden, der ihm eine gute Stunde machen kann, in Bereitſchaft hält, ſo lange es nicht auf thätige Hülfe, auf irgend eine Aufopferung ankömmt. Es verſteht ſich wohl, daß dieſe Anmerkungen nicht allgemein paſſen; das wäre freylich hart; Im Ganzen aber muß jeder unpartheyiſche Beobachter dieſelben wahr finden.

Hannover iſt weder groß noch beſonders ſchön gebauet, aber ſehr bevölkert, und es herrſcht hier eine gewiſſe Opulenz, ein Anſehn von Wohlſtand. Mich dünkt die Leute ſehen Alle ſo aus, als wenn ſie ein gutes Gewiſſen hätten, voll edlen Stolzes wären, und ſich zu keiner Niederträchtigkeit herablaſſen könnten. Es ſagte mir geſtern jemand: es freue ihn, daß doch nun der hieſige Adel anfienge zu reiſen, ſich mit fremden Sitten bekannter zu machen, und geſchliffener zu werden — „Und warum“ fragte ich „freuet „Sie das? Glauben Sie, daß der Character „dadurch gewinnen wird? Laſſen Sie immer „den Schimpf auf ihren Landesleuten hängen, „daß ſie ihr ſchönes Geld am liebſten zu Hauſe „bey ihren Unterthanen verzehren, ihr väterliches Gut nicht bey den Ausländern verpraſſen, nicht jedem durchreiſenden Abentheurer, der bey ihnen nichts zu ſuchen „hatte, mit einer Legion von Complimenten „entgegenfahren, noch ihn bitten ihr Haus „als das ſeinige anzuſehn, und ihre Weiber „und Töchter zu verführen; Wenn nur übrigens ächte teutſche Sitte und Redlichkeit „in ihren Herzen wohnt“ —

Der Mann war im Grunde mit meiner Meinung einverſtanden, fügte aber doch hinzu: es ſey ehemals dieſe Zurückhaltung gegen Fremde zuweilen übertrieben worden, und weniger die Folge einer ſoliden vorſichtigen Denkungsart, als vielmehr eines Ahnenſtolzes und einer gewiſſen, den Engländern abcopierten Verachtung alles deſſen gewesen, was nicht auf ihrem Grunde und Boden gewachſen wäre.

Viel Merkwürdigkeiten ſind hier nicht zu ſehen, doch darum reiſen wir ja auch nicht. Das Luſtſchloß Herrnhauſen hat einen großen langweiligen Garten, und ein ſehr ſchlechtes, nicht einmal maſſiv gebauetes Schloß, in welchem die antiken Büſten, die ein wenig durch unvorſichtiges Reinmachen gelitten haben, (denn ſie ſtehen im Orangeriehauſe, wo ſie im Winter von den Ausdünſtungen angegriffen werden) das beſte ſind. Die Waſſerkünſte ſind eine Seltenheit; die große Fontaine ſpringt ungeheuer hoch und dick, welches um ſo mehr zu verwundern ſeyn mag, da das Ganze durch Kunſt getrieben wird, indem das Waſſer gar keinen Fall hat. Deswegen iſt es aber auch nicht möglich, ſie ohne Zerrüttung der Maſchine immerfort ſpringen zu laſſen — Doch ich verſtehe davon nichts, und überhaupt iſt ein ſolches Werk nur dem Mechaniker wichtig, macht aber auf den Fremden, der ein Ding nach dem Maaße des Vergnügens oder des würklichen Nutzens, welchen es gewähret, beurtheilt, wenig Eindruck.

Die königliche Bibliothek iſt vorzüglich ſtark im hiſtoriſchen Fache, und an leibnitziſchen Manuſcripten. Ich möchte wiſſen, ob es wahr iſt, was uns einſt Herr Müller erzählte, daß man unter dieſes Weltweiſen Papieren einen Briefwechſel mit Jeſuiten gefunden haben ſollte, darinn er ſich anheiſchig gemacht, gegen eine Summe Geldes die Transſubſtantiation, metodo mathematica zu beweiſen. *

Das

* Wenn das wahr wäre; ſo hätte der vortrefliche Stattler in Ingolſtadt einen groſen Vorgänger gehabt.

Das Haus, in welchem dieſe Büchersammlung zugleich mit dem Archive iſt, ſodann ein Theil des Schloſſes nebſt dem Opernhauſe, die Marſtälle, das Buſchiſche Haus, und einige andre ſind die vornehmſten Gebäude. Die Egidien-Neuſtadt iſt der ſchönſte, obgleich minder bevölkerte Theil der Stadt, aber die Häuſer ſind mehrentheils leicht und nicht ganz von Steinen gebauet.

Man ſieht eine Menge ſchöner Equipagen, und viel ſchon gekleidete Lakayen, wovon die Straßen ſtets voll ſind; denn man iſt gewöhnt, ſehr viel Viſiten zu machen, und ſelbſt die Herrn Miniſter haben täglich des Morgens eine Art von Cour, ſtatt daß an jedem andern Orte ſich ein mit wichtigen Geſchäften beladener Mann ſehr wundern würde, wenn man ihm, ohne etwas mit ihm zu reden zu haben, des Morgens beſchwerlich fiele. Hier aber wird dies als eine zum Wohlſtand nöthige Sache angeſehn.

Der Aufwand in Kleidern iſt nicht groß; beſonders wird wenig an Flitterſtaat gewendet, aber was man kauft, das iſt theuer, fein und haltbar.

An der Landes-Regierungsverfaſſung wird nicht viel gekünſtelt — Vielleicht um deſto beſſer! Alles geht ſeinen nicht willkührlichen, einmal feſtgeſetzten Gang. Einländer haben, wie billig, den erſten Anſpruch auf Verſorgung, und die Dienerſchaft iſt reichlich bezahlt.

Uebermorgen gehn wir über Hildesheim nach Braunſchweig, und dieſer Brief reiſet mit. Bis dahin empfehle ich mich Ihrer väterlichen Gnade.

Carl.

Braunſchweig den 16ten Abends.

Nun ergreife ich die Feder, mein beſter gnädiger Herr! um Ihnen weiter von uns Nachricht zu geben.

Die Gegend um Hannover iſt ziemlich reizend; Es ſind auch viel adeliche Güter in der Nähe. Ueberhaupt giebt es, wie bekannt, wenig teutſche Provinzen, in welchen der Adel ſo einträgliche Güter hat, als im Hannöverſchen.

Hildesheim iſt ein biſchöflicher Sitz, das heißt: alle Straßen dieſes ſinſtern häßlichen Orts wimmeln von Betlern, indeß ſich ein Heer müßiger Pfaffen zur Ehre Gottes mäſtet — Wir eilten weiter —

Braunſchweig iſt groß, war einſt eine glänzende, reiche Stadt, iſt aber jetzt auſſer der Meſſe äuſſerſt tod. Obgleich es ſo nahe an dem hannöverſchen Lande liegt, und ehemals ein Stück deſſelben ausmachte; ſo herrſcht doch ſchon einige Verſchiedenheit im Character und in den Sitten beyder Stämme. Da ſieht man, welchen groſſen Einfluß die Regierungsverfaſſung hat. Dazu kömmt noch daß, was die Stadt ſelbſt betrifft, Handelſchaft und Hofſitten (und dieſer Hof war einſt ſehr prächtig) dem ganzen Volke eine Wendung gegeben haben, wovon man in Hannover keine Spur findet. Ich bekenne es, ohngeachtet dieſer größern Geſchliffenheit, mögte ich doch lieber dort als hier wohnen, wenn ich einen dieſer Oerter wählen müßte.

Wir haben hier Gelehrte und ſchöne Geiſter aufgeſucht, auch einige ſchätzbare Menſchen kennen gelernt. Die jungen Herrn ſind ſehr vergnügt, und ziehen mich den ganzen Tag durch alle Gaſſen. Morgen ſehen wir die Luſtſchlöſſer und Wolfenbüttel.

Der Herr von Hohenau hat an ſeine Charlotte geſchrieben; Ich bin ſo frey den Brief hier einzulegen. Es wird wohl viel verliebter Unſinn darinn ſtehen. Wie glücklich, daß ich ihn nicht zu leſen brauche!

Gern, beſter Herr! mögte ich Ihnen etwas ſo recht aus meinem Herzen ſagen, aber ich weiß nicht wie es kömmt, daß ich ſo wenig aufgelegt bin. Und dazu machen mir die Reiſegefährten den Kopf ſo warm. Der Eine lacht über alles, der Andre ſchmelzt aus Empfindſamkeit, und der junge Wallitz wundert ſich über alles, ihm iſt alles neu, er findet alles ſchön, und aller Orten ſo viel vortrefliche Menſchen — Ich mogte zuweilen aus der Haut fahren — Doch, warum ſollte ich Ihnen, mein theuerſter Herr! mit meinem Spleen zur Laſt fallen? — Ich küſſe Ihnen ehrerbiethigſt die Hände.

Meyer.

Zelle den 22ſten.

Dieſer Brief ſoll von hier fortgeſchickt werden, und die hochanſehnliche Geſellſchaft trägt mir auf den Reſt deſſelben mit der Erzählung unſrer weitern Reiſe anzufüllen.

Indem ich nun leſe, was meine Vorgänger geſchrieben haben, um mich in ihren ſchleppenden Reiſebeſchreiberston hineinzuarbeiten; ſinde ich da zu meiner Befremdung des gelbſüchtigen Erzfeindes Meyers hämiſche Klagen über uns, die wir wahrlich in unſerm kleinen Finger mehr Verſtand haben (ich nehme den verliebten Herrn Bräutigam aus) als der Grillenfänger in ſeinem ganzen Körper. Mit ſo einem Menſchen ſoll man nun leben, der nichts artig finden will, nicht einmal meinen Witz — Nein! das iſt hart, das iſt nicht auszuhalten.

Auf dem höchſt angenehmen Wege von Braunſchweig nach Wolfenbüttel, zwiſchen Gartenhäuſern, Luſtſchlöſſern und anmuthigen Wäldern ſchlief er ruhig ein; Als wir nach Wolfenbüttel kamen, rief er aus: „Mein Gott! Iſt das eine Stadt, eine ehemalige Reſidenz? Es wächſt ja Gras auf „den Straßen. Man ſieht keinen Menſchen. „Am hellen Mittage meint man, die Leute

„lägen alle zu Hauſe in ihren Betten.“ Die herrliche Bibliothek nannte er einen unnützen, vergrabenen Schatz. Die erſte freundliche Miene auf der ganzen Reiſe machte er, als er Leſſingen ſah. Doch war, was er auch zu ihm ſprach, alles bizarr und verſchroben. Er behauptete unter andern, wir kämen in reellen Kenntniſſen gar nicht weiter, dreheten uns immer in dem Circul alter aufgewärmter Ideen herum, und daran wäre das Bücherſchreiben Schuld. Da brächte ein jeder ſeine Einfälle zu Papiere, gäbe dieſem Papiere Cours, und verewige dadurch ſeine Privatmeinungen. Die Nachkommenſchaft werde dann von Jugend auf gewöhnt nur das ſchon Gedachte, als currante Waare Geltende, durchzuleſen, ihre Gedankenreyhe nach dieſem Muſter zu knüpfen, und ſo gienge keiner einen neuen Weg. Man ſollte, meinte er, um einmal eine Hauptrevolution in den menſchlichen Erkenntniſſen zu machen, alle Bibliotheken, groß und klein verbrennen, ſo wie Alexander der Große, um ſeiner Armee alle Hofnung zu benehmen zurückzugehn, die ganze Gegend hinter ſich und die ſämtliche Bagage verwüſten und zertrümmern ließ.

Dergleichen Einfälle brachte unſer hypochondriſche Freund in Menge vor, und als wir auf der Reiſe von Wolfenbüttel hierher nach Zelle durch die lange öde Heide kamen, da hätten Sie ihn über die Natur ſchimpfen hören ſollen. Indeſſen muß ich ihm die Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, daß er ſich hier noch ſo leidlich beträgt —

Aber der Herr von Wallitz bittet mich aufzuhören. Er will doch auch gern ein Paar Zeilen zu dieſem allgemeinen Rapport ſetzen. Leben Sie alſo wohl, lieber, vortreflicher Freund! Ich werde Ihnen nächſtens einzeln ſchreiben.

Weckel.

Verehrungswürdigſter, theuerſter Wohlthäter! Noch habe ich keine unangenehme Minute gehabt, ſeitdem wir in Urſtädt in die Kutſche ſtiegen. O! welch' ein Vergnügen iſt doch das Reiſen! Und wie viel lerne ich jeden Augenblick; Nicht nur, da ich viel neue Gegenſtände, viel Menſchen ſehe, ſondern auch indem dadurch die Gelegenheit entſteht, über unzählige Dinge und auf ſo verſchiedene Art zu raiſonnieren und raiſonnieren zu hören.

Zelle iſt ein gar allerliebſter freundlicher, obgleich nicht groſſer Ort. Die Vorſtädte machen den angenehmſten Theil davon aus; Auch wohnen darinn die angeſehenſten Leute.

Die hieſige Lebensart iſt ſo ungezwungen, der Ton in Geſellſchaften ſo zutraulich! Der Umgang hat durch die Verwandtſchaft der ehemaligen Herzoge von Zelle mit franzöſiſchen Häuſern, durch die hierher gezogenen Hugenotten und durch den Krieg grade ſo viel von franzöſiſcher Leichtigkeit angenommen, als nöthig iſt, die glückliche Mittelſtraße zwiſchen Steifigkeit und Frivolität zu halten — Eine herrliche Politur, die dem Gepräge nichts benommen hat.

Dazu kömmt, daß die verſchiedenen Stände ſich nicht abſondern. Jeder ſittliche, angenehme, ſichre und verſtändige Geſellſchafter (hätte er auch gar keine Ahnen) iſt in Zelle in den erſten Circuln willkommen, da hingegen in Hannover das Ding ganz anders beſchaffen iſt.

Man fängt an, hier ſo wie bey Hannover, Gärten im engliſchen Geſchmacke anzulegen.

Wir haben dieſen Morgen eine öffentliche Anſtalt geſehen, wobey freylich ein gefühlvolles Herz lebhaftes Mitleiden empfinden muß, worinn wir aber doch zugleich die Ordnung der Aufſicht, den Koſtenaufwand, und die Reinlichkeit bewundert haben; Ich meine das Zucht- und Tollhaus. Sollte ich etwas daran ausſetzen; ſo wäre es, daß diejenigen Unglücklichen, welche Verbrechen halber daſelbſt eingeſperrt ſind, wenn ſie kein Vermögen haben, mit den ſchwachen Verrückten in dem nemlichen Zimmer ſitzen, den ganzen Tag Unſinn hören müſſen, und dadurch zuletzt auch in Gefahr geſetzt werden, den Verſtand zu verliehren. Ferner dünkt es mich, daß einige Perſonen, die würklich nicht ganz, oder nicht immer, ſondern nur bey Mondeswandelungen toll ſind, zu enge eingeſperrt werden, wodurch ihr Gemüth beängſtigt, ihre Krankheit vermehrt und unheilbar wird.

Uebermorgen reiſen wir weiter, und denken den 26ſten in Göttingen zu ſeyn.

Ich verharre mit dankbarſter Ehrerbiethung,

Ihr

gehorſamſter Pflegeſohn

Wallitz.

Siebenzehnter Brief.

An das Fräulein Caroline von Wilmar.

..... den 20ſten September 1771.

Sie erwarteten wohl nicht, meine liebe Freundinn! als ich Ihnen neulich einen Theil meiner Schickſale erzählte, ich würde Ihnen bald melden können, daß ich den Mann, der einſt der Gegenſtand meiner erſten Liebe war, von Angeſicht zu Angeſicht geſehen habe — Und doch iſt dies heute der Fall. Aber fürchten Sie desfalls nichts für meine Ruhe! Freylich habe ich nicht ohne Gemüthsbewegung einen Menſchen erblicken können, der mir ehemals ſo nahe am Herzen lag. Wer auch nicht ſcharfſichtiger Beobachter geweſen wäre, der müßte doch meine Beſtürzung, meine Verlegenheit, den Ausdruck von tauſend Empfindungen, die ſich alle auf mich zudrängten, auf meinem Geſichte geleſen haben. Urtheilen Sie daher, ob dies alles meinem redlichen Gatten verborgen bleiben konnte.

Es war mein Glück, daß dieſer erſchütternde Auftritt mich nicht in einem geſellſchaftlichen Circul, ſondern auf einem Spaziergange bey Urſſtädt überraſchte.

Wie Herr Meyer dahin kömmt, das weiß ich noch nicht; Nur ſoviel habe ich erfahren, daß er ſich ſeit einiger Zeit bey dem Baron Leidthal aufgehalten hat, und wenige Tage nach dem ſonderbaren Zufalle, der ihn vor meine Augen brachte, mit ein Paar jungen Herrn auf Reiſen gegangen iſt. Doch auch ohne dieſen Umſtand, der ihn wieder von hier entfernt, würde mir in der Folge nicht bange für meine Gemüthsruhe ſeyn. Ich habe mich ſorgfältig geprüft, und glaube mich ſtark genug, täglich mit ihm umgehn zu können, ohne daß je ein Gefühl von wiedererwachender Liebe in mir aufkeimen würde. Auch war mein ſonſt ſo ängſtlicher Mann ſo voll edlen Zutrauens, daß er mir nicht die geringſte Unruhe gezeigt hat. Ein Blick auf ihn und meine Tochter würde mich zur Vernunft zurückrufen, wenn ich mich je vergeſſen könnte. Aber ich bin auch jetzt ganz anders geſtimmt, und würde in meinem Umgange die gehörige Vorſicht zu nehmen wiſſen.

Unterdeſſen wäre ich doch neuzierig zu erfahren, ob er mich wiedergekannt hat; Ich glaube es nicht. Zehn Jahre können ſchon ein Weibergeſicht verändern. Wer weiß, wenn ich einmal das Glück hätte Sie, beſte Freundinn! wieder zu umarmen, ob auch Sie mich dann noch kennen würden.

Seyen Sie aber überzeugt, daß wenn auch die Zeit meine Züge verändert, dieſelbe doch keinen Wechſel hervorgebracht hat in dem Herzen

Ihrer

Ihnen treu ergebenen Freundinn
Wilhelmine.

Achtzehnter Brief.

An den Herrn Etatsrath Müller in Coppenhagen.

Urfſtädt den 10ten October 1771.

Ich ſchicke Ihnen, mein lieber Freund! hier einen Brief unſres muntren Weckels an Sie *, den er mir offen eingeſchloſſen hat. Von dem guten Meyer habe ich nur wenige Zeilen aus Göttingen erhalten, die (der Himmel weiß, warum?) voll böſer Laune ſind. Er ſchilt alle Univerſitäten, ſagt: es ſeyen gelehrte Findelhäuſer, wo manches Genie, durch Verwahrloſung und Mangel an guter Nahrung (indem man ihm nur aufgewärmte Waſſerſuppen reichte) ermordet würde. Wenn er ein großer Herr wäre, meint er, ſo würde er alle dieſe Weis-

heits-

---

* den folgenden neunzehnten.

heitsinnungen, dieſe öffentlichen Anſtalten verwüſten, würde die Gelehrten bitten, in den Städten ſich niederzulaſſen, und ihnen, ohne Dienſte von denſelben zu fordern, bequemen Unterhalt reichen. Ihm wäre alsdann nicht bange, ob ein ſolcher Mann Licht um ſich her verbreiten und junge Zöglinge bilden würde. Da hätten wir die Einrichtung der alten philoſophiſchen Schulen, denen wir alle unſre beſſern Kenntniſſe zu danken hätten, in welchen jeder ſeinen eigenen kühnen Gang gehen, wo nicht der graduirte Pedant, ſondern das ſchöpferiſche Genie Epoche machen würde.

Sie ſind den 26ſten Abends nach Göttingen gekommen, und haben den jungen Hundefeld, mitten unter Büchern, geſund und vergnügt gefunden.

Ich ſchreibe dieſe Zeilen in Eil, weil ich Beſuch erwarte. Es gehe Ihnen wohl, lieber Freund! Denken Sie zuweilen an

Ihren

Leidthal.

Neun-

Neunzehnter Brief.

(in dem vorigen eingeſchloſſen.)

An den Herrn Etatsrath Müller in Coppenhagen.

Zelle den 23ſten September Abends.

Ich will dieſen Brief an Sie noch hier in Zelle anfangen, und denke daran ſo fortzuſchreiben, bis ich nach Frankfurt komme. Heute waren wir in einem Privatconcerte, und ich habe gefunden, daß hier recht viel Muſicliebhaberey herrſcht. Sie wiſſen, daß ich ſchon ſehr vortheilhaft von den mildern Sitten einer Stadt urtheile, in welcher man Geſchmack an Tonkunſt findet. Da ſchleiche ich gewöhnlich, wenn ich an einen fremden Ort komme, des Abends durch die Gaſſen, und horche, ob in den Häuſern geſpielt und

geſun=

geſungen wird, höre was für Melodien das gemeine Volk, welches mir begegnet, trillert oder pfeift, und wenn ich merke, daß Harmonie in einer ſolchen Stadt wohnt; ſo lege ich mich ruhig in das Bette, ohne mein Zimmer zu verſchlieſſen.

In Hannover ſchien mir der Geſchmack in der Muſic ſteifer als hier. Das dortige königliche Orcheſtre iſt aber dennoch mit einigen guten Spielern beſetzt, und dieſe werden gut beſoldet. Nur hat es mich gewundert zu hören, daß die Größe des Gehalts ſich nicht nach dem größern Talente, ſondern nach der Anciennität richtet. Man hat mir erzählt, (ich ſtehe nicht für die Wahrheit der Sache) daß der Aelteſte unter den Hofmuſikern allzeit die ſtärkſte Gage bekäme, wäre er auch nur ein leidlicher Bratſchenſpieler, da indeß der unentbehrlichere aber jüngere erſte Violiniſt ſich vielleicht nur halb ſo hoch ſtehe.

Morgen reiſen wir fort — Gott befohlen, Herr Etatsrath!

Göttingen in der Crone, den 28ſten.

Noch ein Paar Zeilen, ehe ich fortreiſe, denn ich bin im Begriff mich auf einige Zeit von meiner Geſellſchaft zu trennen. Wir gehen zwar morgen zuſammen nach Caſſell; da aber die andern hohen Herrſchaften ſich daſelbſt einige Tage aufhalten werden, ich aber einen alten Freund ohnweit Herßfeld beſuchen will; ſo fahre ich weiter, und werde erſt wieder in Frankfurt zu ihnen ſtoßen.

Herßfeld den 30ſten Mittags.

Ich bin in Heſſen — Ja! meine Rippen fühlen es — Schöne Wege — Berge über Berge — fröhlige Armuth — Entvölkerung — ſchmutzige Wirthshäuſer — ſchlechte Koſt — langſame Poſtanſtalten — Corruption des Landvolks, welche die Soldaten aus der Reſidenz bringen — liebäugelnde Mädgen — elende Muſic — ja! ich bin in Heſſen —

Mein Poſtillon pfiff den ganzen Weg durch eine jämmerliche Polonaiſe — Ich hätte toll werden mögen — Als ich mich aber mit ihm in ein Geſpräch einließ, da erzählte er mir allerley ſeltſame Märchen; Unter andern verſicherte er mich, es habe ihn ein Zigeuner feſt gegen Stich und Schuß gemacht —

Muß ich nicht ſchon wieder auf die Pferde warten! —

Indem ich ſo im Zimmer umher ſuche, finde ich eine gedruckte Nachricht von den Geſchenken, die im vorigen Jahre an das hieſige Waiſenhaus eingeſchickt worden ſind. Da ſieht zum Beyſpiel: es habe Einer einen Kalbsbraten geſchenkt, und ſich dagegen vorbehalten, man ſolle Gott um Geſundheit für ihn bitten —

Wie doch jedermann hier in Heſſen ſo fehlerhaft ſchreibt! Hier liegt eine gedruckte Verordnung, in welcher auf einer Seite vier Fehler gegen die Rechtſchreibung ſind.

Ich habe die von den galanten Franzoſen verwüſtete Stiftskirche beſehen. Schade um das herrliche Gebäude! Der große Bogen des hohen Altars ſteht noch majeſtätiſch, in dem edelſten Styl gebauet, mit den beyden Nebenportalen da —

Endlich kommen die Pferde — Fort von hier! —

…… den 2ten October 1771 Morgens.

Ich habe ſeit vorgeſtern manche vergnügte Stunde bey meinem alten Freunde zugebracht. Er hat den letzten Krieg mitgemacht, und darinn den Ruhm eines herzhaften, redlichen Mannes erworben. Da ihn der Fürſt nicht ſo für ſeine Dienſte belohnte, als er es erwarten konnte; ſo nahm er ſeinen Abſchied, lebt nun auf ſeinem Eigenthume, wo er von jedermann geliebt iſt, und würkt ſo viel Gutes als er kann. Er iſt von gar milder, edler Gemüthsart, ein warmer Freund aller redlichen Menſchen, gaſtfreundſchaftlich, (wie es denn überhaupt der heſſiſche Adel iſt) wohlthätig und dienſtfertig. Er hat kürzlich ein kleines liebes Weib, die Tochter aus einer benachbarten Familie, geheyrathet, mit welcher er herzlich lebt. Sie iſt ſo edel und gut als er, und hat, obgleich ganz auf dem Lande erzogen, einen ſehr cultivirten, feinen Verſtand. Beyde leſen fleißig zuſammen die beſten neuern Schriften, und bringen ſo ihr Leben heiter und nützlich für ſich und Andre hin — Es thut mir wehe, daß ich mich von dieſen guten Menſchen trennen muß —

Hungen den 4ten Abends.

Ich habe glücklicherweiſe einen angenehmen Reiſegefährten, den ſächſiſchen Major von Sterkfeld gefunden, der mit mir bis Frankfurt gehn wird. Wir ſitzen hier im Wirthshauſe, und erzählen uns allerley. Jetzt da er eben ein Paar Briefe ſchreiben muß, will auch ich, bis unſer Abendeſſen kömmt, ein wenig mit Ihnen plaudern.

Ich habe ohnehin nichts zu leſen bey mir. Der Wirth, den ich bath mir ein Buch zu leyhen, brachte mir einige gottſelige Gedanken bey Hinrichtung eines Räubers. Es war nemlich die Bekehrungsgeſchichte eines Delinquenten. Herr Walther Schandy meint, es ſey im Grunde einerley, wie ein Schurke ſtürbe, und er hat wohl nicht Unrecht. Ich halte auch nicht viel auf Bekehrungen von der Art, wenn das Meſſer an der Kehle ſitzt. Thaten können nur durch Thaten erſetzt werden, und Eine Stunde kann nicht das erwieſene Unrecht von vierzig Jahren vergüten. Das wäre eine ſchöne Gerechtigkeit und ein herrlicher, bequemer Schlupfwinkel für den Böſewicht. Wenn mein Sohn auf Univerſitäten will; ſo muß er auf Schulen fleißig geweſen ſeyn. Ich laſſe es gelten, daß er aufrichtigſt bedaure, ſeine Zeit ſchlecht angewendet zu haben, aber was hilft mir das? Er iſt zu keinem höhern Unterrichte qualificiert, und kann, ſo ſehr ich ihn auch liebe und beklage, doch ohnmöglich verlangen, daß ich ihn Philoſophie lehre, wenn er noch nicht leſen kann.

Weil wir eben von Schulen reden; ſo muß ich Ihnen doch etwas erzählen, das mir der Major von Sterkfeld beſchrieben hat. In der Reichsſtadt . . . herrſcht bekanntlich wenig Sorge für die Erziehung der Jugend. Luſtbarkeiten und Gewinnſucht laſſen den Eltern nicht ſo viel Zeit übrig, um daran zu denken. Die anſehnlichſte Schule hält ein gewiſſer Herr Eyermann. In derſelben werden dreyhundert Knaben zuſammengearbeitet. Gern nähme der liebe Mann auch tauſend auf, wenn es möglich wäre, ſie in das Zimmer zu ſtopfen, denn dies Zimmer iſt ſo klein, daß die Kinder ihre Arme kaum von dem Leibe bringen können. Bey dem Eintritte muß ein jeder ſeinen Hut hergeben, welcher mit den übrigen zu einer großen Pyramide aufgethürmt wird. Dieſe Pyramide wirft der Herr Präceptor, nach Endigung der Stunde, mit dem Fuße um, und dann ſtürzen alle Knaben über den Haufen her, und ſuchen ihr Eigenthum heraus, wobey es nicht ſelten Stöße und Schläge giebt. Die entſetzlichen Ausdünſtungen der alſo eingepropften Kinder machen denn faſt in jeder Stunde den Einen oder Andern ohnmächtig; Er wird ſodann in die Höhe gehoben, und wandert aus einer Hand in die andre bis zu der Thür, wo er, weil er nicht zu ſeinen Hut hat kommen können, mit dem Angſtſchweiſſe auf der Stirn, im bloßen Kopfe ſich der Luft ausſetzen muß. Auch verliehrt jeder Junge, der vier Wochen dieſe Mördergrube beſucht, ſeine geſunde Farbe. Eine Mutter, welche einen vernünftigen Mann um Rath fragte, ob ſie ihre Söhne zu den Herrn Eyermann ſchicken ſollte, und von ihm erfuhr, wie es dort hergeht, entſchloß ſich die Probe mit einem weniger geliebten Kinde zu machen. Wenn dieſes ſeine rothen Backen verlöhre, meinte ſie, dann wollte ſie die übrigen nicht hingehen laſſen.

Mit dem Unterrichte geht es in dieſer Schule folgendergeſtalt zu: Er lehrt die Knaben, wie Papagaien, Dinge auswendig lernen, womit ſie bey ihren Eltern, zur Ehre des gelehrten Unterrichters paradieren, aber wobey ſie nichts denken können. Dieſe Kenntniſſe werden ihnen vermittelſt einer großen Peitſche beygebracht, welche Herr Eyermann ſo zu dirigieren weiß, daß er jeden auch noch ſo entfernten Schüler auf den rechten Fleck trifft. Die Belohnungen aber beſtehen in Anweiſungen an die Eltern, zum Beyſpiel: dem Knaben Georg N. N. für ſeinen bezeigten Fleiß heute vier gute Groſchen zu bezahlen. So wird dann das ganze Reſſort zu edler Anſtrengung — Furcht und Gewinnſucht; die Peitſche und das Geld — Wie gefällt Ihnen das Bild dieſes Philanthropins?

Nun muß ich Ihnen aber auch eine luſtige Geſchichte liefern, die der Major ſelbſt mit angeſehen hat. An dem Hofe zu . . . ſpeiſeten ein Paar Officiere, welche in der Nachbarſchaft auf dem Lande in Quartier liegen. Sie aſſen ihre gute Portion von allem was ihnen angebothen wurde, hatten aber nicht das Herz, etwas zu trinken zu fordern. Nach der Tafel wurde lauhwarmes Waſſer zum Mundausſpülen herumgegeben, und nun glaubten die guten Männer, welchen dieſe Gewohnheit unbekannt war, das Waſſer austrinken zu müſſen. Sie ſchluckten es alſo nieder, wurden elend, mußten ſich augenblicklich entfernen, und alles von ſich geben. Sie ſagten hernach: man habe ſie ſehr gut bewirthet; Nur die Gewohnheit keinen Wein ſondern warmes Waſſer zu trinken, könne ihr Magen nicht ausſtehen —

Da kömmt unſer Abendbrod! Ich bin froh, daß doch hier kein Franzwein herrſcht. Sonderbar! In ganz Niederſachſen wird faſt lauter Franzwein getrunken, ein Wein, der, ſo wie er da iſt, gar nicht wächſt. In Bremen ſind die Brauhäuſer, worinn er vor aller Menſchen Augen gemacht wird. Jedermann weiß das, und doch trinkt man dies elende erhitzende Zeug, und die Pollicey leidet es.

Nun wollen wir ſpeiſen. Das Zimmer, darinn wir ſitzen, iſt ganz hübſch. An den Wänden hängen Monumente fürſtlicher Heldenthaten. Es ſind Bilder von Hirſchen und Rehen, darunter immer geſchrieben ſteht: „den 20ſten . . . . . haben Ihre Hochfürſtl. „Durchl. dieſen anſehnlichen edlen Hirſch „Nro. 1. geſchoſſen“ u. ſ. f. — Gute Nacht! —

Frankfurt am Mayn, im Gaſthofe zum
römiſchen Kaiſer, den 5ten October.

Ich komme eben an, und finde einen Brief von Meyer, darinn er mir meldet, ſie würden morgen hier eintreffen — Die Poſt geht ab; es iſt über fünf Uhr — He! Keller! Licht — Leben Sie wohl, ehrlicher guter Freund!

Weckel.

Zwanzigſter Brief.

An den Herrn von Hohenau in Frankfurt am Mayn.

..... den 8ten October 1771.

Kaum bin ich drey Stunden in dem Beſitze Ihrer zuletzt an mich geſchriebenen Zeilen, und ſchon ſchreibe ich wieder an Sie, theuerſter, beſter Freund meiner Seele! Ach! es iſt die einzige Beſchäftigung, der ich mich ſo von ganzem Herzen überlaſſe. Seitdem Sie aus meinen Armen geriſſen ſind, genieſſe ich keinen frohen Augenblick, auſſer wenn ich entweder Ihre Briefe erhalte, oder durch ein zärtliches Seelengeſpräch mich an Ihre Seite hin verſetze — Und doch iſt auch keine dieſer Freuden ganz lauter, ganz vollkommen. Ihr letztes Blatt — darf ich es ſagen, daß meine Zärtlichkeit nicht davon zufrieden iſt? —

Sie ſchreiben ſo kurz, ſo eilfertig, und die Liebe macht ſo beſorgt, ſo ängſtlich — Ach Carl! Wenn Sie Ihre Charlotte vergeſſen könnten — Wenn neue Gegenſtände fähig wären, Eindruck auf das Herz zu machen, an deſſen ganzen einzigen Beſitz die Ruhe meines Lebens unauflöslich geknüpft iſt —

Vergieb, Geliebter! vergieb den bangen Zweifeln Deines Mädgens — Ich ſetze kein Mistrauen in Deine Redlichkeit, in Deine Treue — Nein! gewiß nicht! Aber wie, wenn unvermerkt mein Bild, das Du in Dein Herz aufnahmſt, zu verlöſchen anfienge, wenn meine Züge ſich mit andern vermiſchten, von irgend einer jener artigen Frauen, welche Du auf Deiner Reiſe kennen lernteſt, und die Du mir mit ſo viel Wärme lobſt? —

Ich bin heute auſſerordentlich zur Schwermuth geſtimmt — Meiner Einbildungskraft drängen ſich immer neue Bilder der Traurigkeit und des Jammers vor — Wenn ich denke, daß noch ſo mancher Tag langſam dahinſchleichen wird, bis zu den Augenblick unſres frohen Wiederſehens; daß mein Geliebter ſo manchem Unfalle ausgeſetzt iſt; daß jede Stunde mich weiter von ihm entfernt — Wo kann ich da Troſt, wo Beruhigung finden, als in Deinen Briefen?

O! ſchreiben Sie bald wieder an Ihre Charlotte, mein Beſter! Um unſrer Liebe willen, thun Sie es! Noch muß ich Sie bitten, Ihren nächſten Brief nach . . . zu richten; Ich gehe auf dringende Einladung in einigen Tagen zu der Frau von Weckel. Dieſe gütige Freundinn glaubt, daß einige Zerſtreuung meiner Geſundheit zuträglich ſeyn mögte. Wir wollen die Klagen über die Abweſenheit unſrer Freunde vereinigen, und das wird vielleicht meine Seele erleichtern.

Unſre Eltern ſind jetzt leidlich wohl.

Von meinem Bruder habe ich geſtern einen Brief erhalten. Er iſt, da nunmehr Cameralwiſſenſchaften ſein Hauptſtudium ſeyn müſſen, den 28ſten voriges Monats auf den Harz gegangen, wo er, um einige Idee vom Bergweſen zu bekommen, ein halbes Jahr bleiben wird.

Es gefällt ihm ſehr wohl dort. Die erſten Tage beſahe er nur den Unterharz, und war über Nordheim nach Seeſen gereiſet, wo er einen Freund hat, einen treflichen muntren Mann, der, glaube ich, dort als Forſtmeiſter ſteht.

Seeſen macht ein kleines Städtgen aus, in welchem einige wackre Leute wohnen, welche ganz geſellig, theils unter ſich, theils mit der Nachbarſchaft leben. Von da gieng er auf einige Stunden nach Gandersheim, wo ein kleiner Hof der Aebtiſſinn (vom herzoglich-braunſchweigiſchen Hauſe) iſt. Dieſer Ort gefiel ihm nicht ſehr. Er hat auch die alte grämliche Reichsſtadt Goslar mit ihren verfallenen ſchwarzen Mauern geſehen.

Jetzt iſt er in Zellerfeld, einer Stadt die mit Clausthal, wo ſo viel ich weiß die churfürſtliche Direction iſt, (denn die beyden braunſchweig-lüneburgiſchen Häuſer haben beyde Antheil am Harze) beynahe zuſammenhängt. Hier kann er nicht genug beſchreiben, wie geſellig die Leute leben; welche herrliche, wilde, romantiſche Gegenden er täglich ſieht; wie der ehrwürdige Tannenwald ſo majeſtätiſche, maleriſche Scenen darbiethet; und wie freundlich das gemeine Volk, die Bergleute ſind. Er glaubt überhaupt bemerkt zu haben, daß die Menſchen in bergigten Gegenden, auch wenn ſie noch ſo arm ſind, ſanftere Sitten, mehr Zutraulichkeit im Character führen.

Den größten Theil vom Jahre liegen die Spitzen der Gebürge voll Schnee. Auf dem Oberharze wächſt wenig, und die armen Leute tragen die Gartengewächſe aus den untern Bergſtädten auf dem Rücken hinauf. Vielleicht kömmt es von dieſer Anſtrengung, oder auch vom Waſſer, daß man hier ſo viel Kröpfe wahrnimt.

Mein Bruder fährt täglich in die Gruben. Man nennt das Fahren, wenn man mit einem ſchmutzigen ſchwarzen Bergmannskittel, und einem Lämpgen in der Hand die Leitern hinunterklettert. Es muß ſehr intereſſant ſeyn, ſo im Schooße der mütterlichen Erde, fern von allen Verderbniſſen der Oberwelt, herumzuſpazieren. Aber freylich, man ſpaziert nicht; Es ſind nur enge, zum Theil ſehr niedrige Gänge.

Als mir mein Bruder ſchrieb, war er im Begriff den erſten heitern Tag zu einer Reiſe auf den Blocksberg, oder Brocken, zu beſtimmen. Er geht hier immer zu Fuße, denn die Wege ſind zum Fahren und Reiten ſehr unbequem.

Es iſt auf dem Harze weit kälter, aber doch eine reinere Luft, als in den Thälern, und da es nicht an Holze fehlt; ſo wird bey irgend kühlem Wetter ein geſelliges Caminfeuer angezündet.

Meine Mutter ruft mich ab — Ich muß alſo ſchlieſſen, und hätte Ihnen noch ſo viel zu ſagen, indeß ich die ſchöne Zeit mit meinem ſchalen Gewäſche über den Harz verſchwendet habe — Ich ärgre mich über mich ſelbſt —

Lebe wohl, einziger beſter Freund meines Herzens! Vom frühen Morgen, bis wenn ſich meine Augen zum Schlaf ſchlieſſen, beſchäftigt das Andenken an Dich.

Deine

treue
Charlotte.

Ein und zwanzigſter Brief.

An den Freyherrn von Leidthal in Urſtädt.

Frankfurt am Mayn den 9ten October 1771.

Dieſsmal, mein vortreflicher Wohlthäter! bin ich der Einzige von unſerer Geſellſchaft, der Ihnen ſchriftlich aufwartet, und darauf will ich ſtolz ſeyn. Ich ſoll Ihnen melden, wie es uns ſeit unſerer Abreiſe von Göttingen gegangen iſt; Hier iſt kurz die Geſchichte davon. Verzeyhen Sie nur, wenn ich Ihnen das ſo gradeweg erzähle, und wenn ich weder mit der Wärme, Gründlichkeit noch mit dem Witze ſchreiben kann, wie die Herrn von Hohenau, Meyer und von Weckel thun würden.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-51468-9

KNIGGE, A.F.F.L.VON FN. 0371/016

Dieſe guten Männer ſind durch einen Freund genöthigt worden auszugehn, eine Schmetterlingſammlung zu beſehen, welche die beſte in Europa ſeyn ſoll, das mir denn auch, um des Beſitzers willen, herzlich lieb iſt. Weil ich aber davon nichts verſtehe, auch nicht begreife, wie man an todten aufgeſpießten Thieren, wären ſie auch noch ſo bunt, Vergnügen finden kann; ſo bin ich zu Hauſe geblieben, die angenehmſte Pflicht zu erfüllen, Ihnen beſter Herr! von uns Nachricht zu geben.

Wir reiſeten von Göttingen nach Caſſell. Meine Gefährten waren ſo ſehr mit dieſer wahrlich ſchönen Stadt bekannt, daß ich Mühe hatte ſie zu bewegen, daß ſie ſich meinetwegen hier etwas aufhielten. Indeſſen habe ich doch das Merkwürdigſte geſehen, und Sie können denken, wie mich alles überraſcht und entzückt hat. Man ſagt, in Berlin finde man das mehr im Großen, und hier ſey faſt alles Nachahmung — Was bekümmert aber das mich, dem nie etwas Schöneres von der Art unter die Augen gekommen iſt? —

In Marburg hielten wir uns nur eine Nacht auf. Den andern Morgen beſahen wir, ehe wir in den Wagen ſtiegen, die Bibliothek; mehr weil wir Gelehrte vom Handwerke ſind, als weil die Sammlung ſo ſehenswerth, oder der Nutzen von einer ſolchen kurzen Beſichtigung der Bände beträchtlich wäre.

Als wir wegfuhren, marſchierte grade die Garniſon zum Herbſtmanöuvre aus dem Thore, welches uns ein wenig aufhielt.

Man ſagt den heſſiſchen Officieren nach, daß ſie entſetzlich zu fluchen pflegen. Ich weiß nicht, ob das wahr iſt, aber das hörte ich denſelben Morgen, und ſchrieb mir's auf, daß ein Officier, welcher mit einem Soldaten ſchmählte, demſelben zurief: „er wolle,

„daß der Teufel ihm in den Rachen hinunter
„führe, ihm das Fett vom Herzen riſſe,
„Lichter davon machte, und ihn damit in die
„Hölle leuchtete."

In Gieſſen hielten wir Mittag. Eine Geſellſchaft niederländiſcher Kaufleute und deren Frauen ſpeiſeten mit uns. Dem Herrn von Weckel gefielen ſie nicht; Es war ein Mann dabey, mit groſſen Glasaugen, von denen unſer muntrer Freund behauptete, ſie ſähen aus, wie die kleinen runden Fenſterſcheiben in alten Häuſern. Die Frau deſſelben Mannes hatte alle ihre Ringe an den Daumen geſteckt, und ein Knabe, vermuthlich dieſes Pärchens Sohn, fraß ſo entſetzlich von allen Gerichten, als wenn er, da doch einmal der Vater bezahlen müßte, ſein Geld wieder herauseſſen wollte.

Des Abends kamen wir nach Wetzlar, und blieben den ganzen 4ten October dort. Wir wurden in ein Paar Häuſern bekannt, und hatten Urſache uns dazu Glück zu wünſchen, denn wir lernten einige herrliche Menſchen perſönlich kennen, die uns ſchon vorher theuer geweſen waren.

Der Ton der Geſellſchaften in Wetzlar iſt ſehr bequem und leicht. Man hatte uns viel von der daſelbſt herrſchenden Verderbniß der Sitten geſagt; aber wir blieben nicht lange genug dort, um dieſe Nachrichten zu berichtigen, und wo auf dem Erdboden iſt jetzt nicht Verderbniß der Sitten? —

Aber Eine Bemerkung haben wir gemacht, die dort wohl jedem Beobachter einfallen muß. Es werden nemlich in Wetzlar jährlich ungeheure Summen verzehrt, ſowohl von der groſſen Anzahl gut beſoldeter Aſſeſſoren, als auch von der Menge der Procuratoren, die ſich ihre Arbeit, wie billig, von reichen Partheyen tapfer bezahlen laſſen. Dazu kömmt das Heer von Sollicitanten, die jungen Practicanten, und der Aufwand der Viſitationscommiſſion. Dieſe Millionen fremdes Geldes, welches ganz von Auſſen herkömmt, und in Wetzlar verzehrt wird, ſollten doch vermuthen laſſen, daß man hier reiche, wohlhabende Kauf- und Handwerksleute finden, Wohlſtand bemerken, jeden Nahrungszweig blühen ſehen müßte; aber nichts weniger! Armuth und todte Stille herrſchen in den mehrſten Gaſſen dieſer ſchlechten, höckrichen, auf Hügeln gebaueten Stadt. Die Fenſter ſind, wo Scheiben fehlen, mit Lumpen ausgeſtopft, oder mit Papier zugeklebt; Es müſſen äuſſerſt faule oder liederliche Leute hier wohnen.

Wir beſuchten den 5ten, begleitet von einem Freunde, die Prämonſtratenſernonnen im Kloſter Altenburg. Die guten Mädgen wohnen da ganz angenehm; die Ausſicht iſt herrlich; Es ſind hübſche junge, gut erzogene, mehrentheils adeliche Frauenzimmer darunter. Sie können einige Monate im Jahre abweſend ſeyn, dürfen oft Wetzlar und die Nachbarſchaft beſuchen, auch Zuſpruch von beyden Geſchlechtern annehmen — Und doch wohnt auf den mehrſten Geſichtern Kummer, Sehnen nach einem beſſern Zuſtande. Gern hätte ich manche jetzt verwelkte Schönheit um die Geſchichte ihres Herzens gefragt.

Eine Begebenheit hörten wir dort, die der Herr Meyer aufgeſchrieben, und welche ich mit ſeiner Erlaubniß, ſo wie er ſie hingeſetzt hat, aus ſeinem Tagebuche hier einrücken will.

„Es ſoll eine alte Nonne dort geweſen
„ſeyn, welche kürzlich das Ende ihrer Leiden
„im ſtillen Grabe gefunden hat. Sie liebte
„einen guten Jüngling, ohne die Einwilli-
„gung ihrer Verwandten zu einem Bündniſſe
„mit demſelben erlangen zu können; denn
„die Familie wollte aus Intereſſe ihr nicht
„erlauben, ihn zu heyrathen, ſondern hatte
„beſchloſſen, ſie in ein Kloſter einzuſperren.
„Zu dieſem Endzwecke erfand der Bruder die

„Liſt, ſie mit der falſchen Nachricht von dem „Tode ihres Geliebten zu täuſchen. Das „arme Mädgen beweinte ihren Seelenfreund, „hüllte ſich dann in den klöſterlichen Schleyer „ein, entſagte der Welt, die keinen Reiz „mehr für ſie hatte, und ſuchte im heiligen „Gebethe Ruhe und Erquickung für ihr krankes Herz. Fern von allen Weltverbindungen floh ſie in die treuen Arme des liebreichen Freundes aller Creaturen, und fand „da jenen negativen Zuſtand von ſtiller Glückſeligkeit oder Unempfindlichkeit, in welchem ſie ihren bittern Schmerz vergaß, und „nicht die unzähligen Leiden ſah, die um uns „her die Seelen ſo mancher Guten zerreiſſen, „und die Ruhe des theilnehmenden Menſchenfreundes jeden Augenblick ſtöhren.

„An einem heiſſen Sommertage kam ein „fremder Reiſender vor das Kloſter — Es „war ein ſchweres Gewitter am Himmel, „das die Athmosphäre drückte und reizbare „Nerven angriff — Die arme Kloſterfrau

„fühlte ſich ſo beängſtet — Sie bethete zu
„der heiligen Mutter Gottes; aber kein Frie-
„den konnte an dem Tage in ihre Seele kom-
„men — Sie ſtellte ſich an das Fenſter,
„wollte ſehen, ob nicht bald die Thränen
„des Himmels die gepreßte Natur erleichtern
„würden — Der Reiſende fürchtete vom
„Regen überfallen zu werden; Er kam in
„den Kloſterhof gefahren, und dachte: hier
„dürfe er um Erlaubniß bitten ein Stündgen
„unter Dach zu gehen, denn er war ein gar
„guter Mann, der, wenn gleich er im Wa-
„gen trocken ſaß, doch nicht gern das arme
„Vieh leiden ſehen könnte. Die Nonne
„wollte vom Fenſter zurücktreten; ſie mogte
„keine fremde Geſichter ſehen — Aber der
„Reiſende ſtieg geſchwind aus — Ach! und
„welch' ein Anblick! es war der Freund ihrer
„Jugend, den ſie ſo lange betrauert hatte —
„Das arme Mädgen! Sie hat ſeit dieſer
„Stunde ihre Augen nicht wieder aufgeho-
„ben; Sie glaubte, ſie könnte nicht mehr ſo
„andächtig bethen — Aber der liebe Vater

„und Schöpfer der Menſchenkinder erbarmte
„ſich ihrer, und eiferte nicht, wenn Weh-
„muth die Heiterkeit, mit der ſie vor ihn tre-
„ten ſollte, umwölkte — Jetzt hat ſie den
„Troſt gefunden, nach welchem ſie ſo lange
„ſchmachtete“ —

„Sie zehrte nach und nach aus, war voll
„inniger Melancholie, klagte aber nie, war
„auch niemand zur Laſt, ſondern gegen
„jedermann freundlich und liebreich. So
„ſteht ſie nun vor Gott, und hat ihrem Bru-
„der längſt verziehen, aber es wird ſchon
„ſein Ankläger einſt vor dem Throne der Ge-
„rechtigkeit Rechenſchaft über jede Thräne,
„jeden Seufzer ſeiner Schweſter fordern.“

So weit geht des Herrn Meyers Erzählung. Wir kamen den 6ten Abends hier in Frankfurt an, und fanden den Herrn von Weckel im römiſchen Kaiſer. Dieſe drey Tage haben wir angewendet des Morgens und Nachmittags die wenigen Merkwürdigkeiten, die Gartenhäuſer, die Gegend u. d. gl. zu ſehn, des Abends aber verſchiedene Privathäuſer zu beſuchen, um doch eine Idee von der hier herrſchenden Lebensart zu bekommen.

Wir waren zuerſt in einer Geſellſchaft des hieſigen Adels — Man ſetzte ſich an den Spieltiſch, und gieng um neun Uhr auseinander. Es ſoll faſt täglich eine dergleichen Geſellſchaft in irgend einem Hauſe ſeyn.

Geſtern waren wir Mittags zu Gaſte, ſodann in noch ein Paar Häuſern von Handelsleuten, und den Abend in einer großen Geſellſchaft von calviniſchen Kaufleuten, in welcher der feinſte, ſittlichſte Ton herrſchte. Es waren ſehr wackre cultivirte, beſcheidene, durch Reiſen und Umgang mit aller Gattung von Menſchen ſehr gebildete Leute darunter, und ich hörte einige Geſpräche, die weder gemein noch langweilig waren.

In einzelnen Stücken gefällt uns Frankfurt, ſowohl nach dem was wir davon geſehen, als auch von Andern erfahren haben, gut genug, wenngleich, im Ganzen genommen, an der Art das Leben zu genieſſen manches auszuſetzen wäre. Die Abſonderung der verſchiedenen, ſich im Grunde ziemlich gleichen verwandten Stände, und die Entfernung, in welcher die Religionsſecten eine von der andern leben, geben ſchon den allgemeinen Beluſtigungen einen Zwang, den man, in dieſem Zeitalter, beynahe in den größten Reſidenzen nicht mehr kennt. Schauſpiele und andre öffentliche Vergnügungen ſind, vielleicht aus dieſer Urſache, auſſer den Meßzeiten nicht. Daher darf man ſich denn auch nicht wundern, wenn es, bey dem ohnehin noch nicht ſehr geläuterten litterariſchen Geſchmacke dieſer Gegenden, mit einer gewiſſen Art von Aufklärung, und mit dem feinern Gefühle für die ſchönen Künſte, die ſo großen Einfluß auf die zartere Seelenbildung haben, nicht gänzlich ſo ausſieht, als man es wünſchen mögte, wenn man oft franzöſiſche Leichtfertigkeit an der Stelle gründlicher Einſicht, ſtatt philoſophiſchen Sinnes ſchielenden Blick wahrnimt, und endlich merkt, daß die klügern empfänglichern Menſchen, deren es hier gewiß viel giebt, ſich entweder gänzlich vom Umgange abſondern, oder wenn ſie große Geſellſchaften beſuchen, den flachen Ton mit annehmen, und darüber zuletzt ſelbſt zu Grunde gehn, indem, bey dem gänzlichen Mangel an Anſtalten für die Bildung des Geiſtes, Verfeinerung des Geſchmacks, und Austauſchung origineller Ideen, aller Muth, alle Lebhaftigkeit des Gefühls, alle Gelegenheit weiter zu kommen, wegfällt. *

Es ſind viel große Häuſer hier, wo ſehr oft prächtige Gaſtereyen gehalten werden;

Allein

---

* Sollte es vielleicht, um der Schwachen willen, nöthig ſeyn zu erinnern, daß dies von dem Zuſtande vor zwölf Jahren, und dennoch nicht allgemein zu verſtehen iſt?

Allein wenige, wo ein guter Freund ohnerwartet auf einem freundſchaftlichen geſelligen Fuße ein Paar häusliche Schüſſeln mitzueſſen willkommen wäre — Ja! man würde mit einer ſolchen Mahlzeit, wo Mäßigkeit und geringer Aufwand herrſcht, ſehr ſchlechte Ehre einlegen.

Zu Ausfüllung der leeren Stunden iſt hier das Spiel beynahe die einzige Beluſtigung, welche denn auch in vollem Maaß genoſſen, indem in Frankfurt entſetzlich hoch und viel geſpielt wird.

Zur Ehre des ſchönen Geſchlechts, welches in dieſer Stadt ſehr reizend iſt, muß man es ſagen, daß keine Zügelloſigkeit der Sitten hier hervorleuchtet, und daß die franzöſiſche Lebensart doch die Sittſamkeit nicht verdrängt hat. Es verſteht ſich, daß ich nicht von einzelnen Ausnahmen rede.

Ein edler Zug in dem Character der hieſigen Kaufleute iſt die Wohlthätigkeit. In ihren Zuſammenkünften, auch beym Spiel, vergeſſen ſie der Unglücklichen nicht. In keiner Stadt von Deutſchland wird vielleicht nach Verhältniß ſo viel an Arme ausgetheilt, und zu Collecten für Auswärtige, die durch Brand oder andre Calamitäten ins Elend gerathen, giebt oft ein einziger Mann hundert bis zweyhundert Gulden her.

So viel über die Sitten und Lebensart dieſer Reichsſtadt, welche wir morgen verlaſſen werden — Verzeyhen Sie, beſter Herr! wenn mein Brief zu lang gerathen iſt; ich will jetzt ſchlieſſen, indem ſich Ihrer Gnade und väterlichen Güte fernerhin empfiehlt

Ihr

gehorſamſter Diener

Wallitz.

Zwey und zwanzigſter Brief.

An den Herrn Hauptmann von Weckel, auf der Reiſe.

Coppenhagen den 12ten October 1771.

Herzlichen Dank, mein geliebter, theurer Freund! für Ihren gütigen Brief; Er hat mir einige recht fröhlige Augenblicke gemacht. Ich kann nicht genug ſagen, wie ſehr ich Sie um Ihre glückliche Laune beneiden könnte.

Sonderbar iſt es doch mit den verſchiedenen Dispoſitionen der Menſchen beſchaffen. Mich haben ſo viel ertragene Schickſale gar zu ſehr in Moll geſtimmt. Ich war einmal ein recht munterer fröhliger Mann; Ich konnte ſo recht aus Herzens Grunde lachen, und der ehrliche Müller war dafur bekannt, daß er keine Geſellſchaft verdarb. Wenn ich einen kleinen Plan zum Vergnügen für mich oder Andere entwarf, oder irgend eine Ausſicht, Wonne einzuärndten, vor mir zu erblicken glaubte, dann hatte ich Vor- und Nachgenuß. Gerieth eine kleine Widerwärtigkeit dazwiſchen; ſo kam ich anfangs aus aller Faſſung; Aber Ein Augenblick von beſſerer Ueberlegung war hinreichend, wenn ich nur noch einen Schlupfwinkel fand, mich wieder mit neuem Muthe zu erfüllen, mich alles vergeſſen zu machen, und dann ſah man mich wieder ſo heiter als vorher. Auf dieſe Art kämpfte ich lange gegen das Ungemach, und oft war mir es ſchon Erleichterung, wenn ich nur über das Schickſal, und die Eindrücke, welches daſſelbe auf das Herz des Menſchen macht, raiſonnieren konnte. So gerieth ich dann auf manche theils neue Bemerkung, theils auf irgend einen friſch aufgeſtutzten Gemeinſpruch, der in der neuen Livree mir wenigſtens für den Augenblick diente, mich ein wenig zu tröſten.

Ich ſah unter andern, daß doch niemand in der Welt ſo unglücklich iſt, daß er mit einem Andern, ſo oft er dieſen auch beneidet, gänzlich gradeauf tauſchen mögte, nemlich wenn er alles Gute und Böſe, Vollkommenheiten und Fehler, Dispoſitionen der Seele und des Körpers, Verbindungen Kenntniſſe, Gefühle, kurz, ſein ganzes Weſen mit dem Weſen des beneideten Glücklichern umwechſeln müßte.

Ich fand, daß das die ſeltenſten, edelſten Seelen ſind, die auch mitten im Schmerze dem Gefühl der Freundſchaft offen bleiben, die ihren Kummer nicht Andre empfinden laſſen, und durch Traurigkeit nicht böſe Launen bekommen, ſondern um ſo liebevoller gegen ihre Brüder werden, wenn der Balſam, den ſie ſo gern in fremde Wunden gieſſen mögten, ihre eigenen nicht heilen kann.

Ich erfuhr, daß man den Menſchen fliehen ſoll, der fähig iſt, einem ſchon gekränkten

ten Manne, auch wenn er von ihm beleidigt wäre, eine böſe Stunde zu machen, der kein Gefühl für die heilige Unverletzlichkeit des Unglücklichen hat.

Mit dergleichen Beobachtungen zerſtreuete mein Verſtand die trüben Wolken, welche meine Seele umhüllten; Aber der Schläge kamen zu viel — Wenn ein Papier gar zu oft gefaltet wird; ſo iſt es zuletzt nicht mehr glatt zu machen. Nunmehro alſo, da es mir wohl geht, drücken mich noch die alten Beängſtigungen. Ich fühle einen ſonſt nie gekannten Hang, alles in unangenehmen Lichte zu ſehen; Ich bin luſtig, ohne fröhlich zu ſeyn, und, was mich am mehrſten kränkt, ich kann nicht mehr ſo lebhaft an der Freude Anderer Theil nehmen.

Dieſen Brief gebe ich dem Doctor Berensholz mit, der Sie in Frankfurt aufſuchen, oder den Brief, wie Sie es befohlen haben, im römiſchen Kaiſer abgeben wird. Ich wünſchte, Sie lernten den Mann genau kennen. Feinheit des Geiſtes, Reinigkeit des

Herzens, Menſchenliebe, Thätigkeit, Wärme, Sanftmuth, Beſcheidenheit und Milde verbindet er mit Weltkenntniß, Lectur, Geſchicklichkeit und Witz. Aeuſſerſt mäßig in allem, hat er nur wenig Bedürfniſſe zu befriedigen, aber doch ein Paar Leidenſchaften, die an ſich nicht unedel ſind, aber ihn doch oft in Verlegenheit ſetzen; denn ſeine häuslichen Umſtände ſind nicht die beſten, obgleich er nie klagt, denn er kennt die Menſchen genug, um zu wiſſen, daß ſie den unter die Füße treten, von dem ſie wiſſen, daß er ihrer bedarf. Vielleicht übertreibt er dieſen Grundſatz ein wenig, indem er lieber das Aeuſſerſte leidet, als ſeinem vertraueteſten Freunde ſeine Bedrängniſſe zu klagen, ſo ſehr ihn auch dieſer durch einen liebevollen, bittenden Blick, durch ein ſtummes Händedrucken, ein vorausbezahltes Thränchen der Theilnehmung, oder durch zutrauliches Aufdecken eigener Verlegenheiten zu ermuntern ſucht; Es iſt alles vergebens.

Er würde, wenn er Feinde hätte, nie davon reden, denn er hat den Grundſatz, daß jeder feſte Mann ſich ſelbſt ſchützen müſſe, und da des Kämpfens in der Welt ſo viel wäre; ſo ſey es vergebens Alliirte zu ſuchen, weil dieſelben bey der erſten Gelegenheit, wo es eigene Sicherheit gilt, davon liefen; Man müſſe immer ſagen: „Gottlob! mir geht es „gut, ich habe Freunde.“ Da hielte man uns dann für einen mächtigen Bundesgenoſſen, den man ſchonen müſſe, und lieſſe uns ungeſchoren, da hingegen auf den Verlaſſenen jeder, wie die benachbarten Fürſten auf die Rechte einer kleinen Reichsſtadt herumtanzte, und den verfolgten Mann Alle auf grobe oder feine Art flöhen.

Unterdeſſen kenne ich des guten Verenholz Umſtände recht gut, und weiß, wie wenig ſein Schickſal ſeiner würdig iſt. Sein Hang zur Unabhängigkeit läßt ihn alle Gelegenheit fliehen in öffentlichen Geſchäften gebraucht zu werden, und da er unverheyrathet iſt; ſo hält er alles geduldig aus, und hilft ſich, ſo gut er kann. Indeſſen bringt er gewiß ſeine Zeit nicht unnütz für die Welt hin. Er wird Ihnen von einem weitausſehenden Plane reden, an dem er ſchon ſo manches Jahr arbeitet, und zu welchem er, wenn ihn die Natur auf den Beinen erhält, den erſten Grundſtein legen wird. Schade, daß es ihm Mühe koſten wird ein Paar Mitarbeiter zu finden! Es giebt wenig Menſchen, welche ausdauern können; die Mehrſten, wenn ſie auch für etwas warm werden, verliehren bald das Feuer, ſobald die Sache nicht gut geht, oder ſie nicht augenblickliche gute Früchte vor ſich ſehn. Einen ſchweren Plan für die Nachwelt anzulegen, wovon man gewiß weiß, daß man die Ausführung nicht erleben wird; und dennoch mit den ungeheuren Schwierigkeiten zu kämpfen; nicht müde zu werden; Gefahren, Aufopferungen aller Art, Widerſprüche, Demüthigungen — Alles zu ertragen, und ſeinem Vorſatze getreu zu bleiben — das iſt Größe der Seele!

Ein ſolcher Mann iſt der Ueberbringer dieſes Briefes. Sie werden ihn lieb gewinnen, und wenn Sie einige glückliche Stunden mit ihm verleben; ſo gedenken Sie in Ihren Geſprächen zuweilen

Ihres

Ihnen ewig ergebenen Freundes

Müller.

Drey und zwanzigſter Brief.

An den Herrn Baron von Leidthal in Urſtädt.

Maynz in der Reichs-Crone
den 10ten October 1771 Abends 10 Uhr.

Das wird einmal wieder ein ſonderbarer Brief werden. Jeder will ſein Stück dazu beytragen, und jeder ſchreibt ſeinen eigenen Styl — Es ſey darum — Platz, meine Herrn! ich mache den Anfang, und gebe unſerm theuerſten Freunde Nachricht von der heutigen Reiſe. Alſo ſeyd ſtill und ruhig, Ihr jungen Leute! ſonſt werde ich irre.

So iſt es recht! Herr Meyer raucht ſein Pfeifgen Tabac und ſchreibt nach Dresden, und die beyden jungen Herrn leſen, denn ſie haben ſich aus einem von den unzähligen Buchläden in Frankfurt ein wenig Seelenfutter mitgenommen. Doch da geht Hohenau ſchon zu Bette — Gute Nacht!

Wir kamen dieſen Morgen auf den Einfall mit dem Marktſchiffe hierherzugehn; desfalls ſchickten wir unſern Wilhelm mit der Kutſche zu Lande voraus, behielten Friedrich bey uns, und ſchifften uns um zehn Uhr dieſen Morgen ein. — Wahrlich eine ſchöne Geſellſchaft! Juden, Pfaffen, Viehhändler, Metzger, nebſt Hunden und Zubehör — Ach! und welche liebenswürdige Frauenzimmer! — „Ich empfehle mich Ihnen, Jungfer Selzler!“ — Eine ſonderbare Sprache! Hier empfehlen ſich die Leute, wenn ſie kommen, andrer Orten empfiehlt man ſich, wenn man fortgeht — Und wie alle Leute ſo fürchterlich laut ſchreyen; Es muß viel Taube hier geben.

Nun, dachte ich, immerhin! Vater Noah war doch auch kein Narr, und hatte mit dem allen eine noch poſſierlichere Reiſegeſellſchaft. Ich habe ihn ſchon oft als Knabe bedauert, wenn ich ihn auf den Tapeten oder in den Bilderbücheln abgemalt ſah, wie der ſeekranke, blaſſe Mann aus dem kleinen Cajütenfenſterchen guckt, und neben an aus dem andern Fenſter ein Einhorn oder ein Cammeel den Hals hervorſtreckt. — Ich wollte der gute Mann hätte, als er die ganze Menagerie nach des Ritters Linné Syſtem ordnete, wenigſtens die Wanzen * mit von der Sündfluth ausrotten laſſen. Der Herr von Hohenau, welcher hier im Nebenzimmer winſelt, dankt es ihm mit dem Henker, daß der hieſige Hauswirth dieſe Art hübſcher Thierchen, durch die Vorſorge des Erzvaters, aufbehalten hat — Doch das gehört ja nicht hierher.

Wir arbeiteten uns durch den Haufen hindurch, über die Beine, Körbe, Kaſten und Hunde weg, bis in das hintere Kämmerchen, wo wir denn den Kern der Geſellſchaft antra-

---

* Wandläuſe.

antrafen. Jeder ſuchte ſich einen Platz — Es war verzweifelt gepreßt — Warum, in aller Welt, muß auch dieſer kleine Raum noch durch eine Menge Paquete beengt werden? Da kömmt jeden Augenblick noch eine Magd, und beſtellt „ein ſchönes Compliment von ihrer Madam, und auf dieſe „Schachtel bäthe ſie vorzüglich wohl Achtung „zu geben“ und ſo geht das fort.

Auf dieſe Art wohl eingepackt ſtieſſen wir vom Lande. Nun fieng ein jeder an, die übrige Geſellſchaft ruhiger zu betrachten. Dabey hatte mancher noch ein Reſtgen Frühſtück zu verzehren, etwas an ſeinem eilig geordneten Anputze zu verbeſſern, ſich bequemer zu ſetzen — Jetzt wurden Bekanntſchaften gemacht — „Um Vergebung, mein „Herr! Sie gehen gewiß weiter“ — Dort ſprach auf einmal jemand von Madrit — „Herr Jemine! ſo weit ſind Sie ſchon „gereiſet?“

Ein Landedelmann, der die Frauenzimmer mit platten Späßen unterhielt, und zuerſt über jeden ſeiner oft probierten Einfälle ſelbſt lachte, hatte ſeinen Sohn bey ſich, einen groben Bengel von funfzehn Jahren, den er nach Holland bringen wollte, damit er dort Cadet würde, und gegen baare Bezahlung für die hochmögenden Herrn — exercierte.

„Zehn Schritte vom Leibe, Du ſchmutzi„ger Capuziner! Behalte Dein Ungezieſer „für Dich!“ — „Und das können Sie „einem armen Mönch zurufen, den Noth „oder Tyranney ſeiner Familie zu dieſer un„glücklichen Lage beſtimmt haben?“ — Aber er war doch gewaltig unwiſſend, denn als von der Inquiſition geredet wurde, behauptete er, im Preuſſiſchen ſey dieſelbe noch allgemein eingeführt. Vermuthlich hatte er einmal etwas von der Regie reden gehört, die doch würklich eine vortrefliche Einrichtung iſt. Ueber ſo etwas kann ich mich freuen. Man entſagt doch wohl nicht der Welt, um ſich noch nachher um ihre kleinen Händel zu bekümmern, und mich hat es immer geärgert, wenn ich hörte, daß in Klöſtern und Abteyen der Hauptgegenſtand der Unterredung Zeitungsnachrichten ſind.

In der Ecke ſaß ein Deutſcher, in einer abgetragenen franzöſiſchen Officiersuniform. Er hatte ein junges Weibchen bey ſich; Sie blickten ſich oft traurig und kümmerlich an, und die arme Frau hielt ein Bündelchen an der Hand, worinn etwas Eßvorrath, zu Erſparung der Mittagsmalzeit, ſeyn mogte. Beyde kamen mir ſo bekannt vor, und ich erinnerte mich bald, wo ich ſie geſehen hatte. Denn als ich im vorigen Jahre durch . . . reiſete, und des Abends, kurz vor Tiſche, aus meinem Zimmer über einen langen Gang in das Hinterhaus gieng, ſtand die Thür einer bewohnten kleinen Kammer offen, in welcher kein Licht war. Zwey Stimmen ſungen ein deutſches Lied; die männliche begleitete die Melodie harmoniſch eine Terz niedriger. Das Lied ſollte munter gehn; aber es klang nicht frohlig, wie ſie es vortrugen. Mir kam es vor, als wollten die Leute ſich nur einander Muth einſingen, oder nicht von unangenehmen Dingen reden, ſich nicht geſtehen, was jeder einzeln litt, und dem Andern verſchweigen wollte, damit dieſer heiter ſeyn mögte. Ich fragte damals den Wirth, und der ſagte mir: „ſie ſangen, „weil ſie nichts zu eſſen hätten; der Mann „ſey ein abgedankter Officier und habe einen „Proceß, von deſſen Ausgange ſein Glück „abhänge.“ Als ich des Morgens von … wegfuhr, ſahe ich denſelben armen Officier auf der Gaſſe in einem eifrigen Geſpräche mit einem Juden verwickelt, vermuthlich um Geld geborgt zu bekommen. Was weiter aus den Leuten geworden iſt, und wie ſie hier in das Marktſchiff kamen, darnach habe ich mich nicht erkundigen können. Wo ich vorausweiß, daß ich nicht helfen kann, da vermeide ich das vorwitzige Nachfragen.

Die übrige Geſellſchaft in der Cajüte war nicht ſehr intereſſant. In Höchſt aßen wir zu Mittage. Dort hat ein reicher italieniſcher Tabacsfabrikant eine ungeheure Maſſe von Gebäuden aufgethürmt.* Die Eitelkeit, durch eine Reyhe von Schloſſern dort ſeinen Nahmen zu verewigen, koſtet den Herrn Bolongaro gewaltige Summen, wobey niemand als die Handwerksleute Vortheil haben. Ich kann nichts ſchön finden, was nicht zweckmäßig iſt, und eine Tabacksfabrik, die wie ein königliches Schloß ausſieht, iſt etwas eben ſo elendes, als ein Reiſekoffer, der mit Goldſtoff überzogen wäre. Da auch gewöhnlich nach einer Reyhe von Jahren andre neuere Etabliſſements jede Fabrik dieſer Art lahm legen; ſo iſt vorauszuſehn, daß den Erben einſt dieſer Steinhaufen ſehr zur Laſt fallen und dann vielleicht der Churfürſt von Maynz (wenn wir zu der Zeit noch Churfürſten haben) den ganzen Bettel um eine geringe Summe kaufen wird.

---

* Der Herausgeber glaubt keinen Tadel zu verdienen, wenn man hier und bey andern Gelegenheiten dieſer Art zuweilen Dinge beſchrieben findet, die im Jahre 1771 noch nicht da waren; Ein Roman iſt ja keine Hiſtorie.

Hinter Höchſt kamen Muſicanten in das Schiff, die das luſtige Publicum ſehr angenehm unterhielten. Sie verkleideten ſich unter andern wie Juden, und ahmten den Form einer Synagoge nach, welches nun freylich, da verſchiedene Jsraeliten gegenwartig waren, für dies ohnehin gedrückte Volk nicht angenehm ſeyn konnte.

Die Hitze im Schiffe, und die Hofnung zu einer herrlichen Ausſicht trieben uns oben auf den Verdeck — Und wahrhaftig! Wer Sinn für die Schönheiten der Natur hat, der muß bey dem Anblicke der Gegend von Maynz gerührt werden. Da wo ſich der Mayn in den majeſtätiſchen Rhein ergießt; rechter Hand die Stadt mit ihren Thürmern, gegen über Caſſell; und dann an den Ufern die Weinberge; die Lage der Cartauſe neben dem Luſtſchloſſe, die Favorite genannt — das alles iſt in der That hinreiſſend. Auch ſchwammen unſre jungen Herrn in Empfindſamkeit, und Herr Meyer wünſchte ein Cartäuſer zu ſeyn.

Wir kamen um vier Uhr an, und beſuchten dieſe guten Mönche, die nun freylich keine ſolche Lebensart führen, wie ſie dem Hauptmann von Weckel Freude machen würde; Unterdeſſen hat dieſelbe doch in manchen Stücken Vorzüge vor derjenigen, in welcher die mehrſten übrigen Ordensgeiſtlichen vegetieren; denn jeder beſitzt hier ſein kleines Haus für ſich, und hinter dem Hauſe ein Gärtgen. Dabey treibt er ein Handwerk, wozu ihm alles erforderliche Handwerkszeug und dergleichen angeſchafft wird.

Ich kann nicht ſagen, daß der churfürſtliche Garten, die Lage ausgenommen, den geringſten Reiz für mich gehabt hätte. In

Aſchaffenburg hingegen ſollen ſchöne Spaziergänge ſeyn, und vor einem Thore von Maynz ſehen wir auch verſchiedene artige Alleen. Wir wollen morgen weiter, und alſo nicht an den Hof gehn. Uebrigens ſagt man, daß es ein gar angenehmer Hof ſey. Emmerich Joſeph iſt allgemein geliebt, und von ſeinen Unterthanen angebethet. Er iſt geſellig, und hat ſo gar nichts Steifes, Stolzes, Pedantiſches, wie wohl andre Churfürſten. Die Etikette iſt ihm ein verhaßtes Ding, weil er weiß, daß das nur ein Hülfsmittel für dumme, aufgeblaſene Fürſten iſt. Dieſe, wenn ſie innerlich fühlen, daß ihre perſönlichen Eigenſchaften ihnen keine Liebe erwerben können, und ſie kein andres Mittel haben, ſich geachtet zu machen, ſchreiben den Leuten um ſich her eine gewiſſe Form, zu Bezeugung der erzwungenen Ehrerbiethung vor — eine Maske, die jeder vorhenken muß, und hinter welcher er den fürſtlichen Pinſel im Herzen aushöhnen kann, wenn dieſer es nur nicht ſieht.

Maynz iſt übrigens ein todter Ort, wie alle Reſidenzen geiſtlicher Fürſten. Viel Kirchen ſind darinn; ob viel oder wenig wahre Religion und Chriſtenthum, das weiß ich nicht.

Der Maynziſche Adel iſt gaſtfrey, angenehm und leicht im Umgange, und wenn Fremde über das Gegentheil klagen; ſo waren es gewiß immer ſolche, die entweder aus Mangel an Lebensart, oder wegen ihrer Geburt, die nun einmal in dieſer Welt einen gewiſſen äuſſern Unterſchied unter den Claſſen der Menſchen macht, fühlten, daß ſie in dieſen Circuln nicht an ihrem Platze waren.

Wir brachten aber dieſen Abend, von ſieben Uhr an, in einer bürgerlichen Geſellſchaft zu. Es waren artige Leute darunter, und wir wurden bald bekannt mit ihnen. Gegen neun Uhr kam ein Cammerherr dahin. Er paßte ſich nicht recht zu den übrigen dort gegenwärtigen Menſchen. Die verſchiedene Art der Erziehung, und der Umgang der Leute, mit denen man lebt, geben unſrem Weſen oft einen ſolchen Ton, daß ein feiner Kopf, voll Welt- und Menſchenkenntniß dazu gehört, um in jeder Geſellſchaft zu Hauſe zu ſeyn. Ein bloßer Hofmann in einer ehrlichen bürgerlichen Verſammlung, iſt wie ein Blutfinke, den man ein Liedgen gelehrt hat, und ihn dann wieder in das Feld fliegen läßt —

Doch, es iſt ſpät, mein theuerſter Freund! Ich will alſo Abſchied von Ihnen nehmen. Leben Sie wohl —

Weckel.

Worms den 11ten, Abends 9 Uhr.

Könnte ich Ihnen, beſter Vater! nur beſchreiben, welche herrliche Gegenden heute meine Augen geſehen haben! O! das romantiſche Oppenheim! — Aber man muß von der andern Seite, über die fliegende Brücke her, dahin kommen — Wie ſich dann dieſe ehrwürdige alte Stadt, an dem Berge hängend, dem Auge darſtellt! — Es iſt ein rührender Anblick; Ein Kind muß das fühlen. Wir kamen des Mittags an, und beſtiegen das Schloß, um von daher die Reiche der Welt unter unſern Füßen liegen zu ſehen — Welch' eine ſchöne Landſchaft! Gewiß das Paradies von Teutſchland — Und dieſe entzückende Pfalz hat die galanteſte aller Nationen, der wir unſre ſchöne Cultur, unſern Geſchmack, unſre feine Lebensart, unſre Hof-Sitten und unſre Aufklärung zu danken haben, mit mordbrenneriſcher Fauſt verwüſtet. Dieſe Heldenthat eines von Sentiments ſtrotzenden Volks, dies vortrefliche Pendant zu der pariſer Bluthochzeit, mögte ich jedem Teutſchen vor Augen ſtellen, der ſich ſeines Vaterlandes ſchämt, und mit fremden Sitten prahlt.

Als wir auf dem Kirchthurm ſtanden, begrub man unten auf dem Kirchhofe ein junges Mädgen, die ein zu heiſſer Tag im Frühlinge ihrer Tage dahingewelkt hatte — O! was mein von ſo viel Seiten gepreßtes Herz da fühlte — Aber der Herr von Weckel hat für ſo etwas keinen Sinn; ich will auch nichts mehr davon ſagen, er mögte es leſen. An meine Charlotte habe ich viel über Oppenheim geſchrieben; Ich war grade damals recht geſtimmt dazu, und ſah dort manches Intereſſante. Es iſt ein Beinhaus in Oppenheim, in welchem viel tauſend Schedel liegen, mehr als ich je in meinem Leben auf einem Flecke geſehen habe, aufgethurmt und fachweiſe geordnet. Wie mancher gute Kopf, dachte ich, mag hier ſchlafen, wie manches unruhige Gehirn hier vertrocknet ſeyn! — Freund und Feind, Einheimiſcher und Fremdling, da vereinigt und geſellig neben einander —

Als wir in den Gaſthof zurückkamen, begegnete uns oben im Durchgange ein unanſehnlicher kleiner Mann, im blauen Ueberrocke, mit einem kurzen Pfeifgen im Munde. Er machte ſogleich Bekanntſchaft mit uns, und bath uns, weil wir doch noch auf unſere Eſſen warteten, indeß in ſein Zimmer zu treten. Wir thaten das, und nun fieng er allerley ſchale Geſpräche mit uns an, die einen ſehr ſchiefen Kopf verriethen, und doch redete er mit einer gewiſſen Art von Schein des Bewußtſeyns, uns als geringere Geſchöpfe betrachten zu durfen. Wir glaubten, der Menſch ſey ein Narr, und weil er uns Langeweile machte; ſo giengen wir von ihm weg. Kurz nachher, als der Wirth uns das Eſſen brachte, erfuhren wir von ihm, daß es der Graf von . . . geweſen, der ſeit viel Jahren auſſer ſeinem Ländgen herumreiſet, allerley tolle Streiche macht, und jetzt vor einigen Tagen mit einem kleinen Gefolge nach Oppenheim gekommen war.

Ehe man nach Worms kömmt, berührt man einen Ort, der Rhein-Türkheim heißt, am Ufer des Fluſſes gelegen. Der Mond ſchien ſo ſchön, und ſpiegelte ſich auf dem Waſſer; Der Abend war heiter und lieblich; Wir beſchloſſen alſo zu Fuß zu gehen. Wir ſchickten die Kutſche voraus, uns Quartier und Abendeſſen zu beſtellen, und ſo ſchlenderten wir längſt dem Rhein hin; Herr Meyer rauchte ein Pfeifgen, und wir ſprachen dann von allerley, und waren recht frohlig. Ein Bauer, aus einer entferntern Gegend, welcher denſelben Weg vorhatte, vermehrte die Geſellſchaft, und erzählte uns allerley. Er war unzufrieden über ſeinen calviniſtiſchen Pfarrer, der, wie er ſagt, ſtark trinkt, und ſich dadurch oft krank und unfähig macht, ſein Amt zu verwalten. Vorigen erſten Jenner hat er, weil er Abends vorher einen ſtarken Rauſch gehabt hatte, das Neujahrsfeſt auf einen andern Tag verlegen wollen.

Worms zeigt wieder klägliche Ueberbleibſel von des franzöſiſchen Generals Melac Unmenſchlichkeit. Auch iſt ſein Nahmen ſo verhaßt, daß in der Pfalz die meiſten Hunde

Melac genennt werden. Speyer und Worms waren einſt ſehr große, beträchtliche Städte. Man fährt viel tauſend Schritte von dem erſten Thore an, durch Rudera, die jetzt zum Theil mit Weingärten umpflanzt ſind, bis man an den Anfang der, nach der Zerſtöhrung wieder aufgebaueten Stadt kömmt.

Soviel wir dieſen Abend ſehen können, iſt es hier äuſſerſt ſtill und menſchenleer. Wir werden morgen früh wieder fortreiſen, und küſſen Ihnen, beſter Vater! Alle in Gedanken die Hände.

Hohenau.

Freinsheim den 26ſten October.

Dieſer Brief hat lange unvollendet gelegen. Sie werden indeſſen des Herrn Meyers Schreiben vom 11ten und das Paquet des Herrn von Hohenau vom 19ten richtig erhalten haben. * Jetzt, beſter Herr! will ich

---

* wovon ſich aber hier nichts findet.

den Reſt mit Erzählung unſrer weitern Reiſe ausfüllen.

Wir durchſtreichen die ſchöne Pfalz, und zwar mehrentheils zu Fuße. Die Weinleſe geht noch ſtark fort, und das iſt ein gar herrliches Schauſpiel für uns. Des Morgens früh laufen wir mit in die Weinberge und Weinfelder, wo dann alles von fleißigen Menſchen wimmelt, welche Trauben leſen, und dabey fröhlig und guter Dinge ſind. Auf den Feldern ſtehen hie und da Handmühlen, worinn die Trauben gequetſcht, ſodann in Fäſſer geſchüttet, und auf Karren in die Häuſer zur Kelter gebracht werden.

Wir helfen unſern lieben, vortreflichen Hauswirthen, die Ihnen heute ſelbſt ſchreiben werden, fleißig leſen, wobey wir uns ſelbſt aber nicht vergeſſen. Man ſollte es nicht glauben, wie viel Trauben man des Morgens genieſſen kann, ohne irgend geſättigt zu werden, und ohne Ungemächlichkeit zu fühlen. Im Gegentheil! es iſt eine wahre Cur, welche Magen und Säfte verbeſſert, und leichtes, muntres Blut ſchafft. Es giebt Schweizer, die mit ihrer Familie im Herbſte hierherziehn, ſich einen Weinberg miethen, daſelbſt Hütten aufſchlagen, und ſo lange hier bleiben, bis ſie denſelben kahlgegeſſen haben. Des Mittags ſchmeckt ein gutes einfaches Mahl herrlich, und dabey eine Flaſche pfälziſchen Weins, der lieblich und geſund iſt. Des Nachmittags werden wieder Trauben geleſen, bis es dunkel wird; Indeß dann die Domeſtiken keltern, ſammlet ſich eine kleine Geſellſchaft, ſchwäzt, ſpielt, macht Muſic, und des Abends geht es ſelten ohne ein Tänzgen ab, worauf man ſich ſorgenlos zu Bette legt. Das iſt unſre Lebensart, indem wir von einem Orte zum andern ziehen, eigentlich aber doch hier, bey der liebenswürdigen ...... Familie unſer Hauptquartier haben.

Frankenthal iſt ein freundliches, artig gebauetes Städtgen. Es wohnen viel Fabricanten hier. Fünf Tage haben wir, nicht weit von da bey Ihrem alten Freunde .... in .... zugebracht. Wir ſind voll Liebe empfangen und behandelt worden. Er iſt jedem unſerer Wünſche zuvorgekommen, war den ganzen Tag durch nur Aufmerkſamkeit und Sorge für das Vergnügen ſeiner Gäſte — Guter, gaſtfreundlicher Mann! Du thuſt ſo gern Andern wohl, theilſt ſo gern, was Dir der Himmel beſchehrt hat, mit Deinen Freunden. Bey Dir findet der Elende Schutz und der Hungrige eine Labung. Du dieneſt ſo gern jedem — Mogteſt Du nie an Undankbare Deine Wohlthaten verſchwenden; Mögte jeder, wenn Du Seiner bedarfſt, ſo bereit ſeyn Dir die Hand zu biethen, als Du es jetzt biſt, alles was um Dich lebt glücklich und vergnügt zu machen.

Es gefiel uns nicht, daß die Bauern in einigen pfälziſchen Dörfern Contretänze tanzen

zen und Operetten-Arien trillern. Auch ſollen die Sitten der Landleute in einigen Gegenden ſehr verderbt ſeyn.

Man erzählt viel Böſes von den Landſchreibern, und daß Einige von ihnen in vorigen Zeiten, zu Beſtreitung ihres fürſtlichen Aufwandes, erſchreckliche Diebereyen begangen hatten. Ich weiß nicht, ob das wahr iſt; Allein die jetzigen ſollen grundehrliche, gewiſſenhafte Leute ſeyn, und von denen unerhörten Beſtechungen, ohne welche ehemals niemand in der Pfalz das Geringſte erlangen konnte, hört man ſehr wenig mehr.

Herxheim hat eine Lage, die weder zu beſchreiben, noch zu malen iſt. Man ſieht aus des Herren von Reinecks Garten, der auf einer Anhöhe liegt, rings umher vielleicht ſechs und zwanzig Stunden weit, und nach manchen Seiten verliehrt ſich ganz das Auge. So viel Städte, Dörfer, Weinberge, Felder, Ströhme, Wälder, Schlöſſer — Es iſt ein ſegenvoller Reichthum der ſchönen Natur.

Beynahe noch majeſtätiſcher iſt dieſer Anblick in Neuſtadt an der Hart.

In Türkheim hat der Fürſt von Leiningen ein Schloß, welches auch ſehr angenehm gelegen iſt. Dieſer Herr ſoll eine artige Parforcejagd haben. Der Herr von Weckel erzählte uns bey dieſer Gelegenheit verſchiedene Annecdoten von dieſer Art Jagden. Zu Zweybrücken ſoll ohnſtreitig jetzt in Deutſchland die vollſtändigſte ſeyn. In Caſſell werden mehrentheils nur zahme Tannhirſche im Garten herumgejagt. Aber ſie werden des Tags vorher wild gemacht, und ſo geht es doch gut. Die engliſchen Officiere und andre vornehme Herrn in America, welche gern jagen, und kein Wild haben, laſſen ein Stück friſches Rindfleiſch an einem Seile auf der Erde, von einem Kerl zu Pferde vorausſchleppen, und auf dieſer Fährte jagen dann die Hunde. Was aber in Türkheim mehr als die Parforcejagd unſre Aufmerkſamkeit auf ſich zog, war ein alter ehrwürdiger Pfarrer, welcher ſelbſt der Stifter ſeiner calviniſchen Gemeine iſt. Er hat für ſein Häuflein eine beträchtliche Collecte geſammlet, bey deren Zuſammenbringung er ſogar in Holland herumreiſete, keine Beſchwerlichkeit ſcheuete, ſelbſt kümmerlich lebte, dann zurückkam, ein Gotteshaus aufbauete, alle Schwierigkeiten überwand, ſeit dieſer Zeit mit Widerſpruch aller Art, mit Kummer und Krankheit kämpfte, aber immer feſt und heiter, der Freund, Vater und Rathgeber ſeiner Glaubensgenoſſen blieb. Jetzt hat er ein Auge verlohren, und ſieht mit dem andern wenig; Aber er murrt nicht, liebt Gott und Menſchen, und theilt ſeine Armuth mit jedem, dem er einen heitren Augenblick dadurch machen kann. Es iſt Schade, daß der Mann kein Buch geſchrieben, keine Bataille gewonnen, kein Land als Miniſter in Verwirrung gebracht hat; Man würde doch von ihm reden. Jetzt wird, wenn der gute Greis zu ſeinen Vätern verſammlet iſt, vielleicht ſein Nahmen nicht wieder genannt werden.

Wir haben bey unſern Fußreiſen Gelegenheit die Anmerkung zu beſtättigen, daß man die Bauern und Poſtillons in ihren Gegenden nie um die nächſten Fußwege fragen muß. Sie bekümmern ſich darum nicht, ſondern gehn die Wege, welche, von Vater auf Sohn herab, als die nächſten ſind anerkannt worden, und es iſt vergebens ihnen begreiflich machen zu wollen, daß eine grade Linie der kürzeſte Weg zwiſchen zwey Puncten iſt.

In Deidesheim ſahen wir ein Haus der barmherzigen Brüder — Ich ſchätze dieſen Orden ſehr — Sie nehmen Kranke von allen dreyen Religionspartheyen auf, behandeln dieſelben mit bewundernswürdiger Sorgfalt und Reinlichkeit, und reichen ihnen alle dieſe wahrhaftig chriſtlichen Liebesdienſte und die erforderlichen Arzeneyen unentgeldlich.

Morgen gehen wir nach Speyer. Dort werden wir einen neuen Brief an Sie, beſter Wohlthäter! anfangen. Der gegenwärtige iſt ſo lang, daß wir beſchloſſen haben, ihn auf die Poſt zu ſchicken. Ich füge alſo nichts mehr, als die Verſicherung meiner unübertrefbaren Ehrerbietung hinzu.

Wallitz.

Vier und zwanzigſter Brief.

An den Freyherrn von Leidthal in Urſſtädt.

Frankfurt am Mayn
den 11ten November 1771.

Theuerſter, gnädiger Herr!

Der fröhlige Herbſt iſt ſchnell vorübergegangen, und wir haben die liebe Pfalz recht ungern verlaſſen. Mit Thränen in den Augen ſchieden wir von unſern theuren Freunden, obgleich wir Hofnung haben, ſie bey unſerer Zurückkunft aus Bayern wieder zu umarmen. Jetzt ſind wir hier, und bereiten uns zu unſerer Winterreiſe vor.

Ein Paar Tage waren wir in . . . . ., wo wir die vortreflichen Menſchen kennen lernten, denen Sie uns empfohlen hatten. Wir ſahen die herrliche Frau, deren ſeelenvoller Blick durch ſeine Würde und Anmuth mich rührte, mich zu ihr hinriß, indeß jedes Wort aus ihrem Munde das ſanfteſte Herz und den feinſten Geiſt verrieth. Ihr verdienſtvoller Gatte kam uns entgegen, mit freundlicher, einladender Miene. Auf ſeiner Stirne wohnt Heiterkeit, Bewußtſeyn innerer Güte, heiliger Frieden. Und der große Mann, deſſen Nahmen ich nicht ohne Rührung ausſpreche, der den Muth hatte, dem mächtigen Schurken ſich kühn entgegenzuſtellen, ihn ſeines Unrechts zu zeugen und, als das nicht helfen wollte, ihm ſeine Geſchenke vor die Füße zu werfen; der nicht Wohlthaten annehmen mogte von dem, der gute Leute drückt, und den er verachten mußte; der, da er das Unrecht nicht hindern konnte, das ſeinem Freunde geſchahe, ſo edel dachte, allem Glanze, allen Vortheilen zu entſagen, alle Bande, die ihn an den elenden Unterdrücker knüpften, zu zerreiſſen, und ſich in einen ruhigen Privatſtand zurückzuziehn, wo er, wenn er nicht alles Gute würken kann, das ſein großes Herz wünſcht, wenigſtens der Ungerechtigkeit nicht zu ſchmeicheln braucht — O! wenn es der Männer viele gäbe, die dieſem Beyſpiele zu folgen Willen und Kraft hätten! Wie zahm würden unſre kleinen Tyrannen, wie leer die Vorzimmer der Erdengötter werden! Mögteſt Du, verehrungswürdigſter Mann! wiſſen, was ich in dem Augenblicke, da ich dies ſchreibe, voll Enthuſiasmus für Dich, fuhle! — Aber warum ſollteſt Du es erfahren? Was fragt die Sonne darnach, ob der Dichter ſie beſingt? Sie ſcheint in majeſtätiſcher Größe, und wärmt Kind und Mann.

Auch habe ich die beyden Domherrn von . . . und . . . geſehen. In dem Circul dieſer vortreflichen Leute brachten wir ein Paar Tage, im Vorſchmacke des Himmels hin. Ich war vorher mismüthig und traurig; Aber wenn ich noch ſolche Menſchen in der Welt antreffe; ſo dünkt mich, ich mögte Muth faſſen, daß noch einmal wieder auf dieſer Erde Glück und Ruhe herrſchen werden.

Speyer iſt ein ſo trauriger Steinhaufen, als ich je einen geſehen habe. Der Dom hat etwas Schauer erweckendes, feyerlich Ehrwürdiges.

Wir giengen von dort zu Fuß nach Manheim, Schwetzingen, und von da durch die Bergſtraße hierher, nahmen von Dorf zu Dorf Bothen mit, die ein Päckgen mit Nachtzeug trugen, und lernten da manche Originale kennen. Von Speyer aus hatten wir einen catholiſchen Knaben bey uns, der ſehr vernünftig über die Religionsſecten urtheilte, und unter andern ſagte: er müſſe geſtehen, daß in ſeinem Dorfe die Proteſtanten beſſere Menſchen und wohlthätigere Chriſten wären, als ſeine Glaubensgenoſſen, und es käme ihm unwahrſcheinlich vor, daß Leute, die mehr Gutes thäten, einen geringern Anſpruch an der Seligkeit haben ſollten, als die, welche viel betheten, ihr Geld aus Schwachheit oder Eitelkeit müßigen und unſittlichen Pfaffen gäben, und indeſſen den elenden Dürftigen ſchmachten lieſſen.

Ein Wirth in Manheim ſchien nicht geneigt Fußgänger aufzunehmen; So ſehr wurkt das Vorurtheil. Der andre führte uns auf ein ſchmutziges Hinterſtübchen, bis unſre Kutſche kam, und da nannte er uns Excellenzen, gab uns zwey ſchöne Zimmer ein, ließ uns tapfer auftiſchen, und noch tapfrer bezahlen.

Manheim iſt völlig nach der Schnur gebaut, ſieht aus wie ein Waffelkuchen, ganz einförmig, und hat manche ſchöne Häuſer, alle neu und maſſiv, aber niedrig. Dieſe unbevölkerte Stadt, obgleich ſie eine der ſchönſten in Europa ſeyn mag, gefällt mir nun gar nicht. Ich mag wohl ſehen, daß jeder ſich ſeine Hütte nach ſeinem eigenen Geſchmacke baue. Ich mag wohl den Erbauer, den Hausherrn, darnach beurtheilen. Ich mag Abwechſelung ſehen, kleine und große Gaſſen mit einander vergleichen können, Gewühle thätiger Menſchen erblicken — Und das alles fehlt hier. Das Schloß iſt groß, übrigens ein Schloß wie andre Schloſſer; Schöne Zimmer, zum Theil prächtig tapeziert, und in jedem Zimmer eine Uhr, damit die müßigen Hofleute der faulen Zeit die zu langſam ſchleichenden Stunden nachrechnen, und in jedem Zimmer ausrufen können: „Gottlob! wieder eine Minute überſtanden!“ In der Bildergallerie ſind herrliche Stücke, beſonders die beyden berühmten Köpfe, die mit einem nicht genug zu bewundernden Fleiße ausgearbeitet ſind. Es war ein Fremder mit uns, der einmal gehört hatte, dergleichen ängſtlicher Fleiß ſey an einem Maler nicht zu loben. Deswegen tadelte er nun dieſe beyden Meiſterſtücke. Der gute Mann bedachte nicht, was er ſagte.

Bey hiſtoriſchen Stücken, oder bey Portraits, wo man, durch die Lenkung der Aufmerkſamkeit auf kleines Detail, das Intereſſe für das Süjet oder für die Aehnlichkeit ſchwächt, da kann die Regel wahr ſeyn; Aber wenn ich einen einzelnen Kopf male, der nichts weiter vorſtellen ſoll als — einen Kopf, mit einer nichts Leidenſchaftliches ausdrückenden Miene; dann iſt ein Gemälde um ſo beſſer, je fleißiger es in den kleinſten Theilen ausgearbeitet iſt. Ueberhaupt war alles was dieſer Mann vorbrachte, gemein und elend. Der Herr von Weckel meinte, er ſey fähig ſeinen Nahmen in eine Wirthshausfenſterſcheibe zu ſchneiden, und in ein Stammbuch: „eſtimer „la vertu, c'eſt toujours ma maxime“ u. ſ. f. zu ſchreiben. Wir aßen des Abends mit ihm im Gaſthofe, und als er das Licht putzte, hielt er die Hand nicht frey, ſondern legte die Lichtſcheere zur Seite auf das Licht, ſo daß ein dicker Klumpen Wachs daran hängen blieb. Sie wiſſen, daß der Herr von Weckel dies ſchon für ein böſes Zeichen hält.

In Schwetzingen iſt ein ungeheurer, groſſer, prächtiger Garten, der wohl wenige ſeines Gleichen in Deutſchland hat, und es wird eine Summe, die hundert Familien glücklich machen könnte, jährlich dazu verwendet, nur ſticht das alte gothiſche Schloß ſehr dagegen ab. Es ſind viel einzelne Schönheiten im Garten, doch muß ich offenherzig ſagen, daß dieſe nicht ganz zuſammenpaſſen. Alte Rudera und wilde, mit wahrhaftig edlen Geſchmacke und Naturgefühl angelegte Gegenden, ſind in der Mitte von regulairen Spaziergängen, von künſtlichen Waſſerwerken umringt, dahingepflanzt — Einfalt, Einfalt! wenn wirſt du wieder Kopf und Herz der Menſchenkinder leiten? Zu den türkiſchen Moſcheen werden gewaltig viel Steine mit ſchweren Koſten aufgethürmt. Mir fiel dabey ein, was einſt ein Engländer am Hofe des .... von ... ſagte. Es reiſete nemlich damals ein Steinfreſſer umher, der ſich vor Geld ſehen ließ. Der Fürſt hatte eben eine Colonnade bauen laſſen, welche dem

Engländer etwas kleinlich vorkam. Als dieſer nun die Ankunft des Steinfreſſers erfuhr, lief er geſchwind zum Obermarſchall, und bath denſelben: er mögte doch ſeinen gnädigen Herrn warnen, denn es ſey ein Mann hierhergekommen, welcher wohl die Colonnade auffreſſen würde.

In Manheim verkauften wir unſre große ſchwere Kutſche (wovon der Herr von Weckel behauptete, der Ryswickſche Frieden ſey darinn geſchloſſen) und haben hier eine andre erhandelt. Wir ſchickten ſodann die Bedienten und Koffers mit dem Poſtwagen, und giengen zu Fuß fort. Ein ſiebenzigjähriger Porteur trug unſer Päckgen bis an das nächſte Dorf. Dort übernahm es der Feldſchütz, und auf dieſen folgte ein penſionirter alter Soldat, der manches erfahren hatte.

In Heppenheim wurde ein geſundes, fettes Bauermädgen unſer Bothe, und beſchämte uns im Schnellgehn — Die ſchöne

Bergſtraße! Sie wiſſen, wie ſehr ich dieſe Gegend liebe.

Von Zwingenberg aus gieng ein Jude mit uns. Es wurde Abend, und der arme Israelite fieng an Geſpenſter zu fürchten. Als die Sonne untergieng, legte er das Bündel weg, stellte ſich gegen Morgen, verrichtete ſein Gebeth, und lobte Gott mit allen ſeinen Gliedern. Wir ſahen ihm andächtig theilnehmend zu; Sodann wünſchte er uns einen guten Abend, und wir giengen mit ihm weiter.

Allein wir waren ermüdet, blieben alſo des Nachts ſchon in Eberſtadt, in einem ſehr ſchmutzigen Wirthshauſe. Den folgenden Morgen bekamen wir einen verſoffenen, liederlichen Bothen, den wir bald zurückſchickten, und nach der Reihe unſre Bagage ſelbſt trugen.

Alſo kamen wir nach Darmſtadt. Nach vorhergegangener gehörigen Thor-Inquiſition, lieſen wir grade zu unſerm herrlichen Freunde .... und bathen ihn um ein wohlthätiges Frühſtück. Mehr als das aber erquickte uns ſein Umgang, ſeine Geſpräche voll Weisheit und Salz, ſeine lebhafte Einbildungskraft, ſein feiner philoſophiſcher Geiſt, und ſein warmes, für das Gute und Wahre glühendes Herz. Es wäre mir lieb, wenn man den darmſtädtiſchen Einwohnern bekannt machen konnte, daß ein ſolcher Mann in ihren Mauern lebt; Auswärts weiß man es ſchon.

Um zwölf Uhr giengen wir, begleitet von einem Trommelſchläger hierher nach Frankfurt. Er holte ſich erſt einen Thorpaß, und gieng dann in ſeinen engen weiſſen Cammaſchen, ohne welche er ſich nie darf ſehen laſſen, mit uns. Er ſchien ein guter Kerl, ſoll auch vortreflich trommeln, und desfalls bey ſeinem durchlauchtigen Herrn beliebt ſeyn.

Unterwegens ſahen wir an dem Fenſter eines Wirthshauſes ein hübſch gekleidetes Frauenzimmer. Wir fragten unſern Begleiter, wer dieſelbe ſey, und erfuhren, daß es eine engliſche Werberinn wäre. Dies Weib lockt nemlich ſchöne junge Leute an ſich, macht dieſe glauben, ſie ſey eine reiche Officierswitwe, läßt ſich mit ihnen in ein Ehebündniß ein, reiſet, nach der Trauung mit dem jungen Menſchen fort, liefert ihn den Werbern der engliſch-oſtindiſchen Compagnie in die Hände, und kehrt dann heimlich zurück, ein neues Probeſtück zu machen.

Als wir hierherkamen, fanden wir das liebe Paquet aus Urſſtädt. Die andern Herrn antworten ſämtlich, alſo habe ich ihrentwegen nichts hinzuzufügen.

Dieſen Vormittag ſahen wir die Judengaſſe, und den Nachmittag haben wir in Offenbach zugebracht. In der hieſigen Judengaſſe fanden wir Urſache dem Himmel zu danken, daß aus derſelben nicht jährlich allerley anſteckende Krankheiten über die Stadt verbreitet werden. Einige tauſend gedrückte, verſtoßene, zum Theil ſehr arme Geſchöpfe, leben hier eingekerkert, in kleinen ſchmutzigen, oft funf Stockwerk hohen Häuſern, dürfen in keinem andern Theil der Stadt wohnen, ja! nicht einmal zu jeder Zeit noch an jedem Orte ſpazieren gehn — Das iſt unſre chriſtliche Art mit einem Volke umzugehen, das dieſelben Freyheitsrechte der Menſchheit wie wir hat, von welchem wir auf gewiſſe Art abſtammen, das wenigſtens mehr Originalität, Eigenheit, und mehr Reinigkeit der Sitten unter ſich erhalten hat, als wir, und welches wir nun zwingen, indem wir ihm, auf die unedelſte Art, alle Mittel zu andrem Erwerbe abſchneiden, ſich vom Wucher zu nähren. Die Juden helfen ſich unter einander, halten zuſammen, führen ſelten Proceſſe unter ſich, indeß wir, die ungroßmüthigen Unterdrücker, uns um nichtsbedeutende Kleinigkeiten, um unnütze

Meinungen, verfolgen. Der große Erlöſer, der ganz Liebe war, kam aus jenem Volke her, das wir verachten. Wir prahlen mit ſeiner Lehre und erwürgen uns, aus Anhänglichkeit an elende Spitzfündigkeiten, die er nie gelehrt hat, wodurch niemand glücklicher wird, beſſer lebt, noch ruhiger ſtirbt — Und das nennen wir Chriſtenthum!

Offenbach, am Ufer des Mayns gelegen, iſt ein freundliches, heitres Städtgen. Jedermann, der unter dem Schutze eines edlen guten Fürſten, welcher ohne Prahlerey ſeine ihm von Gott aufgelegten Pflichten treu und redlich erfüllt, und nur darauf ſtolz iſt für einen guten Menſchen gehalten zu werden, den wer ihn nur kennt ſeines reinen Herzens wegen verehren und lieben muß; Wer, ſage ich, unter dieſem Schutze frey und ruhig ſein Gewerbe treiben will, der zieht gern dahin, bauet ſich ein Häusgen, und ſo wird dann der Ort von Jahr zu Jahre größer, geſelliger, angenehmer, und wird in kurzer

Zeit andre Städte weit übertreffen, in welche ſich niederzulaſſen die Fremden mit ſüßen Worten und Verſprechungen hingelockt, bald aber, wenn ſie nicht die Kunſt verſtehen, den kleinen Vezirn in und auſſer Livree zu ſchmeicheln, die den Sultan umringen und leiten, ſo lange chicanirt werden, bis ſie mit ihrem Gelde wieder fortgehn. Hier haben die Herrn D'Orville und Bernhard eine große berühmte Tabacsfabrik angelegt. Die Gebäude ſind einfach, zierlich, ſchön, zweckmäßig, und ohne Windbeuteley gebauet. Das Ganze hat ein Anſehn von Rechtlichkeit und Würde, die des Characters der rechtſchaffenen lieben Männer, denen das Werk gehört, werth iſt.

Wir reiſen übermorgen von hier ab, und bitten Sie, theuerſter Wohlthäter! um Ihren Segen auf den Weg.

Meyer.

Fünf und zwanzigſter Brief.

An den Herrn von Hohenau in Nürnberg.

Urſtädt den 19ten November 1771.

Ich habe nun alle Eure Briefe, Ihr guten Leute! richtig erhalten, und danke Euch herzlich, daß Ihr, auch auf der Reiſe, Meiner ſo fleißig eingedenk ſeyd. Verzeyhe mir es nur, mein liebſter Carl! wenn ich nicht immer an Dich einzeln ſchreibe. Ich habe jetzt viel Geſchäfte, und da es früh dunkel wird, und meine Augen ſchwach werden; ſo kann ich des Abends auch wenig ausrichten, beſonders, da ich mich gewöhnt habe ſehr klein zu ſchreiben, und in meiner Jugend, wenn man mir anrieth, größere Buchſtaben zu machen, nicht folgen wollte.

Ich bin überzeugt, daß Deine Reiſe, in allem Betracht ſehr nützlich für Dich ſeyn wird, und es freuet mich, daß Du einige gute, mit Dir ſympathirende Menſchen angetroffen haſt. Das iſt gar ſüß, ſo verſchwiſterte Seelen zu finden. Ach! es giebt nur Eine Familie der beſſern Menſchen, eine alte adeliche Familie, klein, beynahe ausgeſtorben, in verſchiedene Länder zerſtreuet, doch ſo, daß ſie ſich wiedererkennen, wiederfinden. Zu dieſer gehören auch wir; das kann ich mit Zuverſicht ſagen; und unſre Ahnenprobe iſt in unſer weiches Herz gegraben.

Wenn Du nach München kömmſt, und das Opernhaus ſiehſt; ſo erinnere Dich Meiner; Denn ich habe dort einmal eine kleine Demuthigung ertragen. Die Sache an ſich iſt unwichtig, beweiſet aber doch, wie ungern gekränkte Eitelkeit vergißt. Ich ſaß nemlich, als ein junger Menſch, in der nächſten Loge dem Theater zur Rechten. Ich war ein bißgen früh gekommen, und noch waren wenig Menſchen da. Ein alter Graf von Iſenburg, der auch allein in einer andern Loge ſtand, kam zu mir herüber, und ließ ſich in ein Geſpräch mit mir ein. Anfangs gieng das Ding gut, und der alte Mann ſchien Geſchmack an meiner Unterredung zu finden. Wir kamen aber nachher auf einen Gegenſtand, wovon ich nichts verſtand, und vermuthlich aus Naſeweiſigkeit etwas ſo ſchiefes vorbrachte, daß der Greis, ohne mir zu antworten, noch ſonſt etwas zu ſagen, aufpackte und fortgieng. Dieſe Lection war mir auf lange Zeit nützlicher als eine Predigt über den Vorwitz geweſen ſeyn würde, und noch jetzt, da ich es nicht habe vergeſſen können, ſchäme ich mich, und mögte mich dem Manne, der längſt im Grabe liegt, von einer vortheilhaftern Seite zeigen.

Deine Charlotte beſucht mich oft mit der Frau von Weckel. Sie zeigt mir ſo viel Zutrauen und Aufmerkſamkeit, als wenn ſie meine eigene Tochter wäre, und in Wahrheit! ich gewinne ſie täglich mehr lieb. Fürchte Dir nur! Es wird wohl am Ende ſo kommen, daß wir einen Bund gegen Dich machen, oder gar, daß wir Dich reiſen und ich mich indeſſen mit Deiner Braut trauen laſſe.

Die böſen Weiber plagen mich unaufhörlich, ich ſolle die Zeit Deiner Reiſe abkürzen, aber ich halte mich feſt wie ein Mann. Unterdeſſen hatten ſie es geſtern doch ſo liſtig angelegt, daß ich in ſo weit nachgeben mußte, es nur bey Einem Jahre bewenden zu laſſen. Sie hatten mich ſonderbar gefaßt. Zuerſt bathen ſie um allerley Kleinigkeiten, wovon ſie wußten, daß ich mich ungern darauf einlaſſen würde, z. B. ich ſollte mich abmalen laſſen, ſollte mit ihnen auf einen Ball gehen, und d. gl. mehr. Das alles wurde in Gnaden abgeſchlagen, und da kam es dann an die Hauptſache, wo ich, um nicht für einen wunderlichen Mann zu gelten, wohl ein wenig nachgeben mußte. Indeſſen, mein lieber Sohn! ſuche nur von dieſem Jahre recht Vortheil für Kopf und Herz zu ziehen.

Ich habe die Bücher geleſen, welche Du mir empfohlen haſt. Ich wundre mich gar nicht mehr darüber, daß ſchwache Köpfe Religionszweifel haben können, ſeitdem ich weiß, daß ein ſo großer Aſtronom als de la Lande, ein Atheiſt iſt, das heißt: an der Exiſtenz des Kochs zweifeln, deſſen Paſtete wir eſſen. Uebrigens bekümmert mich das ſehr wenig. Es giebt, dünkt mich, nur Einen Beweis für die Aechtheit einer Lehre, und das iſt der, wenn ſie mich glücklich und ruhig macht. Was geht es mich an, ob hiſtoriſche Beweiſe für die Aechtheit der Bibel da ſind, oder nicht! Wer eine beſſere, glücklicher machende, einfachere, ältere, natürlichere, die Menſchen zu beſſerer Seelenruhe und Tugend führende Lehre kennt, als die Lehre Jeſu, der thut ſehr unrecht dieſe für göttlich zu halten, hätte ſie auch alle Beweiſe

vor

vor ſich — Braucht es denn eines andern Beweiſes, daß dieſer Baum ein Apfelbaum iſt, als wenn ich die reife Frucht davon brechen kann? Es geht damit, wie mit der Aechtheit der Freymaurer-Logen. Dieſe zanken ſich unter einander um das Recht Conſtitutionen zu ertheilen. Gebt Aufſchlüſſe, nicht Spielwerke, und arbeitet beſſer für das Wohl der Welt; ſo ſeyd Ihr gewiß ächt; Thut Ihr aber das nicht, was helfen mir Eure Verbriefungen?

Jetzt will ich noch ein Paar Worte an Meyer ſchreiben. Lebe wohl, mein lieber Carl! und vergiß nicht

Deinen

treuen Freund
Leidthal.

Sechs und zwanzigſter Brief.

An den Herrn Etatsrath Müller in Coppenhagen.

Nürnberg den 18ten November 1771.

Nun, mein lieber Etatsrath! Wie geht es Ihnen denn? Nicht wahr, Sie mögten gern einmal wieder ſo etwas von meiner Proſa leſen? Wohlan! Kommen Sie her! Hier iſt die Erzählung unſerer großen Reiſe von Frankfurt nach Nürnberg, wie ſolche beſchrieben ſteht in unſerm Reiſe-Journale, daſelbſt auf der 181ſten Seite, wie folget. Uebrigens iſt mein herzlicher Wunſch, dieſe Zeilen mögen meinen Herrn Etatsrath bey gutem Wohlſeyn und wahrer ächter däniſcher Gemüthsruhe antreffen — Zur Sache!

Als wir eben den 13ten von Frankfurt abreiſen wollten, kam der liebe Herr von Greb mit dem Profeſſor Blumenhof hier an, und überbrachte uns einen Empfehlungsbrief von unſerm theuren Freunde, dem Pfarrer Pockenthal. Es that mir weh, daß wir dieſer guten Männer Umgang nicht länger genieſſen konnten, und wir klagten eben darüber, als dieſe herrlichen Leute ſich kurz entſchloſſen, uns bis Nürnberg zu begleiten. Wenn ich je einen jungen Mann geſehen habe, der wahre Feſtigkeit und Würde im Character mit Feinheit, Sanftmuth, Gefühl und liebevollem Aeuſſerlichen verbindet; ſo iſt es der gute Jüngling, unſer Greb. Wir haben in ſeiner und des vortreflichen Blumenhofs Geſellſchaft gar ſelige Stunden hingebracht. In zwey Wagen vertheilt, fuhren wir des Morgens aus Frankfurt ab, nachdem wir vorher einen kurzen aber genußreichen Beſuch bey dem Doctor Tenjed abgeſtattet hatten, einem Manne, der voll Feuer, Geiſt und Wärme für alles Gute iſt, und keinen andern

Fehler haben mag, als daß er in dem Orte, wo er wohnt, mit ſeiner Würkſamkeit völlig allein ſteht. Auch lebt er, umringt von ſo viel inconſequenten Menſchen, gänzlich einſam und verſchloſſen.

Wir kamen gegen Mittag nach Seligenſtadt, wo eine Benedictinerabtey iſt, ließen uns bey dem Prälaten melden, und wurden von ihm zur Mittagstafel eingeladen. Sie haben guten Wein, dieſe Leute, und man ſieht, daß ſie bey ihrer Andacht und Seelenanſtrengung, doch die materielle Hülle nicht vergeſſen — Ja! lieber Himmel! Was ſoll man auch machen? Gott läßt den ſchönen Wein wachſen, und giebt dann auch Stärke, daß man ihn vertragen, und überhaupt das beſchwerliche Kloſterleben ausſtehen lernt.

Es ſpeiſete ein Domherr mit uns, der auch auf Reiſen war, und zwar mit ſeiner Maitreſſe, die jedoch ſo lange im Wirthshauſe blieb. Er war ein Mann voll Firniß, angenehm, luſtig — Aber ſo leer, ſo leer! — Wenn ich oft ſehe, wie die mehrſten dieſer Menſchen erzogen werden, wenn ich Briefe von ihnen leſe; Wenn ich bedenke, welche unnütze Glieder des Staats ſie ſind, wie wenig ſie auch nur einmal die Beſtimmung erfüllen, zu welcher man ſie fett macht — Aber zum Henker! dafür werden ſie auch im Fegefeuer pfeifen, und keinen Vicarius darauf halten dürfen.

Bey dem Fegefeuer, an welches nicht jeder glaubt, fällt mir ein Geſchichtgen ein. In Heſſen war ein Dorfpfarrer, dem gemeldet wurde, es gäbe in ſeiner Gemeine Leute, welche die Auferſtehung der Todten leugneten. Der Lerm der orthodoxen Gegenparthey wurde ſo laut, daß der arme Geiſtliche endlich das Ding ins Reine bringen mußte. Er verſammlete alſo ſeine Gemeine, rief alle die, welche die Auferſtehung glaubten, hervor, und ſtellte ſie auf eine Seite, den Ungläubigen gegenüber, und nun rief er aus: „Ihr

„Verſtockten! Ihr zur Linken! Ihr glaubt „alſo nicht die Auferſtehung der Todten?“ Sie zuckten die Achſeln — „Wohl alſo!“ fuhr er fort „Ihr bleibt in der Erde liegen, „Ihr Hunde! und alle jene wackren Männer „werden mit Haut und Haar auferſtehen — „Das iſt nun Eure Schuld!“ — und damit gieng er fort.

Hinter Seligenſtadt geſellte ſich ein Pudel zu uns, und verließ uns auch ſeit dieſer Zeit bis itzt nicht. Der empfindſame Herr von Hohenau glaubt, der Hund habe vorzüglich zu ihm Zuneigung, weil er ein guter Mann ſey, an den ſich gern jeder Unmündige wende. „Bey mir“ ruft er pathetiſch aus „ſucht der Unglückliche Troſt, und der Verlaſſene Zuflucht; Es giebt ein Gefühl von „Sympathie, welches jedes ſchutzbedürftige „Geſchöpf, jeden Leidenden, jedes Kind und „jedes Thier zu dem hinzieht, der gern hilft, „und theilnehmend fühlen kann.“

Wir kamen den Abend nach Aſchaffenburg, wo wir die Nacht blieben. Ich wäre gern weitergefahren, denn die beſten Betten waren ſchon für eine andre Geſellſchaft in Beſchlag genommen. Es war ein gewiſſer kaiſerlicher Major von M . . ., den ich vor etwa acht Jahren in Leipzig geſehen habe, nebſt ſeiner Frau. Er hatte damals eben dieſe Frau ihrem Vater, einem reichen Geheimerath in B . . ., entführt. Nachdem er verſchiedenemal vergeblich um ſie angehalten, befand er ſich eines Abends mit ſeiner Geliebten und deren Eltern in einer Geſellſchaft. Es war neun Uhr, und man wollte auseinander gehn. Der Major führt das Fräulein die Treppe hinunter, und ſtatt ſie in ihrer Eltern Kutſche zu heben, ſteht ſchon ein Wagen mit vier Poſtpferden vor der Thür, in welchen die beyden Täubchen geſchwind hüpfen, und von dannen fliegen. Der Vater ruft: „Was „ſoll denn das heiſſen?“ aber man hatte Muſicanten auf die Gaſſe geſtellt, die eine lermende Melodie blaſen mußten, bey welcher es nicht möglich war, die Stimme des alten Geheimenraths zu hören, der nicht wußte wie ihm geſchahe, indeß ſein Töchterlein ſchon aus dem Thore war. Der Vater tobte, wurde aber nach und nach beſänftigt, und willigte ein, da das Uebel nicht mehr zu ändern war. Jetzt leben die Leute recht vergnügt, und haben einen einzigen Sohn, der nebſt ſeinem Hofmeiſter bey ihnen war. Dieſer Hofmeiſter gefiel mir aber nicht. Es war ein ſteifer Candidatus Theologiae, hatte eine ſchwarze ſammetne Weſte mit Knöpfen von geſchliffenen Steinkohlen an, eine Hoſe von gewürfeltem wollenen Zeuge, und einen braunen Rock mit halb ſteifen Schößen, und kleinen mit Kameelgarn überſponnenen Knöpfen.

Wir fuhren den 14ten früh Morgens fort. Der Weg geht über einen Berg, welcher der Speſſer heißt, auf deſſen Höhe es ſchon recht grimmig kalt war. Das Volk in dieſen Gegenden iſt gut, treu, wohlgebildet, höflich, aber arm. Wir hielten bey einem Wirthshauſe, ganz oben auf dem ehrwürdigen Berge ſtill, und ſtiegen einen Augenblick aus, ein Frühſtück zu nehmen. Ein alter Greis, mit ganz weißen Haaren, ſaß in dem Circul von eilf Perſonen ſeiner Familie, Kinder und Enkel. Man ſahe, daß dieſe Leute nicht viel Bequemlichkeit des Lebens ſchmeckten; aber doch waren ſie heiter; Eintracht herrſchte in dieſer Hütte der Dürftigen, und der alte Mann, bey welchem mir der Greis auf dem Berge Atlas einfiel, ſpielte mit ſeinen Kindeskindern, die ſeine Knie umfaßten, und auf welche er ſanft und fröhlig herabſah. Jeder von uns gab jedem Kinde ein Kreuzerchen, und wir fuhren weiter.

In Eſſelbach begegneten uns zwey andre Kutſchen, und da unſre Poſtillons Luſt hatten mit jenen zu wechſeln; ſo ſtiegen wir ſämtlich aus, und machten oder erneuerten vielmehr Bekanntſchaft mit den Fremden, denn ich ſah bald, daß es Perſonen waren, die ich irgendwo geſehen hatte. Der ganze Zug ſah ziemlich aus, wie Emigranten, die nach Aſtrakan gehen, und in einer Kutſche ſaßen ſieben Perſonen: Entrés toujours, Commère, nous ne ſommes qu'à ſept. Es war unter andern eine Art von Cammerjungfer unter ihnen, mit einer ſchwarzen Haube, und dabey lang, hager, gelb, geſtaltet wie der Lieutenant Lismahago. Die Herrſchaft aber beſtand aus einem gewiſſen Obriſten von Verden, der einſt in ruſſiſchen und ſodann in franzöſiſchen Dienſten war. Derſelbe hielt einmal um ein reiches Fräulein in Stuttgard an. Man erfuhr aber indeſſen, daß er ſchon in Rußland verheyrathet ſey. Als man ihn nun darüber zur Rede ſtellte, und er hörte, daß ſeine erſte Frau gegen ihn geklagt hatte, fragte er: „Welche „Frau iſt denn das?“ Denn Sie müſſen wiſſen, daß es ſich nachher entwickelte, er habe nicht nur in Moscau, ſondern auch in Straßburg eine theure Ehehälfte zurückgelaſſen, und beyder Vermögen durchgebracht.

Der Bruder dieſes Mannes war in der andern Kutſche mit ſeiner Familie. Er iſt Forſtmeiſter im Sächſiſchen, ein Mann von unerhörtem Phlegma, dazu geizig und äuſſerſt langweilig.

Man kömmt nachher durch verſchiedener kleinen Grafen Länder. Ein Franzoſe ſagte einſt zu einem von dieſen Potentaten: „J'ai „traversé ce matin Votre Monarchie.“ Derſelbe Graf, zu welchem er dies ſagte (er wohnt aber nicht in dieſen Gegenden) gieng einmal auf dem Felde ſpazieren, und traf einen Bauern an, der hinter einer Hecke gewiſſe Bedürfniſſe der Natur befriedigen wollte. Der Graf fand dadurch die ihm ſchuldige Ehrerbiethung beleidigt: „Kerl!“ rief er „Weißt du, daß ſich das nicht ſchickt?“ „Ey nun!“ erwiederte der Bauer ganz gelaſſen „ſo gehe ich denn über die Grenze.“ Er behielt die Beinkleider in der Hand und gieng zwanzig Schritte von da in eines andern Herrn Länder.

Es war ſchon ſpät als wir nach Würzburg kamen, und da wir glaubten, es ſey der Mühe werth, ſich einige Stunden hier aufzuhalten; ſo beſtellten wir erſt die Pferde auf den folgenden Mittag. Wir ſpeiſeten indeſſen des Abends in Geſellſchaft eines guten alten biedern Officiers, der von unten auf gedient, und ſich ſeine Bildung gänzlich ſelbſt zu danken hatte. Er hatte eine bey ſolcher Art Menſchen ungewöhnliche Milde im Character, und wir wurden bald recht vertraulich mit ihm.

Unſer Gaſthof lag am Mayn. Die Ausſicht nach einer Art von Waſſerfall, die Brücke, ſodann oben auf dem Berge die Feſtung; das alles macht einen hübſchen Anblick. Wir beſahen dieſe Feſtung, ſo weit es, der ſtrengen militairiſchen Einrichtung nach, erlaubt iſt, und als wir herabkamen, giengen wir dem Schloſſe zu. Es iſt eines der ſchönſten in Teutſchland, nur vielleicht zu ſehr mit Zierrathen überladen, für einen geiſtlichen Pallaſt. Wie würden ſich die lieben Apoſtel wundern, wenn ſie ſehen ſollten, daß ihr College ein ſo babyloniſches Schloß dahingeſetzt, und Statuen aus der heidniſchen Mythologie davor aufgepflanzt hat! Auch macht es einen böſen Eindruck, daß gegenüber ſo ſchlechte Häuſer ſtehn. Wir wohnten noch im Dom den Exſequien für einen kurzlich verblichenen Domherrn bey, der an einer Indigeſtion und alſo in ſeinem Beruf geſtorben war, und darauf fuhren wir den 15ten Mittags von dort ab.

München

Dieſe Gegend von Franken iſt öde und wüſt, doch findet man Weinbau daſelbſt. Wenig Dörfer ſieht man, aber freundliche höfliche Leute, elende Poſtanſtalten und ſcheußliche Wege. Wir fuhren die Nacht durch, weil die Gegend doch nicht verdiente bey Tage geſehen zu werden.

So oft ich von böſen Wegen höre, fällt mir die Geſchichte vom regierenden Grafen von S . . . ein, der einen quaſi Finanzdirector hatte, welcher ſich freylich zu dem Poſten gar nicht ſchickte, denn er war ein ſchöner Geiſt, übrigens aber nie mit Geſchäften umgegangen. Es begab ſich aber, daß durch ein gewiſſes Dorf im Lande eine Chauſſee ſollte gemacht werden, wogegen ſich aber der gräfliche Miniſter aus der Fülle ſeiner Lunge ſetzte, und zwar aus der Urſache, weil dadurch Schmiede und andre Handwerksleute lahmgelegt werden würden. Denn da in dieſem Dorfe die Fremden faſt immer etwas an ihrem Fuhrwerk zerbrächen, welches hier ausgebeſſert werden müßte; ſo dürfte man zum beſſern Aufkommen des Dorfs die Wege ja nicht beſſern. Dieſe Vorſtellung leuchtete dem Grafen ein, und die Straße blieb, wie ſie war. Aber daß auch im Anſpachiſchen ſo hölliſche Wege ſind, das iſt nicht erlaubt — Wir verlohren alle Geduld. Doch kamen wir endlich nach Nürnberg, der berühmten Reichsſtadt, die wir indeſſen morgen wieder verlaſſen, und uns von unſern lieben Begleitern trennen werden.

Das bewußte Geſchäft haben wir glücklich beendigt; Meyer hat darüber an den Baron geſchrieben; Vielleicht ſchickt er Ihnen den Brief. Wir haben die Bekanntſchaft eines ſehr redlichen Mannes und Freymaurers, des Herrn von . . . gemacht. Er führte uns in die Loge, wo wir einige ſehr wackre Männer, und von nicht alltäglichen Kenntniſſen, ſprachen. Der Herr von . . . hat uns überhaupt mit wahrhaftig brüderlicher und gaſtfreundlicher Güte behandelt. Aber er und ſein kleiner Circul von ſichern Freunden ſind auch die Wahrheit zu geſtehen die einzigen Männer, von denen die ich dort kennen lernte, die mir gefallen haben. Alle übrigen kamen mir ſteif und verſchroben vor. Die Leute haben ſo poſſierliche Nahmen, welche ſich mehrentheils auf lein endigen, kleiden ſich ſo wunderlich und geſchmacklos; die Patrizier glauben ſich ſo weit über die andern Bürger erhaben; Ueberhaupt iſt man in mancherley Kenntniſſen noch ſo weit zurück, ſo voll Vorurtheile, und dünkt ſich doch ſo aufgeklärt, daß ich hier nicht wohnen mögte. *

Unſer Freund führte uns in eine große Geſellſchaft. Es war ein ſehr mittelmäßiges Concert, worinn aber ſo viel geplaudert wurde, daß man von der Muſik nichts hören konnte. Darauf folgte ein Suppee und hintennach ein Ball. Gott bewahre! Es war viel auf einmal. Ich liebe ſehr, daß man mit den Freuden dieſes Lebens hauszuhalten verſtehe.

Uebrigens kann ich nicht ſagen, daß wir daſelbſt eine einzige intereſſante Bekanntſchaft gemacht, oder auch nur an irgend einem von den Anweſenden einige Luſt wahrgenommen hätten, den Fremden eine gute Aufnahme zu zeigen.

---

* im Jahr 1771 verſteht ſich.

Wir beſaßen auch die alte kaiſerliche Burg auf dem Berge, die würklich etwas ſehr Ehrwürdiges hat.

Sonderbar kömmt es einem Fremden vor, daß in Nürnberg noch nach der alten römiſchen Uhr die Zeit gerechnet wird. Wenn die Sonne aufgeht, ſo ſchlägt es Ein Uhr, und hat der Tag z. B. ſechzehn Stunden; ſo ſchlägt die Glocke, bey Untergang der Sonne ſechzehnmal, und ſo auch die Nacht.

Ich habe noch allerley kleine Ausrichtungen in der Stadt zu machen, und die Poſt geht ab; Ich will alſo ſchlieſſen — Leben Sie wohl, beſter Freund! von uns allen geliebt, vorzüglich aber von

Ihrem

treueſten

Weckel.

Sieben und zwanzigſter Brief.

An den Herrn Etatsrath Müller in Coppenhagen.

Amſterdam den 20ſten Novemb. 1771.

Beſter, theuerſter Vater!

Kömmt es Ihnen vor, als wenn Sie lange nichts von Ihren Kindern gehört haben; ſo klagen Sie nur nicht Ihre Tochter an. Meine häuslichen Geſchäfte, eine itzt glücklich überſtandene Krankheit meines Kindes, und der Beſuch von einigen Fremden, hat mir die Zeit zum Schreiben geraubt, und dann verließ ich mich auch auf den lieben Bruder Fritz, der Ihnen von Unſerm Befinden Nachricht geben ſollte, aber, wie ich eben mit Schrecken erfahre, ſeit drey Wochen nicht an Sie geſchrieben hat.

Seyn Sie indeſſen unbeſorgt um uns. Es geht uns wohl, und der Himmel ſegnet unſer Hausweſen. Nun rückt bald die Zeit heran, da ich mich der Erziehung meines Kindes widmen muß. Ich verliehre nie die Regeln aus den Augen, welche Sie, theuerſter Vater! meinem Herzen eingeprägt haben, ſuche mich ſelbſt zu bilden, und leſe dabey, ſo viel es mir die Zeit erlaubt, gute Schriften über Erziehung. Allein, ich bekenne gern, daß wenn ich andrer Leute Kinder ſo handeln und weben ſehe, ich nur einen kleinen Theil der Regeln, welche ich aus Büchern lerne, anwendbar finde. Aus dem eigenen Umgange mit Kindern kann man wohl den ſicherſten Leitfaden nehmen, welchen man folgen ſoll. Auch erinnere ich mich einmal von Ihnen gehört zu haben, daß man überhaupt aus dem Umgange mit Kindern mehr als von erwachſenen Leuten lernen könnte.

In unſres Freundes Lescow Hauſe gefällt mir die Erziehung nicht. Dort herrſchen

Madam Beaumonts Schrifften, in welchen ich eine Menge theils unzweckmäßiger, theils ganz falſcher Sätze finde. Iſt es z. B. vernünftig den Kindern, wie ſie es im Magazin des Adolescents thut, zu ſagen: Alles Gute, ſo ſie thäten, werde nur von Gott gewürkt, ſie ſeyen blos Maſchinen, das Böſe hingegen komme allein von ihnen her? Und unter den Märchen, welche die Hofmeiſterinn erzählt und erzählen läßt, ſind einige höchſt abgeſchmackt.

Leſcow hat bey ſeinen Kindern einen Informator, der, meiner Meinung nach, auch eine ſehr verkehrte Methode hat. Sie haben mich gelehrt auf kleine Züge Acht haben; Da ſah ich nun einmal, daß der Mann mit ſeinen Zöglingen im Gartenhauſe ſaß, und ſeine Pfeiſe anſtecken wollte. Er nahm alſo ein papiernes Püpchen von einem der Kinder und zündete den Tabac damit an. Das gefiel mir nicht. Ich mögte niemands Puppe verbrennen, das weiß Gott, und am wenigſten zu meinem Vortheile. Er hat auch ein bittres Pulver von Kräutern, davon muß derjenige eine Portion einnehmen, der unartig geweſen iſt.

Von des Bruder Peters Betragen iſt Fritz nicht ganz zufrieden. Er legt ſich zwar ziemlich fleiſſig auf die Handlung, iſt aber nicht gefällig, nicht einſchmeichelnd genug, und das muß doch ein Kaufmann auch ſeyn. Ich glaube er hat zu viel Phlegma in der Miſchung ſeines Characters.

Von Ludwig habe ich geſtern einen Brief aus Dresden bekommen; Er beneidet dem Herrn Meyer das Vergnügen, künftiges Frühjahr unſern Chriſtoph in Neuwied zu ſehen.

Bey Lescow lebt itzt eine Verwandtinn, eine junge Philippine N . . . , die ein unglückliches Schickſal hat. Ihre Geſchichte könnte wahrlich Stoff zu einem theatraliſchen

Stücke geben. Sie iſt kürzlich dieſe: Seit langer Zeit war in ihrer Mutter Hauſe ein Menſch bekannt, der für einen Freund ihrer Eltern galt. Er war ein hübſcher, kluger und einſchmeichlender Mann, welcher für die Tochter ſo viel Intereſſe zeigte, daß dadurch, und durch ſeinen angenehmen Umgang, das Herz des jungen Mädgens gänzlich ſein Eigenthum wurde. Ihre Leidenſchaft zu ihm wuchs zu einem ſo hohen Grade, und ſie glaubte ſo ſicher von ihm geliebt zu ſeyn, daß ſie oft im Begriff war, ihrer Mutter ihr Herz aufzudecken; Nur glaubte ſie zu bemerken, daß die Zuneigung des Freundes zu ihr mehr das Gepräge einer verwandtſchaftlichen Zärtlichkeit führte, und es befremdete ſie, daß der Mann ihr nie eine Erklärung gethan, ohngeachtet er ſich oft mit ihr allein befunden, und ſie mit Thränen in den Augen an ſein Herz gedrückt hatte. Er ſchien ſich im Gegentheil immer in ſolchen Augenblicken von ihr loszureiſſen, als wenn er ein gewiſſes Geſtändniß unterdrücken müßte. Endlich wurde die

Mutter tödlich krank. Die Tochter ſaß neben dem Bette, und empfieng mit zerriſſener Seele die letzten Lehren und Warnungen von der Sterbenden. Nun wagte ſie es, ihr das Bekenntniß ihrer Liebe zu thun, und ſie um ihren mütterlichen Segen zu einer Verbindung mit dem Freunde ihres Herzens anzuflehen — Aber welche Entdeckung! die Mutter bebte zurück, und entwickelte nun das Geheimniß, das ſie, zu Bedeckung ihrer Schande, ſo gern mit in das Grab genommen hätte. Der Freund des Hauſes war Philippinens Vater, und ſie, das arme Kind, alſo die Frucht einer Verirrung ihrer Mutter, welche itzt dafür einen harten Kampf zu kämpfen hatte. Sie ſtarb, ohne das Geheimniß ihrem Manne, der eben abweſend war, entdecken zu können, und Philippine verließ ſogleich das Haus, meldete ihre Verlegenheit dem Herrn Lescow, und derſelbe nahm ſie bey ſich auf. Ob man dem Manne, der ihr Vater zu ſeyn glaubt, und der ſie zärtlich liebt, bey ſeiner Zurückkunft aus Schweden, die Sache entdecken wird, weiß ich nicht, aber das weiß ich, daß das arme Mädgen ſehr zu beklagen iſt; Sie hat auch viel ſchwermüthige Stunden, und wird zuſehends mager.

Nun, theuerſter Vater! muß ich wohl ſchlieſſen. Ich küſſe Ihnen nebſt Mann und Kind ehrerbiethigſt die Hände, als

Ihre

gehorſamſte Tochter
Sophie von der Hörde.

Acht und zwanzigſter Brief.

An den Herrn Baron von Leidthal in Urſſtädt.

Eichſtädt in der Roſe
den 18ten November 1771. Abends 11 Uhr.

Beſter Vater!

Wir kommen ſo eben ſehr ermüdet hier an; Doch will ich noch ein Paar Zeilen ſchreiben, damit ich nicht den Faden unſerer Reiſegeſchichte verliehren möge.

Wir fuhren dieſen Morgen aus Nürnberg, und es koſtete von beyden Theilen Thränen, als wir uns von unſern lieben Begleitern trennen mußten.

Von Nürnberg kömmt man zuerſt an einen Ort, welcher Schwabach heißt; Er gehört dem Markgrafen von Anſpach, und es ſind Fabriken dort, auch ein großes Zuchthaus, von behauenen Steinen gebauet. Von Pleinfeld, der folgenden Station aus, geht der Weg ſechs Stunden lang durch einen fürchterlichen Wald. Die Straßen ſind ſo ſchlecht, als man ſie ſich kaum vorſtellen kann, und noch dazu unſicher, der Räuberbanden wegen. Wir waren aber fröhliches Muths, und das iſt ja zu allen Dingen gut. Der Poſtknecht ſchien furchtſamer als wir zu ſeyn. Indeſſen kamen wir, wohl geſchüttelt und gerüttelt, glücklich hier an.

Man hat uns am Thore ſo ausgefragt, als wenn uns Steckbriefe nachgeſchickt worden wären; Man muß gewöhnt ſeyn, verdächtige Perſonen hier zu ſehen. Der Herr von Weckel hatte ſeinen Spaß mit den Leuten, und Herr Meyer ärgerte ſich, daß die Menſchen ſich unter einander ſo unnützerweiſe plagen —

Aber die Augen fallen mir zu — Ich muß ſchlieſſen, und empfehle mich Ihrer väterlichen Gnade.

Carl.

Den 20ſten.

Das iſt ein verzweifelter Ort — O Pfaffenregiment! Wann wirſt du aufhören? Die Leute forſchen noch immer, aus Mistrauen, oder, weil ſie nichts beſſers zu verrichten wiſſen, aus Müſſiggang, ſehr ängſtlich nach uns, nach unſern Geſchäften, Nahmen, Bedienungen, und was wir denn eigentlich hier zu thun haben. — Nun, wahr iſt es, wer keine Geſchäfte hier hat, der würde Unrecht haben, des Vergnügens wegen hierher zu reiſen. Und der allgemeine Ton von päbſtlicher Unterdrückung — die Leute haben nicht das Herz frey Athem zu holen — nein! es iſt nicht auszuſtehn. Wer noch nie in ſolchen gänzlich verfinſterten catholiſchen Provinzen gelebt hat, der findet hier jeden Augenblick Gelegenheit, die Hände über den Kopf zuſammen zu ſchlagen. Geſtern ſprach ein Pfaffe, den wir in der Wirthsſtube antrafen, von einem Lutheraner, der hergekommen und ein Chriſt geworden ſey. Eine ſo dunkle Idee hat man von den andern Religionsſecten.

Unſre Ausrichtungen bey dem Fürſten Biſchoff werden indeſſen, wie ich hoffe, in wenig Tagen eine gute Wendung nehmen, wenn die ſchelmiſchen Jeſuiten, welche hier ſehr viel vermögen, und ſich in alles miſchen, nichts dazwiſchen bringen. Ein Paar recht wackre, aufgeklärte Männer haben wir doch hier angetroffen. Ja! es giebt noch der guten Menſchen aller Orten, aber ſie ſind dünn geſäet, vom Unkraute erſtickt, oder doch bedeckt; Man tritt auf eines wie auf das andre — Ich muß itzt ausgehn. Leben Sie, vortreflichſter Herr! recht wohl.

Meyer.

Den 23ſten.

Der Herr von Hohenau iſt ein wenig unpäßlich, es hat aber nichts zu bedeuten, und wir hoffen Ihnen, beſter Wohlthäter! ehe dieſer Brief abgeht, ſchreiben zu können, daß ihn ſein Catarrhalfieber (dann weiter iſt es nichts) verlaſſen hat. Wer kann auch hier geſund ſeyn? Am Ende jeder Gaſſe dieſer ſonſt nicht ſchlecht gebaueten Stadt, ſieht man einen hohen Berg hingepflanzt; und dann der ekelhafte Frankenwein! — Auch trinken die Domherrn, wieder die Gewohnheit ihres Standes, faſt nichts als Waſſer. Dieſe Herrn haben prächtige Häuſer, haben zum Theil von drey Stiftern Einnahmen, und verzehret alſo mancher von ihnen mehr Geld als nöthig wäre zwanzig thätige, dem Staate nützliche Familien zu ernähren. Lebhaft iſt die Stadt gar nicht, und wenn der Abend herankömmt, wo die Pfaffen, welche faſt allein des Tages über die Gaſſen erfüllen, nicht mehr öffentlich ausgehn dürfen, dann ſieht man, auſſer etwa einem Capuziner, welcher zu einer hübſchen kranken Frau ſchleicht, irgend ein Sacrament zu geben, kein lebendiges Weſen mehr. Man ſollte denken, die Peſt hätte die Einwohner weggeraft; Auch iſt es ärger als eine Peſt, was die catholiſchen Staaten alſo entvölkert.

Wir eilen von hier; Uebermorgen hoffen wir mit allem fertig zu ſeyn, der Arzt glaubt, daß dem Herrn von Hohenau die bayeriſche Luft beſſer bekommen werde, und daß er dreiſt fortreiſen könne — Ich küſſe Ihnen die Hände.

Wallitz.

Den 25ſten.

Hohenau iſt wieder beſſer, und wir werden morgen von hier gehn. Die übrigen Herrn waren (ſo viel Freude ihnen auch der Umgang mit den wenigen würdigen Männern machte, welche wir kennen gelernt haben) doch ſehr unzufrieden hier, ich aber habe noch auſſerdem manche luſtige Stunde gehabt.

Ich war geſtern Mittag am Hofe, und hatte mit dem Oberjägermeiſter ein Geſpräch über Forſtweſen angefangen. Ein alter Hofmann ſtand dabey und ſagte: „Meine Herrn! „laſſen Sie uns von etwas anderm reden; „ich verſtehe nichts von belles lettres.“

Dieſen Nachmittag beſahen wir die Capelle der heiligen Walpurge. Ein Weib zeigte uns alle dieſe Herrlichkeiten. Da war denn das berühmte Oel, welches aus den Steinen hervorquillt. Ich fragte bey dieſer Gelegenheit: ob es wahr ſey, daß man, als kürzlich der Capuzinergeneral dort geweſen, ihm einen Sallat mit Walpurgsöl vorgeſetzt habe? Und als man uns Reliquien wies, fielen mir des Compère Matthieu Reliquien ein, und ich verſicherte die Frau: ich hätte in Prag den Backenſtreich, den unſer Herr Chriſtus bekommen, in Gold eingefaßt, geſehen. Sie können denken, daß dieſe Scherzreden mich nicht in großen Credit ſetzten.

Das hieſige Militair iſt auch auf einem gar poſſierlichen Fuß —

Dieſen Brief will ich in Jngolſtatt ſchlieſſen.

Jngolſtatt den 27ſten.

Nein! das laſſe ich eher gelten! So ein freundliches, reinliches bayerſches Städtgen! Hier könnte ich ſchon wohnen. Auch iſt der Herr von Hohenau ſo geſund, wie ein Fiſch, und mich dünkt man athmet freyer hier. Wenn man nur auch ſo frey denken dürfte! Aber die Herrn Exjeſuiten, welche auch auf dieſer Univerſität den Meiſter ſpielen, ſorgen dafür, daß die geſunde Vernunft noch lange wird im Stillen ſeufzen müſſen. Aber wenn einmal der Damm durchbricht, dann ſollen Sie ſehen, daß Bayern kühne und ſchnelle Schritte in der Aufklärung machen wird. Es fehlt ihnen nicht an herrlichen Köpfen; daß hierunter ihr alter Freund, der große Mann, den ich geſtern kennen gelernt habe, und der wie ein vergrabener Edelgeſtein, nur von Wenigen würdig genug geſchätzt aus dieſer Dunkelheit gezogen zu werden, aber auch von dieſen Wenigen ſo innigſt verehrt, ſo ganz als eines der edelſten Weſen gekannt, werth Ländern und Völkern eine andre Wendung zu geben, und Licht auf den Erdboden zu verbreiten, daß dieſer Mann, einer von denen, deſſen nächtliche Lampe die Welt erleuchtet, den erſten Platz verdient, brauche ich wohl nicht zu ſagen — Er wird Ihnen heute ſchreiben.

Die Bayern ſind gute, geſellige Leute; Ich liebe dies Volk ſehr; ſie haben doch noch wahrhaftig deutſches Gepräge, und ihr Kopf iſt nicht mit ausländiſchem Firlfanz umnebelt.

Daß die bayeriſchen Mädgen ſchön, und die Weine ſchlecht ſind, werden mein hochgeehrteſter Herr Baron ſchon aus Erfahrung wiſſen. Mir gefällt auch die Tracht der

Mädgen, mit ihren ſilbernen Ketten. Herrliches Bier trinkt man in dieſen Gegenden. Man frägt gewöhnlich bey der Mahlzeit, ob man weiſſes oder braunes Bier verlangt; Vom Weine iſt ſelten eher als beym Braten die Rede — Und da ich nun in meinem Briefe bis zum Braten gekommen bin; ſo erlauben Sie, daß wir aufhören, der ich Ihnen von Herzen geſegnete Mahlzeit wünſche.

Weckel.

Neun und zwanzigſter Brief.

An den Herrn Hauptmann von Weckel in Munchen.

Urfſtädt den 12ten December 1771.

Es freuet mich, mein lieber Freund! daß Ihnen München ſo wohlgefällt. * Ich habe auch manche frohlige Stunde dort verlebt. Sie werden einen angenehmen Winter daſelbſt zubringen; Die Menſchen ſind ſehr geſellig, und man wird bald mit ihnen bekannt.

Sie haben ſehr Recht, wenn Sie München weit über Manheim ſetzen. Wenngleich dieſe Stadt nicht ganz nach einem einförmigen Plane gebauet iſt; ſo ſind doch viel ſchöne

---

* Hier und bis zu Ende dieſes Theils fehlen viel Briefe.

ſchöne Gebäude darinn, und die größere Bevölkerung (indem die drey bis vier Stockwerk hohen Häuſer bis unter das Dach hinauf bewohnt ſind) macht München für jemand, der lieber Menſchen als leere Häuſer ſieht, ſehr intereſſant. Ich habe immer mit großer Freude des Morgens den Getraidemarkt geſehen. Es giebt wenig Städte in Teutſchland, die einen ſolchen Anblick darſtellen.

Es iſt wahr, die Kirchen ſind zum Theil ſchön gebauet und verziert, aber doch werden Sie geſtehen, daß die Theatiner Hofkirche ekelhaft mit Zierrathen überladen iſt; Die Jeſuitenkirchen haben ſonſt den Ruf ſolche Puppen-Schrank-ähnliche Sächelgen zu zeigen.

Eine ungeheure Menge Grafen werden Sie in Bayern finden, vermuthlich noch von Carl des Siebenten Zeiten her, in deſſen Macht es ſtand, dergleichen nach Gefallen zu machen.

Ich bin nicht Ihrer Meinung in Anſehung der Vergleichung, welche Sie zwiſchen Nymphenburg und Schwetzingen machen. Jenes zeigt ſo viel einfache Größe, da ich hingegen hier manches Spielwerk antreffe. Ja! der ungekünſtelte, einförmige Hofgarten bey München hat für mich unendlich viel Reiz. Ueberhaupt aber geſtehe ich gern meine große Partheylichkeit für eine Stadt, in welcher ich ſo herzlich vergnügt geweſen — Und welche entzückend ſchöne Gegend iſt nicht von der einen Seite, am Iſer-Fluſſe!

Ihre hypochondriſche Laune macht Sie unbillig, wenn Sie über den Mangel an Toleranz in catholiſchen Ländern klagen. Ich kann Ihnen dagegen eine ſehr demüthigende Annecdote aus einer proteſtantiſchen Provinz erzählen, einer Provinz, die noch dazu gern in dem Rufe der höchſten Aufklärung ſeyn mögte. Daſelbſt wollte ſich in der Hauptſtadt ein reicher Jude feſtſetzen, und hatte ſchon von der Landesregierung die Erlaubniß ein Haus zu kaufen. Unglücklicherweiſe lag das Haus, ſo der Jude zu ſeinem Eigenthum machte, nicht weit von einem lutheriſchen Bethauſe. Ein alter Geheimerrath erfuhr dies, und that Vorſtellung: es werde denen Chriſten, welche in die Kirche gehn wollten, Aergerniß geben, wenn ein verdammter Israelite ſo nahe bey ihrem Gottesdienſte wohnte. Man fand dieſe Einwendung gerecht, und verlangte der Jude ſolle ſich eine andre Wohnung wählen. Aber dieſer war klüger, und gieng, müde unter ſo intoleranten Leuten zu leben, mit ſeinem Gelde an einen andern Ort.

Sorgen Sie nur ja Alle für Ihre Geſundheit. Es muß jetzt grimmig kalt in Bayern ſeyn. Das Clima iſt ſchon rauher; Doch habe ich dort immer im Winter viel anhaltend reines heitres Froſtwetter gefunden, wenn es bey uns abwechſelnd regnigt war.

Morgen werde ich nach . . . gehn, um den . . . . Hof zu ſehen, welcher dahin kömmt. Ich bin ſonſt der Mann nicht, welcher dieſe Art Menſchenkinder aufſucht, und gern hohen Herrſchaften Cour macht. Aber dieſe ſind ſo herrlich gute Menſchen. Ich habe kürzlich noch von der Erb . . . . . einen Zug erfahren, der ihrem edlen Herzen große Ehre macht. Ihr größtes Vergnügen war Muſic, und ſie hatte dort einen Capellmeiſter, der ihr manche frohe Stunde machte, an einem Orte, wo ſie ſich ohnehin wenig andre Zerſtreuungen und geſellſchaftliche Freuden verſchaffen konnte. Es ſtarb aber der Leibarzt, und hinterließ eine arme Witwe mit einer unverſorgten Familie. Der regierende Herr konnte dieſen Leuten keine Penſion geben, deren ſchon zu viel auf ſeinen Caſſen lagen. Dies jammerte die gute Erb.... Sie empfahl alſo ihren Capellmeiſter einem andern Hofe, und würkte ihm eine gute Verſorgung aus. Sobald alles damit richtig war, ließ ſie ihn zu ſich kommen, und ſagte ihm mit Thränen in den Augen: „Ich trenne „mich ungern von Ihm; Seine Muſic und „ſein Unterricht waren eines meiner größten „Vergnügen; Aber es kömmt hier auf Unterſtützung einer verlaſſenen Familie an. „Ich habe kein Geld dazu; Deswegen habe „ich mich überwunden, Ihm eine andre „Stelle zu verſchaffen, wo Er noch beſſer als „hier beſoldet wird, und muß Ihn von mir „laſſen, um Seinen Gehalt der armen „Witwe anzuweiſen.“ Ein ſolcher Zug iſt ſehr ſelten. Wo finden Sie viel Fürſtinnen, die fähig wären, ſo ihr Vergnügen der ſüßen Pflicht wohlzuthun aufzuopfern?

Grüßen Sie Ihre Reiſegeſellſchaft und unſre lieben Freunde in München herzlich von mir, und ſchreiben bald

Ihrem

treuen

Leidthal.

Dreyßigſter Brief.

An den Herrn Acciseinnehmer Chriſtoph Birnbaum in Urfſtädt.

München den 4ten April 1772.

Gott zum Gruß, vielgeehrter Herr Vetter!

Wenn dieſe Zeilen Ihn bey guter Geſundheit vorfinden; ſo ſoll es mir ſehr lieb ſeyn; die meinige iſt, dem Himmel ſey Dank, noch recht wohl.

Ich bin nun den ganzen Winter mit meiner Herrſchaft allhier im Bayerlande geweſen, wie Er wohl wiſſen wird, und ſehe Er nur, Herr Vetter! da werde ich Ihm, wenn ich wiederkomme, viel zu erzählen haben. Er ſollte nur zum Exempel die Proceſſionen geſehen haben, die ſie in der Oſterzeit hielten;

ten; Es war zum Todlachen. Da war ein vornehmer Herr (Sie hieſſen ihn Ihr Excellenz; und er war Geſandter geweſen) der ſtellte unſern Herrn Chriſtus vor, und ließ ſich von den Straßenbuben durch alle Gaſſen führen. Ja! ein ehrlicher Proteſtante ſollte es nicht glauben, wenn man es ihm erzählte. Es geht gar zu bunt her, und beſonders auf dem Lande. Sie ſpielen Ihm eine ordentliche Commödie (die Mönche, verſteht er mich) Da muß ein Kerl, der wie unſer Heiland angezogen iſt, auf das Feld hinauslaufen, das den Oelberg vorſtellen ſoll, und da gehn Kriegsknechte hinaus, wollen ihn fangen, und nehmen Hunde mit, ſonſt kriegten ſie ihn nicht, denn der Kerl läuft, wie der Teufel, hin und her, und verſteckt ſich.

In München ſelbſt koſtet ſo eine Proceſon auf 5000 Gulden. Da ſind heidniſche Götzen, die ſprechen mit Gott dem Vater, Jahrszeiten, Winde, Adam und Eva, Cüraſſiere, Herodes und Pilatus, und alle Zünfte aus der Stadt. Das geht hölliſch unter einander durch. Sie ſagen Verſe her, die würklich Gottesläſterungen enthalten, ſo viel ich mit meinem dummen Verſtande einſehen kann. Aber das Volk findet dabey viel Pläſir. Nun, Gott ſey Dank! unſre Geiſtlichen ſagen wohl auch allerley, was ein einfältiger Menſch nicht verſteht, auch nicht weiter brauchen kann, aber ſo arg machen ſie es doch nicht. Man ſpricht ſtark, daß die Jeſuiten daran Schuld wären, die hätten es gern, daß die Menſchen dumm blieben, und wären Leute darunter, welche ausgepeitſcht zu werden verdienten. Allein wenn nur erſt der Churfürſt von der Pfalz zur Regierung käme, da würde es anders hergehn; Das ſey ein kluger, freundlicher Herr, der werde die Pfaffen jagen, und ſich von keinem liſtigen Beichtvater regieren laſſen.

Sieht Er, mein lieber Vetter! Hier muß jeder wenigſtens einmal im Jahre beichten, und darüber bekömmt er ein Zettul. Uebrigens aber kann er thun, was er will. Die Herrn Geiſtlichen haben eine Menge ſolcher Beichtzettul vorräthig. Weil ſie nun mehrentheils ſehr verſchwenderiſch ſind; — ſo geht es wunderlich damit zu — und wer nicht Luſt hat ſeine Sünden zu bekennen, der kann einen Beichtzettul kaufen. —

Meine Herrſchaft ißt beynahe täglich zu Gaſte. Es wird entſetzlich hier gefreſſen, mit Reſpect zu ſagen, und zwar, wenn keine Faſttäge ſind, gewaltig viel große Stücke Fleiſch.

Wir wohnen gegen einer Kirche über. Da ſind dann ringsumher viel Epitaphiums, und bey jedem ſteht ein Näpfgen mit Weihwaſſer. Nun kommen den ganzen Tag die Verwandten des Verſtorbenen gelaufen, und ſchütten ein bisgen Waſſer auf den Stein. Das friert hernach im Winter, und da kann man kaum des Abends gehen, ohne Hals und Bein zu brechen.

Die Kirchen ſind immer voll, vom Morgen bis zum Abend, und in jeder Ecke ſitzt ein Pärchen und beichtet, was ſie geſündigt haben, oder noch ſündigen wollen.

Unſre Herrſchaft geht am mehrſten in des Herrn Grafen von S . . . . Hauſe um. Ach! das iſt ein gar lieber Herr, hat ſo eine gute gnädige Frau, und allerliebſte Kinder. Es iſt eine Freude anzuſehn! Man meint, man wäre bey Unſer einem. Uebrigens ſollen die Damen zum Theil verzweifelt luſtig ſeyn; Hier im Hauſe aber geht alles ſo lieblich zu.

Wir waren auch in Freiſingen. O Jemine! da ſind erſt die Pfaffen recht auf ihrer Miſte. Der Fürſt läuft ſich bald die Beine ab, auf den Proceſonen, und da muß alles mit, obgleich ſie es zum Theil ungern thun, oder hinterher lachen — Aber der arme Herr hat ja auch ſonſt nichts zu thun, und das gehört dazu, wenn einer Biſchoff iſt, daß er das Handwerk treibe.

Geſtern erzählten ſie bey Tafel von einem kleinen Fürſten, der hier in der Nähe wohnt. Der hat eine Menge Dienerſchaft, auch Geheimeräthe, welche ſich beſtechen laſſen; Aber das weiß der Herr, und theilt den Profit mit ihnen, wovon er ſeinen unehligen Kindern Reichthümer ſammlet. Mit dem Lande aber ſoll es ſehr elend ausſehn. Ja! ſo geht es in der Welt —

Mein lieber Vetter! Ich will dieſen meinen Brief ſchlieſſen; Lebe Er recht gehorſamſt wohl, ich bin

Deſſelben

dienſtwilliger
Friedrich Kirſchbrod,
Bedienter bey des Herrn von Hohenau
Hochwohlgebohren.

Ein und dreyßigſter Brief.

An den Freyherrn von Leidthal in Urſtädt.

Heilbronn den 20ſten May 1772.

Unſer letzter Brief aus München * wird Ihnen, beſter Herr! ſagen, daß wir mit wahrhaftig ſchwerem Herzen dort fortgereiſet ſind. Wir ſprachen noch den Tag vorher bey Hofe einen gewiſſen Herrn von Felsberg, der in Ihre Gegenden kommen, wenn es ihm ſeine Zeit erlaubt, Ihnen aufwarten, und mündlich von uns Nachricht geben wird.

Wir ſind indeſſen verſchiedener Monarchen Länder durchſtrichen. Sie wiſſen, theuerſter Herr! daß Weckel gern ſeinen Vetter in Oettingen beſuchen wollte. Wir nahmen alſo unſern

---

* welcher aber auch fehlt.

unſern Weg dahin, blieben einen Tag bey demſelben, und wurden freundlich und gutmüthig von ihm aufgenommen. Sodann kamen wir durch die hohenlohiſchen Beſitzungen nach Oehringen. Der dortige Poſtmeiſter gab uns, vielleicht ohne es zu wiſſen, ſcheue Pferde und einen betrunkenen Poſtknecht. Derſelbe warf uns kurz vor dem Orte, beym Herausfahren um. Es zerbrach etwas an unſerer Kutſche, und das hielt uns lange auf. Der Herr Poſtmeiſter kam ſelbſt, bedauerte herzlich unſern Unfall, woran er doch im Grunde nicht ganz unſchuldig war, und gab ſich endlich als Freymaurer zu erkennen. Nun half uns das freylich in dem Augenblicke nichts, doch zeigte er den beſten Willen uns fortzuhelfen, und wir kamen geſtern Abend ſpät hier an, durch Wege, die im Herbſte und Frühjahre unbeſchreiblich ſchlecht ſeyn mögen.

Der erſte Mann, den Herr Meyer, als wir ausſtiegen antraf, war ſein alter

Freund,* der unglückliche Herr von P . . . Er fand ihn in einer kaiſerlichen Officiersuniform, ſprach lange mit ihm allein, und ſchien gerührt zu ſeyn, als er wieder zu uns kam. Ich habe ihn nicht über den Gegenſtand ihres Geſprächs fragen mögen.

Heilbronn ſcheint ein gar unfreundliches Neſt zu ſeyn, doch ſind die Einwohner, wie man ſagt, ſehr geſellig, und es ziehen viel Fremde her, weil man hier wohlfeil leben kann. Seltenheiten haben wir hier nicht geſehen, denn ein ungeſchliffener Poſthalter (wie wir einen hier antrafen) iſt ja keine Seltenheit. In einer halben Stunde reiſen wir weiter über Vierfelden, Sinzheim und Necker-Gemünd nach Heidelberg.

Heidelberg den 22ſten Abends.

Obiges hat der Herr von Wallitz geſchrieben, und mir erlaubt fortzufahren.

---

* Man ſehe den zweyten Brief im dritten Theile.

O liebes, herrliches Heidelberg! Hier mögte ich leben und ſterben, und beſonders an der Seite des göttlichen Mannes, der uns auf Ihre Empfehlung ſo liebevoll aufgenommen hat. Sein freyer, ſeelenvoller Blick, ſein edler Anſtand, ſeine lieblichen Geſpräche, voll warmes Feuers für alles Gute, voll Weisheit, Feinheit, Gelehrſamkeit und Scharfſinn — Kurz! der ganze herzliche, thätige Mann, zu gut für den Platz auf dem er ſteht, zu gut vielleicht, für die Welt voll Schurken, in der er lebt, und ſeine theure Familie, ſo ſehr Seiner würdig! — Sie haben unſer Aller Herzen entwendet.

Dann die Gegend; der Anblick vom hohen zertrümmerten Schloſſe hinunter; der eingeſtürzte Thurm; Unten die Stadt am Neckar; die weite Gegend; die majeſtätiſchen Gebirge, Waldungen, Weinberge; der Wolfsbrunnen — O! man muß es geſehen, muß aber auch Sinn für ſo etwas haben —

Als wir aus dem Schloſſe auf den Altan giengen, und ich mir im Geiſte vorſtellte, wie da einſt ein alter biederer Freund und Rath mit ſeinem Fürſten (als die Fürſten noch Männer waren) auf und niedergieng, ſie dann vertraulich von dem Beſten des Landes, das da unten lag, mit einander redeten, und der treue ehrliche Rath immer mit der Hand hinunterweiſen konnte, auf dies Land, und dazu ſprechen: „Siehſt Du, Herr! „da unten die blühenden Felder, von Deinen „guten Unterthanen, deren Vater Du biſt, „und die Dich lieben und ehren, im Schweiß „ihres Angeſichts gebauet.“ — Wenn ich mir das ſo dachte; dann ſchwoll mein Herz, und ich ſcheuete mich einen Blick ins Thal zu werfen, in welchem manche jetzige Erdengötter herumkriechen, große, verzierte, bunte aſiatiſch-wollüſtige Häuſerchen bauen, in denen ſie nie die liebe Sonne aufgehn ſehn, ſondern ſich mit ihren Buhlerinnen bis Mittag in weichen Betten wälzen, dann Chokolade trinken, Todesurtheile unterſchreiben, ſchwelgen, Karten ſpielen und Ordensbänderchen an Schelme austheilen, die das arme Volk mit unterdrücken helfen — Pfui des Gedankens! Er empört mein deutſches Blut —

Den 23ſten.

Damit des Herrn Meyers deutſches Blut Zeit habe ſich abzukühlen; will ich ihn ablöſen, und an dieſem Briefe fortſchreiben, bis wir ihn abſenden. Wir reiſen morgen von hier nach Frankfurt zurück, und ſodann zu Waſſer den Rhein hinunter nach Neuwied.

Geſtern fand ich in einem Hauſe folgende Anzeige. Man verſichert mich, es ſey ein ächtes Document (denn ich war geneigt es für eine Erfindung zu halten.)

„Es wird in M . . . von einer Herrſchaft ein Secretair geſucht, von folgenden Eigenſchaften: Er muß ein Juriſt ſeyn, d. i. in jure civili, publico, canonico, feudali, criminali, germanico, ſtatutario palatino

„vollkommen unterrichtet und geübt, ſich auch
„auf das Policeyweſen verſtehen, denn er
„wird gebraucht, die allerverworrenſten Proceſſe
„von allen Gattungen zu bearbeiten und
„auseinander zu ſetzen, wird auch an die
„Reichsgerichte dieſerwegen, und an verſchiedene
„Höfe, Tractaten abzuſchlieſſen, verſendet
„werden. Wenn er nicht auf Reiſen,
„ſondern zu Hauſe iſt, erfordert man von
„ihm, daß er von Morgens 8 bis 12 Uhr,
„und Nachmittags von 3 bis 8 beym gnädigen
„Herrn im Zimmer bleibe. Dagegen
„hat er freye Wohnung, und jährlich 150 fl.
„Gehalt, und wenn er ſich gut aufführt“
(ſoll vermuthlich heiſſen, wenn er raſieren
und friſieren, folglich den Cammerdiener zugleich
machen kann) „das Jahr 200 fl., wovon
er ſich aber zugleich beköſtigen muß.
„Was er des Tags auf der Reiſe für Zehrung
zugelegt bekomme, wird man nach
„Verhältniß ſeines Gehalts beſtimmen. Der
„Herr ſteht in Anſehn und Vermögen; Man
„kann alſo da bey guter Aufführung ſein

„Glück machen. Das Mehrere iſt auf dem „großen Kaffeehauſe zu erfragen.“

Frankfurt am Mayn den 26ſten Abends.

Wir kamen geſtern ſpät hier an, und fuhren gleich dieſen Morgen nach Hemburg vor der Höhe, von woher wir ſo eben wieder zurückkommen.

Homburg vor der Höhe iſt ein kleines Städtgen. Ich wollte aber, es wohnten in manchen glänzenden Reſidenz- oder Reichsſtädten halb ſo viel gute Menſchen als hier. Wollen Sie einen Fürſten ſehn, der ſich nicht ſchämt ein guter Vater zu ſeyn; der ſeine Kinder ſelbſt unterrichtet, ſie ſelbſt zur Weisheit und Tugend führt; einen Fürſten, der alle Schmeicheley haßt und die Schmeichler flieht; der ſeine Größe (die Größe ſeines Geiſtes und Herzens, dann er glaubt an keine andre) nicht einmal ahndet; der der beſte Gatte, der theilnehmendſte Freund, der gütigſte ſorgſamſte Landesvater iſt; Wollen

Sie eine Fürſtinn ſehen, die alle äuſſere Annehmlichkeiten, einen unnachahmlichen, Ehrerbiethung gewinnenden Anſtand, ſeine Talente, und einen durchdringenden Geiſt, mit Einfalt des Herzens, herablaſſender Güte, Milde und Menſchenliebe verbindet; ſo reiſen Sie nach Homburg, und wenn Sie den Anblick dieſer glücklichen ſeltenen fürſtlichen Familie und der guten Leute, die um dieſelbe leben, recht genoſſen haben, dann gehen Sie auch die Anlagen zu ſehen, welche der Landgraf im großen und kleinen Walde gemacht hat, wie er der ſchönen Natur, ohne Forderungen, nur unmerklich zu Hülfe gekommen iſt. Welche herrliche Gegenden werden Sie da erblicken! Mehr werth als die großen fürſtlichen Gärten, in welchen Millionen verſchwendet wurden, um aegri ſomnia zu realiſiren. *

Unſer

---

* Das alles war wohl im Jahr 1771. dort noch nicht alſo zu ſehen. Verzeyhe aber, lieber Leſer! wenn ein für alles Gute und Schöne warme Herz den Herausgeber zu Entrichtung eines

Unſer Schiffer iſt da, um mit uns einen Contract zu ſchlieſſen, und die Poſt geht um ſechs Uhr ab. Ich will daher dieſen Brief fortſchicken. Hier ſind noch ein Paar Einlagen — Wir empfehlen uns ſämtlich Ihrer fernern Gewogenheit.

Weckel.

eines Zolls bewegt, den weder Schmeicheley noch Hofnung einiger Wiedervergeltung erheiſcht. Vielleicht werden die lieben Leute, welche ich hier lobe, nie dies unbedeutende Buch leſen, und wenn ſie es läſen, vielleicht nie wieder den Mann ſehen, der es ſchrieb, und der in keiner Verbindung, ſo wenig mit ihnen als mit irgend einem Hofe in der Welt ſteht, noch ſtehen mag, aber jedem Verdienſte huldigt, es ſtecke in welchem Rocke es wolle. In meiner einſamen Hütte bedarf ich keinem Fürſten zu ſchmeicheln.

Zwey

Zwey und dreyßigſter Brief.

An den Freyherrn von Leidthal in Urſtädt.

Abends 5 Uhr, auf dem Rhein im Schiffe
geſchrieben den 28ſten May 1772.

Beſter, theuerſter Wohlthäter!

Deus nobis haec otia fecit — Sie ſind es, der uns dieſes entzückend ſchöne Vergnügen verſchafft, eine Wonne, die beynahe für mein Herz zu groß iſt — einen Vorſchmack des Eliſiums —

Aber ich will herabſtimmen, ſonſt mögte ich ſchwerlich zu einer zuſammenhängenden Erzählung kommen können. Doch erſt muß ich Ihnen ein Bild von dem Theater machen, auf welchem ich hier vor Ihnen auftrete.

Wir ſind ſo eben von St. Goar weggefahren, wo wir unſre Krüge mit gutem Rheinweine angefüllt haben. In einem bedeckten Nachen ſitzen wir ſämtlich, haben unſre Nachtkleider angezogen; Ein jeder macht ſich ein kleines Geſchäft, und indeß der Herr von Weckel mit ſeinem Bedienten neben mir Flöten-Duettos bläſet, ſuche ich mein Tintenfaß hervor — Eine Tonne dient mir zum Tiſche — und ſchreibe. Die Andern leſen und Wilhelm hilft rudern.

Geſtern fuhren wir aus Frankfurt nach Maynz. Sobald wir daſelbſt ausſtiegen, war unſer erſter Gang zu dem würdigen, ſanften Manne, der Sie ſo herzlich liebt, und der in den wenigen Stunden, die wir mit ihm verlebt haben, unſre ganze Hochachtung gewonnen hat. Wir blieben den ganzen Abend bey ihm, giengen zuſammen ſpazieren, und durchliefen noch einmal die Favorite, die würklich eine geſchmackloſe Miſchung zeigt. Als wir nun durch das Thor giengen, welches dahin führt, bath uns ein arbeitender Gefangener in franzöſiſcher Sprache um ein Allmoſen. Wir hatten ihm nicht ſogleich ins Geſicht geſehen. Indem wir aber den Geldbeutel herausholten, und unſre Köpfe nach ihm hinwendeten, erkannten wir in dem Unglücklichen den — la Saltière — „So haben „Dich denn doch deine Bosheiten endlich an „das Ziel gebracht!“ rief der Herr von Hohenau in dem erſten Augenblicke der Ueberraſchung aus. Aber bald bemeiſterte ſich edles Mitleiden ſeiner Seele. Er gab dem Böſewichte, der beſchämt da ſtand, ein ſeiner Groſsmuth würdiges Allmoſen, gieng weiter, ohne das geringſte Wort ferner darüber zu reden, und hat ſich auch nicht erkundigen mögen, auf welche Art der Franzoſe hierhergekommen iſt.

Noch beſahen wir in Maynz ein künſtliches Clavier, welches ein Mann von viel Talent, ein Liebhaber, ſelbſt verfertigt hat, und das durch einige hundert Veränderungen allerley blaſende und Saiten-Inſtrumente nachahmt. Ich fand nichts daran auszuſetzen, als daß man das ſo herrlich darauf auszudrückende Creſcendo und die Regiſter nicht ſchleunig genug mitten im Spielen (wie es doch leicht mit dem Fuße zu bewürken wäre) anziehen kann. Uebrigens ſind einige Stimmen vielleicht einzig in ihrer Art.

Wir fuhren dieſen Morgen zwiſchen vier und fünf Uhr weiter. Es freuete uns, ſo früh Morgens ſchon in den Gaſſen von Maynz viel Menſchen gehen und arbeiten zu ſehen, obgleich es dieſe Nacht durch noch bis ein Uhr ziemlich lebhaft in der Stadt geweſen war.

Die Rheinbrücke bey Maynz macht einen herrlichen Anblick. Sie geht über ſechs und funfzig ziemlich weit von einander entfernte Schiffe.

Aber dann die Gegend von da, nach und bey und hinter Bingen; die kleinen Inſeln, bey welchen uns der majeſtätiſche Strohm vorbeyführte; die Dörfer, welche ſo friedfertig und einladend da am Ufer liegen; die Bergſchlöſſer, die Weinberge — O! ich vergoß Thränen, der ſchönen Natur zum Dankopfer — Hier mögte ich einſam und verſteckt leben; eine kleine Hütte beſitzen, und hinter der Hütte ein Gärtgen — Da mögte ich die Welt und die verkehrten Leute vergeſſen, ganz Menſch ſeyn, und den Schöpfer loben, der uns in dies ſchöne Paradies geſetzt hat —

Herr von Weckel ſchenkt uns Wein ein. Er ſagt: wir ſollen in der Freude unſres Herzens auf des beſten Baron Leidthals Geſundheit die vollen Gläſer ausleeren — Nun! es iſt geſchehen. O! gnädiger Herr! wären Sie nur bey uns!

Als wir einmal in einem maynziſchen Dorfe, durch welches die Straße geht, an das Land ſtiegen, ſahen wir ein Churfürſtliches Chauſſeehaus, daran ſtand auf einem Schilde, zum Zeugniß wie correct man hier ſchreibt, folgendes:

Hir zalt Mann Schoſe Gelder.

Unter Bingen fängt ſo zu ſagen ein ganz andrer Styl der Natur an, und unter St. Goar wiederum. Es iſt nicht möglich ſich ſchönere, reichere, mannigfaltigere Ausſichten zu denken, als die der ganze Strich von Maynz bis hierher zeigt.

Neuwied 29ſten Abends.

Wir kamen dieſen Morgen hier an. Die Nacht hatten wir in Laenſtein zugebracht. Das Wirthshaus lag am Ufer des Rheins, in welchem ſich der liebe ſanfte Mond ſpiegelte. Die Fröſche ſungen uns ein Abendlied. Wir genoſſen dieſes Schauſpiel länger als eine Stunde, bis wir uns ſchlafen legten.

Die Lage von Coblenz iſt wiederum über alle Beſchreibung ſchön. Da wo ſich die Moſel dem mächtigern Rhein in die Arme wirft; Sodann die fliegende Brücke; Gegenüber die Feſtung auf dem hohen Felſen; Und am Fuße deſſelben das Schloß — Ich möchte doch wiſſen, was wohl ein Menſch von Gefühl, der nie ein andres Land als das Waldeckiſche geſehen hätte, zu dieſem Anblicke ſagen würde.

Wir hielten uns nur eine Stunde in Coblenz auf, und fanden im Gaſthofe den edlen jungen S . . . der itzt auf Reiſen geht. Sie wiſſen es doch, daß dieſer, als er in Göttingen ſtudierte, und ſein ſtolzer Vater von ihm verlangte, er ſollte Equipage halten, ſich endlich das Geld dazu ſchicken ließ, und von dieſer Summe einem armen Studenten Zuſchuß gab?

Neuwied iſt eine allerliebſte Stadt. Hier wohnen Inſpiranten, Wiedertäufer, Hernhuter — kurz, Menſchen von allen Religionsſecten friedfertig neben einander, und haben ihren freyen Gottesdienſt. Der regierende Graf, der ein weiſer Staatsmann, feiner Menſchenkenner, liebreicher Landesvater und in allem Betracht ein großer Mann iſt, hat ein Beyſpiel für ganz Deutſchland von kluger Toleranz gegeben, die ſeinem Herzen und ſeiner Politik gleich viel Ehre macht, und wobey ſich das Land ſehr wohl befindet, indem Neuwied voll Fabriken, Manufacturen und überhaupt blühend, nahrhaft und volkreich geworden. Seine Gemahlinn iſt eines ſolchen Herrn würdig, und Sie werden wenig Frauen finden, die ſo wie ſie große Einſicht, einen philoſophiſchen Geiſt, viel Lectur, Kenntniß, Geſchäftigkeit und Welt, *mit Güte, Herablaſſung und Sanftmuth* verbinden — Mit einem Worte! ich wünſchte jedem Lande eine ſolche Herrſchaft.

Das Schloß und der Garten am Ufer des Rheins liegen gar herrlich, und das Luſtſchloß Mon repos, welches wir morgen beſehen werden, und das auf einem Berge liegt, von woher man die ganze Gegend überſchauen kann, hat eine ſehr reizende Situation.

Als wir ankamen, lag unſer lieber Freund . . . noch im Bette. Wir überraſchten ihn; Und wenn es wahr iſt, daß man das Hauptgepräge des Characters eines Mannes nach der Laune beurtheilen kann, mit welcher er aufſieht; (wenn er anders geſund iſt) ſo hat dieſe Bemerkung auch hier nicht gelogen, denn der vortrefliche Mann ſprang heiter und liebevoll aus dem Bette in unſre Arme. Wir haben ſchon heute einige glückliche Stunden mit ihm und unſern andern theuren Freunden verlebt. Auch habe ich ſogleich den jungen Chriſtoph Müller aufgeſucht, und aus ſeines Lehrherrn Munde das vortheilhafteſte Zeugniß ſeines Fleißes und ſeiner Aufführung gehört.

Den 4ten Junius.

Wir haben heute etwas geſehen, das man nur in dieſen Gegenden allein finden kann, und wovon man in den übrigen Provinzen von Deutſchland keinen Begriff hat, nemlich eine Flöße (Vloot). Ein ſolches ungeheures Gebäude kömmt ſtückweiſe an, und wird nicht weit von hier zuſammengeſetzt, um nach Holland geführt zu werden. Da wir erfuhren, daß eine dergleichen Maſchine heute von Andernach abfahren würde; (wie denn gewöhnlich jährlich zwey hinuntergehn) ſo nahmen wir ein Nachen und fahren dahin.

Es iſt ein frappanter Anblick für jemand, der ſo etwas noch nie geſehn hat, eine ſchwimmende Inſel, welche, ohne die Flügel, die man Knie nennt, acht bis neunhundert Schuhe lang, etwa hundert Schuhe breit und ſechs bis ſieben tief iſt. Von einem ſolchen Gebäude, das oft 200,000 fl. werth iſt, werden bis Holland ohngefehr 30,000 fl. Zoll gegeben. Es ſtehen viel Hütten zu Wohnungen für Menſchen und Vieh darauf, denn vier- bis fünfhundert Leute leben Tag und Nacht darauf. Für dieſelben wird täglich ein Ochſe geſchlachtet. Man nimt funfzehn- bis ſechszehnhundert Laib Brod, vier- bis fünfhundert Ohm Bier, drey bis vier Fuder Wein und ganze Fäſſer voll geſchnittenen Brods zu Suppen mit auf den Weg. Gewöhnlich geht noch eine Jagd mit, die, wenn alles Holz und die ubrige Waare in Holland verkauft iſt, die Menſchen zum Theil wieder heraufführt. Es gehört große Kunſt dazu, eine ſo coloſſaliſche Maſchine zu lenken, und da der Strohm gegen dieſe große Maße überaus mächtig würken kann; ſo ſetzt der geringſte widrige Umſtand, und ein kleiner Fehler, der bey den Drehungen vorgeht, die ganze Mannſchaft in Lebensgefahr. Um nun gewiß zu ſeyn, ob ſie Waſſer genug zur Reiſe haben, laſſen ſich die Unternehmer täglich aus der Schweiz einen Brief nach Andernach ſchreiben, und darinn melden, wenn der geſchmolzene Schnee von den Gebürgen losgeht.

Als wir wieder zu Hauſe kamen fanden wir Ihren lieben Brief und unſre Zurückberufung. Wir werden Ihrem Befehle gemäß über Gotha und Weimar reiſen, und alſo bekommen Sie nun, theuerſter Herr! auſſer dem Briefe, den der Herr von Hohenau heute auf die Poſt ſchickt, keine weitre Nachricht von uns, und dies Paquet wollen wir von Frankfurt aus abſchicken.

Nieder-Selters den 8ten Junius 1772.

Wir ſind heute über Coblenz, Montebaur und Limburg hierhergekommen, wo wir unſern liebenswürdigen Simon mit ſeiner Familie gefunden haben. Die Gegend dieſes Brunnenorts hat wilde Schönheiten. Brunnengäſte ſind immer wenige gegenwärtig, um deſto beträchtlicher aber iſt die Verſendung des Waſſers. Vom frühen Morgen bis ſpät in die Nacht ſitzt ein Hauſen Menſchen an der Quelle, wovon der Eine Waſſer ſchöpft, der Andre die Krüge herreicht, der Dritte das Zubinden, der Vierte das Verpichen und ſo ein jeder etwas beſorgt.

Wir haben hier auch einen meiner alten Bekannten, den Herrn von Trautenberg mit ſeiner Frau angetroffen. Es war eine rührende Freude für mich, dieſen guten, einſt ſehr unglücklichen Mann, ſo zufrieden, geſund und heiter zu ſehen. Erlauben Sie, liebſter Herr! daß ich Ihnen eine Scene aus ſeinem Leben mit ſeinen eigenen Worten erzähle. Sie werden dieſelbe nicht ohne Theilnehmung leſen.

„Ich war ein fleißiger, frommer, aber
„zu warm und enthuſiaſtiſch gefühlvoller
„Jüngling, als ich nach . . . auf die Uni-
„verſität kam. Von allen Menſchen hatte
„ich eine vortheilhafte Idee, und kettete mich
„ſo gern an jeden an, der irgend eine her-
„vorſtechend gute Eigenſchaft blicken ließ,
„oder mir einige Zuneigung bewies; So neu
„war ich noch in der Welt — Es drängten

„ſich verderbte Jünglinge an mich, gewonnen mir die ſchwache Seite ab, betrogen „mich um Geld und Zeit, und verfuhrten „mich zu einem müßigen Leben.“

„Aber dieſer Taumel dauerte nicht lange. „Ich gerieth bald in Schulden, welche mein „Vormund nicht bezahlen wollte, und fühlte „zu früh das Leere meiner Lebensart, den „Verluſt der ſchönſten Jahre, und glaubte, „ich ſey unwiederbringlich verlohren. Um „eben dieſe Zeit war ich auch ſehr unglücklich „in der Liebe; mein einziger treuer Freund, „mein älteſter Bruder ſtarb, und meine Geſundheit war nicht die beſte.“

„Alle dieſe Unfälle öfneten mir die Augen „über meinen Zuſtand, und da ich nun ſo „wenig Freude, gleich bey meinem erſten „Eintritte in die Welt ſchmeckte; ſo verzweifelte ich daran, jemals Glück in derſelben zu finden. Was iſt, dachte ich, an „einem einzelnen Menſchen verlohren, wenn

„er von einer irdiſchen Wohnung Abſchied
„nimt, in welcher für ihn kein Heil mehr iſt?“

„Von allen Todesarten hielt ich keine für
„ſanfter und weniger ſchmerzhaft als die,
„Opium zu nehmen. Ich wußte aber, daß
„es, zu Verhütung des Mißbrauchs, verbothen
„iſt, dieſes Gift in großen Portionen
„zu verkaufen. Deswegen holte ich mir,
„unter allerley Vorwande, von mehreren
„Apothekern, zu verſchiedenen Zeiten, ſo
„viel laudanum liquidum, als jeder verkaufen
„dürfte, ſammlete alles in einem Glaſe,
„und als ich endlich ſo viel zuſammengebracht
„hatte, als nach mediciniſcher Theorie
„dem ſtärkſten Manne nothwendig einen
„Schlagfluß zuwege bringen mußte, machte
„ich mich an die Ausführung meines Plans.“

„Es ſtudierte mit mir ein deutſcher Ruſſe,
„von welchem ich wußte, daß er nur auf
„Gelegenheit wartete, die Univerſität zu
„verlaſſen, auf welcher er eine ſein Vermö-

„gen überſteigende Schuldenlaſt aufgehäuft hatte. Dieſen bath ich mit mir einen Spaziergang auf ein benachbartes Dorf zu machen. Mein Wechſel war eben angekommen, und ich ſteckte das ganze Geld bey mir, in der Abſicht, daß es dem Ruſſen, wenn ich tod ſeyn würde, zur Flucht dienen ſollte.“

„Wir giengen des Nachmittags fort, kamen dort an, ließen uns ein gutes Abendeſſen bereiten, bey welchem ich recht heiter und fröhlig war, und darauf legten wir uns zu Bette — Ich vergeſſe nie den Ort und die Umſtände, und ſo oft ich durch dieſe Gegenden reiſe, beſuche ich die Stelle, und verlaſſe ſie nie ohne innigſte Rührung.“

„Unſre Betten ſtanden gegen einander über; Ein Nachtlicht brennte vor dem meinigen. Ich nahm von meinem Begleiter einen ſo zärtlichen Abſchied, ehe wir uns hinlegten, daß er nothwendig hätte etwas

„merken müſſen; Aber er war nicht mehr „der Menſch, der auf dergleichen achtete; „Bey ſehr guten Anlagen, war er itzt ſehr verwildert.“

„Als ich nun merkte, daß der Ruſſe „ſchlief, reckte ich mich noch einmal in die „Höhe, ſah ihn bedeutend an, holte dann „mein Fläſchgen, ſo ich unter das Bette geſtellt hatte, hervor, und trank es mit aller „Kaltblütigkeit bis auf den letzten Tropfen „aus. Ich kann nicht ſagen, daß der Gedanke, nun zum letztenmal alles um mich „her zu ſehen, und dann auf ewig die Augen zu ſchlieſſen, mich im geringſten beunruhigt hätte. Ich war im Gegentheil froh, „das Ende meiner Leiden erlebt zu haben.“

„Es überfiel mich bald ein feſter Schlaf, „der bis des Morgens um vier Uhr dauerte. „Aber da erwachte ich, (kein Arzt hat mir die „Wahrheit dieſer Begebenheit glauben wollen) „erwachte mit Schrecken, Betäubung, furch-

„terlicher Angſt, und — o Wunder! die
„ganze Menge des Opiums ſtürzte durch ein
„heftiges Erbrechen wieder aus meinem
„Munde, ohne meiner Geſundheit einen andern
„Nachtheil zu bringen, als daß ich einige
„Monate hindurch eine ungewöhnliche
„Entkräftung fühlte.“

„Jetzt aber drang mein Gewiſſen mit ganzer
„Laſt auf mich ein. Ich ſah wie feig,
„wie unverantwortlich unmännlich und
„ſchlecht ich gehandelt hatte; ich erkannte
„die Gnade der Vorſehung, der ich meine
„Rettung dankte; Der ernſtliche Vorſatz ein
„guter, fleißiger Menſch zu werden, alles
„Ungemach des Lebens zu ertragen und zu
„überwinden, erfüllte meine Seele, und dieſer
„Scene habe ich dann mein ganzes Glück,
„die wiederkehrende Ruhe meines Herzens zu
„danken. Seit dieſer Zeit iſt jeder meiner
„Schritte geſegnet geweſen; Ich habe die
„kleinen Ungemächlichkeiten des Lebens ſtandhaft
„ertragen, und nie wieder gegen die
„allmächtige Güte gemurrt.“

So weit die Erzählung meines Freundes. Wir gehen zu Bette, um morgen recht fruh zur Reiſe bereit zu ſeyn.

Frankfurt am Mayn den 9ten Abends.

Wir ſind über Königſtein hierher gekommen. Billig ſollten Seiner Churfürſtlichen Gnaden in Maynz Seelenmeſſen für die Seelen derer leſen laſſen, welche durch heftige Flüche über die ſchlechten Wege, ſich zum langen Fegefeuer reif machen. Aber die gerüttelten Rippen der Lebenden würden ſich um nichts beſſer dabey befinden, und in ſo fern wäre es beſſer, die Wege würden gebeſſert.

Morgen gehen wir von hier ab, und binnen acht Tagen ſind wir wieder in den Armen unſres beſten, vortrefflichen Wohlthäters, dem unſerer aller Herzen entgegen ſchlagen; vorzüglich aber das Ihnen ewig verbundene Herz

Ihres

gehorſamſt treuen Dieners

Meyer.

Drey

Drey und dreyßigſter und letzter Brief.

An den Herrn von Hohenau in Frankfurt am Mayn.

Urſtädt den 4ten Junius 1772.

Dies, mein liebſter Sohn! iſt alſo mein letzter Brief, und dann drücke ich Dich bald an mein Herz. Glaube mir, ich freue mich innigſt auf dieſen Augenblick. Du haſt nun allerley Bilder geſammlet, und wir wollen gemeinſchaftlich überlegen, wie wir dieſe Gallerie in Ordnung bringen, und welchen Plan Du für Dein künftiges Leben einſchlagen willſt.

So viel kann ich Dir im Voraus ſagen, daß ich gleich nach Deiner Zurückkunft Anſtalt zu machen denke, Deine Charlotte auf ewig mit Dir zu verbinden. Und wenn Du ein Jahr lang die erſten Freuden des häuslichen Lebens geſchmeckt haſt; wie wäre es, wenn wir dann eine kleine Reiſe über Wien nach Italien machten, und ich ſelbſt Dich begleitete? Doch davon läßt ſich noch reden.

Deine gute Braut erwarte ich in wenig Tagen nebſt ihrer Mutter; Sie wollen Dich hier bewillkommen, und von ihrer Freude kann niemand eine beſſere Vorſtellung haben, als Du ſelbſt.

Der junge Hundefeld hat ſeine Dienſte als Cammeraſſeſſor und Hofjunker in Caſſell angetreten. Dort denke ich auch den jungen Wallis anzubringen.

Für unſern Freund Meyer habe ich einen Vorſchlag, den er, wie ich hoffe, annehmen wird. Der Secretair Reifenbruck hat eine große Pachtung im Hannöverſchen übernommen. Alſo habe ich jetzt niemand, der meine

Geſchäfte führt. Will nun unſer redliche Meyer dieſe Mühe übernehmen, ſeinen Platz in Dresden dem jungen Müller überlaſſen, und den Reſt ſeiner Tage der Unſrige ſeyn; ſo wollen wir Alle ſelige Zeiten, vereint mit einander durchleben.

Hier haſt Du Addreſſen nach Gotha. Du wirſt an meinem lieben . . . einen Mann kennen lernen, der wegen ſeiner ſeltenen Beſcheidenheit und ſeines liebevollen ſanften Characters, eben ſo ſehr als wegen ſeiner Schriften und Verdienſte um die Literatur, Verehrung verdient.

In Weimar mögte ich Dir das Glück beneiden einen jungen Fürſten von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen, der durch ſo viel Privattugenden den Glanz ſeines Standes erhebt, der ein eben ſo treuer Freund als guter Landesvater iſt, der jedes Talent ſchätzt, Gefühl für alles Gute und für die Leiden der Menſchheit hat, und feſt und entſchloſſen bey Ausführung edler Vorſätze iſt.

Und nun, lieber Junge! lebe wohl! Der Gedanke Dich bald hier an meiner Seite zu haben, macht um zehn Jahr jünger.

Deinen

treuen Vater

Leidthal.

Schluß.

Schluß.

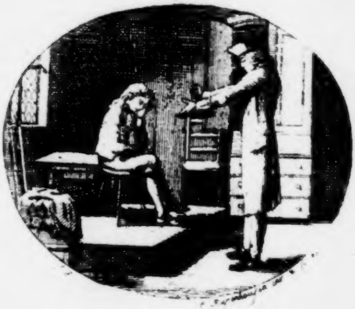
Hier, lieber Leſer! haſt Du nun mein Büchelchen ganz. Ich wünſche herzlich, es möge Dir wohlgefallen. Wenigſtens hatte ich, als ich es ſchrieb, die redliche Abſicht, Du ſollteſt Freude und Nutzen daraus ſchöpfen. Iſt dieſer Endzweck nicht ganz erreicht; ſo habe Nachſicht. Etwas Gutes ſteht doch wohl darinn, und ſollte auch dies nicht ſeyn; ſo kann ich kühn ſagen, Du wirſt wenigſtens nichts finden, das der Unſchuld gefährlich, oder dem Schwachen ärgerlich ſeyn könnte. Alſo iſt es doch ein unſchädliches Buch, jedem unſchädlich, es müßte denn dem Verfaſſer Nachtheil bringen können, weil er hie und da ein wenig frey von der Lunge weg geredet hat. Doch dafür laß mich ſorgen; die Edlen habe ich wiſſentlich nicht gekränkt, und die Schurken fürchte ich nicht.

Uebrigens beſorge ich, Du mögteſt zuweilen ein bisgen böſe Laune durchblicken ſehen; Aber ſollte das ſeyn; ſo bedenke, daß ich, während daß ich den Roman meines Lebens ſchrieb, oft an Leib und Seele gar ſehr krank geweſen bin. Wenn dies keine Entſchuldigung für den geringen Werth meines Buchs iſt; ſo kann es Dir wenigſtens die Hofnung geben, daß ich vielleicht in dieſer Welt nicht lange mehr ſchreiben, und Dich alſo wahrſcheinlich nie wieder mit einem gedruckten Werkgen heimſuchen werde — In jener Welt aber wird wohl nicht von meinen Schriften, ſondern von meinen Handlungen die Rede ſeyn.

Geſchichte
Peter Clauſens

von dem

Verfaſſer des Romans meines Lebens (Knigge)



Erſter Theil

mit Kurfürſtl. Sächſ. gnädigſter Freiheit

Frankfurt am Main
im Andreäiſchen Verlage 1783

Vorbericht.

Dieſer ziemlich leichtfertige Roman iſt eine meiner Jugendarbeiten. Ich fand ihn beynahe fertig unter meinen Papieren liegen, las ihn durch, und dachte, er verdiene nicht ganz unterdrückt zu werden. Er iſt mit einiger Laune geſchrieben, und da man jetzt im Geſchmack von Romanen iſt; ſo wird auch dieſen das Publicum vielleicht nicht ohne Vergnügen leſen.

Viel Zeit an die Ausfeilung zu wenden, dazu habe ich weder Muße noch Luſt gehabt Bey Schriften von der Art, die flüchtig geleſen und leicht vergeſſen werden, erwartet man auch das nicht; Genug wenn das Ganze nicht ganz leer von Intereſſe, wenn die Schreibart nicht ſchlecht, die Ausführung nicht langweilig iſt, und wenn man hier getreue Bilder aus dem gemeinen Leben findet.

Inhalt des erſten Theils.

Erſtes Capittel. Peters Herkunft und erſte Erziehung Seite 1

Zweytes Capittel. Er wird Bedienter bey einer adelichen Dame. Was er dort erlebt, und warum er dieſen Dienſt verlaſſen muß 9

Drittes Capittel. Was Peter Clauſen in der * * * Garniſon begegnet; wen er dort antrifft, und wie er lebt 24

Viertes Capittel. Bild des franzöſiſchen Commiſſairs, mit welchem der Herr von Redmer in Streit gerath. Peter deſertirt nebſt zwey Cameraden 32

Fünftes Capittel. Peter Claus und ſeine Gehülfen wandern nach Braunſchweig. Wie ſie ſich unterwegens und dort auf eine ehrliche Art durchhelfen 43

Sechſtes Capittel. Schleunige Abwechſelung von Peters Glücksumſtänden. Haudritzens Schickſal 81

Siebentes Capittel. Peter wird Bedienter bey verſchiedenen Herrſchaften 95

Achtes Capittel. Peter wird in höherer Weisheit eingeweyhet, und bekömmt einen andern Führer 130
Neuntes Capittel. Die Welt weiß ihre Philoſophen und Propheten nicht zu ſchätzen 143
Zehntes Capittel. Peter und ſein Freund ſuchen Civil- oder Militairdienſte, müſſen aber einen andern Glücksweg einſchlagen 159
Eilftes Capittel. Peter wird Schriftſteller 169
Zwölftes Capittel. Wie es Petern unterwegens bis Hamburg geht, und welche alte Bekannten er antrifft 190
Dreyzehntes Capittel. Wie es in Hamburg mit der Ausgabe der Operum omnium geht 212
Vierzehntes Capittel. Beſchreibung des edlen Schauſpielerlebens 225
Funfzehntes Capittel. Auf welche Art Peter wieder erlöſet wird 244

Erſtes Capittel.

Peters Herkunft und erſte Erziehung.

Mein Vater hieß Joachim Claus, und war ein ehrlicher Schuſter in Eldagſen, einem kleinen Städtgen, ohnweit Hannover. Er war durch ſeine Heyrath mit meiner Mutter, Leonoren Dromeyer, den vornehmſten Familien in Eldagſen verwandt geworden; denn mein Oheim, der Herr Apotheker und Bürgermeiſter Johann Valentin Dromeyer, trug des Sonntags, und wenn er nach Hannover reiſete, eine große runde Perüke, einen braunen Rock mit gelben Knöpfen, und eine rothe plüſchene Weſte. Auch würde dieſer

Magnate ſchwerlich ſeine Schweſter je einem Schuſter gegeben haben, wenn nicht gewiſſe Umſtände vorhergegangen wären, die mir hernach das Vergnügen verſchafften, meiner Eltern Hochzeit mit beyzuwohnen.

Kaum war dies Hochzeitsfeſt vorbey, auf welchem die Aermſten von meiner Mutter Verwandten Ehren halber erſchienen, der Oncle Valentin aber ſich mit einer leichten Unpäßlichkeit entſchuldigte, als unſre vornehmen Verwandte ſich fernerhin nicht mehr um uns bekümmerten, ihre Schuhe bey einem andern Meiſter machen lieſſen, und dem lieben Gott, der ſo manchen Taugenichts zu ernähren hat, anheimſtellten, weiter für uns zu ſorgen.

Ich war ſechs Jahr alt, als meine Mutter im Kindbette, zugleich mit einem kleinen Mädgen, das ſie zur Welt brachte, ſtarb, und ſo war ich nun fernerhin der Obhut meines Vaters überlaſſen, der nicht wieder heyrathen wollte, weil er auſſer mir keine Kinder hatte, folglich ſeinem Hausweſen leicht ohne Weib vorſtehen konnte, übrigens auch ſchon, in den funfzig Jahren, die er alt geworden, ziemlich von ſeiner Neigung zum ſchönen Geſchlechte zurückgekommen war. Er theilte alſo ſeine Sorgen unter der Betreibung ſeines Handwerks und der Abrichtung einiger Blutfinken, die er das Trompeterſtückgen und: *Nun ruhen alle Wälder* pfeifen lehrte, um ſie ſodann zu verkaufen. Den kleinen Haushalt führte ſeine alte Schweſter, und ich wurde in die Schule geſchickt, woſelbſt der Cantor Klingenheim ſich beſchäftigte, einem Haufen Knaben allerley nützliche Kenntniſſe einzuprugeln. Ich bekam meinen Antheil an Unterricht und Schlägen täglich zugemeſſen, aber ich bekenne gern, daß es mir immer mehr von letzteren als erſterem trug, und dies um ſo mehr, da meines Vaters Vermögensumſtände ihn auſſer Stand ſetzten, dem Herrn Cantor durch ſeine Geſchenke eine andre unſchuldige Gemüthsergötzung auf unſre Koſten zu verſchaffen.

Es wohnte in Elbagſen ein verabſchiedeter Hauptmann von Reyerberg, der zwey Söhne hatte, die er in eben dieſelbe Schule ſchickte, weil er nicht reich genug war, einen Hauslehrer zu beſolden, oder vielmehr, weil er lieber für das Geld, ſo er dieſem hätte geben müſſen, zwey Reitpferde hielt, die er auch zuweilen an einen kleinen ofnen Wagen ſpannte, wenn er nach Hannover fuhr, um ſeine Penſion ſelbſt abzuholen, und einen Theil davon in dem Wirthshauſe zu den drey Cronen, in der Beckerſtraße zu verzehren.

Der älteſte Reyerberg hieß David, der jüngſte Ludwig. David war ſehr ſittſam, führte ſich immer ſtill und anſtändig auf, ſchmeichelte dem Herrn Cantor, hielt ſich gern zu alten Leuten, ermahnte oft ſeinen Bruder, wenn dieſer ungezogen war: doch ſeines Standes nicht zu vergeſſen, lernte alles wohl auswendig, was ihm aufgegeben wurde, und war alſo bey jedermann beliebt. Dabey wußte er ſich durch Klatſchereyen bey dem Herrn Vater in Gunſt, und den armen

Ludwig herabzuſetzen. Uebrigens war er ſehr reinlich in Kleidung, und da er gar kein Geſchick zu Leibesübungen hatte; ſo gab er ſich auch damit nicht ab, fiel alſo nie, und zerriß ſelten etwas.

Ludwig hingegen war voll Feuers, balgte ſich immer mit andern Jungen herum, lachte über alles, was ihm lächerlich vorkam, ſagte immer was er dachte, ſpielte ſeinem Lehrer und allen ernſthaften Perſonen, die ihm unerträglich waren, unzählige böſe Streiche, wollte nichts lernen, ſprach über alles was ihm vorkam mit Witz und grader geſunder Vernunft. Nichts war ihm unangenehmer, als geputzt zu ſeyn. Seine Kleider waren mehrentheils übel zugerichtet, denn er wollte jeden Sprung, jede körperliche Uebung, die er ſahe, nachmachen, war auch ſehr leicht und geſchwind, fiel aber doch oft jämmerlich, und ward vom Hauptmanne und allen ſeinen Freunden für einen Jungen gehalten, aus dem nichts werden würde, als ein liederlicher Fähndrich.

Was mich betrifft; ſo liebte ich den jüngſten Bruder mehr als den hochgeprieſenen David. Indeſſen kann ich doch nicht ſagen, daß ich ganz ſo wild geweſen wäre, als Ludwig. Mein geringerer Stand, die Armuth und Unterdrückung meines Vaters, welches alles auf mich, bey der Begegnung die ich von Andern erfuhr, würkte, gab meinem Geiſte nicht ſo viel Schwung und Unabhängigkeit.

Bis in mein vierzehntes Jahr wiederfuhr mir eben nichts Auſſerordentliches. Mein Vater hatte ſein mäßiges Auskommen, war aber, wie es oft geſchieht, ſo unzufrieden mit ſeinem Stande, daß er fluchte und ſchwor, ich ſolle ein ganz andrer Kerl werden als er. Zu dieſem Endzwecke mußte ich Muſik, Rechnen, Schreiben, Lateiniſch, und noch überdies ein wenig Geſchichte und Erdbeſchreibung lernen, wofür eine adeliche Dame in der Nachbarſchaft, für welche mein Vater arbeitete, und die ſich Meiner annahm, beſonders bezahlte. Meines Vaters Plane, giengen auch ſo hoch mit mir hinaus, daß er einen braven Schulmeiſter aus mir zu ziehen dachte. Aber der gute Mann erlebte es nicht, mich in einer ſo glänzenden Laufbahn zu ſehen, denn er ſtarb als ich eben das funfzehnte Jahr erreicht hatte; Seine Schweſter war ihm kurz vorher vorausgegangen.

Es war an einem ſchwülen Sommertage, als er aus Calenberg, wohin er Schuhe gebracht hatte, erhitzt nach Hauſe kam, zu voreilig kalt trank, und augenblicklich krank wurde. Er lag nur neun Tage, während welcher Zeit ich einſtmals Arbeit zu der gnädigen Frau, welche für mich einen Theil des Schulgeldes bezahlte, tragen mußte. Sie erkundigte ſich nach meinem Vater, und als ich ihr die mislichen Umſtände meldete, in welchen er war, verſprach ſie mir, ſich Meiner anzunehmen, im Fall mein Vater etwa ſterben ſollte.

Sobald dieſer nun tod war, ließ mein Herr Vetter Valentin, von Magiſtrats wegen alles im Hauſe verſiegeln. Er kündigte mir dabey in harten Ausdrücken an, daß die Umſtände ſo wären, daß die Schulden für geliefertes Leder und dergleichen, den Werth der Verlaſſenſchaft weit überſchritten. „Nun Peter!“ rief er trotzig aus, „Siehe „zu, wie Du durch die Welt kommeſt! Der „hochlöbliche Magiſtrat wird Dir einen Vormund ſetzen; Aber wo nichts iſt, da hat „gleichſam der Kaiſer ſein Recht verlohren, „und wenn die Büchſen leer ſind; ſo kann „ich nichts herausnehmen. Hätte Dein „Vater, Gott habe ihn ſelig! nicht einen „dummen Hochmuth im Kopfe gehabt, und „hätte Dich ein ehrliches Handwerk lernen „laſſen; ſo wüßteſt Du wo aus oder ein, „ſtatt, daß Du jetzt dem Stadt-Aerario „zur Laſt fallen mußt.“

Ich ſtellte dem Herrn Bürgermeiſter vor, daß ich ſchon ſelbſt für mich ſorgen würde, indem die Frau von Lathauſen ſich Meiner anzunehmen verſprochen hätte — Und darauf ließ ich meine Verlaſſenſchaft im Stiche, und gieng gradeswegs zu meiner Gönnerinn.

Zweytes Capittel.

Er wird Bedienter bey einer adelichen Dame. Was er dort erlebt, und warum er dieſen Dienſt verlaſſen muß.

Meine ganze Habſeligkeit beſtand, auſſer der Kleidung, welche ich am Leibe, und einigem kleinen Hausrathe, den ich in der Taſche hatte, in einem Bündelchen, darinn ich zwey Hemder führte, nebſt einem Paar ſchwarzen wollenen Strümpfen, zwey Kämmen, und einem Viertel-Lotterie-Looſe, das mein Vater kurz vor ſeinem Tode an ſich gekauft, und der hochlöbliche Magiſtrat nicht mit in Arreſt genommen hatte. Ich nahm Abſchied von dem Herrn Bürgermeiſter, der mir drey Mariengroſchen und eine Vermahnung, welche ohngefehr eben ſo viel werth ſeyn mogte, auf den Weg gab, und gieng mit dieſem Reichthume ſorglos zu der Frau von Lathauſen. Dieſe nahm mich, ihrem Verſprechen gemäß, ſehr gütig auf, ließ mir wenige Tage nachher aus einem alten Ueberrocke eine neue Livree machen; Der Jäger mußte mich unterrichten, wie ich mich bey der Aufwartung zu verhalten hätte, wie ich die gnädige Frau und alle übrigen Leute im Hauſe nennen müßte, und ſo wurde ich denn ein Stück von einem Bedienten.

Die Schöpferinn meines Glücks war eine Dame von etwa vierzig Jahren, ſehr tugendhaft — ob aus Mangel an Temperament und Gelegenheit, aus Furcht, oder weil ſie nie ſehr ſchön geweſen war, immer auf dem Lande gelebt, und weil kein Verführer ihr die Ehre erwieſen hatte, Plane auf ſie zu machen — Wer kann von allen unſern Tugenden die Quelle entdecken? — Genug ſie war eine ſehr tugendhafte Witwe, ſprach viel von Zucht und Sitten, war äuſſerſt ſtrenge in ihren Urtheilen über Andre, und konnte beſonders nicht leiden, wenn unter ihrem Hausgeſinde kleine Liebſchaften vorfielen. Doch gab es zwey Leute, denen ſie alle Schwachheiten nachſah, und dieſe zwey Leute waren: ein junger hübſcher Vetter, ein Herr von Redmer, und ihr Kammermädgen die Jungfer Nagelborn.

Der Herr von Redmer war Lieutenant in * * * Dienſten. Es hätte vielleicht ein guter Menſch aus ihm werden können, wenn er nicht in der Jugend von ſeinen Eltern, und nachher, ſeiner ſchönen Figur wegen, von Frauenzimmern zu ſehr wäre verzogen worden. Man ſagt es den armen Weibern nach, daß ſie viel dazu beytragen ſollen, hübſche Jünglinge eitel und thöricht zu machen, welche denn hernach, wann die Frühlingsjahre vorbey ſind, langweilige kraftloſe Männer, und zuletzt kindiſche lächerliche Greiſe werden. Ich habe in der Folge der Zeit würklich oft Gelegenheit gehabt zu bemerken, daß dieſer Vorwurf einigen Grund haben könnte. Auch kluge Frauen, bey denen der Körper mitſpricht, ſind ſehr geneigt einen jungen Laffen, und wäre er ein noch ſo leerer Kopf, um ein Paar rother Wangen und runder Waden willen, recht artig zu finden. Ihr erſter Lobſpruch auf einen Menſchen, der ihnen gefällt, lautet gewöhnlich: „Das iſt „ein hübſcher Mann," indeß wir Männer, auch da, wo uns weibliche Schönheit rührt, unſer Urtheil, aus einer Art Schamhaftigkeit damit zu rechtfertigen pflegen, daß wir hinzuſetzen: „Die Frau ſcheint viel Güte, „Verſtand oder dgl. zu haben." Doch das gehört nicht hierher — Genug der Herr von Redmer war ausnehmend zufrieden mit ſeiner Perſon, äuſſerſt vorlaut, von der hohen Würde ſeiner innern und äuſſern Vorzüge überzeugt, von der Wichtigkeit ſeines Officierſtandes eingenommen, und ſo geſchwätzig, daß er das Waſſer ſeiner Beredſamkeit nicht halten konnte, wenn irgend dazu gepfiffen wurde, obgleich er mehrentheils die ſchalſten Dinge ſagte. Da er ein wenig in einer Poſtkutſche herumgereiſt war, folglich viel Poſtmeiſter hatte kennen gelernt; ſo bildete er ſich ein, er habe die Welt geſehen und beobachtet. und weil er einige Höfe beſucht hatte; ſo meinte er, er habe Menſchenkenntniß, feine Welt, franzöſiſche Lebensart. Das machte ihn, wenigſtens in ſolchen Geſellſchaften, wo man auf Character, Beſcheidenheit, Talente und Kenntniſſe ſah, unerträglich. Aber wer das nicht merkte, das war mein Herr von Redmer. Seine Eigenliebe ließ das nicht zu. Voll Selbſtgenügſamkeit ſchob er ſeine lange Figur aller Orten hervor, miſchte ſich in alles, und überſahe in ſeinem Sinne alle Leute — Kurz! er war ſo, wie ich nachher manche junge Officiere geſehen habe. Nicht ſelten ſprach er Zweydeutigkeiten, die ſeine gnädige Frau Baaſe, bey welcher er zuweilen, und grade damals, als ich in ihren Dienſt trat, ſeinen Urlaub aushielt, gewiß von keinem Andern ohne Entſetzen würde angehört haben. Aber was ſoll man machen? Sie mußte wohl wiſſen, daß er es ſo böſe damit nicht meinte, und ſo pflegte ſie denn gewöhnlich nichts weiter zu ſagen, als: „Pfuy! „böſer Menſch!“ oder ſo etwas.

Jungfer Nagelborn war ein volljähriges Frauenzimmer, etwas lang, mager und bräunlich, übrigens nicht übel gewachſen.

Ein halbes Dutzend Zähne mogten ihr wohl an derjenigen Anzahl fehlen, welche in des Ritters Linné Syſteme ſtehen, allein da ſie den Mund ſehr behutſam öfnete und, wenn ſie lachte, die Hand vorhielt; ſo fiel dies nicht beſonders in die Augen. Ad vocem Augen dient zur Nachricht, daß die ihrigen ohngefehr wie geſchmolzenes Calphonium ausſahen, und viel zu fordern ſchienen; Ihr Haar aber war pechrabenſchwarz — So viel von ihrer Perſon!

Dieſes züchtige Frauenzimmer hatte viel Gewalt über ihre gnädige Frau, welche ſich ſo ſehr an dieſelbe gewöhnt hatte, daß ſie kein Geheimniß vor ihr verbarg. Sie führte den Haushalt, war zugleich Kammermädgen, und alles was ſie that war wohlgethan. Auch war ſie von gar guter, plauderhafter Gemüthsart, lobte immer den Herrn Lieutenant von Redmer, wußte alle kleine Geſchichtgen aus der Nachbarſchaft zu erzählen, und ſchimpfte tapfer auf alle Mädgen, die ſo dumm geweſen waren, Kinder zu bekommen.

Jungfer Nagelborn hatte übrigens ein zärtliches Herz, und, ich kann es ihr nicht anders nachſagen, ſie nahm ſich vom erſten Augenblicke meines Eintritts in das Haus, ſehr gütig Meiner an. Sie ſprach freundlich mit mir, nannte mich: „mein lieber Peter!“ ſteckte mir zuweilen einen beſſern Biſſen vom herrſchaftlichen Tiſche zu, und kniff mich wohl gar dabey in den Arm oder in die Backe. Zuweilen rief ſie mich des Morgens mit einer Art von Heimlichkeit in ihr Zimmer, um mir ein Schälchen Caffee zu geben, und wenn dann das Halstuch, das ihre platte Bruſt deckte, von ohngefehr aus ſeiner Richtung gekommen war, und ich dies in meiner Unſchuld nicht bemerkte; ſo ſchob ſie es doch, bey dem geringſten Geräuſche, das etwa drauſſen entſtand, zurecht, und ſagte wohl dabey: „Ey Du Himmel! Das iſt nicht, „wie es ſeyn ſollte. Wenn mich jemand ſo „bey einem hübſchen jungen Purſchen ſitzen „ſähe; ſo ſollte er wohl etwas Böſes davon „denken“ — Unglücklicherweiſe war ich noch ſo neu in der Welt, daß Caffee, Paſteten, Wein, Nuditäten und ſchöne Worte vergebens an mir verſchwendet wurden.

Aber meine Blödigkeit dauerte nicht lange. An einem Morgen kam der Jude aus Eldagſen eilig geritten, und verkündigte mir, das Lotterieloos, wovon ich den vierten Theil beſaß, habe zweyhundert Thaler gewonnen. Wer war froher als ich! Ich fand es billig, dem Juden ein Geſchenk zu geben, allein weil ich kein baares Geld hatte; ſo rechneten wir zuſammen ab, und nach Vergütung ſeiner Reiſekoſten, einem Geſchenk für ihn, und den kleinen höchſt billigen Procenten, zu Beſtreitung der Unkoſten an die landesväterliche Lotteriedirection; (die überhaupt nur für das Beſte der Menſchheit arbeiten, und, wie die Bilanz am Ende der gedruckten Plane bezeugen, gar keinen Vortheil für ſich verlangen) Nach Abzug alles deſſen bekam ich noch ſieben und zwanzig Thaler, ein grünes lackirtes Zahnſtocher-Etui, eine ſchwarze Schnupftobacksdoſe und eine Halsbindenſchnalle von Glasſteinen heraus. Der Jude bath mich, ich weiß nicht warum, die Sache zu verſchweigen, welches ich auch that, und das Geld in der Stille behielt.

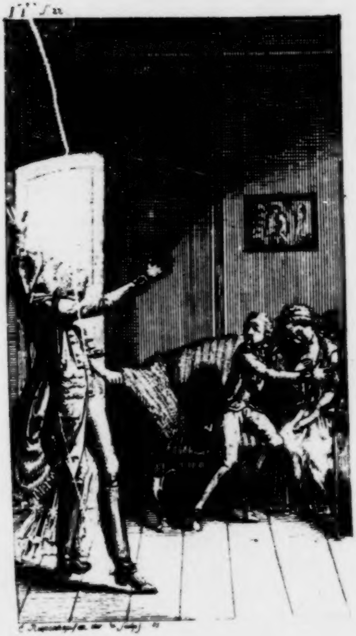
Aber ich glaube, der Teufel, ſalva venia! fährt in uns wenn wir reich werden. Wenigſtens hat man alsdann gleich eine ſolche Zuverſicht zu ſeiner werthen Perſon, daß uns kein Rock mehr weit genug iſt; Es geht alles oben hinaus. Doch daran ſind oft andre Leute Schuld, und ich habe, wie ich nachher in der Fremde herumgekommen bin, die elendeſten, an Leib und Seele Hoſpitalfähigen Menſchen angetroffen, die, wenn ſie nur viel Geld hatten, und täglich Gäſte füttern konnten, von einem Haufen Schmarozern ſo geſchmeichelt wurden, daß ſie ſich für gar auſſerordentliche Leute hielten. Es gab zwar unter dieſem Haufen auch Perſonen, welche ſolchen Mäcenaten nur aus Spott alſo begegneten, ſie genug fühlen lieſſen, daß ſie mehr der guten Geſellſchaft wegen, die ſie bey ihnen antrafen, als um des Wirths willen dahin kämen, und ſolche Häuſer wie einen Gaſthof betrachteten; Aber glücklicherweiſe merken das ſolche Menſchen nicht, und man befindet ſich indeſſen recht wohl bey ihnen, ſcherzt, ſchmauſet, lacht auf ihre Unkoſten, und ſie ſind Könige in ihrer Einbildung.

Mein Reichthum war freylich nicht ganz auſſerordentlich; Unterdeſſen ſchienen mir dreyſſig Thaler immer eben ſo viel, als einem Banquier ſeine tauſende, und da ich hie und da nicht unterlaſſen konnte, meine blanken Thaler vorzuzeigen; ſo fand ich auch (ich kann es ohne mich zu rühmen ſagen) viel Freunde im Dorfe. Die Leute fiengen an zu finden, daß ich ein hübſcher artiger Junge wäre; Ein Barbier, der auch zugleich Muſik trieb, und neben der Klieſtierſprütze noch ein andres Inſtrument, die Violine cultivirt hatte, auch bey allen Kirchenmuſiken an hohen Feſttagen gebraucht wurde, da er dann zugleich geigte, und ſehr fiſtulös ſang, machte ſich bekannt mit mir. Er fand, daß ich Genie zu allem hatte, wie es der Fall bey allen Leuten iſt, die Geld haben, und bath mich um Gotteswillen doch ja die Muſik nicht liegen zu laſſen. Wir übten uns alſo fleiſſig miteinander, und die Jungfer Nagelborn fand ein nicht geringes Vergnügen an unſern Bogenſtrichen. Dabey nahm ſie oft mein grünes Etui in die Hand, bewunderte es, und in einem Anfalle von Freygebigkeit (wie denn überhaupt die Muſik ſehr weich macht) ſchenkte ich ihr daſſelbe. Hierdurch und durch meine immerwährende Aufmerkſamkeit für ſie wurde ſie mir täglich mehr zugethan. Die alten Jungfern nehmen ſich gern, wie man ſagt, der Knaben, die mannbar werden an, um ſie vor Verführungen zu warnen. Indeſſen lockte mich, ihrer Aufſicht ohngeachtet, Herr Haber, der Barbier, zuweilen mit ſich in das Wirthshaus. Es fügte ſich dann gewöhnlich, daß er grade kein Geld bey ſich hatte, alſo bezahlte ich für uns beyde, und wenn ich nach Hauſe kam, waren meine Lebensgeiſter ſo herrlich in Bewegung geſetzt, daß Jungfer Nagelborn keinen Beruf fand, mich von der Geſellſchaft dieſes muſicaliſchen Wundarztes abzuhalten. Weil ſie aber nichts dagegen hatte, daß ich in das Wirthshaus gieng; ſo erfuhr es auch die gnädige Frau nicht, bey welcher ſie mich überhaupt ſehr in Gunſt ſetzte.

Die vielen leichtfertigen Reden, welche ich im Wirthshauſe hörte, und von der andern Seite die menſchenfreundlichen Zuvorkommungen der Kammerjungfer ſiegten endlich über meine Blödigkeit. Ich wagte allerley Freyheiten, und da meine erfahrne Schöne meinem erſten Angriffe nicht ſehr tapfer wiederſtand, vielmehr immer mehr Blöße gab; ſo wurden wir bald im höchſten Grade vertraulich. Ich darf nicht vergeſſen zu erwähnen, daß ich einſt in der gnädigen Frauen Zimmer ein Buch voll muthwilliger Gedichte von einem unſrer neuen deutſchen Schriftſteller fand, daß ich glaubte, was eine ſo züchtige Dame wie die Frau von Lakhauſen leſen dürfte, das werde auch mir nicht ſchaden können, daß ich aber nachher wohl fühlte, wie leicht ſolche Bücher die wachſenden Begierden junger Leute entzünden, und wie gut es wäre, wenn auch Witwen dergleichen ungeleſen lieſſen.

Drittehalb Jahre waren ſeit meinem Eintritte in das adeliche Haus verſtrichen, und der Herr von Redmer hatte wiederum einen Winter bey uns hingebracht, als die Zeit herannahete, da er zurück in die Garniſon mußte. Den Tag vor ſeiner Abreiſe fuhr die Herrſchaft zu einem benachbarten Edelmanne nach Pattenſen, wo der Herr Vetter Abſchied nehmen wollte; Der Jäger gieng mit, und ich blieb mit der liebenswürdigen Jungfer Nagelborn allein zu Hauſe. Wir lieſſen es uns gut ſeyn, hatten eine Bouteille Wein, Kuchen u. d. gl. vor uns ſtehen, und führten uns dabey nicht ganz in allen Ehren auf. Da wir alſo nur mit uns ſelbſt beſchäftigt waren; ſo hörten wir nicht, daß unterdeſſen die Kutſche wieder zurückkam. (denn die benachbarte Familie war nicht zu Hauſe geweſen) und wie groß war unſer Schrecken, als ſich die Thür öfnete, die gnä-

II°. f. n



[illegible]

dige Frau und der Herr Lieutenant hereintraten, und uns in einer nicht ſehr conſiſtorialrechten Beſchäftigung antrafen. Herr von Redmer ſchlug ein ſo gewaltiges Gelächter an, und ließ ſeinen Witz auf Unkoſten der armen Jungfer ſo beiſſend heraus, daß ich nicht weiß, ob uns mehr dieſer Spott oder der Dame Schimpfworte demüthigten. Allein dieſe brach in ein fürchterliches Toben aus — Es war auch wahrlich kein Spaß, ſich bey ſolchen Gelegenheiten nicht beſſer vorzuſehen —

Ich ſtand da, wie ein armer Sünder, und erwartete mein Urtheil. Dies blieb nicht lange aus; War es aber weil die gnädige Frau geheime Urſachen hatte der Kammerjungfer ihre Sünden zu verzeyhen, oder damit es nicht ruchtbar werden ſollte, daß ihre Vertrauete ſich ſo weit vergeſſen habe, oder war dieſe ihr ſo unentbehrlich geworden, daß ſie darüber wieder ihre Natur tolerant gegen weibliche Gebrechen war, oder gieng es nach dem gewöhnlichen Laufe der Welt, daß die kleinern Unſchuldigen für die vornehmen Sünder büßen müſſen — Genug! die bejahrte Schöne wurde begnadigt, und ich zum Hauſe hinausgejagt.

Doch fand ich an dem viel nachſichtigern Herrn Lieutenant einen Beſchützer. Er verſprach mir heimlich, mich in ſeine Dienſte zu nehmen, und als er des folgenden Morgens wegfuhr, mußte ich ein Stück Weges vorausgehn, da er mich dann mit aufſitzen ließ, und alſo zum Regiment führte.

Drittes Capittel.

Was Peter Clauſen in der *** Garniſon begegnet; wen er dort antrifft, und wie er lebt.

Die Uebereinkunft, welche der Herr von Redmer mit mir wegen meiner künftigen Verſorgung getroffen hatte, war, wie ich ſchon erwähnt habe, ich ſollte bey ihm Bedienter werden. Allein ſein Eifer für des Herzogs Dienſt ſchien ihm heiliger als ſein gegebenes Wort. Er fand an mir einen wohlgebaueten Jüngling im beſten Wachsthume. Kaum waren wir daher an den Ort unſrer Beſtimmung gekommen, als ich unter eine hölzerne Maſchiene geſtellt wurde, an welcher man die Verdienſte derer nach Zollen abmißt, die für das Vaterland ſtreiten ſollen. Man fand mich ſehr tüchtig, für die gerechte Sache und um das Gleichgewicht von Europa mit erhalten zu helfen, meine graden Glieder daran zu wagen, und ließ mich alſo, ohne ſich um meine Neigung zu bekümmern, Soldat werden. Vergebens reclamirte ich die Freyheitsrechte der Menſchheit, die Rechte meines hannöverſchen, noch nicht an Sclaverey gewöhnten Vaterlandes, das Ehrenwort eines Cavaliers — Es hieß immer: „Der Herzog braucht Leute. Du kannſt da Ehre einerndten, und wenn Du Dich gut aufführſt, einmal Unterofficier, vielleicht gar Officier werden.“ Ich verſicherte, es fehle mir durchaus an Muth und Tapferkeit; aber man bedeutete mich, dieſe hohen Tugenden würden theils gar nicht mehr zum Kriegführen erfordert, theils durch gewiſſe fühlbare Mittel den Helden niedrer Claſſe eingeprägt. Die Officiere aber würden durch Ehrgeiz feſtgehalten, daß ſie ſtehnbleiben müßten; doch habe man Beyſpiele, daß Leute, die es hernach bis zum Obriſten gebracht hätten, in der erſten Schlacht, der ſie beygewohnt hätten, fortgelaufen wären. Die Tapferkeit ſey heut zu Tage ein Ding, das man lernen könne, wie die Regula de Tri. Was war alſo zu thun? Ich faßte mich in Geduld, und nachdem ich nur erſt die ſchwere Kunſt, meine Brüder von der Erde zu vertilgen ſyſtematiſch im Kopfe oder vielmehr im Griffe hatte, wobey es zuweilen einige Schläge ſetzte; ſo fieng mein Zuſtand an, mir leidlicher vorzukommen, wie man ſich überhaupt an alles gewöhnen kann. Ich aß mein grobes Brod mit frohem Sinn, trank ſo klares Waſſer dazu, als ich bekommen konnte, ließ meinen Körper in ein enges Röckgen ſpannen, meine Waden in Cammaſchen einzwängen, und fühlte zuletzt dieſe Grade der Tortur nicht mehr.

Während dies mit mir vorgieng, hatten meine ehemaligen Geſpielen, die jungen Herrn von Reyerberg, auch ihren Geburthsort verlaſſen. Sie waren beyde zuerſt nach Cloſter Bergen auf das Gymnaſium gekommen. Die Art, wie dort die jungen Leute damals gebildet wurden, trug alles dazu bey, die Anlage des älteſten Bruders, zu einem ſittſamen, heuchleriſchen, nur nach der äuſſern Form und der Meinung andrer Menſchen gerichteten Tugendwandel auszubilden. David wurde alſo bald allen Mitſchülern zum Muſter dargeſtellt. Er war in Geſellſchaften erwachſener Perſonen gerngeſehn, kramte da ſeine affenmäßige Weisheit aus, lernte bald den Ton der ſogenannten großen Welt, ſpielte Kartenſpiele mit Feinheit und Begierde, ſah, wenn er konnte, ſeinem Nachbar in die Karte, gab, wenn er gewann, von dem Gewinnſte dem erſten Armen, der ihm in Gegenwart andrer Leute begegnete, ſeinen Antheil, ließ ſich von dem Reſte ein Gebethbuch in ſchönen Saffian einbinden, und war allgemein geehrt und geliebt. Ludwig hingegen konnte ſich durchaus nicht an den Schulzwang und an die falſche Frömmigkeit gewöhnen; und als er einmal bey einer Gelegenheit die Lehrer und ſeinen Bruder einen Pack Scheinheilige genannt hatte, und deswegen gezüchtigt werden ſollte, entwiſchte er, nahm ſeinen Hut, ließ alle ſeine Sachen zurück, und lief ohne einen Heller Geld zu haben, fort in Gottes weite Welt hinein.

Nachdem er, ohne ſich umzuſehen, lange ſo fortgegangen war, wendete er ſich, ermüdet vom Gehen und hungrig, an einen Dorfpfarrer, ſechs Stunden von Cloſter Bergen, und erzählte ihm, voll Zutrauen zu ſeiner Redlichkeit und Menſchenliebe, ſeine Geſchichte. Der Herr Paſtor zuckte die Achſeln, erkundigte ſich nach des Vaters Vermögensumſtänden, und ſchickte darauf zu dem Herrn Amtmann, welcher den armen Jungen in Verhaft nehmen ließ, an den alten Reyerberg ſchrieb, und nach Erſtattung aller Unkoſten demſelben ſeinen Sohn auslieferte. Der Herr Hauptmann wüthete wie ein Türke, fragte alle Geiſtlichen der Nachbarſchaft um Rath, was nun zu thun ſey, und der allgemeine Schluß fiel dahin aus, den ungerathenen Buben zur Züchtigung eine Zeitlang die Muskete tragen zu laſſen. Hiervon wurde kaum meinem geſtrengen Herrn Lieutenant ein Wink gegeben, als er den jungen Menſchen durch einen Unterofficier abholen ließ, für ihn beſtens zu ſorgen verſprach; und ſo hatte mich denn auf einmal das Schickſal wieder mit meinem Jugendfreunde vereinigt.

Es iſt gewiß eine ſehr falſche Curart, einen Jüngling, der unſittlich lebt, zur Strafe mit Menſchen umgehn zu laſſen, die noch ſchlechtere Sitten haben. Viel beſſer iſt es, dem Ehrgeize eines Solchen dadurch einen neuen Sporn zu geben, daß man ihn mit Leuten in Verbindung bringe, die gleiche Talente, gleiche Erziehung mit ihm genoſſen haben, ihn aber an Tugend, Klugheit im Umgange, und Aufmerkſamkeit auf ſich ſelbſt übertreffen. Von dieſer Behandlungsart hab' ich oft, von jener aber noch nie gute Folgen geſehen, welches denn auch bey dem jungen Reyerberg eintraf. Er fieng nun an, aus einer Art von Verzweiflung ſo liederlich zu werden, daß er täglich tiefer in ſeinen und andrer Leute Augen ſank. Da meine Geſellſchaft ſein einziger Troſt war; ſo erweckte mich bald ſein Mismuth aus meiner Schlafſucht; zugleich zog er mich aber auch in diejenige Lebensart mit hinein, welcher er ſich ergeben hatte, um ſich gegen ſein Schickſal durch Uebertäubung zu wafnen.

Ich hatte noch einige Louisd'or von meinem Lotteriegewinnſte und dem mir aufgedrungenen Handgelde übrig, und Ludwig bekam theils zuweilen etwas von unſerm Herrn Lieutenant vorgeſtreckt, theils, weil man ſeine Geſchichte wußte, und glauben mogte, ſein Vater werde ihn nicht lange in dieſem Zuſtande laſſen, fand er auch Leute, die ihm Credit gaben.

Bey demſelben Regimente diente ein Mann von etwa vier und dreyſſig Jahren, der eilf Jahre des Studierens wegen auf Univerſitäten geweſen, ſeiner wilden Aufführung und Schlägereyen halber aber aus Göttingen, Jena und Halle fortgeſchickt worden, hernach in öſterreichiſche Dienſte gegangen, dort deſertirt, und nun zu den ***gern übergegangen war. Dieſer hieß Haudritz, war der ungerathene Sohn eines wohlhabenden Kaufmanns in Cleve, ein Menſch voll Talente, voll Genie, aber ein durchtriebener Böſewicht, von Grund aus verderbt, ohne

Gefühl, und alſo beynahe keiner Beſſerung fähig. In dieſes gefährlichen Menſchen Klauen geriethen wir. Er merkte, daß wir ein bisgen Geld hatten, und zehrte alſo mit uns. Die Annehmlichkeit ſeines Umgangs, der durch die Erfahrungen aus den mannigfaltigen Lagen, darinn er gelebt hatte, intereſſant wurde, zog uns in ſeine Schlinge. Unſer Kleeblatt ſchloß ſich nun feſt aneinander; Wir begiengen ſo viel böſe Streiche, und lebten (in ſo fern es die militairiſche Zucht zuließ) ſo lange ausſchweifend und wild, bis keiner mehr weder Geld noch Credit hatte. Herr von Redmer hätte beſſere Aufſicht auf uns haben ſollen, allein der war mit andern Dingen beſchäftigt, lief zu den Damen umher, ſpielte den Stutzer, trug ſeine Weisheit in alle Geſellſchaften umher, wo er ſie an den Mann bringen konnte, und bekümmerte ſich wenig um uns, bis wir endlich, wegen kleiner kürzlich verübten Bubenſtücke an einem Commiſſair, alle drey auf acht Tage in Arreſt kamen.

Viertes Capittel.

Bild des franzöſiſchen Commiſſairs, mit welchem der Herr von Redmer in Streit geräth. Peter deſertirt nebſt zwey Cameraden.

Der Commiſſair, auf deſſen Anſuchen wir gefangen geſetzt, und täglich ein paar Stunden krumgeſchloſſen wurden, war einer von den ausländiſchen verdienſtvollen Männern, welche, wenn ſie in Frankreich als Perükenmacher, Kuppler, Finanz-Unterbedienten, Beutelſchneider, oder dergleichen ihr Glück nicht höher haben bringen können, als daß ſie etwa im Begriff ſtehen, in einer geſchloſſenen Geſellſchaft, mit braunen Wämſern auf den Ruderbänken ſich zur See hervorzuthun, und ihnen etwa dieſe Lebensart nicht gefällt, alsdann ihr undankbares Vaterland verlaſſen, um an irgend einem deutſchen Hofe als Marquis aufzutreten, die Sitten zu verfeinern, für die menus plaiſirs der kleinen Potentaten zu ſorgen, oder ihnen das Recht abzupachten, ihre Unterthanen zu mishandeln, und die Fremden zu chicanieren. Dieſer war vor etwa ſechs Jahren nach R. gekommen, in einem abgeſchabten verbleichten grünen Rocke, an dem man nirgends die rechte Farbe erkennen konnte, als da wo ihn der Riemen, an welchem ſein Bündelchen gehangen, gegen die Sonnenſtrahlen geſchützt hatte. An den Falten ſeiner herunterhängenden Strümpfe konnte man das Journal ſeiner Fußreiſen leſen, und ein kleines Hütgen, das ſchon mancher Stutzer als Chapeau bas getragen hatte, bedeckte den windvollen Kopf, hinter welchem an ſiebenzehn Haaren ein kleiner zerriſſener Haarbeutel angeknüpft war. In dieſem Aufzuge, ſage ich, war er nach R. gekommen, und hatte mitleidige Seelen oft um eine petite charité gebethen — Ayés pitié, Monſeigneur, d'un pauvre financier de France, qui vient s'établir ici, & ſe faire fermier de douane, mais qui n'a pas le ſol, ayant mangé tout ſon bien en voyage dans ce fouttu païs de l'Allemagne — So war ſein beſcheidener Einzug geweſen, jetzt rollte er in einer lackirten Kutſche durch die Gaſſen.

Ich und meine luſtige Geſellſchaft wir konnten den Kerl durchaus nicht leiden. Es ärgerte uns, daß dieſer Taugenichts eine ſo glänzende Rolle ſpielte, indeß wir ſchildern mußten. Abgerechnet, daß aus uns alſo Neid ſprach, weil wir ſelbſt gern in der lackirten Kutſche gefahren wären; ſo waren wir auch nicht Politiker genug, um zu fühlen, mit welcher Feinheit der Herzog jedes auch noch ſo verächtliche Subject da anzuſtellen weiß, wo er es als Maſchiene brauchen kann, ſeinen tief durchgedachten Plan auszuführen. Wir waren daher längſt entſchloſſen, dem Franzmanne einen Poſſen zu ſpielen, hatten ſchon alle Vorbereitungen dazu gemacht, und eines Abends, als wir aus dem Wirthshauſe kamen, ſchritten wir zum Werke.

Wir wußten nemlich, daß ſeine ſchöne Caroſſe, an welche er das ſelbſt erfundene

Wapen ſeines Marquiſats hatte malen laſſen, des Nachts, wenn es trocknes Wetter war, vor dem Hauſe auf der Gaſſe ſtehen blieb. Da hatten wir nun ſchwarze und gelbe Oelfarbe gekauft, in der Abſicht den ganzen Kaſten damit anzuſtreichen, und ſodann Galgen und Rad darauf zu pinſeln. Zugleich wollten wir lange Rinderdärme, mit denen wir uns auch verſehen hatten, an einen nahe gelegenen Springbrunnen binden, und von da über die Gaſſe in ſeinen Keller leiten, damit die Nacht durch ſein ganzes Unterhaus unter Waſſer geſetzt würde. Hätten wir die Zeit abgewartet und, welches wir ſchon oft gethan hatten, uns um Mitternacht aus den Caſernen geſchlichen; ſo wäre unſer Bubenſtück ungeſtraft verübt worden. Allein wir waren zu begierig darauf, hatten auch ein bisgen zu viel getrunken, um vorſichtig zu ſeyn, und legten alſo eben Hand an das Werk, als wir überraſcht, erkannt, verklagt und verurtheilt wurden.

Weil indeſſen der vorgehabte Frevel nicht vollführt worden war; ſo kam der Commiſſair nach ein paar Tagen ſelbſt auf die Wache, um die Officiere zu vermögen, für uns um Milderung der Strafe zu bitten. Herr von Redmer hatte grade nebſt einem Capitain die Hauptwache, als das ausländiſche Thier hereintrat. Die beyden Officiere ſpielten nebſt zwey jungen fremden Reiſenden, welche Vettern des Hauptmanns waren, in Karten. Wir wurden hereingerufen; man eröfnete uns die gute Abſicht des Commiſſairs, und es wurde beſchloſſen, den folgenden Tag auf der Parade dem Gouverneur Bericht davon zu erſtatten. Unterdeſſen hatte der Herr von Redmer den Franzoſen gebethen, dieſen Abend mit der Geſellſchaft auf der Wache zuzubringen und zu ſpeiſen, vermuthlich um ſeinen Spaß mit ihm zu haben. Bey der Mahlzeit wurde tapfer getrunken; es wurden feine Weine und Liqueurs hergegeben, und mein Commiſſair fieng an beredet zu werden. Redmer, dem auch der Rebenſaft die Zunge gelöſet hatte, wie er denn überhaupt nicht ungern ſchwätzte, fieng an vom hochſeligen Herzoge zu reden. Der

Herr Lieutenant fieng an, in das Creutz und die Queer über die *** Verfaſſung zu raiſonnieren, behauptete: der vorige Herzog habe einen wahren Geiſt von Würde und Selbſtſtändigkeit unter ſeine Unterthanen gebracht, und durch eignes Beyſpiel von ſtrenger Tugend, häuslicher Pflichtserfüllung und Gottesfurcht die Richtigkeit ſeiner Theorie bewieſen; Seine Militairverfaſſung habe nicht auf Willkühr und Despotismus, ſondern auf Muth, Unerſchrockenheit und darauf beruht, daß wenn nur jeder Einzelne ſeine Schuldigkeit gethan, er der Herzog ſelbſt ihn nicht habe antaſten können, ohne das ganze Corps gegen ſich aufzubringen. Da er auf dieſe Art ſeinen eigenen Leidenſchaften einen Riegel vorgeſchoben, und jedem, der ſeinen Platz recht erfüllte, den Preis ſeiner Arbeit ſelbſt zu erringen in die Hände gegeben hätte; ſo ſey dies wohl das höchſte Ideal eines militairiſchen Staats geweſen, in welchem der Herzog grade das vorgeſtellt habe, was Fürſten billig vorſtellen ſollten, nemlich Vorſteher des Volks — Ein Staat der, wenn er zweyhundert Jahre alſo geſtanden hätte, im Kleinen mächtiger als der römiſche geworden wäre. Der jetzige Herzog habe dies alles zu zerſtören, und nur nach Willkühr zu leiten getrachtet — Der arme Redmer! Vermuthlich hatte man in ſeiner Einbildung ſeine Verdienſte noch nicht genug belohnt. Er bedachte nicht, daß ein großer Herr, der alles aus ſich ſelbſt nimt, alles mit eigenen Augen ſieht; dem nicht das Geringſte entwiſcht; der das Gleichgewicht in allen Ständen, in allen noch ſo entfernten Ecken zu erhalten weiß — daß ein ſolcher Herr ein Phänomen iſt, deſſen Glanz ein junger Menſch nicht einmal durch ein geblendetes Glas anſchauen darf.

Jemehr er aber ſprach und ihm wiederſprochen wurde, um deſto mehr erhitzte er ſich. Er redete auch gegen die Zolldirection, gegen die Franzoſen, bediente ſich unehrerbiethiger Worte, und wurde endlich ſogar gegen den Capitain, der ihm das Gegentheil hielt, beleidigend grob — Die Geſellſchaft gieng ſtürmiſch auseinander, und den folgenden

Tag wurde der ganze Vorfall gehörigen Orts angebracht.

Was die Sache ſchlimmer machte, war, daß ſie auf der Wache vorgefallen war. Der Herr von Redmer kam auf einige Zeit nach ***, und wurde ſodann zur Strafe bey einem Garniſonsregimente angeſetzt, wo er vielleicht noch jetzt ſteht.

Unterdeſſen kamen wir den zweyten Morgen aus unſrem Arreſte los; Allein bey der Compagnie wurde ein Lieutenant angeſetzt, der äuſſerſt grob und ungeſchliffen mit uns umgieng. Wir verlohren auch den geringſten Schatten von Freyheit, ſetzten aber nichts deſto weniger, ſo viel es die Umſtände litten, unſre vorige Lebensart fort, und da wir kein Geld mehr hatten, erlaubten wir uns allerley Mittel, auf andrer Leute Unkoſten zu zehren.

Wir hatten uns einen heimlichen Eingang in den Keller eines reichen Weinhändlers gemacht. Dieſer Keller lag abgelegen von der Wohnung des Eigenthümers, und wir ſchlichen, als Bänderknechte gekleidet, des Nachts hin, zogen durch Strohhalmen flaſchenweiſe den Wein aus den Fäſſern, aus Furcht, er mögte zu alt darinn werden, und tranken ihn auf die Geſundheit des braven Kaufmanns hinunter; Hernach wenn wir unſre Ladung hatten, fiengen wir gewöhnlich allerley Lerm auf der Gaſſe an.

Einſtmals als Haubritz und ich (denn Reyerberg war an einem Thore auf der Wache) ziemlich benebelt wieder durch das Fenſter in die Caſerne ſteigen wollten; rief uns ein Camerad zu: Man habe uns vermißt, geſucht, und es werde böſe Händel geben. Wir kannten die Strenge unſrer Officiere, fürchteten, man mögte uns eine militairiſche Schröpfcur verordnen, welche wir für unſre Geſundheitsumſtände nicht nöthig hielten. Da wir uns nun längſt vorgenommen hatten, aus der Sclaverey zu entwiſchen; ſo wurden wir itzt gleich dar über einig, noch in dieſer Nacht zu deſertiren. Wir liefen daher augenblicklich an das Thor, wo Reyerberg war. Er ſtand, zu unſerm Glücke, auf dem Walle Schildwache. Wir ſtiegen über eine Mauer, krochen hinauf zu unſerm Freunde, und beredeten ihn, Gefahr und Freyheit mit uns zu theilen. Er war bereit dazu, nur kam es darauf an, auf welche Art wir den ſteilen Wall und die noch ſteilere Grundmauer hinunter in den Graben kommen ſollten, welcher eben abgelaſſen, folglich ziemlich trocken war. Hier kam uns Haudritzens Erfindungsgeiſt zu Hülfe. Wir riſſen drey Pfäle aus, an welche junge Bäume gebunden waren, und ſpitzten dieſelben unten zu, wie Beſenſtiele — Es war keine Zeit zu verliehren, denn die Runde würde uns ertappt haben, wenn wir noch eine halbe viertel Stunde länger verzogen hätten. Wir nahmen daher, wie die Caminfeger zu thun pflegen, wenn ſie in einen Schornſtein hinunter fahren, unſre Beſenſtiele zwiſchen die Beine, die Spitzen hinten in die Wand gedrückt, hielten das Vorder-

Fünftes Capittel.

Peter Claus und ſeine Gehülfen wandern nach Braunſchweig. Wie ſie ſich unterwegens und dort auf eine ehrliche Art durchhelfen.

Jetzt war die Frage, wohin wir unſre Schritte leiten, und was wir anfangen ſollten, Unterhalt zu finden. Unſre Entweichung war ſo eilig zugegangen, daß keiner von uns Zeit gehabt hatte, ſich mit eigenem oder fremden Gelde zu verſehen. Als indeß der Morgen herankam, und wir uns auſſer den *** Staaten ſahen, fiengen Hunger und Durſt an, ſich bey uns zu melden. Es wurde deswegen ein Kriegsrath gehalten, in welchem der erfahrne, an Einfällen unerſchöpfliche Haudritz den Vorſitz hatte. Man unterſuchte den Caſſenbeſtand, und entdeckte, daß derſelbe ſich nicht höher als auf einen Groſchen und vier Pfennige belief, welche Reyerberg bey ſich führte. Bey dieſen traurigen Umſtänden wurde beſchloſſen, wir wollten zuerſt die Mildthätigkeit guter Menſchen um Hülfe anſprechen, und wenn wir eine kleine Summe würden erbettelt haben, unſre Röcke gegen andre Kleider vertauſchen, ſodann, weil eben die Zeit der braunſchweiger Meſſe herannahete, dieſe große Stadt beſuchen, um bey der Menge dahin kommender Fremden unſer Heil zu verſuchen, entweder als Bediente oder, wenn es gar nicht anders ſeyn konnte, in herzoglichen Dienſten als Soldaten anzukommen.

Als wir eben hierüber einig geworden waren, hörten wir in einem nahe gelegenen Dorfe zur Kirche läuten, denn es war Sonntag. Wir wendeten deßfalls unſre Schritte dahin, und dachten, an einem Tage, der zum Gottesdienſte beſtimmt iſt, würden die Menſchen auch zum höchſten Gottesdienſte, zu der Erfüllung ihrer Pflichten, zur Wohlthätigkeit, am beſten vorbereitet ſeyn. Der Pfarrer ſtand ſchon auf der Canzel als wir in das Bethhaus traten. Es war gegen die Mitte des Auguſtmonats, und das Evangelium Math. Cap. VII. v. 15. Dies gab dem

Redner Gelegenheit von guten Werken zu predigen. Er ermahnte auch ſeine Zuhörer, mit ſo viel Salbung, gute wohlthätige Früchte zu bringen, daß er ſelbſt gegen das Ende der Predigt, wie ein Schloßhund heulte. Der dicke Mann ſchimpfte dermaßen gegen die Hartherzigkeit, daß er pechbraun dabey wurde — Eine ſolche Predigt, meinten wir, gehöre dazu, das ganze Dorf zu der edlen chriſtlichen Freygebigkeit vorzubereiten, welche wir nach der Kirche auf die Probe zu ſetzen beſchloſſen hatten. Sobald alſo der geiſtliche Mann ohngefehr zu Hauſe ſeyn, und Mantel und Kragen abgelegt haben konnte, giengen wir demüthig ſeinem Hauſe zu.

Wir ſahen ihn im Hofe vor der Thür ſtehen, wo er, mit einer Pfeife im Munde, gegen einen Bauer ſtritt, welcher ihn in den kläglichſten Ausdrücken beſchwor, ſein achtes Kind, in Betracht ſeiner großen Dürftigkeit ohnentgeltlich zu taufen, aber der Phariſäer überhäufte den armen Mann mit Schmähungen, und jagte den weinenden Vater, ohne ihm ſeine Bitte zu gewähren, fort. Dies war nun freylich keine Ermunterung ihm unſer Anliegen vorzutragen; dennoch wagten wir es, und erzählten ihm mit aller Offenherzigkeit, wie man uns betrogen und gezwungen habe, Soldaten zu werden (dies paßte eigentlich auf Hauritz nicht mit) und wie wir endlich, um das Joch der Sclaverey abzuſchütteln, entwiſcht wären, in der Abſicht, auf andre ehrliche Art unſer Brod zu verdienen — Aber da hätten Ew. Hochwürden den heiligen Mann, der von der Wohlthätigkeit gepredigt hatte, ja! mein Herr! da hätten Sie ihn ſollen toben hören. Er nannte uns Landläufer, drohete uns feſtſetzen und ausliefern zu laſſen; allein wir eilten von ihm weg, nachdem wir ihm einige beißende Dinge geſagt hatten, die er vielleicht nicht einmal verſtand, weil ſein Geiſt ſchon mit der Mahlzeit beſchäftigt war, zu welcher ihn ſeine Frau rief.

In der Hofnung, daß indeſſen die Predigt eine beſſere Würkung auf das Herz der

Zuhörer als auf den Redner ſelbſt gemacht haben würde, giengen wir von Haus zu Haus — Traurige Erfahrung! Von denen Leuten, bey denen irgend einiger Wohlſtand zu herrſchen ſchien, bekamen wir nicht nur kein Geld, ſondern noch böſe Worte obendrein, die Armen aber hatten ſelbſt nichts. Der einzige Bauer, den wir bey dem Pfarrer angetroffen hatten, rief uns von freyen Stücken zu ſich herein. Er war noch ganz traurig, ſetzte uns ein bisgen Brod und ein Glas Brandtewein vor, und entſchuldigte ſich, daß er nicht mehr zu geben habe. Der gute Reyerberg wollte, in einer Aufwallung von Großmuth, unſre ganze Baarſchaft zu Vergeltung dieſer wahrhaftig edlen Gaſtfreundſchaft hingeben, aber der arme Bauer nahm durchaus nichts. Indeß biß Haudritz, voll Unwillen über das Menſchengeſchlecht, die Zähne zuſammen, nnd da er ſich im Stillen einen Plan entworfen hatte, kaufte er fur vier Pfennige einen Topf, und gieng mit uns zum Dorfe hinaus.

Wir ſchritten, ohne mit einander zu reden, ein Stück Weges fort, bis wir einen grünen Raſenplatz am Ufer eines Bachs antrafen, woſelbſt wir uns hinſetzten, da dann Haudritz alſo zu reden anfieng: „Da ſeht Ihr nun, wie die Schelme, die Menſchen, ſind. Der Böſewicht lebt im Ueberfluſſe, der Redliche von Noth und Armuth zu Boden gedruckt. Die Lehrer der Religion ſind Heuchler, begnügen ſich zu predigen, was ſie ſelbſt nicht Luſt haben auszuüben, und von den Zuhörern nimt jeder ſo viel für ſich heraus, als mit ſeinem Eigennutze beſtehen kann. Der aufrichtige Mann iſt nirgends an ſeinem Platze, und der Böſewicht erlangt, was er will. Iſt es ein Wunder, wenn zuletzt niemand mehr auf ſeine eigene Unkoſten ehrlich ſeyn will? Iſt es Wunder daß, wenn dann Betrug täglich allgemeiner wird, auch die Beſten nicht mehr trauen und glauben wollen? Iſt es Wunder, daß endlich, ſobald alles Zutrauen wegfällt, niemand mehr ſich die Mühe giebt, als ein redlicher Kerl zu verhungern, wenn er auch nicht

„einmal mehr durch äuſſere Achtung belohnt
„wird? Die Welt will betrogen ſeyn; ſo
„laßt ſie uns denn betrügen! Ich habe mir
„allerley Plane ausgeſonnen, bey denen
„wir wahrlich nicht verhungern werden, und
„wenn Ihr folgen wollt; ſo ſollen unſre
„Umſtände bald anders ausſehn.“

Ich ſahe wohl die große Lücke in dieſem Syſteme, fühlte wohl, daß hier auf die innere Beruhigung, welche Rechtſchaffenheit und Religion der Seele gewähren, und ſie mit ſtillem Frieden erfüllen, gar nicht gerechnet war; Aber ich erſuche Sie, lieber Herr Geheimerrath! dabey zu überlegen, daß man die Stärke dieſer Gründe viel beſſer empfindet, wenn man reichlich beſoldet wird; wenn die Augen des Publicums auf uns gerichtet ſind; wenn kein Reiz da iſt, anders zu handeln; viel beſſer, als wenn man in ſeinen beſten Jahren, unſicher und ohne Nahmen in der Welt umherirrend, von den mächtigen Buben gedrückt, mit Mangel, Noth, Hunger und Durſt kämpft — Kurz!

wir verſprachen zu folgen, und wer in denſelben Umſtänden, mit denſelben Leidenſchaften und Anlagen, anders handeln würde, der — nun! der iſt beſſer als wir —

Wir fiengen nunmehro ſogleich unſre Unternehmungen an. Haudritz lief mit ſeinem Topfe in ein nahgelegenes Dorf. Daſelbſt weinte er bittre Thränen, in allen Häuſern, klagte: „er ſey ein armer verabſchiedeter „Soldat; ſeine Frau und vier unmündige „Kinder lägen in der Nähe krank, kümmerlich, elend; Er bath nicht um Geld, nur „um ein bisgen Suppe, und um ein altes „Hemd.“ Die Art, wie er dies denen theils mitleidigen, theils eitlen Seelen vorbrachte, rührte Weiber und Männer. Man gab keine Suppe, man gab Geld, und als er Abends an einen von uns verabredeten Ort kam, brachte er, nebſt einem vollen Magen noch einen Thaler und ſieben gute Groſchen mit.

Ich hatte mir zwey Krücken im Walde geſchnitten, die Füße mit unſern Schnupftüchern umwunden, und in dieſer Verfaſſung hinkte ich in ein benachbartes Städtgen, erzählte, nicht ohne innerem Wiederwillen, eine Fabel, welche Haudritz mich gelehrt hatte, und bewegte das Mitleid der Leute dahin, daß ſie mir, beſonders die alten Jungfern, ſo viel Brod, klingende Münze und Segenswünſche auf den Weg gaben, daß wenn die letztern mich nicht in den Himmel brachten, ich doch von dem erſten ſehr viel an andre Bettler gegen Heller vertauſchen, und meinen Gefärthen noch einen Gulden baar mitbringen konnte.

Reyerberg, welcher Seitengewehr mit ſich führte, gab ſich für einen beurlaubten preuſſiſchen Soldaten aus, dem die öſterreichſchen Werber, ſchelmiſcherweiſe, ſeinen Paß und ſein bisgen Geld des Nachts im Wirthshauſe abgenommen hätten. Durch dieſe Erzählung erpreßte er auf den benachbarten adelichen Gütern etwas über einen franzöſiſchen Laubthaler.

Bey dieſen herrlichen Fortſchritten unſrer Schelmereyen, und der reichlichen Einnahme, welche wir dadurch erhielten, iſt es leicht zu denken, daß wir dies edle Handwerk ſo lange fortrieben, bis wir die ganze Gegend in Contribution geſetzt hatten, welches alles glücklich von ſtatten gieng. Wir ſpielten nicht allzeit dieſelbe Commödie, und Haudritz beſonders wußte ſeine Erzählungen nach den Phyſionomien und dem Ruf der Leute, mit denen er zu thun hatte, einzurichten. Wo er nicht glaubte, es mit Klagliedern durchſetzen zu können, da machte er den luſtigen, ſich auf Gott und gute Leute verlaſſenden Bettler, ſang in den Bierhäuſern ein fröhliges Stückgen, und bey alten Weibern ein geiſtliches Lied; die Heuchler ſchmeichelte er durch die Verſicherung, man ſpreche in der ganzen Gegend von ihrer Wohlthätigkeit und Gottesfurcht; und bey alten Edelleuten gab er ſich für einen Cavalier aus, der das Unglück gehabt habe, jemand im Duell zu erſtechen, und nun in einem Soldatenkleide auf der Flucht ſey. Mit unwiſſenden Pfarrern ſprach er lateiniſch, und mit Leuten, die ſchlecht franzöſiſch redeten, franzöſiſch; Kurz! er log ſich mit unverſchämter Frechheit durch, wurde freylich, wie ſich jeder Betrug beſtraft, zuweilen, wenn er dieſelben Leute an einem dritten Orte antraf, und er indeſſen vergeſſen hatte, welchen Nahmen er ſich das erſtemal gegeben, ſehr beſchämt, entriß ſich mit genauer Noth der Ahndung, wurde auch wohl durch die übermäßige Höflichkeit eines Gerichtsdieners über die Grenze gebracht — Aber unterdeſſen ſtiegen doch unſre Fonds, und als wir nach Helmſtädt im Braunſchweigſchen kamen, hatten wir drey Louisd'or und ein paar Thaler Baarſchaften. Wir verkauften aber erſt in Schöppenſtädt unſre Röcke, die von der letzten Revüe, und alſo noch ziemlich neu waren. Da Haudritz und ich den Abend der Entweichung aus der Garniſon über unſre Montierungen her noch alte geliehene Ueberröcke gezogen hatten, um uns bey unſern Bubenſtücken unkenntlich zu machen, dieſe Ueberröcke aber zu ſchwer fortzubringen geweſen waren; ſo hatten wir dieſelben ſchon vorher verhandelt. In Schöppenſtädt nun veränderten wir unſre ganze Garderobe, ſchrieben uns ſelbſt allerley falſche Atteſtate, und giengen dann nach Helmſtädt, wo wir uns für Studenten ausgaben, die, mitten in ihren Studien, in ihr Vaterland zurück müßten, weil ihre Eltern durch Brandſchaden unglücklich geworden wären. Dieſe neue Practik brachte uns dort viel freye Mahlzeiten und zwölf Thaler an Gelde ein, wodurch denn unſre Caſſe auf drey und dreyſſig und einen halben Thaler ſtieg, und nun ſetzten wir unſre Reiſe über Schöningen nach Braunſchweig fort.

Wären wir noch keine Böſewichte geweſen; ſo hätten wir es durch die Erfahrungen, welche wir auf dieſen verſchiedenen Wegen machten, werden müſſen. Wir ſahen ſo mancherley Arten von Menſchen, und hatten Gelegenheit ſie in der Stille zu beobachten, weil man ſich gegen Bettler nicht ſo in Acht nimt, und da erblickten wir denn aller Orten, in allen Ständen, Betrug und Verſtellung, in verſchiedenen Geſtalten und Kleidern. Am genaueſten hatten wir Gelegenheit die Schelmereyen der Gaſtwirthe und Fuhrleute kennen zu lernen. In Schöningen ſchliefen zugleich mit uns im Wirthshauſe einige Karrenführer, welche Wein nach Braunſchweig bringen ſollten. Die Fäſſer waren verſiegelt, und dennoch wußten ſie den Wein herauszubringen, ſchoben leiſe einen Reif zurück, bohrten ein kleines Loch darunter in das Faß, zogen durch einen Federkiel einige Flaſchen heraus, indem ſie durch ein andres Loch Luft hineinblieſen. Alsdann wurde das Fehlende durch Waſſer und etwas Brandtewein erſetzt; in die Löcher ſteckte man kleine hölzerne Pröpfe, welche oben gleichgeſchnitten wurden; Darauf ſchlugen ſie den Reif wieder feſt, und verkauften dem Wirth die einzelnen Bouteillen um eine Kleinigkeit.

Ich würde nicht fertig werden, wenn ich alle die verſchiedenen Betrügereyen erzählen wollte, welche wir aller Orten wahrnahmen, wodurch wir täglich in der böſen Meinung, die wir von den Menſchen hatten, beſtärkt, und von unſrer Seite gleichfalls ſchlecht zu handeln angereizt wurden, ja! uns, nach unſrer falſchen Philoſophie, dazu berechtigt glaubten.

Endlich kamen wir nach Braunſchweig. Die Meſſe war kaum angegangen, und es kam nun darauf an, hier, wo ſo viel Menſchen des Gewinſtes wegen ſich verſammlet hatten, auch für uns ein Stück Brod zu finden; Unſre beſſern Geldumſtände hatten uns aber ſchon ſo übermüthig gemacht, daß vom Betteln gar nicht mehr die Rede war. Da nun die Schelmereyen ſo gut und glücklich abgiengen; ſo vergaßen wir auch darüber unſern Endzweck, Dienſte zu ſuchen, und dachten nur daran zu mauſen, wo eine Gelegenheit zu machen war. Dies edle Handwerk aber trieben wir ordentlich methodiſch, durchſtrichen zuerſt des Abends die ganze Stadt, um uns zu orientieren, quartierten uns ſodann auf die Nacht in ein ziemlich berüchtigtes Wirthshaus vor dem Auguſtthore ein. Der Wirth hieß Danehl, das Haus lag an der Straße, welche nach Wolfenbüttel führt, und von da durchſuchte täglich, jeder beſonders einen Theil der Stadt, damit unſre Geſichtszüge in den übrigen Quartieren nicht bekannt werden mögten.

Des Morgens eines Ziehungstags der Zahlenlotterie gieng ich vor dem Hauſe eines Gewürzkrämers vorbey, da eben dieſer aus ſeinem Fenſter mit einem gegenüber wohnenden Schneidermeiſter ſprach: „Lat Hey ſek „vertellen, Herr Naber!“ hörte ich ihn ſagen: „In twey Stunnen is min Schickſal „entſcheden. Komt mine Lottonummern „herut; ſo bin ek up Tit-Lebens en glücklichen Kerel.“ Er fügte noch hinzu: Er wolle demjenigen zehn Thaler ſchenken, welcher ihm dieſe Nachricht brächte. Der Herr Nachbar fragte, welche Nummern er beſetzt habe; der Krämer nannte ſie, und ich ſchrieb ſie auf, ohne mich nur einmal umzuſehen, gieng augenblicklich von da zu einem Collecteur, und nahm für eine Kleinigkeit ein Zettul auf dieſelben Zahlen.

Sobald das Lotto gezogen wurde, gieng ich hin, auf den Platz vor Lutterlohs Hauſe, und als drey Nummern aus dem Rade heraus waren, lief ich ſchnell in die Gaſſe, wo der Gewürzkrämer wohnte, hielt immer mein Lottozettul in die Luft, rief und jauchzte laut, und ſtellte mich faſt raſend von Freude. Der Mann ſtand voll Erwartung vor ſeiner Hausthür. Ohnmöglich konnte er bemerkt haben, daß unter der Menge Vorübergehender grade ich dieſen Morgen ſein Geſpräch mit angehört hatte: „Was hat Er? guter „Freund!“ rief er mir zu „Weswegen freuet „Er Sich ſo ſehr?“ Ich antwortete nur flüchtig, als wenn mir nichts daran gelegen wäre, ihm dieſen Beſcheid zu geben: ich ſey ſo glücklich geweſen, durch eine Terne, drey Reichsthaler zu gewinnen. „Was iſt denn „herausgekommen? Laſſe Er doch ſein Zettul „ſehen!“ fiel mir der ungeduldige Krämer in die Rede. Ich zeigte es ihm; er fand drey ſeiner Zahlen — „Iſts möglich?“ ſchrie er, „das iſt gezogen worden, und Er „hat nur drey Thaler dabey gewonnen? „Armer Mann! Komme Er her! Ich habe „dieſelben Nummern; Sie bringen mir „einige tauſend ein. Für Seine gute Nach„richt ſoll Er zwey Piſtolen geſchenkt haben; „Darauf habe ich mich verheiſſen.“ Und ſo zog er mich in den Laden, verkündigte dem ganzen Hauſe ſeine Freude, drückte mir das Geld in die Hand; Ich bedankte mich, lief fort, und nicht Eine ſeiner Zahlen war herausgekommen.

Haudritz und Reyerberg hatten Fuhrmannskittel angezogen, und einen falſchen Frachtbrief geſchrieben, als wenn ſie einem Speditionshändler ſechs große Fäſſer voll Caffee brächten, mit der Bitte, dieſe Waare bis zur Abforderung bey ſich ſtehen zu laſſen. „Ich kann Euch die Laſt nicht vor das Haus „bringen“ ſagte Haudritz „und muß auch „noch heute wieder fort. Bezahlet mir nur „die Fracht! Mein Knecht ſoll hier bleiben,

„und mit Euch in die Herberge gehn, wo „Ihr die Fäſſer nach Gefallen abholen laſſen „konnt; Die Abgaben ſind berichtigt.“ Der Kaufmann bezahlte die, laut Frachtzettul, accordirten zwanzig Thaler, Haudritz gieng fort, und Reyerberg blieb. Der Kaufmann gieng indeſſen in ſein Hinterſtübchen, um ſich anzukleiden, und Reyerberg blieb im Laden ſtehen, gieng von Zeit zu Zeit an die Hausthür, wiſchte endlich, da die Leute im Comtoir zu beſchäftigt waren, um genau auf ihn Acht zu geben, hinaus auf die Gaſſe, ſodann um die Ecke herum, zog geſchwind ſein Fuhrmannshemd über den Kopf heraus, warf es von ſich und gieng, als wenn ihn nichts anfechten könnte, langſam weiter. Ehe Lerm in und vor dem Hauſe über ſeine Verſchwindung entſtand, war nirgends kein Fuhrmann mehr zu ſehen. Vielleicht würde dieſer Schelmſtreich nicht ſo gut gerathen ſeyn, wenn meine Gefährten nicht gewußt hätten, daß der Mann, mit dem ſie es zu thun hatten, ſchon früh Morgens ſich in Brandtewein zu betrinken pflegte, wodurch nicht nur er zu vorſichtiger Behandlung ſeiner Geſchäfte untüchtig wurde, ſondern auch unter ſeinen Handlungsbedienten eine unverzeyhliche Sorgloſigkeit herrſchte.

Zu einiger Entſchuldigung der Lebensart, welche wir itzt führten, muß ich ſagen, daß wir (wenigſtens Reyerberg und ich) anfiengen uns für Werkzeuge der Vorſehung anzuſehn, um die Thorheiten und Betrügereyen der Menſchen zu beſtrafen, daß wir desfalls keinen Mann kränkten, von dem der Ruf uns ſagte, er ſey redlich und weiſe. Dies rechtfertigt freylich unſre Diebſtale nicht, ich führe es aber nur an, um dem Leſer zu zeigen, wie die Menſchen ſo leicht für jedes ihrer Verbrechen eine Beruhigung zu finden wiſſen.

Unſre Capitalien waren durch dieſe und unzählige andre dergleichen Cameraloperationen bis auf neunzig Thaler angewachſen. Dabey waren wir ziemlich gut in Kleidung und Wäſche, und zehrten mehrentheils ohnentgeltlich, denn wenn junge unerfahrne Leute auf Angotts Keller oder ſonſt in die Wirthshäuſer kamen; ſo lieſſen wir uns mit denſelben in ein Geſpräch ein, ſchmeichelten ihre Eitelkeit, lobten ihre Feinheit in Billard- und Kartenſpielen, gewannen ihnen dann das Geld ab, oder lieſſen uns wenigſtens von ihnen frey halten. Endlich bekamen wir einmal Luſt auf die Maſcarade zu gehen, um an der Pharaobank unſer Glück zu verſuchen; und wie das leichtfertige Glück mehrentheils ſolche Menſchen ſucht, welche keine dauerhaftere Freuden verdienen, hingegen diejenigen durch Widerwärtigkeiten warnet, welche in der Rechtſchaffenheit ſich ohne den Beſitz eitler Schätze entſchädigen können; ſo gewannen wir, im Müſſiggange und in Schelmerey verſunkene Jünglinge, in kurzer Zeit beynahe achthundert Thaler.

So lange wir wenig gehabt hatten, war Einer von uns tageweiſe abwechſelnd Schatzmeiſter geweſen. Jetzt, da wir viel beſaſſen, fiengen wir an gegen einander miſkraniſch zu werden. Wir theilten daher unſern Mammon, und jeder ſollte mit ſeinem Antheil wuchern, ſo gut er könnte — Wie wollten auch Menſchen, die andre Leute betrügen, unter ſich ein dauerhaftes, auf gegenſeitiges Vertrauen geſtütztes Bündniß errichten können? Indeſſen hatten wir uns im goldenen Engel zwey Zimmer gemiethet und, wie es ſich verſteht, andre Nahmen angenommen.

Ich ſpielte täglich, und faſt immer mit Glück, hatte dabey die Eitelkeit, mir allerley Ringe, Federhüte, Spitzenmanſchetten, ſeidene Weſten, Strümpfe, Schnallen und dergleichen zu kaufen, und in den Geſellſchaften anderer müſſigen Leute für einen jungen Edelmann zu gelten. Zuweilen machten wir Luſtreiſen auf das Land, und da trieben wir denn allerley Muthwillen, neckten die Leute, und prahlten entſetzlich.

Unter andern waren wir einmal mit einer luſtigen Geſellſchaft nach einem benachbarten

Städtgen gefahren. Der Wirth im Gaſthofe, wo wir den Nachmittag zubrachten, war ein langweiliger Schwätzer, der ſein Haus, mit allem was darinn war, erhob und empfohl: Vorgeſtern hatten zwey Grafen bey ihm logiert; In jenem Bette hatte noch dieſe Nacht ein Geheimerrath geſchlafen; Sein Wein war, wie er ſagte, beſſer als der, welchen man am Hofe in Braunſchweig trünke. Haudritz nahm ſich vor, den Mann zum Beſten zu haben. Nachdem wir nun eine unbeſcheiden große Zeche bezahlt hatten, und bald wieder fort wollten, fragte ich, ob man bey ihm auch Braten portiensweiſe haben könne? „Ey! freylich“ antwortete der Wirth „Ich ſchneide Ihnen ein „Stück ab, ſo groß Sie Appetit dazu haben, „ſogar für einen Groſchen.“ Nach einigen Augenblicken lobte Haudritz einen Canarienvogel, der in der Stube im Bauer unaufhörlich pfiff, und uns bey unſerm Kartenſpiele die Ohren betäubte. „Einen ſolchen Vogel „möchte ich gebraten eſſen!“ fügte er hinzu, „nur aus Neugier, ob das Fleiſch ſehr zart

„ſchmeckte.“ „Ey potz Stern!“ erwiederte der Wirth, „das mögte ein koſtſpieliges Gericht werden. Ew. Gnaden mögen es mir „nun glauben oder nicht, der Vogel koſtet „mich an die vier Reichsthaler“ — „Das „kann wohl ſeyn“ ſagte Haudritz „Indeſſen „habe ich Appetit dazu, er ſey auch noch ſo „theuer“ — Der Wirth lächelte boshaft — „und wenn Sie ihn braten wollen; ſo werden wir, ſo theuer auch der Vogel iſt, doch „für unſer Geld unſre Neugier befriedigen“— „Je nun warum nicht? Alles in meinem „Hauſe iſt Ew. Gnaden feil. Aber, wie „geſagt, er koſtet vier Thaler, der kleine „Vogel, aus Freundſchaft für Sie, mag er „denn herhalten“ — Und damit wurde der arme Vogel geſchlachtet, in Butter gebraten, und hereingetragen. „Nun, meine Herrn! „da iſt der theure Braten!“ — „Wohlan „Herr Wirth!“ rief Haudritz „Jetzt ſchneiden Sie jedem von uns für einen guten „Groſchen ab!“ Der Wirth ſahe, daß er betrogen war; Er bath, ſtreubte ſich, wollte grob werden; Nichts half! Voll Aerger warf er den ganzen Braten zum Fenſter hinaus, und wir fuhren, gerächt wegen der theuren Zehrung, wieder nach Braunſchweig.

So verſtrich ein großer Theil der Meſſe. Das Spiel gab uns Gelegenheit mit manchen angeſehenen Männern vertrauet umzugehn, wie denn überhaupt dies edle Handwerk oft die erbärmlichſten Menſchen in Geſellſchaften emporhebt, und allerley Arten Originale durch das loſe Band des Intereſſes vereinigt. Auf einer der letzten Maſcaraden gieng Reyerberg mit ſeinem gefüllten Geldbeutel an den Pharaotiſch. Der Glanz des ausgekramten Goldes blendete, reizte ihn; Er zog ſeinen Schatz hervor, verlohr etwas weniges, welches ihn nur noch mehr erhitzte; Er wagte einen Louisd'or nach dem andern — In kurzer Zeit war alles fort, und ſein ganzer Reichthum bis auf zwey Harzgulden geſchmolzen. „So geh' denn hin, Lumpenwaare! eben ſo liederlich zerronnen, als „ſie erworben war — Geh hin!" rief er aus, fluchte ein wenig, und kehrte zu uns in den goldenen Engel zurück. Da ſaſſen wir noch, und hatten einen holländiſchen Grafen in der Cur, dem wir in l'ombre ſeine geränderten Ducaten abnahmen. Ein junger Engländer, ein äuſſerſt ausſchweifender, hitziger, aber ſonſt gutmüthiger und dabey reicher Menſch, ſaß neben uns, bey Punſch. Er hieß Southerland, und hatte immer vorzügliches Vergnügen an Reyerbergs Umgange gefunden. Auch war dieſer würklich ein angenehmer, kühner, edler Junge, der bey allen Ausſchweifungen und Betrügereyen, wozu uns Noth und Verführung verleitet hatten, doch bey weitem der Beſte unter uns Dreyen blieb. Es vergieng faſt kein Tag, ohne daß er irgend eine Handlung begieng, welche ihm ernſthaftere, tugendhaftere Menſchen nicht nachthun würden, und wenn er einem armen Schelm in der Stille etwas Geld in die Hand gedrückt, einen Traurigen getröſtet, oder ſich eines Gekränkten, ſelbſt gegen uns, angenommen hatte, dann verwünſchte er allzeit die Lebensart, welche wir führten, und fühlte recht gut den Vorwurf, daß er die Freude edel zu handeln nur halb und ſelten verdiente.

Als wir nun alſo da verſammlet waren, bemerkten wir in der Ecke des Saals einen einfach grau gekleideten Mann, der auch ſchon ſeit acht Tagen im goldenen Engel logiert, und itzt die Wirthsrechnung vor ſich liegen hatte. Er blickte mit ſichtbaren Zeichen von Verlegenheit und Betrübniß auf das Blatt hin, ſeufzte tief, und eine Thräne ſtahl ſich aus ſeinen Augen hervor. Reyersberg, der, in der Stimmung darinn er war, mit beſſern Planen und Vorſätzen für ſein künftiges Leben beſchäftigt, ſtill und ruhig den Fremden beobachtete, empfand Mitleiden, und beſchloß ihn zu bewegen, daß er ihm ſeine Noth klagen mögte. Er ſetzte ſich neben den betrübten Mann, und ließ ſich in ein Geſpräch ein. Bald hatte er ihn dahin vermogt, ſein Herz zu öfnen, und nachdem er von demſelben die Urſachen warum er ſo niedergeſchlagen war erfahren hatte, bewog er ihn, der übrigen Geſellſchaft die Hauptbegebenheiten ſeines Lebens zu erzählen. Er ſagte ohngefehr folgendes, obgleich in einem nicht ſo luſtigen Tone:

Geſchichte des Mannes im grauen Rocke.

„Ich heiſſe Brick, und bin der Sohn „eines Tuchmachers aus dem Wirtembergiſchen. Hätte mich mein Vater, ſeiner „Neigung gemäß, in ſeinem Stande und zu „ſeinem Handwerke auferzogen; ſo wäre ich „vielleicht jetzt ein nützlicher Bürger, ein „wohlhabender Mann, und ein glücklicher „Hausvater. Aber meine Mutter, die in „Stuttgart gebohren, und durch die Stadterziehung an den falſchen Glanz und das „Geräuſch gewöhnt war, wodurch die Leute „am Hofe und in den Reſidenzen ihre Armuth, ihre Langeweile, ihren Müſſiggang „und ihren Mangel an nützlichen Kenntniſſen „vergeſſen zu machen ſuchen, hatte ſich in den „Kopf geſezt, ich ſollte ſtudieren, um einſt „auch an dem herrlichen Elende der müſſigen „Städter Theil zu nehmen. Ich wurde daher

„nach Ulm geſchickt, und gieng von da nach
„Göttingen, um ein Gelehrter zu werden.
„Ich muß mir ſelbſt das Zeugniß geben,
„daß ich ſehr fleiſſig meine juriſtiſchen Hörſäle
„beſuchte, daß ich mehr nachſchrieb als
„irgend ein Andrer, und daß ich auch würklich
„in drey Jahren von der allertrockenſten
„Wiſſenſchaft der Rechtsgelehrſamkeit, ohngeachtet
„alles Eckels den ſie mir verurſachte,
„ſo viel in das Gedächtniß pfropfte, daß
„wenn ich alſo fortgefahren, ich gewiß zu
„allen übrigen Dingen untüchtig geworden
„wäre, wozu man graden Menſchenſinn
„braucht. Mein römiſches Recht aber hatte
„ich ſehr gut inne, dabey ein ungeheures Gedächtniß,
„und da mir die Natur noch obendrein
„ein bisgen ſpitzfindigen Witz gegeben
„hatte; ſo war ich im Stande, die auf unſre
„deutſche Verfaſſung am wenigſten paſſenden
„Geſetze und Verordnungen des Kaiſers Juſtinian
„ſo herumzuzerren, ſo zu drehen, daß
„niemand der die geſunde Vernunft brauchte,
„mit mir fertig werden konnte, wenn ich in
„mein Fach kam. Allein mein Widerwillen

„gegen dieſe Wiſſenſchaft wurde dadurch
„nicht geringer. Ich hatte ein fühlbares
„Herz, einen ofnen Kopf, und einigen Geſchmack
„an Literatur. Es empörte mich,
„als ich in meine Vaterſtadt zurückkehrte,
„dort Sachwalter wurde, und nun Proceſſe
„unter die Hände bekam, daß ich ſehen
„mußte, wie unbarmherzig man mit dem
„Vermögen und den natürlichen Rechten der
„Menſchen, mit verſchuldeten Gütern, mit
„dem Eigenthume der Unmündigen umgeht;
„wie die Advocaten, um ſich zu bereichern,
„was ſie auf einer Quartſeite ſagen könnten,
„in dem unnatürlichſten langweiligſten Styl
„auf zehn Bogen vortragen; wie die Richter
„zu dieſem allen ſchweigen, weil ſie auch
„ihren Vortheil dabey finden; wie alſo der
„Reiche an der Hand eines verſchmitzten
„Sachwalters faſt immer Mittel findet, ſeine
„Sache durchzuſetzen, oder wenigſtens ſeine
„ärmere Gegenparthey lahm und müde zu
„machen; wie faſt jede Sache ſo zwey Seiten
„hat, daß auch der klügſte Mann, weil
„er nicht nach Ueberzeugung, grader Ver-

„nunft und Billigkeit ſprechen darf, ſondern
„nach einer elenden Form richten muß, nicht
„ſicher iſt, ob er nicht den Unſchuldigen gekränkt
„und dem Unterdrücker die Hand gereicht
„hat; daß eben deswegen dies traurige
„Handwerk mehrentheils von Leuten ergriffen
„wird, die entweder die ſchaalſten Köpfe
„ſind, oder doch mit der Zeit alles Genie,
„allen bon ſens weginterpretieren — Das
„alles, ſage ich, empörte mein Gefühl für
„Tugend und Wahrheit. Ich wies eine
„Menge Proceſſe, welche mir meine Verwandten
„zuführten, wieder von mir, weil
„ich ſie für unbillig hielt, verfaßte meine
„Schriften in einer natürlichern Form und
„Schreibart, half dem redlichen Armen unentgeltlich
„gegen den reichen Schurken,
„und blieb alſo ohne Vermögen, ohne Anſehn
„und ohne Ruf.“

„Unterdeſſen ſtarb mein Vater, und hinterließ
„ein ziemlich anſehnliches Vermögen,
„welches aber in meiner Mutter Händen
„blieb. Dieſe begieng bald nachher die Thor-

„heit, ihr Gewerbe aufzugeben, und ſich an
„einen verſchuldeten jungen Regierungsrath
„zu verheyrathen, der an ihrer Seite die
„ſchönen Thaler, welche mein Vater durch
„Fleiß und manche Sorge geſammlet hatte,
„nach und nach verzehrte, und dabey mit
„ſeiner Frau ſo ſchlecht umgieng, daß dieſe
„nach wenig Jahren an der Auszehrung ſtarb.
„Ich hatte alſo kein andres Einkommen, als
„welches ich mir durch meine Arbeit erwarb,
„und das war, wie ich ſchon geſagt habe,
„ſehr wenig.“

„Unzufrieden mit dieſer Lage machte ich
„unzählige Plane, wie ich etwa meine Ausſichten
„verbeſſern könnte; aber es war alles
„vergebens. Dort ſahe ich jemand auf den
„Gipfel des Glücks erhoben, weil er die
„Haushälterinn des Miniſters geheyrathet
„hatte; hier einen Andern zum Secretair
„oder gar zum Rath bey einem Collegio angeſetzt,
„damit er die Partie des Präſidenten
„gegen einen Feind, der ſich ſeinen Schelmereyen
„entgegenſetzte, verſtärken, und

„dieſen beſchwerlichen Mann zu Schande zu
„machen helfen ſollte; Hier wurde ein Betrüger
„mit einer einträglichen Beamtenſtelle
„bekleidet, damit er die Küche des Cammerdirectors
„ſtets gefüllt erhalten ſollte; dort
„wurde ein höchſt unwiſſender Menſch durch
„das Vorwort eines Weibes Stadtrichter,
„weil er ſeinem Wohlthäter Hörner aufſetzte
„— Nur ich allein, der ich meinen
„graden Weg gieng, konnte nie zu etwas
„gelangen.“

„Der Mismuth über dieſe verkehrte Einrichtung
„in der Welt fieng endlich an meine
„Moral wankend zu machen. Wenn denn,
„dachte ich, der Schelm aller Orten den
„Meiſter ſpielt, und Du, alles Kämpfens
„ohngeachtet, weder für Andre etwas Gutes
„ſtiften, noch Dich ſelbſt gegen Mangel und
„Verachtung ſchützen kannſt; ſo ſtimme denn
„auch Deine Saiten hinunter, und ſieh zu,
„ob Du aus dem allgemeinen Raubſchatze
„Dein Theil mit zugetheilt bekommen könneſt.
„Ich fieng an die Armen von meiner Thür

„wegzuweiſen, nahm eine wichtige Mine „an, that als wenn ich mit den wichtigſten „Geſchäften überladen wäre, machte Libelle, „woran zwey Menſchen zu tragen hatten, „zog die unbeträchtlichſten Proceſſe unverantwortlich in die Länge, und erregte dadurch bald die Aufmerkſamkeit der Gerichte, „erwarb mir den Beyfall der eigennützigen „Richter, gewann Geld, lebte wollüſtig, „trug beſetzte Kleider, und mußte meine „Camiſöler weiter machen laſſen.“

„Es fügte ſich, daß der Miniſter, theils „aus Privathaß, theils um ſich bey ſeinem „Herrn in Gunſt zu ſetzen, einen höchſt ungerechten Proceß gegen einen Edelmann „mit Ernſt treiben, und dieſen von Haus „und Hofe verjagen wollte, weil ſein Rittergut einem angrenzenden Amte recht bequem lag, um damit vereinigt zu werden. „Es waren einige ſehr ungültige Anſprüche „hervorgeſucht worden, aber der Advocatus „principis hatte dem Dinge keine Glaubwürdigkeit geben können. Da ich nun au-

„fieng für einen Mann zu gelten der, wenn
„es darauf ankam, jedem den Rock vom
„Leibe procedieren könnte; ſo lieſſen mich
„Ihro Excellenz zu ſich rufen, und trugen
„mir die Führung dieſer Sache auf, mit
„dem Verſprechen einer großen Belohnung,
„wenn ich ſie durchſetzte — Wie ſtolz würde
„ich vor ein paar Jahren einen ſolchen Antrag
„von mir gewieſen haben! Auch hätte
„man es damals nicht gewagt, mir dergleichen
„anzuvertrauen. Jetzt nahm ich ſogleich
„den Handel über mich. Ich trieb den
„armen Edelmann ſo in die Enge, gewann
„die Sache in poſſeſſorio, und ſpielte den
„Proceß an die Reichsgerichte, feſt überzeugt,
„daß er daſelbſt vor dem jüngſten Gerichte
„nicht würde entſchieden werden — Aber es
„nahm eine andre Wendung. Die Frau
„und die unmündige Familie des Cavaliers
„warfen ſich dem Fürſten zu Füßen, klagten
„über Gewalt, und dieſer, welcher von guter
„Gemüthsart war, und keinen andern Fehler
„hatte, als daß er, in Zerſtreuungen
„erſäuft, ſich wenig um Regierungsgeſchäfte

„bekümmerte, nicht mit eigenen Augen ſah, „folglich nicht wußte, wie viel Unrecht in „ſeinem Nahmen geſchahe, wie mancher „Gedrückte über ihn ſeufzte, und Gott um „Rache anflehete, indeß der Landesvater in „eiteln Freuden herumtaumelte; dieſer Fürſt, „ſich ſeines guten Willens bewußt, erſchrack, „daß ſo etwas in ſeinem Lande vorgehen „könne. Er ließ ſich die Sache vortragen; „aber der Miniſter wußte ſich fein herauszuziehn, und ſchob alle Schuld auf den ſchelmiſchen Advocaten, welcher ihm dieſen „Handel von einer unrechten Seite vorgeſtellt hätte; ihm, der zu ſehr mit Geſchäften überhäuft ſey, um alles ſo genau ſelbſt „zu durchleſen. Der gerechte Prinz, um „ein Beyſpiel zu geben, hob den Proceß auf, „unterſagte mir alle Praxin, und jagte mich „ſogar aus dem Lande; Mein Vermögen „wurde zum Beſten des Waiſenhauſes confiscirt, und jetzt da dieſe Lection mir den „Vorſatz eingab, wieder ein ehrlicher Kerl „zu werden, fehlten mir leider! die Mittel, „es der Welt zu zeigen, und wenn mir es

„auch darauf nicht angekommen wäre, wenigſtens nicht zu verhungern. Ein verlaufener Advocat iſt weder zum Holzhacker, „noch ſonſt irgendwozu gut. Indeſſen kam „ich mit dem Reſtgen meiner Baarſchaft „hierher, um eine Stelle in einem Kaufmannscomtoir zu ſuchen; Aber auch dieſe „Hofnung iſt mir fehlgeſchlagen. Nun habe „ich hier im Wirthshauſe auf gute Hofnung „gezehrt, und da ich ſo eben die Rechnung „bekomme, überſteigt dieſelbe um einen „Gulden das bisgen, das ich noch habe, und „ſo bin ich denn ohne Ausſichten, bald vierzig Jahr alt, dahin gebracht, zu ſtehlen „oder mich zu erſäufen“ — So weit des armen Bricks Erzählung —

„Das ſollſt Du beydes nicht thun“ rief Reyerberg. „Ich habe heute alles, was ich „beſaß im Spiel verlohren, bis auf dieſe „zwey Gulden noch — Da haſt Du ſie! „Erſäufe Dich nicht! Stehle nicht ferner! „Bezahle Deine Schuld mit der einen Hälfte,

„für den andern Gulden wollen wir Punſch trinken, uns dann ruhig zu Bette legen, ſchlafen, wie Bettler, nicht Fürſten ſchlafen, und morgen ſehen, wie wir uns weiter durch die Welt helfen. Ich denke immer, man ſteht ſich vielleicht beſſer dabey, wenn man kein Schelm iſt, und halb und halb bin ich der Meinung auch, eine andre Lebensart anzufangen. Wohlauf! Es ſoll ſchon gehn; Die Erde iſt rund, breit und groß, und der liebe Gott braucht allerley Leute.“

Er ſagte noch manches, das ſeine gute Laune, und ſeinen großmüthigen, freyen, zu etwas Beſſerm beſtimmten Character entwickelte. Wir hörten mit Vergnügen zu, gaben unſer Spiel auf — Unſre Herzen öfneten ſich gegenſeitig — Der Engländer war von Reyerbergs edler Gemüthsart bezaubert; Er ſchlug ihm vor, ihn mit ſich auf Reiſen zu nehmen — Alles wurde richtig gemacht, und Ludwig fiel ihm mit dankbar gerührter Zärtlichkeit um den Hals. Brick beſchloß, mit einem deutſchen Schauſpieler, der auch gegenwärtig war, den folgenden Morgen zu dem Directeur zu gehn, und ihn um einen Platz in der Geſellſchaft zu bitten — „Er wird die Mantelrollen herrlich machen“ ſagte Haudritz —

Um Mitternacht ſchieden wir fröhlig auseinander, und wenn Haudritz und ich nicht mit eben ſo guten Entſchlieſſungen als unſer Freund zu Bette giengen; ſo war vielleicht der Anblick der klingenden Münze, welche uns unſre Schelmenſtücke eingebracht hatten, daran Schuld.

Sechſtes Capittel.

Schleunige Abwechſelung von Peters Glücksumſtänden. Haudritzens Schickſal.

Während unſres Aufenthalts in Braunſchweig hatte ich in dem Circul von Abentheurern und Spielern, mit denen wir umgiengen, auch einen vorgeblich italieniſchen Grafen, den Conte di Tondini, kennen gelernt. Er war ein Mann von etwa vierzig Jahren, klein, bräunlich von Geſicht, ſchielte ein wenig, hatte die Narbe von einem Hiebe auf der linken Backe, und trug gewöhnlich eine ſpaniſche Officiersuniform. Dieſer führte oft in die Commödie ein junges, ſehr ſchönes Frauenzimmer, das aber ſo ſittſam ſchien, daß es ſich ſelten ohne Schleyer ſehen ließ, auch mit niemand weder umgieng noch redete. Im Schauſpielhauſe aber ſaß ſie ein paarmal in einer der untern Logen ſo nahe bey dem Platze, den ich im Parquett eingenommen hatte, daß ich ſie genau beobachten konnte. Sie ſchien etwas Leidendes und Furchtſames in ihren Geſichtszügen zu verrathen. Ich glaubte zugleich zu bemerken, daß ſie ſich vor der Eiferſucht des Grafen fürchtete, denn wenn dieſer einen Augenblick hinausgieng; ſo ſah ſie mich gleich freyer und freundlicher an. Mehr brauchte es nicht, für einen ſolchen Neuling als ich war (denn auſſer der ſehr materiellen, unglücklich abgelaufenen Liebe zu der verdorrten Jungfer Nagelborn hatte ich während meines unruhigen Lebens kein Herzensabentheuer, mit irgend einem Frauenzimmer gehabt) mehr brauchte es nicht, ſage ich, um mich für dieſe ſchöne Italienerinn zu intereſſieren. Ich fieng an mit meinen Augen ganze Sonette und Elegien durch die Luft zu ihr zu ſchicken, glaubte dann bald eine grauſame abſchlägige Antwort, bald eine Ausrufung, welche ſo viel ſagen wollte, als: „Ach! ich darf ja nicht, werde zu genau bewacht“ bald einige hofnungsvolle Theilnehmung in ihren Augen zu leſen. Ich nahm einen italieniſchen Sprachmeiſter an, und lernte, mitten in meiner zerſtreuten Lebensart, binnen vier Wochen ſo viel von dieſer Sprache, als nöthig war, ein gewöhnliches Geſpräch zu führen. In der Commödie zeichnete ich meine Schöne, ſo gut ich konnte ab, ſchnitt zu Hauſe dieſe Silhouette aus, ließ ſie einfaſſen, und trug dieſelbe auf meiner Bruſt. Auch meine muſicaliſchen Talente gewannen dabey; Ich ſpielte ganze Nächte durch die zärtlichſten Adagios — Es war rührend zu ſehen und zu hören.

Unterdeſſen erkundigte ich mich nach der Wohnung des Grafen, erfuhr daß er in der Roſe logierte, und daß das Frauenzimmer für ſeine Frau gelte. Nun creuzte ich den ganzen Tag vor der Hauptwache herum, ſah ſie zuweilen am Fenſter ſtehen, und wenn ſie mich dann freundlich grüßte — ach! dann war ich wie im Himmel. Gewöhnlich, wenn ich ſie da ſtehen ſah, huſtete ich laut, und wiederholte nachher dies Zeichen, wenn ſie einmal nicht ſichtbar war — Wie groß war meine Wonne, wenn ſie dann, ſobald ſie mich huſten hörte, hinter dem Fenſter erſchien! Nunmehr fieng ich an zu glauben, ſie habe auch für mich einige Leidenſchaft gefaßt, und ich dachte nur auf Mittel ſie zu ſprechen. Aber jetzt fieng des Grafen Aufmerkſamkeit an, ſich ſichtbar zu verdoppeln. Er wich faſt nicht von ihrer Seite, und wenn er in Geſellſchaft ausgegangen war, ließ er ſie durch einen alten Bedienten bewachen. Dieſer begleitete meine Schöne auch zuweilen allein in die Meſſe und Vesper, und ſchien ſo dumm zu ſeyn, daß ich wohl Hofnung haben konnte, ihn zu beſtechen. Ich ſuchte alſo Gelegenheit mit ihm zu reden, aber dieſer Kerl (ein gebohrner Franzoſe) kam mir ſo ganz entſetzlich tölpelhaft und ſeinem Herrn ſo treu vor, daß ich Mühe hatte, ihn durch Geſchenke nur dahin zu bringen, daß er mir erlaubte in dem Vorhauſe der catholiſchen Kirche ein paar Worte mit ſeiner Gebietherinn allein zu reden, wobey, wie bey unſern folgenden Zuſammenkünften, ich ihn immer verſichern mußte, ich habe von Familienangelegenheiten mit ihr zu reden —

Was ſoll ich die Leſer lange mit einer Alltagsgeſchichte ermüden? Alſo kurz! Meine Schöne gieng alle Weiberkünſte durch, that ſpröde, gewiſſenhaft, ſeufzte, gab Hofnung, ſprach davon, daß ſie ihre eigene Schwachheit fürchtete, ſich gegen ihr zu weiches Herz wafnen müßte, ließ eine Thräne fallen, ließ mich zuweilen vergebens auf ſie warten, drückte mir einmal die Hand, fuhr dann wieder zurück, äuſſerte Mistrauen, klagte über die Unbeſtändigkeit der Männer, wünſchte den Händen ihres Tyrannen entriſſen zu werden, beſchied mich zu einer unbequemen Stunde in ihr Haus, und wenn das Geſpräch am intereſſanteſten werden wollte, lief auf einmal die Nachricht ein, der Mann käme zu Hauſe, und ich mußte fort — Mit Einem Worte! ſie hatte mich am Stricke, und ich dachte an nichts anderm, als ſie zu entführen. Nur die äuſſerſten Betheuerungen über die Redlichkeit und Treue meiner Empfindungen konnten ſie bewegen meinen dringenden Bitten nachzugeben. Sie willigte endlich in dieſen Plan ein, und ich ſuchte meinen erfahrenern Freund Haudritz auf, um mit ihm die Sache zu überlegen, und das Nöthige zu verabreden; Reyerberg war ſchon mit ſeinem Engländer abgereiſt.

Da ich alſo verliebt bis über die Ohren war; ſo hatte indeß die ganze übrige Welt kein Intereſſe mehr für mich gehabt. Ich beſuchte zuweilen noch meine alten Spielgeſellſchaften, aber da war ich zerſtreuet, und verlohr mehrentheils, zwar nur kleine unbeträchtliche Summen, die mich jedoch nach und nach ziemlich von der Spielſucht heilten. In dieſer Stimmung meines Gemüths war es mir nicht ſehr aufgefallen, daß Haudritz ſchon ſeit einigen Tagen nirgends zu ſehen geweſen. Itzt da ich ihn aufſuchte, machte ich zuerſt dieſe Bemerkung. Ich gieng in Haudritzens Quartier, der nicht mehr im goldenen Engel wohnte, und fragte nach ihm — Aber wie erſchrack ich, als ich ſein Schickſal erfuhr! — Sein Vater hatte einen ſeiner Handlungsbedienten, zu Betreibung ſeiner Handlungsgeſchäfte, auf die Meſſe geſchickt. Haudritz, der dies auskundſchaftete, malte ſeines Vaters Hand nach, ſchrieb einen falſchen Wechſel auf ſeinen Nahmen, und wollte ſich ſolchen hier auszahlen laſſen. Zu ſeinem Unglücke aber mußte der alte Mann wenig Tage nach Vorzeigung des Wechſels eilig nach Braunſchweig kommen, und als der Sohn zum zweytenmal wiederkam, das Geld abzuholen, traf er zu ſeinem größten Schrecken den Vater ſelbſt an, der ihn augenblicklich erkannte, feſtſetzen, und von da nach Hamburg in das Zuchthaus bringen ließ — Welchen Eindruck dieſe Nachricht auf mich machte, das mögen meine Leſer ſelbſt beurtheilen. Doch verdrängte der Gedanke an mein bevorſtehendes Abentheuer alle andre Ueberlegung, und da nun einmal Haudritz nicht mehr da war, und ich mich keinem Andern vertrauen konnte; ſo mußte ich für alles ſelbſt ſorgen. Ich verſuchte alſo nochmals mein Möglichſtes, den alten Bedienten des Grafen auf meine Seite zu bekommen. Durch Hülfe eines anſehnlichen

Geſchenks und noch größerer Verſprechungen, gelung es mir denn auch endlich; Er verſprach mitzugehen, übernahm ſogar die Mühe einen Kutſcher zu beſtellen, von welchem er behauptete, daß er ihn genau kennte, und auf ſeine Verſchwiegenheit rechnen könne. Dieſer ſollte uns vorerſt über Wolfenbüttel in ein catholiſches Kloſter ohnweit Goßlar bringen, von da wir weiter über den Harz nach dem Eichsfelde zu flüchten wollten. Dort dachten wir eine Zeitlang verſteckt zu bleiben, und dann gradeswegs nach Graubünden zu gehn, wo meine Schöne mächtige, reiche Eltern und Verwandte zu haben vorgab, von denen ſie ſehr geliebt ſey, und die um ſo mehr mit Freuden in unſre Verbindung willigen würden, da der Graf ſie, wieder ihrer Aller Willen, als ein unerfahrnes Mädgen, aus dem Kloſter entführt, aber ſich nie habe mit ihr trauen laſſen.

Der Tag der Ausführung wurde nun feſtgeſetzt, und zwar ein ſolcher, an welchem der Graf des Abends zu einer geſchloſſenen

Spielgeſellſchaft zu gehen pflegte. Ich packte meine Habſeligkeit, meinen ganzen Reichthum, in einen großen Koffer; der beſtimmte Abend kam heran; Meine Schöne, begleitet von ihrem Waffenträger, fand ſich vor dem Auguſtthore ein; dort wartete ſchon die bepackte Kutſche; wir ſtiegen geſchwind ein, und fuhren ſchnell davon.

Bis zum Weghauſe, anderthalb Stunden von Braunſchweig, kam ich mit meiner Beute glücklich, und dankte unterwegens mehr als tauſendmal dem geliebten Gegenſtand meiner Zärtlichkeit für ihr Vertrauen zu mir. Ich glaubte der glücklichſte Menſch auf Erden zu ſeyn, und ſahe mich ſchon in Gedanken in Graubünden, im Schooße der reichen und angeſehenen Familie, der ich ihre einzige, geliebte, verlohrne Tochter wiederbrächte; Wie mich die Eltern an ihr Herz drücken, wie ſie Alle mir danken würden —

Aber kaum waren wir etwas weiter ins Lächlener Holz gekommen, als auf einmal der Kutſcher ſeitwärts in den dicken Wald fuhr, und gleich nachher auch der Graf zu Pferde herangeſprengt kam. Jetzt wäre es zu ſpät geweſen zu bedenken, wie unklug ich mich bey dieſem erſten Handel von der Art betragen, daß ich mich gänzlich auf einen fremden Landläufer verlaſſen, und auch nicht einmal Piſtolen mitgenommen hatte. Der Kutſcher hielt ſtill, ſtieg nebſt dem alten vermaladeyeten Schelm von Bedienten ab, deſſen Dummheit nichts als Verſtellung geweſen war, der Conte di Tondini ſprang vom Pferde, und alle drey fielen über mich her, prügelten mich recht methodiſch ab, ohne irgend ein Wort dabey zu verliehren, lachten, zu meiner größten Demüthigung, ſo hämiſch als möglich über die Figur, welche ich machte, der ich bald ſchimpfte, bald bath, bald rufen wollte, bald um mich ſchlug, nicht laut ſchreyen durfte, weil ich ſelbſt auf unrechten Wegen geweſen war, nicht Ohnmacht gegen Gewalt ſetzen konnte, weil ich allein und wehrlos da lag. Nachdem ſie alſo ihren Muth an mir abgekühlt hatten, zogen ſie mich bis aufs Hemd aus, hiengen mir andre Kleidungsſtücke an, ſtellten ſich nebſt meiner liebenswürdigen Gebietherinn noch einmal gegen mir über, lachten aus vollem Halſe mir ins Geſicht hinein, und fuhren ſodann mit meinem Koffer, und allem was ich ſo rechtmäßig, als ein Fürſt ſeine eroberten Länder, auf dieſer Welt beſaß, unter tauſend ſpöttiſchen Reden davon.

„Nun, mein lieber Peter!“ ſagte ich zu mir ſelbſt „das iſt ſehr hart. O! die verwünſchten
„Weiber! Das iſt das zweytemal,
„daß ſie Dich in die traurigſte Lage bringen
„— Was iſt nun zu thun? Lerm
„machen? Klagen? Den Räubern nachſetzen
„laſſen? — Wer biſt Du denn? Was
„für einen Nahmen willſt Du bey den Gerichten
„angeben? Was für Rechenſchaft
„von dem Beſitze des Geldes geben, womit
„dieſe Bande jetzt dahinfährt? Wenn man
„ſich nach Deiner Lebensart erkundigt?
„Wenn man“ — Ein Strohm von Thränen

unterbrach hier mein Selbſtgeſpräch; Ich warf mich verzweiflungsvoll auf den Boden nieder, und lag da, bis nach und nach mein Schmerz der Ueberlegung Raum machte, daß ich mich doch zu etwas entſchlieſſen müſſe; da ich dann aufſtand, und mit geſenktem Haupte zurück nach dem Weghauſe zu gieng, ungewiß welchen Plan ich nun ferner einſchlagen ſollte. Ich fand in meinen ſchwarzen Beinkleidern, welche mir die Schelme nicht ausgezogen, noch etwas kleine Münze, die ich neben dem Geldbeutel (welchen il Conte di Tondini, verfluchten Andenkens, nicht verſchont) beſonders geſteckt hatte, um damit das Wegegeld zu beſtreiten. Hiervor dachte ich ein Nachtlager zu bekommen, um welches ich den Wirth dieſes Hauſes anzuſprechen mir vornahm; Aber das Schickſal wollte, daß ich noch in dieſer Nacht freyes Logis erhielt. Denn, als ich in der Gaſtſtube an einem Tiſche ſaß; bemerkte ich, daß ein dicker Mann, dem die Juſtiz aus den Augen blickte, mich ſehr aufmerkſam betrachtete; Er zog ſodann ein Zeitungsblatt aus der Taſche, und ſieng an mit einem andern Herrn, mezza voce, ein treues Bild meiner Kleidung herzuleſen. Da war: „der „leberfarbene Rock, mit kleinen gelben Knöpfen und ſteifen Schößen, die grüne Weſte, „von wollenem Damaſte, mit Schnüren, „der kleine ſpitze Hut mit der ausgezackten „goldenen Treſſe“ — Kurz! der ganze lächerliche Aufzug beſchrieben, womit mich die italieniſche Bande ausſtafiert hatte, und welcher vermuthlich die Garderobe eines Mannes geweſen war, dem ſie, ſo wie mir, die Verwaltung ſeiner zeitlichen Güter abgenommen hatten.

Die ehrwürdigen Gerichtsperſonen hatten kaum gefunden, daß dies Bild auf meinen Anzug paßte, als Einer von ihnen aufſtand, dem Andern einen Wink gab, und ſodann ein paar Cäremonienmeiſter der Gerechtigkeit hereinkommen ließ, die mich, alles Flehens und Sträubens ohngeachtet, noch in dieſer Nacht nach Wolfenbüttel führten, woſelbſt ich eingekerkert, und des folgenden Tags vor dem Reſidenzamte verhört wurde.

Es fand ſich nun zwar in den erſten vierzehn Tagen der Unterſuchung (während welcher man auf die gewiſſenhafteſte Art für meine Geſundheit ſorgte, und mich die ſtrengſte Diät halten ließ) Es fand ſich, daß meine Figur und die Ausſagen, welche ich zu Protocoll gab, gar nicht zu dem Bilde paßten, das man von dem Menſchen, den man ſuchte in den Steckbrief geſetzt hatte; Weil ſich aber doch in der Erzählung meiner Geſchichte manche Lücke darthat; ſo würde ich ſchwerlich ſo früh losgekommen ſeyn, wenn nicht die Gerichte aller Orten viel Mitleid mit armen Leuten hätten, und deswegen die koſtbaren Inquiſitionsproceſſe, wo es irgend möglich iſt, abkürzen. Ich entwiſchte alſo mit der geringen Strafe, aus der Stadt verwieſen zu werden, mußte meine Kleider, als das corpus delicti, im Stiche laſſen, und eilte in einem alten grauen Ueberrocke, den mir ein Secretair ſchenkte, zum Thore hinaus.

Siebentes Capittel.

Peter wird Bedienter bey verſchiedenen Herrſchaften.

Es war ein kühler Herbſtmorgen; die Luft ſchnitt gewaltig durch mein dünnes Röckgen; Mein Körper war von Hunger und den böſen Dünſten des Kerkers angegriffen, mein Gemüth durch die Vorſtellung meines Schickſals niedergeſchlagen; So wankte ich auf der Landſtraße immer fort, ohne zu wiſſen, wohin ich meinen Weg lenken ſollte. Nach ein paar Stunden kam ich endlich nach Stetterburg, wo ein adeliches Fräuleinſtift iſt; Ich hoffte nicht ohne Grund hier das weibliche Mitleid der guten Damen für mich zu gewinnen, und es gelung mir. Ich erzählte meine Geſchichte, aber freylich nicht eben mit aller hiſtoriſchen Gewiſſenhaftigkeit — Genug, ich erzählte eine Geſchichte, worinn Räuber, Kerker, Hunger, Armuth u. d. gl. zum öftern vorkamen, und erweichte dadurch die Herzen des ganzen Stifts dergeſtalt, daß eine jede von den geiſtlichen Seelen etwas zu meiner Erquickung beytragen wollte. Die Eine kaufte dem Stiftsdiener ein dickes Nachtcamiſol ab; die Andre ließ mir eine wollene Mütze reichen; Auch Strümpfe, ein Hemd, und etwas an Gelde wurde für mich herbeygeſchafft, und die Kammerjungfern bewirtheten mich mit Caffee, Zwieback und Wurſt. Nun! der Himmel ſegne ſie dafür! und wenn noch Eine von ihnen dort lebt, und dies lieſt; ſo laſſe ſie es ſich nicht reuen, einen dankbaren Menſchen im Elende gelabt zu haben! Das eine Fräulein gab mir zugleich einen Brief an einen drey Meilen von da wohnenden Beamten zu beſtellen, worinn ſie mich demſelben beſtens empfahl. Damit machte ich mich denn auf den Weg, kam auch glücklich an, und übergab mein Beglaubigungsſchreiben.

Der Herr Amtmann war einer von den wohlhabenden Männern, die zu Hauſe als

Prinzen leben, und wenn ſie vor dem herrſchaftlichen Cammercollegio erſcheinen müſſen, vor dem Thore der Reſidenz zwey von ihren Pferden ausſpannen, ganz demüthig mit einem grünen Rocke angefahren kommen, und gewaltig über böſe Zeiten, Miswachs und wohlfeile Fruchtpreiſe klagen. Es gieng ſehr groß bey dieſem Vierfürſten her; Die Frau Amtmannin war mit Juwelen behängt; Wenn ſie Gaſtereyen gaben; ſo pflegte man vier Stunden am Tiſche zu ſitzen, ärger als bey weyland Sardanapals Hofe zu ſchmauſen, und der Informator und die Schreiber mußten, wenn der Braten kam, aufſtehen. Ob die Bauern ſich eben ſo wohl befanden, weiß ich nicht; Ich glaube auch nicht, daß jemand darnach fragte; wenigſtens pflegt es in manchen Ländern ſo zu gehen, wo die Cammerräthe Nepoten der Miniſter ſind, die das Land nicht kennen, und überhaupt von ihrem Fache nichts verſtehen, kaum ihre Nahmen ſchreiben können, die Subalternen aber von den Beamten beſtochen und geſchmeichelt werden.

Als ich mich dieſer Herrſchaft vorgeſtellt, und meinen Empfehlungsbrief übergeben hatte, wurden mir zuerſt einige Fragen über mein voriges Leben gethan. Ich half mir ſo gut ich konnte heraus, fand Glauben und Beyfall, und es kam nur darauf an, wozu man mich würde brauchen können. Der Herr Amtmann ſuchte einen Bedienten, an die Stelle eines kürzlich auſſer Dienſt gegangenen, und als ich verſicherte, ich könne ſchreiben und frieſieren, verſtünde auch Muſik, wurde ich ſogleich angenommen, bekam die graue Livree mit grünen Aufſchlägen, welche der vorige Laquaie, der freylich um einige Zolle kleiner als ich geweſen war, getragen hatte, und trat meinen Dienſt an.

Es gieng mir ganz gut in dieſem Hauſe. Es iſt wahr, daß ich vielerley Arbeit verſah, bald des Herrn Amtmanns apocryphiſche Perüke in Ordnung bringen, bald der Frau Amtmannin die ſchwarze Haartour aufſetzen, bald den Söhnen auf der Violine Unterricht geben, bald Obſtbäume pflanzen helfen, bald

Berichte an die Cammer abſchreiben mußte; doch ließ ſich das alles bey guter Koſt ertragen, und ich fieng an mit meinem Schickſal zufrieden zu werden.

Allein, wie kein Glück in dieſer Welt von Dauer iſt, wie Rollin ſchreibt; (oder wenn er es nicht gethan, doch leicht hätte ſchreiben können, weil er viel ſehr gemeine Dinge ſagt) ſo blieb ich auch hier nicht lange, ſonſt würde ich wahrſcheinlich einmal eine gute Bedienung erhalten, mich verheyrathet, Kinder gezeugt, und meine Leſer würden nicht die überſchwengliche Freude haben, noch ſo viel Bände von meiner lehrreichen Geſchichte zu leſen, als ich (wenn nicht die Kunſt Papier zu machen, wie die Glasmalerey in dieſen Zeiten verlohren geht) noch zu liefern gedenke.

Die Frau Amtmannin hatte einen kleinen ſchäbigten Mops, der mit allen Gebrechlichkeiten des hohen Alters und einer vornehmen Erziehung kämpfte. Aus den Fleiſchtöpfen der immer rauchenden Küche hatte er das Gift geſchöpft, das itzt ſeinem Körper ſo übel mitſpielte, und die Leckerbiſſen der herrlichen Tafel hatten ihn mehr zu einem lehrreichen Beyſpiel für alte Hofleute, als zu einem angenehmen Gegenſtande des geſelligen Umgangs gemacht. Dennoch war die Zärtlichkeit der dicken Dame für dieſes halb lebendige Aas ſo groß, daß ſie mir zumuthete, das Thier zu warten und zu pflegen, ja mit ihm zu wachen, wenn der arme Hund des Nachts vor Schmerz und Huſten keine Ruhe hatte. Nun fügte es ſich, daß nachdem ich ſchon lange dieſer Arbeit und Unruhe überdrüſſig war, meine Gebietherinn mich rufen ließ, um den Mops, der ihr ein paar Stunden Geſellſchaft geleiſtet hatte, aus dem Zimmer zu tragen, damit er die Verdauung der genoſſenen Zuckerbretzel gehörig abwarten mögte. Als ich ihn nun auf den Arm nehmen wollte, ſchien die Beſtie noch nicht geneigt das Zimmer zu verlaſſen, ſondern biß mich, zur Dankbarkeit für meine Sorgfalt, in den Finger. Eine Aufwallung von Schmerz und zugleich von Verdruß über dieſes Thier bewog mich, ihm einen derben Schlag zu geben, und da ich unglücklicherweiſe ein ſehr empfindliches Fleckgen am Kopfe treffen mogte, fiel der arme Hund tod zur Erde. Da hätte ich mich nun gern hundert Meilen weit von dort weggewünſcht; Denn nicht ärger klagte Niobe um ihre erſchlagenen Kinder; nicht kläglicher jammerte Jacob um ſeinen Sohn Joſeph; nicht fürchterlicher brüllte die Löwinn, der man ihre Jungen geraubt — Doch was helfen die poetiſchen Ausrufungen? Die Frau Amtmannin klagte nicht, jammerte nicht, brüllte nicht, ſie fuhr mir vielmehr mit zehn ziemlich geſchmeidigen Fingern ins Geſicht und in die Haare, kratzte, ohrfeigte, riß, und ſchimpfte dabey wie ein Dragoner — Es war eine gräßlich erſchütternde Scene! — Nachdem dies ſanfte weibliche Geſchöpf alſo eine Zeitlang die pii manes des nun im Tode ſchlummernden Mopſes verſöhnt hatte, lief ſie voll Raſerey zu ihrem Ehegatten, und verlangte, ich ſolle von Stunde an aus dem Hauſe gejagt werden. Ich muß dem Herrn

Amtmann die Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, zu ſagen, daß er nichts unverſucht ließ, den Zorn ſeiner geliebten Medea zu beſänftigen; Aber es war alles umſonſt, und er, der von ihr an Schweigen und Dulden gewöhnt war, mußte endlich nachgeben; doch beſchenkte er mich noch reichlich, und gab mir einen ehrenvollen Abſchied, worauf ich das Haus und viel Leute, die mir wohlwollten, verließ.

Ich hatte in dieſem Hauſe zuweilen einen Herrn geſehen, der in der Nachbarſchaft wohnte. Er hieß Marcelius, hatte ehemals in einem herzoglichſächſiſchen Orcheſter die Bratſche geſpielt, da aber die linke Hand durch einen Schlagfluß gelähmt worden; ſo wurde er vom Herzog als Rath in das Cammercollegium geſetzt. Ob er auch in dieſem Fache Virtuoſo war, weiß ich nicht, aber immer ſchien es eine gute Verſorgung, auch wußte er das Finanzſyſtem ſo obligat zu behandeln, daß er faſt alles Solo in ſeinen Beutel ſpielte. Als aber ein andrer Herzog zur Regierung kam, der zugleich gerecht und gütig war; ſo gab man dem Herrn Cammerrath zu verſtehen: er mögte baldmöglichſt auswandern. Dies that er denn auch, forderte ſeinen Abſchied, und kaufte ſich ein Gut in dieſer Gegend, wo er nun von ſeinen Renten lebte. Zu dieſem Manne, der noch immer Muſik liebte, beſchloß ich zu gehn, und ihm meine Dienſte anzubiethen.

Ich fand ihn in ſeinem Garten, da er beſchäftigt war allerley Veränderungen vornehmen zu laſſen, erzählte ihm mein Schickſal, trug ihm mein Anliegen vor, und er war ſogleich geneigt mir zu willfahren. „Daß „Er Muſik verſteht“ ſagte er „mein Freund! „das nimt mich ſehr für Ihn ein. Ein guter „Muſicus iſt zu allem zu brauchen. Ich „bedarf eines Gärtners; Hätte Er wohl Luſt „zu dieſer Stelle? Er braucht nicht eben ein „gelernter Gärtner zu ſeyn; Ich verſtehe das „alles ſelbſt, und werde Ihm ſchon Anweiſung geben, wenn Er nur folgſam iſt. Ein „muſikaliſcher Kopf kann alles lernen.“ Es iſt leicht zu denken, daß ich dieſem Antrage willig Gehör gab; alſo waren wir bald über die Bedingungen einig, es wurde mir mein Würkungskreis angewieſen, und mir der Garten gezeigt.

Nicht leicht habe ich eine geſchmackloſere Anlage geſehen, als dieſen quaſi Garten. Der Beſitzer ſchien recht darauf ſtudiert zu haben, alles Wiederſinnige und Unnatürliche hier zu vereinigen. Die holländiſche Manier, nach welcher der Grundriß des Ganzen eingerichtet war, trug das Ihrige dazu bey, die Natur in der ſteifſten, lächerlichſten Maske darzuſtellen. Die Blumenbetten waren, ſtatt der Blumen, mit Porcelainſcherben und Glasſtücken von allerley Farben ausgelegt, und zwar in Geſtalt von geſchlungenen Nahmen; Für Schatten war gar nicht geſorgt; vier ins Creutz gegen einanderüber in die Erde geſteckte oben zuſammenſchlieſſende Wallfiſchribben ſtellten eine Laube vor. Die Stämme der Obſtbäume waren weiß angemalt; Eine Menge Taxuspyramiden, die in der Form von Kegel, Scepter, Säulen mit Pferdeköpfen, und dergleichen geſchnitten waren, begränzten zu beyden Seiten die Gänge. Dazu waren viel Statuen, mit Fleiſchfarbe angepinſelt, da zu ſehen, worunter ſich unter andern ein Hercules mit einem Stutzbarte auszeichnete. Eine Grotte lag mit der ofnen Seite der Mittagsſonne grade gegenüber, und in dieſer Grotte waren theils Erzſtufen, theils gemeine Steine eingemauert, die in der Form von Krebſen, Katzen, gebratenen und geſpickten Haaſen, Scorpionen, gekochten Schinken und andern Seltenheiten gehauen, und alle mit natürlichen Farben bemalt waren. An der Landſtraße, die neben dem Garten vorbeygieng, war eine Einſiedeley angebracht; das Haus davon lag hart am Wege, und inwendig ſaß ein hölzerner bemalter und angekleideter Socrates, der ein Schachſpiel und eine Portion Caffee vor ſich auf dem Tiſche ſtehen hatte, und aus deſſen Munde ein Zettul hieng, worauf geſchrieben war: „Salomon ſpricht: es iſt alles eitel.“ Ueber der Thür las man: „Dies iſt des weiſen „Socrates Retirade.“

Eben ſo abgeſchmackt war das Haus des Herrn Cammerraths meublirt. Er hatte von einem herumziehenden Gypsfigurenhändler allerley nach alten Muſtern abgegoſſene Statuen gekauft, dieſelben aber theils mit lebhaften Farben anſtreichen, theils die Hälſe in Gelenken von Drat henken laſſen, ſo daß z. B. auf dem Ofen im Wohnzimmer eine Venus von Medicis ſtand, die beſtändig, wenn man hart auf den Boden trat, mit dem Kopfe wackelte. Im Beſuchzimmer, wo der Fußboden grün gefärbt war, befand ſich an der Thür ein Zug angebracht, der, wenn ein Fremder hereintrat, ihm einen großen Fuchsſchwanz entgegenfahren machte. Die elendeſten Kupferſtiche hiengen aller Orten in blauen Rahmen umher, der König von Preuſſen und Heinrich der Vierte, Voltaire und Rouſſeau, Cartouſche und Washington, die Gegend von Baſel und die Bataille bey Collin; Auf dem Abtritte aber ſtand ſeine kleine Bücherſammlung — So war des Mannes Geſchmack beſchaffen, deſſen Kunſtgärtner ich jetzt wurde.

Das erſte Jahr hindurch waren wir die beſten Freunde. Meinem neuen Herrn gefiel meine Sorgfalt für ſeinen Garten unbeſchreiblich; Da ich nun bald gewahr wurde, mit welchem Manne ich es zu thun hatte; ſo ſchmeichelte ich ſeinem Geſchmacke zum Abentheuerlichen, und machte ſolche Verbeſſerungen in ſeinen Anlagen, daß würklich kein Menſch im Tollhauſe contraſtierendere Gegenſtände hätte verbinden können, als wir da hinpflanzten. In den Erholungsſtunden machten wir Muſik, und da Herr Marcelius eine Haushälterinn hatte, die noch vor zehn Jahren Chorſängerinn in der franzöſiſchen Oper geweſen war, auch trotz Einer in Paris ſchrie, mein Herr ſelbſt aber, ohngeachtet der Lähmung, noch auf der Bratſche herumarbeiten konnte, und über dieſelbe her zugleich einen etwas fettigen Tenor ſang; ſo waren wir, mit Hülfe des

Schulmeiſters und einem Paar Bierfidlern im Stande, ganze Oratorien aufzuführen. Auf dieſe Art beſchimpften wir des Stabat mater von Pergoleſe und andre Meiſterſtücke der beſten Tonkünſtler.

Was nun die Haushälterinn betrifft; ſo hatte ſich dieſelbe der beſondern Vertraulichkeit des Herrn Cammerraths zu erfreuen; Sie waren alte Bekannte. Es ſchien aber, als wenn ſeine Beſtändigkeit nach und nach anfienge ſie zu ermüden, ja, als wenn ſie ſich noch werth fühlte, einen jüngern Liebhaber zu feſſeln. Ich war unglücklich genug ihr zu gefallen; ſie machte alſo Plan auf mich, und da ſie ſich gleich anfangs erbothen hatte, mich in der franzöſiſchen Sprache zu unterrichten, damit ich im Stande ſeyn mögte in den Chören aus les talens lyriques und andern herrlichen Opern dieſer Art, woraus man zuweilen Stücke ſang, mit zu trillern; ſo hatten dieſe Unterweiſungsſtunden uns öfters die Gelegenheit verſchafft, miteinander allein zu ſeyn, welche Gelegenheit ſie denn nützte, die entſcheidendſten Angriffe auf meine geringe Perſon zu machen. Es wurde hier nichts unverſucht gelaſſen, Schminke, Reſte von Theatergarderobe, Pantomime, und ſogar ſehr unzweydeutige wörtliche und thätige Anträge. Aber waren es die traurigen Erfahrungen, welche ich in der Liebe gemacht hatte, oder mein freundſchaftlicher Umgang mit einer jungen Küchenmagd, oder das abgeſchliffene Gepräge von Alterthum, ſo die franzöſiſchen Reize der Dame Ganarelle (das war ihr Nahmen) trugen — Mit Einem Worte! Tugend war es nicht, was mich bewog, allen ihren Nachſtellungen auszuweichen, und gewiß, wenn Potiphars Weib nicht hübſcher geweſen iſt, als dieſe verjährte Haushälterinn; ſo wundert es mich gar nicht, daß Joſeph ſeinen Mantel bey ihr im Stiche gelaſſen haben ſoll. Denn abgerechnet, daß ſie hohle eingefallene Augen, ein etwas auf die Seite gezogenes Maul unter der in die Höhe ſtehenden Naſe, fünf falſche Zähne, dürre diſſonierend klappernde Knochen, und eine gelbe runzliche

Haut hatte; ſo war auch ihr Othem, ohngeachtet der bon bons, welche ſie unaufhörlich im Munde führte, nicht ſo lieblich, als der, wovon im hohen Liede Salomons eine ſo poetiſche Beſchreibung ſteht. Zu meinem größten Elende aber hielt die gute Perſon meinen Widerſtand für eine Art ſeltener Blödigkeit, und das reizte ſie um deſtomehr das Aeußerſte zu wagen, ſich genauer zu überzeugen, ob dieſe Blödigkeit aus phyſiſchen oder moraliſchen Gründen herrühete.

Das Küchenmädgen, von welcher ich vorher Erwehnung gethan habe, ſchlief in einem Kämmerchen allein, und ich hatte unter der Treppe gleichfalls ein einzelnes Bette. Der Menſch iſt aber zur Geſelligkeit geſchaffen, wie man zu ſagen pflegt, und es iſt etwas fürchterliches ſo ganz einſam die lange Nacht hinzubringen. Deswegen hatten wir die freundſchaftliche Abrede genommen, uns zuweilen in unſern Zellen zu beſuchen, ohne daß weiter im Hauſe etwas davon erfahren würde. Es fügte ſich aber, daß in einer Winternacht, nachdem die Herrſchaft und das übrige Geſinde zur Ruhe gebracht war, Charlotte, nach vollendeter Küchenarbeit, um nicht ein Stockwerk höher ſteigen zu dürfen, ſich in mein Treppenſtübchen verfügt hatte. Ich war indeß etwas ſpäter als gewöhnlich auf den Hof gegangen, wo ich im Stalle mit dem Knechte, der erſt eben aus der Stadt nach Hauſe gekommen war, etwas zu reden hatte. Das Mädgen wußte dies, und erwartete mich in meinem Bette. Mademoiſelle Gangrelle ließ ſich von dieſer Einrichtung nichts träumen, und da ſie beſchloſſen hatte, die Dunkelheit der Nacht (das Einzige, wobey ſie freylich hätte etwas gewinnen können) zu ihrer Vertraueten zu machen; ſo kam ſie aus ihrem Kämmerlein nach der Treppe zu geſchlichen, öfnete ſanft meine Thür, und rief mich zärtlich bey meinem Nahmen. Charlotte fuhr zuſammen, als ſie dieſe Stimme hörte, hielt ſich aber ſo ruhig als möglich, um nicht erkannt zu werden. Jetzt glaubte die menſchenfreundliche Franzöſinn, ich ſchliefe ſo hart, und um näher mit mir reden zu können, legte ſie ſich leiſe neben die Perſon, welche ſie im Bette fand. Allein bald kam es zu der Entdeckung ihres Irrthums, womit ſich zugleich die ganze Geſchichte auf eine höchſt tragicomiſche Art entwickelte. In dem intereſſanteſten Augenblicke kam ich dazu, hörte einen geſpenſterähnlichen Lerm in meinem Schlafcabinette, und als ich hineinblickte (ich hatte eine Laterne in der Hand) ſah ich, wie die beyden Veſtalen, unter denen es indeſſen zu einem ſehr gewürzten Wortwechſel gekommen war, ſich itzt einander bey den Haaren ergriffen hatten, und dabey gewaltig ſchrien und ſchimpften. Dieſem Greuel nun wehren zu wollen, würde verlohrne Mühe geweſen ſeyn, und vielleicht wären dann beyde Theile über mich hergefallen. Alſo dachte ich mich eilend wieder davonzumachen; Aber zum Unglück kam mir Herr Marcelius mit einem Lichte in der Hand in den Wurf. Ihn hatte das Poltern und Toben aus ſeinen Federn gejagt; Er glaubte es ſeyen Diebe im Hauſe, und da er nun zu ſeiner treuen Dame Gangrelle ſeine Zuflucht nehmen wollte, und quer über den Vorſal gieng, durchcreutzte er meinen Weg — Ich bemerkte ihn in der Eil nicht, rennte ihn um, das Licht gieng aus, und er lag auf den Boden hingeſtreckt. Er mogte wohl hart gefallen ſeyn, denn er klagte und fluchte entſetzlich — Nun, glaubte ich, ſey für mich keine Zeit zu verliehren. Wenn auch der Herr Cammerrath nicht etwa ein paar Rippen zerbrochen haben konnte; ſo mußte doch die Sache auf alle Weiſe einen ſchlimmen Ausgang für mich nehmen. Daher nützte ich den Augenblick der Verwirrung, gieng in das Bedientenzimmer, packte meine beſten Sachen, mein Geld, und ſo viel ich tragen konnte auf, (doch nahm ich kein fremdes Eigenthum mit) floh aus dem Hauſe, aus dem Dorfe, und war, ehe es Tag wurde, über die Grenze.

„So hat doch der böſe Feind ſein Spiel „mit den Haushälterinnen!" rief ich aus; „ich mag es gut oder übel mit ihnen meinen, „ſo jagen ſie mich fort. Wohl mir indeſſen

„daß ich ſo glücklich davongekommen bin!“ Würklich war ich des Herrn Cammerraths Hauſes, ſeiner babyloniſchen Gärten und pieriſchen Concerte ſo überdrüſſig, hatte einen, nach meiner gegenwärtigen Lage, ziemlich beſpickten Geldbeutel, dabey guten Muth, Luſt wieder in Bewegung und Würkſamkeit zu kommen, und feſtes Vertrauen auf das Schickſal, das mich nun ſchon ſo oft in beſſere Umſtände verſetzt hatte. Es fiel mir ein, ſo viel Gutes von Frankfurt am Mayn und der umliegenden Gegend gehört zu haben, alſo beſchloß ich dahin zu gehn, um in dieſer großen Stadt irgend eine Gelegenheit zu fernerm Fortkommen zu ſuchen. Der Weg war weit, allein ich verließ mich auf die Gutwilligkeit der deutſchen Poſtknechte, welche, gegen ein geringes Trinkgeld, trotz aller Poſtordnungen, ſo viel blinde Paſſagiers aufzunehmen pflegen, daß diejenigen, welche ihre Plätze bezahlt haben, von dem Gepreſſe, Geſtanke, von der Unreinlichkeit und dem Ungeziefer dieſer unbefugten Gäſte, ſo wie von dem unerhörten Gepäcke, das für Frachtkarrn, nicht für Poſtwägen beſtimmt ſcheinen mögte, ſo viel Ungemach leiden müſſen, daß, wenn ſie irgend hinreichendes Geld auftreiben können, ſie lieber Extrapoſt nehmen, und wenn ſie nicht in ſolchen Umſtänden ſind, entweder zu Fuß gehn, oder gleichfalls blind fahren, weil doch einmal ein ſolcher Reiſender dieſelbe Bequemlichkeit, um weniger Geld, als ein rechtmäßiger hat, man zu Fuße aber geſchwinder fortkömmt, welches freylich ein unerhörtes Ding iſt.

Ich trog mich nicht in meiner Hofnung. Durchs Hannöveriſche, Heſſiſche, und durch die Wetterau kam ich um einige Gulden glücklich nach Frankfurt. Dabey hatte ich noch die Freude, von den Poſtillons beſſer als die würklichen Paſſagiers behandelt zu werden; denn da dieſe ſchon die Ausgabe des Poſtgeldes hatten, ich aber vor wenig Groſchen dieſelben Vortheile genoß; ſo war ich mit Hülfe der übrigen blinden Gäſte im Stande, etwas mehr an die Zehrung des

Schwagers zu wenden, welches mich zu einer der wichtigſten Perſonen im Wagen machte, und mir die Freyheit gab, die übrige Geſellſchaft, ſo ſehr ſie auch dagegen klagte, von einem Morgen zum andern mit meiner Tobakspfeiſe nach Gefallen einzuräuchern.

Nun ſaß in der Ecke ein Menſch, in einer Art von franzöſiſcher Uniform, der jedesmal, wenn wir durch eine Stadt fuhren, vor dem Thore ausſtieg, mit einem Worte, der ſich zu ſchämen ſchien, mit dem gewöhnlichen Poſtwagen zu reiſen. Er ſprach wenig; wenn er aber redete; ſo war es in ſehr entſcheidendem Tone. Wir Alle hielten ihn für einen ſehr vornehmen Mann, der incognito reiſete, und weil der Menſch in dieſer Welt gewöhnlich das gilt, wozu er ſich ſelbſt macht; ſo bewieſen wir dieſem Herrn eine Art von Ehrerbiethung, reichten ihm die Hand, ſo oft er herausſteigen wollte, und man hätte glauben ſollen, er bezahlte für uns ſämtlich; Das that er aber nicht; Im

Gegentheil! ſo bald wir irgendwo ein paar Stunden liegen blieben; ſo pflegte er den oberſten Platz am Tiſche, das bequemſte Lager, den weichſten Seſſel, das wärmſte Eckgen hinter dem Ofen für ſich zu wählen, und wenn vom Bezahlen die Rede war; ſo giengen wir Alle zu gleichen Theilen. Weil nun aber dies die gewöhnliche Weiſe vornehmer Leute iſt; ſo hielte ich ihn doch für eine Perſon von Wichtigkeit, und ſuchte mir, in den Umſtänden darinn ich war, ſeine Zuneigung zu erwerben. Ich nahm Gelegenheit ihm einen Theil meiner Geſchichte zu erzählen, zu ſagen daß ich Dienſte ſuchte, und mich ſeinem Schutze zu empfehlen. Er nahm dieſen Antrag mit derjenigen Miene von Würde an, die Leuten von Gewicht eigen iſt, und verſprach mir, noch ehe wir uns trennen würden, Vorſchläge zu einer künftigen Lebensart zu thun. Als wir nun nach Friedberg kamen, ſagte er: „Mein Freund! „hier nehme ich Extrapoſt. Wenn Er mit „mir kommen will; ſo kann ich ihn nicht „nur mit nach Frankfurt nehmen, ſondern

„auch eine Zeitlang als Bedienten bey mir „behalten, bis er ſonſt irgendwo unterkömmt. „Ich bedarf zwar jetzt würklich keines „Laquaien, kann Ihn auch nicht ſo reichlich „beſolden, als ich wohl unter andern Umſtänden und vielleicht in der Folge thun „mögte, aber Er gefällt mir. Laſſe Er ſich „alſo immer dieſen Plan vorerſt gefallen!“ Mit Freuden nahm ich das Anerbiethen an, und fuhr mit nach Frankfurt, wo wir im goldenen Löwen abtraten.

Damit die Leſer indeſſen mit meiner neuen Herrſchaft etwas genauer bekannt werden mögen; ſo will ich hier kurz ſagen, wer und wie der Mann war, und welche Ausſichten ich mir durch ihn verſprechen durfte.

Herr von Lippeville (ſo hieß dies Subject) war etwa fünf und vierzig Jahr alt. Sein Vater, ein Prediger im Heſſiſchen, hatte Lippſtadt geheiſſen. Nicht weit von ihnen wohnte ein Edelmann der Hauptmann unter den franzöſiſchen Huſaren war. Dieſer nahm den jungen Lippſtadt als Knaben mit ſich, kleidete und erzog ihn zum Laquaien. Der Junge wuchs heran, gieng mit ins Feld, kam unter mancherley Leute, und nahm franzöſiſche Sitten an. Nach einigen Jahren wurde er bey dem däniſchen Geſandten in Paris Kammerdiener, und ſodann Secretair bey einem Prälaten, der ſelbſt nicht ſchreiben konnte, wie man deren zuweilen antrifft. Da ſchmeichelte er ſich bey deſſen Vetter ein, der ihn als Geſellſchafter mit ſich auf Reiſen nahm, und ihm einen Titel als Capitain kaufte. Als aber derſelbe in Aachen an dem mal de Naple ſtarb, blieb Herr Lippſtadt, der ſich unterdeſſen Monſieur de Lippeville getauft hatte, ſich ſelbſt überlaſſen. Doch hatte er ſich ein bisgen Geld erworben, das er in Leibrenthen verwandelte, welche zu einem Theil ſeiner Bedürfniſſe hinreichten. Den Reſt beſtritt er von einem noch ſicherern Capital, nemlich von der Schmeicheley. Er reiſete (und wie wir gehört haben mit großer Sparſamkeit) von einem kleinen Hofe zum andern, wo ſolche Männerchen eine wichtige Rolle ſpielen, und von einer Reichsſtadt zur andern. Wenn es ihm nun leider! nicht gelingen wollte, irgendwo in Dienſte zu kommen, oder eine reiche Frau zu nehmen; (obgleich er um ein paar anhielt, die ein Auge zu wenig, und dreyſſig Jahr zu viel hatten) ſo zehrte er doch aller Orten frey. Er wußte ſich in eines jeden Launen zu ſchicken, jedem zu ſagen, was er gern hörte, ſich ſelbſt aber ein Anſehn von Wichtigkeit zu geben. Von abweſenden Fürſten ſprach er, als wenn ſie ſeine vertraueteſten Freunde wären; Man hielt es für ein Glück mit einem ſolchen Manne in Verbindung zu ſtehen. Er that ſehr geheimnißvoll, lebte ſehr mäßig und züchtig, ſagte nie über etwas gradezu ſeine Meinung, verdarb es alſo mit niemand, und erregte aller Menſchen unbedeutende Aufmerkſamkeit. In Damengeſellſchaften war er ein willkommner Gaſt; Er wußte vierhundert fünf und ſiebenzig Hiſtörchen zu erzählen, unzählige Räthſel aus dem Mercure de France, Taſchenſpielerkünſte, Annecdoten von Perſonen, die man nicht kannte u. d. gl. klammerte ſich immer an diejenigen Leute an, welche am mehrſten du bon ton waren, und wurde alſo täglich zu Gaſte geladen, um Rath gefragt, wenn parties de plaiſir vorgeſchlagen wurden, und wo kein Andrer Zutritt hatte, da vertrauete man ihm Weiber und Töchter an, denn er galt für einen homme ſans conſequence. Zu Hauſe behalf er ſich kläglich, und da er den ganzen Tag nicht zu Hauſe war; ſo ließ er faſt nie ſein Zimmer heitzen.

Frankfurt ſcheint ein Ort zu ſeyn, wo ſolche müſſige Menſchen, wie Fiſche im Waſſer leben; Auch ziehen ſie wie Häringe dahin. Allein ich kann nicht ſagen, daß die Bedienten dieſer Herrn ein eben ſo beneidenswürdiges Leben führen. Monſieur de Lippeville gab mir wenig Geld, und ich fieng an, mich nach einem andern Herrn umzuſehen, als eines Abends, da ich eben in der Thür des Gaſthofs ſtand, ein kleiner franzöſiſcher Desobligeant, mit zwey Pferden beſpannt, im goldenen Löwen ankam. Es war kein Bedienter vorausgeritten, und weil grade keiner von den Kellern bey der Hand war, als der darinn ſitzende Herr ausſtieg; ſo reichte ich dieſem den Arm, und ſah einen magern langen Mann, in einer Gensd'armesuniform mit viel Anſtande und ausländiſcher Artigkeit hervortreten. Er redete franzöſiſch, und es ſchien ihn zu freuen, daß ich ihm in eben der Sprache antworten konnte. Nachdem ich ihn nun auf ſein Zimmer begleitet hatte (Mein Herr war zu einer Indigeſtionsparthie in den römiſchen Kaiſer geladen) ſagte er mir, daß er einen Bedienten ſuchte. Ich both ihm meine Dienſte an; wir wurden unſers Handels einig, und den folgenden Morgen ſagte ich dem Herrn von Lippſtadt auf, der mir auch erlaubte ſogleich fortzugehn. Alſo hatte ich nun einen andern Herrn, von dem ich freylich nicht wußte, wer er war, aber doch dachte, er mögte leicht mehr ſeyn und beſſer bezahlen, als der Sieur Lippeville. Auch hielt ich es länger bey ihm aus, und blieb zwey volle Jahre in ſeinem Dienſte.

Es iſt Zeit, daß ich meine Leſer nun auch mit dieſem Geſchöpfe näher bekannt mache. Er nannte ſich den Chevalier de Ventaulair, und gab ſich, bey ſeinen beſtändigen Reiſen, das Anſehn von geheimen großen Aufträgen, ohne ſich näher über die Natur derſelben zu erklären. Aber wenn er irgendwo ankam; ſo kramte er einen Theil ſeines Koffers aus, ſtellte und legte gewöhnlich vor die Fenſter hin allerley Gläſer mit Eſſenzen, Flaſchen mit Spiritus, Pulver, und myſtiſche Bücher, in welchen die Operationen der ſchaffenden Natur, die bis itzt den größten Philoſophen ſo ehrwürdig dunkel und unbegreiflich geſchienen haben, durch allerley lächerlich ſcheinende, aber ihrem Sinn nach höchſt wichtige Figuren, zu Papier gebracht waren, alſo daß jeder auch noch ſo einfältige Menſch es faſſen konnte, und wann er es nicht verſtand, es dem Mangel eines innern Lichts zuſchreiben mußte. Auch habe ich in der Folge wahrgenommen, daß dies innere Licht mehrentheils in den allerdümmſten Leuten wohnte, und daß ſelten ein Mann, der ſo frech war ſeine geſunde Vernunft gebrauchen zu wollen, dieſe Bücher für etwas anders hielt, als für erborgten Unſinn theils aus gewiſſen alten philoſophiſchen Schulen, deren falſche Theorien längſt der Welt entwickelt, und durch neuere Erfahrungen wiederlegt ſind, theils aus den Schriften ſchwärmeriſcher, unwiſſender Thoren in barbariſchen Zeitaltern. Allein mein Chevalier war liſtig genug zu wiſſen, wie leicht man die Menſchen durch das Wunderbare feſſeln kann, daß ſich ſogar unter ihnen eine falſche Schaam einführen läßt, ſo daß niemand dem Andern bekennen mag, er verſtehe eine Sache nicht, damit er nicht für unempfänglich gehalten werde, und daß alſo ein ſolcher Betrug ſchwer aufzudecken iſt. Was mich betrifft, der ich nur ein gemeiner Menſch bin; ſo habe ich nicht nöthig zu leugnen, daß ich nie etwas von dieſem Zeuge habe begreifen, noch davon den würkſamen Nutzen für die Welt entdecken können. Auch machte, als ich erſt meines neuen Herrn Zutrauen erworben hatte, dieſer mir kein Geheimniß daraus, daß das alles blos eine Finanzoperation gewiſſer Leute ſey, und er mich in den Stand ſetzen wolle, in der Folge an den herrlichen Früchten Theil zu nehmen, welches er auch treulich hielt, wie man zu ſeiner Zeit ſehen wird.

Ich muß dem Ritter die Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, daß er die Kunſt von den Narrheiten der Menſchen Vortheil zu ziehen, meiſterhaft ſtudiert hatte. Er wußte zu rechter Zeit ein Wort hinzuwerfen, oder etwas als wie von ohngefehr zu zeigen, das die Neugier der Leute auf ihn zog, und dann ließ er ſich bitten, und ſo viel abfragen, als er nöthig fand herzugeben. Hiermit verband er zugleich eine gewiſſe Art Freymaurerey, behauptete das Privilegium aus Frankreich zu haben, für Geld fünf und vierzig Grade in Deutſchland austheilen zu dürfen. Es war luſtig anzuſehen, wie ſtark der Menſchen Glauben an ſo etwas, und wie leicht es iſt, die Leute zu überzeugen, daß man Wahrheit verkaufen, und ein Monopolium dieſes Handels von unbekannten Weltweiſen bekommen könne.

Unſre Erndte in dortigen Gegenden war auf dieſe Art herrlich. Ich ſpielte auch meine Rolle dabey, mußte einen Theil des weitläuftigen Briefwechſels übernehmen, und wurde zuweilen an einen in der Nähe von Manheim wohnenden Exjeſuiten abgeſchickt, der wie es ſchien die Schritte des Herrn von Ventaulair dirigierte, und ihm die nöthigen Verhaltungsbefehle gab.

Um zu zeigen, welche unerhörte Frechheit mein Herr hatte; will ich doch eine kleine Annecdote von ihm erzählen. Er wurde mit einem Ärzte bekannt, der, vermuthlich um ihn auszuforſchen, ſeinen Umgang ſuchte, und ihn einſtmals des Abends nach Tiſche, da ſie allein waren, bath ihm die Geſchichte ſeines Lebens, und wo er zu dieſen himmliſchen Kenntniſſen gekommen ſey, zu erzählen. Mein Abentheurer, der ſeinen Mann nicht für vollwichtig anſah, glaubte, er könne ihm ſchon etwas vorlügen, und fieng daher, nach einigem Wiederſtande, folgendermaßen an:

„Ich will Ihnen, mein Freund! nichts „verhelen, und Sie von meinen Schickſalen „unterrichten. Ich bin aus Madrid, und „dies iſt meine Abkunft. Ein Officier der „deutſchen Garde, der Baron von Steinbach „genannt, wurde, als er einſt des Abends „zu Hauſe kam, am Fuß der Treppe ein „Päcklein gewahr“ —

„Etwa in weiſſes Leinwand gewickelt?“ fiel ihm hier der Doctor in die Rede — „Ey! Du Erzlügner! das iſt ja eine Geſchichte aus dem Gil Blas de Santillana!“

Mein Chevalier wollte das Wort nehmen, aber der Arzt überſchrie ihn, goß ihm eine ſo heiſſe Lauge von Spottreden und Schimpfwörtern über den Kopf, daß ihm der Odem ſtehen blieb. „Und Du elender Landläufer!“ ſagte er „willſt hier ehrliche Leute anführen, „allgemeine Arzeneyen und den Stein der „Weiſen bereiten lehren? Erfahre, ſchändlicher Betrüger, daß ich Dich längſt beobachtet und entlarvt habe. Wenn es der-

„gleichen Kenntniſſe giebt, als die ſind,
„deren Du Dich rühmſt; ſo ſind ſie gewiß
„nicht in den Händen ſolcher verworfner
„Windbeutel und Geldſchneider, und die
„wenigen Menſchen, welche ſie beſitzen,
„pralen nicht nur nicht damit, werben keine
„Proſeliten, geben nicht Unterricht in Dingen,
„die nicht aus Menſchenhänden empfangen
„werden können; ſondern halten es
„ſogar für Pflicht das Publicum von ſolchen
„Ideen abzulenken, ihm ſolche als Speculationen
„und Hirngeſpinſte abzuſchildern,
„damit keiner, mit vergeblichen Erwartungen
„von Gütern, die er nicht erreichen
„kann, getäuſcht, ein müſſiger Weltbürger
„werde, indem er Gegenſtänden nachjagt,
„die für ihn Träume bleiben. Die Wenigen
„aber, die von der weiſen Vorſehung zu
„gewiſſen Dingen beſtimmt ſind, erhalten
„was ſie haben ſollen, zu ſeiner Zeit, ohne
„ſolche Werbungsanſtalten. Hüte Dich
„aber, noch Ein Wort von der Art hier fallen
„zu laſſen, packe Deine Eſſenzen ein,
„reiſe fort, und erſpare Dir den Schimpf,

„den ich Dir zubereiten will, wenn Du „meiner Warnung nicht folgſt.“

Hierauf nahm der Doctor ſeinen Hut und Stock, warf noch einen verächtlichen Blick auf meinen Herrn, und gieng fort.

Der Chevalier de Ventaulair ſaß eine Zeitlang wie verſteinert da, knirrſchte mit den Zähnen — „Que la peſte t'étouffe!“ rief er darauf „Pierre! nous partons demain „pour Ratisbonne.“ Damit gieng er zu Bette, ohne weiter etwas zu ſagen, und den folgenden Morgen machten wir uns auf den Weg nach Regensburg.

Achtes Capittel.

Peter wird in höherer Weisheit eingeweyhet, und bekömmt einen andern Führer.

Unterwegens war unſer Philoſoph ſehr übler Laune. Indeſſen ſuchte ich ihn aufzuheitern, und ihm die Verlegenheit zu benehmen, in welcher er gegen mich zu ſeyn ſchien, weil ich das Geſpräch zwiſchen ihm und dem ungläubigen Arzt mit angehört hatte. „Nicht wahr, gnädiger Herr!“ ſagte ich daher, als wir den erſten Tag Mittag hielten „die Menſchen ſind es nicht werth, daß „man für ſie ſorgt? Es iſt uns nicht gut in „Frankfurt gegangen. Aber was ſchadet es? „Verliehren Sie den Muth nicht! Unſre „Theorien ſind gut, wenn ſie auch nicht aller „Orten anwendbar ſind; die hochwürdigen „Obern werden uns ſchon ſchützen. Das „war, meiner Seele! ein grober Kerl, der „Doctor!“ „Sey nur ruhig, mein lieber „Peter!“ rief mir hier der redliche Chevalier

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-51468-9
KNIGGE, A.F.F.L.VON FN. 03718/017

mit getroſter Miene entgegen „Er wird ſeiner Strafe nicht entgehn. Ehe die nächſte Meſſe herankömmt, muß Einer unſrer Leute eine ſolche Schandſchrift gegen ihn drucken laſſen, ihn dem Publicum ſo verdächtig machen, (und das alles von hintenher) daß er nicht wiſſen ſoll, an wen er ſich zu halten habe, und daß Andre ein Beyſpiel an ihm nehmen können. Zugleich wollen wir aller Orten ſchimpfliche Gerüchte von ihm ausſtreuen — Es ſoll ihn ſchon reuen, daß er uns das Handwerk hat legen wollen. Und wenn nichts helfen will — Tithymalum, Ancoram, & aquam tofanam ſemper æſtima, nam ſedant ſitim perſecutorum veritatis (vide reflectionem primæ noctis) — Kurz! es ſoll ihn ſchon reuen! Sey nur indeſſen treu und verſchwiegen! Das wird Dein Schaden nicht ſeyn, und ich will Dich in Regensburg mit Männern bekannt machen, die weiter für Dich ſorgen werden.“ So fuhren wir denn getroſt Tag und Nacht fort, und kamen des Nachmittags in dieſer Stadt an, worauf ſich mein Herr ſogleich umkleidete, und ſeine Bundesgenoſſen aufſuchte, mit denen er vierzehn Tage hindurch viel geheime Conferenzen hatte.

Ich muß es offenherzig geſtehen, daß die Lehrer dieſer höhern Weisheit, die ich dort und andrer Orten kennen lernte, in der That von Seiten ihrer Sittlichkeit nicht eben in einem ſehr apoſtoliſchen Rufe ſtanden. Der Eine hatte ſeiner Magd ein Kind angemeſſen, der Andre war nach Tiſche nie nüchtern, der Dritte unterhielt vor aller Welt Augen, neben ſeiner geſunden Ehefrau, noch eine Commödiantinn als Maitreſſe. Dies mögte würklich manchem Schwachen Mistrauen gegen eine Philoſophie einflößen, welche ihre Bekenner nicht zu beſſern Menſchen macht, aber das war auch eigentlich das Fach der hochwurdigen Obern nicht. Man ſtoße ſich auch nicht an die Erbärmlichkeit des Styls, der in den Schriften herrſcht, welche ſie damals herausgaben. Es war theils nicht möglich, auch ihrem Intereſſe gar nicht gemäß, viel vernünftige, gerade denkende Männer, die ſie als Schriftſteller hätten gebrauchen können, in ihre Gewalt zu bekommen, theils iſt es eine feine Politik, einen ſolchen barbariſchen Styl zu ſchreiben, um zu zeigen, wie ſehr man über alles hinaus iſt, was die leichtfertige Welt verſtändig, fein und witzig nennt.

Unter allen dortigen Freunden meines Herrn zeichnete ſich vorzüglich ein Apotheker aus, der kürzlich aus Rußland gekommen, und eben derſelbe war, zu welchem, als er noch in Petersburg wohnte, ein Mann reiſete, um mit ihm den Betrug zu verabreden, durch den ſie ſich hernach für gewiſſe geiſtliche Perſonen ausgaben. Doch das gehört nicht hierher. Peter Claus mag niemand öffentlich beſchämen, obgleich ihm manches Anecdötgen von der Art bekannt iſt, womit man Menſchen entzaubern könnte. Genug dieſer Neun und Neunziger war ein durchtriebener Schalk, bey den Jeſuiten erzogen, von ihnen geleitet, ein würdiger Schüler würdiger Lehrer.

Da itzt mein Herr ernſtlich daran dachte, mir eine beſſere Verſorgung zu verſchaffen, und ſich zugleich, weil er im Begriff war eine größere Reiſe zu machen, eine Zeitlang ohne Bedienten zu behelfen; ſo empfohl er mich dieſem berühmten Apotheker, der grade eines Gehülfen bedurfte. Das war für mich ein ſehr glücklicher Umſtand, denn es gieng herrlich in dieſes Mannes Hauſe her, und da ich nun mit den feinſten Grundſätzen ihrer myſtiſchen Wiſſenſchaft bekannt werden ſollte; ſo konnte ich mir auch die ſichern Früchte einer ſo einträglichen Kunſt verſprechen. Ich trat alſo mit Vergnügen mein Aemtgen an, arbeitete mit in der Officin, und brachte es in kurzer Zeit, durch meines Patrons fleißigen Unterricht und ſeine Hülfe dahin, daß ich für ſeinen Proviſor gelten konnte. In den Nebenſtunden machten wir Proben von allgemeinen Arzeneyen, aus Recepten und chymiſchen Proceſſen, die wir hie und da auftrieben. Wenn nun eine ſolche Panacäe fertig war; ſo theilten wir davon eine Menge unter unſre Schüler aus, welche damit die

Probe an kranken Profanen machen, und uns berichten mußten, wie viele den Verſuch überlebt hatten. Auf dieſe Weiſe jagten wir manche gute Seele aus ihrer irdiſchen Hülle, doch ſchoben wir alsdann immer die Schuld auf den Mangel an Glauben, Reinigkeit und Vorſichtigkeit derer, welche die Cur übernommen hatten. Mit dem allen aber fanden ſich ſogar Aerzte, welche ſchwankend genug in ihrer Kunſt waren, die Würkung unſrer Arzeneyen an ihren Patienten zu verſuchen. Ueberhaupt hatte ich in meiner itzigen Laufbahn Gelegenheit, die traurigſten Erfahrungen von der Unwiſſenheit dieſer Söhne Aesculaps zu machen. Ich ſah, daß die Mode, auf Unkoſten der armen Kranken, auch in dieſer Wiſſenſchaft das Menſchengeſchlecht tyranniſiert. Was in dieſem Jahre in einer Krankheit als höchſt gefährlich anerkannt wurde, das verſchrieb man im folgenden Jahre, unter eben den Umſtänden, als das einzige ſichre Hülfsmittel dagegen. Wenn ein engliſcher oder franzöſiſcher Arzt ein Buch in die Welt ſchickte, worinn er irgend einen neuen auffallenden Satz behauptete; ſo machten unſre jungen deutſchen Doctorn ſogleich den Verſuch damit an ihren Leidenden. Die Medicin, welche die Quackſalber auf Märkten durch gedruckte Zettul ausbiethen, z. B. die Alliudſchen Pulver u. d. gl. wurde von der Facultät zwar laut verſchrien, weil ſie ſelbſt nicht wußte, woraus ſie zuſammengeſetzt war, aber dennoch heimlich aufgekauft, und den Kranken gegeben. Kurz! ich überzeugte mich täglich mehr, daß Mäßigkeit und Ordnung im Moraliſchen und Phyſiſchen die einzige ſichre Univerſalarzeney iſt, und daß man dem Grabe um eine Stufe näher tritt, ſobald man anfängt die Natur in die Hände der Aerzte zu liefern (einige wenige Fälle ausgenommen, wo unſchädliche Mittel derſelben zu Hülfe kommen können.)

Um meinen Leſern einen Begriff von der Art des Unterrichts zu machen, den mir mein Apotheker ertheilte; ſo will ich Ihnen nur noch zuletzt Rechenſchaft von einem Geſpräche geben, das er einſt mit mir über dieſe Gegenſtände hielt.

Ich hatte ihm meine Verwunderung bezeigt, wie man es doch anfangen mögte, manche vernünftige Männer ſo lange bey der Naſe herumzuführen, ohne je entdeckt zu werden. Seine Antwort hierauf war folgende: „Ohne mich darauf einzulaſſen, welche „Mittel wir wählen, jedem etwas zu geben, „das ihm gefällt; wie wir aller Orten die „ſeltenſten Kenntniſſe aufſpüren, und einem „Unglaubigen einen ſolchen Brocken vorwer„fen; wie wir durch unſre Spione alles „erfahren, was andrer Orten vorgeht, und „dadurch uns in eine Art von Allwiſſenheits„ruf ſetzen; wie wir Leute, welche es wagen „gegen uns zu reden oder zu ſchreiben, An„dern zum Beyſpiel, tödlich verfolgen; wie „wir geiſtlich ſchwache aber ſonſt mächtige „Menſchen an uns ziehen; wie wir uns in ſo „manches Kleid zu werfen verſtehen, und „da, wo unſer Betrug entdeckt wird, ſelbſt „gegen unſre Leute zu Felde ziehn, alſo

„immer im Hinterhalte bleiben; wie wir aller Orten mehrere Parthien erwecken, wovon die eine auf uns ſchimpfen muß, dadurch wir denn nicht nur alles erfahren, was gegen uns unternommen wird, ſondern auch die ganze Welt in Rotten theilen, welche alle heimlich von uns zu unſern Zwecken geleitet werden; wie wir alle Fehler, welche vorgehn, auf die Schuld der Mittelobern ſchieben; wie wir von gewiſſen allgemeinen Volksſagen Nutzen zu ziehen wiſſen — Von dem Allen will ich itzt ſchweigen, und ich verſichre Sie, es braucht wahrlich nicht ſo künſtlicher Anſtalten, um aus der Welt zu machen, was man will. Es giebt zwey Dinge, die für jedermann höchſt wichtig ſeyn müſſen, und dieſe ſind Vernunft und Religion. Wenn beyde gehörig verbunden würden; ſo würden die Menſchen an moraliſcher Glückſeligkeit unendlich gewinnen (was man auch dagegen einwenden mag) Wenn wir mit den Augen der Vernunft, die uns der Schöpfer zur Leiterinn gegeben hat, den ganzen Wür-

„kungskreis, der uns hier angewieſen iſt,
„überſchauen, dies Leben mit Mäßigkeit
„genieſſen, unſre Pflichten gegen das höchſte
„Weſen, gegen unſre Mitmenſchen und gegen
„uns ſelbſt gehörig überdenken, und die
„Winke nützen wollten, welche uns die geoffenbarte
„Weisheit dazu gegeben hat; ſo
„würde jeder einzelne Menſch ſeinen Platz in
„der großen Kette ausfüllen, und keines
„weitern Schutzes als ſeiner Rechtſchaffenheit
„bedürfen, würde frey und ruhig ſeyn,
„und ſich alſo zu jener Zukunft, durch Veredlung
„ſeiner Selbſt vorbereiten. Aber dabey
„würden ſich diejenigen Menſchen ſehr übel
„befinden, die auf Unkoſten Andrer ſich mächtig,
„reich und wichtig machen wollen. Solcher
„Menſchen aber giebt es immer, weil
„nicht jeder das einzige wahre Intereſſe, ſeine
„Wünſche zweckmäßig zu dirigieren verſteht,
„ſondern von Leidenſchaften irregeführt wird.
„Da es alſo ſtets eine unterdrückende herrſchende,
„und eine leidende Parthie in der
„Welt giebt; ſo befindet man ſich am beſten
„dabey, wenn man ſich auf jene nicht dieſe

„Seite ſchlägt. Hierzu iſt alſo nöthig, die feinſten Mittel zu ſtudieren, wie man auf die beyden großen Reſſorts, auf Vernunft und Religion alſo würken könne, daß man die Freyheit und das Gewiſſen der Leute in ſeiner Hand habe. Dann ſind ſie unſer, wir theilen uns in ihre vergänglichen Güter, und nützen ſie, wozu wir wollen. Der erſte Schritt dazu iſt, daß man die Aufklärung ſo viel möglich hindere, damit die Leute nie lernen, wie man es anzufangen habe, frey und unabhängig zu werden, welches nur allein das Eigenthum des Weiſen iſt. Man umwölke alſo ihren Kopf, erfülle denſelben mit Schwärmereyen, mit Träumen, erſchwere ihnen die Mittel, den Grund der Dinge zu unterſuchen, und wenn man es dahin gebracht hat; dann kann man ſich durch Gaukeleyen (die jeder verſchrobene Kopf gern glaubt, ja ſich vor dem Andern ſchämen würde, nicht daran zu glauben) in den Ruf ſetzen, allein in dem Beſitze gewiſſer Geheimniſſe zu ſeyn, welche alle dieſe, von uns ſelbſt erregten

„Zweifel heben. Dies giebt uns ein ſolches überirdiſches Gewicht, daß es uns leicht wird die Menſchen glauben zu machen, wir ſtünden mit höhern Weſen in unmittelbarer Verbindung, welches dann der erſte Schritt iſt, auch die Religion des Volks in unſre Gewalt zu bekommen. Hat man es dahin gebracht; ſo wird es nicht viel Schwierigkeit haben, die Sittlichkeit nach unſern Zwecken zu lenken, und die Welt durch ein ſüßes Band an uns zu knüpfen. Da nur der weiſe Mann der mäßige und redliche Mann ſeyn, und nur dieſer Ruhe, Frieden und Freyheit in der Welt finden kann, wir aber die Menſchen nicht frey wiſſen wollen; ſo müſſen wir, nachdem wir die Aufklärung verhindert haben, auch die Moralität zerſtören, und in der Religion Mittel ausfindig machen, das Gewiſſen der Leute, das innere Gefühl der Richtigkeit zu übertäuben, folglich Schlupfwinkel ausfindig machen, wo man, unter unſerm Schutze, ſeine Leidenſchaften befriedigen, und ſich dabey beruhigen kann. Wer wollte

„dann nicht in unſre Arme eilen? — Und
„wer mit lebhafterem Vergnügen, als die
„Großen der Erde? Dieſe lenken wir, wenn
„wir Meiſter über Kopf und Herz ſind, nach
„unſern Zwecken, und wer wiederſteht uns
„dann? Auch iſt dieſe Practik nicht neu;
„Sie iſt ſo alt als die Welt, und ſtets von
„Fürſten, Pfaffen, Geſetzgebern und Philoſophen,
„mehr oder weniger ausgeübt
„worden.“

Es iſt eine leichte Sache, ein ſolches Syſtem teufeliſch boshaft zu finden, wenn uns kein Intereſſe daran knüpft, aber nicht ſo leicht, wenn wir dabey zu gewinnen glauben. Dennoch bekenne ich, daß ich nicht verderbt genug war, dieſe vermaladeyeten Grundſätze ohne Schauer anzuhören — Was für eine unerhörte Verblendung! bey ſo feinen Kenntniſſen ein ſtudierter Böſewicht ſeyn zu können! — Aber ich wurde wieder eingeſchläfert, durch Geſchenke, Verſprechungen, Schmeicheleyen gefeſſelt — Kurz! ich überließ mich vor wie nach meinem edlen Führer.

Neuntes Capittel.

Die Welt weiß ihre Philoſophen und Propheten nicht zu ſchätzen.

Ein halbes Jahr hindurch genoß ich noch dieſen herrlichen Unterricht. Unterdeſſen war der Chevalier de Ventaulair weiter auf Werbung gegangen, nachdem ihm vorher mein Apotheker tauſendfältig dafür dankte, daß er mich zu ihm geführt hatte. Mein Patron und ich, wir waren itzt ein Herz und eine Seele, und die Practik gieng vortreflich von ſtatten. Auch ſeine Terminologie hatte ich meiſterhaft inne, und konnte ſtundenlang mit der heiligſten Wärme von Dingen reden, wobey ich weder etwas dachte noch fühlte, und die ich ſo untereinander zu werfen verſtand, daß meine Zuhörer nicht das Leere und Wiederſprechende in meinem Syſteme fühlen, ja! nicht einmal, bey ſo viel Winde, wenn ich alle Seegel ſpannte, mir in meinem Gedankenfluge folgen konnten. Auch ſchien ich nun beſtimmt das Handwerk bald ohne Führer treiben zu ſollen; Denn, als in Regensburg ein anſteckendes Fieber wüthete, und wir manchen davon befallenen Kranken, durch unſre chymiſchen Mittel, von dieſen und allen übrigen Leiden der Welt befreyet hatten, befiel ſolches endlich auch meinen Herrn Apotheker, und ohngeachtet wir ſieben verſchiedene Univerſalmittel bey ihm verſuchten; ſo ſtarb doch der gute Mann den dreyzehnten Tag ſeiner Krankheit, unter heftigen Zuckungen. Er ſchien noch viel auf dem ſchweren Herzen zu haben, das er mir gern geſagt hätte, und das ihn ſehr drücken mogte, aber er verlohr die Sprache, und hinterließ uns Alle neugierig, verwaiſet und traurig.

Herr Noldmann (ich hätte ſchon längſt den Nahmen dieſes Propheten nennen ſollen) hatte keine Kinder, aber doch eine kleine dicke Frau, von etwa vierzig Jahren, die ſich nur in ſo weit um den heiligen Beruf ihres Mannes bekümmerte, als ihr derſelbe Geld einbrachte. Sie lebte gern gut und bequem, doch wendete ſie wenig an Kleidung, und auf ihre Sitten war nichts zu ſagen. Häßlich war ſie eben nicht, nur hatte ſie etwas Sommerflecke und kleine ſchmaragdene Augen. Die arme Frau ſchien nun verlegen zu ſeyn, wie ſie es künftighin mit der Apotheke halten ſollte; da ſie aber viel Zutrauen zu ihrem unwürdigen Proviſor bezeugte; ſo war ſie auch nicht abgeneigt, das Werk unter meiner Anleitung fortzuführen, wozu ich gern die Hände both. Dies brachte eine Art von Vertraulichkeit unter uns, die ſich damit endigte, daß nach und nach von beyden Theilen entfernterweiſe Heyrathsanträge auf die Bahn kamen, die denn auch nicht weit weggeworfen wurden. Endlich reifte dieſer Plan zu einer förmlichen Erklärung, und wir verſprachen uns in der Stille; die Hochzeit ſollte, ſobald das Trauerjahr zu Ende ſeyn würde, vor ſich gehn.

Es fügte ſich aber zum Unglück, daß in Regensburg eine Geſellſchaft menſchenliebender edler Männer war, die ſich mit dem ächten reinen Studium der Natur beſchäftigten, und ſichs angelegen ſeyn ließen, jeden Betrug zu entlarven, den Quackſalbern das Handwerk zu legen, und unter höherem Schutze einen ſicherern, einfachen Weg der Erkenntniß zu eröfnen. Dieſe Männer waren ſeit langer Zeit aufmerkſam auf die Schritte der Afterphiloſophen geweſen, und hatten nur die Gelegenheit abgewartet, uns unſer betrügliches Handwerk zu legen. So lange mein Apotheker lebte war dies nicht ſo leicht zu bewerkſtelligen geweſen. Er hatte viel Anhang unter großen und kleinen Leuten, und die verſchiedenen Schriften, in welchen man das Publicum aufmerkſam auf unſern Schleichhandel gemacht hatte, halfen nur dazu den Verfaſſern Verfolgung zuzuziehen, und die guten Menſchen, die es redlich mit ihren Mitbürgern meinten, als Verläumder zu brandmarken.

Aber jetzt war der Zeitpunct, wo man kräftiger würken konnte, und leider! mußte die ganze Schande auf mich fallen. Ich fuhr fort ad modum Noldmanni Kranke zu heilen, und das müßte ein ſchlechter Schüler ſeyn, der es nicht weiter als ſein Meiſter brächte; Mein Ruf fieng an groß zu werden, doch Eine unglückliche Cur, die ich an einem armen Tagelöhner vornahm, der von der rothen Ruhr befallen war, und leicht hätte geheilt werden können, wenn er nicht in meine alchymiſchen Hände gerathen wäre, machte allem ein Ende, und gab meinen Feinden das Zeichen zum Angriffe. Man ſprach laut davon, daß ich den Mann umgebracht hätte, und daß es der Mühe werth ſey, den Magiſtrat, ja! den ganzen Reichstag aufmerkſam auf eine Rotte von Giftmiſchern und Beutelſchneidern zu machen. (Stellen Sie Sich vor! ſo wagte man es, uns zu nennen!) welche ſo lange ihr Handwerk ungeſtraft fortgeführt hätten. Ich verſuchte nebſt meinen treuen Schülern alle jeſuitiſchen Mittel, dieſes drohende Ungewitter zu zertheilen — Aber vergebens! Zum Glück erfuhr ich früh genug, daß man uns ſämtlich in Verhaft nehmen, und unſre

Papiere unterſuchen würde. Weil ich es nun nicht rathſam fand, eine ſolche Cataſtrophe abzuwarten; ſo packte ich mein baares Geld, etwa fünfhundert Thaler, und meine beſten Sachen in der Eil zuſammen, ſchlich mich damit aus dem Thore, ſah zuweilen hinter mich zurück, und verließ Braut, Ehre, Officin, Philoſophie und Praxis.

Nun war ich dann dem Staupbeſen glücklich entwiſcht, und kaum über die Grenze; ſo ſetzte ich mich auf die Poſt, und fuhr, Tag und Nacht durch nach Straßburg zu, woſelbſt ich meinen ehemaligen Herrn, den Ritter Ventaulair zu finden, und ihm mein Schickſal klagen zu können hoffte. Allein ich verfehlte dieſes Zwecks, und als ich, nach achttägigen verlohenen Nachforſchungen, ſchon entſchloſſen war, nach Paris, dem Tummelplatze aller Windbeutel Europens, zu reiſen; ſo gieng ich noch den letzten Abend, nachdem ich den ganzen Tag umhergelaufen war, die herrlichen Seltenheiten von Straßburg in Augenſchein zu nehmen, in das franzöſiſche Schauſpiel, um mit Leib und Seele zu ruhen, und mich abzukühlen.

Es war kaum der erſte Aufzug eines Trauerſpiels, voll ſchöner Sentiments überſtanden, ſo daß ich nunmehro an den Fingern erzählen konnte, was folgen würde, als auf einmal ein Mann von meinen Jahren (Im Vorbeygehn geſagt! ich war deren jeƷt ein und dreyſſig alt) ſich durch den Haufen der Zuſchauer drängte, und mir, mit allen Zeichen der lebhafteſten Freude, um den Hals fiel. Ich erſchrack — Aber, wie groß war meine Ueberraſchung, als ich gewahr wurde, daß mein Jugendfreund, Ludwig von Reyerberg, mich in ſeinen Armen hielt!

Nun lieſſen wir die Commödie Commödie ſeyn, giengen hinaus, und gradeswegs in den Raben, wo Reyerberg abgetreten war, da ich dann kaum erwarten konnte, daß wir uns allein befanden, um mir ſeine Geſchichte, von der Zeit an, da er mit ſeinem Engländer

Braunſchweig verließ, erzählen zu laſſen. Er war bereit dazu, und befriedigte, bey einer Flaſche elſaſſer Wein und einem leichten fröhligen Abendeſſen, folgendermaßen meine Neugier:

„Du weißt, mein lieber Claus! daß die „Abſicht meines Engländers war, zuerſt die „deutſchen Höfe in ihrem armſeligen Glanze „zu ſehn, dann eine Curzeit in Spaa hinzubringen, und von da durch Holland und „Frankreich nach Italien zu gehn. Der erſte „Theil dieſes Plans wurde ins Werk geſetzt, „und weil ich vermuthete, daß ich irgendwo „meinen ältern Bruder David, oder einen „andern Bekannten antreffen würde; ſo fand „ich es nöthig meinen Nahmen zu verändern, „und Meyerberg in Falkenthal umzutauſen. „An den Geſichtszügen war ich gewiß von „meinem Bruder nicht erkannt werden zu „können. Ich will Dich, mein lieber Peter! „nicht mit der Beſchreibung der Höfe, die „wir beſuchten, ermüden. Nur ſo viel „davon! Wer einen geſehn hat, der kennt

„ſie, im Größern oder Kleinern, alle.
„Betteley im Oeconomiſchen und Intellectuellen,
„mit der Maske einer armſeligen
„Pracht bedeckt, Neid, Bosheit, Unwiſſenheit,
„Selbſtgenügſamkeit bey der entſchiedenſten
„Dummheit, Langeweile, Schmeicheley,
„Ränke, Schlaffigkeit, Verderbniß
„der Sitten, Frivolität, Inconſequenz,
„Krankheit der Seele und des Leibes, Vorurtheile
„aller Art in dem Gewande der
„Aufklärung, empörender Despotismus —
„Kurz! hospitalsmäßige Herabwürdigung
„des Menſchengeſchlechts — weiter habe ich
„an ihnen nichts wahrgenommen (ich nehme
„ein paar Höfe aus). Auch waren wir ſo
„ermüdet von dieſem allen, daß wir, da
„ohnehin die Brunnenzeit herannahete, uns
„auf den Weg nach Spaa begaben. Was
„mich noch vorzüglich wünſchen machte, bald
„aus dieſen Hofverbindungen zu kommen,
„war, daß ich in ***, wo wir aber nur
„drey Tage verweilten, meinen ältern Bruder
„antraf. Du kannſt es nicht glauben,
„welchen Eindruck dieſe unvermuthete Zu-

„ſammenkunft auf mich machte. Er kannte „mich nicht, und ich ſahe ihn alſo ganz in „ſeiner eigenen Brühe. Dort iſt er Hofrath „und Cammerjunker, und ſein unglücklicher „Hang, zur Schmeicheley, zur Verſtellung „und zu kleinen kriechenden Mitteln ſeine „Zuflucht zu nehmen, hat ſich leider! immer „deutlicher entwickelt, und weil er damit „die äuſſerſte Vorſichtigkeit im Umgange verbindet, den Großen und deren Creaturen „Weyrauch ſtreuet, auch äuſſerſt fleiſſig in „ſeinem Dienſte iſt; ſo wird er es gewiß „weit bringen. Dabey ſteht er in dem Geruche von Heiligkeit, weil er mit verſtellter „Gottesfurcht fleiſſig die Kirche beſucht, auf „ſeinem Schreibtiſche Bibeln, Geſang- und „Gebethbücher liegen hat, indeß ich, ohngeachtet ich mir wahrlich Mühe darum gegeben, doch auch nicht einen einzigen edlen „Zug aus ſeinem Privatleben erfahren, und „nicht Einen Menſchen gefunden habe, der „ſein warmer Freund oder Feind geweſen „wäre. Wie gern hätte ich mich ihm entdeckt! Aber ſein Character ſtieß mich zurück.

„Ich erfuhr von ohngefehr durch ihn den „Tod meines alten Vaters, der mich einige „kindliche Thränen gekoſtet hat. Mein Bruder trauerte noch um ihn, und als er mir „das erzählte, fügte er hinzu: Wir ſind „Alle in Gottes Händen; der alte Vater „war ein guter frommer Mann. Vermögen „hat er nicht hinterlaſſen, aber mir, dem „Himmel ſey Dank! eine chriſtliche Erziehung gegeben. Ich bin ſein einziger Sohn, „und muß mir meinen Unterhalt durch das „Wenige was ich gelernt habe, und woraus „die Leute mehr Werks machen, als ich verdiene, erwerben. — Der Schalk! Wir „wollen nicht weiter an ihn denken; Auch „war ich froh, daß wir nicht länger an dem „Orte blieben; Gegen Anfang des Junius „kamen wir nach Spaa.“

„Es war eine ungeheure Menge von „Fremden aus allen Nationen daſelbſt verſammlet. Es ſchien eben nicht, als wenn „ſie hingereiſet wären, um Geſundheit zu „holen, denn auſſer daß ſie ſich Nacht und

„Tag in Ausſchweifungen und Wollüſten herumtummelten, ſo war auch keine Leidenſchaft zu erdenken, welche hier nicht gereizt wurde, wozu Trunk, Spiel und Weiber Gelegenheit gaben. Es befanden ſich viel Engländer daſelbſt, und ſo viel deutſche Prinzen, daß es erbärmlich anzuſehn war. Dieſe letztern affectirten dann den großen Ton der pariſer und londoner Welt, der ſie freylich ſehr ſchlecht kleidete, welches ſie aber, wie ſichs verſteht, nicht merkten, ſondern immer fortwatſchelten, den reichen und feinen Fremden zum Geſpötte dienten, und mehrentheils nach vier Wochen, mit leeren Beuteln und noch mit Schulden obendrein, abzogen. Es wurde ſtark geſpielt, Southerland nahm ſich aber ſehr in Acht. Indeſſen gerieth er einſt in eine Geſellſchaft, in welcher ein Franzoſe, Monſieur de Saintouche, eine Quinze-Partie vorſchlug, welche mein Freund annahm. Ich war eben damals unpäßlich, und alſo zu Hauſe geblieben. Mein Engländer hatte den Franzoſen gleich anfangs nicht leiden kön-

„nen, und da dies Spiel ohnehin leicht zu
„Streit Anlaß giebt, und Saintouche ein
„paarmal fluchte, wenn Southerland ihn
„mit eilf Augen gegen dreyzehn nach Hauſe
„jagte; ſo wurde unſer Freund hitzig, und
„gerieth mit jenem in ſo heftigen Wortwechſel,
„daß ſie ſich endlich auf Piſtolen herausforderten.
„Die Sache wurde ſo ernſtlich
„getrieben, daß man von beyden Seiten ſich
„den Tod ſchwur, und alle Vorkehrungen
„zur Sicherheit des übrigbleibenden Theils
„machte. Southerland vertraute mir ſeine
„Börſe, Wechſel und Schriften an, mit der
„Bitte ſein Secundant zu ſeyn und, wenn
„er umkommen ſollte, nach ſeinem Tode das
„Geld zu behalten und zu ſeinem Bruder
„nach England zu reiſen, der weiter für mich
„ſorgen würde. Wir ritten den folgenden
„Morgen hinaus; Der Engländer war ſehr
„hitzig, der Franzoſe hingegen ſah heimtückiſch
„und prahleriſch aus. Er hatte noch
„einen Aventurier, einen Italiener bey ſich.
„Der Kampf fieng an; ſie ſchoſſen beyde
„zweymal vorbey, auſſer daß mein Freund

„mit einer Kugel ſeines Gegners linken
„Arm ſtreifte. Nunmehr griffen ſie zu den
„Degen. Saintouche focht meiſterhaft gut,
„obgleich mit allen ſeiner Nation eigenen
„Windbeuteleyen, machte Gebehrden, als
„wenn er Zuckungen bekäme, und ſchrie als
„wenn er raſend wäre. Southerland aber
„ſtach blindlings auf ihn zu, ſah im Affect
„nicht die Blößen die er gab, und rennte
„ſich ſelbſt den Degen durch das Herz, wodurch
„mein Freund und Wohlthäter augenblicklich
„tod zur Erde geſtreckt wurde. Nun
„blieb mir nichts übrig, als mich eilig über
„die Grenze zu machen, und die traurige
„Nachricht nach England zu bringen. Ich
„reiſete mit ſchwerem Herzen ab; das Bild
„des ſterbenden Southerlands, der ſo manche
„edle, ſchätzbare Seite hatte, der mein Retter
„geweſen, zu einer Zeit, wo ich arm,
„verlaſſen, und auf ſehr ſchlüpfrigen Wegen
„war — Dies Bild folgte mir überall.“

„Ich fand, als ich nach England kam,
„den Bruder meines Freundes auf ſeinem

„Landgute. Er war ein ſtolzer Mann,
„empfieng mich äuſſerſt kalt, hörte die Nachricht
„von dem unglücklichen Vorfalle ziemlich
„gleichgültig an, oder wenn er einige
„Empfindung dabey äuſſerte; ſo war es
„mehr Unwillen als Betrübniß, und er ſchien
„ſelbſt mir Vorwürfe darüber machen zu
„wollen, daß ich den Zweykampf nicht verhindert
„hätte. Unterdeſſen bath er mich
„doch, einige Zeit bey ihm zu bleiben, wurde
„nach und nach vertraulicher gegen mich, ich
„ſchien ihm zu gefallen, und endlich both er
„mir ſogar an, mich als Geſellſchafter bey
„ſich zu behalten. Allein nicht nur misfiel
„mir der ſtolze Mann ſehr, ſo daß ich weder
„Wohlthaten von ihm annehmen, noch in
„einem dauerhaften Bündniſſe mit ihm ſtehen
„zu können glaubte, ſondern ich erfuhr auch
„bald, daß er, wieder die Gewohnheit ſeiner
„Nation, ſo eiferſüchtig gegen ſeine Frau
„wäre, daß ich fürchten mußte, er möchte
„einſt auch mir von dieſer Seite nicht trauen.
„Alſo beſchloß ich wieder nach Deutſchland
„zurückzukehren, und nahm Abſchied. Dem

„Engländer war dies würklich empfindlich, „aber er wollte es nicht merken laſſen, folglich empfohl er ſich mir höflich, und drang „mir noch Geſchenke auf, mit denen ich dann „nach Calais, und von da durch Frankreich „hierher reiſete. Jezt, mein Beſter! befriedige aber auch das Verlangen ſo ich habe, „Deine weitern Begebenheiten zu hören!“

Ich hatte meinem Freunde mit inniger Theilnehmung zugehört, und da jezt die Reihe an mich kam, von meinen Schickſalen Rechenſchaft zu geben; ſo erzählte ich kurz alles, was die Leſer ſchon wiſſen, und ſo brachten wir denn den Reſt des Abends bis Mitternacht im Genuß der Freundſchaft und in Fröhligkeit hin.

Zehntes Capittel.

Peter und ſein Freund ſuchen Civil- oder Militairdienſte, müſſen aber einen andern Glücksweg einſchlagen.

Meine Leſer ſehen mich nunmehro wieder an der Seite meines Jugendfreundes. Nach ein paar Tagen, die wir noch in Straßburg mit einander verlebten, und während welcher ſo manche kleine Annecdote aus unſerer Lebensgeſchichte nachzuholen war, fiengen wir jedoch endlich an ernſtlich darauf zu denken, was wir nun wohl in der Zukunft treiben wollten. Es mußte doch ein Plan darüber gemacht werden, und deßfalls wurde zuerſt der Zuſtand unſeres Oeconomicums unterſucht. Wir waren beyde bereit den ganzen Bettel von Baarſchaft zuſammenzuwerfen, und als das geſchehen war, ſchritten wir zum Werke, zählten, und ſiehe da! es fand ſich, außer einigen Ringen, Tabattieren und andern Koſtbarkeiten, eine Summe von zweytauſend Gulden, an klingender

Münze. Hiemit nun beſchloſſen wir zuſammen eine Reiſe zu machen, welche zugleich Gelegenheit zu künftigem Unterkommen geben ſollte. Wir lieſſen uns eine Art von Officiersuniform machen, nahmen einen Bedienten an, und dachten uns in dieſem Aufzuge einem Fürſten Deutſchlands als Cavaliere zu verkaufen, die wohlhabend wären, und welche man in den Dienſt zu ziehen ſuchen müßte. Unſre Figuren waren (ohne uns zu rühmen) nicht unangenehm; An Welt fehlte es uns auch ſo wenig als an einem in Deutſchland ſo ſehr geliebten ausländiſchen Ton; und ſo zweifelten wir denn nicht, irgendwo zu Hauptleuten bey der Garde oder dergleichen angeſtellt zu werden. Wir reiſeten alſo von Straßburg ab, wirthſchafteten mit dem Gelde ſo ſparſam als es ſich unter Leuten von Stande thun ließ, und beſuchten zuerſt, unter den Nahmen des Baron Clausfeld und Herrn von Falkenthals die benachbarten deutſchen Höfe. Unterwegens gab mir Ludwig Unterricht im Engliſchen, und der Fleiß dieſes Freundes ließ mich in kurzer Zeit viel größere Fortſchritte darinn machen, als ich je bey einem Sprachmeiſter würde gethan haben.

Indeſſen wurde unſre Erwartung nicht ſo bald erfüllt, als wir gehofft hatten. Lag es an den ſchwachen Einſichten der Prinzen, die unſre Verdienſte nicht nach Würden zu ſchätzen verſtanden, oder gaben wir uns nicht Mühe genug, ſolange unſre Caſſen gut ſtanden — Genug! wir reiſeten durch das Badenſche, Darmſtädtiſche, die Pfalz, die Wetterau und Fulda nach Sachſen, ohne etwas anders zu erlangen, als daß unſer Geldkaſten täglich leichter wurde, ſo daß uns, als wir nach Leipzig kamen, nur noch hundert Piſtoletten übrigblieben.

Zum Unglück war auch hier die Zeit der Meſſe nahe, folglich vielfache Gelegenheit ſich zu vergnügen, und Geld auszugeben. Wir geriethen in die Bekanntſchaft eines Mannes, der ſich für einen Major ausgab, und den Ruf haben wollte, bey viel Höfen in großem Anſehn zu ſtehen, vermuthlich aber, nicht weniger als wir, auf gutes Glück lauerte. Wir vertrauten uns ihm, (doch, wie ſichs verſteht, nur dahin, daß wir als fremde Cavaliere Dienſte ſuchten) und er verſprach, ſich für uns zu verwenden. Doch darüber gieng eine Woche nach der andern hin, ohne daß Antwort kam, und unſer Schatz wurde ſichtbar kleiner. Um das Maaß widriger Vorfälle voll zu machen, befiel mich ein hitziges Fieber, das mich nicht nur drey Wochen lang im Bette gefeſſelt hielt, ſondern auch den Geldbeutel gänzlich ausleerte. Mein guter Reyerberg wich nicht von meiner Seite, pflegte Meiner, verkaufte ſeine kleinen Koſtbarkeiten, damit mir nichts abgehn mögte, und das bekümmerte mich denn am mehrſten, daß mein Freund ſich von dem Einzigen, was ihm übrigblieb, entblößte, um mir zu helfen, indeß er alle Gelegenheit, ſonſt irgendwo ſein Glück zu machen, verſäumte.

Als ich nun ohngefehr ſo weit wieder hergeſtellt war, daß ich im Zimmer auf- und abgehn konnte, ſiengen wir an wieder von künftigen Planen zu reden. Officierſtellen zu erhalten, daran war theils nicht zu denken, theils würden wir von dem geringen Gehalte eines Fähndrichs nicht haben leben können. In dieſer Zeit aber hatte Ludwig mit einigen von den in jeder Meſſe nach Leipzig kommenden fünfhundert Buchhändlern Umgang bekommen, und ſich den Ruf erworben, daß es ihm nicht an Talenten, an Sprach- und Sachkenntniß fehlte. Ein würdiger Mann unter ihnen aus Manheim hatte ihn kennengelernt, gewann ihn lieb, und ſchlug ihm vor, als er den Zuſtand erfuhr, darinn mein Freund war, ihn mit ſich zu nehmen, um ihn zum Ueberſetzen und zu andern Fabrikgeſchäften dieſer Art zu brauchen. Reyerberg wollte mir das Opfer machen, da er ſich von mir trennen ſollte, lieber meine Armuth mit mir zu theilen, als dieſen Antrag anzunehmen. Allein ich beſtand darauf, daß er mit fortreiſen ſollte, welches ich denn endlich mit Mühe von ihm erlangte, unter der Bedingung, daß, ſobald er an Ort und Stelle ſeyn, er ſich bemühen würde, auch mir eine Ausſicht zu eröfnen. Den kleinen Reſt deſſen, was wir aus unſern Ringen und dergleichen gelöſet hatten, behielt ich, behalf mich ſo ſehr es angehn wollte, und war in wenig Tagen im Stande wieder auszugehn.

Der Gedanke in einem ſo fruchtbaren Felde, als die deutſche Literatur iſt, mein Glück zu machen (wäre es auch nur als Handlanger) fieng an mir zu gefallen, und da ich nicht daran verzweifelte, auch hier in Leipzig einen Buchhändler zu finden, der meine geringen Talente in Cours bringen könnte; ſo trug ich mich Einigen an, und fand endlich einen Mann, der grade eines Correctors bedurfte. Wir ſchloſſen einen Contract zuſammen, und wenngleich die Einnahme, welche mir dies neue Handwerk verſchaffte, nicht groß war; ſo reichte ſie doch hin, ein Dachſtübchen, ein leichtes Mittagsmal, und ein braunes Röckgen zu bezahlen. Nach und nach, als ich bekannter mit meinem Patron wurde, bekam ich auch etwas einträglichere Arbeiten. Ich mußte Vorreden machen, Plane zu Vignetten erfinden, in Büchern, welche nachgedruckt oder neu aufgelegt werden ſollten, ſehr unnöthige Verbeſſerungen machen, damit man davorſetzen konnte: „Neue und verbeſſerte „Auflage.“ Zuletzt wurde ich ſogar durch ſeine Vorſprache ein Critiker und Mitarbeiter an einer ſchlechten periodiſchen Schrift. Da ſchickten mir nun die Buchhändler die Werke zu, welche in ihrem Verlage herauskamen, legten gewöhnlich einen Gulden und ein freyes Exemplar bey, und ſchrieben mir vor, wie und was ich loben, tadeln, verdächtig machen ſollte. Zuweilen mußte ich es dahin zu bringen ſuchen, daß ein Buch in irgend einer Gegend verbothen wurde, damit es im Preiſe ſteigen mögte. Bey dieſer Gelegenheit las ich denn viel, und wurde recht eingeweyhet in die neueſte Literatur. Wenn meinem Schutzherrn Manuſcripte geſchickt wurden; ſo mußte ich erſt beurtheilen, ob ſie des Drucks würdig waren, oder nicht — Aber wohl verſtanden! nicht nach ihrem innern Werthe, ſondern nach dem Gepräge, das ihnen die Mode gab. Ernſthafte, der Welt nützliche Werke, die den Verfaſſer Aufwand von Genie, Studium, Fleiß, manche Nachtwache gekoſtet hatten, und die das Reſultat tiefer Nachforſchungen, beſchwerlicher, koſtbarer Reiſen, und langjähriger Anſtrengung waren, dieſe wurden ſchlecht bezahlt, oder die armen Schriftſteller wohl gar mit dem Beſcheide abgefertigt: „Dieſer Artikel geht „nicht.“ Aber kleine Romanen, wie die Geſchichte Peter Clauſens, Jeremias Bocksſprünge, Bücher über den Zweck der Freymaurerey, roſencreuzeriſche Schriften, Punctirbücher, über alte und neue Myſterien, Vademecums, Blumenleſen und dergleichen — das waren Bücher, die wir gut bezahlter. Bogenweiſe geſchrieben und in die Druckerey geliefert, fand ſich oft der erſte Theil ſchon vergriffen, ehe der Plan zu dem zweyten zuſammengelogen war — ja! ſie wurden ohne Plan geſchrieben, und indeß der erſte Bogen aushieng, hieng der zweyte noch nicht in des

Verfaſſers Kopfe. Wenn wir uns aber auch noch ſo viel von einem Buche zu verſprechen hatten; ſo durfte doch das der Verfaſſer nicht gewahrwerden. Wir zuckten die Achſeln, klagten, das Papier ſey theuer, der Druckerlohn koſtbar, der guten Werke dieſer Gattung zu viel — Kurz! wir machten uns die beſten Talente zinsbar, und lebten von dem ſauern Verdienſte Anderer, die indeß, bey aller Anſtrengung ihrer Kräfte, kaum das Brod hatten, und zuletzt wenn ſie merkten, wie wir mit ihnen umgiengen, auch aus Verzweiflung, um nicht zu verhungern, zu etwas Beſſerm gebohren, handwerksmäßig arbeiteten. Auf dieſe Art tödteten wir manches große Genie, und hemmten jeden Fortſchritt in großen nützlichen Kenntniſſen, weil wir den ſchätzbarſten Fleiß niederſchlugen, und nur den Pfuſcher belohnten, der nach unſern eigennützigen Abſichten arbeitete. Wollte ein Schriftſteller ſich dieſer Tyranney entziehen und auf ſeine Koſten ein Buch herausgeben; ſo verſchworen ſich alle Buchhändler, Freunde und Feinde, gegen ihn, das

Werk nicht zu debitiren, und hätte er funfzig Procent ſchwinden laſſen. Uebrigens, da wir einmal im Beſitz waren den Ton anzugeben, mußten uns alle kleinere Buchhändler huldigen. Da mogte einer von ihnen das herrlichſte Werk verlegt haben, wenn nicht wir uns Seiner annahmen, in ſo fern er uns dieſe Protection bezahlte; ſo blieb ſein Buch Maculatur in alle Ewigkeit, es müßte denn unerwartet ſo viel Aufſehn gemacht haben, daß wir es nachdrucken und wohlfeiler als der rechtmäßige Beſitzer verkaufen konnten.

Reyerberg hatte inzwiſchen oft geſchrieben; Er war in einer ähnlichen Lage, und wir dachten nur daran, wie wir den Zeitpunct treffen wollten, wiederum an Einem Orte zuſammen zu leben, welches aber itzt ſchwerer als jemals war, da der Brodneid uns vielleicht, wie es unter Menſchen, und vorzüglich in der gelehrten Welt gewöhnlich iſt, leicht würde getrennt haben, wenn wir auf demſelben Schauplatze geſtanden hätten.

Eilftes Capittel.

Peter wird Schriftſteller.

Des Menſchen Ehrgeiz begnügt ſich nicht mit kleinen Befriedigungen. Als ich daher eine Zeitlang Corrector geweſen war, fieng dieſe ſubalterne Rolle an, mir zu misfallen. Ich hatte einen ſo hohen Begriff von meinen Talenten, und glaubte ſo gut das Bedürfniß des Publicums zu kennen, daß mich nichts abhalten konnte, ſelbſt ein Schriftſteller zu werden. In Gedanken ſahe ich ſchon die Unſterblichkeit einen Kranz um meine Schläfe winden, im Geiſte zählte ich ſchon die Louisd'ors, welche wie Hagel in meinen Beutel regnen ſollten. Alſo ſchritt ich zum Werke. Da das nonum prematur in annum jetzt gar nicht mehr Mode iſt; ſo war zwiſchen meinem Entſchluſſe ein Autor zu werden, und der Herausgabe meines erſten Werks kaum ein Zwiſchenraum von vier Wochen — Und nun erſchien dies erhabene Werk. Es war ein Trauerſpiel in ſieben Aufzügen, ganz nach den ſch-engliſchem Geſchmacke gearbeitet, ließ aber, meiner geringen Meinung nach, alle ähnlichen Stucke dieſer Art weit hinter ſich — Nichts als Handlung, ja! gewaltſame Handlung, unerhorte Verwicklung, erſchütternde Scenen — Die Haare ſtanden mir ſchon zu Berge, als ich es abſchrieb. Dies Trauerſpiel umfaßte einen Zeitraum von etwa fünf und neunzig Jahren. Der erſte Aufzug handelte von Dingen, die in Quedlinburg vorgiengen; Im zweyten wußte ich meine Zuſchauer nach London zu verſetzen, und am Ende ſtarb die ganze Geſellſchaft auf der Küſte von Grönland. Da ſah man einmal allerley Charactere, ey! und wahrhaftig Charactere, wie man ſie in dieſer Lumpenwelt nie antrifft. Der Held meines Stücks war, ſobald er reden konnte, ſchon ein ſo eingefleiſchter Teufel, daß die erſten Worte, welche er ſtammelte, Gottesläſterungen waren, und im ſechſten Jahre ſeines Lebens erfand er das Mittel, durch geſtoßenes Glas ſeine Mutter zu vergiften. Menſchen aus allen Ständen ſprachen da durcheinander, jeder auf ſeine Weiſe. Waren es Bauern; ſo traten ſie nie ab, ohne ſich entweder derbe geprügelt, oder doch entſetzlich geſchimpft und zu Gaſte gebethen zu haben, und kein Fürſt durfte auftreten, ohne von mir als ein wollüſtiger Wüthrich abgemalt zu werden. Kurz! was man im gemeinen Leben nur einzeln antrifft, das ſah man hier als entſcheidend allgemein dargeſtellt. Dabey ſprachen meine Leute Alle eine Sprache, die, wenn ſie nicht eigentlich deutſch, doch ganz beſonders naiv war, wie etwa die Mundart iſt, welche die Kindermägde mit den kleinen Kindern reden: „'s is doch warlich 'n lieber Junge! Nit wahr? Haſt 'n ja auch gſehn“ u. ſ. f. Viel witzige Einfälle und Wortſpiele, trotz den Zeiten Jacob des Erſten in England, kamen auch vor, und kühne poetiſche Bilder, als: „der Gedanke an einen Hauch, der Schatten eines Spinnegewebes“ und mehr dergleichen. Im dritten Aufzuge ließ ich den Satan mit zwey und ſiebenzig ſeiner Cammeraden und Hofleute erſcheinen, und vor aller Leute Augen einen Pfaffen lebendig zerreiſſen, deſſen Geiſt aber im vierten Aufzuge wieder auftrat, ſo daß das ganze Parterre bey dieſem Anblicke mit den Zähnen klapperte. In dem zweyten Act hatte dieſer Pfaffe auf dem Theater ein unſchuldiges Mädgen mit Gewalt entehrt, wobey immer die Muſik gieng, welche ich ſelbſt componirt hatte. Sieben und zwanzig Perſonen kamen überhaupt in dieſem Stücke ums Leben, wovon viele verhungerten, den Hals brachen, zerfleiſcht wurden, (Alles abwechſelnd und höchſt intereſſant) einer aber über eine halbe Stunde im Todeskampfe lag — Allein dieſer war auch ein erzböſer Kerl geweſen, und hatte im erſten Aufzuge, öffentlich vor den Zuſchauern, ſeine Eltern und einen alten Großvater aufgefreſſen. Es gehörten wenigſtens fünf Stunden Zeit dazu, um dies Stück mit allen Aufzügen, Seeſchlachten, Verheerungen von Städten, und ſolchen großen Maſchinerien, welche darinn vorkamen, aufzuführen. Wenn ich nun würklich eine Menge Ungeheuer hier zur Schau ausgeſtellt hatte; ſo war doch dafür geſorgt, daß ich auch dem elendeſten Böſewichte, welcher Gott, der Natur und den Geſetzen trotzte, Eine ſo glänzende Seite gegeben hatte, daß junge Leute faſt hätten verſucht werden mögen, ihm zu folgen, und die guten Menſchen meines Stücks wurden ſo ſehr das Opfer ihrer edlen Denkungsart, daß man ſie nur bedauern konnte — Das iſt Natur! aber ſo etwas verliehrt bey der Erzählung; man muß es geſehn haben. Auch machte es in der Aufführung ungeheuren Effect. Sobald dies große Werk fertig war, lief ich damit zu dem Buchhändler. Mein Nahme war zu bekannt, mein Ruf zu feſtgeſetzt, als daß ein Trauerſpiel, wovon ich mich als Verfaſſer angab, nicht hätte ſollen gut bezahlt werden. Ich bekam acht Louisd'or dafür, und bald nachher wurde es auf einem Nationaltheater aufgeführt. Es iſt wahr, der Neid einiger gemeinen Schriftſteller wußte es durch Cabalen dahin zu bringen, daß bey der zweyten Vorſtellung gewaltig gepfiffen wurde, und einige, nicht boshafte, aber ſchwache Menſchen hatten ſo wenig Sinn für das Erhabene in dieſem Trauerſpiele, daß ſie glaubten, das Ganze ſey nur eine Parodie, und aus Satyre gegen die unbändigen Nachahmer des engliſchen Geſchmacks alſo verfertigt. Dennoch fühlten die edlern Jünglinge, voll Kraft und Drang, den Werth davon, und gaben mir Muth, da ich in dieſem Fache ſo viel Ehre eingeerndtet hatte, mich auch in den andern Zweigen der Literatur ſehen zu laſſen.

Um indeſſen ein wenig auszuruhn, gab ich allerley kleine Schriften heraus. Niedliche, ſüße Gedichte, auf ein Blümchen, an den Mond, an eine Silberquelle, und ſolche Sächelchen, die überaus empfindſam machten, und manchem holden Mädgen Thränen ablockten, ſo wenig ich auch dabey gefühlt hatte, als ich ſie ſchrieb. Die Silbenmaaße erfand ich zum Theil ſelbſt, und wo ein langer Fuß mir Zwang verurſacht haben würde, da nahm ich ſtatt deſſen ein halbes Dutzend kurze. Niemand wagte es, dies für eine unpoetiſche Freyheit zu halten, und da die Kenntniß der griechiſchen und lateiniſchen Literatur, und der Geſchmack an Regeln und Wohlklang immer ſeltener werden; ſo dachte man, ich hätte irgend ein Sylbenmaaß aus einem alten Dichter entlehnt. Man ſchämte ſich zu bekennen, daß meine Verſe Gefühl und Ohren beleidigten, und man ſetzte ſogar Muſik dazu.

Ich bearbeitete auch mythologiſche Gegenſtände, beſchrieb, ohngeachtet ich ſelbſt nur ſchlechte Koſt aus der Garküche aß (Leipzig iſt ein theures Pflaſter) die Mahlzeiten der Götter, als wenn ich wöchentlich zweymal bey ihnen ſpeiſete, und wußte, durch die Erzählung von genoſſenen Paradiesvögeln mit Nectarſaucen, manchem hungrigen Schlucker das Maul wäßrich zu machen.

Kurz nachher gab ich ein altes Manuſcript heraus, welches ich in der Vorrede für ein ſchätzbares Ueberbleibſel von der kraftvollen Poeſie der alten deutſchen Dichter des mittlern Jahrhunderts gelten ließ, obgleich es nichts mehr und nichts weniger war, als ein verworfnes Buch, ſo ich bey einem Verwalter auf dem Lande erhaſcht hatte, und die Jugendverſuche ſeines Großvaters enthielt, welcher Schulmeiſter geweſen war, dieſe jämmerlichen Verſe aber zu Papier gebracht hatte, als er noch in Secunda gieng, von da ſie denn in die Spinnſtuben gekommen waren.

Hierauf kam die Reyhe an Idyllen. Ich ließ Schäfer reden, wie kein Schäfer je geredet hat, und wußte den Leuten eine ſo idealiſche Welt vorzumalen, daß ihnen die gegenwärtige unerträglich und ſie wiederum der Welt unnütz wurden. Dieſe Waare gieng aber ſchlecht ab. Sie wurde nebſt dem Briefwechſel zwiſchen Gleim und Jacobi kurz nach der Herausgabe um den halben Preis ausgebothen; ich warf mich alſo in ein anderes Fach, und ſchrieb Satyren. Zuerſt allgemeine, über den Verfall der Sitten und des

Geſchmacks, welches eigentlich darauf zielen ſollte, daß man meine Schriften nicht nach Würden ſchätzte. Ich fand alle neueren Werke (die meinigen ausgenommen) kalt und wäßrich, und ſchrieb einen Tractat: „Ueber Verkältung der Seele, und die daher „rührende Seelenkolik“ Aber niemand wollte dies Büchelchen kaufen. Deswegen fieng ich an, gegen die Fürſten Deutſchlands zu Felde zu ziehn. Da dieſe aber mit der Mutterſprache nicht recht fertig werden konnten; ſo laſen ſie mein Buch nicht, und mein Zweck, ſie zu beſſern, ſcheiterte.

Dieſer letzte unglückliche Verſuch ſchwächte ein wenig meinen Credit, und ich konnte beynahe keinen Verleger mehr finden, als auf einmal mein Kopf mir ein neues Hülfsmittel angab. Ich ſchrieb nemlich über die Freymaurerey. Meine Leſer werden vielleicht hier fragen, warum ich denn, bey Erzählung meiner Begebenheiten, von meiner Aufnahme in dieſen Orden Nachricht zu geben vergeſſen hätte? Nein, meine Herrn! vergeſſen habe ich das nicht; ich hätte Ihnen aber eine Lüge erzählen müſſen, wenn ich mich für einen Freymaurer ausgegeben hätte. Ich bin nie dazu aufgenommen, aber deswegen läßt ſich doch ſchon allerley darüber ſagen, beſonders wenn man in einer ſo guten Myſterienſchule geweſen iſt, als ich bey dem Herrn Roldmann in Regensburg. Der größte Theil der Bücher, die über den Orden erſcheinen, hat Leute zu Verfaſſern, die mit eben demſelben Rechte eine Beſchreibung von dem Hofe des Kaiſers von Marocco liefern könnten. Ich muß immer lächeln, wenn ich ſehe, daß ſo genannte Profane dumm genug ſind, Bücher über die Freymaurerey zu leſen. Denn, ſehen Sie nur! der, welcher würklich etwas von dem Geheimniſſe weiß, darf ja nicht reden, und wenn er redet; ſo ſagt er gewiß nur ein Mährchen, das er hinwirft, um des Publicums Aufmerkſamkeit von dem wahren Geſichtspuncte ab, auf Irrwege zu leiten. Wer aber nichts weiß, von dem kann man nichts lernen; Wenn ein ſolcher alſo ſchreibt; ſo geſchieht es, weil er Geld nöthig hat — Und das war auch mein Fall.

Ich ſchrieb ein großes Buch, mit einem Aufmerkſamkeit erregenden Titel, und allerley Kupferſtichen. Darinn entwickelte ich die ganze Geſchichte, den Zweck, und die Bedeutung der Hieroglyphen des Ordens. Ich bewies, daß die wahren Obern eigentlich im Oriente wohnten, und nannte Einen von ihnen, mit dem ich in Briefwechſel zu ſtehen vorgab; Er hieß mit dem Ordensnahmen Abracadremis. Seinen wahren weltlichen Nahmen aber erführe man erſt (meiner Ausſage nach) wenn er tod wäre. Den Urſprung des äuſſern Ordens ſetzte ich unter die Regierung Seiner Majeſtät des Königs Nimrod, und producierte ein von ihm der Loge in Babylon ertheiltes Privilegium. Was den Zweck betraf; ſo begnügte ich mich, zu erzählen, was er nicht ſey, und überließ den Leſern, wenn ſie ſich durch mein myſtiſches Gewäſche hindurchgearbeitet hätten, wieder bey der Frage anzufangen: welches nun eigentlich der Zweck des Ordens ſeyn mögte. Dabey verketzerte ich alle übrigen bekannten Secten der Freymaurer, und hatte die Frechheit von einem Manne, der kürzlich aus gewiſſen Gründen etwas über dieſen Gegenſtand geſchrieben hatte, gradehin zu behaupten, er ſey gar nicht Freymaurer. Sodann zeigte ich den Zuſammenhang zwiſchen den alten und neuen Myſterien, und bewies durch Kupferſtiche, daß man ſchon lange vor Chriſti Geburth Triangel mit drey Ecken gezeichnet, und nachdem ich dargethan, daß die alten philoſophiſchen Schulen ähnliche Hieroglyphen gehabt hätten; ſo zog ich daraus die Folgerung — nicht, daß von den Freymaurern daher die verſchiedenen Bilder entlehnt, ſondern, im Gegentheil, daß jene Philoſophen Freymaurer geweſen wären — Mit Einem Worte! es war ein herrliches Buch, voll Weisheit, welches ich ſchrieb. In dem Anhange lieferte ich ein Recept, wie man aus Menſchenblut, Brodrinden und Weintrauben Gold machen könne.

Kaum war mein Werkgen erſchienen, von dem Verleger gut bezahlt, und von dem Publico brav gekauft, als von allen Ecken her Freymaurer zu mir kamen, um ſich nähere Erläuterungen über meine verſteckten Winke auszubitten. Aber wer da geheimnißvoll that, das war ich. Vielleicht hätte ich indeſſen Vortheil davon ziehen können, und mich zum Haupt einer neuen Secte aufwerfen, wenn ich nicht gefürchtet hätte, meine Geſchichte mit dem Apotheker mögte, bey genauerer Nachforſchung ruchtbar werden. Alſo gab ich dies Fach ganz auf.

Unterdeſſen bath mich ein Buchhändler aus Halle, etwas zu ſchreiben, das confiſcirt werden könnte. Desfalls gab ich Scenen aus Davids Geſchichte, theatraliſch bearbeitet, heraus — Allein zu meinem Unglücke machten dieſe Blätter gar kein Aufſehn, worauf ich dann Zweifel gegen die Aechtheit der Evangeliſten drucken ließ. Dies veranlaßte einen gewaltigen Streit unter einem Paar Predigern, wovon der Eine dem Andern vorwarf, er habe durch ſeine heterodoxen Predigten Gelegenheit zu meinen gefährlichen Sätzen gegeben (obgleich ich nie in ſeine Kirche gieng). Während nun dieſe beyden ehrwürdigen Männer ſich vor der Welt ſchimpften und preisgaben, wurde mein Buch, als der Stein des Anſtoßes, fleiſſig mitgekauft.

Bald nachher fieng ich an Schriften über die Reformation der Mönchsorden herauszugeben. Ich ſuchte darinn zu beweiſen, daß die Domſtifter eigentlich das wären, mit deren Einziehung man den Anfang machen müßte. „Ein armer unſchädlicher Mönch“ ſagte ich „lebt ſtill, niemand zur Laſt, von „ſo wenig Gelde, da indeß ein Domherr, „in Wollüſten erſäuft, jährlich ſo viel verpraßt, als vielleicht der Unterhalt eines „ganzen Kloſters beträgt. Sagt man, daß „die große Anzahl der Mönche dem Staate „nicht nützen; ſo antworte ich: wenn man „das Heer von Advocaten, Räthen, Hofleuten, Officieren u. ſ. f. ausmuſtern wollte,

„wie viel würden übrigbleiben, die dem
„gemeinen Weſen wahrhaftig Vortheil brin-
„gen? Das gebe ich gern zu“ fuhr ich fort
„daß unerhörte Misbräuche bey der Verfaſ-
„ſung der Klöſter eingeſchlichen ſind; Aber
„muß man desfalls das Ganze zerſtören?
„Wie herrlich, wenn die Klöſter Zufluchts-
„örter wären, in welchen der Mann, der
„den Frühling und Sommer ſeiner Jahre
„dem Staate treu und nützlich gewidmet
„hätte, am Ende ſeiner Laufbahn ausruhen
„könnte von ſeiner Arbeit, ſich den Wiſſen-
„ſchaften widmen, die Reſultate ſeiner Er-
„fahrungen ſammlen, der Welt mittheilen,
„die Jugend bilden, ohne Nahrungsſorgen,
„heiter und friedevoll leben und ſterben,
„Troſt und Rath um ſich her verbreiten“ —
Ich ſagte viel ſchöne Sachen über dieſen Gegenſtand, ſo wie über die gewiſſenhafte gemeinnützige Verwendung des jetzt eingezogenen Privateigenthums, der Kloſtergüter. Faſt glaube ich, dies war das beſte meiner Werke, und doch, weiß der Himmel warum! fand es ſehr wenig Beyfall.

Noch ein Verſuch dieſer Art lief eben ſo unglücklich ab. Es wurde nemlich aus einem benachbarten Lande von dem Fürſten ein Preis demjenigen ausgeſetzt, welcher die beſte Schrift über die Frage einliefern würde: „Wie man es anzufangen habe, der einreiſſenden Betteley Einhalt zu thun?“ Da machte ich mich nun an das Werk, ſchrieb, und that Vorſchläge. Ich behauptete: Betteley käme von Müſſiggang und Luxus, und Müſſiggang und Luxus müßten nicht theoretiſch ſondern practiſch bekämpft werden. Was hülfe alles Raiſonnieren darüber? Am Hofe, von woher die Corruption ſich in das Land ausbreitete, müſſe der Fürſt ein Beyſpiel von Thätigkeit und Mäßigkeit geben, nicht, umringt von leeren ſchalen Köpfen, beſchäftigt mit unnützen Kleinigkeiten, ſorglos ſich in Ueppigkeit und Faulheit herumwälzen, nicht den Erwerb einer ganzen Familie, als ein unwürdiger Praſſer, mit Einem Biſſen in das Maul ſtecken. Er müſſe Gelegenheit geben, daß jeder fleiſſige Mann in ſeinem Lande Brod und Freyheit finden könne, und wenn er durch ſein eigenes Beyſpiel den Müſſiggang in Verachtung brächte, folglich Würkſamkeit und Fleiß hier in allen Ständen zu Hauſe wären; ſo würden auch nicht ſo viel ausländiſche Faullenzer in das Land ziehen, noch ihren Unterhalt in einer Provinz ſuchen, wo die Zucht- und Arbeitshäuſer den gemeinen Pöbel, und die allgemeine Verachtung den vornehmen Müſſiggänger abſchrecken würden, dem Staate zur Laſt zu fallen.

Sie können Sichs leicht einbilden, meine Herrn und Damen! daß ich mit dieſer Schrift den gehofften Preis nicht erlangte; Aber was ärger als das war, mein ſchriftſtelleriſcher Ruf ſank immer tiefer. Wenn ich mich nur von weitem her in den Straßen, wo Buchhändler wohnten, blicken ließ; ſo ſahen ſie mir, wenn ſie eben vor der Thür ſtanden, ſchon nach den Taſchen, ob ich etwa einige funfzig Bogen Manuſcript bey mir haben mögte; und wenn ich dann in den Laden trat; ſo lächelten ſie mir ſpöttiſch mitleidig entgegen, winkten ſich unter einander, deuteten auf mich, wieſen mich an einen andern Glaubensgenoſſen, weil ſie eben mit Arbeit überladen wären, und ich fieng an vorauszuſehn, daß in Leipzig nichts mehr für mich zu thun ſeyn würde. Um jedoch mit meinem Pfunde unter der Hand noch zu wuchern; ſo ſchrieb ich kleine elende Romane, die mir ein Chorſchüler, gegen eine Erkenntlichkeit, für ſeine Arbeit verkaufen mußte. Da bekam ich für den Bogen zwey Gulden, wenn es auch noch ſo elendes Zeug war, und da ich täglich wenigſtens anderthalb Bogen von dergleichen Waare ſchreiben konnte; ſo lebte ich doch ganz gut dabey. Ich verſtellte dann meinen Styl, und mußte mich oft ſelbſt wundern, wie es möglich war, daß ſolches Gewäſche gekauft werden konnte. Zum Beweiſe ſchreibe ich nur den Anfang eines Romans ab, den ich in vier Bänden herausgab, und welchem ich den Titel gegeben hatte: „Anne Marie, oder Beyträge zur „Aufklärung der Liebe, in einer rührenden „Geſchichte“ Hören Sie nur!

„Ein unverheyratheter Cavalier von Me-
„riten gieng einſtmals mit einer ſcharmanten
„Frauensperſon, gleichfalls von guter Fa-
„milie, in einem anmuthigen Garten pro-
„menieren. Die liebe Morgenröthe war,
„wie die heidniſchen Poeten fälſchlicherweiſe
„vorgeben, ſchon zu ihrem alten Gemahl in
„das Ehebette zurückgekehrt, und die wohl-
„beſchnittenen Hecken und Taxuspyramiden,
„zwiſchen denen dies adeliche Paar ſpazieren
„gieng, warfen längere Schatten auf die
„Erde, als der Cavalier folgendergeſtalt
„ſeine Anrede an die Dame begann, indem
„er ſprach: Meine ſchöne gnädige Frölen!
„Es kann Ihnen nicht verborgen geblieben
„ſeyn, von welchen Sentiments mein Herz
„ſeit langer Zeit für Sie erfüllt iſt, und
„wie gleichſam das Licht Ihrer hellen Augen
„mein Herz in Feuer und Flamme geſetzt
„hat. Der Cavalier wollte noch fortfahren,
„dieſe ſeine verliebte Anrede zu proſequiren,
„als plötzlich ſich in dem nahegelegenen
„Orangeriehauſe ein gräßliches Geheule hö-
„ren ließ. Der Cavalier und die Dame

„erſchracken heftiglich, und kamen, wie der „Franzoſe zu ſagen pflegt, ganz auſſer ſich. „Aber wie groß war ihre Verwunderung, „als auf einmal ein junger Officier von guter „Leibesgeſtalt mit bloßem Säbel aus dem „Hauſe hervorſprang!“ — Doch genug zur Probe! Alle dieſe Erbärmlichkeiten wurden indeſſen, zugleich mit Emilie Sommer, Carl von Hellberg, Ludwig Freudenthal und andern Meiſterſtücken dieſer Art, friſch weggeleſen, und ich trank wahrlich kein Waſſer dabey.

Wie ſich aber auch das größte Genie am Ende erſchöpft, ſo wußte ich zuletzt, ſo wahr ich lebe! nichts neues mehr zu Papier zu bringen, welche Armuth mich dann zu der Verzweiflung brachte, nunmehro meine opera omnia herauszugeben. Allein in Leipzig war dazu keine Hofnung. Weil ich mich indeſſen vortreflich bey Caſſa befand; ſo entſchloß ich mich nach Hamburg zu reiſen, um dort mit einem Buchhändler einen leidlichen Accord zu treffen —

„So lebe denn wohl, undankbares Leipzig! „unbequemer Muſenſitz! ſtiefmütterliches Dichterland! — Am Ufer der Elbe „giebt es auch noch Menſchen, die Talente „und Verdienſte zu ſchätzen wiſſen. Ich eile „weg von Dir.“ So ſprach ich, und reiſete ab.

Zwölftes Capittel.

Wie es Petern unterwegens bis Hamburg geht, und welche alte Bekannten er antrift.

So wenig ich jetzt eigentlich von Mangel gedrückt wurde; ſo hatte ich doch aus Erfahrung gelernt, auch in guten Tagen ſparſam mit meinem Gelde Rath zu halten; alſo fuhr ich ſehr beſcheiden mit dem gewöhnlichen Poſtwagen. Es war eine ganz angenehme Reiſe. Ich lernte allerley Menſchen kennen, und blieb hin und wieder in einer Stadt von einem Poſttage zum andern liegen, um das Merkwürdigſte in Augenſchein zu nehmen. Als ich nun aus eben dieſer Abſicht mich ein paar Tage in Gotha verweilte, und daſelbſt im Mohren in der Vorſtadt an der Wirthstafel ſpeiſete, trat ein Mann mit einer Violine, begleitet von einem alten Weibe mit der Zitter, in den Saal. Sie ſangen herzbrechende Lieder, und zu den Ritornellos wußte der Violiniſt mit dem

Munde die Waldhornſtimme nachzuahmen, ſo natürlich und noch natürlicher, als der Ritter Eſſer. Ich ſah dieſe Leute mit einiger Aufmerkſamkeit an; ſie betrachteten mich wiederum nicht ohne dunkle Ahndung — Wir meinten, wir müßten einander irgendwo geſehn haben, und wir irrten nicht. Aber kaum hatte ich ſie recht erkannt, als ich mich wohl hütete, mich näher zu entdecken. Wer glauben Sie nun, meine Herren! wer dies Pärchen war? Niemand anders als der Herr Chirurgus Haber mit meiner ehemals vielgeliebten Jungfer Nagelborn. Ich kann nicht ſagen, daß ſich dieſe würdigen Leute im geringſten verändert hätten, auſſer daß beyde etwas kupfrich ausſahn, welches vielleicht daher rühren mogte, daß ſie zuweilen ein Gläsgen doppelten Kümmel mehr nahmen, als andre Leute, die keine Muſici ſind, zu thun pflegen. Cantores amant humores, ſagt, glaube ich, irgend ein Kirchenvater, und das iſt ſehr richtig und wohl geſagt. Was mich betrifft; ſo hatte ich mich in zwanzig Jahren freylich ſo umgebildet, daß, ſobald ich meine ihnen anfangs auffallend geweſene Aufmerkſamkeit von ihnen ablenkte, ſie weiter nicht daran dachten, daß ihr ehemaliger Mitgenoſſe itzt ſo nahe bey ihnen ſitzen könnte; Und, wie geſagt, ich fühlte keinen Beruf, mich ihnen zu erkennen zu geben. Weil ich jedoch neugierig war, etwas von ihrer Geſchichte zu erfahren; ſo ſtimmte ich einen unter den Gäſten, ihnen dieſe Erzählung abzufragen: „Es mögte doch intereſſant ſeyn“ fügte ich hinzu „zu erfahren, „auf welche Art dergleichen Leute an ein ſo „elendes Handwerk geriethen.“ Dieſer Wunſch wurde erfüllt, und Herr Habes fieng an folgendes zu erzählen:

„Ich war Gerichtschirurgus bey einer „adelichen Dame im Hannöverſchen, und „dieſe meine Ehefrau, ſo zu ſagen, war „Kammerjungfer bey derſelben. Wir liebten „beyde ſehr die Muſik, und vergnügten uns „zuweilen damit, kleine Concerte, ſo zu „ſagen, zu halten, in denen auch ein junger „Purſche, ein böſer Junge, ich verſichre Sie,

„dem ich aus bloßer Güte einige Information „auf der Violine gab, mitzuſpielen „pflegte. Dieſer Knabe war aber ein verteufelt „liederlicher Vogel, ſo zu ſagen, und „wurde von unſrer gnädigen Frau fortgejagt, „worauf er in * * * Dienſte trat „und, dem Verlauten nach, deſertirt ſeyn „ſoll. Inzwiſchen hatte dieſe meine jetzige „Ehefrau bey ſolcher Gelegenheit ſo viel Geſchmack „an unſern Concerten gefunden, daß „ſie mich bath, ihr auch einigen Unterricht, „ſowohl in Vocal- als Inſtrumentalmuſik zu „geben. Ich fand mich ziemlich bereit dazu, „aber, wie es zu gehn pflegt, Hercules, oder „wie der heidniſche Liebesgott heißt, ſpielte „uns einen Streich. Ihro Gnaden wollen „erlauben, man hat denn auch Fleiſch und „Blut — — Kurz! meine dermalige Eheliebſte „befand ſich bald in geſegneten Umſtänden. „Das Ding ſchien gefährlich, „obgleich naturalia non ſunt turpis — Die „gnädige Frau war, ich kanns wohl ſagen, „ein bißgen zu punctillös in dergleichen Affairen. „Zwar hatte man, mit allem Reſpect

„gegen hohe Standesperſonen zu erwähnen,
„den Herrn Vetter, in * * * Dienſten
„einmal mit der Dame ſo allein angetroffen
„— — Meine Frau kam ohnerwartet
„ins Zimmer. Nun! ich ſchlieſſe gern meinen
„Mund — exempel ſunt odioſel —
„Aber was wollte ich doch ſagen? Die gnädige
„Frau nahm die Sache zu hoch; Sie
„merkte es bald, als meine Eheliebſte ſo zu
„ſagen ſchwanger war — Wie es denn geht,
„die Domeſtiken ſchweigen nicht — Gleich
„hieß es: marſch! zum Hauſe hinaus! und
„damit, was war nun zu thun? Sie nahm
„aber einen tüchtigen Heller Geld mit —
„In allen Ehren, verſteht ſich — Nun lebten
„wir denn ſo im Dorfe, und ich trieb
„meine Kunſt fort, aber die Frau von Lathauſen
„that uns allen Dampf an. Sie
„brachte von uns aus, wir wären beyde verſoffene
„Leute, und ich verſtünde nichts von
„der Chirurgie. Denken Ihro Gnaden an,
„welche Bosheit! Nun! wir ſind Alle Menſchen;
„Man trinkt, wenn man Durſt hat,
„ſo zu ſagen, und was die Kunſt betrifft;

„ſo pflegt man zu reden: ars longus, vita
„breva. Es war am Ende nicht mehr aus-
„zuhalten. Wir kamen ſehr zurück, und
„mußten endlich fort. Da kam ich denn auf
„den Einfall, alſo auf Reiſen, ſo zu ſagen,
„zu gehn. Unterdeſſen iſt der gnädigen Frau
„ihr Recht geſchehn, Gott behüte! Sie iſt
„elendiglich geſtorben; die Leute ſprechen an
„Krämpfen, aber wer weiß was das für
„Krämpfe geweſen ſind! Wir ziehen denn ſo
„herum, und ich kann Ihro Gnaden verſi-
„chern, in Heſſen, da haben wir was Recht-
„liches verdient. Viel Geld haben die Leute
„da nicht, aber dagegen verſtehen ſie auch
„nichts von Muſik, und wir, obgleich wir
„nicht ſo ganz vortreflich ſpielen, wie des
„Grafen von Werthheim ſeine Muſicanten,
„(ich bin daher gebürtig) fanden doch aller
„Orten applauſum. Hier in Sachſen will
„es nicht recht gehn; Der Henker weiß, die
„Leute haben Ohren wie Poſtpapier ſo fein.
„Aber was wollte ich doch ſagen?“ „Laß
„Er es nur gut ſeyn, theurer Herr Haber!“
fiel ich ihm hier ins Wort, laß Er es gut

„ſeyn! Er ſpielt gut, recht gut, und erzählt „noch beſſer; Aber wir wollen doch den Reſt „Seiner Geſchichte lieber auf ein andermal „verſparen." Wir gaben alſo dem holden Paare etwas Geld, und ich war froh unerkannt loszukommen.

In Caſſell logierte ich im Poſthauſe am Königsplatze. In dem Zimmer neben mir an war ein alter fremder Geheimerrath abgetreten. Die Stadt gefiel mir ſo gut, daß ich acht Tage dort blieb. Wenn ich nun des Abends zu Hauſe kam; ſo hörte ich meinen Nachbar immer ſehr laut, und das zuweilen bis Mitternacht, reden, ohne daß ich gewahr wurde, daß ihm jemand geantwortet hätte. Da mir dies ein ſonderbarer Umſtand ſchien; ſo erkundigte ich mich eines Tages bey Tiſch nach den genauern Umſtänden dieſes Geheimenraths, und erfuhr dann durch einen Hofjunker, der eben auch an der Wirthstafel ſpeiſete, folgendes:

„Der Herr von Erbſchall iſt ein herzlich „guter Mann, hat aber die Schwachheit, „immer allein reden zu wollen. Er hat eine

„kleine Anzahl Hiſtörchen im Vorrathe, die „er während ſeiner Kriegsdienſtjahre geſammlet hat, und welche alle ſich damit anfangen:“ „„Als ich in Schleſien bey der Armee war, „„da hatte ich einen Wachtmeiſter, das „„war ein verfluchter Kerl““ u. ſ. f. „Dieſer verfluchte Kerl, dieſer Wachtmeiſter „hat denn ſo viel närriſche Streiche in ſeinem „Leben gemacht, daß man unter zwey Stunden nicht fertig wird, wenn der gute Geheimerath jemand in die Ecke klemmt, um „ihn mit ſeinen Erzählungen in Transpiration zu ſetzen. Allein man kennt ihn, und „wenn er bey Hof kömmt; (Er iſt ſeit drey „Wochen als Fremder hier) ſo geht man „ihm aus dem Wege, oder ſucht wenigſtens „den Rücken frey zu haben. Weil dieſe Zurückhaltung ihm nun einen unleidlichen „Zwang auflegt; ſo erholt er ſich des Abends, „wenn er zu Hauſe kömmt, und fängt an „ſeinem Bedienten vorzuerzählen:“ „„Hört „„einmal, Chriſtian! dabey fällt mir ein, „„als ich noch in Schleſien bey der Armee““ u. ſ. f. „Der Geduldigſte wird es müde,

„bey einem ſolchen Herrn Bedienter zu ſeyn,
„und jeden Abend, ſtehendes Fußes, bis
„Mitternacht zu Boden erzählt zu werden.
„Alſo bleiben auch ſelten die Laquaien länger
„als ein halbes Jahr bey ihm. Glücklicherweiſe
„aber hat er itzt einen ſtocktauben
„Menſchen bekommen, der mit der größten
„Gleichgültigkeit jedes Hiſtörchen anhört.
„Seit zwey Monathen iſt er bey ihm in
„Dienſten, und da der Geheimerath nichts
„weniger als Antwort und Unterbrechung
„bey ſeinem Vortrage verlangt; ſo paſſen
„ſich dieſe Leute ſehr gut zuſammen; Der
„Herr von Erbſchall merkt gar nicht, daß
„ſein Chriſtian taub iſt, und was er ſonſt
„ſeinem Reiſecoffer erzählen müßte, erzählt
„er nun ſeinem ohrenfeſten Bedienten.“ —
Was es für Menſchen in der Welt giebt!

Von Caſſell aus gieng ich über Braunſchweig. Eine Erinnerung an die Lebensart, die ich einſt in dieſer Stadt geführt hatte, wie meine Leſer wiſſen, erregte allerley Empfindungen in meiner Seele. Ich ſah wieder den Gaſthof zum goldenen Engel, wo wir ſo manche Stunde, bey nicht ſehr edlen Beſchäftigungen hingebracht hatten. Ich ſah die Roſe und noch mehr Gegenſtände dieſer Art, und bekenne es, ich war in Verlegenheit, wenn ich mich ſelbſt fragte: „Biſt Du „wohl jetzt beſſer, obgleich Deine gegenwär„tigen Umſtände Dich nicht nöthigen, ſo „niederträchtig als damals zu handeln?“ Dann wußte ich nicht recht, was ich mir antworten ſollte. Man handelt, ſo wahr ich Peter Claus heiſſe! mit einem gefüllten Beutel ganz anders als mit einem leeren, und raiſonnirt, wenn man allein ſich ſelbſt überlaſſen iſt, ganz anders, als wenn man in einer Geſellſchaft liederlicher junger Leute herumſchwärmt. Nun kamen wohl eigentlich die Jahre bey mir heran, wo man nicht mehr ſo leichtſinnig über die Folgen ſeiner Handlungen hinwegzudenken pflegt. Ich glaube auch, wenn ich damals auf einmal in irgend einen anſehnlichen Poſten wäre verpflanzt worden, wo, bey gutem Gehalte, die Augen der Leute auf mich geheftet geweſen wären; ſo hätte ich für einen gar angeſehenen, artigen, beſcheidenen Mann gelten können. Aber ich war durch meine ſonderbare Lage wie es ſchien zum Abentheurer beſtimmt, und da hat denn das Aventurierweſen etwas ſo Anziehendes, daß man mit dem Strohme des Zufalls fortſchwimmt, ohne weiter an die künftigen Zeiten zu denken. Daher verſchwanden denn auch die ernſthaften Gedanken über mein ehemals in Braunſchweig geführtes Leben, über Haudritzens Schickſal, über Reyerbergs und des Mannes im grauen Rocke, des Herrn Bricks, Begebenheiten, und über meine Liebesintrigue mit der würdigen Contezza di Tondini, bald aus meinem Gedächtniſſe.

Es war übrigens ſonderbar, daß Braunſchweig grade der Ort ſeyn ſollte, wo mir immer höchſtunerwartete Begebenheiten aufſtießen. Ich war würklich diesmal nur auf ein paar Tage als ein Durchreiſender hier, gieng zuweilen durch die Gaſſen, beſuchte die Kaffeehäuſer, das Schauſpiel, und wollte ſchon eines Morgens weiter reiſen, als ich des Abends vorher auf dem Burgplatze einen alten Bekannten aus Leipzig, auch von der Autorzunft, antraf. Es regnete ſtark; Er hatte einen ſeidenen Schirm, und ich trug meinen weiſſen Mantel. Wir ſchienen beyde gleich betroffen über dieſe unerwartete Zuſammenkunft. „Nun, in aller Welt!“ rief er aus „wie treffen wir uns denn hier an?“ Erläuterungen von beyden Seiten folgten hierauf, und dann war die Rede von unſern unſterblichen Schriften. Es regnete immer noch fort; aber wenn zwey Schriftſteller zuſammen in ein gelehrtes Geſpräch gerathen, dann mögen alle Elemente um ſie her kämpfen, ſie ſind taub dafür. Bald hieß es: „Haben Sie mein letztes Schauſpiel geleſen?“ bald: „Hören Sie einmal dieſe Idylle, „welche ich kürzlich gemacht habe“ u. ſ. f.

In dem Feuer unſres Geſprächs hatte ich nur obenhin bemerkt, daß nicht weit von uns, an der Burgkirche her, ein Mann ungeduldig auf und abſchritt. Er war ohngeſehr ſo angezogen als ich, und ſo oft er auf ſeinem Wege umkehrte, und uns noch da ſtehn ſah, ſo oft murmelte er etwas in den Bart. Dieſes erinnerte ich mich nachher erſt recht genau, als die Begebenheit vorbey war. Mein Dichterling hatte indeß eine ſo große Menge neuer Sinngedichte bey ſich, die er eins nach dem andern hervorzog, und unter ſeinem Regenſchirm, bey dem Schein einer Laterne am Mußhofe las, (aber er wußte ſeine Werke auch ziemlich aus dem Gedächtniſſe herzuſagen) daß der Mann, von welchem ich eben geredet habe, und der vermuthlich da allein ſeyn wollte, endlich die Geduld verlohr, und fortgieng. Er hatte kaum den Platz verlaſſen, als eine ältliche Dienſtmagd von der Brücke her gelaufen kam, und wie ſie mich da im Mantel ſtehen ſah, mich vermuthlich für jenen Mann halten mogte, folglich grade auf mich zugieng, ſobald ſie aber fand, daß ich nicht allein war, etwa zehn Schritte von mir ſtehen blieb, und ein Zeichen durch Huſten und Winken gab, daß ich doch kommen mögte. Mein Schriftſteller war eben in der Mitte einer Romanze, in welcher er die Mordgeſchichte von einer Frau beſung, die, nachdem ihr Mann ſie übel behandelt und ins Grab hinein geärgert hatte, nach dem Tode, mit den Geiſtern von ſechs andern Weibern, Alle auf Katzenſeelen reitend, zurückkam, um ihrem geweſenen Gatten die Augen auszukratzen. Es war rührend zu hören, obgleich damals ſchon der Regen, wie ich es fühlen konnte, bis auf mein Camiſol gedrungen war. Die Dichter haben, wie bekannt, eine große Verehrung für Liebeshändel. Als daher mein Freund ſah, daß ein Frauenzimmer mir zuwinkte, brach er plötzlich, mitten in der intereſſanteſten Stelle ſeiner Romanze ab, ſteckte ſein Manuſcript bey ſich, und ſagte leiſe zu mir: „Ich ſehe, Sie haben beſtellte Arbeit — „Ich will Sie nicht ſtöhren — Gutes Glück, „mein Freund! Morgen, ehe Sie abfahren, „beſuche ich Sie auf einen Augenblick, und „leſe Ihnen den Reſt vor“ — Damit eilte er ab.

Ich war eben nicht böſe darüber, daß, obgleich ich mir wohl bewußt war, daß das Frauenzimmer mich für einen Andern anſah, dieſer Irrthum mich dennoch von dem beſchwerlichen Vorleſer befreyete. Allein, was noch mehr iſt, ich gerieth auf den Einfall, mich für die gehabte Langeweile dadurch zu entſchädigen, daß ich es verſuchen wollte, dies Abentheuer weiter zu treiben. Daher verhüllte ich mein Geſicht in den Mantel, und erwartete, was die Magd mir vortragen würde. Dieſe kam nun augenblicklich auf mich zu: „O Jemine! nehmen Sie es „doch ja nicht übel, lieber Herr röſer!“ ſagte ſie „daß wir Sie ſo lange haben warten laſſen! Meine Madam hat ohnmöglich „eher abkommen können. Der Herr iſt eben „erſt ausgegangen, wird aber auch nun vor „Mitternacht nicht zu Hauſe kommen. Sie „ſind gewiß bis aufs Hemde naß. Aber es „ſchadet nichts. Sie ſollen Sich gleich ausziehen, und unſres Herrn Schlafrock anthun, indeß ich Ihre Kleider trocknen will.“ Während ſie ſo ſprach, und mich weiter nicht zu Worte kommen ließ, gieng ſie vor mir her, und ich folgte ihr.

Wir waren einige Straßen durchgegangen, als meine Führerinn bey einem hübſchen Hauſe ſtehen blieb, die Thür leiſe öfnete, mir dann einen Wink gab, daß ich folgen ſollte, und als ich dies gethan, mich linker Hand in ein Kämmerchen hinten hinaus, unten an der Erde führte, worauf ſie die Thür hinter mir verſchloß, nachdem ſie mir zugeflüſtert hatte: „Ich komme gleich wieder.“ Ein paar Minuten nachher erſchien ſie wieder, und ſagte: „Hier iſt der Schlafrock, ein Camiſol, und eine Mütze! Jetzt „machen Sie Sich commode! Meine Madam „wird gleich kommen, und Licht bringen. „Ich will vor der Hausthür Achtung geben.“ „Nun das geht gut, Peter!“ ſagte ich zu mir ſelbſt, als ich mich wieder allein befand, „Friſch an das Werk! Du biſt naß, ziehe „Dich herzhaft aus! Wirf Dich in dieſen „Schlafrock! Wann auch die Schöne auf „einen Andern wartet, was thut es? Der

„Andre iſt nicht da; der Mann kömmt vor Mitternacht nicht wieder, und Du biſt einmal hier — Friſch daran!“ Hierauf warf ich meinen Mantel ab, zog meinen naſſen Rock aus, und griff im Dunkeln nach dem mir beſtimmten Schlafrock. Kaum hatte ich mich in des würdigen Ehegatten Nachtgeſchirr geworfen, als die Thür der Kammer ſich öfnete, und eine ſchöne junge Frau, mit einem Wachslichte in der Hand hereintrat. Sie wollte mit ofnen Armen mir entgegen eilen, und ich kam ihr zuvor, als, ſobald ſie mein Geſicht erblickte, ſie einen lauten Schrey that, den Leuchter fallen ließ, wieder zur Thür hinausfliehen wollte, aber über einen Stuhl, der hinter ihr ſtand, ſtolperte und auf die Erde fiel. Zu gleicher Zeit entſtand drauſſen ein noch größerer Lerm. „Ihr wollt mich zum Narren haben“ rief eine Mannsſtimme „Ich habe über eine Stunde lang im Platzregen bey der Burgkirche gewartet, aber da war keine Catharine zu ſehen noch zu hören.“ „Um des Himmels willen“ erwiederte die Magd „Sind Sie

„der böſe Feind, oder ſind Sie zweymal in „der Welt? Dort in der Kammer iſt ſchon „ein Herr, den ich“ — „Was, ein Andrer“ ſchrie darauf die männliche Stimme, „Warte, „Du Betrügerinn!“ — Und damit brach er mit Gewalt in das Kämmerlein, in welchem eben die Dame ſich von der Erde aufgerafft hatte — Die Magd folgte, aber wir hatten kein Licht, und niemand hatte Luſt, eines zu holen. Herr Löſer nicht, weil er fürchtete, ſein vermeinter Nebenbuhler mögte ihm entwiſchen, auch hätte er nicht leicht im Hauſe Licht ſchaffen können, und wir Andern hatten gute Gründe, um dieſe Geſchichte nicht aufgeklärt ſehen zu wollen. Es gab alſo ein lautes Geſpräch durcheinander, in welchem jeder ſeine Sache auf der beſten Seite vorſtellte (wie in einem Final Quartetto am Ende eines Opera Buffa-Acts) als auf einmal ein fünfter Mann mit einer Laterne dazukam, der uns Allen nichts weniger als willkommen war, und dieſer fünfte Mann war, wie ich aus der zärtlichen Anrede merkte, mit welcher er uns empfieng, niemand anders, als der theure Ehegemahl und Hausherr. Vermuthlich hatte er etwas zu Hauſe vergeſſen, oder vielleicht auch ſeine Frau überraſchen wollen — Kurz! er kam unerwartet, und als er in das Haus getreten war, und wahrſcheinlich ſich hatte von einer fremden Magd leuchten laſſen (denn es ſtand ein ſolches Geſchöpf vor der Thür, als ich mich nachher empfohl) war ihm der heterodoxe Lerm im Hinterſtübchen ſo verdächtig vorgekommen, daß er im Eifer ſeiner Begleiterinn die Laterne aus der Hand genommen hatte, womit er denn zu uns eindrang.

Ich wußte nun wahrlich nicht, wie ich mich bey dieſem Handel betragen ſollte. Ludwig Reyerberg wäre ſtehngeblieben, und hätte ſich der armen Frau angenommen, aber Peter Claus war kein ſo gutherziger Narr. Ich hatte Gegenwart des Geiſtes genug, einzuſehen, daß ich, in Betracht meines nächtlichen Anzugs, bey dieſer Scene die gefährlichſte Rolle ſpielen würde. Sobald daher die Laterne erſchien, hatte ich mich weislich hinter ein Bette verſteckt, das nahe bey der Thür ſtand, und als die beyden Herrn ſich tapfer ſchimpften, indeß Alle zugleich riefen, die Weiber aber heulten und bathen, fuhr ich, wie ein deus ex machina hinter dem Bette hervor, riß dem Manne die Laterne aus der Hand, und indem der gute Herr an nichts weniger dachte, als daß noch ein Kobolt erſcheinen würde, gerieth er in ein ſolches Schrecken, daß er wie verſteinert da ſtand, und mir Zeit ließ in ſeinem Schlafrocke zum Hauſe hinaus zu entwiſchen, denn glücklicherweiſe hatte er den Eingang nicht verſchloſſen.

Kaum war ich auf der Gaſſe; ſo lief ich, als wenn mir der Kopf brennte, bis ich meinen Gaſthof erreichte, woſelbſt mich der Hausknecht nicht ohne die größte Verwunderung in meinem ſonderbaren Aufzuge ankommen ſah. Ich ließ mich aber hier auf keine Erläuterungen ein, ſondern ſchlich auf mein Zimmer, wohin ich mir ein paar Scheiben Butterbrod und eine Flaſche Wein bringen ließ. Wie ich nun ſo allein da ſaß, da wußte ich wahrlich nicht recht, ob die ganze Geſchichte ein Traum, oder eine wahre Begebenheit geweſen. Endlich konnte ich mich nicht enthalten, recht herzlich über den ganzen Vorfall zu lachen. Ich war einer derben Prügelſuppe von zwey Seiten glücklich entwiſcht, und wenn der rothe wollene Schlafrock mit gelben Streifen freylich nicht ſo viel werth war, als Mantel und Rock; ſo war doch der Spaß unſchätzbar; auch überließ ich mich ganz meiner luſtigen Laune, und ſah nur die lächerliche Seite von der Sache. So oft mir bey meinem Abendbrode der Gedanke einfiel, was nun wohl weiter aus den Leuten geworden ſeyn, und welche Verwirrung nach meiner Entweichung mögte geherrſcht haben; ſo oft konnte ich mich nicht enthalten laut auszulachen.

Dies war ein zu ſchöner Gegenſtand zu einer Romanze, als daß ich nicht das ganze Hiſtörchen hätte meinem Dichterlinge erzählen ſollen, welcher des folgenden Morgens früh zu mir kam, und mich mit ſeinen Verſen bis auf den Poſtwagen hinauflas, worauf ich abfuhr, und nach Hamburg zu eilte.

Dreyzehntes Capittel.

Wie es in Hamburg mit der Ausgabe der Operum omnium geht.

„Der Schlafrock iſt doch nicht übel!“ ſagte ich zu mir ſelbſt, und ſahe dabey auf die gelben Streifen hinunter, als ich des Abends in Hamburg ankam, und mich auskleidete, um von den Ermüdungen der Reiſe auszuruhn. „Der Schlafrock iſt doch wahrlich ſo übel nicht. Zwar iſt der Stoff nicht „nach der neueſten Mode, aber das Ding „hält doch warm, und wenn ich auch erſt „werde meine opera omnia herausgegeben, „und des Geldes die Fülle haben; ſo will „ich doch dieſen Schlafrock nicht verſtoßen — „Nein! ich will ihn zum Andenken an den „herrlichen Spaß aufheben — Er hat auch „Taſchen“ ſagte ich weiter und griff in eine derſelben. Aber was für Augen machte ich, als — Doch ich muß erſt, bevor ich dieſe höchſt unerwartete Begebenheit erzähle, meine

Leſer wieder zurückführen, und Sie bitten, einen Blick auf den Zuſtand meiner Finanzen zu werfen.

Die Gewohnheit, meine unreifen literariſchen Arbeiten, wie warme Semmel, friſch weg verkaufen zu können, es ſey auch um einen ſchimpflichen Preis oder nicht, hatte mich anfangs ſo ſicher gemacht, daß ich nicht lange im Voraus ſorgte, ſondern wenn ich den letzten Conventionsthaler wechſeln ließ, gewöhnlich ein Heft Papier zuſammennähete, und einen Roman anfieng, wovon ich das Titelblatt offenließ, bis mir während des Schreibens der Gedanke einkam, wovon das Buch eigentlich handeln ſollte. Doch erinnere ich mich, meinen Leſern geſagt zu haben, daß ich zuletzt ſorgſamer wurde, und als ich die Reiſe nach Hamburg antrat, einen ziemlich beſpickten Beutel mitnahm. Reiſen koſtet aber Geld, und die feſte Zuverſicht, daß meine Verdienſte in Hamburg beſſer geſchätzt, und meine opera omnia reichlich bezahlt werden würden, dieſe Zuverſicht ließ mich eben nicht an Sparſamkeit denken. Es iſt wahr, die hohe Meinung von der Gerechtigkeit, welche man hier meinen Talenten erweiſen würde, minderte ſich ſehr, als ich, den Tag nach meiner Ankunft, incognito in einen Buchladen gieng, und nach den Werken des berühmten Dichters Claus fragte: „Sie „meynen vielleicht“ erwiederte der Buchhändler „den guten, liebenswürdigen Claudius, „oder Asmus“ „Ey was! was geht mich „der an!“ rief ich ungeduldig „Ich rede „von dem großen Manne, von Peter Claus, „der den Roman Anne Marie und viel „andre vortrefliche Werke dieſer Art geſchrieben hat“ „Ha! jetzt ſehe ich“ ſagte er lächelnd „Ich ſehe, Sie ſcherzen über den „armen Peter Claus. Nun ja, mein Herr! „freylich iſt das ein elender Tropf, ein jämmerlicher Schriftſteller, ein hungriger Poet, „ein ſchiefer Kopf. Aber, denken Sie nur „an! ſo ein armer Schlucker will doch auch „leben, hat vielleicht körperliche Gebrechen, „ſo daß er nicht Holz hacken kann, und ſo „ſchreibt er denn. Am Ende iſt es doch beß

„ſer ſchlechte Bücher zu machen, als zu ſteh„len. Ich habe freylich noch viel Macula„tur von ſeiner Arbeit liegen. Allein es „findet ſich doch hie und da noch ein Müſ„ſiggänger, der dies Zeug kauft und lieſt. „Jetzt laſſe ich eine Menge ſolcher Waare „an die Meiſtbiethenden verhandeln. Es „ſind auch drey Jahrgänge vom deutſchen „Mercur dabey. Apropos! Haben Sie die „. . . . . ſche Blumenleſe geſehen? Das „iſt auch ſo ein Werkgen! Doch, lieber „Gott! was kann auch von daher Gutes „hervortreten? Aber freylich aus Sachſen „ſolche Clauſiſche Producte zu bekommen! — „Das iſt zu arg.“

Hier konnte ich mich nicht länger halten. Voll Unwillen über dieſe Läſterung nahm ich meinen Hut und Stock, und gieng, ohne Abſchied zu nehmen, zum Hauſe hinaus. Was mich indeſſen am empfindlichſten kränkte, war, daß ich, wohin ich auch in Hamburg kam, allgemein daſſelbe Urtheil über meine Schriften hören mußte, folglich bald merkte, daß auch hier wenig wahrer Geſchmack herrſchte, und daß alle Hofnung meine opera omnia herauszugeben ſo gut als verſchwunden war.

Freylich wußte ich dies Unglück noch nicht zum Voraus, als ich mich ſo herzlich meines neuen Schlafrocks freuete. Aber das Schickſal wußte es, und eben da ich würklich kaum noch drey Thaler in Baarſchaft hatte, und nur auf den nahen Erwerb, den ich aus meinen Schriften ziehen würde, rechnete, führte mir die Vorſehung eine Hülfe zu — Denn, daß Sie es nur wiſſen, meine Herrn! als ich in die Taſche griff, fand ich einen Geldbeutel darinn, den der gehörnte Ehemann in Braunſchweig vermuthlich vergeſſen hatte, vielleicht auch eben deswegen zurückgekehrt war, um ihn wiederzuholen. — Kurz! ich fand einen Geldbeutel voll Gold und Silber — Als ich es zählte — o Du Welt! es waren vier und achtzig, ſchreibe 84 Reichsthaler, ſieben gute Groſchen, vier Pfenninge darinn — Wohl Dir, lieber

Peter! Der Himmel verläßt die Seinen nicht. Jetzt laß die Schriftſtellerey eine Zeitlang ruhen, und ſey luſtig und gutes Muths! Es lebe der Burgplatz in Braunſchweig!

Als ich mich noch alſo der Freude über meinen gefundenen Schatz überließ, bekam ich einen Brief von meinem Freunde Reyerberg, darinn er mir den Verfolg ſeiner Begebenheiten meldete. Er hatte in Manheim eine Zeitlang mit der größten Geduld als Corrector und Ueberſetzer kümmerlich ſein Brod verdient, war es aber am Ende auch müde geworden, ſo abhängig von Andern, nur ein Werkzeug zu Beförderung der Gewinnſucht eigennütziger Leute zu ſeyn. Zu ſtolz, um als ein ſchlechter Schriftſteller das Publicum in Contribution zu ſetzen; zu wenig von ſeinem Berufe überzeugt, um mit Ehren in dieſe Laufbahn zu treten, faßte er endlich einen Entſchluß, wozu ihm die Liebe den erſten Anſchlag gegeben hatte. Er verliebte ſich nemlich in eine Schauſpielerinn, und da er ſelbſt eine ſehr warme Einbildungskraft, Geſchmack, viel Aeuſſerliches, feines Gefühl, Lectur, Sprachkenntniß und Wiſſenſchaften beſaß, dabey auch beynahe täglich mit den Schauſpielern umgieng, und ihm derſelben freye Lebensart gefiel; ſo ließ er ſich bey der Geſellſchaft in Leipzig, unter einem fremden Nahmen, als Acteur annehmen, und entſchloß ſich bald darauf, nebſt ſeiner Geliebten, nach Hamburg zu reiſen, wohin ihn Herr Schröder berief, der ihn ſchon, dem Rufe nach, als einen Schauſpieler voll Talente und guter Anlagen kannte. Alſo ſollte ich denn das Vergnügen haben, meinen Jugendfreund auch hier wieder an meiner Seite zu ſehn. Nun überließ ich mich ganz der Freude, gieng aus einem Caffeehauſe in das andre, machte allerley luſtige Bekanntſchaften, und legte es recht darauf an, mein bisgen Geld bald loszuwerden.

Wenn man aber auch den Autorgeiſt, wie, glaube ich, Horaz ſagt, mit der Ofengabel austreiben wollte; ſo würde er doch zu gewiſſen Zeiten wieder in den Menſchen fahren, in welchem er einmal gewohnt hat. Es konnte alſo nicht fehlen, daß ich hin und wieder in Geſellſchaften ein Wort von meinen Schriften hätte fallen laſſen, und das machte dann, daß die feinern, einſichtsvollern Leute und Kenner der Literatur, wie ich nachher wohl merkte, aus Spott, die Schwächern aber, die jeden Menſchen, deſſen Gedanken irgend einmal gedruckt worden, als ein höheres Weſen anſehn, aus wahrer Devotion, mir gewaltig viel ausgezeichnete Höflichkeit bewieſen. Ich nahm inzwiſchen dieſen Weyhrauch, der mir gar lieblich roch, mit einer anſtändigen, ſtolzen Beſcheidenheit an, und ſpielte indeſſen immer den wohlhabenden, von ſeinen Renten lebenden Mann, als einſtmals des Abends, da ich mich in meinem Gaſthofe zu Tiſch ſetzen wollte, ein Mann, mit einem getiegerten Rocke, geglänzten Stiefeln, und großem Hute, auf mich zugieng, mich auf die ehrerbiethigſte Weiſe begrüßte, und ausrief: „O Gott! „So bin ich doch endlich ſo glücklich, dem „ſeelenvollen Schriftſteller, dem Herrn Claus,

„hier perſönlich zu huldigen, deſſen unvergeßliche Schriften mir ſo manche wonnevolle Stunde gemacht haben! Geſegnet ſey „der Tag, der mich dieſe Zierde unſres Vaterlandes von Angeſicht zu Angeſicht ſehen „läßt.“ In dieſem Tone, bey welchem ich vor Freude einen Fieberfroſt bekam, fuhr er noch ein Weilchen fort, und fügte dann hinzu: „Aber wollen Sie denn ſo in dieſer großen, „unausgeſuchten, Ihrer ſo wenig würdigen „Geſellſchaft ſpeiſen? Ich dächte, Sie lieſſen Sich lieber das Eſſen auf Ihr Zimmer „bringen, und wenn Sie, vortreflicher „Mann! mir dann erlauben wollten, Sie „zu begleiten, und Sie wenigſtens dies einzige Stündgen zu genieſſen — Welches „Glück für mich!“ — Es war natürlich, daß ich einen ſo artigen Herrn, einen ſo feinen Kenner der Literatur, und der ſo herrlich räucherte, mit Vergnügen auf mein Zimmer nahm, daß ich ſogleich zwey beſondre Portionen Eſſen beſtellte, daß ich dem Wirth anbefohl, das Beſte herzugeben, was er im Hauſe hätte, daß ich franzöſiſche feine Weine beſtellte, daß ich — daß ich vor Freuden kaum wußte, was ich that —

„Aber ſollten Sie es denken“ fieng ich während der Mahlzeit an auszurufen „Sollten Sie es denken, daß es hier Leute giebt, „die mich für einen platten Schriftſteller, „für einen ſchiefen Kopf halten?“ — „Schiefer Kopf?“ rief hier mein Schmeichler aus „Ha ha ha! ich muß lachen! Sie, „ein ſchiefer Kopf! Nun wahrhaftig! das „ſind Kenner, die Leute! Sie ein platter „Schriftſteller? ein ſchiefer Kopf? Wenn „noch von mir die Rede wäre! — Meine „kleinen Schriften“ — „In aller Welt!“ unterbrach ich ihn „So ſind Sie auch Schriftſteller? Verzeyhen Sie mir! ich ſollte Sie „darum nicht fragen; Ich ſollte das ſchon „wiſſen, ſollte aus Ihren Reden wiſſen, „welchen Mann ich vor mir habe; Auch war „eine Ahndung deſſen“ — „Beunruhigen „Sie Sich nicht!“ ſagte mein Gaſt „Es „hat nichts auf ſich; Ich mache keinen Anſpruch auf Ruhm; Ich habe nur bis jetzt

„noch unbedeutende Kleinigkeiten herausgegeben. Das letzte, was ich geſchrieben „habe, war ein Plan zu einem proteſtantiſchen Inquiſitionsgerichte; Ich habe es „dem Hauptpaſtor Götze zugeeignet, und es „iſt von ihm gütig aufgenommen worden. „Sonſt habe ich nichts Erhebliches drucken „laſſen.“

Ich nahm nun Gelegenheit, meinem neuen Freunde die Idee wegen Herausgabe meiner ſämtlichen Werke zu eröfnen. Er that mir den Vorſchlag: ich ſollte ihm nur das Manuſcript anvertrauen; es ſey meiner Würde zuwieder, meine Waare ſelbſt auszubiethen; Er habe Bekanntſchaft mit Buchhändlern, die ſich darum reiſſen würden, einen ſolchen Schatz zu erkaufen. Voll Freude über dieſes Anerbiethen lief ich in die Kammer, und holte meine Schriften hervor. Es waren dreyzehn gedruckte Bände, mit Papier durchſchoſſen, worauf meine Verbeſſerungen geſchrieben waren. Dabey befanden ſich noch auſſerdem vier Bände Manuſcript.

Das alles lieferte ich mit großem Vergnügen in die Hände meines dienſtfertigen Gaſtes. Er zeichnete mir ſeinen Nahmen auf, nennte mir ſeine Wohnung, bey dem Sattler Preller, am Mönke-Damm, und eilte darauf, unter tauſend Dankſagungen, beladen mit allen meinen Producten, davon.

Er war kaum fort, als ich meinen kleinern Geldbeutel ſuchte, der auf dem Tiſche gelegen hatte, denn ich wollte ausgehn, und es waren etwa funfzehn Thaler darinn geweſen. Aber wie erſchrack ich, als dieſer Geldbeutel und meine ſilberne Uhr, welche dabey gelegen, fort waren! Nun giengen mir die Augen auf. Ich dummer Menſch! Ja! wenn ich erſt eben in die Welt geblickt hätte, dann wäre es kein Wunder geweſen; Aber daß ein Mann, den man ſo vielfältig betrogen, der ſo viel Betrug geſehn, und ſelbſt betrogen hatte, daß ſich der noch durch die elende Schmeicheley eines ſolchen Taugenichts alſo bey der Naſe herumführen ließ — das war nie, nie zu vergeſſen, noch zu verzeyhen — O Peter Claus! Wo war da

Deine Feinheit? — Unwürdiger Schüler des großen Haudritz, des größern Ventaulair, und des noch größern Noldmanns! So mußt Du denn hier vor dem Leſer in dem elendeſten Lichte erſcheinen!

„Wenn ich nur wenigſtens meine opera „omnia retten könnte!“ rief ich aus, als der erſte Taumel vorüber war — Und dann fort zu dem Sattler Preller auf den Mönke-Damm! Aber, o ihr Elemente! und Du ganzer verdammter Hauſe von heidniſchen Muſen und Gottheiten! Wer von Euch wird mir die Ausdrücke eingeben, um den ſeelenkrampfartigen Schmerz zu beſchreiben, der mich durchwühlte, als ich auf dem Mönke-Damme nach dem Sattler Preller fragte, und erfuhr, daß ein ſolcher Mann gar nicht dort lebte noch webte, auch nirgends zu erfragen wäre! — Es war alles hin — o unglückliches Schickſal! Verflucht ſey denn alle Schriftſtellerey! — Ich hatte kaum noch drey alte Louisd'or im Vermögen — Und meine Werke — Was ſollte ich nun anfangen?

Vierzehntes Capittel.

Beſchreibung des edlen Schauſpielerlebens.

Es iſt eine gar herrliche Sache, um den lieben Leichtſinn. Was hilft es auch, ſich über geſchehene Dinge zu ängſtigen, die nicht zu ändern ſind? Die ganze Philoſophie eines Aventuriers beruht auf dieſem Leichtſinn, und eine beſſere Philoſophie läßt ſich nicht denken. Sie iſt practiſch, beruhigend, auf Erfahrung gegründet, und höchſt balſamiſch für den Mann, der nur Genuß des Augenblicks verlangt, von Alexander dem Großen bis auf Cartouche den Großen, für jedes Zeitalter paſſend. Auch kam ſie mir, bey meinen jetzigen ſchweren Leiden, kräftig zu Hülfe. „Wie wäre es denn“ ſagte ich zu mir ſelbſt „wenn auch ich Schauſpieler „würde? Ich bin ein Mann von großen „Talenten; Ich werde mich in jedes Fach zu „ſchicken wiſſen. Dazu kömmt, daß ich „Violine ſpiele. Ich könnte zugleich eine

„Stimme im Orcheſter mit übernehmen — „Und welche Ueberraſchung für den ehrlichen „Freund Ludwig, wenn er mich hier ſchon „in demſelben Stande fände, den er ſeit „kurzer Zeit ergriffen hat!“ Die eiligen Entſchlüſſe ſind mehrentheils die beſten. Ich gieng alſo, nachdem ich noch ein paar Tage um meinen Verluſt getrauert hatte, zu dem Herrn Schröder, und bath denſelben, mir zu erlauben, als Clavigo aufzutreten.

Gern bekenne ich es, es ſchlug meine Eitelkeit ſehr nieder, als dieſer Mann, von dem ich glaubte, er würde es für eine große Ehre ſchätzen, einen Menſchen von meinen Verdienſten dem vaterländiſchen Theater zuzuführen, mir allerley Fragen über meine Abkunft, über mein moraliſches Leben, und über meine Kenntniſſe aufwarf. „Traurig „genug“ ſagte der einſichtsvolle Mann „daß „eine Menge Directorn, theils aus eigener „Unwiſſenheit, theils durch die geſchmackloſe „Inconſequenz des Publicums gezwungen, „ſo wenig Sorge für die Auswahl ihrer

„Mitglieder haben. Wenn jeder elende, gewinnſüchtige, ungebildete Menſch, der „etwa als Bierwirth nicht zurechtkommen „kann, die Freyheit hat, unter einem Haufen verlaufener Bedienten, liederlicher Studenten, und verunglückter Kammermädgen, „ſich eine Geſellſchaft zu wählen, die nachher den Geſchmack einer Stadt bilden, Gefühl für die Tugend erregen, und den Bürgern eine ſittliche vernünftige Seelenfreude, „zur Erholung von ernſtern nothdürftigen „Geſchäften, gewähren ſoll; Wenn jeder, „der nicht lahm und bucklich iſt, indeß er „nicht einmal ſeine Mutterſprache reden „kann, nicht fühlt was er ſagt, in keiner „Wiſſenſchaft zu Hauſe iſt, fremd mit den „Sitten der verſchiedenen Stände und Völker, die Werke der Ausländer nie ſtudiert, „keine Idee von Poeſie und Wohlklang hat, „ohne Achtſamkeit auf ſeinen Körper, ohne „Menſchenkenntniß, ohne einige Erfahrung, „nie die Leidenſchaften empfunden hat, die „er malen, an die Tugend nicht glaubt, die „er liebenswürdig darſtellen ſoll, von Brandte-

„wein trunken den Seneca, voll Haß gegen das Menſchengeſchlecht den großmüthigen Wohlthäter ſpielen ſoll, und, nachdem er den Odoardo vorgeſtellt, gleich vom Theater aus hingeht, ſeine Frau einem reichen Engländer zu verhandeln — Ja! dann können wir wohl nicht viel Würkung für die ſittliche Bildung von unſern Schauſpielen erwarten — Aber wehe denen, die dergleichen Unternehmungen machen und begünſtigen! Ich weiß, was ich mir und dem Publico ſchuldig bin, und will lieber ſechs Schauſpieler haben, welche die Wichtigkeit ihres Berufs fühlen, als um die Hälfte der Koſten eine Rotte von vierzigen, die alſo zuſammengeſetzt iſt. Allein ich habe eine gute Meinung von Ihnen. Ihr Geſicht redet zu Ihrem Vortheile, wenngleich Ihre Schriften mehr der Noth als dem Genie ihre Entſtehung zu danken haben. Bedenken Sie Sich aber wohl, ehe Sie eine ſo undankbare Lebensart ergreifen! Sie kennen nicht die Schwierigkeiten alle, mit denen Sie zu kämpfen haben werden,

„die Demüthigungen, welche man Sie wird „empfinden laſſen. Seyen Sie auch der „beſte Mann und der vortreflichſte Schau„ſpieler; ſo werden Sie da auf den unglück„lichen Brettern jedermann preisgegeben, „dem Urtheil der ſeichteſten Köpfe ausgeſetzt, „als ein bezahlter Spaßmacher betrachtet, „im gemeinen Leben zurückgeſetzt, oder wenn „ja geachtet, von eingebildeten Kennern zu „den Tafeln gezogen, um ihrer Eitelkeit zu „ſchmeicheln, doch ſchwerlich bey uns die „Freude finden, welche Sie erwarten.“ In dieſem Tone fuhr er fort, und ich verſtummte; Wie man aber zu jedem Entſchluſſe doppelt gereizt wird, ſobald man uns Bedenklichkeiten in den Weg legt; ſo fuhr auch ich fort, den Herrn Schröder dringend zu bitten, mir den Debüt zu geſtatten, und er that es endlich, nicht ohne einigen Wiederwillen.

Der Tag zu Aufführung des Clavigo erſchien. Ich hatte meine Rolle beſtmöglichſt ſtudiert, und nun merkte ich erſt, welche ſchwere Arbeit ich übernommen hatte. Ich ſahe bey den Proben, wie viel mir fehlte, wie manche nothwendige Ueberlegung ich als eine Kleinigkeit überſehen hatte. Allein Herr Schröder half mir treulich, und das Publicum war ziemlich mit mir zufrieden; Ich wurde angenommen, jedoch, wie ſichs verſteht angewieſen, vorerſt mich an kleinere Rollen zu halten; denn das hamburgſche Publicum hat einen feinen Sinn für die Kunſt, und würklich wurde mir bange für Reyerberg, der, wie bekannt, bis itzt in Manheim geſpielt hatte, woſelbſt, wie man das überhaupt von dortigen Gegenden weiß, der Geſchmack noch weit zurück iſt.

Die erſte Rolle, welche ich nächſtdem übernehmen mußte, war die vom Miniſter im Hamlet. Solche Rollen ſchienen meinem Alter und meinen Fähigkeiten angemeſſener, obgleich ſie auch nicht ohne Schwierigkeiten ſind. Man kann in eine Rolle ſehr viel hineinlegen, ſo wie man ſie auch, bey dem beſten Spiel, ganz verderben kann, wenn man nicht vorher den Character, mit allen ſeinen Grundtriebfedern und feinern Nüancen, ganz ins Auge gefaßt und durchſtudiert hat.

Es iſt vielleicht manchem meiner Leſer nicht unangenehm, wenn ich zum Beweis davon hier etwas über dieſen ſonderbaren Character von ſchakeſpearſcher Schöpfung ſage. Es muß Vielen auffallen, daß der alte Geheimerath, der bey jeder Gelegenheit von Hamlet ſo lächerlich gemacht wird, der, wenn er anfängt mit dem Könige und der Königinn über des Prinzen Gemüthskrankheit zu reden, das allerplatteſte ungereimteſte Zeug ſagt, und überhaupt als der ſteifſte dümmſte Pedant auftritt, daß dieſer nemliche Mann ſeinem Sohne Laërtes die vortreflichſten, tief durchgedachten, wahrhaftig aphorismiſchen Lehren auf den Weg giebt, und von ſeinen Kindern ſo geliebt und betrauert wird. Dieſer anſcheinende Widerſpruch wird aber nur durch das ungeſchickte Spiel mancher Acteurs erweckt. Man läßt nemlich gewöhnlich den alten Mann allen dieſen Unſinn ſo gradeweg, mit der ſteifſten Ernſthaftigkeit herſagen. Das iſt höchſt unklug. Er iſt ein äuſſerſt zugeſpitzter feiner Hofmann, der ſeinen niederträchtigen falſchen König recht gut kennt, und die Gefahr der Situation, in welcher er iſt, lebhaft fühlt. Um ſich hier durch Spaß herauszuziehen, macht er in Gegenwart der Herrſchaft den Hanswurſt, ermüdet ſie durch ſeinen langweiligen Witz, und vermeidet alſo die Gelegenheit, das Ding ernſthaft angreifen zu müſſen. Man ſoll ihn für einen kurzſichtigen Schwätzer halten, und wenn etwa die Sache zwiſchen dem König, Hamlet und Orphelien nicht gienge, wie es gehn ſollte; ſo mögte er ſich gern mit ſeinem wohlgemeinten Unverſtande entſchuldigen. Wenn er daher am Hofe redet; ſo darf es nur immer in einem lächerlichen Ton geſchehen; Es muß der Spaßmacher durchſchimmern; allein man ſoll es ihm auch anſehn, daß ihm dies nicht natürlich iſt. Sobald er aber im Hauſe zu ſeiner Familie ſpricht; ſo muß er mit natürlicher Würde, Feinheit und Wärme reden. Dieſe Behandlung des erwähnten Characters iſt um ſo nöthiger, da ſich ſonſt das Mitleiden empört, wenn man ſieht, daß der Dichter, ohne Urſache, ſich die Mühe gegeben hat, einen ſo ſchwachen unbedeutenden Menſchen umbringen zu laſſen — Nein! für ſeine Verſtellung, für die zweydeutige Perſon, die er ſpielte, dafür und für ſeinen Vorwitz beſtrafte ihn das Schickſal — Einem dummen Menſchen würde das nicht begegnet ſeyn —

Ich habe dies nur zum Beyſpiel anführen mögen, daß man doch wahrlich keine Rolle für klein halten ſolle. Große, bedeutende, mit ſtarken Farben gezeichnete Charactere, ſind oft nicht ſo ſchwer darzuſtellen, als kleine, unbedeutend ſcheinende Vertrauete. In jenen wird ein gefühlvoller Menſch nicht nur, während der Handlung, nach und nach hingeriſſen und in Feuer geſetzt, ſondern da der Zuſchauer ſelbſt nicht kalt bleibt; ſo mißt er nicht ſo genau das zu Viel oder zu Wenig ab. Aber ein Vertraueter, der nicht blos horchender Zuhörer, ſondern theilnehmender Freund ſeyn ſoll, muß da ſtehen, ſich ſelbſt, der Himmel weiß wie! in Feuer ſetzen, um, wenn es Zeit iſt zu zeigen, wie nahe ihm das Schickſal ſeines Helden am Herzen liegt; und das Parterre verzeyhet es ihm nicht, wenn er, der mithandelt, weniger gerührt ſcheint, als der welcher nur ſchauet, und man bedenkt dann nicht, wie ſchwer es iſt, nachdem man das Stück ſo oft geſehn und geleſen, auswendig gelernt und probiert hat, noch eben ſo warm mitzuſpielen, wenn noch dazu der Geiz nach Beyfall nicht einmal ein Sporrn werden kann; denn wer lobt je einen Confident?

Seyd achtſam, o Ihr Schauſpieler und Critiker auf dieſe kleinen Winke! Sie ſind nicht aus meinem Gehirne, nein! ſie ſind aus der Natur entlehnt, und wie oft habe ich mich geärgert, wenn ich ſo zuweilen die kenntnißloſen Urtheile eines eingebildeten Kenners über dieſe und jene Scene habe anhören müſſen! Da glauben ſie denn für ihren Gulden das Recht erkauft zu haben, friſchweg Dichter und Künſtler zu tadeln, und zu loben — O Du ſüßes, glattes, feines, geputztes Männlein am Hofe! Sollteſt Du nur einmal Eine Seite dieſes Stücks dem Herrn Schröder laut vorleſen; wie würdeſt Du in die Schule geſchickt werden!

Ich war ohngeſehr zwey Monathe in Hamburg, als ich einſt in Geſellſchaft einiger Freunde eine kleine Waſſerfarth auf der Alſter machte — Es iſt ein herrliches Vergnügen — Der Abend war ſchön — In unſrer und noch in zwey andern Jagden hatte man Muſicanten. Da ſaßen dann muntre Gäſte, bey einem fröhligen Mahle — Der Mond ſpiegelte ſich in dem Waſſer, auf welchem ſich die kleinen Fahrzeuge durchkreutzten. Nun ſteckte bald hier ein Bekannter den Kopf zum Fenſter hinaus, und begrüßte ſeine vorüberfahrende Freunde; Bald rief dort ein Andrer ſeinem Bruder einen freundlichen guten Abend zu. Als es etwa eine Stunde vor Mitternacht ſeyn mogte, legten ſich unſre Schiffgen in der Mitte der See zuſammen. Jetzt formte ſich eine kleine ſchwimmende, luſtige Republik. Wir ſtiegen von einem Nachen in den andern, und machten manche intereſſante Bekanntſchaft, unter Einheimiſchen und Fremden.

Es befand ſich unter Andern ein Hofrath aus Hannover in einem der Schiffe, ein wackrer Mann, der eben zum Beſuch bey einem Schwager hier war. Wir ſprachen viel mit einander, und er ſchien Geſchmack an meinen Geſprächen zu finden. „Wollen „Sie“ ſagte er mir „morgen, nach der „Commödie, meinem Schwager die Ehre „erweiſen, bey ihm zu Nacht zu ſpeiſen; ſo „ſoll die Kutſche vor der Thür des Schau„ſpielhauſes bereit ſtehen.“ Ich nahm mit Freuden die Einladung an, und kaum war den folgenden Abend der Vorhang gefallen; ſo eilte ich dem Ausgange zu, um unter der Menge Kutſchen nach der mir beſtimmten zu fragen. Aber ein eiliger Bedienter zog mich im Gedränge beym Ermel, und ſagte: „Hier, hier mein Herr! hier iſt die Kutſche!“ Natürlicherweiſe glaubte ich ganz recht gefunden zu haben, und ſtieg ein, worauf der Kutſcher eilig fortfuhr. Ich kam vor ein Haus, man ließ mich ausſteigen, führte mich die Treppe hinauf, in eine Art von Vorzimmer. „Das iſt doch hübſch“ dachte ich „Hier behandelt man Dich wie einen „Freund. Da ſind keine große prächtige „Zubereitungen, keine koſtbare Erleuchtungen. Ich werde einen vergnügten Abend „zubringen.“ Kaum war eine halbe viertel Stunde verſtrichen, als ein Mann hereintrat, und mir entgegen rief: „O mein Herr! „Wir haben Ihnen wohl ſehr viel Verbindlichkeit. Der große Ruf Ihrer Kunſt hat „uns bewogen, zu Ihnen unſre Zuflucht zu „nehmen. Verzeyhen Sie nur, daß wir „Sie ſo aus der Commödie haben holen laſſen.“ Bey dieſer Anrede mußte ich nothwendig den Mann für den Herrn vom Hauſe, und ſeinen freundlichen Willkomm für ein höfliches Compliment halten. Aber er fuhr fort: „Iſt es Ihnen nun gefällig, meine „Frau zu ſehen? Ich hoffe es ſoll nichts zu „bedeuten haben.“ Er öfnete die Thür; Es lag eine Frau im Bette. „Iſt die Frau „Gemahlinn krank?“ ſprach ich verwundert „So ſehr krank iſt ſie eben noch nicht geweſen“ antwortete mein Begleiter „aber nun „werden doch wohl bald ſtärkere Wehen „kommen. Sind Sie ſo gütig geweſen, für „einen Accouchierſtuhl zu ſorgen?“ „Hier „muß“ dachte ich „ein Irrthum ſeyn. Der „Mann hält mich für einen Geburthshelfer.“ Es kam alſo zu gegenſeitigen Erklärungen, wie meine Leſer denken können; Da wies es ſich dann aus, daß der gute Mann einen geſchickten Accoucheur aus Altona verſchrieben hatte, der erſt heute angekommen und, weil er den Fall nicht für ſo eilig gehalten, in das Schauſpiel gegangen war. Die Frau fühlte aber gegen Abend Schmerzen, und der Herr ſchickte den Wagen mit einem Bedienten vor das Commödienhaus, um ihn abrufen zu laſſen. Der Laquaie hatte den Doctor geſprochen, aber im Gedränge nicht ſo genau auf ſein Geſicht Achtung gegeben. Weil ich nun auch daſtand, und mich erkundigte, ob nicht eine Equipage auf einen einzelnen Mann wartete; ſo glaubte der Bediente, der indeß hatte vorfahren laſſen, noch immer ſeinen Mann vor ſich zu ſehen, und ſo war denn das qui pro quo entſtanden, von welchem beyde Theile nicht ſehr zufrieden ſchienen, denn der Geburthshelfer war nun nicht gekommen, ſondern ſtatt deſſen ein Schauſpieler, der hier nichts nützen konnte, und ich hatte ein angenehmes Abendeſſen verſcherzt, indeß vielleicht Kutſche und Mahlzeit meiner erwarteten.

Nachdem ich mich höflich empfohlen hatte, glaubte ich nichts Beſſers thun zu können, als in meinen Gaſthof zurückzukehren, denn ich wußte nicht den Nahmen der Gaſſe, worinn das Haus des Mannes lag, der mich zum Eſſen gebethen hatte. Hamburg iſt groß, und ich war in dieſem Quartier der Stadt ganz fremd. Das Ohngefehr führte mich in allerley unbekannte kleine

Winkel, bis ich endlich einen Mann fand, der mich zurechtzuweiſen verſprach. Er gieng vor mir her, und ſtand zuletzt vor einem alten ſchmutzigen Hauſe ſtill. „Hier“ ſagte er „iſt ein Durchgang in eine andre Gaſſe! „Wir ſtrecken viel zu, wenn wir da durchgehn.“ Und damit öfnete er die Hausthür, worauf ein dicker Mann, in einem braunen Wamſe, mir entgegenkam, und ſtillſchweigend mit uns bis in den Hof, und von da in einen Stall gieng, deſſen Thür er, nachdem wir hineingetreten waren, hinter uns zuwarf. Es war ganz dunkel in dieſem Stalle. Mir fieng an bange zu werden, und meine Angſt ſtieg aufs Höchſte, als ich mich von einigen ſtarken Kerln ergriffen fühlte, die mir Hände und Füße banden, und mich, durch eine Fallthür, eine kleine Treppe hinunter, in ein Kellergefängniß brachten.

Ehe ich in der Erzählung meiner traurigen Begebenheit fortfahre, muß ich doch meinen Leſern Nachricht geben, wie es mit dem Entbindungsfalle, zu welchem ich unſchuldigerweiſe berufen wurde, und mit dem Abendeſſen, das ich im Stiche laſſen mußte, ferner gieng, welches alles mir nachher der Hofrath aus Hannover erzählt hat. Der Accoucheur trat gravitätiſch vor die Thür des Commödienhauſes, und rief: „Wo iſt „denn mein Wagen?“ Eine Zeitlang antwortete niemand, als aber alle übrigen Fahrzeuge fort waren, auch von den Fußgängern niemand mehr da ſtand; blieb dem Bedienten des Hofraths, der mich auch nicht ſo genau kannte, nichts übrig als den Herrn Doctor für meine Perſon zu halten, und ihn in den Wagen zu heben. Die Geſellſchaft war unterdeſſen verſammlet, und erwartete mit Verlangen den Schauſpieler Claus, der ihr einen fröhligen Abend machen ſollte. Endlich kam die Kutſche; die Flügelthüren öfneten ſich, und ein langer hagrer Mann, mit einer weiſſen Perüke von Stuckaturarbeit, in einem grünen Rocke mit goldenen Schleifen, rothen geſtrickten Hoſen und ſchwarzen ſeidenen Strümpfen, ſchritt langſam herein. „Seyen Sie allerſeits will-

„kommen" ſagte er, ohne der Verſammlung Zeit zu laſſen, ſich von ihrer Verwunderung zu erholen „Seyen Sie allerſeits willkommen! In welcher Perſon habe ich denn das „Glück den Herrn vom Hauſe zu verehren?" Man zeigte ihm denſelben. „Ich bin Ihnen „obligiert für Ihr gütiges Zutrauen, mein „Herr!" fuhr er fort „und werde mich beſtreben, deſſen würdig zu ſeyn. Ihre Frau „Gemahlinn iſt, wie ich höre, jung. Da „ſoll es, ich zweifle nicht, bald überſtanden „ſeyn; Und könnten ſich Schwierigkeiten „äuſſern; ſo bin ich mit vortreflichen Inſtrumenten verſehen. Doch iſt mein Wunſch, „es möge ohne alle Gewalt zugehn. Ja, „ja! ich denke, morgen um dieſe Zeit ſollen „Sie Ihren kleinen lächelnden Erben auf „dem Schooße wiegen." Nun war unglücklicherweiſe die Frau vom Hauſe zwiſchen funfzig und ſechzig Jahr alt, und wenn Sara bey einer ähnlichen Prophezeyung lachte; ſo wurde dieſe hingegen über eine ſolche Impertinenz gewaltig aufgebracht. Sie glaubte, man habe ihr einen Poſſen ſpielen wollen, weil ſie nie Kinder gehabt, und es koſtete Mühe, die Sache ins Klare zu bringen, den Doctor unbeſchimpft wiederum in den Wagen zu packen, und ihn an den rechten Ort ſeiner Beſtimmung zu bringen. Die Dame kam glücklich nieder, und die Geſellſchaft, am andern Ende der Stadt, ſcherzte und lachte, indeß ich armer Schelm in meinem Kerker, mit noch zwey andern Unglücklichen, die auch von den Seelenverkäufern durch Liſt hierhergelockt waren, unſer Schickſal verwünſchte.

Funfzehntes Capittel.

Auf welche Art Peter wieder erlöſet wird.

Dies Unglück hatte mich doch nun wahrlich ganz ohne meine Schuld betroffen, auch war es nicht von langer Dauer Doch, wir haben den ehrlichen Ludwig von Reyersberg ſo lange aus den Augen verlohren, daß ich Ihnen erſt Nachricht von demſelben geben muß. ehe ich zu der Entwicklung meines Schickſals kommen kann. Als er des Herrn Schröders Brief bekam, hatte der gute Junge einige Schulden; er ſchrieb alſo wiederum nach Hamburg, bath um Vorſchuß, und erlangte die Gewährung ſeiner Bitte. Da dieſer Umſtand einen Aufenthalt machte; ſo kam er erſt im Auguſt an den Ort ſeiner Beſtimmung, und zwar grade auf den Tag nach meiner unglücklichen Begebenheit. Sein erſter Weg war in mein Quartier, wo er die Nachricht hörte: ich ſey die Nacht nicht nach Hauſe gekommen. Sonderbar! Man war das an mir nicht gewöhnt. Denſelben Tag ſollte ich in dem Hausvater von Diderot die Rolle des Commandeurs machen, aber ich kam nicht zur Probe. Herr Schröder ließ mich ſuchen; niemand wußte, wo ich war. Seit der geſtrigen Commödie war ich gänzlich vermißt worden, und mein Jugendfreund wurde innigſt betrübt und verlegen um mich. Da ich nun vergeſſen hatte, irgend jemand etwas von der Einladung des Hofraths zu erzählen; ſo würde vielleicht nie wieder ſich einige Spur von mir gefunden haben, wenn mir nicht die Vorſehung ein unvermuthetes Rettungsmittel zugeſchickt hätte, wie man nachher hören wird.

Sobald mich die Seelenverkäufer in das unterirdiſche Gefängniß geworfen hatten, banden ſie mich los, und einer von ihnen brachte ein Lämpgen. Nun ſahe ich erſt, daß dieſer hölliſche Aufenthalt ein großes Zimmer, aber durch eiſernes Gitterwerk in vier Theile getheilt war, und daß, auſſer meinem Kefig noch zwey andre bewohnt waren.

Jedes dieſer Behältniſſe hatte etwa acht Fuß ins Gevierte. Ein Lager von Stroh und eine kleine Bank, ſonſt war nichts darinn, und den ganzen Tag über drang kein Licht in dieſen Abgrund, als des Mittags und Abends, wenn man den armen Unglücklichen das Eſſen brachte. Mit den ärgſten Drohungen, uns umzubringen, wenn wir Lerm machten, wurden wir zum Stillſchweigen verdammt, und uns angezeigt, daß man uns in drey Tagen zu Schiffe führen würde.

Es iſt leicht zu begreifen, daß ich dieſe Nacht ohne Schlaf, in dem erſchrecklichſten Gemüthszuſtande zubrachte, aber ich ſeufzte nur, und jammerte in der Stille. Mein nächſter Nachbar hingegen ertrug ſein Schickſal nicht ſo ruhig. Er fluchte und tobte in einem Othem fort, allein ich war zu ſehr mit meinem eigenen Schmerze beſchäftigt, um ſo genau auf das was er ſprach Acht zu geben. Zwiſchendurch machte mich doch ein einzelnes Wort aufmerkſam. Er ſagte einmal: „O! warum blieb ich nicht lieber im

„Zuchthauſe!“ Ein andermal rief er: „Nun „biſt Du gerächt, böſer Vater!“ und ſprach noch manche andre Dinge, die mir ſehr bedeutend vorkamen. Ich glaubte an dieſen Zügen meinen alten Cameraden zu erkennen. Auch der Ton der Stimme begründete meine Vermuthung; ich rief alſo: „Haudritz!“ „Wer kennt mich hier? Wer nennt meinen „Nahmen?“ antwortete der Unglückliche. „So biſt Du es denn würklich. So hat „uns denn das Elend hier wieder vereinigt?“ fuhr ich fort „Ach Haudritz! fluche nicht auf „das Schickſal! Hier begegnet uns, was „wir längſt, ſchon in Braunſchweig verdient „hatten. Aber durch welchen Zufall biſt Du „denn in die Klauen dieſer Ungeheuer gera„then?“ „Schweig“ fiel mir hier Haudritz in die Rede „Feiger! Es iſt weder Zeit zu „moraliſieren, noch Hiſtörchen zu erzählen. „Laß uns vielmehr an ein Befreyungsmittel „denken! Wenn Du noch der Kerl biſt, der „Du ſonſt warſt; ſo laß uns mit vereinten „Kräften etwas erſinnen und ausführen! „Gut, daß Du hier biſt! Mit dem Pinſel

„dort iſt nichts anzufangen. Er antwortet „nicht einmal, wenn man mit ihm reden „will.“ Würklich war auch dieſer unſer dritter Unglücksgefährte ganz ſtill, gab keinen Laut von ſich; Man hörte ihn nicht einmal ſeufzen.

Gemeinſchaftliches Elend bindet wie bekannt die Menſchen feſter aneinander, und man trägt geduldiger, wenn man nicht allein trägt. Wir fiengen nun an, ernſtlich an einem Plane zu unſrer Befreyung zu arbeiten, und verſchworen uns, aus Verzweiflung uns lieber bis auf den Tod mit Händen und Füßen zu wehren, wenn alles fehlſchlagen ſollte, als uns aufs neue binden, und zu Schiffe bringen zu laſſen — Doch ich will die Leſer nicht mit unſern Träumereyen ermüden, denn die gütige Vorſehung zernichtete zum Glück dieſe alle, und half mir, da ich es am wenigſten erwarten konnte, ſo daß ich nur eine einzige Nacht in dieſer Höhle zubrachte. Dies gieng alſo zu:

Der dritte Menſch, welcher in unſerm Kerker ſaß, war ein reicher junger Kaufmannsſohn aus Bremen. Als er nach Hamburg reiſete, gab ihm ſein Vater einen alten treuen Diener mit, welcher insgeheim angewieſen wurde, jedem ſeiner Schritte genau nachzuſpüren. Sobald nun der Jüngling in dieſe Stadt kam, ſuchte ein Menſch ſeine Bekanntſchaft, der ſich für einen Hauptmann in Dienſten der oſtindiſchen Compagnie ausgab, franzöſiſch ſprach, und den jungen Deutſchen in allerley Geſellſchaften zog wozu der ehrliche Johann den Kopf ſchüttelte. Der Herr Hauptmann gefiel ihm gar nicht; kam ihm ein wenig verdächtig vor, und er verſäumte nicht, ſo oft die Herrn zuſammen ausgiengen, von Weitem hinterherzuſchleichen. Dieſer Officier war nun der eigentliche Anführer der Seelenverkäuferbande. Eines Abends lockte er den fremden Bremer, unter irgend einem Vorwande, in dies Haus, und bald nachher ſah der alte Bediente, in der Entfernung lauernd, in ſeinen Mantel gehüllt, den Franzoſen allein wieder herauskommen. Er merkte ſich alſo das Haus, wartete mit Ungeduld zwey Tage lang auf die Wiederkunft ſeines jungen Herrn, und als er immer nicht kam, zeigte er bey der Policey die Sache an. Monſieur de Ventaulair (denn, wenn Sie es noch nicht errathen haben; ſo will ich es Ihnen gleich ſagen, Er war es, der nun das myſtiſche Fach aufgegeben, und, auf einer Reiſe durch Holland, ſich dort von einem Seelenverkäufer zum Miſſionair nach Hamburg hatte annehmen laſſen, worauf er denn auch hier eine ſolche Mördergrube anlegte) Monſieur de Ventaulair wurde ohnerwartet überfallen, in Verhaft genommen, und der gute Johann, den der Himmel ſegnen wolle, wenn er noch lebt! führte die Policeybedienten vor das abſcheuliche Haus. Es wurde gepocht, und als die Thür geöfnet war augenblicklich Wache davorgeſtellt. Nun vertheilten ſich gleich die Policeyofficianten in alle Theile des Hauſes, nachdem vorher die Hausgenoſſen ſämtlich, bis auf den Wirth noch, der mitgehn mußte, in einem Zimmer feſtgehalten wurden.

Wir hörten unten aus unſerm Abgrunde den Lerm, ſo im Hofe gemacht wurde, als daſelbſt die Nachſuchung angieng. Jetzt, glaubten wir, ſey es Zeit zu ſchreyen. Ohngeachtet der Drohung alſo, hielten wir nun nicht länger das auferlegte Stillſchweigen, ſondern riefen beyde, Haudritz und ich, ſo gewaltig laut, daß man es oben hörte, den Stall aufbrach, die Fallthür fand, und uns hervorzog. Ich eile kurz zum Schluß dieſer für uns ſo erwünſchten Cataſtrophe. Die ganze Rotte der Seelenverkäufer wurde eingezogen, verhört, und verdammt, zeitlebens in den Eiſen, doppelt geſchloſſen, zu arbeiten. Als ich ein paar Jahre nachher meinen ehemaligen Herrn und Lehrer in dieſem traurigen Zuſtande durch die Straßen ziehen ſah, konnte ich mich der Thränen nicht enthalten, und wendete meine Blicke von ihm weg.

Wie froh, gleichſam zu einem neuen Leben erweckt, wir aus dem Kerker hervorſtiegen, das bedarf wohl keiner Beſchreibung. Wäre es möglich geweſen, in Haudritzens Herz ein Gefühl für die Tugend wieder zu erwecken; ſo hätte dieſe letzte Züchtigung ihn auf ernſthafte Gedanken bringen müſſen. Mir wenigſtens flößte dieſer Wink der Vorſehung aufs neue den feſten Entſchluß ein, künftighin als ein ehrlicher Kerl zu handeln. Sie werden, meine Herrn und Damen! in der Folge ſehen, in wie fern ich meinem Vorſatze treu blieb. Aber Haudritz war nun einmal ſo verwildert, ſo erbittert gegen das Menſchengeſchlecht, daß jede Strafe, die ihm Gott zuſchickte, ihn doppelt im Laſter verhärtete, und gegen alle gute Eindrücke taub machte.

Nachdem ich mich bey meinem lieben Herrn Schröder gemeldet, und ihm mein Schickſal erzählt hatte, bracheten wir, Reyerberg, Haudritz und ich, vertraulich den Abend mit einander hin. Wir hatten Alle ſo viel aus unſern Geſchichten nachzuholen, daß wir bis Mitternacht zuſammenblieben, ehe wir mit den Erzählungen unſrer indeß gemachten Erfahrungen fertig wurden. Zuerſt kam an mir die Reyhe, und dann ſollte Haudritz unſre Neugier befriedigen; Er that es in folgenden Worten:

„Ihr wißt, daß mein Vater die Grobheit begieng, mich wegen einer kleinen unbedeutenden Urſache gefangennehmen zu „laſſen. Er iſt ein ſteifer ernſthafter Mann, „der keinen Spaß leiden mag. Ich hatte „in Braunſchweig in ſeinem Nahmen ein „Wechſelchen geſchrieben; das nahm er gewaltig übel auf. Ich dachte eben das Geld „darauf abzuholen, als die Wache kam, die „er hatte rufen laſſen. Sie brachte mich „ins Kühle, ohne mich um Erlaubniß zu „fragen, und wenige Tage nachher wies „man mir eine freye Wohnung im Zuchthauſe „an. Ihr könnt Euch leicht einbilden, daß „die geſchloſſene Geſellſchaft, welche ich dort „antraf, gar nicht nach meinem Geſchmacke „war, und doch fühlte ich mich in der erſten „Zeit zu ſtolz, um gute Worte zu geben. Ich „hielt meiſterhaft aus, bis endlich die

„ſchlechte Koſt, der Verdruß, und die eingeſperrte
„Luft mich gefährlich krank machten.
„Ich lag einige Tage ohne Hofnung,
„während welcher Zeit der gutwillige Arzt,
„den man zu mir gerufen hatte, an meinen
„Vater ſchrieb. Dieſer bekam nun einen
„Anfall von Zärtlichkeit, ſetzte ſich in den
„Wagen, und kam zu mir gefahren. Er
„ſagte allerley rührendes Zeug, ſprach von
„Verzeyhung und dergleichen, und ließ mich
„in ein andres Haus bringen, wo ich denn
„bald auſſer Gefahr kam. Nun nöthigten
„den alten Mann ſeine Geſchäfte, wieder
„abzureiſen. Da ich nun zu ſchwach war,
„um das Bette zu verlaſſen; ſo mußte ich
„noch zuletzt eine ungeheure Portion väterlicher
„Vermahnungen hinunterſchlucken, die
„ſich mit den Worten endigten: Ich denke,
„Du ſollſt nun durch Schaden klug geworden
„ſeyn, und in dieſer Hofnung will ich Dich
„nicht wieder ins Zuchthaus bringen, ſondern
„Dich in vierzehn Tagen abholen laſſen.
„Ich habe Dir in Gedanken eine Lebensart
„ausgewählt, in welcher Du brav arbeiten

„ſollſt. So verfällſt Du nicht auf böſe Gedanken.
„Müſſiggang iſt aller Laſter Anfang,
„und wie die Predigt weiter gieng.
„Ich war indeſſen feſt entſchloſſen, dieſe
„vierzehn Tage nicht abzuwarten, noch mich
„in eine neue Sclaverey zu begeben. Kaum
„war ich daher ſo weit hergeſtellt, daß ich
„wieder herumgehn konnte; ſo packte ich
„ganz in der Stille meine Sächelchen zuſammen,
„und ſchlich mich zum Thore hinaus.
„Ich war noch ſchwach, gieng alſo langſam
„fort, täglich etwa vier Stunden. Viel
„Geld hatte ich freylich nicht; deßfalls gab
„ich mich für einen Mann aus, der als Secretair
„hätte nach Koppenhagen gehn ſollen,
„aber das Unglück gehabt hätte, beſtohlen
„zu werden. Nachher ſey ich von einer
„ſchweren Krankheit befallen u. ſ. f. Ihr
„wißt ja, wie ich das Ding anzufangen
„weiß, wenn ich das Mitleid der Leute in
„Bewegung ſetzen will. Ein Cammerherr
„nahm mich zu ſich, um ſeine Correſpondenz
„zu führen. Der hatte nun eine hübſche,
„ſchlanke, junge Frau, die aber gewaltig

„empfindſam und coquet war. Ich glaube eben nicht, daß ſie bey der erſten Gelegenheit ihrem Manne untreu geworden ſeyn würde, auch hatte ſie würklich, wie es ſchien, nicht viel Temperament, aber aus bloßer Eitelkeit, welche mehrentheils bey den Weibern im Hintergrunde ſteht, wenn ſie einen Roman ſpielen, vergaffte ſie ſich in jeden Mann, der ein bisgen mit ihrem ſympathiſierte. Da liebäugelte ſie denn gewaltig, ſah ſchmachtend aus, verdrehete auf dieſe Art manchem Narren den Kopf, und machte ſich bey Klügern lächerlich. Der arme Mann war hiebey am mehrſten zu bedauern, denn da er wenig Kenntniß vom weiblichen Herzen hatte; ſo wurde ihm warm vor der Stirne, ſo oft ein artiger junger Herr ins Haus kam. Der gute Herr hätte dazu lächeln ſollen, denn grade weil die Frau Gemahlinn merkte, daß ihn das beunruhigte; ſo verſäumte ſie keine Gelegenheit, wie es alle Weiber machen, dieſe Empfindlichkeit zu reizen, denn auf die Art hatte ſie ihn immer am Stricke.

„Hätte er ſie aber durch angenommene Verachtung oder durch Repreſſalien geſtraft; „hätte er gewußt, daß ſolche Schmelzende „ſelten dauerhafte Leidenſchaften erregen, „daß überhaupt die Weiber faſt nie wahrhaftig lieben, daß ſie aber, aus Hang zur „Abwechſelung, ſtets ſo ein Herzensſpielwerk haben müſſen, und daß dies freylich „oft weit führen kann, wenn man nicht die „Politik beobachtet, ſich ganz gleichgültig „und kalt zu ſtellen, unter der Hand aber „die Gelegenheit zu einer größern Thorheit „abzuſchneiden; Hätte er das alles gewußt; „ſo würde er nicht ſo viel unruhige Stunden „gehabt haben. Mich hielt er indeſſen für „einen Menſchen ohne Bedeutung, aber er „wich dennoch dem Schickſal nicht aus, auch „meinetwegen in Unruhe geſetzt zu werden. „Die gnädige Frau hatte etwas Lectur; „beſonders waren die italieniſchen ſüßen „Dichter ihr Steckenpferd, oder vielmehr „ihre Puppe. Ich mußte ihr vorleſen, und „wenn ſie dann mit verdreheten Augen meinen Vortrag lobte, und nachher bey Tiſche

„mit Enthuſiasmus von unſerm gleichge„ſtimmten Geſchmacke redete; ſo umwölkte „ſich des Herrn Gemahls Geſicht, und das „um ſo mehr, da er gar keinen Geſchmack „am Leſen fand. Mir war das Ding höchſt „zuwieder, (Ihr wißt, daß ich ohnehin „keine Weiber leiden kann *) und da der „Edelmann nur auf eine bequeme Gelegen„heit zu warten ſchien, Meiner mit Ehren „loszuwerden; ſo kam ich ihm zuvor, und „bath um meine Entlaſſung. Mit einigem „Gelde, das er mir ſchenkte, arbeitete ich „mich durch bis wieder hierher nach Ham„burg in der Abſicht, wo möglich auf einem „Schiffe, das nach Oſtindien gehn würde, „eine kleine Bedienung zu erhalten; Da hat „mich nun ein Lumpenkerl in jenes verfluchte „Haus gebracht — Das Uebrige wißt „Ihr.“

---

* Peter Claus mag ſie wohl leiden; Ich verſichre Sie, und billigt dieſe Läſterungen keinesweges.

„Ich ſehe“ fieng hier Reyerberg an „daß „Du ein Menſch biſt, der nie einen graden, „ehrlichen Weg in der Welt gehn wird, und „alſo rathe ich Dir immer, Deinen Plan „nach Oſtindien nicht fahren zu laſſen. Dort „findeſt Du Deines Gleichen.“ „Was nennſt „Du Meines Gleichen?“ rief Haudritz — „Daß ich mich darüber mit Dir zanken ſollte!“ antwortete jener „Genug! wir wollen Dir „ſchon eine annehmliche Stelle bey einem „Schiffscapitain ausmachen.“

Würklich waren wir auch ſo glücklich dieſen Welttheil von einer ſo unnützen Laſt zu befreyen, und noch in eben der Woche fuhr Haudritz aus Hamburg in die See hinein. Vielleicht ſehen wir ihn noch einmal irgendwo wieder.

„Aber nun ſage mir, mein lieber Ludwig!“ ſprach ich „Wo iſt denn Deine „ſchöne Schauſpielerinn, Dein Engel, Dein „Abgott? Verſchaffe mir doch die Bekanntſchaft dieſes Gegenſtandes Deiner Zärtlich-

„keit!“ „Ach!“ erwiederte er „erinnere „mich daran nicht! Die Ungetreue! die „Falſche! der zu gefallen ich dieſen Stand „ergriffen, der ich alles aufgeopfert habe, „die Undankbare iſt mit einem holländiſchen „Officier davongelaufen. Laß uns nicht „mehr hiervon reden! Aber eine alte Bekanntſchaft mußt Du erneuern, und die iſt unſer „Herr Brick, den wir einſt im goldenen Engel in Braunſchweig im grauen Rocke ſitzen „und trauern ſahen. Er wurde, wie Du „weißt, Schauſpieler, war nachher mit mir „in Leipzig, bey der Geſellſchaft, die er „gleichfalls verlaſſen hat, um bey dem Herrn „Schröder Engagement zu ſuchen. Aber „kaum kam er hier an, als er tödlich krank „wurde, und ich zweifle ſehr, daß er davonkommen wird.“

Wir giengen des folgenden Tags zu ihm hin. Er hatte ein hitziges Fieber, das ihm gewaltig zuſetzte, ſo daß er oft ſeiner Sinne nicht mächtig war. Wir wachten des Nachts abwechſelnd bey ihm, und verpflegten ihn, ſo gut wir konnten; Es wurde aber täglich ſchlimmer mit ihm. Die letzte Nacht, als es bald zu Ende gehn wollte, deutete er auf ein verſiegeltes Paquet, das auf ſeinem Tiſche lag, und ſagte mir dann mit ſchwacher Stimme: In dieſem Umſchlage befänden ſich ſo höchſt wichtige Papiere, daß er mich nicht beſſer für meine ihm bezeigte Sorgfalt belohnen könnte, als indem er mir dieſen Schatz anvertrauete. Ich würde erſtaunen, wenn ich es nach ſeinem Tode eröfnete — Bald darauf ſtarb er —

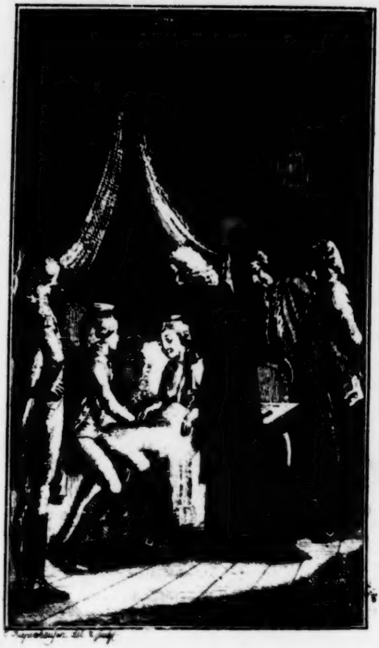
Es war den 27ſten Auguſt Morgens um 3 Uhr, als ich dem Herrn Brick die Augen zudrückte, das Paquet in die Taſche ſteckte, und zu Reyerberg eilte, um ihm von allem Bericht zu erſtatten. Aber was mir da begegnete iſt ſo auſſerordentlich, daß ich die Erzählung davon bis auf den zweyten Theil meiner Geſchichte verſparen muß.

Ich ſcheue mich faſt, den Leſern mit dieſer ganz wunderbaren Begebenheit unter die

Augen zu treten. Sie mögten mir das Ding für eine Fabel halten. Sonderbar iſt es, daß ich immer das Schickſal hatte, für einen Andern angeſehn zu werden, und es klingt ſehr unwahrſcheinlich, weil es ſo oft in meinem Lebenslaufe vorkömmt. Aber doch — ich will ein Zeitungsſchreiber ſeyn, wenn ich Ihnen etwas erzähle, das nicht Wahrheit iſt —

Giebt es Menſchen, die zu ganz auſſerordentlichen Abentheuern beſtimmt ſind, oder hat mein Geſicht etwas ſo Apocalyptiſches, daß ein jeder darinn die Phyſiognomie ſieht, die er ſucht? — Ich weiß es nicht — Kurz! Als ich kaum die Hälfte der Gaſſe hinuntergegangen war, hielt eine Kutſche plötzlich neben mir ſtill — Zwey Herrn ſtiegen ſchnell heraus, ein Bedienter ſprang hinten herunter — Alle riefen: „Da haben wir ihn endlich!“ Darauf packten ſie mich an, ſchoben mich gewaltſam in den Wagen, und fuhren mit mir fort.

Ende des erſten Theils.



[illegible] del. & sculp.

Geſchichte
Peter Clauſens

von dem

Verfaſſer des Romans meines Lebens

Zweiter Theil

mit Kurfürſtl. Sächſ. gnädigſter Freiheit

Frankfurt am Main
im Andreäiſchen Verlage 1784

An die Leſer.

Um Misverſtändniſſen vorzubeugen, die zuweilen aus meinen Schriften, und andern dieſer Art geſchöpft werden, muß ich Sie, meine Leſer! daran erinnern, daß ich keinen perſönlichen Antheil an denjenigen Sätzen nehme, daß es alſo nicht meine Grundſätze ſind, welche die Perſonen in meinen Romanen vortragen. Es ſollte ſich das billig von ſelbſt verſtehen; Man läßt in Schauſpielen und Romanen die Perſonen nach ihrem Character reden, und von den Dingen ſo urtheilen — nicht wie man ſie ſelbſt würde beurtheilt haben, ſondern wie man glaubt, daß jene, nach dem Character, den man ihnen gegeben hat, darüber raiſonnieren müßten. Das hat dann den Nutzen, daß man dem Leſer

Gelegenheit giebt, einen Gegenſtand aus verſchiedenen Geſichtspuncten anzuſehn, und zu bemerken, wie nicht alle Menſchen über dieſe oder jene Sache einerley Meinung ſind. Ich ſage, das ſollte jeder von ſelbſt verſtehn. Aber, aus Bosheit oder Unverſtand, ſieht das nicht jeder, will das nicht jeder ſehen, und noch kürzlich habe ich erfahren, daß jemand einem Schriftſteller hat einen Proceß an den Hals hängen wollen, weil derſelbe für den Verfaſſer eines Buchs gehalten wurde, in welchem eine erdichtete Perſon etwas ſagte, das der würdige Herr auf ſich und ſeines Gleichen zog. Das iſt in der That erbärmlich! Ich bitte Sie gehorſamſt, machen Sie es nicht alſo mit mir, beſonders was den Inhalt des Manuſcripts des Herrn Bricks betrifft — Es iſt Traum, und weiter nichts; und Herr Brick träumt, nicht ich.

Inhalt des zweyten Theils.

Erſtes Capittel. Woher die Irrung entſtanden iſt, welche dem armen Peter das neue Abentheuer zugezogen hat. Seite 1

Zweytes Capittel. Peter Claus hat das unvermuthete Glück in den Stand der heiligen Ehe zu gerathen. S. 10

Drittes Capittel. Seereiſe. Er erinnert ſich ſeines Manuſcripts, findet es in der Rocktaſche, erbricht es, und fängt an zu leſen. S. 21

Viertes Capittel. Anfang des Manuſcripts. Sturm auf der See. Sie werden nach Dännemark verſchlagen. S. 27

Fünftes Capittel. Erneuerte alte Bekanntſchaft. Entdeckung durch dieſelbe. Fortſetzung des Manuſcripts. S. 47

Sechſtes Capittel. Er ſchreibt an Reverberg. Ein kleines Abentheuer. Abreiſe nach Holland. S. 74

Siebentes Capittel. Auf der Reiſe wird das Manuſcript wieder hervorgeſucht. S. 93

Achtes Capittel. Fortſezung des Manuſcripts. Ankunft in Amſterdam. S. 132

Neuntes Capittel. Aufenthalt in Amſterdam. Unerwartete Zuſammenkunft. Bekanntſchaften im Gaſthofe. S. 171

Zehntes Capittel. Abreiſe von Amſterdam. Reſt des Manuſcripts. Rückkunft nach Hamburg. S. 202

Eilftes Capittel. Was unterdeſſen dem armen Ludwig von Reyerberg wiederfahren iſt. Signor Clozetti läßt ſich in einigen Städten Deutſchlands hören. Was ihm dort begegnet, bis er Secretair wird. S. 222

Zwölftes Capittel. Der Secretair Clozetti reiſet mit ſeinem Herrn Geſandten, ſieht die deutſchen Höfe, und kömmt an einem derſelben zu hohen Ehren. S. 232

Dreyzehntes Capittel. Signor Clozetti macht herrliche Fortſchritte im bürgerlichen Leben, wird mit einem Adelbrief verſehen, und dirigiert die Finanzen. S. 250

Erſtes Capittel.

Woher die Irrung entſtanden iſt, welche dem armen Peter das neue Abentheuer zugezogen hat.

Die Leſer des erſten Theils meiner Geſchichte (Ich hoffe ihr Nahme heißt Legio) werden ſo gnädig ſeyn, Sich zu erinnern, daß ich Ihnen am Ende des funfzehnten Capittels ein gräßliches Abentheuer erzählt habe, das mir begegnete, als ich den 27ſten Auguſt 1780 Morgens 3 Uhr, von dem Todtenbette des Herrn Brick weg, mit meinem verſiegelten wichtigen Manuſcripte in der Taſche, zu Reyerberg eilte. Ich zweifle nicht, Ihr gutes Herz wird indeß meinetwegen in Sorgen geweſen ſeyn; ja!

Sie werden für mich gezittert haben, und Sich nicht eher beruhigen können, bis Sie erfahren werden, was wohl die Männer, welche mich mit Gewalt in die Kutſche ſchleppten, mit mir angefangen haben. Wenigſtens müßte ich ein elender Schriftſteller ſeyn, wenn ich mich nicht mit der Hofnung ſchmeichelte, mein Buch habe bey Ihnen großes, warmes Intereſſe für meine Perſon erweckt. In dieſer Zuverſicht fange ich auch gleich wieder friſch die Fortſetzung meiner Geſchichte an, ohne eine beſcheidene Vorrede vorauszuſchicken, und darinn um Verzeyhung zu bitten, daß der vorige Theil nicht beſſer gerathen iſt. So etwas iſt mir in den Tod zuwieder, und ich pflege ein Buch, worinn ich dergleichen finde, wegzuwerfen, ohne weiter zu leſen. Denn ich denke, wenn der Verfaſſer mit ſolchen erzdummen Erklärungen ſein Werk in die Welt ſchickt; ſo ſieht man es, er hat nicht einmal die einzige Entſchuldigung vor ſich, daß wenigſtens Er es für gut hielt. Dieſemnach erkläre ich feyerlich, daß ich die Geſchichte Peter Clauſens als ein ſehr lehrreiches und angenehmes Buch, als ein claſſiſches Werk empfehle, hoffe und wünſche, Sie ſämtlich, meine wertheſten Damen und Herrn! werden eben ſo davon denken, und einer Fortſetzung begierig entgegenſehn, weswegen ich denn nunmehr zur Sache eilen will.

Zu beſſerer Entwickelung und Erläuterung der Begebenheit, welche mich ſo plötzlich traf, muß ich aber mit meiner Erzählung wieder um ein paar Schritte zurückgehn.

Als ich Abends den 26ſten Auguſt zu dem Herrn Brick gehn wollte, um die Nacht bey ſeinem Bette zuzubringen, trat ich vorher in einen nahegelegenen Gaſthof, und ließ mir daſelbſt ein Butterbrod und eine Flaſche Wein geben, um mehr Kräfte zum Wachen zu haben. Es war auſſer mir niemand im Tafelzimmer als ein Mann, ohngefehr von meinen Jahren, das heißt etwa 36 bis 37 Jahr alt. Wie ich nun immer ſehr geſellig geweſen bin; ſo war ich denn auch hier gleich bereit ein Geſpräch anzufangen. Er ſah ganz rechtlich aus, trug ein gelblich ſeidenes Kleid, mit geſtickten ſilbernen Knöpfen, eine Weſte von Silberſtoff, einen hübſchen großen Caſtorhut, große Schnallen, die auch auf Kutſchpferdegeſchirr ihren Platz erfüllt haben würden — Mit Einem Worte, er war ein Mann, vor dem jeder den Hut abgezogen haben würde, der nicht Chapeaux bas gegangen wäre. Ich fieng vom Wetter, von Krieg und Frieden, vom Schauſpiele, vom Hauptpaſtor Götz, von Toleranz, und von manchen andern gemeinen Dingen ein Geſpräch mit ihm an, aber ſeine Antworten waren kurz, zerſtreuet, und er gieng dabey mit großen Schritten im Zimmer auf und ab, rang die Hände, und ſchien von einer großen Gemüthsunruhe gequält, welche er vor mir zu verbergen ſuchte. Es mogte etwa eine halbe Stunde alſo vorübergegangen ſeyn, als der Hausknecht hereintrat, dieſem Herrn ganz in der Stille ein Billet zuſteckte, und dann wieder fortgieng. Kaum hatte es der Fremde geleſen, als ſich ſeine Unruhe ſichtbar vermehrte. Er ſchlug ſich mit der dicken Fauſt vor die Stirne, kehrte oft ſchnell auf ſeinem Wege um, näherte ſich der Thür, kehrte wieder um, gieng auf mich zu, entfernte ſich wieder — Mir gieng das durch die Seele —

Ich bin würklich von je her ein guter, mitleidiger Narr geweſen, und wenn ich beſonders meine Neugier, eine ſonderbare Begebenheit zu erfahren, zugleich mit dem Triebe einem Leidenden zu dienen vereinigen konnte; ſo war ich gern bereit, mich dem Unglücklichen aufzudringen. Ich ſtand daher vom Stuhl auf, gieng auf den Fremden zu, ergriff ihn bey der Hand, und ſagte: „Mein „Herr! Sie ſcheinen in Verlegenheit zu ſeyn. „Kann ich Ihnen helfen; ſo eröfnen Sie „Sich mir, ohne Scheu! Ich bin nicht unempfindlich bey dem Elende Anderer, und „diene gern, wo ich kann.“ Er blieb plötzlich ſtehen, ſah mir ſtarr in die Augen, vielleicht um in meinen Blicken zu leſen, ob ich es redlich meinte — Dann ſchwieg er eine

Zeitlang — Endlich fieng er an: „Ja! wohl „bin ich in Verlegenheit, und das in ſehr „großer; Helfen können Sie mir auch, aber „ich wage es nicht, Sie um eine kleine Gefälligkeit zu bitten, da ich Ihnen ganz „fremd bin, obgleich dieſe Gefälligkeit Sie „weder Mühe noch Geld koſten würde.“ — „Und wenn das auch!“ fiel ich ihm in die Rede „Nur heraus damit!“ — Er fuhr fort: „Meine Geſchichte iſt zu weitläuftig, „zu verwickelt. Auch bin ich jetzt nicht in „der Gemüthsverfaſſung ſie Ihnen zu erzählen. Nur ſo viel: Ich werde ohne meine „Schuld verfolgt. Man lauert mir auf; „Ich habe keinen Freund, keinen Bekannten „hier, und muß eilig Hamburg verlaſſen, „wenn ich nicht meinen Feinden in die Hände „fallen will, wovor mich eben dieſer Brief „ohne Nahmen warnet. Es iſt noch hell auf „der Gaſſe; Man wird mich an meiner Kleidung kennen — Wenn Sie aber mit mir „die Kleider vertauſchen wollten“ — „Mein „Herr!“ ſagte ich bedächtlich, indem mir der Conte di Tondini und das Wäldgen bey

Wolfenbüttel einfiel „Mein Herr! das iſt
„eine verteufelt kitzliche Sache“ — „Wie ſo?
„beſter Mann!“ rief er dringend „Wenn
„jemand käme, und Sie anredete — Man
„wird Ihrer Perſon kein Leid zufügen; Ich
„habe kein Verbrechen begangen — Dann
„wird ſichs ja gleich ausweiſen, daß Sie der
„rechte Mann nicht ſind. Zudem können Sie
„ja, bis es dunkel wird, hier verweilen,
„und ich ſchleiche mich indeß in Ihrem braunen
„Rocke und grauen Ueberrocke zum Hauſe
„hinaus, auf ein Schiff, deſſen Beſitzer mich
„ſchon verbergen wird, bis ich morgen ganz
„frühe die Stadt verlaſſen kann, um nach
„Holland zu reiſen. An der Kleidung haben
„Sie keinen Verluſt — Edler Menſchenfreund!
„(denn dafür ſehe ich Sie an) Helfen
„Sie einem Unglücklichen, der Ihnen
„ewig dankbar ſeyn wird!“ — Was ſoll
man machen? „Ey nun!“ dachte ich „was
„iſt es denn auch weiter? Ich bleibe bis gegen
„zehn Uhr hier, gehe dann getroſt die wenigen
„Schritte zu Brick, und laſſe mir dahin
„morgen andre Kleider bringen.“

Gedacht, gethan! Wir wechſelten die Kleider. Er umarmte mich mit den Ausdrücken der wärmſten Dankbarkeit, hüllte ſich ein, drückte meinen runden Hut tief in die Augen, und ſchlich davon.

„Das war wieder ein dummer Streich, „Peter Claus!“ rief ich als er fort war „Wer weiß. wie das Ding zuſammenhängt! — „Doch was thut es? — Noch eine Flaſche „Wein, Friedrich! — Der Rock ſitzt, hol' „mich der Henker! als wenn er mir an den „Leib gemeſſen wäre.“ — Das Abentheuer fieng an mir zu gefallen. Ich gieng ſorgenlos im Zimmer auf und ab, ſetzte den ſchönen Caſtorhut auf — Es traten zwey Fremde herein, ſahen mich von der Seite an, und entfernten ſich wieder — Vermuthlich waren es dieſelben, welche mich nachher ſpazieren fahren lieſſen (obgleich nicht acht Jahre lang, wie einſt der Herzog von Curland ſeinen Feind durch das ganze ruſſiſche Reich ſpazieren fahren ließ.)

Nach zehn Uhr verfügte ich mich zu dem kranken Brick, und als dieſer ſeinen Geiſt aufgegeben hatte, war ich würklich zu ſehr mit andern Empfindungen erfüllt, als daß ich hätte an meinen Rock denken ſollen. Man hatte mich wahrſcheinlich die ganze Nacht durch bewacht, und als ich aus dem Hauſe trat, fiel ich auch gleich den Feinden des Mannes, deſſen Kleider ich trug, in die Hände.

Zweytes Capittel.

Peter Claus hat das unerwartete Glück in den Stand der heiligen Ehe zu gerathen.

Man wird ſich leicht vorſtellen, daß ich nicht ſo gutwillig in den Wagen geſtiegen ſeyn, ſondern mich mächtig geſperrt haben würde, wenn ich irgend hätte vermuthen können, daß mir das etwas helfen mögte. Allein, ſobald meine erſte Ueberraſchung vorbey war, und ich mich nun zur Wehre ſetzen wollte, hielt mir der eine meiner Führer ſeinen Degen auf die Bruſt, und drohete mir, mich augenblicklich zu erſtechen, wenn ich einen Finger zu meiner Vertheydigung rühren, oder einen Laut von mir geben würde. Was war alſo zu thun? Es ſchlief noch jedermann in der Nachbarſchaft; die Gaſſe war ohnehin abgelegen — — „Und „dann, was iſt es auch mehr?“ dachte ich „Man wird bald den Irthum einſehn. Sie „werden ja den Mann kennen, den ſie ſuchen,

„und wenn dieſe auch fremde Perſonen ſind; „ſo koſtet es mich doch nur eine Erklärung, „wie ich zu den fremden Kleidern gekommen „bin, um wieder befreyet zu werden.“ Doch nahm ich mir vor, das Letztere nicht eher zu thun, als bis die Noth am größten wäre, damit der arme Menſch, welcher mich ſo flehendlich um meinen Schutz gebethen hatte, unterdeſſen Zeit gewönne, ſobald die Thore geöfnet ſeyn würden, aus der Stadt zu kommen.

Als wir in der Kutſche ſaßen, fuhr der Kutſcher fort. Ich fieng nun an meine Entführer genauer zu beobachten. Der Eine ſchien ein holländiſcher Officier, der Andre ein Kaufmann zu ſeyn. „Mein Herr!“ ſagte dieſer „Sie hofften wohl nicht, daß „die Familie, welche Sie beſchimpft und „entehrt haben, Ihnen aus Liefland her nachſpüren, und hier in Hamburg Freunde finden würde, welche ſich dieſer Sache annähmen, als wenn es ihre eigene wäre? Iſt „es erlaubt, ein unſchuldiges Mädgen aus

„einem der angeſehenſten und reichſten Häuſer
„zu verführen, unglücklich zu machen, dann
„als ein Dieb in der Nacht davon zu gehn,
„und das entehrte Frauenzimmer bey einem
„troſtloſen, kranken Vater zurückzulaſſen?“
„Mein Herr!“ antwortete ich „Sehen Sie
„mich doch an! Halten Sie mich einer ſolchen
„Schandthat fähig? Hätte ich vermuthen
„können, daß Sie einen ſolchen Menſchen
„ſuchten, nimmermehr hätte ich dieſe Kleider“
— „Hier hilft kein Geſchwätz“ fiel
mir der Officier in die Rede „Können Sie
„die That leugnen?“ „Freylich kann ich
„das“ erwiederte ich „Ich bin gar nicht der
„Mann, dem Sie nachſtellen“ — „Unverſchämtheit
„ohne Beyſpiel!“ rief hier der
Kaufmann „Glauben Sie, daß, weil wir
„Ihnen fremde Geſichter ſind, wir Sie deswegen
„nicht kennen? Man hat Sie uns zu
„genau beſchrieben, und wir haben Ihnen
„ſeit einigen Tagen zu ſorgfältig nachgeſpürt,
„um uns in der Perſon irren zu können.
„Waren Sie nicht geſtern Abend im Gaſthofe,
„in eben dieſer Kleidung? Haben wir Sie

„nicht mit unſern eigenen Augen dort geſehen? Haben Sie nicht die Nacht in einem „Eckhauſe, welches einem Seifenſieder gehört, zugebracht? Leugnen Sie das, wenn „Sie können! — Doch was bedarf ich ſo „vieler Worte? Bald werden Sie eine dritte „Perſon ſehen, gegen welche Sie, wenn noch „ein Funken von Ehre in Ihrem Herzen iſt, „ſchwerlich die Frechheit haben werden, die „Augen aufzuſchlagen."

Und nun hielt die Kutſche vor einem wohlgebaueten Hauſe ſtill. Wir ſtiegen aus; Man ließ mich in das erſte Stockwerk hinaufſteigen, und wir traten ſodann in eine Art von Vorzimmer, in welchem ein Mann im pfirſchblüthfarbenen Rocke uns bewillkommte. „Freude, Freude! Glücklich gefangen!" rief der Officier „Nun wird, hoffe ich, alles „gutgehn. Aber was macht die arme Demoiſelle, lieber Herr Doctor?" „Sie iſt „der Stunde ihrer Entbindung nahe," antwortete der Aeſculap „aber ſie iſt äuſſerſt „ſchwach. Gott weiß, ob ſie es überlebt!

„Wenn nicht das Vergnügen ihre Ehre auf „dieſe Art gerettet zu ſehen ihr neue Kräfte „giebt; ſo iſt mir bange. Sie hat die ganze „Nacht durch phantaſiert.“ „Sehen Sie“ ſprach hier der Kaufmann zu mir „Sehen „Sie, Unbeſonnener! das iſt Ihr Werk! „Herr Doctor! Iſt denn ein Geiſtlicher be„ſtellt?“ „Ja!“ antwortete derſelbe „Er „iſt würklich bey der Kranken, und redet ihr „Troſt zu“ —

Ich ſtand wie verſteinert da — Der Arzt rieth, man ſolle, um die Gebährende nicht auf einmal zu ſehr zu erſchrecken, erſt leiſe den Herrn Paſtor herausrufen, und durch denſelben das Frauenzimmer benachrichtigen laſſen, daß man ihren Liebhaber hierhergeführt habe — Das geſchahe; Ich ſpielte eine elende Rolle dabey —

„Herr Magiſter!“ ſagte der Kaufmann als Sr. Ehrwürden erſchienen „Leſen Sie „dieſe Papiere! Hier iſt eine Einwilligung „von dem Vater des Frauenzimmers, die

„uns bevollmächtigt, ſeine Tochter, ſobald
„wir ſie finden würden, dem jungen Manne,
„dem ſie nachgereiſet war, antrauen zu laſſen;
„Und hier iſt die Vollmacht von dem
„Vater des Verführers, aus Holland, die
„uns berechtigt, im Fall er ſich weigern
„würde, durch prieſterliche Einſegnung die
„Schande, welche er der Meinhardtſchen Familie
„zugefügt, auszulöſchen, ihn ſogleich
„nach Oſtindien zu ſchicken.“ (Er gab ihm
zwey Schriften) „Es kömmt nur jetzt darauf
„an, Herr Magiſter! daß Sie die Unglückliche
„auf gute Art zu dem Schritte vorbereiten.
„Uebrigens haben Sie doch kein Bedenken,
„die Trauung vorzunehmen?“ „Im
„mindeſten nicht“ erwiederte der geiſtliche
Herr „und wie wird ſich das arme Kind
„freuen! Aber Sie, ruchloſer Mann!“ (Er
wendete ſich zu mir) „Gehen Sie in Ihr
„ſtrafbares Gewiſſen! Das Maaß Ihrer
„Sünden iſt voll. Wäre es Wunder, wenn
„der Allerhöchſte dies unzüchtige Herz nicht
„wieder zu Gnaden annähme, wenn er über
„Sie den Fluch verhängte, den er über So-

„dom und Gomorra und über die Rotte Coran, „Datan und Abiram ergehen ließ? Doch, „ich überlaſſe alles ſeiner unendlichen Barmherzigkeit, welcher Sie Sich jetzt in die „Arme werfen müſſen, und eile zu der „unglücklichen verführten Kreutzträgerinn „zurück.“

Er gieng in das Zimmer. Jetzt konnte ich nicht länger ſchweigen. „Ich bitte Sie „um Gottes willen, meine Herrn!“ rief ich „Hören Sie mich! Ich bin nicht der Mann, „den Sie ſuchen.“ — „Still! guter Freund!“ fuhr mich der Officier an „Nicht raiſonnirt! „Nach Oſtindien, oder getrauet!“ „Nun, „wenn es denn ſeyn muß“ ſagte ich „Aber „Sie werden ſehen, was das Frauenzimmer „dazu ſagen wird, wenn man ſie mit einem „Fremden, den ſie gar nicht kennt, einſegnen „will.“ — Und damit ſchwieg ich —

Der Paſtor hatte indeß ſeinen Auftrag vollzogen, und nun öfnete er die Thür des Zimmers. Die Vorhänge des Bettes, darinn meine ſchwangere Braut lag, waren halb, und die Fenſtergardienen gänzlich zugezogen; doch war es noch hell genug, daß ſie mich hätte erkennen können, wenn ſie nicht, wie ich feſt überzeugt bin, phantaſiert hätte. Denn ihre Nerven waren hoch geſpannt: „Ungetreuer!“ rief ſie mir entgegen „Konnteſt „Du mich verlaſſen? Doch nein! Du warſt „mir nie untreu. Die Furcht, daß unſre „Eltern nicht in unſre Verbindung einwilligen würden, bewog Dich zur Flucht. O „Carl! welchen Kummer haſt Du aber Deiner Julie gemacht! Komm zurück in ihre „Arme!“ Nun fieng ſie an ohne Zuſammenhang zu reden. „Sie erſchöpfen Ihre Lebensgeiſter“ unterbrach ſie der Arzt „und bedürfen noch dieſer Kräfte zu größerer Anſtrengung. Laſſen Sie uns den Trauungs-„Actus vornehmen!“

„Nun, mein Herr van Haftendorl!“ ſagte hierauf der Kaufmann ſpöttiſch zu mir „Irrt ſich dies Frauenzimmer auch in der „Perſon? Wollen Sie Sich mit trauen laſſen,

„oder lieber eine Luſtreiſe nach Indien „machen?“ „Ich verſtumme beynahe“ war meine Antwort. „Nie hat ein Menſch ſich „in ſo viel verwickelten Lagen befunden als „ich, ſeit meiner zarteſten Jugend. Aus „jeder derſelben hat mich das Schickſal glücklich geführt; Es wird mich auch hier nicht „ſtecken laſſen. Machen Sie mit mir was „Sie wollen! Ich bin in Ihrer Gewalt. „Aber wenn es Sie je reuet, wozu Sie mich „heute zwingen; ſo denken Sie, daß ich „alles angewendet habe, Ihnen die Augen „zu öfnen.“

Und nun gieng ich getroſt an das Werk, und ließ mich friſchweg als Herr Carl van Haftendonk mit der Demoiſelle Julie Meinhardt trauen.

Wer von meinen Freunden mich hier erblickt hätte, in einem geborgten Rocke, einer der Geburthsſtunde nahen Perſon im Bette, einer Perſon, die ich nie in meinem Leben geſehen hatte, als Ehemann die Hand geben, und ohne mein Zuthun zugleich Gatte und Vater werden, der hätte wahrlich nicht gewußt, ob er das Ding hätte tragiſch oder comiſch finden ſollen. Es war ein ſo poſſierlich betrübter Anblick — Man hätte vor Lachen — weinen mögen.

Kaum war die Cäremonie vorbey, als meine Frau Gemahlinn anfieng ganz erſchrecklich zu phantaſieren. Zugleich kamen die heftigen Geburthsſchmerzen. Mein Stiefkind war im Begriff zu erſcheinen, aber man erlaubte mir nicht, dieſen zarten Sprößling, die neue Frucht meiner viertelſtündigen Ehe zu ſehen, ſondern führte mich wieder in das Vorzimmer.

Hier redete der Officier viel freundlicher als vorher mit mir: „Mein Herr!“ ſagte er
„die beyden Familien ſind itzt befriedigt.
„und ich hoffe, Sie werden inskünftige die
„Ehre derſelben als die ihrige anſehn. Jetzt
„müſſen Sie ſogleich mit mir nach Holland
„zu Ihrem Herrn Vater. Ihre Frau Ge-
„mahlinn iſt dazu vorbereitet, und wird uns.
„ſobald ſie hergeſtellt iſt, folgen. Indeſſen

„will Ihr Herr Vater Ihnen einen Plan zu „künftiger Verſorgung vorlegen. Kehren „Sie reuevoll zu ihm zurück; ſo verzeyhet er „Ihnen gewiß.“

Nun verſuchte ich nochmals zu bitten: man mögte mir wenigſtens erlauben, erſt meine Sachen einzupacken; eigentlich aber war meine Abſicht, meine Freunde um Rath und Hülfe anzuſprechen — Allein alles vergebens — „Ich habe mehr Geld, als Sie „brauchen, von Ihrem Herrn Vater bekommen“ ſagte der Officier. „An Kleidern „und Wäſche ſoll es Ihnen auch nicht fehlen. „Alſo hält uns nichts auf.“ — „So ſey es „denn! Es geht bunt in der Welt her“ erwiederte ich, in einem halb luſtigen, halb verzweiflenden Tone „Es wird ſich alles zu ſeiner „Zeit aufklären. Kommen Sie! — Es iſt „unvernünftig zu bellen, wenn man an der „Kette liegt.“

Wir giengen fort, beſtiegen ein Schiff, und fuhren gegen neun Uhr des Morgens nach Holland zu.

Drittes Capittel.

Seereiſe. Er erinnert ſich ſeines Manuſcripts, findet es in der Taſche, erbricht es, und fängt an zu leſen.

Der Officier, deſſen Gefangener ich itzt zu ſeyn die Ehre hatte, war im Grunde ein herzlich guter Mann, ein bisgen rauh von Sitten, wie es zuweilen dieſer Stand mit ſich bringt, aber übrigens dienſtfertig, von hellem graden Kopfe, geſellig, fröhlich und menſchenliebend, ohne es ſcheinen zu wollen. Viel geleſen ſchien er nicht zu haben, aber ich denke man kann auch ein ſehr kluger Mann ſeyn, und ſelbſt denken, ohne zu wiſſen was andre Leute gedacht haben. Ich hörte ihn nie von einem Buche reden, auſſer von ein paar Reiſebeſchreibungen, womit er denn jedesmal aufgezogen kam, ſo oft von Literatur die Rede war. Er ſagte ſein ohnmaaßgebliches Urtheil darüber, und ich bekenne es, meiner geringfügigen Schätzung nach, oft ſehr richtig. So glaubte er, zum Beyſpiel, daß Sherlock, gegen die Gewohnheit ſeiner Nation, ein niedriger Schmeichler wäre, der alle diejenigen Häuſer und Perſonen lobte, wo er frey gefreſſen hätte, und jedem Fürſten, der ihm freundlich begegnet ſey, ein ausſchweifendes Compliment an den Hals würfe. Von Moor's ſittenſchildernder Reiſebeſchreibung behauptete er, daß ſie, auſſer den unbedeutenden, oft gänzlich falſchen, zum Theil ſehr giftigen, in Wirthshäuſern und Weibergeſellſchaften aufgeſammleten Anecdoten, eine Menge Geſchwätz enthalte, das weder philoſophiſchen Beobachtungsgeiſt, noch feine Kenntniſſe verrathe. Er meinte, dieſer dicke Mentor hätte lieber das Bücherſchreiben unterlaſſen ſollen. „Da lobe ich „mir“ rief er aus „meinen herrlichen Brydon — das iſt ein Mann!“

Unſre übrige Schiffsgeſellſchaft war ſehr vermiſcht. Ein junger Arzt, der in Leiden ſeine Studien fortſetzen ſollte, und unterwegens den ganzen Tag hindurch Verſe machte;

Eine Sängerinn, die in Holland auf irgend eine privilegierte Art Geld verdienen wollte; Ein reformierter Candidat des Predigtamts, der vom Morgen bis in die Nacht Tabak rauchte, und von Politik ſprach; Ein paar junge Kaufleute, unerträgliche, unbeſcheidene Laffen, aus deutſchen Reichsſtädten gebürtig, eingebildet von ihren Perſonen, ſo wie von ihrer Eltern Geldſäcken; Ein proteſtantiſcher Geiſtlicher aus Deutſchland, der nach Holland reiſete, um mitleidige, ehrgeizige, fromme und dumme Seelen zu beſchwätzen, daß ſie ihm ihre Kaſten eröfneten, damit man ihm in ſeinem elenden Dörfgen ein Haus bauen könnte, in welchem er ungeſtraft Unſinn lehren dürfte, nachdem er die Hälfte des erbettelten Geldes auf der Reiſe verzehrt hätte — Und viel andre Menſchen mehr. Wir lebten indeſſen ganz freundſchaftlich zuſammen, und hatten den erſten Tag, den wir zubrachten, Bekanntſchaft unter einander zu machen, herrliches Wetter.

Es war die erſte Seereiſe, welche ich machte, und ich nahm mir vor, alle unangenehme Ideen zu entfernen, und das Vergnügen, welches mir dieſe neue Scene gewähren würde, ganz rein zu ſchmecken. Es fiel mir gar nicht ein, jetzt weiter in meinen Officier zu dringen, um ihn zu überführen, daß ich nicht Myn Her van Haftendonk ſeye. „Warum ſollte ich mir nicht“ dachte ich bey mir ſelbſt „dieſen Irthum zu Nutz machen, „um bey der Gelegenheit, ohne Unkoſten „Holland zu ſehen? Wenn ich an Ort und „Stelle komme; ſo wird der alte Herr ſchon „gewahr werden, daß ich ſein Sohn nicht „bin, und mir, nebſt tauſend Entſchuldi„gungen und einer freyen Rückreiſe, noch „ein Geſchenk machen. Dann trete ich dem „rechten Beſitzer die Frau ab, und habe, „wie es bey großen Herren üblich iſt, nur als „Geſandter mich trauen laſſen.“ Dieſe Ueberlegungen machten mir frohen Muth, wozu noch die Vermuthung kam, daß wohl der junge Haftendonk früher als wir in Amſterdam ankommen würde, denn er war, aller Vermuthung nach, viel eher ausgefahren; Auch ſahen wir in der That mit unſern

Fernrohren ein Schiff weit vor uns her und geſchwinder als das unſrige ſeegeln.

Indeß ich den erſten Tag mir alſo mein Syſtem gemacht hatte, ſtieg ich ruhig in meine Hangematte, und ſchlief bis an den Morgen. Die Sonne war von Wolken verdunkelt, als ich aufſtand; Der Wind blies ſtark, und war uns durchaus entgegen; Wir kamen gar nicht weiter. Die ganze Geſellſchaft war verdrießlich, kränklich — Es war ein trüber, unangenehmer Tag —

„Wenn ich nur wenigſtens ein Buch hätte!
„Die Menſchen da unten machen mir Lange-
„weile; Ich mögte lieber leſen.“ — „Leſen?“
antwortete ich mir ſelbſt: „Was hindert mich,
„zu leſen? Habe ich nicht das koſtbare Ma-
„nuſcript, das theure Unterpfand des ſter-
„benden Brick in meiner Taſche?“ Bemerken Sie wohl, ich hatte, als ich die Kleider wechſelte, wie ſichs verſteht, nicht vergeſſen, meine Taſchen auszuräumen; Aber die Verwirrung, in der ich mich nachher befunden,

hatte mich mein Manuſcript gänzlich vergeſſen gemacht; Es war noch unerbrochen in dem verſiegelten Umſchlage.

„Goldenes Manuſcript! Welche neue „Dinge wirſt Du mich lehren!“ — Ich hatte kaum ſo viel Geduld, das Siegel zu löſen, und als es offen da lag, verſchlang ich es faſt, zitterte aus freudigem Verlangen, und fieng an ämſig zu leſen, was im folgenden Capittel ſteht.

Viertes Capitel.

Anfang des Manuſcripts. Sturm auf der See. Sie werden nach Dännemark verſchlagen.

„Erzählung derjenigen Begebenheiten,
„welche mir, Chriſtoph Heinrich Brick
„ſeit meiner Abreiſe aus Braunſchweig
„begegnet ſind.“

„Ich will die wenigen Augenblicke, welche
„ich vielleicht noch zu leben habe, zum
„Beſten meiner lieben Freunde, welche mich
„in meiner Krankheit ſo treulich verpflegt
„haben, anwenden, indem ich Euch eine
„höchſtwichtige Nachricht melden will, welche,
„wenn Ihr ſie in gute Hände liefert, Euch
„und ganz Europa beträchtliche Vortheile
„bringen kann. Es iſt dies nemlich die Beſchreibung
„einiger, durch ſonderbare Zufälle,
„von mir ganz allein entdeckten unbekannten
„Länder, unter dem Südpol. Kein Europäer
„auſſer mir weiß die Lage, noch den Weg

„dahin. Am Ende dieſer Handſchrift aber werdet Ihr beydes auf das genaueſte bezeichnet finden. Wenn Ihr irgend einer Seemacht dieſe Entdeckungen mittheilet; ſo laßt Euch gut dafür bezahlen! Verſichert Euch der Bedingungen vorher, ehe Ihr die Reiſe antretet, denn Ihr wißt, daß die großen Herrn oft treulos und eidbrüchig handeln, und daß ſelbſt die engliſche Nation zuweilen unedel mit denen umgeht, die ſie durch große Verſprechungen angelockt hat, ihr Kräfte und Geſundheit zu widmen, um in fremden, wilden Gegenden, Leben, Gut und Blut zum Beſten der Nation daranzuwagen. Horet nun meine Erzählung!“

„Es ſind, wie Ihr wißt, ohngefehr vierzehn Jahre, nemlich in der Mitte von 1766, als der edle Reyerberg in Braunſchweig, im goldenen Engel * mein niedergeſchlagenes Herz mit Troſt erfüllte, und dadurch daß er mich einem Schauſpieldirector em-

---

* Erſter Theil, Seite 67 bis 80.

„pfahl, mir Mittel verſchaffte, einen ehrlichen Unterhalt zu haben. Ich blieb eine Zeitlang bey dieſer Geſellſchaft, bis ich Gelegenheit fand, von dem Herrn Abt, welcher in Holland eine Geſellſchaft führte, einen Ruf zu erhalten. Ich gieng hin, und hielt mich zwey Jahre dort auf, wo ich, nicht ohne Beyfall des Publicums, die größten Rollen übernahm. Allein ich hatte immer Luſt gehabt, fremde Länder zu ſehen, und in der That überlegte ich auch, daß man doch bey dem Schauſpielerleben nur ungewiſſe Ausſichten für ſein hohes Alter hat. Da ich nun mit einem Kaufmanne bekannt geworden war, der viel Wohlwollen für mich zeigte, und überhaupt ein gutthätiger Mann war; ſo eröfnete ich dieſem von Zeit zu Zeit den Wunſch, bald eine andre Ausſicht zu meinem Glücke ausfindig machen zu können,“ „und wäre es auch“ fügte ich hinzu „in einem fernen Welttheile“ — „Wenn das Ihr Ernſt iſt“ antwortete der Kaufmann; „ſo kann ich Ihnen, da Sie der Feder mächtig ſind, vielleicht in

„kurzer Zeit eine gute Stelle auf einem Schiffe, „das nach Cap de bonne eſpérance geht, „verſchaffen". Ich bath ihn, dieſe Güte „für mich zu haben; Er hielt Wort, und ich „reiſete bald nachher, in Dienſten eines reichen Negotianten ab."

„Wir hatten die glücklichſte Fahrt, die „man ſich nur wünſchen kann, und ich war „beynahe der Einzige von der Equipage, „welcher die ganze lange Reiſe hindurch, faſt „immer friſch und geſund blieb. Allein kaum „kamen wir nach dem Vorgebürge der guten „Hofnung, als ich anfieng zu kränkeln. Die „große Hitze, die ungeſunden Dünſte, die „ſchlechten Nahrungsmittel, der Mangel an „friſchem Waſſer, die hitzigen Getränke — „Kurz! die ganze ungewöhnte Lebensart, „zog mir eine hitzige Bruſtkrankheit zu, an „welcher ich lange in Batavia ſchwer krank „lag, und welche mir ein ſchleichendes Fieber „und eine Mattigkeit zurückließ, die mich zu „allen Geſchäften unluſtig machte, und mir „den Wunſch einflößte, wieder nach Europa „zurückkehren zu können."

„Ich erwartete hierzu eine ſchickliche Gelegenheit, als der Capitain Cook im Jahr 1772, bey ſeiner großen Reiſe um die Welt „auf den Cap ankam. Da wurde ich denn „durch die Luſt, ferne, unbekannte Länder „zu ſehen, durch die Hofnung, daß die gemildetere Luft in Süden, wohin Cooks „Fahrt gerichtet war, meine in Batavia zerrüttete Geſundheit wieder herſtellen würde, „und endlich die Ungewißheit, wie bald ich „ein Schiff finden würde, das mich nach Europa brächte (wo ich im Grunde doch auch „nichts zu erwarten hatte, wenn ich auch „die lange und heiſſe Reiſe aushielte) durch „dies alles, ſage ich, wurde ich bewogen, „den Capitain Cook zu bitten, mir einen „Platz in ſeinem Gefolge zu geben, welches „er willig that, und mir eine Schreibersſtelle anwies, worauf ich um meinen Abſchied in Batavia bath, und mit dem berühmten Seefahrer den 27ſten November „1772 vom Vorgebürge der guten Hofnung „wegfuhr.“

„Wir ſtachen friſch in die See, und der Zweck der Reiſe war, wie bekannt, zu unterſuchen, ob unter dem Südpol nicht ein großes feſtes Land befindlich ſey. Wir kreutzten hin und her, ſtießen aber immer auf große Eißflächen, durch welche es ohnmöglich war hindurchzukommen.“

„Den 9ten Merz 1773 trennten ſich die beyden Schiffe, und mich traf die Wahl auf demjenigen zu bleiben, wovon der Capitain Furneaux Befehlshaber war. In Neu-Zeland trafen wir wieder zuſammen, ohne weiter ſehr wichtige Entdeckungen gemacht zu haben, und fuhren dann miteinander auf Tahitti zu.“

„In dieſer ſchönen Inſel wurde meine Geſundheit, welche ſchon auf der Reiſe ſich merklich gebeſſert hatte, gänzlich hergeſtellt. Ich erinnere mich nie vorher ſo frohe, ſorgenloſe Tage verlebt zu haben, als hier, glaubte auch damals nicht, daß es ein glücklicheres Volk geben könne, als die guten Tahittier.“

„So wie indeſſen mein Körper an Geſundheit und Stärke zunahm; ſo wurde er denn auch empfänglicher für die ſinnlichen Eindrücke. Eine junge Tahittierinn, welche uns oft beſuchte, und ſich durch Sittſamkeit, Unſchuld und Naivetät von den Uebrigen ihres Geſchlechts ſehr unterſchied, gefiel mir unbeſchreiblich wohl. Ich war fünf und dreyßig Jahr alt, und hatte noch nie in meinem Leben mit ganzem Herzen geliebt. auch waren mir immer die gezierten Manieren der Europäerinnen, ihre grobe und feine Coketterie, ihr Mangel an wahrhaftem reinen innigen Gefühl, die ſtets durchſchimmernde Eitelkeit oder Sinnlichkeit an der Stelle der Liebe, die conventionelle Tugend, die ſtudierte Sprödigkeit und die bedächtliche Ergebung nach Zeit und Umſtänden in den Tod zuwieder geweſen. War es daher Wunder, wenn hier Schönheit und Einfalt Eindruck auf mich machten? Meine junge Schöne ſchien auch bald für mich mehr als gemeine Zuneigung zu fühlen, und dieſe ſtieg endlich bis zur größten Zärtlichkeit.

„Sie lebte nur für mich, brachte mir die ſchönſten Früchte, und war beſorgt um mich, ſo oft ich nur einen trüben Blick auf ſie warf. Und das kam nun freylich oft; denn wenn ich dachte, welche ſelige Tage ich hier verlebte, und wie das alles auf einmal vorbey, auf ewig vorbey ſeyn würde, wenn unſre Schiffe wieder abführen; wie ich dann wieder in den gezwungenen europäiſchen Circuln eingeſperrt, von Sorgen, Leidenſchaften, Vorurtheilen und unnützen Bedürfniſſen in einem Wirbel umhergetrieben werden würde; dann konnte ich mich wahrlich oft der Thränen nicht enthalten.“

„Meine Geliebte, deren Sprache ich in kurzer Zeit gelernt hatte, (die Liebe iſt eine herrliche Lehrmeiſterinn) lockte mir endlich mein Geheimniß ab, und ich bekannte es ihr, wie ſehr mein Herz von dem Gedanken ſie bald zu verliehren zerriſſen würde.“ „O! wenn Du ſonſt keinen Kummer haſt“ rief ſie da aus, und umſchlang mich mit ihren ſchönen Armen; „ſo ſey ruhig! Nichts ſoll

„uns trennen. Ich folge Dir durch die ganze „Welt.“ „Armes Mädgen!“ rief ich „Nein! ſo unglücklich will ich Dich und mich „nicht machen. Du kennſt dieſe glänzenden, „geputzten Europäer noch nicht. Ich ſollte „Dich aus dem Schooße Deiner Eltern, aus „dieſen glücklichen, ſchönen Gefilden fortreiſſen, um Deine Ruhe und Unſchuld meinen verderbten Landesleuten preiszugeben? — Nimmermehr! Ach! Könnte ich „doch hier bey Dir bleiben!“ — „Und was „hindert Dich, das zu thun?“ ſagte ſie — „O! beſter. liebſter Bricki!“ (ſo nannte ſie mich) „o! bleibe hier!“ — „Sie bath und „flehete ſo dringend, führte mich zu ihrem „Vater, der ein guter alter Mann war, und „ſeine Bitten mit den ihrigen vereinigte — „Kurz! ich gab nach, verſchwieg meinen „Entſchluß vor unſern Leuten, und gieng in „der letzten Nacht vor Abfahrt der Schiffe in „das Haus des alten Vaters, der mir ſeinen „älteſten Sohn mitgab, welcher nebſt meiner „Geliebten mich tief in das Land hineinführten, dort in einem Walde verſteckten —

„und ſo war ich denn nun ein Einwohner „von Tahitti, im Beſitz eines lieben Weibes, „vergaß Vaterland und Landesleute; Dem „Capitain Cook aber ſchickte ich durch einen „Wilden einen Brief, darinn ich ihm meinen „Entſchluß meldete, und ihn bath, ſich die „verlohrne Mühe zu erſparen, mich aufzu„ſuchen. Ich dankte ihm für ſeine mir be„zeigte Güte, und ließ den größten Theil „meiner elenden Habſeligkeiten auf dem „Schiffe.“

„Nie habe ich lebhafter empfunden als „damals, welches Elend wir uns ſelbſt, „durch Vervielfältigung unſrer Bedürfniſſe „aufladen. Glücklich in dem Beſitze eines „lieben Weibes; An ihrer Seite, unter dem „Schatten eines Baums ruhend, deſſen „wohlſchmeckende Frucht mir zugleich die „herrlichſte und geſundeſte Nahrung gab; „In einer einfachen Hütte gegen die Launen „des Wetters geſchützt; Bezaubert von dem „ſchönen Anblicke der reichen, immer neuen, „unterhaltenden Natur; Gekleidet und bedeckt

„mit einem Stoffe, deſſen Zubereitung mir ſowohl geſunde Bewegung als Zeitvertreib verſchaffte; Ohnverfolgt von dem Neide, der Hinterliſt und der Habſucht, ungekränkt von dem Stolze der feinen Europäer; Da wo kein wollüſtiger Fürſt meinem treuen Weibe nachſtellen, kein dummer Tyrann meine geſunden Glieder an auswärtige Potentaten verkaufen, noch mein Vieh aus dem Stalle holen konnte, um eine Arie trillern zu hören, eine Paſtete zu freſſen, einen Dieb mehr zu beſolden, einen Hirſch mehr todzumartern, oder ein rares unnützes Thier mehr in der Menagerie zu füttern — Wer hätte nicht ſagen ſollen, daß man in dieſem ſeligen Zuſtande Ewigkeiten lang vergnügt, ohne mehr zu wünſchen noch zu fürchten, fortleben könnte? — Aber die Mängel einer unzweckmäßigen Erziehung drückten mich auch hier. Sobald der erſte Reiz der Neuheit (leider! das Einzige, womit man den verwöhnten Kunſtmenſchen feſſeln kann) vorüber war; da fieng ich an mehr zu wünſchen. Bald erzählte

„ich meinem Weibe von europäiſchen Künſten
„und Wiſſenſchaften, damit ich Gelegenheit
„haben mögte, durch ihre Fragen und Ge-
„ſpräche wieder an jene glänzende Armſelig-
„keiten erinnert zu werden; Dann wollte
„ich mich bemühen, ſie unſre rauhen unbieg-
„ſamen Sprachen reden und ſchreiben zu
„lehren; Ein andermal ſchnitt ich mir eine
„Flöte aus Schilf, und begleitete den ein-
„fachen Herzensgeſang der Natur mit mei-
„nen erkünſtelten Tönen; Ich wünſchte mir
„Bücher, und hatte doch das große Buch
„des Schöpfers, das man nie auswendig
„lernt, vor mir; Ich war nicht gewöhnt,
„wenn ich aß, meinen Hunger ſondern mei-
„nen Apetit zu fragen, aß mehr, trank mehr,
„als ich nöthig gehabt hätte; dann war mir
„die Speiſe zuwieder geworden, und ich
„ſuchte Abwechſelung; Oder ich empfand
„Kopfſchmerzen, und wünſchte mir, aus
„der Apotheke ein ſchmerzſtillendes Gift holen
„zu können; Meine Schnupftabaksdoſe war
„leer, ich ſuchte Kräuter, die mir das Ge-
„hirn kitzeln, und mich betäuben könnten;

„Ich legte künſtliche, nach der Schnur gezogene
„Gärten an, da wo der Schöpfer Mannigfaltigkeit
„verordnet hatte, und pflanzte
„auf einem Fleck zuſammen, was die Natur
„in ſo herrlicher Schattierung vertheilt;
„Dann hätte ich gern die Eingeweide der
„mütterlichen Erde durchwühlen, und das
„unglückliche Metall herausholen mögen;
„Auch fieng ich an, die Jugend zu cultivieren;
„Sie mußten die Füße auswärts ſetzen,
„welche Gott gradehin hat wachſen laſſen,
„und wenn ſie die Heiterkeit ihres frohen
„Herzens in ungezwungenen Sprüngen entfalten
„wollten; ſo lehrte ich ſie, nach einer
„ſchaalen Weiſe, in der Figur von gothiſchen
„Zahlen, von Schneckenlinien und Ketten,
„ſich gleichförmig durcheinander hindurchzwängen
„— Ja! ſoll ich es bekennen?
„Wenn dann mein Geblüt erhitzt war, und
„ich ſah, mit welcher natürlichen Grazie ein
„junges blühendes Mädgen dahinhüpfte;
„dann erwachten ſtrafbare Begierden in meiner
„Seele — Pfui!“ ſagte ich zu mir ſelbſt
„ſchändlicher Europäer! Wie wenig verdienſt

„Du unter unverderbten Menſchen zu leben,
„und doch biſt Du keiner der Schlechteſten
„unter Deinen Landesleuten.“

„Auf dieſe Art nagte das Gefühl meiner
„eigenen Unwürdigkeit, die unruhige Thä-
„tigkeit, und das gewöhnte Verlangen nach
„immerwährendem Wechſel (Welch' ein
„Widerſpruch!) an meinem Gemüthe. Mein
„Weib ſah' es, ſie war im fünften Monathe
„ſchwanger, und härmte ſich darüber, daß
„ich nicht mehr ſo heiter als ehemals
„ausſah.“

„Eines Morgens, nachdem ich ohngefehr
„drey und zwanzig Wochen in Tahitti gelebt
„hatte, ergriff mich auf einmal ein verzwei-
„felter Gedanke. Ich ſaß einſam am Ufer
„des unruhigen Meers, und machte mir
„ſelbſt Vorwürfe, daß ich im Begriff wäre,
„ein ruhiges Völkgen durch meine armſelige
„Cultur um Glück und Frieden zu bringen —
„Flieh' weil es noch Zeit iſt, und ſollte
„Dir's das Leben koſten!“ rief ich aus, und

ſprang plötzlich auf. — „Es ſtand ein Nachen,
„ein kleines unſichres Nachen am
„Strande; Jch ſchwung mich hinein —
„Wohin willſt Du, Elender? Du wirſt den
„Tod in den Wellen finden — Bleib —
„Was wird Dein treues Weib ſagen? Es
„war zu ſpät; Eine Welle hob das leichte
„Fahrzeug, und trieb mich ſchnell vom Lande
„weg. Auſſer einem kleinen Ruder und einigen
„Nahrungsmitteln, welche von ohngefehr
„in dem Nachen lagen, fand ich nichts
„darinn. Jch mußte der Gewalt des ſtarken
„Elements weichen, und erwartete ruhig,
„wohin ich verſchlagen werden könnte.“

„Umſonſt würde ich es verſuchen, Euch
„die Gemüthsverfaſſung zu ſchildern, in der
„ich drey Tage hindurch zubrachte, während
„welchen ich ſo ſchnell fortgetrieben wurde,
„daß ich zuweilen in Ströhme gerieth, welche
„mich geſchwinder als ein Pfeil fortſchoſſen.
„Der Nachen war federleicht; Es gelung
„mir mit meinem alten Hute das einſchlagende
„Waſſer auszuſchöpfen — Die Hand

„der Vorſehung erhielt mein Leben, um mich
„größere Erfahrungen machen, und dann
„hier in meinem Vaterlande auf dem Bette
„meinen Geiſt aufgeben zu laſſen.“

„Nachdem gegen den vierten Tag meine
„Nahrungsmittel beynahe aufgezehrt waren,
„und ich ſchon den nahen Tod vor Augen zu
„ſehen glaubte, ſtieß ich grade auf die große
„Eisfläche, durch welche Cooks Schiffe nicht
„kommen konnten. Schon war ich im Begriff
„mich aus Verzweiflung in die See zu
„ſtürzen, als ein reiſſender Strohm, mitten
„durch die ungeheuren Eisſchollen hindurch,
„mir einen Weg bahnte. Mein kleines Fahrzeug
„wurde mit ungeheurer Schnelligkeit
„auf dieſem ſchmalen Canal fortgetrieben,
„und — o! überſchwengliches Wunder!
„nach acht Stunden kam ich, durch alle dieſe
„Berge von Eis hindurch, in ein ſtilles
„Meer, das, je näher ich dem Südpol
„rückte, um deſto wärmer und lieblicher
„ſchien.“

„Nun wurde mein Herz von einer nie „zuvor gefühlten Wonne durchſtrömt. Ich „bekam Muth, Hofnung das unter dem Pol „liegende Land zu erreichen, und dieſe „Hofnung trog mich nicht. Nachdem ich mein „Ruder ergriffen und, ſo viel die durch „Freudigkeit geſtärkten Kräfte erlaubten, „gearbeitet hatte, ſahe ich gegen Abend das „flache Ufer eines ſchönen Landes voll „herrlicher Gewächſe und Bäume vor mir „hingebreitet. Ich verdoppelte meine Mühe, „kam glücklich hin, ſtieg an das Land, warf „mich auf die mütterliche Erde nieder, und „dankte mit heiſſen Thränen meinem „Schöpfer und Erretter.“

So weit hatte ich Bricks Manuſcript geleſen, indeß das Wetter jeden Augenblick ſtürmiſcher wurde, und uns immer mehr rechter Hand von unſerm Wege abtrieb. Aber ſo ämſig las ich, daß ich kaum merkte, in welcher Gefahr wir ſchwebten; Allein gegen Abend erhob ſich ein ſo fürchterlicher Sturm, daß ich Ihnen Allen, meine ſchönen Damen und Herrn! nimmermehr wünſche, dergleichen zu erleben.

Seit einer Stunde ſchlage ich alle alte und neue, poetiſche und proſaiſche Schriftſteller, die ich in meiner kleinen Bücherſammlung habe, nach, um für Sie ein recht dichteriſches Gemälde eines Seeſturms abzuſchreiben. Aber ſie gefallen mir alle nicht. Man ſieht es ihnen vielmehr an, daß ſie beym warmen Ofen geſchrieben ſind, und daß der Mann ſich ſeinen eigenen Wind geſchaffen hat — Mich ſoll der Henker holen, wenn Sie! Sich nur einen Begriff davon machen können, ohne das Schauſpiel ſelbſt erlebt zu haben. Denn, ſehen Sie, das Meer wird ſo ſchwarz, ja! wie ſoll ich nun gleich ſagen? ſo ſchwarz, als — meine manſcheſternen Beinkleider, und ſchäumt, ſchäumt, wie — wie Bartſeife, und noch ärger. Dann thürmt ſich auf einmal alles in die Höhe, und kocht wie — aber im Großen — wie wenn ein Topf voll Erbſen überkocht, und wirft dann das Schiff, das große ſchwere

Schiff — ja! denken Sie nur! — als wenn es ein Ball wäre, meiner Seele! ſo hoch in die Höhe, daß man meint, man müßte ſich den Kopf am Monde einſtoßen. Die Wolken hängen pechbraun, couleur de puce und in allerley Farben dicht über der Scheitel, und werden fortgewälzt, als wenn der böſe Feind hinter ihnen wäre. Aus Bosheit halten ſie dann nicht feſt, ſondern gießen ganze Fäſſer voll trübes Waſſer auf die armen Reiſenden hinab, die doch wahrhaftig nichts dafür können, und ſchon da unten der Plage genug haben; Denn in dem Schiffe ſelbſt, Mord, Peſtilenz! da geht es erſt recht bunt her. Krick, krack! und immer hin und wieder. Dort ſtürzt Einer über den Andern, und bittet nicht einmal um Verzeyhung, und dann iſt ein Lerm, ein Rufen, ein Toben, ein Bethen — Man meint, man müßte toll und raſend werden.

So natürlich als ich Ihnen das Ding beſchrieben habe, ja! grade ſo gieng es bey uns zu. Es dauerte die ganze Nacht durch, und als der Tag herankam, ſahen wir, daß wir nahe bey Dännemark waren.

„Was iſt nun zu thun?“ ſagten die Schiffsleute. „Das Schiff iſt ſchadhaft an „allen Ecken, ein Maſt iſt geborſten. Gott „Lob! daß wir nur Alle noch leben! Wir „müſſen nach Dännemark, und dort erſt das „Schiff ausbeſſern.“ Es blieb keine Wahl übrig. Ich war, ſcheint es, beſtimmt, ein Stück dieſes Reichs zu ſehen. Wir ſegelten darauf los, und kamen um zwölf Uhr Mittags in Koppenhagen, dem Zollhaus gegenüber, bey Chriſtianhafen vor Anker.

Fünftes Capittel.

Erneuerte alte Bekanntſchaft. Entdeckung dadurch. Fortſetzung des Manuſcripts. Abreiſe nach Holland.

„Es iſt eine herrliche Sache um das Reiſen, „mein Herr Officier!“ ſagte ich, als wir am Hafen auf und niedergiengen, „und „ich komme jetzt ſo dazu, und weiß nicht „wie.“ „Uebel genug!“ antwortete der Kriegsmann „daß wir hier nach Dännemark „gerathen ſind, und wiſſen nicht wie! Ihr „Herr Vater wird in großen Sorgen unſertwegen ſeyn“ „Das glaube ich ſchwerlich“ erwiederte ich mit Lächeln (Er hörte es aber nicht, ſondern fuhr fort) „Und was machen „wir hier? Ich habe von je her die Dänen „nicht gut leiden können. Es iſt nichts als „Körper an ihnen. Wir ſind alle Erdenklöße, aber dieſe Menſchen ſcheinen aus „bloßer ſchweren Thonerde zuſammengeſetzt „zu ſeyn.“

Er machte noch einige ſolche unbillige Anmerkungen über dieſe Nation, als eben ein Mann, mit Büchern unter dem Arm, eilig durch eine Queergaſſe geſtrichen kam. „Das iſt gewiß ein Franzoſe oder ſo ein „Ding“ ſagte mein Gefährte — Ich ſah nun die Figur genauer an, und meinte, ich müßte das Weſen ſchon irgendwo geſehen haben. Als er näher kam, durfte ich nicht länger zweifeln: „Ah cäreſte Clauſen! Wó „gord ed?“ rief er in gebrochenem Däniſchen aus, und fiel mir um den Hals. „Eſt-ce bien Vous, mon ami? Nun! wer „hätte denn denken ſollen, daß wir uns hier „in Dännemark antreffen würden? Und zu „urtheilen nach meines alten Peters Anſehn „und Anzuge; ſo muß es Ihnen, mein „Freund! wohl gehn.“ „Mein Herr!“ ſagte ich „Zu dienen! So! So! Vielleicht „ſind Sie aber irre. Zwar heiſſe ich würklich, wie Sie mich genannt haben; allein „dürfte ich fragen, mit wem ich die Ehre „habe“ — „Ah mon chèr“ rief er aus „Die Umſtände verändern ſich, und das

„Schickſal verändert die Menſchen, mais ne „Vous ſouvient-il plus du Sieur Lippeville? „Par Dieu! pour moi, je Vous ai d'abord „reconnu“ — Ja! er war es leibhaftig. „Und wie, in aller Welt!“ fragte ich „kommen Sie denn hierher?“ „Nun, das will „ich Ihnen erzählen“ war ſeine Antwort. „Es hat mir nicht recht glücken wollen in „meinem Vaterlande, und ſo bin ich endlich „ſogar Hofmeiſter bey einem deutſchen Grafen geworden, mit dem ich auf Reiſen gieng. „Der junge Menſch beſaß hübſches Vermögen; aber, wie es denn geht, er verſpielte „alles, und zuletzt hatten wir Beyde nichts „mehr, denn was mich betrifft; ſo verlohr „ich auch meine rente viagère durch einen „unglücklichen Bankerott, den die Caſſe „machte. Der junge Graf ſah ſich genöthigt „in kaiſerliche Dienſte als Officier zu gehn. „Nun war für mich weiter keine Reſſource „übrig, als von meinen geringen Talenten „Partie zu ziehn. Ich war damals grade in „Schleßwig, wo ich meine Lage einem guten „Manne entdeckte, der mir dann Addreſſen

„hierher gab. Es wollte aber Anfangs nicht recht gehn. Ich mußte allerley Wege einſchlagen. Endlich ergriff ich den Entſchluß, der Jugend Unterricht im Franzöſiſchen und Deutſchen zu geben, und da finde ich nun als Sprachmeiſter mein ziemlich bequemes Auskommen. Ich habe eine Wittwe geheyrathet, die einiges Vermögen hat, ſo daß ich nicht überflüßig viel Stunden zu übernehmen brauche. Aber freylich fällt mir oft mein ehemaliger Glanz ein. Doch wie kommen Sie, mein lieber Claus! denn hierher?“ „Das iſt“ antwortete ich ihm „jetzt zu weitläuftig zu erzählen. Nur Eine Bitte habe ich an Sie, und die beſteht darinn, daß Sie dieſem Herrn Officier hier ſagen mögen, wer ich bin, und unter welchen Umſtänden Sie mich gekannt haben.“

Lippeville war ſogleich bereit, meinem Geſuche zu willfahren. Wir drey giengen zuſammen in einen nahegelegenen Gaſthof; Dort verſicherte mein ehemaliger Herr den Officier, daß ich Peter Claus hieſſe, entholſäuberte mich alſo durch ſein unverdächtiges Zeugniß; Es wurde alles aufgeklärt, ich erzählte die Veranlaſſung der Irrung, die Austauſchung der Kleider, einen Theil meiner übrigen Schickſale, und ſetzte freylich dadurch den Officier in nicht geringe Verlegenheit, der mich unzähligemal um Verzeyhung bath.

Jetzt war es ſchwer, einen Entſchluß zu faſſen, was nun bey den Umſtänden zu thun ſeyn würde. Doch fiel endlich die Entſcheidung dahin aus, daß ich die Güte haben mögte, mit nach Holland zu ſchiffen; Der Herr Vetter des Hauptmanns, der alte Herr van Haftendonk, dem zur Freundſchaft er nach Hamburg gereiſet wäre, den Sohn aufzuſuchen, werde freylich nicht wiſſen, ob er ihm danken ſolle oder nicht. Doch ſey ja der Sohn, meiner Verſicherung nach, auch nach Holland abgegangen — „Kurz! Wir müſſen ſehen, wie es geht, mein lieber Herr „Claus“ ſagte der Officier „Auf jeden Fall „wird Sie mein Vetter reichlich entſchädigen,

„und Sie reiſen ja ohnehin gern. Das Unglück
„iſt nicht ſo groß, einer reichen Frau
„angetrauet zu werden, wenn Sie ſie auch
„behalten müßten. Nur mit dem Kinde wäre
„es ſo ein Umſtand — Doch, was hilft es,
„vor der Zeit ſich mit Grillen plagen? Nur
„ſo viel muß ich bitten, daß wir uns nicht
„länger als einen Tag hier aufhalten. Wir
„können ja morgen die Hauptmerkwürdigkeiten
„der Stadt beſehen, und indeß wird auch
„unſer Schiff wieder im Stande ſeyn abzufahren.“

Monſieur de Lippeville erboth ſich unſer Cicerone zu ſeyn, hielt auch am folgenden Tage ſein Wort, und wies uns, was man Fremden zu zeigen pflegt. Allein ich würde es für Misbrauch Ihrer Geduld halten, meine lieben Leſer! wenn ich Sie hier mit einer Beſchreibung von Koppenhagen ermüden wollte. Ich mag Ihnen lieber die Fortſetzung meines Brickiſchen Manuſcripts abſchreiben, wovon ich noch den Abend unſerer Ankunft ein Stück las, als mein Herr Hauptmann ausgegangen war, mit den Schiffern Abrede zu nehmen. Uebrigens war ich mit dieſem Manuſcripte ſehr geheim, ſteckte es weg, ſobald der Officier wiederkam, und weil derſelbe nicht lange ausblieb; ſo verzeyhen Sie gnädigſt, wenn Sie in dieſem Capittel nur ein kurzes Stück davon zu ſehen bekommen!

Fortſetzung des Manuſcripts.

„Ich weiß wohl, meine wertheſten Freunde! daß es Euch unglaublich vorkommen wird, wenn ich Euch erzähle, daß grade unter dem Pole ein ſo liebliches Clima herrſcht, da es, nach der gemeinen Meinung, nirgends kälter ſeyn müßte als da. Allein ich erſuche Euch, gewöhnt Euch, an keinem Dinge zu zweifeln, das Ihr nicht geſehen habt, und da ich gewiß der einzige Europäer bin, der bis dahin gedrungen iſt; ſo glaubt mir vorerſt — Es iſt ein Glauben, der auf Eure Sittlichkeit keinen Einfluß hat.“ —

„Epicur behauptete, man könne nicht
„beweiſen, daß die Sonne größer ſey, als
„ſie unſern Augen ſchiene. Alte und neue
„Perſifleurs fanden dieſen Satz ſehr dumm;
„Ich finde ihn nicht alſo. Wer weiß denn,
„ob dieſelben Regeln der Meßkunſt, die un-
„ſern groben Sinnen einen Körper in dieſer
„oder jener Größe darſtellen, und ihn anders
„darſtellen würden, wenn wir anders orga-
„niſierte Sinne hätten, wer weiß, ob dieſe
„uns ſo heilig wahrſcheinende mathematiſchen
„Geſetze in andern Regionen anwendbar ſind?
„Wer weiß, ob dort nicht ein Körper größer
„ſcheint, je weiter er entfernt iſt? Ihr ſeht
„in einiger Entfernung einen Baum ſtehen.
„Ihr nennt das Entfernung, und was da-
„zwiſchen iſt, Raum, weil Eure zwey gro-
„ben Sinne, Geſicht und Gefühl, nicht eher
„anſtoßen, ſondern den Zwiſchenraum für
„Luft halten, bis zu dieſem Baume. Aber
„wer ſagt Euch, daß wenn Ihr feinere Sinne
„hättet, Ihr nicht alles voll von Körpern,
„und zwiſchen Euch und einem Baume eine
„ſolche Kette von materiellen Weſen finden

„würdet, daß Ihr den Baum und Euch ſelbſt
„nicht als zwey abgeſonderte Stücke, ſondern
„als ein zuſammenhängendes Weſen
„anſehn müſſet? Wenn nun ſo viel Unſicherheit
„in der Erkenntniß der Dinge hier unten
„iſt, mit welcher Gewißheit wollt Ihr von
„den fernen Weſen dort oben reden? Alſo
„gehet gnädig um mit Geiſterſehern und ſpeculativen
„Köpfen! Bauet nicht Eure Glückſeligkeit
„auf Dinge, die auſſer Eurer ſinnlichen
„Empfänglichkeit ſind, aber diſputirt
„nicht weg, was Ihr nicht ſehet oder
„fühlet." *

---

* C'eſt une ſingulière tête que ce Monſieur Brick! Doch verdient was er hier ſagt, einige Aufmerkſamkeit. Nach ſeinem Syſtem wäre aller Begriff von Größe, Form, Geſtalt, Farbe, Entfernung u. ſ. f. Täuſchung. Die mathematiſchen Wahrheiten wären alſo, gegen die gemeine Meinung, von allen die unſicherſten; Die moraliſchen Geſetze hingegen unwandelbar, theils weil ſie die Harmonie des ganzen Sichtbaren und Unſichtbaren befördern, theils weil das, was wir thun ſollen, ſich

„Doch, ich entferne mich von meinem
„Zwecke. Genug! unter dem Pole hören die
„Geſetze der Natur, wie ſie in den übrigen
„Erdgürteln herrſchen, auf, und ſobald man
„durch die Eisburg, welche dieſen Pol von
„den andern Welttheilen abſondert, hindurch
„iſt; ruht ewiger Frühling, unbeſchreiblich
„ſanftes Clima auf den glücklichen Gefilden,

---

nur nach demjenigen beſtimmen läßt, was wir kennen. Es könnten alſo eine Menge Dinge theoretiſch wahr ſeyn, ohne daß wir ſie einſähen; und umgekehrt aber practiſch wahr für uns könnte nur das ſeyn, was für uns theoretiſch begreiflich wäre. Ein weiſer Mann ſey alſo derjenige, der nichts feſt behauptete, als was er klar einſähe, dennoch aber an nichts zweifelte, was er nicht einſähe, und der in ſeinen Handlungen nur nach dem Maaßſtabe ſeiner Erkenntniß conſequent handelte; einen Schwärmer und Thoren müßte man denjenigen nennen, der ſeine Handlungen nach möglichen Wahrheiten, die er nicht einſähe, beſtimmte, einen Böſewicht aber nur den, welcher wieder ſeine Einſicht handelte.

Peter Clauſens Anmerkung.

„die ich Euch beſchreiben will. Vermuthlich „wird es unter dem Nordpol eben ſo ſeyn.“

„So ungewiß es auch war, welches mein „Schickſal ſeyn, ob ich hier lebendige Weſen „antreffen, ja! ob ich je wieder Geſchöpfe „meiner Art erblicken, oder nicht vielleicht „einſam eines traurigen Todes ſterben würde, „von keinem Freunde, der mir die Augen zudrücken könnte, mit einem Labetrunke erquickt, ohne Troſt, ohne Pflege, ohne „Schmerzenslinderung; ſo fiel mir doch ein „ſolcher Gedanke gar nicht ein. Nur das „einzige Gefühl, mich von den Gefahren der „See errettet, und Gottes ſchönen Erdboden, „die herrlichſten, reichſten Gefilde vor mir „ausgebreitet zu ſehen, erfüllte meine Seele „mit überſtrömender Wonne. Ich bemerkte „keine Spur von Fleiß und Arbeit der Einwohner, kein Fahrzeug am weiten Ufer „hinunter, keine Pflanzungen, keine Hütten, „aber doch war rings umher das ganze Land, „ſo weit ich ſehen konnte, mit den ſchönſten „Bäumen und Gewächſen bedeckt. Allein

„zeln hervor, die es begierig verſchlang.
„Mich wandelte die Luſt an, dieſe Wurzeln
„auch zu verſuchen; ich zog einige heraus,
„und fand ſie wohlſchmeckend und ſättigend.
„Nachdem ich nun alſo eine gar erquickende
„Mahlzeit gehalten hatte, ergriff der Schlaf
„meine müden Glieder. Eine grüne Aue,
„voll ſchöner duftenden Kräuter, war mein
„Lager. Ich ſchlief ein, und erwachte erſt,
„nachdem ich vielleicht zwölf Stunden lang
„geſchlafen haben mogte.“

„Sobald ich die Augen öfnete, ſah ich
„mit Verwunderung zwey menſchliche Geſchöpfe
„neben mir ſtehen, die mich aufmerkſam
„betrachteten, und wahrſcheinlich ſchon
„lange, während meines Schlafs mich beobachtet
„hatten. Es war ein Mann und ein
„Weib, meiner Beurtheilung nach die höchſten
„Ideale von Schönheit, weiß von Haut,
„geſchmückt mit langen gelben Haaren;
„ſchöne ſchlanke Glieder, die kein unnatürliches
„Gewand bedeckte, denn ſie waren

„bis auf einen Schurz noch, gänzlich bloß;
„Geſtalt und Blicke voll Milde, Hoheit und
„Güte, von keiner ängſtlichen noch ſträflichen
„Leidenſchaft verzerrt, durch keine Kränklichkeit
„erſchlafft — Das ſtrahlende Ebenbild
„des großen Schöpfers glänzend auf
„der heitern Stirne“ —

„Gern bekenne ich es, ich konnte den
„Anblick ſo vieler edler Größe kaum ertragen;
„Ich rafte mich von meinem Lager auf,
„und verneigte mich vor ihnen, indem ich
„zugleich ein Zeichen machte, welches ſo viel
„ausdrücken ſollte, als daß ich ſie um Schutz
„und Schonung bäthe, daß ich unglücklich
„und ohne meinen Willen vom Meere hierhergetrieben
„ſey. Der junge Mann verſtand
„mich, reichte mir die Hand, und
„führte mich nebſt ſeiner Frau leutſelig mit
„ſich fort. Unterwegens ſprachen beyde viel
„mit einander. Ich verſtand wenig davon,
„doch hörte ich zu meiner größten Befremdung,
„daß es eine Art von hebräiſcher

„Mundart war. Ich hatte, wie ich noch als Sachwalter * viel Proceſſe für Juden führte, einige Unterweiſung in dieſer Sprache genommen, um Handlungsbücher und andre jüdiſche Documente verſtehen zu können, aber freylich war mir theils viel davon wieder aus dem Gedächtniß gekommen, theils ſchien mir das, was dieſe Wilden redeten, eine viel reichere Sprache zu ſeyn, als das gewöhnliche Hebräiſche, ſo wie wir es itzt aus den Büchern des alten Teſtaments lernen — Doch, wie kann ich dieſe ſanften einfachen Naturmenſchen Wilde nennen? Zehnmal richtiger verdienten wir verderbten, verwilderten Europäer den Nahmen.“

„Meine Führer betrachteten meinen Anzug, der halb europäiſch, halb tahittiſch war, mit Mitleiden. Sie zeigten mit Fingern auf die vielfachen unnöthigen Stücke, aus denen er zuſammengeſetzt

---

* Erſter Theil Seite 74 und 75.

„war, und überhaupt ſchienen ſie mehr Bedauern
„als Verwunderung zu empfinden,
„ſo oft ſie ihre Augen auf mich hefteten —
„Nie iſt mein europäiſcher Stolz ſo ſehr gedemüthigt
„worden als hier, da ich bemerkte,
„wie geringe die Achtung war, mit welcher
„dieſe ungezierten Geſchöpfe auf ein Männlein
„herabblickten, das zu einer Nation gehört,
„die ſich rühmt, die Herrſchaft des
„Erdbodens zu Waſſer und zu Lande zu beſitzen
„und alle übrigen Völker zu cultivieren,
„wenn ſie ſich die Freyheit nehmen darf,
„in bretternen Kaſten ſich von Wind und
„Waſſer umhertreiben zu laſſen, dann auf
„fremden Küſten einen Roſenkranz zu bethen,
„oder eine Fahne mit einem Wapen aufzupflanzen,
„das dort niemand kennt, und
„unſchuldige Geſchöpfe ungeſtraft zu morden,
„wenn ſie uns nicht erlauben wollen, was
„die Erde für Alle trägt, allein uns Einwohnern
„eines kleinen unbeträchtlichen Erdfleckgens
„zuzueignen, oder wenn ſie nicht
„als unentbehrlich zu ihrer zeitlichen und
„ewigen Glückſeligkeit anſehn wollen, was

„ein paar ſchiefe Köpfe erfunden, und dann „der übrigen Welt zu glauben aufgedrungen „haben.“

„Wir kamen bald in ein reizendes Thal, „in welchem weit umher eine Menge Hütten „zerſtreuet lagen — Ein herrlicher lachender „Anblick! Die Hütten waren äuſſerſt einfach „gebauet — Doch, was ſage ich, gebauet? — „gepflanzt, von den ſchönſten blüthevollen „Bäumen, deren Zweige dicht ineinander „geflochten und verwachſen waren. Vor „den Eingängen dieſer Hütten ſaßen alte „Leute, und erquickten ſich an dem Anblicke „der ſchönen Natur, und an der Freude „ihrer Kinder und Enkel, deren einige fröh„lich herumſprangen, und ſich mit allerley „körperlichen Uebungen ergötzten, indeß klei„nere Knaben und Mädgen im bunten Graſe „ſpielten — Geſundheit, Freude und Un„ſchuld auf den Geſichtern Aller, mit Gottes „Finger lesbar gezeichnet.“

„So wie wir nach und nach vor einigen „Hütten vorbeygiengen, kamen die Kinder „herangeſprungen, zupften mich verwun-

„drungsvoll, nicht unbeſcheiden, an den „Kleidern, ſahen ſich dann einander mit „einer Art von Beſorgniß an, und machten „Zeichen, als wenn ſie mich für einen kranken, halbtodten Menſchen hielten. Die „Aelteren aber redeten mit meinen Begleitern, und kehrten dann, ohne übermäßige „Neugier zu zeigen, zu ihren Spielen und „Arbeiten zurück. Aber dieſe Arbeiten waren „nicht ſaure Anſtrengungen, im Schweiß „des Angeſichts unnütze Bedürfniſſe zu ſchaffen — Nein! Einer bereitete ſeinem alten „Vater ein kleines Mahl aus Früchten, die „er von den reichen Bäumen abpflückte und, „ohne den deſſen Saft am Feuer auszutrocknen, auf großen Blättern friſch dem Greiſe, „der ihm dankbar entgegenlächelte, hinreichte. „Ein Andrer baute an ſeiner kleinen Wohnung, ein Dritter flochte ſich einen „Schurz.“

„Endlich näherten wir uns einer Hütte, „an deren Eingang ein alter ehrwürdiger „Greis mit ſeinem Weibe ſaß. Es waren

„die Eltern meines Führers und ſeiner Gat-
„tinn. Freundlich nahm mich der Hausva-
„ter auf, und indeß die jungen Leute ihm
„erzählten, auf welche Art ſie zu meiner Ge-
„ſellſchaft gekommen wären, brachten mir
„die jüngern Kinder Obſt, Wurzeln und,
„in großen Schalen von Nüſſen, den ausge-
„preßten Saft einer Frucht, den köſtlichſten,
„erquickendſten Trank, den ich jemals genoſ-
„ſen habe.“

„Ich werde Euch nicht damit aufhalten,
„hier ein ordentliches Tagebuch von der ob-
„gleich kurzen Zeit fortzuführen welche ich
„in dieſen ſeligen Gefilden des Friedens zu-
„brachte. Nur im Allgemeinen will ich Euch
„ſagen, was ich dort geſehen und erfahren
„habe.“

„Es wird ſelten Nacht daſelbſt, und da
„ich mich nie recht in der dortigen Zeitrechnung
„habe finden können; ſo kann ich nicht zu-
„verläßig beſtimmen, wie lange ich mich hier
„aufgehalten habe, aber ſo viel iſt gewiß,

„daß es kein voller Monath geweſen iſt. Und
„hierüber werdet Ihr Euch nicht wundern,
„wenn ich fortfahre Euch zu erzählen, wie
„ſehr die dortige Lebensart gegen die unſrige
„abſticht.“

„Es gelung mir in kurzer Zeit, mit Hülfe
„der geringen hebräiſchen Sprachkenntniß,
„die ich hatte, und ihrer natürlichen, über
„die Vorſtellung einförmigen, laut redenden
„Pantomime, faſt alles zu verſtehen, was
„mir die Einwohner von ihrer Geſchichte,
„Sitte und Einrichtung erzählten. Ob dieſe
„Geſchichte und Mythologie wahrhaft und
„ächt, oder nur, wie die mündlichen Ueberlieferungen
„mancher Völker, fromme Fabel
„geweſen, darüber gebührt mir nicht zu urtheilen;
„Ich kann nur erzählen, was ich
„gehört habe.“

„Sie glaubten nemlich, ihrer Tradition
„nach (denn von Schreibekunſt ſahe ich auch
„nicht Eine Spur bey ihnen) unmittelbar
„von einem Sohne Adams abzuſtammen,

„der, als Verderbniß und Sünde unter den übrigen Kindern einriß, mit ſeiner Schweſter, die ſein Weib war, von einem Engel geleitet, zu Lande hierherflüchtete. Wie das möglich geweſen, überlaſſe ich den klugen Naturkündigern auszuforſchen, und ob etwa damals ein Theil des Meers Erde geweſen, nachher aber durch die Sündfluth überſchwemmt worden, oder auf welche andre Art der Sohn Adams hierhergekommen. Genug, er gründete eine Colonie unverderbter Menſchen, welche von der großen Ueberſchwemmung verſchont blieben, das patriarchaliſche Regiment, Reinigkeit der Sitten und den wahren Gottesdienſt behielten, alſo ſich der traurigen Verkündigung entzogen, die Gott auf den übrigen Theil des menſchlichen Geſchlechts, der Sünden wegen legen mußte. Jeder Hausvater blieb König in ſeiner Familie, und Prieſter vor Gott, dem ſich nur der von Verderbniß und Laſter freye Menſch, welcher das heilige Ebenbild nicht entweyhet hat, nähern darf. Zwar hatten ſie die Un-

„ſterblichkeit verlohren, aber doch nie Krankheit noch Gebrechen gelitten. Ein ſanfter Schlaf nahm jeden, zu einer beſſern Sphäre Vorbereiteten, nach einer langen Reyhe glücklich und ſorgenlos verlebter Jahre aus der ſichtbaren Welt hinweg. Indeß war auf dieſer Erde Studium und Anſchauen der ſchönen Natur, und Verfeinerung, Hinaufſchwingen des geiſtigen Theils zu höhern Weſen, Umgang und Gemeinſchaft mit dieſen, die ſelige Beſchäftigung der von allen übrigen Sorgen und Bedürfniſſen freyen Menſchen. Welchen reichen, mannigfaltigen Genuß dieſe höhere Glückſeligkeit, keinem Wechſel und keinem Eckel unterworfen, ihnen gewähren mußte, davon können freylich wir, mit unſern gröbern Sinnen, keinen Begriff haben Aber ich ſah' es und fühlte es, was ich nie wiedererzählen kann, auf welcher Stufe von Erhabenheit dieſe Geſchöpfe Gottes über mir ſtanden, wie ihr Geiſt in die Zukunft hineinſchauete, und tiefe Blicke in mein innerſtes verderbtes Weſen that, wie der Allge-

„genwärtige unmittelbar in und um ihnen „war — Allein ich ſchweige — unwürdig — „mismüthig — zu ſeyn, was und wie ich „bin —“

„Die einfache Koſt von den Früchten der „reichen Erde, welche keines künſtlichen Salzes bedurfte, um fruchtbar zu werden, „erhielt den geſunden, mit aller Schnellkraft „und Stärke ausgerüſteten Körper (das „Meiſterſtück des höchſten Baumeiſters) ſtets „unzerrüttet. Sie aßen nie von dem Fleiſche „ihrer Mitgeſchöpfe. Ein kurzer, ruhiger „Schlaf war hinreichend, den Gliedern neue „Geſchmeidigkeit zu geben; ein gelinder Regen und der ſüße Thau des ſchaffenden Himmels erhielt die wohlthätige, von keiner „dürren Hitze getrennten, noch von herbem „Froſte verſchloſſene Erde ſtets bereit, aus „ihrer Fülle ihren Kindern geſunde Säfte „darzureichen. — Welch' ein Leben! — „Keine Krankheiten — Kein Eigenthum — „Kein Luxus — Keine Leidenſchaften — „Keine Fürſten —— Keine Pfaffen! —“

„Der Trieb der Fortpflanzung wurde nicht
„durch reizbare, wiedernatürliche Speiſen
„gekitzelt, und der mäßige Ruf der Natur
„ließ, wenn er befriedigt war, keine mis-
„klingende matte Stimmung zurück.“

„Alſo hatte der Patriarch das Glück ſeine
„Nachkommen, bis in das vierte Glied, um
„ſich her, ſich ihrer Exiſtenz freuen und ihren
„Schöpfer preiſen zu ſehen, den ſie in har-
„moniſchen Geſängen, welche meinen Ohren
„ſo lieblich als ein Sphärenklang vorkamen,
„erhoben.“

„Dieſer glückliche Zuſtand aber würde
„nicht lange gedauert haben, wenn nicht der
„Allgewaltige, nach der Sündfluth, das
„Gleichgewicht der Erde verändert, und um
„dieſes geweyhete Paradies eine Burg von
„Eis gelegt hätte, welche ſeine frommen
„Kinder von einer andern Inſel, welche ich
„leider! bald nachher auch ſehen mußte, ge-
„trennt hätte.“

„Sie bedurften der geſchriebenen Offenbahrung
„nicht, doch wußten ſie, was Gott
„für den übrigen tiefer gefallnen Theil der
„Menſchen gethan hatte, und ſie, die ſich
„näher der größern Erlöſung fühlten, nahmen
„innigen, liebevollen Antheil an dem
„Schickſal der Brüder, welche weiter vom
„Ziele waren.“

„Für mich war kein Bleibens hier in dieſen
„ſeligen Wohnungen. Die Höhe zu erreichen,
„auf welcher jene edlere Weſen ſtanden,
„dazu fühlte ich mich bald zu ſchwach.
„Von Jugend an im Verderbniſſe aufgewachſen,
„von einem Heere unruhiger Leidenſchaften
„beſtürmt — Wie hätte ich da
„je den göttlichen Frieden finden können,
„wozu Körper, Seele und Geiſt in vollkommnen
„Einklange ſtimmen müſſen?“

„An einem ſchönen heitern Abende rief
„mich ein alter Greis zu ſich vor die Thür
„ſeiner Hütte, ergriff mich väterlich bey der
„Hand, und ſprach, theils in Worten, theils

„durch Zeichen alſo zu mir:“ „Armer Fremd„ling! Ich ſehe es, Du trauerſt, weil Du „nicht ganz biſt wie wir ſind. Allein verzage „nicht, guter Menſch! Einſt in einer andern „Welt wirſt auch Du zu einer größern Stufe „von Vollkommenheit gelangen, wenn Du „hier Deine Beſtimmung treu und fleißig „erfüllſt. In unſern Gefilden aber darfſt „Du nicht länger bleiben. So will es der „weiſe Schöpfer, daß Du noch andre ferne „Länder ſeheſt, und endlich in Deinem Va„terlande Deine irdiſche Hülle ablegeſt, daß „Deine Gebeine geſammlet werden zu den „Gebeinen derer, die Du kannteſt, und die „von Deinem Stamme und Geſchlechte ſind. „Genieſſe von dieſer Frucht, und Du wirſt „in einen Schlummer fallen, und wenn Du „erwachſt, dann werden Deine Augen mehr „ſehen als Du erwarteſt.“

„Der ehrwürdige Mann gab mir eine „röthliche Traube, die ich auf ſein Geheiß „verzehrte, und kaum hatte ich die letzte „Beere genoſſen, als ein unwiederſtehlicher

„Schlaf mich ergriff — Wie ich endlich „aufwachte“ —

So weit hatte ich in der Handſchrift geleſen, da der Hauptmann wieder in die Thür trat, worauf ich dann ſogleich meine Papiere zuſammenpackte.

Sechſtes Capittel.

Peter ſchreibt an Reyerberg. Ein kleines Abentheuer. Abreiſe nach Holland.

„Nun, mein lieber Herr Claus!“ rief der Officier „Alles iſt in Ordnung; Wir „können übermorgen in See ſtechen. Morgen laufen wir in der Stadt herum, und „dieſen Abend wollen wir, denke ich, recht „fröhlich hinbringen. Laſſen Sie uns den „Windbeutel, den Lippeville, oder wie der „alte Kerl heißt, hier in den Gaſthof zum „Abendeſſen bitten! Er ſoll uns Geſchichtgen „erzählen. Der Mann iſt weit in der Welt „geweſen, mag allerley erfahren haben — „Kommen Sie!“ „Herzlich gern!“ erwiederte ich „Nur laſſen Sie mich vorher einen „Brief ſchreiben!“

Ich ſetzte mich hin, und ſchrieb an meinen lieben Reyerberg nach Hamburg, und gab ihm Nachricht von dem, was mir begegnet war. Der gute Ludwig mogte wohl in die größte Verlegenheit meinetwegen gerathen ſeyn, als er des Morgens Brick tod im Bette gefunden hatte, und ich verſchwunden war. Jetzt meldete ich ihm den ganzen Zuſammenhang, verſprach, ſobald mein Geſchäft in Holland geendigt ſeyn, und ich meine Frau an den rechten Mann gebracht haben würde, zu ihm nach Hamburg zurückzukehren. Dabey berichtete ich ihm, daß ich eine koſtbare Handſchrift beſäße, die vielleicht unſer Beyder Glück machen würde, aber in der That war, was ich bis itzt mit Ihnen, meine lieben Herrn! davon geleſen hatte, nicht von der Art, daß wir damit bey Fürſten etwas zu gewinnen hoffen durften. Wenn auch das Ganze nicht vielleicht ein politiſcher Roman war, wie ich es noch dafür anzuſehen Urſache fand; ſo konnte doch die Entdeckung eines Landes, wo weder Luxus noch Laſter, ſondern Unſchuld und Freyheit herrſchen, wenig Reiz für unſre Regenten haben — Das iſt kein Land für europäiſche Tyrannen! Bey welchem Zipfel ſoll es der

Deſpotiſmus angreifen? Wie ſoll man Menſchen unterjochen, ſie mit der närriſchen Grille erfüllen können, daß ihrer hunderttauſend Kluge Einem Mittelmäßigen gehorchen müſſen, wenn dieſer Einzige ſich jenen nicht nothwendig zu machen verſteht? Und wie kann er das, wenn ſie keine ſolche Bedürfniſſe haben, deren Befriedigung in ſeiner Macht iſt, wenn ſie nichts brauchen, als was ihnen die mütterliche Erde liefert und, ſobald ihnen ein Theil davon entzogen wird, ſich ein andres wählen? Die noch dazu durch undurchdringliche Feſtungswerke von der übrigen Welt abgeſondert ſind, und endlich unter einem höhern Schutze ſtehn, der ſie vor Cultur und Corruption bewahrt? Wenn ſie ohne Rauchtabak und Schnupftabak, ohne Gold, Silber, Brod, Bier, Brandtewein, Prieſter u. d. gl. leben können? —

Mein Brief war eben fertig, ſo daß ich Licht beſtellen wollte, um ihn zu verſiegeln, und dann meinen Officier im Wirthszimmer aufzuſuchen, da er unterdeſſen ausgegangen war, den alten Sieur Lippeville zu uns zu bitten, als leiſe an meine Thür gepocht wurde. Ich rief: „herein!“ und ſiehe da! es trat ein junges liebliches Mädgen, mit ſchönen braunen Augen und ſchwarzen Haaren in das Zimmer. Sie redete mich franzöſiſch an: „Verzeyhen Sie“ ſagte ſie „Ich „glaube faſt unrecht zu kommen“ „O! nichts „weniger, mein Kind!“ antwortete ich, und ſtand von meinem Stuhle auf, ihr entgegen zu gehn. „Ein ſo hübſches Frauenzimmer „kömmt nie unrecht bey mir. Treten Sie ja „näher!“ „Um Verzeyhung!“ erwiederte ſie „Ich ſuchte meinen Stiefvater hier“ — „Und der iſt?“ — „C'eſt le Sieur de Lippeville, Monſieur, pour Vous ſervir. Je „le croyois ici, mais voyant que Vous êtes „ſeul, Vous m'excuſerés, Monſieur“ — Sie wollte fort — „Ey! wohin ſo eilig?“ — „Um des Himmels willen laſſen Sie mich „ja fort!“ rief ſie „Mein Vater iſt gar „ſtrenge. Wenn er mich hier allein bey einem „hübſchen Herrn fände; Was würde er „ſagen?“ Ich merkte nun wohl, was für eine Art Frauenzimmer ich vor mir hatte, und ich glaube dem edlen Herrn von Lippeville nicht zu viel Unrecht zu thun, wenn ich vermuthe, daß dies Stieftöchterchen von ihm abgeſchickt war, den fremden Herrn die Zeit zu vertreiben, und dagegen einige holländiſche Ducaten mit nach Hauſe zu bringen. Einem Manne von ſeiner Art konnte man ſchon zutrauen, daß er, bey ſeinen jetzigen Umſtänden, nebenher einen kleinen Handel von dieſer Art triebe, und daß, als er mir erzählt hatte, er habe eine Witwe mit einigem Vermögen geheyrathet, das Capital einer jungen Stieftochter mit in Anſchlag gebracht war.

Peter Claus war aber nicht ſo neu in der Welt, um ſich in einer ſolchen Schlinge fangen zu laſſen. Zehn oder zwölf Jahre früher mögte es freylich wohl ganz anders ausgefallen ſeyn. Der Herr von Lippeville wäre dann zur rechten Zeit in das Zimmer getreten, um den gekränkten Vater, den Rächer der entehrten Tochter zu ſpielen, und den armen Peter die Thorheit theuer bezahlen zu laſſen.

Bey meiner vielfachen Erfahrung aber (und ich war ja auch ein verheyratheter Mann) hielt ich mich mit dieſem jungen Frauenzimmer gar beſcheiden in den Schranken der Ehrbarkeit. Weil indeſſen, wie der Apoſtel Paulus und Yorick (ich weiß nicht, ob bey einerley Veranlaſſung, genug ſie erzählen es Beyde) verſichern, daß der Teufel ein Widerſacher iſt, der nur Gelegenheit ſucht, uns Schelmſtreiche zu ſpielen; ſo fand ich nöthig, ein wenig auf meiner Hut zu ſeyn. Man hat doch im ſieben und dreißigſten Jahre (man müßte denn gar zu arg bey Höfen ſich durchgelebt haben) auch noch Fleiſch und Blut, wovon bekanntlich erſteres zu den drey geiſtlichen Feinden gehört, und letzteres, wenn es anfängt recht heftig zu laufen, leicht mit unſern Grundſätzen davonrennt. Deßfalls verſäumte ich nicht, aus Vorſicht, die Stubenthür, welche das hübſche Frauenzimmer noch in der Hand hielt, nachdem ich ſie davon weggeführt hatte, ſorgfältig — halb offenſtehn zu laſſen.

„Setzen Sie Sich nur einen Augenblick „wenigſtens, mein ſchönes Kind!“ ſagte ich — Sie that es, nach einiger verſtellten Weigerung.

Ich habe es ſchon oft bemerkt, beſte Leſer! daß wenn uns Liebe zum Guten, oder Eigenſinn, oder Nothwendigkeit, oder Furcht treibt, unſer ſinnliches Vergnügen gewiſſen Grundſätzen aufzuopfern, wir uns ungern begnügen, blos das ſtille Bewußtſeyn zu ſchmecken, das Böſe nicht gethan, ſondern überwunden zu haben — Nein! wir wollen mehr, wir mögten herzlich gern zugleich etwas Gutes ausführen, ſo etwas Erhabenes, um durch den Kitzel, den uns eine große That macht, den Verluſt zu erſetzen, den die bezwungene Sinnlichkeit an jenem entbehrten Genuß gelitten hat — So ſpielt bey uns immer eine Leidenſchaft der andern einen Poſſen, und dreymal glücklich iſt noch der, welcher die Kunſt verſteht, dies Satanspack auf ſolche unſchädliche Art an einander zu hetzen

Hätte ich die Demoiſelle ganz trocken mit dem Beſcheide abgewieſen, daß ihr lieber Papa nicht bey mir ſey, und dann freundlich hinzugeſetzt: „Ich bedaure alſo recht ſehr, „und empfehle mich gehorſamſt" ſo hätte ich genug gethan; Aber ſobald ich merkte, welches Handwerk ſie triebe, und ich nun wohl einſah, daß ich mich aus Vorſicht in einiger Entfernung von ihr halten müßte; ſo wollte ich mich für dieſe Verleugnung dadurch ſchadlos halten, daß ich mir den Ruhm erwürbe, etwas zur Beſſerung einer Verirrten beyzutragen. Ich faßte ſie aus dieſer Urſache freundlich bey der Hand, fragte ſie: wie alt ſie ſey, womit ſie ſich beſchäftigte, wie ihre Vermögensumſtände wären, ob ſie keinen Liebhaber hätte, ob ich ihr in irgend einer Sache dienen könnte? u. d. gl. Sie drückte mir bey der letzten Frage dankbar die Hand, erzählte: ſie ſey neunzehn Jahre alt, lebe bey ihrer Mutter, die freylich nicht ſo reich wäre, daß ſie ſich auf den Fuß, comme les autres filles de mon etat kleiden, und dadurch einem Manne gefallen könne. Zudem wolle ſie nie heyrathen, liebe die Freyheit, und, ſetzte ſie hinzu, wenn ſie jetzt einen Bräutigam hätte; ſo würde ſie es ja nicht wagen, bey einem ſo wackern Herrn allein im Zimmer zu ſeyn; dabey würde wenigſtens ſie ein Vergnügen entbehren, wenngleich mir daran wenig gelegen ſeyn mögte —

Ich fühlte, daß ich bald mit meiner Predigt hervorkommen müßte, wenn ich nicht das Concept aus dem Gedächtniſſe verliehren ſollte; alſo fieng ich herzhaft an: „Mein „gutes Kind!“ ſagte ich, etwas vertraulicher „Ich verſtehe Sie vollkommen, und bin zu „ſehr mit der Welt bekannt, um nicht zu „begreifen, daß es nicht eben Männerhaß iſt, „der ſie bewegt gegen den Eheſtand eingenommen zu ſeyn. Es iſt wahr, die Freyheit iſt ein herrliches Gut, aber um gänzlich frey und unabhängig zu leben, muß „man ſich in beſſern Glücksumſtänden befinden, als Sie mir die ihrigen ſchildern, „ſonſt zwingen uns Mangel und Nothwendigkeit oft, von dem Willen reicherer Leute

„abzuhängen, und wenn dieſe alsdann für „ihr Geld Recht zu haben glauben, etwas zu „fordern, das der Rechtſchaffenheit entgegen „iſt; ſo können wir nicht wiederſtehen. Reue „nach der That, ein zerrütteter Körper, ein „unmuthsvoller Geiſt, und im Alter Krankheit, Elend, Verachtung und Verzweiflung „ſind dann gewöhnlich die Folgen einer ſolchen gefälligen Lebensart. Sehen Sie, „meine Schöne! ſo weit kann Mangel führen, wenn nicht Fleiß und Wachſamkeit „dabey ſind, und hat ſchon manche eben ſo „blühende Wange“ — Ich klopfte ſanft an die ihrige, denn nun hatte ich nichts mehr zu fürchten. Ich glühete von Bekehrungsfeuer, die Sinnlichkeit wurde durch den Stolz glücklich überſchrien — Ich fuhr fort — „hat „ſchon manche eben ſo blühende Wange „bleich gemacht.“

Sie ſchlug beſchämt die Augen nieder, und eine Thräne, auf welcher halb Schaam halb Verdruß ſchwamm, fiel auf ihre rechte Hand, die ich in meiner linken hielt.

„Sie Sich“ ſagte ich ferner „durch dies „Bild nicht ängſtigen! Wie könnte ein ſo „hübſches, gutes Frauenzimmer je Mangel „zu fürchten haben, wenn Tugend und Arbeitſamkeit Ihre Schritte leiten? Der Ruf „Ihrer Sittſamkeit wird von Ihrer kleinen „Wohnung aus in die Nachbarſchaft, und „von da weit umher in die Stadt verbreitet „werden. Bey jetziger Zeit, wo es der tugendhaften, häuslichen edlen Weiber ſo „wenig giebt, wird es Ihnen, wenn Sie „zu dieſen Wenigen gehören, gewiß nicht an „reichen, braven und hübſchen Freyern fehlen. Sie werden dann als Frau und Mutter das Glück einer ganzen Familie ausmachen, und wenn dieſe Reize verblühet „ſind, wird die Achtung und Ehrerbietung „Ihrer Freunde und Verwandte Ihnen eine „neue Bahn von Glückſeligkeit eröfnen, die, „von keinen Gewiſſensbiſſen noch körperlichen „Leiden unterbrochen, bis an Ihr Ende Sie „begleiten, und noch nach Ihrem Tode Ihnen „aus dem Munde derer nachlallen wird, die „Ihr Andenken ſegnen werden“ — „Ah,

„Monſieur" rief ſie aus „Vous me percés „le cœur! Plût au Ciel" — Sie konnte vor Rührung nicht weiter reden — „Nun, mein „gutes Kind!" ſagte ich „Statt dieſer augenblicklichen heftigen Empfindung wünſchte „ich lieber, daß meine Worte bleibenden, „würkſamen Eindruck auf Sie machten. „Nehmen Sie" — Ich hatte einen kleinen Ring mit einem grünen Steine am Finger. Er war nicht von großem Werthe. Auf der inwendigen Seite ſtand mein Nahmenszug P. C. eingegraben. Gern bekenne ich es, daß, als ich ihn kaufte, ich halb und halb die Abſicht hatte, ihn einſt als den Preis einer ſchlechteren Handlung, als die war, welche ich heute begieng, hinzugeben — „Nehmen „Sie dieſen Ring, als ein kleines Andenken „von mir an, und wenn Sie je in Gefahr „und Verſuchung kommen ſollten, etwas zu „thun, das den Grundſätzen entgegen wäre, „von deren Wahrheit Sie itzt gerührt ſcheinen; ſo betrachten Sie den Ring, und „erinnern Sich der Ermahnungen des Mannes, der es wahrhaftig gut mit Ihnen

„meinte. Und nun, mein Töchterchen! gehen „Sie hübſch nach Haus, an Ihre Arbeit!" — Ich führte ſie bis vor die Stubenthür, küßte ſie auf die Backe, und machte die Thür hinter ihr her zu.

„Bravo! Peter Claus! Nun! da haſt „Du doch einmal eine gute Handlung begangen, und das macht Dich ſo froh, daß es „wohl der Mühe werth wäre, mehr dergleichen zu thun, um ein ſo reines Vergnügen „öfter zu empfinden. Es iſt wahr, wenn „nicht die Furcht geweſen wäre, Du könnteſt „in Verlegenheit gerathen; wenn das Mädgen nicht des verteufelten Kerls Tochter — „Doch, ſollte man die Quelle aller edlen „Handlungen, aller Aufopferungen unterſuchen — Genug! Es iſt geſchehen, es iſt „überſtanden" —

Ich ſiegelte meinen Brief zu, ſchickte ihn fort, fand den Hauptmann unten, und ſah etwa eine halbe Stunde nachher den Sieur Lippeville heraufkommen.

Unſre Mahlzeit war recht fröhlich. Das Bewußtſeyn eine gute That gethan zu haben macht doch wahrlich ſo heiter, als ſonſt nichts in der Welt. Unſer Gaſt zeigte anfangs ein ziemlich zuſammengeſetztes Geſicht. Es ſchien als wenn das Töchterlein ihm etwas von unſrer Unterredung erzählt haben mögte; Ich ſchwieg ſorgfältig darüber. Nach und nach klärte ſich indeſſen, bey einer Flaſche Wein, die Miene des alten Sünders auf, und er fieng an, als er ein bisgen im Kopfe hatte, auf unſer Bitten, allerley Scenen aus ſeinem Leben zu erzählen.

Da kam nun in Wahrheit tolles Zeug zum Vorſchein. Er hatte ſich, wie es ſchien, von Jugend auf, um des leidigen Geldes willen, zu allem misbrauchen laſſen. Als er Bedienter bey dem franzöſiſchen Huſarenofficier war, * da hatte er im Felde tapfer fouragieren helfen. Der Officier warb hernach um eine reiche Kaufmannstochter, und

---

* Man ſehe im erſten Theile, Seite 119.

da mußte Lippeville ſeinem Herrn helfen, den wohlhabenden franzöſiſchen Marquis zu ſpielen. Er wurde nebſt einigen andern loſen Buben verkleidet, die Rollen von Kammerdienern, Leibjägern u. ſ. f. zu machen. Dann ſchrieb er falſche Briefe, im Nahmen der Verwalter von den Gütern des Officiers (die aber im Monde lagen) in welchen ſie ihm meldeten, wie viel ſie in dieſem Jahre eingenommen, verbauet, an Penſionen ausgezahlt, und baar überſchickt hätten. Der alte Schwiegervater ließ ſich dadurch täuſchen, und gab die Tochter, welche indeß ſchon im voraus für die Fortpflanzung der Familie geſorgt hatte, dem windigen Huſaren, der nichts mehr und nichts weniger war, als ein Aventurier und Spieler.

Lippeville fieng während dieſer Zeit an, mit ſeiner gnädigen Frau vertrauet zu werden, wurde mit ihr ertappt, herzhaft abgeprügelt, und fortgejagt.

Darauf half er ſich als Kammerdiener an, bey dem däniſchen Geſandten in Paris, lernte dazumal das bisgen Däniſch reden, welches ihm jetzt ſo großen Vortheil bringt, führte dem Herrn Geſandten Maitreſſen zu, welches herrliche Talent ihm die Secretairsſtelle bey einem Cardinal verſchaffte, bey einem Herrn, der weder recht leſen noch ſchreiben konnte, und auſſer den Stunden, die er im Schlafe, am Tiſche, und in dem liebreichen Umgange mit einigen ſiebenzehnjährigen Knaben zubrachte (vermuthlich um ihren Geiſt zu bilden) ſeine Hauptbeſchäftigung ſeyn ließ, Fliegen zu fangen, denſelben die Flügel auszureiſſen, und papierne Figuren auf ihren Rücken zu kleben, mit denen die armen geplagten Thiere, zur größten Freude Seiner Eminenz, herumwackeln mußten. Hiebey ſtand ſich Lippeville vortreflich, gieng mit dem Cardinal nach Italien, ſah dort alles, was nur zu ſehen war, rutſchte die Scala ſanta auf den Knien hinauf, und gieng endlich, als compagnon de voyage & de debauche, mit dem Vetter Seiner Eminenz, unter dem Nahmen des Capitaine de Lippeville, auf Reiſen.

Nach 'dem Tode dieſes jungen Herrn, der in Aachen an einer ſehr galanten Krankheit ſtarb, theilte er mit den Domeſtiken deſſelben die beſten Sachen des Verſtorbenen, und gieng ſodann nach Spaa, wo er am Pharaotiſche ſeine ganze Baarſchaft ſitzen ließ, bis auf die Leibrenthe nach, von der wir aber gehört haben, daß er auch dieſe in der Folge verlohr.

Auf welche Art er ſich unterdeſſen durch die Welt half, das haben wir im ſiebenten Capittel des erſten Theils gehört.

Es war ſchon beynahe Mitternacht, als wir auseinander giengen, und den folgenden Tag wendeten wir an, mit Lippeville durch die wahrhaftig ſchöne Stadt Koppenhagen zu ſpazieren.

Auch hier fand ich die Erfahrung beſtätigt, daß man weit in der Welt umhergefahren ſeyn kann, ohne desfalls den geringſten Nutzen von dieſen Reiſen zu ziehen. Hätten wir einen Mann von Kenntniſſen bey uns gehabt; ſo würde uns derſelbe, obgleich die Zeit ſo kurz war, dennoch auf manches aufmerkſam gemacht haben, das uns einen Begriff von dem Nationalcharacter, den Sitten und dem Grade der Aufklärung der Einwohner hätte geben können. So aber, mit den Augen, womit der alte Ländläufer alle Dinge anſah, war uns ſeine Führung nicht mehr als die eines Lehnlakayen werth. Da ſahen wir das Wahrzeichen der Stadt, die Bildſäule der Leda, welche zwiſchen Koppenhagen und Chriſtianshaven, auf der Inſel Amac, im Waſſer ſteht, beſchaueten die Citadelle Friedrichshaven, gafften das prächtige, wahrhaftig ſehenswerthe Schloß in der Altſtadt, wie die Kuh das neue Thor, von auſſen an, betrachteten die Schandſäule auf dem Uhlefeldsplatze, die ich lieber nicht geſehen hätte, und würden nicht einmal das berühmte Hospital Wartow beſucht haben, wenn nicht ich, der ich gern mich meiner Menſchlichkeit erinnere, die Gewohnheit hätte, in jeder Stadt nach den Hospitälern und Tollhäuſern zu fragen. Das, wovon ich hier rede, verdient vorzüglich Aufmerkſamkeit. In mehr als dreyhundert Betten — Doch, ich habe Ihnen ja ſchon im vorigen Capittel verſprochen, daß ich Sie mit einer genauen Beſchreibung von Koppenhagen verſchonen wollte, und ein ehrlicher Mann hält Wort —

Nachdem wir ziemlich ermüdet des Abends zu Hauſe kamen, nahmen wir Abſchied von unſerm Führer, und beſtiegen des folgenden Morgens früh um fünf Uhr das Schiff, um nach Holland zu ſegeln.

Siebentes Capittel.

Auf der Reiſe wird das Manuſcript wieder hervorgeſucht.

Es thut mir in der Seele weh, daß ich bey dieſer Seefahrt meinen Leſern nicht wiederum mit einer ſo poetiſchen Beſchreibung eines Sturms andienen kann, als diejenige war, womit ich Ihnen vor meiner Ankunft in Koppenhagen aufgewartet habe. Aber es iſt wahrlich meine Schuld nicht, daß es dießmal ſo ſchönes Wetter war; daß am Tage die glänzende, majeſtätiſche Sonne, über die unermeßliche Fläche des Meers hin, ihre weiten durchdringenden Blicke warf; indeß die kleinen Wellen, voll Wonne ihre Strahlen auffangen zu dürfen, erquickt ſich fortwälzten, und einander im unſchuldig muthwilligen Spiele zu jagen ſchienen; die ſtillen Bewohner des naſſen Abgrundes aber, durch die Anmuth der wärmenden Luft gereizt, um unſer ſchwimmendes Haus herum ſcherzten.

das mit kühnem Ernſt dahinflog, und lange Furchen ſchnitt, welche von dem geſchäftigen Waſſer ſchnell wieder ebengemacht wurden, bis der beſcheidene Abend herankam, aus welchem die ermüdete Natur neue Federkraft und labende Kühlung einſog, indem er mit ſanfter Feuchtigkeit das Feuer des ſtrengen Elements dämpfte, wie das gefällige Zureden eines Freundes die Hitze des heftigern lebhaftern Bruders mäßigt; da dann der halbe Erdball, von der Arbeit und den Freuden des Tages auszuruhn, eine Pauſe machte, und die heitern Sterne, mit funkelnden Augen, bey dem Bette der ſchlummernden Hämisphäre wachten. —

Nun, bey meiner Seele! Das war doch vortreflich geſagt! Nicht wahr? Nun ſchenken Sie mir doch den Sturm? Finden Sie wohl ſolche herrliche Bilder, ſeitdem die aſiatiſche Baniſe nicht mehr geleſen wird, in irgend einem unſrer deutſchen Romane? O! und wenn ich Verſe machen wollte, da ſollten Sie erſt Wunder ſehn. A propos! Ich denke nächſtens ein Bändgen voll von ſolcher Waare auf Pränumeration herauszugeben — Allein wir kommen von meinem Roman ab, der wohl verdient, daß man noch etwas darüber ſage. Bey ſo mannigfaltigen Schönheiten wollten Sie ihn nicht allen andern Büchern vorziehen, nicht glauben, daß es der Mühe werth ſey, dieſen Roman, mit einem kaiſerlichen Privilegio in der carlsruher Sammlung nachdrucken zu laſſen, wenn auch tauſendmal mein Verleger, der mich gut bezahlt hat, dagegen ſchrie, eine ſolche Operation für Diebſtal und das Privilegium für erſchlichen hielte? — O! dann hätten Sie wahrlich weder Geſchmack, noch Begriffe von Billigkeit! — Doch, ich ereifre mich; Fahren wir in unſrer Geſchichte fort! —

Auf der vorigen Seite habe ich ſoviel ſagen wollen, daß wir hübſches Wetter hatten, und daß uns alſo nichts abhielt, glücklich nach Holland zu kommen.

Da mir aber unterwegens die Zeit im Schiffe ein wenig lang vorkam, obgleich wir Punſch tranken, à l'hombre ſpielten, und

Tabak rauchten; ſo zog ich gegen Abend wieder mein Manuſcript hervor, und las, was folgt:

Weitre Erzählung des Herrn Brik.

„Wie ich endlich aufwachte, befand ich „mich an eben dem Orte, wo ich zuerſt aus „meinem Nachen geſtiegen war, und zwar ſo „hungrig als möglich. Jetzt ſchien mir alles, „was ich geſehen und gehört hatte, ein „Traum zu ſeyn.“ „Sollte es“ dachte ich „möglich ſeyn, daß ich, aus Ermattung „und Müdigkeit, in einen ſo heftigen Schlaf „verfallen wäre, daß die beyden Perſonen; „von denen es mir vorkam, als wenn ſie bey „meinem Erwachen vor mir geſtanden hätten, mir nur der geſchäftigen Phantaſie „nach erſchienen wären, und daß Morpheus „mir den häßlichen Streich geſpielt hätte, „das ganze Bild eines unſchuldigen Volks „nur im Schlafe vor meine Augen zu ſtellen? —“ „Wer wird es wagen, meine „Freunde! zu entſcheiden, ob es würklich „alſo geweſen iſt, oder nicht? Ihr wißt, wie

„wenig Gewißheit in unſern Vorſtellungen,
„ſelbſt bey ofnen Augen, im Sinnlichen und
„Intellectuellen herrſcht. Und wie ſoll man
„es anfangen, Andre zu überzeugen, daß
„das würklich exiſtiere, was wir geſehn zu
„haben vorgeben, da Ihr täglich wahrnehmen
„könnt, wie die klügſten Menſchen ſich
„einander Dinge abſtreiten, die Viele von
„ihnen genau bemerkt und geprüft zu haben
„vorgeben? Sieht der, deſſen Augen weit
„in die Ferne tragen, nicht würklich Dinge,
„welche für den Blödſichtigen gar nicht exiſtieren?
„Sieht der Mann mit dem Fernrohre
„nicht noch eine andre Welt? Soll hier
„die Uebereinkunft Mehrerer entſcheiden?
„Ja, dann muß das Heer der Geiſterſeher
„und Geiſterglauber gegen die Armee derer,
„die dergleichen leugnen, entſcheiden. Soll
„das Urtheil der Scharfſichtigern das Uebergewicht
„geben? Wer wird ſich dann nicht
„dafür halten wollen? Genug! ich glaube
„noch immer das alles erlebt zu haben, und
„wer es nicht mit mir glauben will, der reiſe
„ſelbſt hin, auf Gefahr gleichfalls, wenn er

„zurückkömmt, für einen Windbeutel gehalten zu werden. Mir wäre es wahrlich faſt lieber, wenn es nur ein Traum geweſen wäre; denn einen ſo ſeligen Wohnort gefunden zu haben, und ihn gleich wieder verlaſſen zu müſſen — Das iſt keine angenehme Sache! Höret indeſſen weiter!“ —

„Ich befand mich auf demſelben Platze wieder, auf der Erde liegend, und vor Hunger ſchmachtend. Sobald ich mich aber von meinem Lager erhoben hatte, um die Gegend umher zu durchſchauen, ſahe ich, zu meinem größten Erſtaunen, daß das Land nicht, wie es mir vorher geſchienen, unbebauet, ſondern, von allen Seiten her weit hinaus, an Flüſſen, Bergen, Wäldern und Thälern, eine Ausſicht voll großer Städte und Dörfer in Menge darſtellte: — Wie, in aller Welt, kömmt denn das? Sollte man doch meinen, ich ſey an der Küſte von Europa! Aber was geht es mich an? Friſch darauf losgegangen! — Mein Hunger trieb mich ohnehin, Nahrung zu

„ſuchen. Ich ſchlich etwa hundert Schritte
„fort, als ich an einen umzäunten Garten
„kam, der voll von Obſtbäumen ſtand. Nun
„konnte ich der Begierde nicht wiederſtehen,
„etwas davon zu genieſſen, um der Stimme
„meines bellenden Magens zu gehorchen; Ich
„ſtieg alſo über den Zaun, und brach einen
„großen Apfel ab, in welchen ich begierig
„hineinbiß. Aber kaum hatte ich das gethan,
„als hinter mir eine fürchterliche Stimme
„erſcholl:“ „He! Du verwünſchter Dieb!“
„rief es in der gewöhnlichen Sprache der
„ſüdlichen Inſelbewohner, „Dich ſoll ja
„die böſe Krankheit befallen, Du Himmelshund,
„Du! Was machſt Du in meinem
„Garten?“ „Ich ſah mich ſchnell um; da
„ſtand hinter mir ein Mann, vom Kopfe bis
„zu den Füßen bekleidet, und das auf eine
„ſo unnatürliche Art, daß ich mich zum
„höchſten darüber verwunderte; denn ſein
„Anzug beſtand nicht nur aus unzähligen
„kleinen Stücken, ſo daß faſt jedes Glied
„des Körpers mit einem einzelnen Fetzen bedeckt
„war, welches beſonders angeheftet

„werden mußte, ſondern das Ganze machte „auch ein ſo wiedriges Anſehn, daß dadurch „alle Schönheit des Körpers, alle Form, „aller Wuchs verunſtaltet wurde.“ „Lieber „Mann!“ ſagte ich „verzeyhet mir! Ich „habe in ſo langer Zeit nichts gegeſſen. Nagender Hunger trieb mich, in Euer Eigenthum zu greifen. Zudem bin ich fremd hier, „wußte nicht, wem dieſer Fleck gehörte, da „ich gewöhnt bin unter Menſchen zu leben, „die, was Gott wachſen läßt, als ein gemeinſchaftliches Gut ſeiner Creaturen „anſehn.“

Der Mann. „Ja! da hat ſich was zu gemeinſchaftlich! Wir müſſen ſchwere Abgaben „entrichten. Wovon wollte ſonſt unſer Erif“ „(ſo nennen die Einwohner ihre Fürſten) „die „raren ausländiſchen Thiere füttern, die er „weit herkommen läßt, um damit zu ſpielen, und ſie tanzen zu laſſen?“

Ich. „Iſt das möglich? Und deßfalls „müßt Ihr Alle vielleicht darben, arbeiten.

„ſchwitzen, und einem hungrigen Fremden
„einen Biſſen zur Labung verſagen, damit
„Euer Erik in ſeinem kindiſchen Vergnügen
„nicht geſtört werde?“

Der Mann. „Nun gemach! Herr Fremder!
„Diesmal halte ich's Euch zu Gute;
„aber redet ein andermal mit mehr Ehrerbiethung
„von unſerm gnädigen Herrn! Was
„hilft auch das alles? Es iſt wohl wahr,
„ein Knabe iſt ein Knabe, und unſer Herr
„iſt erſt zehn Jahr alt — Aber kommt nur
„mit herein, wenn Ihr würklich in langer
„Zeit nichts genoſſen habt! Es wird ſich ja
„noch wohl etwas finden, um Euch zu
„erquicken.“

„Wir giengen zuſammen in ſeine Hütte,
„wo es nun in der That armſelig genug
„ausſah. Schlechter Hausrath, ein Weib
„mit ſechs Kindern, in zerriſſenen Lumpen
„gekleidet; in der Ecke ein Lager für ſie Alle,
„von dürrem Laube.“

Der Mann. „Wundert Euch nicht, daß
„es hier ſo kümmerlich ausſieht! Wir waren
„auch einmal in beſſern Umſtänden, aber die
„Menge der Auflagen, die wir bezahlen müſſen,
„hat gemacht, daß wir ein Stück Hausrath
„nach dem andern haben für herrſchaftliche
„Abgaben hingeben müſſen. * Hier
„habt Ihr ein Stück von unſerm gewöhnlichen
„Nahrungsmittel.“ („Es war ein
„Teig, aus kleingeriebenen Körnern eines
„Staudengewächſes mit Waſſer zuſammengeknätet,
„und dann in einem Ofen gedörrt.“)
„Eſſet, ſo viel Euch ſchmeckt! Die Götter
„werden es uns erſetzen. Ihr glaubt doch
„an die Götter?“

Ich. „An Einen wenigſtens! Wie könnt
„Ihr das fragen?“

---

* „Ich bediene mich hier und in der Folge der
„europäiſchen Terminologie, und werde, um
„verſtändlich zu ſeyn, die Nahmen: Fürſten,
„Miniſter, Beamte u. ſ. f. brauchen.“

Der Mann. „Ja! ich meinte nur ſo. In der Stadt glaubt kein Menſch mehr daran, und deswegen werden wir auch ſo gedrückt, denn wenn die Leute dort bedächten, daß die Götter die Bosheit beſtrafen; ſo würden ſie nicht ſo grauſam mit uns umgehn. Sehet nur an! Dieſen Teig, den Ihr da genießt, habe ich ſelbſt gemacht, denn ich ziehe die Körner dazu auf meinem eigenen Acker, aber von jedem Gefäß voll, das ich abpflücke, muß ich einen kleinen Stein Abgabe entrichten.“ *

---

* „Eine gewiſſe Art ſeltener Steine, die tief in der Erde lagen, und welche die Sclaven, mit Gefahr ihres Lebens, aus den Gruben herausholen mußten, vertraten die Stelle des Geldes. Wenn aber ein Unterthan dergleichen fand, mußte er ſie abliefern, denn alle gefundene und nicht gefundene Steine gehörten dem Fürſten, obgleich er ſelbſt keinen einzigen ſuchte, und mancher Sclave, welcher die Gruben durchwühlte, darinn umkam.“

Ich. „Aber, wie in aller Welt könnt Ihr das leiden? Ihr ſagtet vorher, Euer Herr ſey ein Knabe. Es iſt ja aber wider die Natur, daß man einem Kinde gehorche, und daß ſo viel tauſend Menſchen ſich quälen, um einem Jungen ſein närriſches Spielwerk zu bezahlen. Gebt doch dem Lümmel die Ruthe, und wählt Euch einen alten verſtändigen Mann zum Oberhaupte.“

Der Mann. „Ach! das verſteht Ihr nicht! Man ſieht wohl, daß Ihr ein Fremdling ſeyd. Sobald der alte Fürſt tod iſt; ſo iſt der kleine Sohn gleich wieder Herr.“

Ich. „O! ich kenne das; aber es bleibt immer eine närriſche Einrichtung. Wenn Ihr davon zufrieden ſeyd; ſo kann ich es leiden; Wenn aber die Mehrſten darüber klagen; ſo muß der größere Theil aufheben dürfen, was ſich nur durch ſeine Nachſicht hat einſchleichen können. Welche Unvernunft einem Kinde zu gehorchen, das vielleicht noch nicht reden kann!“

Der Mann. „Ey nun! reden kann der Unſrige ſchon, aber er regiert auch nicht eigentlich, ſondern da iſt die Mutter, ein Prieſter und der oberſte Mundkoch. Dieſe drey machen alles, was ſie gutdünkt, im des armen unmündigen Fürſten Nahmen; Da müſſen wir denn freylich immer Haar laſſen, bezahlen, was wir nur aufbringen können, und das alles unter dem Vorwande, des Prinzen rare Thierchen zu ernähren, im Grunde aber lebt die alte Mutter mit ihrem Prieſter und oberſten Koch davon.“

Ich. „Nun! da lobe ich mir doch mein liebes Vaterland. Das ſind ja unerhörte Dinge, die Ihr mir da erzählt.“

Der Mann. „O! das iſt noch nichts. Wenn Ihr weiter ins Land geht, da werdet Ihr noch ganz andre Sachen hören.“

Ich. „Behüte Gott! Lebt wohl! Seyd herzlich gedankt für Eure Gaſtfreundſchaft!

„Der Himmel vergelte es Euch! — Ich
„kann es nicht — Wollt Ihr aber jetzt das
„Maaß Eurer Wohlthaten voll machen; ſo
„führt mich bald möglichſt über die Grenze!“

Der Mann. „Dazu braucht Ihr nicht
„weit zu gehn, und wenn Ihr recht ſchnell
„fortwandert; ſo könnt Ihr vor Abends
„noch die Länder von vier Herrn durchreiſet
„ſeyn, die alle das Recht haben, Euch ungeſtraft
„den Kopf abſchneiden zu laſſen,
„wenn Ihr etwas redet, das ihnen nicht
„gefällt.“

Ich. „Schon gut! Alſo vier Länder?
„Da werde ich doch eines antreffen, worinn
„glückliche Menſchen leben — Auf Wiederſehen,
„guter Freund!“

„Ich gieng nun grade fort, und war in
„wenig Augenblicken in einem fremden
„Lande:“ „Aber ſagt mir doch“ rief ich
„einem Bauern zu, der traurig auf dem
„Felde ſtand „ſagt mir doch, mein Freund!

„Warum ſieht denn dies Feld ſo verwüſtet,
„ſo leer aus? Habt Ihr Krieg?“ „Ach nein!“
„erwiederte der Bauer! „das haben die
„großen wilden Mäuſe in dieſer Nacht
„gethan?“ — „Iſt denn kein Mittel“
„fragte ich „dieſe auszurotten?“— „Bey
„Leibe nicht“ erwiederte er „das iſt des Fürſten
„größtes Vergnügen. Er läßt ſie aus allen
„Gegenden hier zuſammentreiben. Keiner
„von uns darf einer derſelben Leid zufügen.
„Morgen aber wird eine große Jagt gehalten.
„Da kömmt der Fürſt ſelbſt. Ein ſchöner
„und freundlicher Herr! Und dann müſſen
„eine Menge Sclaven auf unſern Feldern
„hinter den Mäuſen herlaufen, um
„einige zu fangen. Wer drey fängt, der iſt
„frey; Wer aber dieſe Zahl nicht bringt, der
„muß ſo lange laufen, bis er tod dahin fällt;
„Da lacht denn der gute Herr ſo herzlich.
„Ihr könnt es gar nicht glauben“ — „So
„hol' ihn der Henker mit ſeinem Lachen!“
„ſchrie ich „Geſchwind zeigt mir, wo ich am
„nächſten über die Grenze komme!“ „Er
„wies mich zurecht, und ich gieng weiter.“

„Sobald ich in das benachbarte Land
„kam, ſah ich auf der Grenze einen Mann
„ſtehen, welcher in der Hand Bogen und
„Pfeile hielt, und mir mit fürchterlicher
„Stimme zurief:“ „He! halt! Wer biſt
„Du? Hülfe, Cameraden! Der Feind iſt
„da! Tod, Verderben, Peſtilenz! Gleich
„ſage an, wer biſt Du?“ — „Ich bin
„ein unſchuldiger wehrloſer Reiſender“ gab
„ich ihm zum Beſcheide — „Nun ſo gehe
„Er denn nur hin, mein Freund! guten
„Tag!“ Ich gieng lächelnd fort. „Aber
„ſage Er mir doch“ ſprach ich, und kehrte
„wieder um, „was macht Er denn da
„für einen hölliſchen Lerm? Iſt denn der
„Feind hier im Lande?“ „Ey nicht doch“
„antwortete der grimmige Bewafnete „Er
„ſieht ja wohl, daß keine Sehne an meinem
„Bogen iſt. Das geſchieht nur ſo, um nicht
„aus der Uebung zu kommen, wenn es ein-
„mal Krieg geben ſollte. Der Fürſt iſt ein
„Liebhaber davon. Es thut ihm zwar kein
„Menſch nichts zu Leide; Aber das iſt nun
„ſo ſeine Freude. Des Nachts ſpringt er

„vom Lager auf und ſchreyet: He da! Feinde!
„Mordbrenner! ſchießt und hauet alles tod!
„Und ſo müſſen wir's denn auch machen" —
„Und dafür werdet Ihr wohl gut bezahlt?" —
„So So! Einen Tag um den andern bekommen
„wir ein großes Stück Teig, davon
„müſſen wir aber die Hälfte anwenden,
„kleine Kügelchen daraus zu kneten, womit
„wir uns des Morgens eine Stunde lang
„zum Zeitvertreibe werfen müſſen. Verſteht
„Er? das ſollen Steine vorſtellen, ſo einen
„kleinen Krieg; Der Fürſt macht es ſelbſt
„mit. Den folgenden Tag hungern wir
„denn; dagegen aber haben wir an demſelben
„auch nichts zu thun. Hätte Er wohl
„nicht Luſt, auch ſo ein Mann zu werden,
„als ich bin?" — „Bewahre der Himmel,
„mein guter Menſch! Gott befohlen! Iſt's
„noch weit bis in das Nachbarland?"
„Nein! gleich hier" „Als ich fortgieng rief
„er noch einmal:" „He Cameraden! paßt
„auf! Der Feind! Tod! Verderben! Peſtilenz!"
— „Adieu, mein Freund!"

„So ſollte man doch meinen“ ſagte ich
„zu mir ſelbſt „ich ſey in ein Land voll von
„Narren gerathen? Doch hier wird es vielleicht
„beſſer hergehn. Aber wer winſelt
„denn da?“ „Es war ein armes Weib, die
„jämmerlich klagte: man habe ihren einzigen
„Sohn aus ihren Armen geriſſen, um
„ihn dem Fürſten zu ſchicken; Dieſer Sohn
„ſey ihr ſüßer Troſt geweſen, habe für ſie
„und zwey unmündige Schweſtern, ſeit des
„Vaters, ihres Mannes Tode, ſo treulich
„gearbeitet, daß Alle ihren Unterhalt davon
„gehabt hätten; Jetzt müſſe ſie, mit ihren
„ſchwachen Händen das Feld ſelbſt bauen,
„da ſie nicht in den Umſtänden ſey, einen
„Sclaven anſchaffen noch ernähren zu können.
„Dennoch dauerten die ſchweren Abgaben
„fort, welche auf die Felder vertheilt wären,
„obgleich man ſie des Mittels beraubt habe,
„das ihrige zu bauen Ich fragte die Frau,
„wozu denn der Fürſt ihres Sohns ſo nothwendig
„bedürfte? Sie wunderte ſich, daß
„mir das unbekannt ſeyn könnte — Und
„wozu meinet Ihr wohl, meine Freunde!

„daß er ihn gebraucht hätte? Es iſt ſchwer
„zu rathen; Ich will es Euch ſagen: Er hielt
„ſich zwanzig tauſend Leyerſpieler, die Alle
„von einerley Größe und Anſehn ſeyn mußten.
„Da nun ſein Ländgen klein war; ſo koſtete
„es freylich Mühe, ſo viel ähnliche Leute
„zuſammenzutreiben. Fremde hätte er in
„Menge bekommen können; aber die hätte
„er bezahlen müſſen, ſtatt daß dieſe umſonſt
„leyern mußten. Nun ſahe freylich in ſeiner
„Stadt alles lebhaft und prächtig aus, und
„die Gaſſen wimmelten von — Leyerſpielern.
„Aber deſto ärmer und kläglicher war
„der Zuſtand auf dem Lande. Weiber mußten
„das Feld bauen, obendrein ſchwere Abgaben
„bezahlen; und wenn Eine einen guten
„Biſſen hatte; ſo entzog ſie ſich's lieber, und
„trug ihn zu ihrem Sohne, Bruder, oder
„Vetter, in die Stadt, damit der arme
„Leyerſpieler nicht verhungerte — Ja! da
„ſeht Ihr, wie die Fürſten dort ſo ihre eigene
„Grillen haben! Bey uns in Europa iſt es
„gottlob! ganz anders. Indem nun alſo
„der Kern der nützlichſten Menſchen, mit

„Gewalt zu elendem Spielwerke abgerichtet
„wurde; fiel bey dem kleinen Völkgen aller
„Muth, aller Erwerb, aller Fleiß weg.
„Sie wurden nach und nach an das Elend
„gewöhnt, und waren oft froh, wenn ſie
„nur noch leyern konnten; Denn wenn ein
„unglücklicher Zufall ihnen ihre Geſundheit
„raubte, oder der Greif das Geſicht irgend
„eines ſeiner Leyermänner nicht mehr leiden
„konnte; ſo jagte er dieſen fort, und überließ
„ihm die Wahl, auf ſeine Gefahr, zu
„ſtehlen, oder zu verhungern. Ihr werdet
„mich fragen, ob denn dieſer mächtige Leyerbeſchützer
„ein ſo großer Tonkünſtler geweſen?
„Gar nicht, meine Freunde! Er verſtand
„nichts von Muſik, und niemand
„konnte begreifen, zu welchem Endzwecke er
„dieſe Leute um ſich her dudeln ließ. Ihr
„könnt Euch leicht vorſtellen, daß auch in
„dieſem Lande meines Bleibens nicht lange
„war. Ich ließ mich bald möglichſt hinausleyern;
„Allein es gieng mir ſehr ſchlimm;
„Denn obgleich die Regierung dafür ſorgte,
„daß es nicht an armen Leuten, wohl aber

„an Mitteln fehlte, etwas durch Fleiß und „Arbeit zu erwerben; ſo hatte ſie doch zugleich „die weiſe Einrichtung getroffen, daß „gar keine Bettelleute geduldet wurden. Sobald „ſich ein Menſch blicken ließ, der Andre „um Hülfe anſprach; ſo wurde derſelbe durch „eine Wache von Ort zu Ort bis über die „Grenze begleitet — Gewiß eine herrliche „Einrichtung, ſich ſo viel Impunität zu verſchaffen, „daß wenn man jemand den Geldbeutel „geſtohlen hat, er es nicht einmal „wagen darf, ſich die Rückgabe eines kleinen „Theils zu erbitten! — Zum Glück war, „wie ich ſchon geſagt habe, das Land nicht „groß, denn ſonſt hätte man einen Menſchen „ſo lange ſpazieren führen können, bis er „aus Hunger und Ermattung tod hingefallen „wäre. Beynahe wäre es mir alſo gegangen. „Ich hatte mich ein wenig zu heftig „im Gehen angegriffen, ſo daß ich in einem „Orte krank vor der Thür eines Hauſes niederſank, „in welchem ich Ruhe und Hülfe „ſuchen wollte. Die Obrigkeit ließ mich ſogleich „auf ein Fahrzeug packen und, meines

„Bittens ohngeachtet, bis an das nächſte Dorf bringen, woſelbſt man mich eben ſo behandelte, und dies ſo fort, bis ich in eines andern Herrn Lande war, da man mich denn ganz ſanft auf Gottes Erdboden, im freyen Felde hinlegte. Kraftlos und mismüthig lag ich hier eine Stunde, unfähig mich bis zum nahegelegenen Orte zu ſchleppen, als endlich ein freundlicher, ziemlich gut gekleideter alter Mann vorbeygieng, mich da liegen ſah, ſich Meiner erbarmte, mich fort, und in ſeine Wohnung führte. Dieſer redliche Mann verpflegte mich auf das Beſte, und in vier und zwanzig Stunden war ich wieder ziemlich bey Kräften.“

„Ich fieng nun an meinem Wohlthäter herzlich für meine Errettung zu danken. Ohne ihm wäre ich das Opfer der guten Policey des oberſten Leyerbeſchützers geworden. Nun muß ich Euch doch auch den Mann beſchreiben, der mich ſo menſchenfreundlich errettet hatte. Er war, was

„man bey uns Schulmeiſter nennt; Er unterwies
„die Jugend auf dem Lande, und
„das that er mit ſeltener Geſchicklichkeit,
„Treue, und Einfalt. Er lehrte die Kinder
„früh ihre Pflichten kennen, und die Beruhigung
„lebhaft empfinden, welche man hat,
„wenn man recht und gut und edel handelt.
„Zugleich gewöhnte er ſie an Fleiß und Genügſamkeit,
„und bildete auf dieſe Art den
„wichtigſten Stand, der alles erwerben,
„alles tragen muß, auf dem die ganze Wohlfahrt
„des Staats beruht, das Landvolk, zu
„guten, mit ihrem Zuſtande zufriedenen
„Menſchen. Alſo war dieſer Mann eine der
„wichtigſten Perſonen im Staate, und es
„fiel mir auch nicht anders ein, als daß,
„vom Fürſten bis zum Bettler, jeder ihn
„alſo behandeln, und mit Ehrerbiethung ſich
„gegen einen Menſchen betragen würde, der
„den Grund zu einer beſſeren, glücklichern
„Generation legte — Aber wie ſehr irrte ich
„mich! — Der Fürſt welcher, in rauſchenden
„Freuden und Wollüſten erſäuft, ſorglos
„über ſeine heilige Pflicht, nur darauf bedacht

„war, alles von ſich zu entfernen, was ihm
„hätte ernſthafte, vernünftige Gedanken
„erwecken können, unterhielt einen Haufen
„von Luſtſpringern, die täglich vor ihm ihre
„Kunſtſtücke wiederholen mußten. Dieſe
„Leute wurden reichlich beſoldet und geehrt,
„ja! die erſte Luſtſpringerinn bekam fünf und
„neunzigmal mehr zum Unterhalte gereicht,
„als der Lehrer des Landvolks. Dabey war
„dieſer Schulmeiſterſtand ein ſo verachtetes
„Amt, daß ich offenbar ſehen konnte, als
„mich mein Wohlthäter, wie Ihr nachher
„hören werdet, mit in die Stadt nahm, wie
„gering man dieſen würdigen Mann behandelte,
„wie er nirgends in vornehme Häuſer
„Zutritt hatte, wie er aller Orten unter dem
„Pöbel mit fortgedrängt wurde, und wie
„überhaupt in dieſem großen Lande die Bedienungen
„und Stände, nicht nach dem
„Grade der Nützlichkeit, welchen ſie für den
„Staat hatten, ſondern nach gewiſſen Vorurtheilen
„geſchätzt und belohnt wurden. Da
„war es denn ſehr natürlich, daß ſich wenig
„Männer von Talenten zu Beſetzung der

„höchſt wichtigen, aber verachteten Stände „fanden, und daß man deßfalls gewöhnlich „zu einem Schulmeiſter denjenigen nahm, „der dies Amt um den geringſten Preis annehmen wollte. Da wurden dann ſolche „Stellen mit Unwiſſenden, Nichtswürdigen „beſetzt, oder wenn ja ein geſchickter Mann, „durch ſein gutes Herz, durch ſeinen Hang „zu dieſem edlen Geſchäfte, oder durch Armuth getrieben, ſich entſchloß ein Lehrer „des Landvolks zu werden; ſo ſchnitt ihm „ſeine Lage die Mittel ab, ſeine Talente weiter zu entwickeln, und er mußte wohl gar, „um leben zu können, nebenher irgend eine „rauhe, niedrige Handarbeit treiben. Zu „Abſchaffung dieſes Unweſens wurde nun ſo „wenig Anſtalt gemacht, daß die Lehrer des „Vol'ks gar nicht unter genauerer Aufſicht „der Regierung ſtanden, welche ſich mit ſolchen Kleinigkeiten nicht abgab. Sie waren „dagegen einer Claſſe von Leuten untergeordnet, die ſich mit Gewalt in den Beſitz geſetzt hatten, für die wahren Prieſter der „Gottheit zu gelten. Da dieſen nun daran

„gelegen war, das Volk dumm und voll von
„Vorurtheilen zu erhalten; ſo läßt ſich leicht
„begreifen, daß ſie die Aufklärung und weiſe
„Erziehung ſo viel möglich hinderten. Sie
„ſetzten daher zu den Lehrern des Landvolks
„mehrentheils ihre Creaturen, welche ihre
„Plane, bey dem Unterrichte der Kinder befördern
„mußten, oder die allerdümmſten
„Menſchen an. Auch war eine Form vorgeſchrieben,
„nach welcher der Unterricht eingeleitet
„werden mußte, und ſtatt die guten
„Kinder auf die Süßigkeit der geſellſchaftlichen
„Pflichten, und auf die Schönheiten
„der wohlthätigen Natur aufmerkſam zu
„machen, mußten ſie funfzehn Jahre lang
„gewiſſe, von eigennützigen und liſtigen
„Menſchen, zum einträglichen Betruge zuſammengeflickte,
„unverſtändliche Syſteme
„auswendiglernen. Und wehe dem Knaben,
„der hier ſeine Vernunft gebrauchen wollte!
„Wehe dem Lehrer, der nach einer andern
„Methode verfuhr! Er wurde im Nahmen
„der barmherzigen, gütigen, duldenden Gottheit,
„bis in den Tod verfolgt. Würklich

„war auch mein Hauswirth ſchon in das „ſchwarze Regiſter dieſer Bonzen eingeſchrieben, und mußte allen Ruf ſeiner Rechtſchaffenheit, alle ſeine Klugheit aufbiethen, „den Schlingen zu entgehen, welche man „ſeiner Heterodoxie (das heißt dort ſo viel „als geſunde Vernunft) legte. Die Vorſchriften, nach denen das ganze große Land „leben mußte, und welche jene Bonzen erfunden, und dem Erif ſelbſt zur Befolgung „aufgezwungen hatten, giengen ſo weit, daß „man an gewiſſen Tagen nicht einmal allerley genieſſen, noch ſich mit nützlichen Dingen beſchäftigen durfte.“

„Ein Stamm der Unterthanen allein, „ſonderte ſich von dieſen Gebräuchen ab. „Sie waren einmal in dem Beſitz, ihre eigene „Ueberzeugung, bey Regierung ihrer Handlungen zu Rathe ziehen zu dürfen. Aber „dafür wurden ſie auch auf die grauſamſte „Weiſe gedrückt, mußten beynahe von der „freyen Luft, welche ſie einathmeten, eine „Abgabe entrichten, wurden allgemein ver-

„ächtlich, niedrig behandelt, und unfähig
„gehalten, irgend einen Stand ergreifen zu
„dürfen. Man würde ſie, glaube ich, alle
„ausgerottet haben, wenn nicht der Eigennutz
„ſeine Rechnung bey dieſen Leuten gefunden
„hätte; Denn, ſo ſehr man ſie auch
„drückte; ſo blieben ſie doch im Lande, lebten
„ſtill, in den Sitten ihrer Väter, miſchten
„ſich in keine Staatshändel, ertrugen
„alles geduldig, waren höchſt arbeitſam,
„fleißig, mäßig, und es gab feine, witzige
„und tiefdenkende Köpfe unter ihnen. Es
„war natürlich, daß ſie keine große Liebe zu
„dem übrigen größern Theil des Volks bekommen
„konnten, indem ſie ſo unedel gemishandelt
„wurden. Ich habe ſelbſt geſehen,
„daß als einſt Reiſende von dieſem
„Stamme, welche in einem andern Lande ſo
„unglücklich geweſen, ihr ganzes Vermögen
„zu verliehren, und desfalls fortgegangen
„waren, eine andre Heymath zu ſuchen,
„daß, als dieſe durch dies Land nur durchreiſen
„wollten, man ihnen für dieſe Erlaubniß
„eine große Abgabe abforderte. Die

„armen Leute hatten kein Geld, bathen daher um Erbarmen; Aber nein! Wenn ſie kein Geld hatten; ſo hatten ſie doch Kleider auf dem Leibe. Man zog ihnen das Unterkleid aus, um ſich wegen der verordneten Abgabe bezahlt zu machen, und ließ ſie mit bloßem Oberkleide halb nackend weiter wandern. Ein Anderer von dieſen Leuten gerieth einſt auf der Gaſſe einer kleinen Stadt mit einem Knaben, der Seiner ſpottete, in Streit. Der arme Mann ertrug allen Hohn, und wollte dem Buben ausweichen; Allein dieſer ergriff einen Stein, und zielte nach des Menſchen Kopfe. Was war natürlicher als daß der Arme ſein Haupt niederbeugte, um dem tödlichen Wurfe zu entgehn? Aber nun flog zum Unglück der Stein in das Haus eines reichen Bürgers, und zerbrach daſelbſt ein koſtbares Gefäß. Der Eigenthümer ſtürzte ſogleich heraus, ergriff — nicht den Knaben, ſondern den gekränkten Mann, ſchleppte ihn vor Gericht, und dies verurtheilte den-

„ſelben, unerhörter Weiſe, das zerbrochene „Gefäß zu bezahlen."

„Nun war es wohl begreiflich, warum „dieſe unbrüderliche Behandlung eines Völkgens, das einerley Urſprung mit dem übrigen Theil der Nation, ja! aus deſſen Mitte „dieſe ihre größten Helden aufzuweiſen hatte, „daß eine ſolche Behandlung die Unglücklichen aufbringen und erbittern, und ſie oft „zu gegenſeitigen unedlen Handlungen verleiten mußte. Es iſt wahr, daß faſt kein „Diebſtal geſchahe, woran nicht jemand aus „dieſem gedruckten Stamme Antheil gehabt „hätte, und daß ſich dieſe Leute mehrentheils „vom Wucher nährten; das war aber gar „nicht zu verwundern, nachdem man ihnen „alle Mittel zu ehrlichem Erwerbe und alle „öffentliche Achtung geraubt hatte."

„Ich habe Euch vorher erzählt, daß die „Bedienungen und Stände, nicht nach dem „Grade ihrer Nützlichkeit, ſondern nach ge-

„wiſſen Vorurtheilen und Meinungen geſchätzt wurden. So gab es, zum Beyſpiel, eine Abſonderung eines Standes, welcher, nächſt dem Fürſten, der vornehmſte war, und welchen man den Stand der Schiefnaſigen nannte. Es gab nemlich gewiſſe Familien und Stämme, die ſich darauf etwas zu gut thaten, ſchiefe Naſen zu haben, und beweiſen zu können, daß ihre Vorfahren, ſeit einigen Jahrhunderten, in ununterbrochener Reyhe fort, ſchiefe Naſe gehabt, und nur ſchiefnaſige Mädgen geheyrathet hätten. Vermuthlich hatten irgend ein paar Stammväter dieſer Familien, denen von Ohngefehr die Naſe ein wenig auf die Seite gebogen war, große Verdienſte um den Staat gehabt, und hatte man ſie vorzugsweiſe die edlen Schiefnaſigen genannt. Das Anſehn, in welchem ſie bey dem Volke ſtanden, die gute Erziehung, welche ſie ihren Kindern gaben, vielleicht auch der Reichthum, den Fleiß und Tapferkeit ihnen erworben hatte, dies alles machte, daß die Achtung, in der ſie ſtanden, ſich auch auf

„ihre Nachkommen vererbte, und die Mütter verſäumten nicht, um das Bild der großen Ahnherrn in ihren Kindern wieder aufleben zu ſehn, ihnen gleich bey der Geburth die Naſe ſchief zu drücken. Aber bald artete dieſer Vorzug aus. Die ſpätern Enkel, ſtolz auf die geerbte öffentliche Achtung, glaubten der Verdienſte nicht zu bedürfen, wenn ſie nur ihre ſchiefnaſige Abkunft beweiſen konnten; und durch eine unbegreifliche Verblendung, ließ man dieſen unwürdigen Nachkömmlingen nicht nur die den Vätern eingeräumten ökonomiſchen Vorrechte (das hätte ſich noch vernünftig erklären laſſen) ſondern man räumte ihnen auch ſolche politiſche und moraliſche Vorzüge ein, die offenbar nur dem wahren Verdienſte und Talente gebühren. Zu den erſten, einträglichſten und wichtigſten Stellen im Staate, ja! ſelbſt zu denen, welche offenbar handwerkſmäßige oder tiefe Kenntniß einer einzelnen Wiſſenſchaft oder Kunſt vorausſetzten, wurde man nur vermittelſt einer ſchiefen Naſe erhoben, und der ver-

„dienſtvollſte, gelehrteſte alte Mann, mit
„grader Naſe, mußte, bey kümmerlichem
„Auskommen, oft einem unwiſſenden Schiefnaſigen
„gehorchen, welcher reichlich für das
„bezahlt wurde, was er — nicht that. Da
„nun dieſe Claſſe von Menſchen ſich über die
„Andern ſo ſehr erhoben hielt; ſo glaubten
„ſie auch, ſich durch einen äuſſern Glanz
„auszeichnen zu müſſen; und da kam es dann
„mehrentheils, daß der größte Theil dieſer
„Leute, ohngeachtet aller ihnen eingeräumten
„Vortheile, in ſehr zerrütteten Vermögensumſtänden
„war; Aber ſo groß blieb
„das Vorurtheil und die Verblendung, daß
„dennoch der reichſte und klügſte Mann mit
„grader Naſe, ſich vor einem höchſt unwiſſenden
„armen Schiefnaſigen bis auf die
„Erde bückte. Es herrſchte aber auch ein
„ſolcher, auf gegenſeitige Vertheidigung
„ihrer Albernheit geſtützter eſprit de corps
„unter ihnen, daß ſie in ihren Geſellſchaften
„nur ihres Gleichen duldeten, und eitle
„Leute waren ſchwach genug, ſich oft noch
„in ihren alten Tagen die Naſe ſchief ſchla-

„gen zu laſſen, um nur in dieſe leeren Geſellſchaften, in welchen mehrentheils Unwiſſenheit, Hochmuth, und praleriſche Betteley herrſchten, Zutritt zu erlangen. Andre ſahen ſich, zur Wohlfahrt ihrer Familien zu dieſem Schritte gezwungen, obgleich ſie ſelbſt die ganze Albernheit davon fühlten — Die Fürſten hatten ſeit Jahrhunderten das Vorurtheil unterſtützt; Einige, weil ſie ſelbſt fühlten, wie wenig die Natur ſie durch wahre Verdienſte zu dem Poſten berechtigte, den ſie bekleideten, weswegen ſie dann Leute um ſich her verſammleten, die auch nicht klüger noch beſſer waren, weil ihnen die Geſellſchaft der wahrhaftig Edlern ein beſtändiger ſtillſchweigender Vorwurf geweſen ſeyn würde. Die ſchlauen Regenten aber wollten deswegen das Vorurtheil nicht abſchaffen, weil ihnen eine nichts koſtende Operation an der Naſe eines Menſchen Gelegenheit gab, die liſtigſten Köpfe zu gewinnen, und zu Ausführung ihrer deſpotiſchen Plane zu nützen. Indeſſen muß man doch bekennen, daß es auch ſehr würdige Män-

„ner mit ſchiefen Naſen gab, und dieſe wurden dann, als Ausnahmen von der Regel, eben ihrer Naſe wegen, doppelt geachtet. Ihr wißt, meine Freunde! daß auch mir die Natur zufälligerweiſe ein ſchiefes Riechwerkzeug gegeben hat, und ich konnte anfangs, ehe ich die Verfaſſung kannte, nicht begreifen, weswegen jedermann mir mit ſo vorzüglicher Höflichkeit begegnete; Als ich aber mit meinem ehrlichen Schulmeiſter durch die Straßen der Stadt zog, da ſchien man mich zu bedauern, oder vielmehr, es mir zum Vorwurf zu machen, daß ich mich nicht mehr zu meines Gleichen hielte. Man fing an, meine ächte Abſtammung zu bezweifeln — So mächtig war das eingewurzelte Vorurtheil, daß man verlangte, ich ſollte den wahren Genuß des Lebens, den Nutzen, den man aus dem Umgange mit weiſen und guten Menſchen zieht, und die edle Anwendung einer Zeit, über welche man einſt Rechenſchaft geben ſoll, dem beſtändigen Anblicke ſchiefer Naſen aufopfern — Ja! meine Freunde! Uns Euro

„pätern kömmt ſo etwas unglaublich vor;
„Aber es iſt nun einmal nicht anders; ja!
„ich kann Euch noch ganz andre Thorheiten
„erzählen.“

„So herrſchte z. B. hier ein ſonderbarer
„Contraſt zwiſchen gewiſſen Nationalgefüh-
„len und Nationalgewohnheiten. Nahe an
„das große Land, in welchem ich itzt war,
„grenzte ein andres, welches Bent—i—ti
„hieß, und von einem Volke bewohnt wurde,
„das in ſeinen Sitten und ſeinem eigenthüm-
„lichen Character ſehr weit von jenem unter-
„ſchieden war. Hierzu kam noch, daß das
„fremde Volk ſchon ſehr oft, mit Beleidigung
„aller natürlichen und vertragmäßigen Rechte,
„in dies Land eingebrochen war, es verheert
„und beraubt hatte. Folglich herrſchte ein
„ſehr gegründeter Wiederwille zwiſchen den
„Si—mi—ſchi—räs (So hieß das Volk,
„unter dem ich lebte) und den Bent—i—tihern;
„und von der andern Seite waren die
„Bent—i—tiher eine ſo übermüthige Na-
„tion, daß ſie alle andre, und vorzüglich ihre

„Nachbarn ſehr verachteten. Wenn ſie einen
„Tölpel beſchreiben wollten; ſo ſagten ſie,
„er ſey ein rechter Si—mi—ſchi—rä.
„Dennoch waren dieſe Si—mi—ſchi—räs
„ſo ſklaviſch geſinnt, daß ſie alles gutfan-
„den, alles nachahmten, was nur die
„Vent—i—ther unternahmen, ſprachen,
„anzogen. Dieſe, welchen ein ſolcher Nach-
„ahmungsgeiſt viel Spaß machte, verſäum-
„ten nicht jeden Tag neue Thorheiten zu
„erfinden, und dann herzlich zu lachen,
„wenn die ſi—mi—ſchi—räiſchen Fürſten
„und Vornehmen ſich augenblicklich beeiſer-
„ten, dieſelbe Thorheit zu begehen. Das
„gieng ſo weit, daß der verworfenſte
„Vent—i—ther in Si—mi—ſchi—rä
„immer ſicher war, wenn er nur dahin wan-
„derte, eine große Rolle zu ſpielen. Die
„Fürſten und Schiefnaſigen hier redeten
„nichts anders als in vent—i—tiſcher
„Sprach, ja! ſie lernten nicht einmal ihre
„Mutterſprache, durften dieſelbe von Ju-
„gend auf nicht reden. Die Vent—i—ther
„hatten die Gewohnheit, ihre kleinen Kinder

„in Tücher zu wickeln; Nun war kürzlich in
„Bent—i—ti ein kleiner Erif gebohren
„worden; Da nun Fürſten ſowohl als andre
„Menſchen ihre natürlichen Ausleerungen
„haben; ſo konnte es nicht fehlen, daß der
„Knabe ſeine Tücher täglich beſchmutzte.
„Da ließ nun der Erif von Bent—i—ti
„einen Befehl ergehen, jedermann ſollte
„Kleider tragen, welche die Farbe von die-
„ſen beſchmutzten Tüchern hätten:“ „Gebt
„Acht“ ſagte er „und lachte herzlich, als er
„den Befehl unterſchrieb „Gebt Acht! die
„Si—mi—ſchi—râs werden bald Alle in
„meines Sohns Unflath gekleidet ſeyn.“
„Geſagt, geſchehen! Es dauerte nicht acht
„Tage; ſo ließ ſich die Fürſtinn von Si—
„mi—ſchi—râ die naſſen Tücher des kleinen
„Prinzen ganz friſch ausbitten, ſie durch
„einen eigenen Geſandten abholen, und ſich
„ein Mäntelchen daraus machen. Ein an-
„dermal ſang die Amme des Prinzen ein
„Wiegenlied, das ſo elend als möglich war;
„Der alte Erif hörte es, und befahl ſogleich,
„es ſolle ein Geſandter nach Si—mi—ſchi—râ

„geben, und das Lied dort am Hofe ſingen. „Seit dieſer Zeit wurde es eingeführt, daß „niemand in Si—mi—ſchi—rà den Andern begrüßte, ohne dabey dies Liedgen zu „trillern. Auch hatte der alte Fürſt von „Vent—i—ti ein Hausthier, welches „einſt, als er es auf ſeinem Schooße ſtreicheln wollte, ihn gewaltig beſchmutzte. „Sogleich zog er ſein Gewand aus, und „verkaufte es an den Fürſten von Si—„mi—ſchi—rà, der Befehl ertheilte: wer „eine Bedienung haben wollte, der ſollte ſich „in dieſe Farbe kleiden —- O, meine Freunde! „und was für andre Thorheiten mußte ich „nicht erleben! Wie oft ſeufzte ich nach Europa zurück, und rief dann aus: „Wäre „ich doch erſt wieder in meinem lieben teutſchen Vaterlande! Da geht es doch anders her.“

Achtes Capittel.

Fortſetzung des Manuſcripts. Ankunft in Holland.

Ich muß Sie, meine hochgeehrteſte Leſer! gehorſamſt um Verzeyhung bitten, wenn Ihnen etwa des Herrn Brick Handſchrift ein wenig zu lang ſcheinen ſollte, und Sie noch um einige Nachſicht erſuchen, im Fall Sie es lieber ſähen, daß ich in Erzählung meiner eigenen Begebenheiten fortführe. Vom zehnten Capittel an (das verſpreche ich als ein ehrlicher Schriftſteller) ſoll nie wieder von dem Herrn Brick, noch von ſeinem Manuſcripte die Rede ſeyn, und indeſſen erlauben Sie immer, daß hier auf dem Schiffe, wo Sie mich, ohne alles Abentheuer, ruhig mit einer Pfeife Tabak haben ſitzen geſehn, daß hier meines verſtorbenen Freundes ſonderbare Begebenheiten den leeren Raum ausfüllen dürfen. Zudem ſteht ſo närriſches Zeug in dieſem Aufſatze, daß wenn ich auch bey der kurzen Schiffahrt das ſonderbarſte Schickſal gehabt hätte, mir doch nimmermehr ſo viel hätte aufſtoßen können. Sie wiſſen, daß wir herrliches Wetter hatten; Aber wäre auch Sturm geweſen; an welche Küſte hätten wir verſchlagen werden können, wo es ſo bunt als in des Herrn Brick ſüdlichen Ländern hergegangen wäre? Oder wären wir geſcheitert, und Alle erſoffen; ja! ſo hätte ja die ganze Muſik ein Ende, oder wären wir auf eine wüſte Inſel gekommen, hätten Hunger und Noth gelitten, hätten looſen müſſen, wer von uns geſchlachtet werden ſollte, und ich wäre dann per plurima vota gefreſſen worden — Nun! das könnte doch wahrlich auch keine Luſt für Sie ſeyn — Genug! ich denke Sie erlauben mir, nach meinem eigenen Plane fortzufahren; Alſo friſch an das Werk!

Fortſetzung des Manuſcripts.

„Die Erzählungen meines wohlthätigen
„Schulmeiſters wären mir aus jedes Andern
„Munde verdächtig geweſen. Indeſſen bath

„ich denſelben: er mögte mich doch in den
„Stand ſetzen, einige dieſer ſonderbaren Gebräuche
„und Sitten mit eigenen Augen zu
„ſehen. Er war ſogleich willig dazu, und
„da er ohnehin in die Reſidenz mußte, wohin
„er vor den Rath der Prieſter vorgeladen
„war, um ſich wegen einer Anklage zu rechtfertigen
„(Man gab ihm nemlich Schuld, er
„habe einſt ſeinen Schülern geſagt: Ein
„gutes häusliches Beyſpiel ſey mehr werth
„als die öffentlichen Reden von hundert Prieſtern)
„ſo machte ich mich mit ihm auf den
„Weg dahin. Wir mußten durch ein paar
„kleinere Städte gehn, und da nahm ich
„wahr, wie auch bis hierher ſchon die
„unvernünftige Nachahmungsſucht der
„vent—i—tiſchen Sitten gedrungen war.
„Die Bürger waren ſchaarenweiſe in die
„Hauptſtadt gelaufen, hatten dort ihre beſten,
„von gutem, ſchönen, dicken Stoffe gewürkten
„Kleider, um den halben Preis verkauft,
„und leichtes, elendes Zeug dafür erhandelt,
„welches die neumodige Farbe von des
„vent—i—tiſchen Knaben Unflathe hatte.

„Der oberſte Richter in einer kleinen Stadt, deſſen eigentliche Beſoldung ſehr geringe war, der dagegen aber auf die ungerechteſte Weiſe große Summen erpreßte, um einen unzweckmäßigen Aufwand zu treiben, hatte ſich kürzlich eine vent—i—tiſche Köchinn angeſchafft, und in ſeinem Hauſe durfte keine andre Sprache geredet werden. Weil nun der Crif eine ausländiſche Beyſchläferinn hatte, und öffentlich über Treue, häusliche Pflichten und eheliche Bande ſpottete; ſo waren auch aus jedem kleinen Bürgerhauſe Friede, Eintracht, Religioſität und Tugend verbannt. Ich erfuhr nachher, daß faſt alle Fürſten in dieſem Welttheile den Luxus, die Verderbniß der Sitten, die Ungewiſſenhaftigkeit, und den Hang zu ſinnlichen Freuden unterſtützten, weil ſie dann um deſto despotiſcher über ein Volk regieren könnten, das durch ſo loſe Bande an einander hält, ſo leicht zu trennen, ſo leicht von ernſthaften Gedanken ab, auf Spielwerke aufmerkſam zu machen iſt, das ferner durch ein Heer ſchwer zu befriedigen-

„der Bedürfniſſe, welche der Tyrann zu ſeinem
„Vortheil lenken kann, leicht unter ſich
„uneinig, und von Fürſten abhängig zu
„machen iſt; daß endlich, wenn es durch
„Luxus und Laſter arm und entnervt wird,
„nie Muth hat, ein ungerechtes Joch abzuſchütteln.“

„Ich habe vergeſſen Euch zu ſagen, daß
„in den groſſen und kleinen ſüdlichen Staaten,
„welche ich damals durchreiſete, eine
„ſo ſonderbare Verſchiedenheit in Münzſorten,
„Maaß und Gewicht herrſchte, daß
„man faſt bey jeder Meile Weges eine andre
„Rechnung lernen mußte, folglich ein Fremder
„nicht nur oft betrogen wurde, ſondern
„auch die Geſchäfte der Einwohner dieſer
„kleinen auf einander eiferſüchtigen Staaten,
„dadurch ungemein erſchwert wurden.“

„Es war gegen Mittag, als wir in der
„Reſidenz ankamen. Vor einem groſſen Gebäude
„ſahen wir einen gewaltigen Zulauf
„des Volks. Ich fragte, was das zu bedeu-

„ken hätte, und da erfuhr ich, daß hier
„etwas getrieben wurde, das mir auch unerhört
„fremd ſchien. Dem Landesherrn war
„durch böſe Rathgeber eingeblaſen worden,
„eine neue unmerkliche Art von Auflage, zu
„Vermehrung ſeiner, der Befriedigung unmäßiger
„Leidenſchaften gewidmeten Caſſa,
„zu gründen. Zu dieſem Endzwecke hatte
„man eine Art von Spiel erofnet, und Einheimiſche
„und Fremde eingeladen daran
„Theil zu nehmen. Man rechnete nemlich,
„wie ich ſchon geſagt habe, in den dortigen
„Ländern ſtatt unſres Geldes, nach Steinen.
„Nun war ein großes verſchloſſenes Behältniß
„gemacht, welches ſich, ohngefehr wie
„ein Rad, umdrehen ließ. Darinn war
„eine kleine Oefnung. Man konnte durch
„daſſelbe einen Stein hineinwerfen, auf welchen
„man vorher ſeinen Nahmen ſchrieb.
„Wenn eine Anzahl Steine hineingeworfen
„waren, wurde die Maſchiene ſchnell herumgedreht,
„und das Loch blieb offen. Fiel
„nun im Drehen von ohngefehr ein Stein
„heraus; ſo bekam derjenige, deſſen Nahme

„auf dem Steine ſtand, die ganze Sammlung, welche grade darinn war. Geſchahe dies aber in einer feſtgeſetzten Friſt nicht; ſo hörte das Ganze der Regierung. Nun kann man ſich leicht vorſtellen, wie ſelten ſich, bey der ſchnellen Bewegung, der erſte Fall zutrug; Folglich ſtand ſich der Landesherr, bey dieſem Spiele, welches er mit ſeinen Unterthanen trieb, ſehr gut. Allein die Hofnung des Gewinnſtes verleitete Arme und Reiche täglich, eine Menge Steine daran zu wagen; und nicht ſelten ſahe man einen Unglücklichen, der hier ſein letztes Steinchen verlohren hatte, mit geſenktem Haupte, traurig davonkriechen. Soll ich es bekennen? Auch ich war närriſch genug, den einzigen Stein, den ich hatte, daran zu wenden; So ſehr verblendete mich dieſe prächtige Anſtalt, die Ankündigung, welche ein Herold ausrief: Hier könne jeder in einem Augenblick reich werden, und endlich das Gepränge, welches hierbey herrſchte. Ich warf meinen Stein hinein, und — o Wunder! — Man hatte vielleicht nicht

„ſchnell genug gedrehet — Genug! er kam „bald wieder herausgeflogen, und ich erhielt „(obgleich man allerley Einwendungen ver„ſuchen wollte, mir meinen Gewinnſt vorzu„enthalten) hundert Stück Steine, vielleicht „den Ruin von zwanzig Familien zur Beute.“

„Wer war in ſolchen Umſtänden froher „als ich? Nun wollte ich meinen Reichthum „mit meinem Wohlthäter theilen; allein, zu „meiner Verwunderung, wollte er von die„ſem Sündengelde nichts annehmen, und „alles, was ich von ihm erlangen konnte, „war, daß er mir erlaubte, ihn ein paar „Tage, in einem guten Gaſthofe, freyzu„halten.“

„Da mein redlicher Begleiter etwas lange „durch die Chicanen der Prieſter aufgehalten „wurde; ſo hatte er volle Zeit, mir alle „Merkwürdigkeiten der Stadt zu zeigen — „Und was ſahe ich da nicht für Inconſequen„zen, ſahe, wie die Menſchen ſich untereinander durcharbeiteten, rieben, quälten,

„jagten, verfolgten, vorzogen und unterdruckten
„um — Nichts! ſahe, wie ihnen
„alles ſo wichtig ſchien, was ſo klein war,
„wie zu ihren Feſten, Verzierungen, und
„Feyerlichkeiten, Armuth im Oeconomiſchen,
„Politiſchen und Intellectuellen, Geſchmackloſigkeit
„und Langeweile, das Gewand der
„Pracht, des guten Tons der Weisheit und
„des Vergnügens bergen wollten. Ich
„kaufte mir ein gutes Kleid, und ließ mich,
„durch Hülfe meiner ſchiefen Naſe, an den
„Hof führen. Dort erwartete ich, um den
„Fürſten, um den Erſten und Beſten ſeines
„Volks her, die Edelſten der Nation verſammlet
„zu finden; Aber was für Geſchöpfe
„liefen hier herum? Ein Haufen leerer,
„müſſiger, unwiſſender Männlein, von
„zwey oder drey ausſtudierten Schelmen,
„bey ihren ſchiefen Naſen herumgeführt,
„durcheinander gehetzt, und in beſtändigem
„pudelnärriſchen Kreislaufe erhalten, um
„dem Erik ein Spielwerk zu verſchaffen,
„worüber er vergeſſen mußte, auf jener
„Herren Schleichwege Acht zu haben.“

„Bey einem großen Feſte am Hofe nahm
„ich etwas wahr, das mir ſehr characteri-
„ſtiſch vorkam. Der Erif ſaß auf einer hohen
„Bühne, und hatte, zum Zeichen ſeiner
„Würde, einen Stock in der Hand, auf
„welchem oben die fein in Stein ausgearbei-
„tete Figur eines Raubvogels befeſtigt war —
„Es ſchien der Talismann der landesväterli-
„chen Gewalt zu ſeyn.“

„Ich bemerkte in allen Palläſten Bildniſſe
„und Statuen — nicht der Größten, ſon-
„dern der Vornehmſten im Staate, ausge-
„ſtellt — — nicht wie ſie ausſahen, ſon-
„dern — wie ſie gern ausgeſehn hätten;
„und der treue Künſtler blieb unberühmt,
„unbelohnt, indeß der Meiſſel des Schmeich-
„lers bis in den Himmel erhoben wurde.“

„Ihr werdet nachher hören, daß ich mich
„nicht begnügte nur allein dieſe Stadt, die-
„ſes Land kennen zu lernen, ſondern daß ich
„auch, in Geſellſchaft eines weiſen Mannes,
„eine Reiſe in die kleinen, umliegenden

„Staaten machte; Folglich gilt, was ich „hier ſagen werde, nicht alles von dieſer „einzigen Provinz, ſondern iſt aufgeſammlet „von der ganzen Nation.“

„Menſchenfurcht, Muthloſigkeit, Ver„ehrung deſſen, den das Glück zufälliger„weiſe erhoben, durch ein verjährtes Vorur„theil geheiligt — Das alles erhielt das „arme Volk in einer beſtändigen Unthätig„keit. und indeß man ſie einſchläferte, und „ſie ſelbſt ſich täglich mehr an das Joch ge„wöhnten, webten, von allen Seiten, Ei„gennutz, Prieſter- und Eriſsdespotismus „ihr Gewebe feſter an einander, und ver„ſchlungen darinn jeden, der ſich noch rüh„ren konnte oder wollte. Dieſe drey großen „Reſſorts ſpielten höchſt künſtlich, ſo oft ſie „es nöthig fanden, gegeneinander oder mit„einander, je nachdem es die Convenienz „erforderte. Wann die Prieſter des weltli„chen Arms bedurften, oder einen ehrlichen „Mann durch die dritte Hand ſtürzen woll„ten; ſo predigten ſie Gehorſam gegen die

„Obrigkeit, ſchrien über Empörung, und verfolgten den, der zu frey redete. Kam aber ihr Eigennutz mit dem Intereſſe des Staats in Gegenſatz; ſo lehrten ſie, daß die Pflichten gegen die Götter weit über die Verbindlichkeiten gegen die Regenten giengen. Von einer andern Seite wußten die Criſs, ſo oft ſie der Volksreligion, als eines Zaums und Gebiſſes bedurften, die herrlichſten Vorſchriften zu geben, was in ihren Ländern über die Natur der Götter geglaubt und geſprochen werden durfte: Auch zeigten ſie dann ſelbſt ein öffentliches Beyſpiel von Anhänglichkeit an ihren Glauben. Sobald ſie aber Gelegenheit fanden, gewiſſere Vortheile zu erlangen; ſo bekannten ſie eben ſo öffentlich das Gegentheil. Waren die Vorſchriften der Volksreligion zu ſtrenge für ihre Sitten; ſo ſchlugen ſie ſich zur Parthey der Irreligioſen. War ihnen aber der Aberglaube bequemer, zu Reinigung ihrer Gewiſſen, zu Verſöhnung ihrer Unthaten; dann glaubten ſie die allerlächerlichſten Fratzen. Alle dieſe

„Beyſpiele verbreiteten ſich aus der Reſidenz
„in die kleinern Städte, und von da unter
„das Landvolk — Und ſchon waren dieſe
„ſüdlichen Völker ſo tief gefallen, hatten ſo
„ſehr im Intellectuellen und Phyſiſchen abgenommen,
„daß es ein Jammer anzuſehen
„war. Von ernſthaften, erhabenen Wiſſenſchaften,
„dem Studium der Natur, nützlichen
„Bemerkungen, Nachforſchungen über
„das Weſen und den Zweck aller Dinge und
„Creaturen ab, war ihr Geſchmack auf
„nichtswürdige, oft ſehr gefährliche, erniedrigende
„Kleinigkeiten gefallen. Durch die
„abſcheulichſten, unnatürlichſten Laſter, ſo
„wie durch Druck, Armuth, Weichlichkeit
„und Faulheit, war die ganze Generation ſo
„ſchwach und entnervt geworden, daß itzt
„kaum unter hunderten Einer das gewöhnliche
„Menſchenalter erreichte; Und doch
„waren ſie ehemals ein ſo ſtarkes, männliches
„Volk geweſen.“

„Alle dieſe Vorwürfe treffen aber nur den
„größten Theil der mehr oder weniger kleinen

„Staaten, dieſes Welttheils; Denn, auſſer,
„daß einige liebenswürdige, väterlich für
„ihre Unterthanen geſinnte Eriſs, die Wohl-
„fahrt ihrer Kinder, mit unermüdeter Sorg-
„falt beförderten, folglich eine Ausnahme
„vom Ganzen machten; ſo gab es auch noch,
„mitten unter dieſen, zwey große Reiche,
„von weiſen, mäßigen und edlen Eriſs be-
„herrſcht. Dieſe ſahen in ruhiger Stille dem
„Unweſen zu, machten ihre Unterthanen,
„(wenigſtens nach ihrer Ueberzeugung: und
„das iſt für Menſchen genug gethan) ſo
„glücklich als möglich, wachten, arbeiteten,
„kämpften für ſie, und hielten ſich für die
„erſten Diener im Staate. Freylich machte
„die höchſtverworrene Staatsverfaſſung die-
„ſes ganzen Welttheils, deſſen einzelne Pro-
„vinzen unabhängig und eingeſchränkt, in
„Verbindung und getrennt, nach ausländi-
„ſchen, vor zwölfhundert Jahren erſonne-
„nen, jetzt nicht mehr paſſenden Geſetzen,
„und dann wieder zwiſchendurch nach einer
„ungeheuren Menge ſpecieller, ſich oft wie-
„derſprechender Landesverordnungen regiert,

„dieſe verwickelte Verfaſſung, dies höchſtabentheuerliche
„Gemiſche, ſage ich, machte,
„daß beyde große Männer, welche immer
„Rückſicht darauf nehmen mußten, ohnmöglich
„ihre Provinzen gänzlich nach einem
„einförmigen Plane regieren konnten, und
„doch war es, ohne offenbar gewaltſame
„Ungerechtigkeit nicht möglich, die kleinen
„Länder gradeswegs unter ſich zu vertheilen.
„Man ließ dieſe alſo, wie billig, in Ruhe;
„Allein die kleinen Herrſchaften arbeiten ſich
„dennoch ſelbſt ihrem Untergange entgegen,
„und ich bin überzeugt, daß in hundert Jahren
„ein großer Theil derſelben eingeſchmolzen,
„und die ganze, ſo ſehr zuſammengeſetzte
„Verfaſſung, ohne alle Gewalt, über
„den Haufen gefallen ſeyn wird. Denn
„erſtlich bekommen die jungen Erifs die
„elendeſte Erziehung auf der Welt, werden
„von Jugend an mit dem lächerlichen Vorurtheile
„von natürlichem Rechte zur Oberherrſchaft
„erfüllt, mitten unter Schmeichlern
„aufgefüttert, und entweder den Händen
„eigennütziger Prieſter, oder unwiſſen-

„der, ſelbſt nicht erzogener, oft nur politiſche und ökonomiſche Vortheile ſuchender Schiefnaſen übergeben. Da werden ihnen dann, wie es leicht zu denken iſt, keine vernünftige Grundſätze der Regierungskunſt, keine klare Begriffe von den gegenſeitigen Verhältniſſen der Fürſten und Unterthanen gegen einander, kurz! es wird ihnen nichts Zweckmäßiges beygebracht, ſondern, indem man ihnen in den wenig Stunden, worinn man von dergleichen redet, nur obenhin allerley ſchwankende, verfälſchte Ideen beybringt, ohne ſie auf ihr wahres Intereſſe aufmerkſam zu machen, wird der übrige Theil der Zeit mit elenden Spielwerken, Zerſtreuungen, und ſolchen Vergnügungen, welche allerley heftige Begierden erregen, verſchleudert. Auf dieſe Art wächſt der neue Landesvater heran, und es iſt ein Werk des Schickſals, ob er wollüſtig, grauſam, hartherzig, weichlich, verſchwenderiſch, ſchwach, unthätig, oder das Gegentheil wird.“

„Sodann zerrüttet der Hang zur leeren
„Pracht, die hochmüthige Nachahmung der
„größern Criſs (welche oft die armſeligſten
„Schauſpiele liefert) bald, in den erſten
„Jahren der Regierung, den Zuſtand der
„Finanzen. Alsdann bleibt nichts übrig,
„als die armen Unterthanen auf die ungerechteſte
„Art zu ſchinden. Dieſe verarmen,
„erholen ſich wohl einmal wieder, verarmen
„noch einmal, können nichts mehr geben,
„nicht wieder zu Kräften kommen, wandern
„aus, oder thun einſt einen kühnern Schritt,
„aus Verzweiflung, um des Jochs loszuwerden.
„So frißt ſich ein kleines Land nach
„dem andern auf, und es iſt leicht abzuſehn,
„worauf das endlich hinausgehn wird, da
„indeß die größern Staaten, durch weiſe
„Anordnungen, durch Gerechtigkeit, durch
„Frieden, und durch den Ruin der andern,
„immer mächtiger und blühender werden.
„Wie es bey den einzelnen Provinzial- und
„allgemeinen Nationalgerichtshöfen hergieng,
„mag ich gar nicht erzählen. Nur
„ſo viel will ich ſagen, daß dort der Mäch-

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-51468-9
KNIGGE,A.F.F.L.VON FN. 03719/018

„tigere und Reichere, wenn er auch ſeine
„ungerechte Sache nicht gewinnen kann, die
„herrlichſten, geſetzmäßigſten Mittel in Händen
„hat, der ärmern Gegenparthey, hundert
„Jahre lang das Ihrige vorzuenthalten,
„bis dieſe, muthlos und gänzlich verarmt,
„in den Händen des Räubers läßt, was ſie
„nicht wiederbekommen kann.“

„Es giebt auch ſo genannte freye Staaten
„mitten in dieſem großen Welttheile; Aber
„dieſe führen nur den Nahmen davon, indem
„ein kleiner Hauſe von Verſchwornen
„das Volk, unter dem Privilegium der
„Freyheit, durch Cabale, Klatſcherey, Beſtechung,
„Ueberſtimmung, Aberglauben,
„Intoleranz, Verhinderung der Aufklärung,
„ſchlechte Schulanſtalten u. d. gl. in einer
„noch ärgern Tyranney hält. Mehrentheils
„iſt dann das Volk ſtolz darauf, reden zu
„dürfen, was es will, und die Vornehmern
„haben die Freude zu thun, was ihnen
„beliebt.“

„Das, meine lieben Freunde! waren die
„traurigen Bemerkungen, welche ich in dieſen
„fremden Ländern machte, und die mir
„tauſendmal eine warme Sehnſucht nach
„meinem Vaterlande einflößten.“

„Den alten Mann, von dem ich Euch
„geredet habe, traf ich in einem Gaſthofe
„an, wo ich zu Mittag ſpeiſete. Es ſaß da
„eine große Geſellſchaft von allerley Leuten,
„die durch einander durch ſprachen, und über
„Politik, Religion, ſchöne Wiſſenſchaften,
„und Gott weiß über was alles, mit herzlichem
„Wohlgefallen an ſich ſelbſt, urtheilten.
„Nur mein alter Nachbar hörte alles mit
„Lächeln an, und — redete nichts dazu.
„Das Geſpräch fiel auch auf die verſchiedenen
„Misbräuche in der Regierung, auf die
„Bedrückungen der Unterthanen, auf Ungerechtigkeit,
„Beſtechung, Inconſequenz,
„Planloſigkeit u. ſ. f. Dies dauerte ſo bis
„zu Ende der Malzeit fort, da dann der alte
„Mann, ſobald er ſich ſattgegeſſen hatte,
„aufſtand, und in einen nahegelegenen Gar-

„ten gieng, wie er immer nach Tiſche zu thun pflegte. Ich ſah ihn einſam auf- und niederwandeln, und beſchloß mich wo möglich zu ihm zu geſellen. Sobald ich auf ihn zugieng, blieb er freundlich ſtehen, und nach einigen gemeinen Höflichkeitsbezeugungen wurde ich bald in ein ſehr intereſſantes Geſpräch mit ihm verwickelt, welches ich Euch, in der Hofnung, daß Ihr Vergnügen daran finden werdet. hier, ſo viel ich mich deſſen noch erinnere, herſchreiben will:“

Ich. „Aber, wie in aller Welt, kömmt es denn, daß alle dieſe ungeheuren Misbräuche gar nicht abgeſchafft werden, wenn doch jeder darüber redet, jeder dagegen ſchreyet? Ich dächte, auf dieſe Art müßte doch die Wahrheit bis zu den Ohren Ihrer Eriſs und Großen des Reichs kommen.“

Der Mann. „Zuverläßig!“

Ich. „Und dann würden dieſe doch wohl Anſtalten zu Verbeſſerungen machen.“

Der Mann. „Das iſt eine andre Frage.“

Ich. „Warum? Laſſen Sie mich immer zur Ehre der Menſchheit glauben, daß es ihnen nur an Einſicht, nicht an gutem Willen fehlt!“

Der Mann. „Es fehlt wohl hie und da an beydem. Im Ganzen aber fehlt es auch an Gewalt.“

Ich. „Wie das? Iſt denn Ihr Erif nicht unumſchränkter Herr?

Der Mann. „Das iſt er; Aber er iſt es nicht über den Strohm der Cultur, der unaufhaltſam ſeinen Weg geht, den nichts hemmen kann, iſt nicht Herr über das große Grundgeſetz, nach welchem dieſe Erde regiert wird, nemlich den beſtändigen Circul des Irdiſchen.“

Ich. „Alſo glauben Sie, daß auch dieſe Verderbniſſe der heiligſten Dinge, die Ver-

„derbniſſe der Staatsverfaſſungen, der Re„ligionsſyſteme, und das Herabſinken der „Sittlichkeit, mit zu dem Plane der Gott„heit in dieſer beſten Welt gehören?“

Der Mann. „Gewiß! denn ſie hängen „in der Kettenreyhe zuſammen. Alles auf „dieſer Erde kann nur einen gewiſſen Grad „von Vollkommenheit erlangen; Würde es „darüber hinausſteigen; ſo hörte es auf, ſich „für dieſen Planeten zu paſſen. Wenn es „alſo dieſen höchſten irdiſchen Grad erlangt „hat; ſo fällt es wieder, und die Maſchine „muß aufs neue aufgezogen werden. Der „Menſch ſteigt, von Einfalt der Sitten, „durch ſtufenweiſe Cultur, bis zu dem höchſt„möglichen Grade der Verfeinerung hinauf, „und mit dieſem Saamen wächſt zu gleicher „Zeit der Keim des Verderbniſſes mit auf. „Die Früchte werden zugleich reif, und wo „die höchſte Cultur iſt, da war noch immer „bis itzt (wenigſtens bey uns; wie es bey „Ihnen in Europa iſt, weiß ich nicht) zu„gleich die ärgſte Corruption; So geht es

„auch im Politiſchen. Von der Freyheit an,
„durch Errichtung der Staaten, bis zum
„äuſſerſten Misbrauch des Despotismus,
„und endlich im Religioſen, vom dümmſten
„Aberglauben, durch die Aufklärung, bis
„zur höchſten Freygeiſterey — Und dann
„gränzt gleich wieder das andre äuſſerſte
„Ende daran. Von der Freygeiſterey geht
„es unmittelbar wieder zum Aberglauben
„über. Wenn der Menſch ſich überzeugt
„hat, daß es Wahrheiten giebt, welche ſein
„Verſtand nie ergründen kann; ſo wird er
„muthlos, länger zu forſchen, und glaubt
„nun lieber alles gradehin, was ihn nur
„einſchläfern kann. Der Despotismus zerſtört
„ſich ſelbſt, indem er ſich entweder entkräftet,
„und die Beute des Nachbars wird,
„oder die Wunde ſo arg macht, daß endlich
„der Kranke vor Schmerz aufſpringt. Der
„von Wollüſten entnervte Staat muß, wie
„ein alter Sünder, wieder anfangen ſich an
„leichte Speiſen zu halten, wenn entweder
„der Magen nichts mehr vertragen kann,
„oder der übermäßige Genuß Eckel macht —

„So geht alles auf dieſer Erde ſeinen Circul fort, und wer etwas Höheres oder Tieferes ſehen will; muß es in andern Planeten aufſuchen. Alle Reformationsanſtalten, die dahin abzielten, einen andern Plan zu Erziehung des Menſchengeſchlechts zu entwerfen, waren Hirngeſpinnſte, Misgeburten, in dem Gehirn eines Mannes entſtanden, der die Welt nicht wahrhaftig kannte, Misgeburten, erzeugt aus der Hurerey der geſunden Vernunft mit der Fantaſie. Solchen Syſtemen bin ich ſeit kurzem ſehr feind geworden. Da ſucht ſich Einer ein Plätzgen aus, und bauet ſich ein Häusgen, ein hohes, hohes Häusgen darauf. Er meint es ſey ein feſter Boden, weil er und ſeines Gleichen darauf herumſpringen können. Er guckt auch wohl aus dem oberſten Dachfenſter ſeines Thurms mit ſeinen Freunden heraus, und lacht herzlich der armen Leute, die da unten ſind. Auf einmal kömmt aber ein dicker Mann, klemmt ſich durch die kleine Hausthür hinein — Siehe! da bleibt ihm das ganze Haus auf

„den Schultern hängen, und er rennt damit „fort — Oder ein ſchwerer Lümmel tanzt „rechtſchaffen auf dem Boden herum, und „der ganze Bettel ſtürzt übereinander.“

Ich. „Das wäre ja ſehr betrübend! Es „wird doch noch in jedem Zeitalter einige „beſſere Männer geben, die von dem Verderbniſſe des Jahrhunderts nicht angeſteckt „ſind?“

Der Mann. „Vielleicht! und wenn „dieſe“ —

Ich. „Nun ja! und wenn dieſe ſich „verbinden“ —

Der Mann. „So können Sie mit einander klagen, ſich tröſten, helfen, gewiſſe „Wahrheiten fortpflanzen, lehren“ —

Ich. „Nicht nur lehren, dächte ich, „ſondern auch handeln, auf das Ganze würken, den Strohm wenigſtens aufhalten.“

Der Mann: „Ohnmöglich! Das iſt eine Grille!“

Ich. „Ich weiß es wohl, man wird ihnen von allen Seiten entgegenarbeiten; Aber ſie müſſen ſich ins Geheim verbinden.“

Der Mann. „Da habe ich Sie, wo ich Sie gern ſehen wollte. Alſo geheime Verbindungen? Das iſt ein ſüßer Traum, den ich auch oft, und unter verſchiedenen Geſichtspuncten geträumt habe; Allein die Erfahrung hat mich gelehrt, und das noch kürzlich, daß man nur viel Zeit damit verliehrt, die man auf ganz einfache Art, in ſeinem gewöhnlichen häuslichen und politiſchen Circul viel nützlicher hinbringen könnte; indeß man eine Menge Leute, nach einem gemeiniglich ſehr componirten Plane, zu einer unbeſtimmten Thätigkeit in Bewegung ſetzt, und endlich einen kleinen Circul von Menſchen, die man in ſeinem oft falſchen Enthuſiasmus, für die edelſten hält, begünſtigt, um gegen alle Uebrige ungerecht zu ſeyn.“

Ich. „Alſo ſind Sie gegen alle geheime „Verbindungen?“

Der Mann. „Gegen alle, nach ſtudierten „Planen handelnde, auf Reformation „abzielende geheime Verbindungen. Sie „bleiben nicht lange geheime Verbindungen, „weil nichts in der Welt geheim bleibt; und „dann fällt aller Nutzen weg. Sie bleiben „nicht lange unentweyhet, weil nichts in „der Welt unverändert bleibt; und dann „haben wir das alte Lied. Die Staaten, „die Religionsſyſteme, die öffentlichen Anſtalten „zu Bildung der Jugend, alle dieſe „Dinge waren auch herrliche Anſtalten zum „Beſten der Menſchheit; was ſind ſie aber „jetzt?“

Ich. „Das kömmt daher, weil man in „der Grundlage gefehlt hat. Jetzt ſehen „wir die Fehler ein, und können alſo, in „der Stille, mit beſſern Menſchen, einen „feſteren Plan ausführen.“

Der Mann. „Und wie werden Sie einen Plan erfinden, der in jedes Zeitalter, in jede Staatsverfaſſung hineinpaßt? Was in dieſen zehn Jahren das kräftigſte Mittel iſt, kann vielleicht in den folgenden zehn Jahren Gift ſeyn, welches Sie ſelbſt, in menſchlicher Kurzſichtigkeit, den Nachkommen zubereiten. Es hat doch vor unſrer Zeit auch kluge Männer gegeben, auch ſind von denſelben zuweilen Bündniſſe von der Art errichtet, aber auch jedesmal nach einer kurzen Reyhe von Jahren, zerſtört, entweyhet, oder zum Böſen gemisbraucht worden. Glauben Sie mir! gewöhnlich werden ſolche Anſtalten, zu Reformationen der Staaten, Religionen und Sitten von Malcontenten gemacht, die, bey der jetzigen Einrichtung ihr Conto nicht finden. Privatleidenſchaft, gekränkte Eitelkeit, oder ſo etwas, wird dann die Triebfeder, und dieſe Menſchen ſind, wenn ſie Macht erhalten, eben ſo intolerant gegen Leute, welche nicht ihrer Meinung ſind, als die Tyrannen, welche ſie ſtürzen wollen. Glauben

„Sie mir! wer nur auf dem Platze, worauf
„er ſteht, mit vernünftiger Rückſicht und
„Duldung der, allen menſchlichen Unternehmungen
„anklebenden Unvollkommenheit, die
„möglichſte Summe des Guten thut, ſo viel
„er kann, ohne ſich um Andre zu bekümmern,
„auſſer, daß er gute Grundſätze ausbreite,
„wo er nur darf — Mit Einem Worte!
„wer ſo edel handelt, als er vermag, und
„die Gelegenheit dazu nicht entwiſchen läßt,
„aber auch nicht ängſtlich ſucht, der thut,
„ohne geheime Verbindung, vollkommen
„genug.“

Ich. „Aber vereinte Kräfte würken doch
„mehr. Wenn nun die zerſtreueten Edlern
„ſich einander aufſuchen, ſich vereinigen,
„jüngere Leute in ihr geheimes Bündniß ziehen,
„dieſe bilden, ſich einander beyſtehen,
„befördern, dem Böſen ſich wiederſetzen,
„und ſo nach und nach eine neue glücklichere
„Generation bilden, die dann allgemeine
„Aufklärung verbreitet, welche der Grund
„aller Tugend und Weisheit iſt, ſo, daß

„auf dem ganzen Erdboden ein auf reiſe „Erfahrung von Jahrhunderten geſtütztes „Vernunft- und Sittenregiment herrſchen „würde; wenn“ —

Der Mann. „O! ſchweigen Sie ſtill! „Das iſt ein ſchöner Jünglingsplan, mit „dem ich mich auch berauſcht gehabt habe, „der aber ſo viel Wiederſprüche in ſich faßt, „als er Worte enthält. Ich ſchäme mich „nicht, zu bekennen, daß ich einſt mit Leib „und Seele an einem ähnlichen Projecte „krank gelegen bin, daß ich aber itzt meinen „Irrthum einſehe. Laſſen Sie Sich nur in „der Kürze zeigen, was aus Ihrem Plane „in wenig Zeit werden wird, und nach aller „Erfahrung aus Geſchichtskunde werden „muß. Sie wollen allgemeine Aufklärung „der ganzen Welt? — Welch ein Wiederſpruch! Bey der ungeheuren Verſchiedenheit „der Organiſation, der Lagen, der Schickſale, der Leidenſchaften; da verlangen Sie, „daß alle Menſchen nach einem einzigen, „weiſen und redlichen Zwecke ſtreben ſollen?

„Das iſt nur da möglich, wo noch keine Staaten je geweſen ſind, wie in jenem glücklichen Lande, wovon Sie mir neulich erzählt haben; aber nicht bey uns, wo der Saamen der ſo genannten Cultur ſo feſte Wurzel geſchlagen hat. So viel im Allgemeinen! Nun zu den einzelnen Theilen Ihres Plans! Sie wollen die Edlern aufſuchen, und alſo auf Vermehrung der Zahl der Verbündeten denken? Jede Geſellſchaft, die auf Vermehrung ihrer Mitglieder bedacht iſt, muß nothwendig ausarten. Wenn Sie auch die feinſten Prüfungen vorſchreiben; ſo wird doch, wo nicht gleich, doch in der Folge, Privatleidenſchaft, Nachgiebigkeit, Gefälligkeit, menſchliche Kurzſichtigkeit und manche andre Rückſicht, mit Einfluß auf die Wahl der Mitglieder haben; Und hat ſich ein einziges zweydeutiges Subject eingeſchlichen und hinaufgearbeitet; ſo folgen Mehrere nach, und Ihr ganzer ſchöner Plan iſt zerſtört. Sie wollen junge Leute bilden? Verſtehen Sie darunter Ihre eigenen Kinder; ſo können Sie das ohne

geheime Verbindung bewürken. Denken
Sie aber dabey an andrer Leute Kinder; ſo
„frage ich Sie: Wer giebt Ihnen Macht,
„dieſe ſo unter Ihren Augen zu haben, daß
„ſie nicht zehnmal mehr falſche Eindrücke
„anderwärts bekommen, als ſie von Ihnen
gute erhalten? Geheime Anſtalten zu Bil-
dung der Jugend, haben ſchon an ſich etwas
„Verdächtiges, und werden leicht gemis-
„braucht, bilden nur mittelmäßige Men-
„ſchen, und unterdrücken das wahre Genie.
„Sie werden Sich nicht für ſo weiſe und
„unbefangen halten, daß es Ihnen nicht
„begegnen könnte, Ihre Privatmeinungen,
„den jungen Leuten für Weisheit zu verkau-
„fen. Irgend ein ſich einſchleichender liſtiger
„Böſewicht voll Verſtellung wird noch mehr
„thun, er wird eben ſobald gefährliche
„Grundſätze unmerklich bey dieſen Alltags-
„menſchen mit unterlaufen laſſen — Und
„was für Unheil kann ein Solcher dann
„nicht durch Hülfe einer ſo geheimen Anſtalt
„ſtiften? Sie wollen Menſchen im Politi-
„ſchen befördern? O! zittern Sie vor den

„Folgen. Dadurch öfnen Sie dem Geiſt der Intrigue und Cabale Thor und Thür. Abgerechnet, daß Sie dabey, ohne Befugniß, Sich in den Fall ſetzen, aus Vorliebe zu Ihren Zöglingen, gegen viel würdigere Menſchen ungerecht zu verfahren; ſo kann auch dieſer Zweck, in den Händen böſer Männer ſchreckliche Folgen haben. In den erſten Jahren wird Ihre Geſellſchaft ſehr viel Gutes thun, oder vielmehr: das Gute, ſo vielleicht jeder Einzelne ohnedies würde gethan haben, wird Ihnen ſichtbarer werden, weil Sie es erfahren, und das wird Sie täuſchen, zu glauben, Sie hätten Wunder verrichtet; Ich räume auch ein, daß in dieſer erſten Zeit, wenn die Geſellſchaft noch klein iſt, der eſprit de corps etwas thut — Nun aber werden in den folgenden Jahren ſchon unter Ihren Zöglingen einige weniger Gute ſich eingeſchlichen haben. Wenn dieſe heranwachſen; ſo wird wohl hie oder da Einer darunter die Direction in irgend einer Gegend erhalten, und alſo natürlicherweiſe ſeines Glei-

„chen bilden — Und nun halten Sie einmal
„den reiſſenden Strohm auf, wenn Sie können!
„Sie werden Zeit und Mühe verlohren,
„und vielleicht über Ihre weiten Ausſichten
„die nahe vorliegende Gelegenheit,
„der exiſtierenden Welt wahrhaftig nützlich
„zu ſeyn, verſäumt haben. Doch, hören
„Sie ferner! Sie wollen das Böſe hindern?
„Wiſſen Sie auch immer, was böſe iſt?
„Wird nicht hier die Beſchränktheit Ihrer
„Einſichten und die Leidenſchaft, gegen die
„gute Sache und gegen den guten Mann,
„Sie blenden und mitreden? — Nicht? —
„So ſind Sie denn mehr als Menſch. Sie
„wollen aus der Erfahrung von Jahrhunderten
„die Regeln abſtrahieren, nach welchen
„Ihre Leute handeln ſollen? Es bedarf
„keines ſo langen Zeitſpiegels. Wenn Erfahrung
„hätte helfen können; ſo wären wir
„ſchon längſtens Alle weiſe. Die Quantität
„der Erfahrungen thut hier nichts; Sie
„werden dadurch nicht mehr Gewalt gegen
„die Leidenſchaften bekommen, welche ſich
„nicht wegphiloſophieren laſſen, ſondern

„mehrentheils alle unſre frommen Plane
„vereiteln. Sie wollen Aufklärung befördern?
„Sehen Sie ſelbſt ganz klar? Haben
„Sie auch genug abgewogen, welchen Grad
„von Aufklärung jeder Menſch vertragen
„kann? Meinen Sie, das alles hätten andre
„Menſchen nicht ſchon vor Ihnen durchgedacht,
„und diejenigen wären ſo gänzlich
„für Narren zu halten, welche die blos ſpeculativen
„Wiſſenſchaften zu der Schaale
„ihrer geheimen Verbindung zu machen, und
„aller Thätigkeit im Weltlichen zu entſagen
„ſcheinen? — Armer, gutherziger Mann!
„Wie weit ſind Sie noch zurück! Und endlich
„wenn auch alle dieſe Zwecke zu erlangen
„wären; ſo würde doch die Maſchiene, mit
„welcher man dies große Werk regierte, ſo
„compliciert ſeyn müſſen, daß ſelbſt in dieſer
„Compoſition der Keim der Vergänglichkeit
„liegen würde — Können Sie nun,
„bey allen dieſen Schwierigkeiten, dennoch
„eine Anſtalt von der Art feſt gründen; ſo
„können Sie mehr, als der Schöpfer aller
„Dinge."

Ich. „Sie machen mich traurig. Alſo
„ſind Sie ſo ganz gegen alle Verbindungen
„von der Art eingenommen?“

Der Mann. „Nichts weniger! Aber
„ich kann nur dreyerley Arten derſelben gelten
„laſſen. Die erſte iſt eine Verbindung
„von Männern, die in ihrem Schooße gewiſſe
„Ueberlieferungen bewahren, gewiſſe
„Wiſſenſchaften treiben, und gewiſſe Plane
„ausführen wollen, (welche aber keineswegen
„weder mittel- noch unmittelbar in die
„Rechte der Staaten greifen,) die ſich aber
„auf eine nie zu vermehrende feſtgeſetzte Anzahl
„eingeſchränkt haben. Wenn dann unter
„dieſen ſich einmal ein Mittelmäßiger einſchleicht;
„ſo kann derſelbe wenigſtens nicht
„viel ſchaden, und wann er ſtirbt, wählt
„man einen Beſſern an ſeine Stelle. Dieſe
„Verbindung exiſtiert, lächelt herzlich der
„übrigen Spielwerke, ſpielt zuweilen eine
„Zeitlang mit, und bleibt unentheiligt.
„Die zweyte Art von Verbindung, die ich

„gutheiſſe, iſt eine ſolche, die nach einem Plane arbeitet, der einfach und ſo geordnet iſt, daß man ihn jedem Mittheilnehmer vollſtändig zur Ueberſicht vorlegen kann, und in welchem ſich alle Arten Menſchen paſſen, und mehr oder weniger an der Vollkommenheit deſſelben Theil nehmen können, wo Gute und Schlechte gleichſam durch einen allmächtigen Trieb zu Einem Zwecke hingezogen werden — Und auch eine ſolche Verbindung exiſtiert hier, würkt das ſichtbar Gute ſehr langſam aber ſicher, an der Hand der Natur, dreht die Ordnung der Dinge nicht um, und wird von jener geheimen Verbindung — nicht regiert, aber geleitet, geſtimmt. Die dritte Verbindung, die ich gelten laſſe, iſt, wenn eine Anzahl guter in Eintracht lebender Familien, ſich zu einem neuen Staatskörper abſondert, und eine Einrichtung macht, die wenigſtens ſo lange Stich hält, als es der Gang der menſchlichen Dinge erlaubt. Aber dann muß ſich eine ſolche Colonie, wenn ſie nicht

„der herrſchenden Ton des Zeitalters annehmen
„will, gänzlich von der übrigen Welt
„abſondern — Und auch dergleichen Colonie
„giebt es. Ich will Sie ſogar mit einer
„bekanntmachen. Sie wohnt auf einer Inſel,
„wozu nur die Mitglieder des geheimen
„Bundes, welche die Rathgeber dieſes neuen
„Staats ſind, den Zugang wiſſen. Ich
„war eben im Begriff, morgen hinzureiſen;
„Wollen Sie mich begleiten? Sie ſind der
„erſte Fremde, dem dieſe Gunſt wiederfährt.
„Auch dürfen Sie, nach den Geſetzen, nicht
„länger als drey Tage dort bleiben, und
„indeß nie von meiner Seite weichen. Sind
„Sie dazu erböthig?“

„Ich nahm mit Freuden ſein Anerbiethen
„an; Wir reiſeten durch mancherley Wege
„in der Nacht ab, kamen an eine See,
„fuhren in einem Fahrzeuge von ſonderbarer
„Bauart hinüber, und was ich da in drey
„Tagen ſehen konnte, will ich Euch nun
„kürzlich erzählen.“

So weit war ich wieder mit Leſung der Handſchrift des Herrn Bricks gekommen, als wir bey Amſterdam vor Anker kamen, da ich dann meine Papiere in die Taſche ſteckte, und mit meiner Reiſegeſellſchaft an das Land ſtieg.

Neuntes Capittel.

Aufenthalt in Amſterdam. Unerwartete Zuſammenkunft. Bekanntſchaften im Gaſthofe.

„Es war doch wahrlich ein herrlicher Anblick, mein Herr Hauptmann!“ ſagte ich, und knöpfte die Taſchen zu, denn es war ein hölliſches Gedränge da wo wir ausſtiegen „Ein herrlicher Anblick da drauſſen auf de Laag, ſo einen ganzen Wald von Schiffmaſten zu ſehen. Mich reuet die Reiſe in der That nicht. Ach! und das Gewimmle von kleinen Fahrzeugen zwiſchen der Stadt und der innern Reyhe von Pfählen. Was vermag nicht der menſchliche Erfindungs- und Erwerbungsgeiſt!“ Indem ich noch ſo fortredete, zupfte mich ganz leiſe ein Mann von hinten her am Rocke, winkte mir, zeigte mir einen Brief, und gab mir zu verſtehen, er habe mir etwas zu ſagen. Zu gleicher Zeit wurde der Hauptmann, welcher in einem grünen Rocke vor mir hergieng, von einem andern Menſchen auf das Zärtlichſte umarmt, und ſollte dadurch abgehalten werden, im Gedränge ſich nach mir umzuſehn. Aber ich war zu ſehr mit den Künſten der Seelenverkäufer theoretiſch und practiſch bekannt geworden, um mich in dieſe Falle führen zu laſſen. Ich gab meinem zudringlichen Winker einen derben Rippenſtoß, und arbeitete mich zu dem Officier hindurch, der indeſſen ſeinen zärtlichen Umarmer bey beyden Ohren gefaßt hatte, und nach einer kräftigen Maulſchelle laufen ließ. So kamen wir denn ohne weiteres Abentheuer, durch einen Schwarm von Menſchen, wie ich ihn noch nie geſehen hatte bis in die Stadt Lion, einen Gaſthof, wo mein Führer ſehr bekannt war, obgleich er eigentlich in Harlem die letzten Jahre im Quartier gelegen hatte.

Es war heute zu ſpät zu dem alten Herrn van Haſtendonk zu gehen, denn er wohnte weit in dem Theil der Stadt, den man die alte Seite nennt, und unſer Gaſthof lag auf der neuen Seite, und doch verlangte uns ſehr nach einiger Nachricht, ob der Sohn angekommen wäre, oder nicht. Der Hauptmann beſchloß daher einen guten Freund aufzuſuchen, um von dieſem genaue Erkundigung einzuziehen, ehe wir uns in Haftendonks Hauſe ſehen lieſſen.

Unterdeſſen gieng ich in das große Wirthszimmer, ließ mir Thee geben, rauchte ein Pfeifgen, und machte meine kleinen Bemerkungen über die fremden und einländiſchen Gäſte, welche da durcheinander ſaßen, giengen, ſpielten, ſchwätzten u. ſ. f. Es war eine ſeltſame Sammlung von Leuten, und ich geſtehe es, noch ganz voll von den ernſthaften Bemerkungen über das Dichten und Trachten der Menſchen, die ich in Bricks Manuſcripte geleſen hatte, fiel mir oft ein, wie doch jeder ſich ſeine eigene Welt in dieſer Welt ſchafft. Der Verliebte iſt in einer Geſellſchaft, ſeiner Meinung nach, der Erſte, wenn ihn nur ſeine Geliebte vorzieht, und zeigt ſich in allen Stücken von einer ſchiefen Seite, ſobald er ſich etwa mit ihr gezankt hat, und ihm diejenige Selbſtzufriedenheit fehlt, die nur die Gunſt ſeiner Schönen ihm gewähren kann — Er ſieht ſonſt niemand. Der Edelmann ſieht mehrentheils nur Adeliche, unbekümmert um die wahre Achtung Anderer, der Muſiker nur Virtuoſen als ſeinen Kreis an. Der Fürſtenknecht lebt von den Blicken des Prinzen, und wundert ſich gewaltig, wenn dies nicht für jedermann gültige Münze, wichtiges Intereſſe iſt. Der Kaufmann denkt, wenn er Credit und Geld hätte; ſo wäre er ein Mann, den jeder beneiden müßte — Wie wenig Menſchen giebt es! Sie vergeſſen Alle ihre Menſchheit über ihre Perſonalität. Das ſieht man dann auch in allen ihren Geſprächen hervorleuchten, mögte auch einer noch ſo ſehr den allgemeinen Weltbürger ſpielen wollen; Und wenn von großen Weltbegebenheiten die Rede iſt; ſo denkt jeder nur zuerſt auf die wichtigen Folgen, welche daraus für ſeinen Stand, für ſein Gewerbe entſtehen. Es wäre würklich der Mühe werth, zuweilen ein Protocoll über ſolche Wirthshausgeſpräche zu führen. Es pflegt ſich dann das Ganze gewöhnlich in gewiſſe Parthien, in gewiſſe Chöre zu theilen, deren jedes einen Stimmführer hat, und zwiſchendurch hört man dann einmal ein ſchwaches Inſtrument mit unter, das, wie eine Bratſchenſtimme in einer gewöhnlichen Symphonie immer nur Mittelſtimme bleibt, und nie allein klingt. Es giebt Menſchen, die würklich blos dazu gebohren ſind, zeitlebens ſolche Ripien-Bratſchenſtimmen zu machen, nichts obligat zu ſpielen, ſo wie Andre, die zwar auch keine Hauptmelodie führen können, dennoch, wie die Waldhörner, hie und da durch einzelne Töne, gröſſern Nachdruck geben.

Mit dieſen und ähnlichen Bemerkungen hatte ich mich vergnügt, als meine Aufmerkſamkeit, durch das Geſpräch an einem kleinen Nebentiſche, auf einen andern Gegenſtand gelenkt wurde. Es ſaß da ein deutſcher Arzt, ein junger Candidatus theologiæ, und ein Kaufmann, wie ich nachher erfuhr.

Der Arzt. „Ja! Er iſt geſtern geſtorben.
„Schade um den jungen Menſchen! Ein geſunder
„Körper! Keine Anzeigen eines Morbi
„chronici. Die innern Theile alle friſch
„und unverletzt. So können aber dergleichen
„Inflammationskrankheiten in wenig Tagen
„dem robuſteten Jüngling das Garaus machen.
„Der Doctor Labberhuis hat gewiß nichts
„verſäumt; Ich habe alle ſeine Recepte
„geſehen.“

Der Kaufmann. „Es iſt traurig! Der
„einzige Sohn! Und der Vater ſteht ſehr
„feſt, macht gute Geſchäfte.“

Der Candidat. „Und wird nun ſchwerlich
„wieder heyrathen, denn er iſt ein alter
„Mann. Um deſto mehr Gutes kann er
„aber künftig den Armen thun. Der Domine
„* Lummeldick rühmt dieſes Haus
„ohngemein, und verſichert, der Jüngling
„ſey in den chriſtlichſten Geſinnungen verſchie-

---

* So nennt man in Holland die Prediger.

„den, und habe aufrichtigſt den Kummer „bereuet, welchen er ſeinem Herrn Vater „verurſacht habe.“

Der Kaufmann. „Kummer hat er dem „Vater eben nicht verurſacht; Es war ein „bloßes Misverſtändniß. Das Frauenzimmer, mit dem er ſich in Riga verſprochen „hatte, iſt aus einem guten Hauſe, und „auch reich. Aber böſe Leute hatten dem „alten Haftendenk die Sache von einer unrechten Seite vorgeſtellt, und, nehmen Sie „mir's nicht übel, Herr Candidat! Man „giebt Ihrem Domine hier auch, nicht ohne „Wahrſcheinlichkeit viel Schuld.“

Der Candidat. „Erlauben Sie, mein „Herr! Da thut man ihm, wie nur leider „gar zu gern dem geiſtlichen Stande, höchſt „Unrecht. Er hat nach Gewiſſen geredet, „und der junge Menſch hätte doch den väterlichen Willen, wenn er damals chriſtliche „Geſinnungen gehabt hätte, ehren müſſen.“

Der Kaufmann. „Er hatte anfangs „nicht an der Einwilligung ſeines Vaters „gezweifelt. Die Antwort blieb etwas lange „aus, und da hatte er ſich ein wenig zu weit „eingelaſſen.“

Der Arzt. „Ich verſtehe. O! das iſt „ſehr zu verzeyhen. Wir hängen von der „Organiſation unſres Körpers ab, und denken Sie Sich: zwey junge Leute! Fleiſch „und Blut!“

Der Kaufmann. „Unterdeſſen war „dem alten Haſtendonk, vermuthlich durch „Ihren würdigen Domine —“

Der Candidat. „Erlauben Sie!“

Der Kaufmann. „Nun! ich laſſe es „dahin geſtellt ſeyn; Genug! es war ihm „geſagt worden: Sein Sohn vernachläſſige „in Riga die Handlungsgeſchäfte des Hauſes, „habe ſich mit einer ſchlechten Perſon eingelaſſen, lebe liederlich, mache Schulden —“

Der Arzt. „War denn das nicht alſo?“

Der Kaufmann. „Nichts weniger! „Er lebte ſehr ordentlich. Man hatte vermuthlich die Briefe an den Vater aufgefangen, worinn er ihn um die Einwilligung „zu ſeiner Heyrath gebethen hatte; Kurz! „der Vater ſchrieb auf einmal: er ſolle augenblicklich nach Holland kommen, und „nimmermehr an die vorhabende Verbindung „denken.“

Der Arzt. „Der arme Menſch! Das „war ja, um ein Fieber zu bekommen.“

Der Kaufmann. „Nun wußte er ſich „nicht zu helfen. Er ließ nur ein paar Zeilen an ſeine unglückliche ſchwangere Braut „zurück, eilte in der Nacht fort, und hoffte „bey ſeiner Ankunft hier alles gut zu machen.“

Der Arzt. „Er muß auf der Reiſe ſein „Blut fürchterlich erhitzt haben; Es kann „nicht anders ſeyn.“

Der Kaufmann. „Unterdeſſen befand „ſich ein Officier, der hier in Dienſten, aber „ein Liefländer von Geburth iſt, eben in „Riga, als dies vorgieng. Er war ein „Freund des Meinhardtſchen Hauſes, und „kannte auch den alten Haftendonk. Da er „eben im Begriff ſtand hierher nach Holland „zurückzugehn; ſo übernahm er es, unterwe„gens in allen großen Städten dem Flücht„linge nachzuſpüren. Natürlicherweiſe konnte „er die Sache nur einſeitig anſehn. Er „ſchickte alſo ein Eſtafette voraus, hierher „an den Vater, erzählte dieſem, ſein Sohn „habe ein ehrliches Mädgen von gutem Hauſe „verführt und verlaſſen, er bäthe daher um „Vollmacht, ihn auffangen und anhalten zu „dürfen.“

Der Candidat. „Ich meinte aber, das „geſchwächte Frauenzimmer wäre mit„gereiſt.“

Der Kaufmann. „Nein! Sie folgte „mit einem andern Freunde nach.“

Der Arzt. „Das iſt ein recht verwickelter Handel! Aber was ſagte denn der Vater, als er den Brief bekam?“

Der Kaufmann. „Er wußte freylich nicht, was er ſagen ſollte. Er ſahe wohl, daß hier ein Irrthum vorgehen müßte, und der Sohn war ja auf ſeinen Befehl abgereiſet. Indeſſen gab er doch Vollmacht den jungen Mann anzuhalten, ihm das Frauenzimmer mit Gutem oder Böſem antrauen zu laſſen, und beyde hierherzuführen.“

Der Candidat. „Ohne Sie zu unterbrechen, mein hochgeehrteſter Herr! Nicht wahr, ſie haben den Sohn nicht unterwegens angetroffen; Er kam früher hier an.“

Der Arzt. „Ja! und wurde ſogleich von einer heftigen Pleuritide befallen, an welcher er auch geſtorben iſt.“

Der Kaufmann. „Man weiß nun noch nicht, was aus dem Frauenzimmer gewor-

„den iſt; Der Officier iſt auch noch nicht „angekommen.“

Die Leſer können ſich leicht vorſtellen, mit welchem Intereſſe ich dieſe Geſchichte anhörte, was für Ideen in mir erweckt wurden — Alſo war der eigentliche Ehemann tod, und wenn die Frau noch lebte; ſo war ich ſo unbezweifelt gültig verheyrathet, als irgend ein Menſch in der Welt — Aber in den Umſtänden, dariun ich mich befand, ohne Vermögen, ohne Stand! — Ich erwartete mit großer Ungeduld die Zurückkunft des Hauptmanns, hütete mich aber wohl gegen die Fremde, mir etwas von dem Antheile merken zu laſſen, den ich an der Geſchichte nahm.

Kaufmann und Candidat waren inzwiſchen fortgegangen, und der Doctor ſaß allein da. Sogleich geſellte er ſich zu mir, überhäufte mich mit unzähligen Fragen, und ſchien überhaupt ein zudringlicher Menſch zu ſeyn. In weniger als einer halben Stunde hatte er ſchon eine Menge Annecdoten ausgekramt, die ich nicht zu wiſſen verlangte, erboth ſich, mich in Amſterdam herumzuführen, und fragte endlich auf einmal: ob ich ſchon das Theatrum anatomicum geſehen hätte? „Wir haben“ ſagte er „heute einen „Körper aus dem Raſpelhauſe bekommen, „der morgen angefangen wird ſeciert zu „werden. Ich will Sie um neun Uhr Vor„mittags abholen.“ Alle meine Einwendungen, daß ich nichts von Anatomie verſtünde, waren vergebens, und ich mußte, um des Mannes loszuwerden, verſprechen, ihn zur beſtimmten Stunde zu erwarten, worauf er fortgieng.

Nun war ich des Tumultes müde, und wollte mich eben in ein Nebenzimmer zurückziehn, um den Reſt meiner Handſchrift zu leſen, als mein Hauptmann eilig hereintrat. „Kommen Sie!“ ſagte er „Ich muß Sie „allein ſprechen. Laſſen Sie uns einen klei„nen Spaziergang vornehmen!“ Wir giengen der Nieuwen Plantagie zu, an welcher das Heeren Logement der neuen Seite liegt, und wandelten da auf und ab, wo er mir, wie Sie leicht denken können, erzählte, was ich ſchon wußte.

Jetzt berathſchlagten wir uns, was bey den Umſtänden anzufangen ſeyn mögte, und nach langem Hin- und Herreden, fiel der Entſchluß dahin aus: Der Hauptmann ſollte den folgenden Morgen zu dem alten Haftendonk gehn, ihm alles erzählen, und, da doch nun ſein Sohn geſtorben war, ihn zu einiger Freygebigkeit gegen mich ermuntern, daß er mir wenigſtens (denn er war ſehr geizig) ein Geſchenk und die Unkoſten der Rückreiſe nach Hamburg zu gut kommen lieſſe. Dem Frauenzimmer, das mir angetrauet war, ſollte ein Freund den Tod ihres Geliebten auf eine vorſichtige Art vorbringen, ihr und der Meinhardtſchen Familie vorerſt aber verſchweigen, daß nicht er, ſondern ich, ihr angetrauet worden. Indeß ſollte man ſie aber bewegen, gleich nach überſtandenem Kindbette, nach Riga mit dem Kinde zurückzukehren. Der alte Haſtendonk ſollte ſogleich an die Eltern ſchreiben, und ſich zu einer jährlichen Summe verſtehen, welche er ſeiner quaſi-Schwiegertochter und dem kleinen unglücklichen Baſtart, als ein Zeichen, daß ſie zur Familie gehörten, billigerweiſe geben mußte. Dabey ſollte ſich derſelbe bemühen, mir baldmöglichſt eine meinen geringen Talenten angemeſſene Stelle oder Bedienung zu verſchaffen, und wenn auch dies in Ordnung gebracht wäre; ſo ſollte ich wieder auftreten, meiner angetraueten Frau und ihren Eltern das Geheimniß entdecken, da ſie mich dann, in Betracht der Umſtände, gern zum Schwiegerſohn annehmen, und ihre reiche und artige Tochter mir zum Eigenthum laſſen würden.

Bey dieſer Verabredung blieben freylich drey Dinge noch ungewiß, nemlich zuerſt, ob nicht vielleicht die Kindbetterinn unterdeſſen geſtorben wäre, (denn wir hatten ſie in ſehr ſchwachen Umſtänden verlaſſen) ferner, wie es alsdann und überhaupt um das Erbſchaftsrecht des kleinen wilden Zweiges der Haſtenbonkſchen und Meinhardtſchen Familie ausſehen, und ob die beyderſeitigen Großeltern ihn legitimieren würden, und endlich, ob überhaupt unſer ganzer Vorſchlag von dem alten Haſtenbonk würde gutgefunden werden. Immer aber war das Ding gut ausgedacht, und wir hielten alle dieſe Vorſchläge für ſo natürlich und billig, daß wir, voll Zuverſicht, es werde auf dieſe Art zu Stande kommen, einen vergnügten Abend, und eine ruhige Nacht zubrachten.

Des folgenden Morgens machte ſich grade mein Hauptmann auf den Weg zu dem Alten, als der Doctor, ſeinem Verſprechen gemäß, bey mir vortrat, und mich mit höflicher Gewalt in das Collegium anatomicum ſchleppte. Es war noch früh, als wir dahinkamen, und auſſer uns beyden nur der Proſector gegenwärtig. Der Körper lag zugedeckt da. „Ein ſtarker, nervöſer Körper!“ rief der Doctor „Wollen Sie ihn einmal ſehen?“ und damit deckte er ihn auf — Ich ſah hin — Sollte ich meinen Augen trauen? — Ich ſah noch einmal hin — Ja! er war es — Und wer meinen Sie? — Haudritz! niemand anders als mein ehemaliger Verführer, Haudritz —

Dieſer Anblick machte einen gewaltigen Eindruck auf mich. Die beyden Aerzte bemerkten es, und fragten mich um die Urſache. — „Und wie in aller Welt“ rief ich aus „kommen Sie zu dieſem Körper, oder „wie kam dieſe Creatur in das Raſpelhaus?“ Mein Führer erzählte mir die genauen Umſtände, die ich denn meinen Leſern hier kürzlich mittheilen will.

Haudritz war, wie Sie Sich's aus dem erſten Theile meiner Geſchichte * erinnern werden, von uns einem Schiffscapitain anvertrauet worden, der ihn nach Oſtindien bringen ſollte. Da ſich unterdeſſen das Schiff noch einige Zeit in Amſterdam aufhalten

---

* Seite 259.

mußte; ſo erweckte dieſe Muße in dem böſen Haudritz den alten Hang zu ſchlechten Streichen aufs neue. Er beſtohl den Capitain, welcher ihn als Schreiber zu ſich genommen hatte, wurde ertappet, und kam diesmal mit allerley Schlägen und dem Verluſt ſeines Dienſtes davon. Nun hatte er nichts zu leben, und fieng daher ſein edles Handwerk um ſo eifriger wieder an: Zur Sicherheit der Handlung haben die Kaufleute in Amſterdam das Recht, wenn ſie auf der Börſe, wo oft ein Mann ſeine ganze zeitliche Glückſeligkeit in der Taſche ſtecken hat, einen Dieb, in dem Augenblicke des Diebſtahls haſchen, ſich ſodann jede Art von Genugthuung an ihm nehmen zu dürfen. Haudritz ließ ſich verleiten, jemand auf der Börſe nach der Uhr zu greifen, wurde aber erwiſcht und, da bekanntlich die holländiſchen Kaufleute auf dergleichen keinen Spaß verſtehen, von dem Haufen zuſammentretender Kaufleute halb tod geprügelt, und in den Canal geworfen. Da fiſchte ihn ein Jude auf, rettete ihm das Leben, und nahm ihn in ſein Haus. Zur

Dankbarkeit beſtohl er denſelben, und wollte auch die Tochter verkuppeln. Da brach dem Iſraeliten die Geduld. Er würkte ihm ein Plätzgen im Raſpelhauſe aus, woſelbſt er aber an einem hitzigen Fieber ſtarb —

Das war denn das Ende eines Menſchen, mit dem ich einſt auf gleicher Bahn zum Laſter fortſchritt. Wer weiß, ob nicht, unter andern Umſtänden, bey anderm Körperbaue, bey andern Schickſalen, auch ich ein eben ſo durchtriebener Böſewicht geworden wäre? — Traurig, daß es ſolche Geſchöpfe geben kann! — Was iſt der Menſch? — Man hat ſchon oft geſagt, er ſey ein unbeſchriebenes Blatt, wenn er aus der Hand des Schöpfers kömmt, ein Blatt, worauf Schickſale und Erziehung alles zu ſchreiben vermögten. Ach! aber mögte man nicht verſucht werden, zu glauben, es käme mancher ſchon als ein defectes, vielleicht gar vom Satanas verfälſchtes Manuſcript auf die Welt? — Wenn ich meine jetzige Denkungsart unterſuchte; ſo fand ich freylich noch nicht in mir, jene Fertigkeit, Feſtigkeit im Guten, die den Nahmen von Tugend verdient; aber doch Empfänglichkeit, Gefühl für das Edle, und wenn etwas mich in meinem Vorſatze, zu meinem Glücke gut zu handeln, befeſtigen konnte; ſo war es dergleichen beſtättigte Erfahrung, daß auch in dieſer Welt jede Verirrung vom graden Wege eine verhältnißmäßige Strafe nach ſich zieht.

Solche Gedanken beſchäftigten mich ernſtlich, und ich konnte nicht länger den Anblick dieſer Leiche ertragen; Ich beurlaubte mich daher von meinem Gefährten, und wollte nach Hauſe gehn. Indeſſen verirrte ich mich in der großen fremden Stadt, und da mir bange war, ich mögte in enge gefährliche Winkel gerathen (obgleich man wahrlich weniger in Amſterdam zu befürchten hat, als in manchen kleinern Städten) ſo trat ich, weil ſich's eben traf, daß ich die Kalver-Straat erreichte, in welcher eine große Anzahl Kaffeehäuſer ſind, trat ich in das franzöſiſche Kaffeehaus.

Der erſte Mann, welcher mir in den Weg kam, war ein ..... er Officier. Da er grade zur Thür hinauswollte, als ich hineingieng; blieben wir beyde ſtehen, um uns einander Raum zu machen, und das gab mir Zeit ihn genauer zu betrachten. Ein kleines Muttermal, ſo er am Kinn hatte, und das mir von Ohngefehr gleich in die Augen fiel, machte mich aufmerkſam. Der Vetter der Frau von Lathauſen, welcher mich in den .... Dienſt brachte, hatte eben ein ſolches Mal, und an Figur und Anſtande waren ſich beyde vollkommen gleich, nur daß der Officier, den ich hier ſahe, freylich viel älter ſchien. Sobald mich nun dieſe Aehnlichkeit überraſchte, wozu vielleicht der Umſtand kam, daß mein Kopf noch von dem Anblicke des todten Haudritz eingenommen war, und mir nun um deſto lebhafter alle Erinnerungen der ehemals in ſeiner Geſellſchaft erlebten Schickſale, und der dabey intereſſierten Perſonen ins Gedächtniß zurückkehrten — Kurz! ich war, ſobald ich den Officier genau angeſehen hatte, feſt überzeugt, daß es der Herr von Redmer war; und wie ich in der Folge erfuhr; ſo hatte auch er, vermuthlich durch den Ausdruck von Verwunderung, den er auf meinem Geſichte las, aufmerkſam gemacht, eine Ahndung bekommen, daß ich ſein ehemaliger Recrut ſeyn könnte. Nun war ich ein ....ſcher Deſerteur, und hatte alſo in der That viel von Liſt oder Gewalt zu befürchten, wenn ich erkannt würde. Da aber der Herr von Redmer ſelbſt damals Verdruß im Regimente gehabt hatte, wie wir gehört haben; * ſo ließ ich mir gar nicht einfallen, daß er noch eifrig auf ſeinen Dienſt ſeyn würde, mir weiter nachzuſpüren. Ich erholte mich daher bald von meinem Schrecken, blieb noch eine kleine Weile auf dem Kaffeehauſe, und ließ mich dann durch einen ſichern Mann zurück nach der Stadt Lion begleiten.

Gegen Mittag kam der Hauptmann zurück, und brachte nicht die tröſtlichſte Nachricht mit. Der alte Haſtendonk war, wie

---

* Im erſten Theil, Seite 39.

es ſchien, geneigt geweſen, ſtatt dem Officier zu danken, wie er es wohl verdient gehabt, ihm die Schuld des unglücklichen Erfolgs aufzuladen. Von mir hatte der alte Geizhals nichts wiſſen wollen. Doch ſagte der Officier: er ſey gegen das Ende ihrer Unterredung nachgebender geworden; Ich ſolle mich nur auf ihn verlaſſen, und dafür hafte er, daß ich frey nach Hamburg zurückgeliefert werden ſollte; Immer mögte ich mir's indeſſen gefallen laſſen, noch einige Wochen hier in Amſterdam mich umzuſehn. Der gute Mann gab mir auch Geld, und verſprach unterdeſſen weiter für unſern Plan zu arbeiten.

Ich wendete alſo die folgende Zeit an, in dieſer groſſen Stadt, allerley Merkwürdigkeiten zu ſehen; und, in der That, wohin ich nur blickte, da ſtieß mir etwas Sonderbares auf. In Amſterdam iſt eine ſtarke Auflage auf die Kutſchenräder gelegt. Wer daher nicht ſehr reich iſt, der fährt mit zwey Rädern, und die gewöhnlichſten Fuhrwerke haben gar keine Räder, ſondern beſtehen aus Kaſten, die man auf Schleifen geſetzt hat, und wobey der Kutſcher nebenher zu Fuß geht, welches denn freylich einem Fremden ſehr auffällt.

Die Begräbniſſe werden bey Tage vorgenommen, aber nichts deſtoweniger gehen Leute mit brennenden Laternen voraus und nebenher.

Ich machte nach und nach angenehme Bekanntſchaften unter Fremden, in deren Begleitung ich, wenn der Hauptmann nicht Zeit hatte mit mir zu gehen, die Stadt durchlief. Eben fällt mir ein, daß ich vergeſſen habe, Ihnen den Nahmen meines ehrlichen Hauptmanns zu melden; Er hieß von Dobelmayer.

Endlich gelang es dieſem Freunde, den Herrn van Haftendonk zu bewegen, mich wenigſtens zu ſehen. Ich gieng hin, hatte aber unglücklicherweiſe meine Füße nicht genug auf den unzähligen Decken, Kratzern, Matten u. d. gl. abgeſtrichen, welche vor und in dem Hauſe herumlagen. Als ich nun eine ſchöne Treppe hinaufgeſtiegen, die zur Bequemlichkeit ſo glatt wie ein Spiegel gerieben und gewächſt war, entdeckte eine dicke Magd, welche mir entgegenkam, zu ihrem größten Schrecken, noch etwas Schmutz an meinen Schuhen. Sogleich nahm ſie mich, wie ein Kind, auf den Arm, und trug mich wieder hinunter, ließ mich nicht eher wieder hinauf, bis meine Schuhe ganz ſauber waren. Dieſer comiſche Auftritt brachte mich ein wenig aus meiner Faſſung, indeſſen beſann ich mich doch bald wieder, und brachte mein Anliegen dem pflegmatiſchen, ernſthaften, dicken Herrn van Haſtendonk aufs beſte, in franzöſiſcher Sprache vor, wobey er ohngefehr ausſah, als Einer, der ſich etwas erzählen läßt, um einſchlafen zu können. Wenn ſein ſeelenloſer Blick auf mich fiel; ſo glänzte nicht das geringſte Intereſſe aus ſeinen Augen hervor, ſondern er hatte das Anſehn eines Menſchen, der auf einen leeren

Platz hinſtarrt. Als ich lange, und mit allem Feuer der Beredſamkeit geredet hatte, fragte er mich ganz kaltblütig: „was Myn „Heer eigentlich für Geſchäfte machte?“ Dies ſetzte mich in die Unkoſten, meine Erzählung von neuem wieder anzufangen. Er hätte ſie, glaube ich, auf dieſelbe Art noch zehnmal angehört, wenn nicht ſein Buchhalter gekommen wäre, ihm etwas zu melden, worauf er mir ganz trocken *Adieu* ſagte.

Als ich meinem Freunde dieſen Ausgang der Sache erzählte, rieth er mir Geduld an, verſprach nochmals das Seinige zu verſuchen, und um meine Leſer nicht länger aufzuhalten, will ich Ihnen nur kurz ſagen, was wir nach drey Wochen erlangten. Der Alte ſetzte der Halbwitwe ſeines Sohns eine kleine Summe zum Unterhalte aus, und war es zufrieden, daß man ihr vorerſt verſchwiege, wie es mit der Trauung geweſen ſey; Wie es aber mit dem Kinde gehalten werden ſollte, darüber wollte er ſich noch nicht beſtimmen. Mir geſtand er nichts zu als das Reiſegeld, und ein kleines Geſchenk von zwanzig Ducaten, wovon ich dem Hauptmanne die mir vorgeſtreckte Summe erſtattete, und das Uebrige in Amſterdam verzehrte. Zugleich erlangte ich noch, mit genauer Noth, daß man eine Acte verfaſſen ließ, in welcher man mir beſcheinigte, daß ich würklich der Mann wäre, mit welchem man das kranke Frauenzimmer in Hamburg getrauet hatte. Uebrigens überließ man mir davon Gebrauch zu machen oder nicht, und mir ſelbſt eine Laufbahn zu eröfnen. Der Herr von Dobelmayer aber verſprach, im folgenden Jahre, da er wieder nach Riga gehn würde, für mich bey der Meinhardtſchen Familie zu reden, und wir verabredeten desfalls einen fortdauernden Briefwechſel.

Es war nun mein feſter Entſchluß, baldmöglichſt nach Hamburg zurückzugehn, aber ich fand keinen Beruf länger Schauſpieler zu ſeyn. Da wälzte ich nun eine Menge Plane in meinem Kopfe umher, und endlich fiel mir ein, daß, weil ich doch ein guter Tonkünſtler ware, ich mich auf dieſe Art vielleicht nicht nur zu einem reichen Manne, ſondern auch vielleicht einmal zu einen Concertmeiſter bey einem großen Fürſten, erheben könnte. Ich ſchrieb dieſen meinen Plan an Reyersberg nach Hamburg, verſprach ihm, bey meiner baldigen Hinkunft daſelbſt meine übrigen Schickſale weitläuftig zu erzählen, und gab indeß, zur Probe, in Amſterdam ein öffentliches Concert, in welchem ich großen Beyfall fand, und auch ziemlich viel Geld verdiente. Zu meiner äuſſerſten Beunruhigung aber erſchien auch in dieſem Concerte der Herr von Redmer, und da ich nicht die Vorſicht gebraucht hatte, meinen Nahmen auf dem Ankündigungszettel zu verſchweigen; ſo ſah ich nun gar deutlich, daß er ſeit dieſem Tage jeden meiner Schritte beobachtete, mich an allen öffentlichen Oertern aufſuchte, und ſich doch ſtellte, als hätte er mich nie geſehn. Nun fieng ich an ſehr ängſtlich zu werden, und beſchloß, mich baldigſt aus Amſterdam zu entfernen, in welchem Vorſatze ich durch einen ſonderbaren Zufall noch denſelben Tag beſtärkt wurde.

Ich gieng nemlich mit zwey meiner Bekannten durch eine kleine Gaſſe, welche der Servet-Steeg heißt, und in welcher nur liederliche Weibsbilder und Kupplerinnen wohnen. Sie pflegen mehrentheils vor den Thüren zu ſitzen, und den Durchgehenden die Hüte wegzunehmen, die man dann mit einem Trinkgelde einlöſen muß. Des Abends ziehen ſich dieſe Weiber an, und gehen in die ſo genannten Muſicos oder Speel-Huiſer, wo ſie mit ausſchweifenden Leuten Bekanntſchaft machen, und von denſelben entweder zurück in die Häuſer der Kupplerinnen oder in ein oberes Zimmer (*boven*) geführt werden. Denn in den untern Zimmern der Muſicos geht nichts Unrechtes vor, und dieſe werden von ſehr geſitteten Leuten beſucht.

Nachdem meine Begleiter mir dies erklärt hatten, indem wir über den Servet-Steeg giengen, bekam ich Luſt doch auch einmal ein ſolches Speel-Huis zu ſehen. Wir beſuchten alſo noch denſelben Abend eines derſelben. Es wurde da getanzt, getrunken, geſpielt, und es gieng ziemlich laut darinn her. Der Lerm war mir aber zu groß, und wir beſchloſſen fortzugehn, verlieſſen auch würklich das große Zimmer, und mußten, um aus dem Hauſe zu kommen, vor einer Thür vorbey, durch welche ich ſo heftig lachen hörte, als wenn — ja! wie ſoll ich ſagen? als wenn dariun — einem Frauenzimmer Gewalt angethan würde. Da ich zugleich des Herrn von Redmer Stimme erkannte; ſo war ich neugierig genug, an der Thür zu horchen, und das zu meinem Glücke, denn ich hörte, wie der Böſewicht ein Mädgen dazu beredete, und ſie eine Rolle auswendiglernen ließ, durch welche ſie mich einnehmen ſollte. Vermuthlich hatte er mich in das Haus treten geſehn; Die ganze Abſicht der Verhandlung aber war, ſo viel ich verſtehen konnte, dies Weibsbild ſollte mich in ihr Garn zu locken ſuchen, und mich ihm dann in die Hände liefern.

Dieſer Zufall, wie ich ſchon geſagt habe, beſtärkte mich in meinem Vorſatze, baldmöglichſt Amſterdam zu verlaſſen. Ich nahm zärtlichen Abſchied von meinem Wohlthäter, dem Hauptmann von Dobelmayer, der mir nicht nur ſein Verſprechen, fleißig Briefe mit mir zu wechſeln, und für mich zu arbeiten, erneuerte, ſondern mir auch Empfehlungsſchreiben nach Hamburg, Lübeck, und Bremen verſchaffte, in welchen Briefen mich die amſterdammer Kaufleute als einen der größten Virtuoſen auf der Violine beſchrieben, und zur Sicherheit, ſo wie um des Wohlklangs willen, hatte ich meinen Nahmen Peter Claus in Signor Pedro Clozetti umgeſchaffen, wonach denn auch die Briefe eingerichtet waren. Ich fand ein abgehendes Schiff, beſtieg daſſelbe, und meine Leſer ſehen mich alſo jetzt in einer neuen Laufbahn, als reiſender Muſiker, mein Glück ſuchen.

Zehntes Capittel.

Abreiſe von Amſterdam. Reſt des Manuſcripts. Rückkunft nach Hamburg.

Die Geſellſchaft, welche ich auf dem Schiffe antraf, war nicht die ausgeſuchteſte. Ein alter holländiſcher Officier, mit einer ſchwarzen Perüke und ſeiner ganzen Familie, die, um eine Erbſchaft in Hildesheim zu holen, ſich auf den Weg gemacht hatten — lauter elende Carricaturen! Sodann junge Kaufleute, ein Profeſſor aus Leiden, eingenommen von ſeinen Kenntniſſen in orientaliſchen Sprachen, in welchen es ihm auf unſerm Schiffe niemand leicht zuvorthun konnte; Ein junger Juriſt, gleichfalls aus Leiden, ein franzöſiſcher Commödiant, und endlich, auſſer viel andern unbedeutenden Perſonen, noch ein junger deutſcher Edelmann mit ſeinem Hofmeiſter. Dieſer ſchien ein unerträglicher Egoiſt zu ſeyn, ſprach, mit beleidigender Selbſtgenügſamkeit nur immer von ſeiner eigenen Perſon, ſo daß jede ſeiner groben Reden, von den Ausdrücken durchflochten war: „Sehen Sie, „mein Herr! Mich kennen Sie nicht; Ich „bin ein ſolcher Mann, der ſtrenge auf „Wahrheit und Gerechtigkeit hält“ oder: „Ich ſehe alles von der graden Seite an; „Mich kann nichts verblenden; Ich bin über „alle Vorurtheile hinaus, ſo feſt, ſo ohne „Anſehn der Perſon“ Und ſo gieng dann ſein Lob gewöhnlich auf aller übrigen Leute Unkoſten hinaus. „Ich bin nicht, wie die „mehrſten andern ſchwachen, elenden Menſchen, welche die Sachen nur halb, nur „durch Blendgläſer betrachten“ u. ſ. f. Da er ſich auf dieſe Art als den Mittelpunct aller Weisheit und Ohnfehlbarkeit anſah; ſo lieſſen wir ihm die Freude, ſich ſelbſt allein zu genieſſen. Natürlicherweiſe mußten ihm auch ſo mittelmäßige Leute, als wir waren, zur Laſt ſeyn. Einer nach dem Andern ſchlich ſich neben ihm fort, und ich, da ich von der ganzen Geſellſchaft nicht ſehr erbauet war, ſtieg auf das Verdeck, ſetzte mich dahin, zog meine Handſchrift wieder hervor, und las den Reſt von Bricks Erzählung, der alſo lautete:

Reſt des Manuſcripts.

„Die ganze Inſel hatte eigentlich keine „durch ſchriftliche Geſetze gegründete Regierungsform; aber dagegen die allernatürlichſte, die man haben kann, und dieſe beruhete ohngefehr auf folgende Grundſätze: „Die ſechzig Familien, welche ſich gleich anfangs dort feſtgeſetzt hatten, hatten die „Hälfte der Inſel in eben ſo viel gleiche „Theile getheilt. Auf jedes dieſer Theile „wurde ſogleich ein kleines Haus gebauet, „das für eine Familie von vier erwachſenen „Perſonen groß genug war. Felder, Wald, „Gärten, kurz! alles auf dieſer Hälfte war „alſo in gleiche Theile getheilt, und jedem „Hauſe ein ſolches Stück angewieſen. Ehe „die Familien hingezogen waren, hatte man „ſich zuerſt davon verſichert, daß nicht eine „einzige Perſon darunter wäre, die nicht „irgend ein dem gemeinen Weſen nützliches

„Gewerbe treiben könnte, und gern triebe; „Auch hatte man ſich vorher zu gewiſſen vorläufigen Puncten auf das heiligſte verbunden. Ich will einige derſelben herſetzen, die „mir itzt grade noch in Gedanken ſchweben: „Jeder Stand, jedes Gewerbe, das etwas „zum gemeinen Beſten beytrug, wurde ohne „Unterſchied gleich hochgeſchätzt. Alle Einwohner der Inſel hatten ſich eine gleiche, „vernünftige, bequeme, dem Körperbaue „und dem Clima angemeſſene Kleidung vorgeſchrieben. Keine Bücher, keine Schriften durften mit auf die Inſel genommen, „eben ſo wenig durfte dort irgend etwas geſchrieben werden, und alle wiſſenſchaftliche „Kenntniſſe wurden durch mündliche Ueberlieferungen fortgepflanzt, ſo wie auch jeder, „der etwas zu wiſſen glaubte, ſeine Feyerſtunden dazu anwenden konnte, dieſe Kenntniſſe ſeinen Kindern und Freunden vorzuerzählen. War die Sache der Mühe werth; „ſo pflanzte ſie ſich fort, die Thorheiten hingegen vergaß man. Alſo gab es keine gelehrte Zünfte, und die Wahrheit war ein

„freyes Capital, wovon jeder nach Gefallen ſo viel beſitzen und wieder ausſpenden durfte, als er konnte, wollte, und Andre von ihm annehmen mogten. Zwanzig Häuſer hatten immer vier gemeinſchaftliche öffentliche Gebäude: Das eine zu Erziehung der Kinder beyder Geſchlechte, die vom ſechſten Jahre an bis in das vierzehnte Alle dem Staate gehörten, und eine gleiche Erziehung genoſſen. Alsdann aber wurde beſtimmt, zu welcher Lebensart ſie Geſchick und Luſt hatten: ob zum Unterricht der Jugend; und dann blieben ſie in dieſem öffentlichen Gebäude, oder blos zum Landbaue, oder zu einem der wenigen Handwerke, deren man bedurfte; und dann wurden ſie in die Wohnhäuſer vertheilt, wo grade ein Platz offen war, denn es war nur Eine Familie, und gelegentlich ohne Zwang, aber nach gutem Rathe und Ueberlegung, verheyrathet, wobey Rückſicht auf die Gemüthsart genommen wurde. Von heftigen und winſelnden Leidenſchaften hörte man nichts. Wer aber zur Arzeneykunde und

„Verpflegung der Kranken Geſchick hatte, „kam in das zweyte öffentliche Gebäude, wo „dieſe, deren es, bey ſo einfacher Lebensart „wenige gab, verpflegt wurden.“

„Vermehrte ſich die Bevölkerung, alſo, „daß in jedem Hauſe mehr als vier erwachſene Menſchen oder zwey Paar wohnten; „ſo nahm man von der andern unbebaueten „Hälfte der Inſel neue Landportionen von „gleicher Größe dazu. Niemand aber durfte „mehr bebauen als ſein dem Hauſe angewieſenes Stück, und dies Stück mußten die „Bewohner jedes Hauſes ſelbſt bebauen, „ohnbeſchadet ihrer übrigen Gewerbe. Wald „und Wieſen waren gemeinſchaftlich, ſtanden unter der Aufſicht der Aelteſten; Man „aß Eyer und Milch der Thiere, aber nie „das Fleiſch, überhaupt wurde kein Thier „getödtet, in der ſichern Ueberzeugung, daß „der Schöpfer dafür geſorgt hat, daß ſich „jede Gattung nur verhältnißmäßig vermehrt. Man hatte aber Mittel erſonnen „die Fluren gegen die Verheerung der Thiere

„zu bewahren; Gern gab man aber andern
„Creaturen einen Theil ſeines Ueberfluſſes.
„Wilde reiſſende Thiere ſah man dort
„nicht.“

„Sobald jemand ſechzig Jahr alt war;
„ſo wurde er von der gewöhnlichen Arbeit
„freygeſprochen und kam dann in das dritte
„öffentliche Gebäude, um entweder Richter
„des Volks zu ſeyn, oder Aufſicht über die
„Erzieher, oder über die Krankenverpfleger
„zu haben. Die alten Frauen aber beſorgten
„die Küche in den öffentlichen Gebäuden,
„oder machten ſich ein andres freywilliges
„Geſchäft, denn vom ſechzigſten Jahre an
„war jedem Muße und Ruhe vergönnt;
„Wer aber ſo lange thätig gelebt hat, pflegt
„dann nicht gern müßig zu ſeyn. In dem
„vierten öffentlichen Gebäude wurden die
„achtzig Perſonen, aus welchen die zwanzig
„Familien beſtanden, täglich zweymal ge-
„ſpeiſet. Die Stunden, welche den Mal-
„zeiten gewidmet waren, die Anzahl und die
„Art der höchſteinfachen Speiſen, alles
„war beſtimmt.“

„Die Menſchen wurden auf dieſer Inſel
„ſehr alt. Die Leute, welche über achtzig
„Jahr alt waren, machten den engern Ausſchuß
„derer aus, welche über die ganze Inſel
„die Aufſicht hatten, und ſich jedes Jahr
„einmal an dem großen Feſttage verſammleten,
„wo ſie dann, mit Zuziehung der
„Aelteſten jedes Stamms berathſchlagten,
„was im Allgemeinen zu thun wäre. Dieſe
„Greiſe waren die einzigen Prieſter auf der
„Inſel, wie wir nachher hören werden."

„Zwanzig Familien machten alſo eigentlich
„einen Stamm aus, aber die ganze Inſel
„war nur wie ein einziges Haus zu betrachten,
„bewohnt von Menſchen, bey denen
„kein Luxus, keine Unmäßigkeit, und kein
„Unterſchied der Stände herrſchte. Das
„Intereſſe eines jeden war das Intereſſe des
„Ganzen, und niemand hatte Reiz oder Veranlaſſung
„anders zu handeln, als ſo wie es
„die geſunde Vernunft mit ſich brachte,
„wobey ſich jeder ſehr wohlbefand, worinn
„jeder erzogen war, und welches ihm zum

„Bedürfniß geworden war. Er kannte nichts
„andres, ſahe nichts andres, fühlte nichts
„andres; ſeine Lebensgeiſter waren immer
„in gehörigem Gleichgewichte, und ſein
„Körper nicht zu reizbar und nicht abgeſtumpft.
„Dabey hatte niemand Nahrungsſorgen,
„denn auch von dem Unterſchiede
„der Vermögensumſtände wußte man nichts.
„Es war hier kein Eigenthum; Jeder Handwerker
„mußte wöchentlich ſein feſtgeſetztes
„Stück Arbeit in das Haus liefern, wo die
„alten Männer wohnten; jeder Landbauer
„den Ertrag ſeines Feldes auf den gemeinſchaftlichen
„Boden tragen, und von daher
„wurde jeder mit Nahrung und Kleidung
„verſehen. Der von Natur Thätige half
„dem Trägern, denn ihm nützte ſeine größere
„Thätigkeit übrigens nichts, weil er nichts
„weiter damit erwerben konnte. Täglich
„wurden von den Richtern alle Häuſer und
„Felder beſucht, und nachgeſehen, ob jeder
„die Verträge der Geſellſchaft erfüllte. Artete
„Einer aus (doch hatte man, bey dem guten
„Beyſpiele und dem Mangel an falſchem

„Intereſſe in hundert und zwanzig Jahren
„nur Ein Beyſpiel davon gehabt) ſo wurde
„derſelbe, mit verbundenen Augen zu Schiffe
„gebracht, und bey den Si—mi—ſchi—rås
„ans Land geſetzt. Der Rückweg war nicht
„zu finden; niemand kannte die Inſel als
„die Mitglieder des geheimen Bundes in
„Si—mi—ſchi—rå, und kein Fremder
„durfte oder vielmehr konnte die Inſel betre-
„ten, ſo wie auch kein Einwohner derſelben
„je reiſen durfte noch mogte. Eben ſo wenig
„kamen auch ausländiſche Producte in das
„Land, und die Stifter dieſes Staats,
„welche ſehr wohl einſahen, daß nichts ſo
„viel Einfluß auf die ganze Form eines
„Staats und die Sittlichkeit der Unterthanen
„hat, als der Gang, den die Handelſchaft
„im Großen nimmt, wollten keine Art von
„Handel einführen, um wenigſtens ſo lange
„Meiſter über ihr Werk zu ſeyn, als die
„Natur der Dinge es erlaubte.“

„Landesverweiſung war, wie ſchon ge-
„ſagt iſt, die einzige Strafe für die, welche

„die Ordnung des Staats ſtöhrten. Dies „gieng um ſo leichter an, da die Inſel gänzlich „unbekannt blieb; Aber wenn auch das „nicht geweſen wäre; ſo würde man doch „nie Todesſtrafen eingeführt haben; denn „die Richter waren ſehr überzeugt, daß ein „Menſch dem andern nichts nehmen darf, „was er ihm nicht geben kann. Nun kann „keine Regierung auf der Welt den Unterthanen „das Leben, weder geben, noch zuſichern; „folglich darf ſie auch keinem das „Leben nehmen. Jedem in der Welt muß „es erlaubt ſeyn, ſich ſein Syſtem von Moralität „zu machen, und andre Syſteme anzuerkennen „oder nicht — Das iſt ſeine „Sache — Aber der größere Theil hat das „Recht, ſich zu verwahren, daß der Mangel „an Grundſätzen bey Einzelnen nicht die „Ruhe des Ganzen ſtöhre. Folglich darf „man durch die Mehrheit der Stimmen „jemand zwingen, gewiſſe vernünftige Geſetze „anzuerkennen, und ihn, wenn er dieſe „nicht halten will, verweiſen, binden, „zwingen, feſſeln, ihn aus der Reyhe der

„Bürger, aber nie aus der Reyhe der „Menſchen ausſtreichen; denn er war „Menſch ehe er Bürger war. Die bürgerliche Exiſtenz giebt ihm der Staat, und „kann ſie ihm nehmen; aber die natürliche „Exiſtenz kann ihm nur der nehmen, der ſie „ihm gegeben hat.“

„Alſo beruhete die ganze Verfaſſung auf „Natur. Die Sache ſelbſt regierte der gemeinſchaftliche Vertrag und nicht die Perſon. Leidenſchaft und Intereſſe hatten keinen Einfluß auf Geſchäfte, und alles „erhielt ſich ſelbſt.“

„Der Umgang zwiſchen beyden Geſchlechtern war ſo unſchuldig als möglich, und „dies ohne alle Kunſt. Man hatte kein „Beyſpiel von unregelmäßigen Verbindungen, denn die einfache Lebensart erweckte „nicht unzeitige Begierden, und eine Menge „andrer Dinge, welche bey uns Gelegenheit „zu Ausſchweifungen geben, fielen auch weg. „Sobald jemand zu reifen Jahren gekom-

„men war, und der, allen Geſchöpfen eingepflanzte Trieb zur Begattung ſich bey ihm „regte; ſo ſuchte er ſich eine Gattinn, und „fand ſie leicht; Alle waren gleich reich, faſt „Keine gebrechlich noch entſtellt, und beſtändige Geſchäftigkeit und Aufſicht verhinderte „die Entſtehung ſträflicher Begierden. Nie „durfte (das war ein allgemein anerkanntes „Gewohnheitsgeſetz) Nie durfte ein Frauenzimmer mit einer Mannsperſon allein reden, „es müßten denn Mann und Weib geweſen „ſeyn. Ueberhaupt ſprach auf der ganzen „Inſel kein Menſch, unter ſechzig Jahren „alt, nie das Geringſte heimlich mit einem „Andern, denn man begriff nicht, was ſie „ſich hätten zu ſagen haben können, das nicht „jeder hätte hören dürfen, da alle gemeinſchaftliches Intereſſe hatten, jeder frey „thun durfte, was recht war, und bey völlig „gleicher Erziehung nie, ſo wie bey uns, der „Fall eintrat, daß man mit gewiſſen Leuten „von gewiſſen Dingen gar nicht hätte reden „können.“

„Der Unterricht der Kinder war ſehr einfach. Kenntniß der Natur und der Pflichten, das war es, was man ſie lehrte. Man machte ſie aufmerkſam auf den majeſtätiſchen Bau des ganzen Weltgebäudes, und zeigte ihnen, wie auch in den kleinſten Theilen dieſer großen Maſchine die höchſte Ordnung und Harmonie herrſchten, wie hier nichts unnütz noch unthätig wäre, die Vollkommenheit des Ganzen zu befördern. Man ſtellte ihnen ein lebhaftes Bild ihrer gegenwärtigen Beſtimmung auf dieſer Welt vor Augen, und bewies ihnen, daß, um darinn Glück und Ruhe zu finden, ſie jene Harmonie der Natur nachahmen mußten. Aus dieſem Geſichtspuncte zeigte man ihnen die Wichtigkeit aller häuslichen und geſelligen Pflichten, nemlich ſo, daß ſie ſehen mußten, wie nur die vollkommenſte Ausübung der Tugend allein den höchſten Grad von Glückſeligkeit gewähren könne, und wie derjenige ſeinem Intereſſe am mehrſten ſchadete, am mehrſten ſich ſelbſt beleidigte, der Andre kränkte. Dies war die Art des

„theoretiſchen Unterrichts, den ſie erhielten.
„Der practiſche beſtand in guten Beyſpielen,
„in ſtrenger Aufſicht auf ihre Sitten, in
„Rührung ihrer Herzen, durch ſeelenerhebende
„Geſpräche — Aber hier durfte nur
„Wahrheit rühren, und gegen alle Eindrücke
„fantaſtiſcher Gegenſtände wurden ſie ſtumpf
„gemacht. Sie durſten nichts glauben, als
„was ſie faſſen konnten, aber auch an keinem
„Dinge gradehin zweifeln, das ſie nicht
„einſahn. Von dem Weſen Gottes wurde
„ihnen in dieſen jungen Jahren nichts geſagt,
„als daß dies Weſen, welches alles ſchaffe,
„erfülle und erhalte, über unſre Begriffe,
„und daß der einzige Weg es näher kennen
„zu lernen der ſey, uns ſelbſt, nach dem
„Muſter des ganzen Weltgebäudes, vollkommner
„zu machen, daß endlich, wenn
„ſie auf dieſe Art ihr irdiſches Leben nützlich
„hingebracht hätten, die Prieſter, (die Greiſe)
„am Ende ihrer Tage ſie, aus eigener Erfahrung,
„von dem unterrichten würden,
„was ſie als Preis ihrer Arbeit zu erwarten
„hätten. Kein Menſch auf der Inſel erhielt

„daher eher Unterricht in der höhern Weisheit,
„in den Geheimniſſen der Religion,
„als nachdem er ſechzig Jahre lang nützlich
„und redlich in der Welt gelebt hatte, und
„man fand nicht Einen, der, wenn er die
„Tugend ausübte, unruhig geweſen wäre,
„und gefragt hätte: warum er ſie ausüben
„müſſe? Jedermann glaubte gern, daß dieſe
„Vorſchriften würkliche Offenbahrungen Gottes
„wären, weil jedermann fühlte, daß es
„Reſultate der höchſten Weisheit und Güte
„waren, und ſie verlangten keinen andern
„Beweis von der Wohlthat der Gottheit,
„als daß ſie die Früchte derſelben genoſſen.“

„Um aber die Herzen der Einwohner von
„Zeit zu Zeit mit neuem göttlichen Feuer
„für die Tugend zu erwärmen, ſie feſter an
„einander zu knüpfen, ſie einen Grad von
„Enthuſiasmus fühlen zu laſſen, der die
„Sinne rührte, ohne ſie zu betäuben, und
„der zugleich dem ganzen Volke Gelegenheit
„gäbe, ſich, als eine einzige glückliche Familie,
„zu gemeinſchaftlicher Freude ver-

„ſammlet zu ſehen; ſo war jährlich ein großer religiöſer Feſttag angeſetzt. Hier wurde, mit majeſtätiſchen aber höchſt einfachen Cäremonien, die Gottheit, durch Geſänge, Tänze, und mäßige fröhlige Malzeiten, von den beſten Früchten der Inſel, geprieſen, und auſſer dieſem Tage, auf welchen ſich jeder Redliche das ganze Jahr hindurch freuete, war kein Tag zum äuſſern Gottesdienſte beſtimmt, damit dieſe wohlthuende Herzensergießung durch Gewohnheit nicht ihre Kraft verlöhre. Jedem einzelnen Menſchen aber blieb es überlaſſen, und es wurde ihm Bedürfniß der Seele, in einſamen Augenblicken, wenn das Herz durch eine Reyhe guter Handlungen veredelt war, dies Herz vor dem Schöpfer aller Dinge zu entfalten, und der höchſte Genuß des Tugendgefühls war alſo ihr Gebeth, und brachte die Menſchen der Gottheit näher. An jenem großen Feyertage aber, der eigentlich drey Tage lang dauerte, wurden zugleich alle Hauptangelegenheiten des Volks entſchieden, Gerichte

„gehalten, neue Vertheilungen vorgenom-
„men, Ehen geſchloſſen, die Sechzigjähri-
„gen losgeſprochen u. d. gl. Ich wohnte
„grade einem ſolchen Tage bey. Wir ſtan-
„den des Morgens“ —

Wo Henker! war denn der Reſt des Manuſcripts? Ich hatte doch wahrlich nichts davon verlohren; Die Bogenzahl war noch dieſelbe, wie damals, als ich es zuerſt, auf meiner Reiſe von Hamburg nach Koppenhagen erbrach — Ich unglücklicher Menſch! Da fehlte ja das Hauptſtück, die Nachricht, wo dieſe Länder lägen, welche Brick gleich anfangs verſprach. Wer wird mir nun glauben, daß das Ganze nicht ein Traum geweſen? Ach! ich dachte es gleich, daß es wohl nur ein ipſe fecit vom Herrn Brick, Gott hab' ihn ſelig! ſeyn mögte. Ich trauete gleich nicht viel auf die Reichthümer, welche Reyerberg und ich mit dieſer Handſchrift verdienen würden; Doch habe ich es für meine Pflicht geachtet, Ihnen, wertheſte Leſer! dies Bruchſtück ſo mitzutheilen, wie ich es empfangen habe. Machen Sie nun damit, was Sie wollen. Ich dächte, das beſte wäre, ſo unwahrſcheinlich die Erzählung Ihnen auch vorkommen mag, ſie vorerſt für wahr anzunehmen und, wie die Juriſten zu ſagen pflegen, dem Vater, in favorem partus zu glauben. Reiſet aber einer von Ihnen hin, dieſe Länder zu ſuchen, ſo — reiſe ich nicht mit.

Der Wind war uns bey dieſer Schiffahrt wiederum ſehr günſtig, und es begegnete mir nicht der geringſte Unfall (weswegen ich abermals gehorſamſt um Verzeyhung bitten muß) als daß ich gegen Abend eine heftige Colik bekam. Der franzöſiſche Commödiant war der einzige von der Geſellſchaft, welcher aufrichtiges Mitleiden mit mir zu haben ſchien, und mir treulich zur Hand gieng. Er war au déſespoir mir nicht helfen zu können, doch wärmte er mir Servietten, wollte mir durchaus ein Lavement geben, und ſeine Dienſtfertigkeit fieng beynahe an mir zur Laſt zu werden, als er auf einmal freudig in die

Cajüte ſprang, in welcher ich lag, und ein Buch in der Hand hielt: „Mein Herr!“ ſagte er „Hier habe ich bey dem jungen Juriſten, der oben auf dem Verdecke iſt, ein „Buch gefunden, ein goldenes Buch, in „welchem Sie gewiß Mittel gegen Ihre „Indigeſtion finden werden. Verſtünde ich „nur Latein! Aber Sie ſind ja ein Gelehrter; „Suchen Sie Sich ſelbſt ein Recept aus!“ Ich mußte, um Seiner loszuwerden, das Buch aufſchlagen; Da ſahe ich dann, daß es eine Introductio in jus digeſtorum war, und der Franzoſe hatte geglaubt, es ſey darinn von einer jus de digeſtion (Verdauungsſuppe) die Rede. Ich konnte, ſo krank ich auch war, mich nicht enthalten, über die Unwiſſenheit des guten Narren zu lächeln. Indeſſen wurde der Schmerz nach und nach leidlicher, und als wir durch den Niederbaum in Hamburg einfuhren, war ich völlig hergeſtellt, und ſtieg geſund an das Land.

Eilftes Capittel.

Was unterdeſſen dem armen Ludwig von Reyerberg wiederfahren iſt. Signor Clozetti läßt ſich in einigen Städten Deutſchlands hören. Was ihm dort begegnet, bis er Secretair wird.

Mein erſter Gang, als ich in Hamburg aus dem Schiffe trat, war, wie man ſich vorſtellen kann, meinen Freund Reyerberg aufzuſuchen. Aber niemand wird ſich ſo leicht eine Idee von dem Schrecken machen, der mich befiel, als ich hörte, er ſey ſchon ſeit acht Tagen unſichtbar geworden, ohne daß man die geringſte Spur von ihm entdecken könnte. Nur ſo viel wußte man, daß ein vornehmer fremder Herr ihn habe zu ſich bitten laſſen, daß dieſer gleich nachher fortgereiſet ſey, und daß man, ſeit dieſer Zeit, auch nichts wieder von Reyerberg gehört habe. Ich gieng zu meinem Herrn Schröder, und auch dieſer beſtättigte die

Nachricht. Was ſollte ich davon denken? Hätte der gute Ludwig Gelegenheit gefunden, auf vortheilhafte Art bey einem reichen Herrn angeſtellt zu werden; ſo würde er doch ſeine Kleider, ſeine Wäſche, ſeine Schriften mitgenommen, und nicht alles ſo verworren in ſeinem Zimmer haben ſtehen laſſen, wie ich es fand. Er würde Abſchied von ſeinen Freunden genommen haben — Aber ſo hatte ich alle Urſache einen für ihn unglücklichen Vorfall zu vermuthen. Da ich dies Geheimniß nicht entwickeln konnte; ſo tröſtete ich mich mit der Hofnung, daß die Zeit alles aufklären, und das Schickſal, welches uns ſchon ein paarmal ſo unerwartet wieder zuſammengeführt hatte, auch diesmal uns nicht auf immer würde haben trennen wollen.

Für mich war nun weiter nichts zu thun, als daß ich von dem Herrn Schröder, der mein Fach ohnehin ſchon wieder beſetzt hatte, meine Entlaſſung erbath, um meine muſikaliſche Laufbahn anzutreten.

Vorher aber erkundigte ich mich, wie man denken kann, nach meiner Frau Gemahlinn. Sie war mit dem Leben davon gekommen, und hatte auch das Kind glücklich zur Welt gebracht. Unterdeſſen war ihr Bruder, der Herr Meinhardt, aus Riga angekommen, und das grade zu der Zeit, als von Amſterdam die Nachricht einlief, der junge Haftendonk ſey geſtorben. Hierüber war ſie nun freylich äuſſerſt betrübt geweſen, doch richtete der Gedanke, als eine ehrliche Frau in ihre Vaterſtadt zurückkehren zu dürfen, ſie wieder auf. Sie reiſete, ſobald ſie ſich ein wenig erholt hatte, mit ihrem kleinen Sohne, von dem Bruder begleitet, nach Riga ab, und das zwar des Tages vorher, ehe ich nach Hamburg kam. Wenige Tage darauf verließ auch ich dieſe Stadt.

Zuerſt fuhr ich mit meinen Empfehlungsſchreiben nach Bremen; Aber ich würde die Geduld der Leſer ermüden, wenn ich Ihnen eine ausführliche Beſchreibung meiner Reiſe liefern wollte. Deswegen will ich mich begnügen, Ihnen nur das Merkwürdigſte zu erzählen, was ich, während derſelben, erfahren und bemerkt habe.

Ein Virtuoſe, der reiſet, um ſich hören zu laſſen, baue nur ja nicht auf die Größe ſeines Talents. Wenn er in einem einfachen Recke mit dem gewöhnlichen Poſtwagen ankömmt, ſich beſcheiden ankündigt, ohne daß ein Herold ihn unter das müſſige Publicum ausſchreyet; ſo mag er immerhin beſſer als der ſelige Generalfeldmuſicus Orphäus ſpielen; er wird wenig Bewunderer finden, und eine kärgliche Einnahme haben. Selbſt die wahren Kenner, deren es in einer Stadt immer wenige giebt, werden entweder, von dem Modeton hingeriſſen werden, oder ihrer eigenen Empfindung nicht trauen, oder nicht das Herz haben den Mann zu loben. Aber der elendeſte muſicaliſche Luftſpringer, der keine Note rein greift, aber zuweilen mit der linken Hand bis zu dem Stege hinaufrennt, komme mit Extrapoſt vor den beſten Gaſthof gefahren, kündige ſich prahleriſch an, erſcheiin ſammtenen und ſeidenen Kleidern, bringe Empfehlungsbriefe von vornehmen Halbkennern an vornehme Halbkenner mit. beſuche dieſe des Morgens, ſage ihnen wie viel Gutes er von ihren Talenten gehört habe, laſſe ſich von ihnen etwas auf einem elenden verſtimmten Claviere vorrappeln, und rufe dann aus: „braviſſimo! Wie glücklich iſt die Kunſt, an Ihnen, gnädiger Herr! einen ſo einſichtsvollen, ſelbſt ſo geſchickten Gönner zu haben!“ — o! dann ſorge er nicht; er wird (und vorzüglich wenn er etwa eine hübſche Sängerinn bey ſich hat) von einer deutſchen Stadt zur andern als der erſte Virtuoſe ſeines Zeitalters auspoſaunt werden, und ganze Säcke voll Ducaten verdienen, die er, ſo liederlich als ihm gefällt, und es die Kunſt mit ſich bringt verthun kann. Was mich betrifft; ſo hatte ich dieſe Rolle herrlich auswendig gelernt, und durch Hülfe meiner Empfehlungsſchreiben galt bald in ganz Deutſchland der Signor Pedro Clozetti für den erſten Geiger in Europa — Ich hoffe Sie werden Alle von mir gehört haben —

Was ſoll man machen? Ich hatte mir feſt vorgenommen, als ein ehrlicher grader Kerl zu handeln; aber der Hunger iſt etwas ſehr Unangenehmes, und von den Thorheiten der Menſchen in ſolchen Kleinigkeiten Vortheil zu ziehen, das hielt ich nicht für Sünde. Ich componirte meine Violinconcerte ſelbſt, das heißt: ich nahm aus den Werken beſſerer Tonkünſtler die beſten Gedanken heraus, verſtümmelte dieſelben, verbrämte ſie mit meinen zwölf bis vierzehn Lieblings-Paſſagien (die einzigen, die mir geläufig waren) nahm ein altes Gaſſenlied, ſchuf es zu einem Rondeau um, oder vielmehr, ich wiederkäuete daſſelbe Thema ſechs- oder achtmal in verſchiedenen Modulationen mit Veränderungen, und wenn ich dann durch ein paar halbe Töne, ohne alle Kunſt, wieder zu meinem Hauptton hinunterſchlich — ach! da erſcholl bey dieſem Uebergange ein allgemeines: „braviſſimo!“ und „ſuperieurement „bien!“ und „ganz vortreflich! Welch ein „Ausdruck! Welch’ ein Ton! Welche Fer„tigkeit!“

In Stade erwarb ich mir die Gunſt einer artigen bemittelten Witwe, von etwa dreyßig Jahren, welche ſehr die Muſik liebte. Sie ließ mirs nicht undeutlich merken, daß ſie es nicht verſchworen hätte, zum zweytenmal ſich in das ſanfte Joch der Ehe zu ſpannen, wenn ſie einen Mann fände, der ihr ſonſt gefiele, und der zugleich Muſik verſtünde. So groß auch dieſe Verſuchung war, eine ſolche Entſchlieſſung zu meinem Vortheile zu lenken; ſo gab mir doch mein guter Genius ein: ich dürfe die Sache nicht weiter treiben, weil ich ſchon verheyrathet wäre, und ich lehnte alſo den Antrag ab.

In Lübeck ließen mich, ſobald ich mich hatte ankündigen laſſen, ein italieniſcher Tenoriſt und ſeine Frau bitten, gemeinſchaftliche Sache mit ihnen zu machen, und mit einander unſre Concerte zu geben. Ich gieng hin, die Leute kennen zu lernen; Stellen Sie Sich vor, wie betroffen ich war, als ich in dieſem edlen Paare, den berühmten Conte di Tondini und ſeine keuſche würdige Gattinn wiedererkannte; * Es ſchien aber nicht als wenn ſie ſich Meiner erinnerten. Ich empfand in dem erſten Augenblicke einen Trieb dieſem betrügeriſchen Geſindel in die Haare zu fahren, denn auf einmal fiel mir die grauſame Behandlung und der teufeliſche Spott ganz lebhaft wieder ein, mit welchen ſie mir einſt in dem Hölzgen bey Wolfenbüttel ſo grauſam mitgeſpielt hatten. Wenn ich aber bedachte, wie wenig meine damalige Denkungsart und Aufführung ein andres Schickſal verdiente; ſo beſänftigte ich mich wieder, dankte dem Himmel, daß ich jetzt ein beſſerer Menſch war, überließ demſelben, ſie zu beſtrafen, und gieng voll Verachtung von ihnen. Allein ich bekenne es, daß es mir einen neuen Wiederwillen gegen die Lebensart beybrachte, welche ich jetzt aus Noth trieb, ſo oft ich überlegte, daß ich dieſelbe in Gemeinſchaft mit ſolchen nichtswürdigen Menſchen führte. Ich ſehnte

---

* Man leſe das ſechſte Capittel des erſten Theils.

mich daher ernſtlich nach einer Art von Verſorgung, machte nicht gemeinſchaftliche Sache mit den Italienern, gab allein zwey Concerte, und reiſete dann ab.

Ein redlicher Kaufmann, der auch nebenher ein bisgen Kennerſchaft und Mäcenatenhandwerk trieb, gab mir einen Brief an den preuſſiſchen Geſandten in . . . . mit, und empfahl mich demſelben, als einen in Sprachen, ſchönen Künſten und Wiſſenſchaften. Muſik, Malerey und allerley Art nützlicher Geſchäfte, beſonders im Cameralweſen erfahrenen und geſchickten Mann. Woher er wußte, daß ich in dieſem allen bewandert wäre, weiß ich nicht. Ich hatte freylich mit ihm zuweilen über ſolche Gegenſtände geredet, aber wovon redet man nicht in der Welt? Im Ganzen kann man nur daraus ſehen, wie es gemeiniglich mit Empfehlungen zu gehn pflegt. Genug! es ſtand alſo auf dem Papiere, und ich befand mich wohl dabey. Den Geſandten traf ich bey ſeiner Durchreiſe in Stettin an; Er ſchien ſogleich

Wohlgefallen an meiner Perſon zu finden, hatte auch vielleicht einige Verbindlichkeit gegen den Kaufmann, der mich ihm empfohl. Kurz! er nahm mich, unter vortheilhaften Bedingungen, als Secretair in ſeine Dienſte.

Zwölftes Capittel.

Clozetti reiſet mit ſeinem Herrn Geſandten, ſieht die deutſchen Höfe, und kömmt an einem derſelben zu hohen Ehren.

Mein Herr Geſandter war ein ſehr würdiger, rechtſchaffener und kluger Mann, gewandt in Geſchäften, angenehm im Umgange, kurz! ſo wie ſie der große Friedrich zu wählen weiß. Seine Gemahlinn war nicht weniger liebenswürdig und gut. Beyde verbanden mit dem feinſten Ton der großen Welt den gradeſten Character und wahren Adel des Herzens. Auch waren ſie an allen kleinen und größern deutſchen Höfen ſehr wohl angeſchrieben, und hatten durch ihr Vorwort mächtigen Einfluß, den ſie aber ſtets zum Guten anwendeten. Sie miſchten ſich überhaupt nur dann in ſolche Händel, wenn es zum Beyſpiel darauf ankam, einen Redlichen, der (wie es an den kleinen Höfen hergeht) von irgend einem Kammerdiener oder dergleichen bey dem Fürſten angeſchwärzt war, zu rechtfertigen, ſich Seiner anzunehmen, und der Cabale das Gegengewicht zu halten. Ich habe einen Fall geſehen, wo dieſes edle Paar ſich eines durch ſchändliche Ränke geſtürzten Mannes öffentlich annahm, zu einer Zeit, wo dieſer von jedermann verlaſſen, und würklich aller Schein gegen ihn war, voll Zuverſicht auf die Unſchuld dieſes Mannes, wenig bekümmert, was der Hof dazu ſagen würde. Solche großmüthige Handlungen hätten ihnen die Achtung ſelbſt von dem erwerben müſſen, der ſie vielleicht ehemals miskannt hätte. Auch geſchahe dies, und ſelbſt der Hof, welcher unzufrieden darüber ſeyn mußte, konnte doch der Feſtigkeit und Herzensgüte ſeine Bewunderung nicht verſagen. Die Leſer mögen mir dieſe kleine Ausſchweifung gütigſt verzeyhen. Ich denke aber, es tröſtet und ermuntert den kleinen Haufen der Beſſern, wenn ſie ſehen, daß ſolche Handlungen auch von Menſchen in dieſer Welt nicht unbemerkt noch ungeſchätzt bleiben, und wenn der gute Geſandte noch lebt, von ohngefehr in dieſem unbedeutenden Buche blättert, und lieſet, was ich hier von ihm geſagt habe; ſo muß es ihn doch freuen; Peter Clauſens Lob, wenn es auch nicht ſehr wichtig ſeyn mag, iſt doch gewiß unbeſtechbar — Nun weiter!

Ich reiſete mit meinem Geſandten an die deutſchen Höfe herum. Gern erſpare ich Ihnen aber die Langeweile, welche eine genaue Schilderung derſelben Ihnen verurſachen würde. Sie werden Sich aus dem erſten Theile meiner Geſchichte * noch erinnern, daß ich einſt, nebſt meinem Freunde Reyerberg, unter dem Nahmen von Baron Clausfeld und Herr von Falkenthal an dieſen Höfen mich umhergetrieben hatte. Das Perſonale an denſelben hatte ſich nun freylich indeſſen ſehr verändert, aber im Ganzen waren ſie ohngefehr noch wie damals zuſammengeſetzt, und werden auch wohl vorerſt noch alſo bleiben. Allein ich ſah nun die

---

* Seite 160.

Reſidenzen von einer andern Seite; Denn da ich ſie diesmal als Secretair beſuchte; ſo kam ich in andre Cirkel, und lernte mehr den Ton kennen, der in den Privathäuſern herrſchte.

Niemand erkannte mich wieder, ſelbſt nicht in den Städten, wo ich mich vor Zeiten am längſten aufgehalten hatte. So waren wir zum Beyſpiel vierzehn Tage lang in Regensburg, wo ich einſt als Univerſalarzt practicirt hatte, und keiner fand ſich ein, der mich wegen meiner ehemaligen Wundercuren zur Rechenſchaft gezogen hätte. Zwar hatte ich auch dafür geſorgt, und wenn ſich jemand meinen Händen anvertrauete; ſo richtete ich es in der That immer ſo ein, daß er von dem Effect der Arzeney, welche ich ihm gab, erſt in jener Welt etwas erzählen konnte. Doch verſäumte ich nicht mich nach meiner lieben Witwe Roldmann zu erkundigen. Sie war gleich nach meiner Entweichung krank, und da ſie meiner Hülfe beraubt war, von einem andren Freunde ihres ſeligen

Mannes methodiſch ins Grab curirt worden. Die Manuſcripte, welche noch in ihrem Hauſe gelegen hatten, waren nun in fremde Hände gerathen, und mir gelung es einen Theil davon, durch einen ſonderbaren Zufall, in die meinigen zu bekommen. Würklich beſitze ich dieſen alchymiſch-magiſchen Schatz noch, und werde vielleicht einmal einen Theil deſſelben, zu Erbauung des Publicums herausgeben.

In Pyrmont brachten wir eine Curzeit zu. Eine Menge von Fürſten, Grafen, Geſandten und andrer Männer, mit und ohne Ordensbändern kreuzten da durch einander. Ein Holländer, der zum erſtenmal in ſeinem Leben aus ſeinem Vaterlande kam, ſahe, daß ſo viel Menſchen da herum giengen, welche Sterne auf der Bruſt, und farbige Bänder um den Hals trugen. Er fand dieſe Mode hübſch, und meinte, ihm würde ſo etwas auch nicht übel ſtehen. Er ließ ſich daher einen großen bunten Stern ſticken, in welchem ſein Wapen und eine lateiniſche

Deviſe ſtand, die ihm ein muthwilliger Menſch, den er um Rath gefragt, comiſch genug gewählt hatte. Dazu kaufte er ſich ein breites Band, und hieng daran eine Schaumünze, die er beſaß, und welche auf einen Erbſtatthalter geſchlagen war. Sie können Sich vorſtellen, welch' ein Lerm unter den müßigen Brunnengäſten entſtand, als er in dieſem Aufzuge die Allee beſuchte; Doch hatte man alle Mühe dem guten Manne verſtändlich zu machen, daß nur Fürſten das Recht hätten, ſolche Bänder auszutheilen, daß ſich dergleichen gar nicht kaufen lieſſe, ſondern nur den verdienſtvollſten weiſeſten Leuten gegeben würde.

In .... erlebte ich eine ſonderbare Begebenheit. Eine geheime Geſellſchaft von Leuten, die ſich mit Geiſterbannen abgaben, verſammlete ſich in einem Hauſe, neben unſrer Wohnung an. Sie hatten das Haus gemiethet, und trieben ihre Thorheiten in dem Keller deſſelben. Da ſie die Geiſter mit Worten hervorzurufen hofften (Ein abentheuerlicher Gedanke!) ſo hatten ſie gewiſſe Formeln, welche ſie laut riefen, und dabey gab es allerley fürchterliche Anſtalten, Klopfen u. d. gl., ſo daß man von auſſen den Tumult der Leute, welche Alle vermummt in das Haus zu gehn pflegten, aus dem Keller hervorſchallen hören konnte. Ein reiches altes Weib, zwiſchen deren Wohnung und unſerm Hotel das Haus lag, fieng an unruhig über dieſe Zuſammenkünfte zu werden, und glaubte, man wolle bis in ihren Keller durchgraben, um ſie zu beſtehlen. Eines Abends nun, als die geheime Geſellſchaft auch ihr Weſen da unten trieb, zeigte die Nachbarinn den gefährlichen Umſtand der Policey an, und dieſe ſchickte einen Policeydiener mit Wache hin. Man bricht das Haus auf, durchſucht die leeren Zimmer, kömmt endlich unten in das Gewölbe; Die verſammleten Männer hören in ihrer Begeiſterung nichts; Endlich kömmt der Policeydiener bis an den Ort, wo die Schwärmer ſämtlich in einem Kreiſe ſtehn — Wer hätte nicht denken ſollen, daß hier jeder aus

Schaam über ſeine Thorheit, ſich verkrochen haben würde? — Allein nichts weniger! So weit geht die Verblendung der Leute, daß dieſe glaubten, der Mann, welcher hereintrat, ſey nicht würklich der Policeydiener, ſondern der Satan, der ſeine Geſtalt angenommen hätte. Sie fiengen daher die fürchterlichſten Beſchwörungen an, die aber der Policeydiener eben ſehr materiel beantworten wollte, als einige der Anweſenden ſich enthüllten, da er dann ſehr vornehme Männer, zur Schande ihres Kopfs unter dieſen Schwärmern erkannte, welche ihm mit einem guten Trinkgelde die Zunge banden, worauf die ganze Sache ſo ziemlich verſchwiegen blieb.

Ich reiſete auf dieſe Art anderthalb Jahre mit meinem Herrn Geſandten umher, und hatte alle Urſache zufrieden von meinem Zuſtande zu ſeyn, nur daß ich mich nicht recht mit dem Haushofmeiſter vertragen konnte. Er war ein unleidlicher Kerl von Innen und Auſſen; Ein agréable debauché, der täglich ſeine zwölf Flaſchen Wein ſoff. Der Kopf ſteckte ihm ſo zwiſchen den Schultern, daß er ausſah, wie ein Haaſe, der im Lager ſitzt. Phlegmatiſch und unentſchloſſen im höchſten Grade, übereilte er ſich faſt immer aus übergroſſer Bedächtlichkeit. Dabey war er ein Erzſchalk, und betrog unſern Herrn, wo er nur konnte. Ich hatte indeſſen das Glück einige ſeiner Schelmereyen zu entdecken, dem Herrn Geſandten davon einen Wink zu geben. (Aus Güte des Herzens hatte dieſer immer Geduld mit ihm) und durch beſſere genauere Aufſicht jährlich eine anſehnliche Summe zu erſparen. Dabey führte ich ſeinen Briefwechſel, und war in mußigen Stunden ſein Geſellſchafter, mußte, wenn wir in und auſſer Deutſchland reiſeten, mit ihm in derſelben Kutſche ſitzen, gieng mit ihm ſpazieren, las ihm vor, und gewann täglich mehr ſeine Zuneigung.

Wir waren eben an dem Hofe des Fürſten von . . . als ein kleiner unbedeutender Vorfall (dergleichen mehrentheils in der Welt zu den Haupt- und Staatsactionen Gelegenheit zu geben pflegen) dieſen Fürſten aufmerkſam auf meine geringe Perſon machte. Er war ein junger großer breitſchultriger Geſalbter des Herrn, eifriger Liebhaber von aller Art Wohlleben, und Gemächlichkeit, übrigens aber gewiß nicht daran Schuld, wenn es in Europa bunt hergieng. Er drückte ſeine Unterthanen nicht beſonders, aber Andre thaten es in ſeinem Nahmen; und da das faſt auf eins hinausläuft; ſo war würklich das Land in ſchlechten Umſtänden. Doch ſorgten die Herrn Geheimenräthe dafür, daß der Fürſt dieſen Mangel bey Tiſch und Bette nicht gewahr wurde, und ſo blieb alles auf dem alten Fuß; Nur daß die treuen Rathgeber, von Jahr zu Jahr reicher, und die Unterthanen ärmer wurden. Bey aller Vorſicht nun, welche die Geheimenräthe anwendeten, dieſe Lage der Sache vor ihrem Sultan zu verbergen; ſo konnte es doch nicht fehlen, daß hie und da, durch unvorſichtig überreichte, nicht früh genug aufgefangene Supliken, der Fürſt nicht wäre von mancher Klage über Unterdrückung und Armuth beläſtigt worden. Nun war er nicht eigentlich böſe, ſondern was man im gemeinen Leben einen guten Mann nennt, das heißt: ein Mann, der kein Schuhwachs frißt, nichts Böſes thut, wenn er Luſt hat zu ſchlafen, an keiner Unthat Gefallen findet, die ſeine Ruhe ſtöhrt, aber auch nichts Gutes unternimmt, wozu Anſtrengung gehört. Wenn daher ſolche Klagen häufig eingereicht wurden, und die Leute jammerten und fleheten; ſo war der Fürſt immer in der größten Verlegenheit. „Aber mein Gott! ſagte er dann „Was heißt denn das? Die Leute ſind doch „niemals ruhig Herr Geheimmerrath! ſorgen Sie doch, daß dieſer Mann befriedigt „werde! Er behelligt mich immer, und ich „weiß nicht, wie die Sache zuſammenhängt.“ „Gnädiger Herr!“ hieß es dann „der Kerl „iſt ein unruhiger Kopf. Er glaubt man „hätte ſonſt nichts zu thun, als immer an „ihn zu denken“ u. ſ. f. Hiermit ließ ſich zwar der durchlauchtige Landesvater abſpeiſen, aber wenn es zu oft kam;. ſo pflegte er doch wohl mit dem Kopfe zu ſchütteln, und

zuweilen meinem Herrn Geſandten zu ſagen:
„Ich weiß nicht, wie es mit meinen Finanzen
„iſt; Der Präſident iſt ein ehrlicher Mann,
„wie ich glaube, aber er muß wohl das Ding
„nicht recht verſtehen; denn ich mache nicht
„mehr Aufwand, als mein hochſeliger Herr
„Vater, und doch fehlt es immer in allen
„Ecken. Im Preuſſiſchen (ja! das muß
„man ihnen laſſen) verſtehen ſie beſſer damit
„umzugehn. Ich wollte, ich könnte gelegentlich
„einmal ſo einen Mann, einen
„Rath, oder ſo etwas, aus dem Preuſſiſchen
„bekommen, der mir das Ding in Ordnung
„brächte.“ Der Geſandte antwortete ſelten
etwas darauf, bis endlich ein kleiner Vorfall,
wie ich vorher geſagt habe, Gelegenheit gab,
daß der Fürſt ein aufmerkſames Auge auf
mich warf.

Es hatte nemlich der gnädige Herr eine Maitreſſe, die ehemals Tänzerinn geweſen war, bey welcher er die Nachmittagsſtunden hinzubringen pflegte. Sie war ein gutherziges, luſtiges Geſchöpf, miſchte ſich in keine

Staatshändel, und ſorgte nur für ihren Geldbeutel. Deswegen war ſie bis itzt von allen Partheyen als unſchädlich in Ruhe gelaſſen worden, als plötzlich der erſte Miniſter, ein gewiſſer Herr von Mehlfeld, mit ihr wegen einer Kutſche in Streit gerieth, die Beyde kaufen wollten, bey welcher Gelegenheit aber der Miniſter nachgeben mußte. Verſchiedene grobe Ausdrücke über die Maitreſſe, die ſich derſelbe darauf gegen die Domeſtiken erlaubt, und welche ſie wiedererfahren hatte, verſtimmten Beyde ſehr gegeneinander, und man fieng an von beyden Theilen Minen zu legen. Gewiß würde die Dame, welche im Grunde wenig Weiberliſt beſaß, und nur bis itzt eine Exiſtenz aus Zulaſſung gehabt hatte, den Kürzeſten gezogen haben, wenn nicht ein dritter Mann dazwiſchen gekommen wäre, und dieſer dritte Mann war ich.

Ich beſaß zu der Zeit einen kleinen bologneſer Hund, der in der That in ſeiner häßlichen Gattung ein ſchönes Thier war.

Wenn ich ſpazieren gieng; ſo pflegte ich ihn mitzunehmen, und da geſchahe es, daß wenn ich vor dem Hauſe der Madam Bellériaire vorbeykam, und dieſe grade am Fenſter ſtand, ſie ihre Kammermädgen herbeyrief, und mit den fröhlichſten Zeichen der Bewunderung dem kleinen Thierchen nachſah.

Einſt als ich im herrſchaftlichen Garten mit meinem Hündgen wandelte, begegnete mir die Maitreſſe. Sie blieb ſtehn, redete mich an, lockte meinen Lindor zu ſich, wurde von ihm geliebkoſet, und ich merkte wohl, daß ich nicht übel thun würde, wenn ich ihr ein Geſchenk mit dieſem Thiere machte. Nun bin ich von jeher ſehr galant gegen das ſchöne Geſchlecht geweſen, folglich war ich auch hier nicht ſaumſelig: „Madam!“ ſagte ich „wenn Ihnen dies Hündgen gefällt; ſo „darf ich dieſe Gelegenheit nicht vorbeylaſſen, „für ſein und ſeines Herrn Glück zu ſorgen. „Wollen Sie meinen Lindor in Ihre Dienſte „nehmen; ſo iſt Einer von uns verſorgt, „und vielleicht giebt Ihnen das Gelegenheit,

„auch einmal an den Andern zu denken.“ Sie nahm mein Geſchenk mit ſichtbarer Freude an; allein daran dachte ich nicht, daß dasjenige, was ich ihr von meiner Verſorgung geſagt hatte, etwas mehr als ein leeres Compliment ſeyn ſollte. Madam Fortuna hatte es aber anders beſchloſſen.

Wenige Tage nachher empfohl mir der Herr Geſandte, aus Urſachen, die mein künftiges Glück beträfen, fleißig Bücher über Cameralwiſſenſchaften zu leſen. Er ſchlug mir die unſchädlichſten vor, und ich folgte ſeinem Befehle, ohne die Urſache zu ergründen.

So vergiengen etwa vier Wochen, binnen welcher Zeit ich ſo viel Zeug im ökonomiſchen und politiſchen Fache geleſen hatte, daß ich mit der Ausführung deſſelben zehn Länder hätte in Verwirrung bringen können, als mein gütiger Herr mir endlich ſeinen Plan für mich eröfnete. Es hatte nemlich die Maitreſſe, bey Gelegenheit meines Hundes, dem Fürſten ſehr viel Gutes von meiner Perſon geſagt. Dieſer, welcher, wie wir gehört haben, längſt gern einen Mann aus dem preuſſiſchen Dienſte in die ſeinigen berufen hätte, wurde dadurch aufmerkſam gemacht. Er redete mit dem Geſandten von mir, und der gab mir das beſte Zeugniß. Sobald mein Gönner merkte, daß Sr. Durchlaucht mich in ihre Dienſte zu haben wunſchten, rieth er mir an, mich auf das Cameralweſen ernſtlich zu legen, und zugleich reizte er, auf eine feine Art, immer mehr die Begierde des Prinzen, meine perſönliche Bekanntſchaft zu machen. Als er aber merkte, daß es jezt Zeit wäre, wurde ich endlich dem Herrn vorgeſtellt, redete mit ihm, zwiſchen Wachen und Träumen, einigemal über Finanzen und Oeconomie, und bekam, da ich an nichts weniger dachte, eines Morgens das Reſcript als würklicher Cammerrath zugeſchickt.

Die Privatrache der Maitreſſe hatte dafür geſorgt, daß der Herr Präſident von Mehlfeld bey dieſem Schritte weder um Rath gefragt, noch davon unterrichtet worden war, und ſo bekam er ſehr unerwartet einen Mann in ſein Collegium eingeſchoben, und einen Befehl, demſelben den Gehalt auszahlen zu laſſen.

Dem Herrn von Mühlfeld mußte freylich dieſer Umſtand empfindlich ſeyn; Allein er war fein genug, ſich zu verſtellen. Einen größern Heuchler habe ich nie geſehn. Immer hatte er die chriſtliche Religion im Munde, war aber ſehr weit von Ausübung der chriſtlichen Moral entfernt. Als ich mich bey ihm meldete, empfieng er mich mit demüthiger Güte, verſicherte: Er habe Gott geſtern auf den Knien gedankt, daß er ihm einen ſo würdigen und frommen Mann, als ich zu ſeyn ſchiene, zu Erleichterung ſeiner ſchweren Laſt, zugeſchickt habe, empfehle ſich meiner Gewogenheit und meiner Fürbitte, und bäthe mich, mit ſeinen Fehlern, die jeder Chriſt zu bekennen ſich nicht ſchämen dürfe, brüderlich Geduld zu haben.

München

Als ich dies meinem Herrn Geſandten erzählte, warnete er mich vor dieſem Schalk, und hätte ich ſeinem Rathe gefolgt, da er die Höfe aus Erfahrung kannte; ſo würde ich gewiß nie erlebt haben, was mir nachher begegnete. Aber ich war nicht ſo glücklich, lange ſeine Zurechtweiſung zu genieſſen, denn ehe noch ein halbes Jahr, nach meinem Eintritt in dieſe Dienſte verſtrichen war, wurde er aus Deutſchland abgerufen, und bekam einen wichtigern Geſandtſchaftspoſten.

Dreyzehntes Capittel.

Signor Clozetti macht herrliche Fortſchritte im bürgerlichen Leben, wird mit einem Adelbrief verſehen, und dirigirt die Finanzen.

Ich war nunmehr mir ſelbſt überlaſſen, erinnerte mich zwar oft der Lehren, welche mir mein Wohlthäter gegeben hatte, kam aber in ſo manche verwickelte unvorhergeſehene Lagen, daß ich mir mehrentheils mit meiner eigenen Vernunft helfen mußte, ſo gut ich konnte. Wozu nützt aber aller Mutterwitz, auf dem ſtürmiſchen Ocean der großen Welt, wenn nicht der ſichere Compaß der Erfahrung unſre Fahrt leitet?

Die Leſer erinnern ſich, daß ich Ihnen geſagt habe, daß die Finanzen des Fürſten in ſchlechten Umſtänden waren. Es ließ ſich vorausſehn, daß früh oder ſpät der Herr Präſident von Mehlfeld desfalls, wo nicht Verantwortung, doch Verdruß haben würde. Was konnte ihm alſo willkommner ſeyn, als grade in dieſer Criſis einen deus ex machina erſcheinen zu ſehen, der ihm aus dieſer Verlegenheit hülfe. Es kam nur darauf an, mich, der ich von Finanzweſen nichts verſtand, als was ich aus des Herrn von Juſti und andren Schriften gelernt hatte, ſo in dies Fach zu verwickeln, daß ich freye Hand bekäme, neue Plane zu machen. Wenn dieſe dann nicht glückten, wie es gewöhnlich mit den Planen zu geſchehen pflegt, die man, ohne Kenntniß des Landes, aus Büchern ſchöpft; ſo fiel hernach die ganze Schuld von Unordnung der Geſchäfte und Armuth des Landes auf den neuen Finanzier, und der alte Miniſter erſchien in neuem Lichte, konnte, rein von aller Schuld, ſeine Rolle von obenher wieder anfangen.

Dieſem Entwurfe gemäß ertrug Mehlfeld mit der größten Geduld den Verdruß, ſich ohne ſein Wiſſen einen Cammerrath aufgedrungen zu ſehen, und nahm nicht ſeinen Abſchied, wie man gehofft hatte. Da nun der Fürſt, welcher nicht das Herz hatte, einen Mann ernſtlich anzugreifen, ſobald er den Schritt that mich in ſeine Dienſte zu nehmen, dem Präſidenten doppelt höflich begegnete; ſo fieng der ſchlaue Fuchs an, bey jeder Gelegenheit die Kenntniſſe des neuen Cammerraths bis in den Himmel zu erheben. Dabey affectirte er kränklich zu werden, und ließ die kitzlichſten Geſchäfte, wobey am mehrſten Verantwortung zu tragen war, liegen, damit zuweilen Klage entſtünde, wovon denn immer die Folge war, daß man ihm mit aller Schonung den Vorſchlag that, ſeinem neuen Gehülfen dieſe Dinge, zu Erleichterung ſeiner Arbeit, zu übergeben. Auf dieſe Art hatte er bald alle Gefahr auf mich geladen, da ich theils zu thätig, um irgend eine Arbeit von mir zu weiſen, theils zu wenig mit dem Gang der Geſchäfte bekannt war, um, ehe ich dergleichen übernahm, mir vorher vollkommnes Licht über die Lage der Sache zu verſchaffen, und mich auſſer Verantwortung zu ſetzen.

Indeſſen hatte ich mehr Glück als Verſtand, und manches gerieth mir beſſer, als mein Feind erwarten konnte. Ich brachte an einem Salzwerke eine Maſchiene an, welche ich nur im Aufriß geſehen hatte, die aber herrliche Würkung that, und dem Fürſten eine anſehnliche Erſparung verſchaffte.

Nun ſchien es aber dem Herrn von Mehlfeld Zeit zu ſeyn, ſeinen Kopf gänzlich aus der Schlinge zu ziehn, und zugleich den Neid der übrigen Dienerſchaft ſeinem Gegner auf den Hals zu laden. Zu dieſem Endzwecke mußten Kammerdiener und andre Menſchen von der Art dem Fürſten den Anſchlag an die Hand geben, den Herrn Cammerrath Clozetti zum Cammerdirector zu machen, den Präſidenten von Mehlfeld aber, mit Beybehaltung ſeines Gehalts in Ruhe zu ſetzen. Dies geſchahe denn, als ich kaum ſieben viertel Jahre bey der Cammer gedient hatte, und alle alte Räthe ſchüttelten die Köpfe darüber.

Allein noch etwas fehlte zu dem Plane, etwas, das zugleich Adel und Bürgerſchaft gegen mich aufbringen ſollte, und dies Etwas war ein Adelbrief. Der Fürſt war ſo ſehr von meinen Verdienſten eingenommen, daß es keine Mühe koſtete, ihn zu bewegen, mir ein ſolches Ding zu kaufen, und ich war Narr genug, der Eitelkeit nicht wiederſtehn zu können, es anzunehmen.

Es wurde daher von dem Kaiſer ein Adelbrief für mich verſchrieben. Ich ſtellte mich, als wüßte ich nichts davon, und da erſchien dann auf einmal ein großes Buch, in Sammt eingebunden, an welchem ein kaiſerliches Siegel von Metall hieng. In dieſem Documente war der Herr Cammerdirector Clozetti, ſowohl wegen ſeiner perſönlichen Vorzüge, als wegen der treuen Dienſte, die ſeine Vorfahren im Kriege dem deutſchen Reiche geleiſtet hätten, in den Reichs-Adelſtand erhoben, und ihm der Nahme Claus von Clausbach gegeben, dabey demſelben ein Petſchaft ertheilt, beſtehend in einem von oben hinunter getheilten, halb weiſſen halb rothen Schilde, und ſowohl in dieſem Schilde als oben auf dem Helm ein ſchwarzer Bäre mit einem Schwerdte in der Hand zu ſehen.

Was die Tapferkeit meiner Vorfahren betraf; ſo wußte ich mich eigentlich auf nichts weiter zu beſinnen (denn mein Vater war, wie bekannt, Schuſter geweſen) als daß mein Oheim väterlicher Seite in der Bataille bey Roßbach als Corporal bey der Reichsarmee gedient hatte, nach derſelben aber vermißt worden war.

Ich darf meine Schwachheit, wertheſte Herrn und Damen! als ein ehrlicher Geſchichtſchreiber, nicht verbergen, ſondern geſtehe frey, daß mein Adelbrief mir unerhört viel Freude machte, daß ich mein Petſchaft vier bis fünfmal auf verſchiedene Art ſtechen ließ, und daß ich herzlich ſchmunzelte, als ich den erſten Brief unter meiner hochadelichen Aufſchrift bekam. Ich bedankte mich ehrerbiethigſt bey dem Fürſten für ſeine Gnade, ließ meinen Adelbrief den Collegien in Abſchrift einreichen, empfieng die Glückwünſche von der ganzen Stadt, und werde was dem Cammerdirector Claus von Clausbach ferner wiederfahren iſt, wenn Sie es erlauben, im dritten Theil erzählen.

Ende des zweyten Theils.

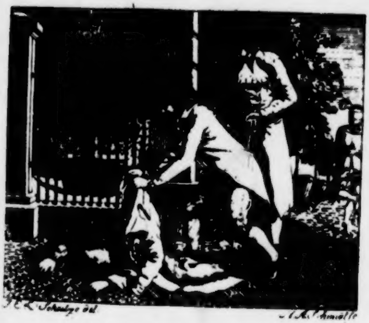
[illegible] Schulze [illegible]

[illegible]

Geſchichte
Peter Clauſens

von dem

Verfaſſer des Romans meines Lebens



J. C. L. Schultze del.
A. K. Schmolle

Dritter und letzter Theil

mit Kurfurſtl. Sächſ. gnädigſter Freiheit

Frankfurt am Main
im Andreäiſchen Verlage 178[illegible]

Vorrede.

Der allgemeine Beyfall, womit das Publicum die erſten beyden Theile dieſes Romans aufgenommen — Doch nein! liebe Leſer! Ich kann ohnmöglich mit einer ſo unverſchämten Lüge zuerſt wieder vor Ihre Augen treten — Alſo offenherzig geredet! Von einem ſo allgemeinen Beyfall iſt mir nichts zu Ohren gekommen, obgleich mir das ungemein angenehm ſeyn würde.

Was mich aber bewogen hat, dieſen dritten Theil herauszugeben? Ey nun! was andre ehrliche Schriftſteller und Schriftſtellerinnen bewegt, Bücher zu ſchreiben. Die erſten beyden Theile waren einmal da, und jedes Ding muß doch einen

Anfang und ein Ende haben. Der Herbſt iſt vor der Thür; Die Kinder wollen neu gekleidet ſeyn; Die Frau ſpricht von einem neuen Pelzmantel; Man will ſich auch ſein Holzvorräthgen auf den Winter machen; Stehlen darf man nicht; Zu betteln, oder etwas auf Pränumeration herauszugeben, und dabey ſeine Freunde und Gönner zu misbrauchen, ſchämt man ſich — Und doch braucht man Geld — Alſo ſucht man einen Verleger, und wenn dieſer gut bezahlt, und die Finger nicht lahm ſind; ſo ſchreibt man ein Bändgen voll, und ſtreicht dafür ein billiges Honorarium ein — Kaufe und leſe dann, wer leſen kann und will!

Indeſſen mögen Sie immer froh ſeyn, meine Herrn und Damen! daß Sie ſo gut davon kommen. Die Zeit Ihrer Prüfung iſt nun zu Ende, und dies iſt würklich der letzte Theil, wie der Titel beſagt. Herr Peter Claus hatte es, laut der 99ſten

Seite im erſten Theile viel ärger mit Ihnen im Sinne; Allein ich habe das Ding abgekürzt; Man muß leben und leben laſſen.

Uebrigens, und ganz im Ernſt geſprochen, danke ich Ihnen denn doch herzlich, daß Sie dieſen kleinen Roman nicht verſchmähet haben. Allen ſchriftſtelleriſchen Dünkel bey Seite geſetzt; ſo darf ich aus dem geſchwinden Abſatze der erſten beyden Theile ſchlieſſen, daß Sie noch immer einiges Vergnügen an meinen Arbeiten finden. Seyen Sie verſichert, daß ich dieſe gütige Stimmung des Publicums nie misbrauchen werde.

Endlich bitte ich Sie noch, wenn Einigen von Ihnen dieſer Theil weniger als einer der vorigen gefallen ſollte, nicht zu vergeſſen, daß wenn man für allerley Leſer ſchreiben will, man jeder Claſſe von Menſchen etwas darbiethen muß, das ſie intereſſirt. Verſchiedene Leute haben mit

Widerwillen die Scenen aus den niedrigen Ständen, welche im erſten Theile vorkommen, betrachtet, den darinn herrſchenden luſtigen Ton, der Manche ergötzt hat, nicht gebilligt, und dagegen dem zweyten Theile den Vorzug gegeben, der Einigen langweilig ſchien. Andre, denen die philoſophiſch-politiſchen Träume des Herrn Brick wohlſchmeckende Nahrung geweſen ſind, werden vielleicht an den Schilderungen der Hofcabalen, die ſie in dieſem dritten Theile finden, wenig Vergnügen haben, da indeß noch Andern, die ſich in ähnlichen Lagen befunden haben, ſolche Bilder unterhaltend vorkommen werden. Nehmen Sie alſo gütigſt Rückſicht auf die Verſchiedenheit des Geſchmacks, und verachten, wenn Sie die rembrandſchen Gemälde lieben, nicht deswegen eine Gallerie, weil Sie darinn auch holländiſche Landſchaften antreffen.

Nachricht an das Publicum.

Zu Bezeugung meiner Dankbarkeit für die Ehre, welche man mir erwieſen hat, einige meiner Schriften nachzudrucken, bin ich entſchloſſen, ein Werk auf Pränumeration herauszugeben, das den Titel führen ſoll: „Diebeschronic, oder Sammlung von „Lebensbeſchreibungen und Bildniſſen der „berühmteſten deutſchen Nachdrucker.“ Der Text der Biographien ſoll auf ſchönes graues Löſchpapier, ohngefähr nach dem Muſter desjenigen, auf welchem kürzlich ein Nachdruck vom erſten Theile der Geſchichte Peter Clauſens in Leipzig erſchienen iſt, gedruckt werden, und die Kupferſtiche werden ebenfalls nach denen vor beſagtem Nachdrucke befindlichen eingerichtet, folglich dem Titelkupfer vor den [illegible]hen und dem Bildniſſe des Präſidenten Lars in Claudius Werken nichts nachgeben. Wenn es der Raum erlaubt; werde ich auch noch die Lebensbeſchreibungen einiger andern Spitzbuben, deren Fach nicht eigentlich das Nachdrucken, ſondern Straßenrauben, Einbrechen und dergleichen war, hinzufügen.

Sobald ich einen Verleger zu dieſem koſtbaren Werke werde gefunden haben, kann derſelbe das Publicum mit den Bedingungen der Pränumeration näher bekannt machen.

Inhalt des dritten Theils.

Erſtes Capittel. Etwas von Heyrathsangelegenheiten. Seite 1

Zweytes Capittel. Claus von Clausbach holt ſeine Frau Gemahlinn aus Riga ab. Unvermuthete Zuſammenkunft auf der Reiſe. S. 21

Drittes Capittel. Wie ſie bey ihrer Rückkunft von Hof- und Stadtleuten empfangen werden. Reyerberg kömmt in den Dienſt. Politiſche Lage des Herren Cammerdirectors. Sein Glanz. S. 40

Viertes Capittel. Fortſetzung. Der Fürſt hat gute Entſchlüſſe. Des Herren Miniſters von Clausbach Excellenz bekommen einen Orden, und gehn mit Sereniſſimo auf Reiſen. S. 54

Fünftes Capittel. Bemerkungen und Begebenheiten auf der Reiſe. S. 65

Sechſtes Capittel. Fortſetzung. Allerley Abentheuer. S. 78

Siebentes Capittel. Zurückkunft von der Reiſe. Hofcabalen. Geſpräch darüber. S. 94

Achtes Capittel. Das Ding fängt an ſchief auszuſehn. S. 113

Neuntes Capittel. Unſers Herrn Miniſters Actien fallen merklich. Wie man gegen ihn würkt. S. 130

Zehntes Capittel. Des Fräuleins von Mehlfeld Concerte thun ſonderbare Würkung. S. 145

Eilftes Capittel. Clausbach trägt nicht wenig dazu bey, ſeinen Sturz zu beſchleunigen. S. 159

Zwölftes Capittel. Er verreiſet, um eine reiche Erbſchaft in Beſitz zu nehmen, beſieht unterwegens ein Landgut bey Urſtädt, woſelbſt er ſich ankauft. Beſchreibung deſſelben, und der Leute, die dort leben. S. 170

Dreyzehntes Capittel. Das Ungewitter bricht los, und das Fräulein von Mehlfeld erſcheint in einer neuen Rolle. S. 184

Vierzehntes Capittel. Ein ſonderbarer Caſus, wie zuweilen alte Bekannte zur ungelegenen Zeit auftreten können. S. 202

Funfzehntes Capittel. Des Herrn von Clausbach Excellenz kommen noch mit halbem Ohre davon, und halten ihren Einzug in Ruhethal. S. 211

Sechzehntes Capittel. Brief an den Fürſten. Schluß. S. 230

Erſtes Capittel.

Etwas von Heyrathsangelegenheiten.

„Es iſt nicht gut, daß der Menſch „allein ſey" dachte ich, und da das Schickſal würklich ſchon mir eine Gehülfinn zugeführt hatte, ich mich auch nunmehro in den Umſtänden befand, dieſe mit Anſtand ernähren zu können; ſo war mein erſter Vorſatz, ſobald mir der Gedanke an ein eheliches Leben durch den Kopf lief, an meinen alten Freund, den Hauptmann von Dobelmayer zu ſchreiben, und ihn zu bitten, die Sache mit dem meinhardtiſchen Hauſe in Ordnung zu bringen.

Um offenherzig zu ſeyn, geſtehe ich, daß meine jetzige glänzende Lage mir eine ſolche Sicherheit und Selbſtgenügſamkeit einfloßte, daß es mir gar nicht anders einfiel, als daß die Eltern meiner angetraueten Frau ſich eine Ehre daraus machen würden, Ihre Tochter an einen ſo angeſehenen und vornehmen Cavalier verheyrathet zu ſehen — So ſehr hatten ſich die Umſtände verändert — Ja! es kamen Augenblicke, wo ich wankte, ob ich nicht beſſer thäte, mit einer altadeliſchen Familie in Bündniß zu treten, und jene im Stiche zu laſſen. War es aber aus Gefühl von Pflicht, oder aus Furcht, ich könne heut oder morgen böſe Händel wegen der würklich in Hamburg vollzogenen prieſterlichen Einſegnung bekommen, oder floß noch zu viel bürgerliches Blut in meinen Adern, das mit dem Blute, worauf der Geiſt von ſechzehn Ahnen ſchwamm, nicht ſympathiſiren konnte? — Ich weiß es nicht, aber das iſt gewiß, daß mir alle Fräulein in der Stadt misfielen.

Wenn ich ſo des Morgens um zehn Uhr in das Cammercollegium fuhr, und dann die blaſſen Geſichter, eben erſt mit Mühe aus den Betten hervorgekrochen, am ofnen Fenſter ſtanden, des lieben Müſſiggangs zu pflegen, und die vergiftete Stadtluft einzuathmen, bis die Stunde herankäme, wo der Friſeur die dünnen Haare über Kiſſen ziehen ſollte, die mit allerley heterogenen Producten ausgeſtopft wären; Wenn ich mir vorſtellte; wie er, was auf fremdem Boden gewachſen war, hier wurzellos einpflanzte, um ein ungeheures gothiſches Gebäude aufzuführen, welches auf den Abend am Hofe prangen ſollte; wie dann die Schönen die rothen Wangen aus ihren Büchſen hervorholten, oder wohl gar die Zähne mit Drat befeſtigten, die an die Stelle derer kämen, welche ihnen gewürzte Speiſen und warme Getränke weggenagt hatten; oder wie ſie die großen Füße ſchmerzenvoll in kleine Schuhe zwängten; wie ſie vielleicht mit allerley Polſtern die Fehler ins Gleiche brächten, welche ſie einer verwahrloſeten, höchſt unnatürlichen

Wartung zu verdanken hatten, damit nach und nach gegen Mittag eine Art von menſchenähnlicher Puppenfigur zum Vorſchein käme, die dem reichen fremden Reiſenden, den der Herr Vater zu einer noch nicht bezahlten Malzeit eingeladen hatte, das Herz feſſeln ſollte; Wenn ich des Abends auf dem Schloſſe im Vorzimmer den Circul dieſer armen Dingerchen in Kleidern, welche auf Credit ausgenommen waren, um Geld ſpielen ſah, das man eine Stunde vorher auf eine verſetzte goldene Doſe geliehen hatte; Wenn ich ihren unwichtigen, ſeelenloſen Geſprächen über Putz, unbedeutende Bücher und ärgerliche Annecdoten zuhörte; Wenn ich ſah, wie ſo alles was Gepräge, Natur, und edle Einfalt hinreiſſend Bezauberndes hat, aus ihren Seelen vertilgt war; wie *die unglücklichen Geſchöpfe nicht fühlten,* welche traurige, genußleere Zukunft, welches elende Alter, welche reuevolle letzte Stunde ſie ſich zubereiteten; ſo konnte ich mir ohnmöglich einbilden, daß ein ehlicher grader Mann mit einem ſolchen weiblichen

Weſen ein glückliches häusliches Leben führen könnte.

Dann kam ich zuweilen auf den Gedanken, um ein gutes, wackres Landfräulein anzuhalten. Ich hätte hoffen dürfen, daß mein Rang und mein Anſehn ſchon einen armen Edelmann mit verſchuldeten Gütern bewogen haben würden, über meinen Mangel an geerbten Verdienſten hinwegzuſehen. Allein wenn mir wieder der Dünkel in den Kopf kam, ich müſſe eine Frau haben, welche die Ehre meines Hauſes machen, meine Gäſte unterhalten, und uns eine gewiſſe Würde geben könnte, die meiner Lage angemeſſen, und fähig wäre die Fremden zu bewegen, auswärts zu erzählen, des Herrn Cammerdirectors Claus von Clausbach Haus *ſey eines der glänzendſten in* ... — Mein Gott! dann fürchtete ich wieder, ein Provinzialfräulein mögte mir Schande machen, ſie mögte etwa einmal, wenn ſie ſich um die Küche bekümmerte, nach Rauch riechen, oder eine ſchiefe Verbeugung machen, oder nicht franzöſiſch reden können, oder, wenn ſie ihren Gäſten ein Spiel anbiethen ſollte, vielleicht das Blindekuhſpiel vorſchlagen, oder im Geſpräche, wenn von dem procès des trois rois * Erwähnung geſchähe, glauben, es ſey von den heiligen drey Königen die Rede, und mich auf dieſe Art oft in Verlegenheit ſetzen. Ich gab alſo auch dieſen Plan auf.

Endlich ſchien mir alſo der erſte Gedanke, meine rigaiſche Schöne aufzuſuchen, der Vernunſt und Rechtſchaffenheit am gemäßeſten. Zwar kannte ich auch dieſe nicht weiter, als von dem kurzen Augenblicke her, da ich ſie in Kindesnöthen geſehen hatte. Allein nicht zu erwähnen, daß es würklich eine Schickung des Himmels ſchien, die mich mit ihr verbunden hatte; ſo lieſſen auch die Geſpräche des Hauptmanns über die Vermögensumſtände, die Lebensart der meinhardt-

---

* Eine kleine pasquillartige Schrift, die mehr Aufſehn gemacht hat, als ſie verdiente.

ſchen Familie, und über den ſanften Character der Tochter mich muthmaßen, daß ſie eine ſo gute Erziehung genoſſen, und ſich ſo gebildet haben würde, daß ſie vollkommen der Ehre würdig wäre, zur gnädigen Frau Cammerdirectorinn Claus von Clausbach erhoben zu werden.

Ich ſchrieb alſo ſo ziemlich im Cavalierston einen Brief an meinen ehrlichen Dobelmayer, von dem ich wußte, daß er in Riga war, erzählte ihm, „wie das Glück mich „auf eine ſo wunderbare Weiſe auf den Leuchter geſtellt hätte, und daß ich nun im „Stande wäre, eine Frau glücklich zu machen; „daß ich dabey weniger auf Geburt als auf „gute Eigenſchaften des Herzens Rückſicht „zu nehmen entſchloſſen ſey; daß ich zwar „Gelegenheit genug hätte, unter den Fräulein aus den erſten Häuſern zu wählen; „daß ich aber dennoch den Winken des Schickſals folgen wolle, welches mir einſt durch „ſeine Vermittlung eine Ehehälfte zugeführt „hätte. Er mögte alſo nun der Familie die

„ganze Lage der Sache entdecken, und veranlaſſen, daß einer von den Verwandten meiner künftigen Frau, welche ich hier als die Witwe des jungen Haſtendonk ankündigen würde, herbegleitete, da wir uns dann noch einmal einſegnen laſſen wollten" — Und was des adelichen, vornehmen Unſinns mehr war —

Indeß ich mir nun im Geiſte vorſtellte, wie das meinhardtſche Haus mit beyden Händen dieſen vortheilhaften Antrag ergreifen würde, fieng ich an, ohne in der Stadt etwas von meinen Abſichten kund werden zu laſſen, mich zu einer vollſtändigen Haushaltung einzurichten. Es wurde allerley neumodiger Hausrath gekauft, für zwey ſchöne ſeidene Betten geſorgt, ein Kammermädgen mit einer großen Haube im Vorrath gemiethet, und ein Bedienter angenommen, der Damen friſiren konnte. Die Domeſtiken und der Kutſcher bekamen Haarbeutel und neue Livreen, nach meinem Wapen eingerichtet, und mit Schnüren beſetzt, auf welchen mehr als funfzigmal der Bär aus meinem Petſchafte mit dem Schwerdte zu ſehen war.

Riga iſt weit, und während die Poſten hin und herreiten, habe ich Zeit genug, meinen Leſern zu erzählen, was für Würkung dieſe Vorkehrungen auf das Publicum machten, und wie es mit meiner politiſchen Lage ausſah.

Die geneigten Leſer werden ſich erinnern, oder wenn ſie ſich's nicht erinnern; ſo können ſie es ohnmaßgeblich im zweyten Theile, Seite 253 nachſchlagen, daß ich ziemlich glücklich in meinen Planen zu Verbeſſerung der fürſtlichen Finanzen war. Jetzt will ich ihnen auch ſagen, wie das zugieng. Der Fürſt hatte die Gewohnheit, die manche Fürſten haben ſollen, gern mehr auszugeben, als er einzunehmen hatte. Der Aufwand am Hofe war groß, und die Cammer ſollte immer Geld ſchaffen. Von Einſchränkung der Pracht durfte nicht geredet werden, und da unter des Herrn Präſidenten von Mehlfeld

Regierung Beſtechung und Betrug auch ihr Theil ziehen, jeder ſich beſtmöglichſt bereichern, und, ſo lange jener mit der Maitreſſe gut ſtand, auch dieſe auf den allgemeinen Schatz loswirthſchaften durfte; ſo war in der That das Land von allen Seiten gewaltſam ausgeſogen worden. Sobald ich nun an das Ruder kam; war ich ernſtlich darauf bedacht, den Betrügereyen der Räthe und Beamten zu ſteuern, wodurch wohl viel gewonnen wurde, ich aber auch eine mächtige Parthey gegen mich bekam, die, wenn ſie jetzt nicht offenbar auftreten konnte, doch auf eine ſchickliche Gelegenheit lauerte, mir den Stuhl zu rücken.

Um aber die Schulden des Fürſten zu tilgen, und auf einmal eine große Summe Geldes in die Caſſe zu liefern, erfand ich das Mittel, die Aemter, welche bis itzt ſehr ungewiſſenhaft adminiſtrirt worden waren, zu verpachten. Die Pächter mußten Bürgſchaft an baarem Gelde leiſten, und wenn auf dieſe Art zwar eigentlich die Schulden des Herrn nicht getilgt wurden, weil doch früh oder ſpät die Cautionsſummen wieder herausgegeben werden mußten; ſo leuchtete es doch dem Fürſten, der ſo weit nicht dachte, ſehr in die Augen, auf einmal ſo große Capitalien in die Hände zu bekommen. Mein Credit bey ihm wuchs dadurch ſehr, und man konnte nicht begreifen, wie der alte Mehlfeld nicht einmal ſo viel Geſchick gehabt hatte, dergleichen Hülfsquellen zu finden.

Sobald die Maitreſſe Witterung von der Silberflotte hatte, welche aus den Aemtern in die Reſidenz ankam, machte ſie Plan darauf, ihren Antheil davon zu ziehen, und es fiel ihr gar nicht ein, daran zu zweifeln, ob ich, der ihr oder vielmehr ihrem Bologneſerhunde ſein ganzes Glück zu verdanken hatte, zu dieſem Unternehmen die Hände biethen würde. Allein diesmal irrte die gute Perſon, und der Eifer für meine Pflicht und für den Dienſt meines Herrn erlaubte mir nicht, aus Dankbarkeit eine Schelmerey zu begehen. Ich lehnte daher ehrerbiethig alle Anträge von der Art ab. Madame Novanelle (ſo hieß ſie) bekam vor wie nach ihre Penſion, und nichts weiter. Dieſer Umſtand aber zog einen bitterkalten Nebel zwiſchen uns, den das aufmerkſame Hofgeſindel nur zu bald merkte, und der ohnfehlbar meinen Sturz würde nach ſich gezogen haben, wenn nicht ein andrer unvermutheter Vorfall dazwiſchen gekommen wäre, der mich diesmal noch über Waſſer hielt; Hier iſt die Erzählung davon:

Wenn ein unverheyratheter Mann an irgend einem Hofe ſein Glück macht, und zu hoh'en Ehren kömmt; ſo pflegen die alten Damen, welche erwachſene Töchter haben, nebſt dieſen lieben Kindern, ſo lange ziemlich gut auf ihn zu ſprechen zu ſeyn, bis er ſich unglücklicherweiſe beſtimmt, entſchieden erklärt, oder durch actus concludentes gezeigt hat, daß er nicht gewillt ſey, eine von ihnen zu ſeiner Ehefrau zu nehmen — Dann ſey der Himmel ihm und ſeiner künftigen Gattinn gnädig! — Dieſe Erfahrung machte auch ich. Kaum hatte ich meinen Adelbrief in der Taſche, als ich, wider mein Vermuthen, in allen Häuſern der Nobleſſe (Nota bene, wo große Töchter waren) vorgezogen, und mit Liebe und Güte aufgenommen wurde. Man ſcherzte dann zuweilen über die Hageſtolze, man neckte mich, warf mir vor, ich ſey in das Fräulein B. oder in das Fräulein C. oder in das Fräulein D. verliebt, und wenn ich mich deſſen wehrte; ſo hieß es: „Nun! was wäre es denn mehr? Sie ſind ein junger Mann, und wer würde Ihnen nicht gern ſeine Tochter geben?“ und was dergleichen mehr war, wobey ich gewöhnlich verteufelt albern ausſah. Die etwas coketten Dämchen ſchoſſen auch wohl ſchmachtende, in Empfindſamkeit und Mondſchein getauchte Pfeile aus ihren holden Aeugelein auf mich ab, aber ſie ſtreiften kaum meine Haut, und ich ſchüttelte ſie von mir, aus Rückſichten, die ich oben entwickelt habe. Man kundſchaftete meine Geburtstäge und Nahmenstäge aus, und da ich nur einen Vornahmen, Peter hatte, mußte ſogar Petri Kettenfeyer mit herhalten, da ich dann eine reiche Erndte von Stockbändern und Geldbeuteln, auch wohl ein Verslein dazu bekam, in welchem gar artig auf die Ketten, welche Petrus getragen hatte, im Gegenſatze mit denen, welche man mir wünſchte, angeſpielt wurde — Die lieben Kinderchen! Der Cammerdirector Claus von Clausbach wollte von dem allen nichts merken; Dieſe Angriffe verdoppelten ſich indeſſen, ſobald man erfuhr, daß ich Miene machte, meinen Haushalt zu erweitern, ohne daß man etwas von einer Braut wußte.

So unentſchieden blieben die Sachen, als von einer andern Seite das Ding noch viel feiner angelegt wurde. Der Präſident nemlich, der nie verheyrathet geweſen war, hatte eine Nichte, gleiches Nahmens mit ihm, und etwa zwey und zwanzig Jahre alt, ein bisgen verbuhlt, aber hübſch, artig, angenehm, und mit einem Paar funkelnden ſchwarzen Augen verſehen, ach! mit einem Paar Augen, die ſo kerzenhell brannten, daß die Fliegen und Mücken darnach wie in ein

Licht flogen, und die Stutzer wie Fledermäuſe daran herumſchwärmten.

Sobald der Herr Präſident ſah: primo, daß meine Cameraloperationen mich immer feſter in die Gunſt des Fürſten ſetzten; ſecundo, daß ich nicht Miene machte, eines von den Stadtfräulein zu ehelichen; tertio, daß ich dennoch nicht abgeneigt ſeyn mögte zu heyrathen, und quarto, daß ich itzt mit der Maitreſſe, gegen welche ſein Haß unauslöſchlich blieb, über den Fuß geſpannt war; veränderte er ſeinen Plan, und beſchloß mit mir in eine Of- und Defenſivallianz zu treten. Der Vereinigungspunct aber ſollte das Fräulein von Mehlfeld ſeyn. Die Präliminarartikel fiengen damit an, daß man mich ein paarmal zum Mittagseſſen einladete. Hier ſagte man mir dann allerley verbindliche Sachen, wünſchte dem Fürſten und dem Lande Glück, daß ein ſo thätiger und geſchickter Mann ein Geſchäft übernommen hätte, welches des Herrn Präſidenten Kräfte, bey ſeinem hohen Alter nicht mehr zu ertragen vermögten; „Und wenn Ihnen, „mein lieber Freund!“ hieß es „in irgend „einer Sache eine Nachricht fehlt, die ich „vielleicht noch im Kopfe habe, da ich ſo „lange Zeit mit dieſen Geſchäften umgegangen bin; ſo bitte ich Sie, diſponiren Sie „über mich! Ueberhaupt mögte ich, daß Sie „mein Haus wie das Ihrige anſähen, daß „wir nur Eine Familie ausmachten. Sie „haben hier niemand von den Ihrigen, und „an einem fremden Orte weiß man wohl, „wie es geht. Man kann es nicht jedem „recht machen, und es thut wohl, wenn „man dann wenigſtens Ein Haus hat, das „es gewiß gut mit uns meint. Auf mich „und meine Nichte können Sie ſicher rechnen, „mehr als Sie vielleicht glauben — Nicht „wahr, Caroline? — Nun! du brauchſt „nicht roth zu werden — Das Mädgen iſt „jetzt meine einzige treue Geſellſchaft. Ehemals habe ich oft bedauert, daß ich unverheyrathet geblieben bin; Aber ſeit der Zeit, „daß ſie bey mir iſt, denke ich daran nicht. „Sie iſt ein gar gutes Kind, auch ſoll ſie

„einſt mein bisgen Habe und Gut erben.
„Ich würde, glaube ich, ſterben, wenn ich
„mich ganz von ihr trennen ſollte. Um alles
„in der Welt mögte ich ſie nicht auswärts
„verheyrathet ſehn.“ u. ſ. f.

Ich war würklich fein genug, um zu merken, wohin das hinaus wollte, und dies um ſo mehr, da auf einmal die ganze Parthey des Präſidenten öffentlich zu meinem Lobe redete, ja! Einer oder der Andre von ſeinen Anhängern mich fragte: „ob man mir „Glück wünſchen dürfte?“ Nun hielt ich es, in dem Verhältniſſe darinn ich mit der Maitreſſe ſtand, der Klugheit gemäß, mich nicht beſtimmt gegen die Sache zu erklären; So blieb es denn, und da der Herr von Mehlfeld noch immer hoffte ſeinen Zweck zu erreichen; ſo hatte ich an ihm und ſeinem Anhange die mächtigſte Stütze in der Zeit daß Madame Novanelle ungnädig auf mich war.

Weil ich indeſſen täglich auf Antwort von Riga wartete, welche alles entſcheiden und, ſobald das Ding bekannt würde, den Herrn Präſidenten und Conſorten gegen mich aufbringen mußte; ſo war ich ſo politiſch, unter der Hand an meiner Verſöhnung mit der Maitreſſe zu arbeiten, und dazu fand ich bald eine Gelegenheit, die mit meiner Gewiſſenhaftigkeit beſtehen konnte. Sie wollte nemlich gern ein Gut auſſer Landes kaufen; Ich verſchaffte ihr eines, um ſehr billigen Preis, rieth auch dem Fürſten, ihr ein Geſchenk zu machen, um ihr den Kauf zu erleichtern, wodurch denn bald der Friede unter uns geſchloſſen wurde. Ich habe ſchon oben geſagt, daß ſie kein boshaftes Geſchöpf war; da dachte ich nun bey mir: „immer beſſer „dieſe als eine Schlimmere!“ und die Folge überzeugte mich, daß ich Recht gehabt hatte.

Endlich kam die Antwort des Hauptmanns von Dobelmayer an, die mir freylich nicht ganz gefiel, weil ſie meiner Eitelkeit eben nicht ſchmeichelte. Er ſchrieb nemlich: „Der „alte Meinhardt ſey ſehr betroffen über die „Entdeckung geweſen, daß man nicht den

„jungen Haſtendonk ſondern mich ſeiner
„Tochter in Hamburg angetrauet hätte. Er
„ſey ein Feind aller Unwahrheit und Verheimlichung.
„Indeſſen wäre die Sache
„nun geſchehen, aber er wolle dennoch lieber
„ſeine Tochter mit einem unehlichen Kinde
„bey ſich behalten, mögte auch die ganze
„Welt die Sache wiſſen, als ſie einem
„Manne hingeben, den ſie Alle nicht kennten;
„Recht und Anſprüche auf ſein Kind
„geſtünde er mir gar nicht ein; Er hielte
„nicht viel auf ſolche neugebackene Edelleute,
„die, ohne weitere Urſache, blos aus Titelſucht,
„ſich ein von hätten anhängen laſſen.
„Noch weniger hielte er von Cammerdirectorn
„kleiner deutſchen Fürſten, weil dieſe gewöhnlich
„ein ſehr unſicheres Stück Brod
„hätten, und heute oder morgen, wenn
„ihren Duodezdeſpoten einmal der Kopf
„ſchief ſtünde (vorausgeſetzt daß ſie einen
„hätten) wieder fortgejagt würden. Alſo
„ſähe er es eben nicht für ein Glück an, ſeine
„Tochter an einen friſch geadelten fürſtlichen
„Plusmacher zu überlaſſen. Wenn aber der

„Herr von Clausbach übrigens ein guter „Mann ſey; ſo wäre ihm das Ding ſchon „recht, und lieſſe ſich davon reden. Aber ich „müſſe kommen, und mich zeigen; Er ſey „nicht gewillt, ſeine Tochter aufs Markt zu „bringen.“

Offenherzig zu geſtehen; ſo ſchlug dieſe Antwort meinen Stolz ſehr nieder. Doch flößte ſie mir von einer andern Seite wieder Achtung für den braven alten Kaufmann ein, und die Sache war einmal angefangen, folglich nicht gut zurückzugehn. Ich verſchwieg gegen jedermann meinen Vorſatz, vertrauete nur dem Fürſten: „man habe mir „eine reiche Witwe zur Frau vorgeſchlagen“ (welches ihm ſehr gefiel, in Betracht des fremden ins Land kommenden Geldes) bath um Urlaub nach Riga, reiſete ab, und erfuhr nachher, was ich vorher hätte wiſſen können, wenn ich Prinzen gekannt hätte, daß, ehe ich die erſte Poſt erreicht hatte, mein Geheimniß aus des Fürſten Munde in die ganze Stadt ausgefloſſen war.

Zweytes Capittel.

Herr Claus von Clausbach holt ſeine Frau Gemahlinn aus Riga ab. Unvermuthete Zuſammenkunft auf der Reiſe.

Vor meiner Abreiſe ſchrieb ich an meinen großmüthigen Wohlthäter, den Herrn Geſandten, und unterrichtete ihn von der Lage, darinn ich mich itzt befand. Ich hätte wohl früher ſchreiben, und ſeinen Rath bey manchen Vorfällen nützen konnen, wie er mir die Erlaubniß dazu gegeben hatte. Allein der glückliche Erfolg meiner Unternehmungen fieng ſchon an mir ſo viel Zuverſicht auf meine eigene Einſichten einzuflößen, daß wenn ich darüber nicht gänzlich vergaß, was ich jenem würdigen Manne zu verdanken hatte, ich doch von Zeit zu Zeit einen Hang verſpürte, zu glauben, meine eigenen Verdienſten mögten nicht weniger als ſein Vorwort dazu beygetragen haben, mich auf den Gipfel des Glücks zu erheben. Die Antwort des Geſandten fand ich erſt bey meiner Rückkunft, und ich weiß nicht, hatte ihm der Styl meines Briefes nicht gefallen, oder was war ſonſt die Urſache davon — genug, er ſchrieb ein wenig kalt, wünſchte: mein Glück mögte von Dauer ſeyn, und warnte mich nochmals, dem alten Mehlfeld nicht zu trauen.

Ich reiſ'te ſo geſchwind als möglich, wie es vornehmen Leuten zukömmt, rollte durch Städte, Dörfer und Provinzen hindurch, ohne mich weder rechts noch links umzuſehen, bis nach Lübeck, wo ich mich zu Schiff ſetzen, und mit gutem Winde nach Riga fahren wollte. Ehe ich nun Lübeck verließ, trieb mich theils Dankbarkeit, theils die Eitelkeit, mich in meinem Glanze zu zeigen, zu dem Kaufmanne, der mir einſt durch ſeine Empfehlung zu der Secretairsſtelle verholfen hatte. * Doch der gute Mann war indeß geſtorben, und hatte durch

---

* IIter Theil Seite 230.

Unglücksfälle im Handel ſeine Geſchäfte in einiger Verwirrung zurückgelaſſen. Die Witwe lebte ſehr klein, empfieng mich aber recht freundlich, und ich gieng nicht ohne Rührung, noch ohne Anmerkungen über die Veränderlichkeit der menſchlichen Schickſale zu machen, von ihr weg. Auch das Haus, wo ich als Signor Clozetti Concerte gegeben hatte, ſahe ich noch einmal, und kehrte dann in den Gaſthof zurück, um am folgenden Morgen zu Schiff zu gehn.

Als mich der Wirth auf mein Zimmer begleitet hatte, fragte er mich, ob ich etwas ſpeiſen wollte. Ich beſtellte eine leichte Malzeit, und indeß hierzu die Anſtalten gemacht, und die übriggebliebenen Biſſen vom Mittagswirthstiſche zu Ragouts und dergleichen zubereitet wurden, nahm ich ein Buch in die Hand und las.

Es war neben meinem Zimmer ein kleines Kämmerchen, in welchem ich einen Mann auf und abſpazieren, und von Zeit zu Zeit ſeufzen hörte, wodurch bey mir Mitleid und Neugier erregt wurden, die mich trieben, mein Ohr näher an die dünne Wand zu legen, die uns ſchied. So hatte ich eine Zeitlang den Fremden belauſcht, als ich ſeine Thür öfnen hörte, und der Wirth zu ihm hereintrat: „Mein Herr!“ ſagte dieſer „die Poſt iſt wiederum gekommen, ohne daß „ſie Geld für Sie mitgebracht hat. Ich bin „des Wartens müde, und laſſe mich nicht „gern bey der Naſe herumziehn. Kurz und „gut! binnen heute und morgen früh bezahlen Sie mich, oder ich laſſe Sie arretiren.“ Der Fremde fieng an, ſo viel ich hören konnte, zu bitten, der Wirth aber war nicht zu bewegen. Endlich kam jener, wie es ſchien, in eine Art von Verzweiflung, und mogte wohl, als der Wirth grob wurde, dieſen bey den Ohren ergreifen, da dann ein hölliſcher Lerm entſtand, worüber ich aus meinem Zimmer ſprang, und ohne weitres Anmelden da hingieng, wo die Scene vorfiel: „Was giebt es hier, Herr Wirth?“ ſagte ich; Doch ehe ich weiter fragen oder

Antwort erhalten konnte, fiel mir ſogleich des Fremden Geſichtsbildung auf — „Mein „Gott!“ rief ich „Reyerberg!“ — „Und „Du Claus?“ antwortete jener — Wir ſtanden Alle ſprachlos da — Der Wirth nahm die Mütze unter den Arm, und gieng fort, den Vorfall vorerſt ſeiner Frau zu erzählen.

Wer je die Wonne empfunden hat, zu einer Zeit, wo man auf dem Meere der großen Weltgeſchäfte umherfahrend, getrieben durch allerley Winde, als da ſind: Ehrgeiz, Eitelkeit, Herrſchſucht und dergleichen, mistrauiſch gegen jedes Schiff, das neben uns herfährt, voll Sorge, es mögte uns den Wind abgewinnen, oder gar ein Caperſchiff ſeyn — Doch was helfen die poetiſchen Bilder? Ich ſehe ein, daß es mir verzweifelt ſchwer werden würde, in dieſer Conſtruction oder Wortfügung, mit fortgeſetzter Metapher (welches man, glaube ich, eine Allegorie nennt) zu ſagen, was ich eigentlich ſagen wollte. Alſo will ich anders anfangen.

In der Lage, darinn mich die Vorſehung itzt verſetzt hatte, bedurfte ich wohl ſehr eines Freundes; Aber wo ſollte ich dieſen ſuchen? Unter den Hofleuten? — Vertraue einer Diebesbande Deine Wechſel an! — Unter meinen Schmeichlern? — Bitte Deinen Schuldner, daß er Dir Geld borge! — Unter denen, die mich beneideten? — Nimm Deinen Erben zu Deinem Arzt an! — Kurz! der Herr Cammerdirector konnte wohl in der Reſidenz keinem Menſchen ſich ganz anvertrauen, ſich auf niemand ganz verlaſſen. Auch fällt der Wunſch nach einem treuen Freunde nur ſelten dem ein, deſſen Handlungen durch das unſelige Spiel der Politik beſtimmt werden. Aber dennoch muß ich mir die Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, daß mein Herz noch nicht unempfindlich für das ſüße Glück der Freundſchaft geworden war. Vielleicht würde es in der Folge noch ſo weit mit mir gekommen ſeyn; denn ich muß auch eben ſo offenherzig geſtehen, daß ich ſchon im Taumel meines Glücks nur ſelten an meinen verlohrnen Freund Ludwig gedacht, und nicht eifrig genug mich bemühet hatte, etwas von ſeinem Schickſal zu erfahren. Dies vorausgeſetzt; ſo denke ſich doch jeder gefühlvolle Leſer, welche Freude ich genoß, da ich den Geſpielen meiner Jugend, den Gefährten ſo mancher von meinen Abentheuern, mit einem Worte! den edlen guten Mann, den ich immer ſo geliebt hatte, hier wiederfand.

Daß ich die Rechnung im Wirthshauſe für ihn bezahlte, daß wir uns voll freundſchaftlicher Neugier den Verfolg unſrer Begebenheiten abfragten, und daß ich nunmehro feſt beſchloß, ihn nicht wieder von mir zu laſſen, ſondern ihn mit nach Riga zu nehmen, und dann mit mir an demſelben Orte in den Dienſt zu bringen, das verſteht ſich wohl von ſelbſt.

Aber Sie mögten vielleicht gern auch etwas von dem erfahren, was unſerm armen Ludwig von Reyerberg unterdeſſen begegnet war. Ich will mich kurz faſſen, um Sie nicht mit einer Reyhe von Begebenheiten, die Ihnen unwahrſcheinlich vorkommen könnten, aufzuhalten. Alſo nur ſo viel: Sie erinnern Sich,* daß der ältere Bruder, David, in . . . Hofrath und Cammerjunker geworden war. Durch ſeine ſchändliche Heucheley und Schmeicheley hatte er es endlich dahin gebracht, daß er als Cammerherr und geheimer Regierungsrath angeſetzt wurde. Unterdeſſen hatte er nicht verſäumt, nach dem Aufenthalte ſeines jüngern Bruders zu forſchen, und dies um ſo mehr, da er kürzlich unvermuthet von einer alten Tante ein beträchtliches Vermögen ererbt hatte, woran natürlicherweiſe Ludwig auch Anſpruch machen konnte. Er erfuhr endlich, wo dieſer war, reiſete ſelbſt nach Hamburg, lockte ihn zu ſich, und ſpielte ihn ſodann einem ſchelmiſchen Hauptmann in Dienſten der oſtindiſchen Compagnie in die Hände, der ihn zu Schiff brachte, worauf er gezwungen wurde als Unterofficier zur See zu dienen, bis er von ohngefehr erfuhr, daß ſein Bruder auf die elendeſte Art an einem Beinbruche geſtorben ſey, und eine Frau mit zwey Kindern hinterlaſſen habe. Jetzt hielt es dem armen Ludwig nicht ſchwer, ſeinen Abſchied zu erhalten, worauf er mit ein wenig erſpartem Gelde nach Lübeck zu reiſete. Unterwegens lag er einmal ſorglos im Schiffe, in ſeiner Hangematte und ſchlief, hatte alſo nicht wahrgenommen, daß in der Nacht ein Boot mit Menſchen, worunter ſich unter andern ein Jude befand, von einem andern Schiffe hergekommen war, etwas hier am Bord zu beſtellen. Vermuthlich hatte der Jude ſich in die Cajüte geſchlichen, in welcher Reyersberg lag, und ſich ſeinen Schlaf zu Nutz gemacht; Mit einem Worte! als er erwachte und aufſtand war ſein ganzer kleiner Mammon fort. Niemand wollte das geringſte davon wiſſen; Der Schiffscapitain war ein grober Mann, mein Freund ohne Schutz, und ſo kam er denn arm in Lübeck an, und ſchrieb an mich, von deſſen Aufenthalte er zufälligerweiſe Nachricht erhalten hatte, um

---

* Iſter Theil Seite 152. IIter Theil Seite 222.

Geld, bekam aber keine Antwort, weil ich ſchon abgereiſet war, bis er mich endlich hier perſönlich antraf.

Wir reiſeten mit recht frölichen Herzen ab, verſüßten uns die Stunden noch mehr durch freundſchaftsvolle Geſpräche, bey einem Glaſe alten deutſchen Weins, und kamen geſund, wohlbehalten, und voll Erwartung, wie es mit meiner Heyrath gehn würde, in Riga an.

Reyerberg war von ſo luſtiger Laune, daß er ſich des Lachens nicht enthalten konnte, als meine beyden Bedienten die Koffer auspackten, ein ſchönes Kleid nach dem andern dahinlegten, und ich, ſo wenig mir auch der Putz am Herzen lag, doch anfieng zu berathſchlagen, welcher von dieſen Anzügen mich wohl am beſten kleiden würde. Es war eine Haupt- und Staatsaction, und man zeigt ſich doch gern in ſeinem vollen Glanze, wenn man auf die Freyerey ausgeht. Barbier, Friſeur und Marchand parfumeur, alles wurde in Bewegung geſetzt, um dies zu bewürken, und darüber hätte ich bald vergeſſen, daß mein Geſellſchaftscavalier, auſſer einer Unterofficiersuniform und einem grünen Kleidgen, keinen Rock in ſeiner Garderobe hätte, der würdig geweſen wäre, neben dem meinigen in der Kutſche zu erſcheinen. Ich wollte ihn anfangs bewegen, erſtere in eine Officiersmontierung umzutauſen, aber Ludwig war zu keiner ſolchen Lüge fähig. Lieber, ſagte er, wollte er im Wirthshauſe ſitzen bleiben, als ſich für etwas ausgeben, das er nicht wäre. Da man indeſſen nicht ſogleich Anſtalt zu einem neuen Kleide für ihn machen konnte, und in Riga nicht die Einrichtung wie in Paris iſt, daß man bey jedem Schneider fertige Röcke, in welchen ſchon irgend ein Comte ou Baron allemand den Narren geſpielt hat, kaufen kann; ſo wurde beſchloſſen, er ſolle ſo lange ein ſchwarzes Kleid von mir anziehn — Vornehme Leute haben ja oft Familientrauer, auch iſt es nichts ungewöhnliches bey Höfen, daß, wenn ein armer ſchlecht bezahlter Cammerjunker ſeine ganze bunte Garderobe verſetzt hat, er, bis das Quartal zu Ende iſt, ein wenig um einen alten Vetter trauert, der nie gelebt hat.

Sobald dieſer Punct in Ordnung gebracht war, ließ ich meine Ankunft bey dem Herrn Hauptmann von Dobelmayer melden. Er kam ſogleich ſelbſt, und begegnete mir mit derjenigen treuherzigen Güte, die ſeinem Character ſo eigen war, und der ich ſo viel zu verdanken habe. Da ich vielleicht in der Folge nicht mehr Gelegenheit finden werde, meinen Leſern etwas von dieſem lieben Manne zu ſagen; ſo will ich itzt voraus erzählen, daß er noch in Riga lebt, nachdem er ſeinen Abſchied in Holland genommen hat, und daß ich bis auf dieſe Stunde in beſtändigem Briefwechſel mit ihm ſtehe.

Nichts iſt langweiliger für den müſſigen Zuſchauer als Zeuge zu ſeyn bey den kleinen Verhandlungen unter Leuten, die ſich heyrathen wollen; zu ſehen, wie ſo jeder von ihnen ſeine beſte Seite hervorſchiebt, und ſeine Talente auskramt, um ſich vortheilhaft zu zeigen; zu hören, welche Artigkeiten ſie ſich einander ſagen, wenn es erſt weiter mit ihnen kömmt, und dann gar, wenn ſie anfangen verliebt in einander zu werden — Es iſt ein gar närriſches Ding damit — Noch viel langweiliger aber iſt wohl die Erzählung von einem ſolchen Caſu, weswegen ich denn auch feſt entſchloſſen bin, Sie, meine hochgeehrteſten Leſer und Leſerinnen! mit einem dito nicht heimzuſuchen. — Kurz und gut alſo! Ich war drey Wochen lang in Riga, die Sache wurde richtig, und ich bekam ein redliches liebes Weib, das mir bis heute dato den Pfad durch dieſes Leben mit Roſen beſtreuet, mir das Ungemach hat tragen geholfen, und die glücklichen Stunden doppelt ſchmackhaft gemacht.

„Aber, mein lieber Cammerdirector!“ ſprach eines Abends, als wir im Gaſthofe zuſammen ſaßen, mein Freund Ludwig zu mir „Ich hoffe doch nicht, daß Du Deiner

„Braut auch nur die kleinſten zweydeutigen
„Scenen aus Deinem vergangenen Leben
„verſchweigen wirſt. Jetzt iſt noch die Zeit,
„wo Dir alles verziehen wird; Aber wenn
„man mit gröſsern Meinungen Einer von dem
„Andern zur Ehe ſchreitet, dann hin und
„wieder eine unbedeutende Kleinigkeit, wie
„es wohl vorfällt, uns verſtimmt, und ein
„ohngefehrer Zufall oder böſe Leute bringen
„einmal ſo ein altes Annecdötgen an den
„Tag; dann giebt es Vorwürfe, Kälte,
„und nicht ſelten Zwiſt. Nein! mein lieber
„Cammerdirector Peter! wenn ich heyrathete;
„ſo würde ich meiner künftigen Frau
„alles haarklein erzählen, was ich je Böſes
„gethan hätte, und darauf ſagen: Nun!
„mein Herzensengelchen! Jetzt kennen Sie
„mich ganz. Wollen Sie mich nun, wie
„ich da bin, haben? Ich denke ja, Sie hätten
„auch wohl ſo manches auf dem Herzen.
„Vielleicht können wir mit einander aufheben,
„oder abrechnen, wer dem Andern
„Verzeyhung herausgeben ſollte. Dazu
„kömmt, mein lieber Freund! daſs Du ſchon

„ein langes und breites erzählen kannſt, ehe „es mit dem Jungfernkindlein, das Deine „Braut gehabt hat, ins Gleiche kömmt“ — „Still! das ſind Odioſa, mein ehrlicher „Ludwig!“ rief ich „Aber du haſt meiner „Seele Recht, und morgen will ich dem ganzen meinhardtſchen Hauſe meinen Lebenslauf erzählen.“

Ich that es, und hatte die Freude zu ſehen, daß dieſe Offenherzigkeit viel dazu beytrug, die gute Meinung zu befeſtigen, welche ich ſo glücklich geweſen war, von mir zu erwecken.

Ein paar Worte muß ich doch von dem Character der Perſonen ſagen, aus welchen dieſe liebe Familie beſtand. Den alten Vater haben Sie ſchon einigermaßen aus ſeinem Briefe an den Hauptmann kennen gelernt. Er war ein biedrer grader, hellſehender Mann, der ſeinem Fleiße, ſeiner Ordnung, und der guten bürgerlichen Zucht, die in ſeinem Hauſe herrſchte, das große Vermögen zu verdanken hatte, welches er beſaß. Wenige Tage vor unſrer Hochzeit ſagte er mir: „Mein Freund! ich bin itzt überzeugt, daß „Sie ein Mann ſind, der Rechtſchaffenheit „liebt; Um deſto mehr Grund habe ich zu „vermuthen, daß Sie nicht lange den Poſten „behalten werden, den Sie itzt bekleiden. „Ich kenne ſo ziemlich die kleinen deutſchen „Höfe, und was ein ehrlicher Mann dort „zu erwarten hat. Vielleicht wäre es beſſer, „Sie zögen Sich beyzeiten freywillig „zurück — Doch, wie Sie wollen, Erfahrungen aller Art ſind gut. Alſo immerhin! „Es wird mich nicht erſchrecken, wenn ich „höre, daß man Sie abgeſetzt hat; und was „den elenden Quark, das Geld betrifft; ſo „wiſſen Sie ja, daß mich der Himmel geſegnet hat, und meine Kinder ſind haushälteriſch erzogen.“ So dachte mein Schwiegervater, und denkt noch ſo, denn er lebt noch. Uebrigens ſetzte er ſeiner Tochter eine anſehnliche jährliche Summe zu unſerm Unterhalte aus, behielt aber die Capitalien in der Handlung.

Meine Schwiegermutter, welche in vorigem Jahre geſtorben iſt, war auch ein braves häusliches Weib — de mortuis non niſi bene — doch, wie es denn zuweilen der Fall bey dem Geſchlechte iſt, ein bisgen eitel und geſchwätzig. Es gefiel ihr gar nicht übel, daß ihre Tochter nun gnädige Frau heiſſen ſollte, und ſie rief mehr als einmal aus: „Wer hätte ſich das träumen laſſen?“ Sie hörte mich gern vom Hofleben erzählen, und fragte nach jedem kleinen Umſtande, der dort vorfiele. Wenn ſie uns einmal beſuchte, meinte ſie, da müßte ſie wohl gar auch an den Hof gehn.

Der einzige Bruder meiner Frau iſt ein edler junger Mann, ein wenig heftig und raſch, aber geſchickt in Handlungsgeſchäften, thätig, ein guter Tonkünſtler, und noch unverheyrathet.

Aber, daß wir die Hauptperſon nicht vergeſſen! Meine ehrliche Frau iſt — ich kann es wohl ſagen — ein ſchönes Weib, mit caſtanienbraunen Haaren, blauen Augen, lebhaft, gefühlvoll, und damals noch ein bisgen romanhaft geſtimmt, übrigens ſehr verſtändig, und dabey voll von Witz und guter Laune. Meine Leſer werden noch in der Folge ſehen, von welcher herrlichen Seite ſie alle menſchliche Dinge, und alles was uns begegnete, anſah, wie ſie ſich in ihre Lage ſo vortreflich zu ſchicken wußte — Mit Einem Worte! Sie iſt ein Muſter von einem Weibe — Alle übrigen nicht zu verachten, verſteht ſich —

Ich will auch nicht ſchweigen von dem kleinen Knäblein, dem Pfande ihrer erſten treuen Liebe, das ſie mir noch einen Augenblick vor unſrer zweyten Einſegnung, mit Thränen in den Augen, in meine Arme legte, und mich beſchwor, Seiner zu pflegen, ſein Vater, ſein Schutzengel, ſein Freund zu ſeyn. Und ich verſprach ihr, ihn wie mein eigenes Kind zu lieben, und dies Verſprechen hat mich ſeitdem noch nie gereuet.

Es gieng recht herzig und fröhlich auf unſrer Hochzeit her, und wenige Tage nachher reiſeten wir, meine Gattinn, Reyerberg und ich ab; Man weinte auf beyden Seiten nicht wenig beym Abſchiede; Unſre Reiſe war glücklich, und wir kamen wohlbehalten in die prächtige Reſidenz meines Sultans zurück.

Drittes Capittel.

Wie ſie bey ihrer Rückkunft von Hof- und Stadtleuten empfangen werden. Reyerberg kömmt in den Dienſt. Politiſche Lage des Herrn Cammerdirectors. Sein Glanz.

Mein erſter Gang, ſobald ich meiner Frau mein Haus gezeigt, und das Geſinde ihr vorgeſtellt hatte, führte mich zu dem Fürſten, der mich auf das gnädigſte empfieng. Wir geriethen bald in ein vertrauliches Geſpräch, und er bekannte mir, daß man während meiner Abweſenheit nichts unverſucht gelaſſen hätte, mich aus ſeiner Gunſt zu verdrängen. Er wußte ſich aber etwas mit ſeiner Feſtigkeit, indem er allen dieſen Ohrenbläſern kein Gehör gegeben hätte. Dabey war er ſchwach genug, mir meine Feinde zu nennen, wie es denn überhaupt ſeinem fürſtlichen Character angemeſſen ſchien, die Leute gern zuſammenzuhetzen — Eine Art zu handeln, die ſchwachen Menſchen eigen iſt, welche dabey zu gewinnen glauben, und es gern ſehn, wenn vernünftige Menſchen uneinig untereinander ſind, und ſich alſo nicht miteinander gegen ſie vereinigen können, ſondern jede Parthey ſie aufſuchen muß, um ſich zu verſtärken. Im Grunde hatte mein Monarch auch kein großes Verdienſt von dem Schutze, den er mir angedeyen ließ, denn nicht zu rechnen, daß man mir würklich mit Grunde nichts vorwerfen konnte, und der Fürſt Meiner noch bedurfte; ſo hatte ich auch an Madame Novanelle eine mächtige Vorſprecherinn gehabt, und dieſe haßte jene Leute, welche mich ſtürzen wollten.

Ich nützte die gute Stimmung des Fürſten, um für meinen Freund Reyerberg etwas auszuwürken, und erlangte ohne Mühe, daß derſelbe als Rath bey der Cammer und zugleich als Stallmeiſter angeſetzt wurde. Meine Frau ſtellte ich des Tags darauf bey Hofe vor, und ſie betrug ſich mit ſo viel Klugheit und Anſtand, als wenn ſie von ihrer erſten Jugend an auf dieſem ſchlüpfrigen Boden gewandelt wäre.

Sehr unterſchieden aber von der Güte, mit welcher mich mein Herr empfieng, war die Begegnung des hohen Stadtadels gegen mich. War ich vorher von demſelben auf den Händen getragen worden, ſo lange man Hofnung haben konnte, mein Ehebette mit einem von den kränklichen Fräulein zu ſchmücken; ſo fiel jetzt ſeine Begegnung um ſo gröber aus. Man ließ mich, und vorzüglich meine Gattinn, diejenige Art von Verachtung fühlen, mit welcher gewöhnlich Leute von vornehmer Geburth auf ſolche herabzublicken pflegen die ſie parvenus nennen, das heißt: Menſchen, die ihrem eigenen verdienſtvollen Beſtreben zu verdanken haben, was dem Edelmanne ohne Verdienſt ſchon in der Wiege angebohren war. Indeſſen ließen wir uns durch dies alles nicht irremachen, und indem ich nur meine Vorſicht und meinen Eifer für des Herrn Dienſt verdoppelte, ſtieg ich von Tage zu Tage merklich höher in ſeiner Gunſt.

Zu meiner größten Verwunderung waren der Präſident von Mehlfeld und ſeine Nichte beynahe die einzigen Perſonen, die itzt wo möglich noch freundſchaftlicher als vorher gegen mich ſchienen. Da ich aber ſelbſt aus des Fürſten Munde erfahren hatte, daß eben jener äuſſerſt falſche Mann mich während meiner Abweſenheit am ärgſten verläumdet hatte; ſo wußte ich ſchon, was ich davon denken ſollte.

Es verſteht ſich übrigens von ſelbſt, daß ein ganzes Heer von adelichen und unadelichen Menſchen, die Meiner bedurften, mir ſchmeichelten, und daß ſelbſt die hohe Nobleſſe, wenn ich Gaſtereyen, Bälle, oder dergleichen gab, wie ich zuweilen die Thorheit begieng, um meinem Hauſe Ehre zu machen, es ſich ganz vortreflich bey mir ſchmecken ließ, und nichts deſto weniger hinter meinem Rücken her über mich läſterte. Meine Frau rieth mir daher immer, dieſe Leute gänzlich laufen zu laſſen, und meine Höflichkeiten nicht an Undankbare zu verſchwenden, aber meine raſende Eitelkeit ließ das nicht zu. Dabey war ich ein Mäcenat und Beförderer aller Wiſſenſchaften und Künſte, hatte die Schwachheit, von meinen ehemals herausgegebenen Schriften mit Gelehrten zu reden, die mich mit ihrem Lobe zum Beſten hatten. Man dedicirte mir allerley Schriften. Unter meinen Auſpiciis wurden zwey Academien, nach dem Beyſpiel größerer deutſcher Höfe, errichtet, die jährlich die lächerlichſten Preisfragen aufgaben: z. B. „Ob bey uns nicht die Schiffahrt in „Aufnahme zu bringen ſeyn mögte?“ da doch jedermann wußte, daß auſſer einem Paar kleinen Flüſſen, die im Auguſt beynahe trocken wurden, auch nicht ein einziges beträchtliches Wäſſerchen im ganzen Lande war. Ferner: „Wie man es anfangen „könnte, alle Menſchen dauerhaft zum Guten „zu vereinigen?“ welches eben ſo viel hieß, als, wie man es angreifen müßte, ſie von allen Leidenſchaften zu befreyen; oder jeden einzeln einzuſperren; oder jedem denſelben Grad von Verſtandskräften zu geben; oder alles Eigenthum, alles Privatintereſſe aufzuheben; oder neue, kräftigere, moraliſche und vernünftige Bewegungsgründe zu erfinden, als alle Weiſe älterer und neuerer Zeit bis itzt zur Beſſerung des Menſchengeſchlechts vorgetragen hätten.

Mein gnädigſter Herr fand aber ein inniges Vergnügen an dieſen Academien, wohnte ſelbſt den Verſammlungen bey, und ließ ſich nicht ſelten von mir Reden aufſetzen, die er darinn herlas. Es wurden einheimiſche und auswärtige Mitglieder aufgenommen, unter denen Einige kaum ihren Nahmen ſchreiben konnten. Auch wurde eine deutſche Geſellſchaft errichtet, welche zu Vervollkommung der Sprache Schriften herausgab, die auf jeder Seite von grammaticaliſchen Fehlern wimmelten.

Mitten unter dieſen Thorheiten (die Gerechtigkeit muß ich mir wiederfahren laſſen) veranlaßte ich doch auch manche nützliche Anſtalt. Ich verbeſſerte den erzdummen

Canzelleyſtyl und die Curialien, in welchen Sereniſſimus von Sich ſelbſt ſagten: „daß „Sie Sich etwas hätten allerunterthänigſt „vortragen laſſen, allergnädigſt gewillet „wären“ u. ſ. f. auch oft einen Mann ihren „Lieben, Getreuen, Feſten“ nannten, der im Grunde ein loſer Lumpenkerl war.

Dieſe Stylsverbeſſerung ſuchte ich in allen Departements durchzuſetzen. So war z. B. das gewöhnliche Formular der Poſtkarten folgendes:

„Hochedler,
„ſonders Hochgeehrter Herr.“

„Den Samſtag war mit der Ordinari „mein Jüngſtes, hoffe guten Empfang und „Beſtellung. Seithero iſt M. Hrn. Ordinari und Schreiben vom . . . mir den „. . . . wol zukommen, und ſind alle dabey „geweſene an ihr Gehör beſtellet worden. „Was jetzo hieneben gehet, und unten verzeichnet iſt, wolle man ebenfalls ſicher abgeben, und mich des Erfolgs unſchwer

„nechſtens berichten laſſen. Womit Gott
„alles ergebend. . . . . . den . . . . . .
„Anno . . .“
„Meines Hochgeehrten Herrns“
„dienſtwilliger Diener“
„N. N.“

Welch' ein barbariſches Gewäſche!* Ich veränderte es. Ueberhaupt ſetzte ich die Poſten auf einen andern Fuß, und hatte den Grundſatz, daß ſie, ſo wie die Münze, weniger eine Revenüe für den Herrn, als eine Wohlthat für das Publicum ſeyn ſollten, und daß es jedem frey ſtehen müßte, ſich dieſes Vortheils nach Gefallen zu bedienen, oder nicht.

Vormals hatte der Fürſt auf ſeinen Reiſen ſich Bauerpferde vorſpannen laſſen, und wenn, bey dem übernatürlichen Jagen, eines davon fiel, dem armen Eigenthümer zwey Piſtolen bezahlt; dieſer Tyranney half ich ab.

---

* und doch iſt dies die getreue Abſchrift einer noch jetzt in . . . . . gebräuchlichen Poſtkarte.

In der Hofküche und Kellerey waren vor meiner Zeit die ärgſten Betrügereyen eingeriſſen. Ich vermehrte die Beſoldungen der Officianten, und hemmte dagegen alles Stehlen und Abſchleppen. Auch ſchränkte ich den Aufwand für die Tafel ein, und ſtatt daß man, mit übermäßigen unnützen Koſten, aus Treibhäuſern und Miſtbethen dem Fürſten im Februar Kirſchen, im September Spargel, und im December grüne Erbſen geliefert hatte; ließ ich ihn nun, feſt überzeugt, daß jeder Monat ſeinen ihm von der Natur beſtimmten Reichthum hätte, im Mai, Junius und Julius, Kirſchen, Spargel und grüne Erbſen eſſen.

Von einer andern und viel wichtigern Seite erleichterte ich die Unterthanen, ſo viel ich irgend konnte, ſuchte Viehzucht und Ackerbau bey ihnen empor zu bringen, befreyete ſie von den Erpreſſungen ſchelmiſcher Beamten, und hätte wohl verdient, daß ich allgemein im Lande geliebt geweſen wäre. Aber auch dies Glück genoß ich nicht; Denn da der Bauer oft ſehr unſichre Nachrichten von dem hat, was in der Reſidenz vorgeht; Da ich nicht allmächtig war, folglich nicht alles Böſe hindern konnte, und man doch unbillig genug verfuhr, alles von mir zu fordern; Da ich viel Neuerungen zum Beſten des Landvolks einführen mußte, und dieſes gewöhnlich gegen alle Neuerungen eingenommen iſt; Da des Fürſten Hang zur Pracht manche meiner guten Abſichten vereitelte; Da endlich viele meiner Vorſchläge, die ich nur aus Büchern geſchöpft hatte, nicht anwendbar waren, folglich mislungen, und niemand ſo viel Drang von Redlichkeit fühlte, mich zu warnen, weil mich, als einen Ausländer, beynahe jeder beneidete, und meinen Sturz wünſchte; ſo erlangte ich, mit dem beſten Willen nicht, was ich ſo ſehnlichſt wünſchte, nemlich das Glück im Lande geliebt zu ſeyn.

Dazu kam, daß, als ich nachher würklicher Staatsminiſter meines Fürſten wurde, welcher Unfall mir zu Ende des 1783ſten Jahrs begegnete, und nun mehr Gewalt in meine Hände kam, ich zuweilen, wider den Rath meiner ſanften Frau, etwas ſtrenge und raſch durchfuhr, welches, ſowohl als meine ſo ſchnelle Standeserhöhung, mich noch immer mehr dem Neide und der Critic ausſetzte. Zwar handelte ich wiſſentlich nie ungerecht, aber oft hätte ich mit mehr Nachſicht zu Werke gehn können. So ließ ich unter andern einen Pfaffen, welcher ſich in politiſche Händel miſchte, und wider ſeinen, in der duldenden Lehre Jeſu beſtimmten Beruf, Fürſten und Miniſter läſterte, zuerſt zur Ruhe verweiſen, und ihm befehlen, daß da jeder im Staate ſeinen angewieſenen Geſichtspunct haben müßte, worauf er arbeiten ſollte, er den ſeinigen nicht aus den Augen verliehren mögte, welcher darinn beſtünde, gute Grundſätze von Religion und Tugend zu lehren, übrigens aber den Vorſtehern der Geſetze zu überlaſſen, die Uebertretung zu ahnden. Da aber dieſe Vermahnung nicht helfen wollte, und er immer fortfuhr zu ſchmähen, veranlaßte ich, daß ihm angedeutet wurde: „Weil es ſchiene, als wenn er mehr Beruf zu Regierungs- als geiſtlichen Geſchäften hätte; ſo habe ihn Sereniſſimus ſeines Predigeramts entſetzt, und ihn dagegen — zum Pedellen bey der Regierung ernannt."

Meinen Herrn aber ſuchte ich auf alle Art zur Liebe und Güte gegen ſein Volk zu ſtimmen, und ſagte ihm bey jeder Gelegenheit: „daß ihn Gott nur als Verwalter der ihm anvertrauten Provinzen auf den Fürſtenſtuhl geſetzt hätte; daß das Vermögen, die Ruhe und das Glück ſeiner Unterthanen Pfänder wären, von welchen er einſt Rechnung ablegen müßte; daß er nicht das geringſte Eigenthumsrecht darauf hätte, und daß, wenn ihn itzt Impunität, Gewohnheit des Volks an Sclaverey, und das Beyſpiel größerer Tyrannen gegen alle Empörung und Rechenſchaftsforderung ſicher-

„ten, er doch einmal vor einem Gerichte würde erſcheinen müſſen, vor welchem nur die Unſchuld ſeines Herzens, das Zeugniß ſeines Gewiſſens, und das Regiſter ſeiner edlen Thaten, deren keine unaufgezeichnet bliebe, dem Urtheil über ihn eine günſtige Wendung geben könnten.“

Auſſer dieſen Bewegungsgründen malte ich ihm noch mit Wärme ein Bild von der Glückſeligkeit vor, die man durch Wohlthun erlangt; zeigte ihm dagegen das Nichtige, Ekelerweckende derjenigen Freuden, in welchen er ſich bis dahin berauſcht gehabt hatte; munterte ihn auf, die Wonne zu ſchmecken, mit der man am Abend eines Tages die Augen ſchlieſſen könne, wenn dieſer Tag dem Wohl von ſo viel Tauſenden gewidmet geweſen wäre; redete mit Enthuſiasmus von der Seligkeit eines Mannes, der Gelegenheit hätte, ſeine Kräfte ſo nützlich zu verwenden, indem er an dem Heil ſeiner Brüder arbeitete, und ſagte ihm, wie ruhig derjenige ſchliefe, für den die ſegenvollen Gebethe getröſteter Unglücklichen, erquickter Armen, und gerechtfertigter Unterdrückten dankbar zum Himmel aufſtiegen.

Ich bemühete mich, ihn mit dem Elende vertraueter zu machen. „Sie ſind der Arzt“ ſagte ich ihm oft „und der Arzt, dem es ein „Ernſt iſt, zu helfen, muß den Schaden „mit eigenen Augen ſehn.“

Mit innigſter Freude nahm ich wahr, daß alle ſolche Lehren von ihm gut aufgenommen wurden. Noch nie hatte man mit ihm aus dieſem Ton geredet; Aber er fühlte die Kraft der Wahrheit. Wenn ich dann, bey einer häuslichen Malzeit, im vertrauten Familiencircul mit meiner Frau und mit Reyerberg von meinen Bemühungen, den Fürſten menſchlicher zu machen, ſprach; ſo umarmte mich oft meine Gattinn, mit Thränen in den Augen, und dankte dem Allmächtigen, daß er mich in die Lage verſetzt hätte, ſo viel Gutes zu würken; Nur Ludwig ſchüttelte den Kopf, und pflegte zu ſagen: „Herr Miniſter! „Herr Miniſter! das Ding hat gewiß keinen „Beſtand.“

Viertes Capittel.

Fortſetzung. Der Fürſt hat gute Entſchlüſſe. Des Herrn Miniſters von Clausbach Excellenz bekommen einen Orden, und gehn mit Sereniſſimo auf Reiſen.

„Das Gute würkt langſam" dachte ich „und wie iſt es möglich, daß ein „Menſch, der von ſeiner erſten Jugend an, „bey ſo fehlerhafter Erziehung, von Schmeichlern und böſen Buben umgeben, nichts als „ſchlechte Grundſätze eingeſogen hat, bey „dem endlich dieſe Grundſätze, durch Gewohnheit in der Ausübung, zum Bedürfniß geworden ſind, ſich nun auf einmal ſo „umſchaffen lieſſe? Aber es wird ſchon mit „der Zeit Wurzel faſſen. — Alſo nicht verzweifelt, mein lieber Peter!" —

In der That bemerkte ich oft bey meinem Herrn unwillkührliche Aufwallungen, die mir viel Gutes verſprachen. Einſt, als ich mit ihm vor einem neuen Canzelleygebäude, das wir aufführen lieſſen, vorbeygiengen, verweilte er, und ſahe das Wapen, welches über dem Haupteingange ſtand, aufmerkſam an. Endlich ſagte er: „Ich wollte, „daß die Vorfahren der Fürſten ihren Raub„thieren, ſtatt Donnerkeilen und Schwerdtern, „Herzen und Waagſchalen in die Klauen „gegeben hätten.“

Ein andermal fanden wir, bey einem Spaziergange einen kranken lahmen Menſchen, dem ſeine Krücke zerbrochen war, ohnmächtig vom Falle, hülflos vor der Thür eines herrſchaftlichen Gartens liegen. Es regnete ein wenig, und wir hatten Ueberröcke an. Der Fürſt warf ſeinen Mantel ab, und bedeckte damit den Leidenden, indeß er ſeinen Laufer fortſchickte, Hülfe herbeyzuſchaffen. Freylich würde jeder andere gute Mann, nach Verhältniß ſeines Vermögens, eben ſo viel gethan haben; aber von einem Prinzen war das immer viel Menſchlichkeit, auch erſchien die Erzählung dieſer That in mancher Zeitung.

Es wurde ferner ein großer Theil des unnützen Militairs abgedankt, damit dem Lande nicht ſo viel geſunde Arme entzogen würden, welche in der Reſidenz zweckloſes Spielwerk trieben. Ja! der Fürſt war einmal im Begriff, meinem Vorſchlage zu folgen, die Kleidung der noch übrigen Regimenter natürlicher und bequemer einzurichten, und über die Thorheit, geputzte Maſchienen herumlaufen zu haben, hinauszugehn. Sie ſollten nemlich Alle die Haare rund und kurz abgeſchnitten tragen, welches ſowohl wegen der Reinlichkeit als Geſchwindigkeit beym Ankleiden bequem geweſen ſeyn würde. Sodann wollte man ihnen kleine Stiefeln, lange Hoſen, kurze Camiſöler, Mäntel, runde Hüte, forn mit einer Sonnenklappe, und an den Seiten mit einem umlaufenden Kranze geben, den man bey ſchlechtem Wetter hätte hinunter und über die Ohren ziehen können. Die Sache kam dennoch nicht zu Stande, ſo wie es überhaupt nicht an Leuten fehlte, die manche gute Zwecke, durch eine lächerliche Wendung, welche ſie der Sache gaben, oder auf andre Art, vereitelten. Der Dame Novanelle aber muß ich das Zeugniß geben, daß ſie mir zu Ausführung dergleichen edler Abſichten behülflich war, wenn ich übrigens nur dafür ſorgte, daß ihr Oeconomicum nicht bey ſolchen Reformen litt.

Allein das Haupthinderniß bey allen guten Entwürfen war der nie dauerhaft auszulöſchende Hang des Fürſten zur Pracht, zum Glanze; und zu rauſchenden Freuden, wobey ich dann zu meiner Schande bekennen muß, daß, bey Unternehmungen, welche dahin abzielten, ſobald ein Theil dieſes Glanzes mit auf meine wertheſte Perſon zurückfiel, ich nicht Stärke genug hatte, mich dieſen Thorheiten zu widerſetzen. So fiel es unter andern meinem Monarchen zu Anfang dieſes 1784ſten Jahrs, kurz nachher als ich Miniſter geworden war, ein, einen Ritterorden zu ſtiften, wobey er behauptete, vorzüglich darauf Rückſicht zu nehmen, daß er wünſchte, ich mögte ein öffentliches Zeichen ſeiner Freundſchaft zu mir auf der Bruſt tragen. Ich weiß nicht, welcher tolle Dämon ihm den Gedanken eingegeben hatte, zu dem Zeichen dieſes Ordens ein ſo ſonderbares Medaillon zu wählen — Genug! es wurde der Orden vom blauen Heering errichtet, und ich war der Erſte, der ihn bekam. Meine Frau pflegte in ihrer ſcherzhaften Laune zu ſagen: „ſie begreiſe nicht, welche Analogie zwiſchen „einem blauen Heeringe und den Verdienſten „eines Cammerpräſidenten wäre, oder wie „ein eingeſalzener Seefiſch typus ſeyn „könnte, das Verdienſt eines Miniſters zu „bezeichnen.“

Ich trug indeſſen nicht ohne heimlichen Kitzel meinen Stern und mein Band, obgleich Freund Ludwig ſich des Lachens nicht enthalten konnte, als ich zum erſtenmal damit erſchien. Zugleich zeigte ich mich aber auch bey dieſer Gelegenheit in einem ziemlich vortheilhaften Lichte, welchen Umſtand ich meinen Leſern, als ein treuer Geſchichtſchreiber, auch nicht verſchweigen will. Es war nemlich des Fürſten Abſicht, den Präſidenten bey Ernennung der Ritter zu übergehn, denn dieſer war ſeit einiger Zeit noch mehr aus ſeiner Gunſt verdrängt worden. Nun hätte ich, wenn ich der Rachſucht Gehör gegeben hätte, wohl nicht Urſache gehabt, mich des Herrn von Mehlfeld anzunehmen. Aber es iſt doch ſüß, ſeine Widerſacher in warme Freunde umzuſchaffen, oder, wenn das nicht angeht, ſich wenigſtens durch Wohlthaten an ihnen zu rächen. Ich habe zwar von je her in mir einen kleinen Hang zu unedler Rachſucht gefühlt, allein zwey Dinge haben mich immer ſogleich wieder entwafnen, und jede ſolche Aufwallung in mir erſticken können, nemlich: wenn entweder mein Beleidiger nur Einen erſten Schritt zur Verſöhnung that, oder wenn er unglücklich und verlaſſen war, und meines Schutzes bedurfte — Dann litt ich nie, daß Andre ſeine unangenehme Lage zu ſeinem Schaden nützten; Er fand an mir immer einen Vertheydiger, und das war itzt der Fall mit meinem Feinde. Ich würkte alſo dem Herrn Präſidenten von Mehlfeld bey dem Fürſten, nicht ohne Mühe, die Erhaltung des Ordens aus, und jener erfuhr vielleicht nicht einmal, wem er dies zu danken hatte.

Während ich nun auf der höchſten Staffel nichtigen Glücks ſtand, hatte mein Herr den Gedanken gefaßt, eine Reiſe in fremde Länder zu machen. Er beſchloß, mich mit ſich zu nehmen, und auſſer mir waren noch der Oberſchenk, ein leerer, windvoller Hofmann, ſodann ein gewiſſer Cammerherr und Obriſtlieutenant von Reifenſtrauch, ein gutes, unſchädliches Geſchöpf, und endlich ein junger Menſch, der Graf Löhfeld, den ich als Cammerjunker in den Dienſt gebracht hatte, und von dem wir hernach noch mehr hören werden, von der Geſellſchaft. Ich hätte es leicht veranſtalten können, daß man auch Reyerberg mitgenommen hätte; Allein theils ſchien ihm ſelbſt nicht ſehr damit gedient zu ſeyn, denn er war des Reiſens müde, und unterwarf ſich auch ungern dem Zwange, der im Gefolge eines Fürſten unvermeidlich iſt, theils mogte ich nicht, daß man mir Schuld gäbe, ich packte, wie man es in der Hofſprache nennt, alle meine Creaturen mit auf. Auch war mir viel daran gelegen, während meiner Abweſenheit einen treuen Freund in der Cammer zurückzulaſſen, und der zugleich meiner lieben Gattinn ein Geſellſchafter und Rathgeber wäre.

Der Endzweck der Reiſe ſchien ſehr nützlich. Der Fürſt wollte die Einrichtungen in fremden Provinzen und Ländern kennen lernen, um daraus Kenntniſſe für ſich zu ſammlen. Wir ſollten erſt durch einen großen Strich von Deutſchland fahren, ſodann nach Frankreich gehn, und zuletzt durch den Elſaß und die Rheingegenden zurückkehren. Allein wer je Prinzen hat reiſen geſehn, dem wird es nicht einfallen zu glauben, daß ſie in der That mit der innern Verfaſſung der Länder, welche ſie durchſtreifen, bekannt werden könnten. Wenn man in drey Kutſchen durch die Städte und Dörfer hinrollt, ſich den Nahmen irgend eines Grafen oder Edelmanns giebt, indeß die Lakayen den Wirthen im Vertrauen ſagen: „ihr Herr ſey der „Fürſt, Herzog oder König von . . . . , „welcher incognito reiſe“ und ſich dann ein Haufen müſſiger angaffender Menſchen vor die Poſthäuſer drängt, und den großen Herrn wie ein Wunderthier aller Orten verfolgt, ſo daß er nirgends unbekannt hinſchleichen und ruhig beobachten kann; Wenn man in den Hauptſtädten nur die Cabinette, Gallerien, Kirchen, Schauſpielhäuſer und Gärten durchrennt, und wenn man Geſellſchaften beſucht, ſich nicht unter diejenigen Stände miſcht, die eigentlich noch National- oder Provinzialgepräge haben, ſondern in den Circuln der Nobleſſe ſich herumtreibt, die beynahe in einem Lande wie in dem andern ausſehn — Wie ſollte es da möglich ſeyn, Kenntniſſe, wahre Kenntniſſe von den innern Landesverfaſſungen einzuſammlen? Ueberhaupt bin ich ſehr davon zurückgekommen, mich auf die Nachrichten zu verlaſſen, welche Reiſende aufzeichnen. Auf welche

Art ſollen dieſe die Wahrheit der Erzählungen prüfen, welche ihnen von den Einheimiſchen zukommen? Nicht immer haben ſie das Glück an unpartheyiſche Leute zu gerathen, und dieſe unpartheyiſchen Leute haben nicht immer die genaueſten Kenntniſſe, ſind nicht immer feine Beobachter, können auch nicht beobachten, wenn ſie nicht ſelbſt in Staatsgeſchäften verwickelt ſind. Sind ſie aber das; ſo bleiben ſie ſelten unbefangen, ſondern gehören entweder zu der herrſchenden oder zu der gedrückten Parthey, deren es faſt in jedem Lande giebt. Iſt das erſtere; ſo werden ſie für alle Schritte der Regierung eingenommen ſeyn; Iſt aber das letztere; ſo hüte man ſich noch mehr vor ihren Nachrichten. Faſt aller Orten findet man eine ſolche Rotte von Malcontenten, die, weil ſie eine hohe Meinung von ſich haben, welche nicht immer den Miniſtern einleuchten will, ſich gedrückt glauben, und weil ſie unvorſichtig handeln, und desfalls zuweilen auf die Finger geklopft werden, ſich Kämpfer für die gute Sache nennen.

Dem ſey nun, wie ihm wolle! Wir zogen mit dem feſten Entſchluß ab, hundertmal klüger zurück nach Hauſe zu kommen, als wir ausgereiſet wären, und verlieſſen im Merz dieſes Jahrs die Reſidenz.

Fünftes Capittel.

Bemerkungen und Begebenheiten auf der Reiſe.

Nach dem, was ich eben über die Bemerkungen, welche Reiſende machen, geſagt habe, werden meine Leſer, hoffe ich, mir zutrauen, daß ich ſie nicht mit denen, welche wir einzeln aufſammleten, heimzuſuchen, und überhaupt hier keine weitläuftige Beſchreibung unſres Zuges zu liefern die Abſicht hege. Da wir übrigens gleich anfangs ausgemacht hatten, daß jeder von uns ein Journal führen ſollte, auch vom Fürſten bis auf den Kammerdiener jedem ſein Departement angewieſen war, welche Gegenſtände ihm vorzüglich zu beobachten oblägen, und endlich dieſer ganze Schatz von Beobachtungen gegenwärtig in meinen Händen iſt; ſo könnte es leicht noch kommen, daß wenn mich einmal wieder die Autormanier befiele, ich den ganzen Bettel auf Pränumeration herausgäbe.

So viel kann ich Sie indeſſen verſichern, daß wir die Menſchen aller Orten gleich fanden — Ein närriſches Volk! wahrhaftig! In ewigem Streite nach Kleinigkeiten; mit einander, gegen einander, durch einander würkend; in unbeſtimmter Thätigkeit; in unaufhörlichem Widerſpruche mit ſich ſelbſt; Tugend wollend, und Bosheit ausübend; Wahrheit ſuchend, Wahrheit verwerfend; die Stecknadel aufhebend, und den Ducaten mit Füßen tretend; bauend, um niederſtürzen zu dürfen; ſich einander zerreiſſend, um dann die Stücke wieder zuſammenſuchen zu können; Wie die Kinder, von erdichteten Begebenheiten gerührt, und bey wahrhaften Unglücksfällen kalt; weinend bey einem Roman, aber gleichgültig den Jammer von Meſſina im Calender leſend; Herr ſeines Schickſals und doch murrend über das Werk ſeiner Hände; nie zufrieden mit ſeinem Zuſtande; ſuchend, was es hierunten nie finden kann; begehrend, was es nicht hat; ſeyn wollend, was es nicht iſt; ſtrebend nach dem, was ihm nicht nützen kann. Da will der kleine Graf den Kaiſer ſpielen, und Kaiſer und Könige mögten lieber leben wie Bürger; der Gelehrte trägt gern einen Rock, der einer Uniform ähnlich ſieht, und der Officier Cavalierskleider, der Geiſtliche bunt, und der Weltmann ein clericaliſches Gewand; der Pfarrer ſammlet Inſecten, und der Arzt lieſet Kirchenväter. Der Eine frißt bey Tiſche die beſten Brocken zuerſt vom Teller weg, der Andre ſucht die Kaſtanien aus dem braunen Kohl heraus, legt ſie auf die Seite, und ſpart ſich den Genuß auf; Und jeder raiſonnirt darüber, und behauptet, daß er Recht habe. „Ich verlängre meine Freuden" ſagt Hans „indem ich die Kaſtanien „erſt lange vorher mit Vergnügen anſchaue, „und endlich ſpeiſe" „Ich nütze den Augenblick" ſagt Fritz „weil ich noch Hunger „habe und noch lebe." — „Meinetwegen „thut, was Ihr wollt, nur ſchlagt Euch „nicht um die Meinungen" ſagt der Miniſter Peter Claus von Clausbach. — Arme Narren! Laßt uns doch Geduld haben Einer mit dem Andern! Ich trage meine Kappe mit

Freuden, mag ſie keinem Andern abreiſſen, auch die meinige niemand aufhenken.

Doch wohin gerathe ich? Das alles wiſſen Sie ja eben ſo gut. Es iſt nun einmal unter dem Monde nicht anders. Wir wollen es in Gottes Nahmen alſo ſeyn laſſen.

Zur Abwechſelung will ich Ihnen aber noch allerley erzählen, was uns unterwegens begegnete. Wir reiſeten durch mein hannöverſches Vaterland, und kamen bey dem Thore des Städtgens Pattenſen vorbey. An der Kutſche, darinn ich mit dem Fürſten ſaß, zerbrach etwas, und wir mußten über ſechs Stunden liegen bleiben. Ich nützte dieſen Zwiſchenraum, um den Fürſten zu bitten, mir zu erlauben nach Eldagſen zu fahren. Warum? darüber erklärte ich mich gegen ihn nicht deutlich. Doch Sie wiſſen, meine Herrn und Damen! es war mein Geburthsort, und der Geburthsort hat ſo etwas anziehendes, daß ſich nun freylich beſſer empfinden als beſchreiben läßt. Wenn man ſich da zurückdenkt, in jene unſchuldig glücklichen Jahre der Kindheit, wo das harmloſe Gemüth noch von keinen Nahrungsſorgen gedrückt, von keiner der unzähligen Leidenſchaften, Begierden, Bedürfniſſe und Wünſche, die nachher unſer Elend bauen, in Aufruhr gebracht wurde; wo noch kein mislungener Plan, keine betrogene Hofnung, kein untreuer Freund, kein ſchelmiſcher Bube, kein leichtſinniges Mädgen unſre Ruhe untergraben hatte; wo noch nicht das Andenken an ſo manche ausgeſtandene Leiden und die Furcht vor künftigem Gram, uns den Genuß der Lebensgüter verbitterte; wo noch nicht Abnahme der geiſtigen und körperlichen Kräfte uns jeden Augenblick an die Vergänglichkeit und Nichtigkeit der irdiſchen Freuden erinnerte, und keiner dieſer traurigen Eindrücke den glücklichen Unwiſſenden mit Sehnſucht nach einer beſſern Welt erfüllte — Nein! wo, verſunken in den Genuß des Gegenwärtigen noch eine weite lachende Ausſicht von freudenvoller Zukunft, in dem herrlichſten Lichte, mit lebhaften

Farben vor unſern Augen daſtand — Wenn man ſich da herumtummelte auf ſeinem Steckenpferdgen, das keinen willkührlichen Sprung machte, ſondern treulich folgte, durch Dick und Dünn, ohne hintenauszuſchlagen, wohin man es auch zog — Ach! lachen Sie nicht, Monſieur! Sie werden ja das auch wohl ſchon einmal in Ihrem Leben empfunden haben. Oder fehlt Ihnen der Sinn davor — Was hilft es dann, daß ich viel davon ſchwätze? — Alſo zur Sache!

Ich kam nach Eldagſen, und ſahe nicht ohne Rührung die Hütte und das Gärtgen meines Vaters — Jetzt in fremden Händen — Ich ſahe, wie ſich hier alles in dreyſſig Jahren verfeinert, cultivirt und corrumpirt hatte, wie der Luxus geſtiegen war, wie die Mädgen nicht mehr freundlich und treuherzig mit dem Kopfe nickten, ſondern, als ich mit meinem Orden vom blauen Heeringe vorübergieng, mir eine franzöſiſch-deutſche Verbeugung machten. Es lebte von

meinen Verwandten noch der einzige Sohn meines Oheims, des Bürgermeiſters und Apothekers Dromeyer, aber er war gänzlich verarmt. So wenig Beruf ich nun fühlte, mich ihm und Andern zu erkennen zu geben; ſo hätte ich ihm doch gern etwas zu gut gethan, nur wußte ich es nicht recht anzugreifen. Als ich noch darüber nachdachte, gieng ich vor dem Rathhauſe vorbey, (das in Amſterdam iſt ſchöner, auch größer.) Es fiel mir ein, die Anſchlagzettul am ſchwarzen Brette zu leſen, und da fand ich denn, daß:
„Peter Claus, von mittler Größe, mager
„von Statur, mit etwas einwärts gebogenen
„Knien, und röthlich blonden Haaren, (das
„Lumpengeſindel! wie ſie mich da abmalten!)
„gebogener Naſe, großen blauen Augen u. ſ. f.
„vor etwa dreyßig Jahren das Land verlaſ-
„ſen, und ſich ſeit dieſer Zeit nicht wieder in
„demſelben habe betreten, auch nichts von
„ſich hören laſſen, nach dreymaliger Citation
„nunmehro zum letztenmal vorgeladen werde,
„eine gewiſſe Erbſchaft von der alten ver-
„ſtorbenen Jungfer Catharina Tütgenmüller,

„welche deductis deducendis, und nach Bezahlung der clauſiſchen väterlichen Schulden, 125 Rthlr. 17 Mariengroſchen und „3 Pfennige betrüge, in Empfang zu nehmen, oder aber zu gewärtigen, daß beſagter Nachlaß ſeinem Vetter, Joſt Heinrich „Dromeyer, als nächſtem Erben verabfolgt „werden würde" — „Deſto beſſer!" rief ich aus „Ich will mich gewiß nicht melden; ſo „hat doch der arme Schlucker auch einmal „einen fröhlichen Tag." Wie konnte auch der Ritter vom blauen Heeringe ſich um die Erbſchaft einer alten Jungfer, von ſo geringem Werthe melden? —

Als ich gegen Abend nach Pattenſen zurückkam, fand ich, daß indeß der Kammerdiener des Fürſten eine comiſche Beſchreibung dieſes Städtgens, in welchem mein gnädigſter Herr und ſein Gefolge, ich bekenne es, die Stunden nicht eben ſehr kurz gefunden, aufgeſetzt hatte. Hier iſt zur Probe der Anfang dieſes Manuſcripts:

„Pattenſen ſoll, wie Büſching verſichert, „ehemals Pattenhuſen geheiſſen haben. Da „der alte Nahme weit länger als der jetzige „iſt; ſo ſteht zu vermuthen, daß dieſe in der „That gegenwärtig nicht ſehr glänzende „Stadt ehemals viel größer geweſen ſeyn „müſſe, und man den Nahmen abgekürzt „habe, als der Ort kleiner geworden, aus „Beſcheidenheit, um keine große Erwartungen „bey Reiſenden zu erregen. Die Unſrigen „wurden würklich äuſſerſt mäßig, ſobald „meines gnädigſten Herrn Durchlaucht nebſt „Suite in den beſten Gaſthof zur Leuchte eintraten. „und denſelben nicht allerdings mit „den größten Bequemlichkeiten verſehen fanden. „Da für das Gefolge des Fürſten, „auſſer dem ziemlich ſauren weiſſen Bier und „dem in Bremen verfertigten Franzweine, „ſich kein genießbares Getränk fand; ſo eilte „ich nebſt dem Friſeur Jaques la Marque in „die Apotheke, und lieſſen wir uns daſelbſt „zwey Gläſer voll einfachen Kümmelaquavit „reichen, (vom doppelten war grade damals „nichts vorräthig.) Beſagte Apotheke liegt

„an einem etwas unfreundlichen Platze,
„welcher aber, wenn er von ſchönen Häuſern
„umgeben (das Rathhaus iſt doch eines der
„anſehnlichſten darunter) ſehr viel größer,
„gut gepflaſtert, und etwa mit einem
„Springbrunnen oder dergleichen verſehen
„wäre, gewiß einer der vorzüglichſten in
„Deutſchland ſeyn würde. Wir beſahen
„gleich darauf die nahe liegende Kirche.
„Wäre dieſe von beträchtlich größerm Umfange
„und beſſer gebauet; ſo würde ſie den
„berühmteſten Domkirchen nichts nachgeben.
„An dem Thurm, welcher in ganz eigenem
„Geſchmacke aufgeführt, mit keiner Spitze
„gezieret iſt, und faſt zu niedrig ſcheint, fiel
„uns der Mechanismus von zwey Wetterhähnen
„in die Augen, die, welches gar
„curios anzuſehen, ſich jedesmal umdrehen,
„ſo oft der Wind ſich verändert. Es fügte
„ſich grade, daß der Stadtmuſicus ein geiſtliches
„Lied vom Thurm herabpoſaunte, und
„es gereichte uns zu nicht geringer Freude,
„zu bemerken, daß, da er vermuthlich gegenwärtig
„mit keinem Gehülfen verſehen iſt,

„er ſein Amt auf das treueſte allein in ſeiner
„Perſon verſah, ſo daß würklich ſeine Backen,
„wie man es gar eigentlich wahrnehmen
„konnte, vor Dienſteifer pechbraun wurden.
„Nachdem wir auch die Parade hatten ſtellen
„geſehn, welches im Grunde nicht viel Zeit
„wegnahm, trieb mich die Neugier die in
„Büſchings Erdbeſchreibung angezeigten fünf
„adelichen Güter in Augenſchein zu nehmen.
„Hier muß ich aber ſagen, daß es uns ſehr
„leid that, die ſchönen Schlöſſer der Gutsherrn
„nebſt den Haushaltungsgebäuden
„nicht bewundern zu können, welches hauptſächlich
„von dem Umſtande herrührte, daß
„dergleichen zur Zeit nicht vorhanden, ſondern
„in den leidigen heilloſen Kriegesjahren
„verbrannt und verwüſtet ſind, doch lieſſen
„ſich noch die Plätze bemerken, wo beſagte
„Gebäude geſtanden haben ſollten. Nur Ein
„Gut fanden wir in vollkommnem Stande,
„und wenn die Wohn- und ökonomiſchen
„Häuſer auf ſelbigem nicht maſſiv gebauet
„waren; ſo mag dies daher rühren, daß
„etwa die Steine daſelbſt rar ſind, welches

„ich ſchon in mehr Gegenden von Deutſchland
„bemerkt zu haben glaube. Der Beſitzer
„dieſes Guts, ſo wie einiger andern, welche
„in der Nachbarſchaft liegen ſollen, hatte,
„wie es unter Cavalieren Sitte iſt, von ſeinen
„Vorfahren beträchtliche darauf haftende
„Schulden geerbt, welche aber, in ſeiner
„Abweſenheit, ſeit neunzehn Jahren, unter
„der ſtrengſten Aufſicht der Juſtitz, von den
„Revenüen abbezahlt werden. Er ſelbſt ſoll,
„wie ich hörte, die freudenvollen Ausſichten,
„welche ihm dieſe Einrichtung eröfnet, in
„fremden Provinzen abwarten, woſelbſt er
„aber auf einen gar zu bürgerlichen einfachen
„Fuß mit ſeiner Familie, fern von ſeinem
„Vaterlande, als ein Fremdling, mäßig,
„ein wenig kränklich, aber zufrieden lebt,
„dabey allerley unnützes Zeug treibt, ſeine
„Kinder ſelbſt unterrichtet, Bücher ſchreibt,
„viel reiſet, und ſich um ſeine Güter gar
„nicht bekümmert, welches manchen Leuten
„ſonderbar ſcheint, doch aber wohl ſeine
„Urſachen haben mag.“

Nur getroſt, liebe Leſer! Wir wollen es zwar bey dieſer Probe bewenden laſſen; Wenn ich aber erſt unſre vollſtändige Reiſejournale herausgebe; dann ſollen Sie den ganzen Aufſatz über Pattenſen in extenſo haben, nebſt einem ſaubern, in Kupfer geſtochenen Plane der ganzen Gegend, um welchen ich würklich an jemand aus dem dortigen Magiſtrate geſchrieben habe.

Uebrigens reiſeten wir, ſobald der Wagen hergeſtellt war, weiter.

Sechſtes Capittel.

Fortſetzung. Allerley Abentheuer.

So viel ich konnte, ſuchte ich den Fürſten währender Reiſe auf ſolche Dinge aufmerkſam zu machen, welche ſonſt große Herren ſelten ſehen. So lange wir Deutſchland durchſtreiften ließ ich ihn bemerken, welche Verſchiedenheit unter den Regierungsarten unſerer Prinzen herrſchen; wie ſo manche unter ihnen, in einem kleinen unbedeutenden Ländgen, durch weiſe, väterliche und haushälteriſche Anordnungen, ſich den Würkungskreis ihrer Wohlthaten erweitern, bey ihren Unterthanen Segen und Liebe, und auswärts Ruhm erwerben, indeß andre weit Größere, durch Faulheit, Sorgloſigkeit, Inconſequenz ihrer Handlungen, ſchlechte Auswahl ihrer Freunde, Mangel an Grundſätzen und elende Oeconomie, troz ihres Ehrfurcht erzwingenden Despotismus, als ſchwache Menſchen verachtet, ausgeſchrien, Berge, wenn ich dachte, was das koſten würde.

Weil wir eben von engliſchen Gärten reden; ſo kann ich nicht verſchweigen, welche närriſche Anlagen von der Art ich in Deutſchland antraf. Ich ſah deren einige, wo man die Natur gemißhandelt hatte, um auf kleine Plätze ganze Landcharten in nuce aufzutragen. Berge, zwiſchen denen, wenn man nicht die Rockſchöße feſt an ſich drückte, man Gefahr lief, ſtecken zu bleiben, und Flüſſe, in welchen ein großer Hecht, den man hineingeſetzt hätte, durch einen ausdrücklich dazu beſoldeten Menſchen jedesmal bey dem Schwanze wieder hätte zurückgezogen werden müſſen, wenn er am Ende geweſen wäre, und ſich nun nicht hätte umdrehen können, ohne die am Ufer ſtehenden indianiſchen Palläſte über den Haufen zu ſtürzen.

Meine Bemerkungen giengen aber mehrentheils nur auf Beobachtung der Sitten und Charactere der Menſchen. Dies iſt immer mein Lieblingsſtudium geweſen. Der Anblick des koſtbarſten Edelgeſteins, des ſeltenſten ausländiſchen Gewächſes, das Leſen des unterrichtendſten Buchs oder die Bewunderung des herrlichſten Kunſtwerks ſind mir nie halb ſo viel werth geweſen, als das Leben mit Menſchen, und aus Einer Stunde, mit einem Thoren oder Pinſel hingebracht, habe ich doch oft mehr gelernt, als aus zwanzig Bogen von einem Weiſen geſchrieben. Wehe Dir, wenn je ein Mann von Dir gieng, ohne daß Du etwas von ihm gelernt hatteſt!

Als wir in . . . . waren, wo wir acht Tage lang blieben, gieng ich gewöhnlich des Morgens gegen ſieben Uhr ſpazieren, und oft vor einem Hauſe vorbey, in welchem ich jedesmal um eben dieſelbe Zeit ein klägliches Gewinſele hörte. Dies machte mich äuſſerſt neugierig, und ich wendete mich desfalls an jemand, der ſehr bekannt in der Stadt war, beſchrieb demſelben das Haus, und bath ihn, ſich zu erkundigen, was für eine Art Leiden hier ſo periodiſch herrſchte. Der Mann lächelte, und half mir ſogleich aus dem Traume. „Dort wohnt“ ſagte er „der „Legationsrath Sanderſtein, ein Mann, „der ein Jahr in England zugebracht hat, „und dabey ein großer Verehrer von Rouſſeaus Erziehungsmetode iſt. Dieſe will er „dann auch mit Gewalt in ſeinem Hauſe „einführen; Unglücklicherweiſe aber ſind „ſeine Kinder von ſehr ſchwächlicher Leibesbeſchaffenheit; Doch nimt er darauf keine „Rückſicht. Des Morgens, wenn Sie die „armen Dingerchen haben klagen gehört, „war grade die Stunde, wo das ganze „Haus gewaltſam in kaltes Waſſer geſteckt, „und gebadet wurde. Man hört im Winter „oft bis in das dritte Haus das Geſchrey „und Zähneklappern der Frierenden, und „das ganze Jahr hindurch iſt die Familie „enthämert“ — Sonderbar genug! Was man nicht alles auf Reiſen zu ſehen und zu hören bekömmt!

In allen großen und kleinen Städten, durch welche wir reiſeten, glaubte der Adel ein Recht zu haben, uns Langeweile zu machen. Er drängte ſich, ſobald er unſre Ankunft erfuhr, um den Fürſten herum, und belagerte denſelben dermaßen, daß es nicht möglich war, andre verdienſtvolle Männer, z. B. große Kaufleute, Fabricanten, Künſtler u. d. gl., von denen wir hätten etwas lernen können, aufzuſuchen; Dies gefiel mir gar nicht. Wir bemerkten, daß auch in den kleinſten Provinzialſtädten, ſich die Stände auf eine ſo lächerliche Weiſe abſonderten, und drey Häuſer von der ſo genannten Nobleſſe lieber täglich zuſammen gähnten und ſpielten, als daß ſie ſich in dem angenehmen Umgange ſchätzbarer bürgerlicher Perſonen unterrichtet hätten. Dieſe Erbärmlichkeit fiel uns auch in den Reichsſtädten auf. Hier, wo in der That mehrentheils in den Häuſern der Kaufleute nicht nur der größte Reichthum, ſondern auch die feinſte Cultur, der beſte Geſchmack, und die edelſte Gaſtfreundſchaft herrſchten, riſſen ſich doch die adelichen, oft ſehr dürftigen Familien von jenen Verbindungen los, und machten einen Circul vor ſich aus, in welchen ſie alle angeſehenen Fremden hineinzuziehen trachteten, um ſie an ihrer Langenweile Theil nehmen zu laſſen. Ja! wenn man es genau unterſuchte; ſo beſtand der größte Theil dieſer Nobleſſe aus Leuten, die entweder, wie der Miniſter Claus von Clausbach, erſt ſeit kurzer Zeit das Recht erkauft hatten, drey Buchſtaben mehr vor ihre Nahmen zu ſetzen, oder deren Mütter vielleicht grade aus einer der Handlung treibenden Familien waren, und durch ihren reichen Brautſchatz ihre hochadelichen Gatten in den Stand geſetzt hatten, mit einigem Anſtande zu leben.

Da mein gnädigſter Herr ſeine neu errichteten Academien nie aus den Augen verlohr; ſo verſäumten wir auch nicht, in den verſchiedenen Oertern die Gelehrten und Schriftſteller zu beſuchen. Aber mein Gott! was für Leute lernten wir da zuweilen kennen! Ich weiß wohl, daß es eine unbillige Forderung iſt, zu verlangen, daß ein Mann, der ſich durch ſeine Schriften Ruhm erworben hat, wenn man ihn vielleicht zu einer Stunde ſpricht, wo er kränklich, zerſtreuet, oder voll böſer hypochondriſchen Laune iſt, welches alles wohl Gelehrten öfter als andern Menſchen wiederfährt, daß, ſage ich, die Leute alsdann von einem ſolchen Manne fordern, daß er nichts als Sentenzen und erhabene, neue, auſſerordentliche Sachen reden ſoll. Ueberhaupt erheiſcht man von einem großen Manne zu viel, wenn man verlangt, er ſolle alles, auch die gemeinſten Dinge, auf eine ausgezeichnete Weiſe thun. Man erwartet ja von einem Balletmeiſter nicht, daß, wenn er auf der Gaſſe geht, er immer pas de bourré, gliſſades, tortiliers, pirouettes u. d. gl. mache. Dazu kömmt, daß würklich ein Schriftſteller von einigem Rufe täglich der Ungemächlichkeit ausgeſetzt iſt, von allerley Menſchen überlaufen zu werden, die ihn nicht immer ſehr intereſſieren, mit denen oft nicht ein geſcheutes Wort zu reden iſt, die ihn wohl recht zu ehren glauben, wenn ſie ihm platte Schmeichelenen an den Hals werfen, oder die ſich ſelbſt in vortheilhaftem Lichte zeigen wollen, damit er ihnen etwas verbindliches ſage, und ſie ſich hernach der Freundſchaft eines großen Mannes rühmen dürfen. Von einer andern Seite aber giebt es denn auch leider! Gelehrte, welche im Privatleben unerträgliche Geſchöpfe ſind, und deren trafen wir eine ziemliche Anzahl auf unſerm Wege an. Einige waren in ihrem häuslichen Weſen entweder ſo unſittlich, oder ſo unordentlich, zwecklos, ſchmutzig, oder böſe Wirthe, ſchlechte Hausväter, daß man verſucht wurde, ſehr wenig von der Wiſſenſchaft eines Mannes zu halten, der noch nicht gelernt hatte, ein Menſch zu ſeyn. Andre waren nur auf ihr Fach abgerichtet, verachteten alles übrige, und alle andre fremde Weisheit, wußten von nichts zu reden, als von dem, was ihnen der Mittelpunct aller menſchlichen Erkenntniß ſchien, und wunderten ſich höchlich, wenn man darinn ganz fremd war. Noch Andre hatten über ihre Speculationen jede Anſtändigkeit im äuſſern Betragen vergeſſen. Ihr pöbelhaftes Aeuſſerliche, ihre groben Manieren, ihr unerträglicher Egoismus ſcheuchten jeden zurück — Kurz! wir fanden nur ſehr Wenige, welche Gelehrſamkeit, Geſchmack, Gradheit des Kopfs und Herzens mit einer geſitteten Aufführung, mit nützlicher Thätigkeit für die Welt, mit Ausübung der häuslichen und geſelligen Pflichten, mit Beſcheidenheit, Heiterkeit, Weltkenntniß und feiner Lebensart verbanden.

Von Bonn aus nahmen wir unſern Weg über Trier, Luxemburg, durch einen Theil von Champagne, über Verdün, Chalons (ſur Marne) und Meaux. Von da giengen wir über Charenton nach Paris; Es war ſo die Fantaſie meines Herrn, dieſen Weg zu nehmen.

Jenſeits Meaux lieſſen wir den Kammerdiener nebſt dem Friſeur in einem kleinen zweyſitzigen Wagen vorausfahren. Der Poſtknecht, welcher ſie führte, warf ſie auf eine höchſt ungeſchickte Weiſe um; doch bekam niemand Schaden. Als er nun die Pferde losgeknüpft hatte, rief er: „Sortés, „ſortés toujours, Meſſieurs! il n'y a plus „rien à craindre" (Sie lagen ſchon) Und als ſie ausgeſtiegen waren: „Dieu merci! „Vous voilà ſauf & ſain" — und dann: „Mais je Vous défie par exemple, de renverſer avec plus d'adreſſe. Le Diable „m'emporte! Si Vous ſeriés tombé ici ſous „la conduite d'un chien d'Allemand, Vous „en auriés eu pour le reſte de Vos jours."

Wir reiſeten ziemlich geſchwind; Es war ſehr warmes Wetter, und der Fürſt hatte ſchon in Meaux ein wenig Kopfſchmerzen gehabt. Deswegen wurde beſchloſſen, in das unruhige Paris erſt am folgenden Morgen einzuziehen, und dagegen die Nacht in Vincennes hinzubringen. Es war noch ziemlich früh, als wir hierherkamen, und ich hatte Luſt mit dem Grafen Löhfeld die Porcelainfabrik zu beſehen; Wir giengen alſo hin. Als wir vor einem ſchlechten Wirthshauſe vorbey wanderten, bemerkten wir einen großen Zulauf des Pöbels. Ich war neugierig die Urſache davon zu erfahren, und fragte daher jemand aus dem Haufen darnach. Es hieß: Ein Weibsbild, von der niedrigſten Art, deren es leider! in Paris eine ſo ungeheure Menge giebt, ſey geſtern Abend aus der Hauptſtadt nach Vincennes gekommen, habe weiter gewollt, ſey aber hier krank an einem gräßlichen Uebel, welches die Folge ihrer ausſchweifenden Lebensart geweſen, vor der Thür dieſes Wirthshauſes liegen geblieben. Sie habe darauf den Wirth um Gottes und aller Heiligen Willen beſchworen, ſie doch nur zwey Tage lang zu beherbergen, wobey ſie einen kleinen Ring vom Finger gezogen, und ihn gebethen habe, denſelben als eine Bezahlung der letzten menſchenfreundlichen Dienſte, die er ihr leiſten würde, anzunehmen. „Ich bin das unglücklichſte Geſchöpf auf Erden“ hatte ſie ausgerufen „Vielleicht werde ich in wenig „Stunden das Ende meines Lebens erreicht „haben, eines Lebens, das von dem erſten „Fehltritte an, den ich begieng, aus einer

„Reyhe von Verirrungen beſtand, deren eine „die andre herbeyführte, und die ich nun zu „ſpät bereue. Vom Schickſale, von allen „Menſchen, von mir ſelbſt, von meinem „Gewiſſen und von der Vorſehung verlaſſen, „bleibt mir nichts übrig, als dieſer Ring, „der mich aber nur noch lebhafter an meine „Vergehen erinnert, ſo oft ich ihn anſehe, „und die Hofnung, bald von meiner Quaal „erlöſet zu werden; aber auch dieſe Hofnung „wird durch die ſchrecklichſten Blicke in die „ewige Zukunft erſtickt.“ Der Wirth war vorwitzig genug geweſen, von der Unglücklichen, in dieſer ſchrecklichen Lage, noch die Erzählung ihrer Geſchichte zu erpreſſen. Dann wurde doch ſein Herz von menſchlichem Gefühle des Mitleidens bewegt; Er nahm den Ring an, und — ſchleppte das Mädgen in einen alten feuchten Stall, wo ſie dieſen Nachmittag, nach fürchterlichen Todeskämpfen, verſchieden war. Da nun der Wirth den Leichnam in die Erde ſenken laſſen wollte, hatte, wie ſichs verſteht, die Geiſtlichkeit ihm das Begräbniß verweigert. Man war daher im Begriff das Mädgen auf eine unehrliche Art (wenn es möglich iſt, noch nach dem Tode einen entſeelten Körper zu verunehren) wegführen und irgendwo einſcharren zu laſſen, welches dann den Zulauf des Volks veranlaßt hatte.

Da ich gern menſchliche Geſchichten höre; ſo bath ich den Gaſtwirth, mir von Erzählung der Elenden Bericht zu erſtatten. Er that es mit aller franzöſiſcher Geſchwätzigkeit; Ihnen aber, meine Leſer! will ich nur ſo viel daraus mittheilen: daß dieſes Mädgen von einem Verführer als Maitreſſe mit von Koppenhagen nach Paris geführt und, nachdem dieſer ihrer müde geweſen, von demſelben verlaſſen, und in die Nothwendigkeit war verſetzt worden, das ſchändliche Handwerk, welches ſie ſchon ergriffen hatte, öffentlich zu treiben. Von dieſer abſcheulichen Lebensart war denn ihre Geſundheit das Opfer geweſen, und als ſie, um der Ahndung der Policey auszuweichen, Paris verließ, hatte ſie kaum noch ſo viel Kräfte, bis nach Vincennes zu kriechen.

Was ich aber empfand, als ich den Ring, den der Wirth in Händen hatte, betrachtete, und ihn für denſelben erkannte, den ich einſt in Koppenhagen der Tochter des Sieur Lippeville, * begleitet von guten Vermahnungen geſchenkt hatte; was ich empfand, wenn ich bedachte, wie ſchlecht das arme Mädgen meinem Rathe gefolgt war, wie großen Antheil vielleicht ihr eigener Vater an ihrem grenzenloſen Elende haben mogte; wenn ich einen Blick auf den Leichnam warf, wie er da lag, entſtellt, verwüſtet durch das ſchreckliche Gift des Laſters — Gottes Ebenbild vertilgt, ausgelöſcht aus ihren Zügen — Gottes Siegel weggeriſſen von ihrer Stirne; Und wenn ich dann überlegte, wie es ſo eine Zeit giebt bey jedem Menſchen, wo die heilige Unſchuld in unentweyheter Würde in dem reinen Herzen wohnt, Friede, Glück, und Ruhe durch das ganze Weſen hingießt, und wie ein Augenblick, ein einziger kleiner Augenblick nur, oft nur Ein zu ſinnlicher

---

* Man leſe im IIten Theil die 85ſte Seite.

Wunſch, Ein freyer Blick voll Sünde, das Thor eröfnet zu nahmenloſem Jammer, Verderben, Elend, Reue, Zerknirſchung und Hölle — und was Wachſamkeit und Gebeth nicht vermögen, die ſo oft vergebens gepredigt werden — Ach! ich kann es nicht beſchreiben, wie mir zu Muthe wurde —

Ich kaufte den Ring um hohen Preis; Er war mir ſeit dieſer Zeit viel werth. Ich werde meine Kinder erziehen mit dieſem Ringe. Er iſt meine letzte Appellation, ſo oft ich von guten Vorſätzen, von treu gemeintem Rathe den Müſſiggang zu fliehen, von Gefahren des Lebens, von Misbräuchen der Leidenſchaften, von Verführbarkeit der Jugend, von Empfänglichkeit zum Guten rede — Doch genug hiervon! Löhfeld war es nicht werth, daß ich ihm die Urſache meiner Rührung erzählt hätte; Der Körper wurde beygeſcharrt — Mogte er doch liegen, wo ſie ihn eingraben wollten! — Die Porcelainfabrik blieb unbeſehen.

Siebentes Capittel.

Zurückkunft von der Reiſe. Hofkabalen. Geſpräch darüber.

Es fällt mir eben noch zu rechter Zeit ein, daß ich Ihnen zu viel von unſrer Reiſe erzähle. Sie mögten nachher auf das ganze Werk nicht pränumeriren wollen, wenn ich fortführe, die beſten Stellen aus meinem Journale voraus herzugeben. Alſo wollen wir das Ding dabey bewenden laſſen, und uns begnügen zu ſagen, daß ich im Junius dieſes Jahrs glücklich mit meinem Herrn in die Reſidenz zurückkam.

„Nun, mein lieber Peter!“ ſprach kurz nachher Reyerberg eines Abends zu mir, als wir in dem Zimmer meiner Frau beyſammen ſaßen „Iſt es wohl erlaubt, Ihrer Excellenz „einmal die Wahrheit zu ſagen?“

„Warum nicht, mein guter Ludwig“ antwortete ich „Du weißt, daß ich gern den „Rath eines Freundes annehme.“

Reyerberg. „Das weiß ich nun wohl „eben nicht, denn ich habe Dich doch oft „ſagen gehört: Man ſolle einem klugen „Manne nie ſeine Fehler zeigen, ſondern „ihm ſo viel Selbſterkenntniß zutrauen, daß „er ſie ohnerinnert einſehn und zu verbeſſern „ſuchen würde; wenn er das könnte.“

Ich. „Du verdreheſt meine Worte. „Wenn ich das geſagt habe; ſo war von „Hauptfehlern die Rede, von herrſchenden „Leidenſchaften, deren jeder Menſch einige „hat; Und da habe ich dann mit Recht, wie „ich denke, behauptet, daß es unvernünftig „ſeyn würde, einen Verſtändigen auf Dinge „aufmerkſam machen zu wollen, die er längſt „an ſich ſelbſt bemerkt haben, und wohl unüberſteigliche Hinderniſſe bey ſeinem Kampfe „dagegen gefunden haben mußte, wenn er „ſich noch immer nicht davon hätte losmachen

„können. Aber bey kleinen Verirrungen, „Unvorſichtigkeiten in der Aufführung und „dergleichen; wer würde da nicht gern ſich „liebreich zurechtweiſen laſſen?"

Reyerberg. „Haſt Du aber nicht auch „oft geſagt: Man ſolle ſich gänzlich enthalten, „über die Handlungen eines weiſen „Mannes zu urtheilen? und wenn man ihn „auch auf Einem Beine herumſpringen ſähe, „indeß andre Biedermänner auf zweyen einhergiengen; „ſo ſollte man doch ſchweigen, „und denken: Ey nun! Er wird ſchon wiſſen, „was er thut."

Ich. „Ich ſehe, daß man ſich in Acht „nehmen muß, paradox ſcheinende Sätze „in Deiner Gegenwart vorzutragen. Du „ſchnappſt alles auf, verſtehſt es halb, reiſſeſt „mir die Scheide aus der Hand, und „meinſt, Du hätteſt mir mein Schwerdt „entwunden, das Du nun gegen mich ſelbſt „brauchen könnteſt."

Reyerberg. „Wenn Du aus dem Tone „redeſt, mein Lieber! ſo wollen wir davon „abbrechen — Doch nein! Magſt Du immerhin ein wenig ungehalten auf mich werden! Ich will es darauf wagen. Dein „gutes Herz wird Dir ſchon einſt zuflüſtern, „daß ich es wenigſtens gut gemeint habe; „ſollte ich auch hie und da im Irrthum geweſen ſeyn — Alſo zur Sache!“

Und nun, meine lieben Leſer! erlauben Sie mir, dieſes ganze Geſpräch zwiſchen Reyerberg, meiner Frau und mir, ſo viel ich mich deſſen noch erinnere, hier abzuſchreiben. Da ich bald nachher die Wahrheit von allem erfuhr, was mir mein Freund damals ſagte, ſo wenig ich es auch zu der Zeit glaubte; ſo kann dieſer Dialog, beſſer als meine trockne Erzählung dazu dienen, Sie von der Lage, darinn ich mich befand, zu unterrichten.

Reyerberg. „Alſo zur Sache! Ohne „ein Prophet zu ſeyn, kann ich Dir voraus-

„ſagen, daß Du hier nicht lange mehr Dein „Miniſterweſen treiben wirſt."

Meine Frau und ich zugleich. „Nun! „das klingt ja gefährlich."

Reyerberg. „Es iſt gewiß, und wäre „es nicht alſo; deſto ſchlimmer für Dich! „Dann mögte ich nicht ein Wort darüber „verliehren. Kurz! Du bleibſt entweder der „redliche Peter, der Du biſt, und dann wird „man Dich bald fortzuſchaffen wiſſen, oder „Du gehſt ſelbſt zu Grunde, läſſeſt Dich von „dem Strohme des Verderbniſſes hinreiſſen."

Meine Frau. „Für das Letztere hafte ich."

Reyerberg. „So zuverſichtlich, meine „gnädige Frau?"

Meine Frau. „Sehr zuverſichtlich."

Ich. „Und das Erſte beunruhigt mich „wenig. Wenn ich, bey den treueſten Ab-

„ſichten, verkannt, gemißbraucht, mit Undank belohnt werde; ſo ſoll es mich doch nie reuen, Gutes gewollt und Gutes gethan zu haben, ſo viel ich nemlich konnte."

Reyerberg. „Ihr bringet mich aus meinem Concepte, Ihr Leutgen! Laſſet mich ausreden, und fallet mir nicht in die Rede!"

Ich. „Nun! ſo laß denn einmal hören!"

Reyerberg. „Du haſt ſchon herrlich die äuſſern Hofſitten angenommen, ſieheſt immer freundlich, liebreich und ſüßlich aus; ſagſt den Leuten handgreifliche verbindliche Artigkeiten, die niemand für Ernſt halten kann; kannſt zur rechten Zeit zerſtreuet ſcheinen, wenn Du etwas nicht hören, auf etwas nicht antworten willſt; fragſt ſechſerley in einem Othem fort, und erwarteſt die Antworten nicht, damit ja nicht Dein Herz Antheil an etwas zu nehmen das Anſehn habe. Du ſagſt mit Kälte die

„wärmſten Verbindlichkeiten, und mit Wärme
„die unbedeutendſten Kleinigkeiten. Du
„ſcheinſt an Staatsſachen zu denken, wenn
„Du überrechneſt, wie viel Schüſſeln auf
„dem Tiſche ſtehen, und machſt Plane zum
„Beſten des Landes, wenn Du mit dem
„Papagayen der Dame Novanelle ſpielſt.
„So weit wären wir alſo ſchon gekommen,
„und wenn Du ein junger Menſch, und
„nicht mein alter geprüfter, redlicher, erfahrungsvoller
„Peter wärſt; ſo mögten wohl
„die gnädige Frau nicht ſo ganz gewiß behaupten
„dürfen, daß es nun gar nicht
„möglich wäre, am Ende, durch lange Gewohnheit
„ſich zu verſtellen, den edlen ofnen
„Character einzubüßen, und Geſchmack daran
„zu finden, die Menſchen am Narrenſeile
„herumzuführen, auf ihre Unkoſten zu lachen,
„damit ſie nicht mit uns ihr Spielwerk treiben.
„Doch das hat nun freylich bey Dir
„keine Gefahr, und zwar aus zwey Urſachen:
„zuerſt wegen Deiner wahrhaften Rechtſchaffenheit
„und thätigen Tugendliebe, und
„dann, weil ich ſehr überzeugt bin, und

„gewiß weiß, daß man Dir eher den Stuhl „rücken wird, ehe Du Zeit haben kannſt, „zu Grunde zu gehn.“

Ich. „Sollte man nicht meinen, Du „ſeyeſt auf die Spur von einer fürchterlichen „Verſchwörung gegen mich gekommen?“

Reyerberg. „Alle Schelme ſtehen in „einer ewigen großen Hauptverſchwörung „gegen die Beſſern, und dieſe ſind noch von „je her das Opfer davon geweſen. Dazu „kömmt, daß ich als ein müſſiger Zuſchauer „mehr ſehe, als Du gewahrwerden kannſt, „und während Deiner Abweſenheit noch „manches bemerkt habe, was mir ſehr auf„fiel. Glaube mir, meine theure Excellenz! „Du thuſt am beſten, wenn Du beyzeiten „und mit Ehren den Kopf aus der Schlinge „zieheſt. Entſage der elenden Eitelkeit hier „als ein Sclave zu glänzen! Wirf Deinen „blauen Heering zum Teufel! Ihr ſeyd ja „reiche Leute. Kaufet Euch doch ein Land„gut, und lebet dort ſorgenlos, glücklich,

„von niemand gekränkt! So wehe mir's thun würde, mich von Euch zu trennen; ſo muß ich Dir doch als ein Freund dieſen Rath geben. Ich will mich denn ſchon hier durchſchlagen, mein lieber Claus! Ueber die kleinen Geſträuche geht der Sturm hinweg."

Ich. „Et ſaevius ventis agitatur ingens pinus — Ich weiß es wohl; Aber ſieh nur, mein Beſter! Gern will ich dieſen Sturm aushalten, in Betracht des vielfachen Guten, das ich hier zu würken Gelegenheit habe."

Reyerberg. „O mein Gott! als wenn Du nicht auf dem Lande zehnmal mehr zuverläſſig ſicheres, individuelles Gutes thun könnteſt! Rechne doch einmal die Summe deſſen, was Du hier nicht auszurichten vermagſt, trotz Deiner Mühe, gegen das, was du würklich thuſt! Rechne von dieſem ab, was jeder anderer Mittelmäßige, der an Deinem Platze ſtände, auch vollbringen

„würde, da er jezt vielleicht Böſes oder gar
„nichts thut! Rechne ferner ab dasjenige,
„wovon die Würkung noch ungewiß iſt —
„Was bleibt übrig?“

Ich. „Ja! wenn man alſo calculieren
„will.“

Reyerberg. „Und glaube mir: Die
„Menſchen, denen Du Wohlthaten erzeigſt,
„danken es Dir wenig, und lachen noch in
„ihrem Herzen, und halten Dich für einen
„Pinſel, der das nicht merkt. Der Graf
„Löhfeld, den Du in den Dienſt gebracht
„haſt, iſt der niederträchtigſte Purſche, den
„ich kenne. Er ſpürt jedem Deiner Schritte
„nach, hat Dich auf der ganzen Reiſe beobachten
„müſſen, iſt des alten Mehlfelds
„Spion und des ſchwarzäugigen Fräuleins
„Buhler. Wie konnteſt Du auch dem Jungen
„trauen? Mann voll Menſchenkenntniß!
„Wie konnteſt Du ihm trauen? Ich hatte
„kaum die erſten Aushängebogen von dieſem
„Buben geſehen, als er hierher kam, da

„bemerkte ich ſchon eine Menge Druckfehler „in ſeinem Herzen. Die Leute, welche durch „Dich bey der Cammer ſind angeſetzt und „befördert worden — Ich denke mich wirſt „Du ausnehmen — ſind Dir nicht treuer. „Sie tragen den Mantel auf beyden Schultern. Heute ſind ſie Deine unterthänigen „Knechte; laß aber morgen Deine Parthey „ſchwächer werden; ſo ſuchen ſie alles gegen „Dich hervor, was Deinen Sturz beſchleunigen kann, um einem neuen Vezir zu „gefallen.“

Ich. „Da ſagſt Du mir nichts neues. „Glaubſt Du denn würklich, ich trauete dieſen Leuten? Sey verſichert, mein lieber „Ludwig! daß ich ſo wenig auf Dankbarkeit „rechne, daß es mir gar nicht anders einfällt, als gewiß zu erwarten, daß mich „jeder hintergehe. Allein das bekümmert „mich ſehr wenig. Die Menſchen ſind Narren; ich weiß es.“

Rezerberg. „Und Du läſſeſt Dich alſo „von Narren misbrauchen?“

Ich. „Von meines Gleichen — Und „doch nicht misbrauchen — Jeder handelt „in der Welt um ſein Selbſt willen, befördert ſein idealiſches Glück, ſeine Freude, „wo er kann. Meine Neigung geht dahin „wohlzuthun; Dies iſt mein Augenmerk, „mein Intereſſe, meine Freude. Um die „Perſonen iſt mirs gar nicht zu thun. Wenn „mich jemand betrügt; ſo lacht ich herzlich, „und laſſe ihn laufen. Wenn er dann Meiner bedarf; ſo kömmt er wieder herangeſchlichen, macht allerley luſtige Entſchuldigungen und Bemäntelungen über ſeine „Undankbarkeit daher, und da thue ich, als „glaubte ich das alles, und meine Frau „ſeufzt oder weint über meine anſcheinende „Verblendung. Allein ich laſſe mich nicht „irremachen, und höre alle Schmeicheleyen „an, und jener geht, und freuet ſich, daß „er mich noch einmal angeführt hat, und „ich diene ihm noch einmal, und wenn er

„Meiner entbehren kann, betrügt er mich auch noch einmal. Das iſt denn ein gar herrlicher Spaß.“

Meine Frau. „Ja ja! ſo macht er es, und ich habe denn die Unruhe davon, und mögte zuweilen toll werden, wenn ich ſehe, wie er ſich jedem aufopfert, für jeden arbeitet, und von jedem mit ſchändlichem Undanke belohnt, verkannt, verläumdet wird.“

Ich. „Pah! das geht nun nicht anders her.“

Reyerberg. „Und Du glaubſt nicht, daß zuletzt Dein Herz entweder hart, wie der Rücken eines Poſtgauls werden wird, wenn ſo jedermann darauf herumjuckert, oder daß auf einmal dies gefühlvolle Herz erwachen wird aus ſeiner Betäubung, und dann doppelt bluten von den vielfachen harten Schlägen? daß Du allen Glauben an Menſchheit verliehren, in Dich ſelbſt ge-

„kehrt, feindſelig, zu keiner guten That mehr
„in Bewegung zu ſetzen ſeyn wirſt?"

Ich. „Hat nichts auf ſich."

Reyerberg. „O! gewiß, mein Lieber!
„Und rechneſt Du Deine Geſundheit, die
„Du aufopferſt, für nichts? die Du aufopferſt,
„um Geſchäfte zu treiben, die jeder
„elende Tropf eben ſo gut verſehen könnte."

Ich. „So thue ich doch wenigſtens das
„Böſe nicht, das er hineinmiſchen würde."

Reyerberg. „Das iſt der Mühe werth!
„So mag denn ein Mann, der zum Feldmarſchall
„gebohren wurde, Muſketier werden,
„wenn er glaubt, er würde im Felde
„ſtehen bleiben, wo vielleicht ein Andrer
„wegliefe."

Ich. „Deine Gleichniſſe hinken. Dazu
„kömmt, ich bekenne es Dir, daß mein

„jetziger Glanz meine Eitelkeit kitzelt. Ich
„mag vor mein Leben gern gelobt werden.“

Reyerberg. „Aber iſt es nicht noch ein-
„mal ſo ſüß, geliebt zu ſeyn?“

Ich. „Und bin ich das nicht? Habe ich
„nicht einen Freund an Dir, der mich mit
„der Menſchheit ausſöhnt? Habe ich nicht
„ein Weib, das mir jedes Ungemach des
„Lebens verſüßt? Habe ich nicht einen Kna-
„ben, bey deſſen Erziehung mir meine Er-
„fahrungen zu Statten kommen?“

Reyerberg. „Und wirſt Du nicht zuletzt
„auch uns nicht mehr trauen?“

Ich. „Daß ich es Euch grade heraus
„ſage! Auch Euch würde ich nicht trauen,
„wenn ich nicht gewiß wüßte, daß Ihr
„weder Intereſſe noch Hang haben könntet,
„mich zu hintergehn.“

Meine Frau. „Böſer Mann! Siehſt Du? das iſt ſchon wahrlich ein Anfang von Feindſeligkeit.“

Reyerberg. „Es iſt nicht ſo ernſtlich damit gemeint; Wir wiſſen es beſſer. Er iſt in ſein Syſtem verliebt, und mögte gern, daß es aller Orten hinpaßte. Aber wie, wenn Du nun durch die Cabalen Deiner Feinde fortgetrieben würdeſt von hier, mit Schimpf, Verdruß und Undanke belohnt, und nun in einer viertel Stunde die ganze Frucht verlohrner Mühe, verwendeter Geſundheit und verſchwendeter ſchöner Jahre verlohren gienge?“

Ich. „Das iſt vorerſt nicht zu befürchten; Der Fürſt bedarf Meiner noch.“

Reyerberg. „Sollte er das immer einſehn? Du wirſt es nicht merken, wenn das Ungewitter losbrechen will. Die Prinzen lernen früh, ſich verſtellen. Auch der dümmſte Despot verſteht dieſe Kunſt, lernt

„ſie an ſeinem Hofe. Und wenn es nun alſo „käme — Ach! mein liebſter Freund! wie „würde mein Herz bluten! Und Du ſelbſt „müßteſt dann gewiß Dir Vorwürfe machen, „müßteſt innigſt betrauren die ſchönen entflohenen „Stunden, in welchen Du, in „einem kleinen unbeneideten Würkungskreiſe, „ſo viel Gutes hätteſt ſtiften können.“

Ich. „Wo in dieſer Welt findeſt Du „einen unbeneideten Würkungskreis? Du „vergißt, in Deinem redneriſchen Durchfalle, „daß Du ohnmögliche Dinge forderſt. Sage „mir: wo findeſt Du ein Leben, das nicht „durch den Neid der Menſchen verbittert „würde, wenn man ſich dadurch irremachen „laſſen will?“

Reyerberg. „Bey dem ſtillen Landleben, „da finde ich es. Wenn man, unter dem „Schutze der holden Mutter Natur, ſeine „einfache Koſt, die uns Feld und Garten „freundlich darbiethen, ohne Kummer und „ohne Reue verzehrt, ſeinen Ueberfluß mit

„dem Armen brüderlich theilt, durch keine „der unzähligen Leidenſchaften in Fieber gebracht wird; Wenn man in der Stille und „unbemerkt ſeinem ehrlichen Nachbar mit „Rath und That an die Hand geht, die „Jugend zweckmäßig bildet, nicht cultivirt, „den Körper durch Mäßigkeit, Ordnung „und Bewegung geſund und ſtark erhält, „den Schöpfer aller Dinge bey jeder aufgehenden Sonne dankbar preiſet, und in ſeiner Seele erhebt; Arm in Arm an der Seite „ſeines treuen Weibes die Fluren durchwandelt, die der liebe Gott ſo herrlich ausſchmückt, mit Reichthum und Schönheit „aller Art; und dann, nach einem ruhigen „Tage voll ſeligen Genuſſes, die matten „Glieder auf ſein Lager hinſtreckt, die Augen „ſchließt, ſeine Seele der Obhut des liebreichſten Weſens anvertrauet, und dann in „ungeſtörtem Schlafe neue Kräfte für den „folgenden frohen Tag ſammlet.“

Ich. „O! ſchweige, beſter Ludwig! „Gewiß will ich einſt dies Glück ſchmecken.

„Aber noch kann ich nicht. Ich kann ohnmöglich, habe noch ſo manchen guten Vorſatz vorher auszuführen, habe ſo manches „angefangen, was ich vollenden muß — „Man ſoll ja nichts halb thun — Nur noch „ein paar Jahre Geduld!“

Reyerberg. „So ſchlaf denn wohl, „mein lieber Miniſter! Gutes Glück! Wir „ſprechen uns bald wieder.“

Er gieng fort. Meine Frau ſaß tiefſinnig da. „Wir wollen davon mit Ludwig nicht „mehr reden“ ſagte ich „Er ſetzt uns nur „allerley in den Kopf. Laß uns zu Bette „gehn!“

Achtes Capittel.

Das Ding fängt an ſchief auszuſehn.

Diejenigen unter meinen Leſern, denen es nicht blos darum zu thun iſt, die Erzählung von allerley luſtigen Abentheuern zu hören, ſie mögen wahrſcheinlich ſeyn oder nicht, ſondern welche fähig ſind mit Vernunft und Theilnehmung den Gängen nachzuſpüren, auf welchen Leidenſchaften und Schickſale den Menſchen fortſtoßen, und ihn zu den verſchiedenen guten und böſen, weiſen und unweiſen Handlungen beſtimmen, ſolche Leſer werden mir es gern verzeyhen, wenn ich hier einige Augenblicke die Geſchichte abbreche, um ein paar Bemerkungen über das vorhergehende Geſpräch zu machen.

Es könnte Ihnen nemlich ſonderbar vorkommen, daß Ludwig Reyerberg, den ich, von ſeiner erſten Jugend an, als einen äuſſerſt lebhaften unternehmenden Kopf geſchildert habe, der ſchon als Knabe allerley kühne Sprünge machte, keinen Zwang ertragen konnte, und gern gegen Unverſtand und Tücke kämpfte, daß dieſer mich itzt, aus dem Circul meiner Würkſamkeit heraus, zu einem ruhigen Landleben ſtimmen wollte, da hingegen bey mir, der ich würklich von Kindes Beinen an nur eine Art von ſubalterner Rolle ſpielte, mich mehr von Menſchen und Schickſalen treiben ließ, als daß ich mich ſelbſt und Andre getrieben hätte, daß, ſage ich, jetzt mein Character ſich gänzlich umgeformt, und eine Art von Kraft und Unternehmungsſucht angenommen zu haben ſchien. Dies mögte Ihnen nun freylich unnatürlich vorkommen, doch hoffe ich Sie überzeugen zu können, daß wir, in Betracht der Lagen, darinn wir Beyde uns befunden hatten und itzt befanden, gar nicht anders zu handeln im Stande waren.

Würklich hatte Reyerberg von Natur mehr Anlage zu einem unruhigen und thätigen Leben als ich, aber ſeine Schickſale hatten ihn mürbe gemacht, und ſeine Lebhaftigkeit merklich herabgeſtimmt. Ihm war alles mislungen, was er unternommen hatte, dagegen ich, den ſonderbare Verhältniſſe und unerwartete Begebenheiten in einen Wirbel von Abentheuern hineingezogen hatten, faſt immer, einige kleine Widerwärtigkeiten ausgenommen, glücklich davongekommen, und ſtufenweiſe bis zu einer glänzenden Laufbahn hingetrieben worden war, welches denn meinen Glauben an das Glück meiner Unternehmungen ſehr vermehrt haben mußte. Sehr lebhafte Leute ſind durch langwierigen Widerſtand müde zu machen, da hingegen bey gemäßigten Temperamenten, wenn dieſe durch vortheilhafte Umſtände oder durch Nothwendigkeit in würkſame Thätigkeit geſetzt werden, dieſe Geſchäftigkeit zu einem Bedürfniſſe, zu einem Theil ihres Weſens wird, das man ihnen ſo leicht nicht wieder entreißt.

Reyerberg * entwiſcht ſeinem Schullehrer und ſucht das freye Feld. Man erhaſcht ihn, und zwängt ihn, der als ein Edelmann erzogen war, in das Joch des gemeinen Soldatenlebens. Er theilt nachher alle Ungemächlichkeiten meines Vagabondenzugs mit mir, wird endlich von einem Engländer mit auf Reiſen genommen, aber auch dies Glück dauert nicht lange. Er geht nach England, und findet dort ſeines Bleibens nicht. Er kömmt zurück, ſucht in Deutſchland Dienſte an Höfen, und verfehlt ſeinen Zweck. In der literariſchen Welt geht es ihm nicht beſſer. In der Liebe iſt er unglücklich. Kaum hat er als Schauſpieler ein beſchwerliches Einkommen; ſo wird er von ſeinem ſchelmiſchen Bruder wiederum entführt, und an die oſtindiſche Compagnie verkauft. Wenn eine ſolche Reyhe von Widerwärtigkeiten einem ſinnlichen Menſchen, von ſanguiniſchem Temperamente, nicht den

---

* Iſter Theil Seite 27. 156. 217. 260. IIter Theil Seite 222.

Kopf brechen und ihn ruhiger machen will; ſo wüßte ich nicht wie es zugehn ſollte.

Dagegen durchlaufe man meine Geſchichte: Als eines Schuſters Sohn, unter dem Schutze einer adelichen Dame, über meinen Stand erzogen, von ihr aus meiner Armuth geriſſen, und zum Lakayen erhoben, mitten in meinen Abentheuern noch immer glücklicher als ich es in der Hütte meines dürftigen Vaters hätte ſeyn können; oft ſehr reich; aus allen Gefahren wunderbar gerettet; als Bedienter, als pſeudo-hermetiſcher Arzt, als Schriftſteller, als Schauſpieler, jedesmal vom Schickſale leidlich behandelt; wie mit den Haaren herbeygezogen, zu der Verbindung mit einer reichen, hübſchen, guten Frau gezwungen; ohne Unkoſten auf Reiſen in der Welt umhergeführt; als reiſender Muſiker bewundert und beklatſcht; bey einem guten würdigen Herrn als Secretair angeſetzt; durch einen bologneſer Hund zum Cammerdirector ernannt, nachher geadelt, excellenzirt, mit einem ſchönen bunten Orden behängt; im Beſitz eines groſſen Vermögens, wahrer häuslicher Glückſeligkeit und politiſcher Herrlichkeit — Wer, zum Henker! wird nicht da anfangen, dem Glücke und ſeinem ſavoir faire alles zuzutrauen?

Sehen Sie, meine holden Damen und Herrn! Dies ſind keine unnütze Winke, wenn man ſo aufmerkſam gemacht wird auf den Einfluß, den das Schickſal auf unſre Denkungsart und auf unſre Handlungen hat, wie es uns umarbeiten kann, ſo daß man wahrlich recht vernünftig thut, wenn man nicht eher über die Handlungen und Grundſätze ſeiner Brüder urtheilt, als bis man alle dieſe Umſtände in Erwägung gezogen hat, und wenn man das nicht kann, lieber ſchweigt, duldet und nicht urtheilt.

Ich bin auch ſehr überzeugt, daß wenn Reyerberg an meinem Platze geſtanden wäre, er eben ſo voll politiſcher Schwärmerey als ich geweſen ſeyn, und daß, wenn ich meine Lage ohne Leidenſchaft hätte betrachten können, ich ſeinen Vorſtellungen vollkommen Recht gegeben haben würde — Doch genug hiervon! Ich fahre in meiner Geſchichte fort.

Leider! fieng bald nach unſrem letzten Familiengeſpräche die Prophezeyung meines Freundes an, nach und nach einzutreffen, und zwar kamen hier folgende Umſtände meinen Feinden zu Hülfe.

Wenn ich den Tag über im Gewirre meiner Geſchäfte geſteckt, und nun mein Tagewerk fleiſſig vollbracht hatte; ſo war ich des Abends gegen ſechs Uhr immer heiter, und zur Geſelligkeit aufgelegt. Der Fürſt, welcher vom Morgen an im Zwange des Hoflebens zugebracht hatte, pflegte um eben dieſe Stunde zu Madame Novanelle zu gehn, und mich zu bitten, ebenfalls dahin zu kommen. Dort ſaßen wir dann im vertraueten Circul, hatten manchen luſtigen Einfall, ich geſtehe es, zuweilen auf Unkoſten andrer Leute, und da der Fürſt hier gänzlich ſeine Hoheit vergaß, und aus unſern freundſchaftlichen Geſprächen alle Zurückhaltung verbannt war; ſo wog auch ich, ohngeachtet der mir von Ludwig vorgeworfenen Politik, meine Worte nicht ſehr ab, denn ich dachte: das bliebe ſo alles unter uns, und werde kein Misbrauch davon gemacht werden.

Nun beſtand das ſogenannte Miniſterium, in welchem Sereniſſimus in höchſteigener Perſon präſidirten, auſſer mir, nachdem den Herrn von Mehlfeld ſeine ihm aufgedrungene Schwächlichkeit abhielt den Sitzungen beyzuwohnen, nur noch aus zwey Perſonen, nemlich aus dem Juſtitzpräſidenten von Schwarzhelm, und dem Geheimenrath von Lämmersdorf. Beyde waren ein Paar äuſſerſt ſchwache Menſchen, und ehemals von dem alten Präſidenten nur als negative Größen betrachtet, oder beſſer als Nullen hinter ſeine Zahl geſetzt, und in das Miniſterium gezogen worden, damit keine Andre hineinkämen, die weniger geneigt wären, zu allem ja zu ſagen. Schwarzhelm war ein langweiliger ſteifer Juriſt und dabey filzig geizig. Er hatte eine alte Schweſter bey ſich, welche ihm die Haushaltung führte, und mit dieſer hatte er ausgemacht, daß wer von ihnen beyden den Andern überleben würde, deſſen Erbe ſeyn, aber dagegen auch den Leichnam waſchen und ankleiden ſollte, damit der Gulden, welchen ſonſt die Todtenfrau dafür bekömmt, erſpart würde. Lämmersdorf mogte noch wohl um ein Köpfgen größer ſeyn als jener, denn Schwarzhelm hatte eigentlich gar keinen Kopf. Doch war er auch ein lächerliches Original. Er hatte den Fürſten erzogen, und war, wie es alten Hofmeiſtern geht, nachher mit kalter Ehre, ſo kühl wie Mondſchein, belohnt und umſtrahlt worden, denn er ſaß im Miniſterio, durfte aber das Maul nicht aufthun. In ſeiner Jugend hatte er flink gelebt, gegenwärtig war er ein alter Sünder, hatte daher zur Andächteley ſeine Zuflucht genommen, und wohnte den Betſtunden bey, die der

Herr von Mehlfeld des Abends in ſeiner Haushälterinn Zimmer hielt. *

Sobald ich es mit dieſen Leuten zu thun bekam, ſetzte ich mich freylich bey ihnen in das gehörige Anſehn; Da ich indeſſen keine gefährliche Plane hatte, und ich mich zuweilen Ihrer zum Guten bedienen zu können hoffte; ſo betrug ich mich doch mehrentheils

---

* Daß es ſolcher lächerlichen Originale an Höfen giebt, hat wohl keinen Zweifel; daß ich die hier geſchilderten wahrhaftig nicht von mir nahmentlich bekannten Perſonen entlehnt habe, verſichere ich auf meine Ehre; daß ich nicht weiß, ob grade jetzt an irgend einem deutſchen Hofe eine Sammlung ſolcher Narren auf einem Brette zuſammen anzutreffen iſt, betheure ich gleichfalls; daß ich, wenn ich es wüßte, nicht ſo dumm ſeyn würde, auf dieſe Menſchen ein Pasquill zu ſchreiben, und ſogar die Jahrszahl 1784 dabey zu ſetzen, kann man mir zutrauen; Alſo verbitte ich gehorſamſt alle Auslegungen. Anmerkung des Herausgebers.

ganz freundlich gegen ſie. Ich kann wohl zu erlaubten Zwecken auch ſchlechten Leuten ein wenig ſchmeicheln, aber lange gelingt es mir nie, mich in ihrer Gunſt zu erhalten, denn wenn mir einmal der Kopf nicht recht ſteht, und ein ſolcher Pinſel kömmt mir in den Wurf; ſo verderbe ich denn oft in einem Augenblicke alles, was ich ein Jahr lang gut gemacht hatte. Auch rede ich gern ein wenig frey über Thoren und Schelme. Freylich könnte ich das bleiben laſſen, aber es iſt nun ſo meine Weiſe, und ich habe keine Tücke dabey. Doch nehmen es die Leute zuweilen hölliſch übel auf. So bald ſich indeſſen nur der Schalk anfängt zu beſſern; ſo wiederrufe ich gern alles Ueble, ſo ich von ihm geredet habe. Es geſchieht eigentlich nur, um Ew. Hochwohlgebohren aufmerkſam auf Sich ſelbſt zu machen. Auch beſſern ſich die Leute wahrlich oft, durch Hülfe eines kleinen Spottes, wenn ſie es auch nicht geſtehen. Seyen Sie immer aufgebracht über mich! Sie haben ja volle Freyheit, es mir eben alſo zu machen. In der That geſchieht das zuweilen, und dergleichen Demüthigungen haben mich ſchon ſehr gebeſſert.

Dies im Vorbeygehn! — Daß wir nun wieder zu unſern beyden Geheimenräthen zurückkommen! Sie waren an nichts als ſchiefe Wege gewöhnt, und da ich ſahe, wie ſie auf keine Art zum Guten in Bewegung zu ſetzen waren; ſo konnte ich ſie gar nicht mehr ohne Ekel vor Augen dulden. Ich machte daher mich oft luſtig über ſie, erzählte Anecdötgen von ihnen, und das beſonders in unſern Abendgeſellſchaften bey der Dame Novanelle. Die ſaubern Herren von ihrer Seite hatten auch nicht eben die größte Zärtlichkeit für einen Mann, der, ſo wie ich, auf einmal da in das Miniſterium hineingeſetzt wurde, und wenigſtens zehn Jahr jünger war, als Einer von ihnen. Hatten ſie nun wohl nicht den Muth, ſich öffentlich als meine Feinde zu zeigen; ſo ſchüttelten ſie doch zu rechter Zeit bedeutungsvoll die Köpfe, und wurden unter der Hand von dem würdigen Mehlfeld in dieſer Stimmung erhalten, wozu die Abendbetſtunden nicht ungenützt blieben.

Alſo ſahe es im Miniſterio aus. Das Hofgeſchmeiſſe hatte ich von Anfang meiner Laufbahn an, mehr als die Klugheit es erforderte, verachtet. Ich war mir bewußt, dem Fürſten ein nützlicher Mann zu ſeyn, da ich hingegen jenes Geſindel als elende Müſſiggänger betrachtete, an ihrem leeren geiſtloſen Geſchwätze einen gewaltigen Widerwillen hatte, und dieſe Empfindung beſonders alsdann hervorblicken ließ, wenn ſie meinem Herrn allerley koſtſpielige, zweckloſe und närriſche Tändeleyen in den Kopf ſetzten.

Der Hofmarſchall war ein kleines, liebliches, glattes, ſüßes Männlein. Das Schelmchen ſah immer gar zu freundlich und artig aus, hätte indeſſen doch gern jeden fortgeſchafft, der bey dem Fürſten in einigem Anſehn ſtand, wenn derſelbe etwa den Herrn Hofmarſchall überſah, hetzte zur Abwechſelung die Leute ein wenig an einander, und gieng übrigens immer recht zierlich und wacker gekleidet, gekämmt, gewaſchen und parfümiert einher. Unwiſſender, leerer und ſuperficieller aber als er, kann man in der Welt nicht ſeyn. Dagegen erzählte er auch gewöhnlich nur des Mittags aus den Zeitungen, berichtete, wie ihm alle Spiele nun ſchon ſeit vier Wochen ſo übel behandelten, was für Saucen ihm geſtern wohlgeſchmeckt hätten, zog Muſter von Stickereyen und neuen Kleidern, die er aus Lion kommen lieſſe, aus der Taſche, und machte hie und da ein wäßrichtes Späßgen dazwiſchen, über welches er zuerſt von Allen, zuweilen auch nur ganz allein lachte. Ich ſagte einmal: wenn ſeine ſchönen Kleider einſt als Lumpen durch die Papiermühlen gelaufen wären; ſo müßten nichts anders als Blätter von dem Courier du bas Rhein, Kochbücher, Anweiſungen zum Whiſtſpiel, und Vademecums darauf gedruckt werden. Wenn er ſich in ſeinem Geſchwätze höher verſtieg, und ich grade gegenwärtig war; ſo pflegte ich ihn ein wenig zurecht zu ſchütteln.

Der Oberſchenk, ein Herr von Gerlüb, war ein dickes Maſtvieh, jeden Nachmittag betrunken, und ein Lügner wie ich je einen geſehen habe. Uebrigens ſchlich er gewöhnlich von der Tafel nach Hauſe, um dort Nachmittagsruhe zu halten; Alsdann zu ſeiner Maitreſſe, einer franzöſiſchen Sängerinn, wohin er aus dem fürſtlichen Keller ein Paar Flaſchen voll alten Weins bringen ließ. Wenn dieſe ausgeleert waren, ließ er ſich entweder mit ſeiner Schönen in das Schauſpielhaus, oder allein zu dem Herrn Präſidenten in die Betſtunde fahren. Von da gieng es zur Abendtafel bey Hofe, und dann zu ſeiner Frau, die ſich indeß ihre Zeit mit jungen Officieren verkürzt hatte. Da ich dieſem Ehrenmanne zuweilen Monita über den Aufwand am Hofe in Weinen aller Art machte; ſo ſtand ich auch bey dieſem nicht ſehr in Gnaden.

Von dem jungen Grafen Löhfeld habe ich ſchon erwähnt, daß er mir ſeine ganze politiſche Exiſtenz zu danken hatte. Er war ein armer Schlucker, der Jüngſte von acht hochgräflichen Kindern. Sein verſchuldeter Vater wendete ſich an mich, und bath mich, dieſen Buben in den Dienſt zu bringen. War es Güte des Herzens oder die kleine Eitelkeit, gern den Gönner eines Reichsgrafen zu ſpielen — Ich war damals eben erſt geadelt worden, und hatte noch wenig Gelegenheit gehabt, vornehmen Leuten meine Protection angedeyen zu laſſen — Kurz! ich verſchaffte ſeinem Sohne Dienſt und Gehalt. Aber dieſer Knabe belohnte mich ſehr undankbar. Er hatte, was man leider! Genie nennt, Lebhaftigkeit, einen Hang zur Klatſcherey und zu kleinen Ränken, unbeſtimmte Thätigkeit, Drang eine Rolle zu ſpielen, und Sie werden bald ſehen, wie er, unter Anführung des würdigen Präſidenten von Mehlfeld, von dieſen herrlichen Talenten gegen mich Gebrauch machte.

Es giebt wenig Menſchen, die irgend eine Art von Uebergewicht Andrer über ſie vertragen können, wäre es auch das Uebergewicht des Wohlthäters über den der Wohlthaten empfängt. Ich habe einen Mann gekannt, der zu ſagen pflegte: „Heute habe „ich mir wieder einen Feind mehr gemacht, „denn ich habe einem ehrgeizigen Menſchen „einen Dienſt geleiſtet.“ Das war denn der Fall mit dem jungen Grafen. Bey den Uebrigen mogte wohl das innere Bewußtſeyn ihrer Erbärmlichkeit der Grund zur Feindſchaft gegen einen Mann ſeyn, der ſie zuweilen demüthigte.

Mit Einem Worte! Dieſe ganze Rotte, vereinigt mit einigen noch geringern Geſchöpfen, hatte gegen mich eine Ligue geſchloſſen, welche Reyerberg von Weitem witterte, ehe ich das geringſte davon ahndete, weil ich zu ſtolz war, auf die Handlungen dieſer ſubalternen Menſchen Acht zu geben.

Neuntes Capittel.

Unſers Herrn Miniſters Actien fallen merklich. Wie man gegen ihn würkt.

Die Leſer würden der ganzen Dienerſchaft meines gnädigſten Fürſten und Herrn ſehr großes Unrecht thun, wenn ſie glauben wollten, es ſey auch darunter nicht ein einziger ehrlicher Mann geweſen, der zu edel gedacht hätte, ſich in eine ſo ſchändliche Cabale gegen einen Unſchuldigen einzulaſſen. Gewiß waren dergleichen dort, allein ſie hielten ſich ruhig, und ſahen das Ding von Weitem mit an. Einige von ihnen, durch langjährige Erfahrung mit den Ränken bekannt, welche an kleinen Höfen herrſchen, wollten nicht thätig ſeyn, weil ſie wohl wußten, daß wenn einmal die Bosheit einen durchgedachten Plan gegen die unbefangene, ſorgenloſe Redlichkeit erſonnen hat, alles Beſtreben der Beſſern, den Verfolgten zu retten, vergebens iſt. Sie wußten, daß wenn man ſich in ſolche Händel miſcht, man entweder ſelbſt das Schlachtopfer wird, oder doch den Zuſtand deſſen, dem man helfen will, dadurch noch ärger, und die Feinde erbitterter macht. Dieſe vorſichtigen Leute alſo thaten, als ſähen und hörten ſie nichts, aber ihre Aufführung gegen mich war immer gleich achtungsvoll und freundſchaftlich, mein Anſehn mogte ſteigen oder fallen.

Andre, die den Zuſammenhang deſſen was vorgieng nicht wußten, nicht nahe, nicht hoch genug ſtanden, um zu ſehen, ob Cabale von Seiten meiner Feinde oder Unrecht von der meinigen gegen mich arbeitete, oder die nur mit ſich ſelbſt zu thun hatten, um feſtzuſtehn, oder die zu phlegmatiſch waren, ſich in verwickelte Händel einzulaſſen, lieſſen die Sache ihren Gang gehn, und dachten: „Ein jeder fege vor ſeiner Thür „rein.“

Noch Andre, die weder Glücksgüter noch entſchiedene Verdienſte hatten, hiengen na türlicherweiſe mit ihrer ganzen Exiſtenz von der herrſchenden Parthey ab, mußten, um ihren Weg zu machen, und nicht, bey etwa erfolgendem Sturze, mitzupoltern, bald clauſiſch bald mehlfeldiſch ſeyn, je nachdem dieſer oder jener der Schutzpatron war, der am Staatsruder ſtand.

Eine vierte Parthey war vielleicht gegen mich eingenommen, weil ihr entweder mein Betragen unvorſichtig vorkam, oder weil ich hie und da ihre Wünſche und Erwartungen nicht befriedigt hatte. Da nun die ſchwachen Menſchen faſt alle Dinge durch die Brille der Vorurtheile und Leidenſchaften anſehen; ſo würde es höchſt unbillig ſeyn, dieſen Vorwürfe darüber zu machen, daß ſie ſich Meiner nicht annahmen.

Endlich verdarb eine fünfte Parthey, durch ihr unvernünftiges Schreyen zu meinem Lobe, und durch Schmähen auf meine Feinde, meinen Handel noch mehr; denn obgleich es dieſen unruhigen Köpfen mehr um das Vergnügen zu thun war, ihr Mäulchen ſpazieren zu laſſen, als um den Eifer mir wahrhaftig zu dienen; ſo ſetzte man doch voraus, ich, der ich nicht den geringſten Antheil an ihrem Geſchrey hatte, habe ſie aufgehetzt.

Nur ein Paar Männer unter den Unterbedienten bey der Cammer gab es, die, als nachher das Gewitter gegen mich losbrach, obgleich ſie mir nicht die geringſte Verbindlichkeit hatten, blos aus Wärme für die Rechtſchaffenheit, auf Unkoſten ihres eigenen Glücks, großmüthig, öffentlich für mich auftreten wollten. Allein dieſe bath ich, ſich ruhig zu verhalten, und nicht ihre eigenen Ausſichten mir, den ſie doch nicht retten konnten, aufzuopfern.

Nachdem ich Ihnen nun geſagt habe, wie die Perſonen geſtimmt waren; ſo will ich itzt zu der Erzählung des ganzen Vorgangs ſchreiten.

Ich habe vorher erzählt, daß ich mir gar nicht die Mühe gab darüber nachzuſinnen, ob ich Feinde hätte oder nicht, weil ich mir bewußt war, muthwilligerweiſe mir keine gemacht zu haben. So unbekümmert war ich von der Reiſe zurückgekommen, und wenn auch Reyerbergs Geſpräch mich ein wenig nachdenkend gemacht hatte; ſo ſchlug ich mir doch ſeine Prophezeyung bald aus dem Sinne, glaubte, er ſähe die Sache nicht recht ein, und wurde täglich feſter in meine Ruhe eingewiegt, da der Fürſt itzt beynahe noch freundſchaftlicher und vertraulicher als zuvor gegen mich ſchien.

Unterdeſſen trat ein Umſtand ein, welcher verurſachte, daß ich nicht mehr ſo oft als ehemals meinen Herrn in kleinern Circuln ſehen und ſprechen konnte. Madame Novanelle nemlich war ſchon kurz vor unſerer Reiſe zuweilen ſchwächlich geweſen, doch gieng ſie noch immer aus, und ſahe auch Leute bey ſich. Während unſrer Abweſenheit aber war ihre Unpäßlichkeit zu einer Art von

Auszehrung hinangeſtiegen ſo, daß als wir den 2ten Junius dieſes Jahrs in die Reſidenz zurückkamen, die arme Perſon faſt immer das Bette hüten mußte. Jetzt hörten freylich unſre Abendgeſellſchaften bey ihr auf; Der Fürſt ſchien aber in den erſten acht Tagen ſehr beſorgt um ihren Zuſtand, gieng täglich hin, und opferte ihr manche Stunde auf, fuhr nicht in das Schauſpiel, (beſonders wenn Stücke gegeben wurden, die er nicht ſehr liebte) und brachte dagegen die Zeit vor dem Bette ſeiner Freundinn zu. In den folgenden acht Tagen gieng er nur zweymal zu ihr, weil der Leibarzt, der zugleich des Herrn Präſidenten Hausmedicus war, ihm gerathen hatte, ſeine hohe Perſon nicht den gefährlichen Dünſten bey dem Krankenbette einer Schwindſüchtigen auszuſetzen. Die Woche darauf kam er gar nicht mehr ſelbſt, ſondern ſchickte täglich einmal ſeinen Laufer hin, den er hernach aber um die kleinſten Umſtände, welche die Kammerfrau zur Antwort gemeldet hatte, befragte, und wie denn ſo nach und nach die Menſchen, beſonders

Fürſten, in der Lebhaftigkeit ihrer Theilnehmung an Gegenſtänden, die ihnen kein Vergnügen gewähren, nachlaſſen; ſo war es gegen Ende des Junius-Monats ſchon dahin gekommen, daß ein Generalbefehl in der Garderobe ertheilt war, täglich ſich nach dem Befinden der Kranken zu erkundigen, ohne daß man jedoch weiter, als etwa gelegentlich einmal nachfragte, wie es um ſie ſtünde.

Dieſen Augenblick nun wußte das Hofgeſindel vortreflich zu nützen. Man mußte etwas erfinden, um die leeren Stunden des gnädigſten Herrn auszufüllen, und das wurde auf folgende Art bewerkſtelligt: Unter den Vergnügungen, welche der Fürſt in dem Hauſe ſeiner Maitreſſe genoß, war auch die Muſik nicht vergeſſen. Novanelle ſang recht ſchön; Unſer Herr ſpielte eine fürſtliche Flöte; Ich war, wie Sie wiſſen, ein Virtuoſo auf der Violine, und ein Paar Männer aus der Capelle wurden von Zeit zu Zeit zur Begleitung dazu genommen. Auf dieſe

Art halten wir oft kleine Privatconcerte, die unſerm Sultan unbeſchreiblich viel Freude machten, und auſſer dieſen wurden noch zuweilen au Courtägen bey Hofe muſikaliſche Academien gehalten, in welchen aber, wie ſichs verſteht, der Fürſt nicht ſelbſt mitſpielte.

Seitdem nun die Maitreſſe ſo krank war, daß der Herr nicht mehr hingieng, hörten jene kleinere Concerte auf, und wurden dagegen die Academien mehrentheils zweymal in der Woche auf dem Schloſſe gehalten, wobey der Stadtadel freyen Zutritt hatte, und alſo auch das Fräulein von Mehlfeld erſchien. Dieſe beſaß ſelbſt eine ſehr reizende Stimme zum Singen, und dabey ziemlich viel Geſchicklichkeit im Clavierſpielen, ja! ſie gab ſich ſogar mit der Tonſetzung ab. Ich will nicht leugnen, daß es mit ihren Compoſitionen ſo gieng, wie es gewöhnlich der Fall bey vornehmen Leuten iſt, nemlich, daß ſie irgend einen aufgeſchnappten Gedanken ihrem Lehrmeiſter, dem Herrn Capelldirector dahertrillerte, er denſelben dann zu Papier brachte, ausführte, und wenn das Ganze mit allen Stimmen aufgeſetzt war, es für ihre Arbeit ausgeben, ſpielen und bewundern ließ. Genug! die Signora Mehlfeldina ſchrieb Arien, Concerte, Sinfonien, ſei quartetti per Cembalo obligato, und ſchickte dieſe unehlichen Kinder friſch weg in die Welt. Der Herr Capelldirector war ein geſchickter und artiger Mann, hatte dem Herrn Präſidenten viel zu danken, auch unter andern eine ehemalige Haushälterinn von ihm geheyrathet, ſpeiſete alle Donnerstage zu Mittage bey ihm, und ließ ſich dann aus Dankbarkeit alſo misbrauchen.

Kürzlich hatte dies muſikaliſche Paar eine ſchöne Bravourarie, nicht ohne Urſache, wie man nachher ſehen wird, mit einer obligaten Flöte componirt. Der Text war aus Metaſtaſios Demetrio (erſter Aufzug 14ter Auftritt) genommen, und fängt ſich an:

Dal ſuo gentil ſembiante
Nacque il mio primo amore.

Sobald dies Stück fertig war, wurde es in der Academie bey Hofe aufgeführt; und wie jeden Tonkünſtler die Sachen vorzüglich intereſſieren, in welchen das Inſtrument, ſo er ſpielt, am mehrſten zu thun hat; ſo wurde auch der Fürſt durch die obligate Flöte ſehr aufmerkſam gemacht. Sie war mit Fleiß brillant und doch nicht ſehr ſchwer geſetzt, und bey dem Worte sembia-a-a-a-ante machte ſie tauſend italieniſche Schnörkel. Sereniſſimus fanden ein großes Wohlgefallen an dieſer Arie, lobten ſie ungemein, und hätten, wenn ſie die Stimme exercirt gehabt und es für ſchicklich gehalten hätten, ſich gern gleich an den Platz des Flötenſpielers hingeſtellt und mitgetrillert. „Von wem iſt „denn dieſe Compoſition?“ fragte der Fürſt den Capellmeiſter. Hier trat der ſaubere junge Graf Löhfeld hervor, der überhaupt dieſen ganzen Plan erſonnen hatte: „Wir haben“ ſprach er „dieſe herrliche Arie den Talenten „des Fräuleins von Mehlfeld zu danken, von „deren Erfindung ſchon ſo manche ſchöne „Stücke hier aufgeführt worden ſind.“

Der Fürſt hatte im Grunde dieſes ſchwarzäugige Mädgen nie recht leiden können, auch faſt nie mit ihr geredet; Aber oft können kleine Umſtände den Menſchen umſtimmen; Er erfuhr hier zum erſtenmal, daß ſie ſehr muſikaliſch wäre; Ihr Oheim ſtand freylich nicht in Gnaden, aber doch wurde er noch immer mit einiger Schonung behandelt; Dazu kam, daß da der Herr nun einmal gefragt hatte: von wem die Compoſition ſey, es anſtändigerweiſe gar nicht zu ändern war, der anweſenden Verfaſſerinn ein Compliment darüber zu machen. Dies that er denn mit aller fürſtlichen Artigkeit, und ſie hatte eine ſo beſcheidene Antwort auf dieſe zu erwartende Anrede auswendig gelernt, (Es fehlte ihr aber überhaupt nicht an Verſtand) daß der Fürſt zuerſt den Gedanken faßte: „Ey! die Perſon iſt doch „wahrlich nicht ſo übel, als mir Növanelle „ſie immer beſchrieben hatte. Und was kann „das arme Mädgen dafür, daß der alte „Mehlfeld ihr Oheim iſt?“ Er ſprach noch ein paar Augenblicke mit ihr über dieſe Arie, als ſie hinzuſetzte: „Mögte ich nur ein einzigmal ſo glücklich ſeyn, Ihro Durchlaucht die Flötenſtimme ſpielen zu hören, und ich dürfte dann die Singeſtimme übernehmen! — Allein das iſt freylich ein Wunſch, den ich nicht einmal ſo kühn ſeyn ſollte, zu hegen; Auch würde ich zu furchtſam ſeyn, mich vor den Ohren eines ſo hohen und feinen Kenners hören zu laſſen.“ — „Mein Gott, alſo ſingen Sie auch?“ rief der Fürſt erſtaunt (Fürſten erſtaunen denn leicht) — „& celà ſupérieurement bien, ſur mon honneur“ ſetzte der Hofmarſchall, welcher dabey ſtand, hinzu.

Es wurde noch allerley hin und her geſprochen, aber der Circul von verſchwornen Hofleuten ſuchte immer wieder auf den Punct zurückzukommen, wie ſehr es zu wünſchen wäre, man mögte Ihro Durchlaucht nebſt dem Fräulein dieſe Arie executieren hören. Dem Fürſten ſelbſt war der Gedanke ſchon genug durch den Kopf gelaufen; Er wußte es nur nicht recht anzugreifen. Man wollte nicht öffentlich ſpielen; das Fräulein an einem andern Tage auf das Schloß holen zu laſſen, gieng doch auch nicht — Der Hofmarſchall ſchnitt den Knoten mit der ihm eigenen Unverſchämtheit durch — „Wenn „Sie, gnädigſter Herr! es befehlen; ſo wird „das Fräulein, wie ich glaube, mit tauſendfachem unendlichen Vergnügen un de ces „jours in ihres Oheims Hauſe ein kleines „Privatconcert veranſtalten.“ Das Fräulein, welches dabey ſtand, nahm die Sache, als wenn der Prinz ſchon ja geſagt hätte — Es ließ ſich daher höhern Orts ohne Unhöflichkeit die Sache nicht abſchlagen; Der nächſte Sonntag wurde dazu feſtgeſetzt, und auf den Geſichtern der ganzen Parthey war Freude und planreiche Hofnung ausgedrückt.

Ich pflegte gewöhnlich ſpät an den Hof zu gehn, um zu Hauſe noch ein wenig arbeiten zu können. Als ich diesmal gegen Ende des Concerts erſchien, ſchlich der Fürſt, wie ein Mann der kein gutes Gewiſſen hat, auf mich zu, zog mich auf die Seite, und ſagte: „Sie werden Sich wundern, Clausbach! „wenn Sie hören, daß ich künftigen Sonntag „bey dem alten Präſidenten ein Concert „veranſtalten laſſe. Es war nicht zu ändern, „und man kann ja auch dem alten Manne „einmal die kleine Freude gönnen. Nicht „wahr? Was? Es ſcheint, als wenn die „Leute das für etwas recht Großes rechnen. „Nun! Sie werden doch auch erſcheinen, „Clausbach! und ihre Geige hinſchicken?“ — „Wenn ich eingeladen werde“ fiel ich ihm lächelnd in die Rede — Wir wurden aufmerkſam beobachtet, und ich bin ſehr überzeugt, daß die auf jede Miene ſo ausſtudierten Hofleute getreulich überſetzt hatten, was unſre Gebehrden ſagten; Denn kaum verließ mich der Fürſt, als das Fräulein von Mehlfeld, nach einem kurzen Geſpräche mit ihrem jungen Grafen, voll falſcher Freundlichkeit auf mich zu kam, und mich auf den Sonntag zu ſich einladete, da ich denn zu erſcheinen verſprach.

Sollten Sie es aber glauben? Der einzige kleine Umſtand, daß der Fürſt mit dem Fräulein geſprochen und eingewilligt hatte, in Mehlfelds Haus zu gehn, brachte auf einmal dem Hofgeſchmeiſſe eine ſolche Steifigkeit in ſeine Reverenzknochen, daß es ſich um drey bis vier Zoll weniger tief vor meiner Excellenz verneigte. Dies hatte ich nicht bemerkt, aber meinem Freunde Reyerberg, der auch zugegen war, entwiſchte dergleichen nicht, und nachdem er mich noch denſelben Abend aufmerkſam darauf gemacht hatte, wurde auch ich, mehr mit Verdruß als Unruhe, die folgenden Tage hindurch bis zum Sonntage gewahr, wie viel würklich meine Feinde ſchon gewonnen zu haben glaubten — Sie kannten den Fürſten vielleicht beſſer als ich, und der Hofmarſchall betrachtete mich von dieſem Augenblicke an, ſchon als einen verlohrnen Menſchen.

Zehntes Capittel.

Des Fräuleins von Mehlfeld Concerte thun ſonderbare Würkung.

Der gewünſchte Tag erſchien, und alles in Mehlfelds Hauſe wurde zum Empfange des Fürſten zubereitet. Man richtete ſich auf das Pünctlichſte nach ſeinem Geſchmacke; Es wurde eine ausgeſuchte Geſellſchaft von Leuten gebethen, die er gern hatte, und alles ſah heiter, geſchmackvoll, einfach, zwanglos, und doch ehrerbiethig aus.

Der alte Mehlfeld erſparte dem Fürſten jede kleine Verlegenheit, in welche er leicht durch dieſe erſte Zuſammenkunft hätte geſetzt werden können. Er ließ ſich (ſo ſtark er auch war, wie ſein geſunder Appetit bey Tiſche und ſein ganzes Ausſehn es deutlich genug zeigten) dennoch durch zwey Domeſtiken die Treppe hinunterführen, um ſeinen gnädigſten Herrn an der Hausthür zu empfangen, da er ihm dann, mit Thränen in den Augen, die Hand küßte, und den Tag ſegnete, wo er noch einmal ſo glücklich ſeyn ſollte, ihn von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehn. Sodann ließ der alte ſchwache Mann den Fürſten vorausgehn, folgte nebſt mir, vor welchem er ſich bis zur Erde bückte, hintennach, und ſprach, laut genug um vom Fürſten gehört zu werden: (der Schalk!) „er „habe gewiß mir die Verbindlichkeit wegen „der Ehre, die ihm heute wiederführe.“ Wenn es der Fürſt gehört hatte, wie ich nicht daran zweifle; ſo mußte es nothwendig ſehr widrigen Eindruck für mich auf ihn machen, daß man gleichſam ſagte: „Dir, „Herr Claus! der Du Dir hier das Anſehn „giebſt, alles zu vermögen, muß man es „wohl danken, wenn einmal der Fürſt ſich „zu Einem von uns Andern herabläßt, oder „etwas thut, das uns freuet.“ Nun mögen bekanntlich auch die ſchwächſten Potentaten nicht, daß man einen von ihren Leuten für ſo allmächtig, für ſo unentbehrlich halte, und ich erfuhr bald nachher, daß dieſer und andre Züge von der Art die gehoffte Würkung gethan hatten.

Das Concert gieng an. Mit des gnädigſten Herrn Leibſinfonie wurde es eröfnet. Sodann übertraf ſich das Fräulein von Mehlfeld in einem Clavierconcerte, und darauf bath man Sereniſſimum demüthig, die Flöte zu ergreifen, mit welcher der Präſident auf ihn zugehinkt kam. Der Fürſt ließ ſich erbitten, und die Arie wurde angefangen. Ich ſtand bey der erſten Violine mit meinem blauen Heeringsorden, und wenn der Fürſt, wie es wohl ſo unter großen Herrn Weiſe iſt, eben nicht ſehr genau Tact hielt; ſo gab jedermann im Tempo nach, nur ich konnte mich nicht immer zu dieſer Schmeicheley herablaſſen, ſondern gab zuweilen etwas hart den Tact mit dem Fuße an. Dieſe Freyheit war ich bey unſern kleinen Privatconcerten mir zu nehmen gewöhnt geweſen; Allein hier, wo ſich der durchlauchtige Virtuoſe in ſeinem Glanze wollte hören laſſen, runzelte derſelbe einigemal die Stirne, und die Hofleute ſahen mich verſtöhrt an, als wenn ich ein entſetzliches Verbrechen begangen hätte.

Indeſſen gieng alles ſeinen Gang fort, und es wurde bis um neun Uhr Abends geleyert und gepfiffen, wobey in den kleinen Zwiſchenräumen das Fräulein Caroline mit unnachahmlicher Artigkeit den gnädigſten Herrn mit Erfriſchungen bediente, und ihn dabey angenehm unterhielt. Dieſer war in der That ſo heiter und fröhlich, als ich ihn in langer Zeit nicht geſehn hatte, und als er weggieng ſagte er mir: (vielleicht um mich ein wenig für das Tacttreten zu beſtrafen) „Das war ein angenehmer Abend, ſehr angenehm, Herr von Clausbach! und dergleichen Parthien könnten wir ja oft haben. „Nicht wahr? Was?“ — „Warum nicht, „gnädigſter Herr?“ antwortete ich in einem vielleicht ſpöttiſch ſcheinenden Ton, und wir ſchieden aus einander.

Der Hofmarſchall, der Graf Löhfeld und ihr Anhang lieſſen, wie ſichs verſteht, dieſe

Stimmung unſers Herrn nicht ungenützt, und man fand wenige Tage nachher einen neuen Vorwand zu einer ähnlichen Parthie in dem Landhauſe des Erſteren. Da den Leuten nun daran gelegen war, mich nach und nach zu entfernen; ſo brauchten ſie einen Kunſtgriff, von deſſen Erfolge ſie gewiß ſeyn konnten, weil ſie meinen Ehrgeiz kannten. Man ſagte nemlich dem Fürſten: „Er mögte „ſo gnädig ſeyn, es denjenigen von ſeinen „Leuten, welche Muſikverſtändige wären, „und die er dort ſehn wollte, zu befehlen, „ſich einzufinden, und ſich alſo ſein Accompagnement ſelbſt wählen.“ Da nun der Miniſter von Clausbach zu ſtolz war, ſich, wie ein andrer Geiger, beſtellen zu laſſen, dem Fürſten dies auch nicht einfiel, weil er glaubte, ich ſey gewiß insbeſondre eingeladen worden, welches aber nicht geſchehen war; ſo erſchien ich nicht. Der Sultan aber, gewöhnt an meine muſikaliſche Begleitung, nahm dies ein wenig übel auf, die Hofcabale goß Oel zum Feuer, und dieſe Kleinigkeit warf den erſten Funken von Kaltſinn zwiſchen meinen Herrn und mich.

Ich bin mit Vorſatz ein bißgen weitläuftig bey Auseinanderſetzung dieſer wichtigen Lumperey geweſen, um zu zeigen, wie klein oft die Veranlaſſung zu Zwiſt und Uneinigkeit iſt, woraus nachher ſehr große Folgen entſpringen können. Wer nun erfahren hat, wie ſchwer es hält, wenn ſich dergleichen unter Freunden gleiches Standes einſchleicht, ſolche Mißhelligkeiten wieder ins Gleiche zu bringen, und wie mit jeder untergehenden Sonne die Wege zur Verſöhnung neue Schwierigkeiten bekommen; Wer ferner die unbilligen Forderungen und Einbildungen der mehreſten Prinzen kennt, die jeden erſten Schritt von ihrer Seite, auch wenn ſie noch ſo ſehr Unrecht haben, für entehrend halten; und wer endlich meinen Stolz, die Ueberzeugung, welche ich hatte, dem ganzen Lande ein nützlicher Mann zu ſeyn, die Zuverſicht auf meine gute häusliche Lage, die mich auſſer der Nothwendigkeit ſetzte, dienen zu müſſen; Wer dies alles in Anſchlag bringt, dem wird es nicht ſchwer ſeyn zu begreifen, warum von dieſem zweyten Concerte an, mein Anſehn am Hofe merklich von Tage zu Tage abnahm. Ich will daher nur kurz die Thatſachen erzählen, welche die Entwicklung der ganzen Cataſtrophe ziemlich ſchnell herbeyführten.

Die muſikaliſchen Zuſammenkünfte bey dem Herrn Präſidenten wurden fleiſſig fortgeſetzt; Der Prinz gewöhnte ſich an dieſe Art von Vergnügen, wie ſolche Gewohnheitsmenſchen ſich an alles gewöhnen; Ich aber erſchien nicht ein einzigmal mehr dabey. Anfangs machte mir mein Herr verblümte Vorwürfe darüber; Ich entſchuldigte mich mit meinen Geſchäften; Er war zu ſtolz weiter in mich zu dringen, und zuletzt fiel es ihm nicht mehr ein, mich zu vermiſſen, und da fieng dieſe Vergeſſenheit an, mich zu verdrieſſen. Ich hätte mich nun gern erbitten laſſen; aber man bath mich nicht mehr.

Sobald dieſe Concerte eine Art von Bedürfniß für unſern Sultan geworden waren, wagten es die Hofleute, ihm begreiflich zu machen, daß der Aufwand dabey, ſo klein er auch ſcheinen mögte, doch für den armen alten, in Schulden ſteckenden, izt durch den Herrn von Clausbach auf eine mäßige Penſion herabgeſetzten Präſidenten, zu ſchwer zu tragen wäre — Er bekam dadurch Zulage —

Wenn von Madam Novanelle die Rede war; ſo ſprach man mit einer Art von Ekel über ihre auszehrende Krankheit, ſo daß der Herr, welcher nicht gern unangenehme Bilder vor Augen geſtellt haben mogte, ſehr ſelten dieſe Saite berührete. Zwiſchen durch hieß es auch: „Die Perſon ſchonet ſich gar „nicht. Wenn ſie des Abends Geſellſchaft „zu Tiſch hat“ (Sehr ſelten kam auſſer meiner Frau jemand zu ihr) „ſo ißt ſie zu viel.“

Man ſtellte Leute an, die, wenn ich einmal irgend einen Secretair auf ein Stück

Rindfleiſch zum Gaſte gehabt, oder irgend einen Strich auf der Violine gethan hatte, erzählen mußten: „Haben Sie gehört? In „Clausbachs Hauſe war heute ein allerliebſtes Concert“ oder: „Es iſt heute wieder „ein großes Diner bey Clausbach — Das „iſt wahr! Man ſpeiſet vortreflich bey ihm; „Aber er kann es auch wohl thun.“ Was für Eindrücke nun dergleichen Dinge machten, das kann man ohne Hexerey errathen.

Die Geſellſchaft in des Präſidenten Hauſe wurde immer lebhafter und vertraulicher, und der alte Mann von Tage zu Tage geſunder — Es ſchien, als wenn die Freude, ſeinen Herrn ſo oft bey ſich zu ſehn, ihm neue Kräfte, neues Leben gäbe.

Zuweilen, wenn man recht aufgeheitert und die Unterredung am zwangloſeſten war, brachte der Fürſt einige meiner luſtigen Einfälle über die Geheimenräthe von Lämmersdorf und von Schwarzhelm und über andre Perſonen zu Markte, nannte dann auch, mit aller manchen Geſalbten des Herrn ſo eigenen Indiſcretion, den Nahmen des Verfaſſers eines ſolchen Epigramms, und da verfehlten dann meine Feinde nicht, den Perſonen, welche auf dieſe Art lächerlich gemacht waren, den Vorfall mit Zuſätzen wieder zu erzählen, wodurch dieſe meine unverſöhnlichen Widerſacher wurden, und ſich an den Haufen der oben erwähnten zerſtreuten Malcontenten ſchloſſen.

So oft es möglich war, ließ man ein Wort fallen, das Verdacht gegen einige meiner Schritte erregen ſollte. Freylich mußte man es fein damit anfangen, denn man konnte keine Schelmereyen auf mich bringen. Indeſſen iſt es nicht ſchwer, dergleichen Schein gegen einen Cammerpräſidenten zu finden, wenn es einmal darauf angeſehn iſt.

Es hatten ein paar Amtspächter nicht mit der Bezahlung innegehalten, und bey dem Cautionspuncte des Einen war ein kleiner Umſtand überſehen worden. Eine angelegte Fabrik war, aus Mangel an Abſatz, eingegangen, und eine neue Maſchine bey einem Bergwerke mislungen. Es iſt wahr, daß die Vorfälle mit den Amtspächtern ſich während meiner Reiſe nach Paris zugetragen hatten, daß die Fabrik, wider mein Anrathen, aus Eigenſinn des Fürſten, der von Allem etwas haben wollte, angelegt, und die Maſchine, als eine Probe, mit geringen Koſten, nach der Angabe eines berühmten Schriftſtellers, verfertigt worden war; Man nahm aber darauf keine Rückſicht, ſtichelte oft dahin, und erlangte wenigſtens ſo viel, daß mein Herr kälter und zurückhaltender gegen mich wurde.

Es ſollte denn auch friſch auf das Bauen losgehn, um alle die Thorheiten nachzuahmen, die man in fremden Provinzen geſehen hatte. Ich wagte es, den Zuſtand der erſchöpften Caſſen zu ſchildern, und bekam einſt die bittre Antwort: „Wenn man keine

„Schelme zu Amtspächtern nähme; ſo „würde auch mehr Geld da ſeyn.“

Die öftern feinen Spöttereyen, die man, ſo daß es der Fürſt mit halbem Ohre hören konnte, über des Herrn von Clausbach Allmacht hinwarf, erweckten den ſultaniſchen Hochmuth meines kleinen Despoten. Er unternahm desfalls täglich unüberlegte Sachen, ohne mein Wiſſen, ließ Befehle ausfertigen, wovon ich nichts vorher erfahren hatte, und die meine ſichern Plane durchkreuzten, warf dennoch die Schuld auf mich, wenn das Ding nicht gut gieng, welches er ſelbſt verdorben hatte, und ſprach ſehr oft an der Tafel von Miniſtern, die ſich einbildeten, große Herren zu ſeyn, und von Prinzen, die ſchwach genug wären, ſich bey der Naſe herumführen zu laſſen.

Mein Verdruß und meine Indignation ſtiegen nun auf das höchſte, und als ich einſt des Abends zu Hauſe kam, und meinen Ludwig da ſand, rief ich: „Es iſt beſchloſſen; „Ich will fort! Ich will meinen Abſchied „nehmen! Ich will meinen undankbaren „Tyrannen verlaſſen! — O! wäre ich Dir „gefolgt!“ —

Neyerberg. „Davon iſt itzt nicht Zeit „zu reden. Aber das iſt gewiß, daß wenn „Du unter den gegenwärtigen Umſtänden „den Abſchied nimſt, Du ſehr närriſch handeln wirſt. Dazu iſt es nun zu ſpät. Das „ganze Publicum würde ſagen, daß Du „keine reine Sache gehabt hätteſt. Erwarteſt „Du aber ruhig und mit Würde die letzte „Entwicklung, und man jagt Dich dann, „wie es gewiß bald der Fall ſeyn wird, „durch ſchändliche Cabale fort; ſo wirſt Du, „auſſer dem Beyfalle Deines Gewiſſens, das „Urtheil aller Rechtſchaffenen, die beſchämende innere Ueberzeugung ſelbſt Deiner „Feinde, die bey aller Mühe dennoch nichts „Pflichtwidriges gegen Dich werden zu finden wiſſen, mit Dir nehmen, und nach

„einiger Zeit wird, durch Reue und Beſtrafung Deiner Verläumder, der gewiß im Grunde nur ſchwache, nicht böſe Fürſt, Dich an ihnen öffentlich rächen." — „So ſey es dann!" ſprach ich „aber es iſt hart zu ertragen; doch will ich den teufeliſchen Spaß abwarten." Ich wafnete mich, ſo viel ich konnte, mit Geduld, und arbeitete meinen Gang fort.

Eilftes Capittel.

Clausbach trägt nicht wenig dazu bey, ſeinen Sturz zu beſchleunigen.

Es iſt ſchon oft geſagt worden, daß wenn man den Muth verliehrt, man alles verlohren habe, und daß alsdann jede Sache krebsgängig gehen muſſe, da hingegen der Mann, den Verſtand, Gegenwart des Geiſtes, Hofnung und Zuverſicht in entſcheidenden Augenblicken nicht verlaſſen, ſich auch aus den verwickelteſten Lagen mit Ehren herausziehen könne. Ferner will man bemerkt haben, daß auch die gröſsten Miniſter mehrentheils den Kopf verliehren, wenn ihr Anſehn zu wanken anfängt, und daß ſie dadurch ihren Sturz beſchleunigen. Wenn man Unruhe und Furcht an der Stelle der vorigen Selbſtgenügſamkeit und Sicherheit auf dem Geſichte eines groſsen Mannes lieſet; ſo giebt das den Feinden Muth und den Unpartheyiſchen Argwohn; Wenn er anfängt ängſtlicher, zudringlicher um die Perſon des Fürſten herumzugehn; ſo fällt auch bey dieſem jene Ehrerbiethung gegen das wahre Verdienſt weg, die vielleicht bis dahin noch die Waagſchale des Mannes, den man anzutaſten ſich nicht erkühnt hätte, gegen die Verläumdung niederhielt; Und wenn er endlich in ſeinem äuſſern Betragen höflicher, herablaſſender als vorher gegen das kleine Hofvolk, und vertraulicher mit niederträchtigen Subalternen wird — Ja! wenn er gar ſich ſo weit vergißt, über Feinde und Verfolgung zu klagen — So iſt er verlohren! Bleibt er hingegen ſich immer gleich, verbeißt jeden Kummer, jeden Unwillen, bis er in ſein Kämmerlein, oder in den Schooß ſeiner Familie zurückkömmt; (Nota bene! wenn er ein kluges Weib hat, denn ſonſt wollte ich bitten, auch da zu ſchweigen) Thut er ohne Affectation, als wenn er freywillig wenig mit dem Fürſten redete — Man weiß ja nicht, ob er nicht ſchon im Cabinette bey ihm geweſen iſt — Scheint er nicht nachdenkender, nicht ernſthafter, nicht mistrauiſcher, nicht gefälliger, nicht höflicher, nicht kränklicher, aber auch nicht gezwungen luſtiger, noch gröber, noch hochmüthiger, noch erheiſchender als vorher; ſo merkt die große Anzahl derer, die den Zuſammenhang nicht wiſſen, weiter nichts, forſcht auch nicht, und die dii minorum gentium wagen nichts, ſondern denken: „Ma „foi! der Mann muß ſeiner Sache ſehr gewiß ſeyn! Vielleicht hat er geheimen Schutz. „Fürſten ſind falſch; Vielleicht hält ſelbſt „der Herr es im Grunde mit ihm, und will „uns nur auf die Probe ſetzen.“ Dann werden auch die Hauptfeinde irre, können wenigſtens nicht alle ihre Maſchinen in Bewegung ſetzen, fallen zuweilen in ihre eigenen Schlingen, oder die Sache wird dergeſtalt in die Länge gezogen, daß der erſte Eifer verraucht, oder indeß eine neue Revolution in den Gemüthern und Begebenheiten zum Vortheile des Verfolgten vom Schickſale herbeygeführt wird.

Ueberhaupt, meine werthe Leſer! wage ich es, Ihnen aus eigener Erfahrung mit dem Rath unter die Arme zu greifen, jeden Unfall Ihres Lebens ſo viel möglich vor allen andern Menſchen zu verbergen. Wenn Sie dieſem meinem Rathe folgen; ſo ſtehe ich dafür ein, daß Sie eine Menge Ihrer Brüder von Einer ſchlechten Seite weniger kennen lernen, und Sich manche noch trübere Stunde erſparen werden.

Da es übrigens ſehr gewöhnlich iſt, daß man andre Leute zu Tugenden ermahnt, die man ſelbſt nicht hat; ſo brauche ich mich wohl nicht zu ſcheuen, Ihnen zu bekennen, daß ich mich in meiner vorher beſchriebenen critiſchen Lage gar nicht ſo aufführte, als es die Ihnen eben angeprieſene Klugheit erfordert hätte, denn, ſo wie ich von Tage zu Tage mein Anſehn ſinken ſah, wich auch aller Schein von Ruhe, Würde, Zufriedenheit und Geſetztheit von mir. Alles Zureden meines Freundes und meiner Frau half nichts; Meine Launen waren unerträglich, und dieſe meine unweiſe Aufführung machte, daß von den erbärmlichſten Hofſchranzen an bis zu dem Fürſten hinauf, alle Schonung, alles äuſſere Zeichen von Achtung und Ehrerbiethung, und alle Dankbarkeitsbezeugungen für meine wahrhaftig uneigennützigen Dienſte ſehr merklich gegen mich nachlieſſen.

Der alte Mehlfeld warf nun auch öffentlich ſeine Larve ab. Er und ſeine Nichte begegneten mir mit ausgezeichneter Verachtung. Der alte Heuchler fieng an wieder auszugehn, zuckte die Achſeln, wenn von mir die Rede war, verſicherte: „es ſey ihm „leid, zu hören, daß ſich ſo ſehr böſe Dinge „gegen den Herrn Geheimenrath von Clausbach hervorthäten; Auf gewiſſe Weiſe „mache er ſich ſelbſt Vorwürfe deshalb, da „er im Grunde mit die Veranlaſſung gegeben „hätte, dieſen Fremden in einem ſo anſehnlichen Poſten zu placieren. Auch fehle es „dem Herrn von Clausbach nicht an Verſtande und Fähigkeiten; Aber das Herz, „das Herz! Und das ſey doch die Hauptſache. „Ein Mann ohne Chriſtenthum ſey ein gefährlicher Mann; doch ſolle man niemand

„richten; Gott wiſſe alles an den Tag zu „bringen." Auf dergleichen Art hetzte er unaufhörlich, reizte jeden an aufzuſuchen, was man mir etwa zur Laſt legen könnte, und brachte es endlich dahin, daß der Fürſt ihm, als einem unpartheyiſchen, der Sache aus alter Erfahrung, kundigen Manne, auftrug, mit Hülfe von ein paar andern Leuten, die er ſelbſt wählen mögte, in der Stille, die gegen mich angebrachten Gravamina unter der Hand zu unterſuchen.

Kaum hatten es meine Feinde dahin gebracht; ſo präſentirte ſich mein Sultan in einem Lichte, in welchem ich ihn lieber nicht mögte erblickt haben, obgleich böſe Menſchen behaupten, daß viele ſeiner Collegen ſich gern darinn zu zeigen pflegen; Ich meine nemlich mit der ſchändlichſten Verſtellung ausgerüſtet. Er war immer gleich freundlich und artig gegen mich; Man ſahe ihm auch nicht im Mindeſten an, daß es ihn betrübt hätte, ſich von einem Freunde hintergangen zu glauben, und vorzüglich galant und verbindlich war er gegen meine Frau, der er, ſo oft ſie bey Hof erſchien, tauſend Schmeicheleyen ſagte.

Hier muß ich einen Augenblick abbrechen, um Ihnen etwas von der Lebensart dieſes guten Weibes und von unſrer häuslichen Lage zu erzählen; Ich denke, ich habe zu lange davon geſchwiegen; allein daran ſind die verteufelten Hofcabalen Schuld.

Sie wiſſen, daß, als ich meine Frau nach . . . brachte, der hohe Adel uns zum Theil von oben herab mit ſtiftsmäßiger Verachtung behandeln und uns perſifliren wollte. Ein paar kräftige Scenen aber, die meine Gattinn mit einigen von dieſen noblen Damen ſpielte, und in welchen von ihrer Seite Witz, gute Laune und Gegenwart des Geiſtes, ſehr auf Unkoſten dieſer armen Geſchöpfe hervorglänzten, machten auf einmal dem Dinge alſo ein Ende, daß Keine es fernerhin wagte, ihr anders als mit Huldigung zu begegnen. Weil ſie indeſſen nicht den geringſten Beruf fühlte, ſich mit ſolchen Menſchen enger zu verbinden; ſo wählte ſie ſich ein paar gute, mit ihr ſympathiſirende Weiber zu ihrem Umgange, und enthielt ſich übrigens, ſo viel es ohne Verletzung der höflichen Anſtändigkeit geſchehen konnte, aller leeren unbedeutenden Geſellſchaften. Bey Hof erſchien ſie grade ſo oft, als es Klugheit und Gefälligkeit für unſern Despoten forderten, und ſie wurde daſelbſt mit derjenigen ausgezeichneten Aufmerkſamkeit bewillkommt, welche der Rang ihres Mannes, noch mehr aber die Würde und Feinheit ihres untadelhaften Betragens mit Recht erwarten konnten. Den übrigen größten Theil ihrer Zeit widmete ſie ihren häuslichen Pflichten. Es ſchien nicht, als wenn wir mehr Kinder bekommen ſollten; Unterdeſſen wuchs aber unſer Albert heran (Er iſt jetzt acht Jahr alt, und verſpricht ein redlicher deutſcher, grader, geſunder Kerl an Leib und Seele zu werden) und ſeine Erziehung war ihr wichtigſtes und liebſtes Geſchäfte.

Madam Novanelle war, wie bekannt, die Schöpferinn meines Glücks. Nicht nur alſo verband mich Gefühl der Dankbarkeit, ſie mit Güte und Schonung zu behandeln, ſondern, wenn ich auch, ſo lange ſie in Anſehn ſtand, nicht hätte auf politiſche Klugheit Rückſicht nehmen wollen; ſo war ſie doch, wie wir geſehn haben, weder eine gefährliche Perſon von ſchlechter Gemüthsart, noch auch unangenehm im Umgange. Ihre Verbindung mit dem Fürſten war freylich nicht ſehr canoniſch, aber dieſer hatte ja keine Gemahlinn, und am Ende war ich nicht Richter über ihre Handlungen; — Man geht ja auch in der großen Welt oft mit vornehmen Damen um, die ein weit ärgerlichers Leben führen, ohne daß weiter jemand darüber ſpricht. Desfalls nun hielt es meine Frau nicht für ſchimpflich, die Dame Novanelle zuweilen freundſchaftlich zu beſuchen; und als ihre Geſundheit zugleich mit ihrem Glanze zu ſinken anfieng, wurde es ein Gewiſſenspunct für uns, ſie nicht zu verlaſſen. Meine Gattinn gieng daher auch jetzt noch faſt täglich an der Hand unſres Söhnchens, mit ihrer Arbeit zu ihr, ſetzte ſich dann vor das Bette der Kranken, und plauderte ihr etwas vor — Es war Troſt für die Leidende, denn das Heer von Schmeichlern und Schmeichlerinnen flohe nun weit von ihr, ſeitdem es Ihrer nicht mehr bedurfte.

So ſtanden denn überhaupt die Sachen, als ich die unerwartete Nachricht bekam, daß der alte Haſtendonk in Amſterdam, ohne alle rechtmäßige Erben geſtorben wäre, auf ſeinem Todtenbette zwar den größten Theil ſeines Vermögens den Armen hinterlaſſen, aber auch ein Capital von achtzigtauſend holländiſchen Gulden dem kleinen Albert menſchenfreundlich vermacht hätte. Gott ſegne ihn noch dafür in der Ewigkeit! Es war doch wahrlich recht edel gehandelt, und wir hatten nun anſehnlich an Reichthum gewonnen. Soll ich es indeſſen zu meiner Schande bekennen? Ich war noch ſo voll falſchen Vorurtheils über die elende Ehre der Welt, daß ich gern alles Geld hingegeben hätte, wenn es möglich geweſen wäre, mich dadurch aus meiner unangenehmen Lage zu reiſſen.

Unterdeſſen wurde alles folgendermaßen verabredet: Die Erbſchaft ſollte ein Geheimniß vor der ganzen Stadt bleiben. Das Geld war ſchon in Hamburg deponirt; Dahin mußte ich alſo nothwendig reiſen. Unterwegens ſollte ich ein gewiſſes Landgut beſchauen, das wir uns zu unſrer Retirade auserſehen hatten, deren wir, wie es klar am Tage lag, nun bald nöthig haben würden, und wovon wir im folgenden Capittel mehr reden werden.

Ich nahm, unter einem ſcheinbaren Vorwande, auf vierzehn Tage Urlaub von meinem Herrn, welcher mir denſelben mit der falſcheſten Freundlichkeit zugeſtand, und ſo begieng ich denn auch den letzten erzdummen Streich, mich in einer ſo kitzlichen Situation zu entfernen, und meinen Feinden das freye Feld zu laſſen. Aber es war nun einmal von der Vorſehung zu meinem Beſten beſchloſſen; Ich reiſete alſo den zwölften Auguſt ab.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-51468-9

KNIGGE, A.F.F.L.VON FN. 03720/019

Zwölftes Capittel.

Er verreiſet, um eine reiche Erbſchaft in Beſitz zu nehmen, beſieht unterweges ein Landgut bey Urſtädt, woſelbſt er ſich ankauft. Beſchreibung deſſelben, und der Leute die dort leben.

Schon vor längerer Zeit, und ehe ich glaubte, daß die Cabalen meiner Feinde gegen mich losbrechen würden, hatten wir uns nach einem Landgute umgeſehn. Ich wollte durch den Ankauf deſſelben einen Theil des Vermögens meiner Gattinn ſicher anlegen, und mir zugleich einen angenehmen Sommeraufenthalt zubereiten, wohin ich, um mich von Geſchäften zu erholen, zuweilen reiſen könnte. Jetzt ſchien ich nun ein ſolches Ding zu meinem Zufluchtsorte nöthig zu haben, im Fall es mit meiner Miniſterſchaft ſchief gehn mögte. Man hatte uns ein ſehr beträchtliches Rittergut in Vorſchlag gebracht, welches mir aber bis dahin zu koſtbar geweſen war; allein die Erbſchaft, die unſer Kind itzt gethan hatte, hob dieſe Bedenklichkeit. Da nun das Landgut, wovon ich rede, nicht weit auſſer meinem Wege nach Hamburg lag; ſo reiſete ich grade hin, um es zu beſehen und, wenn es mir gefallen würde, den Kauf richtig zu machen.

Daß es mir aber gefallen würde, davon war ich ſchon im Voraus gewiß. Ich hatte nemlich im vorigen Jahre die Bekanntſchaft eines gewiſſen Hauptmanns von Weckel[*] gemacht, der zuweilen des Winters an den Höfen herumzureiſen, und was er ſahe mit luſtiger, hie und da ein wenig zu ſatyriſcher Laune zu beobachten pflegte. Dieſer Mann ſchien, als er ſich vierzehn Tage an unſerm Hofe aufhielt, mich vorzüglich ſeiner Aufmerkſamkeit und Güte zu würdigen. Ich war in der That ſtolz hierauf, denn, wenngleich er gern über Thorheiten lachte und ſpottete; ſo hatte er doch ein ſehr gefühlvolles, für Freundſchaft edler Menſchen empfängliches Herz. Ich würde jeden bedauern, der glauben mögte, dies könne nicht miteinander beſtehen, und man könne nicht zugleich Menſchen lieben, und doch nicht blind gegen ihre Fehler ſeyn, auch zuweilen lachen über ihre Narrheiten und Verkehrtheiten. Ich weiß es wohl, die Schelme, die kein reines Gewiſſen haben, pflegen einem Manne, der ihre Heucheleyen auf eine luſtige Art zu entlarven verſteht, gern einen böſen Leumuth zu machen, damit man ihm nicht glauben ſoll, wenn er einmal ihren Caſum an das Tageslicht bringt — Doch das gehört ja nicht hierher.

---

[*] Hier finden die Leſer alſo einige Nachrichten von dem jetzigen Zuſtande der Perſonen in Urfſtädt, deren Geſchichte wir im vierten Theile des Romans meines Lebens nur bis zum Junius 1772 verfolgt haben.

Dieſer Herr von Weckel nun ſprach einſt ohngefehr aus eben dem Tone wie mein Freund Reyerberg mit mir. „Mein Herr!“ ſagte er „Ich ſehe Ihre Excellenz für eine

„ſehr redliche Excellenz an, und ich habe daher Urſache zu vermuthen, daß Sie bald einmal hier das Bezirkswerk werden aufgeben wollen oder müſſen. Sollten Sie Sich alsdann, wie es doch wahrhaftig am weiſeſten gethan iſt, auf das Land in Ruhe ſetzen und pflanzen und ſäen wollen, da wo der Saamen nicht, wie in dieſem häßlichen Hofboden, von Dornen und Diſteln erſtickt wird; ſo kommen Sie zu uns, in die Nachbarſchaft von Urſtädt. Dort leben wir ſo glücklich, als man es ſich auf dieſer bunten Weltkugel wünſchen darf. Es iſt wohl grade kein Paradies von unſchuldigen Menſchen, aber doch eine recht angenehme Gegend, deren Bewohner, theils aus natürlichem Inſtinct, theils aus Klugheit und Erfahrung, und theils durch unſer Beyſpiel geſtimmt, als ehrliche, einfache und muntre Leute leben. Ein alter Greis, der Baron von Leidthal ſitzt da in Urſtädt als unſer Aller Patriarch. Seine langjährige Erfahrung, und ſeine von Leidenſchaften nie irregeführte Philoſophie iſt unſer Codex.

„Sein Pflegeſohn, der Herr von Hohenau, wohnt mit einem jungen wackern artigen Weibe ſeit zehn Jahren eben daſelbſt, beſchäftigt mit der Landwirthſchaft, und vorzüglich mit der Erziehung von drey liebenswürdigen Kindern, wovon das älteſte, ein Sohn, zehn Jahr iſt. Sein ehemaliger Mentor, ein gewiſſer Secretair Meyer, iſt zugleich Finanzminiſter und Curator des ganzen Schul- Buchſtabier- und Studierweſens. Ich bin, nebſt einem ehrlichen Weibe und einer Tochter, der nächſte Nachbar, und wir leben in ununterbrochenem Freundſchaftsbunde, führen nie Krieg mit einander, ſondern haben vielmehr, um das Gleichgewicht unter den Landedelleuten zu erhalten, eine Off- und Defenſivallianz geſchloſſen, die wohl weit unſchuldiger und uneigennütziger iſt, als das Bündniß großer Höfe, zu Befeſtigung des Gleichgewichts von Europa; denn wir ſichern uns nicht unſre Ungerechtigkeiten zu, ſondern unſre Ruhe, und die Erlaubniß Gutes zu thun. Ich bekenne aber auch, daß wir ſehr liebe

„Menſchen um uns her wohnen haben, die „mit uns ziemlich Einen Strang ziehen. „Wir halten zuweilen große Reichstäge, auf „welchen wahrhaftig keine ſolche — — „wie in Regensburg vorkommen, ſondern wo „über Erziehungsweſen, Luxus, Baumſchulen, Armenanſtalten, Aufklärung, Scheibenſchießen, Bienenzucht, Cultur, Futterkräuter, Leſebibliotheken, Schweizervieh, „Stutereyen, Beſetzung der Pfarrerdienſte, „Erndtefeſte und dergleichen, Abreden genommen und Schlüſſe gefaßt werden. „Gewöhnlich macht ein Ausſchuß von uns, „welche wir die Miſſionarien nennen, obgleich „ſie niemand bekehren, jährlich eine Reiſe „von zwey bis drey Monaten umher, zuweilen auf das Land, zuweilen um Höfe, und „noch öfter um andre Arten von Hospitälern, „Tollhäuſern und Krankenhäuſern zu ſehen. „Jedesmal werden ein Paar von den jungen „Leutgen mitgenommen. Daß alsdann „Reiſejournale geführt, und dieſe im Winter bey dem warmen Ofen hergeleſen und

„commentirt werden, das verſteht ſich von „ſelbſt. An auswärtigen Freunden und „Correſpondenten fehlt es auch nicht, und „ich habe das département des affaires „étrangères. Nun fügt ſich's aber, daß eine „Stunde von Urſtädt ein großes Gut zu „verkaufen iſt; Wir mögten nicht gern einen „Mann dahin haben, der unſer Syſtem von „Gleichgewicht erſchütterte; Wie wäre es „alſo wenn Sie dies Gut kauften? Ihr „häusliches Leben gefällt mir, und danach „pflege ich die Menſchen zu beurtheilen; Ich „glaube, wir wurden uns ſehr wohl vertragen."

Dieſer Vorſchlag nun ſchien mir ungemein anſtändig; Ich fieng desfalls, gleich nach des Herrn von Weckels Zuhauſekunft, einen Briefwechſel mit ihm an und, wie geſagt, da nur der zu hohe Werth des Guts Anſtoß gemacht hatte, und dieſe Rückſicht jetzt wegfiel; ſo reiſete ich nun grade nach Urſtädt, um das Ding richtig zu machen.

Wie herzlich gaſtfreundſchaftlich ich empfangen wurde, wie ſehr die Leute, und der Ton der Leute, ihre Lebensart und ihre Sitten mit meinem Geſchmacke übereinſtimmten, das kann ich gar nicht beſchreiben. Ich entwarf in einem Briefe an meine Frau ein ſo enthuſiaſtiſches Bild davon, daß dieſe, die unterdeſſen manchen Verdruß hatte, und die Ausſicht zu vielfachem Kummer für mich immer näher erblickte, gern gleich die Reſidenz verlaſſen, und Beſitz von dem ländlichen Aufenthalte genommen hätte.

Ich kam gegen Abend in Urſtädt an. Der alte brave Leitthal ſaß (welche Wonne!) im Cirkel der Menſchen, die durch ihn glücklich waren. Jeder von ihnen that Bericht von ſeinem Tagewerke. Sie hatten ſich ihre Stunden eingetheilt und bemerkt, daß eine ſolche Ordnung in Geſchäften, ſo pedantiſch ſie auch ſcheint, viel dazu beyträgt, das Gemüth an Regelmäßigkeit im Denken und Handeln zu gewöhnen; daß man ſich leichter Rechenſchaft geben kann, ob man ſeine

Pflicht gethan hat, wenn man weiß, was man hätte thun ſollen, als wenn man, ohne Plan, in das Wilde hinein, mit unbeſtimmter Thätigkeit fortarbeitet, und ſeinen Launen folgt, die uns bald zu dieſem, bald zu jenem Geſchäfte treiben.

Die ganze Familie bewillkommte mich freundlich und brüderlich, und da ich den alten Leidthal bath, ſich in ſeinem Geſchäfte nicht ſtören zu laſſen, und ihn verſicherte, daß ich den Werth der Ordnung zu ſchätzen, und an den Amtsverrichtungen eines Hausvaters warmen Antheil zu nehmen wüßte; vollendete er ſein Geſchäft, das ſchon beynahe zu Ende war, und ich wurde ein aufmerkſamer und bewundernder Zeuge dabey.

Jedes der Kinder des Herrn von Hohenau trug, nach den Fähigkeiten ſeines Alters, die vollbrachten Arbeiten des Tages hervor; Das Eine zeigte ſein Schreibebuch, das Andre eine Ueberſetzung, oder erzählte etwas Neues aus der Geſchichte, Erdbeſchreibung und Naturgeſchichte. Ein freundliches Lächeln von dem alten Patriarchen, oder ein ernſthafter Blick von demſelben, je nach Verdienſt und Unverdienſt, war Aufmunterung zu neuem Fleiße, und Beſchämung für den Nachläſſigen. Es kamen auch Verwalter, Haushälterinn, Förſter, Jäger, Gärtner, ja! Hohenau und Meyer ſelbſt, ſtatteten Bericht von dem Geſchehenen ab, und empfiengen Anweiſung auf den morgenden Tag. Und als nun das alles in Richtigkeit war, da folgte die Stunde zur Ruhe und zur geſelligen Fröhlichkeit, in welche auch ich bald ſo hineingezogen wurde, daß ich glaubte, zu dieſer liebenswürdigen Familie zu gehören.

Hohenau's älteſter Knabe ſpielte das Clavier; die jüngere Schweſter ſang dazu; der Hofmeiſter, kein ſteifer Pedant, ohne Welt und Lebensart, ſondern ein beſcheidener, munterer und feiner Mann, nahm die Geige von der Wand, und begleitete den Geſang. Der jüngſte Knabe hatte ſich indeß an mich geſchloſſen; Er ſchien Zuneigung zu mir zu fühlen, und da mir dieſe wahrhafte Ehre oft von Kindern wiederfährt; ſo bin ich verſucht; mich für keinen üblen Menſchen zu halten. Er fieng auch an mit meinem Orden zu ſpielen, und ſetzte mich durch die Frage in Verlegenheit: Was das Band zu bedeuten habe? Da ich nicht gleich darauf antwortete; ſo lief er hinaus, und plagte die Haushälterinn, ihm auch einen Orden zu machen. Man ſchlug, um ihn zu befriedigen, ein ſeidenes Tuch zuſammen, hieng ihm dies um, und band unten einen Haaſenfuß daran, mit welcher Parodie eines Ritterordens dann der kleine muntre Knabe wieder zur Geſellſchaft kam.

So gieng der Abend innigſt fröhlich hin, und ſchon am folgenden Tage ritt ich, in Geſellſchaft des Herrn Meyers, zuerſt zu Weckel, und von da mit ihm nach Ruhethal. (ſo heißt das Gut) Eine grade Allee von Lindenbäumen läuft bis Urſtädt, und ſcheint gleichſam beſtimmt beyde Güter freundſchaftlich und geſellig zuſammen zu knüpfen. Die

Gebäude des Guts ſelbſt waren wohl nicht ganz nach meinem Geſchmacke angelegt; denn um das Schloß herum geht ein breiter Graben mit einer Zugbrücke, und giebt dem ganzen Weſen ein mistrauiſches, unfreundliches Feſtungsanſehn, das mir gleich nicht gefiel. „Aber ich kann ja den Graben ausfüllen laſſen" ſagte ich zu dem Herrn Meyer „und die kleinen Veränderungen, welche ich „an Häuſern und Gärten vornehmen will, „werden mich gleich anfangs ſo beſchäftigen, „daß mein jetzt an Thätigkeit, an Bauen und „Einreiſſen gewöhnter Geiſt nicht auf einmal „in eine Ruhe verſinken kann, für die ich „noch nicht empfänglich genug bin."

Bey dieſer kaufluſtigen Stimmung des Gemüths und dem Zureden meiner neuen Freunde, mit welchen ich Aecker, Wieſen, den Wald voll rieſelnder Quellen, und kurz! alles beſah, und alles angenehm fand; endlich bey meiner ſtündlich zunehmenden Sehnſucht, dem Verdruſſe und dem Gewirre des Reſidenzlebens zu entweichen; war der Handel ſchon am folgenden Tage geſchloſſen, und alles unterſchrieben. Während einer fröhlichen ländlichen Malzeit in dem Hauſe meines neuen Beamten, der ein guter deutſcher Biedermann iſt, wurde mit einem Glaſe edlen alten vaterländiſchen Weins, aus Leidthals Keller, der Kauf, nach der Weiſe unſrer Vorfahren beſiegelt; Man trank auf die Geſundheit meiner lieben Frau und unſres Kindes — Ich vergaß Fürſten, Präſidenten, Hofmarſchälle und ſchwarzäugige Sängerinnen. Der redliche Pfarrer des Orts war auch gegenwärtig, ein tugendhafter, beſcheidener, ſanftmüthiger und vernünftiger Mann, gelehrt ohne Pedanterey, aufgeklärt ohne Dünkel, anhänglich an das Syſtem ſeiner Kirche ohne Intoleranz und Aberglauben, voll ſtiller Würde, ohne Egoismus und geiſtlichen Stolz, gegen Laſter eifernd, nie auf Menſchen ſchimpfend, endlich angenehm im Umgange ohne vorlaut oder frech zu ſeyn, noch Andre zu überſchreyen.

Meinen Bauern gab ich ein ländliches Feſt. Unſre urſtädter Freunde und Weckel nebſt den Seinigen waren auch dabey, und die vereinigten Familien tanzten friſch mit — Welch' ein Tag! Der erſte unſchuldig unverſtellt frohe Tag ſeit viel Jahren! —

Durch Anweiſung auf ein Handelshaus in Hamburg wurde der Kaufſchilling bezahlt. Ich ſelbſt reiſete zu Ende der Woche dahin ab, brachte das Uebrige bald genug in Ordnung, und eilte dann zu meinem Despoten zurück, als wenn es zur Hochzeit gienge — „Gehe es doch nun, wie es wolle!" rief ich „Ich weiß, wo mich Freude und Ruhe „erwarten."

Dreyzehntes Capittel.

Das Ungewitter bricht los, und das Fräulein von Mehlfeld erſcheint in einer neuen Rolle.

Meine Gegenfüßler waren während meiner Abreiſe unermüdet geweſen, Klagen aufzuſuchen, die meinen Untergang befördern ſollten. Man brachte alle Leute zuſammen, die ich je etwa konnte beleidigt haben, und bath dieſelben, offenherzig zu ſagen, was ihnen an mir anſtößig wäre, und ſie mir zur Laſt legten. „Sie brauchen Sich nicht „zu ſcheuen;“ hieß es „Es ſoll Ihnen gewiß Gerechtigkeit wiederfahren. Die Zeiten der clauſiſchen Tyranney ſind aus, wo „man Prediger zu Pedellen bey der Regierung machen wollte. * Sagen Sie nur „dreiſt, was Sie wiſſen! Es iſt Pflicht „gegen Land und Landesvater, hier aufzutreten. Unſer gnädigſter Herr hat endlich

---

* Man leſe nach oben im dritten Capittel.

„die Augen geöfnet, und geſehen, wie unchriſtlich man ihn hintergangen und ſeine „Huld und Gunſt gemisbraucht hat. Alſo „reden Sie ohne Furcht! Verlangen Sie es „aber; ſo ſoll auch Ihr Nahme verſchwiegen „bleiben“ u. ſ. f.

Mit allen dieſem Beſtreben, mich zum Schelm zu machen, fand ſich doch nicht eine einzige Klage gegen mich, die von der Art geweſen wäre, daß die Unterſuchungscommiſſion ihren Zweck vollſtändig erreichen zu können hätte hoffen dürfen, und desfalls machte man einen andern Verſuch. Man ſchrieb mir nemlich nach Hamburg einen ſehr übel ſtyliſirten verſtellten franzöſiſchen Brief, in welchem ein Mann, den ſie — Gott weiß aus welcher ſchiefen Idee? — Condillac genannt hatten, mich warnete: „ja nicht wieder nach . . . zurückzukommen, ſondern „lieber gleich den Abſchied zu fordern, da „dann alles unterdrückt werden ſollte, was „man im andern Falle gegen mich ſtrenge zu „unterſuchen im Begriff ſey.“ Ich hatte auf meiner kleinen Reiſe, wo ich aller Orten ſo edel aufgenommen und behandelt wurde, allen Kleinmuth abgelegt, nahm daher ſogleich den erhaltenen Brief (an welchem wahrſcheinlicher Weiſe der ſchwache Fürſt ſelbſt Antheil haben mogte) und legte denſelben in einen andern, den ich meinem Herrn ſchrieb, und worinn ich erklärte: „daß ich den nahmenloſen Verfaſſer dieſer „Zeilen für einen niederträchtigen Schurken „hielte; daß ich ein gutes Gewiſſen hätte; „daß ich ihn bäthe, wenn Anzeigen gegen „mich eingelaufen wären, dieſelben ſtrenge „unterſuchen zu laſſen, und daß ich zu dieſem Zwecke, früher als mein Urlaub zu „Ende wäre, zurückkehren würde.“

Dieſe Feſtigkeit hatte man, nach meiner ängſtlichen Aufführung, beym erſten Anfange des Handels, nicht erwartet, und nun ſahen meine Feinde wohl, daß ſie alle ihre Kunſt in der Art der Unterſuchung ſetzen müßten, nachdem weder aus der Sache ſelbſt, noch aus meinem Betragen Mittel zu Erreichung ihres Zwecks zu ſchöpfen waren. Dennoch hatte man drey und vierzig Gravamina gegen mich zuſammengeſtoppelt, welche aber ſämtlich von eben der Gattung waren, als die, von denen ich oben ein paar angeführt habe. Man legte ſolche dem Fürſten vor, und dieſer, welcher, im Gedränge wie er ſich betragen ſollte, da man ihm beſtändig in den Ohren lag, würklich nicht den Muth hatte, mich vor Augen zu ſehn, reiſete wenig Tage vor meiner Zurückkunft auf ein Luſtſchloß, ernannte den Präſidenten von Mehlfeld und die Geheimeräthe von Lämmersdorf und von Schwarzhelm zu Commiſſarien über mich, und ließ mir andeuten, daß ich mich ruhig verhalten, und bis zu ausgemachter Sache weder die Stadt verlaſſen, noch mich ſchriftlich an ihn wenden ſollte.

Unterdeſſen war Madam Novanelle immer ſchwächer geworden. Meine Frau verließ ſie bis zu ihrem letzten Augenblicke nicht, und dies gab dann den Hofleuten einen herrlichen Vorwand, auch dieſe, während meiner Abweſenheit, vom Hofe zu entfernen. Man ließ ihr nemlich in den artigſten Ausdrücken ſagen: „daß, da der gnädigſte Herr „ſehr fürchtete, der Dame Novanelle Krankheit mögte anſteckend ſeyn; ſo bäthe er die „Frau von Clausbach, welche täglich zu dem „Krankenbette gienge, lieber vorerſt nicht in „das Schloß zu kommen.“ Meine Gattinn ließ, in ihrer luſtigen Laune, dem Herrn Hofmarſchall ſagen: „obgleich die Hofluſt „wohl anſteckender ſeyn mögte, als die Luſt „in dem Hauſe der armen verlaſſenen Kranken; ſo wolle ſie doch dem Winke gehorchen.“ Den Tag vor meiner Rückkunſt nun ſtarb Novanelle, welche in ihren letzten Stunden die ganze Heiterkeit ihres Gemüths wiederbekam. Sie ließ ihren Beichtvater vor ihr Bette kommen, und gab ihm, nachdem er ſie mit den Sacramenten verſehen hatte, folgenden Auftrag an den Fürſten: Er ſolle ihm ſagen: „daß obwohl ihr ſträflicher Umgang mit ihm ein Verbrechen wäre, deſſen „Verzeyhung ſie kaum von der allgütigen „Barmherzigkeit hoffen dürfte; ſo ſterbe ſie

„dennoch mit dem zuverſichtlichen Bewußtſeyn, „daß ſie, während ihrer Verbindung „mit ihm, nie ſeine Schwäche, zum Nachtheil „irgend eines ſeiner Unterthanen, genützt „hätte. Das Einzige, was ſie ſich „vorwerfen könnte, mögte ſeyn, daß ſie ſich „bereichert hätte. Sie habe aber die Unbeſtändigkeit „ihres durchlauchtigen Liebhabers „gekannt, und ſich desfalls für ihr Alter, „wenn er ſie einſt verlaſſen würde, ſicherſtellen „wollen. Um indeſſen auch dieſen „Fehler gut zu machen. ſetze ſie ihn zum „Erben ihres Vermögens ein, und gäbe alſo „dadurch alles in die Hände deſſen zurück, „von dem ſie es empfangen hätte. Wenn „er übrigens den Rath einer Sterbenden „nicht verachten wolle; ſo mögte ſie ihn „wohl bitten, ein wenig vorſichtiger in der „Wahl derer zu ſeyn, denen er ſein Ohr „liehe. Er ſollte doch ja, mit eigenen Augen „zu ſehen, ſich angewöhnen, ſeine Freunde „prüfen, und gegen geprüfte Freunde keinem „Mistrauen Raum geben.“ Bald darauf ſtarb ſie; Meine Frau drückte ihr die Augen zu, und ich geſtehe es, wenn ihre moraliſche Aufführung freylich nicht die exemplariſchſte geweſen war; ſo ſchien ſie mir doch immer eine beſſere Perſon zu ſeyn, als eine Menge derer, die in der Stadt in äuſſerlicher Zucht und Ehrbarkeit lebten.

Ich weiß nicht, ob der Beichtvater ſeinen Auftrag in ſeiner ganzen Ausdehnung ausgerichtet hat; aber das weiß jedermann, daß die Würkung davon nicht groß war, daß der Fürſt ſehr bald die Dame Novanelle vergeſſen hatte, und daß das Hofgeſindel alles dazu beytrug, jeden ernſthaften Gedanken, welcher den Herrn hätte anwehen können, zu verſcheuchen.

Zu dieſem Endzwecke wurden wöchentlich Concerte, Bälle und Maſcaraden auf dem Luſtſchloſſe gegeben. Es war zu Anfang des Monats Auguſt dieſes Jahrs; die Abende waren ſchön, und man pflegte, bey dem Scheine vieler Lampen, bey welchen vielleicht hundert Armen der Stadt den ganzen Winter hindurch hätten arbeiten und ihr Brod verdienen können, in Gartenſälen zu tanzen, zu praſſen und ſich allen Ausſchweifungen rauſchender Freuden zu übergeben. Jetzt war der Zeitpunct, wo der niederträchtige junge Graf Löhfeld ſeinen letzten Plan ausführen wollte, und es gelung ihm. Um den Caſum kurz zu erzählen! er hätte längſt gern ſeine eigene Buhlerinn, das Fräulein von Mehlfeld, ſeinem Herrn zur Maitreſſe gegeben, um dadurch ſein Glück zu machen, und dies erlangte er gegenwärtig mit Hülfe jener nächtlichen Bachanale.

Sobald die wichtige Begebenheit von der Standeserhöhung des Fräuleins von Mehlfeld ruchtbar wurde, trat Reyerberg mit den Worten zu mir in das Zimmer: „Jetzt, „mein Lieber! mache nur Dein Bündelchen! „Die ſchwarzen Augen, die Du verſchmähet „haſt, haben unſern gnädigſten Herrn gefangen, und dieſe ſchwarzen Augen werden „auch ſehr vermuthlich die Unterſuchungsacten über Deine Verbrechen durch-

„ſchauen.“ — Er hatte ſehr Recht, denn ſchon am folgenden Tage, wo meine Commiſſion zum drittenmal zu mir kam, bemerkte ich an dem Präſidenten einen ſo hölliſchen Uebermuth, daß ich alle Gegenwart des Geiſtes nöthig hatte, um nicht grob gegen ihn zu werden.

Nie hat vielleicht irgend ein fürſtliches Kebsweib ſo übermüthig ſtolz gethan auf den Stand ihrer moraliſchen Erniedrigung als das Fräulein von Mehlfeld. Das Bewußtſeyn des wahren Verdienſtes, die Ueberzeugung, auf einem wichtigen Platze in einer ehrenvollen Laufbahn, Land und Leuten durch Fleiß und Rechtſchaffenheit nützlich zu werden, kann keine ſolche Selbſtzufriedenheit erzeugen, als man itzt auf der Stirne dieſes herabgewürdigten Weibes erblickte. Sie empfieng mit ſchamloſer Frechheit die ſchändlichen Schmeicheleyen und Verbeugungen niederträchtiger Höflinge, die elend genug dachten, in der Hofnung ihr Glück zu machen, der laſterhaften Dirne mit einer

Ehrerbiethung zu huldigen, welche ſie der ſtillen Tugend zu verſagen gewöhnt waren. Das Vorzimmer des Präſidenten wimmelte nun von ſolchen Creaturen, die dem alten Sünder Hände und Füße küßten. Reyersberg war beynahe der Einzige, der ſeine Knie nicht beugte vor dem Götzen; Aber dafür mußte er denn auch manchen Blick von Verachtung aushalten, worauf er jedoch ſtolz war, und im Grunde wurde er auch von einer Seite wegen ſeiner beiſſenden Satyre gefürchtet, von einer andern aber für nicht wichtig genug gehalten, um verfolgt zu werden. Der Herr Graf von Löhfeld vertauſchte die Rolle eines bisherigen Liebhabers, wenigſtens öffentlich vor der Welt, mit dem Amte eines Geſellſchaftscavaliers der neuen Maitreſſe. Er war aller Orten neben ihr, führte ſie, begleitete ſie, trug ihr das Mäntelchen nach, hatte ihre Katze auf dem Arm, und wurde, zur Vergeltung dieſer edlen treuen Dienſte, zum Reiſemarſchall des Fürſten ernannt.

Das Fräulein hatte die Unverſchämtheit, ſich auf dem Luſtſchloſſe des Fürſten Zimmer anweiſen und meublieren zu laſſen. Ihr Aufwand in Kleidern, Juwelen und dergleichen war unerhört, und der Hang des Herrn zur Verſchwendung wurde beſtmöglichſt auf die Probe geſetzt. Sie war unerſättlich Geſchenke zu nehmen, und ſich und ihren Liebhaber in allen Arten von rauſchenden und koſtbaren Luſtbarkeiten herumzutaumeln; der Prinz aber ließ das Wohl ſeiner Unterthanen von den raubgierigen Händen feiler Böſewichte abwiegen, indeß er ſeine Aufmerkſamkeit dem Tanze, dem Putze, den Schauſpielen, der Muſik und der Wolluſt widmete, und der Herr Präſident von Mehlfeld nahm wieder ad interim, bis meine Sache entſchieden ſeyn würde, den Vorſitz in dem Cammercollegio.

Es iſt Zeit, daß wir über dieſe Feſte und Gallatäge meine Angelegenheiten nicht vergeſſen; Meine Feinde vergaßen ſie gewiß nicht, und die Unterſuchung wurde mit ſo redlichem Ernſt, als man ihn von dergleichen unpartheyiſchen Commiſſarien erwarten konnte, eifrig fortgeſetzt. Ich mußte es noch als eine Wohlthat anſehn, daß man mich in meinem eigenen Hauſe befragte, und vielleicht hätte ich dieſen Vorzug nicht einmal erlangt, wenn ich nicht, größtentheils aus Verdruß, würklich unpäßlich geworden, und alſo genöthigt geweſen wäre, das Zimmer zu hüten.

Den erſten Beſuch der Herrn Commiſſarien eröfnete der Herr Präſident mit einer heuchleriſchen Rede, in welcher er mir erzählte, wie ſehr es ſein chriſtlich brüderliches Herz kränkte, zu einem ſo unangenehmen Geſchäfte von Sereniſſimo bevollmächtigt zu ſeyn; und darauf gieng dann nach und nach das Fragen und Unterſuchen an, wobey beſonders die andern beyden Geheimenräthe, theils aus eigener Galle gegen mich, theils den geheimen Inſtructionen gemäß, welche ihnen Mehlfeld gab, mit aller erſinnlichen Bosheit, die Sachen dunkel und verwirrt zu machen bemüht waren. Dies gelung ihnen nun freylich nicht, denn meine Papiere, die ich ihnen übergab, waren in der beſten Ordnung, und ich hatte alle Beläge aufgehoben; Daß ich mich nicht bereichert, ſondern im Gegentheil einen großen Theil meiner Ausgaben von dem Vermögen meiner Frau beſtritten hatte, das konnte ich auch beweiſen; Allein, wie ich ſchon oben geſagt habe, was iſt leichter, als durch Verdrehung mancher Umſtände, Verſchweigung deſſen, was dieſe Dinge aufklären könnte, und durch falſche Darſtellungsart der Thatſachen, ein böſes Licht auf die Handlungen eines Beklagten zu werfen? Ich ſahe wohl, nach der ganzen Wendung, welche die Unterſuchung nahm, daß ich noch von Glück zu ſagen haben würde, wenn ich mit einem ſtillen Abſchiede davonkäme — — Wem dies unglaublich ſcheint, der hat es noch nie erlebt, wie wenig, bey ſchwachen Regierungen, Unſchuld und Gradheit gegen Hofcabale und Bosheit vermögen.

Unterdeſſen erfuhr ich doch auch bey dieſer Gelegenheit, daß es aller Orten eine kleine Anzahl edler Menſchen giebt, die uns abhalten, allen Glauben an Tugend und Treue in der Welt zu verliehren. Schon zu Anfang des neunten Capittels habe ich Ihnen geſagt, daß ich einige ſehr warme Anhänger und Vertheydiger hatte, obgleich dieſe, durch zu unvorſichtiges Partheynehmen, meine und ihre Sache mehr verdarben als gutmachten. Meinen Freund Ludwig brauchte ich hier nicht einmal zu nennen — Er blieb mir, wie ſichs verſteht, ſtandhaft treu, aber ich hatte es mit ihm verabredet, (weil wir es der Klugheit gemäß hielten, da ſchon der Haß der neuen Maitreſſe auf ihm ruhete) daß er nie wieder, weder im Guten noch Böſen von mir reden ſollte. Allein jene zu lebhaften Vertheydiger meiner Unſchuld, wovon Einige mich täglich beſuchten, nahmen ſich Meiner ſo warm an, daß ich mich endlich gezwungen ſahe, ſie ernſtlich zu bitten, nicht ferner ſich um mich zu bekümmern. „Was hilft es, meine Freunde! Euch und

„mir" ſagte ich ihnen „wenn Ihr durch unüberlegtes Reden mit in mein Verderben „rennet? Mich hat die Vorſehung in ſo gute „Vermögensumſtände geſetzt, daß ich, wenn „mich Cabale und Neid von hier wegtreiben, „in einem ſtillen, gemächlichen Privatleben, „alle dieſe elenden Verfolgungen vergeſſen „kann; Ihr aber müßt noch in dieſem trüben „Elemente leben; Eure Beförderung und „Eure Ruhe ſind in den Händen meiner „Feinde; Retten könnet Ihr mich doch nicht; „Alſo ſtellet Eure Beſuche bey mir ein, die „keine andre Würkung haben, als die, Euch „verdächtig zu machen; Höret auf, von mir „zu reden, und mich zu vertheydigen! Die „Güte meiner Sache, und die alles aufklärende Zeit werden ſchon einſt meinen Ruf „retten, und meine Unſchuld an den hellen „Tag bringen." Dieſe Gründe waren vernünftig, und wurden befolgt, alſo daß ich doch nun ruhig die Cataſtrophe abwarten konnte, ohne fürchten zu müſſen, meine Freunde mit in mein Verderben zu ziehen.

Was ich aber am wenigſten erwartet hätte, war die Anhänglichkeit, welche mir eine gewiſſe Gattung von Leuten zeigte, von denen man ſonſt, unbillig genug, wenig edle Gefühle zu erwarten pflegt — ich meine die Juden. Dies arme Volk, welches wir ſo unbrüderlich drücken und verachten, ohngeachtet wir theils von ihnen abſtammen, theils ihnen unſre Religion zu danken haben, theils an Sittlichkeit und Induſtrie, und nicht ſelten auch an Mutterwitz, von ihnen oft ſo ſehr übertroffen werden, dies arme Volk, ſage ich, war in dem . . . Lande, vor meiner glänzenden Zeit, unverantwortlich chicanirt und mit Abgaben aller Art beläſtigt geweſen. Empfindung von Billigkeit und Pflicht hatten mich bewogen, ſie während meiner Adminiſtration ſehr zu erleichtern, und ſie liebten mich deshalb, ſahen mich als ihren Wohlthäter an, und betrübten ſich, als ſie hörten, daß man meine bürgerliche Ehre kränkte. Um mir dies zu erkennen zu geben, ſchickten ſie mir eine eigene Deputation, welche mir kürzlich ohngefehr folgendes ſagen ſollte: „Sie hätten mit Leidweſen vernommen, welche unverdiente Behandlung ich erfahren müßte. Sie hielten es, nach ihrem ſchlechten Verſtande, zwar überhaupt einem Fürſten ſehr unanſtändig, wenn er einen wichtigen Mann, dem er ſein ganzes Zutrauen und ſeine Freundſchaft öffentlich geſchenkt hätte, nachher eben ſo öffentlich beſchimpfen wollte; Noch abſcheulicher aber wäre es, wenn ein ſolches Unglück unſchuldigerweiſe einen ſo würdigen Herrn, als ich wäre, und den ſie als ihren Vater verehrten, treffen müßte. Wenn ſie mir in etwas dienen könnten; ſo mögte ich auf ſie rechnen“ u. ſ. f.

So wenig ich von dieſem Anerbiethen Gebrauch machen konnte und wollte; ſo rührte es mich dennoch, und beſtättigte mich in dem Glauben: daß wir mehrentheils ſelbſt daran Schuld ſind, wenn es unter den Juden weniger edle Menſchen giebt, indem wir ſie durch Verachtung, Druck und

Abſchneidung aller bürgerlichen Vortheile zwingen, zum Wucher und zum Betruge ihre Zuflucht zu nehmen.

Nachdem man mich bis gegen die Mitte des Auguſtmonats täglich ein paarmal befragt, und alles zu Protocoll genommen hatte, fieng ich an, das Reſultat vorauszuſehen, welches darauf hinauslaufen würde, daß der Fürſt aus Clemenz die Sache niederſchlüge, und mir in Gnaden den Abſchied ertheilte. Schon hatte ich mich geduldig in dieſe zu erwartende Gnade gefunden; Schon fieng meine Gattinn an, mit ziemlich ruhigem Herzen unſre beſten Sachen einzupacken; als auf einmal ein höchſt ſonderbarer Vorfall, den ich im folgenden Capittel erzählen will, meinen Feinden neue Waffen gegen mich in die Hände gab, um den Streit ärger als jemals wieder anzufangen.

Vierzehntes Capittel.

Ein ſonderbarer Caſus, wie zuweilen alte Bekannte zu ungelegener Zeit auftreten können.

Da ich, wie ſchon erwähnt worden, nun gar nicht ausgieng, und auch faſt niemand, auſſer Ludwig, zu mir kam; ſo wendete ich, um mich zu zerſtreuen, manche Stunde an, dieſe Geſchichte meines Lebens, welche ich ſchon längſt angefangen hatte, aufzuſetzen. Es heiterte mich in der That auf, wenn ich ſo einen Blick auf die mancherley höchſt ſonderbaren Scenen aus meinem vergangenen Leben warf. Das aber hätte ich nimmermehr vermuthet, daß ich um eben dieſe Zeit auf eine viel unangenehmere Art an einige derſelben ſollte erinnert werden — Folgendes iſt der ganze Verlauf der Sache.

Sie erinnern Sich vermuthlich aus dem erſten Theile meiner Geſchichte, * daß ich einſt in Regensburg als alchymiſcher Arzt den Leuten Päſſe in die Ewigkeit ausgefertigt hatte, und daß ich dieſes Handwerk in Geſellſchaft einiger andern Wunderthäter trieb. Unter dieſen befand ſich denn auch ein gewiſſer lumpiger Magiſter, Otterhof mit Nahmen. Dieſer elende Kerl hatte ſich auf Univerſitäten in nichts als im Müſſiggange, in Unverſchämtheit, und in allen Arten von Ausſchweifungen geübt, war von da aus Informator bey einem Beamten geworden, mit deſſen älteſter Jungfer Tochter aber er ſich zu gemein machte, und desfalls fortgejagt wurde. Nach einigen andern Schickſalen ähnlicher Art, war er nach Regensburg gerathen, woſelbſt er als Schreib- und Rechenmeiſter Unterweiſung gab, und nebenher zu der Geſellſchaft myſtiſcher Kohlenbläſer gehörte, wovon ich oben geredet habe. Er gieng alſo viel in dem Hauſe des

---

* Seite 147.

Herrn Apothekers Roldmann aus und ein, und als dieſer ſtarb, hatte er einen kleinen Plan auf deſſen Witwe gemacht, die aber meine geringe Perſon ihm verzog. Dies reizte ihn zuerſt zum Haſſe gegen mich, welcher dadurch nicht geringer wurde, daß, als mich meine Wundercuren zwangen, Praxin, Stadt und Witwe mit dem Rücken anzuſehn, der Herr Magiſter Otterhof auch fortmußte, und daher meine Unvorſichtigkeit in Behandlung meiner Kranken als die Urſache des Schickſals anſah, ſo unſre ganze Geſellſchaft traf. Ich weiß nicht recht, was nach dieſer Zeit aus ihm geworden; Als ich aber, wie ich ſchon Cammerdirector war, einſt in Cameralgeſchäften auf das Land kam, fand ich, Gott weiß durch welchen Zufall! meinen Herrn Magiſter als Schulmeiſter in einem Dorfe wieder. Ich hatte ihn gleich erkannt, und er mich gleichfalls; Indeſſen waren wir, aus mancherley Urſachen, von beyden Seiten nicht ſehr gedrungen geweſen, unſre alte Bekanntſchaft zu erneuern. Doch mußte der Niederträchtige (vielleicht im betrunkenen

Muthe) einmal ein Wort haben fallen laſſen, welches ſo lautete: „als wenn er den Herrn „Cammerdirector recht wohl kennte — und „daß, wenn er reden wollte und erzählen, „was er von mir wüßte, mir das übel „bekommen dürfte“ u. d. gl. Meine ſehr aufmerkſamen Feinde hatten dieſe Worte nicht ganz verlohren gehn laſſen, vielleicht auch nähere Erkundigung bey ihm eingezogen, und die Wahrheit ſeiner Angaben, durch Hülfe des Grafen Löhfeld, auf unſrer Reiſe, zu beſtättigen geſucht; wenigſtens kamen mir von Zeit zu Zeit manche Ausdrucke, die dem Präſidenten entfuhren, und die auf mein ehemaliges Leben anſpielten, zu Ohren. Dennoch war alles ruhig, vielleicht auch vergeſſen worden, als grade, während der Unterſuchung meiner angeblichen Verbrechen, der Schulmeiſter Otterhof, wegen Ehebruch, gefänglich eingezogen wurde. War es nun bey ſeinem Verhöre meinen Widerſachern auf einmal wieder eingefallen, daß dieſer Kerl ehemals Winke über meine Chronique ſcandaleuſe gegeben hatte, oder wurde er durch ſein eigenes ſchadenfrohes Herz und ein Gefühl von alter Rache getrieben — Kurz! er hatte alles, was er von meinem Curriculo vitae wußte, erzählt, man hatte weiter geforſcht, geſchrieben, verglichen, und mein Schrecken war nicht geringe, als zu einer Zeit, wo ich mich am Ende meiner Leiden glaubte, der Herr Präſident, mit sataniſcher Wonne, mir ankündigte: „daß Sereniſſimus, aus Urſachen, weil ſich ganz „neue Dinge hervorthäten, die meinen „ruhmvollen Lebenslauf beträfen, und welche „höchſt vermuthlich eine ordentliche Inquiſition veranlaſſen würden, mein freywilliges „Zuhauſebleiben in einen würklichen Arreſt „verwandelt hätten.“ — Ein Wort von Landläuferey, ſo der alte Schelm bey dieſer Gelegenheit fallen ließ, brachte mich dermaßen in Hitze, daß ich ihn bey der Gurgel ergriff, worauf er ſchrie, als wenn er am Spieſſe ſteckte, und Gewalt und Mord rief, mein gutes Weib aber und meine Domeſtiken herzuſprangen und uns trennten, da dann der ſchändliche Mehlfeld ein Papier aus der

Taſche zog, daſſelbe auf den Tiſch warf, und forteilte.

Ich ſchlug den Zettul auseinander, und fand darauf, ſo viel ich, zitternd vor Zorn, leſen konnte, mit großen Buchſtaben geſchrieben: „Herr Peter Claus, der Schuſter, „deſertirt als Soldat, wird in Regensburg „Giftmiſcher, und entweicht von „da, um ſich hier zum Miniſter machen „zu laſſen“ —

Was ich empfand, als ich dies las — Wer wird das beſchreiben? Ich bekam noch denſelben Abend eine Wache, und der Präſident hatte, wie ich nachher erfuhr, in ſeinem Berichte ad Sereniſſimum geſagt: „ich „hätte ihn mit meinen Leuten in meinem „Hauſe erdroſſeln wollen, als er die Perſon „ſeines Herrn vorgeſtellt hätte.“

Nun war freylich guter Rath theuer; Reyerberg wurde gerufen, und die Sache von allen Seiten überlegt — Meine Frau ſchwomm in Thränen — Im Grunde hatte wohl der Fürſt nicht das geringſte Recht, zumal kein eigentlicher Ankläger da war, über mein vergangenes Leben mich zu richten, und mit der Erdroſſelung des Präſidenten hatte es ſo viel nicht auf ſich. Aber was bekümmert man ſich um Recht, wenn einmal ein Mann zu Boden geſtürzt werden ſoll? Wie leicht war nicht auch eine Deſertionsklage von Seiten des . . . ſchen Regiments, das ich verlaſſen hatte, herbeyzuſchaffen! — Und welch' ein Schimpf für einen Miniſter, um ſolcher Dinge willen inquiſitionsmäßig verhört zu werden! —

Wir Alle fanden nur Ein Mittel aus dieſer übergroßen Verlegenheit zu kommen; Aber das Mittel ſchien uns faſt entehrender als die Unterſuchung ſelbſt — Und doch — Die Noth läßt uns über manche Bedenklichkeiten hinausgehn — Es kam nemlich in Vorſchlag, meine Frau ſollte ſich perſönlich an die ſchändliche Maitreſſe wenden, um dieſelbe zu Anwendung ihres Vorworts für mich zu bereden, damit die Unterſuchung aufgehoben und uns erlaubt würde, ruhig abzuziehn. Der Schritt war erſchrecklich! Es ließ ſich vorausſehn, daß dies Weib, geſchmeichelt von dem Triumphe, ihre Feinde bittend zu den Füßen ihres Throns zu ſehen, und um dem Publico die erſte Probe ihrer Gewalt und Großmuth zu geben, gewiß die Bitte erfüllen würde; Es ließ ſich aber auch eben ſo ſicher vorausſehn, daß man die beleidigend erniedrigendeſte Begegnung zu erdulden, ſich gefaßt machen müßte.

Dennoch gieng meine liebe Gattinn über alle dieſe Bedenklichkeiten, aus treuer Liebe zu mir, hinweg — Ja! es fiel ihr nicht einmal ein, daran zu denken, und am folgenden Morgen, ehe ich aufgewacht war, (Unruhe und Verdruß hatten mir die Nacht hindurch die Ruhe geraubt, und erſt gegen Morgen war ich recht feſt eingeſchlafen) hatte ſie ſich aus ihrem Bette geſchlichen, angekleidet, in den Wagen geſetzt, war nach dem Luſtſchloſſe gefahren, und wieder zurück bey mir, ehe ich erwachte — Welch' ein Weib!

„Es iſt alles in Ordnung, mein Beſter!“ das waren die Worte, womit ſie mich aufweckte „Es iſt alles in Ordnung, und wir „ſind ſo frey, wie die Vögel in der Luft.“

Funfzehntes Capittel.

Des Herrn von Clausbach Excellenz kommen noch mit halbem Ohre davon, und halten ihren Einzug in Ruhethal.

„Redeſt Du im Traume?“ ſagte ich, und rieb mir die Augen — „Aber Du „biſt ja gänzlich angekleidet.“

Meine Frau. „Ich rede nicht im „Traume. So eben komme ich von der „Mehlfeld. Du kannſt vollkommen ruhig „ſeyn; Wir dürfen reiſen, wenn wir „wollen.“

Ich. „O! liebſtes Weib! Was haſt Du „gethan? Was wirſt Du haben leiden „müſſen?“

Meine Frau. „Schweig davon! Es iſt „ſchon vergeſſen. Laß uns nie wieder davon „reden! Was iſt denn ein Augenblick von

„Demüthigung, gegen eine weite heitre Ausſicht voll Ruhe und Wonnegenuß?“

Ich. „Gott! welch' ein Glück, ein kluges und treues Weib zu haben! Ich will auch nicht weiter fragen; Es würde mir das Herz brechen, wenn ich erfahren müßte, daß die ſchändliche Dirne Dir unehrerbietig und verächtlich begegnet wäre. Mögte ich Dir es je vergelten können, was Du heute an mir gethan haſt!“

Bald nachher trat Reyerberg in das Zimmer, begleitet von einem würdigen alten Manne, Brinkmann mit Nahmen, einem Gelehrten, der aber jetzt auf dem Lande wohnt, und diesmal in die Stadt gekommen war, um ſich nach meinem Schickſal zu erkundigen; denn er liebte mich, und pflegte uns zuweilen zu beſuchen. Ich war indeß aus dem Bette geſtiegen, und mein Frühſtück ſtand vor mir; Meine Frau ſaß an meiner Seite, und hatte ihren Arm um mich geſchlungen; den kleinen Albert aber hatte

ich auf meinen Schooß genommen, und ſprach von unſern künftigen zwangloſen, kummerfreyen Ausſichten, als unſre Freunde hereintraten: „Von heute an, mein Sohn!“ rief ich eben voll Rührung aus „Von heute
„an ſoll meine ganze Sorgfalt Dir gewidmet
„ſeyn; Wir werden hinfort nur für Dich
„leben, und Du wirſt gewiß unſre Arbeit
„nicht mit Undank belohnen.“

Reyerberg. „Nun! Das iſt ja eine
„recht empfindſame Gruppe. Ihr ſehet ſo
„ruhig aus, daß ich wohl errathe, was vor-
„gegangen iſt. Was gilt es, die gnädige
„Frau hat es ſo gemacht, wie wir es geſtern
„verabredet hatten, und alles iſt glücklich
„überſtanden?“

Wir bejaheten es. Das Geſpräch wurde lebhaft — Unſre Herzen öfneten ſich gegenſeitig; in das meinige ſenkte ſich Ruhe und Friede, indem wir von unſern Planen zu künftiger ſtiller Glückſeligkeit redeten. Es wurde beſchloſſen, daß wir noch dieſen Abend abreiſen und den Transport unſrer Sachen durch unſer Geſinde, unter Reyerbergs Aufſicht wollten beſorgen laſſen.

Reyerberg. „Es freut mich in der „Seele, daß ich Dich ſo heiter ſehe. Vergiß „nun auch alle dieſe Lumpereyen; Du biſt „das Deiner wahrhaftig ſehr ſchwächlich gewordenen Geſundheit und Deiner Familie „ſchuldig. Vergiß alles — Aber das ſage „ich Dir, ich vergeſſe es nicht. Du weißt, „daß ich, durch die Erbſchaft von meiner „Tante jetzt für mich ein mäßiges Einkommen habe, und mich alſo auch zurückziehn „könnte aus dieſer peſtilenzialiſchen Hofluft. „Allein ich bin weit entfernt, daran zu denken. Die niederträchtige Behandlung, die „man Dich hat erfahren laſſen, erweckt wieder meine ganze Thätigkeit zur Rache. Ich „habe nichts zu verliehren, habe keine Gattinn, keine Kinder, und bin gottlob! auch „ſo empfindlich nicht, daß ich mir die Sachen „ſo ſehr zu Gemüthe ziehen ſollte. Alſo will „ich hier bleiben, und will es dem ganzen

„Pack eindrängen, was ſie an Dir gethan „haben. Mit aller nur erſinnlichen Geſchmeidigkeit will ich von nun an mich hinauf in die Gunſt unſers ſchwachen Fürſten „arbeiten, und wenn mir das gelingt; dann „adieu Mehlfeld, Hofmarſchall, Maitreſſe „und Löhfeld! Ich will dies Volk ſo durcheinander jagen, daß ſie ſich wundern ſollen, „und das ohne Leidenſchaft, mit kaltem „Blute — Und wenn ich hier mein Tagewerk vollbracht habe, dann und nicht eher „ziehe ich zu Euch nach Ruhethal.“

Es war ein ſonderbarer Plan von Ludwig. Wir ſprachen noch ein Weilchen darüber, dann kamen wir ſo auf allerley zu reden, und blieben den ganzen Tag beyeinander. „Es wundert mich im mindeſten „nicht“ ſagte Brinkmann „daß man Ihnen „alſo mitgeſpielt hat. Wer andern Menſchen glückliche und frohe Stunden „machen will, der muß auch erwarten „und den Muth haben, für ſich ſelbſt „ſaure und bittre Tage ertragen zu können.

„Es wäre wohl die höchſte Vermeſſenheit, wenn Sie ein beſſeres Schickſal hätten erwarten wollen, als noch bis itzt alle Wohlthäter der Menſchen, älterer und neuerer Zeit erlebt haben. Auf die Dankbarkeit ſeiner Zeitgenoſſen und Mitbürger und auf die Hülfe treuer und verbundener Freunde zu rechnen, das heißt auf ſeichtem Grunde bauen. Man kann in dieſer Welt froh ſeyn, wenn es die Herrn nicht übelnehmen, daß man ihnen Gutes gethan, und wenn man aus einem Hauſe, in welchem man dem Bewohner einen Sack voll Geld gebracht hat, ohne Stockſchläge herauskömmt. Da findet ſich etwa ein leichter Louisd'or unter dem geſchenkten Gelde, um deſſenwillen ſie den Zank mit uns anfangen und uns mishandeln zu dürfen glauben."

Ich fühlte mich ſehr geſtimmt, dieſe Bemerkungen für Wahrheit zu halten. Vor ein paar Tagen hatte ich in Sturzens (dieſes edlen, geiſt- ſeelen- gefühl- und kenntniß-

vollen Mannes) Schriften geleſen, da war mir hauptſächlich eine Stelle aus den Denkwürdigkeiten von J. J. Rouſſeau aufgefallen, und fiel mir itzt wieder ein, weil ſie nicht nur anwendbar auf mein Schickſal war, ſondern auch vollkommen zu dem paßte, was Brinkmann hier ſagte. Dieſe Stelle ſteht in einer Anmerkung, und es ſey mir erlaubt, ſie hier abzuſchreiben. Sie lautet alſo:
„Wer, in einer goldenen Mittelmäßigkeit,
„unbemerkt durch das Leben ſchleicht, begreift
„Rouſſeaus Menſchenfeindſchaft nicht, oder
„findet ſie übertrieben; Aber lernet Eure
„Nebenbuhler im Amt, im Verſtand, im
„Glücke kennen, erhebet Euch durch irgend
„ein Verdienſt, und glaubet in der Unſchuld
„Eures Herzens, daß man Euch liebe und
„ſchätze, weil man Euch umlächelt und umarmt.
„Wenn endlich unter Euch der Boden
„wegſinkt, durch freundliche Mörder
„untergraben — Dann ſehet, wie ſich Eure
„Freunde retten, als vergiftetet Ihr die
„Luft, wie Eure Klienten Euch für genoſſene
„Wohlthaten anſpeyen; Ertraget der Glücks-

„lichen ſtolzes, niedertretendes, erwürgendes Mitleid, und liebet die Menſchen,
„wenn Ihr könnt!"

Sehr wahr, alles ſehr wahr! — O! mögte es nicht alſo ſeyn! Aber leider! iſt es ſo. Der Dummkopf und der mittelmäßige unthätige Mann ſind ihres biegen bürgerlicher Ehre und ihres Einkommens ſo ſicher, als der Mann, der irgend ein wenig hervorſticht, gewiß ſeyn kann, verleumdet und verfolgt zu werden, und oft ſind die gutmüthigſten Menſchen ſo unverantwortlich unbillig, daß es ihnen gar nicht einfällt, wenn ein ſolcher Mann in ihrer Gegenwart geläſtert und verſchrieen wird, duldender zu ſeyn und zu denken, daß eben dies Schmähen daher rührt, weil man die Flecken an einem reinen, weiſſen, glänzenden Körper deutlicher ſieht, als an einem finſtern und ſchmutzigen — Doch das iſt ja ſchon ſo oft geſagt worden! — Ich bin ſehr weit entfernt zu glauben, Verfolgung ſey der ſicherſte Stempel des entſchiedenſten Verdienſtes — Und doch, das bekenne ich, habe ich zwar ſchon manchen unruhigen gemeinen Kerl gehaßt und verachtet, aber auch noch nicht Einen würklich verfolgt geſehen, an dem nicht etwas Vorzügliches geweſen wäre, das den Neid der Schlechteren auf ihn gezogen hätte. Ich ſage: ich habe das noch nicht geſehen, aber ich kann irren, und wenigſtens ſoll dies keine Lobrede auf mich ſeyn; Lenken wir wieder ein!

Es war auch von meinen Entſchlüſſen und Vorſätzen bey Erziehung meines Alberts die Rede: „Die beſte Erziehung“ ſagte ich „iſt wohl die, welche Erfahrung und Schickſale geben; aber ſie koſtet gar zu viel. Ich „habe ſie genoſſen, und kann, wenn mir „Gott Leben und Geſundheit verleyhet, aus „den Reſultaten meiner Erfahrungen, unſern Sohn ſo weit unterrichten und führen, „daß wenn er einſt in die große Welt kömmt, „er faſt da anfangen kann, wo ich itzt in „meinem vier und vierzigſten Jahre aufgehört habe, es müßten denn Leidenſchaften

„böſe Commentarien zu meinem Text machen. Doch werde ich zuerſt noch ein wenig an mir ſelbſt arbeiten müſſen, um die unglücklichen Eindrücke, welche mein Character von meiner bisherigen Lage angenommen hat, wieder auszuwetzen. Es iſt ſchwer, an Höfen nicht flach zu werden, ſondern Eigenheit und Gepräge zu behalten. Wenn man beſtändig jene leere, conventionelle Höflichkeits- und Falſchheitsſprache hört, alle ſeine Worte nach dem Maaßſtabe ſchlauer, lauernder Vorſichtigkeit abmeſſen, und jede Handlung nach politiſchen Rückſichten modeln muß — Wer wird da nicht zuletzt zu Grunde gehn? Und doch iſt es, wenn man einmal in ſolchen Verhältniſſen lebt, höchſt nothwendig, auf ſeiner Hut zu ſeyn, ſich nie vollſtändig zu entwickeln. Es giebt in der großen Welt wenig Menſchen, die nicht Misbrauch davon machen, wenn ſie uns ganz kennen, uns irgend eine Schwäche abgejagt haben. Indem man nun alſo zurückhalten muß, um ſich niemand in die Hände zu liefern, und ſo

„manche gute, treuherzige Aufwallung unterdrücken; „wird nicht nur Heucheley und „Verſtellung bey uns zur andern Natur, ſondern man entbehrt auch die ſeligſten Freuden, „reiner Hingebung, Herzensergieſſung „und Entwicklung wahrhaftig characteriſtiſcher Züge. Von dieſem Allen nun will ich „mich unter dem Schutze des glücklichen, „freyen Landlebens losreiſſen; will natürlich, „grade und ungekünſtelt handeln gegen „jedermann; jede kleine Freude unverſalzen „zu genieſſen ſuchen; mich zeigen, wie ich „bin, mit allen meinen Fehlern, und meinem „Sohne, ſo oft er mich über irgend eine „Schwachheit erwiſcht, nichts zu bemänteln „ſuchen, ſondern ihm mit treuer Offenherzigkeit „ſagen: Siehe, mein Kind! dieſe „böſe Eigenſchaft, welche Du an mir bemerkſt, „hat für mich, in meinem unruhigen „Leben, dieſe oder jene üble Folge gehabt. „Suche daher, ſie zu vermeiden, wenn „Du beſſer und glücklicher als ich werden „willſt.“

Herr Brinkmann meinte, ich würde Mühe haben, mich an das einſame Landleben und an die Ruhe von beſtimmten Geſchäften zu gewöhnen. Er rieth mir desfalls ſehr vernünftigerweiſe an, mir gleich eine Hauptarbeit zu wählen, an welche ich meine übrigen Geſchäfte anbinden könnte. „Ich habe „es oft bemerkt“ ſagte er „daß es höchſt „nützlich iſt, ſeiner Thätigkeit einen einfachen „Vereinigungspunct zu geben, und daß auch „der fleißigſte Menſch, welcher dies nicht „thut, viel weniger ausrichtet, als ein „etwas Trägerer, der aber das beobachtet. „Wenn ich zum Beyſpiel mir vorgenommen „hatte: dieſen Winter will ich hauptſächlich „nur die engliſche Sprache treiben; ſo irrte „ich dann nie im Zweifel und in der Wahl „herum, was ich dieſen Augenblick vornehmen wollte. In den Erholungsſtunden „aber that ich wahrlich nebenher mehr Nützliches, und war aufgelegter zu allem, als „zu einer andern Zeit, wo ich meinem Fleiße „keine beſtimmte Richtung gegeben hatte, „ſondern blos dachte: Du willſt recht viel

„beſchicken; Denn da war ich immer in der „Wahl mit mir ſelbſt uneins, ergriff dieſes, „ergriff jenes, verwarf das wieder, glaubte „zu etwas anderm aufgelegt zu ſeyn, fand „aber, daß ich keine Laune hatte, und wenn „der Tag herum war, und ich mir Rechen„ſchaft geben wollte, war nichts geſchehen, „nichts fertig geworden, und ich verdrießlich „und mürriſch.“

Vielleicht ſind es die Leſer müde, uns über allerley Gegenſtände plaudern zu hören. Ich begnüge mich daher. Ihnen zu ſagen, daß wir es nicht ſo leicht müde wurden, ſondern daß unter ſolchen Geſprächen, einer häuslichen Malzeit und dem Einpacken unſrer Koffer, der Tag ſchnell vorübergieng, bis gegen Abend unſre Kutſche bereitet vor der Thür ſtand. Es war ein herzlicher, ſtummer Abſchied — Allerley Ideen drängten ſich in meinen Kopf, und preßten mir das Herz. Ein Haufen von ſchamhaften Armen, denen wir zuweilen brüderlich mitgetheilt hatten, was Gott den Reichen zu dieſem

Endzwecke giebt, hatten es erfahren, daß wir abreiſen würden. Sie drängten ſich herzu, als wir in den Wagen ſteigen wollten. Wenige ſprachen etwas, aber Alle weinten, drückten uns die Hände, und wollten von Segen und Dank reden; aber die Worte erſtickten auf ihren Lippen. Ich ſchwamm im Gefühle von wonnevollem Schmerze —— Meine Augen wurden trübe — Ich riß mich los, ſprang in die Kutſche, und wir fuhren fort —

Das war denn nun das Ende meines Traums von irdiſcher Hoheit. Wohl dem, der geſund erwacht von einem ſolchen Traume, ohne Schmerzen und Erſchlaffung an Leib und Seele! Es war grade noch zu rechter Zeit, daß ich mich losgeriſſen hatte, oder vielmehr, daß mich meine Feinde fortgeſchoben hatten, aus dem Gedränge des aufrühreriſchen hinreiſſenden Hofpöbels. Ich bin noch jung genug, um in der letzten Periode meines Lebens das Glück der Freyheit, des häuslichen Friedens und des ländlichen Reichthums zu ſchmecken; auch danke ich Gott aus ganzer Seele, daß er mir Sinn dafür gegeben hat.

Wir ſprachen eine Stunde lang kein einziges Wort. Als wir aber die Reſidenz aus den Augen verlohren hatten, und nun in das Freye kamen; da ergoſſen ſich die Herzen voll heiterer Freudensempfindung. Nichts in der Welt vergißt ſich ſo leicht, und ſo gern, als überſtandener Schmerz. Der Anblick der ſchönen Natur, welcher wir in die Arme eilten, das ſchöne windſtille Wetter — alles ladete uns friedlich ein, und jagte jede Rückerinnerung an das vergangene Leiden aus dem Gedächtniſſe. Wir beſchloſſen ein wenig zu Fuße zu gehn, ſtiegen aus, lieſſen das Fuhrwerk langſam folgen, und ſchlenderten ſo durch die reifen Aehrenfelder hin. Mein kleiner Albert hatte meinen Stock zwiſchen die Beine genommen, und ritt vor uns her, und mein treues Weib hieng an meinem Arm.

„Wie komme ich denn zu der Ehre“ ſagte der ehrliche Pfarrer, bey dem wir die erſte Nacht einkehrten, und den ich ſehr gut kannte. „Wie komme ich zu der Ehre, Ihre Excellenz „in meiner ſchlechten Hütte zu ſehen?“ — „Ich habe ausexcellenzirt, mein Freund!“ antwortete ich „und will nun mein eigener „Geheimerrath werden. Beherbergen Sie „nur dieſe Nacht den vertriebenen Exminiſter; Es ſoll Ihnen bey Hofe keinen Schaden thun.“

Geſtern von acht Tagen, das heißt: Dienſtags den 21ſten September war denn der glückliche Augenblick, wo wir unſern kleinen Einzug in Ruhethal hielten. Ich dachte unſre Freunde in Urſtädt und die weckelſche Familie zu überraſchen; allein ſie hatten ſich, wie es ſcheint, auf Kundſchaft gelegt, und erfahren, daß wir unterwegens wären; Denn als wir vor meinem Hauſe ausſtiegen, fanden wir uns auf einmal von einer Menge lieber Arme umſchlungen — Arme redlicher, warmer, treuer Freunde, die nun ſeit acht Tagen meinen neuen Aufenthalt zu einem Paradieſe für mich machen.

Ich habe die übrigen Tage der vorigen Woche angewendet, die letzten Hefte zu der Geſchichte meines Lebens zuſammen zu ſuchen. Die erſten beyden Theile hatte ſchon der Hauptmann von Dobelmeyer, ohne mein Bitten, herausgegeben, und dieſen dritten und (zum Troſt der Leſer) letzten Theil hatte ich, während meiner Inquiſition, ſtückweiſe aufgeſchrieben. Jetzt will ich auch dies Paquet Demſelben zuſchicken. Ich hoffe, daß mein Leben von nun an ſo einförmig ſeyn wird, daß mehr dabey zu empfinden, als darüber zu ſchreiben ſeyn ſoll. Wenn indeſſen das eigenſinnige Schickſal durch irgend etwas, es ſey gut oder böſe, Variazionen zu jener ſtillen ſanften Melodie ſetzen ſollte; ſo will ich Sie, die Sie bis itzt Freude und Leid mit mir ertragen haben, redlich auch daran Theil nehmen laſſen.

Auſſer einem Geſchäfte, wovon ich im folgenden letzten Capittel Rechenſchaft geben werde, habe ich noch ein paar Tage angewendet, den erſten Entwurf zu machen, wie ich die Gebäude auf meinem Gute theils anlegen, theils verbeſſern, und das Ganze ordnen will. Schon im künftigem Monate ſoll angefangen werden zu bauen, und den Winter hindurch, wo dieſe Arbeit ruhet, wird der Unterricht meines Sohns die größte Summe meiner Stunden wegnehmen.

Ich habe geſtern meiner Frau etwas vorgeſchlagen, das ſie gleich gut fand, und meine Leſer auch billigen werden. Der Himmel hat mich in gute Vermögensumſtände geſetzt, und ich habe da noch den armen Vetter in Eldagſen; den will ich zu mir nehmen — Ich ſchäme mich armer und niedriger Verwandten nicht; das wäre auch ſehr ſchlecht, obgleich wohl Manche dies thun.

Geſtern kamen die Wägen mit unſerm Hausrath an, begleitet von einem Briefe meines lieben Freundes Ludwig.

Noch muß ich erinnern, daß ich meinen blauen Heeringsorden, gleich zu Anfang der Unterſuchung, in die Hände des Fürſten zurückgeliefert habe.

Sechzehntes Capittel.

Ein Brief an den Fürſten. Schluß.

Das Geſchäft, worauf ich vorher anſpielte, und das eines der erſten, gleich nach meiner Ankunft in Ruhethal war, beſtand darinn, daß ich dem Fürſten einen Brief ſchrieb, von deſſen Würkung ich zwar wenig erwartete, der doch aber, wie ich mir ſchmeichelte, Wahrheiten enthielt, deren Bekenntniß ich mir und Andern ſchuldig zu ſeyn glaubte. Zudem war ich, wie ein Dieb in der Nacht, mit einer nicht aufgeklärten Sache, aus der Reſidenz eines Prinzen fortgegangen, der, durch Schelme verblendet, mich, ſeinen ehemaligen Freund, itzt für einen Böſewicht hielt. Der größte Theil des nicht unterrichteten Publicums mußte wohl dieſelbe Parthey ergreifen, wenn ich keinen Schritt that, den wahren Zuſammenhang bekannt zu machen. Zu dieſem Endzwecke nun erlauben mir meine Leſer jenen Brief hier mit einzurücken.

Ich weiß es wohl, der freye Mann, deſſen Gewiſſen rein iſt, kann ſehr gleichgültig ſeyn bey dem Urtheile des großen Haufens, und er hat ſehr viel weniger Verbindlichkeit bey jeder Verläumdung, die man ihm aufhenkt, die Documente ſeiner Unſchuld vorzuzeigen, als vielmehr jeder Einzelne, der über ihn ein Urtheil wagen will, billigerweiſe verbunden ſeyn ſollte, mit eigenen Augen alle Beweiſe der Anklage durchzuſehn, bevor er ſich unterſtünde, die Schmähung nachzuplaudern. Es wäre eine böſe Sache, wenn man den ruhigen Weiſen zwingen könnte, beſtändig in einem ſolchen Stande des Streitens und Kämpfens zu leben, und ſeine theure Zeit damit zu verſchleudern, daß, wenn es wöchentlich ein paarmal einem loſen Buben einfiele, ſeine Redlichkeit für bankerott auszuſchreyen, er wöchentlich ein paarmal jedem Narren ſeine Handlungsbücher, ja ſogar ſeine Privatrechnungen, die niemand nichts angehn, aufſchlagen müßte; Und hierzu iſt er um ſo weniger verpflichtet, wenn er, um bey dem Gleichniſſe der Kaufmannſchaft zu bleiben, ſein Weſen ſo für ſich treibt, niemand zwingt, Geſchäfte mit ihm zu machen, und nicht mehr Credit verlangt, als wofür er Geldeswerth vorzeigen kann.

Allein damit begnügen ſich die Menſchen nicht. Jeder glaubt Rechenſchaft fordern zu können, wo er ſelbſt keine geben kann; und doch ſollte in der Welt kein Geſetz natürlicher ſcheinen, als daß nur derjenige fordern darf, an dem man Gegenforderung machen und Regreß nehmen kann und will, niemand aber Richter ſeyn ſoll, als wer Schutz zu verleyhen im Stande iſt.

Wenn indeſſen ein freyer Mann ſich die Mühe geben will, über unerwieſene Verläumdungen, womit man ihn zu beſchimpfen geſucht hat, ſich zu erklären; ſo kann ihm das auch freyſtehn, und in dieſem Falle bin ich itzt — Hier iſt der Brief!

„Gnädigſter Herr!“

„Es gereicht mir zu einer nicht geringen „Beruhigung, daß, indem ich mit Schande „und Verachtung von Ihrer Durchlaucht „beladen, Ihre Reſidenz verlaſſe, mein Herz „mir nicht die geringſten Vorwürfe macht, „ja! daß, wenn ich ohne Heucheley mein „Gewiſſen frage, ob ich in dieſem Augen„blicke lieber an der Stelle desjenigen, der „mich auf dieſe Art verſtoßen hat, als an „meiner eigenen ſeyn mögte; jener innere „unbeſtechbare Richter mir antwortet, daß „ich, um alle Güter der Welt, meinen Platz „nicht vertauſchen mögte.“

„Ich wünſche, daß Höchſtdieſelben es „weder als Hochmuth, noch Trotz, noch „Rachgier anſehn wollen, wenn ich es wage, „etwas weitläuftiger von dieſen unſern ſehr „verſchiedenen Verhältniſſen zu reden. Auch „geſchieht es nicht, um meine Unſchuld zu

„vertheydigen, ſondern Sie zu bewegen, in
„andern ähnlichen Fällen vorher alles behutſamer
„zu überlegen, ehe Sie, dem die
„Vorſehung dieſe Macht verliehen hat, durch
„ein paar Worte die ganze bürgerliche Exiſtenz
„eines ehrlichen Mannes zerſtohren,
„denn die moraliſche können Sie mir freylich
„nicht rauben. Die Unſchuld eines freyen,
„rechtſchaffenen Mannes iſt ſehr über beweisloſe
„Verläumdung ſo wie über Fürſtengewaltthätigkeit
„erhaben, und da Ihrer
„Durchlaucht es gnädig nicht gefällig geweſen
„iſt, meine erſten Beſchuldigungen bewahrheiten
„zu laſſen; ſo glaube auch ich
„mich nicht eigentlich berechtigt, einen Gegenbeweis
„zu führen, ehe meine Ankläger
„ihre Gründe beſtättigt haben. Nur der
„letzte hervorgeſuchte Vorwurf, den man
„mir in Anſehung meines ehemaligen Lebens
„machte, ſcheint, durch meine Bitte um Unterdrückung
„der weitern Inquiſition, und
„durch meine ſchnelle Entfernung ein ſchiefes
„Licht auf mich zu werfen. Allein ich bitte
„unterthänig, dies nur als einen Schritt

„zur Appellation anzuſehn, und dieſe Appellation
„kündige ich hiemit ehrerbiethigſt an.
„Sie wird, da ich in meinem in einem fremden
„Gebiethe liegenden ländlichen Aufenthalte
„ſehr ſicher bin, von meinen unbilligen
„Richtern an das Publicum ergehn. Ich
„werde nemlich die ausführliche Geſchichte
„meines Lebens bis auf den heutigen Tag
„durch öffentlichen Druck bekannt machen.
„Es würde wohl ſonderbar genug ſeyn,
„wenn man dies Verfahren eine Rache von
„meiner Seite nennen wollte. Wenn ein
„an ſeiner bürgerlichen Ehre gekränkter
„Mann gegen öffentliche Verläumdungen
„ſich öffentlich vertheydigt; wenn er ſeine
„Würger nicht wieder würgt, ſondern nur
„entlarvt; wenn er alſo einen würklich ihm
„zugefügten Schaden nur durch Darſtellung,
„Erzählung erwiedert; ſo rächt er ſich nicht,
„ſondern er thut, was er ſich ſelbſt und ſeinen
„Freunden ſchuldig iſt. Warum ſoll er
„den Ruf ſolcher Leute ſchonen, die ſeiner
„ganzen bürgerlichen Exiſtenz nicht geſchont
„haben!“

„So viel aber kann ich Ihre Durchlaucht heilig verſichern, daß ich gegen Hochdero Perſon nicht den geringſten Haß in meinem Herzen hege, und es iſt der Endzweck dieſes Briefes, Ihnen das nebſt ein paar guten Rathſchlägen zu ſagen, welche ich hinzuzufügen wage. Wenn Ihre Durchlaucht das Erſte für vermeſſen und das Zweyte für unnöthig halten; ſo bitte ich unterthänig, in Erwegung zu ziehn, daß, wenn das Verhältniß vom Herrn und Diener aufhört, doch die Verhältniſſe des Menſchen gegen den Menſchen übrig bleiben, und wenn nicht ganz gewiß bewieſen werden kann, (welches in dieſer Welt ſehr ſchwer iſt) daß Leidenſchaft von beyden Theilen nicht den geringſten Antheil an unſerm Urtheile hat, auch der Privatmann zuweilen eine Sache eben ſo gut als ein Fürſt einzuſehn im Stande iſt — Alſo zur Sache!“

„Gnädigſter Herr! Sie haben alle nöthige Anlage, um ein vortreflicher Mann an Kopf und Herzen zu ſeyn — Dies iſt viel geſagt —

„Ein Lob, welches ich nicht zu verſchwenden pflege — Dabey ſind Sie in einem Stande gebohren, und in eine Lage verſetzt, die durch die Gelegenheit ſo vielen Menſchen wohlzuthun und durch die Gewißheit, daß keine Ihrer guten Thaten unbemerkt bleibt, den Antrieb, den der innere Hang zur ſchönen Tugend jedem gefühlvollen Redlichen giebt, unbeſchreiblich vermehren muß — Welch' ein Reiz für einen Herrn von Ihrem Verſtande und glücklichen Temperamente, Sich von ſo Vielen Ihres Standes und Amts, durch gerechte und weiſe Handlungen auszuzeichnen! Gerechtigkeit, Durchlauchtigſter Fürſt! iſt die erſte aller Tugenden, die uns der Gottheit am nächſten bringt, weil ſie, in ihrer höchſten Würde, alle Vortreflichkeiten des Kopfes und Herzens vorausſetzt, und jede Erſchlaffung des Geiſtes, ſo wie jede leidenſchaftliche Schwäche ausſchließt. Wie kann aber der Mann gerecht handeln, der, wenn ihn Temperamentsſchwäche und Weichlichkeit

„zu wohlthätigen Aufwallungen treibt, dieſe momentane Ergieſſung für wahre Güte hält? der, wenn Eigenſinn, böſe Laune und Aufreitzung andrer Menſchen, zu irgend einer raſchen, nicht kaltblütig durchgedachten That ihn hinreiſſen, ſich ſeiner Thätigkeit, Feſtigkeit und Entſchloſſenheit rühmen zu dürfen glaubt? der, wenn zwanzig niedrige Schmeichler ſich vor ihm beugen, und zwanzigtauſend arme Sclaven zittern, wenn er den Mund aufthut, zu regieren glaubt, indeß er von einem ſchwachen Weibe beherrſcht wird? der, wenn er an unnütze Müſſiggänger Gaben ausſpendet, die nicht ſein Erbe, ſondern das Eigenthum ſeiner Unterthanen ſind, ſich ſeiner Wohlthätigkeit und Großmuth rühmt, indeß tauſend Unglückliche im Schweiß ihres Angeſichts darben müſſen, um Einem Taugenichts das Vermögen zu ſybaritiſchem Aufwande herbeyzuſchaffen?“ —

„Und doch, gnädiger Herr! Werfen Sie nur einen Blick auf manche Ihrer geſalbten Nachbarn, um wahrzunehmen, daß dies Bild nicht aus der Luft geſchöpft iſt — Allein dahin darf es mit meinem Fürſten nicht kommen, oder ich würde die theuren Stunden bedauern, wo ich mit Ihnen in welchem ich mehr den Menſchen als den Fürſten liebte, verlohrne Worte über landesväterliche Pflichten und Beförderung menſchlicher Glückſeligkeit wechſelte. Es war nicht Täuſchung, wenn ich damals glaubte, Ihre Durchlaucht wären empfänglich für ſolche heilige Gegenſtände, wenns gleich die Ungerechtigkeit, welche Sie kürzlich an mir bewieſen haben, das Gegentheil anzudeuten ſcheint — Es war nicht Täuſchung! Noch ſind Sie nicht zu der Claſſe jener Tirannen hinabgeſunken; Aber der erſte Schritt dazu iſt geſchehen. Verblendung hat Sie einen Augenblick Sich ſelbſt vergeſſen gemacht. Noch iſt es Zeit zurückzukehren.“

So weit war meine Vermahnungsepiſtel fertig, und ich bildete mir recht etwas darauf ein, daß ich dem kleinen Deſpoten alſo den Kopf gewaſchen hätte, als der würdige alte Baron Leidthal zu mir in das Zimmer trat. Ich las ihm meine Arbeit vor, in der Hofnung, er würde den Schritt ſehr vernünftig und gut finden, aber ich irrte mich.

„Wenn ich Ihnen rathen ſoll, mein Lieber!“ ſagte er, „ſo laſſen Sie es dabey „bewenden, und ſchicken dieſen Brief nicht „ab. So ſehr Sie darinn vermieden haben, „Leidenſchaft zu zeigen; ſo leuchtet ſie doch „hie und da mit einiger Bitterkeit hervor, „und das beleidigt, beſſert aber nicht, wie „Sie wohl wiſſen. Zudem iſt dieſe Art „Menſchen nicht zu beſſern, Ihr Fürſt aber „gewiß am wenigſten, nach allem, was Sie „mir von ihm erzählt haben. Denn wenn „einmal ein Mann, der über die flüchtigen „Jugendjahre hinaus iſt, an der Hand eines „treuen und vernünftigen Freundes, ſchon

„die Wonne geſchmeckt hatte, edel und gerecht zu handeln, wie er denn unter Ihrer Leitung dies Glück genoß, und er dennoch wieder fähig iſt, ſich elenden Menſchen preiszugeben; ſo iſt wohl billig an ſeiner Bekehrung zu verzweifeln; Seine Schwäche wird ihn nie verlaſſen. Vielleicht kann er durch Schaden einmal wieder auf Augenblicke klug werden — Aber was hilft das? Itzt, in dem Taumel der Wolluſt und üppigen Freuden, würde er ohnehin Ihren Brief kaum leſen. Die Zeit muß Ihnen öffentliche Rechtfertigung verſchaffen, und wenn Sie wollen, können Sie allenfalls dieſen Brief Ihrer gedruckten Lebensbeſchreibung beyfügen, da Sie doch einmal angefangen haben, dieſelbe herauszugeben.“

Ich fand dieſen Rath vernünftig, und habe ihn befolgt. Hier, theuerſte Leſer und Leſerinnen! empfangen Sie alſo den Schluß meiner Geſchichte! Finden Sie etwas darinn, das zu Ihrem Frieden und zu Ihrer Freude dient; ſo ſoll es mir ſehr angenehm ſeyn. Ich habe mich nicht geſcheuet, Ihnen jede Thorheit, jede Verirrung meines Lebens, deren ich mich erinnern konnte, offenherzig zu erzählen. Mögten Sie Alle weiſer, reiner von dergleichen Fehlern als ich ſeyn! Darf ich aber eine kleine Bitte wagen; ſo wäre es folgende: Wenn es Ihnen einfallen ſollte, den armen Peter Claus und Conſorten, oder irgend einen andern Ihrer Brüder in Ihrem Herzen zu tadeln oder zu verachten, wenn Sie ſehen, daß er, während ſeiner Laufbahn ſo oft ſtrauchelt, oder gar fällt; ſo unterdrücken Sie duldend und menſchenfreundlich dieſen Tadel, und danken vielmehr der Vorſehung, daß Sie nicht in ähnliche Lagen verſetzt werden, und daß Erziehung, Schickſale, Temperament und Leidenſchaften mit Ihnen einen andern Weg gegangen ſind; Denn ich fürchte ſehr, wir Erdenklöße kommen mehrentheils Alle ſo auf die Welt, daß wenn jene Triebfedern auf einerley Art bey uns angelegt, wir Alle uns in unſern Handlungen ziemlich ähnlich ſeyn würden — Aber ich preiſe den Schöpfer aller Dinge, und es iſt doch wahrlich ſchön, daß es ihm nicht gefallen hat, es alſo zu verordnen.

Ende des dritten und letzten Theils.

Nachrickt von einem Druckfehler.

Im zweyten Theile gleich zu Anfang des erſten Capittels ſollte die Jahrszahl nicht 1780 ſondern 1776 heiſſen.

Sechs
Predigten

gegen

Despotismus, Ungerechtigkeit,
Dumheit, Untreue und
Aberglauben, Müſſiggang,

herausgegeben von

A. Freyherrn von K.....

Frankfurt am Mayn
in der Andreäiſchen Buchhandlung 1783.

1007.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Dem

großen und guten

Kaiſer

Joſeph

gewidmet.

Groß und gut — das heißt mehr als Kaiſer ſeyn — Groß, gut, und zugleich Kaiſer ſeyn, das verewigt den Mann, und bringt unvergänglichen Seegen auf das Haupt deſſen, der dieſe Eigenſchaften vereinigt.

Wohl Dir, Herr! daß Du keines Lobredners zu Deinem Ruhme bedarfſt, und daß Du die Schmeichler verachteſt! — Wohl mir, daß ich keiner Wohlthat, keines Schutzes bedarf, und, wenn ich deren eines bedürfte, es nie durch Schmeicheley erkaufen mögte!

Es iſt Triumpf für den guten Fürſten, daß er Wahrheit ohne Erröthen und Unwillen hören kann — Es iſt Triumpf für den freyen, redlichen Mann, daß er Wahrheit ohne Furcht ſagen darf.

In denen Predigten, welche ich Dir, großer und guter Kaiſer! hier widme, habe ich nach meiner Ueberzeugung Wahrheit geredet. Laß Dirs wohlgefallen, daß ich Dir dieſe Blätter überreiche — Kennte ich einen beſſern Fürſten, als Du biſt, auf dieſer Welt, ſo würde ich ſie dem geben.

Erſte
Predigt

über

Jeſaias XXVI. v. 13.

Herr, unſer Gott! Es herrſchen wohl andre Herrn über uns, denn Du; aber wir gedenken doch allein Dein und Deines Nahmens.

> laſſet Euch weiſen, Ihr Könige, und laſſet Euch züchtigen, Ihr Richter auf Erden! Dienet dem Herrn mit Furcht, und freuet Euch mit Zittern!

Dieſe Warnung ruft der Dichter des zweyten Pſalms im zehnten und elften Verſe denen Großen der Erde zu, die es wagen mögten, durch Misbrauch ihrer Macht, ſich gegen das Reich Gottes und des Erlöſers aufzulehnen. Laſſet Euch zurechtweiſen, Ihr Götter der Erde! Und Ihr Richter des Volks! denkt, daß ein Mächtigerer über Euch iſt, der Euch züchtigen kann. Dienet dem Herrn, Ihr Vorſteher der Nationen! Vergeßt nicht, daß Ihr, als Diener eines größern Herrn, die Beſchützer und Wohlthäter Eurer Brüder, die Statthalter Gottes ſeyn ſollt, daß Ihr dem höchſten Richter Rechenſchaft von der Verwaltung Eurer Aemter zu geben habt. Alſo dienet dem Herrn, und dienet ihm mit Furcht! Denn er wird die Thränen der Unterthanen über Euch rächen. Er iſt ein Gott, der Gerechtigkeit liebt, und dem gottloſes Weſen misfällt. Er iſt ein rechter Richter. Freuet Euch aber, wenn Euer Herz rein, uneigennützig, warm für das dauerhafte Wohl des Landes iſt, deſſen Ruder Ihr führt. Freuet Euch Eures heiligen Berufs, aber freuet Euch mit Zittern. Zittert, daß nicht der Verſucher über Euch komme, daß nicht der Reiz der Herrſchſucht, der Glanz der Hoheit, das Schmeicheln derer, die Eure Schwachheit zu Befriedigung Ihrer Leidenſchaften nützen wollen, Eure Augen verblenden, und Ihr, uneingedenk Eurer hohen Beſtimmung, die Henker der unſchuldigen Menſchen werden möget, die Euch freywillig eine Gewalt über Ihr Gut und Blut übergeben haben. Zittert, und vergeßt nicht, daß das Seufzen der Unterdrückten bis vor den Thron der höchſten Gerechtigkeit dringt!

So warnet der König David, den Erfahrung gelehrt hatte, wie ſchrecklich es ſey, die Gerichte Gottes über böſe Regenten auf ſich zu laden, dem, als er ſeine Hände mit dem unſchuldigen Blute des Urias befleckt hatte, der Prophet Nathan zurief: „Du biſt „der Mann, der des Herrn Wort verachtet, „und ungerecht und übel vor Gott gehandelt „hat.“ Dieſer David warnet die Groſſen der Erde, und ruft ihnen zu: Laſſet Euch weiſen, Ihr Könige! Laſſet Euch züchtigen, Ihr Richter! Dienet dem Herrn mit Furcht, und freuet Euch mit Zittern!

O! daß auch unſre Könige, unſre Fürſten, unſre Richter nicht taub gegen dieſen göttlichen Zuruf, noch gegen die Stimme ihres Gewiſſens ſeyn, daß ſie doch die ſüße Beruhigung ſchmecken mögten, Väter, gute, liebreiche Väter und Freunde ihrer Unterthanen zu werden! Laßt uns Gott, den Herrn aller Heerſchaaren bitten, daß er ihr Herz erleuchte. Laßt uns ihn anrufen, daß er ihnen mit ſeiner allmächtigen Gnade beyſtehe, und es ihnen nie an treuen Rathgebern mangeln laſſe, die, wenn Gottesfurcht und Demuth von ihnen weichen, den Muth haben, ihnen zuzurufen: **Laſſet Euch weiſen, Ihr Könige! und dienet dem Herrn mit Furcht!**

Gott, deſſen Allmacht über alle Könige der Erde erhaben iſt, der Du Kronen und Scepter giebſt, an wen Du willſt; vor deſſen Augen der Fürſt und der Bettler gleich ſind; **der Du Herzen und Nieren prüfſt;** der Du die Hoffärtigen in den Abgrund ſtoßeſt, und den gedrückten Redlichen aus dem Staube hervorziehſt; der Du Königreiche ſtifteſt und Königreiche ſtürzeſt; der Du aber denen, die Dich fürchten, ein ewiges feſtes Reich der Gnaden und Herrlichkeit durch unſern theuren Erlöſer Jeſus verheiſſen haſt! Erfülle die Herzen derer, die das Ruder unſrer Staaten führen, mit Deiner Weisheit und Liebe, daß ſie als treue Arbeiter in Deinem Weinberge des Bodens pflegen mögen, den Du ihnen anvertrauet haſt! Gieb daß kein Volk des Erdbodens mit dem Prediger Salomo (Cap. X. v. 16) klagen müſſe: **Wehe auch unſerem Lande, deſſen König ein Kind iſt!**

Du König aller Könige und Herr aller Herrn! Laß uns mit Freuden Deinen irdiſchen Statthaltern gehorchen, wenn ſie uns nach Deinem Willen leiten, und gieb uns Kraft herzhaft zu kämpfen und zu wiederſtehen, wenn böſe Regenten gegen Dein Reich, gegen das Reich Chriſti ſich auflehnen wollen! Aber laß von uns dieſe Verſuchung entfernt bleiben! Regiere vielmehr unſre Fürſten, daß ſie uns nicht als ihr Eigenthum, als einen Gegenſtand ihrer Willkühr anſehn, ſondern in der Furcht des Herrn wandeln, und das theure Kleinod, welches ihnen Deine allmächtige Hand geliehen hat, bewahren, und daß ſie ihren Unterthanen Beyſpiele von aller Art Tugend, in Liebe, Weisheit, Demuth, Frömmigkeit und Mäßigkeit geben mögen!

Ja! erhöre unſer Flehen, auf daß wir uns der ſanfteſten Regierung erfreuen, und uns Alle, die Du uns zu gleichen Zwecken geſchaffen haſt, als wahre Brüder, und als gehorſame Kinder Eines Vaters betrachten dürfen! Es ſey alſo!

Der Prophet Jeſaias ermahnt im XXVI. Capittel das jüdiſche Volk und alle Völker des Erdbodens zur feſten Zuverſicht auf Gott. Gott, der Herr, ſpricht er v. 4 und 5, iſt **ein Felſen ewiglich. Er beuget die, ſo in der Höhe wohnen.** Vor ihm verſchwindet aller Glanz, alle irdiſche Hoheit. Wir ſind in ſeinen Augen Alle gleich. Auf ihn allein ſollen wir auch bauen. Wir ſind ſein Eigenthum, ſeine Kinder, und wenn wir in ſeinen Wegen wandeln, wird er uns gegen jede Gewalt ſchützen. Herr, unſer Gott! ſagt er endlich im 13ten Verſe, **Es herrſchen wohl andre Herrn über uns, denn Du; aber wir gedenken doch allein Dein und Deines Nahmens.**

Laßt uns dieſe Worte zur Grundlage unſrer heutigen Betrachtung legen! Ich will Euch, meine Brüder! daraus vorſtellen:

Daß die Pflichten gegen die bürgerliche Geſellſchaften und gegen die Regenten, den Geſetzen, welche uns Natur und Religion auflegen, untergeordnet ſeyn müſſen.

Es herrſchen wohl andre Herrn über uns, und es liegt uns ob, die weltliche Obrigkeit für unſre Herrn zu erkennen, das will ich in dem erſten Theile meiner Rede zeigen; Aber die Pflichten, welche wir ihnen leiſten, dürfen nicht den erſten Verbindlichkeiten des Menſchen, die ihm Gott und die Natur auflegt, wiederſtreiten, denn wir denken allein Gottes und ſeines Nahmens; das wird der Gegenſtand meines zweyten Theils werden.

Es iſt die Pflicht jedes guten Bürgers, den Geſetzen des Staats, darinn er lebt, und den Vorſtehern derſelben zu gehorchen, ſeinen Platz in der bürgerlichen Geſellſchaft auszufüllen, und alſo kein unnützes noch widerſpenſtiges Glied in der großen Kette zu seyn, denn durch die Beyſtimmung der größern Anzahl, durch Uebereinkunft unter den Völkern ſind Staaten entſtanden und Menſchen in Nationen getheilt worden.

Freylich war jener einfachere Zuſtand, in dem alle Menſchen ſich als Brüder betrachteten, da der ganze Erdboden der Wohnplatz nur Einer glücklichen, ruhigen Familie war, jeder Hausvater, von göttlicher Weisheit und Liebe erfüllt, unter ſeines Schöpfers unmittelbarem Schutze, den kleinen Circul um ihn her zur Einfalt, allgemeinen Eintracht und Tugend leitete — Freylich war jener unſchuldige Zuſtand ſeliger und wonnevoller. Aber die Menſchen wollten ſich durch den Geiſt Gottes nicht mehr führen laſſen. Unmäßiger

mäßiger Genuß der Schätze, die er ihnen anvertrauet hatte, die daraus entſtandenen unglücklichen Neigungen zu gefährlichen Leidenſchaften, zur Begierde nach Eigenthume, der Geiz, und die daraus entſpringenden Zwiſtigkeiten machten es nothwendig, daß die armen Erdbewohner über gewiſſe Geſetze einig würden, welche den beſtändigen Eingriffen der Unbändigen Grenzen ſetzten, dem Eigenthume heilige Sicherheit verſchafften, und das Leben und die Ruhe der Schwächern gegen die Gewaltthätigkeiten der Stärkern verwahrten.

Es mußten alſo Geſetze gemacht, und Aufſeher über dieſelben geſetzt werden. Die Familien und Stämme wählten ſich ein gemeinſchaftliches Oberhaupt oder mehrere, und ſo entſtanden nach und nach größere und kleinere Staaten.

Aber nicht die Willkühr ſchwacher Menſchen, ſondern die allmächtige liebreiche Hand

Gottes beſtimmte unſichtbarerweiſe dieſe Wahl. Der Weiſere und Beſſere, der wohlthätigere, der uneigennützigere Mann hatte Gewalt über ſeine Brüder, gewann ihre Herzen, und wurde von ihnen auf den Thron geſetzt; Es gab keinen andern Ruf zum Fürſtenſtande, als für den, der ein beſſerer Menſch war, als die Andern. Zum Schutzverleyhen gehört Stärke, der Stärkere an Leib und Seele war daher König, und der Geiſt Gottes ſchwebte über ihn.

Wenn nach und nach ganzen Familien das Erbrecht zugeſichert wurde, die Ruder der Staaten zu führen; ſo wurde doch zugleich geſorgt, daß man ſie von Jugend auf dazu bildete. Man führte ihren Geiſt zur Weisheit und ihr Herz zur Tugend und Gottesfurcht. Nicht immer gelung dieſe Erziehung. Oft wurde aus dem guten, beſcheidenen Jünglinge ein ſtolzer Tyrann, aus dem vermeinten Wohlthäter ein Unterdrücker. Aber ſo war es Gottes Wille, auf daß die Menſchen Seiner nicht vergeſſen, ſondern inne werden ſollten, daß nur Er die Quelle der Vollkommenheit, daß nur Er der größte König, der ſicherſte Schutz wäre. Alle menſchliche Anſtalt bleibt unvollkommen. David ſagt Pſ. LXII. v. 10. **Menſchen ſind doch nichts, Große Leute fehlen auch. Auch ſie ſind weniger denn nichts (vor Gott) ſo viel ihrer ſind.**

Aber nur der höchſten göttlichen Weisheit kömmt es zu, dies zu beurtheilen; und welcher nahmenloſe Jammer, welche ungeheure Verwirrung würde auf Gottes Erdboden entſtehen, wenn jeder, der ſich für weiſe hält, ſich das Recht anmaßen wollte, über die Befugniſſe der Regenten und ſeiner Obrigkeiten zu urtheilen, ſich ſelbſt ein Oberhaupt zu wählen, und ſich berechtigt zu glauben, die allgemeine Stimme des Volks zu führen!

Gott hat ſich das Richteramt über ſeine Statthalter vorbehalten. Er (Jeſ. XL. v. 23) der die Fürſten zu nichte und die Richter auf Erden eitel macht.

Wohl dem Volke (Pſ. XXXIII. v. 12) deſſen Herr Gott iſt! (V. 13) Der Herr ſchauet vom Himmel, und ſiehet aller Menſchen Kinder. (V. 16) Einem Könige hilft nicht ſeine groſse Macht; ein Rieſe wird nicht errettet durch ſeine groſse Kraft.

Gott verläßt den Unterdrückten nicht. Hiob V. v. 15. Er hilft dem Armen von dem Schwerdte — und von der Hand des Mächtigen. Er erhält das Gleichgewicht unter den Menſchen, und läßt nicht zu, daß eine Folge ſchlechter Regenten ein unſchuldiges Land mit Elende erfülle. Jeſ XXXII. v. 5. Es wird nicht immer ein Narr Fürſt heiſſen, noch ein Geiziger Herr genannt werden.

Nicht ungeſtraft misbrauchen die Tyrannen ihre vom höchſten Weſen ihnen geliehene

Gewalt. Er ſtürzt ſie von ihrer Höhe herab. Hiob XXVII. v. 13. Das iſt der Lohn eines gottloſen Menſchen bey Gott, und das Erbe der Tyrannen, das ſie von dem Allmächtigen nehmen werden. XXXIV. v. 24. 25. Er bringt die Stolzen um, die nicht zu zählen ſind, und ſtellt Andre an ihre Statt; darum daß er kennt ihre Werke, und kehret ſie um des Nachts, daß ſie zerſchlagen werden.

Pochet nicht, Ihr Großen der Erde! Pſ. XLIX. v. 17. 18. Laß Dichs nicht irren, ob Du reich werdeſt, und die Herrlichkeit Deines Hauſes groß ſey! Denn Du wirſt nichts in Dein Grab mitnehmen, und Deine Herrlichkeit wird Dir nicht nachfahren.

Allein groß und unerforſchlich ſind die Wege des Herrn. Wir ſehen nicht immer ſeine Strafgerichte vor Augen. Dort liegt ein böſer König, im Staube, gedehmüthigt durch einen ſtolzen Nachbar, der das Werkzeug der göttlichen Züchtigung an ihm wird. Hier rafft Unmäßigkeit und Ausſchweifung den fürſtlichen Wollüſtling im Frühlinge ſeiner Jahre dahin. Der Eine wird durch ein Heer unbändiger Leidenſchaften in einem beſtändigen Wirbel von nagenden Sorgen umhergetrieben; der Andre, dem ſein leerer Ruhm ein Gott war, wird von einem kühnen Manne als ein Gegenſtand der Verachtung dargeſtellt, entlarvt, oder in den Geſchichtsbüchern, der Nachwelt zur Schau öffentlich vorgeführt — Er baue Palläſte, und laſſe ſich Bildſäulen aufrichten! die klügeren Enkel bewundern den Baumeiſter und Bildhauer, und höhnen des ſtolzen Thoren, der ſich auf dieſe Art durch fremden Fleiß verewigen wollte.

Und wenn auch keine äuſſere Strafe auf die Ungerechtigkeit des Tyrannen folgte; ſo nagt doch ein innerer Wurm, die Marter ſeines Gewiſſens, unaufhörlich an ſeinem falſchen Herzen. Er entbehrt die ſüße Glückſeligkeit einen ſichern Freund, eine treue Gattinn zu beſitzen. Wer um ihn lebt, der hintergeht ihn mit Schmeicheley, und betrügt ihn, ſo oft er es ungeahndet thun kann. Von leeren Köpfen umgeben, wenn die Klügern ſich von ſeinem Hofe entfernen, erquickt ihn kein Wort der Weisheit, labt ihn kein Anblick großer edler Thaten, kein liebliches Geſpräch über höhere, ſeelenerhebende Gegenſtände. Von jedermann gefürchtet, getäuſcht, gehaßt, mistrauiſch gegen Sohn und Bruder, ein Ball ſeiner eigenen unerſättlichen Begierden, wälzt er ſich voll Unmuths auf ſeinem weichen Lager umher, und findet den Schlaf nicht, der die Augenlieder des ſchuldloſen Bettlers ſchließt.

Pſ. LII. v. 3. **Was trozeſt Du alſo, Du Tyrann! daß Du könneſt Schaden thun, ſo doch Gottes Güte noch täglich währet?** Auf dieſe höhere Hülfe trauen wir, harren ruhig dem Ende Deiner Prahlerey entgegen. V. 8. 9. Und die Gerechten werden es ſehen, und ſich fürchten, und werden Dein lachen, und ſprechen: Siehe, das iſt der Mann, der Gott nicht für ſeinen Troſt hielt, ſondern verließ ſich auf ſeinen großen Reichthum, und war mächtig Schaden zu thun.

Denket aber auch, meine Brüder! daß der allweiſe Gott oft die Miſſethaten, Laſter und Verderbniſſe ganzer Nationen dadurch beſtraft, und ſie alſo zur Erkenntniß der beſſern Wahrheit und Tugend führt. Als eine natürliche Folge des gänzlichen Verfalls der Sittlichkeit, und deſſen Einfluß auf die Erziehung, wächſt dann in ihrem Schooße ein Regent auf, welcher nachher ſeine Unterthanen drückt, und bey ihnen wieder das Gefühl rege macht, von ihrem Schöpfer und oberſten Herrn Hülfe zu erflehen, und vor ihm in Frömmigkeit zu wandeln. So läßt der Prophet Jeſaias III. v. 4 Gott ſprechen: Ich will ihnen Jünglinge zu Fürſten geben, und Kindiſche ſollen über ſie herrſchen. V. 11. Und es wird ihnen vergolten werden, wie ſie es verdienen. Aber, heißt es v. 10, Die Gerechten werden es gut haben, denn ſie werden die Frucht ihrer Werke genieſſen.

Durch Tugend, Frömmigkeit und Ergebung in den göttlichen Willen ſollen wir daher zu verdienen trachten, daß unſer Vater im Himmel uns durch weiſe Statthalter regieren laſſe; Ihm ſollen wir es danken, wenn er uns einen edlen und klugen Fürſten gegeben hat, und demſelben in Allem treulich gehorchen. Sollte uns aber unſre Uebertretung das Unglück zugezogen haben, unter der Ruthe eines thörichten oder harten Despoten zu ſtehen; ſo ſollen wir auf Gottes Hülfe trauen, der ſich des Elenden erbarmt.

Was vermögen auch Menſchen über uns? Kann ein König — Und gäbe er auch dem ganzen Erdboden Geſetze — kann er uns das

Glück unſrer Seele, die Ruhe des Herzens, dem Redlichen die Tugend, dem Weiſen ſeine Weisheit rauben? Kann er uns abhalten, uns der ſchönen Schöpfung zu freuen, durch das Bewußtſeyn rein und unſträflich zu wandeln und einen Schatz zu beſitzen, den die Motten nicht freſſen und der Roſt nicht verzehrt, zufriedener, reicher, glücklicher zu ſeyn als er? — Er ſpiele immerhin mit unſern vergänglichen Gütern! Wir geben alles hin, ſchweigen, ſind getroſt und gutes Muths, beneiden ihn nicht, und harren auf die ſeligere Zukunft.

Allein dieſer Gehorſam gegen die weltliche Obrigkeit ſoll nicht bis zur Schmeicheley gehn. Viel warten auf die Perſon des Fürſten, heißt es in den Spr. Sal. XIX. v. 6, und ſind Alle Freunde des, der Geſchenke giebt. Und dieſe ſchändliche Schmeicheley iſt es eben, welche unſre Fürſten verdirbt. Welcher Menſch kann dem beſtändigem Beyfalle, den täglichen Lobeserhebungen,

gen, den ſüßen Lockſpeiſen, dem Lächeln der Höflinge, die der fürſtlichen Eitelkeit opfern, und ihn mit Wollüſten und Zerſtreuungen einſchläfern, wiederſtehen? Aber der redliche Mann ſoll ſich nicht ſcheuen denen angebetheten Großen der Erde die Wahrheit vorzuhalten, wo er Beruf dazu hat. — Und jeder Bürger hat Beruf dazu. Er enthalte ſich der Empöhrungen, aber er klage und warne laut, wo der Redliche gedrückt und die Wahrheit mit Füßen getreten wird. Er rede, wo es die Klugheit erlaubt; Er rede laut, wo es nützen kann. Und hat er gar, durch die Stelle, welche er im Staate bekleidet, doppelten Beruf zu reden; dann müſſe ihm keine Menſchenfurcht, kein Eigennutz die Zunge binden; Er rede! und ſollte er das Opfer ſeines Eifers werden; ſo wird der höchſte Richter ſeine Schmach rächen, und ihn reichlich lohnen, denn die Pflichten gegen die Obrigkeit ſollen den natürlichen und religiöſen Pflichten nachſtehen, wie ich dies im zweyten Theile weiter ausführen werde.

Fürſten und Richter ſind Statthalter Gottes, nicht unumſchränkte Despoten über die Unterthanen, nein! gewählte, durch Beyſtimmung des Volks und göttliche Zulaſſung gewählte und beſtättigte Repreſentanten; die erſten Diener des Staats, angeſetzt Recht und Gerechtigkeit zu handhaben, Wohlthäter, Väter, Vormünder der Unmündigen zu ſeyn; Nicht nach Willkühr das Land als ihr Eigenthum, die Einwohner als Sclaven anzuſehn, eigenmächtig Verordnungen zu machen, die der natürlichen, vernünftig verſtandenen Gleichheit und Freyheit entgegen ſind, keinen Einfluß auf die Harmonie des Ganzen zum allgemeinen Beſten der Welt haben, ſondern nur darauf abzielen, ihr perſönliches übelverſtandenes Intereſſe, die Befriedigung ihrer Leidenſchaften, und den Glanz ihres Hauſes zu befördern, und gegen welche die Stimme der Vernunft, der Natur, der Religion und des ganzen Volks ſchreyet. Lächerlich und unklug wäre es zu behaupten, daß der Schöpfer tauſend redliche, kluge, ſtarke Männer durch einen niederträchtigen, dummen und ſchwachen Halbmenſchen wollte regiert wiſſen, der ſich ſelbſt nicht regieren kann, oder daß ein Heer entſchloſſener Leute ihre Hälſe unter das Joch eines an Leibe und Seele unmündigen Thoren beugen ſollte. Die Ordnung der Natur will, daß der Stärkere den Schwächern leite; Ein Kind kann nicht Hausvater ſeyn, und eine Mücke keinen Löwen verſchlucken.

Der liebreiche Gott hat uns Menſchen, ohne Unterſchied der Stände und dergleichen kleinere Verhältniſſe, Alle zu gleichen Zwecken geſchaffen. Alle ſeine geliebte Kinder, in ſo fern wir den einfachen Geſetzen der Natur und ſeinem geoffenbahrten, allein auf dieſe Naturgeſetze gegründeten Willen gemäß handeln, hat er uns Allen gleiche Anſprüche auf die mannigfaltigen Schätze der Erde und auf diejenigen Vortheile gegeben, welche uns Fleiß und Klugheit verſchaffen können; und wer durch Thätigkeit und Weisheit ſich gröſſere Stärke erwirbt, nur der hat Recht auf Anſehn und Macht.

Die bürgerlichen Einrichtungen dürfen dieſe erſte Ordnung nicht aufheben. Sie ſind vielmehr nur darum unter göttlichem Schutze von Menſchen errichtet worden, damit jene erſten Naturgeſetze geſichert, und gegen Eingriffe bewahrt ſeyn mögten.

Die nach und nach entſtandene Abſonderung gewiſſer Familien zu beſondern Ständen, die Wahl einiger derſelben zu Führung des Regiments, und mehr Einrichtungen von der Art ſollen nur Hülfsmittel ſeyn, die Harmonie des Ganzen zu befördern, und jedem Bürger eine Laufbahn, einen Fleck, wo er würken ſoll, anzuweiſen. Wo er aber auch ſtehen mag, da bleibt er immer Weltbürger, immer Menſch. In des klugen Mannes Augen iſt der fleiſſige Bauer eine eben ſo wichtige, vielleicht noch wichtigere Perſon als der Edelmann, und vor Gottes Angeſicht fällt dieſer Unterſchied gänzlich weg. Nur darauf beruht der wahre Werth des Menſchen, wie er ſeine Pflichten erfüllt, und da geſchieht es gewiß oft, daß der rechtſchaffene Tagelöhner von ſeinem Schöpfer mit gnädigern Augen angeſehen wird, als der Fürſt, der Völkern und Ländern Geſetze giebt, wenn jener ein beſſerer Mann, dieſer hingegen ein fauler Wollüſtling iſt. Denn je wichtiger der Standpunct war, den uns das von der weiſen Vorſehung geleitete Schickſal angewieſen hatte, um deſto ſchwerer iſt einſt unſre Verantwortung. Man ſoll ſich daher nicht in einen Platz hinein ſchieben, den man nicht auszufüllen vermag, und wer zu ſchwach iſt mit ſeinem Kopfe ſeine Brüder zu regieren, der diene ihnen mit ſeinen Armen. Er dränge ſich nicht auf den Fürſten- oder Richterſtuhl, wo er der Welt zum Geſpötte wird, ſondern erfülle ſeinen Beruf, und pflüge die mütterliche Erde, wenn ihm die Natur ſtarke Glieder dazu gegeben hat.

Wie glücklich würde die Welt ſeyn, wenn dies alle Menſchen überlegen wollten! Aber jeder arbeitet ſich hinauf, durch den falſchen Schimmer eingebildeter Hoheit geblendet. Man vergöttert die Großen der Erde, und verderbt dadurch ihr Herz. Sie vergeſſen dann ihren heiligen Beruf, ſehen die Unterthanen als ein ererbtes Eigenthum und ſich als unfehlbar an. Niedrige Schmeichler laſſen ſich von ihnen als Maſchienen zu Unterdrückung ihrer Brüder, und zu den unedelſten Handlungen brauchen, um ſich dadurch an das Ruder der Regierung hinaufzuarbeiten, und ſo entſteht denn die traurige Lage, in welcher ſo manches Land des Erdbodens ſeufzt.

Deine Anführer, ſagt Jeſaias I. v. 23, ſind Abtrünnige und Diebesgeſellen. Sie nehmen Alle gern Geſchenke, und trachten nach Gaben; Dem Weiſen ſchaffen ſie nicht Recht, und der Witwen Sache kömmt nicht vor ſie. III. v. 12. Kinder ſind Treiber meines Volks und Weiber herrſchen über ſie. Mein Volk! Deine Tröſter verführen Dich, und zerſtöhren den Weg, den Du gehen ſollſt. Und v. 15: Warum zertretet Ihr mein Volk, und zerſchlaget die Perſon des Elenden? ſpricht der Herr Herr Zebaoth.

Ein eben ſo trauriges Bild von Misbrauch der obrigkeitlichen Gewalt, und von Verderbniß und Uebermuth derer, die Gott in einem höhern Stande hat gebohren werden laſſen, liefert uns Jeſus Sirach und eifert dagegen, in ſeinem geiſtreichen Buche im XIIIten Capittel v. 4, 5, 6, 7, 8. Der Reiche, ſpricht er, thut Unrecht, und trozet noch dazu. Aber der Arme muß leiden, und noch dazu danken. Weil Du haſt; ſo zehret er mit Dir, und es bekümmert ihn wenig, ob Du verderbeſt. Wenn er Deiner bedarf; ſo äffet er Dich mit Feinheit, lächelt Dich an, verheiſſet Dir viel, giebt Dir die beſten Worte, und ſpricht: Bedarfſt Du etwas? Ladet Dich ein paarmal zu Gaſte, bringt Dich aber nichts deſto weniger um das Deine, und ſpottet am Ende Deiner. Aber ſey auf Deiner Hut. V. 14. Wehre Dich nicht; ſo er Dir etwas befiehlt, aber verlaß Dich nicht darauf, wenn er ſehr gemein mit Dir thut, denn er führt Dich damit in Verſuchung, und mit ſeinen freundlichen Gebehrden lockt er Dich aus. Und das alles thut er ungeſtraft. V.28 und 29. Wenn der Reiche redet; ſo ſchweigt jedermann, und ſein Wort wird bis in den Himmel erhoben; Wenn aber der Arme redet; ſo ſpricht man: Wer iſt der? und wenn er fehlt; ſo muß er dafür leiden.

Allein wir ſollen dieſem Unweſen entgegen arbeiten, und unſre Fürſten und Mächtigen der Erde nicht durch falſche Schmeicheleyen blenden und verderben, noch vor dem Baal die Knie beugen. Jeder ſoll ſeine ihm von Gott, der Natur und der bürgerlichen Geſellſchaft angewieſene Stelle treu und mit Würde bekleiden, zum Beſten des Ganzen arbeiten, daſſelbe ſtets vor Augen haben, und allen dahin zielenden Verordnungen der Obrigkeit eifrig nachleben; ſo werden wir dann immer ein gutes Gewiſſen bewahren, und nicht nöthig haben die zu fürchten, welche nur den Leib tödten können. Röm. XIII. v. 3. **Denn die Gewaltigen ſind nicht den Guten, ſondern den Böſen furchtbar. Willſt Du Dich aber nicht fürchten vor der Obrigkeit; ſo thue Gutes!**

Und wenn dann ein böſer Regent uns zu Handlungen verleiten will, die unſrer wahren Glückſeligkeit, dem allgemeinen Wohl der Welt, und denen zu dieſem Entzwecke gegebenen höhern göttlichen Geſetzen entgegen ſind; ſo können wir muthig mit dem Apoſtel Petrus ſagen: Ap. Geſch. V. v. 29: **Man muß Gott mehr gehorchen, denn den Menſchen.**

Dieſe Grenzen des Gehorſams gegen die Obrigkeit hat uns der theure Erlöſer der Menſchen deutlich genug angewieſen; Er, der allgemeine Menſchenliebe, vernünftige Gleichheit und Freyheit von Vorurtheilen, aber auch zugleich Gehorſam gegen gute Regenten lehrte. **Gebt dem Kaiſer, was des Kaiſers iſt, und Gotte, was Gottes iſt,** ſprach Er, der keinen äuſſern Glanz ſuchte, kein weltliches Regiment verlangte, ohngeachtet er, auch ohne unmittelbare göttliche Gewalt, ſo leicht das Volk dazu hätte ſtimmen können. Ihn blendete nicht der Anblick aller Länder, auf welche ſein Auge herabſah, als einſt der Verſucher auf einem Berge zu ihm trat. Wie leicht wäre es ihm geweſen, bey der damaligen Lage der Sache, und bey der Hofnung, welche die Juden auf den Meſſias, als einen weltlichen König geſetzt hatten, die Krone an ſich zu reiſſen, wenn er die Leidenſchaften der Menſchen geſchmeichelt hätte. Aber er überwand dieſe Verſuchung durch den Gedanken: Du ſollſt anbethen

Gott Deinen Herrn, und ihm allein dienen. Sein Beruf war größer, heiliger. Seine göttliche Religion knüpft ein großes, allgemeines Band unter allen Menſchen aller Nationen und Stände, zu gemeinſchaftlichen Zwecken, zu Erfüllung natürlicher, von Gott beſtättigter Pflichten vereinigt.

O! laßt uns dieſen ächten Geiſt des Chriſtenthums nie aus den Augen verliehren! Laßt uns zufrieden mit unſrem Schickſale und mit der Lage ſeyn, in welche uns Gott ſetzt! Laßt uns nicht nach Dingen trachten, denen entweder unſre Kräfte nicht gewachſen ſind, oder zu welchen uns die Natur nicht beſtimmt zu haben ſcheint. Am wenigſten laßt uns auf unrechtmäßige Art das zu erlangen ſuchen, was nur das Erbtheil der Weiſern und Beſſern ſeyn ſollte! Der Weiſe ſey Lehrer des Unerfahrnen, der Beſſere Herr über uns! Der Kurzſichtige in jedem Stande nehme guten Rath an; Der Mächtige ſey Vater und Wohlthäter, nicht Unterdrücker noch Verführer des Volks; Der Erbe des Throns ſuche Weiſheit und Demuth zu erlangen; Er vergeſſe nicht, daß ein Höherer über ihm lebt, dem er zur Rechenſchaft ſteht; Er vergeſſe nicht, daß wir ſeine Brüder ſind! — Euch aber, die Gott beſtimmte, von Andern geleitet und regiert zu werden! Seyd gehorſam der Obrigkeit in allen guten Dingen, aber vergeßt nicht, daß man Gott mehr gehorchen müſſe als den Menſchen! Leyhet Eure Hände nicht zu Unterdrückung der Unſchuld! Schmeichelt nicht denen, die Verachtung verdienen, und ſeyd nicht Sclaven Eurer und fremder Leidenſchaften! Kämpfet muthig für Wahrheit, Recht, Religion und Würde der Menſchheit; ſo wird Gott ſich Eurer erbarmen, und Euer Troſt ſeyn von nun an bis in Ewigkeit.

Dich aber, großer Schöpfer, Erhalter und Regierer der Welt! danken wir, daß Du uns einen guten edlen Landesherrn, zum Oberhaupte unſres teutſchen Vaterlandes gegeben haſt, einen Herrn, der Freyheit und Tugend ſchützt, Verdienſte belohnt und Laſter beſtraft, der den Stolz und die Tyranney der kleinen Despoten im weltlichen und geiſtlichen Regimente demüthigt, und, ſo es Dein gnädiger Wille iſt, noch ferner mächtiglich demüthigen wird. Erhalte uns dieſen unſern Bruder, Vater und Beſchützer, und laß Deine Weisheit nie von ihm weichen, auf daß er, ſo wie itzt, noch immerfort Aufklärung, allgemeines Glück der Welt, Redlichkeit und ächte Religion das Augenmerk ſeiner Handlungen ſeyn laſſe, damit wir und unſre Nachkommen, unter ſeinem wohlthätigen Scepter, das glücklichſte Zeitalter erleben, und Dir, o Gott! mit fröhligem Herzen danken mögen, daß Du ſo viel Gutes an uns gethan haſt. Amen.

Zweyte

Predigt

über

Hiob XXVIII. v. 28.

Siehe, die Furcht des Herrn, das iſt Weisheit, und meiden das Böſe, das iſt Verſtand.

Theuerſte, zur Belehrung in den göttlichen Wahrheiten, und zur Ermunterung in Beobachtung unſerer Pflichten hier verſammlete Brüder!

Unter allen Schätzen, die der Menſch, während ſeines unruhigen, mit manchen Kümmerniſſen und Unfällen durchwebten irdiſchen Lebens, ſammlen kann, iſt gewiß keiner herrlicher, keiner für ſeine folgende Beſtimmung zweckmäßiger, als die Aufklärung ſeines Geiſtes und die Erlangung wahrer Weisheit.

Sie macht ihm den Pfad durch dies Leben leicht und ſanft; ſie läßt ihn, voll Hofnung auf die beſſere Zukunft, die kleinen unvermeidlichen Uebel dieſes Lebens geduldig ertragen, ſie rettet ihn aus Gefahren, in welchen der unvorſichtige oder ſchwache Kopf zu Boden ſinkt; ſie macht ihm die Tugend liebenswürdiger, zeigt ihm den engen Zuſammenhang ſeiner natürlichen Pflichten mit dem geoffenbarten Willen Gottes; ſie lehrt ihn die Freuden dieſes Lebens mit Mäßigkeit und Geſchmack genieſſen; ſie läßt ihn hellere Blicke in jene beſſere Welt thun, reißt ihn von allem kleinen irdiſchen Eigennutze ab, und bringt ihn um eine Stufe näher dem Ebenbilde ſeines lieben Schöpfers, der die höchſte Weisheit iſt. **Wohl dem Menſchen,** ſpricht Salomon Sprüche III. v. 13 und 15, **der Weisheit findet, und dem Menſchen, der Verſtand bekömmt. Sie iſt edler denn Perlen, und alles was Du wünſchen magſt, iſt ihr nicht zu vergleichen.**

Nicht um langes Leben, nicht um Reichthum, bath dieſer kluge Fürſt, wie wir im dritten Capittel des 1ſten Buchs der Könige leſen, als ihm Gott die Gewährung eines

Wunſches zuſicherte; nicht um vergängliche irdiſche Güter, nein! um Weisheit bath er den Herrn Zebaoth.

Laßt uns ſeinem Beyſpiele folgen! Laßt uns vor dem Throne der höchſten Majeſtät uns in Demuth niederwerfen, und alſo bethen:

Großer, allweiſer Schöpfer und Regierer des ganzen unermeßlichen Weltgebäudes! Sieh auf uns herab, die wir, tief unter Dir, in der Kette Deiner Geſchöpfe, vergebens uns ſehnen, Dir ähnlich zu werden, Dich ganz zu erkennen, und uns Dir ganz zu nähern; die wir durch unſre eigene Herabwürdigung uns von Deinem göttlichen Urbilde entfernt haben, aber itzt, in den Staub gebückt, unſrer Niedrigkeit eingedenk, zu Dir flehen! Laß einen Strahl Deiner göttlichen Weisheit unſre Seelen erleuchten! Gieb daß wir nie vergeſſen mögen, was wir einſt waren, was wir jetzt ſind, und was wir in jener Zukunft wieder ſeyn können! Gieb uns Kraft, unſrer Beſtimmung, unſern heiligen Pflichten nachzudenken, unſern Verſtand auszubauen, von deſſen Anwendung wir einſt Rechenſchaft vor Deinem Throne geben ſollen; die Vorſchriften und Gebothe der göttlichen Weisheit aus dem Munde unſrer Lehrer mit Aufmerkſamkeit anzuhören, dieſelben reife Früchte bringen zu laſſen, und auch in dieſer Stunde, da wir, zu Erlernung und Betrachtung heiliger Wahrheiten, hier verſammlet ſind, in ſtiller Ehrerbiethung und dem feſten Vorſatze zur Beſſerung, alle Zerſtreuungen zu entfernen, um nur allein Deiner und Deines Worts eingedenk zu ſeyn; Amen!

Wenn Hiob im XXVIIIſten Capittel von dem Beſtreben der Menſchen redet, die Quellen der Natur zu erforſchen, aus dem Schooße der Erde heraus die verborgenen Schätze zu ziehen, das Entſtehen, Wachſen und Gedeyen der Metalle, Pflanzen und lebendigen

Weſen auszuſpüren; ſo tadelt er dieſe Bemühung keinesweges. Zwar werdet Ihr, ſagt er, die herrliche Oeconomie des weiſen und allmächtigen Schöpfers nie ganz ergründen, auch iſt das Eure Beſtimmung in dieſer Welt nicht. Es iſt edel und gut, mit Fleiß die Producte der mütterlichen Erde zu bearbeiten; Es iſt Erholung und Freude für die Seele, ſich der ſchönen Schöpfung zu freuen, und ihren ſtillen, geheimen Wegen nachzugrubeln; Aber, ſetzt er hinzu, das iſt nicht Weisheit! Dieſe werdet Ihr nicht ſo leicht erhalten. Gott iſt der Inbegriff derſelben, und ihn könnt Ihr nicht ergründen. Wollt Ihr Euch ihm aber ſtufenweiſe nähern; Wollt Ihr einen Vorſchmack jener höchſten Weisheit, welche die Harmonie des Ganzen erhält, ſchmecken; ſo verliehrt nie Euren Würkungskreis aus den Augen! Sucht die Weisheit in Beobachtung göttlicher und moraliſcher Pflichten! Die Furcht des Herrn, das iſt Weisheit, und meiden das Böſe, das iſt Verſtand. V. 28.

Wir wollen dieſe Lehre in gegenwärtiger Stunde uns näher bekannt machen, und ich werde daher Gelegenheit nehmen, Euch vorzuſtellen: Daß allein auf ächte Weisheit die Ausübung der Religion und Tugend beruhe. Ich werde Euch erſtlich zeigen, welches die Eigenſchaften der ächten Weisheit ſind, zweytens: warum ohne dieſelbe Religion und Tugend nicht beſtehen können, und drittens: welch' eine wichtige Pflicht es alſo für uns iſt, an der Bildung unſres Geiſtes zu arbeiten.

Wenn ich hier, nach Anleitung unſres Textes, der Weisheit eine Lobrede halte; ſo verſtehe ich darunter nicht jene Liſt, die aus allen Verwirrungen und Verlegenheiten, welche uns in dieſer Welt aufſtoßen, ſich, auf Unkoſten der Aufrichtigkeit, durch Ränke herauszuwickeln weiß; nicht jene Verſchlagenheit, die von der Schwäche des Nebenmenſchen Vortheil zu ziehen, durch Schmeicheley ſich emporzuſchwingen, eigene Leidenſchaften ſchäften unter der Maske des Eifers für das allgemeine Wohl zu befriedigen, fremde Leidenſchaften aber zu Ausführung ihrer Plane zu nützen verſteht. Argliſt iſt nicht Weisheit, ſagt Jeſus Sirach XIX. v. 19, und des Gottloſen Tücken ſind nicht Klugheit.

Auch verſtehe ich nicht darunter jene ſtudierte falſche Ernſthaftigkeit, welche gewöhnlich die Larve der Unwiſſenheit und Tücke iſt. Der Mann, der ſich vor den Augen der Welt alle unſchuldigen Freuden verſagt, ſtets Meiſter über ſeine Zunge ſo wie über ſeine Laune iſt; der zum Unrecht ſchweigt, um niemand vor den Kopf zu ſtoßen; der für jeden ein freundliches Lächeln, ein verbindliches Wort in Bereitſchaft hat; der nie ſeine Unwiſſenheit verräth und, wo er nichts zu ſagen weiß, bedeutend ſchweigt, damit man vermuthen möge, er habe noch ſehr viel Gutes zu reden gehabt; der mit einer wichtigen Mine und einem Achſelzucken den Jüngling bedauert, der ſich zu Verirrungen durch Leidenſchaften hinreiſſen läßt, durch Leidenſchaften die der kalte Mann nicht kennt, der ſtudierte Böſewicht in ein andres Kleid zu hüllen weiß, und der Ehrgeizige einer noch heftigern, und gewiß gefährlichern Wuth aufopfert — — Das iſt kein weiſer Mann! Sirach malt uns ein treues Bild von ihm (Cap. XIX. v. 23 bis 27) Derſelbe Schalk kann den Kopf hängen, ernſthaft genug ausſehen, und doch iſt das eitler Betrug. Er ſchlägt die Augen nieder, und horchet mit Schalksohren, und wenn Du nicht Acht auf ihn haſt; ſo wird er Dich übereilen. Wenn er auch zu ſchwach iſt, Dir Schaden zu thun; ſo wird er Dich doch, ſobald er die Gelegenheit findet, berücken. Aber man ſieht es einem Solchen wohl an, und ein Vernünftiger erkennt den Mann an ſeinen Gebehrden. Seine Kleidung, ſein Lächeln, ſein Gang, alles verräth ihn. Dieſer Mann mag alſo immerhin in den Augen des vornehmen und geringen Pöbels für einen Weiſen gelten, weil er ſeine Unwiſſenheit und Tücke zu verſtecken weiß; und iſt er ein Heuchler.

Wahre Weisheit iſt mit Einfalt des Herzens verſchwiſtert. Seyd klug wie die Schlangen, ſpricht der Erlöſer, aber ohne Falſch, wie die Tauben.

Sie trägt ihr Gepräge auf der Stirne, aber ſie giebt ſich nicht das Anſehn falſcher Würde; Sie will nicht für mehr gelten, als ſie werth iſt. Denn der kluge Mann findet, daß er, je weiter er in höherer Erkenntniß der Dinge um ihn her fortrückt, um deſto mehr noch zu lernen hat. Er findet immer etwas neues, das in ſeinen Vorrath taugt. Für ihn iſt die Wüſte nicht öde, und in der ganzen Natur nichts klein. Kein Menſch, auch in dem niedrigſten Stande, dünkt ihn ſo ſchwach, ſo unwiſſend zu ſeyn, daß er nicht etwas von ihm lernen könnte. Er leyhet jedem ſein Ohr, und ſo ſammlet er ſich einen unvergänglichen Schatz.

Allein, was der vernünftige Mann weiß, das iſt ihm nur in ſofern theuer, als er es zum gemeinen Beſten anwenden kann. Deswegen verbreitet er Aufklärung, wo er irgend Gelegenheit dazu findet, und läßt jeden, der mit ihm lebt, an ſeinen Schätzen Theil nehmen.

So wie indeſſen ſeine Kenntniſſe nicht blos theoretiſche Speculationen ſind; ſo begnügt er ſich auch nicht, allerley ſchöne Dinge über Tugend und Rechtſchaffenheit ſchwätzen, ſagen, ſchreiben zu können; Nein! er übt das aus, was ſein Verſtand als wahr anerkennt. An ſeinen Früchten unterſcheidet man ihn, und das Böſe meiden, ſagt unſer Text, das iſt Verſtand.

Doch weit entfernt, ſich für ein Weſen höherer Art zu halten, erhebt ſich der Weiſe nicht über ſeine Brüder; Demuth und Beſcheidenheit weichen nie von ihm; Er ahndet kaum ſeine Größe. Sprüche III. v. 7.

Dünke Dich nicht weiſe ſeyn, ſondern fürchte den Herrn, und weiche vom Böſen! Indeß der Thor aller Orten das Schild ſeiner Narrheit aushängt; ſchweigt der Klügere beſcheiden, wo er nicht nützen kann. Sprüche XII. v. 23. **Ein Wiziger giebt nicht Klugheit vor; aber das Herz des Narren ruft ſeine Narrheit aus.** Entfernt ſey alſo von Euch Prahlerey, das Kennzeichen der Thorheit, ertraget die Schwächern, und ſuchet mit Sanftmuth ihren Geiſt und ihr Herz durch Rath zu bilden!

Da nun ächte Weisheit fühlt, wie viel ihr noch zur Vollkommenheit fehlt; ſo nimt ſie auch nicht nur Unterricht in Wiſſenſchaften, ſondern auch Lehren, Ermahnungen und Aufmunterung zur Rechtſchaffenheit mit Dankbarkeit an. Sprüche IX. v. 9. **Gieb dem Weiſen; ſo wird er noch weiſer werden! Lehre den Gerechten; ſo wird er in der Tugend zunehmen!** Wer ihm guten Rath giebt, der iſt ſein Wohlthäter.

Sprüche XII. v. 15. **Dem Narren gefällt ſeine Weiſe wohl; Aber wer Rath gehorcht, der iſt verſtändig.**

Der Mann, der ſich Klugheit erworben hat, lebt alſo nicht ſorglos und ſicher in der Welt fort, ohne ſich um ſein eigenes Selbſt zu bekümmern. Kein Tag ſeines Lebens verſtreicht, ohne daß er Rechnung mit ſich ſelbſt hielte, ohne daß er ſich fragte: „Was habe „ich heute Gutes gethan? Was hätte ich „mehr thun können? Wo habe ich gefehlt? „Wo bedarf mein Geiſt noch Bildung, mein „Herz noch Beſſerung?“ Und dann ſchläfert ihn nicht der Gedanke ein: „Du haſt Deine „Hauptpflichten erfüllt, die zehn Gebothe „gehalten.“ Mit Nichten! Ihm entwiſchen nicht die feinern Züge, die weniger hervorſtechenden Mängel ſeines Characters. **Wem viel gegeben iſt, von dem wird man aber auch viel fordern.** Je größer alſo ſeine Verſtandeskräfte ſind, je mehr er in Erkenntniß zunimt, um deſto mehr muß er dieſe zu Erforſchung ſeiner Selbſt, zu ſeiner Beſſerung, zur Vorbereitung auf jene Zukunft anwenden. So nachſichtig er daher gegen die Fehler Anderer, weniger Erleuchteter iſt, ſo ſtrenge iſt er im Gegentheil gegen ſich ſelbſt. Keiner ſeiner Fehler ſcheint ihm verzeyhlich. Auch iſt die geringſte Abweichung vom graden Wege der Tugend eben ſo wohl Laſter, als ein grobes Verbrechen. Wehe denen, die ſich mit der Beruhigung einſchläfern, daß manche Menſchen noch mehr, noch häufiger ſündigen, als ſie! Wer den Willen Gottes weiß, und die Pflichten, wozu ihn Verſtand und Gewiſſen aufrufen, kennt, und dieſe dennoch nicht ausübt; der iſt doppelter Strafe werth, wie der Erlöſer nach dem Lucas Cap. XII. v. 47 ſagt. Alſo iſt auch Unterlaſſung des Guten ſchon Verbrechen. Und da mag denn jeder, der ſich klug dünkt, ſich auf die Bruſt ſchlagen, und wohl überlegen, wie manche edle Handlung aus bloßer Sorgloſigkeit, aus Müſſiggang, aus Bequemlichkeit täglich, ſtündlich von ihm unterlaſſen

laſſen wird! Wollt Ihr weiſe ſeyn; ſo zeigt durch beſtändige Aufmerkſamkeit auf Euch, und durch unausgeſetztes Beſtreben Gutes zu verbreiten und Böſes zu hindern, wie weit Ihr es in der Erkenntniß gebracht habt.

Wenn der Weiſe fremder Einſicht, fremden Verdienſten Gerechtigkeit wiederfahren läßt, und mit Hülfe Anderer ſeine eigenen Schwächen zu verbeſſern bemüht iſt; ſo haſſet er auch alle Schmeicheley. Mit einem ſolchen Manne iſt es dann Freude umzugehn, mit ihm Hand in Hand zur Aufklärung einer folgenden Generation etwas beyzutragen, und zu ſehen, wie Erkenntniß und Wahrheit unter den Menſchen zunehmen — Das iſt Wonne für den Menſchenfreund! **Ein weiſer Sohn iſt ſeines Vaters Freude; aber ein thörichter Sohn iſt ſeiner Mutter Grämen.** Sprüche Cap. X. v. 1.

Die Weisheit iſt die Krone jedes Alters, jedes Geſchlechts. **Durch weiſe Weiber**

wird das Haus erbauet; Aber eine Närrinn zerſtört es durch ihr Thun. Sprüche XIV. v. 1. Sie iſt in jedem Stande geehrt, da indeß der unwiſſende thörichte Mann aller Orten Verachtung und Demüthigung einerndtet. **In den Lippen des Verſtändigen findet man Weisheit; Aber auf den Rücken des Narren gehört eine Ruthe.** Sprüche X. v. 13. Man höhnt ihm; Auch iſt er zu jedem Geſchäfte untüchtig, und wenn er einmal etwas leidlich Gutes ſagt; ſo ſteht es doch immer am unrechten Orte. Deswegen ſpricht Sirach Cap. XX. v. 22: **Wenn ein Narr ſchon etwas Gutes redet; ſo taugt es doch nicht, denn er redet es nicht zu rechter Zeit.**

Fühlt alſo mit mir, meine Brüder! welch' ein Schatz, welch' ein Reichthum wahre Weisheit iſt. Sie macht, daß wir mit Ruhe und Zufriedenheit auf nützlich verlebte, gut angewendete Tage zurückſehen; Sie lehrt uns die gegenwärtige Zeit zu unſerm und Anderer Beſten nicht unthätig verſtreichen laſſen, und ermuntert uns, mitten in Wiederwärtigkeiten, einer beſſern Zukunft hofnungsvoll entgegen zu ſehen. Ein grader Blick auf die mancherley Abwechſelungen der menſchlichen Begebenheiten lehrt uns, daß kein dauerhaftes Unglück den geſetzten, vernünftigen Mann auf dieſer Welt niederbeugen kann. **Wir ängſtigen uns, aber wir verzagen nicht; Wir leiden Verfolgung, aber wir kommen nicht um.** Wir ſuchen dann, durch Vorſichtigkeit, nach dem Gleichniſſe der klugen Jungfrauen, uns gegen wahrſcheinlich vorauszuſehende Schickſale zu wafnen; Und wenn uns ein Unfall trifft, den unſre Vernunft nicht abwenden konnte; dann tragen wir mit Muth und Geduld, hoffen und ſchweigen. Jeſais XXX. v. 15. **Durch ſtille ſeyn und hoffen, werdet Ihr ſtark.**

Auf dieſe Art iſt der Weiſe König, Herr über ſich, durch ſeinen Einfluß Herr über die

Herzen Anderer, Herr über das Schickſal, und wem wird es leichter als ihm, auf eine erlaubte Art, Vermögen, Gut und Ehre zu erwerben?

Aber mehr als durch irdiſche Güter, wird er im Genuſſe ſelbſt jenes himmliſchen Schatzes belohnt, deſſen Beſitz ihn um eine Stufe näher dem großen Weſen bringt, das die höchſte Weisheit iſt. Welch' ein herrlicher, ſeelenerhebender Gedanke: Gott hat den Menſchen zum Herrn und Regierer der ſichtbaren Natur gemacht, indem er einen Hauch ſeines Geiſtes auf ihn herabſinken ließ; Verſtand und Tugend erhalten die Harmonie des Ganzen; Alſo iſt der Weiſe ein großes Werkzeug Gottes, und befördert den Plan der Schöpfung! Daß aber dieſe wahre Tugend, welche die Harmonie des Ganzen befördert, und zu deren Ausübung uns der geoffenbarte Wille Gottes doppelt aufmuntert, indem er uns unſre vernünftigen Pflichten genauer entwickelt und begränzt, daß, ſage ich, dieſe

Tugend und Religion ohne Weisheit gar nicht beſtehen könne, das will ich Euch im zweyten Theile darthun.

Wenn das Tugend hieſſe, was ſchwache Menſchen ſo gern mit dieſem Nahmen benennen wollen, nemlich eine gewiſſe Temperamentsgüte, die vor jeder gewaltſamen Handlung zurückbebt, und vermöge welcher ein Menſch, der an Weichlichkeit des Herzens gewöhnt iſt, deswegen nichts unternimt, was Aufſehen erregen, und ihn aus ſeiner bequemen Lage bringen könnte, weil er alles flieht, was ſeine ſchläfrige Ruhe ſtört; Oder wenn jene Unthätigkeit zum Böſen Tugend wäre, die aus Mangel an Feuer und Federkraft entſpringt; Wenn es Tugend hieſſe, ſich grober Verbrechen zu enthalten, weil der Prediger uns ſagt, daß wir damit die Hölle verdienen; Wenn es Tugend hieſſe, aus Gewohnheit und Vorurtheil ſo zu handeln, wie Eltern und Lehrer uns in der Jugend nach dem Catechismus dazu abgerichtet haben;

Wenn es Tugend hieſſe, aus Eitelkeit vor den Augen des Volks ſich als ein rechtſchaffener Mann aufzuführen, um geehrt und vorgezogen zu werden; Wenn es Religion hieſſe, des Sonntags die Kirche zu beſuchen, zu gewiſſen Tageszeiten gedruckte oder auswendig gelernte Gebethe herzuplappern, den Armen ein Almoſen zu geben, damit es uns hundertfältig von Gott vergolten werde — Ja! meine Freunde! dann könnten Tugend und Religion recht bequem ohne Weisheit beſtehen, unſre Tugend wäre die Folge unſres Cörperbaues, unſrer Conſtitution, oder gar nur ein Blendwerk für den Pöbel, und Religion eine Sache, womit der Dummkopf und der Heuchler vor Gott beſtehen könnten.

Aber da wahre Rechtſchaffenheit und Gottesfurcht in unerſchütterlicher Feſtigkeit, in Abmeſſung unſrer Handlungen nach dem feinen Maaßſtabe der Pflichten beſtehen, welche uns die menſchliche Beſtimmung, unſre Verhältniſſe gegen den allweiſen Schöpfer, und unſre Verbindungen mit den übrigen Creaturen auflegen; da muß die **Furcht des Herrn** an der Hand der **Weisheit** gehn; da kann nur Der alles Böſe meiden, deſſen Herz durch **Verſtand** geleitet wird.

Wer kann ſo genau, ſo richtig die Grenzen ſeiner Pflichten abmeſſen, als der vernünftige Mann? Der König Salomon ſagt Sprüche IX. v. 10: **Der Verſtand lehrt, was heilig iſt.** Wenn der Dumme ſchwankend, ohnentſchloſſen, welchen Weg er gehen ſoll, jeder feinen Verführung preisgegeben, jedem liſtigen Betrüger in die Hände geliefert, heute das für gut erkennt, was er morgen als böſe erkennt, heute ihm der ſchlechteſte Menſch ein Muſter der Tugend, morgen ſein edelſter Freund ein gefährlicher Verräther ſcheint; ſo geht der Weiſe voll Würde ſeinen ſtillen graden Gang fort, denn er hat auf feſtem Grunde, auf einem Felſen gebauet, der den Stürmen trotzt, wie Jeſus dieſes Gleichniß braucht. Math. VII. v. 24. Seine Grundſätze ſind unerſchütterlich.

Wenn der Schwache von dem Wirbel niedriger Leidenſchaften hin und hergetrieben, nur ſo lange recht handelt, als es keine Ueberwindung koſtet, und von keiner Aufopferung die Rede iſt; ſo bleibt der Weiſe der Tugend treu, vergißt gern ſeinen kleinen Eigennutz, zum Vortheil des gemeinen Beſtens, weil er ſich als ein Werkzeug ſeines Schöpfers anſieht, und ſtets achtſam auf ſich ſelbſt, ſtets ſeines hohen Berufs eingedenk iſt. Er thut auch denen wohl, die ihn verfolgen, weil er, ohne Anſehn der Perſon, die Tugend um ihrer ſelbſt willen liebt. Keine Hofnung, eitle Ehre und nichtige Schätze zu erlangen, erſchüttert ſeine Rechtſchaffenheit. Er geizt nach größern, unvergänglichern Gütern.

Manchem wehret ſeine Armuth, ſagt Sirach Cap. XX. v. 23, daß er nichts Uebles thut, aber das iſt ein ſehr geringes Verdienſt. Der Weiſe auf dem Throne und der Weiſe unter dem Strohdache handeln nach gleichen Grundſätzen, wenn auch ihre verſchiedenen Lagen ihnen verſchiedene Würkungscreiſe angewieſen haben. Im Glücke nicht übermüthig, im Unglücke geſetzt und ruhig, wird den Muth des Weiſen und ſeine Redlichkeit kein Ungemach niederdrücken, keine Schmeicheley verblenden.

Was ſind auch Ehrenſtellen, Würden in der Welt; ohne Weisheit? Wie verächtlich iſt nicht in jedermanns Augen ein Menſch, der die richtigen Grenzen ſeines Standes nicht kennt, auf zufällige Glücksgüter ſtolz iſt, und ſich, wenn ihn Geburth und Stand erheben, durch Hochmuth herabſetzt, ſich für ein Weſen höherer Art hält, da indeß der Klügere ſeiner lacht, ihn leitet wohin er will, und der Blick des Menſchenkenners, durch den falſchen Schimmer hindurch, das unſichre, eitle, ſchwache Herz wahrnimt? Pſ. XLIX. v. 21. **Kurz, wenn ein Menſch in Würden ſteht, und hat keinen Verſtand; ſo fährt er davon, wie ein unvernünftiges Thier.**

Aber auch in jedem Stande kann der kluge Mann nützlicher ſeyn, als der Schwache. Er kann kräftiger auf die Herzen Andrer würken und, wie (Mathäus V. v. 15) geſchrieben ſteht, ſein Licht leuchten laſſen vor den Leuten. Zu ihm hat man Zutrauen, wenn man Rath und Hülfe bedarf; Von ſeinen Lippen flieſſen die Ermahnungen zur Gottesfurcht und Treue, und er weiß auch ſchwächere Menſchen zur Erfüllung der Rechtſchaffenheit und zum Wohlwollen in Feuer zu ſetzen, da hingegen der Dumme ein unnützer Weltbürger, ſich ſelbſt und jedem Andern zur Laſt, ſein Leben hinträumt, ohne irgend etwas bleibend Gutes gewürkt zu haben.

Seht, das ſind die herrlichen Eigenſchaften der Weisheit, welche die Quelle aller religiöſen und moraliſchen Pflichten iſt! Sie macht ruhig und ſicher. (Sprüche III. v. 23 und 25) Daß Du Dich nicht fürchten dürfeſt vor plötzlichem Schrecken, noch vor dem Sturm der Gottloſen, wenn er kömmt. Du wirſt immer ſicher wandeln auf Deinem Wege, daß Dein Fuß ſich nicht ſtoßen wird, und Epiſtel Jac. Cap. III. v. 17. Die Weisheit von oben her iſt keuſch, friedſam, gelinde, läßt ſich bedeuten, iſt voll Barmherzigkeit und guter Früchte, unpartheyiſch, und ohne Heucheley.

Laßt es Euch alſo, geliebteſte Brüder! nach Anleitung des dritten Theils meiner Rede recht an das Herz legen, wie wichtig die Pflicht iſt, nach wahrer Weisheit zu ſtreben. Glaubt nicht, es ſey ein bloßes Geſchenk der Natur, Klugheit zu beſitzen! Zwar ſind die Gaben der Menſchen nicht völlig gleich ausgetheilt; Grundanlagen, Erziehung und Verhältniſſe machen Einen Menſchen witziger, feiner, geſchickter als den Andern. Aber jedem von uns hat Gott, der gerechte und liebreiche Schöpfer, ſo viel Verſtandeskräfte gegeben, als nöthig ſind, auf dem Platze, darauf wir ſtehen, grade denkende.

kende, nützliche, würkſame Männer zu werden, wenn wir unſre Erfahrungen anwenden, unſre Anlagen ausbauen, uns ſelbſt erforſchen, und nicht faul noch unthätig ſeyn wollen. Alles was uns umgiebt, iſt unſrer Aufmerkſamkeit würdig, und ein Mann, der dreyſſig Jahre lang ſich in der Welt umhergeſehen, mit geſundem Menſchenverſtande beobachtet, und dennoch nichts wahrgenommen hat, wodurch er klüger und vollkommner geworden wäre, einem Solchen wäre es wahrlich beſſer, daß er nie gebohren wäre.

Alſo beobachtet fleiſſig; fangt an Geſchmack an den Lehren der Weisheit zu finden! Der Weisheit Anfang iſt, daß man ſie gern höre, und die Klugheit lieber habe, denn alle Güter, Sprüche IV. v. 7. Verlaßt das alberne Weſen; ſo werdet Ihr leben; Alſo gehet auf dem Wege des Verſtandes! Sprüche IX. v. 6. Suchet immer den Umgang klügerer Leute, und entſaget der Eitelkeit, Geſellſchaften aufzuſuchen,

chen, in welchen Ihr mit Euren geringen Talenten glänzen könnt! (Sprüche XIII. v. 20) **Wer mit den Weiſen umgeht, der wird weiſe; Wer aber der Narren Geſelle iſt, der wird Unglück haben.** Denket, daß doch früh oder ſpät Eure Schwäche, zu Eurer größten Beſchämung, an den Tag kömmt. (Sprüche III. v. 35) **Die Weiſen werden Ehre erben, aber die Narren, wenn ſie auch hoch kommen, werden doch zu Schanden.**

Doch kräftiger als dieſe Ueberlegung müſſe auf Euch der Gedanke Eindruck machen, daß Ihr Euch durch Erlangung wahrer Weisheit Eurem Schöpfer nähert, Euch zu der Seligkeit vorbereitet, und dem höchſten Weſen wohlgefällig werdet. (Sprüche VIII. v. 35.)

Auch vergeßt nie, daß Ihr einſt vor Gottes Richterſtuhle Rechenſchaft geben ſollt, wie Ihr mit Eurem Pfunde gewuchert habt!

leſet, was Jeſus, nach der Erzählung des Mathäus Cap. XXV. darüber ſagt!

Oder glaubt Ihr, Gott habe Euch ſeinen himmliſchen Geiſt umſonſt gegeben, und werde nicht einſt Rede und Antwort von Euch fordern, ob Ihr ſorglos auf dieſem Erdboden herumgekrochen ſeyd, ohne Euch um alles was Euch umgiebt zu bekümmern, um eben ſo unerfahren wieder aus der Welt zu gehen, als Ihr hineingekommen wart? Güte des Herzens? Was iſt die ohne Verſtand? — Tugend und Gottesfurcht? Wo erlangt Ihr die ohne Weisheit?

Alſo geht in Euch, und arbeitet täglich, ſtündlich an Eurer Beſſerung und Erleuchtung! Und Ihr Eltern, die Ihr an jenem Tage auftreten, und über die Erziehung, welche Ihr Euren Kindern gegeben, Rechnung thun ſollt! Arbeitet an der Aufklärung dieſer Eurer Söhne und Töchter! Nicht daß Ihr Gelehrte aus ihnen ziehet, wohl aber grade denkende, von Vorurtheilen freye Menſchen! Bildet ihren Geiſt zur Einfalt, zur Tugend und Gottesfurcht, deren Quelle wahre Weisheit iſt; ſo könnt Ihr dann ruhig Eurem letzten Tage entgegen ſehn, und vor Gottes Throne ausrufen: Siehe Herr! Hier bin ich, und die, ſo Du mir gegeben haſt. Amen!

Dritte
Predigt

über

Epiſtel Jacob. Cap. II. v. 14.

Was hilft es, lieben Brüder! ſo jemand ſagt, er habe den Glauben, und hat doch die Werke nicht? Kann auch der Glaube ihn ſelig machen?

Die Gnade des dreyeinigen Gottes, der ſich uns durch das allmächtige Wort und ſeinen Geiſt offenbährt hat, ſey in uns Allen würkſam, und erfülle uns mit feſtem Glauben an die heilige Religion Jeſu, unſres Heilandes! Er laſſe die herrlichen Lehren dieſer Religion täglich kräftigern Einfluß auf die wahrhafte Beſſerung unſerer Herzen bekommen, und erhöre gnädiglich das Gebeth, ſo wir in dieſer Stunde vor ihm bringen werden, da wir zum Preiſe und Lobe ſeines großen Nahmens hier verſammlet ſind! Flehet, geliebteſte Brüder! den Geber alles Guten, ſtill und andächtig, um dieſe Gnade an, und bethet mit mir alſo:

Herr, unſer Gott! Wir danken Dir in tiefſter Anbethung, dafür daß Du die Lehren der ewigen Weisheit und Wahrheit unter uns armen, oft von falſchen Träumen irregeführten Menſchen, durch Deinen geliebteſten Sohn auf dieſer Erde haſt predigen laſſen, und uns dadurch den einzigen graden Weg gezeigt, glücklich, ſelig und ruhig hier zu leben, uns von dem Verderben unſrer Natur loszureiſſen, und uns zu einer beſſern Zukunft vorzubereiten. Was wir ſind, und was wir haben, Herr! das iſt Dein Werk. Unſre Vernunft iſt ein Ausfluß Deines göttlichen Geiſtes, unſre Seele ein Hauch Deines Mundes. Allein, wie elend, wie unwiſſend über unſre höhere Beſtimmung würden wir nicht auf dieſer Erde umhergewandelt ſeyn, wie leicht uns von jenem einfachen Wege, den uns Dein Wink bereitet hat, durch Stolz, Eitelkeit, unmäßige Leidenſchaften, und durch den Misbrauch unſrer Kräfte haben hinreiſſen laſſen, wenn nicht Deine Gnade uns aufrecht erhalten, wenn nicht Dein Licht, eben da wir unſerm Untergange am nächſten waren, auf das Neue die wohlthätigſten Strahlen auf uns geworfen hätte. Du ſendeteſt uns Jeſum, unſern theuren Erlöſer, der unſrer tief gefallenen Natur wieder aufhalf, und allen Völkern jene großen göttlichen Lehren predigte, welche unſre zeitliche und ewige Wohlfart befördern. O! gieb, daß dieſe, für jeden Stand, für jedes Alter, für alle Zeiten ſo beruhigende, einzig wahre, vernünftige Religion, ſtets unentweyhet von Aberglauben und Menſchenſatzungen, in ihrer ganzen Reinigkeit, himliſchen Einfalt und Würde unter uns möge gelehrt und ausgeübt werden! Gieb daß wir das ſanfte Band, welches dieſe Religion unter alle Menſchen und Creaturen geknüpft hat, nie muthwillig zerreiſſen, ſondern uns Alle als Brüder, als Kinder Eines gnädigen Vaters, lieben, die Schwächern, denen noch ein Grad Deiner göttlichen Erleuchtung fehlt, ertragen, und alſo wahre Chriſten ſeyn und bleiben mögen! Laß unſern Glauben würkſam auf unſer Herz werden, damit wir, als Thäter, nicht blos als Hörer, mit innerer Freude und Beruhigung Dein Wort gern vernehmen, und die Religion als das einzige Mittel zu unſerer Glückſeligkeit anſehen mögen; Amen!

Der Apoſtel Jacob redet im zweyten Capittel ſeines Briefes von den Vorzügen, deren ein wahrer Chriſt dadurch theilhaftig wird, wenn er feſt im Glauben an die Vortreflichkeit ſeiner Religion beharrt. Dadurch, ſagt er, erhebt er ſich über alle andre Menſchen, und von Gott wird nur nach dieſem Maaßſtabe ſein Werth beſtimmt. Da iſt der fromme Arme über den gottloſen Reichen, der Geringere über den Vornehmen erhaben, wenn Stand und Reichthum dieſen verblenden, ihn zur Gottesvergeſſenheit führen. Die ächte Lehre Jeſu vereinigt die Menſchen, und macht ſie einander gleich, ohne auf jene kleinen Vorzüge Rückſicht zu nehmen. Verhältniſſe, die durch zufällige Umſtände erzeugt ſind, können dem Chriſten keinen innern Werth geben. Nur durch wahren, ſeligmachenden Glauben müſſet Ihr Euch von Andern

dern unterſcheiden. Aber dieſer Glaube, fügt er hinzu, beſteht nicht darinn, daß man blos die Wahrheit gewiſſer Lehren anerkenne, ſondern daß man auch das, was man für wahr, gut und nützlich hält, durch ſeine Handlungen beſtättige: Was hilft es, lieben Brüder! heißt es V. 14, ſo jemand ſpricht, er habe den Glauben, und hat doch die Werke nicht? Kann auch der Glaube ihn ſelig machen?

Dieſe Worte werde ich zur Grundlage meines heutigen Vortrags nehmen, und Euch daraus beweiſen: daß es nicht genug ſey, einer Lehre blindlings Glauben und Zutrauen zu widmen, ſondern daß jede Wahrheit nur alsdann für uns Werth bekomme, wenn ſie practiſchen Einfluß auf unſre Handlungen hat. Wir wollen alſo ſehen: wodurch der wahre Glauben eines Chriſten ſich vom todten Glauben und Aberglauben unterſcheidet, und: was für Früchte er tragen müſſe.

Nach dem wahren Sinn der Lehre Jeſu, die ſich aber, leider! nicht lange in ihrer erſten Lauterkeit erhielt, hieß der Glaube eines Chriſten: die feſte Zuverſicht auf die Heiligkeit und Göttlichkeit der einzig wahren, ſeligmachenden Religion; Ein unerſchütterliches Vertrauen, daß der Weg, welchen uns der Erlöſer gezeigt hat, die einzig richtige, durch Vernunft und Liebe bezeichnete Bahn der Glückſeligkeit ſey — Wer ſo feſt in ſeinen Grundſätzen iſt, wer ſich durch keine Schwierigkeit, durch keine Verführung noch Reizung, durch keine Zweifel von dieſer Straße abwendig machen läßt; deſſen Glauben, ſagt der Erlöſer gleichnißweiſe, wird Kraft haben alles möglich zu machen, ja! Berge zu verſetzen.

Allein, weit entfernt dem Menſchengeſchlechte neue unbegreifliche Lehrſätze predigen zu wollen, war ſeine Religion höchſt einfach, jedem verſtändlich, für jedermann beruhigend. Sie befördert die zeitliche und ewige

Glückſeligkeit jedes redlichen Mannes, und das wahre Intereſſe jedes Vernünftigen. Sie iſt alſo keine neue Lehre; Jeſus war nicht in die Welt gekommen das Geſetz der Vernunft, von Gott in die Natur gelegt, aufzuheben, ſondern zu erfüllen, zu erklären, zu berichtigen, und den Erziehungsplan, nach welchem Gott von Anbeginn der Welt her ſeine geliebten Kinder geleitet hatte, weiter fortzuführen, zu entwickeln. Und dies Geſetz des Herrn, heißt es Pſalm XIX. v. 8 und 9, iſt ohne Wandel, und erquickt die Seele. Das Zeugniß des Herrn iſt gewiß, und macht die Albernen weiſe. Die Befehle des Herrn ſind richtig, und erfreuen das Herz. Die Gebothe des Herrn ſind lauter, und erleuchten die Augen.

Bey dieſem großen Geſchäfte verlangte der Heiland von ſeinen Schülern nichts als Zutrauen und Folgſamkeit. Sein Syſtem hatte nur zwey Grundpfeiler, Liebe Gottes und Liebe des Nächſten. Er verwarf die

Spitzfindigkeiten der Phariſäer. Wenn dieſe (wie wir Math. XV. leſen) Zeichen und Wunder von ihm verlangten; ſo ſchlug er ihren Vorwitz zurück. Das beſte Kennzeichen, ſprach er, wonach Ihr auf die Aechtheit meiner Lehre ſchlieſſen könnt, iſt, wenn Ihr auf die Würkung derſelben Acht habt. Er verboth ſogar ſeinen Jüngern (V. 20) dem Volke zu ſagen, wer er ſey, und wies jede abergläubiſche Verehrung ſeiner Perſon zurück. Wir finden im XIten Cap. nach dem Lucas v. 27 und 28, daß als ein Weib ihn dadurch zu ſchmeicheln glaubte, daß ſie die Mutter ſelig pries, welche ihn gebohren habe, Jeſus ihr antwortete: Selig ſind die, ſo Gottes Wort hören und bewahren. Nicht an ſeine Perſon, nur an ſeine Lehre und an die Würkung derſelben ſollten ſeine Schüler denken.

Und o meine Brüder! mit wie wenig Recht kann auch derjenige Anſpruch auf den Nahmen eines wahren Chriſten machen, der einer andern Ueberzeugung zu Befeſtigung im Glauben bedarf, als derjenigen, daß ſeine Religion ihn beſſer, glücklicher, weiſer und ruhiger macht! Was würden alle hiſtoriſchen Beweiſe für die Aechtheit einer Lehre helfen, wenn dieſe Lehre mit der geſunden Vernunft ſtritte, und unſer dauerhaftes Wohl nicht beförderte? Der Glaube iſt in ſo fern eine Würkung des Verſtandes, als es nicht in meiner Macht ſteht, einen ſpeculativiſchen Satz überzeugend für wahr zu halten, wenn die Kräfte meines Geiſtes nicht hinreichen, den Grund davon einzuſehen. Aber es iſt in meiner Gewalt mein Herz zu fragen, ob eine Lehre irgend etwas zu meinem Glücke, zu meiner Ruhe beyträgt, und dann iſt der welcher mir eine ſolche Lehre predigt, mein Wohlthäter, und ich bin ſchuldig, ihm auch in andern Dingen Glauben beyzumeſſen, in ſo fern ſolche jene Lehre bekräftigen, wenn ich ſie auch weniger ergründen kann.

Es iſt aber das Weſen unſerer reinen, heiligen Religion, ſo wie ſie der Heiland der Welt lehrte, daß ſie uns keine Sätze als zu unſrer Glückſeligkeit nothwendig aufdringt, die nicht jeder Menſch von grader Vernunft klar einſehn könnte, oder welche der natürlichen Religion wiederſprächen. Dieſe natürliche Religion iſt nicht weniger eine göttliche Religion, und die Offenbahrung hebt jene nicht auf, ſondern erläutert ſie nur.

Philoſophiſche Träumereyen, dogmatiſche Spitzfindigkeiten, über das unbegreifliche Weſen Gottes, unnütze Streitigkeiten über Dinge, die uns nicht beſſer machen, uns nicht dahin führen, unſern Wandel auf dieſer Erde zweckmäßiger einzurichten, dieſe machen nicht den Hauptgegenſtand der Religion aus. Paulus eifert Röm. I. v. 22 gegen diejenigen, welche, da ſie Gott, wenn es ihnen nicht an gutem Willen fehlte, aus dem Buche der Natur erkennen und verehren lernen könnten, ſich mit unnützen Grübeleyen abgeben. Da ſie, ſpricht er, ſich für weiſe hielten, ſind ſie Narren geworden.

Wenn nun derjenige Glaube, welcher nicht auf die Ueberzeugung der Heiligkeit und Weisheit der Lehre beruht, ſondern an ſpeculative oder hiſtoriſche Sätze klebt, ohnmöglich das Hauptſtück unſrer Religion ausmachen kann; Wenn der Apoſtel in unſrem Texte ſagt: Kann auch der Glaube einen ſolchen Menſchen ſelig machen? was ſollen wir da von denen ſagen, die allein darinn das Weſen der Religion beruhen laſſen? ja von ſolchen, welche die thörichtſten, von betrügeriſchen Menſchen oder ſchiefen Köpfen erſonnenen Sätze, die der Erlöſer nie gelehrt hat, und zu deren Bekräftigung ſie einzelne, auſſer dem Zuſammenhange herbeygezogene Stellen aus der Bibel anführen; Was ſollen wir, ſage ich, von ſo genannten Chriſten halten, welche hierauf den ganzen Grund ihres Glaubens bauen, und genug zu thun denken, wenn ſie, ſorglos gegen ihre natürlichen menſchlichen Pflichten, die lächerlichſten, wiederſprechendſten Dinge für wahr halten, in der blinden Uebernehmung dieſer Sätze und einigen unbedeutenden Cäremonien das Eigenthümliche des Chriſtenthums ſetzen, und ſich im Streite über ſolche nichtswürdige Spitzfindigkeiten einander unbrüderlich, feindſelig verfolgen, haſſen, oft den beſſern, weiſern Mann, welcher der göttlichen Tugend und einfachen Religion Jeſu treu iſt, verläumden, und zu Boden drücken, wenn er unglücklich genug iſt den Verdacht auf ſich zu laden, daß er ihre gotteslästerlichen Thorheiten, nicht für Wahrheiten hält? — Wenn Das Chriſtenthum, wenn Das Glauben hieſſe — o! dann bewahre uns Gott vor einem ſolchen Chriſtenthume, das Vernunft und Liebe von der Erde vertilgt, und führe uns in jene Zeiten zurück, wo zwar die Begriffe vom göttlichen Weſen, von der Seele und von der Zukunft auch verwirrt waren, wo aber doch der Heide auf dieſer Welt keine Hölle fand, der Weiſe ſeine Religion in Ausübung der Tugend ſuchte, und niemand den Andern wegen ſeiner Privatmeinungen verfolgte, wenn dieſer ſonſt nur ein guter Bürger war, und das nicht lächerlich machte, was Vielen ehrwürdig vorkam.

Aber noch einmal! Dies alles iſt weit von der göttlichen Lehre des Erlöſers und ſeiner Apoſtel entfernt. Rechtſchaffen wandeln, das iſt Geiſt des Chriſtenthums, und thätig ſeyn, zum Guten würken, das heißt die Lehre Jeſu glauben. **Zeige Deinen Glauben durch Deine Werke.**

Der Heiland tadelte diejenigen, welche das Weſen der Religion in Cäremonien und Gebräuchen ſetzten, und beſtritt, ſo oft ſich die Gelegenheit fand, den Aberglauben. Wir leſen in den Evangelien, unter andern Luc. C. VI, wie er ſeinen Jüngern die übertriebene Enthaltung von aller Arbeit am Sabbathe verwies. Jeder Tag iſt ein Gottestag, jeder Tag dem Gottesdienſte gewidmet;

und jedes nützliche Geſchäft iſt Gottesdienſt. Wenn uns alſo befohlen iſt, uns des Sonntags der Arbeit zu enthalten; ſo iſt dies Geſetz nur ſo zu verſtehen, daß wir über weltliche Geſchäfte, welche die Vermehrung unſres Vermögens, oder die Befriedigung der Leidenſchaften zum Entzwecke haben, nicht den Gottesdienſt verſäumen, noch unſer Hausgeſinde davon abhalten ſollen. Aber wie können wir Gott beſſer dienen, als wenn wir etwas Gutes thun, unſre menſchliche Beſtimmung erfüllen, unſern Geiſt aufklären, für diejenigen ſorgen und arbeiten, welche von uns Hülfe und Troſt erwarten? In dieſem Verſtande ſagt Sirach in ſeinem apocryphiſchen, aber ſehr geiſtreichen Buche Cap. XXXIII. v. 7. **Warum muß ein Tag heiliger ſeyn als der andre, ſo doch die Sonne zugleich alle Tage im Jahre macht?**

So eifert der Meſſias nicht weniger Matth. XXIII. v. 23 gegen die Schriftgelehrten und Theologen, die ſich mit äuſſerer Heiligkeit ſchmücken, über Spitzfindigkeiten zanken, aus jedem Buchſtaben der Schrift irgend einen hohen myſtiſchen Sinn ziehen wollen, und indeß nichts von dem erfüllen, was ihnen ſo verſtändlich Natur und Religion vorſchreibt, obgleich ſie immer vom ſeligmachenden Glauben predigen.

Auch lehrt er uns, daß das Gebeth nicht das einzige Hauptſtück des Gottesdienſtes, und daß das ein ſehr falſcher Begriff vom Glauben ſey, wenn man meinen wollte, es käme nur darauf an, ſich jede Erfüllung nichtiger Wünſche von Gott zu erbitten, voll Zuverſicht, daß er den fleiſſigen Bether aber faulen Weltbürger mit allen Wohlthaten überhäufen würde. Meinet Ihr, daß dem höchſten Weſen damit gedient ſey, wenn wir zehnmal des Tags die Hände unthätig über einander ſchlagen, auf unſre falſche Gottesfurcht pochen, und den Schöpfer bitten, uns etwas zu beſcheren, welches zu erringen er dem Fleiſſe und der Rechtſchaffenheit in die Hände gegeben hat? O! der bequemen Religion, des kräftigen Glaubens! Matth. VII. v. 21. Aber es werden nicht Alle, die zu mir ſagen: Herr, Herr! in das Himmelreich kommen, ſondern die den Willen thun meines Vaters im Himmel. Glaubt mir, geliebteſte Freunde! Eine dankbare Herzensergieſſung, Eine Thräne des reuigen Gefühls über begangene Fehler, Ein hofnungsvoller Seufzer in der Zeit der äuſſerſten Noth, Ein demuthsvolles Wonnegefühl nach einer begangenen edlen Handlung. Eine brüderliche Zähre beym Anblicke fremder Leiden — Das ſind die kräftigſten Gebethe. und die Opfer, die Gott gefallen, ſind ein geängſteter Geiſt; Ein geängſtetes und zerſchlagenes Herz wirſt Du Gott nicht verachten.

Erfüllung treuer Pflicht alſo, und Thätigkeit zu guten Werken, das iſt Gottesdienſt, das ſind die Früchte, nach denen man den

Glauben des Chriſten ſchätzen ſoll. Alles übrige iſt nur Folge, der innern Religion, ohne dieſe nichts werth, bleibt aber nicht aus, wenn das Herz von der Heiligkeit der Wahrheiten, durch den Einfluß der Lehre auf die Sitten, durchdrungen iſt.

Wie glücklich würde die Welt ſeyn, wenn dieſe herrliche einfache Religion Jeſu ſich immer in dieſer Lauterkeit erhalten, wenn das Reich der Wahrheit und Vernunft allgemein geworden wäre, und alle Phariſäer und Schriftgelehrten von der Erde vertilgt hätte! Aber dieſe große Periode des Reichs Chriſti war noch nicht erſchienen; die göttliche Vorſehung fand es für das Menſchengeſchlecht heilſamer, uns noch durch andre Proben zu läutern; Wir waren noch nicht vorbereitet genug, und alſo ſchlichen auch, bald nach des Erlöſers Hingange, neue Irrlehren ſich unter den erſten Gemeinen ein. Die Apoſtel, welche helle Köpfe aber keine Gelehrte, ſondern redliche treue Männer ohne Anſprüche waren, Schulwiz nicht für Weisheit, und Wortprunk nicht für Beredſamkeit hielten, verſuchten es vergebens, durch ihre Sendſchreiben den wahren Geiſt des Chriſtenthums wieder unter den ſich täglich mehrenden Haufen der Bekenner Jeſu einzuführen — Zweifel, Mistrauen und Untreue drangen von allen Seiten ein; Man war nicht vorſichtig genug in der Wahl der Vorſteher; Heuchler und Schwärmer ſetzten ſich zum Theil, nach der Apoſtel Tode, an die Spitze der Gemeinen, und ſo miſchten ſich Eigennutz und falſche Gelehrſamkeit ein, machten aus dem Lehrſtande ein einträgliches Handwerk, und aus der heiligen, deutlichen Religion eine verworrene Wiſſenſchaft, welche ſie Theologie nannten, und durch welche ſie ſich das Recht anmaßten, die Vernunft des Volks zu feſſeln, und im Nahmen Gottes zu befehlen, daß man das glauben ſolle, was ſie bereichern könnte. Da hieß glauben: ihren thörichten Meinungen nicht wiederſprechen, und gute Werke thun: müſſige Phariſäer beſchenken.

Man machte die Leute glauben, daß, ihre Sitten mögten auch noch ſo ſchlecht ſeyn, durch Hülfe eines blinden Glaubens, das Verdienſt Chriſti jeden Sünder ſelig mache — Eine bequeme Lehre, die aber den Redlichen zu Boden ſchlägt, wenn er denken muß, daß ſein ganzes Beſtreben tugendhaft vor Gott zu wandeln vergebens, und daß funfzig Jahre eines weiſen wohlthätigen Lebens nicht mehr werth ſeyn ſollen, als ein vernunftleerer Glaube und eine kurze Buße auf dem Todtenbette — O meine Freunde! beobachtet die heiligen Pflichten, die Euch Natur und Religion vorſchreiben; Seyd ſtets aufmerkſam auf Euch; zeigt Euren Glauben durch Eure Werke, und Euer eigenes Herz wird Euch ſagen, daß Ihr mit Gott verſöhnt ſeyd; dann erſt habt Ihr Theil an dem Verdienſte Chriſti, das heißt, an den Verheiſſungen des Heilandes, die er denen gegeben, die treu der Lehre folgen, welche er mit ſeinem Leiden und Sterben verſiegelt, und wodurch er die ewige Märtyrercrone verdient hat.

Durch die entſetzliche Misdeutung der reinen Lehre Jeſu, und durch das unnütze, von ihm ſo oft getadelte Grübeln in den Geheimniſſen, die man nun zum weſentlichen Stücke des chriſtlichen Glaubens gemacht hatte, entſtanden dann die vielfachen Secten, die ſich einander verketzerten und verfolgten. Nun war kein Satz ſo wiederſprechend, ſo unvernünftig, den nicht irgend eine Partey behauptet, und für eine göttliche Glaubenslehre ausgegeben hätte. Da jetzt das ganze Weſen der Religion auf Wortklauberey und Cäremonien beruhete, und der Mann, welcher von der Wahrheit der Lehre überzeugt ſeyn wollte, nicht ſein Herz, nur ſeinen Kopf zu Rathe zog; ſo fieng man zuerſt an, ſich mit Prophezeyungen aus dem alten Teſtamente zu Vertheydigung der Religion zu wafnen. Wer nicht an den Fingern her erzählen konnte, wie oft die Erſcheinung des Meſſias vorausgeſagt worden, der wurde für einen Mann gehalten, der nicht feſt im Glauben wäre — Was würdet Ihr von einem Menſchen denken, meine Geliebteſten! der, wenn ihn die Sonne beſchiene und wärmte, ſich ſelbſt nicht eher davon überzeugen könnte, als bis er in irgend einem Buche gefunden hätte, daß ein weiſer Mann vorausgeſagt habe, ſie werde heute ſcheinen? — Glaubt mir, wen die Lehre Chriſti nicht vollkommner, nicht ruhiger, nicht glücklicher macht, und wer nicht allein dadurch von ihrem hohen, göttlichen Werthe überzeugt wird, für den wäre es beſſer, er glaubte lieber gar nichts, und handelte aus natürlichem Jnſtinct gut.

Nichts hat je ſo kräftigen Anlaß zur Gottesvergeſſenheit, zum Unglauben und zur Freygeiſterey gegeben, als die unglückliche Ortodoxie, und das Aufdringen gewiſſer Lehren, die der Verſtand nicht faſſen konnte, und welche man dennoch jedem Chriſten als zu ſeiner Seligkeit nothwendig vortrug. Gott hat uns den Verſtand nicht umſonſt gegeben. Wenn alſo das allein mich ſelig machen könnte, was meinem Menſchenſinne gradezu wiederſpräche, und ſich nun mein Herz dagegen empörte, daß der gütige Vater von mir verlangen ſollte, daß ich meine ewige Glückſeligkeit dadurch erkaufen müßte, wenn ich ſein größtes Geſchenk, die Vernunft verleugnete; o! wer würde ſich wundern, wenn da der beſte Menſch auf ewig dem Chriſtenthum entſagte? — Aber dies falſche Chriſtenthum iſt nur eitler, eigennütziger Menſchen Werk, ärger als Heidenthum, ärger als jene Religion, von welcher im XIVten Cap. des Buchs der Weisheit eine Beſchreibung zu leſen iſt.

Aberglauben hat gewiß mehr Unglück geſtiftet, und mehr Menſchen von der Erde vertilgt, als Unglauben. Wir haben ganze Länder im Nahmen Gottes verwüſten geſehn, und die Fackel des Fanatismus hat manche blühende Provinz in eine Einöde verwandelt. Statt wilden ungebildeten Völkern den einfachen Weg der Tugend und Chriſtuslehre zu zeigen, richtete man ſie zu gaukleriſchen Gebräuchen ab, lehrte ſie, vor einem todten Bilde die Knie beugen, und erwürgte die, welche ſich weigerten. Jeſ. Cap. XLIV. v. 16. 17. Man ſchnitzte ein Stück Holz; Die eine Hälfte verbrannte man, und wärmte ſich dabey, und aus der andern Hälfte machte man einen Gott, der aber ruhig an ſeinem Orte ſtehen bleibt (Jeſ. C. XLVI. v. 6. 7.) wenn Ihr ihn nicht weiter tragt. Schreyet Einer zu ihm; ſo hilft er ihm nicht, hilft ihn nicht aus ſeiner Noth.

Und wer ſollte es glauben, daß in unſern aufgeklärten Zeiten noch in ſo manchen Gegenden unſres lieben Vaterlandes Aberglauben und Vorurtheil ſo allgemein herrſchen, daß es ganze Stände und Geſellſchaften giebt, die ſich es zur Pflicht machen, die Aufmerkſamkeit der Menſchen von würkſamer Thätigkeit zum Guten ab, auf leere Speculationen, Träume und elende Schwärmereyen zu leiten, mit einem Worte, jede Art von Aberglauben zu ihrem Vortheile zu begünſtigen?

Aber ſeyd getroſt, meine Brüder! Die Wahrheit wird doch obſiegen, und das Reich Chriſti ewig ungeſtört bleiben. Gott der, wie Jeſ. Cap. XLIV. v. 25 ſagt, die Zeichen der Wahrſager zunichte und die Weiſſager verwirrt macht; der die falſchen Weiſen zurückweiſet, und ihre Kunſt zu Thorheit macht; Dieſer Gott wird nicht zugeben, daß das Licht der heiligen Religion von falſcher Irrlehre ganz ausgelöſcht werde, und ſchon ſehen wir aller Orten die glücklichſten Anſtalten getroffen, die wahre Weisheit, Vernunft und Religion wieder in ihre alten Rechte zu ſetzen.

Alſo bleibet feſt am Glauben, das heißt: an der Zuverſicht auf die Reinigkeit der Lehre Jeſu, und laßt dieſen Glauben die wohlthätigſten Früchte bringen! Dienet Gott nicht blos mit Cäremonien, mit Bethen und Faſten. Jeſ. LVIII. v. 5. 6. Sollte das ein Faſten ſeyn, das ich erwählen ſoll, daß ein Menſch ſeinem Leibe des Tages übel thue, oder ſeinen Kopf hänge? Das iſt aber ein Faſten, das ich erwähle: Laß los, welche Du mit Unrecht gebunden haſt! Laß ledig, welche Du beſchwereſt! Gieb frey, welche Du drängeſt! Nim weg die Laſt von den Gedrückten.

Dienet Eurem Schöpfer mit Euren Werken! Glaubt nicht an Gaukeleyen, an Beſchwörungen, an Träume! Gott thut keine Wunder ohne großen Zweck; Er hebt nicht die Ordnung der Natur auf, um kleiner Urſachen willen. Träume, ſagt Sirach Cap. XXXIV. v. 3 und 8, ſind nichts anders, denn Bilder ohne Weſen. Man bedarf überhaupt keiner Lügen dazu, daß man das Geboth halte, und man hat genug am Worte Gottes, wenn man recht lehren will.

Folgt dieſem einfachen Worte! Liebet Gott, liebet Euren Nächſten! Redlich wandeln vor dem Herrn, und ein gutes Gewiſſen bewahren, thätig ſeyn zum Guten und das Böſe hindern; das iſt Religion, und feſt bauen darauf, daß dieſer von unſerm göttlichen Erlöſer uns vorgeſchriebene Weg der einzige zur Seligkeit iſt, das heißt Glauben.

Gott ſtärke und erhalte uns Alle in dieſem einzigen wahren Glauben, und gebe Euch ſeinen Frieden; Amen!

Vierte
Predigt

über

Jeſ. Cap. III. v. 10 und 11.

Prediget von den Gerechten, daß ſie es gut haben; denn ſie werden die Frucht ihrer Werke genieſſen. Wehe aber den Gottloſen! Sie ſind bos⸗haft; Aber es wird ihnen vergolten, wie ſie es verdienen.

Wehe denen, die Böſes gut, und Gutes böſe heiſſen; die aus Finſterniß Licht, und aus Licht Finſterniß, aus ſauer ſüß, und aus ſüß ſauer machen! Wehe denen, die den Gottloſen Recht ſprechen um Geſchenke willen, und das Recht der Gerechten von ihnen wenden!

Dieſen Ausruf gegen alle Arten von Ungerechtigkeit finden wir im Vten Cap. des Propheten Jeſ. im 20ſten und 23ſten Verſe. So verkündigt der Prophet dem Laſter und der Bosheit ihre ſichre, unausbleibliche Strafe, und zeigt in viel Stellen ſeines Buchs, wie das höchſte Weſen den Böſewicht zu züchtigen weiß, der ſeine Gewalt zum Druck des Elenden misbraucht, und es wagt, die auf Liebe und Gerechtigkeit beruhende Harmonie unter den Geſchöpfen Gottes zu ſtöhren. Wehe Dir, ſpricht er (Cap. XXXIII. v. 1) Du Verſtörer! Meineſt Du, Du werdeſt nicht verſtört werden? Und Du Verächter! Meineſt Du, man werde Dich nicht verachten? Wenn Deiner Unthaten ein Ende iſt; dann wird auch Dich die Reyhe treffen.

Dagegen aber giebt Jeſaias auch den Gerechten den Troſt, daß ſie glücklich und ſelig ſeyn werden: Predigt von den Gerechten, heißt es Cap. III. v. 10 und 11, daß ſie es gut haben, denn ſie werden die Frucht ihrer Werke genieſſen. Wehe aber den Gottloſen! Sie ſind boshaft; Aber es wird ihnen vergolten wie ſie es verdienen.

Dieſe letztere Stelle mag heute der Gegenſtand unſrer Aufmerkſamkeit werden. Ich will zu Euch, nach Anleitung derſelben, gegen das

das ſchreckliche, alle geſellſchaftliche Wohlfarth zerſtörende Laſter der Ungerechtigkeit reden, und Euch zuerſt die Glückſeligkeit des Gerechten, und dann die innere und äuſſere Strafe der Ungerechtigkeit und Bosheit vorhalten.

O! mögten wir Alle, die wir hier vor Gottes Angeſicht ſtehen, reine, unſchuldige, von Unrecht und Gewaltthätigkeit unbefleckte Hände zu dem höchſten und vollkommenſten Weſen in die Höhe heben, und mit ruhigem Gewiſſen alſo bethen können:

Herr Gott, ewig gütiger Vater und gerechter Richter unſer Aller! Hier liegen wir, voll innigſten Gefühls unſrer Niedrigkeit, vor Dir im Staube gebückt. Weit entfernt, uns einiges Verdienſt anzumaßen, empfinden wir vielmehr täglich, ſtündlich den weiten Abſtand, der uns tief gefallene Weſen von Dir, Du große Urquelle aller Vollkommenheit entfernt, bleiben bey aller Anſtrengung, unſern heiligen Beruf zu erfüllen, doch immer weit zurück, laſſen uns ſo oft von unſern Leidenſchaften irreführen, kennen das Gute, wollen das Gute — ach! und vollbringen es dennoch nicht! Aber o liebreicher Schöpfer! Du läſſeſt Dir das treue Beſtreben der Menſchen, Dir ähnlich zu werden, wohlgefallen, nimſt den guten, thätigen Willen, wenn ihm auch die Kraft zur höchſten Ausübung fehlt, doch gnädig auf, und wenn wir nur, nach der Vorſchrift unſres göttlichen Erlöſers, Liebe unter einander üben; ſo nimſt Du uns zu Deinen Kindern an, und verſprichſt uns ein unvergängliches Erbe, das uns Dein geliebteſter Sohn erworben hat.

So ſiehe denn auf uns herab, gnädiger Vater! und laß Dirs wohlgefallen, daß wir Deine höchſte Gerechtigkeit auch unter uns treulich nachzuahmen bemühet ſind, daß wir das Unrecht von uns verbannen, keine Unterdrückung dulden, aber auf die Ausübung

Deiner göttlichen Geſetze durch unſre Vorſteher dringen laſſen, und überhaupt, ſo viel unſre Erkenntniß hinreicht, Recht und Gerechtigkeit zu handhaben uns zur Pflicht machen. Stoße den aus von uns, der jetzt in dieſer Verſammlung Hände zu Dir emporheben mögte, welche Werkzeuge der Gewaltthätigkeit und des Unrechts geweſen wären, auf daß nicht ſeine Uebertretung über unſer Haupt komme, ſondern Deine göttliche Strafe den Unterdrücker der Unſchuld, zu unſerm Beyſpiele, an ſeiner Stirne zeichne. Allein fern ſey von uns der Gedanke, daß Einer unſrer Brüder alſo Deine Wege ſollte verlaſſen haben. Zwar fehlen wir Alle mannigfaltig, aber ſo tief müſſe keiner von uns gefallen ſeyn, ſo vorſetzlich keiner Deine Gebothe übertreten haben! Und ſollte ja eine Aufwallung von Eigennutz oder Rachgier Einen unter uns zu einem ungerechten Gedanken gegen ſeinen Bruder verleitet haben; o! ſo erleuchte, erweiche und beſſere ſein Herz!

Gieb, theuerſter Vater! daß wir, den Vorſchriften unſres Heilandes gemäß, Liebe und Gerechtigkeit die Richtſchnur aller unſrer Handlungen ſeyn laſſen, und das Beſte unſrer Nebenmenſchen als unſer eigenes anſehen mögen.

Errette uns auch von der Hand aller künftigen Unterdrücker. Wir bethen mit David zu Dir (Pſ. XXXVI. v. 11, 12 und 13) Breite Deine Güte über die, die Dich kennen, und Deine Gerechtigkeit über die Frommen. Laß mich nicht von den Stolzen unter die Füße getreten werden; die Hand des Gottloſen ſtürze mich nicht! Sondern laß die Uebelthäter ſelbſt fallen, daß ſie verſtoßen werden, und nicht bleiben mögen!

Beſchirme uns; ſey unſre Zuflucht und unſer Troſt immerdar! Du höchſter Richter, Du Retter der Unſchuld! erbarme Dich Unſer, und gieb uns Deinen zeitlichen und ewigen Frieden; Amen!

Theuerſte, und durch den Tod Jeſu feſt mit
Gott verbundene Freunde und Brüder!

Ich habe Euch verſprochen, indem ich gegen das ſchreckliche Laſter der Ungerechtigkeit reden würde, zuerſt eine Schilderung von der Glückſeligkeit der Gerechten vor Eure Augen zu legen. Wohl Euch, wenn Ihr in dem Bilde des gerechten Mannes Euch ſelbſt erkennt, wenn Ihr Euch bewußt ſeyd, einen Theil der Seligkeit empfinden zu können, die des Redlichen Handlungen krönet!

Gerechtigkeit iſt eine hohe göttliche Tugend, der Würde des Menſchen, nach Gottes Ebenbilde geſchaffen, angemeſſen. So wie des weiſen Schöpfers höchſte Gerechtigkeit und Liebe alle Creaturen umfaßt, und die Harmonie erhält; ſo iſt auch bey uns Menſchen die mit Liebe verbundene Gerechtigkeit das feſteſte Band unter uns. Gerechtigkeit ſichert alle Arten von Eigenthum, den Ruf, das Vermögen, das Leben, die Ehre der Bürger. Sie giebt dem Redlichen Muth, macht ihn ſtark und kühn, daß er nicht zu fürchten brauche die Unterdrückung des Gottloſen, daß er nicht zu ſchmeicheln brauche den ſtolzen Böſewicht, noch zu frohnen dem Laſter. Unter ihren Flügeln ſchläft ruhig in ſeiner Hütte der arme Landmann, ſicher vor den Eingriffen des habſüchtigen Nachbars. Ungerechtigkeit hingegen zerſtört alle irdiſche Glückſeligkeit, zerreißt alle geſellſchaftlichen Bande, hebt den äuſſern Unterſchied unter dem Redlichen und Boshaften auf, entzieht jenem den verdienten Preis ſeiner Tugend, und giebt dieſem das Uebergewicht, die Macht Böſes zu thun, und Unglück unter Gottes Kindern zu verbreiten. Dann weicht der Schwächere, deſſen Grundſätze noch nicht feſt ſind, zurück, lenket ab vom graden Pfade der Tugend, wenn er um ſich her ſo viel Schwierigkeiten wahrnimt, wenn er auf allen Seiten das Laſter auf dem Throne erhoben, mit Reichthum und Glanz gekrönt, die Tugend aber in Ketten ſchmachten, mit

Schande, Spott, Verfolgung und Armuth kämpfen ſieht — Fühlt, meine Brüder! den Greuel dieſes Laſters und ſeine unſeligen Folgen, von denen ich nachher reden werde, und ſtellet Euch itzt dagegen die Glückſeligkeit der Gerechten vor!

Ihn lohnt die innere Ruhe ſeines Gewiſſens, er hat in dieſer Welt den ſichern Preis ſeiner Rechtſchaffenheit, und dort wartet auf ihn eine ſelige Zukunft.

Ich ſage, ſein Gewiſſen lohnt ihn durch Ruhe. Der Gerechtigkeit Frucht (ſpricht Jeſaias Cap. XXXII. v. 17) wird Friede ſeyn, und der Gerechtigkeit Preis wird ewige Stille und Sicherheit ſeyn. Wehe dem Manne, der nie dieſe ſelige Freude geſchmeckt hat, der nie für edle gerechte Handlungen durch innere Gewiſſensruhe, durch heitern Seelenfrieden iſt belohnt worden! Was kümmert es den Redlichen, den Gerechten, ob auch der große Haufen ihn miskennte, ob nicht jede ſeiner Bemühungen von augenblicklichen Früchten begleitet würde! Das Bewußtſeyn recht gehandelt zu haben gnüget ihn, die Reinigkeit ſeiner Zwecke, die Unſchuld ſeines Herzens macht ihn ſtark, alle Hinderniſſe zu überwinden, macht ihn bey allen Wiederwärtigkeiten froh und ſicher. **Wer unſchuldig lebt, der lebt ſicher,** ſagt Salomo Spr. Cap. X. v. 9.

Zu dem gerechten Mann nimt der Unglückliche gern ſeine Zuflucht, ſchüttet in den brüderlichen Buſen ſeine Klagen aus, und erwartet Hülfe und Troſt von ihm. Kann er nicht Allen helfen; ſo läßt er doch nichts unverſucht, und trotzet jeder Schwierigkeit, um der Unſchuld das Uebergewicht über die Bosheit zu verſchaffen. Er kämpft muthig gegen die Bosheit, nimt ſich des Leidenden gegen den Unterdrücker an, ſtellt ſich der Tyranney männlich und tapfer entgegen, und Gott ſtärkt ihn. **Fürchte Dich nicht,** ſpricht der Herr (Jeſ. Cap. XLI. v. 10) ich bin mit Dir; Weiche nicht, denn ich bin Dein Gott. Ich ſtärke Dich; Ich helfe Dir; Ich erhalte Dich durch die rechte Hand meiner Gerechtigkeit. Ja! dieſer liebreiche Vater, der die höchſte Gerechtigkeit iſt, giebt ſeiner Tugend Macht, das Gute durchzuſetzen. Die auf ihn harren, kriegen neue Kraft, daß ſie auffahren mit Flügeln, wie Adler, daß ſie laufen, und nicht matt werden, daß ſie wandeln, und nicht müde werden (Jeſ. Cap. XL. v. 31.)

Und mislingt das Unternehmen des Gerechten bey den beſten Abſichten — o! dann tröſtet ihn ſein ruhiges Gewiſſen, das Bewußtſeyn, ſeine Pflicht erfüllt zu haben. Dies entſchädigt ihn für jeden Verdruß, den ihm die Böſen machen, läßt ihn alle Gefahren verachten, und ſtärkt ihn mitten unter Verfolgungen, die ihn freylich oft überfallen, in denen er aber nicht umkömmt. Lieber! gedenke, wo iſt ein Unſchuldiger umkommen? Oder wo ſind die Gerechten je vertilget? heißt es im Buche Hiob Cap. IV. v. 7.

Nein, meine Freunde! glaubet nicht, daß dieſe Welt ſo allgemein verderbt iſt, daß der Redliche und Gerechte nirgends eine ſichre Freyſtatt finden könnte? Unvorſichtigkeit iſt oft die Quelle des Elendes der beſten Menſchen. Sich in Händel miſchen, von denen der Weiſe vorausſehn kann, daß er, ohne den geringſten Nutzen zu ſtiften, ſich augenſcheinlicher Gefahr ausſetzt; Unberufen jede ungewiſſe Sache zu ſeiner eigenen machen; die Parthey des Schwächern nehmen, auch da wo der Schwächere Unrecht hat; Gegen die Böſen blos läſtern, nicht würken; Durch ein übereiltes Toben den mächtigen Haufen der Unterdrücker gegen ſich aufbringen, und viel Edle mit ſich in das Verderben ziehen — — Das heißt nicht gerecht ſeyn. Aber grade und recht handeln, und niemand ſcheuen; Zu keinem Unheile die Hände biethen; Seine Hände rein halten von Gewalt, Wucher und Raube; Reden, wo es Pflicht iſt, die Rechte der Menſchheit und natürlichen Freyheit zu reclamiren; Vernünftige Grundſätze ausbreiten, auch da, wo ſie der Haufen nicht gern hört; Sich des unſchuldigen Verlaſſenen annehmen, wenn ihm zu helfen iſt; Uneigennützig der Wahrheit huldigen, auch da, wo unſer eigenes kleines übel verſtandenes Intereſſe uns reizen könnte, anders zu handeln; Auch dann gut und unpartheyiſch ſeyn, wenn uns niemand bemerkt — Das heißt Gerechtigkeit üben, und dieſe Gerechtigkeit findet auch in dieſer Welt ihren ſichern Lohn. Jeſ. XXXIII. v. 15 und 16. Wer in Gerechtigkeit wandelt, und redet was recht iſt; Wer Unrecht und Geiz haßt, und ſeine Hände abzieht, daß er nicht Geſchenke nehme; Wer ſeine Ohren verſtopfet, wenn er Theil an Blutſchulden nehmen ſoll; Wer ſeine Augen ſchlieſſet, daß ſie nichts Arges ſehen mögen; Der wird in der Höhe wohnen, und Felſen werden ſeine Feſte und Schutz ſeyn. Sein Brod wird er aller Orten finden; Seinen Trank reicht ihm jede Quelle.

Wenn auch nicht Ueberfluß und Schätze, die man oft auf Unkoſten ſeines Characters erkaufen muß, das Erbtheil des redlichen Mannes ſind; ſo läßt ihn doch Gott keinen Mangel leiden. Das Verlangen der Elenden höret Er, und ſein Ohr merkt darauf. Er ſchaffet Recht den Waiſen und Armen, daß der Menſch nicht mehr trotze auf Erden. (Pſ. X. v. 17 und 18.) Und dieſer Segen des Herrn ruhet auch auf die Nachkommen des Gerechten, indeß das unrecht erworbene Gut Fluch und Unglück auf die Enkel bringt. Ich bin jung geweſen, ſpricht David Pſ. XXXVII. v. 25, und alt worden, und habe noch nie geſehen den Gerechten verlaſſen, oder ſeinen Samen nach Brod gehn. Gott verheiſſet dem Gerechten den ſicherſten Schutz. Wenn er ſchreyet; ſo hört der Herr, und errettet ihn aus aller ſeiner Noth. Pſ. XXXIV. v. 18.

Jede gute Handlung hat früh oder ſpät ihren ſichern Lohn, auch ſchon in dieſer Welt, wenngleich die Folgen nicht immer jedermann in die Augen fallen. Es giebt noch andre Belohnungen, auſſer Reichthum und Standeserhöhung; Und ſollte der Redliche und Gerechte, neben der ſeligen Ruhe ſeines Gewiſſens, hier auf Erden keine andre äuſſere Früchte ſeiner Tugend einerndten,: als den gerührten Dank derer, denen er Hülfe verlieh; den ſüßen Anblick der Glückſeligkeit ſeiner Brüder, die durch ſeinen Schutz, durch ſein Vorwort, in eine beſſere Lage verſetzt wurden; die Achtung aller Guten, und die Ehrfurcht ſelbſt der Böſen — O, meine Freunde! wäre denn das nicht ſchon Lohn genug? Ja! der Gerechte ſteht in hoher Würde auf ſeinem Platze, geliebt von Allen, die der Tugend treu ſind, gefürchtet vom Laſter, aber nicht gefürchtet allein, ſondern auch verehrt, wenngleich die Böſen das nicht bekennen; Denn die Tugend hat einen göttlichen Glanz, dem nichts wiederſtehen kann, und vor welchem ſelbſt wieder Willen das Laſter die Knie beugt.

Aber was ſind alle dieſe irdiſchen Belohnungen gegen den ſichern Preis, der den Gerechten in einer beſſern Welt erwartet?

Gott führt ſeine Geſchöpfe ſtufenweiſe zu ihrer höchſten Verherrligung hinauf. Es liegt an uns, durch ſtrenge Achtſamkeit auf unſer Herz, durch Beobachtung unſrer Pflichten, und durch das treue Beſtreben täglich in Tugend und Weisheit zu wachſen, unſer Weſen zu veredlen; und dann können wir zu unſerm Troſte feſt verſichert ſeyn, daß, je weiter wir es in Nachahmung der höchſten reinſten göttlichen Tugend bringen, auch um deſto größer das Maaß unſrer künftigen Glückſeligkeit ſeyn werde. Da nun Gerechtigkeit beynahe alle übrigen guten Eigenſchaften, theils erzeugt, theils vorausſetzt; ſo hat auch gewiß der Gerechte das beſte Schickſal in der Zukunft zu erwarten, und das verheißt uns Jeſ. Cap. LVII. v. 1 und 2, indem er ſpricht: **Wenn auch der Gerechte umkömmt, und niemand wäre, der es zu Herzen nähme, und heilige Leute aufgerafft würden, und niemand achtete darauf; ſo mögte immerhin Unglück den Gerechten dahinreiſſen. Er hat dennoch ſeinen Lohn, und die richtig vor ſich gewandelt haben, kommen zum Frieden, und ruhen ſanft im ſtillen Grabe.**

Nun aber, meine Brüder! ſtellt dagegen das Bild des Gottloſen und Ungerechten vor Eure Phantaſie, und trauert mit mir, daß es Menſchen geben könne, die ſo weit ſich vom göttlichen Urbilde entfernen, ſo ſehr ihre zeitlichen und ewigen Vortheile vergeſſen. Höret, welche empörende Beſchreibung Hiob von ſolchen Leuten macht. Sie treiben, ſagt er (Cap. XXIV. v. 2) die Grenzen zurück, ſie berauben die Heerde, welche ſie weiden ſollten. (V. 3) Den Waiſen treiben ſie das Vieh weg, und nehmen der Witwen Eigenthum zum Pfande. (V. 4) Die Armen müſſen ihnen weichen, und die Dürftigen im Lande ſich vor ihnen verkriechen. (V. 7) Die Nackenden laſſen ſie liegen, und laſſen denen keine Decke gegen den Froſt, denen ſie die Kleider genommen haben. (V. 9) Sie reiſſen das Kind von der Mutter Bruſt, machen Kinder zu Waiſen, und die Leute durch Pfänden arm. Jeſaias ruft Wehe über ſie aus (Cap. X. v. 1 und 2) Wehe den Schriftgelehrten, die unrechte Geſetze machen, und unbillige Urtheile ſchreiben! Damit ſie die Sachen der Armen beugen, und Gewalt üben im Nahmen der Gerechtigkeit über die Elenden unter meinem Volke, daß die Witwen ihr Raub, und die Waiſen ihre Beute ſeyn müſſen!

O! daß kein Land des Erdbodens ſo unglücklich ſeyn mögte, unter der Gewalt ſolcher Unmenſchen zu ſtehen! daß es nicht Fürſten und Richter geben mögte, die ihre von

Gott ihnen anvertraute Würde alſo mißbrauchten, um Henker des Volks zu werden, deſſen Väter und Wohlthäter ſie ſeyn ſollten! Aber leider! trifft dies Strafgericht Gottes ſo manche Provinz. Da ſeufzt dann der Redliche, dem es an Schutz fehlt, unter dem grauſamen Drucke der Bosheit, muß ruhig ſehen, wie die Früchte ſeines Fleiſſes von wollüſtigen Müſſiggängern verzehrt werden, wie man ſeiner armen troſtloſen Familie den nothdürftigſten Unterhalt entzieht, um die ſchändlichen Leidenſchaften der Großen, um Pracht und Ueppigkeit zu befriedigen. Er muß ſehen, und darf kaum laut darüber ſeufzen, daß die Wage der Gerechtigkeit durch das Gewicht des Goldes gelenkt wird, wohin der Mächtigere will, daß ſie den Ausſchlag geben ſoll, und daß die Bosheit ungeſcheuet ſich öffentlich ihrer Unthaten rühmt. (Pſ. X. v. 2, 3 und 10) Weil der Gottloſe Uebermuth treibt, muß der Elende leiden. Sie rotten ſich zuſammen, und erdenken böſe Tücke. Denn der Gottloſe rühmt ſich ſeines Muthwillens. Er zerſchlägt, drückt nieder, und ſtößt zu Boden den Armen mit Gewalt. Da hält dann der Haufen der Betrüger zuſammen. Pſ. XXXVI. v. 3. Sie ſchmücken ſich unter einander ſelbſt, daß ſie ihre böſe Sache befördern, und Andre verunglimpfen. Sie helfen ſich treulich, die ungerechte Sache durchſetzen. Unter dem Vorwande, ſelbſt der Geſetze und des obrigkeitlichen und landesherrlichen Amts, wird Unſchuld und Wahrheit und Recht mit Füßen getreten, und wer es wagt, gegen dieſe Misbräuche zu murren, ja ſich nur zu krümmen, der wird. Andern zum Beyſpiele, ein Opfer ſeines tugendhaften Eifers. Das iſt dann der höchſte Gipfel des menſchlichen Elendes und Verderbniſſes, ſelbſt unter dem erborgten Schutze göttlicher und menſchlicher Geſetze, alle heiligen Pflichten zu Boden zu ſchlagen, Leben, Gut und Ehre der Bürger öffentlich zu verkaufen, ſeinen Leidenſchaften alles preis zu geben, und mit ſchamloſer Frechheit dem Laſter und Eigennutze das ehrwürdige Gewand der Gerechtigkeit umzuhängen.

Wehe aber dieſen Gottloſen, ſagt unſer Text. Sie ſind boshaft; Aber es wird ihnen vergolten, wie ſie es verdienen.

Wer würde aber auch nicht murren, ein Geſchöpf Gottes zu heiſſen, wenn dies höchſte Weſen den Greuel ohngeſtraft begehen, dieſe Menſchen ohngeahndet den Erdboden vergiften, und allgemeines Elend ohne Rettung über die Frommen verbreiten lieſſe? Nein, meine Freunde! So wie des Redlichen Belohnung feſt und unausbleiblich ſeine Tugend krönt; ſo hat auch der Ungerechte ſeine innere, äuſſere, zeitliche, und ewige Strafe.

Ihn quält mit nagenden Schmerzen, und allen Foltern der bitterſten Vorwürfe, das unruhige Gewiſſen. Sein eigenes Herz, das an der Tugend zum Verräther geworden, rächt die Seufzer der Gedrückten über ihn. Pſ. XXXII. v. 10. Der Gottloſe hat viel Plagen. Er unterdrücke immerhin dieſe quälende Unruhe, ſuche ſeine Martern zu lindern, übertäube ſich durch Zerſtreuungen, und eitle Freuden! — Der Wurm, der ſich unaufhörlich in ſeinem Innerſten regt, wird ihm keine Ruhe laſſen. Des Nachts wälzt er ſich unzufrieden in ſeinem Bette — Er hat nicht den Muth, einem redlichen Manne grade in die Augen zu ſehen — Wo er eine Erzählung unedler Thaten hört oder lieſet, da glaubt er ſein Bild zu finden. Unſicher, ob nicht ſeine Tücke offenbar werden mögte, zittert er, ſtündlich zur Verantwortung gezogen zu werden. Er iſt ein Sclave derer, die er zu Werkzeuge ſeiner Bedrückungen braucht. Auf die Verſchwiegenheit falſcher, leicht zu erkaufender Menſchen, ruht ſeine ganze vergängliche Zufriedenheit — So rächt ſich die göttliche Tugend an dem Verräther und Unheiligen durch ſein eigenes Herz! —

Univ. München

Und wodurch kann ihm dieſe innere Quaal erſetzt werden? Etwa durch äuſſere Glückſeligkeit in der Welt? Glaubt Ihr, er könne es dahin bringen, ſeinen erpreßten Ueberfluß ruhig und froh zu genieſſen? Glaubt Ihr, er könne Schätze auf Schätze häufen, im Reichthum leben, und durch den Taumel von Wollüſten ſich gegen die Stimme ſeines Gewiſſens taub machen? — Weit entfernt! Man bedarf nur einiger aufmerkſamen Beobachtung in der Welt, um ſich zu überzeugen, daß dem Ungerechten nie ein dauerhaftes zeitliches Glück zu Theil wird. Unſegen ruht auf jeder ſeiner Unternehmungen, und wenn auch eine Zeitlang das Glück ihn anzulächeln ſcheint; ſo weiß doch die Vorſehung ſeinen Uebermuth bald zu demüthigen. Die Thränen der Unglücklichen, denen er ihr nothdürftiges Eigenthum erpreßte, bringen Fluch über ſein Haus. Indeß der Rechtſchaffene durch ſeinen Fleiß und ſeine Ordnung ſich in ſolche Umſtände verſetzt, daß er die Seinigen vor Mangel ſchützen kann, kennt der Unge-

rechte

Hier entwirft ein Mann unaufhörlich neue Plane zu Vergrößerung ſeiner Macht, ſeines Ruhms, ſeines Vermögens — Umſonſt! ſie ſcheitern alle! Der Herr der Heerſcharen vereitelt jeden ſeiner Vorſätze. Fragt nicht warum! Gott ſieht in das Herz des Böſewichts, und weiß ſeine geheimſten Wege, weiß daß der erborgte Glanz, womit dieſer Unhold prangt, das rechtmäßige Eigenthum gekränkter Waiſen und Witwen iſt. Er hört die Klagen der Elenden über ihn. Und der Herr iſt des Armen Schutz, ein Schutz in der Noth. Denn er wird des Armen nicht ſo ganz vergeſſen, und die Hofnung der Elenden wird nicht verlohren ſeyn ewiglich. Pſ. IX. v. 10 und 19. Er ſtürzt den Unterdrücker. Der Herr läßt die Gerechten nicht Hunger leiden; Er ſtürzet aber der Gottloſen Schinderey. Sprüche Cap. X. v. 3. Auf daß man inne werde, daß er der Herr ſey, dem gottloſes Weſen misfällt. Hiob Cap. V. v. 12, 13, 14. Er macht zu nichts die Anſchläge der Liſtigen, daß es ihre Hand nicht ausführen kann. Er fähet die Weiſen in ihrer Liſtigkeit, und ſtürzt der Verkehrten Rath, daß ſie des Tages in Finſterniß laufen, und tappen am Mittage, wie in der Nacht.

Dort häuft ein Unterdrücker der Armuth Berge Goldes, und dringt zu den höchſten Ehrenſtellen hinauf; Alles ſcheint ihn anzulächeln, jeder Wunſch ſeines ſchwarzen Herzens mit Erfolg gekrönt zu werden — Aber laßt Euch das nicht irremachen. Beneidet ſein Schickſal nicht! Erzörne Dich nicht über die Böſen! Sey nicht neidiſch über die Uebelthäter! Denn wie das Gras werden ſie bald abgehauen, und wie das grüne Kraut werden ſie verwelken. Pſ. XXXVII. v. 1 und 2. Vielleicht iſt der Tag ſeines Gerichts noch nicht gekommen. Ich habe geſehen, heißt es ebendaſelbſt v. 35 und 36, einen Gottloſen, der war trozig, breitete ſich ſehr aus, und grünte, wie ein Lorbeerbaum. Als ich nachher vorübergieng, ſiehe, da war er dahin! Ich fragte nach ihm, da ward er nirgends mehr funden.

Oder heimliche Leiden plagen den ungerechten Mann. Er hat keinen häuslichen Frieden; Er kämpft mit Krankheit, mit cörperlichen Leiden; Oder ſeine Kinder kränken ihn. Er hat keinen Augenblick von frohem Genuß. Er wird arbeiten, und nichts davon genieſſen. Seine Güter werden Andern zu Theil, daß er deren nicht froh wird. Denn er hat unterdrückt und verlaſſen den Armen. Er hat Häuſer an ſich geriſſen, die er nicht erbauet hat. Hiob Cap. XX. v. 18 und 19.

Und wenn nichts andres ihn peinigt; ſo macht der unerſättliche Durſt nach Gelde, Ehre oder Ruhm ſeine Quaal. Er mögte gern geehrt ſeyn (wenngleich er kein Gefühl für Liebe und Freundſchaft hat.) Aber auch das kann er nicht erlangen. Wer aus Furcht vor ſeiner Geiſſel ihm huldigen muß, der verachtet doch den ungerechten Mann im Herzen. Er lieſt in keinem Auge, das auf ihn blickt, Zutrauen, Wohlwollen, Zuneigung, Ehrerbiethung. Man wendet mit Eckel den Blick ab von dem Unterdrücker, und wer Muth hat, und ihn nicht zu ſcheuen braucht, der redet öffentlich über ihn, ſagt es der Welt laut und ohne Scheu: „Sehet da den „vornehmen mächtigen Böſewicht!“

Um ſich nun dergleichen Demüthigungen nicht auszuſetzen, treibt er in der Stille ſein Unweſen. Wenn er Geſchenke nimt; ſo geſchieht es heimlich, durch die dritte Hand. Oeffentlich eifert er ſelbſt, der Falſche! gegen ſolche himmelſchreyende Sünden, weiſet, wenn der Gewinſt zu klein für ſeinen Geiz iſt, oder wenn er fürchtet, daß die Sache ruchtbar werden mögte, mit viel Lerm den Beſtecher zurück. Wenn er jemand unterdrückt oder verfolgt; ſo bedient er ſich fremder Werkzeuge, nimt wohl gar den Schein an, als wenn alles ohne ſeinen Willen geſchähe, oder als wenn er der ſtrengen Juſtiz den Lauf laſſen müßte. So treibt der Heuchler vielleicht lange ſein Spiel ohngeſcheuet. Aber ein kleiner Umſtand, ein anſcheinender Zufall macht alles ruchtbar, und nun ſteht der Elende da, ohne Larve, der öffentlichen Verachtung preisgegeben! Was hilft ihm vor Gottes Augen ſeine Verſtellung? Jeſ. Cap. XXIX. v. 15. Wehe denen, die verborgen ſeyn wollen vor dem Herrn, ihr Vornehmen zu verhehlen, und ihr Thun im Finſtern zu halten, und ſprechen: Wer ſiehet uns? Wer kennet uns? Jede Bosheit kömmt zu ihrer Zeit an den Tag.

Wenn aber endlich auch der Schöpfer den Ungerechten in dieſer Welt nicht äuſſerlich ſtraft, ihn vielleicht gar zu einem Werkzeuge der Züchtigung in einem Lande, in einer Stadt braucht; wenn ſogar das unrecht erworbene Gut ruhig in den Händen ſeiner Nachkommen bleibt und ſich vermehrt; ſo kann der Unhold doch dem Tage nicht ausweichen, wo das zerknirſchte Herz, ohne Rettung, ohne Hülfe, mit dem qualvollen Tode ringend, vergebens ſich jenem Gerichte zu entziehen ſucht, das ihn zur Rechenſchaft fordert. Da fällt dann die Erinnerung aller ſeiner Schandthaten mit namenloſen Martern ſchwer auf ihn, peinigt, foltert ihn, daß das verdorrte Mark in ſeinen Gebeinen wie Feuer brennet, daß ſeine Hände, ſchon halb erſtorben, ſo lange noch einiges Gefühl in ihnen iſt, der Erſtarrung entgegen kämpfen. Da liegt er, kann nicht ſterben, will nicht ſterben, mögte keine Zukunft glauben, und blickt doch ſchon mit halbgebrochenen trüben Augen in die Ferne hinein, in jenen Abgrund der Finſterniß, in welchem ihn kein Lichtſtrahl göttlicher Majeſtät und Liebe erleuchten noch erwärmen wird, ahndet ſchon die ſichre Herabwürdigung, die ihn erwartet, zu welcher er ſelbſt ſein unſterbliches Weſen zubereitet hat —

Wendet weg, meine Freunde! wendet weg Eure Blicke von dieſem traurigen Gemälde! Betet, daß keiner Eurer Brüder ſo tief fallen möge, und laßt Euch ermuntern aus innerm Gefühle Gerechtigkeit zu üben, und nie vom graden Wege der Tugend abzuweichen. Pſ. I. v. 1. Wohl dem, der nicht wandelt im Rathe der Gottloſen, noch tritt auf den Weg der Sünder, noch ſitzet, da die Spötter ſitzen!

Bleibet alſo fromm, ſpricht David Pſ. XXXVII. v. 37, Bleibet fromm, und haltet Euch recht; ſo wird es Euch doch zuletzt wohlgehn. Ja! es wird Euch wohlgehn! Es wird Euch im Leben und Sterben wohlgehn — O! welche Wonne! ſich keiner unedlen, vorſetzlichen böſen Handlung bewußt zu ſeyn, grade und redlich zu wandeln vor Gott und Menſchen, den Gekränkten zu tröſten, ſich des verlaſſenen Unterdrückten anzunehmen! Brich dem Hungrigen Dein Brod, und die ſo im Elende ſind, führe ins Haus. So Du einen nackend ſiehſt; ſo kleide ihn, und entzeuch Dich nicht von Deinem Fleiſche. Alsdann wird Dein Licht hervorbrechen, wie die Morgenröthe, und Deine Beſſerung wird ſchnell wachſen; Deine Gerechtigkeit wird vor Dir hergehn, und die Herrlichkeit des Herrn wird Dich zu ſich nehmen. Dann wirſt Du rufen, und der Herr wird Dich erhören, ſo Du niemand beſchweren wirſt, ſondern des Hungrigen Bitte Dein Herz erweichet, daß Du ihn ſättigeſt. Jeſ. LVIII. v. 7, 8, 9 und 10.

Keine Eurer guten Handlungen bleibt unbemerkt. Der Gerechte arbeitet nicht umſonſt; In welche Lage ihn auch das Schickſal geſetzt hat; ſo kann er doch immer Gutes ſtiften. Gott und die gerechte Sache ſtehen ihm zur Seite, und helfen ihm überwinden. Jeſ. Cap. XXVI. v. 4, 5, 6, 7, 8, 9. Verlaßt Euch auf den Herrn ewiglich, denn Gott der Herr iſt Euer Fels. Er beuget die, ſo ſich erheben, und ſtößt ſie in den Staub, daß ſie mit Füſſen getreten werden, ja! ſelbſt von der Armen, die ſie für geringe hielten. Aber des Gerechten Weg iſt grade; Den Steig des Gerechten machſt Du richtig. Wir denken Deiner, Herr! und wandeln in Deinen Wegen. Wo man nach Deinen Rechten handelt, da üben die Einwohner Gerechtigkeit.

Nehmet Euch dreiſt der leidenden Unſchuld gegen die Bosheit an; Gott wird Euch ſchützen. Weil denn die Elenden verſtört werden und die Armen ſeufzen, will auch ich, ſpricht der Herr, ihnen eine Hülfe ſchaffen, daß man getroſt lehren ſoll. (Pſ. XII. v. 6.)

Wohl dem, der auf den Herrn hofft, und nicht abweicht von ſeinen Gebothen! Pſ. XXXVII. v. 7 bis 18. Seyd ſtill in dem Herrn, und wartet auf ihn! Erzörnet Euch nicht über den, dem ſein Muthwillen

willen glücklich fortgeht! Laſſet ab vom Zorn, damit nicht auch Ihr Uebels thut. Denn die Böſen werden ausgerottet. Es iſt noch um ein Kleines; ſo iſt der Gottloſe nicht mehr, und wenn Ihr nach ſeiner Stätte ſehen werdet, wird er fort ſeyn. Der Gottloſe dräuet dem Gerechten, aber der Herr lacht Seiner, denn er ſiehet, daß ſein Tag kömmt. Die Gottloſen ziehen ihre Waffen, den Armen und Frommen zu erwürgen, aber ihr Schwerdt wird in ihr eignes Herz gehn. Das Wenige, das ein Gerechter hat iſt beſſer als alle Schätze der Gottloſen. Drum trauet auf Gott, er wacht über die Tage der Gerechten, und ihr Gut wird ewiglich bleiben. Amen!

Fünfte
Predigt

über

Pſalm XXXIV. v. 14.

Behüte Deine Zunge vor Böſem, und
Deine Lippen, daß ſie nicht falſch
reden.

> Herr! wer wird wohnen in Deiner Hütte? Wer wird bleiben auf Deinem heiligen Berge? Wer ohne Wandel einhergeht, und Recht thut, und redet die Wahrheit von Herzen; Wer mit ſeiner Zunge nicht verläumdet, und ſeinem Nächſten kein Arges thut, noch ſeinen Nächſten ſchmähet; Wer die Gottloſen nicht achtet, ſondern ehret die Gottesfürchtigen; Wer, was er ſeinem Nächſten ſchwört, auch hält — Wer das thut, der wird wohl bleiben!

Herrliche Worte, die wir in dem XVten Pſalm finden, und welche uns kräftig aufmuntern, Wahrheit, Einfalt, Treue und Aufrichtigkeit nicht zu verlaſſen; grade, redlich und edel zu handeln gegen jedermann, unſern Zuſagen treu zu bleiben, und alſo aufrecht ſtehen zu können vor Gott und Menſchen, in reiner Unſchuld des Gewiſſens.

Laſſet Euch, meine geliebteſten Freunde und Brüder! dieſe Ermahnung, welche uns David giebt, recht zu Herzen gehn! Laßt uns dieſe Stunde anwenden: uns über die ſchöne **Tugend der Wahrhaftigkeit und Treue zu unterhalten.**

Wir wollen dabey vorzüglich noch den 14ten Vers des XXXIVſten Pſalms zum Grunde legen. Da heißt es: **Behüte Deine Zunge vor Böſem, und Deine Lippen, daß ſie nicht falſch reden!** Daher will ich denn Gelegenheit nehmen, Euch zuerſt zu zeigen: Welches Unglück, und welche ſchreckliche Verwirrung Untreue und Falſchheit unter den Menſchen anrichten; Und Euch dann dagegen vorſtellen, wie glücklich, ruhig und ſelig das Leben in dieſer Welt durch Treue und Wahrhaftigkeit unter den Menſchen wird.

Du aber, großer liebreicher Schöpfer! Quelle aller Wahrheit! Troſt und Zuflucht deſſen, der auf Dich bauet! Schutz deſſen, der den graden Weg der Tugend nicht verläßt, ſondern einfach und redlich wandelt vor Dir! Erleuchte meinen Geiſt und rühre, erwärme mein Herz, auf daß ich, ſo wie ich innigſt von der Heiligkeit der Pflichten überzeugt bin, welche ich jetzt lehren will, auch ſo lebhaft die herrlichen Eigenſchaften der Wahrheit und Treue meinen Zuhörern entwickeln möge! Gieb dann uns Allen Deinen Geiſt, damit wir dieſes Haus, in welches wir, Deinen Nahmen zu preiſen, getreten ſind, mit dem feſten Vorſatze verlaſſen mögen, nie wieder, auch nicht durch die geringſte Untreue oder Falſchheit, unſer Herz zu beflecken! Gieb endlich Kraft, dieſen edlen Vorſatz auszuführen, daß Wahrheit und liebliches Weſen von unſern Lippen ſtröhme, damit Friede, feſtes Zutrauen und Liebe unter uns wohnen, ſeyn und bleiben mögen, bis zu den letzten Augenblicken unſres Lebens; Amen!

Wenn irgend ein Laſter alle bürgerlichen und geſelligen Bande auflöſt; Wenn irgend eines dem ächten Geiſte des Chriſtenthums entgegen iſt; Wenn irgend eines auf dem Erdboden Verwirrung, Unglück, Mistrauen, Verfolgung, Feindſchaft unter den Menſchen ſtiftet und verbreitet; ſo iſt es die Untreue mit ihrem unſeligen Gefolge, der Lüge, der Falſchheit, der Verſtellung, der Liſt, und allen denen abſcheulichen Verbrechen, welche leider! nur zu gemein unter uns geworden ſind, und wovon einige ſogar das Gewand der Tugend, der Vorſichtigkeit, Höflichkeit, Klugheit und Menſchenkenntniß annehmen.

O! daß mich nicht die häufigſten Beyſpiele in den Stand ſetzten, Euch hier Gemählde von dieſen unedlen Eigenſchaften vor Augen zu ſtellen; daß nicht Untreue auf dem verderbten Erdboden ſo allgemein geworden wäre, daß der grade, offenherzige Mann beynahe kein glänzendes Glück mehr in der Welt machen kann; daß man denjenigen tadelt oder bedauert, der die Verſtellung fliehet, handelt, wie es ihm ſein Herz eingiebt, redet, wie er denkt, und daß ein aufrichtiger Mann ohne Falſch, ein treuer Freund, und ein Menſch der ſtrenge ſein Wort hält, beynahe eine Ausnahme von dem allgemeinen Character machen! Laßt Euch dies zu Herzen gehn, meine Freunde! und bedenkt aufmerkſam mit mir, in welches Elend dieſes ſo allgemein eingeriſſenes Verderbniß die guten Menſchen geſtürzt hat!

Eigennutz, Eitelkeit und Ehrgeiz ſind die gewöhnlichen Quellen der Falſchheit. Es giebt aber Untreuen aller Art; Untreuen in Worten, in Handlungen, ja ſelbſt in Gebehrden. Wenn ein Bruder vor dem andern ſein Herz verſtecken muß, weil er fürchtet, daß dieſer ſeine aufgedeckten Schwächen, ſobald er ſolche kennte, zu ſeinem Vortheile gegen ihn nützen würde; Wenn er, um reicher und angeſehener als jener zu werden, nichts unverſucht läßt, ihn zu Schanden zu machen, ihn um Ruf, Glück und Ehre zu bringen; Wenn jeder nur darauf denkt, ſein Innerſtes zu verlarven, ſich von einer vortheilhaften Seite zu zeigen, um auf Andrer Unkoſten, mit Aufopferung der Treue, zu glänzen; ſo müſſen Menſchen ſich gegen Menſchen in eine Art von Vertheydigungsſtand ſetzen, um keine Blößen und ſich nicht dem größern Haufen der Böſen preiszugeben. Da entſteht dann allgemeines Mistrauen, allgemeine Zurückhaltung, und eben daraus ein ſtillſchweigender Vertrag unter allen Leuten, ſich einander wechſelſeitig zu hintergehn, zu verſtecken, nur gewiſſe allgemeine äuſſere Geſtalten anzunehmen, unaufhörlich nach gewiſſen Formeln zu reden, und indeß jeder für ſich ſeine kleine Privatvortheile, ſo gut er kann, zu befördern — O Verderbniß der Menſchen! Und das nennen wir Weltklugheit, Lebensart beſitzen! Den nennen wir einen ehrlichen Mann, der am wenigſten um ſeiner eigenen Leidenſchaften willen betrügt; Den nennen wir einen unklugen

Mann, vielleicht gar einen Aufrührer, der ganz treu und offenherzig handelt und redet. Zu böſen Handlungen ſchweigen, das iſt bey uns Tugend, Vorſichtigkeit, und wir ſind gern zufrieden, wenn nur der einzige Vertrag heilig gehalten wird, ſich ſo fein zu hintergehn, daß der äuſſere Wohlſtand nicht beleidigt werde — Gleich als wenn die geringſte Abweichung vom graden Wege der Wahrheit nicht eben ſo wohl Verbrechen gegen Gott und die Menſchheit wäre, als offenbare Eidbrüchigkeit!

Wir wollen jetzt die verſchiedenen Stufen der Untreue durchgehn, um uns zu überzeugen, wie weit kleine Verirrungen führen können.

Man fängt gewöhnlich damit an, daß man, um ſich Andern gefällig zu bezeugen, oder um ſelbſt ein augenblickliches Vergnügen zu genieſſen, zu viel Nachſicht mit groben Fehlern derjenigen Perſonen hat, deren Umgang

gang uns entweder angenehme Stunden verſchafft, oder die uns im Zeitlichen helfen können. Daraus entſtehen nicht nur nachtheilige Eindrücke auf die eigene Feſtigkeit und Würde unſeres Characters; ſondern wir fangen nun auch an, nicht nur zum Böſen zu ſchweigen, ſondern ſelbſt, wo wir nicht eben alſo denken, aus niedriger Schmeicheley gegen die Großen, die äuſſere Form ihrer Denkungsart anzunehmen, um uns ihnen gleich zu ſtellen und angenehm zu machen. Nach und nach ſteigt dieſe Verſtellung, bey einem Manne der viel und lange mit Menſchen aller Art lebt, zu einer ſolchen Höhe, daß er ſich ſtets nach derjenigen Geſellſchaft umformt, in welcher er lebt, nie ſelbſtſtändig iſt, und darüber am Ende ganz zu Grunde geht. Er lacht, wenn ſein Herz blutet; In ſeinem Munde erſtirbt jeder gute Gedanke, wenn er fürchtet, es mögte derſelbe nicht gut aufgenommen werden. Von ſolchen Leuten ſagt David, Pſ. V. v. 10: In ihrem Munde iſt nichts Gewiſſes; Ihr Inne-

Inneres iſt Herzeleid; Ihr Rachen iſt ein offenes Grab; Mit ihren Zungen heucheln ſie. Dieſer gewöhnliche Hofcharacter erniedrigt den Menſchen ſo, daß ein Solcher alle Glückſeligkeit wahrer Freundſchaft entbehren muß. Ihm trauet man nicht, weil man nicht an die Feſtigkeit ſeines Characters glaubt, und da er ſich ſelbſt bewußt iſt, ſtets Andre zu hintergehn; ſo trauet auch er niemand, öfnet ſich Keinem, ſchüttet nie ſein Herz in den Buſen eines ſympathetiſchen Freundes aus. Dabey entbehrt er alle unſchuldige Freuden des Lebens, iſt immer auf ſeiner Huth, hängt die Larve der falſchen Ernſthaftigkeit um, damit man ihn für weiſe halten möge, verſagt ſich erlaubte Luſt, damit er ſich in der Fröhligkeit nicht verrathen könne — Solche Leute, ſpricht Paulus II. Timoth. Cap. III. v. 5, haben den Schein eines gottſeligen Weſen; Aber ſeine Kraft verleugnen ſie — Ja! ſie verleugnen die Kraft der Religion und Tugend, deren Genuß fröhlich und ruhig macht.

Man würde aber meine Worte ſehr unrichtig auslegen, wenn man glauben wollte, ich tadelte hier die vernünftige Vorſichtigkeit, nicht aller Orten ſeine Schwächen ſchamlos dem Publicum zu offenbaren; wenn man dächte, ich wollte meine Zuhörer von der klugen Achtſamkeit auf ſich ſelbſt ableiten, oder ich hätte die Abſicht, jener Unbiegſamkeit, Unverträglichkeit und Grobheit das Wort zu reden — Nein! es iſt vielmehr Pflicht, zu Vermeidung des Aergerniſſes, und um ſich nicht gleichgültig gegen ſeine Fehler zu machen, das böſe Beyſpiel ſeiner moraliſchen Gebrechen, dem großen Haufen zu entziehen; Die mit Klugheit verbundene Redlichkeit weiß die Mängel Anderer zu ertragen, durch liebreichen Umgang, durch gelinde, zu rechter Zeit angebrachte Vorſtellungen den Irrenden zurecht zu weiſen, nicht aber durch ungelegene Vorwürfe ihn zu verhalsſtarrigen.

Alſo nicht gegen Vorſichtigkeit, nur gegen Verſtellung rede ich. Dieſe iſt es, welche

Unglück und Elend unter die Menſchen verbreitet. Aus ihr entſtehen zuerſt alle Gattungen von Lügen. Man erlaubt ſich, aus Gefälligkeit gegen Andre, oder um ſich aus einer unbedeutenden Verlegenheit zu ziehen, kleine Unwahrheiten. Es entſteht ſogar der Fall, daß man durch eine geringe Nothlüge, wie man es nennt, etwas Gutes ſtiften zu können glaubt — Ach! meine Freunde! laßt Euch dazu nie hinreiſſen! Es giebt keine nothwendige Lügen. Man darf Wahrheit verſchweigen, muß zuweilen Wahrheit verſchweigen, aber nie darf man Unwahrheit ſagen. Auch zu guten Zwecken darf man ſich keiner böſen Mittel bedienen. Der gegenſeitige Grundſatz iſt äuſſerſt gefährlich, führt zu den ſchrecklichſten Folgen. Nach und nach gewöhnt ſich gar zu leicht ſtufenweiſe das Herz daran, vor keiner Lüge mehr zu zittern und, wenn es uns Vortheil bringen kann, weiß ſchwarz und ſchwarz weiß zu nennen. Ein Dieb, ſagt Sirach Cap. XX. v. 27, iſt nicht ſo böſe als ein Menſch, der ſich zum

Lügen gewöhnt. Denn vor einem Diebe kann mich die Aufmerkſamkeit der Obrigkeit ſichern, aber vor dem Lügner iſt hinter meinem Rücken, meine Ehre, mein Vermögen, mein Ruf, mein Stand nicht ſicher.

Verläumdung iſt die erſte Tochter der Lüge. Um ſeinen Witz zu zeigen, oder um dem Wiederwillen andrer Perſonen gegen ihre Feinde zu ſchmeicheln, fängt man an, hie und da unberufen die böſen Eigenſchaften dieſer Leute, hinter ihrem Rücken, in ein helles Licht zu ſetzen. Wo die Wahrheit nicht hinreicht das Bild auszuzeichnen, da ſetzt man einen kleinen Zug hinzu. Gefällt dieſe in ein reizendes Gewand gehüllte Läſterung; ſo ſpitzt man ſeinen Witz immer feiner, richtet ihn ganz auf dieſen Zweck. Dann verſchont man, in einem Anfalle von luſtiger Laune, ſelbſt ſeine Freunde nicht, ſchlägt tiefe Wunden, richtet oft die größte Verwirrung, das größte Unglück an. Deswegen ſagt Sirach Cap. XXII. v. 26 und 27:

Wenn Du ein Schwerdt zieheſt gegen Deinen Freund; ſo machſt Du es nicht ſo arg mit ihm, als durch Schmähen. Man kann alles verſöhnen, ausgenommen Schmach und Verachtung, Offenbahrung der Heimlichkeiten und böſe Tücke. Solche Stücke verjagen den Freund. — Freund, Vater, Bruder, Alle werden das Opfer der Verläumdung. Pſ. L. v. 19 und 20. Dein Maul läſſeſt Du Böſes reden, und Deine Zunge treibt Falſchheit. Du ſitzeſt und redeſt wieder Deinen Bruder, Deiner Mutter Sohn verläumdeſt Du.

Und wie viel Ungemach kann nicht da oft Ein unvorſichtiges Wort in einer Welt anrichten, in welcher man ohnehin ſo geneigt iſt, das Böſe zu glauben! Ein Verläumder bringt aus Privathaß, Rache oder Neid ein nachtheiliges Gerücht von einem unſchädlichen edlen Manne unter die Leute; der Schwache plaudert es nach; So geht es vom Munde zu Munde, und wird endlich irgendwo wo angebracht, wo das einzige Wort die ganze zeitliche Glückſeligkeit dieſes Unſchuldigen zerſtört. Pſalm XXXV. v. 20. Denn ſie trachten Schaden zu thun, und ſuchen falſche Sachen wieder die Stillen im Lande. Auf dieſe Art, meine Brüder! ſehen wir ſo manchen Mann, der keinen ſeiner Mitmenſchen vorſetzlich kränkt, auf die unverantwortlichſte Art unter die Füße getreten.

So ſchrecklich Verſtellung, Lüge und Verläumdung das geſellſchaftliche Band zerrütten, eben ſo gefährlich iſt demſelben die Bundbrüchigkeit. Der Mann, der ſeiner Zuſage treu iſt, gewöhnt ſich, auch in den kleinſten Dingen, ſtrenge Wort zu halten, und nichts leichtſinnig zu verſprechen, wovon er nicht gewiß iſt, daß er es werde vollbringen können. Aber die Großen der Erde, auf deren Wohlthaten und Hülfe ſo viel Menſchen Anſpruch machen, laſſen ſich nur zu oft, und zuweilen aus einer Art von Schwäche, die eben keine böſe Denkungsart zum Grunde hat, verleiten, mehr zu verſprechen als ſie hernach, bey genauerer Ueberlegung der Umſtände, leiſten können. Dieſer Fehler, ſo unbedeutend er ſcheint, kann grauſame Folgen haben. Nicht zu rechnen, daß dadurch mancher ehrliche Mann mit verlohrner Hoffnung getäuſcht wird, und nachher um deſto empfindlicher leidet, wenn das mislingt und ihm entgeht, was er ſchon in Händen zu haben glaubte; ſo wird auch dieſe Art der Untreue bald zu einer Gewohnheit; Das Wort eines Biedermanns hört auf heilig zu ſeyn; Wir erlauben uns nach den Umſtänden Ausnahmen von den gegebenen Verſprechen zu machen. Die Geheimniſſe, die uns ein Freund anvertrauet, werden unſrer Schwatzhaftigkeit aufgeopfert. Sprüche Cap. XI. v. 13. Ein Verläumder verräth, was er Heimliches weiß; Aber wer treues Herzens iſt, verbirgt daſſelbe. Allein es giebt Leute, denen es nicht mehr möglich iſt, ein Geheimniß zu bewahren, und hätten ſie durch einen heiligen Eidſchwur Verſchwiegenheit verheiſſen.

Doch, was ſind auch in der heutigen Welt Eidſchwüre? Das leichtſinnige Schwören bey unbedeutenden, nichtswürdigen Gelegenheiten, das Anrufen des höchſten Weſens zum Zeugniſſe unſrer Wahrhaftigkeit, iſt eine Gewohnheit geworden. Die Aufrichtigkeit eines Mannes ſcheint jetzt eine ſo unzuverläſſige Bürgſchaft zu ſeyn, daß man faſt keine Sache (ſie müßte denn allgemein bekannt ſeyn) erzählt, ohne dabey zu ſchwören; Und weil denn ein Eid ſo leichtfertig behandelt wird; ſo iſt dieſe Ungewiſſenhaftigkeit auch zu ihrem höchſten Gipfel geſtiegen. Wir ſehen vor Gericht falſche Zeugen auftreten, um des ſchändlichen Gewinſtes willen die falſcheſten Anklagen mit einem Schwur bekräftigen; ja! wir ſehen die Könige der Erde, welche am eheſten über die Heiligkeit göttlicher und menſchlicher Geſetze wachen ſollten, ſich unter einander durch falſche Schwüre ewige Bündniſſe zuſagen, und bey der erſten Gelegenheit, da es ihr zeitlicher Vortheil, ihr Eigennutz zu verlangen ſcheint, ihre vor Gottes Angeſicht beſiegelte Pflichten brechen. Nach dieſem Beyſpiele reißt denn auch allgemeine Treuloſigkeit unter allen Ständen ein; Wenn bey Fürſten keine Treue, kein Glauben mehr herrſcht; ſo halten ſich auch die Unterthanen durch keine Pflichten gebunden; Eheliche Treue wird täglich ſeltener, wird in einigen Städten und Ländern für ein lächerliches Vorurtheil gehalten; Die Verwalter öffentlicher Aemter betrügen, wo ſie es ungeſtraft thun können; Im Handel und Wandel erwirbt ſich derjenige den Ruf eines klugen, feinen, geſchickten Mannes, der die Andern am liſtigſten hintergeht — Und ſo wird allgemeine Sicherheit, Ruhe, Frieden, Glückſeligkeit unter den Geſchöpfen Gottes, das Opfer der Untreue und Falſchheit —

Würde nicht die Welt eine Hölle, ein Aufenthalt des Jammers, ein Ort der Qual werden, wenn dieſes Verderbniß ohne Ausnahme allgemein einriſſe, wenn keine Treue mehr auf Erden zu finden wäre? Aber nein!

das läßt die liebreiche Vorſehung nicht zu. Es giebt noch edle, redliche Seelen, die nicht mit Wahrheit ſpielen, denen ihr Wort heilig iſt, und die lieber Schmach, Armuth und Tod leiden, als durch Treuloſigkeit und Verleugnung ihrer Grundſätze irgend einen nichtigen Vortheil erringen mögten. Wohl dieſen guten Menſchen! Wohl dem, ſagt David Pſ. XL. v. 5, der ſeine Hofnung ſetzt auf den Herrn, und ſich nicht wendet zu den Hoffärtigen, und die mit Lügen umgehn! Ja, meine Freunde! wohl dem, deſſen Herz ſich keiner Untreue bewußt iſt. Der unſchuldige Hände hat, und reines Herzens iſt; der nicht Luſt hat an loſer Lehre, und ſchwöret nicht fälſchlich; Der wird den Segen vom Herrn empfangen, und Gerechtigkeit von dem Schöpfer ſeines Heils. Pſ. XXIV. v. 4. 5. Er iſt Gott und Menſchen angenehm; Segen und Ruhe begleitet alle ſeine Schritte. Er zeigt ſich jedem in unverſtellter Natur, mag nicht beſſer ſcheinen, als er iſt, verleugnet nie ſeinen Character, aus niedriger Gefälligkeit gegen die Böſen. Seine Grundſätze ſind nicht der Mode unterworfen. Er nimt nicht die gezierten Gebehrden, Manieren und Sitten fremder Völker an, wenn ihm dieſelben nicht natürlich, nicht ſchicklich ſcheinen; ſucht ſich nicht durch Schleichwege einzuſchmeicheln; iſt einfach in Handlungen, in Kleidung und Gebehrden. Am Hofe wie in der Bauerhütte erwirbt ihm ſein grader edler Anſtand, ſeine unverſtellte Art zu handeln, wahre Ehrerbiethung. Dennoch aber zeichnet er ſich nicht durch wilde Ungeſchliffenheit aus. Er fühlt, daß wahre Lebensart, Anſtand und eine gewiſſe Feinheit in Sitten und Gebehrden, das Leben ſüß und angenehm machen, daß eben dieſe Biegſamkeit und Aufmerkſamkeit auf ſolche an ſich unwichtig ſcheinende Dinge, uns gewöhnen, an unſre feinere Bildung mehr Fleiß zu wenden, unſern Beobachtungsgeiſt, unſre Selbſterkenntniß zu ſchärfen. Aber immer behält er ſein Gepräge, und wenn ſeine Fehler oft hervorblicken; ſo rechnet er auf die Nachſicht weiſer Leute, und achtet nicht den Beyfall der Thoren. Er iſt nicht mistrauiſch gegen Andre, weil er an die Würde der Menſchheit glaubt, und wenn man ihn auch hintergeht; ſo mag er doch lieber zehnmal betrogen, als durch übertriebenes Mistrauen verleitet werden, auch nur einem einzigen guten Menſchen Unrecht zu thun, oder lieblos zu urtheilen. Wahrheit geht von ſeinen Lippen, thront auf ſeiner Stirne, glänzt aus ſeinen Augen hervor. Er erröthet nie aus Bewußtſeyn innerer Tücke; Er kann jeden frey und offen anblicken. Er geht mit feſten Schritten, ſcheuet keines Menſchen Gegenwart. Er deckt nicht ohne Noth die Fehler der Schwachen auf, ſchleppt nicht jedes unerwieſene böſe Gerücht weiter; verurtheilt nicht ſeine Brüder nach dem äußern Schein; Er lacht über Thorheiten, ohne üble Abſicht, ohne Haß, iſt tolerant, und erlaubt ſich, auch da wo es Pflicht iſt zu ſchweigen, doch keinen auch noch ſo kleinen unrichtigen Zuſatz, keine Unwahrheit, um Wahrheit zu verhüllen. Sein Wort, ſeine Zuſage, iſt ihm, auch in den kleinſten Dingen, heilig. Er häuft nicht ohne Noth Betheuerungen, um ſeinen Reden Glaubwürdigkeit zu verſchaffen; Auch bedarf er deren nicht. Er verſchließt anvertrauete Geheimniſſe in ſeinen treuen Buſen —

Und mit einem ſolchen Manne allein kann man dann ſichre Bündniſſe ſchlieſſen, ſeine Geheimniſſe, ſeine Ehre und ſein Glück dreiſt in ſeine Hände liefern. Selbſt die Großen, denen er ſich nie durch Schmeicheleyen nähert, achten ihn höher, als den Haufen affenähnlicher Nachahmer, von denen ſie umringt ſind. Wenn er, wo er Beruf dazu fühlt, und nützen zu können glaubt, ſeine guten Mitmenſchen aufmerkſam auf ihr Herz macht, ſie brüderlich warnet, wann ſie im Begriffe ſind vom graden Wege der Tugend abzuweichen, dann folgen ſie ihm gern, weil ſie wiſſen, daß der Mann es redlich mit ihnen meint. Man ſucht ſeine Geſellſchaft, denn er überläßt ſich gern der unſchuldigen Fröhligkeit. Man bewirbt ſich um ſeine Freundſchaft, weil man darauf bauen kann; Seine Frau, ſeine Kinder, ſeine Unterthanen, ſein Geſinde, Alle ſchätzen ſich glücklich, ihm anzugehören, denn er erfüllt ohne Heucheley ſeine Pflichten, und ſein Herz kömmt jedem zuvor, nimt an allem warmen Antheil. Wenn er etwas ſagt; ſo glaubt man ihm. Er bauet nicht nur niemands Unglück durch Läſterung, ſondern der Verläumder findet auch an ihm einen eifrigen Vertheydiger. So wie er ein treuer Ehemann, Freund, Herr und Diener iſt; ſo überwindet ſeine Großmuth ſelbſt die Schlechten, und man erlaubt ſich gegen einen aufrichtigen Mann weniger Beleidigungen, als gegen einen untreuen. Er hat Credit, denn man weiß, daß er ſeine Zuſagen hält. Im Handel und Wandel, in allen öffentlichen Geſchäften wendet man ſich am liebſten an ihn.

Und alſo verbreitet der aufrichtige, treue Mann aller Orten Glück, Frieden, Ruhe und Zufriedenheit. Er darf ſich einen Freund Gottes nennen, der die höchſte Wahrhaftigkeit iſt, und der die Lügen haßt. Sprüche Cap. VI. v. 16 bis 19. Sechs Stücke haßt der Herr, und am ſiebenten hat er einen Greuel: Hoffärtige Augen, falſche Zungen, Hände die unſchuldiges Blut vergieſſen, ein Herz, das mit böſen Tücken umgebt, Füße, die behende ſind zu ſchädlichen Schritten, falſche Zeugen, die frech Lügen reden, und die Hader zwiſchen Brüdern anrichten.

Der Lohn des treuen, wahrhaftigen Mannes iſt in ſeinem eigenen, von keiner Schuld befleckten Herzen, in der öffentlichen Liebe, Achtung und Ehrerbiethung, welche ihm jedermann beweiſet: Verſtummen müſſen falſche Mäuler, die da reden wieder den Gerechten, Pſ. XXXI. v. 19, und endlich erwartet ihn der ſichre Preis ſeiner Frömmigkeit und Tugend in jener beſſern Welt, in welcher ihn ein Würkungscreis erwartet, der Seiner würdig iſt, und zu welchem er ſich ſchon hier durch Veredlung ſeiner Natur vorbereitet hat. Die Wahrhaftigen ſind es, von welchen in der Apocalypſe geſchrieben ſteht, daß ſie das ewige Reich Chriſti mit gründen helfen werden: Cap. XIV. v. 4 und 5. Dieſe ſind erkauft aus den Menſchen, zu Erſtlingen Gott und dem Lamme. In ihrem Munde iſt kein Falſch funden, denn ſie ſind unſträflich vor dem Stuhl Gottes.

Der Untreue, der Falſche, der Lügner, der Verläumder, der Betrüger hingegen bereitet ſich ſelbſt ſeine zeitliche und ewige Strafe. Er iſt immer unruhig und mistrauiſch, weil er jedermann für eben ſo ſchlecht hält, als er ſelbſt iſt, für eben ſo bereit ihn zu hintergehen, als er keine Gelegenheit verſäumt, Andre zu betrügen. Seine Verſtellung hält nicht lange aus; Er fängt ſich in ſeinen eigenen Reden, ſpielt nicht lange ſeine Rolle, ohne entlarvt zu werden.

Der Ruhm des Gottloſen, ſagt Hiob Cap. XX. v. 5, ſteht nicht lange, und die Freude des Heuchlers währt einen Augenblick. Und dann trauet ihm niemand mehr. Er ſage was er wolle, er betheure es noch ſo heilig — ja! man kennt den Mann, und glaubt es nicht; Er zeige ſich noch ſo natürlich — Man hält das für Verſtellung; Er thue ohne Nebenabſichten, etwas Gutes — Man glaubt, er habe ſeine heimlichen eigennützigen Gründe dabey gehabt — Welch' ein elendes, verwanſetes Leben! Welch' eine Hölle, ſchon hier auf Erden! Aber auch der göttlichen Gerechtigkeit entgeht er nicht. Der Herr bringt die Lügner um; Er hat Greuel an den Blutgierigen und Falſchen, Pſ. V. v. 7.

Ich hoffe, meine geliebteſten Freunde und Brüder! daß Euer eignes Gewiſſen, Euer Hang zur Redlichkeit und Gottesfurcht, Euch keinen Augenblick im Zweifel laſſen werde, welchen Weg Ihr wählen wollt.

Was

Was könnte auch mein Predigen helfen — Und wenn es mir gelünge, Euch das rührendſte Gemälde von der Wahrhaftigkeit vorzuſtellen — Was könnte das helfen, wenn Ihr nicht in Euch ſelbſt, in Euren Herzen, die Nothwendigkeit dieſer göttlichen Pflicht fühlet? Allein, meine theuerſten Zuhörer! Es iſt nicht ſo leicht, als Ihr vielleicht glaubt, bey dem allgemeinen Verderbniſſe der Welt, ſich von böſen Gewohnheiten loszumachen, von böſen Beyſpielen nicht angeſteckt zu werden. Seyd alſo aufmerkſam auf Euch ſelbſt, und wachet ohne Unterlaß, damit, wenn ja Einer unter Euch ſich vom Strome hätte hinreiſſen laſſen, ſich zuweilen eine ihm unſchädlich ſcheinende Lüge zu erlauben, oder ſich, aus ſclaviſchem Zwange der Lebensart, der feinen Verſtellung zu ergeben, oder ſeinen Witz auf Unkoſten eines Unſchuldigen zu zeigen, und dadurch ſeine Brüder wieder Willen zu kränken, oder ohne Noth zu ſchwören, zu fluchen — Kurz! Wenn Einer von Euch ſich bewußt wäre, in einen von jenen

Fehlern und Laſtern zu fallen, deren Schädlichkeit ich Euch erwieſen habe — ach! der kehre zurück, weil es noch Zeit iſt, ehe dieſe böſen Eigenſchaften zu Fertigkeiten geworden ſind!

Leget die Lügen ab, ſagt Paulus den Epheſern, Cap. IV. v. 25, und redet die Wahrheit, ein jeglicher mit ſeinem Nächſten. In allen Dingen ſeyd wahrhaftig, wie auch Euer Vater im Himmel wahrhaftig iſt. Eure Rede ſey ja, das ja iſt, und nein, das nein iſt. Was darüber iſt, das iſt vom Uebel. Math. Cap. V. v. 37. Urtheilt nicht lieblos von Eurem Nächſten! Die Liebe verträgt alles, ſie glaubt alles, ſie hofft alles, ſie duldet alles. I Cor. Cap. XIII. v. 7. Verſtellet Euch nicht! Warum wolltet Ihr beſſer ſcheinen, als Ihr ſeyd, da doch der kluge Menſchenkenner Euer Innerſtes ergründen wird, und Gott in Euer Herz und Eure Gedanken von Ferne ſieht. Geſtehet Eure Fehler, aber rühmt Euch derſelben

ben nicht! Geſteht ſie, damit Ihr Euch und Andre nach dieſem Beyſpiele beſſern möget! Spr. Cap. XXVIII. v. 13. Wer ſeine Miſſethat leugnet, dem wird es nicht gelingen; Wer ſie aber bekennet und unterläßt, der wird Barmherzigkeit erlangen. Leidet lieber Schmach und Elend in dieſer Welt, als vom ſchönen, einzig ſeligmachenden Wege der Tugend und Religion abzuweichen! Gott wird Euch jedes Trübſal, jedes der guten Sache wegen ertragene Ungemach in dieſer und jener Welt reichlich belohnen.

So laßt uns denn uns feſt und brüderlich vereinigen, uns gegenſeitig zur Wahrheit und Treue zu ermuntern. Weil aber jeder gute Vorſatz, bey ſchwachen Menſchen, ohne Gottes Hülfe unvollkommen bleibt; ſo rufet ihn an, daß er uns in unſrer Tugend ſtärken und befeſtigen möge, und bethet mit mir alſo:

Herr, unſer Gott! Zeige uns Deine Wege, und lehre uns Deine Stege! Leite uns in Deiner Wahrheit, und lehre uns, denn Du biſt der Gott, der uns hilft; Täglich harren wir Dein. Pſ. XXV. v. 4 und 5. Gieb uns Kraft und Muth, der Verführung zu wiederſtehen, nur Dich und Dein Wort vor Augen zu haben, und unſre Herzen unbefleckt zu erhalten von Falſchheit, Untreue, böſem Leumuthe, und falſcher Lehre! Beſchirme uns, bewahre uns vor Verführung! Pſ. XXVIII. v. 3. Zeuch uns nicht hin unter die Gottloſen noch unter die Uebelthäter, die freundlich reden mit ihrem Nächſten, und haben Böſes im Herzen! ſondern erfülle unſer Aller Seelen mit Liebe und Wahrheit, auf daß wir Dir ähnlich zu werden trachten, und einſt das ewige Reich ererben mögen, das Du denen verheiſſen haſt, die auf Deinen Wegen wandeln, und auf Deinen Nahmen bauen; Amen!

Sechſte
Predigt
über
Sprüche Sal. Cap. XXI. v. 25 und 26.

Der Faule ſtirbt über ſeinem Wünſchen, denn ſeine Hände wollen nichts thun. Er wünſcht täglich; Aber der Arbeitſame giebt und verſagt nicht.

Gott! deſſen Güte und Liebe unendlich groß an uns iſt, der Du uns, um ſelbſt glücklich zu ſeyn und Andre froh zu machen, in dieſe Welt geſetzt, uns mit Schätzen aller Art umringt, überhäuft, und es dem Fleiſſe in die Hand gegeben haſt, den vernünftigen Genuß dieſer Reichthümer zu erlangen, wenn er ſeine Kräfte zum Guten anwendet; Der Du die ſtillen Arbeiten der Frommen tauſendfältig kröneſt, den Landsmann erquickſt, der tugendhaft, redlich und genügſam vor Dir wandelt, und im Schweiße ſeines Angeſichts ſein Feld bauet; Der Du den Fleiß jedes Standes ſegneſt, jeden zufrieden und reich machſt, der thätig iſt, auf redliche Art ein mäßiges Einkommen zu erlangen, damit er und die, ſo Du ihm gegeben haſt, ſich an den Früchten der ſchönen mütterlichen Erde laben, und Dich dafür preiſen mögen, der Du unſer Aller Vater und Wohlthäter biſt; laß uns nie vergeſſen, daß wir kein andres Recht auf Reichthum und Güter haben, als welches uns Deine Gnade ſchenkt, daß es unſre heilige Pflicht iſt, keine müſſige Zuſchauer auf Erden, keine unnütze Glieder der Staaten zu ſeyn! Gieb, daß wir uns wechſelſeitig unter einander zur Thätigkeit im Guten ermuntern mögen, und verleyhe Deinen göttlichen und ewigen Segen zu unſern Dir wohlgefälligen Arbeiten; Amen!

Wer geſtohlen hat, der ſtehle nicht mehr, ſondern arbeite, und ſchaffe mit den Händen etwas Gutes, auf daß er habe, zu geben den Dürftigen!

Dieſen Rath ſchreibt Paulus den Epheſern im IVten Capittel ſeines Briefes, im 28ſten Verſe. Feſt von der Wahrheit überzeugt, daß Müſſiggang die Quelle der gröbſten Vergehen werden kann; daß Arbeitſamkeit hingegen nicht nur unſern Geiſt auf eine nützliche Art beſchäftigt, unſern Cörper geſund und ſtark erhält, und uns alſo von Wollüſten und böſen Gedanken abzieht; daß Fleiß vor Mangel ſchützt, uns ſogar in den Stand ſetzt, die ſüßen Freuden der Wohlthätigkeit zu genieſſen; Feſt überzeugt, daß ſehr oft Dürftigkeit zu dem ſchändlichen Laſter des Diebſtals verleitet, derjenige aber ſich gegen Armuth ſichern kann, der Luſt zur Arbeit hat; daß es alſo in jedes geſunden Menſchen Macht ſteht, auf eine redliche Art ſich und Andre aus der Noth zu helfen; Feſt von dieſer Wahrheit überzeugt, ſchreibt der Apoſtel: **Wer geſtohlen, betrogen, Andern** ihr rechtmäßiges Eigenthum entriſſen hat; der verlaſſe eine Lebensart, die weder zur Ruhe noch Seligkeit führt! Er ſchaffe etwas, ſuche durch ſeiner Hände Würkſamkeit ſich Brod zu erwerben; und dann wird er gewahr werden, daß Gott nicht nur ſeinen Fleiß ſegnen, ihn nicht wird Mangel leiden laſſen, daß er nicht in die Nothwendigkeit verſetzt werden darf, ſein Gewiſſen durch unedlen Erwerb zu beflecken, ſondern daß ihm auch des Schöpfers Gnade etwas zutheilen wird, wovon er das Elend dürftiger, kranker, nothleidender Brüder erleichtern kann. Er ſtehle nicht mehr! Aber hier redet der heilige Paulus nicht blos von dem groben Diebſtale. Jeder, der die Hände in den Schooß legt, der Welt nicht nützt, nur ererbte Schätze verzehrt, ohne Andern von ſeinem Ueberfluſſe mitzutheilen, ohne durch Ausfüllung des Platzes, den ihm der Schöpfer angewieſen hat, dieſen großen Antheil an den Gütern der Erde zu verdienen, jeder ſolche Menſch beſtielt das gemeine Weſen.

Wenn doch, geliebteſte Freunde und Brüder! der große Haufen reicher und armer Müſſiggänger, welcher vielleicht, genau betrachtet, leider! die gröſte Anzahl der Menſchen ausmacht, wenn dieſer Haufen doch bedenken wollte, daß ſo mancher redliche Mann in der Stille ſeufzt, durch cörperliche Gebre

Gebrechen, durch unglückliche Verhältniſſe, oder durch Mangel an nützlichen Kenntniſſen, bey dem beſten Willen abgehalten, ſich den nothwendigſten Unterhalt zu verſchaffen, da indeß der reiche Praſſer, der hirnloſe Thor, ohne irgend etwas zu thun, weder mit Rath noch That, wodurch er ſeinen Platz in dieſer Welt verdienen und ausfüllen könnte, wollüſtig in Einer Stunde Summen verzehrt, wovon ganze Familien ein Jahr lang leben würden; Wenn der durch gewöhnten Müſſiggang zu allen Bubenſtücken verleitete Unglückliche bedenken mögte, wie leicht es ihm ſeyn würde, ſich tödtende Langeweile, ſeinem Gewiſſen quälende Unruhe, und Andern das Aergerniß zu erſparen, wenn er ſich an eine zweckmäßige Lebensart gewöhnen wollte — Wenn dieſe Alle in ſich gehn und bedenken mögten, was ſie Gott, ſich ſelbſt und der Welt ſchuldig ſind; ſo würden ſie hinfort nicht mehr ſtehlen, oder wenigſtens ihre Kinder zur Arbeit, zum Fleiſſe anhalten, würden, wenn auch nun einmal die böſe Gewohnheit müſſig zu gehn bey ihnen zu herrſchend geworden wäre, doch wenigſtens mit ihrem Ueberfluſſe denjenigen helfen, die nicht ſchaffen können mit ihren Händen, die ohne Noth dürftig ſind.

Aber wie Wenige bedenken die Wichtigkeit ihres Berufs hier auf Erden! Sie leben ſorglos in der Welt fort, können nie des Genuſſes ſatt werden, und thun doch nichts, um nur einmal das Nothdürftige zu verdienen. Man kann alſo nie genug gegen alle Arten des Müſſiggangs eifern.

Deswegen ſagt Salomon im XXIſten Cap. der Sprüche v. 25 und 26: **Der Faule ſtirbt über ſeinem Wünſchen, denn ſeine Hände wollen nichts thun; Er wünſcht täglich; Aber der Gerechte, der Arbeitſame, giebt und verſagt nicht.** Der Faule fühlt wohl das Leere ſeiner Lebensart; Er iſt nie zufrieden, wünſcht immer, und ſtirbt darüber weg, geht aus der Welt, ehe er die große Menge nichtiger Wünſche, welche ihm der Müſſiggang eingiebt, befriedigt ſehn kann. Aber der redliche fleiſſige Mann iſt nicht nur mit ſeinem Schickſale zufrieden, geizt nicht nach größerm Reichthum, ſondern er hat auch immer noch ſo viel übrig, um Andern, die ihn darum anſprechen mitzutheilen, und er giebt gern, er verſagt nicht.

Laßt uns über dieſen Ausſpruch des weiſen Mannes heute weitere Betrachtungen anſtellen, um uns in dem Grundſatze zu befeſtigen: Daß es eine heilige Pflicht des Menſchen iſt, durch Thätigkeit und Fleiß der Welt nützlich zu werden. Ich werde Euch in einem Theile meiner Rede die ſchädlichen Folgen des Müſſiggangs zeigen, und im andern, wie viel Gutes der Arbeitſame ſtiften kann.

Der gütige Gott hat den Menſchen, indem er ſie auf dieſe Erde geſetzt, zugleich ihren

Würkungscreis angewieſen. Im Schweiß Deines Angeſichts, heißt es I. Buch Moſ. Cap. III. v. 19. ſollſt Du Dein Brod eſſen, bis daß Du wieder zu Erde werdeſt; Und nur der, welcher dieſen Würkungscreis erfüllt, kann hoffen, nach ſeiner Auflöſung, in eine beſſere ſeligere Laufbahn zu kommen. Kein Engel, kein Geiſt, kein Geſchöpf Gottes iſt umſonſt dahingeſtellt, keines darf unthätig ſeyn, Alle müſſen den großen Plan der Schöpfung befördern helfen. Wir haben uns durch unſern Fall, durch unſre Herabwürdigung, aus einer glücklichern Lage ſelbſt herausgeſtürzt; Es liegt aber an uns, demnächſt wieder emporzuſtreben, zu feinern Werkzeugen des großen Baumeiſters gebraucht zu werden, oder noch tiefer zu ſinken — Die Wahl iſt unſre — Gott wird dadurch nicht beleidigt, kann nicht beleidigt werden; Er hat weder Leidenſchaft noch Intereſſe; Doch iſt er gerecht, und giebt jedem, nach dem Grade ſeiner Veredlung, was ihm dient, ſtellt jede Creatur da an, wo ſie Kraft zu nützen hat. Wie ein liebreicher Vater ſein Kind gern zu großen Dingen auferziehen mögte, wie er nur des Sohns Glück ſein Augenmerk ſeyn läßt, für ſich nichts dabey gewinnt, ob dieſer nach ſeinem Tode zum Herrn oder zum Knecht taugt; ſo hat, im höhern Grade der Uneigennützigkeit, Gott uns Allen väterlich die Mittel gegeben, uns höher zu ſchwingen, zu vervollkommnen — Die Ausführung iſt unſre Sache, und die Folgen fallen auf uns.

Jetzt iſt alſo unſer Augenmerk die Erde auf der wir wandeln; Hier zum Guten zu würken, die Harmonie zu befördern; das iſt Pflicht! Dadurch bereiten wir uns die beſſere Zukunft vor. Freylich ſind die Menſchen, zu ihrem eigenen Schaden, vom graden Wege abgewichen, und haben ihre Bedürfniſſe ſo unendlich vervielfältigt, daß die Sorge für das Zeitliche, und die Befriedigung ſo vieler, beynahe zur Nothwendigkeit gewordenen Leidenſchaften, den größten Theil ihres Lebens dahinreißt! Selbſt der, welcher nicht müſſig geht, ſtirbt oft über ſeinem Wünſchen. Allein auch das gehört in den Erziehungsplan Gottes. Durch dieſe Erfahrungen ſollen wir den Werth der beſſern Güter kennen lernen; und je mannigfaltiger unſre Verhältniſſe werden, um deſto fleiſſiger müſſen wir ſeyn, durch alle dieſe Irrwege hindurch, über alle dieſe Klippen hinaus, der höhern Bahn entgegen zu ſtreben, und nicht müde werden.

Jeder Menſch muß etwas thun, um in ſeinem Stande der Welt nützlich zu werden. Nicht Alle auf einerley Art, ſondern jeder nach Verhältniß ſeiner Kräfte, der Lage darinn ihn Gott geſetzt hat, und der Umſtände welche ſeine Richtung beſtimmen. Nur muß er immer etwas Gutes thun, das Einfluß auf das Allgemeine hat; denn dies ſoll er nie aus den Augen verliehren. Jemehr er thun kann, deſto gröſſer iſt ſein Verdienſt; je beſſer er es thut, deſto ſichrer der Preis ſeiner Arbeit. Der Eine hat eine zahlreiche Familie zu ernähren; Seine größte Sorge muß dann ſeyn, theils auf edle Art Vermögen zu erwerben, um die Seinigen gegen Mangel zu ſchützen, theils ihnen eine gute Erziehung zu geben, ſie zu rechtſchaffenen Weltbürgern zu bilden, und ſie alſo an Fleiß zu gewöhnen, daß ſie ihres Unterhalts gewiß ſeyn, und dem gemeinen Weſen nutzbar werden können. Einem Andern iſt durch Erbſchaft oder durch andre glückliche Umſtände Reichthum zugefallen. Er hat keine Kinder, braucht alſo nicht für ſein Auskommen beſorgt zu ſeyn; Aber liegen ihm desfalls weniger Pflichten ob? Nein! mit ſeinem Ueberfluſſe ſoll er ſeinen Nebenmenſchen dienen, den Fleiß, das Talent ermuntern, und da er mehr Muße hat ſeinen Geiſt auszubauen, auch dadurch ſich und Andern nützlich werden. Dort hat Einer durch Gottes Gnade und eine gute Erziehung Weisheit, Geſchicklichkeit, Klugheit, Wiſſenſchaft erhalten. Er ſuche ſeinen Schatz zu vermehren, brauche ſeine Kenntniſſe zum Unterricht Anderer, die ihn von der andern Seite wieder entſchädigen, und gegen Mangel ſichern müſſen. Jener hat mehr cörperliche Kräfte, und ſcheint alſo beſtimmt das Feld zu bauen, irgend ein nützliches Handwerk zu treiben, ſeine Brüder gegen die Gewalt der Böſen zu ſchützen — Kurz! jeder hat eine Beſtimmung, und wenn er dieſe erfüllt; ſo iſt er in jedem Stande ein verehrungswürdiger Mann. Der redliche fleiſſige Handwerker iſt viel vornehmer, ſehr viel mehr werth, als der faule ſchlechte Miniſter, und nur das Verderbniß der menſchlichen Einrichtungen hat einen ſo lächerlichen Vorzug eines Standes vor dem Andern eingeführet. Laßt Euch das ſagen, Ihr die Ihr mit erkauften Titeln, mit ererbten Vorzügen, mit fremden Verdienſten pralt! Laßt es Euch ſagen: **Der nützliche Mann iſt der beſte, der vornehmſte Mann**, und je mehr Einer zum allgemeinen Beſten beyträgt, um deſto höher ſteht er in den Augen des Weiſen.

Es giebt unzählige Mittel etwas Gutes zu ſtiften; Alſo unterſuche jeder ſeinen Beruf. Epheſ. IV. v. 1 und 2. **Wandelt, wie ſichs gebührt, in Eurem Berufe, darinn Ihr berufen ſeyd; Mit aller Demuth und Sanftmuth, mit Geduld, und ertrage Einer den Andern in Liebe.** Ja! dieſen Beruf erfülle jeder, und wenn er mehr thun könnte als er thut; ſo ſündigt er. Er verachte niemand, der nicht grade auf eben dieſelbe Weiſe arbeitet, und ſchätze keine Art von ehrlichem Gewerbe geringe! Selbſt die Apoſtel, welche ſo viel Segen um ſich her verbreiteten, entzogen ſich andern Arbeiten nicht, verlangten nichts umſonſt. Paulus ſagt II. Theſſ. Cap. III. v. 8, 9, 10: **Wir haben nicht umſonſt das Brod genommen von jemand, ſondern mit Arbeit und Mühe Tag und Nacht gewürkt, um niemand unter Euch beſchwerlich zu ſeyn. Nicht als wenn wir das nicht hätten verlangen können, ſondern um Euch ein Beyſpiel zu geben, weil wir ſelbſt Euch** gelehrt hatten, daß wer nicht arbeiten will, auch nicht eſſen ſoll. Sie wendeten ihre Erholungsſtunden dazu an, ſich mäſſigen Unterhalt mit ihrer Hände Arbeit zu erwerben, und lieſſen ſich nicht für ihr Lehramt im Müſſiggange und Wolluſt von Andern ſättigen, oder durch reiche Pfründen in den Stand ſetzen, unmäßige Leidenſchaften zu befriedigen, und ihres Leibes zu pflegen.

Mögten in jedem Zeitalter diejenigen Menſchen, die entweder würklich von Gott und der Natur beſtimmt waren, oder ſich ſelbſt einen Beruf ſchafften, Lehrer des Volks zu werden, mögten dieſe immer dem Beyſpiel der Apoſtel gefolgt ſeyn! Aber es iſt eine ſehr gewöhnliche Erſcheinung, daß Leute, die ſich dem Lehramte widmen, ja ſogar Menſchen, die nur den Nahmen davon führen, endlich Männer, welche ſolche Wiſſenſchaften treiben, welche gar keinen practiſchen Einfluß auf das Wohl der Welt haben, daß dieſe Alle ſich für Weſen höherer Art halten, und berechtigt zu ſeyn glauben, von dem übrigen Theil der Menſchen im Müſſiggange gefüttert zu werden. Des Menſchen Beſtimmung in dieſer Welt iſt weniger zu ſpeculieren als zu würken. Eine gute Handlung iſt mehr werth als hundert neue theoretiſche Sätze, und Grübeleyen in abſtracten Wiſſenſchaften; Tugend ausgeübt ſtiftet viel mehr Nutzen, als Tugend geprediget. Doch hat jedes ſeine Zeit, wie Salomon ſagt. Der Gelehrte, der Theologe, der Forſcher haben auch ihr Verdienſt, aber ſie müſſen zugleich thätige Mitglieder des gemeinen Weſens ſeyn; Ein weiſer Mann, der ſich nicht brauchen läßt, und ein vergrabener Schatz; Wozu ſind die beyde nütze? Sirach Cap. XX. v. 32.

Ein eben ſo falſches Vorurtheil herrſcht bey denen, welche in Staatsbedienungen ſtehen, und nun vollkommen ihrer Beſtimmung ein Gnüge geleiſtet zu haben glauben, wenn ſie ihre ſogenannten Berufsgeſchäfte erfüllen, die übrigen Stunden ihren ſinnlichen Vergnügungen widmen, und ſich reichlich dafür bezahlen laſſen. Das, meine Brüder! heißt noch nicht viel für die Welt gethan! Man überlege nur, wie wenig die mehrſten bürgerlichen Geſchäfte zum wahrhaften Wohl der Menſchen beytragen. Wir würden, zu unſerm Glücke, ſie größtentheils entbehren können, wenn wir im natürlichen, friedfertigen, patriarchaliſchen Zuſtande geblieben wären, der unſre erſte Beſtimmung war. Die verwickelten Verhältniſſe der Menſchen, durch Leidenſchaften und neue Bedürfniſſe erzeugt, haben den Staaten den Urſprung gegeben, in denen nun der größte Theil der Menſchen ſich mit Dingen beſchäftigt, die jeder Gute aus der Welt herauswünſchen mögte. Aber das iſt nun auf einmal nicht möglich, auch von der göttlichen Weisheit nicht alſo beſchloſſen, folglich bleibt es auch Pflicht für den, der Kenntniſſe und Talente dazu hat, bürgerliche Aemter zu übernehmen. Aber über den Bürger ſoll er den Menſchen nicht vergeſſen, nicht aus Begierde ſich zu bereichern, ſich ſo mit Arbeiten überhäufen, daß er ſeiner eigenen Beſſerung, der Erziehung ſeiner Kinder, und allen übrigen Pflichten der Menſchheit keine Stunde widmen kann. Und dann iſt es überhaupt verrätheriſch an der Menſchheit gehandelt, wenn man ſich für ſeine Dienſte zu reichlich beſolden läßt. Der Staat iſt verbunden, demjenigen, welcher ſeine Zeit den öffentlichen Geſchäften widmet, den Unterhalt zu reichen, und die Seinigen, ſo lange ſie unverſorgt ſind, gegen Mangel zu ſchützen. Aber der, welcher Vermögen für ſich hat, ſoll keinen Diebſtal an dem öffentlichen Schatze begehen, nicht Summen verzehren, die das Eigenthum ärmerer Bürger ſind. Pflicht läßt ſich gar nicht bezahlen, ſoll nicht bezahlt werden; Auch unentgeltliche Dienſte iſt jeder gute Menſch dem gemeinen Weſen ſchuldig. Wenn dies die wenigſten unſrer Fürſten überlegen, wenn viele derſelben die Länder und das Vermögen der Unterthanen als ein ererbtes Eigenthum anſehn, und was einige tauſend Menſchen in Schweiſſe ihres Angeſichts erwerben, zuweilen in einem Augenblicke zu Befriedigung ſchändlicher Lüſte verſchwenden; Wenn der Mann, der oft der Schwächſte ſeiner Nation iſt, ſich die Vorrechte der Beſſern anmaßt, und ſich dennoch nicht einmal um die Regierung der ihm anvertraueten, von ihm ſo ſcharf geſchornen Heerde bekümmert, ſondern dieſe Arbeit eigennützigen Knechten überläßt; dann, meine Brüder! müſſen wir in der Stille ſeufzen; Aber laßt uns dieſen böſen Beyſpielen nicht folgen! Es kömmt eine Zeit, wo ſie und wir Rechenſchaft von der Anwendung unſrer Zeit zu geben haben.

Laßt uns thätig ſeyn zum Guten! Dieſer Trieb zur Würkſamkeit iſt von Gott in die Natur aller Geſchöpfe gelegt: Gehe zu den Ameiſen, heißt es Spr. Cap. VI. v. 6, 7, 8, Du Fauler! Siehe ihre Weiſe an, und lerne! Ob ſie wohl keinen Fürſten, noch

Hauptmann, noch Herrn haben; ſo bereiten ſie doch ihr Brod im Sommer, und ſammlen ihre Speiſe in der Erndte. Die Bienen arbeiten, und genieſſen nicht einmal was ſie ſammlen; Der Menſch raubt den erſparten Vorrath; Er nährt ſich von der Milch, von den Eyern der Thiere, tödtet und ißt die Thiere ſelbſt, und ſollte allein beſtimmt ſeyn, die Hände in den Schooß zu legen, und müſſig zu gehn? Nichts weniger, meine Freunde! Auch in unſerer Natur liegt dieſer Trieb zur Würkſamkeit, wenn wir denſelben nicht muthwillig erſticken, noch uns an Müſſiggang gewöhnen. Jemehr Thätigkeitstrieb ein Mann in ſich fühlt, um deſto nöthiger iſt es, daß er demſelben eine gute Richtung gebe, damit er keinen böſen Weg gehe. Glaubt mir, liebe Brüder! eine Menge Unthaten werden aus übel angewendeter Thätigkeit unternommen. Der Mann, der ſich berufen fühlt, etwas Großes in der Welt zu würken, aber nicht früh genug zu guten Zwecken hingeleitet wird, geht, um nicht ſtill zu ſtehen, eine unrechte Bahn, weil er die rechte nicht kennt.

Aber weit mehr Laſter werden aus Müſſiggang verübt, wie Sirach Cap. XXX. v. 29 ſagt. Ein Menſch, der nie an Arbeit gewöhnt iſt, flieht alle ernſthafte Beſchäftigungen, und ſucht dann ſeine leeren Stunden durch unmäßigen Genuß ſinnlicher Vergnügungen auszufüllen, ergiebt ſich den Ausſchweifungen, oder wird von böſen Gedanken heimgeſucht. verfällt auf Bosheiten, weil er nicht vertrauet mit dem Gefühl der Tugend geworden iſt, deren Weſen in Würkſamkeit beſteht. Wie ſollte er Reitz zu guten Handlungen haben; wie könnte er den Genuß der Früchte ſchmecken, wann er die Arbeit des Pflanzens ſcheuet!

Wenn aber auch der Müſſiggang nicht zu andern Laſtern führte; ſo iſt er doch an ſich ſchon ein ſo ſchweres Verbrechen, daß der gerechte Gott desfalls den Menſchen zu ſtrenger Verantwortung ziehen wird. Ein Dieb, der einbricht, ſündigt nicht ſo ſchwer, als ein Müſſiggänger, der die Zeit ſtiehlt, die ihm der Schöpfer anvertrauet hatte, um vollkommner zu werden, Andre beſſer und glücklicher zu machen, und ſich zu der Ewigkeit vorzubereiten. Geſtohlenes Gut läßt ſich erſetzen, aber entwendete Zeit iſt unwiederbringlich verlohren.

Auch beſtraft ſich der Müſſiggang an ſich ſelbſt, und rächt die Zeit an dem, welcher verſchwenderiſch mit ihr umgeht. Ein Fauler iſt zu allen Geſchäften untüchtig. Sprüche Cap. XXVI. v. 14, 15 und 16. Er wendet ſich im Bette, wie die Thür in der Angel. Der Faule ſteckt ſeine Hand in den Topf, und es wird ihm ſauer, daß er ſie zum Munde bringe. Ein Fauler dünkt ſich weiſer, denn ſieben Sittenlehrer. Prediget ihm! Er wird Euch kaum anhören, aber er leidet am mehrſten dabey. Wenn er ſeinem Nächſten nie gedient hat; ſo läßt auch dieſer ihn in der Zeit der Noth ſtecken, und dann weiß er ſich nicht zu helfen. Ihm entgehn alle Vortheile, alle Vergnügungen, deren Erlangung einige Mühe koſtet. Bey der geringſten Verlegenheit ſcheinen ihm die Schwierigkeiten unüberwindlich. Sprüche XX. v. 4. **Um der Kälte willen mag der Faule nicht pflügen; drum muß er in der Erndte betteln** Er gelangt alſo nie zu etwas Groſſem. Spr. XII. v. 24 und 27. **Fleiſſige Hand wird herrſchen, die aber nachläſſig ſind, müſſen zinſen. Einem Läſſigen geräth ſein Handel nicht; Aber ein fleiſſiger Menſch wird reich.** Der Faule fühlt das Leere ſeiner Lebensart, iſt ſtets unzufrieden mit ſich ſelbſt und mit ſeinem Schickſale, deſſen Richtung doch größtentheils in ſeiner Hand ſteht; **Er ſtirbt**, wie unſer Text ſagt, **über ſeinem Wünſchen.**

Und nun betrachtet ihn am Ende ſeiner Laufbahn, auf dem Todtenlager! Wenn er von den achtzig Jahren ſeines Lebens zwey

Drittel im Bette verträumte, von dem Reſte den einen Theil an der Tafel, den übrigen in den Vorzimmern der Großen, am Spieltiſche, in elenden Geſellſchaften, unter leeren Geſprächen hinbrachte; Wenn nie, weder ſeine weichliche Hand noch ſein ſchaaler geputzter Kopf etwas Gutes für ſich und Andre unternahmen; Wenn kein kluger, edler Gedanke ſein Gehirn in Bewegung ſetzte; Wenn er eben ſo unwiſſend, ſo neu wie er in die Welt kam, itzt wieder herausgehn ſoll; ſo liegt er nun da, der Erbärmliche! lenkt vergebens ab den Blick, der auf die verlohrnen Tage fällt, zittert vor der Zukunft, und vor der ſchweren Verantwortung. Was helfen ihm nun ſeine kindiſchen Spielwerke, ſein erborgter Wiz, ſeine eckelhafte Höflichkeit, ſeine auswendig gelernten Scherzreden, womit er andre Müſſiggänger in den Schlaf wiegte? — Er muß dahin, und dort wird ihm geſchehen, wie er verdient.

Aber nun, meine Freunde! wendet Euch mit Bewunderung zu dem Bilde des fleiſſigen, thätigen, für das allgemeine Wohl arbeitſamen Mannes! Ihn ſieht man nie müſſig. Kann er nicht immer eine gleiche Anſtrengung ſeiner Kräfte aushalten; ſo ſind doch ſelbſt ſeine Erholungsſtunden nützlich für die Menſchheit. Er flieht nicht die unſchuldigen Vergnügungen; Aber er vermeidet die nichtigen rauſchenden, betäubenden Freuden, den Umgang ſolcher Menſchen, von denen er nichts lernen kann, die nichts von ihm lernen wollen, ſucht die Edlern auf, labt ſich an ihren ſeelenvollen Geſprächen, erquickt durch liebliche Reden die, welche ihn umgeben, verbreitet Gutes, wo er kann, durch Worte, durch Schriften, und noch mehr durch Rath, That, Beyſpiel. Er wird nicht müde auch da für das Gute zu würken, wo es nicht bemerkt, nicht erkannt wird. Jeder Redliche, der ſich an ihn wendet, findet ihn bereit, ihm zu dienen. Er erfüllt mit Eifer, Pünktlichkeit, Ordnung, Uneigen-

nützigützigkeit und Schnelligkeit ſeine Pflichten. Dabey ſetzt er nie die Aufmerkſamkeit auf ſich ſelbſt aus den Augen, befleiſſigt ſich ſtündlich in der Tugend und Erkenntniß zu wachſen — Auch iſt dies die heiligſte Pflicht; Und glaubt mir, meine Brüder! Wer des Abends ſich zur Ruhe legt, und ſich nicht bewußt iſt des Tags über etwas gelernt, etwas gethan zu haben, wodurch er nützlicher, weiſer geworden wäre, kurz! wer nicht beſſer zu Bette geht, als er des Morgens aufgeſtanden war, der iſt ſchlimmer, ſchlechter geworden. Jeden Augenblick kann man, ſoll man an Vollkommenheit zunehmen, jeden Augenblick etwas thun, das uns und Andern nutzbar iſt. Kein Wort geht in der Welt verlohren; Und wer dies wohl überlegt, recht eifrig ſeinen Beruf erfüllt, der findet Segen auf allen ſeinen Schritten.

Fleiß macht reich, Nachläſſigkeit arm. Spr. Cap. X. v. 4. Arbeit erhält geſund: **Nimm Dir vor etwas zu arbeiten;** ſo wiederfährt Dir keine Krankheit. Sirach Cap. XXXI. v. 27. Arbeit macht fröhlig und ruhig. Sirach Cap. XL. v. 18. Wer ſich mit ſeiner Arbeit nährt, und genügſam iſt, der hat ein feines ruhiges Leben; Das heißt einen Schatz über alle Schätze finden!

Wohl alſo dem, der ſeinen Pflichten treu iſt, der ſeine Zeit zu ſeinem und ſeiner Brüder Beſtem, zum allgemeinen Wohl anwendet, und ſchaffet mit ſeinen Händen etwas Gutes, auf daß er habe zu geben dem Dürftigen. Wohl dem, heißt es Pſ. XLI. v. 1, der ſich des Dürftigen annimmt; den wird der Herr erretten zur böſen Zeit, und V. 3 Er wird ihn erquicken auf ſeinem Siechbette.

Drum ſeyd thätig, geliebteſte Brüder! ſeyd thätig zum Guten! Denket, daß Ihr einſt zur Rechenſchaft gezogen werdet, über Euren Haushalt — Ach! und fühlet doch, welche herrliche Früchte der Fleiſſige einerndtet, welche ſeelige Freude es iſt: geben zu können, und nicht zu verſagen, dem Leidenden zu helfen, ſich des Bedrängten anzunehmen, für den Schwachen zu arbeiten und zu kämpfen, den zu erleuchten, der Unterrichtes bedarf, jedem mit Rath und That zu dienen, ſtündlich zu wachſen in Weisheit und Güte!

So laſſet uns denn Gutes thun an jedermann. Gal. Cap. VI. v. 10. Lernet Gutes thun, trachtet nach Recht, helfet den Unterdrückten, ſchaffet den Wayſen Recht, und helfet der Witwen Sachen. Jeſ. Cap. I. 17. Dann wird Gott Euer gnädiger Vater ſeyn, Barmherzigkeit und Nachſicht mit Euren Fehlern haben, Eure Arbeit wohl gelingen laſſen, und Euch in Zeit und Ewigkeit belohnen und erquicken; Amen!

Sechs
Predigten
über
Demuth, Gebeth,
Sanftmuth, Wohlthätigkeit und
Seelen-Frieden, Toleranz.

herausgegeben von
Adolph Freyherrn von K...e nigg

Heidelberg,
bey den Gebrüdern Pfähler
1785.

Und wenn auch die irdiſche Hülle verweſet, und die Seele ein Schatten geworden iſt; bleibt doch der Geiſt in Gemeinſchaft mit der dreyeinigen Quelle des Lichts.

Meinem

Freunde * * *

* * * * * *

* * * *

gewidmet.

Dir, mein Geliebteſter! widme ich dieſe Predigten, beſonders die dritte und vierte — Nicht, daß ich ſie für vorzüglich gut ausgearbeitet hielte, ſondern weil ich Gelegenheit genommen habe, bey Behandlung dieſer Gegenſtände, einige obgleich ſchwache Winke zu geben — Du weiſſt es, warum nicht deutlicher — Winke, die hinweiſen könnten, auf das, was Vielen theuer, und Vielen eine Thorheit iſt. Ich bekenne es, daß jene Predigten über den Seelenfrieden und über das Gebeth mir ſo viel Vergnügen in der Bearbeitung gewährt haben, daß, wenn nicht Rückſichten mich ſchweigen geheiſſen hätten, ich hier gern aus der Fülle le meines Herzens noch manches Dir Wohlgefälliges geſagt haben würde.

Nimm indeß meinen guten Willen für die That an, und miskenne meine Abſicht nicht! Du verſteheſt das Wort für die, ſo nicht mehr tragen können, von dem zu unterſcheiden, was für die Wenigern geſchrieben iſt.

An die Leſer.

Man hat mich von vielen Oertern her gebethen, noch ſechs Predigten, nach Art der im Jahr 1783 von mir herausgegebenen, zu ſchreiben — Dies iſt keine Autor-Lüge, ſondern buchſtäblich wahr, und der gute Abgang der erſten Sammlung, der davon in Wien unternommene Nachdruck, die vortheilhaften Rezenſionen, die Zufriedenheit guter Menſchen mit meiner Arbeit, und der Hang meines Herzens zu dieſer Art Schriftſtellerey, haben mich bewogen, jene Bitte zu erfüllen.

Es ſcheint nicht der Beruf eines Layen zu ſeyn, Kanzel-Reden zu verfertigen, aber es iſt doch der Beruf jedes Wahrheit liebenden, von der Kraft der Lehre durchdrungenen Mannes, gute Grundſätze zu verbreiten; und für diejenigen Wahrheiten, welche ich hier zu entwickeln geſucht habe, ſchien kein andres Gewand paſſender.

Ich hoffe, Sie werden mit der Wahl der Gegenſtände, die ich behandle, zufrieden ſeyn, und Nachſicht mit mir haben, wenn ich nicht immer den Regeln der geiſtlichen Beredſamkeit treu geblieben ſeyn ſollte; Bin ich nur der Reinigkeit der Lehre nicht untreu geworden!

Zwey von dieſen Predigten habe ich wirklich in proteſtantiſchen Kirchen vorgetragen.

Dogmatiſche Kunſt darf man von mir weniger, als chriſtlich moraliſche Klarheit erwarten. Der Fehler, den mir Verſchiedene vorgeworfen, die bibliſchen Sprüche in den erſten ſechs Predigten zu ſehr gehäuft zu haben, iſt von mir in dieſer Sammlung ſo viel möglich vermieden worden, und desfalls habe ich einige derſelben, die mir vorzüglich kräftig ſchienen, dennoch nicht abgeſchrieben, ſondern nur in Klammern gerückt, für diejenigen beygefügt, welche ſie nachſchlagen wollen.

Erſte
Predigt

über

Sprüche Salom. Cap. XXIX. V. 23.

Die Hoffarth des Menſchen wird ihn ſtürzen, aber der Demüthige wird Ehre empfangen.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Dünke Dich nicht weiſe, ſondern fürchte den Herrn, und weiche vom Böſen!

Dieſen heilſamen Rath leſen wir in dem ſiebenten Verſe des dritten Capitels der Sprüche Salomons. Wir ſollen uns nicht weiſe dünken, heißt es; Denn was iſt menſchliche Weisheit, und wer in dieſer Welt kann auf ſeine Einſichten pochen? Iſt nicht der Verſtändigſte unter uns täglich der Gefahr ausgeſetzt, zu irren, ſelbſt in den gemeinſten Dingen zu irren? Welcher Menſch, wenn er aufrichtig ſeyn will, muß nicht bekennen, daß mit jedem Jahre ſeines Lebens neue Erfahrungen, neu geſammlete Kenntniſſe, einen großen Theil ſeiner ehemaligen Meinungen entweder berichtigen, oder viele vor längerer Zeit für wahr gehaltene Sätze wiederlegen? Und ſehen nicht Viele noch klarer, als er? Wer wird vermeſſen genug ſeyn, zu behaupten, er übertreffe alle Uebrigen an Klugheit und Einſicht? Und wäre er nun auch der Weiſeſte unter den Sterblichen, wie beſchränkt bliebe nicht dann noch immer ſein Geſichtkreis? Was unter ſeinen Füßen liegt, kennt er nicht; Was vor ſeinen Augen geſchieht, ſieht er nicht. Wer kann in die Tiefen der Gottheit eindringen, wer dem majeſtätiſchen geheimen Gange der Natur nachſpüren? Und Du wollteſt Dich überheben, armer Erdenſohn! wollteſt mit Verachtung auf Brüder herabſehn, denen, bey dem beſten Willen und den feinſten Anlagen, nur die Gelegenheit mangelte, ihren Geiſt auszubauen, oder die vielleicht nicht Luſt hatten, ihren graden Menſchenſinn durch manche unnütze Kenntniſſe zu verkünſteln, worauf Du ſo ſtolz biſt, oder die aus Beſcheidenheit ſchweigen, wenn der eitle Schwätzer ſein Wiſſen aller Orten auskramt? — **O! dünke Dich nicht weiſe, ſondern fürchte den Herrn!** Erkenne und fühle in Demuth Deine Niedrigkeit gegen Deinen Gott, der die höchſte Weisheit iſt, und ringſt Du nach irgend einem Ruhme; ſo ſeye es darnach: **vom Böſen zu weichen.** Alſo arbeite erſt an Dich ſelbſt, erforſche Dich, lerne Deine Fehler einſehen; ſo wirſt Du Urſache genug finden, demüthig und beſcheiden zu ſeyn. Du wirſt fühlen, wie ſo mancher Deiner Brüder, bey weniger glänzenden Auſſenſeiten, Dich in der Tugend, Gottesfurcht und wahren Weisheit weit übertrifft; und wenn dann Dein Herz, von der Hoffarth ab, ſich zur Demuth lenkt, dann wirſt Du bey Gott und Menſchen Wohlgefallen finden, **denn die Hoffarth des Menſchen**, ſagt Salomo, **wird ihn ſtürzen, aber der Demüthige wird Ehre empfangen.**

Wir wollen, meine geliebte Freunde und Brüder! dieſe Stelle, welche wir im 23ten

Verſe des XXIXten Capittels der Sprüche leſen, zum Grunde unſerer heutigen Betrachtung legen, da ich denn Anlaß finden werde, Euch zu zeigen:

Daß Demuth eine der größten chriſtlichen Tugenden iſt.

Im **erſten Theile** meiner Rede werde ich die Gründe entwickeln, welche den Chriſten bewegen müſſen, demüthig zu ſeyn; **Nachher** wollen wir ſehen, wie dieſe chriſtliche Demuth beſchaffen ſeyn müſſe, und **endlich**, welche Folgen ſie hat.

Du aber, Gott des Himmels und der Erde! der Du alles Gute ſchaffeſt, ohne deſſen gnadenwürkenden Geiſt unſer ganzes Beſtreben nach Vollkommenheit unwürkſam und nichtig bleibt; Gieb, daß wir nie uns überheben, nie vergeſſen mögen, daß alle gute Gaben von oben herab, von Dir, o Vater des Lichts kommen! Laß uns wandeln in Demuth und Liebe! Erfülle uns mit dem lebhafteſten Gefühl unſrer Niedrigkeit und Schwäche, damit wir durch dieſe Selbſt-Erkenntniß zur Beſſerung fähig, und empfänglich gemacht werden mögen, die Einwürkungen Deines heiligen Geiſtes aufzunehmen, und uns Deinem göttlichen Ebenbilde zu nähern. Verwirf uns nicht von Deinem Angeſichte! Siehe gnädig und ſchonend auf uns arme ſchwache Kinder herab, die wir jetzt verſammlet ſind, uns in dem Beſtreben nach Tugend und Weisheit zu befeſtigen! Erhöre unſer Gebeth, und gieb uns Deine alles würkende Gnade; Amen!

Geliebteſte Freunde und Brüder!

Unter der Demuth eines Chriſten verſtehe ich das Gefühl ſeiner Unvollkommenheit, einer Unvollkommenheit, die er täglich gewahr wird, wenn er nicht gänzlich verblendet iſt. Beſchränktheit der Einſichten und Verirrung ſeines Herzens rufen ihn wechſelsweiſe auf, zu fühlen, wie viel ihm fehlt, um das zu ſeyn, was er einſt war, und noch ſeyn würde, wenn er ſich nicht von ſeinem großen Urbilde entfernt hätte. Hochmuth, ſagt Moſes, ſey die Urſache des erſten Verderbniſſes des Menſchengeſchlechts geweſen, und Hochmuth, meine Freunde! iſt es, was uns auch itzt bey jeder Emporſchwingung zu höherer Vollkommenheit entgegenſtrebt.

Werfen wir einen Blick auf das unermeßliche Weltgebäude, um zu ſehen, welchen kleinen unbedeutenden Platz ein einzelner Menſch darinn ausfüllt! Ein einzelner Menſch, deſſen irdiſche Hülle beynahe ſchon bey ſeiner Geburth wieder anfängt zu zerfallen; und wir finden Grund genug zur Demuth. Unterſuchen wir den Lebenslauf des glücklichſten, weiſeſten, und älteſten Mannes! Der dritte Theil ſeiner Jahre verſtrich mit Entwicklung ſeiner körperlichen Kräfte, bey kindiſchem Spielwerke, zu unbedeutenden Jünglings-Freuden, in Einſammlung der allergemeinſten, nöthigſten Kenntniſſe. Von dem Reſte gieng die Hälfte unter thieriſchen Verrichtungen und im Schlafe verlohren. Welche kleine Summe bleibt übrig, von welcher er ſich rühmen könnte, er habe ſie für ſich und Andre nützlich hingebracht! Und hat er nun dieſe wenigen Augenblicke, wovon ihm der Genuß zum Theil durch die Sorgen der Nahrung und durch bürgerliche Verhältniſſe, zum Theil durch Unpäßlichkeit, Krankheit und Laune geraubt wird, hat er auch dieſe Augenblicke zweckmäßig genützt; hat er ſich Kenntniſſe erworben, und dieſe Kenntniſſe thätig und gut angewendet; o! wie wenig Urſache hat er denn noch immer hoffärtig zu ſeyn, ſich zu überheben! Was iſt der Menſch, ſagt Hiob. Cap. VII V. 17. daß du ihn groß achteſt? Was iſt unſer Wiſſen? Stückwerk! Bruchſtück einer höhern Erkenntniß, wozu wir in dieſer Welt

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-51468-9
KNIGGE,A.F.F.L.VON FN. 03721/020

nur die erſten Buchſtaben erhalten — Wie weit entfernt von jener gröſsten Weisheit des göttlichen Schöpfers aller Kreaturen! Alſo Urſache genug zur Demuth, wenn wir unſre Niedrigkeit gegen Gott und die Beſchränktheit unſrer Einſichten in Erwägung ziehen!

Wollten wir aber auf unſre Tugend, auf die ſtrenge Erfüllung unſrer Pflichten pochen? O meine Brüder! Wer von uns würde da, bey genauerer Unterſuchung, die hohe Meinung rechtfertigen können, die er von ſich ſelbſt hätte? In beſtändigem Kampfe mit den Leidenſchaften ringt unſer Geiſt nur zu oft vergebens gegen den widerſtrebenden Körper, ſo lange wir auf dieſer Erde wallen. Auch der Beſte unter uns muſs mit Paulus Röm. Cap. VII. V. 18. bekennen: **Wollen habe ich wohl, aber das Gute zu vollbringen gelingt mir nicht, denn das Gute, das ich will, das thue** ich nicht, ſondern das Böſe, das ich nicht will, das thue ich. Bey dieſem immerwährenden Streite zwiſchen Grundſätzen und Begierden können wir nur durch göttliche Kraft und Hülfe irgend einen Grad von Vollkommenheit erlangen, und was für Verdienſt haben wir dann?

Unterſucht ferner einmal die Quelle mancher anſcheinend edlen Thaten, und Ihr werdet finden, daß mehrentheils Temperaments-Hang unſre Tugenden erzeugt! Wenn der Weichling mitleidig bey dem Unglück Andrer iſt; Wenn der Verſchwender Wohlthaten ausſpendet; Wenn der Geizige ſein väterliches Gut nicht verpraſſt, der Schwermüthige ſich keinen rauſchenden Freuden überläſſt, und der, welcher Bequemlichkeit liebt, ſich nicht in verwickelte planmäßige Ränke einläſſt; Wenn der Eigenſinnige ſich ſeiner Feſtigkeit, der Wankelmüthige ſich ſeiner Nachgiebigkeit rühmt — Sagt, Freunde und Brüder! Was für Verdienſt haben alle dieſe Menſchen? Und doch — ſollte jeder ſich ſelbſt ſtrenge unterſuchen, und dann geſtehen, was ihn zu dieſen oder jenen Handlungen getrieben hat — ach! ſo würden wir mit Beſchämung gewahr werden, daß nur Wenige von uns aus allgemeiner Menſchenliebe, aus inniger Ueberzeugung, aus reinem Hange zur Tugend, mit Aufopferung ihres eigenen Ichs, mit Bezähmung herrſchender Leidenſchaften, das Gute zu thun ſtark genug ſind. Ein neuer Grund zur Demuth, zu einer Demuth, zu welcher uns endlich noch das Beyſpiel des göttlichen Erlöſers doppelt bewegen ſollte! Er, der, auch ſeiner menſchlichen Natur nach, gewiß über alle Sterbliche ſo weit erhaben war, deſſen Lebenswandel ſo unbefleckt, ſo wie jeder ſeiner Schritte uneigennützig, dem allgemeinen Heil des Menſchengeſchlechts gewidmet war, der, wohin er ſeine ſegensvollen Schritte wendete, Heil und Wohlthat verbreitete, an Weisheit und Güte Alle übertraff kaff — Dieſer Heiland der Welt war der demüthigſte, der beſcheidenſte unter allen Menſchen, erniedrigte ſich ſelbſt, wuſch ſeinen Jüngern die Füße, prahlte nie mit ſeinen Thaten, verboth ſogar, den Ruf davon auszubreiten, ermahnte jeden zur Demuth, widerſetzte ſich jeder Art von äuſſern Ehre, welche man ihm erweiſen wollte, ertrug geduldig Unrecht, Schimpf, Verachtung, und ergab ſich in Allem in den Willen ſeines Vaters im Himmel — Welch ein herrliches, erhabenes Beyſpiel zur Nachahmung in der Demuth!

Nun aber, meine geliebteſten Freunde! laſſet uns auch ſehen, wie dieſe Demuth beſchaffen ſeyn muß, welche uns der göttliche Erlöſer empfiehlt, wie ſie beſchaffen ſeyn muß, wenn wir damit Gott gefällig ſeyn wollen.

Es verſteht ſich zuerſt, daß ſie aus der reinſten Quelle entſpringen, daß ſie diejenigen Gefühle und Bewegungsgründe zur Urſache haben muß, welche ich vorher entwickelt habe, nemlich inneres Bewußtſeyn unſrer Unvollkommenheit, Ueberzeugung, daß wir, bey aller Anſtrengung, dennoch ſchwache, höchſt ſchwache, ohne Gottes Beyſtand leicht irre zu führende Geſchöpfe ſind. Dieſe demüthige Empfindung des Herzens war es, welche nach Lucas Erzählung (im XVIII:en Cap.) den redlichen Zöllner trieb, auf ſeine Bruſt zu ſchlagen, und auszurufen: "Gott ſey mir Sünder gnädig!" indeß der ſtolze Phariſäer vor ſeinem Schöpfer in voller Pracht eines auf ſeine herrlichen Thaten ſich verlaſſenden Mannes erſcheinen wollte, da er, voll prahleriſcher Verachtung gegen ſeine Brüder, ſprach: "Herr! "ich danke Dir, daß ich nicht bin, wie andre Leute, noch wie jener Zöllner."

Allein, meine Freunde! ſolche Demuth ſoll auch nicht in Kleinmuth ausarten. Der Rechtſchaffene darf wohl ſeinen innern Werth fühlen; Er darf, wenn er in ſeiner Seele die friedenreiche Wonne empfindet, welche die Ausübung jeder Tugend gewährt, ſich ſelbſt geſtehen, daß er neue Fortſchritte zum Guten gemacht hat, und ſeinem Schöpfer, der die Quelle aller Vollkommenheit iſt, freudig danken, für den Beyſtand des heiligen Geiſtes Gottes.

Die Religion Jeſu zeigt uns den beſtimmten Weg, den wir wandeln ſollen, und wenn wir unſer eigenes Gewiſſen fragen; ſo kann uns kein Zweifel übrig bleiben, ob wir dieſe Bahn verlaſſen haben oder nicht. Das allgütige Weſen richtet uns mit väterlicher Milde, nimt Rückſicht auf den Widerſtand, gegen den wir von innen und auſſen zu kämpfen haben, und will nicht, daß wir verzweifeln ſollen, wenn wir noch nicht das

Ziel erreichen können, inſofern nur unſer Beſtreben und Ringen treu und unermüdet geweſen iſt. In einer fernern Welt wird dann gewiß der Grad der Veredlung, den wir hier erlangt haben, den Genuß unſrer Seligkeit vermehren.

Auch darf die Demuth nicht bis zu Niederträchtigkeit hinabſinken. Es gibt Menſchen, die, unfähig ſich irgend eine Würde zu geben, in jeder Lage, darinn die Vorſehung ſie ſetzt, ihren Platz ſchlecht ausfüllen, ſich jedem höchſt mittelmäßigen Menſchen preis geben, ſich von jedem mißbrauchen laſſen, jedem huldigen, jedem ſchmeicheln, jedem unterthänig, dienſtbar, gehorſam ſind. Das iſt nicht Demuth — Nein, meine Theuerſten! Laſſet uns vielmehr die Vernunft ſtets zur Leiterinn unſerer Handlungen nehmen und, wenn wir nach Ueberzeugung gehandelt haben, unwandelbar und ſtandhaft, voll Zuverſicht auf die Güte der

Sache, auf unſern guten Willen, und auf die Reinigkeit unſrer Herzen, fortwandeln! Gewöhnlich ſind aber Mangel an Grundſätzen, an Feſtigkeit, an männlicher Entſchloſſenheit, oder böſes Gewiſſen die Urſachen dieſer Schwachheit, wenn nicht etwan Kränklichkeit des Körpers, Schwäche der Nerven ſie veranlaßt. Sollte dies ſeyn; ſo iſt freylich ein ſolcher Mann zu bedauern, und wehe den unedlen Menſchen, die ihn misbrauchen!

Wir wollen nun aber noch eine andre Art von falſcher Demuth betrachten. Die äuſſern Verhältniſſe, Stand, Würde, Reichthum, Ruf und Anſehn ſind zufällige Güter, aber ſie haben einmal in unſrer jetzigen Verfaſſung gewiſſe Grenzen zwiſchen den Menſchen gezogen. Es iſt Hochmuth und Unverſtand, ſich auf dergleichen Vorzüge etwas einzubilden, oder ängſtlich darnach zu ringen; allein von einer andern Seite heiſſt es auch nicht demüthig ſeyn, wenn man dieſe Grenzen ganz aus den Augen ſetzt. Der Mann iſt nicht demüthig, der beſtändig den vertraueten Umgang ſolcher Leute ſucht, die, ihrer Lage, ihrem Alter und ihrer Erziehung nach, beſtimmt ſind in einer andern Claſſe zu würken, der die Sitten des Pöbels nachahmt, oder ſich unter Menſchen von grober und ſchlechter Lebensart und von geringen Fähigkeiten miſcht. Im Gegentheil! Es liegen bey dieſer anſcheinenden Popularität gewöhnlich Hochmuth und Ruhmſucht im Hinterhalte. Man iſt in den Geſellſchaften der Vornehmern oder Weiſern weniger geachtet, weniger geſchmeichelt; Man glänzt weniger; Und nun ſucht man um ſich her einen Haufen von Menſchen zu verſammlen, die unſrer Eitelkeit opfern, jeden Ausſpruch unſres Mundes wie einen Orakelſpruch auffangen, ſich vor uns, wie die Garben in Joſephs Traume, tief verneigen, uns auf jeden Befehl dienſtbar zu ſeyn bereit ſind, junge Leute, die unſer Lob poſaunen, und den Mann als einen Heiligen ausſchreyen müſſen, der vielleicht in andern Geſellſchaften gar kein Aufſehn machen würde.

Ja! es giebt Fälle, wo eine ſolche Aufführung hinterliſtige Urſachen zum Grunde hat, zum Beyſpiel: die Stimme des Volks zu gewinnen, um durch dieſen Anhang andern wahrhaftig verdienſtvollen Leuten zu ſchaden, oder vornehme Perſonen, welche weniger höflich ſcheinen, in ein verhaſſtes Licht zu ſetzen, ihnen die Achtung des Publicums zu entziehen.

Eine der betrügeriſchten Arten von Demuth aber iſt die ſchlaue, heuchleriſche Erniedrigung. Mit ſanftem einnehmenden Weſen ſich in die Herzen einſchleichen, die Augen beſcheiden zur Erde niederſchlagen, die Hand auf die Bruſt legen, und bey jeder Gelegenheit in klagendem Ton ausrufen!

„ich bin nur ein ſchwacher unwürdiger Menſch!“ das iſt mehrentheils ſchändliche Verſtellung, und wahre Demuth kann, ſo wie jede andere chriſtliche Tugend, mit herzlicher Fröhlichkeit des Gemüths beſtehen. Oder andre Menſchen mit übertriebenem Lobe alſo erheben, daß jedermann fühlen muß, ſie verdienen es nicht, damit die Vergleichung zu unſerm Vortheil ausfalle, und der Glanz auf uns zurückſchimmere; Sich beſchämt ſtellen, ſobald man unſern Vorzügen Gerechtigkeit wiederfahren läſſt, und dennoch keine Gelegenheit verſäumen, unſre Talente bemerken zu machen — das alles ſind kleine Künſte, die gewiß nicht den Nahmen von wahrer chriſtlicher Demuth verdienen. Denn noch einmal, geliebte Freunde und Brüder! dieſe muß ſich auf das unverſtellte Gefühl unſrer Unvollkommenheit gründen, wenn ſie Gott gefällig ſeyn ſoll, und dann hat eine ſolche reine Demuth die herrlichen Folgen, welche ich Euch im dritten Theile meiner Rede entwickeln werde.

Unſer Text giebt uns hier die beſte Anleitung. Die Hoffarth des Menſchen, heiſſt es, wird ihn ſtürzen, **aber der Demüthige wird Ehre empfangen.**

Ja! Er wird Ehre empfangen, Ehre vor Gott und Menſchen. Beſcheidenheit und Duldung ſind die Töchter der Demuth. Der Beſcheidene wird geliebt, aufgeſucht, vorgezogen. Man hat Wohlgefallen an ſeinem ſanften Umgange, denn er redet nicht immer von ſich ſelbſt, ſetzt niemand in Verlegenheit, um auf deſſen Koſten zu glänzen. Man laßt ihm aber gern Gerechtigkeit wiederfahren. **Wer ſich ſelbſt erniedrigt,** ſagt der Erlöſer (beym Lucas Cap. XIV. V. 11.) **der wird erhöhet werden.** Man ehrt ihn, je mehr verſteckte gute Eigenſchaften man, bey genauerem Umgange, an ihm entdeckt.

Er findet Vertheidiger, warme Freunde und Bewunderer überall. Auch der Hochmüthigſte verträgt ſich mit ihm, denn er ſtößt ihn nie vor den Kopf. Die Großen der Erde und die Weiſern lieben ihn, denn er übertritt nie die Grenzen der Anſtändigkeit und nimmt Lehre und Rath an. Leute von gleichem Stande und gleichen Fähigkeiten leben friedlich mit ihm, denn er überhebt ſich nicht, will nicht über ſie herrſchen noch hervorragen. Schwächere und Untergebene ſegnen ihn, denn er geht wohlwollend mit ihnen um, kann Nachſicht mit ihnen haben, wie Paulus (Ebr. Cap. V. V. 2.) ſpricht: **nachdem er ſich bewuſſt iſt, ſelbſt umgeben zu ſeyn mit Schwachheit.**

Er würkt daher unendlich viel mehr Gutes, weil er zu rechter Zeit nachzugeben weiß, weil nicht Eigendünkel bey dem geringſten Wiederſtande ihn mit Andern entzweyet. Er handelt mit reifer Ueberlegung, weil er, wo es nöthig iſt, Miſtrauen in ſeine Einſichten ſetzt, ſich nicht für ohnfehlbar hält, ſondern guten Rath annimmt. Er ſchämt ſich nicht, Irthum zu bekennen, Uebereilung gut zu machen, Zwiſt durch zuvorkommende Güte beyzulegen, ſobald man ihn überzeugt, daß er Unrecht hat, und er iſt leicht zu überzeugen. Er hält es nicht für Erniedrigung, den erſten Schritt zur Verſöhnung zu thun. Er lebt mit ſich ſelbſt in Frieden, wird nicht jeden Augenblick durch Andre beleidigt, denn ſeine Forderungen ſind nicht überſpannt; Und was mehr als das alles iſt, Gott, der den **Hoffärtigen wiederſteht und den Demüthigen Gnade giebt,** (1 Petr. Cap. V. V. 5.) hat Wohlgefallen an ihm, **erhört ſein Gebeth, und richtet ihn auf,** (Hiob Cap. XXII. V. 29.) da indeß der Hoffärtige von Menſchen geflohen, gehaßt, verfolgt, in ſich ſelbſt von Unruhe und Leidenſchaft zernagt, und von ſeinem Schöpfer den Folgen ſeiner Thorheit und ſeines Dünkels überlaſſen wird.

Welche kräftige Veranlaſſung haben wir daher nicht, theuerſte und beſte Brüder! uns der wahren ächten chriſtlichen Demuth zu befleiſſigen, zu welcher uns alles aufruft, die ſo herrliche Eigenſchaften, und welche ſo ſegenreiche Folgen hat!

Laſſet uns alſo von heute an den feſten Vorſatz faſſen, durch ſtrenge Achtſamkeit auf uns ſelbſt, zu jener ſo nöthigen Selbſt-Erkenntniß zu gelangen, die uns mit unſern Fehlern bekannt, und von Herzen demüthig und beſcheiden machen muß.

Laſſet uns ablegen allen Dünkel, alles Prahlen auf nichtige äuſſere Vorzüge, auf Stand, Anſehn und Vermögen denn Gott iſt Richter, der dieſe erniedrigt und jenen erhöhet. (Pſ. LXXV. V. 6.) Pohet nicht auf irdiſche Weisheit. **Wehe denen, die bey ſich ſelbſt weiſe ſind, und halten ſich ſelbſt für klug!** (Jeſ. Cap. V. V. 21.) Schämet Euch nicht, Eure Fehler und Mängel zu bekennen! Bauet nicht zu viel auf eigene Einſichten! Habet Nachſicht mit den Schwächern! Richtet nicht übereilt! Prüfet zuerſt Euch ſelbſt; ſo werdet Ihr inne werden, wie viel Euch noch fehlt, **und Ihr werdet um Euch ſelbſt ein Verdienſt haben, und nicht um einen Andern** (Gal. Cap. VI. V. 4.) Sollte aber Einer von uns irgend eine gute Eigenſchaft an ſich wahrnehmen, die ihn unter ſeinen Brüdern vortheilhaft auszeichnete, o! ſo laßt uns doch fern bleiben von dem Selbſtlobe, das jede Tugend verdunkelt (2 Cor. Cap. X. V. 12. Sprüche Cap. XXVII. V. 2.)

Laſſet uns vielmehr Gott demüthig danken, daß er uns ſeinen Geiſt gegeben hat, der alles Gute in uns ſchafft; Laſſet uns ihn anflehen, daß er fernerhin uns beyſtehe mit ſeiner würkſamen Gnade, zu Befeſtigung in der Tugend. Er wird dann gewiß unſer Gebeth, wenn es treu gemeint, aus demuthsvollem Herzen fließt, erhören, und uns ſeinen zeitlichen und ewigen Frieden geben; Amen!

Zwei-

Zweyte
Predigt
über
Evangel. Matth. Cap. V. V. 5.

Selig ſind die Sanftmüthigen, denn
ſie werden das Erdreich beſitzen.

Geliebteſte Freunde und Brüder!

Unter den vielen vortreflichen Lehren der Weisheit und Tugend, welche wir in den Sprüchen des Königs Salomon antreffen, empfiehlt uns dieſer große Mann auch nicht ſelten die herrliche Tugend der Sanftmuth. Gelindigkeit, Nachſicht, Güte, Liebe und Sanftmuth aus dem Munde eines Monarchen gepredigt zu hören; Einen König zu erblicken, der, obgleich mehr gewöhnt zu herrſchen als zu bitten, dennoch, ſtatt des Gebrauchs der Macht, der Gewalt und des Anſehns, Nachgiebigkeit, Milde und Schonung empfiehlt — Das ſollte uns wohl doppelt ermuntern, ſeinem weiſen Rathe zu folgen, und uns der Sanftmuth zu befleiſſigen. Es war auch nicht blos Temperaments-Hang, meine Freunde! Was Salomon bewog, uns abzumahnen vom Starrſinn und von Uebung der Gewalt; Nein! aus feſter Ueberzeugung der Vortreflichkeit und Nutzbarkeit der Tugend der Sanftmuth ſprach er: Sprüche Cap. XVI. V. 32. **Ein Geduldiger iſt beſſer als ein Starker, und wer ſeines Muths Herr iſt, beſſer, als wer Städte gewinnt.**

Ein Geduldiger iſt beſſer denn ein Starker, ja! was noch mehr iſt, der Geduldige allein iſt ſtark. Augenblickliche Anſtrengung iſt nicht Kraft; Aber wer unermüdet bey Schwierigkeiten, nie weder den Muth verliehrt, noch ſich in der Hitze übereilt; nur der iſt ſtark. **Und wer ſeines Muths Herr iſt,** das heiſſt: wer ſich nicht von zu großer Lebhaftigkeit des Temperaments hinreiſſen läſſt; der iſt beſſer, als **wer Städte gewinnt.** Städte und Länder gewinnen, iſt oft ein Spiel des Glücks, zugelaſſen von der göttlichen Vorſehung, in der Reyhe der Begebenheiten, nicht immer das Erbtheil des beſſern Mannes. Der Eroberer, der Völkerbezwinger, iſt nur gar zu oft ein ſehr kleiner, unbedeutender Mann in den Augen des Weiſen; Nicht ſelten war der, auf deſſen Wink Tauſende den Nacken beugen muſſten, der Sclav einer Buhlerinn, oder irgend eines nichtswürdigen Günſtlings; und oft malt uns die Geſchichte den, welcher Nationen unterjochte, als einen Mann ab, der, keinen Augenblick des Tages Meiſter über ſich ſelbſt, jeder ſtürmenden Leidenſchaft preisgegeben war.

Zorn, Uebereilung und Rachſucht können den ſtärkſten Mann zu dem ohnmächtigſten Menſchen herabſetzen; Aber der wahren Sanftmuth und Nachgiebigkeit gelingt es faſt immer, durchzuſetzen und auszuführen, was ſie ſich vornimmt. Deswegen ſpricht der Erlöſer in ſeiner herrlichen Berg-Predigt, nach dem Mathäus Cap. V. V. 5.

Selig ſind die Sanftmüthigen, denn ſie werden das Erdreich beſitzen.

Dieſe Worte, wenn wir ihren ganzen Sinn genauer zergliedern, werden uns Gelegenheit geben, uns zu überzeugen,

Daß mit Sanftmuth die größten und edelſten Zwecke durchzuſetzen, und ohne dieſe Tugend alle Unternehmungen der Menſchen eitel und unſicher ſind.

Wir wollen zuerſt von den vortreflichen Eigenſchaften der Sanftmuth und deren Wirkunhungen, und ſodann von denjenigen Tugenden reden, welche mit derſelben verwandt ſind, und aus ihr flieſſen.

Gott, unſer Vater, der ſelbſt die Liebe iſt, deſſen väterliche Gnade nie ermüdet, Nachſicht zu haben mit unſern Schwachheiten; Gott der Sohn, der Erlöſer der Welt, der uns, ſo wie in jeder Tugend, ſo auch vorzüglich in der Sanftmuth, Nachgiebigkeit und Geduld das Nachahmungswürdigſte Beyſpiel auf Erden gezeigt hat; Gottes heiliger Geiſt, der alles Gute in unſern Herzen würkt; dieſer dreyeinige Gott erleuchte unſern Verſtand, erweiche unſre Herzen, und ſtärke unſern Willen, damit wir fühlen und erkennen mögen, wie nöthig zu unſrer zeitlichen und ewigen Glückſeligkeit Sanfmuth und Güte ſind; Er ſtehe uns bey, auf daß wir wachſam ſeyn mögen auf uns ſelbſt, damit nicht Zorn, Rache noch Uebereilung uns ergreifen, und unſre Herzen verſtocken können.

Wir wollen ihn darum anrufen, in einem ſtillen und andächtigen Gebethe.

Einen ſanftmüthigen Mann nennen wir denjenigen, deſſen Gemüth nie, von ſtürmiſchen tobenden Leidenſchaften zu Aufwallungen hingeriſſen, aus dem Gleichgewichte jener liebevollen Ruhe gebracht wird, die den Character eines Weiſen und Chriſten bezeichnet.

Liebe iſt der erſte Grundpfeiler unſrer heiligen Religion, von Jeſus und ſeinen Jüngern ſo nachdrücklich, ſo warm, ſo reizend empfohlen. Paulus ſagt: **Und wenn ich auch die Sprache der Engel redete, und hätte der Liebe nicht; ſo wäre ich doch nicht mehr werth, als ein tönendes Erz und eine klingende Schelle.** (1 Cor. Cap. VIII. V. 1.) Aus dieſer Liebe entſpringen denn alle Tugenden, und vorzüglich die geſelligen, unter denen die Sanftmuth einen der erſten Plätze behauptet. Wer ſeinen

Nächſten wahrhaftig liebt, der wird ihn ungern kränken, und doch kränkt und beleidigt ein auffahrendes, ſtürmiſches Weſen. Wer alſo ſeinen Nächſten wahrhaftig liebt, der muß ſich der Sanftmuth gegen jedermann befleiſſigen.

Doch nicht Liebe allein, oder wohl gar nur ein weichliches Temperament, ſondern auch wahrhafte Klugheit muß uns bewegen, dieſe herrliche Tugend uns eigen zu machen. Es giebt Menſchen, deren äuſſeres Weſen ſchon etwas freundliches, Empfehlendes hat; Ihr Character iſt von Natur ſanft, ihre Sitten ſind milde, ihr Betragen iſt angenehm; ſie ſind nicht ſehr lebhaft, nicht leicht in Zorn zu bringen; oder ihr leicht zu rührendes Herz iſt geſtimmt, ſich gern liebevoll anzuſchlieſſen, nie zurückzuſtoſſen — Gewiß ſehr ſchätzbare Eigenſchaften, und immer, auch bey ſchwächern Verſtandeskräften, mehr werth, als jene empörende Unbiegſamkeit mancher Leute, die ſo gern ihren Starrſinn für Feſtigkeit wollten gelten machen! — Aber, meine Freunde! zu jeder Tugend gehört doch auch, daß ſie durch die Hand unſrer Vernunft geleitet werde, wenn ſie höhern Werth haben ſoll. Es iſt nicht genug, daß man gut, oder vielmehr nicht böſe handele; man muß ſich auch Rechenſchaft geben können, warum, aus welchen Grundſätzen man alſo handelt.

Dieſes tritt nicht weniger bey der Sanftmuth ein. Der weiſe Mann ſoll, ſelbſt wenn ſeine Gemüthsart ihn nicht dazu leukte, dennoch aus Grundſatz dieſer Tugend eifrig nachſtreben, ſowohl weil es überhaupt des Verſtändigen würdig iſt, ſeine Leidenſchaften zu beherrſchen, als auch weil man, wie ich Euch dies zu zeigen verſprochen habe, mit Sanftmuth die edelſten Zwecke zu erreichen im Stande iſt. Wir werden uns davon am beſten überzeugen können, wenn wir einige

ein

einzelne Eigenſchaften dieſer Tugend mit ihren vortreflichen Folgen durchgehen.

Der Sanftmüthige beobachtet die gehörige Mäßigung im Reden; Salomon ſagt: (Sprüch. Cap. XVII. V. 27.) **Ein Vernünftiger mäßigt ſeine Rede, und ein verſtändiger Mann iſt eine theure Seele.** Er wird alſo ſtets über ſich wachen, wird ſich nie durch Hitze hinreiſſen laſſen, etwas zu ſagen, das Andre kränken, oder ihn ſelbſt in Verlegenheit ſetzen könnte. Die wahre Vorſichtigkeit kann daher nie ohne Sanftmuth beſtehen, und doch iſt Vorſichtigkeit eine der nöthigſten Eigenſchaften eines klugen Mannes. Indeß alſo der Aufbrauſende, wenn ihn ſein wildes Feuer hinreiſſt, bey dem geringſten Wiederſtande, auch den beſten Menſchen vor den Kopf ſtößt, und jeden Morgen die Uebereilungen des vorigen Tages zu bereuen hat, lebt der Sanftmüthige in immerwährendem Frieden mit der

Welt und mit ſich ſelbſt. Man würde es vergebens verſuchen, ihn in Hader und Zank zu verwickeln. Mit Würde und Beſcheidenheit wird er ſeine Gründe vortragen, und man wird ihn hören. **Eine linde Antwort ſtillet den Zorn,** heiſſt es: Sprüche Sal. Cap. XV. V. 1, **aber Ein hartes Wort richtet Grimm an.** Den Zornigen wird es bald reuen, ihn beleidigt zu haben, und ſo bald ihm dieſer nur von Weitem die Hand reicht, wird der Sanftmüthige zur Verſöhnung bereit ſeyn. Denn **ein zorniger Mann richtet Hader an, ein Geduldiger aber ſtillt den Zank.** (Sprüche Sal. Cap. XV. V. 18.) Ja! er wird auch unter andern Leuten Frieden ſtiften; Denn nie wird partheyiſche Hitze für einen der ſtreitenden Theile ſeinen Verſtand umwölken. Mit kalt überlegten Gründen, warm, liebevoll und brüderlich vorgetragen, an das Herz gelegt, und dazu den rechten Zeitpunct gewählt — Damit, meine Brüder! wird

man

[illegible]n ſchwerlich ja den Zweck verfehlen, zu überzeugen und ſichern Frieden wieder herzuſtellen.

Eine der liebenswürdigſten Seiten des Sanftmüthigen iſt auch die, daß er gern die Fehler ſeiner Brüder zudeckt. Er will nicht auf Andrer Unkoſten glänzen, die Verdienſte ſeiner Nebenmenſchen durch Bekanntmachung ihrer Schwachheiten herabſetzen. Ruhig in ſeinem Herzen, ſtill und beſcheiden, zufrieden mit ſich ſelbſt, wenn er ſich bewuſſt iſt, ſeine Pflichten treu erfüllt zu haben, dankt er Gott, dem Herrn, in ſeiner Seele, für den gnädigen Beyſtand des heiligen Geiſtes. Wenn er einen guten Mann verläſtern hört; ſo nimt er ſich Seiner mit Behutſamkeit an, ſucht Andre aufmerkſam auf deſſen verkannte gute Seiten zu machen — Ach! meine Lieben! und welchen ſegenvollen Einfluß kann nicht oft ein einziges ſolches Wörtgen haben! Er giebt nach den Umſtänden dem Manne, deſſen Ruf angetaſtet wird, vorſichtig Nachricht davon, damit er ſich bemühen könne, ſeine Aufführung gefälliger einzurichten; und ſo macht er ſich dann neue Freunde, denn **wer Sünde zudeckt, der macht Freundſchaft; Wer aber über eine Sache eifert, der kann auch Fürſten uneins machen.** (Sprüche Sal. Cap. XVII. V. 9.) Seine eigenen Fehler hingegen geſteht er offenherzig, und iſt ſtets bereit, guten Rath anzunehmen.

Freylich aber iſt auch, bey dem ſanftmüthigſten Betragen, der gute Menſch nicht immer ſicher vor Verfolgung und Feindſchaft der Böſen. Aber der ſtille Redliche wird dies alles überwinden; Er wird Böſes vergelten mit Gutem, und früh oder ſpät aus ſeinen Feinden ſeine wärmſten Anhänger machen.

Ein ſolcher ſanftmüthiger Mann, meine Freunde! iſt des Erfolgs ſeiner Unternehmungen gewiß. Ihn ſchreckt nicht das Toben ſtürmiſcher Menſchen; Er geht ohnverführt und ohnerſchüttert ſeinen ſtillen Gang fort. Wird ſeinen Gründen mit Grobheit und Ungeſtüm begegnet; ſo ſetzt er dieſen unweiſen Aufwallungen keine übereilte Hitze entgegen. Noch weniger läſſt er ſich zu niedriger Rache, zur Ungerechtigkeit gegen ſeine Feinde hinreiſſen. Wo Vernunft und ſanfte Ueberredung nicht helfen, da ſchweigt er, macht das Uebel nicht ärger durch Zank und Streit, ſondern erwartet es von der Zeit, daß ſein Gegner überzeugt werde, der, wenn er mit Kaltblütigkeit überlegt, welchen Mann er von ſich geſtoßen hat, mehrentheils reuevoll zurückkehrt, und ſich der beſſern Einſicht fügt. Sollte aber der Wiederſpenſtige nicht verſtändig genug, oder zu ſehr von Eigendünkel geblendet ſeyn, um je ſein Unrecht zu fühlen; Was würde es dann dem Weiſern geholfen haben, wehn er mit Feuer ſein Recht behauptet hätte? Reizt nicht Wiederſtand faſt immer zu neuem Streben? Beſſert, überzeugt man die Menſchen, wenn man ſie beleidigt?

Aber die Beſſern ſchlieſſen ſich ſo gern an den Sanftmäthigen, nehmen ſo gern Rath und Lehre von ihm an. Dem liebevollen Ton ſeiner Stimme, ſeinen herzengewinnenden Gebehrden, der Gabe der Ueberredung, die von ſeinen ſüßen Lippen in jedes guten Mannes Herz flieſſt, wiederſteht man nicht. Er wird häuslichen Frieden haben; Sein Weib, ſeine Kinder, ſein Geſinde — Alle werden ihn zärtlich lieben, ihr Vertrauen auf ihn ſetzen, mit Freuden ihm gehorchen. Er regiert, ohne Forderung, ohne Prahlerey, indeß der aufgeblaſene, ſtürmende Polterer nie erlangt, was er wünſcht. Auch wenn Dieſer Wahrheit ſagt, erkennt man die Wahrheit nicht in dem unfreundlichen Gewande. Man iſt gewöhnt Leidenſchaft bey ihm vorauszuſetzen, und ſo bemüht er ſich denn vergebens der guten Sache den Sieg zu verſchaffen; Er übertreibt aus Hitze und überzeugt alſo nicht; Er ſtößt jeden Augenblick gegen die Eitelkeit irgend eines ſchwachen Menſchen an; Man flieht ihn; man höhnt ihm; man macht ſich's zum Geſchäft ihn in Zorn zu bringen, um auf ſeine Unkoſten ſich zu beluſtigen.

◆

Läſſet uns nun aber ferner hören, meine Theuerſten! welche edle Tugenden ohnmittelbar mit der Sänftmuth in Verbindung ſtehen, oder aus ihr flieſſen!

Von der Nachgiebigkeit und Friedfertigkeit habe ich ſchon vorher geredet. Sie iſt es, die den geſelligen Umgang angenehm macht, und auch Menſchen von verſchiedenen Temperamenten durch ein glückliches Band vereinigt. Es giebt Leute, die, weniger aus böſem wiederſpenſtigen Herzen, als aus übler Gewohnheit, über jede Kleinigkeit ſtreiten, und immer Recht behalten wollen. Wie viel Stunden, wie viel Worte würden in der Welt verlohren gehn, wenn jedermann von einem ſolchen Wiederſprechungsgeiſte beſeelt würde! Nein! der Sanftmüthige iſt Meiſter genug über ſich, um auch dann zu ſchweigen, wenn er wirklich von ſeinem Rechte überzeugt iſt, in ſo fern er vorausſieht, daß er weder Nutzen ſtiften, noch ſeinen Gegner überführen würde. Allein nicht nur im gleichgültigen Wortſtreite, ſondern auch da, wo ſein Eigenthum, ſein Recht angegriffen wird, beherrſcht er ſich, und opfert nach den Umſtänden, wenn es die Klugheit räth, ſeiner und ſeiner Brüder Ruhe ſeine Vortheile auf, indem er lieber nachgiebt und etwas fahren läſſt, als den Frieden zu brechen. Ich bedarf nichts weiter zum Lobe der Nachgiebigkeit hinzuzufügen; Wer wird es leugnen, daß derjenige, welcher dieſe

Tugend beſitzt, leichter überzeugt, ſich mehr Freunde erwirbt, und für ſich ſelbſt glücklichere Tage erlebt, als der Widerſpenſtige?

Geduld iſt die zweyte mit der Sanftmuth verwandte Tugend. Der Sanftmüthige erträgt ohne Murren ſein widriges Schickſal; Er erwartet ruhig die Hülfe von der Hand der Vorſehung; Er weiß, daß der Fromme nicht lange verlaſſen bleibt, und daß man durch Toben und Klagen immer das Gefühl des Uebels und oft das Uebel ſelbſt ärger macht. Alſo ſchweigt er, erträgt Schmerz, Verfolgung, Armuth, Druck, Schwachheiten und Beleidigungen Andrer, und verliert nie das Gleichgewicht des Gemüths, die Ruhe der Seele, das Erbtheil des redlichen Weiſen; da hingegen der unruhige, heftige, auffahrende Mann, bey dem geringſten wiedrigen Vorfalle, bey dem unbedeutendſten cörperlichen Schmerze, bey dem ſchwächſten Wiederſtande Andrer, ja! ſogar dann ſchon, wenn man ihm nur einige Langeweile macht, ſogleich die Geduld verliehrt, folglich das Uebel erſchwert, oder bey wiedrigem Schickſale, durch lautes Klagen und Winſeln, ſich und ſeinen Freunden die Empfindung des Schmerzens und der Betrübniß verdoppelt.

Beharrlichkeit iſt die dritte Tugend, welche mit der Sanftmuth in Verbindung ſteht. Es könnte dies Manchem wiederſprechend ſcheinen; Man mögte ſagen, zur Beharrlichkeit gehörte Anſtrengung, da hingegen die Sanftmuth nur Ruhe ohne Anſpannung vorausſetzte. Allein, meine Theuerſten! Ich habe mich ſchon vorher darüber erklärt, daß ich unter der Sanftmüthigkeit nicht jene ſchwache unthätige Weichlichkeit ſondern die Herrſchaft verſtehe, welche der Chriſt über ſeine heftigen Leidenſchaften haben ſoll, und wenn wir dieſen Begriff nicht aus den Augen

gen verliehren; ſo werden wir nicht daran zweifeln, daß Beharrlichkeit recht gut damit beſtehen kann. Sehr unrecht pflegt man zu glauben, daß der feurige hitzige Kopf am geſchickteſten ſey, große Entwürfe durchzuſetzen. Nichts weniger! Er wird zwar mit Ungeſtüm, zuweilen mit Prahlerey, und nicht ſelten ohne Klugheit und Vorſicht, auch den verwickelteſten, weitausſehendeſten Plan anlegen; Man wird ſtaunen über ihn, wird den kühnen Mann bewundern, und wenn die Sache gelingt; wird der laute Beyfall des großen Haufens, der gewöhnlich jede Sache nur nach dem Erfolge zu beurtheilen pflegt, der Preis ſeiner Unternehmung ſeyn; Laſſet aber die geringſte Schwierigkeit eintreten, oder die kleinſte Gegenwürkung einen Theil ſeiner Mühe vereiteln; ſo wird er plötzlich den Muth verliehren, ſich abſchrecken laſſen und zurückweichen. Allein der Sanftmüthige fängt ohne Geräuſch ſein Geſchäft an, überlegt mit gemäßigtem Feuer die Hinderniſſe, welche er antreffen könnte, arbeitet in der Stille fort, giebt die Hofnung nicht auf, wenn auch das Gebäude, ehe es fertig war, einſtürzt. Er fängt dann auf das Neue an, ſtrengt alle Kräfte an, ordnet ſie, und erlangt endlich ſeinen Zweck.

Sehet alſo, meine Freunde! ſolche herrliche Eigenſchaften und Folgen hat die Tugend der Sanftmuth! So kann man mit Recht ſagen, was in unſerm Texte ſteht, daß die Sanftmüthigen **das Erdreich beſitzen.** Sie ſind Meiſter über ſich ſelbſt, über Andre, und über das widrige Schickſal. Sie werden alſo das Erdreich beſitzen, und wenn es wahr iſt, daß nur derjenige am ſicherſten beſitzt, der am ruhigſten genieſſt; wer kann dann ſich rühmen, mehr Herr zu ſeyn über die vielfachen Schätze und Vortheile dieſes irdiſchen Lebens, als der Sanftmüthige?

Laſſet uns alſo, theuerſte Brüder! dieſer Tugend eifrig nachſtreben! Ein jeder von uns prüfe ſich, arbeite an ſich, beſſre ſich, unterdrücke jede unedle Aufwallung des Gemüths! Ich rufe Euch mit dem heiligen Apoſtel Paulus zu (Röm. Cap. XII. V. 18.) **So viel an Euch iſt; ſo habet mit allen Menſchen Frieden!** und in der Epiſtel an den Titus Cap. III.. V. 2. Laſſet uns **niemand läſtern, nicht hadern, gelinde ſeyn, Sanftmüthigkeit beweiſen gegen alle Menſchen.** Laſſet uns unſern Pfad in der Stille fortwandeln, ohne Geräuſch und Prahlerey, wie es Chriſten ziemt. Laſſet uns Frieden haben mit jedermann, ſo wie mit uns ſelbſt. **Liebe Brüder! So etwa ein Menſch von einem Fehler übereilt würde; ſo helfet ihm wieder zurecht mit ſanftmüthigem Geiſte.** (Epiſt. an die Gal. Cap. VI. V. 1.) Dann wird uns Gott zu allen unſern Vorhaben ſeine Gnade ſchenken; Er thue dies, um ſeines geliebten Sohnes, unſers Herrn und Heilandes willen; Amen!

Drit-

Dritte

Predigt

über

Jeſaias Cap. XXXII. V. 17.

Die Gerechtigkeit Frucht wird Friede
ſeyn, und ihr Preis ewige Stille
und Sicherheit.

Gnädiger, liebreicher Gott und Vater!

Wir werfen uns nieder vor Deinem Thron in tiefſter Demuth, und flehen zu Dir: Laß in dieſer Stunde, da wir uns mit Betrachtung der heiligen Wahrheiten der Religion beſchäftigen wollen[*], unſre Herzen und Sinne nur zu Dir gerichtet ſeyn! Stehe uns bey mit Deinem heiligen Geiſte, daß er unſern Verſtand erleuchte, damit wir den Unterricht in den göttlichen Lehren des Erlöſers aufmerkſam faſſen; Er rühre unſre Herzen, damit wir **nicht blos Hörer ſondern auch Thäter des Worts** ſeyn mögen! Gieb, daß die Kraft Deines Evangeliums in uns würkſam werde, uns erweiche, rühre, dauerhaft lenke zum Guten, unſer Innerſtes umſtimme, und jene heitre Ruhe über unſer ganzes Weſen verbreite, die das Erbtheil derer iſt, die Dir wohlgefällig leben und wandeln, damit wir friedevoll und ſicher unſern Pfad betreten, und am Ende dieſer kurzen Laufbahn, voll Heiterkeit und Zuverſicht auf Deine Gnade, zu unſrer ewigen Beſtimmung übergehn können. Wir bitten Dich darum im Nahmen Jeſu; Amen!

Laß ab vom Böſen, und thue Gutes! Suche Frieden und jage ihm nach! So ermahnet uns der König David im 15ten Verſe des XXXIV. Pſalms. Wir ſollen, um Frieden zu ſuchen, den Weg des Laſters verlaſſen, und edel und rechtſchaffen handeln vor Gott. Redlichkeit, Tugend, Ausübung unſrer heiligen Pflichten iſt hier alſo in dem genaueſten Verhältniſſe mit der Ruhe unſers Herzens geſetzt, und dies leitet uns ſehr natürlich auf den Satz: **daß nur der Rechtſchaffene den wahren Seelen-Frieden ſchme-**

ſchmecken kann. Bey genauer Zergliederung dieſer Wahrheit, wollen wir hauptſächlich eine Stelle aus dem Propheten Jeſaias im XXXIIten Cap. V. 17. zum Grunde legen. Daſelbſt heiſſt es: **Der Gerechtigkeit Frucht wird Friede ſeyn, und ihr Preis ewige Stille und Sicherheit.** Wenn ich Euch dann in dem erſten Theile meiner Rede die Kennzeichen eines ruhigen friedensvollen Herzens werde angegeben haben, will ich im zweyten zeigen, warum nur allein der Rechtſchaffene dieſes Glücks theilhaftig wird, und zuletzt erinnern, wie man über ſich wachen müſſe, um dieſen Frieden zu erlangen und zu bewahren.

Sehr oft wird in den Schriften der Propheten und Apoſtel das Wort Frieden gebraucht, um denjenigen Zuſtand der Seele zu bezeichnen, in welchem der Menſch, weder von ſtürmiſchen Leidenſchaften gequält, noch von Zweifeln, Sorgen und Bekümmerniſſen beunruhigt, nicht nur mit ſeinem Nebenmenſchen einig und liebreich lebt, ſondern auch in ſich ſelbſt Ruhe des Gewiſſens hat, und, als die ſichere Folge davon, ſein Herz zutrauvoll zu dem Schöpfer aller Dinge erheben kann — Gewiß der glücklichſte, ſeligſte Zuſtand, der uns einen Vorſchmack jener beſſern Welt giebt, in welcher kein Leid, keine Thräne, kein Geſchrey mehr ſeyn wird. Wer es dahin gebracht hat, meine Freunde! daß weder die Eindrücke von den Dingen auſſer ihm, noch innere Unruhe und Leiden ſein Gemüth aus dem glücklichen Gleichgewichte bringen, ihn nicht abhalten und zerſtreuen können, ſich für jene Zukunft vorzubereiten — Der iſt es, in welchem wahrer göttlicher Seelen-Frieden wohnt. Aber leider! iſt dieſe reine Wonne, in ihrer ganzen Größe, nur das Erbtheil weniger Beſſern, die ſchon hier zu einer höhern Stufe der Vollkommenheit gelangt ſind. Doch iſt es Pflicht des Chriſten, darnach zu ſtreben, und wir können es, unter göttlichem Beyſtande, durch Läuterung unſrer Vernunft, Beſſerung unſres Herzens, und Reinigung unſrer Sitten ſehr weit darinn bringen.

Verwechſelt aber nicht, meine Freunde! leichtſinnige Sorgloſigkeit, noch pflegmatiſche Unempfindlichkeit, noch verſtockte Sicherheit, der Menſchen ohne Grundſätze, ohne Nachdenken und ohne Gewiſſen, mit der Ruhe der Seele, von welcher ich rede. Wer, ohne über ſeine höhere Beſtimmung nachzudenken, auf das Geradewohl hinlebt, ſein geerbtes Einkommen verzehrt, ohne ſich darum zu bekümmern, ob er Rechenſchaft von der Anwendung geben kann, ob er Gutes oder Böſes damit geſtiftet, ob er ſeine theuren Stunden zu ſeinem Heil und zum Beſten der Welt angewendet, oder im Müßiggange verſchleudert hat; der kann vielleicht immer im Taumel der Freude leben; Seine Stirne wird heiter, ſein Auge fröhlich ſcheinen; Aber das iſt kein Zuſtand von wahrer, ruhiger Freude. Es kommen früh oder ſpät Augenblicke des Nachdenkens, oder ein unvermutheter Unglücksfall trifft ihn; dann iſt alle Lebenswonne hin, und von der ausgelaſſenſten Luſtigkeit wird der Leichtſinnige zur ſchwärzeſten Melancholey herabgeſtimmt.

Wer, aus Mangel an Gefühl, ſich nichts zu Herzen zieht, bey immerwährendem Seelenſchlafe, nie durch das Elend Andrer zum Mitgefühl, nie durch ihn ſelbſt treffende Begebenheiten zu ernſthaften Ueberlegungen und zu Erweichung ſeines verhärteten Herzens zu bewegen iſt; deſſen Gemüth werden freylich wenig Kümmerniſſe aus dem behaglichen Zuſtande erwecken; allein iſt das Ruhe, wobey kein Genuß, keine wahre Exiſtenz iſt? Würdet Ihr von einem Kranken, der alle Empfindung verlohren hätte, ſagen, daß er geſund geworden wäre?

Der, deſſen Herz, durch lange Uebung im Laſter verſtockt, durch Unglauben über jeden moraliſch-religioſen Vorwurf hinaus, durch Verhärtung taub geworden gegen die Stimme des warnenden Gewiſſens, mit lachendem Munde von einem Zuſtande nach dem Tode redet, weil er daran nicht glaubt, mit Spott den ermahnenden Freund zurückweiſet, der an ſeinem Heil arbeiten will — ach! der iſt am mehrſten zu bedauern. Tugend und Religion werden, in einſamen Stunden, ſelbſt im Traume, und am lebhafteſten vielleicht in der letzten qualvollen Todesſtunde, in ihrem göttlichen Glanze ſich ſeinen Augen von ferne zeigen. Er wird dann mit doppelter Angſt fühlen, welche Hülfe er von ſich geſtoßen hat, und wird nicht den Frieden finden, der die Seele des wahren Weiſen und Chriſten erwärmt und erheitert.

Die ächte Seelenruhe hat ganz andre Kennzeichen, ganz andre Quellen, ganz andre Würkungen. Der Mann, in welchem göttlicher Frieden wohnt, hat in jeder Periode ſeines Lebens ein für wahre, edle Freude empfängliches Herz. Er ſchmeckt doppelt die Süßigkeit des geſelligen Lebens, empfindet doppelt lebhaft die Schönheiten der majeſtädtiſchen Natur, nimt wärmern Antheil an dem Glücke ſeiner Brüder. Zu jeder Stunde iſt er gleich aufgelegt, gleich empfänglich. Keine Launen verſtimmen ihn, machen nie, daß er ſich ſelbſt und Andern läſtig wird. Dieſe immer gleiche Stimmung hat dann auch den wohlthätigſten Einfluß auf ſeinen Cörper, auf ſeine Geſundheit, gieſſt Stärke und Lebenskraft durch ſein ganzes Weſen. (Sprüche Cap. XVII. V. 22.) **Ein fröhlichs Herz macht das Leben luſtig, aber ein betrübter Muth vertrocknet das Gebein.** Es iſt aber keine unbändige laute Fröhlichkeit, Ausgelaſſenheit, Luſtigkeit, welcher er ſich überläſſt; Nicht Ueberſpannung, die nicht dauern kann, nein!

ſtiller Genuß gewährt ihm immerwährende Wonne. Wie ein klarer ſanfter Bach durch reizende Thäler ſich windet, und Segen und Fruchtbarkeit zu beyden Seiten verbreitet; alſo flieſſt das Leben des Weiſen in ungeſtörter Ruhe hin, wohlthätig und erquickend, nicht einem reiſſenden Strohme gleich, der in ſeinem Ungeſtüm, mit polterndem Geräuſch und Toben, dort wegreiſſt und hier anſetzt.

Der Chriſt, in deſſen Seele Friede wohnt, iſt immer gleich aufgelegt zur Arbeit, zur nützlichen Thätigkeit. Seine Geſchäfte gehen doppelt gut von Statten. Er kann ſich zu jeder Zeit in die gehörige Stimmung ſetzen — Ein Glück, welches, bey vollkommener Geſundheit des Leibes und der Seele, dem Weiſen nie mangelt; Alle Zerſtreuung, alle böſe Laune, iſt Würkung eines unruhigen Herzens; ſelbſt cörperliche Schmerzen laſſen ſich durch Geduld überwinden, und die Seele kann heiter dabey bleiben.

Aber auch bey wiedrigen Vorfällen von Auſſen wird die innere Ruhe ſeines Gemüths nicht von ihm weichen. Er wird ohne Murren ertragen, leiden, hoffen und ſchweigen, bis Gott beſſere Tage ſchickt. Was iſt auch Leiden in dieſer Welt? — Vorübergehende kurze, mehrentheils ſelbſt erzeugte Plage! — nicht zu vergleichen mit den tauſendfachen Freuden, die derjenige ſchmecken kann auf dieſer Erde, der mit Weisheit und Gefühl zu genieſſen verſteht.

Das Unglück Anderer erweicht ſein gutes Herz, aber es ſchlägt ihn nicht zu Boden, raubt ihm nicht die Ueberlegung. Er hilft mit brüderlicher Theilnehmung, ſo viel er kann, und überläſſt die würkſamere Hülfe ſeinem Gotte, der ſich des Leidenden erbarmt.

Er iſt nicht unempfindlich bey dem Bewuſſtſeyn ſeiner Schwächen und Unvollkommenmenheiten. Er erkennt ſie lebhafter als Andre, weil er ſich immer gegenwärtig, weil er achtſam auf ſich ſelbſt iſt. Er arbeitet an ſeiner Beſſerung, und verzweifelt nicht, denn ſein ruhiges Herz fühlt den Beyſtand, die Einwürkung des Geiſtes Gottes, der nur in ſolche Seelen ſich gnadenreich herabſenkt, in denen Frieden wohnt.

Er erträgt die Schwächen Anderer mit Liebe und Sanftmuth, hadert nicht, eifert nicht. Wer mit ſich ſelbſt in Frieden lebt, der hat gewiß auch Ruhe von Andern. In ſeinem Hauſe herrſcht Zufriedenheit und beſcheidene, ſitſame Freude, oder, wie David ſagt: (Pſ. CXII. V. 7.) **häuslicher Frieden in ſeinen Mauren, und Glück in ſeinem Pallaſte.** Wie ein erquickender Sonnenſtrahl in den erſten Tagen des Frühlings, alſo erwärmt und belebt die Heiterkeit des Weiſen alles, was ihn umgiebt.

Aber,

Aber, meine geliebteſten Freunde! Warum kann denn dieſen göttlichen Frieden nur der ſchmecken, welcher rechtſchaffen und edel handelt vor Gott und Menſchen? Ich habe Euch verſprochen, dies im zweyten Theile meiner Rede zu zeigen, aber nach dem Bilde, welches ich Euch von dem Seelen-Frieden entworfen habe, werden mich dieſe Betrachtungen nicht lange aufhalten.

Wer ſeine Glückſeligkeit auf den Beſitz zeitlicher Güter und auf die Befriedigung ſeiner Leidenſchaften bauet, der kann kein dauerhaftes Glück genieſſen. Alles in dieſer Welt iſt den Veränderungen des Schickſals unterworfen. Wer nicht entbehren gelernt hat, deſſen ganze Exiſtenz hängt an wandelbaren Dingen. Gehäufte Bedürfniſſe, Wünſche ohne Zahl werden ihm zur Nothwendigkeit. Wer ihm davon den kleinſten Theil entzieht, oder vereitelt, der raubt ihm ein Stück ſeines Weſens —

Wie kann ein ſolcher ruhig und zufrieden leben? —

Wenn wir nun alſo nicht auf den ſichern Beſitz vergänglicher Güter rechnen dürfen; ſo müſſen wir wohl unſre Ruhe auf ein anders Gut bauen, das von Reichen und Armen, von Vornehmen wie von Geringen beſeſſen werden, unwandelbar, unabhängig von Zeit und Schickſal, in jedem Zuſtande, in allen Vorfällen des Lebens, uns tröſten, uns Frieden gewähren, und zu einer beſſern Welt vorbereiten kann; Und dieſes Gut, das einzige, welches alle Proben aushält, iſt die chriſtliche Tugend, das heiſſt: Die genaueſte Erfüllung derjenigen Pflichten, welche uns die Religion Jeſu vorſchreibt und empfiehlt.

Dieſe unverbeſſerlich reine Moral iſt nicht nach Willkühr, ſondern nach den Grundſätzen der hellſten Vernunft, der höchſten

Weisheit, aufgeſtellt. Sie macht uns aufmerkſam auf unſer eigenes Intereſſe, zeigt uns, daß den Geiſt aufklären, die Leidenſchaften bekämpfen, und Herrſchaft über ſich ſelbſt erlangen, den höchſten Grad von Freyheit, von Glückſeligkeit, von Veredelung gewährt. Wir bedürfen dann nichts als unſre eigne Erfahrung zu Rathe zu ziehen, um uns zu überzeugen, daß jede Tugend, welche uns die Religion Chriſti empfiehlt, in ſich ſelbſt und ihren Folgen ihren Lohn hat, ſo wie jede Uebertretung der Pflichten ihre Strafe. Wer von uns wird daran zweifeln, daß derjenige den reinſten Genuß hat, der am mäßigſten genieſſt, dagegen Schwelgerey und Unmäßigkeit aller Art, Eckel, Unmuth und Schwäche zurücklaſſen? Wer wird leugnen, daß nur der die ganze Glückſeligkeit des Reichthums fühlt, der die Wonne kennt, wohlzuthun? Wem wird es nicht in die Augen fallen, daß derjenige am mehrſten geehrt wird, der am wenigſten äuſſere

Ehre fordert, daß der am kräftigſten überzeugt, der durch weiſe Gründe und Beyſpiel lehrt, daß der am ſicherſten herrſcht, der mit Liebe und Sanftmuth regiert? — Kurz! wer wird nicht geſtehen müſſen, daß die Erfüllung jeder chriſtlichen Tugend uns ſchon in dieſer Welt an Leib und Seele glücklicher, ſtärker, fröhlicher, und daß hingegen die Uebertretung dieſer weiſen Lehren uns unvollkommener macht? Wenn nun aber der wahre Seelen-Friede in der Empfindung der Harmonie unſrer Vernunft mit unſern Gefühlen, und in dem höhern Grade der Vervollkommung und Veredlung, ohnabhängig von allen äuſſern Umſtänden, Eindrücken und Schickſalen beſteht; ſo dürfen wir nur allein von dem tugendhafteſten Manne erwarten, daß der reinſte Seelen-Friede in ſeinem Herzen wohne. Der Beyfall unſers Gewiſſens iſt das Einzige, was uns Ruhe gewähren kann. Je ſicherer wir uns deſſen rühmen können; deſto vollkommner

ner iſt unſer Seelen-Friede. Dies Gewiſſen iſt aber nicht ein von Vorurtheilen und Anhänglichkeit an die Vorſchriften eines willkührlichen Syſtems geleitetes Gefühl, ſondern es iſt die Stimme der reinen Vernunft, zum Vortheil unſers Herzens, denn ſonſt müſſte der Begriff, den wir von der Tugend gegeben haben, falſch ſeyn.

Auch beſtättigt die Erfahrung jedes aufmerkſamen Beobachters den Satz, daß man alle Merkmale der Ruhe und des Seelen-Friedens, in jedem Zuſtande, ohnunterbrochen, bis zum letzten Augenblicke des Lebens, nur bey den edelſten, tugendhafteſten Menſchen wahrnimt; daß dieſe, in allen Schickſalen und Verhältniſſen, gleich heiter und zufrieden bleiben. David fühlte wohl, wie nothwendig zum inneren Frieden Tugend und Pflichts-Erfüllung ſind. Wenn er über Unruhe des Gemüths jammerte; (im 4ten Verſe des XXXVIII. Pſalms) ſo klagt er ſich ſelbſt an: Es iſt nichts Geſundes, ſpricht er, an meinem Leibe vor Deinem Dräuen; und iſt kein Friede in meinen Gebeinen vor meiner Sünde. Ein lebhaftes Bild von der Angſt eines anklagenden Gewiſſens!

Allein die chriſtliche Tugend gewährt uns nicht nur in dieſem Leben Ruhe, ſondern ſie erfüllt uns auch mit Troſt und Hofnung in dem Augenblicke unſers Uebergangs in eine andre Welt. Schon die Heiden erkannten es, daß wenn ein beſſerer Zuſtand nach dem Tode zu hoffen wäre, nur der darauf Anſpruch machen könnte, welcher auf dieſer Erde als ein guter und weiſer Menſch gelebt hätte, und die heilige Religion Jeſu krönt dieſe Hofnung mit den tröſtlichſten Zuſicherungen. Wenn es wahr iſt, daß Tugend uns veredelt, und Laſter uns unvollkommner machen; ſo kann gewiß nur derjenige ſeiner Seele, nach der Auflöſung der irdiſchen Theile, einen glücklichern Wirkungskreis verſprechen, der auf dieſer

Erde treu ſeine Beſtimmung erfüllt hat, da hingegen der Mann, welcher ſich durch unweiſe, untugendhafte Aufführung herabſetzt; nicht erwarten darf, in jener Welt einen beſſern Platz ausfüllen zu können. Dies wird uns in den Schriften des neuen Bandes durch die Vorſtellung des Himmels und der Hölle anſchaulich gemacht. **Wer zu ſeiner Ruhe gekommen iſt,** heiſſt es Ebräer Cap. IV. V. 10. **Der ruhet auch von ſeinen Werken, gleichwie Gott von den ſeinigen.**

Und o! meine Geliebteſten! das iſt dann der höchſte Grad des göttlichen Friedens, daß er auch in der letzten Todesſtunde nicht von uns weicht, daß wir, heiter, voll Zuverſicht auf die göttliche Barmherzigkeit, ſanft die Augen ſchlieſſen können. Wer aber kann dies Glück genieſſen? Wer anders als der tugendhafte Chriſt? **Von den Unverſtändigen wird er angeſehn, als ſtürbe er, und ſein Abſchied wird für eine Pein gerechnet,**

net, und ſeine Hinfarth für ein Verderben, aber er iſt im Frieden. (Buch der Weish. Cap. III. V. 2 und 3.)

Doch laſſet uns auch zuletzt ſehen, welche Mittel wir wählen müſſen, dieſes göttliche Kleinod, dieſen Seelen-Frieden, den nur der Tugendhafte ſchmecken kann, in möglichſt hohem Grade zu beſitzen und zu bewahren!

Die rauſchenden lermenden Freuden der Welt zerſtreuen das Gemüth, verſtimmen es, machen es unfähig zu ernſthaften Betrachtungen, und ſchwächen nicht ſelten den Cörper. Eine vernünftige, nicht übertriebene Entfernung von zu lauten, zerſtreuenden Luſtbarkeiten iſt daher das Erſte, was ich Euch empfehle, wenn Ihr Frieden des Gemüths-Ruhe ſucht. Vorzüglich würde ich denen, die nicht ſehr feſt in Grundſätzen und in der Herrſchaft über ihre Begierden, oder zu reitzbar, zu lebhaft ſind, hierzu ermahnen; denn der weiſere, gebildete Mann, weiß auch, mitten in ſolchem Getümmel, das Gleichgewicht ſeines Gemüths zu behalten; doch giebt er häuslichen und andern ſtillen, unſchuldigen Freuden in kleinen Circuln, den Vorzug vor jenem großen Geräuſche.

Weit entfernt aber ſey es von uns, ein einſiedleriſches Leben als einen ſichern Weg zur Glückſeligkeit anzuſehn! Nein! der Menſch iſt zur Geſelligkeit gebohren, und wir brauchen nur einen Blick um uns her zu werfen, und gewahr zu werden, wie ſelten in einſamen Zellen Ruhe und Frieden wohnt. Deßfalls kann man im Gegentheil einen vernünftig gewählten Umgang mit edelgeſinnten Menſchen, verſtändige Geſpräche mit denſelben, und einen geſitteten Scherz als das zweyte Mittel zu Erlangung und Bewahrung des Seelen-Friedens betrachten.

Müſſiggang erzeugt Langeweile, Leerheit des Kopfes und Herzens, nährt oft eitle Wünſche, erweckt zuweilen unerlaubte Begierden, und führt nicht ſelten zum Laſter. Eine weiſe, zweckmäßige Anwendung der Zeit, zu ſeiner und ſeiner Brüder Belehrung, Aufklärung, Glückſeligkeit und Beſſerung, iſt daher das dritte Mittel zu Erlangung des wahren Friedens; Und wem von uns kann die Empfindung der heitern Wonne fremd ſeyn, von welcher man ſich am Abend eines nützlich verlebten Tages durchdrungen fühlt?

Wenn Ihr Euch, meine Freunde! überzeugt habt, daß nur Tugend Ruhe der Seele gewähren kann; ſo werdet Ihr auch, als das vierte Mittel zu Bewahrung dieſer Ruhe, die Bezähmung der Leidenſchaften annehmen. Dazu gehört dann ſtrenge Achtſamkeit auf ſich ſelbſt, Unterdrückung eitler, ehrgeiziger Wünſche und Plane, die größte Mäßigkeit, und öftere Erforſchung ſeiner ſelbſt, Erkenntniß ſeiner Fehler, und

An-

Anwendung ſolcher Mittel die uns beſſern, und von Mängeln reinigen können.

Ich habe Euch vorhin geſagt, daß nur ein aufgeklärter Geiſt auf den höchſten Grad von Frieden Anſpruch machen dürfe. Als ein fünftes Mittel zur Seelen-Ruhe empfehle ich Euch daher die möglichſte Vervollkommung Eurer Verſtandeskräfte. Nur der, welcher die menſchlichen Dinge, Schickſale und Verhältniſſe, aus den richtigſten Geſichtspuncten betrachtet, nur der kann ſicher ſeyn, durch keinen ohnerwarteten Zufall, durch kein Unglück, durch keine Begegnung der Menſchen, aus ſeinem glücklichen Gleichgewichte gebracht zu werden.

Vergebens ſucht aber derjenige den inneren Frieden, der mit ſeinen Brüdern im Streite lebt. Duldung und Nachſicht mit ſeinem Nächſten ſoll daher das ſechſte Stück ſeyn, das ich Euch empfehlen will.

Doch endlich und ſiebentens ſind, mehr als alle andre Mittel, die Religions-Uebungen

gen fähig, unſer Gemüth in eine ſo ſanfte, ſelige Stimmung zu ſetzen. Erhebung der Seele zu Gott; inniges herzliches Gebeth — Nicht jenes mechaniſche Herplaudern auswendig gelernter Formeln, zu feſtgeſetzten Zeiten des Tages; nicht aufmerkſames, angewöhntes Laufen aus einer Kirche in die andere; ſondern ein ſtilles Hinſehnen der vom göttlichen Lichte erfüllten, tief gerührten Seele; ein Hinſehnen nach dem beſſern Vaterlande; ein Hinaufſchwingen des Geiſtes, der die verklärende Gegenwart des Unendlichen, Allgegenwärtigen ahndet; Ein dringender Seufzer des gepreſſten Herzens, in Anwandlungen von irdiſcher Schwäche; Eine Wehmuths-Zähre bey dem Gefühle der geſunkenen Menſchheit — O, meine Theuerſten! Wer davon nie die ganze Seligkeit empfinden kann, wem das Schwärmerey ſcheint; der wird nie den göttlichen Frieden ſchmecken. Er wird, wie Paulus ſagt, durch die Furcht des Todes ſein ganzes Leben ein Knecht ſeyn, (Ebr. Cap. II. V. 15.) Aber geiſtlich geſinnt ſeyn iſt Leben und Frieden (Röm. Cap. VIII. V. 6.) Und die alſo gewandelt haben, kommen zum Frieden, und ruhen in ihren Kammern. (Eſaias C. LVII. V. 2.)

So laſſet uns denn, Freunde, Brüder! laſſet uns dieſem Kleinod nachjagen! Laſſet uns dem nachſtreben, das zum Frieden dient, und zur Beſſerung unter einander. (Röm. Cap. XIV. V. 19.) Kein irdiſches Ungemach, kein Schickſal, nicht Armuth, nicht Krankheit, nicht Druck, müſſe uns unſre Ruhe, unſre innre Heiterkeit rauben! Es iſt beſſer ein Weniges mit der Furcht des Herrn, denn großer Schatz mit Unruhe. (Sprüche Cap. XV. V. 16.)

So regiere denn der Friede Gottes in Euren Herzen (Coloſſ. Cap. III. V. 15.) Dieſer Friede Gottes, welcher höher iſt denn alle Vernunft, der ſtärke und behüte Euch in wahrem Glauben, von nun an bis in Ewigkeit: Amen!

Vier=

Vierte

Predigt

über

Epiſtel Jacobi Cap. V. V. 16.

Des Gerechten Gebeth vermag viel, wenn es ernſtlich iſt.

Bethet und arbeitet! Dieſen Zuruf, meine Freunde und Brüder! leſen wir in der heiligen Schrift, und eben daſelbſt: Wer nicht arbeitet, der ſoll auch nicht eſſen. In dem erſten Spruche werden wir ermahnt, bey unſern weltlichen Geſchäften die Religions-Uebungen nicht zu verſäumen, und in dem zweyten wird uns angedeutet, daß Gott den Segen des Lebens, den Genuß der Schätze dieſer Erde, nur den fleiſſigen, arbeitſamen Menſchen verleyhen wolle.

So ſchädlich alſo das Vorurtheil iſt, daß, wenn man ſonſt nur ſeinen Platz in dieſer Welt ausfüllte und tugendhaft lebte, man der Religions-Uebungen und des

Gottesdienſtes entbehren könnte; eben ſo ſehr irren die, welche glauben, äuſſere Gottes-Verehrung, immer fortgeſetztes Bethen, ſey allein hinlänglich vor Gott, und er werde es uns zum Verdienſt anrechnen, wenn wir unaufhörlich auf unſern Knien ihn angerufen haben, und dabey auf keine Art der Welt, in welche er uns geſetzt hatte, nützlich geweſen ſind.

Erhebung der Seele zu Gott, und Betrachtung höherer Gegenſtände ſind nicht nur Pflichten des Chriſten, ſondern dieſe edlen Beſchäftigungen machen uns auch wärmer, thätiger, eifriger und geſchickter zur Berufs-Arbeit, als ein ſpeculatives Leben — Ich mögte es nicht religioſes Leben nennen, denn was iſt Religion ohne Ausübung unſrer Pflichten? — Ein blos ſpeculatives Leben, ſage ich, kann ohnmöglich dem Allgegenwärtigen ſtets würkenden höchſten Weſen wohlgefällig ſeyn.

Ich werde die jetzige Stunde dazu anwenden, Euch, meine Brüder! dieſe Sätze genauer zu erklären, und Betrachtungen über das Gebeth eines Chriſten anzuſtellen.

Der Apoſtel Jacobus ſagt in dem Vten Cap. ſeiner Epiſtel, im 16ten V. **Des Gerechten Gebeth vermag viel, wenn es ernſtlich iſt.** Dieſe Worte werden uns Stoff zu unſern Betrachtungen über das Gebeth eines Chriſten geben. Ich will Euch zuerſt vortragen: **wie uns die Religion zu bethen befiehlt,** und dann: **welche Kraft wir uns vom Gebethe zu verſprechen haben.**

Und Du, o Gott und Herr! **Lehre uns, Dir wohlgefällig bethen!** (Luc. Cap. XI. V. 1.) **Wende Dich zum Gebethe Deiner Knechte, und zu ihrem Flehen!** (1 Buch der Könige Cap. VIII. V. 28.)

V. 28.) Der Du alle Himmel, das ganze Weltgebäude erfüllſt, regierſt, und erhältſt! Laß **Deinen Namen** immer heilig unter uns bleiben! Gieb, daß Dein Reich zu uns komme, daß wir nach Deinem Worte, nach den Vorſchriften unſrer göttlichen Religion regiert werden, daß Dein **Wille auf Erden geſchehen**, Dein Geboth, das nur allein zu Beförderung unſrer zeitlichen und ewigen Glückſeligkeit dient, gehalten werden möge! Laß uns nicht Noth noch Unglück noch Mangel leiden, hier wo Du jedem ſein tägliches Brod angewieſen haſt! Gieb uns ein mäßiges Auskommen, bey geſundem Leibe und zufriednem frohen Herzen! Vergieb gnädig, und habe Nachſicht mit unſern **Verſchuldungen**, wenn wir nur gar zu oft abweichen vom graden Wege der Tugend; aber verleyhe auch uns den Geiſt der Sanftmuth, Duldung und Verzeyhung gegen ſchwache Brüder und gegen die, ſo uns beleidigen und kränken! Führe uns nicht in Verſuchung! Laß uns nicht in Lagen kommen, in welchen unſer ſchwaches Herz verleitet werden könnte, zu fehlen, und zu Vergehungen hingeriſſen zu werden! Laß uns immer vollkommner und wahrhaftig glücklicher werden, und wende von uns ab, Sünde und Unglück! Erlöſe uns von allem Uebel! Denn Du allein biſt Herrſcher und Regierer, mächtig, gütig, herrlich, ewig und unveränderlich; Amen!

Des Gerechten Gebeth vermag viel, wenn es ernſtlich iſt. Alſo nur das Gebeth des Gerechten, das heiſſt: Das Gebeth des Mannes, der ſeine Pflichten treu und aus reinem Herzen erfüllt; Nicht das Gebeth deſſen, der keine Tugend ausübt, oder wohl gar ſie übertritt! Das Gebeth des Gerechten! Alſo ſoll auch der Gerechte bethen, nicht blos ſich auf ſeine

Tugend ſtützen, nein! auch wenn er ſich ſeiner Redlichkeit bewußt iſt, dennoch die Religions-Uebungen nicht verſäumen. Und dies Gebeth vermag viel, iſt keine unnütze Cäremonie, ſondern ein kräftiges Mittel zu höheren Zwecken; Aber es vermag nur dann viel, wenn es ernſtlich iſt. Alſo muß das Gebeth auch beſondere Eigenſchaften haben, und auch nicht jedes Gebeth des Gerechten vermag viel, ſondern nur das, welches ernſtlich iſt.

Dieſe Zergliederung unſers Textes führt uns zu jeden einzelnen Punct unſrer Betrachtungen. Wir wollen daher zuerſt fragen: Wer kann bethen? Wie ſoll man bethen? Wo, in welchen Augenblicken, und wie oft ſoll man bethen? Und dann: Was haben wir von den Würkungen eines ſolchen Gebeths zu erwarten?

„Wer kann und darf mit Zuverſicht und Wirkung bethen? Der Text lehrt uns: **Der Gerechte**, das heiſſt: der Mann, welcher ſeine Pflichten treu und recht erfüllt. In dieſem Verſtande iſt das Wort gerecht faſt immer in der Bibel gebraucht. Nur der tugendhafte Mann darf es wagen, ſich ſeinem Schöpfer zu nähern. Darum heiſſt es: Jeſ. Cap. I. V. 15. **Und wenn Ihr ſchon Eure Hände ausbreitet, verberge ich doch meine Augen vor Euch; und ob Ihr ſchon viel bethet, höre ich Euch doch nicht; Denn Eure Hände ſind voll Bluts.** Wer, am Laſtern befleckt, von unedlen Begierden verführt, unter der Herrſchaft des gröbern Cörpers ſteht, deſſen geiſtiger Theil wird es vergebens verſuchen, ſich zu dem reinſten, vollkommenſten göttlichen Weſen hinaufzuſchwingen. Aber Tugend und Redlichkeit ſtimmen den ganzen inneren und äuſſern Menſchen zu jener ſeligen Harmonie,

nie, die allein ihn empfänglich machen kann, die Gegenwart des Geiſtes Gottes zu ertragen. Der Gottloſen Opfer iſt dem Herrn ein Greuel, aber das Gebeth des Frommen iſt ihm angenehm. (Sprüche Cap. XV. V. 8.

Doch nicht nur ein ſolcher, welcher ſich mit groben Laſtern beſleckt und ſo weit vom Ebenbilde Gottes entfernt hat; ſondern auch der wird nicht mit Andacht und Erfolge bethen können, welcher beſtändig im Taumel irdiſcher, lermender Freuden lebt. Der Eindruck dieſer ſinnlichen Ergötzungen wird auf ſeiner Seele ruhn, ihn zerſtreuen, abziehen von beſſern Gegenſtänden, und ſeiner Erhebung in den Weg treten. Nur der alſo kann andächtig bethen, in deſſen Seele Ruhe und Friede wohnt. Allein, meine Freunde! da Tugend und Redlichkeit nicht in einem unthätigen Leben, ſondern in Ausübung unſrer

Pflichten beſtehen; da nicht die leere zweckloſe Einſamkeit, ſondern das Bewuſſtſeyn edler Thaten der Seele dieſen Frieden geben kann; ſo verſtehen wir endlich unter dem Gerechten, deſſen Gebeth viel vermag, auch nur denjenigen, welcher in dieſer Welt ſeine Beſtimmung erfüllt, ſich und ſeinen Nebenmenſchen nützlich iſt, und da berufe ich mich dann auf Eure eigene ältere und künftige Erfahrung, ob Ihr Euch je aufgelegter zum wahren Gebethe gefühlt habt, als nach einem Tage, in zweckmaßigen nützlichen Geſchäften verlebt.

Vorurtheile und Irrthümer haben leider! ſo manche Lehre der einfachen Religion Jeſu unrecht und mangelhaft erklärt, und dahin gehört auch der übertriebene Werth, den man einem von allem menſchlichen Umgange abgezogenen einſiedleriſchen Leben beygelegt hat. Ohnmöglich kann dem weiſen gütigen Schöpfer, der jedem Geſchöpfe den

Trieb zur Geſelligkeit in das Herz legte, damit gedient ſeyn, daß Leute, in den beſten Jahren, unter dem Vorwande, ſich der Religion zu widmen, ſich einſperren, und das Gebeth zu einer Gewohnheit machen. Wie leicht artet nicht ein ſolcher mechaniſcher Gottesdienſt in Schwärmerey, Andächteley und Heucheley aus! Traurige Beyſpiele beſtättigen dieſen Satz. Wer noch nie der Welt gedient hat, kann nicht Beruf zu einem ſpeculativen Leben haben; Man kann Gott nie beſſer dienen, als wenn man der Welt dient; Arbeit ſtimmt uns zum Gebeth, und ein ſtumpfer Kopf und ein leeres Herz ſind dem höchſten Weſen gewiß nicht wohlgefällig. Nur wenig Menſchen ſind vielleicht berufen, am Ende ihrer Laufbahn auszuruhn von einem thätigen nützlich hingebrachten Leben, und ſich dann, durch die einzige Beſchäftigung mit höhern Gegenſtänden, zu ihrem baldigen Uebergange in eine beſſere Welt vorzubereiten.

Wir aber, meine Freunde! die wir noch den Staaten und unſern Brüdern unſre Kräfte zu widmen ſchuldig ſind, wir wollen nicht abweichen von dem Satze, daß das Gebeth des arbeitſamen rechtſchaffnen Mannes Gott am angenehmſten iſt. **Wir werden dann, was wir bitten, von ihm nehmen, denn wir halten ſeine Gebothe, und thun, was vor ihm gefällig iſt.** (1. Joh. Cap. III. Vers 22.)

Aber wie ſoll man denn bethen? Das iſt die zweyte Frage, die wir zu beantworten haben. Gott, das höchſte Weſen, das alles erfüllt, und aller Orten unſichtbar gegenwärtig iſt, dieſen Gott dürfen wir uns freylich nicht ſo ſinnlich vorſtellen, daß wir glaubten, wir könnten Geſpräche mit ihm halten, oder gar, er bedürfte unſrer Worte, um unſer Anliegen, den Wunſch unſers Herzens, zu erfahren. Allein, meine Theuerſten! wir ſind nun einmal ſinnliche Men-

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

ſchen; Nur durch Zeichen und Wörter können wir unſre Gedanken Andern und uns ſelbſt verſtändlich machen; ja! ſo oft wir denken, denken wir Wörter. Wir können uns keines Dinges erinnern, ohne daß wir an den Nahmen denken, den wir dieſer Sache beylegen. Selbſt wenn wir uns unkörperliche Dinge vorſtellen wollen, ziehen wir entweder den Begriff von ſichtbaren Gegenſtänden ab, oder wir malen uns, ohne es gewahr zu werden, die Buchſtaben, womit das Wort geſchrieben wird, oder die ſichtbaren Würkungen dieſer unkörperlichen Dinge ſtellen ſich uns vor Augen — Jeder denkt in ſeiner Sprache; aber Sprache iſt von Vorſtellung unzertrennlich. Sollen wir daher irgend einen guten Gedanken haben; — und ein guter Gedanke iſt wahrlich hinlänglich zum Gebethe — ſo bleibt uns kein andres Mittel übrig, als ihn in Worten darzuſtellen. Nun haben aber der Ton der Stimme und ein warmer, lebhafter Vortrag an ſich ſchon etwas Herzergreifendes, Rührendes, folglich ſind laute Gebethe und Gebethe in Verſammlungen nicht zu verwerfen, doch ſagt Sirach: (Cap. VII. Vers 15.) **Wenn Du betheſt; ſo mache nicht viel Worte!** Es iſt nicht die Eigenſchaft irgend eines hohen Affects, ſich viel und weitläufig in Worten zu ergieſſen. Ein guter Gedanke; Ein Seufzer aus dem gepreſſten Herzen; Ein kunſtloſes Wort, aus gefühlvoller reuiger, nach Troſt lechzender Seele, das iſt das beſte, das kräftigſte, Gott wohlgefälligſte Gebeth! Ich warne Euch daher vor auswendig gelernten, zu gewiſſen Zeiten wiederholten Gebethen. Es iſt nicht möglich, daß man beſtimmte Begriffe, noch weniger, daß man lebhafte Gefühle mit Formeln verbinden kann, die man oft herplaudert; Und wie kann man erwarten, daß ich zu jeder Zeit grade in derſelben Gemüthsverfaſſung ſeyn ſolle, in welcher der Mann war, der das Gebeth, ſeinem Zuſtande gemäß, hielt und aufſchrieb. Man kann aber ſchon die Jugend früh gewöhnen, ihre Gedanken zu ordnen und, ohne künſtliche Wendungen, grade und herzlich zu ſagen, was ſie denkt und empfindet. Gute, wohl verfaſſte Gebethe zuweilen zu leſen, das iſt daher auf keine Art zu tadeln. Allein das heiſſt nicht bethen, wenn man Gebethe lieſet, denn zum ächten Gebeth gehört unwillkührliche, warme Ergieſſung des Herzens.

Nach den verſchiedenen Empfindungen nun, von welchen die Seele durchſtrömt iſt, giebt es denn auch mancherley Gattungen von Gebethen. Das innige Gefühl der Wohlthaten, die wir täglich vom liebreichen Schöpfer genieſſen, ſtimmt uns zum Dankgebethe; die Bewunderung ſeiner erſtaunenden Gröſſe, die wir in der unnachahmlichen Ordnung der kleinſten Theile des unermeßlichen Weltgebäudes erblicken, zum Lobe und Preiſe Gottes; das Bewuſtſeyn unſrer Schwäche und Unvollkommenheit, zur demüthigen, reuevollen Anklage, wie das Gebeth des Zöllners beym Lucas Cap. XVIII; fromme und erlaubte Wünſche für uns und Andre, zur Bitte um neue Wohlthaten; und Drang des Unglücks, der Krankheit, des Elendes, zum Flehen um Hülfe und Rettung. Bey einzelnen Vorfällen, die vorzüglich auf uns würken, wird alſo das Herz gepreſſt, ſucht Erleichterung, und ergieſſt ſich im Gebethe.

Für jede Art dieſer Gebethe finden wir aber in den heiligen Büchern Vorſchriften, Beyſpiele und Warnungen. Gott zürnet nicht, wie ein Menſch, heiſſt es, Judith Cap. VIII. Vers 13 und 14., daß er ſich nicht verſöhnen laſſe; aber wir ſollen uns demüthigen von Herzen, und ihm dienen, und mit Thränen vor ihm bethen, daß er Barmherzigkeit an uns be-

beweiſen wolle. Paulus verſichert den Philemon (im 4ten Verſe ſeines Briefes) **Er gedenke Seiner allezeit in ſeinem Gebethe.** Ja! unſer Erlöſer hat uns noch am Creuze das nachahmungswürdigſte Beyſpiel gegeben, wie man ſogar für ſeine Feinde bethen müſſe. Von ihm haben wir auch die deutlichſten Vorſchriften (Math. Cap. VI. Vers 5. 7. 8.) wie wir unſer Gebeth einrichten ſollen. **Ihr ſollt nicht öffentlich bethen, wie die Heuchler,** ſpricht er, **nicht herplappern, wie die, welche glauben, ſie werden erhört, wenn ſie viel Worte machen; Denn Euer Vater weiß ja doch, was Ihr bedürft, ehe Ihr bethet.**

Wo aber ſoll man bethen? Das haben wir ferner gefragt. Ich antworte mit den Worten des Erlöſers (ebendaſelbſt im 6ten Verſe) **Wenn Du bethen willſt; ſo gehe in Dein Kämmerlein, und verſchlieſſe**

ſchlieſſe die Thür! Bethe dann zu Deinem Vater im Verborgenen, und Dein Vater, der in das Verborgene ſiehet, wird Dir's vergelten öffentlich. Gewiß iſt ein Gebeth in einſamen Augenblicken, fern vom Geräuſche der Welt, herzlicher, inniger, und kann der Lage und dem Gemüthszuſtande des Bethenden anpaſſender eingerichtet werden. Ich habe aber ſchon vorher erinnert, daß deswegen ein Gebeth in Gemeinſchaft mit Andern dennoch nicht unnütz ſey. Vereinigung Mehrerer zu Einem Zwecke, der Anblick einer großen Verſammlung, der Geiſt des gemeinſchaftlichen Würkens und Suchens, die Eintracht unter den Gliedern Einer Gemeine, nach gleichen Grundſätzen verbunden — Das alles hat etwas Rührendes und Anziehendes — Es liegt in der menſchlichen Natur, in dem eingepflanzten Triebe zur Geſelligkeit. Auch der gänzlich von Vorurtheilen freye Mann wird unwillkährlich durch Feyerlichkeiten gerührt, in ſo fern dieſe Feyerlichkeiten den Character der Würde und hohen Einfalt haben; und ſo wenig auch dem höchſten Weſen mit Cäremonien gedient ſeyn kann; ſo nützlich, um unſrer Selbſt willen, iſt unſern Herzen der äuſſere Gottesdienſt, und dies um ſo mehr, da ſehr oft, durch die feſtgeſetzten Stunden zum öffentlichen Gebethe, Menſchen, die ſonſt leichtſinnig verſäumen würden, ſich mit dem Heil ihrer Seele zu beſchäftigen, erinnert und ermuntert werden, zu manchen guten Gedanken, zu manchen edlen Gefühlen, die hernach, in einſamen Stunden, wieder hervorkeimen und Frucht bringen.

Wir kommen itzt zu der Frage: **Wie oft und in welchen Augenblicken man bethen ſoll?** Es kann hier nur vom beſondern Gebethe eines einzelnen Chriſten die Rede ſeyn, und da muß jeder ſich ſelbſt unterſuchen, das Bedürfniß ſeiner Seele kennen, und die Augenblicke nützen, wo er empfänglich zur Andacht und Erhebung zu ſeinem Schöpfer iſt. Wer dies Bedürfniß nicht kennt; wer es nie empfunden hat, welche ſelige Wonne es iſt, ſein ſchweres, gepreſſtes Herz, deſſen Leiden man oft auch dem vertraueteſten Freunde mitzutheilen nicht wagt, auszuſchütten, zu erleichtern, und durch himmliſche Gedanken und Hinſtreben nach einer beſſern Welt, mit neuem Troſt und Muthe zu erfüllen — Wer das nie empfunden hat, dem würde man vergebens von dem Nutzen des Gebeths predigen. **Wenn mein Geiſt in Aengſten iſt;** ſagt David, Pſalm CXLII. Vers 4, **ſo nimſt Du dich Meiner an, wenn ich Dir meine Noth anzeige.** Ja, meine Brüder! Es giebt Leiden und Freuden in dieſer Welt, deren Gefühl uns einen ungewöhnlichen Schwung giebt, wo Vernunftgründe und Theilnehmung andrer Menſchen nur ſchwache Würkung haben — Dies ſind die Augenblicke, wo dann der Geiſt ſich losreiſſt von den Banden irdiſcher Empfindungen, ſich nach ſeiner ältern Heymath ſehnt, ſich ergieſſt in die unſichtbare höhere Sphäre, und von dem heiligen Einfluſſe der großen göttlichen Urkraft erquickt, erwärmt, erleuchtet wird — Das ſind die glücklichen Augenblicke zum Gebeth! — Freylich nicht häufig, nicht oft, bey Einigen mehr, bey Andern weniger, nach den Graden der Empfänglichkeit — Aber ein ſolches Gebeth, meine Brüder! o! das durchſtröhmt das ganze Weſen mit neuer Wonne, Ruhe, Tröſtung, Liebe, Geduld, Unverdroſſenheit auszuharren und nicht müde zu werden.

Wenn wir in dieſem hohen Sinn das Gebeth betrachten; ſo giebt es freylich Zeiten, Tage, Wochen, wo der Menſch nicht bethen kann; aber wer ſich ſelbſt nicht vernachläſſigt, der wird Augenblicke finden, in welchen ein höheres Gefühl ihn hinreiſſt zum kräftigen, andächtigen Gebethe. Wenn die Schwäche unſrer Natur über Vernunft, Vorſatz und Wachſamkeit geſiegt, uns zu Verirrungen hingeriſſen hat, für welche wir keine Entſchuldigung, keine Rechtfertigung wiſſen; wenn wir uns dann ſelbſt verachten müſſten, kaum die Augen aufzuſchlagen wagen, muthlos, niedergedrückt von der Laſt und den Vorwürfen unſers gekränkten Gewiſſens; dann werfen wir uns reuevoll nieder vor dem Throne des Höchſten, bethen, flehen um Troſt, und finden endlich in unſern Thränen Erquickung und Ruhe wieder. Ein Strahl der göttlichen Liebe dringt in unſer Herz, und erfüllt es mit neuem Muthe, den Kampf gegen die Sinnlichkeit noch einmal anzufangen, mit Hofnung zu ſiegen und nicht beſiegt zu werden.

Wenn nahmenloſer Jammer, unendlich ſchwer zu tragender Schmerz des Cörpers, tödliche Kränkungen von Menſchen, Armuth, Noth, Elend aller Art auf uns losſtürmen; wenn wir verzweiflen mögten, und den Augenblick unſrer Geburth verwünſchen; Wenn keine irdiſche Hülfe uns Rettung und Troſt gewähren kann; — O! dann kann allein das Gebeth, ein Blick in jene frohe Ewigkeit uns erheben, Noth und Plage vergeſſen machen, und mitten im heftigſten Schmerze uns Heiterkeit und Stärke verleyhen.

Wenn das Bewuſſtſeyn, eine gute Handlung gethan, an dem Glücke Andrer gearbeitet zu haben, die Bewunderung großer Gegenſtände, der Anblick der aufgehenden Sonne, die erquickende Frühlingsluft, das Vergnügen an dem Umgange mit einem weiſen, großen Manne, oder irgend ein anders edles Gefühl unſer Herz erweitert, erhebt, zur reinen Fröhligkeit ſtimmt — Welch' ein Augenblick zum Gebethe, zum Lobe deſſen, der die Quelle alles Guten iſt! — Welch' ein Augenblick, um ſich mit dem

Vorſatze auszurüſten, ſich ſolcher glücklichen Freuden würdig zu machen! —

Wenn wir uns in Verlegenheiten befanden, und nun die Noth am größten war; wenn wir vergebens unſern Verſtand aufbothen, Mittel zu erſinnen, um uns zu helfen; und nun führt auf einmal die weiſe Vorſehung die unerwartete Rettung herbey — Welch' ein Augenblick zum Preiſe deſſen, deſſen hülfreiche Hand uns immer nahe iſt — Welch' eine Veranlaſſung ein andermal nicht die Hofnung zu verliehren!

Aber, meine Freunde! ſo wie es Augenblicke giebt, wo man nicht bethen kann; ſo giebt es auch dergleichen, wo man nicht bethen ſoll. Mitten in der Laufbahn des Laſters, der Ausſchweifungen, ohne feſten Vorſatz zur Beſſerung, durch Buße das höchſte Weſen verſöhnen zu wollen, um die Laſt auf einige Zeit von ſich abzuwälzen, und dann die Schuld auf das Neue anzufangen; das iſt ein ärgerliches Gebeth! Mit einem Gemüthe voll Rachſucht und Feindſchaft ſich dem Throne des Höchſten zu nahen; dabey kann eben ſo wenig Andacht und Ergieſſung des Herzens ſeyn. **Und wenn Ihr ſtehet und bethet**, heiſſt es beym Marcus, Cap. XI. Vers 25. **ſo vergebet, wo Ihr etwas wieder jemand habt, auf daß auch Euer Vater im Himmel Euch vergebe Eure Fehler!** Gott iſt die Liebe; Mit Liebe umfaſſt er das ganze Weltgebäude, und wer fern von der Liebe iſt, der bleibt fern von ihm.

So ſind wir denn die Erforderniſſe zu einem ächten chriſtlichen Gebethe durchgegangen, und wollen nun auch hören, was für Würkungen ein ſolches Gebeth hat.

Zuerſt, meine Freunde! iſt Rührung des Herzens wohl das Geringſte, was wir von einem ernſtlichen andächtigen Gebethe erwarten können. Aller äuſſerer Gottesdienſt würde, in Betracht des höchſten Weſens, unnütz ſeyn, denn dies unendliche Weſen verlangt keine Zeichen äuſſerer Verehrung; aber in Betracht Unſerer iſt er nicht unnütz. So lange wir von dieſer irdiſchen Hülle umgeben ſind, bedürfen wir ſinnlicher Mittel, um unſre Maſchine empfänglich für die höheren Geiſtes-Würkungen zu machen, wie ich Euch dies ſchon vorher erläutert habe. Es iſt ein ſehr gemeiner Einwurf ſolcher Menſchen, die den äuſſern Gottesdienſt für entbehrlich halten, und überhaupt Vernunft und Gefühl, ſo innig in der menſchlichen Natur aneinander gekettet, gern trennen wollten, es iſt ein gemeiner Einwurf, daß ſie ſagen: Wer Gott durch ſeine Handlungen ehre, der brauchte ihn nicht durch Worte zu ehren, und das Weſen der Religion beſtehe in Ausübung der Tugend; Wer alſo tugendhaft ſey, der habe die ächte Religion, und wer der Welt diene, der diene Gott. — Sehr richtig, theuerſte Brüder! Wären wir Alle, wie wir ſeyn ſollten, und wie wir einſt waren; ſo würden wir aller Offenbahrung und alles äuſſern Gottesdienſtes entbehren können. Jede unſrer Handlungen würde ein Gottesdienſt, und jeder Gedanke, jede Würkung unſers Geiſtes, ein göttlicher Gedanke, eine Offenbahrung ſeyn; Aber leider! iſt es nicht alſo, und wir haben nicht Urſache, irgend ein Hülfsmittel zu verachten noch zu verſäumen, das uns Gott dargebothen hat, jenen Schwung des Geiſtes, jene Empfänglichkeit der Seele, und jene Gewalt über den Cörper, mit Einem Worte! jene harmoniſche Stimmung zu erreichen, welche uns fähig macht, näher zu fühlen unſre Vereinigung mit dem Allgegenwärtigen, die uns dann Stärke giebt, unerſchütterlich feſt auf der Bahn der Tugend fortzuwandeln. Und wer es leugnen will, daß hierzu ein andächtiges Gebeth ſehr viel beytrage, vorausgeſetzt, daß ihm die Eigenſchaften nicht fehlen; welche wir gefordert haben; Wer das leugnen will; der hat noch nie andächtig gebethet, hat es noch nie empfunden, welche ſanfte Ruhe eine aufrichtige, gänzliche Ergieſſung des gepreßten Herzens zu Gott, durch unſer ganzes Weſen verbreitet. Ich brauche mich bey dieſer Würkung nicht aufzuhalten, da ich ſchon vorher, bey den verſchiedenen Arten des Gebeths, vom Zweck und Nutzen derſelben geredet habe.

Eine viel wichtigere Würkung aber iſt die, daß wir erhalten, was wir bitten, wenn wir im wahren Glauben bethen. **Alles, was Ihr bittet im Gebeth; So Ihr glaubet; ſo werdet Ihr es empfangen,** (Math. Cap, XXI. Vers 22.) ſpricht Jeſus. Wie dies zugehe, wie dieſe feſte Zuverſicht ſo kräftigen Einfluß in das Ganze habe, und ein frommer, ſehnlicher, eifriger Wunſch, die ſichre Gewährung herbeyführe — Das läßt ſich weder begreifen noch beſchreiben. Erfahrung an uns ſelbſt kann allein uns davon überführen; Wer aber zweifelt, wird nie dieſe Erfahrung machen.

Wenn Johannes in ſeinem IIIten Briefe Cap. V. Vers 14. und 15, ſagt: **Das iſt die Freudigkeit, die wir haben zu Gott, daß, ſo wir etwas bitten nach ſeinem Willen; ſo hört er uns; Und ſo wir wiſſen, daß er uns hört; ſo wiſſen wir, daß wir die Bitte haben, die wir von ihm gebethen haben;** ſo dürfen wir uns keine ſo ſinnliche Vorſtellung machen, als wenn Gott mit Ohren hörte auf unſer Gebeth; Nein! das Gebeth ſchwingt unſern Geiſt, erhebt ihn, läſſt ihn Meiſter werden über den drückenden Cörper, bringt ihn dem vollkommenſten Geiſte näher; und ſo würkt der Gedanke ſelbſt unmittelbar in die Kettenreyhe der Schöpfung. Deswegen ſagt Paulus (Röm. Cap. VIII. Vers 26.) **Der Geiſt hilft unſrer Schwachheit auf; Wenn wir ſelbſt nicht wiſſen, was wir be-**

bethen ſollen, und wie, ſo vertritt er uns mit unausſprechlichem Hinſehnen. Ja! es kann kein andrer Gedanke, kein andrer Wunſch ſich zum höchſten Grade des kräftigſten Gebeths veredeln, noch unſern Geiſt zu höherer Vereinigung ſtimmen, als der, deſſen Erfüllung ſchon in der Verknüpfung der bedingt verordneten Begebenheiten liegt. Wir kennen nicht genug das Weſen und die Macht unſers Geiſtes, der, wenn er in vollkommner Harmonie mit dem Ganzen ſteht, alles vermag. Es kann uns daher nicht befremden, wenn dieſe Sätze, für welche ſelten ein Menſchen Sinn, und beynahe niemand Worte hat, ſo ſehr beſtritten werden, und wenn man die Lehre vom Wunderglauben ſo verunſtaltet, und ein Gemiſche von Wiederſprüchen daraus gemacht hat. Auch wage ich es nicht, meine Brüder! tiefer in die Zergliederung dieſer Gegenſtände einzudringen, aus Furcht misverſtanden zu werden, in einem Jahrhundert, in welchem ſo wenig Leute die Mittelſtraße zwiſchen Aberglauben und Unglauben, zwiſchen Schwärmerey und Religioſität zu finden wiſſen. Wen eigenes Gefühl nicht von der Kraft ſeines Geiſtes überzeugt; der halte ſich an jene gewiß nicht zu leugnenden Zwecke des Gebeths, nemlich: daß es ermuntert, rührt, mit guten Gedanken und Vorſätzen erfüllt, und für die Tugend eifriger macht.

Ihr aber, Ihr Beſſere, die Ihr den höhern Werth und die ganze Kraft des Gebeths fühlen könnet! **Erbauet Euch, in Eurem heiligen Glauben, durch den heiligen Geiſt und bethet!** (Epiſt. Jud. V. 20.) **Bethet ohne Unterlaß! Seyd dankbar, nach dem Willen Gottes durch Chriſtum!** (1 Theſſ. Cap. V. V. 17 u. 18.) **Bittet; ſo wird Euch gegeben; Suchet; ſo werdet Ihr finden; Klopfet an; ſo wird Euch aufgethan!** (Luc. Cap. XI. V. 9.) Der Geiſt aber der Weisheit und Liebe ſey mit Euch itzt und in Ewigkeit; Amen!

Fünfte
Predigt

über

Sprüche Salom. Cap. XXI. V. 3.

Wohl und recht thun, iſt dem Herrn
lieber denn Opfer.

Theuerſte, zu andächtiger Betrachtung chriſtlicher Lehren hier verſammlete Freunde und Zuhörer!

Wohlzuthun und mitzutheilen vergeſſet nicht, denn ſolche Opfer gefallen Gott wohl.

Dieſe herrliche Ermahnung leſen wir in dem Briefe des Apoſtels Paulus an die Ebräer, im 16ten Verſe des XIIIten Capittels. **Wohlzuthun und mitzutheilen vergeſſet nicht!** Vergeſſet nicht, daß Ihr Brüder unter einander ſeyd! daß Ihr Alle das nemliche Recht auf den Genuß der Schätze dieſer Erde habt, daß wir alles, was wir ſind und was wir beſitzen, der Gnade unſres liebreichen Schöpfers verdanken müſſen, der uns zu gleichen Zwecken geſchaffen hat. Er giebt dem Reichen, damit er die Glückſeligkeit genieſſen dürfe, von ſeinem Ueberfluſſe mitzutheilen, und läſſt den Armen entbehren, damit er zu der Hülfe ſeines im Wohlſtande lebenden Bruders ſeine ſichre Zuflucht nehmen könne.

Dieſes Band von gegenſeitigen Bedürfniſſen kettet die guten Menſchen feſter an einander, durch die Liebe, erzeugt ſo manches Vergnügen, würkt ſo manchen Genuß. Welch' ein einförmiges Leben würden nicht die vernünftigen Geſchöpfe auf dieſer Erde führen, wenn die Güter völlig gleich ausgetheilt wären, wenn niemand des Andern bedürfte, jeder einzeln nur für ſich ſorgte, ohnbekümmert um das Schickſal ſeines Nächſten! Nein, meine Freunde! Gott hat uns mannigfaltigere, herrlichere Freuden dargebothen und, indem er die Liebe des Nächſten zu einem Grundpfeiler der Religion gemacht hat, uns gelehrt, durch Ausübung wohlthätiger Handlungen gegen unſre Mitmenſchen, uns dem Schöpfer gefällig zu bezeugen.

Beklaget mit mir, liebe Brüder! daß es Leute geben kann, die, unempfindlich für dies ſüße Gefühl, noch des Zurufs bedürfen: Wohlzuthun und mitzutheilen vergeſſet nicht! — Iſt auch eine größere Wonne zu erdenken, als die, durch den Beſitz der Schätze dieſer Erde Gelegenheit zu erhalten, das Herz des ärmern leidenden Freundes zu erquicken, und für vergängliche Güter unvergänglichen Segen einzuerndten?

Laſſet uns Gott mit der wärmſten Dankbarkeit preiſen, weil uns ſeine Gnade das Glück verleyhet, durch Liebesdienſte uns unter einander zu verbinden, und bethet mit mir alſo:

Großer und barmherziger Gott! Wir danken Dir mit frohen gerührten Herzen dafür, daß Du uns mit Wohlthaten aller Art überhäufſt, und uns in den Stand geſetzt haſt, durch Fleiß einen ſo reichen Antheil an den Schätzen dieſer Erde zu erhalten, daß wir davon nicht nur unſre Bedürfniſſe befriedigen, ſondern auch, durch Mittheilung, Andre froh machen können. Laß uns, gnädiger Gott und Vater! nie vergeſſen, daß Du uns dieſe Reichthümer nur deswegen anvertrauet haſt, damit wir von unſerm Ueberfluſſe dem Nothleidenden großmüthig beyſtehen! Laß uns nie vergeſſen, daß wir alles, was wir ſind und was wir haben, aus Deinen Händen empfangen, daß Du uns dieſe Schätze nur leyheſt, um davon einen edlen Gebrauch zu machen, und, damit wir Dir, Du größter Wohlthäter! ähnlich zu werden trachten, das göttliche Vergnügen ſchmecken dürfen, Segen und Glück um uns her zu verbreiten! Laß unſer Herz nie ſich zum ſchändlichen Geize lenken! Erwecke vielmehr in uns lebhaft die Empfindung des Mitleidens, der Barmherzigkeit und der Großmuth gegen unſre Brüder, aufdaß wir Gutes aller Art an ihnen thun, uns unter einander treu beyſtehn, nützliche Dienſte leiſten, und den Weg durch dies Leben, den uns unſer theurer Erlöſer gezeigt hat, Hand in Hand wandeln, alſo uns Deinem Ebenbilde nähern, und uns zu jener Zukunft vorbereiten mögen; Amen!

Wohl und recht thun, ſagt Salomon in den Sprüchen Cap. XXI. Vers 3, **Wohl und recht thun, iſt dem Herrn lieber denn Opfer.**

Ich will dieſe Worte zur Grundlage meiner heutigen Betrachtung machen. **Wohl und recht thun**, das heißt: die Lehren der allein ſeligmachenden, auf Liebe Gottes und Liebe des Nächſten geſtützten Religion und Tugend practiſch ausüben, daran hat Gott ein größeres Wohlgefallen, als an Opfer, oder an den äuſſern Zeichen der Verehrung, welche wir ihm bringen. Von dieſer Wahrheit werde ich Euch zu überzeugen trachten, und da ich Euch in dieſer Stunde

die Tugend der Wohlthätigkeit

empfehlen will; werde ich zeigen, **welches** eigendlich die **Werke der Wohlthätigkeit** ſind, die Gott gefallen können, und Euch erklären, in wie fern die alſo beſchaffenen guten, wohlthätigen Handlungen einen größern Werth als die Cäremonien des äuſſern Gottesdienſtes haben.

Das Leben in dieſer Welt iſt mit ſo manchen Gefahren, Abwechſelungen und wiedrigen Verfällen durchwebt; Der Menſch hat ſo mannigfaltige, theils natürliche, theils künſtlich erzeugte Bedürfniſſe, verlangt immer, begehrt, hofft, macht Plane, erlangt nicht was das unruhige Herz ſucht, und eilt ſo dem Grabe zu, ohne etwas anders mit in jene Welt zu nehmen, als die hier geſammleten Erfahrungen und den Vorwurf oder die Beruhigung ſeines Gewiſſens, ſeinen irdiſchen Wirkungscreis gut oder ſchlecht erfüllt zu haben — Und welches iſt denn hier ſein Würkungscreis?

Der gütige Gott läſſt uns gebohren werden, ſetzt uns in vielfache Verbindungen, giebt dem Einen Gelegenheit durch Verſtand ſeine Brüder zu erleuchten, dem Andern Kräfte auf verſchiedene Art der bürgerlichen Geſellſchaft zu dienen, vertrauet uns zeitliche Güter an, deren Erwerb er dem Fleiſs in die Hände giebt, und überläſſt, weil er den Menſchen zum Herrn der ſichtbaren Natur gemacht, und ihn, durch die natürliche und geoffenbarte Vernunft, die kluge Anwendung dieſer Geſchenke gelehrt hat, überläßt, ſage ich, unſerm Gewiſſen, es zu verantworten, wie wir unſern Platz erfüllen, und uns zu einer größern Beſtimmung vorbereiten — Das iſt denn hier unſer Würkungscreis —

Jeder hat darinn Gelegenheit zur Uebereinſtimmung das Seinige beyzutragen, aber je vortheilhafter die Lage iſt, darinn ein Menſch ſich verſetzt befindet, um deſto ſchwerer wird ſeine Verantwortung, wenn er dieſe ſeine größere Kraft nicht zum Beſten des Ganzen anwendet.

Reichthum iſt einer von den großen Vorzügen, die uns in den Stand ſetzen, in dieſer Welt zum Guten zu würken. Wie mancher edle Vorſatz muß unausgeführt bleiben, weil, bey dem beſten Willen, dem redlichen Manne das Vermögen fehlt, den Eingebungen ſeines Herzens zu folgen! Wie manche gute Anlage bleibt unentwickelt, wie mancher nützliche Fleiß ohnermuntert, wie mancher, durch unglückliche Schickſale durch Krankheit, durch Noth zu Boden gedrückte Redliche ungetröſtet, wie mancher Irrende, durch wiedrige Vorfälle von der Bahn der Tugend ab, aus Verzweiflung dem Laſter zugeführt, wenn nicht die Hand eines reichen Wohlthäters und das Herz eines gefühlvollen Menſchenfreundes ins Mittel treten! Auch hat Gott die Reichen vorzüglich zu Werkzeugen der Wohlthätigkeit beſtimmt, und einſt werden diejenigen ſchwere Verantwortung geben, die ſich des großen Glücks unwürdig gemacht, ihren Ueberfluß und ihre Macht nicht zum Beſten der Welt verwendet haben.

Traurig, höchſt traurig iſt es, daß ſo viel Menſchen die ſelige Freude Andre glücklich zu machen nicht ahnden, daß ſie ſo wenig Kenntniß ihres eigenen Intereſſes haben, daß ſie das göttliche Vergnügen mitzutheilen nicht zu ſchmecken, ſondern ihren Reichthum nur zu Befriedigung eitler thörichter Begierden anzuwenden verſtehen! Jeremias ſagt von ihnen (Cap. IV. V. 22.) **Weiſe ſind ſie genug, Uebels zu thun, aber wohlthun wollen ſie nicht lernen.**

Ach, meine Brüder! und wie leicht iſt es nicht, wo der gute Wille nicht mangelt, etwas zur Freude Anderer beyzutragen? Man braucht dazu nicht einmal reich zu ſeyn. Wer von uns hätte nicht, wenn er ſeine unnützen leichtfertigen Bedürfniſſe einſchränken wollte, wer von uns hätte nicht noch eine kleine Gabe dem Dürftigen zu geben übrig, oder, wo er nicht mit Gelde helfen kann, wenigſtens Gelegenheit mit Rath und That zu dienen? Welche Wonne! ſeinem Nebenmenſchen beyzuſtehn, einem guten Manne frohe Augenblicke zu machen,

chen, eine ſchwere Laſt von ihm abzuwälzen, die Thränen des leidenden geängſteten Bruders zu trocknen! Iſt das nicht reicherer Genuß, als der Anblick gehäufter Schätze, die rauſchenden Vergnügen betäubender Beluſtigungen? Dabey der Gedanke, Gott ähnlich, von dem liebreichen Vater gnädig angeſehen, reichlich mit Segen gekrönt zu werden! — **Was Ihr thut,** ſagt Chriſtus, **dem Geringſten derer, die an mich glauben, das habt Ihr mir gethan.**

Wer ſich des Armen erbarmt, heiſſt es: (Sprüche Cap. XIX. V. 17.) **Der leyhet dem Herrn, der wird ihm wieder Gutes vergelten.**

Man ſchläft ſo ruhig ein, wenn man am Abend einen Blick auf den verlebten Tag zurückwirft, ſich dann bewuſſt iſt, irgend eine gute nützliche Handlung begangen zu haben; und ſo wird auch einſt am Abend unſers Lebens die Erinnerung unternommener edler, wohlthätiger Handlungen uns den letzten Augenblick heiter und leicht machen.

Aber, meine geliebteſten Freunde! es iſt nicht genug, daß man Gutes thue, es muß auch aus der beſten Abſicht, uneigennützig und ohne Prahlerey geſchehen. Liebe, wahre Bruderliebe, muß unſre Schritte leiten, wenn wir hoffen wollen, Gottes gnädigen Beyfall zu erlangen. Es muß nicht falſche, phariſäiſche Tugend ſeyn, nicht Hofnung den Himmel zu verdienen, und tauſendfältig bezahlt zu werden für Wohlthaten, deren Gefühl uns ſelbſt ſo reichlich belohnt. Wehe denen, die in ſich ſelbſt nicht Reiz genug haben, großmüthig und menſchenfreundlich zu handeln, die, um das elenden Ruhms Willen, oder um gleichſam den Lohn von Gott zu ertrotzen, gute Werke thun! Von dem groſſen Haufen bewundert, gelobt, hinzugeben, damit wir wieder von einer andern Seite Ehre, Ruhm, Belohnung einerndten — Das heiſſt nicht wohlthun. Aber im Stillen den Leidenden erquicken, eine gut gemeinte, obgleich kleine Gabe, nach Verhältniß unſrer Vermögens-Umſtände, dem Armen brüderlich mittheilen, trauern mit dem Gedrückten, den Gefallenen aufrichten, den Schwächern dulden, für den Verfolgten arbeiten, auch da wo es nicht bekannt noch erkannt wird, Segen und Troſt verbreiten — Liebe Brüder! das heiſſt wohlthun, das heiſſt Religion üben, **das iſt dem Herrn lieber denn Opfer.**

Die heilige Religion Chriſti giebt uns auch hier die herrlichſten Vorſchriften. **Liebet ſelbſt Eure Feinde;** heiſſt es (Math. Cap. V. V. 44.) **ſegnet die Euch fluchen, thuet wohl denen, die Euch haſſen;**

bittet für die, ſo Euch beleidigen und verfolgen; auf daß Ihr Kinder ſeyd Eures Vaters im Himmel! Denn der läſſt ſeine Sonne aufgehn über Böſe und Gute, läſſt regnen über Gerechte und Ungerechte.

Nicht alle Menſchen ſind glücklich genug, zu ihrem eigenen Vortheile Sinn für Tugend, Redlichkeit und Dankbarkeit zu haben. Solche Leute ſind zu bedauern; ſie ſind darum nicht weniger unſre Brüder. Sie verfolgen uns, durch Leidenſchaft irregeführt, und wiſſen nicht, was ſie thun. **Drum liebet Eure Feinde, thuet wohl und leyhet, auch wo Ihr nichts dafür hoffen könnt; So wird Euer Lohn groß, und Ihr werdet Kinder des Allerhöchſten ſeyn; dann er iſt gütig, auch gegen Undankbare und Boshafte.** (Lucas Cap. VI. V. 35.)

Der wahrhaftig Wohlthätige wiegt nicht immer ab die Wohlthat nach dem Verdienſte deſſen, dem er ſie erzeigen will, noch weniger nach dem Maaße des Danks oder der Gegendienſte, die er dafür zu erwarten hat. **Wenn Ihr Euren Wohlthätern wohlthut,** heiſſt es beym Lucas, Cap. VI. V. 33, **was für Verdienſt habt Ihr davon? Die Sünder thun daſſelbige auch.** Der Chriſt thut wohl und handelt recht, aus Liebe zur Tugend, ohne Anſehn der Perſon, und aus Liebe zum höchſten Weſen. Er thut auch da wohl, wo niemand als Gott ihn ſieht, verbreitet Gutes auch da, wo es nicht erkannt wird, Und ſollten ſeine edlen Handlungen gänzlich verkannt und nachtheilig erklärt werden; ſo wird er dennoch nicht müde. Es iſt ſüß, um der Wohlthaten willen zu leiden. **Was iſt das für ein Ruhm,** ſchreibt Petrus im IIten Cap. V. 20. **Was iſt das für ein Ruhm, ſo Ihr um Miſſethat** willen Streiche leidet? Aber wenn Ihr um Wohlthun willen leidet und erduldet, das würkt Gnade bey Gott.

Das Wohlthun des Menſchenfreundes erſtreckt ſich alſo über Böſe und Gute, über Freunde und Feinde, ja! Der Gerechte erbarmt ſich ſogar ſeines Viehes. (Sprüche Cap. XII. V. 10.) aber das Herz des Gottloſen iſt unbarmherzig. Euer Wohlwollen umfaſſe die ganze Natur! Gott hat den Menſchen zum Herrn über die Thiere gemacht; aber nicht, daß er dieſelben martern, plagen, nach Willkühr tödten ſolle. Das Seufzen der muthwillig gekränkten Creatur dringt vor den Thron des Höchſten, und verklagt uns, wenn wir unſre Gewalt misbrauchen, und der Menſch, welcher ſich an den Anblick der Leiden gewöhnt, ſich ſogar an der Quaal der Thiere weiden kann, wird zuletzt hartherzig, und keines Wohlwollens fähig.

Aber, meine Brüder! ſo wie die Vernunft jeden unſrer Schritte leiten muß; ſo ſoll ſie auch unſrer Wohlthätigkeit die gehörigen Grenzen ſetzen. Wer mehr geben will, als er hat; wer mit vollen Händen ohne Auswahl alles hingiebt, ſo daß er ſelbſt nachher Andern zur Laſt fallen muß, oder die Seinigen in Mangel ſtürzt; der iſt kein Wohlthäter, ſondern ein Verſchwender, dann er raubt fremdes Eigenthum; und wer den Müßiggang und die Faulheit durch Geſchenke unterſtützt; der entzieht dem Fleiſſe, was ihm gebührt. Alſo müſſen wir auch unſre Wohlthätigkeit zu ordnen verſtehen, und nicht für Tugend ausgeben, was blos Hang des Temperament iſt.

Eine alſo geordnete Wohlthätigkeit aber, bey welcher Kopf und Herz zu gleichen Schritten gehn, die iſt dem Herrn lieber den Opfer, das heißt: iſt Gott an-

angenehmer, als die äuſſern Zeichen der Verehrung, ohne Tugend.

Gebeth und äuſſere Verehrung ſind nothwendige Stücke der Religion, aber ſie ſollen nur dazu dienen, das Herz zu erweichen, an die Anhänglichkeit und Demuth gegen das göttliche Weſen uns zu erinnern, und uns dadurch unſre Pflichten theuer zu machen, lebhafter an das Herz zu legen. Gott kann durch Gebethe und Opfer nicht geehrt werden, und er hat ein Misfallen an denen, die ihm nur mit dem Munde dienen. **Wer ihn liebt, der muß ſein Wort halten, und wie kann der Gott lieben, der ſeinen Bruder nicht liebt?** Denn das Weſen der Religion beſteht in Ausübung der Tugend, und nur der, welcher fromm und recht einherwandelt, nur der kann mit Andacht bethen, und Erhörung hoffen. Gott verzeiht dann aus

Langmuth und Barmherzigkeit die Schwachheiten des Mannes, der wenigſtens nicht ganz unnütz in der Welt fortgeträumet, ſondern den Nothleidenden erquickt, das Schickſal ſeiner Brüder erleichtert hat. **Mache dich los von deinen Sünden durch Gerechtigkeit!** ruft Daniel Cap. IV. Vers 24 dem Könige Nebucadnezar zu: **Mache dich ledig von deiner Miſſethat durch Wohlthun an den Armen; ſo wird Gott Geduld haben mit deinen Sünden.**

Durch gute Handlungen wird Gott, der die höchſte Güte iſt, verſöhnt, und das Andenken unſrer Sünden wird getilgt, wenn wir zu der Bahn der Rechtſchaffenheit zurückkehren, wie der Prophet Heſekiel (im XVIIIten Cap, Vers 19. 21. und 27.) ſagt. Auch kann nur derjenige Antheil an Chriſti Verdienſt haben, der ſeiner Lehr nachlebt. Und obgleich unſre eigene Glückſeligkeit durch Ausübung der Tugend gebauet wird, und jede gute Handlung ſich ſelbſt ſo reichlich belohnt; ſo hat doch der liebreiche Schöpfer auch einen äuſſern Preis, zu unſerer Ermunterung, denen die edel und gut handeln verheiſſen. Deswegen ſagt Sirach (Cap. XVI. Vers 14 und 15) **Alle Wohlthat wird ihre Statt finden. Sprich nicht: der Herr ſiehet nicht nach mir,** und Cap. XL. Vers 17. **Wohlthun iſt wie ein geſegneter Garten, und Barmherzigkeit bleibt ewiglich ohnvergeſſen.**

Da alſo Vernunft, Religion, eigenes Intereſſe, alles uns aufruft, uns unter einander beyzuſtehn; o! ſo laſſet uns denn, meine Freunde und Brüder! uns gegenſeitig zum Wohlthun ermuntern, und nicht müde werden! **Seyd reich in Wohlthun, wie in allen übrigen Tugenden!** ſagt Paulus II. Cor. Cap. VIII. Vers 7. Denket, daß Gott einſt ſchwere Verantwortung von uns fordern wird, ob wir unſre Kräfte, unſer Vermögen, nur zu Befriedigung unſrer eitlen Begierden, oder zum wahrhaften Beſten der Welt angewendet haben!

Wehe dem, der ſeinen Bruder im Elende ſeufzen hören kann, ohne ihm beyzuſpringen, wenn er zu helfen im Stande iſt! **Brich den Hungrigen dein Brod, und die ſo im Elend ſind führe ins Haus! So du einen nackend ſieheſt; ſo kleide ihn, und entzeuch dich nicht von deinem Fleiſche!** (Jeſ. Cap. LVIII. Vers 7.)

Laſſet uns auch den Undankbaren Gutes thun! Stellet es dem höchſten Richter anheim, die Undankbarkeit zu beſtrafen! Euch kömmt es nicht zu, Eure Brüder zu richten. Rechnet auch nicht ängſtlich aus, ob der Mann, dem Ihr Wohlthaten erzeigt, Eures Beyſtandes würdig ſey! Jeder Elende verdient Mitleiden. Je tiefer er gefallen iſt, um deſto größer iſt ſein Unglück, um deſto mehr iſt er zu bedauern. Der Tugendhafte hat wenigſtens den Vorzug eines guten Gewiſſens, das ihn für alles übrige Ungemach entſchädigt, der Böſewicht entbehrt allen Troſt, folglich iſt er doppelt beklagenswerth. Und wollte Gott ſo genau mit Euch abrechnen — wer von uns würde beſtehen vor ihm? Wer würde verdienen, was er in ſo reichem Maaße täglich von ihm genieſſt?

Laſſet uns in der Stille Gutes thun! Gott wird uns reichlich belohnen. Daran müſſe man erkennen, daß wir ſeine Kinder und Jeſu Jünger ſind, daß wir Liebe unter einander üben. Was be-

bekümmert es uns, ob auch die Welt wiſſe, daß wir edel gehandelt haben? Iſt nicht die Ruhe unſers Gewiſſens und die Verſöhnung mit Gott mehr als zeitliche Ehre und der Beyfall des großen Haufens werth? Laſſet uns nicht weichen von der Bahn der Rechtſchaffenheit und Wohlthätigkeit! dann wird alles wohlgelingen, was wir unternehmen, und wenn wir unſern lieben Gott und Vater inbrünſtig, aus ſchuldloſen liebevollen Herzen anrufen, ſo wird er unſer Gebeth erhören, und uns neue Kraft geben, gegen das Böſe zu kämpfen, und Religion und Tugend auszubreiten. **Wer aber ſeine Ohren verſtopft vor dem Schreyen des Armen, der wird euch rufen und nicht erhört werden.** (Sprüche Cap. XXI. Vers 13.)

Jeder von uns würke dann, nach ſeinen Kräften, ſo viel er kann, verbreite um ſich her, durch Rath und That ſo viel Gutes, als in ſeiner Macht ſteht; ſo wird innerer Frieden und Segen von oben herab jeden unſrer Schritte begleiten, und ewige Ruhe und Seligkeit unſer Theil werden; Es ſey alſo!

Sechſte

Predigt

über

Evang. Luc. Cap. VI. V. 37.

Richtet nicht; ſo werdet auch Ihr nicht gerichtet! Verdammet nicht; ſo werdet auch Ihr nicht verdammt!

Geliebteſte Freunde und Brüder!

Von allen Religionen, die je auf dem Erdboden ſich ausgebreitet haben, hat keine ſo dringend, ſo warm, ſo nachdrücklich, den Geiſt der Liebe, der Duldung und der Verträglichkeit empfohlen, als die Religion Jeſu und ſeiner Apoſtel; Und doch hat von allen Religionen, die je auf dem Erdboden ſich ausgebreitet haben, nicht eine einzige zu ſo viel Verfolgungen, ſelbſt unter den Bekennern derſelben Lehre, oft unter den Gliedern derſelben Gemeine, Anlaß gegeben, als grade dieſe liebevolle Religion, in den ſpätern Zeiten.

Wem dieſe Erſcheinung befremdend und widerſprechend vorkommen könnte, der würde nicht überlegen, wie gern der unruhige menſchliche Geiſt, auch auf den einfachſten Wegen, ſich ſelbſt und andern Schwierigkeiten erzeugt; Er würde nicht überlegen, wie ſehr die einfache chriſtliche Religion nach und nach durch Zuſätze iſt verunſtaltet worden; Er würde endlich nicht überlegen, welche Revolutionen natürlicherweiſe ein Syſtem erwecken muſſte, das ſo wenig den Begierden und thörichten Leidenſchaften ſchmeichelte; Und ſelbſt in dieſer Rückſicht ſagt der göttliche Erlöſer, deſſen ganze Lehre auf Liebe geſtützt war, dennoch voraus: Dieſe Lehre werde **nicht den Frieden bringen, ſondern das Schwerdt unter die Menſchen.**

Nichts war gewiſſer zu erwarten, als dieſes: Sobald die Chriſten aufhörten, ein auserwähltes Häuflein der Beſſern, Edlern zu ſeyn, brüderlich vereint, ohne Eigennutz noch Ehrgeiz, aus Liebe zu Gott, zum Gekreuzigten und zu der Tugend, verbunden, ſich beyzuſtehn, jedes Ungemach mit einander zu theilen, Hand in Hand durch dies unruhige Leben hinzuwandeln, und nie die größern verheiſſenen Güter jenes Lebens aus den Augen zu verliehren; Sobald, ſage ich, das Chriſtenthum aufhörte, eine ſo enge verknüpfte Verbrüderung zu ſeyn; Sobald es herrſchend wurde, und Menſchen aus allen Ständen, mit allen ihren Leidenſchaften und Forderungen, haufenweiſe herzukamen, ſich äuſſerlich dazu zu bekennen; da muſſte daſſelbe freylich große Gährungen hervorbringen. Es war dem Eigennutze, der Herrſchſucht und dem Ehrgeize der Reichen und Großen der Erde nicht angemeſſen, daß alle Menſchen Brüder ſeyn, und daß der Arme denſelben, ja! wohl größern Anſpruch an dem Reiche Chriſti und an einer beſſern Zukunft haben ſollte, als ſie. Es war ihrer Habſucht und Unerſättlichkeit ſehr zuwieder, daß man von ihnen verlangte, ſie ſollten ihren Ueberfluß theilen mit dem Dürftigen, und ſelbſt von Schätzen umringt, mäßig, einfach und demüthig leben.

Von einer andern Seite gefiel es denen, welche gern über den Verſtand der Menſchen herrſchen, gar nicht, daß die Lehre des Erlöſers ſo einfach, ſo auf die geſunde Vernunft geſtützt war, daß auch der Einfältigſte ſie verſtehen konnte. Es wurde daher auf alle Art gegen den wohlthätigen Zweck: allgemeine Bruderliebe, Aufklärung, Gleichheit und Freyheit auf dem Erdboden zu verbreiten, gearbeitet. Man legte Spitzfindigkeiten hinein, verſchob den klarſten Sinn, nahm nur ſo viel für ſich heraus, als man bequem fand, modelte nach und nach in jedem Lande die chriſtliche Religion nach Fürſten-Politik und Prieſter-

Intereſſe um, erfand Theologie und Dogmatik, machte aus der Religion eine Wiſſenſchaft, ſetzte nach Gutdünken Meinungen feſt, die man Andern mit Gewalt aufdrang, und den bis in den Tod verfolgte, der ſie nicht glauben konnte, o! ſo blieb dann der ächte Geiſt der Religion Jeſu, der, wenn er allgemein in die Welt verbreitet wäre, die Erde zu einem Paradieſe machen würde, nur auf den Wenigern ruhen, und in ihrem Herzen verſchloſſen, deren Troſt er iſt im Leben und Sterben.

Indeſſen hat es in jedem Zeitalter Männer gegeben, die das Menſchengeſchlecht zum Geiſt der Liebe und der Duldung gegen einander ermuntert haben; und in welchem Jahrhundert hat man je mehr von Toleranz geredet, als in dem unſrigen? Hat aber auch dieſe geprieſene Duldung den wahren Character chriſtlicher Liebe? — Das iſt eine Frage, deren Unterſuchung ein jeder vor ſich vornehmen kann, und ich werde in dieſer Stunde nur allgemeine

Betrachtungen über den Duldungsgeiſt des Chriſten anſtellen.

Die Stelle, welche mir hierzu Veranlaſſung giebt, ſteht in dem Evang. Luc. Cap. VI. Vers 37, und lautet alſo:

> **Richtet nicht; ſo werdet auch Ihr nicht gerichtet! Verdammet nicht; ſo werdet auch Ihr nicht verdammt!**

Im erſten Theile meiner Rede werde ich unterſuchen, was uns bewegen ſoll, duldend zu ſeyn, und **im zweyten**: welche Grenzen der Duldungsgeiſt eines Chriſten haben müſſe.

Erſt.

Erfülle uns, Gott Vater! mit dem Geiſte deiner Liebe! Laß uns, o Jeſu! deinem Beyſpiel und deiner göttlichen Lehre folgen! Erleuchte uns, o heiliger Geiſt! mit deinem Lichte, damit wir den Umfang unſrer Pflichten kennen, und ſie mit Treue und Wärme erfüllen mögen; Amen!

Welche Veranlaſſung haben wir, duldend und nachſichtig zu ſeyn gegen unſre Brüder? Das iſt es, was wir zuerſt unterſuchen wollen. Laſſet uns einen Begriff von der chriſtlichen Duldung feſtſetzen! Sie beſteht in wechſelſeitiger Ertragung unſrer Schwächen und Irrthümer. Liebe und Weisheit müſſen uns zu dieſer Tugend bewegen. **Die Liebe**, ſagt Paulus (1. Cor. Cap. XIII. Vers 7) **erträgt alles, und duldet alles.** Das Leben in dieſer Welt iſt mit ſo manchen Beſchwerlichkeiten und Leiden durchflochten; Man braucht wahrlich nicht, die Summe der Plagen durch Zwiſt und Verfolgung unter

ter einander zu häufen. Gemeinſchaftlich tragen zu helfen, ſich gegenſeitig zu tröſten, zu ſtärken, aufzurichten — das iſt Pflicht für uns, die wir als Kinder Eines lieben Vaters, mit gleichen Anſprüchen auf eine beſſere Erbſchaft, auf dieſe Erde geſetzt, hier mit Widerwärtigkeiten und Schwächen aller Art zu kämpfen haben, ſo oft fremder Hülfe bedürfen, und alſo brüderlich leben ſollten mit den Gefährten unſrer Wallfarth. Welches ſelige Gefühl, meine Freunde! ſich bewuſſt zu ſeyn, niemand zu kränken, noch zu beunruhigen, auf ſeinem ſo beſchwerlichen Wege vielmehr dem Strauchelnden freundlich die Hand zu reichen, und ihm aufzuhelfen, damit auch wir auf ſeine Hülfe rechnen können! **Denn was Ihr wollt, daß Euch die Leute thun ſollen, das thut Ihr ihnen!**

Und kommen wir auch nie in den Fall, auf den Beyſtand und die Schonung Anderer Anſpruch machen zu müſſen; ſo werden doch Verträglichkeit, Duldung und Frieden mit jedermann, das Gefühl unſrer inneren Glückſeligkeit unendlich vermehren. Wozu ſollte die Vorſehung dem Starken Macht gegeben haben, wenn es nicht wäre um ihn in den Stand zu ſetzen, den Schwächern zu ſchüzen? wozu dem Weiſern Weisheit, wozu anders, als den Irrenden zurechtzuweiſen? — — Oder ſollte der Stärkere jene Kraft bekommen haben, um ſeine Mitkreaturen zu unterjochen, und der Verſtändigere die größeren Einſichten, um den weniger Erleuchteten zu verachten? Sollte endlich vereinigte Macht und Weisheit uns berechtigen, alle Weſen geringerer Art blind und despotiſch zu unſern Abſichten zu gebrauchen? — Wer wird das behaupten dürfen, und welch, eine Welt, in welcher dies das Grundgeſetz der Natur wäre!

Es giebt aber zweyerley Gattungen von Duldung, nemlich: Nachſicht mit den Handlungen, und Nachſicht mit den Meinungen andrer Menſchen. Zu beyden finden wir in der Liebe und Weisheit die kräftigſten Bewegungsgründe.

Wenn wir dem Gange nachſpüren, und die Triebfedern erforſchen, welche uns zum Handeln beſtimmen, Wenn wir ſehen, welchen Einfluß Erziehung, Schickſale, Körperbau, Geſundheit, die Lagen darinn wir kommen, äuſſere Umſtände und unzählige andre Dinge auf unſre Richtung und auf die Art haben, wie wir uns in einzelnen Vorfällen betragen; dann werden wir wahrlich oft geſtehen müſſen; daß der, welcher allgemein als der tugendhafteſte Mann bekannt iſt, bey gleichen Verhältniſſen und Zuſammentreffung derſelben Umſtände, grade eben ſo würde gehandelt haben, als der Böſewicht, welchen wir unter dem Schwerdte der Gerechtigkeit fallen ſehen; Wir würden geſtehen müſſen, daß wir vielleicht zehnmal thörichter als der Mann, den wir verachten, handeln würden, wenn wir dazu dieſelbe Reizung als er, oder wenn wir dieſelbe Erziehung genoſſen hätten. Wer daran zweifelt, der kennt das ſchwache menſchliche Herz nicht; der hat noch nie mit gehöriger Treue ſich ſelbſt unterſucht, und ſich gefragt, wie viel Antheil äuſſere Umſtände an ſeinen hochgeprieſenen edlen Handlungen hatten — Welch kräftige Veranlaſſung zum Duldungsgeiſt! Ihr ſehet einen Mann, im Ueberfluſſe erzogen; in der Jugend bewacht, bey jeder Gelegenheit gewarnet, entfernt von gefährlicher Reizung und von Verführung, Aller Augen auf ihn geheftet, mit Sorgfalt und Mühe gebildet unterwieſen, jede Anlage in ihm ausgebauet, nachher in Lagen verſetzt, wo alles ihn aufrief, als ein verſtändiger und guter Mann zu handeln — Ihr ſehet ihn auf dem Gipfel öffentlicher Achtung, Ehre und Liebe. Neben ihm lebt ein Menſch, in dem von Kindheit an die beſten Anlagen unterdrückt wurden, durch fehlerhafte Leitung oder Entbehrung der Gelegenheit ſich zu bilden, auf Abwege gerathen, durch unnennbares Unglück und durch Bosheit der Menſchen erbittert, hartherzig, unglaubig geworden, aus Verzweiflung, Mismuth oder Mangel an Erkenntniß in ein Labirinth von Laſtern und Thorheiten verwickelt — Richtet nicht, meine Brüder! über Beyde; Laſſet ſie ihre Plätze wechſeln, und der Erſte wird ſtehlen und morden, und der Zweyte ein Vater des Vaterlandes werden!

Oft ſind wir auch ſo blind gegen unſre eigenen Schwachheiten, daß wir den Balken in unſern Augen nicht ſehen, indeß wir den geringſten Splitter an unſerm Nachbar wahrnehmen. So tadeln und richten wir dann Fehler an dem Nächſten, die wir grade ſelbſt, nur vielleicht auf andre Art an uns haben. Deswegen ſagt Paulus (Röm. Cap. II. Vers 1) **Darum, o Menſch! kannſt du dich**

nicht

rechtfertigen, warum du es wagen dürfeſt, Andre zu richten. Denn indem du Andre richteſt, ſprichſt du dein eigenes Urtheil, weil du daſſelbe thuſt, was du an Andern verdammeſt.

Wenn uns alſo von einer Seite Gefühl und Vernunft bewegen ſollen, kein liebloſes Urtheil über die Handlungen unſrer Neben-Menſchen zu fällen; ſo lehrt uns auch von einer andern unſer Text, daß ſelbſt eigenes Intereſſe uns bewegen müſſe, duldend zu ſeyn. **Richtet nicht, verdammet nicht!** heiſſt es da, **auf daß man auch Euch nicht richte noch verdamme!**

Wer kann ſo feſt auf ſeine Tugend und Weisheit pochen, daß er in ſeinem Betragen nicht zuweilen Tadel verdiente? Der Mann aber, der friedlich mit ſeinen Brüdern lebt, und ſich nie unberufen zum Richter über ihre Handlungen aufwirft, den wird auch jeder ungeſtöhrt in Ruhe laſſen, da hingegen der Intolerante an jedem von ihm Beleidigten oder Beurtheilten einen Ausſpäher und Bekanntmacher ſeiner Fehler bekommt. **Mit welcherley Maaß Ihr meſſet, damit wird man Euch meſſen, und Euch noch überhin geben** (Marc. IV. Vers 24.) Auch der Mächtigſte iſt zuweilen in dem Fall, der Freundſchaft, der Hülfe oder der Nachſicht Andrer zu bedürfen, und wehe ihm dann wenn ſeine unverträgliche Gemüthsart Alle von ſich geſtoßen hat! Sollte er aber auch nie in die Lage kommen, oder ſollte das Uebergewicht ſeiner Macht oder irgend eine andre Rückſicht den Unverträglichen, den Herrſchſüchtigen, den Unterdrücker gegen alle Erwiederung ſicher ſtellen; o! ſo rächt uns oft noch nach ſeinem Tode die Geſchichte an den Verfolger, dagegen ſie den mit Lob, Ruhm und Segen nennt, der die Schwächern duldete, die Irrenden zurecht wies, und die Hülfsbedürftigen ſchützte.

Wir haben bis dahin faſt nur allein von der Duldung und Nachſicht mit den Handlungen Anderer geredet. Laſſet uns nun auch ſehn, was uns bewegen ſoll, gegen fremde Meinungen tolerant zu ſeyn! Ich denke, hierzu haben wir faſt noch mehr Veranlaſſung. Wir können unſern Willen durch vernünftige Bewegungsgründe und durch Gewalt über uns ſelbſt zum Handeln und Unterlaſſen beſtimmen, aber über den Gang, den unſer Verſtand nimt, ſind wir nicht Meiſter. Es iſt nicht möglich, uns eine Sache anders vorzuſtellen, als dieſelbe in unſre innere und äuſſere Sinne fällt, und dieſe ſind bey den Menſchen ſehr verſchieden. Unſinn, der höchſte Unſinn iſt es, von einem Menſchen fordern zu wollen, daß er etwas begreife und glaube, das ſein Verſtand ihm, bey dem beſten Willen, bey der genaueſten Zergliederung, als widerſprechend und unglaublich darſtellt. Wer weiß denn auch, ob nicht wir im Irrthume ſind, und Jener Recht hat? Die Uebereinſtimmung von Tauſenden gegen Einen kann hier nichts beweiſen. Wie oft iſt unter Millionen Menſchen nur ein Einziger ſo glücklich die Wahrheit zu finden! — Welch! eine elende Welt würde das ſeyn, in welcher dieſer Eine alsdann, wenn er Gewalt hätte, jene Millionen arme Unwiſſenden für ihren Mangel an Einſicht ſtrafen dürfte! — Und wenn dies zum Grundſatz würde, und nun unglücklicherweiſe die beſſere Einſicht nicht auf der Seite der größern Macht wäre, welch! ein Elend, wenn dann tauſend Thoren, mit dem Schwerdte in der Hand, hundert Weiſen ihren Unſinn aufdringen; wenn dieſe nichts mehr ſagen, nichts mehr denken dürften, als was der Mächtigere ſpräche und dächte! — Zu geſchweigen, daß eine ſolche Tiranney über die Meinungen alle Fortſchritte in der Erkenntniß hemmt!

Sobald Meinungen Einfluß auf Sittlichkeit haben; ſo hat freilich der Staat, das heiſſt: die Uebereinſtimmung der Mehreren, das Recht, dem öffentlichen Predigen und Lehren ſolcher Meinungen Grenzen zu ſetzen; aber auch nur den Lehren nicht dem Glauben. Und haben nun gar dieſe Meinungen keinen Zuſammenhang, mit der einfachen, einzig wahren chriſtlichen Moral; ſind es nur theoretiſche Spitzfindigkeiten, myſtiſche, nicht von jedermann zu faſſende Sätze — Welch, ein Greuel, alsdann den armen Schwachen verfolgen zu dürfen, der ſeine Vernunft nach dem Maße gebrauchen will, wie ſie ihm der Schöpfer gegeben hat, dem allein er die Verantwortung darüber ſchuldig iſt!

Wohl uns, daß wir jenen Zeiten entflohen ſind, wo der ſcheinheilige und herrſchſüchtige Pöbel, mit der Fackel des Fanatismus in der Fauſt, im geläſterten, gemißbrauchten Nahmen Gottes, Provinzen verwüſten und unſchuldige Generationen morden und austreten durfte, um des Glaubens an Menſchenſatzungen willen! Heil uns, daß wir in Jahren leben, wo unſre Fürſten nicht mehr unter dem Zwange eigennütziger Pfaffen ſtehen! wo Vernunft reden, und Weisheit, an der Hand der Tugend, der Religion zur Seite gehn darf! Mögten dieſe Zeiten doch ganz den Geiſt jener göttlichen, liebevollen Duldung athmen, wovon uns Jeſus, der Erlöſer, die Lehre und das Beyſpiel gegeben hat; Er, der ſich nie auf phariſäiſche Streitigkeiten einließ, keinen Unterſchied unter den Secten machte, ſeine höchſt einfache Lehre den Heiden wie den Juden predigte, mit allen Parteyen friedlich lebte, jeden ertrug, jeden zu beſſern ſuchte, und allen Glauben auf die Kraft der Lehre ſetzte!

Das iſt der wahre Geiſt der chriſtlichen Duldung! Laſſet uns aber nun, meine Brüder

der! näher die richtigen Grenzen dieſer Duldung beſtimmen!

Selten beobachten die Menſchen die gehörige Mittelſtraße; ſelten iſt ein höherer Grad von Vernunft ohne Herrſchſucht. Dieſe traurige Erfahrung machen wir denn leider! auch oft in dieſen Zeiten der Aufklärung. Zuweilen ſind Männer, die ſich ſo ernſtlich jedem Zwange in Glaubensſachen wiederſetzen, nachher eben ſo erheiſchend in Anſehung ihrer Meinungen. Sie reclamiren die Rechte der Vernunft gegen Aberglauben und Menſchenſatzungen, und nachdem man ihnen dieſe billige Freyheit eingeräumet hat, verlangen ſie auch, daß alle Menſchen denſelben Grad von Aufklärung wie ſie haben ſollen. Sie verachten, läſtern und verfolgen den Mann, der in ſeiner Anhänglichkeit an ein gewiſſes Syſtem, in ſeinem Glauben an gewiſſe Lehren, ſeine Ruhe ſetzt, und würden, wenn ſie die Macht hätten, den Deismus, vielleicht gar gänzlichen Unglauben und Gottes-Verleugnung, eben ſo gewaltſam zur herrſchenden Lehre machen, als man ehemals Kirchen-Tiranney einführte — Das iſt nicht Toleranz! die wahre Duldung fordert nie mehr, als ſie ſelbſt bereit iſt zu geben.

Andre vertheidigen die Freyheit im Denken, um für ſich die Freyheit im Handeln zu gewinnen. Sie mögten gern alle Grundſätze der Moral wegphiloſophieren, um dreiſt ihren Leidenſchaften folgen zu können, ohne Rechenſchaft und Verantwortung — Wie wenig dies Betragen das Gepräge chriſtlicher Duldung trage, fällt jedem in die Augen.

Endlich iſt leider! auch bey den Großen der Erde oft die entſchiedenſte Gleichgültigkeit gegen die heiligſten Gegenſtände, der Grund ihrer allgemeinen Duldung. Sie mögten gern ihre Willkühr an die Stelle des Willens Gottes, und ihre unumſchränkten Befehle an den Platz der Ordnung der Natur ſetzen. Sie fühlen es wohl, daß Menſchen, welche einen Zuſtand nach dem Tode, eine Verantwortung gegen den Schöpfer, einen höchſten Richter, ſtrenge Sittlichkeit, und ein allgemeines brüderliches Bündniß unter den Menſchen glauben, keine Sklaven des Despotismus werden können; desfalls zerſtöhren ſie Sittlichkeit und Glauben; Aber wehe dem, der an ihre Rechte, an ihren Beruf zweifeln würde! Dies iſt dem wahren Geiſte chriſtlicher Duldung gänzlich zuwieder, und Gott behüte uns vor Regenten, welche nach ſolchen Grundſätzen Toleranz üben!

Ich habe Euch alſo, meine Freunde und Brüder! nach meinen Kräften von dem rechten Duldungsgeiſt eines Chriſten unterhalten. O! mögten dieſe Betrachtungen den lebhafteſten Eindruck auf Eure Herzen machen, Euch erwecken zur Liebe, Verträglichkeit und zu wechſelſeitiger Güte! Mögte doch aller Zwiſt, aller Sectengeiſt unter uns aufhören! Mögte endlich einmal nur Eine Religion Chriſti herrſchen, und nur Ein Bruderband alle Geſchöpfe Gottes, unſers lieben Vaters verknüpfen! Mögten wir uns Alle unter einander zu Einem Zwecke, weiſer und beſſer zu werden, vereinigen, uns liebevoll ertragen, und alſo, Hand in Hand, durch dies Leben, der beſſern Zukunft entgegen wandeln! Gott wolle uns dieſem verheiſſenen Zeitpuncte bald näher führen — Seine Weisheit und Liebe ſey mit uns Allen; Amen!

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Verzeichnis
der
Verlagsbücher, ſo bei den Verlegern dieſes zu haben ſind.

Amelia Welſerin, eine Geſchichte vom Verfaſſer der Barbara Pfiſterin. 1. Buch. 8. 1784.

Areopagus oder patriot. Vorſtellung an ſeine lieben Mitbürger zu Athen, v. Iſokrates Theodors Sohne. Verteutſcht v. J. M. Afſprung 8. 1784.

Arzt (der) für die Liebh. der Schönh. 8. 1781. 16 ggr.

* Betinelli, über den Enthuſiasmus d. ſchönen Künſten, aus dem Ital. 2 Theile. 8. 1778. 1 Rthlr.

Bibliothek, pfälziſche Topographiſche, oder ſyſtematiſches Verzeichniß der bisherigen pfälziſchen topographiſchen Schriften, mit einigen dazu gehörigen kritiſchen u. litterariſchen Bemerkungen 1tes Heft. gr. 8. London 1785.

wird fortgeſezt.

Bruchſtücke aus der Verlaſſenſchaft meines Oheims. 8. Byzanz. 6 ggr.

Dichter (die) vorzüglichſten italiäniſchen im 17ten Jahrhundert. 8. 1781. 20 ggr.

Gatenhof Stirpes agri & horti Heidelbergenſis 8vo. maj. 1782. 1 Rthlr.

Gefällige (der) ein Luſtſpiel in 3 Aufzügen, nach dem franz. v. A. Freih. v. K**. 8. 1784.

Geſchichte des Schickſals der Freymäurer zu Neapel, mit Kupf. 8. 1779. 12 ggr.

Geſpräche über die Geſundheit der Mädchen und Jünglinge. 1. 2. 3tes Stück. 8. 1782. 1783.
Jedes Stück 8 ggr.

Gruneri (C. G.) Delect. diſſertat. medic. Jenenſ. Vol. IIdum, cum fig. 4. 1783. 1 Rthlr. 8 ggr.

Gruners (C. G.) Anleitung Arzneien zu verſchreiben. 8. 1782. neue mit Zuſätzen vermehrte Auflage. unter der Preſſe.

* Hallers (A. v.) Vorleſungen über die gerichtliche Arzneiwiſſenſchaft, 3 Theile gr. 8.

Heinrich von Walldorf und Emilie von Weiſſenheim, eine Geſchichte. 1. Theil. 8. 1784. 6 ggr.

Liebe des Poliris und der Dirphe, aus dem Franzöſiſchen überſezt. 8. 1776. 8 ggr.

Liebesgrad (das) ein Schauſpiel mit Geſang in drey Acten. 8. 1779. 10 ggr.

Memoires, de L'Abbé Terrai 12 1776. 10 ggr.

* Müller, die Geſchichten der Schweizer. 1 Buch. gr. 8. 1780. 1 Rthlr 8 ggr.

Muſeum für Moral und Aeſthetik. 1. Stück. 8. 1783. 6 ggr.

Predigten (ſechs) von Adolph Freiherrn v. K * * * 8. 1785. 10 ggr.

Richter (der) ein Drama in zwei Aufzügen, nach dem Franzöſiſchen des Herrn Mercier, von A. Freiherrn von K * * *. 8. 1784.

Richteri præcepta diætetica. 8. 1780. 1 Rthlr.

Roechling (J G.) Vorbereitung (gemeinnüzljch u. gründliche) zur Geographie. gr. 8. 1783. 12 ggr.

Rouſſeau (J. J.) kleine Schriften, nebſt einer Nachricht von ſeinem Leben und Schriften, aus dem franzöſiſchen. 1 Thl 8. 1779. 1 Rthlr.

Sammlung ausländiſcher Schauſpiele für die deutſche Bühne umgearbeitet von A. Freiherrn v. K .... 1. Theil 8. 1784.

: : : : : 2. Theil. 8. 1785.

Stücke (auserleſene) aus den Fragen über die Encyclopedie von Hrn. von Voltaire. 8. 1776. 12 ggr.

Uſſieux (d') hiſtoriſche Erzählungen, aus dem franzöſiſchen, 1. Band. 8. 1776. 12 ggr.

Weber (F. A) de Cauſis & ſignis morborum, libri duo. 8 maj. 1785.

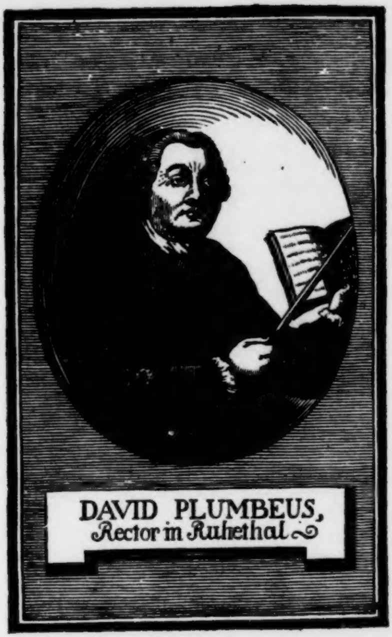
Weiſenſtein Regeln u. Bemerk. über das Leſen und Schreiben der deutſch. Sprachen 8. 1782. 16 ggr.

: : : : goldner Spiegel für die adeliche Jugend 1. Stück. 8. 1783. 8 ggr.

Wunds (D.) Samml. einiger Pred. gröſtenth. bei beſondern Gelegenh. gehalten. gr. 8. 1784. 16 ggr.

Zerſtörung der Ligue, oder die Eroberung von Paris ein Nationalſchauſpiel des Herrn Mercier, aus dem franz. überſezt. 8. 1782. 18 ggr.

Not. Die mit * bezeichnete ſind Conmiſſions-Artikel.


DAVID PLUMBEUS,
Rector in Ruhethal

Journal aus Urfſtädt

von dem

Verfaſſer des Romans meines Lebens

Erſtes Stück

Frankfurt am Main
im Andreäiſchen Verlage 1785

I. Plan des Werks.

„Bey der großen Anzahl von Journalen aller Art, womit Teutſchland jetzt „überſchwemmt wird, möchte dieſe unſre Unternehmung vielleicht überflüſſig ſcheinen — So fangen heut zu Tage die mehreſten Ankündigungen neuer periodiſchen Schriften an, und ſo wollen auch wir anheben. Man pflegt dann verſchiedene Gründe anzuführen, um dem geneigten Leſer begreiflich zu machen, daß dies neue Journal nichts weniger als überflüſſig ſey, und wenn nicht immer die wahren, bewegenden, oft ſehr dringenden Gründe, ganz aufrichtig hererzählt werden; (indem die Herausgeber es ſelten geſtehen, wenn auri fames, oder res anguſta domi, oder furor ſcribendi* die eigentliche Triebfeder, der Nutzen des

---

* Geldhunger, eingeſchränkte häusliche Umſtände, Autorwuth.

Publicums aber nur das Mäntelchen iſt, in welches ſich der von einer dieſer drey Krankheiten, oder von allen dreyen zugleich befallene Patient einhüllt, um mit Ehren in das Publicum treten zu können) ſo werden doch allerley Verſchiedenheiten angezeigt, durch welche ſich das angekündigte Journal unter ſeinen Geſchwiſtern vortheilhaft auszeichnet.

Wir wollen aufrichtiger ſeyn, und dadurch allein ſchon hoffen wir uns von den Herausgebern andrer periodiſchen Schriften auf eine gute Art zu unterſcheiden. Wir wollen nemlich offenherzig geſtehn, warum wir es unternehmen, gegenwärtiges Journal, wovon hier das erſte, aber, wie wir hoffen und wünſchen, nicht das letzte Stück erſcheint, herauszugeben.

Dieſer Zweck wird nicht beſſer befördert werden können, als wenn wir die Geſchichte unſrer literariſchen Unternehmung erzählen, und dann dem Leſer den ganzen Plan des Werks vorlegen, woraus zugleich erhellen wird, was wir mit unſern Amtsbrüdern gemein haben, und in welchen Stücken man uns den Vorzug vor ihnen einräumen muß.

Diejenigen Liebhaber der reichen neuen teutſchen Literatur, welche ein gewiſſes Buch, das den Nahmen führt: **Der Roman meines Lebens** in vier Theilen, und ein anders, betitelt: **Geſchichte Peter Clauſens** in drey Theilen, geleſen haben, werden ſich gütigſt erinnern, daß verſchiedene von den Perſonen, deren Geſchichten in dieſen beyden Werken vorkommen, itzt auf dem Lande leben, und zwar die Mehrſten von ihnen in **Urfſtädt**, die Clauſiſche Familie aber in **Ruhethal**, und endlich der Herr von Weckel in dem ebenfalls in der Nachbarſchaft gelegenen Dorfe **Freudenfeld**. Sie wiſſen auch, daß dieſe guten Leute, nach mancherley angenehmen, unangenehmen und vermiſchten Erfahrungen, welche ſie in der großen Welt gemacht haben, ſich durch ländliche Ruhe, Erfüllung häuslicher und geſelliger Pflichten, liebreichen Umgang unter einander, durch Lectür, durch Briefwechſel mit ihren auswärtigen, noch auf dem Meere der großen Welt herumkreuzenden Freunden in Koppenhagen, Dresden, Caſſel u. ſ. f. * und endlich durch kleine Reiſen, auf welchen ſie nützliche und luſtige Bemerkungen ſammlen, den Reſt ihres Lebens zu verſüßen ſuchen — Dieſe Leute ſind wir, welche jetzt die Ehre haben, mit dem geehrten Publico zu reden.

Nun aber iſt in Ruhethal ein gewiſſer Rector, mit Nahmen David Plumbeus, ein gelehrter, ſehr gelehrter Mann, bewandert in inn- und ausländiſcher Literatur, ein großes Genie, ein ſeltener Kopf, wie dies aus ſeiner Biographie, welche er ſelbſt in der Folge zu liefern verſpricht, des Breitern zu erſehen ſeyn wird; Sodann beſitzen wir in Urſſtädt, an dem Schulmeiſter, Herrn Victor Ehrenfels, einen wahren Schatz, einen Mann, wie es deren Wenige giebt, einen großen Tonkünſtler, Tonſetzer, Pädagogen, Dichter — kurz! —

---

* Der alte Müller, der junge Müller, Hundefeld, Wallitz.

aber Sie werden ihn einſt ſelbſt aus ſeinen vortreflichen Aufſätzen kennen lernen. Dieſe beyden Gelehrten ſind durch ein unter Menſchen von dieſer Zunft ſonſt nicht ſehr gewöhnliches zärtliches Freundſchaftsband an einander geknüpft — Ein Herz und Eine Seele, ohne Brodneid, ohne Rangſtreit — Mit Einem Worte! wahre Muſter zur Nachahmung gelehrter Harmonie. Beyde dachten vorlängſt daran, ihre Gegenden dadurch bekannter und bemerkenswerther zu machen, daß ſie gemeinſchaftlich die Herausgabe eines originellen neuen vaterländiſchen Journals unternähmen; eines Journals, das jeder, der nur ein bisgen Vernunft und Kenntniſſe hätte, nothwendig leſen, oder wenigſtens — bezahlen müßte. Mit dieſem Gedanken nun wendeten ſie ſich an uns, baten uns, ſie nicht nur mit Beyträgen zu unterſtützen, ſondern auch die Ankündigung, in dem bey teutſchen Journalen ſo üblichen Trompetentone zu beſorgen, und überhaupt das ganze Werk unter unſrer Cenſur und Direction erſcheinen zu laſſen.

Wir fanden keinen Anſtand, unſern würdigen Freunden in dieſem Geſuche zu willfahren, und bedungen uns nur aus, von dem Journalscoſtum in ſo weit abweichen zu dürfen, daß wir nicht nur kein ſo gewaltiges Aufheben von der Sache zu machen brauchten, als wenn ganz Teutſchland durch die Herausgabe einer ſolchen Compilation aus der Finſterniß geriſſen, und über andre Nationen erhoben werden würde, ſondern auch, daß es uns erlaubt bliebe, nicht mehr zu verſprechen, als wir halten könnten, weshalb wir uns denn ausbedungen, das Publicum, ſowohl über die Bewegungsgründe, warum wir das Journal aus Urfſtädt herausgeben, als auch über das, was es von demſelben zu erwarten hat, offenherzig zu unterrichten — Nun zur Sache!

Die Urſachen der ganzen Unternehmung ſind folgende: Der Herr Rector David Plumbeus hat nicht viel Vermögen für ſich, und ſein Schuldienſt (der Rectortitel thut nichts zur Sache) iſt nicht ſehr einträglich.

Er wünſcht aber ſehnlichſt, eine gelehrte Reiſe durch Teutſchland zu machen, und ſeine Abſichten bey dieſer Reiſe wollen wir entwickeln: Er mögte gern nach Wien, der Hauptſtadt des heiligen römiſchen Reichs, von woher jetzt alle Kenntniſſe ausgehn, wo die Aufklärung in äuſſerſt kurzer Zeit ſolche Rieſenſchritte gemacht hat, daß, da noch in voriger Meſſe kaum drey dortige Schriftſteller ortographiſch ſchreiben konnten, itzt der Geſchmack dieſer Stadt gewaltig verfeinert iſt, und es darinn unendlich viel feine Köpfe giebt, die ihre Talente auf das beſte anwenden, und dabey äuſſerſt beſcheiden, und gar nicht prahleriſch noch vorlaut ſind; da, wo die Freyheit im Reden und Schreiben ihren wahren Sitz hat, wo man die Mutterſprache ſo rein ſchreibt — Dahin mögte er vor ſeinem Ende noch reiſen. Er mögte auch gern Correſpondent der Academie der Wiſſenſchaften in München werden; Er mögte gern die Univerſitätsbibliothek in Heidelberg nützen; Er mögte gern die Gelehrten in Schwaben, und die ſchönen Geiſter in Weſtphalen perſönlich kennen lernen; Er mögte gern zu dem Religionsvereinigungsgeſchäft in Fulda ſein Schärflein mit beytragen; Er mögte gern Mitarbeiter werden, an der frankfurter und nürnberger gelehrten Zeitung; Er mögte gern die großen Buchläden in Caſſel durchſuchen, in Halle mit einigen würdigen Gelehrten Geſpräche über die, nach Zeit und Umſtänden anwendbare Ortodoxie halten, und kurz! — Er mögte gern das Bemerkenswürdigſte im literariſchen Fache in allen Gegenden unſers lieben Vaterlandes mit eigenen Augen ſehn, mit eigenen Ohren hören. Nun aber ſcheint ihm keine Art, ſolche gelehrte Reiſen auf andrer Leute Unkoſten zu machen, unſchädlicher, als die, wenn man etwas durch Herausgabe einer periodiſchen Schrift gewinnet, welche nach Gemächlichkeit von jedem gekauft oder nicht gekauft werden kann. Man hat Beyſpiele in Teutſchland, daß junge Gelehrte, zu Beſtreitung ihrer Reiſekoſten ganz andre Mittel gewählt haben.

Der Herr Schulmeiſter Victor Ehrenfels aber hat acht lebendige Kinder, für deren Unterhalt er ſorgen muß, und da wünſchte er nun freylich, etwas mit ſeiner Hände Arbeit erwerben zu können. Weil nun in Teutſchland kein Handwerk ſo einträglich, noch ſo geachtet iſt, als das Büchermacherhandwerk; ſo hat er die Schneiderey, welche er ehemals nebenher trieb, aufgegeben, und beſchloſſen, ſich allein der Autorſchaft in müßigen Stunden zu widmen.

Zu beyden Zwecken bieten wir gegenwärtig die Hände, und finden es auch gar nicht unbillig, daß, wenn ſo mancher ſonſt wackre Mann das Publicum mit ſeinen unbedeutenden Aufſätzen in Contribution ſetzt, jene brave Schulmänner eben das nemliche Recht haben müſſen, und wenn ſo manche magere periodiſche Schrift, unter dem Schutze eines für groß angenommenen Nahmens, in unſerm Vaterlande, wenn nicht bewundert doch — gekauft wird, auch wir es wohl verſuchen können, was für Würkung die Nahmen Plumbeus und Ehrenfels an der Spitze eines Journals thun mögen.

Wir werden darinn unſern lieben Amtsbrüdern gleich bleiben, daß wir recht viel von uns ſelbſt und von unſern Einrichtungen auf dem Lande reden; doch wollen wir das Ding nicht ſo weit treiben, wie wohl Andre gethan haben, unſre Zimmer mit dem wenigen Hausrathe, ſo darinn ſteht, abzumalen, aus Furcht, vernünftigen Leſern dadurch Eckel zu erwecken.

Unſre eigenen poetiſchen und proſaiſchen Aufſätze, unſre philoſophiſchen Abhandlungen; (über freylich ſchon oft, doch gewiß nie ſo gründlich vorgetragene Gegenſtände) unſre gelehrten Geſchwätze über Sprache, über Erziehung u. ſ. f. werden immer den größten Theil der Blätter ausfüllen. Auſſerdem aber ſollen uns auch Beyträge aller Art von Andern willkommen ſeyn, und man kann dieſelben an unten Benannte einſenden — poſtfrey, das verſteht ſich, und wenn ſie gar zu ſchlecht ſind, von einer kleinen Geldſumme begleitet, zur Entſchädigung für die böſen Stunden, die wir uns und den Leſern damit machen. Am liebſten werden uns Beyträge von Frauenzimmern ſeyn; das giebt brav in das Maaß, (denn ſie ſchreiben ſeit einiger Zeit bewundernswürdig viel) und es ſcheint, als wenn das Publicum es damit ſo genau nicht nähme, vielleicht weil es doch eigentlich nicht die Beſtimmung des Geſchlechts iſt, Bücher zu ſchreiben.

Wir können nicht umhin, voraus anzuzeigen, daß es unſerm Journale auch darinn wie allen übrigen in Teutſchland gehn wird, daß wir in dem erſten Stücke, nach beſtem Wiſſen und Gewiſſen, die vorzüglichſten Aufſätze erſcheinen laſſen, die wir nur auftreiben können, daß nach und nach aber dieſe Blätter wohl immer leerer und unwichtiger werden mögten, wie denn alles in der Welt vergänglich iſt. Im Ganzen aber muß man überhaupt darauf Rechnung machen, daß in ſolchen Sammlungen zehn ſchlechte Stücke gegen Ein gutes zu erwarten ſind.

Reichhaltig an Stoff ſoll unſer Werk gewiß werden; denn man wird, auſſer den oben angekündigten poetiſchen und proſaiſchen Aufſätzen, noch ferner erſcheinen laſſen:

Zuerſt Recenſionen von ſchon gedruckten, und Ankündigungen von noch nicht herausgegebenen Werken, nebſt Proben aus dieſen uns von den Verfaſſern zugeſchickten Manuſcripten; Erſtere, nemlich die Recenſionen, werden nach dem bekannten Fuß abgefaßt, das heißt: Wer ſein Buch will gelobt haben, der ſchickt an uns ein Exemplar davon ein, und dabey die ſelbſt verfertigte Recenſion, nebſt einem franzöſiſchen Laubthaler, pro laurea.

Sodann wird, von Zeit zu Zeit, in einem politiſchen Artikel, über die großen Weltbegebenheiten, und über das Intereſſe der europäiſchen Mächte raiſonnirt werden. Neben der hanauiſchen und andern Zeitungen, wird noch unſer vieljähriger Freund, der Herr Etatsrath Müller in Koppenhagen, durch ſeinen Briefwechſel, uns Materialien dazu liefern, und es läßt ſich begreifen, daß in Urſſtädt, in der Entfernung von allen Höfen und Cabinetten, wenigſtens höchſt unpartheyiſch von den europäiſchen Angelegenheiten wird geurtheilt werden.

Ferner ſoll in jedem Stücke ein Artikel von Annecdoten vorkommen. Wir haben nemlich geſucht, in den verſchiedenen Provinzen von Teutſchland, jungen thätigen Männern die Aufſammlung von dergleichen anzuempfehlen. Sollte es in der Folge geſchehen, daß dieſe zuweilen voreilig, oder aus Mangel an Menſchenkenntniß, oder aus Privatleidenſchaft, uns mit erdichteten, oder ſchief angeſehenen, oder ganz grundloſen, oder wenigſtens nicht zu beweiſenden Märchen heimſuchten; ſo ſind wir erbötig, wenn wir nachher beſſer von den Umſtänden unterrichtet werden, die Sache in dem nächſtfolgenden Stücke zu wiederrufen. Das aber erklären wir ſehr ernſthaft: daß auch nicht eine einzige Annecdote eingerückt werden ſoll, die den moraliſchen Privatcharacter und die Rechtſchaffenheit irgend eines Menſchen angreifen könnte. Wir erlauben uns und Andern gern, über Thorheit und Unverſtand zu lachen, nie aber, uns zu Richtern über dasjenige aufzuwerfen, was nur allein Gott und das Gewiſſen zu richten befugt ſind. Wir werden zuweilen den ſchriftſtelleriſchen

Ruf eines Mannes beleuchten, aber nie ſeinen bürgerlichen Ruf antaſten, und hoffen wir, daß man mit uns eben ſo verfahren wird.

Weiter mögten wir auch gern eine Rubrik, unter der Ueberſchrift: Quinteſſenz aus andern Journalen, unſrer periodiſchen Schrift hinzufügen. Da wir aber in dieſelbe nur die leſenswertheſten, neue Wahrheiten enthaltenden proſaiſchen Aufſätze, Geiſtesproducte, die man ohne Widerwillen mehr als einmal leſen kann, und poetiſche Geburten, die ohne Kaiſerſchnitt auf die Welt gekommen ſind, aufnehmen wollen; ſo wird dieſe Rubrik in zwey Jahren ſchwerlich mehr als einen halben Bogen ausfüllen; und wer weiß, ob nicht alsdann ſchon unſer Journal zu Roſinendüten gebraucht wird.

Alle Anſtalten zum Beſten der Menſchheit, deren es jetzt eine ſo große Menge öffentlich und heimlich giebt; alle neu erfundene Plane, die Welt umzuſchaffen, deren heut zu

Tage ſo viel erſonnen werden, daß man nicht begreifen kann, wie unſre Vorfahren haben, durch alle Jahrhunderte hindurch, ſo dumm ſeyn können, die Welt immer beym Alten zu laſſen; endlich alle nützliche neue Erfindungen, z. B.: trockenes Fußes auf dem Meere ſpazieren zu gehn, Raubvögel vor Luftwagen zu ſpannen u. d. gl. ſollen, (in ſo fern dergleichen uns zu Ohren kömmt) angezeigt werden.

Biographien von großen Gelehrten, das heißt: von Leuten, die wir vorzüglich dafür halten, wenngleich ſie ſonſt niemand als ſolche anerkennt, ſollen, um dergleichen Männer aus der Finſterniß zu ziehn, einen eigenen Artikel ausmachen, und jedes Stück dieſes Journals ſoll vor dem Titel mit einem ſaubern Kupferſtiche, dem Bildniſſe eines dieſer Gelehrten, geziert werden, von der Hand eines Künſtlers, der nicht etwa, um viel Geld zu verdienen, ſeinen Nahmen unter Sudeleyen ſetzt, welche ſeine Geſellen gemacht haben, ſondern der ſelbſt arbeitet und Hand anlegt, unſer Journal mit ſeinen Meiſterſtücken zu krönen.

Auch muſicaliſche Compoſitionen von kleinen artigen Liederchen, nach der neueſten Mode, ſoll man zuweilen angehängt finden; und dieſe Compoſitionen werden gewiß nicht ſchlecht ausfallen, da unſer würdiger Freund, der Herr Schulmeiſter Victor Ehrenfels, dieſe Arbeit ſelbſt zu übernehmen verſpricht.

Von dieſem originellen Journale nun, ſoll, ganz beſcheiden, nur halbjährlich Ein Stück, etwa funfzehn Bogen ſtark, herauskommen. Sollte jemand gewaltig viel Luſt haben, darauf zu pränumeriren; ſo könnten wir das wohl geſchehen laſſen, und würde ſich derſelbe nur bey dem Herrn Rector, David Plumbeus, in Ruhethal, oder bey dem Herrn Schulmeiſter, Victor Ehrenfels in Urſſtädt, desfalls melden dürfen; doch wagen wir es nicht, darauf anzutragen, weil es böſe Menſchen giebt, die behaupten wollen, das ſey ſeit einiger Zeit, unter den Gelehrten in Teutſchland, eine unartige Gattung von Betteley geworden, und man plagte da gewöhnlich ſeine Gönner und Freunde, ſich für uns zu intereſſiren, um den Leuten unbeſehens, und das oft um unerhörten Preis, die elendeſten Waaren aufzuſchwätzen, welches eine ſchändliche Verfahrungsart ſey, die ſich der betrügeriſchte Krämer nicht einmal erlaubte. Dies mag wohl übertrieben ſeyn — Dem ſey indeſſen, wie ihm wolle; ſo ſoll man uns doch dergleichen nicht vorwerfen können, und wir wiſſen auch beynahe keine Entſchuldigung für ein ſolches Verfahren. Soll uns etwa der Gedanke beunruhigen: unſer Werk mögte, aus Furcht vor Nachdruck, nicht theuer genug von dem Buchhändler bezahlt werden, und wir erwürben dann nicht genug mit unſern Geiſtesproducten? Elende Geldgier! Wollen wir wahre Gelehrſamkeit, ächtes Talent, erhabene Kenntniſſe, ſo weit herabwürdigen, daß wir durch ſie uns einen Handlungszweig eröfnen? Iſt man nicht genug bezahlt, durch die Wonne, die man ſchmeckt, wenn man etwas Verſtändiges, Feines, Edles fühlen, ſagen und mittheilen kann? wenn man einer Wahrheit auf die Spur gekommen iſt, von der man ſich nicht erinnert, ſie irgendwo in ſolcher Klarheit dargeſtellt geſehn zu haben? Belohnt uns nicht unendlich die Beruhigung, etwas zur Belehrung, zur Beſſerung, ja! auch nur zur Freude irgend eines Menſchen beytragen zu können? Und mit dieſer Waare wollte man kaufmänniſchen Wucher treiben, ſie unſern partheyiſchen Freunden unbeſehens aufdringen, und andre dienſtfertige Leute in Bewegung ſetzen, etwas auszubieten, auszuſchreyen, wovon wir ſelbſt noch nicht wiſſen, wie es gerathen wird, wenn wir auch noch ſo große Männer ſind, denn quandoquidem bonus domitat Homerus? — Nein! das ſey fern von uns!

In dieſer Rückſicht alſo haben wir mit einem redlichen Buchhändler einen billigen Vergleich geſchloſſen; denken von beyden Theilen ganz gut dabey zu fahren, ſo daß auch etwas Gewinnſt bey der Sache herauskommen ſoll, um wenigſtens die beyden beſcheidenen, genügſamen, gelehrten Unternehmer, für den Zeitverluſt ſchadlos zu halten, wenn ſich nemlich Käufer finden, die grade ein Büchelchen von funfzehn Bogen nöthig haben, und ſich ohnmaßgeblich an irgend eine teutſche Buchhandlung, insbeſondre aber an die Andreäiſche, in Frankfurt am Mayn wenden wollen, woſelbſt ſie das Ding um einen civilen Ladenpreis bekommen können.

Uebrigens empfehlen wir uns dem geneigten, großgünſtigen Leſer gehorſamſt, und melden nur noch, daß, nachdem wir dieſe Ankündigung im Manuſcript an einige unſrer auswärtigen werthen Freunde geſchickt, wir ſchon mit ſo viel Beyträgen aller Art ſind beſchenkt worden, daß wir Materialien zu einem ganzen Stücke in Vorrath haben, ohngerechnet, was noch in unſern Hirnſchädeln herumarbeitet — Nun! wir denken, es ſoll ſchon gehn, wenn nur erſt unſer Unternehmen bekannter wird.

II. Ueber die Satyre.

Brief des Hauptmanns von Weckel, an den Herrn von Hohenau.

Ich habe, mein Beſter! die von unſerm lieben Meyer entworfene Ankündigung des Journals, welches wir, zum Vortheil der ehrlichen Schulmänner in Urſtädt und Ruhethal, herausgeben wollen, mit Vergnügen geleſen. Ich hoffe, das Ding wird recht gut werden, und ich will gern meinen kleinen literariſchen Beytrag mit einliefern. Wenn ich nur mehr leiſten könnte. Doch, rechnen Sie auch nicht zu wenig auf mich! Ich reiſe, wie Sie wiſſen, in künftigem Monate, wieder mit meiner Frau und mit meiner Tochter ein bisgen herum, (Diesmal hat ja niemand von Ihnen mit uns gehn wollen) und da, denke ich, ſoll es allerley zu beobachten geben. Was ich ſammle, ſollen Sie noch zu dem erſten Stücke eingeſchickt bekommen, oder vielmehr, ich bringe es ſelbſt.

Nun ein paar Worte über Eine Stelle in der Ankündigung, nemlich über die, wo unſer Meyer, der, unter uns geſagt, überhaupt gern ein bisgen declamirt, wo dieſer, ſage ich, anfängt zu proteſtiren, zu betheuren, und feyerlich zu erklären: daß auch nicht Eine Satyre, die den Character eines Mannes verdächtig machen könnte, je in unſern Blättern Platz finden ſollte, dagegen er ſich aber reſervirte über Thorheit und Unverſtand lachen zu dürfen.

Glauben Sie mir, mein lieber Hohenau! wir werden dabey nicht beſſer fahren, werden darum nicht weniger für gefährliche Menſchen gehalten werden. Ich habe die Erfahrung gemacht, und verſichre Sie: **Daß die Leute in dieſer Welt uns lieber eine Schandthat als ein Epigramm verzeihen.** Man kann ein untreuer Freund, ein beſtechbarer Richter, ein ſchlechter Vater, ein unkeuſcher Ehemann — — kurz! man kann ein Böſewicht in Folio ſeyn, und dennoch alle äuſſere Ehre vor der Welt genieſſen, in Franzband eingebunden, vergoldet werden, warme Vertheidiger finden, und in Geſellſchaften aufgeſucht ſeyn; Allein man habe das Unglück, die menſchlichen Gebrechen von der luſtigen Seite anzuſehn; Man erlaube ſich, in der Aufwallung eines fröhlichen, unbefangenen Herzens, einen unſchädlichen Scherz über die lächerliche Seite irgend eines ernſthaften Herrn; ſo ſchreyet der ganze Hauſe mittelmäßiger Menſchen, die ſich fürchten, es mögte auch einmal an ſie die Reihe kommen, dem Volke zu: Fliehet! fliehet, Ihr Knaben! „Er beißt Euch!“ Nun muß man ſich das freylich nicht anfechten laſſen; aber es iſt doch eine gar curioſe Bemerkung.

Im Ganzen iſt es gewiß: **daß überhaupt erzdumme Leute immer einen Widerwillen gegen den klügern Mann haben**, wenn auch dieſer noch ſo tolerant iſt, ſich noch ſo ſehr zu ihnen herabläßt, und nie ſein Uebergewicht über ſie fühlbar zu machen ſucht; allein noch weniger können ſie den witzigen Mann ausſtehn, der gern lacht, über Thorheit und Unverſtand.

Den Verläumder, den Ehrenräuber, der hinter dem Rücken die Redlichkeit des Mannes verdächtig macht, den er noch vor wenig Augenblicken zärtlich an ſein Herz drückte; den Schadenfrohen, der, wenn er ein ohnbewieſenes Hiſtörchen, zur Verſchwärzung eines Andern, irgendwo aufgeſammlet, und durch die dritte Hand, mit Zuſätzen vermehrt, überliefert bekommen hat, ſich ein Vergnügen daraus macht, den Debit davon zu übernehmen, und jedem in das Ohr zu raunen: „Apropos! „wiſſen Sie es ſchon? N. N. hat jetzt wieder „einen abſcheulichen Streich begangen;“ den Böſewicht, der im Verborgenen Plane ſchmiedet gegen das Glück und gegen den Ruf derer, die ihn mit Wohlthaten überhäufen; den Nichtswürdigen, der, aus niedriger Gefälligkeit gegen einen Großen, mit einſtimmt, wenn die Handlungen ſeines Freundes, oder deſſen Weibes, in falſchem Lichte dargeſtellt werden; den Ränkevollen, der ſeiner Privatleidenſchaft den ehrlichen Nahmen der beſten Menſchen aufopfert — alle Dieſe ſieht man ohngebranntmarkt in der weiten Welt herumgehn; aber den offenherzigen, guten fröhlichen Mann, dem der ehrliche Nahme ſeines Nebenmenſchen heilig iſt, der nie eine zweydeutige Annecdote, die jemand um ſeine Ehre bringen könnte, nacherzählt, der aber herzlich gern ein bißgen lacht über die Narrheiten, die ihm aufſtoßen, oder die er erfährt; den fliehet man, den fürchtet man.

Woher kömmt dieſe Verkehrtheit? Sollten die Menſchen würklich den Unterſchied nicht fühlen, der unter Thorheiten und unter Laſtern iſt? Oder ſollten ſie nicht einſehn, daß man die Menſchen herzlich lieben, und alles zu ihrem Glücke beytragen kann, ohne deswegen blind gegen ihre Lächerlichkeiten zu ſeyn? Oder iſt ihnen ihr äuſſerer Glanz theurer, als ihr innerer Werth, ſo daß, wer ihren falſchen Nimbus verdunkelt, oder das Oellämpgen ihrer Weisheit putzt, ſie ärger kränkt, als wer ihnen an das Herz greift? Ich weiß es nicht, aber das weiß ich, daß es mich immer ärgert, wenn ich höre, daß die Leute ſagen: „Ich „fürchte den Menſchen; er ſpottet ſo gern.“

* * *

Ich fürchte keinen Satyriker. Habe ich Thorheiten an mir; ſo geſchiehet mir eine Wohlthat dadurch, wenn jemand ſie mir bemerklich macht, und ich möchte um alles in der Welt nicht, daß ich immer mit meiner Schellenkappe unter verſtändigen Leuten herumliefe, ohne zu wiſſen, daß ich ſie auf dem Kopfe hätte, indeß jeder, der ſehen kann, ſie an mir bemerkte.

Es iſt wahr, daß es Leute giebt, die, um einen luſtigen Einfall anzubringen, ſelbſt ihres Freundes nicht ſchonen, und daß dieſe gewöhnlich das Talent haben, jedem Dinge einen comiſchen Anſtrich zu geben. Dies iſt freylich eine üble Gewohnheit, obgleich ſie faſt immer mehr aus Leichtſinn, als aus böſem Willen herrührt. Alter, Erfahrung, Studium ſeiner ſelbſt, und das Gefühl der nachtheiligen Würkung, welche dergleichen Hang zur Spötteley auf vernünftige Leute macht, pflegt, früh oder ſpät, einen Solchen davon zurückzubringen; aber gewiß werde ich auch dieſe Gattung von Menſchen nicht fürchten. Sie ſind gewöhnlich Leute von ſehr lebhafter Einbildungskraft, und haben oft ein eben ſo großes Talent, auch die kleinen unbedeutenden guten Seiten aufzuſtutzen, von Perſonen, die freundlich und edel mit ihnen umgehn, oder ihnen einige Aufmerkſamkeit beweiſen, und am Ende weiß ich auch gewiß, daß wenn man mich lächerlich macht, man mich doch in den Augen weiſer, guter und unpartheyiſcher Leute, nie wird verächtlich machen können.

Im Ganzen hat die Satyre ſchon manches Gute in der Welt geſtiftet, und zwar eben deswegen, weil die Menſchen ſich mehr für ſie, als für die innere Schande einer böſen Handlung fürchten. Man hat einen Grundſatz, der mir ſehr verkehrt, oder wenigſtens ſehr unbeſtimmt vorkömmt. Man pflegt nemlich zu ſagen: „Fehler des Verſtandes ſind zu verzeihen, nicht aber Fehler des Herzens.“ Wenn man unter Fehlern des Herzens Bosheit, Niederträchtigkeit, Tücke, und unter Fehlern des Verſtandes Mangel an Naturgaben verſteht; ſo laſſe ich mir das gefallen; Allein mehrentheils wird das in der Anwendung ganz anders genommen. Man iſt nemlich gewöhnlich höchſt intolerant gegen Fehler, wozu der Menſch durch heftige Leidenſchaften, durch falſche Richtung eines ſtarken Thätigkeitstriebes, oder durch Erbitterung gegen Schickſal und Menſchen, verleitet wird, welches alles doch eben ſo wohl die Quelle von ſo erhabenen Tugenden werden könnte, zu welchen ſich die Herrn Tadler ſelbſt nicht einmal würden zu erheben im Stande ſeyn. Dagegen aber iſt man ſchändlicherweiſe nachſichtig gegen Fehler, die aus viehiſcher Dummheit und Abſtumpfung herrühren, wenn Leute ihren geſunden Hausverſtand gar nicht ausbauen, nicht die geringſte Achtſamkeit auf ſich ſelbſt haben, in immerwährender Tölpeley und Lümmeley fortleben, nie weiter kommen, nie Vorurtheile ablegen, ſich durch täglichen Umgang mit Klügeren und Beſſeren nie zur Nachahmung anreizen laſſen, ſondern ſich immer hinter das Schild andrer elenden Geſchöpfe verſtecken, die von ihnen ſagen: „Ja! „der Menſch hat doch ein gutes Herz“ — Darüber habe ich mich ſchon oft geärgert; allein dies Unweſen kömmt daher, daß gewöhnlich die Leute, von denen man ſagt: „Sie hätten ein böſes Herz,“ Leute, obgleich von heftigen Leidenſchaften beherrſcht, dennoch voll von hervorſtechenden Geiſtesgaben ſind, wodurch die homunculi gewaltig verdunkelt werden, da hingegen die ſogenannten guten Menſchen Erzſchöpſe ſind, gegen welche die kleinen Männlein, wie ein Talglicht unter Tranlämpgen glänzen. In dieſer Rückſicht nun mögte ich lieber ſagen: die mehrſten für Fehler des Herzens angeſehenen Verirrungen wären leichter zu verzeihen, als die Fehler gegen die geſunde Vernunft, und gegen dieſe letzteren ſollte und dürfte man nicht tolerant ſeyn — Die beſte Geiſſel dafür aber iſt die Satyre.

Dies iſt in allen Zeitaltern eingeſehn worden. Es giebt Dinge, die ſich gar nicht anders ſagen laſſen, und ſelbſt in den heiligen Büchern der Bibel finden wir, zum Beyſpiel da, wo der Erlöſer gegen die Phariſäer redet, Spuren vom Gebrauch der Ironie und Satyre. Difficile eſt ſatyram non ſcribere, das heißt nicht nur: **Es giebt keine Wahrheit, die** nicht Satyre wäre auf den, der dagegen handelt, ſondern auch: Man kann keine Carricatur zeichnen, die nicht dem Bildniſſe irgend eines Menſchen ähnlich wäre, und endlich: Es iſt ſchwer, die Aufmerkſamkeit der Leute auf gewiſſe Wahrheiten zu lenken, die man zu ſagen für nöthig hält, ohne ſie in das muntre Gewand der Satyre einzuhüllen.

Die Bosheit der Menſchen aber iſt gern geſchäftig, allgemeine Bilder gegen einzelne Perſonen zu halten, und den Leuten zuzuflüſtern: „das ſoll Der ſeyn, und das Dieſer.“ Wer ſich dadurch abſchrecken läßt, dem wird ſicherlich bald das Maul geſtopft ſeyn. Alle Proteſtationen von der Art, wie die des Herrn Meyers, daß man nur über Thorheiten lachen, aber niemands ſittlichen Character angreifen wolle, helfen nichts. Der Haufen Derer, die kein gutes Gewiſſen haben, ſchreyen immer fort: hic niger eſt, hunc tu — caveto! und ſelbſt das, was ein Schriftſteller den erdichteten Perſonen in einem Romane, ihrem Character gemäß, in den Mund legt, muß für Grundſatz des Verfaſſers gelten — Doch, wer wird ſich darum bekümmern? Laſſen wir ſie immer ſchreyen! Wir lachen unſern Weg fort, und es bleibt beym Alten.

Freudenfeld,
den 6ten Jenner 1785.

III. Es iſt gut in der Welt.

Es iſt ſo ſchön in dieſer Welt;
Der Freuden ſind ſo viel!
Wer ſich den Beſſern zugeſellt,
Und ruhig leben will,
Der hat den reichlichſten Genuß,
Und manchen frohen Tag;
Auf kleines Leiden, auf Verdruß
Folgt bald die Wonne nach.
Wohl giebt es ſchwere Plagen hier,
Das leugn' ich wahrlich nicht,
Doch findet der auch Troſt dafür,
Dem's nicht an Muth gebricht.
Denkt nicht, ich ſpräche das ſo hin,
Wie mancher Verſemann!
Nein, Freunde! glaubt es mir! ich bin,
So ſehr man immer kann,
Vertrau't mit Leiden aller Art,
Doch überwand ich ſie —
Wer mit Geduld der Zukunft harrt,
Den trügt die Hofnung nie.

Die Welt iſt gar kein Jammerthal;
Das Unglück iſt nicht groß,
Und reine Freud' iſt überall
Des guten Mannes Loos.
Zum Gutſeyn, Herr! gehört zwar viel,
Doch, wer nur Tugend ehrt,
Das Böſe haßt, und Gutes will,
Der iſt ſchon ſehr viel werth.
Wer gegen ſeine Schwächen kämpft,
Und die Verführung flieht,
Wer ſeine Leidenſchaften dämpft,
Gern Jeden glücklich ſieht;
Wer duldend, liebreich, fern von Neid,
Verſtändig, ohne Wahn,
Beſcheiden, mäßig, ſtets bereit
Zu dienen, wo er kann,
Auf Reichthum, Rang und Lob nicht bau't,
Das Flitterwerk nicht liebt,
Und nur dem innern Beyfall traut,
Den ihm ſein Herze giebt;
Wer mit ſich ſelbſt in Frieden lebt,
Des Pöbels Wahn verlacht;
Wer nicht an Vorurtheilen klebt,
Sich nie zum Sclaven macht;

Der geht ſo froh durch's Leben hin,
Daß ihn kein Unfall ſchreckt,
Kein Fürſt und keine Buhlerinn,
Kein Arzt, kein Pfaffe neckt.
Sein unbefangnes frohes Herz,
Das fern von Schalkheit weicht,
Sein gleicher Muth, in Luſt und Schmerz,
Macht jede Bürde leicht.
Mit gradem Sinn und hellem Blick
Und das Gewiſſen rein —
So kann er über ſein Geſchick
Stets Herr und Meiſter ſeyn.
Er ſchmeckt, durch ſeine Lebenszeit,
Ein Glück, das, ungeſtöhrt,
Gefühl, Geſundheit, Redlichkeit,
Und Weisheit ihm gewährt.
Der ſchöne Anblick der Natur
Giebt ſeiner Seele Kraft,
Das heitre Feld, die bunte Flur,
Ihm neuen Lebensſaft.
Ein Thränchen, mitleidsvoll geweint,
Ein Schärflein dargereicht
Von ihm, der's immer redlich meynt,
Dem, den der Kummer beugt —

So eine ſtille edle That,
Von niemand angeſtaunt —
Ein Warnungswink — Ein weiſer Rath —
Nicht laut, nicht auspoſaunt —
Und, wenn, aus Geiz und Leidenſchaft,
Der Schelm die Unſchuld drückt,
Dem Unterdrückten Recht verſchafft —
Das wärmet — das erquickt —
Und dann ein Blick ins Heiligthum
Der Weisheit, und die Frucht,
Die Wiſſenſchaft und Studium
Dem giebt, der Wahrheit ſucht;
Der ſchönen Künſte Zaubermacht;
Der Tonkunſt Luſtgefühl;
Ein Ständgen ſorglos hingebracht,
Bey frohes Scherzes Spiel;
Ein Gläschen Wein, ein Stückchen Brod,
Ein Freund, ein treues Weib —
Wer das beſitzt, hat keine Noth,
Hat g'nug an Seel und Leib —
Drum bleibt's dabey! In dieſer Welt
Giebt es der Freuden viel;
Wer ſich den Beſſern zugeſellt,
Und ruhig leben will;

Der hat den reichlichſten Genuß
Und manchen frohen Tag —
Auf jedes Leiden, auf Verdruß
Folgt bald die Wonne nach.

Im Jenner 1785.

Victor Ehrenfels,
pro tempore Scholæ Magiſter
in Urfſtädt.

Bravo, Herr Schulmeiſter! Bravo! Wir meynen es auch ſo, Herr Schulmeiſter! (Anmerkung der Herausgeber.)

IV. Ein Advocat auf dem Todtenbette, in Raſerey.

Ich ſag' Dir's, Satan! — Laß — laß mich!
Laß, oder ich belange Dich
Actione quadrupedaria —
Fort Satan! Komm mir nicht ſo nah! —
Was? Ich ein Sünder? — Herr Paſtor!
Dies Schimpfwort ſchreib' ich hinter's Ohr;
Ex lege diffamari wird
Der Herr von mir in's Jus citirt. —
Ach lieber Gott! ich bitte d'rum;
Nur noch Ein moratorium! —
In's Fegefeu'r? — Das geht nicht an!
Wer fängt ab executione an? —
Ihr Waiſen! ſchweigt! das geht nicht ſo;
Inepti libelli exceptio
Wird erſt von mir interponirt,
Und in der Replic angeführt —
Was will Er, Herr Beelzebub?
Er und ſein ganzer Teufelstrupp?
Hab' ich die Leute arm gemacht;
Hat's Euch doch auch was eingebracht —

Fürſt Michael! was Er da ſpricht,
Gehört gar vor Sein forum nicht;
Hiergegen reſervir' ich da
Mir quævis competentia —
Und wenn denn alles reißt und bricht,
Beym letzten jüngſten Weltgericht;
Such ich, geht alles um und um,
Reſtitutio in integrum.

3 Kalendarum
Januarii, anno Domini 1785.

Jacob Wäſſerlein
J. U. Licent. und Gelehrter in Nürnberg.

Wir wiſſen wohl, daß es jetzt in Teutſchland üblich iſt, ſich ſelbſt den Titel: Gelehrter zu geben, zum B.: N. N. Gelehrter in N. u. ſ. f. Wir können aber nicht unterlaſſen, dies ſehr unbeſcheiden zu finden. Zu einem Gelehrten gehört viel, und die weiſeſten Menſchen bekennen gern, daß ſie, ihr ganzes Leben hindurch, nur Lernende ſind. Mögten wir doch den Weiſen des Alterthums zum Muſter nehmen, welcher, aus innerm Gefühle der Beſchränkheit menſchlicher Einſichten, der Weltweisheit zuerſt den Nahmen Philoſophie gab! (Anmerkung der Herausgeber.)

V. Ob Fürſten nur Menſchen ſind.

Montaigne macht die Bemerkung: „Auf „dem ſchönſten Throne von der Welt „müſſe der Fürſt doch immer fühlen, daß er „auf ſeinem eigenen Hintern ſäße.“ Er hat vermuthlich, durch dieſe Erinnerung, die Prinzen aufmerkſam auf diejenigen (leider! oft die einzigen) Theile machen wollen, welche ſie mit allen übrigen Menſchen gemein haben, um ſie zu ermuntern, ſo oft ſie fühlten, daß auch das Sitzen auf dem Throne ſeine Beſchwerde hätte, zu überlegen, daß es unzählige Menſchen mit eben einem ſolchen Hintern gäbe, die ſehr viel härter ſäßen.

Dieſer naive Wink zur Demuth, worüber ſich ein ganzer Commentarius ſchreiben lieſſe, kam mir wieder in das Gedächtniß, als ich neulich von ohngefehr den Schluß von Emilia Galotti aufgeſchlagen hatte, und las, wie Hettore Gonza ſagt: „Iſt es, zum Unglück ſo

„Vieler nicht genug, daß Fürſten Menſchen „ſind“ u. ſ. f.

Indem ich nun dem Dinge und der Menſchlichkeit der Regenten noch weiter nachdachte, fiel mir ein, irgend einmal, irgendwo, in einer Verordnung, Erklärung, Anrede, oder was es war, ſo ein regierender Herr an ſein Volk ergehn ließ, den Ausdruck geleſen zu haben: „Wir geſtehen gern, daß wir mit dem „Allen doch nur ein Menſch ſind.“ Wie geſagt! ich weiß nicht mehr, wo ich es geleſen habe, aber deß erinnere ich mich noch, daß mir dieſer Ausdruck um ſo mehr auffiel, da würklich der Aufſatz ſelbſt voll edler Aeuſſerungen war, und von einem ſehr guten, großen, menſchenfreundlichen Fürſten herkam. Ich kann mir daher noch itzt ohnmöglich vorſtellen, daß er den Sinn dieſes Ausdrucks recht ſollte gefühlt haben, ſondern glaube vielmehr, es ſey derſelbe, aus Uebereilung des Concipienten, ſo unbeſtimmt hingeſchrieben worden. —

„Wir geſtehen, daß wir nur ein Menſch „ſind?“ Nur das Meiſterſtück der Schöpfung? — Kann man mehr ſeyn, wenn man das ganz iſt? Ganz Menſch ſeyn, heißt das wenig ſeyn? — Wollte Gott alle unſre Fürſten wären nur Menſchen! Ich mögte von niemand auf dieſer Erde regiert werden, als von Einem, der ſagen könnte: Homo ſum, humani nihil a me alienum puto. Freuet ſich doch ſelbſt der Apoſtel: „daß der Erlöſer Mitleid haben könne mit unſrer Schwachheit, „weil er ſelbſt verſucht worden ſey allenthalben, „gleich wie wir. — Würde der Menſchheit! ach! wenn wir Dich ganz erreichen; was fehlt dann unſrer Seligkeit? Aber ſo lange wir noch ſo weit entfernt ſind von jener Vollkommenheit des Urbildes; ſo laſſet uns ja demüthig ſeyn, und uns auch nicht einmal den Gedanken verzeihen, man könne uns fähig halten zu glauben, wir fühlten nur zuweilen, daß wir **nur** Menſchen ſind!

Bruchſal
den 20ſten Jenner 1785.

Leberecht Simlius
Cand. Theolog.

VI. Lied eines zehnjährigen Kindes.

Ich bin vergnügt und herzlich froh —
Gieng's doch nur allen Menſchen ſo!
Noch kümmert nichts mich ſehr.
Wenn mich mein Vater zärtlich herzt;
Wenn meine Mutter mit mir ſcherzt;
So brauch' ich ſonſt nichts mehr.

So lang' ich fromm und fleiſſig bin,
Geht mir die Zeit ſo fröhlich hin,
Wie man's kaum glauben kann;
Und werd' ich einſtens hübſch und groß;
So giebt das Schickſal, mir zum Loos,
Auch einen guten Mann,

Der bieder, wie mein Vater, iſt,
Und ſeine Pflichten nicht vergißt,
Und mich ſo herzlich liebt,
Wie Er die Mutter — Dann verſtreicht,
Das biegen Leben ſüß und leicht,
Zufrieden, ohngetrübt.

R . . . . im Jenner 1785.

Philippine R***

VII. Ueber Erziehung.

Brief des Herrn von Hohenau an den jüngern Herrn Müller in Dresden [*].

Nicht wahr? Sie haben in langer Zeit nichts von uns gehört? — Verzeihen Sie gütigſt! Ganz will ich meine Nachläſſigkeit nicht entſchuldigen, aber doch bitte ich Sie, zu überlegen, daß ich drey Kinder, zwey Söhne und eine Tochter habe, die nun heranwachſen; (Sie wiſſen, daß mein älteſter Sohn beynahe zehn Jahre alt iſt) daß ich mich mit derſelben Bildung und Unterrichte ſelbſt beſchäftige, und daß mir alſo nicht viel Augenblicke zum Briefwechſel übrigbleiben, wenn ich noch dabey meinen übrigen häuslichen Geſchäften, wie es einem ehrlichen Hausvater zukömmt, vorſtehn, und zuweilen über meine Pflichten denken und leſen will.

---

[*] Der, wie man aus dem vierten Theile des Romans meines Lebens weiß, des Herrn Meyers Bedienung daſelbſt bekommen hat, nachdem Letzterer nach Urſtädt, zu ſeinem Wohlthäter, dem Baron Leidthal, gezogen war.

Heute hat die Frau von Weckel meine Frau und meine Kinder, in einem Schlitten, nach Freudenfeld abgeholt, damit ſie von ihrer kleinen Freundinn, Weckels Tochter, Abſchied nehmen mögten, welche morgen mit ihren Eltern verreiſet; Ich nütze alſo dieſen Tag, um mir das Vergnügen zu geben, mit Ihnen ein wenig zu plaudern, und Ihnen für Ihren letzten lieben Brief zu danken.

Wovon wollen wir aber reden? Soll ich Ihnen nochmals weitläuftig Glück wünſchen, zu Ihrer bevorſtehenden Heyrath? Nein, mein Lieber! das kann ich ohnmöglich. Sie wiſſen, wie herzlich gut ich es mit Ihnen meyne; und ſo werden Sie ja, ohne viel Worte, überzeugt ſeyn, daß alles, was Sie betrifft, mir wahrhaftig zu Herzen geht, und eben das werden Sie von einem jeden von uns glauben; Alſo von etwas Anderm, und zwar von etwas, das nun bald auch für Sie ein wichtiger Gegen-

Miethlingen, oft den elendeſten Menſchen, anvertrauen, und indeß ſich unbedeutenden Arbeiten im bürgerlichen Leben widmen, durch Ehrgeiz oder Geldgeiz getrieben, eine Rolle im Staate zu ſpielen, indeß ſie ihre natürliche, menſchliche Rolle verfehlen? — Da meynen ſie dann, ſie könnten, als Staatsmänner oder Richter, Hunderte beglücken, und laſſen während dieſer Zeit ſechs Kinder verderben, die nachher Tauſende elend machen. Ich denke: die Erziehung ſeiner Kinder verſäumen, das iſt ärger, als morden, ſtehlen, und ehebrechen. Denn Laſter, die wir ſelbſt begehen, ſterben mit uns; aber wir vervielfältigen und verewigen dieſe Laſter, durch unzähliche Generationen hindurch, wenn wir der Welt ſolche Bürger zuliefern, in deren Herzen der Saamen zu allen dieſen Verbrechen liegt.

Man entſchuldige ſich nicht damit, daß es manchen Eltern an Talenten dazu fehle, daß ſie ſelbſt nicht erzogen wären. — Ausflüchte! — Biſt Du gar durchaus nicht gemacht, Hausvater, Hausmutter zu werden;

warum heyratheſt Du? — Du wirſt es vor Gott verantworten müſſen — Fühlſt Du die Fehler Deiner Erziehung? — deſto beſſer! ſo weißt Du ja, was Du vermeiden mußt; Fehlt es Dir an einigen Hülfskenntniſſen; ſo lerne! Man iſt nie zu alt zum Lernen, und Du haſt Zeit genug in den erſten ſechs Jahren, wo Dich nur die phyſiſche Erziehung des Kindes beſchäftigt, dasjenige ſelbſt zu ſtudiren, was Du nachher lehren willſt.

Und welch' ein einträgliches Capital giebt man den lieben Geſchöpfen nicht mit, wenn man ſie zur Tugend und Weisheit bildet! — Der Segen der Nachkommenſchaft, die gewiſſe Ausſicht, zum Wohl der Welt, zum Glücke des Zeitalters, etwas im Großen beyzutragen, einen guten Saamen gelegt zu haben, der nachher ſo bald nicht ausartet — — Iſt das nicht edel, befriedigend, groß?

Nicht für das Leben, ſondern für die Erziehung, ſind die Kinder den Eltern Verbindlichkeit ſchuldig; Nicht eben die jetzigen

Kinder den jetzigen Eltern; denn dieſe können und dürfen gar nicht dies wichtige Werk verſäumen; (dürfen ihre Kinder eben ſo wenig wild aufwachſen laſſen, als wegwerfen, ſonſt hat der Staat das Recht, ſich hinein zu miſchen;) Aber die erſten Menſchen hätten es doch gedurft, und thaten es nicht, und dadurch wurde ein Contract geſchloſſen, deſſen Verbindlichkeit itzt auf uns ruht, weil wir, durch alle Jahrhunderte hindurch, die Früchte davon genoſſen haben.

Mich dünkt, daß der unſterbliche Rouſſeau dies nicht deutlich genug entwickelt hat, ſo wie ich überhaupt bekennen muß, daß ich mich, nach meiner Erfahrung, von manchen im Emil vorkommenden Sätzen dieſes großen Mannes nicht ganz überzeugen kann, obgleich ich, von einer andern Seite, dieſem einzigen Philoſophen ſo viel lichtvoller Wahrheiten Auferweckung in mir zu danken habe. Ich will hier einige Zweifel herſetzen, und noch etwas von dem Meinigen hinzufügen; Sagen Sie, mein Lieber! mir doch gelegentlich Ihre Meynung darüber!

So kömmt mir es, zum Beyſpiel, unnatürlich vor, wenn der Zögling glauben ſoll, ſein Führer ſey, in ſeinen Jünglings- und männlichen Jahren, noch an Erfahrung und Kenntniß, nicht weiter, als er ſelbſt in ſeinem kindiſchen Alter, fortgerückt, und müſſe alles zugleich mit ihm erlernen. Wird er nicht zuweilen denken: „Dieſer von jedermann Geſchätzte weiß noch nicht mehr als ich; ich brauche mich daher auch nicht zu übereilen.“ Oder, bey der Geſchichte, wo der Gärtner alles ausriß, was ſie gepflanzt hatten: „Sollte der groſſe Kerl das nicht gewußt und mich gewarnet haben, mir vergebliche Mühe zu machen?“ Gewiß wird in manchen Fällen der Unterricht kräftiger, klarer und nutzbarer ſeyn, wenn man den Zögling die Wahrheit gleichſam ſelbſt erfinden läßt; aber ſehr oft auch wird man viel Zeit erſparen, wenn man, nach erworbenem Zutrauen, ſagen kann: „Thue das nicht, mein Lieber! Ich kann Dir es aus Erfahrung abrathen — Das ſind die Folgen, die Du davon erwarten mußt. Willſt Du aber durchaus; ſo thue es auf Deine Gefahr!“ Und wie leicht iſt es nicht dann, die Sache alſo einzuleiten, daß er nicht zum zweytenmal gereizt werde, nach ſeinen eigenen Einſichten zu handeln! Endlich finde ich jene Methode um ſo gefährlicher, als es faſt nicht möglich iſt, nicht endlich einmal, im Geſpräch, oder durch die Ungeſchicklichkeit der Perſonen, welche man zu dergleichen Scenen, wie die vom Gärtner, braucht, zu verrathen, daß man von einer Sache, in welcher man ſich unwiſſend geſtellt hatte, mehr weiß; und wie gefährlich iſt es nicht bey der Erziehung, wenn das Kind Maſchinerie, Betrug merkt!

Ich glaube ferner, es ſey nicht wahr, daß alle Geſchöpfe von Natur den Tod fürchteten. Künſtlich eingepflanzte Vorurtheile laſſen uns denſelben als etwas Erſchreckliches betrachten; und dazu kommen die Eindrücke, die der Anblick ſterbender Creaturen auf uns macht; Desfalls fürchten im Grunde alle Menſchen mehr die Schmerzen bey dem Tode, als den Tod ſelbſt. Ich ſehe ſogar nicht einmal ein, wie Derjenige, welcher kein Leben nach dem Tode glaubte, die Vernichtung ſcheuen könnte. Denn, wo Gefühl, Vorſtellung und Erinnerung aufhören, da kann kein Leiden ſeyn, und wie kann ich mich fürchten, einſt das gegenwärtige Gute, ſo ich genieſſe, nicht mehr ſchmecken zu dürfen, wenn ich zugleich alle Idee, allen Geſchmack von dieſem Guten verliehren, folglich gar nicht wiſſen werde, daß es exiſtiret. Ich werde zwar dann um deſto mehr mich dem gegenwärtigen Genuß ergeben, aber auch um ſo weiſer genieſſen, wenn ich merke, daß Der am mehrſten ſchmeckt, der am mäßigſten genießt. Mich dünkt aber, Rouſſeau hätte nicht früh genug ſeinem Emil den Tod als eine unvermeidliche, ziemlich gleichgültige Umkleidung dargeſtellt, wozu doch der Anblick der Naturphänomene, beſonders im Pflanzenreiche, ſo herrliche Gelegenheit giebt. Ich brauche, ſo lange ich meinen Kindern noch keinen Begriff von einem künftigen Zuſtand anvertrauen kann, die Ueberlegung der Vergänglichkeit des menſchlichen Lebens nicht nur als ein Reſſort, zu Beobachtung ihrer Pflichten, nemlich nach dem Satze: *Erfülle hier Deine Beſtimmung; ſo genieſſeſt*

Du beſſer, denn Du weißt nicht, wie lange es dauert; ſondern ich bewege ſie auch dadurch zu größerer Sorgfalt für ihre Geſundheit, immer in der Rückſicht: daß man beſſer und länger genieſſen kann, wenn man an Leib und Seele geſund iſt; und endlich, wenn ſie ſehen, daß ich nie bey dem Gedanken des Todes ſehr feyerlich, wichtig oder ängſtlich ausſehe; ſo werden ſie mit dieſem Gedanken bekannt, und ich erſpare ihnen eine Menge bekümmerter Augenblicke bey ſchmerzhaften Krankheiten und Gefahren. Wenn ſie leiden; ſo hüte ich mich, ihnen zuviel Beſorgniß zu zeigen, aber ich helfe ihnen, ohne, wo möglich, aus meinem Gleichgewichte zu kommen.

Es iſt wahrhaftig mit dem Tode, wie mit den Geſpenſtern. So lange ich den Kindern nicht mit Gründen über die Wahrſcheinlichkeit oder Unwahrſcheinlichkeit einer Geſpenſtererſcheinung reden kann, laſſe ich die Sache an ſeinen Ort geſtellt ſeyn, ſpreche davon in gleichgültigem oder munterm Ton, und ich bin überzeugt, daß keines meiner Kinder erſchrecken würde, wenn es eine ſolche Erſcheinung ſähe, denn ſie ſind gewöhnt, täglich neue Dinge zu ſehn, und nichts in der Welt fürchterlich zu finden, auch kein Uebel im Voraus zu ſcheuen, aber alle Mittel anzuwenden, damit ein bekanntes Uebel ſie nicht treffe, und wenn ſie einem reiſſenden Thiere begegneten, würden ſie ihre Gegenwart des Geiſtes weniger verliehren, als Solche, die man, von Kindheit an, mit fürchterlichen Bildern zur Zaghaftigkeit geſtimmt hat. Als Jüngling wird mein Sohn (Trotz allen Vorurtheilen des Adels!) gewiß nie keine Ausforderung zum Zweykampf annehmen, weil er weiß, daß dies nicht nur gegen natürliche und bürgerliche Geſetze, ſondern auch, daß es unvernünftig iſt, ſich einer Gefahr auszuſetzen, der man ausweichen kann. Allein er wird nie fürchten, angefallen zu werden; Geſchieht dies aber; ſo wird er Gegenwart des Geiſtes behalten, ſeine Kräfte und ſeine Geſchicklichkeit brauchen, und wo ihm ſein Beruf und die Nothwendigkeit befiehlt, ſich irgend einer Gefahr auszuſetzen, irgend ein Unglück zu ertragen; da wird er kaltblütig ſeine Pflicht thun — Das iſt dann wahrhafte Tapferkeit; jenes iſt Narrheit, zu welcher ſich, wie die Beyſpiele beweiſen, der Feige mehrentheils williger finden läßt, als der würklich tapfre Mann.

Ich billige gar nicht Rouſſeaus Maxime, den Jüngling Vergnügen an der Jagt ſchmecken zu laſſen. Warum ſoll ich ihn gewöhnen, Luſt am Morde der Creatur zu finden? Muß man Fleiſch eſſen; ſo überlaſſe man das Geſchäft, dies Nahrungsmittel herbeyzuſchaffen, denen, deren Handthierung es iſt — Mein Sohn iſt dazu nicht beſtimmt.

Sodann ſcheinen mir manche Mittel, welche der große Mann vorſchlägt, den Kindern etwas, wofür ſie nicht empfänglich ſind, angenehm zu machen, nicht anwendbar. Sie behalten den Spaß, welchen man dabey anbringt, und laſſen die Wahrheit fallen. Hat man ihnen in den erſten Jahren Sinn für das, was ihnen wahrhaftig gut und nützlich iſt, beygebracht; ſo ſind alle ſolche kleine Künſte überflüſſig.

Früh ſoll man die jungen Herzen gegen Schmeicheley wafnen, und das kann auf die leichteſte Art geſchehen: „Biſt du ſo, wie dieſer Herr ſagt? — Das iſt eine ſo natürliche Frage! — Und dann Beyſpiele, Vergleichungen! Man kann wahrlich ſchon die Kinder dahin bringen, daß ihnen Ein freundlicher Blick, und ſelbſt ein guter Rath von einem weiſen, verſtändigen Manne werther iſt, als ein ganzes Heer von eckelhaften, ſüßen Worten, niedrig gefälliger Menſchen, über ihre Schönheit, Artigkeit und Geſchicklichkeit.

Bis itzt habe ich noch keinem von meinen Kindern, ſelbſt meinem zehnjährigen Knaben nicht, einen ſyſtematiſchen Unterricht in den Lehren des chriſtlichen Glaubens gegeben, weil ich überzeugt bin, daß Gleichgültigkeit, oder gar Verachtung gegen die Religion, mehrentheils davon herrührt, daß man die Menſchen in der Kindheit mit Auswendiglernen ſolcher Lehren aus dem Catechismus plagt, womit ſie noch nicht den geringſten Begriff verbinden können. Allein Gefühl für Religion und Achtung gegen alle Arten von Gottesdienſt, oder Gottesverehrung, ſoll und muß den Kindern früh eingeprägt werden; das heißt: Gefühl der Abhänglichkeit vom Schöpfer aller Dinge; Gefühl der Größe Gottes, in Betrachtung der Natur; Gefühl, daß Derjenige unwerth iſt der Gnade des Allgütigen, der gegen ſeine, ihm von ſeiner eigenen Vernunft empfohlnen Pflichten handelt. Ja! da die Kinder nicht immer raiſonniren können; da ſie mehrentheils nur ſinnlicher Vorſtellungen fähig ſind; die ſinnlichen Eindrücke aber, welche man in dieſen Jahren empfängt, feſte und bleibende Züge in unſern Character prägen; ſo ſehe ich es ganz gern, wenn man ihnen dann ſchon Gott als einen ſtets auf uns Acht habenden Vater darſtellt, der unſre auch noch ſo verborgenen Handlungen ſieht, und der ſeine wohlthätige Hand von uns abwendet, wenn wir uns ſeiner Gnade unwerth machen; vor dem wir uns demüthig niederwerfen, und, wenn wir das Uebel, ſo wir gethan, aufrichtigſt bereuen, ſeine Hülfe, zur Stärkung im Guten erflehen müſſen. Man kann nie Triebfedern genug erfinden, die zum

Guten leiten, und dieſe ſtarke Triebfeder, wodurch nach und nach die Stimme des Gewiſſens in uns erweckt wird, hat auch ſchon im zarten Alter den herrlichſten Nutzen, und iſt der Leiter der Handlungen und guten Vorſätze, da, wo das Auge des menſchlichen Führers nicht hinſchauet, und die noch nicht ausgebauete Vernunft der Kinder nicht ſtark genug iſt.

Um aber beyzeiten meinen Kindern lebhaft fühlbar zu machen, daß jede Erfüllung ihrer Pflichten ihr eigenes Intereſſe befördert; bin ich ſehr vorſichtig in Beſtrafung der Vergehen, bin nachſichtig gegen Fehler, wodurch ſie mich beleidigt zu haben glauben könnten, und um deſto ſtrenger da, wo ich gewiß weiß, daß ſie es fühlen müſſen, die Sache betreffe nur ſie allein. Erlauben Sie mir ein kleines Beyſpiel! Ich ſetze den Fall, mein Knabe hätte einen Hang zum Lügen; (Gottlob! der meinige hat ihn nicht, und ſelten werden ihn unverwahrloſete Kinder haben) und nun hätte er eine Schaale, ein Glas, oder d. gl. in meinem Hauſe zerbrochen: „Wer hat das gethan?“ —

Er leugnete — Die Lüge iſt ein abſcheuliches Ding; aber ich würde ſie diesmal nicht beſtrafen, aus Furcht, er mögte die Hälfte der Züchtigung auf Rechnung meiner böſen Laune ſchreiben, über das Zerbrochene. „Wilhelm!“ würde ich ſagen, „da die ganze Sache eine „ſolche Kleinigkeit betrifft, wobey niemand „als ich Schaden hat; ſo will ich ſie nicht „weiter unterſuchen. Du ſagſt, Du habeſt es „nicht gethan; Du wirſt Dich ſelbſt nicht ſo „erniedrigen, daß Du mich belügeſt; Gott „ſieht in Dein Herz; An dem Glaſe iſt wenig „verlohren, aber an der Wahrheit iſt alles ge„legen; Reden wir nicht weiter davon!“ Bald nachher aber geſchähe es, daß er in einem fremden Hauſe etwas genöſſe, ſo ich ihm, ſeiner Geſundheit wegen, unterſagt hätte. Ich fragte; er leugnete; dann würde die ſtrengſte Unterſuchung und die ſchärfſte Züchtigung erfolgen.

Kleine gegenſeitige Gefälligkeiten machen das geſellige Leben unter Menſchen ſüß; aber ſie verliehren allen Werth, und das Herz nimmt zulezt keinen Antheil mehr daran, wenn ſie zu einer Art von Gewohnheit werden, wie die conventionellen Attentions der Franzoſen, und die Verbindlichkeiten, welche ſich die Hofleute ohne Unterlaß ſagen. Meine Kinder wiſſen, daß ich gern die Rinden vom Brod eſſe. Sie ſchneiden daher von ihren Brodſcheiben rund umher die Rinden ab, und reichen ſie mir dar. Einmal, zweymal, nehme ich das an; dann ſchlage ich es oft hintereinander ab; (Von denen, die unartig geweſen ſind, nehme ich nie etwas an.) Endlich bieten ſie mir die Rinden nicht mehr dar, und nun gebe ich einmal wieder Gelegenheit dazu, daß ſie mir dieſe Gefälligkeit erweiſen dürfen, u. ſ. f. Bey den Gefälligkeiten, die ich Andern thue, gebe ich ihnen, wie ſich's verſteht, das Beyſpiel davon.

Da es ſchwer iſt, in jeder Sache die richtige Mittelſtraße zu treffen; ſo wird es auch wohl geſchehen, daß man in der Erziehung entweder zu oft oder zu ſelten ſtraft. Daß man nie ohne Urſache, und, auch mit Urſache, doch nicht ſo oft ſtrafen müſſe, daß die Würkung davon verlohren geht, verſteht ſich von ſelbſt; daß die Gattung, die Claſſe und der Grad der Strafe nach den Temperamenten der Kinder beſtimmt werden ſolle, iſt auch ſehr begreiflich; übrigens kann man doch, glaube ich, mit Recht ſagen: **Durch zu viel Strenge macht man höchſtens nur Einem Menſchen (dem Kinde) böſe Stunden; aber zu viel Nachſicht, macht Verdruß und Kummer, Tauſenden, die künftig mit dem heranwachſenden Menſchen leben müſſen.**

Es giebt Leute, die keine Art von Arbeit verrichten können, wenn irgend ein kleiner Lerm um ſie her iſt, oder wenn auch nur im Zimmer geſprochen, oder auf- und abgegangen wird; Es giebt Leute, die, wenn die geringſte andre Sache ihnen, während einer Arbeit, in den Kopf kömmt, auf einmal zu Allem unfähig werden. Es iſt begreiflich, wie übel ſolche Leute daran ſind, wie viel Zeit ihnen verlohren geht, wie ſehr die, welche mit ihnen leben, ſich nach ihnen einſchränken müſſen, in welche unangenehme Lagen ſie kommen, und wie viel

Genuß des Lebens ſie entbehren. Ich ſuche meine Kinder anders zu gewöhnen, und ich weiß es aus eigener Erfahrung, daß man das kann. Je mehr Lerm um mich her iſt, um deſto beſſer kann ich arbeiten, um deſto mehr concentriren ſich meine Gedanken, ja! das geht ſo weit, daß ich faſt nichts aufſetzen kann, wenn alles ſtill iſt, weil dann meine ſpazierengehende Fantaſie auf tauſend Nebenwege geräth; da hingegen alle untergeordneten Gedanken ſich an die Hauptidee anſchlieſſen, und ſtill bleiben, wenn ſie, im äuſſern Tumulte, nicht zu Worte kommen können.

Um die Kinder an Gegenwart des Geiſtes zu gewöhnen, ihren Scharfſinn und ihre geſunde Vernunft zu prüfen, nehme ich nicht nur allerley Uebungen mit ihnen vor, ſondern ſetze ſie auch auf Proben. Oft frage ich: „Was „würdeſt Du thun, wenn Du in dieſe oder jene „Verlegenheit geriethest?“ Es kömmt ein fremder Mann zu mir: „Wer glaubſt Du „wohl, daß dieſer ſeyn könnte? von welchem „Stande? von was für Alter, Handwerke?

„Warum glaubſt Du das?“ Ich führe ihn in eine große Geſellſchaft: „Wer von Allen „dieſen ſollte wohl die Frau vom Hauſe ſeyn?“ u. ſ. f. Als ich in vorigem Jahre mit meinen Kindern und dem Herrn von Weckel in Hamburg war, wohin auch Ihr Herr Vater aus Koppenhagen kam, hatte mein Sohn ſich ſchon im Voraus gefreuet, den Mann, von dem er ſo viel Gutes unter uns hatte erzählen gehört, kennen zu lernen. Wir waren früher angekommen, als der Herr Etatsrath; Eines Morgens höre ich, unſer alter Müller ſey angekommen, und bey einem Freunde abgetreten; Ich gehe allein hin, ſpreche ihn, und ſage meinen Kindern nicht, daß unſer Mann da iſt; Indeß aber verabrede ich mit dem guten Alten folgenden kleinen Spaß: Ich gehe in den Gaſthof zurück, ſage zu meinem Sohne: „Komm mit mir! Ich habe ein kleines Ge„ſchäft in der Stadt.“ Wir gehen; Unterwegens mache ich ihn aufmerkſam auf allerley Gegenſtände, als wir von ohngefehr, in der That aber deswegen, damit er den Weg, den wir gehn würden, ſich bemerken ſollte. Ich führe ihn in die Gaſſe, wo das Haus liegt, in welchem Ihr Herr Vater iſt; Ich trete in einen Kaufmannsladen, handle auf etwas, ſage dann zu meinem Sohne: „Wilhelm! Ich muß noch weiter; Du kannſt gradeswegs in unſern Gaſthof zurückkehren,“ und ohne ſeine Antwort zu erwarten, drehe ich mich um eine Ecke, und gehe fort. Der Knabe ſteht, beſinnt ſich, ob er auch den Weg finden werde; Endlich eilt er fort; Ihr Herr Vater laurt am Fenſter, nimt ſeinen Hut, und folgt ihm. Wilhelm geht, ſo geſchwind er kann, drängt ſich durch alle Menſchen hindurch, mit ein wenig Aengſtlichkeit, ohne ſich, weder rechts noch links, umzuſehn. Zwey, drey Gaſſen durch, geht alles gut; aber auf einmal verirrt er ſich: „Bey dieſer Kirche ſind wir gar nicht vorbeygekommen; Ich bin unrecht; Was fange ich nun an?“ Er ſieht ſich um, ſieht alle Vorübergehenden an, und will ſich Einen ausſuchen, den er fragen könnte. Sein Blick fällt auf unſern, ihm noch immer folgenden Alten; Sein Geſicht flößt dem Knaben Zutrauen ein. „Ach, mein Herr! könnten Sie mir nicht ſa-

„gen, wie ich am nächſten nach —“ Aber, o weh! Er weiß nicht den Nahmen des Gaſthofs. — „Ja, mein liebes Kind! Ich wollte „Dich gern zurechtweiſen, aber Du mußt mir „erſt ſagen, wohin?“ Das Kind fängt an zu umſchreiben, und Sie werden leicht errathen, wie die ganze Scene ablief. Ihr Herr Vater führte den Knaben in den Gaſthof zurück, und ich hatte Gelegenheit, ihm, im muntern Ton, Aufmerkſamkeit und Vorſicht anzuempfehlen, damit er nie wieder in dergleichen Verlegenheit gerathen mögte.

Jetzt aber, mein lieber Müller! werden Sie meines Geſchwätzes überdrüſſig ſeyn — Nicht wahr? Sie wünſchten wohl, daß mir das früher eingefallen wäre. — Doch, ich kann Ihnen nicht helfen; Rächen Sie Sich bald durch einen noch längeren Brief!

Wir Alle ſind geſund; Unſerm ehrwürdigen, guten alten Hausvater [*] ſchenkt die Vorſehung, zu unſerm Troſte, mehr Kräfte, Wohlſeyn und Heiterkeit, als Vielen in ſeinen Jahren zu Theil wird; Der redliche Meyer leitet mich mit ſeinem Rathe bey Erziehung meiner Kinder, die ihn lieben und verehren; Die Familie in Ruhethal erfreuet uns oft mit ihrem Beſuche; Der Herr von Clausbach hat ſeine ganze muntre Laune wieder, ſeitdem er die Freuden des Landlebens ſchmeckt; Seine Frau iſt ein verſtändiges, vortreſliches Weib, und ſein Sohn ein herzlich lieber Junge — Nun wiſſen Sie, wie es uns Allen geht — Leben Sie wohl, und vergeſſen Sie nicht,

---

[*] der Freyherr von Leidthal.

Ihren, u. ſ. f.

Ueſſtädt den 2ten Febr.
1785.

VIII. Auszug

aus dem Rechnungsmanual eines Zeitungsſchreibers.

Einnahme.

	fl.	kr.
Für eine vortheilhafte Recenſion des kleinen Werks °°° (doppelte Portion Lob) vom Verfaſſer erhalten	1.	30
dito, für ein anders Werk, (einfaches Lob)	—	45
Für die Bekanntmachung des gnädigen Compliments, ſo Ihro Majeſtät °°° an die Frau von °°° vermelden laſſen	2.	—
Für Beſchreibung des Gaſtmals, ſo des Herrn Geſandten von °°° Excellenz dem hohen Adel gegeben	5.	—
Strafgelder und Schmerzkoſten, in welche der Herr Hauptmann von X°° (von welchem ich eine ärgerliche Anecdote bekannt ge-		

	fl.	kr.
macht) wegen der mir ertheilten Stockſchläge condemnirt worden	13.	24
Für eine ſchmähliche Recenſion einer ſatyriſchen Schrift, in welcher ſich der Hofmarſchall von Y°° geſchildert glaubte, von Ihro des gedachten Herrn Hofmarſchall Hochwohlgeb.	2.	45
Für Anpreiſung einer Werbeanſtalt, zu einem Freycorps nach °°° beſtimmt	6.	—
Für Verfertigung und Einrückung eines Manifeſtes für die kleine Reichsſtadt °°° contra den Grafen von °°°	17.	—
Insgemein: Für allerley Verſchreyung, Anempfehlung und Ausposaunung von wohlthätigen Anſtalten, Fleckkugeln, actibus solemnibus, Lotterien, Univerſalmedicinen, Modehandlungswaaren, Erziehungsinſtituten, Collecten, Subſcriptionen u. d. gl. zuſammen	37.	25

Ausgabe.

	fl.	kr.
Strafe an den hochweiſen Magiſtrat, für die gegen die hochlöbliche Reichsſtadt ∘∘∘ geſchriebenen Anzüglichkeiten = =	21.	36
Curkoſten der Wunden, bey Gelegenheit der zuletzt empfangenen Prügel = =	7.	22
Für erhaltenen Reſidenten- und geheimen Obercammerfactorstitel an des regierenden Herrn Grafen von ∘∘∘ Excellenz = =	48.	—
Einem Weißbinder für Erfindung des Bildniſſes, ſo dem 72ſten Stücke unſrer Zeitung beygedruckt worden, und den Hider Ali vorſtellen ſollte = =	—	36
Für Verfertigung des Holzſchnittes ejusdem = =	—	38
Succeſſive für 13 Maaß Brandtewein, ſo ich zur Erquickung bey der Arbeit getrunken : :	4.	56

	fl.	kr.
Dem Herrn Candidaten *** für Abfaſſung des poetiſchen Neujahrswunſches, im erſten Stücke unſrer Zeitung = = =	—	48

. . . . im Febr. 1785.

Johannes Micklius Med. D.
joci cauſſa fecit.

IX. Der Journaliſt.

Scene aus einem noch ungedruckten Luſtſpiele.

Der Journaliſt.

Nun, Fritzgen! Mache, daß Du fertig werdeſt; Du ſollſt auch Bisquit haben — Die Meſſe iſt vor der Thür — Haſt Du das Buch bald durch? Was hältſt Du davon? Was ſteht ohngefehr darinn?

Fritzgen.

Ach Papa! ich verſtehe es nicht — Ich weiß gar nicht —

Der Journaliſt.

Warte! (Er ſchreibt) „Alſo in einem unverſtändlichen, verworrenen Styl“ — Gut! nun habe ich ſchon genug. In was für Format?

Fritzgen.

Was meynen Sie damit, Papa?

Der Journaliſt.

Dummer Junge! Es bleibt doch wahr; Heroum filii noxæ. Ich meyne, wie groß das Buch ohngefehr iſt?

Frizgen.

Ey nun! Sehen Sie es ſelbſt an! Es iſt ſo in der Größe, wie ein nürnberger Honigkuchen.

Der Journaliſt.

Alſo in Octavo (ſchreibt) „Ein Alphabeth „in Octavo.

Anne-Liſe (kömmt)

Papa! Drauſſen iſt Muſjö Langmann.

Der Journaliſt.

Der Chorſchüler? Das freuet mich. Laß ihn hereinkommen! Nur näher, Muſjö Langmann!

Langmann.

Servitör! Hier bringe ich die Recenſionen; Ich habe ſie alle fertig geſchafft. (giebt ſie ihm) Die Beurtheilung des philoſophiſchen Werks in zwey Bänden iſt von mir ſelbſt, und dieſe da auch, und dieſe; Aber jene da hat mein Hauswirth, der Regiſtrator Kürbis gemacht.

Der Journaliſt.

Gut, gut! (beſieht ſie) Aber was heißt denn das? Ueber zwey philoſophiſche Bände kaum zehn Zeilen geſagt? Da hat Er gewiß einmal wieder darüber hingehudelt. Nun ſoll ich Ihm für jede Recenſion vier Groſchen geben? Iſt das vier Groſchen werth? Zehn Zeilen für vier Groſchen? — Nein! Er muß das noch ein bisgen ausdehnen. Und hier iſt ein Buch; (giebt es ihm) das muß gelobt werden; Es liegt ein Brief darinn vom Canonicus ***; der recommandirt es; Der Autor iſt eine von ſeinen Creaturen. Er muß den Ausdruck brauchen: „Es ſey in einem nervöſen Styl geſchrieben, welchen der Verfaſſer ſich ſelbſt geſchaffen habe.“ Und dieſe Reiſebeſchreibung (giebt ſie ihm) muß äuſſerſt kalt angekündigt werden, auch auf Verlangen des Canonicus, aber doch darf Er nichts Anzügliches darüber ſagen, denn der Verfaſſer verſteht keinen Spaß. Nun gehe Er nur nach Haus! Aber morgen früh, höchſtens gegen Mittag, muß ich alles beyſammen haben; Verſteht Er mich? u. ſ. f.

Von eben demſelben.

X. Kurze Reiſenachrichten.

Brief des Hauptmanns von Weckel an den Herrn von Hohenau.

Geſtern Abend, mein lieber Hohenau! bin ich nebſt den Meinigen geſund wieder hier angekommen, und würde ſchon heute zu Ihnen eilen, um Sie zu fragen, ob Sie Alle, während meiner dreywöchigen Abweſenheit, Sich Meiner zuweilen erinnert haben, wenn nicht eilig zu beantwortende Briefe, die ich hier gefunden, mich zwängen, mir dies Vergnügen bis auf morgen zu verſparen.

Hier ſind indeß einige kleine Reiſeanecdoten! Leſen Sie dieſelben ein wenig durch! und morgen wollen wir darüber reden. Gern hätte ich Ihnen mehr geliefert; allein ich weiß nicht, warum ich diesmal weniger Luſt gehabt habe, als ſonſt, Bemerkungen zu machen und aufzuſchreiben; Vermuthlich, weil ich ohne Einen von Ihnen gereiſt bin. Wenn zwey Freunde gemeinſchaftlich beobachten; ſo ſieht der Eine, was dem Andern entwiſcht, und der Genuß der wechſelſeitigen Mittheilung ſchärft dann auch den Beobachtungsgeiſt, und erweckt die Laune. Zwar war meine gute Frau bey mir; aber, ſo wenig es auch dem Geſchlecht an Witz und Blick fehlt; ſo fällt doch (und das mit Recht) ſeine Aufmerkſamkeit mehrentheils auf ganz andre Gegenſtände, als die unſrige. Auch können die Weiber auf Reiſen nicht ſo frey aller Orten herumlaufen, als wir — Doch mündlich ein Mehreres! Ich umarme Sie in Gedanken. Freudenfeld den 25ſten Febr. 1785.

Ich habe diesmal auf meiner Reiſe weniger Gutes und weniger Lächerliches, das aufgeſchrieben zu werden verdiente, bemerkt, als ſonſt, und doch habe ich zwey Höfe und drittehalb Reichsſtädte beſucht, und manche neue Bekanntſchaft gemacht. Das kömmt wohl nicht daher, daß etwa die Menſchen immer weniger von der einen und von der andern Art ausgehn lieſſen; ſondern weil, je länger man in der Welt lebt, man die Menſchen um ſo mehr auswendig lernt, ſo daß man hernach faſt immer die nemlichen Tugenden in anderm Gewande, die nemlichen Narrheiten in Kleidern von andrer Farbe erblickt.

Wir kamen gegen Abend in *** an. Es war grade Zeit, in das Schauſpiel zu gehn; Ich nahm für meine Frau, für meine Tochter, und für die B***ſche Familie, welche dort wohnt, und uns begleiten wollte, eine Loge, und ich ſelbſt gieng ein wenig in das Parterre. Es wurde eines von Schillers neuen Stücken gegeben, und das Haus war gepfropft voll. Ich hatte mit Mühe ein Plätzgen auf der äuſſerſten Ecke einer Bank, nahe am Eingange, bekommen, als ein Mann mit ſchneeweiſſem Kopfe, nebſt einem jungen Laffen, von etwa achtzehn Jahren, ſich hereindrängte. Sie kamen neben mir zu ſtehn, und nach einem Weilchen fieng der Alte an, ſich ängſtlich nach einem leeren Sitz umzuſehn; aber es war alles beſetzt. Ich glaubte, dem Manne würde das Stehen ſauer; Es fiel mir in dem Augenblicke ein, daß die Spartaner eine ſolche Ehrerbietung für das hohe Alter gehabt hätten, und daß der lacedämoniſche Geſandte einſt, im Schauſpiele zu Athen, ein Beyſpiel davon gegeben, indem er einem Greiſe ſeinen Platz eingeräumt hätte; Und dann fiel mir ferner ein, was in der Bibel ſteht: „Vor einem grauen „Haupte ſollſt Du aufſtehn." — Ich erhob mich alſo ein wenig von meiner Bank, und winkte dem Alten freundlich, den Sitz, ſtatt Meiner, einzunehmen. Er mogte aber wohl ſo wenig an dieſe Art von Achtungsbezeugung gewöhnt ſeyn, daß es ihm gar nicht einfiel, ich könnte ihn damit gemeynt haben, ſondern ſeinen jungen Purſchen mit großen Reverenzen beym Arm zu mir hinſchob. Dies Männlein hingegen nahm meine Attention, die er auf Rechnung ſeiner Geburt, wovon ich nichts wußte, ſchob, mit höflichem Kopfnicken auf, und war würklich im Begriff, ſich, ſo breit als ſeine jungen Hinterviertel nur auseinander zu treiben waren, auf meinen Platz zu ſetzen. Ich blieb halb gekrümmt über meiner Bank ſtehen, griff an meine Haare und zeigte mit der andern Hand auf das graue Haupt des Alten hin; da er aber dieſen Pantomime nicht verſtand, ſchob ich ihn ganz behutſam auf die Seite und ſagte: „Junger Herr! Aus Ehrerbietung für die grauen Haare jenes Mannes habe ich demſelben meine Stelle einräumen wollen; Allein, da er ſie nicht angenommen hat; bleibe ich ſitzen. Sie haben „junge Beine; Stehen Sie immer ein bisgen! „Auch werden Sie ſo beſſer von den jungen „Frauenzimmern bemerkt werden." — Hierob ergrimmte der junge Herr faſt ſehr von Zorn, antwortete mir zwar nichts, ſchoß aber gar verächtliche Blicke auf mich ab, erzählte ſeinem ſclaviſchen Hofmeiſter das factum, und verſammlete bald um ſich her einen Haufen complimentirende Jünglinge. Ich fragte meinen Nachbar: wer das Pürſchchen wäre, und hörte, es ſey ein junger Erbgraf des heiligen römiſchen Reichs — Sonſt nichts? Das Majeſtätsverbrechen war alſo ſo groß nicht. Nach Endigung des erſten Acts ſahe ich das erlauchte Herrchen nicht mehr; Es fiel mir ein, ich wollte ein wenig zu meinen Damen hinaufgehn; und als ich die Thür der Loge öfnete, fand ich, zu meiner großen Verwunderung, meinen Contuccio daſelbſt, nebſt ſeinem gefälligen Mentor. Vermuthlich kannte er die B***ſche Familie, und wollte derſelben ſein Leid klagen. Sobald er mich erblickte, machte er Miene, fortzuwiſchen; allein ich redete ihn höflich an: „Herr Graf!“ ſagte ich „dies iſt jetzt meine Loge; Hier muß ich die „Honneurs machen; das iſt meine Schuldigkeit; Sie beehren uns mit Ihrem Beſuche, „und ich bitte Sie, da es unten ſo voll iſt, „und die Leute nicht ſo gefällig ſind, als man „es verlangt, bey uns zu bleiben, und hier „Platz zu nehmen.“ Er war artig genug, ohne weitern Groll, mein Anerbieten zu nützen; Ich ließ meine Tochter aufſtehn; Er ſetzte ſich; der Hofmeiſter drückte mir die Hand, und wir wurden bald vertraulicher.

In *** war ich begierig, den Pfarrer *** predigen zu hören, deſſen Beredſamkeit mir die dortigen Herrn und Damen ſo ſehr erhoben hatten. Es war Sonntag; Ich gieng in die Kirche; Der geiſtliche Herr beſtieg die Kanzel, zog, nach verrichtetem Gebethe, an ſeinem Kragen, legte die obern Ecken der Rockvordertheile darunter, drehete die Sanduhr um, fieng an, und ich hörte ein Gewäſche, wobey mir Zeit und Weile lang wurde. Die Predigt des guten Mannes war wie ein Rondeau, aus einem unſrer neuen Concerte; Ein gemeines Thema, ein ſogenannter Gaſſenhauer, ein alltäglicher Gedanke, durch ein halbes Dutzend Tonarten hindurchgepeitſcht, und das bald im winſelnden, bald im declamatoriſchen, bald im lermenden Tone, nie aber in der natürlichen menſchlichen Sprache; alles aus dem Kopfe, nichts aus dem Herzen; alſo gieng es auch nicht an das Herz.

Der Herr Hofrath *** nahm es ſehr übel auf, daß ich, als ich zu Haus kam, mit ſo wenig Enthuſiasmus von dieſem Manne voll Salbung redete. „Ich urtheile nach meinem „Gefühle;“ ſagte ich, „vielleicht war der „Hierophant heute nicht ſo aufgelegt als ſonſt; „Ich will ihn perſönlich kennen lernen.“ Des andern Morgens gieng ich zu ihm, in ſein Haus; Eine große lange Frau, ſeine treue Ehehälfte, mit einem mehr hebräiſchen als griechiſchen Profil, öfnete mir die Hausthür. (Warum verriegeln doch die Leute, in den Gegenden von Hanau an, bis nach Straßburg hinauf, bey Tage ihre Thüren? In Ober- und Niederſachſen thut dies niemand. Sollte man hier mehr auf die Redlichkeit des Pöbels rechnen dürfen? oder iſt die Policey daſelbſt beſſer? oder iſt das Volk nicht ſo arm, nicht ſo ausgeſogen von der Landesherrſchaft, folglich weniger gereizt, zu ſtehlen?) Genug! die Dame öfnete mir die Thür, und ſagte, ich würde, eine Treppe hoch, ihren Mann in ſeinem Studierzimmer finden. Ich ſtieg hinauf, klopfte an: „Herein!“ Er ſaß an einem kleinen Tiſche, und mogte aus einer braunen Theekanne eben ſeine zwölfte Schaale ohne Milch getrunken haben, als ich ihm, in wenig verbindlichen Worten, ſagte, daß ich hierherkäme, ſeine Bekanntſchaft zu machen. Er legte ſeine Tabacspfeife hin, riß ſich aus dem alten grünen Armſtuhle auf, griff mit der einen Hand unter eine Perüke, welche auf der Ecke des Spiegels hieng, warf mit der andern die braune Biebermütze in den Armſtuhl, ſtürzte die Haarpaſtete über ſeinen Kopf, und fuhr mit dem Zeigefinger von der Spitze derſelben auf die Naſe hinunter, um zu ſehn, ob ſie grade ſäße; dann eilte er unter beſtändigen, unverſtändlichen Complimenten in die angrenzende, ſo viel ich in einem Blicke gewahrwerden konnte, ſehr unaufgeräumte Kammer, vertauſchte den fettigen geſtreiften Schlafrock mit einem andern, von blauen wollnem Zeuge, kam darauf heiter und unendlich ehrerbietig wieder hervor, und führte mich gegen über in ſein Fremdenzimmer, in welchem es ſo kalt war, daß mir die Zähne klapperten. Ich mußte mich auf ein Canappee mit hölzerner Lehne niederſetzen, über welchem der vorige Herr Pfarrer, oder vielleicht des gegenwärtigen Herr Vater in effigie aufgehängt war. Dann verließ er mich noch einmal, pfiff drauſſen auf dem Stubenſchlüſſel, und bald erſchien eine dicke Magd, welche zuerſt dermaßen mit Candiszucker räucherte, daß mir der Othem ſtehn blieb, und dann im Ofen einen fürchterlichen Lerm machte, um einzuheizen. Alle dieſe Zubereitungen ſetzten mich in die Verlegenheit, nicht ſo bald aufbrechen zu dürfen, als ich ſonſt, ſchon nach dieſem erſten Eingange, gethan haben würde; aber noch ärger verwünſchte ich mein Schickſal, und bedauerte die Verblendung des Herrn Hofraths * * * und Conſorten, nachdem ich eine Weile das Gewäſche dieſes Leviten hatte anhören müſſen. Man hängt einem Canarienvogel ein Schnupftuch über das Bauer, wenn er uns durch ſein Schreyen betäubt; und dann ſchweigt er — Hätte ſich doch dies Experiment hier anbringen laſſen! Gern hätte ich ein ſchönes neues Naſentuch, ſo ich in der Taſche hatte, daran gewendet, hätte es dem ehrwürdigen Herrn über die Perüke gehängt, hätte es im Stiche gelaſſen, und wäre fortgegangen; Allein ich kam ſo wohlfeil nicht davon; Ich mußte über zwey Stunden lang zuhören — Und was er ſagte war Unſinn, oder halb aufgeſchnapptes, aus Journalen und Unterredungen mit beſſern Leuten erborgtes Zeug; Da war der unerträglichſte geiſtliche Stolz in dem Gewande einer gewiſſen, auf innern Werth ſich ſtützenden Würde und Feſtigkeit; Flachheit in Grundſätzen und Mangel an Gelehrſamkeit, überſchwemmt von dem trüben Strohme einer in tauſend Krümmungen und Strudeln ſich wälzenden, alles mit falſchem Witz incruſtirenden encyclopediſchen Redſeligkeit; Nachgier, Neid und Leidenſchaft unter der Maske einer bey Geiſtlichen ſo ſeltenen Freyheit im Reden und Denken; markſchreyeriſche Ruhmſucht; handgreifliche Prahlerey; Intoleranz, verſteckt hinter dem Eifer für Aufrechterhaltung vernünftiger religioſer Grundſätze — Aber was für eine Intoleranz! — o! dieſer lutheriſcher Pfaffe hätte ſeinen reformirten Confrater gewiß mit eben einer ſolchen Bratenluſt röſten laſſen, wenn er gedurft hätte, als weyland der Bube Calvin den armen Servetus — Doch genug von dieſem Bonzen!

Ich ſprach vorhin von Ober- und Niederſachſen, und Sie werden es ſchon oft bemerkt haben, daß ich gern von dieſen Provinzen

Teutſchlands rede, kurz! daß ich eine gewiſſe Vorliebe dafür habe. Nun wohl! ich leugne es nicht; aber ich verſichre Sie auch, daß, jemehr ich in Teutſchland herumreiſe, ich um ſo mehr überzeugt werde, daß in jenen beyden Kreiſen, im Allgemeinen, die größte Summe von grader Vernunft, von teutſcher Redlichkeit, Eigenthümlichkeit des Characters, vereint mit Cultur, Erziehung und ächtem Geſchmacke herrſchen. Niemand wird mich für ſo unverſtändig und für ſo undankbar halten, daß ich behaupten wollte, es gäbe in Oeſterreich, Bayern, Schwaben, Franken, am Rhein, u. ſ. f. nicht eine Menge edler, vortreflicher, weiſer Menſchen. Ich kenne Ihrer Viele, ſehr Viele, deren Schuhriehmen aufzulöſen ich nicht werth bin, und die Freundſchaft Mancher unter ihnen macht mit das Glück meines Lebens aus; Allein Dieſe ſelbſt geſtehen es, daß ein zuvorkommender, franzöſiſcher, conventioneller Höflichkeitston, ohne ächte, dauerhafte, biedere Liebe, Geſelligkeit, Güte und Treue; unbeſtimmtes, brillantes Geſchwätz, ohne gründliche Kenntniß; Liebhaderen, ohne wahres Kunſtgefühl; äuſſere Form und Artigkeit der Kinder, ohne wahrhafte Grundbildung — daß dies alles größtentheils ſo ſehr überhand genommen hat, daß es wahrlich ein trauriger Anblick für den patriotiſchen Beobachter ſeyn muß. So wie ich aber davon einzelne Menſchen in großer Zahl ausnehme; ſo habe ich auch ganze Städte, ja! ganze kleine Staaten in dieſem verdorrten Erdſtriche angetroffen, wo ein paar recht gute Leute, oder ein edler Regent, eine öffentliche Anſtalt, oder ein andrer glücklicher Umſtand, dem allgemeine Tone die beſte Stimmung gegeben hatten. Von einer andern Seite muß man wiederum geſtehen, daß es den Niederſachſen oft an einer gewiſſen Biegſamkeit fehlt, die doch, wenn ſie nicht übertrieben wird, das geſellige Leben ſehr ſüß macht. Dabey hängen ſie ſehr an alte Gebräuche, an altes Herkommen, mit Einem Worte! an alles, was ſie haben. Dies kann im Moraliſchen wohlthätige Folgen erzeugen, aber auch, beſonders im Intellectuellen, die Fortſchritte hemmen, und Provinzialſtolz gebähren. Doch kommt dieſer Fehler bey manchen Niederſachſen daher, daß ſie weniger Fremde ſehn, und weniger reiſen, folglich glauben, was ſie daheime haben, und wobey ſie, unter mehrentheils ſehr ſanften Regierungen, ſo glücklich und wohlhabend ſind, das ſey nun auch das Einzige von der Art in der Welt — — Verzeihen Sie mir dieſe lange Ausſchweifung!

In *** gieng ich zu einem kunſtreichen Schreiner, um etwas von ſeiner Arbeit zu beſehn, und fand ſeine Geſellen beſchäftigt, eine ungeheure Menge Krücken von verſchiedenen Formen zu verfertigen. Ich fragte: ob es denn hier im Lande eine ſo beträchtliche Anzahl lahmer Leute gäbe? Allein der Meiſter eröfnete mir das Verſtändniß, indem er mir erzählte: „Der Fürſt habe eine kleine elende Waſſerquelle „zu der Würde eines Geſundbrunnens und „Bades erhoben, wolle daſelbſt ein paar Gebäude hinſetzen, um Fremde und Einheimiſche „hinzuziehn, die ſonſt ihr Geld, um vier Wochen im Müßiggange leben zu können, bey „irgend einer andern auswärtigen Quelle, von

„gleicher unmineraliſchen Eigenſchaft, verzehren würden. Dies ſey eine feine Finanzoperation, und die Krücken, welche bey ihm beſtellt wären, ſollten im Badhauſe aufgehenkt, „und für ſolche ausgegeben werden, welche die, „durch die Heilkraft des Waſſers gänzlich hergeſtellten Krüppel, bey ihrem Abzuge, dort „gelaſſen hätten —“ Bravo! Eine neue Manier, wie Fürſten und Aerzte mit der Geſundheit und dem Leben der Menſchen ihren höflichen Scherz treiben!

Von *** bis *** reiſeten wir in Geſellſchaft eines gewiſſen Amtsraths Burgweil, der in einem zweyſitzigen halben Wagen hinter uns her fuhr, und jedesmal in den Poſthäuſern mit uns zuſammentraf. Man wird ſehr leicht bekannt und vertraulich auf Reiſen. Ueberhaupt, wenn man etwas, es ſey was es wolle, was nur nicht grade jedem begegnet, was nicht eben jeder thut, gemeinſchaftlich erlebt, oder gemeinſchaftlich unternimt; ſo entſteht dadurch ein gewiſſes geſelliges Bündniß, und man kann daraus ſehn, wie die, bey Vervielfältigung der Menſchen und der Verhältniſſe, immer lockrer gewordenen Bande der Societät, nicht immer blos aus phyſiſchem Bedürfniſſe geknüpft worden ſind, und wie ſo ſehr viel inniger die Vereinigung unter wenig Menſchen ſeyn müſſe, (wenn ſie nemlich einerley Zweck haben) als unter Vielen. Wenn man in einer Stadt des Morgens ungewöhnlich früh aufſteht, um einen Spaziergang zu machen, und es begegnet uns ein uns unbekannter Mann, der grade heute auch ſo früh auf den Beinen iſt; ſo wird uns derſelbe freundlich grüßen, wenngleich er uns gar nicht kennt, und bey Tage, wo alles unter einander durchläuft, zehnmal vorbeygehn würde, ohne den Hut vor uns abzuziehn. Als ich im vorigen Sommer in * * * einen Luftball ſteigen ſah, und derſelbe, nach viel, einige Tage vorher gemachten vergeblichen Verſuchen, ſich endlich glücklich erhob, diesmal aber wenig Zuſchauer gegenwärtig waren, indem Viele gefürchtet hatten, wiederum umſonſt den Weg zu machen, bekam Einer von den Gegenwärtigen, den ich nachher nie wieder geſehn habe, eine ſo enthuſiaſtiſche Freude, daß, da er nicht gleich wußte, gegen wen er ſie auslaſſen ſollte, und ich ihm grade in den Wurf kam, er mich auf öffentlichem Felde zärtlich in ſeine Arme drückte. So etwas kann mich unendlich freuen; Es iſt der Ausbruch des eingepflanzten Triebes, zu geſelliger Hingebung, Theilnehmung, Mittheilung.

Uebrigens war uns die Geſellſchaft des Herrn Burgweils höchſt angenehm; Er iſt ein ofner, fröhlicher, witziger Mann. Wir hatten in ***, im Wirthshauſe, ſehr ſchlechte Koſt, und ein ſehr hartes Nachtlager. Es traf den Amtsrath das Loos, in einem kleinen Bette mit ſchmutzigen Vorhängen, aber ohne Himmel, zu ſchlafen. Er gieng früher in ſeine Kammer, und legte ſich hin; Ich hörte ihn klagen, und glaubte, er ſey krank, öfnete daher die Thür, und ſagte: „Was fehlt Ihnen?“— „Ach!“ antwortete er, „Nun weiß ich, wie „dem heiligen Stephanus zu Muthe war, als „er unter und auf Steinen lag, und den Himmel über ſich offen ſah.“

Ich rathe jedem in Teutſchland Reiſenden, wenn er auch nicht Raum hat, Bette mitzunehmen, ſich wenigſtens mit einem Kiſſenüberzug und zwey Betttüchern zu verſehen. Gewöhnlich erhält man in den Wirthshäuſern in kleinern Städten blaubunte Kiſſenbezüge, auf welchen man den Schmutz nicht ſieht, und Betttücher, welche die Haut roh ſchaben; Und ſind gar die Betten ſchon vorher zurecht gemacht geweſen, und indeß die Zimmer fleiſſig ausgekehrt worden; ſo fährt, wenn man ſich in das Bett legt, eine Wolke von Staub heraus, die ſich dann wieder auf uns niederſenkt.

Ich muß bey dieſer Gelegenheit einer Erfindung gedenken, wovon ich erſt kürzlich etwas gehört habe, und die vielleicht Vielen noch unbekannt iſt. Man macht nemlich jetzt in Frankreich Unterbetten und Kiſſen von Leder, mit hermetiſch verwahrten Näthen, welche dann, ohne Federn noch ſonſt etwas, vermöge einer Pumpe und eines Ventils, mit Luft angefüllt werden. Sind ſie voll aufgeblaſen; ſo wird das Ventil zugeſchroben, und man liegt unbeſchreiblich weich, bequem, und kühl darauf. Des Morgens wird der Wind herausgelaſſen, die leeren Schläuche werden zuſammengerollt, und das ganze Werk iſt auf dieſe Art leicht einzupacken. Ich dächte dies lieſſe ſich bey uns wohlfeil nachahmen.

In *** iſt eine Academie *** errichtet, unter deren Mitgliedern (blos, um vornehme Herrn in dem Verzeichniſſe ſtehn zu haben) Viele ſind, die nicht nur durchaus nichts von der *** verſtehen, ſondern gewiß auch nicht zwey Zeilen ortographiſch ſchreiben können. Ich kenne mehr gelehrte Geſellſchaften von der Art, halte es aber für eine erniedrigende Spielerey.

In *** gieng ich nicht an den Hof, hielt mich auch nur einen halben Tag daſelbſt auf, ſahe aber einen kleinen Fürſtenknaben, mit einem großen Ordensbande und Stern geziert, vorbeyführen. Wenn doch die Fürſten bedenken wollten, daß, wenn ſie verlangen, es ſollen Männer auf dergleichen Ehrenzeichen Werth ſetzen, und da, wo der Landesherr nicht immer im Stande iſt, mit vollen Händen auszuſpenden, mit dergleichen Auszeichnungen ſich begnügen, ſie nicht zugleich dieſelben Ehrenzeichen, Orden, Titel und Würden Kindern aufhenken müſſen, die noch nichts für die Welt und für das Land gethan haben, die kaum ihre erſten Beinkleider tragen.

Ich war ſo nahe bey der kleinen Monarchie des *** von ***, daß ich Luſt bekam, die Reſidenz dieſes Despotillen auch zu ſehen. Der biedre Amtsrath war nicht abgeneigt, die wenigen Stunden umzureiſen, um noch längre Zeit in unſrer Geſellſchaft zu ſeyn; Nun wiſſen Sie, daß unſer ehrlicher *** dort wohnt; Alſo entſchloſſen wir uns kurz, dieſen guten Mann zu beſuchen, und ihn zu bitten, uns ein wenig herumzuführen. Wir machten uns auf den Weg; der Landesherr war grade nicht dort; er ſaß in *** und zwar **** wegen, in ****. Das war nun freylich für die getreuen Unterthanen ein unglücklicher Umſtand. Indeſſen war ſein Premierminiſter dort — Ein ſaubrer Herr! Zwar ſahen wir ihn nur im Schlafrocke am Fenſter, aber ich hörte genug von ihm und ſeiner weiſen Regierung, um daraus den Mann kennen zu lernen, und die armen Schaafe zu bedauren, die von ihm geſchoren werden. Man kann nicht leicht ſich eine kläglichere und zugleich abgeſchmacktere Verfaſſung denken, als die, welche in dieſem Ländgen herrſcht; in einem Ländgen, das die Natur auf alle Weiſe ſo ſehr begünſtigt hat. Man iſt ſo wenig gewohnt, dort Fremde zu ſehn, daß unſre Ankunft und unſer Umherwandeln einen großen Auflauf verurſachte. Ich hörte nachher, man habe uns, ich weiß nicht warum, für Americaner gehalten. Wir ſahen irgendwo den ungebührlich langen Titel des regierenden Herrn geſchrieben, und der Amtsrath machte die Ausrechnung, daß, wenn man auf den Grenzen des Landes her, jeden Büchſenſchuß weit, Einen Buchſtaben aus dieſem Titel legte, man mit demſelben das ganze Land einfaſſen könne — — — — —

— — — — — — — — —
— — — — — — — — —[*].
Denſelben Abend noch trennten wir uns von unſerm muntern Reiſegeſellſchafter.

Auf unſerm Rückwege hierher hielten wir uns in keiner Stadt lange auf. In *** gieng ich zu dem kürzlich geadelten Herrn von ***, mit dem ich ein kleines Geldgeſchäft hatte. Er iſt derſelbe, von dem ich Ihnen, wie ich glaube, ſchon einmal erzählt habe, daß er ſeinem Sohne, als er denſelben auf Reiſen ſchickte, eine Inſtruction mitgab, in welcher er ihm vorſchrieb, wie er es anfangen ſollte, für einen vornehmen Herrn angeſehn zu werden; Da ſtand, z. B.

---

[*] Hier hatte der Herr von Weckel einige Schilderungen gemacht, die freylich merkwürdig waren, die wir aber weglaſſen, um unſerm Verſprechen treu zu bleiben, in unſer Journal keine Annecdoten aufzunehmen, die den moraliſchen Character irgend eines mit Nahmen genannten Mannes angriffen. Nun hätte man zwar die Nahmen von Ort und Perſonen weglaſſen können; allein die Gemälde ſelbſt ſchienen uns von der Art zu ſeyn, daß ſich ſchwerlich die Originale dazu mißkennen lieſſen — Alſo weg damit!

(Anmerkung der Herausgeber.)

1) „Wenn Du in einer Stadt auf der „Gaſſe gehſt, und es ruft jemand hinter Dir: „Pſt! Pſt! ſo ſieh Dich ja nicht um! Es muß „Dir gar nicht einfallen, daß jemand es wagen könnte, Dich damit zu meynen.“

2) „Wird aber in einem Gaſthofe, Poſthauſe oder d. gl. das Wort: Ihro Excellenz, „oder Ihro Gnaden, oder Herr Baron ausgeſprochen; ſo drehe ſchnell Deinen Kopf dahin, als wenn Du gewöhnt wärſt, von Dir „in dieſen Ausdrücken reden zu hören.“

3) „Wenn Du einen Lehnlakayen annimſt; „ſo ſage ihm: er ſolle Dich nur ſchlechtweg „gnädiger Herr! nennen.“

4) „Bey Tiſche laß Dir bey jedem Gerichte „ein reines Meſſer und eine reine Gabel geben!“

5) „Stecke nicht den Zipfel der Serviette durch das Knopfloch, wie ein Informator, ſondern lege ſie breit über Deinen Schooß her!"

6) „Wenn Du etwas fallen läſſeſt; ſo ſey nicht ſo geſchwind bereit, es wieder aufzuheben; ſondern erwarte, ob ein Andrer dieſe Aufmerkſamkeit für Dich habe! Vornehme Leute ſind an dergleichen ſchuldige Attentions gewöhnt, und die Welt beurtheilt den Stand und die Erziehung eines Menſchen nach ſolchen Dingen."

7) „Beym Ankleiden muß Dir, beſonders wenn ein Fremder gegenwärtig iſt, Dein Bedienter auch die geringſten Kleidungsſtücke anlegen, als wenn Du ein Krüppel wärſt; und dabey mußt Du dennoch immer mit demſelben zanken, wenn er Dich zu hart angreift. Dein alter Chriſtian weiß ſchon Beſcheid, und nimt es ſo genau nicht."

8) „Nimt immer eine ganze Hand voll Zucker in jede Schaale Kaffee! das iſt jetzt Mode unter Leuten von Stande."

9) „Affectire, Leute von bürgerlichem
„Stande: Herr von zu nennen, als wenn
„Du gar nicht gewöhnt wärſt, mit andern
„Menſchen umzugehn!“

10) „Stelle Dich zuweilen, als wenn Du,
„mitten in der Rede, Dich auf den teutſchen
„Ausdruck nicht beſinnen könnteſt, und nenne
„das Wort auf franzöſiſch, als wenn Dir dieſe
„Hofſprache geläufiger wäre!“

11) „Wenn bey Tiſche ein Bedienter Dir
„etwas reicht; ſo verneige Dich immer ein
„wenig! Man gewöhnt ſich daran, wenn man
„an fürſtlichen Tafeln immer von Edelknaben
„bedient wird.“

12) Wenn Dir jemand etwas in der Hand
„darreicht; ſo gieb es ihm auf einem Teller
„wieder, damit er merke, wie man mit Leuten
„von Deiner Art umgehn ſoll!“

13) „Leuten, die Du für geringer hältſt,
„kannſt Du immer in die Rede fallen. Die
„müſſen ſchweigen, wenn Du ſprechen willſt.“

14) „Nenne zuweilen die Leute Ihro Durchlaucht;
„ſo meynen ſie, Du lebteſt immer mit
„Fürſten.“

15) „Friß von allen Gerichten, aber laß immer die Hälfte davon liegen, und gieb den Teller weg, als wenn nichts gut genug zubereitet wäre!" u. ſ. f.

Ueberhaupt iſt dieſer Mann ein comiſches Original. Ich habe ihn ehemals zuweilen ein wenig zum Beſten gehabt; auch trauet er mir nicht, und ſieht mich immer von der Seite an, als wenn er glaubte, ich wollte eine Abſchrift, eine Copie von ihm nehmen.

Durch Heſſen reiſeten wir zurück, und zwar den Weg über Alsfeld, welcher itzt recht gut, und faſt durchgehends mit Straßendämmen verſehen iſt. Sollten Sie einmal den nemlichen Weg nehmen; ſo bitte ich Sie, aufmerkſam zu ſeyn auf die wilde ſchöne Gegend von Grünberg, (zwiſchen Friedberg und Alsfeld) die beſonders gut in die Augen fällt; wenn man von Alsfeld her kömmt.

XI. Etwas von Muſic.

Der Schulmeiſter Ehrenfels an den Herrn Meyer; Beyde in Urſſtädt.

Sie ſagten mir geſtern, mein wertheſter Herr! ich ſollte Ihnen, zur Abwechſelung, einen muſicaliſchen Aufſatz zu unſerm Journale liefern; allein, was werde ich Ihnen geben können, das des Abdruckens werth wäre? Es iſt jetzt ſo leer von Harmonie in meinem Kopfe und Herzen, ſeitdem der gute Beckerland fort iſt, daß ich kaum mehr an die edle Tonkunſt denken mag — Das war doch wahrlich ein Menſch für mich, der Reviſor Beckerland — o! es giebt ſchwerlich zwey menſchliche Inſtrumente in der Welt, die ſo ganz auf den nemlichen Ton geſtimmt ſind, und ſo einerley Bezug von Saiten, einerley Räſonnanzboden, Menſur, Temperatur, u. ſ. f. haben, als Er und ich. Wenn ich ihm einen Gedanken vorſpielte; ſo fühlte er ganz, was darinn lag, und zu meinen Partituren ſetzte er die Stimmen, ja! wenn ich von einem mei=

ner Quartettos eine obligate Stimme wegnahm; ſo konnte er mir ſie, aus der Seele heraus, nach der Analogie der übrigen, hinſchreiben. Wie glücklich wäre ich, wenn nur Einer meiner Collegen in der Nachbarſchaft ſo viel Sinn für die Kunſt hätte! Man verliehrt allen Muth, etwas zu unternehmen, man wird ſo fade, wie eine Sonate von Haueiſen, wenn man ſeine Gedanken, ſeine Empfindungen niemand mittheilen kann. Der Herr Rector Plumbens iſt ein würdiger Gelehrter, ein tiefſtudirter Mann, mein vieljähriger würdiger Freund, aber ein Kleines habe ich gegen ihn, und das iſt, daß er die Muſic ſo verachtet. Da behauptet er nicht nur, die Muſic mache unmännlich, ſchlaff, weichherzig, liederlich, ſondern auch, es gehöre gar wenig dazu, ein großer Tonkünſtler zu werden, und er habe mittelmäßige Menſchen, ſchiefe, zu allen andern Dingen ungeſchickte Köpfe geſehen, die als die herrlichſten Muſiker berühmt geweſen wären — Nein! mein lieber Herr! das kann ich nimmermehr zugeben, und weil ich heute einmal etwas über die Kunſt ſagen ſoll; ſo will ich in der Kürze meine Gedanken über jene Behauptungen entwickeln, und dann noch etwas über ein paar mir bekannte Tonkünſtler ſagen.

Ad membrum primum, was die Behauptung betrifft, die Tonkunſt mache zu weichherzig; ſo könnte es derſelben freylich wohl wie allen übrigen ſchönen Künſten gehn, daß nemlich der Misbrauch, oder auch nur der übermäßige Gebrauch derſelben, nachtheiligen Einfluß auf Character und Sitten haben mögte. Aber iſt nicht das Uebermaaß in allen Dingen ſchädlich? Und noch muß ich erinnern, daß man hierbey auf die verſchiedenen Gattungen der Muſic Rückſicht nehmen ſoll. Ein großer Theil unſrer heutigen, kindiſchen Leyereyen und Dudeleyen wird keinen andern Schaden bringen können, als daß man damit beſſer zu nützende Zeit verſchwendet. Von einer andern Seite wird die häufige Anwendung einer zu luxurioſen Muſic ein Volk zuletzt entnerven, ſchlaff machen; Sodann muß man auch die Verſchiedenheit der Temperamente in Anſchlag bringen; Leute, die ſehr ſchwache, reizbare Fiebern haben, thun beſſer, wenn ſie ſich vor häufigen Eindrücken hüten, welche ſchmelzende Adagios auf ſie machen, da hingegen dies eine wahre Arzeney für Solche ſeyn kann, die nicht ſo leicht auf andre Art in Bewegung zu ſetzen ſind. Man kann darüber leſen, was der liebe Asmus erzählt, ich meyne den ſonderbaren *caſum* **von großen Thalern und Waldhörnern**; Endlich giebt es ja auch mancherley Gattungen von Melodien, und wer kennt nicht den Einfluß, den eine majeſtätiſche Kriegsmuſic auf die Soldaten hat? Wer weiß nicht, zu welchen großen Dingen die alten Griechen ihre Tonkunſt, als Reſſort, anwendeten?

Allein, iſt es nicht traurig, daß die Tonſetzer und Tonkünſtler gar keine Ahndung davon fühlen, daß ſie es, ſo gut wie alle übrigen Schriftſteller und Redner, verantworten müſſen, was für Würkung ihre Werke und Vorträge auf das Zeitalter und auf den Character der Nation haben? Doch das fällt ihnen nicht ein; Sie ſchreiben nur, um Vergnügen zu erwecken, und, ſtatt den Geſchmack zu bilden, zu vervollkommnen, bilden ſie ſich nach dem verderbten Geſchmacke, leyern uns, wenn das grade Mode iſt, Rondeaux vor, und ſchieben in ihre größten Werke ſo ein Stückgen ein, wie: Malbroug s'en va en guerre, mit Variazionen, u. d. gl. m. Das iſt in der That eckelhaft, und wenn in dieſem Betracht unſer würdiger Freund, der Herr Rector, ſagt, daß er unter den heutigen Tonkünſtlern höchſt mittelmäßige Menſchen, die kaum auf geſunde Vernunft Anſpruch machen dürften, gefunden hätte; ſo mag er Recht haben. Sind das aber Künſtler? Gewiß nicht! ſonſt hätten wir das unerhörte Glück, in unſern Tagen vielleicht zehntauſend große Künſtler zu zählen, und das wäre mehr, als ſeit Meiſter Jubals und des ſeligen Orpheus Zeiten irgend ein Zeitalter ſich rühmen könnte. Zu dem Mechaniſchen der Kunſt gehört wohl kein überſchwengliches Genie. Ein feines Gehör iſt oft das Erbtheil eines ganz gedankenleeren Kopfs, den nichts zerſtreuet, der alſo auf dieſen einzigen Punct ſeine Aufmerkſamkeit concentriren kann; ja! ich habe ſehr große muſicaliſche Geiſter gekannt, die nicht fähig waren, ein Clavier rein zu ſtimmen, Männer von zu lebhafter Einbildungskraft, um im Vortrage die immer gleiche Menſur, ein ganzes Stück hindurch, zu halten, endlich von der Fantaſie ſo hingeriſſen, daß ſie, bey der größten Geſchicklichkeit, zuweilen unrein griffen, und es ſelbſt nicht hörten, weil ſie ſich den reinen Ton dabey dachten, und Andre, die nicht im Stande waren, ein Stück, bey deſſen einzelnen Theilen ſie viel empfanden, a prima viſta wegzuſpielen; da hingegen andre mittelmäßige, immer in ihrem Phlegma bleibende Muſiker, alles was ihnen vorgelegt wurde, in ihrer ſchläfrigen Manier herunterlaſen, bis fine darunter ſtand, da ſie dann kaltblütig aufhörten — Aber ſind das Spieler? Und ſo iſt es auch mit den Componiſten. Ein mathematiſcher Kopf, der zum Feldmeſſer, Drechsler, oder pappne Käſigen zu machen, eben ſo viel Anlage gehabt haben würde, als zum Tonkünſtler, verfällt von ohngefehr darauf, ſich mit Compoſition abzugeben. Er lernt die Regeln des Contrapuncts, und nun macht er

Sinfonien und Zeugs die Menge, in welchem nicht ein einziger Fehler gegen die Harmonie zu finden iſt, und das ſich wegſpielen läßt, und recht gut in das Ohr fällt — Aber iſt das ein Tonſetzer, ein Künſtler? — Mit Nichten!

Ich habe es immer nicht verdauen können, wenn man ſagt: man verliehre im Alter den Geſchmack an Muſic, und das käme daher, weil man nicht zu gleichen Schritten mit dem ſich immer verändernden Geſchmacke des Zeitalters in Schreibart und Vortrage fortrücke — Das iſt nicht wahr, mein Herr! Die Vervollkommung der Kunſt in jedem Lande hat ſeine Perioden; aber die Werke der wahrhaftig groſſen Künſtler ſind für jede Zeit, für jedes Alter, und der verſtändige Vortrag eines Mannes, der weiß, was er ſagt, und warum er es ſo und nicht anders ſagt, muß den nemlichen Eindruck machen, itzt, ſo wie vor hundert Jahren. Hätte man einen Mann, wie der alte würdige **Georg Benda** iſt, — der mit der tiefſten Kenntniß der Kunſt den reinſten, von wahrer Weisheit geleiteten Geſchmack, das innigſte

Gefühl, erquickende Wärme, hinreiſſendes Feuer, und feines Studium der, mit der Muſic verwandten übrigen Künſte verbindet — hätte man, ſage ich, einen ſolchen Mann vor zwey Jahrhunderten gehabt; ſo würden Greiſe und Jünglinge ſeine Werke noch jetzt mit eben ſo viel Entzücken und Wonnegefühl anhören, als gegenwärtig, da dieſer große Mann unter uns lebt; und wenn wir Stücke, die man ehemals für Meiſterſtücke hielt, nicht mehr hören mögen; ſo kömmt das daher, weil es keine Meiſterſtücke ſind, weil wir itzt, da vernünftige Kunſtrichter unſern Geſchmack geläutert haben, einſehen, daß die Fehler und Inconſequenzen darinn, die einzelnen Schönheiten überwiegen. Dieſer Fall wird wohl bey dem Tod Jeſu von Graun, bey dem *ſtabat mater* von *Pergoleſe*, und bey andern dergleichen Werken eintreten.

Giebt es nicht uralte, einfache Melodien, die gar nichts zu ſeyn ſcheinen, und die ſo kräftig auf das Herz würken? — Der ſicherſte Probierſtein für die Güte einer Compoſition, die noch ihren Werth behält, wenn alle Einflüſſe von Mode, großen Nahmen, und ſolchen Dingen wegfallen! — Ich höre zuweilen von den Dienſtmägden alte Lieder ſingen, die gewiß noch dabey, durch ſo viel unmuſicaliſche Generationen und Traditionen verunſtaltet worden, und dennoch ihren einfachen melodiſchen Werth nicht haben verliehren können, die mir ſo an das Herz gehn, daß ich ſie aufſchreiben, aber — niemand mittheilen mögte, aus Furcht ein curioſer Liebhaber geriethe mir darüber, und machte Rondeaux daraus.

Es iſt traurig, daß man nicht, (um die Geſchichte des Fortſchritts des Geſchmacks, und die Nahmen Derer, welche darauf in jedem Jahrzehn Einfluß gehabt haben, zu verewigen) eine Sammlung beſitzt von allen Liedern, die nach und nach bey uns zu allgemeinen Volksliedern geworden ſind, von: „Adieu Du fälſche „Welt“ an, bis auf: „Ohne Lieb' und ohne „Wein.“ Es iſt kein Fleckgen in Teutſchland, wo man nicht die kleinen Lieder: „Ich ſchlief, „da träumte mir“ und: „Daß Du mein

„Schätzgen biſt“ kennt; aber niemand weiß, glaube ich, wer ſie geſetzt hat. Unverantwortlich wäre es, wenn auch der, einer Unſterblichkeit würdigere Nahme Hiller einſt eben alſo ſollte vergeſſen werden.

Ich empfinde oft einen groſſen Aerger darüber, daß Vorurtheil und Mode einen ſo mächtigen Einfluß auf unſer Urtheil bey den Werken der Tonkünſtler haben, und daß niemand den Muth hat, nach ſeinem Gefühle, ſeine Meynung zu ſagen. Haydn iſt ein groſſer Nahmen, und das mit Recht, denn ſeine ältern Arbeiten ſind voll bezaubernder Schönheiten; aber ich will den Menſchen ſehn, der, wenn er es auf ſein Gewiſſen ſagen ſoll, bey den neuern Compoſitionen dieſes wieneriſchen Künſtlers irgend etwas anders empfindet, als die Bewunderung der Kunſt, im Gewühle der Töne, in Ausweichungen, Auflöſungen u. d. gl. Man ſehe ſein œuvre 37, ſeine neuern Quartetten, gegen die einfachen ältern gehalten, ſeine Sinfonien, mit den Bierfidlermenuetten, die er aus Gefälligkeit für das wieneriſche Publicum ſo hinſchreibt, u. a. m. Für das Clavier ſollte er nun gar nicht ſetzen. Dies Inſtrument hat ſchon an ſich von einer Seite die Unvollkommenheit, im Vortrage die Bindungen, Schleifungen und Haltungen der Töne nicht gehörig ausdrücken, dagegen aber von einer andern Seite den Vortheil, die vollſtimmigſte Harmonie und einen Reichthum von Paſſagen aller Art herrlich darſtellen zu können; Wer alſo für das Clavier ſetzen will, muß hierauf beſonders Rückſicht nehmen. Ich kenne, neben *Giordani*, keinen einzigen Componiſten für das Clavier, der, meinem Gefühle nach, ſo ſehr das Brillante des Inſtruments, die Bequemlichkeit der Fingerſetzung, mit ächtem Geſchmacke, Harmonie, Würde der Melodie und Dialog und Intereſſe der begleitenden Stimmen zu verbinden weiß, wie der vortrefliche Sterkel.

Billig ſoll man klagen, daß der Geſchmack an ſo genannten Forte-Pianos (ſelbſt die engliſchen von Pollmann, Beyer und Andern nicht ausgenommen) in Teutſchland ſo ſehr einreißt, und daß man, von der Werra an, bis an den

Rhein und an die Donau, gar keinen Begriff von guten Clavicorden, und von denjenigen hat, was ſich, durch richtigen Vortrag, auf denſelben machen läßt. Man muß nur den Capellmeiſter Schwanberger in Braunſchweig auf einem ſolchen haben ſpielen gehört — Aber ich rathe auch jeden, die ſchwanbergiſchen Sonaten, auf einem Flügel oder Forte-Piano, und überhaupt, wenn man ſie nie von ihm hat vorgetragen gehört, oder nicht vertrauet mit ſeinem Styl iſt, ungeſpielt zu laſſen; Es kommt ſonſt übles Zeug heraus. Auch gefallen ſeine, in ganz eigener Manier geſchriebenen Solo's faſt nirgends in Teutſchland; aber das benimt ihnen nichts von ihrem Werthe. Er iſt einer von den Componiſten, die ihren richtigen Geſchmack nicht nach dem Eigenſinne der Mode umgeformt haben, und in ſeinem Opernſtyle herrſcht die ihm immer eigen geweſene Simplicität, ſtille Würde und Innigkeit, ohne Prätenſion, wovon Romeo e Julia zeugen kann.

Die Harmonica iſt wohl dasjenige Inſtrument, welches die mächtigſte Würkung thut.

Aber man wähle mit Klugheit die Stücke, welche man darauf vortragen will, und der Himmel verhüte, daß die Erfindung, von welcher ich neulich hörte, zu Stande komme, nemlich ein Clavier davor anzubringen, ſo daß jedes Liebhaberlein und jeder Pfuſcher unſre neuen ſpringenden, hüpfenden, und krauſen Sonatinen darauf würde herausfingern können, als wie auf einem Carrillon.

Ob wohl der Ritter Eſſer noch lebt, noch herumreiſt, und noch, bey ſo großen Fähigkeiten, die Kunſt, durch ſeine Harlekinaden auf der Geige, ſo ſehr herabſetzt, die Stimme der Fee Urgele, das Katzengeſchrey und mit dem Munde die Waldhornſtimmen u. d. gl. nachahmt? — Pfui! Wie kann ein großer Mann ſich alſo dem Haufen preisgeben?

Vor zwey Jahren habe ich, in der Pfalz, meine glücklichſten muſicaliſchen Stunden erlebt. Beſſern Vortrag, richtigern, ecklern Geſchmack, mehr Einheit und Zuſammenſtimmung in Manier und Spielart, feinere Beurtheilung der

Grenzen und der hohen Würde der Kunſt, und mehr Unverderbtheit von der Frivolität des Jahrhunderts, als bey den manheimer Tonkünſtlern, habe ich nirgends ſonſt gefunden. Auch hat **Fränzels**, **Wendling**, und der übrigen dort lebenden verdienſtvollen Männer Unterricht, Vortrag und Beyſpiel ſo kräftig auf den Geſchmack des Publicums gewürkt, daß es eine Freude iſt, Zeuge davon zu ſeyn. Es giebt in **Manheim**, **Heidelberg** und andern pfälziſchen Städten Liebhaber, denen es gar nicht einfällt, daß ſie etwas könnten, und die wahrlich beſſer als viele Concert- und Capellmeiſter ſpielen und componiren, und manches dortige Liebhaberconcert iſt mir lieber, als die große Capelle in ***

Doch, ich ſehe mit Schrecken [*], daß ich zu weitläuftig werde — Ich muß abbrechen —

---

[*] Eine oratoriſche Figur, die angebracht wird, wenn man ſich erſchöpft hat, und nun über ſeinen Gegenſtand nichts mehr zu ſagen weiß.
(Anmerk. der Herausg.)

Aber es bleibt dabey: Muſic iſt ein herrliches Ding! Ich laſſe mir's nicht abſtreiten; Muſic kömmt vom Himmel; und wenn in Abrahams Schoße keine Muſic zu hören iſt; ſo nehme ich mein Clavier mit dahin, nebſt Pedal, und gebe dem Erzvater Stunden im Generalbaß. Schrieb's im Februar 1785.

Sie ſehen, daß unſer Herr Ehrenfels, ohne ihn zu rühmen, für einen Schulmeiſter, hübſche Kenntniſſe hat. Wenn er einſt ſeine Biographie liefern ſollte; ſo werden Sie erfahren, wie er dazu gekommen iſt; und ſollte Einer von den Leſern ihm zu einer beſſern Stelle verhelfen können; (ſo ungern wir ihn hier verliehren) ſo würde derſelbe ein gutes Werk thun. (Anmerk. der Herausgeb.)

XII. Das wahre Verdienſt wird immer belohnt.

Nichts iſt gewöhnlicher, als die Menſchen klagen zu hören: „Das wahre Verdienſt „werde in dieſer Welt nicht erkannt, nicht belohnt;“ und doch iſt nichts unbilliger, nichts empörender gegen die Vorſehung, als eben dieſe Klage. Woher kömmt es aber, daß dieſer Gemeinſpruch von ſo viel ſonſt nicht unvernünftigen Leuten nachgebetet wird? — Daher, daß die Menſchen ſelten einen richtigen Begriff, weder vom Verdienſte, noch von Belohnung haben.

Wenn ein Mann einige glänzende Eigenſchaften hat, ihn aber von einer andern Seite unerträgliche Fehler zu einem unnützen Mitgliede der Geſellſchaft machen; Wenn ein Anderer ſich einen Haufen tiefer Kenntniſſe erworben hat, nur grade die nicht, welche er in der Lage, darinn er vom Schickſal geſetzt iſt, und die er von Jugend auf hätte vor Augen haben

müſſen, brauchen kann; Wenn ein Dritter, unter tauſend unüberlegten Schritten, die er täglich begeht, und wodurch er ſich in Verlegenheit ſetzt, einmal ein viertel Jahr hindurch ſich, vor den Augen der Welt, ohne Tadel, weiſe und redlich aufführt; Wenn ein Vierter bis in ſein männliches Alter ſo ausſchweifend auf ſeine Geſundheit losgeſtürmt hat, daß nun die ganze Maſchine zerſtört iſt, man ihn aber itzt äuſſerſt mäßig leben ſieht; Wenn ein Fünfter ſichtbar wenig Aufwand macht, ſo daß man glauben ſollte, ſein mäßiges Einkommen müßte zu Befriedigung ſeiner Bedürfniſſe hinreichen; es ihm aber in dem Innern der Haushaltung an Ordnung und Aufſicht fehlt, oder ſeine Leichtgläubigkeit ihn Betrügern in die Hände liefert, und er daher dennoch zurückkömmt, in Schulden geräth; ſo ſchreyet jeder von Dieſen; ſo ſchreyen alle ihre Freunde:
„Was hilft es nun, in dieſer Welt, ein kluger,
„gelehrter, redlicher, verträglicher, mäßiger,
„ſparſamer Mann zu ſeyn? Man muß dennoch
„leiden, hat dennoch keine Ruhe, wird verkannt,
„verfolgt, zurückgeſetzt, gedrückt, be-

„tragen." — Welch' ein unſinniges Murren gegen Gott und die Welt! Verſuchet es, Ihr, die Ihr Euch alſo gegen die Vorſehung empöret! Verſuchet es! Laſſet jeden Eurer Schritte von Weisheit, Gradheit und Redlichkeit regiert werden! Handelt nach feſten Grundſätzen, nach einem einförmigen, verſtändigen Plane, immer conſequent und unerſchütterlich, von Vorurtheilen aller Art und vom Geſchwätz der Leute ohnverführt, von der ſtrengſten Gerechtigkeit geleitet! Verſuchet es; und ſehet, ob Ihr unglücklich ſeyn könnt, ob es nicht in Eurer Hand ſteht, Euch ſelbſt eine irdiſche Seligkeit zu bereiten, die nichts in der Welt ſtöhren kann? — Erſt dann habt Ihr ein Recht auf Belohnung, und ſie wird Euch nicht entſtehen. Mangelt aber etwas an einem dieſer Stücke; ſo müßt Ihr die Folgen davon tragen — und das iſt ſo billig als möglich.

Was für Belohnung aber verlangen die mehrſten Menſchen zum Preis der Verdienſte, die ſie zu haben glauben? Erfüllung thörichter eitler Wünſche; Mittel, zu Befriedigung leſer

Begierden; Lob und Ruhm vom neidiſchen Pöbel; Achtung, Beyfall, Schmeicheleyen, von erzdummen oder elenden Menſchen, die ſelbſt verachtungswerth ſind, und deren Freundſchaft man nur dadurch erkaufen kann, wenn man ſo erbärmlich wird, als ſie; Gnade, Beförderung, Erhebung zu ſogenannten Ehrenſtellen, von Fürſten, die oft nicht geſunden Menſchenſinn, vielweniger Begriff von wahrem Verdienſte haben, das in ihnen nicht wohnt, das ſie an Andern nicht zu ſchätzen wiſſen; Ein ununterbrochenes wonnevolles Schlaraffenleben, ohne die herrliche, geſunde Würze kleiner Ungemächlichkeiten! — Ja! wenn Ihr das fordert; ſo geſtehe ich es gern: Das wahre Verdienſt wird in dieſer Welt nicht belohnt —

Ich habe ſo manches Jahr in der Welt verlebt, habe ſo manche Erfahrung gemacht, aber noch nie gefunden, nie, nie in meinem Leben, daß der vollkommen rechtſchaffene und weiſe Mann nicht, früh oder ſpät, die Achtung und Verehrung der Beſſern, und eine ohngeſtöhrte Ruhe, als den Preis ſeines Werths, davongetragen hätte; Ich habe keine Schandthat, kaum eine Thorheit erlebt, die nicht endlich, zum Nachtheil deſſen, der ſie begieng, an den Tag gekommen wäre; Ich bin oft von böſen Menſchen ſchändlich betrogen und gedrückt worden; Dieſe Leute waren, was man die herrſchende Parthey nennt; Sie hatten eine Zeit lang den äuſſern Anſchein des Rechts auf ihrer Seite, und der große Haufen (die Weiſern lieſſen das Ding an ſeinen Ort geſtellt ſeyn) ſahen mich in nachtheiligem Lichte an; Ich harrte, ließ alles ruhig ſo gehn, und redete nicht viel davon; Bald häuften Jene, ſicher gemacht durch dergleichen Siege, Niederträchtigkeiten auf Niederträchtigkeiten, oder wurden dem Publico näher bekannt — und nun wärmte man die alte Geſchichte, ohne mein Zuthun, wieder auf: „Die Schelme“ hieß es „haben wahrlich dem guten Manne „damals auch Unrecht gethan, dem Manne, „der keinem im Wege iſt, der ſo ruhig ſeinen „Gang fortgeht!“ — und ich genoß einen Triumph, der mit nichts zu vergleichen war.

So oft ich mich aber in dem Augenblicke des Sturms verleiten ließ, aus Leidenſchaft, Böſes mit Böſem zu vergelten; (Ich bin oft in dieſen Fehler verfallen) dann hatte ich, lange Zeit hindurch, ſelbſt die Beſſern gegen mich: „Wenn er unſchuldig wäre" ſagten ſie „würde er dann ſo viel Lerm machen, ſo unruhig ſeyn? Iſt ihm der Beyfall ſeines Gewiſſens gegen unerwieſene Anklagen nicht genug?" — Und die Leute hatten Recht; Ich verdiente wenigſtens den Argwohn, durch mein unkluges Betragen — Ach! es iſt gar ſüß, wenn ein Mann, der uns unedel behandelt hat, und an dem wir uns nie gerächt, über den wir nie laut geklagt haben, ſo gegen uns über ſteht, und dann die Vernunft und die Stimme des Gewiſſens in ihm ihre Rechte reclamiren, und er ſich ſchämt, wie Joſephs Brüder, wir aber ihm freundlich die Hand reichen und ihm zurufen können: „Komm näher! Wir ſind Menſchen, Brüder — Vergeſſen wir alles! verzeihen wir uns gegenſeitig!" — Ich fühle bey dieſer Vorſtellung eine unbeſchreiblich ſüße Empfindung, und wenn ich ſo glücklich bin, immer Meiſter über mich zu bleiben; ſo will ich mich gewiß nie wieder, auf keine Art, zur Rache verleiten laſſen.

Eben dergleichen Vorurtheile und Verkehrtheiten aber, als die ſind, welche uns gewöhnlich dasjenige zuziehn, was wir Unglück nennen, verhindern uns auch, alle Mittel anzuwenden, dies Unglück von uns abzuwälzen, wenn es einmal da iſt. Fehlt es uns an Gelde; ſo überlegen wir erſt, ob es ſich auch für unſern Stand ſchicke, etwas mit unſrer Hände Arbeit zu erwerben, gleich als wenn es nicht tauſendmal ehrenvoller wäre, redlicherweiſe Geld zu verdienen, als, ohne alles Verdienſt, geerbte Reichthümer zu verpraſſen! Und auf gleiche Weiſe verfahren wir in allen Dingen; Unſre Lebensart, unſern Wohnort, unſern Umgang, unſre Diät, unſre Kleidung — kurz! alles wählen wir mit Rückſicht auf die Meynungen, auf die Vorurtheile des hohen und niedern Pöbels, nicht nach der geſunden, richtigen Vernunft, und haben nicht den Muth, irgend etwas daran zu verändern, obgleich wir uns oft durch einen einzigen männlichen Schritt aus aller Verlegenheit ziehn könnten. Wir urtheilen nach Autorität, nicht nach eigener klarer Einſicht, laſſen uns von pfaffiſchen, philoſophiſchen, politiſchen, phyſiſchen, moraliſchen und myſtiſchen Marktſchreyern an der Naſe herumführen, als Knaben behandeln, brauchen nie den graden Menſchenſinn, und ſo oft wir uns betrogen finden, (wenn wir nicht gar etwa ſelbſt Schelme werden) klagen wir, nicht, wie wir ſollten, unſre Leichtgläubigkeit, unſre Schwäche, ſondern die Betrüger an, den wir uns ſelbſt in die Hände geliefert haben. Wir loben aber und ſchätzen die Menſchen, nicht nach ihrem innern Werthe, ſondern nach der Summe der äuſſern Vortheile, die ſie uns zuflieſſen laſſen, und nach dem Maße des Vorzugs den ſie uns, mehrentheils aus Nebenabſichten, äuſſerlich beweiſen; Mit Gott hingegen machen wir es umgekehrt; Wir vergeſſen Seiner, wenn er uns täglich Wohlthaten erweiſt, wenn es uns gut geht, und ſo bald unſre eigenen Thorheiten uns in Unglück geſtürzt haben; dann nehmen wir unſre Zuflucht zu dem

Schöpfer, klagen, winſeln, und bitten um Hülfe, die wir uns ſelbſt verſchaffen könnten, wenn wir weiſe wären.

Endlich verſtehen wir die Kunſt nicht, die wahre Glückſeligkeit zu ſchmecken. Es giebt unendlichen Genuß in dieſer Welt für den verſtändigen, redlichen und freyen Mann: Gefühl ſeines innern Werths; Ruhe des Gewiſſens; Gefühl der Geſundheit an Leib und Seele; der Anblick und das Studium der Natur; der Schatz der Weisheit; der Umgang mit den Beſſern und Weiſern, die uns nicht ſchmeicheln; die Ueberzeugung nützlich zu ſeyn, in dem kleinen häuslichen und geſelligen Cirkel Gutes zu verbreiten — Kurz! Glück, Freude, Genuß und Belohnung des wahren Verdienſtes, ohne Maaß und Ziel — Darum laſſet uns weiſe werden, und wir werden glücklich ſeyn.

Den 1ſten Merz 1785.

Meyer.

XIII. Ueber Begräbniſſe.

Auszug eines Briefs an den Herrn Rector Plumbeus in Ruhethal.

Ich muß Ihnen doch auch einen kleinen Vorfall erzählen, der ſich in unſerm Dorfe zugetragen hat. Der hieſige Pfarrer iſt ein äuſſerſt eigennütziger Mann; Von ſeinen geiſtlichen Sporteln läßt er ſich nicht das Geringſte abziehn, und wenn arme Leute, die oft nicht das liebe Brod im Hauſe haben, ihre Verwandten begraben wollen; ſo läßt er denſelben nicht eher den Kirchhof aufſchlieſſen, als bis ſie ihm ſeine Jura entrichtet haben, ſo daß dieſe Unglücklichen oft das nöthigſte Stück ihres Hausraths verkaufen müſſen, um das Geld aufzutreiben. Nun ſtarb vor einigen Tagen hier ein armes Weib, und da ihr Mann gar kein Mittel ſah, das Geld für den Herrn Pfarrer herbeyzuſchaffen, dieſer aber ſchlechterdings das Begräbniß auf dem Gottesacker verweigerte, wendete ſich derſelbe an den Gutsherrn, und bat um Erlaubniß, ſeine Frau an irgend einem andern Flecke auf Gottes Erdboden einſcharren zu dürfen. Der edle Herr ertheilte ihm nicht nur dieſe Erlaubniß, ſondern ließ auch auf ſeine Koſten einen Sarg machen, folgte ſelbſt nebſt ſeiner Familie in Trauer der Leiche, um zu zeigen, daß dieſe Art von Begräbniß, auſſer dem Todeshofe, nichts Beſchimpfendes mit ſich führe, und ließ den Körper im nahegelegenen Walde in die Erde ſenken, zum größten Aerger des geizigen Pfaffen, der itzt, wegen dieſes Vorfalls, höhern Orts Klage erheben will.

Iſt es nicht ungerecht, daß dem Menſchen nicht einmal erlaubt ſeyn ſoll, unentgeltlich, an irgend einem Plätzgen der mütterlichen Erde ſeine Knochen verſcharren zu laſſen, wenn er der zeitlichen Ehre entſagen will, auf einem Kirchhofe, in guter und böſer Geſellſchaft zu liegen? —

. . ., den 4ten Merz 1785.

Joſeph Jungmann.

Zuſätze der Herausgeber.

Nein! das iſt gar nicht ungerecht, ſondern eine höchſt nöthige Einſchränkung! — Aber ſo geht es mit den mehrſten Journalsannecdoten, und mit den Klagen über Ungerechtigkeiten und Bedrückungen, welche junge Purſchen, die wahrlich nicht wiſſen, was gerecht und was ungerecht iſt, unter Anführung ihrer Aga's, voll heiſſen Eifers, in allen Ecken Teutſchlands aufſammlen, und warm an unſre Herrn Mitbrüder, die übrigen Journaliſten, einſenden — Beleuchten wir ein wenig obige Klagen!

Wir glauben wohl, ja! wir wiſſen es, daß manche Geiſtlichen zu eigennützig auf die Eincaſſirung ihrer Gebühren dringen, und daß überhaupt manche von ihnen Pflichten predigen, die ſie nicht ausüben. Wir wünſchten, alle Pfarrer mögten eine beſtimmte Beſoldung haben, und alle Sporteln mögten wegfallen — Allein es iſt nun einmal nicht alſo. Die Pfarrer müſſen leider von Einkünften dieſer Art leben, haben mehrentheils für ſich kein Vermögen, dagegen aber einen reichen Eheſegen an Kindern. Die gröſzte Anzahl der Bauern in allen Provinzen Teutſchlands iſt arm, durch Erpreſſungen der Sultans, Veziere und Baſſen geplündert und ausgezogen; Läßt ſich der Pfarrer einmal darauf ein, von ſeinen geringen Gebühren etwas nachzulaſſen, oder von Denen, welche in ſchlechten Vermögensumſtänden ſind, gar nichts zu nehmen; ſo wird dieſer Mann (von dem, wenn er iſt, wie er ſeyn ſollte, unter allen Leuten im Staate, am wenigſten verlangt werden kann, daß er, durch die Fehler einer ſchlechten Regierung, an dem Seinigen etwas leide) zuletzt gar nichts mehr bekommen; jeder Bauer wird ſich bey ihm inſolvent erklären, auf ſeine chriſtliche Nachſicht losſtürmen; der Pfarrer wird mit ſeinen Kindern Hunger und Durſt leiden, und die jura ſtolæ werden, zum Nachtheil des Succeſſors im Amte, ganz in Abnahme kommen — So viel zur Entſchuldigung des Geiſtlichen! — Nun von den Begräbniſſen! —

Es liegt dem Staate daran, zu wiſſen, wann, wo und wie ſeine Mitglieder ſterben und begraben werden. Dem Pfarrer iſt aufgetragen, ſich darum zu bekümmern, und der Todtenhof iſt kein Ehrenplatz, dem man entſagen darf, ſondern ein angewieſener Ort, wohin man ſich begraben laſſen muß — und das iſt ſehr weislich alſo verordnet. Würde man jeden ohne Anzeige beyſcharren laſſen dürfen, wo man wollte; ſo könnten nicht nur die Leute nach Gefallen heimlich aus dem Wege geräumt werden, und wenn man ſich nach einem Menſchen erkundigte, würde es heiſſen: „Er iſt vor acht „Wochen geſtorben; Jch habe ihn aber nicht „auf dem Kirchhofe begraben laſſen, ſondern „ihn in meinem Garten verſcharrt;“ ſondern man würde auch die Leichen an unſchickliche oder an ſolche Oerter hinlegen, wo die Ausdünſtungen aus dem Grabe die Luft vergifteten; Endlich würde dem Pfarrer alle Gelegenheit benommen werden, für die kirchlichen Gebräuche und für den Nutzen der Religion ſelbſt bey dieſen Gelegenheiten zu ſorgen.

Wir zweifeln daher keinesweges, der Herr Erb- und Gerichtsherr (ſo artig es auch von ihm und ſeiner hochadelichen Familie geweſen, daß ſie in Trauer hinter der Leiche eines armen Weibes hergegangen) werde dennoch von der Landesobrigkeit gebührend auf die Finger geklopft werden, weil es ein ausgemachter Satz bleibt: daß die Begräbniſſe nur auf ſolche Art dürfen veranſtaltet werden, daß weder die Kirche, noch die Juſtiz, noch die Landespolicey dabey etwas zu erinnern finden könne.

XIV. Ueber teutſche Moden.

Aus einem Briefe an den Herrn von Hohenau *** den 7ten März 1785.

Es iſt eine ſo allgemeine Klage in unſerm lieben Vaterlande darüber, daß wir den Franzoſen alles nachäffen, (den Franzoſen, die uns ſo wenig Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, die Werke unſrer Schriftſteller, und ſelbſt die Nahmen derſelben, theils verachten, theils verſtümmeln, in ihren Schauſpielen die Teutſchen als lächerliche Carricaturen abſchildern, unſre Landesleute zum Gegenſtand ihrer Sprüchwörter machen — mit Einem Worte! die immer unſre Feinde geweſen ſind) daß ich es der Mühe werth halte, Ihnen einen Vorfall zu berichten, woraus Sie ſehen können, daß man in unſrer Stadt noch patriotiſch denkt, und es nicht leiden kann, wenn die übermüthigen Nachbarn ſich auf unſre Unkoſten erheben wollen.

Es wohnt nemlich ſeit einiger Zeit hier ein franzöſiſcher Marquis, ein kleines gepudertes

Männlein, mit einem kupfrichen Geſichte, das ganz gewaltig groß thut. Man weiß nicht eigentlich, was dieſer Landläufer bey uns zu thun hat; allein ſo viel iſt gewiß, daß er, wider die Gewohnheit ſeiner emigrirenden, bey uns ſich niederlaſſenden Landesleute, ein bisgen Geld hat, womit er Wunderdinge thut. Er hat eine Garderobe von unzähligen Kleidern für alle ſaiſons; (auf teutſch: Jahrszeiten) allein man hat erfahren, daß es ſchon getragene Lumpen ſind, die er von einem Schneider in der Hauptſtadt der Welt, in Paris, miethet, und dann vierteljährlich wieder zurückſchickt. Auch giebt er ſoupers, läßt eine Menge kleiner Schüſſelchen auftragen, in deren jeder ein paar übriggebliebene Brocken vom Mittagseſſen unter einer braunen gepfefferten Brühe liegen — Kurz! er glaubt, hier Figur zu machen, und den Ton anzugeben. In voriger Woche kamen vier oder fünf ſeiner würdigen Landesleute hier an, geſellten ſich zu ihm, begleiteten ihn aller Orten, lieſen mit ihm in den Geſellſchaften herum, hatten das große Wort, und thaten, als wenn wir Alle bey ihnen zu Gaſte lebten, wobey ſie ſich beſtändig über unſre Sitten, Lebensart, Schauſpiele, u. d. gl. luſtig machten; Es war nicht anders, als wenn ſie in unſrer Stadt die Einheimiſchen, und wir die Fremden geweſen wären. Da hörte man, um das dritte Wort: „il eſt mouſſade, „comme un Allemand“ — „celà tire en „longueur, comme une de Vos pieces de „théatre“ — „je me ſens des maux d'eſto„mac, comme ſi j'avois diné chès un Alle„mand“ — „ce chien d'Allemand“ — „ce „gueux d'Allemand“ — „il faut dégourdir „ce gros Baron allemand“ — „quarré, „comme la phiſionomie d'un Allemand.“ u. ſ. f.

Dieſe und ähnliche Windbeuteleyen ärgerten am Ende jeden teutſchen Biedermann in unſrer Stadt, und ein eifriger Patriot unternahm es, uns zu rächen, und den Franzmännern das Maul zu ſtopfen. Zu dieſem Endzwecke ließ er in das kleine franzöſiſche Blättgen, welches in *** herauskömmt, und wovon er wußte, daß es der Herr Marquis und ſein Anhang laſen, allerley Artikel einrücken, welche ohngefehr folgendes Inhalts waren: „Es habe ſich ein Modehändler hier niedergelaſſen, welcher zu verkaufen habe: des ſouliers leſtes, à la Rosbach, des amidons, en forme de lettres de cachet“ u. d. gl. m. „Der Schwerdtfeger N. N. verkaufe allerley alte Gewehre, unter andern: des ſabres de Saint Barthelemi“ — „der Feuerwerker N. N. arbeite an einem großen feu d'artifice à la Melac“ — „Es habe ſich ein Mann hier niedergelaſſen, der durch die Geſchäfte, ſo ſein Großvater mit Mr. de la Valette getrieben, und durch ſeine Miſſiſippiactien unermeßliches Geld erworben hätte“ — „Der Speiſewirth N. N. gebe Mittags- und Abendstiſch, um den gewöhnlichen Preis; ein friſch aus Frankreich kommender Franzoſe aber müſſe doppelte Portion bezahlen“ und was dergleichen Kurzweil mehr war.

Hierüber nun ſind unſre ausländiſchen Gäſte ſehr aufgebracht, haben bey der Regierung

Klage erhoben, aber kein Recht erhalten, weil man den Einſender nicht kennt. Es heißt, ſie wollen ſich an ihren Geſandten in *** wenden. Indeß haben drey von den kürzlich angekommenen Herrn voll Aerger unſre Stadt verlaſſen, und — wir wünſchen ihnen Allen eine glückliche Reiſe.

Jacob Reifenband.

XV. An einen kleinen Knaben.

Komm, Jüngelchen! in meinen Arm!
Hier liegſt Du weich genug und warm;
Biſt Du einſt groß; dann wird vielleicht
Ein härter's Lager Dir gereicht.
Da ſieh' mal Deinen Vater an!
Das iſt ein wackrer, biedrer Mann,
Der manchem Menſchen Gutes thut —
(Sey Du nur einſt ſo treu und gut!) —
Und hat doch Leiden aller Art,
Lag oft ſehr unbequem und hart;
Blieb heiter doch, hatt' guten Muth,
Ein frohes Herz, geſundes Blut.
Faſt jeder neckte ihn; Allein
Dein gutes, braves Mütterlein
Betrübte Deinen Vater nie —
Sey einſt ſo fromm und ſanft als ſie!
Kreiſch nicht, Du kleiner Cavalier!
Ich krümme ja kein Härchen Dir;
Wein' nicht! Du haſt noch Zeit genug
Zum Weinen; wenn durch Lüg' und Trug

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-51468-9
KNIGGE, A.F.F.L.VON FN. 03722/021

Von argen ſchlimmen Menſchen, Du
Um Gut und Ehre, Glück und Ruh
Gebracht wirſt; dann, dann ſchickt ſich's ſo
Zu weinen — Itzt ſey ſtill und froh!
Kreiſch nicht! — Doch nun erſt ſehe ich,
Die böſen Weiber haben Dich
In enge Windeln eingedrängt,
Und Arm' und Beine Dir gezwängt.
Drum flieh' das loſe Weiberheer;
Ich traue wahrlich Keiner mehr;
Sie legen manchem lieben Mann
Gar harte, enge Feſſeln an. .
Ich aber meyn' es gut mit Dir,
Sieh'! Deine Eltern trauen mir,
Sind meine Freunde treu und warm,
Drum komme! komm in meinen Arm!

Leipzig den 6ten Merz
1785.

Philipp von Hainwald.

XVI. Fragmente aus einem neuen Trauerſpiele.

Brief an des Herrn Geheimenraths Claus von Clausbach Excellenz, in Ruhethal.

Ew. Excellenz ſind bekanntlich ein ſo großer Kenner und Beſchützer der vaterländiſchen Schaubühne, daß Sie es mir gnädig verzeihen werden, wenn ich mich unterfange, mich in einer theatraliſchen Angelegenheit an Hochdieſelben zu wenden.

Ich habe nemlich in den letzten Weihnachtsferien, da ich noch in Halle ſtudirte, ein groſſes Originaltrauerſpiel in engliſchem Geſchmacke verfertigt, welches ich jetzt herauszugeben des Willens bin, und mir dabey die gnädige Erlaubniß ausbitte, Hochdero vornehmen Nahmen an die Spitze deſſelben ſetzen, und Ew. Excellenz dieſen meinen Erſtling in tiefſter Unterthänigkeit widmen zu dürfen.

Als ich das Stück fertig hatte, wünſchte ich ſehnlichſt, gleich eine Vorſtellung davon zu ſehn, ſchickte es desfalls an den Herrn Bulla, dem ich viel Geſchmack zutrauete, inmaßen beſagter Bulla doch würklich hochfürſtlich Badenſcher Hofſchauſpieler iſt; allein er hat mir mein Stück, welches er, wie ich nun ſehe, nicht zu beurtheilen verſteht, begleitet von einem ſehr beleidigenden Briefe, zurückgeſchickt.

Sodann habe ich einen Verſuch gemacht, in Wien, wo doch der jüngere Herr Stephani jährlich ſo viel ſchöne Schauſpiele herausgiebt, einen Verleger zu finden; aber auch das iſt mir nicht gelungen.

Nun habe ich aber in Erfahrung gebracht, daß, unter Hochdero hohen Protection, in Urſtädt ein ſehr vortrefliches Journal herauskommen wird; Deswegen wage ich es nun, Ew. Excellenz unterthänig zu bitten, Sie mögen doch ſo gnädig ſeyn, die Verfügung zu treffen, daß mein neues Trauerſpiel, nebſt Einrückung einiger Fragmente daraus, in gedachtem Journale vortheilhaft angekündigt, und dadurch dem Publico Luſt gemacht werde, das ganze Werk im Druck erſcheinen zu ſehn — Hier folgt vorerſt etwas über Plan und Ausführung!

Das Stück heißt: **Don Gabriel, Herzog von Crandomiria.**

Ich hätte ihm eben ſo gut einen andern Titel geben können, weil, wie es bey großen Stücken dieſer Art üblich iſt, ſeitdem wir die alten Feſſeln der drey Einheiten abgeſchüttelt haben, ein ſolcher Reichthum von Gegenſtänden darinn vorkömmt, daß man nicht eigentlich ſagen kann, wer die Hauptperſon, noch was die Haupthandlung iſt. In dieſem Stücke iſt ſehr viel Verwirrung, Theaterſpiel, und Veränderung der Schaubühne. Gleich Anfangs ſieht man eine belagerte Stadt in vollen Flammen ſtehn, und die Einwohner von der Peſtilenz hingeraft werden; Im zweyten Acte kömmt eine Seeſchlacht und ein Schiffbruch vor; Im dritten eine große Ueberſchwemmung;

Im vierten verhungern viel Leute — Das alles nun giebt, wie Ew. Excellenz denken können, zu ſehr rührenden Situationen Gelegenheit; Aber der fünfte Act iſt eigentlich der, aus welchem ich ſo frey ſeyn will, ein paar Skizzen zu liefern.

Den Herzog Don Gabriel habe ich als einen ſehr böſen und zugleich unvernünftigen Regenten geſchildert — ein bloßes Ideal, dergleichen man in unſern Tagen freylich gar nicht mehr antrifft, ſeitdem die Fürſten ſo ſorgſam ſind, ihren Kindern früh Empfindungen der Tugend, der Religion, der Demuth, der Beſcheidenheit, der Menſchenliebe einzuflößen, ihnen die Pflichten ihres künftigen Berufs heilig zu machen, ihren Geiſt mit wahrhaftig nützlichen Kenntniſſen aller Art auszurüſten, und ſie von kindiſchem Spielwerke und dem Hange an immerwährenden Luſtbarkeiten abzuziehn. Mein Herzog Gabriel zeigt das Gegentheil davon. Dumm und unwiſſend in Allem, aber, durch die Schmeicheleyen eigennütziger und hirnloſer Menſchen, von ſeiner erſten Jugend an gewöhnt, ſich für ein Orakel zu halten, urtheilt er mit der ſchiefſten Brutalität und entſcheidet in Dingen, wovon er nicht den geringſten Begriff hat. Ohnbeſorgt, ſeinen Geiſt auszubauen, beſchäftigt er ſich, wenn er ja einmal ſeinen Luſtbarkeiten und Wollüſten ein Stündgen raubt, mit den erbärmlichſten Kleinigkeiten. Dabey ſieht er, ſtolz auf ſeinen Fürſtenſtand, ſeine Unterthanen als ſein Stallvieh, ſich als den von Natur beſtimmten Eigenthumsherrn darüber, und alle Menſchen, die nicht von fürſtlichen Müttern gebohren ſind (denn wer kann für die Väter einſtehn?) als Geſchöpfe niedrer Art an. Wenn er eine anſcheinend gerechte Handlung begeht; ſo geſchieht es entweder, um zu glänzen, oder um unter zwey uneinigen Partheyen Eine drücken und ängſtigen zu können. Wenn er herablaſſend freundlich iſt; ſo geſchieht das entweder aus Eigennutz, oder um von ſeiner Leutſeligkeit reden zu machen, oder um deſto mehr geehrt zu werden. Ohngerührt bey dem Elende Andrer; feig und weichherzig, ſobald es darauf ankömmt, einen Entſchluß zu faſſen; rachgierig bis auf die Kinder und Kindeskinder Derer, von denen er ſich beleidigt glaubt; undankbar gegen die, welche ſich ihm aufgeopfert haben; ein unſichrer Freund; ein untreuer Ehemann; geizig, wo er wohlthun ſollte; verſchwenderiſch, wo es die Befriedigung ſeiner Lüſte gilt — So habe ich den Kerl geſchildert! — Ew. Excellenz begreifen wohl, daß dies ein ſtarkes Bild iſt, und daß ſchwerlich alle dieſe Untugenden in Einem Subjecte vereinigt ſeyn können — Doch, das will ich an ſeinen Ort geſtellt ſeyn laſſen — Der Dichter und Maler darf indeſſen immer ein wenig übertreiben im Colorit, wenn es Würkung thun ſoll.

Dieſen Herzog nun laſſe ich, mitten in den Calamitäten, von welchen ſein Land heimgeſucht wird, ſich in ſeiner Reſidenz ſorglos allen Freuden und Wollüſten ergeben, am Ende des vierten Acts aber auf der Parforcejagd den Hals brechen; Und nun ſtellt der Schauplatz, zu Anfang des fünften Acts, die Gegend am Ufer des Styr vor. Der Schatten des Herzogs iſt von ſeinem Schutzgeiſte dahin getragen worden; Man ſieht ihn in einem kleinen Wäldgen ſchlafen, und er träumt von Aufhenken und Köpfen, von Jagdhunden, von Opern, von Verheerungen der nachbarlichen Länder, von Maitreſſen u. d. gl. — Endlich erwacht er, und weiß anfangs gar nicht, wo er iſt, wie er dahin gekommen, und was aus ihm geworden. Ew. Excellenz begreifen wohl, daß dies zu einem langen, herrlichen Monolog Gelegenheit giebt, und daß der Fürſt endlich zur Beſinnung kömmt und merkt, wo er ſich befindet. Hiebey aber muß ich erinnern, daß, um alle folgende Scenen nicht zu verliehren, ich den, ohne mich zu rühmen, ſehr dichteriſchen Kunſtgriff gebraucht habe, in einem Geſpräche zwiſchen zwey Schutzgeiſtern, dem Zuſchauer erzählen zu laſſen: der Fluß Lethe ſey ſeit langer Zeit vertrocknet, ſo daß man nun begreift, woher es kömmt, daß alle Schatten noch ſo genau Beſcheid wiſſen um ihr ehemaliges Leben.

Doch, wieder auf unſern Herzog Gabriel zu kommen; ſo iſt er nun ſehr verlegen, was er machen, und wie er es anfangen ſoll, den

Schiffermeiſter Charon mit ſeinem Waſſerfuhrwerke zu finden; Er, der nie gewöhnt war, etwas ſelbſt zu unternehmen, einen männlichen Entſchluß ſelbſt zu faſſen, ſelbſt auszuführen; der immer einen Haufen Sclaven um ſich hatte, die zu guten und ſchlechten Dienſten bereit waren; Er ſoll jetzt in eigener hoher Perſon am Ufer auf und nieder laufen, und einem Fährmanne zurufen? — Das iſt erſchrecklich! Indem er nun noch unſchlüſſig da ſteht, erſcheinen vier kleine magere Schatten von Fürſten aus dem untern Theile von Italien, die kürzlich durch ein Erdbeben, dergleichen wir neulich in Calabrien erlebt haben, unter den Trümmern ihrer Palläſte ſind begraben worden; Die gekrönten Schatten machen Bekanntſchaft mit einander, und fangen an, ſich ihre letzten Begebenheiten zu erzählen. Don Gabriel bedauert das traurige Schickſal der durch das Erdbeben Umgekommenen; allein Einer von dieſen (ein ſehr verſtändiger appanagirter Prinz) antwortet: „O! wir ſind noch glücklich daran; Der Tod „hat uns wenigſtens von der Schande und Er„niedrigung befreyet. Allein, denken Sich

„Ihr' Liebden das Schickſal Derer, die mit „dem Leben davon gekommen ſind, indeß aber „alle ihre Beſitzungen verlohren haben; deren „Staaten in einem Augenblicke verſchwunden „ſind; die aber vielleicht gar nichts gelernt, „ſich gar keine Eigenſchaften erworben haben, „womit ſie ſich geliebt und geachtet machen, „oder ihr Brod erwerben könnten; itzt da kein „Sterblicher mehr auf ihr Geheiß gehn, kom„men, und ſein Eigenthum herbeytragen, kein „Sclav mehr zittern will, wenn ſie die Stirne „runzeln; ſie, die, durch einen einzigen Wink „des Fingers Gottes, auf einmal von der ir„diſchen Höhe herabgeſtürzt, weit unter die „ſchlechteſten Taglöhner geſunken ſind — Soll„ten nicht die Fürſten, die noch auf der Erde „wallen, bedenken, wie es um Manche von „ihnen ausſehn würde, wenn ſie ein ſolches „Schickſal erlebten?“ — Don Gabriel jähnt bey dieſer Rede, ſieht den appanagirten Prinzen, der alſo philoſophirt, ſehr verächtlich an, verſteht zwar nicht recht, was er hat ſagen wollen, merkt doch aber, daß das Ding zugleich eine Art von Satyre auf ihn iſt, antwortet ein paar Plattitüden darauf, und ſchlägt vor, nunmehr ernſtlich an die Ueberfahrt über den Styx zu denken.

Unterdeſſen aber erhebt ſich unter den Fürſten ein Geflüſter und ein Verhandeln; Man merkt es, daß von etwas Wichtigem die Rede iſt, und bald entwickelt es ſich, daß die gekrönten Schatten unſchlüſſig ſind, wer von ihnen in Charons Nachen, der Etikette gemäß, den Rang, den oberſten Platz erhalten ſolle.

Don Gabriel (vor ſich) „Wenn doch
„nur mein Obermarſchall mit mir den Hals
„gebrochen hätte, und hier wäre! Der ſollte
„dieſen kleinen Fürſten bald beweiſen, was
„ſolche italieniſche Herrchen mir ſchuldig ſind.
„Nous leur montrerions, ce que c'eſt, que
„de manquer aux égards, que l'on doit à
„un Souverain deſcendu d'une maiſon auſſi
„illuſtre qu'ancienne.“

Als die fürſtlichen Schatten noch unſchlüſſig und verſtimmt da ſtehn, und ſich unfreundlich von der Seite anblicken, hört man von Weitem mit heiſrer Stimme über das Waſſer hinrufen: „Hol' über! H — o — l über, Fährmann!"

Don Gabriel. „Dieu ſoit loué! das iſt die „Stimme meines erſten Kammerdieners! Nun „habe ich doch Einen von meinen Leuten „bey mir."

Jetzt wird er wieder gutes Muths, und erzählt den Fürſten: „ſein Kammerdiener ſey „ein luſtiger Kopf, habe immer allerley poſſirliche Einfälle, ſey ſo eine Art von Hofnarrn bey ihm, und der Einzige geweſen, „dem er erlaubt habe, reden zu dürfen, was „er nur gewollt hätte." Sie beſchlieſſen ſämtlich, den Kammerdiener herbeyzurufen, und denſelben mit in das Schiff zu nehmen, damit er ihnen, während der Waſſerfahrt, Zeitvertreib mache. Uebrigens wird feſtgeſetzt: man wolle incognito reiſen, und an keinen Rangſtreit denken, jedoch mit Vorbehalt der Rechte eines Jeden.

Der Kammerdiener kömmt heran; Der Fürſt frägt ihn, woran er denn ſo plötzlich geſtorben ſey, und jener erzählt: „Er habe ſich „ſo geärgert und ereifert über das vielfache „Böſe, ſo ſeinem gnädigſten Fürſten nach dem „Tode nachgeſagt worden; Da habe er nun „einſt, nach einem dergleichen Verdruß, et„was zu viel getrunken, und ſey darauf in ein „hitziges Fieber gefallen, welches ſeinem Le„ben ein Ende gemacht habe." Der Fürſt thut, als wann er ungnädig ausſehn wollte, und verlangt mit ſtrenger Miene: der Kammerdiener ſolle ſagen, was denn die Leute ſich unterfangen hätten, zum Nachtheil ihres Landesherrn zu reden. Der Kammerdiener bittet aber zuerſt, ihn damit zu verſchonen, und endlich, ihm wenigſtens Friſt zu geben, bis vielleicht im Schiffe ſich eine Gelegenheit zeigte, allein mit ihm zu ſprechen. Indeß erzählt er beyläufig: der Obermarſchall ſey auch verblichen, und zwar an einer Unverdaulichkeit, die er ſich, durch unmäßiges Freſſen an den Gallatägen aufgeladen habe, welche zu Ehren der Thronbeſteigung des Nachfolgers unſers Don

Gabriels angeſtellt worden. Nun wird die ganze Geſellſchaft, und vorzüglich der Herzog, froh, daß doch wenigſtens bald Ein Cavalier in ihrer Suite ſeyn werde, weil doch wahrlich ein Fürſt ohne Cavalier ein Ding ſey, wie ein Pferd ohne Schwanz, oder wie ein Buch ohne Vignette. Es wird beſchloſſen, den alten Obermarſchall hier zu erwarten, und nicht eher überzufahren. Freilich meynt der Spaßvogel, der Cammerdiener, das werde wohl etwas lange dauern, indem vermuthlich das böſe Zipperlein (Podagra) dem alten Sünder auch in dieſe Welt folgen werde, und er alſo nicht gut zu Fuß ſey, hier aber niemand eine Equipage geboten werde — Doch beſchließt man, ſeine Ankunft abzulauern.

Man lagert ſich im Grünen, und verſucht es, die Zeit mit Geſprächen zu vertreiben — Allein wovon ſoll man reden? Alle ſo höchſt intereſſante Gegenſtände fürſtlicher Converſationen haben jenſeits der Welt nun keinen Werth mehr; Es iſt kein Fremder da, den man fragen könnte, ob er auf ſeiner Reiſe böſe Wege gefunden, kein Kammerherr, dem man die intereſſante Nachricht ſagen könnte, daß es ſchönes Wetter ſey, kein Männlein, das uns etwas aus den Zeitungen erzählte, kein Kammerdiener (denn unſer Luſtigmacher läßt ſich dazu nicht brauchen) der uns mit ärgerlichen, falſchen Annecdoten aus der Stadt unterhielte, welche nachher vielleicht Menſchen, was man ſo nennt, unglücklich machen, die weiter nichts verſehn haben, als daß ſie den kleinen Afterminiſter nicht ſchmeicheln — Kurz! man weiß nicht, wovon man reden ſoll; Man jähnt; man ſieht ſich an — Zum Glück dauert dieſer Stillſtand nicht lange, und bald ſieht man den Obermarſchall herbeyhinken — Einen erzdummen Kerl, zu nichts auf der Welt gut, als — zu einem Obermarſchall; und auch dazu kaum! In halb gebrochenem gasconniſchem Franzöſiſchen fängt er an zu erzählen, auf welche Art er aus der Welt ſpaziert ſey, freuet ſich, ſeinen gnädigſten Herrn hier anzutreffen, und nun wird der Kammerdiener abgeſchickt, den alten Charon mit ſeinem Nachen an das diesſeitige Ufer zu beſtellen. Der Fährmann erſcheint, ſteigt aus, beſieht ſeine Gäſte, macht einige Schifferſpäſſe, und läßt ſich ſehr bitten, ehe er die fürſtlichen Reiſenden aufnimt: „Meynet Ihr“ ſagt er „hier könntet Ihr, wie in „Eurer Welt, alles mit Eurer leichten Silbermünze erkaufen, die, wenn ſie durch ſechs „Hände gegangen iſt, ſo roth von Kupfer ausſieht, als die Naſe Deines Obermarſchalls? „Nein, Kerlchen! ſo geht das hier nicht her.“

Die Fürſten machen gewaltig lange Geſichter über den familiären Ton — Allein, was iſt zu thun? Man muß dem Manne gute Worte geben, weil man Seiner bedarf (ein fürſtlicher Grundſatz!) Endlich läßt ſich Charon erweichen, packt die ganze Geſellſchaft in ſein Schiff, und fährt ab.

Um indeß das Theater nicht leer zu laſſen, kommen einige Zwiſchenſcenen. Der Geiſt des Cicero hatte um Urlaub gebeten aus den eliſäiſchen Gefilden, um ein wenig in Italien herumzuſpüken, und zu ſehn, wie es itzt in ſeinem ehemaligen Vaterlande ausſähe; der Pabſt, die Cardinäle, die Abbati, die Mönche, und wie all' das heißt, hatten ihm aber den Kopf ſo toll gemacht, daß er bald wieder zurückkehrte. Mit ihm zugleich war der Geiſt des ſchlauen Pericles gleichfalls auf Urlaub gegangen, um ſeine alte Heimath zu beſuchen. Er war mit Cicero bis nach Italien geflogen, aber ſehr froh geweſen, dort Seiner mit Ehren loszuwerden. Er konnte es gar nicht begreifen, wie ein ſonſt ſo philoſophiſcher Kopf zugleich ein ſo unerträglicher, ſich immer wiederholender Schwätzer ſeyn könnte. Da Pericles indeſſen in dem heutigen Griechenlande wenig angenehme Gegenſtände angetroffen hatte; war er auch früh, und grade zugleich mit Cicero's Schatten wieder an das Ufer des Styx zurückgekommen, und hatte ſich bequemen müſſen, eine von deſſen unendlichen Reden ſich vorerzählen zu laſſen, womit unſer Cicero beynahe fertig war, als der Geiſt des ſeligen Montesquieu, der auch verreiſt geweſen war, ſich zu ihnen geſellte. Cicero kannte dieſen ehrlichen Pedanten; Sie waren oft in den eliſäiſchen Feldern mit einander ſpazieren gegangen, und er konnte ſich nie enthalten, ſo oft er ihn ſahe, ihn über ſeinen äuſſerſt ſcharfſinnigen Begriff von der Freyheit zum Beſten zu haben. Montesquieu ſagt nemlich: „die Freyheit ſey die „Befugniß, alles thun zu dürfen, was man „billig wollen ſollte“ welches mit andern Worten ohngefehr ſo viel geſagt heiſſt, als: „derjenige Menſch ſey frey, der nicht mehr „thun dürfe, als was er thun ſollte.“ Cicero hatte immer gemeynt, es ſey auf Gottes Erdboden noch nie keine unſinnigere Definition gegeben worden, als dieſe.

Indem nun die drey Männer über dergleichen Gegenſtände mit einander reden, und den alten Charon erwarten, der unſre Fürſten nebſt Suite übergeführt hat, geſellt ſich ein kürzlich verſtorbener Bürgermeiſter aus Goslar zu ihnen, und bald vermehrt ein dito Bürgermeiſter aus Reutlingen in Schwaben die Geſellſchaft. Man begrüßt ſich; man ſpricht mit einander, redet von dieſem und jenem, und kömmt endlich auf die Vorzüge der verſchiedenen Regierungsformen. Die Bürgermeiſter erheben die Vortheile der republicaniſchen mit ſo viel Wärme, daß der kluge Pericles äuſſerſt aufmerkſam wird. Es freuet ihn, in jetzigen Zeiten, wo auf der Erde allgemein über Despotismus geklagt wird, zu hören, daß es mitten in Teutſchland, freye Republiken gäbe. Er redet ſodann von dem herrlichen Einfluſſe, den Freyheit auf den Character des Volks, auf Künſte und auf Wiſſenſchaft hat, und wird warm, wenn er von den Helden der Vorwelt, beſonders in Athen und Lacedämon, ſpricht. Man begreift, daß hiebey Cicero ſeine Lunge gleichfalls nicht ſchont, und daß derſelbe ſeine Rede brav mit Gemeinſprüchen ſpickt; Montesquieu ſchweigt; Die beyden Bürgermeiſter aber, ſo wenig ſie auch von dem allen verſtehen, wollen doch nicht zurückbleiben. Der aus Reutlingen verſichert: ihre Regierungsform ſey ganz democratiſch, lobt die St. Marienkirche in Reutlingen, verſichert ſeine Stadt ſey die einzige geweſen, die das Interim nicht angenommen hätte, und erzählt endlich, man ſehe noch am Rathhauſe in Reutlingen einen römiſchen Aries in Stein gehauen. Der

Conſul aus Goslar lobt ſehr die goslariſche Goſe, und ihren Effect, worüber Meiſter Hübner nachzuleſen ſey, und darauf erzählt er, wie einſt der Teufel, mit lauter Stimme, in der Kirche, den Biſchoff von Hildesheim, wegen des von ihm veranſtalteten Blutbads, als ſeinen Kundmann gelobt habe. Pericles und Cicero wiſſen, weder was Interim, noch was Goſe, noch wer der Teufel, noch wer der Biſchoff von Hildesheim iſt, merken aber doch, daß es mit den heutigen freyen Republiken eine ganz andre Bewandniß hat, als mit den alten. Man nimt ſich indeſſen vor, um die Zeit bis zu Charons Zurückkunft angenehm hinzubringen, alle ankommenden Schatten um Erzählung der Begebenheiten ihres Lebens zu bitten; und das Reſultat davon ſoll ſeyn, daß man ſich überzeugen will, ob die heutigen Menſchen unglücklicher ſind, als die in alten Zeiten, und ob ſie mehr über die Tyranney der Monarchen oder der Oligarchen klagen; Montesquieu geht ab.

Es erſcheinen eine Menge Schatten, die ausgefragt werden; beſonders ſind diesmal viel auſſer ihrem Vaterlande umgekommne Teutſche darunter. Die Schatten, welche aus den Reichsſtädten kommen, klagen gewaltig über den Stolz der Patrizier, von welchen ſie Bedrückungen erlitten, ſind aber doch im Ganzen zufriedener, als die, welche von kleinen Fürſten accommodirt worden. Indeſſen laſſe ich dieſe teutſchen Schatten nicht ſehr ins Detail gehn, und Ew. Excellenz werden leicht begreifen, warum? — Das ſind odioſa — Hingegen läßt ſich der Schatten eines crandomiriſchen Weibes ſehr weitläuftig heraus. Hier iſt etwas von dem, ſo ſie erzählt: „Davon „habt Ihr keinen Begriff“ ſagt ſie „Ihr, die „Ihr immer im Ueberfluſſe gelebt habt!“ (Der Bürgermeiſter aus Reutlingen nimt eine vornehme Miene an.) „Ich war auch einſt in „beſſern Umſtänden; Eine adeliche Dame gab „mir eine gute Erziehung; Ich heyrathete „nachher einen damals ziemlich begüterten „Bauern; aber wir kamen nach und nach zurück. Was ich und mein Mann im Schweiß „unſers Angeſichts verdienten, das ließ uns „ſogleich der Beamte, zu Beſtreitung der un-

„geheuren herrſchaftlichen Abgaben wegzunehmen;
„Damit glänzten und davon ſchmauſeten
„die Müßiggänger in der Reſidenz. Und hatten
„wir kein Geld; ſo nahm man uns unſer
„bisgen Hausrath und unſre Kleider weg;
„Und doch ſcheuten wir keine Mühe, waren,
„bis in die ſpäte Nacht hinein, fleiſſig; ſelbſt
„während meiner Schwangerſchaft verrichtete
„ich die mühſeligſte Arbeit; auch war der Schaden,
„welchen ich dadurch meinem Körper zufügte,
„die erſte Veranlaſſung zu meinem Tode.
„Aber wir konnten ohnmöglich ſo viel aufbringen,
„als wir monatlich abgeben ſollten; Als
„ich nun im Begriff war, das Kind zu gebähren,
„hatte ich kein Bette, worinn ich mich
„legen, kein Holz, womit ich mein Zimmerchen
„wärmen, keinen geſunden Trank, noch
„Biſſen, womit ich mich hätte erquicken, kein
„Läpplein, in welches ich mein armes Würmchen
„hätte einwickeln können. Da lag ich
„auf hartem Stroh, und war einem unwiſſenden
„Weibe, der Hebamme, in die Hände geliefert,
„die dann mich und mein unſchuldiges
„Kind, unter grauſamen Martern, ermordete.“

Cicero. „Aber, o Juno Lucina! Sorgte denn der Landesherr nicht für weiſe Anſtalten, zum Unterrichte ſolcher Hebammen? Ueberlegte er nicht, daß er Rechenſchaft geben muß, von dem Leben eines jeden, der auf dieſe Art umkömmt?“

Das Weib. „Unſer Fürſt hatte wohl an andre Dinge zu denken, an ſeine Luſtbarkeiten, an Thorheiten! Zwar hatte er ſo etwas geſtiftet für Aerzte; Ich glaube, ſie nannten es eine Academie, ein Collegium, oder wie das Ding hieß; Unſer Pfarrer aber ſagte, dies Collegium thäte nichts, als daß es dicke Bücher ſchriebe, und ſich zankte, wie vielerley Arten Fieber es gäbe, und was dergleichen Zeug mehr war, und indeß kamen Hunderte jährlich, durch Verwahrloſung, Ungeſchicklichkeit und Armuth um. Es iſt wahrlich ein Ohngefehr, daß noch auf den Dörfern ſo viel Menſchen lebendig bleiben. Ueberſtehen es auch die Mutter und das Kind; ſo muß doch die Wöchnerinn, wenig Tage nach ihrer Entbindung, bey ſchlechter Koſt, wieder an

„ihre ſchwere Arbeit gehn, muß ſich ſelbſt und
„ihren Mann bedienen, ſo krank ſie auch iſt,
„und kann ſich nicht darum bekümmern, ob
„indeß das arme Würmchen, wenn es in ſeinem
„Unflate da liegt, ſchreyet und winſelt,
„und des Nachts liegen Vater, Mutter und
„Kind, in Einem harten Bette, neben einander
„eingepreßt. Wird aber der Bube ſo groß,
„daß er die Flinte tragen kann; ſo wird er aus
„dem Schooß der Familie geriſſen, und die
„unglücklichen Geſchöpfe, die ſo viel Sorgfalt
„und Kummer gekoſtet haben, bis ſie einzeln
„groß gezogen worden, werden, von einem
„eroberungs- oder ehr- und ruhmſüchtigen Fürſten,
„bey Tauſenden auf die Schlachtbank
„geliefert; oder ein benachbarter Potentat lockt
„den hübſchen Knaben, unter großen Verſprechungen,
„in ſeinen Dienſt; Er macht
„eine Capitulation, die nachher gebrochen
„wird; Wenn er aber krumm und lahm geſchoſſen
„iſt, ſchleppt man ihn in ein Lazareth;
„Siegt die Stärke ſeiner Natur über die böſen
„Dünſte in den Krankenzimmern, und über
„die rauhe Behandlung unwiſſender Wund-

„ärzte, ſo daß er mit dem Leben davonkömmt; „ſo wird er in die weite Welt geſchickt; Verſtümmelt, untüchtig zur Arbeit, hat er dann „die Erlaubniß zu betteln, wo er will. Zwar „ſind Verſorgungs= Invaliden= und Armenhäuſer da, die prächtig gebauet und herrlich „angeſtrichen ſind, und wozu das ganze Land „Geld hergeben muß; aber dies Geld wird „nicht dazu, ſondern zu Luſtbarkeiten angewendet, oder die, welche die Aufſicht darüber haben, verpraſſen den größten Theil „davon.“

Cicero. „Sind denn alle Fürſten der heutigen Welt alſo?“

Das Weib. „Nein! Es giebt deren, und, „wie ich höre, beſonders in Teutſchland (obgleich ich dort nie geweſen) die edel und groß „und menſchenfreundlich denken, die ihre eigene „Ruhe und Bequemlichkeit dem Wohl ihres „Landes aufopfern, die fühlen können, wie „niedrig, wie ſchwach, wie kindiſch es iſt, ſo „viel andre Menſchen um Seinetwillen exiſti-

„ren zu laſſen, und wie erhaben, wie groß,
„allein für ſo Viele zu leben; (zu dem Bürgermeiſter aus Goslar) Sie haben, wie man mir
„erzählt hat, einen ſolchen großen Mann in
„der Nähe, der Weisheit, Geſchicklichkeit,
„Ruhm, Tapferkeit, mit Adel des Herzens,
„liebevoller Güte der Seele, und unvergleicher Anmuth im Aeuſſerlichen verbindet —
„Kurz! der verdiente, Herr des Erdkreiſes zu
„ſeyn — O könnte er doch tauſend Jahre alt
„werden, um tauſend Jahre lang Menſchen
„glücklich zu machen — Aber wie wenig
„giebt es ſolcher Fürſten!“ *

---

* Du Herr! in deſſen Lob ſich hier das Herz eines zur Schmeicheley unfähigen, aber für alles Gute warmen Mannes ergießt — Du weißt beſſere Dinge zu thun, als Journale zu leſen; alſo wird dies Blatt vermuthlich nie vor Deine Augen kommen. Aber ſollteſt Du je von ohngefehr leſen, was hier geſagt iſt; ſo laß Dich's nicht verdrieſſen, daß dieſer Mann, der nie in dem Fall ſeyn wird, Wohlthaten von Dir zu empfangen, aus innerer

Cicero. „Wie hieß denn Euer Herr?“

Das Weib. „Es war der Herzog Don „Gabriel von Crandomiria.“

Pericles, der bis itzt in tiefen Gedanken da geſtanden, ſtampft mit dem Fuße, und geht, ohne ein Wort zu reden, in das Gehölz.

Cicero ſchüttelt den Kopf und geht gleichfalls.

Der Bürgermeiſter von Reutlingen. „Sagt „ich's nicht? Ich lobe mir die freyen Re„publiken.“ Alle gehen auf verſchiedenen Seiten ab.

Der Schauplatz verändert ſich nun, und ſtellt das Schiff vor, in welchem die Fürſten

---

Regung ſeines Herzens, Dir ein Opfer der uneigennützigſten, herzlichſten Verehrung bringt. (Anmerk. der Herausg.)

ſämtlich eingepackt ſind. In der Cajüte hatte der appanagirte Prinz das große Wort geführt, und von Dingen geredet, wovon unſer Herzog Don Gabriel nichts verſtand, weswegen denn dieſer, theils aus Langerweile, theils aus Verlangen, das vorhin abgebrochene Geſpräch mit ſeinem Kammerdiener wieder anzufangen, dieſen bey Seite ruft, und mit ihm auf das Verdeck ſteigt.

Don Gabriel. „Jetzt, La Pomme! erzähle „mir einmal etwas! Nun! Was ſagten denn „meine Unterthanen, als ich geſtorben war? — „Was? — Meine Gemahlinn war wohl ganz „auſſer ſich? Nicht wahr? Hat denn mein Hiſtoriograph ſchon meine Lebensbeſchreibung „ausgearbeitet? — Wie?“

La Pomme. „Ach gnädiger Herr! Laſſen „Sie uns daran hier nicht denken — Was bekümmert uns itzt die alte Welt?“

Don Gabriel. „Sehr viel! ſehr viel! — „Ich will wiſſen, La Pomme! warum Du

„vorher ſagteſt, die Leute hätten ſich unterſtanden, übel von mir zu reden."

La Pomme. „Ey nun! Was will das „weiter ſagen? Man muß ſie ſchwätzen laſſen."

Don Gabriel. „Comment? Schwätzen „laſſen? — Ohne Umſchweife, La Pomme! „Ich will wiſſen, was ſie geſagt haben."

La Pomme. „Wenn es Ihro Durchlaucht „befehlen; ſo muß ich freylich gehorchen; Zudem haben wir ja hier auf dem Schiffe ſonſt „nichts zu thun; Aber ich bitte unterthänigſt —"

Don Gabriel. „Wenn ich Dir ſage, daß „Du ohne Umſchweife erzählen ſollſt, La Pomme! „ſo kannſt Du leicht denken, daß ich Dir's verzeihen werde, wenn Du ein wenig frey redeſt — Nur fort!"

La Pomme. „Gleich nach Ihro Durchlaucht Tode, machte ſich die Maitreſſe mit

„ihren Juwelen, Geldern und mit einem hübſchen
„Unterofficier aus dem Staube. Ihre Gemahlinn
„hatte man nie ſo fröhlich geſehen, als
„an dem Tage da ſie die Nachricht von Ihres
„Herrn Tode erhielt. Aber bald nachher fiel
„ſie in ſehr üble Launen, denn, ſobald der neue
„Herzog zur Regierung kam, hörte ihr Anſehn
„gänzlich auf; Das Vorzimmer der verwitweten
„Herzoginn war öde und leer; Sie wollte
„ſich in allerley Geſchäfte miſchen; allein es
„wurde ihr angedeutet, daß man ſich das verbäte.
„Der Thronfolger kehrte, gleich nach
„Ihro Durchlaucht Tode, alles um, was
„Höchſtdieſelben eingerichtet hatten. Noch ehe
„Sie begraben waren, gnädigſter Herr! dankte
„er die Hälfte der Leute ab, die bis dahin im
„größten Anſehn geſtanden hatten; Nur diejenigen
„behielt er bey, deren er nicht entbehren
„zu können glaubte. Er zeichnete den Antritt
„ſeiner Regierung durch ein paar wohlthätige
„Handlungen aus, die in Proſa und in Verſen,
„in Büchern und in Zeitungen auspoſaunt
„wurden, und bald war das ganze Land voll
„vom Lobe des neuen Herzogs — Ob es noch

„ſo iſt, weiß ich nicht — Der vorige Herr „wurde vergeſſen, und nicht nur vergeſſen, „ſondern wenn man ja von Ihro Durchlaucht „redete; ſo geſchahe es, um Sie zu läſtern. „Man machte Epigramme auf Höchſtdieſelben, „und auf Ihre Günſtlinge, und einige von „Dieſen ſchloſſen, um ihr Glück zu machen, „ſich an den Haufen Derer, welche auf die „vorige Regierung ſchimpften.“

Don Gabriel. „Die Verräther! die „Nichtswürdigen!“

La Pomme. „Es kam eine Sammlung „geheimer Annecdoten aus Ihrem Leben heraus, in welcher, wie es ſchien, alles geſagt „war, wovon man, während Ihres Daſeyns, „nicht laut hatte reden dürfen, und ein auswärtiger Profeſſor ſammlet, wie ich hörte, „alle dieſe Dinge, um daraus eine ſehr ärgerliche Biographie von Ihro Durchlaucht auf „die Nachwelt zu bringen.“

Don Gabriel. „Das ſoll ihm gewieſen „werden!“

La Pomme. „Gnädigſter Herr! Ich „denke, wir können ihm nun nichts mehr zu

„Leide thun. Die Fürſten haben lange Arme,
„wenn ſie leben; allein nach dem Tode müſſen
„ſie ſich's leider! gefallen laſſen, was für eine
„Figur ſie in der Geſchichte ſpielen. Weil es
„Ihro Durchlaucht aber einmal befohlen haben;
„ſo will ich doch in der Kürze erzählen,
„was man eigentlich an Ihrer Regierung auszuſetzen
„fand. Man ſagte: Sie wären in
„Wollüſten und Ueppigkeit erſäuft geweſen,
„und hätten Sich wenig um das Wohl der Unterthanen
„bekümmert. Ihre größte Sorgfalt
„wäre geweſen, täglich neuen Kitzel für Ihren
„Gaumen zu erfinden. Sie hätten Butter von
„Menſchenmilch gegeſſen, und deshalb täglich
„vier arme Weiber melken laſſen; hätten ungebohrne
„Hüner verzehrt u. ſ. f., indeß Ihre
„Unterthanen gedarbt hätten. Das Beyſpiel
„Ihrer Ausſchweifungen hätte die Sitten des
„ganzen Landes vergiftet, und bey den Unterthanen
„alles Gefühl für eheliche Treue und
„Glück des geſelligen Lebens erſtickt. Die
„Bauern, denen man, der Hurerey wegen,
„die Kirchenbuße auflegen wollte, bezögen ſich
„auf das Beyſpiel ihres Fürſten, und ſagten:

„wenn der Vater des Volks, der doch billig
„der Weiſeſte und Beſte unter ihnen ſeyn ſollte,
„öffentlich ein unzüchtiges Leben führte; ſo
„müßte man noch eher mit ihren Schwachhei-
„ten Nachſicht haben. Man ſagte ferner:
„Sie könnten es nimmermehr verantworten,
„wie wenig Sie Sich um die Erziehung des
„Landvolks bekümmert hätten. Die Schul-
„meiſter auf den Dörfern wären mehrentheils
„ſo unwiſſende Menſchen, daß ſie kaum buch-
„ſtabiren, viel weniger alſo den Kindern
„Grundſätze von Rechtſchaffenheit, Ordnung
„und geſunder Vernunft einflößen könnten.
„Daher käme es denn auch, daß die Bauern
„oft dümmer als das Vieh wären. Es ſey
„himmelſchreyend, daß auf dieſe Art ſo viel
„tauſend, und grade die nützlichſten Menſchen,
„um allen Genuß des Lebens betrogen würden.
„Allein das ſey nicht Ihre Erfindung, ſondern
„von je her die Maxime der Despoten geweſen,
„Aufklärung des Volks zu hindern, und Sit-
„lichkeit zu zerſtöhren; An Leib und Seele ge-
„ſunde, weiſe und tugendhafte Menſchen würde
„man nie alſo behandeln dürfen, und ſtatt daß

„itzt Tauſende ſich todtſchieſſen lieſſen, und mit
„Enthuſiasmus ihr Leben daran wagten, vive
„le roi riefen, und in das Feuer rennten, ohne
„zu wiſſen warum; würde dann vielleicht Einer
„oder der Andre ſo klug ſeyn, einzuſehn,
„daß es eine Thorheit ſey, wenn tauſend Stärkere
„ſich von Einem Schwachen auf der Naſe
„ſpielen lieſſen, und daß es natürlicher wäre,
„Den Menſchen abzuſetzen, der, aus Eigenſinn
„oder Leidenſchaft, alſo mit ihnen umſpränge;
„oder ſie würden ſich vereinigen, ohne Meuterey,
„ohne Aufruhr, nur nein zu ſagen,
„wenn man etwas von ihnen verlangte, das
„der geſunden Vernunft entgegen wäre. Man
„warf dabey die Frage auf: Was für ein Geſicht
„wohl ein König machen würde, der vor
„ſeiner Armee herritte und allerley commandirte,
„als z. B. ſchlagt an! gebt Feuer!
„wenn nun auf einmal der Geiſt des Widerſpruchs
„in dieſe Arme führe, ſo daß alle dieſe
„Menſchen auf einmal ſagten: Nein! heute
„wollen wir zwanzig Tauſende einmal nicht
„thun, was dieſes einzige kleine Kerlchen befiehlt
„— Was dann wohl dieſer Einzige

„machen wollte, deſſen ganze moraliſche oder „vielmehr unmoraliſche, politiſche Exiſtenz von „dem Vorurtheile der Fürſtenverehrung abhienge, da hingegen jeder aus dem Volke „recht gut, ohne ein ſolches gekröntes Weſen, „leben könnte? — Man läſterte ferner gewaltig über die Härte der Auflagen, womit „Ihro Durchlaucht das Land heimgeſucht hätten, blos um Ihren thörichten Aufwand in „der Reſidenz zu beſtreiten, und den falſchen „Glanz zu unterhalten, worauf doch kein verſtändiger Menſch das Geringſte gutthäte, da „jeder Einheimiſcher und Fremder den kläglichen Zuſtand Ihrer Provinzen kennte. Endlich griff man Ihren perſönlichen Character „an, behauptete, Sie wären falſch, untreu, „zum Böſen lenkſam wie ein Kind, zum Guten hingegen halsſtarrig geweſen, wie —“

Don Gabriel (ergreift den Kammerdiener bey der Gurgel) „Maraut! je te ferai pendre — „Malheureux! oſes — tu —“

La Pomme. „Ich bitte, gnädigſter „Herr! ſchonen Sie Sich! Wir ſind hier nicht „mehr in Crandemiria.“

* * *

Charon, der am Steuerruder ſteht, hört den Lerm, befiehlt Ruhe, und erſucht den Herrn Herzog, in des Cerberus Namen! hier nicht viel Sprünge zu machen, oder er werde ihn über Bord werfen. Don Gabriel knirſcht vor Wuth; allein was iſt zu thun? Er muß ſich hier alles gefallen laſſen.

Indeß verändert ſich der Schauplatz wiederum, und ſtellt den Eingang zu den eliſäiſchen Feldern vor. In einem großen Saale, durch welchen man hindurch muß, um in die prächtigen Gärten zu kommen, werden alle anlandenden Schatten geprüft, und es wird unterſucht, ob ſie keine Conterbande von Schelmerey und Tücke mit aus der Welt bringen. Hier habe ich eine gar hübſche Vermiſchung von alter und neuer Mythologie gemacht, denn ich laſſe den heiligen Petrus, in dieſem Saal, als Pförtner die Aufſicht haben.

Der Saal ſteht am Ufer des Styx; Man ſieht Charons Schiff ankommen. Don Gabriel hat ſich von ſeinem Aerger erholt, und ſteht nun neben dem gichtbrüchigen Obermarſchall, auf dem Verdecke. Sie blicken von fern in die eliſäiſchen Gärten, und machen ihre Anmerkungen über den ſonderbaren Plan, nach welchem dieſelben angelegt ſind. Wenn ſie erſt dort wären, meynt der Herzog, ſo wollten ſie da ganz andre Einrichtungen machen; Es ſollte alles nach engliſcher Art angelegt werden, Boskets, kleine Tempel, Eremitagen — Es iſt nicht erlaubt, daß man hier ſo wenig Geſchmack hat —

Endlich kömmt man an das Land, und der Obermarſchall wird von den fürſtlichen Herrſchaften vorausgeſchickt, die Ankunft der hohen Gäſte zu melden. Er ſteigt aus, und nähert ſich dem Saale; Der heilige Petrus tritt in die Thür, und hat einen goldenen Schlüſſel in der Hand; Der Obermarſchall, deſſen Ideen gewöhnt ſind, ſich in dem kleinen elenden Cirkel der Hofverhältniſſe herumzudrehen, hält ihn für einen himmliſchen Kammerherrn, fängt an, ſeinen Auftrag zu erfüllen, nennt den heiligen Petrus: mon chèr Chambellan, und bittet ihn: de vouloir bien le préſenter à la cour céleſte, damit er ſich acquittiren könne von dem Auftrage, d'annoncer l'arrivée du Duc, ſon maître. Petrus ſieht den gebrechlichen Kerl vom Kopfe bis zu den Füſſen an, frägt, ob er ein Gascogner ſey, und, wo nicht, warum er denn nicht in ſeiner Mutterſprache rede? Indeß ſie nun noch alſo zuſammen capituliren, und der Obermarſchall nicht eben ſehr zufrieden iſt von ſeiner Bewillkommnung, treten die Fürſten auch herbey. Der alte Hofſünder klagt ſeinem Herrn, mit der größten Indignation, le mauvais accueil, ſo er empfangen; il paroit, ſagt er, qu'on ne veut pas de nous ici; und nun hebt der Herzog an, mit aller möglichen fürſtlichen Selbſtgenügſamkeit, dem heiligen Peter anzudeuten, daß er verlange, forderſamſt in die eliſäiſchen Felder eingelaſſen zu werden; Aber da kömmt er unrecht; Es wird ihm begreiflich gemacht, daß man ſolcher Weſen, als er und ſein lahmer Gefährte ſeyen, hier gar nicht bedürfe; Dabey wird ihm herrlich der Kopf gewaſchen, über ſeine landesväterliche Wirthſchaft in Crandomiria, und er muß die Demüthigung aushalten, vor ſeinen Augen die italieniſchen Prinzen und ſeinen Kammerdiener einlaſſen, ſich aber die Thür vor der Naſe zuſchlagen zu ſehn — Da ſtehen nun die beyden Herrn, und werden von Charons Schifferknechten wacker ausgehöhnt! — Es iſt ein comiſch-tragiſcher Anblick! — Bald nachher kömmt ein himmliſcher Policeydiener, mit dem Befehle, die ungebetenen Gäſte vor der Gartenthür wegzuſchaffen, und ſie an die Pforte des Orcus, oder der Hölle, zu bringen. Der alte Obermarſchall klappert mit den Zähnen, als ihm dies Urtheil eröfnet wird; der Herzog ſteht, wie betäubt, da; Allein nichts hilft; ſie müſſen gehorchen, und werden vom Policeydiener weggeführt.

Der Schauplatz ſtellt nun das plutoniſche Reich vor. Pluto iſt grade guter Laune geweſen, und hat ſeinen Gefangenen erlaubt, von ihren Plagen, Schmerzen und Arbeiten ein wenig zu ruhn, und ſich unter einander eine kleine Veränderung zu machen. Irion, Tantalus, Seiner Eminenz der Cardinal Richelieu und der hochſelige Kaiſer Caligula liegen im Hintergrunde, ermüdet von ihren täglichen hölliſchen Plagen; Alexander der Große aber ſpielt im Vordertheile des Theaters mit Cartouche und Knipperdolling à l'ombre. Alexander beſchuldigt Cartouchen: er ſchlage die Volte; darüber kömmt es zum Streit, und die drey Spielenden werfen ſich alle in ihrem Leben begangenen Räubereyen und Schandthaten vor. Dieſe Scene aber wird durch die Ankunft des Don Gabriel und ſeines Gefährten unterbrochen, welche der eliſäiſche Policeydiener in die Thür hineinſchiebt.

Ich hatte anfangs das Stück mit dieſer Cataſtrophe beſchloſſen, denke aber itzt, ich ſollte doch billig meinen Herzog noch zu einer Strafe verdammen; Darüber nun, und überhaupt über den Schluß des Trauerſpiels, wage ich es, mir Ihro Excellenz gnädigen Rath zu erbitten. Was den Obermarſchall betrifft; ſo glaube ich, er wäre hinlänglich beſtraft, wenn man ihn verurtheilte, täglich zwey ailhoudiſche Pulver einzunehmen, und dabey funfzig Prügel auf die Fußſohlen zu bekommen; Doch laſſe ich mich gern eines Beſſern belehren, und verharre mit tiefſter Unterwürfigkeit,

Jhro Excellenz

Bernburg im Merz
1785.

ganz gehorſamſter Diener
und Verehrer,

Conrad Kraftmann.

XVII. Ueber Ordnung, in Anwendung der Zeit.

Brief des Freyherrn von Leidthal an den Herrn Etatsrath Müller, in Koppenhagen.

Sie fragen mich, mein Lieber! wie ich den Winter hingebracht habe? Ey nun! abwechſelnd gut und ſchlecht, geſund und unpäßlich, wie es in der Welt geht; aber gewiß ſind wir Alle recht fleiſſig geweſen, das verſichre ich Sie. Ich kann es Ihnen gar nicht beſchreiben, welche Freude ich empfinde, wenn ich das ganze Haus in immerwährender Thätigkeit ſehe. Glauben Sie wohl, daß ſchon Hohenau's kleine Kinder nicht einen Augenblick ganz müßig ſitzen können, und daß ihnen eine gewiſſe Ordnung, ſelbſt in ihren kindiſchen Spielen, ſo zur Gewohnheit geworden iſt, daß ſie unruhig werden, wenn ſie einmal einen ganzen Tag, zum Beyſpiel durch einen gegebenen unbedeutenden Beſuch in der Nachbarſchaft, verlohren zu haben meynen? Man kann wahrlich dem Menſchen, von der früheſten Jugend an, Ordnung, Fleiß und Thätigkeit zum weſentlichſten Bedürfniſſe, zu einem Theil ſeiner Exiſtenz machen, ſo wie es, von einer andern Seite, auch Menſchen giebt, denen, bey dem beſten Willen, die Hälfte ihrer Stunden verlohren geht; die von einer Arbeit an die andre ſpringen, nichts fertig machen, zu nichts ſich entſchlieſſen können, in vier Wochen nicht ein viertel Stündgen Muße finden, um einem Freund einen kurzen Brief zu ſchreiben; die immer unzufrieden ſind, immer zu viel zu thun haben, und bald zu dieſem, bald zu jenem Geſchäfte nicht aufgelegt ſind; die bald bis Mittag ſchlafen, bald ſchon um fünf Uhr auf den Beinen ſind. Das Jahr geht hin; und ſollten ſie ſich fragen (wie es doch billig jeder Menſch thun müßte) „was „habe ich in dieſem Jahre gelernt? was habe „ich Nützliches für mich und Andre gethan? „welche Fehler habe ich an mir verbeſſert?“ ſo würden ſie nichts zu antworten wiſſen. Solche Leute haben dann auch Launen, ohne Zahl, ſind oft ausſchweifend fröhlich, und dann folgt, wie natürlich, eine Periode von Erſchöpfung, von Leerheit, von Unbehaglichkeit, ſtatt daß der Mann, der immer nach einer ordentlichen Richtſchnur ſeine Lebensart nnd ſeine Beſchäftigungen einrichtet, den ſeligſten Genuß des Lebens hat, ſehr viel beſchicken kann, am Ende jedes Tages mit heitrer Seele zu Bette geht, in jede Geſellſchaft einen unzerſtreueten Geiſt mitbringt, und ſein ganzes Leben hindurch einen unvergleichlichen innern Frieden ſchmeckt.

Wie ich ſchon geſagt habe; ſo iſt unſer ganzes Haus nun einmal an eine ſo pünctliche Ordnung gewöhnt, daß, wer nie die Süßigkeit derſelben geſchmeckt hat, uns für Erzpedanten halten muß. Es kömmt ohnerwartet ein Fremder zu uns, grade als der gröſte Theil unſrer Geſellſchaft in einer Arbeit begriffen iſt, die wir in dieſer Stunde vorzunehmen pflegen; Nun frage ich Sie: ob es beſſer gethan iſt, wenn alle dieſe Leute ihre Arbeit ausſetzen, ſich um den Fremden her verſammlen, mit ihm ſchwätzen, und dabey immer zerſtreuet an das liegengebliebene Geſchäft denken, oder wenn Einer, der eben nicht ſo beſtimmte Arbeit hat, es übernimt, ihn ſo lange zu unterhalten, bis die Andern ihr Vorgeſetztes fertig gemacht haben, und dann mit ganz freyem Kopfe die Geſellſchaft vermehren können? Dazu kömmt, daß es würklich Beſchäftigungen giebt, z. B. wenn man Muſic, Sprachen, Zeichnen, oder dergleichen lernt, wo es nothwendig iſt, wenigſtens etwas Uebung, wenn es auch nur wenig wäre, täglich zu haben, wenn man fortrücken will. Ueberhaupt! wer nicht täglich fortrückt in allen Dingen, der geht zurück. Sodann können auch der Fälle, wo man unterbrochen wird, ſo unzählich viel kommen, daß man äuſſerſt ſtrenge über dieſen Punct halten muß; und endlich gewöhnt man ſich, bey irgend beſchwerlichen, oder nicht ganz angenehmen Arbeiten, ſo ſehr an das Ausſetzen und Aufſchieben, daß man zuletzt ſehr oft einen Vorwand dazu findet.

Hohenau mögte itzt um vieles nicht den Gebrauch aufgeben, zu welchem ich ihn von

Jugend auf angeführt habe, und woran auch itzt ſein älteſter Knabe ſchon gewöhnt wird, nemlich ein kurzes Tagebuch zu halten, und darinn alles aufzuſchreiben, was er thut, und was ihm begegnet. Folgende Artikel enthält dies Tagebuch: **Empfangene Briefe**; **Geſchriebene Briefe**: daben wird nur der Nahme und der Tag bemerkt, und hie und da ein Zeichen gemacht, um an den Inhalt der Briefe, wenn derſelbe ſehr merkwürdig iſt, zu erinnern; **Empfangene Beſuche** — Wie intereſſant für einen Mann, der in einer großen Stadt wohnt, ſo manchen Beſuch von Reiſenden, ihm empfohlnen Fremden bekömmt — ja! für jeden intereſſant, dem Menſchenkenntniß nicht unwichtig iſt! — **Gegebene Beſuche**; **Reiſen**; **Begebenheiten**: z. B. „den **** gebahr meine „Frau einen Sohn;" „dem Herrn N *** „diente ich durch Vorſprache in Wien;" **Geleſene Bücher**; **Geſchrieben und componirt**; **Gelernt**: z. B. „Mein Studium der italieni„ſchen Sprache in dieſem Monate fortgeſetzt;" **An mir verbeſſert**: z. B. „den gefährlichen „Hang, ohnerwieſene nachtheilige Annecdoten

„von andern Menſchen nachzuerzählen; die böſe Gewohnheit, bey Tiſche die Knochen in das Maul zu nehmen;“ Sodann ein Blatt, darauf ſteht: **Ausgeliehen**, z. B. Bücher u. d. gl., welches ausgeſtrichen wird, ſobald das Buch, oder was es iſt, wieder einkömmt; **Zu beſorgen**: z. B. „in vier Wochen den Reiſewagen zu dem Schmidt zu ſchicken; die Bücher von dem Buchbinder abholen zu laſſen;“ **Verſprochen und mich verpflichtet**: z. B. „gut geſagt für zwanzig Thaler, die der arme N** den *** zu bezahlen ſchuldig war; dem armen Schreiber N*** verſprochen, ihm monatlich einen Gulden zu geben; Für den Herrn von N*** nach Straßburg zu ſchreiben, wegen ſeines Proceſſes.“ Eben ſo im Oeconomiſchen: **Ausgaben**; **Einnahmen**; **Zu erwarten**: „den *** Zinſen von ***;“ **Zu bezahlen**: „den *** iſt des Kammerdieners Lohn fällig;“ **Quittungen**, u. ſ. f. Alle dieſe Artikel werden, nach den Umſtänden, jeden Abend, oder wöchentlich, oder monatlich nachgeſehn, nachgetragen, und darinn ausgeſtrichen. Dies nimt, wenn man einmal daran gewöhnt iſt, ſehr wenig Zeit weg; Wer das für ein kleines, unwürdiges Geſchäft hält, der iſt, grade heraus geſagt! ein Narr, und es iſt gar nicht zu beſchreiben, welche Freude dieſe anſcheinende Pedanterie gewährt, wenn man nach mehr als Jahres Friſt, noch genau alles nachſchlagen kann, worüber man zweifelhaft iſt; wenn man ſich Rechenſchaft geben kann, ob man ſeine Zeit gut, oder unnütz, beſſer oder ſchlechter als im vorigen Jahre angewendet; wenn man ſich der angenehmen, wichtigen, und ſelbſt der originellen, comiſchen Bekanntſchaften erinnert, die man gemacht; wenn man gewiß weiß, daß man alles, auch das Geringſte, gehalten, ſo man verſprochen hat; wenn man dadurch an Achtſamkeit auf ſich ſelbſt gewöhnt worden; wenn man nichts von dem vergißt, ſo man hat beſorgen wollen; wenn man weiß, daß uns keine Geldausgabe unerwartet kömmt — Und das alles, ohne Kopfbrechen, blos durch eine kleine mechaniſche Uebung — Alle Sorge, alle Aengſtlichkeit, alle Zerſtreuung fällt dann weg —

Und welche unglaubliche Summe von Arbeiten läßt ſich nicht ſo ein Jahr hindurch beſchicken! Man erſtaunt ſelbſt darüber, und empfindet erſt dann die ganze Freude und Glückſeligkeit ſeiner Exiſtenz, wenn man ſein Tagebuch, das Tagebuch eines fleiſſigen, ordentlichen Mannes anſieht! Wie viel läßt ſich nicht lernen! Ich ärgre mich, ſo oft ich höre, daß jemand ſagt: er wiſſe nicht, womit er ſich beſchäftigen ſolle — Gelernet, Freund! gelernet! das erſte das beſte Handwerk, die erſte die beſte Kunſt, Sprache, oder Wiſſenſchaft gelernet! Iſt es nicht eine Schande, daß unter zehn Menſchen faſt immer nicht Einer iſt, der nicht würde verſtummen müſſen, wenn man ihn fragte: „Womit kannſt Du Dein Brod „verdienen, wenn man Dir jetzt alles nimt, „was Dir der Zufall gegeben hat?“ Iſt es nicht niedrig, der Sclave des Zufalls zu ſeyn, ſeinen Platz in der Welt nicht verdienen zu können, nur Miteſſer zu ſeyn? — Ich wenigſtens halte dafür: Wer nicht im Stande iſt, in der Welt ſeinen Lebensunterhalt durch Arbeit zu gewinnen — Er ſey Fürſt oder Knecht —

der iſt ein verachtungswürdiger Menſch. Dieſen Satz haben wir unſern hieſigen Kindern feſt eingeprägt, haben ſie gewöhnt, einen hohen Werth auf dasjenige Geld zu ſetzen, ſo ſie durch Fleiß erwerben könnten, und ſich täglich gefaßt zu halten, alles ohne Murren zu verliehren, was ihnen blos das Glück zugewendet hat. Hohenau's älteſter Knabe ſchreibt zuweilen etwas für mich ab, und ich bezahle es ihm bogenweiſe, aber nur, wenn es gut und richtig geſchrieben iſt, und Weckels Tochter hat neulich ein Paar von ihr geſtrickte Strümpfe zum Verkauf in die Stadt geſchickt; Sie beſtand darauf, ihren Namen hinein zu nähen — Dies iſt nun freylich den gemeinen Vorurtheilen gewaltig entgegen; aber wir wollen auch nicht nach Vorurtheilen, ſondern nach Vernunft handeln, und wir befinden uns wohl dabey; auch habe ich noch immer gefunden, daß nur die Leute gegen das Arbeiten um Geld ſchreyen, die dumm, ungeſchickt oder faul ſind. Alſo gelernet! und immer gelernet! Man iſt nie zu alt zum Lernen.

Es iſt nicht möglich, alle Talente zugleich zu beſitzen, noch alle Wiſſenſchaften auf einmal zu erlernen; Man muß daher eine nach der andern ſtudieren, und zuerſt ſeinen größten Fleiß, ſeine ſchärfſte Anſtrengung, ſolchen Kenntniſſen widmen, zu welchen uns die Natur am mehrſten Anlage gegeben, und die, nach der Lage, dariun uns die Vorſehung geſetzt hat, uns am nützlichſten ſeyn können. Allein hiebey ſoll man ſich nicht täuſchen; Die erſten Grundſätze, die Elemente jeder Wiſſenſchaft, jeder Kunſt, ſind beſchwerlich zu lernen; Wer nicht die Mühe überwinden will, ſich mit dieſen kleinen Details zu beſchäftigen, der wird immer glauben, zu keiner Wiſſenſchaft, zu keiner Kunſt aufgelegt zu ſeyn. Das aber iſt unmännliche Trägheit, da es nur gewöhnlich auf acht fleiſſig angewendete Tage ankömmt, um das Schwerſte überſtanden zu haben. Uebrigens braucht man ſich nicht lange zu beſinnen, was etwa nützlich und was unnütz zu erlernen ſeyn mögte; Alles, was den Nahmen einer Wiſſenſchaft oder Kunſt verdient, iſt dem nützlich, der in dem Beſitze derſelben iſt, und gewährt Vortheil, Genuß und Freude dem, der es darinn zu einiger Vollkommenheit bringt — Alſo gelernet, und immer gelernet! Das Erſte das Beſte gelernet, wozu man grade Gelegenheit hat! und wenn man nur alle ſeine Stunden nützlich anwendet; ſo iſt es ziemlich gleichgültig, was man treibt; Der Durſt nach neuen Kenntniſſen wird mit dem Genuſſe wachſen, und man wird nach und nach einen ſehr reichen Vorrath aller Art gewonnen haben; Denn, ſo kurz auch die Dauer des menſchlichen Lebens ſeyn mag; ſo kann man doch immer, in der erſten Hälfte deſſelben, Früchte genug ſammlen, deren Genuß uns in der andern Hälfte erquickt. Ich glaube übrigens nicht erinnern zu dürfen, daß man, was man lernt, recht lernen ſoll, daß ich alſo nicht der ſo allgemein eingeriſſenen Polyhiſtorey das Wort reden will, und endlich, daß man ſich vorzüglich auf ſolche Dinge legen muß, die mit unſerm Hauptſache, wenn wir dergleichen haben, in Verwandtſchaft ſtehen, und daß alſo der Oeconom, Phyſic und Naturgeſchichte, der Kriegsmann, Geſchichte, Mathematic, lebendige Sprachen, u. ſ. f. vorziehn wird, bevor Beyde das Hebräiſche oder das Ballettanzen lernen, nemlich bey gleicher Gelegenheit.

Man ſoll nicht glauben, eine beſtändige Thätigkeitsübung nutze den Geiſt ab, mache vor der Zeit ſtumpf — Gewiß nicht; Beſtändige Anſtrengung einerley Art würde freylich dieſe Würkung hervorbringen, und ich habe ſehr oft erfahren, daß es nicht möglich iſt, in Dingen, welche Nachdenken erfordern, in einem Tage, ein gewiſſes Ziel zu überſchreiten, wenn die Arbeit gut gerathen ſoll; Aber Abwechſelung von immerwährender Arbeit, nach beſtimmter Ordnung, erhält die Werkzeuge der Seele und des Leibes ſtark und fertig. Wer ſelten geht, reitet, fährt, den ermüdet die geringſte Anſtrengung von der Art; wer aber an Bewegung gewöhnt iſt, der fühlt ſich, bey täglichen Uebungen, geſund, leicht und heiter. Und eben alſo iſt es auch mit dem Geiſte; Man muß ihn nie ganz einſchlafen laſſen, aber auch nie übertriebene Anſpannung fordern — Ordnung und Regelmäßigkeit in allen Dingen, das iſt die Panacäe zur Geſundheit des Leibes und der Seele.

Ich habe einen Mann gekannt, der affectirte, immer ſo ſehr von Weisheit geleitet werden zu wollen, daß er ſich zuweilen beklagte: er habe die verfloſſene Nacht ſchlecht hingebracht, denn er habe ohne **Vernunft** und ohne Zuſammenhang geträumt — Das iſt nun freylich lächerlich; denn man träumt doch eigentlich nur, wenn man nicht gut ſchläft, wenn nicht alle Organe ruhen, ſondern einige angeſpannt, mit welchen die Fantaſie ihr Spielwerk treibt, andre hingegen unthätig ſind, daher dann die Bilder unvollſtändig bleiben. **Mit voller Vernunft träumen** hieſſe alſo beynahe, gar nicht ſchlafen; Allein ſo viel iſt doch gewiß, daß es möglich, nützlich, und gar nicht ermüdend iſt, wenn man gelernt hat, und früh auch die Kinder dazu anführt, ſelbſt im Schlafe den Geiſt ſo zu gewöhnen, daß er, auf den erſten Wink, die ruhenden Organe wieder in Thätigkeit ſetzen könne, oder (um nicht ſo profan zu reden) die Werkzeuge nie in gänzliche Betäubung fallen zu laſſen, denn der Geiſt iſt immer wacker. Nichts iſt leichter, als z. B. zu einer beſtimmten Stunde aufwachen zu können, bey dem geringſten Geräuſche wieder bey der Hand zu ſeyn, im Schlafe nicht zu vergeſſen, einen verwundeten Arm zu ſchonen, ſich auf eine kranke Seite nicht zu legen, u. ſ. f. ohne deswegen weniger ſanft zu ſchlafen — Im Gegentheil! ein ſo feſter Todesſchlaf; wie er manchen Leuten eigen zu ſeyn pflegt, iſt in der That weniger erquickend, und kömmt gewöhnlich von einem phlegmatiſchen, oder kränklichen, mit Flüſſen behafteten Körper, oder von unordentlicher Lebensart her, wodurch die Feuchtigkeiten, welche wie Nebelwolken auf den Nerven liegen, und erſt nach und nach, durch die im Schlafe immer beträchtlichere Ausdünſtung wieder zerſtreuet werden müſſen, angehäuft werden.

Wenn man nun alſo ſeinen Geiſt an Thätigkeit gewöhnt; ſo wird man auch den Tag hindurch eine Menge Ideen haben, die zuweilen neu ſcheinen, oder wenigſtens in der lichtvollen Geſtalt vorher noch nicht vor unſre innere Sinne getreten ſind; Da man aber nicht immer von einer Sache zur andern ſpringen ſoll; ſo könnte es geſchehen, daß wir zuweilen einen Gedanken, der wohl der Mühe werth geweſen wäre, aufgeſchrieben oder weiter ausgearbeitet zu werden, wieder verlöhren; und grade dann, wenn wir etwas über dieſen Gegenſtand reden, denken oder ſchreiben wollten, würde uns nicht alles, in dem klaren Zuſammenhange, einfallen, als wir es ſchon einmal gedacht hätten. Um dieſem vorzubeugen, habe ich mir ein Geſetz auferlegt, das nicht ſchwer zu erfüllen iſt, und welches mir, das Jahr hindurch, einen Reichthum von neuen, hellen Ideen verſchafft. Ich zeichne mir nemlich auch dergleichen in kurzen Worten auf. Es giebt Materien, worüber ich gern und viel nachdenke, und worüber ich, ohne Aufhören, Beobachtungen ſammle, z. B. über Erziehung; Es giebt andre Gegenſtände, worüber ich noch nie recht reiflich nachgedacht habe, oder die von ſo mancherley Seiten können betrachtet werden, daß es ſchwer iſt, den richtigen Geſichtspunct zu treffen. Nun fügt es ſich entweder, daß ich in einem Geſpräche mit einem ſocratiſchen Freunde, oder mit einem Fremden, deſſen Ideenſchwung eine ganz andre Wendung nimt, als der meinige, ohnerwartet auf einen Satz ſtoße, der mir ganz neu, oder beſonders wichtig ſcheint; oder ich gerathe bey einem ſolchen Geſpräche, oder ſonſt auf andre Art, in Feuer, mein Geiſt concentrirt ſich auf einen gewiſſen Punct, und giebt mir über eine Materie ganz neue, helle Begriffe, die ich ſonſt noch nicht alſo gehabt habe; oder endlich, ich mache eine neue Beobachtung im Leben — Wem es irgend um Wahrheit zu thun geweſen iſt, der wird ſich erinnern, ähnliche Erfahrungen gemacht, und nachher oft den Verluſt manches guten Gedanken bedauert zu haben — Nun wohl! mir begegnet das nicht; Ich verliehre keinen neuen Gedanken, keine witzige Vergleichung, keine neue Erfahrung; denn wenn mir dergleichen aufſtößt; ſo ſchreibe ich in ein eigenes Buch, das ich dazu halte, ein paar Worte darüber auf, die mich zur Zeit daran erinnern. Jeden Sonnabend aber blättre ich mein Büchelchen durch, ordne, bezeichne durch Zahlen und Buchſtaben, was etwa zuſammen gehört, ſtreiche aus, was ich nun nicht mehr brauche, was ich entweder ſchon hinlänglich durchgedacht, oder weitläuftiger ausgearbeitet habe, u. ſ. f. Eben alſo verfährt Hohenau mit muſicaliſchen Paſſagen, die ihm beym Fantaſieren, oder auſſerdem, in Gedanken, in glücklichen Augenblicken einfallen. Ich denke, wenn unſre Schriftſteller, ſtatt ſich hinzuſetzen, und zu ſagen: „ich will über folgenden Gegenſtand ſchreiben" ohne ihr Magazin angefüllt, ohne geſammlet zu haben; wenn ſie, ſage ich, ſtatt deſſen meine Methode annehmen wollten; ſo würden ſie zwar nicht immer Meiſterſtücke ſchreiben, aber man würde doch ſehr viel ungahres Gewäſche weniger ſehen, und die Wahrheit würde unendlich dabey gewinnen. Will man auch behaupten, man könne in der Welt nichts neues mehr ſagen; ſo hängt doch ſo unendlich viel von der Einkleidung ab, von dem Geſichtspuncte, aus welchem man eine Sache anſieht, und von der Verbindung und Miſchung der Gedanken. Man kann da ganz ſonderbare Erfahrungen machen, wenn man aufmerkſam auf ſich iſt; Es giebt Gedanken, die, wie gewiſſe Spiritus, alles trübe machen, andre, die ſich mit nichts vermiſchen, immer obenaufſchwimmen, wie die Olea, oder gleich durch alles hindurch zu Boden ſinken, wie geſchmolzenes Gold, andre, mit denen man gar curioſe chemiſche Präcipitationen bewirken kann, wie mit gewiſſen Acidis, und was dergleichen Experimente mehr ſind.

Von Excerpten machen aus Büchern halte ich gar nichts. Wächſt die Sammlung derſelben irgend wiederum zu dicken Bänden an; ſo iſt aller Zweck verfehlt; Ferner werden ſolche Auszüge in ſehr verſchiedenen Stimmungen gemacht, haben alſo nicht einerley kernhaften Werth; Sodann nimt die Verfertigung derſelben und das Abſchreiben ſehr viel Zeit weg, die man andern Studien widmen könnte; Und träte auch das alles nicht ein, und die Excerpten wären nach Artikeln in Fächer zuſammengetragen; ſo rathe ich es doch nicht an; Man gewöhnt ſich dadurch, ſich mit fremden Federn zu ſchmücken, die Eigenheit ſeiner Ideen zu verliehren, und faul im Denken zu werden. Das Selbſtgedachte, hätten es auch ſchon tauſend Leute vor uns geſagt, in ſo fern wir es nur nicht wiſſen, iſt unendlich mehr werth, als das Geborgte, und was unſer Gedächtniß, ohne ſich zu erinnern wo, gefaßt, und ſich nachher, auf eigene Weiſe accommodirt hat, iſt uns nützlicher als das Nachgebetete.

Allein es macht mir eine unbeſchreibliche Freude, wenn ich oft und reiflich über eine Sache nachgedacht habe, einmal zu erfahren, von welcher Seite andre Menſchen das Ding anſehen; doch ärgre ich mich dann nicht wenig, wenn ich damit an den Unrechten komme. Ich habe mich ein paarmal verleiten laſſen, wenn mir grade zu einer ſolchen Zeit, wo ich mit allerley Ideen ſchwanger gieng, der hieſige Paſtor Loci, der übrigens eine ehrliche Haut iſt, in den Wurf kam, in ſeinen Schooß zu accouchiren — aber es reuete mich hernach immer. Wenn ich es zuweilen unternommen habe, ſeine äuſſerſt ſchwankenden philoſophiſchen Begriffe zu lenken, zu berichtigen; ſo ſahe ich zu meinem Leidweſen, daß ich meine Zeit verlohren hatte; wie wenn man einen Bauern herrlich friſirt und einpudert, und er hernach, wenn er hinter ſeinem Pfluge hergeht, alles wieder auskämmt.

Ich habe vorhin geſagt, daß ich auch in meinem Tagebuche die Dienſtleiſtungen bemerkte, welche ich andern Leuten, durch Vorſprache oder auf andre Art, zu erweiſen Gelegenheit hätte. Ich hoffe, Sie kennen mich genau genug, um mir zuzutrauen, daß dies nicht aus der lächerlichen Eitelkeit geſchieht, mich an der Erinnerung erwieſener Wohlthaten zu weiden — Nein, gewiß nicht! Ich habe mich über dieſen Punct ſo genau erforſcht, daß ich recht gut fühle, wie oft, bey dieſen anſcheinend uneigennützigen Handlungen, mein leidenſchaftliches Vergnügen, Andre fröhlich zu ſehn, und mich bey ihnen beliebt, wichtig, nothwendig zu machen, mit in Anſchlag gebracht werden muß; endlich habe ich auch durch Erfahrung gelernt, daß man auf die Dankbarkeit der Menſchen nicht rechnen darf, und daß, wenn man neun und neunzigmal gedient hat, und das hundertſtemal die geforderte Hülfe verſagen muß, über dieſe einzige abſchlägige Antwort alle neun und neunzig Wohlthaten vergeſſen werden; Alſo mache ich mir würklich weder Verdienſt noch Ruhm daraus, meinen Mitmenſchen Dienſte zu erweiſen; aber ich halte es für eine ſo heilige Pflicht des geſelligen Menſchen, immer bereit zu ſeyn, zu jeder guten Sache dem Andern mit Hülfe und Rath beyzuſtehn, und ich weiß, daß dieſe gegenſeitigen Gefälligkeiten ſo ſehr die Bande der Societät befeſtigen, daß ich glaube, man ſoll ſich ſorgfältig hüten, von dieſer Seite nicht in Indolenz und Faulheit zu verfallen, beſonders wenn wir in dem Fall ſind, Andrer nicht zu bedürfen. Deswegen halte ich es für nothwendig, ſich oft zu fragen: „Was habe ich im „verfloſſenen Monate für Andre gethan?“ Mein Tagebuch nun muß mir darauf antworten, und ich würde mich ſchämen und betrüben, wenn es mir ſagte, ich hätte vier Wochen hindurch nur allein mir ſelbſt gelebt, folglich nur die Hälfte meiner irdiſchen Beſtimmung erfüllt.

Wer eigene Kinder hat, und der Erziehung und dem Unterrichte derſelben ſeine Kräfte ſelbſt widmet, der thut genug; aber wer keine Kinder hat, und nicht in öffentlichen Aemtern ſteht, von dem verlange ich, daß er mir wenigſtens monatlich Eine Handlung nahmhaft machen könne, die er zum Wohl eines ſeiner Mitgeſchöpfe unternommen hat.

Eben eine ſolche Ordnung nun, wie wir geſucht haben bey uns in Anwendung der Zeit, in unſern Studien, Briefſchaften u. ſ. f. einzuführen, eben eine ſolche Pünctlichkeit herrſcht auch in unſern Häuſern, im Hausrathe, in Verwahrung der Sachen, u. d. gl. Sie, mein lieber Müller! kennen meine Grundſätze darüber ſeit langer Zeit — Daß doch aber die mehrſten Menſchen, um ihre eigene Unordnung zu rechtfertigen, dies für ſo klein und unbedeutend halten! Ich will nur Ein Beyſpiel anführen: Hohenau fordert von ſeinen Kindern, daß ſie jeden Abend ihre Taſchen ausleeren müſſen; Dies ſcheint unwichtig, und kann doch von großen Folgen ſeyn. Ich habe geſehn, daß Leute ſolche Briefe, in welchen etwas zum Nachtheil eines Dritten enthalten, oder an deren Geheimhaltung einem Andern viel gelegen war, in ihren Taſchen ſtecken lieſſen, daß, nach langer Zeit, dieſe längſt vergeſſenen Briefe in die unrechten Hände kamen, und daß Verdruß und unverſöhnliche Feindſchaften daraus entſtanden. Ich habe geſehn, daß jemand eine Quittung in die Taſche eines Kleides geſteckt hatte, das er nachher in ein paar Jahren nicht wieder anzog; Es wurde ihm zum zweytenmal die Geldſumme abgefordert, und er wußte das Document über die geleiſtete Zahlung nicht herbeyzuſchaffen — Nun ſage man noch, nach Betrachtung dieſer und unzählich andrer dergleichen möglichen Fälle, daß es pedantiſch ſey, von Kindern und erwachſenen Perſonen Pünctlichkeit in anſcheinenden Kleinigkeiten zu verlangen!

Ich ſehe, mein lieber Müller! daß mein Brief ungebührlich lang wird, und will alſo ſchlieſſen. Soll ich Ihnen aber die Wahrheit geſtehen? Ich habe ihn weniger für Sie, der

Sie über dieſe Gegenſtände, über welche wir ſo oft mit einander geredet haben, völlig gleich mit mir denken, als vielmehr in der Abſicht geſchrieben, dieſen Brief in unſer Journal einrücken zu laſſen. Man kann nicht oft genug dieſe von ſo viel ſonſt verſtändigen Menſchen als Kleinigkeiten überſehenen Regeln in Erinnerung bringen. Uebrigens bitten wir Sie, Unſrer nicht zu vergeſſen, und bald unſern politiſchen Artikel mit Beyträgen zu bereichern.

Ich bin von ganzem Herzen, u. ſ. f.

Urſtädt
den 20ſten Merz 1785.

XVIII. Beytrag zur vaterländiſchen Sprachkunde.

Amico ſuo æſtumatiſſimo D. Meyero
S. p. d. David Plumbeus.

Ich habe nun, mein hochgeehrteſter Freund! unſrer Abrede gemäß, alle meine eigenen Aufſätze, bis zu Herausgabe des zweyten Stücks unſers Journals zurückgelegt; indeſſen erſuche ich Sie doch, folgende Anzeige von mir in das erſte Stück einzurücken.

Es wird ſo viel über die teutſche Sprache geſchrieben, und dennoch fehlt es, dünkt mich, an einem Werke, in welchem manche ſehr unerkannte Schönheiten unſrer lieben Mutterſprache bemerkbar gemacht, die, auch von den beſten Schriftſtellern, zuweilen nicht ſorgſam genug vermiedenen Inconſequenzen und Fehler gerügt, manche falſche Provinzialiſmen bemerkbar gemacht, andre hingegen, zu Bereicherung der Sprache, allgemeiner anempfohlen, ſodann die vergeſſene Abſtammung vieler alten Wörter aufgeſucht, und endlich Vorſchläge zu Vervollkommung der Sprache gethan würden.

Ein ſolches Werk nun hatte ich mir vorgenommen, mit Hülfe einiger einſichtsvollen Freunde, herauszugeben; allein ich habe eingeſehn, daß dies ein großes, meine Kräfte weit überſteigendes Unternehmen ſeyn würde, um ſo mehr, da hierzu ein koſtbarer Briefwechſel in allen Provinzen Teutſchlands, und zwar nicht mit Knaben, ſondern mit Männern erfordert werden würde, mit Männern, die feine Kenntniſſe der Sprache, und ſelbſt ſchon geſammlet hätten, und wer weiß, ob einmal in unſern frivolen Zeiten der Nutzen und die Beſchwerlichkeit einer ſolchen Arbeit eingeſehn werden würde?

Desfalls habe ich nun beſchloſſen, dasjenige, ſo ich ſchon geſammlet habe, und das, was ich noch in der Folge, durch Verwendung patriotiſcher Männer erhalten werde, fragmentweiſe in unſerm Journale herauszugeben, und zwar in folgender Ordnung, und heute nur von jeder Art ein Paar Beyſpiele:

I. Schönheiten bildlicher, naiver, und mit wenig Worten viel bezeichnender Ausdrücke:

1) **In der teutſchen Sprache allgemein angenommene Ausdrücke dieſer Art;**

2) **die in einzelnen Provinzen beſonders üblichen, welche aber verdienten allgemeiner bekannt zu werden.**

Ad 1^{mum}) Unſre Nachbarn, die Franzoſen brüſten ſich mit dem Reichthum ihrer Sprache an bildlichen Ausdrücken, und an ſolchen Wörtern, deren. Klank ſchon die Sache ſelbſt malt, die das Wort bezeichnen ſoll. Ich werde mich bemühen, zu zeigen, daß unſre Mutterſprache an beyden keinen Mangel habe. Hierbey werde ich nicht einmal ſolcher allgemein üblichen Ausdrücke von der erſten Art Erwähnung thun, als da ſind: die Krankheit hat

mich angegriffen, mitgenommen; Ich kann die Sache nicht begreifen, nicht faſſen; noch ſolcher Wörter, von der zweyten Art, als: **knirſchen, klirren, wallen, rieſeln** und unzählicher andrer.

Ad 2^{dum}) In einzelnen Provinzen hat man herrliche Ausdrücke von beyder Art, die nicht ſehr bekannt ſind. Man ſagt z. B. in Heſſen von einem Mann, der langweilig iſt, folglich ſeine Materie in die Länge zieht, in lange Fäden ſpinnt: Der Mann iſt ein Seiler; Von einem Menſchen, deſſen unartige Laune oft mit Andern unſanft zuſammenſtößt: Er iſt verteufelt **eckig**; Von einem Meſſer, das durchdringend ſcharf ſchneidet: Es ſchneidet **wie eine Flöte**; Von Kindern, die noch ſehr klein ſind: Sie ſind **noch ſehr geringe**; Um nicht das Wort **Hintern** (lateiniſch: podex) in ehrbarer Geſellſchaft zu gebrauchen, hörte ich denſelben dort einſt die **Winterſeite** nennen. In der Pfalz ſagte mir eine Frau, deren Mann mager geworden war: Ach Gott! Er iſt jetzt **kurz bey einander**. In Ober- und

Niederſachſen nennt man die Blutfinken Dompfaffen, vielleicht eben ſowohl ihrer Farbe, als deswegen, weil es zweybeinige Thiere ſind, die nichts können, als den Geſang, den ſie auswendig gelernt haben. In Heſſen braucht man, und ich finde das gut, Spaß im Plurali: Späße, welches in den mehrſten andern Provinzen nicht üblich iſt.

II. *Inconſequenzen und Fehler in Styl, Schreibart, Sprüchwörtern, u. d. gl.*

1) allgemein in Teutſchland eingeriſſene;

2) *in einzelnen Provinzen.*

Ad 1^{mum}) Man braucht z. B. beynahe allgemein das Wort Leidenſchaft ſehr oft in unrichtiger Bedeutung. Leidenſchaft hat ihren Grund in dem Weſen, in der Compoſition eines Menſchen, und würde dem Individuo eigen ſeyn, wäre es Fürſt oder Bettler. So ſind z. B. Zorn und Liebe Leidenſchaften. Verſchwendung hingegen und Hochmuth mögte ich nicht Leidenſchaften nennen; In andern Lagen, bey andern Umſtänden, würden ſie wegfallen.

Es iſt ein ſehr gemeiner Fehler, die Mamſel, ſtatt die Demoiſelle zu ſchreiben.

Ich glaube nicht, daß es recht iſt, wenn man obgleich, wohin, und andre Wörter ſolcher Art trennt, welches doch ſo häufig geſchieht, z. B. wo ich hingehe, ob ich gleich dafür halte. Oft kann hieraus eine Zweydeutigkeit entſtehen, ob es quoique oder ſi d'abord heiſſen ſoll.

Man hat in Teutſchland ein allgemeines Sprüchwort, um einen dummen Menſchen zu bezeichnen, indem man ſagt: **Er hat das Pulver nicht erfunden.** Das heißt nichts geſagt, denn die Erfindung des Pulvers hat man nicht dem Verſtande, ſondern einem Ohngefehr zu danken.

Ad 2dum) Der Provinzialismen giebt es unendlich viele, die man ſich nur mit großer

Mühe abgewöhnt, und die man gar nicht bemerkt, weil die mehrſten Menſchen, die mit uns umgehn, eben ſo fehlerhaft reden. In einem großen Theile von Teutſchland ſagt man ſtatt Taſche, Sack; ſtatt Knoten (neud, nodus) Knopf, welches doch boutton heißt; man verwechſelt jährlich und jährig, ſpricht g wie k, d wie t, b wie p aus, und daher kömmt es dann, daß man, von der Fulde bis an die Donau und den Rhein, ſo incorrect, ſo ſchlecht ſchreibt, und daß man ungeheure Mühe hat, wenn man Oeſterreicher, Heſſen, Pfälzer u. ſ. f. Orthographie lehren ſoll. Dort ſetzt man auch vor die Nahmen einen Artikel: der Conrad hat mir geſagt, ſtatt: Conrad u. ſ. f.

In der Pfalz ſagt man, ſtatt: nicht mehr, nimmer, da doch nimmer ſo viel ſagen will, als nunquam.

In Bayern ſagt man, ſtatt: Ich habe es vergeſſen, ich habe darauf vergeſſen, und ſtatt: errichten, herſtellen, da doch herſtellen nicht établir ſondern rétablir heißt — Es iſt

Wohlthat, wenn man uns auf dergleichen aufmerkſam macht.

Faſt nirgends **aber** in unſerm Vaterlande iſt man ſorgloſer über dieſen Punct, ſchreibt ſchlechter, ſelbſt in öffentlichen Schriften, in Verordnungen, Decreten, Reſcripten, Inſchriften u. ſ. f. und begeht mehr Inconſequenzen im Styl, als in Nieder-Heſſen. Statt **nach** ſchreibt man **nacher**; die caſſelſche Zeitung führt den Titel: **Fürſtlich-Heſſen-Caſſellſche Zeitung** — **Fürſtliche** Zeitung? was für einen Begriff kann man damit verbinden? fürſtliche Nachrichten, fürſtliche Neuigkeiten? Noch vor wenig Jahren ſtand in allen Verordnungen: *Sereniſſimi* **Hochfürſtliche Durchlaucht**; alſo: **des Durchlauchtigſten, Durchlaucht**; Statt **bekleiden** (eine Stelle bekleiden) ſchreibt man **begleiten**; Haare im Singulari: **ein Haar**, gebraucht man als Fömininum: **eine Haare**; Statt: **alle Officiere**, ſagt man: **die ganzen Officiers**; **Um** (pour) ſetzen die Heſſen, wohin es gar nicht gehört, ſondern wo im Franzöſiſchen **de** ſteht, z. B.: Ich finde kein

Bedenken, um zu glauben; Sie ſagen: Ich mögte gern wiſſen, wie viel Uhr als es iſt; Größe ſchreiben ſie Gröſe, die **weiſſe Farbe**, **weiſe Farbe**, woraus denn auch Zweydeutigkeiten entſtehen, wenn man z. B. ſagt: Als ich ſpazieren gieng, begegnete mir ein **weiſer** Mann; (ſapiens oder albus?) **Ihnen** (den Dativum) verwechſeln ſie unaufhörlich mit Sie: (im Accuſativo) Ich freue mich **Ihnen** kennen zu lernen, und dies beſonders vorſetzlich, wenn ſie mit Frauenzimmern reden; denn da meynen ſie, die Dame mögte glauben, man nennte ſie, wie eine Dienſtmagd, in der tertia perſona ſingularis: Höre Sie einmal! Statt **weinen**, ſagen ſie **ſchreyen**; um dies aber von dem eigentlichen Schreyen zu unterſcheiden, machen ſie das Imperfectum von ſchreyen (clamare, clamabam) alſo: Ich ſchrie, hingegen das Imperfectum von ihrem ſchreyen: (lacrimare, lacrimabam) Ich ſchreyete; Das Diminutivum mancher Wörter formen ſie auch völlig falſch: Statt **Beinchen** (petittes jambes) ſagen ſie: **Beinercher**, folglich ſtatt die **Rindchen** (vom Brode, im Plurali: les petittes croutes) die Rinderchen, alſo kleine Ochſen; Statt Johann, **Kehan**; Statt: wie heißt Du, wie heißt Dich? Ich rede hier nicht etwa von Bauern und Dienſtboten, (denn auch in Niederſachſen ſagt eine Magd: **Frau Ammantinn! Thuen Sie mir doch den Theefott!** d. h. Frau Amtmanninn! **leyhen Sie mir doch den Theetopf!**) ſondern von Leuten, die würklich auf Erziehung Anſpruch machen. Sie ſagen ſtatt **Finger**, **Finder**, ſtatt der Endſylbe **bach**, **wich**, z. B. ſtatt **Breitzbach**, **Breitzwich**, und verwechſeln alle Vocale, ſagen, ſtatt **Onkel**, **Unkel**, ſtatt **Wolf**, **Wulf** — Ja! aus manchen ganz falſchen Benennungen, die ſie den Dingen geben, entſteht eine eben ſo falſche Kettenreihe von Gedanken: Einen **hohlen Weg** (un chemin creux) nennen ſie eine **Höhle**, welches doch ſo viel ſagen will, als ſpelunca, caverne. Nun habe ich einſt, ſelbſt von einem heſſiſchen Prediger, ſagen gehört: er glaube, die Juden müßten noch immer ihre Todten zwiſchen einer **zweyfachen Höhle** begraben, nach der Weiſe Abrahams; Ich verſtand das gar nicht; denn erſtlich hat ja Abraham nicht ſich zwiſchen einer zweyfachen Höhle, ſondern in derſelben begraben laſſen, und zweytens konnte ich nicht begreifen, wo die Juden heut zu Tage ſo viel Höhlen finden ſollten; Endlich merkte ich aber, daß, weil die Juden mehrentheils ihre Begräbniſſe auf Bergen anlegen, an beyden Seiten eines ſolchen Berges, beſonders in Heſſen, oft **hohle Wege** ſind, die Heſſen aber fälſchlicherweiſe hohle Wege **Höhlen** nennen, daraus jene Provinzialtradition hergekommen war.

III. Abſtammung einiger ſonderbaren Wörter, welche entweder

1) in ganz Teutſchland, oder

2) in einzelnen Provinzen üblich ſind.

Ich werde mich bemühen, dergleichen aufzufinden. Hier folgt ein Beyſpiel:

Man nennt den ſchlechten Rauchtabac Kneller; Ich wußte nicht, woher dies Wort kam; Kürzlich aber erfuhr ich, daß die Juden ihren Schulmeiſter gleichfalls einen Kneller nennen, daß ſie gewöhnlich zu dieſem Amte polniſche Juden nehmen, und daß dieſe nebenher einen Handel mit ſchlechtem Tabacke zu treiben pflegen, den ſie durch ihre Schulkinder ſchneiden laſſen; Nun glaube ich die Abſtammung der Benennung gefunden zu haben, und Knellertabac heißt alſo Schulmeiſtertabac.

IV. **Vorſchläge zur Vervollkommung der Sprache und Schreibart** — Hier nur zur Probe ein Paar Vorſchläge:

Ich habe ſchon oft den Wunſch geäuſſert, man mögte doch ſuchen, in Teutſchland einerley einförmige Mundart einzuführen, und dabey größtentheils eine verfeinerte niederſächſiſche zum Grunde legen, die doch zuverläſſig die einzig richtige iſt, weil in derſelben z. B. die ſt nicht, wie ſcht, die ſp nicht, wie ſchp ausgeſprochen, die t von den d, die b von den p, die g von den k gehörig unterſchieden werden. Ich habe zuweilen die Freude, Schwaben und

Oeſterreicher zu hören, die, wenn ſie ihre Sprache ſtudirt haben, dies einſehen, und ihre falſche Mundart ablegen; Dennoch aber will das nicht Wurzel faſſen, ja! Leute von eingeſchränkten Begriffen ſagen: es klinge affectirt (als wenn etwas affectirt klingen könnte, was ausſchließlich recht iſt!) und ſelbſt auf unſern Schaubühnen höre ich noch jenes eckelhafte Geziſche. Dies hat aber, wie ich ſchon geſagt habe, mächtigen Einfluß auf die Rechtſchreibung, und ich fordre einen Rheinländer oder Bayern, u. ſ. f. auf, einen Bauerknaben aus ſeiner Gegend, der ſchreiben gelernt hat, einem niederſächſiſchen Bauerjungen, der auch ſchreibt, gegenüber zu ſetzen; Ich will Beyden einen Brief in die Feder dictiren, in welchem unbekannte Wörter und fremde Nahmen vorkommen; Mein Niederſachſe wird, nach meiner Ausſprache, alles richtig hinſchreiben, der andre Knabe hingegen, es mag dictiren wer da will, die Buchſtaben unaufhörlich verwechſeln. Das kann ich am beſten wiſſen, der ich Kinder aus mancherley Provinzen in Unterweiſung gehabt habe.

Es giebt ſo wenig Menſchen, die recht vollkommen gut leſen, ſowohl was den melodiſchen Klang der Silben und deren Accent, als was den Ausdruck deſſen, was der Verfaſſer ſagen, und wie er es nachgeſagt wiſſen will, betrifft; Und doch iſt das ein wichtiger Punct; Die ganze Würkung eines Stücks geht verlohren, wenn bey dem Vortrage an einem von dieſen Erforderniſſen etwas mangelt, und die alltäglichſten Wahrheiten können warmes Intereſſe abnöthigen, wenn ſie gut vorgetragen werden. Ich denke daher, man ſollte alle mögliche Mittel anwenden, auch dem weniger geübten Leſer den Vortrag leicht zu machen. Dieſe Betrachtung hat mich hauptſächlich bewogen, gegen die Reduction unſrer y, h, ß und andrer Buchſtaben zu eifern, die man ſeit einiger Zeit für überflüſſig zu halten ſcheint. So ein Buchſtabe mehr oder weniger in einem Worte koſtet doch wahrlich nicht viel; und wenn ich auch hierbey nicht einmal in Erwägung ziehe, daß es dem Ausländer, der unſre Sprache lernt, ſehr viel ſchwerer wird, die Etymologie unſrer Wörter zu finden, wenn wir z. B. **wahren**, (verum) **waren**, (erant) und **Waaren** (marchandiſes) auf einerley Art ſchreiben; ſo glaube ich doch auch, daß die Harmonie unſrer Sprache und die Poeſie, welche von der Mannigfaltigkeit der Töne ſo herrlichen Gebrauch machen kann, dabey verliehren würden, wenn wir manche Buchſtaben, welche bey uns den Dienſt der Accente verſehen, abſchafften. Ein i ſoll ſehr viel ſpitzer ausgeſprochen werden, als ein y, und es iſt mir gar nicht angenehm, wenn mir jemand den Infinitivum *ſeyn* (eſſe) wie das Pronomen poſſeſſivum ſuus, *ſein* ausſpricht. Der z hinter dem ſ iſt ein Accent, der ihn härter als ein einfaches ſ, und weicher als ein doppeltes, oder ſſ lauten macht. Wer wird wohl **Naſentücher** und naſſe **Tücher** auf einerley Art ausſprechen? Aber es giebt noch einen mitlern ſ, und das iſt eben jener ß, welcher einen von dieſen ganz verſchiedenen Accent hat, wie im Franzöſiſchen der ſ, vor welchem ein Conſonant ſteht, wie in danſer, welches anders ausgeſprochen wird als Maſſe und anders als blaſon. In Poiſon, Poiſſon, Poinſon ſind wie in **Loſes Mädgen**, **Bloßes Bein** und **Geſchoſſen** drey verſchiedene ſ; das muß jeder fühlen, der Ohr hat. Iſt es vernünftig, alle drey auf einerley Art zu ſchreiben, wenn man ſie auf dreyerley Art ausſpricht? Eben ſo iſt es mit dem aſpirirenden h, mit dem doppelten a, mit dem dt, u. ſ. f.

Sodann wünſchte ich, daß man, zum Beſten der ungeübteren Leſer, mehr Unterſcheidungszeichen hätte, als die bloßen , ; : . ? ! — u. d. gl. Ein Fragezeichen, ein Ausrufungszeichen macht zu viel Ruhe; ich wollte, man hätte halbe Ausrufungs- halbe Fragezeichen, welche ohngefehr alſo ausſehn könnten $\overset{?}{,}$ $\overset{!}{,}$ zum Beyſpiel: „Ja $\overset{!}{,}$ ſagte ich, leider $\overset{!}{,}$ iſt es „wahr; Aber iſt es möglich $\overset{?}{,}$ ſollte er“ u. ſ. f.

V. Anfragen.

Die beſten unſrer Schriftſteller zeigen in ihrer Schreibart, wie wenig ſie über manche Regeln der teutſchen Sprachlehre einig ſind, und wir haben keine Academie, welche Machtſprüche thäte. Ich werde nach und nach aus dieſen Varianten allerley Aufgaben ſammlen, und zur Beantwortung und Unterſuchung vorlegen, z. B. Wie heißt das Participium, Präteriti Paſſivi von **verderben**? heißt es **verderbt** oder **verdorben**? oder iſt beydes recht? Wird etwa **verdorben** von phyſiſchen, materiellen, **verderbt** aber von moraliſchen, intellectuellen Gegenſtänden gebraucht? Ferner: Wie könnte man das Wort **Perſifflage** überſetzen?

Das mag für heute genug ſeyn! Ich werde ſammlen, und wenn Ihnen dieſe Probe gefällt, meine Bemerkungen fortſetzen.

XIX. Politica.

Brief des Etatsraths Müller in Koppenhagen, an die Herrn von Hohenau und Meyer in Urſſtädt.

Ich weiß nicht, welcher feindliche Dämon Ihnen den unglücklichen Gedanken eingegeben hat, ohne meine hohe Erlaubniß, den Leſern Ihres Journals einen politiſchen Artikel aus meiner Fabrik zu verſprechen — Ich, der ich keine Zeitungen leſe, keinen Briefwechſel mit Leuten führe, welche in die Geheimniſſe der Cabinette eingeweihet ſind; ich, der ich, von allen Etatsräthen auf Gottes Erdboden, am wenigſten von Staatsſachen weiß; ich ſoll raiſonniren über das Intereſſe der europäiſchen Mächte; ſoll von ihren Verhandlungen unter einander Rechenſchaft geben; ſoll dem hochgeneigten Publico erzählen, was für wichtige Weltbegebenheiten im verfloſſenen Jahre vorgefallen ſind? — Aber, ich bitte Sie, meine wertheſten Herrn! woran dachten Sie denn auch, als Sie dieſen verwünſchten Plan auf mich machten? — Doch, Herz gefaßt! Ich darf Sie nicht im Stiche laſſen; Sie ſollen einen politiſchen Artikel von mir leſen! — Schreibt doch Mancher über etwas, wovon er nichts verſteht! — Ja! Sie ſollen einen politiſchen Artikel von mir leſen; aber ich denke, er wird Ihnen die Luſt benehmen, einen zweyten von mir zu verlangen, und Sie bewegen, Sich einen andern Nouvelliſten anzuſchaffen — Zur Sache! —

Ganz Europa beynahe hat im verfloſſenen Jahre das Glück eines ungeſtörten Friedens genoſſen, und da es uns auſſer Europa an Correspondenten fehlt, man aber den Zeitungsſchreibern, bey Nachrichten aus ſo entfernten Gegenden, nicht recht trauen darf; ſo thut es uns herzlich leid, von dieſer Seite den Leſern keine Unterhaltung verſchaffen, und ihnen mit keinen Beſchreibungen von Land- und Seeſchlachten unter die Arme greifen zu können.

Indeſſen ſind leider manche europäiſche Provinzen von innerlichen Unruhen heimgeſucht worden. In England hat das Volk unter ſich zuweilen mit allerhand Schlägen über die republicaniſche Freyheit commentirt. Was in der Wallachey und in Siebenbürgen vorgefallen, iſt den Leſern hinlänglich bekannt; Es war freylich ein verteufeltes Spectakel; doch ſoll nun alles ruhig ſeyn, wie der Erlanger ſchreibt. In nächſtkünftigjährigem Offenbacher hinkenden Boten und im Eiſenacher Butterfladenkalender wird, dem Vernehmen nach, dieſe ganze Hiſtoria, nebſt wohlgetroffenem Bildniſſe des ſchändlichen Böſewichts Horia und einigen hübſchen Verſiculis anzutreffen ſeyn; wohin wir alſo die Neugierigen verweiſen.

Daß die Staatsverfaſſung der vereinigten Niederlande anfängt wie Käſe zu rinnen, und daß ein Theil des unartigen Volks dort gewiſſe Farben nicht länger mehr vertragen zu können ſcheint, wird auch wohl bekannt ſeyn. Wir können noch nicht ſagen (id eſt, wir wiſſen nicht) wohin das alles hinauslaufen will. Die Couriere reiten wie der Teufel von einem Hofe zum andern; aber es weiß kein Menſch, (und alſo wir auch nicht) was ſie bringen und holen, denken aber die Zeit wird es entwickeln. Der Courier du bas Rhin erfährt immer alles zuerſt; mögte daher derſelbe auch über dieſen Punct fleiſſig nachzuleſen ſeyn. Sollte es Krieg geben; ſo bleiben wir vermuthlich neutral. (Dies iſt nicht etwa von Urſtädt, ſondern von dem däniſchen Hofe zu verſtehen.)

Mit dem Aufklärungsgeſchäfte geht es hölliſch ſchnell von Statten, und Toleranz wird immer allgemeiner. Man ſpricht von einer geheimen Zuſammenkunft des Cardinal Migazzi mit dem Hauptpaſtor Götz, zu einer Unterredung über dieſe Gegenſtände.

Von den Luftbällen werden die großgünſtigen Leſer wohl auch manches gehört haben. Da dieſe Erfindung bald den Regierungsgeſchäften vom ganzen Europa eine andre Wendung geben wird; ſo werden jetzt in allen Ländern die Vorkehrungen dazu getroffen. Der Controlleur général in Frankreich läßt, wie wir kürzlich gehört haben, eine Menge Caperluftbälle gegen die Contrebandiers verfertigen; in einigen teutſchen Ländern wird man fliegende Zollbereiter anſtellen, und auf dem nächſten Friedenscongreſſe werden die Potentaten ſich einander die Grenzen einer freyen oder eingeſchränkten Luftſchiffahrt beſtimmen und zuſichern.

Welche gewaltige Verwüſtungen im verfloſſenen Winter Eis und Waſſer in allen Gegenden von Teutſchland angerichtet haben, das hat der Augenſchein gelehrt; Daß ſo mancher Menſch hierdurch um Gut und Leben gekommen, das iſt freylich traurig; daß aber die Vorſehung dergleichen große Begebenheiten geſchehen läßt, um manche ruhenden Tugenden, manches Gefühl, manchen Thätigkeitstrieb zu erwecken, die Menſchen aus ihrer Schlafſucht und Sicherheit hervorzurufen, und ſie feſter an einander zu knüpfen, das iſt gewiß tröſtlich und beruhigend. Ob übrigens die Erdbeben in Calabrien Einfluß auf jene Ueberſchwemmungen gehabt, müſſen die Naturkündiger unterſuchen, und giebt ihnen das die herrlichſte Gelegenheit in dicken Büchern auf das Neue darzuthun, daß — wir Menſchen von dieſen Dingen nichts wiſſen. Einige tauſend Einwohner am Rhein ſollen indeſſen, dem Verlauten nach, auf dem Harze Quartier für das Jahr 1786 beſtellt haben, in welchem, nach des Herrn Superintendenten Zien Vorherſagung, ihre Gegend gänzlich zu Grunde gehn wird.

Die teutſchen Fürſten haben in den letzteren Jahren zum Theil wiederum fleiſſig ihre getreuen Landesſtände zuſammenkommen, und ſich von denſelben freywillig, ohngezwungen, ohnbeſtochen und ohnberedet auf's Neue anſehnliche Geldſummen verwilligen laſſen, welche, ohne alle Laſt für die Unterthanen, erhoben, und nur zum wahren Wohl des Landes, und zu Beſtreitung der nöthigſten Staatsbedürfniſſe, angewendet werden.

Für Verbeſſerung der Policey wird in allen Ländern pflichtmäßig geſorgt, und es iſt faſt keine Stadt ſo klein, daß nicht in derſelben des Nachts Laternen angeſteckt würden, nemlich wenn nicht im Kalender ſteht, daß Mondſchein ſeyn ſollte.

Die vollzogenen Vermählungen hoher Potentaten und die Beförderungen fürſtlicher Dienerſchaften, ſind in den verſchiedentlich herauskommenden Staats- und Adreßkalendern, Handbüchern, Genealogien u. d. gl. weitläuftig zu bemerken.

Die aus America zurückgekommenen Völker, beſonders die Herrn Staabsofficiere, haben viel Geld in ihr Vaterland mitgebracht. Es iſt zu verwundern, daß die Population in Teutſchland nicht durch die Abweſenheit ſo vieler Tauſende gelitten hat, und muß das wohl daher kommen, weil doch die Weiber größtentheils hier geblieben.

Man rechnet, daß ſeit zwanzig Jahren in Teutſchland fünf und ſechzig neue öffentliche Erziehungsinſtitute, zu beſſerer moraliſcher

Bildung der Jugend, errichtet worden — Welch' eine reiche Ausſaat! —

Ein verläumderiſcher Journaliſt ſagt:
„Man rechnet, daß in den letzten zehn Jahren
„in Teutſchland einhundert zwanzig und fünf
„Mordthaten mehr verübt worden, als in dem
„vorigen Jahrzehn; Die Anzahl der unehe-
„lichen Kinder nimt in allen Provinzen zu;
„Das Ziel des menſchlichen Lebens wird immer
„näher geſteckt; Die Bande der menſchlichen
„Societät werden täglich lockrer“ — Wir mögen nicht alles abſchreiben, warnen aber unſre Leſer vor ſolchen unphilanthropiſchen Nachrichten.

Seit ſechs Jahren hat man drey und dreyſſig Univerſalarzeneyen und ſieben und neunzig ohnfehlbare Mittel gegen einzelne Krankheiten in Europa erfunden.

In den letztern vier Jahren ſollen, einer ſichern Berechnung nach, in Europa ſechshundert funfzig und vier Menſchen mehr an natürlichen Krankheiten geſtorben ſeyn, als in den vier vorhergehenden Jahren.

Die Aerzte haben in den letztverfloſſenen zwölf Jahren acht und funfzig neue Krankheiten zu entdecken das Glück gehabt.

Weiter können wir diesmal mit keinen intereſſanten Nachrichten aufwarten, verſparen daher alles auf das folgende Stück.

Geſchrieben im Jenner 1785.

XX. Bekanntmachungen, Anzeigen, Ankündigungen.

1.

Es giebt eine Menge alter Bücher aus dem vorigen Jahrhunderte, welche ganz ſonderbare Titel führen; denn es war damals der Ton, dergleichen ſehr lange und bizarre Titel vor die Bücher zu ſetzen. Der Geſchmack in der Literatur; die Aufklärung in den Wiſſenſchaften; der Gang der Ideen; die Art, einen Gegenſtand zu behandeln und anzuſehn; das alles verändert ſich in jeden zwanzig bis dreyſſig Jahren ſo gewaltig, daß (die wenigen Meiſterſtücke ausgenommen, deren glückliche Verfaſſer, von dem Ton ihres Zeitalters ohnverführt, der ſpäteſten Nachwelt immer gleich intereſſante, gleich nützliche und gleich ſchönheitsvolle Werke liefern) ein ganzer großer Haufen der, vor funfzig Jahren noch, von jedem Liebhaber der Lectur eifrig gekauften, geleſenen, verſchlungenen Schriften, itzt noch kaum als Maculatur exiſtiren, und am Ende wird ein alſo auſſer Curs gekommenes Buch gänzlich vergeſſen, woran freylich, in andrer Rückſicht, ſelten viel gelegen iſt, als nur in ſo fern die Geſchichte der Fortſchritte der vaterländiſchen Gelehrſamkeit und des teutſchen Geſchmacks darunter leidet.

Wir werden es, in dieſem Betrachte, nicht für unnütz halten, von Zeit zu Zeit die ſonderbaren Titel ſolcher alter Bücher, wenn uns dergleichen in die Hände fallen, in unſern Blättern bekannt zu machen. Hier ſind zwey dergleichen! Beyde Bücher hat unſer würdige Freund, der Herr Schulmeiſter Ehrenfels, in der Bücherſammlung des Gerichtschirurgus, Herrn Durchfall in Ruhethal, aufgefunden; Folgendes iſt der Titel derſelben:

„Der bis in das ſiebente Jahr in der Türk-
„und Tartarey gefänglich enthaltene, doch
„endlich wieder entledigte und groß beehrte
„chriſt-adeliche Otto, nach ſeinem vielfältigen
„Leiden, und ganz entſetzlichen Begegniſſen,
„allen chriſtlichen Gemüthern und Herzen, zu

„wahrer Aufmunterung: wieder dieſen barba„riſchen, tiranniſchen, ja teufeliſchen Erbfeind „der Chriſtenheit nur je beherzter und beharren„der zu bethen, ob doch die göttliche Barmher„zigkeit dieſem tückiſchen Türken-Volk ein „nöthig wünſchendes Ende wolle geben; Auf„geſetzt von Jsbof, einem beharrenden Haſſer „aller türkiſch-tückiſchen Tiranney und Thät„lichkeit. Nürnberg 1684.“

„J. Gerſons Beobachtung bey einer Frau, „die eine Frucht in ihrer Mutter-Trompete „drey Jahre und einige Monathe getragen, „und nachher per anum entbunden worden. „Frankfurth am Mayn 1697.“

2.

Für die Pſychologie ſowohl als für die Arzeneykunſt mögte vielleicht kein intereſſanteres Werk geſchrieben werden können, als eine Sammlung von Lebens- und Krankheitsgeſchichten verrückter, toller und raſender Leute.

Die Urſachen der Narrheit und Tollheit ſind ſo mannigfaltig, haben zuweilen in Zerrüttung körperlicher Werkzeuge, zuweilen in Unbezähmbarkeit heftiger Leidenſchaften und Begierden, zuweilen in Ueberſpannung einer auf ſchwache und reizbare Nerven zu heftig würkenden Fantaſie, zuweilen in allem Dieſen zugleich, zuweilen in vieljährig fortdauernden überſchwenglichen Kränkungen eines gefühlvollen Herzens, in unerhörten Schickſalen, oder in übler Behandlung von böſen Menſchen ihren Grund. Die Art, wie man in jedem von dieſen Fällen ſolche unglückliche Leute behandeln ſoll, um ihnen ihre traurige Lage ſo viel möglich zu erleichtern, und vielleicht gar die Krankheit ihres Gemüths zu heilen, ſollte ſich immer nach der Quelle ihres Uebels richten, und auf die genaueſte Geſchichte ihres vergangenen Lebens gegründet ſeyn. Allein, wie ſelten geſchieht das? In großen Hoſpitälern und Narrenhäuſern iſt dies, bey der Menge ſolcher Leidenden, beynahe ohnmöglich, und ſehr oft wird, auch bey einzelnen, in die Hände der Aerzte fallenden Unſinnigen, die Urſache der Krankheit gänzlich falſch beurtheilt, und die Behandlungsart nach den Erzählungen ſolcher Perſonen eingerichtet, denen es an Menſchenkenntniß und Scharfſinn fehlt.

Ein Werk von der Art alſo, wie ich es vorhin gewünſcht habe, würde den Aerzten und denen, welche tolle Leute zu verpflegen haben, Materialien in die Hände liefern, würde aus der Geſchichte der Manie ihnen Winke geben, worauf ſie hauptſächlich ihr Augenmerk bey Erforſchung der Quelle des Uebels richten müßten, und würde ſie endlich, durch die Analogie der erzählten gelungenen und mißlungenen Verſuche, in den Stand ſetzen, die rechten Mittel zur Verpflegung und Heilung zu wählen; dem Pſychiker aber und dem Menſchenſtudierer würde ein ſolches Buch ein höchſt angenehmes Geſchenk ſeyn, um manche Idee von Würkung der Seele auf den Körper, und von der Coordination und Subordination von Geiſt, Seele und Leib im Menſchen zu berichtigen, und viel, ſehr viel beytragen, Duldung, Menſchenliebe und Nachſicht mit den Schwachheiten ſolcher Brüder zu haben, die, von eben einen ſolchen Leidenſchaft hingeriſſen, deren höchſter Grad einen Menſchen um ſeinen Verſtand bringen kann, ſich zu Verirrungen verleiten laſſen, worüber wir mit kaltem Blute ſo gewaltig eifern, weil wir nicht wiſſen, oder nicht wiſſen wollen, womit Mancher in ſich zu kämpfen hat, und wohin Temperament, Leidenſchaften und Schickſale führen können.

Ein ſolches Werk nun will ich ſchreiben, wenn man mich unterſtützt, das heißt, mit Geld und mit Beyträgen, oder wenn es ein Andrer übernehmen will, der mehr Geſchicklichkeit, Luſt und Muße dazu hat; ſo ſoll es mir noch lieber ſeyn; Es wird mich dann freuen, wenn ich durch dieſen Aufſatz Veranlaſſung dazu gegeben habe, und ich will mit Vergnügen, ſo viel ich kann, zu der Ausführung mit helfen, wozu ich um ſo mehr im Stande bin, da ich würklich ſchon etwas geſammlet, und bey meinem dreyjährigen Aufenthalte in *** manche Stunde, als ein beobachtender Zuſchauer, im Tollhauſe zugebracht habe.

Folgendes würde indeſſen, meiner Meynung nach, dazu erforderlich ſeyn, wenn ich den Fall ſetze, ich ſollte dieſe Arbeit übernehmen:

a) Sobald ich merke, daß mein Vorſchlag von dem vernünftigen Theile des Publicums gut aufgenommen wird, will ich meinen Nahmen nennen, und nähere Vorſchläge thun.

b) Ich werde alsdann jeden, der Gelegenheit und Geſchicklichkeit hat, Beobachtungen von der Art zu machen, bitten, mir ſolche Krankheitsgeſchichten poſtfrey einzuſenden.

c) Man muß mir Berichte aus den vornehmſten Tollhäuſern, wenigſtens aus denen in Teutſchland, ſchicken, das heißt: ich muß ſicher ſeyn, daß ich von den Obrigkeiten, von Aerzten und von andern Menſchenfreunden unterſtützt werde, wenn ich mich an die Direction von dergleichen Anſtalten wende, um zuverläſſige Nachrichten zu bekommen, oder mich ſelbſt zu unterrichten:

α) von den Lebensumſtänden ihrer Eingeſperrten;

β) von der Entſtehung, dem Gange, und dem itzigen Zuſtande der Krankheit;

γ) von der Art, wie die Unglücklichen von Anfang an bis itzt ſind behandelt, verpflegt und genährt worden.

d) Habe ich ohngefehr nach Jahres Friſt eine hinlängliche Anzahl ſolcher Beyträge bekommen; ſo muß ich die merkwürdigſten Patienten ſelbſt ſehn und ſtudieren, und mache mir zu dieſem Endzwecke eine Reiſeroute durch Teutſchland. Um mich nicht zu lange aufzuhalten werde ich nur die eingeſperrten Narren beſuchen, folglich auch keine Höfe frequentiren;

e) Ich kann aber nicht flüchtig durch die Städte hinrollen, ſondern muß mich oft bey einem einzigen Menſchen vielleicht vier Wochen lang aufhalten; nicht nur, um genau und fortgeſetzt prüfen zu können, ſondern auch, weil ſolche Krankheiten ihre Ebben und Fluthen, nach den Mondeswandelungen und Wetterveränderungen haben;

f) Ich muß einen geſchickten, von mir ſelbſt zu wählenden Arzt mit mir nehmen; denn ich bin kein Medicus;

g) Ich muß die Reiſe zweymal machen, einmal in warmer, das andremal in kalter Jahrszeit; folglich wird zum allerwenigſten wiederum ein Jahr dazu nöthig ſeyn;

h) Ich will aus meinem Beutel Einhundert Piſtolen dazu herſchieſſen, wenn ich ſie auch nicht ganz wieder erſtattet bekomme, werde aber vielleicht Dreyhundert brauchen; So viel kann ich nicht daran wagen;

i) Habe ich, was ich haben will, und iſt meine Reiſe vollendet; ſo mache ich den Anfang mit Herausgabe meines Werks;

k) Mit dem Buche will ich nichts verdienen. Das Geld, ſo aus dem Verkaufe (nach Abzug der Koſten, die nicht ganz unbeträchtlich ſeyn werden, weil ich auch Kupferſtiche hinzuzufügen denke) gelöſet wird, ſoll die vorgeſchoſſenen Reiſekoſten erſetzen, in ſo fern es hinreicht;

l) Es verſteht ſich, daß ich, der ich die Laſt, Arbeit und die, für ein gefühlvolles Herz und einen ſchwächlichen Körper wahrlich nicht gleichgültige Unannehmlichkeit trage, ein Jahr lang lauter Scenen des Jammers zu ſehn, zuerſt auf die von mir hergeſchoſſenen einhundert Piſtolen mir Zahlung aus der Einnahme erbitte, bevor Andre befriedigt werden können.

Vielleicht erfahre ich bald aus öffentlichen Blättern, ob das Publicum dieſen Plan nützlich und wichtig findet. Geſchrieben im Merz 1785.

XXI. Annecdoten.

Folgende Annecdoten ſind uns theils eingeſchickt worden, theils haben wir ſie ſelbſt geſammlet:

I.

Der Stabscapitain W*** von D*** diente als Officier bey der Garde in C***. Für ſich hatte er kein Vermögen; und mußte alſo gänzlich von ſeinem Gehalte leben, der freylich nicht sehr anſehnlich war, weil überhaupt in allen Kriegesdienſten in Teutſchland die Subalternofficiere, bevor ſie eine Compagnie erhalten, nicht ſehr reichlich bezahlt werden. Dennoch hätte er von dem was er erhielt wenigſtens etwas reinlicher und anſtändiger in Kleidung erſcheinen, und ſeinem Poſten, was man ſo nennt, mehr Ehre machen können, als er that; Allein er trug gewöhnlich eine abgeſchabte Uniform, ließ ſich von einem gemeinen Tiſchwirthe jämmerlich ſpeiſen, und erſchien in keiner angeſehenen Geſellſchaft. Der General von J*** M*** ließ ihn desfalls einſtens zu ſich rufen, und zwar auf Befehl ihres gemeinſchaftlichen Herrn: „Mein lieber Hauptmann!“ ſagte er „Sie halten nichts auf „Sich, auf Ihre Figur, und leben zu geizig — „Das iſt nichts für einen Officier! u. ſ. f.“ Der gute W*** von D*** erröthete — Gezwungen, endlich ein Geheimniß zu verrathen, das er, aus Feinheit des Gefühls, ſo gern bey ſich behalten hätte, bekannte er: er habe, ſeit mehr als ſechs Jahren, ſchlechter als ein Unterofficier gelebt, um ſeine beyden ohnverſorgten ledigen Schweſtern zu ernähren, mit denen er die achtzehn Thaler, welche er monatlich einnahm, treulich getheilt hatte. Den guten General rührte dies, und er würkte es bey dem Fürſten aus, daß dieſer die Verſorgung jener armen Mädgen übernahm, und dem redlichen Hauptmanne W*** von D*** bald nachher eine Compagnie ſchenkte —

Guter, lieber Mann! Wenn Du dies lieſeſt; (Du, dem es wahrlich nicht um öffentliches Lob zu thun iſt!) ſo laß Dir's Troſt und

Freude ſeyn, daß ſolche gute Handlungen von den wenigen Beſſern gewiß bemerkt werden, und nie verlohren gehn; daß, auſſer der innern Belohnung, die jede edle That gewährt, auch das warme Mitgefühl und der herzliche Beyfall derer, die ſo etwas zu ſchätzen wiſſen, Dem ſtets gewidmet bleiben, der ſo wie Du handelt; daß eine ſolche That aus Mund in Mund geht; daß Segen und Verehrung Derer, die im Stillen beobachten, Dein Theil iſt, und daß ſolche Handlungen, bis zur Zeit der letzten Abrechnung, da zu Buche gebracht werden, wo die Hauptcontrolle über uns Alle geführt wird.

2.

Man hat oft eine blinde Vorliebe zum Vortheil der Werke ausländiſcher Künſtler, engliſcher Stahlarbeit, franzöſiſcher Stoffe, u. ſ. f. und der einheimiſche, gar nicht nach Würden geſchätzte Mann von Talenten, wird muthlos, wenn er ſieht, daß ſeine Meiſterſtücke zurückgeſetzt werden, ſein Fleiß nicht belohnt, ſeine Arbeit nicht bezahlt wird. In M * * * war ein ſehr künſtlicher Arbeiter in Stahl. Die

Herrn vom Hofe ermunterten ihn, kauften ihm allerley um wohlfeilen Preis ab, lobten, was er verfertigt hatte, vergaßen aber nicht dabey zu ſagen: „Für hieſige Arbeit iſt das würklich „hübſch.“ Der Künſtler ſahe ſich indeſſen gezwungen, diejenigen Stücke, welche ihn am mehrſten Mühe gekoſtet hatten, auſſer Landes zu verkaufen, denn das Vorurtheil vor engliſche und franzöſiſche Waaren erlaubte ihm nicht, ſeinen Landesleuten die ſeinigen um einen ſeiner Mühe angemeſſenen Preis zu verhandeln.

Nun fügte es ſich, daß der Graf von *** ſich aus Paris ein künſtlich ausgearbeitetes, mit Gold ausgelegtes ſtählernes Degengefäß kommen ließ. Als daſſelbe ankam, und er es lange genug bewundert hatte, ließ der Graf den einheimiſchen Meiſter zu ſich rufen, und zeigte demſelben ſeinen neuen Degen.

Der Graf. Hier, Herr N*** Da ſehen Sie einmal, was das für Arbeit iſt! Es geht doch nichts über die pariſer Künſtler. Ihr Leutgen ſolltet würklich nach und nach ſuchen, den Ausländern die Handgriffe abzulernen. Nun! Was ſagen Sie dazu?

N*** Ey ja! Der Degen iſt ziemlich gut gearbeitet.

Der Graf. Ziemlich gut? In der That? Nun, das iſt luſtig! Ziemlich gut? Alſo kein Meiſterſtück?

N*** Nein! das behaupte ich nicht; Er könnte wohl noch beſſer ſeyn.

Der Graf. Das iſt, um aus der Haut zu fahren! Alſo dächte der Herr auch wohl gar ſo etwas zu Stande bringen zu können? Ziemlich gut iſt er doch? Nicht wahr? (er lacht.)

N*** Wenn Sie wollen, Herr Graf! ja! er iſt gut, recht gut! Er iſt mit Fleiß gearbeitet.

Der Graf. Das, meyne ich auch, Herr N***! das meyne ich auch! Ernſthaft, mein Freund! Ihr Wort in Ehren; Aber — Sie ſind ein geſchickter Mann; Gewiß! Allein freylich, ſo etwas werden Sie doch wohl nicht unternehmen wollen, zu machen?

N*** Warum nicht? Herr Graf! Wenn ich es eben ſo gut bezahlt bekomme. Was koſtet dieſer Degen?

Der Graf. Er koſtet zehn Louisd'or.

N*** (lebhaft) Nicht möglich! Ey du lieber Himmel! Ich verfertige Ihnen ein ſolches Gefäß für fünf Piſtolen.

Der Graf. Hören Sie, Herr N***! Ich ſchätze Sie gewiß hoch; aber ſo etwas kann mich doch verdrieſſen — Sehen Sie — Nehmen Sie mir's nicht übel! Ich will Sie und den Degen freſſen, wenn Sie ein ſolches Stück zu Stande bringen.

N*** Gott ſtärke Ihro Excellenz Magen! Ich kann Ihnen weiter nichts ſagen, als daß ich es auf die Probe und auf die Schätzung unpartheyiſcher Kunſtverſtändigen will ankommen laſſen, ob ich Ihnen nicht einen noch beſſer, noch fleiſſiger gearbeiteten Degen verfertigen kann.

Der Graf. Armer Mann! Ueberlegen Sie wohl, was Sie ſagen! Ich will Ihnen funfzig Louisd'or geben, wenn Sie Wort halten — Sehen Sie nur dieſen Degen an! Halten Sie ihn einmal gegen die, aus Ihrer Fabrik!

N*** Herr Graf! Ich mag Sie nicht um Ihr Geld betrügen; Alſo kurz! Ihren Degen habe ich ſelbſt verfertigt. Weil mir hier meine Waare nicht bezahlt wird; ſo verkaufe ich ſie nach Paris. Eben dieſen Degen habe ich vor vier Monaten gemacht; Sie müſſen ihn bey dem Herrn *** gekauft haben, denn der hat ihn von mir bekommen, und zwar um fünf Piſtolen; der Windbeutel hat ihn für ſeine Arbeit ausgegeben, und Ihnen zehn Louisd'or dafür abgenommen. Sehen Sie! (er ſchraubt etwas daran los) Hier ſteht mein Namen eingegraben, und zu Hauſe, in meinem Schranke, liegen die Modelle und Zeichnungen dazu. Wollen Sie einen Bedienten zu meiner Frau ſchicken — Da haben Sie den Schlüſſel! Es wird ſich alles ſo finden, wie ich ſage.

Die Sache bewahrheitete ſich; Der Graf war beſchämt, oder vielmehr betrübt darüber, daß er den geſchickten Künſtler ſo verkannt hatte; Er erzählte den Vorfall jedermann, und machte die Herrn am Hofe aufmerkſam auf die Geſchicklichkeit des Herrn N * * *.

3.

Maler, Dichter, Bildhauer und Schauſpieler können nicht vorſichtig genug das Coſtum ſtudieren, und ſich nie genug in Acht nehmen, Fehler gegen Geſchichte, gegen Wahrſcheinlichkeit u. d. gl. zu begeben. Ein einziger Schnitzer, eine einzige Jnconſequenz von der Art, kann dem vollkommenſten Meiſterſtück einen Anſtrich von Lächerlichkeit geben.

Jch war in vorigem Jahre bey einem Freunde, dem Herrn Profeſſor K * * * in M * * *; Er iſt ein lieber Mann und feiner Kunſtkenner.

Sein Zimmer hieng voll ſchöner Gemälde und Kupferſtiche von den beſten Meiſtern; Ich beſahe die Stücke nach einander, und heftete endlich meine Aufmerkſamkeit auf ein Gemälde, welches den ſabiniſchen Jungferuraub vorſtellte; Ich fand es vortrefflich gearbeitet; Mein Freund gab mir Recht, fragte mich aber, ob ich nichts in der Anordnung des Stücks, in den Attributen, in den Nebenpartbien, oder ſonſt, auszuſetzen hätte; Ich konnte nichts finden, und er mußte mir alſo zu Hülfe kommen. Dem Maler waren nemlich, bey dem Gedanken an das alte Rom, die jetzt dort befindlichen Rudera vor Augen gekommen, und er hatte daher an einer Seite des Gemäldes, im Hintergrunde, die Ueberbleibſel eines verfallenen oder zerſtörten prächtigen Gebäudes hingeſetzt, welche nun freylich, zu Romulus Zeiten, bey der erſten Errichtung eines ganz neuen, noch rohen Staats, bey der erſten Erbauung einer Stadt, ſchwerlich da konnten geſtanden haben.

Ein aufmerkſamer Beobachter und Kenner wird oft auf dergleichen Ungereimtheiten ſtoßen. So bemerkte ich zum Beyſpiel einſt in E***, daß, als das Trauerſpiel Atalie im Comödienhauſe gegeben wurde, man, zur Decoration, einen modernen Saal gewählt hatte, wo dann, in der Mitte, auf dem Hintergrunde, über einem ſchönen franzöſiſchen Conſoltiſch, eine pariſer Wanduhr gemahlt war.

4.

Unſre neueren Schriftſteller pflegen ſich oft darüber luſtig zu machen, daß die Franzoſen die teutſchen Nahmen ſo entſtellen, aus Leſſing Mr. Le Singe machen, und bey Ueberſetzungen aus dem Teutſchen in das Franzöſiſche ſo manche Albernheiten begehn. Es iſt wahr, zuweilen ſind die Fehler, deren ſich dieſe leichtfertige Nation in dergleichen Fällen ſchuldig macht, ſo auffallend, daß dieſelben eben ſo ſehr von Mangel an Sprach- als an Sachkenntniß zeugen; Wie leicht es indeſſen iſt, aus bloßer Unachtſamkeit, in ähnliche Irrthümer zu verfallen, davon habe ich ſelbſt kürzlich ein Beyſpiel gegeben. Ich überſetzte ein franzöſiſches Werk, und kam an eine Stelle, wo es hieß: N'oublions pas, ce que le Sage dit:

Je ſüis mortel, comme les autres; u. ſ. f. In der Eil überſetzte ich: „Vergeſſen wir nicht, „was le Sage ſagt.“ Als ich aber reiflicher nachdachte, konnte ich mich gar nicht erinnern, in welchem von den Romanen des Le Sage (des Verfaſſers des Gil Blas) dieſe ernſthafte Stelle ſtehn könnte; und da beſann ich mich zum Glück, daß es ein Vers aus dem ſiebenten Capittel des Buchs der Weisheit war, und daß ich folglich hätte überſetzen ſollen: „Der Weiſe ſpricht.“ Ich hätte wahrlich verdient, daß die Stelle alſo abgedruckt worden, und einem Franzoſen in die Augen gefallen wäre; Der hätte ſich ein bisgen, für die ſeinen Landesleuten von uns vorgeworfenen Ueberſetzungsfehler, rächen können.

5.

Folgende Annecdote von dem berüchtigten Spitzbuben Cartouche, welche uns kürzlich erzählt worden, ſteht, ſo viel wir wiſſen, noch in keinem gedruckten Buche.

Cartouche begegnete einſt auf dem Wege zwiſchen Paris und Verſailles gegen Abend einem armen Beſenbinder; Er ſahe denſelben aufmerkſam an, und fand, daß er ſo ehrwürdig ausſähe, daß ſich dieſe Phiſiognomie herrlich für einen Biſchoff würde geſchickt haben. Er ritt auf ihn zu, hielt ihm eine Piſtole auf die Bruſt, und ſchrie: „Kerl! Du mußt ſterben! Ich bin Cartouche.“ Der arme Mann fiel auf die Erde und jammerte: „Mein Gott!“ rief er „was wollen Sie von mir? Ich habe keinen Heller Geld, kann Ihnen nichts geben, als den alten Rock, den ich auf dem Leibe trage.“ „Ich verlange Deinen Rock nicht,“ antwortete Cartouche „aber Du mußt mir verſprechen, alles zu thun, was ich von Dir verlangen werde.“ Der Beſenbinder gelobte dies, und der Spitzbube fuhr fort: „Du mußt ſogleich mit mir gehn; Ich werde Dich dieſe Nacht beherbergen, und Dir gut zu eſſen, zu trinken, und noch obendrein Geld geben; Morgen früh lege ich Dir prächtige Kleider an, und fahre in einer Kutſche mit Dir aus; das Weitere wirſt Du ſchon erfahren; aber das verlange ich von Dir, daß von jetzt an, bis morgen Nachmittag um vier

„Uhr, keine andre Silbe aus Deinem Munde „komme, man frage Dich um was man wolle, „als die beyden Wörter: oui, Monſieur! „Entwiſcht Deinen Lippen ein einziger andrer „Laut; ſo koſtet es Dich gleich darauf, oder „in der Folge, das Leben.“ Der alte Beſenbinder war ſehr froh, ſo wohlfeil davon zu kommen, und verſprach alles.

Cartouche hält Wort, nimt den armen Kerl mit ſich, und verpflegt ihn bis zum andern Morgen köſtlich; Darauf kleidet er ihn, wie einen auswärtigen Biſchoff; Er ſelbſt aber wählt ohngefehr den Anzug eines Domherrn; Ein andrer Dieb ſtellt einen Weltgeiſtlichen von niedrerer Ordnung vor; Noch zwey Schelme von der Bande werden als Livreebediente ausſtaffirt; Man nimt eine Caroſſe de remiſe; Der Biſchoff wird hineingepackt: die beyden geiſtlichen Herrn ſetzen ſich ihm gegenüber; die Lakayen ſteigen hinten auf; und ſo fährt man zu einem Kaufmanne, der mit prächtigen reichen Stoffen handelt.

Cartouche, nachdem er den Beſenbinder aus dem Wagen gehoben hat, und mit ſeinem

Gefolge in den Laden getreten iſt, nimt das Wort, und erzählt dem Kaufmann: Monſeigneur, der Biſchoff, wolle bey ihm die beſten Gold- und Silberſtoffe ſehn, um, für eine neu erbauete Capelle, Ornate und Meßgewänder von allen Farben, zu den verſchiedenen Feſten zu kaufen. Dem Handelsmann giebt die Ausſicht zu ſo reichem Gewinnſte hundert Beine; Alle Ladendiener werden in Bewegung geſetzt; Man ſtellt einen Seſſel in den Vorraum, auf welchen Monſeigneur, der Beſenbinder, ſich ziemlich tölpelhaft hinwirft; Man holt die beſten Stücke Stoff her, und Cartouche zeigt jedes einzeln dem vermeynten Biſchoff: „Fänden es Monſeigneur nicht gut, „daß wir von dieſem Stücke nehmen?“ „Glauben Monſeigneur nicht, daß wir von jenem „für das Jubiläum kaufen müßten?“ — Der Beſenbinder antwortet, befohlnermaßen, immer: oui Monſieur!

Man nimt alſo für ohngefehr zwanzigtauſend Livres aus; Die Rechnung wird gemacht, und der Kaufmann gefragt: ob er lieber Silbermünze oder Gold haben wolle? aber dieſer verſichert, mit großen Reverenzen, daß er das der Willkühr Seiner Hochwürden-Gnaden lediglich überlaſſen wolle. Nun wendet ſich Cartouche an den Biſchoff: „Da wir zu Hauſe „noch ſo viel Silbergeld liegen haben;“ ſpricht er „ſo fänden Monſeigneur es vielleicht gut, „daß wir uns auf dieſe Art davon losmach„ten?“

Der Beſenbinder: Oui Monſieur!

Cartouche: „Wenn es Monſeigneur be„fehlen; ſo können wir hinfahren und die „Summe holen, wenn indeß Monſeigneur „hier verweilen wollen.“

Der Beſenbinder: Oui Monſieur!

Die beyden Geiſtlichen ſetzen ſich alſo in die Kutſche, und nehmen die Waaren mit; Ein Bedienter ſteigt hinten auf, der Andre geht vor der Hausthür ſpazieren, verliehrt ſich aber unmerklich; Der Biſchoff allein bleibt ſtill und ſtumm auf ſeinem Stuhle ſitzen. Der Kaufmann thut dem Biſchoff allerley Vorſchläge: ob er nicht in das Zimmer treten wolle; ob ihm nicht Erfriſchungen gefällig ſeyen, u. d. gl., kann aber nie keine andre Antwort erhalten, als — oui Monſieur!

Das Ding dauert indeß lange; die Herrn kommen gar nicht zurück; der Kaufmann wird unruhig; Er fängt an, den Beſenbinder ernſtlicher anzureden; aber alles, was Dieſer erwiedert, iſt — — oui Monſieur!

Drey Stunden verſtreichen auf dieſe Art, da dann der Kaufmann nicht länger mehr zweifelt, daß er betrogen worden, den falſchen Biſchoff bey den Ohren faßt, und ihn zu einem Geſtändniß nöthigt, das der Arme auf den Knien ablegt, indem er ihm alles erzählt, was man mit ihm vorgenommen hat, und ihn in aller Heiligen Nahmen anflehet: Seiner zu ſchonen — Der Kaufmann war um zwanzigtauſend Livres betrogen, und Cartouche ſoll noch wiederkommen.

6.

Von der uns durch jemand mitgetheilten Annecdote, die Beſtechung des Profeſſors *** betreffend, welcher, im Nahmen der Univerſität in *** im Jahr *** das Urtheil zum Vortheil des *** gegen den armen *** geſprechen, können wir keinen Gebrauch machen, da wir, unſern in der Ankündigung entwickelten Grundſätzen gemäß, nichts in unſer Journal aufnehmen wollen, was den ſittlichen Character irgend eines genannten Menſchen brandmarken könnte, weil wir dazu keine Befugniß zu haben glauben. Sind aber die Anecdoten, welche wir hie und da erfahren, von der Art, daß ſie lehrreich, nützlich oder luſtig zu leſen ſeyn können, auch dann, wenn man den Nahmen der Perſonen, welche ſie betreffen, nicht weiß; ſo werden wir dieſelben, ſo wie es in dem **Roman meines Lebens** und der **Geſchichte Peter Clauſens** geſchehen iſt, in anderm Gewande darſtellen. Wer dann ein gutes Gewiſſen, geſunde Vernunft, und einigen Begriff von dem Nutzen und den Grenzen der Satyre hat, der kann uns das nicht verüblen; wem es aber an einem von dieſen Stücken fehlt — Ey nun! der mag immer ſchreyen, Lerm ſchlagen, und uns für gefährliche Leute ausgeben — Das ſoll uns weiter keine graue Haare machen — Die obige Anecdote aber war nicht von dieſer Art; alſo bleibt ſie billig weg. Indeſſen nehmen wir daher Gelegenheit, hier ein paar Worte über Beſtechungen im Allgemeinen zu ſagen.

Es iſt wahr, nichts kann abſcheulicher ſeyn, als die heilige Gerechtigkeit für elendes Geld zu verkaufen; ſie, die allein uns gegen Unterdrückungen von Stärkeren, und gegen Verfolgungen von böſen Menſchen in dieſer Welt noch ſichern kann, Demjenigen preiszugeben, der fähig iſt, der Waagſchale durch einen verächtlichen Haufen Geldes den Ausſchlag zu geben. Allein man eifere nicht nur gegen dieſe gröberen Corruptionen, ſondern beherzige auch, daß es eine viel gefährlichere, und leider! unter uns ſchwachen Menſchen ziemlich allgemeine Art von Beſtechung giebt, der auch die redlichſten Richter, bey dem beſten Willen, nicht immer widerſtehen, wir meynen: den Einfluß der Launen, der Stimmung, der Vorurtheile und der Schmeicheleyen aller Gattung. Der Richter, der die Gründe, welche ein geſchickter, beredeter Sachwalter, in einer in hinreiſſend kräftigem Styl aufgeſetzten Schrift vorträgt, weit überwiegend findet, über das, was der

Gegner durch einen ungeſchickten Advocaten verworren, langweilig und grob vortragen läßt; Der Richter, welcher, wenn er einen Streit zwiſchen ſeinem Wohlthäter (gleichviel, ob ehemaligen, itzigen oder künftigen Wohlthäter) und einem andern Menſchen, dem er gar keine Verbindlichkeit ſchuldig iſt, entſcheiden ſoll, ſchon das Vorurtheil: „jener edle „Mann könne ohnmöglich etwas Unbilliges begehren“ mit in ſein Urtheil bringt, und durch die Brille der Dankbarkeit und Hochachtung dieſen Handel anſieht; Der Richter, welcher, ich will nicht einmal ſagen ſeinem Feinde, ſondern einem von ihm als ſchlecht anerkannten Menſchen Gerechtigkeit verſchaffen ſoll, in dem Fall, da dieſer würklich einmal gegen einen ſehr redlichen Mann Recht hat; der Richter aber immer den boshaften Character des Einen und die Redlichkeit des Andern, ohne es zu merken, mit unter die Gründe pro & contra zählt; Der Richter,-welcher der Schmeicheley eines Weibes, der Zudringlichkeit eines ihn unaufhörlich beſtürmenden unterthänigen Supplicanten, oder den würklich rührenden Klagen eines Unglücklichen (der dennoch aber auch wohl einmal Unrecht haben kann) nicht zu widerſtehn vermag; Der Richter, der, in böſer Laune, eine Sache ganz anders anſieht, als wenn er fröhlich, geſellig, ofnes Herzens iſt — Sind alle Dieſe nicht beſtechbar? Und doch ſagt niemand das von ihnen — Wer von uns aber iſt gänzlich frey davon? — Hiervor zu warnen; hiergegen zu kämpfen — das, Freunde! das iſt Pflicht — Nicht aber die grobe Geldbeſtechung irgend eines Schelmen, der doch früh oder ſpät ſeiner Strafe nicht ausweicht, öffentlich auszurufen, wenn der Schaden nicht mehr zu erſetzen iſt. Jenes iſt ſo ſehr Pflicht, daß auch derjenige, welcher nicht das Richteramt führt, ohne Unterlaß über ſich wachen ſoll, in ſeinen Urtheilen, und in dem was er ſchreibt, ſpricht und thut, ſo wenig zum Nachtheil Derer, gegen die er, andrer Urſachen wegen, eingenommen iſt, als zum Vortheil ſeiner Freunde, weder etwas vorzubringen noch zu unternehmen, das mit der, alle Pflichten umfaſſenden, heiligſten aller Tugenden, mit der ſtrengſten Gerechtigkeit, nicht beſtehen kann.

XXII. Nachſchrift an die Leſer.

„Der Narren giebt es überall;
„Wer ſonſt nichts kann, ſchreibt ein Journal.“

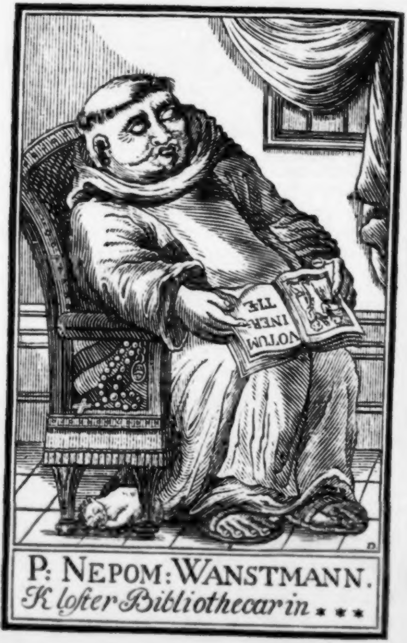
So verächtlich ſpricht ein böſer Schriftſteller von unſrer Zunft in ſeinen holprichen Verſen, und es hat uns nicht wenig geärgert, als wir das laſen. Doch — mag er immer läſtern! Wir Journaliſten ſind ſchon daran gewöhnt, und thun, als wenn wir ſo etwas mit Verachtung anſähen — Er wird ja auch nicht, ohne Unterſchied, alle Journaliſten gemeynt haben —

Hier, wertheſte Leſer! erhalten Sie alſo das erſte Stück unſers Journals. Wenn es Ihnen gefällt, das heißt: wenn die Waare gut abgeht; ſo wollen wir Ihnen in der nächſten Herbſtmeſſe mit dem zweyten Stücke aufwarten. Der Reichthum an Materie (quoad quantitatem, nemlich) der ſich in unſerm Pulte vorfand, als wir die Ingredienzien zu dieſem erſten Stücke zuſammenſuchten, füllte ſo geſchwind die feſtgeſetzte Bogenzahl, daß verſchiedene von uns verſprochene Artikel diesmal weggeblieben ſind; dahin gehören: Recenſionen, Quinteſſenzen aus andern Journalen; Bekanntmachungen von Anſtalten zum Beſten der Menſchheit; Biographien, und muſicaliſche Compoſitionen — Das alles ſoll nun in der Folge nachgeholt werden.

Indeſſen müſſen wir gehorſamſt erſuchen, uns keine Beyträge einzuſchicken, obgleich wir darum anfangs gebeten hatten. Es war nur ein höflicher Autorſcherz, und wir ſind ſo rüſtige Bücherſchreiber, daß wir unſre funfzehn Bogen ſchon ohne fremde Hülfe vollſchreiben wollen — mögten auch nicht gern für andrer Leute Waare unſer bisgen Geld verdienen.

Uebrigens verharren wir, bis auf Wiederſehn, u. ſ. f.

Die Herausgeber.


P: NEPOM: WANSTMANN.
Kloster Bibliothecarin ***

Journal aus Urfſtädt

von dem

Verfaſſer des Romans meines Lebens

Zweytes Stück

Frankfurt am Main
im Andreäiſchen Verlage 1786

1. Vorſchläge zu Einführung einer teutſchen Nationalkleidung *.

Es wird in unſern Tagen, und das mit Recht, ſehr oft darüber geklagt, daß wir Teutſche, in Kleidertracht, Umgang und Sitten, ſclaviſche Nachahmer der Franzoſen ſind, und daß wir dadurch nicht nur täglich ſichtbarer an Originalität und Gepräge verliehren, ſondern auch, daß dieſe Nachahmung der Ausländer einen unſrer Moralität, unſern Finanzen

---

* Dieſer Aufſatz iſt uns von unbekannter Hand eingeſchickt worden, und da wir den darinn enthaltenen Vorſchlägen vollkommen beyſtimmen; ſo erbieten wir uns, wenn jemand ſich der unten erwähnten Subſcription unterziehen will, ſolches durch den Herrn Verleger dieſes Journals an ſeine Behörde gelangen zu laſſen.

(Anmerkung der Herausgeber.)

und unſrer Handlungsbilanz gleichſchädlichen Luxus bey uns immer allgemeiner macht.

Schon oft haben deswegen Patrioten den Wunſch geäuſſert, daß es doch möglich ſeyn mögte, eine Nationalkleidung in Teutſchland einzuführen. Dadurch würde die Urſache zu einem großen Theile jener Klagen gehoben werden, und wir würden beſſer, dauerhafter gearbeitet, und dennoch um geringern Preiß unſre Tücher und Stoffe von den Kaufleuten geliefert bekommen, wenn nicht mehr der Eigenſinn der Mode die Fabricanten bewöge, ihre Waaren liederlich, für kurze Zeit haltbar zu verfertigen, indem ſie itzt nicht gewiß ſind, wie lange ein Artikel Abgang finden wird, und daher jeder von dem Augenblicke Nutzen zieht — Mancher andren, der Sittlichkeit nicht gleichgültigen Umſtände zu geſchweigen —

Allein, wie wäre es anzufangen, eine ſolche Nationalkleidung allgemein zu machen, in Teutſchland, wo ſo viel Oberherrſchaften, ſo viel Intereſſen ſich durchkreuzen? Man wird es nicht der Mühe werth halten, die Sache auf dem Reichstage zu verhandeln; Und geſchähe das auch; ſo würde jeder teutſche Fürſt, jeder freye teutſche Staat, dieſe Kleidung nach ſeiner Idee, nach ſeinem Eigenſinne, nach ſeinem Geſchmacke, und nach dem Intereſſe ſeiner Fabriken eingerichtet wiſſen wollen; die höhern Stände würden zu viel Einfluß auf die Wahl dieſer Kleidung haben, und endlich, wenn alles dieſes gehoben wäre; ſo würde man dennoch nur ungern ſich etwas aufdringen laſſen, was man bis itzt nach Willkühr hat einrichten und wählen dürfen. Zwang gefällt nie, auch dann nicht, wenn man zu einer nützlichen Sache gezwungen wird, und bey dem täglich mehr einreiſſenden Despotismus, faßt man nur zu leicht Vorurtheil und Verdacht gegen jede neue Verordnung; ja! es wäre eine Frage, ob einmal der Staat das Recht hat, in dergleichen Dingen Vorſchriften zu geben, welche die natürliche Freyheit einſchränken.

Viel beſſer wäre es daher, wenn eine ſolche Kleidung freywillig, durch Sammlung der

Stimmen in allen Provinzen Teutſchlands gewählt, und dann auf einmal eingeführt würde.

Allein hierbey äuſſern ſich wieder neue Schwierigkeiten. Denn wie ſchwer würde es nicht ſeyn, über Farbe und Form einig zu werden, und wie viel Menſchen ſind nicht, durch Dienſt und andere Verhältniſſe, auſſer Stand geſetzt, ſich nach Willkühr kleiden zu dürfen!

Dennoch giebt es in unſerm Vaterlande eine Menge von Leuten, die von ſich ſelbſt abhängen; als: Kaufleute, Fabricanten, Handwerker, Künſtler, Advocaten, Landedelleute, Familien, die von ihren Renten leben, Aerzte, Wundärzte, Gelehrte u. d. gl. Die Anzahl derſelben erſtreckt ſich gewiß auf viel Tauſende, und mancher, der freylich nicht den Muth haben würde, der Erſte zu ſeyn, der ſo etwas allein, oder mit einigen guten Freunden anfienge, würde ſich gern dazu verſtehen, wenn er wüßte, daß in Teutſchland zugleich mit ihm auch nur ein paar tauſend Menſchen ſich über thörichtes Vorurtheil hinausſetzten — Und ſollten ſich denn nicht ein ſolches Paartauſend, von Vorurtheil und Zwang freye, patriotiſche Menſchen in unſerm Vaterlande finden? — Pfui! es wäre Beleidigung, ſo etwas zu denken! — Hätten nun aber Dieſe die Bahn gebrochen; ſo würden gewiß Viele, ſehr Viele nachfolgen, die zu furchtſam ſind, die Erſten zu ſeyn; mancher itzt gegen die Neuheit der Sache eingenommene Vater, Ehemann und Herr würde den wichtigen Nutzen dieſer Anſtalt einſehn, und denen von ihm Abhängenden erlauben, dem Beyſpiele zu folgen; ja! wer weiß, ob nicht biedre, edle Fürſten die Einrichtung gut finden, und in ihren Staaten durch Beyſpiel und Rath allgemein zu machen ſuchen würden? — Welch' eine Ehre dann für die, welche die Bahn gebrochen hätten! — Gewiß, ſie würden unſerm Vaterlande eine Wohlthat erzeigt haben, welche der Unſterblichkeit werth wäre, und die ſegnenden Folgen für die Nachkommenſchaft würden der Preiß ihrer Verwendung ſeyn.

Es käme alſo nur auf zwey Puncte an:

1) Auf die Wahl der Kleidung, und

2) auf die Art, über dieſelbe einig zu werden und ſie einzuführen.

Was den erſten Punct betrifft; ſo glaube ich folgende Grundſätze annehmen zu dürfen: Die Kleidung muß ſeyn:

a) wohlfeil;

b) von Farben, die nicht leicht Schmutz annehmen, dauerhaft, leicht zu waſchen, und von dem Eigenſinne der Mode, weder erfunden, noch von demſelben abhängig ſind;

c) für jedes Alter paſſend;

d) vom Vornehmen wie vom Geringern, vom Reichen, wie vom Armen, leicht anzuſchaffen und zu tragen;

e) unſerm Clima angemeſſen;

f) nicht phantaſtiſch;

g) unſern Körper nicht entſtellend;

h) das Gepräge von Teutſchheit tragend;

i) in allen Jahrszeiten brauchbar.

Für den zweyten Punct wage ich nachſtehende Vorſchläge:

a) Ich werde Sorge tragen, dieſen Plan in einigen teutſchen periodiſchen Schriften, Journalen, Zeitungen u. d. gl. bekannt zu machen, und bitte die Herausgeber derſelben, auch die, welchen ich denſelben zu ſenden nicht Gelegenheit haben ſollte, wenn er ihnen zu Geſichte kömmt, ſolchen in ihre Blätter einzurücken;

b) Ich erſuche angelegentlichſt alle patriotiſchen Biedermänner, dies nützliche Unternehmen ſo viel möglich bekannt zu machen, insbeſondre aber alle Herausgeber periodiſcher Schriften, Poſtämter, Collegien, öffentliche und geheime Geſellſchaften u. ſ. f. in den Städten, Flecken und Dörfern ihrer Gegend Einen ſichern Mann zu bewegen, daß er ſich der Subſcription, wovon hernach die Rede ſeyn wird, großmüthig annehme; In einigen Gegenden Teutſchlands habe ich dergleichen ſchon gefunden;

c) Ich bitte diejenigen, welche meinem Antrage Gehör gegeben haben, zur Zeit der Frühjahrsmeſſe 1786, in Leipzig, an das hochlöbliche churſächſiſche Oberpoſtamt, poſtfrey, einen Zettel abzugeben, und darauf zu ſchreiben: „Wir haben in folgenden Städten, Flecken und Dörfern ſichre Männer gefunden, welche ſich der Unterzeichnung zu Einführung einer teutſchen Nationalkleidung unterziehen wollen, nemlich in * * * * u. ſ. w. Die Nahmen der Oerter müßten genannt ſeyn, die Nahmen der Perſonen aber brauchte ich nicht zu wiſſen;

d) Fände ich, daß eine hinlängliche Anzahl teutſcher Männer mein Unternehmen begünſtigen wollte; ſo würde ich dafür ſorgen, daß durch eben die Wege, durch welche ich dieſe Vorſchläge bekannt mache, in der leipziger Herbſtmeſſe 1786, unentgeltlich eine Zeichnung von einer männlichen und einer weiblichen Kleidung, nebſt Beſchreibung derſelben, in die Hände des Publicums geliefert werden ſollte;

e) Alsdann fiengen die gütigen Bemühungen der Herrn Collecteurs an; Sie machten nemlich einen Aufſatz folgendes Inhalts: „Wir,

„Endesunterſchriebene, verbinden uns, im
„Fall ſich in Teutſchland eine Anzahl von
„zweytauſend Perſonen unſers Geſchlechts finden
„ſollte, welche gleichen Entſchluß mit uns
„gefaßt hätten, am erſten Oſtertage des Jahrs
„1788, in der uns vorgeſchlagenen Nationalkleidung,
„genau nach der uns mitgetheilten
„Zeichnung, öffentlich zu erſcheinen.“ Dieſer
Aufſatz würde von den Theilnehmern unterzeichnet,
ſodann in einen verſiegelten Umſchlag
gelegt, und darauf geſchrieben, z. B. „87
„Perſonen männlichen und 31 Perſonen weiblichen
„Geſchlechts, in Hamburg, verbinden
„ſich am erſten Oſtertage 1788 in der vorgeſchlagenen
„Nationalkleidung zu erſcheinen.“
Dieſe verſiegelten Briefe aber würden in der
Frühjahrsmeſſe 1787 wiederum an das hochlöbliche
Oberpoſtamt in Leipzig poſtfrey eingeſchickt;

f) Fände ich die Summe der außen bemerkten Theilnehmer, entweder von männlichem Geſchlechte, oder vom weiblichen, oder von beyden Geſchlechten zweytauſend ſtark; ſo würde ich in der Herbſtmeſſe 1787 bekannt machen, daß nun der Plan zu Stande gekommen ſey; wo nicht; ſo würde ich in eben dieſer Meſſe die Nachricht geben, daß jeder ſeinen Brief ohnentſiegelt wieder abfordern könne, weil die Sache nicht geglückt ſey, und ſo würde dann auf dieſe Art keines Menſchen Nahme compromittirt.

Es giebt leider! Leute, welche alle Dinge in das Lächerliche ziehen; Es giebt Andre, die in Allem etwas Gefährliches oder Hinterliſtiges ſehen; Es giebt endlich noch Andre, welche nichts gut finden, als was ſie, oder irgend eine von den Partheyen, zu welchen ſie gehören, erfunden oder vorgeſchlagen haben — Das iſt traurig, und von Dieſen muß ich freylich erwarten, daß ſie meinem Vorſchlage, von irgend einer Seite, keine Gerechtigkeit werden wiederfahren laſſen; Allein das beunruhigt mich nicht. Ich bin mir bewußt, aus guter, ehrlicher, patriotiſchteutſcher Abſicht, dieſen Vorſchlag zu thun; Ich gehöre zu keiner Parthey, habe mir das Ding ſelbſt alſo ausgedacht, und würde mich herzlich freuen, ohne weiter Ehre davon haben, noch je meinen Nahmen nennen zu wollen, wenn die Sache gelingen ſollte.

Alſo bitte ich inſtändigſt, gar keine Rückſicht darauf zu nehmen, wer etwa die Perſon ſey, die Ihnen dieſen Vorſchlag thut; Es iſt vernünftiger Männer würdig, ohne Vorurtheil, nur zu überlegen, ob die Sache an ſich gut iſt, und dann zu wählen. Unwichtig aber kann ſie gewiß niemand ſcheinen, der bedenkt, welchen Einfluß Mode, Kleiderluxus und Nachahmung der Franzoſen auf unſre Sitten in allen Ständen haben.

II. An den Regen.

Sey mir dreymal willkommen, Du Labſal der lechzenden Erde,
Süßer, ſanfter, erquickender Freund!
Komm, ergieſſe den Balſam, den kühlen, erfriſchenden Balſam,
Mildevoll durch die dürſtende Luft!

Wenn die Thränen, dem Armen, der tief im heiſſen Gedränge
Seufzte, von ſchwerem Kummer gedrückt,
Lange vergebens erpreßt, nun endlich den ſchwellenden Augen
Ströhmend entrinnen; dann labt ſich das Herz,

Labt ſich, erquickt ſich, wird leicht; und Troſt, und Frieden, und Hofnung
Kehrt in des Leidenden Seele zurück —
Selbſt im Schmerze iſt Wolluſt, und oft iſt die Zähre der Wehmuth
Süßer als der Freuden Tumult —

Sänfter Regen! auch Du labſt heute die ſeufzende Erde,
Kühleſt und milderſt des Feuers Gewalt,
Das im geängſteten Buſen der Mutter kochte, wenn an ſie
Traurig geſchmiegt das Pflänzgen erſtarb.

Jetzt erheben ihr Haupt der Schmuck der lächelnden Wieſen
Und des Feldes ſegnende Pracht;
Jugendlich ſcherzen die Winde im Gipfel der blühenden Bäume,
Streuen Würze und Balſam umher;

Aber die ſchnellen Bewohner der Ströhme und rieſelnden Bäche
Steigen in fröhlichen Sprüngen hervor,
Aufzufangen die Stärkung, die aus den ſchwellenden Wolken
Mildevoll ſich in die Thäler ergießt.

Auch ich fühle den Einfluß, den ſüßen ſegnenden Einfluß
Deiner erquickenden Wohlthat in mir;

Sanfter ſchlägt nun mein Puls, und Heiterkeit, Frieden und Stille
Kehren in meine Seele zurück.

Nicht mehr pochet mein Herz, von Unruh' Ahndung und Wünſchen
Enger gepreßt; Es zittert nicht mehr
Jede Nerve an mir, ſeit Deine heilende Kühlung
Freundlich mein ganzes Weſen durchſtröhmt.

Preis und Loblied und Dank erſchallen zum Ruhme des Schöpfers,
Der uns ſo väterlich liebt und erquickt,
Deſſen ſegnende Gnade der Noth des Schwachen ſich annimt,
Und dem Leidenden Tröſtung verleyht!

Oſterode,
im Junius 1785.

Martin Silberflor.

III. Ueber Erziehung.

Fortſetzung [*].

Brief des Herrn von Hohenau an den jüngern Herrn Müller in Dresden.

Alſo ſind Sie von meinen Grundſätzen der Erziehung zufrieden? Das freuet mich. Der Beyfall eines einſichtsvollen Mannes iſt mir keinesweges gleichgültig, und über dieſen wichtigen Gegenſtand kann man nie genug nachdenken, zweifeln, forſchen, fragen und belehrt werden. Täglich ſammle ich neue Erfahrungen, feile an meiner Methode, ſehe, wo es mir noch bis izt gefehlt hatte, und lerne neue Handgriffe, wenn ich mich alſo ausdrücken darf.

---

[*] Wer eine ganze Sammlung ſolcher Briefe über Erziehung leſen will, in welchen die Gegenſtände weniger in einem ſyſtematiſchen Zuſammenhange vorgetragen ſind, als vielmehr ſo wie grade der Verfaſſer, bey einzelnen Veranlaſſungen, Gelegenheit zu Bemerkungen und Betrachtungen erhielt, der ſehe nach: **Geſammlete poetiſche und proſaiſche kleine Schriften von A. Frhrn. v. K. Frankfurt am Mayn im Andreäiſchen Verlage; Erſter Theil Seite 31 bis 52, zweiter Theil Seite 31 bis 38, und das erſte Stück dieſes Journals Seite 42 bis 64.**

(Anmerkung der Herausgeber.)

Und dann ſind die Temperamente der Kinder ſo unendlich verſchieden; Da liegt ſchon der Keim zum künftigen Character, zu künftigen großen hohen Tugenden, zu künftigen verderblichen Laſtern, in den erſten Buchſtaben der kindiſchen Neigungen und Leidenſchaften, zwar noch unentwickelt, doch ſo beſtimmt da, wie im Saamenkörnchen, die Beſtandtheile des künftigen Gewächſes. In den kindiſchen Spielen, wenn aller Zwang aufhört, da zeigt ſich der Knabe, der einſt ein herrſchſüchtiger, ſtolzer Menſch werden will, ganz anders, als der, aus dem ein weibiſcher, weichlicher Mann, und das Mädgen, das einſt ein eitles oder rachgieriges Weib, ganz anders als die, welche eine ſanfte Frau werden wird. Hierauf gebet Acht, Ihr Erzieher! Hiernach richtet Eure

Metode ein! Bemerket da, wo die Kinder nicht glauben von Euch bemerkt zu werden! Haltet nichts für klein! Da werdet Ihr ſehn, wie einige Kinder, wenn im Wägelchen gefahren wird, immer ihren Platz im Wägelchen behaupten, ſich immer von Andern ziehen, Andre hingegen ſich ohne Unterlaß als Pferde brauchen laſſen; Da werdet Ihr ſehn, wie manches Kind ſich mehr über der Andern Spielwerk freuet als über ſein eigenes, da indeß ein anderes nur den bequemen Augenblick erlauert, um das Kartenhaus zerſtöhren zu können, das ſein Bruder mit großem Fleiße gebauet hatte; Da werdet Ihr ſehn, wie ein junges Mädgen ihrer Puppe, in der bizarrſten Miſchung, den alten ſchmutzigen Flitterſtaat aufhenkt, indeß die Andre ſie mit einem einfachen Bändgen ſchon geputzt genug glaubt; Da werdet Ihr ſehn, wie eine kleine Dirne ſchon die Kunſt verſteht, ihre freundliche Gunſt bey den Knaben gelten zu machen, und durch kleinen Zwiſt dem Umgange neuen Reiz zu geben; wie ſie Einen vorzieht, und doch Keinen ganz zurückſtoßen will; wie ſie ihren Geſpielinnen einen dienſtfertigen Jungen wegzukapern verſteht; Da werdet Ihr ſehn, wie früh ſchon bey den Mädgen der Hang zu abgebrochenen Blumen, das Bild des Geſchmacks an nicht dauerhafte, vergängliche Freuden, entſteht; wie ſorgfältig ſie dieſer Blumen pflegen, um den augenblicklichen Genuß zu verlängern; wie gern ſie eingeſperrte Thiere warten und füttern mögen — Zwey Züge, die man ſelten bey ſtarken, geſunden, muntern Knaben finden wird! u. d. gl. m. Wer aber ſo etwas für unbedeutend hält, der gebe ſich nur nicht damit ab, Kinder zu erziehen.

Obgleich ich nun würklich die Spielſtunden auf dieſe Art auch nütze, um mich und die Kinder klüger und beſſer zu machen; ſo gewöhne ich dieſe doch nicht gern daran, im Spielen und Spazierengehn eigentlich unterrichtet zu werden, ſondern ich halte meine Lehrſtunden ordentlich, nicht trocken, nicht ſteif und nicht pedantiſch, aber ernſthaft und pünctlich; Man gewöhnt ſich ſonſt gar zu leicht daran, wichtige Sachen leichtfertig, frivol zu treiben, wohin ſich unſer Zeitalter leider! nur gar zu ſehr lenkt.

Der Cardinal Richelieu hatte die Gewohnheit, zwey Menſchen, denen er Verweiſe gegeben, oder die er beſtraft hatte, in einem Zimmer mit einander allein und ſie daſelbſt behorchen zu laſſen. Wenn Beyde dann, in der erſten Empfindung des Unwillens, ſich ihr Leid klagten; ſo gab ihm das Gelegenheit, ihre Temperamente und ihre Geſinnungen gegen ihn kennen zu lernen. Ich habe dieſe Maxime auch bey Kindern anwendbar gefunden, und oft bemerkt, wie Kinder, welche ſonſt wegen unähnlicher Charactere uneinig zu ſeyn pflegten, nach einer zugleich mit einander erhaltenen Demüthigung, oder Züchtigung, in einem Winkel, wo ſie nicht gehört zu werden glaubten, gemeinſchaftliche Sache machten, um über die Art der Strafe, über Härte oder Gelindigkeit, über Unſchuld und Schuld, mit Betrübniß den Vater gekränkt zu haben, mit guten Vorſätzen, oder mit Mißmuth, oder mit Verdruß zu raiſonniren.

Man hat in der gewöhnlichen Erziehung den Grundſatz, daß man den Kindern, die im Wachsthume begriffen ſind, des Tages hindurch viere bis fünfmal etwas zu eſſen reichen müßte; Da läßt man ihnen dann, auſſer der Mittags- und Abendmalzeit, noch Frühſtück, Veſperbrod, und, wer weiß was alles? reichen. Geht die Mutter in die Vorrathskammer; ſo nimt ſie das Töchterchen mit; Oefnet ſich dann ein Gefäß; ſo ſteht das Mädgen mit gierigen Augen da, und verlangt, bis es geſchmeckt hat; Die Köchinn und andre Domeſtiken ſtecken dem Söhnlein auch hie und da ein vom Teller genommenes Bisquitgen zu, und ſo iſt des Speiſens kein Ende. Ich bin kein Arzt, kann alſo nicht entſcheiden, ob es nöthig ſey, weil der Magen eines Kindes geſchwinder verdauen ſoll, als der von Erwachſenen, demſelben oft neue Nahrung zu geben, und ob es nicht vielmehr ſchädlich ſeyn mögte, ihn in beſtändiger Bewegung zu erhalten; aber das weiß ich, daß Leute, die in ihrer Jugend daran gewöhnt worden ſind, ſolchen thieriſchen Verrichtungen, als da ſind: Eſſen, Verdauen und Ausleeren, einen großen Theil ihrer Zeit zu widmen, und von allem, was ſie ſehen, etwas zu genieſſen, oder wenigſtens zu koſten, daß ſolche Leute nachher gewaltig lüſtern und gefräßig werden. Man ſieht ſie beſtändig mit einem Butterbrode, mit einem Apfel oder dergleichen im Maule. Erblicken ſie ein Töpfgen mit eingemachten Sachen; ſo tritt ihnen das Waſſer in den Mund; auf eine gute Malzeit freuen ſie ſich mehr als auf ein belehrendes Geſpräch, und ſie bezahlen lieber ihre Hausmiethe nicht, um das Geld zum Kaufmanne zu ſchicken, und ſich das Neue vom Jahre, hundert Auſtern, oder friſchen Seefiſch, oder was ſonſt angekommen iſt, holen zu laſſen. Ich will nicht, daß meine Kinder alſo den Magen zum Mittelpuncte ihrer Exiſtenz machen, und den Gaum ohne Unterlaß kitzeln ſollen. Von allem, was auf meinen Tiſch kömmt, reiche ich ihnen etwas, ſuche aber ſie von der Gefräßigkeit ab zur Mäßigkeit zu leiten. Sie bekommen des Morgens ein leichtes Frühſtück, Mittags eine gute Malzeit und Abends wenig zu eſſen. Man kann den Magen an eine ungeheure Ausdehnung gewöhnen, aber wenig wohlverdaute Nahrung giebt gewiß mehr Kraft und beſſere Säfte. Phlegmatiſche Menſchen, beſonders aber gemeine Leute und Dienſtboten, bringen gemeiniglich ſehr lange Zeit bey Tiſche und auf dem Abtritte zu; Es ſcheint als wenn ſie dieſe viehiſchen Geſchäfte als ihre angenehmſte Erholung betrachten. Sie pflegen auch wol zu ſagen: „Man werde am Tiſche nicht älter;“ Und dann geht alles nach einer gewiſſen Ordnung; Zuerſt recht viel mit Bedacht hinuntergeſtopft, und dann erſt hintennach getrunken, wie die Pferde; Wird aber die Ordnung unterbrochen, wie es doch oft, an Höfen oder ſonſt in der Welt, geſchehen kann; ſo ſind dieſe Leute krank, oder wenigſtens übler Laune. Ich habe einen Mann gekannt, der immer ſeinen Gäſten zurief: „Nur hübſch langſam gegeſſen! ſo kann „man dreyer Menſchen Koſt genieſſen.“ — Eine ſchöne Ehre! Auch hierinn gewöhne ich meine Kinder anders. Ich weiß wohl, daß es nicht geſund iſt, gar zu geſchwind zu ſpeiſen, und alles ungekäuet, ohne gehörige Vermiſchung von Speichel, niederzuſchlucken; aber alles mit Vernunft! Wir, in unſerm Hauſe, ſitzen des Mittags dreyviertel Stunden, Abends aber eine halbe Stunde am Tiſche, und das iſt lange genug. Meine Kinder dürfen nicht jeden Augenblick, ſondern nur zweymal des Tages auf den Abtritt gehn, und da ich verlange, daß ſie dies nicht eher thun dürfen, als bis ſie die Nothwendigkeit dazu fühlen; ſo geſtatte ich ihnen nicht mehr als fünf Minuten jedesmal zu dieſem unangenehmen Geſchäfte.

Sie fragen mich, ob ich denn meine Kinder in Allem ſelbſt unterrichte? Das verſteht ſich, mein Freund! Da mich meine häuslichen Umſtände nicht nöthigen, aus Geldhunger bürgerliche Geſchäfte zu übernehmen, die gewiß weniger wichtig ſind, als die erſten menſchlichen Geſchäfte, jene auch ohne mich recht gut von Statten gehn; ſo habe ich Muße dazu, ein treuer Hausvater und Hauslehrer zu ſeyn. Hat man viel Kinder; ſo iſt es freylich nicht zu ändern, die Aufſicht darüber und die Unterweiſung mit andern guten und geſchickten Leuten zu theilen; aber immer rathe ich, wo möglich, den Hauptunterricht ſelbſt vorzunehmen und zu dirigiren. Man ſage nicht, daß nicht jeder dazu Kenntniſſe habe! So viel als man einem unerfahrnen Kinde in jeder Stunde beybringen will, wird ja ein ſonſt in Wiſſenſchaften nicht fremder Mann vorher lernen können, und er wird denn um ſo beſſer unterrichten, wenn er, mit Rückſicht auf des Kindes geringere Fähigkeiten, ſich noch erinnert, was ihm am ſchwerſten zu faſſen geworden iſt. Treuer unterweiſen gewiß auch vernünftige Eltern als Miethlinge und Handwerksgelehrte; die Kinder haben auch mehr Achtung für jene, und die genaue Bekanntſchaft mit den Charactern dieſer jungen Geſchöpfe wird ſie in den Stand ſetzen, Hülfe und Antrieb auf die rechte Art in jedem einzelnen Fall anzuwenden. Allein es kommen noch manche andre Urſachen hinzu, die mich gegen Annahme fremder Lehrer, beſonders bey jungen Mädgen, einnehmen. Ich will hier nicht einmal anführen, daß leider! der größte Theil der Leute, die man Maîtres nennt, Menſchen ohne Sitten und Grundſätze ſind, und daß man Beyſpiele hat, daß Viele von ihnen bey ihren Schülerinnen nicht die beſten

Rollen ſpielen, ſondern das Zutrauen der Eltern und die Gelegenheit misbrauchen, um ſie, wo nicht ſelbſt als Liebhaber oder als Unterhändler in kleine Intriguen zu verwickeln, doch wenigſtens durch Erzählung von Stadtannecdoten und anderm unnützen und ſchädlichen Gewäſche, für Dinge zu intereſſiren, die nicht den beſten Eindruck auf ihre Moralität machen. Von dieſem Allen will ich ſchweigen, und nur Einer Unannehmlichkeit Erwähnung thun, die gewiß nicht ganz unwichtig iſt. Die Lehrer haben nemlich ſelten ſo viel Klugheit, ihren Umgang unvermerkt nach den zunehmenden Jähren der jungen Mädgen umzuformen, und zurückhaltender zu werden, wenn die Schülerinn aufhört ein Kind zu ſeyn. Gewöhnt, ſie ſchlechtweg bey ihren Taufnahmen zu nennen, ihnen die Backen zu ſtreicheln, wenn ſie hübſch fleiſſig ſind, ihnen treuherzig die Hand zu drücken, und was dergleichen ſtiefväterliche Vertraulichkeiten mehr ſind, ändern ſie mit den Jahren ſelten etwas in dieſem Betragen, und überlegen nicht, daß ſolche Familiaritäten von wichtigern Folgen ſind für ein zur Sittſamkeit, zur

Anſtändigkeit und, beſonders in jetzigen Zeiten, zur Vorſichtigkeit erzogenes Mädgen im funfzehnten als im achten Jahre.

Wenn man von Einer Seite einwenden mögte, daß ein Mann, der ſich beſtändig mit dem Unterrichte beſchäftigt, geſchickter ſeyn müßte, ſich nach der Empfänglichkeit der Kinder zu richten, und ſeinen Vortrag faßlich und klar einzurichten; ſo iſt dagegen nicht weniger wahr, daß ein Mann, welcher Handwerk vom Unterweiſen macht, ſich leicht in ſeine Metode verliebt, und nicht ſo ſehr geneigt iſt zu glauben, die Schuld liege an ihm, wenn die Kinder nicht weiter kommen. Wenige gehen vom gemeinen Schlendrian ab, und die, welche einen andern Weg einſchlagen, haben denſelben gewöhnlich aus unſern neuern Erziehungsbüchern entlehnt, ſelten ſich ihr Syſtem von reiflichem Nachdenken und von Erfahrung abgezogen. Es iſt kaum glaublich, wie ſorglos, wie wenig fein in der Auswahl manche Lehrer dabey zu Werke gehen. Ich ſahe neulich einen Hofmeiſter, der einen Knaben von neun Jahren Hagedorns Fabel von der Fledermaus auswendig lernen ließ — Welch' eine Lehre für ein Kind! Die Fledermaus belügt die erſte Wieſel, indem ſie ſich für eine Maus, und die andre, indem ſie ſich für einen Vogel ausgiebt; Mußte nicht der Knabe den Schluß machen: das beſte und erlaubteſte Mittel durch die Welt zu kommen ſey, nie den graden Weg zu gehn, ſondern ſich nach jeder Geſellſchaft umzuformen, und Lüge und Betrug zu Hülfe zu nehmen, um von Freunden und Feinden der guten und böſen Sache geachtet zu werden?

Beſonders viel habe ich an der gewöhnlichen Art des Religionsunterrichts auszuſetzen. So erklärt man z. B. die Begriffe von der Gerechtigkeit und von der unendlichen Barmherzigkeit Gottes, in allen Kirchenſyſtemen äuſſerſt falſch. Gerechtigkeit begreift ſchon Barmherzigkeit in ſich, das heißt: wer im höchſten Grade gerecht iſt, der wird immer Nachſicht gegen Schwäche und Unvermögen haben, wird Rückſicht nehmen auf alle Umſtände, auf Verhältniſſe, Gelegenheit, Reizung u. ſ. f. Nie aber kann er ſich von dieſer Richtſchnur entfernen, oder er hört auf gerecht zu ſeyn. Alle andre Barmherzigkeit würde Schwäche, Mangel an Gerechtigkeit ſeyn; Wer ſtraft, ohne alle Gründe abgewogen zu haben, (auch in der Erziehung) der handelt nicht in höherm Grade ungerecht als der, welcher Nachſicht hat aus bloßer großmüthiger Laune, und ſich erbitten läßt, Gnade wiederfahren zu laſſen, wo er nicht ſollte, und zu verzeyhen, wo nicht Beſſerung vorhanden oder ſicher zu hoffen iſt. Wir ſollen alſo nur, dürfen nur, können nur auf Gottes ſtrengſte Gerechtigkeit zählen, wenn wir den Sinn des Worts Gerechtigkeit recht verſtehen, und nicht etwa uns Rache oder Unwillen dabey denken, ja! ich bin überzeugt, daß die gemeinen Begriffe von der Barmherzigkeit des Schöpfers, den ſchädlichſten Einfluß auf unſre Sittlichkeit haben. Gott iſt nicht ein Weſen, das ſich jeden Augenblick ereifert, ſeine Creaturen, wenn ſie fehlen, zertrümmern will, ſich aber dann wieder beſchwätzen läßt und alles verzeyht, wenn man nur pater peccavi ſagt. Nein! er fordert viel oder wenig, je nach dem uns viel oder wenig gegeben iſt, weiß wogegen jeder zu kämpfen hat, und ob er gekämpft hat, und dann iſt die Folge der Handlung, in dieſer und jener Welt, die unausbleibliche Strafe oder Belohnung, ohne Gnade und Barmherzigkeit. Hiebey kann der redliche Mann, bey aller Schwäche, dennoch ſehr ruhig ſeyn, und nicht weniger die Zuverſicht haben, daß auch ſeine Reue ſein Verbrechen mildert, in ſo fern Reue nachher würklich Beſſerung würkt, ſonſt aber nie, nie!

Rouſſeau meynt, der Begriff von der Ewigkeit ſey ſo ſchwer zu faſſen für Kinder; ich denke nicht alſo. Der Begriff von Zeit, mit allen Nebenideen, das heißt; die Fragen: wenn dieſe Zeit angefangen hat, wie lange ſie dauern wird, und was geweſen iſt, ehe die Zeit war, das alles ſcheint mir viel zuſammengeſetzter als die Vorſtellung, daß etwas immer alſo geweſen ſey, und immer alſo ſeyn werde.

Auf welche Art ich von dieſer Ueberlegung, bey Erklärung der Schöpfungsgeſchichte Gebrauch mache, das ſollen Sie ein andermal hören von Ihrem u. ſ. f.

Urfſtädt, im Junius 1785.

IV. An den Finanzrath M***.

Hohn Dir, Du reicher, dicker Mann!
Wer, ſo wie Du, ſich mäſten kann,
Mit armer Waiſ' und Witwen Brod,
Der leidet freylich keine Noth —
Seht nur den glatten, runden Bauch!
So bummelt' einſt Silenens Schlauch
Um eines Eſels Rippen her,
Von Wind und altem Weine ſchwer!
Des guten Landmanns Schweiß und Blut,
Den Du betrügſt um Hab' und Gut,
Giebt Dir, der Du ihn plagſt und drängſt,
Den Sammt, womit Du Dich behängſt.
Der beſſern Armen Untergang
Bau'ſt Du, bey Spiel und Saitenklang,
Erwerb von Mann, und Kind, und Weib,
Schwellt Deinen ungeſchickten Leib.
Doch glaube, feiſter Taugenicht!
Es harrt ein ſchreckliches Gericht
Auf Dich; Von jedem hier gehaßt,
Ja ſelbſt von dem, der mit Dir praßt,

Treibſt Du vielleicht noch kurze Zeit
Mit Tugend, Treu' und Redlichkeit
Dein ſchnödes Spiel — Dann liegt, verzagt,
Vom innern Richter angeklagt,
Der Bube da, und winſelt, kämpft
Mit Höllenangſt, die nichts mehr dämpft,
Kein Rauſch, kein Geld und kein Gebeth,
Indeß der redlich Arme ſteht
Mit heit'rer, ofner Stirn, vor Gott,
Wenn ihn ſein ſanfter Freund, der Tod,
Beruft zu einer beſſern Welt,
Wo ihn kein Schelm, kein Wüthrich quält.
Drum poche nicht! Bald kömmt die Zeit —
Ein Blick in iene Ewigkeit
Vergälle jede Wolluſt Dir,
Und ſey ſchon Deine Strafe hier!

Leipzig den 26ſten Junius,
1785.

Philipp von Heinwald.

V. Beytrag zur vaterländiſchen Sprachkunde.

Fortſetzung*.

Brief des Herrn Rectors Plumbeus an den Herrn Meyer in Urſtädt.

Ich fahre in meinen zerſtreueten Bemerkungen über unſre liebe Mutterſprache fort, weil Sie, mein hochgeehrteſter Freund! Geſchmack daran gefunden und mich verſichert haben, daß auch manche Leſer zufrieden davon geweſen wären. Bevor ich aber, nach der mir vorgeſetzten Ordnung, meine indeß geſammleten Beobachtungen vorzutragen anfange, muß ich eine kleine Anmerkung vorausſchicken.

Man wundert ſich nemlich oft darüber, daß die Franzoſen mit ſo großer Mühe unſre Sprache, und daß ſie noch dazu dieſelbe ſelten vollkommen fertig und richtig erlernen, da hingegen ein Teutſcher ſehr leicht das Genie und die Mundart der franzöſiſchen Sprache faßt, ja! in der That, einer unſrer Landesleute, wenn er dieſe fremde Sprache recht ſtudiert hat, mehrentheils fehlerloſer ſpricht und ſchreibt, als die meiſten Franzoſen, und dieſe ſelbſt geſtehn müſſen, daß Viele von uns, wenn ſie einige Zeit in Paris gelebt, und mit der feinen und gelehrten Welt Umgang gepflogen haben, jede Wendung der Sprache und den richtigen Accent ſo vollkommen lernen, (der Menge von Windbeuteleyen nicht einmal zu erwähnen, die ſie ſich zugleich mit eigen machen) daß man ſie für gebohrne Franzoſen halten mögte.

---

* Erſtes Stück, Seite 199.

Ich ſage, man wundert ſich darüber; allein mir kömmt das gar nicht ſonderbar vor, und die Urſache davon liegt hauptſächlich in vier Stücken, die ich hier entwickeln will:

1) Unſre Organen ſind durch die Ausſprache ſo vieler Mitlauter und ſchwer zu formender Sylben, woran das Teutſche reich iſt, ſo beugſam geworden, daß wir ſie leicht zu

allen andern Mundarten gewöhnen können, welches in noch höherm Grade der Fall bey den Polen und Ruſſen iſt, da hingegen den Franzoſen, aus der gegenſeitigen Urſache, die Erlernung faſt aller Sprachen, die italieniſche ausgenommen, unendlich ſchwer werden muß;

2) Sind unſre Provinzialdialecte und Provinzialismen ſehr viel mannigfaltiger und verſchiedener, als die in den Provinzen von Frankreich; Ein öſterreichſcher Bauer und ein gemeiner Niederſachſe, ein Brandenburger und ein Schwabe verſtehen ſich faſt gar nicht *, welches dann den Ausländer, welcher unſre Sprache erlernen will, natürlicher Weiſe ſehr verwirren muß, und dies um ſo mehr, da

3) Die teutſche Sprache noch nicht auf ſo einförmige, unwandelbare Regeln, wie die franzöſiſche, iſt zurückgeführt worden, und

---

* Man leſe nach: Fried. Nicolais Reiſebeſchreibung, Vter Theil Seite 305.

ſelbſt unter unſern beſten Schriftſtellern eine große Verſchiedenheit in Rechtſchreibung und Wortfügung herrſcht. Endlich aber mag vielleicht die wichtigſte Urſache

4) darinn liegen, daß bey uns faſt jeder Stand eine eigene Sprache hat, in Frankreich hingegen Eine conventionelle Sprache, Ein Schnitt in Wendungen, Ausdrücken und Gedanken, in allen Ständen herrſcht — Ich will mich deutlicher erklären — Bey uns iſt die Abſonderung der Klaſſen und Stände in das Unendliche vervielfältigt; Der Umgang unter dieſen Ständen, die Art der Höflichkeit, die Titulaturen, die phyſiſche, moraliſche und intellectuelle Bildung, das Intereſſe, die Forderungen, die Erwartungen, die Anmaßungen, die politiſchen Verhältniſſe und Rückſichten, der Gang, den der Witz nimt, die Cultur, das alles iſt nicht weniger mannigfaltig in Teutſchland, und jeder von uns muß eingeſtehn, daß der, welcher nicht ſehr viel Erfahrungen gemacht, Menſchenkenntniß geſammlet, mit Leuten aus allen Klaſſen gelebt,

und die Sitten aller Stände ſtudiert hat, beynahe nur mit Perſonen ſeines Standes einen angenehmen, harmoniſchen, ungezwungenen Umgang haben kann. Der Hofmann iſt in Geſellſchaft reichsſtädtiſcher Kaufleute faſt immer ganz fremd und auſſer ſeiner Lage, der Gelehrte in Geſellſchaft von Hofſchranzen ſtumm und verlegen, der Arzt in dem Cirkel von Officieren nicht an ſeinem Platze, der Stadtmann bey Landedelleuten verſtimmt und launich, der Geiſtliche, von Künſtlern, Schauſpielern oder Tonkünſtlern umgeben, hat Langeweile, u. ſ. f. Hingegen iſt die ganz unbeſchreibliche Politur der franzöſiſchen Nation vom Hofe bis zu den niedrigſten Ständen hinuntergedrungen. Man hört, einige Modificationen abgerechnet, den Pair von Frankreich, in ſeinem Umgange, in ſeinen Reden, ſich eben ſolcher Wendungen bedienen, als den Haarkräusler; kleine Stadtneuigkeiten, ein Liedgen, ein Märchen, eine Nationalwindbeuteley, eine Staatsſache, eine Kriegs- und Friedensnachricht, eine Liebſchaft, das alles geht, in einerley Gewande, aus Mund in

Mund, aus Verſailles nach Paris, aus Paris in die Provinzen, wird vom Schuhputzer faſt eben ſo frivol, eben ſo luſtig, eben ſo ſentimental behandelt, nacherzählt, mit eben dem Intereſſe aufgenommen, als vom Staatsminiſter; die Galanterie, die Courtoiſie, die Freundſchaft, die Mode, die Literatur, das Schauſpiel, alles dies hat dort beynahe in allen Ständen und Provinzen den nemlichen Schnitt; der Mousquetaire ſagt in ſeinem habit de goût, auf einer guinguette, ſeiner Schönen mit eben ſo viel ſentiment Süßigkeiten vor, als der junge Duc der Vicomteſſe auf dem bal de l'opera. Wenigſtens ſtechen die Sitten, die Gebräuche und der herrſchende Ton nicht ſo ſehr gegen einander ab in den verſchiedenen Ständen und Provinzen, als bey uns, und die Sprache iſt ſo feſt auf Regeln gegründet, daß der Ausländer, beſonders der fleißige, beobachtende Teutſche, leicht das Genie der Sprache und die Convention des Umgangs in Frankreich lernt.

Verzeyhen Sie mir dieſe Ausſchweifung! Ich fahre nun fort, nach meinem Plane, zur vaterländiſchen Sprachkunde mein Schärflein zu liefern.

Ad I. 1) habe ich ſeither nichts geſammlet.

Ad I. 2) Ich finde das Wort Gottesacker anpaſſender, bildlicher, ſchöner, als das in andern Provinzen übliche Wort Kirchhof. Nicht jeder Begräbnißort liegt, als ein Hof, nahe an der Kirche, und mir ſcheint die Idee angenehm, daß dies ein Acker Gottes iſt, beſäet, zur Erndte, nach der Auferſtehung, zur Unſterblichkeit.

Man ſagt in Heſſen von einem Menſchen, der im Gehen den Hintern dreht und wendet: er quäſtet, hergeleitet von Quaſt.

Daſelbſt ſagt man Pflanz, ſtatt Qualm, Schwaden, Dampf. Mich dünkt, das Wort hat ſchon etwas Erſtickendes, Dämpfendes.

In Bayern iſt Schliffel ein Schimpfwort, in andern Gegenden Schniffel oder Schnüffel.

Ein Bauer in Niederſachſen redete davon, daß wir itzt keine ſo warme Tage mehr erlebten, als ehemals: „Ich glaube‘ ſagte er „die „Sonne hat in den letztern kalten Wintern „*einen Knups bekommen.*“

Ein ſchönes Sprichwort hörte ich einſt in Braunſchweig; Es ſagte jemand: „ach! ein „fröhliches Geſicht iſt nicht immer Zeichen von „innerer Freude; *Es lachen nicht alle Leute, „die das Maul breit ziehen*, denn man ſieht „nicht, wo einem der Schuh drückt.“

Man ſagt im Hannöverſchen: „der Menſch „hat ſich mit einem Mädgen verquackelt“ das heißt: leichtſinnig eingelaſſen; So ſagt man auch ſtatt: leichtſinnig reden, ſchwätzen, quackeln.

Ad II. 1) Sehr oft findet man in teutſchen Schriftſtellern ſtatt des Beyworts *ungenannt*, *nahmenlos* geſetzt; dies kann einen falſchen, ja! einen beleidigenden Begriff erwecken, als wenn der Mann keinen Nahmen, keinen Ruf hätte.

Ad II. 2) In Niederſachſen ſagt man ſtatt: **der Schrank, das Schrank**; ſtatt: das Tuch, **der Tuch, der Schnupftuch**; Man verwechſelt daſelbſt das **hinauf** und **herauf**, z. B. „Gehen Sie doch herauf; ich werde gleich folgen“ und: „Er kam zu mir hinauf;“ Statt: ſchwören ſagt man vielfältig ſchweren (eitern); ſtatt: Ratte, Ratze, da doch der Ratz ein ganz anders Thier iſt. Statt: ſchweigen ſagen die Niederſachſen zuweilen ſweigen; ſtatt: **ein bisgen**, ein büſchen. Auf den hannöverſchen Meilenzeigern ſteht ſtatt: ſieben Meilen, ſieben Meile; ſtatt Abſatz (am Schuhe) ſagt man **Hacken**; **die Mund**, ſtatt der Mund; **einen Diener machen**, ſtatt ſich verbeugen; **thun**, ſtatt leyhen, z. B. „Er „hat mir ſeinen Ueberrock gethan“ ſtatt: **thun, duhn**; ſtatt leyhen, leinen auch wol lehnen; Dort verwechſelt man das **mir** und **mich**, macht keinen Unterſchied unter **leyhen** und **borgen**, ſagt ſtatt: **nach und nach, alle nach grade**, und conſtruirt **hören laſſen** mit dem Dativo.

In den ober- und niederrheiniſchen Gegenden und weiter hinauf lehrt man die Kinder: der Diphtongus ü ſey aus u und i zuſammengeſetzt, da er doch aus u und e beſteht; Man ſpricht aber ü wie i, eu wie ei, ö wie e aus; Statt: **ſchmutzige Wäſche** ſagt man: **ſchwarze Wäſche**, woraus dann Mißverſtändniſſe entſtehn, z. B. wenn von **ſchmutzigen**, nicht von **ſchwarzen Strümpfen** die Rede iſt. Auch ſagen Einige ſtatt: **Schinken**, **Schunken**, und hängen ſie dem Worte **ſchon**, wenn ein Vocal folgt, ein t an, z. B. **ſchont erhalten**. Wenn man in einigen Gegenden des churrheiniſchen Creiſes ſagen will: **er fängt an dick zu werden**; ſo heißt es: **er wird dick anfangen**, und wenn man erzählen will: **man reiſe künftigen Sonntag ab**; ſo ſpricht man: „**ich reiſe** „**bis Sonntag**“ als wenn man von heute an, bis zum Sonntage auf der Reiſe ſeyn würde. **Als** wird in dieſen Gegenden in doppeltem Sinne gebraucht, nemlich da, wo es **immer** und da, wo es **zuweilen** heiſſen ſoll, z. B. **als fort! als fort**, will ſo viel ſagen, als: „**Nur immer fort!** nur immer weiter!“ und:

„Er geht als ſpazieren“ „er geht zuweilen „ſpazieren.“

In der Pfalz ſagt man: am drey Uhr, ſtatt um; „Ich will Sie nicht verhalten“ ſtatt: nicht aufhalten.

In Heſſen hört man ſtatt: verrauchen, verriechen; ſtatt Topf, Tippen; geſagen, ſtatt ſagen; ſtatt Kropf, dicken Hals, da doch jemand einen dicken Hals haben kann, welcher kein Kropf iſt. Den Imperativus von nehmen macht man dort nehm, ſtatt nim! Das Imperfectum von kaufen, kief, ſtatt kaufte; Frau Rath, ſtatt Frau Räthinn, und in Braunſchweig ſagt man gar: Frau Canonici. Leute von nicht ganz gemeinem Stande ſagen ſtatt: Winde, Winge, ſtatt: Wagenwinde, Wagenwinge; ſtatt: ganz verlaſſen, all verlaſſen. Um auszudrücken: das Mädgen ſey mannbar, ſey confirmirt, ſey zum Abendmal geweſen: „Sie iſt zu geweſen.“

Les petittes véroles heiſſen in Niederſachſen: **Blattern**, in Oberſachſen: **Pocken**, in Frankfurt: **Uhrſchlächten**, in Manheim: **Porpeln**; die Maſern in manchen Gegenden **Rötheln.**

Ad III und IV. weiß ich heute nichts zu liefern.

Ad V frage ich: Haben **Wort**, **Land** und **Ort** zweyerley Plurales, oder nur einen? Man ſagt: „Ich will wenige **Worte** zu Ihnen reden“ und: „die kurzen **Wörter** ſind leicht zu behalten.“ Man ſagt: „die ſüdlichen **Länder**“ und: „in des Königs **Landen**“ Man ſagt: „Es giebt **Orte**, wo die Corruption herrſcht“ und: „Ich habe mir alle **Oerter** aufgeſchrieben“ — Welches iſt recht? Beydes?

Iſt der niederſächſiſche Weibernahme **Engel** ein Diminutivum von Angelica, Angelique?

Heißt es: ſagen hören, oder ſagen gehört? „Man hat ihn kommen **hören**“ oder **gehört**? Ich denke das Supinum müßte gehört heiſſen, der Infinitivus aber hören — Und doch — man leſe unſre beſten Schriftſteller!

Iſt es eine Regel, daß man von einigen Wörtern, welche aus der franzöſiſchen Sprache in die unſrige übergegangen ſind, wenn ſie forn die Silbe es oder e haben, dieſe abſchneide? wie in den Beyſpielen: eſpalier, Spalier; echarpe, Scherpe; contreeſcarpe, Conterſcherpe; eſponton, Sponton; eſclave, Sclav u. d. gl.

Iſt das Wort währen ein gutes Wort, für dauern? z. B. währt „einen Augenblick“

Woraus iſt das in Ober- und Niederſachſen gebräuchliche Wort Kauderwelſch zuſammengeſetzt?

Man ſagt in Hannover: „es riecht mulſtrich“ in Heſſen: michzend, von etwas, das in Fäulniß überzugehn anfängt — Welches iſt das rechte Wort dafür?

Heißt es: zu Nutze, oder zu Nutzen machen?

Und damit will ich vor heute ſchlieſſen; Ich bin von ganzem Herzen, u. ſ. w.

VI. Kurze Reiſenachrichten.

Brief des Hauptmanns von Weckel an den Herrn von Hohenau.

Alſo lieſt das Publicum des Hauptmanns von Weckel muntre Reiſeannecdoten gern, wie Sie mir ſchreiben, und wünſcht, es möchten oft dergleichen Aufſätze in unſerm Journal erſcheinen? — Nun! das ſollte mich ja wohl recht ſehr ſchmeicheln, und wenn mir das hochanſehnliche Publicum nur das Geld dazu beyſteuerte; ſo könnte ich etwa nichts beſſers thun, als das ganze Jahr durch herumreiſen, und allerley Mährchen aufſammlen, womit ich nachher dem curioſen Liebhaber manche luſtige Stunde machen würde — Aber, glauben Sie mir, mein Lieber! dieſer frivole Geſchmack unſrer teutſchen leſenden Welt macht keine angenehme Eindrücke auf mich. Die jetzt ſo allgemein werdende Anecdotenjagt zeugt von der Leichtfertigkeit unſrer Denkungsart. Ernſthafte, philoſophiſche, kernhafte Aufſätze, über wichtige, die ganze Menſchheit intereſſirende Gegenſtände, werden nur mit Langerweile und mit Widerwillen geleſen, da hingegen Greis, Mann und Jüngling ſolche Kleinigkeiten gierig verſchlingen. Unnütze, oft ſehr flache, oft gänzlich falſche, in ſchiefen Geſichtspunkten aufgenommene Bemerkungen, mit ein bisgen Witz aufgeſtutzt, gelten für ächte Materialien zur Menſchenkenntniß; Ein durch Teutſchland kutſchirender Fremder hört in Wirthshäuſern etwas halb erzählen, oder ſieht etwas halb, ſieht es durch die Brille einer böſen oder comiſchen Laune, oder iſt an einem Orte nicht mit der geforderten ausgezeichneten Höflichkeit behandelt worden, und nun ſetzt er ſich hin, und ſchreibt etwas auf, wonach man dann den Ton, der in einer Stadt herrſcht, den Grad der Aufklärung, oder die Fehler der Regierungsform frech hin beurtheilt.

Man ſollte in der That in jetzigen Zeiten äuſſerſt vorſichtig in ſeinen Geſprächen mit reiſenden Fremden werden, denn ſie laſſen alles drucken, was ſie ſehen und hören, und man hat noch von Glücke zu ſagen, wenn man nicht einen Monat nachher in irgend einem Journale, Muſäum oder d. gl. ſeinen werthen Nahmen prangen ſieht, und etwa lieſet: „Mein vieljähriger Freund, der Herr N. N. erzählte mir“ u. ſ. f. oder wenigſtens ſolche Dinge öffentlich bekannt gemacht findet, wovon die Einwohner unſrer Stadt oder Gegend leicht urtheilen können, daß kein Andrer als wir dieſelben könne erzählt, beſonders wenn ſie ſich erinnern, ähnliche Geſpräche von uns gehört zu haben, oder wiſſen, bey wem der Fremde damals geweſen iſt, oder auf welche Dinge wir gewöhnlich aufmerkſam zu ſeyn ſcheinen, und da kann man dann von einem einzigen, in der Ergieſſung des Herzens, oder in verdießlicher Stimmung, oder in Zerſtreuung geſprochenen Worte ſehr ernſthafte Händel und tödtlichen Verdruß einerndten.

Indeſſen hat man dies von dem reiſenden Weckel nicht zu befürchten. Dieſer ſchreibt auf ſeinen Wanderſchaften nichts auf, als was er ſelbſt ſieht, und ſeine Annecdoten können niemand in Verlegenheit bringen.

Uebrigens wünſchte ich, zum wahrhaften Nutzen ſolcher Reiſenden, denen es darum zu thun iſt, entweder ſich und Andre durch ihre Reiſe ernſtlich zu belehren, oder gewiſſe ihnen wichtige Geſchäfte zu beſorgen, und die desfalls Unterſtützung, guten Rath und Zutrauen bedürfen und verdienen, es mögte das bey den Alten übliche jus hoſpicii in unſern Zeiten wieder eingeführt werden. Es hätte nemlich jeder, der ſich auf dergleichen einlaſſen wollte und könnte, eine Anzahl kleiner numerirter Tafeln von Marmor, Porcelan, oder Metall, (teſſeræ) und dieſe bräche er mit ſeinen vertrauteſten Freunden von einander. Das eine Stück nähme der Freund mit, das andre, grade daran paſſende, bewahrte man auf. Wer mir nun eine Scherbe brächte, die an eine meiner Scherben paßte, den ſähe ich als einen mir von einem meiner beſten Freunde dringend empfohlenen guten Mann an. Dieſer gehörte alsdann ſogleich zu meiner Familie, fände bey mir, eine beſtimmte Zeit hindurch, Nachtlager, einfache Koſt, wie ich ſie täglich genöſſe, Unterſtützung in ſeinen Geſchäften und Vertrauen.

Jeder könnte, bey der Anzahl der auszutheilenden Scherben, ſich nach ſeinem Vermögen richten, und wenn er ſie leichtſinniger Weiſe an Leute austheilte, von deren Gewiſſenhaftigkeit, in Tracirung ſolcher Gaſtfreundſchaftswechſel, er nicht feſt überzeugt wäre, der hätte ſich's hernach ſelbſt beyzumeſſen, wenn er allerley mittelmäßige und ſchlechte Leute beherbergen müßte; doch denke ich, man würde alsdann vorſichtiger dabey zu Werke gehn, weil dies eine fortdauernde Servitut auflegte, als heut zu Tage mit der Menge von Empfehlungsbriefen, die uns itzt um ſo manche Stunde und um ſo manches Geld bringen, das bey dem unbedeutenden Beſuche ſolcher neugierigen Fremden daraufgeht. Wer übrigens Luſt hätte, den Cirkel ſeiner Bekanntſchaften auf ſeine Unkoſten zu erweitern, der könnte, nach wie vor, alles was bey ihm anſpräche aufnehmen, wie es denn würklich Leute giebt, die ſich eine Ehre daraus machen, von viel Fremden aufgeſucht zu werden, obgleich dieſe Ehre oft weniger ihren Perſonen als ihren Malzeiten und der Tödtung der Langenweile gilt. Kein Fremder aber könnte ſich beleidigt halten, wenn der Bediente, welcher ihn melden ſollte, vorher fragte, ob er eine teſſeram bey ſich führte. Wer in großen Städten die Erfahrung gemacht hat, wie viel Zeit bey ſolchen zweckloſen Fremdenbeſuchen verlohren wird, der wird dieſen Vorſchlag wohl nicht ganz unnütz finden.

Doch, ich komme nun zu der Erzählung deſſen, was mir auf meinem letztern Zuge hie und da aufgeſtoßen iſt. Sie wiſſen, daß ich den Winter und Frühling hindurch recht fleißig geweſen war, daß mir der Herr Doctor Glattmann ſelbſt anrieth, zum Beſten meiner Geſundheit, eine kleine Reiſe vorzunehmen, und daß ich nicht ohne Mühe unſern guten Meyer dahin vermogte, mich zu begleiten; Wir reiſeten den 20ſten Junius ab.

Ich nahm nur für drey Meilen meine eigenen Pferde mit, und ſchickte dieſelben dann nebſt meinem Wagen zurück, weil wir uns vorgenommen hatten, zuweilen uns öffentlicher Fuhrwerke zu bedienen, um allerley Originale kennen zu lernen, mit denen man darinn Bekanntſchaft zu machen Gelegenheit findet. Wir ſetzten uns desfalls in * * * in die Diligence, und fuhren alſo bis * * *.

Die Geſellſchaft beſtand, auſſer uns, aus folgenden Perſonen: Ein alter Capitain von den * * * Dragonern, eine comiſche Phiſiognomie, ſaß uns gegen über — Man zeichne den Umriß eines runden Nachttopfs, — Augen, Naſe und Maul hinein — der kurze Fuß giebt den zuſammengedrängten Hals — man füge noch ein Henkelchen an der andern Seite hinzu, um das zweyte Ohr daraus zu machen; ſo hat man leibhaftig das Conterfey des Herrn Hauptmanns — Neben ihm ſaß ein Hofmaler aus * * *. Im Addreßcalender ſteht er als Titularlandſchaftsmaler angegeben, welches ich nicht anders zu erklären weiß, als daß er eigentlich nicht Landſchaften malen kann, ſondern nur den Titel davon führt; Der Mann war übrigens ſo übel nicht. Zwiſchen Beyden war ein ſehr vorlauter Studioſus juris aus Halle, mit einer Mütze à la Horia, ohngeachtet es

Sommer war, eingeſchoben, und auf unſerm Sitze befand ſich noch ein Schauſpieler, der aber ſchwerlich zu Rollen von andrer Art zu brauchen ſeyn mag, als zu dem todten König, in Weiſſens Trauerſpiel: Eduard dem dritten, und zu dem Bären im Milchmädgen — Das war die Geſellſchaft — Der Himmel führt die Seinigen wunderlich zuſammen!

Die erſten zwey Stunden verſtrichen ohne ſonderliche Geſprächigkeit; als wir aber nach * * * kamen, und der Poſtknecht vor einem Wirthshauſe ſtillhielt; da nahm der alte Kriegsmann ſowohl, als auch der Maler und der Juriſt, jeder ein Gläsgen Anisgeiſt zu ſich, welches ihnen dann nachher herrlich die Zunge löſete. Der Schauſpieler ließ ſich Milch geben, ich aber gieng mit unſerm Herrn Meyer in die nahe gelegene Apotheke, und forderte Magenmorſellen; allein, was mir der Neunundneunziger dafür verkaufte, kam mir vor, wie eine Miſchung von Calfonium und Manna.

Kaum waren wir wieder eingeſtiegen; ſo merkte ich ſchon an unſern Geſellſchaftern die Würkung des Schnäpgens. Der Student witzelte ganz unbändig; Ein Wortſpiel jagte das andre; ſie waren aber alle über Einen Leiſt geſchlagen. Er ſagte von einem Bettler, der Ungeziefer zu haben ſchien: er ſey ſehr belebt; von einem Manne, der große Füße hatte: er lebe auf großem Fuße; Er erzählte: ſein Vater habe in Magdeburg ein gutes Haus gemacht, denn er ſey Zimmermann geweſen; ein gewiſſer Profeſſor ſtamme aus einem großen Hauſe her, nemlich aus dem Findelhauſe; und ein andermal: ein Mann ſey aus einem alten Hauſe, das den Einſturz drohe. Der arme Schauſpieler wurde nachher der Gegenſtand ſeiner Beluſtigung; Er ſagte: er finde, daß etwas Großes in ſeiner Phiſiognomie ſey, nemlich die Naſe; und was dergleichen eckelhafte Späße mehr waren. Der Officier war ſehr übel auf unſre neueren Schauſpiele zu ſprechen, und fand es wider den Reſpect, daß man Officiere auf das Theater brächte; Der Maler aber ſprach von nichts als von Tanz und Muſic.

Ich bekenne, daß wir uns mehr Vergnügen von einer Reiſe in einer Diligence verſprochen hatten, als wir fanden, und ich ſahe es dem Herrn Meyer an, daß er gern mit mir allein geweſen wäre, um ſo mehr, da es unangenehm heiß in dem vollgepropften Kaſten war. Dennoch hielten wir das Ding bis * * * aus, wo wir zu Mittag ſpeiſeten, nachher einen kleinen Courierwagen mit zwey Pferden nahmen, und auf dieſe Art unſre Reiſe fortſetzten.

Es war ſchon neun Uhr des Abends, als wir nach * * * kamen. Der Wirth in der Sonne, wo wir abtraten, gab dem Studenten, in falſchem Witz und in Sprachſeligkeit nichts nach. Er nannte das Zuchthaus das hochlöbliche Zuchthaus, war ſehr unzufrieden mit der Landesregierung, und als von Luftbällen die Rede war, meynte er: jedes Dorf könne einen Ballon aus den Zeitungen und Calendern machen, die es gezwungener Weiſe von ſeinem Beamten kaufen müßte.

Wir giengen den folgenden Morgen früh zu unſerm Freunde Helferſtein; Es war nicht unſre Abſicht, den ganzen Tag in dieſem Städtgen zu bleiben; allein wir wurden ſo dringend darum gebeten, daß wir uns endlich dazu entſchloſſen, und in der That, was wir dort ſahen, machte, daß uns dieſer Entſchluß nicht reuete.

Es war nemlich der Geburtstag des Landesherrn, und die dortigen Magnaten beeiferten ſich, denſelben nach Möglichkeit zu feyern. Helferſtein verſprach uns dabey manche comiſche Scene, und er hielt Wort. Es lebt dort mit ſeiner Familie ein Mann, der ehemals Stallmeiſter des Fürſten Lichtenſtein geweſen iſt, und der nun in dem Städtgen den Ton angiebt, die öffentlichen Beluſtigungen anordnet, und die Leute zur Geſelligkeit aufmuntert. Dies wäre nun wohl an ſich recht gut, wenn nur nicht die Art, wie er das Ding treibt, zuweilen ſo lächerlich herauskäme.

Nachdem wir des Mittags bey unſerm Freunde in einer kleinen ausgeſuchten Geſellſchaft geſpeiſet hatten, wurden wir von dem Herrn Stallmeiſter eingeladen, einem Schau ſpiele beyzuwohnen, das ſeine und einige andre Kinder, zu Ehren des heutigen Tages, aufführen ſollten. Wir lieſſen uns ſehr willig finden, hinzugehn. Der Vater der Frau Stallmeiſterinn, ein Beamter aus Schwaben, war angekommen, und die Freude der Familie hierüber wurde in einem Prolog ausgedrückt; das Hauptſtück aber war allegoriſch, und ganz dem Geburtsfeſte des Fürſten gewidmet; Beyde Schauſpiele hatten wir der Erfindung des Herrn Eyerſtocks zu danken, eines ſteifen Candidaten der Gottesgelahrtheit, welcher Hofmeiſter der Kinder des Herrn Stallmeiſters war. Der Prolog enthielt die Geſchichte aus dem alten Teſtamente, als die Engel zu Lott kommen. Der Stallmeiſter ſoufflirte in eigener Perſon, ſchien aber bey der Mittagstafel ein bisgen zu tief in das Glas geſchauet zu haben; denn als der Vorhang (der nichts mehr und nichts weniger war, als zwey zuſammengenähete Gardinen von dem Brautbette der Frau Stallmeiſterinn) aufgezogen wurde, und die Kinder da ſtanden und reden ſollten, indeß alles, voll Erwartung, ruhig und ſtill da ſaß, hörte man auf einmal aus einer der Couliſſen (die aus Reſten von papiernen Tapeten verſchiedener Farben beſtanden) einen ſehr zweydeutigen Ton erſchallen. Dies war nun nichts anders, als die Folge der Unmäßigkeit des zu Blähungen ſehr geneigten Herrn Souffleurs und Stallmeiſters; allein es brachte dieſer unglückliche Ton nicht nur die armen Kinder gänzlich aus ihrer Faſſung, ſo daß ſie ſämtlich vom Theater liefen, ſondern erregte auch ein ſo allgemeines Lachen, daß dieſer kleine Wind beynahe dem ganzen Schauſpiele ein Ende gemacht, und alſo die Freude dieſes Tages geſtöhrt hätte. Endlich kam indeß, durch das Fluchen des Directors, alles wieder in die Gleiſe, und wir ſahen ein Paar Theaterſtücke, die wohl manchen Wienerproducten den Rang ſtreitig machen konnten.

Doch wie nicht leicht ein Unfall allein kömmt, oder, wie Riccaut ſagt: „ein jeder Ungülck ſchlepp nak ſik ſeine Bruder;“ ſo ereigneten ſich bey dieſem Schauſpiele noch allerley andre verdrießliche Begebenheiten. Es kamen nemlich in beyden Stücken ein Dutzend

Kinder vor, welche Engel, Genien u. d. gl. vorſtellen ſollten; Die Frau Stallmeiſterinn hatte jedem von dieſen Kindern zwey von ihres Mannes feinen Oberhemdern angethan, eines bis auf den Gürtel, und das andre zu Bekleidung der Beine; Da nun unglücklicher Weiſe der arme Stallmeiſter nur vier und zwanzig Oberhemder hatte; ſo fügte es ſich, daß, als er ſelbſt ſich zu der Feyer des Tages ſauber kleiden wollte, ſeine ſämtliche Wäſche ausgetheilt war, und er von dem Informater ein Hemd leyhen mußte, welches ihn ſehr übler Laune machte. Sodann wurde er, weil ſein Kopf ein wenig benebelt war, oft irre im Souffliren, überſchlug Blätter, und wenn er ſeinen Irrthum gewahr wurde, dann ſchrie er: „Nein! das „meyne ich nicht! ich bin unrecht!“ Endlich hatte auch der gute Mann, zu Bewirthung ſeiner Gäſte, einige Bouteillen Mallaga, von dem, welcher in Bremen verfertigt wird, kommen laſſen, für die Muſicanten aber andren ſchlechten Franzwein bereitgeſtellt; Die Geſchäfte des Herrn Wirths auf dem Theater aber verhinderten ihn, genau auf ſeinen Bedienten Acht zu haben; welcher ein Muſketier von der Garniſon war; Als nun der Stallmeiſter, in einem der Zwiſchenacten, ein Gläsgen ſüßes Weins genieſſen wollte, erfuhr er mit Schrecken, daß der Lakaye die Flaſchen verwechſelt, und den Spielleuten ſeinen herrlichen Mallaga gereicht hatte. Hierüber ergrimmte er, ſtach dem Soldaten im Zorn eine Ohrfeige, welche aber dieſer in doppelter Portion erwiederte, und wäre nicht der Herr Candidat Everſteck dazwiſchengeſprungen; ſo mögte es übel hergegangen ſeyn.

Die Feſtlichkeiten des Tages waren jedoch mit dieſem Spectakel noch nicht zu Ende, ſondern der erfindungsreiche Stallmeiſter hatte auch einen Maskenball auf den Abend veranſtaltet. Sie können leicht denken, daß in einer ſo kleinen Stadt nicht viel Dominos, Tabaraus u. d. gl. zu haben ſind, und daß folglich jeder von den honoratioribus den Andern in Erfindung einer Characterlarve zu übertreffen ſuchte; Ich wünſchte Ihnen einige dieſer Verkleidungen lebhaft beſchreiben zu können; Sie waren zum Theil recht comiſch.

Die Frau Stallmeiſterinn wollte eine Americanerinn vorſtellen; Sie hatte ſich in fleiſchfarbiges Glanzleinewand eingenäht, mit Muſcheln, die aus einer alten Grotte im Garten gebrochen waren, und mit Krebsſchaalen behängt, und um den Putz vollkommen zu machen, ein ungariſches Reitzeug, von rothem Saffian, mit kleinen ſilbernen Knöpfen, ſo ihr Herr Gemahl, in ſeinen guten Tagen, aus des Fürſten Lichtenſtein Marſtalle auf die Seite gebracht hatte, über die Schultern und um den Hals gehenkt.

Der Stadtphyſicus machte den Diogenes; Er trug eine ſchmutzige Stalllaterne in der Hand, und ließ ſich durch ſeine Magd ein großes Spülfaß nachtragen, in welches er ſich nachher, nahe am Punſchtiſche, legte; Da nun ſein älteſter Sohn(ein kleiner ſchmutziger Schäfer) ihm von Zeit zu Zeit ein Gläsgen voll von dieſem mit Franzbrandtewein angeſetzten Getränke bringen mußte; ſo ſchlief der gute Diogenes bald in ſeinem Faſſe ein, welches dann einigen Spaßvögeln Gelegenheit gab, ihn in ſeinem Faſſe durch den Saal zu rollen, (Es war im Stadt- Brau- und Rathhauſe) worüber er mit Schrecken erwachte, und abſcheulich ſchimpfte.

Zwey Kaufmannspurſche hatten ſich als Genien verkleidet, mit Flügeln von Pappe, und mit rothen Bändern ausſtaffirt. Sie trugen das Medaillon des Fürſten, verfertigt nach dem Originale, ſo auf den drey Batzenſtücken ſteht, aus einem dünnen Brette ausgeſchnitten, hinten mit durch Oel gezogenem Papiere beklebt, und mit einem Trahnlämpgen, zum Durchſchimmern, verſehen. Dies Kunſtwerk wurde tanzend an einen Nagel gehenkt, mit papiernen Blumen bekränzt, und fand allgemeinen Beyfall.

Eine dicke, hochſchwangere Frau Commiſſionsräthinn erſchien als Veſtalinn, und ihr Mann, welcher ſie hinaufführte, ſtellte den lebendigen Teufel vor.

Der Schreiber vom Amte war auf den Einfall gekommen, ſich als den Pabſt zu verkleiden, und ſein College war mit ihm einig geworden, als Doctor Luther aufzutreten. Sie fiengen verabredetermaßen an, ſich zu ſtreiten, und endlich zu prügeln, und Doctor Luther mußte, wie ſichs verſteht, Unrecht behalten, um ſo mehr, da ſich der Teufel hineinmiſchte, und Luther ſein Dintenfaß, das ihm ſonſt, bey ähnlichem Streite, trefliche Dienſte gethan haben ſoll, nicht bey der Hand hatte.

Ich verſichre Sie, die ganze Mummerey war ſehr unterhaltend; Wir blieben bis um Mitternacht dort, nahmen dann Abſchied von unſerm Freunde, und reiſeten, bey ſchönem Mondenſcheine, bis * * *, wo wir acht Tage blieben.

Sie wiſſen, daß ich dort viel Verwandte und Bekannte habe; Auch wurden wir täglich zu Schmauſereyen eingeladen, und jedermann gab ſich Mühe, uns den Aufenthalt angenehm zu machen. Schade, daß ein ſo häbſches Ländgen, wovon *** die Reſidenz iſt, ſo ſorglos regiert wird! Der arme Fürſt ſieht, nichts mit eigenen Augen, ſondern wird von ſeinen böſen Räthen geleitet, die in ſeinem Nahmen unerhörten Deſpotiſmus ausüben. Wer nicht mit zu der Kette dieſer Böſewichte gehört, der erlangt nicht nur keine Vortheile, ſondern auch nicht einmal Gerechtigkeit. Einer meiner Vettern, der in dortigen Dienſten, aber, weil er etwas frey von der Bruſt weg redet, von den hochmögenden Herrn nicht ſehr geliebt iſt, beſitzt ein Gut in dem angrenzenden Lande des Grafen von ***. Dieſer Graf führt mit dem Fürſten ſeit langer Zeit einen Proceß in Wetzlar und hat, um ſich in Poſſeſſion zu ſetzen, das Gut meines Verwandten, weil dieſer ein fürſtlicher Vaſall iſt, in Beſchlag genommen; Nun kann der arme Menſch, den dieſer Proceß nichts angeht, doch nicht erlangen, daß der Fürſt ihn für den Verluſt entſchädigt. Er muß alſo, weil ſein gnädiger Herr Streit hat, und vielleicht noch lange haben wird, die Einkünfte ſeines Guts entbehren. Nicht wahr? das iſt doch höchſt ungerecht?

Man hat dem Fürſten in den Kopf geſetzt, aller Orten Bergwerke anzulegen. Nun bricht man auf den Ländereyen der Privatleute ein, um Schachte anzulegen; Will ein Solcher ſein Land alsdann nicht um eine Kleinigkeit der Herrſchaft verkaufen; ſo bekümmert man ſich darum nicht; Man fährt fort, in ſeinem Acker zu wühlen, und er muß noch dazu die Abgaben von den Aeckern geben, wovon er keinen Genuß hat.

Man hat ferner das Land gezwungen, dem Fürſten ein freywilliges Geſchenk zu Errichtung eines gewiſſen Monuments zu verwilligen. Jetzt treibt man das freywillige Geſchenk durch Execution ein, bricht den armen Leuten die Oefen aus ihren Zimmern, und nimt dem Leinweber ſeinen Weberſtuhl weg, um das Dongratuit zu bekommen, und was dergleichen ſchreyende Tyranneyen mehr ſind, wovon zwar, wie man mich verſichert, der gute Fürſt nichts weiß; allein das iſt keine Entſchuldigung; warum bekümmert er ſich nicht mehr um Geſchäfte, welche die Vorſehung ihm anvertrauet hat, und wovon er, nicht ſeine Räthe, einſt Rechenſchaft geben müſſen?

Uebrigens haben wir manche fröhliche Stunde in dieſen acht Tagen verlebt. Ich habe dort aber eine alte Tante, deren Mann iſt vor ſechs Jahren auf ſeinem Gute geſtorben; Der Paſtor loci hat damals ein Gedicht in ſchleppenden Jamben auf dieſen Todesfall gemacht, und nun läßt ſich die alte Dame täglich dies Trauergedicht durch ihre Kammerjungfer, nach der Melodie: „Wer nur den lieben Gott läßt walten," vorſingen.

Ich lernte auch den Herrn von * * * perſönlich kennen. Unter manchen ſeiner Erzählungen, über deren Glaubwürdigkeit ich nichts entſcheiden mag, fiel mir eine beſonders auf. Er verſicherte nemlich, er reite ſeine Pferde des Nachts im Keller zu, damit ſie an Dunkelheit gewöhnt würden.

In * * * hielten wir uns nur wenig Stunden auf, doch beſahe ich die Bibliothek des

Stifts * * *. Der Bibliothekar ſchien ein äuſſerſt unwiſſender Mann zu ſeyn; Statt Pergament ſprach er: Purgament, und Adam Rieſens Rechenbuch fand ich unter die philologiſchen Werke geſtellt.

Den 30ſten Junius ſpät des Abends erreichten wir * * *. Mir war nicht recht wohl, vielleicht von der Hitze, die wir unterwegens ausgeſtanden hatten, denn wir waren den ganzen Tag ſchnell gefahren, ohne uns aufzuhalten; alſo legte ich mich früh zu Bette, und fand es den folgenden Morgen nöthig, Blut zu laſſen. Der Wundarzt, der dieſe kleine Operation an mir verrichtete, war ein närriſcher Schwätzer. Er meynte, der Aderlaß würde mir recht comparabel ſeyn. Statt Accouchiren ſagte er: Encouchiren. Er erzählte in kurzer Zeit alle Stadtannecdoten, und hinterher ſeinen intereſſanten Lebenslauf. Er ſprach von Leuten, die uneinig geworden wären: „Sie wurden,“ ſagte er, „partheyiſch, „und kriegten ſich bey den Ohren.“ Er hatte zum zweytenmal geheyrathet, weil er einen ſehr diſtribuirten Haushalt hatte, und was des Zeuges mehr war.

Wir wendeten hier die wenigen Tage unſers Aufenthalts an, die Merkwürdigkeiten der Stadt zu ſehn, auf den öffentlichen Spaziergängen den beau monde zu bewundern, einige Künſtler zu beſuchen, alte Bekanntſchaften zu erneuern, und neue zu machen. Unter dieſen war der vortrefliche ***, den ich noch nicht perſönlich geſehn hatte. Ich fand den Schattenriß, welchen ich von ihm beſitze, gar nicht ähnlich. Leute, welche wir vorzüglich ſchätzen und verehren, kann uns nicht leicht ein Zeichner ſo darſtellen, wie wir es wünſchen. Wir ſehen in ihnen ein Bild, abſtrahirt, idealiſirt nach der hohen Meinung, die wir von ihnen haben, und mögten nun gern alles auf dem todten Blatte deutlich leſen, was doch auſſer den Grenzen der Kunſt liegt. Deswegen finden auch ſelten die Damen ihre eigenen Gemälde ähnlich, weil ſie gewöhnlich ſich in anderm Lichte betrachten, als der, welcher mit ungeblendeten Augen ſieht.

Wir ſpeiſeten einen Mittag bey der Generalinn v. G., deren redlichen Bruder ich recht ſehr ſchätze. Dieſe Frau hat in C wenig Freunde, ob mit Recht oder Unrecht, das mag ich nicht entſcheiden, damit ich nicht eben ſo unbillig gegen ſie verfahre, als ſie mit dem Rufe der mehrſten Menſchen, vielleicht nicht aus böſem Herzen, aber gewiß aus ſehr übler Gewohnheit, umgeht. Das Geſpräch kam bey Tiſche auf unſern Freund * * *, und ſie läſterte gewaltig dieſen Mann, den ſie doch, wie ſie ſelbſt geſtand, kaum Einmal in ihrem Leben geſprochen hatte. Nun iſt * * * freylich in dem Fall, daß ihm ſolche Läſterungen, beſonders von dieſer Frau, nicht ſchaden können, allein ſie wird vermuthlich nicht ſäuberlicher mit Leuten umgehn, auf deren zeitliche Glücksumſtände ein ſolches unkluges Wort ſehr nachtheiligen Einfluß haben kann, oder deren Ruf weniger begründet iſt, und das iſt freylich unverantwortlich. Der O. L. v. E. ſaß neben mir, und flüſterte mir in das Ohr: es ſey zu wünſchen, daß * * * nie erfahren möge, was dieſe Dame von ihm geredet habe, denn er ſey dafür bekannt, dergleichen, wenn er wolle, auf eine empfindliche, beiſſende Art ahnden zu können. Allein ich widerſprach ihm: „* * *“ ſagte ich, „iſt wohl darüber hinaus, durch „ſolches Weibergewäſche beleidigt zu werden. „Er erlaubt jedem, von ihm zu reden, und ihn „zu beurtheilen, wie ihm beliebt, ſo wie er ſich „gleiche Freyheit nimt; aber er bezahlt nicht „Unbilligkeit und Liebloſigkeit mit gleicher „Münze, und verlangt von niemand gekannt „und geſchätzt zu ſeyn, als von Solchen, die „er kennt und hochſchätzt, und die Zahl Dieſer „iſt, gottlob! nicht klein.“

Wir beſahen nach der Tafel die trefflichen Arbeiten des Malers * * *. Er iſt gewiß ein großer, ſeelenvoller und verſtändiger Künſtler; dennoch geſtehe ich es, daß mir eine kleine Inconſequenz in einer ſeiner Arbeiten ſehr auffallend war; Er hatte nemlich ſeinen Fürſten gemalt; Es war ein Knieſtück; Der Herr ſtand in einem mit Gold geſtickten Gallakleide, mit Ordensbändern behängt, mit unbedecktem Haupte da, in der Hand einen Commandoſtab, und neben ihm, auf einem Baumſtrunke, ſtand ſein Helm; Im Hintergrunde aber ſahe man eine Schlacht liefern — Welch' eine Zuſammenſetzung! — Da wo man geputzt und chapeau-bas geht, werden keine Schlachten geliefert, und wo Bataillen gehalten werden, da erſcheint man nicht im Gallakleide. Der König von Preuſſen würde es nicht leiden, daß man ſolche Ungereimtheiten mit ſeinem Bilde vornähme, und die Alten waren viel eckler in dergleichen Darſtellungen; Man muß überhaupt nie einen Menſchen im Portraitte auf eine Art, in einer Lage, in einer Kleidung erſcheinen laſſen, in welcher man ihn nie ſieht.

Gegen Abend giengen wir in den ſchönen öffentlichen Garten, und ſetzten uns auf eine Bank, um die Vorbeygehenden zu beobachten. Es iſt immer innigſte Wonne für mich, zu ſehn, wie große und kleine Leute, auch in den geringſten Zügen, ſich nie, oder doch ſelten verleugnen. Vor uns war ein grüner Grasplatz, und über denſelben hin lief ein krummer Fußweg, der durch vielfältiges Gehen von

Graſe entblößt war. Da nun die mehrſten Menſchen nur Andern nachgehn; ſo wunderte es mich gar nicht, daß faſt Alle der erſten Perſon, die den krummen Weg betreten hatte, gefolgt waren, ohne daran zu denken, daß es weiſer gehandelt ſeyn mögte, den nächſten Weg zu wandeln; Was mir aber auffiel, war, daß ein gewiſſer Herr, in ſehr einfacher Kleidung, dieſen ungebahntern, unbequemern, aber richtigern Strich durch das Gras wählte, und nicht in der allgemeinen Bahn fortgieng, ohngeachtet er gefliſſentlich oft denſelben Weg hin und her ſpazierte. „Sehen Sie" ſprach ich zu dem Herrn Meyer „das iſt gewiß ein „Sonderling, ein bizarrer Mann, der immer „ſeinen eigenen Gang gehn will!" Allein Meyer wies mich zurecht: „Ich kenne ihn" ſagte er „Er iſt ein äuſſerſt wohlthätiger, im Stillen, „ohne Aufſehn, Gutes würkender, ſammlender, fleißiger, thätiger Menſch, und das im „Großen wie im Kleinen, wo er nur Gelegenheit dazu hat. Er ſcheuet keine Art von Ungemächlichkeit, ſelbſt mit Gefahr für einen „Sonderling angeſehn zu werden, um den

„Nachkommenden einen Weg zu bahnen.“ — Wie viel Leute, mein lieber Hohenau! giebt es nicht, die dergleichen Bemerkungen für Unſinn halten werden! — aber ich bedaure dieſe —

Uebrigens rennen die Einwohner dieſer Stadt gewaltig nach leerem Vergnügen, haben aber um deſto weniger Sinn für ächte Freuden des Kopfs und Herzens. Herrſchte mehr Reichthum hier; ſo würde dies noch auffallender ſeyn. Es iſt beynahe unglaublich, zu welchen Thorheiten Reichthum und Müßiggang verleiten können; Geſtern erzählte mir der Herr von Clausbach, es habe einſt der Graf von P°°° in H°°°, um eine koſtbare Schlittenfahrt zu halten, zu einer Zeit, wo nicht mehr viel Schnee da war, den Schnee dazu, mit ungeheuren Koſten, vom Harze herholen und auf die Gaſſen ſtreuen laſſen.

Ich kaufte noch den nemlichen Abend von einem Juden, der mit Wein handelt, ein Faß guten fünfundſiebenziger Rheingauer, den Sie gelegentlich bey mir verſuchen, oder Sich von daß der Kühhirte ſeine Heerde mit dem Tone zuſammenruft, den er aus ihrem eigenen Horne zieht, und ich dachte, es lieſſe ſich daraus eine Aehnlichkeit in der moraliſchen Welt nehmen; allein ich konnte das Bild nicht treffend auszeichnen, und war überhaupt weniger zum Witz, als zur Vernunft und zu innigem Gefühle geſtimmt.

Vorgeſtern ſind wir wieder hier angekommen; Dieſen Brief habe ich unterwegens ſtückweiſe geſchrieben; Herr Meyer, der Ueberbringer deſſelben, wird Ihnen, wie ich hoffe, geſagt haben, daß ſich von ganzem Herzen darnach ſehnt, Sie bald zu umarmen, Ihr u. ſ. f.

Freudenfeld,
den 9ten Julius 1785.

VII. Biographie des Rectors David Plumbeus in Ruhethal.

Ich bin den 10ten December des Jahrs 1740 in Merſeburg von ehrlichen Eltern gebohren. Mein Vater war ein lutheriſcher Bierbrauer daſelbſt, und meine Mutter, catholiſcher Religion, ehemals Haushälterinn bey einem Pfarrer geweſen, aber nicht von der Art Haushälterinnen, von denen man erzählt, daß ſie im erſten Jahre zu ſagen pflegten: „der Herr Pfarrer will;“ im zweyten: „wir wollen“ und im dritten: „ich will;“ ſondern ein ehrliches, vernünftiges, treues Weib, eine gute Wirthinn, ohne Falſch, und nicht ganz arm an Gelde. Im Kriege ſetzten indeſſen meine Eltern dieſes Geld faſt gänzlich zu, und es blieb ihnen nichts übrig, als fleißig in ihrem Gewerbe zu ſeyn, um als rechtſchaffene Menſchen Lebensunterhalt zu finden.

Ich war ihr einziges Kind, und ſie verſäumten nichts, was in ihren Kräften war, um mir eine vernünftige, chriſtliche Erziehung zu geben. Sie hofften einſt in mir die Stütze ihrer Familie zu ſehn, und beſchloſſen desfalls, den Reſt ihres Capitälchens daran zu wagen, mich ſtudieren zu laſſen. Nachdem mich nun der Schulmeiſter ſo weit gebracht hatte, daß ich Geſenii kleinen und großen Catechismum, nebſt mehr als hundert Sprüchen auswendig wußte, für einen Gelehrten eine ziemlich leſerliche Hand ſchrieb, auch die fünf Species innehatte; wurde ich auf das Gymnaſium nach * * * geſchickt, hinter den Cellarius und hinter Langens Grammatic geſpannt, fieng an menſa zu decliniren und τύπτω zu conjungiren, und machte bald ſo herrliche Fortſchritte, daß ich einen lateiniſchen Schriftſteller nach dem andern expliciren, und das neue Teſtament an der Schnur weg verteutſchen konnte. Jn meinem ſiebenzehnten Jahre kam ich in Prima, und nun gieng es erſt recht an das Studieren. Da wurden Sprachen, Geſchichte, Erdbeſchreibung, Meßkunſt, Rednerkunſt, Dichtkunſt, Alterthümer, und wer weiß, was ſonſt alles, hinter einander weg getrieben, vor allen Dingen aber die Weltweisheit nicht vergeſſen.

Ich hatte gewaltig viel Luſt zu den Wiſſenſchaften; Anfangs hatte ich mir das Ding viel ſchwerer vorgeſtellt; allein bald ſahe ich, daß man gewöhnlich von einem gelehrten Manne weniger Denkkraft als Gedächtniß fordert; dann als ich anfieng nach dem großen Baumgarten Philoſophie zu ſtudieren, da erſchreckte mich zwar zuerſt gleich ſeine Definition: Philoſophia eſt ſcientia poſſibilium; Soll, dachte ich, das heiſſen: die Weltweisheit ſey eine Wiſſenſchaft von allen nur möglichen Dingen; ſo werde ich nimmermehr damit fertig werden; ſoll es aber bedeuten: eine Wiſſenſchaft von ſolchen Dingen, die nur möglich ſind, ſie mögen würklich ſeyn oder nicht; was hilft mir denn dies Gewäſche in der würklichen Welt? Allein die weitere Zergliederung ſeiner Definition beruhigte mich bald wieder: Scientia, hieß es, eſt habitus demonſtrandi, und habitus: actuum eorundem crebrius exercitium; Alſo ſahe ich wohl, daß es nur auf häufige Uebung ankäme, um ein weiſer Mann zu werden, und alles Mögliche demonſtriren zu können. Ich ließ es daher an dieſer Uebung nicht fehlen; meine Lehrer, beſonders der Herr Rector, erlebten Freude an mir, und ſie ſtellten mich oft meinen Commilitonen zum Muſter dar, beſonders wurden von Zeit zu Zeit Uebungen im Diſputiren gehalten, worinn ich faſt immer obſiegte, und dann brav gelobt wurde. Wenn ich meinen Gegner über einen Fehler in der Form erwiſchen konnte; ſo wußte ich ihm ſeine vernünftigſten Sätze wegzudiſputiren, und wenn ich meine Schlüſſe auf eine feine Art an eine falſche Kette reyhen konnte; ſo behielt ich, mit den ungereimteſten Behauptungen, die jede Küchenmagd mit ihren fünf Sinnen widerlegt haben würde, ſtundenlang die Oberhand. Ich bewies, daß es Weſen geben müſſe, die wir nicht ſehen könnten, eben daraus, daß wir keine dergleichen ſehen, und machte jedem begreiflich, daß dieſe unſichtbaren Weſen Eigenſchaften haben müßten, die niemand begreifen kann. Bey kaltem Blute machte ich die regelmäßigſten Verſe, und ſchrieb, nach Heineccii Anweiſung, Reden im attiſchen, rhodiſchen, laconiſchen und aſiatiſchen Style. So vergiengen einige Jahre, und meine Eltern hatten ihre herzliche Freude an mir, ſo oft ich zu ihnen nach Merſeburg kam, und meine Gelehrſamkeit darlegte.

Allein ich gerieth in Bekanntſchaft mit einem jungen Candidaten, der Privatunterweiſung in der Stadt gab, und dieſer fieng an, mich mistrauiſch gegen meine Schulgelehrſamkeit zu machen. Er lieh mir neuere Schriften, zu meiner Aufklärung, und ſpottete zuweilen über den Ballaſt von falſchen, unnützen Kenntniſſen, womit ich meinen Hirnkaſten vollpropfte. Mein Herr Rector merkte bald eine Veränderung in meinem Geſchmacke, und wurde gewahr, wie ſehr ich in der Anhänglichkeit an ſeine Pedanterey und in der Verehrung ſeiner großen Gelehrſamkeit nachließ. Was ich aus den neuern Schriften, die ich heimlich las, und aus den Geſprächen des Candidaten gelernt hatte, das kramte ich zuweilen aus; Ich fand z. B. Ciceronis epiſtolas erbärmlich, und ſagte: es ſey ein wahrer Handwerkspurſchenſtyl, wenn man jeden Brief damit anfienge, zu ſagen: „Wenn Euch „wohl iſt; ſo iſt es mir angenehm; ich bin, „Gott ſey Dank! noch geſund." Der größte Theil ſeiner Reden kam mir ungeheuer weitſchweifig, wäſſerich, und mit Bombaſt von falſcher Declamation angefüllt vor, und mit dem Geſchichtſchreiber Livius gieng ich nicht beſſer um. Ich beklagte mich darüber, daß man die beſten Schriftſteller unter den Alten auf Schulen nicht läſe, und wo auch dies geſchähe, doch die jungen Leute weniger aufmerkſam auf die wahren Schönheiten, als auf grammaticaliſche Spitzfindigkeiten machte. Ich erklärte, daß es mich wenig bekümmerte, aus den Antiquitäten zu lernen, was für Schuhe die Römer getragen hätten; Ich läſterte darüber, daß man mich in den hiſtoriſchen Lehrſtunden nicht die Geſchichte ganzer Völker, ſondern die Lebensbeſchreibungen der Repreſenranten des Volks lehrte, nicht die Fortſchritte der Cultur und die Revolutionen im Geiſtigen und Moraliſchen, ſondern die unbedeutenden, durch thörichte Leidenſchaften geleiteten Handlungen einzelner Menſchen, welches mehrentheils nur die Leidensgeſchichte der von dieſen Elenden am Narrenſeile herumgeführten Nationen wäre.

Der Herr Rector erſtaunte über meine Naſeweiſigkeit; Ich ſchloß eine dergleichen Unterredung mit ihm über dieſe Gegenſtände damit, daß ich ihm ſagte: ich merkte wohl, auf Schulen nenne man einen Gelehrten: einen Mann, der über alles raiſonniren könne, und der ſo viel auswendig gelernt habe, daß er ſeiner eigenen geſunden Vernunft ferner nicht bedürfe.

Um dieſe meine Behauptung zu beweiſen, nahm ich mir vor, unſre philoſophiſchen Uebungen im Diſputiren lächerlich zu machen. Es war zwey Tage nachher ein ſolches Diſputatorium angeſetzt. Ich hatte die mir am unvernünftigſten vorkommenden Demonſtrationen aus allen Theilen der theoretiſchen und practiſchen Philoſophie ausgezogen, und dazu angewendet, einige recht abgeſchmackte Sätze zu verfechten. Ich bewies unter andern, auf zweyerley Art, die Nothwendigkeit der Exiſtenz eines Phönix, eines Salamanders, eines Einhorns u. d. gl. ohngefehr auf folgende Art: Zuerſt:

„Wir können keine andre Begriffe haben,
„als ſolche, die wir von würklichen Dingen
„abſtrahiren, denn ſelbſt die Idee von einem
„möglichen Dinge iſt von der Idee eines
„würklichen Dinges entlehnt, z. B. wir den-
„ken uns ein einfaches Weſen, indem wir uns
„vorſtellen, es ſey ein ſolches möglich, das
„nicht, ſo wie alle übrigen Weſen, die wir
„würklich mit unſern Sinnen faſſen, theilbar
„wäre;“

„Das alſo, wovon wir einen klaren und
„diſtincten Begriff haben können, das muß
„auch würklich exiſtiren können;“

„Sobald es exiſtiren kann; ſo muß es „auch in dieſer vollkommnen Welt exiſtiren; „ſie iſt der Inbegriff aller möglichen Dinge; „denn ſonſt wäre ſie unvollkommen;“

„Der ſicherſte Beweis, daß ich mir von „etwas einen klaren und diſtincten Begriff „machen kann, iſt, wenn ich im Stande bin „eine richtige Definition davon zu geben;“

„Alſo muß in dieſer Welt alles exiſtiren, „wovon ich eine Definition geben kann;“

„Von einem Einhorn u. ſ. f. kann ich eine „richtige Definition geben;“

„Alſo habe ich von einem Einhorn einen „klaren und diſtincten Begriff;“

„Alſo muß es exiſtiren.“

Und kürzer alſo, umgekehrt:
„Zu einer Definition gehört, daß ich die „Prädicata genau angebe;“

„Ein Non ens hat keine prædicata;“

„Alſo exiſtirt alles, wovon ich eine Definition geben kann;“

Obgleich nun dieſe abgeſchmackte Sophiſterey leicht zu widerlegen geweſen wäre; ſo wußte ich doch eine Menge von Sätzen, beſonders aus unſrer Pſychologia und Theologia naturali anzuführen, die auf keinem feſtern Grunde beruheten. Allein der Herr Rector verſtand darauf keinen Spaß; Er ſprang hervor, und ſchleppte mich bey den Haaren aus der Klaſſe. Da nun ohnehin meine Eltern beyde kürzlich geſtorben waren, und ſowohl die Geldbeyträge als auch die Geſchenke an Würſten, Schinken und Fäßgen mit Bier anfiengen auszubleiben, indem ich ſelbſt mich nur kümmerlich vom Abſchreiben und Unterweiſen kleiner Kinder nähren mußte; ſo wurde ich, als ein rebelliſcher Taugenichts aus der Schule vertrieben.

In dieſer Noth, und da ich gar kein Vermögen hatte, wendete ich mich an meinen modernen Candidaten. Dieſer gefühlvolle, zärtliche Jüngling verſagte mir auch ſeine

Hülfe nicht. Er war indeß Hauslehrer bey einem reichen Handelsmanne geworden, und alles, was er vorerſt für mich thun konnte, beſtand darinn, daß er mich zur Aufwartung ſeiner beyden jungen Untergebenen, die als Edelleute erzogen wurden, annehmen ließ, doch wurde ich nicht eigentlich als Lakaye, ſondern etwas beſſer gehalten, und hatte Zeit genug, noch für mich zu leſen und zu ſtudieren.

Unſer Hausherr trieb, neben ſeiner Handelſchaft, noch das Mäcenaten-Handwerk. Reiſende Gelehrte, Künſtler, Poeten, Schauſpieler, Muſiker, das alles hatte ſeine Herberge bey ihm, wurde ihm von weit her empfohlen, und freuete ſich ſeines guten Tiſches. In jeder Meſſe wurde alles von Büchern, in dem Fache der neueſten Literatur angeſchafft, was von einer gewiſſen dazu feſtgeſetzten Summe bezahlt werden konnte, und ich hatte alſo Gelegenheit genug, mit unſern Nationalſchriftſtellern bekannt zu werden. Allein ich weiß nicht, wie es ſo ſchnell kam, daß ich nach drittehalb Jahren ſchon des Dinges ſo müde wurde, daß mich faſt ein Eckel anwandelte, ſo oft eine Meßladung von Romanen, Schauſpielen, und beſonders von Journalen, die damals erſt recht anfiengen Mode zu werden, ankam.

Einſt gerieth ich, aus Langerweile, wieder an einen Bücherſchrank, in welchem alte lateiniſche und griechiſche Autoren ſtanden. Ich nahm, mit einer Art von Spott, einen Theil von den Werken des von mir ſo ſehr verachteten Cicero in die Hand, und ſiehe da, es waren ſeine kleinern Schriften: von den Pflichten, vom Alter, von der Freundſchaft, die Paradoxen, und der Traum des Scipio! Mit Erſtaunen ſtieß ich, im Blättern, auf einzelne Stellen, die mir vortreflich vorkamen, las weiter, und wurde immer aufmerkſamer. Ich fieng nun an, zu argwöhnen, daß nur die Art, wie man auf Schulen ſolche Bücher lieſet, mir einen Widerwillen dagegen mögte eingeprägt haben. Ich las Ciceros größere philoſophiſchen Werke, mehr als einmal, fand immer mehr Geſchmack an dem

Studio der Alten, holte den Livius wieder hervor, las den Tacitus, gab mich an die Dichter, und verſchlung faſt den Horaz und Juvenal. Die genaue Bekanntſchaft mit den römiſchen Meiſterſtücken erweckte in mir die Luſt, auch die Griechen zu leſen; ich fieng ganz allein für mich an, dieſe Sprache, wovon ich nur wenig wußte, zu treiben, und ſchwamm in Entzücken, als ich nach und nach den Xenophon verſtehen lernte, und aus den Fragmenten der alten Weltweiſen Freude und Troſt ſchöpfen konnte. Nun rührte ich ferner keinen teutſchen Schriftſteller mehr an, dann ich ſahe deutlich, daß dieſe uns nur die herrlichen Kraftbrühen der Alten, mit Waſſer verdünnt, auftiſchen, und daß ſie neue Wahrheiten erfunden zu haben glauben oder vorgeben, wenn ſie unbeſtimmt und flach ſagen, was vor länger als zwanzig Jahrhunderten die Alten ſo klar, ſo markvoll, ſchon gedacht haben.

Indeſſen war ich klug genug, dies unſern Herrn Hauslehrer nicht merken zu laſſen; im

Gegentheil! ich wußte täglich mehr, mich in ſeiner und unſers Patrons Gunſt zu befeſtigen; und als ein benachbarter Edelmann, der auch ein ſchöner Geiſt war, und viel in unſerm Hauſe umgieng, bey ſeinem Sohn einen Geſellſchafter ſuchte, der mit demſelben auf Univerſitäten gienge, wurde ich zu dieſer Stelle empfohlen und angenommen.

Es war auch grade Zeit, daß ich fortkam, denn vier Wochen nachher entdeckte es ſich, daß der Herr Informator einen empfindſamen Roman mit dem Kammermädgen geſpielt hatte, wovon ſie ſich in geſegneten Umſtänden befand; Beyde verlieſſen plötzlich das Haus des Handelsmanns und ergriffen das Schauſpielerleben, und ſehr wahrſcheinlich würde ich, wenn ich länger geblieben wäre, dies Schickſal meines Beſchützers mit ihm und ſeiner Dulcinea haben theilen müſſen.

Der Aufenthalt in Leipzig und Göttingen mit meinem jungen Edelmann war mir von großem Nutzen; ich ſtudirte fleißig, und machte

Bekanntſchaft mit großen und edlen Männern. Ich war ſchon acht und zwanzig Jahre alt, und hatte den Vorleſungen und dem Umgange des berühmten Heine in Göttingen viel zu danken, als der junge Cavalier ſich bereitete, ſeine Univerſitätsjahre zu beſchließen, und folglich auch meine Verbindung mit ihm aufhörte; Ich ſahe mich daher im Jahr 1768 nach einer andern Stelle um, und wurde von einem ſichern Freunde dem Grafen von *** als Hofmeiſter ſeiner Kinder empfohlen, welche Stelle ich dann gern annahm.

Der Graf von *** war ein Mann, der auf ſeine hohe Geburt, auf Welterfahrung, auf einige Beleſenheit, und auf den Verſtand, den er zu haben meynte, äuſſerſt ſtolz war. In der That beſaß er, für einen Edelmann, ziemlich viel Kenntniſſe, und wenngleich er in keine Wiſſenſchaft tief eingedrungen war, wie es denn ſelten der Fall bey vornehmen und reichen Leuten iſt; ſo hatte er doch die Gabe, das was er von der Oberfläche abgeſchöpft hatte, und welches größtentheils Schaum, herausgegohrne Häfe war, ſie mit Witz zu würzen, daß Schwache es für Spiritus, für ächte Quinteſſenz hielten, und Schmeichler ſeinen Geſprächen laute Bewunderung nachlallten. Er hatte im Umgange eine herablaſſende, am Hofe erlernte Geſchmeidigkeit, welche die, ſo den dahinter verſteckten eitlen Hochmuth nicht wahrnahmen, bezauberte. Obgleich er aber fühlen mußte, wie viel Freunde er ſich ſogar ſchon mit dieſer falſchen Münze (denn mehr war es bey ihm nicht) zu machen im Stande ſey; ſo brachte er es doch nie zu dem Grade von Aufklärung, erlangte nie den Sieg über ſich, ſeinen unerträglich lächerlichen Ahnenſtolz abzulegen — So viel vermögen eingewurzeltes Vorurtheil und Eindrücke der erſten fehlerhaften Erziehung über den Verſtand der ſchwachen Menſchen! Es herrſcht in der That eine ſolche Art von Verſchwörung unter denen, welche ihre geerbten Verdienſte in der Welt in hohem Preiſe erhalten, weil es ihnen an eigenen, ſelbſt erworbenen fehlt, daß ſie nicht leiden, daß ein Edelmann, der würklich dieſes Vorzugs nicht bedürfte, ſondern ſich aller

Orten durch ſich ſelbſt Achtung verſchaffen könnte, geſtehen und durch ſeinen Wandel zeigen darf, daß er das Ohngefehr der Geburt für etwas ſehr Unrichtiges hält. Sie verfolgen einen Solchen, und machen lieber die Aechtheit ſeiner Abkunft ſtreitig, als ſeinen größern Verdienſten zu huldigen; So verewigt ſich das dumme Vorurtheil von Erbadel, und es gehört ein ganz freyer, heller Kopf dazu, der ſelten auf dem Rumpf eines Cavaliers ſitzt, um ſich loszureiſſen von den Feſſeln dieſer Thorheit.

Doch, wieder auf unſern Grafen zu kommen! Er hatte Rouſſeaus Emil geleſen, und da man in dieſer Zeit auch in Teutſchland anfieng ſehr viel über die Bildung der Jugend zu ſchreiben, und allerley neue Metoden vorzuſchlagen; ſo hatte er, nach Anleitung dieſer Werke, ſich vorgenommen, ſeine beyden Söhne nicht nach dem gemeinen Schlage erziehen zu laſſen. Aus der Vermiſchung dieſer Grundſätze aber mit den vorhin bemerkten Begriffen von den Vorrechten des Adels entſtand ein höchſtabentheuerliches Erziehungsſyſtem. Ich bekam eine mündliche Inſtruction, gegen welche ich nicht viel einzuwenden wagte, weil meine Umſtände mich nöthigten, die Gelegenheit zu einer zeitigen Verſorgung nicht von mir zu ſtoßen. Die Kinder ſollten nemlich zu keinem Dinge mit Zwang geführt werden, ſondern, indem man der Natur keine Feſſeln anlegen wollte, bekam ich Anweiſung, dieſer Schritt vor Schritt zu folgen, nur das auszubilden, was ſie entwickeln würde, nie darauf zu dringen, daß die jungen Grafen ſich mit etwas beſchäftigten, wozu ſie in dem Augenblicke keinen Trieb hätten, und mich aller körperlichen Strafen zu enthalten: „Ein junger Herr von „Stande“ fügte der Vater hinzu, „muß nicht „niederträchtiger Weiſe mit einem Stocke geſchlagen werden, und ſollte ja eine Strafe „von der Art nöthig ſeyn; ſo behalte ich es „mir ſelbſt vor, meine Söhne mit der Klinge „zu fuchteln.“ Ich ſollte ferner mich auf alle Art den beyden Knaben gleichſtellen, ihre kindiſchen Spiele mitmachen, ihnen meinen Unterricht in Poſſen einhüllen, und kurz! eine dümmere Inſtruction wird ſchwerlich ein Hofmeiſter je erhalten haben.

Mit traurigem Herzen gieng ich auf mein Zimmer, dachte meinem Schickſale nach, und ſann auf Mittel, wie ich dieſen fehlerhaften Plan zu meinen redlichen Abſichten und zum künftigen Glücke meiner Untergebenen modificiren könnte; Allein wie war das zu hoffen? Die Buben waren ſchon vom Grunde aus verderbt; Vergebens bemühete ich mich, ihre Liebe, ihre Achtung und ihr Zutrauen zu erwerben; der alte gnädige Herr nannte mich Er, und behandelte mich überhaupt, wie einen Domeſtiken; Dies merkten die Kinder, und äften mich nach Herzens Luſt, waren zu ernſthaften Studien nie aufgelegt, und doch kamen die Jahre herbey, wo es Zeit war, ſich anzugreifen, wenn etwas aus ihnen werden ſollte. Ich fieng an einzuſehn, daß das, was mir auf Schulen ſo pedantiſch vorgekommen war, nicht ganz zu verachten iſt, daß z. B. die Logic uns zwar nicht hell denken machen kann, aber daß doch das Studium einer gewiſſen Norm in Anordnung ſeiner Gedanken und Wörter den Nutzen hat, daß wir mit Andern, welche eben dieſe Richtſchnur annehmen, über einen gewiſſen Gegenſtand einig werden, und uns Einer dem Andern verſtändlich machen können, ohne uns in einem verwirrten Cirkel herumzudrehn. Auch nahm ich mir vor, die Geometrie mit meinen Untergebenen zu treiben — Aber wie war es möglich, dahin zu gelangen! Zuweilen zwangen ſie mich, mitten in den ernſthafteſten Vorträgen, Kinderſpiel mit ihnen zu treiben, und oft mußte ich Logic dociren, indem wir alle drey auf Stöcken im Zimmer herumritten; Um Mitternacht weckten ſie mich auf, und wollten durchaus baden; dann ſchliefen ſie wieder bis um zehn Uhr des Morgens, und wenn es Einem von ihnen einfiel, ſo ſprang er mir auf die Schultern, und ritt auf mir in der Stube herum — Ich war dieſes Lebens bald herzlich müde —

Da ich nicht ſtark in der franzöſiſchen Sprache war; ſo wurde ein Sprachmeiſter angenommen, der wöchentlich viermal kam. Dieſem Manne wurde kein Stuhl bey ſeinem Unterrichte gereicht: Man glaubte, es ſchickte ſich nicht, daß ein bürgerlicher Menſch von der Art ſich in Gegenwart junger Grafen ſetzen dürfte. Ein Paar Lehrſtunden hindurch, in welchen die jungen Herrn ſich, wie gewöhnlich, äuſſerſt ungezogen aufführten, duldete der Mann alles; aber bey der dritten Stunde brach ihm die Geduld; Er war ein aufgeweckter Franzoſe, und da er Luſt bekam, ſich zu ſetzen, und im ganzen Zimmer keinen Stuhl für ſich fand, ſtieg er auf einen großen Bücherſchrank, und ſchrie von da hinunter, was er zu ſagen hatte. In dieſem Augenblicke trat der alte Graf in die Thür; Es kam zu Erläuterungen; der Franzoſe ſagte dem Vater, auf die beiſſendſte Art herbe Wahrheiten, dieſer wurde hitzig, ich miſchte mich hinein, ergriff dieſe Gelegenheit, um frey von der Bruſt weg zu ſprechen, und das Ende vom Liede war, daß der Sprachmeiſter abgeſchafft wurde, und ich auf der Stelle um meinen Abſchied bat, den ich auch erhielt.

Das Hofmeiſterleben war mir, ſowohl durch dieſe Scenen, als auch durch Erfahrungen mancher Art, die ich aus dem Umgange mit meinen Herrn Collegen in andern großen Häuſern der Stadt geſchöpft hatte, äuſſerſt verhaßt geworden; Ich dachte alſo hin und her, was ich wohl ſonſt ergreifen mögte. Schon während meines Aufenthalts in Leipzig und Göttingen hatte ich mich ein bisgen mit Schriftſtellerey abgegeben, hatte zuerſt reichen jungen Leuten, die gern als Reſpondenten oder Opponenten glänzen wollten, und doch nichts gelernt hatten, Argumente gemacht, Reden aufgeſetzt, Diſſertationen verfertigt; hernach Programmen geſchrieben, Gelegenheitsgedichte geſungen, Beyträge zu Blumenleſen, Almanachs u. d. gl. geliefert, und Rezenſionen geſchmiedet. Mein hauptſächlichſtes Werk aber, und in welchem ich würklich glaubte philoſophiſche und hiſtoriſche Kenntniſſe verrathen zu haben, war ein von mir in Leipzig herausgegebener: Verſuch über die Bierbrauerey, in zwey Bänden; ein Werk, das ich ſchrieb, um gleichſam meiner Abkunft und dem ehrlichen Gewerbe meiner Eltern ein Denkmal zu ſetzen. Hier hatte ich mich nicht begnügt, alle Nachrichten, die ich nur über die erſte Erfindung des Bierbrauens auftreiben konnte, zu ſammlen, ſodann die verſchiedenen Arten ſolcher Getränke, die in den europäiſchen Ländern, aus Waitzen, Gerſten und andern Früchten und Gewächſen, aus Luftmalz, Darrmalz u. ſ. f. geſotten werden, die Zubereitung derſelben und die Handgriffe dabey bekannt zu machen; ſondern ich hatte, um meinen philoſophiſchen Scharfſinn zu zeigen, die ganze Materie weit höher hergeholt, und gleichſam ex ovo entwickelt. Da ſich dies Opuſculum vergriffen hat; ſo kann ich von meiner Metode den Leſern nicht beſſer einen Begriff machen, als wenn ich Sie auf ein kürzlich herausgekommenes Werk verweiſe, welches den Titel führt: Eſſai ſur la franc-maçonnerie &c. à Latomopolis 5784, und das ſo ſehr nach eben dieſem Plane geſchrieben iſt, daß, wenn der Verfaſſer deſſelben nicht ein Franzoſe wäre, von welchen es bekannt iſt, daß ſie in ausländiſcher Literatur ſehr fremd zu ſeyn pflegen, ich glauben müßte, es habe Dieſer mein Buch über die Bierbrauerey ſehr dabey genützt. Ich hatte nemlich von der Schöpfungsgeſchichte angefangen, ſodann die Entſtehung der erſten Grundſocietät entwickelt, alle alten und neuen Schriftſteller citirt und ausgezogen, die je über den Urſprung der geſellſchaftlichen Verbindung und über den Societätsvertrag geſchrieben hatten, war von da auf die Stiftung der größern und kleinern Verbindungen, Geſellſchaften und Zünfte gekommen, hatte Grundregeln für die allgemeine und beſondere Geſelligkeit feſtgeſetzt, und, nachdem ich hiermit, zu meiner großen Freude, einen ganzen Band angefüllt, hatte ich im zweyten alle dieſe Regeln auf die Bierbrauerzunft angewendet, und am Ende, zu Verbeſſerung ihrer Geſetze und zu Vervollkommung der Brauerey, Vorſchläge gethan.

Mit Einem Worte! ich war, wenigſtens den Buchhändlern, als Schriftſteller nicht unbekannt, und glaubte, wann ich nach Leipzig reiſete; ſo würde ich ſchon Gelegenheit finden, auf dieſem Wege einen mäßigen Lebensunterhalt zu gewinnen, bis das Schickſal mir andre Ausſichten eröfnen mögte. Auch war ich nicht ohne Geld, ſondern hatte mir, ſowohl bey dem jungen Edelmanne als in des Grafen Hauſe, wo ich ziemlich gut bezahlt und in allem freygehalten wurde, eine kleine Caſſe geſammlet. Nachdem ich alſo von meinen Freunden Abſchied genommen hatte, ſetzte ich mich im Auguſt 1769 in den Poſtwagen, um nach Sachſen zu reiſen, doch beſchloß ich in den größern Städten, durch welche mich mein Weg führte, von einem Poſttage zum andern liegen zu bleiben, und die Merkwürdigkeiten zu ſehn.

Als ich nun desfalls in *** ein paar Tage mich aufhalten wollte, fügte es ſich, daß grade des Abends meiner Ankunft teutſches Schauſpiel war. Ich gieng hinein, und ſahe, zu meiner nicht geringen Ueberraſchung, meinen ehemaligen Gönner, den Herrn Candidaten in der Rolle des Mahomeds, im Trauerſpiele dieſes Nahmens, auftreten. Am folgenden Morgen gieng ich, nachdem ich ſeine Wohnung ausgefragt hatte, zu ihm hin, und traf ihn und ſeine Gattinn, nebſt drey Kindern, in etwas ſchmutzigen Morgenkleidern, aber ſehr erfreuet an, mich nach ſo langer Zeit wiederzuſehn. Wir erzählten uns unſre indeß erlebten Schickſale, ich will aber den Leſer nicht mit Wiederholung ſeiner Begebenheiten, welche eigentlich nicht in meine Geſchichte gehören, ermüden. Der Mann gab ſich indeſſen alle Mühe, mir meinen Aufenthalt angenehm zu machen, führte mich in die Geſellſchaft einiger ſeiner Mitglieder, bewog mich noch einen Poſttag länger zu verweilen, und da ich die Geſelligkeit liebe und gern allerley Menſchen kennen lerne; ſo war ich leicht dazu zu bewegen.

In dieſen Tagen begab es ſich, daß ein junger Schauſpieler, den ich zuweilen in der Geſellſchaft ſahe, und der mir ein lockrer junger Menſch zu ſeyn ſchien, auf einmal aus der Stadt entwich, und es gleich nachher bekannt wurde, daß er eine Bürgerstochter entführt hatte. Ich hörte dies erzählen, ohne weiter daran zu denken; es war wenig Tage vor meiner Abreiſe.

Mein Weg führte mich über Frankfurt am Mayn, und da ich mit dem gewöhnlichen Poſtwagen ankam; ſo trat ich im weiſſen Schwan auf der Bockenheimer Gaſſe ab. Ich war kaum eine Stunde da geweſen, und hatte ein wenig aus dem Fenſter geſehn, als ein Hausknecht nahmentlich nach mir fragte, und mich bat, zu einem Fremden zu kommen, der im Weidenbuſche, einem Wirthshauſe grade gegenüber abgetreten war. Ich gieng ohne Bedenken hin, und fand den jungen Schauſpieler, von welchem ich vorher geredet habe, nebſt dem jungen Frauenzimmer, die mit ihm fortgegangen war. Er bat mich um Verzeyhung der Freyheit, die er ſich nähme, erzählte mir, er habe das Glück gehabt, durch einen Freund die ſchriftliche Einwilligung der Eltern des jungen Bürgermädgens, zu ihrer Verheyrathung, ſogleich nachgeſchickt zu bekommen, wies mir dieſelbe, und fügte hinzu: es habe ihn gefreuet, ſo unerwartet mich hier zu ſehn, und da er in Frankfurt niemand kenne; ſo wage er es, mich zu bitten, ich mögte doch nebſt ſeinem Hauswirthe als Zeuge bey ſeiner Trauung gegenwärtig ſeyn; es ſey ſchon alles dazu bereit, und der Geiſtliche werde ſogleich kommen.

Ich fand bey dieſem Antrage nichts Bedenkliches; im Gegentheil! ich glaubte eine menſchliche, bürgerliche und kirchliche Pflicht zu erfüllen, blieb alſo da; der Pfarrer erſchien, und der Trauungsactus wurde vollzogen. Sodann ſetzten wir uns an den Tiſch; es wurde herrlich aufgetragen, wir lieſſen es uns gut ſchmecken, und die kleine Geſellſchaft war bis Mitternacht ganz fröhlich, worauf ich mich empfohl, den jungen Eheleuten Glück wünſchte, und mich zurück in meinen weiſſen Schwan begab.

Des andern Morgens zwiſchen ſieben und acht Uhr, als ich eben aufgeſtanden war, klopfte etwas leiſe an die Thür meines Zimmers; Ich rief: „Herein!“ und ſieße da! es war der Wirth aus dem Weidenbuſche, der mir mit viel Complimenten ein Zettelchen überreichte. „Ihr Herr Schwager“ ſagte er „iſt „dieſen Morgen um fünf Uhr mit ſeiner Frau „Liebſten abgereiſt, und empfiehlt ſich noch„mals zu gütigem Andenken. Hier iſt die

„kleine Nota über die geſtrige Zehrung! Ich
„hoffe, Sie werden mit dem zufrieden ſeyn,
„was ich angeſetzt habe; Es iſt nicht meine
„Art, die Fremden zu überſetzen.“

Man kann ſich vorſtellen, daß ich gewaltig die Augen aufriß; Ich nahm das Conto in die Hand — es waren 42 fl. 27 kr. — Der Böſewicht hatte mich für den Bruder ſeiner Schönen ausgegeben, und den Wirth verſichert, ich ſey ausdrücklich gekommen, um ihm die Hochzeit auszurichten, und werde alles bezahlen.

Was war zu thun? Ich ſträubte mich, aber umſonſt. Ich armer betrogener Menſch mußte den Geldbeutel ziehen; Andre hatten auf meine Unkoſten Hochzeit gehalten, und ich machte leider! die Erfahrung, daß man, mit aller Büchergelehrſamkeit dennoch, wenn es uns an Weltkenntniß fehlt, das Opfer jedes ſchlauen Betrügers werden, und daß man nie zu vorſichtig in ſeinem Umgange mit unbekannten Fremden ſeyn kann.

Ich hatte nie viel Geld in Händen gehabt, war auch noch wenig gereiſet, merkte aber wohl, daß ich weiſe handeln würde, wenn ich ſo viel möglich eilte, an den Ort meiner Beſtimmung zu kommen, um nicht in die Verlegenheit zu gerathen, meine kleine Caſſe vorher erſchöpft zu ſehn; Alſo beſtellte ich traurig einen Platz auf der Poſt, und fuhr grade fort bis Leipzig.

Nachdem ich einige Empfehlungsbriefe abgegeben und mich den Matadors unter den Buchhändlern empfohlen hatte, war ich beſorgt, mir die Ausſicht zu einigem Erwerbe zu eröfnen. Es hielt anfangs ein wenig ſchwer; ich mußte zuerſt als Corrector mein Brod verdienen, bis ich nach und nach bekannter wurde, zum Rezenſiren gebraucht wurde, und Gelegenheit fand, Privatunterricht zu geben.

Allein das alles war eine ſaure Art von Unterhalt, und es wurde mir ſchwer, davon im Winter mein Dachſtübchen zu heitzen. Als daher in der Herbſtmeſſe 1774 ein ſichrer Gelehrter nach Leipzig kam, den ich ſchon von langer Zeit her zu kennen die Ehre hatte, bat ich dieſen, mir ein anders Plätzgen auszuſuchen. Er ſchlug mich zu der freylich nicht ſehr einträglichen Rectorbedienung in Ruhethal vor; ich wurde gewählt, und nahm dieſe Stelle freudig an. Hier iſt nun mein Würkungskreis nicht ſehr groß, allein ich genieſſe manche glückliche Stunde in dem Umgange edler Menſchen, und wann die Bemühungen meiner hohen Gönner in Ruhethal und Urſſtädt nicht fruchtlos ablaufen, und ich in den Stand geſetzt werde, die von mir ſo ſehnlichſt gewünſchte literariſche Reiſe zu machen; ſo kann ich vielleicht auch noch einſt in der gelehrten Welt wieder, nicht ganz ohne Ehre und Beyfall, auftreten. Sollte dies aber auch mislingen; ſo werde ich dennoch mit meinem Zuſtande zufrieden ſeyn:

— — — — — mihi parva rura, &
Spiritum Graiæ tenuem Camenæ
Parca non mendax dedit, ac malignum
Spernere vulgus.

Horat. Carm. Lib. II. od. 16.
verſ. 37 – 40.

VIII. Literariſche Bemerkungen; über verſchiedene alte und neue Bücher, u. d. gl.

Brief des jüngern Herrn Müllers in Dresden an den Herrn Meyer in Urſſtädt.

Sie fragen mich, mein wertheſter Freund! auf welche Art ich meine Erholungsſtunden anwende, ob ich viel leſe, in welchem Fache, und was für Bücher? — Hierauf könnte ich Ihnen nicht beſſer antworten, als wenn ich Ihnen mein Tagebuch von den letzten Monaten ſchickte, denn Sie müſſen wiſſen, daß auch ich noch immer Ihrem gütigen Rathe pünctlich folge, mir alle Bücher aufzeichne, die ich leſe, und dabey in wenig Worten mein ohnmaßgebliches Urtheil darüber hinzufüge; aber auf eine ſolche Probe will ich Ihre Geduld und Nachſicht nicht ſetzen. Doch, damit Sie auch ſehen, daß ich nicht ganz faul in der Literatur bin; ſo erlauben Sie mir, Ihnen nur einen Auszug aus dieſem Tagebuche, von zwey Monaten, zu liefern.

Halten Sie Sich, lieber Meyer! bey Durchſicht deſſelben, nicht darüber auf, daß ich ſo vielerley Zeug unter einander leſe! Sie wiſſen, daß meine Berufsarbeiten mich den größten Theil des Tages hindurch beſchäftigen; Zwey Stunden wende ich an, die wichtigſten Werke in meinem Hauptfache zu ſtudiren, die wenigen übrigbleibenden aber kann ich nicht nach einem einfachen Plane ordnen, denn ſonſt würde ich in manchen Theilen der Literatur ganz fremd bleiben, worinn ich doch auch gern mit fortrücken wollte, und dann kömmt oft noch ein älteres, nicht unbedeutendes Werk dazwiſchen, das mir von ohngefehr in die Hände fällt, und das ich noch nicht gekannt hatte — Doch zum Zwecke! Hier ſind meine Bemerkungen von den letztern acht Wochen!

Poeſie leſe ich wenig; Mich dünkt, der Geſchmack an gewiſſen Arten von Gedichten iſt nur für gewiſſe Jahre, wo die Phantaſie lebhafter würkt, und das hochgeſpannte Gefühl ſich zu jener Begeiſterung ſtimmen kann, in welcher der Sänger ſchrieb. Andre Gedichte, wie z. B. Idyllen, u. d. gl. in welchen einfache Naturgemälde dargeſtellt werden, verlangen, um ſympathetiſches Gefühl zu erwecken, ein ſehr ruhiges, friedevolles, durch ſtille Lebensart, fern vom Getümmel und den Verbindungen der bürgerlichen Welt, für edle Einfalt empfänglich gewordenes Herz. Lehrgedichte aber kann ich — verzeyhen Sie mir es — gar nicht leiden. Ich kann mir keine Poeſie ohne Begeiſterung denken; Mit kaltem Blute und überlegender Vernunft ordnet man wohl Perioden, aber man ſpricht nicht metriſch; Es gehört, meiner Meinung nach, eine Art von Leidenſchaft, von Erhebung, von Spannung dazu, um die gemeine Sprache in eine melodiſche umzuformen. Das thut nicht die abwiegende Vernunft, oder es müßte denn der Gegenſtand von der Art ſeyn, wie in den Georgicis des Virgils, wo uns derſelbe Gelegenheit zu Bildern giebt, die, mitten in der ernſthaften Verhandlung uns, durch ihre Schönheit, zur poetiſchen Begeiſterung hinreiſſen. Allein ich kann mir nicht vorſtellen, wie man z. B. in Verſen die Grundſätze des Rechts der Natur oder die geometriſchen Wahrheiten ſyſtematiſch entwickeln könnte, ohne in das Comiſche oder Langweilige zu verfallen.

Indeſſen leſe ich doch auch zuweilen Gedichte, aber leider! erſcheinen ihrer itzt nicht viele in Teutſchland, die der Unſterblichkeit werth wären. Mangel an Kunſt und Sorgloſigkeit in der Ausfeilung gelten für poetiſche Freyheit; man ſetzt ſich über Regeln hinweg, die nicht Pedanterie, ſondern weiſe Beurtheilung deſſen, was Harmonie und Wohlklang fordern, erfunden hat, wirft allerley Silbenmaße und Füße durch einander, und glaubt Verſe gemacht zu haben, wann man in abgeſetzten Zeilen ſchreibt. Dieſen Ton haben gewiſſe Epochenmacher angegeben, und niemand wagt es, dagegen zu reden. Dieſe ſind ſo überzeugt von dem großen Werthe ihrer Schriften und von der Nothwendigkeit, von jedermann geleſen zu werden, daß ſie in ihren neueren Werken ihre in ältern Arbeiten ſelbſt geſchaffenen Perſonen ſo anführen, als wenn ſie denſelben durch ihre leichtfertigen Gedichte eine würkliche, dauerhafte Exiſtenz gegeben hätten. Doch laſſe ich mir noch dergleichen von ſolchen Männern gefallen; aber was ſoll man zu der Impertinenz ihrer elenden Nachahmer ſagen, die uns Geniekrampf und Geiſtesconvulſion für Begeiſterung verkaufen? Iſt es indeſſen Wunder, wenn wir ſo viel mittelmäßiges Zeug von der Art leſen müſſen? Kaum ſieht man in dieſem Jahre eine kleine Probe von einem jungen Dichter in irgend einem Muſencalenderchen; ſo erſcheint ſchon im folgenden ein dicker Octavband voll von ſeinen Arbeiten — So glücklich, ſo fruchtbar waren die römiſchen und griechiſchen Muſen nicht; aber dafür lieſet man ſie auch noch jetzt mit Wonne, da hingegen unſre Denkmale der Kunſt, nach Verlauf Einer Olympiade, in die Gewürzkrämerbuden wandern.

Kürzlich fiel mir eine große Sammlung von Kretſchmanns Gedichten in die Hände;

da waren Bardengeſänge, Hymnen, Ehrengedächtniſſe, Sinngedichte, und wer weiß, was alles? — Ich kann nur nach meiner Empfindung urtheilen, und dringe meine Meinung niemand auf; aber ich würde ſehr verlegen ſeyn, wenn ich aus dieſer Sammlung zwey Bogen voll guter Verſe ausheben, und einem Ausländer, mit Zuverſicht, zur Ehre unſrer Nation vorzeigen ſollte.

Das Nachlallen iſt ſo ſehr bey uns Mode, und das Rezenſiren ſo ſehr durch die Nebenbegriffe von Gehäſſigkeit gegen den Verfaſſer, welche freylich leider! oft dabey die Feder führt, misdeutet worden, daß wenig unbefangene Leute ſich damit abgeben, und Mancher würklich nicht den Muth hat, über ein Kunſtwerk ſeine offenherzige Meinung wider den ihn überſchreyenden verblendeten Haufen zu ſagen. Alles iſt in Partheyen getheilt, und ein Buch braucht nur angekündigt zu ſeyn, um daß man wiſſe, wo es, ſobald es herauskömmt, wird gelobt, und wo es wird getadelt werden. Selten tritt ein freyer Biedermann aus dem

Volke auf, der keinem Götzen, ſondern der geſunden Vernunft opfert. Das iſt aber ſehr übel! Kann es ein Schimpf ſeyn, in ſeinem Urtheile zu irren? Greift man den ſittlichen Character eines Mannes an, wenn man von ihm ſagt, er habe ein ſchlechtes Buch geſchrieben? Iſt es ſo ohnmöglich, daß auch der größte Mann einmal in einer böſen Stunde etwas Mittelmäßiges liefern könnte? Thut nicht unkluges, blindes, von Vorurtheil für einen großen Nahmen geleitetes Lob, den Fortſchritten der Kunſt im Ganzen oft mehr Schaden, als ein irrender Tadel? Kann man einen großen Mann je genug warnen, nicht unter ſeinen Lorbeeren einzuſchlafen?

Wenn werden wir wieder Odendichter haben, wie **Ramler** und **Klopſtock** waren? Es iſt gar luſtig zu ſehen, wie junge Dichter ſich ſchrauben und arbeiten, um etwas Aehnliches an den Tag zu bringen, und wie ſie das Ziel erreicht zu haben glauben, wenn ſie nur dunkel, mit falſchem Pathos, und in verſetzten, verwirrten Wortfügungen ſchreiben. So habe ich neulich bey einem Freunde ein im Jahr 1781 bey Kurzbeck in Wien herausgekommenes Gedicht geleſen, das den Titel führt: Haſchka's Geſang auf Oeſterreichs beredteſten Prieſter, und das ein Original in der Art iſt.

Es wird noch dahin kommen, daß unſre Geiſtesproducte pfundweiſe verkauft werden. Schon rechnet man die Bogen alphabethweiſe, und der Buchhändler ſchüttelt den Kopf, wenn man ihm ein Werk anbietet, das unter ein Alphabeth hält.

Unſre Academien der Wiſſenſchaften und Künſte tragen das Ihrige dazu bey, unſre Literatur emporzubringen, und noch geſtern habe ich in den Werken einer großen Academie einige kleine artige Räthſelchen gefunden, mit deren Erfindung ſich dieſe Weiſen abgeben, und deren Auflöſung ſie dem gelehrten Publico empfehlen — Pfui! der unwürdigen Spielerey!

Die Literatur- und Theaterzeitung nimt zum Theil die allerabgeſchmackteſten, leerſten

Aufſätze an. Kein Landſtädtgen iſt ſo klein, in welchem nicht ein Autorlein vegetirt, deſſen Werke von der Nachbarſchaft geleſen, und zweymal im Jahre nach Leipzig ſpazierengefahren werden. Aber Trotz dieſes ſichtbaren Verfalls unſrer Literatur, fangen doch die Ausländer an (denen es zwar auch nicht beſſer geht) fleißig unſre Werke zu ſtudieren; In allen europäiſchen Staaten, ja! auch in andern Welttheilen, werden unſre klaſſiſchen Schriftſteller geleſen und überſetzt; Aus ſonderbarer Bizarrerie franzöſirt ſogar der allzeit fertige Herr Friedel Gemmings deutſchen Hausvater, der doch nur ſeine Entſtehung dem für Franzoſen weit brauchbareren père de famille von Diderot zu danken hat. Allein mich dünkt von Friedel überſetzt, iſt beynahe ein eben ſo großes Unglück, als von Plümicke umgearbeitet zu werden.

Vor einiger Zeit gerieth ich ohngefehr einmal wieder über die Briefe des Grafen von Büſſy, und fand Stoff genug darinn, die Leichtfertigkeit der franzöſiſchen Nation zu bewundern. Dieſer Lieutenant-Général und Meſtre de Camps-Général und Academicien, nachdem er (ohngeachtet ſeiner von ihm ſelbſt gerühmten großen Verdienſte im Felde) vom Könige, wie er geſteht, wegen ſeiner liederlichen, mauvaiſe conduite, und weil er im Verdachte war, der Verfaſſer der mehrſten in Paris herumlaufenden ſatyriſchen Liederchen zu ſeyn, auf ſeine Güter verwieſen iſt, beſchäftigt ſich daſelbſt, bout rimés zu machen — Wenn doch bey uns ein exilirter Feldmarſchall Leberreime ſchriebe und herausgäbe! — Und welch' eine Sammlung von elenden, unbedeutenden Schmeichel- Sollicitations- und kriechend niederträchtigen Bettelbriefen an den König! Ein Miniſter und Pair des Reichs räth dem alten Büſſy, auf den Monarchen ein Rondeau zu machen, um deſſelben Gnade wieder zu gewinnen; und in der That ließ ſich auf dieſem Wege ſchon etwas von einem Könige hoffen, deſſen Armeen beſtändig feile Geſchichtſchreiber mit herumſchleppen mußten, um alle Belagerungen und Schlachten mit anzuſehn und zu beſchreiben. Büſſy lobt des

Königs Dragenaden, zu Bekehrung der Hugenotten, auf eine eben ſo unvernünftige als ſchändliche Art. Für ſeine Perſon verräth er eine Eitelkeit, welche kein Teutſcher frech genug ſeyn würde, ſo klar zu zeigen. On dit, heißt es oft, que j'ai de l'eſprit; les plus beaux endroits des lettres, que i'ai écrites au Roi, ne gâteront pas Votre livre u. ſ. f. Aus ſeines Sohns, des Marquis von Büſſy, Erzählungen von den Melacſchen Verwüſtungen in der Pfalz, im Jahr 1689, leuchtet die erſchrecklichſte Kaltblütigkeit und nicht Eine Spur von menſchlichem Mitleiden hervor. Uebrigens iſt dieſe Sammlung doch voll von ganz eigenen, naiven Einfällen und Wendungen, die wir nur von den Franzoſen, beſonders aus Ludwig des Vierzehnten Zeiten, lernen können und gelernt haben.

Haben Sie je Madam Daciers Ueberſetzung des Ariſtophanes geleſen, und ihre Vorrede dazu? Jn dieſer erhebt ſie den muthwilligen Dichter, meiner Meinung nach, ſehr viel mehr, als er es verdient. Sie ſagt, man habe ihn mehr gefürchtet als eine Armee. Es thut mir herzlich leid um die Griechen, daß ſie einen ſolchen Mann fürchteten, einen ſolchen Mann unter ſich duldeten, der die Frechheit hatte, den würdigſten, edelſten Menſchen, auf die platteſte, abſcheulichſte Art, öffentlich mit Schmähung und Schande zu bedecken; Man hätte einen ſolchen Kerl ſteinigen ſollen! Es iſt wahr, hie und da leuchtet feiner, ſcharfer, laugenartiger Witz hervor, und die Schreibart iſt ſo ſchön, daß ſogar Plato den Ariſtophanes darinn zum Muſter nahm; Aber ſeine unerträgliche Eitelkeit empört dann wieder auf das Aeuſſerſte. Wenn man lieſet, wie er ſich ſelbſt in den Chören loben und preiſen läßt; ſo erweckt das Eckel und Verachtung. Madam Dacier macht zu dem Stücke: *die Wolken*, einige ſehr erbärmliche Anmerkungen über Beobachtung der drey Einheiten und über Anordnung der Scenen, die doch, ſo wie die ganze Oeconomie des Stücks, mir ſo ärmlich, ſo langweilig als möglich vorkömmt. Sie verſichert, ſie habe dies Schauſpiel über zweyhundertmal mit immer gleicher Freude geleſen — Das thue ich ihr nicht nach! — In der Ueberſetzung dieſes Griechen fällt es auch ſehr auf, ſolche Ausdrücke zu finden, als da ſind: Va-t-en au diable! — pas un ſol — à ſix livres u. d. gl. m.

Es kömmt itzt theilweiſe ein Werk heraus, das, wenn ich nicht irre, den Titel führt: Schattenriſſe edler teutſcher Frauenzimmer. Ich erinnere mich nicht leicht, etwas Schlechteres in der Art geleſen zu haben. Es ſind nicht etwa Biographien verſtorbener oder noch lebender berühmter Weiber, ſondern geſammlete Annecdoten aus dem Privatleben ſolcher Damen, die gar keinen Anſpruch auf Celebrität machen, und die nothwendig ſchaamroth werden und es dem Verfaſſer übelnehmen müſſen, wenn ſie ſehen, wie er ſie da, mit Benennung ihrer Nahmen, zur Schau ausſtellt, über ihren Character, über ihre herrſchenden Leidenſchaften und Temperamente, und das zum Theil äuſſerſt ſchief raiſonnirt, und damit vielleicht noch zehn Bände anfüllen kann, in welchen manche würdige Frau in übler Geſellſchaft dem Publico vorgeführt wird.

Ich habe nun auch den ſechſten Band von Schmidts Geſchichte der Deutſchen geleſen. Ich glaube Ihnen ſchon einmal geſagt zu haben, daß es keine angenehme Empfindung bey mir erregt hat, zu merken, wie Herr Schmidt, ſeitdem er in Wien öſterreichiſches Brod ißt, ſich ſo augenſcheinlich von der einem Geſchichtſchreiber ziemenden Unpartheylichkeit entfernt, daß er auf alle Weiſe das Anſehn des Pabſtes zu ſchwächen und die Macht des Kaiſers zu erhöhen ſucht; Sie wiſſen auch, daß ich oft bedauert habe, dies Werk ſo voll von Sprachfehlern zu finden, daß man faſt keine Seite leſen kann, ohne deren einige anzutreffen; Bey Leſung des neuen ſechſten Bandes aber iſt mein Unwillen auf's Höchſte geſtiegen, indem ich geſehen habe, wie der Verfaſſer, von Partheygeiſt ergriffen, Luthers Verdienſte und den Werth des Einfluſſes ſeiner Lehre auf die Fortſchritte der Aufklärung ſo unverantwortlich herabſetzt. Man muß wahrlich ganz blind von Vorurtheil oder voll böſes Willens ſeyn, um nicht zu ſehn, welche ſegnende Folgen für die Erforſchung der Wahrheit und Freyheit im

Denken der Proteſtantismus gewürkt hat, und ein Geſchichtſchreiber, der für die Nation, nicht für eine einzelne Kirche ſchreiben will, ſollte ſich ſo etwas nimmermehr zu Schulden kommen laſſen.

In Eulers vortreflichen Briefen an eine teutſche Fürſtinn finde ich (im 14ten Briefe des erſten Theils) eine Behauptung, die mir unwahrſcheinlich vorkömmt; Er führt nemlich, zum Beweiſe, daß die Wärme ausdehne, ein Beyſpiel von den Uhren an, und ſagt, es giengen dieſelben im Winter geſchwinder als im Sommer, wo die Hitze den Perpendikel verlängerte. Ich weiß wohl, daß dies Mehrere vor und nach ihm geſagt haben, aber ich glaube es dennoch nicht, oder wenn auch die Beobachtung an ſich wahr iſt; ſo kann doch wohl der Grund nicht darinn liegen, denn nicht nur ſcheint es mir, als wenn der Grad der Ausdehnung ſo unmerklich ſeyn müßte, daß an einer großen Uhr eine halbe Linie Verlängerung des Perpendikels keinen merklichen Unterſchied machen könnte; ſondern auch, da jede Uhr mit Fett geſchmiert iſt, und dies in der Kälte erſtarrt oder wenigſtens dicker wird: ſo müßte wohl dies Hinderniß jenem Triebe das Gegengewicht halten. Aber ſo geht es! Einer ſpricht dem Andern dergleichen nach, ohne weiter zu unterſuchen, und auch die größten Männer unter einander ſind davon nicht frey. Ebenfalls wünſchte ich, ich mögte nicht die alte Ausrechnung hier wieder gefunden haben, nach welcher man annimt, der Strahl eines Fixſterns müſſe ſechs Jahre reiſen, um in unſer Auge zu fallen. Wer hat noch ergründet, nach welchen Regeln die Lichtſtrahlen fortſchreiten, wie viel dazu die jedesmalige Beſchaffenheit der dickern oder dünnern Luft beyträgt, welche Regeln auſſer unſerm Dunſtkreiſe anwendbar ſind, und ob unſre, uns ſo ewig unwandelbar ſcheinenden mathematiſchen, optiſchen und phyſiſchen Regeln in jenen höhern Regionen Statt haben?

Ich ſpiele izt mit unbeſchreiblicher Freude Clementi's ſchwere, aber über allen Ausdruck ſchönen Clavier-Sonaten, und rathe jedem fleißigen Clavierſpieler, dieſelben zu ſeinem Studio zu machen.

Irre ich mich, oder iſt nicht in Bauſens, nach Oeſers Gemälde geſtochenem Blatte: Abrahams Brandopfer, Abrahams Figur mit dem dicken Kopfe und vorgebogenen Halſe, verzeichnet?

Vor einiger Zeit zeigte mir ein Freund ein Manuſcript. Es waren Hexen-Proceſſe, Protocolle bey dem Amte Calenberg im Jahre 1638 aufgenommen. Mit Verwunderung und Betrübniß las ich, zu welchen Grauſamkeiten und Albernheiten Vorurtheil und Aberglauben in jenen Zeiten die Menſchen verleitet haben; Daß man damals viel Leute wegen Hexerey angeklagt hat; daß Viele von Dieſen würklich bezaubert zu ſeyn glaubten, und auf dieſem Bekenntniſſe bis an den Tod beharrten; daß zuweilen Pfaffen und Andre ſich als Teufel verkleidet gehabt, und in dieſer Geſtalt Weiber verführt haben, das iſt bekannt, und kömmt mir den damaligen Zeiten ganz angemeſſen vor; daß aber Viele von dieſen Weibern, ohne alle Marter, frey bekannt hatten: Es ſey der böſe Feind auf jeden Wink erſchienen und habe Unzucht mit ihnen getrieben, daß ſie dabey die kleinſten Umſtände erzählen und beſchreiben, und darauf ſterben; das ſcheint ſich nicht anders erklären zu laſſen, als daß damals ziemlich allgemein eine Art von Nervenkrankheit muß geherrſcht haben, in deren Paroxismen die von Aberglauben verſtimmte Fantaſie der Leute würklich ſolche Dinge zu ſehn und zu empfinden geglaubt hat, die durch die allgemeinen Volksmeinungen als möglich angenommen wurden.

Hier haben Sie, mein werthester Freund! einen Pot-pourri von Bemerkungen über alles, was ich ſeit einigen Wochen durch einander geleſen habe. Ihre gütige Zurechtweiſung wird mir Wohlthat ſeyn, der ich mit der treueſten Freundſchaft bin, u. ſ. f.

Dresden den 1ſten Auguſt 1785.

Ludwig Müller.

IX. Lied eines alten Mannes.

Willkommen, liebes Vaterland!
Willkommen, ſchöne Flur,
In der ich, an der ſanften Hand
Der lieblichen Natur,
Durch Wieſen einſt und Felder hin,
Voll heil'ger Unſchuld, ſtrich,
Da noch durch meinen heitern Sinn
Kein Gram, kein Kummer ſchlich!
Ihr Jahre, voll der reinſten Luſt!
Oft ſehnte ſich mein Blick,
Oft ſehnte ſich in dieſer Bruſt
Mein Herz nach Euch zurück.
Hier ſpielt' ich einſt ſo ſorgenlos
Als Knabe! — und Gewinn
War überall — Wie ſelig floß
Die gold'ne Zeit dahin!
Doch ach! der ſchöne Frühling ſchwand
Nur gar zu ſchnell, und fern
Von Dir, o liebes Vaterland!
Trieb mich mein Unglücksſtern,

Trieb mich herum, im bunten Creiſ'
Indeß der Lenz entfloh,
Und ach! der Sommer war ſo heiß! —
Kaum meines Daſeyns froh,
Nagt' Ehrgeiz, Liebe, Eitelkeit
Mit voller Wuth an mir,
Und raubten alle Heiterkeit
Mir Armen; Ruhmbegier,
Zu wildes Feu'r und Unverſtand
Misleiteten mein Herz;
Verblendet, irrgeführt, empfand
Ich manchen herben Schmerz.
Es tobte, pocht' ohn' Unterlaß
Dies Herz, verlangte, litt,
Genoß und ſchwelgt' in vollem Maaß,
Betrog ſich, kämpfte, ſtritt,
War taub, wenn die Vernunft ihm rief,
Und drängte, ſehnte ſich
Nach Wahn und Träumen, trau'rte tief,
Wenn dieſe Täuſchung wich,
Gab jedem falſchen, ſchlauen Freund
Sich unbedachtſam hin,
Miskannte den, der's redlich meint',
Bis die Betrügerinn,

Die Liebe, tief in meine Bruſt
Den Giftdolch ſtieß — Da ſchwand
Der letzte Schatten froher Luſt
Aus meiner matten Hand —
Ein Mädgen — ach! wie liebt' ich ſie! —
Sie war ſo ſanft, ſo ſchön,
Ihr ganzes Weſen Harmonie,
Der Wuchs der Grazien,
Minervens Seelenblick, der Gang
Wie Juno's Schritte, und,
Sprach ſie; ſo tönte Sphärenklang
Aus ihrem Roſenmund — * —
Im Angeſicht des Himmels ſchwur
Sie ew'ge Treue mir —
Du hört'ſt es, Wald! Du hört'ſt es, Flur!
Wie oft ſchon klagt' ich's Dir!
Ein reicher Jüngling ſchlich herbey,
Und ſtahl, bey Spiel und Scherz,
Durch Pracht, Geſchenk und Schmeicheley,
Mir dieſes Mädgens Herz.

---

* Eine ſchwache Nachahmung, (ein wenig verändert) von den bekannten Verſen, die ſich endigen:

— — — — — e Pallade mi par
Quando ſi adira.

Berauſcht vom falſchen, leeren Glück
Der bunten großen Welt,
Wurd dann der Unſchuld ſanfter Blick
Durch Schmink' und Putz entſtellt;
Da gab die Eit'le ihm die Hand,
Gedachte Meiner nicht,
Zog mit ihm in ſein Vaterland,
Vergaß Schwur, Treu' und Pflicht,
Indeß ich krank und traurig lag,
Mein Leben, kummervoll,
Verwünſcht' und mancher Thränenbach
Dem trüben Aug' entquoll.
Doch bald erhob zu neuer Luſt
Die beſſ're Weisheit mich,
Goß ſo viel Troſt in meine Bruſt,
Daß aller Gram entwich,
„Was klagſt Du, Thor! Was trauerſt Du?“
Rief ſie „Biſt Du ein Mann,
„Wenn Dir ein Weib die Seelenruh,
„Den Frieden rauben kann?“
„Such' in Dir ſelbſt Dein wahres Glück,
„Der ächtern Freuden Quell;
„Genieß den frohen Augenblick!
„Denn er entfliehet ſchnell.“

„Des Lebens größte Hälft' iſt hin;
„Verbitt're nicht den Reſt
„Durch Mismuth und durch trüben Sinn,
„Bis Dich die Kraft verläßt!“
„Thu' ohnbekümmert Deine Pflicht!
„Such' Deine Seligkeit
„Im ſüßen Wohlthun! Rechne nicht
„Auf Glück und Dankbarkeit!“
So ſprach die Weisheit, und ich gieng
Getroſt den Weg, voran
Dem kühlern Herbſt entgegen, fieng
Ein neues Leben an,
Fand Ruh' und Glück, vergaß mein Leid,
Im Anſchau'n der Natur,
In Mäßigkeit und Redlichkeit,
Und in der Weisheit Spur;
Und Segen folgte jedem Schritt';
Kein Tag war freudenleer;
Es floh vor meinem feſten Tritt
Der Leidenſchaften Heer.
Jetzt hat des Winters Schnee mein Haar
Gefärbt; Des Lebens Kraft
Nimt ab; Wer mein Gefährte war
Iſt längſt ſchon weggerafft;

Ich fühle, daß Dein Genius,
O Tod! mir freundlich winkt —
Es ſey! Dir folgt mein ſchwacher Fuß,
Wenn Deine Fackel ſinkt. *
Doch hatte ich den Wunſch in mir
Mit Sehnſucht ſtets genährt,
O ſüßes Vaterland! nach Dir;
Und der iſt mir gewährt.
Nun ſterb' ich gern — Drum öfne Dich,
O väterliches Grab!
Umfaſſe mich! Man ſenke mich
In Deinen Schooß hinab!

Im Auguſt 1785.

* * *

---

[*] Man weiß, wie die Alten den Tod abbildeten.

X. Antwort des Freyherrn von Leidthal,

auf einen Brief, in welchem er aufgefordert wurde, ſeine Meinung über folgende Fragen zu äuſſern.

„Warum hört man auch die weiſeſten Menſchen in dieſer Welt über Unglück und Verdruß klagen, da doch der höchſte Grad von Weisheit den höchſten Grad von Freyheit, Genügſamkeit und Unabhängigkeit gewähren muß, in dieſen drey Stücken aber und im Genuſſe ſelbſt der Weisheit und Tugend (denn das iſt unzertrennlich) die vollkommenſte Glückſeligkeit beſteht?"

„Warum hört man ferner auch die beſten und weiſeſten Menſchen über Feindſchaft und Verfolgung klagen, da doch der Weiſe und Gute nicht nur niemand kränken, niemand Veranlaſſung zum Haß geben, jedem wohlthun, ſondern auch ſich ſelbſt ſo von allen ge-

„fährlichen Verbindungen und Verhältniſſen entfernt halten wird, daß er zu keiner Art von „Colliſions-Gelegenheit giebt?"

Hier iſt meine Antwort! zuerſt punctweiſe, und dann werde ich jeden Satz einzeln ausführen.

1) Es giebt wenig wahrhaftig weiſe Leute, und die Wenigen kennen wir vielleicht nicht, haben alſo unſre Beyſpiele von Leuten entlehnt, die nicht ganz weiſe waren;

2) Nicht jeder weiſe und gute Mann kann in dieſer Welt, ſo wie ſie würklich iſt, frey und unabhängig ſeyn, wenn er auch wollte;

3) Unabhängigkeit, Genügſamkeit und Freyheit allein gewähren nicht Jedem vollkommne Glückſeligkeit; Es gehört für manche wahrhaftig weiſe und gute Leute noch mehr dazu, um den höchſten Grad von Zufriedenheit zu genieſſen;

4) Der Weiſe und Gute kann Feinde haben, wird gewiß Feinde haben, wenn auch er aller Gelegenheit und Veranlaſſung dazu ausweicht;

5) Man kann nie aller Gelegenheit, aller Veranlaſſung dazu ausweichen;

6) Wer aber klagt, der hat immer Unrecht, denn es hilft nichts, und die Welt bleibt, wie ſie iſt.

Nun zum erſten Puncte! Wenn weiſe ſeyn und weiſe raiſonniren einerley Dinge wären; ſo würde es manche weiſe Leute geben; Es iſt zwar an ſich ſchon eine ſehr ſchwere Sache, ein vollkommen zuſammenhängendes Syſtem, auf ſicherm Grunde ruhend, gegen welches die Vernunft keine Einwürfe machen könnte, das keine Lücke hätte, das auf alle Weiſe befriedigte und allgemein anwendbar wäre, durchzudenken, zu gründen, und vorzutragen, und ich ſchätze den Mann ſehr hoch, der ſo hell und ſo tief ſieht, ſo nützlich ſpeculirt hat; Iſt nicht ſein ganzes Syſtem mir in meiner Situation brauchbar; ſo lerne ich doch immer etwas daraus; Ich ſage, ich ſchätze einen ſolchen Mann ſehr hoch, denn es iſt wahrlich ſelten, nur einmal einen Solchen zu finden, und wie wenig Syſteme giebt es, welche, ſtrenge und ſcharfſinnig unterſucht, alle Proben aushalten! Die Philoſophie der mehrſten Menſchen kömmt aus einem verdorbenen Magen her, oder iſt aufgerafftes Zeug, disjecta membra, womit man nur den Unwiſſenden blenden kann, von dem, welcher ſie vorträgt, nicht von allen Seiten durchgedacht, nur nachgeplaudert, ja! oft nicht einmal von innerer, eigener Ueberzeugung unterſtützt, ſondern nur erzählt, um zu glänzen. O! ich habe davon oft lächerliche Erfahrungen gemacht, geſehn, wie die ſchiefſten Köpfe meine eigenen Wahrheiten, nach einiger Zeit, wenn ſie vergeſſen hatten, aus welcher Fabric die Waare gekommen war, mir ſelbſt wieder aufſchwätzten, oder gar, mit falſcher Anwendung, gegen mich gebrauchten. Ich freuete mich herzlich, wenn auf dieſe Art meine ſelbſt geprägte Münze wieder in meine Caſſe kam; und ſchwieg aus Beſcheidenheit ſtill, ich müßte denn grade ſehr übler Laune geweſen ſeyn, ſo daß mir endlich die Geduld brach — Denn noch einmal! Wenn auch ein Syſtem nicht ganz für mich paſſend iſt; ſo ehre ich doch den Mann, der nach einem ſolchen feſten Plane wenigſtens handeln will, und bin geſchmeidig, tolerant genug, ehre ſo ſehr das, worauf ein Andrer ſeine Ruhe bauet, daß ich mich aller Einwürfe enthalte; Ich kann ſogar unwillkührlichen Unſinn und inconſequenten Irrthum vertragen; aber Hermelinſchwänze auf ein Eſelsfell genäht — das iſt mir ein widriger Anblick — Doch wieder auf meinen Satz zurück!

Ich ſage, es iſt ſchwer, auf dieſe Art ein zuſammenhängendes, paſſendes, weiſes Syſtem zu denken und vorzutragen; aber noch unendlich ſchwerer iſt es, nach einem ſolchen Syſteme, in allen Lagen, worinn wir kommen, unveränderlich conſequent zu handeln. Ich höre es ruhig und ohne zu widerſprechen an, wenn mir jemand ſagt: „Das muß man in dieſem „Falle thun! ſo würde ich mich bey dieſer Gelegenheit betragen!“ aber ich verſchiebe mein

Urtheil, bis ich würklich ſehe, daß der Mann, wenn er in dieſe Verſuchung geräth, ſeine Grundſätze nicht verleugnet. Doch auch hierbey entſcheiden einige und mehr Beyſpiele nichts; Ein Menſch kann von manchen Leidenſchaften frey ſeyn; aber irgend Eine wird im Hinterhalte lauſchen, und das iſt dann die Leimruthe, auf welcher er hängen bleibt! Es beweiſet nichts, wenn er vielleicht, durch ein glückliches Ohngefehr beſchützt, nicht in die Verſuchung kömmt, einen ſolchen Kampf zu kämpfen; aber in meinen Augen iſt er nicht eher ein Weiſer zu nennen, als bis ich ihn viel dergleichen Abentheuer muthig und feſt habe beſtehen geſehn.

Oft täuſchen wir uns auch ſelbſt, erfinden uns ein mit viel Scharfſinn ausgearbeitetes Syſtem, handeln faſt immer darnach, wollen es Andern aufdringen, und es iſt doch nicht nur nicht für Jeden gut, wahr, brauchbar, ſondern vielleicht gar, indem wir damit unſre Leidenſchaften im Zaume zu halten glauben, iſt ſelbſt dies Syſtem ein Werk einer unſrer

Leidenſchaften. Montaigne ſagte: er glaube zuweilen mit ſeiner Katze zu ſpielen, indeß vielleicht die Katze mit ihm ſpiele. So glaubt der Mann, welcher Ehrenſtellen, Würden und Reichthum ausſchlägt, und ein freyes, wünſchenloſes Leben vorzieht, Herr über ſeinen Ehrgeiz zu ſeyn, und vielleicht iſt grade übertriebener Ehrgeiz die Urſache, warum er dies alles nicht Seiner würdig hält, oder ſich zu erniedrigen glaubt, wenn er die erforderlichen Schritte thäte, um etwas zu erlangen, das er im Grunde herzlich gern haben mögte, wenn er es, ohne ſeinem Stolz etwas zu vergeben, gewinnen könnte.

Alſo macht es das Raiſonniren nicht aus, ſondern die Uebereinſtimmung der Handlungen mit den Reden bezeichnet den weiſen Mann; Beſſer nach einem mangelhaften Syſteme conſequent gehandelt, als ein vollkommnes durch ſein Betragen verleugnet; Im erſten Fall liegt der Fehler in der Erkenntniß, über welche wir nicht Meiſter ſind; im andern iſt es eitel Betrug, Lüge, Phariſäerey.

Sodann iſt auch nicht jedes Syſtem Jedem nützlich und brauchbar, wie ich ſchon vorher geſagt habe. Wir leben einmal in einer würklichen Welt, die wir nicht umſchaffen können; Wir werden durch unſre Gebuhrt Bürger eines Welttheils, eines Landes, einer Provinz, einer Familie; Wer in dieſer würklich exiſtirenden bürgerlichen Welt ſeinen Platz nicht ausfüllt, der iſt nichts werth, handelte er auch nach Grundſätzen, die höchſtweiſe ſeyn würden, wenn er in einer andern Himmelsgegend, in einem andern Zeitalter, unter andern Menſchen gebohren wäre. Man beſtimmt ſich zu einer gewiſſen Lebensart, und nun iſt es Pflicht, vor allen Dingen erſt das ganz vollkommen zu erfüllen, was zu dieſer Lebensart gehört; alles Uebrige kann nur in Relation auf dieſen Hauptpunct Verdienſt geben. Wenn ich in der großen Welt lebe, und eine Frau heyrathe; ſo iſt mir's gar nichts werth, wenn dieſe höchſtweiſe zu handeln glaubt, indem ſie in meinem Hauſe die alte patriarchaliſche Einfalt einführen will; Weiſe werde ich ſie nur dann nennen, wenn ſie mein Haus ſo dirigirt, wie das Haus eines in der groſsen Welt lebenden Mannes dirigirt werden muß, oder ſie hätte mich nicht heyrathen ſollen. Wenn ich einem Hofmeiſter meine Kinder anvertraue, und demſelben ſage, daß dieſe Kinder einſt zu Officieren und Richtern gebildet werden ſollen; ſo iſt der Mann, ſobald er dieſe Stelle annimt, ein Narr, wenn er meinen Söhnen auch die weiſeſten Grundſätze von Unabhängigkeit und Entbehrlichkeit ſolcher Bedienungen in einem weiſer geordneten Staate (in welchem wir nicht leben) beybringt. Ich frage deſfalls immer: Thut der Mann in ſeiner Lage ſeine Pflicht oder nicht? Das iſt der Maaßſtab, worauf ich alle ſeine übrigen Verdienſte und das Zutrauen zu ſeiner Weisheit anpaſſe. Es kömmt mir dies eben ſo vor, als wenn man mir erzählte: mein Schneider ſey ſtark in orientaliſchen Sprachen; Ich würde mir alsdann ein Kleid von ihm machen laſſen, und geriethe das ſchlecht; ſo würde ich urtheilen: „was hilft ihm ſeine Sprachkenntniß? Noch „mehr! er iſt gewiß nicht ſtark in orientaliſchen „Sprachen, kann nicht ſtark darinn ſeyn, weil er „ſchlechte Kleider macht; denn wer in Einer

„Wiſſenſchaft groß iſt, der wird es auch wenigſtens in derjenigen zur Vollkommenheit zu bringen ſuchen, von welcher er das Schild trägt, „hätte er dieſe auch aus Noth gewählt“ — Dieſer Grundſatz hat mir manchen Charlatan entlarvt, und nun komme ich natürlicher Weiſe auf Zergliederung des zweyten Puncts, nemlich darauf: daß, nachdem ich bewieſen habe, daß Wenige von Denen weiſe ſind, die wir für weiſe halten, und daß Weisheit nicht Jedem Weisheit iſt, auch die würklich Weiſen und Guten nicht immer in dieſer Welt, wie ſie würklich iſt, frey und unabhängig ſeyn können.

Es iſt Mode geworden, zu predigen: „man „ſolle, man könne ſich frey und unabhängig „machen; Niemand könne dem Weiſen Feſſeln „anlegen, kein Schickſal, kein Tyrann“ u. ſ. f. — Das iſt Gewäſche, und ſonſt nichts! Es geht mit den mehrſten moraliſchen Maximen und Machtſprüchen wie mit dem Recepte jenes Quackſalbers, der ein Pulver zu Tödtung der Flöhe verkaufte; Nachdem man es ihm abgenommen, bezahlt, und ſich darüber gefreuet hatte, verlangte man zu wiſſen, wie es zu gebrauchen wäre; Er antwortete: „Sie „müſſen den Floh fangen, ihm das Maul aufbrechen, und etwas von dieſem Pulver hineinſtreuen; ſo crepirt er augenblicklich“ Das mogte wahr ſeyn; aber die Hauptſchwierigkeit war erſt, die Flöhe zu fangen, und war die überwunden; ſo bedurfte man ſeines Pulvers nicht. Eben ſo wenig würden wir der mehrſten Vorſchriften bedürfen, wenn wir erſt die Hinderniſſe aus dem Wege geräumt hätten, die uns abhalten, ſie anzuwenden.

Es gehört unendlich viel, ein Zuſammentreffen unzählicher, nicht in unſrer Gewalt ſtehender Umſtände dazu, um gänzlich frey und unabhängig zu ſeyn. Zuerſt entweder grenzenloſe Gewalt über unſre Leidenſchaften — und wer bringt es in dem kurzen Leben vollkommen dahin? — oder Befreyung von allen Leidenſchaften — und wo lebt ein ſo glücklicher Tölpel? — Sodann entweder wenig Bedürfniſſe, oder die ſichern Mittel, dieſelben ohne fremde Hülfe zu befriedigen; Erſteres hängt, mehr als man glaubt, von Erziehung und Körperbau ab, Letzteres erfordert entweder viel phyſiſche oder viel intellectuelle Kräfte, oder ein gegen alle Schickſale geſichertes Vermögen — und wer kann ſich das alles geben? — Ein armer, ohne ſeine Schuld kränklicher Mann, ohne Talente, kann nie frey und unabhängig ſeyn. Ferner gehört dazu Entfernung von allen bürgerlichen und Familienverhältniſſen; Ein Mann, der acht Kinder, worunter vielleicht Einige ſchwächlich ſind, zu verſorgen, für ihr weltliches Glück zu wachen, von einem reichen wunderlichen Oncle ein großes Vermögen zu hoffen und mit Nachgiebigkeit zu erkaufen, oder ſein Erbtheil durch Proceß aus den Händen ehrgeiziger oder eigennütziger Richter zu erwarten hat, handelt als ein Verräther an ſeiner armen Familie, wenn er dieſe Vehicula zu irdiſchen Gütern, und durch dieſelben zu wahrer Ruhe zu gelangen, einem ſchwärmeriſchen Syſtem aufopfert, da doch wahrlich am Ende, mitten im Zwange des äuſſern Menſchen, der innere Menſch frey bleiben kann, und Epictet nicht weniger ein weiſer Mann war, weil er Feſſeln trug.

Jetzt zum dritten Puncte! Ich habe nemlich behauptet: „Unabhängigkeit, Freyheit und „Genügſamkeit allein gewährten nicht Jedem „vollkommnes Glück, und es gehörte für manche „wahrhaftig weiſe und gute Leute noch mehr „dazu, um den höchſten Grad von Zufriedenheit zu genieſſen.“ — Aber was ſoll man denn mehr wünſchen können, als Genuß dieſer höchſten Güter, mit allem, was ſie in ſich begreifen und vorausſetzen, ohne welches ſie ſich nicht denken laſſen, Geſundheit des Leibes und der Seele — Was mehr? — Fällt Ihnen ſonſt nichts ein? Rechnen Sie nichts auf die Freuden, die man aus der Theilnehmung an der Glückſeligkeit Andrer ſchöpft? Rechnen Sie nichts auf die Begierde wohlzuthun? Rechnen Sie nichts auf die Wonne der Geſelligkeit, der Freundſchaft, der Liebe? Welch' eine eintönige langweilige Welt, in welcher jeder nur für ſich, nur für ſeinen Genuß leben, ſein Ich zum einzigen Mittelpuncte aller ſeiner Beſtrebungen machen, und ohne Unterlaß calculiren wollte, ob auch nicht Ein kleiner Schritt, den er thäte, ſeiner Freyheit und Unabhängigkeit präjudicirte! Aber dafür hat auch die weiſe Natur geſorgt, daß nicht Jeder das kann. Sie hat uns Leidenſchaften gegeben, die freylich, wenn wir ihnen ſorgenlos den Zügel ſchieſſen laſſen, unſer und Andrer Unglück bauen, die aber auch, wenn ihnen von der Vernunft, in reifern Jahren, gewiſſe nicht zu überſchreitende Grenzen angewieſen werden, uns den Genuß des Lebens würzen und mannigfaltiger machen. Sie hat uns den Trieb zur Geſelligkeit gegeben, der uns hinzieht zu unſers Gleichen durch Liebe und Freundſchaft, daß wir Antheil nehmen an dem Glück und Unglück unſrer Brüder, als wenn es uns ſelbſt beträfe, ja! daß wir oft eigene Freuden fremder Zufriedenheit aufopfern, zuweilen mitten im Genuß eigener Seligkeit durch fremdes Leiden einen Augenblick geſtöhrt werden, um nachher deſto lebhafter die fröhlichen Stunden zu ſchmecken. Sogar manche von den unnützen Bedürfniſſen, die wir uns ſelbſt ſchaffen, und die der immer calculirende Menſch ganz von ſich verbannt wiſſen will, tragen zur Mannigfaltigkeit des Genuſſes bey. Wenn wir uns erlaubt haben, ſie im Uebermaße zu befriedigen; ſo ſehnen wir uns nachher um deſto hungriger nach den einfachern Gütern. Jene ſind es aber, die ſo mancher Kunſt, ſo mancher dem menſchlichen Scharfſinn Ehre machenden Erfindung den Urſprung gegeben haben. Zu allen dieſen Freuden nun, nemlich zu den Freuden der Geſelligkeit, Freundſchaft, Liebe, Wohlthätigkeit, ja! des Luxus, die uns freylich auf gewiſſe Art abhängig machen, kann ein Mann, in gehörigen Schranken, dennoch ein Bedürfniß fühlen, um glücklich zu ſeyn, ohne deßfalls weniger den Nahmen eines Weiſen zu verdienen.

Es iſt ſo ſüß, Andern zu dienen, ohne weitläuftig zu berathſchlagen, was ich zu meiner ſpeciellen Wohlfahrt dadurch gewinne, oder ob der Andre, nach ſtrenger Gerechtigkeit, dieſen Dienſt fordern könnte! — Ich mögte gern alle Menſchen froh ſehn, froh machen, ein Werkzeug dazu ſeyn —

Ich dulde den Umgang aller Arten Menſchen, ohne jedesmal zu rechnen, ob ich dadurch klüger und beſſer werde. Freylich ziehe ich die Geſellſchaft Weiſerer und Beſſerer vor; freylich widme ich leeren Geſellſchaften nicht ſo viel Stunden, daß ich darüber höhere, wichtigere Pflichten verſäumte; aber ich fliehe niemand. Man ſtudiert in Menſchen, wie in Büchern, lieſet die mittelmäßigen nur Einmal durch, und ſtellt ſie dann auf die Seite, macht ſich aber die beſſern zu eigen, wenn man kann, Es giebt wenige, aus denen man nicht etwas Nützliches ziehen könne; Man ſieht es nicht immer am Titel, am Bande, am Formate, und bringt ſich um manchen Genuß, wenn man, um nicht angeführt zu werden, Jeden flieht, der nicht beym erſten Anblick eminentes Verdienſt zeigt. Man bewegt alsdann auch Andre, über uns, die wir doch auch ſchwache Seiten haben, gleichfalls zu calculiren, und macht, daß uns die Menſchen aus dem Wege gehn; Man dreht ſich ewig in dem Cirkel ſeiner eigenen Ideen um, wird verliebt in ſein Syſtem, das doch auch vielleicht ſeine Fehler haben kann; und verliehrt vielfache Gelegenheit nützlich zu ſeyn. Glaube ich von einem Andern nichts lernen zu können; ſo kann er vielleicht durch mich aufgeklärter, glücklicher, beſſer werden, und es iſt Pflicht dazu behülflich zu ſeyn; Ein kluges Wort kann ſpät noch endlich Frucht bringen, wenn nicht bey dem Erſten, dem ich es ſage, doch, durch ſein Nachbeten, bey dem Zweyten, Dritten oder Vierten.

Ich ſchäme mich auch meiner Geſchmeidigkeit nicht, ſage nicht immer meine Meinung grade heraus, ſtoße nicht leicht jemand vor den Kopf, der anders denkt als ich, um nicht die Gelegenheit zu verſäumen, nach und nach, vielleicht in Jahresfriſt, durch Sanftmuth und Beſcheidenheit mächtiger auf ihn zu würken, als durch verhärtende Strenge.

Nicht wahr, Sie ſind itzt klüger und beſſer, als Sie vor zehn Jahren waren? Haben Sie nicht einen Theil dieſer Vollkommenheit dem Umgange mit Menſchen, den geſellſchaftlichen Beobachtungen zu danken? Wie, wenn nun jeder Weiſere dem Schwächern die Thür verſchlöſſe; wie Wenige würden beſſer werden? Wie Wenige haben geiſtige und körperliche Kraft genug, aus ſich ſelbſt zu ſchöpfen? Wie wenig privilegirte Beſſere giebt es, die von ihrer erſten Jugend an ſo richtig organiſirt, ſo wenig durch Erziehung und Schickſale verderbt, daß ſie ſtets auf dem Wege der Natur und Vernunft unwandelbar geblieben ſind?

Nun begreifen Sie freylich, daß dergleichen Abhängigkeit auch manche unangenehme Folgen nach ſich zieht, uns manche kleine Unannehmlichkeit auf den Hals ladet, und daß, wenn nicht jeder Weiſe ganz frey zu ſeyn verlangt, wir uns nicht wundern dürfen, wenn wir auch weiſe Menſchen über Verdruß klagen hören — Aber was iſt das gegen die mannigfaltigen ſüßen Freuden des Umgangs mit Menſchen und der freywilligen Hingebung! Ich wünſchte Jedem die glücklichen Augenblicke verſchaffen zu können, die ich ſchmecke. Ich genieſſe, wo ein Andrer nicht genießt; Aber ich kann niemand daran Theil nehmen laſſen, weil ſich das nicht mit Worten beſchreiben läßt. Von Jugend auf habe ich mich unter alle Stände gemiſcht, habe alle Geſellſchaften aufgeſucht; In Dorfſchenken habe ich mitgetanzt, oder wenigſtens aufmerkſam zugeſehen, und wo ich konnte habe ich den Gallatägen an Höfen, den Sitzungen gelehrter Geſellſchaften, den Clubbs und allerley Verſammlungen beygewohnt. Nicht leicht wird mir eine rhätoriſche Figur entwiſchen, die in den Converſationen aller dieſer Stände vorgetragen wird; Nicht leicht werde ich eine kleine Verſchiedenheit in dem Styl, eine kleine Originalität unbemerkt, die Abweichung in ähnlichen Fällen, die Modificationen nach Zeit, Ort, Cultur, Gelegenheit, Veranlaſſung ohnbeobachtet laſſen — Und das Alles unterhält mich ſo ſehr — Ich kann es zuweilen bedauern, daß man dieſen durch Erfahrung geſchärften Sinn nicht dem Kinde gleich inoculiren kann, damit dieſes nun weiter darauf bauen könnte — Aber noch einmal! erzählen läßt ſich's nicht.

Die Beweiſe für die Wahrheit meines vierten und fünften Satzes, nemlich: „daß auch „der Weiſe Feinde haben könne und Feinde haben müſſe, und daß er dies auf keine Art zu „hindern vermöge" die werden Sie mir wohl ſchenken; Doch will ich noch ein paar Worte darüber ſagen.

Ein verſtändiger Mann handelt natürlicher Weiſe ſelten ſo, wie der große Haufen, weil dieſer große Haufen größtentheils aus unverſtändigen Menſchen beſteht; Er zeichnet ſich alſo aus, und das wird die erſte Urſache, warum der vornehme und geringe Pöbel nicht gut auf ihn zu ſprechen iſt, ohngeachtet das dieſen eigentlich nichts angeht; Aber nicht nur der Pöbel, nein! auch manche ein wenig klügere und beſſere Menſchen, ſind dennoch bebeſchränkt genug in ihren Einſichten, um (da der Weiſere es nicht immer der Mühe werth hält, die Bewegungsgründe bekannt werden zu laſſen, welche ihn treiben, anders zu handeln, von der gemeinen Bahn abzugehn) denen nachzulallen, die, aus böſem Willen, ein falſches Licht auf ſeine Handlungen werfen; Und daraus entſteht dann oft, daß der beſte, klügſte Mann auf einmal allgemein einen böſen Ruf bekömmt, nemlich unter einer gewiſſen Klaſſe von Menſchen. Man iſt nicht ſo billig, darauf Rückſicht zu nehmen, ob die, welche mit einem Manne lange und täglich gelebt haben, von ihm zufrieden ſind, ob er mit ſeiner Familie, mit ſeinen Nachbarn, mit ſeinem Geſinde, mit ſeinen Jugendfreunden, kurz! mit denen, deren Zeugniß hierinn entſcheidend ſeyn ſollte, in Frieden lebt, ſondern es werden kleine ärgerliche Annecdoten geſammlet, in ein Ganzes gebracht, ein Bild von dem Character des Mannes daraus zuſammengeſetzt, und wenn dieſer nun glaubt, es habe über manche Schritte kein Menſch Rechenſchaft von ihm zu fordern, er ſey nicht ſchuldig, ſich ad articulos vernehmen zu laſſen; ſo wird dies als ſtillſchweigendes Bekenntniß, als Zeugniß eines böſen Gewiſſens angeſehn.

Und wir brauchen wahrlich nicht einmal von ſo weit her den Quellen nachzuſpüren, warum der Weiſe Feinde hat; Iſt es nicht genug, daß er beſſer iſt als Andre, um ihm Neid und Feindſchaft zuzuziehn? Iſt es nicht ein bekannter, unleugbarer Satz, daß wenig Menſchen irgend eine Art von Uebergewicht vertragen können?

Sie ſagen: „Der Weiſe wird nie beleidigen?" Das glaube ich gern; Aber werden nicht Andre ihn aus Neid und Bosheit kränken? Und was wird es ihm helfen, wenn er dies auch geduldig erträgt? Rouſſeau ſagt, und o! wie wahr! — „Der Beleidigte verzeyhet zuweilen, aber der Beleidiger niemals." Je unbilliger, je vorſetzlicher, je muthwilliger die Beleidigung iſt, deſto hartnäckiger wird Dieſer darinn fortfahren, um, wenn es möglich iſt, gegen ſich ſelbſt, gegen ſein Gewiſſen, ſeine Büberey zu rechtfertigen, und ſolche Menſchen ſind dann die unverſöhnlichſten Feinde; Alle Nachſicht, alle Schonung, alle Großmuth iſt bey ihnen verlohren.

Ich komme nun zum Schluß und zur Auseinanderſetzung meiner letzten Behauptung, nemlich: „daß der Weiſe immer Unrecht habe, „wenn er klagt."

Wenn nur Wenige weiſe ſind, doch aber jeder gern dafür mögte angeſehn werden; ſo darf es uns nicht befremden, wenn wir wahrnehmen, daß Menſchen, die aus Unvorſichtigkeit und aus Mangel an feſten Grundſätzen, ſich von Perſonen und Schickſalen unnöthiger Weiſe abhängig machen, ſich in allerley unnütze Händel und in eine zweckloſe Thätigkeit hineinziehen laſſen, ihrer Thorheit aber den Anſtrich von Eifer für das Wohl der Menſchheit geben, wenn Dieſe, ſobald alle Ungemächlichkeiten einer ſolchen ardelioniſchen Aufführung und Vorurtheilsſclaverey ſie treffen, gewaltig klagen und die Schuld ihres Unverſtandes auf böſe Leute und auf das Schickſal ſchieben.

Wenn auch ein weiſer Mann immer ein Menſch bleibt, folglich nicht gänzlich von Leidenſchaften ſich losmachen kann; ſo ſoll er uns nicht mit ſeinen Klagen ermüden, wenn eine von dieſen ihm einen Streich geſpielt, ihn auf einen Augenblick vom Wege der Vernunft abgeleitet, und ihm eine Schlinge über den Kopf gezogen hat. Er ſoll aber an ſich arbeiten, wachſam über ſich ſeyn; ſo kann er es mit der Zeit zu einem großen Grade von Vollkommenheit, Zufriedenheit, Genügſamkeit und Freyheit bringen. Wir aber, die wir vielleicht, durch ein Ohngefehr, durch glückliches Schickſal, oder eine gewiſſe Organiſation ſeltener in ſolche Verſuchung kommen, wir ſollen tolerant ſeyn, denn wir wiſſen nicht immer, wogegen der Andre zu kämpfen hat.

Wenn hingegen der würklich Weiſe freywillig ſich manchem kleinen Zwange, mancher kleinen Abhängigkeit unterwirft, um ſeinen Freuden, ſeinem Genuſſe mehr Mannigfaltigkeit zu geben, Andern nützlich zu werden, und die wahre Wohlfart der menſchlichen Geſellſchaft befördern zu helfen; ſo darf es ihn nicht wundern, er darf ſich nicht beklagen, wenn ihn die geringen Unannehmlichkeiten treffen, mit welchen er jenen Genuß erkauft.

Wenn der Weiſe die Menſchen mit allen ihren Fehlern, Schwächen und Narrheiten kennt; ſo muß er ſich nicht wundern, muß ſich nicht beklagen, wenn er dem allgemeinen Schickſal aller verdienſtvollen Leute, dem Schickſale Feinde zu haben, nicht ausweichen kann. Geht er übrigens ſeinen graden Weg fort, und thut nicht einen einzigen Schritt, den nicht ſeine Vernunft und ſein Gewiſſen rechtfertigen; ſo hat er nicht Urſache im mindeſten beunruhigt zu werden. Friede wird ohne Wechſel in ſeiner Seele herrſchen, aber die Welt wird bleiben, wie ſie iſt, und wer in derſelben eine andre Vollkommenheit ſucht, als die, welche aus der Harmonie des Ganzen, des Guten und Schlechten, des Schwachen und Starken, des Trüben und Hellen entſteht — dem iſt nicht zu helfen.

Urſſtädt im Auguſt 1785.

Leidthal

XI. Etwas von Muſic. *

Fortſetzung.

Der Schulmeiſter Ehrenfels ſchreibt an den Herrn Meyer.

Hier nehmen Sie das mir mitgetheilte Quartetto wieder an! Es mags' gemacht haben, wer da will; ſo iſt es keinen Pfifferling werth — das ſage ich, Victor Ehrenfels; ich ſage es grade heraus — Verzeyhen Sie es mir! Ich bin nicht von der Art Leuten, die nach Autorität und Vorurtheil, ſondern von denen, die nach eigenem Gefühl und nach ihren kleinen oder großen Kenntniſſen urtheilen, nemlich wenn ſie gefragt werden. Das kann mich gewaltig ärgern, wenn ich ſehe, (wie es denn neulich der Fall war, mit dem Muſico, die Sie mir zuführten) daß, wenn ein Mann etwas mit mir ſpielen ſoll, er erſt das Titelblatt zurückſchlägt, um den Nahmen des Componiſten zu erfahren, damit er wiſſe, ob er loben oder tadeln, das Stück gut oder ſchlecht finden müſſe. Doch, daß wir wieder auf un-

---

* Erſtes Stück dieſes Journals, Seite 98.

ſer Quartetto kommen! — Mein Herr! Ein Quadro iſt nicht ſo leicht zu ſchreiben — Das iſt keine Dilettanten= ſondern Meiſterarbeit! Da iſt es nicht genug, daß man eine Melodie, ein Thema habe, und dies durch einige Tonarten, regelmäßig, mit Imitationen u. d. gl. durchführe, einen guten Baß hinſchreibe, dieſen Baß beziffre, und dann jeder Stimme ſo viel von den zur vollſtimmigen, überladenen Harmonie gehörigen Tönen gebe, als nur möglich iſt — Nein! hier darf nichts zu viel, nichts zu wenig ſeyn; jede Stimme muß Melodie haben; das Ganze muß mit Intereſſe dialogirt ſeyn, und keine Stimme darf ihren Character, vom Anfange bis zum Ende, nicht verleugnen. Ueberhaupt, mein werthgeſchätzter Freund! (Wenn doch auch die Herrn, welche den Generalbaß auf dem Flügel accompagniren, dies überlegen wollten!) beruht faſt mehr Kunſt darinn, daß man ſolche, die Melodie verdunkelnde, zwar zu den vollſtändigen Accorden gehörige, aber von jenem feinen Ohre leicht und beſſer zu ſupplirende Töne weglaſſe, als daß man nichts vergeſſe, was uns den Gang der Harmonie verſtändlich machen, kann; Man ſchreibt ja nicht für Schüler, ſondern für ächte Kenner. Mir ſind einige würdige Symfonienſetzer und Compoſitorn im Kirchenſtyl bekannt, von denen ich deswegen kein Quartetto hören mögte.

Und dann, mein lieber Herr! ſo iſt gar kein Rythmus in dieſem Quartetto; Es ſcheint aber, als hätten unſre neuern Componiſten davon keine Idee. Muſic iſt nicht Proſa, kaum in Recitativen; Wir haben, eben ſo wohl als die Dichter, Metra, Abſchnitte, Füße. In Singeſtücken, da hat dann der Dichter dafür geſorgt, daß der Geſang, durch die Verſe, ſeine gebundene Form bekömmt, und hie und da iſt auch auſſerdem eine natürliche glückliche Diſpoſition eines an Ordnung gewöhnten Ohrs, oder das treue Gedächtniß, welches den Herrn Setzern alte Gänge zu Imitationen eingiebt, Schuld daran, wann wir zuweilen regelmäßige Werke geliefert bekommen; Aber man frage einmal die mehrſten unſrer neuern Tonkünſtler, um die Oeconomie ihrer Arbeiten, um den eigentlichen Character derſelben, was ſie damit haben ſagen wollen, was für eine Empfindung ausgedrückt, was für eine Leidenſchaft auf dieſe Art gemalt wird, um das Metrum, den Rythmus, die Abſchnitte, die kurzen und langen Perioden, und deren Anordnung — mein Gott! das ſind ihnen böhmiſche Dörfer! —

Die Franzoſen haben nun vollends dafür ſo wenig Sinn, daß ſie, ſelbſt bey Singecompoſitionen, wo doch der Dichter ihnen durch ſein Metrum vorgearbeitet hat, nicht einmal die langen Sylben auf gute, die kurzen auf ſchlechte Zeiten zu verlegen wiſſen, und ſelbſt in des genievollen Gretry Arien (der freylich nur ein halber Franzoſe iſt) ſind die empörendſten Fehler gegen die Declamation. In der Oper: les deux avares leſe man, z. B. das Duetto: Frappons, frappons à grands coups! Da ſind ſo viel Fehler als Wörter, beſonders in der Zeile: je vois le joint de la pierre, welche der Tonkünſtler folgender Geſtalt gewogen hat:

— ◡ | — ◡ | — ◡ | — — |
je vois | le joint | de la | pierre. |

ſtatt:

◡ | — ◡̄ | — ◡ ◡ | — — |
je | vois le | joint de la | pierre. |

nach der richtigen Quantität dieſer franzöſiſchen Wörter.

Freylich iſt aber auch das Metrum des Dichters in dieſer Arie abgeſchmackt; Ich will es herſetzen:

◡ | — ◡ | — ◡ ◡ | — Frappons, frappons à grands coups —
— ◡ | — ◡ | — ◡ | — Tout ſommeil' autour de nous —
— ◡ | — | — ◡ | — — Le mortier tomb' à terre;
◡ | — ◡ | — ◡ ◡ | — — Je vois le joint de la pierre.

Daraus hat Gretry Folgendes gemacht:

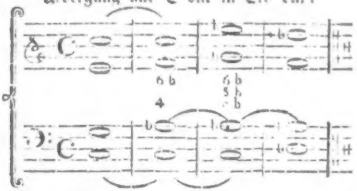
— ◡ | — ◡ | — ◡ | —
— ◡ | — ◡ | — ◡ | —
— ◡ | — | — ◡ | — —
— ◡ | — ◡ | — ◡ | — —

Eben ſo ſorglos ſind teutſche und ausländiſche Tonſetzer in der richtigen, weiſen Beurtheilung und Wahl des Styls, mit Rückſicht auf die Würde des Gegenſtandes, den ſie bearbeiten. Ein Sturm, ein Gewitter in einer comiſchen Oper, dient ihnen zur Richtſchnur, wenn ſie in einer erhabenen Ode die Majeſtät Gottes in dem Bilde eines Donnerwetters malen wollen; aber daran denken die Herrn nicht, daß dies zwey ſehr verſchiedene Eindrücke machen ſoll, ſondern meynen, es ſey damit alles gut, wenn nur die Violinen dem Baß und der Bratſche entgegen liefen, und die Flöten den heulenden Wind dazu oben in der Septime, Secunde, oder None pfiffen.

Bey den Uebergängen aus dem Hauptton in ganz fremde, entfernte Tonarten, welche heut' zu Tage ſo ſehr Mode werden, begehen unſre jungen, in den Regeln der Harmonie mehrentheils ſehr unerfahrnen Herrn Nachahmer berühmter Meiſter, beſonders in den Mittelſtimmen und in der Art der Vorzeichnung, grobe Fehler. Ich bin kürzlich ſo glücklich geweſen, ein Blatt, von des vortreflichen G. Benda Hand geſchrieben, zu bekommen, welches die Ueberſchrift hat: **Die Art aus einem Ton in jeden andern, der mit erſterem in keiner Ver-**

wandtſchaft ſteht, mit einem einzigen Abſatze des Baſſes, überzugehn. Ich will nach und nach in dieſen Blättern einige dieſer Uebergänge bekannt machen, und dieſelben erläutern. Laſſen Sie uns einmal den Ton C zum Ausgebepunct annehmen! Man kann ſich in allen andern Tonarten, wie begreiflich iſt, darnach richten; Heute nur Ein Beyſpiel!

Uebergang aus C dur in Cis dur:



Man hat hier den Dreyklang von C dur; Nun denkt man ſich die kleine Septime B hinzu, und geht, vermittelſt derſelben, im zweyten Tacte, in F moll über, deſſen weicher Dreyklang zu C im Baſſe $^{6\,b}_{4}$ iſt. Dieſen weichen Dreyklang betrachtet man ſodann als den Sextenaccord von Gis dur, vertauſcht ihn, im dritten Tacte, mit dem kleinen Septimenaccorde derſelben Tonart, behält aber noch immer C im Baſſe, zu welchem Tone dieſer Accord $\begin{smallmatrix}6 & \flat\\ 5 & \flat\\ 3 & \flat\end{smallmatrix}$ iſt, und dieſer urſprüngliche Septimenaccord von Gis löſet ſich dann ganz gewöhnlich auf in den Dreyklang von Cis dur, welches im vierten Tacte geſchiehet.

Ich rathe jedem Tonſetzer, ſingen zu lernen, um nicht immer hinter dem Inſtrumente componiren zu müſſen. Man denkt ſich das Ganze in beſſerm Zuſammenhange, und es geht geſchwinder von der Hand, wenn man ſeine Gedanken alſo hinſchreiben kann. Haben Sie aber nicht oft die Stärke der menſchlichen Einbildungskraft bewundert, wenn Sie überlegt haben, welch' ein Wunder es iſt, daß man ſich Töne denken kann?

Sie wünſchen ein Liedgen von meiner Arbeit in unſer Journal einrücken zu können? — Wohl, hier iſt eines! Nehmen Sie damit vorlieb! Ich bin kein großer Tonkünſtler, wenngleich ich wohl weiß, was dazu gehört; Es fehlt mir an Uebung und an Aufmunterung:

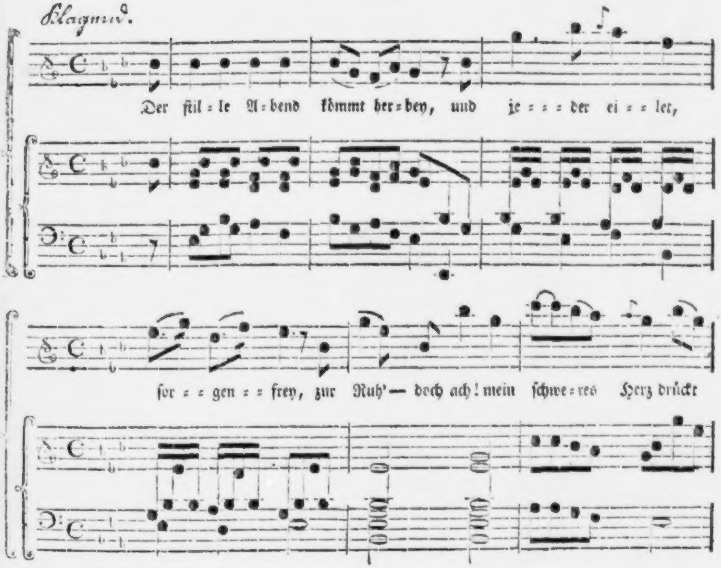
saur

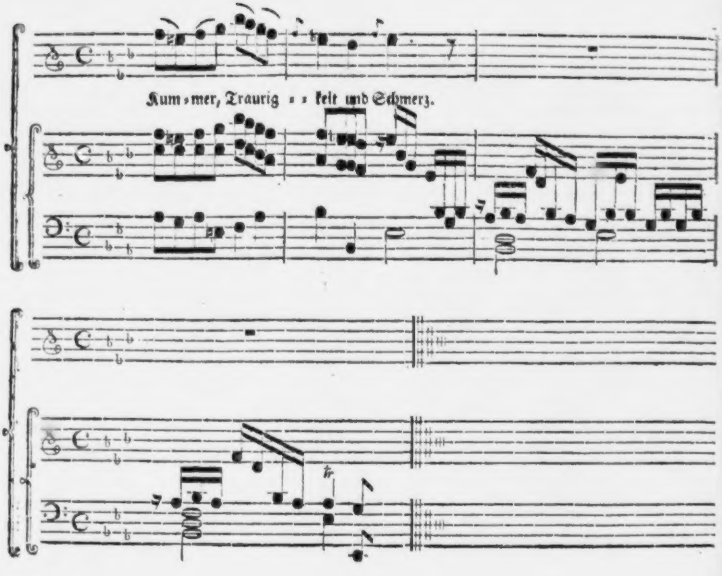
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-51468-9
KNIGGE,A.F.F.L.VON FN. 03723/022

(Nach Seite 162 einzuheften.)

Nachtſtückgen,

von einem Liebhaber unter dem Fenſter ſeiner Schönen zu ſingen
und zu ſpielen.


Klagend.
Der ſtil = le A = bend kömmt her = bey, und je = = = der ei = = let,
ſor = = gen = = frey, zur Ruh' — doch ach! mein ſchwe = res Herz drückt


Kum⸗mer, Traurig ⸗ ⸗ keit und Schmerz.
tr

Nachtſtückgen, von einem Liebhaber unter dem Fenſter ſeiner grauſamen Schöne zu ſingen und zu ſpielen.

(Nachahmung des Liedes: „Nicht eine Lampe ſchimmert mehr“ aus dem fünften Bande der kleinen Romanen, Erzählungen und Schwänke; Berlin 1785.)

1.

Der ſtille Abend kömmt herbey,
Und jeder eilet, ſorgenfrey,
Zur Ruh' — Doch ach! — mein ſchweres Herz
Drückt Traurigkeit und banger Schmerz.

2.

Du ſitzeſt froh im Kämmerlein,
Bey Deines Lichtes hellem Schein;
Mir raubt — Geliebte! — Gram und Leid
Des Lebens frohe Seligkeit.

3.

Ach! könnte meiner Stimme Klang,
Mein Klageton und mein Geſang,
Gehör und Mitleid mir erflehn,
Mein Jammer Dir zu Herzen gehn!

4.

Wie manche trübe, lange Nacht
Hab' ich, voll Mismuth, ſchon durchwacht!
Im Schlaf, im Traume, fern von Dir,
Seh' ich Dein ſchönes Bild vor mir.

5.

Laß nur ein einzigmal Dich ſehn,
Und meine Liebe Dir geſtehn!
Vielleicht — o wär' es! — rührte doch
Mein Leiden Deine Seele noch.

6.

Doch ſollteſt Du bey meiner Pein
Noch länger unempfindlich ſeyn;
So muß — ich ſchwör' es — dieſe Hand
Zerreiſſen meines Lebens Band.

Urſtadt den 26ſten Auguſt
1785.

Victor Ehrenfels.

XII. Geſpräche über Toleranz, Proſelitengeiſt, Aufklärung und dergleichen.

Erſtes Geſpräch, auf dem Rückwege aus einer Geſellſchaft gehalten. *

A. Es bleibt doch wahr, *** iſt ein vortreflicher Mann! Wie herrlich er heute wieder ſprach!

B. So?

A. Mit welcher Wärme für das Gute! Mit welcher Feinheit! Und wie frey von allen Vorurtheilen ſeines Standes!

B. So?

A. Ja! Haben Sie es denn nicht gehört?

---

* A — iſt vier und zwanzig Jahr alt, B — ein Mann von vierzig Jahren; Beyde ſind Proteſtanten.

B. Nicht ganz! Es war des Zeugs ſo viel, und ich hatte das alles ſchon oft geleſen. Ueberhaupt wird dieſer Gegenſtand jetzt aller Orten bis zum Eckelerwecken verhandelt.

A. Mein Gott! ich dächte, man könnte das nicht genug wiederholen.

B. Kann ſeyn! Mich geht es nichts an. Freylich aber für den Herrn iſt es ſehr intereſſant; Es iſt ſein Acker und Pflug; Ein Geiſtlicher —

A. Sollte das Ihr Ernſt ſeyn? Könnten Sie dieſen Mann mit andern gewöhnlichen Menſchen dieſer Art verwechſeln?

B. Ey nun! ich weiß nicht; Aber ein Pfaffe iſt ein Pfaffe! Und die ſcheinen mir die gefährlichſten, die ſo viel von Aufklärung ſchwätzen. — Wird jemals ein Schneider bona fide den Stand der Unſchuld empfehlen?

A. Sie ſcheinen, verzeyhen Sie mir's! ein wenig zu freye Meinungen über den geiſtlichen Stand zu haben, und dies, erlauben Sie mir dieſen Ausdruck! pflegt nicht ſehr weit von Verachtung der Religion und von Freygeiſterey entfernt zu ſeyn.

B. Meynen Sie? Nun, es thut mir leid, daß Sie mich ſo ungerecht beurtheilen; ich bin ſonſt nicht dafür bekannt. Man ſieht mich die Pflichten der heiligen chriſtlichen Religion, nach meinen ſchwachen Kräften, ſo gut ich kann erfüllen; Man wird mich nie haben von irgend einem Kirchenſyſteme verächtlich reden gehört; Ich ehre die treuen Diener am Altare aus allen Secten, und habe unter Geiſtlichen von allerley Bekenntniſſen vertrauete, ſehr liebe, edle Freunde, Männer von unbeſcholtenem Rufe, wahrer, ungeheuchelter, thätiger Menſchenliebe, Männer von nützlicher Dienſtfertigkeit, nicht unruhiger, prahleriſcher Würkſamkeit, Männer voll chriſtlicher, ſanfter Demuth und Beſcheidenheit; aber was eigentlich Pfaffe genannt werden kann, das heißt: ein Kerl, der über das Syſtem, woran er mehrentheils ſelbſt nicht glaubt, unter vier Augen ſpottet, und dennoch ſich ſchön dafür bezahlen läßt, daß er daſſelbe, mit heuchleriſcher Salbung, predigt und lehrt, wenngleich er zuweilen Freyheit im Denken empfiehlt, ſobald er dadurch mehr Anhang zu gewinnen glaubt; der dies Syſtem, auf Unkoſten aller übrigen vertheydigen, und jeden, der nach einer andern Norm ſeine Gottesverehrung einrichtet, nach den Umſtänden, entweder verbrennen, oder verſchreyen, oder lächerlich machen will — ein ſolches Ungeziefer iſt mir verhaßt —

A. Aber, wie paßt dies Bild auf * * *?

B. Ich bitte Sie, laſſen Sie uns davon abbrechen! Ich habe ja das Geſpräch nicht angefangen.

A. Nein! ich kann das ohnmöglich ruhig anhören. Wie können Sie den Mann —

B. Der Mann bekümmert mich wenig; Ich habe nichts mit ihm zu theilen —

A. Und die Kirche, zu welcher er gehört —

B. Kirche iſt Kirche! Jede Kirche macht ein Corps aus; jedes Corps hat einen esprit de corps, und das iſt auch ganz in der Ordnung.

A. Aber eine ſo philoſophiſche Religion!

B. Ich verſtehe Sie nicht; Religion und Kirchenſyſtem ſind doch wol zwey ſehr verſchiedene Dinge, und von einem philoſophiſchen Kirchenſyſteme habe ich keinen Begriff.

A. Ich dächte aber, der Geiſt des Proteſtantismus wäre grade der, ſich an kein Kirchenſyſtem zu binden, Jedem zu erlauben, frey zu forſchen, nachzudenken, zu zweifeln, der Vernunft keine Feſſeln anzulegen.

B. So? Meynen Sie das? Ich meyne es nicht. Das weiß ich wohl, daß dies das Syſtem aller vernünftigen Menſchen aus allen Secten iſt; aber daß es der Geiſt der proteſtantiſchen Kirche ſeyn ſollte, oder je geweſen wäre, von Luther und Zwingel an, bis auf Götz und * * * das habe ich leider! noch nicht erfahren.

A. Haben wir denn eine Kirche?

B. Ja wohl, haben wir eine! wenigſtens eine kirchliche Verfaſſung, eine Confeſſion, ein jus canonicum, eine Polemic, Dogmatic, und in jedem Lande einzelne Verordnungen, Conſiſtorien, kleine Päbſte, Kirchenpoliceyen, Kirchenſtrafen, und wenn unſre Kirche nicht ſo viel Macht hat, als die römiſche; ſo liegt das wahrhaftig nicht an unſern Geiſtlichen, von denen Viele, ſehr Viele, wo ſie Erlaubniß zu verketzern haben, eben ſo heftig verketzern, verfolgen, verbannen, als nur irgend ein dummer Mönch thun kann, wie denn die Beyſpiele davon bekannt ſind. An ihnen liegt es nicht, daß nicht ſchon längſt alle andre Secten, die ihrige ausgenommen, ausgerottet ſind. Ja! wo ihre Gemeinen, zerſtreuet unter andern Glaubensgenoſſen, oder gar in Ländern leben, wo ihr Glaube nicht herrſchend iſt, da ſind ſie freylich geſchmeidiger, beſonders wenn ſie nicht viel Einnahme haben; Aber kommen Sie einmal in ganz proteſtantiſche Provinzen, und hören Sie, welche Grundſätze manche Prediger dem Pöbel beybringen! Ich kenne Gegenden von Teutſchland, wo ein Catholike dem Bauer eben ein ſolcher Greuel iſt, eben ſo wenig, ich will nicht einmal ſagen Brod, ſondern nur Dach und Fach finden kann, als ein Lutheraner in Bayern. Nun aber, da es der catholiſchen Pfaffen mehr giebt als der proteſtantiſchen; ſo ſieht man auch des Unweſens dort mehr als hier.

A. Ich erſtaune, Sie ſo reden zu hören, einen Mann, den ich für ſo aufgeklärt hielt. Nehmen Sie mir's nicht übel! ich halte Sie beynahe für einen von den heimlichen Papiſten, die jetzt unter uns verkleidet umherwandeln.

B. Sehen Sie! da haben wir es! Vorhin hielten Sie mich für einen Freygeiſt, jetzt auf einmal für einen Papiſten! Das iſt Eure herrliche, liebevolle Art zu ſchlieſſen! Das iſt die neue Weiſe, den Leuten das Maul zu ſtopfen! Aufgeklärt nennt Ihr den Mann, der in Allem Eurer Meinung iſt; Sobald er Euch widerſpricht; ſobald er, nach ſeiner Ueberzeugung, Jedem Gerechtigkeit wiederfahren, ſich nicht blindlings zu einer Parthey ſchlagen, und für dieſelbe den Knittel führen will; ſo machet Ihr ihn verdächtig. Ich dachte das wäre recht papiſtiſch. Doch, was hilft das Plaudern? Bis itzt haben wir noch immer nur gegen einander declamirt, ohne daß Einer des Andern Gründe gehört hat — Das iſt nicht meine Art zu ſtreiten — Ueberhaupt, mein Lieber! wie ich ſchon geſagt habe, wünſchte ich, Sie mögten das Geſpräch nicht angefangen haben; Ich verlange gar nicht, daß Sie meiner Meinung ſeyn ſollen; dringen Sie mir dagegen auch die Ihrige nicht auf! Mir iſt im Grunde die Sache nicht wichtig genug.

A. Nicht wichtig genug? Nun! das begreife ich nicht. Nicht wichtig genug, daß die Operationen des römiſchen Hofes, zu Unterdrückung des Proteſtantismus, die heimlich dahin abzielenden Schritte des noch immer exiſtirenden Jeſuiterordens, immer häufiger, immer bedeutender werden? Nicht wichtig genug, daß unter uns, ſelbſt unter unſern Geiſtlichen, verkappte Papiſten, verkleidete Jeſuiten, herumſchleichen? daß unſre Fürſten ſich zum Catholicismus lenken? Nicht wichtig genug, daß in allen Ecken geheime Geſellſchaften und Orden die Aufklärung hindern, unter uns Seminarien, Miſſionsanſtalten gründen, und Proſelitenmacher bilden? Nicht wichtig genug, daß, durch die ſchönen Vorſpiegelungen von Toleranz, und durch die gefährlichen reizenden Plane von Vereinigung der Kirchen, uns die Falle, in welche wir rennen, verdeckt wird, und daß vielleicht die Zeiten nahe ſind, wo wir wieder unter das Joch der Pfaffentyrannen und der römiſchen Hierarchie gebracht werden ſollen, aus welcher wir uns mit ſo ſchwerem Kampfe gezogen haben? und das grade itzt, da wir kaum die ſeligen Früchte der Aufklärung und Freyheit zu ſchmecken anfangen?

B. Ich halte das Ding eben für ſo gefährlich nicht, und desfalls mag ich kaum ein Wort darüber verliehren. Doch, weil Sie ſo in mich dringen, und damit Sie nicht glauben mögen, ich ſey vielleicht einer von den Mitverſchwornen; ſo hören Sie meine Gründe! Setzen wir uns auf jene Bank, und gönnen Sie mir Ihre Aufmerkſamkeit, ohne mich zu unterbrechen, bis ich mich ganz deutlich werde erklärt haben!

A. Wohl! Kommen Sie! Ich bin neugierig zu hören, wie Sie Sich herausziehn werden.

B. Daß jeder Biedermann in dieſer Welt ſich ſo frey zu machen ſuchen ſolle, als ſeine phyſiſchen, moraliſchen, intellectuellen, politiſchen Kräfte und Rückſichten es leiden; daß er alſo ſich jeder Art von Despotismus entgegen zu ſetzen befugt ſey, das iſt ſehr meine Meinung; daß ferner geiſtlicher Deſpotiſmus wol eben ſo ſchädlich iſt als weltlicher, Pfaffentyranney eben ſo ſchrecklich als Fürſtendruck, daran zweifle ich auch nicht.

A. Eben ſo ſchrecklich? Ich dächte weit ſchrecklicher.

B. Kann ſeyn! Doch weiß ich das nicht ganz gewiß; Eines iſt vielleicht ſo arg als das Andre.

A. Kann man ſich etwas Fürchterlichers denken, als ſogar über den Verſtand, über die Gedanken der Menſchen herrſchen zu wollen?

B. Nun, darüber hat man, im eigentlichen Sinne, noch nie geherrſcht. Aber das iſt wahr, daß man den Leuten die Mittel abſchneiden kann, ſich aufzuklaren, und das iſt freylich arg genug, doch trifft dies mehrentheils nur den gemeinen Haufen (ich nehme gemeinen Haufen in geiſtigem Sinn) und daran iſt nicht immer viel verlohren geweſen; Die gröſſern, privilegirten Genien haben ſich in allen Zeitaltern losgeriſſen, haben alle Schwierigkeiten einer fehlerhaften Erziehung überwunden, haben ſich ſelbſt aufgeklärt und, wo ſie nicht laut reden durften, wenigſtens gedacht und in der Stille gehandelt, wie es ihre Vernunft ihnen eingab. Dafür haben Prieſter und Pfaffen in allen Jahrhunderten, freylich mehr oder weniger, geſorgt, daß ſolche Weiſere, manche, ihrem Syſteme zuwider laufende Sätze nicht haben bekennen dürfen, und das hat ohne Zweifel ſehr ſchädliche Folgen gehabt; Doch lieſſe ſich auch hiergegen wohl verſchiedenes einwenden; Denn Cultur und Aufklärung gehen ihren Cirkel durch, und wenn Licht und Finſterniß bis auf einen gewiſſen Grad geſtiegen ſind; ſo ſinken ſie wieder. Oft iſt grade die Erreichung des äuſſerſten Punctes nöthig, um von forn anzufangen. Wann herrſchte je mehr Pfaffendruck, als zu Luthers Zeiten, und wann iſt je die Freyheit in größerm Glanze hervorgetreten, hat mehr öffentliche Anhänger gefunden, die alſo vorher heimliche Anhänger waren, als grade damals? Die geiſtliche

Macht war mehrentheils alsdann nur am gefährlichſten, wenn ſie ſich mit der weltlichen auf irgend eine Art verband, und das haben wir wohl in gegenwärtigen Zeiten nicht zu befürchten, wie ich nachher zeigen werde. Uebrigens wenn es blos dabey bleibt, das Lehren gewiſſer Meinungen zu unterſagen; ſo weiß ich nicht, ob ich nicht lieber den Zwang vertragen will, glauben zu müſſen (oder vielmehr nicht das Gegentheil bekennen zu dürfen) daß der Teufel Hörner von Ebenholz habe, als wenn ich meinen Geldbeutel ſtets dem Despoten offenhalten muß; den Erwerb meines ſauren Schweiſſes nicht mein Eigenthum nennen darf; wenn meine Frau, meine Kinder nicht mir gehören; wenn meine geſunden Glieder und meine Freyheit der Willkühr eines ſchwachen Menſchen preißgegeben, die Sitten Derer, die mir theuer ſind, durch den muthwillig eingeführten Luxus des Despoten vergiftet werden; wenn Dieſer, aus Ehrſucht oder Geldgeiz, mich und meine Brüder ſchaarenweiſe, wie das Vieh, verkaufen, vermiethen kann und, wenn er einmal bey luſtiger oder böſer Laune iſt, aus meiner Haut Riemen ſchneiden, oder nur ſein hochfürſtliches Wapen auf den Buckel brennen laſſen darf, ohne daß mir, wenn ich unſchuldig zu dieſem Unglücke komme, etwas anders übrig bleibt, als zu ſeufzen, zu ſchmachten, oder höchſtens einen weitläuftigen Proceß anzufangen, der, wenn er ja gewonnen wird, der Witwe des entehrten, ermordeten Mannes eine kleine Penſion einträgt — Doch, wie geſagt, beyde Arten von Despotismus, der geiſtliche wie der weltliche, ſind abſcheulich, ganz abſcheulich; Aber ich denke oft, unſre weltlichen Despoten lächeln freundlich darüber, daß wir, grade in der Zeit, da jeder ziemlich frey reden und denken darf, uns mit dem Bilde einer bevorſtehenden Pfaffentyranney ängſtigen, darüber unendlich viel reden und ſchreiben, und daß indeß unſre Aufmerkſamkeit von einem Gegenſtande abgeleitet wird, der würklich exiſtirt, der ſtündlich merklicher wird, ich meyne den ſo ſehr überhand nehmenden Fürſtendespotismus.

A. Sollte der würklich ſo ſehr überhand nehmen? Man redet, man ſchreibt doch auch darüber itzt ſo frey.

B. Und doch habe ich noch geſtern, zu meinem größten Erſtaunen, irgendwo den ſehr bedenklichen Ausſpruch eines großen Miniſters geleſen, welcher mit klaren Worten ſagt: „Man werde es fernerhin nicht leiden, daß „Privatperſonen ſich unterſtänden, über die „Handlungen ihrer Fürſten zu raiſonniren, „wozu ſie weder Recht noch Einſicht genug „hätten.“ Allein wir ſind auf einen Abweg gekommen — Wo waren wir geblieben? Ja! ich ſagte: jeder Biedermann habe ein Recht, ſich aller Art von Tyranney entgegen zu ſetzen — Gewiß! das hat er, und wir haben alſo Urſache, Denen herzlich zu danken, die uns aufmerkſam machen auf Schritte, die ihnen gefährlich ſcheinen, und die dahin abzielen könnten, uns irgend einer Art von Sclaverey zu unterwerfen. Es iſt beſſer zu viel zu warnen, als ſchläfrig zu ſeyn; Nur ich, für meine Perſon, glaube die Gefahr, der römiſchen Hierarchie wiederum unterthänig zu werden, ſo nahe nicht.

A. Laſſen Sie doch Ihre Gründe hören!

B. Zu einer Zeit, wo es den Völkern noch in ſehr friſchem Andenken war, daß ſie ihre Fürſten ſich ſelbſt zu Vorſtehern erwählt hatten, daß man gewählte Vorſteher, wenn dieſe ihre Schuldigkeit nicht thäten, wieder abſchaffen konnte; da beruhete die Exiſtenz des Beherrſchers auf die Zufriedenheit der Nation mit ſeiner Aufführung. Unter allen dieſen Menſchen gab es Aufgeklärte, Gelehrte, Forſcher, die den Fürſten zu beobachten im Stande, die klüger als er waren, die er ſchonen mußte, und deren Rath er bedurfte. Wenn Dieſe die Wiſſenſchaften und Künſte, die Erklärung der Religionsbücher und Traditionen, die Direction der Volkserziehung und des wahren oder falſchen Gottesdienſtes übernahmen, an ſich zogen, und vom Pöbel gleichſam als die Vertraueten der Gottheit angeſehn wurden; ſo entſtand das Prieſterthum, das bald eben ſo mächtig, ja mächtiger wurde als der Regenteuſtand ſelbſt, weil jener durch ſeine Weisheit ſich Allen nothwendig und nur von der Gottheit abhängig machte, dieſer hingegen, wie ich ſchon geſagt habe, auf die Zufriedenheit des Volks mit ſeiner Aufführung beruhete. Es hat Länder gegeben, (und giebt deren noch) in welchen beyde Stände in Einem vereinigt und die Regenten zugleich Prieſter waren; bey den mehrſten Nationen aber iſt der Prieſterſtand dem Fürſtenſtande untergeordnet, beygeordnet geweſen. Sie ſehen, ich rede bis itzt, als wenn nur von heidniſchen Prieſtern die Frage wäre, allein Sie werden bald hören, daß ich dies alles auch auf die chriſtlichen ausdehne; und das kann ich ohne Profanation thun, da ſich Dieſe ſo weit von dem erſten ächten Geiſte des Chriſtenthums entfernt haben, nach welchem man keine handwerksmäſſige, zünftige, bepfründete Prieſter kannte, als die Cleriſey noch keinen eigenen Stand, keine beſondre Abtheilung im Staate ausmachte — Doch weiter! Würden beyde Klaſſen ihre Pflicht gethan haben; ſo würden die Völker gut regiert, gute, weiſe unterrichtet, und zu ihrem Heil aufgeklärt worden ſeyn; Allein der Stolz, die Herrſchſucht und die Unerſättlichkeit der Menſchen begnügte ſich damit nicht; Der Fürſt wollte despotiſch, erblich, ohnbeobachtet, ohne Rechenſchaft geben zu dürfen, über Perſon und Eigenthum des Unterthanen herrſchen, der Prieſter aber ſuchte gleiche Gewalt durch Feſſeln, die er dem Verſtande anzulegen ſuchte, zu gewinnen. Beyde Stände fanden es daher ihrem Intereſſe zuweilen angemeſſen, gemeinſchaftliche Sache zu machen; der König erkannte dann den Prieſter als den Geſandten Gottes, ließ es geſchehen, daß er ſeine Menſchenſatzungen mit zu einem Theile der Religion machte, und ſo wurde der Prieſterſtand nach und nach ein heiliger, unverletzlicher Stand. Dagegen erklärte dieſer den Regenten für einen Geſalbten des Herrn, predigte blinden, unverbrüchlichen Gehorſam gegen die Befehle der Obrigkeit, und begünſtigte das Vorurtheil von Heiligkeit, Verehrung, Unverletzlichkeit, Majeſtät des Fürſten und ſeiner ganzen Familie, und ſicherte ihm dadurch die Befugniß zu, ungeſtraft die Unterthanen als ſein Eigenthum anſehn zu dürfen.

So lange nun beyde Partheyen einig waren, griff eine der andern unter die Arme, das Volk wurde methodice bey der Naſe herumgezogen und gemisbraucht, und beyde Stände verhinderten ſo viel möglich die Aufklärung, damit die Nation nie ihre phyſiſchen und geiſtigen Kräfte gebrauchen lernen mögte. Allein bald entſtanden Colliſionen, der Stolz und der Geiz der Prieſter griff weiter, ſie wurden uneinig mit der bürgerlichen Regierung, und da der Einfluß auf den Geiſt ſchwacher, in Dummheit erhaltener Menſchen (deren Anzahl größer war, als die der Weiſern) wichtiger, mächtiger iſt, als die Gewalt über Körper und Vermögen, da auch die ganze Legalität der ſäcularen Gewalt auf die Idee beruhete, daß die Fürſten Geſalbte Gottes wären, (welches man, ſehr unpaſſender Weiſe, aus den heiligen Büchern des jüdiſchen, von Gott unmittelbar regierten Volks bewies) die Prieſter aber ſich zu Auslegern der göttlichen Gebote gemacht hatten; ſo nahm die Cleriſey zuweilen ihre Aſſecuranz zurück, zog bey der erſten Gelegenheit den armen Fürſten ſelbſt die Schlinge über den Kopf, und auf dieſe Art entſtand unter andern die fürchterliche Macht der Hierarchie, des römiſchen Stuhls.

Dieſe konnte aber nicht ewig dauern; Der unaufhaltſame Strohm der Cultur öfnete nach und nach dem Volke die Augen; Unter den Regenten wurden weiſe und gute Menſchen gebohren, die, nachdem ſie ſelbſt einen Grad von Aufklärung erlangt hatten, auch, ſo viel ſie konnten, die Aufklärung weiter beförderten. Ihre Handlungen ſcheueten das Licht nicht, und ſie bedurften keiner andern Beſtättigung ihrer Rechte, als ihre Klugheit, und die Liebe und die Zufriedenheit der Unterthanen. Desfalls ſuchten ſie ſich dem Joche der Prieſter zu entziehen, und es gelang ihnen nach und nach. Ihnen folgten aber nicht immer eben ſo weiſe, eben ſo gute Regenten, und nun war es freylich wahr, daß, ſo wie die Aufklärung zunahm und das Volk anfieng ſich der Pfaffenſclaverey zu entziehen, auch zu gleicher Zeit die Befugniß der Fürſten, ihre Unterthanen zu mishandeln, näher beleuchtet worden war; Allein kluge Deſpoten wußten hier bald zu Hülfe zu kommen; Die Staatskunſt erfand unmerkliche Feſſeln, erſann feine Mittel, das Volk von ſich abhängig zu machen, und zog dieſe Mittel aus den Leidenſchaften der Menſchen. Luxus, falſcher Ehrgeiz, Sinnlichkeit, Ueppigkeit, Geldgeiz und unzählige kleine Intereſſen wurden rege gemacht, begünſtigt, in Bewegung geſezt, der Nationalgeiſt durch alle dieſe Dinge entnervt, Familien- und andre Bande getrennt, und die alſo verzärtelten, kränklichen, ſchwachen, furchtſamen Menſchen auf immer unterjocht; Der Deſpotismus bekam eine ſyſtematiſche Form, und zahlreiche, auf jeden Wink bereite Kriegsheere, und gegenſeitige Bündniſſe unter den Mächten, verſicherten die Dauer deſſelben, und ſicherten gegen Empörungen — In dieſen Zeiten leben wir izt, ſehen mehr oder weniger das nemliche Syſtem in der ganzen policirten Welt, und wenn es, beſonders in einigen catholiſchen Ländern, noch nicht ſo weit gekommen iſt; ſo geht man doch mit ſtarken Schritten darauf los — Und nun frage ich Sie, ob es ſich bey dieſen Umſtänden denken läßt, daß die Beherrſcher der Länder ſich noch einmal werden durch die geiſtliche Macht binden laſſen?

A. So lange ſie bey Verſtande bleiben und gut calculiren, nicht; aber wenn Pfaffen die Erziehung der Fürſten und andrer Groſſen in ihre Hände zu ſpielen wiſſen, und überhaupt, wenn alle die Maſchinerien in rechtem Gange erhalten werden, die itzt in Bewegung ſind —

B. Das iſt es eben, woran ich nicht glauben kann. Ein ſo künſtlich componirter, ſo allgemein ausführbarer, unſre politiſchen Syſteme über den Haufen ſtürzender, feiner Plan, kann, meiner Meinung nach, in dieſen Zeiten gar nicht Statt finden. Ehemals habe ich ſelbſt das Gegentheil gefürchtet, aber ich bin davon zurückgekommen. In der catholiſchen Kirche ſelbſt herrſcht zu viel Zwiſt; Pabſt, Cardinäle, Erzbiſchöfe, Biſchöfe und catholiſche weltliche Fürſten haben zu mancherley ſich durchkreutzende Intereſſen; Religioſität iſt lauer, und nicht nur Aufklärung, ſondern ſogar Freydenkerey unter Catholiken, ſelbſt in den niedrigſten Ständen, allgemeiner geworden; Sie machen wol die Gebräuche mit, aber ſie laſſen ſich nicht mehr ſo blindlings zu Werkzeugen von Privatabſichten brauchen; Der Geſchmack am Kloſterleben nimt ab, das ſehen wir täglich; es werden keine neue Klöſter geſtiftet; die geiſtlichen Väter der Bettelorden klagen über ſparſam einkommende milde Beyträge; die Regenten ziehen eine Menge von Klöſtern ein, und finden, daß ſich das Geld auf andre Art gebrauchen läßt —

A. Es ſcheint alſo, als wenn Sie nicht geleſen haben, wie man aus allen Winkeln her über die Geſchäftigkeit der Jeſuiten, Aberglauben und päbſtliche Gewalt zu verbreiten, klagt, und gegen ihre Künſte warnet.

B. Hirngeſpinſte! Grade das, daß man klagt, iſt ein Zeichen, daß die Sache auf beſſerm Wege iſt. Ehemals klagte man nicht; Solche Schritte fielen niemand auf; Man fand ſie ganz paſſend; Proſelitengeiſt iſt, nach den Grundſätzen der römiſchen Kirche, Pflicht. Es iſt ſonderbar — ja! es iſt ein recht glückliches Zeichen, daß das in jetzigen Zeiten Aufſehn machen kann — Es ſind die letzten Convulſionen des Sterbenden, und deswegen fallen ſie auf — Es iſt Glück, daß man es wagen darf, zu ſagen, daß die Pfaffen eigentlich das nicht thun dürften, was doch ihr Handwerk iſt. Allein, wenn man glaubt, daß dies itzt nach einem feſtern, beſtimmtern Plane geſchieht; ſo thut man wahrlich den armen Schelmen zu viel Ehre an.

A. Aber die Jeſuiten —

B. Sind Jeſuiten, ſind liſtiger als die Andern, thun hie und da einmal einen guten Fang, ſpielen die Erziehung eines Prinzen in ihre Hände, aus dem ſie einen Pfaffenfreund machen, ſtatt daß ein Andrer einen Muſketier aus ihm würde gezogen haben; aber ihre Künſte paſſen auch nicht ganz mehr, greifen nicht ganz mehr in unſre Staatsverfaſſungen hinein — Um das Anſehn des Pabſtes und um catholiſche Religion iſt es ihnen nun vollends gar nicht zu thun, und da wo eine conſequente wachſame Regierungsform iſt, machen ſie überhaupt keine große Fortſchritte, wenn ihre Abſichten böſe ſind. Der große Friedrich konnte viel tauſend Jeſuiten in ſeine Länder aufnehmen, und ich wollte vor allen Schaden im Großen ſtehen; Im Kleinen, in einzelnen Familien, in Oertern wo ihrer ſechs oder ſieben Schlechte zuſammen leben und Conventicula halten, da ſtellen ſie wol Unheil an, wie andre böſe Menſchen auch; Uebrigens bin ich noch nicht einmal feſt überzeugt, daß alle Exjeſuiten noch itzt Ein Corps ausmachen, in ununterbrochenem Briefwechſel ſtehen, einen geheimen General haben, u. ſ. f. obgleich ich auch das ehemals nachgeſprochen habe, weil dieſe Idee, oder vielmehr dieſe eingebildete wichtige Entdeckung gefällt, wenngleich wir nur die Beweiſe davon aus der Analogie nehmen können. Das aber weiß ich, daß, je mehr man hierüber Lerm ſchlägt, man um deſto mehr befördern könnte, was man verhindern will; Wenn ſolche ſchlaue Füchſe ſehen, daß man ſie fürchtet, daß man laut ſagt: **Man könne ihren Schlingen nicht entgehen**; ſo wären ſie ja Narren, wenn ſie dieſem Winke nicht folgten.

A. Sie bedürfen ſolcher Winke nicht, und alle Journale und andre Schriften ſind voll von Berichten über ihre geheimen Operationen; Sie brauchen nur die berliniſche Monatsſchrift vom Jenner und April dieſes Jahrs zu leſen.

B. Ich habe ſie geleſen.

A. Und was ſagen Sie zu den darinn erzählten Thatſachen?

B. Nichts! Ihre Möglichkeit, höchſtens ihre Wahrſcheinlichkeit iſt erwieſen; Es macht den Herausgebern Ehre, daß ſie auch da, wo ſie nur Wahrſcheinlichkeit zu finden glauben, aufmerkſam ſind und warnen, und Herr T — y hat, mit ſeiner pöbelhaften, dummen Beantwortung, wenig zum Beweiſe des Gegentheils ausgerichtet; Aber wenn auch alle die Facta wahr ſind; ſo glaube ich dennoch nicht, daß man daraus folgern könne, es ſtehe uns eine ſo große Revolution bevor. Wenn man einmal von einer Idee eingenommen iſt; ſo findet man aller Orten die Beſtättigung derſelben; Redet izt ein Proteſtant das Geringſte, ſo ſich zum Vortheil irgend einer Lehre der catholiſchen Religion anwenden läßt; ſo heißt es: „Der „iſt auch Einer von Denen, denn ſeine Sprache „verräth ihn!“ Neigt ſich würklich jemand zum Catholicismus; ſo ſollen immer Jeſuiten dahinter ſtecken. Ich laſſe es dahin geſtellt ſeyn, ob es würklich proteſtantiſche Prediger und Fürſten giebt, die heimlich der römiſchen Kirche anhängen — ich laſſe es dahin geſtellt ſeyn — Es iſt möglich, obgleich ich bey verſchiedenen Fällen, wo man das nemliche geglaubt hat, zuverſichtlich das Gegentheil weiß — Aber wie manche Bewegungsgründe können einen Solchen nicht dazu beſtimmt haben! Was geht das mich an! Eigennutz, politiſche Plane, Schwärmerey, wozu Einer durch das ſo ſehr Mode gewordene Jagen nach Geheimniſſen getrieben wird, die er nur in dem ſo genannten Prieſterſtande, und dieſen nur in der römiſchen Kirche zu finden glaubt; gutmüthige, fromme, wahrhaftig aufrichtige, herzliche Ueberzeugung; unruhiger Forſchungsgeiſt eines Mannes, der, nachdem er lange über die Lehren der chriſtlichen Religion nachgegrübelt hat, und bald Schwärmer, bald Freygeiſt geweſen iſt, endlich, wenn er ſieht, daß er nie auf den Grund gewiſſer Dinge kömmt, und er nun doch einmal, in jedem Kirchenſyſteme, ſeinen Verſtand in die Feſſeln des Glaubens legen ſoll, den catholiſchen Glauben am conſequenteſten findet (wozu manche unſre ſtarken Geiſter nicht einmal Philoſophie genug haben, ſondern den Hauptſatz annehmen, aber die Folgerungen leugnen); die feyerliche Pracht des römiſchen Gottesdienſtes; Hang zur Schwermuth, der in ſolchen

Feyerlichkeiten Nahrung findet; Ein unruhiges Gewiſſen, das in der Beichte ſich entladen zu können glaubt; Liebe zu einem catholiſchen Mädgen; der geringe gottesdienſtliche Eifer vieler Proteſtanten; das Zureden einzelner Proſelitenmacher, deren es aller Orten, in allen Kirchen giebt, vorzüglich aber in der catholiſchen, weil dies Beſtreben, Andre, ihrer Meinung nach, zu retten, aus ihren Glaubenslehren fließt. — Kurz! wie weiß ich, wie viel Gründe einen Menſchen bewegen können, ſich zu einer andern Kirche zu bekennen, die mich auch gar nichts angehn, wenn er übrigens als ein redlicher Mann lebt, wobey ich aber gar nicht nöthig habe, liſtige Zwecke, Einwürkungen ränkevoller Planmacher vorauszuſetzen, um ſo weniger, da es ſich nicht bezweifeln läßt, daß ein großer Theil dieſer Convertiten zurückkehren, folglich Jene ihres Zwecks verfehlen würden, ſobald davon die Rede wäre, zu Schändlichkeiten die Hände zu bieten, oder das Joch der Hierarchie wieder aufzunehmen, welches jetzt aller Orten von Altcatholiſchen abgeſchüttelt wird.

A. Und was ſagen Sie zu der Menge von geheimen Geſellſchaften?

B. Daß ich viele derſelben kenne, die aus höchſtelenden, erzdummen, erbärmlichen, in gar keiner großen Verbindung ſtehenden Menſchen zuſammengeſetzt ſind, und eben ſolche Menſchen zu Obern haben, ſo daß ich gleich dieſe (welche vielleicht die Hälfte aller ſolcher Verbindungen, die auf der Liſte von jeſuitiſchen Anſtalten ſtehen, ausmachen) davon ausſtreichen könnte. Ich kenne Orden, deren Obern (welche die Form ſolcher geheimen Bündniſſe irgendwo copirt, und, als man ſie aus einer derſelben ausſtieß, ſich eine eigene geſtiftet hatten) ſich innigſt freuen, einen wahren Kitzel fühlen, wenn ſie hören, daß man ſie für ſo wichtige Leute hält. Sie ſuchen den Verdacht, als ſtünden ſie mit Jeſuiten oder mit großen Herrn in Verhältniſſen, gar nicht von ſich abzulehnen, ſondern benutzen dies, im Gegentheil, als eine Lockſpeiſe für müßige, unruhige Köpfe, die alsdann ſchaarenweiſe herbeylaufen, um in ſo wichtige Verbindungen zu treten, für welche Ehre ſie einige Louis d'orchen opfern, wovon ein paar Abentheurer eine Zeitlang leben, und worauf mehrentheils der ganze Plan einer ſolchen Geſellſchaft beruht.

Andre geheime Geſellſchaften haben würklich edle, menſchenfreundliche Zwecke, und glauben gegründete Urſachen zu haben, ſich in ein geheimnißvolles Gewand zu hüllen — Man thut ihnen Unrecht, wenn man, einiger unſichrer Anzeigen wegen, ihnen gefährliche Plane andichtet.

Es giebt andre, denen der Geiſt des Zeitalters, (das raſtloſe Grübeln und die unbeſtimmte Thätigkeit) den Urſprung gegeben hat, deren Gegenſtand durch politiſche, religioſe, philoſophiſche, oder Natur ergründen wollende Schwärmerey beſtimmt wird. Dieſe theilen ſich in zwey Klaſſen; die Einen ſpeculiren ſo lange, bis ſie entweder närriſch, oder des Dinges überdrüſſig werden; die Andern geben im Traume der ganzen Welt eine andre

Form, führen ein goldenes Zeitalter ein, befreyen die Menſchen von allen Plagen, von allem Streite, bilden, cultiviren alles, ſind aber mehrentheils ſelbſt äuſſerſt uncultivirte, den heftigſten Leidenſchaften unterworfene, unter ſich ſelbſt entzweyete Schwätzer, milde und tolerant gegen ihre ſchwachen Anhänger, rachgierig und boshaft gegen ihre klügern Verächter.

Vielleicht giebt es auch Geſellſchaften, die gewiſſe, durch Tradition fortgepflanzte, dem großen Haufen nicht nützliche Kenntniſſe, unter dem Siegel der Verſchwiegenheit, ihren fähigen Zöglingen anvertrauen.

Manche geheime Orden arbeiten aus Geiz auf das Goldmachen.

Andre treiben Gaukeleyen, woran ſie ſelbſt nicht glauben, um ſich ein gewiſſes Anſehn von Weisheit und Wichtigkeit zu geben.

Endlich haben einige ſolcher Verbindungen blos geſellige und wohlthätige Abſichten zur

Grundlage, und die geheime Form dient nur dazu, das Band enger zu knüpfen.

Sehr wenige können von Grund aus ſchlechte, gefährliche Zwecke haben, und dieſe können nicht lange beſtehen, weil es ein ſchon von den Alten eingeſehener, auf Erfahrung gegründeter Satz iſt: **daß unter Böſen kein dauerhaftes Bündniß Statt finden kann.**

Wenn es nun nicht möglich iſt, daß alle dieſe Verbindungen von Jeſuiten, oder ſonſt von der römiſchen Kirche, zum Untergange des Proteſtantismus, können geſtiftet worden ſeyn; ſo will ich doch keinesweges leugnen, nein! ich bin vielmehr davon überzeugt, daß **einzelne Jeſuiten,** in dergleichen **einzelne Verbindungen, in einzelnen Oertern und Ländern,** zuweilen hineingewürkt haben, und noch hineinzuwürken trachten, wo aber das nicht gehn will, ſie zu zerſtöhren ſuchen, um ihre Parthey ſtärker zu machen, und ich ſehe gar nicht, wie man ſich darüber wundern kann. Gefährlich kömmt mir das im Ganzen gar nicht vor; Zuerſt deßwegen nicht, weil ich, meinen vorhin angeführten Gründen gemäß, gar nicht glauben kann, daß wir in dieſen Zeiten wiederum Pfaffentyrannen zu fürchten hätten; ſodann, weil ich mir getraue, ohne ein Prophet zu ſeyn, vorauszuſagen, daß bald der Geſchmack an geheimen Bündniſſen wieder fallen, und einer andern Thorheit Platz machen wird; und endlich der Einrichtung dieſer geheimen Geſellſchaften ſelbſt wegen, die ich zum Theil kenne. Denn die erſte Art derſelben, welche ich beſchrieben habe, iſt zu ſchlecht componirt, um je einen conſequenten Plan ausführen, oder nur einmal unterſtützen zu können; die zweyte läßt ſich nicht zu Bubenſtücken gebrauchen; die Anhänger der dritten laufen gewöhnlich aus der Lehre, wenn ihr Ideal nie näher kömmt; die vierte, wenn ſie exiſtirt, wird wol nur in ſich ſelbſt ihr Glück ſuchen, und ſich auf keine Plane einlaſſen; die fünfte iſt keiner ernſthaften, gründlichen, auf etwas Wahres abzielenden Anſtrengung fähig, und die ſechſte haßt alles Verſteckte, nicht Klare, weil ihre Abſichten allen

Mitgliedern ſehr offen am Tage liegen, denen ſchon das Wort von unbekannten Obern und von geheimen Wiſſenſchaften unerträglich iſt. Alſo bliebe die letzte Art übrig — nun ja! die mag denn operiren! Ich bin ſehr ruhig dabey, und glaube jeder redliche Mann kann ruhig dabey ſeyn, und wenn nur Jeder ſeine Kinder zur geſunden Vernunft und zur Tugend erzieht, ſeinen Hausgenoſſen und ſeinen Nachbarn weiſen Rath und gutes Beyſpiel giebt, grade, nüchtern, klug, wahrhaftig und vorſichtig handelt, den Geſetzen des Staats, darinn er lebt, gehorſam iſt, ſeine bürgerlichen und (nach ſeiner Ueberzeugung) ſeine religioſen Pflichten erfüllt, ſich der goldnen Mäßigkeit befleißigt, ein guter Wirth iſt, Jeden in Ruhe läßt, individuel Gutes thut, ſo viel er kann, ſich nicht in die großen Haupt- und Staatshändel miſcht, nicht für das Künftige zittert, ſondern, ſo viel an ihm iſt, über das Gegenwärtige wacht; ſo will ich einmal ſehn, ob ihm die Jeſuiten etwas ſollen anhängen können, und ob nicht alles auch in der folgenden Generation ſeinen von der Vorſehung beſtimmten Gang gehn wird.

A. Aber, warum kommen doch alle dieſe Umſtände ſo viel einſichtsvollen Menſchen bedenklich vor?

B. Wie kann ich das wiſſen? Ich will niemand überzeugen; ich ſage nur was ich denke; Behalte ein jeder ſeine Meinung! Aber das geſtehe ich, daß ich finde, daß wir itzt intoleranter worden als die Catholiken, und daß es kein Wunder wäre, wenn wir durch dies Schreyen und Schimpfen, womit man nie viel ausrichtet, unſre beſſern Ausſichten wieder zerſtörten. Sie laſſen uns in Ruhe, und wir zupfen ohne Unterlaß an ihnen.

A. Wie? was? Sie laſſen uns in Ruhe? Wer ſagt das? Und wenn ſie uns auch erlauben, der geſunden Vernunft zu folgen, ſollen wir dann ruhig zuſehen, daß ſie ihren Unſinn fortpflanzen, verewigen? Soll das Pabſtthum nie ausgerottet werden? Ein Gebäude, das dem menſchlichen Verſtande Schande macht?

B. Ich erſtaune! Iſt nicht das die Sprache des blindeſten Verfolgungseifers? Sagten Sie nicht vorhin, es ſey unmenſchlich, über den Verſtand herrſchen zu wollen? Laſſen Sie doch Jedem ſeine Ueberzeugung! Das Wort **ausrotten** iſt meinen Ohren ein ſchrecklicher Schall, weil ich weiß, wohin das leitet, und wie viel Unglück das geſtiftet hat. Sie wollen aus guter Meinung vielleicht würkliche Misbräuche, würkliche Vorurtheile ausrotten; wer weiß aber, ob nicht die folgende Generation ſchon Misbräuche und Vorurtheile nennt, was nicht in ihren Plan paßt, was, nach der indeß umgeänderten Stimmung des Zeitalters, nach der vor- oder rückwärts gegangenen Aufklärung, ihr alſo ſcheint, und dann rottet ſie vielleicht das Gute und Wahre aus. Laſſen Sie uns um Gottes Willen nicht an das Ausrotten denken! Auch können wir das nicht. Die Hauptrevolutionen in der Welt werden nicht durch Menſchen, ſondern durch die Zeit bewärkt; Alles Ringen Jener iſt vergebens, wenn Dieſe noch nicht mitwürken kann; Daher entſtehen oft durch ſehr mittelmäßige Menſchen große Dinge, wenn alles dazu reif iſt, und durch ſehr große Männer — nichts. Unglauben und Aberglauben grenzen ſehr nahe an einander, und das iſt ganz natürlich. Wenn der Verſtand lange genug gegrübelt hat, und nicht auf den Grund kömmt; ſo fängt er wieder ganz von forn her an. Anfangs ſoll, zum Beyſpiel, alles der Teufel gethan haben, wovon wir die würkende Urſache nicht vor Augen ſehen; Nach und nach fangen wir an, manchen Wegen der Natur nachzuſpüren; Nun wollen wir immer weiter, wollen von Allem den Grund finden, und wenn das nicht gehn will; ſo ſetzen wir Mistrauen in alle unſre bisherigen Erfahrungen, und kommen wieder dahin, alles übernatürlichen Urſachen zuzuſchreiben — So geht es! Das iſt der Cirkel, den wir nicht zu ändern vermögen!

A. Das iſt eine herrliche Lehre! Wir können folglich nur die Hände in den Schooß legen, und ruhig erwarten, was der Himmel thun wird, dürfen nicht Gebrauch von unſrer Vernunft machen?

B. Wer ſagt das? Dürfen wir nicht ſagen, was wir denken, zeigen, was wir gefunden zu haben meynen, lehren, was wir Andern nützlich ſeyn zu können glauben? Aber dabey muß es bleiben; hanc veniam damus, petimusque viciſſim, je nachdem die Lage iſt, darinn wir uns befinden; daſſelbe müſſen wir Jedem, nach ſeiner Ueberzeugung, einräumen, nicht der Wahrheit den Sieg durch Gewalt, noch durch Toben verſchaffen wollen, wir mögen Fürſten oder Bürger ſeyn; Dazu haben wir kein Recht, und richten nichts damit aus. Treiben Andre dies Unweſen; ſo berechtigt uns auch das nicht zu gleichen Schritten. Und warum ſoll denn grade der Catholicismus ausgerottet werden? Kann man nicht Misbräuche abſchaffen, ohne die ganze Sache über den Haufen zu werfen? An Abſtellung von Misbräuchen aber wird ja jetzt, wie mich dünkt, in der römiſchen Kirche gearbeitet.

A. Poſaunt wird genug darüber, aber wenn Sie glauben, daß würklich etwas von der Art geſchieht; ſo irren Sie ſehr.

B. Darüber, denke ich, ſind wir nicht Richter; wir ſind ja keine Catholiken. Ich bin aber auch nicht unterrichtet genug, um beurtheilen zu können, ob der Kaiſer ſicher mehr thun könnte, welchen geheimen Widerſtand er findet, welche Leute er ſchonen muß, nach welchem Plane er ſich vorgenommen hat zu handeln. Indeſſen können wir vorerſt mit der Toleranz zufrieden ſeyn, die unſern Glaubensgenoſſen in Oeſterreich wiederfährt.

A. Worüber viel Aufhebens gemacht wird, und die doch, wie Sie es aus dem fünften Theile von Nicolais Reiſen erfahren können, nicht weit her iſt.

B. Mit Ihren ewigen Citationen! Ich urtheile nicht nach Autorität, ſpreche, auch einem ſo großen Manne, als Herr Nicolai iſt, nicht gern etwas nach, das ich nicht mit eigenen Augen geſehn habe. Daß die Proteſtanten mehr Toleranz unter den Catholiſchen finden als ehemals, das kann doch niemand leugnen. Wenn dies nicht alles iſt; ſo iſt es doch etwas. Das aber weiß ich, daß es den Menſchen ſehr eigen iſt, wenn man ihnen einen Finger breit einräumt, eine Hand breit haben zu wollen. Ob wir das Recht hätten viel oder wenig zu fordern, das kann ich nicht entſcheiden; ob die Idee von einer herrſchenden Religion vernünftig iſt, oder nicht, das gehört nicht hierher; genug! auf dieſer Idee beruht manche Einrichtung in den europäiſchen Ländern, ſeit dem weſtphäliſchen Frieden, und dieſer Idee gemaß handeln auch unſre proteſtantiſchen Regierungen in kirchlichen Dingen; Daß der Kaiſer der Toleranz gewiſſe Einſchränkungen ſetzen mußte, um nicht das ganze Chor der Pfaffen auf einmal ſich auf den Hals zu laden, für einen heimlichen Proteſtanten zu gelten *, wie es ſchon hie und da geſchieht,

---

* Indeß unſre Eiferer manche unſerer Fürſten für heimliche Papiſten gehalten wiſſen wol-

ja! vielleicht aus eigener Ueberzeugung, oder um nicht die eifrigen Catholiken unter ſeinen Unterthanen gegen ſich aufzubringen und alſo, zu Gunſten Einiger, die Mittel aus der Hand zu laſſen, auf Viele zum Guten zu würken, und manche Reformationen, die er vielleicht in ſeiner Kirche noch vorhat, gelingen zu machen, das kömmt mir ganz natürlich vor; Daß dumme Beamte und Pfaffen, in entfernten Provinzen, auf alle Art den Würkungen der guten Abſichten des Monarchen entgegen arbeiten, welches er entweder nicht weiß, oder nicht hindern kann, das wird wohl keinem Zweifel unterworfen ſeyn; Aber ich bleibe dabey, daß im Ganzen Toleranz und Aufklärung in catholiſchen Ländern zugenommen haben, proteſtire aber dagegen, daß Sie mir hier nicht einzelne Staaten anführen, wo man noch nicht ſo weit iſt, oder wo ſchwache, von

len, erklären catholiſche Geiſtliche den Kaiſer und andre duldende Fürſten für heimliche Proteſtanten — Welch' ein Jahrhundert!

Anmerk. der Herausgeber.

Pfaffen geleitete Fürſten die öffentlichen Fortſchritte aufhalten — Aber auch da können dieſe den Lauf derſelben nicht ganz hemmen, welches man ſogar in Portugal und Spanien ſieht.

A. Ich leugne das Ganze, und was noch mehr iſt, ich behaupte, daß Toleranz und Aufklärung in catholiſchen Ländern gar nicht Statt finden können.

B. Alſo denken Sie wohl nicht an Frankreich, das gewiß erzcatholiſch iſt, wie die Bluthochzeit, die Aufhebungen des Edicts von Nantes, das Schickſal der Familie Calas und andre Vorfälle beweiſen, und wo dennoch zu eben derſelben Zeit die größten Schriftſteller, die freyeſten Denker, ja! öffentliche Religionsſpötter, nicht nur geduldet, ſondern mit Ehre überhäuft —

A. Auch gelegentlich in die Baſtille geſetzt, und, nach ihrem Tode, auf dem Schindanger begraben werden.

B. Ja! in die Baſtille geſetzt, wenn ſie gegen den Staat, oder zuweilen, doch ſeltener, wenn ſie gegen die vom Staate als herrſchend angenommene Religion öffentlich zu Felde ziehen, weil ſich das kein vernünftiger Bürger erlauben ſoll. Und was das Begraben betrifft; ſo zielen Sie vermuthlich auf Voltaire, und da habe ich nur Folgendes zu ſagen: Voltaire bekannte ſich laut als einen Gegner der chriſtlichen Religion, und da er alſo zu keinem chriſtlichen Kirchenſyſteme gehörte; ſo konnte er auch nicht auf die Vorrechte (eingebildete oder wahre) Anſpruch machen, die den Gliedern einer ſolchen Kirche ausſchließlich zugeſichert worden ſind. So wenig alſo ein auf ſeine Ahnen ſtolzer Edelmann auch den edelſten, vortreflichſten Juden, und wäre es Moſes Mendelsſohn, oder auch nur einen andern ihm fremden Mann, in ſeinem Familienbegräbniſſe wird begraben ſehn wollen; eben ſo conſequent widerſetzte ſich der Erzbiſchof von Paris Voltairens Leichenbegängniſſe. Allein das hinderte nicht, daß die Nation **ſeinen Talenten** ein ſo öffentliches

Opfer von Verehrung brachte, als der Erzbiſchof nie einerndten wird. Rouſſeau, der einmal ſagte: „die Katholiken lehrten Intoleranz, und die Proteſtanten übten ſie aus“ * wurde aus Paris gejagt, als er über die Oper ſchrieb, fand aber bis an ſein Ende Schutz in Frankreich, als er, ſeiner freyen Religionsmeinungen wegen, aus proteſtantiſchen Provinzen entweichen mußte. Der größte Theil

---

* Und ſo will ich doch wahrlich lieber nach einem feſten Syſteme öffentlich verfolgt werden, weil ich da, wenn ich nur ſchweige, leichter der Gelegenheit ausweichen kann, als wenn ich von einem ſchändlichen Phariſäer, der immer Duldung und Freyheit im Denken predigt, und ſogar den Weltmann, den fröhlichen Geſellſchafter, den wohlthätigen Menſchenfreund affectirt, zuerſt angelockt, aber, ſobald ich nicht der Sclav ſeiner Meinungen, das Werkzeug ſeiner Plane ſeyn will, heimlich gezwickt werde, ſo, daß, wenn er kein Auto da Fé über mich halten darf, er mich wenigſtens, wo er kann, verdächtig macht.

Anmerk. der Herausgeber.

der itzt in Paris und Verſailles am mehrſten geachteten ſchönen Geiſter beſteht aus Predigern des Atheismus, oder Deismus, oder Materialismus.

A. Sie ſind ein warmer Vertheidiger einer böſen Sache. Ich rathe Ihnen, mit an dem allgemeinen Religionsvereinigungsſyſteme zu arbeiten.

B. Das werde ich gewiß nicht thun. Ich bin ſogar geneigt, die Ohnmöglichkeit, die Schädlichkeit, und die kurze Dauer einer ſolchen Vereinigung zu glauben; doch laſſe ich das an ſeinen Ort geſtellt ſeyn. Ich fühle aber gar keinen Beruf in ſolche weitläuftige Händel meine Hände zu ſtecken, finde in meinem Hauſe einen fruchtbaren Cirkel von Würkſamkeit, glaube aber auch nicht, daß alle dieſe Anſtalten von Jeſuiten herrühren, weil ſie zum Theil von gar zu unbedeutenden Menſchen getrieben werden.

A. Ich ſehe, daß wir heute ſchwerlich in irgend einem Stücke einerley Meinung werden — Es iſt ſchon ſpät, und die Abende ſind kühl — Laſſen Sie uns von einander ſcheiden!

B. Das habe ich ſchon längſt gedacht, und ich meyne, es wird darum in Europa nicht ſchlimmer hergehn, wenn unſre hohen Häupter auch verſchiedener Meinung bleiben.

* * * den 30ſten Auguſt 1785.

Eingeſchickt von * * *

Und nun bitten wir die Leſer gehorſamſt, das, was Herr A. oder was Herr B. ſagt, nicht, gar zu menſchenfreundlich, in ſo fern es Ihrer Meinung entgegen iſt, für das Syſtem der Herausgeber zu halten. Man ſpricht ja wol über etwas hin und her, um eine Sache aus verſchiedenen Geſichtspuncten zu betrachten, und wir denken, das hat ſchon mancher alten Wahrheit die neue Auferſtehung gegeben.

Anmerkung der Herausgeber.

XIII. Auszüge aus Briefen.

* * * den 29ſten April 1785.

In dieſer Gegend des Bremiſchen giebt es größere und kleinere ſchwimmende Inſeln, die, nach den Umſtänden, bepflanzt oder mit Frucht beſäet ſind, zuweilen aber, wenn das Waſſer groß wird, von denſelben ergriffen und weggeriſſen werden. Ich ſahe einen ſolchen kleinen Wald, den ein Bauer — ſonderbar genug! — mit Stricken an ſein Haus feſtgebunden hatte, damit er ihm nicht davonlaufen mögte. Ein dergleichen gefangen gehaltenes Grundſtück riß ſich einſt in der Nacht los, ſetzte ſich auf eines andern Mannes Feld, und es hätte würklich daraus ein Proceß entſtehen können, ob nicht der Bauer verbunden geweſen wäre, den Wald auf ſeine Koſten nach Hauſe zu fahren — — — — — — — — — — — —.

Woher kömmt es wohl, daß in Niederſachſen ſo viel Menſchen ſchlechte Zähne haben?

Es kann doch wohl weder am Waſſer noch an der Luft liegen, denn beyde ſind ſehr verſchieden in Niederſachſen, ſo wie der Erdboden und die bald ganz flachen, bald ganz bergigten, bald mit Gebürgen und Ebenen angenehm abwechſelnden Gegenden — — — —.

Ich wünſchte, es ſchriebe jemand ein Werk mit Kupferſtichen über Provinzialphyſiognomien (Haare, Wuchs, Gang, wie auch Kleidung, die üblichen Speiſen, Hausrath u. d. gl. nicht zu vergeſſen) Würklich ſind die Verſchiedenheiten darinn, durch ganz Teutſchland, äuſſerſt auffallend, und vielleicht würde man noch Ueberreſte von dem Gepräge darauf finden, das, nach Tacitus Berichte, die einzelnen teutſchen Stämme ehemals von einander auszeichnete.

Weil wir eben vom Tacitus reden! Ich habe bey einem Freunde in ° ° ° eine von ihm angefangene Ueberſetzung des kleinen Buchs von den Sitten der Germanier geſehen, mit critiſchen, geographiſchen, hiſtoriſchen und ſtatiſtiſchen Anmerkungen. Er hatte die Arbeit liegen laſſen, als Barths Ueberſetzung des Tacitus herauskam, wies mir aber drey Zeichnungen zu Kupferſtichen, welche ſeine Ausgabe hatten zieren ſollen: Einen teutſchen Jüngling aus der alten Zeit; Einen aus den mittlern Zeiten, und Einen aus der jetzigen Zeit. Erſterer, groß, ſtark, handfeſt, mit der Streitaxe bewafnet, mit Thierfellen bekleidet; der Andre ein wenig kleiner, als Ritter geharniſcht, in der Attitüde eines Edelmanns aus den Zeiten des Fauſtrechts, wie er auf der Heerſtraße einen reiſenden Kaufmann plündert; der Dritte ein mageres, kleines, kränkliches Männchen, Chapeau bas, mit einem hübſchen Haarbeutel, zwey Uhrketten, großen Schuhſchnallen, die podagriſchen Beine mit Tüchern umwunden, von einem Laufer geführt — Wie gefällt Ihnen der Einfall? — Noch wünſchte ich, daß jemand ein eigenes Buch von Provinzialſitten, Gewohnheiten und Gebräuchen in Teutſchland ſchriebe. Ich glaube, wenn daſſelbe auch, wie es wohl nicht möglich ſeyn mögte, nicht vollſtändig ſeyn könnte; ſo würde es doch nützlicher werden, als jene Menge von aufgeraften Annecdoten über die Regierungen u. d. gl., womit unſre neuern Reiſebeſchreibungen angefüllt ſind, weil jene würklich den Character des Volks bezeichnen, dieſe aber von der Laune und den temporellen Einfällen der Fürſten und Miniſter abhängen, und ſich mehrentheils alle zehn Jahre verändern, ohne den ganzen Hauptcharacter umzuſtimmen. Freylich, wenn die Regierungsform, durch mehrere Generationen von Beherrſchern hindurch, tyranniſch, oder milde, oder ſorglos iſt; ſo hat das mächtigen Einfluß auf die Denkungsart der Unterthanen; Die Geſchmeidigkeit der Gaſtwirthe in geldhungrigen Provinzen und die Höflichkeit der gedrückten Bauern in despotiſchen Staaten fällt jedem Reiſenden auf. Letztere glauben in jedem Fremden einen ihrer Tyrannen, dem ſie ehrerbietig begegnen müſſen, einen ſtrengen Beamten, Kammerdiener, Günſtling oder Scharfrichter zu erblicken, da hingegen der Landmann, in Gegenden, wo er wohlhabender und weniger gedrückt wird, nicht ſo höflich, aber deſto zuverſichtlicher, aufrichtiger und treuer zu ſeyn pflegt.

Die Gebräuche bey Feſten, Hochzeiten, Kindtaufen, Kirchweyhen u. d. gl. ſind auch ſehr characteriſtiſch. In Gräfendorf, einem Dorf an der Werra, ohnweit Eſchwege, in Heſſen, ſchlafen die Männer nicht ferner bey ihren Weibern, wenn ſie Kinder von ihnen haben, damit die Güter nicht zu ſehr vertheilt werden. In einigen heſſen-caſſelſchen Dörfern ſind folgende Gebräuche bey Bauernhochzeiten üblich: Die Braut geht alle Hochzeitstage hindurch ſchwarz gekleidet. Je mehr Gäſte kommen, deſto weniger koſtet es, denn jeder von Dieſen ſchenkt etwas, mehrentheils einen Thaler, oder doch einen Gulden, und oft hat der Bräutigam noch Ueberſchuß, nach Beſtreitung der Unkoſten. Alle Mädgen erſcheinen mit bloßen Haaren, oben mit Band und Roſemarien eingeflochten; die aber Kinder gehabt haben, oder unehlich ſchwanger ſind, tragen, wie die Verheyratheten, Hauben. Folglich, wenn ſie ſich nicht ſicher wiſſen, ſetzen ſie Hauben auf, ſonſt müſſen ſie, wenn ſich nachher die Sache aufklärt, dem Gerichte Geldſtrafe geben. Vor und nach Tiſche betet der Schulmeiſter, und dann tritt er, nach der Malzeit auf den Tiſch, und ladet die Gäſte wieder auf morgen ein. In die Kirche geht die Braut voraus; nach der Trauung, aus der Kirche, der Bräutigam. Bey der Malzeit ſpeiſet Jeder nur ein Weniges, gewöhnlich nur die Brühen, packt aber alles auf Einen Teller, und trägt es, gleich nach Tiſche, nach Hauſe — — — — —.

Hannover den 26ſten May.

Gern wäre ich länger in meinem lieben Hannover geblieben; aber ich konnte mich nicht aufhalten. Meine Handlungsgeſchäfte waren beendigt, und ich habe ein ziemlich anſehnliches Sortiment von alten Rheinweinen hier vortheilhaft abgeſetzt. Warum hat man wohl kein ſtehendes Theater hier, wo doch ſo viel reiche Leute wohnen, die im Stande wären, den Aufwand dazu zu beſtreiten? Ich ärgerte mich vorgeſtern, einen Anſchlagzettul zu ſehn, auf welchem verkündigt wurde: daß dieſen Abend, auf dem Ballhofe die deutſchen Schauſpieler, mit ſchönen, groſſen Marionetten, den verlohrnen Sohn aufführen würden. Hiebey, hieß es, wird vorgeſtellt: Der Wald mit Schweinen. Hiernach folgt ein luſtiges Introludium u. ſ. f. Der Preiß der Billets war ziemlich hoch, für ein ſo elendes Spectakel, und ich denke, man ſollte ſo etwas in einer Stadt, in welcher in der That ſo viel Geſchmack herrſcht, gar nicht mehr leiden.

Die Muſic finde ich hier noch auf dem vorigen Fuße (ich wohnte vor einigen Tagen einem öffentlichen Concerte bey) — Einige ſehr geſchickte Kunſtler unter den königlichen Hofmuſikern, aber im Ganzen weder die Einheit in der Manier, durch welche ſich vorzüglich das pfälziſche Orcheſtre ſo ganz unbeſchreiblich vortheilhaft auszeichnet, noch auch wahren, gefühlvollen, in das Genie, in den Styl, in den Geiſt des Componiſten eindringenden Vortrag. Ich fragte in einigen Privathäuſern, welche Werke man vorzüglich liebte, und fand, daß man, auſſer, was die wieneriſchen Producte betrifft, für welche man viel Vorliebe zu haben ſcheint, in Kenntniß der neuern beſten Stücke ſehr zurück iſt, und einige Compoſitionen von hieſigen Männern wollten mir nicht recht behagen.

Magdeburg den 12ten Junius.

Ich habe nun meine hieſigen Geſchäfte beendigt, und zuweilen kleine Reiſen nach Halberſtadt und in die Nachbarſchaft umher gemacht. In **Emersleben**, einem Dorfe ohnweit **Halberſtadt**, liegt eine Frau begraben, von der man mir ſagte, ſie ſey eine genievolle Dichterinn (obgleich eine Bäuerinn) von der Frau **Karſchinn** und dem braven, lieben **Gleim** ſehr geſchätzt, und dabey ein edles, gutes Weib geweſen. Letzters glaube ich gern; was aber ihr dichteriſches Talent betrifft; ſo wünſchte ich wenigſtens eine beſſere Probe davon zu ſehn, als die von ihr ſelbſt verfertigte, vom Pastor loci auf ihren Leichenſtein geſetzte Grabſchrift iſt; Sie lautet alſo:

„Hier liegt, die zwar in Sünd' empfangen,
„Jedoch verſöhnet iſt;
„Die Vorſicht ſehn war ihr Verlangen,
„Und ſelbſt Apoll hat ſie geküßt.“

Welch' ein Gewäſche! Ich laſſe mich bey ſolchen Gelegenheiten nicht gern damit abſpeiſen, daß man ſagt: „Was kann man von einer „uncultivirten Bäuerinn erwarten?“ Mein Gott! das kann man erwarten, daß ſie lieber keine Verſe mache, als ſolches unſinniges Zeug zu verfertigen. Wenn ich einen großen Philoſophen Ballet tanzen ſähe; ſo würde ich, ohne Rückſicht auf ſeine großen Verdienſte, und ohne mich darum zu bekümmern, ob er theatraliſch tanzen gelernt hätte oder nicht, ihn nach den Regeln der Kunſt beurtheilen; denn wer heißt ihn denn tanzen, wenn er es nicht kann? Eben ſo urtheile ich von Liebhabern, die ſich in öffentlichen Concerten hören laſſen — — — — — Man ſieht in dieſen Gegenden ſehr viel Wände, ohne Steine, blos von Leimen mit Stroh vermiſcht. Das kömmt daher, weil wer dergleichen ſtehn hat, dieſelben nicht wegnehmen, noch an deren Statt Mauern oder lebendige Hecken ſetzen darf, es ſey denn, daß er an einem andern Orte wieder eine Leinwand von der nemlichen Größe errichtete. Dieſe Verordnung gereicht zur Aufnahme der Pulvermühlen, und beruht auf die Pachtcontracte der Salpeterſieder, welche das Recht haben, den Salpeter, wo ſie ihn finden, abzukratzen, da ſie dann, bey Schlieſſung der Contracte, Rückſicht auf die damals würklich exiſtirenden Wände dieſer Art genommen haben. — — — — —

— — Die Wege im Brandenburgiſchen ſind nicht die beſten, doch läßt ſich das in dieſer Jahrszeit noch ertragen; In einigen Tagen reiſe ich weiter.

Caſſel den 20ſten Junius.

Ich bin über das Eichsfeld hierher gekommen, wo ich wohl länger als ich anfangs Willens war, werde bleiben müſſen. Bekanntſchaften habe ich wenig hier, und ſuche auch keine, verkürze aber meine müßigen Stunden auf ſehr angenehme Art, durch Spazierengehn, wozu mich das herrliche Wetter und die ſchönen öffentlichen Gärten einladen.

Man kann, wie man mich verſichert, ſehr angenehm und ziemlich wohlfeil und frey in Caſſel leben; dennoch hat dieſe Stadt, ſeit wenig Jahren, viel geſchickte Männer in manchen Fächern verlohren — Woher mag das kommen? — Ich fragte nach **Döhm**, **Forſter**, **Sömmering**, **Müller**, **Runde**, **Mauvillon** — Sie ſind Alle fort! Viel Franzoſen leben hier, wie ich höre, und werden zu mancherley Geſchäften gebraucht; Es ſollen geſchickte Leute unter ihnen ſeyn. Die Protocolle und Vorträge der Geſellſchaft der Alterthümer werden in dieſer ausländiſchen Sprache abgefaßt. Was es eigentlich mit dieſer Academie für eine Bewandniß hat, weiß ich nicht. Das Verzeichniß der Mitglieder ſteht im heſſiſchen teutſchen Addreßcalender unter franzöſiſchem Titel. Hierunter ſind, beſonders was die Abweſenden betrifft, ſehr große Männer. Sehr Viele ſind mir gänzlich unbekannt; Es ſind Generale, Oberhofbediente und dergleichen darunter, und es läßt ſich mit Recht vermuthen, daß ſie Alle in dieſem Fache vorzügliche Kenntniſſe beſitzen.

So vortreflich in ſolcher Vorausſetzung dieſe und manche andre öffentliche Einrichtung von der Art hier in Caſſel zu ſeyn ſcheint; ſo ganz erbärmlich kömmt mir das Unternehmen eines Privatmanns vor, der, zu elender Nachahmung der pariſiſchen petites affiches, ein Blatt unter eben dieſem Titel, nemlich: petites affiches de Caſſel, herausgiebt. Dies armſelige, mitten in Teutſchland, zur Schande des Geſchmacks, in dem jämmerlichſten, fehlerhafteſten, Gasconiſch-Franzöſiſchem geſchriebene, incorrect gedruckte Wochenblatt (Es wird wöchentlich dreymal ausgegeben) enthält einen pot pourri von den allerunbedeutendſten Nachrichten und Anecdoten, deren Bekanntmachung nur in einer ſo großen Stadt, als Paris iſt, einigen Zweck haben, hier aber, wo wenig Merkwürdiges vorfällt, und dies Wenige nur eine halbe Stunde Zeit braucht, um durch alle Häuſer aus Mund in Mund zu gehn, billig als ſehr unnütz betrachtet werden kann.

Die Ober-Neuſtadt beſteht aus gänzlich ſteinernen Gebäuden, deren einige recht hübſch, in dem einfachſten Geſchmack aufgeführt ſind, beſonders die ältern, denn an den neuern finden Kunſtverſtändige viel Fehler gegen die Regeln der reinen, edlen Baukunſt, als: gewölbte Fenſter, durchſchnittene Giebel, gekoppelte Säulen, falſche Auszierungen von Frieſen, unrichtige Anwendung der Säulenordnungen, ſchlechte Verhältniſſe, überladene Zierathe, gewölbte Bögen über Säulen und was dergleichen mehr ſeyn ſoll. Ich kann das nicht beurtheilen, und mir gefällt das Aeuſſere dieſer Stadt ſehr gut; Das Einzige, was mir nur aufgefallen iſt, war, daß das prächtig gebauete Muſäum ſo tief liegt, indeß gegen über, am erhabnern Theile des ſchönen Friedrichsplatzes, eine Reyhe ganz gemeiner Häuſer ſteht, folglich jene koſtbare Steinmaſſe gar die Würkung nicht macht, die ſie machen könnte, wenn man das Muſäum an einem in die Augen fallenden Ort aufgerichtet hätte.

Das Muſäum ſelbſt enthält einen Schatz von den herrlichſten Seltenheiten. Da ich aber hier keine vollſtändige Reiſebeſchreibung liefern will; ſo übergehe ich das Alles mit Stillſchweigen. Nur von der Sammlung von Statuen muß ich ſo viel ſagen, daß ſie mir nicht das Vorzüglichſte im Muſäo zu ſeyn ſcheint. Es kömmt mir vor, als wenn man hier nicht ſehr vertrauet mit den Schätzen des Alterthums, mit der Geſchichte der Kunſt, in den verſchiedenen Zeitaltern, und mit dem Styl der Jahrhunderte iſt, denn man zeigte mir unter andern eine Minerva, die man ganz unendlich erhob (Ich habe dies Lob auch ſchon irgendwo gedruckt geleſen, und oft nachſprechen gehört) und doch iſt dieſe Bildſäule gewiß nicht aus der beſten Zeit der Kunſt. Das Gewand, welches man vorzüglich bewundert, hat unzählige Falten, die, wenn ſie auseinandergelegt würden, ein Kleid ausmachen müßten, in welches vier Waſſerſüchtige eingehüllt werden könnten, und dazu iſt es in einer Manier gearbeitet, als wenn es ein naſſes Gewand vorſtellen ſollte.

Den größten Theil der Kunſtwerke, Anlagen, herrlichen Gebäude u. d. gl. hat Caſſel dem wahrlich großen Landgrafen Carl zu danken. Dieſer reiſete ſelbſt nach Italien, und ſuchte ſeine Kenntniſſe zu vermehren und ſeinen Geſchmack zu bilden. Wie übel es um beyde Stücke damals in Heſſen muß ausgeſehn haben, beweiſet die von ſeinem Reiſemarſchall, Herrn J. B. Klaute, auf fürſtlichen Befehl, im Jahr 1722 in Folio herausgegebene Beſchreibung dieſer Reiſe. Die Schreibart darinn iſt abſcheulich; Die Zueignungsſchrift kann davon zeugen: Die Raiſonnements über das Geſchehene ſind äuſſerſt flach und ungelehrt; Zuweilen wird erzählt, wie der Landgraf, wenn er grade Briefe zu ſchreiben, oder Nachmittagsruhe zu halten Luſt hatte, ein paar von ſeinen Leuten, und unter dieſen den Herrn Klaute, in einer Kutſche fortſchickte, um oft grade das Merkwürdigſte beſehen, und ſich Bericht erſtatten zu laſſen. Wie dieſe Berichte ausgefallen ſeyn mögen, das beweiſet die Reiſebeſchreibung. Das Gefolge des Herrn Landgrafen war dann auch nicht am beſten gewählt, und es war unter Andern ein Leibarzt dabey, welchen Herr Klaute, unter dem ſpashaften Titel des Medicinaleſſers, bey jeder Gelegenheit in ſeinem Buche als eine lächerliche Perſon darſtellt. Der Verfaſſer erzählt mit herzlichem Vergnügen, wie er einſt einem Wirthe, welcher ſeinem Fürſten eine zu große Rechnung gemacht, ein ſehr ſchmutziges Andenken im Zimmer zurückgelaſſen habe. Der Landgraf reiſete incognito, unter dem Nahmen eines Grafen von Solms; Ob man im Auslande recht viel Sinn für den Abſtand eines teutſchen Reichsgrafen von einem teutſchen Reichsfürſten gehabt habe, weiß ich nicht; allein Herr Klaute berichtet das alles mit großer Wichtigkeit — — — —

— — — Geſtern ſahe ich in der Waldau, einem Dorfe ohnweit Caſſel, die Ueberbleibſel einer fürchterlichen Mordmaſchine, welche unter dem Nahmen der ſpaniſchen Jungfer bekannt genug iſt. Sie wiſſen, es war dies eine Fallthür, auf welche das Opfer der Juſtitz oder der Privatrache geführt und, ſobald die Perſon ohnvermuthet hinunterfiel, von einer Menge Meſſern zerſchnitten wurde. Die unmenſchliche Art, ſich, ohne öffentlichen Proceß (obgleich die Regierung den Bürgern von dem Leben jedes Individuums laute Rechenſchaft ſchuldig iſt) von jemand loszumachen, iſt gottlob! ſo viel man weiß, in Teutſchland allgemein abgeſchafft; doch ſoll es noch keine funfzig Jahre her ſeyn, daß man in Caſſel eine dergleichen Operation mit einem Edelmann vorgenommen — Unter der wahrhaftig milden Regierung des jetzigen, edlen Friedrichs hat man ſo etwas nicht zu fürchten — — — —

— — Man ſieht hier im Lande faſt nichts als Kupfermünzen, unter denen die acht Hellerſtücke gewaltig groß und ſchwer ſind. In dieſer Münze werden auch auf dem Lande Taglöhner, Bergleute u. d. gl. zum Theil bezahlt; allein die Poſtmeiſter und die herrſchaftlichen Caſſen nehmen das Kupfergeld nicht an; man müßte denn etwas am Werthe ſchwinden laſſen — — —

Frankfurt den 16ten Auguſt.

Vorgeſtern brannte hier ein Haus gänzlich, und von einem andern das oberſte Stockwerk ab. Ich eilte, ſobald ich Lerm hörte, herzu, und weil meine Gegenwart in den brennenden Gebäuden ſelbſt nur Andern würde im Wege geweſen ſeyn; ſo lief ich in die benachbarten Wohnungen, in welchen, wie es bey dergleichen Gelegenheiten zu geſchehen pflegt, die Leute vor Schrecken und Betäubung ganz unthätig und ſorglos da ſtanden, und bot meine geringen Handdienſte an, um den beſten Hausrath in Sicherheit bringen zu helfen. In einem dieſer Häuſer, drey Treppen hoch, fand ich einen Mann, der die Hände rang, und im Zimmer auf- und ablief, ohne ſich zu etwas entſchlieſſen zu können. Ich bat ihn, mir ein Käſtgen anzuvertrauen, wovon ich glaubte, daß Koſtbarkeiten darinn wären. Er gab mir daſſelbe mit großen Dankſagungen hin, und umarmte mich, ohne vielleicht ſelbſt zu wiſſen, was er that. Allein kaum war ich damit aus der Thür, als ihm in der Angſt einfiel, ich ſey vermuthlich ein Dieb, der von ſeiner Unruhe Vortheil ziehn und ihn beſtehlen wollte; Er rennte mir desfalls nach, riß mir mit Gewalt das Käſtlein wieder aus den Händen, und ſtieß mich die ganze Treppe hinunter. Während des Streits ſahe ich, daß das Ding nichts mehr und nichts weniger als eine Drehorgel, folglich ſo vieler Sorgfalt und ſo vieles Zanks nicht werth war — —

Manheim den 19ten Auguſt.

Ich kam geſtern grade zu rechter Zeit hier an, um in das Schauſpielhaus zu gehn, und die Römer in Teutſchland, ein Trauerſpiel von Babo aufführen zu ſehen. Das Stück ſelbſt hat einige ſehr intereſſante Situationen, aber von der darinn herrſchenden Sprache bin ich gar nicht zufrieden. Ich finde ein falſches Pathos, eine Verſchrobenheit darinn, die mir unerträglich ſcheint, und an Sprachfehlern und Provinzialismen hat es der Verfaſſer auch nicht mangeln laſſen. Am ſonderbarſten aber kam es mir vor, daß man dieſe alten Teutſchen, die mit Varro kämpfen, in Kleidern auftreten ließ, die erſt wenigſtens dreyzehn bis vierzehnhundert Jahre ſpäter in unſerm lieben Vaterlande aufgekommen ſind. Dies fiel am mehrſten bey einer Stelle auf, wo der Fürſt Hatto den Römern ſagt: „ſie hätten nichts bey ihnen „zu ſuchen; ihr Geiz finde in Teutſchland „keine Befriedigung; ſeine Landesleute ſeyen „arm, und hätten weder Gold noch Geſchmeide“ indeß doch eben dieſer Fürſt eine goldene Kette mit einem Schauſtücke um den Hals her, ſeine Frau aber einen Gürtel von Diamanten trug — — —

* * * den 25ſten Auguſt.

Je näher man der Quelle der Moden, Frankreich kömmt, deſto weniger ängſtlich ſcheint man ſich um dieſe täglich wechſelnden Narrheiten zu bekümmern. Es hat mich in der That gefreuet, zu ſehen, daß man hier weniger geſucht, weniger pünctlich im Anzuge iſt, als in Niederſachſen, wo es eine rechte Haupt- und Staatsſache iſt, nach dem neueſten franzöſiſchen Geſchmacke (ſo weit man ihn dort kennt) gekleidet zu gehn, und wo man es einem Fremden, der aus einer andern Gegend kömmt, gar nicht verzeyhen kann, wenn er eine andre Form von Hut, andre Schnallen, oder einen andern Rockſchnitt führt — — —

* * * den 19ſten Auguſt.

In Frankreich ſchneidet man die gebratenen Tauben nicht, wie bey uns, der Länge nach, ſondern in der Breite von einander; Der obere Theil heißt dann Séraphin, der untere Culotte — Sehen Sie! Da haben Sie wieder etwas gelernt, das Sie gelegentlich anbringen können, um zu zeigen, daß Sie mit den neueſten Sitten und Gebräuchen der Franzoſen vertrauet ſind.

XIV. Annecdoten.

1.

Im ſtrengen Winter, im December des Jahrs 1783, fuhr, nicht fern von hier, ein herrſchaftlicher Zollbedienter des Mittags in Geſchäften über Feld, mit der Abſicht, vor Nacht wieder zu ſeiner Familie zurückzukehren.

Als er nun zwiſchen *** und *** durch den Wald kam, ſahe er zur Seite ein ſchönes junges Weib mit einem Säuglinge im Arm, an einen Baum gelehnt, am Wege ſitzen. Mutter und Kind ſchienen von Kälte erſtarrt, und in Gefahr zu ſeyn, ihr Leben einzubüßen, wenn man ihnen nicht bald Hülfe verſchaffte, und ſie nöthigte, einem Dorfe zuzueilen.

Der Zollbediente hielt ſtill, fragte das Weib: woher ſie käme und wohin ſie gehn wolle; Ihre erſtarrten Lippen ſchienen kaum noch ſich bewegen zu können; doch bekam der mitleidige Herr endlich ſo viel zur Antwort: „daß ſie von

„ihrem Mann im Elende verlaſſen, im Begriff
„geweſen ſey, in ihr Vaterland zurückzureiſen,
„und dort Zuflucht zu ſuchen, daß aber Hun=
„ger und Kälte ſie ſo ermüdet hätten, daß ſie
„mit ihrem Kinde nun nicht weiter fort könne,
„auch gern ſterben wolle, weil für ſie doch
„kein Glück mehr auf der Erde zu finden
„wäre.“

Der Zollbediente hatte ein menſchenfreundliches, theilnehmendes Herz — und wen ſollte auch nicht das Elend einer hübſchen jungen Frau rühren? — Er hatte ein zweyſitziges verſchloſſenes Wägelchen, in welchem er allein ſaß; folglich war ein Platz leer; Er ließ ſich desfalls berichten, welchen Weg ſie zu nehmen geſonnen geweſen, hob Mutter und Kind in ſein Fuhrwerk, und verſprach, ſie bis nach * * * im * * *ſchen zu bringen. Sein Anerbieten wurde dankbar aufgenommen; die arme Frau und ihr Kind wurden in einen noch vorräthigen Mantel gehüllt, und der Zollbediente veränderte alſo ſeinen kleinen Reiſeplan.

Unterwegens ſchien ſich das arme Weib nach und nach zu erholen; Sie fuhr fort ihre Geſchichte auf die rührendſte Art zu erzählen, und der Wohlthäter nahm immer größern Antheil an ihrem Leide. Sie ſaßen enge neben einander, denn das Wägelchen war klein, und ſo wie das Clima in demſelben milder wurde (die Fenſter waren in die Höhe gezogen) fieng auch das Herz des Zollbedienten an, ſich zu erwärmen, und ſeine fauniſche Natur zu erwachen, wozu das junge Weib, durch kleine ungezwungen ſcheinende Coketterie, nicht wenig beyzutragen wußte.

Als ſie nun nahe an das beſtimmte Dorf kamen, war das Pärchen ſchon ziemlich einverſtanden, denn der Zollbediente pflegte bey ſolchen Gelegenheiten ſehr verſtändlich zu reden. Es wurde daher verabredet: er wolle das Weib im Wirthshauſe (woſelbſt ihn niemand kannte) für ſeine Frau ausgeben, und die Nacht mit ihr dort bleiben, in welchen Plan dieſe, nach einigen unkräftigen Weigerungen willigte; dem

Kutſcher, einem luſtigen Kerl, wurde Verſchwiegenheit empfohlen.

Sie kamen an, lieſſen ſich ein Abendeſſen bereiten, und, nachdem ſie ſich mit Speiſe und Trank erquickt hatten, legte ſich das Pärchen ſchlafen, und nahm den Säuglein mit ſich in das Bette.

Es mogte ohngefehr ſieben Uhr des Morgens ſeyn, als die vermeynte Gattinn des Herrn Zolleinnehmers, gänzlich angezogen, mit ein Paar ſchwarzen ſammetnen Beinkleidern in der Hand, zu der Wirthinn in das Zimmer trat: „Hat Sie nicht einen Faden ſchwarze Seide? „gute Frau!“ ſprach das fremde Weib „Es iſt „hier eine Nath in meines Mannes Beinkleidern „aufgegangen“ Die Wirthinn verneinte es. „So kann ich ja wohl in dem Krämerhauſe an „jener Ecke ein Loth bekommen?“ fuhr jene fort, und die Wirthinn ſagte: „ohnfehlbar! „Will Sie, daß ich die Magd hinſchicke?“ — „o nein! das iſt nicht nöthig. Ich muß doch ſonſt „noch etwas kaufen, will alſo ſelbſt hingehn“ —

und darauf nahm ſie die Hoſe, in welcher Geld rappelte, unter den Arm, und gieng zum Hauſe hinaus.

Es dauerte länger als eine Stunde, ehe der angebliche Herr Gemahl, welcher ungewöhnlich hart geſchlafen hatte, aufwachte, ſeine Dame vermißte, und bald hierüber unruhig wurde, um ſo mehr, da das kleine Kind erbärmlich ſchrie und geſpeiſet ſeyn wollte; Er ſtand alſo auf, wollte ſeine Beinkleider anziehen, aber fort waren Hoſe, Geld und Uhr.

Mit dem Kinde auf dem Arm, halb nackend, ſprang er nun die Treppe hinunter, brachte Alles in Bewegung, und erfuhr dann, wie lange ſchon man das Frauenzimmer mit ſeinen Beinkleidern vermißte.

Unterdeſſen war die würkliche Gattinn des Zollbedienten nicht wenig beſorgt geweſen, um das Auſſenbleiben ihres Mannes, und als er endlich auch des Morgens nicht zu rechter Zeit ankam, fürchtete ſie, es mögte ihm ein Unfall begegnet ſeyn, weswegen ſie ſich zu Fuß auf den Weg machte, ihm von Ort zu Ort nachſpürte, und grade in demſelben Augenblicke in das Wirthshaus trat, als ihr treuer Ehemann, mit einem fremden Kinde auf dem Arm, ohnbehoſet auf der Treppe ſtand, und dem ganzen Hauſe ſein Unglück klagte.

Was für Verlegenheiten hiebey auf allen Seiten eintraten, zu welchen unangenehmen Erläuterungen es kam, und welche ſüße Worte unter den zärtlichen Eheleuten gewechſelt wurden, das läßt ſich ohngefehr hinzudenken. Es kam aber nun darauf an, wo möglich, die Betrügerinn wieder zu erwiſchen, und das fremde Kind gegen den beſpickten Geldbeutel und gegen die Uhr auszuwechſeln. Zu dieſem Endzwecke forſchte man, fragte man, und als man endlich erfuhr, welchen Weg die Landſtreicherinn genommen hatte, wurde der Kutſcher mit dem Wägelchen eilig nachgeſchickt, und ihm befohlen, das Weibsbild mit Gewalt wieder herzuliefern. Dieſer traf ſie auch würklich unterwegens im Walde an, aber ſie war nicht allein; zwey ſtarke Kerl, die wie Werber ausſahn, begleiteten ſie, riſſen den Kutſcher vom Bocke, ſetzten ſich mit der holden Dirne in den Wagen, und fuhren ſchnell wie der Wind davon, indeß der Kutſcher vergebens ſchimpfte, fluchte, nachlief, endlich in das Wirthshaus zurückkehrte, und ſeiner Herrſchaft die traurige Nachricht brachte, worauf dann der Zolleinnehmer, beſtohlen, in einer geliehenen Hoſe, mit einer Wirthsſchuld und einem fremden Kinde, traurig, an der Seite ſeiner donnernden Ehefrau, zu Fuß nach Hauſe wandern mußte — Von den Räubern hat man nichts weiter gehört.

2.

In einem Dorfe in Oberſachſen wohnte ein Mann, welcher drey Söhne und eine Tochter hatte. Er ſelbſt, der Vater, war Gaſtwirth; Zwey von ſeinen Söhnen wohnten bey ihm und beſorgten die Wirthſchaft und den Ackerbau; der Dritte war Dragoner, die Tochter aber an einen, anderthalb Meilen von dort wohnenden Krämer verheyrathet. Dieſe Frau und der Dragoner liebten ſich von den Geſchwiſtern am mehrſten, und hatten von Jugend auf am einträchtigſten mit einander gelebt. Die Vorſehung ließ es dem Krämer wohlgehn, und er verdiente es auch, denn er war ein rechtſchaffener, braver Mann. Im Winter des Jahrs 1784 erbte er neunhundert Thaler, die er, bevor er Gelegenheit fand ſie ſicher unterzubringen, bey ſich im Hauſe behielt. Der Schwiegervater bat den Krämer, ihm dieſe Summe zu borgen; da Jener aber ein ſchlechter Wirth und dem Trunke ergeben war, und Dieſer ſeiner Familie Rechenſchaft von guter Anlegung ſeines Vermögens ſchuldig zu ſeyn glaubte; ſo lehnte er die Bitte von ſich ab.

Kurz nachher, im December deſſelben Jahrs, kam eines Abends ohnerwartet der Dragoner, welcher einige Meilen von da im Quartiere lag, herangeritten, um ſeine Schweſter und ſeinen Schwager zu beſuchen. Sie freueten ſich ſeiner Ankunft, und er wurde in ein kleines Stübchen unten an der Erde geführt, woſelbſt er ſich früh in das Bette legte. Es mogte ohngefehr eine halbe Stunde vor Mitternacht ſeyn, als der Soldat plötzlich von einem dumpfen Getöſe erwachte, das er über ſeinem Zimmer und auf den Treppen des Hauſes hörte. Er horchte genauer zu, und es ſchien ihm, als wenn von ſeiner Schweſter Schlafkammer herunter ein Winſeln und Seufzen erſchölle. Er wartet noch eine kleine Weile; das Stöhnen dauert fort; er fängt an beſorgt zu werden, ſpringt aus dem Bette, und ergreift ſeinen Pallaſch, der neben dem Bette ſteht; Es war ſtockfinſtre Nacht; dennoch fand er die Thür des Zimmers, und eilte hinaus. Die Diebe (denn ſolche waren es) hatten nicht gewußt, daß im untern Zimmer noch ein Gaſt ſchliefe; als ſie nun Bewegung im Hauſe hörten, lieſen ſie die Treppe hinunter, um aus der von ihnen geöfneten Hausthür zu entwiſchen. Es war zu dunkel, um daß der Dragoner ſie hätte aufhalten können, doch hieb er mit ſeinem Schwerdt um ſich herum, und fühlte zuletzt, daß er jemand traf, der auch einen lauten Schrey ausſtieß; doch entwiſchten die Diebe Alle. Nun gieng er ſogleich zu den Geſchwiſtern hinauf, die er gebunden und geknebelt und ihres Geldes beraubt fand. Er erlöſete ſie, und ſprach ihnen Muth ein: „Seyd ruhig“ ſagte er „ich habe Einen von den Böſewichtern „ſo getroffen, daß er nicht weit gelaufen ſeyn „kann, und wir wollen ihnen gleich nacheilen.“ Man ſchlägt Licht an, und ſieht die Spur von ſehr viel Blut, der man ſorgfältig nachgeht; Die Nachbarn kommen herbey, und man findet endlich, daß ſich die Fährte zum Dorfe hinaus verliehrt. Der Soldat kehrt alſo zurück, ſattelt ſeinen Gaul, und beſchließt nachzujagen.

Sein erſter Gedanke iſt, zu ſeinem Vater zu reiten, und ſeine Brüder, bey der Nachſuchung, mit zuzuziehn. Er kömmt gegen zwey Uhr des Morgens vor ſeinem väterlichen Hauſe an, und bemerkt, zu ſeiner großen Verwunderung, nicht nur Licht darinn, ſondern findet auch beyde Brüder, vollkommen angezogen, mit verwirrten Mienen, im Hauſe herumgehn.

Nachdem er den Vorfall erzählt hat, wird er gewahr, daß ſeine Brüder noch unruhiger werden; Er frägt nach ſeinem Vater, und man ſagt ihm, dieſer ſey unpaß; Er verlangt, ihn zu ſehn, und man weigert ſich; Endlich dringt er mit Gewalt in ſeine Kammer, und findet ihn leider! gefährlich im Rücken verwundet; Er erkennt die Wunde für einen Hieb und, zu ſeinem äuſſerſten Schrecken und Schmerz, für den Hieb ſeines Pallaſches. Nun bleibt ihm kein Zweifel übrig, Vater und Brüder für die Diebe zu halten; Die Sache kann nicht verſchwiegen bleiben, und der Sohn hat das Unglück gegen ſeinen eigenen, von ihm tödtlich verwundeten Vater, vor Gericht zeugen zu müſſen.

3.

Der Proviantmeiſter, Jude Iſaac Israel in Hannover, der überhaupt ein ſehr edler Mann ſeyn ſoll, hat kürzlich den größten Theil ſeines Vermögens zum Unterhalte armer chriſtlicher Soldatenkinder vermacht.

4.

Von den uns eingeſchickten Annecdoten, den lutheriſchen Pfarrer S..rt.r..s in

C . ſſ . l betreffend, ſowohl was ſeine Aufführung gegen ſeinen verſtorbenen Collegen, den würdigen Pl . e . t . m . s, als ſeine Catechiſationen angeht, können wir, aus den im Plane dieſes Journals angezeigten Gründen, keinen Gebrauch machen.

5.

Ein aufgeweckter, fröhlicher, guter Mann bekam Beſuch von zwey ſtarken Trinkern, die ihm auf keine Art willkommen waren, um ſo weniger, da er grade keinen andern als ſehr guten alten Wein vorräthig hatte, den er an ein Paar Menſchen, die er gar nicht ſchätzte, und die ſein Fäßgen bald ausgeleert haben würden, zu verſchwenden, keinen Beruf fühlte. Er erfand daher eine Liſt, und rief den Einen von dieſen beyden Zechern bey Seite: „Herr!“ ſagte er „jener Mann dort ſäuft unerhört viel, „und kann eine große Laſt Wein vertragen; „Wenn wir immer mit ihm zu gleichen Zeiten „die Gläſer leeren; ſo bringt er uns unter den „Tiſch, ehe man ihm nur das Geringſte anmerkt. Laſſen Sie uns alſo anfangs ge-

„färbtes Waſſer nehmen, indeß wir ihm Wein „vorſetzen; Erſt gegen Ende der Malzeit wollen wir Wein mit ihm trinken.“ Der Gaſt darf dieſen Vorſchlag nicht zurückweiſen; Indeß verabredet der Wirth mit dem andern Manne das Nemliche; Die Bediente werden angewieſen, Beyden gefärbtes Waſſer vorzuſetzen, und der Hauswirth allein trinkt ſeinen guten alten Rebenſaft. Nachdem er auf dieſe Art Beyde, welche ſich tapfer zum Trunk nöthigen, angeführt, und ihnen einige Maaß Waſſers in den Leib gejagt hat, giebt er einem jeden, zum Abſchiede, eine Flaſche von ſeinem edlen Weine, rettet ſein Fäßgen, und ſchickt ſie nach Hauſe.

6.

Die franzöſiſche Nation iſt erfindungsreich in Allem, weiß den Menſchen das Leben leicht und bequem zu machen, und in jedem phyſiſchen, moraliſchen und intellectuellen Bedürfniſſe ſchnellen Beyſtand zu leiſten. In Paris verkauft man unter andern: des lettres toutes prêtes. Dies ſind geſchriebene Briefe, für allerley Leute, in allerley Umſtänden; Wer einen Liebesbrief braucht; wer jemand zu Gevatter bitten, zum Eſſen einladen, oder jemand um Hülfe oder d. gl. anſprechen will, der kauft ſich ein ſolches fertiges Exemplar, ſetzt, wenn er ſo viel kann, ſeinen Nahmen darunter, ſchickt es ab, und der, welcher es bekömmt, kann in eben dem Bureau eine fertige Antwort kaufen — Wie weit ſind wir Teutſche noch gegen die Franzoſen in Cultur zurück! —

7.

In den Ländern eines aſiatiſchen Fürſten war die Einrichtung getroffen, daß jeder, der den Andern, nach einer der unzähligen Verordnungen, welche im Reiche, ſeit einer langen Reyhe von Jahren, gegeben, aber auch, bald nach ihrer Publicirung, wieder in Vergeſſenheit gerathen waren, in Strafe bringen konnte, (eine Strafe, die mehrentheils in Erlegung einer Geldſumme beſtand) daß ein Solcher den dritten Theil dieſes Geldes für ſeinen treuen Eifer bekam, da hingegen die übrigen zwey Drittel zu Unterhaltung des Aufwandes im Serail verwendet wurden. Man kann ſich leicht vorſtellen, daß, bey dieſer Einrichtung, jeder begierig war ſeinen Nachbar ſtraffällig zu finden, und daß vorzüglich die Verwalter der Juſtitz ſich dies Geſchäft recht angelegen ſeyn lieſſen.

Stähilin Crutzchan, einer dieſer Beamten, bedurfte Geld; Er ſchlug daher alle alte Verordnungen nach, und fand unter den längſt verjährten Landesgeſetzen eines, in welchem jedem, der nicht von gewiſſen Familien herſtammte, unterſagt war, ſein Wapen mit einem Turban zu zieren. Voll Freude über dieſe Entdeckung, ſchickt er eine Pergamentrolle herum, und läßt alle Einwohner ſeines Orts einladen, ihre Petſchafte darauf zu drücken. Dieſe guten Leute, die nichts Böſes argwöhnen, ſondern vielleicht glauben, der Beamte wolle eine Wapenſammlung, zum Spielwerke für ſeine Kinder, machen, drucken herzhaft ihr theils von ihren Eltern ererbtes, theils auf Märkten gekauftes Siegel auf die Rolle. Es war unter Dieſen auch ein armer Canalſeger, der, weil er kein Petſchaft hatte, und doch ſeiner Obrigkeit die Freude nicht rauben wollte, von einem Prieſter einen Siegelring liehe. Unglücklicherweiſe war ſowohl dieſes Wapen, als auch die von dreyhundert andern Bürgern, mit Turbans verſehen, und jeder von ihnen wurde, ohne Gnade und Barmherzigkeit, in ein Goldſtück Strafe verurtheilt.

8.

Ein alter General in einer entfernten Garniſon von ***, der beynahe blind, und dabey äuſſerſt geizig war, hielt, aus Furcht, der Fürſt mögte ihn desfalls verabſchieden, ſeine Augenkrankheit vor ſeinem Herrn geheim, und bediente ſich des Adjudanten vom Regimente, um in ſeinem Nahmen die Berichte ad Sereniſſimum zu machen. Dieſer gute Mann verrichtete mit großem Eifer alle ſolche Arbeiten, ohne je die geringſte Belohnung dafür zu erhalten. Endlich fiel es dem General ein, ſich zu ſchämen; er zog daher einſt den Adjudanten bey Seite, und ſchenkte ihm, für ſeine vielfache Mühe, eine Anweiſung auf eine verlohren gegebene Schuld von zwanzig Ducaten. Der fleißige junge Mann nimt dies dankbar auf, und geht zu dem Schuldner, um die Summe, wo möglich, einzutreiben. „Mein „Herr!“ ſagt Dieſer, „den alten geizigen „Wucherer würde ich nimmermehr bezahlt ha„ben, auch bin ich jetzt würklich nicht ſtark „bey Caſſe, und gegen die Schuld lieſſe ſich „manches einwenden; allein weil das Geld „nun Ihnen gehört; ſo gebe ich es mit Freu„den hin; Hier iſt es!“ Der Adjudant kehrt darauf zu ſeinem General zurück, und bedankt ſich herzlich. „Iſt's möglich?“ ruft Dieſer; „Alſo haben Sie das Geld doch erhalten? „O zeigen Sie geſchwind her!“ Der Andre zieht das Päckgen hervor; Jener nimt es, und ſpricht: „Nun! ich bin Ihnen tauſendmal „verbunden; Hier haben Sie etwas für Ihre „Mühe!“ und damit ſtreicht er achtzehn Ducaten ein, und giebt zwey dem Adjudanten.

9.

Derſelbe General zog einſt ein Capital von zweyhundert Piſtolen ein. Ein Bekannter, der grade damals bey ihm war, lächelte, als er die Freude des alten Harpagon über die ſchöne Münze ſah, und ſagte ihm: „Nicht wahr, „Herr General! Dies Geld gäben Sie gern „hin, wenn Sie damit Ihre Augen wieder kaufen „könnten?“ „Ey nun!“ erwiederte Jener, und ſeufzte „Ey nun! wenn es ſeyn müßte; „ſo wollte ich wenigſtens die Hälfte daran„wenden.“

10.

So verehrungswürdig jedem Unpartheyiſchen der gebildete Mann, er ſey von welcher Nation er wolle, und ſo liebenswürdig ihm vorzüglich ein Franzoſe von reifen Jahren und verſtändiger Erziehung, wegen ſeines milden, menſchenfreundlichen Characters, wegen ſeiner gefälligen, guten Laune, und wegen ſeiner feinen Beurtheilungskraft ſeyn muß; ſo abgeſchmackt ſcheinen uns manche unter den jungen Franzoſen, die nach Teutſchland kommen, ſich bey uns blähen, alles verachten, was ſie hier ſehen, und beſtändig von der Hauptſtadt der Welt, von Paris und von den Vorzügen ihres Vaterlandes reden, wovon dieſe erzdummen

Originale oft ſo wenig wiſſen, daß ſich bey uns der ärmſte teutſche Knabe ſchämen würde, mit ſo wenig Kenntniſſen ausgerüſtet, ſo fremd in ſeiner eigenen Stadt, ſein Vaterland zu verlaſſen, und andern Nationen zum Geſpötte zu dienen. Ein junger Windbeutel aus Paris, der Officier war, ſich das Anſehn gab, hier vor Langerweile vergehn zu wollen, unſre Schriften und unſre Schriftſteller zu verachten, und überhaupt in Teutſchland nichts zu finden, das ſeiner Aufmerkſamkeit würdig wäre, kam vor einiger Zeit zu mir. Ich glaubte ihn von den Vorzügen ſeines Vaterlandes unterhalten zu müſſen, und nachdem er von Theater und Muſic höchſtunſinnig raiſonnirt hatte, brachte ich ihn auf die Gelehrten und ſchönen Geiſter in Paris. Er kannte keinen einzigen von ihnen perſönlich. Endlich fragte ich nach **Madame Geoffrin**, bey welcher bekanntlich die feinſten Köpfe ſich zu verſammlen pflegen. Hier glaubte er in ſein Fach zu kommen. „Es „kann ſeyn,“ ſagte er, „daß ich einmal dort „geweſen bin; aber ich erinnere mich dieſes „Weibes nicht; Es giebt der Gelegenheitsma-

„cherinnen ſo Viele in Paris!“ — Der dumme Menſch hielt Madame Geoffrin für eine Kupplerinn —

II.

In *** wurde ein großes, prächtiges bürgerliches Krankenhaus aufgebauet und eingerichtet. Nahe bey demſelben wurden einige Regimenter Fußvolk in den Waffen geübt; Ein Pulverkarrn fieng Feuer, flog in die Luft, und verwundete einen Soldaten tödtlich. Man glaubte ihn nirgends beſſer verbinden und verpflegen zu können, als in dem naheſtehenden Krankenhauſe; Man brachte ihn alſo dahin; Allein der Aufſeher weigerte ſich, ihn aufzunehmen, unter dem Vorwande, daß dies Haus nicht für das Militair beſtimmt wäre. Alles Bitten und der Anblick des Leidenden machte keinen Eindruck auf den Verwalter. Es wurde daher eilig in die Stadt zu dem Director der milden Stiftung geſchickt, um von demſelben die Erlaubniß zu erlangen; allein Dieſer, der gewöhnt war alles, auch die Menſchenliebe, nach gewiſſen Formen zu beobachten, verſicherte: es müſſe, da dies ein auſſerordentlicher Fall ſey, erſt bey dem Landesherrn desfalls angefragt werden, und der Tod, welcher nicht Zeit hatte, auf die Antwort zu warten, nahm den armen Soldaten indeß aus dieſer Welt.

12.

Man ſchreyet ſo laut über ſchlechte Prediger unter den catholiſchen Geiſtlichen, und man hat hie und da Recht dazu. Indeſſen iſt hier eine Probe von einer würklich gehaltenen lutheriſchen Predigt, die vollkommen für eine Capuzinade gelten kann:

Fragment einer Predigt, am Bettage vor Weynachten 1783 vom Paſtor * in *** ohnweit K**** gehalten.**

Text:

Offenbahrung Johannis, Cap. III. Vers 20.

Thema:

Jeſus, wie er vor der Thür unſers Herzens ſteht und anklopft.

1) Wie er ſteht und anklopft,

2) Was wir dabey zu thun haben.

Erſter Theil.

„Siehe! ich ſtehe vor der Thür und klopfe „an; So jemand“ u. ſ. f.

a) Wer iſt das wohl, der dieſe Worte hier ſpricht? — Ich will es Euch ſagen; es iſt der Herr Jeſus, der Herr Jeſus iſt es, der da ſagt: „Siehe! ich ſtehe vor der Thür“ u. ſ. w. Dies haben wir alſo zuerſt zu betrachten — Seht einmal, welch' eine große Liebe er uns da erzeigt! Der Herr klopft bey ſeinen Knechten an! — — — — — —

— — — Unſer Herz iſt unſre Seele; der Satan hat ſeine Wohnung darinn aufgeſchlagen; Nun will der Herr Jeſus aber gern dies Haus zu ſeiner Wohnung machen: „Siehe! „ich ſtehe vor der Thür“ u. ſ. f. Wir müſſen alſo den Satan erſt hinausſchaffen — — —

— — Unter Thor und Thür verſtehen wir nichts anders, als den gewöhnlichen Eingang in das Haus. Chriſtus kann nun nicht anders als durch die Thür in unſer Herz kommen, denn er ſagt: „Siehe! ich ſtehe vor der „Thür.“ — — — —

— — — Was bewegt ihn denn dazu, daß er anklopft? Seine große Liebe, ſeine große Barmherzigkeit, die bewegt ihn dazu, denn er ſagt: Siehe! ich ſtehe vor der Thür “ u. ſ. f. Der Feind bricht mit Gewalt in das Thor; der klopft nicht erſt lange an; Chriſtus aber klopft erſt als ein Freund an, das iſt ein ſichres Zeichen, daß er kein Feind, ſondern ein Freund iſt — — — —

— — — b) Bey wem klopft denn nun Chriſtus an? — — — Er klopft bey uns an, denn er ſagt: Siehe! ich ſtehe vor der Thür “ u. ſ. f. — — —

— — — c) Wie klopft er an? — Mit der größten Freundlichkeit, Sanftmuth und Geduld. Wenn er die Thür offen fände; ſo würde er nicht lange anklopfen; aber Jahre lang laſſen wir ihn vor der Thür ſtehen, und machen ihm nicht auf, und er ſteht und warter; Er ſpricht zu uns: „Siehe! ich ſtehe vor „der Thür“ u. ſ. f. Deswegen heißt es auch in der Sprache des heiligen Geiſtes: „Ich ſtehe „lange, und ſtehe noch da.“ — — —

— — — Das Anklopfen an die Thür geſchieht gewöhnlich mit einem Hammer; Welches iſt nun der Hammer, mit dem unſer Herr Jeſus anklopft? Ich will es Euch ſagen; Das ſind die Gnadenmittel; das Wort Gottes: die Lehrer, die es Euch verkündigen; das heilige Abendmal — — — Er ſpart alſo keinen Fleiß — — — —

Zweyter Theil.

Was haben wir denn nun bey dem Anklopfen Jeſu zu thun? Was fordert er nun von uns? — — Wir wollen es hier in drey Stücken überlegen:

a) Weſſen Stimme ſollen wir hören?
b) Wie ſollen wir ſie hören?
c) Was verſpricht er uns, wenn wir ſie hören? —

Ad a) Es ſind mancherley Stimmen, die wir hier auf Erden hören, aber es ſind nicht alle Jeſus Stimmen; da ſind: Stimmen des Satans; da ſind Stimmen böſer Menſchen; da iſt die Stimme unſers eigenen Fleiſches und Bluts — alles das ſind nicht Jeſus Stimmen! Jene ſollen wir nicht hören; Aber Jeſus ruft uns hier: „Siehe! ich ſtehe vor der Thür“ u. ſ. f. Den ſollen wir hören — — — — —

Ad b) Wie ſollen wir nun ſeine Stimme hören? — Nicht blos äuſſerlich, ſondern auch innerlich. Apoſtelgeſchichte Cap. XVI. Vers 40. Hier thut der Herr das Herz der Lydia auf, und das thut er auch noch; aber wir müſſen keinen Riegel verſchieben, oder müſſen die Thür wieder zuſchlagen, wenn ſie einmal aufgethan iſt — — — — —

Ad c) Was verſpricht uns denn der Herr Jeſus, wenn wir ſeine Stimme hören? Er will zu uns kommen, und Abendmal mit uns halten: „Siehe! ich ſtehe vor der Thür“ u. ſ. w. Evang. Joh. Cap. XIV. — — — — — —

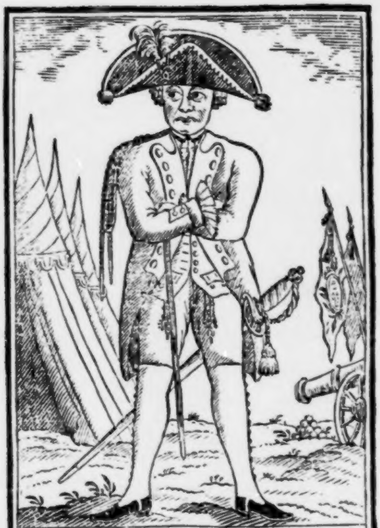
— — Dieſer Eingang in unſer Herz enthält ſo was Herrliches, ſo was Fürtrefliches, daß er ſogar verſpricht mit uns zu Tiſche zu gehn, und Abendmal mit uns zu halten — — — — — — — — — — — — — — — — — —

13.

Der Regimentsquartiermeiſter *** pflegte den jungen Officieren gegen jüdiſchen Wucher, von Zeit zu Zeit kleine Summen vorzuſtrecken, und ihnen dieſelben nachher von ihrem Gehalt abzuziehn, wofür er ein Geſchenk bekam. Ein armer Lieutenant, der auſſer ſeiner Gage nichts einzunehmen hatte, mußte auch oft zu dieſem Hülfsmittel ſeine Zuflucht nehmen; Allein er fand bald den eigennützigen Regimentsquartiermeiſter nicht mehr geneigt, ihm Vorſchüſſe zu thun, und begriff wohl, daß dies daher käme, weil er nicht im Stande war, ihn reichlich dafür zu belohnen. Da er indeſſen grade nothwendig Geld brauchte, blieb ihm kein anders Mittel übrig, als dem ſchlechten Manne die einzige Koſtbarkeit, die er beſaß, ſeine alte ſilberne Uhr, ein Erbſtück von ſeinem Vater,

München

zu ſchenken. Dieß wurde, wie ſich's verſteht, angenommen, und der Lieutenant bekam den gebetenen Vorſchuß; Doch als der Regimentsquartiermeiſter gewahr wurde, daß die Uhr nicht richtig gieng, ſondern einer Ausbeſſerung bedurfte, ſchickte er dieſelbe zu dem Uhrmacher — und zog dem Officier im nächſten Monate den Betrag der gehabten Koſten von der Gage ab.



Der Herr Haüpßtmann.
VON CAMASCHINI.

Journal aus Urfſtädt

als Fortſetzung

des Romans meines Lebens

und der

Geſchichte Peter Clauſens

von ebendemſelben Verfaſſer

* * *

Drittes Stück

Frankfurt am Main
im Andreäiſchen Verlage 1786

* * *

I. Etwas von Rezenſionen.

Wenn ein ehrbarer Bürger, in einer von ſeinen Erholungsſtunden, einfach, doch ſauber und warm gekleidet, ſpazieren geht, und es nun geſchieht, daß ein Knabe, den er vielleicht einmal nicht höflich genug gegrüßt hat, ſich mit andern unbekannten muthwilligen Gaſſenbuben zuſammenrottet, ſodann in den Koth greift, und dem ehrlichen Manne, der ſtill ſeinen Gang fortwandelt, ohne jemand in den Weg zu treten, ſeinen neuen Rock berezenſirt; was ſoll dann der Mann thun? Soll er ſich mit dieſen Jungen, die er nicht kennt, herumzanken und balgen? — Ich denke nein! Fliegt der Schmutz ihm nur auf den Rücken; ſo wird er es vielleicht nicht einmal gewahr, ſondern geht ſeinen Schritt fort; Sieht er aber die Flecken, die man ihm aufgehenkt hat; ſo lächelt er, läßt ſie trocken werden, und dann bürſtet er den leichten Staub kaltblütig ab; Sein Rock bleibt gut, und welcher Vernünftige wird den Mann und den Rock desfalls weniger werth halten? Immer aber iſt es ein verdrießlicher Umſtand, mit Gaſſenbuben in das Gemenge zu kommen; Denn daß unbekannte A B C-Schüler dergleichen gegen einen bekannten verſtändigen Mann wagen dürfen; daß der herbeylaufende Pöbel den Mann, dieſer Beſchimpfung wegen, unbekannt mit der Veranlaſſung, welche dazu Gelegenheit gegeben, vielleicht geringer ſchätzt, obgleich das nichts für ſeinen Werth entſcheidet; daß der beſchmutzte Rock, ſolange die Rezenſionen noch darauf kleben, würklich ſchlechter ausſieht, wenigſtens von Weitem — Das alles iſt doch ein wenig ärgerlich und höchſtens ein paarmal mit Geduld zu ertragen.

Das Nemliche nun kann einem Schriftſteller mit ſeinem Buche begegnen. Es giebt ſolche Rezenſionsfabriken, die würklich durch ihre giftigen, partheyiſchen Machtſprüche alle Critic verdächtig machen — Geſellſchaften von Menſchen, die man kaum dem Nahmen nach kennt, von denen niemand weiß, ob ſie fähig ſeyn würden, etwas zu ſchreiben, das auch nur halb ſo gut ſeyn könnte, als das, was ſie tadeln — Dieſe vereinigen ſich, reden ohnberufen im Nahmen des Publicums, und fällen in den entſcheidendſten Ausdrücken, obgleich zuweilen in ſehr incorrecter Schreibart, Urtheile über alle Schriftſteller. Ich kenne einen Mann, der, nachdem er manches in der Welt unternommen, nun, ſeit einiger Zeit, die Poſaune der Critic zu ſeinem Lieblingsinſtrumente gemacht hat, und damit Freund und Feind durchbläſt. Da ſetzt er ſich zwiſchen Wachen und Schlafen hin, blättert in einem Buche, hat entweder ſchon gegen den Verfaſſer deſſelben irgend ein Vorurtheil gefaßt, oder findet darinn Wahrheiten an das Licht geſtellt, die den ſchiefen Grundſätzen nicht gemäß ſind, auf welchen er und ſeine Geſellen im Finſtern ihre literariſchen, politiſchen oder myſtiſchen Plane bauen, und nun gießt der elende Schächer, der vielleicht in keiner einzigen Wiſſenſchaft gründliche Kenntniſſe hat, der dem

Staate von keiner Seite nützlich, ſondern nur ein unverſchämter, grober Schwätzer, ein überſchreyender Polyhiſtor und geſchäftiger Müßiggänger iſt, ſein critiſches Gift auf die niedrigſte Art gegen einen Mann aus, der im bürgerlichen Leben treu und untadelhaft ſeine Pflichten erfüllt, nach Vermögen Gutes thut, und in ſeinen Schriften, wenn ſie auch keine Meiſterſtücke der Beredſamkeit und Dichtkunſt ſind, wenigſtens geſunde, grade, unbefangene Grundſätze ausbreitet, Tugend und Religion von einer ehrwürdigen Seite darſtellt, gegen Partheylichkeit, Verfolgungsgeiſt und Vorurtheil eifert, und hie und da ein Wort zu ſeiner Zeit geredet hinwirft. Der zuverſichtliche Ton aber, aus welchem jener gedungene Kunſtrichter ſchreyet, würkt oft nur zu mächtig auf das gemeine Publicum — „Wie könnte," denkt man, „dieſer Herr, der gewiß ein großer „Gelehrter ſeyn muß, weil er ſo kühn urtheilt, „mit ſo viel Beſtimmtheit reden, wenn er „nicht ſeiner Sache gewiß wäre?" und wenn dann auch der Schriftſteller bey dem kleinern, unpartheyiſchen, beſſern Theile der Leſer ſeine

Ehre rettet; ſo verſtimmt doch die ſchimpfliche Rezenſion manchen ſchwachen Kopf, und hindert das Gute, ſo der ehrliche Mann durch ſeine Schriften im Allgemeinen würken könnte. Wäre es nicht endlich einmal Zeit, dieſem Unweſen in Teutſchland ein Ende zu machen?

Wer ein wenig Achtung auf die Partheyen, Cabalen, Zünfte und Verhältniſſe geben will, welche unter den ſo genannten Gelehrten in Teutſchland obwalten, der kann faſt ſchon voraus wiſſen, wenn ihm ein Buch in die Hände fällt, und er den Nahmen des Verfaſſers, oder des Verlegers, oder des Orts, wo es herausgekommen, ſieht, ob dies Buch in dieſem oder jenem Journale wird gelobt oder getadelt werden. In dem einen wird dann der Verfaſſer bis in den Himmel erhoben, und in dem andern, in eben ſo großem Anſehn ſtehenden Journale als ein Bettelbube abgefertigt. Beweiſe zu Bekräftigung des Urtheils werden entweder gar nicht gegeben, oder einzelne Stellen, liſtiger Weiſe, zweckdienlich, auſſer dem Zuſammenhange, herausgehoben, und nicht ſelten von äuſſerſt unedlen Ausfällen gegen den ſittlichen Character des Schriftſtellers begleitet.

Es kann wohl Jedem erlaubt ſeyn, auch ohne ſeinen Nahmen zu nennen, Fehler zu rügen, an Werken, die man der Welt vorlegt, aber, das verſteht ſich, in beſcheidenen Ausdrücken, und dann müſſen Gründe angeführt, und es muß jeder Kenner in den Stand geſetzt werden, dieſe Gründe zu prüfen. Es iſt nicht genug, zu ſagen: „Dies Gedicht iſt ſchlecht; „dieſe Satyre plump“ ſondern: „hier fehlt „es; da iſt Unbeſtimmtheit im Ausdrucke; „dort platter Witz“ u. ſ. f. Des Richters Nahme thut dann nichts zur Sache; Der Kunſtverſtändige hat ja den Maaßſtaab in der Hand. Tritt ferner ein ungenannter, in der bürgerlichen und gelehrten Welt nicht bekannter junger Autor mit einem elenden Werkgen auf; ſo darf man es auch ſo genau nicht nehmen, wenn ein gleichfalls ungenannter Critiker ihn antaſtet — Das iſt eine Art von Blindekuh-Spiel — Wenn aber ein Mann von Ehre und Ruf, der kein Knabe mehr iſt, etwas nach ſeiner Ueberzeugung Gutes zu Belehrung und Ermunterung ſeiner Mitbürger ſchreibt, und jedermann den Verfaſſer dem Nahmen nach kennt, und dieſer Verfaſſer in manchen nicht unbedeutenden bürgerlichen Verbindungen ſteht, und es ſchreyet nun aus dem Hinterhalte hervor ein Anonymus mit Bierwitz und dummer dictatoriſcher Kunſtrichtersſtimme, um, ohne Gründe anzuführen, den ehrlichen Mann wie einen Schulknaben nach Hauſe zu ſchicken; dann muß man billig bedauern, daß wir in unſerm lieben Vaterlande eine ſo jämmerliche literariſche Policey dulden.

Freylich entſcheidet bey unpartheyiſchen Leſern eine ſolche ſchiefe Beurtheilung nichts — Ein langöhrigter mit Müllerſäcken beladener Rezenſent kann mit ſeinem Ja zwanzig Nachtigallen überſchreyen — Doch kann es nicht ſchaden, wenn man dieſen Unfug gelegentlich rügt, und die allzeit fertigen Herrn Rezenſenten bittet, erſt ſelbſt ſchreiben, leſen, denken und ſich nützlich beſchäftigen zu lernen, ehe ſie ſich an Beurtheilung und Verdammung fremder Arbeiten wagen; oder, wenn ſie ſich durchaus auf den Richtſtuhl ſetzen wollen, wenigſtens ihre Nahmen zu nennen, damit ein ernſthafter Mann wiſſen möge, ob es der Mühe werth iſt, vor dieſem Foro zu erſcheinen; oder, wenn es nur Bubenſtück, Neckerey ſeyn ſoll, wie der Knabe heißt, der ihn mit Koth bewirft, und in welche Schule er geht, um bey dem Schulmeiſter ſeine Klage anbringen, oder ſich ſelbſt auf eine andre Art Recht verſchaffen zu können.

* * *

II. Ueberſetzung und Erläuterung zweyer merkwürdigen Stellen aus einem alten lateiniſchen Schriftſteller.

Seneca de tranquillitate animi, cap. XII.

„Man ſoll ſich billig jenes unruhigen Hin- „und Herlaufens enthalten, welches ſo „manchen Menſchen eigen iſt, die unzählige Häuſer, Schauplätze und öffentliche Spaziergänge „durchfliegen. Da bieten ſie dann allen Leuten ihre Dienſte an, und es hat faſt das „Anſehn, als würkten ſie, als thäten ſie „etwas. Wenn Du aber Einen von ihnen, ſo „wie er aus einem Hauſe tritt, fragen würdeſt:“ „Nun, Freund! was giebt es? Was haſt „Du itzt vor?“ „ſo würde er Dir antworten:“ „Ich weiß es wahrhaftig nicht, aber ich „werde ſchon noch Leute finden, und es wird „wohl wieder etwas zu thun geben.“ „Auf „dieſe Art irren ſie ohne Zweck umher, ſuchen „Geſchäfte, und thun nicht das, was ſie ſich

„vorgeſetzt haben, ſondern das, was ihnen „von ungefehr in den Weg kömmt. Ihr „Herumrennen iſt ohne Plan, ohne Nutzen, „dem Durcheinanderlaufen der Ameiſen ähnlich, die bald mit großer Mühe durch Geſträuche kriechen, bald auf einem Hügel, bald „unten im Thal eitel umherwandeln — Eben „ein ſolches Leben führen die Mehrſten von „Jenen, ein Leben, das man nicht ohne „Grund eine raſtloſe Faulheit nennen könnte.“

„Es iſt erbarmungswürdig, zu ſehn, wie „dieſe Menſchen ſo geſchäftig, ſo eilig ſind. „Zuweilen ſollte man glauben, ſie hätten eine „Feuersbrunſt zu löſchen, wenn ſie alles vor „ſich her wegjagen — Sie ſtoßen Dich um, „wenn Du ihnen begegneſt. Zu einer andern „Zeit grüßen ſie dienſtfertig einen fremden „Mann, der ſie nicht wieder grüßt, oder folgen der Leiche eines Menſchen, den ſie nicht „gekannt haben, miſchen ſich in Rechtshändel „von Leuten, die ewig vor Gericht liegen, in „Heyrathsangelegenheiten von Perſonen, die „jedermann heyrathen wollen, begleiten die

„Fremden nach Hauſe, oder führen ſie in der Stadt herum — Und wenn ſie endlich, unnützer Weiſe ermüdet, in ihre Wohnung zurückkommen; dann könnten ſie darauf ſchwören, daß ſie ſelbſt nicht wiſſen, was ſie gethan haben, und wo ſie geweſen ſind; aber den folgenden Tag treten ſie dennoch in die nemlichen Fußſtapfen.“

„Jedes Beſtreben ſoll einen Zweck haben, ſoll irgend wohin abzielen, ſoll keine richtungsloſe Thätigkeit, kein Greifen nach falſchen Schatten ſeyn. Freylich werden auch Jene durch irgend einen Drang in Bewegung geſetzt; aber ſie ſehen nur Täuſchungen vor ſich, und ihr befangener Geiſt ſagt ihnen nicht, daß es Thorheiten ſind. Der frühe Morgen treibt ſie heraus; geringe Veranlaſſungen jagen ſie durch die Stadt, durch das Getümmel hindurch, und doch iſt das, was ſie treiben, im Grunde gar nichts werth. Ein ſolcher Menſch macht unzählige Beſuche, iſt verwundert darüber, daß er vor mancher Thür abgewieſen wird, und doch iſt es gewiß,

„daß niemand weniger zu Hauſe zu finden iſt,
„als er ſelbſt.“

„Aus dieſem Uebel entſteht indeſſen ein
„größeres und ärgeres; nemlich der Geiſt des
„Ausſpähens, das Sammlen öffentlicher und
„geheimer Anecdoten, und das Forſchen
„nach viel Dingen, die man, wenn man eine
„ruhige Exiſtenz haben will, weder wiſſen,
„noch nacherzählen ſoll.“

„Ich glaube, das hat Democritus ſagen
„wollen, wenn er uns lehrt: man müſſe, um
„ungekränkt zu leben, weder insgeheim noch
„öffentlich gar zu thätig ſeyn. Dies iſt freylich
„nur von leeren Händeln zu verſtehn;
„denn wenn es wichtige, nützliche Geſchäfte
„betrifft; ſo muß man nicht nur viel, ſondern
„man muß unaufhörlich zu arbeiten bereit
„ſeyn; Wo uns aber kein würdiger, beſtimmter
„Beruf auffordert, da ſollen wir uns alles
„Hineinwürkens enthalten.“

Ibidem Cap. XVII.

„Wir müſſen eine Auswahl machen, unter
„Menſchen, die werth ſind, daß wir ihnen
„einen Theil unſers Lebens widmen, und unter

„ſolchen, die uns nur die koſtbare Zeit ver-
„ſchwenden helfen.“

Dieſe beyden Stellen kamen mir ſo ſchön, ſo wahr, ſo paſſend noch auf manche geſchäftige Müßiggänger in unſern Zeiten vor, daß ich dachte, die Leſer würden mir dafür danken, wenn ich ihnen hier eine Ueberſetzung davon lieferte. Wie oft hört man nicht in unſern Tagen Männer über häufige Geſchäfte, beſchwerlichen Briefwechſel und läſtige Beſuche klagen, die wahrlich dieſes großen, auf nichts abzielenden Gewirrs überhoben ſeyn könnten, wenn ſie ſich ſtill in den Schranken halten wollten, die ihnen ihre Stellen in der bürgerlichen Welt und im häuslichen Leben angewieſen haben. Das Gute im Hauſe thun ſie nicht, und wollen doch ganz Europa, ja! die ganze Welt umſchaffen; Sie geben ſich das Anſehn, Einfluß auf Staatsgeſchäfte zu haben, und haben noch nie reiflich über die Pflichten eines Hausvaters nachgedacht. Ihre ehrlichen Nachbarn, denen ſie mit Rath und That beyſtehn könnten, kennen ſie nicht, ſind aber in den engſten, freundſchaftlichſten Verhältniſſen mit Menſchen in Portugal und Spanien, die ſie nie geſehn haben. Ihre Kinder wachſen wie das Vieh auf, und auf dem Papiere erziehen ſie das Menſchengeſchlecht. Sie ſpähen die Fehler und Schwachheiten aus, wozu Irrthum und Leidenſchaft ihre Brüder verleiten, und ſind ſelbſt jeden Augenblick das Spielwerk ſtürmiſcher Begierden, oder thörichter Fantaſien. Sie thun Machtſprüche in allen Wiſſenſchaften, und können ihre Mutterſprache nicht ſchreiben. Sie rühmen ſich der innigſten Vertraulichkeit mit den Großen der Erde und mit auswärtigen berühmten Männern, und ſind von Denen verachtet, mit denen ſie täglich leben. Sie wollen aller Menſchen zeitliche Glückſeligkeit befördern, und haben, an dem Orte wo ſie wohnen, nicht den geringſten Einfluß, ſind mit ihrer eigenen Situation unzufrieden —

Dies Bild iſt wahrlich nicht übertrieben — Wer kennt nicht ſolche Menſchen! und, geſtehen wir es nur! wir ſind in unſern Zeiten Alle ein wenig von dieſer Krankheit angeſteckt. Es iſt Mode geworden, alles wiſſen, und zu allem die Hände bieten zu müſſen, und man ſchämt ſich, je die Ausdrücke zu gebrauchen: „davon „verſtehe ich nichts, und hierzu kann ich nichts „beytragen.“ Man hält ſich über Männer auf, die, wenn ſie zuſammenkommen, nur von ihrem Handwerke reden — Und ich table dieſe Geſellſchaften nicht, weiß wenigſtens, was ich darinn zu erwarten habe, und ziehe ſie denen vor, wo ich einen Pfaffen oder Soldaten, im entſcheidenſten Tone, hinter einander her, über das Gleichgewicht von Europa, über die Hebammenkunſt, über das preuſſiſche Geſetzbuch, über die fixe Luft, über das Buch Hiob, und über den Apollo von Belvedere deraiſonniren höre.

Doch ſchädlicher, gefährlicher als dieſe Polyhiſtorey iſt jene gewöhnlich damit verbundene Würkungsſucht.

Der wahrhaftig verſtändige Mann erweitert nicht unnützer Weiſe den Cirkel ſeiner Würkſamkeit. Wie viel Gutes kann er nicht in ſeinem Hauſe ſchaffen, wenn er mit ganzem Ernſt ſich dieſer vornehmſten Beſtimmung widmet! Nächſt dieſem verdient zuerſt ſeine Aufmerkſamkeit das Amt, ſo er im Staate bekleidet; oder, wenn er kein öffentliches Amt verwaltet, die Lebensart, die er wählt, und in welcher er dem gemeinen Weſen nach ſeinen Kräften nützlich ſeyn kann. Die übrige Zeit wendet er an, ſich immer geſchickter zu dieſen wahrhaftig edlen Geſchäften zu machen, und der Genuß unſchuldiger Vergnügungen, der Umgang mit einigen vorzüglichen Menſchen, giebt ihm neuen Schwung, macht ihn heiter und aufgelegt zum friſchen Tagewerke. Fügt ſich's, daß er noch nebenher, ohne Prahlerey, ohne Andre zu kränken, ohne ſich aufzudringen, ohne ſeine eigentliche Beſtimmung zu verſäumen, durch Rath und That, auch in einer etwas erweiterten Sphäre dienen kann — ey nun! dann läßt er ſich nicht zweymal bitten; aber er vermeidet alles, was ihn ohne Noth in Verlegenheit ſetzen könnte. Frieden und Ruhe ſtrahlen auf ſeiner Stirne; und wenn nicht immer Gemächlichkeit, Geſundheit, Wohlſtand und äuſſere Ehre hier ſein Lohn ſind; ſo ſagt ihm doch ſein Gewiſſen, daß er einſt, bey der großen Abrechnung, nicht leer ausgehn wird — So denke ich mir wenigſtens das Bild des Mannes, der in dieſer Welt glücklich, ruhig und nützlich leben will; aber ich bin weit entfernt, zu behaupten, daß jene zu große, richtungsloſe Thätigkeit *immer* ein Fehler ſchiefer Köpfe ſey, obgleich dies mehrentheils der Fall iſt — Im Gegentheil! Menſchen, von den beſten Anlagen, können an dieſer Seuche krank liegen.

Es giebt eine Periode im menſchlichen Leben, wo der Drang, etwas zu würken, eine edle thätige Seele unaufhörlich treibt, die Zeit nicht müßig verſtreichen zu laſſen. Das ſind die Jünglingsjahre eines noch nicht ganz ausgebildeten Menſchen, von warmem, gutem Herzen und lebhafter Einbildungskraft. Es liegt viel daran, dieſem Thätigkeitstriebe früh eine zweckmäßige, geordnete, auf einen ſichern Punct zielende Richtung zu geben; ſonſt ſchweift ſie umher, wo nicht auf böſen, doch auf fantaſtiſchen Wegen, und wird in männlichen Jahren in ein gewiſſes Syſtem gebracht. Man glaubt dann einen höhern Beruf zu haben, der ganzen Welt zu helfen, ſchauet um ſich her, und ſieht aller Orten Verderbniſſe, Druck, Herabwürdigung, Elend; der ſchnelle Eindruck, den dies auf reizbare Nerven, auf ein ſanguiniſch-choleriſches Temperament macht, verhindert, bey der geſunden Vernunft zu Rathe zu gehn, den erſten Quellen des Uebels nachzuſpüren, und ſich zu überzeugen, daß der Grund der Krankheit wahrlich ſehr tief liegt, und von einer allgemeinen Corruption herrührt, die nicht durch eine einzelne Arzeney, ſondern nur dadurch gehoben werden kann, wenn keine Kräfte überſpannt werden, wenn man hingegen mit äuſſerſter Nüchternheit, Diät und Wachſamkeit über jeden einzelnen Schritt wacht. In dieſem Jahrhundert aber will jeder Univerſalarzt ſeyn, will alles thun, und thut — nichts, als daß er ſeinen Kopf mit Träumen erhitzt, die nie erfüllt werden. Dem Jüngling iſt das zu verzeihn; allein ſollten nicht Männer, durch eigene Erfahrung und durch die

Geſchichte ſo vieler Jahrhunderte klug werden? Kann man mehr thun in dieſer Welt, als den Platz Eines Menſchen ausfüllen, und grade den Platz, auf welchen uns die Vorſehung geſetzt hat? Und hat man dann nicht genug gethan? Iſt Einer unter uns, der nicht in ſeinem Hausweſen noch viel zu verbeſſern finden würde, wenn er ernſtlich darauf nachſinnen wollte? Und ſoll er nicht zuerſt hierauf denken, ehe er ſich in fremde Händel miſcht? Und würde es nicht um die ganze Welt gut ſtehn, wenn jeder dies thäte? Und ſteht es nicht eben deswegen übel, weil niemand in Reihe und Glieder bleibt, ſondern von einem Flügel der großen Armee zum andern rennt? Es giebt aber Leute, die uns für kleine Geiſter halten, unfähig einen großen Plan zu faſſen, wenn wir nicht das *Nahe, Sichere* mit Füßen treten, um dem *Weitausſehenden, Speculativen* (eben ſo ſpeculativ, eben ſo ſchwärmeriſch als das Goldmachen und Geiſterſehn) nachzurennen — Doch laſſet uns immerhin dieſen böſen Ruf behalten, und in der Stille fortwandeln, wenn wir nur nützliche Menſchen ſind, die nicht nach Fantaſie handeln, ſondern der geſunden Vernunft und unſern Pflichten treu bleiben!

Urfſtädt, im Weinmonat
1786.

Meyer.

III. Ueber Erziehung.

Fortſetzung [*].

Brief des Herrn von Hohenau an den jungen Herrn Müller in Dresden.

Sie erinnern mich, mein Lieber! an das Verſprechen, ſo ich Ihnen in meinem letztern Briefe [**] gegeben habe, Ihnen zu ſagen, auf welche Art ich meinen Kindern die Schöpfungsgeſchichte vortrage, und was für Begriffe ich in ihnen alsdann von Zeit und Ewigkeit zu erwecken ſuche. Gern will ich dies Verſprechen erfüllen, nur heute nicht, denn ich habe noch andre Dinge auf dem Herzen, muß Ihnen noch ein paar Fragen beantworten, die Sie mir vorlängſt gethan, obgleich Sie das itzt vielleicht vergeſſen haben. Ich hatte damals nicht Muße, über dieſe Gegenſtände etwas zu denken und aufzuſchreiben. Allein heute habe ich alle Ihre Briefe vor mir liegen, und will nun Stück vor Stück, ſo viel ich vermag, über jeden Zweifel meine Meinung ſagen.

---

[*] Man ſehe das zweyte Stück dieſes Journals, Seite 15.

[**] Eben daſelbſt Seite 29.

„Warum ich bey Erziehung der Knaben „mehr auf Gründung einer Selbſtſtändigkeit „und Feſtigkeit des Characters, bey Mädgen „hingegen darauf arbeite, ſie geſchmeidiger, „abhängiger von der Meinung andrer Leute zu „machen?“ Ich glaubte mich ſchon einmal darüber erklärt zu haben; doch vielleicht nicht deutlich genug — Es ſey alſo! Hier ſind meine Gründe: Das Mädgen darf ſich faſt nie weder eine Lebensart, noch einen Gatten nach ſeiner Neigung wählen. Sie muß erwarten, daß man ſie aufſuche, und unter hundert Männern, die ſie kennen lernt, mit denen ſie gern ihr Leben hinbringen, ſich einen Gemahl unter ihnen wählen würde, und denen ſie doch keinen Heyrathsantrag thun darf, muß ſie, wenn ſie nicht ledig bleiben will (und auch das hängt nicht immer von ihrer Willkühr ab) vielleicht grade dem die Hand geben, deſſen Art zu denken, deſſen Geſchmack und deſſen Lebensart am wenigſten mit ihren Neigungen übereinſtimmt. Iſt nun ihr Character nicht geſchmeidig; kann ſie ſich nicht in jedes Temperament, in jede Lage ſchicken; will ſie durchaus ihren beſondern Grundſätzen folgen, Menſchen und Schickſale nach ihrem Kopf umformen; ſo macht ſie ſich und ihren Mann unglücklich. Der Mann iſt Perſon im Staate, Bürge für das, was in ſeinem Hauſe, in ſeiner Familie geſchieht, muß für den Unterhalt, für die Erziehung, für das zeitliche Glück der Seinigen ſorgen; An ihn hält man ſich; Alle bürgerlichen und natürlichen Geſetze fordern von ihm die Rechenſchaft — Was iſt daher billiger, als daß er ſeine und ſeiner Hausgenoſſen Handlungen nach ſeinen Grundſätzen lenke! Iſt der Mann an dem Platze, wo er lebt, wo er dient, wo er arbeitet, nicht zufrieden; ſo verändert er ſeinen Wohnort, und ſein Fleiß eröfnet ihm und ſeiner Familie andrer Orten beſſere Ausſichten. Findet aber die Laune eines eigenſinnigen Weibes die Stadt, wo ſie mit ihrem Manne wohnt, oder die Menſchen, mit denen ſie lebt, nicht nach ihrem Sinn, und ſie plagt dann den Gatten ſo lange, bis er ihren Grillen nachgeben und eine ſichre Verſorgung ungewiſſen Ausſichten aufopfern muß; ſo iſt nicht ſelten Zurückſetzung im Oeconomiſchen und Moraliſchen die Folge davon.

Dazu kömmt, daß die Abhängigkeit des weiblichen Geſchlechts von dem äuſſern Ruf und von der Meinung der Menſchen Ein Band mehr iſt, das ſie an ihre Pflichten feſſelt. Ein ausſchweifender Mann iſt, moraliſch betrachtet, eben ſo tadelswerth, als ein liederliches Weib, aber die Folgen von Beyder Verirrungen ſind ſehr verſchieden. Auf der Keuſchheit der Weiber beruht nicht nur der Seelenfrieden des Mannes, der Hausfrieden, das Glück der Familie, ſondern auch das Recht und die Sicherheit des Eigenthums, die Zuneigung des Vaters zu ſeinen Kindern, und die Ruhe einer ganzen Generation. Man kann alſo nicht ſorgſam genug darauf wachen, ſelbſt ſolchen Weibern, denen ihre Pflichten nicht theuer ſind, wenigſtens die Mittel zu Ausſchweifungen zu erſchweren, folglich auf den äuſſern Ruf einen großen Werth zu ſetzen. Auch trägt dieſer äuſſere Ruf ſelten, und ich habe noch nie erlebt, daß man zweydeutig von einer Frau geredet hätte, die vollkommen rein, grade, vorſichtig, einfach, häuslich, ohne ſich in fremde Händel, auſſer ihrem Hauſe, zu miſchen, handelte. Selbſt die Verläumdung wagt das nicht, da hingegen der rechtſchaffene Mann, weil er in ſo manche verwickelte Lagen kömmt, und als Bürger, als Diener, als Herr, als Hausvater, in vielfachen Verhältniſſen ſteht, ſehr leicht, auch unſchuldiger Weiſe, vom Neide, von der Rache, von der Dummheit, von der Heucheley, vom Despotismus, von der Kurzſichtigkeit, übel beurtheilt, oder verſchrien werden kann; Ihm müſſen alſo Herz, Kopf und Gewiſſen die unbeſtechbarſten Richter ſeyn. Männliche Freyheit im Denken entſcheidet Glück der Welt; weibliche Selbſtſtändigkeit artet faſt immer in fantaſtiſche Grille aus. Gegen alle Epoche machende, gelehrte, philoſophiſche Weiber ſoll man billig eifern. Es iſt dies nicht die Beſtimmung des Geſchlechts, es macht ſie gleichgültig gegen das, was würklich ihre Beſtimmung iſt, ihnen aber alsdann zu klein vorkömmt, zieht Vernachläßigung der mütterlichen und ehelichen Pflichten, und Zerrüttung des Hausweſens nach ſich.

Was der Mann für gut und wahr erkennt, das ſoll, das muß er thun, und wäre er der Einzige im Lande, der ſich über das Vorurtheil hinwegſetzt, denn Einer muß doch den Anfang machen, wenn nicht alles ewig nach der alten Leyer gehn ſoll. Glaubt er eine nützliche, wichtige Wahrheit gefunden zu haben; ſo ſoll er ſich nicht ſcheuen, dies laut zu ſagen, und zu bekennen, wenn er ehemals geirrt hat — Da muß Wahrheitsliebe über Eitelkeit ſiegen; Er iſt es dem Publico ſchuldig, ſeine vorige Meinung zu widerrufen. Wir lernen nie aus; Erfahrung und Nachforſchung machen uns klüger, und es iſt Pflicht, ohne Unterlaß zu prüfen. Das heißt nicht Feſtigkeit haben, wenn man, aus Eigenſinn und falſcher Schaam, einen einmal behaupteten Satz nicht verlaſſen will, ſondern, wenn man das, was man gegenwärtig aufrichtig und treu für wahr hält, ohne Scheu behauptet, und dieſem gemäß handelt.

Die Frau hingegen iſt nicht beſtimmt zu großen Geſchäften, noch zu wichtigen Entdeckungen. Sie ſoll thun, was der Mann gutheißt, und wogegen niemand nichts einzuwenden haben kann — Und niemand kann etwas dagegen einwenden, wenn der Mann davon zufrieden iſt.

Der Mann darf geſtehn, wenn er gefehlt hat; die Frau, die Einen faux pas bekennt, iſt fähig, täglich neue zu begehn.

Bedauernswerth iſt die Frau, die einen eigenſinnigen Tyrannen zum Manne hat; aber niemand wird Mitleid mit ihr haben, wenn ſie Fremden ihr Leid klagt.

Bedauernswerth iſt die Frau, deren Gatte ein dummer Tölpel iſt; aber wenn ſie ihn überſieht, wenn es ihr glückt, ihn mit Sanftmuth zu lenken; dann hüte ſie ſich, dies ihn ſelbſt und Andre merken zu laſſen, ſonſt verliehrt ſie Frucht und Ehre ihrer Bemühung *.

---

* Dies iſt freylich ſchon oft geſagt worden, aber wollte Gott, es wäre unnütz, hier zu wiederholen!

Die Herausgeber.

Und dazu gehört dann jene Geſchmeidigkeit, jene feine Coketterie, von edler Art, die Weiber am beſten nur von Weibern lernen können, und die ein ſo feines ſüßes Band unter den beyden Geſchlechtern knüpft. Ich kenne nur ein paar Männer — weit über mein Lob erhaben — die, neben ihren großen Geiſtestalenten, neben einer heiligen Gradheit des Herzens, und neben der unerſchütterlichſten Feſtigkeit in Grundſätzen, etwas von dieſer feinen weiblichen Coketterie im Umgange beſitzen; allein dieſe Männer machen dann auch mit den Menſchen, was ſie wollen. Es iſt aber gefährlich für unſer Geſchlecht, dieſe Kunſt zu ſtudieren; Sie artet leicht in Falſchheit oder in Inconſequenz aus; Nur die größern Virtuoſi dürfen in dieſer Manier arbeiten.

Sie wollen wiſſen, ob auch ich die Bemerkung gemacht habe: „daß die Kinder, in denen das größte Genie ſteckt, mehrentheils am „ungeſchickteſten zu körperlichen Uebungen und „mechaniſchen Arbeiten ſind, da man doch „denken ſollte, Geiſt und Körper ſtänden mit

„einander in ſolcher Harmonie, daß Vollkommenheit und Gewandheit des einen auch auf die Geſchicklichkeit des andern Theils würken müßten, und daß ein feiner Kopf die kleinen Handgriffe, die zu mechaniſchen Dingen gehören, leicht ablauern, ja ſelbſt erfinden könnte?“ — Freylich habe ich dieſe Bemerkung gemacht, aber ſie iſt mir nie auffallend noch widerſprechend vorgekommen. Ein lebhafter Geiſt pflegt ſich gern mit beſſern Gegenſtänden zu beſchäftigen, und Geſchmack an Uebungen zu finden, wobey das Genie nicht müßig zu ſeyn braucht, und deswegen fixirt er ſelten ſeine Aufmerkſamkeit auf etwas, das ihm unwürdig vorkömmt; und weil er dann die Theorie dieſes ganzen Geſchäfts mit Einem Blicke zu überſehn glaubt; ſo fehlt es ihm an Luſt und Geduld, zu Uebung der kleinern Vortheile. Er wird zehnmal, während dieſes Geſchäfts, durch beſſere Nebenideen zerſtreuet; oder will ſeinen eigenen Weg gehn; will nicht die gemeinen Handgriffe nachahmen; oder übereilt ſich, aus Drang; oder affectirt, wenn das Ding nicht gleich gehn will, es lieber gar nicht herausbringen zu können. Sie werden deswegen auch bemerken, daß, wenn ein feiner Kopf je darauf verfällt, irgend eine Maſchine, irgend ein Spiel oder dergleichen ſelbſt zu erfinden, der Menachismus, den er hineinlegt, entweder das Gepräge der allerebelſten Simplicität trägt, oder ohnendlich verwickelt iſt; da hingegen der ſchwächere Kopf ſich gern mit der goldenen Mittelſtraße begnügt, ohne Murren auf dem Wege fortwandelt, den ihm Andre vorgezeichnet haben, froh wird, wenn er an etwas kömmt, dem er gewachſen iſt, das er überſehen kann, wobey er einer geringern Anſtrengung von Geiſteskräften bedarf. So glaube ich auch beobachtet zu haben, daß Männer von ausgezeichneten Talenten entweder eine ſolche Handſchrift führen, die faſt niemand vor Unregelmäßigkeit leſen kann, oder, wenn ſie ſchön und regelmäßig ſchreiben, daß alsdann ihre Buchſtaben doch einen ganz eigenen Character haben, ganz unterſchieden von der Hand, die ſie in der Jugend, zugleich mit Andern gelernt haben. Ich ſuche aber Kinder von feinern Gaben von dieſer Vernachläſſigung der kleinen Details abzuleiten, und das gelingt mir am beſten dadurch, daß ich ſie an ſtrenge Ordnung und Pünctlichkeit gewöhne, weil es doch gewiß iſt, daß der ganz ausgebildete Menſch, ohne dieſen eſprit de detail, nie ein vollkommen nützliches Mitglied der bürgerlichen Geſellſchaft ſeyn wird. Wenn hoher Flug der Fantaſie und weiſe Anwendung richtiger, nicht mycrologiſcher Regeln; warme Thätigkeit und nüchterne Ueberlegung aller Hinderniſſe und Vortheile; Feuer in Erfindung, und Ordnung in Ausführung; feine Reizbarkeit und abwiegende Gegenwart des Geiſtes; Lebhaftigkeit in Ergreifung, und ausdauernder Fleiß in Vollendung — Wenn dies alles, ſage ich, vereinigt iſt; dann erſt iſt der große Mann ganz das, wozu ihn die Natur beſtimmt hat.

„Warum ich's nicht gern ſehe, wenn meine
„Kinder Romanen, ſelbſt gute Romanen leſen,
„da doch auf dieſem Wege die ſo nöthige
„Menſchenkenntniß, ohne großen Aufwand,
„und ohne eigenen Schaden, erlangt werden

„kann?“ — Darüber will ich Ihnen meine Grundſätze entwickeln.

Zuerſt giebt es leider! ſehr wenig Romanen, in welchen die Menſchen mit ſo viel Wahrheit geſchildert werden, daß wir ein Syſtem darauf bauen könnten; Vielleicht läßt ſich überhaupt keine allgemein paſſende Theorie über die geheimen Gänge des wandelbaren menſchlichen Herzens geben. Und dann finden wir wenigſtens nicht grade ſolche Menſchen nach der Wahrheit gezeichnet, wie diejenigen ſind, mit denen wir künftig leben werden; und treten wir hernach in die Welt; ſo verlangen wir, erfüllt von jenen Idealen, daß die Geſchöpfe Gottes grade ſo ausſehn ſollen, als die aus der Fabrik des Herrn Magiſters. Und leſen wir dann auch, mit der keuſcheſten Auswahl, nur die beſten Romanen, voll treffender Bilder; ſo zweifle ich doch, daß dieſe theoretiſchen Kenntniſſe uns je in den Stand ſetzen, wenn wir hinausgeſchickt werden in das bunte Weltgetümmel, wo Leidenſchaften, Vorurtheile, Begierden und Liebhabereyen die

Augen verblenden, von dieſen Kenntniſſen practiſchen Gebrauch zu machen, und dann verliehren wir allen Glauben an die Wahrheit. Meinen Hauptgrund aber, warum ich gegen das frühe Romanenleſen eifre, will ich Ihnen itzt ſagen. Ich glaube nemlich, daß die Seele, ſowohl als der Körper, ſich durch zu häufigen, zu frühen Genuß überladen und, am Ende der Laufbahn, von dieſen Ausſchweifungen ſich entnervt, abgenützt, mit Ekel für den einfältigen Genuß erfüllt, fühlen könne. Mein Hauptaugenmerk bey der Erziehung iſt aber, dafür zu ſorgen, daß meine Kinder lange genieſſen mögen, und daß folglich ſie mäſſig genieſſen. Nehmen Sie nun den Fall an, daß ein junger Menſch aus Büchern die Welt und die Menſchen ſo kennen gelernt haben könnte, daß ihm in dieſem Fache nichts mehr neu wäre — Was bliebe ihm alsdann zu ſehn, zu hören, zu ſchmecken übrig? — Welch' eine traurige Exiſtenz! (Und das iſt wahrlich leider! bey unſern, auf allgemeine Aufklärung dringenden Zeiten ziemlich der Fall) wenn ein Jüngling ſchon ſo ſehr mit allem, was er um ſich her erblicken kann, ſo bekannt iſt, daß ihn nichts mehr überraſcht, daß, wenn er den Anfang einer Unterredung oder einer Handlung hört und ſieht, er ſchon voraus weiß, wie das Ding ablaufen wird? Sättigung, Langeweile und Ekel werden ihm überall folgen; Er wird keine der kleinen Freuden der Neuheit ſchmecken. Keine Geſellſchaft wird ihm unterhaltend genug ſeyn, kein Vergnügen ſein Herz aufheitern — Dieſe Seelenſchwelgerey iſt, nicht weniger als die allgemeine Corruption der Sitten, daran Schuld, daß wir itzt ſo wenig geſunde, fröhliche Jünglinge, voll unſchuldiger Einfalt, ſondern daß wir ſo viel zwanzigjährige entnervte Greiſe ſehen. Welch' ein ſchöner Anblick, wenn ein geſundes friſches Landmädgen, ſtill, häuslich, entfernt von zu großer Aufklärung und von Zerſtreuungen, doch nach Grundſätzen der Tugend und Ehre erzogen, nun einmal in die Stadt kömmt, und da in eine geſittete luſtige Geſellſchaft, oder über ein gutes Buch geräth! Wie neu ihr dann das alles iſt! wie ſie nur das Gute ſieht und ſchmeckt, ohne Verbitterung, ohne Argwohn! — O! ich ehre eine gewiſſe Art von

Unwiſſenheit. Iſt es nicht eine Freude, einen Mann, der an einfache Koſt gewöhnt iſt, mit herzlichem Appetit einmal bey einer etwas beſſer beſetzten Tafel nach den Leckerbiſſen haſchen zu ſehn? — Und ihm iſt alles Leckerbiſſen; da hingegen der Reiche, der täglich ſchwelgt, zuletzt alle Erfindungskraft aufſpannen muß, um ſeinen Gaum mit neuen ſchädlichen Gewürzen zu kitzeln. Ich habe zwey Nachbarn: Der Eine iſt auf dem Lande erzogen, hat ſeinen graden Verſtand ziemlich ausgebauet, ſo viel nemlich zu ſeiner Beſtimmung, das heißt, ſo viel dazu nöthig iſt, ein guter treuer Hausvater und Land-Edelmann zu ſeyn. Von neueſter Literatur weiß er gottlob! wenig, und doch iſt er über-dreyßig Jahr alt. Jetzt, wenn im Winter in der Oeconomie wenig zu thun iſt, und es fällt ihm dann ein gutes lehrreiches Buch in die Hand, das ich ihm, ſeiner Conſtitution gemäß, vorſchlage; dann erquickt er ſich. Engels dankbarer Sohn erwärmt ſein Herz, und er bedarf nicht, die Räuber von Schiller zu leſen, um in Bewegung geſetzt zu werden. Kurz! ſollte er auch achtzig Jahre leben; ſo wird ihm noch immer etwas in der Welt und in Büchern neu und intereſſant bleiben. Mein andrer Nachbar hatte eine Art von gelehrter Erziehung genoſſen, las alles, was heraus kam, durcheinander; Er war kaum neunzehn Jahr alt; ſo kamen ihm ſchon Richardſons Romanen zu gemein vor. Seine Beſtimmung aber wollte, daß er im vier und zwanzigſten Jahr auf ſein Landgut ziehn mußte — Und wie lebt er nun da? — Die häusliche Erziehung ſeiner Kinder, die Aufſicht über ſeine Oeconomie, die Sorgfalt für ſeine Bauern — das alles ſcheint ſeiner Fanteſie nicht würtig genug. Der Umgang mit einem Paar ehrlichen Pfarrern und Beamten in der Nachbarſchaft macht ihn augenblicklich jähnen; der Buchhändler in der nahe gelegenen Stadt ſchickt ihm ganze Centner ſchwere Geiſtes-Producte; aber er findet in jedem neuern Werkgen Nachahmungen von längſt geleſenen Schriftſtellern, verbrauchte Gänge und Wendungen, Kälte, Langeweile, und iſt würklich unglücklich bey aller Aufklärung.

„Sie fragen mich, wie ich es anfange, die Kinder den Werth des Geldes, die Nothwendigkeit einer vernünftigen Sparſamkeit zu lehren, ohne ihnen eine Begierde nach Reichthum einzuflößen, noch den Saamen des Geizes in ihnen aufkeimen zu machen.“ — Es iſt ſchwer, mein lieber Müller! Kinder, ſo lange ſie im elterlichen Hauſe ſind, mit dem wahren Gebrauche des Geldes bekannt zu machen, und doch iſt dies wahrlich, beſonders in unſern itzigen Zeiten, nöthig, wo man kaum ohnentgeltlich Odem holen kann, wo der auf's höchſte geſtiegene Luxus den Preiß aller Bedürfniſſe an Nahrung, Wohnung, Kleidung u. ſ. f. ſo beträchtlich erhöhet hat; wo dieſe Bedürfniſſe, auch des beſcheidenſten, mäßigſten, genügſamſten Menſchen, wenn er in der bürgerlichen Welt leben will, ohnentlich vervielfaltigt worden; wo der Reiche ein ſo großes Uebergewicht über den Armen hat; wo man mit Gelde ſich alles erkaufen, alle Ausſichten zu einer ruhigen, freyen, glücklichen Lebensart eröfnen kann — Wird nicht der Grund zu dem ökonomiſchen und ſittlichen

Verfalle ſo vieler Menſchen und ihrer Familien oft, in den erſten Jünglingsjahren gelegt, wenn man nie zu Hauſe mit Gelde hat umgehn gelernt, und man dann in die Welt, auf Univerſitäten oder in Kriegsdienſte, oder in eine andre Lebensart tritt, oder wenn das Mädgen Hausfrau wird, anfangs in kleine Schulden geräth, die zuerſt eine Unordnung verurſachen, welche immer größer und zuletzt der Ruin einer ganzen Generation wird. Wenn ich zuweilen dies überlege, und die Geſchichte meiner Bekannten durchgehe; wenn ich ſehe, daß manche Familie nie auf einen grünen Zweig kömmt, weil der Hausvater in dem erſten halben Jahre ſeiner academiſchen Laufbahn einige Louisd'or mehr ausgegeben hat, als er ſollte; wenn ich ſehe, wie viel Leute ewig Sclaven, Schmeichler, oder gar Böſewichte ſeyn müſſen, weil ihre zerrütteten häuslichen Umſtänden ſie von Andern abhängig machen; dann wage ich es in der That nicht, irgend jemand geizig zu nennen, wundre mich nicht, wenn ein ſorgſamer Hausvater jeden Heller beyſcharrt, um ſich und die Seinigen gegen unerwartete Schläge des Schickſals zu waffnen. Wir ſind, nach den Regeln der Gerechtigkeit, zuerſt uns ſelbſt Pflichten ſchuldig; Manche hochgeprieſene Freygebigkeit iſt nichts mehr als Mangel an richtiger Berechnung und Diebſtahl, den wir an uns und Andern begehn, und mancher verläſterte Geizhals nichts weiter, als ein Mann, der beſſer calculirt als ſein Nachbar, der für ſeine und ſeiner Familie Ruhe ſorgt, und ſeinen Geldbeutel nicht, zum Dienſt jedes faulen Müßiggängers, zu Befriedigung jeder närriſchen Fantaſie öfnen will. Ich glaube daher, daß man in unſern Tagen die Kinder unmittelbar mehr zur Sparſamkeit als zur Freygebigkeit anführen ſolle. Mittelbar muß ſchon der Hang zur Wohlthätigkeit bey ihnen rege werden, wenn das Herz zur Theilnahme an dem Schickſale der Brüder, zum Wohlwollen und zum ſanften Mitleid geſtimmt wird, und wenn das Beyſpiel der Eltern ſie lehrt, daß man ſeine Glückſeligkeit vermehrt, indem man an dem Frieden ſeiner Mitmenſchen durch Troſt und Hülfe arbeitet, obgleich ſie auch da erkennen lernen müſſen, daß dies auf andre viel kräftigere Art, als mit baarem Gelde geſchehn kann.

Dieſe richtige und weiſe Anwendung des Geldes aber die Jugend zu lehren, das iſt keine leichte Sache. Meine Kinder ſind freylich ſo auferzogen, daß ſie nicht auf künftige glänzende Umſtände, auf Reichthum, auf Erbſchaften zählen; Sie wiſſen, daß meine Tochter mit ihrer Hände Arbeit ſich etwas erwerben und einen kleinen Schatz zurücklegen muß; Man kann auch den Kindern eine Caſſe machen, und ſie anhalten, ſich daraus gewiſſe Bedürfniſſe ſelbſt zu befriedigen, damit ſie wirthſchaften und überrechnen lernen — Allein was hilft das alles? In dem Hauſe der Eltern fehlt es ihnen doch nie am Nothwendigen, folglich fühlen ſie nie die Verlegenheit, in welche man geräth, wenn man nicht weiß, wovon man morgen leben, wohnen, ſich kleiden, was man eſſen und trinken wird; Hier muß alſo größere Erfahrung zu Hülfe kommen. Ich mögte desfalls jedem Vater, der ſeinen Sohn auf Univerſitäten oder ſonſt in die Welt ſchickt, rathen, (und werde dies einſt, wenn ich es erlebe, mit meinen eigenen Kindern alſo machen) daß er eine kleine Summe vorher heimlich zurücklegte, das erſte Jahr hindurch ſeinen Sohn ungeſtöhrt wirthſchaften lieſſe, und ihn dann auf ſein Gewiſſen fragte, wie es mit ſeinen häuslichen Umſtänden ausſähe; Hätte er Schulden gemacht; ſo ſtellte ſich der Vater bekümmert, nicht aufgebracht, ſagte: er wolle ſehn, wie er etwas Geld herbeyſchaffen könne, damit der Sohn nicht tiefer in das Labyrinth käme; Er lieſſe ihn dann eine kurze Zeit in Verlegenheit, zwiſchen Furcht und Hofnung, ſtellte ſich hernach, als müßte er etwas verkaufen oder verpfänden, worauf er Werth ſetzte, und brächte endlich den Haushalt des jungen Menſchen wieder auf's Reine, ermahnte ihn, nun nicht wieder ſo unvorſichtig zu handeln, weil er in der Folge nie keine auſſerordentliche Hülfe mehr herbeyſchaffen könne; Geriethe der Jüngling auf's Friſche in Verlegenheit; dann müßte er die ganze Bitterkeit davon ſchmecken, denn er bedürfte dieſer Erfahrung, dieſer ſtrengern Erziehung des Schickſals, und wenn man immer bereit wäre, ſeiner Thorheit zu Hülfe zu eilen; würde man ihn daran gewöhnen, auf gutes Glück zu rechnen; Das erſtemal aber müßte ihm geholfen werden, und jeder Vater, denke ich, ſoll ſich auf dieſen Fall gefaßt machen.

Unter allen jetzt ſo ſelten werdenden Tugenden, zu welchen man billig die Jugend anführen ſollte, iſt, dünkt mich, keine ſo heilig, als die Aufrichtigkeit, die Wahrheit im Character. Es iſt ſchon oft erinnert worden, daß es ein Fehler unſrer bürgerlichen Geſetze iſt, daß dieſelben auf die Lüge, auf ein Laſter, das alle Moralität auslöſcht, allen Glauben, alles Zutrauen unter den Menſchen vernichtet, daß man auf dieſes abſcheuliche Laſter keine Strafe geſetzt hat. Man kann von niemand verlangen, daß er alles ſage, was er denkt, aber das kann, das ſoll man fordern dürfen, daß niemand das Gegentheil von dem ſage, was er denkt, und daß er nichts verſpreche, was er nicht zu halten die Abſicht hat; und da ſollte es jedem erlaubt ſeyn, den Andern, auch wegen der geringſten Uebertretung dieſer heiligen Pflicht, vor Gericht belangen zu dürfen. Heucheley, Untreue, Falſchheit und Verſtellung ſind gegenwärtig öffentlich privilegirte, zu einer guten Welt-Erziehung gehörige Eigenſchaften eines feinen Mannes; Stündlich das Gegentheil zu ſagen von dem, ſo man denkt; täglich zu verſprechen, was man nie halten will; Dienſte anzubieten, die man nicht zu leiſten ſich vorgenommen hat, und worauf oft ein gutmüthiger Mann ſeine ganze Hoffnung ſetzt — Das ſind Dinge, die zum guten Ton gehören — O! wer von uns iſt ganz frey von dieſer leichtſinnigen Uebertretung der heiligſten aller Pflichten, und wie viel Elend wird nicht dadurch in der Welt verbreitet! Täglich ermahne ich daher meine Kinder, zu ſich ſelbſt zu ſagen: (und ich habe es ihnen auf eine Tafel geſchrieben, die ſie faſt immer vor Augen haben) „Ich habe mir feſt vorgenommen, nie die Unwahrheit zu ſagen, „und niemand vorſetzlich zu kränken."

Acht Tage, in welchen man dieſem goldenen Spruche nachgelebt, ſich auch nicht die geringſte kleine Unwahrheit, nicht die leichteſte Kränkung Andrer erlaubt, und in welchen man auch in den unbedeutendſten Dingen ſtrenge Wort und Verſprechen gehalten hat; geben uns eine ſolche Gemüthsruhe, machen uns ſo leicht, ſo froh — Und wahrlich! unſer eigenes Intereſſe ruft uns dazu auf. Keine Lüge, kein Betrug bleibt immer ohnentdeckt; Falſchheit und Verſtellung ſind nie des ſichern Erfolgs gewiß, werden mit gleicher Münze bezahlt; der immer Wahrheit übende Mann hingegen gewinnt Zutrauen, Glauben, Credit, und wer die Rechte Andrer reſpectirt, der wird auch ſelten angetaſtet — O! wenn doch nur alle Menſchen den Verſuch machen wollten! Welchen Himmel auf Erden würden wir haben! Und es kömmt nur auf eine kurze Uebung und Wachſamkeit an — Tugend iſt habitude — Doch, ich declamire — Es iſt Zeit aufzuhören — Leben Sie wohl, u. ſ. f.

Urſtädt im November 1785.

IV. Un homme, qui rit, ne ſera jamais dangereux.

Freund! willſt Du immer fröhlich ſeyn;
So bleib ein guter Mann —
Das Herz des Menſchen iſt nicht rein,
Das ſich nicht freuen kann;
  Denn Tugend nur giebt Heiterkeit,
Giebt einen frohen Sinn,
Und geht durch Kummer und durch Leid
Mit leichtem Schritte hin.
  Sie harrt, bey widrigem Geſchick,
Auf beßrer Zeiten Lauf,
Und bläht, im Reichthum und im Glück,
Sich nie aus Hochmuth auf,
  Studiert nicht Blicke, noch Geſicht,
Zeigt ſich, ſo wie ſie iſt,
Flieht unſchuldsvolle Spiele nicht,
Und argwöhnt keine Liſt.
  Drum ſelig, wer, mit heit'rer Bruſt,
Sich ſeines Daſeyns freu't,
Und Sinn hat für die reine Luſt
Der goldnen Jugend-Zeit,

Den Wein, und Spiel, und Saitenklang
In munt're Laune ſtimmt,
Und der am Tanz und Rundgeſang
Mit Wärme Antheil nimt.
Wer Sinn für Freude hat und Scherz,
Misgönnt auch Andern nicht
Des Lebens Wonne, und ſein Herz
Iſt hell wie ſein Geſicht.
Fürcht' nicht den Mann, der gerne lacht,
Der Gram und Mismuth flieht,
Sich wohl ein bisgen luſtig macht,
So oft er Thorheit ſieht!
Wenn auch ein Wörtgen hie und da
Den Böſen boshaft ſcheint,
Und Schwache ärgert; iſt es ja
So übel nicht gemeint.
Des Frohen Seele neiget doch
So gern zum Wohlthun ſich,
Erleichtert gern des Lebens Joch,
Und dienet brüderlich.
Der Schalk verbirgt mit großer Müh!
Im feyerlichen Ernſt,
Sein ſchwarzes Herz, damit Du nie
Sein Innres kennen lernſt.

Ich habe nie dem Herrn getrau't,
Der immer raiſonirt,
Die ganze Welt belehrt, erbau't,
Und demoraliſirt;
Der Aufklärung und Glück der Welt
So gern im Munde führt,
Der ſich ſo ernſt und ſittſam ſtellt,
Kein Wort umſonſt verliehrt —
Er lauert Deiner Schwachheit auf,
Und täuſcht Dich, wo er kann —
Laß Deiner Zunge freyen Lauf;
So iſt's um Dich gethan!
Die beſſere Philoſophie
Lehrt fröhlichen Genuß
Des Lebens — liebe ſie;
So flieht Dich der Verdruß.
Sie ſtärkt Geſundheit und Verſtand;
Sie giebt uns frohen Sinn,
Und leitet uns, mit ſanfter Hand,
Zum kühlen Grabe hin.

Urfſtädt im November
1785.
Victor Ehrenfels.

V. Beytrag zur vaterländiſchen Sprachkunde;

Fortſetzung.

Von dem Herrn Rector Plumbeus, an den Herrn Meyer.

Hier, mein wertheſter Freund! erhalten Sie meine ſeit einigen Monaten geſammleten Bemerkungen über einzelne Ausdrücke und Wörter, die mir in unſrer lieben Mutterſprache vorzüglich bemerkenswürdig vorgekommen ſind!

I. Bildliche Schönheiten, u. ſ. f.

1) In allgemein in Teutſchland aufgenommenen Ausdrücken, u. ſ. f. Deren habe ich keine indeß geſammlet.

2) In einzelnen Provinzial-Wörtern und Redensarten:

Man ſagt in Heſſen: der Wein iſt hell, wie ein Glöckgen. Hier ſind Farbe und Klang, auf eine angenehme Art, gegen ein ander geſtellt. Dort ſagt man auch von einem Manne, der ſich klug dünkt, alles wiſſen will: **Er hört die Flöhe huſten**; Andrer Orten ſagt man, um das nemliche auszudrücken: **Er hört das Gras wachſen.**

In Niederſachſen iſt das Zeitwort Schnacken, und die davon abgeleiteten Hauptwörter Schnack, Schnickſchnack üblich, will ſo viel ſagen, als: leeres, dummes Zeug durch einander ſchwätzen, und ſcheint mir, ſchon durch den Klang, die Idee ſehr treffend zu bezeichnen. Von eben dieſer Art ſind die niederſächſiſchen Wörter flätſch (ſchmutzig, von Unflath abgeleitet) und das Scheltwort Fläth-Angel (Schmutz-Centrum.) Woher aber das dort gebräuchliche Wort flahmſch (widrig, heimtückiſch) kömmt, welches auch, dem Klange nach, recht maleriſch iſt, weiß ich nicht. Uebrigens herrſcht eine ſonderbare Energie in den niederſächſiſchen Schimpfwörtern; z. B. Du ſchäbige Lork! (Nicht nur eine Kröte, ein Lork, ſondern noch obendrein eine grindige, ausſätzige, ſchäbige Kröte) Du aaſige Deir!

(Nicht nur ein Dieb, en Deif, ſondern ein ſchon in Verweſung übergegangener, zu Aaas gewordener Dieb) Du döſige Rüſſel! (döſig heißt ſo viel, als halb betäubt, umnebelt, dumm, und Rüſſel mag ſo viel als Lümmel ſeyn.) Sehr maleriſch ſind auch die niederſächſiſchen Wörter ſlawwern, (eigentlich ſchlawwern, aber das ſch wird nicht ausgeſprochen) für ſchlürfen; Brey ſlawwern; dröhnen, für ſchallen, tönen; ſchrapen, für ſchaben, u. d. gl. Das alles aber, beſonders die Scheltwörter, muß man auch mit dem dort gewöhnlichen gedehnten Tone der Stimme ausſprechen hören, ſo wie überhaupt die verſchiedenen Accente und Stimm-Schmiegungen in den Provinzen Teutſchlands etwas unbeſchreiblich Characteriſtiſches haben, von dem ſchreyenden, übertäubenden Geſchnattere am Rhein und Mayn herunter, bis zu der gezogenen, keine Sylbe verſchluckenden Mundart, die an den Ufern der Elbe herrſcht.

In einigen Gegenden des oberrheiniſchen Creiſes ſagt man, ſtatt: **nicht das Mindeſte,** nicht das Bitterſte, z. B. ich habe nicht das Bitterſte (vermuthlich ſo viel, als: auch nicht das Auffallendſte) davon erfahren.

Am Rhein hört man den Ausdruck: „Es „war mir ſo heimlich," (ſo ſtill, ſo friedenvoll) „um das Herz" und: „mir wurde ſo „unheimlich;" (Ich fühlte einen lauten Tumult in mir) „Er ſieht ſo übernächtig aus," (als wenn er die Nacht durchwacht hätte.)

II. Inconſequenzen in Styl, Schreibart, Sprüchwörtern, u. d. gl.

1) Ueberhaupt in Teutſchland eingeſchlichene:

Man iſt oft ſehr ſorglos in Anpaſſung der Beywörter. So ſagt man, unter andern: „Er hat es ſo lange getrieben, bis er endlich „glücklich iſt gehenkt worden."

Das ziemlich allgemeine Sprüchwort: „Er „hat Einfälle, wie ein altes Haus" kömmt mir abgeſchmackt und nichts ſagend vor.

2) Fehler, in einzelnen Provinzial-Red- und Schreibarten.

Im Reiche ſagt man, ſtatt ſchmecken oder koſten: verkoſten; in beyden rheiniſchen Creiſen, ſtatt Wache: Wacht; ſtatt Gemeine: Gemeinde; In der Pfalz, ſtatt halten: heben; z. B. „Hebe nur recht feſt!“ Eben daſelbſt, ſtatt ohngefehr: beyläufig, z. B. „beyläufig vor vierzehn Tagen da doch beyläufig einen ganz andern Sinn hat; In Bayern, ſtatt wenigſtens: wenigſt; Im Hannöverſchen, ſtatt die Lampe: der Lampen; ſtatt die Schaufel: die Schüſſel; ſtatt Apfel: (in der einfachen Zahl) der Aepfel, auch wol: der Aeppel; In Heſſen, ſtatt einzig: einig, welches doch eine ganz andre Bedeutung hat; daſelbſt, ſtatt er nieſet: (il éternue) er prieſtet; (im Hannöverſchen: er pruſtet) ſtatt weglegen: aufheben, da man doch etwas aufheben kann, ohne es wegzulegen, und weglegen, ohne es aufzuheben.

Im Brandenburgiſchen und im Preuſſiſchen ſpricht man den Diphthongus au wie oo aus, z. B. wenn man ſtatt ein Baum: ein Boom ſagt; Dort ſpricht man, ſtatt ein wenig: ein Höpchen.

Im Hannöverſchen macht man einen Unterſchied unter Eſſig und Sauer; Eſſig heißt Wein-Eſſig, Sauer aber Bier-Eſſig. In Heſſen unterſcheidet man Bier und Trinken; Trinken iſt nur halbes Bier, Covent.

III. Abſtammung einiger teutſchen Wörter und Redensarten.

1) Von allgemein angenommenen Wörtern und Ausdrücken:

Der Ausdruck: ſich aus dem Stegreife nähren, kömmt vermuthlich her aus den teutſchen Ritterzeiten, aus den Zeiten des Fauſtrechts, und heißt ſo viel, als: ſich zu Pferde ſetzen (in die Steigbügel) auf Expedition ausgehn, und nehmen, wo man kann.

Das Scheltwort Scheuſal will ſo viel ſagen, als: „Du ſiehſt aus, wie ein Scheuſal,

„wie ein Popanz, wie eine lumpige Figur,
„die man in das Feld hängt, damit ſich das
„Wild und die Vögel davor ſcheuen ſollen.“

Das Schimpfwort Sacramenter kömmt her aus den Zeiten der Reformation; Luther nannte Zwingeln und Andre, die mit ihm nicht einerley Meinung über die Sacramente waren: Sacramentirer.

2) In einzelnen Provinzen:

Man hat mich zurechtgewieſen über die Abſtammung des Wortes Kauderwelſch, worüber ich in einem meiner vorigen Aufſätze angefragt hatte. Kaudern heißt in altem Teutſchen ſchwätzen: alſo: her kaudert welſch: „er „ſchwätzt eine fremde Mundart, unverſtänd„liches Zeug.“

Einſt hörte ich in Homberg in Nieder-Heſſen einen Bauer ſagen: „der Mann hörnet zuweilen ſtark.“ Das iſt ein ſehr altes Wort, und bedeutet ſo viel als trinken, weil unſre alten Vorfahren aus Hörnern der Thiere tranken.

IV. Vorſchläge, u. ſ. f.

Sollte man nicht ſtatt rechtſchaffen (redlich) rechtſchaffend ſagen? Ein rechtſchaffener Mann iſt ja ein Solcher, der Recht ſchaffe, nicht der recht geſchaffen iſt.

V. Anfragen.

1) Haben wir eine richtige, beſtimmte, allgemein anerkannte Regel, wo man vor, und wo man für ſetzen muß, und welche iſt dieſe Regel? Warum ſind unſre beſten Schriftſteller nicht gleichförmig darinn? Heißt für nur ſo viel als an Statt, (au lieu, à la place de, pour) z. B. „ich habe für ihn gepredigt“; warum ſagt man dann auch: „Ich habe alles „für Dich aufgeopfert“ „für mich iſt keine „Freude mehr“? Heißt vor nur vis à vis, en face de, z. B. „Hier ſtehe ich vor Dir“; warum ſpricht man dann: „Ich zitt're vor

„Kälte“ „Er ſieht den Wald vor lauter Bäumen nicht“?

2) Iſt zween, zwo, zwey recht, oder ſetzt man vor allen Geſchlechtern zwey? „zwey Männer, zwey Weiber und zwey Kälber“?

3) Woher kömmt das Sprüchwort: „Da geht es wieder auf den alten Kaiſer los“? Vermuthlich hat es einen aus der Kaiſer-Geſchichte zu erläuternden Urſprung.

4) Was für ein teutſches Wort iſt das rechte für vexiren, zum Beſten haben, uzen? (in den Rhein-Gegenden gebräuchlich.)

5) Woher kömmt der in Heſſen übliche Ausdruck: „Der iſt ein rechter Clemenzer?“ das heißt: Il eſt difficile, ſchwer zu befriedigen, eckel, köriſch. (im Hannöverſchen üblich, und hergeleitet von kören, wählen.)

6) Iſt das in Niederſachſen gebräuchliche Wort Becken, Barbier-Becken, ein gutes

Wort? Ich zweifle nicht, aber man hört es nie im ober- und niederrheiniſchen Creiſe.

— Und dabey, mein lieber Herr Meyer! wollen wir es denn heute bewenden laſſen —

Ruhethal im Windmonat
1785.

VI. Kurze Reiſe-Nachrichten.

Brief des Hauptmanns von Weckel, an den Herrn von Hohenau.

Ich habe nicht verfehlen wollen, Ihnen zu melden, daß ich mit meiner Familie glücklich wieder hier angekommen bin, und nun in den nächſten zehn Monaten nicht wieder verreiſen werde — Denn, unter uns geſagt! das Herumziehn mit Weibern koſtet Geld, und meine kleinen Geſchäfte zu Hauſe erfordern auch würklich jetzt meine längere Gegenwart.

Sie wiſſen, daß ich, als ein gefälliger Ehemann, den Bitten meiner treuen Hälfte nachgab, und mich bewegen ließ, nebſt ihr die Zahl Derer zu vermehren, die im vorigen October nach Frankfurt wallfartheten, um die Wunder des heiligen Blanchard zu ſehn. Von dieſen Wundern ſelbſt ſage ich Ihnen nichts; Sie werden die Beſchreibung derſelben bis zum Eckel in den Zeitungen geleſen haben. Auch geſtehe ich Ihnen, daß ich, blos um Augenzeuge dieſer Gaukeley zu ſeyn, ſchwerlich mich würde zu der Reiſe entſchloſſen haben, ſondern daß vielmehr der große Zuſammenfluß von Menſchen, aller Art und Natur, die durch ein ſolches Schauſpiel dahingelockt wurden, mich reizte, mir dieſen intereſſanten Anblick nicht zu verſagen, das Gewühle der Neugierigen unter einander zu ſehn, manche angenehme und manche luſtige Bekanntſchaft zu machen, und manches vernünftige, des Nachdenkens würdige, und manches ſchiefe Urtheil über die Aeroſtatik zu hören.

Wir hatten nicht die angenehmſte Reiſe; das Wetter war unbeſtändig und rauh, die Wege waren ſchlecht; die Menge der mit Extrapoſt Wallenden aber machte, daß wir bald ſehr ſchlechte, matte Pferde bekamen, bald ungebührlich lange darauf warten, bald mit den ſchlechteſten Betten vorlieb nehmen, und noch dazu alles vierfach bezahlen mußten. Die Gaſtwirthe in einigen an der Hauptſtraße gelegenen Städten und in Frankfurt ſelbſt haben alſo freylich durch dies ſehr unnütze Schauſpiel viel gewonnen, aber Dieſe waren auch die Einzigen, zu deren Nutzen und Frommen der ungeheure Aufwand ſo vieler tauſend Gulden gemacht zu werden ſchien; denn was für Zweck hatte übrigens dieſe Luft-Spazierfahrt? Für die Naturkunde gar keinen, denn es war kein neuer Verſuch, kein neuer Mechanismus; Es war nicht darauf angeſehn, eine ſichre Directionsart ausfindig zu machen, noch Beobachtungen über die Athmoſphäre anzuſtellen — Nein! es war ein Schauſpiel, das nur Einmal Bewunderung verdiente, als es, ohne des Erfolgs gewiß zu ſeyn, ein Mann wagte, cui robur & æs triplex circa pectus erat, jetzt ein Poſſenſpiel, luſtig anzuſehn, für müßige Leute; Verſchwendung einer Summe, wodurch einige tauſend Arme hätten können aus der ängſtlichſten Verlegenheit geriſſen werden; Aufwand, um von einer Seite die zweckloſeſte Neugierde anſtaunender, mit dem Studium der Natur nicht vertrauter Menſchen, und von der andern die Eitelkeit eines Mannes zu befriedigen, der, ohne, wie man ſagt, ſelbſt in dieſem Fache theoretiſche Kenntniſſe zu haben, zwölfmal ſeinen Hals daran wagt, um hundertmal ſeinen Nahmen in den Zeitungen prangen zu ſehn. Und deswegen mußte der ärmere Theil der Einwohner dieſer volkreichen Stadt ſein Brod und ſeine übrigen nöthigſten Bedürfniſſe ein paar Wochen hindurch zehnfach theuer bezahlen? Deswegen mußten nothwendige Geſchäfte, Gewerbe, Handthierungen, verſäumt werden? Deswegen trieb Mancher, durch Verpfändung ſeines bisgen Silber-Geräths, eine Summe auf, mit welcher er ſeine Familie hätte, ein halbes Jahr hindurch, ſpeiſen und kleiden können, um dieſelbe den Gaſtwirthen in der Reichsſtadt Frankfurt zu überreichen?

Man erzählt von den Nürnbergern, ſie pflegten den Verbrechern eine kleine Summe Geldes zu geben, damit ſie ſich, wo ſie wollten, henken laſſen, und die Unkoſten davon beſtreiten könnten, der Magiſtrat aber aller Weitläuftigkeit überhoben wäre; Ich denke, jene reichen Herrn, welche nun einmal ihr Geld nicht beſſer anzuwenden wußten, hätten eben auf dieſe Art dem Herrn Blanchard einige tauſend Gulden auszahlen ſollen, mit der Erlaubniß, dafür allenfalls den Hals zu brechen, wo es ihm belieben mögte.

Von dem Enthuſiasmus, mit welchem man den Luftſchiffer, als er von ſeiner kurzen Reiſe zurückkam, von Menſchen gezogen, durch die Stadt fuhr, und hernach im Schauſpielhauſe krönte, u. ſ. f. ſage ich nichts. Sie werden auch das aus den öffentlichen Nachrichten wiſſen, und Ihre Bemerkungen darüber gemacht haben. Wollte Gott! man wendete eben ſo viel Fleiß an, den ſchwerfälligen, indolenten Pöbel in manchen Städten Teutſchlands zu ſtimmen, die Wohlthäter der Menſchheit, die Väter und Retter des Vaterlands, die Lehrer der Tugend und Weisheit, durch dergleichen öffentliche Ehrenbezeugungen auszuzeichnen, dadurch die oft überſehene, verkannte, beneidete, verfolgte, im Druck und Mangel ſeufzende hohe Tugend auszuzeichnen, Schwächere zur Nachfolge zu reizen, nicht aber das Volk zu gewöhnen, brodloſen, unnützen Künſten den Zoll zu entrichten, den man nur dem wahren Verdienſte ſchuldig iſt, wodurch franzöſiſche Frivolität und Gleichgültigkeit gegen den wahren Werth, der nicht ſchimmert noch glänzt, unter uns immer allgemeiner werden.

Uebrigens wiſſen Sie, daß Herr Blanchard ſich über dieſe Luftreiſe eine Acte hat ausfertigen laſſen, unterſchrieben von fürſtlichen Perſonen, worunter auch Kinder waren, bey welcher Acte man, wenn ſie auf die Nachwelt kommen ſollte, vielleicht die Anmerkung machen könnte, daß die Unterſchrift eines oder zweyer allgemein als geſchickte Naturkündiger bekannten Männer vielleicht in dieſem Fall eben ſo viel Authorität gehabt haben würde — Doch, das mag genug ſeyn, über den Herrn Blanchard! Ich habe offenherzig geredet, weil ich glaubte, es ſey Pflicht, guten Menſchen dergleichen an das Herz zu legen, und kein Vernünftiger wird mir das verargen, da ich bey der ganzen Sache ſehr unpartheyiſch bin, und ſelbſt mein Schärflein zu dem allgemeinen theuren Spaſſe hergegeben habe.

Der Hauptendzweck meiner Reiſe aber, nemlich das lehrreiche Vergnügen, eine Menge neuer Originaleditionen, ſchmutziger Nachdrücke, comiſcher Carricaturen, aber auch eine kleine Anzahl von recht edlen Menſchen kennen zu lernen, und alle dieſe unter einander durch reden, handeln, würken, und kräuſeln zu ſehn, iſt mir ſehr gelungen, und in dieſem Betracht mag es doch ſo übel nicht ſeyn, daß zuweilen einmal ein ſolcher Hauptſpaß einige tauſend ſonſt getrennte Menſchen zuſammentreibt, woraus ein großer Markt von Thorheiten und vernünftigen Einfällen entſteht, die dort, durch den großen Tauſchhandel der Converſation, in Umlauf kommen, und wovon jeder ſo viel mit nach Hauſe bringt, als er für ſeine und der Seinigen Bedürfniſſe nöthig findet.

Eine ungeheure Menge von Orden- und Bänderträgern hätten Sie hier ſehn können, und wenn dieſe Unterſcheidungszeichen Ehrenſtempel zu Bezeichnung irgend einer Art von Verdienſten ſind (wie ſich das nicht anders vermuthen läßt; denn was wären ſie ſonſt?)

ſo [illegible]n ich unſerm Vaterlande Glück wünſchen, weil ſo viel Teutſche darnach zu ringen Muth haben, ſich dieſen Stempel aufdrücken zu laſſen, und daß ſie dies ſo leicht erlangen; Denn, wahrlich, ſeit zwanzig bis dreyßig Jahren ſieht man die Anzahl derſelben ſo zunehmen, daß jetzt ein Mann von einigem Range ſich eben ſo ſehr ſchämen würde ohne Orden, als ſein Lakaye ohne Taſchen-Uhr zu erſcheinen. Es iſt wahr, daß unter den Bebänderten, welche ich in Frankfurt geſehn habe, Manche waren, bey denen man nicht ſo gar leicht irgend eine Art von Verdienſt, von Seiten des Kopfs oder Herzens, entdeckt haben würde; aber was thut das? Es zeigt grade, daß auch ohnerkannte, unkennbare Verdienſte in Teutſchland nicht ohnbelohnt bleiben.

Daß meine Frau und ich, voll Gefühl unſrer Unwürdigkeit, uns ſo weit als möglich von dieſem buntſchäckigen Cirkel hielten, das werden Sie leicht glauben. Wir lebten mit einigen Freunden und Freundinnen, mit welchen wir dort zuſammentrafen, und ich ſpeiſete des Mittags in irgend einem von den großen Gaſthäuſern, am Wirthstiſche, um neue Bilder, neue Ideen zu ſammlen. Nur im Schauſpielhauſe, im Vauxhall und in den Buden der Luftſpringer und Luftſchiffer kamen wir mit jener vornehmen Welt zuſammen, in welcher ich auch viel edle, vortrefliche Männer, von fürſtlichem und anderm Geblüte ſahe, deren Bekanntſchaft ich theils machte, theils erneuerte. Sie können indeſſen nicht glauben, wie groß das Gedränge kleiner, eitler und ehrgeiziger Menſchen war, ſich in den ſogenannten erſten Cirkel einzuflicken, Menſchen, denen weder Geiſt, noch Tugend, noch Geburt, folglich weder wahres Verdienſt, noch conventionelles, ein Recht zu einigem Vorzuge vor dem Pöbel gab. Wer Beyträge zur franzöſiſchen Sprachkunde hätte ſammlen wollen, der hätte da nur dürfen, mit einer Schreibtafel in der Hand, den Geſprächen zuhören, die unter den vornehmen Teutſchen geführt wurden, welche ſich, wie bekannt, ihrer Mutterſprache ſchämen, ohne deswegen von irgend einer andern beſſere Kenntniſſe zu beſitzen. Da kamen die ſonderbarſten Mundarten und teutſch-franzöſiſchen Wortfügungen zuſammen, ſo daß ich mich würklich der Thorheit meiner Landesleute, in Gegenwart ſo vieler gebohrnen Franzoſen, würde geſchämt haben, wenn nicht, zum Glück, dieſe nachbarliche Nation auch, ſeit einiger Zeit, ihre Sprache ſo unrein redete und ſchriebe, daß man unter hundert Franzoſen, die zu uns kommen, ſelten Einen findet, der mit den Regeln und dem Genie derſelben vertrauet iſt. Ich hörte einſt, bey Blanchards erſtem mißlungenen Verſuche, einen Mann, der eine Oberhofbedienung bekleidet, zu ſeinem Fürſten ſagen, indem er auf einen Menſchen deutete, der hinter ihnen ſtand, und ein großes Pflaſter auf der Backe liegen hatte: que cet homme avoit un dommage d'écrivice; (einen Krebsſchaden) Der Fürſt wies ihn zurecht, und lehrte ihn, es heiſſe: la cancrène (denn ſo ſprach er das Wort gangrène aus, welches nun freylich der kalte Brand heißt.)

Ein paarmal ließ ich mich verleiten, zu tanzen. Sie wiſſen, daß ich ehemals dies

Vergnügen raſend geliebt habe, und daß ich würklich noch itzt, wenn ich mich einmal darauf einlaſſe, wild und unbändig herumſpringe, wie ein ſechzehnjähriger Knabe. Ich denke immer, da ich nun bald ein alter Kerl bin, und die jungen Mädgen lieber mit glatten Jünglings-Geſichtern als mit runzlichten Figuren tanzen; ſo muß ich, durch die Lebhaftigkeit, mit welcher ich das Ding angreife, dieſe Unannehmlichkeit verſüßen, welches mir denn auch um deſto eher gelingt, da würklich unſre heutigen entnervten Jünglinge ſo wenig wahrhaftes Feuer, ſo wenig Kraft haben, daß ein geſundes, friſches Mädgen, ſechs ſolcher papiernen Männerchen in Einem Abende niedertanzt.

Ich gerieth einſt an der Wirthstafel, im rothen Hauſe, bey Gelegenheit, da von einem kürzlich begangenen Diebſtahl geredet wurde, mit einem neben mir ſitzenden, wie es mir vorkam, ſehr wackern und geſchickten Cammergerichts-Aſſeſſor aus Wetzlar in ein Geſpräch, über die Frage: „ob wohl ein Fürſt verbunden

„ſey, den Schaden zu erſetzen, den Privatperſonen durch Beraubung einer auf öffentlicher „Heerſtraße gewaltſam angegriffenen Poſt „litten?“ Ich behauptete, gegen ſeine Meinung: man könne dies jure positivo nicht von ihm fordern. Erlauben Sie mir, Ihnen meine Gründe zur Prüfung vorzulegen! Ich hoffe, das wird Ihnen angenehmer ſeyn, als wenn ich Ihnen Poſſen erzählte.

Strenge betrachtet kann ein Fürſt nicht verpflichtet ſeyn, für dergleichen Diebſtahl einzuſtehn — Warum? Die ganze Poſtanſtalt iſt eine wohlthätige Einrichtung, zum Vortheile des Publicums. Was für einen Contract kann man alſo dabey vorausſetzen? Ich meyne, keinen andern, als den: do, ut facias. Er muß, dieſem gemäß, für jeden Schaden haften, der durch Nachläßigkeit oder Betrug ſeiner Leute entſteht, nicht aber für unglückliche Zufälle. Man ſage nicht, daß, nach dieſem Verhältniſſe, die Summe des Poſtgeldes und Porto, ſo man bezahlen muß, zu beträchtlich ſey! Der Ueberſchuß davon iſt eine Vergütung für die Mühe und das Risco, ſo der Landesherr tragen muß, eben indem er für ſeine Bedienten einſteht, ſtatt daß, wenn dieſe Anſtalt nicht wäre, Jeder einzeln Gefahr, Ungewißheit, Unordnung der Beſtellung und dergleichen auf ſeine Schultern nehmen, und, bey etwa eintretender Veruntreuung, auf ſeine Koſten Proceſſe führen müßte. Man ſage nicht, daß, da es jetzt nicht Jedem erlaubt iſt, ſich eigener Boten noch andrer Gelegenheiten zu bedienen, eine ſolche Einſchränkung uns berechtig, an den Fürſten unſern Regreß zu nehmen, wenn wir, durch ſeine Anſtalten, Schaden leiden! Verbote von der Art ſind blos deswegen gegeben, damit dies Beneficium, zum Beſten des Publicums, beſtehen könne, weil die Landesregierung gar nicht verbunden iſt, dergleichen Geſchäfte auf ihre Koſten, mit Schaden, zu betreiben. Man ſage nicht, daß die Poſtſcheine, welche man erhält, ein Document von Garantie ſind! Nichts weniger! Sie ſichern nur gegen alle Unordnung und Untreue der Poſtbedienten. Man ſage nicht, daß ein Landesherr überhaupt für die Sicherheit der Straßen und für alle gewaltſame Beraubungen einſtehn müſſe! Das kann er nicht, denn ſonſt müßte er jeden Straſſenraub, vielleicht jeden gewaltſamen Diebſtahl erſetzen, welches in praxi nicht üblich iſt. Allein, das glaube ich, daß, ſobald er dem Poſtwagen eine bewafnete Bedeckung (und wäre es auch nur ein einzelner Soldat) zufügt, er ſich, per hunc actum, zur Garantie verpflichtet, und daß, wenn der, welcher ein Päcklein auf die Poſt bringt, ausdrücklich dabey fragte: ob man für die ſichre, richtige Beſorgung deſſelben einſtehe, und die Poſtoffizianten dies bejaheten, die Landesherrſchaft alsdann für Haltung des Verſprechens ihrer Leute einſtehn müſſe, indem nun, durch jene Verabredung, ein neuer Contract von andrer Art wäre geſchloſſen worden — Sagen Sie mir doch Ihre Meinung hierüber!

Ich habe auch in Frankfurt das liebenswürdige Fräulein von *** wieder angetroffen, mit ihren kleinen zärtlichen Aeugelchen, couleur œuil de hareng, das heißt, die ſo ſchmelzend ſind, als die Augen eines geſalzenen Härings. Sie hat noch jene edle, unbeſtechbare, heroiſche Mediſance, die Freunde und Wohlthäter nicht verſchont. Wir ſuchten uns einander nicht ſehr auf, doch traf ich ſie zwey- oder dreymal in Geſellſchaften an, wo ſie ſich auch Ihrer, mein lieber Freund! doch in allen Ehren, erinnerte!

Bey unſrer redlichen, edlen, biedern *** bin ich denn, wie ſich's verſteht, recht oft, und mehrentheils an der Seite des liebenswürdigen W*** geweſen, habe da Menſchen aller Art, beſonders facirende Gelehrte und ſchöne Geiſter angetroffen, welche von dem guten Weibe, die tauſendmal mehr werth iſt, als alle dieſe Kerl, gehegt und gepflegt werden, aus liebevoller Nachſicht gegen die ganze verwandte Zunft, und weil doch mancher unſchuldiger Gelehrter darunter, das Handwerk nur aus Noth oder Krankheit treibt, übrigens aber ein guter Narr iſt, oft auch durch ein Gläsgen alten Rheinweins aus ihrem Keller Stoff für vier Bogen Maculatur bekömmt. Hier fand ich auch unſern Freund M***. Wir redeten über Rezenſionen, und daß heut zu Tage die Rezenſenten eben ſo ſchimpften, damit man ihrer Parthey aus dem Wege gienge, wie die Poſtknechte in hohlen Wegen blaſen, damit jedermann auszuweichen Zeit gewinnen möge. Da fiel dann die Rede auf die ſogenannte Allgemeine Literatur-Zeitung, und auf die darinn vorkommende Beurtheilung des erſten Stücks unſers Journals aus Urſſtädt; Wir hatten unſern Spaß darüber, da wir den Herrn Rezenſenten von Perſon kennen. M*** hat mir indeſſen noch einige kleine Data zu dem literariſchen Lebenslauf dieſes erleuchteten Gelehrten geliefert (denn der politiſche Lebenslauf gehört freylich nicht hierher, obgleich die heutigen anonymen Herrn Kunſtrichter es ſo genau nicht nehmen, ſondern ſehr oft den moraliſchen Character eines Schriftſtellers angreifen, wenn ſie nur von ſeinen Schriften reden ſollten) die ich Ihnen nächſtens mittheilen werde.*

---

* Und die im nächſten Stücke erſcheinen ſollen — Eine kleine unſchädliche Rache, welche man

Wir waren im Begriff, des folgenden Tags von Frankfurt abzureiſen, als mir ein Brief gebracht wurde — Hand und Petſchaft waren mir unbekannt; Nun machte ich es, wie mein ſeliger Onkel, drehete den Brief ſechsmal um, beſah bald das Siegel, bald die Aufſchrift, gieng in Gedanken alle Hände meiner Freunde durch, und verglich, um zu entdecken, von wem der Brief kommen könnte, welches ich doch auf kürzerm Wege würde erfahren haben, wenn ich ihn gleich erbrochen und geleſen hätte — Allein, macht man es nicht oft alſo im menſchlichen Leben? — Endlich blieb mir doch nur dieſer letzte Weg übrig, und ſiehe da! es war eine liebevolle Einladung von unſerm

---

uns wohl erlauben kann, und die das Publicum in den Stand ſetzen wird, über die Befugniß unſerer Richter ein Urtheil zu fällen! Auch werden wir in einem ſaubern Holzſchnitte ſein Bildniß liefern, weil er doch ein Liebhaber von unſern Holzſchnitten iſt, wie die nachher erſchienene Rezenſion des zweyten Stücks unſers Journals zeigt.

Anmerkung der Herausgeber.

ehrlichen P***, ihn bey dieſer Gelegenheit in *** zu beſuchen. Dies nun war ein wenig auſſer meinem Reiſeplan; doch entſchloſſen wir uns, meine Frau und ich, den Weg über *** zu nehmen.

Als wir den erſten Abend nach *** kamen, waren alle Wirthshäuſer von Fremden, die, vermuthlich mit ziemlich leerem Geldbeutel, von Frankfurt wegreiſeten, beſetzt. Ich ließ desfalls den Herrn Beamten, den ich ein wenig kenne, bitten, uns ein Nachtlager in ſeinem Hauſe zu gönnen, und es kam die Antwort: Wir würden dem Herrn und der Frau ſehr viel Ehre erweiſen; Alſo fuhren wir hin. Man empfieng uns mit unerhörten Reverenzen an der Haustreppe, und führte uns hinauf, indeß aus jeder Thür, vor welcher wir vorbeykamen, und die ein wenig geöfnet wurde, ein Kinderkopf, aus der zahlreichen Sammlung des Herrn Amtmanns hervorblickte, ſich aber gleich wieder zurückzog, ſobald man hinſah. Wir traten im erſten Stock in ein großes Zimmer, auf deſſen ziemlich alten Tapeten auf einer Wand die Geſchichte von Pharao's Plagen, und wie bey der Tafel die Fröſche auf ihm herumkriechen, auf der andern Wand aber das Gaſtmal des Königs Baltaſar, wo an der Mauer die Hand mit der Inſchrift: Mene, mene tekel u. ſ. f. erſcheint, vorgeſtellt war. Auf dem großen, wenigſtens zehn Fuß hohen Ofen aber war die Geſchichte von Holofernes und Judith, ſodann die Hochzeit zu Canaan, die Oelkrüge der Witwe, Abſalons Tod, und das Urtheil des Königs Salomon abgedrückt — Doch leider! war kein Feuer in dieſem großen Ofen; dies wurde erſt ſpät angezündet, nachdem die ſämtlichen Hausgenoſſen Anſtalt zum Abendeſchmauſe gemacht hatten, wie ich bald aus den harmoniſchen Tönen des Bratenwenders ſchloß, der ohngefehr zu gleicher Zeit ſeine Muſic anfieng. Als wir uns nun hin und her becomplimentirt und zehnmal die Entſchuldigung gehört hatten, wir müßten vorlieb nehmen, wurde uns noch Kaffee vorgeſetzt, ohngeachtet es ſchon fünf Uhr Abends war. „Fritz“ ſagte die Frau vom Hauſe zu ihrem älteſten Sohn, einem Buben von ohngefehr zehn Jahren, der indeß, nebſt der noch ältern Tochter, zu uns heraufgekommen war, „Fritz! geh auf die couleur de „puce Stube, und hole den paillegelben „Milchtopf!“ Dieſe Stube, couleur de puce, hatte ihren Nahmen, wie ich Abends beym Schlafengehn wahrnahm, nur daher, daß ein Feldbette darinn ſtand, auf welchem eine im Hauſe gefärbte Decke, couleur de puce, lag, unter welcher meiner Frau Kammermädgen, neben unſerm Zimmer an, die Nacht zubrachte. Wir aber wurden, nach eingenommenen reichlichen Abendeſſen, begleitet von unſern Wirthen, in eine große Stube geführt, in welcher ein zweyſchläfriges Himmelbette ſtand, welches die Frau vom Hauſe ihr Paradebette nannte, und ich konnte mich nicht enthalten, heimlich darüber zu lächeln, daß man uns ſchon bey lebendigem Leibe auf ein Paradebette legen wollte. Noch darf ich nicht vergeſſen, daß die jüngern Herrn Söhne, ſobald wir oben beym Caffeetiſch ſaßen, ſich eine Bewegung in meiner Kutſche machten, in welcher ſie ſich ſchaukelten, bis es ganz dunkel wurde.

Am folgenden Morgen reiſeten wir weiter, und kamen, jedoch ſpät in der Nacht, wohlbehalten bey unſerm Freunde P * * * an, wo wir einige fröhliche Tage hingebracht und auch die Nachbarſchaft beſucht haben.

Herr von B * * * in * * *, den wir auch beſuchten, hat kürzlich, um einen liederlichen Lanſer, der viel Jahre bey ihm gedient hatte, in Ruhe zu ſetzen, denſelben zum Schulmeiſter gemacht, wozu ich der Jugend Glück wünſche.

Wir ſpeiſeten einſt im Kloſter * * * zu Mittage. Vorher giengen wir in die Kirche, wo wir nach der Meſſe eine ächte Mönchspredigt hörten. Der geiſtliche Herr aber, welcher ſie hielt, bildete ſich nicht wenig auf ſeine Homilie ein, denn als er nachher bey der Tafel einen Rettig zubereitete, der mit Apetit verzehrt wurde, und jemand zu ihm ſagte: „Ihrer Hochwürden Rettig hat Beyfall gefunden“ machte der herrliche Provinzial-Dialect, welcher in dieſen Gegenden herrſcht, und nach welchem Rettig, Reedig ausgeſprochen wird, daß der gute Mönch glaubte, es ſey von der Rede, die er dieſen Morgen gehalten hatte, die Frage, worüber er dann gewaltig froh wurde.

In dem anſpachiſchen Dorfe Eſchenbach wird jährlich einmal den Schulkindern ein ſonderbares Feſt gegeben. Sie werden nemlich in ein kleines Zimmer eingeſperrt, in welchem man, um ihnen einen Begriff vom Fegefeuer beyzubringen, mörderlich einheizt, ohne ihnen auch nur einen Trunk Waſſers zu geben. Wenn dies eine Zeitlang gedauert hat; ſo wird die Thür geöfnet, und dann führt man ſie in ein anders Zimmer, wo man ihnen Kuchen, Bretzel und zu Trinken reicht, um ihnen einen Vorſchmack vom Himmel zu geben.

Bey unſerm Abſchiede von *** nahmen wir mit unſerm Freunde P*** die Abrede, wo möglich, in ſeiner Geſellſchaft künftiges Frühjahr den Rhein hinunter bis Düſſeldorf zu fahren. Ich dachte, mein Lieber! Sie machten dieſe kleine Luſtreiſe mit uns, da Sie doch Kenner und Liebhaber von Gemälden ſind. Wiſſen Sie denn, daß die Erlaubniß, dieſen Schatz von Gemälden abzuzeichnen und in Kupfer geſtochen herauszugeben, gegen eine Summe Geldes, ausſchließlich an jemand verhandelt iſt? Dies Monopolium über einen Gegenſtand der ſchönen Künſte iſt, wie ich glaube, neu und einzig in ſeiner Art.

Meine Rückreiſe habe ich, wie Sie wiſſen, wieder durch die Pfalz genommen. Als ich durch Bretten (eine pfälziſche Oberamts-Stadt) kam, war ich neugierig das Haus zu ſehn, von welchem man mir geſagt hatte, daß der ſanftmüthige Melanchthon darinn gebohren ſey. Ich gieng hin, und fand in einen hölzernen Pfeiler folgende Inſcription gegraben, die ich Ihnen, ſo fehlerhaft wie ſie da ſtand, hier mittheile:

DEI PIETATE
NATUS EST
IN HAC DOMO

DOCTISEMUS
PHILIPUS
MELANTHON
XV FEB.
A. 1. 4. 9 7.
OBIT 1. 5. 6. 0.
RENOVIRT
1. 7. 0. 5.

Auf einem eingemauerten Steine ſah man noch die Reſte, vermuthlich von der nemlichen Inſchrift.

Man hat in der Pfalz ein Sprüchwort, das heißt: „Der kömmt mit Schaden davon, „wie das Hündgen in Bretten" Ich fragte nach dem Urſprunge dieſes Ausdrucks, und man zeigte mir, auf der Mauer einer Kirche, einen in Stein gehauenen Hund, und erzählte dabey: als die Kirche ſey gebauet worden, da ſey ein Stein heruntergefallen, und habe einem kleinen Hunde den Schwanz abgeſchlagen, da dann, zu Verewigung dieſer großen Begebenheit, das Thierchen ſey in Stein gehauen werden — Für die Wahrheit dieſes hiſtoriſchen Umſtands kann ich nun freylich nicht Bürge ſeyn —

Nach Heidelberg kamen wir gegen Abend. Es wurde mir ein gedruckter Zettel gebracht, auf welchem ein Schauſpiel angekündigt war, nemlich: Ein von Anfang bis zu Ende verſehenes Luſtſpiel in drey Aufzügen, genannt: Trau, ſchau, wem. Perſonen: Kaiſer Karl von Rom; Siegislaus, König von Cecilien; Cleocordia, ſeine zweyte Gemahlinn; Folomandus, ein Sohn des Königs; Erwige, deſſen Prinzeßinn Schweſter; Hannswurſt. Hannswurſt ſtellt vor: 1) einen Bedienten. 2) einen heimlichen Kaiſersmörder. 3) einen gefangenen Uebelthäter. 4) einen lächerlichen Leidträger. 5) einen närriſchen Medicus. 6) einen herzhaften Freymann. Hannswurſt der ſpielt vor heut ſehr lächerliche Sachen, drum komme, und lachet mit! Es giebt heut gnug zu lachen. Den Beſchluß macht der wahre mechaniſche Schatten, oder: *Ombres chinoiſes*, ein neues Stück, genannt: Der große Seiltänzer u. ſ. f. wozu invitiren die beyden Mechanici Johann Georg Dreher, und Joſeph Anton Eberle.

Ich geſtehe, daß es mich befremdete, hier, wo eine Univerſität iſt, folglich Cultur und Geſchmack herrſchen ſollten, zu erfahren, daß dies Puppenſpiel einige Wochen hinter einander her täglich mit Zuſchauern angefüllt geweſen wäre, und zwar nicht blos aus der Claſſe des Pöbels.

In Manheim trafen wir den Herrn Duſſeck aus Berlin an, der die Clavier-Harmonica mit viel Ausdruck ſpielt, (obgleich ich bekennen muß, daß ich die einfache Harmonica vorziehe) und deſſen Compoſitionen einen gelehrten und zugleich geſchmackvollen Tonkünſtler verrathen. Um einen ſonderbaren Contraſt zu ſehn, mußte ſich's fügen, daß ich noch den nemlichen Abend mit einem Manne Bekanntſchaft machte, der vollſtimmige Concerte auf der obligaten Maultrommel ſpielt, und das in vollem Ernſt, um ſich hören zu laſſen. Er hat dem Inſtrumente einen italieniſchen Nahmen gegeben, indem er Maultrommel durch tamborino di bocca überſetzt hat. (ſonſt heißt es, wenn ich nicht irre, il cacciapenſieri) Er nimt immer zwey zugleich in den Mund, die in Quinten geſtimmt ſind, und hat mehr dergleichen paarweiſe vor ſich liegen, mit denen er abwechſelt, wenn er in andre Tonarten ausweicht. Der Klang iſt natürlicher Weiſe nichts weniger als gefällig, indeſſen mag doch auch etwas Großes darinn liegen, wenn man daran verzweifelt, auf einem bekannten Inſtrumente, unter der Menge geſchickter Spieler, ſich auszuzeichnen, alsdann eines zu wählen, auf welchem man wahrſcheinlich einzig in ſeiner Art bleibt.

Wenn Sie mehr von meiner Reiſe wiſſen wollen, mein Beſter! ſo kommen Sie morgen zu mir, und laſſen Sich's mündlich erzählen, denn ich bin des Schreibens müde.

Freudenfeld den 1ſten des
Chriſtmonats 1785.

VII. Vermiſchte Aufſätze, über allerley Gegenſtände.*

1) Etwas von Träumen.**

Wir träumen, wenn wir nicht recht feſt ſchlafen, wenn einige unſrer Organen, entweder durch Krankheit, oder durch zu große, alle Ruhe raubende Ermüdung, oder durch beſondre Reizbarkeit irgend eines körperlichen Werkzeugs, oder dadurch heftig erſchüttert und in Bewegung geſetzt werden, daß ein Bild den Tag über auſſerordentlich lebhafte Eindrücke auf dieſelben gemacht hat, die ſo bald nicht wieder zu verwiſchen ſind; und wenn dann dieſe Träume nur verwirrte, oft gar nicht zuſammenpaſſende Ideen darſtellen; ſo kömmt das daher, weil nicht alle feine Organen, welche zu Ausbildung deutlicher Vorſtellungen nöthig ſind, zu gleicher Zeit wacker bleiben, wie etwa auf einem Stuhl, wo ſeidene Stoffe gewebt werden, das ganze Muſter nicht herauskommen kann, wenn man nicht grade alle Fäden zugleich anzieht, die zu einer Blume, zu einem Streifen nöthig ſind.

---

* Auszüge aus Abhandlungen, die uns zugeſchickt, aber zu weitläuftig waren, um vollſtändig eingerückt zu werden.

** Man leſe etwa nach, was im erſten Stücke dieſes Journals, Seite 187 über dieſen Gegenſtand befindlich iſt.

Anmerk. der Herausgeber.

Allein, ſcheint es nicht widerſprechend zu ſeyn, daß wir zuweilen von äuſſerſt unbedeutenden Dingen träumen, woran jemals gedacht zu haben wir uns gar nicht erinnern können, indeß die uns wichtigern Ideen im Schlafe ruhn, zu einer andern Zeit aber, wenn eine traurige Vorſtellung unſre Seele erfüllt, dieſelbe auch des Nachts nicht von uns weicht? Mir kömmt dies gar nicht widerſprechend vor; Im Gegentheil! es beweiſet, wenn ich nicht irre, unſre erſte Theorie.

Geſchieht es, daß man von Dingen träumt, an die man in langer Zeit nicht gedacht hat, nicht aber von ſolchen, die uns täglich beſchäftigen; ſo kömmt das daher, daß die täglich gebrauchten Organen, durch die Spannung angegriffen, feſter ſchlafen, als die andern, die, weil ſie ſo lange nicht ſind gebraucht worden, unterdeſſen ihr Spiel treiben. Bemerken wir aber das Gegentheil, nemlich, daß die Ideen, welche uns des Tags über beunruhigt haben, auch des Nachts nicht von uns weichen; ſo iſt das ein gewaltſamer Zuſtand; die Seelenwerkzeuge ſind dann gar zu ſehr in Bewegung geſetzt, zu reizbar geworden, und können ſich nun ſo bald nicht wieder beruhigen. Erſteres iſt gewöhnlich der Fall bey ſanftern, Letzteres bey ſtürmiſchen Empfindungen; Erſteres bey gemäßigten, Letzteres bey heftigen Temperamenten. Das iſt und bleibt aber ausgemacht, daß der, welcher Seele und Leib ſtets in gehörigem Gleichgewicht erhält, an Geiſt und Körper ganz geſund und nüchtern iſt, weder durch zu heftige leidenſchaftliche Eindrücke, noch, durch unmäßige körperliche Anſtrengung und Ueberladung, ſeinen groben und feinen Werkzeugen zu viel zumuthet, dennoch aber ſeiner ganzen Maſchine die nöthige Thätigkeit giebt, worauf das Sehnen nach Ruhe erfolgt; daß der immer ruhig ſchlafen, gar nicht träumen, und zu rechter Zeit munter erwachen wird.

H * * *

2) Ueber das Lachen.

Der Witz beſteht in dem Vermögen, Aehnlichkeiten unter verſchieden ſcheinenden, und Contraſte unter ähnlich ſcheinenden Dingen zu finden; Das Lachen aber iſt der Ausdruck einer Empfindung von ſonderbarer Art, die wir haben, wenn wir über gewiſſe Aehnlichkeiten oder über gewiſſe Contraſte nicht mit uns ſelbſt einig werden können, wenn wir nicht recht wiſſen, ob wir eine Sache für wahr oder nicht wahr, für traurig oder erfreulich, für möglich oder ohnmöglich, für wünſchenswerth oder nicht, für ſchön oder häßlich, für gut oder böſe halten ſollen.

Nach dieſen Begriffen ſehen wir nun, warum der Witz Lachen erregt, nemlich, weil er uns mit Vorſtellungen überraſcht, welche wir nicht ſogleich in ein Fach ordnen können, woraus dann jene ſonderbare Nervenerſchütterung entſteht, die wir das Lachen nennen.

Warum bemerken wir, daß mancher ſehr kluge Mann ſelten lacht? Weil er mit Einem Blicke die Aehnlichkeiten unter den verſchiedenen Dingen wahrnimt; weil er ſeine Empfindungen und Vorſtellungen geſchwinder zu ordnen weiß, folglich nicht leicht überraſcht wird; weil er mehr mit Vernunft genießt; weil ſeine Empfindungen nicht confus ſind. Warum bemerken wir hingegen, daß oft ein ſehr witziger Mann über Dinge lacht, die ein Andrer ganz ernſthaft und gemein findet? Weil Jener Aehnlichkeiten und Verſchiedenheiten wahrnimt, wo Dieſer dergleichen gar nicht ahndet; Er lacht daher nicht ſowohl aus Ueberraſchung, als aus Genuß und Kitzel. Warum lacht mancher Narr immer? Weil er Verſchiedenheiten und Aehnlichkeiten aller Orten zu bemerken glaubt, wo gar keine da ſind. Warum iſt mancher phlegmatiſche oder ſtumpfe, dumme

Menſch gar nicht zum Lachen zu bringen? Weil er die feinen Aehnlichkeiten und Verſchiedenheiten nicht fühlt, weil er überhaupt nie über die Charactere der Dinge und ihre Verhältniſſe unter einander nachgedacht hat, oder ſich nicht die Mühe geben will. Warum lachen manche Menſchen, wenn ſie gekitzelt werden? Weil die Empfindung, welche ſie dabey ſpüren, wenn an ihnen gewiſſe Nerven berührt werden, ein Gefühl von mittler Art, zwiſchen Schmerz und Behagen iſt.

Nach dieſen Vorausſetzungen kann man leicht einſehn, daß eigentlich beſtimmte frohe Empfindungen uns nie zum Lachen bewegen können. Was würden Sie ſagen, wenn Sie einen treuen Freund, nach langjähriger Trennung, wiederſähen, und er erwartete Sie, (ſo, daß alſo keine Ueberraſchung Statt fände) und käme Ihnen nun, aus vollem Halſe lachend, entgegen? (denn vom Lächeln, dem Abdrucke freundlicher, behaglicher Empfindungen, iſt hier nicht die Rede.)

Haben dramatiſche Schriftſteller Unrecht, wenn ſie im hohen tragiſchen Affecte, z. B. wie Odoardo in Emilia Galotti, den Schauſpieler auf einmal in ein fürchterliches Lachen ausbrechen laſſen? Nein! aber ſehr ſelten kann dies paſſend und natürlich ſeyn. Nur dann, wenn das Gefühl des grenzenloſeſten Unglücks bey dem Menſchen ſo groß iſt, daß er faſt nicht glauben kann, nicht glauben mag, es ſey alſo — „nein! das iſt noch keinem Menſchen wiederfahren — Es kann nicht alſo „ſeyn — Es muß ſich in Kurzem gänzlich aufklären, oder die Natur hätte ſich umgedreht — „Und wenn es würklich alſo iſt; ſo bleibt auch „nichts mehr zu fürchten; ſo iſt mein Elend „über die Grenzen des Kummers hinaus — „Ein Schritt! und ich mache dem Poſſenſpiel „auf einmal ein Ende“ — dann erregt dieſer Tumult ſtreitender Gefühle jenes Lachen, womit unſre neuern ſhakeſpearſchen Nachahmer oft ſo unvernünftig umgehn.

Man ſagt von großen Schauſpielern und feinen Menſchenkennern: ſie verſtünden die

Kunſt, kleine Kinder, ſelbſt Säuglinge, durch ihr Mienenſpielen, zum Lachen zu bringen. Ich glaube das wohl, habe ſelbſt kleine Verſuche von der Art gemacht, und hier ſind meine Beobachtungen darüber! Es giebt in Geberden, ſo wie in Worten, feine und grobe, wahre und falſche, natürliche und hingegen ſolche Contraſte, die nur aus Zuſammenſetzung conventioneller Ideen entſtehen. Man lacht über Fratzengeſichter, über Grimaſſen, über Verzerrungen, die ein Menſch macht; Warum? weil dadurch das Geſicht oder der Körper in eine Lage geräth, eine Geſtalt bekömmt, die keine möglich menſchliche Naturgeſtalt iſt, ohngeachtet ſie von einem würklichen Menſchen vor unſre Augen geſtellt wird, die uns alſo in jenen oben beſchriebenen Zuſtand von Zweifel zwiſchen Wahrheit und Unwahrheit verſetzt, uns durch ihre Neuheit, durch Aehnlichkeit oder Verſchiedenheit von andern natürlichen Geſichtern überraſcht. Sobald aber die Miene oder Geberde den beſtimmten Character irgend einer Leidenſchaft hätte; ſo würde ſie uns nicht zum Lachen bewegen, auſſer es mögte etwa ein

Contraſt, eine ſonderbare Ueberraſchung, die auf Anwendung, Perſon, Ort oder Zeit Bezug hätte, mit eintreten. Nun haben die Kinder gewiß ein angebohrnes Wahrheitsgefühl, und da noch nicht ſo mancherley Gegenſtände ſich ihren Sinnen dargeſtellt haben; ſo iſt dies Wahrheitsgefühl bey ihnen ohnverdorbener als bey uns. Sobald ſie alſo eine Grimaſſe ſehen, die ihnen ein anders Bild zeigt, als was ſie würklich in der Natur angetroffen haben; ſo entſteht bey ihnen jene Ueberraſchung, die das Lachen erregt, ſtatt daß erwachſene Menſchen ſchon ſo ſehr an den Anblick der Vermiſchung von Würklichkeit, Möglichkeit und Fantaſie an Menſchen, Büchern, verzeichneten Gemälden, unnatürlichen Proportionen u. d. gl. gewöhnt ſind, daß ihr Wahrheitsgefühl würklich weniger rein geblieben iſt. Deswegen bauet unſer Lavater mit Recht ſo viel auf den phiſiognomiſchen Sinn und auf die Zuneigung und Abneigung, welche kleine Kinder gegen fremde Perſonen zeigen, welche ſie zum erſtenmal ſehen, indem ſie ſich zu Einigen hingezogen fühlen, Andre aber fürchten und fliehen — Ja, auch bey Thieren, beſonders bey Hunden, kann man dieſe Bemerkung zum Theil anwenden.

Es lieſſe ſich alſo wohl mit Recht behaupten, daß noch nicht ſehr cultivirte Menſchen den reinſten Sinn für das ächte Comiſche hätten; Auch ſcheint dies der große Moliere eingeſehn zu haben, wenn er ſeine Luſtſpiele zuerſt ſeiner alten Magd vorlas, um an ihr wahrzunehmen, ob ſein Witz Würkung machen würde, oder nicht.

Von einer andern Seite iſt's aber auch gewiß, daß die feinern Contraſte, die nur auf conventionelle Vergleichungen beruhen, bey Kindern und weniger gebildeten Leuten verlohren gehen.

Wenn dies alles gehörig überlegt und gegen einander abgewogen wird; ſo glaube ich, man wird es erklären können, warum einige Werke neuerer Schriftſteller, beſonders einige Luſtſpiele, entweder gar keine, oder nur auf eine gewiſſe Claſſe der Zuſchauer oder Leſer Würkung machen.

Z***

3) Welche Zeit uns lang vorkömmt.

Es iſt ſonderbar, daß ſehr verſchiedene Urſachen zuweilen gleiche Würkungen hervorbringen. Wenn wir, eine Periode hindurch, uns mit Perſonen oder Dingen beſchäftigt haben, die nicht nach unſerm Geſchmacke ſind; ſo pflegt uns der verlebte Zeitraum ohnendlich lang vorzukommen. Haben Sie aber wohl bemerkt, daß das nemliche Gefühl erweckt wird, wenn wir eine Woche oder einen Monat lang eine ſo große Mannigfaltigkeit von Gegenſtänden vor Augen geſehn, oder eine ſolche Menge von verſchiedenen Geſchäften betrieben haben, daß es uns ohnmöglich vorkömmt, dies alles könnte in einem ſo kleinen Zeitraume geſchehen ſeyn? Ich habe oft dieſe Beobachtung gemacht, und wenn Sie darauf Acht geben; werden Sie dieſelbe richtig finden.

L***

4) Von der Beſcheidenheit.

Unter den mancherley Tugenden, die in unſerm Jahrhunderte ſo ſelten werden, wohin meines Sprüchwort, daß der Menſch in dieſer Welt nur ſo viel gilt, als wozu er ſich ſelbſt macht; aber dieſer Verluſt wird von Innen reichlich erſetzt. Wir ſehen, wie der leere Windbeutel aller Orten gut fortkömmt, indem er, mit ſeiner zuverſichtlichen Miene, für einen Mann von großer Wichtigkeit gilt, indeß der beſcheidene Weiſe faſt von jedermann überſehn wird — allein würde deswegen Dieſer mit Jenem tauſchen wollen?

Beſcheidenheit iſt der köſtlichſte Schmuck eines Jünglings, macht ihn intereſſant, liebenswürdig, und gewinnt ihm Aller Herzen. Kein widrigerer Anblick für den Verſtändigen kann faſt gefunden werden, als der, einen jungen Menſchen zu ſehn, der Genie und Anlage hat, nun aber ſo überzeugt von ſeinem Uebergewicht über mittelmäßige Menſchen iſt (und er hält leicht Alle dafür, die ihn nicht ſchmeicheln) daß er, mit der unverſchämteſten Selbſtgenügſamkeit, über alles decidirt, worüber graubärtige Weiſe noch nicht vollkommen aufgeklärt zu ſeyn, gern bekennen —

Ohne Rückſicht darauf zu nehmen, daß die Quelle unſrer glänzendſten Eigenſchaften, ſo wie der mehrſten Schwachheiten, worüber wir Andre tadeln, den Urſprung in der Miſchung der Temperamente, im Körperbau, in der Erziehung hat, oder von äuſſern Umſtänden abhängt; ſo haben auch wahrlich auſſerdem noch die größten, weiſeſten und wohlthätigſten Leute nur gar zu viel Urſache, beſcheiden zu ſeyn — Sie wiſſen viel, mein Herr! aber ach! was iſt dies gegen das, was Sie, in Rückſicht auf Ihre Gaben, auf Zeit und auf Gelegenheit, wiſſen könnten, und — nicht wiſſen? Und wenn Sie in neun und neunzig Dingen die tiefſte Einſicht haben, kann es nicht grade kommen, daß ein andrer Mann in der hundertſten Sache, obgleich Sie ſo tief auf ihn herabſehen, klarer, ohnpartheyiſcher ſieht, als Sie? — Und was iſt Wahrheit? — Welches Ding hat nicht zwey Seiten? — Greift auch der Weiſeſte immer nach der rechten Seite, ohnverführt von Vorurtheil und Leidenſchaft? — Alſo fort mit den entſcheidenden, zuverſichtlichen Machtſprüchen, über alle Dinge im

Himmel und auf Erden, die itzt ſo ſehr Mode werden! Der Weiſeſte fühlt am lebhafteſten, daß er wenig weiß. Sie thun viel Gutes! — Aber o! was iſt das gegen die Summe des Guten, ſo Sie, in Betracht Ihrer Kräfte, Ihres Vermögens und Ihrer Muße, thun könnten, und — nicht thun? Alſo fort mit dem großen Selbſtbewußtſeyn Ihrer Größe und Nützlichkeit! — Es iſt alles Stückwerk —

Und nun die ganze, uns ſo groß ſcheinende Maſſe des Guten und die Summe der Weisheit in Anſchlag gebracht, die auf dieſer Erde der Gegenſtand unſers Stolzes iſt! — Was iſt das gegen den höhern Würkungskreis, der uns vielleicht in einer andern Umſchaffung erwartet? Da ſehe ich ſo zuweilen aus meinem Fenſter, und habe viel Mühe, meinen Kindern begreiflich zu machen, daß alle die gelben Puncte, die wir am Himmel ſehn, bewohnte Welten, wie die unſrige ſind; Und in einem dieſer Puncte ſteht vielleicht ein Kerlchen, oder ein Monarchlein, noch unendlich kleiner als dieſer Punct, und denkt Wunder, was er wirkte, was er thäte, was er wohl wäre, in der Schöpfung, indeß ich kaum die Exiſtenz der ganzen Welt, auf welcher er ſein Weſen und ſein Eroberungs= oder Aufklärungsgeſchäft treibt, durch ein Fernrohr bewahrheiten kann.

Die Beſcheidenheit und die Demuth ſind in der That hohe Tugenden, zu welchen wahre Größe des Geiſtes erfordert wird. Daß die mehrſten Menſchen ſtolz auf Vorzüge ſind, die im Grunde gar nichts bedeuten, die nicht ihr Werk ſind, daß ſie ſich auf Schönheit oder Stand, oder Reichthum, oder Titel etwas einbilden — das kommt hier nicht einmal in Anſchlag; aber auch auf wahrhafte Tugenden, auf den verdienten Ruf eines weiſen und redlichen Mannes, kann und ſoll man nicht ſtolz ſeyn, wenn man bedenkt, wie ſo Mancher, deſſen Nahmen nie vom Schmeichler, vom Lobredner, vom Geſchichtſchreiber, noch vom Volke genannt wird, in der Stille tauſendmal mehr Verdienſt hat. Ariſt iſt reich, und jeder Tag iſt mit ſeinen Wohlthaten bezeichnet; Sein Haus iſt die Zuflucht der Armen; Er läßt keinen ohne Gabe von ſich; Er verwendet ſeinen Ueberfluß zum Troſt Derer, die ſeiner Hülfe bedürfen, und jedermann ſpricht mit Verehrung von ihm. Sein armer Nachbar hat wenig zu geben; Wenn er aber, ohnbemerkt, ſich eine Malzeit oder ein unſchuldiges Vergnügen entzieht, um einen noch ärmern Bruder zu erquicken, zu tröſten; Wenn er, unter der Laſt häuslicher Sorgen und Geſchäften ſeufzend, noch ſtets bereit iſt, für Andre zu arbeiten; Wenn keine Art von Demüthigung ihn abſchreckt, dem unſchuldig Gedrückten das Wort zu reden, für ihn den Schutz der Großen zu erflehn; ſo bleiben dieſe edeln Thaten verborgen; kein Menſch redet von ihm. Der Reiche glaubt alles mit Geld ausrichten zu können, und recht viel zu thun, wenn er (oft nur aus wohllüſtigem Hange zum Wohlthun) das hingiebt, was er doch nicht allein verzehren kann; der edle Arme bringt größere Opfer, wahrhafte Opfer, ohne Geräuſch, und ahndet nicht einmal ſeine Größe. Der gelehrte, weiſe Mann predigt große Wahrheiten, die ihn nichts koſten; Er handelt auch wohl darnach, wenn er nicht gereizt wird, das Gegentheil zu thun — Und man bewundert den Lehrer der Menſchheit — Der einfältige gute Menſch bleibt den heiligen Pflichten treu, die ihm Natur und Religion auflegen, auch dann, wenn ihn Noth und Druck zur Verzweiflung, zum Verbrechen verleiten könnten — und niemand nennt ſeinen Nahmen —

F***.

5) Ob ein Fürſt das Recht habe, einen verurtheilten Miſſethäter zu begnadigen?

Es hat der Verfaſſer dieſes Aufſatzes ſchon, bey einer andern Gelegenheit, den Zweifel geäuſſert: ob nicht unſer allgemeines Natur- und Völkerrecht noch ſehr viel Lücken hätte, und ob es nicht damit, wie mit allen übrigen Wiſſenſchaften in neuern Zeiten gienge, nemlich daß jedermann auf der einmal betretenen Bahn fortwandelte, immer in die Fußſtapfen von einem Paar großen Männern träte, nie ſich einen eigenen Weg bahnte, folglich nur zu beyden Seiten dasjenige wahrnähme, was neben dieſer großen Landſtraße zu ſehn wäre, und wenn er ja neue Entdeckungen machte, höchſtens einige kleine unbedeutende Pflänzgen bemerkte, die von Andern überſehn worden, und auch dieſe mehrentheils wegwürfe, wenn ſie nicht in ſein Syſtem paßten, ſtatt daß zu den Zeiten der Griechen jeder helle Kopf ſich ſein eigenes Syſtem bauete, ohne ſich um die Meinungen der Uebrigen zu bekümmern, alsdann eine Schule errichtete, in welcher Jedem erlaubt war, die neuen Meinungen zu beſtreiten, oder zu vertheidigen, wodurch die Wahrheit von allen Seiten betrachtet, und manche Quelle herrlicher Erkenntniſſe eröfnet wurde, aus welcher wir noch jetzt, obgleich mit matter Hand, ſchöpfen. Heut zu Tage disputiren wir wohl auch, allein es muß in der einmal angenommenen Form geſchehen, und wenn wir gegen gewiſſe, nun einmal als ausgemacht anerkannte Sätze anſtoſſen; ſo ſchreyet man uns für ungeſchickte Ignoranten aus; und doch könnten uns einzelne Erfahrungen überzeugen, daß man in neuern Zeiten, (leider! mehrentheils nur durch ein Ohngefehr geleitet) beſonders in der Naturlehre, a poſteriori auf Entdeckungen gekommen iſt, die alles über den Haufen werfen, was man a priori Jahrhunderte lang behauptet, und für unverletzliche Evangelien ausgegeben hatte. Dieſer unglückliche Syſtemgeiſt hemmt, beſonders in theoretiſchen Wiſſenſchaften, alle Fortſchritte. Da hat Einer ein Töpfgen auf dem Kohlfeuer ſtehn, und arbeitet mit dem Blaſebalge, den er ſelbſt gemacht hat, und der ihm ohngemein wohl gefällt, ſtundenlang daran, das Feuerchen in Glut zu erhalten. Der Blaſebalg hat Löcher, die nicht da ſeyn müßten, und nun flickt er ſtets an demſelben, feſt überzeugt, daß dies das einzige Mittel ſey, das Töpfgen zu erwärmen, welches indeß, während ſeiner mühſamen Arbeit, immer kälter wird. Aber wie wird er die Leute verſpotten, die ihm begreiflich machen wollen, daß er nur mit dem Maule zu blaſen brauchte, daß es weiter keiner Maſchine bedürfte, und daß ſein Blaſebalg nichts tauge! — Doch zum Zwecke!

Der Verfaſſer dieſes Aufſatzes hat es einmal gewagt gehabt, die freylich längſt als entſchieden angenommene Frage aufzuwerfen: ob überhaupt die in Staaten vereinigten Menſchen Recht über Leben und Tod ihrer Mitbürger hätten? — Das heißt: ob der Staat dem Menſchen etwas nehmen dürfe, das er ihm weder geben, noch gewiß zuſichern kann?* ob er ihn blos aus der Reihe der Bürger, in welche er ihn geſetzt hat, ausſtreichen, ihm alſo nur ſeine Freyheit rauben dürfe, die er ihm garantiren kann, oder ob er ihn auch aus der menſchlichen Geſellſchaft überhaupt zu verſtoſſen, ihm ſeine irdiſche Exiſtenz, ſein Leben zu nehmen befugt ſey, das er ihm nicht gegeben hat, und nicht garantiren kann — Doch das gehört nicht hierher! Angenommen alſo, daß Todesſtrafe auch bey uns (auf welche die theoretiſch-jüdiſchen Geſetze nicht mehr paſſen) noch Statt finden könnte; ſo entſteht doch die zweyte Frage, nemlich: ob der Staat, oder der Fürſt, als Repräſentant deſſelben, dieſe Todesſtrafe, wenn ſie einmal verhängt wäre, einem Miſſethäter erlaſſen könne? — Und da behaupte ich — nein! Hier ſind meine Gründe!

---

*Man leſe, wenn man will, im IIten Theile der Geſchichte Pe[illegible] Clauſens, das zehnte Kapittel, Seite 212.

Die Gerechtigkeit iſt eine Tugend, die keine Stufen hat — Es giebt nur eine einzige Gerechtigkeit, die nie vom graden Wege abweichen kann, und es iſt ein falſcher Begriff, daß ſelbſt Gottes Barmherzigkeit zuweilen Nachſicht haben, und wohlverdiente Strafen mildern könne. Perſönliche Beleidigungen, die man nach Gefallen verzeihen kann, fallen bey dem göttlichen und menſchlichen Richterſtuhle weg — ja! es läßt ſich behaupten, daß unter Menſchen, die in bürgerlichen Verbindungen leben, eigentlich gar keine Beleidigungen, perſönliche Beleidigungen ſind.

Die Gerechtigkeit nimt zwar Rückſicht auf Umſtände, wiegt alles ab, handelt aber nie willkührlich. Iſt alſo irgend ein Fall möglich, der den Verbrecher entſchuldigen kann, ſo daß er die Todesſtrafe nicht verdient; ſo muß derſelbe vor Sprechung des Urtheils überlegt werden. Macht es aber die Sicherheit des Staats nothwendig, daß ein Mitglied deſſelben getödtet werde; ſo läßt ſich kein Fall denken, der nachher die Gründe dazu aufhöbe. Kann ein lebenslängliches Gefängniß den nemlichen Nutzen ſtiften; ſo muß ſogleich darauf geſprochen werden; Soll die Strafe nur Andern zum Beyſpiel dienen; ſo wird dies Beyſpiel durch die Begnadigung des Schuldigen vernichtet, und iſt ein bloſes Spielwerk. Da wenigſtens kein Hauptverbrechen, unter Menſchen, die in Staaten vereinigt leben, blos Beleidigung eines Individuums bleibt; ſo kann auch kein Einzelner die Strafe für ſich ſchenken; alſo hört auch bey Majeſtätsverbrechen der Fürſt auf, der beleidigte Theil zu ſeyn; Er handelt im Nahmen des Staats, und darf nicht ſeinen ſanftern Empfindungen, ſondern er muß den vernünftigen Geſetzen folgen. Soll das Drohen mit dem Tode blos Einfluß auf die moraliſche Beſſerung des Verbrechers haben; ſo iſt auch das nur eine Spiegelfechterey, auſſer man müßte den Verurtheilten wieder gänzlich frey laſſen, und ihn alſo in den Stand ſetzen, künftighin ſeine Handlungen beſſer zu dirigiren. Dies geſchieht aber faſt nie, ſondern er wird lebenslang gefeſſelt gehalten, kann alſo keine freye Handlungen mehr begehn; folglich kann der Eindruck, den die Todesfurcht auf ihn gemacht hat, höchſtens nur auf ſein Inneres, auf ſeine theoretiſche Moralität würken, welche aber kein Gegenſtand der ausübenden Gerechtigkeit iſt —

Das iſt meine Meinung! Wer die Sache beſſer einſieht, der prüfe und rede, wie es ihm die geſunde Vernunft, nicht aber ſein Schulſyſtem eingiebt!

V***

6) Ueber den Zweykampf.

Es ſcheint ein angenehmes Phänomen zu ſeyn, daß in unſerm Jahrhunderte Kriege und Zweykämpfe (zwey Ueberbleibſel aus den Sitten roher, barbariſcher Völker!) immer ſeltener zu werden anfangen. Freylich kann man dieſe beyden Dinge nicht aus einerley Geſichtspunkt anſehn. Die Großen der Erde fangen an zu fühlen, daß es kein Vortheil iſt, fremde Provinzen zu erobern, indeß in ihren eigenen noch ſo viel Quellen von Reichthum und Glückſeligkeit unentdeckt bleiben; daß es nicht nur darauf ankömmt, Länder zu gewinnen, ſondern dieſelben auch zu erhalten, und ſicher zu regieren; daß der ruhige Beſitz Eines wohlangebaueten Ackers mehr werth iſt, als der unruhige Beſitz von hundert Aeckern wüſten Feldes; daß, wenn ja erobert werden ſoll, es ein ſicherers Mittel giebt, durch Verträge der Mächtigern unter einander, ſich in das Eigenthum des Schwächern zu theilen, als es auf den immer ungewiſſen Erfolg bezahlter Waffen ankommen zu laſſen, wer am Ende, mit leerem Geldbeutel, Herr eines beſtrittenen, verwüſteten Reichs bleibt. Mit dem Zweykampfe aber hat es eine ganz andre Bewandniß, und beruht der Gebrauch deſſelben auf ein Paar Vorurtheile, die noch nicht ganz, doch zum Theil, ausgerottet ſind, nemlich zuerſt: daß eine gewiſſe Claſſe von Bürgern weniger als die Andern eine Beleidigung ertragen dürften, und dann: daß es gewiſſe Arten von Beleidigungen gäbe, welche der Staat nicht rächen, nicht von uns nehmen könnte, bey welchen wir alſo aus dem bürgerlichen in den natürlichen Zuſtand zurücktreten, und nur durch Privatrache das Uebel tilgen könnten.

Was die erſte Vorausſetzung betrifft; ſo wird doch wohl kein vernünftiger Menſch dies alſo verſtehen wollen, daß wenn ein Officier oder ein Edelmann würklich immer mehr Gefühl von wahrer Ehre hätte, als Einer vom bürgerlichen Stande; wenigſtens ſehen wir täglich Leute von bürgerlicher Geburt edle Thaten ausführen, die wahrhaftig ehren, indeß Edelleute und Officiere zuweilen Handlungen begehen, die eine Unempfindlichkeit gegen alles, was wahre Ehre iſt, vermuthen laſſen; Man ſieht ſie, ihres Freundes Weib oder Tochter verführen, ihrem Worte untreu werden, Schulden machen, die ſie nie bezahlen können, ſich vor ſchlechten Menſchen, die ihnen helfen können, bis auf die Erde bücken, das ächte Verdienſt aber verachten, und den ſchon Gedrückten mit Füßen treten. Es bleibt uns alſo nichts übrig, als zu glauben, man habe uns Edelleuten nur deswegen ausſchließlich das Privilegium gegeben, keine Beleidigungen dulden zu dörfen, weil der Adel, eigentlich beſtimmt die Waffen für das Vaterland zu führen, vorzüglich die Tugend der Tapferkeit beſitzen, und ſich in dem Ruf einer gewiſſen Unverletzlichkeit erhalten müßte. Dieſer Gedanke läßt ſich hören, und wird wahr ſeyn, wenn erwieſen werden kann, daß perſönliche Beleidigungen nicht ertragen zu können, ein Zeichen von Muth, daß, ſich mit einem Andern herumbalgen, eine Probe von Tapferkeit iſt, endlich daß die dadurch zugefügte Beleidigung gehoben wird, wenn ich mich zu rächen ſuche; Dies alles aber iſt nichts weniger als wahr. Es gehört wahrlich mehr Muth dazu, demjenigen großmüthig zu verzeihn, der uns perſönlich angegriffen hat, als uns an ihm zu rächen, denn ſonſt müßte der wahre Muth vorzüglich bey Gaſſenbuben anzutreffen ſeyn, die ſich, der geringſten Kleinigkeiten wegen, täglich in den Haaren liegen. Wahrer Muth beruht auf Standhaftigkeit, und es gehört mehr Standhaftigkeit zum Ertragen, als zum Erwiedern. Sollte es aber wohl eine Probe von Tapferkeit ſeyn, wenn man ſich mit einem Andern herumbalgt, es ſey nun mit Fäuſten, Knitteln, Degen, oder Piſtolen? — Denn das iſt doch am Ende einerley — Gewiß nicht! Theorie und Praxis lehren uns das Gegentheil. Ein Menſch, der ſich auf ſeine körperliche Stärke, oder auf ſeine Fertigkeit, die Waffen zu führen, verlaſſen kann, wird, bey dem äuſſerſten Mangel an Tapferkeit, leicht fühlen, daß er im Zweykampfe demjenigen überlegen iſt, dem jene ſehr zufällige Eigenſchaften und Handgriffe fehlen, und der dennoch, wo es auf wahre Tapferkeit ankömmt, ihn weit hinter ſich laſſen wird. Jener wird alſo bereit ſeyn, jeder Kleinigkeit wegen, den Degen zu ziehn, indeß Dieſer alle Gelegenheit vermeiden wird, ein Leben auf's Spiel zu ſetzen, das jeder Bürger im Staate dem allgemeinen Wohl und ſeiner Familie ſchuldig iſt, das er alſo nicht da verſchwenden darf, wo es blos ſeine kleinen, elenden Privatzwiſtigkeiten betrifft, die auf das Ganze keinen Einfluß haben. Iſt es wahre Tapferkeit, den Tod zu verachten? Nichts weniger! Aber ein mühſeliges Leben, in welchem wenig Freude und viel Sorge iſt, zu ertragen, alles anzuwenden, es zu erhalten, um noch Gutes ſtiften, Andern dienen zu können — das iſt Tapferkeit — Der, welcher alſo ſein Leben geringſchätzt, weil weder ihm noch Andern daran gelegen iſt, wird ſich leicht entſchlieſſen, ſeinen unbedeutenden Hals daran zu wagen, indeß Der, welcher für die Welt lebt, nicht die Feigheit haben wird, jede Gelegenheit aufzuſuchen, wo er ſich, auf eine privilegirte Art, aus dieſem beſchwerlichen Handel herausziehn kann. Darum iſt ſchon oft, und mit Recht, geſagt worden, daß Selbſtmord die Handlung eines im höchſten Grade feigen Menſchen ſey. In jeder Situation, darinn uns die Vorſehung ſetzt, Gegenwart des Geiſtes zu behalten, und zweckmäßig ſich zu betragen, das iſt wahre Tapferkeit. Nicht der, welcher gern in die Schlacht geht, das Pfeifen der Kugeln gern um ſeinem Kopfe hört, tollkühn auf den Feind losrennt, ſondern der, welcher, wenn ihn ſein Beruf auf das Schlachtfeld lockt, daſelbſt den Kopf nicht verliehrt, einen ruhigen, ſich immer gegenwärtiger Geiſt behält, iſt tapfer zu nennen; Nicht der, welcher ohne Ueberlegung Schwächere und Stärkere angreift, ſondern der, welcher, wenn er angegriffen wird, und es nun einmal nicht verhindern kann, kaltblütig genug bleibt, um ſich ſo gut zu vertheidigen als möglich iſt, um ſeinen tollen Gegner ſo lange zu ſchonen, als es ſeine eigene Sicherheit erlaubt; Nicht der, welcher ſich vor der Geringſchätzung des unklugen großen Haufens fürchtet, ſondern der, welcher kühn genug iſt, gegen allgemeine Vorurtheile zu handeln. Am wenigſten gehört aber in unſern jetzigen Tagen zum Zweykampfe Tapferkeit, da unter hundert Fällen nicht Einmal bey ſolchen Gelegenheiten der Tod des einen Theils erfolgt. Es iſt alſo bey unſern heutigen Duellen nicht ſo viel zu wagen, das des Aufſehens werth wäre.

Dieſe theoretiſchen Sätze werden durch die Erfahrung beſtättigt. Wir ſehen täglich, daß die elendeſten, verachtungswürdigſten, feigſten Menſchen, die nicht den Muth und die Gegenwart des Geiſtes haben, ſich bey den geringſten Streichen des Schickſals vernünftig aufzuführen, ohne Bedenken, einer elenden kleinen Beleidigung wegen, ſich herumbalgen, es ſey nun, daß ſie ſich auf ihre ſehr unwürdige körperliche Geſchicklichkeit, oder auf ihr blindes Glück, oder auf die Schonung ihres Gegners verlaſſen, oder daß ſie, von dem elenden Vorurtheile, aus Furcht, man mögte ſie ſonſt verachten, getrieben werden. Wir ſehen, daß der, welcher ſich zwanzigmal muthwilliger Weiſe auf einen Zweykampf eingelaſſen hatte, in der Schlacht, an der Seite eines Mannes, der demſelben immer ausgewichen iſt, verwirrt, betäubt, halb ſinnlos ſteht, und ſeines Geiſtes nicht mächtig iſt, oder, wenn er erkrankt, bey dem kleinſten Schmerze, aus dem Gleichgewichte ſeines Gemüths kömmt, und bey dem Gedanken des Todes in Verzweiflung geräth. Wir ſehen, daß Menſchen, ohne Grundſätze und Sitten, die gewiß von wahrer Tapferkeit keinen Begriff, und von wahrer Ehre kein Gefühl haben, ſich, wenn der Brandtewein das Gehirn umwölkt, in der Herberge täglich blutige Köpfe holen.

Wird denn aber die Beleidigung dadurch gehoben, daß ich mich zu rächen ſuche? — Nichts weniger! Was kann unverſtändiger ſeyn, als, um ein geſchehenes Uebel gut zu machen, ſich zu beſtreben, ſelbſt ein noch gröſſeres zuzufügen, und ſich zugleich in den Fall zu ſetzen, noch einmal ärger beleidigt zu werden? Ein Edelmann wird ausgeſchimpft, greift nach dem Degen, ſchlägt ſich, verliehrt ein Paar Finger; — und nun iſt das Schimpfwort von ihm abgewiſcht; Er hat Genugthuung für die empfangene Beleidigung, und umarmt den, welcher ihm hat Gerechtigkeit wiederfahren laſſen — Eine ſchöne Philoſophie! —

Kann ferner einem Manne von wahrer Ehre dieſe Ehre dadurch geraubt werden, daß irgend ein elender, oder von Leidenſchaft verblendeter Menſch dieſelbe nicht anerkennt? Und vergriffe Dieſer ſich auch an ſeinem Körper; würde er dadurch etwas von ſeinem ächten Werthe verliehren? Wenn mich ein Hund beißt, oder ein wildes Pferd überrennt, oder ein Gaſſenbube mit Schmutz nach mir wirft; ſo iſt meine Ehre nicht gekränkt, aber wenn mich ein Fähndrich oder ein Student, die zuweilen nicht mehr Verſtand haben, als jene drey, einen ſchlechten Kerl nennt, und ich bin allgemein als ein redlicher Mann bekannt; ſo muß ich dieſen Schimpf dadurch abwiſchen, daß ich mich der Gefahr ausſetze, mir von ihm ein Stück von meiner Naſe abhauen zu laſſen? Und wenn ich nun würklich ein ſchlechter Kerl bin; höre ich dadurch auf, es zu ſeyn, daß ich dem den Hals breche, der ſich unterſtanden hat, mir die Wahrheit zu ſagen? Alſo ſoll der ehrliche Mann, der den Schimpfer mit Verachtung anhört, ohne ſich zu rächen, geringgeſchätzt, und der Schurke, der, wenn man ihm ſeine Blöße aufdeckt, uns über die Ohren fährt, für einen Mann von Ehre gehalten werden? — Eine ſchöne Lehre! —

Ich komme aber zu der zweyten Hauptfrage, nemlich: giebt es Beleidigungen, für welche mir der Staat keine Genugthuung verſchaffen kann, wobey ich alſo mein eigener Rächer ſeyn, meine natürlichen Rechte reclamiren muß? — Dies wollen wir genauer unterſuchen.

Sobald nur von Rache die Rede iſt; ſo iſt dieſelbe in allen Fällen unerlaubt, eines edeln Mannes unwürdig und, da ſie das geſchehene Uebel nicht hebt, auch unzweckmäßig und unvernünftig. Wenn man aber frägt, ob man ſich zum ſtrafenden Richter aufwerfen dürfe, um Denjenigen zu züchtigen, der ſich unterfängt, die Ruhe Andrer zu ſtöhren, um ihn abzuhalten, mehr dergleichen zu treiben; ſo iſt das freylich eine andre Sache, und ich antworte folgendes: Wörtliche Beſchimpfungen können, wie ich vorhin geſagt habe, keinem Manne von Ehre etwas an ſeinem Werthe benehmen, noch ſeinen Zuſtand verſchlimmern, folglich ſtehen ſie nicht in Verhältniß mit der öffentlichen Sicherheit, ſo, daß ich in dieſem Falle genöthigt wäre, mich zum Retter Anderer aufzuwerfen, und am Ende giebt es ja auch Mittel, würkliche Verläumder durch die Obrigkeit züchtigen zu laſſen, wenn es der Mühe werth iſt, das heißt, wenn die Verläumdung wichtige Folgen im bürgerlichen Leben haben kann. Vergreifungen an meinem Körper werden gleichfalls, auf Anzeige, von den Gerichten beſtraft, um dieſelben in der Folge zu hemmen. Uebrigens ſteht mir ja auch bey dieſen, in dem Augenblicke des Angriffes, wenn ich mich irgend auf meine Arme verlaſſen kann, eine kräftige Gegenwehr ohnverboten. Endlich Kränkungen und Eingriffe in meine bürgerlichen Rechte, Vermögensumſtände, u. d. gl. bin ich verbunden vor dem öffentlichen Richterſtuhl anzuklagen — Bey allen dieſen Fällen nun bedarf es des Zweykampfs nicht —

Es giebt aber andre Fälle, wo ich in der That geneigt wäre, zu glauben, es könne die Ausforderung zu einem Zweykampfe, wo nicht erlaubt und vernünftig, doch wenigſtens verzeihlich ſeyn. Wenn ein ſchändlicher Wollüſtling meine Frau verführt, und ich erfahre es, weiß es, kann aber meinen Schimpf, meine Entehrung nicht auf die in den Geſetzen vorgeſchriebene Art beweiſen; Wenn ein Böſewicht durch Verſtellung das Herz meiner Schweſter gewinnt, und ſie heyrathet ihn, und er mißhandelt dann, wenn er ihres Genuſſes ſatt iſt, das arme Weib, ohngeachtet ſie nichts als Nachgiebigkeit und Gefälligkeit iſt, oder er lebt öffentlich mit fremden Buhldirnen, verſchwendet das Eigenthum ſeiner Kinder, ſtürzt die Seinigen durch ſeine Ausſchweifungen in Mangel und Elend, und der Fall iſt nicht ſo, daß die Geſetze das geſchehene Uebel aufheben und das künftige hemmen können; Wenn ein ſchlauer Verführer das Herz meiner Tochter durch Schmeicheleyen feſſelt, und ſie ſchwört ihm Treue und hält es, ſchlägt, aus Liebe zu ihm, die vortheilhafteſten Verbindungen aus, und er verläßt ſie dann, vielleicht gar ihrer Unſchuld beraubt, und das unglückliche Mädgen welkt hin, von nagendem Kummer gequält — In ſolchen Fällen, wo dem gemeinen Weſen ein Dienſt damit geleiſtet wird, daß man ein Ungeheuer von der Erde vertilge, das noch viel Andre unglücklich machen würde — In ſolchen Fällen — kann ich begreifen, daß ich ſelbſt in die Verſuchung gerathen, und ihr vielleicht unterliegen könnte, gegen einen Solchen die Waffen zu ergreifen. Allein ich bin weit entfernt dieſe Handlung deswegen für moraliſch gut und vernünftig zu halten. Nicht für gut und recht, weil nicht meine, ſondern eine höhere Richterhand das Schickſal der Menſchen leitet, die Summe des Guten und Böſen abwiegt, und den Böſewicht ſtraft; Nicht für vernünftig, weil der Ausgang des Zweykampfs noch immer ungewiß bleibt, ich mich alſo der Gefahr ausſetze, ſtatt den Andern zu ſtrafen, mein eigenes Leben zu verliehren, das Vielen nützlich ſeyn kann — Doch, wie geſagt! ich weiß nicht, wozu ich mich alsdann würde verleiten laſſen — In allen übrigen Fällen aber halte ich den Zweykampf für thöricht und unerlaubt, und erkläre feyerlich, daß, obgleich ich ſelbſt ein Edelmann bin, keine Beleidigung von ſolcher Art mich bewegen würde, jemand herauszufordern, noch eine

Ausforderung anzunehmen. Ich kränke niemand vorſetzlich, und thäte ich es aus Uebereilung oder Irrthum, ohne es zu wollen; ſo würde ich bereit ſeyn, den Gekränkten um Verzeihung zu bitten, mit welcher Genugthuung alsdann jeder redliche Mann zufrieden ſeyn würde. Eine wörtliche oder ſchriftliche Beleidigung, die mir jemand zufügen mögte, würde ich mit Verachtung überſehn. Griffe mich Einer körperlich an; ſo würde er erfahren können, daß ich meine geſunden Glieder, allerley Waffen zur Vertheidigung, und die Hülfe handfeſter Leute zu gebrauchen wüßte; und erlaubte ſich jemand Eingriffe in meine bürgerlichen Rechte; ſo würde ich mich an die Landesobrigkeit wenden.

Man pflegt gemeiniglich zu behaupten, die Aufrechterhaltung des ſo genannten point d'honneur und das Duelliren hätten großen Nutzen in Armeen, auf Univerſitäten, u. ſ. f. indem ein Schwerd das andre in der Scheide hielte — Ich bin vom Gegentheil überzeugt. Wahrer Ehrgeiz wird dadurch nicht erweckt, und den falſchen ſoll man nicht verewigen. Wahre Herzhaftigkeit wird nicht zum Zweykampfe erfordert, alſo ſichert die Furcht davor nicht gegen Beleidigungen, weil das tägliche Beyſpiel lehrt, daß die elendeſten Menſchen ſich gegen die beſten dergleichen erlauben, weil ſie wiſſen, daß es nachher mit einem Paar unbedeutenden Degenſtößen wieder gut zu machen iſt. Ernſthafte Männer leben verträglich mit einander; und was liegt dem gemeinen Weſen daran, ob ſich Buben zanken und ſchimpfen oder nicht?

Z°°°

7) Ueber die Rechte des Hausvaters.

Unter manchen Paradoxen, welche in unſerm Jahrhunderte, überdrüßig der bekannten, feſten Wahrheiten, theils von witzigen, theils von vernünftigen Köpfen aufgeworfen werden, iſt dasjenige nicht das ſchlechteſte, welches Herr Linguet hingeſtellt hat, indem er die Behauptung wagt: „eigentliche Sclaverey oder Leibeigenſchaft mache die Unterthanen weniger

„unglücklich in ihrem Zuſtande, als die Tyrannen, welche die heutigen groſſen und kleinen Haus- und Länder-Despoten über Menſchen führten, die den Titel freye Menſchen trügen.“ Es iſt wahr, daß man Jene wenigſtens nicht verhungern läßt, um ſein Inventarium nicht zu ſchmählern, daß ſie ſich nicht jeden Abend mit dem nagenden Gedanken auf ihr Lager werfen: ob auch, wenn ſie in dieſer Nacht ſterben ſollten, ihre Kinder und Weiber einen Biſſen Brod haben würden? oder: ob nicht der Herr, wenn der Winter herankömmt, und er ihrer ſchweren Dienſte nicht mehr bedarf, ihnen einen ehrenvollen Abſchied geben, und ihnen erlauben wird, als freye Menſchen — zu erfrieren, wo es ihnen beliebt? Daß Miethlinge würklich weniger durch Gewohnheit, ähnliche Erziehung, Lebensart, und vom Vater auf den Sohn vererbtes gemeinſchaftliches Intereſſe an das Haus ihres Herrn gebunden ſind, noch mit ihm ſo eine Familie ausmachen, wie die Leibeigenen; Daß jene, mehrentheils ſehr rohen, empfindungsloſen Menſchen, ſich weniger bemühen, ſich in die Launen der Herrſchaft zu ſchicken, wenn ſie wiſſen, daß ſie derſelben am Ende jedes Quartals einen Stuhl vor die Thür ſetzen konnen; Daß ſie mehr zu Veruntreuungen gereizt werden, als die, welche kein Eigenthum haben — Das alles iſt wahr — Dennoch würde ich darum nicht der Sclaverey das Wort reden; aber die Gründe dagegen anzuführen, gehört nicht zu meinem heutigen Zwecke. Ich will nur die Frage aufwerfen: ob nicht unſre modernen bürgerlichen Verfaſſungen die Rechte der Hausväter zu ſehr eingeſchränkt, und das Familienband zu locker gemacht haben?

Unſre Dienſtboten, die mehrentheils Leute von der ſchlechteſten Erziehung ſind, weil leider! die Bildung der untern Stände ſo unverantwortlich vernachläßigt wird, vermiethen ſich bey uns (Schon das Wort iſt mir unerträglich, und zeigt an, daß es eine Art von Handel iſt, von welchem jeder ſo viel Vortheil zieht, als er kann) meſſen jeden Schritt, den ſie thun, nach den Verpflichtungen ab, zu welchen ſie ſich gleich anfangs verbindlich gemacht haben, und nach der Summe der Gulden, die ſie an Lohn bekommen; ſchonen ihrer Finger, ihrer Füße, und noch mehr ihrer Schuhe; legen die Hände in den Schooß, ſobald die Herrſchaft es nicht ſieht; nehmen kein Intereſſe an den perſönlichen und häuslichen Leiden — kurz! thun alles nur aus Zwang, Noth — ſind Augendiener, ſie müßten denn durch Naturhang oder beſſere Erziehung, welches aber ſelten der Fall iſt, zur Ordnung, Pünctlichkeit und Thätigkeit geneigt ſeyn — Und ich geſtehe es, ich habe Mitleid mit dieſen Miethlingen, wenn ſie ſogar zu kleinen Veruntreuungen gereizt werden. Die Ausſicht in die Folge ihres Lebens muß den Mehrſten von ihnen jede Stunde verbittern. Der Lohn iſt gewöhnlich geringe — wie wenig läßt ſich davon überſparen? — Und welch ein trauriges, unnützes, verachtetes, zurückgeſtoßenes Geſchöpf iſt nicht eine alte gebrechliche Magd, ein bejahrter Bedienter, mit einer kahlen Perüke? Wie wenig Herrſchaften giebt es, die wahrhaftig als Hausväter und Hausmütter ſich betragen? Kann man es den Dienſtboten übel aufnehmen, wenn ſie für dieſelben keine Art von edelm Gefühl empfinden, indem ſie voraus wiſſen, daß, ſobald ſie erkranken, man ſie in ein elendes Hospital ſchickt, und indeß auf ihre Koſten eine andre Perſon miethet; daß, wenn es ihnen zum Unglücke begegnet, etwas im Hauſe zu zerbrechen, oder ſonſt zu verderben, man ihnen den Werth deſſelben von ihrem ſauer verdienten, geringen Lohn abzieht; daß man, ſobald man ihrer überdrüßig iſt, ſie fortſchickt; daß man kein Intereſſe an ihrem Schickſale, an ihren künftigen Ausſichten, an ihrer ſitlichen Vervollkommung nimt?

Sie wiſſen, daß ich, in dieſer Rückſicht, meine ſämtlichen Domeſtiken mir ſelbſt erziehe, arme Knaben und Mädgen zu mir nehme, dieſe als meine eigene Kinder halte und unterrichte, ſo viel es nemlich in ihrem Stande ihnen nützlich ſeyn kann, und daß ich bemüht bin, ihnen in der Folge eine ſichere Verſorgung zu verſchaffen. Dies thue ich nicht ſowohl, um für einen wohlthätigen Mann zu gelten, als vielmehr, weil ich finde, daß ich dabey unbeſchreiblich gewinne. Ich mag niemand in meinem häuslichen Cirkel um mich ſehn, der mir nicht anhängt, der mir gleichgültig iſt. Mein junges Volk aber liebt und fürchtet mich, als ſeinen Vater, iſt treu und anhänglich an mich und die Meinigen, eröfnet mir ſein Herz, ſpringt um mich herum, und läßt mich immer fröhliche Geſichter ſehn. Ich habe ein größeres Recht über dieſe Kinder, kann ihre Dienſte nach ihren Kräften abmeſſen, und über ihre Sittlichkeit wachen. Ich gebe ihnen keinen Lohn, ſondern monatliches Taſchengeld, wovon ich einen Theil, zu Sammlung eines kleinen Schatzes, für ſie zurücklege. Kleider, Schuhe, Koſt, Wäſche, alles ſchaffe ich ihnen an, dagegen jage ich ſie auch nicht, bey dem ſchlechteſten Wetter, unnützer Weiſe, durch die Gaſſen, um einen vornehmen Müßiggänger fragen zu laſſen, wie er nach dem geſtrigen Rauſche geſchlafen hat; ſondern ich berechne (wenn mich auch nicht menſchliches Gefühl zurückhielte) ob das Compliment ſo viel werth iſt, als ſie an Kleidern und Schuhen verderben, denn es ſind meine Kleider, meine Schuhe, und wenn ſie krank werden, bin ich es, der die Unkoſten davon beſtreiten muß.

Ich wünſchte alſo, es mögte das Band unter der Herrſchaft und den Dienſtboten enger ſeyn. Der Hausvater ſollte, meiner Meinung nach, als die erſte Inſtanz betrachtet, ſeine Bedienten in gewiſſen Fällen ſtrafen, und nur, wenn er ſeine Gewalt misbrauchte, bey einem höhern Gerichte belangt werden können. Es müßte nicht jedem Dienſtboten erlaubt ſeyn, dies Band nach Gefallen zu zerreiſſen, wenn er irgendwo bequemer faulenzen zu können glaubte; Er müßte vielmehr, wenn keine rechtmäßige Urſache, noch Klage, keine Heyrath, keine Beförderung zu gewiſſerem Brode, oder dergleichen dazwiſchen käme, eine feſtgeſetzte Reihe von Jahren im Dienſte aushalten, auſſer man müßte dann einen beſondern Contract, in einzelnen Fällen darüber geſchloſſen haben. Dagegen müßte auch ein Hausvater von der andern Seite klar zu beſtimmende Verbindlichkeiten auf ſich haben, wie er ſich zu verhalten hätte, wenn ein Domeſtik erkrankte, wenn er bey ihm lange und treu gedient hätte, wegen

Erhöhung des Lohns, wegen künftiger Verſorgung, u. ſ. f. — Und, glauben Sie nur! dann würden wir mehr billig denkende gütige Herrn, und mehr eifrige, treue und anhängliche Dienſtboten ſehen.

X***

8) Plan zu einem Bürcau von Liebesdienſten.

Es wird in unſerm Zeitalter ſo manche Anſtalt zum Beſten der Menſchheit errichtet, ſo manche Einrichtung gemacht, welche Geſelligkeit und Zuſammenhang unter den Menſchen befördert; Wir haben Magazine für alle Wiſſenſchaften und Künſte, Academien, durch welche einheimiſche und ausländiſche Entdeckungen und Vorſchläge allgemein bekannt gemacht werden; Wir haben Journale aller Art, Buchhandlungen der Gelehrten, Correſpondenten der Gelehrten, Mäckler, Speditoren, fliegende Blätter in einzelnen Provinzen, welche Käufern und Verkäufern, Miethluſtigen und Solchen, die vermiethen wollen, Pachtungen die offen ſtehen, Sachen die gefunden oder verlohren ſind, Waarenpreiße, Beförderungen, und was ein jeder wiſſen will, bekannt machen; Die politiſchen Händel und die Plane der großen Monarchen werden auspoſaunt — oft ehe ſie in den Kabinetten beſchloſſen worden; Die Gelehrten treiben einen Tauſchhandel mit ihren Ideen, die ſie uns vorlegen, oft ehe ſie noch gehörig verdauet ſind; Der Briefwechſel unter Privatperſonen wird von Jahr zu Jahr ausgebreiteter; Die Menſchen reiſen mehr, als ſonſt, und beſchreiben ihre Reiſen in dicken Bänden; Geheime Verbindungen knüpfen homogene und heterogene Geiſter an einander, und würken, im Großen und Kleinen, zum Guten und Böſen; Wir laſſen Anecdoten von vornehmen und geringen Männern und Erzählungen von den Schandthaten und edeln Zügen unſrer Freunde und Feinde, höchſtbeſcheiden und menſchenfreundlich drucken —— Aber, ſo viel ich weiß, iſt noch kein, zu ohnvermiſchten, einfachen, reinen Zwecken errichtetes Büreau von Liebesdienſten eröfnet worden — Ich will mich deutlicher erklären.

Seitdem ich nicht mehr in öffentlichen Geſchäften ſtehe, aber viel herumgereiſt bin, habe ich manche intereſſante Bekanntſchaft zu machen und das Zutrauen viel guter Menſchen zu gewinnen das Glück gehabt. Wenn mir dann hie und da redliche Männer Wünſche, Plane oder Klagen vertraueten; ſo gaben mir ſowohl die Muße, welche ich genieße, als auch zugleich eben jene Verbindungen in andern Gegenden Gelegenheit, ſolchen ehrlichen Leuten zuweilen nützliche Dienſte zu leiſten, wozu mich mein natürlicher Thätigkeitstrieb doppelt ermunterte. Da erfuhr ich dann, daß würklich ein einzelner, ſonſt nicht in Staatsbedienungen ſtehender Mann, viel Gutes zu thun vermag, wenn es ihm ein Ernſt darum iſt; erfuhr aber auch, daß dienſtfertige Leute ſehr gemißbraucht werden, daß ſich faſt Jeder, der irgend etwas auszurichten hat, an Solche wendet, als wenn der gute Wille allwiſſend, allmächtig und reich machte, und daß, wenn man dann einmal nicht dienen kann, Eine abſchlägige Antwort ſo übel aufgenommen wird, daß hundert würklich geleiſtete Dienſte darüber vergeſſen werden;

endlich, daß man zuletzt als eine Schuldigkeit fordert, was doch nur freye Hingebung iſt. Dabey erfuhr ich, daß, jemehr ſich das Zudringen der Menſchen vermehrt, um deſto gröſſer die Schwierigkeit, viel zu leiſten, werden muß, da Jeder haben, und niemand geben will. Selten kommen die Menſchen zu mir, um mir bekannt zu machen, daß ſie Gelegenheit haben, eine Wohlthat zu erweiſen, aber ſelten bleiben ſie aus, wenn ſie dergleichen durch mich von Andern fordern wollen; zu geſchweigen, daß ich häufige Demüthigungen aushalten muß von denen, die ich um Hülfe anſpreche, obgleich ich nie für mich bitte. Oft erfüllt es mein gefühlvolles Herz mit Schmerz, wenn ich, aus Mangel an Kräften und Vermögen, ſo Viele ohne Troſt von mir laſſen muß — Man glaube nicht, daß ich dies ſage, um die Wichtigkeit meiner Dienſte und die Bereitwilligkeit meines Herzens herauszuſtreichen — Gewiß nicht! — Es iſt Drang der Seele, Gefühl von Verlegenheit, in welche ich täglich gerathe — Die, ſo mit und neben mir leben, wiſſen, daß mir dies oft alle Freuden des Lebens, allen Schlaf raubt, mich harmvoll und muthlos macht — Uebrigens habe ich es oft geſagt, daß der Trieb, ſich Andre verbindlich zu machen, nicht immer aus einer reinen Quelle herkömmt, ſondern vielfältig Eitelkeit und Temperamentshang zum Grunde hat— Aber was thut das zur Hauptſache? — Wenn nur das Gute geſchieht! Ich mußte indeſſen dies alles vorausſchicken, um daraus begreiflich zu machen, wie ich auf nachfolgenden Vorſchlag gekommen bin.

Wie wäre es, wenn ein ehrlicher, arbeitſamer, verſchwiegener und uneigennütziger Mann, der Muſe dazu hätte, öffentlich bekanntmachte: er ſey bereit, ſich ohnentgeltlich zu einem Correspondenten ſolcher Perſonen anzutragen, die gegenſeitige Liebesdienſte gegen einander austauſchen wollten? Wenn er dann ein Buch führte, über die einberichteten Geſuche und Anerbieten, und dies nach Rubriken eintheilte? Und es ſtände dann in einer Hälfte des Buchs: „Ein Mann von ſolcher „Denkungsart ſucht für ſeine Kinder einen

„Hofmeiſter von ſolchen Eigenſchaften, unter ſolchen Bedingungen“ und in der andern Hälfte: „Ein junger Mann, von ſolchen Fähigkeiten und Kenntniſſen, ſucht eine Stelle als Hofmeiſter, unter ſolchen Umſtänden“ In der einen Hälfte des Buchs „Herr M*** mögte gern Nachricht haben, in welcher Verfaſſung das Inſtitut, die Fabrik, das Collegium in N*** iſt“ und in der andern: „Herr D*** erbietet ſich, genaue Nachricht über den Zuſtand der *** in N*** zu geben“ In der einen Hälfte: „Herr Q*** frägt nach, wer wohl an dem Hofe in N*** am mehrſten vermögte“ und in der andern: „Herr S*** hat itzt gute Gelegenheit Addreſſen und Einfluß in R*** zu verſchaffen“ In der einen Hälfte: „Es lebt in T*** eine arme, würdige Familie, der auf folgende Art geholfen werden kann“ und in der andern Hälfte: „Madam P*** hat eine kleine Summe zu einer wohlthätigen Handlung beſtimmt, und mögte dieſelbe gern auf folgende Art anwenden“ — Wenn dann der Correſpondent (und, wo es nöthig wäre, mit Verſchweigung des Nahmens) dieſe unbekannten Menſchen mit ihren Geſuchen und Anerbieten zuſammenbrächte — Könnte er nicht dann viel Gutes ſtiften, ohne künſtliche Anſtalt, ſo Manchem helfen? Würde das Publicum, wenn man einmal mit einem ſolchen Anerbieten aufträte, den Einfall lächerlich oder eitel finden? Oder würde man die Schuld auf den uneigennützigen, zu keiner Secte, Parthey noch geheimen Verbindung gehörigen Beſorger ſchieben, wenn nicht jeder Wunſch ſo geſchwind, nicht ſo ganz nach des Wünſchenden Abſicht befriedigt werden könnte? Würden wohl vornehme, mächtige, reiche Leute dies Unternehmen unterſtützen? — Ich mögte wohl darüber die allgemeine Stimme hören, und dann fände ſich vielleicht ein Mann, der ein ſolches Büreau auf eigene Koſten anzulegen, und ſich dem Dienſt Andrer auf dieſe Art ganz zu widmen geneigt wäre.

X***

VIII. Literariſche Bemerkungen und Critiken, über verſchiedene alte und neue Werke, u. d. gl.

Fortſetzung *.

Von dem jüngern Herrn Müller in Dresden an den Herrn Meyer in Urfſtädt.

Sie wollen wiederum einen Auszug aus meinem literariſchen Tagebuche von vorigem halben Jahre in das Journal aus Urfſtädt einrücken? — Meinetwegen! Es ſey darum! Indeſſen hoffe ich, Sie werden nicht glauben, daß ich junger Menſch mir einfallen laſſe, nach Art unſerer heutigen unberufenen Kunſtrichter, mein Urtheil für vocem populi, und dieſe für vocem Dei auszugeben — Das ſey fern von mir! Ich ſage meine Meinung, als ein ehrlicher Biedermann, ohne entſcheiden

---

* Man ſehe im zweyten Stücke dieſes Journals die 106te Seite.

Anmerk. der Herausgeber.

zu wollen, ſalvis melioribus — Doch, ohne Complimente!

Nichts in langer Zeit iſt mir auffallender geweſen, als die Anzeige von dem Unternehmen der Herrn Bertuch und Krauſe in Weimar, ein Mode-Journal herauszugeben. Ich trauete meinen Augen nicht — „Wie?“ rief ich aus, „Männer von ſolchen Talenten wollten ihre Kräfte, ihre Zeit, auf eine ſo unnütze, ja, nicht nur unnütze, ſondern wahrhaftig verderbliche Art verſchwenden? — „Nein! das kann nicht möglich ſeyn!“ —

Daß bey dieſem Gegenſtande weder ein Schriftſteller von höherem Berufe, noch ein Maler von großen Talenten Gelegenheit hat, durch die Darſtellung Ehre einzulegen, noch etwas würklich Gutes und Nützliches zu leiſten, das iſt wohl Jedem in die Augen gefallen, der die Anzeige des Moden-Journals geleſen hat; daß es ein unwürdiges Geſchäft für einen denkenden Kopf und für einen philoſophiſchen Künſtler iſt, zu einer Zeit, wo allgemein in unſerm Vaterlande darüber geſchrien wird, daß Nachahmung der Ausländer in ſo äuſſerſt frivolen Dingen, von uns jedes Gepräge wahrer Originalität und Teutſchheit abwiſcht, zu dieſer Zeit die Thorheiten und geſchmackloſen Kleidertrachten unſrer Nachbarn durch Druck und Stich zu verewigen, das muß allen verſtändigen Männern einleuchten; aber daß dies Unternehmen auch den ſchädlichſten Einfluß auf Verbreitung des Luxus, der Corruption, die mit dem Luxus Hand in Hand geht, und auf Zerrüttung der häuslichen Umſtände ſo mancher Familien haben wird, wenn es fortdauert — das läßt ſich vorausſehn, ſobald man nur ein wenig ernſthaft über dieſe Sache nachdenkt— das iſt mir, das iſt Männern dabey eingefallen, die klüger als ich ſind —

Iſt es zu entſchuldigen, daß ein teutſcher Schriftſteller und ein teutſcher Künſtler, die beyde von Seiten ihrer Talente geſchätzt und geachtet ſind, die daher ehrenvoll ihre Kräfte beſſern Gegenſtänden widmen könnten, daß dieſe ſich ſo weit vergeſſen, ein Werk zu ſchreiben, in welchem uns erzählt, uns vorgemalt wird, auf welche Art eine franzöſiſche Hure in den letzten vierzehn Tagen ihre durch unordentliche oder liederliche Lebensart und Buhlerey verzerrte Larve aufgeſtutzt hat— Iſt das zu entſchuldigen? — Iſt es zu entſchuldigen, daß dies wichtige Werk ſo allgemein ausgebreitet wird, daß nun in jeder kleinen Stadt ein eitles Bürgerweib, die bis daher, in ihrer Unwiſſenheit glücklich, noch mit ihrer Levite, oder ihrem Foureau, oder ihrem Hut à la Mongolfier, und wie das Lumpenzeug heißt, zufrieden war, für wenig Groſchen unterrichtet wird, daß dieſer Flitterſtaat in Paris nicht mehr getragen wird, ſondern daß eine andre Narrheit im Schwange geht, und ſie dann ihren armen Mann ſo lange durch Bitten, Drohen, Schmeicheln oder Maulhängen plagt, bis der arme Tropf ſein letztes Hellerchen verwendet, vielleicht gar die ihm anvertraute Kaſſe angreift, um ſeiner albernen Hälfte den neumodigen Anputz zu verſchaffen? — Pfui! Dazu ſollte ein teutſcher Mann die Gelegenheit erleichtern wollen, ſollte nicht vielmehr alles anwenden, den Strohm der Narrheit und des Verderbniſſes aufzuhalten?

Ich bin überzeugt, beyde ſchätzbaren Männer haben, als ſie, vom böſen Genius irregeführt, dies Werk ankündigten, nicht daran gedacht, welchen Unfug ſie trieben. Sie werden auch, zu billig, zu edel denken, um es einem Unpartheyiſchen übel aufzunehmen, wenn er ſie und das Publicum warnt, dieſem Unternehmen fernere Dauer zu verſchaffen. Sie werden zu vernünftig denken, um dieſe wohlgemeinte Warnung mit Perſiflage zu beantworten, oder als Pasquill auf ihre gelehrte Operation zu verachten — Alſo nicht Ein Wort mehr hierüber! Wir ſind ja täglich in dem Fall, aus Irrthum und Leichtſinn, etwas zu thun, das wir, bey kalter Vernunft oder bey Zurechtweiſung eines Freundes, ſelbſt misbilligen und in der Folge unterlaſſen — Nur Menſchen von der gemeinſten, eitelſten oder boshafteſten Denkungsart beharren auf anerkannte Irrthümer, oder ſuchen ſophiſtiſchen

Witz zuſammen, um Denjenigen lächerlich oder verächtlich zu machen, dem ſie keine kräftige Gründe entgegen ſetzen können — Aber ſolche Männer ſind Bertuch und Krauſe nicht.

Im vorigen Monate fiel mir eine gedruckte Predigt in die Hände, vom Doctor Chriſtian Münden, Geiſtlichen in Frankfurt am Mayn, als Dankpredigt, am dritten Jubelfeſte, wegen Erfindung der Buchdruckerkunſt gehalten, über Pſalm 102, Vers 14 bis 19, gedruckt in Frankfurt 1741 — Welch' ein Gegenſtand für die Kanzel-Beredſamkeit! Und der Text, wie mit den Haaren herbeygezogen, um eine Kunſt zu preiſen, die wahrlich eben ſo viel Unheil geſtiftet, als Anlaß gegeben hat, den Nahmen Gottes zu preiſen!

Hier ſind wieder einige ſonderbare Titel von Büchern aus dem vorigen Jahrhunderte! — Und nun klage man noch über die Menge der unnützen Producte in dem unſrigen!

a) Die Geſtalt der Braut Chriſti, vor ihrem Ausgang aus Babel, von Adam Lampe.

b) Der Beruf, und verſchiedene Lagerplätze des Erzvaters Abrahams, von Lotz, *Treviranus.*

c) Johann Chriſtophs Bödickers einhundert Leich-Abdankungen, oder wohlausgearbeitete Stand- Ehren- und Dankreden, bey ſolennen Beerdigungen.

d) *Suſpiria paſſionalia*, oder Paßionsſeufzer, nebſt fünf und ſiebenzig Zeitpredigten, von Langhanßen.

e) Der Reuter auf dem fahlen Pferde, oder die Macht und Gewalt des Königs des Schreckens, in Leichenpredigten, von Lampe.

Haben Sie des Herrn Mercier hiſtoire d'une jeune Lutherienne geleſen? Der Anfang iſt, wie abgeſchrieben, aus Wielands Agathon, nur franzöſirt, wie ſich's verſteht. Nachher wird der Roman äuſſerſt matt und langweilig. Der luſtige Ton, in welchem Herr Jezennemours, in der traurigſten Lage, ſeine Geſchichte erzählt; Die äuſſerſt unwahrſcheinliche Entwicklung; Die Seeſtürme; fremde Welttheile, in welchen ſich die Leute wiederfinden — Das alles erweckt Eckel, und bewahrheitet die Bemerkung, wie traurig es heut zu Tage um die franzöſiſche Literatur ausſieht.

Wie gefällt Ihnen des Herrn Linguets witziger Einfall: Man ſollte in allen Städten Luftbälle in Bereitſchaft halten, um, bey ähnlichen Gelegenheiten, als in Manheim, bey der großen Ueberſchwemmung vor ein Paar Jahren, der Gefahr entfliehen zu können? Zehntauſend Einwohner, die in Manheim leben, würden freylich ſchon eine hübſche Cavalcade in der Luft machen können.

Es hat jemand,[*] mit der gehörigen Beſcheidenheit, die man, bey Zweifeln über einzelne Stellen in den Werken großer Männer, nie aus den Augen verliehren muß, gewagt, einige, beſonders den Ausländern auffallende harte Wortfügungen in unſern beſten Hexametern zu finden, die größtentheils mit daraus entſtehen, daß man im Teutſchen manche Sylbe als anceps gebraucht, die doch wohl eine beſtimmte Quantität hat. Ein Beyſpiel von dieſer Art glaube ich im zehnten Verſe des erſten Geſangs von Klopſtocks Meßias gefunden zu haben; Es ſteht dort:

---

[*] Geſammlete poetiſche und proſaiſche kleine Schriften, von A*** Freyherrn von K*** zweyter Theil, Seite 71.

„Weyhe ſie, Geiſt, Schöpfer! vor dem „ich im Stillen hier bethe.“ Wen würde nicht, bey Leſung dieſes Verſes, ſein Ohr verleiten, die erſten drey Sylben für ein Dactylus zu halten: „Weyhe ſie“ — und doch, wenn man dies thun wollte, würde die letzte Sylbe von Schöpfer lang werden, welches der Abſicht des Dichters entgegen iſt; Denn hier wird ſie (welches freylich anceps iſt) als lang gebraucht, folglich ein Spondäus aus ſie, Geiſt gemacht, der aber meinem Ohr um deſto widriger klingt, da derſelbe durch den oratoriſchen Accent, vermittelſt des Comma, in zwey Theile getheilt wird, welches in der That eine unangenehme Würkung macht — Und wie leicht wäre nicht das zu vermeiden geweſen!

Viel auffallender aber noch iſt mir, im zweyten Geſange, der 456ſte Vers:

„Auch gern Gott wär'; ſo höret von mir „des Stolzen Geſchichte!“ Hier iſt entweder Gott, oder wär' als kurze Sylbe gebraucht, je nach dem man entweder Auch gern Gott als Dactylus, oder Auch gern als Spondäus, Gott wär'; ſo aber als Dactylus betrachtet. Beydes nun iſt gleich widrig, denn das doppelte t in Gott macht die Sylbe offenbar lang, wär' iſt ohnbezweifelt lang, da man noch obendrein auf das unterdrückte e am Ende Rückſicht nehmen muß; Es bleibt unterdeſſen noch ein drittes Mittel übrig, und das iſt ärger, als die vorigen, nemlich alſo zu ſcandiren:

– – | – – | – ∪ ∪ | – ∪ ∪ | – ∪ ∪ | – –

Dann wäre ſo als lang, hö (in höret) als kurz, endlich auch mir als kurz gebraucht, welches ganz unnatürlich ſeyn würde.

Wie wenig man ſich auf die in jetzigen Zeiten herauskommenden Sammlungen von ökonomiſchen und andern Bemerkungen verlaſſen kann, davon habe ich kürzlich noch einige Erfahrungen gemacht. Indeſſen halte ich es würklich für unverzeihlich, Vorſchriften zu geben, in Haushaltungsſachen, Recepte bey Krankheiten des Viehs u. ſ. f. bekannt zu machen, Handgriffe zu lehren, die man nicht ſelbſt verſucht, wovon man ſich nicht ſelbſt überzeugt hat. Es begegnete mir unter andern neulich, daß ein guter Rheinwein, der in meinem Keller liegt, durch einen Zufall einen unangenehmen Geſchmack vom Faß angenommen hatte. Um dieſen zu vertreiben, erholte ich mich, und das ganz vernünftiger Weiſe, in dem ökonomiſchen Lexicon Raths — Ich meyne dasjenige Wörterbuch, ſo den Titel führt: „Onomatologia œconomico-practica u. ſ. f. von einer „Geſellſchaft von Liebhabern der Oekonomie

„herausgegeben, mit einer Vorrede des Herrn „von Juſti." — Ein Werk voll von Lügen und Plattitüden, wie ich nachher immer mehr gewahrgeworden bin. Damals ſchlug ich darinn nach, und fand unter den Mitteln, dem Wein einen ſchlechten Geſchmack zu benehmen, vorzüglich angeprieſen: Man ſolle eine Rettigwurzel hineinhenken. Dies that ich, und mein ganzes Faß Wein war in wenig Stunden auf immer verdorben.

Ich wünſchte, es ſchriebe jemand ein Werk über die Proportionen der einzelnen Theile des menſchlichen Körpers untereinander — Nicht für den Maler, nicht für den Bildhauer, noch für den Zergliederer, ſondern für den Handwerker, Künſtler, und zu Erleichterung verſchiedener häuslichen Geſchäfte, weiblichen Arbeiten u. d. gl. Da müßte man finden: wie ſich der Durchmeſſer des Innern eines Huts zu dem Umkreiſe deſſelben verhält; wie lang der Fuß eines Strumpfes ſeyn muß, wenn man das Maaß von der Verſe bis über die Spanne hat; wie ſich die Dicke des Halſes zu der Geſichtsbreite verhält; wie viel ohngefehr in einen Topf oder in ein Glas gehn kann, wovon man die Höhe und den Durchmeſſer weiß; wie ſich die Länge eines Mannes nach der Länge ſeiner Arme und Hände, und die Klafterzahl des Holzes, ſo ein Baum hält, nach ſeiner Periphärie und Höhe beſtimmen läßt, u. ſ. f. Ich dächte immer, ein ſolches Werk, und nicht weniger eine Küchen-Chemie, wie wir deren ſchon einige, doch nur fragmentweiſe haben, und in welcher die verſchiedenen Grade des Feuers, die entweder beym Braten oder beym Sieden zu beobachten ſind. die Lehre, wie eine Süßigkeit die andre, eine Säure die andre, ein Salz das andre mäßigen kann, und mehr dergleichen Gegenſtände, auf leichte, faßliche Art vorgetragen wären — Solche Schriften würden angenehme Geſchenke für Hausmütter und andre Perſonen ſeyn.

Es iſt eine gemeine Bemerkung, daß wir noch in der Wahl unſrer Verzierungen, unſers Hausraths und andrer Dinge keinen ſo reinen, ächten, eckeln Geſchmack haben, als die Griechen und Römer in ihren beſten Zeiten, und daß eine große Menge von ſchiefen Begriffen dadurch in unſre Köpfe kommen, weil wir von Jugend auf viel falſche, nichts ſagende Zierrathe und inconſequente Zuſammenſetzungen vor Augen ſehen. Allein ſo gemein dieſe Bemerkung iſt; ſo wenig practiſchen Nutzen hat es noch im Ganzen geſtiftet, daß verſtändige Männer darauf aufmerkſam gemacht haben. Nicht alles, was einzeln ſchön iſt, macht deswegen in der Zuſammenſetzung mit andern Dingen ein ſchönes Ganzes aus; Nicht alles, was wahren, innern Werth hat, kann im Gebrauche Werth haben. Ein Stuhl von maſſivem Silber, den niemand, ohne große Mühe, von einem Platz auf den andern ſtellen kann, bleibt, ſo koſtbar er auch iſt, ein beſchwerlicher Hausrath; Ueber die Seſſel unſrer Vorfahren, die mit ſo viel trefflicher Bildhauerarbeit überladen waren, daß man ſich eine Menge ſchöner Blumen in den Näcken druckte, wenn man eine Zeitlang darauf ſaß, machen wir uns luſtig, und doch haben wir noch heut' zu Tage Verzierungen, die eben ſo unvernünftig ſind.

In den feinſten, in Meiſſen, Berlin und Gotha verfertigten Porcelaintaſſen ſiehet man kleine Inſecten, kleine Fliegen und dergleichen — ſchön gemalt — aber welch' ein eckelhafter Anblick, in meinem Getränke Mücken, Raupen, oder ähnliches Ungeziefer zu finden! Die Griffe an unſern Degen, Meſſern und Gabeln ſind eckig, geſchliffen, oder gar rauh gearbeitet, folglich ſchmerzhaft in der Hand zu führen; Unſre Trinkgläſer zerſchneiden uns mit ihren ſcharfen Ecken die Lippen; Die Erfindung der Engländer, auf Taſchentücher Landcharten und Muſik zu drucken, und alſo mit einem Theile von Aſien oder mit einer Clavier-Sonate von Schröder ſich die Naſe zu putzen; der Einfall, ein Etui bey ſich zu tragen, das die Geſtalt eines ſchmutzigen, angebrannten Talchlichts hat; der Gedanke, Nachtſtühle zu verfertigen, die wie Folianten von Büchern ausſehn, und ſich alſo die Illuſion zu verſchaffen, in Moreri's Wörterbuch ſeine Nothdurft zu verrichten; Ein Schlitten, in welchem man, hervorluckend aus dem Bauche eines feuerſpeyenden Drachen, oder eines häßlichen Mohren, der von Pferden geſchleift wird, durch den feuchten Schnee fährt; Ein Schreibtiſch in Form einer Urne; eine Tabaksdoſe in Geſtalt einer Trommel, und eine Butterbüchſe, ein Rebhuhn vorſtellend — Das alles ſind wahrlich Misgeburten eines falſchen Witzes, der einen Augenblick überraſcht, um nachher das Gefühl von Wahrheit und Zweckmäßigkeit deſto mehr zu empören.

Eben ſo unklug ſind manche unſrer Dichter in der Wahl ihrer Metaphern, Bilder und Vergleichungen. Da ſolche poetiſche Figuren die Kraft des Ausdrucks verſtärken, den Gegenſtand ſinnlicher machen, näher an das Herz legen und zeigen ſollen, wie groß die Empfindung der Gegenwart deſſelben in der Fantaſie des Dichters ſelbſt geweſen; ſo fällt natürlicher Weiſe dieſe Würkung ganz weg, wenn man die Vergleichung von einem Objecte hernimt, das unwürdiger, kleiner iſt, als der Gegenſtand, welchem man dadurch höhern poetiſchen Werth geben will, oder wenn dadurch eine unangenehme Idee ſtatt einer gefälligen, erhadenen erweckt wird, oder wenn der Contraſt unter beyden Gegenſtänden von ſolcher Natur iſt, daß die Vergleichung in das Lächerliche fällt. (Es müßte denn ausdrücklich auf das Comiſche angeſehn ſeyn.) Jedermann würde es abgeſchmackt finden, wenn ich von einem großen Nebel ſagen wollte: „es ſähe derſelbe aus, als wenn alle heilige Engel ihr Pfeifgen Tabak rauchten“ oder von einem unter andern Gebürgen hoch hervorragenden Berge: „er ſtehe da, wie der König im Kegelſpiel“ — Und doch könnte ich mich anheiſchig machen, eine Menge ähnlicher unwürdiger Vergleichungen, aus manchen unſrer neuern Dichter, aufzuweiſen.

Daß ich des vortreflichen Zimmermanns herrliches Werk über die Einſamkeit mehr verſchlungen als geleſen, und daß ich dabey den Mann im Stillen verehrt habe, der ſo tiefe Kenntniß des menſchlichen Herzens, eine ſo geſunde Philoſophie, ungeheure Lectur, ausgebreitete Gelehrſamkeit in allen Wiſſenſchaften, den feinſten Witz, die treffendſte Satyre, das wärmſte, liebevollſte Herz und die lebhafteſte Fantaſie, in der blühendſten und zugleich körnichtſten, männlichen, hinreiſſenden, immer gleich unterhaltenden Schreibart darzuſtellen, zu entfalten weiß — Braucht das einer Verſicherung? —

Daß Garvens meiſterhafte Ueberſetzung von Cicero's Werk über die Pflichten, noch mehr aber ſeine philoſophiſchen Anmerkungen dazu, eines der ſchönſten Geſchenke iſt, womit die Gelehrſamkeit unſer Jahrhundert beglückt hat— darüber wird wohl nur Eine Stimme ſeyn.

Man iſt heut zu Tage ſo bereit, jedes gute Werk der Ausländer ſogleich in unſre Sprache zu übertragen, und glaubt dadurch mit dem Geiſte der Nationen ſo bekannt zu werden, daß man beynahe nicht nöthig hätte, ihre Sprache zu ſtudieren — Allein wie oft verfehlen auch die beſten Ueberſetzer dieſen Zweck! Wie oft ſoll man es ſagen, daß der Genius jeder Sprache auf das Genaueſte mit dem

Character der Nation, mit ihrer Stimmung, mit dem herrſchenden Tone, mit dem Gange, den ihre Gedanken nehmen, zuſammenhängt; daß es nicht nur nicht genug iſt, treu zu überſetzen, ſondern daß auch der mit dem Geiſt einer Nation vertrauete Mann, dennoch in ſeiner Verteutſchung oft etwas ganz Anderes ſagt, als er zu ſagen glaubt, indem er den innern Sinn des Originals fühlt, und ſein Ausdruck ihm Typus für das iſt, was er dabey denkt, indeß bey dem weniger unterrichteten Leſer dieſe Nebenideen verlohren gehn? Ja! ich getraue mich, zu behaupten, daß grade die beſten Schriftſteller (das heißt ſolche, die ganz für ihre Nation ſchreiben) gar nicht zu überſetzen ſind. Ein Schriftſteller, der ſo ſchreibt, daß ſein Werk, in jede Sprache übertragen, den nemlichen Werth hat, iſt gewiß ein gemeiner Schriftſteller. Freylich ein Kochbuch, eine Anweiſung zum Feldbau und andre ſcientifiſche Werke (doch nur ſelten philoſophiſche) laſſen ſich wohl überſetzen, nie aber Schriften, wo die höhere Fantaſie, an der Hand des Genius der Sprache, ſeine Empfindungen durch conventionelle Zeichen und Worte mittheilen, faßlich machen will. Man glaubt die Sache gefaßt zu haben, und hat nur den Buchſtaben, womit jeder Menſch, ohne es ſelbſt zu wiſſen, einen ganz beſondern Sinn, ein beſondres Gefühl verbindet. Wenn aufgeklärte Menſchen Einer Nation ſich ſelten verſtehen, die doch eine gemeinſchaftliche Sprache haben, wie ſollte es dann unter Leuten von verſchiedenen Nationen möglich ſeyn? Man kann freylich einen franzöſiſchen großen Thaler, nach dem conventionellen Verhältniſſe, in zwey Gulden fünf und vierzig Kreuzer, rheiniſchen Geldes, umſetzen; aber der Thaler bleibt immer franzöſiſches Silber, und meine dreyßig Batzen und fünf und vierzig Kreuzer haben eine ganz andre Compoſition, ſehen ganz anders aus, haben ein ganz anderes Gepräge. Der große Haufe ſieht nach dem Wapen, und tauſcht, auf dieſe Garantie, gegen einander aus, in der Ueberzeugung, nun grade ſo viel erhalten zu haben, als er zu fordern gehabt hat — Allein wie kann er davon gewiß ſeyn? — Nur der geſchickte Münzverſtändige, der im Großen handelnde Kaufmann und der Banquier wiſſen genau, ob in beyden Münzſorten dieſelbe reine Maſſe von Silber enthalten iſt; und grade dieſe Männer bedürfen der kleinen Wechſeleyen nicht, als nur zu den alltäglichen Ausgaben im gemeinen Leben. Uebrigens, wenn von größern Summen über zwanzig oder vier und zwanzig Gulden die Rede iſt; ſo denken ſie nicht an ſo viel Batzenſtücke, ſondern an die feine Mark. Auf eben dieſe Art glaube ich, daß Ueberſetzungen nur zu Darſtellung gemeiner ausländiſcher Ideen, Verteutſchungen wichtiger, ſeelenvoller Werke aber nur für ſolche Leſer taugen können, die ſchon mit dem Geiſte beyder Nationen, mit dem Genius beyder Sprachen vertrauet ſind, und Dieſe bedürfen ja keiner Ueberſetzung — Wenn Sie mich nicht verſtehen könnten; ſo würde es mir ſchwer werden, Ihnen die Sache deutlicher zu machen, am wenigſten aber, Ihnen Beyſpiele davon zu geben. Im Groben können Sie indeſſen ſelbſt den Verſuch machen mit einzelnen Wörtern und Ausdrücken, z. B. aus der franzöſiſchen Sprache! — So werden Sie finden, daß die Franzoſen mit den Wörtern discret, indiscret, ſenſible, fâcheux, énergique, naiv, petit-maître, frequenter, perſiflage und dergleichen mehr, ächte franzöſiſche Begriffe verbinden; die in der Ueberſetzung bey uns, genau unterſucht, ganz andre Ideen erwecken, und doch ſind die mehrſten Teutſchen leider! ziemlich eingeweyht, in dem Geiſte und der Stimmung jener Nation. Ganz anders aber noch iſt es mit der griechiſchen, hebräiſchen, italieniſchen, engliſchen, lateiniſchen und mit den nördlichen und andern Sprachen.

Woher kömmt es, daß man ſo ſelten unter bloßen Juriſten (nemlich unter ſolchen, die vorzüglich das jus civile ſtudiert haben) feine Köpfe antrifft? Und doch iſt die Bemerkung gewiß richtig, und Sie werden mehrentheils finden, daß dieſe Leute einerley Schnitt, einerley Ideenſchwung, oder vielmehr Krümmung, einerley langweiligen Ton, einerley ſchiefe Richtung haben — So ſind ſie uns vor funfzig Jahren auf franzöſiſchen Theatern abgemalt — ſo ſehen wir ſie bey uns — Mit andern poſitiden Wiſſenſchaften iſt dies der Fall nicht. Und in der That beruhen doch die Vorſchriften und Diſtinctionen des römiſchen Rechts zum Theil auf ſehr ſcharfſinnige philoſophiſche Ideen. Man ſollte auch glauben, es gehöre Witz dazu, dieſe Geſetze, mit den Haaren herbey, auf unſre, ganz von der römiſchen verſchiedene Verfaſſung zu ziehn. — Ich muß es aber geſtehn, daß ich Männer gefunden habe, die jedermann für geſchickte Rechtsgelehrte hielt, und die wahrlich kaum geſunden Menſchenverſtand hatten; Doch iſt dies, dünkt mich, öfter der Fall bey Richtern, als bey Sachwaltern, welches ich nun freylich nicht zu erklären weiß.

Einen neuen Roman habe ich geleſen, der mir gefallen hat; Er führt den Titel: *Heinrich von Walheim, oder Schwärmerey und Weiberliebe.* Auſſer dem Nutzen, den dies Buch in catholiſchen Ländern haben kann, indem darinn die ſchlauen Künſte der Jeſuiten und der Mönchsgeiſt mit dem beiſſendſten Witze, aber mit Wahrheit in ein helles Licht geſtellt ſind; ſo ſcheinen mir auch die mehrſten Bilder mit lebhaften Farben, mit Wärme der Fantaſie und mit wahrer Kenntniß des menſchlichen Herzens ausgemalt zu ſeyn; dabey iſt das Buch immer unterhaltend, und nicht gedehnt — Nur wünſchte ich, es mögten, zu Schonung der unſchuldigen Jugend, manche Scenen weniger üppig, oder gar nicht dargeſtellt ſeyn, ſondern lieber intus vorgehn; Auch iſt manches unwahrſcheinlich, ein wenig übertrieben, und die Schreibart nicht von Provinzialismen frey.

Man klagt ganz gewaltig über die Schreibſeligkeit der teutſchen Schriftſteller — Ich aber kann dieſe Klage nicht ſo gegründet finden, als Manche glauben. Zu geſchweigen, daß Leute über dies Unweſen ſchreyen, die in der That entweder ſelbſt zu der Claſſe Derer gehören, denen man die Finger lahm klopfen mögte, wenn davon die Rede wäre, der Fruchtbarkeit ſolcher Scribler Einhalt zu thun, die nur Misgeburten in der gelehrten Welt abſetzen, oder von dummen Rezenſenten, die ſelbſt nicht Eine vernünftige, correcte Zeile ſchreiben können, und ſich dennoch das Anſehn geben, aus der Haut fahren zu wollen, wenn ihnen ein Werk in die profanen Hände fällt, das ſich nicht durch beſondern Werth von Seiten der Compoſition oder Expoſition auszeichnet — Dies alles bey Seite geſetzt; ſo bitte ich noch folgendes zu überlegen: Die Verknüpfungen unter den Menſchen werden von Tage zu Tage mannigfaltiger; Der Luxus und der Handel in jedem Betrachte, ſo wie die Summe des circulirenden Geldes größer — Hiernach nun müſſen in allen Fällen die Regeln beſtimmt werden, nach welchen man gegenwärtig Bedürfniſſe und Befriedigungen, Ausgaben und Einnahmen, berechnen ſoll. Geiſtesluxus und Geiſtesſchwelgerey haben in unſerm Jahrhunderte nicht weniger nach den nemlichen Verhältniſſen zugenommen. Eingeräumt alſo (und mit wie wenig Grunde läßt ſich dies einräumen!) daß ehemals niemand es gewagt hätte, ein Buch zu ſchreiben, als der, welcher, nach reiflicher Ueberlegung und Prüfung von Kunſtverſtändigen überzeugt geweſen wäre, er liefere etwas Wichtiges, Neues, Gutes; ſo war auch damals der Preiß der Bücher erhöheter (nemlich nach Verhältniß der übrigen Waarenpreiße) — Das lieſſe ſich beweiſen — Das Bedürfniß des Publicums war nicht ſo groß, die Anzahl der Käufer und Leſer geringer, endlich die Idee, die man von gedruckten Dingen hatte, viel wichtiger als in unſern Tagen. Man ſieht itzt die Herausgabe eines Werks und das Leſen deſſelben als ein Geſpräch, als eine Correſpondenz mit dem Publico an — Und man ſchwätzt heut zu Tage lieber, läßt ſich lieber in einen geſelligen, auch unnützen Briefwechſel ein, als vormals. Man kann den Wiſch, der herauskömmt, um einige Kreuzer kaufen, ſeitdem auch die Erfindungen der Buchdruckerey, des Papiermachens u. d. gl. mehr ſind vervollkommt worden. Am Ende zwingt uns ja auch niemand, die loſe Waare zu kaufen. Kluge Kunſtrichter (weiſſe Raben) warnen uns davor, oft ohne das Buch geleſen zu haben, und ſchon aus dem Titel läßt ſich oft das Prognoſticon ſtellen, was man zu erwarten hat, in welcher Manier das Werklein geſchrieben iſt. Im Ganzen aber gewinnt doch durch dieſe Menge literariſchen Hin- und Herſchwätzens die Aufklärung; Es kömmt manche, den Gelehrten alltäglich ſcheinende Wahrheit, in vielfachen Verkleidungen, unter alle Stände, und nichts iſt ſo vortheilhaft für die Wahrheit, als das Plagiat, und die mannigfaltigen verſchiedenen Darſtellungen derſelben Sache. Man ſoll daher, meiner Meinung nach, unſre zu fertigen Schriftſteller grade wie Schwätzer beurtheilen, denen man ausweichen kann,* wenn man die Geſellſchaften vermeidet, in welche ſie kommen, von denen man aber, wenn man grade Muſe und Luſt dazu hat, ihnen zuzuhören, durch manchen Gedanken überraſcht wird, der zwar von größern Männern herrührt, auf welchen wir aber, ohne ſie, vielleicht nicht wieder gekommen wären, und der uns auf andre wichtigere Betrachtungen hinleitet. Uebrigens läßt ſich auch wohl nicht mit Grunde behaupten, daß, ſeitdem man in Teutſchland ſo viel ſchreibt, weniger wichtige Werke in unſerm Vaterlande erſchienen wären. Dieſe beſſern Monumente der Aufklärung bleiben dann unſterblich, wie die Reden eines weiſen Mannes ſich unvergeßlich tief in unſer Herz eindrücken, und jene leichtfertigen Wiſche werden, ohne Schaden des Publicums, vergeſſen, wie die Perſifflagen eines leeren Kopfs.

---

* Nous plaidons notre cauſe & celle de nos fréres.

Anmerkung der Herausgeber.

Ich habe kürzlich in einer Zeitung eine Grabſchrift gefunden, die ein ſehr großer und berühmter Mann unſers Jahrhunderts auf ſich ſelbſt ſollte gemacht haben. Vermuthlich werden auch Sie dieſelbe geleſen haben; alſo brauche ich mich nicht deutlicher zu erklären, kann aber nicht umhin, Ihnen meine Zweifel darüber zu eröfnen. Ich glaube nemlich durchaus nicht, daß der Gedanke zu dieſer Grabſchrift aus des erhabenen Mannes Kopfe gekommen ſeyn kann, wünſchte alſo, es mögten Leute, die an Ort und Stelle ſind, und das Ding wiſſen können, die Nachricht öffentlich wiederrufen, um der Schwächern willen, die ſo etwas glauben. Hier ſind meine Gründe! Der Weiſe, von dem die Rede iſt, hat, unter ſo viel hohen Tugenden, auch die, daß er beſcheiden iſt, nicht gerühmt und nicht geſchmeichelt zu werden verlangt. Er hat fremden Verdienſten ſchon manches Denkmal errichtet, ich erinnere mich aber nicht, je gehört zu haben, daß er ſeine eigenen Thaten geprieſen hätte; Auch reden dieſe Thaten ohne dies laut genug. Lebt er nicht ganz für Andre? opfert er nicht Ruhe, Gemächlichkeit, Geſundheit auf, und begnügt ſich, während daß er unaufhörlich wacht, die Wünſche Andrer zu befriedigen, für ſich ſelbſt mit den mäßigſten Bedürfniſſen? Indeß hierüber nur Eine Stimme iſt, und nach Jahrhunderten noch ſeyn wird, wie er daran gar nicht zweifeln kann, ſollte er ſeine Stimme erheben, um dies der Nachwelt zu ſagen? — Das kann ich nicht glauben. Aber noch mehr! Die Grabſchrift ſagt, von der andern Seite betrachtet, nicht einmal genug. Er könnte ein minder edler, er brauchte nur ein berüchtigter

Mann, ein Aufrührer im Staate geweſen zu ſeyn, und jene Worte würden auch auf ihn paſſen. Nichts iſt darinn, das den Leſer belehren könnte, daß hier der liebreichſte, weiſeſte und wohlthätigſte, nicht nur allgemein genannte, ſondern von ſo viel Tauſenden geſegnete Mann läge — Und das mögte ich auf das Grabmal des Einzigen, der ſo ſehr über mein Lob erhaben iſt, geſchrieben finden.

Eine ächt holländiſche Idee wurde den 27ſten voriges Monats auf dem Theater in Amſterdam ausgeführt. In dem Trauerſpiele Gaſton & Bayard, welches man dort aufführte, hielt der ſterbende Bayard an den franzöſiſchen Geſandten, Marquis de Verac, eine ſehr pathetiſche Rede — Kann man ſich einen ſchiefern Einfall denken, als zu einer Zeit, wo der Zuſchauer gerührt nach Hauſe gehn ſoll, dadurch alle Illuſion zu vertreiben, daß der arme Bayard, da er eben ſeinen Geiſt aufgeben will, noch wieder ſein Haupt aufrichten muß, um einem Geſandten Ludwig des Sechzehnten ein fades Compliment zu machen?

Was ich Ihnen ſonſt noch aus meinem literariſchen Tagebuch abſchreiben könnte, das will ich in Petto behalten, aus Furcht, Ihnen Langeweile zu machen.

Dreſden den 6ten Februar
1786.

IX. Politica, aber aus fremden Welttheilen.

Brief des Etatsraths Müller in Coppenhagen an den Herrn Meyer in Urſſtädt.

Ich hoffe künftig beſſer vorbereitet auf die Lieferungen zu ſeyn, die Sie von mir zu dem politiſchen Artikel unſers Journals verlangen und anfordern. Ich bin nemlich ſo glücklich geweſen, ſichere Correſpondenten an einigen aſiatiſchen Höfen zu bekommen, die mir zuverläßige Nachrichten von allem mittheilen, was dort öffentlich und in den Cabinetten der Großen vorgeht, und ich denke, das ſoll die Leſer mehr intereſſiren, als die europäiſchen Neuigkeiten, welche ſie ohnehin Gelegenheit haben durch andre Zeitungen zu erfahren. Freylich werden meine Nachrichten, in Betracht der großen Entfernung, ein wenig alt werden — Aber was thut das? Iſt es doch nun einmal nicht möglich, ſie früher zu bekommen! Alſo zum Werke geſchritten! — Hier iſt, was ich bis itzt bekommen habe! —

Vor einigen Jahren vermählte ſich der Erbprinz von *** mit der Prinzeſſinn von *** (†) Schon waren ungeheure Zurüſtungen zu koſtbaren Feſtlichkeiten gemacht; Große Schauſpiele nach aſiatiſcher Art, welche die Sinne reizen, ohne das Herz zu rühren; die Sitten mancher edeln jungen Menſchen verderben; die Fantaſie erhitzen, ohne den Verſtand aufzuklären; zerſtreuen, ohne zu unterhalten; den Müßiggänger in ſeiner Faulheit beſtärken, und den Fleißigen von der Arbeit abziehen; den Erwerb armer Familien unnützen Mitgliedern des Staats in die Hände ſpielen; Jagden, zu welchen die armen Bauern von ihrer, zum Lebensunterhalt nöthigen Arbeit abgerufen werden, um vor Hitze zu verſchmachten, und ihre ſchlechten Lumpen vollends aufzureiſſen; Spazierfahrten, bey welchen Menſchen und Thiere den Hals ſtürzen, oder lahm und ſteif werden; Kriegsübungen, bey denen die Felder der unglücklichen Bauern zertreten werden, Bälle, auf welchen die Unſchuld verführt wird,

---

(†) Mit Vorſatz bediene ich mich europäiſcher Ausdrücke.

und Mancher den Tod holt — und was denn auſſerdem des Zeuges mehr war — Ich ſage, dieſe Zurüſtungen wurden ſchon gemacht, als eines Morgens der Erbprinz, zu deſſen Ehren dies alles geſchahe, zu ſeinem durchlauchtigen Herrn Vater in das Zimmer trat, um ſich, wie er ſagte, eine Gnade auszubitten.

Der alte Fürſt. „Fordere doch, mein Sohn! Du weißt, daß ich, unter den Kindern aller meiner Weiber, keines ſo liebe als Dich; Ich werde Dir nichts abſchlagen. Willſt Du den Kopf meines treueſten Dieners, das Landhaus irgend eines meiner Unterthanen, das Weib Deines Freundes? — Sogleich ſollen die Befehle gegeben werden.“

Der Prinz (verneigt ſichs bis auf die Erde) „Möge mich kein kühles Lüftgen je erquicken, wenn ich eine Ungerechtigkeit, eine Gewaltthätigkeit von Dir begehren ſollte!“

Der alte Fürſt (lacht) „Narr! Was ſprichſt Du von Ungerechtigkeit? Weißt Du nicht,

„daß ich Herr bin? — Allein Du machſt mich „ungeduldig — Rede nur! Was verlangſt „Du?“

Der Prinz. „Nur die einzige Gnade, daß „ich die Luſtbarkeiten, die meinem Vermählungsfeſte gewidmet ſind, ſelbſt anordnen „dürfe.“

Der alte Fürſt, ohne zu antworten, befahl einem ſeiner Hofleute, ſogleich des Obercärimonienmeiſters Kopf auf einer Schüſſel herzubringen; denn er vermuthete nun gewiß, derſelbe habe in den ihm aufgetragenen Anordnungen, etwas verſehen, ſo dem Prinzen zu Ohren gekommen ſey. Allein Dieſer, bat fußfällig, doch dieſes Mannes zu ſchonen, der gewiß alles auf das Beſte eingerichtet haben würde, erklärte aber zugleich, die Feſte ſeyen nicht nach ſeinem Geſchmack, und er habe ſich einen andern Plan dazu entworfen, nach welchem, für die nemliche Summe, eben ſo viel Tage fröhlich, ja! viel fröhlicher, hingebracht werden könnten. Der alte Fürſt, den ohnehin Podagra und Hämorrhoiden abhielten, an den Luſtbarkeiten viel Theil zu nehmen, ließ ſich die Gewährung dieſer Bitte gern gefallen, und noch an demſelben Tage wurde die ganze, zu den Feſtlichkeiten beſtimmte Summe, durch Sclaven, in das Zimmer des Erbprinzen getragen.

Dieſer nun war von Natur ein gutherziger, ſanftmüthiger, ſanguiniſcher Menſch, doch würde er, in Rückſicht der orientaliſchen Erziehung, die er genoſſen, ſchwerlich auf den Gedanken, von welchem wir geredet haben, und deſſen eigentliche Abſicht wir bald ſehen werden, gerathen ſeyn, wenn nicht, ſeit ein paar Jahren, ein verſtändiger und redlicher junger Europäer, der, Gott weiß durch welchen Zufall! in dieſen Welttheil gerathen war, und des Prinzen Zuneigung gewonnen hatte, dergleichen Ideen bey ihm erweckt hätte. Derſelbe hatte des Thronfolgers Herz für edle Gefühle empfänglich, hatte ihm die Abſcheulichkeit des aſiatiſchen Deſpotiſmus einleuchtend gemacht, und ihn überzeugt, daß ſich ein Fürſt nicht mit gutem Herzen freuen könne, wenn ſeine Luſtbarkeiten andre Menſchen unzählige Thränen koſteten. Beyde hatten nun gemeinſchaftlich den Plan angelegt, der itzt ausgeführt wurde.

Der Tag der Vermählung erſchien, und jedermann wunderte es, daß man ſo gar keine Zubereitungen zu Opern, Jagden, Bällen und dergleichen wahrnahm, daß im Gegentheil alles abbeſtellt wurde, was hierauf Bezug haben konnte. Die Hofleute, die ſchon viel neue Gallakleider und reiche Masken auf Credit ausgenommen hatten, zuckten mitleidig die Achſeln; der Obercärimonienmeiſter klagte dem alten Herrn ſein Leid, aber Dieſer wies ihn mit dem Bedeuten zurück: „Man muß „meinem Sohne freye Hand laſſen; wir haben „ihm unſer väterliches, fürſtliches Wort ge„geben.“

Nun war alſo der erſte zu den Luſtbarkeiten beſtimmte Tag erſchienen. Es wurden eine Menge Fuhrwerke und für den alten Herrn eine von Kameelen getragene große Sänfte vorgeführt; Man ſtieg ein; Es war befohlen worden, der ganze Hof ſollte ſich einfach und ländlich kleiden; Einige Banden von Muſicanten giengen voraus; dann folgte ein Wagen, auf welchem die Beutel mit den zu den Feſtlichkeiten beſtimmten Geldern lagen, und dann kamen die hohen Herrſchaften und der ganze Hof, in ihren Equipagen. Der Zug gieng in das ärmſte Dorf der ganzen Provinz, eine halbe Tagereiſe von der Reſidenz. Dem alten Fürſten war es ein ganz neuer Anblick, nur alte, halb zerfallene Hütten, Menſchen, mit Lumpen bedeckt, auf deren Geſichtern Noth, Armuth und nagender Kummer zu leſen war, an beyden Seiten ſeiner Sänfte zu erblicken. „Erinnert mich“ ſagte er zu dem Kammerherrn von der Aufwartung, der ihm gegen über ſaß „Erinnert mich, daß ich meinen Finanzminiſter erdroſſeln laſſe, ſobald ich in die „Reſidenz zurückkomme. Der Schlingel hat „mich belogen, hat mir meine Unterthanen in „dieſen Gegenden als wohlhabend und glücklich „unter meinem ſanften Zepter beſchrieben, und

„nun ſehe ich nichts als Bettelpack — Aber, „was mag mein Sohn davon haben, daß er „uns hierher ſprengt? Iſt das ein Feſt, ſolches „Lumpenvolk vor Augen zu ſehn? — Doch wir „wollen Geduld haben.“ —

Indeß hatte der Erbprinz für alles zum Voraus geſorgt. Der junge Europäer war einige Tage vorher hingereiſt, und als der ganze Hof an einem Platze ausſtieg, wo auf grünem Raſen einige Tafeln, nicht reich aber geſchmackvoll beſetzt, unter Zelten ſtanden, die mit Blumen geziert waren, ſtand auch ſchon der Beamte des Orts da, mit dem Verzeichniß aller Schulden der Unterhanen, an herrſchaftlichen und andern Geldern, und überreichte dieſe Liſte dem durchlauchtigen Erbprinzen. Sogleich wurden ein Paar Säcke von dem Geldwagen herabgehoben, geöfnet, die Schulden ſämtlich bezahlt, jedem Bauer noch einige Goldſtücke ausgezahlt, um ſich wieder in Wohlſtand zu ſetzen, und in weniger als einer Stunde waren dreyhundert Menſchen glücklich und froh gemacht, und noch blieb etwas übrig von der Summe, welche zu einer einzigen großen Oper für den erſten Hochzeitstag beſtimmt geweſen war. Der Jubel der armen, ihr erquickten Getröſteten war ohnbeſchreiblich groß. Die Hofſchranzen riſſen die Augen auf; ſo etwas hatten ſie nicht erwartet, ſo etwas war ihnen noch nie vorgekommen. Man ſetzte ſich an Tafel; die geretteten Unglücklichen wurden mit neuen Kleidern, die ſchon bereit lagen, beſchenkt, und tanzten darinn, in frohen Reihen um die Tafel herum, jauchzten laut, oder ſegneten in der Stille mit Freudenthränen in den Augen, je nachdem ſie ihre Empfindungen ausdrücken konnten, den wohlthätigen Fürſten, dem ſie ehemals ſo oft geflucht hatten. Der alte Fürſt war fröhlicher als je in ſeinem Leben: „Ma foi!“ rief er einmal über das andre aus „ein ſo ſchönes „Schauſpiel habe ich nie, ſo lange ich auf der „Welt bin, geſehn.“ Er drückte mehrmals mit ſtummer Rührung ſeinem edeln Sohne die Hand, und als er, nach dem geſelligen, zwangloſen Mittagsmale, mit einem kleinen Jeſuiterräuſchgen, wieder in ſeine Sänfte ſtieg, und nun die Unterthanen, mit dankbarem Ungeſtüm, Pferde und Kameele aus-, ſich aber an die Wägen und Sänften ſpannten, weinte er laut vor Freuden — „Erinnert mich nur, „Kammerherr!“ rief er, und mehr konnte er kaum ſagen „Erinnert mich — Ihr wißt „wohl — Erinnert mich — daß ich den Fi„nanzminiſter erdroſſeln laſſe!“

Den folgenden Tag erwartete man mit neugieriger Sehnſucht. Der alte Herr und die Hofleute konnten nicht vorausſehn, was für eine Luſtbarkeit Ihrer erwartete. Menſchen, die gewöhnt ſind, in lermenden Zerſtreuungen zu leben, wiſſen freylich nicht, daß die reinern Freuden wohlthätiger, tugendliebender Seelen, mehr Mannigfaltigkeit haben, und nie Eckel zurücklaſſen.

Der Morgen erſchien, und der Zug gieng wieder hinaus auf das Land, doch in eine andre Gegend. Mann kam in einem ſchönen Wieſengrunde an, umgeben von einigen nicht viel minder armen Dörfern, als das von geſtern. Auch hier waren Zelte aufgeſchlagen, längſt den Ufern eines klaren, rieſelnden Bachs. Ländliche Züge, angeführt von unſerm Europäer, kamen, von allen Seiten her, aus den umliegenden Dörfern herbey. Eine Anzahl ſchöner, unſchuldiger Mädgen, denen die Beamten Zeugniſſe über ihre untadelhaften Sitten gegeben hatten, ſchritten, an der Hand geſunder, arbeitſamer Jünglinge, auf das Hoflager zu. Dieſe jungen Paare, die, aus Mangel an Heyrathsgute, bis itzt an keine Verbindung hatten denken dörfen, waren nun von dem großmüthigen Prinzen ausgeſtattet worden, und brachten ihren feurigen Dank zu ſeinen Füßen, indem ſie ſeine Knie umfaßten, und ihn ihren Wohlthäter, ihren Erretter nannten. Allgemeine reine Freude herrſchte heute, nicht weniger als geſtern. Die jungen Leute tanzten auf der Wieſe, und die Hofleuten, denen dies ein ganz neuer Anblick war, wurden, wie von Hüons Horn, getrieben, ſich in den Haufen der Hüpfenden zu miſchen — ja! der alte Fürſt war einigemal im Begriffe ſein Podagra und ſeine Würde zu vergeſſen, und mit ſeiner Frau Schwiegertochter herumzuwalzen. Man fuhr, innerlich vergnügt, heiter und ohne Ueberdruß, in die Reſidenz zurück, und an die heute feſtgeſetzt geweſene Jagd dachte kein Menſch mehr. Nun „ſoll mich doch wundern,“ ſagte Sereniſſimus, „was der Blitzjunge uns morgen auftiſchen, „was für eine Luſtbarkeit er uns machen wird. „Aber das weiß ich, daß ich alle Jahre mir „wenigſtens Einen ſolchen Tag machen will — „Erinnert mich daran, Kammerherr! Verſteht „Ihr?“

Der dritte Mittag wurde in einem kleinen Städtgen zugebracht, in welchem ſeit zehn Jahren die begütertſten Bürger ſich, von böſen Advocaten aufgehetzt, an den Bettelſtab proceſſirt hatten.

Der Gegenſtand des Rechtsſtreits war oft nicht den zehnten Theil der Unkoſten werth geweſen. Jetzt wurde, durch des Prinzen Milde und Freygebigkeit, alles verglichen; billig ſcheinende, aber zweifelhafte Forderungen wurden aus den mitgebrachten Beuteln bezahlt; Man ſahe lange Zeit durch Misverſtändniſſe und muthwillig unterhaltene Feindſchaften, getrennte Männer, ſich brüderlich umarmen, neue Verordnungen wegen künftiger Proceſſe geben, und böſe Advocaten, voll Schaam und Verzweiflung, ſich reiſefertig machen, um ihre Chicanen in das benachbarte Land zu tragen — „Erinnert mich, Kammerherr!“ rief der Fürſt, „daß ich die Hälfte aller Advocaten im ganzen „Lande ſpieſſen laſſe, wenn ſie nicht ein andres „Handwerk ergreifen wollen!“

Mein Correſpondent erzählt nun noch ferner die Luſtbarkeiten der übrigen Tage, womit ich Ihnen aber nicht beſchwerlich fallen will. Nur ſo viel ſage ich davon, daß acht derſelben auf die angenehmſte, unſchuldigſte Art verſtrichen; acht Tage, die vielleicht die nützlichſten, wohlthätigſten in der ganzen Regierungszeit des alten Fürſten waren; acht Tage, die keine andre Thränen, als Thränen der Freude koſteten; acht Tage, in denen Geld mit vollen Händen weggeſchenkt wurde, das ſowohl den, welcher es bekam, als den, welcher es hingab, reich machte. Der alte Fürſt ſchwamm in Wonne— Er war im Grunde kein ſchlimmer Mann; aber bis hierher hatte man es, von ſeiner erſten Jugend an, ſorgfältig vermieden, bey ihm ſolche ſanfte Gefühle zu erwecken, Der Finanzminiſter wurde, auf Vorbitte des Erbprinzen, zwar begnadigt, das heißt, nicht erdroſſelt, verlohr aber doch ſeine Stelle, und der junge Europäer, der indeß, als der Schöpfer aller dieſer Freuden, dem alten Herrn von ſeinem Sohne war vorgeſtellt worden, bekam die erſte Stelle im Staate, und mußte täglich eine Stunde, nach der Mittagstafel, dem Fürſten etwas von europäiſchen Sitten, Einrichtungen und Regierungsformen erzählen. Von einem dieſer Geſpräche hat mir mein Correſpondent einen Theil aufgeſchrieben, ſo wie er es aus des jungen Mannes Munde mitgetheilt bekommen hatte— Hier iſt dies Fragment!

Der alte Fürſt. „Alſo Teutſchland heißt „Dein Vaterland, und da leben ſo viel Fürſten, die Alle unumſchränkte Herrn ſind?“

N. N. „Ja! und die größtentheils dieſe „Macht nur zum Wohlthun anwenden, ihre „Unterthanen als ihre eigenen Kinder betrachten und lieben, für das Glück und die Ruhe „derſelben wachen, ſorgen, ſelbſt arbeiten“—

Der alte Fürſt. „Das iſt curios; aber es „gefällt mir. Wenn ich nicht ſo alt wäre, „ich glaube, ich fienge ſelbſt noch eine andre „Lebensart an. Nur das Ding will mir nicht „einleuchten, daß Deine Fürſten nicht mehrere „Weiber haben, und daß man die Weiber in „Teutſchland ſo frey herumlaufen läßt.“

N. N. „Gnädigſter Beherrſcher! Glaubſt „Du denn, daß diejenige Treue etwas werth „iſt, die nur auf Zwang beruht, nie geprüft, „nie verſucht wird? Und was die Vielweiberey betrifft; ſo geſtehe es nur, daß das „Band zwiſchen Mann und Weib nie ſo innig, „ſo herzlich ſeyn kann, wenn der Mann ſeine „Liebe unter einer Heerde von Frauen theilt, „die Alle, eingeſperrt in ſeinem Serail, nur „als ein Hausrath betrachtet werden, den

„man wieder verkaufen, oder verſchenken kann,
„wenn man deſſen überdrüſſig iſt. Bey uns
„ſind die Eheleute durch unauflösliche Bande
„vereinigt; die Frau iſt die Gefärthinn, die
„treueſte Freundinn des Mannes; ſie theilt
„mit ihm Glück und Unglück, dadurch wird
„das Familienband enger, die Liebe zu den
„Kindern herzlicher — O, gnädigſter Herr!
„Wenn Du Zeuge ſeyn ſollteſt, von manchen
„häuslichen Scenen, die in unſern Schlöſſern
„und Palläſten, wie in unſern Hütten der Armen
„vorgehen — Du würdeſt vor Freuden
„wieder ein Jüngling werden. Wenn der
„Mann eine Zeitlang in Geſchäften verreiſet
„geweſen iſt, und er nun nach den keuſchen
„Umarmungen ſeines treuen Weibes ſich zurückſehnt,
„nach Umarmungen, die keine
„Buhlerinn mit ihr theilt, und die Frau,
„indem ſie, umringt von ihren unſchuldigen
„Kindern, welche um die fleißig arbeitende
„Mutter her ſpielen, die Stimme
„des ankommenden Freundes hört, dann ihr
„Nehezeug wegwirft, und an ſeine Bruſt
„fliegt, das jüngſte Söhnchen aber, das indeß

„allein gehn oder den ſüßen Vaternahmen ausſprechen
„gelernt hat, herbeytaumelt, und
„ſich an die Knie des Vaters anſchmiegt, der
„da, mit Thränen in den Augen und einem
„Herzen voll Zärtlichkeit und Wonne, ſteht —
„Kannſt Du je, großer Fürſt! kannſt Du Dir
„je hier einen ſolchen Anblick verſchaffen? —
„Und ſiehe, das ſind die Freuden, die unſre
„Fürſten mit ihren ärmſten Unterthanen theilen,
„und die, welche Sinn für ſolche häusliche
„Glückſeligkeit haben, ſind auch ſanfte,
„wohlthätige Regenten, hüten ſich, Kummer
„in Familien zu verbreiten, und den häuslichen
„Frieden ihrer Pflegekinder zu ſtöhren.
„Der Wollüſtling aber, der ſeine Familie
„nicht liebt, ſich nach fremden Weibern umſieht,
„und andre Freuden ſucht, als die er
„in dem Cirkel Derer, die ihn lieben, genieſſen
„kann, der achtet auch die Ruhe Andrer nicht,
„und iſt ein Tyrann — Leider! haben wir
„Deren auch, doch Wenige — Da iſt, zum
„Beyſpiel, der —“

Weiter geht meine Nachricht von dieſem Geſpräche nicht. Der alte Fürſt hörte dergleichen immer mit großem Vergnügen zu — aber im Ganzen blieb doch faſt alles beym Alten, bis zu ſeinem Tode, der bald darauf erfolgte.

Nun aber wurden, auf Befehl des edeln Prinzen, der ſeinem Vater in der Regierung folgte, unter Anführung des Europäers, große und heilſame Verordnungen gemacht. Bis itzt hatte kein Zutrauen zwiſchen dem Herrn und ſeinen Dienern geherrſcht; Jener hatte ſich wenig um die Geſchäfte bekümmert; Er erfuhr die Fehler, welche vorgiengen, mehrentheils erſt dann, wenn es zu ſpät war, zu helfen. Jedes Jahr faſt brachte ein andres Finanzſyſtem mit, und jeder neue Günſtling flößte dem Fürſten andre Regierungs-Grundſätze ein. Die Dienerſchaft wurde ſchlecht bezahlt; In der feſten Ueberzeugung, daß doch Jeder betrügen würde, ſo oft er Gelegenheit dazu hätte, wurden die Beamten gezwungen, die Unterthanen zu beſtehlen, um leben, oder vielmehr um ſo üppig leben zu können, als wozu das Beyſpiel des Hofs den Ton im ganzen Lande angab. Von dem Plus, welches durch die Erſparung an Beſoldungen entſtand, wurden müßige Windbeutel ernährt, wurde der aſiatiſche, unnütze Aufwand in der Reſidenz beſtritten, wo alles äuſſerſt glänzend ausſah, indeß die geplagten Bauern, bey jeder aufgehenden Sonne, bey jeder Abenddämmerung, ihr Geſchick und ihren Landesvater verwünſchten. Am Hofe waren Verachtung der Religion und Unſittlichkeit öffentlich gehegt, und da dieſe Corruption auch bald von oben herab die untern Stände angriff; ſo leitete das alles dahin, den Armen, die man um ihr Vermögen brachte, auch Ruhe, Troſt und Tugend zu rauben, ihnen die letzte Todesſtunde zu verbittern, und ſie alſo an Leib und Seele in dieſem und jenem Leben unglücklich zu machen.

Dies alles nun nahm bald eine andre Wendung unter der neuen Regierung. Die guten Anlagen des jungen Fürſten waren, durch den Umgang mit dem Europäer, durch Nachdenken, Studium und Erfahrung ausgebauet worden, und wo es noch fehlte, da ſuchte der ſchlaue Fremdling, der ſeinen Herrn nie aus

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-51468-9
KNIGGE,A.F.F.L.VON FN. 03724/023

den Augen verlohr, nachzuhelfen, feſt überzeugt, daß Tugend, ſowohl als Laſter, habitude werden, und lange Uebung im Wohlthun und Rechtthun zuletzt das Bedürfniß erwecken, es zur Nothwendigkeit machen kann, nie von dieſem Wege abzuweichen.

Es iſt kein ſeltener Fall, daß ein neuer Landesherr, in den erſten vier Wochen ſeiner Regierung, gelobt wird; denn da der große Haufen mehrentheils mit den alten Einrichtungen unzufrieden iſt, und gewöhnlich gleich anfangs viel Veränderungen vorgehn, auch ein junger Fürſt in der erſten Freude ſeines Herzens über ſeine glänzende Glücksveränderung, manche wohlthätige Handlung begeht; ſo hat er dann viel Poſaunenſtimmen vor ſich; Der weiſe Beobachter aber ſchiebt ſein Urtheil wenigſtens ein Jahr lang auf, und ſchweigt — Dies that dann auch mein Correſpondent; Als aber nach zwanzig Monaten der neue Fürſt noch immer gleich groß, menſchenfreundlich, klug und conſequent fortregierte, da dachte er: „ich muß doch meinen Freunden in Europa

„erzählen, daß es auch hier in Aſien edle Fürſten giebt“ — und da ſchrieb er mir dann dies alles.

Es fanden ſich gleich in den erſten Wochen der neuen Regierung viel Schmeichler, Dichter und Zeitungsſchreiber, die den Fürſten auf dem Papiere bis in den Himmel erhoben. So wenig nun auch der Europäer dieſe feile Rotte liebte; ſo war es ihm denn doch nicht unangenehm, wenn dergleichen, auch übertriebenes Lob, zuweilen zu den Ohren ſeines Herrn kam. Er glaubte, daß Schmeicheley nur die niedrigſten Seelen verderben, die beſſern aber treiben könnte, größerer Vollkommenheit nachzuſtreben. Denn ſollte man nicht, wenn ſchon geringe gute Handlungen uns ſo viel Glanz und Ruhm bey dem Volke gewähren können, alle Kräfte aufbieten, durch höhere Tugenden auch den Beyfall, die Verehrung der wenigen Weiſern und Edlern zu gewinnen?. Wenn man ſagen wollte, dies ſey eine unreine, elende Veranlaſſung gut zu werden; ſo antworte ich: daß es wohl mit den mehrſten

Quellen unſrer hochgeprieſenen Tugenden nicht beſſer ausſehn mag.

Der Fürſt begnügte ſich mit Einer Frau, ſchaffte alle unnütze Pracht, allen Flitterſtaat an ſeinem Hofe ab, gab den Vornehmen und Reichen ſelbſt das beſte Beyſpiel von Maßigkeit, Genügſamkeit, ſtrenger Ordnung, Pünctlichkeit, Treue im Worthalten, Wahrhaftigkeit und Popularität. Jedermann hatte freyen Zutritt zu ihm, und konnte ſeine Klagen vor ſeinen Thron bringen; So widmete er faſt alle Stunden des Tages ſeinen Berufsgeſchäften, und entſagte allen Vergnügungen, die nur die Sinne reizen, ohne den Verſtand zu beſchäftigen, feſt überzeugt, daß ein Fürſt, deſſen Geſchäfte ſo wichtig, ſo vielfach ſind, immer einen nüchternen Geiſt zu bewahren ſuchen müſſe. Er hatte ehemals die Muſic und den Tanz ſehr geliebt; Von dem Augenblicke an, da er das Ruder der Regierung ergriff, entſagte er dieſem Hange auf immer, und als ihn einſt ſein Obermarſchall fragte, weswegen er ſich dieſe unſchuldigen Vergnügungen ſo gänzlich entzöge, antwortete er: „Ich gönne ſie Andern gern, halte es aber für Pflicht, ſie mir zu verſagen, ſeitdem ich höhere Verbindlichkeiten auf mir habe: Ich weiß wohl, daß die ſchönen Künſte zuweilen vortheilhafte Würkung auf das Herz haben können, aber es ſind keine bleibende Eindrücke, ſind vorübergehende Gefühle, Ueberraſchungen, Räuſche, die uns freylich zu edeln Thaten ſtimmen, aber auch eben ſo leicht weibiſch und ſchwach machen können, zu einer Zeit, wo man Feſtigkeit von uns fordern ſollte. Ich kenne nur Eine Tugend für den Regenten, ſie iſt aber der Inbegriff aller übrigen, es iſt die Gerechtigkeit, welche immer von der unbefangenſten Vernunft geleitet werden, nicht von den Sinnen übertäubt werden muß. Ich verlange nicht, daß man in den Zeitungen unwillkührliche Herzensergieſſungen, einzelne, liebevolle Züge und Wohlthaten von mir erzähle, ſondern daß einſt die Nachwelt ſage, meine Regierung ſey eine Reihe von gerechten, zweckmäßigen Handlungen geweſen, und ich habe mich weder von guten noch böſen

„Aufwallungen je hinreiſſen, vor oder gegen
„jemand einnehmen, noch verleiten laſſen,
„etwas zu thun, wovon ich mir und meinen
„Unterthanen nicht zu jeder Zeit Rechenſchaft
„geben könnte. Dazu kömmt, daß dergleichen,
„auch unſchuldige ſinnliche Vergnügungen zerſtreuen,
„viel Geld und Zeit wegnehmen, ſo
„ich beſſern Geſchäften und meinem Lande
„ſchuldig bin, und mich mit Geigern und Pfeifern
„in Geſellſchaft bringen, indeß ich den
„Umgang von Menſchen genieſſen könnte, von
„denen ich, oder die von mir lernen. Glaube
„übrigens nicht, daß ich desfalls weniger Freudengenuß
„habe! Der Heroismus einer weiſen
„Entbehrung gewährt reinere Wolluſt, als die
„Befriedigung einer Leidenſchaft, einer Liebhaberey,
„einer Fantaſie; Jene verſchafft uns
„und Andern dauerhaftes Glück, dieſe nur
„einen Augenblick von Rauſch, der bey dem
„ſchwachen Menſchen eben ſowohl zu böſen als
„guten Handlungen verleiten kann. Ein Privatmann
„kann, ohne großen Schaden für
„das Ganze, wenn ſeine Seele durch Muſic
„zum Schmelzen gebracht worden, ſeinen Geld-

„beutel dem Erſten dem Beſten, der ihn darum anſpricht, hingeben; aber wollteſt Du wohl, daß mich ein rührendes Adagio dazu ſtimmte, einem Verbrecher, zum Nachtheil des gemeinen Weſens, die Strafe zu ſchenken, wenn die Gerechtigkeit mich aufforderte, ihn zu züchtigen? Wollteſt Du wohl, daß ich, aus Hang zu den ſchönen Künſten, aus Vorliebe zu den Künſtlern, unter zwey Subjecten, die man mir zu Caſſenbeamten vorſchlüge, den Unwürdigſten wählte, weil er vielleicht die Geige gut ſpielte, mich einſt bis zu weibiſchen Thränen gerührt hätte?“

Nach dieſem Syſteme von Nüchternheit wurden nun auch die neuen Veränderungen in der Staatsverfaſſung nach und nach eingeführt, und alle mögliche Fälle vorher reiflich erwogen. Ein blendender Plan wurde, je wärmer man ihn vortrug, um deſto kälter aufgenommen und durchgedacht. Auch das würklich als fehlerhaft Anerkannte wurde nicht eher abgeſtellt, als bis man ſicher etwas Beſſeres an deſſen Platz ſetzen konnte, weil der Fürſt glaubte, es ſey weniger ſchädlich, einem einmal in das Ganze hineinverwebten mangelhaften Syſteme in Allem gemäß zu handeln, oder höchſtens nur in einzelnen Theilen Verbeſſerungen zu treffen, als ſchleunig ein ganz anderes neues einzuführen, das aller Orten Lücken zurückläßt, woran man ewig flicken, künſteln, und es am Ende doch vielleicht ganz wegwerfen muß.

Auch von ſeiner Dienerſchaft verlangte der Fürſt Conſequenz in Handlungen. „Nur keine „Heucheley, und keine Inconſequenz!“ rief er oft aus. „Ich kann Irrthum verzeihen, und „ſelbſt den ſchlechten Mann bedauern; aber „niemand ſoll anders handeln als er redet und „denkt, anders ſcheinen wollen, als er iſt, „und wer der beſſer anerkannten Wahrheit „nicht folgt, der iſt verachtungswerther, als „wer einem groben Irrthum anhängt. Ich „nehme jedoch die Fälle aus, wo menſchliche „Schwachheit, wo heftige Leidenſchaft mit dem „Verſtande davonlaufen, wo der Kampf zu „groß, oder wo die Sache nicht der geringſten

„Anſtrengung werth iſt; Doch giebt es wenig
„Fälle von letzterer Art, denn alles, auch das
„Kleinſte, iſt wichtig, ſobald es auf Grund-
„ſätzen beruht, und Nachläßigkeit darinn
„führt uns zur Trägheit und Verſäumniß im
„Großen.“

Es war Jedem im Lande erlaubt zu reden und zu ſchreiben, was ihm beliebte, ſelbſt gegen des Fürſten Perſon und über die Schritte, welche er that, laut und öffentlich ſchreyen — nur mußte der Mann ſeinen Nahmen nennen, weil der Herr wohl wußte, daß auf Wahrheit ein freyes Eigenthum zu haben, Jedem geſtattet ſeyn muß; daß Aufklärung durch Publicität gewinnt; daß Verläumdung, früh oder ſpät, gewiß auf den Verläumder zurückfällt. Alles Anonyme und alles geheime Würken aber haßte der Fürſt, wie die Sünde. Ein Menſch, welcher ertappt worden war, auf jemand ein Pasquill unter fremdem Nahmen geſchrieben zu haben, wurde mit verbundenen Augen auf den Markt geführt, entkleidet, und Jedem erlaubt, ihm ohnerkannt ein Paar

Streiche auf den Rücken zu geben. Alle Bündniſſe, ſelbſt die ſogenannten geheimen Geſellſchaften,* wurden geduldet, obgleich nicht privilegirt, noch ſonderlich geſchätzt, aber auch nicht verfolgt, um nicht ſolchen unwichtigen Müßiggängerzünften dadurch Wichtigkeit zu geben. Doch mußte die ganze Liſte der Mitglieder einer ſolchen Brüderſchaft, zu Ende jedes Monats, bey der Regierung eingereicht werden. Kam es heraus, daß man einen einzigen Nahmen verſchwiegen hatte; ſo wurde dieß ſcharf geahndet. Die Nahmen aber dieſer Männer unterrichteten den Fürſten genugſam von der Art der Gegenſtände, womit ſich die Geſellſchaft beſchäftigte, und bey der geringſten Einwürkung in Staatshändel hielt man ſich an den Erſten den Beſten, denn Alle mußten für Einen, Einer für Alle ſtehen. Man nahm dann keine Entſchuldigung an, ob jemand die höhern oder niedern Grade eines ſolchen Ordens hätte; ſondern wenn ein Mann, der kein Knabe mehr heiſſen konnte, thöricht genug geweſen war, ſich in einen Plan verwickeln zu laſſen, Verbindlichkeiten zu übernehmen, ehe er das Ganze überſah; ſo mußte er, wenn es ſchief gieng, für ſeine Narrheit büßen — und das von Rechtswegen.

---

* Alſo giebt es dieſer ſchönen Sächelchen in Aſien auch? — Ey freylich! Wiſſen Sie nicht, daß alle die beliebten und belobten hohen unbekannten Obern im Orient wohnen? — ſo gut, wie mein Correſpondent.

Ich habe vorhin geſagt, daß es Jedem erlaubt war, öffentlich die Schritte des Landesherrn zu beurtheilen. Theils glaubte der Fürſt, er ſey dies, als perſona publica, zu geſtatten ſchuldig, theils gab ihm dies nicht ſelten Gelegenheit, ſeine Fehler zu verbeſſern; Da er ferner auf dieſe Art Jedem erlaubte, ihm Rath zu geben; ſo blieb keine Entſchuldigung für verborgene Malcontente und heimliche Meutereyen; Sodann erfuhr er dadurch, ob er würklich geliebt ſey, oder viel Feinde habe; Endlich, da Jeder ohngeahndet ſeinen Nahmen unter dergleichen ſetzen durfte; ſo war das Publicum im Stande, die Kenntniſſe, Talente und Befugniſſe des Schreibers gegen die Wichtigkeit ſeiner Klagen nnd Angaben auf die Wagſchale zu legen— und ſo machten dann dergleichen Schriften und die öffentlichen in Wirthshäuſern oder ſonſt gehaltenen Geſpräche nicht halb ſo viel Senſation, als die heimlichen, namenloſen Angriffe, und was man ſich in das Ohr ſagen muß. Dieſe letztern, viel mehr Gährung verurſachenden Arten von Critiken über die Regierung bleiben doch nicht aus, wenn auch der mistrauiſche Despot durch ſeine niederträchtigen Creaturen in den Gaſthöfen ſpioniren läßt, ob nichts Böſes von ihm geredet wird, und er Den, welcher ſich einen Tadel oder eine Satyre gegen das geſalbte Original erlaubt hat, in Ketten und Banden legen läßt. Allein noch ein weit wichtigerer Grund, warum unſer Fürſt ſich ſo gänzlich dem öffentlichen Urtheile preißgab, und ſich in Allem dem Privatmanne gleichſtellte, war die edle Abſicht, dadurch ſeinen eigenen Leidenſchaften einen Zaum anzulegen, und die Stimme der Wahrheit, welche ſo ſelten zu den Ohren der Fürſten kömmt, dreiſt aufzurufen: „Kannſt Du mich einer Unthat „zeugen?“ Um nun alſo dies ohne Scheu thun zu können, mußte er über ſich wachen, ſich ſelbſt beherrſchen, um ſicher über freye Menſchen zu herrſchen. Er ſagte es laut und öffentlich, daß die Idee von Unverletzlichkeit der Perſon des Monarchen und von ſeinem Erbrechte zur Thronfolge ein Vorurtheil ſey, vom Despotismus, unter hohem Schutze der Prieſter, erfunden, um Dem, welcher oft nicht verdiente, im niedrigſten Pöbel eine ausgezeichnete Rolle zu ſpielen, das Recht zuzuſichern, beſſere Menſchen, von ſeinem Wolluſtbette herab, ohngeahndet mishandeln zu können. Er wollte ſeine Sicherheit nur auf die Liebe ſeiner Unterthanen und auf das allgemeine vortheilhafte Zeugniß bauen, das niemand ſeiner Gerechtigkeit und Weisheit verſagen konnte— Jeder ſeiner Schritte ſchien zu ſagen: „Wißt Ihr einen Mann, der weiſer „und beſſer, arbeitſamer, mit den Geſchäften „bekannter und zugleich geliebter iſt, als ich, „und er will auf ſeine Gefahr und Sicherheit

„dieſen Thron beſteigen, ſich alle die Gemächlichkeiten und Annehmlichkeiten verſagen, die „ich mir verſage, um nur für das Volk zu „leben, ohne für ſich das Geringſte zu verlangen, ohne ſich vor dem Niedrigſten ſeiner „Unterthanen ein Vorrecht anzumaßen? „Wißt Ihr einen Mann, der, ſo wie ich, „überzeugt iſt, daß das Bewußtſeyn, der „Wohlthäter und Diener Aller zu ſeyn, ein ſo „hoher Beruf iſt, daß man denſelben entweihen würde, wenn man, auſſer der Ueberzeugung heilige Pflichten erfüllt zu haben, dafür „irgend' eine andre Belohnung, an Reichthum, Bequemlichkeit oder Ehre, verlangte; „ſo laſſet ihn kommen! Ich will mit Freuden „von meinem harten Seſſel aufſtehn, mich auf „einen weichern ſetzen, und im ruhigen Privatſtande mir alle Gemächlichkeiten des Lebens verſchaffen. Es bedarf dazu keiner Empörung; ich will gern eine Bürde von mir ab„auf eines Andern Schultern legen, wenn ich „ſie nur für Undankbare tragen ſoll; Allein, „da ich Euch dies jeden Augenblick freyſtelle; „ſo hütet Euch auch, mich erfahren zu laſſen,

„daß heimliche Meutereyen unter Euch vorgehen.
„Denn, indem ich Euch alle Rechte
„preißgebe, welche andre Fürſten für ihre
„Perſon erheiſchen; ſo werde ich um deſto
„ſtrenger auf die Rechte des Staats und
„auf die Sicherheit des gemeinen Weſens
„halten.“

In der That war er, bey dieſer Aufführung, von der einen Seite ſehr ſicher, daß die Weiſern und Beſſern gewiß nichts gegen ihn unternahmen, daß ſich nicht leicht ein Mann fand, für welchen der von allem Glanz entblößte Thron Reiz haben, daß nicht leicht jemand den Muth fühlen konnte, gegen einen ſo groſſen, ſeltenen, geliebten Mann aufzutreten, bey dem Bewußtſeyn, daß man alsdann von ihm noch viel größere Vollkommenheit fordern würde, endlich daß ein Solcher auch ſchwerlich einen mächtigen, wichtigen Anhang finden konnte, da, durch die öffentlich freygegebene Publicität, und durch die ſcharfe Ahndung alles deſſen, was im Verborgenen geſchahe, jede Verſchwörung unendliche Schwierigkeiten und Unſicherheit fand. Von einer andern Seite aber ſorgte er, durch eine auf die feinſte Menſchenkenntniß gegründete Politic, dafür, daß auch Leute, die leichtſinnig, boshaft, abentheuerlich oder waghälſig genug geweſen wären, alle dieſe Ueberlegungen in den Wind zu ſchlagen, ihren Kopf auf nichts zu ſetzen, und ſich gegen ihn aufzuwiegeln, daß auch Dieſe abgeſchreckt wurden, dergleichen zu unternehmen.

Würklich war einſt der Fall da, daß ein Paar freche Böſewichte, um eine Rolle zu ſpielen, ihr Leben an das Spiel wagten, und zum Vortheil eines andern Sohns des vorigen Fürſten eine Verſchwörung gegen den jetzigen anzettelten. Die Sache war ſchon weiter gekommen, als man bey den weiſen und herrlichen Einrichtungen des Fürſten hätte erwarten ſollen; Allein da jene Anführer ſich mittelmäßiger Menſchen als Maſchinen bedienen wollten, und durch dieſe die Sache bald weiter kam, im ganzen Lande aber ein ſolcher Ton von Zutrauen und Offenheit herrſchte, daß jedermann meynte, man könne nur thun, was recht ſey, und das dürfe ja nicht verſchwiegen bleiben, auch unter hundert Unterthanen gewiß immer neunzig waren, die ihren Herrn verehrten und liebten; ſo erfuhr der Fürſt den Plan noch früh genug. Was that er aber? Er ſtrafte nach der Strenge der Geſetze — nicht die Anführer, ſondern die dümmern Werkzeuge. „Weiſſeſt Du“ ſagte er zu ſeinem Juſtitzminiſter „warum ich das alſo „thue? — und Du mußt das wiſſen, denn „ich glaube nicht das Recht zu haben, etwas „von der Art willkührlich zu unternehmen — „So höre dann! Die Liſtigen, Kühnen laſſen „ſich doch nicht durch Strafe abhalten, wohl „aber durch Großmuth und Gefühl des Uebergewichts. Subalterne Geiſter hingegen werden abgeſchreckt durch die Furcht vor Schwerdt „und Strick, und doch bedürfen ſchelmiſche „Anführer ſolcher ſubalterner Geiſter, um etwas auszurichten. Wir wollen den beyden „Häuptern der Verſchwörung, da ſie Beruf „zu haben glauben, ſich in Staatsgeſchäfte zu „miſchen, ein Paar Stellen anvertrauen, in

„welchen ſie Gelegenheit erhalten, zu fühlen
„und dem Volke zu zeigen, wie wenig ſie
„taugen, das Ruder zu führen. Machen ſie
„ſich dann (wie es gewiß geſchehen wird) einer
„Uebertretung ihrer Pflichten ſchuldig; ſo wird
„nicht Einer darüber murren, wenn man mit
„der äuſſerſten Strenge gegen ſie verfährt,
„ſtatt daß itzt, da die Sache eigentlich nur
„meine Perſon betrifft, über welche jedermann
„urtheilen darf, das Publicum die Strafe für
„Privatrache, jene Schelmen aber, einiger
„blendenden Eigenſchaften wegen, und wenn
„nun noch das Gefühl von Mitleid mit ihrem
„Schickſale hinzukäme, für beſſer als ſie ſind,
„vielleicht für berufen halten würde, etwas
„gegen mich zu unternehmen; Die Schäpſe,
„welche itzt büſſen müſſen, wird niemand bedauern.
„Meinen Stiefbruder aber will ich
„näher an meine Perſon feſſeln, ihn ſogar in
„Geſchäfte verwickeln. Dann wird man ihn
„und er ſich ſelbſt näher beleuchten, und einſehn,
„wie wenig er gemacht iſt, mehr zu
„ertragen; als das wollüſtige Leben, ſo er

„itzt führt. Er wird mich liebgewinnen, ruhig ſeyn, und ich habe ihn unter meinen Augen" — Dieſer Plan wurde ausgeführt, und alles hatte den gehofften Erfolg.

Er zeigte den Böſen immer, daß er noch viel böſer würde ſeyn können, wenn er nicht, aus Grundſätzen der Weisheit, das Gegentheil wollte, den Guten aber, daß niemand ihn an Milde, Geſelligkeit, Hingebung und Freundlichkeit übertreffen könne.

Er ließ ſich's nie merken, wenn er weiſer und gelehrter war, als ein Andrer, weil er wußte, daß dies das ſicherſte Mittel iſt, gehaßt zu werden.

Obgleich, ſeinem Syſteme nach, das Publicum jeden wichtigen Hauptſchritt wiſſen mußte, den die Regierung vornahm; ſo ſahe er doch wohl ein, daß man die Schritte, die erſt geſchehen ſollten, beſonders ehe ſie ganz reiflich durchgedacht waren, und die Mittel, welche man wählte, um zum Hauptſchritte zu gelangen, ſehr oft verſchweigen müſſe, wenn man nicht durch unnützes Ausplaudern den ganzen Zweck wollte ſcheitern ſehn. Nun war aber ſein Herz von Natur ſo offen, daß er nur zu leicht in den Fehler verfiel, unvorſichtigen Leuten, in dem Bewußtſeyn ſeiner reinen Abſichten, und in dem Gefühle von Menſchenliebe, ſich zu vertrauen. Um dieſem Fehler ſo viel möglich entgegen zu arbeiten, oder ihn vielmehr für den Staat unſchädlich zu machen, affectirte er, noch geſchwätziger zu ſeyn, als er war, alles zu ſagen, nur die Hauptſache nicht, ſondern die Aufmerkſamkeit auf Nebenwege zu leiten, wodurch die feinen Leute, die das wohl merkten, irregeführt, ihn nun für doppelt verſchloſſen hielten, die Schwächern aber ſicher wurden, und ihn ganz zu ergründen glaubten.

Auf dieſe Art verband er Reinigkeit des Herzens mit Klugheit, Gradheit mit Politik, befeſtigte und beglückte, von Allen geliebt und verehrt, ſein Reich durch eine wohlthätige, weiſe Regierung, von welcher ich Ihnen in der Folge mehr Nachricht geben werde.

Coppenhagen im Merz
1786.

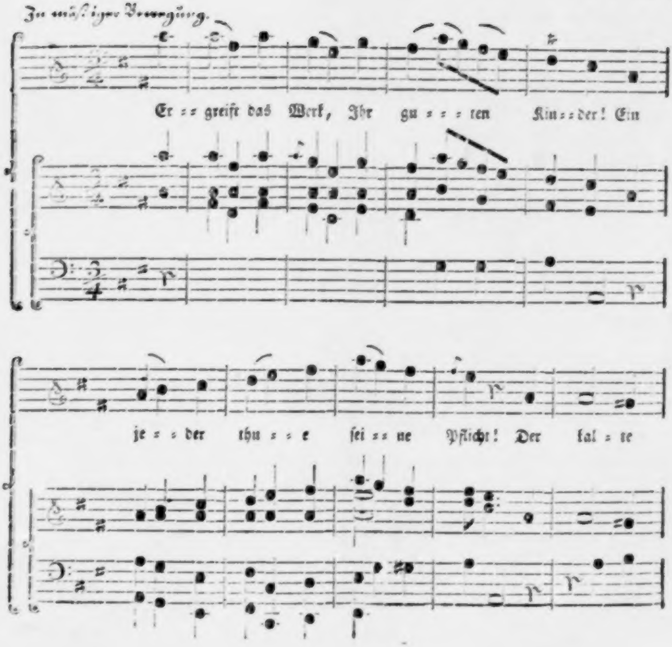
X. Lied des Schulmeiſters Ehrenfels, bey Eröfnung ſeiner Morgenſchule, nebſt der Muſic dazu.

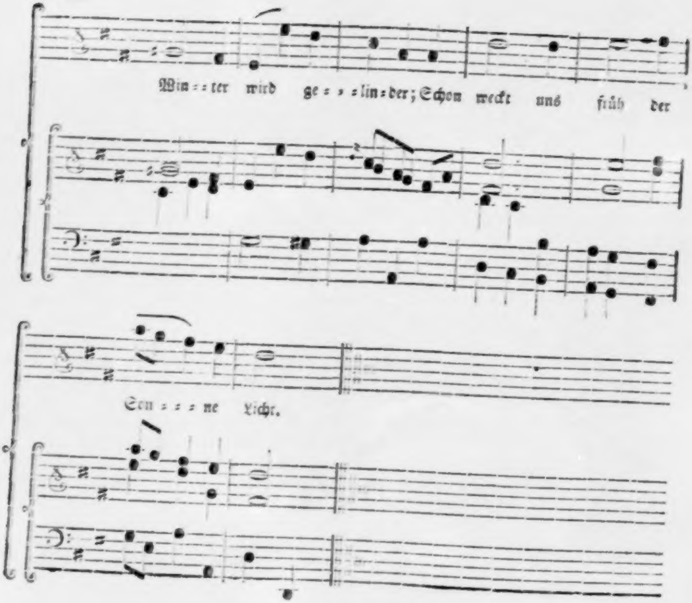
Ergreift das Werk, Ihr guten Kinder!
Ein jeder thue ſeine Pflicht!
Der kalte Winter wird gelinder;
Schon weckt uns früh der Sonne Licht;
Laßt uns die längern Tage nützen!
Laßt uns, voll Luſt und Heiterkeit,
Nicht hier umſonſt verſammlet ſitzen; —
Zu ſchnell verſtreicht die goldne Zeit —
Dank't Ihm, der Euch das frohe Leben,
Dank't Ihm, der Euch, im ſanften Schlaf,
Zur Arbeit neue Kraft gegeben!
Dan'kt Ihm, daß Euch kein Unfall traf!
Seyd Ihr, an dieſem ſchönen Morgen,
Getroſt, geſund und kummerlos
Erwacht; ſo wird Er ferner ſorgen,
Denn Seine Güt' iſt immer groß.
Such't nur. durch Fleiß und fromme Herzen,
Nicht unwerth Seiner Huld zu ſeyn!
Dann wird von Armuth, Noth und Schmerzen
Der treu'ſte Vater Euch befrey'n.

Doch ſehr geſchwind entflieht die Jugend,
Die Zeit, wo Euch mein Unterricht
Zur Wahrheit, Religion und Tugend
Die ſegensreiche Laufbahn bricht;
Wo friſche Kraft, Gedächtniß, Muſe
Und heit'rer Sinn noch in Euch wohnt,
Und, fern von Sorgen und Verdruſſe,
Sich Arbeit mit Erfolg belohnt.
Drum nütz't das Daſeyn auf der Erde,
Damit des Lebens kurze Friſt
Für Euch und Andre wichtig werde,
Bis Euch des Todes Arm umſchließt.
Dann ſegnen Freunde und Verwandte
Eu'r Grab, und Jeder ſchätzt Euch hoch,
Und wer den guten Mann nur kannte,
Der liebt auch ſeine Aſche noch.

Verfaßt im Monat Merz 1786.
in Urſtädt.

(Iſt nach Seite 208 einzuſchalten.)


In mäßiger Bewegung.
Er = = greift das Werk, Ihr gu = = = ten Kin = = der! Ein
je = = der thu = = e ſei = = ne Pflicht! Der kal = te


Win = = ter wird ge = = = lin = der; Schon weckt uns früh der
Son = = = ne Licht.

XI. Auszüge aus Briefen.

1) Aus Paris, im Merz 1786. geſchrieben.

Das leichtfertige hieſige Publicum iſt, wie Sie wohl ſchon wiſſen werden, jetzt durch die Vertheidigungsſchrift des berüchtigten Caglioſtro auf eine unbeſchreibliche Art — und das kann noch vierzehn Tage dauern, wenn nicht indeß ein anders Märchen aufkömmt — in Bewegung geſetzt worden. Ich denke, Sie haben das Mémoire geleſen; alſo brauche ich Ihnen den Inhalt deſſelben nicht zu zergliedern; Ich will Ihnen nur ſagen, was der kleinere unpartheyiſche, kaltblütige Theil des Volks darüber urtheilt.

Die Schrift iſt grade ſo künſtlich aufgeſetzt, ſo ganz in der Sprache der gekränkten Unſchuld und der verfolgten hohen Tugend geſchrieben, daß der geſchickte Sachwalter, welcher ſie mit ſchlauer Kunſt verfaßt hat, ſicher vorauswiſſen konnte, er würde den großen Haufen in allen Ständen für ſeinen Leidenden einnehmen und Mitleid erregen. Indeß bleiben doch, genau abgewogen, verſchiedene kleine Zweifel übrig, welche der unbefangene Leſer gern beantwortet haben mögte; Hier ſind einige derſelben:

a) Wenn Caglioſtro ſeine Abkunft nicht gewiß weiß, was für Recht hat er dann (oder vielmehr, wie kann ein vernünftiger Mann ſo inconſequent handeln?) ſich für einen Grafen auszugeben? — einen Titel ſich zuzueignen, der, wenn er auch an ſich nicht von großer Bedeutung iſt, doch ausſchließlich Einer Claſſe von Bürgern im Staate angehört — kurz! ihm vielleicht nicht zukömmt, deſſen er auch gar nicht, um ſich Glanz zu geben, bedarf, wenn er der große edle Mann iſt, für den er gern angeſehn ſeyn will, der ihn aber verächtlich macht, wenn er ihn erborgt, um ſich dadurch ein falſches Gewicht zu geben?

b) Iſt er aber ſeines Standes gewiß, was kann ihn abhalten, denſelben in dieſer Lage bekannt zu machen, wenn es nicht etwa die Hoffnung iſt, noch in der Folge, unter der

Hülle des Geheimnißvollen, eine wichtige Rolle bey dem vornehmen und geringen Pöbel zu ſpielen? Wahrhaftig! wenn er auch dadurch als einer von des Großſultans, oder des Muphri, oder des Großmeiſters von Maltha Baſtarten bekannt würde; ſo mögte das doch ſchwerlich in Paris großes Aufſehn machen; Man würde gern das incognito gegen ihn beobachten, und es leuchtet gar zu viel grobe, eines Philoſophen unwürdige Eitelkeit aus den Erzählungen hervor, welche er von ſeinen glänzenden Jugendjahren macht. Wenn das alles wahr iſt, was geht es uns an? Man will wiſſen, wer er jezt iſt; Man will es von ihm wiſſen, und nicht deswegen einen Boten nach Mecka ſchicken.

c) Wenn die mit ihm zugleich in Verhaft genommene Frau würklich ſeine Gattinn iſt, warum nennt er nicht den Ort in Italien, wo ſie ihm angetrauet worden, ſondern beruft ſich auf ſeine ihm itzt vorenthaltene Papiere? Kirchenbücher, die man in chriſtlichen Gemeinen zu halten pflegt, beweiſen dergleichen Thatſachen; Warum beruft er ſich nicht auf dieſe?

d) Wenn er würklich ein menſchenfreundlicher, mäßiger, großer und weiſer Mann iſt, wie hat er ſich dann können zu einer, nach allen Umſtänden, eines elenden Charlatans ſo würdigen Gaukeley mit der Nichte der Dame La Motte brauchen laſſen? Wirft nicht dieſer einzige, einem grade handelden Wohlthäter des Menſchengeſchlechts unanſtändige Zug, ein ſehr ſchiefes Licht auf ſeine übernatürlichen Kenntniſſe, auf alle große Rollen, welche er in andern Städten geſpielt haben will?

e) Was kann wohl das Zeugniß eines gemiſchten, ſo oft durch Gaukeleyen irregeführten Haufens in groſſen Städten, den man nicht ad articulos vernehmen kann, zum Vortheil eines Mannes beweiſen, der in einem ſpeciellen Falle, wegen eines ſpeciellen Verbrechens angeklagt wird?

f) Scheint er nicht, bey dem Eludiren einer genauen Nachforſchung nach ſeiner Abkunft, und nach ſeiner ſtufenweiſen Erhebung zu dieſer verdächtigen Apoſtelſchaft, die Abſicht zu haben, von Einer Seite den Richtern, durch Mitleid und Furcht vor ſeinen großen Verbindungen, die Augen zu blenden, von der Andern aber ſeinen Proceß, durch Correſpondenzen in das Unendliche, ſo verwickelt zu machen, daß man des Unterſuchens müde werden ſolle, da hingegen vielleicht Ein Wort hinreichend wäre, uns an die Quelle ſeiner miraculoſen Exiſtenz zu führen?

g) Hat man nicht das Recht, dies Eine Wort, nemlich die wahre Geſchichte ſeiner Abkunft, bey einer ſolchen Gelegenheit, mit aller Strenge von ihm zu fordern?

h) Kann es überhaupt einem Weltbürger erlaubt ſeyn, in dergleichen wichtigen Fällen, aus ſeiner Abkunft ein Geheimniß zu machen?

i) Würde ein in ſeiner Meinung ſo großer Philoſoph auf das ganz erbärmliche Vorurtheil einer ohngefehren hohen Abkunft (wäre denn auch dieſe Caglioſtro's Loos!) einen ſo groſſen Werth ſetzen, daß er in einer ſo ſchrecklichen

Verlegenheit nicht das Incognito aufgeben; und grade heraus erzählen ſollte, wer ſeine präſumtive Eltern geweſen, wenn nicht etwas anders dahinter ſteckte?

k) Was beweiſen Aufforderungen an ein ganzes Publicum; — wäre auch dies Publicum nicht, wie ich vorhin geſagt habe, durch die Liebe zum Wunderbaren und Miſteriöſen zu ſeinem Vortheil eingenommen? Wer wird da heraustreten, um ſich in Händel zu miſchen, die ihm perſönlich ſehr unwichtig ſind? Wenn ich ein heimlicher Schelm wäre, und nun in der Stadt, in welcher ich wohnte, ausrufen lieſſe: „Es ſolle Jeder auftreten, der „mich einer Schandthat beſchuldigen könne!“ — Ja! wenn ich dann nicht offenbar geſtohlen hätte, nicht ein bekannter Spitzbube wäre; wer würde meine unbedeutenden Aventurierſtreiche, auf ſeine Gefahr, ob er gerichtliche Beweiſe davon beybringen könnte, vor den Richtſtuhl tragen?

l) Caglioſtro beruft ſich auf die Bekanntſchaft mit angeſehenen Perſonen, in den vornehmſten Städten von Europa? Was beweiſt das? Ein Abentheurer hat immer viel Unverſchämtheit und mehrentheils die Gabe, von allem ſchwätzen, leere Köpfe leicht unterhalten, und ſich den Ton jeder Geſellſchaft eigen machen zu können — Und was bedarf es mehr, um in den Cirkeln der ſogenannten feinen Welt Zutritt zu erlangen? Da in dieſen Cirkeln keine Freundſchaften geſchloſſen, ſondern nur Bekanntſchaften gemacht, und die langweiligen Stunden getödtet werden; ſo bekümmert man ſich nicht ſehr um den moraliſchen Character der Leute, mit denen man umgeht, wenn dieſelben nur nicht bekannter ſchlechten Handlungen ſich ſchuldig gemacht haben, und übrigens gute Geſellſchafter ſind. Hierzu kömmt noch, daß in unſern Zeiten die Fälle nicht ſelten ſind, wo Fürſten und andre Vornehme, durch den Geiſt der Geheimnißſucht und der falſch verſtandenen Freymaurerey getrieben, Männern ihr ganzes Zutrauen ſchenken, denen jeder Unpartheyiſche den Stempel des Betrugs auf der Stirne ſieht. Aber Caglioſtro redet doch von einem Maltheſerritter, der ihn viel Jahre hindurch auf ſeinen Reiſen begleitet hat, ihn alſo ganz kennt, und lange genau beobachtet haben kann? — Dieſen Mann, wenn er ſonſt redlich iſt, wollen wir fragen, und ihm Glauben beymeſſen, aber — er iſt unglücklicher Weiſe geſtorben.

m) Die Miniſter des Königs ſchreiben, auf Befehl des Monarchen, Empfehlungsbriefe nach Strasburg? — Nun ja! Nachdem ihn ſeine Partheygänger als einen wohlthatigen, von Aerzten verfolgten Mann in Verſailles abgeſchildert hatten, war nichts natürlicher, als von daher zu befehlen: „man ſolle „ihn nicht kränken; mehr verlange er nicht.“ Es iſt ja auch überhaupt davon gar nicht die Rede, ob er ſich in der Stadt Y oder in der Stadt Z gut oder übel betragen hat, ſondern ob er in dem böſen Handel des Cardinals mit verflochten iſt oder nicht, und warum er ſich weigert, diejenigen klaren Nachrichten von ſeiner Perſon zu geben, die man von jedermann, der eines Verbrechens wegen angeklagt iſt, fordern muß?

n) Wenn er ſeiner Abkunft nicht gewiß iſt; ſo wird doch die Familie ſeiner Frau Gemahlinn noch irgendwo exiſtiren — Warum beruft er ſich nicht auf das Zeugniß der Verwandten dieſer Frau?

o) Ein Mann, der, ohne Verdacht, ruhig, von niemand eines Bubenſtücks beſchuldigt, im Staate lebt, und gegen den niemand Schulden halber klagt, braucht freylich den Statum ſeiner ökonomiſchen Umſtände nicht zu entdecken; Wer aber eines Diebſtahls beſchuldigt wird, und dann in dem Rufe ſteht, immer ſehr viel Geld verzehrt zu haben, ohne daß irgend jemand weiß, woher er dies bekommen, der ſoll, der muß die Quellen ſeines Reichthums der inquirirenden Obrigkeit angeben. Sind dieſe dann rein und unſchuldig — ey nun! ſo hat niemand das Geringſte zu erinnern.

p) Er behauptet, er könne gar kein Franzöſiſch und ſehr ſchlecht das Italieniſche ſchreiben, und dennoch rühmt er ſich, faſt alle eu=

ropäiſchen Sprachen in ſeiner Gewalt zu haben. Wie hat er es denn wohl angefangen, ſie zu erlernen? Bloß vom Zuhören? Wie hat er es angefangen, aus den Apotheken in allen Städten die ungeheure Menge von ſeltenen Arzneymitteln zu verſchreiben?* Seine Frau ſoll nun vollends des Schreibens gänzlich unkundig ſeyn — Das alles klingt wenigſtens äuſſerſt verdächtig.

Sehen Sie, mein Freund! das ſind nur Zweifel! Vielleicht löſet ſie der unſchuldige Apoſtel, wenn er die Nothwendigket davon fühlt, ſelbſt auf. Sollte dies aber nicht geſchehen; ſollte das Schreyen ſeiner partheyiſchen Anhänger ihm dann auch Befreyung und Losſprechung auswürken; ſo wird doch noch immer viel Verdacht bey verſtändigen Männern übrig bleiben.

---

* Freylich werden die Recepte in lateiniſcher Sprache verfaßt, doch nur von Solchen, die das Ding zunftmäßig nach europäiſcher Art treiben, und zu Dieſen will der Herr Graf ja nicht gehören.

2) Aus dem Briefe eines alten Hofmanns an ſeinen Sohn, den Miniſter in ***

Ich bedaure, mein lieber Sohn! daß Du Dich in einer ſo unangenehmen Lage befindeſt, daß es ſcheint, als wenn Du von der ſtolzen Höhe, zu welcher Du Dich ſo ſchnell hinauf geſchwungen hatteſt, ſchon wieder herabſinken wollteſt. Ja, mein Freund! das iſt der Lauf der Dinge am Hofe! Du wagteſt Dich zu früh auf dies ſtürmiſche Meer, ohne gehörig vorbereitet zu ſeyn; wagteſt Dich an das Ruder, ehe Du den Compas ſtudiert hatteſt; wagteſt Dich in Himmelsgegenden, wo Du weder Wind und Wetter, noch Klippen und Sandbänke kannteſt. Schon als Du den erſten Geſandſchaftspoſten übernahmſt, warnete ich Dich; aber Du glaubteſt Deinem alten Vater nicht, traueteſt nicht meinen vieljährigen Erfahrungen, meinteſt, wie mehrentheils die jungen Leute pflegen, die Erfahrungen der vorigen Zeiten paßten nicht auf unſre jetzigen — Als wenn die Menſchen aller Jahrhunderte nicht faſt immer die nemlichen geweſen wären!— Als wenn Moſis Erzählungen von den Cabalen, die an Pharao's Hofe zu Joſephs Zeiten herrſchten, nicht das getreue Bild von dem lieferten, was an unſern Hofen vorgeht! Aber Du verlieſſeſt Dich auf Deine aus Büchern geſchöpfte Menſchenkenntniß — Und wie wenig reicht die zu, wenn es auf die Anwendung der würklichen Welt ankömmt, wenn man mit alten ausſtudierten Böſewichten zu kämpfen hat, die jedem unſrer kleinſten Schritte auflauern! Freylich, ſo lange man eine untergeordnete Rolle ſpielt; ſo hat das alles nichts auf ſich; Man verzeihet uns kleine Unvorſichtigkeiten; Man freuet ſich ſogar darüber, wenn ein junger Menſch an Hofe grade und kunſtlos handelt, denn man ſieht, daß er keinem ſtudierten Plane folgt, um ſich hinaufzuarbeiten; Jedermann iſt bereit einem Solchen auf ſeinem unwichtigen Wege die Hand zu reichen; Aber ſobald die vorzügliche Gunſt des Fürſten ihn zu einem Gegenſtande der Aufmerkſamkeit und des Neides macht; dann iſt kein Schritt, kein Blick, kein Wort gleichgültig; Alles muß gemeſſen und abgewogen werden; und wer das nicht kann, der gehe beyzeiten nach Hauſe! Ich habe Dich nie aus den Augen verlohren, habe meine Leute gehabt, die dich beobachteten. So lange Du Dich aber nicht grade zu an mich gewendet, und meinen Rath nicht begehrt haſt, habe ich dich wandeln laſſen; doch würde ich nie die letzte Cataſtrophe abgewartet haben, ohne dir zu helfen, weil es noch Zeit iſt — Und noch iſt es Zeit; nur mußt Du ſchleunig Deine ganze Aufführung ändern.

Um Dir indeſſen zu zeigen, daß ich würklich alles weiß, was vorgegangen iſt; ſo will ich doch einige Puncte berühren, in welchen Du Dich großer Unvorſichtigkeiten ſchuldig gemacht haſt. Zuerſt, als Dein Herr anfieng, Dich vor Andern auszuzeichnen; da kamſt Du ihm zu weit entgegen; Dein gutes Herz wollte Zuneigung mit Zuneigung erwiedern. — Das war edel, aber ſehr unpolitiſch gehandelt — Fürſten ſind wandelbar; Je näher ſie uns treten, um deſto beſcheidener muß man ſich zurückziehn. Du hätteſt ſogleich anfangen ſollen, dich rar zu machen, hätteſt affectiren ſollen, des Hoflebens und des Geräuſches der Welt überdrüſſig zu ſeyn, ein philoſophiſches Leben führen zu wollen, zwar größtentheils emſig den Berufsgeſchäften gewidmet, aber auſſerdem den Wiſſenſchaften geweihet, dabey ein höchſt mäßiges Leben, ohne Aufwand, ohne Glanz; Wenn man dich einmal bey Hofe geſehn hätte; ſo müßte der Fürſt dies für eine beſondere Aufmerkſamkeit, für eine Probe Deiner Anhänglichkeit an ſeine Perſon angeſehn haben.

Sodann hätteſt Du ſollen, ſobald Du Glanz bekamſt, äuſſerſt herablaſſend und demüthig gegen jedermann, beſonders aber gegen die Vornehmen und gegen die Schelme ſeyn. Die erſten Perſonen, für deren Beförderung Du hätteſt ſorgen ſollen, müßten die Creaturen Deiner präſumtiven Feinde geweſen ſeyn; Nicht ſowohl, damit man geglaubt hätte, Du wollteſt nichts an dem alten Syſtem ändern, (denn ſo ſcharfſinnig ſind nun endlich die alten Hofleute wohl, dergleichen nicht zu glauben) ſondern vielmehr, damit eine Art von ſtillſchweigender Convention, auf Furcht gegründet, wäre geſchloſſen worden, ſich einander nicht entgegen zu arbeiten. Dieſe Aufführung hätteſt du ſo lange beobachten ſollen, bis du unerſchütterlich feſt geſeſſen hätteſt, und dann wäre es noch immer Zeit geweſen zu thun, was Rechtſchaffenheit und Liebe zur guten Sache und zu Deinem Herrn dir eingaben. Wer alles auf einmal thun will, thut nichts. Es gelung Dir zwar, die Hauptſchelme zu entfernen, aber ihr Anhang war noch zu groß, und Dein Ruf bey dem Volke noch nicht feſt genug gegründet.

Weißt Du noch, als die alte wollüſtige Generalinn *** Dich auf dem Luſtſchloſſe *** des Abends ſpät, unter dem Vorwande eines Geſchäfts, zu ſich bitten ließ? Wie ſie da vor ihrem Nachttiſche ſaß, und ihre verjährten Reize ausflickte und kielhohlte? Sie wollte, Du ſollteſt ihr etwas von unplatoniſcher Liebe reden; Es war ein groſſer Fehler von Dir, daß Du das gar nicht merken wollteſt, daß Du nicht wenigſtens ihrer Eitelkeit durch einige ſüſſe Worte und Seufzer ſchmeichelteſt. Du hätteſt den blöden Jüngling ſpielen, ihr einige Hoffnung laſſen, und ein andermal dergleichen Gelegenheiten liſtig ausweichen ſollen. Da ſie Dir aber gleich anſah, daß du ihre zärtlichen Nachſtellungen wohl merkteſt, aber nicht merken wollteſt; ſo war ſie, von dem Augenblick an, deine bitterſte Feindinn — Und Du weißt, was Weiber= Pfaffen= und Bigottenrache vermögen.

Wie Du als Geſandter in *** warſt; da ſuchte die Prinzeßinn *** die Gelegenheit, Dich allein zu ſprechen, und trat oft zu Dir, wenn Du entfernt vom großen Cirkel ſtandeſt. Sie wird wohl freylich nichts Gefährliches mit Dir geredet haben; (Du biſt zu geſcheut, um Dich auf dergleichen einzulaſſen) aber Du hätteſt auch ſolche tête à tête auffallend vorſetzlich vermeiden, und wenn Du mit ihr ſprachſt, gegen die Gewohnheit an Höfen, ſo laut als ein Reichsſtädter ſchreyen ſollen, damit jedermann alles hätte hören können. Es fehlte nicht an beſtochenen Aufpaſſern, die dies an

Deinen Hof ſchrieben, und Dir andichteten, Du gäbeſt der Prinzeßinn böſe Rathſchläge.

Ja! als Du ihr einſt, in der Unſchuld Deines Herzens, die Muſic zu einem Wiegenliede mittheilteſt, in welchem eine Mutter, bey dem ſchlafenden Kinde ſitzend, über die Untreue ihres Gatten klagt, da wußteſt Du wohl nicht, daß ſie grade das Nemliche (obgleich in Proſa, und von keiner andern als Thränenmuſic begleitet) des Tages vorher gethan hatte; es wurde Dir aber als vorſetzliche Bosheit auf die Rechnung geſetzt. Mir fiel dabey ein, daß der gute ſelige Sturz in Dännemark, durch ein, in eben ſo untadelhafter Abſicht verfertigtes Miniaturgemälde, ſich ſeinen politiſchen Fall zuzog, wie in der Lebensbeſchreibung ſteht, welche man der Ausgabe ſeiner Schriften vorgeſetzt hat.

Dies mag genug ſeyn, um Dir zu zeigen, daß ich alles, auch das Geringſte weiß, was vorgegangen iſt! Jetzt iſt nicht davon die Rede, was Du hätteſt thun und unterlaſſen können, ſondern was Du itzt thun mußt, um, wo möglich, die Sache noch in das Gleiche zu bringen. Gelingt Dir das; (und ich glaube, es wird Dir gelingen, da Dein Herr Dich im Grunde doch noch liebt, und kein eigentliches Mistrauen gegen Dich gefaßt hat) ſo ſitzeſt Du hernach feſter als jemals, und man wird ſich dann ſo leicht nicht wieder an Dich wagen.

Mein Rath iſt alſo der: Du ſollſt jetzt nicht den Abſchied fordern, ſollſt nicht ſchimpflich das Feld räumen, ſondern alles aufbieten, den Sieg zu erfechten. Hierzu aber iſt nöthig, daß Du Deine Lebensart und Aufführung gänzlich umänderſt, und daß Du ganz das Gegentheil von dem Betragen annehmeſt, ſo ich Dir vorhin, als zweckmäßig während einer glänzenden Lage, anpreiſen wollte. Folglich, ſtatt ein vom Getümmel abgezogenes, philoſophiſches Leben zu führen und das Geſicht in ernſte Falten zu legen, mußt Du Dich gegenwärtig aller Orten in großen Cirkeln zeigen, und zwar mit der heiterſten Miene; Dein Witz, Deine muntre

Laune müſſe jedermann unterhalten, und von einer gänzlich unbefangenen Gemüthsart zu zeugen ſcheinen; Du mußt den Fürſten oft ſehn, damit ihm Dein Umgang wieder zum Bedürfniſſe werde, und er muß keinen fröhlichern, angenehmern Geſellſchafter haben, als Dich; Du mußt Dich ſtellen, als fiele es Dir gar nicht ein, daß er in ſeiner Zuneigung zu Dir nachgelaſſen haben könnte. Gelingt es Dir, zu machen, daß er ſich wieder nach Deinem Umgange ſehnt; dann mußt Du nach und nach anfangen, Dich zuweilen einmal wieder vermiſſen zu laſſen. Hüte Dich aber jetzt eben ſo ſehr, zudringlich zu ſcheinen! Das Publicum müſſe glauben, Du erſcheineſt nur öfterer, aus nachgebender Gefälligkeit für Deinen Herrn! In gegenwärtiger Lage mußt Du den Vornehmen (nemlich ſchlechten Leuten) mit äuſſerſtem, doch nicht groben Uebermuthe begegnen, und auf alle nur mögliche Art die Zuneigung der Geringern, durch ungekünſtelte Herablaſſung und durch allerley planlos ſcheinende Wohlthaten, zu gewinnen ſuchen. Die, welche feſt an Deiner Parthey halten, Große und Kleine, mußt Du, durch unzählige Wege, in Ehre, in Ruf, in Anſehn zu bringen ſuchen. Mache, daß Du zahlreiche Audienzen, ausgebreiteten Briefwechſel habeſt! Ich werde Dir zuweilen Stafetten ſchicken, wovon niemand wiſſen ſoll, woher ſie kommen. Deine Tafel ſey reicher beſetzt, als bisher! Füttere viel Müßiggänger und Schwätzer! Suche liegengebliebene Geſchäfte und Plane wieder hervor, bey welchen man Deiner Hülfe nicht entbehren kann! Affectire eiteln Weibern von gewiſſen Jahren den Hof zu machen! Ziehe die Geiſtlichkeit in Dein Intereſſe! das heißt: arbeite ihrem Ehrgeize und Geldgeize nicht entgegen! Bekümmere Dich nicht um Gelehrte! Die achtet doch kein Menſch am Hofe! — Und glaube mir, Deine Sache wird bald eine andre Wendung nehmen —

Man mögte ſagen, Unſchuld allein ſey das beſte Mittel gegen Verfolgungen; aber dann würde man ſich betrügen. Freylich ohne Unſchuld rathe ich niemand, ſich ſicher zu glauben. Bubenſtücke kommen früh oder ſpät gewiß an den Tag. Ja! nicht nur Bubenſtücke, ſondern auch grobe Unvorſichtigkeiten. Aber mit aller Unſchuld richtet man dennoch in dieſer Welt, ohne einen gewiſſen esprit de conduite (das heißt nicht etwa ränkevolle Verſchlagenheit, ſondern Reſultate des ruhigen, unleidenſchaftlichen, weiſen, auf die Liſt und Bosheit Andrer Rückſicht nehmenden Nachdenkens) ſehr wenig aus. Ich habe eine Menge Schurken gekannt und Abentheurer, die, mit der Maske dieſer innern Ueberzeugung und einer gewiſſen Unerſchütterlichkeit, lange Stich hielten; hingegen eine Menge Redlicher, die durch eine, in ihrem Temperamente liegende Scheuigkeit, für Verbrecher angeſehn wurden. Ich ſelbſt habe leider! Erfahrungen von der letztern Art gemacht, und daher dieſe Regeln alle erprobt und ächt befunden:

Jedermann gilt in dieſer Welt ſo viel, als er ſich ſelbſt gelten macht;

Wer am mehrſten klagt, wird am mehrſten verlaſſen;

Wenn man ſich recht ſicher und unerſchrocken ſtellt; ſo wiſſen ſelbſt die weiſern und beſſern Menſchen nicht, was ſie davon denken ſollen, glauben, man habe noch geheime Verhältniſſe, worauf man ſich ſtütze;

Denn heut zu Tage herrſcht ſo wenig Treue und Offenherzigkeit, daß niemand genau des Andern Verhältniſſe kennt, jeder den Andern fürchtet und belügt, und es giebt wenig Menſchen, welche nicht die ſo genannten Großen fürchteten;

Ein Großer fürchtet den Andern, und ſchonet ſeinetwegen die von ihm Geſchätzten; weiß aber nicht immer, wen dieſer ſchätzt;

Auch die Beſten haben unter ſich kleine Misverſtändniſſe, die zwar ein Dritter nicht immer weiß, die doch aber verhindern, daß ſie nicht ganz gemeinſchaftliche Sache gegen Dich machen, ſich einander ſelbſt nicht trauen, wenn Du Herz gegen ſie faſſeſt, und verſchloſſen biſt;

Fürſten ſind gewaltig vorſichtig in dem, was Aufſehn erregen, ihren Nahmen compromittiren heißt — Dazu ſind ſie von der erſten Jugend an gebildet; Deswegen wagen ſie nicht leicht einen raſchen Schritt gegen einen Mann, der kühn und zuverſichtlich zu ſeyn ſcheint;

Wenn Du dabey nun noch ein witziger Mann biſt; ſo fürchten die Leute auch Dein loſes Maul und Deine Feder, wenngleich ſie das nicht bekennen; Denn es giebt wenig Menſchen, die nicht ſo allerley Kleinigkeiten in ihrem Leben begangen hätten, welche ſie nicht gern mögten an das Licht gezogen ſehn;

Alſo kann man auch nach Gelegenheit ein wenig drohen; doch muß dies nicht mit Impertinenz, ſondern in einem Tone von unleidenſchaftlichem Unſchuldsbewußtſeyn geſchehen;

Wenn Du dieſem gemäß handelſt; ſo werden ſelbſt Deine Freunde, auch ohngebeten, geneigt ſeyn, ſich Deiner anzunehmen, gewiß aber nicht, wenn ſie Dich ſcheu und furchtſam finden, denn ſie haben ſelten ſo viel Kraft, alles hier Geſagte zu überlegen.

Wenn Dir Einer Deiner Freunde ſeine Beſorgniß zu erkennen geben will; wenn er Dir ſagt: Du habeſt Feinde, man rede zweydeutig von Dir, u. d. gl. ſo lächle freundlich! Er wird Dir dabey in das Angeſicht ſehn; Findet er, daß Du ängſtlich oder aufgebracht ausſiehſt; ſo haſt Du verlohren. Sieheſt Du ihn aber von oben herunter, nicht eben mit Verachtung, aber doch mit Geringſchätzung, mit Mangel an Aufmerkſamkeit an; ſo wird er ſtutzen, und ſich vor ſich ſelbſt ſchämen, und das wird beſſer als jede Vertheidigung ſeyn, worauf Du Dich nie einlaſſen mußt. Ueberhaupt — Es iſt ein altes, ein wenig ſchmutziges, aber ſehr treffendes Sprüchwort — „jemehr man den Unrath aufrührt, um deſto „übler riecht er" — Alle Explicationen haben unvorhergeſehene Folgen; die Zeit entwickelt alles; man muß ihr nie zuvorkommen;

Vertraue ſo wenig Leuten als möglich Deinen Kummer, beſonders Deinem Weibe nicht, wäre ſie auch noch ſo verſtändig! Kein Weib hilft tragen; Alle erſchweren die Bürde — Vertraue Dich grade nur denen Leuten, die helfen können! und gewöhnlich kann das niemand, als Du ſelbſt;

Die Menſchen ſind immer durch Partheyen, geheime Verbindungen, Verſchiedenheiten in Meinungen, Familienverhältniſſe, kleine Leidenſchaften u. d. gl. unbedeutende Dinge getheilt — Ergreife nur ja keine Parthey; ſo wird doch jede glauben, Du habeſt Anhang, ohne recht zu wiſſen welchen, und alſo werden ſie Dich fürchten, ohne Dich zu verfolgen, welches ſie thun würden, wenn es notoriſch wäre, Du hiengeſt ſtrenge einer bekannten Parthey an;

Jeder Menſch, der ein gewiſſes Aufſehn macht, hat, wenn er es auch ſelbſt nicht weiß, einen Anhang, wäre es auch nur von jungen enthuſiaſtiſchen Leuten, die dann laut werden, wenn der Mann gedrückt wird; Aber ſo weit ſoll es gewiß mit Dir nicht kommen; Auch ſind die Schelme zu fein, um den redlichen Mann ganz tief niederzubeugen; denn ſobald er ein Gegenſtand des Mitleidens wird, treten ſelbſt ſeine Neider und Nacheiferer auf ſeine Seite;

Und wenn Du nun vollends Dir nichts vorzuwerfen haſt, in Deinem ſittlichen Leben, das doch bey verſtändigen, unpartheyiſchen Leuten die Hauptſache iſt; dann fürchte nichts! Deine Familie, Nachbarn, Bediente, die Armen — Alles wird laut ſchreyen für Dich;

Und ſelbſt unter den recht böſen Menſchen findet man Wenige, die dem Eindrucke, den eine immer fortgeſetzte edle, großmüthige Behandlung auf ſie macht, widerſtehn könnten. Es giebt Augenblicke, wo der Unhold es doch fühlt, daß er ſich gern an den beſſern Mann ſchlieſſen mögte, wenn ſich's thun lieſſe; daß er dadurch in der äuſſern Achtung gewinnen würde; daß er, ſelbſt auf dem Gipfel von Hoheit, auf welchem er ſteht, wenn auch Viele, die Seiner bedürfen, ihm niederträchtig ſchmeicheln, dennoch im Grunde verachtet iſt, daß kein Herz ihm entgegen ſchlägt, daß, wenn das eigenſinnige Glück ihn nicht mehr anlächelte, er von Jedem verachtet ſeyn würde. In dieſen Augenblicken rächt ſich die Tugend an ihrem Verächter, und wenn Du dann immer fortfährſt, beſcheiden und doch, wo es nöthig iſt, ſtolz, in Dich ſelbſt verſchloſſen, unerſchütterlich, treu, wahrhaftig und gleichmüthig Dich zu betragen, conſequent, kaltblütig, duldend, ſchweigend Dich zu verhalten, nie Dich zu rächen, empfangene Beleidigungen kaum zu bemerken, Jedem zu dienen, ohne Unterſchied der Perſon, ohne Leidenſchaft, ſo daß Dein Ruf mit Gewalt zu jedermanns Ohren dringt; dann werden die Schurken doch endlich vor Dir niederfallen und Dir huldigen, ſie, die es wohl fühlen, daß unter ihren Spießgeſellen nicht Einer bey der Probe Stich hält, daß man, um in dieſer Welt glücklich zu ſeyn, ſich an die wenigen Beſ ſern ſchlieſſen muß, daß unter den Böſen keine dauerhafte Verbindung Statt findet, daß ein Schalk den andern betrügt, hätten ſie ſich auch am Altare Treue geſchworen.

Ich denke, mein lieber Sohn! alle dieſe Erinnerungen ſollen Dir nicht unnütz ſeyn — Es ſind Winke eines alten Freundes — Ich weiß wohl, daß Du ein verſtändiger Mann biſt, der dies alles vielleicht eben ſo gut und noch viel beſſer verſteht, als Dein alter Vater, denn Ihr jungen Leute werdet heut zu Tage gar früh klug; Manches hier Geſagte paßt auch würklich auf Deinen jetzigen Zuſtand nicht. Nim indeſſen immer das Beſte heraus, und überdenke Deine Lage mit kaltem Blute! Sollte es dennoch ſchief gehn, und Du Deinen Feinden das Feld räumen müſſen (Ein Gedanke, der mein Innerſtes empört!) ſo weißt Du, daß Du bey mir willkommen biſt. Freylich aber ſpielt ein Exminiſter, der auf dem Lande lebt, nachdem man ihm in der Reſidenz ſeinen Laufpaß gegeben hat, nicht die vortheilhafteſte Rolle. Haſt Du erſt den

Sieg erfochten, und noch ein Jahr lang das Spiel fortgeſpielt; dann werde ich Dir ſelbſt rathen, Deine glänzende Knechtſchaft gegen eine edlere ruhigere Exiſtenz zu vertauſchen.

Nur darum bitte ich Dich, Wilhelm! Wenn Dein Unverſtand, Dein Mangel an Klugheit Dich von *** wegtreiben ſollte; ſo ſuche Derer zu ſchonen, die Dir treu geblieben ſind. Ziehe nicht Andre mit in Dein Verderben, die nicht, wie Du, noch einen Hafen haben, in welchen ſie, nach erlittenem Schiffbruche, ihr Fahrzeug ausbeſſern, oder ſich ein kleineres bauen können! Noch weniger baue Deine Wiedergeburt auf den Untergang Derer, die Dir als Werkzeuge gedient haben! Nicht ſelten fällt an Höfen ein Mann von einer beträchtlichen Höhe herab, ohne ſich Schaden zu thun, fällt aber Diejenigen todt, die unten ſtehen, und richtet ſich dann wieder auf — Pfui! das mögte ich nie an meinem Sohn erleben! — Lieber opfre Dich auf, und ſchone Deiner Freunde, wenn Du deren haſt! — Und wehe Dir, wenn Du keine Freunde haſt, wenn Du die ganze jämmerlich glänzende Rolle blos aus falſchem Ehrgeize geſpielt hätteſt, wenn der Stand eines Fürſtenſclaven, vor dem die noch kleinern Sclaven den Hut abziehn müſſen, bey Dir das Hauptaugenmerk bey Deinem Ringen und Streben geweſen wäre, wenn Du es nicht blos als Mittel betrachtet hätteſt, Vielen nützlich zu ſeyn und, wo nicht Gutes zu thun (denn das ſteht nicht immer in unſrer Macht) doch Böſes zu hindern! Biſt Du aber ſo, wie ich hoffe; dann weiche auch nicht! Sie müſſen Alle kriechen zu Deinen Füßen, die Dich angetaſtet haben — und ſollte ich ſelbſt meine alte Garderobe aus den Koffern hervorholen laſſen, und Dir zu Hülfe eilen — Nur Muth gefaßt, und an jedem Abend den unveränderlichen Plan für den folgenden Tag angelegt! Alle mögliche Fälle voraus überlegt, damit nichts Dich überraſchen könne! Du biſt zu lebhaft; Gewöhne Dich alſo, ehe Du auf etwas beſtimmt antworteſt, ſey es auch dem Anſcheine nach noch ſo geringe, erſt ein paar Minuten zu ſchweigen, bis Du Dich geſammlet habeſt!

Wenn dieſe künſtliche, traurige Exiſtenz Deinem ofnen, biedern Herzen wehe thut; ſo denke, daß Du in dieſem Augenblicke nicht mehr zu wählen haſt! Verſüße Dir dies Leben, durch gute Thaten! Trockne die Thränen Derer, die ſich Dir vertrauen! Trockne ſie in der Stille, von niemand bemerkt! Wirf Deine Larve ab, ſobald Du, einſam in Deinem Kämmerlein, Dich beſſern, reinern Gefühlen überlaſſen darfſt! — Dann verſchwinde der ganze kindiſche Plunder von Größe vor Deinen Augen! —

Ich kann es faſt nicht begreifen, wie es Leute geben könne, die, wenn ſie einmal das Hofleben kennen, noch den Mann beneiden mögen, der daſelbſt die Ehre hat, der Vornehmſte unter den Knechten zu ſeyn, deren Glück und Ruhe von den Winken und Launen eines Einzigen abhängt; wie es Menſchen geben könne, die es für eine wahre Glückſeligkeit halten, ganz auf ihre Unkoſten, im ewigen Einerley und im ſteifſten Zwange fortzuvegetiren. Und doch kenne ich Perſonen, die unter dieſem Joche grau geworden ſind, alte Hofleute, die aber vielleicht aus Mismuth ſterben würden, wenn man ſie in eine unabhängigere, ruhigere Lage verſetzen wollte — So viel vermag die Gewohnheit über die ſchwachen Erdenſöhne! — Glaubſt Du wohl, daß Deine gute Stiefmutter auch noch ſo viel von dieſer Sucht aus ihrem Kammerfräuleinſtande übrig behalten hat, daß ſie mich oft in die Verſuchung führen mögte, aus Deinem jüngſten Bruder einen Hofſchranzen zu machen? — Und doch hat ſie wahrlich zehn Jahre hindurch die Langeweile in den Vorzimmern geſchmeckt. Allein ich komme nie (wenn mich Geſchäfte in die Reſidenz geführt haben) vom Hofe zurück, ohne daß ſie mich, um ſolche Kleinigkeiten frägt, als da ſind: „War der „durchlauchtige Herr gnädig? Mit wem re„dete er am mehrſten? Saß die Frau von *** „in der Commödie auch in der herrſchaftlichen „Loge? Was für einen Orden trägt der Herr „von ***?“ und dergleichen mehr, ſo mich aus aller Faſſung bringt.

Ja! wenn ich, bey ſechs Schüſſeln, von einem Paar Lakayen bedient, in meinem Gartenſaal ofne Tafel halte, und ein Beamter aus der Nachbarſchaft in einem Kleide mit Golde, oder die Frau Aebtißinn von *** mit ihrem Ordensbande, mit uns ſpeiſet, indeß durchreiſende prager Muſicanten eine Art von Tafelmuſic machen, und nun ein Bauer vor der Thür ſteht, uns anſtaunt, und Wunder meint, wie vornehm, wie reich, wie glücklich wir wären; ſo befremdet mich das nicht; die Lebensart ſolcher armen Leute ſteht ſo weit ab von der meinigen, wie das Leben eines aſiatiſchen Fürſten von meiner Häuslichkeit; Aber wenn Menſchen, welche die elende Bettelpracht der Höfe in der Nähe geſehn haben, und deren Erziehung ſo geweſen, daß ſie von Jugend auf allen eiteln Glanz und allen Zwang dieſer Lumpereyen haben fühlen müſſen; wenn Dieſe ſich nicht von der Anhänglichkeit an ſolchen Tand losreiſſen können, ſondern noch immer Werth auf die höfliche Herablaſſung eines Fürſten ſetzen, der uns erlaubt, unſer Vermögen und unſre Zeit in ſeinen alten

Schlöſſern zu verſchwenden — dann macht mich der Gedanke ſehr traurig, daß die Menſchen ſo von Vorurtheilen abhängen. Nein! Dein Bruder ſoll ſich einer andern nützlichern und zweckmäßigern Lebensart widmen. Du aber biſt einmal im Strudel, und mußt jetzt nur darauf denken, mit Ehren herauszukommen — Alſo mache Deine Sache gut, mein Sohn! u. ſ. f.

3) Aus einem Billette des Herrn Ehrenfels an den Herrn Meyer; Etwas von Muſic;

Fortſetzung.

Ich habe Ihnen zwar geſtern ein kleines Lied von mir, nebſt der Muſic dazu geſchickt, worinn Sie, ſowohl in der Poeſie wenig Kunſt angebracht finden werden,* die auch am unrechten Orte geſtanden hätte; habe aber darüber vergeſſen, die im vorigen Stücke unſers Journals ** verſprochene Fortſetzung der ben=

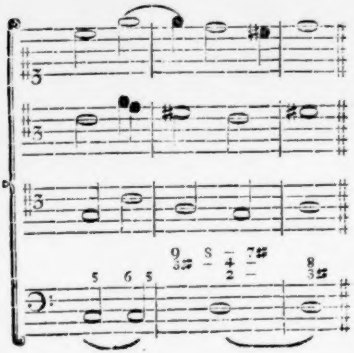
---

* Siehe oben X.

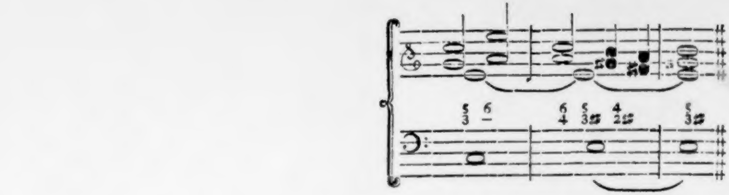
** Zweytes Stück, Seite 161.

daiſchen Uebergänge mit beyzulegen; Dies will ich gegenwärtig nachholen: Wir haben zuletzt geſehn, wie man mit einem einzigen Schritte des Baſſes aus der harten Tonart von C in die harte Tonart von Cis übergehn könne; Heute liefre ich die Uebergänge (auch mit nur Einem Abſatze des Baſſes)

zuerſt aus C dur in D dur;



und dann aus C dur in E dur.



Uebrigens brauche ich wohl keine Erklärung hinzuzufügen; Man ſieht leicht, daß der weiche Dreyklang von A, in der Verwechſelung genommen, in beyden Beyſpielen das Mittel zum Uebergange auf eine ungezwungene Art erleichtert.

4) Aus Niederſachſen.

Als ich in Ihrem Journale (im zweyten Stücke, Seite 212) den Wunſch geäuſſert fand, es mögte doch jemand ein Werk über Provinzialgebräuche, Sitten, Phiſiognomien, u. ſ. f. ſchreiben; da freuete ich mich, daß ein Anderer grade auf den nemlichen Gedanken gekommen war, den ich ſchon längſt bey mir gehegt hatte; zugleich wünſchte ich aber, es mögten (damit deſto wichtigere Reſultate aus dieſer Sammlung gezogen werden könnten) die Bemerkungen auch auf die in einer einzelnen Provinz von Teutſchland öfterer als in einer andern Gegend herrſchenden Krankheiten ausgedehnt werden. Woher kömmt es, zum Beyſpiel, dachte ich, daß hier in Niederſachſen würklich mehr Perſonen an der Auszehrung erkranken und ſterben, als in den Rheingegenden und andern Diſtricten von Teutſchland? An der Temperatur der Luft kann es nicht wohl liegen, denn wir haben in Niederſachſen eine große Mannigfaltigkeit derſelben, je nachdem man entweder flache oder bergigte Gegenden wählt, und in beyden wird man dennoch, wenn ich nicht irre, jene Bemerkung wahr finden; Das Clima iſt gemäßigt, und verändert ſich der Grad der Wärme nicht ſo oft noch ſo ſchleunig, als in den Provinzen, welche Frankreich näher liegen, wo nicht nur im Frühlinge und Herbſte Froſt und große Hitze oft tageweiſe ſehr auffallend abwechſeln, ſondern auch im Sommer die Tage ſehr heiß, die Abende und Nächte hingegen verhältnißmäßig gar zu kühl ſind, ſo daß man glauben ſollte, hier müßte man, beſonders wenn man, wie es doch in dieſer Jahrszeit zu geſchehen pflegt, leichte Kleider trägt, den Verkältungen und dem Zurücktreten der Ausdünſtungen und denen daraus entſtehenden Krankheiten weit mehr ausgeſetzt ſeyn, als in jenen nördlichen Gegenden. Sollte es alſo nicht an der Lebensart, an den Nahrungsmitteln, oder etwa an dem dort mehr als irgendwo üblichen Gebrauche der Federbetten, oder woran könnte es ſonſt liegen? Auf dieſe und mehr dergleichen Fragen nun würde vielleicht das Werk, wovon die Rede iſt, Licht verbreiten.

Und weil wir eben von Federbetten reden; ſo muß ich Ihnen doch ſagen, daß unſer Freund °°° (der, wie Sie wiſſen, gern ſpeculirt und den verborgenen Quellen der Natur, zuweilen mit einem kleinen Hange zum hermetiſchen Myſticismus, nachgrübelt) daß Dieſer die Urſache entdeckt zu haben glaubt, warum das Liegen auf Federn ſolchen Perſonen, welche rhevmatiſchen Zufällen unterworfen ſind, die Gliederſchmerzen zu vermehren pflegt. Ganz verſtehe ich zwar ſeine Theorie nicht, vielleicht geht es ihm ſelber nicht beſſer, doch faſſe ich ohngefehr, was er ſagen will, und werde Ihnen ſeine Sätze, ſo deutlich als mir's möglich iſt, vortragen.*

Ich nehme, ſagt er, in der Natur nur zwey Hauptprincipia, nur zwey eigentliche Elemente an, aus deren Zuſammen- und Gegeneinanderwürken zuerſt das dritte entſteht, und dann, durch die unendliche Verſchiedenheit der Compoſition und Diſpoſition dieſer drey Elemente, je nachdem von dem einen mehr als von dem andern hinzukömmt, oder vielmehr, je nachdem die innere Kraft des einen über die Gewalt des andern obſiegt, alles Sichtbare auf Erden erzeugt wird. Dieſe beyden Hauptprincipien nun ſind: das feurige und das kalte und, in der erſten Compoſition, das trockene und das naſſe Principium. Jenes aber iſt noch nicht das, was wir Feuer nennen, denn dies entſteht erſt, wenn ein Zuſatz von dem feuchten Elemente hinzukömmt, ſondern das electriſche Feuer, welches eigentlich das durch die ganze Natur hingegoſſene geiſtige Lichtweſen und Leben iſt. Eben ſo wenig iſt dieſes dasjenige, was wir Waſſer nennen, denn das entſteht erſt, wenn die kalte zuſammendrängende Kraft, durch Einwürkung des feurigen Elements bekämpft wird, folglich eine Scheidung vorgeht, wie das Diejenigen ſehr wohl wiſſen, welche die moſaiſche Schöpfungsgeſchichte verſtehen.

---

* Wenn dieſe Abhandlung nicht nach jedermanns Geſchmack iſt; ſo bitten wir, man möge überlegen, daß man in einem Journale auf alle Claſſen von Leſern Rückſicht nehmen müſſe, und daß Jeder überſchlagen könne, was ihm nicht anſteht.

Anmerkung der Herausgeber.

Ohne mich dabey aufzuhalten, wie aus dem erſten Zuſammenſtoß der beyden reinſten Principien das dritte oder der Grund aller Materie, das reinſte einfachſte Salz, die Mutter desjenigen Elements, ſo wir Erde nennen, entſtanden iſt; ſo will ich jetzt nur im Allgemeinen ſagen, daß alles, was wir Würkung und Action nennen, aus dem Streite dieſer Elemente unter und gegen einander entſteht, indem jedes Element, in ſeiner erſten Reinigkeit nur eine einzige Kraft hat; So iſt, zum Beyſpiel, die Grundeigenſchaft des ätheriſchen Feuers, daß es durchdringt und hinſtrebt nach dem Mittelpuncte der Urquelle, woraus hernach, in der ſichtbaren phyſiſchen Natur, die vis centripeda und der anziehende Magnetismus, in der intellectuellen Natur aber alle geiſtige und Verſtandesoperationen entſtehen. Das kalte Principium hingegen hat eine von dieſer ganz verſchiedene Kraft, und wenn es gegen das feurige operirt; ſo würkt es von Innen heraus, oder drängt das Entfernte zuſammen, und dann entſteht daraus im Phyſiſchen das, was wir vim centrifugam, den negativen Magnetismus nennen können, im Intellectuellen aber der Wille. Jenes durchdringt und löſet, dies vereinigt und bindet. Beyde aber ſind activ; erſt wenn das dritte

Element aus beyden erzeugt worden, entſteht das Object der Würkungen, das Paſſive. An der Magnetnadel geben uns die beyden Pole das ſichtbare Zeichen von den beyden erſten Hauptkräften der Natur. Wenn ich dieſe Sätze nicht klar genug vortrage; ſo liegt es wahrlich nicht an der Verwirrung meiner Begriffe, ſondern an der Schwierigkeit, Worte zu finden, die das ausdrücken, was ich ſehr lebhaft fühle; Vielleicht werden die folgenden Erklärungen und Beyſpiele mein Syſtem deutlich machen.

Wo alles feuchte Element weggearbeitet, weggerieben, verdrängt iſt, da bleibt immer nur das ätheriſche Feuer übrig. Dies nun geſchieht, mehr oder weniger, bey den electriſchen Verſuchen, und ein electriſcher Schlag iſt nichts weiter, als das ſchnelle Gegeneinanderprellen der durch die ganze ſichtbare Natur hindurch würkenden beyden jetzt immer ſtreitenden Hauptkräfte. Allein das alles gehört nicht eigentlich hierher; Ich werde ein eigenes Werk darüber herausgeben, mein Syſtem beweiſen, und zeigen, wie ſich daraus alle Phänomene in der Natur leicht erklären laſſen. Doch muß ich dieſe Grundbegriffe vorausſchicken, um mich deutlich zu machen. Man nehme ſie einmal, wenn ſie einleuchtend ſcheinen, alſo an, wie ich ſie da hinſchreibe, oder verwerfe ſie, wenn man einen beſſern Schlüſſel der Natur hat! — Weiter! Wenn nicht dieſer ewige Streit zwiſchen den beyden erſten Grundprincipien obwaltete; ſo würde die ganze Natur leblos ſeyn. Aus dieſem Streite aber iſt, wie vorhin geſagt worden, das dritte Principium entſtanden, welches eigentlich der Stoff alles Sichtbaren iſt. Da nun dieſe Kräfte Ausflüſſe aus der Urquelle oder dem göttlichen Weſen ſind; ſo befindet ſich auch in demſelben der nemliche Grund der dreyfachen Einheit, nemlich: die geiſtige Lichtquelle, die Vereinigungskraft, oder die Liebe und das dritte Principium, oder die Schöpfungs- und Erhaltungskraft, nur mit dem großen Unterſchiede, daß in dieſem hohen göttlichen Weſen jene erſten beyden Principien, in ihrem Streben nie feindſelige, unharmoniſche Würkungen hervorbringen können, welches aber bey dem dreyfachen Grunde der irdiſchen Dinge oft der Fall iſt, wovon ich einſt den Urſprung zeigen, und die Geſchichte des Sündenfalls erklären werde.

Wenn dieſe Lehre vielleicht nicht ganz neu iſt; ſo wird man ſie doch ſchwerlich in dieſem Zuſammenhange und ſo anſchaulich irgendwo vorgetragen finden. Es iſt hier nicht myſtiſcher Unſinn, Wortkram, ſondern ein wohl durchgedachtes Syſtem, für den, der es faſſen kann, tröſtlich und aufklärend. Uebrigens iſt mir gar nicht bange davor, daß nicht die, welche am wenigſten davon verſtehen werden, grade die größte Weisheit darinn finden ſollten, und alle Uebrige erkläre ich für Menſchen, die nicht empfänglich ſind für ſolche hohe Wahrheiten, weil ich dies für die bequemſte Methode halte, ſeinen Träumereyen Gewicht zu geben, ohne ſie näher zu beleuchten — Doch zur Anwendung!

Alle anſcheinende Disharmonien in dieſer ſichtbaren Welt (obgleich ſie im Grunde nichts weniger als Unregelmäßigkeiten, ſondern nur mannigfaltige Modificationen des Ganzen ſind) und alle Krankheiten, üble Empfindungen, Antipathien u. d. gl. entſtehen aus dem Streite und Kampfe der beyden Hauptprincipien. Manche Krankheiten in dem Menſchen aber haben, mehr als andre, unmittelbar ihren Grund hierinn, und in dieſen kann vorzüglich das Electriſiren und Magnetiſiren, und der noch immer nicht genug ausſtudierte Gebrauch des edeln Mercurs heilſame Würkungen hervorbringen. Denn, ſo wie der Wind aus dem geſtörten Gleichgewichte der Luft, durch Streit zwiſchen Wärme und Kälte, innerhalb den unzähligen von Bergen geformten Baſſins auf der Erde entſteht, weswegen man auch auf Bergen den Wind am heftigſten ſpürt, weil daſelbſt, um das Gleichgewicht wieder herzuſtellen, die Luft mit Macht aus einem Baſſin in das andre überſtrömt; ſo iſt auch dieſer Kampf der Elemente dem weiſen Beobachter im menſchlichen Körper merkbar, und kann derſelbe nur gehoben oder gemindert werden, indem man dem einen oder dem andern Principio durch künſtlichen Zuſatz zu Hülfe kömmt;

welches denn auch durch die Electrizität oder durch den Magnetiſmus bewürkt wird, oder, indem man die geſchwindere Criſis und Entſcheidung des Kampfs befördert, durch wohl zubereiteten Mercurius.

Rheumatiſche Zufälle gehören ganz beſonders zu derjenigen Gattung von Krankheiten, in welchen eine fliegende Feuchtigkeit die Oberhand über das erwärmende, belebende Principium nimt. Nun hat man neuerlich eine Entdeckung gemacht, die aber denen mit der Natur Vertraueten nie unbekannt geweſen iſt, nemlich, daß die Federn der Vögel ein feines Fluidum enthalten, welches leichter als die gewöhnliche Luft ſey, vermittelſt deſſen alſo die fliegenden Thiere, ohne weitere Anſtrengung, in der Luft ſchwimmen könnten, und nur die Direction ihres Laufs, die Ausbreitung und Zuſammenziehung ihrer Maſſe und Figur in ihrer Gewalt zu haben brauchten, um von der Atmosphäre getragen zu werden; (welche Lehre freylich das Fliegen der Vögel und ihr langes Ausdauern auf weiten Zügen über die

Meere, in entfernte Welttheile, ſehr deutlich erklärt) Nun bleibt indeſſen ein großer Theil dieſes feinen, dem Feuerprincipio nahe kommenden Fluidums, in den ausgeropften, doch verſchloſſenen Röhren der Federn von Gänſen, Schwanen u. d. gl. zurück; Dies Fluidum ſteht dann in Harmonie mit dem ätheriſchen Principio, ſo die thieriſchen Körper durchſtrömt, und deswegen verurſacht bey ganz geſunden Menſchen ein Federbette ein ſonderbares Wohlbehagen, bey rhevmatiſchen Conſtitutionen hingegen wird dadurch ein Magnetismus erweckt, welcher den Kampf zwiſchen dem warmen und feuchten Elemente heftiger entzündet, woraus die Schmerzen entſtehen — Quod erat demonſtrandum — Und ich rufe Sie auf, mir zu beweiſen, daß die mehrſten mediciniſchen Gutachten auf beſſerm Grunde beruhen. —

Weil ich nun vorhin der Sympathie und Antipathie Erwähnung gethan habe; ſo leitet mich dies auf eine Bemerkung, die vielleicht nicht unſchicklich hier ihren Platz findet. Wir leben itzt in einem Zeitalter, wo alles, was je Geſcheutes und Aberwitziges in der Welt iſt gedacht und geſchrieben worden, wieder hervorgeſucht wird, um zu erläutern, was wir Menſchen nie erläutern werden, um klar einzuſehn, was über die Grenzen unſrer Vernunft iſt, und hier immer bleiben wird. Von Einer Seite giebt es alſo Menſchen, welche die älteſten Märchen von ſympathetiſchen Curen und unbegreiflichen Würkungen, die eine Creatur auf die andre in der Entfernung ſoll hervorbringen können, als heilige Wahrheiten ausgeben, von der Andern ſo genannte Gelehrte, die alle dergleichen Erfahrungen, ohn weiter zu unterſuchen, als abgeſchmackte Fabeln, leugnen, weil ſie mit ihren einmal angenommenen Theorien ſich nicht vereinigen laſſen. Beydes aber thut der Wahrheit gleichgroßen Schaden. Selten finde ich, daß die Gelehrten vernünftig genug wären, über einzelne, durch die allgemeine Stimme des Volks als wahrhaftig ausgegebene Operationen von der Art, Verſuche anzuſtellen, die Thatſachen in das Klare zu ſetzen, und ſodann mit ihres Nahmens Unterſchrift dem Publico vorzulegen. Ich geſtehe es, daß ich es nicht wage, manche ſympathetiſche Curen, manche ganz ſonderbare Effecte, gradezu für falſch zu erklären. Ich beſitze ſelbſt ein Pulver, vermittelſt deſſen ich jemand, ohne ihn zu berühren, ohne daß er es weiß, er ſey wo er wolle, ſo oft es mir gefällt, in ſehr heftige Transpiration bringen kann; Ich habe mehrmals das ziemlich bekannte Kunſtſtück verſucht, in der Entfernung zu verhindern, daß eine Köchinn die Eyer in einem Topfe nicht vermag hart zu ſieden; Ich kann eine Salbe verfertigen, die auch die gefährlichſten Wunden heilt, wenn man nur die Waffen damit ſchmiert u. d. gl. m. — Aber was beweiſt das? Ich habe weder Muße noch Beruf, die Verſuche oft, unter verſchiedenen Umſtänden, zu wiederholen, und zu bewahrheiten, wie viel etwa Zufall, Ohngefehr und Einbildung dabey mitwürken. Der Aerzte und Naturkündiger Pflicht wäre es, dies mit der pünctlichſten, unpartheyiſchten Sorgſamkeit zu thun, und dabey in das kleinſte Detail zu gehn. So lange dieſe Thatſachen nicht genau beleuchtet, documentirt und bewahrheitet werden, hilft alles Declamiren nichts; der thörichte Glaube an alles Wunderbare bleibt von der einen, und die Anhänglichkeit an die Syſtemsweisheit von der andern Seite das Nehmliche.

Es giebt wenig alte und neue Bücher, in welchen man eine ſo vollſtändige Sammlung ſolcher Vorſchriften zu ſympathetiſchen Curen u. d. gl. finden könnte, als in des berühmten Canzlers Baco von Verulam Schriften. Er hat, beſonders in ſeiner Sylva ſylvarum alles geliefert, was er nur über Sympathie und Antipathie, natürliche Magie, über Microcosmus, und wie alles das heißt, hat auftreiben können; und wenn man dies lieſt; ſo findet man, daß alle neueren Myſtiker in ihren Syſtemen und ſelbſt Swedenborg, in ſeiner Beſchreibung von der Figur des Weltgebäudes, (das nach dem Muſter des menſchlichen Körpers geformt ſeyn ſoll) daß alle Dieſe, ſage ich, nichts Neues vorgebracht, ſondern nur die Grillen der Schwärmer aus den ältern Zeiten aufgewärmt haben. Ich muß doch bey dieſer

Gelegenheit einer Stelle aus eben dieſem Werke von Baco Erwähnung thun. Er erzählt nemlich in der zehnten Centurie, Nro 978: „Man behaupte in der natürlichen Magie, es „ſtärke den Muth eines Mannes, wenn er das „Herz von einem Affen auf der Bruſt hängend „trüge.“ Nachdem Baco ſich nun darüber herausgelaſſen hat, in wie fern etwa dies Mittel würklich Kraft haben könne, und ob es nicht noch beſſer ſeyn mögte, ein Menſchenherz alſo zu tragen, läßt er nicht undeutlich merken: „Er meyne immer, dergleichen könne „wenigſtens von eben ſo großer Würkung ſeyn, „als die Reliquien, welche manche Menſchen „mit ſich herumſchleppten.“

XII. Ueberſetzung zweyer Paradoxen von Cicero.

Des Freyherrn von Leidthal Aufſatz im zweyten Stücke dieſes Journals, Seite 130, hat mir Veranlaſſung gegeben, zwey Paradoxen aus Cicero's kleinen Schriften frey zu überſetzen. Sie handeln von Gegenſtänden, welche mit dem Inhalte jenes Aufſatzes in Verbindung ſtehen, und ich denke, es wird alſo dem Leſer nicht unangenehm ſeyn, zu hören, was ein alter heidniſcher Philoſoph über Freyheit, Weisheit, Reichthum und dergleichen, mit Bezug auf damalige Sitten und auf die römiſche Staatsverfaſſung, gedacht hat. Uebrigens brauche ich wohl nicht zu erinnern, was Paradoxen ſind, und daß es die Lieblingsbeſchäftigung der ſtoiſchen Weltweiſen geweſen, dergleichen auffallende, gegen die herrſchenden Meinungen laufende Sätze aufzuſtellen und zu verfechten.

1)* Ὅτι μόνος ὁ σοφὸς ἐλεύθερος, καὶ πᾶς ἄφρων δοῦλος.

„Daß nur der Weiſe frey ſeyn könne, jeder Thor aber ein Knecht ſey.“

Man nennne immerhin den Mann einen Befehlshaber, einen Fürſten! Man lobe ihn! Man halte ihn dieſes Ehrentitels würdig! — Ich werde nie glauben, daß Derjenige freyen Menſchen Geſetze geben könne, welcher ſeine eigenen Leidenſchaften nicht beherrſchen kann. Er zähme aber ſeine Begierden; Er verachte die Wollüſte; Er ſey Meiſter über ſeinen Zorn; oder ſetze ſeinem Geize Grenzen; oder heile die übrigen Krankheiten ſeiner Seele! — und dann unternehme er es, Andern zu befehlen! dann erſt, wenn er ſelbſt aufhört, den unedelſten, ſchändlichſten und niederträchtigſten Oberherrn zu gehorchen! So lange er aber Dieſen unterwürfig iſt; werde ich ihn nicht nur für keinen Fürſten — ich werde ihn durchaus nicht einmal für einen freyen Menſchen halten. Dieſer Satz iſt von den einſichtvollſten Männern ſchon gelehrt worden; und wenn ich mich auf Dieſe berufe; ſo geſchieht es, weil ich nicht zu Leuten rede, die fremd in der Literatur, ſondern zu ſolchen, denen dergleichen Sätze bekannt ſind, und die es daher beurtheilen können, ob, was ich vortrage, auf Kenntniß und Studium gegründet ſey, oder nicht — Ich ſage, dieſer Satz iſt ſchon von den einſichtvollſten Menſchen gelehrt worden, nemlich: daß nur der weiſe Mann ein freyer Mann ſeyn könne — Denn was iſt Freyheit? Was anders, als die Befugniß, zu leben, wie man will? Und wer iſt ſicher, leben zu können, wie er will? wer anders, als Der, welcher den graden Weg geht, ſeinen Pflichten treu bleibt, und die unausbleiblichen Folgen eines conſequenten und wohlüberlegten Plans vor ſich ſieht? Der, welcher den Geſetzen, nicht aus Furcht, ſondern deswegen gehorcht, weil er einſieht, daß ſie das Glück der Menſchen befördern; Der, welcher nichts ſagt, nichts thut, ſogar nichts denkt, als was ihm ſein grader, von Vorurtheilen freyer Geiſt eingiebt; Der, welcher alle ſeine Vorſätze, alle Dinge, die er treibt, aus ſich ſelbſt ſchöpft und auf ſich ſelbſt anwendet; bey dem nichts in der Welt ſo viel Gewicht hat, als ſein eigener vernünftiger Wille und ſeine eigene Ueberzeugung — Mit einem Worte! dem ſelbſt das, was in dieſer Welt ſo viel Gewicht zu haben ſcheint, das Schickſal, weichen muß, das Schickſal, welches, wie der weiſe Dichter Appius ſagt, ſich im Grunde doch immer nach der Ausführung der Menſchen richtet.

---

* In Cicero's Werken das 5te.

Es iſt aber nur dem Weiſen gegeben, nichts unwillkührlich zu unternehmen, nichts mit Unluſt, und nichts aus Zwang zu thun; Und wenn hierüber freylich vielfacher Wortſtreit iſt geführt worden; ſo bleibt doch der kurze Satz unleugbar, daß man nur Denjenigen frey nennen könne, bey welchem dies der Fall iſt. Alle Böſewichte alſo ſind Knechte! — Es iſt wahr, der Ausdruck fällt auf; die Sache ſelbſt aber muß Jedem einleuchten. Man will dadurch nicht behaupten, daß ſie, nach den bürgerlichen Rechten und Verbindungen, auf ſolche Art Knechte wären, wie es Diejenigen ſind, welche man gekauft oder auf andre geſetzliche Weiſe ſich zu eigen gemacht hat; Wenn aber die Knechtſchaft, wie das jedermann einräumen wird, in der Unterwürfigkeit, Abhängigkeit, Sinnesbrechung, im Zwange und in dem Mangel an freyem Willen beſteht; wer wird dann leugnen wollen, daß alle leichtſinnigen, leidenſchaftlichen und alle laſterhaften Menſchen Knechte ſind?

Soll ich aber Den für frey halten, der unter dem Pantoffel ſeines Weibes ſteht, von ihr ſich vorſchreiben, Geſetze geben, gebieten und verbieten läßt, was ihr beliebt, ohne daß er es wagt, ihr das Geringſte abzuſchlagen; alſo, daß er geben muß, wenn ſie fordert, kommen, wenn ſie ruft, gehn, wenn ſie ihn fortſchickt, und zittern, wenn ſie drohet? Ich halte Dieſen nicht nur für einen Knecht, ſondern für den niederträchtigſten Knecht, und ſtammte er aus dem vornehmſten Hauſe her.

Aber freylich giebt es Stufen und Claſſen unter den Sclaven ſolcher Art. In großen Häuſern findet man allerley Arten von Knechten; Einige haben über die Säle, Andre über die Gärten die Aufſicht; Da dünken ſich dann Einige beſſer als die Andern — Aber Alle ſind Knechte — Eben ſo iſt es mit Denen beſchaffen, welche ſo thöricht ſind, unter der Herrſchaft gewiſſer Liebhabereyen zu ſtehen, ſey es nun auf Gemälde, Bildſäulen, Silbergeſchirr, corinthiſches Erz oder prächtige Gebäude angeſehen — Sie ſind Knechte einer Leidenſchaft — „Aber“ werden ſie ſagen „wir ſind ja die „Erſten im Staate“ — Nichts weniger! Ihr ſeyd nicht einmal die Erſten unter Euren Mitknechten, ſondern, wie in einem Haushalte Diejenigen, welche fegen, waſchen, reinigen, ſtreuen und putzen müſſen, nicht den ehrenvollſten Platz unter den Bedienten einnehmen; ſo, denke ich, ſtehen auch jene moraliſchen Sclaven unter ihren Mitbrüdern ziemlich unten an. „Aber ich habe an der Spitze von Armeen geſtanden, habe Kriege geführt, Provinzen beherrſcht“ — Deſto ſchlimmer, wenn Du nicht würdig biſt, daß man von Dir rühme, Du könneſt Dein eigenes Gemüth beherrſchen! Ein Gemälde von Echion, eine Bildſäule von Polyclet dreht Dir den Kopf um? — Ich will nicht einmal erwähnen, durch welche Mittel Du vielleicht dergleichen zu erhalten ſuchſt, und wer das Geld dazu hergeben muß; aber wenn ich ſo zuſchaue, wie Du da ſtehſt und hinblickſt, bewunderſt und laute Ausrufungen verſchwendeſt; ſo kann ich mich nicht enthalten, Dich für einen thörichten Sclaven zu halten.

„Alſo hätten dieſe Kunſtwerke gar keinen Werth?" — Wer ſagt das? Gewiß haben ſie den, und auch ich bin ein wenig Kenner von dergleichen; Aber ich bitte Dich, zu überlegen, daß dieſe Schönheiten nicht den Gegenſtand der ganzen Aufmerkſamkeit eines Mannes, ſondern der Jünglingsfreuden ausmachen ſollen. Denn was glaubſt Du wohl, was L. Mummius ſagen würde, wenn er ſähe, daß jemand mit enthuſiaſtiſcher Begierde einen alten corinthiſchen Nachttopf bewunderte, da Er ganz Corinth zu beſitzen Seiner unwürdig hielt? Würde er nicht dieſen Menſchen eher für einen fleißigen Hausknecht, als für einen wichtigen Bürger im Staate halten? Wenn M. Curius, oder einer von den Männern wieder aufleben ſollte, in deren Landhäuſern und Stadtwohnungen nichts Glänzendes war, nichts das dem Aufenthalte eine Zierde gegeben hätte, als ihre eigenen Perſonen, und ein Solcher ſähe dann, wie ein Menſch, den das Volk mit Wohlthaten überhäuft, ſich ein wichtiges Geſchäft daraus macht, kleine, ſeltene, ſchöne Fiſchlein aus ſeinem Weyher zu fangen, zu handhaben, und wie er ſtolz darauf iſt, von dieſer Gattung mehr als ein Andrer zu beſitzen — würde er ihn nicht für einen Knecht halten, den man in einer Haushaltung zu keinem beſſern Geſchäfte hätte brauchen können?

Oder ſoll man die Knechtſchaft Derer in Zweifel ziehen, die, um ihr Eigenthum zu vergrößern, keine Art von Sclaverey, wäre ſie auch noch ſo hart, ausſchlagen? die, durch die Hoffnung einer Erbſchaft getrieben, ſich unter jedes Joch krümmen, einem ſchwachen reichen alten Manne ohne Kinder, auf jedem

Winke, zu Dienſte ſtehen, ihm nach dem Maule ſchwätzen, ſich zu allem gebrauchen laſſen, bey ihm ſitzen, und ihn durch Schmeicheleyen beſtechen? — Dieſe ſollten freye Menſchen ſeyn? — Giebt es auch eine niedrigere Knechtſchaft? —

Und nun auf die Begierde zu kommen, die von edlerer Art zu ſeyn ſcheint, auf den Durſt nach Ehre, Oberherrſchaft und Gewalt! — O! welch' eine harte, ſtrenge, gewaltige Sclaverey iſt nicht dieſe! Sie hat ſchon Männer, welche ſich die Angeſehenſten zu ſeyn dünkten, gezwungen, einem Menſchen von ſo wenig rechtſchaffenen Sitten als Cethegus iſt, gehorſam zu ſeyn, mitten in der Nacht in ſein Haus zu rennen, zu bitten, zu flehen — Was iſt wohl Knechtſchaft, wenn man dies Freyheit nennen darf? Oder wenn man andern Begierden hat den Zügel ſchieſſen laſſen, wenn man ſich einem neuen Tyrannen unterworfen hat, nemlich dem Bewußtſeyn, ſchlecht gehandelt zu haben, welches die furchtbare Stimme des Gewiſſens ohne Unterlaß in uns erweckt; wie erbärmlich, wie hart iſt nicht dieſe Knechtſchaft? Dann müſſen wir jedem jungen Plauderer dienen, jeden, der etwas übels von uns weiß, als unſern Herrn fürchten — Und iſt nicht alle Furcht, Knechtſchaft?

Was ſoll daher die mehr weitſchweifige als weiſe Rede des großen Redners L. Craſſus bedeuten? Was ſoll es heiſſen? wenn er ausruft: „Entreiſſet uns der Knechtſchaft!“ Was für eine Knechtſchaft meynt denn dieſer berühmte, vornehme Mann? Die Furcht eines ſo ſchwachen, wankelmüthigen und niedrigen Herzens — das iſt Knechtſchaft! „Gebet nicht „zu“ fährt er fort „daß wir irgend jemand „unterwürfig werden!“ Alſo will er die Freyheit reclamiren? — Nichts weniger! denn er fügt hinzu: „niemand als Euch Allen!“ Er will alſo nur den Herrn verändern, nicht frey ſeyn. „Euch Allen,“ ſpricht er „wie wir denn „das können und ſollen.“ — Nein! ein erhabenes, ſtolzes, mit Tugenden ausgerüſtetes Herz kann das nicht und ſoll das nicht. Du hätteſt ſagen mögen, Du könneſt es, weil Du es kannſt; aber daß Du es müßteſt, auch das hätteſt Du nicht ſagen ſollen; denn man muß nur das, was ſchändlich ſeyn würde, nicht zu erwiedern — Doch ſo weit! Mag er doch ſehn, ob er das Recht habe, ſich zum Feldherrn zu machen, indeß Vernunft und Wahrheit ihn überzeugen können, daß er nicht einmal ein freyer Mann iſt. —

2)[*] Ὅ τι μόνος ὁ σοφὸς πλούσιος.

„Daß nur allein der Weiſe reich ſey.“

Wie blähest Du Dich doch ſo ſtolz, ſo frech, voll Zuverſicht auf Deine Schätze! Biſt Du allein reich? — O! Ihr unſterblichen Götter! Und ich ſollte mir nicht etwas zu Gute thun auf das, was ich verſtehe, auf das, was ich gelernt habe? — Biſt Du allein reich? Wie, wenn Du denn würklich nicht einmal reich wäreſt? wenn ich Dir beweiſen könnte, daß Du arm biſt? — Denn wen nennen wir reich? Wem kömmt dies Beywort zu? Ich denke dem, welcher ſo viel beſitzt, daß er anſtändig und mit ſeinem Schickſale zufrieden leben kann; der nichts weiter ſucht, begehrt, noch wünſcht. Dein eigenes Herz muß Dir alſo beweiſen, ob Du reich ſeyeſt, nicht das Geſchwätz der Leute und Deine Beſitzungen. Es gehört dazu, daß man nicht glaube, es fehle uns an etwas, daß keine Sorgen übrig bleiben. Biſt Du alſo befriedigt; glaubſt Du zufrieden zu ſeyn; ſo will ich es zugeben, daß man Dich reich nennen könne. Wenn Du aber, aus Durſt nach Gelde, keine Art von Wucher für ſchimpflich hältſt; (obgleich Deinem Stande ſchon alles, was nur Wucher genannt werden kann, unanſtändig iſt) wenn Du täglich betrügſt, überliſtigſt, forderſt, Handel treibſt, beſtiehlſt, auf die Vermächtniſſe Deiner Freunde lauerſt — ja! nicht nur lauerſt, ſondern dergleichen Teſtamente unterſchiebſt; ſoll man das für Zeichen von Ueberfluß, oder nicht vielmehr von Dürftigkeit halten? Das Herz des Menſchen nennt man reich, nicht ſeinen Kaſten. Dieſer ſey immerhin angefüllt! Wenn jenes leer iſt; ſo halte ich den Mann nicht für reich. Darnach, ob die Bedürfniſſe der Leute befriedigt ſind, ob ſie dazu genug beſitzen, darnach beſtimmt man, billiger Weiſe, die Claſſen des Reichthums. Hat jemand eine Tochter; ſo braucht er Geld; Hat er deren zwey; ſo bedarf er noch mehr; Hat er viel Töchter; ſo wächſt das Bedürfniß; Und hätte er, wie man von Danaus erzählt, deren funfzig; ſo müßte jede ausgeſtattet werden, und dazu gehörte Geld. — Wie geſagt alſo! nur darnach, was Jeder bedarf, kann man ſeinen Reichthum beſtimmen. Wer daher zwar nicht eine Menge von Töchtern, aber ein unzähliches Heer von Begierden hat, welche in kurzer Zeit die größten Schätze erſchöpfen können; wie ſollte ich Den reich nennen, da er ſelbſt fühlt, daß er bedarf? Viele haben es gehört, als Du (M. Craſſus) ſagteſt: niemand ſey reich, als wer aus ſeinem Beutel ein Kriegsheer unterhalten könne, welches das römiſche Volk, bey ſo viel Auflagen, jetzt kaum kann. Nach dieſem Satze nun wirſt Du nicht eher reich ſeyn, als bis Deine Beſitzungen Dir ſo viel einbringen, daß Du davon ſechs Legionen und die Menge von Hülfstruppen, zu Pferde und zu Fuße, auf den Beinen halten kannſt. Du bekennſt alſo ſelbſt, daß Du nicht reich biſt, da Dir noch ſo viel fehlt, um das zu haben, was Du verlangſt, und Du haſt aus dieſer Deiner Armuth, Deiner Dürftigkeit, oder vielmehr Deiner Betteley, nie ein Geheimniß gemacht.

---

[*] In Cicero's Werken das 6te.

Wenn man ſieht, daß Leute ein ehrliches Geſchäft übernehmen, ſey es nun Handel, oder Caſſenverwaltung, oder Pacht von Gefällen; ſo urtheilt man, daß dieſe etwas erwerben wollen, daß ſie alſo Geld bedürfen — Und wenn man wahrnimt, daß in Deinem Hauſe ſich ganze Heerden von Beklagten und Richtern verſamlen; daß Du ſchändliche, aber reiche Verbrecher beſchützeſt, wenn ſie es an Beſtechung des Richterſtuhls nicht fehlen laſſen, daß Du Wucher treibſt mit Deinem Schutze, mit Deinem Vorworte, mit Deiner bezahlten Verwendung bey Wahlen, zu öffentlichen Bedienungen, bey Loslaſſungen von Knechten, oder wenn es darauf ankömmt, eine Provinz entweder von Auflagen zu befreyen, oder ſie im Gegentheil zu plündern; daß Du Deine Nachbarn verdrängſt, Ländereyen ſtiehlſt, mit Knechten, Freygelaſſenen und Clienten Bündniſſe eingehſt; daß durch Dich ſo mancher Hof verlaſſen, ſo mancher Begüterte in die Acht erklärt, ſo manche Landſtadt zu Grunde gerichtet wird; Wer ſich der reichen Gelderndten zu Sulla's Zeiten, der untergeſchobenen Teſtamente, ſo vieler aus dem Wege geräumten Leute erinnert; Wer Zeuge davon geweſen iſt, wie Du alles feil hatteſt, Werbungen, Urtheilsſprüche, Deine eigenen und fremde Stimmen, in der Volksverſamlung, ſo wie zu Hauſe; wie Du für baare Bezahlung redeteſt oder ſchwiegſt — Ich dächte, dem zeigſt Du deutlich genug, daß Du Geld bedarfſt — Wer aber bedarf, kann man Den je wahrhaftig reich nennen? Reichthum heißt Ueberfluß; Ueberfluß aber hat nur Der, welcher mehr beſitzt, als zu ſeiner Sättigung nöthig iſt; und da kannſt Du alſo, da Du nie ſatt wirſt, auch nie reich werden. Wenn Du mein Vermögen geringe ſchätzeſt; ſo haſt Du Recht; Es iſt in der That nach der Meinung des Volks unbeträchtlich, nach der Deinigen ſo gut als gar nichts, und nach der meinigen mäßig; Aber ich rede nicht von mir, ſondern von der Sache ſelbſt; Und da frage ich dann: Soll man einen größern Werth ſetzen auf das Geld, welches Pyrrhus an Fabricius geben wollte, oder auf Fabricens Enthaltſamkeit, der dies Geld verſchmähete? Auf das ſamnitiſche Gold, oder auf M. Curius Antwort? Auf L. Paullus Erbſchaft, oder auf die Großmuth des Africaners, der ſeinen Antheil an dieſer Erbſchaft dem Bruder Q. Maximus überließ? Ich meyne, jene hohen Tugenden ſind doch wohl mehr werth, als das Geld. Wenn man alſo, wie das Jeder thut, Denjenigen für den Reichſten hält, der das beſitzt, was am mehrſten Werth hat; ſo kann man nicht zweifeln, ob der wahre Reichthum in Tugend beſtehe, weil keine Art von Beſitzung, kein Schatz an Gold und Silber, höher als ſie zu ſchätzen iſt.

O Ihr unſterblichen Götter! Die Menſchen wiſſen nicht, welch' ein reicher Schatz die Sparſamkeit iſt. (Denn nun will ich von den Verſchwendern reden, und die Gewinnſüchtigen verlaſſen) Jener Mann hat von ſeinen Gütern ſechshundert Seſterzien einzunehmen; ich, von den meinigen, nur hundert; Aber ſeine Summe, wenn er die vergoldeten Dächer auf ſeinen Landhäuſern, die marmornen Fußböden, die Gemälde, Bildſäulen, den prächtigen Hausrath und die reichen Kleider bezahlen muß, reicht nicht nur nicht zur Nothdurft, ſondern nicht einmal dazu hin, die Zinſen von ſeinen Schulden abzuführen; Meine kleine Einnahme liefert mir noch, nachdem ich meine Bedürfniſſe befriedigt habe, einen Ueberſchuß. Wer iſt daher reicher? Der, welchem fehlt, oder Der, welcher übrig behält? der Mangel leidet, oder der Ueberfluß hat? der, deſſen Beſitzung, je größer ſie iſt, um deſto mehr zu unterhalten koſtet, oder der, deſſen Gut ſich ſelbſt aufrecht erhält? — Doch, was rede ich wieder von mir, der ich vielleicht ſelbſt ein wenig von der Verderbniß der Sitten in dieſem Jahrhundert angeſteckt bin? Reden wir von M. Manlius, den unſre Väter gekannt haben! (denn ich mag nicht immer die Curier und Luſciner als Beyſpiele anführen) Dieſer war alſo arm? Freylich beſaß er nur kleine Häuſer im Cariſchen und ein Gütgen im Labicaniſchen — Sollten wir aber wohl reicher ſeyn, wir, die wir mehr beſitzen? — O! wäre doch das! Allein der Reichthum ſoll nicht nach der Vermögenstaxe, ſondern nach der Lebensart und Aufführung eines Mannes beſtimmt werden. Nicht geldhungrig, nicht kaufbegierig ſeyn, das iſt auch eine Renthe, und mit dem Seinigen zufrieden leben, das iſt der größte, der gewiſſeſte Reichthum. Wenn alſo kluge Haushaltsverſtändige Wieſen und liegende Güter, die nicht leicht zu Grunde gehn können, ſehr hoch halten; welchen Werth ſoll man dann nicht auf die Tugend ſetzen, die uns weder Gewalt noch Liſt rauben kann, die weder durch Schiffbruch noch Brand verlohren geht, die in Sturm und in böſen Zeiten unveränderlich bleibt? Nur Diejenigen ſind reich, welche ſie beſitzen, denn ſie haben ein Gut, das nicht zu veräuſſern, das ewig iſt. Bey ihnen findet man den wahren Reichthum, denn ſie ſind zufrieden mit dem, was ſie haben, mit dem, was da iſt; wünſchen weiter nichts; leiden keinen Mangel; glauben nicht, daß ihnen etwas fehle, ſtreben nach nichts Weiterm; Laſterhafte und geizige Menſchen aber, weil ſie ihre Ruhe auf den Zufall bauen, ihres Vermögens unſicher ſind, und immer mehr haben wollen, ſo daß nicht Einer unter ihnen zu finden iſt, dem das, was er hat, genügte, ſind nicht nur nicht für reich und begütert, ſondern vielmehr für arm und dürftig zu halten.*

---

* Vorurtheile haben von je her die Menſchen regiert; So wie man izt das Studium der Alten vielleicht zu ſehr vernachläßigt; ſo war einmal eine Periode in unſerm Vaterlande, in welcher man auch nicht den gemeinſten Satz vorbrachte, ohne denſelben durch das Zeugniß irgend eines alten römiſchen oder griechiſchen Schriftſtellers zu bekräftigen. In dieſen beyden Stellen hat Cicero würklich ein Paar ſehr einfache, gemeine Gedanken mit einer Weitſchweifigkeit vorgetragen, die ihm ſo eigen iſt, und die heut zu Tage der unwiſſendſte Journaliſt einem unſrer Proſaiſten nicht verzeihen würde. Herr Conrad Kraftmann mag da-

her wohl nicht ſo ganz Unrecht haben, wenn er in ſeinem, dem Herrn von Clausbach gewidmeten Trauerſpiele, (ſiehe das erſte Stück dieſes Journals, Seite 150) den Schatten des feinen Griechen Pericles ſagen läßt: „er halte den guten Cicero für „einen ſehr langweiligen Schwätzer.“ Wir haben ihn immer dafür gehalten, ſelbſt in ſeinem Werke von den Pflichten, in welchem Eine Zeile von den Anmerkungen ſeines vortreflichen Ueberſetzers, des Herrn Garve, mehr werth iſt, als ein Paar Seiten vom Texte; Doch haben wir es dem Einſender dieſer wenigen Blätter nicht abſchlagen wollen, ſeine Verteutſchung dieſer beyden Paradoxen einzurücken.

Anmerk. der Herausgeber.

XIII. Ein Studentenliedgen.

Ich führ' ein Leben, das mir gefällt —
Was kümmert mich die ganze Welt! —
Ich bin nicht groß, nicht vornehm, nicht reich —
Thut nicht's! Es gilt mir alles gleich.
Bin ich nur redlich, zufrieden und klug;
So hab' ich in dieſem Leben genug.
Wer wenig wünſcht, wie Salomon ſpricht,
Den kränken mislungene Hoffnungen nicht.
Ich ſchlafe, wenn Nacht den Himmel deckt,
Brauch' keinen Lakaien, der mich weckt;
Mich weckt die Sonne, am Himmel ſchön,
Und heißt mich an meine Arbeit gehn.
Dann ſteh' ich geſund und heiter auf,
Denk' nicht an künftiger Dinge Lauf —
Ein Pfeifgen Tabac, ein Schälchen Thee,
Bevor ich an das Tagewerk geh' —
Und dann darauf los geleſen, ſtudiert,
Und die Collegia frequentirt! —
Aurora amica muſis eſt —
Der Himmel die Seinen nicht verläßt;
Und wer was lernt, der findet auch Brod,
Wird unterſtützt, und leidet nicht Noth.

Hab' zweymal der Woche den freyen Tiſch
Beym Bürgermeiſter — da geht es dann friſch —
Die übrigen Tage iſt's freylich nicht ſo;
Doch bin ich bey Brod und Waſſer auch froh.
Nach Tiſche ſchlend'r' ich ein wenig herum,
Studiere nicht gern poſt prandium,
Nam plenus venter, zu jeder Friſt,
Non ſtudet libenter, wie Ihr wohl wißt.
Des Samſtags lauf' ich in die Häuſer herum,
Und ſammle ein kleines Subſidium;
Dann geht es des Sonntags auf's Land hinaus —
Verſteht ſich, in kein verdächtiges Haus! —
Dort wird ein Schöpgen Wein verzehrt,
Und niemand in ſeiner Freude geſtöhrt —
Philiſter und Purſche an Einem Ort —
Sagt niemand dem Andern ein böſes Wort.
Der Wein erfreuet des Menſchen Herz;
Dann weichen die Sorgen dem muntern Scherz;
Wird auch zuweilen ein Tänzgen gemacht,
Geſungen, getändelt, ein wenig gelacht.
Das ne quid nimis wird obſervirt,
Kein tumultuariſcher Lerm geführt;
Man ſchreyet nicht, wie ein eifernder Pfaff
Und grinzt nicht, wie ein luſtiger Aff —

Eſt modus in rebus; das bleibt dabey!
Ich liebe kein Poltern, kein wildes Geſchrey;
Das Lachen und Weinen hat ſeine Zeit;
Doch halt' ich's mit ſanfter Fröhlichkeit.
Per riſum multum, nach altem Brauch,
Cognoſcimus ſtultum, das wißt Ihr auch.
Ein ehrliches Herz, im Stillen vergnügt,
Das niemand kränket, und niemand betrügt,
Das lob' ich. Thut jeder nur ſeine Pflicht,
Und miſcht in fremde Händel ſich nicht,
Iſt fleißig und ſittſam; ſo muß es gehn.
Den Redlichen läßt man nicht hülflos ſtehn.
Es findet leicht Arbeit, wer arbeiten mag,
Zu eſſen, zu trinken, ein Kleid, ein Dach;
Und iſt dann dein Gewiſſen nur rein;
Was braucht es mehr, um glücklich zu ſeyn?
Dann wirſt Du von Gott und Menſchen geehrt,
Und ſteheſt bey Hohen und Niedern in Werth.
Und führt der Tod Dich einſt zur Ruh;
So ſchlieſſe zufrieden die Aeugelein zu!

Componirt *menſe Aprilis*
anno Domini 1786.

Joh. Maria Stippius,
Philoſ. Licent.

XIV. Etwas über Seneca's Trauerſpiele.

Brief des Herrn von Hohenau an den Herrn Rector Plumbeus.

Ich leſe itzt mit großem Vergnügen Seneca's Trauerſpiele, und finde, vorzüglich in den Chören, Schönheiten, die mich bezaubern; Aber ich geſtehe es auch, daß ſie mir äuſſerſt ſchwer zu verſtehn vorkommen — Sie werden ſagen, das komme daher, weil ich der Sprache nicht mächtig genug ſey — Es iſt möglich; (poſito, ſed non conceſſo) Erlauben Sie mir indeſſen, Ihnen, zur Probe, einen Theil des zweyten Chors, im erſten Acte, frey zu überſetzen! Ich bitte mir von Ihnen Zurechtweiſung aus. Ich mache keinen großen Anſpruch auf tiefe Kenntniß der lateiniſchen Sprache, wünſche aber, ſolche kleine Probe mögte bey jemand, der dieſer ſchweren Arbeit, mehr als ich, gewachſen wäre, die Luſt erregen, einige dieſer Chöre, wo nicht die ganzen Trauerſpiele, in ſchöne, erhabene Poeſie zu überſetzen; Sie verdienen es gewiß, und Wenige können dieſelben in der Grundſprache leſen.

Chor.

„Aengſtliche Hoffnungen und zitternde Furcht
„irren in den Städten umher.“

„Mancher entzieht ſich Schlaf und Ruhe,
„drängt ſich in die Vorzimmer ſtolzer Fürſten,
„und beſtürmt die Thüren der Großen; Ein
„Andrer, und wenn er jeden Zweck erlangt,
„iſt nicht zufrieden, ſammelt Reichthümer,
„ſeufzt aber dennoch unter der Laſt von Schä-
„tzen, und dünkt ſich arm, mitten in ſeinen
„Goldhaufen. Jenen ſchwellt der leere Luft-
„klang des Ruhms auf, und ſein ganzes We-
„ſen wird erſchüttert von dem Beyfall eines
„Pöbels, der wandelbar iſt, wie die Wellen
„des Meers; indeß dort ein Niederträchtiger
„die wüthenden Zänkereyen der ſchreyenden
„Volksverſammlung zu ſeinem Vortheile zu
„erkaufen ſucht, und Schimpf und Ehre zu
„einer feilen Waare macht.“

„Nur Wenige kennen den ungeſtöhrten Seelenfrieden; Wenige denken daran, daß die Zeit ſchnell vorbeyfliegt, und daß die verlebten Stunden nicht wieder zurückkehren. Lebet fröhlich, ſo lange es das Schickſal erlaubt! Das Menſchenalter ſchwindet dahin, in unaufhaltſamem Laufe, und jeder entweichende Tag zieht das Rad des eilenden Jahrs nach ſich. Die grauſamen Parzen verrichten ihr Tagewerk, und wickeln den einmal geſponnenen Faden nicht wieder aus einander. Der Strom des Schickſals reißt ungeſtüm das Menſchengeſchlecht mit ſich fort; Wir wiſſen nicht, was uns bevorſteht, und ſehnen uns doch nach der fernen Zukunft.“

„Auch Du, Hercules! eileſt, mehr als es einem tapfern Manne ziemt, nach den traurigen Wohnungen der Verſtorbenen hin. Denke, daß die Parzen ihre vorgeſchriebene Arbeit thun, daß niemand ihrer Geſchäftigkeit ein Ziel ſetzen, niemand den beſtimmten Tag hervorrücken kann; Weſſen Loos gezogen wird, der muß ſeiner Beſtimmung folgen.“

„Möge immerhin eines Andern Nahme, durch die Poſaune des Ruhms, fremden Völkern bekannt werden! Möge immerhin das geſchwätzige Gerücht in allen Städten zu ſeinem Lobe reden, ihn bis zu den Sternen des Himmels erheben! Möge immerhin ein Andrer ſich auf dem hohen Wagen zum Wettkampfe brüſten! Wenn ich nur ohngeſtöhrt und ſicher, in einem unbekannten Winkel der Erde, unter meinem ſtillen Dache leben kann.“

Den Reſt dieſes Chors, ich bekenne es, verſtehe ich nicht ganz; Hier iſt der lateiniſche Text:

Venit ad pigros cana ſenectus,
Humilique loco, ſed certa, ſedet
Sordida parvæ fortuna domus.
Alte virtus animoſa cadit,
Sed mœſta venit crine ſoluto
Megara parvum comitata gregem,
Tardusque ſenio graditur Alicidæ parens.

Soll: „Venit ad pigros cana ſenectus“ heiſſen: „Leute, die ein ungeſchäftiges, ruhiges Leben führen, erreichen ein hohes Alter?“ oder wird hier pigros in dem Sinne genommen, in welchem, nach Gesners und Lipſius Angabe, Seneca dies Wort zuweilen braucht? (vide Gesneri linguæ latinæ novum theſaurum, tom. III. ad vocem *Piger*: „*Pigros*, „ſine adjecto, vocat, ut ſuſpicatur Lipſius, „*pedes*, Seneca de benefic. 2. 12. extr.“) Alſo: „das graue Alter folgt uns auf dem „Fuße nach.“ — Kurz! ich weiß es nicht, und bitte Sie, mich zu belehren.

Urfſtädt den 4ten Aprill
1786.

XV. Anecdoten.

1.

Wie früh ſchon ſich die Neigungen, Temperamente und Charactere der Kinder entwickeln, davon habe ich ſo manches Beyſpiel gehabt, aber kürzlich noch hat mir ein Freund ein ſehr treffendes erzählt, welches ich hier mittheilen will; Und wem dies klein oder unbedeutend vorkömmt, der hat das wichtige Geſchäft der Kindererziehung nicht mit ſo viel Weisheit und Treue getrieben, als es ſeine Pflicht geweſen wäre, oder ſich überhaupt nie der Bildung und Beobachtung dieſer kleinen Geſchöpfe gewidmet. Mein Freund war Hofmeiſter bey drey Prinzen; Der Aelteſte davon iſt jetzt regierender Herr, und hat ſeitdem viel Proben von Stolz und Mangel an Theilnehmung an dem Schickſal Anderer gegeben; Der Zweyte iſt ſanguiniſchen Temperaments, genießt gern, und hat Wohlgefallen daran, wenn Andre genieſſen; Der Dritte aber, ohne übrigens ein böſes Herz zu haben, neckt gern die Leute, hetzt ſie aneinander, und iſt ein wenig ſchadenfroh, doch nicht eigentlich boshaft. Bey manchen unerheblichen Gelegenheiten nun merkte der Hofmeiſter ſchon damals, was aus ſeinen Prinzen werden würde. Er gieng unter andern einſt mit ihnen ſpazieren; Sie erlernten grade zu der Zeit die franzöſiſche Sprache, welche ſie ſehr gebrochen redeten. Ein Paar kleine Hunde ſpielten am Wege, und biſſen ſich, doch nur im Scherze. Der jüngſte Prinz ſprang herzu, nahm ſein Stöckgen, und ſuchte ſie, indem er bald den Einen, bald den Andern empfindlich kitzelte, im Ernſte mit einander in Kampf zu bringen. Nun trat der Aelteſte, mit ſpaniſchem Schritte herbey, verwies ſeinem Bruder dieſe Unart, aber nicht deswegen, weil derſelbe die armen Thiere kränkte, ſondern: parce que celà ne s'accordoit pas pour un prince. Indeß nun die beyden Kinder mit einander darüber ſtritten, kam der mittelſte Bruder heran, und ſagte: „O „mon frère! laiſſés-les ſpringen un peu! j'ai„me que tout le monde ſoit content.“

2.

In Bern ließ ſich ein reicher Edelmann von dem Magiſtrate belehnen. Er leiſtete ſeinen Vaſalleneid, und dieſe Cäremonie dauerte ein wenig lange. Es war ſchon Mittagszeit, und der Rath wollte eben auseinander gehn, als noch ein Vaſall, der aber nur ein kleines Höfgen beſaß, hereintrat, und ſich mit großen Zurüſtungen fertig machte, gleichfalls ſeinen Eid zu leiſten. Einer aus dem Magiſtrate, der ein ſcherzhafter Mann war, ſagte darauf: Monſieur, je crois que nous pourions vous faire grace du ſerment — *Un Diable m'emporte ſuffira.*

3.

Es reiſete ein Mann von geſetzten Jahren nach Italien. Als er in einer von den beträchtlichſten Städten dieſes Landes ankam, wurde er von jemand, an welchen er empfohlen worden, eingeladen, mit zu einem öffentlichen Balle zu gehn. Er ließ ſich das gefallen, gieng hin, und ſahe, weil er keine von den Damen kannte, dem Tanze zu. (Es wurden Menuets geſpielt) Indeß kam ſein Begleiter zu ihm, und fragte: ob er denn nicht mittanzen wolle? „Warum nicht?“ erwiederte der Fremde, „Ich tanze ziemlich gern, habe „aber kein Frauenzimmer.“ — „Warten Sie! „dem wollen wir bald abhelfen.“ Man ließ ihn aus einem Becher eine Nummer ziehn, wodurch ihm eine Dame und ein beſtimmter Platz in der Reihe der Tänzer angewieſen wurde. Dieſe Ordnung gefiel ihm ohngemein wohl; Man ſtellte ſich; Er hatte Nummer zwey, mithin folgte er ohnmittelbar auf den Vortänzer. Er vermuthete nun, man würde engliſche Contretänze aufführen; aber wie erſchrack er, als das erſte Paar ein Adagio amoroſo beſtellte, und ihm eine ſo reiche Folge von künſtlichen Schritten vorarbeitete, daß ihm ganz blau und gelb vor den Augen wurde! Es war nicht mehr zurückzukommen; Niemand fiel es nur einmal ein, daß ein Mann von feiner Erziehung nicht durchaus alle dieſe Balletpas müßte machen können. Er ſpannte alſo ſeine ganze Aufmerkſamkeit an, und als an ihn die Reihe kam, warf er ſeine Spazierknochen ſo gut durcheinander, als ihm nur immer möglich war. Allein das Ding erfordert Uebung, und er war noch nicht zur Hälfte die Colonne hinunter; ſo ſahe er ſchon, theils an ſich ſelbſt, theils an den mitleidigen und höhniſchen Mienen der jungen Herrn, daß er ſich nicht gar gut aus der Sache ziehen werde. Dies nun machte ihn ſo verwirrt, daß er nur auf Mittel dachte, mit guter Art von dannen zu kommen. Er ſchielte alſo nach dem Platze hin, wo er ſeinen Hut abgelegt hatte, und als er ihn erblickte, ſprang er fort, nahm denſelben, flog zur Thür hinaus, wie Einer, der geſtohlen hat, die Treppe hinunter, aus dem Hauſe, in ſein Quartier — Es war eine ſchöne, heitere Nacht; Er beſtellte alſo Pferde, reiſete ab, und ſoll ſein Adagio amoroſo noch fertig tanzen.

4.

Ein geſchickter Anatomiker wurde als Lehrer der Zergliederungskunſt auf eine catholiſche Univerſität berufen; Er ſelbſt war ein Proteſtant. An dem Orte, wo er bis dahin gelebt und die Aufſicht über das anatomiſche Theater gehabt hatte, waren verſchiedene Mohren, in des Fürſten Dienſten. Einer von Dieſen ſtarb des Tags vor des Profeſſors Abreiſe; Da nun die Mohren nach ihrem Tode immer auf die Anatomie gebracht wurden; ſo gieng auch itzt der Profeſſor in die Wohnung des kürzlich Verſtorbenen, und weil er dachte, es könne ihm dieſer Leichnam, bey Eröfnung ſeiner Vorleſungen auf der Univerſität ſehr nützlich ſeyn; der ganze Körper aber nicht gut fortzubringen war; ſo ſchnitt er dem ſeligen Schwarzen den Kopf ab, und nahm denſelben mit. Kurz nachher wollte der, welcher gegenwärtig die Aufſicht über das theatrum anatomicum bekommen hatte, den Körper abholen laſſen, fand aber einen Kerl ohne Kopf. So weit gieng noch alles gut; Nun aber eröfnete der neue Profeſſor in *** ſeine Lehrſtunden, und ſiehe da! zur größten Verwunderung der Zuhörer rückte er mit einem friſchen Mohrenkopfe hervor; Er fieng an, ihn zu zergliedern, und bewies endlich, daß der Schädel eines Schwarzen die auffallendſte Aehnlichkeit mit einem Affenſchädel hätte. Dies machte gewaltiges Aufſehn, und die Pfaffen, welche ſchon übel darauf zu ſprechen waren, daß er, als ein Ketzer dieſen Lehrſtuhl einnahm, waren würklich im Begriff deswegen eine Inquiſition gegen ihn anzufangen; (weil doch unter den heiligen drey Königen gewiß auch ein Mohr geweſen ſey, und es alſo das Andenken eines Heiligen profaniren heiſſe, wenn man ihn mit einem Pavian vergliche) Aber der weiſe, aufgeklärte Landesherr unterdrückte die Klage noch zu rechter Zeit.

5.

Im ſiebenjährigen Kriege wurde einem Reuter, mitten im Angriffe, der Kopf herunter gehauen oder geſchoſſen; da er aber mit ſeinem Pferde feſt im Gliede eingeklemmt war; ſo mußte er den Reſt der Attake ohne Kopf mitmachen.

6.

Die, ohne Nahmen des Einſenders, uns zugeſchickte Anecdote, von einem Manne, der unter dem Vorwande jungen Mädgen Lehrſtunden zu geben, die unſchuldigen Kinder zu ſehr unnatürlichen Ausſchweifungen verführen ſoll, iſt von der Art, daß wir ſie theils, unſerm Plane gemäß, in dies Journal nicht aufnehmen können (in welchem niemandes Nahme an den Pranger geſchlagen werden darf, weil wir zu dergleichen moraliſchen Büttelsgeſchäften weder Beruf noch Recht zu haben glauben) theils auch erinnern müſſen, daß, wenn der Einſender ſeiner Sache nicht gewiß, das heißt von der Richtigkeit der Thatſache nicht überzeugt iſt, es uns ſchändlich und niederträchtig vorkömmt, dergleichen Abſcheulichkeiten, und noch dazu anonymiſch, von einem Manne öffentlich bekanntmachen zu wollen, daß wir aber, wenn er das factum beweiſen kann, ihn für verpflichtet halten, öffentlich und gerichtlich aufzutreten.

7.

Eben alſo verhält es ſich mit den uns mitgetheilten Nachrichten, von den Ungerechtigkeiten und Inconſequenzen, welche an einem gewiſſen Hofe vorgehn ſollen. Wo man keinen Nahmen nennt, da mag man immerhin Bilder aus der würklichen Welt darſtellen, wenn ſie ſonſt intereſſant ſind, und wer ſich dann getroffen findet, der thue, was ihm beliebt! Ferner mag man auch, was bloſe Thorheiten ſind, laut rügen — Wer begeht nicht dergleichen? — Aber Hauptverbrechen gegen die Menſchheit dem Publico zu erzählen, und dabey die Nahmen zu nennen — das iſt eine kitzliche Sache — Nicht eben aus Menſchenfurcht — aber wir halten es doch weder für rathſam, noch für nützlich. Wir haben noch nicht wahrgenommen, daß es in unſerm lieben Vaterlande beſſer hergienge, ſeitdem die Publicität Mode geworden, ſondern ſind vielmehr überzeugt, daß eine treffende Satyre vortheilhaftere Würkung thut — Doch hierüber haben wir uns ja ſchon ſo oft erklärt.

8.

In weit unſchuldigerer und vernünftigerer Abſicht ſcheint Nachfolgendes an uns abgeſchickt worden zu ſeyn, welches wir auch kein

Bedenken tragen einzurücken. **Es** heißt nemlich: „Im *** Lande iſt die Einrichtung getroffen, daß kein Bauer ein Recept in die Apotheke, zu Verfertigung der Arzeney tragen darf, es ſey dann daſſelbe vom Landphyſicus eingeſehn und gebilligt worden.“ Dieſe Einrichtung, wenn ſie würklich alſo exiſtirt, kömmt uns freylich nicht gut vor, denn ohngerechnet, daß oft die Fälle ſo dringend ſind, daß der Tod nicht wartet, bis erſt der abweſende Phyſicus befragt wird; ſo kann ja auch Dieſer, in der Entfernung, ohnmöglich beurtheilen, ob die Vorſchrift eines andern Arztes der Krankheit und der Conſtitution des Leidenden angemeſſen iſt.

9.

Bey einer Abdera nicht unähnlichen Stadt kam ein Fremder in einem vor dem Thore gelegenen Wirthshauſe gegen Abend an, und entſchloß ſich, weil er nicht gut weiter kommen konnte, daſelbſt zu übernachten, obgleich es ſehr unordentlich darinn ausſah. Der Wirth fragte genau und neugierig nach dem Nahmen und den Verrichtungen ſeines Gaſtes. Dies geſchahe nun zwar theils aus eigenem Vorwitz, theils um dem hochlöblichen Magiſtrate die befohlne Meldung thun zu können; Indeſſen ſchöpfte doch der Fremde daraus um ſo mehr Verdacht, da er der Landesſprache nicht mächtig und der Sitten unkundig war. Er glaubte alſo in ein Diebesneſt gerathen zu ſeyn, und betrug ſich äuſſerſt zurückhaltend und verſchloſſen. Da nun dies von der andern Seite auch dem Wirthe Mistrauen erweckte; ſo zeigte Dieſer den caſum dem hochlöblichen Magiſtrat an, welcher zuerſt Befehl gab: „nochmals „darauf zu dringen, daß der Reiſende ſeinen „Nahmen ſagen ſollte." Dieſer nun, um ſich ein Anſehn zu geben, hatte indeß Meſſer und Hirſchfänger auf der Treppe gewetzt, und ſich dann in ſeinem Zimmer eingeſchloſſen. Als der Wirth Befehl bekommen hatte, ihn genauer ad articulos zu vernehmen, pochte er an die Stübenthür; weil ſich aber die beyden Leute nicht verſtanden, und der arme Fremde glaubte, es ſey auf ſein Leben angeſehn; ſo machte er durchaus nicht auf, ſondern fieng im Gegentheil an, den Eingang, durch vorgeſetzte Stühle und Tiſche, zu verſperren. Der Wirth, der alſo nicht hineinkonnte, meldete dem Magiſtrate: das Ding komme ihm ſehr verdächtig vor, und Dieſer gab den Beſcheid: „den Vagabonden todt oder lebendig zu liefern.“ Man ſchickte Policeydiener und Wache ab, indeß es ſtockfinſter geworden war. Der Fremde hört Lerm im Hauſe, und geräth in große Furcht; Man kömmt, bewafnet mit Schießgewehr, die Treppe herauf, beſtürmt die Thür, und erbricht ſie endlich. Was konnte der arme Reiſende, bey dieſen Umſtänden, anders vermuthen, als daß dies eine Diebesbande ſey? Er macht ſich alſo zur Gegenwehr fertig, hauet und ſticht um ſich her, ſobald die Leute in die Thür treten, und Einer von der Wache (des hohen obrigkeitlichen Befehls eingedenk) ſchießt, und trifft den Unglücklichen, der ſogleich ſtürzt, und nur noch lange genug lebt, um zu erzählen, daß er ein italieniſcher Handelsmann ſey, der in ſein Vaterland zu ſeiner itzt verwaiſeten Familie habe zurückkehren wollen —

Wenn wir gewiß wüßten, daß dieſe Anecdote ganz alſo wahr wäre, wofür wir aber nicht einſtehn können; ſo wären wir, mehr als jemals, in Verſuchung, den Nahmen der Stadt zu nennen, wo dieſer obrigkeitliche Mord geſchehen iſt — Doch, wir ſchweigen —

10.

Kürzlich erzählte mir jemand eine kleine Anecdote von Peter dem Großen, die mich recht beluſtigte. Ich weiß nicht, ob und wo ſie etwa ſchon gedruckt ſeyn mag; aber da doch nicht alle Menſchen alles Gedruckte leſen können; ſo denke ich, man wird mir's verzeihen, wenn ich ſie hier bekanntmache. Peter kam einſt nach Danzig, und bekam Luſt, dem Gottesdienſte beyzuwohnen. Man führte ihn dahin, wo der Magiſtrat in der Kirche ſitzt; Neben ihm ſaß ein Bürgermeiſter, mit einer gewaltig großen und dicken Knotenperüke; Peter der Große war baarhaupt; Er hatte noch nie ein ſolches künſtliches Haargebäude geſehn, hielt alſo dies Kleidungsſtück für einen Kopfpelz, und da es nun anfieng ihn an ſeinem

Kopfe zu frieren, glaubte er, der Bürgermeiſter ſey, der Höflichkeit gemäß, verbunden, ihm ſeinen Hauptpelz abzutreten. Er machte alſo, ſo verbindlich er konnte, (Seine Sprache verſtand man nicht) eine Art von Verbeugung, die ſo viel ſagen ſollte, als: „Mit Erlaubniß!“ nahm dann der Magiſtratsperſon die Perüke ab, und ſetzte ſich dieſelbe auf. Was für Empfindung dies bey dem Publico, noch mehr aber bey dem nun mit kahlem, geſchornen Kopfe ſitzenden Bürgermeiſter erwecken mußte, das wird man ſich leicht vorſtellen können.

11.

Wir haben nicht Raum gefunden, in dieſem Stücke des Herrn Paters Wanſtmann Biographie zu liefern. Alſo nur ein Paar kleine Anecdoten aus derſelben! Er fand die Bücherſammlung des Kloſters, als er die Aufſicht darüber bekam, in traurigen Umſtänden. Einer von ſeinen Vorgängern war zugleich Küchenmeiſter geweſen, und da es Dieſem zuweilen an altem Papiere gefehlt hatte, war er auf den Einfall gekommen, die doch wenig genützten alten, ſeltenen Werke, blattweis um ſeine Braten zu wickeln. Der Folgende glaubte, es ſey hübſcher, wenn die Bücher, ſo in dem nemlichen Fache ſtünden, alle einerley Größe hätten, und ließ daher von denen, welche in jeder Reihe über andre hervorragten, ſo viel abhobeln, daß, auf Unkoſten des Inhalts, die Symmetrie erhalten wurde. Der letzte Vorgänger des guten Wanſtmanns aber verbeſſerte die Ordnung noch dadurch, daß er alle Bücher von Auſſen mit einerley Farbe anſtreichen ließ, alſo, daß nun das Ganze einer hübſchen Tapete ähnlich ſah; Herr Wanſtmann aber, der ein Mann von tiefen Kenntniſſen und geläutertem Geſchmacke iſt — Doch, das werden wir in der Folge hören.

6

Philo's

endliche Erklärung und Antwort,

auf

verſchiedene Anforderungen und Fragen,

die an ihn ergangen,

ſeine Verbindung mit dem Orden der Illuminaten betreffend.

Hannover,
in der Schmidtſchen Buchhandlung.
1788.

Ad
Bibl.
Acad.
Land.

München
Bibliothek

Man muß ſich in der heutigen Welt gewaltig viel gefallen laſſen. Der Geiſt des Ausſpähens und Anecdoten-Sammlens wird täglich allgemeiner; Unter dem Schutze der Preß-Freyheit und der Publicität nimmt, man ſich das Recht, jeden Schritt zu beleuchten, den ein Mann in ſeinen vier Wänden thut, jeden Privat-Brief und jedes Wort, das er in dem Cirkel vertraueter Freunde ſpricht, drucken zu laſſen, jede kleine Unbeſonnenheit, deren er ſich ſchuldig macht, öffentlich zu rügen, und über das Alles Verantwortung zu fordern; Namenloſe Menſchen publiciren, ohne Kenntniß der Sache, End-Urtheile in Händeln, wovon ſie nichts verſtehen; Knaben buchſtabiren ſich über die Werke großer

Männer eine Rezenſion zuſammen, die unter der Firma ihres Schulmeiſters, als gelehrter Machtſpruch, gedruckt wird; der litterariſche und moraliſche Räuber zieht den Mörder vor das Gericht ſeiner Diebesbande, und der Kezzer hängt den Dominicaner-Mantel über ſeine Schultern, um eine Hauptperſon bey einem Auto da Fe zu machen.

Wenn hierdurch würklich oft auf den Unſchuldigen, bey dem ſchwächern Theile des Publicums, ein ungegründeter Verdacht geheftet, und ein falſches Licht auf ſeinen Character geworfen wird, ſobald ein Anonymus, aus Verkehrtheit oder Bosheit es gut findet, ein ärgerliches Märchen von ihm in die Welt hinein zu ſchreiben, oder Erläuterungen von ihm zu begehren, die Dieſer, auch bey dem Bewuſſtſeyn ſeiner Unſchuld, nicht wohl, ohne ſich und Andre in Verlegenheit zu ſetzen, geben kann; ſo mag doch auch jener Ton unſers Zeitalters im Ganzen mehr Nutzen als Schaden ſtiften. Das Publicum behält immer noch Sinn für den Unterſchied zwiſchen Unſchuld und Verleumdung, zwiſchen gerechten Anklagen und ungerechten Verfolgungen. Die Furcht vor dem Ausſpähen und Beleuchten kann zum Mindeſten einige Arten von Betrügern und Böſewichten in Schranken halten, und wird manche von Denen, welche aus Unvorſichtigkeit Schaden ſtiften könnten, oder geſtiftet haben, Behutſamkeit im Reden und Handeln lehren. Es iſt ganz billig, daß man auch für ſeine Thorheiten ein wenig büße. Ein aufrichtiges Bekenntniß derſelben wird den Bekenner in den Augen edler und weiſer Menſchen nicht herabſetzen, und das Urtheil der Uebrigen muß dem Manne von Grundſätzen gleichgültig ſeyn. Wer ſich aber eines ſolchen Bekenntniſſes ſchämt, verdient auf die Finger geklopft zu werden, und den Argwohn auf ſich zu laden, er werde es bey dieſer letzten Thorheit nicht bewenden laſſen. Es wäre auch ſehr heilſam, wenn überhaupt ſo wenig als möglich in der Welt heimlich geſchähe. Wenig gute Abſichten brauchen das Licht zu ſcheuen; Wenig heimlich ausgebreitete, vernünftige nnd nützliche Sätze brauchen immer ein Geheimniß, wenig heimlich geſchehene gute Schritte immer und ewig verborgen zu bleiben. Wenig auch noch ſo verwickelte Dinge laſſen ſich gar nicht erläutern; oder wenigſtens nicht ſo in's Klare ſtellen, daß das Publicum ſich überzeugen könne, es ſtecke kein Bubenſtück dahinter, wenn auch gewiſſe Rückſichten eintreten, die es ohnmöglich machen, ſie ganz und gar zu zergliedern. Dies um ſo mehr, wenn der Mann, der darinn verwickelt iſt, übrigens in ſeinem Privat-Leben ſich Achtung und guten Ruf erworben hat. Am Ende entlarvt ſich der Böſewicht ſelbſt; heimtückiſche, ränkevolle Feinde verwickeln ſich in das Gewebe ihrer eigenen Bosheiten; die Wahrheit kömmt an den Tag, triumphiert, bleibt nicht immer entſtellt; die Zeit entwickelt alles, und wirft den Apparat von leidenſchaftlichen Blendgläſern und Vorurtheilen zurück. In der That hätte ich zwar dabey von der andern Seite gegen die Anonymität, in ſofern nicht **Documente** den Mangel des **Namens** des Anklägers erſetzen, manches zu erinnern — Doch gehört das nicht hierher. Es iſt nicht mein Zweck, vor oder gegen die Preß-Freyheit und Publicität zu reden, ſondern ich habe dies nur als Einleitung vorausſchicken wollen, um auf die Veranlaſſung zu kommen, die mich bewegt, dieſe Blätter dem Publico vorzulegen.

Während meiner Verbindung mit den Illuminaten fiel in dem Innern dieſer Verbindung verſchiedenes, meine Perſon ſehr nahe Angehendes vor, worüber Mitglieder, theils dieſes Ordens, theils andrer geheimen Verbindungen ſich berechtigt glaubten, von mir Erläuterungen zu fordern. Ich ertheilte dieſelben, in ſofern ich es, mit Rückſicht auf Perſonen und Sachen, auf Vernunft, Redlichkeit und Nützlichkeit, gut und recht und meinen Pflichten nicht widerſprechend fand. Zuweilen, wenn kleine Neckereyen mir böſe Laune machten; wenn ich dabey erfuhr, daß, durch die Schwatzhaftigkeit Derer, die das Gelübde der Verſchwiegenheit gethan hatten auch im ſogenannten profanen Publico allerley auf Rechnung meiner Verhältniſſe mit den Illuminaten war erzählt worden; wenn dann Männer, die ich für unpartheyiſch und klug zu halten Urſache hatte, mich aufforderten, den Geſchwätzen ein Ende zu machen; dann fühlte ich wohl einen Trieb in mir, auch öffentlich aufzutreten, und die Sache von ihrer wahren Seite darzuſtellen; allein verſtändige Freunde und eigene kalte Ueberlegung hielten mich bald davon zurück. Ich bin ein freyer Mann, erbettle von keinem Menſchen auf Gottes Erdboden Schutz, Wohlthat, oder Gefälligkeit, verlange von Keinem mehr, als man von der Gerechtigkeit und dem guten, freyen Willen billiger Weiſe fordern kann — Was kümmerte mich's daher, ob ich manchem Manne, der ſich für ſehr viel wichtiger hielt, als er mir vorkam, wenn er mich durch ſeine Lorgnette beſchauete, gefiel, oder nicht? Was kümmerte es mich, ob jemand, der mich nicht kannte, mich zu ſchätzen wußte, oder nicht; ob jemand dem die innere Einrichtung des Illuminaten-Ordens unbekannt war, von dem Orden oder von mir, oder von beyden zuſammen, ſchiefe oder richtige Begriffe hatte? Nach und nach ſchlief auch jene Sache ein, und da ich vier Jahre lang, nachdem ich die geheime Verbindung verlaſſen, faſt gar nichts mehr von derſelben erfahren hatte; ſo dachte ich kaum mehr an die vorgefallenen, mich beſonders angehenden Verdrießlichkeiten.

Eine ganz andre Geſtalt aber ſchien die Sache zu nehmen, als, durch die auf churfürſtlichen Befehl in München herausgegebenen Original-Schriften der Illuminaten und den Nachtrag zu denſelben, das ganze Publicum, mit Vorlegung von Actenſtücken, welche die Gefährlichkeit des Illuminaten-Ordens beweiſen ſollten, gleichſam aufgefordert wurde, ein Urtheil über die ganze Verbindung zu ſprechen, deren Mit-Oberer, eifriger Beförderer und nachheriges unzufriedenes Mitglied ich, unter den Namen Philo, geweſen war, wie das eine große Menge Menſchen wußten.

Zwar konnte man auch da erwarten, daß unpartheyiſche Leute, welche den Orden nicht genauer, als aus dieſen Original-Schriften kannten, bevor ſie etwas entſchieden, erſt folgende Fragen aufwerfen würden:

1) Sind dies würklich ächte Urkunden; Urkunden, auf welchen die Einrichtung der Illuminaten beruht? Sind darinn die wahren Grundſätze enthalten, nach welchen dieſe Geſellſchaft im Ganzen gewürkt hat; oder ſind es nicht vielleicht nur Privat-Meynungen, Privat-

Papiere einzelner Mitglieder, die nichts vor, nichts gegen das Ganze beweiſen? Skitzen, eingeſchickte und von Mitgliedern copierte Aufſätze und Vorſchläge?

2) Sind ſie vollſtändig, oder nicht vielleicht verſtümmelt?

3) Wie iſt das zu verſtehn, wenn die churfürſtlichen Commiſſarien ſagen: dieſe Briefe ſeyen von Spartacus oder von Philo's oder von Cato's eigener Hand, geſchrieben? Doch nicht vom lacedämoniſchen Geſetzgeber Spartacus? nicht vom Philoſophen Philo? u. ſ. f. Alſo von Solchen, welche im Orden die Namen jener Alten angenommen haben? Und wer ſind Dieſe? Kennt man ſie gewiß? Und wenn ich denn auch der Philo bin; wer ſteht dafür ein, daß dieſes Philo's Handſchrift die meinige iſt? Woher wollen die Herren Commiſſarien in München meine Hand kennen?

4) Hat man auch die Angeklagten gehörig vernommen? Haben ſie dieſe Documente, die Aechtheit, die Vollſtändigkeit derſelben und ihre Handſchrift anerkannt?

Dieſe und mehr dergleichen Fragen blieben zu thun übrig, und würklich iſt auch der billige Theil des Publicums ſo gerecht geweſen, ſein Urtheil zurückzuhalten, bis verſchiedene von den Haupt-Perſonen im Orden namentlich aufgetreten ſind, ſich und die gute Sache vertheydigt, manche ihrer Fehler bekannt, und die Ehre der Geſellſchaft gerettet haben.

Bey dieſer Gelegenheit wurde ich auf's Neue gedrängt, ein Gleiches zu thun, und da, (wenn man nicht ganz ſo denkt und lebt wie der große Haufen) es nicht an Männerchen fehlt, die begierig auf die Gelegenheit lauern, uns von hinten her eines anzuhängen, mögte man auch noch ſo ruhig ſeinen ſtillen unſchädlichen Weg fortwandeln; ſo erfuhr ich durch meine Freunde, daß Perſonen aus allerley Ständen in müſſigen Stunden nach demjenigen, was aus den Original-Schriften auf Philo's Rechnung kommen könnte, mir einen böſen, verdächtigen Ruf zu machen ſuchten. Dennoch hielt ich es nicht für nöthig, öffentlich aufzutreten, denn:

1) War ich ja nicht genannt; Warum ſollte ich der Erſte ſeyn, der ſich zu Briefen bekannte, die, ohne Beweis ihrer Aechtheit, unter einem angenommenen Namen erſchienen? Unnützer Weiſe würde ich nur die Augen derjenigen, die noch nicht wuſſten, wer Philo war, auf mich gezogen haben.

2) Fanden unpartheyiſche Leute in Philo's Briefen nichts, was man einem ehrlichen Manne zum Verbrechen anrechnen könnte, und ich fordre auch jeden wahrheitsliebenden, von Partheygeiſt nicht verblendeten Mann dreiſt auf, mir dergleichen darinn zu zeigen. Denn daß jemand einſt gewiſſe Meinungen (die er vielleicht längſt abgelegt und berichtigt haben kann) über einzelne Perſonen, über Staats-Verfaſſungen, Religions-Syſteme, über andre Orden und dergleichen gehegt, und dieſe, ohne eben jedes Wort abzuwägen, in vertraulichen Privat-Briefen, die nicht zum Drucke für das Publicum beſtimmt waren, einem Freunde geäußert hat, und damals pflichtmäßig äußern muſſte, um mit dieſem Freunde, über die Art auf alle dieſe Dinge

und Perſonen zu würken, einig zu werden — Das ſcheint doch wohl ſo ſtrafbar nicht.

3) Diejenigen Perſonen, auf welche die Original-Schriften ein ſchlimmeres Licht warfen, konnten ihre eigene Sache beſſer ſelbſt vertheydigen.

4) Zum Apologen des Ordens im Ganzen fühlte ich auch keinen Beruf. Dies war des Herrn *Weishaupts* Sache, der ſich öffentlich als den Stifter deſſelben hatte anerkennen machen.

5) Da man wuſſte, daß ich ſeit vier Jahren gänzlich aus dem Orden getreten war; ſo ſchien es der Duldung und Menſchenliebe gemäß, zu glauben, daß (wenn auch im Orden gefährliche Grundſätze und Plane geherrſcht hätten) ich wohl denſelben eben deswegen könne verlaſſen haben, weil ich an dieſen Dingen nicht länger mit gutem Gewiſſen hätte Theil nehmen können, obgleich das nicht der Fall iſt, wie man in der Folge dieſer Blätter ſehn wird.

6) Ich hielt es für unbeſcheiden, das Publicum mit ſolchen Schriften noch mehr zu ermüden, und niemand forderte mich öffent-

lich, namentlich dazu auf. Ich antworte nicht gern, wenn ich nicht gefragt werde; Wer mich unter vier Augen frägt, dem antworte ich unter vier Augen, und auf Geſchwätze achte ich nicht.

7) Ich hatte, bey meinem Austritte aus dem Orden, Verſchwiegenheit verſprochen, hatte verſprochen, niemand von den Obern, weder zu nennen, noch zu compromittiren, und ohne das würde meine Vertheydigung doch immer unvollſtändig geblieben ſeyn. Ich durfte alſo ohne Noth nicht eher auftreten, als bis ich überzeugt war, daß ich nichts verriethe, was nicht ſchon bekannt wäre, ſondern daß ich nur das ſchon Bekannte zu erläutern brauchte.

8) Ferner wuſſte ich, daß ich das Urtheil der Billigen auf meiner Seite hatte, und auf den allgemeinen Beyfall des ſchwächern groſſen Haufens bin ich, in meiner freyen Lage eben nicht lüſtern.

9) Ein ſichrer Beweis, daß ſich unter den Ordensſchriften keine würklich gefährliche, böſe Dinge von meiner Hand müſſen gefunden haben, iſt, daß, nachdem ſchon die Illuminaten-

und Freymäurer-Verfolgung in Bayern in vollem Gange war, ich noch ein Jahr lang ohngekränkt und ruhig in der Pfalz gelebt, und dies ſchöne Land verlaſſen habe, ohne daß von Seiten der churfürſtlichen Regierung auch nur die geringſte Anfrage desfalls an mich ergangen wäre.

Das waren die Gründe, warum ich mich in die ganze Sache nicht miſchte, doch war ich aufmerkſam auf die Schriften, welche über dieſen Gegenſtand herauskamen. In keiner einzigen war ich perſönlich angetaſtet, ſelbſt nicht in des **Herrn Starks** Nachtrage zu ſeinem dicken Werke, obgleich er oft Stellen aus Philo's Briefen citirt.

Aus des **Herrn Nicolai** öffentlicher Erklärung über ſeine geheime Verbindung mit dem Orden der Illuminaten leuchtet in jedem Betrachte der redliche, freymüthige Mann hervor. Indeß er, nach der ſtrengſten Wahrheit, ſeine Verhältniſſe gegen jenen Orden bekannt macht, nennt er, auſſer dem Herrn Weishaupt, nicht ein einziges Mitglied, folglich auch mich nicht.

Der Freyherr von Baſſus hingegen erwähnt in ſeiner gedruckten Vorſtellung an die Standeshäupter der Republik Graubünder verſchiedenemal meines Namens. Er thut dies mit einer Güte, die ſeinem liebreichen Charakter angemeſſen iſt, ſetzt mich aber doch in den Fall, indem er mich dem Publico als Philo vorſtellt, nunmehr auch ein Wort über mich ſelbſt reden zu müſſen, und wie ich ſchon die Feder in die Hand nehme, finde ich mich auf's Neue in einem öffentlichen Zeitungsblatte dazu aufgefordert.

So ſey es dann! Ich will die Geſchichte meiner Verbindung mit dem Orden der Illuminaten hier erzählen, und ich hoffe, ſie wird unpartheyiſche Leſer wenigſtens von der Unſchuld meiner Abſichten, bey allem, was ich darinn gewürkt habe, überzeugen. Sie wird manche auffallende Stellen in den Original-Schriften (die ich gern, was Philo's Briefe, Berichte und ſ. f. betrifft, für ächt erkläre) in ein milderes Licht ſetzen. Sie wird ſogar, wie ich mich ſchmeichele, gutgeſinnte Menſchen in ihrer vortheilhaften Meynung von dieſem Orden und ſeinen Mitgliedern im Allgemeinen beſtärſtärken. Ich will mit Beſcheidenheit von mir, und mit billiger Schonung von Andern reden, meine Fehler nicht verſchweigen, und fremde nicht vergrößern — kommen wir zum Ziele!

Von Jugend auf durch einen unruhigen, ſpät in mäßige, nützliche Grenzen zu ordnenden Thätigkeits-Trieb angeſpornt, wurde auch ich früh von der Krankheit unſers Zeitalters, von der Begierde nach geheimen Verbindungen und Orden hingeriſſen. Schon als Kind hörte ich in meines Vaters Hauſe täglich mit Enthuſiasmus von Freymaurerey und geheimen Wiſſenſchaften reden, denn damals fieng dieſe Wuth an, einzureiſſen, und mein Vater, der es freylich dahin wohl nicht muß gebracht haben, Gold zu machen, war doch vielfältig von Leuten umgeben, die vom Steine der Weiſen und dergleichen Sächelchen redeten. Als Knabe hieng ich nebſt einigen andern Knaben mir ein ſilbernes Kreuz an einem Bändchen durch das Knopfloch, und wir entwarfen auf einen halben Bogen Geſetze, die wenigſtens unſchuldiger, und nicht unwürkſamer waren, als die Geſetze mancher größern Verbindungen. Auf Univerſitäten gehörte ich zu einem Orden, der manche lobenswerthe Abſichten hatte, deſſen Plan aber wohl nicht mit derjenigen Gründlichkeit angelegt war, mit welcher man ihn jetzt, da die Erfahrungen in dieſem Fache ſo ſehr vervielfältigt worden ſind, ausarbeiten würde. Ich ſchloß mich auch an ein Paar kleinere Damen-Orden — und alle dieſe Bündniſſe machten mich endlich lüſtern nach der Freymaurerey, von welcher ich urtheilte — ob mit Recht oder Unrecht, das gehört nicht hierher — es müſſe dieſer Orden große, wichtige Dinge verſchließen, weil er ſich ſo lange erhalten, und eine ſo große Menge der verſtändigſten und beſten Menſchen beſchäftigt habe.

Sobald ich daher nur irgend das dazu erforderliche Alter hatte, ließ ich mich im Jahre 1772 bey der Loge der ſtricten Obſervanz in Caſſel aufnehmen. An der Spitze derſelben ſtand damals ein edler Mann, der auf Zucht, Ordnung, Unterwürfigkeit und Sittlichkeit der Mitglieder und auf pünctliche Bezahlung der vorgeſchriebenen Abgaben hielt. Meine Naſeweiſigkeit, Jugend, (ich war noch nicht 20 Jahr alt)

alt) Mangel an Subordinations-Geiſt, manche Unvorſichtigkeit in meinem Betragen, meine eingeſchränkten häuslichen Umſtände und endlich meine ſonderbare damalige politiſche Lage hielten meine Beförderung im Orden zurück; Ich blieb immer Lehrling. Dies kränkte meine Eitelkeit, die mich gern eine Rolle wollte ſpielen ſehn. Den Mangel an geſetzmäßig erlangten Kenntniſſen zu erſetzen, legte ich mich auf's Forſchen. Der verrathene Freymaurer und dergleichen Bücher gaben mir Stoff dazu, und ein Verräther, der in dem Syſteme der ſtricten Obſervanz, was man alſo nennt, durchgeführt, das heiſt Tempelherr war, erzählte mir, bey einer Flaſche Wein, die Einrichtung aller Grade dieſes Syſtems, und vergaß auch nicht, in mir von den verborgenen Obern und Clerikern große Vermuthungen zu erregen. Stolz auf dieſen neuen Schatz von Kenntniſſen, wollte ich dieſelben gelten machen, um mein Fortrücken im Orden ohnentgeltlich zu ertrotzen; allein man affectirte, (ohngeachtet damals die Entwicklung der Freymaurerey mit Rückſicht auf den Tempelherrn-Orden noch ein großes Geheimniß war) gar keine Rückſicht darauf zu men, gab mir anheim, das Erfahrne für wahr oder nicht wahr zu halten, es auf meine Gefahr auszuplaudern, oder zu verſchweigen, meine Beförderung auf dem gewöhnlichen Wege zu ſuchen, oder auf einem andern zu hindern; Ich fand mich hierdurch ein wenig beleidigt, und beſuchte die Loge nur ſelten.

Im Jahr 1777 zog ich nach Hanau. Als nun dort, unter dem Schutze eines ſehr eifrigen fürſtlichen Bruders, eine Loge errichtet wurde, und man, um alle Aemter bey derſelben beſetzen zu können, die wenigen in dieſer kleinen Stadt zerſtreueten Freymaurer zu vereinigen ſuchte, nahm man auch auf mich Betracht. Meine damaligen Verhältniſſe am Hofe und die Verſprechung, welche man mir gab, mich ſchnell durch die Grade des Syſtems zu führen, mir aber zu überlaſſen, den Betrag der Receptions-Gelder nach meiner Gemächlichkeit zu bezahlen, bewogen mich, die Sache wieder ernſtlich anzugreifen, und dies that ich dann, nach meiner Weiſe, mit heiſſem Eifer. Ich erlangte hierdurch bald, daß man mich in den ſogenannten hohen Orden, wovon ich freylich ſchon die Kenntniſſe hatte, unter den Namen: a cygno, aufnahm, und nun fieng ich an, um es nicht halb zu treiben, die ſo geprieſenen höheren Wiſſenſchaften zu ſtudieren.

Ich war ohne beſtimmte Geſchäfte; (eine unbedeutende Direction der Schauſpiele ausgenommen) voll Thätigkeits-Trieb; durſtig nach Weisheit; nicht befriedigt durch die gewöhnlichen philoſophiſchen Syſteme; in einem Alter, wo man am geſchwindeſten mit Errichtung und Zerſtöhrung eines philoſophiſchen Lehrgebäudes fertig wird; gekitzelt von der eiteln Idee, mich mit höheren Dingen, als andere, gemeine Leute beſchäftigen zu können, eine große Rolle in der Freymaurer-Welt zu ſpielen, und dadurch Einfluß in der bürgerlichen zu bekommen, in welcher ich, auſſer einem Cirkel von einigen Meilen, eine ziemlich unbedeutende Perſon war; und was die Religion betrifft, ſchwebend zwiſchen Glauben und Unglauben, nicht zufrieden mit den Kirchen-Syſtemen, nicht beruhigt durch bloße Vernunft-Religion, voll Zweifel über die Wahrheit einiger geoffenbarten Sätze, voll

Sehnſucht nach beſſerer, übernatürlicher Erleuchtung. Die höhern Grade der ſtricten Obſervanz winkten ſo deutlich dahin; Es kam mir ſo wahrſcheinlich vor, daß ſo viel verſtändige und edle Anhänger dieſes Syſtems ſich nicht auf den kleinen unwichtigen Zweck einſchränken würden, den äuſſern Glanz eines alten Ritter-Ordens wieder herzuſtellen; ſondern daß, wenn ſie ſich mit dieſer Spielerey abgäben, wohl erhabenere Gegenſtände im Hintergrunde ſtehn müſſten. Es geriethen mir alte Manuſcripte in die Hände; Ich hatte Gelegenheit die öbern Grade, und zwar ſehr ſeltene Grade, andrer Freymaurer-Zweige kennen zu lernen — alles gieng auf geheime höhere Wiſſenſchaften hinaus. Ich kam in Bekanntſchaft mit dem ſeligen Schröder in Marburg, der auch den kälteſten Mann für Theoſophie, Magie und Alchymie in Bewegung zu ſetzen fähig geweſen wäre — und ich war kein kalter Mann, ſondern ein ſehr warmer, phantaſtiſcher, brauſender Jüngling von fünf und zwanzig Jahren. Begierig reiſete ich auf Abentheuer aus; Wo in einem Hauſe die Magd oder der Bediente, oder beyde mit einander von einem böſen Geiſte geplagt wurden; wo ein ſchlauer Mönch in dem Rufe ſtand, die Seelen der Verſtorbenen citiren und Schatten aus den Gräbern hervorrufen zu können; wo, ein alter Mann abgeſondert von der Welt lebte, und leichtgläubige Thoren zu ſeinen Schmelz-Diegeln herbey lockte — da blieb der hochwürdige Bruder a cygno nicht fern.

Bald kam ich nun in den Ruf, dies myſtiſche Fach zu treiben, und dieſer Ruf verfolgte mich bis in meinen einſamen ländlichen Aufenthalt bey Frankfurth am Mayn, wohin ich im Jahr 1780 zog — ja! eben dieſe einſame Lebensart beſtärkte die Gläubigen in jener Meynung von mir. Da gieng dann kein facierens der Geiſterſeher, vornehmen und geringen Standes, kein reiſender Geheimniß-Jäger, kein bettelnder Goldmacher mein Haus vorbey. Auf meinem Gartenhauſe ſtand ein Thürmchen; Einer von der Zunft, welcher mich beſuchte, meinte: „auf dieſem Thurme würde ich wohl „meine Firmaments-Arbeiten vornehmen.“ Practiſch trieb ich die Alchymie nicht ſtark; ein halbes Dutzend kleiner ſilbernen Caffee-Löffel iſt alles, was ich, ſo viel ich mich erinnere, daran gewendet habe. Ich lernte aber bald den Jargon der Myſtiker auswendig; Halb glaubte, halb zweifelte ich; halb wurde ich belogen und verführt, halb belog und verführte ich Andre — nicht, **um zu betrügen**, ſondern um meine Schwäche in dieſen Kenntniſſen nicht zu verrathen, und die Meiſter in der Kunſt nicht zu verſcheuchen, durch deren Hülfe ich die Ideen vollends zu berichtigen und anzureyhen hoffte, die bis dahin noch als ein Chaos in meinem nebelvollen Kopfe ſchwebten. — Und dieſe Exiſtenz gefiel mir; Ich hatte keine andre; Alle übrigen Plane in der Welt waren mir mislungen, und doch glaubte ich etwas Beſſers ſeyn zu müſſen, als gemeine Menſchen. Enthuſiaſtiſch für alles, was Myſterien hieß, war mir das Unverſtändlichſte faſt immer das Ehrwürdigſte. Nie bin ich zum Roſencreutzer aufgenommen worden (die teutſchen Roſencreutzer hielt ich für unächt und unwiſſend) aber dieſe alte Verbrüderung war mir ſeit Schröders vertraulichen Eröfnungen äuſſerſt werth geworden. Natürlicher Weiſe war auch die Idee eines Prieſterthums einer meiner Lieblings-Begriffe ge-

geworden, und wer mir damals, auf eine Art, welche dieſen Begriffen geſchmeichelt, den Antrag gemacht hätte, Jeſuit zu werden, der würde nicht ſo gar viel Widerſtand bey mir gefunden haben. —

Wenn jeder, der eine ähnliche Rolle geſpielt hat, oder noch ſpielt, ſtatt hier die Naſe über mich zu rümpfen, oder mitleidig die Achſeln zu zucken, die Hand auf das Herz legen, und eben ſo offenherzig beichten wollte; ſo könnten, glaube ich, Wahrheit und Redlichkeit dabey gewinnen. Der vernünſtige und redliche Mann, nach deſſen Meynungen und Handlungen viel Andre ſich bilden, richtet, wenn er auch nur durch ſeinen ſtillſchweigenden Beyfall einen Irthum begünſtigt, weit mehr Schaden an, als der leicht zu entlarvende Betrüger, der das Syſtem des Unverſtandes öffentlich ausſchreyet.

Jene Stimmung in mir wurde aber noch um ſo mehr dadurch erhöht, daß herbe Seelen-Leiden und würklich (wenn man meine unerfahrne Jugend in Anſchlag bringt) größtentheils unſchuldig auf mich losgeſtürmte Schickſale mein Herz äuſſerſt weich, wehmüthig, empfänglich für religiöſe, ſüße Schwermuth und geneigt gemacht hatten, alles zu ergreifen, was mich auf den Fittigen einer wohlthätigen Schwärmerey über dieſe Welt hinaus erheben konnte. Mit dieſen ſanftern Empfindungen aber kämpften ohne Unterlaß meine natürliche Thätigkeit, ein unruhiger Geiſt, Jugend, Lebhaftigkeit, Leichtſinn, oft rückkehrende Freude an dem Würken und Handeln unter und mit Menſchen aller Art, Eitelkeit und Ehrgeiz — Wer dies alles in ein einziges Gemälde bringt, der wird aus demſelben manche Widerſprüche in meinen damaligen Handlungen und Grundſätzen erklären können. Eine artige Probe davon liefert ein zu der Zeit von mir geſchriebenes Werklein, unter dem hochtrabenden Titel: **Allgemeines Syſtem für das Volk** u. ſ. f. voll Prätenſion und Plattitüden; ein Gemiſche von geſunder, heller Vernunft und von Unſinn, von Deismus und von Schwärmerey. Ein kleiner, unbekannter; freundlicher Buchhändler in Hanau nahm mir's auf mein Bitten ab, und ließ es elend drucken; aber zu meinem größten Verdruſſe machte es gar weiter kein Aufſehn, als daß ein andrer, vielleicht eben ſo ſchiefer Kopf als ich, in der frankfurthiſchen gelehrten Zeitung — ein Platz, der vollkommen des Autors, des Verlegers, des Druckers und des Rezenſenten würdig war — gewaltig darauf ſchimpfte; Ich meinte, der Kerl verſtünde es nicht beſſer.

So ſah es mit mir aus, als durch die Schrift: der Stein des Anſtoßes auf einmal das ganze ehrſame Publicum von dem Tempelherrn-Syſteme der ſtricten Obſervanz unterrichtet wurde. Das war nun in der That ein harter Schlag für Manche, deren ganzes bürgerliches Daſeyn auf dieſem Tempelherrn-Orden beruht, die keinen andern Würkungscreis gehabt hatten; für Solche, die als hohe Ordens-Brüder mit Fürſten in enger Vertraulichkeit geweſen waren, und in der Freymaurerey ein gewiſſes Anſehn behauptet hatten, das ihnen auſſerdem ihre perſönlichen Verdienſte, in einer freyen Verbindung, ſchwerlich würden verſchafft haben; endlich für Solche, welche auf die politiſchen und myſtiſchen fernen Erwartungen, die der quaſi Tempelherren-Orden rege machte, für ſich Plane von Macht, Reichthum, Anſehn und Glanz gegründet hatten. Indeß wurde ernſtlich darauf gedacht, die Wunde, welche ein meineidiger Verräther dem Orden geſchlagen, zu heilen. Es wurden nemlich Anſtalten zu einem allgemeinen Convente gemacht: und alle eifrigen Brüder aufgemuntert, den Obern Vorſchläge, zu zweckmäßiger Einrichtung des Syſtems und Zurückführung der Freymaurerey auf einen beſtimmten Zweck, darzulegen. Dies erregte dann auch in mir den Trieb, mich durch dergleichen hervorzuthun.

Ich warf einen Blick auf das große Heer von Freymaurern — Männer von allen Ständen, und unter Dieſen ſo viel edle, weiſe, thätige, mächtige, reiche Leute, durch eſprit de corps vereinigt, ohne eigentlich zu wiſſen, wozu? verpflichtet zu heiliger Verſchwiegenheit, ohne eigentlich zu wiſſen, worüber? unter ſich ſelbſt getrennt; uneinig über Meynungen, ohne eigentlich zu wiſſen, wer am mehrſten im Finſtern tappte, und dadurch gehindert, gemeinſchaftlich für das Wohl der Welt zu arbeiten — Was könnten alle dieſe nicht bewürken, wenn ſie Speculationen von Handlungen trennen, jene der Stimmung jedes einzelnen Mitgliedes überlaſſen, dieſe hingegen nach beſtimmten Grundſätzen, zum Wohl der Menſchheit und der Brüder insbeſondre, nach Geſetzen dirigieren ſich einander treulich beyſtehn, das wahre Verdienſt aus dem Staube hervorziehn, unterſtützen, jedes Gute und Große durch ihren geheimen Einfluß befördern, jedes Mitglied nach Maaßgabe ſeiner Fähigkeiten zum Beſten des Staats in Thätigkeit ſetzen wollten, da ihnen die engere Verbrüderung Gelegenheit gäbe, Menſchen aus allen Claſſen genauer kennen zu lernen, und ohne verhaſſten Zwang zu regieren. Solche uns ähnliche Ideen beſchäftigten mich, und nach dieſen entwarf ich einen Plan, in welchem ich Mittel vorſchlug, alle Syſteme in gewiſſen Hauptpuncten zu vereinigen, jedem Grade des Ordens einen beſtimmten, nützlichen Würkungscreis anzuweiſen, die Caſſen durch weiſe und treue Verwaltung zu großen Zwecken zu nützen, und endlich für das myſtiſche Fach eine eigene forſchende Claſſe zu gründen, deren Arbeiten, Grundſätze und Meynungen weiter keinen Einfluß auf das Würken und Handeln des Ordens hätte. Ich ſchickte meinen Plan ein; er wurde geleſen; ich bekam höfliche Brieſe darüber; man wollte bey dem vorſtehenden Convente auf meine Beyhülfe Rückſicht nehmen; allein ich glaubte bald zu ſehn, wie wenig die menſchenfreundlichen, liebreichen und uneigennützigen Abſichten der durchlauchtigen Beſchützer und Chefs der Freymaurerey durch wahren, reinen Eiſer und durch weiſe Ueberlegung (wie viel dazu gehört, welche feine, auf tiefes Menſchen-Studium gegründete Mittel man anwenden muß, um ein großes Werk für ſo vielerley Leute paſſend, dauerhaft zu gründen) von Seiten der übrigen Ordens-Brüder unterſtützt würden; wie Privat-Abſichten ſich hineinmiſchten und den Sectengeiſt anfeuerten; wie einige Leute durch heimliche Machinationen den ganzen Convent zu Beförderung der finſtern Ausſichten gewiſſer verborgenen Geſellſchaften zu nützen ſuchten, und wie ohnmöglich es ſeyn würde, alle dieſe Köpfe unter Einen Hut zu bringen — Kurz! ich verzweifelte daran, auf dieſem Convente etwas Nützliches zu Stande gebracht zu ſehn. Daß ich übrigens von den edlen Abſichten, ſowohl der Obern, als mancher Mitglieder der ſtricten Obſervanz auch damals überzeugt war; daß ich auf keine Weiſe in den guten Willen derſelben, wohl aber in die Feſtigkeit ihrer Grundſätze, und in die Richtigkeit ihrer Begriffe von dem, was nöthig, nützlich und möglich für das Ganze zu thun war, Zweifel ſetzte; endlich daß ich, von Syſtemgeiſt entfernt, nur das wahrhafte Beſte des Ordens und der Welt wünſchte, davon können nicht nur viel Stellen, ſelbſt in den Original-Schriften zeugen, wo ich den Illuminaten in Bayern die Vorurtheile gegen die ſtricte Obſervanz zu benehmen und ſie zu überzeugen ſuche, daß man derſelben zwar manche Inconſequenzen, aber keinen Betrug Schuld geben könne; ſondern ich berufe mich auch desfalls auf meine Vorreden und Anmerkungen zu zweyen von mir überſetzten Werken des Herrn Beyerle, nemlich der Oratio de conuentu latomorum und dem eſſai ſur la Franc - Maçonnerie, wo ich mit Eifer Parthey nehme, ſo oft ich glaube. daß Herr Beyerle ungerecht in ſeinen Beſchuldigungen iſt, z. B. in den Anmerkungen zu der 77ſten, 78ſten und 83ſten Seite des erſtern Werks, und in unzählichen andern Stellen.

Daß ich aber dieſe Grundſätze von Gerechtigkeit und Unpartheylichkeit auch nachher nicht verleugnet habe, darüber ſpricht mein Büchelchen: **Beytrag zur neueſten Geſchichte des Freymaurer-Ordens, in neun Geſprächen**, und zwar vorzüglich Seite 72 bis 77.

Indeß ich nun über meine Abſichten und Beſorgniſſe mit verſchiedenen Freymaurern redete, machte ich im Julius 1780. in der Loge in Frankfurth Bekanntſchaft mit **Diomedes**, der von den Illuminaten in Bayern abgeſchickt war, um, wo möglich, für dieſe Verbindung in proteſtantiſchen Provinzen Colonien anzulegen. Ich lernte ihn als einen liebenswürdigen Mann von ſanftem Character und voll Wärme für alles Gute und Edle kennen; Er beſuchte mich, ich ſah ihn oft in Geſellſchaft von drey andern ſehr redlichen Freymaurern, die meine Freunde waren, ſprach auch mit ihm über meine Wünſche einer gänzlichen Reform des Ordens, und fügte hinzu: „da ich vorausſähe, „daß auf dem Convente nichts Nützliches und „Dauerhaftes zu Stande kommen würde; ſo „ſey ich entſchloſſen, mit einem Cirkel von ver-

„traueten, guten, in Teutſchland zerſtreueten „Brüdern, ein eigenes Syſtem auszuarbeiten „und zu begründen." Nachdem ich ihm endlich meine Geſinnungen über dieſen Gegenſtand gänzlich entwickelt hatte; ſo ſagte er mir einſt: „Warum wollen Sie Sich die vergebliche „Mühe geben, etwas Neues zu ſtiften, indeß eine Geſellſchaft exiſtirt, die das alles „ſchon erreicht hat, was Sie ſuchen, und die „auf alle Weiſe ſowohl Ihren Durſt nach „Kenntniſſen, als Ihren Eifer, thätig und „nützlich zu ſeyn, befriedigen kann; Eine Geſellſchaft, die mächtig und unterrichtet genug „iſt, alles zu würken, alles auszuführen, alles „zu lehren, was Sie nur verlangen mögen?"

Man kann ſich einbilden, daß ich große Augen machte, als Diomedes (der Marquis C.) mir das eröffnete — Mir, der ich ſo vielfältig, ſo ſorgſam allen geheimen Verbindungen und allen Zweigen der Maurerey nachgeſpürt hatte, mir ſollte dieſe größte, dieſe wichtigſte, dieſe vollkommenſte aller Verbindungen unbekannt geblieben, und von den Früchten ihrer ſo erhabenen Anſtalten ſollte man bis itzt gar nichts gewahr geworden ſeyn? — Das waren meine Zweifel, allein es gab eine Antwort darauf, die mir den Mund ſchlieſſen muſſte, nemlich: „Eben in dieſer Verborgenheit beſtehe die größte Stärke der Geſellſchaft; „die unverbrüchliche Bewahrung des Geheimniſſes beweiſe, daß die Verbindung aus treuen, „feſten Menſchen beſtehe, und was ihre Operationen betreffe; ſo geſchähe viel in der „Welt, wovon man nur die Würkungen, nicht „aber die Triebfedern ſehe" u. ſ. f. — Dies und ein Wink auf die damals in großem Zeitungsrufe ſtehenden, faſt wunderbaren Fortſchritte der Aufklärung in den kayſerlichen Staaten, welche ſchwerlich ohne geheime Reſſorts hätte zu Stande kommen können, vollendeten meine Ueberzeugung. Ich bath um die Aufnahme, unterſchrieb den Revers, bekam die Papiere der Minerval-Claſſe mitgetheilt, erhielt eine Addreſſe an den redlichen **Celſus** nach München, und Diomedes reiſete wieder ab.

Mit mir zugleich hatte der Marquis die oben bezeichneten drey ſehr lieben und guten

Männer in Frankfurth am Mayn angeworben, und wir machten nun gemeinſchaftliche Sache. Ich geſtehe, daß uns, die wir alte Freymaurer und voll hoher Erwartungen, auch nicht wenig von Geheimnißſucht angeſteckt, und nach Entzifferung der Freymaurer-Hieroglyphen lüſtern waren, jene Papiere der Pflanzſchule ziemlich mager vorkamen. Eine Art von Schul-Anſtalt, Operationen zur erſten Ausbildung junger Leute, Empfehlung von Büchern, die in proteſtantiſchen Ländern längſt unter den niedrigſten Claſſen ſehr gemein waren — das alles mogte in verfinſterten catholiſchen Provinzen gut und nöthig, unſere Gegenden aber ſchienen für dergleichen Arbeiten ſchon zu weit vorgerückt zu ſeyn. Doch gab es für dies alles eine vernünftige Entſchuldigung, nemlich: „daß der Orden vorzüg-
„lich auf junge Leute ſein Augenmerk nehmen;
„daß er für die folgende Generation arbeiten
„wolle; daß er mit ungebildeten Menſchen
„weiter komme, als mit übelgebildeten, und
„daß jetzt faſt alle erwachſene Perſonen ſchon
„in der erſten Bildung verwahrloſet, voll For-
„derungen, und unfähig wären, auf Einen Ton

„geſtimmt zu werden; daß der Sitz des Ordens „freylich bis itzt vorzüglich in catholiſchen Ländern „geweſen ſey, man aber, um einförmig zu „operieren, die untern Grade nicht nach dem „Bedürfniſſe jeder Provinz umändern könne.“ — Das ließ ſich hören. Dabey fiel es uns nun freylich ein wenig auf, daß die guten Leute in München, mit denen wir jetzt in Briefwechſel ſtanden, einen fürchterlich barbariſchen Styl ſchrieben, daß ſelbſt die Papiere der Minerval-Claſſe äußerſt incorrect und ſchlecht aufgeſetzt waren, und daß man mit dem Allen einen deſpotiſchen Befehlshaber-Ton gegen uns annahm, an den wir freye Menſchen gar nicht gewöhnt waren, und der nicht etwa durch das Anſehn der Perſonen, die alſo redeten, gerechtfertigt wurde. Allein jenes ließ ſich aus der Art der catholiſchen Erziehung erklären (man kann ja auch hell und tief denken, und dennoch fehlerhaft ſchreiben) und dieſes ſchien auf die Ueberzeugung von der innern Güte und Würde der Sache gegründet zu ſeyn. Nur drungen wir darauf, nicht als Knaben behandelt zu werden und erklärten: wir würden nicht eher für die Sache würken, noch neue Mitglieder anwerben, als bis man uns tiefer in das Syſtem hineinblikken lieſſe. Allein dazu hatte man keine Ohren. Meine drey mitverbundenen Freunde, die beſtimmte Berufsgeſchäfte und keine Muſſe hatten, Schul-Exercitia zu machen und quibus licet-Zettel zu ſchreiben, traten daher zurück; ich aber trieb das Weſen noch eine Zeit lang, da ich dann endlich im November 1780 einen Brief von Spartacus (dem Herrn Weishaupt) aus Ingolſtadt bekam, in welchem er mir ſchrieb: „die Obern hätten ihm befohlen, „fernerhin mit mir zu correſpondieren; ich „ſolle gar nicht mehr nach München ſchreiben, „den Inhalt ſeiner Briefe auch vor jedermann „geheimhalten."

Dieſe Briefe nun athmeten freylich einen ganz andern Geiſt, als jene aus München. Alles, was er ſagte und wie er es ſagte, konnte nicht des Zwecks verfehlen, mich in Feuer für die Sache des Ordens zu ſetzen. Ohne mir mehr Papiere mitzutheilen, entwarf er mir im Allgemeinen das Bild „einer Verbindung, „die durch die feinſten und ſicherſten Mittel „den Zweck erlangt, der Tugend und Weisheit

„An der Welt über Dummheit und Bosheit den „Sieg zu verſchaffen, die wichtigſten Entdekkungen in allen Fächern der Wiſſenſchaften „zu machen; ihre Mitglieder zu edeln, großen Menſchen zu bilden, und dieſen dann den „gewiſſen Preis ihrer Vervollkommung auch „in dieſer Welt ſchon zuzuſichern; ſie gegen „Verfolgungen, Schickſale und Unterdrückungen zu ſchützen, und dem Deſpotismus aller „Art die Hände zu binden.„ Und was die Mittel zu dieſen erhabenen Zwecken zu gelangen betraf; ſo ſchickte er mir ein Paar meiſterhaft geſchriebene Ausarbeitungen, worüber er meine Meinung zu wiſſen verlangte, und welche die Frage auflöſeten: „Was für Mittel „es gäbe, die Menſchen, ohne allen äuſſern „Zwang, dauerhaft zu einem großen und guten Zwecke zu vereinigen?" Als mir endlich auch dieſe vorgeſchlagenen Mittel vortreflich durchgedacht und ohnfehlbar vorkamen, erklärte mir Herr Weishaupt: das ſeyen die nemlichen, welche der Orden anwende. Er verſprach mir: „einen neuen Himmel, eine „neue Erde; ein Welt und Menſchen umſchaffendes Syſtem, noch nicht zu ſeiner Höhe,

„aber mit ſichern Schritten dahin eilend; Ein „Bündniß der Edelſten; eine heilige Legion „unüberwindlicher Streiter für Weisheit und „Tugend." Da er ferner an mir noch immer einen Hang nach höhern Wiſſenſchaften und ſpeculativer Philoſophie wahrnahm; ſo verſprach er mir auch von dieſer Seite in der Folge die vollkommenſte Genugthuung. Zur Probe zeigte er mir, wie bekannt mit den Meinungen der verſchiedenen alten und neuen philoſophiſchen Secten er ſey, legte meiner Beurtheilung Fragmente von allerley Syſtemen vor, welche die Grundlage ſeines nachherigen Lehrgebäudes über Materialismus und Idealismus enthielten, ohne jedoch ſich zu erklären, welches von allen dieſen das Syſtem des Ordens ſey. Einſt aber ſchrieb er mir die ſehr bedeutenden Worte über ſeine Gewißheit von der Unſterblichkeit der Seele: „Auch in dieſem „Puncte habe er dem Orden ſeine ganze Ruhe „zu danken; Er habe kürzlich durch den Tod „eine ſehr geliebte Gattinn verlohren, wiſſe „aber nun gewiß, daß ſie für ihn nicht auf „immer verlohren ſey." Uebrigens bath er mich, jetzt weniger an dieſe Dinge, als an tähtiger Würkſamkeit für den Orden zu denken, verſprach mir alles Uebrige als den Preis meiner Arbeit, und fügte hinzu: „Ich ſolle mich „an ſeine Perſon halten, wenn er nicht alles „wahr machte, was er mir verſpräche, und „worauf er mir ſeine Ehre verpfände."

Was war natürlicher, als daß dieſe Briefe mich, in meiner Stimmung und bey meiner ungewöhnlichen Lebhaftigkeit, in Feuer ſetzten? Spartacus forderte von mir zur Probe meiner Anhänglichkeit, bevor er mir Grade mittheilen könne, die über die Minerval-Claſſe hinaus wären, daß ich erſt Verſammlungen von dieſer Pflanzſchule anlegen und mehr Mitglieder anwerben ſollte. Dies that ich dann mit allem Eifer; nur bath ich um die Erlaubniß, erſt in den beträchtlichſten Städten der fünf Creiſe von Teutſchland, die ich zu beſorgen hatte, erwachſene Männer aufnehmen zu dürfen, die das Werk in den Gang brächten. Er billigte dies ſehr, *) und da ich mir längſt die Beſten unter allen mir bekannten Freymaurern der ver

---

*) Man ſehe in dem Nachtrage zu den Original-Schriften, Seite 24 unten.

verſchiedenen Syſteme auserſehen hatte, um denſelben meinen oben erwähnten Plan zu Reform der Freymaurerey vorzulegen; ſo ladete ich dieſe Alle nun ein, an der Verbindung mit den Illuminaten Theil zu nehmen, und in kurzer Zeit hatte ich eine große Anzahl edler, vornehmer, gelehrter und wichtiger Männer zu Minervalen angeworben — Männer, deren Namen ich nur zu nennen brauchte, um zu beweiſen, daß es wahrlich wohl meine Abſicht nicht ſeyn konnte, Bubenſtücke auszuführen; Männer von denen es vorauszuſehen war, daß ſie ſich nicht würden misbrauchen, noch im Dunkeln führen laſſen, und die ich in einen gefährlichen Plan zu ziehn zuverläſſig nicht gewagt haben würde, wenn auch Spartacus oder ich dergleichen ſchändliche Abſichten gehabt hätte. Herr Weishaupt war entzückt über die guten Fortſchritte, *) und billigte meine Wahlen. In dem Zuſtande, darinn damals die Freymaurerey war und bey der geringen Hofnung, auf dem Convente etwas Großes zu Stande ge-

---

*) Nachtrag zu den Original-Schriften Seite 28 unten und 69 unten.

bracht zu ſehn, griffen alle dieſe Männer begierig nach der Verbindung, welche ich ihnen von einer ſo vortheilhaften Seite ſchilderte. Ich theilte Allen den Geiſt mit, den mir Spartacus eingehaucht hatte; Auf ſein Ehrenwort geſtützt, verpfändete ich das meinige für die Größe und Güte der Sache; Schrieb er mit Wärme vom Orden; ſo ſchrieb ich mit dem heiſſeſten Enthuſiasmus; Verhieß er ein Eliſium; ſo verſprach ich, meinem Temperamente gemäß, ein Paradies. Zwar ſahe ich bald, daß meine Lebhaftigkeit darinn vielleicht zu weit gegangen ſeyn könnte, und ich fieng an, vorſichtiger in Verſprechungen zu werden; allein die Phantaſie der Neuaufgenommenen malte das Bild, daß ich ihnen angelegt hatte, mit eigenen Farben aus. Jeder glaubte im Orden zu finden, was er begehrte; und was er ſich ſelbſt verſprach, das meinte er am Ende, habe ich ihm verſprochen, und das müſſe ich ihm ſchaffen. Jeder warb ſeine beſten Freunde an; die Sache griff unbeſchreiblich ſchnell um ſich. Ich konnte den Strohm nicht mehr aufhalten, und die kleinen Details nicht mehr überſehn. Es wurden auf dringendes wiederholtes Bitten Viele aufge-

nomkommen, die gar keine Subjecte für eine ſolche Verbindung waren; Bald hatte ich es mit mehreren hundert Menſchen zu thun, die Alle von mir forderten, durch mich befriedigt und belehrt ſeyn, durch mich alles erlangen wollten, was nur ihr Herz wünſchte, und ich muſſte alle meine phyſiſchen, ökonomiſchen und intellectuellen Kräfte Tag und Nacht aufbiethen, um kein moraliſches Falliment zu machen. Jeder wollte **haben**, niemand **geben**; niemand konnte ſich in meine ängſtliche, über allen Ausdruck mühſelige Lage ſetzen. Wollte ein Forſtmann wiſſen, was für Holzarten in dieſem oder jenem Boden am beſten gedeyen könnten; ſo fragte er bey dem Orden darum an; Wollte ein Chemiker wiſſen, welche Art Phosphor zu machen die beſte wäre; ſo muſſte der Orden ihm Auskunft geben. Sehr Viele forderten Beförderung zu Bedienungen und Ehrenſtellen; Andre Geld-Vorſchüſſe, Pränumerationen auf Bücher, die ſie ſchreiben und durch den Orden auspoſaunen wollten; Andre beträchtliche Darlehne, um ihre Güter ſchuldenfrey zu machen; Noch Andre begehrten, daß von Seiten des Ordens für ſie Heyrathen oder Vergleiche negociirt, oder Proceſſe ſollicitirt werden ſollten. Suchte ich unter dieſer drückenden Laſt bey den vermeintlich exiſtierenden erlauchten Obern Hülfe; ſo antwortete mir Spartacus mehrentheils: jede Provinz müſſe für ihre Leute ſelbſt ſorgen, und ſo fiel denn alles zurück auf mich Einzigen; denn da ich ſelbſt keine höhere Grade hatte; ſo konnte ich auch keine untergeordnete Obere anſetzen, welche mir die Bürde zum Theil abgenommen hätten, weil ich nicht im Stande war, ſie gehörig zu inſtruiren. Und doch wurden die Leute gar leicht muthlos, ja! unhöflich und trotzend, ohngeachtet ich von keinem Einzigen auch nur einen Heller Geld nahm, wenn ich nicht eines Jeden Wünſche befriedigte. Alſo that ich, was nur möglich war, und da erprobte ich, was ein einziger Menſch, wenn ſein Eifer und ſeine Thätigkeit auf's Höchſte geſpannt ſind, vermag. Wohl muſſte ich, um auf ein einziges quibus licet, auf eine einzige Anfrage gehörig zu antworten, zuweilen an zehn Perſonen ſchreiben; aber es gieng doch, und Jeder wurde befriedigt, und Jeder glaubte an die Allmacht des Ordens. Mein Gartenhaus bey Frankfurth war ein Büreau, in welchem

chem ſich gegenſeitige Hülfsleiſtungen concentrirten. Indeß ich (die häufigen Beſuche reiſender Ordens-Mitglieder abgerechnet) ein einſames, unbekanntes Leben führte; auſſer aller Verbindung mit Fürſten und Höfen ſtand, die ich durch den zu freymüthigen Ton in meinen Schriften wenigſtens nicht vor mich eingenommen hatte; ohne Bedienung, ohne Reichthum, vergab ich, durch die vielfachen Austauſchungen von Hülfsleiſtungen der Mitglieder unter einander. die ich vermöge des ausgebreiterſten Briefwechſels in Thätigkeit ſetzte, ohne daß ſie zuweilen wuſſten, für wen ſie arbeiteten, Ehrenſtellen, Pfründen, Würden, und theilte im Namen der Obern, die nicht exiſtierten, die Gunſtbezeugungen des Glücks, nach meiner Ueberzeugung, an die Würdigſten aus. Familien-Cabinets- und collegialiſche Geheimniſſe wurden nicht ſelten in meinen Schooß ausgeſchüttet — ſo feſt traueten die Leute, weil wir immer uneigennützig und redlich mit ihnen zu Werke giengen. *) Ein großer Theil dieſer Din-

---

*) Man ſehe, was Herr Weishaupt darüber ſagt, in dem Nachtrage zu den Original-Schriften, Seite 46 in der Mitte.

Dinge iſt nie von andern, als meinen Augen geſehn worden, und ich erinnere nur, mich einer einzigen, aus guter Abſicht mir entwiſchten kleinen Indiscretion bey ſolchen Gelegenheiten ſchuldig gemacht zu haben, die aber weiter keine Folgen für mich hatte, als daß der Herr von B***, den ſie betraf, mich desfalls ungerecht beurtheilte. Man wird übrigens begreifen, daß ich in dem Allen hier nicht eigentlich mir eine Lobrede halte, denn mein ganzes Verdienſt beſtand nur in der Thätigkeit; die Sache ſelbſt vollendete die großen Würkungen. Spartacus und ich waren gleich unſchuldig an manchem Guten und Böſen, ſo nachher erfolgte — Man legt einen Plan an; ach! und wie oft ſind die Folgen deſſelben ganz verſchieden von denen, die wir uns vorgeſtellt haben!

Zwar hatte ich faſt immer einige von den jüngern Brüdern in meinem Zimmer ſitzen, die mit Abſchreiben beſchäftigt waren, ſo wie ich denn auch zwey beeidigte Copiſten unterhielt; aber die Hauptſachen und der wichtigere Briefwechſel muſſte doch durch mich ſelbſt geführt werden.

den. Meine Geſundheit nahm dabey merklich ab, und mein Geldbeutel vermogte nicht, ohne Beſchwerde die Ausgaben des Porto und der kleinen Reiſen (ein Paar größere wurden mir von Denen vergütet, um derentwillen ich ſie unternahm) zu beſtreiten; Ich muſſte auf eine Zeitlang mein bisgen Silberzeug in Verſatz geben. Es wäre mir wohl ein Leichtes geweſen, durch die großen Verbindungen, in welche ich durch meine Correſpondenz gerieth, für mich ſelbſt zeitliche Vortheile zu erringen, ja! man machte mir und, ſo viel ich weiß, auch dem Herrn Weishaupt zuweilen ſehr reizende Anträge von der Art, die wir aber, wie billig, ausſchlugen.

Wenn ich nun erkannte, wie mit jedem Tage die Macht des Ordens Gutes zu thun wuchs; wenn ich ferner überzeugt war, daß ſowohl Spartacus als ich gewiß die reinſten Abſichten bey dieſem Allen hatten; ſo konnte ich mir doch nicht verſchweigen, daß eben dieſe Maſchiene in den Händen ränkevoller, ehrgeiziger und herrſchſüchtiger Menſchen (und dieſe hätten ſich doch früh oder ſpät einmal hinaufdrängen und an die Spitze des Syſtems ſtellen können) ein für die Menſchheit höchſt gefährliches Werk hätte werden müſſen, und mein herrſchender Gedanke blieb daher immer, wo möglich, dieſem vorzubauen, wie man nachher ſehn wird.

Damals ſchien den Mitgliedern in München die Parthey der Jeſuiten und die der teutſchen Roſencreutzer für den Orden und für die Welt gleich gefährlich. Man ſchickte mir daher Documente, die gegen Erſtere zeugten, und welche ich in Schlözers Briefwechſel einrücken ließ, und nachdem man mich mit noch genauern Nachrichten verſehn, und ich Challotais Werk und andre geſammelte Nachrichten genützt hatte, ſchrieb ich das Büchelchen: **Ueber Jeſuiten, Freymaurer und teutſche Roſencreutzer** — gewiß nur aus Eifer für die gute Sache der Vernunft und Freyheit, denn ich hatte damals wiſſentlich nie in meinem Leben einen Jeſuiten geſprochen, und mit den teutſchen Roſencreutzern nie das Geringſte, weder im Guten noch Böſen, zu ſchaffen gehabt.

Spartacus war in dieſer Zeit ſo zufrieden von mir, daß ſeine Briefe das enthuſiaſtiſche Lob meiner Bemühungen enthielten. „Den „Dienſt, den ich ihm,“ ſchrieb er, „gegen die „Jeſuiten erwieſen, werde er, ſo lange ein „Othem in ihm ſey, nicht vergeſſen; — Mit „ſechs Philo's getraue er ſich die ganze Welt zu „reformieren. — Solche Männer, wie Philo, „würden in Jahrtauſenden nur wenige gebohren. — Bey Philo müſſe man in die Schule „gehn“ *) — und was dergleichen gut gemeinte Schmeicheleyen mehr waren, die meine Eitelkeit kitzelten und meinen Eifer anſpornten.

In dieſer Zeit ſchickte mir Herr Weishaupt einen Theil ſeines kleinen Illuminat-Grades, der in der That ſein Meiſterſtück war, und der den Beſten unter meinen Aufgenommenen ſo ſehr gefiel, ſie ſo ſehr in Feuer ſetzte, daß ſie eine Zeitlang an keine weitre Beförderung im Orden dachten.

Hie und da fehlte es auch nicht an verdrießlichen Vorfällen. Wenn ich mich zuweilen

---

*) Original-Schriften Seite 363 unten.

len der Wahl neuer Mitglieder, die mir Einer vorſchlug, indeß der Andre feyerlich dagegen proteſtierte, widerſetzte, oder nicht widerſetzte; ſo verdarb ich es mehrentheils mit einer Parthey. Wenn die Leute das Geſetz der Verſchwiegenheit übertraten, und dann durch Plauderey zwey von mir Aufgenommne, welche Vorurtheile gegen einander hatten, oder wohl gar Feinde waren, ſich nun als Mitglieder des nemlichen Ordens kennen lernten; ſo wollte gewöhnlich Einer zurücktreten, oder ſtellte mich wenigſtens zur Rede, da ich ihnen doch keine Verantwortung ſchuldig war, und hierinn eigentlich: die Größe des Ordens beſtand, daß Leute, die im bürgerlichen Leben ſich gar nicht würden bey Einem Werke vertragen haben, hier, ohne es zu wiſſen, an dem nemlichen Seile zogen, gemeinſchaftlich zum Guten würkten, vielleicht gar ſich einander Dienſtleiſtungen erwieſen, weil alles durch die dritte Hand gieng. Wenn jemand ohnberufen und gegen meine Vorſchrift, ſich mit Aufnahmen in fremden Städten abgab, und dies Derjenige erfuhr, der bis izt daſelbſt für den Orden gewürkt hatte; ſo feindete mich Dieſer an. Wenn ein unruhiger Kopf im Orden nicht gleich die Befriedigung ſeiner Neugier, die Berichtigung ſeiner Lieblings-Meinungen fand, oder irgend ein Mistrauen in ihm aufſtieg; ſo hielt mich ein Solcher bald für einen Windbeutel, bald für einen Betrüger, bald für einen heimlichen Jeſuiten. Ich mußte nach den verſchiedenen Stimmungen der Leute, um ihnen den Orden intereſſant zu machen, vielfältig andre Geſtalten annehmen, *) welches freylich in die Länge auf meinen Character ſehr üble Eindrücke gemacht haben würde. Hätte man damals die verſchiedenen Urtheile über mich gehört; ſo würde man erfahren haben, daß, indeß ich an einem Orte für einen Erz-Freygeiſt und Deiſten galt, man mich an einem andern für einen religioſen Schwärmer hielt, daß hier mich Einer als einen unermüdeten, ſchlauen Negociateur, dort ein Andrer als einen ſtillen, ſpeculativen Geheimniß-Brüter beſchrieb. Ich muſſte oft meine wahren Geſinnungen verbergen,

---

*) Nachtrag zu den Original-Schriften Seite 101 in der Mitte.

gen, muſſte, um ſo viel verſchiedene Köpfe zu Einem Zwecke zu vereinigen und nach und nach zu nähern, zu der Sprache eines Jeden mich herablaſſen, und aus dieſem Geſichtspuncte muß man, wenn man billig verfahren will, manche Aeuſſerungen in meinen Briefen, welche ſich unter den Original-Schriften befinden, beurtheilen. In catholiſchen Ländern hatten faſt alle Mitglieder einerley Bedürfniß, nemlich den Sturz des geiſtlichen Despotismus, in proteſtantiſchen Gegenden aber ſahe es ganz anders aus. Am wenigſten konnte ſich Herr Weishaupt in meine Lage ſetzen; er, der ſich mit Bildung und Stimmung der Mitglieder eigentlich unmittelbar gar nicht abgab, ſondern fern von Menſchen, unter ſeinen Büchern, neue Plane ausſann, unſre Erfahrungen nützte, um das Syſtem zu vervollkommnen, aber nicht immer gerecht genug war, ſich zu überzeugen, daß ich ohne meine Schuld dieſe Erfahrungen oft mit einigem Schaden erkaufen muſſte.

Mit der Minerval-Claſſe wollte es in proteſtantiſchen Ländern durchaus nicht fort, und würklich war auch dieſe Anſtalt vorzüglich nur in verfinſterten catholiſchen Provinzen und auf mittelmäßige Altags-Menſchen anwendbar. Herr Weishaupt war indeſſen nicht allerdings ſo billig, dies einzuſehn. Er drang unaufhörlich auf Errichtung dieſer Verſammlungen, und fieng ſchon damals zuweilen an, doch nur auf die höflichſte Weiſe, mir einige Schuld beyzumeſſen, wenn meine Verſuche bey einigen Leuten mislungen.

Je weniger aber die Mitglieder geneigt waren, Verſammlungen der Pflanzſchule anzulegen, um deſto eifriger drangen ſie in mich, ihnen endlich die höhern Grade mitzutheilen. Die vielfältigen Betrügereyen, welche in der Freymaurerey vorgegangen waren, hatten alle Menſchen mistrauiſch gegen unbekannte Obere und vorſichtig gemacht. Sie fürchteten, wenn ſie es auch nicht laut merken lieſſen, es könne doch am Ende hinter der beſten Auſſenſeite ein Gebäude voll gefährlicher Irrgänge verborgen ſeyn. Auch ſehnten ſie ſich zum Theil nach Erläuterung der maueriſchen Hieroglyphen, nach allerley Geheimniſſen, und legten den

Obern verfängliche Fragen vor, die ich ſelbſt, der ich die Grundſätze des Ordens über gewiſſe Dinge nicht kannte, unfähig zu beantworten war. Hierzu kam, daß ich nun auch der Arbeit nicht mehr verſtehn konnte; Ich muſſte, wenn das Ganze nicht in Verwirrung kommen ſollte, Mittel-Obere anſetzen, und dieſe muſſten, wenn ſie Nutzen ſtiften ſollten, vom ganzen Syſteme unterrichtet ſeyn. Ich drang alſo endlich ernſtlich auf gänzliche Darlegung dieſes Syſtems, und bezog mich auf meinen bisherigen unermüdeten Eifer, um zu beweiſen, daß ich eines uneingeſchränkten Zutrauens nicht unwürdig wäre.

Und nun rückte denn endlich Spartacus mit dem großen Geheimniſſe heraus: „daß der „Orden eigentlich noch gar nicht, ſondern nur „in ſeinem Kopfe, exiſtierte; daß nur die untere Claſſe, die Pflanzſchule, in einigen catholiſchen Provinzen errichtet ſey; daß er „aber zu den höhern Graden die herrlichſten „Materialien in Menge geſammlet habe. Ich „mögte ihm,“ ſchrieb er, „ſeinen kleinen Betrug verzeyhn. Zu dieſem großen Werke habe

„er ſich längſt nach würdigen Mitarbeitern geſehnt, aber auſſer mir noch Keinen gefunden, der, ſo wie ich, in den Geiſt des Syſtems zu dringen verſtände, und dabey ſo pünctlich und unermüdet thätig wäre. Ich ſey alſo der Mann, den ihm der Himmel zu ſeinem Glücke zugeführet habe. Er liefre ſich gänzlich in meine Hände; Er wolle mir alle ſeine Papiere mittheilen; ich ſolle das Ganze ausarbeiten, nach meinem Gutdünken umändern, ſchaffen, und die Stiftungs-Geſchichte ſo vielen von meinen Aufgenommenen vertrauen, als ich nöthig finden würde, um mir die Laſt und Arbeit zu erleichtern, und mir als Räthe beyzuſtehn. Er wolle nicht mehr Cheff ſeyn, ſondern unter mir ſtehn. Um aber über dies alles mündliche Verabredungen zu nehmen, und mich zu überzeugen, mit was für Menſchen ich es zu thun hätte; bäthe er mich, nach Bayern zu kommen; die Brüder, welche mich ſehnlichſt erwarteten, wären bereit, mir die Unkoſten der Reiſe zu erſtatten.“

Eine ſolche Eröfnung ſetzte mich nun in eine unerhörte Verlegenheit. Wie ſollte ich

jetzt alle die Männer befriedigen, in denen ich die höchſten Erwartungen erregt, denen ich mein Ehrenwort über die Größe und Wichtigkeit der Sache gegeben hatte? Was war zu thun? — Einen ehrlichen Mann, deſſen wahrhaftig edle Abſichten doch nicht zu verkennen waren, ſo inconſequent er auch gehandelt hatte, öffentlich preisgeben? Dann hätte ich mich freylich herausziehn können, aber zugleich wäre auch das ganze Gebäude eingeſtürzt — Und wie konnte ich das wünſchen, nachdem ich aller Orten die herrlichſten Früchte meiner Bemühungen vor mir ſahe, und mit Recht hoffen konnte, daß, wenn nur die höhern Grade bald verfertigt würden, ich meinen Leuten alles würde halten können, was ich ihnen verheiſſen hatte? Alſo ſchrieb ich an Spartacus:
„Ich ſey entſchloſſen, ihn nicht zu verlaſſen;
„ich habe nie Geheimnißſucht zur Hauptſache
„gemacht, ſondern das Beſtreben auf nützliche
„Art thätig zum Guten zu ſeyn, ſey das Ziel
„meiner Wünſche geweſen. Dazu nun fände
„ich hier die beſte Gelegenheit, und ſo ſey es
„mir denn einerley, ob der Orden alt oder neu,
„vollkommen eingerichtet, oder nur ein Pro-

„ject ſey; Es entſpreche im Gegentheil das „Letztere meinen Wünſchen mehr, weil nun „noch alles paſſender auf die proteſtantiſchen „Gegenden und in Verbindung mit der Freymaurerey „verfaſſt werden könne. Dieſe Rückſicht „hielte ich um ſo nöthiger, da ſo viel Menſchen „an derſelben mit ganzer Seele hiengen, „ſchon durch eſprit de corps von dieſer Seite „vereinigt wären, von den maueriſchen Hieroglyphen „ſo viel erwarteten, und man dieſe „Stimmung nicht ohngenützt laſſen, die Sinnbilder „paſſend auf unſer Syſtem erklären, und „dadurch endlich die ganze Freymaurerey zu unſern „erhabenen Zwecken hinleiten und unter „unſre Direction bringen könnte. Ich ſey „nicht geſonnen, vorerſt noch Mehreren die „Stiftungsgeſchichte anzuvertrauen, oder ſogenannte „Areopagiten zu machen; auf jeden „Fall aber würde es höchſt nöthig ſeyn, ſo „bald als möglich die höhern Grade auszuarbeiten „und aller Orten Obere anzuſtellen. „Uebrigens ſey ich zu der perſönlichen Zuſammenkunft „bereit."

Nun reiſete ich im November 1781 durch Schwaben und Franken nach Bayern, und lernte die größte Anzahl aller damaligen Mitglieder des Ordens, die nicht unter meiner Direction ſtanden, perſönlich kennen, wurde von ihnen mit einer ſo ausgezeichneten Hochachtung, Treuherzigkeit und Zärtlichkeit empfangen, bewirthet, und während einer kleinen Unpäßlichkeit, die mir in Eichſtädt zuſtieß, verpflegt, daß das Andenken davon und meine brüderliche Liebe zu ſo manchem edeln Manne, deſſen Umgang ich dort genoß, nie aus meiner Seele weichen wird. So ſind mir die Stunden unvergeßlich, die ich in dem Cirkel der redlichen Familie meines theuren **Celſus** zubrachte, wo er, ſein biederꝛs, verſtändiges Weib und ſeine liebenswürdige Tochter mich wie ihren Sohn und Bruder behandelten. So denke ich mit Freude und Rührung an das Haus des vortreflichen **Alfred** und ſeiner würdigen Gemahlinn, an **Cato's** und der Seinigen Gefälligkeit, an **Arrians** Gütigkeit gegen mich, an **Hannibals** biedere Gaſtfreundſchaft, an **Scaligers** Sorgfalt, an meinen vergnügten Aufenthalt in Freyſingen, an den ſanften **Alcibiades** — kurz! faſt an alle Brüder, mit denen ich dort lebte, doch auf verſchiedene Weiſe, mit warmen Intereſſe zurück.

Indem ich aber dies öffentliche Zeugniß meiner Hochachtung für viel ſo wackre Männer hier ablege; ſo darf ich auch nicht verſchweigen, was mir misſiel, und in welchem Zuſtande ich den Orden in dortigen Gegenden fand.

Spartacus war ohnleugbar ein vortreflicher Kopf, ein tiefer Denker, und um ſo mehr aller Achtung und Bewunderung werth, da er ſeine ganze Bildung, mitten unter den Hinderniſſen einer ſtupiden catholiſchen Erziehung, ſeinem eigenen Nachdenken und der Lectür guter Bücher zu danken hatte, deren Habhaftwerdung in dortigen Gegenden allein ſchon mit Schwierigkeiten verbunden iſt, die Manchen abſchrecken. Dabey glühete ſein Herz von dem uneigennützigſten Eifer, etwas Großes und der Menſchheit Wichtiges zu unternehmen, und keine Schwierigkeit ſchreckte ihn ab; doch bemerkte ich auch an ihm einen Zug, den ich nachher ſo oft als den Stempel großer Genies erkannt habe, nemlich daß kleine

Hinderniſſe und Neckereyen ihn muthlos und unbehaglich machten, größere Unglücksfälle hingegen, wie er es nachher gezeigt hat, ſeine ganze Standhaftigkeit hervorrieſen, alle ſeine Kräfte zum Tragen und Widerſtehn concentrierten. Von der andern Seite aber war er damals noch ohne alle practiſche Menſchen-Kenntniß. Die mehrſten ſeiner Ideen von dem, was ſich in der Welt nützlich thun lieſſe, waren aus Büchern entlehnt, in welchen er freylich mit ſeltenem Scharfſinne Wahrheit und Weisheit von Vorurtheil, Declamation und Gewäſche zu ſichten verſtand, ſich aber doch nicht enthalten konnte, ſo richtig er auch aus ſich ſelbſt dachte, ſeine Briefe mit dem S. p. d., den Motto's und den unerträglich gehäuften Citationen aus alten und neuen Büchern auf eine ſo pedantiſche Weiſe auszuſchmücken, daß dieſe Floskeln, dieſer Profeſſor-Ton, den Eindruck ſchwächten, den ſonſt ſeine warme Beredſamkeit machen muſſte. — Nachher hat er ſich auch in dieſem Stücke ſehr gebildet. Da ferner ſein präctiſches Studium der Menſchen blos auf die genaue Kenntniß der Verfaſſung des Jeſuiter-Ordens und der Art, wie dieſe Väter mit ihren

ren Kindern verfuhren, beruhete; ſo war die herrſchende Idee: **ſich der nemlichen Mittel zum Guten zu bedienen, welche jener Orden zu böſen Zwecken anwendete,** ſein Lieblings-Gedanke — Ein Gedanke, deſſen Ohnausführbarkeit man, wenn man zum Werke ſchreitet, bald gewahr wird. Daher aber kam es, daß er damals nicht immer ſehr eckel über die Wahl der Mittel dachte, die man zu guten Zwecken anwenden dürfte *); daher kam es, daß er zu Durchſetzung ſeiner Plane einen Despotismus der Obern gegen die Untergebenen und einen unbedingten, blinden Gehorſam Dieſer gegen Jene für nöthig hielt, welches aber, bey dem Mangel an Zwangsmitteln, deren ſich die Jeſuiten bedienen durften, und die uns fehlten, und bey einer freyen, nicht öffentlich geſchützten Verbindung, durchaus nicht anwendbar war. Daher erklärt ſich's, *) warum er auf die unumſchränkte Gewalt eines Generals drang, uns Mitwiſſende immer von einander zu entfernen, unter einander zu entzweyen, in der Folge die Convente **) und Explicationen zu verhindern ſuchte, nicht alle Nachrichten aus allen Gegenden dem Corps der Areopagiten mittheilen und nie geſtehn wollte, daß irgend Ein Menſch ihm unentbehrlich ſey, und hätte auch das Ganze darüber zu Grunde gehn ſollen. Dies wäre auch gewiß der Fall geweſen, und ſein Orden würde ewig eine Schimäre geblieben ſeyn, wenn ihm das Glück nicht ſo thätige Mitarbeiter zugeführt hätte; indes er zu Ausführung ſeines Plans eigentlich gar nichts that, und auch dieſer Plan nur nach und nach, durch unſre practiſchen Erfahrungen, reif wurde, die er in der Stille, mit kaltem Blute, auf ſeinem Zimmer, zu Vervollkommung des Syſtems vergleichen und nützen konnte. Uebrigens

---

*) Man vergeſſe nicht, daß ich von des Herrn W. damaligen Grundſätzen rede, welche nachher durch beſſere Erfahrung und Nachdenken berichtigt werden.

---

*) Man ſehe Spartacus Briefe an Cato in den Original-Schriften.

**) Original-Schriften, Seite 385 oben.

gens ſtand Spartacus bey ſeinen unpartheyiſchen Mitbürgern in dem Rufe von Gelehrſamkeit, Klugheit und von unbeſcholtenen Sitten. Er lebte mäßig, anſtändig, und erfüllte treulich ſeine Berufs-Geſchäfte. — So war der Mann beſchaffen, deſſen Muth, Eifer und edler, guter Wille gewiß Verehrung würdig iſt, und dem man wenigſtens das Verdienſt nicht abſprechen kann, daß er manche ſchlafende Kraft erweckt und, durch den von ihm geſtifteten Orden, ſo ſchwach und unbedeutend er auch anfangs war, Veranlaſſung zu ſehr viel guten Würkungen und zu Bereicherung der Geſchichte der Menſchheit und der Seelenkunde gegeben hat! — Reden wir jetzt von ſeinen erſten Mitarbeitern!

Wir haben gehört, daß des Herrn Weishaupts Plan anfangs hauptſächlich nur dahin gieng, junge Leute in dem Geiſte des Ordens zu erziehn, bey ſeinem Leben auf keine Früchte ſeiner Arbeiten zu rechnen, ſondern jene gebildeten Jünglinge dann als die Erzieher der folgenden Generation an die Spitze des Werks zu ſtellen. Dieſer Vorſatz war gewiß edel und uneigennützig, aber auch eben ſo ohnmöglich auszuführen. Es ſey mir erlaubt, mich bey dieſem Puncte ein wenig aufzuhalten! Von der Ohnmöglichkeit, jeſuitiſche Mittel zu guten Zwecken anzuwenden, ohne daß dieſes früh oder ſpät ausarte, und gemisbraucht werde, habe ich vorhin nur im Vorbeygehn, bey andern Gelegenheiten aber weitläuftiger geredet *). Unterſuchen wir jetzt die Schwierigkeiten, die man antrifft, wenn man ſich ſeine Mitarbeiter ſelbſt erziehn will, die den Herrn Weishaupt in vollem Maaße trafen.

Von jungen Leuten ließ ſich nicht erwarten, daß ſie ſo leicht für den hohen Enthuſias-

---

*) Man ſehe: die Verirrungen des Philoſophen, oder Geſchichte Ludwigs von Seelberg, Th. 2. Cap. 11, 12 und 13. Und: über den Umgang mit Menſchen; Theil 2. Cap. 8. Und: Geſchichte Peter Clauſens; Theil 2. Seite 157 bis 166. Dieſe Stellen enthalten überhaupt mein auf Erfahrung gegründetes Glaubensbekenntniß über ſolche geheime Verbindungen; doch wünſche ich herzlich, man möge mich theoretiſch und practiſch wiederlegen.

mus, Wohlthäter des Menſchengeſchlechts zu werden, empfänglich ſeyn ſollten. Um ihnen alſo dieſen Enthuſiasmus einzuflößen, muſſte man ſie mit unglaublicher Sorgfalt bilden. Wäre Einem Manne dies mit zwey Jünglingen gelungen, und von Dieſen hätte auch würklich jeder wiederum Zwey alſo gebildet; ſo vergieng doch ein Jahrhundert, ehe man ſagen konnte, daß ein **Orden** geſtiftet worden wäre; dieſe wenigen Leute würden vielmehr im Grunde nichts weiter gethan haben, als was jeder verſtändige Hausvater thut; nemlich ein Paar Kinder nach ſeinen Kräften zu guten, weiſen und wohlthätigen Menſchen zu erziehn. Sollte der Plan aber zu einem würklichen Orden erweitert werden; ſo muſſte man mit einer gröſſern Anzahl junger Leute anfangen. Allein da alle äuſſere Zwangsmittel und alle öffentliche Sanction wegfiel; ſo muſſte man Bewegungsgründe erfinden, welche junge Leute anreizen konnten, ſich in den Schutz Derer zu begeben, die ſich eigenmächtig zu ihren Erziehern aufwarfen. Dieſe Bewegungsgründe muſſten aus dem Intereſſe eines Jeden von ihnen geſchöpft werden. Man muſſte ihnen in der

Folge äuſſere ſichre Vortheile verſprechen können, und dies Verſprechen ſetzte Macht voraus, ſetzte voraus, daß das ſchon exiſtierte, was man erſt ſtiften wollte. Ließ man ſich ferner mit einer größern Anzahl junger Leute ein; ſo konnten Dieſe von Einem Menſchen nicht genug beobachtet, noch gehörig gebildet werden. Man muſſte desfalls erwachſene Mitarbeiter haben, und da Dieſe ſich nicht gern von Neuem umbilden lieſſen; ſo gieng freylich die erſte Idee, lauter ſelbſt geſchaffene Werkzeuge zu brauchen, verlohren. Indeſſen hielt ich den letztern Weg, nemlich den: ſich zuerſt eine hinlängliche Anzahl feſter, gebildeter Männer zu Mitarbeitern zu wählen, und dann erſt von oben hinab zu würken, für den ausführbarſten. In der That brachte jeder von Dieſen ſeine Privat-Meinungen mit, die er gern gelten machen wollte; Der ganze Orden konnte nicht ſo nach dem Ideale eines Einzigen geformet, ſo unumſchränkt nach den Winken eines Einzigen, der an niemand-Rechenſchaft gab, regiert werden; Männer wollten ſelbſt denken, ſich nicht blindlings führen laſſen; Aber eben dadurch konnte auch eine mannigfaltigere Miſchung männlicher Ideen in das Ganze kommen. Sechs gute Köpfe ſehen weiter, als Ein guter Kopf, oder man müſste denn glauben, man ſey auf Gottes Erdboden der Einzige, der fühlen könne, was der Menſchheit gut und nützlich wäre. Es war alsdann auch nicht ſo leicht möglich, daß Misbrauch der oberſten Gewalt, daß Deſpotismus ſich einſchlich — Kurz, ich würde immer für rathſamer gehalten haben, die erſte Anlage in Gemeinſchaft mit einigen klugen und ſichern Männern zu machen, mit Dieſen einen Plan ganz durchzuarbeiten, und dann erſt den Anfang mit der Ausführung zu machen. Aber unglücklicher Weiſe lebte Herr Weishaupt in Verhältniſſen, unter denen es ihm ſchwer fiel, eine Anzahl ſolcher Männer zu finden; auch wäre dies ſeinem Syſteme nicht gemäß geweſen; und ſo war ihm denn nichts übrig geblieben, als ſich unter den jungen Studierenden, die er täglich um ſich ſahe, Diejenigen auszuwählen, von denen er hoffen konnte, er würde ſie ganz nach ſeiner Hand ziehn, und mit ſeinem Geiſte erfüllen können. Ob er hierinn glücklich geweſen, darüber kann man ihn ſelbſt hören. In dem **Nachtrage zu den Original-Schriften**, Seite 39. characteriſiert er ſie mit ein wenig zu derber bayeriſcher Naivität. „**Socrates**," ſagt er, „der ein Capital-Mann wäre, iſt beſtändig **beſoffen**; **Auguſtus** in dem übelſten Rufe, und **Alcibiades** ſetzt ſich den ganzen Tag vor der Gaſtwirthinn hin, und ſeufzt und ſchmachtet; **Tiberius** hat in Corinth des Democedes Schweſter nothzüchtigen wollen, und der Mann kam dazu. Um des Himmels Willen, was ſind das für Areopagiten!" Und in der erſten Sammlung der **Original-Schriften**, Seite 367, da er von der elenden Verfaſſung des Ordens in der Provinz Bayern redet: „Wenn Philo das alles erführe; ſo gienge er den Augenblick zurück; er, der im Orden auch nach der Entdeckung, nichts als Ordnung, Schönheit und das vortreflichſte Gebäude zu finden glaubt. Nicht nur Ihre Provinz, auch Alle, die unter dem Directorio der athenienſiſchen Areopagiten (ſeinen erſten und vornehmſten Mitarbeitern) ſtehen, ſind elend, verwahrloſt."

Ich bin ſehr weit entfernt, dies hier darum zu rügen, damit ich dem Herrn Weishaupt einen bittern Vorwurf machen könnte; ſondern nur zu meiner eigenen Rechtfertigung. Spartacus klagt nemlich in ſeinen Briefen an Cato *) über meinen Mangel an Vorſichtigkeit, bey Anwerbung und Prüfung der Mitglieder. Wenn man nun aber bedenkt, welch' eine ungeheure Maſchine ich zu überſehn hatte, und dann von der andern Seite erwegt, wie unglücklich der Stifter ſelbſt in der Wahl und Bildung ſeiner erſten wenigen Mitarbeiter geweſen; ſo muß man, wie ich glaube, ſtatt mir ein übereiltes Betragen vorzuwerfen, vielmehr die Unvollkommenheit aller irdiſchen Anſtalten, die Schwäche des menſchlichen Geiſtes, auch bey dem beſten Willen, und der treueſten Anſtrengung, bedauren. Wenigſtens aber darf ich kühn ſagen, daß unter allen Denen, die ich, auch nur durch die dritte und vierte Hand, dem Orden zugeführt habe, doch auch nicht ein Einziger geweſen, auf den ſich eine von den Schil-

---

*) Original-Schriften, Seite 384, und Nachtrag, Seite 69.

Schilderungen gepaſſt hätte, die Spartacus von ſeinen Areopagiten macht. Ob dieſe Schilderungen übertrieben geweſen, oder nicht, das kann ich nicht entſcheiden; aber das weiß ich, daß einige von den Areopagiten und übrigen Mitgliedern, welche ich bey meiner Reiſe kennen lernte, wie ich ſchon geſagt habe, ſehr liebenswürdige, wackre Männer waren. **Celſus** und **Cato** und andre in Bedienungen ſtehende Brüder gehörten nicht zu den erſten Mitſtiftern, ſondern waren nachher für den Orden gewonnen worden; allein auch unter jenen erſten Areopagiten befanden ſich edle Leute, denen es weder an Fähigkeit des Verſtandes, noch an Rechtſchaffenheit des Herzens fehlte; Nur geſtehe ich, daß ich auch nicht einen Einzigen antraf, von welchem ich geglaubt hätte, er habe Beruf, an der Spitze eines ſo großen und wichtigen Werks zu ſtehn, geſchweige denn dergleichen zu ſtiften. Auſſer Cato war auch nicht Einer thätig für den Orden. Sie ſetzten keine Feder an, waren alle theils zu zerſtreut und ihrem Vergnügen ergeben, *) theils mit

---

*) Nachtrag zu den Original-Schriften, Seite 39 unten.

Berufs-Geſchäften überhäuft; und dennoch wollten ſie nicht, daß etwas ohne ſie geſchehen ſollte. Keiner hatte größere Weltkenntniß, feinere practiſche Menſchenkunde, Erfahrung von andern geheimen Verbindungen, Bekanntſchaft mit den maureriſchen Syſtemen, von welchen Spartacus am allerwenigſten wuſſte. Noch immer wurde unter ihnen die Frage aufgeworfen: **Was denn nun eigentlich der letzte Hauptzweck des Ordens ſeyn ſollte?** Allgemeine Aufklärung zu befördern; ſich unter einander zu ſchützen, beyzuſtehn, und im bürgerlichen Leben jedes Mitglied nach Verdienſt und Fähigkeit emporzuheben — das war freylich die herrſchende Idee von Allen. Allein eben über die Aufklärung waren ihre Begriffe ſehr unbeſtimmt. Es iſt wohl in ganz catholiſchen Ländern, bey der äußerſt vernachläßigten Bildung der Jugend und der unzweckmäßigen Art des Unterrichts in Religions-Sachen, keine wunderbare Erſcheinung, daß alſo erzogene Menſchen, wenn ſie die Augen öfnen, und ſich von den Feſſeln des Aberglaubens losmachen wollen, das Kind mit dem Bade ausſchütten, und alle poſitive Religion über den

Haufen werfen mögten; allein für Männer, die ein Syſtem zum allgemeinen Wohl der Welt zu errichten trachten, ſind doch dieſe Grundſätze nicht die weiſeſten: Ich fand, daß ſie ſämtlich über Religion, Glauben und Offenbahrung — ich laſſe übrigens gern einem Jeden die Freyheit, nach ſeiner Weiſe für die Ruhe ſeiner Seele zu ſorgen — wenigſtens zu frey redeten, daß ſie intolerant gegen gute Menſchen waren, an denen ſie nichts ausſetzen konnten, als daß ſie irgend einem Kirchenſyſteme anhiengen, und nicht eher eine Lehre verwerfen wollten, als bis ſie etwas Beruhigenders und Bewieſeners an deſſen Stelle erhielten. Ich ſelbſt muſſte mich, wie auch aus den Original-Schriften erhellt, um ihr Zutrauen zu gewinnen, in dieſen Ton ein wenig ſtimmen, und dies brachte mich, wie man nachher ſehn wird, auf den Gedanken, in das Syſtem des Ordens eine Art von Erklärung der chriſtlichen Religions-Lehren und ihrer Gebräuche einzuflechten, womit alle Partheyen hätten zufrieden ſeyn können. (Spartacus war zugleich auf den nemlichen Einfall gerathen) Was ferner die Reinigkeit ihrer Sitten betraf; ſo wäre auch von dieſer Seite wohl manches zu erinnern geweſen. Ich bin weit entfernt, mich zum Richter über die Handlungen Andrer aufwerfen zu wollen; Wer kann wiſſen, welchen Kampf zwiſchen Grundſätzen und Leidenſchaften auch der Weiſeſte und Beſte ſtündlich zu kämpfen hat? und ich habe vielleicht mehr als Eine Urſache, tolerant zu ſeyn, um von Andern gleiche Duldung und Nachſicht zu verdienen. Auch mögte ich nicht gern gradezu behaupten, daß freye Grundſätze in Religions-Sachen immer mit ſchlechter Moralität in gleichem Verhältniſſe ſtünden. Das aber iſt doch wohl nicht zu leugnen, daß man ein Recht hat, von Männern, die ſich zu Reformatorn aufwerfen und Aufklärung der heiligſten Gegenſtände bewürken wollen, zu verlangen, daß ihr Beyſpiel und Wandel einen Beweis für die Güte und Zweckmäßigkeit ihrer Lehre geben, wäre es auch nur, um den Feinden der Wahrheit keine Blößen zu zeigen, die ſie zum Nachtheile der ächten Aufklärungen nützen könnten. Die Art, ſich in politiſche Händel zu miſchen und den Ordens-Mitgliedern bürgerliche Vortheile zu verſchaffen, gefiel mir auch nicht allerdings;

dings; Doch konnte man zur Entſchuldigung annehmen, daß die Feinde der guten Sache in dortigen Gegenden, die denn auch auf die daſige Regierungsverfaſſung, wie man mich verſicherte, den größten Einfluß hatten, ſich ſolche Mittel erlaubten, die faſt berechtigen konnten, ähnliche Gegenmittel anzuwenden. Indeſſen würde man ſehr ungerecht urtheilen, wenn man manche Züge von der Art, die in den Original-Schriften vorkommen, und die zum Theil nur Meynungen, Vorſchläge, oder raſche Unternehmungen feuriger, unvorſichtiger Jünglinge waren, auf Rechnung des ganzen Ordens, ſelbſt wie er damals war, ſchreiben wollte. Der Areopagit Ajax war in der That einer von Denen, welche zuweilen nicht ganz grade Wege für erlaubt zu halten ſchienen, in ſo fern die Abſicht dabey gut wäre; doch aber wurden dieſe Schritte von den Uebrigen nicht gebilligt, ja! ſie trennten ſich endlich ganz von Ajax, und dies noch ehe ich nach Bayern kam. Noch muß ich erinnern, daß ich dieſen jungen Mann gar nicht perſönlich kenne, ſondern was ich von ihm weiß, nur aus dem Munde Anderer habe.

Zu dieſen nicht ganz erwünſchten Umſtänden kam noch ferner, daß dazumal alle Areopagiten mit Spartacus über den Fuß geſpannt waren. Schon ſchriftlich hatten ſie ihn mir, bevor ich nach München kam, nicht mit den beſten Farben geſchildert *). Sie klagten über ſeinen Eigenſinn; über ſeinen Deſpotismus; über ſeine jeſuitiſche Art, ſie unter einander zu entzweyen, um durch Trennung zu herrſchen; über ſeinen Wankelmuth in Grundſätzen; über die Veränderlichkeit ſeiner Zuneigung; über die Unſicherheit ſeines Zutrauens. Sie klagten: „er fordere alles von Andern, „indeß er im Grunde noch gar nichts geleiſtet „hätte, als Plane zu erſinnen, die er ſelbſt „nicht im Stande ſey auszuführen. Er halte „ſich für den Erſten aller Menſchen, für einen „zweyten Meſſias, und laſſe ſonſt niemand „Gerechtigkeit wiederfahren, als wer ihm „ſchmeichle. Einen Solchen erhebe er dann „eine Zeitlang bis in den Himmel; Ein kleiner Umſtand aber, ein Mangel an blinder „Verehrung ſeiner Grillen, können dann auch „wie-

---

*) Nachtrag zu den Original-Schriften, Seite 80, oben.

„wieder den edelſten Mann in ſeinen Augen „herabſetzen, und im Gegentheil ein bisgen „Maulſchwätzerey und Huldigung dem ſchief„ſten Kopfe ſein uneingeſchränktes Zutrauen „zuſichern.“ Sie fügten hinzu: „Sein Herz „habe kein Gefühl von Dankbarkeit und per„ſönlichem Wohlwollen; Er liebe und nütze die „Leute nur, ſo lange er Ihrer zu bedürfen glaube. „So habe er gegen ſie Alle gehandelt, und auch „mir werde er es einſt nicht beſſer machen.“

Ich ſah in dieſem Bilde mehr Erbitterung als Wahrheit. Freylich konnte ich Spartacus nicht ganz von Herrſchſucht, Eigenſinn und Stolz freyſprechen; allein jene hatte ihre Quelle in ſeiner Ueberzeugung von der Nothwendigkeit, daß eine ſolche Maſchine durchaus von Einem Kopfe regiert werden müſſe; Sein Eigenſinn und Stolz hingegen beruheten auf das innere Gefühl ſeines Werthes *). Indeſſen fand ich nun eine Schwierigkeit mehr zu überwinden, nemlich die, den Frieden unter meinen Mit-

ver-

---

*) Man kann davon ein Beyſpiel ſehn, in dem Nachtrage zu den Original-Schriften, Seite 81.

verbundenen herzuſtellen, ohne welchen doch nichts auszurichten war.

Uebrigens blickte durch dieſe Unvollkommenheiten der beſte Wille und treueſte Eifer aller dortigen Mitglieder hervor. Ihr Herz glühete von den edelſten Vorſätzen, Gutes und Großes zu bewürken. Sie waren mit der wärmſten Anhänglichkeit dem Orden ergeben. Wählten ſie nicht immer die beſten Mittel; ſo lag es an dem Mangel der Erkenntniß; Ihre Unthätigkeit kam nicht aus böſem Willen her, und wo es das Beſte des Ganzen galt, da waren ſie bereit, alle Privat-Zwiſtigkeiten zu vergeſſen. — So fand ich den Zuſtand des Ordens in Bayern!

Ich fieng nun damit an, die Areopagiten mit Spartacus auszuſöhnen, welches mich nicht viel Mühe koſtete *). Dann trat ich, auf Spartacus und der Uebrigen Bitten, um dort der Verbindung mehr Anſehen zu ver-

ſchaf-

---

*) Man ſehe des Freyherrn von Baſſus Vorſtellung an die Standeshäupter der Republic Graubünden.

ſchaffen, als ein Abgeordneter der hohen und bekannten Obern auf, wohnte einigen Verſammlungen bey, unterſuchte als bevollmächtigter Viſiteur, den Zuſtand der verſchiedenen Pflanz-Schulen in dortigen Gegenden, ermunterte, feuerte an, verhieß, vertröſtete, gewann dem Orden ein Paar angeſehene und edle Männer, machte die Areopagiten mit der Einrichtung der verſchiedenen maureriſchen Syſteme bekannt, und ſchloß dann mündlich und ſchriftlich mit meinen Mitverbundenen einen Vertrag wegen unſerer künftigen Operationen.

Die Hauptpuncte dieſes Vertrags waren folgende:

1) Man übergab mir alle Materialien zu den höhern Graden und alle Aufſätze von Spartacus, indem man mir überließ, hiervon ſo viel zu nützen, auch ſelbſt in den Papieren der ſchon fertigen Minerval-Claſſe ſo viel abzuändern, als ich gut finden würde, wie man mir denn überhaupt auftrug, das ganze Syſtem bis auf die höhern Myſterien nach, auszuarbeiten, und dieſe meine Arbeit an das Corps der Areopagiten einzuſchicken. Ein je-

der von Dieſen ſollte ſeine Anmerkungen dazu machen; An den Herrn Weishaupt ſollte alles zuletzt gehn, und wenn derſelbe über die verſchiedenen Meynungen ſein Urtheil gefällt haben würde, dann alle Grade rein abgeſchrieben, beglaubigt, in allen Gegenden eingeführt und bis zu einem folgenden Areopagiten-Convente nichts daran verändert werden.

2) Man billigte meinen Vorſchlag, das Ganze an die Freymaurerey zu knüpfen, ja! vom großen Illuminat-Grade an, alles auf die Freymaurer-Hieroglyphen zu ſtützen und anzupaſſen, ſodann auch ein Freymaurer-Ritual der drey ſymboliſchen Grade nebſt einem Conſtitutions-Buche auszuarbeiten, daſſelbe ſo viel möglich in allen Logen durch den Einfluß unſrer Mitglieder einführen zu laſſen, und überhaupt alles ſo einzuleiten, daß unſre Leute in den Logen der verſchiedenen Syſteme die Oberhand bekämen, um den müſſigen Haufen der Freymaurer für die gute Sache in Thätigkeit zu ſetzen. Dies alles übernahm ich.

3) Bekam ich freye Hand auf dem Freymaurer-Convente in Wilhelmsbad mich allen

bey

6) Da ich mich immer der Furcht nicht erwehren konnte, es mögte einſt die würklich fürchterlich werdende Gewalt des Ordens von herrſchſüchtigen Leuten gemisbraucht werden, und mir vor unſern eigenen Leidenſchaften bange war, wenn wir Stifter uns nicht einen Zaum dadurch anlegten, daß wir die despotiſche Macht, die wir im Namen unbekannter Obern hätten ausüben können, in eine Art von republicaniſcher Regierung verwandelten; ſo wurde auf mein inſtändiges Bitten beliebt, es ſolle Jeder von uns unter ſeinen Untergebenen die Fähigſten und Beſten ausſuchen, und Dieſe mit gehörigen Inſtructionen verſehn, welche in einem eigenen Regenten-Grade zuſammengetragen werden ſollten. Dieſer Regenten-Claſſe ſollte dann die ganze Regierung des Ordens übergeben werden; Sie ſollte unter ſich, durch Wahl und Uebereinkunft, die höchſten Aemter, nemlich die Provinzial-Inſpectoren-ja! National-Obern-Stellen, beſetzen. Keiner der Areopagiten ſollte ein ſolches Amt bekleiden dürfen, ſondern wir wollten nur ein Ober-Collegium ausmachen, deſſen Präſident Spartacus ſeyn ſollte. An dies Col-

legium würden die Berichte der National-Obern laufen; Wir würden Controlle und Aufſicht über alle Cheffs des Ordens führen, ohne je unſere Gewalt, da alles Detail in den Händen der Regenten-Claſſe wäre, misbrauchen zu können. Zugleich machten wir Alle uns verbindlich, auch nicht die geringſte wichtige Nachricht von dieſer Art vor einander zu verheimlichen. — Ich beſitze kein Document mehr über dieſen Vergleich; aber ich weiß es, meine ehemaligen Mitverbündeten ſind zu redliche Männer, als daß ſie den Inhalt deſſelben leugnen wollten.

Als dies ſämmtlich in Ordnung gebracht war *); reiſete ich zurück nach Frankfurth, und gab mich an die mir aufgetragene Arbeit. Ich fieng damit an, den Verſuch zu machen, ob ich nicht diejenigen Brüder Freymaurer, welche am mehrſten Einfluß auf den bevorſtehenden Freymaurer-Convent haben würden, zur Annahme eines ſolchen Syſtems vorbereiten

---

*) Man leſe den Anfang von Hannibals Briefe in dem Nachtrage zu den Original-Schriften, Seite 134, unten.

ten könnte. Ich geſtehe es, daß ich noch immer eine Art von Anhänglichkeit an die ſtricte Obſervanz hatte, und da nun ſchon ſo viel Mitglieder derſelben durch mich Illuminaten geworden waren; ſo ſchmeichelte ich mich mit der Hofnung, es werden ſich vielleicht beyde Syſteme mit einander vereinigen laſſen. Aber freylich war ich weder geneigt, noch von meinen Mitverbundenen dazu bevollmächtigt, dem ganzen Convente alle unſere Papiere vorzulegen, und uns auf Gnade und Ungnade einer Geſellſchaft zu ergeben und zu unterwerfen, von der wir (die wir keine Macht, durch Stand, Hoheit und Reichthum, ſondern durch Einheit und Conſequenz im Plane verlangten) im Grunde faſt gar keine Vortheile erwarten konnten, und deren Mitglieder nicht auf Einen Ton geſtimmt, nicht nach unſern Zwecken gebildet waren, die öffentlich glänzen und herrſchen wollten, indeß unſre ganze Verfaſſung auf ſtilles, geheimes Würken beruhete.

Dennoch, ſage ich, machte ich den Verſuch; Ich trug meine Dienſte ſchriftlich und mündlich an, bekam aber jedesmal die mich ein wenig erbitternde Antwort: „Ich „ſolle nur meine Papiere einſchicken, oder auf „dem Convente vorlegen, und wolle man dann „ſehn, was darunter brauchbar wäre, oder „nicht taugte.“ Bey dem Bewuſſtſeyn unſerer Stärke und hingegen der Schwäche, Uneinigkeit, Syſtemloſigkeit und Unſicherheit der ſtricten Obſervanz, die kürzlich den Grund, auf welchem ihr ganzes Gebäude beruhete, als bodenlos angegeben, folglich uns Alle von den darauf geſtützten Pflichten losgeſprochen hatte, glaubte ich nun mehr als genug gethan zu haben. Ich gab alle Hoffnung auf, mit dem Convente im Ganzen einig zu werden, und es blieb alſo vor wie nach beſchloſſen, mit der Zeit einzelne Mitglieder und einzelne Logen zu ſtimmen, zu gewinnen, und indeß zu verhindern, daß Schwärmerey und Betrug mächtigern Einfluß als wir, und daß ſie nicht den Maurer-Orden in ihre Gewalt bekämen. Zu dieſem Endzwecke wurde **Minos** gebethen, in Wilhelmsbad (ich hatte meine Vollmacht als Deputirter abgegeben, und erſchien ordentlich nicht auf dem Convente) ein wachſames Auge zu haben. Ich aber zeigte mich in Wort und

That bereit, jeden einzelnen redlichen und klugen, dort anweſenden Bruder, der zu mir nach Frankfurth kommen, und nicht blos forſchen, kundſchaften und durchleſen, ſondern, unſrer Einrichtung gemäß, zu uns treten würde, in ſo fern wir ihm dasjenige wahr machten, was wir in dem erſten Grade verſprachen, willig aufzunehmen. Ich genoß darauf die Zufriedenheit, zu ſehn, daß nachdem die übrigens ganz gut gemeinten Endzwecke, zu welchen dieſe Männer aus allen Ecken der maureriſchen Welt zuſammengekommen, nicht nach Wunſche ausgefallen waren, weil man über Grundſätze nicht einig werden konnte, Mehrere von ihnen, überzeugt, daß ſie durch unſere Hülfe beſſer ihren Wunſch, thätig und nützlich zu ſeyn, erfüllt ſehn könnten, mit Eifer unſer Syſtem annahmen. Wie wenig gefährlich übrigens meine Abſichten auf den Convent in Wilhelmsbad geweſen, beweiſt mein Bericht darüber, den man in dem Nachtrage zu den Original-Schriften, S. 209. u. f. findet — man müſſte denn aus Partheygeiſt glauben, es ſey gefährlich und unerlaubt, ſich zu bemühn, ein Werk, welches man wenigſtens

für

für unzweckmäßig und unnütz hält, umzuſchaffen, ohne die geringſte eigennützige Privat-Abſicht dabey zu haben.

Indeſſen hatte ich nun auch unſer ganzes Syſtem ausgearbeitet, und um zu begreifen, welch' eine Art von Arbeit dies geweſen, bitte ich, noch einmal kürzlich zuſammen zu faſſen, was für Rückſichten ich dabey nehmen muſſte, und welche Grundſätze hier einwürkten. Zuerſt, was mich ſelbſt betrifft; ſo hat man gehört, daß eine Miſchung von Thätigkeits-Trieb, von Anhänglichkeit an Myſtic und von ſanfter Schwärmerey, Einfluß auf mein Denken und Handeln hatte; alſo war zu erwarten, daß meine Arbeit dieſen Stempel trug. Sodann, was Spartacus angeht; ſo muſſte ich ſeine Aufſätze zum Grunde legen; Welchen Geiſt nun dieſe athmeten, und daß Nachahmung der Jeſuiten-Einrichtung, doch zu guten Zwecken, den Haupt-Character davon ausmachte, weiß man auch. Das Ganze muſſte ferner in die Freymaurerey hineinpaſſen, und auf die Hieroglyphen derſelben anwendbar ſeyn — Eine neue Schwierigkeit, die nachher Veranlaſſung gab, daß Herr Weishaupt von mir ſchrieb:

(Nachtrag zu den Original-Schriften, Seite 67 oben) „Laſſen Sie die von Philo verfaſſte „kauderwelſche halb theoſophiſche Anrede zu dem „ſchottiſchen Rittergrade und die Erklärung „der Hieroglyphen aus!“ Die Grade, welche fertig waren, durften aber im Weſentlichen nicht verändert werden, weil ſie ſchon mehreren hundert Mitgliedern ertheilt waren. Und dann endlich die Hauptſache! Das Ganze muſſte jedem Mitgliede intereſſant und keinem Einzigen das Geringſte darinn anſtößig ſeyn. Nun gab es aber unter uns (denn Alle waren ja zum Orden getreten, **ehe wir ein feſtes Syſtem hatten**) erklärte Deiſten; religioſe Schwärmer; Grübler; Alchymiſten; Theoſophen; Leute, die Ruhe liebten und nicht gern arbeiteten; unruhige Köpfe; Solche, die einen Hang zur Intrigue hatten; fleißige und thätige Menſchen; Herrſchſüchtige; Ehrgeizige; Ahnenſtolze; Eigennützige; Solche, die Beförderung im bürgerlichen Leben, und Andre, die Hülfe und Unterſtützung bey gelehrten Unternehmungen ſuchten; Einige, die an Feyerlichkeiten Vergnügen fanden, und Andre, die alles, was Cäremonie hieß, verachteten; Philoſophen und Philoſophaſter — Kurz! Leute von allerley Ständen, Gemüthsarten, Fähigkeiten und Stimmungen — Ich glaube, daß dies genug geſagt iſt, um den ganzen Orden und mich zu entſchuldigen, wenn das Syſtem, welches für alle dieſe Leute möglichſt paſſend ſeyn muſſte, nicht Jedem als ein Ideal von Vollkommenheit aller Art erſcheint.

Und von dieſem Syſteme nun will ich hier die Skizze entwerfen. Wie viel davon, was Anlage und Bearbeitung betrifft, aus meinem Kopfe und Herzen gefloſſen, wie viel hingegen dem Herrn Weishaupt gehört, und was endlich von andern Areopagiten herrührt, das würde jetzt nicht ſo leicht auseinander zu ſetzen ſeyn. Manche von denen, die dieſe Grade leſen, werden vielleicht aus dem Styl in einzelnen Stellen den jedesmaligen Verfaſſer erkennen; allein das thut ja nichts zur Sache — Genug, wenn dieſe Grade die ächten Grade derjenigen Illuminaten ſind, deren Einer ich geweſen bin, und man dann in denſelben nichts findet, was eines rechtſchaffenen Mannes unwerth wäre! Auch begnüge ich mich, wie geſagt,

ſagt, nur eine Skizze vom Ganzen zu liefern, und werde dann die Leſer dahin verweiſen, wo ſie die mehrſten dieſer Grade ausführlich gedruckt ſehn können.

Das Syſtem der Illuminaten war in drey Haupt-Claſſen getheilt, deren jede zwey Unter-Abtheilungen hatte. Zuerſt kam die Pflanzſchule, welche das Noviziat und die Minerval-Claſſe in ſich begriff. Dann folgte die Maurerey, und zwar die ſymboliſche und die ſchottiſche, und endlich die Myſterien-Claſſe, welche die kleinen und großen Myſterien enthielt.

Von der Zeit an, da mehr erwachſene gebildete, als jüngere rohe Leute zu Mitgliedern des Ordens aufgenommen wurden, war es nicht möglich, Jene blindlings zu führen, ſie als **Zöglinge** einer Geſellſchaft zu behandeln, deren Hauptzweck ihnen nicht wenigſtens im Allgemeinen bekannt gemacht würde, von ihnen Gehorſam und Bericht über ihre Fortſchritte in Kenntniſſen zu fordern, die ſie ſich ſchon als Knaben eigen gemacht hatten, und ihnen Schutz und Aufklärung in Wiſſenſchaften zu verſprechen, die wir füglicher von ihnen, als ſie von uns erwarten konnten. Indeſſen war es doch nöthig, daß ſie nicht nur mit der Einrichtung der Pflanzſchule bekannt würden, ſondern auch durch Beantwortung allerley ihnen vorzulegender Fragen, ihre Grundſätze näher entwickelten, ſich in unſern Ton ſtimmten, und Proben ihrer Anhänglichkeit gäben. Ich hatte aber einen Vorbereitungs-Aufſatz, unter dem Titel: **Allgemeiner Begriff von der Geſellſchaft der Illuminaten** ausgearbeitet, der eigentlich für ſchon cultivierte Candidaten beſtimmt, überhaupt aber jedem Aufzunehmenden vorgelegt wurde, und eine Auseinanderſetzung der Haupt-Zwecke des Ordens und der vorzüglichſten Mittel, welcher man ſich dazu bediente, im Allgemeinen enthielt.

Dann kam das **Noviziat**. In demſelben lernte der Zögling niemand als ſeinen Führer kennen, welcher ſich Mühe gab, zu erforſchen, ob der Jüngling überhaupt für uns brauchbar, ob er fähig, empfänglich, folgſam und anhänglich an den ihm bekannt gemachten Zweck war? War er das nicht; ſo verließ man ihn; konnte man hingegen gute Hofnung von ihm faſſen; ſo wurde er unter die **Minervalen** aufgenommen. Hier arbeitete er gemeinſchaftlich mit einigen andern Zöglingen unter der Aufſicht des Minerval-Magiſtrats, muſſte monathlich von ſeinen Fortſchritten Rechenſchaft und den Obern in verſchloſſenen Zetteln Nachricht geben, ob er von ſeinem unmittelbaren Führer zufrieden wäre; was er wünſchte, und was er zum Beſten der Geſellſchaft thun könnte oder gethan hätte? Man verſprach und reichte ihm Unterſtützung und Aufklärung in einem beſtimmten litterariſchen Fache, zu welchem er ſich hatte einſchreiben laſſen, und verhieß ihm in der Folge eine ſeinen Verdienſten und Fortſchritten angemeſſene Verſorgung im bürgerlichen Leben, Schutz gegen Verfolgung und gegen Zurückſetzung. Dagegen war er verbunden, auf Befehl der Obern, zum Beſten des Ganzen, in ſeinem Fache zu ſammeln, zu forſchen, und kleine ihm aufgetragene Arbeiten ohne Murren zu übernehmen.

Hatte er hier eine Zeitlang gearbeitet; ſo ließ man ihn in irgend einer Loge, die entweder ſchon unter unſrer Direction ſtand, oder in welcher wir, durch Einwürkung unſrer Leute, nach und nach das Uebergewicht erhielten, zum **Freymaurer** aufnehmen. Er muſſte ſuchen, die drey ſymboliſchen Grade nach der Reyhe zu bekommen, und wenn ihm das Vergnügen machte, auch mehrere für ſein baares Geld; Mit uns aber blieb er indeß immer in der vorigen Verbindung, und hatte nebenher, wenn er nicht Fähigkeiten genug zeigte, in unſerm Syſteme weiter fortzurücken, in der Freymaurerey ein weites Feld, ſeine Muße auf Entzieferung von Hieroglyphen und auf die unbedeutenden Logen-Arbeiten zu verwenden. War er aber von beſſerm Stoffe; ſo wurde er, wenn er Freymaurer-Meiſter war, von uns zum **kleinen Illuminat-Grade** befördert.

Hier bekam er dann die ſpecielle Aufſicht über ein Paar Zöglinge, über deren Fortſchritte und Aufführung er die genaueſten Berichte erſtatten muſſte, erhielt eine Inſtruction: wie man Menſchen bilden und regieren müſſe, erhielt Fingerzeige, die tiefer in das Syſtem hineinblicken lieſſen, und das war denn der Grad, der, größtentheils von Spartacus herrührend, ſo allgemeinen Beyfall fand, und in der That ſein Meiſterſtück genannt werden konnte. Vier ſolcher kleinen Illuminaten machten, da wo Minerval Verſammlungen gegründet waren, die Magiſtrate oder die Vorſteher derſelben aus, und dirigierten die Arbeiten dieſer Claſſe.

Indem man ſich beſchäftigt, Andre zu beobachten und zu bilden; ſo macht man natürlicher Weiſe Fortſchritte in Kenntniß der Menſchen überhaupt und in Erkenntniß ſeiner Selbſt insbeſondre. Es ſchien aber wichtig, dies Studium zu der Arbeit eines eigenen Grades des Ordens zu machen, und das geſchahe in dem **großen Illuminat-Grade, oder ſchottiſchen Noviziate.** Hier wurden einige tauſend Fragen aufgeworfen, nach welchen man den innern und äuſſern Character des Menſchen erforſchen ſollte. Aus der Vergleichung aller dieſer Züge, ſelbſt der kleinſten, unbedeutend ſcheinenden, lieſſen ſich in der Folge die herrlichſten allgemeinen Reſultate für die Menſchenkunde ziehn, und nach und nach eine ſichre Semiotic der Seele ausarbeiten. Weiter beſtand die Arbeit dieſes Grades hauptſächlich darinn, daß in den Verſammlungen deſſelben Unterſuchungen über die feinern Character-Nüancen der kleinen Illuminaten nach jenen Fragen angeſtellt wurden. Jeder große Illuminat ſollte ein Paar kleine Illuminaten unter ſeiner heimlichen Aufſicht haben. Keiner ſollte in dieſen Grad befördert werden, bevor ſein Aufſeher nicht alle Fragen über ihn beantwortet hätte; und ſo wäre es dann faſt ohnmöglich geweſen, daß ein Unwürdiger, oder jemand, deſſen kleinſte Herzens-Falten man nicht gekannt, ſich in unſerm Syſteme hinaufgedrängt hätte. Freylich hatten wir jetzt ſchon ſo viel Menſchen aufgenommen und muſſten ſie aus Mangel an Arbeitern befördern, mit denen dieſe Operationen nicht vorgenommen werden konnten; Allein wenn nur künftighin ſtrenge darauf gehalten wurde; ſo konnten wir doch nach und nach die Spreu vom Waitzen ſichten. Den Mitgliedern dieſes Grades lag auch ob, monathlich zu berichten: welche Bedienungen und Vortheile im bürgerlichen Leben ſie durch ihre Einwürkung ertheilen und verſchaffen konnten, und welche Subjecte hingegen ſie dem

Orden zur Beförderung empföhlen. Die Verſorgungs-Liſten waren alſo bey dieſem Grade, und dirigirte derſelbe die Circulation der Dienſtleiſtungen. Da wir nun hier die treueſten Gemälde von allen äuſſern und innern Eigenſchaften der Mitglieder des Ordens vor uns liegen hatten; ſo wuſſten wir, wozu Jeder im Staate taugte. Wir hätten alſo, ſtatt etwa den Regierungen auf Unkoſten der Gerechtigkeit, unſre Lieblinge aufzudringen, nur die Würdigſten empfohlen, folglich die Pflichten treuer Bürger erfüllt, Jeden an ſeinen Platz geſtellt, und geleiſtet, was kein Monarch leiſten kann. Fragte ein Fürſt ſeinen Miniſter, der Illuminat war: „Wem glauben Sie, daß ich dieſe Stelle ſicher „anvertrauen darf?“ ſo konnte Dieſer ſeinem Herrn Portraite vorlegen, nach denen derſelbe dasjenige Original unter Vielen, Fremden und Einheimiſchen, auszuwählen im Stande war, welches am mehrſten ſeinen Wünſchen entſprach. Dieſer Grad war endlich, was das Ritual und Aeuſſere betraf, ganz maureriſch. Die Cäremonien waren bedeutend, ohne Spielerey, feyerlich, und für jemand, der nicht etwas darinn ſucht, allen ſinnlichen Eindrücken ſolcher Art ſeine Seele zu verſchlieſſen, gewiß herzergreifend.

Alle dieſe Grade, ſo weit ich ſie bis jetzt beſchrieben habe, ſind in dieſem Jahre, unter dem Druckorte Edeſſa (Frankfurth am Mayn) und dem Titel: **der ächte Illuminat**, ich weiß nicht von wem? herausgegeben worden. Sie ſind da ganz ſo, wie ſie aus meiner Hand gekommen, und ich fordere Jeden auf, etwas Gefährliches, oder mit den Pflichten eines Chriſten, redlichen Mannes und guten Bürgers Streitendes darinn zu finden. Ich muß bey dieſer Gelegenheit auch zugleich erinnern, daß das von dem Herrn Weishaupt herausgegebene **verbeſſerte Syſtem der Illuminaten**, Aufſätze enthält, die mir gänzlich fremd, und, ſo lange ich Mitglied dieſer Geſellſchaft war, bey uns nicht eingeführt geweſen ſind.

Auf das ſchottiſche Noviziat folgte der **ſchottiſche Ritter Grad, oder der Grad der dirigierenden Illuminaten** — Dieſer machte den Uebergang zu der höhern Maurerey, zu der Myſterien-Claſſe. War eines unſrer Mitglieder bis dahin gekommen; ſo muſſte es ſchon von der Güte der Sache, von der Reinigkeit unſrer Abſichten und von der Zweckmäßigkeit unſrer Einrichtung überzeugt ſeyn. Hatte jemand alſo Eifer, etwas Nützliches und Edles zu bewürken; hatte er überhaupt guten Willen und treue Abſichten; ſo konnte er nicht mehr wünſchen, uns zu verlaſſen. Er wuſſte, daß er nirgends in der Welt das finden würde, was er bey uns fand, das heiſſt, wo nicht ſchon itzt die vollkommenſte von allen Einrichtungen geheimer Verbindungen, doch wenigſtens das ernſtlichſte, würkſamſte Beſtreben, dahin zu gelangen; die größte Bereitwilligkeit, alles Gute, ſo uns noch fehlen konnte, anzunehmen; Duldung; Entfernung von Syſtemgeiſt; die reinſte Uneigennützigkeit; endlich eine weitausſehende, ſichre Anſtalt, zum Beſten Aller und jedes Einzelnen im Moraliſchen, im Geiſtigen und im bürgerlichen Leben zu arbeiten. Hier ſah alſo der Thätige, Wahrheit und Rechtſchaffenheit Suchende ein weites Feld vor ſich. War er weiſer und beſſer als wir; ſo fand er uns bereit, ihn zum Lehrer und Führer anzunehmen; Wo nicht; ſo konnte er bey uns Unterricht erhalten, und brauchte ihn nicht auswärts zu ſuchen. Wer daher Illuminatus major war, und dennoch an andern Verbindungen hing, von dem war zu vermuthen, er ſey entweder ein Menſch ohne Grundſätze, oder ein geheimer Spion. Wir forderten alſo zur Probe von Anhänglichkeit, bevor wir jemand in den ſchottiſchen Ritter-Grad beförderten, von ihm einen Revers, des Inhalts: daß er von nun an uns immer treu bleiben, keinem andern Orden feſter anhängen, und nie zurücktreten wolle. Daß dies Verſprechen in den obern Graden, wenn wir erſt des Mannes gewiß waren, wieder erlaſſen wurde, das wird man in der Folge hören; zuweilen aber wurde auch (beſonders bey guten Menſchen, die etwa über dieſe Art von Zwange ſtutzten) ſogleich davon diſpenſiert. Ein treffliches Mittel aber war es, dadurch ſolcher Mitglieder loszuwerden, denen man nicht gänzlich trauete, die in der Bildung nicht gut eingeſchlagen waren, oder die, aller unſrer Prüfungen ohngeachtet, uns dennoch hintergangen hatten. Man legte ihnen dann den Revers vor, beſtand auf Ausfertigung deſſelben,

ben, und weigerten ſie ſich; ſo traten ſie ohne Geräuſch zurück, oder blieben in den untern Graden. So wie die kleinen Illuminaten die Vorſteher der Pflanzſchule waren; ſo dirigierten die ſchottiſchen Ritter die untre Freymaurerey der drey ſymboliſchen Grade, nach unſern Planen, und bekamen dazu hier die gehörige Inſtruction. Zugleich enthielt das Ritual für die Loge oder für das Capittel der Ritter und der Catechismus dieſes Grades Winke zu höherer Entzieferung der maureriſchen Hieroglyphen, nebſt der Weiſung, fleißig darüber nachzudenken, zu forſchen und den Obern Gedanken über dieſen Gegenſtand mitzutheilen. Manche würden endlich ermüdet worden ſeyn, über dem beſchwerlichen Fortſchreiten auf dieſem ſchweren myſtiſchen Erdreiche; ſie würden vielleicht die Speculationen aufgegeben, und ſich an unſre übrigen Zwecke zu thätiger Würkſamkeit für die Welt gehalten haben. Andre gute Leute hingegen, denen die ſo genannten höheren Wiſſenſchaften und das Studium der Hieroglyphen das Wichtigſte war, und unter denen Viele für uns zu feinerer Würkſamkeit im Orden und zu den höchſten Obern-Stellen in demſelben nicht brauchbar ſchienen, konnten dann hier ſtehn bleiben, und ich würde dafür geſorgt haben, daß man ihnen reichlich Nahrung nach ihrem Geſchmacke verſchafft hätte. Was das Ritual dieſes Grades noch insbeſondere betrifft; ſo fand freylich Herr Weishaupt, in deſſen erſten Plan derſelbe nun in der That nicht paſſte, wie in den Original-Schriften zu leſen iſt, das Ganze äuſſerſt abgeſchmackt, zu religios, ſchwärmeriſch und theoſophiſch; dennoch aber will ich es verſuchen, auſſer den ſo eben angeführten Gründen, warum ich dieſen Grad ſo und nicht anders entworfen hatte, noch Folgendes zu meiner Rechtfertigung anzuführen. Ich erinnere nemlich nur zuerſt, daß alles, was in demſelben von religioſer Bedeutung war, zum Beyſpiel die Liebesmähler oder Agapen, nicht als meine Erfindung angeſehn werden konnte, ſondern von mir aus alten ächten ſchottiſchen Freymaurer-Ritualen entlehnt war, und daß ich die Erklärung dieſer Dinge, die Reſultate meiner mühſamen Nachforſchungen, die vielleicht dem Herrn Weishaupt ſelbſt nicht ſo ganz abgeſchmackt und leer vorgekommen ſeyn würden, in die höhern Myſterien zu legen dachte. Man weiß ſerner, daß ich es mit Menſchen von allerley Denkungsart, mit Religions-Freunden und Religions-Verächtern zu thun hatte. Ich glaubte, ein Orden, der ſich ſo über alles ausbreiten wollte, was nur den Menſchen wichtig und heilig ſeyn könnte, müßte auch nicht verabſäumen, wo möglich alle ſeine Mitglieder über den Punct der poſitiven Religion auf Einen Ton zu ſtimmen. Es war hier nicht von Bewürkung einer allgemeinen Religions-Vereinigung, noch von Einführung des Indifferentismus die Rede; nein! Jeder ſollte ſeiner Ueberzeugung und ſeinen einmal angenommenen Grundſätzen treu bleiben, nur ſollte er ſeinen Brüdern das Nemliche erlauben, die Zweifler und die Bekenner andrer Religionen nicht verachten, oder gar verfolgen; im Gegentheil! er ſollte ſich überzeugen, daß der Grund aller dieſer verſchiedenen Lehren auf ſehr einfachen **Wahrheiten** beruhete, die nur durch Umſchreibung und Einkleidung ſo modificiert worden, daß ſie jetzt als von einander durchaus verſchieden und ſich widerſprechend erſchienen. Ich glaubte durch Nachforſchungen, die ich über alte und neue Myſterienſchulen und vorzüglich über die Freymaurerey angeſtellt hatte, in gewiſſen Hieroglyphen, die faſt ohnverändert aus einer dieſer geheimen Geſellſchaften in die andre übergangen, den Schlüſſel zu den Geheimniſſen der chriſtlichen Religion gefunden zu haben. Ich habe mich hierüber weitläufiger herausgelaſſen in meinem **Beytrage zur neueſten Geſchichte des Freymaurer Ordens**, und zwar im **neunten Geſpräche**, von Seite 172 an. Dieſe Aufſchlüſſe ſollten, meinem Plane nach, wie ſchon geſagt, in den großen Myſterien vorkommen, und die ſchottiſchen Rituale gaben nur die Fingerzeige dahin. Folgende Grundſätze aber leiteten bey dieſem Allen meine Schritte: Der Menſch bedarf einer poſitiven Religion; Wenn auch Offenbarung Gottes nichts weiter als geoffenbarte Vernunft wäre; wenn ſie uns nichts weiter lehrte, als was wir, nur ſpäter, durch eigenes Nachdenken, ſobald die Ausbildung des menſchlichen Geiſtes den höchſten Grad erreicht hätte, von ſelbſt gefunden haben würden; ſo könnte doch die Lehre: daß das Licht der Vernunft allein hinreichte, uns über unſre Pflichten aufzuklären und über unſre gegenwärtige und künftige Beſtimmung mit Zuverſicht und Ruhe zu erfüllen, nur für die Weiſeſten und Beſten paſſen. Der große Haufen mittelmäßiger Menſchen bedarf einer höhern Autorität für die Wahrheiten, denen er folgen ſoll. Darf er einmal nach Willkühr ſein Lehrgebäude auf ſein bloßes Raiſonnement bauen; ſo wird ihm nicht nur ſein Mangel an Einſicht, bey der Arbeit, ſich ein zuſammenhängendes, conſequentes Syſtem zu erfinden, im Wege ſtehn, oder er wird Andern nachlallen, die vielleicht nicht bona fide raiſonnieren; ſondern es werden ihm auch ſeine Begierden und Leidenſchaften blenden; Er wird ſich eine bequeme Theorie ſchaffen, wobey dieſe geſchont werden, und mit Wegwerfung der poſitiven Religion wird zugleich ſeine Moralität zerſtöhret werden — Dies lehrt die Erfahrung aller Zeitalter; Allein ſie lehrt auch, daß ſelbſt der Weiſe einer poſitiven Religion bedarf. Der Menſch zweifelt, forſcht, wünſcht, hauptſächlich was ſeinen Zuſtand nach dem Tode betrifft, Licht zu erhalten. Er will aber nicht blos mit Hofnung erfüllt werden; er will vielmehr Gewißheit darüber haben. Giebt ihm ſeine Vernunſt eine ſolche Gewißheit nicht; ſo entſagt er endlich der Zuverſicht zu ſeinen eigenen Einſichten gänzlich, und glaubt lieber das abgeſchmackteſte Zeug, liefert ſich Betrügern in die Hände und nimmt das aberwitzigſte Syſtem als Offenbahrung an, wenn ihm daſſelbe nur wegen ſeiner künftigen Beſtimmung jenſeit des Grabes Zuſicherung giebt — Daher die ſonderbare Erſcheinung, daß unmittelbar auf den Zeitpunct der größten Aufklärung eine Periode des ärgſten Aberglaubens zu folgen pflegt! Männer alſo, denen das Glück und die Ruhe ihrer Brüder am Herzen liegen, müſſen ſich beſtreben, in jedem Zeitalter ein richtiges Gleichgewicht zwiſchen **Glauben** und **Denken** und eine poſitive Religion aufrecht zu erhalten, die dem Forſcher nicht als mit der geſunden Vernunft ſtreitend vorkomme, und die zugleich den Schwachen beruhige, ſeine Moralität leite und ſein Herz erwärme. Nun iſt aber gewiß unter allen poſitiven Religionen keine einzige, die ſo vollkommen dieſem Ideale entſpräche, als die von Menſchenſatzungen gereinigte, unmittelbar, ohne Verdrehung, aus der Bibel geſchöpfte chriſtliche Religion. Es war alſo wichtig, für die Aufrechterhaltung derſelben zu arbeiten, und hierzu ſchien nöthig: 1) ſie dadurch intereſſant zu machen und in unſer Syſtem zu verweben, daß man das Andenken ihres göttlichen Stifters durch einfache, herzergreifende Cäremonien, nach ſchottiſcher Maurer Weiſe, in unſern Verſammlungen feyerte, und die Freymaurerey (wie ſie es denn auch wohl ihrer Stiftung nach ſeyn ſollte) als den engern Ausſchluß beſſerer Chriſten darſtellte; 2) daß man bewies: alle Lehren des Welt-Erlöſers verriethen die höchſte Weisheit und Güte, und zielten dahin, einen für die Menſchheit unendlich großen und edlen Plan auszuführen, welcher kein andrer, als der Plan unſrer Verbindung und der höhern Maurerey ſey, und endlich: 3) daß auch die Geheimniſſe der chriſtlichen Religion keinesweges der Vernunft widerſprächen, ſondern vielmehr den erhabenſten philoſophiſchen Sinn hätten; daß aber die Ergründung dieſes Sinns, welche ämſiges Studium erforderte, nicht allen Menſchen nützlich und nöthig wäre; daß alſo das Weſen der Religion nicht in Speculationen, ſondern in Ausübung ihrer herrlichen

Lehren beſtünde. Erſteres hatte ich im ſchottiſchen Rittergrade zu bewürken geſucht; **das Zweyte** fand man im kleinen Prieſter-Grade, und das **Dritte** ſollte der Gegenſtand der groſſen Myſterien ſeyn. Daß dies meine aufrichtigen Geſinnungen waren, davon würde ſich Jeder überzeugen müſſen, der nur den ſchottiſchen Rittergrad läſe. Ich beſitze keine Abſchrift deſſelben mehr, und gedruckt iſt er auch nicht. Es war darinn, wie ich ſchon oben erwähnt habe, ein Ritual zu Feyerung der Agappen oder Liebesmähler, nach Art der erſten Chriſten. Aus-Allem leuchtete innigſte, warme Verehrung der chriſtlichen Religion hervor, und wer ſich genauer von meinen religiöſen Grundſätzen unterrichten will; der kann die drey Sammlungen von Predigten leſen, die ich herausgegeben habe *). Kommen auch

hie

*) Erſte Sammlung: Sechs Predigten über Deſpotiſmus, Dummheit, Aberglauben, Ungerechtigkeit, Untreue und Müſſiggang; Frankfurth am Mayn bey Andreä, 1783. Zweyte Sammlung: Sechs Predigten über Demuth, Sanftmuth, Seelen-Frieden, Gebeth,

hie und da in den Original-Schriften *) einige kühne oder leichtſinnig ſcheinende Ausdrücke von mir vor; ſo vergeſſe man nicht, daß ich mich ein wenig in den Ton eines Jeden ſtimmen muſſte, um den Plan durchzuſetzen, den ich mir vorgenommen hatte auszuführen. Dieſer Plan mag fehlerhaft geweſen ſeyn — und er war es gewiß, wie ich nachher eingeſehn habe — aber er war gewiß herzlich gut gemeint, und wenn etwas Schwärmerey mit unterlief; ſo war dieſe Schwärmerey ſo wenig von gefährlicher Art, daß ſie mich vielmehr ohne Unterlaß antrieb, thätig zum Beſten Anderer zu ſeyn.

Für die Aufnahme in alle dieſe Grade wurde nicht das Mindeſte bezahlt — Wir bedurf-

---

beth, Wohlthätigkeit und Toleranz; bey Pfähler in Heidelberg, 1786. Dritte Sammlung: Sechs Predigten über Troſt im Leiden, Bezähmung der Leidenſchaften, Gute Werke, Verleumdung, Bibelſtudium und Schmeicheley; bey Andreä, 1788.

*) Zum Beyſpiel im Nachtrage, Seite 205, unten.

durften auch keiner Caſſen — Wo Verſammlungen der Pflanzſchule waren, da überließ man es den Mitgliedern, unter ſich einig zu werden, auf welche Art ſie die Unkoſten für Briefporto und dergleichen beſtreiten wollten. Unſern Freymaurer-Logen lieſſen wir die Freyheit, ihre Receptions-Gelder auf die im Orden gewöhnliche Weiſe zu beſtimmen und anzuwenden, doch aber lag ihnen ob, dem ſchottiſchen Capittel Rechnung abzulegen. An höhere Obere wurde nie das Geringſte eingeſchickt, und in der Myſterien-Claſſe war vom Gelde gar nicht die Rede.

Ich komme nun zu der Beſchreibung dieſer **Myſterien-Claſſe**. Die **kleinen Myſterien** begriffen den **Prieſter-** und **Regenten-Grad** in ſich.

Wollte man über Worte ſtreiten und mit dem Ausdrucke: **Prieſter-Grad** die verhaſſte Idee von Pfafferey, hierarchiſcher Anſtalt, papiſtiſch-jeſuitiſchen Machinationen verknüpfen, die ſeit einiger Zeit darauf ruht; ſo könnte freylich dieſer Titel Manchem verdächtig vorkommen; ich aber dachte mir damals unter einem Prieſter: den Vorſteher und Ausleger der Volks-Religion, und unter Prieſterſtand: diejenige Claſſe von Bürgern im Staate, welche man als Bewahrer aller Kenntniſſe anſehn ſollte, die dem Menſchen wichtig und heilig wären — Kurz! die **Minervalen** ſollten Zöglinge, Schüler; die **Freymaurer** gebildete Weltleute, Geſchäftsmänner; die **Prieſter**, Gelehrte, Lehrer; die **Regenten**, Vorſteher, Directoren; und endlich die Mitglieder der **höhern Myſterien-Grade** ſpeculative Seher ſeyn, die, nachdem ſie lange genug der Welt thätig genützt gehabt, nun ſich in eine philoſophiſche Ruhe zurückgezogen hätten. Ich habe ſchon oben geſagt, daß in dieſem Prieſtergrade gezeigt wurde, wie weisheitsvoll, beruhigend und wohlthätig die Lehre Chriſti ſey, und welch' ein großer Plan in derſelben zum Grunde liege. Hier wurde nemlich auseinandergeſetzt, wie der Zweck des göttlichen Erlöſers dahin gegangen: die Menſchen zu ihrer urſprünglichen Würde wieder zu erheben; durch weiſe Aufklärung die Moralität auf den höchſten Grad zu bringen; ein allgemeines Sittenregiment einzuführen, alſo, daß Jeder ohne Zwang aus der inneren Ueberzeugung, daß nur Tugend Glück gewähren könne, der Tugend treu bliebe; alle Menſchen durch Ein Bruderband an einander zu knüpfen; alle engeren Verhältniſſe, welche Noth, Bedürfniß und Kampf gegen Verderbniſſe und Immoralität erzeugt hätten, dadurch aufzuheben, daß er uns fähig machen wollte, uns ſelbſt zu regieren, und folglich aller künſtlichen Anſtalten, aller Staats-Verfaſſungen, poſitiven Geſetze und dergleichen entbehren zu können. Es wurde ferner gelehrt, und durch Stellen aus den Schriften der Evangeliſten und Apoſtel bewieſen, daß ächtes Chriſtenthum keine Volks-Religion, ſondern ein Syſtem für Auserwählte ſey; daß Jeſus den höhern Sinn ſeiner Lehre nur ſeinen vertrauteſten Jüngern mitgetheilt habe. Von Dieſer, hieß es, ſey dies Syſtem durch die disciplina arcani unter den erſten Chriſten fortgepflanzt, in den Myſterienſchulen der Gnoſtiker, Manichäer, Ophiten u. ſ. f. auf doppelte Weiſe, nemlich exoteriſch und eſoteriſch gelehrt, und dann endlich, nach manchen andern Wanderungen, in Hieroglyphen verſteckt, ein Eigenthum des Freymaurer-Ordens geworden. Ein großer Theil dieſer Deduction rührte von Spartacus ſelbſt her, und war gewiß nicht ſein ſchlechteſtes Werk. Man kann dieſen Theil in dem Anhange, der dem Nachtrage zu den Original-Schriften, unter dem Titel: **Zweyte Abtheilung, Documente**, beygedruckt iſt, Seite 80 u. f. leſen — Herr Weishaupt hatte nemlich nachher die Abſicht, dieſen Aufſatz ſchon in den Grad der dirigierenden Illuminaten (bey mir ſchottiſcher Rittergrad) einzuſchieben — und ich denke, man wird den darinn geäuſſerten Grundſätzen ſeinen Beyfall nicht verſagen können. Uebrigens beweiſen ſelbſt die Original-Schriften, daß der Prieſtergrad den Edelſten unter unſern Mitgliedern groß und wichtig vorkam — Und wie hätte es auch anders ſeyn können? Man leſe nur die eben angeführten Blätter, die einen Theil deſſelben ausmachten! Man leſe unpartheyiſch, und urtheile, ob darinn nicht die Lehre Jeſu aus einem erhabenen, reizenden Geſichtspuncte dargeſtellt wird. Freylich wird Mancher darinn einige dogmatiſche Sätze vermiſſen, die zwar nichts weniger als geleugnet, doch aber hier nicht eigentlich beſtimmt gelehrt werden: allein man bedenke nur, daß dieſer Aufſatz kein theologiſches Compendium ſeyn ſollte, und daß ein Haupt-Augenmerk dabey war, die Religion von einer ſolchen Seite darzuſtellen, daß ſie jedermann, auch den Nichtglaubigen, intereſſant wurde. Wird man dieſen Zweck tadeln können, da uns neulich Herr Nicolai geſagt hat, daß ſelbſt der würdige, fromme Zollikofer ſich erklärt habe: er halte es nicht für unrecht, einen **deiſtiſchen Gottesdienſt** zu ſtiften, an welchem alle Religions-Verwandte Theil nehmen könnten? Die Cäremonien, welche ich dieſem Grade vorgeſchrieben hatte, kamen dem Herrn Weishaupt einfältig und unbedeutend vor. *) Man weiß, daß er gegen alles von der Art eingenommen war; Indeſſen kann ich verſichern, daß manche ſehr verſtändige Männer eben dieſe Cäremonien rührend, voll Würde und feyerlich fanden. Ich geſtehe übrigens gern, daß meine alten Ideen von Prieſterthum und Einweyhung, durch alle meine Ordens-Arbeiten hindurch ſchimmerten; daß ferner mein ſanguiniſch-melancholiſches Temperament und ein gewiſſer Hang zur Schwermuth und Unzufriedenheit mit dieſer Welt, mich trieben, mehr Werth auf äuſſere, herzergreifende Gebräuche zu ſetzen, als Leute gutheiſſen werden, die immer nur aus dem Kopfe handeln, und ihre Vernunft gegen alle ſinnliche Eindrücke zu Hülfe rufen. Allein, was thut das zur Hauptſache? Fand deswegen der Weiſe weniger geſunden Sinn in der **Lehre**, weil ich ſie in ein **Gewand** hüllte, das auch Den behagte, deſſen Herz wie das meinige geſtimmt war? Leiden mancher Art hatten mir dieſe Stimmung, dieſen Hang zu religiöſer Schwärmerey gegeben. Ich räume ein, daß es wohl weiſer gehandelt iſt, in den Gründen der Vernunft, in ſtiller Gottes-Verehrung, in der Zuverſicht zu der Gerechtigkeit des höchſten Weſens, Troſt gegen Widerwärtigkeiten zu ſuchen, und allen Schlägen des Schickſals Standhaftigkeit und Vorſicht entgegen zu ſetzen; weiſer, als ſich durch ſinnliche Mittel einzuſchläfern, oder in eine andre Welt hinein zu träumen — Wer kann aber immer weiſe ſeyn?

---

*) Nachtrag zu den Original-Schriften, S. 94

So viel von dem Unterrichte und der äuſſern Einrichtung des Prieſtergrades! Die Arbeiten deſſelben waren ſehr wichtig, und verſprachen uns einſt die herrlichſten Früchte für die Welt, was die Wiſſenſchaften betrifft, denen ſie gänzlich gewidmet waren. Wir haben nemlich gehört, daß jeder Zögling ſich zu einem ſcientifiſchen Fache einſchreiben laſſen und demſelben ſeine Kräfte widmen, auch auf Verlangen ſammlen und forſchen muſſte in dieſem ſeinen Fache. Die Prieſter-Claſſe jeder Provinz nun ſollte, unter Vorſitz ihres Decanus, dieſe litterariſchen Operationen dirigieren. Alles war in Facultäten eingetheilt, zum Beyſpiel: für die Naturlehre, für die Geſchichte, für die Menſchenkenntniß, für die mathematiſchen Wiſſenſchaften, u. ſ. f. Ein Prieſter ſollte immer an der Spitze einer ſolchen Facultät ſtehn, und über ſein Fach einen Real-Catalogus führen, in welchem die wichtigſten neuen Entdeckungen aufgezeichnet würden. Forderte jemand Aufklärung oder Hülfe bey irgend einem wiſſenſchaftlichen Unternehmen und wendete ſich desfalls an die Obern; ſo würde, wenn aus dem Real-Catalogus die

Aufgabe noch nicht zu löſen geweſen wäre, allen Zöglingen, die in dem nemlichen Fache arbeiteten, aufgetragen worden ſeyn, für den ihnen unbekannten Freund zu ſammeln und zu arbeiten. Ohne große Beſchwerde, ohne Einwürkung von gelehrtem Neide, hätte man dann dem Bittenden die Reſultate der Nachforſchungen von einigen hundert fleißigen Menſchen in die Hände liefern können. Er hätte anfangen können da zu arbeiten, wo ſo viel gute Köpfe aufgehört gehabt, hätte die Materialien geſammelt, alles vorbereitet gefunden; der Schwächere würde der Lehrer des Stärkern geworden ſeyn, und nach und nach wäre der Orden in den Beſitz der ſeltenſten Kenntniſſe in allen Theilen der Gelehrſamkeit gekommen, die man als ein Depot bewahrt, und der Welt grade immer ſo viel davon mitgetheilt hätte, als in jedem Zeitalter, mit Rückſicht auf Bedürfniß und Grad der Aufklärung, nützlich geſchienen wäre.

Endlich kam der Regenten-Grad. Dieſer enthielt, auſſer einigen Cäremonien, (mit denen ich nun freylich gern alles zu bekleiden pflegte) die gemeſſenſten Inſtructionen für alle höheren Obern, nemlich für die Vorſteher der ſchottiſchen Ritter; (ſchottiſche Ober-Meiſter, auch Local-Obere genannt) für die Provinzialen, Inſpectorn und National-Obern. Wer ſich überzeugen will, ob dieſe Inſtructionen mit Klugheit, Redlichkeit und Conſequenz verfaſſt waren, der leſe zur Probe die Provinzial-Inſtruction in der **zweyten Abtheilung des Nachtrags zu den Original-Schriften, Seite** 17. u. f. Der Regenten-Grad aber hatte noch folgendes ganz Eigenes von meiner Angabe: Es iſt nemlich geſagt worden, daß dieſe Claſſe die Haupt-Direction des Ganzen führen, und uns Areopagiten nur Bericht von ihren Unternehmungen und Fortſchritten erſtatten ſollte. Ich ſetze alſo voraus, daß diejenigen Mitglieder, welche man nach ſo vielfachen Proben würdig gefunden hatte, in den Regenten-Grad aufgenommen zu werden, die edelſten, aufgeklärteſten, mit Einem Worte! die ausgebildeteſten Leute wären. Und dieſe verdienten dann, ganz freye Menſchen zu ſeyn, niemand als der Vernunft und der innigſt anerkannten Wahrheit gehorchen zu dürfen. Sie muſſten ſich nicht als unſre Maſchienen, als die Werkzeuge unbekannter Obern anſehn, und ich glaubte, es ſey unſre, der Areopagiten Pflicht, uns in die Lage zu ſetzen, an ihnen kühne Widerſprecher zu finden, wenn es uns je hätte einfallen können, hinter dem Schirme der Anonymität hervor, durch dieſe Regenten gefährliche Plane auszuführen. Zu dieſem Endzwecke hatte ich die Einrichtung getroffen, daß jedem von ihnen bey ſeiner Aufnahme in dieſen Grad alle uns geleiſteten Verbindlichkeiten zurückgegeben wurden, ja! ſogar ſein erſter Revers, der das Verſprechen der Verſchwiegenheit enthielt, die Tabellen über ſeine Verhältniſſe, ſein Lebenslauf, das Bild ſeines Characters — kurz! alles, was wir von ihm in Händen hatten, alles, was ihn auf gewiſſe Weiſe von uns abhängig gemacht, ihn in unſere Hände geliefert hatte, das wurde ihm wieder überreicht. Dabey ſagte man ihm: „er ſey nun völlig frey; Finde er in irgend einer andern Verbindung eine vollkommnere, zweckmäßigere Einrichtung; größere Reinigkeit der Abſichten; ſichrere Mittel, dahin zu gelangen; einen Würkungscreis, der Sei-

„ner würdiger wäre, und er fände das Corps ſeiner jetzigen Brüder abgeneigt, dieſe beſſere Einrichtung auch bey uns einzuführen; ſo ſey es ſeine Pflicht, zurückzutreten, und dahin zu gehn, wo Kopf und Herz größere Befriedigung fänden. Wir verlangten keineswegs ein Monopolium für uns, ſondern ſtrebten darnach, zum Beſten der Welt zu thun, was ſonſt nirgends ſo vollkommen geſchähe, und doch ſo nöthig zu thun wäre. Erkenne er unſre Arbeiten als unnütz, Zeitverſchwendend, vielleicht gar als gefährlich; ſo habe er jetzt ungebundene Hände, und es ſey ſeine Pflicht, das ganze Gebäude durch öffentliche Aufdeckung zu zerſtöhren, und Thorheit, Betrug und Bosheit zu Schande zu machen. Sey er aber bey uns — die Mängel aller menſchlichen Anſtalten abgerechnet — befriedigt; ſo werde ihn ſein eigener Eifer treiben, ein treuer Mitarbeiter zu bleiben, und alles zum Flor und zur Vervollkommung dieſes Syſtems beyzutragen — nicht aus Gefälligkeit für uns, ſondern aus Drang, der Menſchheit zu dienen" — Ich meine, dieſe Einrichtung allein ſollte der Reinigkeit unſrer Abſichten das Wort reden.

Die **große Myſterien-Claſſe** war, wie ſchon erwähnt worden, nicht errichtet. Die Gegenſtände ihrer Arbeiten ſollten die Erfahrungen und Ueberlieferungen alles deſſen ſeyn, was nur im ſpeculativen Fache, in den Geheimniſſen der Religion und in der höhern Philoſophie, den Menſchen ergründbar, groß, heilig und wichtig ſeyn kann. Nur zwölf Areopagiten und ein aus ihrer Mitte gewähltes Oberhaupt wären die Mitglieder dieſer Claſſe geweſen, und bey Abgang eines Areopagiten hätte man unter den Regenten Einen zu Wiederbeſetzung des Platzes gewählt. —

Das war das ganze Ordens-Gebäude! Und nun trete Der auf, welcher etwas darinn finden kann, das der wahren Religion, der bürgerlichen Glückſeligkeit und den guten Sitten Gefahr gedroht hätte! Ich ſage mehr: Der trete auf, welcher mir eine Verbindung namhaft machen kann, die ſo gut auf alles ihr Augenmerk gerichtet hätte, und mit ſo viel Vorſichtigkeit für alles zu ſorgen bemüht geweſen wäre, was nur Menſchen und Welt beſeligen, und die Erde zu Einem Familien-Hauſe glücklicher Kinder eines gemeinſchaftlichen Vaters machen kann! Lief viel Unausführbares, Chimäriſches mit unter; ſo habe man Nachſicht mit dem gut gemeinten Enthuſiasmus! Leuchtete Schwärmerey hervor; ſo war es gewiß eine Schwärmerey, die das Herz zu edeln Thaten trieb und erwärmte. Will man den Einwurf machen, daß dieſe Maſchiene einſt gemisbraucht werden konnte; ſo darf man nicht vergeſſen, daß dies bey allen Anſtalten in der Welt der Fall iſt, und daß hier wenigſtens, ſo viel möglich, dem Misbrauche vorgebeugt war — — Doch das bedarf ja meiner Apologie nicht; die Sache redet durch ſich ſelbſt.

Als ich dies Syſtem vollſtändig alſo ausgearbeitet hatte; ſchickte ich die ſämtlichen Hefte an Spartacus, um ſie, der Abrede gemäß, an alle Areopagiten zur Cenſur herumlaufen zu laſſen. Es dauerte gewaltig lange, ehe ich die geringſte Antwort erhielt, *) und doch war

---

*) Nachtrag zu den Original-Schriften, Seite 75, in der Mitte.

mir ſo viel daran gelegen, das Gebäude endlich errichtet zu ſehn, um meine Leute befriedigen, die ungeheure Laſt von Arbeit von meinen Schultern abwälzen, vertheilen, und gehörig inſtruirte Obere in den fünf Creiſen von Teutſchland, welche ich bis itzt beſorgt hatte, anſetzen zu können.

Es meinten zuweilen Einige von uns, und ſogar Spartacus, es ſey beſſer gethan, nicht mit Berichtigung der Grade zu eilen, ſondern nach und nach, ſo wie wir mehr Erfahrung machen würden, immer ein Stück zu dem vorigen hinzuzufügen. Sie führten dabey an, daß die Verfaſſung der Jeſuiten auch nur ſtufenweiſe ihre Conſiſtenz bekommen habe, bis endlich das in ſeinen geringſten Theilen ſo feſt zuſammenpaſſende Werk herausgekommen ſey. Allein ich wendete dagegen mit Grunde Folgendes ein:

1) Waren die Jeſuiten unumſchränkte Herrn über ihre Zöglinge. Sie konnten jeden Augenblick nach Willkühr die ganze Verfaſſung umſchmelzen — Man muſſte ihnen blindlings gehorchen. Der Gehorſam, die Folgſamkeit un-

unſrer Leute hingegen konnte allein auf die Conſequenz und Planmäßigkeit unſrer nie ſich widerſprechenden Vorſchriften beruhn.

2) Ich hatte den Männern, welche ich aufgenommen, geſtützt auf des Herrn Weishaupts Wort, gleich anfangs eine vollkommen eingerichtete Verbindung verſprochen. Ich verlohr allen Glauben, und die Sache ſelbſt verlohr an Ehrwürdigkeit bey ihnen, wenn ſie merkten, daß wir noch immer an der Einrichtung des Werks arbeiteten, daß die Anlage noch ſo neu wäre, daß nicht ſchon die längere Dauer einen Beweis von der Sicherheit unſrer Anſtalten gegeben hätte.

3) Die Erfüllung deſſen, was in den untern Graden verſprochen wurde, beruhete auf die Einrichtung der höhern; alles griff in einander. Sollten die Zöglinge gebildet werden; ſo muſſten Leute da ſeyn, welche ſie bildeten. Dieſe muſſten gehörig inſtruirt werden, und das konnte nur geſchehn, wenn man über alle Grundſätze, Zwecke und Mittel beſtimmte Vorſchriften geben konnte — Kurz! im Wiſſenſchaftlichen, im Politiſchen, im Morali-

ſchen, in Allem entſtanden häufige Stockungen, ſo lange nicht das Werk in ſeinem Mittelpunct vollendet war *).

Es ſchien würklich, als wenn Spartacus die Stärke dieſer Gründe fühlte, und da die Areopagiten noch immer zauderten, die Hefte begleitet von ihren Anmerkungen, zurückzugeben; ſo ſchrieb mir Herr Weishaupt: „Es „dürfe durch die Faulheit dieſer Menſchen das „Ganze nicht aufgehalten werden; ich ſolle „nur, ohne weiteres Bedenken, meine Grade, „ſo wie ich ſie ausgearbeitet hätte, einführen.“ Endlich kam denn auch die Beyſtimmung der Uebrigen an, und man ſchickte mir alle Grade, **in's Reine geſchrieben, mit Spartacus Ordens-Petſchafte und Chiffer beglaubigt**, zurück. Nur fand man, daß die religioſen Cäremonien im ſchottiſchen Ritter-Grade ohne Gefahr in catholiſchen Ländern nicht leicht einzuführen ſeyn würden, und bedung ſich daher aus, dieſe nach den Umſtänden weglaſſen zu dürfen — Alles Uebrige war ihnen Recht.

---

*) Nachtrag zu den Original-Schriften, S. 194.

Wer war nun froher als ich? Ich theilte meine Grade ſo gewiſſenhaft als möglich aus — Ich ſage: als möglich, denn man weiß aus dem Vorigen, daß ich bey den ſchnellen Fortſchritten, die der Orden machte, ohnmöglich alle erforderliche Vorſicht in Auswahl der Mitglieder beobachten konnte, da ich allein ſie ſämtlich zu erforſchen und zu leiten nicht im Stande war. Dazu kam, daß die mannigfaltigen Betrügereyen, von denen man in der Freymaurerey die traurigen Erfahrungen gemacht, beſonders in proteſtantiſchen Provinzen, die an blinden Gehorſam und unbedingten Glauben nicht gewöhnten Mitglieder mistrauiſch gemacht hatte, ſo daß ich zuweilen, um einen unruhigen Kopf zu hindern, den Saamen dieſes Mistrauens weiter auszuſtreuen, und um ihn von der Güte der Sache zu überzeugen, hie und da Einen tiefer in das Syſtem mußte blicken laſſen, als er ſeinen Verdienſten nach hätte fordern können — Doch waren dieſer Fälle wenige. Ich ſetzte in allen Gegenden hohe, mittlere und niedere Obre an, entwarf eine Geographie des Ordens,*) und daß ich nicht ganz unglücklich in der Wahl jener Obern geweſen ſeyn muß, das wird dadurch bewieſen, daß, als ich nachher den Orden verlaſſen hatte, Spartacus alle dieſe Männer — ich glaube Einen ausgenommen — an der Spitze des Werks ſtehn ließ, ja! noch höher beförderte.

---

*) Zweyte Abtheilung des Nachtrags zu den Original-Schriften, das letzte Blatt.

Jetzt unternahm ich denn auch, auf die Freymaurerey zu würken. Mein damaliges Circular an die Logen *) mag darthun, ob meine Abſichten dabey edel oder nicht waren. Wir fiengen an, eigene Logen zu gründen, und auch dies Geſchäft übernahm ich zum Theil, um ſo lieber, da es nun offenbar war, daß die Bemühungen des Convents in Wilhelmsbad in der Hauptſache fruchtlos geweſen waren; und alles ſchien gut zu gehn. Die höhern Grade wurden mit Enthuſiasmus aufgenommen — Wenn auch hie und da jemand ein kleines Bedenken bey einzelnen Stellen hatte — Jedermann war zufrieden: ich freuete mich meines Werks, gab alle Direction ab, und arbeitete, wo es grade die Gelegenheit gab, als

---

*) Ebendaſelbſt, Seite 133.

als untergeordnetes Mitglied, ja! ich berichtete an meine eigenen Untergebenen, die ich zu Oberen angeſetzt hatte, wie man dieſe Berichte in den Original-Schriften abgedruckt findet.

Indeß ich nun aber erwartete, daß die übrigen Areopagiten einen gleichen Weg einſchlagen, und alle Puncte unſers Vertrags halten würden, erfuhr ich gerade das Gegentheil. Spartacus konnte die Idee, der befehlende General zu ſeyn, nicht vergeſſen. Daß der Orden jetzt eine Verbindung unter freyen Menſchen, daß er würklich nicht mehr ſein Eigenthum, ſein Werk war, das ſchien ihm gar nicht einzuleuchten, und niemand wird ſich darüber wundern, oder ihm daraus ein Verbrechen machen, wenn man überlegt, welche Haupt-Begriffe immer bey ihm herrſchend geweſen waren, und wie leicht Gefühl von innerm Werthe und wahrem Verdienſte in Egoismus ausartet. *) Kaum waren daher die Grade fertig und eingeführt, als

er

*) Nachtrag zu den Original-Schriften, Seite 34 oben, 80 und 81 oben.

er mir ohne weitere Umſtände ſelbſt gemachte Veränderungen, Zuſätze und Umſchaffungen zufertigte, mit dem Verlangen, dieſelben meinen Untergebnen mitzutheilen. So vortreflich auch das alles hätte ſeyn mögen; ſo muſſte ich doch feyerlich dagegen proteſtieren. *) Zu geſchweigen, daß dies gegen unſre feyerliche Verabredung lief; zu geſchweigen, daß es mit unerhörten Weitläuftigkeiten verbunden war, alle Augenblicke in allen Gegenden von Teutſchland die durch Abſchriften ſo ſehr vervielfältigten Cahiers umzuſchreiben und von Neuem atteſtieren zu laſſen; zu geſchweigen, daß dies mich und den Orden bey den Untergebenen lächerlich und verächtlich machen, und ihnen allen Muth benehmen muſſte; ſo ſtellte ich dem Herrn Weishaupt noch vor: „eine Menge von „Verordnungen, deren eine die andre aufhöbe, „ſey bekanntlich das ſicherſte Kennzeichen einer „ſchwachen Regierung, und das zuverläßigſte „Mittel, keine dieſer Verordnungen befolgt zu „ſehn; Ein fehlerhaftes Syſtem, nach welchem

---

*) Original-Schriften, Seite 376, unten. Nachtrag zu denſelben, Seite 66, 67, 82 und 83, unten.

„chem man in allen Puncten conſequent handelte, ſey faſt immer mehr werth, als gar „kein feſtes Syſtem, oder als ein ſolches, an „welchem man ohne Unterlaß flickte.“ Doch dieſe Gründe machten keinen Eindruck; Er beſtand auf ſeinem Kopfe, ich auf dem meinigen, und nun fieng er an, zu finden, daß der Philo, den er ehemals bis in den Himmel erhoben hatte, jetzt der ſchiefſte, elendeſte Kopf wäre. Alle kleinen Unannehmlichkeiten, die in meinen Provinzen vorfielen, und welche hie und da bey einem ſo zuſammengeſetzten Werke nicht ausbleiben konnten, ſchrieb er auf meine Rechnung — Das war ſein Fehler! Der meinige beſtand darinn, daß ich Anfangs nicht mit derjenigen Sanftmuth gegen ihn verfuhr, mit der ich hätte zu Werke gehn ſollen. *) Ich war ſtolz auf mein Verdienſt um den Orden, der — das durfte ich mir doch ſagen — ohne mich eine höchſt unbedeutende Anſtalt geblieben wäre. Die gegenſeitige Erbitterung nahm zu; wir fanden von beyden Seiten Leute im Orden, die Parthey ergriffen, und Drohungen,

---

*) Nachtrag zu den Original-Schriften, S. 92.

gen, die mir in der Hitze entfahren waren, gaben Spartacus Gelegenheit, Mistrauen gegen mich zu erwecken *).

Die willkührlichen Umänderungen der Grade waren aber nicht das Einzige, worüber ich zu klagen hatte. Was ich nie gutheiſſen konnte, und was Herr Weishaupt auch jetzt nicht unterließ, war ſeine Art, als General, als Oberhaupt, oder ſoll ich ſagen als Hofmeiſter und Erzieher von uns Allen, gegen die Areopagiten zu verfahren. Bald lobte er den Einen, um dadurch des Andern Nacheiferung zu erregen; bald tadelte er Jenen, um Dieſem zu verſtehn zu geben, daß er die nemlichen Fehler habe; bald erklärte er: er wolle zur Strafe künftig Mahomed keine Nachrichten mehr mittheilen. Ein andermal ſchrieb er von mir nach Athen: Er wolle mich laufen laſſen, bis ich zum Gehorſam zurückkehrte, u. ſ. f. — Es läßt ſich begreifen, daß Männer nicht gern ſich ſo etwas gefallen laſſen.

---

*) Nachtrag zu den Original-Schriften, Seite 81 und 84.

Dazu kam, daß die übrigen Areopagiten nicht, ihrem Verſprechen gemäß, die Directionen abgaben, ſondern vor wie nach und ganz willkührlich in ihren Provinzen fortwürkten. Nichts wurde gemeinſchaftlich getrieben, ſondern alles einſeitig und eigenmächtig.

Spartacus fieng an, hinter meinem Rücken her mit den von mir angeſetzten Obern und andern einzelnen Mitgliedern Briefe zu wechſeln; ſich nicht undeutlich gegen ſie merken zu laſſen, daß er der Stifter und Cheff des Ganzen ſey; ſeine neuen Grade hie und da durch dieſe Leute einzuführen; und da dieſe Verſchiedenheit in den mitgetheilten Graden Einige ſtutzen machte; ſo ließ man unter der Hand das Geſpräch entſtehn, als müſſe ich wohl die **Grade verfälſcht** haben, die aus Bayern geſchickten hingegen ächt ſeyn, weil von daher bekanntlich der Orden zuerſt in unſre Gegenden gekommen ſey.

Wenn die einzelnen Mitglieder, mit welchen Herr Weishaupt in Correſpondenz getreten war, in ihren Briefen Meinungen äuſſerten, die mit den ſeinigen übereinſtimmten; wenn ſie gegen Aberglauben, Dummheit und Sclaverey declamierten; wenn ſie mit Wärme und Enthuſiasmus von ſeinem Orden und von dem großen, ihnen unbekannten Manne redeten, aus deſſen Kopfe ein ſolcher Plan gekommen wäre; ſo konnten ſie den guten Weishaupt, der ſo neu in der Welt und ſo eifrig für die gute Sache war, zu Allem bereden. Er erlaubte ihnen, in fremde Provinzen hinein zu würken; Er hörte ihre Geſchwätze an, ohne mich zu fragen, wenn ſie, vor oder gegen jemand eingenommen, Jenen für den hellſten Kopf, Dieſen für den dümmſten Schwärmer ausgaben. Geſtützt auf ſeinen Beyfall, nahmen ſie ſich dann Freyheiten, die er ſelbſt ihnen ohnmöglich zugeſtanden haben konnte, wovon er gewiß nichts wuſſte. Sie predigten ihre Privat-Meinungen, als Grundſätze des Ordens, verfolgten durch ihre Zöglinge ihre ſpeciellen Feinde, als Feinde der Wahrheit. Es wurden den Minervalen in einer gewiſſen Gegend öffentlich Bücher gegen die chriſtliche Religion, es wurde ihnen unter andern der Horus zu leſen empfohlen; Man ließ ſich in

Briefwechſel über Ordens-Gegenſtände mit einem gewiſſen — ſoll ich ſagen Gelehrten? — nein! Bücherſchreiber, ein, der ſeiner zügelloſen Feder wegen eben ſo bekannt, als berüchtigt wegen ſeines unſittlichen Lebens iſt; Man errichtete, ohne mein Wiſſen, den eclectiſchen Freymaurer-Bund — Kurz! man handelte ſo willkührlich und ſo ganz den Verträgen und Verſprechungen entgegen, daß aus allen Ecken von Teutſchland Klagen und Vorwürfe auf mich losſtürmten. Ich machte Vorſtellungen; — man hörte mich nicht; man vergaß alles, was ich für den Orden gethan hatte; Schlechte Menſchen, und unter Dieſen — mit Betrübniß ſage ich es — Solche, die mir ſehr weſentliche Verbindlichkeiten hatten, hetzten den Herrn Weishaupt immer noch mehr gegen mich auf. Meine Empfindlichkeit war auf's Höchſte geſtiegen; Ich vergaß mich ſo weit, daß ich drohete, ich wolle öffentlich die Geſchichte eines Geſellſchaft drucken laſſen, in welcher man ſo undankbar und deſpotiſch zu Werke gienge. Man kannte mich, man wuſſte, daß ich hierzu nicht fähig war, und Spartacus, der einmal von ſeinem Syſteme, ſich als General nichts vergeben zu dürfen, und aller Menſchen entbehren zu können, nicht abgehn wollte, gab mir nicht nach, ſondern verlangte Unterwerfung; Man forderte mich auf, jetzt, da ich alle Directionen abgegeben hatte, etwas gegen den Orden zu unternehmen; Man ſpottete meiner Ohnmacht, verſicherte, man bedürfe Meiner nicht weiter und fürchte mich nicht, und weil ich damals eben auf einige Zeit die Aufſicht über einen kleinen Diſtrict übernommen hatte, der noch nicht in Ordnung war; ſo vergaß der Herr Profeſſor unſre Verhältniſſe ſo weit, daß er mir durch einen meiner ehemaligen Untergebenen, den ich als Obern angeſetzt hatte, Befehle zufertigen ließ, die ohngefehr ſo abgefaßt waren, wie die, welche man einem Schulknaben geben würde.

Obgleich dies nun würklich von Spartacus Seite viel Feſtigkeit und Conſequenz verrieth, indem er, mit Hinſicht auf die Würde der Sache, der er nichts vergeben wollte, alles aus den Augen ſetzte, was ihm auſſerdem gewiß die Vernunft und ſein Herz geſagt haben würden; ſo kann man ſich doch denken,

wie

wie ſehr mich das aufbringen muſste, um ſo mehr, da nach und nach faſt allgemein im Orden ſich ſehr nachtheilige Gerüchte von meinem Betragen gegen denſelben verbreiteten, und ich tauſend Neckereyen von kleinen Menſchen zu ertragen hatte. Dennoch verfuhr ich nicht ohne Mäßigung; Ich ſchrieb an die Areopagiten, und bath ſie um Hülfe und Rath; *) Ich ſchrieb an Spartacus und both ihm Frieden an **). Erſtere gaben mir zwar Recht, wurden aber wieder umgeſtimmt; Letzterer hingegen antwortete mir gar nicht. Ich brachte einen neuen Congreß zu Ausgleichung der Streitigkeiten in Vorſchlag; Spartacus hintertrieb ihn. ***) Nun glaubte ich es mir ſelbſt und Andern, denen es einmal eben ſo gehn könnte, ſchuldig zu ſeyn, wenigſtens den Beſten unter den Brüdern die ganze Geſchichte dieſer Händel bekannt zu machen. Ich ſchickte und gab Einigen unter denſelben einen Aufſatz,

---

*) Nachtrag zu den Original-Schriften, S. 99.

**) Ebendaſelbſt, Seite 118.

***) Nachtrag zu den Original-Schriften, Seite 385.

ſatz, in welchem ich dies alles kurz entwickelte, und konnte und wollte damals freylich nicht hindern, daß von dieſem Aufſatze Abſchriften genommen wurden.

Indeſſen war mir ſelbſt bange, ich mögte mich einſt zu niedrer Rache verleiten laſſen — Mein lebhaftes Temperament, mein beleidigter Stolz, meine gekränkte Eitelkeit — dies alles rührte mich auf; ich glaubte dem vorbauen zu müſſen. Ich hatte eine Menge Briefe von Spartacus und Andern in Händen, deren Bekanntmachung Manchen in große Verlegenheit geſetzt haben würde. An Einem Tage verbrannte ich den größten Theil dieſer Papiere und ſchickte das Uebrige an die dabey intereſſierten Leute zurück. Die Cahiers der ſämtlichen Grade ſchenkte ich einem gewiſſenhaften und verſtändigen Freymaurer, gegen einen Schein, worinn er einem Mitgliede des Illuminaten-Ordens verſprach, keinen nachtheiligen Gebrauch davon zu machen. Die Acten über ein gewiſſes Geſchäft, das einem großen Hofe ſehr wichtig war, und welche Acten man mir, als das Zutraun der Brüder zu dem Orden am größten geweſen, anvertrauet, ich aber, ſo wie alle Papiere ſolcher Art, nie aus meinen Händen gelaſſen, und nie nach Bayern etwas davon geſchrieben hatte, ſchickte ich dem großen Fürſten, den die Sache betraf, zu. Er nahm dies äuſſerſt gütig auf, und wenn er mir nicht erlaubt hat, hier ſeinen Namen zu nennen; ſo iſt es wenigſtens nicht ohne ſeine Beyſtimmung geſchehn, daß ich das Factum ſelbſt erzählt habe.

Endlich wurden einige redliche Männer, die an der Spitze der National-Direction ſtanden, und denen ich mich eröfnet hatte, bewogen, damit die Sache nicht weiter gehn und ſchlimmere Folgen haben ſollte, einen Vergleich zu bewürken, welcher den 1ſten Julius 1784. zwiſchen dem Orden der Illuminaten und mir unter folgenden Bedingungen geſchloſſen wurde:

1) Man gab mir ein ſchriftliches Document, unterſchrieben und unterſiegelt mit den weltlichen Namen und Petſchaften zweyer,

ihrem Stande, ihrer Denkungsart und ihren Ordens-Aemtern nach, hohen, verehrungswürdigen Mitglieder, des Inhalts: daß man mir bezeugte, ich ſey freywillig aus dem Orden getreten, und man erkenne mit Dankbarkeit meinen bisherigen Eifer in Ausbreitung des Ordens. Dies Document iſt noch in meinen Händen, und kann von mir da, wo es nöthig iſt, vorgezeigt werden.

2) Man verſprach, durch ein Circular an alle Brüder, vom kleinen Illuminat-Grade an, den nachtheiligen, falſchen Gerüchten, die von mir, in Anſehung meines Betragens im Orden, entſtanden wären, zu widerſprechen, und ihnen ſämtlich zu befehlen, mich künftig in Ruhe zu laſſen.

3) Ich lieferte den Reſt aller noch bey mir befindlichen Ordens-Papiere aus, und machte mich verbindlich, über das Vorgefallene Verſchwiegenheit zu beobachten, den menſchenfreundlichen Abſichten des Ordens nicht entgegen zu arbeiten, und ſeine Obern weder zu nennen, noch zu compromittiren.

Ich habe ſtrenge und gewiſſenhaft mein Wort gehalten, ohngeachtet ich vielfältig aufgefordert worden bin, zu reden. Ich habe bis itzt geſchwiegen, ohngeachtet alles, was ich ſagen konnte und nun geſagt habe, öffentlich gedruckt, aber ohne Zuſammenhang und zum Theil in ſehr falſchem Lichte dem Publico vorgelegt war. Ich habe geſchwiegen, ohngeachtet die Original-Schriften einen doppelten ſchlimmen Verdacht gegen mich zu erwecken ſchienen, zuerſt, indem ſie mich als einen der erſten Häupter einer Geſellſchaft darſtellten, welcher man die gefährlichſten Abſichten Schuld gab, und dann, indem, durch die abgedruckten Briefe des Herrn Weishaupt an die Areopagiten, mein Betragen im Orden ſelbſt manchem Profanen, ja! ſelbſt manchem Mitgliede deſſelben zweydeutig vorkommen konnte. Ich habe Wort gehalten; Es thut mir aber leid, ſagen zu müſſen, daß die guten Abſichten jener beyden erlauchten Brüder nicht gänzlich von Seiten der übrigen Mitglieder erfüllt worden ſind. Manche unendle Neckereyen Einzelner haben mir noch nachher böſe Stunden gemacht; Die Mittel-Obern haben zum

Theil die Bekanntmachung jenes Circulars, welches meine Unſchuld bezeugen ſollte, unterlaſſen; Andre damit gezaudert, bis es ihnen geſchärft befohlen wurde; Als die Verfolgung in Bayern ausbrach, gab es ſchlechte Menſchen, die, bis die Triebfedern, welche dabey im Spiele geweſen, allgemein bekannt wurden, unter der Hand ausſprengten, ich ſey, von Rachſucht verleitet, würkſam dabey geweſen; Endlich, als der Aufſatz, wovon ich oben geredet habe, und den ich zu meiner Vertheydigung, **vor geſchloſſenem Vergleiche**, manchen Brüdern mitgetheilt hatte, hie und da noch herumlief, und einige meiner Freunde, die den weitern Erfolg wußten, mit mehr Wärme als Klugheit, die Geſchichte meines Zwiſtes mit Spartacus erzählten, wollte man auch das auf meine Rechnung ſchreiben — Doch, dies alles iſt überſtanden; die Zeit hat Vieles aufgeklärt, und ich kann heilig betheuern, daß **ich an allem, was ſeit dem 1ſten Julius 1784. im Orden der Illuminaten und denſelben betreffend, Gutes und Böſes vorgefallen, auch nicht den mindeſten, entfernteſten Antheil habe.** Ob er in der nemlichen oder in einer andern Geſtalt fortgeſetzt worden, und noch fortgeſetzt wird; ob und was für neue Grade man angenommen; ob Spartacus und die übrigen Areopagiten an der Spitze ſtehn geblieben; ob die Brüder in Bayern zu dem ſchnellen und ſtrengen Verfahren der Regierung gegen ſie Gelegenheit gegeben, oder nicht; wer dieſe ganze Cabale zuerſt angeſponnen — Das alles iſt mir durchaus fremd geblieben, und ich habe ſogar vermieden, mit meinen vertrauteſten Freunden, die nach mir noch in der Verbindung geblieben waren, darüber beſtimmt zu reden. Ich habe aller Würkſamkeit für geheime Verbindungen entſagt, und darüber öffentlich mein Glaubensbekenntniß abgelegt. *) Nur als in Heidelberg eine Freymaurer-Loge errichtet wurde, übernahm ich aus Gefälligkeit ein Amt in derſelben und die Mühe, ein Conſtitutionsbuch auszuarbeiten. — Und auch das kann von meiner Unpartheylichkeit zeugen, denn dieſe Loge befolgte in der Hauptſache die Norm der Wilhelmsbader Convent-Schlüſſe —

---

*) In meinen oben angeführten Schriften: **über den Umgang** u. ſ. f.

Daß endlich auch ich jetzt, und zwar zum letztenmal, welchen Eindruck auch dieſe Schrift machen mögte, über dieſe Sache rede, nachdem jedermann die gedruckten Original-Schriften in Händen hat, und mein Name öffentlich genannt worden; das wird man mir wohl eben ſo wenig verdenken, als von der andern Seite mein langes Stillſchweigen, indeß die übrigen Intereſſenten faſt Alle vor dem Publico aufgetreten ſind, übel deuten.

Habe ich zu partheyiſch, vielleicht gar, zu ruhmräthig von mir ſelbſt geredet; habe ich meine Sache einſeitig, in zu vortheilhaftem Licht dargeſtellt; ſo verzeyhe man mir! Welcher Erdenſohn iſt ganz unpartheyiſch, wenn es ſeine eigene Angelegenheit betrifft, und wer iſt ganz frey von Eitelkeit?

Documente habe ich, auſſer dem vorhin erwähnten und den gedruckten, auf welche ich mich bezogen, nicht ein Einziges, zu Begründung der Wahrheit meiner Angaben, aufzuzeigen. Ob meine Freunde nicht vielleicht dergleichen aufbewahrt haben und bereit ſeyn mözten, wenn es Noth thäte, damit hervorzutreten — das iſt eine andre Frage. Den aber fordere ich auf, der mir beweiſen könnte, daß ich in dieſen Blättern, deren Haupt-Inhalt ich, wenn die Sache wichtig genug wäre, eidlich erhärten könnte, eine einzige falſche Thatſache erzählt hätte.

* * *

Gedruckt bey W. Pockwitz, jun.

Ueber den Umgang mit Menſchen.

Von

A. Freyherrn von Knigge.

In zwey Theilen.

Mit Churfürſtl. Sächſiſchem Privilegio.

Hannover,
in der Schmidtſchen Buchhandlung.
1788.

Der gnädigen Frau

von Berlepſch,

gebohrnen von Oppel,

mit

hochachtungsvollſter Ehrerbiethung

gewidmet.

Vorrede.

Der Gegenſtand dieſes Buchs kömmt mir groß und wichtig vor, und irre ich nicht; ſo iſt der Gedanke, in einem eigenen Werke Vorſchriften für den Umgang mit allen Claſſen von Menſchen zu geben, noch neu. Eben dieſer Umſtand aber, und daß mir in Teutſchland, ſo viel ich weiß, niemand vorgearbeitet hat, muß einen Theil der Unvollkommenheiten meiner Arbeit entſchuldigen. Es iſt ein weites Feld, vollſtändig und gründlich zu bearbeiten, vielleicht für Einen Menſchen, und gewiß für meine Kräfte zu groß. Kann aber das *in magnis voluiſſe aliquid* Verdienſt geben; ſo darf ich einigen Anſpruch auf den Dank des Publicums machen, um ſo mehr, wenn etwa meine Arbeit bey einem gröſſern Menſchenkenner und feinern Philoſophen einſt die Luſt erwecken ſollte, etwas Vollkommneres hierüber zu liefern.

Vielleicht wird man mir Weitſchweifigkeit vorwerfen und mich beſchuldigen, ich hätte Raiſonnements eingemiſcht, die nicht eigentlich zu den Regeln über den Umgang mit Menſchen gehören; Allein es iſt hier ſchwer, die wahre Grenzlinie zu finden. Wenn ich zum Beyſpiel lehren will, wie vertrauete Freunde im Umgange mit einander ſich betragen ſollen; ſo ſcheint es mir ſehr paſſend, erſt etwas über die Wahl eines Freundes und über die Grenzen freundſchaftlicher Vertraulichkeit zu ſagen, und wenn ich über das Betragen im geſelligen Leben mit manchen Claſſen von Menſchen rede und zeige, wie man ihrer Schwächen ſchonen ſoll; ſo ſtehen philoſophiſche Bemerkungen über dieſe Schwächen ſelbſt, und über deren Quellen, nicht am unrechten Orte.

Uebrigens habe ich dies Buch nicht flüchtig hingeſchrieben, wie wohl andre meiner Schriften, ſondern lange an den Materialien dazu geſammlet — Es enthält Reſultate aus meinem ziemlich unruhigen Leben unter Menſchen mancher Art. Bey dem veränderlichen und leichtfertigen Geſchmacke des teutſchen Publicums und der übertriebenen Nachſicht, mit welcher daſſelbe unbedeutende Romane, leere Journale, platte Schauſpiele und nichtswürdige Annecdoten-Sammlungen aufnimmt, mögte es zwar kaum einer Entſchuldigung bedürfen, wenn man dieſen größern Theil des Publicums nicht ſo ſehr reſpectirte, daß man ſtrenge gewiſſenhaft in Wahl und Ausfeilung der Producte wäre, welche man in die gelehrte Welt ſchickte. Schriftſtellerey iſt in jetzigen Zeiten nicht viel mehr, als Geſpräch mit der Leſewelt; In freundſchaftlichen Unterredungen wiegt man aber nicht jedes Wort ab. Der müßige Haufen will ohne Unterlaß etwas Neues hören; ernſthafte, wichtige Werke werden von den Buchhändlern nicht halb ſo gern in Verlag genommen und vom Publico nicht halb ſo eifrig geleſen, als jene Modewaare; Wenn man ſich nun herabläſſt, die Wahrheiten, die man zu ſagen hat, wenigſtens in ein ſolches Gewand zu hüllen, wie es der große Haufen gern ſieht; ſo läuft wohl freylich je zuweilen ein unnützes Wort mit unter, und das iſt vielleicht auch mein Fall geweſen. Doch will ich offenherzig genug ſeyn, noch etwas zu

Entſchuldigung meiner bisherigen Vielſchreiberey anzuführen.

Niemand kann lebhafter als ich ſelbſt fühlen, welcher Ausfeilung meine zuerſt herausgegebenen Schriften noch bedurft hätten, um irgend einen Grad von Vollkommenheit zu erreichen. Indeſſen wurden ſie und werden noch immer häufiger geleſen und öfter aufgelegt, als ſie es verdienen. Der Verleger bath um mehr Waare von der Art, machte mir vortheilhafte Bedingungen, und ich wies den Erwerb nicht von mir. Ich ſchäme mich dieſes Geſtändniſſes nicht: Wer nur irgend weiß, auf welche Weiſe mein Vermögen eine lange Reihe von Jahren hindurch, ſehr ohne meine Schuld, iſt verwaltet worden, der wird mir das gern verzeihn, und wer mit meiner häuslichen Lebensart bekannt iſt, muß mir das Zeugniß geben, daß ich das Gewonnene auf keine unedle Art verwendet habe.

Nicht immer habe ich mich vor meinen Schriften genannt; Zuweilen hat man mich als Verfaſſer von Büchern angegeben, die ich nicht einmal geleſen hatte. Das hat mich bis itzt wenig bekümmert; Anders aber handelt der Mann, der in fremden Provinzen lebt, ohne an den Staat geknüpft zu ſeyn, dem es desfalls weniger ängſtlich um ſeinen bürgerlichen und gelehrten Ruf zu thun iſt, und anders Der, welcher in ſeinem Vaterlande wohnt, und dem die Achtung auch des Geringſten unter ſeinen Mitbürgern nicht gleichgültig ſeyn darf. Nach achtzehnjähriger Abweſenheit befinde ich mich nun wieder in dem letztern Falle. Ich würde fürchten, man mögte das Unkraut, ſo ich hergäbe, dem vaterländiſchen Boden zur Laſt legen, auf welchem es gewachſen wäre, wenn ich fortführe, ſo ſchnell zu arbeiten; Ich würde fürchten, mein liebes Vaterland zu beſchimpfen, in welchem gottlob! der

Haufen elender Scribler noch nicht ſo groß iſt, als in den mehrſten andern Provinzen Teutſchlands. Was ich alſo hier liefere und etwa ferner liefern werde; (wenn ich je noch auſſer dieſem Werke etwas ſchreiben ſollte) muß wenigſtens keine loſe Waare ſeyn, und nie werde ich wieder etwas drucken laſſen, ohne meinen Namen davor zu ſetzen.

Es hat nicht Unzufriedenheit mit meinem Herrn Verleger in Frankfurth am Mayn, ſondern andre Rückſichten haben mich bewogen, dies Buch einer hieſigen Buchhandlung in Verlag zu geben, vielmehr muß ich dem Herrn Andreä das Zeugniß geben, daß er ſich jederzeit ſehr billig, redlich und freundſchaftlich gegen mich betragen hat.

Einige meiner Schriften ſind in Wien und Leipzig nachgedruckt worden, Sollte Einer von der berüchtigten Zunft etwa auch auf dies Büchelchen eine corſariſche Unternehmung von der Art wagen wollen; ſo dient demſelben zur Nachricht, daß alle Vorkehrungen getroffen ſind, den Schaden eines ſolchen Diebſtahls auf den Räuber ſelbſt fallen zu machen.

Hannover im Jenner 1788.

Erſter Theil.

Inhalt des erſten Theils.

Einleitung.

Warum man mit großen und glänzenden Eigenſchaften dennoch nicht immer in der Welt ſein Glück mache. Ueber den eſprit de conduite. Mancher will ſich nicht nach den Sitten Andrer fügen; Manchem fehlt es dazu an der nöthigen Weltkenntniß; Mancher iſt zu voll Forderungen. Aber auch mit dem beſten Willen und guten Anlagen glückt es nicht Jedem; Warum? In Teutſchland iſt es ſchwer, allgemein gute Eindrücke in Geſellſchaften zu machen; Warum? Bilder von Verſchiedenheit des geſellſchaftlichen Tons in einigen Provinzen von Teutſchland und Bilder von den Sitten verſchiedener Stände. Meine eigenen Erfahrungen. Von meinem Berufe über dieſen Gegenſtand zu ſchreiben.

Erſtes Capittel. Allgemeine Bemerkungen und Vorſchriften über den Umgang mit Menſchen.

1) Jeder Menſch muß ſich in der Welt ſelbſt gelten machen. Anwendung dieſes Satzes. 2) Man ſoll ſeine unangenehme Lage ſo viel möglich vor Andern verbergen. 3) Man ſoll aber auch ſeine glücklichen Umſtände nicht zu deutlich zeigen, ſein Uebergewicht über Andre nicht zu merklich werden laſſen, nicht zu viel Verbindlichkeiten auflegen. 4) Ueber Zuverſicht zu ſich ſelbſt und die gute Hofnung, die

man nie verliehren ſoll. 5) Man ſey weder zu offenherzig, noch zu verſchloſſen! 6) Man gebe Andern Gelegenheit, ſich in vortheilhaftem Lichte zu zeigen! Wenn man nicht zu viel fordert; ſo kann man in jeder Geſellſchaft einige Unterhaltung finden. 8) So wenig als möglich ſoll man Wohlthaten annehmen; lieber immer geben als empfangen. Mittel ſich unabhängig zu machen. 9) Man miſche ſich nicht ohnberufen in fremde Angelegenheiten! 10) Ueber Wahrhaftigkeit und Treue. 11) Ob man oft oder ſelten in Geſellſchaft gehen ſolle. 12) Man hüte ſich vor zu großen Erwartungen und Forderungen! 13) Mit wem ſoll man umgehn? 14) Art und Regeln des Umgangs in großen, mittlern und kleinen Städten und auf dem Lande. 15) In fremden Städten und Ländern. 16) Jeder Menſch will angenehm unterhalten und geſchmeichelt ſeyn. Ueber Launen. Ueber Spaßmacher 17) Man ſoll Jedem etwas Lehrreiches und Angenehmes ſagen. 18) Vorſchriften über Briefwechſel und der Vorſichtigkeit dabey. Briefwechſel iſt ſchriftlicher Umgang. 19) Ueber Spott, Mediſance und Perſifflage. 20) Rede nicht zu viel! 21) Sprich nicht von Dingen, die Andre nicht intereſſieren! 22) Ueber Gegenwart des Geiſtes. 23) Ueber Wohlredenheit, einen angenehmen Anſtand und einige Höflichkeits-Regeln. 24) Ueber Religions-Geſpräche. 25) Noch einige Vorſichtigkeits-Regeln. 26) Man ſoll niemand lächerlich machen. 27) Niemand necken, zerren, beunruhigen. 28) Keine unangenehme Dinge in Erinnerung bringen. 29) Wie man ſich zuverhalten habe, wenn uns Langeweile gemacht wird. 30) Ueber Leichtigkeit im Umgange, Blödigkeit und Schüchternheit. 31) Warum Mancher ſeine Urſachen haben könne, nicht alle dieſe Regeln zu beobachten, und daß uns das nichts angehe. 32) Vor allen Dingen handle immer conſequent! 33) Sey Dir bewuſſt, reine Abſichten zu haben! 34) Ueber Verſchwiegenheit. 35) Ob die hier gegebenen Vorſchriften auch für Frauenzimmer paſſen.

Zweytes Capittel. Von dem Umgange unter Perſonen von verſchiedenem Alter.

1) Der intereſſanteſte Umgang hat wohl unter Menſchen von gleichen Jahren Statt, doch verrücken Temperament, Erziehung u. dgl. auch hier die Grenzen. 2) Alte Leute ſollen die Freuden der jüngern nicht ſtöhren, ſondern, ſo viel möglich, ſich in die frühern Jahre zurückdenken. 3) Sie ſollen aber nicht auf eine lächerliche Art jung ſcheinen wollen. 4) Ihr Umgang muß der Jugend lehrreich ſeyn. 5) Es iſt nicht mehr Mode, ältern Leuten Achtung zu beweiſen, die heutige Generation iſt weit klüger als die Väter waren; Der Verfaſſer aber gehört noch zur alten Welt. 6) Regeln wie ſich Jünglinge gegen alte Leute betragen ſollen. 7) Ueber den Umgang mit Kindern.

Drittes Kapittel. Von dem Umgange unter Eltern, Kindern und Blutsfreunden.

1) Ob Anhänglichkeit an Familie und Vaterland Vorurtheil ſey. Etwas über Weltbürger-Geiſt. 2) Ueber das Betragen der Eltern gegen ihre Kinder. 3) Der Kinder gegen ihre Eltern. 4) Ueber den Umgang unter Verwandten. Etwas von alten Oheimen und Baaſen.

Viertes Capittel. Von dem Umgange unter Eheleuten.

1) Gute Wahl des Gatten iſt das ſicherſte Mittel zu künftigem Eheglücke, und das Gegentheil hat traurige Folgen. 2) Warum ſo manche in der Jugend mit ſehr wenig Ueberlegung geſchloſſene Ehen dennoch glücklich ausfallen 3) Ob vollkommene Gleichheit in Temperamenten und Denkungsart zu einer glücklichen Ehe nothwendig ſey? 4) Vorſchriften, welche man beobachten ſoll, um ſich einander immer neu, angenehm und werth zu bleiben. 5) Haupt-Regel: Erfülle ſorgſam jede Deiner Pflichten! 6) Wie wir uns zu verhalten haben, wenn die liebenswürdigen Eigenſchaften fremder Perſonen zu lebhafte Eindrücke auf unſre Ehegenoſſen machen. 7) Wie man ſich ſelbſt gegen ſolche Eindrücke waffnen ſolle, beſonders gegen die feinern Coketten; in der Jugend; im reifern Alter. 8) Eheliche Pflicht ſchließt aber nicht alle zärtlichen Empfindungen für andere Perſonen aus. 9) Man ſoll von einander auch nicht Aufopferung alles eigenen Geſchmacks, aller andern unſchuldigen Neigungen verlangen, ſich aber nach und nach in gleiche Stimmung zu ſetzen ſuchen. 10)

Wie man würkliche Ausſchweifungen vermeiden ſolle. 11) Ob man Geheimniſſe vor einander haben dürfe? 12) Jeder Ehegenoſſe ſoll ſeine angewieſenen Geſchäfte haben. 13) Wie es mit Verwaltung der Caſſen zu halten? 14) Wie aber, wenn ein Theil die Verſchwendung liebt? Häusliche Sparſamkeit iſt ein Mittel zum Eheglücke. 15) Iſt es beſſer, daß der Mann, oder daß die Frau reich ſey? Erſteres! warum? Betragen gegen eine reiche Frau. 16) Iſt es beſſer, daß der Mann klüger ſey als das Weib, oder umgekehrt? 17) Ob man ſeiner Gattinn ſein Unglück klagen dürfe? Verhalten in würklichen Unglücksfällen. 18) Betragen bey gar zu großer Ungleichheit der Denkungsart. 19) Wie man ſich verhalten ſoll, wenn das Schickſal uns mit einer unmoraliſchen laſterhaften Perſon auf ewig verbunden hat. 20) Leide nicht, daß Fremde ſich in Deine häuslichen Geſchäfte miſchen! Etwas über böſe alte Schwiegermütter. 21) Ueber Verletzung ehelicher Treue und Eheſcheidung. 22) Ob dieſe Regeln auch anwendbar auf die Ehen unter ſehr vornehmen und ſehr reichen Leuten ſind.

Fünftes Capittel. Ueber den Umgang mit und unter Verliebten.

1) Kurze Vorſchrift, wie man mit Verliebten umgehn ſolle. 2) Warum man den Verliebten keine Vorſchriften für ihren Umgang untereinander geben könne. 3) Glückſeligkeit der erſten Liebe, im Gegenſatze mit den Empfindungen eines Herzens, das ſchon

oft Tauſch und Handel getrieben. 4) Ehrſucht und Zwiſt unter Verliebten knüpfen das Band feſter, doch nicht die Eiferſucht einer Cokette. 5) Ob Weiber oder Männer inniger und beſtändiger lieben? 6) Sey verſchwiegen in der Liebe! Es giebt ein Glück, das man ſich ſelbſt kaum geſteht, und Gefälligkeiten die ihren Werth verliehren, wenn ſie erläutert werden. 7) Nach dem Bruche mit der Geliebten ſoll man edel handeln.

Sechſtes Capittel. Ueber den Umgang mit Frauenzimmern.

1) Erklärung des Verfaſſers, über das, was er etwa zum Nachtheile des weiblichen Geſchlechts in dieſem Capittel ſagen müſſte. 2) Umgang mit Frauenzimmern dient zur Bildung des Jünglings und gewährt reine Freuden. 3) Warum äuſſere und innere Vorzüge nicht immer das einzige ſichre Mittel ſind, uns in dem Umgange mit Frauenzimmern angenehm zu machen. 4) Die Frauenzimmer lieben an den Männern keine Infirmitäten; warum? 5) Warum man es den Damen nicht zum Vorwurfe machen ſolle, wenn ſie ſich für ausſchweifende Männer intereſſieren? 6) Man ſoll nicht mehreren Frauenzimmern zugleich einerley Huldigung bezeugen; 7) Nicht in ihrer Gegenwart andre Damen von eben ſolchen Anſprüchen zu ſehr loben. 8) Beſtrebe Dich, ein angenehmer Geſellſchafter zu ſeyn, wenn Du den Damen gefallen willſt! Schmeicheley gefällt ihnen vorzüglich wohl. 9) Ueber die Neu-

gier der Weiber. 10) Wie man ſich nach ihren Launen richten müſſe? Man ſoll ſich ihnen nicht aufdringen. 11) Sie finden Vergnügen an kleinen Neckereyen. 12) Man laſſe ihnen den Triumpf, und beſchäme ſie nicht! 13) Ueber Weiberrache. 14) Wie man ſich hüten könne, nicht verliebt zu werden? 15) Niederträchtigkeit derer, die junge Mädgen betrügen, täuſchen, verführen, zu Grunde richten. 16) Ueber den Umgang mit Coketten und Buhlerinnen. 17) Etwas von gelehrten Weibern. 18) Ueber die weibliche Verſtellungskunſt. 19) Ueber alte Coketten, Prüden, Spröden, Betſchweſtern, Gevatterinnen. 20) Noch etwas im Allgemeinen, von den Freuden im Umgange mit edeln und verſtändigen Weibern.

Siebentes Capittel. Betragen gegen Hauswirthe, Nachbarn und Solche, die mit uns in dem nemlichen Hauſe wohnen.

1) Nächſt den erſten natürlichen Verhältniſſen iſt man zuerſt ſeinen Nachbarn und Hausgenoſſen Rath, That und Hülfe ſchuldig. 2) Man ſoll ſich ihnen aber nicht aufdringen, noch ihre Handlungen ausſpähn. 3) Kleine Gefälligkeiten gegen Perſonen, die unter, neben uns, und uns gegenüber wohnen. 4) Verhalten gegen Hauswirthe, und Betragen des Hauswirths gegen Miethsleute.

Achtes Capittel. Ueber die Verhältniſſe zwiſchen Herrn und Diener.

1) Man ſoll der unterwürfigen Menſchenclaſſe die Dienſtbarkeit leicht zu machen ſuchen. 2) Die mehrſten Menſchen ſcheinen zwar zur Sclaverey gebohren zu ſeyn; woher aber das komme? 3) Doch fühlen ſie den Werth des größern Verdienſtes und einer edeln Behandlung. Regeln, daher genommen. 4) Nachſicht und Vertraulichkeit mit Dienſtbothen ſoll nicht übertrieben werden. Mittel, gut bedient, und von ſeinen Leuten geliebt zu werden. 5) Auf welchem Fuße gewöhnlich heut zu Tage der Hausvater mit dem Geſinde lebt. Vortheile und Nachtheile von dem Unternehmen, ſeine Domeſtiken ſich ſelber zu erziehn. 6) Warum man das Geſinde nicht ſchlagen noch ſchimpfen ſolle? 7) Betragen gegen fremde Bediente. 8) Ueber Friſeurs, Barbiers und Putzmacherinnen. 9) Etwas über das Betragen des Dieners gegen den Herrn.

Neuntes Capittel. Ueber das Verhältniß zwiſchen Wirth und Gaſt.

1) Ueber die Rechte der Gaſtfreundſchaft in alten und neuern Zeiten. 8) Einige Regeln für Den, welcher Gaſtfreundſchaft erzeigt. 3) Betragen des Gaſtes gegen den Wirth. 4) Es giebt Menſchen, die den Werth der erwieſenen Gaſtfreundſchaft zu hoch anrechnen.

Zehntes Capittel. Ueber den Umgang unter Freunden.

1)

1) Ueber die Wahl der Freunde, in der Jugend und im reifern Alter. 2) In wie fern zur Freundſchaft Gleichheit des Alters, des Standes, der Denkungsart und der Fähigkeiten erfordert werde? 3) Warum ſehr vornehme und ſehr reiche Leute wenig Sinn für Freundſchaft haben? 4) Rechne nie auf die dauerhafte Freundſchaft ſolcher Menſchen, die von unedlen, heftigen oder thörichten Leidenſchaften regiert werden! 5) Ob es ſo ſchwer ſey, treue Freunde zu finden? Wie ſie beſchaffen ſeyn müſſen? Ob man deren Viele antreffe? 6) Beſtimmung der Grenzen der Anhänglichkeit an einen Freund. 7) Freunde in der Noth. 8) Ob man ſeinen Freunden ſein Unglück klagen ſolle? 9) Was wir thun ſollen, wenn uns ein Freund ſeine Noth klagt? 10) Grenzen der Vertraulichkeit. 11) Schmeicheley muß unter Freunden wegfallen, nicht aber Gefälligkeit. Man muß den Muth haben, Wahrheit zu ſagen und anzuhören. 12) Vorſichtigkeit im Fordern und Annehmen von Freundſchaftsdienſten, Wohlthaten und Gefälligkeiten. 13) Wie man es anzufangen habe, daß wir unſerm Freunde nicht überläſtig werden, und daß der öftere, zu vertrauliche Umgang nicht widrige Eindrücke erzeuge. Daß man auch Trennung von geliebten Freunden ertragen lernen müſſe. 14) Ueber den Briefwechſel mit abweſenden Freunden. 15) Ueber Eiferſucht in der Freundſchaft. 16) Alles, was Deinem Freunde angehört, ſey Dir heilig! 17) Man ſoll ſeine Freunde nicht nach der Wärme beurtheilen, die ſie äuſſerlich zeigen. 18) Man ſoll nicht ängſtlich um Freunde werben.

ben. 19) Es giebt Menſchen, die gar keine vertrauete Freunde haben, und andre die jedermanns Freunde ſind. 20) Vorſchriften, über die Auſführung, wenn Misverſtändniſſe unter Freunden entſtehen. 21) Wie aber, wenn uns Freunde täuſchen, verlaſſen, oder wir uns in unſrer Meinung von ihnen betrogen glauben? 22) Betragen nach dem Bruche mit einem unwürdig befundenen Freunde.

Eilftes Capittel. Ueber das Verhältniß unter Wohlthätern und Denen, welche Wohlthaten empfangen, wie auch unter Lehrern und Schülern, Gläubigern und Schuldnern.

1) Dankbarkeit für empfangene Wohlthaten. Auch dann wenn uns der Wohlthäter nicht mehr nützen kann. 2) Man ſoll nie durch unedle Schmeicheley Wohlthaten weder erringen, noch vergelten. 3) Grenzen der Dankbarkeit gegen ſchlechte Menſchen. 4) Ueber die Art, Wohlthaten zu erzeigen, und über den Umgang mit Dem, welchem man ſie erwieſen. 5) Verhältniß zwiſchen Lehrer und Schüler. Betragen gegen Perſonen, die ſich dem Erziehungsgeſchäfte widmen. 6) Ueber das Betragen gegen Schuldner und Gläubiger.

Ein:

Einleitung.

Wir ſehen die klügſten, verſtändigſten Menſchen im gemeinen Leben Schritte thun, wozu wir den Kopf ſchütteln müſſen.

Wir ſehen die feinſten theoretiſchen Menſchenkenner das Opfer des gröbſten Betrugs werden.

Wir ſehen die erfahrenſten, geſchickteſten Männer, bey alltäglichen Vorfällen, unzweckmäßige Mittel wählen, ſehen, daß es ihnen mislingt, auf Andre zu würken, daß ſie, mit allem Uebergewichte der Vernunft, dennoch oft von fremden Thorheiten, Grillen und von dem Eigenſinne der Schwächern abhängen, daß ſie von ſchiefen Köpfen, die nicht werth ſind ihre Schuhriemen aufzulöſen, ſich müſſen

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-51468-9
KNIGGE,A.F.F.L.VON FN. 03725/024

regieren und mishandeln laſſen, daß hingegen Schwächlinge und Unmündige am Geiſte, Dinge durchſetzen, die der Weiſe kaum zu wünſchen wagen darf;

Wir ſehen manchen Redlichen faſt allgemein verkannt;

Wir ſehen die witzigſten, hellſten Köpfe in Geſellſchaften, wo Aller Augen auf ſie gerichtet waren, und jedermann begierig auf jedes Wort lauerte, das aus ihrem Munde kommen würde, eine nicht vortheilhafte Rolle ſpielen, ſehen, wie ſie verſtummen, oder lauter gemeine Dinge ſagen, indeß ein andrer äuſſerſt leerer Menſch ſeine drey und zwanzig Begriffe, die er hie und da aufgeſchnappt hat, ſo durcheinander zu werfen und aufzuſtutzen verſteht, daß er Aufmerkſamkeit erregt und, ſelbſt bey Männern von Kenntniſſen, für etwas gilt;

Wir ſehen, daß die glänzendſten Schönheiten nicht allenthalben gefallen, indeß Perſonen, mit weniger äuſſern Annehmlichkeiten ausgerüſtet, allgemein intereſſiren.

Alle dieſe Bemerkungen ſcheinen uns zu ſagen, daß die gelehrteſten Männer, wenn nicht zuweilen die untüchtigſten zu allen Weltgeſchäften; doch wenigſtens unglücklich genug ſind, durch den Mangel einer gewiſſen Gewandheit, zurückgeſetzt zu bleiben, und daß die Geiſtreichſten, von der Natur mit allen innern und äuſſern Vorzügen beſchenkt, oft am wenigſten zu gefallen, zu glänzen verſtehen.

Ich rede aber hier nicht von der freywilligen Verzichtleiſtung des Weiſen auf die Bewunderung des vornehmen und geringen Pöbels. Daß der Mann von beſſerer Art da in ſich-ſelbſt verſchloſſen ſchweigt, wo er nicht verſtanden wird; daß der Witzige, Geiſtvolle, in einem Cirkel ſchaaler Köpfe ſich nicht ſo weit herabläſſt, den Spaßmacher zu ſpielen; daß der Mann von einer gewiſſen Würde im Character zu viel Stolz hat, ſein ganzes Weſen nach jeder ihm unbedeutenden Geſellſchaft umzuformen, die Stimmung anzunehmen, wozu die jungen Laffen ſeiner Vaterſtadt den Ton mit von Reiſen gebracht haben, oder den grade die Laune einer herrſchenden Cokette zum Converſations- Cammer- und Chorton erhebt; daß es den Jüngling beſſer kleidet, beſcheiden, ſchüchtern und ſtill, als, nach Art der mehrſten unſrer heutigen jungen Leute, vorlaut, ſelbſtgenügſam und plauderhaft zu ſeyn; daß der edle Mann, je klüger er iſt, um deſto beſcheidener, um deſto mistrauiſcher gegen ſeine eigenen Kenntniſſe, um deſto weniger zudringlich ſeyn wird; oder daß, jemehr innerer, wahrer Verdienſte ſich jemand bewuſſt iſt, er um deſto weniger Kunſt anwenden wird, ſeine vortheilhaften Seiten hervorzukehren, ſo wie die wahrhafte Schönheit alle kleinen anlockenden, unwürdigen Buhlkünſte, wodurch man ſich bemerken zu machen ſucht, verachtet. — Das alles iſt wohl ſehr natürlich! — Davon rede ich alſo nicht.

Auch nicht von der beleidigten Eitelkeit eines Mannes voll Forderungen, der ohnaufhörlich eingeräuchert, geſchmeichelt und vorgezogen zu werden verlangt und, wo das nicht geſchieht, eine traurige Figur macht; nicht von dem gekränkten Hochmuthe eines abgeſchmackten Pedanten, der das Maul hängen läſſt, wenn er das Unglück hat, nicht aller Orten für ein großes Licht der Erden bekannt, und als ein ſolches behandelt zu ſeyn, wenn nicht Jeder mit ſeinem Lämpgen herzuläuft, um es an dieſem großen Lichte der Aufklärung anzuzünden. Wenn ein ſteifer Profeſſor, der gewöhnt iſt, von ſeinem beſtaubten Dreyfuße herunter, ſein Compendium in der Hand, einem Haufen gaffender, unbärtiger Muſenſöhne ſtundenlang hohe Weisheit vorzupredigen, und dann zu ſehn, wie ſogar ſeine platten, in jedem halben Jahre wiederholten Späſſe ſorgfältig nachgeſchrieben werden, wie jeder Student ſo ehrerbiethig den Hut vor ihm abzieht, und Mancher, der nachher ſeinem Vaterlande Geſetze giebt, ihm des Sonntags im Staatskleide die Aufwartung macht; Wenn ein Solcher einmal die Reſidenz oder irgend eine andere Stadt beſucht, und das Unglück nun will, daß man ihn dort kaum dem Namen nach kennt, daß er in einer feinen Geſellſchaft von zwanzig Perſonen gänzlich überſehn, oder von irgend einem Fremden für den Cammerdiener im Hauſe angeſehn und Er genannt

wird,

wird, er dann ergrimmt und ein verdroſſenes Geſicht zeigt; Oder wenn ein Stubengelehrter, der ganz fremd in der Welt, ohne Erziehung und ohne Menſchenkenntniß iſt, ſich einmal aus dem Haufen ſeiner Bücher hervorarbeitet, und er dann äuſſerſt verlegen mit ſeiner Figur, buntſchäckig und altväteriſch angekleidet, in ſeinem vor dreißig Jahren nach der neueſten Mode verfertigtem Bräutigamsrocke, da ſitzt, und an nichts von allem, was geſprochen wird, Antheil nehmen, keinen Faden finden kann, um mit anzuknüpfen; ſo gehört das alles nicht hierher.

Eben ſo wenig rede ich von dem groben Cyniker, der nach ſeinem Hottentotten-Syſteme alle Regeln verachtet, welche Convenienz und gegenſeitige Gefälligkeit den Menſchen im bürgerlichen Leben vorgeſchrieben haben, noch von dem Kraft-Genie, das ſich über Sitte Anſtand und Vernunft hinauszuſetzen, einen beſondern Freybrief zu haben glaubt.

Und wenn ich ſage, daß oft auch die weiſeſten und klügſten Menſchen in der Welt, im

Umgange und in Erlangung äuſſerer Achtung, bürgerlicher und andrer Vortheile ihres Zwecks verfehlen, ihr Glück nicht machen; ſo bringe ich hier weder in Anſchlag, daß ein widriges Geſchick zuweilen den Beſten verfolgt, noch daß eine unglückliche leidenſchaftliche oder ungeſellige Gemüthsart bey Manchem die vorzüglichſten, edelſten Eigenſchaften verdunkelt.

Nein! meine Bemerkung trifft Perſonen, die wahrlich allen guten Willen und treue Rechtſchaffenheit mit mannigfaltigen, recht vorzüglichen Eigenſchaften und dem eifrigen Beſtreben, in der Welt fortzukommen, eigenes und fremdes Glück zu bauen, verbinden, und die dennoch mit dieſem Allen verkannt, überſehn werden, zu gar nichts gelangen. Woher kömmt das? Was iſt es, daß Dieſen fehlt und Andre haben, die, bey dem Mangel wahrer Vorzüge, alle Stufen menſchlicher, irdiſcher Glückſeligkeit erſteigen? — Was die Franzoſen den Eſprit de conduite nennen, das fehlt Jenen, **die Kunſt des Umgangs mit Menſchen**, eine Kunſt, die oft der ſchwache Kopf, ohne darauf zu ſtudieren, viel beſſer erlauert, als der verſtändige, weiſe, witzreiche; die Kunſt ſich bemerken, geltend, geachtet zu machen, ohne beneidet zu werden; ſich nach den Temperamenten, Einſichten und Neigungen der Menſchen zu richten, ohne falſch zu ſeyn; ſich ungezwungen in den Ton jeder Geſellſchaft ſtimmen zu können, ohne weder Eigenthümlichkeit des Characters zu verliehren, noch ſich zu niedriger Schmeicheley herabzulaſſen. Der, welchen nicht die Natur ſchon mit dieſer glücklichen Anlage hat gebohren werden laſſen, erwerbe ſich Studium der Menſchen, eine gewiſſe Geſchmeidigkeit, Geſelligkeit, Nachgiebigkeit, Duldung, zu rechter Zeit Verleugnung, Gewalt über heftige Leidenſchaften, Wachſamkeit auf ſich ſelbſt und Heiterkeit des immer gleich geſtimmten Gemüths; und er wird ſich jene Kunſt zu eigen machen, doch hüte man ſich dieſelbe zu verwechſeln mit der ſchändlichen, niedrigen Gefälligkeit des verworfenen Sclaven, der ſich von Jedem mißbrauchen läſſt, ſich Jedem preis giebt, um eine Mahlzeit zu gewinnen dem Schurken huldigt, und um eine Bedienung zu erhalten zum Unrechte ſchweigt, zum Betruge die Hände bietet, und die Dummheit vergöttert.

Indem ich aber von jenem Eſprit de conduite rede, der uns leiten muß, bey unſerm Umgange mit Menſchen aller Gattung; ſo will ich nicht etwa ein Complimentirbuch ſchreiben, ſondern einige Reſultate aus den Erfahrungen ziehn, die ich geſammlet habe, während einer nicht kurzen Reihe von Jahren, in welchen ich mich unter Menſchen aller Arten und Stände umhertreiben laſſen, und oft in der Stille beobachtet habe. — Kein vollſtändiges Syſtem, aber Bruchſtücke, vielleicht nicht zu verwerfende Materialien, Stoff zu weiterm Nachdenken.

In keinem Lande in Europa iſt es vielleicht ſo ſchwer, im Umgange mit Menſchen aus allen Claſſen, Gegenden und Ständen allgemeinen Beyfall einzuerndten, in jedem dieſer Cirkel wie zu Hauſe zu ſeyn, ohne Zwang, ohne Falſchheit, ohne ſich verdächtig zu machen und ohne ſelbſt dabey zu leiden, auf den Fürſten wie auf den Edelmann und Bürger, auf den Kaufmann wie auf den Geiſtlichen nach Gefallen zu würken, als in unſerm teutſchen Vaterlande, denn nirgends vielleicht herrſcht zu gleicher Zeit eine ſo große Mannigfaltigkeit des Converſationstons, der Erziehungsart, der Religions- und andrer Meinungen, eine ſo große Verſchiedenheit der Gegenſtände, welche die Aufmerkſamkeit der einzelnen Volks-Claſſen in den einzelnen Provinzen beſchäftigen. Dies rührt her von der Mannigfaltigkeit des Intereſſe der teutſchen Staaten gegeneinander und gegen auswärtige, von dem Unterſchiede der Verbindungen mit dieſem oder jenem auswärtigen Volke und von dem ſehr merklichen Abſtande der Claſſen in Teutſchland von einander, zwiſchen denen verjährtes Vorurtheil, Erziehung und zum Theil auch Staats-Verfaſſung eine viel beſtimmtere Grenzlinie gezogen haben, als in andern Ländern. Wo hat mehr als in Teutſchland die Idee von ſechzehn Ahnen des Adels weſentlichen moraliſchen und politiſchen Einfluß auf Denkungsart und Bildung? Wo greift weniger allgemein, als bey uns, die Kaufmannſchaft in die übrigen Claſſen ein? (Soll ich die Reichsſtädte ausnehmen?) Wo macht mehr als hier das Corps der Hofleute eine ganz eigene Gattung aus, in welche hinein, ſo wie zu der Perſon der mehrſten Fürſten, nur Leute von gewiſſer Geburt und gewiſſem Range ſich hinzudrängen können? wo durchkreuzen ſich mehr Arten von Intereſſe? — Und das alles wird nicht durch gewiſſe, dem ganzen Volke merkbare allgemeine National-Bedürfniſſe, Volks-Angelegenheiten, Vaterlands-Nutzen concentrirt, wie in England, wo Aufrechthaltung der Conſtitution, Freyheit und Glück der Nation, Flor des Vaterlandes der Punct iſt, in welchem ſich das Streben, Dichten und Trachten ſo mancher originellen Charactere vereinigt, noch wie in faſt allen übrigen europäiſchen Ländern, die entweder unter einem einzigen Oberhaupte ſtehen, oder durch ein einziges, allen Gliedern wichtiges Intereſſe beherrſcht werden, wie die Schweiz, oder in welchen eine allein herrſchende Religion oder ein tiranniſches Clima über Denkungsart, Ton und Stimmung allgemein überwiegende Gewalt hat.

Daß im Ganzen unſere teutſche Verfaſſung, ſo zuſammengeſetzt ſie auch iſt, ſehr große, weſentliche Vorzüge gewährt, das leidet keinen Zweifel; allein es iſt nicht weniger gewiß, daß dieſelbe den mächtigſten Einfluß auf die Verſchiedenheit der Stimmung in den einzelnen Provinzen und Staaten und unter den mancherley von einander abgeſonderten Ständen hat. Eben daher kömmt es, daß unſre Schauſpieler, Schauſpiel-Dichter und Romanen-Schreiber ein viel ſchwereres Studium haben, wenn ſie alle dieſe Nüancen kennen, bearbeiten, und dennoch einen Anſtrich von originellem National-Character wollen durchſchimmern laſſen; viel ſchwerer, als in Frankreich, wo die Sitten der verſchiedenen Stände und einzelnen Provinzen nicht ſo ſehr gegen einander abſtechen. Eben daher kömmt es, daß man über wenige unſrer literariſchen Producte ein allgemein einſtimmig beyfälliges Volks-Urtheil hört, daß überhaupt ſo wenig unſrer Werke als National-Monumente auf die Nachwelt kommen, und eben daher endlich kömmt es, daß es ſo ſchwer iſt, mit Menſchen aus allen Ständen und Gegenden in Teutſchland umzugehn, und bey Allen gleich wohl gelitten zu ſeyn, auf Alle gleich vortheilhaft zu würken.

Der treuherzige, naive, zuweilen ein wenig bäuriſche, materielle Bayer iſt äußerſt verlegen, wenn er auf alle verbindlichen, artigen Dinge antworten ſoll, die ihm der feine Sachſe in einem Othem entgegen ſchickt; dem ſchwerfälligen Weſtphälinger iſt alles hebräiſch, was ihm der Oeſterreicher in ſeiner ihm gänzlich fremden Mundart vorpoltert; die zuvorkommende Höflichkeit und Geſchmeidigkeit des durch franzöſiſche Nachbarſchaft polirten Rheinländers würde man in manchen Städten von Niederſachſen für Zudringlichkeit, für Niederträchtigkeit halten! Man glaubt dort, ein Mann, der ſo äuſſerſt unterthänig und nachgiebig iſt, müſſe gefährliche oder niedrige Abſichten haben, oder müſſe falſch, oder ſehr arm und hülfsbedürftig ſeyn, und oft iſt dort ein wenig zu weit getriebene äuſſere Höflichkeit hinlänglich, den Mann, der ſich am Rhein dadurch allgemeine Liebe erwerben würde, an der Leine verächtlich zu machen. Dagegen wird aber auch der nicht kältere, aber weniger leichtſinnige, weniger zuverſichtliche, nicht ſo im Gedränge von Fremden, noch auf Reiſen an Leib und Seele abgeſchliffene, geglättete, ſondern ernſthaftere Niederſachſe, der bey der erſten Bekanntſchaft nicht ſehr zuvorkommend, ſondern wohl gar ein wenig verlegen iſt, an einem Hofe im Reiche vielleicht für einen ſchüchternen Menſchen, ohne Lebensart, ohne Welt angeſehn werden.

Sich nun alſo nach Ort, Zeit und Umſtänden umzuformen und von verjährten Gewohnheiten ſich loszumachen, das erfordert Studium und Kunſt.

In Gegenden, aus welchen weder Unzufriedenheit mit dem Vaterlande, noch Müßiggang, noch Verderbheit der Sitten, noch unbeſtimmte, raſtloſe Thätigkeit, noch Anecdoten-Jagd, noch vorwitzige Neugier die Menſchen ſchaarenweiſe emigriren macht, und jeden Pinſel zum Reiſen und Wandern treibt, ſind die Einwohner mit dem, was es daheim giebt, ſo herzlich wohl zufrieden, daß ſie nichts Größers kennen, nichts Größers kennen mögen, als was ſie in ihrem Vaterlande von Jugend auf betrachtet, ſchon als Knaben bewundert, oder von ihren Verwandten und Freunden haben ſtiften, bauen, anlegen geſehn.

ſehn. Ihnen ſind die kleinen jährlichen oder andern Feſte immer neu, immer gleich glänzend und merkwürdig — Glückliche Unwiſſenheit! nicht zu vertauſchen mit dem Ekel, welcher den Mann anwandelt, der in ſeinem Leben ſo gar viel aller Orten erlebt, erfahren, geſehn, bauen und zerſtöhren geſehn hat, und zuletzt an nichts mehr Freude finden, nichts mehr bewundern kann, alles mit Tadel und Langerweile anblickt! Ich reiſete vor einigen Jahren im rauheſten Wetter in nothwendigen Geſchäften vierzig Meilen weit von *** nach ***. Es fügte ſich, daß in letzterer Stadt am Tage meiner Ankunft ein General, mit den dabey aller Orten mehr oder weniger üblichen Feyerlichkeiten, ſollte begraben werden. Die ganze Stadt, die dergleichen ſelten geſehn, war vom frühen Morgen an in Bewegung; alles ſprach von dem Begräbniſſe des Generals. Ein Officier von meiner alten Bekanntſchaft begegnete mir im Gaſthofe: „Ey! wo kommen ſie her?“ rief er. Ich ſagte es ihm. Der gute Mann vergoß in dem Augenblicke, daß *** vierzig Meilen weit läge, und daß eine ſolche Feyerlichkeit mir wohl

ſchwer

ſchwerlich in ſo ſchlechtem Wetter eine ſo weite Reiſe werth ſeyn könnte: „O!“ ſagte er „Sie „kommen gewiß, um unſern General begraben „zu ſehn; ja! es wird ſich ſchön ausnehmen.“ — Nun! zu ſo etwas kann ich kaum lächeln; Möchten alle Menſchen das am ſchönſten finden, **was ſie haben**! Doch geſtehe ich auch, daß dies oft zu Intoleranz führt; daß die Anhänglichkeit an einheimiſche Sitten zuweilen ungerecht, ungeſchliffen gegen Menſchen macht, die ſich durch kleine Verſchiedenheiten, wäre es auch nur in Anſtand, Kleidung, Ton, Mundart oder Gebärden, unſchuldigerweiſe auszeichnen.

In Reichsſtädten iſt dieſe Anhänglichkeit an väterliche Sitten, Kleidertrachten u. d. gl. ſehr auffallend, und hat nicht ſelten Einfluß auf Regierungs-Verfaſſung, Religions-Verträglichkeit und andre wichtige Dinge. So legen z. B. alle calviniſtiſchen Kaufleute in *** ihre Gärten nach holländiſchem Geſchmack an; Nun hörte ich einſtens einen Solchen von einem andern Negocianten dieſes Bekenntniſſes, der aber in ſeinen Garten einige der reformirten Gemeine auffallende Veränderungen vorgenommen hatte, ſagen: „der Mann habe „in ſeinem Garten allerley **lutheriſche Streiche** „gemacht" — daß ich mich nicht von meinem Zwecke entferne! Ich meine, die Verſchiedenheit der Sitten und der Stimmung in den teutſchen Staaten macht es ſehr ſchwer, auſſer ſeiner vaterländiſchen Gegend in fremden Provinzen in Geſellſchaften zu gefallen, Freundſchaften zu ſtiften, Geſchmack am Umgange zu finden, Andre für ſich einzunehmen und auf Andre zu würken.

Aber dieſe Schwierigkeiten werden in Teutſchland noch gröſſer unter Perſonen von verſchiedenen Ständen und Erziehungen. Wer wird nicht ſchon mehrmals in ſeinem Leben die Erfahrung gemacht haben, in welche Verlegenheit man kommen kann, und wie groß die Langeweile iſt, die uns befällt, oder die wir Andern verurſachen, wenn wir in eine Geſellſchaft gerathen, deren Ton uns gänzlich fremd iſt, wo alle auch noch ſo warmen Geſpräche an unſerm Herzen vorbeygleiten, wo die Form der ganzen Unterhaltung, alle Gebräuche und äuſſern Manieren der Anweſenden weit auſſer unſerm Syſteme liegen, nicht zu unſern Gewohnheiten paſſen, wo die Minuten uns Tage ſcheinen, wo Zwang und Verwünſchung unſrer peinlichen Lage auf unſrer Stirne gemalt ſtehen.

Man ſehe nur einen ehrlichen Land-Edelmann, aus treuer Lehnspflicht einmal nach langen Jahren wieder, an dem Hofe ſeines Landesherrn erſcheinen! Er hat ſich ſchon früh Morgens auf's beſte ausgeſchmückt, und ſich die ſonſt gewöhnte liebe Pfeife Tabac verſagt, um nicht nach Rauch zu riechen. Auf den Gaſſen der Stadt war noch alles öde und ſtill, als er ſchon in ſeinem Wirthshauſe umher wandelte und alles in Bewegung ſetzte, um ihm beyzuſtehn bey dem beſchwerlichen Geſchäfte, ſich hofmäßig auszuſchmücken. Jetzt iſt er endlich fertig; Sein gekräuſeltes und gepudertes Haar, das auſſerdem ſelten ohne Nachtmütze auftritt, hat er der freyen Luft preis gegeben, und leidet er nun hölliſche Kopfſchmerzen; die ſeidenen Strümpfe erſetzen bey weitem nicht, was die heute zurückgelegten Stiefel ihm ſonſt gewähren; Ihn friert gewaltig an den ihm nackt ſcheinenden Beinen. Der beſetzte Rock iſt in den Schultern nicht ſo bequem, als ſein treuer, alter, warmer Ueberrock; der Degen geräth jeden Augenblick zwiſchen die Beine; Er weiß nicht, was er mit dem kleinen Hütgen in der Hand anfangen ſoll; das Stehen wird ihm unerträglich ſauer. — In dieſer grauſamen Verfaſſung erſcheint er im Vorzimmer. Um ihn her wimmelt ein Haufen Hofſchranzen herum, die, obgleich ſie wahrlich ſämmtlich vielleicht nicht ſo viel werth als dieſer ehrliche, nützliche Mann, und im Grunde ihrer Herzen nicht weniger als er von Langeweile geplagt ſind, dennoch mit Naſerümpfen und Verachtung hier, wo ſie in ihrem Elemente zu ſeyn ſcheinen, ihn anſehn. Er fühlt jeden Spott, überſieht ſie, und muß ſich dennoch von ihnen demüthigen laſſen. Sie nähern ſich ihm, thun mit zerſtreueter, wichtiger Miene, einige Fragen an ihm, Fragen, an denen das Herz keinen Antheil nimmt, und worauf ſie auch die Antworten nicht abwarten. Er glaubt Einen unter ihnen zu entdecken, der ihm theilnehmender ſcheint, als die Uebrigen; mit Dieſem fängt er ein Geſpräch von Dingen an, die ihm, vielleicht auch dem Vaterlande, wichtig ſind, von ſeiner häuslichen Lage, von dem Wohlſtande der Provinz, in welcher er lebt; Er redet mit Wärme, Redlichkeit athmet alles, was er ſagt — aber bald ſieht er, wie ſehr er ſich in ſeiner Hofnung getäuſcht hat; das Männchen hört ihm mit halbem Ohre zu, erwiedert irgend ein Paar unbedeutende Sylben zur Antwort, und läſſt dann den braven Hausvater da ſtehn. Nun nähert er ſich einem Cirkel von Leuten, die mit Intereſſe und Lebhaftigkeit zu reden ſcheinen; An dieſem Geſpräche wünſcht er Theil zu nehmen; aber alles was er hört, Gegenſtand, Sprache, Ausdruck, Wendung, alles iſt ihm fremd. In halb teutſchen, halb franzöſiſchen Wörtern wird hier eine Sache abgehandelt, auf welche er nie ſeine Aufmerkſamkeit geſchärſt, von welcher er nie geglaubt hat, daß es möglich wäre, teutſche Männer könnten ſich damit beſchäftigen. Seine Verlegenheit, ſeine Ungeduld ſteigt mit jedem Augenblicke, bis er endlich das verwünſchte Schloß weit hinter ſich ſieht.

Und nun, den Fall umgekehrt, laſſe man einen ſonſt edeln Hofmann einmal hinaus auf das Land in die Geſellſchaft biederer Beamte und Provinzial-Edelleute gerathen! Hier herrſchen ungezwungene Frölichkeit, Offenherzigkeit, Freyheit; Man redet von dem, was am nächſten den Landmann intereſſiert; Man wiegt die Worte nicht ab; der Scherz iſt naiv, gewürzt, aber nicht zugeſpitzt, nicht gekünſtelt. Unſer Hofmann verſucht es, ſich in dieſe Manier hineinzuarbeiten; Er miſcht ſich in die Geſpräche; aber der Ausdruck der Offenheit und Treuherzigkeit fehlt; Was bey Jenen naiv war, wird bey ihm beleidigend. Er fühlt dies, und will die Leute in ſeinen Ton ſtimmen; In der Stadt gilt er für einen angenehmen Geſellſchafter; Er ſpannt alle Segel auf, um auch hier zu glänzen; allein die kleinen Anecdoten, die feinen Züge, worauf er anſpielt, ſind hier gänzlich unbekannt, gehen verlohren. Man findet ihn mediſant, da in der Stadt niemand ihm Verläumdung Schuld giebt; Seine Complimente, die er wahrlich gut meint, hält man für Falſchheit; die Süßigkeiten, die er den Frauenzimmern ſagt, und die nur höflich und verbindlich ſeyn ſollen, betrachtet man als Spott. — So groß iſt die Verſchiedenheit des Tons unter zweyerley Claſſen von Menſchen! —

Ein Profeſſor, der in der literariſchen Welt eine nicht gemeine Rolle ſpielt, meint in ſeiner gelehrten Einfalt, die Univerſität, auf welcher er lebt, ſey der Mittelpunct aller Wichtigkeit, und das Fach, in welchem er ſich Kenntniſſe erworben, die einzige dem Menſchen nützliche, wahrer Anſtrengung allein werthe Wiſſenſchaft. Er nennt Jeden, der ſich darauf nicht gelegt hat, verächtlicherweiſe einen Bellettriſten; Einer Dame, die bey ihrer Durchreiſe den berühmten Mann kennen zu lernen wünſcht, und ihn desfalls beſucht, ſchenkt er ſeine neue, in lateiniſcher Sprache geſchriebene Diſſertation, wovon ſie nicht Ein Wort verſteht; Er unterhält die Geſellſchaft, welche ſich darauf gefreuet hatte, ihn recht zu genieſſen, bey der Abendtafel mit Zergliederung des neuen academiſchen Credit-Edicts, oder, wenn der Wein dem guten Manne jovialiſche Laune giebt, mit Erzählung luſtiger Schwänke aus ſeinen Studentenjahren.

Einſt ſpeiſete ich mit dem Benedictiner-Prälaten aus J*** bey Hof in H***; Man hatte dem dicken hochwürdigen Herrn den Ehrenplatz neben Ihro Hoheit der Fürſtinn gegeben; Vor ihm lag ein großer Ragout-Löffel, zum Verlegen; Er glaubte aber, dieſer größere Löffel ſey, ihm zur beſondern Ehre, zu ſeinem Gebrauche dahingelegt, und um zu zeigen, daß er wohl wiſſe, was die Höflichkeit erfordert, bath er die Prinzeſſinn ehrerbiethig, ſie mögte doch ſtatt Seiner ſich des Löffels bedienen, der freylich viel zu groß war, um in ihr kleines Mäulchen zu paſſen.

In welche Verlegenheit geräth zuweilen ein Mann, der nicht viel Journale und neuere Modeſchriften lieſt, wenn er in eine Geſellſchaft von ſchöngeiſteriſchen Herrn und Damen geräth!

Gleichſam wie verrathen und verkauft iſt ein ſo genannter Profaner, wenn er ſich in einem Haufen Mitglieder einer geheimen Verbindung befindet.

Freylich kann nichts ungeſitteter, den wahren Begriffen einer feinen Lebensart mehr entgegen ſeyn, als wenn eine Anzahl Menſchen, die ſich auf dieſe Art unter einander verſtehen, einem Fremden, der gutmüthig unter ſie tritt,

um

um an den Freuden der Geſelligkeit Theil zu nehmen, durch ununterbrochene Lenkung des Geſprächs auf Gegenſtände, wovon Dieſer gar nichts verſteht, jeden Genuß der Unterredung rauben. Auf dieſe Art habe ich zuweilen in meiner erſten Jugend in Familien-Cirkeln, wo die Unterhaltung beſtändig mit Anſpielungen auf mir gänzlich unbekannte Annecdoten durchflechten, und durch gewiſſe mir fremde Redensarten und Bonmots, womit ich gar keinen Begriff verbinden konnte, gewürzt war, tödtende Langeweile gehabt. Man ſollte wohl mehr Rückſicht nehmen; allein ſelten ſind ganze Geſellſchaften ſo billig, ſich nach Einzelnen zu richten; auch läſſt ſich das nicht immer mit Recht fordern; folglich iſt es wichtig für Jeden, der in der Welt mit Menſchen leben will, die Kunſt zu ſtudieren, ſich nach Sitten, Ton und Stimmung Andrer zu fügen.

Ueber dieſe Kunſt alſo will ich etwas ſagen. — Aber habe ich denn auch wohl Beruf, ein Buch über den *eſprit de conduite* zu ſchreiben, ich, der ich in meinem Leben vielleicht ſehr wenig von dieſem Geiſte gezeigt habe? Ziemt es mir, Menſchenkenntniß aufzukramen, da ich ſo oft ein Opfer der unvorſichtigſten, einem Neulinge kaum zu verzeyhenden Hingebung geweſen bin? Wird man die Kunſt des Umgangs von einem Manne lernen wollen, der beynahe von allem menſchlichen Umgange abgeſondert lebt? — Laſſet doch ſehen, meine Freunde! was ſich darauf antworten läßt!

Habe ich wiedrige Erfahrungen gemacht, die mich von meiner eigenen Ungeſchicklichkeit überzeugt haben — deſto beſſer! Wer kann ſo gut vor der Gefahr warnen, als der, welcher darinn geſteckt hat? Haben Temperament und Weichlichkeit, (oder darf ich es nicht Fühlbarkeit eines ſo gern ſich anſchlieſſenden Herzens nennen?) haben Sehnſucht nach Liebe und Freundſchaft, nach Gelegenheit Andern zu dienen und ſympathetiſche Empfindungen zu erregen, mich oft unvorſichtig handeln machen, oft die calculierende Vernunft weit zurückgelaſſen; ſo war es wahrlich nicht Blödſinnigkeit, Kurzſichtigkeit, Unbekanntſchaft mit Menſchen, was mich irre leitete, ſondern Bedürfniß zu lieben und geliebt zu werden, Verlangen thätig zu ſeyn, zum Guten zu würken. Uebrigens werden vielleicht wenig Menſchen in einem ſo kurzen Zeitraume in ſo manche ſonderbare Verhältniſſe und Verbindungen mit andern Menſchen aller Art gerathen, als ich, ſeit ohngefehr zwanzig Jahren; und da hat man denn ſchon Gelegenheit, wenn man nicht ganz von der Natur und Erziehung verwahrloſt iſt, Bemerkungen zu machen, und vor Gefahren zu warnen, die man ſelbſt nicht hat vermeiden können. Daß ich aber itzt einſam und abgezogen lebe, geſchieht weder aus Menſcherhaß, noch Blödigkeit; Ich habe ſehr wichtige Gründe dazu; Allein dieſe hier weitläuftig zu entwickeln, das hieſſe zu viel von mir ſelbſt reden, da ich ohnehin noch, zum Schluſſe dieſer Einleitung etwas über meine eigenen Erfahrungen werde ſagen müſſen, bevor ich zum Zwecke komme. — Alſo nur noch dieſes:

Ich trat als ein ſehr junger Menſch, beynahe noch als Kind, ſchon in die große Welt und auf den Schauplatz des Hofes. Mein Temperament war lebhaft, unruhig, bewegſam, mein Blut warm; die Keime zu mancher heftigen Leidenſchaft lagen in mir verborgen; Ich war in der erſten Erziehung ein wenig verzärtelt und durch große Aufmerkſamkeit, deren man meine kleine Perſon früh gewürdigt hatte, gewöhnt worden, ſehr viel Rückſichten von andern Leuten zu fordern. In einem freyen Vaterlande aufgewachſen, wo Schmeicheley, Verſtellung und ein gewiſſes kriechendes Weſen nicht ſehr zu Hauſe ſind, hatte man mich freylich auch nicht zu jener Geſchmeidigkeit vorbereitet, deren ich bedurfte, um, unter mir ganz fremden Leuten, in despotiſchen Staaten große Fortſchritte zu machen; Auch iſt der theoretiſche Unterricht in wahrer Weltklugheit bey der Jugend theils ſelten mit Erfolge, theils nicht immer ohne Gefahr zu ertheilen; Eigene Erfahrung muß da in der Folge das beſte thun. Dieſe Lectionen, wenn man das Glück hat wohlfeil daran zu kommen, ſind von der heilſamſten Würkung, und prägen ſich tief ein. Noch erinnere ich mich einer kleinen Scene von der Art, die mich auf eine Zeitlang vorſichtig machte: Ich ſaß in C*** in der italiäniſchen Oper, in der herrſchaftlichen Loge; Ich war früher als der

Hof gekommen, weil ich Mittags nicht auf dem Schloſſe, ſondern in der Stadt zu Gaſte geſpeiſt hatte; Noch waren wenig Menſchen da; In der ganzen Reyhe des erſten Rangs ſaß nur der einzige Land-Commandeur, Graf J***, ein würdiger Greis. Er hatte, wie es ſcheint, auch darauf gerechnet, daß es ſchon ſpäter wäre, als es würklich war; Weil er nun Langeweile hatte und mich gleichfalls einſam da ſitzen ſah; ſo trat er zu mir herein, und fieng eine Unterredung mit mir an. Er ſchien ſehr zufrieden mit dem, was ich ihm über verſchiedene Gegenſtände, von denen ich einige Kenntniß beſaß, ſagte; Der Greis wurde immer freundlicher und herablaſſender, und dies kitzelte mich ſo ſehr, daß ich darauf allerley Seitenſprünge in meinem Geſpräche machte, und zuletzt ein wenig mediſant wurde. Endlich entwiſchte mir eine mir gegenwärtig nicht mehr erinnerliche, grobe Unvorſichtigkeit im Reden; Der Graf ſah mir ernſthaft in das Geſicht, und ohne weiter ein Wort zu verliehren, ließ er mich ſtehn, und gieng zurück in ſeine Loge. Ich fühlte die ganze Stärke dieſes Verweiſes, aber die Arzeney half nicht lange. Meine Lebhaftigkeit verleitete mich zu großen Inconſequenzen; ich übereilte alles, that immer zu viel oder zu wenig, kam ſtets zu früh oder zu ſpät, weil ich immer entweder eine Thorheit begieng, oder eine andere gut zu machen hatte. Daher kamen unendliche Widerſprüche in meinen Handlungen, und ich verfehlte faſt bey allen Gelegenheiten des Zwecks, weil ich keinen einfachen Plan verfolgte. Zuerſt war ich zu ſorglos, zu offen, gab mich zu unvorſichtig hin, und ſchadete mir dadurch; Alsdann nahm ich mir vor, ein feiner Hofmann zu werden; Mein Betragen wurde gekünſtelt, und nun traueten mir die Beſſern nicht; Ich war zu geſchmeidig, und verlohr dadurch äußere Achtung und innere Würde, Selbſtſtändigkeit und Anſehn. Erbittert gegen mich und Andre riß ich mich dann los, und wurde bizarr. Dies erregte Aufſehn; die Menſchen ſuchten mich auf, wie ſie alles Sonderbare aufſuchen. Dadurch aber erwachte mein Trieb zur Geſelligkeit wieder; ich näherte mich auf's Neue, lenkte wieder ein, und nun verſchwand der Nimbus, den nur meine Abgezogenheit von der Welt um hergezogen hatte. In einer andern Periode ſpottete ich der Thorheiten, zuweilen nicht ohne Witz; Man fürchtete mich, aber man liebte mich nicht; Dies ſchmerzte mich; Um das wieder gut zu machen, zeigte ich mich von der unſchädlichen Seite, entfaltete ein liebevolles, wohlwollendes Herz, unfähig zu ſchaden und zu verfolgen — und die Würkung davon war, daß jedermann, der noch einen Reſt von Groll auf mich, oder irgend einen luſtigen Einfall von mir auf ſeine Rechnung geſchrieben hatte, mir itzt auf der Naſe ſpielte, ſobald er ſah, daß ich nur mit Rappieren und nicht mit Schwerdtern focht, daß meine Waffen nicht zum Morde geſchliffen waren. Oder wenn meine ſatyriſche Laune durch den Beyfall luſtiger Geſellſchafter aufgeweckt wurde, hechelte ich große und kleine Thoren durch; die Spaßvögel lachten dann; aber die Weiſern ſchüttelten die Köpfe und wurden kalt gegen mich. Um zu zeigen, wie wenig bösartig meine Laune wäre, hörte ich auf, zu mediſieren, und entſchuldigte alle Fehler, und nun hielten Einige mich für einen Pinſel, Andre für einen Heuchler. Wählte ich mir meinen Umgang unter den ausgeſuchteſten, aufgeklärteſten Männern; ſo erwartete ich vergebens Schutz von dem am Ruder ſtehenden Dummkopfe; Gab ich mich elenden Leuten preis; ſo wurde ich mit Dieſen in Eine Claſſe geſetzt. Menſchen ohne Erziehung von niederm Stande misbrauchten mich, wenn ich mich ihnen zu ſehr näherte; Mit Vornehmern verdarb ich es, ſobald ſie meine Eitelkeit beleidigten. Bald ließ ich zu viel Uebergewicht den Dummen fühlen, und wurde verfolgt; bald war ich zu beſcheiden, und wurde überſehn. Bald richtete ich mich nach den Sitten der Leute, nach dem Ton aller unbedeutenden Geſellſchaften, in welche ich lief, verlohr goldene Zeit, Achtung der Weiſern und Zufriedenheit mit mir ſelbſt; dann wurde ich zu einfach, und ſpielte eine ſchiefe Rolle, da, wo ich hätte glänzen können und ſollen, durch Mangel an Zuverſicht zu mir ſelbſt. Zu Einer Zeit gieng ich zu ſelten aus; man hielt mich für ſtolz oder menſchenſcheu; zu einer andern zeigte ich mich überall, und wurde ein Alltagsgeſicht. In den erſten Jünglingsjahren gab ich mich unbedachtſam Jedem ausſchließlich, einzeln und ganz hin, der ſich meinen Freund nannte und mir einige Zuneigung bewies, wurde oft ſchändlich betrogen und in den ſüßeſten Erwartungen getäuſcht; nachher war ich jedermanns Freund, bereit Jedem zu dienen, und dann ſchloß ſich niemand mit ganzer Seele an mich, weil niemand mit dem kleinen, in ſo viel Partikeln getheilten Stückgen Herzen vorliebnehmen wollte. Wenn ich zu viel erwartete, wurde ich getäuſcht; wenn ich ohne allen Glauben an Treue und Redlichkeit unter den Menſchen umherrennte, hatte ich gar keinen Genuß, nahm an gar nichts Theil. Nie aber verbarg ich meine ſchwachen Seiten ſo ſorgfältig, als ich hätte thun ſollen – Und ſo vergiengen dann die Jahre, in welchen ich hätte mein Glück machen können, wie man das gewöhnlich nennt; Jetzt da ich die Menſchen beſſer kenne, da Erfahrung mir die Augen geöfnet, mich vorſichtig gemacht und vielleicht die Kunſt gelehrt hat, auf Andre zu würken; jetzt iſt es zu ſpät für mich, dieſe Wiſſenſchaft in Anwendung zu bringen. Mein Rücken krümmt ſich mit Mühe zu Reverenzen; ich habe nicht viel unnütze Zeit mehr zu verſchwenden, die ich preis geben könnte; das Wenige, was ich noch in dem Reſte meines Lebens auf ſolchen Wegen erlangen könnte, lohnt die Mühe und Anſtrengung nicht, die mich das koſten würde, und es ziemt den Mann, deſſen Grundſätze Alter und Erfahrung befeſtigt haben, eben ſo wenig, itzt erſt anzufangen den Geſchmeidigen, als den Stutzer zu ſpielen. — Es iſt zu ſpät, ſage ich, mit der Ausübung anzuheben; aber nicht zu ſpät Jünglingen zu zeigen, welchen Weg ſie wandeln müſſen — und ſo laſſet uns denn den Verſuch machen, und der Sache näher rücken!

Erſtes Capittel.

Allgemeine Bemerkungen und Vorſchriften über den Umgang mit Menſchen.

1.

Jeder Menſch gilt in dieſer Welt nur ſo viel, als wozu er ſich ſelbſt macht. Das iſt ein goldener Spruch; ein reiches Thema zu einem Folianten, über den *esprit de conduite* und über die Mittel, in der Welt ſeinen Zweck zu erlangen; Ein Satz, deſſen Wahrheit auf die Erfahrung aller Zeitalter geſtützt iſt. Dieſe Erfahrung lehrt den Abentheurer und Großſprecher, ſich bey dem großen Haufen für einen Mann von Wichtigkeit auszugeben, von ſeinen Verbindungen mit Fürſten und Staatsmännern, mit Männern, welche nicht einmal von ſeiner Exiſtenz etwas wiſſen, in einem Tone zu reden, der ihm, wo nichts mehr, doch wenigſtens manche freye Mahlzeit und den Zutritt in den erſten Häuſern erwirbt. Ich habe einen Menſchen gekannt, der auf dieſe Art von ſeiner Vertraulichkeit mit dem Kaiſer und dem

Fürſten Kaunitz redete, obgleich ich ganz gewiß wuſſte, daß Dieſe ihn kaum dem Namen nach, und zwar als einen unruhigen Kopf und Pasquillanten kannten. Indeſſen hatte er hierdurch, da niemand genauer nachfragte, ſich auf eine kurze Zeit in ein ſolches Anſehn geſetzt, daß Leute, die bey des Kaiſers Majeſtät etwas zu ſuchen hatten, ſich an ihn wendeten. Dann ſchrieb er auf ſo unverſchämte Art an irgend einen Großen in Wien, und ſprach in dieſem Briefe von ſeinen übrigen vornehmen Freunden daſelbſt, daß er, zwar nicht Erlangung ſeines Zwecks, aber doch manche höfliche Antwort eeſchlich, mit welcher er dann weiter wucherte.

Dieſe Erfahrung macht den frechen Halbgelehrten ſo dreiſt, über Dinge zu entſcheiden, wovon er nicht früher als eine Stunde vorher das erſte Wort geleſen oder gehört hat, aber ſo zu entſcheiden, daß ſelbſt der anweſende beſcheidenere Literator es nicht wagt, zu wiederſprechen, noch Fragen zu thun, die des Schwätzers Fahrzeug auf's Trockene werfen könnten.

Dieſe Erfahrung iſt es, durch welche der empordringende Dummkopf ſich zu den erſten Stellen im Staate hinaufarbeitet, die verdienſtvollſten Männer zu Boden tritt, und niemand findet, der ihn in ſeine Schranken zurückwieſe.

Sie iſt es, durch welche ſich die unbrauchbarſten, ſchiefſten Genies, Menſchen ohne Talent und Kenntniſſe, Plusmacher und Windbeutel bey den Großen der Erde unentbehrlich zu machen verſtehen.

Sie iſt es, die größtentheils den Ruf von Gelehrten, Muſikern und Mahlern beſtimmt.

Auf dieſe Erfahrung geſtützt, fordert der fremde Künſtler für ein Stück hundert Louisd'or, das der einheimiſche zehnfach beſſer gearbeitet um funfzig Thaler verkaufen würde; Allein man reiſſt ſich um des Ausländers Werke; Er kann nicht ſo viel fertig machen, als von ihm gefordert wird, und am Ende läſſt er bey dem Einheimiſchen arbeiten und verkauft das für ultramontaniſche Waare.

Auf dieſe Erfahrung geſtützt, erſchleicht ſich der Schriftſteller eine vortheilhafte Rezenſion,

ſion, wenn er in der Vorrede zu dem zweyten Theile ſeines langweiligen Buchs mit der ſchamloſeſten Frechheit von dem Beyfalle redet, womit Kenner und Gelehrte, deren Freundſchaft er ſich rühmt, den erſten Theil beehrt haben.

Dieſe Erfahrung giebt den vornehmen Bankerouttirer, der Geld borgen will und nie wieder bezahlen kann, den Muth, das Anlehn in ſolchen Ausdrücken zu fordern, daß der reiche Wucherer es für Ehre hält, ſich von ihm betrügen zu laſſen.

Faſt alle Arten von Bitten um Schutz und Beförderung, die in dieſem Tone vorgetragen werden, finden Eingang, und werden nicht abgeſchlagen, dahingegen Verachtung, Zurückſetzung und nicht erfüllte billige Wünſche faſt immer der Preis des beſcheidenen, furchtſamen Clienten ſind.

Dieſe Erfahrung lehrt den Diener, ſich bey ſeinem Herrn, und Den, welcher Wohlthaten empfangen, ſich bey dem Wohlthäter ſo wichtig zu machen, daß Der, ſo die Verbindlichkeit auflegt, es für ein großes Glück rechnet, einem ſolchen Manne anzugehören —

Kurz! der Satz: **daß jedermann nicht mehr und nicht weniger gelte, als wozu er ſich ſelbſt macht**, iſt die große Panacee für Aventuriers, Prahler, Windbeutel und ſeichte Köpfe, um fortzukommen auf dieſen Erdballe — ich gebe alſo keinen Kirſchkern für dieſes Univerſalmittel — Doch ſtill! ſollte denn jener Satz uns gar nichts werth ſeyn? Ja, meine Freunde! Er kann uns lehren, nie ohne Noth und Beruf unſre ökonomiſchen phyſicaliſchen, moraliſchen und intellectuellen Schwächen aufzudecken. Ohne alſo ſich zur Prahlerey und zu niederträchtigen Lügen herabzulaſſen, ſoll man doch nicht die Gelegenheit verſäumen, ſich von ſeinen vortheilhaften Seiten zu zeigen.

Dies muß aber nicht auf eine grobe, gar zu merkliche, eitle und auffallende Weiſe geſchehn, denn ſonſt verliehren wir vielmehr dadurch; ſondern man muß die Menſchen nur muthmaßen, ſie von ſelbſt darauf kommen laſſen, daß doch wohl etwas mehr hinter uns ſtecke, als bey dem erſten Anblicke hervorſchimmert. Hängt man ein gar zu glänzendes Schild aus; ſo erweckt man dadurch die genauere Aufmerkſamkeit; Andre ſpüren dann den kleinen Fehlern nach, von denen kein Erdenſohn frey iſt, und ſo iſt es auf einmal um unſern Glanz geſchehn. Zeige Dich alſo mit einem gewiſſen beſcheidenen Bewuſſtſeyn innerer Würde, und vor allen Dingen mit dem auf Deiner Stirne ſtrahlenden Bewuſſtſeyn der Wahrheit und Redlichkeit! Zeige Vernunft und Kenntniſſe, wo Du Veranlaſſung dazu haſt! Nicht ſo viel, um Neid zu erregen und Forderungen anzukündigen, nicht ſo wenig, um überſehn und überſchrien zu werden! Mache Dich rar, ohne daß man Dich weder für einen Sonderling, noch für ſcheu, noch für hochmüthig halte!

2.

Fehlt Dir etwas, haſt Du Kummer, Unglück, leideſt Du Mangel, reichen Vernunft, Grundſätze und guter Wille nicht zu; ſo klage Dein Leid, Deine Schwäche niemand, als Dem, der helfen kann, ſelbſt Deinem treuen Weibe nicht! Wenige helfen tragen; faſt alle erſchweren die Bürde; ja! ſehr Viele treten einen Schritt zurück, ſobald ſie ſehen, daß

Dich das Glück nicht anlächelt. Sobald ſie aber gar wahrnehmen, daß Du ganz ohne Hülfsquellen biſt, daß Du keinen geheimen Schutz haſt, niemand, der ſich Deiner annimmt — o! ſo rechne auf Keinen mehr! Wer hat den Muth, einzig und feſt als die Stütze des von aller Welt Verlaſſenen öffentlich aufzutreten? Wer hat den Muth zu ſagen: „Ich kenne den Mann; Er iſt mein „Freund; er iſt mehr werth als Ihr Alle, die „Ihr ihn ſchmähet?" Und fändeſt Du ja einen Solchen; ſo würde es doch nur etwa ein andrer armer Teufel ſeyn, der ſelbſt in elenden Umſtänden, aus Verzweiflung ſein Schickſal an das Deinige knüpfen wollte, deſſen Schutz Dir alſo mehr ſchädlich als nützlich wäre.

2.

Rühme aber auch nicht zu laut Deine glückliche Lage! krame nicht zu glänzend Deine Pracht, Deinen Reichthum, Deine Talente aus! Die Menſchen vertragen ſelten ein ſolches Uebergewicht ohne Murren und Neid. Lege daher auch Andern keine zu große Verbindlichkeit auf! Thue nicht zu viel für Deine

Mitmenſchen! Sie fliehen den überſchwenglichen Wohlthäter, wie man einen Gläubiger flieht, den man nie bezahlen kann. Alſo hüte Dich, zu groß zu werden in Deiner Brüder Augen! auch fordert dann Jeder zu viel von Dir, und eine einzige abgeſchlagene Wohlthat macht tauſend würklich erzeigte in Einem Augenblicke vergeſſen.

4.

Vor allen Dingen wache über Dich, daß Du nie die innere Zuverſicht zu dir ſelbſt, das Vertrauen auf Gott, auf gute Menſchen und auf das Schickſal verliehreſt! Sobald Dein Nebenmann auf Deiner Stirne Mismuth und Verzweiflung lieſt — ſo iſt alles aus. Sehr oft aber iſt man im Unglücke ungerecht gegen die Menſchen. Jede kleine böſe Laune, jede kleine Miene von Kälte deutet man auf ſich; Man meint, Jeder ſehe es uns an, daß wir leiden, und weiche vor der Bitte zurück, die wir ihm thun könnten.

5.

Zwey Gründe hauptſächlich müſſen uns bewegen, nicht gar zu offenherzig gegen die Menſchen zu ſeyn: zuerſt die Furcht, unſre Schwäche dadurch aufzudecken und misbraucht zu werden, und dann die Ueberlegung, daß, wenn man die Leute einmal daran gewöhnt hat, ihnen nichts zu verſchweigen, ſie zuletzt von jedem unſrer kleinſten Schritte Rechenſchaft verlangen, alles wiſſen, um alles zu Rathe gezogen werden wollen: Allein eben ſo wenig ſoll man übertrieben verſchloſſen ſeyn, ſonſt glauben ſie, es ſtecke hinter allem, was wir thun, etwas Bedeutendes, oder gar Gefährliches, und das kann uns in unangenehme Verlegenheit verwickeln, und veranlaſſen, daß wir verkannt werden, unter andern in fremden Ländern, auf Reiſen, bey manchen andern Gelegenheiten und kann uns überhaupt auch im gemeinen Leben, ſelbſt im Umgange mit edeln Freunden, ſchaden.

6.

Suche weniger ſelbſt zu glänzen, als Andern Gelegenheit zu geben, ſich von vortheilhaften Seiten zu zeigen, wenn Du gelobt werden und gefallen willſt. Ich habe den Ruf eines vernünftigen und witzigen Mannes aus mancher Geſellſchaft mitgenommen, in welcher wahrlich kein kluges Wort aus meinem Munde gegangen war, und in welcher ich nichts gethan hatte, als mit exemplariſcher Geduld vornehmen und halbgelehrten Unſinn anzuhören, oder hie und da einen Mann auf ein Fach zu bringen, wovon er gern redete. Wie Mancher beſucht mich, mit der demüthigen Ankündigung, (wobey ich mich oft nicht des Lachens erwehren kann) er komme um mir als einem gewaltigen Gelehrten und Schriftſteller ſeine Ehrerbietung zu bezeugen; der Mann ſetzt ſich dann hin und fängt an zu reden, läſſt mich, den er bewundern will, gar nicht zu Worte kommen, und geht, entzückt über meine lehrreiche und angenehme Unterhaltung, zu welcher ich nicht zwanzig Worte geliefert habe, von mir, höchſt vergnügt, daß ich Verſtand genug gehabt habe — ihm zuzuhören. Was kann unſchuldiger ſeyn, als ſolche Ausleerungen zu befördern, wenn man dadurch Andern Erleichterung und ſich einen guten Ruf verſchafft? Desfalls habe ich nie die Gewohnheit der Hofleute von gemeinerm Schlage gut finden können, die jedermann nur mit halben Ohre und zerſtreueter Miene an-

anhören, ja! gar mitten in einer Rede, die ſie veranlaſſt haben, einfallen, ohne das Ende abzuwarten.

7.

Uebrigens aber rathe ich auch an, um ſein Selbſt und um andrer Willen, ja nicht zu glauben, es ſey irgend eine Geſellſchaft ſo ganz ſchlecht, das Geſpräch irgend eines Mannes ſo ganz unbedeutend, daß man nicht daraus irgend etwas lernen, irgend eine neue Erfahrung, irgend einen Stoff zum Nachdenken ſammlen könnte. Aber man ſoll nicht aller Orten Gelehrſamkeit, feine Cultur fordern, ſondern geſunden Hausverſtand und graden Sinn begünſtigen, vorziehen, und reden und würken laſſen, ſich auch unter Menſchen von allerley Ständen miſchen; ſo lernt man zugleich nach und nach den Ton und die Stimmung annehmen, die nach Zeit und Umſtänden erfordert werden.

8.

So wenig als möglich laſſet uns von Andern Wohlthaten fordern und annehmen! Man trifft gar ſelten Leute an, die nicht früh oder ſpät für kleine Dienſte große Rückſichten fordern, und das hebt dann das Gleichgewicht im Umgange auf, raubt Freyheit, hindert uneingeſchränkte Wahl, und wenn auch unter zehnmal nicht einmal der Fall einträte, daß dies uns in Verlegenheit ſetzte oder Verdruß zuzöge; ſo iſt es doch weislich gehandelt, dies mögliche Einmal zu vermeiden, und lieber immer zu geben, Jedem zu dienen, als von Andern Dienſte oder ſonſt etwas anzunehmen. Auch giebt es wenig Menſchen, die mit guter Art Wohlthaten erzeigen. Verſuchet es, meine Freunde! wie Viele unter Euren Bekannten nicht auf einmal, mitten in der fröhlichſten, höflichſten Gemüthsſtimmung, ihr Geſicht in feyerliche Falten ziehen, wenn Ihr Eure Anrede mit den Worten anhebet: „Ich muß eine große Bitte an Sie wagen; Ich bin in einer erſchrecklichen Verlegenheit.“

Um nun fremdes Beyſtandes entbehren zu können, dazu iſt das beſte Mittel, wenig Bedürfniſſe zu haben, mäßig zu ſeyn, und beſcheidene Wünſche zu nähren; Wer aber von unzähligen Leidenſchaften in raſtloſem Taumel umhergetrieben wird, bald Ehrenſtellen, bald Wucher, bald Erwerb, bald wollüſtigen Genuß verlangt; wer, von dem Luxus des Zeitalters angeſteckt, alles begehrt, was ſeine Augen ſehen; wen vorwitzige Neugier und ein unruhiger Geiſt treiben, ſich in jeden unnützen Handel zu miſchen; der wird freylich nie der Hülfe und Unterſtützung fremder Leute, zu Befriedigung ſeiner zahlloſen Wünſche, ſich entäuſſern können.

9.

Wenn ich aber ſage, daß man lieber Allen **geben**, als von irgend jemand **empfangen** ſolle; ſo hebe das den Satz nicht auf, daß man nicht gar zu viel für Andre thun dürfe. Ueberhaupt ſey dienſtfertig, aber nicht zudringlich! Sey nicht jedermanns Freund und Vertraueter! Vor allen Dingen beſſere und bemoraliſiere die Menſchen nicht, rathe ihnen nicht ohne entſchiedenen Beruf dazu! die Wenigſten wiſſen Dir das Dank, und ſelbſt wenn ſie uns um Rath fragen, ſind ſie gewöhnlich ſchon entſchloſſen zu thun, was ihnen gefällt. Miſche Dich auch nicht in Familien-Händel! Ich bin ein Paarmal mit der beſten Abſicht ſehr übel dabey gefahren. Vor allen Dingen hüte Dich, Zwiſtigkeiten ſchlichten und Verſöhnungen ſtiften zu wollen! (Es ſey denn unter geliebten, geprüften Perſonen) Mehrentheils werden beyde Partheyen einig, um über dich herzufallen. Das Kuppeln und Heyrathen-Schmieden überlaſſe man dem Himmel, und einer gewiſſen Claſſe von alten Weibern.

10.

Keine Regel iſt ſo allgemein, keine ſo heilig zu halten, keine führt ſo ſicher dahin, uns dauerhafte Achtung und Freundſchaft zu erwerben, als die: unverbrüchlich, auch in den geringſten Kleinigkeiten, Wort zu halten, ſeiner Zuſage treu, und ſtets wahrhaftig zu ſeyn in ſeinen Reden. Nie kann man Recht und erlaubte Urſache haben, das Gegentheil von dem zu ſagen, was man denkt, wenngleich man Befugniß und Gründe haben kann, nicht alles zu offenbahren, was in uns vorgeht. Es giebt keine Nothlügen; noch nie iſt eine Unwahrheit geſprochen worden, die nicht früh oder ſpät nachtheilige Folgen für jemand gehabt hätte; der Mann aber, der dafür bekannt iſt, ſtrenge Wort zu halten und ſich keine Unwahrheit zu geſtatten, gewinnt gewiß Zutrauen, guten Ruf und Hochachtung.

11.

11.

Wenn die Frage entſteht: ob es gut ſey, viel oder wenig in Geſellſchaft zu erſcheinen; ſo muß die Beantwortung derſelben freylich nach den einzelnen Lagen, Bedürfniſſen, und nach unzähligen kleinen Umſtänden und Rückſichten, bey jedem Menſchen anders ausfallen; Im Ganzen aber kann man den Satz zur Richtſchnur annehmen: daß man ſich nicht aufdringen, die Leute nicht überlaufen ſolle, und daß es beſſer ſey, wenn man es einmal nicht allen Menſchen recht machen kann, daß gefragt werde, warum wir ſo ſelten, als geklagt, daß wir zu oft und aller Orten erſcheinen. Es giebt einen feinen Sinn dafür (Wenn uns nicht übertriebene Eitelkeit und Selbſtſucht die Augen blenden) einen Sinn, der uns ſagt, ob wir gern geſehen oder überläſtig ſind, ob es Zeit iſt fortzugehen, oder ob wir noch verweilen ſollen.

12.

Man hüte ſich aber, in alle Cirkel große Forderungen mitzunehmen, allen Menſchen alles allein ſeyn, mit aller Gewalt glänzen, hervorgezogen werden zu wollen, zu verlangen, daß aller Menſchen Augen nur auf uns gerichtet, ihre Ohren nur für uns geſpitzt ſeyen, denn ſonſt werden wir freylich uns aller Orten zurückgeſetzt glauben, eine traurige Rolle ſpielen, uns und Andern Langeweile machen, menſchenſcheu und bitter die Geſellſchaft fliehen und von ihr geflohen werden. Ich kenne viel Leute von der Art, die durchaus, wenn ſie ſich in vortheilhaftem Lichte zeigen ſollen, der Mittelpunct ſeyn müſſen, um welchen ſich alles drehe, ſo wie überhaupt manche Menſchen im gemeinen Leben niemand neben ſich vertragen, der mit ihnen verglichen werden könnte. Sie handeln vortreflich, groß, edel, nützlich, wohlthätig, geiſtreich, ſobald ſie es allein ſind, an die man ſich wendet, von denen man bittet, erwartet, hofft; aber klein, niedrig, rachſüchtig und ſchwach, ſobald ſie in Reyhe und Gliedern ſtehn ſollen und zerſtöhren jedes Gebäude, wozu ſie nicht den Plan gemacht, oder wenigſtens die Kranz-Rede gehalten haben, ja! ihr eigenes Gebäude, ſobald nur ein Andrer eine kleine Verzierung daran angebracht hat. Dies iſt eine unglückliche, ungeſellige Gemüthsart. Ueberhaupt rathe ich, um glücklich zu leben und

Andre glücklich zu machen, in dieſer Welt ſo wenig als möglich zu erwarten und zu fordern,

13.

Mit wem aber ſoll man am mehrſten umgehn? Natürlicher Weiſe läſſt ſich auch dieſe Frage nur nach eines Jeden beſondern Lage beantworten. Hat man die Wahl; (und würklich hat man dieſe doch öfter als man glaubt) ſo wähle man ſich die Weiſern zu ſeinem Umgange, Leute von denen man lernen kann, die uns nicht ſchmeicheln, die uns überſehen; Allein gewöhnlich gefällt es uns beſſer, einen Cirkel untergeordneter Geiſter um uns her zu verſammlen, die in Kreiſen tanzen, ſo oft unſer hoher Genius ſeine Zauberruthe ſchwingt. Wir bleiben indeſſen dadurch immer, wie wir waren, kommen nie weiter in Weisheit und Tugend. Es giebt zwar Lagen, in welchen es nützlich und lehrreich, ſich unter Menſchen von allerley Fähigkeiten zu miſchen, ja! wo es auch Pflicht iſt, nicht blos mit Leuten umzugehn, von denen wir, ſondern auch mit ſolchen, die von uns lernen können, und die ein Recht haben, dies zu fordern; Dieſe Gefälligkeit aber darf nie ſo weit gehn, daß die Rechenſchaft, ſo wir einſtens von unſrer goldenen Zeit und von der Obliegenheit uns zu vervollkommnen geben ſollen, dabey Gefahr laufe.

14.

In volkreichen, großen Städten kann man am aller unbemerkteſten und ganz nach ſeiner Neigung leben; da fallen eine Menge kleiner Rückſichten weg; Man wird nicht ſo ausgeſpähet, controllirt, beobachtet; Es laufen nicht ſo aus Mund in Mund die intreſſanten Nachrichten: wie vielmal in der Woche ich Braten eſſe, ob ich oft oder ſelten ausgehe, und wohin; wer zu mir kömmt, wie ſtark der Lohn iſt, den ich meiner Köchinn gebe, und ob ich kürzlich mit ihr geſchmählt habe? Meine Kleidung wird nicht gemuſtert; Man frägt nicht in jedem Kramer-Hauſe meine Magd, wenn ſie vor vier Pfennige Pfeffer holt, für wen der Pfeffer iſt, und wozu der Pfeffer gebraucht werden ſoll; Eine unbedeutende Annecdote beſchäftigt da nicht ſechs Wochen lang alle Zungen; Man wandelt ohnbemerkt, friedenvoll und ungeneckt durch den großen Haufen hin, beſorgt ſeine Geſchäfte, und wählt ſich eine Lebensart, wie man ſie für zweckmäßig hält. In kleinen Städten iſt man verurtheilt, mit einer Anzahl oft ſehr langweiliger Magnaten in ſtrenger Abrechnung von Beſuchen und Gegenbeſuchen zu ſtehn, die gewöhnlich gleich nach dem Mittagstiſche ihren Anfang nehmen, und bis zu der Bürgerglocke, das heiſſt bis zehn Uhr Abends, fortdauern, während welcher Zeit die Unterhaltung gewöhnlich den König von Preuſſen, den Kaiſer, andre hohen Potentaten und was der Reichspoſtreuter von ihnen meldet, zum Gegenſtande hat. Das iſt nun freylich erſchrecklich; doch giebt es auch Mittel, dort den Ton des Umgangs nach und nach zu verfeinern, oder das ſchwache Publicum daran zu gewöhnen, nachdem es ein viertel Jahr hindurch über uns geläſtert hat, uns endlich auf unſre Weiſe leben zu laſſen, wenn man ſich übrigens redlich, menſchenfreundlich, dienſtfertig und geſellig beträgt. Am übelſten aber pflegt man in den mittlern Städten daran zu ſeyn, ſowohl in den Reichsſtädten der geringern Claſſe, als in unbeträchtlichen Reſidenzen. Da herſchen gewöhnlich, neben einem übertriebenen Luxus und ſolchen ſittlichen Verderbniſſen, die mit der Corruption in den größten Städten wetteifern, noch ebendrein alle Gebrechen kleiner Städte, Klatſchereyen, Anhänglichkeit an Schlendrian, an Gewohnheiten und Familien-Verbindungen, die abgeſchmackteſten Forderungen und die lächerlichſte Claſſificierung der Stände. So habe ich eine Stadt geſehn, in welcher ein Mann durch ſeine kürzlich erhaltene Bedienung, die ehemals dort nicht exiſtirt hatte, ſo ſehr von allen übrigen einmal beſtimmten Rang-Ordnungen abgeſondert war, daß er wie ein Elephant in einer Menagerie, immer für ſich allein ſpazieren gehn muſſte, ohne ſeines Gleichen, weder einen Geſellſchafter, noch eine Gefährtinn finden zu können. Vielleicht bin ich partheyiſch für meine liebe Vaterſtadt, aber ich glaube, (und auch andre einſichtsvollere Männer laſſen ihr dieſe Gerechtigkeit wiederfahren) daß, obgleich Hannover nicht zu den größten Städten in Teutſchland gehört, man dennoch hier ſo frey und ohnbemerkt leben könne, als irgendwo. Vermuthlich hat unſre Verbindung mit England, wo manche Vorurtheile von der Art verachtet werden, hierzu viel beygetragen. Da nun aber in den wenigſten Städten von Teutſchland dieſe glückliche Stimmung angetroffen wird; ſo muß man lernen, ſich nach den herrſchenden Sitten zu richten, und nichts kann unvernünftiger und für den Eiferer ſelbſt von nachtheiligern Folgen ſeyn, als wenn ein Einzelner, der nicht beſonders in Anſehn ſteht, auftreten und ſeine Vaterſtadt reformiren will. Nirgends kömmt indeſſen ein ſolcher Declamator übler an, als in den Reichsſtädten, wo alte Sitte und Schlendrian innig verwebt ſind in die Regierungsform und in alle übrigen Verhältniſſe. Dort kann zuweilen der bloße Schnitt eines Rocks, oder ein bisgen mehr oder weniger Gold darauf, wodurch ein Kauffman ſich von ſeinen Mitbrüdern unterſcheidet, ihn um ſeinen Credit bringen, und eine Perücke im richtigen Coſtum, die über einen leeren Hirnkaſten gehenkt wird, bey der Rathsherrn-Wahl den Sieg über ein eigenes Haar, das einen feinen Kopf deckt, davontragen.

In Dörfern und auf ſeinem Landgute lebt man in der That am ungezwungenſten, und für jemand, der Luſt hat ſich zu beſchäftigen und zum Beſten Andrer etwas beyzutragen, findet ſich da mannigfaltige Gelegenheit, indem man an dem nützlichſten, zu ſehr niedergedrückten und vernachläſſigten Stande zum Wohlthäter werden kann; allein die geſelligen Freuden ſind auf dem Lande nicht ſo leicht zu verſchaffen. In Augenblicken, wo man gerade Bedürfniß fühlt, ſeine Arme nach einem treuen Freunde auszuſtrecken, iſt dieſer Freund vielleicht Meilen weit von uns entfernt, man müſſte den reich genug ſeyn, einen ganzen Hofſtaat von Freunden um ſich her zu verſammlen, aber auch das hat ſeine üble Seite, und ſehr reiche Leute fühlen ja ohnehin ſelten dies Bedürfniß. Um alſo hier glücklich und vergnügt leben zu können, ohne ſo ſehr wohlhabend zu ſeyn, ſoll man die Kunſt verſtehn, das Gute aus dem Umgange der Menſchen, die man grade bey ſich haben kann, zu ſchmecken und zu erkennen, der einfachen Freuden nicht müde zu werden, damit zu geizen, und ihnen auf erfindungsreiche Art Mannigfaltigkeit zu geben. Weil man auf dem Lande ſeine Frau, ſeine Kinder und ſeine Hausfreunde vom Morgen bis zum Abend ununterbrochen um ſich zu ſehn pflegt; ſo entſteht leicht Ueberdruß, Leere im Umgange.

Dies kann durch einen Vorrath guter Bücher, die neuen Stoff zur Unterhaltung geben, durch intereſſanten Briefwechſel mit abweſenden Edeln und durch weiſe Eintheilung der Zeit, indem man manche Tagesfriſten einzeln in ſeinen Zimmern zubringt, gehoben werden, und nichts iſt ſüßer auf dem Lande, als wenn, nach einem nützlich verlebten Tage, wo Jeder für ſich ſeine Geſchäfte beſorgt hat, des Abends ſich der kleine Cirkel zum Spatziergange, muntern Scherze und zwangloſen Geſpräche wieder verſammlet. Es giebt ſelbſt Prinzen, die dieſen Genuß kennen, und ich habe noch vor nicht gar langer Zeit am Fuße der vogeſiſchen Gebürge einige Wochen an dem Hofe eines guten und klugen Fürſten auf dieſe Art ſehr glücklich hingebracht.

Nichts aber iſt erſchrecklicher und doch häufiger zu finden, als wenn Menſchen, die in kleinen Städten oder gar auf dem platten Lande täglich miteinander umgehn müſſen, in ewigem Zwiſte mit einander leben, und dabey doch nicht reich genug ſind, ſich Jeder für ſich eine beſondre Exiſtenz zu ſchaffen. Sie bauen ſich eine Hölle auf Erden. Nirgends alſo iſt es ſo wichtig als hier, ſchonend, nachſichtig, geſchmeidig, vorſichtig, klug und mit einer Art von Cocketterie im Umgange zu verfahren, um Misverſtändniſſen, Eckel und Ueberdruſſe vorzubauen.

15.

In fremden Städten und Ländern iſt Vorſichtigkeit im Umgange zu empfehlen, und das in manchem Betrachte. Wir mögen nun dort Unterricht und Belehrung, oder ökonomiſche und politiſche Vortheile, oder blos Vergnügen ſuchen; ſo iſt es ſehr nothwendig, gewiſſe Rückſichten nicht zu verachten. Im erſten Falle, nemlich wenn wir reiſen, um uns zu unterrichten, verſteht ſich's vor allen Dingen von ſelbſt, daß wir wohl überlegen, in welchem Lande wir ſind, und ob man da ohne Gefahr und Verdruß von Allem reden und nach Allem fragen dürfe. Es giebt leider auch in Teutſchland Staaten, in welchen die Regierungen es nicht gern ſehen, und es ſcharf ahnden, wenn gewiſſe Werke der Finſterniß an das Tages-Licht gezogen werden. Da iſt Behutſamkeit nöthig, ſo wohl in Geſprächen und Nachforſchungen, als in der Wahl der Menſchen, mit denen man

ſich

in Verbindung einläſſt. Uebrigens muß ich auch hier erinnern, daß ſehr wenig Reiſende eigentlich Beruf haben, ſich um die innere Verfaſſung fremder Länder zu bekümmern; allein thörichte Neugier, Vorwitz, unruhiger Thätigkeitstrieb jagt jetzt haufenweiſe die Menſchen hinaus, um in fremden Gaſthöfen, Poſthäuſern, Clubs und in den Schwitzcammern hypochondriſcher Gelehrten unſichere Anecdoten zu einem Werkgen zu ſammlen, indeß ſich daheim noch unendlich viel für ſie zu würken und zu lernen gefunden haben würde, wenn es ihnen um ihr und Andrer Wohl ernſtlich zu thun wäre.

Daß dieſe Vorſicht verdoppelt werden müſſe, ſobald man an einem fremden Orte für ſich etwas zu ſuchen oder zu fordern hat, verſteht ſich wohl von ſelbſt. Da alsdann manches Auge auf uns gerichtet iſt; ſo müſſen wir den Umgang mit Leuten vermeiden, die, unzufrieden mit der Regierung, ſich ſo gern den Fremden an den Hals werfen, weil ſie unter ihren Mitbürgern durch unkluge Aufführung ſich einen böſen Namen gemacht, und ſich auf dieſe Art den Weg verſperrt haben, bürgerliche Vortheile zu erlangen, die ſie aber zu verachten ſcheinen, wie der Fuchs die Trauben. Dieſe Art Leute ſucht ſich dann dadurch ein bisgen zu heben, daß ſie mit den Reiſenden, denen ſie ſich in den Gaſthöfen oder auf andre Art aufdringen, durch die Gaſſen der Stadt laufen, und dadurch Verbindungen in andern Ländern muthmaßen laſſen. Ein Fremder, der nur wenig Tage ſich an einem Orte aufhalten will, kann ohne Nachtheil mit dieſen mehrentheils ſehr geſchwätzigen und von luſtigen und ärgerlichen Mährchen aller Art vollgepropfter Ciceroni's nach Gefallen herumrennen, und kein vernünftiger Mann wird ihm das verdenken; Wer aber länger in einer Stadt verweilen, in den beſſern Cirkeln Zutritt haben, oder gar ein Geſchäft zu Stande bringen will, dem rathe ich, in der Auswahl ſeines Umgangs auch die Stimme des Publicums zu reſpectiren.

16.

Auf dieſe Bemerkungen muß ich noch einige allemeine Regeln über Geſpräche und Umgang mit den Menſchen überhaupt folgen laſſen. Vor allen Dingen vergeſſe man nie, daß die Leute unterhalten, amüſirt ſeyn wollen; daß ſelbſt der unterrichtendſte Umgang ihnen in der Länge ermüdend vorkömmt, wenn er nicht zuweilen durch Witz und gute Laune gewürzt wird; daß ferner nichts in der Welt ihnen ſo witzreich, ſo weiſe und ſo ergötzend ſcheint, als wenn man ſie lobt, ihnen etwas Schmeichelhaftes ſagt; daß es aber unter der Würde eines klugen Mannes iſt, den Spaßmacher, und eines redlichen Mannes unwerth, den niedrigen Schmeichler zu machen. Allein es giebt einen gewiſſen Mittelweg, dieſen rathe ich einzuſchlagen, und da jeder Menſch doch wenigſtens Eine gute Seite hat, die man loben darf, und dies Lob, wenn es nicht übertrieben wird, aus dem Munde eines verſtändigen Mannes, Sporn zu größerer Vervollkommung werden kann; ſo iſt das Wink genug für Den, der mich verſtehn will.

Zeige, ſo viel du kannſt, eine immer gleiche, heitere Stirne! Nichts iſt reizender und liebenswürdiger, als eine gewiſſe frohe, muntre Gemüthsart, die aus der Quelle eines ſchuldloſen, nicht von heftigen Leidenſchaften in Tumult geſetzten Herzens hervorſtrömt.

Wer immer nach Witz haſcht, wem man es anſieht, daß er darauf ſtudiert hat, die Geſellſchaft zu unterhalten, der gefällt nur auf kurze Zeit, und wird bey Wenigen Intereſſe erwecken; Er wird nicht aufgeſucht werden von Denen, deren Herz ſich nach beſſern Umgange, und deren Kopf ſich nach ſocratiſcher Unterhaltung ſehnt.

Wer immer Spaß machen will, der erſchöpft ſich nicht nur leicht und wird matt, ſondern hat auch die Unannehmlichkeit, daß, wenn er einmal grade nicht aufgelegt iſt, ſeinen Vorrath von luſtigen Kleinigkeiten zu öfnen, ſeine Gefährten das ſehr ungnädig aufnehmen. Bey jeder Mahlzeit, zu welcher er gebeten wird, bey jeder Aufmerkſamkeit, die man ihm beweiſet, ſcheint die Bedingung ſchwer auf ihm zu liegen, daß er dieſe Ehre durch ſeine Schwänke zu verdienen ſuchen ſolle; und will er es einmal wagen, den Ton zu erheben und etwas Ernſthaftes zu ſagen; ſo lacht man ihm grade in das Geſicht, ehe er mit ſeiner Rede halb zu Ende iſt. Wahrer Humor und ächter Witz laſſen ſich nicht erzwingen, nicht erkünſteln, aber ſie würken, wie das Umſchweben eines höhern

Genius, wonnevoll, erwärmend, Ehrfurcht erregend.

17.

Gehe von niemand und laß niemand von Dir, ohne ihm etwas Lehrreiches, oder etwas Verbindliches geſagt und mit auf den Weg gegeben zu haben; aber beydes auf eine Art, die ihm wohlthue, ſeine Beſcheidenheit nicht empöre und nicht ſtudiert ſcheine, daß er die Stunde nicht verlohren zu haben glaube, die er bey Dir zugebracht hat, und daß er fühle, Du nehmeſt Intereſſe an ſeiner Perſon, es gehe Dir von Herzen, Du verkaufeſt nicht blos Deine Höflichkeits-Waare ohne Unterſchied jedem Vorübergehenden.

18.

Das Nemliche gilt von Briefen. Briefwechſel iſt ſchriftlicher Umgang; Faſt alles, was ich vom perſönlichen Umgange mit Menſchen ſage, leidet Anwendung auf den Briefwechſel. Nimm Dir alſo auch vor, nie irgend einen ganz leeren Brief zu ſchreiben, in welchem nicht wenigſtens etwas ſtünde, ſo dem, an welchen er gerichtet iſt, Nutzen oder reine Freude gewähren könnte! Vorſichtigkeit iſt im Schreiben noch weit dringender als im Reden zu empfehlen, und eben ſo wichtig iſt es, mit den Briefen, welche man erhält, behutſam umzugehn. Man ſollte es kaum glauben, was für Verdruß, Zwiſt und Mißverſtändniß durch Verſäumung dieſer Klugheits-Regel entſtehen könne. Ein einziges hingeſchriebenes, unauslöſchliches Wort, ein einziges aus Unachtſamkeit liegen gebliebenes Papier hat manches Menſchen Ruhe und oft auf immer den Frieden einer Familie zerſtört.

19.

Wem es darum zu thun iſt, dauerhafte Achtung ſich zu erwerben; wem daran liegt, daß ſeine Unterhaltung niemand anſtößig, Keinem zur Laſt werden; der würze nicht ohne Unterlaß ſeine Geſpräche mit Läſterungen, Spott, Mediſance und gewöhne ſich nicht an den ausziſchenden Ton von Perſifflage! Das kann wohl einigemal, und bey einer gewiſſen Claſſe von Menſchen auch öfter gefallen; aber man flieht und verachtet doch in der Folge den

Mann, der immer auf andrer Leute Koſten oder auf Koſten der Wahrheit die Geſellſchaft vergnügen will, und man hat Recht dazu, denn der gefühlvolle, verſtändige Menſch muß Nachſicht haben mit den Schwächen Andrer; Er weiß, welchen großen Schaden oft ein einziges, wenngleich nicht böſe gemeintes Wörtgen anrichten kann, auch ſehnt er ſich nach gründlicherer und nützlicherer Unterhaltung; ihn ekelt vor leerer Perſifflage. Gar zu leicht aber gewöhnt man ſich in der ſogenannten großen Welt dieſen elenden Ton an; Man kann nicht genug davor warnen.

Uebrigens aber mögte ich auch nicht gern alle Satyre für unerlaubt erklären, noch leugnen, daß manche Thorheiten und Unzweckmäßigkeiten, **im weniger vertraueten Umgange**, am beſten durch eine feine, nicht beleidigende, nicht zu deutlich auf einzelne Perſonen anſpielende Perſifflage bekämpft werden können. Endlich bin ich auch weit entfernt, zu fordern, man ſolle alles loben und alle offenbahre Fehler entſchuldigen, vielmehr habe ich nie den Leuten getrauet, die ſo merklich affectiren, alles mit dem Mantel der chriſtlichen Liebe bedecken zu wollen. Sie ſind mehrentheils Heuchler, wollen durch das Gute, das ſie von den Leuten **reden**, das Böſe vergeſſen nachher, ſo ſie ihnen **zufügen**, oder ſie ſuchen dadurch zu erlangen, daß man eben ſo nachſichtig gegen **ihre** Gebrechen ſey.

20.

Rede nicht zu viel! Sey haushälteriſch mit Spendung von Worten und Kenntniſſen, damit es Dir nicht früh an Stoffe fehle, damit Du nicht redeſt, was Du verſchweigen ſollſt, verſchweigen willſt, und damit man Deiner nicht ſatt werde! Laß auch Andre zu Worte kommen, ihr Theil mit hergeben zur allgemeinen Unterhaltung! Es giebt Leute, die, ohne es ſelbſt zu merken, aller Orten die Sprachführer ſind; Und wären ſie in einem Cirkel von funfzig Perſonen; ſo würden ſie ſich dennoch bald Meiſter von der ganzen Converſation machen.

21.

Dies wird noch unerträglicher, wenn Solche immer nur ihre eigene Perſon, ihre häuslichen Umſtände, ihre Verhältniſſe, ihre Thaten und ihre Berufs-Geſchäfte zum Gegenſtande ihrer Unterredung machen, und alles dahin zu drehen wiſſen, jedes Gleichniß, jedes Bild von daher nehmen. So wenig als möglich übertrage in gemiſchte Geſellſchaften den Schnitt, den Ton, den Dir deine ſpecielle Erziehung, Dein Handwerk, Deine beſondere Lebensart geben! Rede nicht von Dingen, die auſſer Dir ſchwerlich jemand intereſſieren können! Spiele nicht auf Annecdoten an, die Deinem Nachbar unbekannt ſind, auf Stellen aus Büchern, die er wahrſcheinlich nicht geleſen hat! Rede nicht in einer fremden Sprache, wenn es glaublich iſt, daß nicht jeder, der um Dich iſt, dieſelbe verſteht! Lerne den Ton der Geſellſchaft annehmen, in welcher Du Dich befindeſt! Nichts kann abgeſchmackter ſeyn, als wenn der Arzt einige junge Damen mit Beſchreibung ſeiner Sammlung anatomiſcher Präparaten, der Rechtsgelehrte einen Hofmann über die unwürkſame Poſſeſſions-Ergreifung und das edictum Diui Martii, der alte gebrechliche Gelehrte eine junge Cokette von ſeinem ofnen Beinſchaden unterhält.

Oft aber tritt der Fall ein, daß man in Geſellſchaften geräth, wo es ſchwer iſt, etwas vorzubringen, das Intereſſe erweckte. Wenn ein verſtändiger Mann von leeren, elenden Menſchen umgeben iſt; die für gar nichts von beſſerer Art Sinn haben, ey nun! ſo iſt es ſeine Schuld nicht, wenn er nicht verſtanden wird. Er tröſte ſich alſo damit, daß er von Dingen geredet hat, die billig intereſſieren müſſten.

22.

Gegenwart des Geiſtes iſt ein ſeltenes Geſchenk des Himmels, und macht, daß wir im Umgange in ſehr vortheilhaftem Lichte erſcheinen. Dieſer Vorzug nun läſſt ſich freylich nicht durch Kunſt erlangen; allein man kann an ſich arbeiten, daß, wenn er uns fehlt, wir wenigſtens nicht durch Uebereilung uns und Andre in Verlegenheit ſetzen. Sehr lebhafte Temperamente haben hierauf vorzüglich zu achten. Ich rathe daher, wenn eine unerwartete Frage, ein ungewöhnlicher Gegenſtand, oder irgend etwas anders uns überraſcht, nur eine Minute ſtill zu ſchweigen und der Ueberlegung

Zeit zu laſſen, uns zu der Partey vorzubereiten, die wir nehmen ſollen. So wie ein einziges raſches, unvorſichtiges Wort, oder ein in der Verwirrung unternommener Schritt zu ſpäte Reue und unglückliche Folgen würken können; ſo kann ein ſchnell auf der Stelle gefaſſter und ausgeführter raſcher Entſchluß, in entſcheidenden Augenblicken, in welchen man ſo leicht den Kopf verliehrt, Glück, Rettung, Troſt bringen.

23.

Ein großes Talent, und das durch Studium und Achtſamkeit erlangt werden kann, iſt die Kunſt ſich beſtimmt, fein, richtig, cörnicht, nicht weitſchweifig auszudrücken, lebhaft im Vortrage zu ſeyn, ſich dabey nach den Fähigkeiten der Menſchen zu richten, mit denen man redet, ſie nicht zu ermüden, gut und launicht zu erzählen, nicht über ſeine eigenen Einfälle zu lachen, nach den Umſtänden trocken oder luſtig, ernſthaft oder comiſch ſeinen Gegenſtand darzuſtellen und mit natürlichen Farben zu malen. Dabey ſoll man ſein Aeuſſeres ſtudieren, ſein Geſicht in ſeiner Gewalt haben, nicht grimacieren, und wenn wir wiſſen, daß gewiſſe Mienen, zum Beyſpiel beym Lachen, unſrer Bildung ein wiederwärtiges Anſehn geben, dieſe zu vermeiden ſuchen. Der Anſtand und die Gebehrdenſprache ſollen edel ſeyn; Man ſoll nicht bey unbedeutenden, affectloſen Unterredungen, wie Perſonen aus der niedrigſten Volksclaſſe, mit Kopf, Armen und andern Gliedern herumfahren, und umſichſchlagen; man ſoll den Leuten grade, aber beſcheiden und ſanft in's Geſicht ſehn, ſie nicht bey Ermeln, Knöpfen und dergleichen zupfen, oder immer etwas zu ſpielen zwiſchen den Fingern haben. Kurz! alles, was eine feine Erziehung, was Aufmerkſamkeit auf ſich ſelbſt und auf Andre verräth, das gehört nothwendig dazu, den Umgang angenehm zu machen, und es iſt wichtig, ſich in ſolchen Dingen nicht nachzuſehn, ſondern jede kleine Regel des Wohlſtandes, ſelbſt in dem Cirkel ſeiner Familie, zu beobachten, um ſich das zur andern Natur zu machen, wogegen wir ſo oft fehlen, und was uns Zwang ſcheint, wenn wir uns Nachläſſigkeiten in der Art zu verzeyhn gewohnt ſind. Hierüber in dieſen Blättern viel mehr zu ſagen, zu lehren:

warum man den Leuten nicht in die Rede fallen dürfe; daß wir einen Teller, oder was uns dargereicht wird, auch dann abnehmen müſſen, wenn wir nichts davon behalten wollen, damit der Andre nicht die Mühe habe, es unſertwegen in der Hand zu tragen; daß man ſo wenig als möglich in einer Geſellſchaft den Leuten den Rücken zukehren, in Titeln und Namen nicht irre werden ſolle; daß man bey Perſonen, die das genau nehmen, den Vornehmern immer auf der rechten Seite, oder, wenn Drey beyſammen ſind, in der Mitte gehn laſſe.; daß man, wenn man jemand etwas darreicht, es, in ſo fern dies zu ändern ſteht, nicht mit der bloßen Hand hingeben müſſe; daß es ſich nicht ſchicke, in Geſellſchaften in das Ohr zu pflüſtern, bey Tafel krumm zu ſitzen, unanſtändige Gebehrden zu machen, noch zu leiden, daß ein Frauenzimmer, oder jemand der vornehmer iſt als wir, von einer Speiſe, die vor uns ſteht, vorlege; und was dergleichen Regeln mehr ſind zu geben, dazu iſt hier nicht der Ort. Leuten von gewiſſem Stande und einer nicht ganz gemeinen Erziehung iſt das in der erſten Jugend ſchon eingeprägt worden; Nur erinnere ich, daß dieſe kleinen Dinge in mancher Leute Augen keine kleine Dinge ſind, und daß oft unſre zeitliche Wohlfart in ſolcher Leute Händen iſt.

24.

Daß ein redlicher und verſtändiger Mann über weſentliche Religions-Lehren, auch dann, wenn er das Unglück haben ſollte, an der Wahrheit derſelben zu zweifeln, ſich dennoch keinen Spott erlauben wird; ich meine, das verſteht ſich von ſelbſt; aber auch über kirchliche Verfaſſung, über die Menſchenſatzungen, welche in einigen Secten für Glaubenslehren gehalten werden, über Ceremonien, die Manche für weſentlich halten, und dergleichen, ſoll man ſich nie in Geſellſchaften aufhalten. Man reſpectire das, was Andern ehrwürdig iſt! Man laſſe Jedem die Freyheit in Meinungen, die wir ſelbſt verlangen! Man vergeſſe nicht, daß was wir Aufklärung nennen, Andern vielleicht Verfinſterung ſcheint! Man ſchone die Vorurtheile, die Andern Ruhe gewähren! Man beraube niemand, ohne ihm etwas Beſſeres an die Stelle deſſen zu geben, was man ihm nimt! Man vergeſſe nicht, daß Spott nicht beſſert; daß unſre hier auf Erden noch nicht entwickelte Vernunft über ſo wichtige Gegenſtände leicht irren kann; daß ein mangelhaftes Syſtem, auf welchem aber der Grund einer guten Moral liegt, nicht ſo leicht umzureiſſen iſt, ohne zugleich das Gebäude ſelbſt über den Haufen zu werfen, und endlich, daß ſolche Gegenſtände überhaupt gar nicht von der Art ſind, daß man ſie in Geſellſchaften abhandeln könne.

Doch dünkt mich, man vermeidet heut zu Tage oft zu vorſetzlich alle Gelegenheit über Religion zu reden. Einige Leute ſchämen ſich, Wärme für Gottes-Verehrung zu zeigen, aus Furcht, für nicht aufgeklärt genug gehalten zu werden, und Andre affectiren religioſe Empfindungen, ſcheuen ſich, auch nur im mindeſten gegen Schwärmerey zu reden, um ſich bey den Andächtlern in Gunſt zu ſetzen. Erſteres iſt Menſchenfurcht und Letzteres Heucheley; beydes aber eines redlichen Mannes gleich unwerth.

25.

Wenn Du von cörperlichen, geiſtigen, moraliſchen oder andern Gebrechen redeſt, oder An-

Annecdoten erzählſt, die gewiſſe Grundſätze oder Vorurtheile lächerlich machen, oder gewiſſe Stände in ein nachtheiliges Licht ſetzen ſollen; ſo ſiehe Dich vorher wohl um, ob niemand gegenwärtig ſey, der das übel aufnehmen, dieſen Tadel oder Spott auf ſich oder ſeine Verwandten ziehn könnte!

Halte Dich über niemands Geſtalt, Wuchs und Bildung auf! Es ſteht in keines Menſchen Gewalt, dieſe zu ändern. Nichts iſt kränkender, niederſchlagender und empöhrender für den Mann, der unglücklicherweiſe eine etwas auffallende Geſichtsbildung oder Figur hat, als wenn er bemerkt, daß dieſe der Gegenſtand der Verſpottung oder Befremdung wird. Leuten, die ein wenig mit der großen Welt bekannt ſind, und unter Menſchen von allerley Formen und Anſehn gelebt haben, ſollte man darüber billig gar nichts mehr erinnern dürfen; aber leider! trifft man hie und da, ſelbſt unter fürſtlichen Perſonen, beſonders unter Damen, ſolche an, die ſo wenig Gewalt über ſich, oder ſo wenig Begriffe von Wohlanſtändigkeit und Billigkeit haben, daß ſie die Eindrücke, welche ein ungewöhnlicher Anblick von der Art auf ſie macht, nicht verbergen können. — Das iſt ſchwach, und wenn man noch dabey überlegt, wie relativ und dem verſchiedenen Geſchmacke unterworfen die Begriffe von Schönheit und Häßlichkeit ſind, wie ſo wenig auf ſichre Grundſätze beruhend unſre phyſiognomiſche Wiſſenſchaft iſt, und wie oft unter einer anſcheinend häßlichen Larve ein ſchönes, edles, warmes, großes Herz mit einem feinen, tiefdenkenden Kopfe ſteckt; ſo ſieht man leicht, daß man ſehr ſelten Recht, auf das äuſſere Anſehn eines Menſchen nachtheilige Folgerungen zu bauen, und nie Befugniß haben kann, die Eindrücke, welche ein ſolcher Anblick etwa auf uns macht, zu jemandes Kränkung durch Lachen oder auf andre Art kund, werden zu laſſen.

Auſſer einer ſonderbaren Figur können uns aber noch andre Dinge an einem Menſchen auffallend ſeyn, zum Beyſpiel lächerliche, phantaſtiſche, abgeſchmackte Gebehrden, Manieren, Verzerrungen des Cörpers, Unbekanntſchaft mit gewiſſen Sitten, Unvorſichtigkeiten im Betragen, ungewöhnlicher, altmodiſcher Anzug. Es gehört nicht weniger zu einer guten

ten Lebensart, hierüber nicht durch Lachen oder durch Zeichen, die man einem der Anweſenden giebt, ſein Befremden zu erkennen zu geben, und dadurch den armen Mann, der ſich dergleichen zu Schulden kommen läſſt, noch mehr in Verlegenheit zu ſetzen.

26.

Suche keinen Menſchen, auch die Schwächſten nicht, in Geſellſchaften lächerlich zu machen! Iſt er ſehr dumm; ſo haſt Du wenig Ehre von dem Witze, den Du an ihm verſchwendeſt; Iſt er es weniger, als du glaubſt; ſo kannſt Du vielleicht der Gegenſtand ſeines Spottes werden; Iſt er gutmüthig und gefühlvoll; ſo kränkeſt Du ihn, und iſt er tückiſch und rachſüchtig; ſo kann er Dir's vielleicht auf eine Rechnung ſetzen, die Du früh oder ſpät auf irgend eine Art bezahlen mußt. — Und wie oft kann man nicht, wenn das Publicum auf unſre Urtheile über Menſchen achtet, einem guten Manne im bürgerlichen Leben wahrhaften Schaden zufügen, oder einen Schwachen ſo niederdrücken, daß aller Ehrgeiz in ihm erlöſcht und alle Keime zu beſſern Anlagen

lagen erſtickt werden, indem man ihn, durch Hervorziehn ſeiner uns lächerlich ſcheinenden Seiten, der Verachtung preisgiebt!

27.

Schrecke, zerre und necke auch niemand, ſelbſt Deine Freunde nicht, mit falſchen Nachrichten, mit Witzeleyen, oder was ſonſt auf einen Augenblick beunruhigen, in Verlegenheit ſetzt! Es giebt der wahrhaftig misvergnügten, unangenehmen, ängſtlichen Augenblicke ſo viele in der Welt, daß es wohl brüderliche Pflicht iſt, alles hinwegzuräumen, was die Laſt der würklichen und eingebildeten Plagen auch nur um ein Sandkörnchen erſchweren kann.

28.

Man hüte ſich, bey Perſonen, mit denen man umgeht, ohnberufen unangenehme Dinge in Erinnerung zu bringen! Oft bewegt eine Art von unkluger Theilnehmung die Leute, uns um die Beſchaffenheit unſrer ökonomiſchen und andrer verdrießlichen Sachen zu befragen, obgleich ſie uns nicht helfen können, und zwingen ſie uns dadurch, Gegenſtände, die wir in Geſellſchaften, wo wir uns aufzuheitern dachten, ſo gern vergeſſen mögten, ohne Unterlaß vor Augen zu behalten. Man muß ſo viel Menſchenkenntniß ſehen, zu unterſcheiden, ob der Mann, den wir vor uns ſehen, ſeinem Temperamente, ſeiner Lage und der Art ſeines Kummers nach, durch ſolche Geſpräche erleichtert werden kann, oder ob nicht vielmehr ſein Leiden dadurch doppelt erſchwert wird.

29.

Oefters ſind wir in dem Falle, daß uns durch Geſpräche Langeweile gemacht wird. Vernunft, Vorſichtigkeit und Menſchenliebe gebiethen uns dann, wenn nun einmal nicht auszuweichen iſt, Geduld zu faſſen, und nicht durch beleidigendes Betragen unſern Ueberdruß zu erkennen zu geben. Man kann ja, je ſeelenloſer das Geſpräch und je geſchwätziger der Mann iſt, um deſto freyer nebenher an andre Dinge denken; Und wäre auch das nicht — ey nun! es geht im menſchlichen Leben ſo manche verträumte Stunde verlohren! Iſt man denn nicht einige Aufopferung der Geſellſchaft ſchuldig, mit welcher man umgeht? — Und geſchieht es nicht vielleicht zuweilen, daß auch wir dagegen, ſo groß auch die Meynung ſeyn mag, die wir von der Wichtigkeit unſrer Geſpräche haben, dennoch durch unſre Redſeligkeit Andern Langeweile machen?

30.

Gewiſſen Leuten iſt eine Leichtigkeit im Umgange und die Gabe geſchwind Bekanntſchaften zu machen und Zuneigung zu gewinnen, wie angebohren; Andern hingegen hängt von Jugend auf eine gewiſſe Blödigkeit und Schüchternheit an, die ſie nicht abzulegen vermögen, wenn gleich ſie täglich fremde Leute aller Orten um ſich ſehen. Dieſe Blödigkeit nun iſt freylich ſehr oft die Folge einer fehlerhaften Erziehung, ſo wie auch zuweilen die Würkung einer heimlichen Eitelkeit, die in Verlegenheit geräth, aus Furcht, nicht genug zu glänzen. Manchen Menſchen aber ſcheint dieſe Schüchternheit gegen ganz fremde Leute würklich von Natur eigen zu ſeyn, und alle Mühe, welche ſie ſich dagegen geben, iſt verlohren. Ein regierender Fürſt, einer der edelſten und verſtändigſten Männer, die ich kenne, und der auch wahrlich ſeines

Aeuſſern wegen ſich nicht zu ſchämen, noch zu fürchten braucht, nachtheilige Eindrücke zu machen, hat mich verſichert, daß, obgleich ihn ſein Stand von Kindheit an in die Lage geſetzt habe, täglich große Cirkel und viel fremde Geſichter zu ſehn, er dennoch an keinem Tage in ſein Vorzimmer trete, wo der verſammlete Hof Seiner wartete, ohne vor Verlegenheit auf einen Augenblick ganz blind zu werden. Uebrigens fällt bey dieſem liebenswürdigen Herrn, ſobald er ſich ein wenig erholt hat, dieſe Schüchternheit weg, und dann redet er freundlich und offen mit jedermann, und ſagt beſſere Dinge, als gewöhnlich Fürſten bey ſolchen Gelegenheiten über Wetter, böſe Wege, Pferde und Hunde zu ſagen wiſſen.

Eine gewiſſe Leichtigkeit im Umgange alſo, die Gabe ſich gleich bey der erſten Bekanntſchaft vortheilhaft darzuſtellen, mit Menſchen aller Art zwanglos ſich in Geſprächen einzulaſſen und bald zu merken, wen man vor ſich hat, und was man mit Jedem reden könne und müſſe; das ſind Eigenſchaften, die man zu erwerben und auszubauen trachten ſoll. Doch wünſche ich, daß dies nie in jene den Aventuriers ſo eigene Unverſchämtheit und Zudringlichkeit ausarte; die oft in weniger als einer Stunde Friſt einer ganzen, fremden Tiſchgeſellſchaft im Wirthshauſe ihre Lebensläufe abgefragt, und dagegen den ihrigen erzählt, Dienſte und Freundſchaft angebothen, und Dienſte, Verwendung und Hülfe für ſich erbethen haben.

31.

Alle dieſe allgemeinen Regeln nun, und viel mehrere noch, die ich, um mein Werk nicht über Gebühr auszudehnen, der eigenen Einſicht der Leſer überlaſſe, zielen dahin, den Umgang leicht, angenehm zu machen, und das geſellige Leben zu erleichtern. Es kann aber Mancher ſeine beſondern Gründe haben, warum er ſich über einige derſelben hinausſetzen will, und da iſt es denn freylich ſehr billig, Jedem zu erlauben; auf ſeine eigene Art ſeine Ruhe zu befördern. Dringen wir niemand unſre Specifica auf! Wer weder Gunſt der Großen ſucht, noch allgemeines Lob, glänzenden Ruhm und Beyfall verlangt; Wer, ſeiner politiſchen und ökonomiſchen Lage oder andrer Rückſichten wegen, nicht Urſache hat, den Cirkel ſeiner Bekanntſchaft zu erweitern;

tern; Wer Alters oder Schwächlichkeits halber den menſchlichen Umgang fliehet; der bedarf keiner Regeln des Umgangs. Wir ſollen daher ſo billig ſeyn, von niemand zu fordern, daß er ſich nach unſern Sitten richte, ſondern jedermann ſeinen Gang gehn laſſen; denn da jedes Menſchen Glückſeligkeit in ſeinen Begriffen von Glückſeligkeit beruht; ſo iſt es grauſam, irgend Einen zwingen zu wollen, wider ſeinen Willen glücklich zu ſeyn. Es iſt oft luſtig anzuſehn, wie ein Haufen leerer Köpfe ſich über einen ſehr verſtändigen Mann aufhält, der grade keinen Beruf fühlt, oder nicht aufgelegt iſt, den Ton ihrer Geſellſchaft anzunehmen, ſondern mit ſeiner abgeſonderten Exiſtenz ſehr wohl zufrieden, ſeine theure Zeit nicht jedem Narren preisgeben will. Wenn wir nicht grade Sclaven der Geſellſchaft ſeyn wollen; ſo nehmen das die müßigen Leute, die nichts beſſers zu thun wiſſen, als aus dem Bette vor den Spiegel, von da an Tafel, von da an den Spieltiſch, von da wieder an Tafel und von da endlich in das Bette zu wandern, ſehr übel, daß wir nicht wie ſie leben, der Geſelligkeit nicht höhere Pflichten aufopfern wollen — das iſt eine Unart, deren man ſich enthalten ſoll.

Es heiſſt nicht ſich abſondern, wenn man zu Hauſe bleibt, um zu thun, was man thun ſoll, wovon man Rechenſchaft geben muß.

32.

Vor allen Dingen aber handle nur ſtets conſequent! Mache Dir einen Lebensplan, und weiche nicht um ein Tüttelchen von dieſem Plane ab! Hätte dieſer Plan auch allerley Sonderbarkeiten — Die Menſchen werden eine Zeitlang die Köpfe darüber zuſammenſtecken, und am Ende ſchweigen, Dich in Ruhe laſſen, und Dir ihre Hochachtung nicht verſagen können. Man gewinnt überhaupt immer durch Ausdauern und planmäßige, weiſe Feſtigkeit. Es iſt mit Grundſätzen wie mit jeden andern Stoffen, woraus etwas gemacht wird, nemlich daß der beſte Beweis für ihre Güte der iſt, wenn ſie lange halten, und in der That, wenn man recht genau den Gründen nachſpüren will, warum auch den edelſten Handlungen mancher Menſchen nicht Gerechtigkeit widerfährt; ſo wird man oft finden, daß das Publicum deswegen Verdacht gegen die Wahrheit und den Zweck dieſer Handlungen gefaſſt hat, weil ſie nicht in das Syſtem des

Mannes, der ſie begeht, weil ſie nicht zu ſeinen übrigen Schritten zu paſſen ſcheinen.

33.

Was aber noch heiliger als jene Vorſchrift iſt — Habe immer ein gutes Gewiſſen! Bey keinem Deiner Schritte müſſe Dir Dein Herz über Abſicht und Mittel Vorwürfe machen dürfen! Gehe nie ſchiefe Wege, und baue dann ſicher auf gute Folgen, auf Gottes Beyſtand und auf Menſchenhülfe in der Noth! Und verfolgt Dich auch wohl eine Zeitlang ein widriges Geſchick — o! ſo wird doch die ſelige Ueberzeugung von der Unſchuld Deines Herzens, von der Redlichkeit Deiner Abſichten Dir ungewöhnliche Kraft und Heiterkeit geben; Dein kummervolles Antlitz wird im Umgange mehr, weit mehr Intereſſe erwecken, als die Fratze des lächelnden, grinzenden, glücklich ſcheinenden Böſewichts.

34.

Eine der wichtigſten Tugenden im geſellſchaftlichen Leben, und die würklich täglich ſeltener wird, iſt die Verſchwiegenheit. Man iſt heut zu Tage ſo äuſſerſt trügeriſch in Verſprechungen, ja! in Betheuerungen und Schwüren, daß man ohne Scheu ein unter dem Siegel des Stillſchweigens uns anvertrauetes Geheimniß gewiſſenloſerweiſe ausbreitet. Andre Menſchen, die weniger pflichtvergeſſen, aber höchſt leichtſinnig ſind, können ihrer Redſeligkeit keinen Zaum anlegen. Sie vergeſſen, daß man ſie gebethen hat, zu ſchweigen, und ſo erzählen ſie, aus unverzeyhlicher Unvorſichtigkeit, die wichtigſten Geheimniſſe ihrer Freunde an öffentlichen Wirthstafeln. Oder, indem ſie Jedem, der ihnen in dem Drange ſich zu entladen in den Wurf kömmt, für einen treuen Freund anſehen, vertrauen ſie das, was ſie doch nicht als ihr Eigenthum betrachten ſollten, eben ſo leichtſinnigen Leuten an, als ſie ſelbſt ſind. Solche Menſchen gehen denn auch nicht weniger unklug mit ihren eigenen Heimlichkeiten, Planen und Begebenheiten um, zerſtöhren dadurch ſehr oft ihre zeitliche Glückſeligkeit, und vernichten ihre Abſichten.

Welchen Nachtheil überhaupt ſolche unvorſichtige Bewahrung fremder und eigener Geheimniſſe gewährt, das bedarf wohl keiner weitläuftigen Auseinanderſetzung. Es giebt aber eine

Menge andrer Dinge, die zwar nicht eigentlich Geheimniſſe ſind, wovon uns aber die Vernunft lehrt, daß es beſſer ſey, ſie zu verſchweigen, und andre Dinge, deren Ausbreitung wenigſtens für niemand lehrreich und unterhaltend ſeyn kann, und wovon es doch möglich wäre, daß ihre Verplauderung irgend jemand nachtheilig ſeyn mögte — Ich empfehle alſo eine kluge Verſchwiegenheit, die jedoch nicht in lächerliche Myſterioſität ausarten muß, als eine ſehr wichtige Tugend im Umgange.

35.

Und nun weiter, zu den beſondern Umgangs-Regeln — doch vorher noch eine Erinnerung! Wenn ich allein oder auch nur vorzüglich für Frauenzimmer ſchriebe; ſo würde ich eine Menge der ſchon gegebenen und noch folgenden Vorſchriften theils gänzlich übergehn, theils modificieren, theils andre an deren Stelle ſetzen müſſen, die aber alsdann für Männer weniger brauchbar wären. Das iſt indeſſen nicht der Zweck meines Buchs. Weiſe Frauenzimmer allein können den Perſonen ihres Geſchlechts die beſten Lehren über ihr Betragen im geſellſchaftlichen Leben ertheilen; das iſt eine Arbeit, die Männern nicht

gelin-

gelingen würde. Findet jedoch das ſchöne Geſchlecht auch etwas für ſich Brauchbares in dieſen Blättern, ſo wird das meine Zufriedenheit über mein eigenes Werk ſehr vermehren. Uebrigens haben Frauenzimmer in ihrem Umgange in der That Rückſichten zu nehmen, die bey uns gänzlich wegfallen. Sie hängen viel mehr vom äuſſern Rufe ab, dürfen nicht ſo ſelbſtändig handeln, als Männer, dürfen nicht ſo zuvorkommend ſeyn. Man verzeyht ihnen von einer Seite weniger Unvorſichtigkeiten, und von der andern mehr Launen; Ihre Schritte werden früher wichtig für ſie, indeß dem Knaben und Jünglinge manche Unvorſichtigkeit verziehen wird; Ihre Exiſtenz ſchränkt ſich ein auf den häuslichen Cirkel, da hingegen des Mannes Lage ihn eigentlich feſter an den Staat, an die große bürgerliche Geſellſchaft knüpft; deswegen giebt es Tugenden und Laſter, Handlungen und Unterlaſſungen, die bey einem Geſchlechte von ganz andern Folgen ſind, als bey dem andern. — Doch über dies alles iſt den Damen ſchon ſo viel Gutes in andern Büchern geſagt worden, daß jede weitere Ausführung dieſes Gegenſtandes hier am unrechten Orte ſtehn würde.

Zwey-

Zweytes Capitel.

Von dem Umgange unter Menſchen von verſchiedenem Alter.

I.

Der Umgang unter Menſchen von gleichen Jahren ſcheint freylich viel Vorzüge und Annehmlichkeiten zu haben. Aehnlichkeit in Denkungsart und wechſelſeitige Austauſchung ſolcher Ideen, die gleich lebhaft die Aufmerkſamkeit erregen, ketten die Menſchen aneinander. Jedem Alter ſind gewiſſe Neigungen und leidenſchaftliche Triebe eigen. In der Folge der Zeit verändert ſich die Stimmung; Man rückt nicht ſo fort mit dem Geſchmacke und der Mode; Das Herz iſt nicht mehr ſo warm, faſſt nicht mehr ſo leicht Intereſſe an neuen Gegenſtänden; Lebhaftigkeit und Phantaſie werden herabgeſtimmt; Manche glückliche Täuſchungen ſind verſchwunden; Viel Gegenſtände, die uns theuer waren, ſind um uns her abgeſtorben, entwichen, unſern Augen entrückt; Die Gefährten unſrer glücklichen Jugend ſind fern von uns, oder ſchlummern ſchon im mütterlichen Schooße; Der Jüngling hört die

Erzählungen von den Freuden unſrer ſchönſten Jahre nur aus Gefälligkeit ohne Jähnen an. Gleiche Erfahrungen geben reichhaltigern Stoff zur Unterhaltung, als wenn das, was ein Menſch erlebt hat, dem andern ganz fremd iſt — Das alles leidet keinen Widerſpruch; Doch rückt Verſchiedenheit der Temperamente, der Erziehung, der Lebensart und der Erfahrungen dieſe Grenzlinien oft vor und zurück. Viel Menſchen bleiben in gewiſſem Betrachte ewig Kinder, indeß Andre vor der Zeit Greiſe werden. Der an Leib und Seele abgenutzte Jüngling, der alle Welt-Lüſte bis zum Eckel geſchmeckt hat, findet freylich wenig Genuß im Cirkel junger unſchuldiger Landleute, die noch Sinn für einfache Freuden haben, und der alte Biedermann, der nicht weiter als höchſtens in einem Umkreiſe von fünf Meilen ſich von ſeiner Heimath entfernt hat, iſt unter einem Haufen erfahrner und belebter Reſidenz-Bewohner, mit ihm von gleichem Alter, eben ſo wenig an ſeinem Platze, als ein betagter Capuziner in einer Geſellſchaft von alten Gelehrten. Dagegen aber binden auch manche Neigungen, zum Beyſpiel die noblen Paſſionen der Jagd, des Spiels und des Trunks vielfältig Greiſe, Jünglinge und alte Weiber recht herzlich und artig an einander. Dieſe Ausnahme von jener allgemeinen Bemerkung, von der Bemerkung, daß der Umgang unter Leuten von gleichen Jahren viel Vorzüge hat, kann indeſſen die Vorſchriften nicht unkräftig machen, die ich jetzt über das Betragen der Menſchen von verſchiedenem Alter gegen einander geben werde; Nur muß ich noch Eine Anmerkung hinzufügen. Es iſt nicht gut, wenn eine zu beſtimmte Abſonderung unter Perſonen von verſchiedenem Alter Statt findet, wie zum Beyſpiel in Bern, wo faſt jedes Stufenjahr ſeine eigenen angewieſenen geſellſchaftlichen Cirkel hat, ſo daß, wer vierzig Jahre alt iſt, anſtändiger Weiſe nicht mit einem Jünglinge von fünf und zwanzig Jahren umgehn kann. Die Nachtheile eines ſolchen conventionellen Geſetzes ſind wohl nicht ſchwer einzuſehn. Der Ton, den die Jugend annimmt, wenn ſie immer ſich ſelbſt überlaſſen iſt; pflegt nicht der ſittlichſte zu ſeyn; manche gute Einwürkung wird verhindert, und alte Leute beſtärken ſich in Egoismus, Mangel an Duldung, an Toleranz, und werden mürriſche Hausväter, wenn ſie keine andre als ſolche Menſchen um ſich ſehen, die mit ihnen gemeinſchaftliche Sache machen, ſobald von Lobes Erhebung alter Zeiten und Herunterſetzung der gegenwärtigen, deren Ton ſie nie kennen lernen, die Rede iſt.

2.

Selten nehmen ältere Leute ſo billige Rückſicht, daß ſie ſich in Gedanken an die Stelle jüngerer Perſonen ſetzten, die Freuden derſelben nicht ſtöhrten, ſondern vielmehr zu befördern, und durch Theilnahme lebhafter zu machen ſuchten. Sie denken ſich nicht in ihre eigenen Jugendjahre zurück; Greiſe verlangen von Jünglingen die nemliche ruhige, nüchterne, kaltblütige Ueberlegung, Abwägung des Nützlichen und Nöthigen gegen das Entbehrliche, die nemliche Geſetztheit, die ihnen Jahre, Erfahrung und phyſiſche Herabſpannung gegeben haben. Die Spiele der Jugend ſcheinen ihnen unbedeutend, die Scherze leichtfertig. Es iſt aber wahrlich erſtaunlich ſchwer, ſich ſo ganz in die Lage zurückzudenken, in welcher wir vor zwanzig oder dreyſſig Jahren waren, und bey dem beſten Willen entſtehen daraus manche unbillige Urtheile und manche Uebereilungen bey Erziehung der

Jugend — O! laſſet uns doch lieber ſelbſt ſo lange jung bleiben, als möglich iſt, und wenn der Winter unſers Lebens unſer Haar mit Schnee deckt, und nun das Blut langſamer durch die Adern rollt, das Herz nicht mehr ſo warm und laut im Buſen pocht, doch mit theilnehmender Wonne auf unſre jüngern Brüder herabſehn, die noch Frühlings-Blumen pflücken, wenn wir, dick eingehüllt, am häuslichen, väterlichen Heerde Ruhe ſuchen! Laſſet uns nicht durch plattes Raiſonnement die ſüßen Freuden der Phantaſie niederpredigen! Wenn wir zurückſchauen auf jene ſeligen Tage, wo ein einziger Liebesblick des holden Mädgens, das jetzt eine alte runzlichte Matrone iſt, uns bis in den dritten Himmel entzückte, wo bey Muſic und Tanz jede Nerve in uns wiederhallte, wo Scherz und Witz jeden trüben Gedanken verjagten, wo ſüße Träume, Ahndungen und Hoffnungen unſre Exiſtenz froh machten — o! ſo laſſet uns doch dieſe glückliche Periode bey unſern Kindern zu verlängern trachten, und ſo viel möglich Theil nehmen an ihren Wonnegefühlen! Mit zärtlicher Ehrerbietung drängen ſich dann Kind, Knabe, Mädgen und Jüngling um den freundlichen alten Mann, der ſie zu unſchuldiger Fröhlichkeit aufmuntert. Ich bin als Jüngling mit ſo liebenswürdigen alten Damen umgegangen, daß ich wahrlich, wenn ich die Wahl gehabt hätte, an ihrer Seite lieber mein Leben hingebracht haben würde, als bey manchen hübſchen, jungen Mädgen; und wenn bey großen Tafeln mich als einen jungen Menſchen die Reyhe traf, neben einer dummen Schönheit Platz zu nehmen; ſo habe ich oft den Mann beneidet, dem ſein Rang ein Recht gab, der Nachbar einer verſtändigen, muntern alten Frau zu ſeyn.

3.

So ſchön aber dieſe gutmüthige Herablaſſung zu der Stimmung der Jugend iſt; ſo lächerlich muß es uns vorkommen, wenn ein Greis ſo ſehr Würde und Anſtand verleugnet, daß er in Geſellſchaft den Stutzer oder den luſtigen Studenten ſpielt, wenn die Dame ihre vier Luſtra vergiſſt, ſich wie ein junges Mädchen kleidet, herausputzt, cockettirt, die alten Gliedmaßen beym engliſchen Tanze durch einander wirft, oder gar andern Generationen Eroberungen ſtreitig machen will. Solche Scenen würken Verachtung; Nie müſſen Perſonen von gewiſſen Jahren Gelegenheit geben, daß die Jugend Ihrer ſpotte, die Ehrerbiethung oder irgend eine der Rückſichten vergeſſe, die man ihnen ſchuldig iſt.

4.

Es iſt indeſſen nicht genug, daß der Umgang älterer Leute den jüngern nicht läſtig und hinderlich werde; er muß ihnen auch Nutzen ſchaffen; Eine größere Summe von Erfahrungen berechtigt und verpflichtet Jene, Dieſe zu unterrichten, zurechtzuweiſen, ihnen durch Rath und Beyſpiel nützlich zu werden. Dies muß aber ohne Pedanterie, ohne Stolz und Anmaßung geſchehn, ohne auf lächerliche Weiſe für alles eingenommen zu ſeyn, alles anzupreiſen, was alt iſt, ohne Aufopferung aller Jugend-Freuden, beſtändige Huldigung und unterthänige Aufwartung zu fordern, ohne Langeweile zu erregen, und ohne ſich aufzudringen. Man ſoll ſich vielmehr aufſuchen laſſen, und das wird gewiß nicht fehlen, da gutgeartete junge Leute ſich's zur Ehre zu rechnen pflegen, mit freundlichen und verſtändigen Greiſen umgehn zu dürfen, und es der Unterhaltung mit einem Solchen, der ſo manches

ches geſehn und erlebt hat und davon zu erzählen weiß, nicht an Reiz fehlt.

5.

So viel über das Betragen bejahrter Perſonen gegen jüngere Leute! Jetzt noch etwas von der Aufführung der Jünglinge im Umgange mit Männern und Greiſen!

In unſern von Vorurtheilen ſo ſäuberlich gereinigten, aufgeklärten Zeiten werden manche Empfindungen, welche Mutter Natur uns eingeprägt hat, wegraiſonnirt. Dahin gehört denn auch das Gefühl der Ehrerbietung gegen das hohe Alter. Unſre Jünglinge werden früher reif, früher klug, früher gelehrt; Durch fleißige Lectur, beſonders der reichhaltigen Journale, erſetzen ſie, was ihnen an Erfahrung und Fleiß mangeln könnte; Dies macht ſie ſo weiſe, über Dinge entſcheiden zu können, wovon man ehemals glaubte, es würde vieljähriges, ämſiges Studium dazu erfordert, nur einigermaßen klar darinn zu ſehn. Daher entſteht auch jene edle Selbſtigkeit und Zuverſicht, die ſchwächere Köpfe für Unverſchämtheit halten, jene Ueberzeugung des eigenen Werths, mit welcher unbärtige Knaben heut zu Tage auf alte Männer herabſehen, und alles mündlich und ſchriftlich überſchreyen, was ihnen in den Weg kömmt. Das Höchſte, worauf ein Mann von ältern Jahren Anſpruch machen darf, iſt gnädige Nachſicht, züchtigende Critic, Zurechtweiſung von ſeinen unmündigen Kindern und Enkeln, und Mitleiden mit ihm, der das Unglück gehabt hat, nicht in dieſen glücklichen Tagen, in welchen die Weisheit, ohngeſäet und ohngepflegt, wie Manna vom Himmel regnet, gebohren worden zu ſeyn. Ich, der ich auch das Schickſal gehabt habe, in einem Jahre zur Welt zu kommen, in welchem der größte Theil der Polyhiſtoren, von denen ich hier rede, ihre itzt ſo ſcharfen Zähne noch am Wolfszahn übten, oder gar noch Embrionen waren, ich habe es nicht zu jenem Grade der Aufklärung bringen können, und muß daher um Verzeyhung bitten, wenn ich hier einige Regeln zu geben wage, die ziemlich nach der alten Mode ſchmecken werden — Doch zur Sache!

6.

Es giebt viel Dinge in dieſer Welt, die ſich durchaus nicht anders als durch Erfahrung lernen laſſen; Es giebt Wiſſenſchaften, die ſo ſchlechterdings langwährendes Studium, vielfaches Betrachten von verſchiedenen Seiten und kälteres Blut erfordern, daß ich glaube, auch das feurigſte Genie, der feinſte Kopf ſollte einem bejahrten Manne, der, ſelbſt bey ſchwächern Geiſtesgaben, Alter und Erfahrung auf ſeiner Seite hat, in den mehrſten Fällen einiges Zutrauen, einige Aufmerkſamkeit nicht verſagen. Und wäre auch nicht von wiſſenſchaftlichen Fächern die Rede; ſo iſt doch wohl im Ganzen unleugbar, daß die Summe mannigfaltiger Erfahrungen, die jeder in der Welt lebende Mann in einer langen Reyhe von Jahren einſammelt, ihn in den Stand ſetzt, ſchwankende Ideen zu berichtigen, von idealiſchen Grillen zurückzukommen, ſich nicht ſo leicht von Phantaſie, warmen Blute und reizbaren Nerven irreführen zu laſſen, und die Menſchen und die Dinge um ihn her aus einem richtigern Geſichtspuncte anzuſehn. Endlich dünkt es mich ſo ſchön, ſo edel, Dem, welcher nun nicht lange mehr die Schätze und Freuden dieſer Welt ſchmecken kann, den Reſt ſeines Lebens, in welchem gewöhnlich die Sorgen und Kümmerniſſe wachſen, und der Genuß vermindert wird, ſo leicht als möglich zu machen, daß ich kein Bedenken trage, dem Jünglinge und Knaben zuzurufen: „Vor einem „grauen Haupte ſollſt Du aufſtehn! Ehre das „Alter! Suche den Umgang älterer kluger „Leute! Verachte nicht den Rath der kältern „Vernunft, die Warnung des Erfahrnen! „Thue dem Greiſe, was Du willſt, daß man „Dir thun ſolle, wenn einſt Deiner Scheitel „Haar verſilbert ſeyn wird! Pflege Seiner, „und verlaſſe ihn nicht, wenn die wilde leichtfertige Jugend ihn flieht!“

Uebrigens aber iſt es auch gewiß, daß es ſehr viel alte Gecke und Schöpſe, ſo wie hie und da weiſe Jünglinge giebt, die ſchon geerndtet haben, wo Andre noch kaum ihr Handwerksgeräthe zum graben und pflügen ſchleifen.

7.

Nun noch etwas von dem Umgange mit Kindern, aber nur ſehr wenig! denn hiervon weitläuftig zu reden, daß hieſſe ein Werk über

Erziehung ſchreiben, und das iſt ja nicht mein Zweck.

Der Umgang mit Kindern hat für einen verſtändigen Mann unendlich viel Intereſſe. Hier ſieht er das Buch der Natur in ohnverfälſchter Ausgabe aufgeſchlagen. Er ſieht den wahren, einfachen Grundtext, den man nachher oft mit Mühe nur unter dem Wuſte von fremden Gloſſen, Verzierungen und Verbrämungen herausfinden kann; Die Anlage zu der Originalität in den Charactern, die nachher leider! mehrentheils entweder ganz verlohren geht, oder ſich hinter der Maske der feinern Lebensart und conventioneller Rückſichten verſteckt, liegt noch offen da; Ueber viel Dinge urtheilen Kinder, von Syſtemgeiſt, Leidenſchaft und Gelehrſamkeit ohnverführt, weit richtiger als Erwachſene; Sie empfangen manche Eindrücke weit ſchneller, haben noch eine große Anzahl Vorurtheile weniger gefaſſt — Kurz! wer Menſchen ſtudieren will, der verſäume nicht, ſich unter Kinder zu miſchen! Allein der Umgang mit denſelben erfordert auch Ueberlegungen, die im Leben mit ältern Perſonen wegfallen. Heilige Pflicht iſt es: ihnen auf keine Weiſe Aergerniß zu geben; ſich leichtfertiger Reden und Handlungen zu enthalten, die von niemand ſo lebhaft, als von den auf alles Neue ſo aufmerkſam horchenden, ſo fein beobachtenden Kindern aufgefangen werden; ihnen in jeder Art Tugend, in Wohlwollen, Treue, Aufrichtigkeit und Anſtändigkeit Beyſpiel zu geben — kurz! zu ihrer Bildung alles nur Mögliche beyzutragen.

Vor allen Dingen herrſche Wahrheit in Deinen Reden und in Deinem Betragen gegen dieſe jungen Geſchöpfe! Laß Dich herab (jedoch nicht auf eine Weiſe, die ihnen ſelbſt lächerlich vorkommen muß) zu dem Tone, der ihnen nach ihrem Alter verſtändlich iſt! Zerre, necke die Kinder nicht, wie einige Leute die Gewohnheit haben! — das hat böſe Einflüſſe auf den Character.

Gutgeartete Kinder werden durch einen ganz eigenen Sinn zu edlen, liebevollen Menſchen hingezogen, wenn Dieſe ſich auch nicht ſo ſehr viel mit ihnen zu thun machen, da ſie hingegen Andre fliehen, die ihnen auſſerordentlich gefällig ſind. Reinigkeit, Einfalt des Herzens iſt das große Zauberband, wodurch dies bewürkt wird, und die läſſt ſich denn freylich nicht nach Vorſchriften lernen.

Daß das Herz des Vaters und der Mutter an ihren Kindern hängt, das iſt ſehr natürlich; Eine Klugheits-Regel ſey es alſo, wenn uns an der Gunſt der Eltern gelegen iſt, ihre geliebten Kinder nicht zu überſehn, ſondern ihnen einige Aufmerkſamkeit zu widmen! Weit entfernt von uns aber bleibe es, die ungezogenen Knaben und Mädgen der Großen niederträchtigerweiſe zu ſchmeicheln, dadurch den Hochmuth, den Eigenſinn und die Eitelkeit dieſer mehrentheils ſchon ſo ſehr verderbten Dingerchen zu nähren, zu ihrer moraliſchen Verſchlimmerung etwas beyzutragen, und das Grundgeſetz der Natur zu übertreten, welches befiehlt, daß das Kind dem reifern Alter, nicht aber der Mann dem Knaben huldige!

Drittes Capitel.

Von dem Umgange unter Eltern, Kindern und Blutsfreunden.

1.

Das erſte und natürlichſte Band unter den Menſchen, nächſt der Vereinigung zwiſchen Mann und Weib, iſt von je her das Band unter Eltern und Kindern geweſen. Wenn gleich das Zeugungs-Geſchäfte nicht eigentlich abſichtliche Wohlthat für die folgende Generation iſt; ſo giebt es doch wenig Menſchen, die nicht ganz gut damit zufrieden wären, daß jemand ſich die Mühe gegeben hat, ſie in die Welt zu ſetzen; und wenn gleich in unſern Staaten die Eltern ihre Kinder nicht blos aus freyem Willen auferziehen, nähren und pflegen; ſo iſt es doch abgeſchmackt, zu ſagen: die mannigfaltige Bemühung, welche dies erfordert und nach ſich zieht, lege keine Art von Verbindlichkeit auf, oder es ſey nicht wahr, daß ein Zug von Wohlwollen, Sympathie und Dankbarkeit uns denen Perſonen näher bringe, deren Fleiſch und

Blut wir ſind, unter deren Herzen wir gelegen, die uns gefüttert, für uns gewacht, geſorgt, die alles mit uns getheilt haben.

Unmittelbar darauf folgt die Verbindung unter den Zweigen Eines Stammes. Die Mitglieder der nemlichen Familie, durch ähnliche Organiſation, gleichförmige Erziehung und gemeinſchaftliches Intereſſe harmoniſch geſtimmt und an einander geknüpft, fühlen für einander, was ſie für Fremde nicht fühlen, und fremder werden ihnen die Menſchen, je mehr ſich dieſer Cirkel erweitert.

Vaterlands-Liebe iſt ſchon ein zuſammengeſetzteres Gefühl, aber immer noch inniger, wärmer als Weltbürger-Geiſt, für einen Menſchen, der nicht früh verwieſen aus der bürgerlichen Geſellſchaft, als ein Abentheurer von Lande zu Lande irrend, kein Eigenthum und keinen Sinn für bürgerliche Pflichten hat. Wer die Mutter nicht liebt, deren Brüſte er geſogen; weſſen Herz nicht warm wird bey dem Anblicke der Gefilde, in welchen er die unſchuldigen, glücklichen Jahre ſeiner Jugend fröhlich und ſorgenlos verlebt hat — was für

Intereſſe ſoll Der wohl an dem Ganzen nehmen, da Eigenthum, Moralität, und alles, was den Menſchen auf dieſer Erde irgend theuer ſeyn kann, doch am Ende auf Erhaltung jener Familien- und Vaterlands-Bande beruht?

Daß aber dieſe Bande täglich lockrer werden, beweiſet nichts, als daß wir uns täglich weiter von der edlen Ordnung der Natur und deren Geſetzen entfernen; und wenn ein ſchiefer Kopf, den ſein Vaterland als ein unbrauchbares Mitglied ausſtößt, weil er ſich den Geſetzen nicht unterwerfen will, unzufrieden mit dem Zwange, den ihm Sittlichkeit und Polizey auflegen, behauptet, es ſey des Philoſophen würdig, alle engern Verbindungen aufzulöſen, uud kein anders Band anzuerkennen, als das allgemeine Bruderband unter allen Erdbewohnern; ſo überzeugt uns das von nichts weiter, als daß kein Satz ſo närriſch iſt, der nicht in unſern Tagen in irgend einem philoſophiſchen Syſteme als Grundpfeiler aufgeſtellt würde — Glückliches achtzehntes Jahrhundert, in welchem man ſo große Entdeckungen macht, als zum Beyſpiel: daß man, um

Leſen zu lernen, nicht mit den Buchſtaben und Silben bekannt zu ſeyn brauche, und daß man, um alle Menſchen zu lieben, keinen Einzelnen lieben dürfe! Jahrhundert der Univerſal-Arzeneyen, der Philalethen, Philantropen, Alchimiſten und Cosmopoliten! wohin wirſt Du uns noch führen? Ich ſehe im Geiſte allgemeine Aufklärung ſich über alle Stände verbreiten; Ich ſehe den Bauer ſeinen Pflug müßig ſtehn laſſen, um dem Fürſten eine Vorleſung zu halten über Gleichheit der Stände und über die Schuldigkeit, die Laſt des Lebens gemeinſchaftlich zu tragen; Ich ſehe, wie Jeder die ihm unbequemen Vorurtheile wegraiſonniert, wie Geſetze und bürgerliche Einrichtungen der Willkühr weichen, wie der Klügere und Stärkere ſein natürliches Herrſcher-Recht reclamiert, und ſeinen Beruf, für das Beſte der ganzen Welt zu ſorgen, auf Unkoſten der Schwächern gelten macht, wie Eigenthum, Staats-Verfaſſungen und Grenzlinien aufhören, wie Jeder ſich ſelbſt regiert, und ſich ein Syſtem zu Befriedigung ſeiner Triebe erfindet. — O gebenedeyetes, goldenes Zeitalter! dann machen wir Alle nur Eine Familie aus; dann drükken

ken wir den edeln, liebenswürdigen Menſchenfreſſer brüderlich an unſre Bruſt, und wandeln, wenn dies Wohlwollen ſich erweitert, endlich auch mit dem genievollen Orang-Outang Hand in Hand durch dieſes Leben. Dann fallen alle Feſſeln ab! dann ſchwinden alle Vorurtheile! Ich brauche nicht meines Vaters Schulden zu bezahlen; habe nicht nöthig, mich mit Einem Weibe zu begnügen, und das Schloß vor meines Nachbars Geldkaſten iſt kein Hinderniß, mein angebohrnes Recht auf das Geld, ſo die mütterliche Erde uns Allen darreicht, in Ausübung zu bringen.

So weit ſind wir nun aber noch nicht gekommen, und da es viel Menſchen giebt, unter denen auch ich gehöre, die ihre Verwandten lieben, und Sinn für häusliche Freuden und für das Familienband haben; ſo will ich doch hier einige Bemerkungen über den Umgang unter Blutsfreunden liefern.

2.

Es giebt Eltern, die, umhergetrieben in einem beſtändigen Wirbel von Zerſtreuungen, ihre Kinder kaum ein Paar Stunden des Tages ſehen, ihren Vergnügungen nachrennen, und indes Miethlingen die Bildung ihrer Söhne und Töchter überlaſſen, oder, wenn dieſe ſchon erwachſen ſind, mit ihnen auf einem ſo fremden, höflichen Fuße leben, als wenn ſie ihnen gar nicht angehörten. Wie unnatürlich und unverantwortlich dies Verfahren ſey, das bedarf wohl keines Beweiſes. Es giebt aber andre Eltern, die von ihren Kindern eine ſo ſclaviſche Ehrerbiethung und ſo viel Rückſichten und Aufopferungen fordern, daß durch den Zwang und den gewaltigen Abſtand, der hieraus entſteht, alles Zutrauen, alle Herzens-Ergieſſung wegfällt, ſo daß den Kindern die Stunden, welche ſie an der Seite ihrer Eltern hinbringen müſſen, fürchterlich und langweilig vorkommen. Noch andre vergeſſen, daß Knaben auch endlich Männer werden; Sie behandeln ihre erwachſenen Söhne und Töchter immer noch als kleine Unmündige, geſtatten ihnen nicht den geringſten freyen Willen, und trauen den Einſichten derſelben nicht das mindeſte zu. Das alles ſollte nicht ſo ſeyn. Ehrerbiethung beſteht nicht in feyerlicher, ſtrenger Entfernung, ſondern kann recht gut mit freundſchaftlicher Vertraulichkeit beſtehn. Man liebt Den nicht, an welchen man kaum hinaufzuſchauen wagen darf; Man vertrauet ſich Dem nicht, der immer mit ſteifem Ernſt Geſetz predigt; Zwang tödtet alle edle, freywillige Hingebung. Was kann hingegen entzückender ſeyn, als der Anblick eines geliebten Vaters mitten unter ſeinen erwachſenen Kindern, die nach ſeinem weiſen und freundlichen Umgange ſich ſehnen, keinen Gedanken ihres Herzens verbergen vor ihm, der ihr treueſter Rathgeber, ihr nachſichtsvoller Freund iſt, der an ihren unſchuldigen, jugendlichen Freuden Theil nimt, oder ſie wenigſtens nicht ſtöhrt, und mit ihnen wie mit ſeinen beſten und natürlichſten Freunden lebt! — Eine Verbindung, zu welcher ſich alle Empfindungen vereinigen, die nur dem Menſchen theuer ſeyn können, Stimme der Natur, Sympathie, Dankbarkeit, Aehnlichkeit des Geſchmacks, gleiches Intereſſe und Gewohnheit des Umgangs! Allein dieſe Vertraulichkeit kann auch übertrieben werden, und ich kenne Väter und Mütter, die ſich dadurch verächtlich machen, daß ſie die Gefährten der

Aus:

Ausſchweifungen ihrer Kinder, oder gar, wenn dieſe beſſer ſind als ſie ſelbſt, mit ihren Laſtern, die ſie nicht zu verhehlen trachten, das Geſpötte oder der Abſcheu Derer werden, denen ſie ein lehrreiches Beyſpiel geben ſollten.

3.

Es iſt in unſern Tagen nichts ſeltenes, Kinder zu ſehn, die ihre Eltern vernachläſſigen, oder unedel behandeln. Die erſten Bande unter den Menſchen werden immer lockerer, die Jünglinge finden ihre Väter nicht weiſe, nicht unterhaltend, nicht aufgeklärt genug. Das Mädgen hat Langeweile bey der alten Mutter, und vergiſſt, wie manche langweilige Stunde Dieſe bey ſeiner Wiege, bey Wartung deſſelben in gefährlichen Krankheiten, oder bey den kleinen ſchmutzigen Arbeiten zugebracht, wie ſie ſich in den ſchönſten Jahren ihres Lebens ſo manches Vergnügen verſagt hat, um für die Erhaltung und Pflege des kleinen ekelhaften Geſchöpfs zu ſorgen, das vielleicht, ohne dieſe Sorgfalt, nicht mehr da ſeyn würde. Die Kinder vergeſſen, wie viel ſchöne Stunden ſie ihren Eltern durch ihr betäubendes Geſchrey

ſchrey verdorben, wie viel ſchlafloſe Nächte ſie dem ſorgſamen Vater gemacht haben, der alle Kräfte aufboth, für ſeine Familie zu arbeiten, ſich manche Bequemlichkeit entziehn, vor manchem Schurken ſich krümmen muſſte, um Unterhalt für die Seinigen zu erringen. Gutgeartete Gemüther werden indeſſen nie ſo ſehr das Gefühl der Dankbarkeit erſticken, daß ſie meiner Ermahnungen bedürften, und für niedre Seelen ſchreibe ich nicht. Nur erinnere ich ſo viel, daß wenn auch Kinder Urſache hätten, ſich der Schwachheiten, oder gar der Laſter ihrer Eltern zu ſchämen, ſie doch weiſer und beſſer handeln, wenn ſie die Fehler derſelben ſo viel möglich zu verſtecken ſuchen, und im äuſſern Umgange nie die Ehrerbiethung aus den Augen ſetzen, die ſie ihnen in ſo manchem Betrachte ſchuldig ſind. Segen des Himmels und Achtung aller gutgeſinnten Menſchen ſind der ſichre Preis der Sorgfalt, welche die Söhne und Töchter auf die Pflege, Erhaltung und edle Behandlung ihrer Eltern verwenden.

4.

Ich höre ſo oft darüber klagen, daß man unter fremden Leuten mehr Schutz, Beyſtand und Anhänglichkeit finde, als bey ſeinen nächſten Blutsfreunden; allein ich halte dieſe Klage größtentheils für ungerecht. Freylich giebt es unter Verwandten eben ſo wohl unfreundſchaftliche Menſchen, als unter Solchen, die uns nichts angehn; ich denke aber, man fordert auch oft von ſeinen Herrn Oheimen und Frauen Baaſen mehr, als man billiger Weiſe verlangen ſollte. Unſre politiſchen Verfaſſungen und der täglich mehr überhand nehmende Luxus machen es wahrlich nothwendig, daß Jeder für ſein Haus, für Weib und Kinder ſorge, und die Herrn Vettern, die oft, als unwiſſende und verſchwenderiſche Tagediebe, in der ſichern Zuverſicht, von ihren mächtigen und reichen Verwandten nicht verlaſſen zu werden, ſorglos in die Welt hinein leben, haben dann ſo unerſättliche Forderungen, daß der Mann, dem Pflicht und Gewiſſen kein Spielwerk ſind, dieſe ohnmöglich befriedigen kann, ohne ungerecht gegen Andre zu handeln. Um nun dieſen unangenehmen Colliſionen ſich nie auszuſetzen, rathe ich, zwar die herzliche Vertraulichkeit, die den Umgang im Familien-Cirkel ſo angenehm macht, nicht zu verachten, aber ſo wenig als möglich bey Blutsfreunden Erwartungen von Unterſtützung und Schutz zu hegen und zu erwecken, ſich ſeiner Verwandten anzunehmen, in ſo fern es ohne Unbilligkeit gegen beſſere Menſchen geſchehn kann, nicht aber ſeine dummen Vettern, wenn man die Macht in Händen hat, Andre glücklich zu machen, auf Unkoſten verdienſtvoller Fremden, zu befördern und hinaufzuſchieben.

Auſſerdem läſſt ſich auf den Umgang mit Verwandten noch dasjenige anwenden, was ich unten von dem Umgange unter Eheleuten und Freunden ſagen werde, nemlich daß Menſchen, die ſich lange kennen, und oft ohne Larve und Schminke ſehen, doppelt vorſichtig in ihrem Betragen gegeneinander ſeyn müſſen, damit Einer des Andern nicht müde, und, wegen kleiner Fehler, nicht ungerecht gegen gröſſere Tugenden werde.

Endlich wünſchte ich auch, daß zahlreiche Familien in mittlern Städten nicht ſo beſtändig nur unter ſich leben mögten, dadurch die Geſellſchaft in kleine abgeſonderte Theile zerſchnitten, trennten, und Menſchen, die nicht mit ihnen verwandt noch verſchwägert ſind, von ſich entfernten, ſo, daß, wenn von ohngefehr ein Fremder unter ſie geräth, derſelbe wie verrathen und verkauft iſt.

Doch nun noch ein Paar Anmerkungen! Die erſte: Alte Vettern und Tanten, beſonders unverheyrathete, pflegen ſo gern zu hofmeiſtern, ihre podagriſchen und hiſteriſchen Launen an ihren erwachſenen Nichten und Neffen auszulaſſen, und Dieſe zu behandeln, als liefen ſie noch im Rollwägelchen herum. Ich denke, das ſollten ſie bleiben laſſen. Dadurch ſind würklich die alten Tanten und Onkels zu einem Sprüchworte geworden, und manche geringe Erbſchaft wird zu theuer erkauft, wenn man dafür ſo viel einſchläfernde, würkungsloſe Predigten anhören muß, dahingegen die guten alten Leute von ihren jungen Verwandten mit Freuden liebevoll gepflegt und gewartet werden würden, wenn ſie weniger ſäuerlich in ihrem Betragen gegen ſie wären. Die andre Anmerkung: Es herrſcht in manchen Städten, beſonders in Reichsſtädten, ein äuſſerſt ſteifer und übler Ton unter den Perſonen einer Familie. Bürgerliche, ökonomiſche und andre Rückſichten zwingen ſie, ſich oft zu ſehn, und dennoch zanken, necken, haſſen ſie ſich unaufhörlich unter einander, und machen ſich dadurch das Leben ſehr ſchwer. Wo gar keine Sympathie in Denkungsart iſt, wo gar keine Einigkeit und Freundſchaft herrſchen, da laſſe man ſich doch lieber ohngeplagt, betrage ſich höflich gegen einander, wähle ſich aber Freunde nach ſeinem Herzen!

Viertes Capitel.

Von dem Umgange unter Eheleuten.

1.

Eine weiſe und gute Wahl bey Knüpfung des wichtigſten Bandes im menſchlichen Leben, die iſt freylich das ſicherſte Mittel, um in der Folge ſich Freude und Glück in dem Umgange unter Eheleuten verſprechen zu können. Wenn hingegen Menſchen, die nicht gegenſeitig dazu beytragen, ſich das Leben ſüß und leicht zu machen, ſondern die vielmehr widerſprechende, ſich durchkreuzende Neigungen und Wünſche und verſchiedenes Intereſſe hegen, unglücklicher Weiſe ſich nun auf ewig an einander gekettet ſehen; ſo iſt das in der That eine höchſt traurige Lage, eine Exiſtenz voll immerwährender herber Aufopferung, ein Stand der ſchwerſten Sclaverey, ein Seufzen unter den eiſernen Feſſeln der Nothwendigkeit, ohne Hofnung einer andern Erlöſung, als wenn der dürre Knochenmann mit ſeiner Senſe dem Unweſen ein Ende macht.

Nicht weniger unglücklich iſt dies Band, wenn auch nur von Einer Seite Unzufriedenheit

heit und Abneigung die Ehe verbittern, wenn nicht freye Wahl, ſondern politiſche, ökonomiſche Rückſichten, Zwang, Verzweiflung, Noth, Dankbarkeit, dépit amoureux, ein Ohngefehr, eine Grille, oder nur cörperliches Bedürfniß, wobey das Herz nicht war, dieſelbe geknüpft hat, wenn der eine Theil immer nur empfangen, nie geben will, unaufhörlich fordert, Befriedigung aller Bedürfniſſe, Hülfe, Rath, Aufmerkſamkeit, Unterhaltung, Vergnügen, Troſt im Leiden fordert — und dagegen nichts leiſtet. Wähle alſo mit Vorſicht die Gefährthinn Deines Lebens, wenn Deine künftige häusliche Glückſeligkeit nicht ein Spiel des Zufalls ſeyn ſoll!

2.

Ueberlegt man aber, daß gewöhnlich auch diejenigen Ehen, welche auf eigene Wahl beruhen, in einem Alter und unter Umſtänden geſchloſſen werden, wo weniger reife Ueberlegung und Vernunft, als blinde Leidenſchaft und Naturtrieb dieſe Wahl beſtimmen, obgleich man in dieſer Verblendung wohl ſehr viel von Sympathie und Herzenshange träumt und ſchwätzt; ſo ſollte man ſich beynahe verwundern darüber, daß es noch ſo viel glückliche Ehen in der Welt giebt. Aber die weiſe Vorſehung hat alles ſo herrlich geordnet, daß eben das, was dieſem Glücke im Wege zu ſtehn ſcheint, daſſelbe vielmehr befördert. Iſt man in den Jahren der Jugend weniger geſchickt zu weiſer Wahl; ſo iſt man dagegen von der andern Seite auch noch geſchmeidiger, leichter zu leiten, zu bilden, und nachgiebiger, als in dem reifern Alter. Die Ecken — mögten ſie auch noch ſo ſcharf ſeyn! — ſchleifen ſich leichter ab an einander und fügen ſich, wenn der Stoff noch weich iſt. Man nimt die Sachen nicht ſo genau, als nachher, wenn Erfahrung und Schickſale uns eckel, vorſichtig gemacht, und große Forderungen in uns erweckt haben; wenn die kältere Vernunft alles abwägt, jeden Diebſtahl an Genuß ſehr hoch anrechnet, calculiert, wie wenig Jahre man vielleicht noch zu leben hat, und wie geizig man mit Zeit und Vergnügen ſeyn muß. Entſtehen unter jungen Eheleuten gern Zwiſtigkeiten; ſo iſt auch die Verſöhnung deſto leichter geſtiftet. Widerwillen und Zorn faſſen nicht ſo feſte Wurzel, und wenn der Körper mitſpricht, wird oft der heftigſte Streit durch eine einzige eheliche Umarmung wieder geſchlichtet. Dazu kommen dann nach und nach Gewohnheit, Bedürfniß mit einander zu leben, gemeinſchaftliches Intereſſe, häusliche Geſchäfte, die uns nicht viel Zeit zu müßigen Grillen laſſen, Freude an Kindern, getheilte Sorgfalt für derſelben Erziehung und Verſorgung, welches alles, ſtatt die Laſt des Eheſtandes zu erſchweren, in den Jahren, wenn Jugend, Kräfte und Munterkeit mitwürken, dies Joch ſehr ſüß machen, und mannigfaltig abwechſelnde Freuden gewähren, die durch Theilung mit einer Gattinn doppelt ſchmackhaft werden. Nicht alſo im männlichen Alter! Da fordert man mehr für ſich, will erndten, genieſſen, nicht neue Bürden übernehmen; man will gepflegt ſeyn; der Character hat Feſtigkeit, mag ſich nicht mehr umformen laſſen; die Begierden dringen nicht ſo laut auf Befriedigung. Nur wenig Ausnahmen mögten hier Statt finden, und dieſe nur unter den edelſten Menſchen, die bey zunehmenden Jahren nachſichtiger, ſanfter werden, und, feſt überzeugt von der allgemeinen Schwäche der menſchlichen Natur, wenig fordern und gern geben; Aber immer iſt dies eine Art von Heroismus, eine Aufopferung, und hier iſt ja von wechſelſeitiger Glückſeligkeits-Beförderung die Rede — kurz! ich würde anrathen, in dieſem Alter langſamer bey der Wahl einer Gattinn zu Werke zu gehn, wenn ein ſolcher Rath nicht überflüſſig wäre. Das giebt ſich von ſelbſt; wer ſich aber in männlichen Jahren auf dieſe Weiſe übereilt, der mag dann die Folgen von den Thorheiten tragen, zu welchen ein Jünglings-Kopf auf Mannes-Schultern verführt.

3.

Ich glaube nicht, daß eine völlige Gleichheit in Temperamenten, Neigungen, Denkungsart, Fähigkeiten und Geſchmack durchaus erfordert werde, um eine frohe Ehe zu ſtiften; vielmehr mag wohl zuweilen grade das Gegentheil (nur nicht in zu hohem Grade, noch in Haupt-Grundſätzen, noch ein zu beträchtlicher Unterſchied von Jahren) mehr Glück gewähren. Bey einem Bande, das auf gemeinſchaftliches Intereſſe beruht, und wo alle Ungemächlichkeit des einen Theils zugleich mit auf den andern

dern fällt, iſt es, zu Vermeldung übereilter Schritte und deren ſchädlichen Folgen, oft ſehr gut, wenn die zu große Lebhaftigkeit, das raſche Feuer des Mannes, durch Sanftmuth oder ein wenig Phlegma von Seiten des Weibes gedämpft wird, und umgekehrt. So würde auch mancher Haushalt zu Grunde gehn, wenn beyde Eheleute gleich viel Luſt an Aufwand, Pracht, Ueppigkeit, einerley Liebhabereyen, oder gleich viel Hang zu einer nicht immer wohlgeordneten Wohlthätigkeit und Geſelligkeit hätten; und da unſre jungen Romanen-Leſer und Leſerinnen gemeiniglich die Ideale zu ihren künftigen Lebens-Gefährten nach ihrem eigenen werthen Ich ſchnitzeln; ſo iſt es doch ſo übel nicht, wenn zuweilen ein alter grämlicher Vater oder Vormund einen Querſtrich durch dergleichen Verbindungsplane macht — So viel von der Wahl des Gatten! und das iſt beynahe ſchon mehr, als eigentlich hierher gehört.

4.

Wichtig iſt die Sorgfalt, welche Eheleute anwenden müſſen, wenn ſie ſich ſo täglich ſehen und ſehn müſſen, und alſo Muße und Gelegenheit genng haben, Einer mit des Andern Fehlern und Launen bekannt zu werden und, ſelbſt durch die kleinſten derſelben, manche Ungemächlichkeit zu leiden, wichtig iſt es, Mittel zu erfinden, ſich dann nicht gegenſeitig läſtig, langweilig, nicht kalt, gleichgültig gegen einander zu werden, oder gar Eckel und Abneigung zu empfinden. Hier iſt alſo weiſe Vorſicht im Umgange nöthig. Verſtellung fällt in allem Betrachte weg; aber einer gewiſſen Achtſamkeit auf ſich ſelbſt, und der möglichſten Entfernung alles deſſen, was ſicher widrige Eindrücke machen muß, ſoll man ſich befleiſſigen. Man ſetze daher nie gegen einander jene Höflichkeit aus den Augen, die ſehr wohl mit Vertraulichkeit beſtehn kann, und die den Mann von feiner Erziehung bezeichnet! Ohne ſich fremd zu werden, ſorge man doch dafür, daß man durch oft wiederholte Geſpräche über die nem̄lichen Gegenſtände nicht langweilig werde, daß man ſich nicht ſo auswendig lerne, daß jedes Geſpräch der Eheleute unter vier Augen läſtig ſcheint, und man ſich nach fremder Unterhaltung ſehnt. Ich kenne einen Mann, der eine

Anzahl Annecdötgen und Einfälle beſitzt, die er nun ſchon ſo oft ſeiner Frau, und in deren Gegenwart fremden Leuten ausgekramt hat, daß man dem guten Weibe jedesmal Eckel und Ueberdruß anſieht, ſo oft er mit einem dergleichen Stückgen angezogen kömmt. Wer gute Bücher lieſt, Geſellſchaften beſucht und nachdenkt, der wird ja leicht täglich neuen Stoff zu intereſſanten Geſprächen finden; Aber freylich reicht dieſer nicht zu, wenn man den ganzen Tag müßig einander gegenüber ſitzt, und man darf ſich daher nicht wundern, wenn man ſolche Eheleute antrifft, die, um dieſer tödtenden Langenweile auszuweichen, wenn grade keine andre Geſellſchaft aufzutreiben iſt, mit einander halbe Tage lang Piquet ſpielen, oder ſich zuſammen an einer Flaſche Wein ergötzen. Sehr gut iſt es desfalls, wenn der Mann beſtimmte Berufs-Arbeiten hat, die ihn wenigſtens einige Stunden täglich an ſeinen Schreibtiſch feſſeln, oder auſſer Hauſe rufen, wenn zuweilen kleine Abweſenheiten, Reiſen in Geſchäften und dergleichen, ſeiner Gegenwart neuen Reiz geben. Ihn erwartet dann ſehnſuchtsvoll die treue Gattinn die indeß ihrem

Hausweſen vorgeſtanden. Sie empfängt ihn liebreich und freundlich; die Abendſtunden gehen unter frohen Geſprächen, bey Verabredungen, die das Wohl ihrer Familie zum Gegenſtande haben, im häuslichen Cirkel vorüber, und man wird ſich einander nie überdrüſſig. Es giebt eine feine, beſcheidene Art ſich rar zu machen, zu veranlaſſen, daß man ſich nach uns ſehne; dieſe ſoll man ſtudieren. Auch im Aeuſſern ſoll man alles entfernen, was zurückſcheuchen könnte. Man ſoll ſich ſeinem Gatten, ſeiner Gattinn, nicht in einer eckelhaften, ſchmutzigen Kleidung zeigen, ſich zu Hauſe nicht zu viel Unmanierlichkeiten erlauben — das iſt man ja ſchon ſich ſelber ſchuldig — und vor allen Dingen, wenn man auf dem Lande lebt, nicht verbauern, nicht pöbelhafte Sitten, noch niedrige, plumpe Ausdrücke im Reden annehmen, noch unreinlich, nachläſſig an ſeinem Körper werden. Denn wie iſt es möglich, daß eine Frau, die immer an ihrem Manne unter allen übrigen Menſchen, mit welchen ſie umgeht, am mehrſten Fehler und Unanſtändigkeiten wahrnimt, denſelben vor allen Andern gern ſehn, ſchätzen und lieben ſoll?

— Noch einmal! wenn die Ehe ein Stand der Aufopferung wird, wenn ihre Pflichten als ein ſchweres Gewicht auf uns liegen, o! wie kann dann wahres Glück ihr Theil ſeyn?

5.

Eine Haupt Vorſchrift aber für alle Stände und für alle Verhältniſſe wende man auch auf den Eheſtand an! Sie iſt dieſe: Erfülle ſo ſorgſam, ſo pünctlich, ſo nach einem feſten Plane Deine Pflichten, daß Du, wo möglich, darinn alle Deine Bekannten übertreffeſt; ſo wirſt du auch auf die wärmſte Hochachtung Anſpruch machen können, und in der Folge alle Diejenigen verdunkeln, welche nur durch **einzelne** glänzende Eigenſchaften augenblickliche vortheilhafte Eindrücke machen. Aber erfülle ſie auch alle, dieſe Pflichten! Der Mann prahle nicht etwa mit ſeiner Uneigennützigkeit, mit ſeinem Fleiſſe, mit ſeiner guten Hauswirthſchaft, mit der Achtung guter Männer, der indeß in der Stille ſich wöchentlich ein paarmal ein Räuſchgen trinkt! Die Frau poche nicht auf ihre Keuſchheit, welche vielleicht das Verdienſt des Zufalls oder eines kalten

Temperaments iſt, wenn ſie indeß ſorglos die Erziehung ihrer Kinder vernachläſſigt! Nein! wer Achtung und Zuneigung als Pflicht fordert, der muß Achtung und Zuneigung zu verdienen wiſſen, und wenn Du willſt, daß Deine Frau Dich unter allen Menſchen am mehrſten ehren und lieben ſoll; ſo verlaſſe Dich nicht darauf, daß ſie Dir's am Altar verſprochen hat — wer kann ſo etwas verſprechen? — ſondern darauf, daß Du alle Kräfte aufbietheſt, beſſer zu ſeyn als Andre, aber beſſer in jedem Betrachte! Nur den Folgen nach laſſen ſich Tugenden und Laſter claſſificieren, denn übrigens ſind ſie alle gleich wichtig, und ein ſorgloſer Hausvater iſt eben ſo ſtrafbar, als ein unkeuſches Eheweib. Allein das iſt die gewöhnliche Art zu handeln der Menſchen! Sie eifern gegen Laſter, zu welchen ſie keinen Hang haben, und denken nicht, daß die Verabſäumung wichtiger Tugenden ein eben ſo ſchweres Verbrechen iſt, als die Ausübung einer böſen That. Ein altes Weib verfolgt mit wüthendem Grimme ein armes junges Mädgen, das durch Temperament und Verführung zu einem Fehltritte iſt verleitet worden; daß aber die gute Matrone ihre Kinder wie das dumme Vieh hat aufwachſen laſſen, darüber glaubt ſie keine Verantwortung geben zu dürfen — hat ſie doch nie die eheliche Treue verletzt! — Sorgſame Pflicht-Erfüllung in allen Rückſichten iſt alſo das ſicherſte Mittel, der beſtändig fortdauernden Zärtlichkeit ſeiner Ehehälfte gewiß zu ſeyn.

6.

Mit dem Allen aber wird es nicht fehlen, daß nicht zuweilen fremde liebenswürdige Menſchen auf kurze Zeit vortheilhaftere Eindrücke auf Ehegenoſſen machen ſollten, als Einer von Dieſen ſeiner Ruhe wegen wünſchen mögte. Es iſt nicht zu erwarten, daß, wenn die erſte blinde Liebe verraucht iſt, — und die verraucht denn doch bald — man ſo partheyiſch für einander bleiben, daß man nicht oft die Vorzüge andrer Leute ſehr lebhaft fühlen ſollte. Hierzu kömmt dann noch, daß Perſonen, mit denen wir ſeltener umgehen, ſich immer von ihren beſten Seiten zeigen und uns mehr ſchmeicheln, als die, mit denen wir täglich leben. Eindrücke von der Art werden aber bald wieder verſchwinden, wenn nur der Gatte fortfährt, ſeine

Pflichten treulich zu erfüllen, und wenn er keinen niedrigen Neid, keine närriſche Eiferſucht blicken läſſt, die ohnehin nie gute, ſondern allemal ſchlimme Folgen haben. Liebe und Achtung laſſen ſich nicht erzwingen, nicht ertrotzen; ein Herz, das bewacht werden muß, iſt, wie der Mammon eines Geizigen, mehr eine unnütze Laſt, als ein wahrer Schatz, deſſen man froh wird; Widerſtand reizt; keine Wachſamkeit iſt ſo groß, daß ſie nicht hintergangen werden könnte, und es liegt in der Natur des Menſchen, daß man ein Gut, das vielleicht ſonſt gar keinen Reiz für uns haben würde, doppelt eifrig wünſcht, ſobald der Beſitz deſſelben mit Schwierigkeiten für uns verbunden iſt.

Man ſoll auch jene kleinen Künſte, die höchſtens unter Verliebten, nicht aber unter Ehegatten, Statt finden dürfen, verachten, durch welche man, um die Liebe des andern Theils mehr anzufeuern, mit Vorſatz Eiferſucht zu erregen ſucht. Bey einem Bande, das auf gegenſeitige Hochachtung beruhn muß, darf man ſich durchaus keiner ſchiefen Mittel bedienen. Glaubt meine Frau, ich könne in der That meine Pflicht und Zärtlichkeit gegen ſie, fremden Neigungen aufopfern; ſo muß das ihre eigene Achtung gegen mich vermindern, und merkt ſie hingegen, daß ich nur Spielwerk mit ihr treiben will; ſo iſt das mehr als verlohrne Arbeit, die noch obendrein oft ernſtliche Folgen haben kann.

Ich ſage, wenn auch auf kurze Zeit der Mann ſeinem Weibe, oder die Frau ihrem Gatten Veranlaſſung zu ſolchen Unruhen giebt; ſo wird doch dieſe kleine Herzens-Verwirrung, wenn der leidende Theil nur fortfährt, ſeinen Pflichten treu zu ſeyn, nicht dauern können. Bey kaltblütiger Prüfung wird der Gedanke aufleben: „Mögte auch Jener, mögte auch „Jene die liebenswürdigſten Eigenſchaften haben; ſo iſt er mir doch, iſt ſie mir doch nicht, „was mir mein Mann, mein Weib iſt, theilt „doch nicht mit mir jede Sorge des Lebens, „hat nicht mit mir ſchon ſo viel Glück und Unglück gemeinſchaftlich getragen, hängt nicht „ſo mit ganzer Seele, mit erprobter Treue an „mir, iſt nicht Vater, nicht Mutter meiner „lieben Kinder, wird nicht ſo ewig alles Gute „und alles Böſe mit mir theilen, wird mir nicht

„den Verluſt erſetzen, wenn ich meinen Gatten von mir ſtoße." — und ein ſolcher Triumpf der Rückkehr, komme er früh oder ſpät! iſt dann ſüß, und macht alle Leiden vergeſſen.

7.

Klugheit und Rechtſchaffenheit aber erfordern, daß man ſich ſelber gegen die Eindrücke größerer Liebenswürdigkeit, welche fremde Perſonen auf uns machen könnten, wafne. In der frühern Jugend, wenn die Phantaſie lebhaft iſt, die Begierden heftig würken, und das Herz noch oft mit dem Kopfe davonläuft, würde ich rathen, ſolchen gefährlichen Gelegenheiten auszuweichen; Ein junger Mann, welcher merkt, das ein Frauenzimmer, mit der er umgeht, ihm vielleicht einſt beſſer als ſeine Frau gefallen, wildes Feuer in ihm entzünden, oder wenigſtens ſeine häusliche Glückſeligkeit verbittern könnte, thut wohl, wenn er, in ſo fern er ſich nicht Feſtigkeit genug zutrauet — und er urtheilt weiſe, wenn er ſich dieſe nicht leicht zutrauet — thut, ſage ich, wohl, wenn er ſolchen Umgang, ſo viel möglich, meidet, damit derſelbe ihm nicht zum Bedürfniſſe werde. Dieſe

Vorſicht iſt am nöthigſten gegen die feinern Coketten zu beobachten, die, ohne eben Plane auf Verletzung der Ehre zu haben, ihr Spielwerk mit der Ruhe eines gefühlvollen redlichen Mannes treiben, und einen zweckloſen Triumpf darinn ſuchen, ſchlafloſe Nächte zu verurſachen, Thränen zu veranlaſſen, und andrer Weiber Neid zu erregen. Es giebt viel ſolcher eitlen Damen, die, nicht immer durch böſes Herz noch Temperament, aber wohl durch die raſende Begierde ſtets zu glänzen, allgemein zu gefallen, getrieben, manche ſtille häusliche Ruhe und den Frieden unter Eheleuten auf dieſe Weiſe zerſtöhren. In reifern Jahren hingegen rathe ich die entgegengeſetzte Curart an. Ein Mann von feſten Grundſätzen, der ſeinem Verſtande Rechenſchaft von den Gefühlen ſeines Herzens giebt und dauerhaftes Glück ſucht, wird am leichteſten von den zu vortheilhaften Begriffen, die er von fremden Perſonen in Vergleichung mit ſeiner Gattinn gefaſſt hat, zurückkommen, wenn er Jene ſo oft und vielfältig ſieht, daß er an ihnen mehr Fehler wahrnimt, als an ſeinem edlen, verſtändigen, treuen Weibe. Und dann kommen die Augenblicke des Seelen-Bedürfniſſes, wo man ſich nach der theilnehmenden Gefärthinn ſehnt, wenn ſchwere Bürden das Herz drücken, die kein Fremder ſo uns tragen hilft, oder wenn Freuden jedes Gefäß in uns erweitern, Freuden, die kein Fremder ſo mit uns theilt, oder Verlegenheiten uns aufſtoßen, die man keinem Fremden ſo aufrichtig, ſo ſicher entdecken darf, als der Perſon, die einerley Intereſſe mit uns hat; Und dann ein Blick auf wohlerzogene, durch gemeinſchaftliche Sorgfalt erzogene Kinder, auf die Früchte der erſten jugendlichen Liebe! — und das Herz kehrt ohngezwungen zu den ſüßeſten Pflichten zurück.

8.

Uebrigens aber kann nichts abgeſchmackter, läppiſcher, läſtiger, von verkehrterer Würkung ſeyn, noch was mehr das Leben verbittert, als wenn Eheleute durch die prieſterliche Einſegnung ein ſo ausſchlieſſendes Recht auf jede Empfindung des Herzens von einander erzwungen zu haben glauben, daß ſie wähnen, nun dürfe in dieſem Herzen auch nicht ein Plätzgen mehr für irgend einen andern guten Menſchen übrig bleiben, der Gatte müſſe tod ſeyn für ſeine

Freunde und Freundinnen, dürfe kein Intereſſe empfinden für kein Geſchöpf auf der Welt, als für die werthe Ehehälfte, und es ſey Verbrechen gegen die eheliche Pflicht, mit Wärme, Zärtlichkeit und Theilnahme von und mit andern Perſonen zu reden. Dieſe Forderungen werden doppelt abgeſchmackt bey einer ungleichen Ehe, wo von der einen Seite ſchon Aufopferungen mancher Art Statt finden. Wenn da der eine Theil, um ſich in dem Umgange mit liebenswürdigen Leuten aufzuheitern, auf einen Augenblick ſein Unglück zu vergeſſen, und neue Kräfte zum Ausdauern zu ſammlen, ſeinen Geiſt zu erheben und wieder zu erwärmen, in die Arme zärtlicher, ihm wahrhaftig treu ergebener Freunde eilt; ſo ſollte der andre Theil ihm dafür danken, nicht durch närriſches Betragen, oder gar durch Vorwürfe, den Gatten die Gattinn kränken, zur Verzweiflung bringen, und endlich zu würklichen Verbrechen verleiten.

9.

Die Wahl aber dieſer Freunde muß dem Herzen, ſo wie die Wahl ſittlicher Vergnügungen und unſchuldiger Liebhabereyen dem Ge-

Geſchmacke eines Jeden überlaſſen bleiben. Ich habe oben geſagt, daß ich glaube, es werde nicht durchaus Gleichheit von Neigungen, Temperamenten und Geſchmack zum Eheglücke erfordert. Unerträgliche Sclaverey wäre es daher, ſich dergleichen aufdringen laſſen zu müſſen. Es iſt wahrlich ſchon hart genug, wenn man die Freude entbehren ſoll, edle Empfindungen, erhabene Gedanken, feinere Eindrücke, welche ſeelenerhebende Bücher, ſchöne Künſte und dergleichen auf uns machen, mit der Gefärthinn unſers Lebens theilen zu können, weil die ſtumpfen Organen derſelben dafür nicht empfänglich ſind; aber nun gar dieſem Allen entſagen, oder ſich in der Wahl ſeines Umgangs und ſeiner Freunde nach den abgeſchmackten, gefühlloſen Grillen eines ſchiefen Kopfs und kalten Herzens richten, allen wohlthätigen Erquickungen von der Art entſagen zu müſſen — Das iſt Höllenpein! und ich brauche wohl nicht hinzuzufügen, daß am wenigſten der **Mann**, der doch von der Natur und der bürgerlichen Verfaſſung beſtimmt iſt, das Haupt, der Regent der Familie zu ſeyn, und der oft Gründe haben kann, warum er dieſen oder jenen Umgang wählt, dieſer oder jener Beſchäftigung ſich widmet, dieſen oder jenen Schritt thut, der Manchem auffallend ſeyn kann, daß Dieſer wohl am wenigſten auf ſolche Weiſe ſich wird einſchränken laſſen. Es erleichtert hingegen das Leben unter Menſchen, die nun einmal verbunden ſind, alle Leiden und Freuden gemeinſchaftlich zu tragen, wenn man nach und nach ſeine Neigungen, ſeinen Geſchmack gleich zu ſtimmen, wenn der Eine Sinn für das zu bekommen ſucht, was der Andre liebt und gern ſieht, beſonders wenn dies würklich groß, erhaben und edel iſt, und es zeugt wahrlich von faſt viehiſcher Dummheit, oder von der verächtlichſten Indolenz, wo nicht von dem böſeſten Willen, wenn man nach vieljähriger Verbindung mit einem verſtändigen, gebildeten, fein fühlenden, liebevollen Geſchöpfe, noch eben ſo unwiſſend, roh, ſtumpf und ſtörriſch geblieben iſt, als man vorher war. Wenn dann der erſte Rauſch der Liebe vorüber iſt, und dem leidenden Theile gehen die Augen auf über das, was der Ehegatte ihm ſeyn könnte, ſeyn ſollte, ſeyn müſſte, was Andre ihm geweſen ſeyn würden, oder ſind — dann gute Nacht, Ruhe, Frieden, Glück! Zärtlichkeit und Hochachtung hingegen werden bey vernünftigen Perſonen jene Gleichſtimmung leicht bewürken, wenn nicht ſtörriſcher Eigenſinn oder empöhrende Ungleichheit in Denkungsart die Trennung unterhalten.

10.

Wie aber ſoll man ſich gegen würkliche Ausſchweifungen wafnen — denn bis jetzt habe ich nur von **Herzens-Verirrungen** geredet — wie ſoll man ſich wafnen, wenn von Einer Seite heftiges Temperament, ein reizbarer Cörper, Mangel an Herrſchaft über Leidenſchaften, Verführung, Buhler-Künſte, anlokkende Schönheiten und Gelegenheit uns reizen, von der andern vielleicht der Gattinn mürriſches Betragen, üble Launen, Dummheit, Kränklichkeit, Mangel an Schönheit, an Jugend, an Gefälligkeit, an Temperament uns zurückſtoßen? — Dies Buch iſt kein vollkommnes Syſtem der Moral, alſo überlaſſe ich jedem vernünftigen Manne, dieſe Frage ausführlich zu beantworten und ſelbſt zu be-

beurtheilen, wie er es anfangen müſſe, Meiſter zu werden über ſeine Begierden und gefährlichen Gelegenheiten und Verführungen auszuweichen, welches freylich in der Jugend und in gewiſſen Lagen und Verhältniſſen nicht ſo leicht iſt, als man wohl denkt. Doch ſo viel über dieſen Gegenſtand, als hierher gehört, und ſich ohne Beleidigung der Sittſamkeit ſagen läſſt! Man gewöhne ſich ſelber, und Einer den Andern nicht an Ueppigkeit, Wolluſt, Weichlichkeit und Schwelgerey, mache, daß die cörperlichen Bedürfniſſe und Begierden nicht zu heftig in uns werden; man ſey, ſelbſt in der Ehe, ſchamhaft, keuſch, delicat und cokett in Gunſtbezeugungen, um Eckel, Ueberdruß und fauniſche Lüſternheit zu entfernen! Ein Kuß iſt ein Kuß, und es wird wahrlich faſt immer des Weibes Schuld ſeyn, wenn ein ſonſt nicht ſchlechter Mann dieſen Kuß, den er von treuen, reinen und warmen Lippen ehrenvoll und bequem zu Hauſe erlangen könnte, mit Hintanſetzung von Pflicht und Anſtand, bey Fremden holt. Hat aber die größere Schwierigkeit und Seltenheit ſo viel Reiz für den Menſchen; ey nun! ſo ſuche man auch der ehelichen

Vertraulichkeit dieſen Reiz der Neuheit zu geben, zuweilen kleine Hinderniſſe in den Weg zu legen, oder durch Enthaltſamkeit, Entfernung u. d. gl. das Verlangen darnach zu vermehren. In weiter fortrückenden Jahren fällt denn auch dieſer Vorwitz ſo ziemlich weg, denn da werden ja die Triebe beſcheidener und leichter von der Vernunft zu regieren, man müſſte denn ſie muthwilliger Weiſe reizen.

11.

In der Ehe ſoll gegenſeitiges uneingeſchränktes Zutrauen, ſoll Offenherzigkeit Statt finden. Kann denn aber gar kein Fall eintreten, wo Einer vor dem Andern Geheimniſſe bewahren dürfte? O ja! gewiß! Freylich, da der Mann von der Natur beſtimmt iſt, der Rathgeber ſeines Weibes, das Haupt der Familie zu ſeyn; da die Folgen jedes übereilten Schrittes der Gattinn auf ihn fallen; da der Staat ſich nur an ihn hält; da die Frau eigentlich gar keine Perſon in der bürgerlichen Geſellſchaft ausmacht; da die Verletzung der Pflichten von ihrer Seite ſchwer auf ihm liegt, und die Familie weit unmittelbarer beſchimpft und derſelben Schande und Nachtheil bringt, als die Ausſchweifungen des Mannes dies thun; da ſie vielmehr von dem äuſſern Rufe abhängt, als er; endlich da Verſchwiegenheit mehr eine männliche, als weibliche Tugend iſt; ſo kann es wohl ſeltener gut ſeyn, wenn die Frau ohne ihres Mannes Wiſſen Schritte unternimt, und dieſelben vor ihm verheimlicht. Er hingegen, der an den Staat geknüpft iſt, oft Geheimniſſe zu bewahren hat, die nicht ihm gehören, und durch deren Verbreitung er mit Andern in Verlegenheit kommen kann, Er der das Ganze ſeines Hausweſens überſehn ſoll, auch vielfältig den Plan, nach welchem er handelt, nicht den ſchwächern Einſichten unterwerfen darf, ſondern feſt und unerſchüttert ſeinem Verſtande und Herzen folgen und das Urtheil des Volks verachten muß; er kann ohnmöglich immer ſo alles erzählen und mittheilen. Verſchiedenheit der Lagen aber kann dieſen Geſichtspunct verrücken. Es giebt Männer, die ſehr übel fahren würden, wenn ſie einen einzigen Schritt ohne Rath und Wiſſen ihrer Weiber thäten; Es giebt ſehr plauderhafte Herrn und ſehr verſchwiegene Damen. Eine Frau

kann

kann weibliche Geheimniſſe von einer Freundinn anvertrauet bekommen haben — In allen dieſen und ähnlichen Fällen müſſen Klugheit und Redlichkeit das Verhalten beyder Theile beſtimmen. Das aber bleibt eine heilige Regel, daß, wenn wahrhaftes Mistrauen ſich einſchleicht, wenn man Offenherzigkeit erzwingen muß, alles Glück der Ehe entflieht. Nichts kann endlich ſchändlicher, niederträchtiger ſeyn, als wenn der Mann pöbelhaft genug denkt, heimlich die Briefe ſeiner Frau zu erbrechen, ihre Papiere zu durchwühlen, oder ihre Schränke zu durchſuchen. Auch verfehlt er mit ſolchen unwürdigen Mitteln immer ſeines Zwecks. Nichts iſt leichter, als die Wachſamkeit eines Menſchen zu hintergehn, wenn es blos auf beweisbare Vergehen ankömmt, und man die feinern Bande zerriſſen, die Verlegenheiten der Delicateſſe, und des Zutrauens gehoben hat; Ein Mann, der einmal ſeine Frau eine Ehebrecherinn nennt, ſteckt ſich ſelbſt das Horn der Hahnreyhſchaft auf; Nichts iſt leichter, als einen Menſchen zu hintergehn, den man genau kennt, bey dem man allen Glauben verlohren hat, den man oft auf falſchem Argwohn ertappen kann, weil Leidenſchaft ihn blind macht, und der durch Mistrauen verdient hat, getäuſcht zu werden — Betrug iſt faſt immer die ſichre Folge davon, und man kann auf dieſe Weiſe das edelſte Geſchöpf moraliſch zu Grunde richten und zu Verbrechen reizen.

12.

Ich rathe aus Gründen, die wohl jeder vernünftige Menſch ſelbſt einſehn wird, auch nicht einmal an, daß Eheleute alle Geſchäfte gemeinſchaftlich treiben, ſondern daß Jeder ſeinen angewieſenen Würkungskreis habe. Es geht ſelten gut im Hauſe, wenn die Gattinn für ihren Gatten die Berichte ad ſereniſſimum entwerfen und er dagegen, wenn Fremde eingeladen ſind, die Capaunen braten, Cremen machen, und die Töchter ankleiden helfen muß. Daraus entſteht Verwirrung; man ſetzt ſich dem Geſpötte des Hausgeſindes aus; der Eine verläſſt ſich auf den Andern, will ſich aber dagegen in alles miſchen, alles wiſſen — Mit Einem Worte! das taugt nicht.

13.

Was aber die Verwaltung der Gelder betrifft; ſo kann ich die Weiſe der mehrſten Männer von Stande nicht billigen, welche ihren Gemahlinnen eine gewiſſe Summe geben, womit ſie auskommen müſſen, um davon den Haushalt zu beſtreiten. Dadurch entſteht getheiltes Intereſſe; die Frau tritt in die Claſſe der Bedienten, wird zu Eigennutz verleitet, ſucht zu ſparen, findet daß der Mann zu lecker iſt, macht ſchiefe Geſichter, wenn er einen guten Freund zur Tafel einladet; der Mann, wenn er nicht fein denkt, meint immer, er ſpeiſe für ſein theures Geld zu ſchlecht, oder, wenn er im Gegentheil zu viel Delicateſſe übt: ſo wagt er es nicht, zuweilen ein Gerichtgen mehr zu fordern, aus Furcht, ſeine Gattinn in Verlegenheit zu ſetzen. Gieb alſo Deiner Hausfrau, (wenn nicht etwa ein Haushofmeiſter oder eine Ausgeberinn diejenigen Geſchäfte bey Dir verſehen, die eigentlich zu den Pflichten der Gattinn gehören) gieb ihr eine Summe Geldes, die Deinen Umſtänden angemeſſen ſey, zur Ausgabe! Wenn dieſe verwendet iſt; ſo komme ſie, und fordere mehr von Dir! Findeſt

Du, daß zuviel ausgegeben worden; ſo laß Dir die Rechnung zeigen! Ueberlege mit ihr gemeinſchaftlich, auf welcher Seite geſpart werden könne! Mache ihr kein Geheimniß aus Deinen Vermögens-Umſtänden! Allein beſtimme ihr auch eine kleine Summe zu ihren unſchuldigen Vergnügungen, zu ihrem Putze, zu ſtillen wohlthätigen Handlungen und fordere davon keine Berechnung!

14.

Gute Hauswirthſchaft iſt eines der nothwendigſten Stücke zur ehelichen Glückſeligkeit. Man ſuche desfalls vor allen Dingen, wenn man auch im ledigen Stande einigen Hang zur Verſchwendung gehabt hätte, ſich davon loszumachen, und ſich häuslicher Sparſamkeit zu befleiſſigen, ſobald man heyrathet! Einem einzelnen Menſchen iſt alles leicht zu ertragen, Noth, Mangel, Demüthigung, Zurückſetzung; Am Ende ſteht ihm, wenn er geſunde Arme hat, die ganze Welt offen! er kann alles im Stiche laſſen, und in einem unbekannten Winkelchen der Erde leicht mit ſeiner Hände Arbeit ſein Leben friſten; Aber wenn ſchlechte

Haushaltung den Ehemann und Vater in Armuth geſtürzt hat, und er nun den Blick umherwirft auf die Perſonen ſeiner Familie, die von ihm Unterhalt, Nahrung, Wartung, Erziehung, Vergnügen fordern; wenn er dann oft nicht weiß, woher er auf morgen Brod nehmen, wovon er die großen Mädchen kleiden ſoll, die ihre jetzigen Lumpen bald aufgeriſſen haben; oder wenn ſeine bürgerliche Ehre, ſeine Beförderung, die Verſorgung ſeiner Kinder davon abhängt, daß er mit den Seinigen in einem gewiſſen anſtändigen Aufzuge, vielleicht gar mit einigem Glanze erſcheine, und es doch von allen Seiten dazu fehlt; Wenn das Silber-Geräthe vom Wucherer, wo es im Verſatze ſteht, auf einen Mittag geborgt werden muß, um Gäſte darauf bewirthen zu können, indeß unten im Hauſe ein Knabe wartet, der es gleich nach der Mahlzeit wieder in Empfang nehmen ſoll; Wenn Gläubiger und Advocaten ihn in die Enge treiben, und Juden an den Zipfeln ſeines ſchlaffen Geldbeutels melken; dann fallen böſe Launen, Krankheit des Leibes und der Seele den Unglücklichen an; Verzweiflung ergreift ihn; er ſucht ſich zu betäuben, verfällt in Ausſchweifungen; von Innen zernagt ihn das unruhige Gewiſſen, von Auſſen verfolgen ihn bittre Vorwürfe ſeines Weibes; das Winſeln ſeiner Kinder ſchreckt ihn auf aus fürchterlichen Träumen; Die Verachtung, womit der vornehme und reiche Pöbel auf ihn herabblickt, umwölkt jeden Strahl von Hofnung; Muth und Troſt ſchwinden; die Freunde fliehen; das Hohngelächter der Feinde und Neider erſchüttert jede Nerve, und in dieſer traurigen Lage ſchwindet denn freylich aller Schatten von häuslicher Freude; Der Elende fliehet auch nichts ſo ſehr, als den Anblick und den Umgang Derer, die er mit ſich in das Unglück geſtürzt hat — ſollte alſo Einer von den Eheleuten zur Verſchwendung geneigt ſeyn; ſo iſt es rathſam, weil es noch Zeit iſt, Mittel vorzuſchieben, jener gräßlichen Lage auszuweichen. Der andre Theil, der beſſer mit Gelde umzugehn weiß, übernehme die Caſſe! Man mache ſich einen genauen Etat, wie man dem Haushalte wieder aufhelfen will, und befolge dieſen pünctlich, ſchränke ſich ein, ſorge aber dafür, daß, wo möglich, auch etwas zu erlaubten Vergnügungen übrig bleibe, damit dem

Verſchwender die Einſchränkungen und Entbehrungen nicht zu ſchwer werden!

15.

Iſt es aber beſſer, daß der Mann, oder die Frau reich ſey? Wenn eines ſeyn ſoll; ſo ſtimme ich für Erſteres. Gut iſt es, wenn Beyde einiges Vermögen haben, um zu den Nothwendigkeiten des Lebens gemeinſchaftlich beytragen zu können, damit nicht Einer ſo ganz auf Unkoſten des Andern zehre. Soll aber die Abhängigkeit, welche doch natürlicher Weiſe daraus auf Seiten des ärmern Theils entſteht, Statt finden; ſo iſt es der Natur gemäßer, daß das Haupt der Familie am mehreſten zum Unterhalte der Familie beytrage. Heyrathet aber ein Mann eine reiche Frau; ſo ſetze er ſich wenigſtens in den Fall, dadurch nie ihr Sclave zu werden! Aus Verabſäumung dieſer Vorſicht ſind ſo wenig Ehen von der Art glücklich. Hätte meine Frau mir groſſes Vermögen zugebracht; ſo würde ich mich doppelt beſtreben, ihr zu beweiſen, daß ich geringe Bedürfniſſe hätte; Ich würde wenig an meine Perſon wenden; Ich würde ihr beweiſen,

ſen, daß ich dies Wenige mit meinem Fleiſſe mir erwerben könnte; Ich würde ihr Koſtgeld geben; Ich würde nur der Verwalter ihres Vermögens ſeyn; Ich würde Aufwand im Hauſe machen, weil das ſich für reiche Leute ſchickt; aber ich würde ihr zeigen, daß dieſer Aufwand meine Eitelkeit nicht ſchmeichelte; daß ich bey zwey Speiſen eben ſo vergnügt als bey zwanzigen bin, daß ich keiner Aufwartung bedarf, daß ich geſunde Beine habe, die mich eben ſo weit, wenn gleich nicht ſo ſchnell fortbringen, als ihre vergoldeten Wägen; und dann würde ich, wie es dem Hausherrn zukömmt, über die Anwendung ihres Vermögens unumſchränkte Gewalt verlangen.

16.

Iſt es nöthig, daß der Mann klüger ſey, als die Frau? — Das iſt wiederum eine nicht unwichtige Frage; Wir wollen ſie näher beleuchten! Der Begriff von Klugheit und Vernunft wird, mit allen ſeinen Relationen und Modificationen, nicht immer auf einerley Art verſtanden. Die Klugheit eines Mannes ſoll wohl von ganz andrer Art ſeyn, als die, welche man von einer Frau verlangt; und wenn nun vollends Klugheit mit Welt-Erfahrung, oder gar mit Gelehrſamkeit verwechſelt wird; ſo wäre es Unſinn, von dieſen bey einem Geſchlechte ſo viel als bey dem andern vorausſetzen zu wollen. Ich fordere daher von einem Frauenzimmer einen eſprit de detail, eine Feinheit, unſchuldige Verſchlagenheit, Behutſamkeit, einen Witz, ein Dulden, eine Nachgiebigkeit und Geduld — lauter Stücke, die doch auch zur Klugheit gehören! — welche in dem Grade nicht immer das Eigenthum des männlichen Characters ſind. Dagegen erwarte ich, daß der Mann zuvorſchauender, gefaſſter bey allen Vorfällen, feſter, unerſchütterlicher, weniger den Vorurtheilen unterworfen, ausdauernder und gebildeter ſey, als das Weib. Jene Frage aber war in allgemeinem Sinne zu verſtehn, nemlich alſo: Wenn einer von beyden Theilen ſchwach, ſtumpf von Organen und unwiſſend in manchen zum Weltleben nöthigen Kenntniſſen ſeyn ſollte; würde es da beſſer ſeyn, daß der Mann, oder daß die Frau der ſchwächere Theil wäre? — Ich antworte ohne Anſtand; noch habe ich nie eine glückliche und weiſe geordnete Haushaltung geſehn,

ſehn, in welcher die Frau die entſchiedene Alleinherrſchaft gehabt hätte. Es geht in einem Hauſe, wo ein Mann von mittelmäßigen Fähigkeiten das Regiment führt, größtentheils immer noch beſſer her, als in einer, wo eine kluge Frau ausſchließlich Herr iſt. Es kann vielleicht Ausnahmen davon geben; allein ich kenne deren keine. Es verſteht ſich aber, daß hier nicht von der feinern Herrſchaft über das Herz eines edlen Gatten die Rede iſt; wer wird dieſe nicht gern einem klugen Weibe einräumen? welcher verſtändige Mann wird nicht fühlen, daß er oft ſanfter Zurechtweiſung bedarf? Jene ausſchließliche Herrſchaft hingegen ſcheint der Beſtimmung der Natur zuwider. Schwächerer Cörperbau; eingepflanzte Neigung zu weniger dauerhaften Freuden; Launen aller Art, die den Verſtand oft in den entſcheidendſten Augenblicken feſſeln; Erziehung; und endlich bürgerliche Verfaſſung, welche die Verantwortung des Hausregiments allein auf den Mann wälzt; das alles beſtimmt laut die Gattinn, Schutz zu ſuchen, und legt dem Gatten die Pflicht auf, zu ſchützen. Nun iſt aber doch nichts lächerlicher, als wenn der Weiſere und Stärkere Schutz ſuchen ſoll bey dem Thoren und Schwachen. Frauenzimmer von vorzüglichen Geiſtesgaben handeln daher wahrlich gegen ihren eigenen Vortheil, und bereiten ſich unangenehme Ausſichten, wenn ſie aus Herrſchſucht ſich dumme Männer wünſchen oder wählen; Die ſichern Folgen davon ſind Ueberdruß, verwirrte Haushaltung und Verachtung des Publicums für einen von beyden Theilen, und das heiſſt ja für beyde Theile. Männer aber, die ſo unmündig am Geiſte ſind, daß ſie die Rolle eines Hausvaters nicht gehörig zu ſpielen, nicht Herrn in ihrem Hauſe zu ſeyn vermögen, thun beſſer, Hageſtolze zu bleiben und ſich ein Plätzgen in einem Hoſpital, oder eine Präbende zu kaufen, als daß ſie ſich vor Kindern, Hausgeſinde und Nachbare lächerlich machen. Ich habe einen ſchwachen Fürſten gekannt, deſſen Gemahlinn ſo unumſchränkte Gebietherinn über ihn war, daß, als ſie einſt beſtellt hatte auszufahren, der Fürſt hinunter in den Schloßhof ſchlich, und den Kutſcher, welcher da hielt, leiſe fragte: „Wiſſet Ihr „nicht ob ich mitfahre?“ Das macht ſolche Ehemänner zum Geſpötte, und niemand mag Geſchäfte mit einem Manne treiben, deſſen Willen, deſſen Freundſchaft und deſſen Art irgend einen Gegenſtand anzuſehn, von den Launen, Winken und Zurechtweiſungen ſeiner Frau abhängt, der ſeine Briefe erſt ſeiner Hofmeiſterinn zur Durchſicht vorlegen, und über die wichtigſten, geheimſten Angelegenheiten erſt Inſtruction bey dem Bratenwender holen muß.

17.

Es giebt in dieſem Leben eine Menge Ungemachs zu tragen. Auch Der, welcher der Glücklichſte zu ſeyn ſcheint, hat insgeheim Leiden mancher Art zu überwinden, wahre und eingebildete, unverſchuldete oder ſelbſtgeſchaffene — gleichviel! aber immer darum nicht minder Leiden. Sehr wenig Weiber haben Kraft genug, das Unglück ſtandhaft zu leiden, guten Rath in der Noth zu ertheilen, und ihren Gatten die Bürde tragen zu helfen, die nun einmal getragen werden muß. Die mehrſten erſchweren das Uebel, durch unzeitige Klagen, durch Geſchwätz über das, was ſeyn könnte, wenn es nicht ſo wäre, wie es iſt, oder gar durch übel angebrachte, zuweilen ſehr unbillig billige Vorwürfe. Iſt es daher irgend möglich, kleinere Unannehmlichkeiten (mit Haupt-Unglücksfällen läſſt ſich das ſelten thun) vor Deiner Ehefrau zu verbergen; ſo verſchlieſſe lieber den Kummer in Deinem Herzen! Es kann ja ohnehin ein gut geartetes Gemüth nicht erleichtern, wenn es Andre, die es liebt, mit ſich leiden macht; und wenn nun gar die Laſt dadurch nicht erleichtert, ſondern vielmehr erſchwert wird; wer wollte dann nicht lieber ſchweigen, und ſeinen Rücken dem Sturme allein preisgeben? Schickt die Vorſehung Dir aber einen großen, nicht zu verſchweigenden Unfall, Noth, Schmerz, Krankheit zu; verfolgen Dich wiedrige Geſchicke, oder böſe Menſchen; o! dann rufe Deine ganze Standhaftigkeit auf! Faſſe Deinen Muth zuſammen, und verſüße der Gefährtinn Deines Lebens die Bitterkeit des Kelchs, den ſie mit Dir austrinken muß! Wache über Deine Launen, damit nicht der unſchuldige durch Dich leiden müſſe! Verſchlieſſe Dich in Dein Cämmerlein, wenn das Herz zu ſchwer wird! Dort erleichtere Dich durch Thränen oder Gebeth! Stärke und ſtähle Dein Herz durch Philoſophie, durch

Zuverſicht auf Gott, durch Hofnung und durch weiſe Entſchlieſſungen! und dann tritt hervor mit heitrer Stirne, und ſey der Tröſter des Schwächern! Ach! es iſt kein Elend in der Welt von beſtändiger Dauer, kein Schmerz ſo groß, der nicht freye Augenblicke übrig lieſſe; Ein gewiſſer Heroïsmus im Kampfe gegen das Unglück führt Freuden mit ſich, die wahrlich das härteſte Ungemach vergeſſen machen, und der Gedanke, Andre zu tröſten und aufzurichten, erhebt wunderbar das Herz, erfüllt mit unbeſchreiblicher Heiterkeit. Ich rede aus Erfahrung.

11.

Wir ſind darüber einig geworden, daß vollkommne Gleichheit in Denkungsart und Temperamenten zu einer glücklichen Ehe nicht nothwendig ſey; traurig aber iſt doch immer die Lage, wenn die Ungleichheit gar zu auffallend iſt, wenn die Gattinn ſo an gar nichts von allem warmen Antheil nimt, was dem Gatten wichtig und intereſſant ſcheint. Traurig iſt es immer, wenn man, um Genuß unſchuldiger Freuden, um Leiden, um hohe Gefühle, ferne Ausſichten, Unternehmungen, kurz! um alles, was Kopf und Herz beſchäftigt, zu theilen, ſich nach fremden Mitgenoſſen umſehn muß. Traurig iſt es, wenn ein phlegmatiſches Geſchöpf zu jedem geiſtreichen Tropfen, den uns die ſüße Phantaſie einſchenkt, Waſſer gieſſt, uns aus jeder ſeligen Täuſchung unſanft aufweckt, unſre wärmſten Geſpräche mit Plattitüden beantwortet, und auf unſre ſchönſten Pflanzungen mit ſchweren Tatzen heruntertrampelt — Was iſt aber in ſolchen Lagen zu thun? Vor allen Dingen Hiobs Specificum gebraucht! Nicht lange moraliſiert, wo keine Beſſerung zu hoffen iſt; geſchwiegen, wenn man doch nicht verſtanden wird; und dann die Gelegenheit vermieden, Scenen zu veranlaſſen, wodurch wir zu arg entrüſtet, oder gekränkt, oder durch die Dummheit des Weibes öffentlich beſchimpft würden! — ſo kann man denn doch wenigſtens negativ ſo ziemlich glücklich ſeyn.

19.

Wie aber, wenn das Schickſal oder eigene Torheit uns auf ewig an ein Geſchöpf gekettet hat, das, mit großen moraliſchen Gebrechen, oder gar mit Laſtern behaftet, der Liebe und Achtung edler Menſchen unwerth iſt; wenn unſre Gattinn uns durch ein mürriſches, feindſeliges Temperament, durch Neid, Geiz oder unvernünftige Eiferſucht das Leben verbittert, oder wenn ſie ſich durch ein falſches, tückiſches Herz verächtlich macht, oder wenn ſie in Unzucht, oder Völlerey lebt? Ich brauche hier nicht zu erinnern, daß mancher ehrliche Mann unſchuldigerweiſe in dies Labyrinth gerathen kann, wenn ihm die Liebe in früher Jugend einen Streich geſpielt hat, indem der böſe Feind Asmodäus im Brautſtande immer die ſchönſte Larve vornimt. Ich ſchweige hingegen auch davon, daß ſehr oft der Mann durch üble oder unvorſichtige Behandlung daran Schuld iſt, wenn Untugenden und Laſter, zu welchem der Keim in dem Herzen ſeiner Frau lag, zum Ausbruch kommen. Es würde mich endlich zu weit führen, wenn ich Regeln für das Verhalten in jeder einzelnen unglüklichen Lage von der Art geben wollte — Alſo nur ſo viel im Allgemeinen! Man muß in ſolchen Situationen dreyerley Rückſichten nehmen, nemlich: zuerſt ſolche, welche auf Befördeförderung unſrer eigenen Ruhe abzielen; ſodann Rückſichten auf Kinder und Hausgenoſſen, und endlich auf das Publicum. Was uns ſelbſt betrifft; ſo rathe ich, wenn einmal keine Hofnung zu Bewürkung ſittlicher Beſſerung da iſt, ſich nicht mit Klagen, Vorwürfen und Zänkereyen aufzuhalten, ſondern in der Stille ſolche kräftige Gegenmittel zu wählen, die uns Vernunft, Rechtſchaffenheit und Gefühl von Ehre anrathen. Entwirf reiflich und mit möglichſt kaltem Blute Deinen Plan! Ueberlege wohl, ob eine Trennung nöthig ſey, oder wie Du es anzufangen habeſt, Deinen Zuſtand, wenn derſelbe nun einmal nicht zu verbeſſern iſt, leidlich zu machen, und laß Dich dann von dieſer Richtſchnur durch nichts, ſelbſt durch keine blos anſcheinende Beſſerung, noch durch Liebkoſungen abwendig machen! Erniedrige Dich aber nie ſo weit, daß Du Dich durch Hitze zu groben Behandlungen verleiten lieſſeſt, ſonſt haſt Du ſchon zur Hälfte Unrecht. Erfülle endlich um ſo treuer Deine Pflichten, je öfter Dein Weib dieſelben übertritt; ſo wird auch Dein Gewiſſen beruhigt ſeyn, und mit einem ruhigen Gewiſſen läſſt ſich alles, auch das

Aergſte ertragen. In Betracht Deiner Kinder, des Hausgeſindes und des Publicums aber vermeide alles Aufſehn! Laß, wo möglich, Dein Unglück nicht ruchtbar werden! Wenn Uneinigkeit unter Eheleuten herrſcht; ſo werden die Kinder immer ſchlecht erzogen. Iſt dieſe Uneinigkeit alſo nicht zu verbergen; ſo trenne Dich lieber von Deinen Kindern, und überlaſſe ihre Leitung fremden guten Händen! Wenn bekannte Uneinigkeit unter Eheleuten herrſcht; ſo iſt das Hausgeſinde nie zur Ordnung, Treue und Gradheit geneigt; Es entſtehen Partheyen und Klatſchereyen ohne Ende; Vermeide daher allen Zank in Gegenwart des Geſindes! Wenn öffentliche Uneinigkeit unter Eheleuten herrſcht; ſo verliehrt der unſchuldige Theil zugleich mit dem ſchuldigen die Achtung der Mitbürger; Vertraue deswegen nicht leicht Dein häusliches Unglück fremden Leuten!

20.

Sehr gern aber pflegen ſich dienſtfertige gute Freunde, alte Weiber, beyderley Geſchlechts, Vettern und Baaſen in ſolche Angelegenlegenheiten zu miſchen. Leide nicht, daß irgend jemand, wer es auch ſey, ohne Dein Bitten, ſich um Deine häuslichen Umſtände bekümmere! Weiſe ſolche Naſeweiſigkeiten mit aller männlichen Entſchloſſenheit von Dir! Allein bethe, daß der Himmel Dich bewahre vor ſolchen alten Hexen von Schwiegermüttern, die alles wiſſen, alles thun und, wenn ſie auch dumm wie das Vieh ſind, dennoch alles dirigieren wollen, deren Geſchäft iſt, Hezzereyen anzuſtiften, zu unterhalten, und die mit Köchinnen und Haushälterinnen gemeinſchaftliche Sache machen, um aus chriſtlicher Liebe die Handlungen des Nächſten auszuſpähn. Sollteſt Du aber zum Unglück ſo eine Meerkatze, ein ſolches ſataniſches Hausgeräth mit erheyrathet haben; ſo ergreife die erſte Gelegenheit, da ſie ſich in Deine Hausvaters-Angelegenheiten miſchen will, um ihre freundlichen, frommen Dienſte auf eine ſolche Art zu verbitten, daß ſie Dir ſo bald nicht wiederkomme! Es giebt aber auch gute, edle Schwiegermütter.

Ueberhaupt ſollen alle Zwiſtigkeiten unter Eheleuten nur unter ihren vier Augen ausgemacht werden und, wenn es auf das Höchſte kömmt, vor der Landes-Obrigkeit; Alle Mittel-Inſtanzen taugen gar nichts, und fremde Friedens-Stifter und Beſchützer des leidenden Theils machen immer das Uebel ärger. Der Mann muß Herr ſeyn in ſeinem Hauſe; ſo wollen es Natur und Vernunft! Mit einem Herrn zankt man nicht; Er hat aber Richter über ſich, nicht neben ſich. Er ſoll ſich auf keine Weiſe dieſe Herrſchaft rauben laſſen, und auch dann, wenn die weiſere Frau ſeiner offenbaren Macht die heimliche Gewalt über ſein Herz entgegenſtellt; muß doch das äuſſere Anſehn der Herrſchaft nie wegfallen.

21.

Nichts erſchüttert ſo heftig das Glück unter Gatten und Gattinnen, als die Verletzung ehelicher Treue. Der Moralität nach und unſern religioſen und politiſchen Grundſätzen gemäß, iſt die Uebertretung der ehelichen Pflichten von einer Seite ſo unedel als von der andern! In Rückſicht auf die Folgen hingegen iſt freylich die Unkeuſchheit einer Frau weit ſtrafbarer, als die eines Mannes.

Jene zerreiſſt die Familien-Bande, vererbt auf Baſtarte die Vorzüge ehelicher Kinder, zerſtöhrt die heiligen Rechte des Eigenthums, und wiederſpricht laut den Geſetzen der Natur, nach welchen immer Vielweiberey weniger unnatürlich als Vielmännerey ſeyn würde — Man hat nicht einmal in irgend einer Sprache einen üblichen Ausdruck für das Letztere. Der Mann iſt das Haupt der Familie; Die ſchlechte Aufführung ſeiner Frau wirft zugleich Schande auf ihn, als den Haus-Regenten — nicht umgekehrt alſo! Ohne Betracht auf Folge und Rechenſchaft aber; ſo dünkt mich handelt ein Theil, der den andern für untreu hält, ſehr unweiſe, wenn er durch Vorwürfe, oder gar durch unvernünftiges Toben ihn in Schranken halten will. Iſt es ihm um ſein Herz zu thun; ſo muß er wiſſen, daß man nur durch ſanfte, liebevolle Mittel Herzen feſſelt, durch das Gegentheil aber zurückſtößt; Verlangt er nur den alleinigen Beſitz ſeines Leibes; ſo iſt er ein Geſchöpf der gemeinſten Art. Eheleute, die durch kein edlers Band an einander geknüpft ſind, finden tauſend Mittel, ſich zu hintergehn, und es iſt daran nicht viel verlohren.

ren. Wenn alſo bey der Untreue nicht Zärtlichkeit und Hochachtung gekränkt werden; ſo iſt wahrlich, nach der Franzoſen Meinung, die Hahnreyhſchaft, wenn man die Sache weiß, ſehr wenig, und wenn man ſie nicht weiß, gar nichts. Noch ärger aber, und das ſicherſte Mittel, auch den treueſten Gatten zu Ausſchweifungen zu verleiten, iſt, ihn auf bloßen Verdacht durch Vorwürfe und niedriges Mistraun zu beleidigen. Sollte aber Dein Unglück gewiß, und Deine Schande nicht zu verbergen ſeyn; ſo iſt freylich kein anders Mittel, als Trennung durch gerichtliche Hülfe, oder durch gütliche Uebereinkunft, obgleich der Schandfleck dadurch nicht ausgelöſcht wird. In allen übrigen Fällen iſt die Eheſcheidung eine höchſt bedenkliche Sache. Leute, die eine Reyhe von Jahren mit einander verlebt haben, können einen ſolchen Schritt nicht leicht thun, ohne Beyde an öffentlicher Achtung zu verliehren. Eheleute, die Kinder haben, können nie ſich trennen, ohne ſehr nachtheilige Folgen für die Bildung und zeitliche Glückſeligkeit dieſer Kinder. Iſt es daher irgend möglich, bey einem weiſen, vorſichtigen

Betragen, es mit einander auszuhalten; ſo ertrage, leide und dulde man, und vermeide öffentliches Aergerniß!

22.

Allein alle dieſe Vorſchriften ſind wohl nur beſonders anwendbar auf Perſonen im mitlern Stande. Die ſehr vornehmen und ſehr reichen Leute haben ſelten Sinn für häusliche Glückſeligkeit, fühlen keine Seelen-Bedürfniſſe, leben mehrentheils auf einen ſehr fremden Fuß mit ihren Ehegatten, und bedürfen alſo keiner andern Regeln, als ſolcher, die eine feine Erziehung vorſchreibt. Und da ſie auch eine eigene Moral zu haben pflegen; ſo werden ſie wohl in dieſem Capittel wenig finden, das für ſie tauglich wäre.

* * *

Fünftes Capittel.

Ueber den Umgang mit und unter Verliebten.

1.

Mit Verliebten iſt vernünftiger Weiſe gar nicht umzugehn; Sie ſind, ſo wenig als andre Betrunkene, zur Geſelligkeit geſchickt; Auſſer ihrem Abgotte iſt die ganze Welt tod für ſie. Man mag übrigens leicht mit ihnen fertig werden, wenn man nur Geduld genug hat, ſie von dem Gegenſtande ihrer Zärtlichkeit reden zu hören, ohne zu jähnen, wenn man im Gegentheil dabey einiges Intereſſe zeigt, ſich über ihre Thorheiten und Launen nicht zu ärgern und, im Fall die Liebe heimlich gehalten ſeyn ſoll, ſie nicht zu beobachten, nichts zu merken ſcheint, wüſſte auch die ganze Stadt das Geheimniß (wie es denn mehrentheils geſchieht) endlich wenn man ihre Eiferſucht nicht erregt.

Und ſo hätte ich denn über dieſen Gegenſtand weiter nichts zu reden — Doch noch ein

Paar Bemerkungen! Suchet Ihr einen verſtändigen Freund, der Euch mit weiſem Rathe, oder mit feſtem Muthe, mit Fleiß und dauernder Arbeit dienen ſoll; ſo wählet keinen Verliebten dazu! Iſt es Euch aber darum zu thun, eine theilnehmende, empfindſame Seele zu finden, die mit Euch klage, winſele, oder Euch ohne Sicherheit Geld borge, auf etwas ſubſcribiere, ein reiches Almoſen gebe, ein armes Mädchen ausſtatte, einen beleidigten Vater beſänftigen helfe, oder mit Euch Ritterſtreiche mache, Kindereyen treibe, oder Eure Verſe, Eure Liederchen uud Sonaten lobe; ſo wendet Euch nach den Umſtänden an einen glücklichen oder leidenden Liebhaber!

8.

Den Verliebten ſelbſt Regeln über ihren Umgang mit einander zu geben, das würde verlohrne Mühe ſeyn; Denn da dieſe Menſchen ſelten bey geſunder Vernunft ſind; ſo wäre es eben ſo unſinnig, zu verlangen, daß ſie ſich dabey gewiſſen Vorſchriften unterwerfen ſollten, als wenn man einem Raſenden zumuthen wollte, in Verſen zu phantaſiren, oder Einem

nem, der die Colic hat, nach Noten zu ſchreyen. Doch lieſſe ſich Einiges ſagen, das gut zu beobachten wäre, wenn man hoffen dürfte, daß ſolche Menſchen der Vernunft Gehör gäben.

3.

Die erſte Liebe bewürkt ungeheure Revolutionen in der ganzen Sinnesart und dem Weſen des Menſchen. Wer nie geliebt hat, kann keinen Begriff haben von den ſeligen Freuden, die der Umgang unter Verliebten gewährt; wer zu oft mit ſeinem Herzen Tauſch und Handel getrieben hat, verliehrt den Sinn dafür. Ich habe einſt ein Bild davon entworfen, und da ich jezt nichts Beſſers darüber zu ſagen weiß; ſo will ich dieſe Stelle hier abſchreiben. *)

„Es iſt eine gar ſonderbare Sache um die „erſten Liebes-Erklärungen. Wer mit ſeinem „Herzen ſchon oft Spielwerk getrieben, ſeine „zärtlichen Seufzer vor manchen Schönen ſchon „ausgeblaſen hat, dem wird es eben nicht ſchwer, „wenn er einmal wieder ſich die Luſt macht, „ver-

---

*) Die Verirrungen des Philoſophen, oder Geſchichte Ludwigs von Seelberg, Theil 1, Seite 108.

„verliebt zu werden, ſeine Empfindungen bey einer ſchicklichen Gelegenheit an den Tag zu legen; auch weiß dann die Cokette ſchon, was ſie bey ſolchen Vorfällen zu antworten hat. Sie glaubt das Ding nicht ſogleich, meint, der Herr wolle ſie zum Beſten haben, er ſpiele den Romanhelden oder, wenn er dringend wird, und ſie glaubt nach und nach überzeugt werden zu müſſen; ſo kömmt zuerſt eine Bitte, ihrer Schwachheit zu ſchonen, ihr nicht ein Geſtändniß abzunöthigen, wobey ſie erröthen müſſte; und dann will der entzückte Liebhaber dem holden Engel um den Hals fallen, und in Wonne dahinſchmelzen; aber die Schöne proteſtiert feyerlich gegen alle ſolche Freyheiten, verläſſt ſich überhaupt auf ſeine Ehre und Rechtſchaffenheit, reicht ihm höchſtens die Backe dar, theilt ihre Gunſtverwilligungen in unendlich kleine Parcelen, um täglich nur um ein Haar breit dem Ziele näher rücken zu dürfen, damit der ſchöne Roman deſto länger dauern möge, und wenn auf andre Art keine Zeit mehr zu gewinnen iſt, muß ein kleiner Zwiſt dazwiſchenkommen, die völlige Entwickelung aufhalten, und die

„Uhr für die Schäferſtunde zurückſtellen. Bey allen dieſen conventionellen Gaukeleyen aber empfinden dergleichen Leute gar nichts, lachen, wenn ſie allein ſind, des Poſſenſpiels, ſo ſie mit einander treiben, können voraus calculieren, wie weit ſie morgen und übermorgen mit ihrem Geſchäfte kommen müſſen, und werden dick und fett bey ihrer Liebespein.“

„Ganz anders aber iſt es mit einem Paar unſchuldigen Herzen, die, zum erſtenmal vom wohlthätigen Feuer der Liebe erwärmt, ſo gern ihren ſüßen, ſchuldloſen Gefühlen Luft machen mögten, und immer nicht Muth faſſen können, mit Worten zu ſagen, was Augen und Gebehrden oft ſchon ſo deutlich geſagt und beantwortet haben. Der Jüngling ſieht die Geliebte zärtlich an; ſie erröthet; ihr Blick wird unruhig, unſtät, wenn Er mit einem andern Mädgen zu viel und zu freundlich redet; ſein Auge mögte zürnen, er mögte gleichgültig vor ihr vorbeyblicken, wenn ſie einem Andern vertraulich etwas in das Ohr geſagt hat; man fühlt den Vorwurf, giebt augenblickliche Genugthuung, bricht plötzlich und faſt unhöflich das Geſpräch ab, welches

„den Argwohn erweckt hat; der Verſöhnte dankt durch das zärtlichſte Lächeln und durch die fröhlichſte, plötzlich aufwachende Laune; Man nimt mit den Augen Verabredungen auf morgen, entſchuldigt ſich, warnet vor Beobachtern, erkennt ſich gegenſeitige Rechte auf einander an — und hat ſich doch noch mit keinem Wörtgen geſagt, was man für einander fühlt. Allein man ſucht von beyden Seiten ernſtlich die Gelegenheit dazu; ſie kömmt, kömmt oft, und man läſſt ſie ohngenützt vorbeyſtreichen, drückt ſich höchſtens einmal leiſe die Hand, und doch auch das nie ohne irgend einen ſchicklichen Vorwand, ſagt ſich aber kein Wort, iſt mißmüthig, zweifelt an Gegenliebe, und hat ſich oft noch nicht gegen einander erklärt, wenn man ſchon die Fabel der ganzen Stadt und der Gegenſtand der ſchändlichſten Verleumdung iſt. Iſt endlich das längſt im Buſen pochende Bekenntniß den furchtſamen Lippen ſtotternd entflohn, und mit gebrochenen, erſtickten Worten, von einem bis in das Innerſte dringenden Händedrucke begleitet, beantwortet worden; dann lebt man vollends erſt ganz für einander, iſt ſo wenig um die

„übrige Welt bekümmert, ſieht und hört nichts „um ſich her, iſt in keiner Geſellſchaft verlegen „mit ſeiner Perſon, wenn nur der theure Gegenſtand uns freundlich anlächelt, findet alles Ungemach des Lebens leicht zu ertragen, an „der Seite des Geliebten, glaubt nicht, daß es „Krankheit, Armuth, Druck und Noth in der „ſchönen Welt geben könne, lebt mit aller Creatur in Frieden, verachtet Gemächlichkeit, köſtliche Speiſe, Schlaf — O Ihr! wenn Ihr „je ſo wonnevolle Zeiten verlebt habt, ſprechet! „iſt auch ein ſüßerer Traum zu träumen möglich? Iſt unter allen phantaſtiſchen Freuden „des Lebens Eine, die ſo unſchuldig, ſo natürlich, ſo unſchädlich wäre? Eine, die ſo überſchwenglich glücklich, fröhlich, ſo friedenvoll „machet? — Ach! daß dieſer ſelige Zuſtand der „Bezauberung nicht ewig dauern kann, daß „man oft nur gar zu unſanft aufgeſchreckt wird „aus dieſem eliſiſchen Schlummer!"

4.

In der Ehe iſt Eiferſucht ein ſchreckliches, Ruhe und Frieden ſtöhrendes Uebel, und jeder Streit von böſen Folgen; in der Liebe hingegen würkt Eiferſucht neue Mannigfaltigkeit hinein; nichts iſt ſüßer, als der Augenblick der Verſöhnung nach kleinen Zwiſtigkeiten, und ſolche Scenen knüpfen das Band feſter; Zittre aber vor der Eiferſucht einer Cokette, vor der Rache eines Weibes, deſſen Liebe Du verſchmähet haſt, oder für welches Dein Herz nicht mehr ſpricht, wenn ſie Deiner — ſey es nun aus Luſt, oder aus Eitelkeit, aus Vorwitz oder aus Eigenſinn! — noch begehrt! Sie wird Dich verfolgen mit wüthigem Grimme, und keine Schonung von Deiner Seite, keine Nachgiebigkeit, keine Verſchwiegenheit über die ehemaligen Verhältniſſe, keine öffentliche Ehrerbiethungs-Bezeugungen werden Dir helfen, beſonders wenn ſie Dich nicht etwa fürchtet.

5.

Weiber-Feinde ſchreyen laut: das ſchöne Geſchlecht liebe nie mit ſo gänzlich treuer Ergebung, als wir Männer; Eitelkeit, Vorwitz, Luſt an Abentheuern oder cörperliches Bedürfniß ſey es nur, was ſie hinreiſſe zu uns, und man dürfe nicht länger auf Weibertreue rechnen, als ſo lange wir eine von dieſen Leidenſchaften und Trieben nach Zeit und Gelegenheit befriedigen könnten; Andre hingegen lehren grade das Gegentheil, und beſchreiben mit den reizendſten Farben die Beſtändigkeit, die Innigkeit und das Feuer eines weiblichen, von Liebe erfüllten Herzens. Jene eignen dem Geſchlechte viel mehr Sinnlichkeit und Reizbarkeit als edlere Gefühle zu, und ſagen, es ſey nur Grimmaſſe, wenn Weiber ihre Männer glauben machten, ſie hätten ein ſehr kaltes Temperament; Dieſe hingegen behaupten: die reinſte, heiligſte Liebe, ohne Begehren, ja! auf gewiſſe Art ohne Leidenſchaft, dieſe göttliche Flamme, könne nur in weiblichen Seelen in ihrer ganzen Fülle wohnen. Wer von beyden Partheyen Recht hat, das mögen Diejenigen entſcheiden, denen eine größere Kenntniß des weiblichen Herzens, — obgleich ich in dem Umgange mit Frauenzimmern viel Jahre hindurch kein unaufmerkſamer Beobachter geweſen bin — Diejenigen, ſage ich, mögen das entſcheiden, denen dieſe größere Kenntniß, ein reiferes Alter und feinere Welt-Erfahrung ein Recht geben, über den Character der Weiber kühler, unpartheyiſcher, mit mehr Scharfſinn und mit gründlicherer Vernunft als ich zu urtheilen und zu ſchreiben! Ich wage das nicht; auch ſind es zwey verſchiedene Fragen: aus welchen Quellen zuerſt Weiberliebe zu entſpringen pflegt? und: welche Eigenſchaften nachher dieſe Liebe hat, wenn einmal die Seele davon ergriffen iſt? Das aber getraue ich mir zu behaupten, ohne einem von beyden Geſchlechtern zu nahe zu treten, daß wir Männer an Treue und gänzlicher Hingebung in der Liebe wohl ſchwerlich die Weiber übertreffen können. Die Geſchichte aller Zeiten iſt voll von Beyſpielen der Anhänglichkeit, der Ueberwindung aller Schwierigkeiten und Verachtung aller Gefahren, mit welcher ein Weib ſich an ihren Geliebten kettet. Ich kenne kein höheres Glück auf der Welt, als ſo innig, ſo treu geliebt zu werden. Leichtſinnige Gemüther findet man unter Männern, wie unter Frauenzimmern; Hang zur Abwechſelung iſt dem ganzen Menſchengeſchlechte eigen; Neue Eindrücke größerer Liebenswürdigkeit, wahrer oder eingebildeter, können die lebhafteſten Empfindungen verdrängen; aber faſt mögte ich ſagen, die Fälle der Untreue wären häufiger bey Männern, als bey Weibern, würden nur nicht ſo bekannt, machten weniger

Auſſehn; wir wären würklich ſchwerer auf immer zu feſſeln, und es würde vielleicht nicht ſchwer halten, die Urſachen davon anzugeben, wenn das hierher gehörte.

6.

Treue, ächte Liebe freuet ſich in der Stille des ſeligen Genuſſes, prahlt nicht nur nie mit Gunſtbezeugungen, ſondern geſteht ſich's ſogar ſelbſt kaum, wie froh ſie iſt. Die glücklichſten Augenblicke in der Liebe ſind da, wo man ſich noch nicht gegen einander mit Worten entdeckt hat, und doch jede Miene, jeden Blick verſteht. Die wonnevollſten Freuden ſind die, welche man mittheilt und empfängt, ohne dem Verſtande davon Rechenſchaft zu geben. Die Feinheit des Gefühls leidet oft nicht, daß man ſich über Dinge erkläre, die ganz ihren hohen Werth verliehren, der anſtändiger Weiſe ohne Beleidigung der Delicateſſe gar nicht mehr gegeben und angenommen werden können, ſobald man etwas darüber geſagt hat. Man verwilligt ſtillſchweigend, was man nicht verwilligen darf, wenn es erbethen, oder wenn es merkbar wird, daß es mit Abſicht gegeben werden ſoll.

7.

Haben Liebe und Vertraulichkeit Dich an ein Geſchöpf gekettet, und Eure Bande würden getrennt, ſey es nun durch Schickſale, Untreue und Leichtfertigkeit des einen Theils, oder durch andre Umſtände; ſo handle nach dem Bruche, oder wenn die Verbindung ſonſt aufhört, nie unedel! Laß Dich nicht von dépit amoureux hinreiſſen zu niedriger Rache; Mißbrauche nicht Briefe noch Zutrauen! Der Mann, der fähig iſt ein Mädchen zu läſtern, einem Weibe zu ſchaden, daß einſt in ſeinem Herzen geherrſcht hat, verdient Haß und Verachtung, und wie mancher ſonſt nicht ſehr liebenswürdige Mann hat die Gunſt artiger Frauenzimmer nur allein ſeiner erprobten Diſcretion, ſeiner Verſchwiegenheit in Liebesſachen zu danken!

* * *

Sechſtes Capittel.

Ueber den Umgang mit Frauenzimmern.

1.

Ich will, gleich zu Anfange dieſes Capittels, feyerlich erklären — Zwar ſollte es billig einer ſolchen Erklärung nicht bedürfen, weil ſchon der geſunde Menſchen-Verſtand das lehrt, und ich kühn ſagen darf, daß meine Schriften nicht Gelegenheit geben, mich für einen Läſterer des ſchönen Geſchlechts zu halten; doch, der Schwachen wegen füge ich es hinzu — daß, was ich hier etwa im Allgemeinen zum Nachtheile des weiblichen Characters ſagen mögte, der Verehrung ohnbeſchadet geſagt ſeyn ſoll, die nicht nur jedes einzelne edle Weib und Mädgen, ſondern die auch das Geſchlecht, im Ganzen genommen, von ſo manchen Seiten, nur nicht grade von der fehlerhaften, verdient. Dieſe zu verſchweigen, um jene zu erheben, das iſt das Handwerk eines feilen Schmeichlers, und der bin ich nicht, der mag ich nicht ſeyn. Die mehrſten Schriftſteller aber, welche etwas über die Frauenzimmer ſagen, ſcheinen ſich's zum Geſchäfte zu machen, nur die Schwächen derſelben aufzudecken; — das iſt noch weniger meine Abſicht! Wenn ich über den Umgang mit Menſchen ſchreibe; ſo muß ich auch die Schwächen in Erwägung ziehn, denen man nachgeben, die man ſchonen muß, um in dieſem Umgange gut fortzukommen. Jedes Geſchlecht, jeder Stand, jedes Alter, jeder einzelne Character hat dergleichen Schwächen. In ſo fern ich dieſe kenne, gehört es zu meinem Zwecke, davon zu reden, und man wird finden, daß ich von der andern Seite weder die Tugenden verſchwiegen, die den Umgang mit Männern und Frauenzimmern, mit Alten und Jungen, mit Weiſern und Schwächern, mit Vornehmen und Geringern, angenehm machen, noch irgend eine einzelne Claſſe auf Unkoſten oder zum Vortheil der andern gelobt oder getadelt habe — ſo viel als Vorrede zu dieſem Capittel!

2.

Nichts iſt ſo geſchickt, die letzte Hand an die Bildung des Jünglings zu legen, als der Umgang mit tugendhaften und geſitteten Weibern. Da werden die ſanftern Tinten in den Character eingetragen; da wird, durch mildere und feinere Züge, manche rauhe Häute gemäßigt — kurz! wer nie mit Weibern beſſerer Art umgegangen iſt, der entbehrt nicht nur ſehr viel reinen Genuß, ſondern er wird auch im geſelligen Leben nicht weit kommen, und den Mann, der verächtlich vom ganzen weiblichen Geſchlechte denkt und redet, mag ich nicht zum Freunde haben. Ich habe die ſeligſten Stunden in dem Cirkel liebenswürdiger Frauenzimmer verlebt, und wenn etwas Gutes an mir iſt, wenn, nach ſo vielfältigen Täuſchungen von Menſchen und Schickſalen, Erbitterung, Mismuth und Feindſeligkeit noch nicht Wohlwollen, Liebe und Duldung aus meiner Seele verdrängt haben; ſo danke ich es den ſanften Einwürkungen, die dieſer Umgang auf meinen Character gehabt hat.

3.

Die Weiber haben einen ganz eigenen Sinn, um Diejenigen unter den Männern zu unterſcheiden, welche mit ihnen ſympathiſieren, ſie verſtehn, ſich in ihren Ton ſtimmen können. Man hat ſehr Unrecht, wenn man ihnen Schuld giebt, cörperliche Schönheit allein mache auf ſie ſo lebhafte Eindrücke. Sehr oft hat grade der entgegengeſetzte Fall Statt. Ich kenne Jünglinge mit Antinous-Geſtalten, die ihr Glück bey dem ſchönen Geſchlechte nicht machen, und hingegen Männer mit faſt garſtigen Larven, die dort gefallen, und Theilnehmung erwecken. Auch liegt nicht der Grund darinn, daß ſie die Klügern und Witzigern vorzögen, noch in der mehr oder mindern Schmeicheley und Huldigung; Es giebt aber eine Art mit Frauenzimmern umzugehn, die nur von ihnen ſelbſt erlernt werden kann; und wer die nicht verſteht, der mag mit allen innern und äuſſern Vorzügen ausgerüſtet ſeyn, er wird ſie nicht behagen. Man findet Männer, die von der Gabe den Frauenzimmern zu gefallen, großen Mißbrauch machen, denen man erwachſene Töchter anvertrauet, die zu allen Tages-Zeiten bey den Damen freyen Zutritt und ſich in den Ruf geſetzt haben, ſans conſequence zu ſeyn, denen man die freyeſten Scherze erlaubt, oft aber nachher Gelegenheit giebt, zu ſpät zu bereuen, was man ihnen eingeräumt hat. Der Misbrauch hebt indeſſen den erlaubten Gebrauch jener Kunſt nicht auf. Ein kleiner Anſtrich von weiblicher Sanftmuth, die aber ja nicht in unmännliche Schwäche übergehn darf; Gefälligkeiten, die nicht ſo groß, nicht ſo merklich ſeyn dürfen, daß ſie Aufſehn erregen, oder größere Gegenforderungen veranlaſſen, aber auch nicht ſo heimlich, daß ſie gar nicht gefühlt, ſondern überſehn würden; kleine, feine Aufmerkſamkeiten, wofür ſich kaum danken läſſt, die alſo kein Recht geben, ohne Anſpruch zu ſeyn ſcheinen, und doch verſtanden, doch angerechnet werden; eine Art von Augenſprache, die, ſehr vom Liebäugeln unterſchieden, von zarten, empfindungsvollen Herzen aufgefaſſt wird, ohne in Worte überſetzt werden zu dürfen; das nie Erläutern gewiſſer geheimen Gefühle; ein freyer, treuherziger Umgang, der nie in freche, gemeine Vertraulichkeit ausarten muß; zuweilen ſanfte Schwermuth, die nicht Langeweile macht; ein gewiſſer romanhafter Schwung, der weder in's Süßliche noch Abentheuerliche fällt; Beſcheidenheit ohne Schüchternheit; Unerſchrockenheit, Muth und Lebhaftigkeit, ohne ſtürmiſches Weſen; cörperliche Gewandtheit, Geſchicktheit, Behändigkeit, angenehme Talente — Ich denke, das iſt es ohngefehr, was den Weibern an uns gefallen könnte.

4.

Das Gefühl der Schutzbedürftigkeit und die Ueberzeugung, daß der Mann ein Weſen ſeyn müſſe, das fähig ſey, dieſen Schutz zu verleyhn, iſt von der Natur auch denen Frauen eingepflanzt, die Stärke und Entſchloſſenheit genug haben, ſich ſelbſt zu ſchützen. Desfalls fühlen auch weichgeſchaffene Damen eine Art von Widerwillen gegen äuſſerſt ſchwächliche, gebrechliche Männer. Sie können herzliches Mitleid empfinden gegen Leidende, zum Beyſpiel gegen Verwundete, Kranke, und dergleichen; aber eigentliche, bleibende Infirmitäten, die den freyen Gebrauch der Kräfte hemmen, werden die Zuneigung, ſelbſt des ſittſamſten Weibes, von Dir abwendig machen.

5.

Man hat oft den Damen vorgeworfen, daß ſie ſich vorzüglich vor ausſchweifende Leute intereſſirten. Wenn das wahr iſt; ſo kann ich doch nicht etwas durchaus Anſtößiges darinn finden. Sind ſie, bey dem Bewuſſtſeyn eigener Schwäche, toleranter als wir; ſo macht das ihrem Herzen Ehre; Allein wir Männer tadeln auch oft nur aus Neid ſolche glückliche Verbrecher von unſerm Geſchlechte, finden hingegen, wenn wir die Lovelace und Carl Moor nur auf dem Papiere oder auf der Schaubühne ſehen, heimliches Wohlgefallen an ihnen. Der Grund von dem Allen liegt wohl in einem dunkeln Gefühle, welches uns ſagt, daß zu Verirrungen von der Art eine gewiſſe Präſtanz, eine Thätigkeit, eine Kraft gehöre, die immer Intereſſe erweckt.

6.

Huldige nicht mehreren Frauenzimmern zu gleicher Zeit, an dem nemlichen Orte, auf einerley Weiſe, wenn es Dir darum zu thun iſt, Zuneigung oder Vorzug von einer Einzelnen zu erlangen! Sie verzeyhen uns kleine Untreuen, ja! man kann dadurch bey ihnen zuweilen gewinnen; aber in dem Augenblicke, da man ihnen etwas von Empfindungen vorſchwätzt, muß man fühlen, was man ſagt, und es nur für ſie fühlen. Sobald ſie merken, daß Du Dein zärtliches Gewäſche Jeder auskramſt, iſt alles vorbey; Sie mögen, was ſie uns ſind, uns gern ungetheilt, allein bleiben.

7.

Hüte Dich daher auch, in Gegenwart einer Dame, die Anſprüche von irgend einer Art macht, eine Andre wegen gleicher Eigenſchaften zu ſehr zu loben, beſonders eine Nebenbuhlerinn, mit den nemlichen Anſprüchen! Es pflegt allen Menſchen, die ein Gefühl von eigenem Werthe und Begierde zu glänzen haben, vorzüglich aber den Damen eigen zu ſeyn, daß ſie gern ausſchließlich bewundert werden mögen, es ſey nun wegen Schönheit, wegen Geſchmack, wegen Pracht, wegen Talente, wegen Gelehrſamkeit, oder weswegen es auch ſey. Sprich daher auch nicht von Aehnlichkeiten, die Du findeſt zwiſchen der Frau, mit welcher Du redeſt, und ihren Kindern, oder irgend einer andern Perſon. Frauenzimmer haben zuweilen ſonderbare Grillen; man weiß nicht immer, wie ſie ſich vorſtellen, daß ſie ausſehen, wie ſie gern ausſehn mögten. Die Eine affectirt Simplicität, Unſchuld, Naivetät; die Andre macht Anſpruch an hohe Grazie, Adel und Würde in Gang und Gebehrde; die Eine ſähe es gern, wenn man ſagte: ihr Geſicht verrathe ſo viel Sanftmuth; eine Andre mögte männlich klug, entſchloſſen, geiſtvoll, erhaben ausſehn; Dieſe mögte mit ihren Blicken zu Boden ſtürzen können; Jene mit ihren Augen alle Herzen wie Butter zerflieſſen machen; Die Eine will ein geſundes und friſches, die Andre ein kränkliches, leidendes Anſehn haben. — Das ſind nun kleine unſchädliche Schwachheiten, nach denen man ſich wohl richten kann!

8.

Die mehrſten Frauenzimmer wollen ohne Unterlaß amüſirt ſeyn; Der angenehme Geſellſchafter iſt ihnen oft mehr werth, als der würdige, conſequente, verdienſtvolle Mann, von deſſen Lippen Weisheit ſtröhmt, wenn er redet, der aber lieber ſchweigen, als leere Worte ſprechen mag. Allein kein Gegenſtand ſcheint ihnen unterhaltender, als ihr eigenes Lob, wenn es nicht zu grob eingekleidet wird — doch auch damit nehmen es Manche ſo genau nicht. Man erhebe immer einmal die Schönheit einer alten Matrone! Man ſehe immer einmal die Mutter für die Tochter im Hauſe an! — Sie werden uns darum die Augen nicht auskratzen. Ueberhaupt aber iſt es mit dem

Alter der Frauenzimmer ein kitzlicher Punct; Man thut am beſten, dieſe Saite gar nicht zu rühren. Wenn man übrigens die Kunſt verſteht, ihnen Gelegenheit zu geben, zu glänzen; ſo bedarf man weiter keiner Unterhaltung, und man wird ihnen gewiß nicht unangenehm ſeyn. — Iſt das nicht bey allen Menſchen mehr oder weniger der Fall? Gewiß! doch bey Weibern öfter, weil man wohl ohne Sünde ein wenig mehr Eitelkeit auf Rechnung ihres Geſchlechts ſchreiben, als dem unſrigen Schuld geben darf.

9.

Ein großes Reſſort im weiblichen Character iſt die Neugier. Auch darauf muß man zu rechter Zeit im Umgange mit ihnen zu würken, und dies Bedürfniß nach den Umſtänden zu erwecken, zu beſchäftigen und zu befriedigen verſtehn. Sonderbar genug iſt es, wie weit oft Vorwitz und Neugier bey ihnen gehen. Auch die mitleidigſten Seelen unter ihnen empfinden zuweilen einen unbezwinglichen Trieb, ſchreckliche Scenen, Executionen, Operationen, Wunden und dergleichen anzuſchauen, jämmerliche Mordgeſchichten zu hören — Gegenſtände, denen ſich der weniger weichliche Mann nicht ohne Widerwillen gegenüber ſieht. Deswegen ſind ihnen auch diejenigen Romanen und Schauſpiele größtentheils die angenehmſten, in welchen Abentheuer ohne Ende, unerwartete Begebenheiten in Menge und Gräuel auf Gräuel gehäuft ſind. Deswegen forſchen die Schlimmern unter ihnen ſo gern nach fremden Geheimniſſen, und ſpähen die Handlungen ihrer Nachbarn aus, wenn auch nicht immer Bosheit, Neid und Schadenfreude zum Grunde liegen.

10.

Auch die edelſten Weiber haben mehr abwechſelnde Launen, ſind weniger gleichgeſtimmt zu allen Zeiten, als wir Männer. Reizbarere Nerven, die leichter zu allerley Gemüthsbewegungen in Schwingung zu bringen ſind, und ein ſchwächerer Cörperbau, der manchen unbehaglichen Gefühlen ausgeſetzt iſt, die wir gar nicht kennen, ſind Schuld daran. Wundert Euch daher nicht, meine Freunde! wenn Ihr nicht jeden Tag den nemlichen Grad von Theilnehmung und Liebe in den Augen derjenigen Damen zu finden glaubt, an deren Zuneigung Euch gelegen iſt! Ertraget dieſe vorübergehenden Launen, aber hütet Euch, in ſolchen Augenblicken von Verſtimmung, Euch aufzubringen, oder zur Unzeit mit Eurem Witze oder Troſte angezogen zu kommen, ſondern überleget wohl, was ſie in jeder Gemüthslage etwa gern hören mögten, und wartet ruhig den Augenblick ab, wo ſie ſelbſt den Werth Eurer Nachſicht und Schonung fühlen, und ihr Unrecht gut machen!

11.

Die Frauenzimmer finden ein gewiſſes Vergnügen an kleinen Neckereyen, mögen, ſelbſt denen Perſonen, die ihnen am theurſten ſind, zuweilen unruhige Augenblicke machen. Auch hiervon liegt der Grund in ihren Launen, und nicht in Bösartigkeit des Gemüths. Wenn man ſich dabey vernünftig, duldſam, nicht ſtürmiſch beträgt, noch durch eigene Schuld den kleinen Zwiſt zu einem würklichen, feyerlichen Bruche heranwachſen läſſt; ſo löſchen ſie in einer andern Stunde die Beleidigung, ſo ſie uns erwieſen, durch verdoppelte Gefälligkeit aus, und man erlangt dabey oft Ein Recht mehr auf ihre Zuneigung.

12.

In ſolchen und allen übrigen kleinen Kämpfen und Streitigkeiten mit Frauenzimmern muß man ihnen den Triumpf des Augenblicks laſſen, nie aber ſie merklich beſchämen, denn das iſt etwas, ſo ihre Eitelkeit ſelten verzeyht.

13.

Daß die Rache eines unedeln Weibes fürchterlich, grauſam, dauernd und nicht leicht zu verſöhnen iſt, das hat man ſchon ſo oft geſagt, daß ich es hier zu wiederholen faſt nicht nöthig finde. Würklich ſollte man es kaum glauben, welche Mittel ſolche Furien ausfindig zu machen wiſſen, einen ehrlichen Mann, von dem ſie ſich beleidigt glauben, zu martern, zu verfolgen; wie unauslöſchlich ihr Haß iſt; zu welchen niedrigen Mitteln ſie ihre Zuflucht nehmen. Der Verfaſſer dieſes Buchs hat leider ſelbſt eine Erfahrung von der Art gemacht. Ein einziger unbeſonnener Schritt in ſeiner frühen Jugend, durch welchen ſich der Ehrgeiz und die Eitelkeit eines Weibes gekränkt hielten, obgleich ſie ihn, früher als er ſie, auf den Fuß getreten hatte, war Schuld daran, daß er nachher aller Orten, wo ſein Schickſal ihn nöthigte, Schutz und Glück zu ſuchen, Widerſtand und faſt unüberſteigliches Hinderniß fand, daß heimliche, durch allerley Wege gewonnene Verleumder, mit böſem Gerüchte vor ihm hergiengen, um jeden Schritt zu hindern, jeden unſchuldigen Plan zu vereiteln, den er zu ſeinem Fortkommen und zum Wohl ſeiner Familie anlegte. Ihm half nicht das vorſichtigſte, untadelhafteſte Betragen, nicht die öffentliche Erklärung, wie ſehr er ſein Unrecht erkenne — Die rachgierige Frau hörte nicht auf, ihn zu verfolgen, bis er endlich freywillig allem entſagte, wozu man die Hülfe Andrer braucht, und ſich auf eine häusliche Exiſtenz einſchränkte, die ſie ihm nicht rauben kann — Und das that eine Frau, in deren Macht es geſtanden hätte, viel Menſchen glücklich zu machen, und die von der Natur mit ſehr ſeltenen Vorzügen des Cörpers und des Geiſtes ausgerüſtet war.

Es ſcheint übrigens in der Natur zu liegen, daß Schwächere immer grauſamer in ihrer

rer Rache ſind, als Stärkere, vielleicht weil das Gefühl dieſer Schwäche die Empfindung des erlittenen Drucks verſtärkt, und lüſterner nach der Gelegenheit macht, auch einmal Kraft zu üben.

14.

Eine philoſophiſche Abhandlung des Herrn Profeſſor Meiners, über die Frage: „ob es „in unſrer Macht ſtehe, verliebt zu werden, „oder nicht?“ läſſt mich daran verzweifeln, irgend etwas Neues über die Mittel ſagen zu können, welche man anzuwenden hat, um im Umgange mit liebenswürdigen Frauenzimmern die Freyheit ſeines Herzens nicht einzubüßen. Die Liebe iſt zwar ein ſüßes Ungemach, das über uns kömmt, grade wenn wir uns deſſen am wenigſten verſehen, gegen welches wir alſo gewöhnlich erſt dann anfangen Maaßregeln zu nehmen, wenn es ſchon zu ſpät iſt; da ſie aber oft ſehr bittre Leiden und Zerſtöhrung aller Ruhe und alles Friedens mit in ihrem Gefolge führt; da hoffnungsloſe Liebe wohl eine der ſchrecklichſten Plagen iſt, und äußere Verhältniſſe zuweilen auch den edelſten, zärtlichſten Neigungen unüberſteigliche Hinderniſſe in den

Weg legen; ſo iſt es doch der Mühe werth, beſonders für Den, welchen Mutter Natur mit einem lebhaſten Temperamente und mit warmer Phantaſie ausgeſtattet hat, ſich an eine gewiſſe Herrſchaft des Verſtandes über Gefühle und Sinnlichkeit zu gewöhnen, und wo er ſich dazu zu ſchwach fühlt — der Gelegenheit auszuweichen.

15.

Es leben unter uns Männern Böſewichte, denen Tugend, Redlichkeit und die Ruhe ihrer Nebenmenſchen ſo wenig heilig ſind, daß ſie unſchuldige, unerfahrne Mädgen, wo nicht durch ſchlaue Künſte würklich zum Laſter verführen, doch mit falſchen Erwartungen oder gar mit Verſprechungen einer künftigen Eheverbindung täuſchen, ſich dadurch für den Augenblick eine angenehme Exiſtenz verſchaffen, die armen Kinder aber, die indeß ihrentwegen aller Gelegenheit zu anderweitiger Verſorgung ausgewichen ſind, nachher verlaſſen, um neue Verbindungen zu ſchlieſſen. Die Schändlichkeit eines ſolchen Verfahrens wird ja wohl Jeder einſehn, der noch einen Funken von Gefühl

fühl für Ehre in ſeinem Buſen trägt, und wem ein ſolches Gefühl fremd iſt, für Den ſchreibe ich nicht. Es giebt aber ein anders, den Folgen nach nicht weniger ſchädliches, obgleich in Betracht der Abſicht nicht ſo ſtrafbares Betragen der Männer gegen gefühlvolle Frauenzimmer, worüber ich einige Worte zur Warnung ſagen muß. Es glauben nemlich Manche unter uns, es könne gar kein Intereſſe in den Umgang mit jungen Mädchen kommen, wenn man ihnen nicht Süßigkeiten ſagte, ſie ſchmeichelte, oder eine Art von Wärme und Herzens-Andringlichkeit aus Worten und Gebehrden hervorleuchten lieſſe. Dies nährt nicht nur den ohnehin ſchon großen Hang des Geſchlechts zur Eitelkeit, ſondern, da eben dieſe Eitelkeit, die Ueberzeugung von der Macht ihrer Reize, gern jedes Honigwort für Sprache inniger Empfindung hält; ſo ſetzen die guten Dingerchen ſich leicht in den Kopf, es ſey ernſtlich auf eine Heyrath angeſehn. Der Stutzer merkt das nicht, oder wenn er es merkt; ſo iſt er zu leichtſinnig, den Folgen nachzudenken; er verläſſt ſich darauf, daß er nie beſtimmt etwas von Heyraths-Anträgen hat fallen laſſen, und wenn er nun früh oder ſpät aufhört, einer ſolchen Schönen zu huldigen; ſo iſt das Mädchen eben ſo unglücklich, als wenn er ſie abſichtlich betrogen hätte. Sie welkt dahin, die arme Verlaſſene, wenn getäuſchte Hoffnung, fehlgeſchlagene Erwartung an ihrem Herzen nagt; indeß der ſüße Herr ſorglos bey Andern herumſchwärmt, und das Unglück nicht einmal ahndet, das er angerichtet hat.

Eine nicht minder gewöhnliche Art, junge Mädchen zu Grunde zu richten, iſt, wenn man entweder durch leichtfertige Reden und luxurioſen Witz ihre Neugier und ihre Sinnlichkeit reizt, oder durch Erweckung romanhafter Begriffe ihre Phantaſie erhitzt, ihre Aufmerkſamkeit von ſolchen Gegenſtänden, womit ſie, ihrem Berufe gemäß, ſich beſchäftigen ſollten, ableitet, in ihnen den Sinn für ein einfaches, häusliches Leben ertödtet, oder ein junges Land-Mädgen, durch reizende Darſtellung der Stadt-Freuden, mit ihrer Lage unzufrieden macht. Da ich nicht blos ſchreibe, um zu lehren, wie man angenehm, ſondern auch, wie man nützlich im Umgange ſeyn ſolle; ſo iſt es Pflicht für mich, vor dergleichen zu warnen, und glaube mir, junger Menſch! ſorgſame Eltern werden Dich ſegnen, Dich mit Freuden an der Seite ihrer Töchter ſehn, ja! ſie werden Dir ihr einziges Kind zutrauvoll zur Gattinn hingeben, wenn Du meinem Rathe folgſt, und Dich dadurch in den Ruf eines verſtändigen und gewiſſenhaften Jünglings ſetzeſt.

15.

Ich ſollte hier billig auch etwas von dem Umgange mit groben Koketten und Buhlerinnen ſagen; allein das würde mich zu weit führen, und ſchwerlich mögte meine Mühe mit Erfolge belohnt werden. Die Schlingen, denen man auszuweichen hat, ſind unzählig. Ich wünſchte, man flöhe dieſe Art Weiber, wie die Peſt; Hat man aber einmal das Unglück, in dergleichen Fallſtricke gerathen zu ſeyn; ſo wird man ſelten ſo viel kalte Ueberlegung haben, ehe man ein ſolches Geſchöpf beſucht, vorher ein Capittel aus meinem Buche zu leſen. Zudem hat der König Salomon das alles weit beſſer geſagt — Doch ein Paar Zeilen darüber! Unbeſchreiblich fein ſind ſolche verworfene Geſchöpfe in der Kunſt, ſich zu verſtellen, unverſchämt

ſchämt zu lügen, und Empfindungen zu heucheln, um ihre Habſucht, ihre Eitelkeit, ihre Sinnlichkeit, ihre Rache, oder irgend eine andre Leidenſchaft zu befriedigen. Unendlich ſchwer iſt es, zu erforſchen, ob eine Buhlerinn Dir würklich um Dein Selbſt willen anhängt. Haſt Du ſie vielfältig auf die Probe von Uneigennützigkeit geſetzt, und immer ſo befunden, wie Du wünſcheſt; ſo iſt das etwas, aber noch ſehr wenig. Sie verachtet vielleicht Dein Silber, um deſto ſichrer Dich ſelbſt mit allen Deinem Golde zu gewinnen; oder ihr Temperament leitet ſie weniger zum Gelde, als zur Wolluſt. Haſt Du ſie bey mancherley Verſuchungen, wo ſie Gelegenheit und Anreizung gehabt hätte, Dich heimlich zu hintergehn, ſtets treu befunden; hat ſie zärtliche Sorgfalt, ſelbſt für Deinen Ruf, für Deine Ehre gezeigt; zieht ſie Dich nicht ab von andern natürlichen und edeln Verbindungen; opfert ſie Dir Jugend, Schönheit, Gewinnſt, Glanz, Eitelkeit auf; — ey nun! die Miſchungen der Anlagen und Temperamente ſind mannigfaltig — ſo kann auch eine Buhlerinn von andern Seiten gute, liebenswürdige Eigenſchaften haben; Aber traue nicht! traue nicht! Ein Weib, das die erſten und heiligſten aller weiblichen Tugenden, die Keuſchheit und Sittſamkeit für nichts achtet; wie kann die wahre Ehrfurcht für feinere Pflichten haben! Doch bin ich weit entfernt, alle unglücklichen Gefallenen und Verführten in die Claſſe verachtungswerther Buhlerinnen ſetzen zu wollen. Wahre Liebe kann auch ein verirrtes Herz zur Tugend zurückführen; Es iſt ſchon oft geſagt worden, daß Derjenige ſichrer vor der Verführung ſey, der die Gefahr kennt, als Der, welcher nie in Verſuchung geführt worden; allein es bleibt bey dieſer Art von Vergehungen immer eine misliche Sache um die ſichre, dauerhafte Beſſerung, und keine Lage iſt demüthigender und beunruhigender, als wenn man die Perſon, an welcher unſer Herz hängt, von Andern verachtet ſieht, wenn man ſich vor der Welt der Bande ſchämen muß, die uns ſo theuer ſind. Liebe, reine Liebe, ſichert übrigens am beſten gegen Ausſchweifungen, und der Umgang mit edlen, ſittſamen Weibern verfeinert den Sinn des Jünglings für Tugend und Unſchuld, wafnet ſein verwöhntes Herz gegen ſtudierte und freche Buhlerkünſte — Wenden wir uns zu einer erhabenern Claſſe von Frauenzimmern — zu den **gelehrten Weibern**!

17.

Ich muß geſtehn, daß mich immer eine Art von Fieberfroſt befällt, wenn man mich in Geſellſchaft einer Dame gegenüber oder an die Seite ſetzt, die große Anſprüche auf Schöngeiſterey, oder gar auf Gelehrſamkeit macht. Wenn die Frauenzimmer doch nur überlegen wollten, wie viel mehr Intereſſe diejenigen unter ihnen erwecken, die ſich einfach an die Beſtimmung der Natur halten, und ſich unter dem Haufen ihrer Mitſchweſtern durch treue Erfüllung ihres Berufs auszeichnen! Was hilft es ihnen, mit Männern in Fächern wetteifern zu wollen, denen ſie nicht gewachſen ſind, wozu ihnen mehrentheils die erſten Grundbegriffe, welche den Knaben ſchon von Kindheit an eingebläuet werden, fehlen? Es giebt Damen, die, neben allen häuslichen und geſelligen Tugenden, neben der edelſten Einfalt des Characters und neben der Anmuth weiblicher Schönheit, durch tiefe Kenntniſſe, ſeltene Talente, feine Cultur, philoſophiſchen Scharfſinn in ihren Urtheilen und Beſtimmtheit im Ausdrucke, Gelehrte vom Handwerke beſchämen. Dürfte ich es wagen, hier öffentlich einen Namen zu nennen, den ich nie ohne Ehrfurcht ausſpreche; ſo könnte ich beweiſen, daß ich ein Original zu dieſem Bilde nicht weit zu ſuchen brauchte; Allein wie geringe iſt nicht die Anzahl ſolcher Frauen! Und iſt es nicht Pflicht, die mittelmäßigen weiblichen Genies abzuſchrecken, auf Unkoſten ihrer und Andrer Glückſeligkeit, nach einer Höhe zu ſtreben, die ſo Wenige erreichen?

Ich table nicht, daß ein Frauenzimmer ihre Schreibart und ihre mündliche Unterredung durch einiges Studium und durch keuſch gewählte Lectur zu verfeinern ſuche, daß ſie ſich bemühe, nicht ganz ohne wiſſenſchaftliche Kenntniſſe zu ſeyn; aber ſie ſoll kein Handwerk aus der Litteratur machen; ſie ſoll nicht umherſchweifen in allen Theilen der Gelehrſamkeit. Es erregt wahrlich, wo nicht Ekel, doch Mitleiden, wenn man hört, wie ſolche arme Geſchöpfe ſich erkühnen, über die wichtigſten Gegenſtände, die Jahrhunderte hindurch der Vorwurf der mühſamſten Nachforſchungen großer Männer geweſen ſind, und von denen

Dieſe dennoch mit Beſcheidenheit behauptet haben, ſie ſähen nicht ganz klar darinn; wenn man hört, wie ein eitles Weib darüber am Thee- oder Nachttiſche in den entſcheidendſten Ausdrücken, Machtſprüche wagt, indeß ſie kaum eine klare Vorſtellung von der Materie hat, wovon die Rede iſt. Aber der Haufen der Stutzer und Anbether bewundert dennoch mit lautem Beyfalle die feinen Kenntniſſe der gelehrten Dame, und beſtärkt ſie dadurch in ihren unglücklichen Anſprüchen. Dann ſieht ſie die wichtigſten Sorgen der Hauswirthſchaft, die Erziehung ihrer Kinder und die Achtung unſtudierter Mitbürger als Kleinigkeiten an, glaubt ſich berechtigt, das Joch der männlichen Herrſchaft abzuſchütteln, verachtet alle andre Weiber, erweckt ſich und ihrem Gatten Feinde, träumt ohne Unterlaß ſich in idealiſche Welten hinein; Ihre Phantaſie lebt in unzüchtiger Gemeinſchaft mit der geſunden Vernunft; Es geht alles verkehrt im Hauſe; Die Speiſen kommen kalt oder angebrannt auf den Tiſch; Es werden Schulden auf Schulden gehäuft; der arme Mann muß mit durchlöcherten Strümpfen einherwandeln; Wenn er nach häuslichen Freuden ſeufzt, unterhält ihn die gelehrte Frau mit Journals-Nachrichten, oder rennt ihm mit einem Muſen-Almanach entgegen, in welchem ihre platten Verſe ſtehen, und wirft ihm höhniſch vor, wie wenig der Unwürdige, Gefühlloſe den Werth des Schatzes erkennt, den er zu ſeinem Jammer beſitzt.

Ich hoffe, man wird dies Bild nicht übertrieben finden. Unter den vierzig bis funfzig Damen, die man jetzt in Teutſchland als Schriftſtellerinnen zählt — die Legion Derer ohngerechnet, die keinen Unſinn haben drucken laſſen — ſind vielleicht kaum ein halbes Duzzend, die, als privilegierte Genies höherer Art, wahren Beruf haben, ſich in das Fach der Wiſſenſchaften zu werfen, und Dieſe ſind ſo liebenswürdige, edle Weiber, verſäumen ſo wenig dabey ihre übrigen Pflichten, fühlen ſelbſt ſo lebhaft die Lächerlichkeiten ihrer halbgelehrten Mitſchweſtern, daß ſie ſich durch meine Schilderung gewiß nicht getroffen, noch beleidigt finden werden. Iſt es aber nicht bey männlichen Schriftſtellern auch der Fall, daß unter der groſſen Menge derſelben nur Wenige ausgezeichneten Werth haben? Gewiß! nur mit dem

Unterſchiede, daß Begierde nach Ruhm oder Gewinnſt dieſe irreleiten kann; die Frauenzimmer hingegen nicht ſo leicht Entſchuldigung finden können, wenn ſie, mit mittelmäßigen oder weniger als mittelmäßigen Talenten und Kenntniſſen, eine Laufbahn betreten, welche weder die Natur, noch die bürgerliche Verfaſſung ihnen angewieſen hat.

Was nun den Umgang mit ſolchen Frauenzimmern angeht, die auf Litteratur Anſpruch machen; ſo verſteht ſich's, daß, wenn dieſe Anſprüche gerecht ſind, ihr Umgang äuſſerſt lehrreich und unterhaltend iſt, und was die von der andern Claſſe betrifft; ſo kann ich nichts weiter anrathen, als — Geduld, und daß man es wenigſtens nicht wage, ihren Machtſprüchen Gründe entgegenzuſetzen, oder ihren Geſchmack zu reformiren, wenn man ſich auch nicht ſo weit erniedrigen will, den Haufen ihrer Schmeichler zu vermehren.

18.

Das weibliche Geſchlecht beſitzt, in viel höherm Grade als wir, die Gabe, ſeine wahren Geſinnungen und Empfindungen zu verbergen. Selbſt Frauenzimmer von weniger feinern Verſtandes-Kräften haben zuweilen eine ſonderbare Fertigkeit in der Kunſt ſich zu verſtellen. Es giebt Fälle, wo dieſe Kunſt ihnen Schutz gegen die Nachſtellungen der Männer gewährt. Der Verführer hat gewonnenes Spiel, wenn er merkt, daß das Herz der Schönen, oder ihre Sinnlichkeit, mit ihm gegen ihre Grundſätze gemeinſchaftliche Sache macht. Alſo rechne man es ihnen nicht zum Vorwurfe, wenn ſie zuweilen anders ſcheinen, als ſie ſind! aber man nehme darauf Rückſicht in dem Umgange mit ihnen! man glaube nicht immer, daß ihnen Derjenige gleichgültig ſey, dem ſie mit merklicher Kälte begegnen, noch daß ſie ſich vorzüglich vor Den intereſſieren, mit dem ſie öffentlich vertraulich umgehen, den ſie auszuzeichnen ſcheinen! Oft thun ſie dies grade, um ihr Spiel zu verbergen, wenn es nicht etwa blos Neckerey, oder Würkung ihrer Laune, ihres Eigenſinns iſt. Sie ganz zu entziffern, dazu gehört tiefes Studium des weiblichen Herzens, vieljähriger Umgang mit den Feinern unter ihnen, kurz! mehr als in dieſen Blättern entwickelt werden kann.

19.

Ich ſchweige von der Vorſichtigkeit im Umgange mit alten Coketten; mit Solchen, die ſich einbilden, die Anſprüche auf Bewunderung, auf Huldigung und die Gewalt ihrer Schönheit würden, wie die geſetzmäßigen Rechte der Juriſten, durch dreyßigjährigen Beſitz um deſto ſichrer; die in fünf Jahren nur einmal ihren Geburtstag feyern, und die, wenn ſie an der Spitze einer Bücher-Cenſur ſtünden, am erſten den Calender confiſcieren würden. Ich ſchweige von den Prüden, Strengen, Spröden und Bethſchweſtern, mit welchen man zuweilen, wie ich höre, unter vier Augen ganz anders als in Geſellſchaft umgehn darf, und von denen leichtfertige Leute behaupten, verſchwiegene und kühne Männer machten bey dieſer Claſſe grade am leichteſten ihr Glück. Ich ſchweige von den ſogenannten alten Gevatterinnen und Frauen Baaſen, die ſich's zur chriſtlichen Pflicht machen, den Ruf ihrer Nachbarn und Bekannten von Zeit zu Zeit an die Sonne zu ziehn, und mit denen man es daher nicht verderben darf — Ich ſchweige von dieſen Allen, um die guten Damen nicht gegen

mich

dulden; die Milde, welche in ihrem ganzen Weſen herrſcht; die kleine, unſchädliche Geſchwätzigkeit und Redſeligkeit, wodurch ſie die Geſellſchaft beleben — das alles kenne ich, ſchätze ich, verehre ich — Und wer wird nun, bey dem, was ich zum Nachtheil Einiger unter ihnen habe ſagen müſſen, mir Läſterung aufbürden, oder gehäſſige Abſichten beymeſſen?

* * *

Siebentes Capittel.

Betragen gegen Hauswirthe, Nachbarn und Solche, die mit uns in dem nemlichen Hauſe wohnen.

1.

Man wird bemerken, daß ich in der Ordnung meiner Abhandlung von den erſten und natürlichſten Verhältniſſen ausgehe, und immer von den einfachern zu den zuſammengeſetztern fortſchreite. Zuerſt, in Rückſicht auf den Unterſchied der Jahre, über die Verhältniſſe zwiſchen Alten und Jungen; Dann über Familienband, Blutsfreundſchaft; Verhältniſſe unter beyden Geſchlechtern, in der Ehe, in der Liebe und im freundſchaftlichen und gleichgültigen Umgange. Und nun, den Menſchen als geſellſchaftliches Glied betrachtet, wenn er ſich einen Wohnplatz gewählt hat, denken wir zuerſt an ſeine Verbindung mit Nachbarn und Hausgenoſſen.

Unſere neuere Philoſophie überſpringt zwar dieſe engen Verhältniſſe; allein ich bin dazu noch nicht aufgeklärt genug, und ſchreibe alſo aus Ueberzeugung den Satz hin: Nächſt den Perſonen Deiner Familie biſt Du am erſten Deinen Nachbarn und Hausgenoſſen Rath, That und Hülfe ſchuldig. Es iſt ſehr ſüß, ſowohl in der Stadt als auf dem Lande, wenn man mit lieben, wackern Nachbarn eines zwangloſen, freundſchaftlichen und vertraulichen Umgangs pflegen darf. Es kommen im menſchlichen Leben ſo manche Fälle, wo augenblickliche kleine Hülfe uns Wohlthat iſt, wo wir uns, zur Erholung von ernſthaften Arbeiten, wenn Sorgen uns drücken, nach der Gegenwart eines guten Menſchen ſehnen, den wir nicht erſt weit zu ſuchen brauchen — alſo vernachläſſige man ſeine Nachbarn nicht, wenn ſie irgend von geſelliger, wohlwollender Gemüthsart ſind! Ich habe die Wohlthat eines ſolchen Umgangs drey Jahre hindurch in meiner Einſamkeit bey Frankfurth am Mayn geſchmeckt, und werde mich lebenslang mit Dankbarkeit und Freude der fröhlichen Stunden erinnern, die mir an der Seite einer liebenswürdigen Familie, die neben mir an wohnte, nur zu ſchnell entflohn ſind. Da war es, wo die verſtändigen und muntern Geſpräche dieſer edeln Leute mich aufheiterten, mich wieder mit den Menſchen ausſöhnten, mich ſo manches Ungemach vergeſſen machten! In großen Städten pflegt man zu glauben, es gehöre zu dem guten Tone, nicht einmal zu wiſſen, wer mit uns in dem nemlichen Hauſe wohnt. Das finde ich ſehr abgeſchmackt, und ich weiß nicht, was mich bewegen ſollte, eine halbe Meile weit zu fahren, wenn ich die Unterhaltung, oder die Langeweile, welcher ich nachrenne, eben ſo gut zu Hauſe finden könnte, oder um einen Freundſchafts-Dienſt die ganze Stadt zu durchrennen, wenn neben mir an ein Menſch wohnt, der mir denſelben gern erzeigen würde, in ſo fern ich mir ſeine Freundſchaft und ſein Zutrauen erworben hätte. Schämen würde ich mich, wenn es der Fall wäre, daß die Miethkutſcher und Straßenbuben mich beſſer als meine Nachbarn kennten.

2.

Man ſoll ſich aber hüten, ſowohl ſich Denen aufzudringen, Diejenigen zu überlaufen, die, wenn ſie mit uns unter Einem Dache wohnen, uns nicht ausweichen können, als auch beſonders, ihre Handlungen auszuſpähn, uns in ihre häuslichen Angelegenheiten zu miſchen, ihren Schritten, die uns nichts angehn, nachzuſpüren, und kleine misfällige Dinge, die wir an ihnen bemerken, unter die Leute zu bringen. Da vor Allen das Geſinde hierzu ſehr geneigt zu ſeyn pflegt; ſo ſoll man ſeine Domeſtiken davon abzuhalten, und den Geiſt von Klatſcherey aus ſeinem Hauſe zu verbannen ſuchen.

3.

Es giebt kleine Gefälligkeiten, die man Denen ſchuldig iſt, mit welchen man in dem nemlichen Hauſe, denen man gegenüber wohnt, oder deren Nachbar man iſt, Gefälligkeiten, die an ſich geringe ſcheinen, doch aber dazu dienen, Frieden zu erhalten, uns beliebt zu machen, und die man deswegen nicht verabſäumen ſoll. Dahin gehört, daß wir Poltern, Lermen, ſpätes Thür-Zuſchlagen im Hauſe vermeiden, Andern nicht in die Fenſter gaffen, nichts in fremde Höfe und Gärten ſchütten, und dergleichen mehr.

4.

Manche Menſchen denken ſo wenig fein, daß ſie glauben, gemiethete Häuſer, Gärten und Hausgeräthe brauchten gar nicht geſchont zu werden, und es ſey, bey Beſtimmung der Mieths-Summe, ſchon auf die Abnutzung und Verwüſtung mitgerechnet worden. Ohne zu erwähnen, daß dies wenigſtens nicht immer der Fall iſt; ſo denke ich auch, ein Mann, der Erziehung hat, kann kein Vergnügen daran finden, muthwilliger Weiſe etwas zu verderben, das nicht ſein iſt, wodurch er jemand betrübt, und ſich verhaßt macht. Es wird ſehr bald bekannt, wenn man pünktlich im Bezahlen, nicht grob, dabey ordentlich und reinlich iſt, und man wird dann lieber und um billigern Preis zum Miethsmann aufgenommen, als mancher viel Vornehmere und Reichere. So lange ich Hausvater bin, habe ich nebſt den Meinigen nie auch nur den kleinſten Streit mit meinen Hauswirthen und Nachbarn gehabt, und ich darf es ſagen, ſie haben ſich mehrentheils mit Thränen in den Augen von uns getrennt.

Der Wirth ſoll aber gleichfalls gegen ſeinen Miethsmann gefällig ſeyn, mit Billigkeit verfahren, und nicht über jede Kleinigkeit zanken, die nicht weniger vorgefallen ſeyn würde, wenn er ſelbſt ſein Haus bewohnt hätte.

Achtes Capittel.

Ueber die Verhältniſſe zwiſchen Herrn und Diener.

1.

Es iſt traurig genug, daß der größte Theil des Menſchengeſchlechts durch Schwäche, Armuth, Gewalt und andre Umſtände gezwungen iſt, dem kleinern zu Gebothe zu ſtehn, und daß oft der Beſſere den Winken des Schlechtern gehorchen muß. Was iſt daher billiger, als daß Die, denen das Schickſal die Gewalt in die Hände gegeben hat, ihren Nebenmenſchen das Leben ſüß und das Joch erträglicher zu machen, dieſe glückliche Lage nicht ohngenützt laſſen?

2.

Wahr iſt es aber auch, daß die mehrſten Menſchen zur Sclaverey gebohren, daß edle, wahrhaftig große Geſinnungen und Gefühle hingegen nur das Erbtheil einer unbeträchtlichen Anzahl zu ſeyn ſcheinen. Laſſet uns indeſſen den Grund dieſer Wahrheit weniger in den natürlichen Anlagen, als in der Art der Erziehung und in unſern durch Luxus und Despotismus verderbten Zeiten ſuchen! Durch ſie werden eine ungeheure Menge Bedürfniſſe erzeugt, die uns von Andern abhängig machen. Das ewige Angeln nach Erwerb und Genuß erzeugt niedrige Leidenſchaften, zwingt uns, zu erbetteln und zu erkriechen, was wir für ſo nöthig zu unſrer Exiſtenz halten, ſtatt daß Mäßigkeit und Genügſamkeit die Quellen aller Tugend und Freyheit ſind.

3.

Bleiben nun die mehrſten Menſchen ſtumpf für feinere Empfindungen und unfähig zu erhabenen hohen Geſinnungen; ſo ſind ſie doch nicht Alle unerkenntlich gegen großmüthige Behandlung, noch blind gegen wahren Werth. Rechne alſo weder auf die Zuneigung und Achtung, noch auf freywillige Folgſamkeit Derer, die Dir. unterworfen ſind, wenn Dieſe ſelbſt fühlen, daß ſie moraliſch beſſer, weiſer, geſchickter ſind, als Du; daß Du nöthiger Ihrer bedarfſt, als ſie Deiner; wenn Du ſie mishandelſt belſt, ſchlecht für weſentliche Dienſte belohnſt, die Schmeichler unter ihnen den graden, aufrichtigen, treuen Dienern vorziehſt; wenn ſie ſich ſchämen müſſen, einem Manne anzugehören, den Jeder haſſt, oder verachtet; wenn Du mehr von ihnen verlangſt, als Du ſelbſt an ihrer Stelle würdeſt leiſten können; wenn Du Dich weder um ihr moraliſches, noch ökonomiſches, noch phyſiſches Wohl bekümmerſt, ihnen den Lohn ihrer Arbeit ſo ſparſam zutheilſt, daß ſie verzweifeln, oder Dich betrügen müſſen, oder wenigſtens keine frohe Stunde haben können; wenn Du nicht Rückſicht nimmſt auf ihren cörperlichen Zuſtand, ſie verſtoßeſt, ſobald ſie alt und ſchwächlich werden; wenn Du ihnen wenig Ruhe und Schlaf erlaubſt; wenn ſie, indeß Du ſchwelgſt, in rauher Jahrszeit bis nach Mitternacht, vielleicht gar dem böſen Wetter blosgeſtellt, auf Dich voll tödtender Langeweile warten müſſen; wenn Dein lächerlicher Hochmuth ein Gegenſtand ihres Spottes wird, oder Dein Jähzorn ſie mit Schimpfwörtern überhäuft; wenn ſie mit aller Aufmerkſamkeit kein freundliches Wort von Dir gewinnen können! — Gradheit, Redlichkeit, wahre Menſchenliebe, Würde und Conſequenz in unſern Handlungen zu zeigen, das iſt, ſo wie überhaupt das ſicherſte Mittel uns allgemeine Achtung zu erwerben, ſo insbeſondre geſchickt, uns der Ehrerbiethung und Zuneigung Derer zu verſichern, die von uns abhängen, uns oft ohne Schminke, in mancherley Launen ſehen, und gegen welche wir uns alſo ſchwerlich lange verſtellen können.

4.

So ſehr ich nun einen freundlichen, liebreichen Umgang mit ſeinen Bedienten anrathe; ſo wenig kann ich es billigen, wenn man ſich ihnen vorſetzlicher Weiſe in allen ſeinen Blößen zeigt, ſie zu Vertrauten in heimlichen Angelegenheiten macht, ſie durch übermäßige Bezahlung an ein üppiges Leben gewöhnt; wenn man ſie nicht gehörig beſchäftigt, alles ihrer Willkühr überläſſt, ſie zu unumſchränkten Herrn über Caſſen und Vorräthe macht, und dadurch in ihnen Reiz zum Betrug erweckt; wenn man alle Gewalt über ſie und alles Anſehn freywillig aufgiebt, und ſich zu Familiaritäten und übertrieben vertraulichen Scherzen mit ihnen herabläſſt. — Man findet unter hundert Menſchen von der Art kaum Einen, der das vertragen kann, der nicht Misbrauch von einer ſolchen Nachſicht macht. Auch iſt nicht das grade ein Mittel, ſich geliebt zu machen. Ein wohlwollendes, ernſthaftes, geſetztes, immer gleiches Betragen, unterſchieden von ſteifer, hochmüthiger Feyerlichkeit; gute, richtige, nicht übermäßige, der Wichtigkeit ihrer Dienſte angemeſſene Bezahlung; ſtrenge Pünktlichkeit, wenn es darauf ankömmt, ſie zur Ordnung und zu Demjenigen anzuhalten, wozu ſie ſich verbindlich gemacht haben; Liebe und Freundlichkeit, wenn ſie die Gewährung einer anſtändigen, beſcheidenen Bitte, die Vergünſtigung eines unſchuldigen Vergnügens von uns begehren, oder auch ohngebethen nur erwarten können; Weiſe Ueberlegung in Zutheilung der Arbeit, ſo daß man ſie nicht mit unnützen Arbeiten überhäufe, mit Geſchäften, die blos unſer eitles Vergnügen zum Gegenſtande haben, dennoch aber nicht leide, daß ſie je müſſig ſeyen, ſondern ſie auch anhalte, für ſich ſelber zu arbeiten, ſich in Kleidung reinlich und rechtlich zu halten, ſich Geſchicklichkeit zu erwerben; Aufmerkſamkeit und Aufopferung des eigenen Intereſſe, wenn man Gelegenheit hat, ihnen ein beſſeres Schickſal zu verſchaffen, ſie zu befördern; Väterliche Sorgſamkeit für ihre Geſundheit, für ehrlichen Erwerb und für ihre ſittliche Aufführung — Das ſind die ſicherſten Mittel, gut, treu bedient und von Denen, die uns dienen, geliebt zu werden.

5.

Unſre feine Lebensart hat einem der erſten und ſüßeſten Verhältniſſe, dem Verhältniſſe zwiſchen Hausvater und Hausgenoſſen alle Anmuth, alle Würde genommen. Hausvaters-Rechte und Hausvaters-Freuden ſind größtentheil verſchwunden; Die Geſinde werden nicht als Theile der Familien angeſehn, ſondern als Miethlinge betrachtet, die wir nach Gefallen abſchaffen, ſo wie auch ſie uns verlaſſen können, ſobald ſie ſonſt irgendwo mehr Freyheit, mehr Gemächlichkeit, oder reichere Bezahlung zu finden glauben, und auſſer den Stunden, die ſie unſerm Dienſte widmen müſſen, haben wir kein Recht auf ſie, leben nicht unter ihnen, ſehen ſie nur dann, wenn wir ihnen das Zeichen mit der Schelle geben, und ſie nun aus ihren gewöhnlich ſehr ſchmutzigen, ungeſunden Löchern zu uns hervorkriechen. Dieſe loſe, auf ungewiſſe Zeit geknüpfte Verbindung zieht daher eine Grenzenlinie zwiſchen dem Intereſſe beyder Theile; Der Herr ſucht den Miethling recht wohlfeil zu bekommen, er müſſte denn aus Eitelkeit oder Verſchwendung mehr an ihn wenden; Was im Alter aus dem armen dienſtbaren Geſchöpfe werden wird, darum bekümmert er ſich nicht, und der Bediente, der das weiß, ſucht bey ſo ungewiſſen Ausſichten zu erhaſchen, was zu erhaſchen iſt, um wo möglich einen Nothpfennig zurückzulegen. Welchen Einfluß dies auf Sittlichkeit, auf Bildung, auf Vertrauen und gegenſeitige Zuneigung haben müſſe, das iſt leicht einzuſehn. Es iſt wahr, daß nicht alle Herrſchaften vollkommen ſo fremd und unnatürlich mit ihren Geſinden umgehen; aber wo findet man in jetzigen Zeiten noch Solche, die als Väter und Lehrer Derer, die ihnen dienen, ſich's zur Freude machen, mitten unter ihnen zu ſitzen, durch weiſe und freundliche Geſpräche ſie zu unterrichten, zu ermuntern, an ihrer ſittlichen und geiſtigen Bildung zu arbeiten, und für ihr künftiges Schickſal beſorgt zu

ſeyn?

ſeyn? Es iſt wahr, daß die Wenigſten von Denen, die bey Privat-Leuten in Dienſte treten, ſo wohl erzogen ſind, daß ſie den Werth einer ſolchen Herablaſſung zu erkennen und gehörig zu nützen wiſſen; Allein was hindert uns, die Geſinde ſelbſt zu erziehn, ſie als Kinder anzunehmen, ſie dann lebenslang, wie die Mitglieder unſrer Familie, bey uns zu behalten, und ihr Schickſal nach Verhältniß ihres Verdienſtes und unſers Vermögens zu verbeſſern? Ich kenne aus Erfahrung alle Ungemächlichkeiten einer ſolchen Unternehmung; Seit mehrern Jahren folge ich dieſem Plane. Vielfältig mislingt es; unſre Arbeit belohnt ſich nicht, wird nicht erkannt; die Kinder, wenn ſie herangewachſen ſind, fangen an ſich zu fühlen, und entziehen ſich unſrer väterlichen Zucht. Allein oft ſind wir ſelbſt durch fehlerhafte Behandlung daran Schuld, und nicht immer handeln ſie undankbar gegen uns. Wir geben ihnen zuweilen eine ganz andre Art von Erziehung, als für ihre Lage taugt, und dadurch machen wir ſie grade unzufrieden mit ihrem Zuſtande, ſtatt ihr Glück zu bauen; oder wir behandeln ſie, wenn ſie ſchon erwachſen ſind, noch immer als Kinder. Der Freyheitstrieb iſt allen Creaturen von der Natur eingeprägt; ſie glauben ſich einem Joche zu entziehn, wenn ſie von uns gehen, glauben Unſrer nicht mehr zu bedürfen, ſich ſelbſt rathen und regieren zu können. Vielfältig aber reuet es ſolche Menſchen in der Folge, uns verlaſſen zu haben, wenn ſie erſt den Unterſchied unter einem **Herrn** und einem **Hausvater** erfahren, und lebhafte, ächte Begriffe von wahrer Freyheit erhalten. Das Fremde, ſo man nicht kennt, ſieht immer beſſer aus, als das gewöhnte auch noch ſo Gute. Auf Erfolg und Dankbarkeit ſoll man übrigens in dieſer Welt nie rechnen, ſondern das Gute blos aus Liebe zum Guten thun. Nicht alle Mühe aber iſt verlohren, die verlohren zu ſeyn ſcheint, und die Würkungen einer guten Erziehung äuſſern ſich oft erſt ſpät nachher. Es iſt auch ſüß, für Andre zu pflanzen, da hingegen Früchte zu ziehn, die man ſelbſt genieſſt, ein ſehr gemeines Verdienſt iſt.

6.

Ein Hausvater hat das Recht, ſein Geſinde ernſtlich zur Pflichts-Erfüllung anzuhalhalten; allein nie ſoll er ſich durch Hitze verleiten laſſen, erwachſene Dienſtbothen mit groben Schimpfwörtern, oder gar mit Schlägen zu behandeln. Ein edler Mann mag nur Kraft gegen Kraft ſetzen; nie wird er Den mishandeln, der ſich nicht wehren darf.

7.

Fremden Bedienten ſoll man in aller Rückſicht höflich und liebreich begegnen, denn in Betracht Unſrer ſind ſie freye Leute, oder wir dürfen ſelbſt uns nicht frey nennen, wenn wir Fürſten dienen. Dazu kömmt, daß manche Bediente ſehr viel Einfluß auf ihre Herrſchaften haben, an deren Gunſt uns gelegen iſt, daß die Stimme der niedrigen Claſſen von Menſchen oft ſehr entſcheidend für unſern Ruf werden kann, und endlich, daß dieſe Claſſe es ſehr viel genauer damit zu nehmen pflegt, ſich leichter beleidigt, nicht gehörig gepflegt glaubt, als Perſonen, welche die Grundſätze einer feinen Erziehung über elende Kleinigkeiten hinausſetzt.

8.

Es wird hier nicht am unrechten Orte ſtehn, wenn ich die Warnung hinzufüge, ſich vor Geſchwätzigkeit und Vertraulichkeit in dem Umgange mit Friſeurs, Barbiers und Putzmacherinnen zu hüten. Dies Volk — doch giebt es auch da Ausnahmen — iſt ſehr geneigt, aus einem Hauſe in das andere zu tragen, Intriguen, Ränke, Klatſchereyen anzuſpinnen, und ſich zu allerley unedeln Dienſten brauchen zu laſſen. Am beſten iſt es, ſich mit ihnen auf einen ernſthaften Fuß zu ſetzen.

9.

Und nun ſollte ich auch etwas von dem Betragen des Dieners gegen den Herrn reden. Ich werde aber dieſen Gegenſtand größtentheils da abhandeln, wo ich von dem Umgange mit Vornehmern, Reichern und Fürſten rede. Alſo nur ſo viel hier: Wer dient; der erfülle treu die Pflichten, zu welchen er ſich verbindlich gemacht hat; Er thue darinn lieber zu viel, als zu wenig; Den Vortheil ſeines Herrn ſehe er als ſeinen eigenen an; Er handle immer ſo offenbar, und führe ſeine Geſchäfte mit ſolcher Ordnung, daß es ihm zu keiner Zeit ſchwer fallen könne, Rechenſchaft von ſeinem Haushalte abzulegen; Er mißbrauche nie das Zutrauen, die Vertraulichkeit ſeines Herrn; Er decke nie die Fehler Deſſen auf, deſſen Brodt er iſſt; Er laſſe ſich nicht verleiten, weder im Scherze noch im Unwillen, die Grenzen der Ehrerbiethung zu überſchreiten, die er Dem ſchuldig iſt, Dem das Schickſal ihn unterwürfig gemacht hat; Allein er betrage ſich auch immer mit einer ſolchen Würde, daß es dem Obern nie einfallen könne, ihm mit Verachtung zu begegnen, oder unedle Dienſte zuzumuthen, ſondern daß Dieſer ſeinen Werth als Menſch fühle, und, wenn er einer guten Empfindung fähig iſt, des Abſtandes ohngeachtet, den die bürgerliche Verfaſſung zwiſchen ihnen geſetzt hat, ihm dennoch ſeine Hochachtung widmen müſſe! Er laſſe ſich nicht durch blendende Auſſenſeiten bewegen, ſeinen Zuſtand zu verändern, ſondern überlege, daß jede Lage ihre Ungemächlichkeiten hat, die man in der Ferne nicht wahrnimmt! Hat er bey dieſem redlichen und vorſichtigen Betragen dennoch das Unglück, einem undankbaren, harten, ungerechten Herrn zu dienen; ſo trage er, wenn ſanfte Vorſtellungen nichts helfen, geduldig, ohne Geſchwätz und ohne Murren, ſo lange er ſich dieſer Lage nicht entziehn kann. Kann er aber das; ſo folge er andern Ausſichten, ſchweige nachher über das, was ihm begegnet iſt, und enthalte ſich aller Rache, aller Läſterung, aller Plauderey! Doch können Fälle eintreten, wo ſeine gekränkte Ehre eine öffentliche oder gerichtliche Rechtfertigung gegen den mächtigen Unterdrücker fordert, und dann trete er, ohne Winkelzüge, aber kühn und feſt, voll Zuverſicht auf die Güte ſeiner Sache, auf Gottes und der Menſchen Gerechtigkeit hervor, und laſſe ſich weder durch Menſchenfurcht noch durch Armuth und Ränke abſchrecken, ſeinen Ruf zu retten, wenn auch der ſtärkere Böſewicht ihm alles Uebrige rauben kann.

Neuntes Capittel.

Ueber das Verhältniß zwiſchen Wirth und Gaſt.

1.

In alten Zeiten hatte man hohe Begriffe von den Rechten der Gaſtfreundſchaft. Noch pflegen dieſe Begriffe in Ländern und Provinzen, die weniger bevölkert ſind, oder wo einfachere Sitten, bey weniger Reichthum, Luxus und Corruption herrſchen, ſo wie auf dem Lande, in Ausübung gebracht und die Rechte der Gaſtfreundſchaft heilig gehalten zu werden. In unſern glänzenden Städten hingegen, wo nach und nach der Ton der feinen Lebensart allen Biederſinn zu verdrängen anfängt, da gehören die Geſetze der Gaſtfreundſchaft nur zu den Höflichkeits-Regeln, die Jeder, nach ſeiner Lage und nach ſeinem Gefallen, mehr oder weniger anerkennt und befolgt, oder nicht. Auch iſt es wahrlich zu verzeyhn, wenn, bey immer zunehmenden Luxus und dem mannigfaltigen Misbrauche, den man in unſern Zeiten von der Gutherzigkeit der Menſchen macht, man vorſichtig in Erzeigung ſolcher Gefälligkeiten wird, und wenn man genauere Rückſprache mit ſeinem Geldbeutel nimmt, bevor man jedem Müſſiggänger und freundlichen Schmarotzer Haus, Küche und Keller öfnet. Von der Gaſtfreundſchaft der Großen und Reichen rede ich gar nicht; Langeweile, Eitelkeit und Prachtliebe ordnen da alles auf's Beſte, und Der, welcher giebt, weiß, ſowohl wie Der, welcher empfängt, auf welche Rechnung er dies zu ſchreiben, und wie er ſich dabey zu betragen hat. Aber von der Gaſtfreundſchaft unter Perſonen von mittlerm Stande will ich doch etwas reden, und einige allgemeine Regeln geben, die auf dieſen Gegenſtand anwendbar ſind.

1.

Man reiche das Wenige, was man der Gaſtfreundſchaft opfern kann, in gehörigem Maaße, mit guter Art, mit treuem Herzen und mit freundlichem Geſichte dar! Man ſuche, bey Bewirthung eines Fremden oder eines Freundes, weniger Glanz, als Ordnung und guten Willen zu zeigen! Fremde Reiſende kann man ſich vorzüglich durch gaſtfreundſchaftliche Aufnahme verpflichten. Es kömmt ihnen nicht auf eine köſtliche freye Mahlzeit, aber darauf kömmt es ihnen an, daß ſie Eingang in guten Häuſern und dadurch Gelegenheit erhalten, ſich über Gegenſtände zu unterrichten, die zu dem Zwecke ihrer Reiſe gehören. Gaſtfreundſchaft gegen Fremde iſt desfalls ſehr zu empfehlen. Man ſehe nicht verlegen aus, wenn uns unerwartet ein Beſuch überraſcht! Nichts iſt unangenehmer und peinlicher, als wenn wir merken, daß es dem Manne, der uns bewirthet, ſauer wird, daß er ungern und nur aus Höflichkeit hergiebt, oder daß er mehr Aufwand dabey verſchwendet, als ſeine Umſtände leiden; wenn er ohne Unterlaß ſeiner Frau oder ſeinen Bedienten in die Ohren flüſtert, oder mit ihnen zankt, ſobald eine Schüſſel unrecht geſtellt oder etwas vergeſſen worden: wenn er ſelbſt im Hauſe herumlaufen, alles anordnen muß, und alſo an den Freuden der Geſellſchaft gar nicht Theil nimmt; wenn Er zwar gern giebt, ſeine Frau hingegen uns jeden Biſſen in den Mund zählt; wenn ſo wenig in den Schüſſeln liegt, daß Der, welcher vorlegt, ohnmöglich herumreichen kann; wenn der Wirth und die Wirthinn uns ungeſtüm zum Eſſen und Trinken nöthigen. oder auf eine Weiſe geben, die uns zu ſagen ſcheint: „Es iſt nun einmal angeſchafft; alſo freſſet Euch den Balg voll! Werdet recht ſatt; ſo habe Ihr auf lange Zeit genug, und braucht ſobald nicht wieder zu kommen!“ endlich wenn wir Zeugen von Familienzwiſt und der Unordnung, die im Hauſe herrſcht, ſeyn müſſen. Mit einem Worte! Es giebt eine Art, Gaſtfreundſchaft zu erweiſen, die dem Wenigen, ſo man darreicht, einen höhern Werth giebt, als große Schmauſereyen haben. Vieles trägt hierzu die Unterhaltung bey. Man muß daher die Kunſt verſtehn, mit ſeinen Gäſten nur von ſolchen Dingen zu reden, die ſie gern hören, in einem größern Cirkel ſolche Geſpräche zu führen, woran Alle mit Vergnügen Theil nehmen, und ſich dabey in vortheilhaftem Lichte zeigen können. Der Blöde muß ermuntert, der Traurige aufgeheitert werden. Man muß nichts als Auge und Ohr ſeyn, ohne daß dies mühſam ausſehe, ohne daß man an uns Anſtrengung wahrnehme. Man bitte nicht Menſchen zuſammen, oder ſetze ſolche an Tafeln nebeneinander, die ſich fremd, oder gar feind ſind, ſich nicht verſtehen, nicht zu einander paſſen, ſich Langeweile machen! Alle dieſe Aufmerkſamkeiten aber müſſen auf eine ſolche Art erwieſen werden, daß ſie nicht mehr Zwang auflegen, als ſie Wohlthat für den Gaſt ſind. Jeder, der auf kurze oder lange Zeit in Deinem Hauſe iſt, und wäre er Dein ärgſter Feind, muß daſelbſt von Dir gegen alle Arten von Beleidigungen und Verfolgungen Andrer, ſo viel an Dir iſt, geſchützt ſeyn! Es müſſe Jeder unter unſerm Dache ſich ſo frey als unter ſeihem eigenen fühlen! Man laſſe ihn ſeinen Gang gehn, renne ihm nicht in jedem Winkel nach, wenn er vielleicht allein ſeyn will, und verlange nicht von ihm, daß er für die Koſt, welche er genieſſt, und unterhalten, und dadurch ſeine Zeche bezahlen ſolle; Endlich laſſe man nicht nach in Gefälligkeit und Bewirthung, wenn der Frennd ſich längere Zeit bey uns aufhält, ſondern erzeige ihm gleich in den erſten Tagen nicht mehr und nicht weniger, als man in der Folge fortſetzen kann!

5.

Der Gaſt aber hat gegen den Wirth auch gegenſeitig Rückſichten zu nehmen. Ein altes Sprüchwort ſagt: „Ein Fiſch und ein Gaſt „halten ſich Beyde nicht gut länger als drey „Tage im Hauſe.“ Dieſe Vorſchrift leidet nun wohl Ausnahmen; allein ſo viel Wahres ſteckt doch darinn, daß man ſich niemand aufdringen und Ueberlegung genug haben ſoll, zu bemerken, wie lange unſre Gegenwart in einem Hauſe angenehm und für niemand eine Bürde iſt. Nicht immer iſt man ſo aufgelegt, nicht immer in ſeinen häuslichen Angelegenheiten ſo eingerichtet, daß man gern Gäſte bey ſich ſieht, oder lange beherbergt. Bey Leuten, die nicht auf einem ſehr großen Fuß leben, ſoll man daher nicht leicht ohnvermuthet kommen oder ſich ſelbſt einladen. Dem Manne, der uns Gaſtfreundſchaft erweiſt, ſollen wir zum Lohne ſeiner Güte ſo wenig Laſt als möglich machen. Wir ſollen ruhig und ſtill unſern Gang gehn, uns nach den Sitten des Hauſes richten, den Ton der Familie annehmen, als wenn wir Glieder derſelben wären, wenig Aufwartung fordern, genügſam ſeyn, uns nicht in häusliche

Angelegenheiten miſchen, nicht durch unſre Launen den Ton verſtimmen, und wenn es, unſrer Meinung nach, irgendwo in der Bewirthung gemangelt hat, nicht hinter dem Rücken her undankbar, darüber, oder über das, was wir ſonſt etwa in dem Hauſe geſehn haben, unſern Spott treiben.

4.

Es giebt aber auch Menſchen, die einen ſo gewaltig hohen Werth auf Gaſtfreundſchaft ſetzen, welche ſie uns erweiſen, daß ſie dafür gelobt, geſchmeichelt, bedient, häufig beſucht, und wer weiß was ſonſt alles? ſeyn wollen. Das iſt nun freylich nicht billig. Ein mäßiger Mann verlangt doch nicht mehr, als ſich ſatt zu eſſen, und das kann er ja leicht um geringern Preis. Das Mehr oder Weniger iſt ſo viel nicht werth, und ich halte wahrhaftig meine Geſellſchaft und meine verlohrne Zeit eben ſo theuer, als Ihro Hochmögenden Dero Paſteten und Braten.

* * *

Zehntes Capittel.

Ueber den Umgang unter Freunden.

1.

Da bey dem Betragen gegen unſre Freunde alles auf die Wahl derſelben ankömmt; ſo muß ich zuerſt einige Bemerkungen über dieſen Gegenſtand vorausſchicken. Keine freundſchaftliche Verbindungen pflegen dauerhafter zu ſeyn, als die, welche in der frühern Jugend geſchloſſen werden. Man iſt da noch weniger mistrauiſch, weniger ſchwürig in Kleinigkeiten; das Herz iſt ofner, geneigter ſich mitzutheilen, ſich anzuſchlieſſen; die Charactere fügen ſich leichter zuſammen; Man giebt von beyden Seiten nach und ſetzt ſich in gleiche Stimmung; Man erfähret mit einander ſo manches, erinnert ſich der ſorgenloſen, gemeinſchaftlich vollbrachten glücklichen Jugend-Jahre, und rückt mit gleichen Schritten in Cultur und Erfahrung fort. Dazu kommen dann Gewohnheit und Bedürfniß; Wird Einer aus dem vertrauten Cirkel durch die Hand des Todes dahingeriſſen; ſo kettet das die übrigbleibenden Gefährten um deſto feſter an einander. — Ganz anders ſieht es aus in reifern Jahren. Von Menſchen und Schickſalen vielfältig getäuſcht, werden wir verſchloſſener, trauen nicht ſo leicht; das Herz ſteht unter der Vormundſchaft der Vernunft, die genauer abwägt und ſich ſelbſt Rath zu ſchaffen ſucht, bevor ſie ſich Andern anvertrauet. Man fordert mehr, iſt eckler in der Wahl, nicht mehr ſo lüſtern nach neuen Bekanntſchaften, wird nicht ſo lebhaft betroffen von glänzenden Auſſenſeiten; Man hat ächtere Begriffe von Vollkommenheit, von dauerhaften Bündniſſen, vom Nutzen und Schaden einer gänzlichen Hingebung; der Character iſt feſter; die Grundſätze ſind auf Syſteme zurückgeführt, in welchen die Geſinnnngen und Theorien eines uns fremden Menſchen ſelten paſſen; folglich wird es ſchwerer, eine dauerhafte Harmonie zu Stande zu bringen, und endlich ſind wir in ſo manche Geſchäfte und Verbindungen verflochten, daß wir kaum Muße, und wenigſtens ſelten Drang haben, neue zu ſchlieſſen. Alſo vernachläſſige man ſeine Jugendfreunde nicht, und wenn auch Schickſale, Reiſen und an-

andere Umſtände uns in der Welt umhergetrieben und von unſern Geſpielen getrennt haben; ſo ſuche man doch jene alten Bande wieder anzuknüpfen, und man wird ſelten übel dabey fahren!

2.

Es iſt ein ziemlich allgemein angenommener Grundſatz, daß zu vollkommener Freundſchaft Gleichheit des Standes und der Jahre erfordert werde. „Die Liebe“ ſagt man „ſey blind; „ſie feſſele durch unerklärbaren Inſtinct Herzen „aneinander, die dem kalten Beobachter gar „nicht füreinander geſchaffen zu ſeyn ſchienen, „und da ſie nur durch Gefühle, nicht durch „Vernunft geleitet werde, ſo fallen bey ihr alle „Rückſichten des Abſtandes, den äuſſere Umſtände erzeugen, weg. Die Freundſchaft hingegen beruhe auf Harmonie in Grundſätzen „und Neigungen; nun aber habe jedes Alter „ſo wie jeder Stand ſeine ihm eigene Stimmung, nach der Verſchiedenheit der Erziehung und Erfahrungen, und desfalls finde „unter Perſonen von ungleichen Jahren und „ungleichen bürgerlichen Verhältniſſen keine

„ſo vollkommene Harmonie Statt, als zu „Knüpfung des Freundſchaftsbandes erfordert „werde."

Dieſe Bemerkungen enthalten viel Wahres, doch habe ich ſchon zärtliche und dauerhafte Freundſchaften unter Leuten wahrgenommen, die weder dem Alter noch dem Stande nach ſich ähnlich waren, und wenn man ſich an dasjenige erinnert, was ich zu Anfange des zweyten Capittels geſagt habe; ſo wird man dies leicht erklären können. Es giebt junge Greiſe und alte Jünglinge; feine Erziehung, Mäßigkeit in Wünſchen, Freyheit in Denkungsart und Unabhängigkeit der Lage erheben den Bettler zu einem Mann von hohem Stande, ſo wie verachtungswürdige Sitten, unedle Begierden und niedrige Geſinnungen, ſelbſt einen Fürſten zu dem Pöbel herabwürdigen können. Das aber iſt zuverläſſig gewiß, daß zu einer dauerhaften, innigen Freundſchaft, Gleichheit in Grundſätzen und Empfindungen erfordert wird, und daß dieſelbe auch bey einer zu großen Verſchiedenheit in Fähigkeiten und Kenntniſſen nicht leicht Platz finden kann. Fällt nicht eine der höchſten Glückſeligkeiten bey ſolcher Verbindung, die Austauſchung von Ideen und Meinungen, die Mittheilung verſchwiſterter Gefühle, die Berichtigung dunkler Ahndungen und Zurechtweiſung in wichtigen Fällen alsdann weg, wenn unſer Freund ſich durchaus nicht in unſre Lage hineindenken kann, wenn ihm unſre Empfindungen gänzlich fremd ſind? Es giebt Leute, die man nur bewundern darf, an welche man immer hinaufſchauen muß, und dieſe Menſchen verehrt man, aber — man liebt ſie nicht, oder man verzweifelt wenigſtens daran, von ihnen wieder geliebt zu werden. In der Freundſchaft müſſen beyde Theile gleichviel geben und empfangen können. Jedes zu große Uebergewicht von Einer Seite, alles was die Gleichung hebt, ſtöhrt die Freundſchaft.

3.

Warum haben ſehr vornehme und ſehr reiche Leute ſo wenig wahren Sinn für Freundſchaft? Sie fühlen weniger Seelen-Bedürfniß. Ihre Leidenſchaften zu befriedigen; rauſchenden, betäubenden Freuden nachzurennen; immer zu genieſſen; geſchmeichelt, gelobt, geehrt zu werden; darum iſt es ihnen Allen mehr oder weniger zu thun. Von Perſonen ihres Gleichen werden ſie durch Eiferſucht, Neid und andre Leidenſchaften getrennt; die noch Größeren ſuchen ſie nur auf, wenn ſie Ihrer, zu Begünſtigung eigennütziger oder ehrgeiziger Abſichten, bedürfen; die Geringern und Aermern aber halten ſie in einer ſo großen Entfernung von ſich, daß ſie von ihnen weder die Wahrheit annehmen, noch den Gedanken ertragen können, ſich mit ihnen gleichzuſtellen. Auch bey den Beſten unter ihnen erwacht früh oder ſpät die Vorſtellung, daß ſie von beſſerm Stoffe ſeyn, und das tödtet dann die Freundſchaft.

4.

Allein ſelbſt unter denen Menſchen, die Dir am Stande, Vermögen, Alter und Fähigkeiten gleich ſind, rechne nur auf die dauerhafte Freundſchaft Derer, die nicht von unedlen, heftigen, oder thörichten Leidenſchaften beherrſcht, noch, wie ein Wetterhahn, von Launen und Grillen hin und hergetrieben werden! Wer raſtlos rauſchenden Freuden und Zerſtreuungen ſich ergiebt; wer wilden Begierden, der

Wolluſt, dem Trunke, dem vermaledeyeten Spiele alles aufopfert; weſſen Abgott falſche Ehre, Gold, oder ſein eigenes Ich iſt; wer, wankelmüthig in Grundſätzen und Meynungen, einen Character hat, der ſich, wie Wachs, von Jedem in jede Form drücken läſſt; der mag vielleicht ein guter Geſellſchafter, aber nie wird er ein beſtändiger, treuer Freund ſeyn. Sobald es auf Verleugnung, Aufopferung, auf Beharrlichkeit und Feſtigkeit ankömmt, wird ein Solcher Dich im Stiche laſſen; Du wirſt allein da ſtehn, und Dich hintergangen glauben, da doch Du allein Dich betrogen, indem Du unvorſichtig gewählt haſt. Ueberhaupt iſt es in dieſer Welt ſo oft der Fall, daß unſre Phantaſie uns die Menſchen malt, wie wir gern mögten, daß ſie ausſehn ſollten, und es nachher ſehr übel nimmt, wenn ſie gewahr wird, daß die Natur nicht das Original dem Gemählde gleich geſchaffen hat.

4.

Iſt es aber würklich ſo ſchwer, in dieſer Welt treue Freunde zu finden? Ich meine, nicht halb ſo ſchwer, als man gewöhnlich glaubt.

Unſre empfindſamen jungen Herrn ſchaffen ſich nur zu überſpannte Begriffe von der Freundſchaft. Freylich, wenn wir gänzliche Hingebung, ohnbedingte Aufopferung, Verläugnung alles eigenen Intereſſe in höchſt critiſchen Augenblicken, blinde Ergreifung unſrer Parthey gegen eigene beſſere Ueberzeugung, ſogar Bewunderung unſrer Fehler, Billigung unſrer Thorheiten, Mitwürkung bey unſern leidenſchaftlichen Verirrungen — mit Einem Worte! wenn wir mehr von unſern Freunden fordern, als Billigkeit und Gerechtigkeit von Menſchen verlangen darf, die Fleiſch und Bein ſind, und freyen Willen haben; ſo werden wir nicht leicht unter tauſend Weſen Eins finden, das ſich ſo gänzlich in unſre Arme würfe. Suchen wir aber verſtändige Menſchen, deren Haupt-Grundſätze und Gefühle mit den unſrigen übereinſtimmen, kleine unmerkliche Verſchiedenheiten abgerechnet; Menſchen, die Freude finden an dem, was uns freuet; die uns lieben, ohne von uns bezaubert, das Gute in uns ſchätzen, ohne blind gegen unſre Schwächen zu ſeyn; die uns im Unglücke nicht verlaſſen, uns in guten und redlichen Dingen treu und ſtandhaft beyſtehen, uns tröſten, aufrichten, tragen helfen, uns, wo es höchſt nöthig iſt und wir deſſen werth ſind, alles aufopfern **was man ohne Verletzung ſeiner Ehre und der Gerechtigkeit gegen ſich ſelbſt und die Seinigen aufopfern darf**, uns die Wahrheit nicht verhehlen, uns aufmerkſam auf unſre Mängel machen, ohne uns vorſetzlich zu beleidigen, uns allen andern Menſchen vorziehen, in ſo fern es ohne Unbilligkeit geſchehen kann — — ſuchen wir ernſtlich Solche; nun! ſo finden wir Deren gewiß -- Viele? nein! das ſage ich nicht, aber doch wohl ein Paar für jeden Biedermann, und was braucht man mehr in dieſer Welt?

6.

Haſt Du nun einen ſolchen treuen Freund gefunden; ſo bewahre ihn auch! Halte ihn in Ehren, auch dann, wenn das Glück Dich plötzlich über ihn erhebt, auch da, wo Dein Freund nicht glänzt, wo Deine Verbindung mit ihm durch die Stimme des Volks nicht gerechtfertigt zu werden ſcheint! Schäme Dich nie Deines ärmern, weniger hochgeſchätzten Freundes!

Beneide nicht den Dir vorgezogenen Freund! Hänge feſt an ihm, ohne ihm läſtig zu werden! Fordre nicht mehr von ihm, als Du ſelbſt leiſten würdeſt, ja! fordre nicht einmal ſo viel, wenn Dein Freund nicht in allen Stücken mit Dir einerley lebhaftes Temperament, einerley Fähigkeiten, einerley Grad von Empfindniß hat! Ergreife warm und eifrig die Parthey Deines Freundes, aber nicht auf Unkoſten der Gerechtigkeit und Redlichkeit! Du ſollſt nicht ſeinetwegen blind gegen die Tugenden Andrer ſeyn, noch, wenn Du die Macht in Händen haſt, eines würdigen, geſchickten Mannes Glück zu bauen, Dieſen dem weniger fähigen Freunde nachſetzen. Du ſollſt nicht ſeine Uebereilungen vertheidigen, ſeine Leidenſchaften als Tugenden erheben, in kleinen Zwiſtigkeiten mit andern Menſchen, wenn er Unrecht hat, vorſetzlicher Weiſe die Parthey des Beleidigers verſtärken; nicht Dich mit in ſein Verderben ſtürzen, wenn ihm dadurch nicht geholfen wird, noch vielleicht gar durch unkluge Vertheidigung ſeine Feinde mehr erbittern, und Dich und die Deinigen in das Verderben ſtürzen. Aber retten ſollſt Du ſeinen Ruf, wenn er unſchuldig verleumdet wird, auch dann, wenn jedermann ihn verläſſt und verkennt, ſobald Du hoffen darfſt, daß dies ihm irgend Vortheil bringen kann. Oeffentlich ehren ſollſt Du den Edlen und Dich nie Deiner Verbindung mit ihm ſchämen, wenn Schickſale oder böſe Menſchen ihn ohnverdient zu Boden gedrückt haben. Nicht mitlächeln ſollſt Du, wenn loſe Buben hinter ſeinem Rükken her ihm höhnen. Mit Vorſicht und Klugheit ſollſt Du ihm Nachricht geben von Gefahren, die ihm und ſeiner bürgerlichen Ehre drohen; aber nur in ſo fern dies dazu dienen kann, dem Uebel auszuweichen, oder Unvorſichtigkeiten wieder gut zu machen, nicht aber, wenn er dadurch blos eine unruhige Stunde gewinnt.

7.

Freunde, die uns in der Noth nicht verlaſſen, ſind äuſſerſt ſelten — Sey Du Einer dieſer ſeltenen Freunde! Hilf, rette, wenn Du es vermagſt! opfre Dich auf — nur vergiß nicht, was Klugheit und Gerechtigkeit gegen Dich und Andre von Dir fordern! Aber tobe nicht, klage nicht, wenn Andre nicht ein Gleiches für

Dich thun! Nicht immer herrſcht böſer Willen bey ihnen. Ich habe vorhin geſagt, daß ſchwache und durch Leidenſchaft beherrſchte Menſchen unſichre Freunde ſind; doch wie Wenige giebt es, die ganz feſt und unerſchütterlich in ihrem Character, ganz frey von kleinen Leidenſchaften und Nebenabſichten wären, die nicht bey ihrer Anhänglichkeit an Dich mit Rückſicht nähmen auf Deinen äuſſern Ruf, auf Deine Verhältniſſe, darauf daß ſie, wo nicht durch Dich geehrt werden, doch wenigſtens nicht Schande vor der Welt wegen ihrer Zuneigung zu Dir auf ſich laden wollen! Wenn Dieſe nun, ſobald ein Ungewitter ſich über Deinem Haupte zuſammenzieht, einen kleinen Schritt zurücktreten, oder wenigſtens ihre Liebe und Verehrung in eine Art von Protection und Rathgebersrolle verwandelt — nun! ſo ſey billig! Schiebe die Schuld auf das ängſtliche Temperament der mehrſten Leute, auf ihre Abhängigkeit von äuſſern Umſtänden, auf die Nothwendigkeit heut zu Tage **durch Gunſt** ſein Glück zu machen, um bey den wahrhaftig theuren Zeiten fortzukommen! Wie wenig Menſchen würden übrig bleiben, mit denen

Du Hand in Hand auf dieſer Erde durch Dick und Dünn wandeln könnteſt, wenn Du es ſo genau nehmen wollteſt! Zuweilen iſt auch der Fall da, daß würklich unſre Freunde (wenn wir uns durch kleine oder große Unvorſichtigkeiten unſer Schickſal ſelbſt zugezogen haben) ſich die Rechtfertigung ſchuldig ſind, öffentlich zu zeigen, daß ſie nicht in unſre Thorheiten verwikkelt waren. Oft werden ſie durch unſre widrige Lage grade ſo geſtimmt, als ſie immer hätten geſtimmt ſeyn ſollen, das heiſſt: ſie hören auf uns ſo zu ſchmeicheln, wie ſie es vorher aus Furcht uns zu verliehren thaten, ſo lange wir von jedermann aufgeſucht wurden, und unſre Freunde wählen konnten. Ich habe in einigen blendenden Situationen meines Lebens einen Haufen von Leuten ſich mir aufdringen geſehn, die mir ohne Unterlaß Weyrauch ſtreueten, jeden meiner witzigen Einfälle mit lauter Bewunderung auffiengen, ſchmeichelhafte Verſe auf mich machten, meine Worte als Orakelſprüche ausſchrien, und meinen Ruf im Poſaunenton erhoben. Ich kannte das Menſchengeſchlecht genug, um nicht alles das für baare Münze anzunehmen, ſondern ſeſt überzeugt zu ſeyn, daß, wenn ich einſt in eine weniger angenehme Lage kommen, und ſie Meiner nicht mehr bedürfen, ſie mir ganz anders begegnen würden. Ich irrte nicht, aber deswegen waren Dieſe doch nicht insgeſammt Schurken und Heuchler. Viele von ihnen, es iſt wahr, lernte ich als Solche kennen; ſie erlaubten ſich die ärgſten Niederträchtigkeiten gegen mich; Es befremdete mich nicht; ich verachtete ſie; aber Manche waren vorher nur von dem Strohme mit fortgeriſſen worden. Die Stimme meiner Feinde erweckte ſie nun; ſie ſtutzten, betrachteten mich mit forſchendem Auge, und ſahen meine Fehler; ſie warfen mir dieſe Fehler durch Worte oder einige Kälte in ihrem Betragen, vielleicht ein wenig zu unſanft vor, gaben mir dadurch Gelegenheit, ſelbſt aufmerkſam auf dieſelben zu werden, an mir zu arbeiten, und wahrlich! Dieſe ſind mir nützlichere, ächtere Freunde geweſen, als manche Andre, die nicht aufhörten, mich in meiner Eitelkeit und Selbſtgenügſamkeit zu beſtärken.

8.

Kein Grundſatz ſcheint mir unfeiner, und eines gefühlvollen Herzens unwürdiger, als der: „daß es ein Troſt ſey, Gefährten oder „Mitleidende im Unglücke zu haben.“ Iſt es nicht genug, ſelbſt leiden, und dabey überzeugt ſeyn zu müſſen, daß in der Welt noch viel eben ſo redlich gute Menſchen, wie wir ſind, nicht weniger Elend zu tragen haben? Sollen wir noch die Summe dieſer Unglücklichen muthwilligerweiſe dadurch vermehren, daß wir Andre zwingen, auch unſre Laſt mitzutragen, die dadurch um nichts leichter wird? Denn man ſage doch nicht, daß es Erleichterung ſey, ſich von ſeinem Schmerze zu unterhalten! Nur für einige alte Weiber, nicht aber für einen verſtändigen Mann, kann Geſchwätzigkeit von der Art Wohlthat werden. Ich habe im zweyten Abſchnitte des erſten Capitels im Allgemeinen davon geredet: ob es gut ſey, Andern ſeine Widerwärtigkeiten zu klagen. Damals ſagte ich zu Beantwortung dieſer Frage nur das, was Weltklugheit und Vorſichtigkeit lehren; Im Umgange mit Freunden hingegen, wovon hier die Rede iſt, muß uns auch Feinheit des Gefühls vorſchreiben, unſre unangenehme Lage vor dem mitempfindenden, zärtlich theilnehmenden Freunde ſo viel möglich zu verbergen. Ich ſage: ſo viel möglich, denn es können Fälle kommen, wo die Bedürfniſſe des gepreſſten Herzens, ſich zu entladen, zu groß, oder die liebreichen Anforderungen des Freundes, der den Kummer auf unſrer Stirne lieſt, zu dringend werden, wo länger zu ſchweigen Folter für uns, oder Beleidigung gegen den Vertrauten werden würde. In allen übrigen Fällen laſſet uns der Ruhe unſers Freundes wie unſrer eigenen ſchonen! Das aber verſteht ſich, daß hier nicht von Gelegenheiten die Rede iſt, wo ſein Rath oder ſeine Hülfe uns retten kann — Was wäre Freundſchaft, wenn man da ſchwiege?

9.

Klagt Dir ein Freund ſeine Noth, ſeine Schmerzen; ſo höre ihn mit Theilnehmung an! Halte Dich nicht mit moraliſchen Gemeinſprüchen auf, mit Bemerkungen über das, was anders hätte ſeyn, und was er hätte vermeiden können, da es doch einmal nicht anders

ders iſt! Hilf, wenn Du es vermagſt! tröſte und verwende alles, was ihm Linderung geben kann; aber verzärtele ihn nicht an Leib und Seele, durch weibiſche Klagen! Erwecke vielmehr ſeinen männlichen Muth, daß er ſich erhebe über die nichtigen Leiden dieſer Welt! Schmeichle ihn nicht mit falſchen Hofnungen, mit Erwartungen eines blinden Ohngefährs; ſondern hilf ihm Wege einſchlagen, die eines weiſen Mannes würdig ſind!

10.

Aus dem Umgange mit Freunden muß alle Verſtellung verbannt ſeyn. Da ſoll alle falſche Schaam, da ſoll aller Zwang, den Convenienz, übertriebene Gefälligkeit und Mistrauen im gemeinen Leben auflegen, wegfallen. Zutrauen und Aufrichtigkeit müſſen unter innigen Freunden herrſchen. Allein man überlege dabey, daß die Entdeckung von Heimlichkeiten, deren Mittheilung gar keinen Nutzen ſtiftet, hingegen durch die kleinſte Unvorſichtigkeit in Bewahrung derſelben Nachtheil bringen kann, kindiſche Geſchwätzigkeit iſt; daß wenig Menſchen unter allen Umſtänden unverbrüchlich ein

Geheimniß zu bewahren vermögen, wenn auch dieſe Menſchen alle übrigen Eigenſchaften haben, die zur Freundſchaft erfordert werden; daß fremde Geheimniſſe nicht unſer Eigenthum ſind, und endlich, daß es auch eigene Geheimniſſe geben kann, die man ohne Schaden, Gefahr und Nachtheil durchaus keinem Menſchen auf der Welt anvertrauen darf!

11.

Jede Art von ſchädlicher Schmeicheley muß im Umgange unter ächten Freunden wegfallen, nicht aber eine gewiſſe Gefälligkeit, die das Leben ſüß macht, Nachgiebigkeit und Geſchwindigkeit in unſchuldigen Dingen. Es giebt Menſchen, deren Zuneigung man augenblicklich verlohren hat, ſobald man aufhört ihnen Weyrauch zu ſtreuen, ſobald man nicht in allen Dingen einerley Meinung mit ihnen iſt, einerley Geſchmack mit ihnen hat. In ihrer Gegenwart darf man den größten Vorzügen anderer Leute ja nicht Gerechtigkeit wiederfahren laſſen. Gewiſſe Saiten kann man gar nicht berühren, ohne ſie aufzubringen. Haben ſie eine Thorheit begangen; ſind ſie blindlings eingenommen vor oder gegen eine Sache, vor oder gegen eine Perſon; werden ſie von Phantaſie oder Leidenſchaft irre geleitet; haben ſie unanſtändige oder ſchädliche Gewohnheiten an ſich; findet man in ihrer Art zu leben und zu wirthſchaften etwas mit Grunde auszuſetzen, und man unterſteht ſich, hierüber etwas zu ſagen; ſo ſchlägt das Feuer aller Orten heraus. Andre werden hiedurch nicht ſowohl beleidigt, als gekränkt. Sie ſind gewöhnt, ſich ſo zu verzärteln, daß ſie die Stimme der Wahrheit gar nicht hören können. Man ſoll nur von ſolchen Dingen mit ihnen reden, die ihren ſanften Seelen-Schlummer befördern. — „Wenn „ich Dich bitten darf;“ ſagen ſie, „ſo laß uns „davon abbrechen! das ſind Gegenſtände, die „ich nicht gern in mein Gedächtniß zurückrufe. „Es iſt nun einmal nicht anders; Ich weiß „wohl, daß ich Unrecht habe, daß ich vielleicht „anders handeln ſollte; aber es würde einen „zu ſchweren Kampf koſten — meine Geſundheit, meine Ruhe, meine ſchwachen Nerven „vertragen es nicht, daß ich ernſtlich darüber „nachſinne.“ — Pfui! ein Menſch von feſtem Character, und der ernſtlich das Gute liebt und ſucht, muß den Muth haben, bey jedem Gegenſtande mit reifer Ueberlegung verweilen zu können. — Alle ſolche weich gekochte Seelen taugen nicht zur Freundſchaft. Man muß das Herz haben, Wahrheit zu ſagen und Wahrheit anzuhören, auch dann, wenn dieſe Wahrheit hart iſt, und unſer Innerſtes erſchüttert. Der Freybrief eines Freundes, dem andern die Wahrheit nicht zu verhehlen, berechtigt ihn aber nicht, dies mit Grobheit, mit Ungeſtüm, mit Zudringlichkeit zu thun, ihn durch lange Predigten zu ermüden und zu erbittern, oder mit ängſtlichen Beſorgniſſen zu erfüllen, wenn, ſeinem Temperamente oder den Umſtänden nach, gar kein Nuzzen davon zu erwarten ſteht.

12.

Ich habe vorhin geſagt, daß alles, was die Gleichheit unter Freunden aufhebt, der Freundſchaft ſchädlich ſey; Da nun das Verhältniß zwiſchen einem Wolthäter und Dem, welcher Wohlthaten empfängt, am wenigſten mit Gleichheit beſtehen kann; ſo ſcheint es der Zartheit der Gefühle angemeſſen, zu verhindern, daß durch ein zu großes Gewicht von Wohlthaten auf Einer Seite ein Freund dem andern gleichſam unterwürfig werde. Verbindlichkeiten von der Art ſind der Freyheit, der uneingeſchränkten Wahl entgegen, auf welcher die Freundſchaft beruhn ſoll. Sie bringen etwas in dies Bündniß hinein, das nicht hinein gehört, nemlich die Dankbarkeit, welche nicht freywillig, ſondern Pflicht iſt. Man hat ſelten den Muth, ſo kühn und offenherzig mit dem Wohlthäter zu reden, als mit dem Freunde. Dazu kömmt, daß wenn ich einen Freund um eine Gefälligkeit bitte, er aus Delicateſſe mir nicht gern abſchlägt, was er vielleicht einem Fremden abſchlagen würde. Alſo ſey man äuſſerſt eckel in Erheiſchung und Annahme von Freundſchafts-Dienſten! Man ſuche lieber in Fällen, wo irgend eine ſolche Bedenklichkeit Statt finden mögte, Hülfe bey Fremden, beſonders in Geldſachen! Doch giebt es Fälle, in denen man ohne Scheu ſich an Freunde wenden muß, nemlich, wenn die Freundſchafts-Dienſte, deren wir bedürfen, von der Art ſind, daß der Freund ſie uns ohne Ungemächlichkeit erweiſen, oder ohne uns in Verlegenheit zu ſetzen, und uns im Mindeſten zu beleidigen, verweigern kann; wenn wir in den Umſtänden ſind, ihnen gelegentlich wieder gleiche Gefälligkeiten zu erweiſen; wenn niemand ſo gut als er von der Lage der Sache, von der Sicherheit, mit welcher er unſre Bitte zu gewähren vermag, überzeugt iſt, oder wenn unſer ganzes Glück auf Verſchweigung einer Sache beruht; wenn wir uns keinem Andern ſicher, ohne Gefahr und Schaden anvertraun, von keinem Andern Hülfe erwarten dürfen, und wenn wir dann gewiß wiſſen, daß unſer Freund dabey nichts verliehren, keiner Gefahr ausgeſetzt ſeyn kann. In allen dieſen und ähnlichen Fällen würden wir gegen das Zutrauen ſündigen, ſo wir ihm ſchuldig ſind, wenn wir ihm unſre Verlegenheit verſchwiegen.

13.

Etwas von dem, was ich über das Verhältniß unter Eheleuten geſagt habe, findet auch bey Freunden Statt, nemlich, daß man ſich hüten muß, einander überdrüſſig zu werden, oder durch zu öftern, zu vertraulichen Umgang widrige Eindrücke zu veranlaſſen. Zu dieſem Endzwecke wähle man die nemlichen Mittel, die ich bey jener Gelegenheit vorgeſchlagen habe! Man ſehe ſich nicht ſo übermäſſig oft, daß die Geſellſchaft unſres Freundes aufhört Wohlthat, daß ſie anfängt etwas Alltägliches für uns zu werden, daß wir zu genaue Bekanntſchaft mit den kleinen Fehlern des Freundes machen, deren jeder Menſch mehr oder weniger hat, die auch nicht ſo ſehr auffallen, wenn man nicht immer mit einander lebt, die aber bey manchen Stimmungen und Launen auf die Länge von nachtheiliger Würkung ſeyn können! Dieſe Vorſicht iſt noch nöthiger in der Freundſchaft, als in der Ehe, da in jener nicht, wie in dieſer, andre Rückſichten und der Gedanke, daß man nun einmal auf die ganze Lebenszeit mit einander zu Freude und Leid, zu gemeinſchaftlicher Ertragung, und um Ein Leib und Eine Seele zu ſeyn, vereint iſt; da, ſage ich, dieſer Gedanke und manches andre Band der Liebe, in der Freundſchaft wegfällt, folglich die Beſtändigkeit derſelben von feiner Schonung abhängt. Es iſt wahr, daß jene unangenehmen Eindrücke bey edeln und verſtändigen Menſchen nicht von Dauer ſind, und daß es nur eines Zwiſchenraums von wenig Tagen bedarf, um uns wieder die Augen zu öfnen, über den Werth und Vorzug unſers Freundes vor andern mittelmäßigen Leuten, mit denen wir indeß gelebt haben; allein beſſer iſt es doch, wenn dergleichen Empfindungen gar nicht in unſer Herz kommen, und das kann man ja ändern. Man verbanne daher auch aus dem Umgange mit Freunden jene pöbelhafte Vertraulichkeit, jenen Mangel an Höflichkeit und jene Nachläſſigkeit im Aeuſſern, wovon ich im vierten Capittel, beſonders in deſſen vierten Abſchnitte geredet habe, und lege endlich auch dem Freunde keine Art von Zwang auf, verlange nicht, daß er ſich nach unſern Launen, nach unſerm Geſchmacke richten, noch daß er den Umgang ſolcher Leute, gegen welche wir eingenommen ſind, fliehen ſolle!

Eben ſo wichtig aber iſt es auch, ſich den Umgang mit geliebten Perſonen nicht ſo ſehr zum Bedürfniſſe zu machen, daß man ohne ſie durchaus nicht leben zu können glaubt. Wir ſind auf dieſer Welt nicht Herrn über unſer Schickſal. Man muß ſich gewöhnen, Trennungen durch Tod, Entfernung und andre Umſtände

ſtände zu ertragen, und wenn man ein Gut beſizt, ſich mit dem Gedanken gemein machen, daß man dies Gut auch verliehren könne. Ein weiſer Mann bauet nicht ſeine ganze Exiſtenz auf das Daſeyn eines andern Weſens.

14.

Bleibe aber immer, auch in der Entfernung, ein warmer Freund Deiner Freunde! ſonſt ſcheint es, als habeſt Du aus Eigennutz, um den Genuß ihrer Unterhaltung zu ſchmecken, Dich an ſie geſchloſſen. Sey nicht ſo nachläſſig im Briefwechſel mit ihnen, als wohl manche Menſchen es ſind! Wie leicht iſt nicht ein Zettelchen beſchrieben! Wer hat ſo viel Geſchäfte, daß ihm nicht täglich wenigſtens eine Viertelſtunde frey bleibe? Wie erfreulich für einen entfernten Freund, und wie wohlthuend für uns ſelbſt können aber nicht oft ein Paar zärtliche, tröſtliche Zeilen ſeyn! Ich laſſe auch die Entſchuldigung nicht gelten, daß man zuweilen lange Zeit hindurch gar nicht geſtimmt ſey, ſeine Gedanken in Ordnung auf das Papier zu bringen. Briefe an den Vertraueten unſers Herzens ſind keine redneriſche Ausarbeitungen, jedes Wort wird ihm willkommen ſeyn, das Abdruck

druck deſſen iſt, was in unſrer Seele vorgeht, und auf dieſe Weiſe wird uns ja die Trennung von geliebten Perſonen erträglich.

15.

Man ſieht zuweilen Menſchen eben ſo eiferſüchtig in der Freundſchaft, wie in der Liebe ſeyn. Das zeugt mehr von einer neidiſchen als von einer zärtlichen Gemüthsart. Freuen ſoll es uns, wenn auch andre Leute den Werth Deſſen zu ſchätzen wiſſen, der uns theuer iſt; Freuen ſoll es uns, wenn unſer Liebling noch auſſer uns gute Seelen findet, denen er ſich mittheilen, in deren Gemeinſchaft er reine Wonne ſchmecken kann. Er wird darum nicht blind gegen unſre Vorzüge, nicht undankbar gegen uns werden — und würden wir denn dadurch mehr innern Werth bekommen, wenn wir ihm die Augen über die Vortrefflichkeiten Andrer zuhielten?

16.

Alles, was Deinem Freunde angehört, ſein Vermögen, ſein bürgerliches Glück, ſeine Geſundheit, ſein Ruf, die Ehre ſeines Weibes, die Unſchuld und Bildung ſeiner Kinder

— das alles ſey Dir heilig, ſey ein Gegenſtand Deiner Sorgfalt und Deiner Schonung! Auch Deine heftigſte Leidenſchaft, Deine unmäßigſte Begierde müſſe dieſe Unverletzlichkeit reſpectiren!

17.

Gaben, Anlagen und die Art, ſeine Empfindungen an den Tag zu legen, ſind bey den Menſchen verſchieden. Nicht immer iſt Derjenige der Gefühlvollſte, welcher am mehrſten von inneren Regungen und Empfindungen ſchwätzt, nicht immer Derjenige der treueſte und beharrlichſte Freund, der mit dem heftigſten Feuer uns an ſeine Bruſt drückt, der mit der größten Hitze hinter unſerm Rücken ſich Unſrer annimmt. Alles Ueberſpannte taugt nicht, dauert nicht; Ruhige, ſtille Hochachtung iſt mehr werth, als Anbethung, Verehrung, Entzückung. Man verlange daher nicht von Jedem den nemlichen Grad von äuſſern Freundſchaftsbezeugungen, ſondern beurtheile ſeine Freunde nach der fortgeſetzten, immer gleichen Zuneigung und treuen Ergebenheit, welche ſie uns in der That, ohne Uebertreibung und ohne Schmeicheley beweiſen! Leider aber claſſificiert unſre Eitelkeit mehrentheils den Werth der Menſchen nach dem Grade der Huldigung, welche ſie uns leiſten, und die mehrſten Leute ſuchen ſolche Freunde um ſich her zu verſammeln, an deren Seite ſie in doppelt vortheilhaftem Lichte erſcheinen, und denen ihre Worte Orakelſprüche ſind.

18.

Werbe nicht ängſtlich um Freunde! Mache nicht Jagd auf jeden guten Mann, daß er Dir beſonders zugethan werden ſoll! Jede Art von Andringlichkeit, wäre ſie auch noch ſo gut gemeint. pflegt in dieſer Welt Verdacht zu erwecken, und wer in der Stille auf dem Pfade fortwandelt, den Redlichkeit und Klugheit bezeichnen, und dabey ein wohlwollendes, zur Mittheilung geſtimmtes Herz in ſeinem Buſen trägt; der bleibt nicht ohnbemerkt, nicht unaufgeſucht; Er findet planlos ein Paar Edle, die ihm die Hand zum brüderlichen Bunde reichen.

19.

Es giebt aber Menſchen, die gar keinen vertrauten Freund, ſondern nur Bekannte haben;

ben; entweder weil ihnen der Sinn für dies Seelen-Bedürfniß fehlt, oder weil ſie keinem lebendigen Weſen trauen, oder weil ihre Gemüthsart kalt, unverträglich, verſchloſſen, eitel, oder zänkiſch iſt. Andre ſind aller Welt Freunde; Sie werfen ihr Herz jedermann vor die Füße, und deswegen bückt ſich keiner, greift niemand darnach, es aufzunehmen — Laſſet uns zu keiner von beyden Claſſen gehören!

20.

Auch unter den vertrauteſten Freunden können Irrungen entſtehn, Misverſtändniſſe eintreten. Wenn man darüber Zeit verſtreichen läſſt, oder zugiebt, daß ſich dienſtfertige Leute hineinmiſchen; ſo erwächſt daraus nicht ſelten eine dauerhafte Feindſchaft, ja! eine Feindſchaft, die mehrentheils um ſo heftiger wird, je zärtlicher, je vertraueter die Verbindung geweſen, und je ärger man ſich alſo hintergangen glaubt. Es iſt wahrlich ein trauriger Anblick, auf dieſe Weiſe zuweilen die edelſten Seelen gegen einander empört zu ſehn. Dringend rathe ich daher, bey dem erſten Schatten von Unzufriedenheit über irgend ein Betragen des Freundes, nicht zu ſäumen, ohne Zuthun eines Dritten auf Erläuterung zu dringen. Da pflegt alles ſehr bald verglichen zu werden, vorausgeſetzt, daß kein böſer Willen obwaltet, wie man es denn bey gutgeſinnten, wohlwollenden Freunden vorausſetzen muß.

21.

Wie aber, wenn uns nun Freunde täuſchen, wenn wir nach einiger Zeit wahrnehmen, daß unſer gutes Herz uns irre geleitet, uns an Menſchen gekettet hat, die Unſrer nicht werth ſind? — Meine Leſer! ich kann es nicht oft genug wiederholen, daß wir mehrentheils ſelbſt daran Schuld ſind, wenn wir bey näherem Umgange die Menſchen anders finden, als wir ſie uns Anfangs gedacht haben. Partheyiſche Gefühle; Sympathie; Aehnlichkeit des Geſchmacks, der Neigung; feine Schmeicheley; Seelen-Drang in Augenblicken, wo jeder uns ein Wohlthäter ſcheint, der nur einige Theilnahme an unſerm Schickſale zeigt — Dieſe und andre dergleichen Eindrücke laſſen uns von den Menſchen, Denen wir unſer Herz ſchenken, ſolche Ideale faſſen, die nachher ohnmöglich wahrgemacht werden können. Wir denken ſie uns engelrein, und ſind nachher viel unduldſamer gegen dieſe unſre Lieblinge, als gegen fremde Leute, ſobald wir menſchliche Schwachheiten an ihnen gewahr werden, indem wir daraus eine Ehrenſache für unſre Klugheit machen. Spannet Eure Erwartung, Eure Meynung von Euren Freunden nicht zu hoch! ſo wird Euch ein menſchlicher Fehltritt, den ſie in Augenblicken der Verſuchung begehen, nicht befremden, nicht ärgern. Habet Nachſicht! Ihr bedürfſt deren vielleicht ſelbſt bey andern Gelegenheiten. Richtet nicht, damit auch Ihr nicht gerichtet werdet! — Und was für Recht haſt Du denn auch über die Moralität Deines Freundes? Was iſt er Dir anders ſchuldig, als Treue, Liebe und Dienſtfertigkeit? Wer hat Dich zum Sittenrichter über ihn beſtellt? — Suche einen vollkommnen Mann auf dieſer Erde! und Du kannſt hundert Jahre alt werden, und noch immer vergebens umherrennen.

Vor allen Dingen aber ſoll man ſich hüten, jedem elenden Geſchwätze, womit böſe oder ſchwache Menſchen zum Nachtheile unſrer

Freunde unſre Ohren erfüllen, Glauben beyzumeſſen. Leute, die heute mit einem Manne, den ſie bis in den Himmel erheben, ihren letzten Biſſen theilen würden, und morgen, wenn irgend ein altes Weib ihnen ein ärgerliches Märchen aufgehenkt hat, den Nemlichen zu dem verächtlichſten Betrüger herabwürdigen; Leute, die einen vieljährigen, geprüften Freund, auf Angabe des niederträchtigen, unwürdigen Pöbels, einer ihm ſchuld gegebenen Schandthat fähig halten können — wäre auch alle Wahrſcheinlichkeit auf Seiten der Verläumder! — ſolche wankelmüthige, elende Lumpenſeelen verdienen nur Verachtung, und der Verluſt ihrer Freundſchaft iſt baarer Gewinnſt. Der Anſchein iſt oft ſehr trüglich; Man kann Veranlaſſungen haben, es können Nothwendigkeiten eintreten, die es uns ohnmöglich machen, gewiſſe zweydeutig ſcheinende Schritte zu erläutern; aber, daß ein bewährter, edler Mann keine ſchlechte Handlung begangen habe, davon bedarf es gar weiter keines Beweiſes, als deſſen, daß ein edler Mann nie keine ſchlechte Handlung begeht.

22.

Wenn denn nun aber würklich unſer Freund ſich ſo moraliſch verſchlimmert, oder unſer leichtgläubiges Herz ſich in einem ſolchen Grade in ſeinem Zutrauen zu ihm betrogen, daß er unſre Vertraulichkeit gemißbraucht, uns mit Undank belohnt hätte — Nun! ſo hört er auf unſer Freund zu ſeyn; Ich meine aber, er behält doch nicht mehr und nicht weniger Rechte auf unſre Duldung, als jeder andre, uns fremde Menſch. Ich halte es für eine falſche Delicateſſe, an welcher mehrentheils die Eitelkeit, indem wir uns ungern wollen geirrt haben, ihren Theil hat, wenn man glaubt, man müſſe nun von einem ſolchen Verräther immer mit großer Schonung reden, weil er einſt unſer Freund geweſen. Das Einzige, was uns bewegen kann, Seiner zu ſchonen, iſt der Gedanke, daß überhaupt das menſchliche Herz ein ſchwaches Ding iſt, und daß man leicht zu weit in ſeinem Widerwillen geht, wenn eine Art von Rache ſich in unſer Urtheil miſcht. Von der andern Seite aber macht der Umſtand, daß der Mann uns betrogen, ſein Verbrechen nicht um ein Haar breit größer, berechtigt uns nicht, ärger gegen ihn zu Felde zu ziehn, als gegen jeden andern Schelm, der andre Menſchen und überhaupt die Tugend betrügt.

* * *

Eilf-

Eilftes Capittel.

Ueber die Verhältniſſe unter Wohlthätern und Denen, welche Wohlthaten empfangen, wie auch unter Lehrern und Schülern, Gläubigern und Schuldnern.

1.

Die Dankbarkeit iſt eine der heiligſten Tugenden; Wer Dir Gutes gethan hat, den ehre! Danke ihm nicht nur mit Worten, die ihm die Wärme Deiner Erkenntlichkeit zeigen; ſondern ſuche auch jede Gelegenheit auf, wo Du ihm wieder dienen und nützlich werden kannſt! Fehlt Dir aber dazu die Veranlaſſung; ſo entfalte ihm wenigſtens durch ein unterſcheidend liebreiches äuſſeres Betragen Dein dankbares Herz! Miß dieſes Betragen nicht pünktlich nach der Größe der Wohlthat ab, die Du empfangen, ſondern nach dem Grade des guten Willens, den Dein Wohlthäter Dir gezeigt hat! Höre auch dann nicht auf dankbar gegen ihn zu ſeyn, wenn Du ſeiner nicht mehr bedarfſt, oder wenn Unglücksfälle ihn von ſeiner Höhe herabgeſtürzt, ihn ſeines äuſſern Glanzes beraubt haben.

2.

Nie aber laſſe Dich zu niederträchtiger Schmeicheley herab, um entweder Wohlthaten zu erſchleichen, oder, für den empfangenen Schutz, auf unedle Weiſe Dich zum Sclaven eines ſchlechten Mannes zu machen! Wo Pflicht und Rechtſchaffenheit es fordern, da müſſe Dein Mund nie zum Unrechte ſchweigen, und keine Art von Beſtechung die Stimme der Wahrheit zum Schweigen bringen! Du bezahlſt reichlich die Wohlthat, wenn Du dafür die Pflichten eines ächten Freundes erfüllſt und, ſelbſt mit Gefahr den Schutz zu verliehren und für undankbar gehalten zu werden, dem Wohlthäter ſagſt, was ihm nöthig und heilſam iſt zu hören.

3.

Es iſt eine unangenehme Lage, wenn wir jemand, dem wir viel Verbindlichkeit ſchuldig ſind, nachher von einer ſchlechten Seite kennen lernen. Dieſem weicht man nun freylich aus, wenn man das befolgt, was ich im achten Abſchnitte des erſten Capittels geſagt habe, nemlich, daß man ſo wenig als möglich Wohlthaten annehmen ſolle. Allein nicht immer läſſt ſich das ändern, und wenn wir denn würklich in die Verlegenheit kommen, einem ſchlechten Menſchen auf dieſe Art verpflichtet zu werden; ſo rathe ich an, ihn wenigſtens mit ſo viel Schonung zu behandeln, als mit Redlichkeit und weiſer Wahrheitsliebe beſtehn kann, und zu ſchweigen über ihn, doch nur in ſo fern Schweigen nicht Verbrechen iſt, denn in dieſem letztern Falle muß alle Rückſicht aufhören.

4.

Die Art, wie man Wohlthaten erzeigt, iſt oft mehr wehrt, als die Handlung ſelbſt. Man kann durch dieſelbe den Preis jeder Gabe erhöhn, ſo wie von der andern Seite ihr alles Verdienſt rauben. Wenig Menſchen verſtehen dieſe Kunſt; Es iſt aber wichtig, ſie zu ſtudieren; auf edle Weiſe Gutes zu thun; die Delicateſſe Deſſen zu ſchonen, dem wir es erzeigen; keine ſchwere Laſt von Verbindlichkeit aufzulegen; erwieſene Wohlthaten weder auf feine, noch auf grobe Art vorzuwerfen; dem beſchämenden Danke auszuweichen; nicht Dank zu erbetteln, und dennoch dem dankbaren Herzen nicht die Gelegenheit zu rauben, ſich ſeiner Pflicht zu entledigen. Gieb gern! Es iſt ſeliger Genuß, es iſt Wohlthat, geben, zur Freude Andrer etwas beytragen zu dürfen. Gieb alſo gern, aber verſchwende nicht Deine Wohlthaten! Sey dienſtfertig, bereitwillig; aber dringe niemand Deine Dienſte auf! Calculiere nicht, ob es erkannt und belohnt werden wird! Brauche doppelte Schonung im Umgange mit Denen, welchen Du Gutes erwieſen, aus Furcht, ſie mögten argwöhnen, Du wollteſt Dich für Deine Mühe bezahlt machen, ſie Dein Uebergewicht fühlen laſſen, Dir größere Freyheit gegen ſie erlauben, weil ſie aus Dankbarkeit ſchweigen müſſen! Weiſe nicht die Bittenden von Deiner Thür zurück! Wenn Dich jemand um Rath, Hülfe, Wohlthat anſpricht; ſo höre ihm freundlich, theilnehmend und aufmerkſam zu! Laß ihn ausreden, Dir ſeine Sache deutlich vorſtellen, ohne ihm in die Rede zu fallen! Und kannſt Du ihm nicht willfahren; ſo ſage grade heraus, ohne beleidigende Ausdrücke, den Grund, warum Du es nicht kannſt! Enthalte Dich aller falſchen Ausflüchte, aller leeren Vertröſtungen!

5.

Keine Wohlthat iſt größer, als die des Unterrichts und der Bildung. Wer jemals etwas dazu beygetragen hat, uns zu weiſern, beſſern und glücklichern Menſchen zu machen, der müſſe unſers wärmſten Danks lebenslang gewiß ſeyn können! Hat er dabey nicht alles geleiſtet, was wir itzt, bey reifern Jahren, bey weitern Fortſchritten in der Cultur, von einem Lehrer und Hofmeiſter fordern würden; ſo ſollen wir doch nicht unerkenntlich gegen das Wenige ſeyn, ſo wir von ihm empfangen haben.

Ueberhaupt verdienen ja Diejenigen wohl mit vorzüglicher Achtung behandelt zu werden, die ſich redlich dem wichtigen Erziehungs-Geſchäfte widmen. Es iſt wahrlich eine höchſt ſchwere Arbeit, Menſchen zu bilden, eine Arbeit, die ſich nie mit Gelde bezahlen läßt. Der geringſte Dorf-Schulmeiſter, wenn er ſeine Pflichten treulich erfüllt, iſt eine wichtigere und nützlichere Perſon im Staate, als der Finanz-Miniſter, und da ſein Gehalt gewöhnlich ſparſam genug abgemeſſen iſt; was kann da billiger ſeyn, als daß man dieſem Manne wenigſtens durch einige Ehrenbezeugung das Leben ſüß und das Joch erträglich zu machen ſuche? Schämen ſollten ſich die Menſchen, die den Erzieher ihrer Kinder als eine Art von Dienſtbothen behandeln! Mögten ſie nur bedenken (wenn ſie auch nicht fühlen können, wie unedel dies Betragen an ſich ſchon iſt) welchen nachtheiligen Einfluß dies auf die Bildung der Jugend hat! Es kann mir durch die Seele gehn, wenn ich den Hofmeiſter in manchem adelichen Hauſe demüthig und ſtumm an der Tafel ſeiner gnädigen Herrſchaft ſitzen ſehe, wo er es nicht wagt, ſich in irgend ein Geſpräch zu miſchen, ſich auf irgend eine Weiſe der übrigen Geſellſchaft gleichzuſtellen, wenn ſogar den ihm untergebenen Kindern von Eltern, Fremden und Bedienten der Rang vor ihm gegeben wird, vor ihm, der, wenn er ſeinen Platz ganz erfüllt, als der wichtigſte Wohlthäter der Familie angeſehn werden ſollte — Es iſt wahr, daß es unter den Männern dieſer Art hie und da Solche giebt, die eine ſo traurige Figur auſſer ihrer Studierſtube ſpielen, daß man nicht wohl auf einen beſſern Fuß mit ihnen umgehn kann; allein das widerlegt nicht dasjenige, ſo ich von der Achtung geſagt habe, die man dieſem Stande ſchuldig iſt — Wehe den Eltern, die ihre Kinder ſolchen ſelbſt nicht erzogenen Miethlingen anvertrauen! —

Haſt Du aber einen edeln Freund gefunden, der ſich der Erziehung Deines Sohnes annimmt; ſo iſt es auch nicht genug, daß Du ihm ausgezeichnet freundlich, ehrenvoll und dankbar begegneſt; Du muſſt ihm auch freye Macht laſſen, ohne Widerſpruch ſeinen Erziehungsplan durchzuſetzen; und von dem Augenblicke an, da Du Dein Kind in ſeine Hände lieferſt, haſt Du den wichtigſten Theil Deiner väterlichen Rechte auf ihn übertragen — Doch dies alles gehört mehr in ein Werk über Erziehung, als das hier der Ort wäre, weitläuftig davon zu handeln. Ich ſchweige daher auch von dem Betragen der Lehrer und Hofmeiſter im Umgange mit ihren Untergebenen, und eile weiter.

6.

6.

Ueber den Umgang mit Schuldnern und Gläubigern habe ich wenig zu ſagen. Man ſey menſchlich, billig und höflich gegen die Erſtern! Man glaube nicht, daß jemand, der uns Geld ſchuldig iſt, deswegen unſer Sclave geworden ſey, daß er ſich alle Arten Demüthigungen von uns müſſe gefallen laſſen, daß er uns nichts abſchlagen dürfe, noch überhaupt, daß der elende Bettel, der Mammon, einen Menſchen berechtigen könne, ſein Haupt über den Andern empor zu heben! Seine Gläubiger bezahle man pünktlich, und halte ſein Wort treulich! Man verwechſele nicht den ehrlichen Mann, der von billigen Zinſen leben muß, mit dem jüdiſchen Wucherer! ſo wird man immer Credit haben, und, wenn man ſich in Verlegenheit befindet, billige Menſchen antreffen, die uns, ohne ihren Schaden, aus der Noth helfen.

Ende des erſten Theils.

Ueber
den

Umgang mit Menſchen.

Von
A. Freyherrn von Knigge.

Zweyter Theil.

Mit Churfürſtl. Sächſiſchem Privilegio.

Hannover,
in der Schmidtſchen Buchhandlung.
1788.

Zweyter Theil.

Inhalt des zweyten Theils.

Erſtes Capittel. Ueber den Umgang mit den Großen der Erde, mit Fürſten, Vornehmen und Reichen.

1) Character der mehrſten Großen und Reichen. 2) Unterſchied im Umgange mit ihnen, je nachdem man von ihnen abhängt, Ihrer bedarf, oder nicht. 3) Man ſoll ſich den Vornehmern und Reichern auf keine Weiſe aufdringen. 4) Man muß ſich nicht das Anſehn geben, als gehörte man zu der Claſſe der Vornehmern, oder lebte mit ihnen in der engſten Vertraulichkeit; noch ihre Gewohnheiten, oder gar ihre Fehler ſich eigen machen. 5) Man baue nicht auf alle freundliche Blicke der Großen, und laſſe ſich dadurch nie bewegen, ſich mit ihnen

gemein zu machen! 6) Grenzen der Gefälligkeit gegen ſolche Großen, in deren Händen unſer bürgerliches Glück iſt. 7) Man ſoll ſich von ihnen zu unedlen und gefährlichen Dienſten nicht misbrauchen, ſich in keine bedenkliche Händel ziehn, noch gewiſſe Dinge vertrauen laſſen. 8) Ueber die Dankbarkeit der Vornehmen und Reichen. Man ſoll ihnen nichts aufopfern, nichts ſchenken, nichts leyhen, von ihnen nichts borgen. 9) Trage nichts dazu bey, ſie und die Ihrigen noch mehr zu verderben, weder durch Schmeicheley, noch auf andre Art! 10) Ueberhaupt ſoll man bey ihnen vorſichtig im Reden ſeyn, und ſich aller Mediſance enthalten, übrigens aber ſie angenehm zu unterhalten ſuchen. 11) Vorſichtigkeits-Regeln in Anſehung ſolcher Vertraulichkeit mit andern Menſchen, woraus Fürſten und Vornehme Verdacht ſchöpfen können. 12) Rede mit den Großen der Erde nicht von Deinen häuslichen Umſtänden! Klage ihnen nicht Dein Leid! Vertraue ihnen nichts! Suche ihnen zu zeigen, daß Du Ihrer nicht bedarfſt! Mache Dich vielmehr ihnen nothwendig! 13) Aber hüte Dich, ſie Dein Uebergewicht fühlen zu laſſen, ſie zu verdunkeln, beſonders Deine Vorgeſetzten! 14) Ueber kleine unſchädliche Gefälligkeiten gegen die Großen. 15) Betragen, wenn Vornehme und Reiche um Rath fragen. 16) Alle dieſe Vorſichtigkeits-Regeln werden doppelt wichtig im Umgange mit vornehmen Dummköpfen. 17) Betragen, wenn man der Liebling eines Erden-Götzen iſt. 18) Aufführung gegen einen geſtürzten Großen. 19) Nicht alle Großen der Erde haben die Fehler ihres Standes. Es giebt edle, gute Menſchen unter ih-

ihnen. 20) Noch etwas über den Umgang der Großen und Reichen unter einander!

Zweytes Capittel. Ueber den Umgang mit Geringern.

1) Der Leſer wird zum Theil auf das verwieſen, was im achten Capittel des erſten Theils geſagt worden. 2) Man ſey höflich gegen Geringere, auch dann, wenn man Ihrer nicht bedarf! Man ehre das Verdienſt auch im niedern Stande, auch in Gegenwart der Großen, und aus reiner Abſicht! 3) Aber dieſe Höflichkeit ſey weder übertrieben, noch beleidigend, noch abgeſchmackt! 4) Man hüte ſich vor grenzenloſer Vertraulichkeit gegen Leute, die keine Erziehung haben! 5) Man ſoll ſich im Wohlſtande nicht rächen, wenn Leute von niederm Stande uns im Unglücke nicht geachtet, ſondern unſern mächtigen Feinden gehuldigt haben. 6) Man ſoll ſie nicht mit leeren Verſprechungen, nicht mit falſchen Hofnungen täuſchen. 7) Man muß auch abſchlagen können. 8) Zu viel Aufklärung taugt nicht für niedre Stände.

Drittes Capittel. Ueber den Umgang mit Hofleuten und ihres Gleichen.

1) Hierher gehören die Bemerkungen über den Umgang mit Leuten, die in der ſo genannten großen Welt leben, überhaupt. Bild der dort herrſchenden Sitten. 2) Wer da kann, der

bleibe fern von Höfen und großen Cirkeln! Und das ſteht öfter in unſrer Gewalt, als man gemeiniglich glaubt. 3) Will oder muß man aber in der großen Welt auf immer oder auf einige Zeit leben, ohne den Ton derſelben annehmen zu können; ſo giebt es doch Mittel, ſich geachtet zu machen. Welche ſind dieſe? 4) Lebt man endlich immer in der großen Welt; ſo ſoll man ſich in derſelben nicht auszeichnen. 5) Wie weit man in Nachahmung der Hofſitten gehn dürfe? 6) Etwas über den heutigen Hofton junger Leute. 7) Verachte nicht alles, was blos conventionellen Werth hat! 8) Der beſſere Mann wird in der großen Welt nicht leicht unangetaſtet bleiben. Betragen dabey. 9) Sey in der großen Welt zuverſichtlich, frey, und mache Dich gelten, doch ohne Unverſchämtheit und Prahlerey! 10) Man meſſe ſein Betragen gegen Hofleute pünctlich nach dem ihrigen gegen uns ab! Ueber Klatſchereyen. 11) Man ſey höflich gegen ſie, mache ſich aber fürchten, ſetze ſich in Anſehn und Würde, und ſage ihnen nach Gelegenheit die Wahrheit! 12) Noch einige Vorſichtigkeits-Regeln über Vertraulichkeit und Offenherzigkeit. 13) Wie viel größere Vorſicht noch Derjenige beobachten müſſe, welcher nicht blos in der großen Welt leben, ſondern auch in derſelben würkſam ſeyn will. 14) Wozu das Leben in der großen Welt nützen könne.

Viertes Capittel. Ueber den Umgang mit Gelehrten und Künſtlern.

1)

1) Was man heut zu Tage unter einem Gelehrten und Künſtler verſteht. 2) Ob man den Gelehrten nach ſeinen Schriften beurtheilen könne, und ob ein Schriftſteller auch im Umgange immer anders reden müſſe, als gewöhnliche Menſchen? Es iſt ſehr zu verzeyhn, wenn ein Mann gern von ſeinem Fache redet. 3) Einige Vorſichts-Regeln im Umgange mit Schriftſtellern. 4) Ueber den Umgang der Gelehrten unter einander. 5) Man ſoll nicht prahlen mit der Freundſchaft der Gelehrten, noch mit den Brocken aus ihren Schriften. 6) Vorſicht im Umgange mit Journaliſten und Anecdoten-Sammlern. 7) Ueber den Umgang mit Dichtern, Muſikern, Dilettanten, und wie ſich ein Künſtler betragen ſolle, der heut zu Tage ſein Glück machen will. 8) Etwas über das Schauſpieler-Leben. Warnung für den Jüngling, der ſein Leben den gefälligen Muſen und dem Umgange mit ihren Prieſtern widmet. 9) Wie man ſich zu betragen habe, wenn man die Direction über Tonkünſtler und Schauſpieler führt. 10) Man ſoll den jungen Künſtler nicht durch Schmeicheley verderben. 11) Glück im Umgange mit dem ächten philoſophiſchen Künſtler, beſchrieben.

Fünftes Capittel. Ueber den Umgang mit Geiſtlichen.

1) Bild eines redlichen Prieſters, im Gegenſatze mit einem ächten Pfaffen. 2) Vorſichtigkeits-Regeln im Umgange mit allen Geiſtli-

lichen, ohne Unterſchied. 3) Betragen in Prälaturen, Klöſtern, Stiftern und gegen Domherrn.

Sechſtes Capittel. Ueber den Umgang mit Leuten von allerley Ständen, im bürgerlichen Leben.

1) Etwas von Aerzten; welche man wählen, und wie man ſich gegen ſie betragen ſolle? 2) Ueber Juriſten, und der Art mit ihnen zu verfahren. 3) Ueber den Soldaten Stand und den Umgang mit Officiers. 4) Ueber Kaufmannſchaft, den Umgang und den Handel mit großen und kleinen Kaufleuten. 5) Etwas über Buchhändler, Nachdrucker und dergleichen. 6) Ueber Sprachmeiſter, Muſicmeiſter und dergleichen. 7) Von dem Umgange mit Künſtlern und Handwerksleuten. 8) Ueber Juden und die Art mit ihnen zu verfahren. 9) Ueber die Art, wie man Bauern und überhaupt Landleute behandeln müſſe.

Siebentes Capittel. Ueber den Umgang mit Leuten von allerley Lebensart und Gewerbe.

1) Mit Aventuriers von der unſchädlichern Art. 2) Mit denen von ſchlimmerer Gattung. 3) Etwas von Spielern; über das Spiel und von dem Betragen bey demſelben. 4) Ueber myſtiſche Betrüger, Geiſterſeher, Goldmacher

und dergleichen, und über die Anhänglichkeit unſers Zeitalters an Myſtic.

Achtes Capittel. Ueber geheime Verbindungen und den Umgang mit ihren Mitgliedern.

1) Ueber Unnützlichkeit und Schädlichkeit geheimer Verbindungen. 2) Vorſichtigkeits-Regeln, in Rückſicht auf dieſelben. 3) Betragen, wenn man ein Mitglied einer ſolchen Verbindung iſt.

Neuntes Capittel. Ueber das Betragen gegen Leute, in allerley beſondern Verhältniſſen und Lagen.

1) Gegen Feinde. 2) Ueber den Umgang mit Leuten, die einander feind ſind. 3) Ueber die Art, Kranke zu behandeln. 4) Ueber das Betragen gegen Arme, Leidende, Verlaſſene, Verirrte und Gefallene. S. 174—200.

Zehntes Capittel. Ueber den Umgang mit Leuten von verſchiedenen Gemüthsarten, Temperamenten und Stimmungen des Geiſtes und Herzens.

1) Ueber die vier Haupt-Temperamente und deren Miſchungen. 2) Ueber herrſchſüchtige Leute. 3) Ueber Ehrgeizige. 4) Eitle. 5) Hochmüthige, im Gegenſatze von Stolzen. 6) Ueber ſehr empfindliche Leute. 7) Ueber den Umgang mit Eigenſinnigen. 8) Mit Zankſüchtigen, Stänkern, und Solchen, die Paradoxie lieben. 9) Mit Jähzornigen. 10) Mit Rachgierigen. 11) Mit faulen und phlegmatiſchen Leuten. 12) Mit mistrauiſchen, argwöhniſchen, mürriſchen und verſchloſſenen Leuten. 13) Mit neidiſchen, hämiſchen, ſchadenfrohen, misgünſtigen und eiferſüchtigen. 14) Ueber den Geiz. 15) Ueber das Betragen gegen Undankbare. 16) Gegen ränkevolle Leute und Lügner. 17) Gegen Windbeutel. 18) Gegen Unverſchämte, Müſſiggänger, Schmarotzer, Schmeichler und zudringliche Leute. 19) Gegen Schurken. 20) Gegen zu beſcheidene, zu furchtſame Menſchen. 21) Gegen Unvorſichtige und Plauderhafte, Vorwitzige und Neugierige, Zerſtreuete und Vergeſſene. 22) Gegen Wunderliche und Sonderlinge. 23) Ueber den Umgang mit dummen, ſchwachen, übertrieben gutherzigen, leichtgläubigen und ſolchen Menſchen, die gewiſſe Liebhabereyen und Steckenpferde haben. 24) Mit muntern und ſatyriſchen Leuten. 25) Mit Trunkenbolden, groben Wollüſtlingen und andern laſterhaften Leuten. 26) Mit Enthuſiaſten, Ueberſpannten, Romanhaften, Kraft-Genies und excentriſchen Leuten. 27) Etwas von Andächtlern, Frömmlern, Heuchlern und abergläubiſchen Leuten. 28) Von Deiſten, Freygeiſtern und Religions-Spöttern. 29) Ueber die Art, wie man Schwermüthige, Tolle

und Raſende behandeln müſſe. Geſchichte zweyer Wahnſinnigen.

Eilftes Capittel. Ueber das Betragen bey verſchiedenen Vorfällen im menſchlichen Leben.

1) In eigenen und fremden Gefahren. 2) Auf Reiſen. Einige Regeln, um bequem, angenehm, wohlfeil und nützlich zu reiſen. 3) Ueber das Betragen in Geſellſchaft betrunkener Leute.

Zwölftes Capittel. Ueber die Art mit Thieren umzugehn.

1) Ob dieſer Gegenſtand hierher gehöre? 2) Ueber Grauſamkeit gegen Thiere. 3) Ueber abgeſchmackte Empfindeleyen, in Rückſicht auf Behandlung der Thiere. 4) Ueber das Vergnügen an eingeſperrten Thieren. 5) Ueber abgerichtete Thiere. 6) Ueber die Thorheit derer Leute, die mit Thieren, wie mit Menſchen umgehen.

Dreyzehntes Capittel. Ueber den Umgang mit ſich ſelbſt.

1) Es iſt nützlich und intereſſant, über den Umgang mit andern Menſchen, ſeine eigene Geſell-

ſellſchaft nicht zu vernachläſſigen. 2) Es kommen Augenblicke, wo wir uns ſelbſt am nöthigſten ſind. 3) Gehe eben ſo vorſichtig, fein, redlich und gerecht mit Dir ſelber um, als mit Andern! 4) Sorge für Deine Geſundheit, aber verzärtele Dich nicht! 5) Reſpectire Dich ſelbſt, und habe Zuverſicht zu Dir ſelber! 6) Verzweifle nicht bey dem Bewuſſtſeyn mangelnder Vollkommenheiten, bey den Schwierigkeiten, ein großer Mann zu werden! 7) Sey Dir ein angenehmer Geſellſchafter! 8) Aber ſey Dir auch kein Schmeichler, ſondern ein aufrichtiger und gerechter Freund! Sey eben ſo ſtrenge gegen Dich, als Du gegen Andre biſt! 9) Wie man Abrechnung mit ſeiner Moralität halten ſolle.

Vierzehntes Capittel. Ueber das Verhältniß zwiſchen Schriftſteller und Leſer.

1) Ueber den Schriftſteller-Beruf. Es kann auch einem verſtändigen Manne begegnen, etwas Mittelmäßiges drucken zu laſſen, nie aber etwas, das der Moralität ſchadet, Unſinn verbreitet, und einen Andern vorſetzlich kränkt. 2) Was noch mehr dazu gehöre, um in der Welt als Schriftſteller ſein Glück zu machen. 3) Ueber das Betragen des Leſers gegen den Schriftſteller und über Critic.

Funf-

Funfzehntes Capittel. Noch einige allgemeine Vorſchriften für den Umgang mit Menſchen.

1) Ueber den Schein der Vollkommenheit. 2) Ueber Selbſtſtändigkeit. 3) Man ſoll die Mängel Andrer nicht hervorziehn. 4) Schreibe nicht auf Deine Rechnung das, wovon Andern das Verdienſt gebührt! 5) Ueber Ordnung und Pünctlichkeit. 6) Unterſchied im Aeuſſern Betragen gegen Menſchen von verſchiedener Art. Sey immer der Nemliche im Umgange! 8) Rede nicht zu viel von Dir ſelber, noch von Deinen Werken! 9) Man ſoll ſich nicht ſelbſt wiederſprechen; 10) Sich nicht wiederholen; 11) Keine Zweydeutigkeit vorbringen; 12) Keine Gemeinſprüche; 13) Keine unnütze Fragen; 14) Man ſoll Wiederſpruch ertragen können. 15) Wo ſoll man nicht von ernſthaften Geſchäften reden? 16) Ueber kleine geſellſchaftliche Unſchicklichkeiten. 17) Man ſoll keine Annecdoten nacherzählen; 18) Nicht in einem Hauſe wieder plaudern, was man in dem andern wahrgenommen. 19) Noch etwas über Diſputirgeiſt, u. ſ. f. 20) Betragen, wenn Andern unangenehme Dinge geſagt werden. 21) Mache niemand vergebliche Freude! 22) Bekümmre Dich nicht um das, was Dich nicht angeht! 23) Wähle nicht zu Deinem Umgange den Haufen der Malcontenten! 24) Verflechte niemand in Deine Privat-Zwiſtigkeiten! 25) Sey vorſichtig in Briefen, u. ſ. f! 26) Wünſcheſt Du etwas in der Welt; ſo muſſt Du darum

um bitten. 27) Intereſſire Dich für andre Menſchen! 28) Beurtheile die Menſchen nach kleinen Zügen! 29) Sey vorſichtig im Tadel! 30) Ueber die Art ſich zu kleiden.

Sechzehntes Capittel. Schluß.

1) Anrede an die Leſer über dies Buch. 2) Ueber den Nutzen deſſelben. 3) Anmerkungen über den Satz: daß man aus den Menſchen machen könne, was man wolle. 4) Warum der Verfaſſer die Fehler mancher Claſſen von Leuten hat aufdecken müſſen, und was er noch mehr hätte thun können?

Er=

Erſtes Capitel.

Ueber den Umgang mit den Großen der Erde, Fürſten, Vornehmen und Reichen.

I.

Ich habe mich im erſten Theile auf die natürlichſten Verhältniſſe unter den Menſchen eingeſchränkt, und Regeln für den Umgang unter Alten und Jungen, unter beyden Geſchlechtern, Eltern und Kindern, Eheleuten, Geliebten, Freunden, Verwandten, Herrn und Dienern, Wirthen und Gäſten, Nachbarn, Wohlthätern und Verpflichteten, Lehrern und Schülern, Gläubigern und Schuldnern gegeben; Jetzt führt mich die Ordnung der Gegenſtände zu den Betrachtungen über den Umgang mit Perſonen von verſchiedenen Ständen und bürgerlichen Verhältniſſen, da ich dann, wie billig, mit den Großen der Erde den Anfang mache.

Man würde ungerecht handeln, wenn man behaupten wollte, alle Fürſten, alle ſehr vornehmen und alle ſehr reichen Leute hätten die nemlichen Fehler mit einander gemein, durch welche Viele von ihnen ungeſellig, kalt, unfähig zum ächten Freundſchaftsbande und ſchwer zu behandeln im Umgange werden; allein man verſündigt ſich wahrlich nicht, wenn man ſagt, daß dies bey den Mehrſten von ihnen der Fall iſt. Sie werden in der Erziehung verwahrloſt, von Jugend auf durch Schmeicheley verderbt, durch Andre und ſich ſelbſt verzärtelt. Da ihre Lage ſie über Mangel und Bedürfniß mancher Art hinausſetzt; da ſie ſelten in Verlegenheit und Noth gerathen; ſo lernen ſie nicht, wie nöthig ein Menſch dem Andern, wie ſchwer, allein zu tragen, manches Ungemach in der Welt, wie ſüß, theilnehmende, mitleidende Seelen zu finden, und wie wichtig es iſt, Andrer zu ſchonen, damit man einſt zu ihnen ſeine Zuflucht nehmen könne. Sie lernen ſich ſelbſt nicht kennen, weil man ſie, aus Furcht oder Hofnung, die wiedrigen Eindrücke, welche ihre Fehler und Gebrechen würken, nicht empfinden läſſt. Sie ſehen ſich als Weſen beſſerer Art an, von der Natur begünſtigt, zu herrſchen und zu regieren, die niedern Claſſen hingegen beſtimmt, ihrem Egoismus, ihrer Eitelkeit zu huldigen, ihre Launen zu ertragen, und ihren Phantaſien zu ſchmeicheln. Auf die Vorausſetzung, daß die mehrſten Großen und Reichen größtentheils dieſem Bilde gleichen, muß man ſein Betragen im Umgange mit ihnen gründen. Um deſto wohlthätiger zwar iſt die Empfindung, wenn man unter ihnen Einen antrifft, der mit einem gewiſſen edeln Stolze, mit mehr Feinheit, Großmuth und beſſerer Cultur — Vortheile, welche freylich eine zweckmäßige, vornehme Erziehung gewähren kann! — alle Privat-Tugenden verbindet. — Und, noch einmal! es giebt Deren, ſelbſt unter Fürſten — aber ſie ſind dünne geſäet, und nicht immer macht der allgemeine Ruf ſie uns bekannt. Auf dieſen und auf die Poſaunen der Zeitungsſchreiber und Journaliſten rathe ich, nicht zu ſehr zu bauen. Ich habe oft mit inniger Betrübniß geſehn, wie ſo ganz anders der allgemein bewun-

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-51468-9
KNIGGE,A.F.F.L.VON FN. 03726/025

derte, als Wohlthäter des Menſchengeſchlechts und Beförderer alles Edeln, Großen und Schönen geprieſene Erdengott und Liebling des Volks in der Nähe ſo klein, ſo erbärmlich war. **Die beſten Fürſten ſind nicht ſelten die, von denen am wenigſten geredet wird, ſowohl im Guten als im Böſen.**

2.

Der Umgang mit Großen und Reichen muß aber ſehr verſchieden ſeyn, je nachdem man Ihrer bedarf, oder nicht, von ihnen abhängig, oder frey iſt. Im erſtern Falle darf man wohl nicht immer ſo gänzlich ſeinem Herzen folgen, muß zu Manchem ſchweigen, ſich Manches gefallen laſſen, darf nicht ſo kühn die Wahrheit ſagen, obgleich ein feſter, redlicher Mann dieſe Geſchmeidigkeit dennoch nie bis zu niedriger Schmeicheley treiben wird. Indeſſen verändern kleine Umſtände, ſo wie die feinen Nuancen der Charactere, das Verhältniß, weswegen ich denn in dem Folgenden alle Regeln für den Umgang mit den Großen zuſammenfaſſen, und den Leſern überlaſſen werde, zu ordnen und auszuwählen, was in jeder Lage anwendbar iſt.

3.

3.

Ein allgemeiner Satz für alle Fälle iſt der: **Dringe Dich den Vornehmen und Reichen nicht auf, wenn Du nicht von ihnen verachtet werden willſt! Ueberlaufe ſie nicht mit Bitten für Dich und Andre, wenn ſie Deiner nicht überdrüßig werden, wenn ſie Dich nicht fliehn ſollen! Laß Dich vielmehr von ihnen aufſuchen! Mache Dich rar; doch dies alles ohne daß Deine Abſicht merklich, ohne daß es gezwungen ſcheine!**

4.

Suche nicht, Dir das Anſehn zu geben, als gehörteſt Du zu der Claſſe der Vornehmern, oder lebteſt wenigſtens mit ihnen in engſter Vertraulichkeit! Rühme Dich nicht ihrer Freundſchaft, ihres Briefwechſels, ihres Zutrauens, noch Deines Uebergewichts über ſie! Wenn eine ſolche Verbindung ein Glück iſt — Ich meine, man kennt hierüber meine Grundſätze — ſo erfreue man ſich in der Stille dieſes unbequemen Glücks! Es giebt Menſchen, die durchaus dafür angeſehn ſeyn wollen, eine größere Figur in der Welt zu ſpielen, in höherem Anſehn zu ſtehn, als würklich der Fall iſt. Sie führen, auf Unkoſten ihres Geldbeutels, den Luxus der Vornehmen und Reichen in ihren Häuſern, oder drängen ſich in deren Cirkel ein, wo ſie eine elende Figur ſpielen, nur hinter her laufen müſſen, und keinen frohen Genuß haben, indeß ſie lehrreichern und ſüßern Umgang gänzlich vernachläßigen, und gute Freunde und weiſe Menſchen von ſich entfernen. Die geizigſten Leute ſparen zuweilen keine Koſten, wenn ſie Gelegenheit finden können, Zutritt in großen Häuſern zu erlangen, und hungern gern Monathe hindurch, um einmal einen Fürſten bey ſich zu bewirthen, der dieſes Opfer gar nicht gewahr wird, nicht dankbar dafür iſt, vielleicht Langeweile bey ihnen hat, alles ſehr bürgerlich findet, und nach vierzehn Tagen wohl gar den Namen des thörichten Wirths vergeſſen hat. Andre laſſen es ſich wenigſtens angelegen ſeyn, die nichtsbedeutenden und verderbten Sitten der Großen pünctlich nachzuahmen, ihre hochmüthige Herablaſſung, ihren geſchäftigen Müßiggang, ihre Zerſtreuung, ihr Wichtigthun, ihre leeren Vertröſtungen, ihre ſeelenloſen Geſpräche, ihre Zweyzüngigkeit, Windbeuteley, Gefühlloſigkeit, Nachahmung der Ausländer, die Verachtung ihrer

Mutterſprache, ihre fehlerhafte Schreibart, ja! ſogar ihre lächerlichen Gebehrden, Gewohnheiten und Gebrechen, ihr Stammlen, Liſpeln, Achſelzucken, ihre Grobheit gegen Niedere, Kränklichkeit, ihr Podagra, ihre ſchlechte Hauswirthſchaft, ihre dummen Launen, und mehr dergleichen herrliche Vorzüge zu copieren, und ſich eigen zu machen. Ihnen iſt der beſte Beweis für die Güte einer Sache der, daß ſie ſagen: jedermann von Stande handle ſo und nicht anders, als wenn das eine Narrheit heiligen könnte! — Handle ſelbſtſtändig! Verleugne nicht Deine Grundſätze, Deinen Stand, Deine Geburth, Deine Erziehung; ſo werden Hohe und Niedre Dir ihre Achtung nicht verſagen können!

5.

Man traue nicht zu ſehr den freundlichen Geſichtern der mehrſten Großen, glaube ſich nicht auf dem Gipfel der Glückſeligkeit, wenn der gnädige Herr uns anlächelt, die Hand ſchüttelt, oder uns umarmt! Vielleicht bedarf er Unſrer in dieſem Augenblicke, und behandelt uns mit Verachtung, wenigſtens mit Kälte, ſobald dieſer Augenblick vorüber iſt. Vielleicht fühlt er gar nichts bey ſeiner Freundlichkeit, wechſelt Mienen, wie Andre Kleider wechſeln, iſt grade in der Verdauungs-Stunde zu unthätigem Wohlwollen geſtimmt, oder will einen Andern von ſeinen Sclaven dadurch demüthigen. Man bleibe mit dieſer Gattung Menſchen immer in ſeinen Schranken, mache ſich nicht gemein mit ihnen, und vernachläſſige nie die äuſſere unterſcheidende Höflichkeit und Ehrerbiethung, die man ihrem Stande ſchuldig iſt, ſollten ſie ſich auch noch ſo ſehr herablaſſen! Früh oder ſpät fällt es ihnen doch ein, ihr Haupt wieder empor zu heben, oder ſie verabſäumen uns, wenn ein andrer Schmeichler ſie an ſich zieht, und dann ſetzt man ſich unangenehmen Demüthigungen aus, die man mit weiſer Vorſicht vermeiden kann.

6.

Ueberſchreite nicht bey Deiner Gefälligkeit gegen die Großen der Erde, in deren Händen Dein bürgerliches Glücke iſt, die Grenzen der wahren Ehre! Es iſt eine große Verſuchung für einen armen oder ehrbegierigen jungen Menſchen, der in dem Dienſt eines ſchwachen Fürſten ſich emporſchwingen will, ob er nicht deſſen ränkevollem Miniſter, dem regierenden Cammerdiener, oder einer tiranniſchen Buhlerinn huldigen ſoll; aber ſelten nimt das ein gutes Ende. Solche Lieblinge ſtürzen ſich früh oder ſpät ſelber, und reiſſen dann ihre Creaturen mit in ihr Verderben; Und wäre auch das nicht; ſo werden doch die größten Vortheile die man dadurch erlangen könnte, zu theuer erkauft, wenn man dafür die Achtung weiſer und rechtſchaffener Männer aufopfern muß; und das iſt gewiß immer der Fall — Der grade Weg hingegen führt ohnfehlbar, wo nicht zu einem glänzenden, doch zu einem dauerhaften Glücke.

7.

Auch laſſe man ſich von den Erden-Göttern nicht nur zu keinen unedeln Geſchäften misbrauchen, ſondern ſey auch vorſichtig in allen Dienſten, welche man ihnen erweiſt! Sie machen leicht aus jeder Gefälligkeit eine Pflicht, und halten es nachher für Verabſäumung unſrer Schuldigkeit, wenn wir zu einer andern Zeit uns nicht grade aufgelegt zeigen, uns eben alſo preiszugeben. Wenigſtens vergeſſen ſie leicht, was man für ſie gethan hat. Es bath mich einmal der * * * von * * *, der ſonſt in der That viel gute Eigenſchaften hatte, ihm ein Paar Aufſätze in franzöſiſcher und teutſcher Sprache zu verfaſſen, die er bey einer gewiſſen Gelegenheit öffentlich vorleſen wollte, um die Gemüther zu lenken. „Es fehlt mir an Zeit, „mein Lieber!“ ſagte er „ſonſt würde ich Sie „nicht bemühn; doch, Sie ſind auch in der„gleichen Arbeiten geübter, als ich.“ Ich wendete einige Stunden Fleiß und Anſtrengung daran, und als ich ihm das Ganze brachte, drückte er mich an ſeine Bruſt, dankte mir unter vier Augen in den zärtlichſten, herablaſſendſten Ausdrücken dafür, und ſchwur, ſehr übertrieben: meine Arbeit ſey ein Meiſterſtück von Beredſamkeit. Kurz! er gebehrdete ſich, als wenn ich ihm den wichtigſten Dienſt geleiſtet hätte, bath mich aber, die Sache zu verſchweigen, welches ich auch that. Nach ein Paar Jahren kam ich des Morgens in * * * zu ihm. Er erzählte mir allerley zu ſeinem eigenen Lobe — ich hörte demüthig zu — „Und „das alles“ fuhr er fort „habe ich durch ein „Paar Memoires bewürkt, die mir, ohne mich

„zu rühmen, nicht übel gerathen ſind. Sie
„ſollen ſie ſelbſt leſen. Nehmen Sie ſie mit
„Sich nach Hauſe!“ Er überreichte mir darauf meine eigne Geiſtes-Waare, nur von ſeiner Hand geſchrieben, und ich ſteckte ſie ein, legte aber zu Hauſe meine Concepte dazu, und ſchickte ihm dann die Papiere zurück. Er wurde ein wenig beſchämt, und wir ſcherzten nachher darüber — Allein ſo ſind auch die Beſten unter ihnen!

Vor allen Dingen hüte man ſich, von ihnen in gefährliche Händel gezogen zu werden! Sehr gern pflegen ſie das zu thun, und ſchieben dann entweder die Schuld auf uns, wenn die Unternehmung nicht gelingt, oder laſſen uns gar darinn ſtecken und alles Ungemach allein auf uns fallen, wenn die Sache ſchief geht. Auch von letzterer Art habe ich in den Jahren meiner unvorſichtigen Jugend Erfahrungen gemacht, wovon indeſſen die Erzählung hier um ſo weniger Platz finden kann, da ich mir feſt vorgeſetzt habe, keine Anecdote einzumiſchen, wobey eigentlich irgend Jemandes Character in ein ſchlechtes Licht geſetzt würde. Kurz! Man laſſe ſich ihre Geheimheimniſſe nicht mittheilen! Sie ſchonen des Mannes, der um ihre Heimlichkeiten weiß, nur ſo lange, als ſie Seiner ohnumgänglich bedürfen; aber ſie fürchten ihn, und ſuchen ſich von ihm loszumachen, ſobald ſie können, mögte man ihnen auch noch ſo deutlich zeigen, daß man unfähig iſt, dies Uebergewicht und ihr Zutrauen zu misbrauchen.

8.

Ueberhaupt darf man auf die Dankbarkeit der mehrſten Vornehmen und Reichen, ſo wie auf ihre Verſprechungen, nicht bauen. Opfre ihnen alſo nichts auf! Sie fühlen den Werth davon nicht, glauben alle andre Menſchen ſeyen ihnen einen ſolchen Tribut ſchuldig, für den Schutz, für die gnädigen Blicke, ja! für eine ungeſtöhrte Exiſtenz, oder man wolle dadurch kleine Vortheile erringen. Schenke ihnen alſo auch nichts! Das heiſſt einen Tropfen köſtlichen Balſams in einen Eymer trüben Waſſers fallen laſſen. Ich beſaß ein altes koſtbares Gemälde; ein geſchickter Maler ſchätzte den Werth deſſelben auf hundert Piſtolen. Die Hälfte dieſer Summe, die ich leicht dafür bekommen haben würde, wäre bey meinen damaligen häuslichen Umſtänden mir äuſſerſt nützlich geweſen; mein gutmüthiges Temperament aber, oder vielmehr meine Thorheit verleitete mich, das Gemälde dem Durchlauchtigſten * * * von * * * zu ſchenken, welcher es auch annahm. Ich dachte dadurch nichts zu erſchleichen, aber theils wollte ich dieſem Fürſten hiermit meine Zuneigung bezeugen, theils hoffte ich, da ich im Begriffe ſtand, ihn um etwas zu bitten, das er mir, weil er mir's verſprochen, längſt ſchuldig war, er werde ſich nun endlich ſeines Worts erinnern, ſo oft er das Gemälde erblickte; Allein ich betrog mich. Er umarmte mich, als ich zu ihm kam, und zeigte mir den Ehrenplatz, welchen er meinem Geſchenke angewieſen, doch ſein Verſprechen erfüllte er nicht, und als ich mich nach Jahres Friſt eines Abends, zugleich mit einem Geſandten, dem er ſeine Schätze der Kunſt zeigte, in ſeinem Cabinette befand; ſagte er dieſem Fremden in meiner Gegenwart, indem er von meinem theuren Gemälde redete! „Es iſt wahrlich ein ſchönes „Stück, und ich bin **ziemlich wohlfeil** daran „gekommen." — Er hatte alſo vergeſſen, daß ich es war, der ihm dieſen **ſehr wohlfeilen**

Preis gemacht hatte, und ich beſeufzte die verſchwundene Hofnung und die verlohrne Summe, von welcher ich mit den Meinigen eine Zeitlang hätte leben können.

Eben ſo wenig rathe ich, den Großen Geld zu leyhen, oder von ihnen zu borgen. Im erſtern Falle ſehen ſie nicht nur ihre Gläubiger als Wucherer und als Solche an, die ſich eine Ehre daraus machen müſſen, den gnädigen Herrn mit ihrem Vermögen aufzuwarten, ſondern auch, wenn ſie ſaumſelig in Wiederbezahlung der Schuld ſind, wie man denn das ſehr oft erlebt; (da ſie mehrentheils größern Aufwand machen, und unordentlicher in ihren häuslichen Geſchäften zu ſeyn pflegen, als ſie ſollten) ſo hat man unerhörte Weitläuftigkeiten, hat zuweilen Mühe, Gerechtigkeit gegen ſie zu erlangen, und macht ſich wohl noch obendrein eine mächtige Parthey zu Feinden. Im andern Fall aber, nemlich wenn man von ihnen borgt, wagt man, tauſendfältig ihr Sclav zu werden.

9.

Trage nichts dazu bey, ſie und ihre Kinder noch mehr zu verderben, moraliſch zu verſchlimmern!

mern! Schmeichele ſie nicht! Nähre nicht ihren Stolz, ihre Ueppigkeit, ihre Eitelkeit, ihren Hang zu nichtigen und wollüſtigen Freuden! Beſtärke die Großen nicht in den Grundſätzen von angebohrnen Vorzügen, von Herrſchers-Rechten, von Geſalbtheit und dergleichen Grillen! Heuchle nicht! Verleugne nicht Wahrheit, ſelbſt die bittre Wahrheit nicht! Sey freymüthig, aber ohne grob zu werden, und ohne Dich ſelbſt zu Grunde zu richten! Nimm Dich der verkannten Unſchuld, des verleumdeten Edeln, des durch Hof-Ränke verſchwärzten Ehrenmanns an; doch mit Vorſicht, ohne ſeine Feinde dadurch noch mehr zu erbittern, und ſo viel Deine Lage es Dir erlaubt! Befördere, unterſtütze, wo Klugheit es geſtattet, die Wünſche, den guten Ruf und die billigen Geſuche Derer, die zu ſchüchtern, zu arm, zu beſcheiden, oder zu ſehr niedergedrückt, verkannt, von zu geringem Stande ſind, um ſich den Palläſten zu nähern! Man ſollte es kaum glauben, welchen Einfluß die Reden eines verſtändigen, allgemein geſchätzten Mannes auf dieſe Menſchen haben können, ſowohl im Guten als Böſen, wie gern ſie alles zum Vortheil ihres Dünkels auslegen, und wie viel man auf ſie würken

ken kann, wenn auch die Folgen nicht ſichtbar werden.

10.

Ueberhaupt kann man kaum vorſichtig genug in ſeinen Reden mit ihnen ſeyn. Man enthalte ſich daher in ihrer Gegenwart aller nachtheiligen Urtheile über andre Leute, aller Mediſance! Sie pflegen dergleichen ganz gern zu hören, aber die Folgen ſind oft ſehr unglücklich. Zuerſt ſetzt man dadurch ſich und Andre in ihren Augen herab, denn ſie lachen zwar miſt, haſſen aber doch den Läſterer und Ausſpäher fremder Fehler, bey dem heimlichen Bewuſſtſeyn ihrer eigenen vielfachen Gebrechen. (ſo gern ſie dies auch unterdrücken) und da ſie ſchon alle übrigen Menſchen verachten; ſo wächſt dieſe Verachtung durch Aufdeckung fremder Schwachheiten. Sodann misbrauchen ſie wohl gelegentlich unſern Namen, compromittiren uns, indem ſie unſern Einfall nacherzählen, hetzen uns mit Andern zuſammen. Endlich weiß man nicht, ob nicht zuweilen das zeitliche Glück ſolcher Menſchen, von denen man nachtheilige Begriffe erweckt, in ihren Händen iſt, und da erſtaunt man, wenn man er-

erfährt, wie oft ein einziges, ohne böſe Abſicht hingeworfenes Wort feſte Wurzel faſſt, und nach langer Zeit noch die ſchädlichſten, unglücklichſten Folgen haben kann. Das Gute gleitet auf ihren untheilnehmenden Herzen ab, das Böſe hingegen ſetzt ſich feſt, und wird ſo leicht nicht ausgelöſcht. Ich könnte davon die ſonderbarſten Beyſpiele anführen, wenn ich nicht fürchtete, dadurch die Geduld der Leſer zu ermüden. Am aller vorſichtigſten aber ſoll man in ſeinen Geſprächen über andre Perſonen von höherem Stande ſeyn. Obgleich die Erden-Götter ſich unter einander ſelten lieben, ſondern mehrentheils durch allerley Leidenſchaften getrennt ſind; ſo hören ſie doch nicht gern, daß man die privilegierten Lieblinge des Himmels in ihrer Gegenwart ohne Ehrerbiethung nennt. Uebrigens wollen die Vornehmen und Reichen angenehm unterhalten und in fröhliche Laune geſetzt ſeyn. Thue dies auf unſchuldige Weiſe, wenn Dir an ihrer Gunſt gelegen iſt! Aber erniedrige Dich nicht zu ihrem beſoldeten Spaßmacher, der Schwänke liefern muß, ſo oft ſie winken, und von dem ſie kein vernünftiges Wort hören mögen!

11.

In den Herzen der mehrſten Großen wohnt Mistrauen. Es herrſcht bey ihnen der Gedanke, alle übrigen Menſchen hätten einen Bund gegen ſie gemacht. Deswegen ſehen ſie es ſo ungern, wenn unter Denen, welche ihnen unterworfen ſind, enge Freundſchaften entſtehen. Wer ſich um Fürſten und Vornehme nicht zu bekümmern braucht, der kann ſich hierüber gänzlich hinaus ſetzen, Verbindungen nach ſeinem Herzen ſchlieſſen, und überhaupt wird kein redlicher Mann, aus niedriger Gefälligkeit gegen irgend einen Beſchützer und Gönner, einen wahren Freund vernachläſſigen, noch einen würdigen Mann, der ihm die Hand reicht, von ſich ſtoßen. Wer aber an Höfen ſein Glück machen will, der thut doch wohl, wenn er vorſichtig in der Wahl ſeines Umgangs, ſeiner Vertraueten und der Geſellſchaften iſt, welche er am häufigſten beſucht. Es herrſchen da immer Partheyen und Cabalen, in welche ein wohlwollendes, theilnehmendes Herz gar zu leicht hineingezogen wird; Und wenn nun eine dieſer Partheyen über die andre ſiegt; ſo muß oft der Unſchuldigſte, wenn er nur irgend Mitwiſſender bey dem, was vorgefallen, geweſen iſt, die Zeche bezahlen helfen. Ich habe an einem Orte, wo ich mich wahrlich — wieder meine ſündliche Natur — äuſſerſt vorſichtig aufgeführt hatte, unbeſchreiblichen Verdruß blos dadurch gelitten, daß man muthmaßte, ich habe eine gewiſſe Sache, die vorgegangen, gewuſſt, oder wenigſtens gemerkt, weil ich viel mit den Perſonen umgieng, welche darinn verwickelt waren. Und doch konnte man leicht ſchlieſſen, daß ich keine Rolle dabey geſpielt, ja! daß ich dieſe Sache nicht eher erfahren haben konnte, als bis ſie ſchon geſchehn, folglich durch meinen Rath oder Angabe nicht mehr zu hindern geweſen. Man hätte mir alſo meine Verſchwiegenheit in jedem Betrachte und auch deswegen zum Verdienſte anrechnen ſollen, weil ich meine Freunde nicht verrathen hatte. Man hätte überlegen ſollen, daß ich ein freyer, dienſt- und pflichtloſer Menſch war, folglich keine Obliegenheit hatte, den Fiscal oder Angeber zu machen, und mich in ſolche Händel zu miſchen — Aber man iſt denn nicht ſo billig, und ich rathe angelegentlichſt, an Höfen ſich zu keiner Parthey merklich zu ſchlagen, ſondern ſeinen graden Gang fortzugehn, und ſich um nichts zu bekümmern, was uns nicht unmittelbar betrifft, höflich gegen jedermann, vertraulich aber nur unter vier Augen gegen die Allergeprüfteſten zu ſeyn.

12.

Rede mit den Großen der Erde ohne Noth nicht von Deinen häuslichen Umſtänden, von Dingen, die nur perſönlich Dich und Deine Familie angehen! Klage ihnen nicht Dein Ungemach! Vertraue ihnen nicht den Kummer Deines Herzens! Sie fühlen ja doch kein warmes Intereſſe dabey, haben keinen Sinn für freundſchaftliche Theilnahme; Es macht ihnen Langeweile; Deine Geheimniſſe ſind ihnen nicht wichtig genug, um ſie treu zu bewahren; Immer meinen ſie, man wolle bey ihnen betteln, und ſie verachten den Mann, der nicht glücklich, nicht frey iſt. Von Jugend auf glauben ſie, jedermann mache Plan auf ihren Geldbeutel, auf ihre Wohlthaten. Ueberhaupt ſehen uns die Leute von dem Augenblicke, da wir etwas zu ſuchen, Andrer zu bedürfen ſcheinen, mit ganz andern Augen an, als vorher. Man läſſt uns Gerechtigkeit wiederfahren, ja! man zeigt ſich be-

bezaubert von unſern angenehmen Talenten, von unſern Kenntniſſen, von unſrer Herzensgüte, von den glänzenden Vorzügen unſers Geiſtes, ſo lange wir mit allen dieſen ſchönen Eigenſchaften nichts als höfliche Behandlung und Gefälligkeit verdienen wollen, ſo lange wir als Fremde, als unabhängige Menſchen niemand im Wege ſtehen, niemand verdunkeln; Aber viel genauer, ſtrenger und unbilliger fängt man an uns zu beobachten und zu richten, wenn wir unſre Vorzüge im Staate gelten machen und die erlaubten Vortheile damit erringen wollen, worinn ſich ſo gern die vornehmen Dummköpfe und deren Creaturen theilen. Am beſten wird man von den Vornehmen und Reichen behandelt, wenn ſie erkennen, daß man Ihrer gar nicht bedarf; wenn man ihnen dies auf feine Art zeigt, ohne ſich deſſ laut zu rühmen; wenn ihnen im Gegentheil unſre Hülfe, unſre Einſicht unentbehrlich iſt; wenn wir dabey nie die Beſcheidenheit und äuſſere Huldigung auſſer Augen ſetzen; wenn unſer Scharfſinn, unſre größere Weisheit, unſre Feſtigkeit und Gradheit ihnen Ehrerbiethung einflößt, ohne daß ſie uns eigentlich fürchten; wenn wir uns bitten, uns aufſuchen laſſen, nicht aber unſern Beyſtand aufdringen — Einen ſolchen Mann ſchonen ſie ſorgfältig —

13.

Hüte Dich aber, einen Großen, der Anſprüche auf Verſtand, Witz, hohe Tugenden, Gelehrſamkeit, Kunſtgefühl, oder worauf es immer ſey, macht, hüte Dich, ihn deutlich, oder gar in Gegenwart Andrer merken zu laſſen, daß Du Dir bewußt biſt, Du übertreffeſt, Du überſeheſt, Du verdunkelteſt ihn! In der Stille darf er das wohl fühlen, aber er muß es nur allein zu fühlen glauben. Vor allen Dingen iſt dieſe Vorſicht nöthig gegen Vorgeſetzte, die ungeſchickter in ihrem Fache ſind, als Du. Gern mögen ſie Dir Deine beſſern Einſichten, gleichſam als prüften ſie Dich, abfragen, ſich zu eigen machen, Dir nach Gelegenheit Deine eigene Waare wieder verkaufen; doch wehe Dir, wenn Du das rügſt, wenn Du nur einmal thuſt, als merkteſt Du das, oder gar, wenn Du den unterrichtenden Ton gegen ſie annimſt! — Wie werden ſie Dir das Leben ſauer machen! Wie viel werden ſie von Dir fordern, das ſie ſelbſt nie zu leiſten im Stande ſeyn würden, damit ſie Gelegenheit haben, Dich eines Fehlers zu zeugen!

14.

Es giebt aber geringe, unſchuldige Gefälligkeiten gegen die Großen der Erde, die man ihnen, ohne ſich ein Gewiſſen daraus zu machen, erweiſen, und unwichtige Forderungen von ihrer Seite, die man ohne niedrige Schmeicheley erfüllen kann. Dieſe verzogenen Schooßkinder des Glücks ſind nemlich von Jugend auf daran gewöhnt worden, daß man ſich in Kleinigkeiten nach ihren Phantaſien fügt, ihren Geſchmack zur Richtſchnur annimmt, ihre Liebhabereyen artig findet, und alles vermeidet, was ihnen aus Vorurtheil oder kindiſchem Eigenſinne zuwieder iſt. Auch die Beſten unter ihnen ſind von ſolchen Grillen und Einbildungen nicht ganz frey, und wenn man nun auf einen ſonſt redlichen, edeln Fürſten dadurch zum Guten würken kann, daß man ſich hierzu bequemt, oder wenn unſer und unſrer Familie zeitliches Glück in ſeinen Händen iſt — wer wird da nicht nachgebend ſeyn, und ſich ein wenig nach einem Solchen richten? So reden zum Beyſpiel manche Fürſtenkinder ſehr geſchwind und undeutlich und ſehen es nicht gern, wenn man noch einmal frägt, ſondern wollen gleich verſtanden ſeyn. Freylich wäre es beſſer, wenn man ihnen dieſe Unart in der Kindheit abgewöhnt hätte; aber es iſt nun einmal nicht geſchehn; oder ſie lieben Pferde, Hunde, bunte Soldätgen, Schauſpiele, Pfeifenköpfe, Bilder, Geiger, Fidler, componieren auch wohl ſelbſt, bauen, pflanzen, errichten Accademien, Muſica und dergleichen. — Wie unſchuldig iſt es nicht da, zuweilen mit einzuſtimmen, einige Kennerſchaft zu zeigen? Nur muß man ſie in ihren Lieblings-Fächern nicht überſehn, nicht übertreffen wollen, welches leicht zu geſchehn pflegt, da ſie oft von den Dingen, womit ſie ſich am mehrſten beſchäftigen, am wenigſten verſtehen, (wie ſich denn über den vorſichtigen Umgang mit vornehmen Componiſten und unwiſſenden Mäcenaten ein weitläuftiges Capittel ſchreiben lieſſe.) Auch was gewiſſe Kleidertrachten, Manieren, den Ton der Stimme, was Styl, Handſchrift und mehr ſolche Dinge betrifft, darüber haben ſie zuweilen gewiſſe eigene Meinungen, die man ſchonen muß, wenn man ſich ihnen nicht unangenehm machen will. Uebrigens verſteht ſich's, daß dieſe Gefälligkeit aufhören ſoll, ſobald dieſelbe ſchädlichen Einfluß auf den Character haben kann, wenn ſie dadurch im Egoismus

mus merklich beſtärkt, von ernſthaften Beſchäftigungen abgezogen, unbillig gegen Andre, ungerecht gegen würkliche Verdienſte werden, oder wenn ihre Liebhabereyen von ſolcher Art ſind, daß dadurch ihr Herz verwildert, verhärtet, grauſam wird.

15.

Fürſten, Vornehme und Reiche pflegen zuweilen ſich ſo weit zu Leuten von geringerm Stande herabzulaſſen, daß ſie dieſelben um Rath fragen, oder ſie um Beurtheilung ihrer Spielwerke, ihrer Schriften, Anlagen, Plane, Meinungen und dergleichen bitten. Ich empfehle da Behutſamkeit, und daß man ſich erinnere, wie übel das Rathgeben und Warnen dem armen Gil Blas von Santillana in dem Hauſe des Cardinals bekam, obgleich Dieſer ihn ſo dringend aufgefordert hatte, ihm zu erzählen, was die Leute von ſeinen Predigten redeten. So wie faſt alle übrigen Menſchen; ſo legen beſonders die Großen der Erde uns mehrentheils nur darum ſolche Dinge zur Beurtheilung vor, damit wir ſie loben ſollen, und fragen nicht eher um Rath, als bis ſie ſchon entſchloſſen ſind über das, was ſie thun wollen.

16.

Noch mögten alle dieſe Regeln der Vorſichtigkeit nicht ſo gefährlich zu übertreten ſeyn im Umgange mit ſolchen Perſonen, die zwar nicht frey von den Fehlern einer vornehmen Erziehung, übrigens aber gut geartet, wohlwollend und verſtändig ſind; allein doppelt wichtig wird ihre Befolgung, wenn man es mit vornehmen Pinſeln, mit Menſchen zu thun hat, die zugleich hochmüthig, unwiſſend, dumm, von Jedem, wie ein Rohr, hin und her zu leiten, mistrauiſch, kalt und rachſüchtig ſind, und ich bedaure jede Chriſten-Seele, die von dergleichen kleinen und großen Tirannen abhängen muß.

17.

Wenn Du das glänzende Unglück haſt, der Liebling eines ſchwachen Erden-Götzen zu ſeyn; ſo bereite Dich nicht nur ſelber dazu vor, daß dieſe Freude nicht lange dauern, daß ein Schmeichler Dich aus Deinen Poſten verdrängen wird; ſondern zeige auch ſowohl Deinem Sultane, daß Du nicht gänzlich von ſeinen Blicken lebſt, als auch dem Volke, wie wenig Du Dir auf dieſen nichtigen Vorzug zu gut thuſt, wie unweſentlich zu Deiner moraliſchen Exiſtenz ein ſolcher unbedeutender, zufälliger Glanz iſt! Wenn Du dann in tiefe Ungnade fällſt; ſo fliehen doch wenigſtens die Beſſern nicht vor Dir, wie vor einem vernichteten, verweſeten Menſchen, und der undankbare Deſpot fühlt, daß es noch Leute giebt, die Seiner entbehren können. Baue überhaupt nicht auf die Freundſchaft, Feſtigkeit und Anhänglichkeit der Großen! Sie achten Dich, ſo lange ſie Deiner bedürfen, ſind wankelmüthig, glauben lieber das Böſe, als das Gute, und der Letzte hat bey ihnen immer Recht.

18.

Wenn Dein Beſchützer, wenn ein Großer, den Du in der Zeit ſeines äuſſern Glücks, aus Noth, Höflichkeit, Politic oder gutem Willen, gehuldigt haſt, von ſeiner Höhe herabſtürzt; wenn er Stand, Vermögen, Einfluß oder Glanz verliehrt; ſo ſchlage Dich nicht zu der Parthey der Niederträchtigen, die dem Unglücklichen, der ihnen zu nichts mehr helfen kann, den Rücken zukehren! Verdient er Deine Hochachtung; ſo zeige ihm nun mit doppeltem Eifer, daß Dein Herz nicht von der Stimme des Pöbels abhängt;

hängt; Iſt er aber Deiner Zuneigung unwerth; ſo ſchone Seiner wenigſtens darum, weil er von jedermann verlaſſen iſt, und alſo zu Mishandlungen ſchweigen muß! Räche Dich auch eben deswegen nie an Dem, von welchem Du verfolgt, gedrückt worden, ſo lange er Gewicht hatte! Sammle vielmehr feurige Kohlen auf ſein Haupt, damit er in ſich gehe, und wo möglich durch Großmuth gebeſſert werde!

19.

Und nun noch einmal! Wenn ich hier ſehr viel zum Nachtheile des Characters der mehrſten Großen und Reichen geſagt habe; ſo bin ich doch weit entfernt, dies ohne Unterſchied auf alle Perſonen der höhern Claſſen ausdehnen zu wollen. Es iſt mir immer äuſſerſt zuwieder geweſen, zu ſehn, wie manche unſrer armſeligen neuern Schriftſteller es ſich zum Geſchäfte machen, auf die höhern Stände zu ſchimpfen. Viele von ihnen ſind ſo wenig mit den erhabnern Menſchen-Claſſen bekannt, daß es die höchſte Impertinenz verräth, wenn ſie über Sitten und Denkungsart derſelben ein Urtheil wagen. Von ihren Dachſtübchen herunter ſchielen ſie neidiſch und hämiſch nach den Palläſten der Glücklichern hinunter; Wenn, bey grober Koſt und dem Waſſerkruge, die ſüßen Düfte aus den Küchen und Kellern Derer, die im Ueberfluſſe leben, zu ihnen hinaufſteigen; ſo reizt das ihre Nerven, erregt ihre Galle; Es ärgert ſie, daß ihre Glücksumſtände ihnen nicht wie Jenen erlauben, ihre Leidenſchaften zu befriedigen; Sie verwünſchen den Mann im vergoldeten Wagen, den ſie zu Fuße nicht einholen können, ſchimpfen auf den hartherzigen Mäcen, der nicht eben ſo überzeugt ſcheint von ihren großen Verdienſten, als ſie ſelbſt es ſind, und fluchen auf das Geſchick, welches die Güter der Erde ſo ungleich ausgetheilt hat. Da müſſen es dann die armen Fürſten, Miniſter, Edelleute und Reichen entgelten, die ſie als Tirannen, Böſewichte, Thoren und hartherzige Unterdrücker alles deſſen, was edel und gut iſt, abſchildern. Ein ſo fanatiſcher Eifer kann wohl nie mein Gehirn ergreifen. Selbſt im Ueberfluſſe und mit großen Erwartungen aufgewachſen, kenne ich recht gut die Vortheile und Nachtheile einer reichen und vornehmen Erziehung. Meine nachherigen Schickſale aber, mein Aufenthalt an Höfen und der Umgang mit Menſchen aller

Art, das alles hat mich gelehrt, wie nöthig es ſey, Denen, die nicht durch wiedrige Erfahrungen vollends ausgebildet werden, und die ſo ſelten reine, lautre, unpartheyiſche Wahrheit hören, ohne Heucheley, doch mit Beſcheidenheit und ohne Leidenſchaft zu ſagen, was ihnen ſo nöthig iſt zu hören. Viele von ihnen ſind wahrlich herzlich gut; Selbſt die Schwächern haben oft manche Temperaments-Tugend, deren Würkungen für die Welt viel wohlthätiger werden können, als die ſanften Aufwallungen ärmerer und ohnmächtigerer Sterblichen. Sie haben von ihrer erſten Jugend an, alle Muße und Gelegenheit, ihren Geiſt zu bilden, ſich Talente zu erwerben, Welt und Menſchen kennen zu lernen, haben Veranlaſſungen in Menge, Gutes zu thun, die Freuden der Wohlthätigkeit zu ſchmecken. Ihr Character wird nicht niedergedrückt, verſchoben durch Unglück und Mangel, durch die Nothwendigkeit, ſich zu ſchmiegen und zu beugen. Und wenn von einer Seite Schmeicheley ſie leicht verderben kann; ſo iſt von der andern der Gedanke, daß jede ihrer edeln Handlungen bemerkt wird, und ihre Verirrungen oft noch der ſpäten Nachwelt vorerzählt werden, ein Sporn mehr, groß und vortrefflich zu werden. Auch nützen Viele von ihnen alle dieſe Triebfedern, und es iſt ein Glück, an der Seite eines Fürſten zu leben und Einfluß auf ihn zu haben, der die Würde ſeines Standes kennt und ſich ſeines hohen Berufs werth zeigt. Ich kenne deren Einige, die es auch gewiß nicht übel aufnehmen, wenn man ihnen die Klippen zeigt, an welchen ſo Viele von ihnen ſcheitern.

20.

Zum Schluſſe noch ein Paar Worte über den Umgang der Großen und Reichen unter ſich! Sie verderben ſich größtentheils Einer den Andern. Die Kleinern beeifern ſich, es den Größern nach, ja! es ihnen an Aufwand und übel verſtandener Erhabenheit zuvorzuthun, und ſo verewigen ſie ihre Thorheiten, welche von noch kleinern Magnaten bis auf den Geringſten, der nur einen Schuhputzer in ſeiner Livree herumlaufen hat, nach möglichſten Kräften nachgeahmt werden. Luſtige Beyſpiele von dieſer Art ſieht man an den kleinen teutſchen Höfen; wie ſie einander aufpaſſen, ſich wechſelſeitig controlliren, beneiden, zu übertreffen ſuchen; wie, wenn der durchlauchtige Herr in Y * * * an ſeinem Geburtstage einen Ball und zugleich eine Illumination von ſieben Pfund Talch-Lichtern gegeben hat, der Fürſt in B * * * an ſeinem Feſte ein Feuerwerk von acht Pfunden Pulver hinzuthut; wie, wenn der Eine ſich einen Ober-Hof-Marſchall für dreyhundert Gulden Gage und zwölf Scheffel Haber hält, der Andre dem Cheff ſeines Hofes noch obendrein ein breites Ordensband über den hungrigen Magen henkt. Der eine regierende Graf verſchreibt ſich eine Meute Jagdhunde, wie ſie kein Potentat in Europa hat, der Angrenzende beſoldet eine Meute Hofmuſici, die wenigſtens eben ſo viel Lerm macht. Der Dritte, voll Verzweiflung darüber, daß er es ſeinen Nachbarn nicht zuvorthun kann, verzehrt lieber den ſauern Erwerb ſeiner geplünderten Unterthanen in Paris, ſpielt lieber da eine elende Rolle, als in ſeiner Reſidenz den guten, treuen Landesvater vorzuſtellen. Und ſo geht das weiter hinunter! Man fange nur in Städten an, ein Concert oder dergleichen zu geben, welches abwechſelnd von einer geſchloſſenen Geſellſchaft gehalten wird, und womit etwa ein Abend-Eſſen verknüpft iſt. Der

Erſte, bey welchem ſich der Cirkel verſammlet, wird ein Paar Flaſchen Wein und kalte Küche hergeben; der Andre fügt einen Punſch hinzu; und ehe ein Vierteljahr vergeht, iſt die Anſtalt in eine koſtſpielige Freſſerey ausgeartet. Das ſollte nun unter verſtändigen vornehmen und reichen Leuten nicht alſo ſeyn. Sie ſolten den Niedern Beyſpiel geben von Ordnung, Einfalt, Hinwegſetzung über ſteife Etikette und Mäßigkeit in Speiſe, Kleidung, Pracht, Bedienung, Hausrath und allen ſolchen Dingen. Sie ſollten das Vorurtheil vernichten, daß die Herzen der Großen zu keinen dauerhaften Freundſchaften fähig ſeyen — mit Einem Worte! ſie ſollten nicht vergeſſen, daß die Augen ſo Vieler auf ſie gerichtet ſind.

Zweytes Capittel.

Ueber den Umgang mit Geringern.

1.

Im achten Capittel des erſten Theils dieſes Werks habe ich von dem Betragen des Herrn gegen den Diener und von den Pflichten geredet, welche der Vornehmere auf ſich hat, Denen, die vom Schickſale beſtimmt ſind in Unterwürfigkeit zu leben, ihr Daſeyn leicht und ſüß zu machen. Ich verweiſe alſo zuerſt die Leſer dahin, und füge hier nur noch einige Regeln für den Umgang mit ſolchen Perſonen hinzu, die zwar nicht in unſern Dienſten, aber doch, der Geburth, dem Vermögen, oder andern bürgerlichen Verhältniſſen nach, tiefer als wir ſtehen.

2.

Man ſey höflich und freundlich gegen ſolche Leute, denen das Glück nicht grade eine ſo reichliche Summe nichtiger zeitlicher Vortheile zugeworfen hat, als uns, und ehre das wahre Verdienſt, den ächten Werth des Menſchen, auch im niedern Stande! Man ſey nicht, wie die mehr=

mehrſten Vornehmen und Reichen, etwa nur dann herablaſſend gegen Leute von geringerm Stande, wenn man Ihrer bedarf, da man ſie hingegen verabſäumt, oder ihnen übermüthig begegnet, ſobald man Ihrer entbehren kann! Man vernachläſſige nicht, ſobald ein Größerer gegenwärtig iſt, den Mann, den man unter vier Augen mit Freundſchaft und Vertraulichkeit behandelt, ſchäme ſich nicht, öffentlich den Mann vor der Welt zu ehren, der Achtung verdient, mögte er auch weder Rang, noch Geld, noch Titel führen! Man ziehe aber nicht die niedern Claſſen blos aus Eigennutz und Eitelkeit vor, um die Stimme des Volks auf unſre Seite zu bringen, um als ein lieber, leutſeliger Herr geprieſen und über Andre erhoben zu werden! Man wähle nicht vorzüglich den Umgang mit Leuten von gemeiner Erziehung, um etwa in dieſen Cirkeln mehr geehrt, mehr geſchmeichelt zu werden, und glaube nicht, daß man populär und natürlich ſey, wenn man die Sitten des Pöbels nachahmt! Man ſey nicht lediglich darum freundlich gegen die Geringern, um irgend einen Höhern im Range zu demüthigen, nicht aus Stolz herablaſſend, um deſto mehr geehrt zu werden, ſondern überall aus reiner, redlicher Abſicht, aus richtigen Begriffen von Adel, und aus Gefühl von Gerechtigkeit, die, über alle zufällige Verhältniſſe hinaus, in dem Menſchen nur den Werth ſchätzt, den er als Menſch hat!

3.

Aber dieſe Höflichkeit ſey auch wohl geordnet! Sie ſey nicht übertrieben! Sobald der Geringere fühlt, daß ihm die Ehre, welche wir ihm erweiſen, ohnmöglich zukommen kann; ſo hält er es entweder für Mangel an Vernunft, für Spott, oder gar für Falſchheit, argwöhnt, es ſtecke etwas dahinter, wir wollen Seiner misbrauchen. Sodann giebt es auch eine Art von Herablaſſung, die wahrhaftig kränkend iſt, wobey der leidende Theil offenbar fühlt, daß man ihm nur ein mildthätiges Almoſen der Höflichkeit darreicht. Endlich giebt es eine abgeſchmackte Art von Höflichkeit, wenn man nemlich mit Leuten von geringerm Stande eine Sprache redet, die ſie gar nicht verſtehen, die unter Perſonen von der Claſſe gar nicht üblich iſt, wenn man das conventionelle Gewäſche von Unterthänigkeit, Gnade, Ehre, Entzücken, und ſo ferner, bey Perſonen anbringt, die an ſolche ſtarke Gewürze gar nicht gewöhnt ſind. Dies iſt der gemeine Fehler der Hofleute. Sie halten ihren Jargon für die einzige allgemeine Sprache, und machen ſich dadurch oft bey dem beſten Willen lächerlich oder verdächtig. Die große Kunſt des Umgangs iſt, wie ich gleich zu Anfange dieſes Buchs geſagt habe, den Ton jeder Geſellſchaft zu ſtudieren, und nach Gelegenheit annehmen zu können.

4.

Man hüte ſich aber vor grenzenloſer Vertraulichkeit gegen ſolche Menſchen, die keine feine Erziehung haben! Sie misbrauchen leicht unſre Gutwilligkeit, fordern immer mehr, und werden unbeſcheiden. Man gebe Jedem, ſo viel er zu ertragen vermag!

5.

Laß es den Geringern in Deinen glänzenden Umſtänden nicht entgelten, wenn er Dich, ſo lange Dir das Glück nicht anlächelte, verabſäumt, wenn er Deinen mächtigen Feinden gehuldigt hat, wenn er ſich, wie die großen gelden Blumen, nach der Sonne dreht! Denke, daß ſolche Menſchen oft in die Nothwendigkeit verſetzt werden, wenn ſie mit den Ihrigen leben und eſſen wollen, ſich zu krümmen und zu ſchmiegen, daß Wenige unter ihnen ſo erzogen ſind, daß ſie Sinn für gewiſſe feinere Gefühle und Aufopferungen haben, und daß alle Menſchen mehr oder weniger nach Eigennutz handeln, den die Geſchliffenern nur künſtlicher verbergen.

6.

Täuſche nicht den Niedern, der Dich um Schutz, Vorſprache, oder Hülfe bittet, mit falſchen Hofnungen, leeren Verſprechungen und nichtigen Vertröſtungen, wie es die Weiſe der mehrſten Vornehmen iſt, die, um die Clienten ſich vom Halſe zu ſchaffen, oder in den Ruf von Leutſeligkeit zu kommen, oder aus Schwäche, aus Mangel an Feſtigkeit, jeden Bittenden mit ſüßen Worten und Verheiſſungen überſchütten, ſobald er aber den Rücken gewendet hat, nicht mehr an ſein Anliegen denken. Der Arme geht indeß voll Hofnung nach Hauſe, glaubt ſeine Angelegenheit den beſten Händen anvertrauet zu haben, verſäumt alle andre Wege, die er zu Er-

Erlangung ſeines Zwecks einſchlagen könnte, und fühlt ſich nachher doppelt unglücklich, wenn er ſieht, wie ſehr er ſich betrogen hat.

7.

Hilf Dem, der deſſen bedarf! Befördere und ſchütze Die, welche Dich um Hülfe, Wohlthat und Schutz anſprechen, in ſo fern die Gerechtigkeit es geſtattet! Aber hüte Dich, ſo ſchwach zu zu ſeyn, daß Du durchaus nichts abſchlagen könneſt. Daraus entſtehen zweyerley nachtheilige Folgen: zuerſt, daß Leute von niedriger Denkungsart Deine Schwäche misbrauchen, und Dir eine Laſt von Verbindlichkeiten, Arbeiten und Sorgen auflegen, die für Dein Herz, für Deine Kräfte, oder für Deinen Geldbeutel zu ſchwer iſt, oder wodurch Du gezwungen wirſt, ungerecht gegen Andre zu handeln, die weniger zudringlich ſind. Und dann der zweyte Schaden: Wer zu viel verſpricht, der wird wieder Willen zuweilen ſein Wort zu brechen genöthigt. Ein feſter Mann muß auch den Muth haben, eine abſchlägige Antwort geben zu können, und wenn er dies auf edle, nicht beleidigende Weiſe, aus wichtigen Gründen thut, und ſonſt dafür bekannt iſt, daß er gerecht handelt und gern hilft; ſo wird er ſich dadurch keine Feinde erwecken. Allen Menſchen kann man es freylich nicht recht machen, aber wenn man immer conſequent und weiſe handelt; ſo werden uns wenigſtens die Beſſern nicht verkennen. Schwäche iſt nicht Güte, und verweigern, was man vernünftiger Weiſe nicht zugeſtehn kann, heiſſt nicht hartherzig ſeyn.

8.

Verlange nicht einen übermäſſigen Grad von Cultur und Aufklärung von Leuten, die beſtimmt ſind, im niedern Stande zu leben! Trage auch nichts dazu bey, ihre intellectuellen Kräfte zu überſpannen, und ſie mit Kenntniſſen zu bereichern, die ihnen ihren Zuſtand wiedrig machen, und den Geſchmack an ſolchen Arbeiten verbittern, wozu Stand und Bedürfniß ſie aufrufen! Das Wort Aufklärung wird in unſern Zeiten oft ſehr gemisbraucht, und bedeutet nicht ſowohl Veredlung des Geiſtes, als Richtung deſſelben auf grillenhafte, ſpeculative und phantaſtiſche Spielwerke. Die beſte Aufklärung des Verſtandes iſt die, welche uns lehrt, mit unſrer Lage zufrieden und in unſern Verhältniſſen brauchbar, nützlich und zweckmäſſig thätig zu ſeyn. Alles Uebrige iſt Thorheit, und führt zum Verderben.

Drittes Capittel.

Ueber den Umgang mit Hofleuten und ihres Gleichen.

1.

Ich faſſe hier die Bemerkungen über den Umgang mit Hofleuten und mit ſolchen Perſonen überhaupt, die in der ſo genannten großen Welt leben, und den Ton derſelben angenommen haben, zuſammen. Leider! wird dieſer Ton, den Fürſten und Vornehme von ſolcher Art, wie ich ſie im erſten Capittel dieſes Theils beſchrieben habe, angeben und ausbreiten, von allen Ständen, die einigen Anſpruch auf feine Lebensart machen, nachgeäfft. Entfernung von Natur; Gleichgültigkeit gegen die erſten und ſüßeſten Bande der Menſchheit; Verſpottung der Einfalt, Unſchuld, Reinigkeit und der heiligſten Gefühle; Flachheit; Vertilgung, Abſchleifung jeder characteriſtiſchen Eigenheit und Originalität; Mangel an gründlichen, wahrhaftig nützlichen Kenntniſſen; an deren Stelle hingegen Unverſchämtheit, Perſifflage, Impertinenz, Geſchwätzigkeit, Inconſequenz, Nachlallen; Kälte gegen alles, was gut, edel und groß iſt; Ueppigkeit, Unmäßigkeit, Unkeuſchheit, Weichlichkeit, Ziererey, Wankelmuth, Leichtſinn; abgeſchmackter Hochmuth; Flitterpracht, als Maske der Betteley; ſchlechte Hauswirthſchaft; Rang- und Titelſucht; Vorurtheile aller Art; Abhängigkeit von den Blicken der Deſpoten und Mäcenaten; ſclaviſches Kriechen, um etwas zu erringen; Schmeicheley gegen Den, deſſen Hülfe man bedarf, aber Vernachläſſigung auch des Würdigſten, der nicht helfen kann; Aufopferung auch des Heiligſten, um ſeinen Zweck zu erlangen; Falſchheit, Untreue, Verſtellung, Eidbrüchigkeit, Klatſcherey, Cabale; Schadenfreude, Läſterung, Anecdoten-Jagd; lächerliche Manieren, Gebräuche und Gewohnheiten — Das ſind zum Theil die herrlichen Dinge, welche unſre Männer und Weiber, unſre Söhne und Töchter, von dem liebenswürdigen Hofgeſindel lernen — Das ſind die Studien, nach welchen ſich die Leute von feinem Ton bilden! Da, wo dieſer Ton herrſcht, wird das wahre Verdienſt nicht nur blos überſehn, ſondern ſo viel möglich mit Füßen getreten, unterdrückt, von leeren Köpfen zurückgedrängt, verdunkelt, verſpottet. Kein größerer

Triumpf für einen faden Hofſchranzen, als wenn er den Mann von entſchiedenem Werthe, deſſen Uebergewicht er heimlich fühlt, demüthigen, ihn auf einen Mangel an conventioneller feinen Lebensart ertappen und, durch die Art wie er dies bemerken macht, oder dadurch, daß er mit ihm in einer Sprache, oder über Gegenſtände redet, wovon er nichts verſteht, es dahin bringen kann, daß Jener verwirrt wird und ſich in ſchiefem Lichte zeigt! Kein größerer Triumpf für die petitte Maitreſſe, als wenn ſie eine redliche Frau, voll wahrer innerer und äuſſerer Vorzüge und Würde, in einer Geſellſchaft von Weltleuten von einer lächerlichen Seite darſtellen kann! Das alles muß man erwarten, wenn man ſich unter Menſchen von dieſer Claſſe miſcht. Man muß ſich dann nicht beunruhigen, wenn uns dergleichen wiederfährt, und hinterher ſich kein graues Haar darum wachſen laſſen. Man hat ſonſt keinen friedlichen Augenblick, wird unaufhörlich von tauſend Leidenſchaften, beſonders von Ehrgeiz und Eitelkeit, in Aufruhr gebracht. Es giebt aber drey Mittel, allen dieſen Ungemächlichkeiten auszuweichen, indem man nemlich entweder ſich mit der großen Welt unbefangen läſſt, oder aber in derſelben ſeinen graden Gang fortgeht, ohne ſich alle dieſe Thorheiten anfechten zu laſſen, oder endlich, indem man den Ton derſelben ſtudiret, und ſoviel es ohne Verleugnung des Characters geſchehen kann, mit den Wölfen heult.

2.

Wer nicht, ſeiner Lage nach, ſchlechterdings dazu verdammt iſt, an Höfen, oder ſonſt in der großen Welt zu leben, der bleibe fern von dieſem Schauplatze des glänzenden Elends, bleibe fern vom Getümmel, das Geiſt und Herz betäubt, verſtimmt und zu Grunde richtet! In friedlicher, häuslicher Eingezogenheit, im Umgange mit einigen edeln, verſtändigen und muntern Freunden, ein Leben zu führen, das unſrer Beſtimmung, unſern Pflichten, den Wiſſenſchaften und unſchuldigen Freuden gewidmet iſt, und dann zuweilen einmal mit Nüchternheit an öffentlichen Vergnügungen, an großen, gemiſchten Geſellſchaften Theil zu nehmen, um für die Phantaſie, die doch auch nicht leer ausgehn will, neue Bilder zu ſammeln, und die kleinen, wiedrigen Gefühle der Einförmigkeit zu verlöſchen, —

Das iſt ein Leben, das eines weiſen Mannes werth iſt! Und in Wahrheit! es ſteht öfter in unſrer Macht, als man gemeiniglich denkt, ſich der großen Welt zu entziehn. Menſchenfurcht, elende Gefälligkeit gegen mittelmäßige Leute, Eitelkeit, Schwäche, Nachahmungsſucht, das iſt es, was ſo manchen ſonſt nicht ſchlechten Mann bewegt, ſeine ſchönſten Stunden da zu verſchleudern, wo er im Grunde nicht zu Hauſe iſt, wo ſo oft Eckel und Langeweile ihn anwandeln, und allerley unedle Leidenſchaften ihr Spielwerk mit ihm treiben. Freylich aber muß man, um ſich dieſem zu entziehn, nicht nur, ſeinen Verhältniſſen nach, unabhängig ſeyn, ſondern auch nach feſten Grundſätzen zu handeln und ſich über das Geſchwätz der Leute hinauszuſetzen den Muth haben, mag auch davon geſprochen werden, was da will!

3.

Muß oder will man aber in der großen Welt leben, und man iſt nicht ganz ſicher, den Ton derſelben annehmen zu können; ſo bleibe man lieber der Art von Stimmung und Wendung treu, die uns Natur und Erziehung gegeben

ben haben! Nichts kann abgeſchmackter ſeyn, als wenn man jene Sitten halb und unvollſtändig copiert, wenn der ehrliche Landmann, der ſchlichte Bürger, der grade, teutſche Biedermann den franzöſiſchen petit Maitre, den Hofmann, den Politiker ſpielen will, wenn Leute, die einer ausländiſchen Sprache nicht mächtig ſind, alle Gelegenheit aufſuchen, mit fremden Zungen zu reden, oder, wenn ſie auch in ihrer Jugend an Höfen gelebt haben, nicht merken, daß die galante Sprache aus Ludwig des Vierzehnten Zeiten jetzt gar nicht mehr im Umlaufe iſt, und eine Stutzer-Garderobe aus dem vorigen Jahrhunderte im Jahre 1788 nur auf dem comiſchen Theater Würkung thut. Solche Menſchen machen ſich muthwilliger Weiſe zum Geſpötte, da man hingegen mit einem ungezwungenen, natürlichen und verſtändigen Betragen, Anſtande und Anzuge, wenn dies alles auch nicht nach dem feinſten Hofſchnitte iſt, ſich, mitten unter dem leichtfertigen Geſindel, Achtung und, wo nicht ein angenehmes, doch ein ruhiges, ungekränktes Leben verſchaffen kann. Sey alſo einfach in Deiner Kleidung und in Deinen Manieren, ehrlicher Biedermann! Sey ernſthaft, beſcheiden, höflich, ruhig, wahrhaftig! Rede nicht zuviel und nie von Dingen, wovon Du nichts weiſſt, noch in einer Sprache, die Dir nicht geläufig iſt, in ſo fern Der, welcher mit Dir ſpricht, Deine Mutterſprache verſteht! Betrage Dich mit Würde und Gradheit, ohne grob zu ſeyn, ohne Ungeſchliſſenheit! ſo wird man Dich ungeneckt laſſen. Allein freylich wirſt Du auch nicht ſehr vorgezogen, Dein Geſicht wird kein Mode-Geſicht werden. Hierüber aber beruhige Dich! Zeige Dich nicht verlegen, ängſtlich, wenn in einer großen Geſellſchaft kein Menſch mit Dir redet! Du verliehrſt nichts dabey, kannſt für Dich an allerley gute Dinge denken, auch manche nützliche Bemerkung machen, und man wird Dich nicht verachten, ſondern vielleicht gar fürchten, ohne Dich zu haſſen, und das iſt denn doch zuweilen ſo übel nicht.

Leute, die in der Jugend an Höfen und in großen Städten keine unbeträchtliche Rolle geſpielt, die vielmehr dort geglänzt, nachher aber ſich zurückgezogen, ſich einer einfachern Lebensart gewidmet haben, vergeſſen gar zu leicht, daß, um hier immer ein Mode-Geſicht zu bleiben,

ben, man nie den Faden der herrſchenden Converſation aus der Hand verliehren, nie verſäumen darf, auch in den kleinſten Fortſchritten, der Cultur — wenn man das Cultur nennen muß — nachzufolgen. Das iſt aber, bey der unbeſchreiblichen Veränderlichkeit des Geſchmacks und der Phantaſie ohnmöglich, ſobald man nicht immer mit der ganzen Flotte auf dem großen Weltmeere herumſchwimmt. Es geſchieht dann, daß wir ſehr böſer Laune werden, wenn wir ſehen, daß man uns vernachläſſigt, daß jüngere, oft ſehr unbedeutende Menſchen jetzt die Coriphäen ſind, daß Dieſe und deren Bewunderer uns über die Achſel anſehen, uns nur aus nachſichtiger Höflichkeit einige Aufmerkſamkeit beweiſen — O! es iſt unglaublich, wie ſo etwas die Gemüthsruhe, auch des klugen Mannes (denn ſelbſt kluge Leute ſind nicht immer ganz von Eitelkeit frey) erſchüttern, wie es verſtimmen und bewürken kann, daß man ſich in recht unangenehmer Haltung zeigt und, wenn man etwas zu ſuchen hat, die Frucht einer weiten Reiſe und große Unkoſten verliehrt, da hingegen unſer Witz, unſre Laune unaufhaltſam und bezaubernd fortſtröhmen, wo wir uns geehrt, geliebt und mit Aufmerkſamkeit behandelt wiſſen. Wer ſich viel Jahre hindurch an großen und kleinen Höfen und ſonſt in der großen Welt hat umhertreiben müſſen, der wird nie in Verlegenheit von jener Art kommen können. Er wird die Fertigkeit erlangt haben, ſich geſchwind zu orientiren, ſchnell zu faſſen, welche Sprache anwendbar iſt; die guten Leute hingegen, die nicht Gelegenheit gefunden haben, dieſen Grad von Verfeinerung zu erlangen, ſollen wohl beherzigen, was zu Anfange dieſes Abſchnitts geſagt worden.

4.

Wer aber endlich viel und immer in der großen Welt lebt, der thut doch wohl, den herrſchenden Ton zu ſtudieren und die äuſſern Gebräuche derſelben anzunehmen. Erſteres iſt ſo ſchwer nicht, und Letzteres kann ohne ſchädlichen Einfluß auf unſern Character geſchehen. Zeichne Dich alſo nicht aus, durch altväteriſche Kleidung oder Manieren! aber vergiß nicht, dabey auf Dein Alter, Deinen Stand und Dein Vermögen Rückſicht zu nehmen, und copiere nicht die Lächerlichkeiten einzelner Thoren, noch die ephemeriſchen Moden des Augenblicks! Mache Dich mit der Sprache der Hofleute, mit ihrer Art ſich gegen einander zu betragen, mit den Conventionen im Umgange bekannt; aber verleugne nicht innere Würde, Character und Wahrheit!

5.

Es laſſen ſich ohnmöglich allgemeine Regeln geben, wie weit man in Nachahmung der Hofſitten gehn dürfe. Ein verſtändiger und redlicher Mann wird das am beſten ſelbſt nach ſeiner Lage, Gemüthsart und nach ſeinem Gewiſſen abmeſſen können. Doch nur ſo viel! Unſchädliche Thorheiten, die man nicht Luſt hat nachzuahmen, hat man deswegen nicht immer Beruf zu bekämpfen, und gleichgültige Gewohnheiten und Sitten, die weiter keinen Einfluß auf den Character haben, kann man, ja! muß man zuweilen auf kurze Zeit mitmachen, und darf ſich das um ſo weniger übelnehmen, wenn man dadurch manches größere Gute zu bewürken in den Stand geſetzt wird.

Es giebt auch Moden in Litteratur und Kunſt, im Geſchmacke, in gewiſſen Vergnügungen und Schauſpielen, in dem Beyfalle, den irgend eine Sängerinn, irgend ein Tonkünſtler, Schriftſteller, Prediger, Maler, Geiſterſeher, Schneider, oder Friſeur, oft gegen Verdienſt und Würdigkeit, vom vornehmen großen Haufen einerndtet, und es iſt verlohrne Mühe, dieſem Mode-Geſchmacke ſich wiederſetzen zu wollen. Am beſten iſt es da, ruhig abzuwarten, daß eine neue Narrheit die alte verdränge. Es giebt Moden im Gebrauche von Arzeneyen, denen ſich die Vornehmern unterwerfen zu müſſen glauben — ſey es, daß ſie ſich täglich clyſtieren, oder in ein gewiſſes Bad und in kein anders reiſen, oder ſich mit den Pillen oder Pulvern irgend eines Marktſchreyers langſam vergiften! Lächle in der Stille darüber! clyſtiere Dich ohnmaßgeblich auch ein wenig, und mache mit, was ſich ohne Gefahr und Tollheit mitmachen läſſt! Wenigſtens mache Dich mit dieſen Moden bekannt, um nicht in Deinen Geſprächen dagegen anzuſtoßen! Du wirſt übel anlaufen, wenn Du nach Deiner Empfindung eine Theaternimpfe tadelſt, deren Gebrülle grade zu der Zeit in der feinen Welt für Götterſtimme gilt, oder wenn Du ein Buch erbärmlich nennſt, deſſen Verfaſſer als ein großes Genie anerkannt wird. Du wirſt übel anlaufen, wenn Du eine Dame, die grade in der Periode iſt, in welcher ſie nach der Mode freygeiſteriſche Grundſätze haben muß, von religioſen Gegenſtänden unterhältſt. Denn auch das hat ſeine Geſetze, die von der Mode beſtimmt werden. Jünglinge fangen an im fünf und zwanzigſten Jahre alt zu werden, nicht mehr zu tanzen, ſich den Cirkeln der Greiſe zuzugeſellen, ein feyerliches, philoſophiſches, ein Geſchäfts-Geſicht mit in die Geſellſchaft zu bringen. Kommen ſie aber nahe an die Vierzige, dann werden ſie wieder jung, hüpfen herum, ſpielen um Pfänder mit jungen Mädgen — das alles muß man beobachten und ſeine Maaßregeln darnach nehmen.

6.

Uebrigens geſtehe ich — es bleibt aber unter uns — daß der Ton, welcher jetzt unter unſern ganz jungen Leuten ziemlich allgemein an Höfen und in der feinen Welt eingeſchlichen iſt, mir gar nicht ſo gefallen will, wie der, welcher vor etwa zwanzig Jahren herrſchte. Viele von ihnen kommen mir äuſſerſt ungeſchliffen und plump vor; Es ſcheint mir, als ſuchten ſie etwas darinn, Beſcheidenheit, Höflichkeit und Delicateſſe zu beleidigen, ſtumm, ungefällig gegen Damen und Fremde zu ſeyn, ſelbſt ihren Cörper zu vernachläſſigen, ohne alle Grazie beym Tanze herumzuſpringen, krumm und ſchief und gebückt zu gehn, keine Kunſt, keine Wiſſenſchaft gründlich zu erlernen. Es giebt freylich einen Bocksbeutel, einen Zwang, eine Steifigkeit im Umgange, die in vorigen Zeiten in Teutſchland herrſchend waren, und wovon es ein Glück iſt, daß wir anfangen, ſie abzulegen; aber edler Anſtand iſt nicht Steifigkeit, verbindliche Höflichkeit und Aufmerkſamkeit nicht Bocksbeutel, Grazie nicht Zwang, und ächtes Talent, wahre Geſchicklichkeit nicht Pedanterey. Und man ſehe auch die papiernen Männchen an, wie Ueberdruß und Langeweile auf ihrer früh ſich runzelnden Stirne wohnen, wie ſie unfähig ſind, von ganzem Herzen froh zu werden, wie ſie in den ſchönſten Jahren des Lebens ſchon bey den unſchuldigen Freuden der Jugend Eckel empfinden. — Doch, ich habe Hofnung, daß es bald wieder beſſer damit werden ſoll, und, ohne Stolz auf unſre Vaterſtadt kann ich es wohl ſagen, wir haben hier eine liebenswürdige, wohlerzogene Jugend in allen Claſſen und Ständen aufzuweiſen.

7.

Verachte nicht alles, was blos conventionellen Werth hat, wenn Du mit Annehmlichkeit in der großen Welt leben willſt! Verachte nicht ſo ganz und gar Titel, Orden, Glanz, äuſſere Zierathe und dergleichen! aber ſetze keinen innern Werth darauf! ringe nicht ängſtlich darnach! Es giebt doch wohl Fälle, wo ein ſolcher an ſich nichtiger Stempel Dir und den Deinigen, wo nicht reelle Vortheile, doch Annehmlichkeiten zu Wege bringen kann. Heimlich in Deinem Cämmerlein darfſt Du herzlich aller dieſer Thorheiten lachen; aber thue das nicht laut! Mit Einem Worte! zeichne Dich nicht zu ſehr aus, unter den Weltleuten, mit denen Du leben muſſt. Dies iſt nicht nur Regel der Klugheit, nein! ſondern es iſt auch Pflicht, die Sitten des Standes anzunehmen, den man wählt, ganz zu ſeyn, was man iſt, doch, wie ſich das verſteht, nie auf Unkoſten des Characters. Erwarte übrigens auf dieſem Schauplatze nicht, daß man in Dir den edeln, weiſen, geſchickten Mann ſchätze, ſondern nur, daß man Dich artig finde, daß man von Dir ſage: Par dieu! il a de l'eſprit, comme nous autres!

8.

Und willſt Du auch nur dies eitle Lob davon tragen; ſo darfſt Du ſelbſt nicht einmal merken laſſen, daß Du von beſſerm Stoffe biſt, als der große Haufen jener hirnloſen Müßiggänger. Der klügere und edlere Mann, bequemte er ſich auch noch ſo pünctlich nach den Sitten der ſo genannten feinen Societät, wird dennoch dem Neide, der Verleumdung und den unaufhörlichen Neckereyen und Klatſchereyen, welche hier herrſchen, nicht ausweichen; denn um ſchalen Köpfen zu gefallen, muß man ſelbſt ein ſchaler Kopf ſeyn. Ich rathe dann, ſich das gar nicht anfechten zu laſſen, vor allen Dingen aber keinen Verdruß, keine Unruhe zu äuſſern, ſonſt bekömmt man nie Frieden. Man gehe alſo ſeinen Gang fort, folge ſeinem Syſteme, und laſſe die Thoren ſchwätzen, bis ſie müde werden! Hier ſind auch alle Erläuterungen, alle Entſchuldigungen übel angebracht, und wenn Du mit Wiederlegung Einer Verleumdung fertig biſt; ſo wird man ſchon eine andre in Bereitſchaft haben.

9.

In der groſsen Welt iſt der oben entwickelte Grundſatz vorzüglich nicht auſſer Augen zu laſſen, nemlich daſs jedermann nur ſo viel gilt, als er ſich ſelbſt gelten macht. Man zeige ſich alſo frey, zuverſichtlich, ſeiner Sache gewiſs! Man laſſe die Leute nicht einmal ahnden, daſs es möglich wäre, man könne uns zurückſetzen, ſich unſers Umgangs ſchämen, in unſrer Geſellſchaft Langeweile haben! Hofleute und ihres Gleichen pflegen die Grade ihrer Höflichkeit und Aufmerkſamkeit gegen uns darnach abzumeſſen, in welcher äuſſern Achtung wir in den vornehmen Cirkeln ſtehen. Man mache ſich alſo da gelten, mache ſich eine gewiſſe Aiſance eigen, die man nur durch Uebung erlernt, die ſehr unterſchieden von Unverſchämtheit, Zudringlichkeit und Prahlerey iſt, und die vorzüglich in einem ruhigen, leidenſchaftsfreyen, anſtändigen, gleichmüthigen Betragen, das planlos und ohne Forderungen zu ſeyn ſcheint, beſteht, und zu welchem man nie gelangt, wenn unſre Eitelkeit aller Orten Glanz ſucht, und wenn im Grunde des Herzens unſer eigener Beyfall uns nicht mehr werth iſt, als die Bewunderung, womit leere Köpfe uns beehren.

10.

Man meſſe ſein Betragen gegen Hofleute pünctlich nach dem ihrigen gegen uns ab, und gehe ihnen keinen Schritt entgegen! Dieſe Menſchen-Gattung nimt eine Hand breit, wo man ihnen einen Finger breit einräumt. Man erwiedere Stolz mit Stolz, Kälte mit Kälte, Freundlichkeit mit Freundlichkeit, gebe aber nicht mehr und nicht weniger, als man empfängt! Die Befolgung dieſer Vorſicht hat mannigfaltigen Nutzen. Die feinen Weltleute ſind wie ein Rohr, das vom Winde bewegt wird. Da ſie ſelbſt ſo wenig Bewuſſtſeyn innerer Würde haben; ſo beruht ihre ganze Exiſtenz auf ihren äuſſern Ruf. Sie werden ſich an Dich ſchlieſſen, ſobald ſie ſehen, daß Du in gutem Lichte wandelſt. Aber wenn Du nicht durch die niedrigſte Schmeicheley und Preisgebung alle alten Weiber beyderley Geſchlechts auf Deine Seite ziehſt; ſo wird bald einmal eine Läſterzunge etwas Nachtheiliges gegen Dich ausſprechen. Kaum wird ein ſolches Gerücht herumlaufen; ſo werden jene Sclaven lauern, welche Würkung dies auf das Publicum macht, und faſſt es Wurzel; ſo werden ſie den Kopf um ein Paar Zoll höher gegen Dich tragen. Macht Dich das unruhig, ängſtlich; behandelſt Du ſie nach Deinem Herzen, wie Leute, deren Freundſchaft Du gern erhalten mögteſt; ſo werden ſie immer unbeſcheidener, und helfen die elende Klatſcherey weiter tragen, woraus Dir denn, ſo geringe auch die Sache ſcheinen mögte, mancherley Verdruß erwachſen kann. Wirf aber auf den Erſten, der Dir kalt begegnet, einen verächtlichen Blick; ſo wird er zurück ſpringen, für ſeinen eigenen Ruf beben, kein nachtheiliges Wort von Dir über ſeine Zunge kommen laſſen, und ſich vor dem Manne beugen, von dem er glaubt, er müſſe geheimen Schutz haben, weil er ſo feſt ſteht, ſo gleichgültig gegen die ſeligmachende Stimme des hohen Pöbels iſt. Ja! gieb ihm doppelt wieder, was er wagt, Dir zu biethen! Laß Dich durch kein freundliches Wörtgen wieder heranlocken, bis er gänzlich zu Creutze kriecht! Ich, der ich nun keine Plane mehr auf das Glück mache, in der großen Welt zu glänzen, folge darinn eben keinem feſten Syſteme, ſondern meiner jedesmaligen Gemüthsſtimmung und Laune. An ächte, unverfälſchte Herzens-Ergieſſung gewöhnt, voll Wärme für alles, was

Freundſchaft und Zuneigung heiſſt, weniger darum bekümmert, geehrt, als geliebt zu ſeyn, beunruhigt mich — ich ſchäme mich dieſes Geſtändniſſes nicht — beunruhigt, verſtimmt mich jedes kalte Betragen von Leuten, die mir gute Eigenſchaften zu haben ſcheinen, mehr als mir, nach ſo mancher Erfahrung in der großen Welt, zu verzeyhen iſt. Zu andern Zeiten aber behandle ich auch das Ding von der luſtigen Seite, und freue mich herzlich, indem ich höre, daß das müſſige Publicum ſich auf Unkoſten meiner Wenigkeit beſchäftigt, darüber, daß dies grade einen Mann trifft, der nur als Volontair in der großen Welt dient, und kein Avancement verlangt. Indeſſen iſt was ich meinem Temperamente nach thue, darum noch nicht gut gethan. Am beſten iſt es gewiß, über dergleichen und über Klatſchereyen aller Art wenigſtens nicht die geringſte Unruhe zu zeigen, mit niemand weiter darüber zu reden, und ſich auf keine Explications einzulaſſen. Dann iſt in acht Tagen das Märchen vergeſſen, da auf jede andre Art hingegen die Sache ärger gemacht wird.

11.

Sey höflich und geſchliffen im Aeuſſern! Man muß an Höfen und im Umgange in großen Städten manchen Menſchen ſehn, ertragen und freundlich behandeln, den man nicht ſchätzt, auch ſucht man ja in dieſem Getümmel keine Freunde, ſondern nur Geſellſchafter. Allein wo es Nutzen ſtiften, oder wenigſtens unſer Anſehn befeſtigen, wo es würken kann, daß Der Dich fürchte, der nicht anders als durch Furcht im Zaume zu halten iſt; da laß ihn Dein Anſehn fühlen! Nim eine Art von Würde, von edelm Stolze und von Hoheit an gegen den Hofſchranzen, damit nie der Gedanke in ihm aufkeimen könne, Dich zu foppen, oder zu misbrauchen! Dieſe Sclaven-Seelen zittern vor dem Uebergewichte des verſtändigen, conſequenten Mannes; allein das muß weder in Aufgeblaſenheit, noch in Bauernſtolz ausarten. Sage dieſen Leuten zuweilen einmal, doch ohne Hitze und Grobheit, die Wahrheit! Schlage ihre flachen, ſchiefen Urtheile kaltblütig mit Gründen nieder, wo es nach den Umſtänden die Klugheit erlaubt! Stopfe ihnen das Maul, wenn ſie den Redlichen läſtern! Setze ihren Schleichwegen Muth, Thätigkeit und wahre Kraft entgegen! Scherze nicht vertraulich mit ihnen! Laß ächter Laune nicht den Lauf; aus Furcht ein Wort zu ſprechen, das man misbrauchen, verdrehen könnte!

12.

Ueberhaupt rede in der großen Welt nie warme Herzensſprache! das iſt dort eine fremde Mundart. Rede nicht von den reinen, ſüßen, einfachen häuslichen Freuden! Das ſind Myſterien für ſolche Profane. Habe Dein Geſicht in Deiner Gewalt, daß man nichts darauf geſchrieben finde, weder Verwunderung, noch Freude, noch Wiederwillen, noch Verdruß! Die Hofleute leſen beſſer Mienen, als gedruckte Sachen; Das iſt faſt ihr einziges Studium. Vertraue Deine Angelegenheiten niemand! Sey vorſichtig, nicht nur im Reden, ſondern ſogar im Hören! ſonſt wird Dein Name leicht compromittirt.

13.

Ich habe ſchon vorhin geſagt, daß unſer Betragen in der großen Welt nach eines Jeden individuellen Lage modificiert werden müſſe, und daß, was dem Einen darinn zu beobachten wichtig,

tig, für den Andern vielleicht von gar keinem Belange ſeyn könne! Wer nicht blos in derſelben leben und geachtet werden, ſondern wer auch würken, ſich emporarbeiten, regieren will, der muß das Ding freylich noch viel feiner ſtudiren. Da kann es äuſſerſt wichtig werden, entweder zu der herrſchenden Parthey, oder (wobey man größtentheils am ſicherſten geht, wenn man ſonſt kein ganz unwichtiger Mann iſt) zu gar keiner zu gehören, um von allen aufgeſucht zu werden, und nach Gelegenheit unmerklich Anführer einer eigenen zu werden. Da muß oft die Politic uns lehren, wo wir des ſichern Vortheils nicht gewiß ſind, wo nicht zu helfen, vielleicht gar zu ſchaden iſt, unſre verfolgten Freunde allein kämpfen zu laſſen, und uns Ihrer nicht öffentlich anzunehmen. Da kann es nöthig ſeyn, ſich anfangs ſehr klein zu ſtellen, um nicht beobachtet, in unſern Planen nicht geſtöhrt, vielmehr als ein unbedeutender Menſch, (weil ein Solcher immer mehr Stimmen auf ſeiner Seite hat, als der von beſſerer Art) befördert zu werden. Zu allen Geſchäften aber, die man in der großen Welt führen muß, iſt nichts ſo dringend anzuempfehlen als — **Kaltblütigkeit**, das heiſſt: ſich nie zu vergeſſen; nie ſich zu übereilen, den Verſtand nie dem Herzen, dem Temperamente, der Phantaſie preis zu geben; Vorſicht, Verſchloſſenheit, Wachſamkeit, Gegenwart des Geiſtes, Unterdrückung willkührlicher Aufwallungen und Gewalt über Launen. Mit Kaltblütigkeit und den dahin gehörigen Eigenſchaften ſieht man Perſonen von den mittelmäßigſten natürlichen Gaben über den lebhafteſten, feinſten Feuer-Kopf herrſchen. Aber dieſe ſchwere Kunſt — wenn ſie ſich je erlernen läſſt, wenn ſie nicht ausſchließlich ein Geſchenk der Natur iſt — erlangt man nur nach vieljähriger Arbeit und Erfahrung.

14.

Und nun zum Schluſſe dieſes Capittels auch etwas über den Nutzen, den uns der Umgang mit Menſchen in der großen Welt gewährt! Er iſt wahrlich nicht unbeträchtlich. Vorſchriften, welche uns auf die erlaubten Sitten der feinern Societät verweiſen, ſind freylich keine Grundſätze der Moral, ſondern nur der Uebereinkunft; allein eben dieſe Uebereinkunft beruht doch darauf, daß man ſuche, ſich und Andern, in einer zwangvollen Lage, deren Ungemächlichkeit

keit wir nun einmal nicht ganz aus dem Wege räumen können, ſeinen Zuſtand ſo leidlich als möglich zu machen, ohne dazu ſolche Mittel zu ergreifen, die unſern innern Werth auf das Spiel ſetzen. Dieſer innere Werth aber, der, wie ein Schatz unter der Erde, immer, auch verborgen, Gold bleibt, kann doch Witwen und Waiſen nähren, und Monarchen und Reiche zum Wohl der Welt in Würkſamkeit ſetzen, wenn er hervorgeholt und durch den Stempel der Convention in Umlauf gebracht, wenn er allgemein anerkannt wird — anerkannt von Denen, die ſich auf reines Gold verſtehen, und anerkannt von Denen, die nur auf das Gepräge achten — Alſo dächte ich, man eiferte nicht ſo heftig gegen den wahren feinen Weltton. Er lehrt uns, die kleinen Gefälligkeiten nicht auſſer Acht zu laſſen, die das Leben ſüß und leicht machen. Er erweckt in uns Aufmerkſamkeit auf den Gang des menſchlichen Herzens, ſchärft unſern Beobachtungsgeiſt, gewöhnt uns daran, ohne zu kränken und ohne gekränkt zu werden, mit Menſchen aller Art leben zu können. Der ächte und zugleich redliche alte Hofmann verdient wahrlich Verehrung, und man braucht nicht in die Wüſten zu fliehn, noch ſich in Studierzimmern zu vergraben, um auf den Titel eines Philoſophen Anſpruch machen zu dürfen. Ja! ohne einige Kenntniß der großen Welt hilft uns alle Stuben-Gelehrſamkeit, alle Menſchenkunde aus Büchern ſehr wenig. Ich rathe alſo jedem jungen Manne, der edeln Ehrgeiz, Durſt nach Welt- und Menſchen-Kenntniß und Begierde hat, nützlich und thätig zu ſeyn, wenigſtens auf einige Zeit den größern Schauplatz zu betreten, wäre es auch nur, um Stoff zu ſammeln zu Beobachtungen, die einſt im Alter ſeinen Geiſt beſchäftigen und ihn in den Stand ſetzen, ſeinen Kindern und Enkeln, die vielleicht beſtimmt ſind an Höfen oder in großen Städten ihr Glück zu ſuchen, weiſe Lehren zu geben.

Viertes Capittel.

Ueber den Umgang mit Gelehrten und Künſtlern.

1.

Wenn der Titel eines Gelehrten nicht heut zu Tage ſo gemein würde, als der eines Gentelmann in England; wenn man ſich unter einem Gelehrten immer nur einen Mann denken dürfte, der ſeinen Geiſt durch wahrhaftig nützliche Kenntniſſe ausgebildet, und dieſe Kenntniſſe zu Veredlung ſeines Herzens angewendet hätte — kurz! einen Mann, den Wiſſenſchaften und Künſte zu einem weiſern, beſſern und für das Wohl ſeiner Mitbürger thätigern Menſchen gemacht hätten; dann brauchte ich hier kein Capittel über den Umgang mit ſolchen Leuten zu ſchreiben. Was bedarf es einer Vorſchrift, wie man mit dem Weiſen und Edeln umgehn ſoll? An ſeiner Seite zu horchen auf die Lehren, die von ſeinen Lippen ſtröhmen; ſeine Augen auf ihn gerichtet zu haben, um ſein Beyſpiel die Richtſchnur unſrer Handlungen ſeyn zu laſſen; die Wahrheit von ihm zu vernehmen, und dieſer Wahrheit zu folgen — das iſt ein Glück, deſſen Genuß nicht nach Regeln gelernt zu werden braucht. Wenn aber heut zu Tage jeder elende Verſeſchmidt, Compilator, Journaliſt, Anecdoten-Jäger, Ueberſetzer, Plünderer fremder literariſchen Güter, und überhaupt Jeder, der die unbegreifliche Nachſicht unſers Publicums misbraucht, um ganze Bände voll Unſinn, Thorheit und Wiederholung längſt beſſer geſagter Dinge drucken zu laſſen, ſich ſelber einen Gelehrten nennt; wenn die Wiſſenſchaften nicht nach dem Grade ihrer Nützlichkeit für die Welt, ſondern nach dem veränderlichen, leichtfertigen Geſchmacke des leſenden Pöbels geſchätzt, ſpeculative Grillen Weisheit genannt werden, fieberhafte Phantaſie für Schwung und Begeiſterung gilt; wenn ein Knabe, der ſein rauhes Gewäſche in abwechſelnd kurzen und langen Zeilen in einen Muſen-Almanach einrücken läſſt, ein Dichter heiſſt; wenn der Menſch, der mit ſeinen Fingern ein Gewühl von falſchen Tönen, ohne Verbindung und Ausdruck, den Saiten entlockt, ein Tonkünſtler, Der, welcher ſchwarze Puncte, in Abſchnitte eingetheilt, auf Papier ſetzen kann, ein Componiſt, Der, welcher auf

Brettern herumſpringt, ein Tänzer genant wird; dann muß man wohl ein Paar Worte darüber ſagen, wie man ſich im Umgange mit ſolchen Leuten zu betragen hat, wenn man nicht für einen Mann ohne Geſchmack und Kenntniß angeſehn ſeyn will.

2.

Beurtheile nicht den moraliſchen Character des Gelehrten nach dem Inhalte ſeiner Schriften! Auf dem Papiere ſieht der Mann oft ganz anders aus, als in natura. Auch iſt das ſo übel nicht zu nehmen. Am Schreibtiſche, wo man die ruhigſte Gemüthsverfaſſung wählen kann, wenn keine ſtürmiſche Leidenſchaften unſern Geiſt aus ſeiner Faſſung bringen; da laſſen ſich herrliche moraliſche Vorſchriften geben, die nachher in der würklichen Welt, wo Reizung, Ueberraſchung und Verführung von Seiten der berüchtigten drey geiſtlichen Feinde uns hin und hertreiben, nicht ſo leicht zu befolgen ſind. Alſo ſoll man freylich den Mann, der Tugend predigt, darum nicht immer für ein Muſter von Tugend halten, ſondern auch bedenken, daß er ein Menſch bleibt, ihm wenigſtens dafür danken, daß er vor Fehlern warnt, wenn er ſelbſt auch nicht ſtark genug iſt, dieſe Fehler zu vermeiden, und es würde unbillig ſeyn, ihn desfalls für einen Heuchler zu halten (obgleich es eben ſo unbillig wäre, ohne Beweis vorauszuſetzen, er thue das Gegentheil von dem, was er lehrt, oder man müſſe ſeine Worte anders auslegen, als ſie lauten.) Von der andern Seite ſoll man auch nicht die Grundſätze, die ein Schriftſteller den Perſonen ſeiner eigenen Schöpfung in den Mund legt, als ſeine eigenen anſehn, noch einen Mann deswegen für einen Böſewicht, oder Faun, oder Menſchenhaſſer halten, weil ſeine üppige Phantaſie, ſein Feuer ihn verleitet, irgend einen boshaften Character von einer glänzenden Seite darzuſtellen, oder eine wollüſtige Scene mit lebhaften Farben zu ſchildern, oder mit Bitterkeit über Thorheiten zu ſpotten. Wohl thäte er beſſer, wenn er das unterlieſſe, aber er iſt darum noch kein ſchlechter Mann, und ſo wie man bey hungrigem Magen Götter-Malzeiten ſchildern kann; ſo kenne ich Dichter, die Wein und materielle Liebe beſingen, und dennoch die mäßigſten, keuſcheſten Menſchen ſind; kenne Schriftſteller, die Greuel von Schandthaten mit der treffendſten Wahrheit dargeſtellt haben, und dennoch Rechtſchaffenheit und Sanftmuth in ihren Handlungen zeigen; kenne endlich Satyriker, voll Menſchenliebe und Wohlwollen.

Eine andre Art von Ungerechtigkeit gegen Schrifftſteller und Künſtler begeht man, wenn man von ihnen erwartet, ſie ſollen auch im gemeinen Leben nichts als Sentenzen reden, nichts als Weisheit und Gelehrſamkeit predigen. Der Mann, der am glänzendſten von einer Kunſt ſchwätzt, iſt darum nicht immer der, welcher die gründlichſten Kenntniſſe davon beſitzt. Es iſt nicht einmal angenehm und ſchmeckt nach Pedanterey, wenn wir Jeden ohne Unterlaß von unſern eigenen Lieblings-Beſchäftigungen unterhalten. Man geht in Geſellſchaften, um ſich zu zerſtreuen, um auch einmal Andre als ſich ſelbſt zu hören. Nicht Jeder hat ſo viel Gegenwart des Geiſtes, mitten im Getümmel, und wenn er durch Fragen und Vorwitz überraſcht wird, mit Würde und Beſtimmtheit von Gegenſtänden zu reden, die er vielleicht zu Hauſe in ſeinem einſamen Zimmer mit der größten

Klarheit durchſchauet. Und dann giebt es auch Geſellſchaften, in welchen die Leute ſo gänzlich anders als wir geſtimmt ſind, die Dinge von ſo durchaus andern Seiten anſehen, daß es nicht möglich iſt, in dem erſten Augenblicke ſich ſo zu faſſen, daß man etwas Geſcheutes auf das antworte, was ſie uns vortragen. Auch hat ja ein Gelehrter, ſo gut als ein andrer Erdenſohn, ſeine Launen, iſt nicht ſtets gleich aufgelegt zu wiſſenſchaftlichen und überhaupt zu ſolchen Geſprächen, die Nachdenken erfordern; Oder die Menſchen, die er um ſich ſieht, behagen ihn nicht, ſcheinen ihm keines Aufwandes von Verſtand und Witz würdig.

Als vor ohngefehr ſieben Jahren der Abbe' Raynal in den Rhein-Gegenden war, wurde ich einſt mit ihm in einem vornehmen Hauſe zu Gaſte geladen. Es hatte ſich da eine Schaar neugieriger Damen und Herrn nebſt einigen ſchönen Geiſtern verſammlet, um ihn zu bewundern, und von ihm bewundert zu werden. Er ſchien zu beyden nicht aufgelegt und, ich geſtehe es, der Ton ſeiner Unterhaltung gefiel mir gar nicht. Die ganze Geſellſchaft aber war aufgebracht

bracht und erbittert gegen den Mann, der ihre Erwartungen ſo getäuſcht hatte, und das gieng denn ſo weit, daß Alle behaupteten: Dieſer ſey nicht der Abbe' Raynal geweſen, oder es ſey ohnmöglich, daß der Abbe' Raynal ſo ſchöne Sachen geſchrieben habe.

Spricht aber ein Gelehrter, ein Künſtler gern und viel von ſeinem Fache! ſo nim ihm auch das nicht übel auf! Die unglückliche Polyhiſtorey, die Wuth auf allen Zweigen der Wiſſenſchaften und Künſte herumzuhüpfen, ſich zu ſchämen, daß irgend etwas unter der Sonne ſeyn dürfte, worüber wir nicht raiſonnieren könnten, iſt nicht eben das, was unſerm Zeitalter am mehrſten Ehre macht, und wenn es langweilig iſt, einen Mann alle Geſpräche auf ſeinen Lieblings-Gegenſtand lenken zu hören; ſo iſt es mehr als langweilig, es iſt empöhrend, wenn ein Schwätzer entſcheidende Urtheile über Dinge ausſpricht, die gänzlich auſſer ſeinem Geſichtskreiſe liegen, wenn der Prieſter über Politic, der Juriſt über Theater, der Arzt über Malerey, die Cokette über philoſophiſche Gegenſtände, der ſüße Herr über Tactic deraiſoniert.

Erlaube dem Manne, der etwas gelernt hat, mit Leidenſchaft von ſeiner Kunſt, von ſeiner Wiſſenſchaft zu reden, ja! gieb ihm Gelegenheit dazu! Man iſt wahrlich recht viel werth in der Welt, wenn man — doch übrigens bey geſundem Hausverſtande — Ein Fach aus dem Grunde verſteht, und mich eckelt vor den herumwandelnden encyclopädiſchen Wörterbüchern.

3.

Die mehrſten Schriftſteller verzeyhen es uns leichter, wenn wir ihren ſittlichen Character, als wenn wir ihren Ruf in der gelehrten Welt antaſten. Man ſey daher vorſichtig in Beurtheilung ihrer Producte! Selbſt dann, wenn ſie uns um unſre Meinung darüber fragen, iſt dies immer ſo auszulegen, als bäthen ſie uns, um ein Lob. Den Fall ausgenommen, wenn Freundſchaft uns zu völliger Offenherzigkeit verpflichtet, rathe ich alſo, bey ſolchen Gelegenheiten, wo man ohnmöglich ohne Niederträchtigkeit loben, wenigſtens etwas zu ſagen, das die Eitelkeit als Beyfall auslegen kann.

Faſt noch ungnädiger pflegen es die Herrn aufzunehmen, wenn man gar nichts von ihrer Autorſchaft weiß, gar nichts von ihnen geleſen hat, oder wenn man den Mann, eines Buches wegen, das er geſchrieben, dennoch im gemeinen Leben nicht anders wie Jeden behandelt, der auf andre Weiſe der Welt nützlich wird, endlich, wenn man Grundſätze äuſſert, die nicht in ihr Syſtem paſſen, die mit denen ſtreiten, zu deren Behauptung ſie ſo manchen Bogen Papier mit Buchſtaben verſehn haben. Hüte Dich vor dieſem Allen, wenn Du einen Schriftſteller nicht beleidigen willſt! Allein unterſcheide auch wohl, welchen Mann Du vor Dir haſt, groß, klein, oder mittelmäßig! Alle riechen den Weyhrauch gern, der ihnen geſtreuet wird, aber nicht Jeden darf man auf gleich grobe Art einräuchern. Der Eine nimmt vorlieb, wenn Du es ihm grade in den Bart ſagſt: er ſey ein großer Mann; der Andre iſt zufrieden, wenn Du nur, ohne Wiederſpruch, erlaubſt, daß er dies ſelbſt von ſich ſage; der Dritte verlangt nichts von Dir, als Hiobs Geduld, wenn er Dir ſeine elenden Producte vorlieſt; Den Vierten kitzelt eine kleine vortheilhafte Anſpielung auf irgend eine Stelle aus ſeinen Schriften; den Fünften behagt äuſſere ausgezeichnete Ehrerbiethung, wenn auch von ſeiner Autorſchaft nicht ausdrücklich Erwähnung geſchieht, und ein Sechſter endlich — es ſey mir erlaubt, neben Dieſem mein Plätzgen zu nehmen! — begnügt ſich, wenn die wenigen Edeln ihm die Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, zu glauben, daß es ihm wenigſtens um Wahrheit und Tugend zu thun ſey, daß er nichts geſchrieben habe, deſſen ſein Herz ſich zu ſchämen brauchte, und daß, wenn ſeine Werke keine Meiſterſtücke ſind, ſie ſich doch auch nicht ausſchließlich zu Roſinen-Düten qualificieren.

4.

Luſtig anzuſehn aber iſt es, wenn zwey Schriftſteller ſich einander mündlich oder ſchriftlich loben und preiſen, vortheilhafte Rezenſionen gegenſeitig erſchleichen, ſich bey lebendigem Leibe einbalſamieren, und ſich eine glänzende Ewigkeit zuſichern. Ueberhaupt mag ich wohl ein ruhiger Zuſchauer ſeyn, wenn ein Paar Leute zuſammen kommen, die gern von einander bewundert werden mögten, oder die ſehr viel Gutes von einander gehört haben. Wie ſie ſich drehen und wenden, um ſich wechſelsweiſe die ſchwache Seite abzujagen! Und wenn ſie nun aus einander gehen, dann zeigt ſich immer, daß der Eine den Andern vortrefflich findet, wenn Dieſer ihm entweder Gelegenheit gegeben hat, ſeine Talente auszukramen, oder wenn beyde Narren ſich auf ähnliche ſympathetiſche Thorheiten ertappt haben.

Nicht ſo luſtig aber iſt der Anblick des Unweſens, das man ſo oft unter Gelehrten wahrnimmt, die entweder wegen der Verſchiedenheit ihrer Meinungen und Syſteme ſich vor dem ehrſamen Volke wie Bettelbuben herumzanken, oder wenn ſie an dem nemlichen Orte leben, und in dem nemlichen Fache auf Ruhm Anſpruch machen, einander verfolgen, haſſen, einander auch nicht die mindeſte Gerechtigkeit wiederfahren laſſen; wie Einer den Andern zu verkleinern und bey dem Publico herabzuſetzen ſucht — Pfui! der Niederträchtigkeit! Iſt denn die Quelle der Wahrheit nicht reich genug, um zugleich den Durſt vieler Tauſenden zu ſtillen, und können Neid, Scheelſucht und pöbelhafte Erbitterung auch Geiſter herabwürdigen, die der Weisheit geweyhet ſind? — doch hierüber iſt ſchon oft ſo viel geſagt worden, daß ich es für beſſer halte, einen Vorhang vor ſolche gelehrte Proſtitutionen zu ziehn, die leider! in unſern Zeiten nicht ſelten geſehn werden.

5.

Es giebt Leute, die ſich dadurch Gewicht zu geben ſuchen, daß ſie ſich ihrer Verbindung, ihrer Verwandſchaft, Freundſchaft, oder ihres Briefwechſels mit Gelehrten rühmen. Das iſt eine Thorheit, der man ſich enthalten ſoll. Ein Mann kann große Verdienſte als Schriftſteller haben, ohne daß uns desfalls eine genaue Verbindung mit ſeiner Perſon Ehre macht. Man iſt auch darum nicht gleich weiſe und gut, wenn Weiſe und Edle uns mit Nachſicht und Freundlichkeit behandeln. Auch kann ich das Citiren und Berufen auf fremde Autoritäten, wie überhaupt alles Prahlen und Schmücken mit fremden Federn nicht leiden. Das mittelmäſſigſte ſelbſt Gedachte und mit Ueberzeugung Gefühlte iſt für uns mehr werth, als das Vortreflichſte, ſo wir blos nachlallen.

6.

Unter den heutigen ſo genannten Gelehrten muß man billiger Weiſe einigen unſrer Journaliſten und Anecdoten-Sammler einen anſehnlichen Rang einräumen. Mit dieſen Leuten aber iſt eine ganz beſondre Vorſicht im Umgange nöthig. Sie ſtehen gemeiniglich, bey geringem Vorrathe an eigener Gelehrſamkeit, im Solde irgend einer herrſchſüchtigen Parthey, oder eines Anführers derſelben, ſey es nun von Naturaliſten, Ortodoxen, Deiſten, Schwärmern, Weltbürgern, Myſtikern, oder wovon es immer ſey. Dann ziehen ſie durch's Land, um Märchen zu ſammlen, die ſie nach Gelegenheit Documente nennen, oder mit dem Schwerdte der Verleumdung Jeden zu verfolgen, der nicht zu ihrer Fahne ſchwören will, Jedem das Maul zu ſtopfen, der es wagt, an ihrer Ohnfehlbarkeit zu zweifeln. Ein einziges Wörtgen, das nicht in ihr Syſtem paſſt, und das ſie irgendwo auffangen, giebt ihnen Stoff zu Verketzerungen, zu unwürdigen Neckereyen, zu Verfolgungen der beſten, ſorgloſeſten, planloſeſten Menſchen. Sey behutſam im Reden, wenn ein Solcher Dich freundlich beſucht, und erwarte, daß er nachher

her einmal Dein Portrait und alles drucken laſſen werde, was er bey Dir geſehn und gehört hat! Der Mann, der dies Handwerk in Teutſchland am heftigſten treibt, und gegen den alle Art von rechtlicher und handfeſter Hülfe vergebens angewendet wird; dieſer Mann heiſſt — ich muß ihn hier öffentlich nennen — heiſſt — Anonymus, und iſt ein gar verteufelter Kerl. Da er ſich, wie Cartouche, in ſo vielfache Geſtalten umzuformen weiß, daß kein Steckbrief auf ihn paſſt; ſo rathe ich, jeden Unbekannten, der gewiſſe Mode-Wörter, wie zum Beyſpiel: Aufklärung, Publicität, Denk-Freyheit, Toleranz, oder einzig ſeligmachenden Glauben, oder Jeſuitismus, Catholicismus, Hierarchie, höhere Wiſſenſchaften, Magnetismus, oder dergleichen gar zu oft im Munde führt, vorerſt für jenen Herrn Anonymus zu halten, der ein garſtiger, ſchadenfroher Spitzbube iſt, und umhergeht, wie ein brüllender Löwe, um zu ſuchen, wen er verſchlingen mögte — leo rugiens, mugiens, quaerens, quem deferet.

7.

Mit Tonkünſtlern, einer Gattung von Dichtern, Componiſten, Tänzern, Schauſpielern, Malern und Bildhauern iſt der caſus ganz anders zu behandeln. Dieſe ſind — es verſteht ſich immer, daß ich in jeder Claſſe von Menſchen die Beſſern ausnehme — wohl keine gefährliche, aber deſto eitlere und oft ſehr zudringliche und unſichre Leute. Weit entfernt zu fühlen, daß die ſchönen Künſte, obgleich man ihnen nicht den Einfluß auf Herz und Sitten abſprechen kann, doch am Ende zum Hauptzwecke nur **das Vergnügen** haben, folglich im Werthe für das Glück der Welt, den höhern, wichtigern, ernſthaftern Wiſſenſchaften nachſtehn müſſen; weit entfernt zu fühlen, daß, um wahrhaftig den Titel eines großen Mannes zu verdienen, man mehr verſtehn und mehr müſſe bewürken können, als Augen zu vergnügen, Ohren zu kitzeln, Phantaſien zu erhitzen, und Herzgen in Aufruhr zu bringen, ſehen ſie ihre Kunſt als das Einzige an, was des Beſtrebens eines vernünftigen Menſchen werth wäre, und es muß uns nicht befremden, wenn ein Tänzer, der höher beſoldet wird, als ein Staatsminiſter, herzlich bedauert, daß Dieſer nichts beſſers gelernt habe. Der philoſophiſchen Künſtler, ſo wie Georg Benda Einer war, der beſcheidenen

Virtuoſen, wie der edle Fränzl und ſein liebenswürdiger Sohn in Manheim, der verſtändigen mit allen Privat-Tugenden geſchmückten Maler, wie der alte Tiſchbein, der Schauſpieler, bey denen Kopf, Herz und Sitten gleich viel Verehrung verdienen, wie unſer Iffland — ſolcher Männer giebt es nicht ſo gar Viele unter ihnen. Ich rathe desfalls, einen äuſſerſt vertraueten Umgang mit dieſer Menſchen-Claſſe nur nach der ſtrengſten Auswahl zu ſuchen. Cantores amant humores, das heiſſt: auf ein Liedgen ſchmeckt ein Schlückgen. Sänger, Dichter und dergleichen lieben das Wohlleben, und das kann uns nicht wundern. Es giebt wohl eine Art von Begeiſterung, zu der ſich die Seele bey der einfachſten, mäßigſten Lebensart erheben kann, und die Wahrheit zu geſtehn, das iſt wohl die einzige, deren Früchte auf Unſterblichkeit Anſpruch machen dürfen. Hoher Schwung des Genius, hinauf zu der heiligen, reinen Quelle, aus welcher er entſprungen, iſt freylich ganz von andrer Art, als Spannung der Nerven, Erhitzung der Phantaſie, durch Reizung der Sinne, und man ſieht es ſolchen Werken, wie Klopſtocks Meſſias iſt, bald an, daß ihr Feuer nicht aus der Champagner-Flaſche gezogen worden. Allein wie wenig Künſtler werden von jener beſſern Glut entzündet! Ihre, durch unordentliche Aufführung und unglückliche äuſſerliche Verhältniſſe, über welche ſie nicht Kraft genug haben ſich durch Philoſophie zu erheben, ihre dadurch geſchwächte Maſchiene, ſage ich, fordert, um nicht ganz den Geiſt niederzudrücken, gewaltſame Stärkungs- oder vielmehr berauſchende Mittel. Dies treibt ſie zuerſt zu einem den ſinnlichen Freuden gewidmeten Leben. Dazu kömmt, daß Der, welcher einmal die ſchönen Künſte zu ſeinem einzigen Berufe gemacht hat, ſelten noch Geſchmack an ernſthaften Geſchäften findet, ſondern daß dieſe ihm äuſſerſt trocken ſcheinen, und da man doch nicht immer ſingen, geigen, pfeifen und kleckſen kann; ſo bleiben viel Stunden des Tages auszufüllen, welche dann dem Wohlleben geopfert werden. An weiſe Vertheilung und Anwendung der Zeit, an Aufſuchung eines lehrreichen und vernünftigen Umgangs denken alſo dieſe Herrn ſelten, und ſie ſchätzen den Mann, der ihnen ſinnliche Freuden gewährt und ſie dabey ſchmeichelt, höher, als den Weiſen, der ſie auf den Weg der Wahrheit und Ordnung führt. Jenem drängen ſie ſich auf. Dieſen fliehen ſie. Bey dem allgemein einreiſſenden frivolen Geſchmacke unſers Zeitalters, bey der Vernachläſſigung ſolider Wiſſenſchaften iſt dies, wie ich glaube, ein Wort zu ſeiner Zeit geredet, mögte man mich auch deswegen für einen Pedanten halten! Jeder ſeichte Kopf, der nur ein weiches Herzgen hat, den edeln Müßiggang und ein liederliches Leben liebt, legt ſich heut zu Tage auf die ſchönen Wiſſenſchaften, glaubt Beruf zum Künſtler zu haben, macht Verſe, ſchreibt für das Theater, ſpielt ein Inſtrument, componiert, pinſelt — und ſo muß denn am Ende der Geſchmack ausarten und die Kunſt verächtlich werden. Deswegen ſehen wir auch ganze Heerden ſolcher Künſtler herumlaufen, die nicht einmal mit den erſten theoretiſchen Grundſätzen ihrer Kunſt bekannt ſind; Muſiker, die nicht wiſſen, aus welcher Tonart ſie ſpielen, die nichts vorzutragen verſtehen, als was ſie auf ihrer Geige oder Pfeife auswendig gelernt haben; ohne philoſophiſchen Geiſt, ohne geſunde Vernunft, ohne Studium, ohne wahres Natur-Gefühl, aber dagegen mit deſto mehr Selbſtgenügſamkeit und Impertinenz ausgerüſtet; unter ſich von Brodneid entbrannt; neidiſch auf einen Liebhaber, der ihr Hauptſtudium nur als Nebenſache treibt, und dennoch mehr davon weiß, als ſie, die weiter nichts gelernt haben. Hat ein Solcher aber Anhang unter den Leuten nach der Mode, genießt er die Protection der anmaßlichen Kenner; ſo wage man es ja nicht, laut zu ſagen, daß er ein Stümper ſey, wenn man nicht für einen unwiſſenden Menſchen gelten, und alle Dilettanten gegen ſich aufbringen will! Allein wen eckelt nicht vor der Menge ſolcher vornehmen und geringen Dilettanten, vor ihren ſchiefen Urtheilen, vor ihrem albernen Gewäſche? Willſt Du Dich bey dieſem wilden Haufen beliebt machen; ſo muſſt Du die Geduld haben, ihren Unſinn anzuhören, oder gar die Niederträchtigkeit begehn, ihn zu loben, und ihren Machtſprüchen beyzupflichten. Willſt Du Dich aber bey ihnen in Anſehn ſetzen; ſo ſey ja nicht beſcheiden, ſondern eben ſo unverſchämt, wie ſie! Entſcheide mit Kühnheit! Tritt mit Zuverſicht mitten unter die größten Männer! Dringe Dich hervor! Thue, als ſeyeſt Du äuſſerſt eckel in Deinem Geſchmacke, als ſey es ſchwer, den Beyfall Deines verwöhnten Auges und Ohrs zu gewinnen! Rede von dem allgemeinen Rufe, in welchem Deine Kenntniſſe ſtünden! Verachte, was Dir zu hoch iſt! Schüttle bedeutend mit dem Kopfe, wenn Du nichts Paſſendes zu ſagen weiſſt! Begegne dem Anfänger mit Uebermuthe! Schmeichle vornehme, reiche und mächtige Dilettanten und Mäcenaten! Befördre die Luſt an Spielwerken und Kleinigkeiten, an niedlichen Rondo's, an Bierhaus-Minuetten mitten in ernſthaften Stücken, an buntſchäckichtem Coloritte, an Sinn-Gedichtgen, an Bombaſt und leerer Phraſeologie, an Schauſpielen voll Greuel, Verwicklung und Uebertreibung! — So kannſt Du Dein Schärflein zum allgemeinen Verderbniſſe des Geſchmacks redlich beytragen! Fühlſt Du aber Kraft in Dir, und haſt nicht Urſache, Menſchen zu ſcheuen; ſo wiederſetze Dich dem Unweſen! eifre gegen dieſe Erbärmlichkeiten, aber eifre mit Gründen, und rücke den Midaſſen unſrer Zeit die großen Perücken und Narrenkappen zurück, damit man ihre langen Ohren ſehe, und ſich nicht durch ihre Amtsgeſichter täuſchen laſſe! Traurig iſt es indeſſen, daß auch der wahrhaftig große Künſtler heut zu Tage einen Theil dieſer Wege einſchlagen muß, wenn er nicht dem

Charlatan das Feld räumen will; daß er oft Natur, Beſcheidenheit, Einfalt und Würde der Mode und dem Vorurtheile aufzuopfern, ſich mit falſchem Glanze auszurüſten, ſich zum Windbeutel und Spaßmacher zu erniedrigen gezwungen iſt, um zu gefallen und Brod zu finden.

8.

Nun noch ein Wort zur Warnung für den Jüngling, in Betracht der Künſtler, beſonders der Schauſpieler, von gemeiner Art! Ich habe vorhin geſagt, daß der vertrauete Umgang mit den Mehrſten derſelben, von Seiten ihrer Kenntniſſe, ihres ſitlichen Lebens und ihrer ökonomiſchen Umſtände, für Kopf, Herz und Geldbeutel nicht ſehr vortheilhaft ſeyn könne; allein noch in andern Rückſichten muß ich Vorſicht empfehlen. Wenn man aber weiß, welch ein warmer Verehrer der ſchönen Künſte ich ſelbſt bin; ſo wird man mir wohl nicht Schuld geben, daß es aus Vorurtheil oder Kälte geſchehe, wenn ich dem Jünglinge rathe, mäßig im Genuſſe der ſchönen Künſte, mäßig im Genuſſe des Umgangs mit der gefälligen Muſen und deren Prieſtern zu ſeyn. Muſic, Poeſie, Schauſpielkunſt, Tanz und Malerey würken freylich wohlthätig auf das Herz. Sie machen es weich und empfänglich für manche edle Gefühle; ſie erheben und bereichern die Phantaſie, ſchärfen den Witz, erwecken Fröhlichkeit und Laune, mildern die Sitten, und befördern die geſelligen Tugenden. Allein eben dieſe herrlichen Würkungen können, wenn ſie übertrieben werden, mannigfaltiges Elend veranlaſſen. Ein zu weiches, weibiſches, von allen wahren und eingebildeten, eigenen und fremden Leiden in Aufruhr zu bringendes Gemüth iſt wahrlich ein trauriges Geſchenk; ein Herz, das, empfänglich für jeden Eindruck, wie ein Rohr von mannigfaltigen Leidenſchaften hin und her zu bewegen, jeden Augenblick von andern, ſich durchkreuzenden Empfindungen hingeriſſen wird; ein Nerven-Syſtem, auf welchem jeder Betrüger, der nur den rechten Ton zu treffen weiß, nach Gefallen ſpielen kann — das alles wird uns ſehr zur Laſt, da, wo es auf Feſtigkeit, unerſchütterlichen männlichen Muth, auf Ausdauern und Beharrlichkeit ankömmt. Eine zu warme, zu hochfliegende Phantaſie, die allen unſern geiſtigen Anſtrengungen einen romanhaften Schwung giebt, und uns in eine

Ideen-Welt verſetzt, kann uns in der würklichen Welt theils ſehr unglücklich, theils zu gänzlich unbrauchbaren Menſchen machen. Sie ſpannt uns zu Erwartungen, erregt Forderungen, die wir nicht befriedigen können, und erfüllt uns mit Eckel gegen alles, was den Idealen nicht entſpricht, nach welchen wir in der Bezauberung, wie nach Schatten greifen. Ein luxurioſer Witz, eine ſchalkhafte Laune, die nicht unter der Vormundſchaft einer keuſchen Vernunft ſtehen, können nicht nur leicht auf Unkoſten des Herzens ausarten, ſondern würdigen uns auch herab, verleiten zu Spielwerken, ſo daß wir, ſtatt der höhern Weisheit und nüchternen Wahrheit nachzuſtreben und unſre Denkkraft auf wahrhaftig nützliche Gegenſtände zu verwenden, nur den Genuß des Augenblicks ſuchen, und ſtatt, mitten durch die Vorurtheile hindurch, in das Weſen der Dinge einzudringen, uns bey den glänzenden Auſſenſeiten verweilen. Fröhlichkeit kann in Zügelloſigkeit, in Streben nach immerwährenden Taumel übergehn. Milde Sitten verwandeln ſich nicht ſelten in Weichlichkeit, in übertriebene Geſchmeidigkeit, in niedre, unverantwortliche Gefalligkeit, die alles Gepräge von männlichem Character abſchleifen, und ein Leben, das blos den geſelligen Freuden und dem ſinnlichen Vergnügen gewidmet iſt, leitet uns fern von allen ernſthaften Geſchäften, bey welchen der ſpätere, aber ſichere, dauerndere Genuß durch Ueberwindung von Schwierigkeiten und durch anhaltende Arbeit und Anſtrengung erkauft werden muß; Es macht uns die für Geiſt und Herz ſo wohlthätige Einſamkeit unerträglich, macht uns ein ſtilles häusliches, den Familien- und bürgerlichen Pflichten gewidmetes Daſeyn unſchmackhaft — Mit Einem Worte! wer ſich gänzlich den ſchönen Künſten widmet, und mit den Prieſtern ihrer Gottheiten ſein ganzes Leben verſchwelgt, der wagt es darauf, ſein eigenes dauerhaftes Wohl zu verſcherzen, und wenigſtens nicht ſo viel zur Glückſeligkeit Andrer beyzutragen, als er nach ſeinem Berufe und nach ſeinen Fähigkeiten vermögte. Alles, was ich hier geſagt habe, trifft vorzüglich bey dem Theater und bey dem Umgange mit Schauſpielern ein. Wenn unſre Schauſpiele das wären, wofür wir ſie ſo gern ausgeben mögten; wenn ſie eine Schule der Sitten wären, wo uns auf eine gefällige und zweckmäßige Weiſe unſre Verirrungen und Thorheiten dargeſtellt und an das Herz gelegt würden, ja! dann könnte es immer recht gut ſeyn, oft die Bühne zu beſuchen, und den Umgang mit Männern zu wählen, welche man als Wohlthäter ihres Zeitalters anſehn müſſte. Man darf aber nicht das Theater nach demjenigen beurtheilen, was es **ſeyn könnte**, ſondern nach dem, **was es iſt**. Wenn in unſern Luſtſpielen die comiſchen Züge der Narrheiten der Menſchen ſo übertrieben geſchildert ſind, daß niemand das Bild ſeiner eigenen Schwächheiten darinn erkennt; wenn romanhafte Liebe darinn begünſtigt wird; wenn junge Phantaſten und verliebte Mädgen daraus lernen, wie man die alten vernünftigen Väter und Mütter, die zur ehelichen Glückſeligkeit mehr als eingebildete Sympathie und vorübergehenden Liebes-Rauſch fordern, betrügen und zu ihrer Einwilligung bewegen muß; wenn in unſern Schauſpielen Leichtſinn im gefälligen Gewande erſcheint, eminentes Laſter in Glanz und Hoheit auftritt, und, durch einen Anſtrich von Größe und Kraft, wieder Willen Bewunderung erzwingt; wenn im Trauerſpiele unſer Auge mit dem Anblicke der ärgſten Greuel vertrauet; wenn unſre Einbildungskraft an Erwartung wunderbarer, feenmäßiger Entwicklungen und Auflöſungen gewöhnt wird; wenn man uns in den Opern dahin bringt, daß es uns gleichgültig iſt, ob die geſunde Vernunft empört wird, in ſo fern nur die Ohren gekitzelt werden; wenn der elendeſte Grimaſſen-Schneider, die ungeſchickteſte Dirne, wenn ſie Anhang unter dem Volke haben, allgemeine Bewunderung einernten; wenn endlich, um alle dieſe nichtigen Zwecke zu erlangen, unſre Theater-Dichter ſich über Wahrſcheinlichkeit, ächte Natur, weiſe Kunſt und Anordnung hinaus, folglich den Zuſchauer in den Fall ſetzen, im Schauſpielhauſe keine Nahrung für den Geiſt, ſondern nur Zeitverkürzung und ſinnlichen Genuß zu ſuchen — Wer wird ſich's da nicht zur Pflicht machen, Jünglingen und Mädgen den ſparſamſten Genuß dieſer Vergnügungen zu empfehlen? Und nun, was die Schauſpieler betrifft! Ihr Stand hat ſehr viel blendendes; Freyheit; Unabhängigkeit von dem Zwange des bürgerlichen Lebens; gute Bezahlung; Beyfall; Vorliebe des Publicums; Gelegenheit da einem ganzen Volke öffentlich Talente zu zeigen, die auſſerdem vielleicht verſteckt geblieben wären; Schmeicheley; gute, gaſtfreundſchaftliche Aufnahme von jungen Leuten und Liebhabern der Kunſt; viel Muſſe; Gelegenheit, Städte und Menſchen kennen zu lernen — Das alles kann manchen Jüngling, der mit einer unangenehmen Lage, oder mit einem unruhigen Gemüthe, mit übel geordneter Thätigkeit kämpft, bewegen, dieſen Stand zu wählen, beſonders, wenn er in vertraueten Umgang mit Schauſpielern und Schauſpielerinnen geräth. Aber nun die Sache näher betrachtet! Was für Menſchen ſind gewöhnlich dieſe Theater-Helden und Heldinnen? Leute, ohne Sitten, ohne Erziehung, ohne Grundſätze, ohne Kenntniſſe; Abentheurer; Leute aus den niedrigſten Ständen; freche Buhlerinnen — Mit Dieſen lebt man, wenn man ſich demſelben Stande gewidmet hat, in täglicher Gemeinſchaft. Es iſt ſchwer, da nicht mit dem Strohme fortgeriſſen zu werden, nicht zu Grunde zu gehn. Neid, Feindſchaft und Cabale erhalten immerwährenden Zwiſt unter ihnen; Dieſe Menſchen ſind nicht an den Staat geknüpft, folglich fällt bey ihnen ein großer Bewegungsgrund, gut zu ſeyn, die Rückſicht auf ihren Ruf unter den Mitbürgern, weg. Kömmt noch etwa die Verachtung, mit welcher, freylich unbilliger Weiſe, manche ernſthafte Leute auf ſie herabſehn, hinzu; ſo wird das Herz erbittert und ſchlecht. Die tägliche Abwechſelung von Rollen benimt dem Character die Eigenheit; Man wird zuletzt aus Habitüde, was man ſo oft vorſtellen muß; Man darf dabey nicht Rückſicht auf ſeine Gemüths-Stimmung nehmen, muß oft den Spaßmacher ſpielen, wenn das Herz trauert, und umgekehrt; Dies leitet zur Verſtellung; Das Publicum wird des Mannes und ſeines Spiels überdrüſſig; Seine Manier gefällt nicht mehr nach zehn Jahren; Das ſo leichtfertiger Weiſe gewonnene Geld geht eben ſo leichtfertig wieder fort — und ſo iſt denn ein armſeliges, dürftiges, kränkliches Alter nicht ſelten der letzte Auftritt des Schauſpieler-Lebens.

9.

Wer Schauſpieler und Tonkünſtler unter ſeiner Aufſicht und Direction hat, dem rathe ich, ſich gleich Anfangs auf einen gewiſſen Fuß mit ihnen zu ſetzen, wenn man nicht von ihrem Eigenſinne und ihren Grillen abhängen will. Die

Hauptpuncte, worauf es dabey ankömmt, ſind: ihnen zu zeigen, daß man dem Geſchäfte gewachſen ſey, daß man einen Künſtler zu beurtheilen und zurechtzuweiſen verſtehe; ſie an Punctlichkeit und Ordnung zu gewöhnen, und bey der erſten Uebertretung, Naſeweiſigkeit oder Zügelloſigkeit, Strenge fühlen zu laſſen; ſie übrigens aber, nach Verhältniß der Talente und der ſitlichen Aufführung eines Jeden, mit Höflichkeit und Auszeichnung zu behandeln, ohne ſich je gemein mit ihnen zu machen.

10.

Ermuntre durch beſcheidenes Lob, aber ſchmeichle nicht, erhebe nicht zur Ungebühr den jungen angehenden Schriftſteller und Künſtler! dadurch verdirbt man die Mehrſten von ihnen in Teutſchland. Das übertriebene Beklatſchen und Lobpreiſen macht ſie ſchwindlicht, aufgeblaſen, hochmüthig. Sie beeifern ſich dann nicht weiter, der größern Vollkommenheit nachzuſtreben, und hören auf, ein Publicum zu reſpectiren, das ſo leicht zu befriedigen ſcheint.

11.

So wenig Vortheil man von der Vertraulichkeit mit Künſtlern von gemeiner Art hat;

ſo lehrreich und unterhaltend iſt der Umgang mit einem Manne, der philoſophiſchen Geiſt, Gelehrſamkeit und Witz mit ſeiner Kunſt verbindet. Es iſt ein Glück an der Seite eines ſolchen Künſtlers zu leben, deſſen Geiſt durch Kenntniſſe gebildet, deſſen Blick durch Studium der Natur und der Menſchen geſchärft, bey dem, durch die milden Einwürkungen der Muſen, das Herz zu Liebe, Freundſchaft und Wohlwollen geſtimmt und die Sitten gereinigt worden. Seine freundliche Beredſamkeit wird uns in trüben Stunden aufheitern, ſein Umgang wird uns wieder mit der Welt ausſöhnen, wenn Mismuth und Unzufriedenheit uns plagen; Er wird uns Erholung gewähren von verdrießlichen, mühſamen, trocknen Berufs-Geſchäften, wird uns erwärmen, wird uns neue Federkraft geben, wenn wir durch lange Anſtrengung herabgeſpannt ſind; Er wird uns die mäßigſte Koſt zu einem Göttermale, unſre Hütte zu einem Heiligthume, zu einem Tempel, unſern Heerd zu einem Altar der Muſen erhöhn.

Fünftes Capittel.

Ueber den Umgang mit Geiſtlichen.

1.

Ich mache, da ich nun auf den Umgang mit Leuten von allerley Ständen und Verhältniſſen komme, billiger Weiſe in einem eigenen Capittel mit der Geiſtlichkeit den Anfang. Lehrreich und wohlthätig iſt der Umgang mit einem Solchen, der ſich aus ganzer Seele ſeinem heiligen Berufe widmet, ſeinen Verſtand und Willen durch den ſanften Einfluß der liebevollſten Religion Jeſu geläutert hat; der Wahrheit und Tugend mit Eifer und Wärme nachſtrebt, und die Kraft des Worts durch eigenes Beyſpiel beſtättigt; der ſeiner Gemeine, Bruder, Freund, Wohlthäter und Rathgeber, in ſeinem Vortrage populär, warm und herzlich iſt; durch Beſcheidenheit, Einfalt der Sitten, Mäßigkeit und Uneigennützigkeit ſich als einen würdigen Nachfolger der Apoſtel auszeichnet; duldend gegen fremde Religions-Verwandte, väterlich nachſichtig gegen Verirrte, kein Feind unſchuldiger Fröhlichkeit, und dabey in ſeinem häuslichen Cirkel ein guter, zärtlicher und weiſer Hausvater iſt. Allein nicht alle Diener der Kirche ſehen dieſem Bilde ähnlich. Menſchen ohne Erziehung und Sitten, aus dem niedrigſten Pöbel entſproſſen, ohne geſunde Vernunft und ohne andre Kenntniſſe, als die dazu gehören, ſich nach einem elenden Schlendrian examinieren zu laſſen, dringen ſich in dieſen Stand ein, haſchen nach reichen Pfründen und Pfarreyen, und erlauben ſich, um dahin zu gelangen, alle Arten von Schleichwege und Niederträchtigkeiten. Haben ſie nun ihren Zweck erreicht, dann fährt der ächte Pfaffen-Geiſt in ſie. Geizig, haabſüchtig, wollüſtig, gefräſſig, Schmeichler der Großen und Reichen, übermüthig und ſtolz gegen Niedre, voll Neid und Scheelſucht gegen ihres Gleichen, ſind ſie gröſtentheils daran Schuld, wenn Verachtung der heiligſten Religion ſo allgemein einreiſſt. Dieſe Religion behandeln ſie als eine trockene Wiſſenſchaft, und ihr Amt als ein einträgliches Handwerk. Auf dem Lande verbauern ſie, ergeben ſich dem Müſſiggange und der Bequemlichkeit, und klagen über ungeheure Arbeit, wenn ſie alle acht Tage einmal von der Kanzel herunter die Zuhörer mit ihren dogmatiſchen, armſeligen

Spitzfündigkeiten einſchläfern müſſen. Sie angeln nach Geſchenken, Erbſchaften und Vermächtniſſen, wie der Teufel nach ihrer Seele. Ihr Ehrgeiz iſt unermeßlich; ihr geiſtlicher Stolz, ihr Despotismus, ihre hierarchiſche Herſchſucht ohne Grenzen. Den Eifer für die Religion brauchen ſie zum Deckmantel ihrer Leidenſchaften. Ortodoxie iſt die Parole, blinder Glauben und Ehre Gottes das Feldgeſchrey, wenn ſie den unſchuldigen, ruhigen Bürger, der einen Unterſchied unter Religion und Theologie macht, die Pfaffen nicht ſchmeichelt und ihnen nicht opfert, bis in den Tod verfolgen wollen. Ihre Rache iſt fürchterlich, unerſättlich, ihre Feindſchaft unverſöhnlich — ich rede aus Erfahrung — gegen Den, der ſich ihrem eiſernen Scepter nicht unterwerfen, oder zu ihren Bosheiten nicht ſchweigen will. Ihre Eitelkeit iſt größer, als die eines Weibes. Sie ſchleichen ſich in die Häuſer und Familien ein, aus Vorwitz, kindiſcher Neugier, um ſich in Händel zu miſchen, die ſie nichts angehn, um Ränke zu ſchmieden, Zwietracht zu ſtiften, und im Trüben zu fiſchen. Ihre Predigten, ihre Geſpräche und Mienen ſind Bannſtrahlen, Verdammungs-Urtheile und

Drohungen gegen andre Religions-Verwandte und gegen Jeden, der das Unglück hat, nicht glauben zu können, was ſie — oft ſelbſt nicht glauben, ſondern nur lehren, weil es Geld einbringt. Sie lauſchen auf die Fehler ihrer Nebenmenſchen, ſchreyen dieſelben vergrößert aus, oder wo ſie das alles nicht öffentlich thun dürfen, da würken ſie durch Andre im Verborgenen, oder hängen die Maske der Demuth, der Heucheley, des Eifers für Gottſeligkeit und gute Sitten vor, um mit ſanfter Stimme, mit Klagen und Winſeln, die Schwachen auf ihre Seite zu bringen, und den Weiſern und Beſſern bey dem Volke verdächtig zu machen — Ja! ſolche Ungeheuer giebt es unter den Dienern der Kirchen, und nicht etwa nur in Mönchs-Kutten und Jeſuiten-Mänteln — nein! mancher proteſtantiſche Pfaffe würde ein zweyter Hildebrand ſeyn, wenn ihm nicht die Flügel beſchnitten wären.

2.

Da nun aber hie und da, auch unter den weniger boshaften, ja! unter den redlichen Geiſtlichen, Einige doch einen kleinen Anſtrich von manchen dieſer Fehler, zum Beyſpiel von geiſtlichem Stolze, von Intoleranz, von Anhänglichkeit an Syſtemgeiſt, von falſchem esprit de corps, von Haabſucht, oder von Rachſucht haben; ſo kann es wohl nicht ſchaden, wenn man gewiſſe Vorſichtigkeits-Regeln beobachtet, die im Umgange mit allen Perſonen dieſes Standes, ohne Unterſchied, nicht ganz übel angebracht ſind.

Man hüte ſich alſo, ihnen Gelegenheit zu Verketzerungen zu geben! und ſo wie überhaupt ein verſtändiger Mann ſich enthält, über religiöſe Gegenſtände in Geſellſchaften zu raiſonniren; ſo ſoll man vorzüglich Acht haben, in Gegenwart eines Geiſtlichen nie Ein Wort fallen zu laſſen, das übel ausgelegt, und als ein Ausfall gegen irgend ein Kirchenſyſtem oder einen Religions-Gebrauch angeſehn werden könnte! Auch beſuche man die Kirchen, ſelbſt wenn die Art des Gottesdienſtes und der Vortrag des Predigers unſre Andacht nicht ſehr befördern, des Beyſpiels wegen, und um nicht Gelegenheit zu geben, daß man uns Gleichgültigkeit gegen Religion aufbürde!

Man mache in Geſellſchaft nie einen Geiſtlichen lächerlich, mögte er auch noch ſo viel Veranlaſſung dazu geben! auch rede man mit Vorſicht von ihnen! Theils machen dieſe Herrn gar zu gern ihre eigene Sache zur Sache Gottes, theils verdient dieſer ehrwürdige Stand auf alle Weiſe eine Schonung, die man, wegen der Unwürdigkeit einzelner Mitglieder, nicht aus den Augen ſetzen darf, theils kann man durch das Gegentheil Verachtung der Religion, die leider! ſo ſehr einreiſſt, wieder Willen befördern.

Man bezeuge hingegen den Geiſtlichen alle äuſſere Ehrerbiethung, die ſie nur irgend billiger Weiſe fordern können, und beleidige nicht nur keinen Derſelben, auf keine auch noch ſo geringe Art, ſondern mache ſich auch nicht der mindeſten, von jedem Andern leicht zu verzeyhenden Unterlaſſungs-Sünde, keines Mangels an Höflichkeit gegen ſie ſchuldig!

Man laſſe, in Entrichtung der ihnen zukommenden Gebühren und Abgaben, ſich keine Abkürzung, noch Saumſeligkeit zu Schulden kommen, gebe aber auch, bey Fällen die öfter eintreten können, nicht zu viel! denn ſie ſchreiben gern alles auf, und machen aus Freygebigkeit

keit ein Geſetz, ein Recht, das ſie ſogar auf ihre Nachfolger zu vererben trachten.

Man ſey gaſtfrey gegen Diejenigen, welche eine gute Tafel und ein volles Gläsgen lieben!

Man hüte ſich, bevor man den Mann nicht recht genau kennt, einen Geiſtlichen von der alltäglichen Art zum Vertraueten in häuslichen Angelegenheiten und andern Dingen von Wichtigkeit zu machen, und halte ihn entfernt, wenn er ſich ohnberufen in dergleichen miſchen will!

Man verhindre die zu große Vertraulichkeit der Weiber und Töchter mit gewiſſen Beichtvätern und geiſtlichen Rathgebern.

3.

In Prälaturen und Klöſtern muß man den Ton der Herrn Patrum anzunehmen verſtehn, wenn man ihnen willkommen ſeyn will. Ein guter, geſunder Apetit; nach Verhältniß eben ſo viel Durſt und die Gabe, ein Gläsgen mit Geſchmack und oft genug ausleeren zu können; ein jovialiſcher Humor; ein Witz, der nicht zu fein, ſondern ein wenig materiel ſeyn muß; zuwellen ein Wortſpielchen; ein lateiniſches Räthſel, eine Anſpielung auf eine ſcholaſtiſche Spitzfündigkeit; einige Bekanntſchaft mit Legenden und Kirchenvätern; Beyfall, durch Bauch erſchütterndes Lachen an den Tag gelegt, wenn der Pater Spaßmacher — dies Amt pflegt ſelten ohnbeſetzt zu ſeyn — einen Schwank hervorbringt; viel Ehrerbiethung gegen den hochwürdigen Herrn Prälaten, Guardian, oder Prior; Bewunderung der Koſtbarkeiten, Reliquien, Gebäude und Anſtalten; kein Geſpräch über Aufklärung und Literatur, aber deſto mehr über Politic, Krieg und Frieden, Zeitungs-Nachrichten; Befriedigung der Neugier, wenn nach Familien-Umſtänden und Anecdoten geforſcht wird; da, wo man Muſic treibt, gezeigt, daß man in dieſer Kunſt nicht fremd iſt; Vorſichtigkeit, wenn von andern geiſtlichen Orden, beſonders von Jeſuiten die Rede iſt; Rang, Anſehn, Reichthum, Pracht, Titel, Orden, und mehr als dies alles, wo es nöthig iſt, Geſchenke — das ſind ohngefehr die Mittel, dort gut aufgenommen zu werden, und ſich Achtung zu erwerben.

Zu Domherrn braucht man gröſstentheils nur Apetit zum Eſſen und Trinken, muthwillige, ein wenig fauniſche Laune, und Stillſchweigen über gelehrte Gegenſtände mitzubringen.

In Nonnenklöſtern, ſo wie in catholiſchen und proteſtantiſchen weiblichen Stiftern kann man mit einer hübſchen Figur, mit treuherziger, doch äuſſerlich anſtändiger Vertraulichkeit, mit einem Sacke voll Märchen, Neuigkeiten und Späſsgen auch ziemlich weit kommen.

Von dem Umgange der Religioſen unter ſich rede ich nicht; Darüber iſt in den Briefen über das Mönchsweſen, in den Briefen aus dem Noviziat und in unzähligen andern Schriften ſchon ſehr viel Gutes und Treffendes geſagt worden.

Sechſtes Capittel.

Ueber den Umgang mit Leuten von allerley Ständen, im bürgerlichen Leben.

1.

Machen wir den Anfang mit den Aerzten! Kein Stand iſt für das Menſchengeſchlecht wohlthätiger, als dieſer, wenn er ſeine Beſtimmung erfüllt. Der Mann, welcher alle Schätze der Natur durchwühlt, und ihre Kräfte erforſcht, um Mittel aufzuſuchen, das Meiſterſtück der irdiſchen Schöpfung, den Menſchen, von den Plagen zu befreyen, von denen ſein ſichtbarer, materieller Theil befallen wird, die ſeinen Geiſt zu Boden drücken, und oft ſchon ſeine Maſchiene zerſtöhren, ehe noch einmal ſich jede Kraft in ihm entwickelt hat; Der Mann, der ſich nicht ſcheuet vor dem Anblicke des Elendes, Jammers und Schmerzens, der ſeine Gemächlichkeit, ſeine Ruhe, ſelbſt ſeine eigene Geſundheit und ſein Leben daranwagt, um den leidenden Brüdern beyzuſtehn; dieſer Mann verdient Verehrung und warmen Dank. Er giebt einer zahlreichen Familie ihren Beſchützer, ihren Erhalhalter, ihren Wohlthäter wieder, erhält unmündigen Kindern ihren Vater, Ernährer und Erzieher, führt vom Rande des Grabes den edeln Gatten zurück in die Arme ſeines treuen Weibes — Mit Einem Worte! kein Stand hat ſo unmittelbar ſegenvollen Einfluß auf das Wohl der Welt, auf das Glück, auf die Ruhe, auf die Zufriedenheit der Mitbürger, als der, eines Arztes. Und wenn man bedenkt, welch' ein Umfang von Kenntniſſen dazu gehört! — Man wird es ohne Genie in keinem Stande recht weit bringen; doch giebt es Wiſſenſchaften, in welchen ein ſchlichter geſunder Hausverſtand, und wohl noch etwas weniger, recht gute Dienſte thut; große Aerzte hingegen können durchaus nur die feinſten Köpfe ſeyn. Doch das Genie macht es nicht allein aus; Es gehört das ämſigſte Studium dazu, um es in dieſem Fache weit zu bringen; Endlich, wenn man überlegt, daß dieſe Kenntniſſe, mit allen Hülfs-Wiſſenſchaften, welche die Arzneykunde vorausſetzt, grade die erhabenſten, natürlichſten, erſten Grundkenntniſſe des Menſchen ſind — Studium der Natur in allen ihren Reichen, in allen ihren möglichen Wirkungen, in allen ihren Beſtandſtandtheilen; Studium des Menſchen, an Leib und Seele, in ſeinen feſten und flüſſigen Theilen, in ſeiner ganzen Compoſition, in ſeinen Gemüthsbewegungen und Leidenſchaften — Was kann dann lehrreicher, tröſtender, erquickender ſeyn, als der Umgang und die Hülfe eines ſolchen Mannes? Es giebt aber unter den Söhnen Aesculaps auch unzählige Leute von ganz andrer Art, Leute, denen der Doctorhut das Privilegium giebt, an armen Kranken Verſuche ihrer Unwiſſenheit zu machen; Leute, die den Cörper des Patienten als ihr Eigenthum, als ein Gefäß anſehen, in welches ſie nach Willkühr allerley flüſſige und trockne Materien ſchütten dürfen, um wahrzunehmen, welche Würkung durch den Streit dieſer ſalzartigen, ſauren und geiſtigen Dinge hervorgebracht wird, und wobey ſie nichts wagen, als höchſtens, daß — das Gefäß zu Grunde geht. Andern fehlt es, bey der gründlichſten Kenntniß, an Beobachtungsgeiſt. Sie verwechſeln die Zeichen der Krankheiten, laſſen ſich durch falſche Berichte der Patienten täuſchen, forſchen nicht kaltblütig, nicht tief, nicht fleiſſig genug, und verordnen dann Mittel, die gewiß helfen würden — wenn wir

die

Krankheit hätten, mit welcher ſie uns behaftet glauben. Wieder Andre kleben an Syſtemgeiſt, an Autorität, an Mode, und ſchieben nie auf ihre Blindheit, ſondern auf die Natur die Schuld, wenn ihre Arzneymittel andre Wirkungen hervorbringen, als die, welche ſie, aus Vorurtheil, ihnen zutrauen; Endlich noch Andre halten aus Gewinnſucht die Genehſung der Leidenden auf, um deſto länger nebſt dem Apotheker und Wundarzte den Vortheil davon zu ziehn. In weſſen von dieſen Herrn Händen man nun auch fällt; ſo wagt man es doch darauf, das Opfer der Unwiſſenheit, der Sorgloſigkeit, des Eigenſinns, oder der Bosheit zu werden.

Nun iſt es freylich, ſelbſt einem Layen, der ſonſt einen graden Blick mit ein bisgen Menſchenkenntniß, Erfahrung und Gelehrſamkeit verbindet, nicht ſo ſchwer, den **groben** Charlatan von dem geſchickten Manne, an ſeinem Vortrage, an der Art ſeiner Fragen und Verordnungen auszuzeichnen; Unter **den Beſſern** aber Den zu unterſcheiden, den man am ſicherſten ſeinen Cörper anvertrauen kann, das iſt ſehr viel ſchwerer. Folgende Vorſchriften würde ich daher, in Rückſicht auf den Umgang mit Aerzten empfehlen;

Lebe mäßig in allem Betrachte; ſo magſt Du den Arzt als Freund bey Dir ſehn, aber Du wirſt ſeiner Hülfe ſelten bedürfen!

Gieb wohl Acht auf das, was Deiner Conſtitution ſchädlich und heilſam iſt, was Dir wohl, und was Dir übel bekömmt! Richte darnach ſtrenge Deine Lebensart ein; ſo wirſt Du nicht oft in den Fall kommen, Dein Geld in die Apotheke zu ſchicken!

Wenn man nicht ganz fremd in der Phyſic, dabey ein wenig bewandert in mediciniſchen Büchern iſt; ſein Temperament kennt, und weiß, zu welchen Krankheiten man Anlage hat, und was Würkung auf uns macht; ſo kann man auch oft, bey würklichen Krankheiten, ſein eigener Arzt ſeyn. Jeder Menſch iſt einer Art von Gebrechen mehr ausgeſetzt, als einer andern, in ſo fern er einförmig lebt. Studiert er nun mit Ernſt dieſen einzigen Zweig der Heilkunde; ſo müſſte es ſonderbar zugehn, wenn er davon nicht vielleicht mehr, wenigſtens eben ſo viel Einſicht erlangen ſollte, als ein Mann, der das ganze Heer von Krankheiten überſehn muß.

Fordert aber die Noth, daß Du Dich an einen Doctor wendeſt, und Du willſt Dir Einen unter dem Haufen ausſuchen; ſo gieb zuerſt Acht, ob der Mann geſunde Vernunft hat; ob er über andre Gegenſtände, mit Klarheit, unpartheyiſch, ohne Vorurtheil raiſonnirt; ob er beſcheiden, verſchwiegen, fleiſſig, anhänglich an ſeine Kunſt iſt; ob er ein gefühlvolles, menſchenliebendes Herz offenbart; ob er ſeine Kranken mit einer Menge verſchiedener Arzeneyen zu beſtürmen, oder ſich einfacher Mittel zu bedienen, der Natur wo möglich ihren Lauf zu laſſen pflegt; ob er eine Diät empfiehlt, die nach ſeinen Begierden abgemeſſen, ob er verbiethet, was ihm zuwieder iſt, anräth, wozu er Apetit hat; ob er ſich im Reden zuweilen wiederſpricht; ob er Brodneid gegen ſeine Kunſt-Verwandten, ob er ſich bereitwilliger zeigt, den Großen und Reichen, als den Niedern und Armen beyzuſtehn? Biſt Du über dieſe Puncte befriedigt und beruhigt; ſo vertraue Dich ihm an!

Vertraue Dich aber ihm allein, gänzlich und ohne Zurückhaltung! Verſchweige auch nicht den kleinſten Umſtand, der dazu dienen mag, ihn mit dem Zuſtande und den Sitz Deines Uebels bekannt zu machen! Doch miſche keine nichtsbedeutende Kleinigkeiten, keine Thorheiten, keine Grillen, keine Einbildungen hinein, die ihn irre machen könnten! Folge ſtrenge und pünctlich ſeinen Vorſchriften, damit er ſicher ſeyn dürfe, ob das, was Du nachher empfindeſt, die Folge ſeiner angewendeten Mittel ſey! Desfalls laſſe Dich auch nicht verleiten, nebenher kleine Haus-Arcana, mögten ſie auch noch ſo unſchuldig ſcheinen, zu gebrauchen, noch heimlich einen zweyten Arzt um Rath zu fragen. Vor allen Dingen nim nicht etwa zu gleicher Zeit zwey ſolcher Herrn öffentlich an! Die Reſultate ihrer medicinischen Conſilien werden eben ſo viel Todes-Urtheile für Dich ſeyn; Keinem von Beyden wird Deine Genehſung am Herzen liegen; Sie werden Deinen Cörper zu dem Kampfplatze ihrer verſchiedenen Meinungen gebrauchen; Sie werden Einer dem Andern die Ehre misgönnen, Dich geſund zu machen, und Dich alſo lieber gemeinſchaftlich in jene Welt ſchicken, um nachher

her wechſelſeitig die Schuld auf einander ſchieben zu können.

Den Mann, der alles anwendet, was in ſeinen Kräften ſteht, Deine Geſundheit herzuſtellen, belohne nicht ſparſam! Gieb ihm reichlich nach Deinem Vermögen! Haſt Du aber Urſache zu glauben, daß er eigennützig ſey; ſo ſetze Dich auf den Fuß, ihm jährlich etwas Feſtgeſetztes zu zahlen, Du mögeſt unpaß oder geſund ſeyn, damit er kein Intereſſe dabey habe, Dich mit allerley Krankheiten zu verſehn, oder Deine Herſtellung aufzuhalten!

2.

Wenden wir uns nun zu den Juriſten! Nächſt den natürlichen Gütern, nächſt der Wohlfarth des Geiſtes, der Seele und des Leibes, iſt in der bürgerlichen Geſellſchaft der ſichre Beſitz des Eigenthums das Heiligſte und Theuerſte. Wer dazu beyträgt, uns dieſen Beſitz zuzuſichern; wer ſich weder durch Freundſchaft, noch Partheylichkeit, noch Weichlichkeit, noch Leidenſchaft, noch Schmeicheley, noch Eigennutz, noch Menſchenfurcht bewegen läſſt, auch nur einen einzigen kleinen Schritt von dem graden Wege der

Gerechtigkeit abzuweichen; wer durch alle Künſte der Chicane und Ueberredung, durch die Unbeſtimmtheit, Zweydeutigkeit und Verwirrung der geſchriebenen Geſetze hindurch, klar zu ſchauen, und den Punct, den Vernunft, Wahrheit, Redlichkeit und Billigkeit beſtimmen, zu treffen weiß; wer der Beſchützer des Aermern, des Schwächern und Unterdrückten gegen den Stärkern, Reichern und Unterdrücker; wer der Waiſen Vater, der Unſchuldigen Retter und Vertheydiger iſt — der iſt gewiß unſrer ganzen Verehrung werth.

Was ich hier geſagt habe, beweiſt aber auch zugleich, wie ſehr viel dazu gehört, auf den Titel eines würdigen Richters und auf den eines edeln Sachwalters Anſpruch machen zu dürfen, und es iſt, am gelindeſten geſprochen, ſehr übereilt geurtheilt, wenn man behauptet, es werde, um ein guter Juriſt zu ſeyn, wenig geſunde Vernunft, ſondern nur Gedächtniß, Schleudrian und ein hartes Herz erfordert, oder die Rechtsgelehrſamkeit ſey nichts anders, als die Kunſt, die Leute auf privilegierte Art um Geld und Gut zu bringen. Freylich, wenn man unter einem Juriſten einen Mann verſteht, der nur ſein römiſches Recht im Kopfe hat, die Schlupfwinkel der Chicane kennt, und die ſpitzfindigen Diſtinctionen der Rabuliſten ſtudiert hat; ſo mag man Recht haben; aber ein Solcher entheiligt auch ſein ehrwürdiges Amt.

Doch iſt es in der That traurig — um auch das Böſe nicht zu verſchweigen — daß in dieſem Stande die Handlungen ſo vieler Richter und Advocaten, ſo wie die Juſtitz-Verfaſſung in den mehrſten Ländern, ſehr mannigfaltige Gelegenheit zu jenen harten Beſchuldigungen geben. Da widmen ſich denn die ſchiefſten Köpfe dem Studium der Rechtsgelehrſamkeit, womit ſie keine andre feine Kenntniſſe verbinden, dennoch aber ſo ſtolz auf dieſen Wuſt von alten römiſchen, auf unſre Zeiten wenig paſſenden Geſetzen ſind, daß ſie von dem Manne, der die edlen Pandecten nicht am Schnürchen hat, glauben, er könne gar nichts gelernt haben. Ihre ganze Gedanken-Reyhe knüpft ſich nur an ihr Buch aller Bücher, an das Corpus Juris an, und ein ſteifer Civiliſt iſt wahrlich im geſellſchaftlichen Leben das langweiligſte Geſchöpf, das mun ſich denken mag. In allen übrigen menſchlichen Dingen, in allen andern, den Geiſt aufklärenden, das Herz bildenden Kenntniſſen unerfahren, treten ſie dann in öffentliche Aemter. Ihr barbariſcher Styl, ihre bogenlangen Perioden, ihre Gabe, die einfachſte, deutlichſte Sache weitſchweifig und unverſtändlich zu machen, erfüllt Jeden, der Geſchmack und Gefühl für Klarheit hat, mit Eckel und Ungeduld. Wenn Du auch nicht das Unglück erlebſt, daß Deine Angelegenheit einem eigennützigen, partheyiſchen, faulen, oder ſchwachköpfigten Richter in die Hände fällt; ſo iſt es ſchon genug, daß Dein oder Deines Gegners Advocat ein Menſch ohne Gefühl, ein gewinnſüchtiger Gauner, ein Pinſel, oder ein Chicaneur ſey, um bey einem Rechtsſtreite, den jeder unbefangene geſunde Kopf in einer Stunde ſchlichten könnte, viel Jahre lang hingehalten zu werden, ganze Zimmer voll Acten zuſammengeſchmiert zu ſehn, und dreymal ſo viel an Unkoſten zu bezahlen, als der Gegenſtand des ganzen Streits werth iſt, ja! am Ende die gerechteſte Sache zu verliehren, und Dein offenbares Eigenthum fremden Händen preiszugeben. Und wäre beydes nicht der Fall; wären Richter und

Sachwalter geſchickte und redliche Männer; ſo iſt der Gang der Juſtiz in manchen Ländern von der Art, daß man Methuſalems Alter erreichen muß, um das Ende eines Proceſſes zu erleben. Da ſchmachten dann ganze Familien im Elend und Jammer, indeß ſich Schelme und hungrige Scribler in ihr Vermögen theilen. Da wird die gegründeteſte Forderung, wegen eines kleinen Mangels an elenden Formalitäten, für nichtig erklärt. Da muß der Aermere ſich's gefallen laſſen, daß ſein reicherer Nachbar ihm ſein väterliches Erbe entreiſſt, wenn die Chicane Mittel findet, den Sinn irgend eines alten Documents zu verdrehn, oder wenn der Unterdrückte nicht Vermögen genug hat, die ungeheuren Koſten zu Führung des Proceſſes aufzubringen. Da müſſen Söhne und Enkel ruhig zuſehn, wie die Güter ihrer Voreltern, unter dem Vorwande die darauf haftenden Schulden zu bezahlen, Jahrhunderte hindurch in den Händen privilegierter Diebe bleiben, indeß weder ſie noch die Gläubiger Genuß davon haben, wenn dieſe Diebe nur die Kunſt beſitzen, Rechnungen aufzuſtellen, die der gebräuchlichen Form nach richtig ſind. Da muß mancher Unſchuldige ſein Leben auf dem Blutgerüſte hingeben, weil die Richter nicht ſo bekannt mit der Sprache der Unſchuld, als mit den Wendungen einer falchen Beredſamkeit ſind. Da laſſen Profeſſoren Urtheile über Gut und Blut durch ihre unbärtigen Schüler verfaſſen, und geben Demjenigen Recht, der das Reſponſum bezahlt — Doch was helfen alle Declamationen, und wer kennt nicht dieſen Greuel der Verwüſtung?

Einen beſſern Rath weiß ich nicht zu geben, als den: Man hüte ſich, mit ſeinem Vermögen oder ſeiner Perſon in die Hände der Juſtitz zu fallen!

Man weiche auf alle mögliche Weiſe jedem Proceſſe aus, und vergleiche ſich lieber, auch bey der ſicherſten Ueberzeugung von Recht, gebe lieber die Hälfte deſſen hin, was uns ein Andrer ſtreitig macht, bevor man es zum Schriftwechſel kommen laſſe!

Man halte ſeine Geſchäfte in ſolcher Ordnung, mache alles darinn bey Lebzeiten ſo klar, daß man auch ſeinen Erben nicht die Wahrſcheinſcheinlichkeit eines gerichtlichen Zwiſtes hinterlaſſe!

Hat uns aber der böſe Feind zu einem Proceſſe verholfen; ſo ſuche man ſich einen redlichen, uneigennützigen, geſchickten Advocaten — man wird oft ein wenig lange ſuchen müſſen — und bemühe ſich, mit ihm alſo einig zu werden, daß man ihm, auſſer ſeinen Gebühren, noch reichere Bezahlung verſpreche, nach Verhältniß der Kürze der Zeit, binnen welcher er die Sache zu Ende bringen wird!

Man mache ſich gefaſſt, nie wieder in den Beſitz ſeiner Güter zu kommen, wenn dieſe einmal in Advocaten- und Curatoren Hände gerathen ſind!

Man erlaube ſich keine Art von Beſtechung der Richter! Wer dergleichen giebt, der iſt beynahe ein eben ſo arger Schelm, als Der, welcher nimt.

Man waſne ſich mit Geduld in allen Geſchäften, die man mit Juriſten von gemeinem Schlage vorhat!

Man bediene ſich auch keines Solchen zu Dingen, die ſchleunig und einfach behandelt werden ſollen!

Man ſey äuſſerſt vorſichtig, im Schreiben, Reden, Verſprechen und Behaupten, gegen Rechtsgelehrte! Sie kleben am Buchſtaben; Ein juriſtiſcher Beweis iſt nicht immer ein Beweis der geſunden Vernunft, juriſtiſche Wahrheit zuweilen etwas mehr, zuweilen etwas weniger, als gemeine Wahrheit, juriſtiſcher Ausdruck nicht ſelten einer andern Auslegung fähig, als gewöhnlicher Ausdruck, und juriſtiſcher Wille oft das Gegentheil von dem, was man im gemeinen Leben Willen nennt.

3.

Ich komme jetzt zu dem Wehrſtande. Wenn in unſern heutigen Kriegen noch Mann gegen Mann föchte, und die Kunſt Menſchen zu vertilgen nicht ſo methodiſch und maſchienenmäßig getrieben würde; wenn allein perſönliche Tapferkeit das Glück des Krieges entſchiede, und der Soldat nur für ſein Vaterland, zu Vertheydigung ſeines Eigenthums und ſeiner Freyheit ſtritte; ſo würde auch freylich noch kein ſolcher Ton unter dieſen Männern herrſchen, als jetzt, da zu einem geſchickten Kriegshelden ganz andre Arten von Kenntniſſen gehören, da ein Paar neue Reſſorts, nemlich Subordination und ein conventioneller Begriff von Ehre, auf gewiſſe Weiſe an die Stelle des kühnen Muths getreten ſind, und dieſe die Menſchen zwingen müſſen, da ſtehn zu bleiben und aus der Ferne auf ſich ſchieſſen zu laſſen, wo die Leidenſchaften der Fürſten ihnen gebiethen, zu ſtehn und ihr Leben für wenig Groſchen daran zu wagen. Dennoch war eine gewiſſe Rohigkeit, Zügelloſigkeit und ein Hinausſetzen über alle Regeln der Moral und bürgerlichen Uebereinkunft — gleich als wären dieſe Geſetze nur Kinder des Friedens — noch in der erſten Hälfte dieſes Jahrhunderts faſt der allgemeine Character eines Soldaten von hohen und niederm Range. In unſern Tagen aber ſieht es damit ganz anders aus. Faſt in allen europäiſchen Staaten findet man unter Männern und Jünglingen im Soldatenſtande Perſonen, die durch Kenntniſſe in allen Fächern der Wiſſenſchaften und Künſte, beſonders in ſolchen, die zu ihrem Handwerke gehören, durch eine beſcheidene, feine Aufführung, durch ſtrenge Sittlichkeit, Sanftmuth des Characters und nützliche Anwendungen ihrer Muße zu Bildung des Geiſtes und Herzens, ſich der allgemeinen Achtung und Liebe werth machen. Ich würde alſo gar keine beſondre Vorſchriften über den Umgang mit Officiers zu geben haben, wenn nicht theils, ſo wie in allen Ständen, alſo auch hier, Ausnahmen vom Guten Statt fänden, theils einige andre Rückſichten nicht mit Stillſchweigen übergangen werden dürften; doch kann ich mich dabey kurz faſſen.

Wer, ſeinem Stande, ſeinem Alter, oder ſeinen Grundſätzen nach, ſich weder aufziehn und beleidigen zu laſſen, noch eine Beleidigung durch den Zweykampf auszutilgen Luſt haben kann; der thut wohl, wenn er die Gelegenheit vermeidet, bey Spiel, Trunk oder andern dergleichen Fällen, mit **rohen** Leuten vom Soldatenſtande in Gemeinſchaft zu kommen, oder, wenn er ſolchen Gelegenheiten nicht ausweichen kann, ſich ſo behutſam, höflich und ernſthaft als möglich aufzuführen. Indeſſen kömmt hiebey auch ſehr viel auf den Ruf an, in welchen man ſich geſetzt hat, und ein grader, feſter, redlicher und verſtändiger Mann pflegt, ſelbſt von ausſchweifenden, ungeſitteten Leuten, reſpectirt und geſchont zu werden.

Ueberhaupt aber rathe ich, im Reden und Handeln gegen Officiers vorſichtig zu ſeyn. Das Vorurtheil von übel verſtandener Ehre, das in den mehrſten Armeen, vorzüglich in der franzöſiſchen, herrſchend iſt, und das von mancher andern Seite einen Nutzen ſtiften kann, der hier zu weitläuftig zu entwickeln ſeyn würde, befiehlt dem Officier, auch nicht das kleinſte zweydeutige Wörtgen, ſo ihm geſagt wird, hinzunehmen, ohne Genugthuung durch Waffen zu fordern, und da hat denn vielmals ein Ausdruck, den man ſich im gemeinen Leben erlauben dürfte, für ihn einen beleidigenden Sinn. Man darf, zum Beyſpiel, wohl ſagen: „das war doch **nicht gut**“ aber keineswegs: „das war **ſchlecht** von Ihnen“ und doch muß das, was **nicht gut** iſt, nothwendig **ſchlecht** ſeyn. Mit dieſer Sprache der Uebereinkunft ſoll man ſich alſo auch bekannt machen, wenn man mit Perſonen, denen dieſelbe Geſetze auflegt, umgehn will.

Daß man in Gegenwart eines Officiers nie, auch nicht das Mindeſte zum Nachtheile dieſes Standes vorbringen dürfe, verſteht ſich wohl um ſo mehr von ſelbſt, da es in der That nöthig iſt, daß der Soldat ſeinen Stand für den erſten und wichtigſten in der Welt halte — Denn was ſoll ihn denn bewegen, ſich einer ſo beſchwerlichen und gefährlichen Lebensart zu widmen, wenn es nicht die Anſprüche auf Ruhm und Ehre ſind?

Endlich pflegt bey dem Soldatenſtande eine Art von ofnen, treuherzigen, nicht ſehr feyerlichen, ſondern muntern, freyen, und durch geſitteten Scherz gewürzten Betragen uns beliebt zu machen, mit welchem man daher vertrauet werden muß, wenn man mit dieſer Claſſe viel leben will.

4.

Kein Stand hat vielleicht ſo viel Annehmlichkeit, als der eines Kaufmanns, wenn dieſer nicht ganz mit leerer Hand anfängt, wenn das Glück ihm nicht entſchieden zuwieder iſt, wenn er ein wenig vor ſich gebracht hat, wenn er ſeine Unternehmungen mit gehöriger Klugheit treibt, nicht zu viel wagt und auf das Spiel ſetzt. Kein Stand genieſſt einer ſo glücklichen Freyheit, als dieſer. Kein Stand hat von jeher ſo unmittelbar thätigen, wichtigen Einfluß auf Moralität, Cultur und Luxus gehabt, als die Kaufmannſchaft. Wenn durch ſie und durch die Verbindung, welche dieſelbe zwiſchen entlegenen, von einander in ſo viel Dingen verſchiedenen Völkern ſtiftet, der Ton ganzer Nationen umgeſtimmt, und Menſchen mit geiſtigen und cörperlichen Bedürfniſſen, mit Wiſſenſchaften, Wünſchen, Krankheiten, Schätzen und Sitten bekannt werden, die auſſerdem vielleicht nie, wenigſtens ſehr viel ſpäter, bis dahin gedrungen ſeyn würden; ſo läſſt ſich wohl nicht zweifeln, daß, wofern die feinſten Köpfe unter den Kaufleuten eines großen Reichs ſich über ein Syſtem von Würkſamkeit nach feſten Grundſätzen vereinigten, es in ihrer Macht ſtehn müſſte, welche Richtung des Verſtandes und Willens ſie ihrem Vaterlande geben wollten. Zum Glück für unſre Freyheit aber giebt es theils nicht viel ſo weitſehende, planvolle Köpfe unter Leuten dieſes Standes in der Welt, theils ſind ſie durch ſehr verſchiedenes

Intereſſe ſo getrennt, daß ſie ſich nicht zur Tyranney vereinigen können; und ſo fällt zwar die Würkung nicht weg, welche der Handel auf Sitten und Aufklärung hat, aber es geht doch damit nicht methodiſch zu, ſondern alles geht ſeinen Gang, an der Hand der Zeit. Indeſſen begreift man leicht, daß eben das Ideal, welches ich von einem großen Negocianten aufgeſtellt habe, einen Mann von feinem, vorausſchauenden, weit umfaſſenden Geiſte und, wenn es ihm um das Wohl der Welt zu thun iſt, einen Mann von edeln, erhabenen Geſinnungen bezeichnet. Auch giebt es ſolcher Männer in dieſem Stande, und ich habe, beſonders während meines Aufenthalts in Frankfurth am Mayn und den benachbarten Gegenden, deren Einige kennen gelernt, die wahrlich, wenn ſie auf einem andern Schauplatze geſtanden, unter den größten Männern ihrer Zeit genannt worden wären.)

Da man nun aber keiner Vorſchriften bedarf, um zu lernen, wie man mit weiſen und guten Menſchen umgehn ſoll; ſo will ich hier nur von dem Betragen im Umgange mit Kaufleuten von gemeinem Schlage reden. Dieſe werden von ihrer erſten Jugend an gewöhnlich ſo mit Leib und Seele nur dahin gerichtet, auf Geld und Gut ihr Augenmerk, und für nichts anderes Sinn zu haben, als für Reichthum und Erwerb, daß ſie den Werth eines Menſchen faſt immer nach der Schwere ſeiner Geldkaſten beurtheilen, und bey ihnen: **der Mann iſt gut**, ſo viel heiſſt, als: **der Mann iſt reich**. Hierzu geſellt ſich wohl noch, beſonders in Reichsſtädten, eine Art von Prahlerey, eine Begierde, es Andern ihres Gleichen, da wo es in die Augen fällt, an Pracht zuvorzuthun, um zu zeigen, daß ihre Sachen feſt ſtehen. Da ſich aber mit dieſer Neigung immer noch Sparſamkeit und Haabſucht verbinden, und ſie, ſobald es nicht bemerkt wird, in ihren Häuſern äuſſerſt eingeſchränkt und hungrig leben, und ſich ſehr viel verſagen; ſo bemerkt man da einen Contraſt von Kleinlichkeit und Glanz, von Geiz und Verſchwendung, von Niederträchtigkeit und Stolz, von Unwiſſenheit und Prätenſion, der Mitleiden erregt, und ſo induſtrios auch ſonſt die Kaufleute ſind; ſo fehlt es ihnen doch mehrentheils an der Gabe, ein kleines Feſt durch geſchmackvolle Anordnung glänzend, und mit wenig Koſten einen anſtändigen Aufwand zu machen.

Willſt Du bey dieſen Leuten geachtet ſeyn; ſo muſſt Du wenigſtens im dem Rufe ſtehn, daß Deine Vermögens-Umſtände nicht zerrüttet ſind; Wohlſtand macht auf ſie den beſten Eindruck. Sey es durch Deine Schuld oder durch Unglück; ſo wirſt Du, auch bey den herrlichſten Vorzügen des Verſtandes und Herzens, von ihnen verachtet werden, wenn Du Mangel leideſt.

Willſt Du einen Solchen zu einer milden Gabe, oder ſonſt zu einer großmüthigen Handlung bewegen; ſo muſſt Du entweder ſeine Eitelkeit mit in das Spiel bringen, daß es bekannt werde, wie viel dies große Haus an Arme giebt, oder der Mann muß glauben, daß der Himmel ihm die Gabe hundertfältig vergelten werde; Dann wird es andächtiger Wucher.

Große Kaufleute ſpielen, wenn ſie ſpielen, gewöhnlich um hohes Geld. Sie betrachten das, wie jeden andern Speculations-Handel; aber ſie ſpielen dann auch mit aller Kunſt und

Aufmerkſamkeit. Man hüte ſich daher, wenn man das Spiel nicht verſteht, oder es nachläſſig, blos als Zeitvertreib anſieht, ſich mit ſolchen Männern darauf einzulaſſen!

Laß es Dir hier ja nicht einfallen, Werth auf Geburth und Rang zu ſetzen, beſonders wenn Du arm biſt! oder Du wirſt Dich kränkenden Demüthigungen ausſetzen.

Doch pflegt in manchen Kaufmannshäuſern ein Mann mit Stern, Orden und Titel geſchmeichelt zu werden, und das geſchieht dann aus Prahlerey, um zu zeigen, daß auch Vornehme da Gaſtfreundſchaft genieſſen, oder daß man mit Höfen und großen Familien in Verhältniſſen ſteht.

Auch der Gelehrte und Künſtler wird hier überſehn, oder nur aus Eitelkeit vorgezogen. Er erwarte nicht, daß ſein wahrer Werth erkannt werde!

Da die Sicherheit des Handels auf Pünctlichkeit im Bezahlen und auf Treue und Glauben beruht; ſo ſetze Dich bey den Kaufleuten in den Ruf, ſtrenge Wort zu halten und ordentlich zu bezahlen; ſo werden ſie Dich höher achten, als manchen viel reichern Mann!

Wer wohlfeil kaufen will, der kaufe für baares Geld — das iſt eine ſehr bekannte Lehre! Man hat dann die Wahl von Kaufleuten und von Waaren, und man kann es niemand übel auslegen, wenn er, bey der Ungewißheit, ob und wie bald er bezahlt werden wird, für ſeine Waare einen übertriebenen Preis fordert, oder das Schlechteſte hingiebt, was er hat.

Hat man Urſache mit dem Betragen des Mannes zufrieden zu ſeyn, mit welchem man Handlungs-Geſchäfte getrieben; ſo wechſele man nicht ohne Noth, laufe nicht von einem Kaufmanne zu dem andern! Man wird treuer bedient von Leuten, die uns kennen, denen an der Erhaltung unſrer Kundſchaft gelegen iſt, und ſie geben uns auch, wenn es ja unſre Umſtände erforderten, leichter Credit, ohne deswegen den Preis der Waaren zu erhöhn.

Bey kleinen Kaufleuten und in Städten, wo eigentlich nur Krämer wohnen, iſt die unartige Gewohnheit eingeriſſen, daß Dieſe oft ſehr viel mehr für ihre Waare fordern, als wofür ſie dieſelbe hingeben wollen. Andre affectiren mit angenommener Treuherzigkeit und Biederkeit, immer den äuſſerſten Preis zu ſetzen, und ſich keinen Heller abdingen zu laſſen, und ſo muß man oft doppelt ſo viel bezahlen, als die Sache werth iſt. Erſteren würde man ihre kleinen Künſte leicht abgewöhnen können, wenn die Angeſehnſten in einer Stadt ſich vereinigten, ſolchen Gaunern gar nichts abzukaufen. Es iſt aber das jüdiſche Verfahren beyder Art von chriſtlichen Kaufleuten eben ſo unredlich, als unklug. Sie betrügen damit höchſtens nur einige Fremde und Solche, die von dem Werthe der Waaren nichts verſtehen; bey Andern hingegen verliehren ſie allen Glauben, und wenn man erſt ihre Weiſe kennt; ſo biethet man ihnen nur die Hälfte von dem, was ſie fordern. Uebrigens ſoll Der, welcher kaufen will, die Augen aufthun, und es iſt unvernünftig, einen Handel von einiger Wichtigkeit zu ſchlieſſen, ohne vorher ſich Kenntniß von dem wahren Werthe der

Sache erworben zu haben, die man zu kaufen die Abſicht hat.

5.

Die Herrn Buchhändler verdienten wohl ein eigenes Capittel. In demſelben könnte man ſehr viel Wahres zum Lobe Derer unter ihnen ſagen, die dieſen Handel nicht als einen jüdiſchen Erwerb treiben, ſo daß ſie etwa wenig darum bekümmert wären, was für Bücher bey ihnen verlegt und gekauft, in ſo fern nur Gelder daraus gelöſet werden; denen es nicht gleichgültig iſt, ob man ſie zu Hebammen von kleinen Krüppeln und Misgeburthen gebraucht, ob ſie zu Werkzeugen der Ausbreitung eines elenden, frivolen, falſchen Geſchmacks und ſchlechter Grundſätze dienen; ſondern denen Wahrheit, Cultur und Aufklärung am Herzen liegt; die das miskannte, im Dunkeln lebende Talent ermuntern, aus dem Staube hervorziehen, in Thätigkeit ſetzen, und großmüthig unterſtützen; die den täglichen Umgang und das Verkehr mit Gelehrten und Büchern dazu anwenden, ſich ſelber Kenntniſſe zu ſammlen, ihren Geiſt zu bilden, und beſſere Menſchen zu werden.

Und dann würde, des Contraſtes wegen, das Gegenbild keine üble Würkung machen — Das Bild eines Mannes, der, nachdem ein halbes Jahrhundert hindurch die vortreflichſten Werke durch ſeine ſchmutzigen, geldgierigen Finger gegangen, noch immer eben ſo unwiſſend und dumm geblieben — auſſer was die kleinen Wucher-Künſte betrifft — als ein zehnjähriger Knabe; der Manuſcripte und neue Bücher nach der Dicke, nach dem Titel, und nach dem Verhältniſſe ſchätzt und kauft, nach welchem er vermuthen kann, daß ein von falſchem Geſchmacke irregeleitetes Publicum darnach greifen wird; der, um dieſen falſchen Geſchmack zu unterhalten, durch unbärtige Knaben jämmerliche Broſchüren, Romänchen und Märchen ſchreiben, und unter ſeiner Firma in die Welt gehn läſſt; der die erbärmlichſte Schmiererey, deren Nichtswürdigkeit er ſelbſt fühlt, durch einen viel verſprechenden Mode-Titel, oder durch ſaubre Bildlein aufgeſtutzt, nach Frankfurth und Leipzig ſchleppt, und für dieſe Lumpereyen ein ſchändendes Lob von feilen Rezenſenten erkauft; der den Mann von Talenten wie einen Taglöhner behandelt und bezahlt, von der eingeſchränkten häuslichen Lage eines armen Schriftſtellers Vortheil zieht, um ein Werk, das Anſtrengung aller Kräfte, Nachtwachen und Aufwand von wahrer Geiſtesgröße erfordert hat, und womit er Tauſende gewinnen kann, wie Maculatur zu erhandeln; der, ſo oft ihm ein Werk angebothen wird, verächtlich die Naſe rümpft und den Kopf ſchüttelt, um deſto wohlfeiler daranzukommen; der, durch Nachdruck ein Dieb an fremden Eigenthume wird. Endlich könnte ich Vorſchriften geben, wie die Schriftſteller mit Buchhändlern von dieſer Art umgehn ſollten, um nicht ihre Sclaven zu werden; wie man ſich bey ihnen Gewicht geben kann; und in welche Form man ſeine Geiſtes-Producte gieſſen muß, damit ſie von den Soſiern unſrer Zeit in Verlag genommen werden — Das aber ſind zum Theil Zunft-Geheimniſſe, die unter uns großen Gelehrten nur mündlich fortgepflanzt werden, und die man alſo nicht Jedem, der blos Leſer iſt, auf die Naſe heften darf.

Doch noch Eine Bemerkung! Wer ſich bey Buchhändlern, beſonders in minder großen Städten, beliebt machen will, der leyhe und verleyhe nicht viel Bücher, und errichte keine Leſe-Geſellſchaften! Man kann es ſonſt wahrlich den armen Handelsmännern nicht übel nehmen, daß ſie ſich, durch Nachdruck, kleine Künſte und ſparſames Honorarium, an ihren Collegen, am Publico und an den Autorn zu erholen ſuchen, wenn unter zwanzig Perſonen kaum Einer ein Buch kauft, die Uebrigen aber umſonſt mitleſen.

6.

Ich habe im erſten Theile dieſes Buchs, bey Gelegenheit, da ich Bemerkungen über den Umgang mit Wohlthätern machte, zugleich von dem Betragen in Rückſicht auf Lehrer und Erzieher geredet. Unter dieſer Claſſe habe ich aber die ſo genannten Maîtres, daß heiſſt: die ſtundenweiſe bedungenen Unterweiſer in Sprachen und Künſten, nicht mit begriffen. Von Dieſen werde ich daher noch hier ein Paar Worte ſagen.

Würklich iſt es eine recht läſtige Beſchäftigung, zu Erringung ſeines Unterhalts, den ganzen Tag durch, in Wind und Wetter, von einem Hauſe in das andre zu laufen und, ohne freye

Wahl der Schüler, die nemlichen Anfangsgründe einer Kunſt oder Sprache unzählichemal wiederholen zu müſſen. Findet man nun unter dieſen Meiſtern dennoch einen Mann, dem, trotz dieſer abſchreckenden Schwierigkeiten, die Fortſchritte, welche ſeine Schüler machen, mehr als der Gewinſt am Herzen liegen, dem es ernſtlich darum zu thun iſt, ſeine Kunſt leicht, gründlich, lebhaft und deutlich vorzutragen; ſo ehre man Dieſen, wie jeden Andern, der etwas zu unſrer Bildung beyträgt! Man folge ihm! Man laſſe es nicht dabey bewenden, die Lehrſtunde auszuhalten, ſondern bereite ſich darauf vor und wiederhole das Gelernte, damit er ſeine ſchwere Arbeit nicht mit Seufzen verrichte! Oft aber trifft man unter dieſen Herrn ſehr ſchlechte Subjecte an; Menſchen ohne Erziehung und Sitten, die von dem, was ſie Andern beybringen wollen, ſelbſt keine klare Begriffe, am wenigſten aber die Gabe haben, in Andern dergleichen zu erwecken; Menſchen, die, beſonders wenn ſie es mit Kindern zu thun haben, ihre Schüler etwas auswendig lernen laſſen, womit ſie gelegentlich die unwiſſenden Eltern täuſchen können, welche dann große Begriffe von den

Fort:

Fortſchritten faſſen, die gemacht werden, indeß der Meiſter froh iſt, wenn die Stunde glücklich vorüber gegangen; Menſchen, die, um dieſe Stunde zu vertreiben, Stadt-Märchen erzählen, aus einem Hauſe in das andre tragen, oder gar das unedle Handwerk von Kupplern und Liebesbriefträgern verwalten. Ich kann jeden ſorgſamen Vater, und wem ſonſt junge Leute anvertrauet ſind, nicht genug vor dieſer böſen Gattung von Unterweiſern warnen, und rathe, ſo viel möglich bey den Lehrſtunden ſolcher Meiſter, die man nicht recht genau kennt, gegenwärtig zu ſeyn.

7.

Ein redlicher, arbeitſamer und geſchickter Handwerksmann oder Künſtler iſt eine der nützlichſten Perſonen im Staate, und es macht unſern Sitten wenig Ehre, daß wir dieſen Stand ſo geringſchätzen. Was hat ein müßiger Hofſchranze, was hat ein reicher Tagedieb, der um ſein baares Geld ſich Titel und Rang erkauft hat, vor dem fleiſſigen Bürger voraus, der ſeinen Unterhalt auf erlaubte Weiſe durch ſeiner Hände Arbeit erwirbt? Dieſer Stand befriedigt unſre erſten und natürlichſten Bedürfniſſe; Ohne ihn würden wir für unſre Nahrung und Kleidung und für alle Gemächlichkeiten des Lebens mit eigenen hohen Händen ſorgen müſſen; Und erhebt ſich nun gar der Handwerker oder Künſtler (wie es ſehr oft der Fall iſt) über das Mechaniſche, durch Erfindungskraft und Verfeinerung ſeiner Kunſt; ſo verdient er doppelte Achtung. Dazu kömmt, daß man würklich unter dieſen Leuten, die bey ihren Geſchäften Zeit genug haben, an andre gute Dinge zu denken, zuweilen die hellſten Köpfe und Männer antrifft, die freyer von Vorurtheilen ſind, als Viele, die durch Studieren und Syſtemgeiſt ihre geſunde Vernunft verſchroben haben.

Man ehre alſo einen rechtſchaffenen und fleiſſigen Handwerksmann, und betrage ſich höflich gegen ihn! Man gehe nicht ohne Noth, ſo lange man von ſeiner Arbeit, von ſeinem Fleiſſe und von ſeinen Preiſen zufrieden iſt, von ihm ab, um ſich an einen andern zu wenden! Man mache nicht den Handwerksneid unter dieſen Leuten rege! Man ziehe, bey gleichen Umſtänden, den Handwerksmann, der unſer Nachbar iſt, dem entfernter wohnenden vor! Man bezahle ordentlich, pünctlich, baar, und dinge ihm nicht über die Grenzen der Billigkeit ab! Unverantwortlich iſt das Verfahren ſo vieler Vornehmen und ſelbſt Reichen, die, bey allem Aufwande, den ſie machen, nur zuletzt daran denken, die Handwerksleute, welche für ſie arbeiten, zu befriedigen. Sie verliehren vielleicht in Einem Abende Tauſende im Spiel, und machen es ſich zu einem Ehrenpuncte, dieſe Schuld ohne Aufſchub zu tilgen; ihr armer Schuſter hingegen muß, um eine Rechnung von zehn Thalern, worunter mehr als die Hälfte in baaren Auslagen von ſeiner Armuth beſteht, bezahlt zu erhalten, Jahre lang manchen ſauren Weg vergebens thun, und ſich von einem groben Haushofmeiſter abweiſen laſſen. Dies ſtürzt ſo manchen ehrlichen, ſonſt wohlhabenden Bürger in Mangel, oder verleitet ihn, ein Betrüger zu werden.

Es herrſcht aber unter den Handwerksleuten die unartige Gewohnheit des Lügens. Sie verſprechen, was ſie weder halten können, noch halten wollen, und übernehmen mehr Arbeit, als ſie in der verheiſſenen Friſt zu liefern im Stande ſind. Es würde der Mühe werth ſeyn, daß ſich, wie ich etwas Aenliches vorgeſchlagen habe, als ich von dem Ueberfordern der Krämer redete, die angeſehenſten Leute einer Stadt dahin vereinigten, bey einem ſolchen Windbeutel nicht mehr arbeiten zu laſſen. Was mich betrifft, (der ich vielleicht zu pedantiſch auf Worts-Erfüllung und Ordnung halte) ich mache mit den Handwerksleuten, welche für mich arbeiten, den Vertrag, daß ich augenblicklich von ihnen abgehe, ſobald ſie mir ihre Zuſage nicht halten. In ihrer Gegenwart ſchreibe ich mehrentheils die Stunde auf, in welcher ſie die Arbeit zu liefern verheiſſen; Iſt nun dieſe Stunde erſchienen, und ſie ſtellen ſich nicht ein; ſo haben ſie vom frühen Morgen bis in die Nacht vor mir und meinen Leuten keine Ruhe. Dadurch nun, und weil ich jedesmal bey Ablieferung der Arbeit baar bezahle, erlange ich, daß ich ſeltener belogen werde, als Andre.

8.

Ein Blick zurück auf das, was ich von dem Umgange mit Kaufleuten geſagt habe, erinnert mich, daß ich bey dieſer Gelegenheit auch von den Juden, als gebohrnen Handelsmännern, hätte reden ſollen. Ich will aber das Wenige, ſo ich etwa über dieſen Gegenſtand vorzutragen habe, hier nachholen.

In America trifft man ſehr viel Juden an, die durchaus in allen ihren Sitten mit den Chriſten übereinſtimmen, auch ſogar mit chriſtlichen Familien, durch wechſelſeitige Heyrathen, ſich verbinden. In Holland und einigen Städten von Teutſchland, beſonders in Berlin, iſt die Lebensart mancher jüdiſchen Familien von der Weiſe, wie andre Religions-Verwandte leben, auch faſt gar nicht unterſchieden. In dieſen Fällen nun iſt eine von den Urſachen gehoben, weswegen der Character dieſes Volks ſo viel nicht vortheilhafte Eigenheiten hat. Daß übrigens die höchſt unverantwortliche Verachtung, mit welcher wir den Juden begegnen, der Druck in welchem ſie in den mehrſten Ländern leben, und die Ohnmöglichkeit auf andre Weiſe als durch Wucher ihren Lebens-Unterhalt zu gewinnen, daß dies alles nicht wenig dazu beyträgt, ſie moraliſch ſchlecht zu machen, und zur Niederträchtigkeit und zum Betruge zu reizen; endlich daß es, ohngeachtet aller dieſer Umſtände, dennoch edle, wohlwollende, großmüthige Menſchen unter ihnen giebt — das ſind bekannte, oft geſagte Dinge. Betrachten wir aber hier die Juden, nicht wie ſie unter andern Umſtänden ſeyn **könnten**, noch wie **einzelne** Subjecte unter ihnen ſind, ſondern ſo, wie wir jetzt ihren Volks-Character nach der größern Anzahl beurtheilen müſſen!

Sie ſind unermüdet da, wo etwas zu gewinnen iſt, und machen, durch ihren engen Zuſammenhang in allen Ländern, und dadurch, daß ſie ſich durch keine Art von Behandlung und Zurückweiſung abſchrecken laſſen, faſt ohnmögliche Dinge möglich. Man kann ſie daher unter der Hand zu den wichtigſten Verhandlungen brauchen, nur muß man ihre Dienſte gut bezahlen.

Sie ſind verſchwiegen, wo ſie Intereſſe dabey finden, vorſichtig, zuweilen zu furchtſam, doch für's Geld bereit das Aergſte zu wagen, verſchlagen, witzig, originell in ihren Einfällen, Schmeichler im höchſten Grade, und finden alſo Mittel, ſich ohne Aufſehn in den größten Häuſern Einfluß zu verſchaffen und durchzuſetzen, was man ohne ſie ſchwerlich erlangen würde.

Sie ſind mistrauiſch. Haben wir ſie aber einmal von unſrer Pünctlichkeit im Bezahlen und von der Heilighaltung unſers Worts überzeugt; haben ſie oft Geſchäfte mit uns gemacht und wiſſen, daß wir mit unſern Finanzen nicht ganz übel ſtehen; ſo kann man auch bey ihnen Hülfe finden, wenn alle chriſtliche Wucherer uns in Stiche laſſen.

Biſt Du aber ein ſchlechter Wirth, oder ſind Deine Vermögens-Umſtände in einer zweydeutigen Lage; ſo wird niemand dies leichter gewahrwerden, als der Jude. Rechne dann nicht darauf, daß er Dir Geld vorſchieſſen werde, oder mache Dich gefaſſt, ihm, wenn er es auf Speculation daran wagt, Dich zu ſo übertriebenen Procenten und zu ſolchen Clauſeln verbindlich machen zu müſſen, daß dadurch Deine Lage gewiß noch unglücklicher wird!

Es wird den Juden gewaltig ſchwer, ſich vom Gelde zu ſcheiden. Wenn jemand, den ſie nicht recht genau kennen, ſie um ein Darlehn anſpricht; ſo werden ſie denſelben auf einen andern Tag wieder beſtellen. Unterdeſſen forſchen ſie bey Handwerkern, Nachbarn, Bedienten und dergleichen, nach den kleinſten Umſtänden des künftigen Schuldners. Kömmt Dieſer zur beſtimmten Zeit wieder; ſo läſſt ſich der Jude verleugnen, oder verſchiebt die Zahlung noch um einige Wochen, Tage, oder Stunden. Und iſt auf Deinem Geſichte nur irgend eine Spur von Verlegenheit über Deine Umſtände, oder von zu großer Freude über die zu hoffende Hülfe zu leſen; ſo wird der Jude ſich nicht von ſeinem Mammon trennen, und hätte er auch ſchon angefangen das Geld hinzuzählen. Auf dies alles muß man ſich gefaſſt machen, wenn man in ſolche Fälle kömmt.

Bey dem Handel mit Hebräern gemeiner Art rathe ich die Augen oder den Beutel zu öffnen. Es iſt ſehr natürlich, daß ein Chriſt ſich auf ihre Gewiſſenhaftigkeit, auf ihre Betheuerungen nicht verlaſſen darf. Sie werden Euch

Kupfer für Gold, drey Ellen für vier, alte Sachen für neue verkaufen, überleichte Louisd'or für vollwichtige, falſche Münze für ächte geben, wenn Ihr es nicht beſſer verſtehet.

Wenn man alte Kleider oder andre Sachen an Juden verhandeln will; ſo ſuche man mit dem Erſten, der uns ein irgend leidliches Geboth thut, ſogleich einig zu werden! Läſſeſt Du ihn fortgehn, ohne ſein Geboth anzunehmen; ſo wird die Nachricht, daß bey Dir etwas zu ſchachern ſey, und daß man Mendeln oder Jokef den Handel nicht verderben dürfe, wie ein Lauffeuer durch die ganze Judenſchaft gehn, und in der Sinagoge publiciert werden; In ſolchen Fällen halten ſie treulich zuſammen. Es werden dann haufenweiſe die Iſraeliten, fremde und einheimiſche, Dein Haus beſtürmen, aber jeder ſpäter Kommende wird immer etwas weniger biethen, als der Vorhergehende, bis Du endlich entweder den Erſten wieder aufſuchſt, der aber dann die gleich anfangs gebothene Summe noch vermindert, oder bis Deine Waare Dir ſo zuwieder wird, daß Du ſie für die Hälfte des Werths einem Andern hingiebſt, der ſie treulich dem Erſtern einhändigt.

Iſt man ſeines Kaufs mit einem Trödel-Juden völlig einig; ſo wird er doch noch verſuchen, uns zu hintergehn. Er wird gewöhnlich ſagen: „er habe kein baares Geld bey ſich, wolle „uns aber die Uhr oder ſo etwas zum Unterpfande laſſen.“ Er weiß wohl, daß man das ſelten annimt. Giebt man ihm nun Credit und das Gekaufte mit; ſo ſchleppt er dies in der ganzen Stadt umher, biethet es feil, und bringt es endlich wieder, mit dem Bedeuten: „man „ſolle etwas ſchwinden laſſen; er habe ſich übereilt.“ Oder er kömmt gar nicht wieder, und man muß lange hinter der Bezahlung herlaufen. Auch wollen ſie gar zu gern Waare ſtatt Geld geben, denn die baare Münze iſt ihnen ſehr an das Herz gewachſen — Auf dies alles darf man ſich nicht einlaſſen.

9.

In den mehrſten Provinzen von Teutſchland lebt der Bauer in einer Art von Druck und Sclaverey, die wahrlich oft härter iſt, als die Leibeigenſchaft deſſelben in andern Ländern. Mit Abgaben überhäuft, zu ſchweren Dienſten verurtheilt, unter dem Joche grauſamer, rauhherherziger Beamte ſeufzend, werden ſie des Lebens nie froh, haben keinen Schatten von Freyheit, kein ſicheres Eigenthum, und arbeiten nicht für ſich und die Ihrigen, ſondern nur für ihre Tyrannen.

Wen nun die Vorſehung in die glückliche Lage geſetzt hat, zur Erleichterung dieſer ſo ſehr gedrückten und doch ſo wichtigen, ſo nützlichen Menſchen-Claſſe etwas beytragen zu können; o! der ſchaffe ſich doch die ſüße Wonne, in den kleinen Hütten der Landleute Freude zu verbreiten, und ſeinen Namen von Kindern und Enkeln mit Segen genannt zu hören!

Wohl freylich ſind die Bauern zum Theil ſo hartnäckige, zänkiſche, wiederſpenſtige und unverſchämte Geſchöpfe, daß ſie aus der geringſten Wohlthat eine Schuldigkeit machen, daß ſie nie zufrieden ſind, immer klagen, immer mehr haben wollen, als man ihnen zugeſtehn kann; Allein ſind wir nicht ſelbſt, durch lange fortgeſetzte unedle Behandlung und Vernachläſſigung ihrer Bildung, daran Schuld, daß niederträchtige Geſinnungen bey ihnen herrſchend werden? Und giebt es nicht einen Mittelweg, zwiſchen übertriebener Nachſicht, und deſpotiſcher Strenge und Grauſamkeit? Ich verlange nicht, daß ein Landes- oder Gutsherr ſich des Rechts begeben ſoll, ſeine Unterthanen zu gewiſſen ſchuldigen Dienſten zu brauchen; allein er ſoll nicht, damit er, zum Beyſpiele, das grauſame Vergnügen einer Hirſch- und Schweine-Metzeley ſchmecke, den Bauer, zu einer Zeit, wo ſeine Gegenwart zu Hauſe ihn und ſeine Familie gegen Mangel ſchützen muß, mehr Tage hinter einander in ſtrenger Kälte mit leerem Magen herumlaufen, und Ohren und Naſen erfrieren laſſen. Er ſoll ihm die ſchuldigen Abgaben nicht ſchenken; aber er ſoll Nachſicht mit ſeinen Umſtänden haben, Rückſicht auf erlittene Unglücksfälle nehmen, und darauf halten, daß die Beamten die Gelder zu einer Zeit eintreiben, wo es dem armen Landmanne weniger ſchwer wird, baare Münze aufzutreiben, ohne ſich mit Leib und Seele dem Juden oder dem böſen Feinde zu verſchreiben.

Man ſchwätzt ſo viel von Verbeſſerung der Dorfſchulen und Aufklärung des Landvolks; allein

lein überlegt man auch wohl immer genau genug, welch' ein Grad von Aufklärung für den Landmann, beſonders für den von niedrigem Stande, taugt? Daß man den Bauer nach und nach, mehr durch Beyſpiele als durch Demonſtrationen, zu bewegen ſuche, von manchen ererbten Vorurtheilen, in der Art des Feldbaues und überhaupt in Führung des Haushalts, zurückzukommen; daß man durch zweckmäßigen Schul-Unterricht die thörichten Grillen, den dummen Aberglauben, den Glauben an Geſpenſter, Hexen und dergleichen zu zerſtöhren trachte; daß man die Bauern gut ſchreiben, leſen und rechnen lehre; daß iſt löblich und nützlich. Ihnen aber allerley Bücher, Geſchichten und Fabeln in die Hände zu ſpielen; ſie zu gewöhnen, ſich in eine Ideen-Welt zu verſetzen; ihnen die Augen über ihren armſeligen Zuſtand zu öfnen, den man nun einmal nicht verbeſſern kann; ſie durch zu viel Aufklärung unzufrieden mit ihrer Lage, ſie zu Philoſophen zu machen, die über ungleiche Austheilung der Glücksgüter declamieren; ihren Sitten Geſchmeidigkeit und den Anſtrich der feinen Höflichkeit zu geben — Das taugt wahrlich nicht. Ohne alle dieſe künſtlichen

Hülfsmittel trifft man indeſſen unter allen Landleuten Menſchen von ſo unverfälſchtem Sinne, von ſo hellem, heitern Kopfe, und von ſo feſtem Character an, daß Dieſe manchen hochſtudierten Herrn beſchämen könnten. Im Ganzen betrage man ſich gegen den Bauer treuherzig, grade, offen, ernſthaft, wohlwollend, nicht geſchwätzig, conſequent, immer gleich! und man wird ſich ſeine Achtung, ſein Zutrauen erwerben, und viel über ihn vermögen.

Von Land-Edelleuten und andern Perſonen höhern Standes, die in den Dörfern leben, gilt zum Theil das Nemliche. Man nehme keinen Reſidenz-Ton mit zu ihnen hin, hüte ſich vor leeren Complimenten, nehme Theil an ihren ländlichen Freuden, Sorgen und Geſchäften, und verbanne allen Zwang im Umgange mit ihnen, ohne jedoch zu ſchmutziger, pöbelhafter Aufführung herabzuſinken! ſo wird man ihnen als Gaſt, Nachbar, Freund und Rathgeber willkommen ſeyn.

Siebentes Capittel.

Ueber den Umgang mit Leuten von allerley Lebensart und Gewerbe.

1.

Zuerſt von den ſo genannten Aventuriers! Ich rede hier nicht von den eigentlichen Betrügern und Gaunern; Von Dieſen ſoll gleich nachher gehandelt werden; ſondern von der unſchädlichen Art der Abentheurer, die, wenn ſie ſich mit Madam Fortuna gar zu oft überworfen haben, zuletzt an die kleinen Neckereyen dieſes launichten Weibes ſo gewöhnt ſind, daß ſie immer auf's Neue blindlings in den Glückstopf hineingreifen, und es wagen, entweder auf die Finger geklopft zu werden, oder einmal einen fetten Brocken zu erhaſchen. Sie leben ohne feſten Plan für den folgenden Tag, auf gute Hofnung los, unternehmen alles, was ihnen für den Augenblick eine Ausſicht zu einigem Unterhalte zu eröfnen ſcheint. Wo eine reiche Witwe zu heyrathen, eine Penſion, eine Bedienung an irgend einem Hofe, oder dergleichen zu erhalten iſt; da ſind ſie nicht ſaumſelig. Sie taufen ſich, adeln ſich, ſchaffen ſich um, ſo oft es ihnen beliebt, und es die Sache erleichtern kann. Was ſich als Edelmann nicht durchſetzen läſſt, das verſuchen ſie als Marquis, als Abbe´, als Officier. Zwiſchen Himmel und Erde iſt kein Fach, kein Departement, in welchem ſie nicht bereit wären, ſich an die Spitze der Geſchäfte ſtellen zu laſſen, keine Wiſſenſchaft, über welche ſie nicht mit einer Zuverſicht plaudern, die ſogar den Gelehrten zuweilen ſtutzen macht. Mit einer bewundernswürdigen Gewandtheit, mit einem ſavoir faire, das ſelbſt der beſſere Mann zum Theil von ihnen lernen ſollte, gelangen ſie zu Dingen, die der Rechtſchaffenſte und Verſtändigſte nicht einmal zu wünſchen den Muth hat. Ohne tiefe Menſchenkenntniß haben ſie grade das, womit man in dieſer Welt über wahre Weisheit den Meiſter ſpielt — eſprit de conduite. Gelingt das nicht, was ſie unternehmen; ſo werden ſie doch dadurch nicht in ihrem guten Humor geſtöhrt; die ganze Welt iſt ihr Vaterland, und als bilnde Paſſagiers ſind ſie auf dem Poſtwagen eben ſo zu Hauſe, als in einer prächtigen Caroſſe. — Ein gutmüthiges Völkgen! durch das Nomaden-Leben gewöhnt, Freuden und Leiden geduldig zu ertragen und zu theilen. Haben ſie irgendwo ihre Rolle ausgeſpielt; ſo ſchnüren ſie ihr Bündelchen, und gehen aus ihren Palläſten ſo leichtfüßig davon, wie ein flüchtiger Morgen-Traum.

Als Geſellſchafter mag man dieſe Leute nicht verachten! Sie haben ſo manches geſehn und erfahren, daß dem Menſchenkenner ihr Umgang nicht ganz unintereſſant ſeyn kann. Ja! wenn ſie ſonſt nicht bösartig ſind; ſo findet man bey ihnen Theilnehmung, Dienſtfertigkeit und Gefälligkeit in hohem Grade. Dagegen iſt zu einer genauen freundſchaftlichen Verbindung mit ihnen gar nicht zu rathen. Man ſey nicht zu vertraulich gegen ſie, und bediene ſich nicht ihrer Hülfe zu wichtigen Geſchäften! Theils leidet dadurch unſer eigener Ruf; theils kann man ſich von ihrem Leichtſinne und ihrer Characterloſigkeit wenig wahre Hülfe verſprechen; auch pflegen ſie nicht eben ſehr eckel in der Wahl der Mittel zu ſeyn, welche ſie anwenden, um zu einem Zwecke zu gelangen.

2.

Beſchäme nicht leicht den Aventurier, auch Den von ſchlechterer Art nicht, wenn Du ihn irgendwo in einer erborgten Geſtalt, unter falſchem Namen, oder mit ſelbſt geſchaffenen Titeln und Ehrenzeichen geſchmückt antrifſt, in ſo fern nicht wichtige Gründe eintreten, oder Du beſondern Beruf dazu haſt! Auch würde Dir das nicht immer gelingen, denn ſeine Unverſchämtheit mögte vielleicht Wege finden, das Unangenehme einer ſolchen Scene auf Dich ſelbſt fallen zu machen. Doch kann es zuweilen nützlich ſeyn, ſo einen Herrn unter vier Augen merken zu laſſen, daß er von unſrer Bekanntſchaft ſey, und daß es in unſrer Macht ſtehen würde, ihn zu entlarven, daß man aber Seiner ſchonen wolle. Dann wird ihn vielleicht die Furcht vor der Entdeckung zurückhalten, böſe Streiche zu ſpielen. Es giebt aber unter dieſen Landläufern äuſſerſt gefährliche Leute, Ausſpäher, Verführer, Verleumder, Diebe und Schelme aller Art. Nicht nur ſollte Dieſen die Thür jedes ehrlichen Mannes verſchloſſen bleiben, ſondern die kleinern teutſchen Fürſten würden auch wohlthun, wenn ſie ſich weniger mit ſolchem Geſindel einlieſſen, welches gewöhnlich mit einer Taſche voll von Planen und Projecten zum Beſten des Landes, zu Beförderung des Handels, zum Flor und zur Verſchönerung ihrer Reſidenzen, angezogen kömmt, redliche Diener aus ihren Aemtern verdrängt und verdächtig macht, ſeinen Beutel zum Ruin des Landes ſpickt, freylich ſeine Rolle ſelten lange ſpielt, aber, wenn es auch, mit Schimpf und Schande beladen, davongehn muß, mehrentheils viel geſtiftetes Unglück zurückläſſt, was es nie wieder gutmachen kann, und irgend einen andern ſchwachen Herrn findet, mit dem es ſeine Operationen auf das Neue anfängt. In dieſen Fällen iſt es Pflicht, dem Böſewichte öffentlich die Maske abzuziehn; doch thue man das nicht eher, als bis man die deutlichſten Beweiſe gegen ihn in Händen hat! denn dergleichen Menſchen haben die Gabe, ihre Sache von ſolchen Seiten vorzuſtellen, daß man ſehr viel wagt, wenn man ſie mit unſichern Waffen angreift.

3.

Unter allen Abentheurern ſind, nach meiner Empfindung, die Spieler vom Handwerke die verächtlichſten. Indem ich nun von ihnen rede, werde ich auch Gelegenheit nehmen, über das Spiel im Allgemeinen und über das Betragen bey demſelben etwas zu ſagen.

Keine Leidenſchaft kann ſo weit führen, keine kann den Jüngling, den Mann und ganze Familien in ein grenzenloſeres Elend ſtürzen, keine den Menſchen in eine ſolche Kettenreyhe von Verbrechen und Laſtern verwickeln, als die vermaladeyete Spielſucht. Sie erzeugt und nährt alle nur erſinnlichen unedlen Empfindungen: Habſucht, Neid, Haß, Zorn, Schadenfreude, Verſtellung, Falſchheit und Vertrauen auf blindes Glück; Sie kann zu Betrug, Zank, Mord, Niederträchtigkeit und Verzweiflung führen, und tödtet auf die unverantwortlichſte Weiſe die goldene Zeit. Wer reich iſt, der thut thöricht, wenn er ſein Geld auf ſo ungewiſſe Speculation anlegt, und wer nicht viel zu wagen hat, der muß furchtſam ſpielen, kann die Launen des Glücks nicht abwarten, ſondern muß bey dem erſten wiedrigen Schlage das Feld räumen, oder er wagt es darauf, aus einem Dürftigen, ein Bettler zu werden. Doch iſt die Thorheit der Erſteren noch weit größer, als die der Letzteren. Selten ſtirbt der Spieler als ein reicher Mann; Wer daher auf dieſem elenden Wege Vermögen erworben hat, und dann nicht aufhört zu ſpielen; der hat zehnfaches Unrecht.

Hüte dich, mit Leuten vom Handwerke Dich auf ein Spiel einzulaſſen, wenn Dir dein Geld lieb iſt!

Traue Keinen von ihnen; in keiner Sache! — Die wenigen Ausnahmen, wo dieſe Regel einem ehrlichen Spieler von Profeſſion Unrecht thun könnte, verdienen nicht in Anſchlag gebracht zu werden, und wer ſich dieſer verächtlichen Lebensart widmet, der mag es nicht übelnehmen, daß man ihm den Geiſt der Zunft zutraut, zu welcher er ſich bekennt.

Laß Dich auf keine bloße Hazard-Spiele ein! Um geringen Preis geſpielt, ſind ſie äuſſerſt langweilig, und hohes Geld dem Ohngefehr preis zu geben, iſt Narrheit. Ein verſtändiger Mann verachtet jede Beſchäftigung, bey welcher Kopf und Herz ſchlummern müſſen, und man darf nur ein mittelmäßiger Rechner ſeyn, um leicht zu calculieren, daß bey ſolchen Glücks-Spielen die Wahrſcheinlichkeit immer gegen uns iſt. Wollen wir aber gar keine Wahrſcheinlichkeit annehmen; ſo bleibt der Erfolg ein Werk des Zufalls, und wer wird denn vom Zufall abhängen wollen?

Auf die ſo genannten Commerce-Spiele thue entweder auch Verzicht, oder lerne ſie vorher recht, und ſpiele mit gleicher Aufmerkſamkeit, es mag um hohen Preis, oder um eine Kleinigkeit gelten! Lerne Dich aber auch im Spiele bemeiſtern! Mache nicht durch gehäufte Fehler an Aufmerkſamkeit und Kunſt, Dich ſelber arm, und Deinen Mitſpielern Ungeduld und Langeweile!

Zeige keine böſe Laune, wenn Du ſchlechte Carten bekömmſt, wenn Du verliehrſt! Wer nie Geld im Spiele verliehren will, der muß ſich auf die Blindekuh einſchränken.

Spiele nicht ſo unerträglich langſam, daß Deinen Geſellſchaftern alle Geduld vergeht!

Zanke nicht, wenn Deine Mitſpieler Fehler machen!

Zeige keine laute Freude, wenn Du gewinnſt! das pflegt Dem, welcher verlohren hat, empfindlicher zu ſeyn, als der Verluſt ſelbſt.

— Doch dieſe Materie iſt wohl kaum einer ſo langen Abhandlung werth — Wenden wir uns zu andern Gegenſtänden!

4.

Unter den Abentheurern unſrer Zeit ſpielen die Geiſterſeher, Goldmacher und andre myſtiſche Betrüger keine unbeträchtliche Rolle. Dieſe Art von Schwärmerey, nemlich der Glaube an übernatürliche Würkungen und Erſcheinungen, iſt ſehr anſteckend. Bey dem Gefühle, wie manche Lücke in unſern philoſophiſchen Syſtemen und Theorien übrigbleibt, ſo lange unſer Geiſt in den Grenzen irdiſcher Ausdehnung eingeſchränkt iſt, und bey der Begierde, dennoch über die Grenzen dieſer Eingeſchränktheit hinaus Blicke zu thun, ſcheint es dem Menſchen ganz natürlich, die unerklärbaren Sachen a poſteriori zu erläutern, wenn es mit den Beweiſen a priori nicht recht gehn will; das heiſſt: aus den geſammleten Thatſachen Reſultate zu ziehn, die ihm angenehm ſind, Reſultate, die theoretiſch, durch Schlüſſe, nicht vollſtändig heraus kommen. Da geſchieht es dann, daß, um eine Menge ſolcher Thatſachen zu gewinnen, man geneigt iſt, jedes Märchen für wahr, jede Täuſchung für Realität zu halten, damit man ſeinem Glauben Gewicht gebe. Je aufgeklärter aber die Zeiten werden, je ämſiger man ſich beſtrebt, der Wahrheit auf den Grund zu kommen; deſto ſichtbarer wird es uns, daß wir auf Erden dieſen Grund nicht finden, um deſto leichter alſo gerathen wir auf jenen Weg, den wir vorher verachtet haben, ſo lange noch auf dem hellen Wege der Theorien neue Entdeckungen zu machen waren. Ich glaube, daß dies eine ungezwungene Erklärung des Phänomens iſt, das ſo Manchen höchſt wunderbar ſcheint, des Phänomens, daß in den Zeiten der größten Aufklärung ein blinder Glaube an Ammen-Märchen grade am ſtärkſten einreißt.

Dieſe Stimmung des Publicums nun machen ſich eine Menge von Betrügern zu Nutze, die, theils planmäßig verbunden uns zu unterjochen, theils einzeln, nach Zeit und Gelegenheit, darauf ausgehen, die Augen der Schwachen zu blenden.

Sey es nun dabey auf unſere Geldbeutel, oder auf Tyranney über unſern Willen, oder auf irgend einen andern moraliſchen, intellectuellen, oder politiſchen Misbrauch angeſehn; ſo iſt es immer ſehr wichtig, dagegen auf ſeiner Hut zu ſeyn.

Obgleich ich mich nicht feſt überzeugen kann, daß eben alle Abentheurer ſolcher Art, daß die Caglioſtros, Saint Germains, Schröpfer und Conſorten bis auf den armen Maſius hinunter, ſämtlich von einer einzigen Triebfeder regiert werden, und daß jeder ſolcher Wundermann ſeine Unternehmungen auf den nemlichen Zweck zu leiten die Abſicht haben ſollte; ſo ſind wir doch Denen allen Dank ſchuldig, die uns vor ſolchen Abentheurern warnen, und uns wenigſtens zeigen, **wohin das führen könnte.** Um aber nicht zu wiederholen, was ſo vielfältig geſagt worden und noch immer geſagt wird; ſo will ich hier, bey dem Betragen gegen Leute von der Art, nur folgende Vorſichtigkeits-Regeln vorſchlagen:

Laß es an ſeinen Ort geſtellt ſeyn, ob man Geiſter ſehn und Gold machen könne! Leugne nicht das, wovon Du nicht das Gegentheil ſo klar beweiſen kannſt, daß es nicht möglich iſt, dagegen etwas einzuwenden! — denn Beweiſe, die auf Vorderſätze beruhen, welche nur conventionel angenommen ſind, können blos Den überzeugen, der Luſt hat, davon überzeugt zu werden. — Aber baue nicht auf die Möglichkeit einer Sache den Schluß auf ihre Würklichkeit, noch auf metaphyſiſche Poſitionen moraliſche Handlungen! Sollte auch jemand durch Schlüſſe überführt werden können, daß wohl ſehr wahrſcheinlich jedes ſichtbare Weſen von einer Menge unſichtbarer umgeben iſt; ſo bleibt es doch immer thöricht, wenn dies ſichtbare Weſen ſeine ſichtbaren Handlungen mehr nach der vermuthlich unſichtbaren Geſellſchaft, die ihn umgiebt, einrichtet, als nach den Sitten der wackern würklichen Perſonen, unter denen er umherwandelt.

Man zeige alſo in Worten und Handlungen mehr Wärme für thätige, nützliche Würkſamkeit, als für Speculation; ſo werden ſich die Herrn Myſtiker nicht leicht zu uns geſellen!

Geräth man aber an einen ſolchen Wundermann, und es iſt uns daran gelegen, ihn und ſein Syſtem genauer kennen zu lernen; ſo hüte man ſich, vorher Unglauben und Vorwitz zu offenbahren! Er wird ſonſt bald merken, daß mit uns nicht viel anzufangen iſt, daß wir nicht empfänglich für ſeine Weisheit ſind; Er wird uns nicht einweyhn in ſeine Geheimniſſe, nicht zulaſſen zu ſeinem eſoteriſchen Unterrichte, und wir werden den Vortheil entbehren, uns und unſre Freunde von dem wahren Zuſammenhange zu unterrichten — ohngerechnet, daß es ſich würklich für einen vernünftigen Mann nicht ſchickt, ſich früher vor oder gegen eine Sache einnehmen zu laſſen, bevor er dieſelbe kaltblütig unterſucht hat, wäre auch aller Anſchein dagegen, beſonders wenn es Dinge betrifft, in welchen ſelbſt der Weiſeſte lebenslang im Finſtern tappt.

Glaubt man zuverſichtlich einen Betrug entdeckt zu haben; ſo iſt Spott, ſo iſt Perſifflage nicht das Mittel, Schwärmer zu bekehren. Man gehe alſo Schritt vor Schritt, und, da die Sinne leichter getäuſcht werden können, als die Vernunft; ſo fordere man, bevor man ſich auf Erſcheinungen, Proben und Proceſſe einlaſſt, daß uns vor allen Dingen zuerſt die Theorie, auf welcher das alles beruht, recht deutlich erklärt werde! und hier laſſe man ſich nicht etwa auf eine bildliche Sprache ein, ſondern auf beſtimmte, verſtändliche teutſche Worte, und auf den Ideen-Gang und Sprach-Gebrauch, der einmal unter Gelehrten üblich iſt. Es mag vielleicht ſehr viel Weisheit in dem Jargon der Myſtiker ſtecken; aber für **uns** kann nur **das** Werth haben, was **wir** verſtehen. Man gönne alſo einem Jeden die Freude, einen ſchmutzigen Kieſel für einen Diamanten zu halten! aber wenn man kein eben ſo großer Kenner von Edelgeſteinen iſt; ſo ſage man gutmüthig ohne Scham, frey heraus: „daß man dieſen Stein für nichts „anders, als für einem ſchmutzigen Kieſel halten „könne!“ Es iſt keine Schande, etwas nicht einzuſehn, aber es iſt mehr als Schande, es iſt Betrug, das Anſehn haben zu wollen, als verſtünde man — was man nicht verſteht.

Hat Dich indeſſen ein Landſtreicher, ein Goldmacher, oder Geiſterſeher bey Deiner ſchwachen Seite gefaſſt, eine Zeitlang ſein Spielwerk mit Dir getrieben — o! wer iſt mehr in dieſer Leute Händen geweſen, als ich? — und

Du entlarvſt endlich den Schurken; dann ſchäme Dich nicht, nein! denke, daß es Pflicht iſt, zur Warnung andrer ehrlichen, leichtgläubigen Leute, öffentlich den Betrug bekannt zu machen — mögteſt Du auch dabey in einem ſehr unvortheilhaften Lichte erſcheinen!

Achtes Capittel.

Ueber geheime Verbindungen und den Umgang mit den Mitgliedern derſelben.

1.

Unter die mancherley ſchädliche und unſchädliche Spielwerke, mit welchen ſich unſer philoſophiſches Jahrhundert beſchäftigt, gehört auch die Menge geheimer Verbindungen und Orden verſchiedener Art. Man wird heut zu Tage in allen Ständen wenig Menſchen antreffen, die nicht, von Wißbegierde, Thätigkeitstrieb, Geſelligkeit oder Vorwitz geleitet, wenigſtens eine Zeitlang Mitglieder einer ſolchen geheimen Verbrüderung geweſen wären. Und doch mögte es wohl nun endlich einmal Zeit ſeyn, dieſe theils zweckloſen, thörichten, theils dem geſellſchaftlichen Leben gefährlichen Bündniſſe aufzugeben. Ich habe mich lange genug mit dieſen Dingen beſchäftigt, um aus Erfahrung reden und jeden jungen Mann, dem ſeine Zeit lieb iſt, abrathen zu können, ſich in irgend eine geheime Geſellſchaft, ſie möge Namen haben, wie ſie wolle, aufnehmen zu laſſen: Sie ſind alle, freylich nicht in gleichem Grade, aber doch alle ohne Unterſchied zugleich unnütz und gefährlich. Unnütz ſind ſie zuerſt, weil man in unſerm Zeitalter keine Art von wichtigem Unterrichte in Geheimniſſe einzuhüllen braucht. Die chriſtliche Religion iſt ſo klar und befriedigend, daß ſie nicht, wie die Volks-Religionen der alten Heiden, einer geheimen Auslegung, einer doppelten Lehrart bedarf, und in den Wiſſenſchaften werden die neueſten Entdeckungen zum Wohl der Welt öffentlich bekannt gemacht, müſſen und ſollen öffentlich bekannt gemacht werden, damit ſie jeder Sachverſtändige prüfen und bewahrheiten könne. In den einzelnen Ländern hingegen, wo noch Finſterniß und Aberglauben herrſchen, muß man den kommenden Tag erwarten. Man darf da nichts übereilen; Man verdirbt oft mehr als man gutmacht, wenn man die Zwiſchenſtufen überſpringen will; Es hat gar keinen Nutzen, daß einzelne Menſchen die Periode der Aufklärung zu beſchleunigen trachten; auch können ſie das nicht, und wenn ſie es können; ſo iſt es Pflicht dies öffentlich zu thun, um deſto mehr Pflicht, damit andre vernünftige Männer in dem nemlichen Lande und in andern Gegenden über den Beruf der Aufklärer, über den Werth der intellectuellen Waare, welche ſie feilbiethen, und darüber mögen urtheilen können, ob das, was ſie lehren, auch würklich Aufklärung ſey, oder ob ſie nicht vielleicht ſchlechtere Münze ausprägen, als die iſt, welche ſie verrufen. Unnütz ſind ſolche Verbindungen ferner, von Seiten ihrer Würkſamkeit, weil ſie mehrentheils ſich mit elenden Kleinigkeiten und abgeſchmackten Cäremonien beſchäftigen, eine Bilder-Sprache reden, die alle mögliche Auslegung leidet, nach ſchlecht durchgedachten Planen handeln, unvorſichtig in der Wahl ihrer Mitglieder ſind, folglich bald ausarten, und wenn ſie auch anfangs in ihrer Einrichtung Vorzüge vor öffentlichen Geſellſchaften haben könnten, nachher die nemlichen und noch mehr ſolcher Gebrechen bey ihnen einreiſſen, über die man in der Welt klagt. Wer Luſt hat, etwas Großes und Nützliches zu thun, der findet dazu im bürgerlichen und häuslichen Leben ſehr viel Gelegenheit, die faſt kein Einziger ganz ſo anwendet, wie er könnte. Es müſſte erſt bewieſen werden, daß auf dieſem öffentlich privilegierten Wege nichts mehr zu thun übrigbliebe, oder daß dem warmen Beförderer des Guten unüberſteigliche Hinderniſſe in den Weg gelegt wären, bevor man das Recht haben dürfte, ſich einen vom Staate nicht ſancierten, geheimen, beſondern Würkungskreis zu ſchaffen. Wohlthätigkeit bedarf keiner myſterioſen Hülle; Freundſchaft muß auf freye Wahl beruhn, und Geſelligkeit braucht nicht durch geheime Wege befördert zu werden.

Allein dieſe geheimen Verbindungen ſind auch ſchädlich für die Welt. Schädlich, weil alles, was im Verborgenen geſchieht, mit Recht in Verdacht gezogen werden kann; weil die Vorſteher der bürgerlichen Geſellſchaft die Befugniß haben, von dem Zwecke jeder Thätigkeit, zu welcher ſich Mehrere vereinigen, ſich unterrichten zu laſſen; weil ſonſt unter dem Schleyer der Verborgenheit eben ſo wohl gefährliche Plane und ſchädliche Lehren, als edle Abſichten und weiſe Kenntniſſe verſteckt ſeyn können; weil ſelbſt nicht alle Mitglieder von ſolchen verderblichen Abſichten, die man zuweilen hinter der ſchönſten Auſſenſeite zu verhüllen pflegt, unterrichtet ſind; weil nur mittelmäßige Genies ſich in dieſen Schraubeſtock einzwängen laſſen, die beſſern hingegen entweder bald zurücktreten, oder zu Grunde gehen, ausarten und eine ſchiefe Richtung bekommen, oder auf Unkoſten der Andern herrſchen; weil mehrentheils unbekannte Obern im Hinterhalte ſtehen, und es eines verſtändigen Mannes unwerth iſt, nach einem Plane zu arbeiten, den er nicht überſieht, für deſſen Wichtigkeit und Güte ihm Leute einſtehen — die er nicht kennt, denen er ſich verbindlich machen muß, ohne daß ſie ſich ihm verbindlich machen, ohne daß er weiß, an wen er ſich zu halten hat, wenn man ihm dafür gar nichts leiſtet; weil ſchiefe Köpfe und Schurken ſich dies zu Nutzen machen, ſich zu unbekannten Obern aufwerfen, und die übrigen Mitglieder zu ihren Privat-Abſichten misbrauchen; weil jeder Erdenſohn Leidenſchaften hat, und dieſe Leidenſchaften alſo mit in die Geſellſchaft bringt, wo ſie dann im Schatten, unter der Maske der Verborgenheit, freyern Spielraum haben, als am Tageslichte; weil dieſe Verbindungen alle, durch nach und nach einſchleichende üble Wahl der Mitglieder, dahin ausarten; weil ſie Geld und Zeit koſten; weil ſie von ernſthaften bürgerlichen Geſchäften ab, zum Müßiggange, oder zu zweckloſer Geſchäftigkeit leiten; weil ſie bald der Sammelplatz von Abentheurern und Tagedieben werden; weil ſie allerley Gattung von politiſcher, religioſer und philoſophiſcher Schwärmerey begünſtigen; weil mönchiſcher eſprit de corps bey ihnen einreiſſt, und viel Unheil ſtiftet; endlich, weil ſie Gelegenheit zu Cabalen, Zwiſt, Verfolgung, Intoleranz und Ungerechtigkeit gegen gute Männer geben, die keine Mitglieder eines ſolchen, oder wenigſtens nicht des nemlichen Ordens ſind.

Dies iſt mein Glaubens-Bekenntniß über geheime Verbindungen! Giebt es eine unter ihnen, die manche dieſer Gebrechen nicht hat — ey nun! ſo mag ſie denn als Ausnahme gelten! — ich kenne keine, die nicht wenigſtens an einigen derſelben krank läge.

2.

Ich rathe daher nochmals, ſich auf dieſe Mode-Thorheit nicht einzulaſſen; ſich ſo wenig als möglich um die Syſteme, um das Perſonale und um die Schritte geheimer Verbindungen zu bekümmern; ſeine Zeit nicht mit Leſung ihrer Streitſchriften zu verſchwenden; vorſichtig im Reden über dieſen Gegenſtand zu ſeyn, um ſich

Verdruß zu erſparen, und weder ein gutes noch böſes Urtheil über ſolche Syſteme zu wagen, weil der Grund derſelben oft ſehr tief verborgen liegt.

3.

Haben aber Vorwitz, übel geordnete Begierde thätig zu ſeyn, Neugier, Ueberredung, Eitelkeit, oder andre Bewegungsgründe Dich verleitet, in eine ſolche Verbindung zu treten; ſo hüte Dich wenigſtens, von den nemlichen Thorheiten und Schwärmereyen angeſteckt, von dem nemlichen Secten-Geiſte hingeriſſen zu werden! Hüte Dich, das Spielwerk, die Maſchiene verkappter Böſewichte zu werden! Dringe, wenn Du kein Knabe mehr biſt, auf deutliche Entwicklung des ganzen Syſtems. Nim nicht eher Andre auf, als bis Du ſelbſt vollkommen unterrichtet biſt! Laß Dich nicht durch räthſelhafte Vorſpiegelungen, durch große Verheiſſungen, durch blendende Plane zum Beſten der Menſchheit, durch den Anſchein von Uneigennützigkeit, Heiligkeit und Reinigkeit der Abſicht blenden; ſondern fordre Beweiſe von Thaten und gänzliche Ueberſicht! Wirft man Dir dann Deinen Mangel an Empfänglichkeit, Deine

Unwürdigkeit vor; ſo laß Dir erzählen, welche Eigenſchaften die hohen Obern fordern, und beleuchte ſie, dieſe Obern, ſelber, nach ihrem Maßſtabe, um ihren Werth, alle Eitelkeit bey Seite geſetzt, gegen den Deinigen zu halten! Laß Dich aber durchaus nicht darauf ein, **unbekannten** Obern zu huldigen, mögte man auch noch ſo einleuchtend ſcheinende Gründe dafür anführen! Sey vorſichtig in jedem Worte, das Du in Ordens-Geſchäften ſchreibſt, und noch mehr in Uebernehmung irgend einer eidlichen oder andern Verbindlichkeit! Fordre Rechenſchaft von Anwendung der Gelder, die man Dich bezahlen läſſt! — Und wenn, bey dieſer vielfachen Vorſicht, Du der Verbindung, oder die Verbindung Deiner überdrüſſig wird; ſo trenne Dich ohne Geräuſch und Zank von ihr, und rede nachher nie wieder von der Sache, damit Du allen Verfolgungen ausweicheſt! Sollte man Dich aber dennoch nicht in Ruhe laſſen; ſo tritt öffentlich auf, und ſcheue Dich nicht, Betrug, Narrheit und Bosheit vor den Augen des ganzen Publicums, Andern zur Warnung, bekannt zu machen!

Neun-

Neuntes Capittel.

Ueber das Betragen gegen Leute, in allerley beſondern Verhältniſſen und Lagen.

1.

Zuerſt über die Aufführung gegen unſre Feinde! Man kränke niemand vorſetzlich! Man ſey wohlwollend, dienſtfertig, verſtändig, vorſichtig, grade und ohne Winkelzüge in allen Handlungen! Man erlaube ſich keinen Schritt zum Nachtheil eines Andern! Man zerſtöhre keines Menſchen Glückſeligkeit! Man verleumde niemand! Man verſchweige ſelbſt das würklich Böſe, ſo man von ſeinen Mitmenſchen weiß, wenn man nicht entſchiedenen Beruf hat, oder das Wohl Andrer es beſtimmt erfordert, darüber zu reden! — ſo wird man — etwa keine Feinde haben? — das ſage ich nicht; aber man wird, wenn uns dennoch Neid und Bosheit verfolgen, wenigſtens die Beruhigung empfinden, keine Veranlaſſung zur Feindſchaft gegeben zu haben.

Es ſteht nicht immer in unſrer Willkühr, geliebt, aber es hängt immer von uns ab, nicht verachtet zu werden. Allgemeiner Beyfall, allgemeines Lob ſind ſehr entbehrliche Dinge; allgemeine Achtung können dem Redlichen und Weiſen wieder Willen ſelbſt die Schurken in ihren Herzen nicht verſagen, und der warmen Freunde bedarf man etwa nur drey in der Welt, um glücklich zu ſeyn.

Will man ohne Angſt in dem Umgange mit Menſchen leben; ſo darf es uns nicht beunruhigen, wenn nicht alle Menſchen uns für gut und weiſe halten. Je mehr hervorleuchtende edle Eigenſchaften aber ein Mann hat, um deſto gewiſſer kann er darauf rechnen, von der Scheelſucht ſchwacher und ſchlechter Menſchen manches ertragen zu müſſen, und Die, welche die allgemeine Stimme des Pöbels aller Claſſen vor ſich haben, ſind mehrentheils die mittelmäßigſten Leute, Leute ohne Character, oder niedrige Schmeichler und Heuchler. Es iſt wahrlich nicht ſchwer, Menſchen zu gewinnen, auch die zu gewinnen, welche am heftigſten gegen uns eingenommen waren, und das oft durch ein einziges Geſpräch unter vier Augen, wenn man ihre ſchwache Seite ſtudiert hat, und es recht darauf anlegt — allein das iſt eine elende, des redlichen Mannes unwürdige Kunſt — Und was bekümmert es mich am Ende, ob Menſchen, die mein Herz nicht kennen, ja! die mich nie geſehn haben, durch die Geſchwätze irgend eines alten Weibes gegen mich eingenommen ſind, oder nicht?

Klage aber nie über Verfolgung und Feinde, wenn Du nicht Luſt haſt, die Anzahl der Letztern zu vermehren! Es ſchleicht immer eine Anzahl furchtſamer, niederträchtiger Geſchöpfe umher, die nicht den Muth haben, gegen einen Mann von Würde ſich öffentlich zu erklären, die aber ſich augenblicklich an Dich wagen, ſobald ſie Dich hülflos, ſcheu und niedergeſchlagen erblicken; und Dieſe, ſo unbedeutend ſie Dir auch ſcheinen mögten, können mit ihren Neckereyen Dir tauſendfältigen Kummer machen. Der feſte Mann muß ſich ſelbſt ſchützen. Zeige Zuverſicht zu Dir ſelber; ſo wirſt Du ganze Heere von Schelmen im Zaume halten! Zudem iſt des Kämpfens in der Welt ſo viel; Jeder gute Mann hat mit ſeinen eigenen Angelegenheiten genug zu thun, ſo daß es vergebens iſt, Alliirte zu ſuchen, weil Dieſe bey der erſten Gelegenheit, wo es eigene Sicherheit gilt, davonlaufen. Der Mann, welcher ſich ſtellt, als merkte er es nicht einmal, daß man ihn verfolgt, der von Zeit zu Zeit ſagt: „Gottlob! mir geht „es gut; ich habe Freunde“ wird für einen mächtigen Bundesgenoſſen gehalten, Deſſen man ſchonen müſſe, da hingegen auf den Verlaſſenen Jeder, wie die benachbarten Fürſten auf das Eigenthum einer kleinen Reichsſtadt, herumtanzt.

Werde nie hitzig oder grob gegen Deine Feinde, weder in Geſprächen, noch Schriften! und wenn böſer Willen und Leidenſchaft, wie es mehrentheils geſchieht, bey ihnen im Spiele iſt; ſo laſſe Dich auf keine Art von Explication ein! Schlechte Leute werden am beſten durch Verachtung beſtraft, und Klatſchereyen am leichteſten wiederlegt, wenn man ſich gar nicht darum bekümmert.

Wenn man daher unſchuldig verleumdet, angeklagt, verkannt wird; ſo zeige man Stolz und Würde in ſeinem Betragen! und die Zeit wird alles aufklären.

Nicht alle Böſewichte ſind unempfindlich gegen eine edle, großmüthige, immer gleiche, grade Behandlung. Mit dieſen Waffen alſo kämpfe man, ſo lange ſich's irgend thun läſſt, gegen ſeine Feinde! Sie müſſen nicht Rache fürchten, ſondern fürchten, daß ſie ſelber ſich in den Augen des Publicums herabſetzen würden, wenn ſie fortführen einen Mann zu verfolgen, dem niemand ſeine Ehrerbiethung verſagt.

Wollen ſie aber dennoch nicht das Gewehr ſtrecken, und macht Dein Stillſchweigen bey ihren Ausfällen ſie noch kecker; dann zeige einmal mit ganzer Kraft, was Du **thun könnteſt,** wenn Du **wollteſt**! Aber gebrauche dabey keine Winkelzüge! Vereinige Dich nie mit andern ſchlechten Leuten! Mache keine gemeinſchaftliche Sache mit Einem Schelm, um den andern zu bekämpfen; ſondern tritt ganz allein, muthig, kühn, ſchnell, grade und öffentlich gegen ſie auf! Es iſt unglaublich, wie viel ein Einziger, mit einem guten Gewiſſen und edlem Feuer, gegen Schaaren von Nichtswürdigen vermag.

Sey nur trotzig gegen mächtige, ſiegende Feinde! Des Ueberwundenen, des Unglücklichen ſchone, und verſchweige alles Unrecht, das er Dir vormals zugefügt, ſobald er auſſer Stande iſt, Dir ferner zu ſchaden, ſobald er die Stimme des Publicums gegen ſich hat!

Laß Dir nie zweymal die Hand zur Verſöhnung reichen! Vergiß dann alle Beleidigungen, ſollteſt Du auch fürchten müſſen, daß der Mann bey der erſten Gelegenheit die Feindſeligkeit erneuern wird! Sey zwar auf Deiner Hut; aber zeige kein Mistraun! Es iſt beſſer, unſchuldigerweiſe zum zweytenmal beleidigt zu werden, als ein einzigmal den Mann zu kränken, zu erbittern, und ihm allen Muth zu nehmen, dem es mit ſeiner Rückkehr zu Dir ein Ernſt iſt!

Je vornehmer der Mann, der von Feinden verfolgt wird, um deſto wichtiger iſt es, daß er den größten Theil dieſer Vorſchriften ſich zu Nutzen mache. Ein Miniſter wird oft durch kleine, ſehr kleine Leute, deren Einfluß er verachtet, blos dadurch geſtürzt, daß er bey dem erſten Angriffe Furchtſamkeit, Mangel an Zuverſicht blicken läſſt.

Uebrigens hat man nicht Unrecht, wenn man behauptet, daß unſre Feinde oft, ohne es zu wollen, unſre größten Wohlthäter ſind. Sie machen uns aufmerkſam auf Fehler, die unſre eigene Eitelkeit, die Nachſicht unſrer partheyiſchen Freunde und die niedrige Gefälligkeit der Schmeichler vor unſern Augen verbergen. Ihre Schmähungen feuern in uns den Eifer an, um deſto ſorgſamer den Beyfall der Beſſern zu verdienen; und wenn ſie jedem unſrer Schritte aufauren; ſo lehren ſie uns, auf unſrer Hut zu ſeyn, um ihnen keine Blöße zu geben.

Keine Feindſchaft pflegt heftiger zu ſeyn, als die unter entzweyeten Freunden. Unſre Eitelkeit kömmt da in das Spiel; Wir ſchämen uns das Spielwerk eines Böſewichts geweſen zu ſeyn; Wir wenden alles an, um Dieſen nun im ſchlechteſten Lichte zu zeigen, damit wir vor der Welt unſre Trennung von ihm rechtfertigen mögen. — Doch, über das Betragen gegen Freunde nach dem Bruche habe ich ja ſchon im zehnten Capittel des erſten Theils geredet.

2.

Man kömmt oft in nicht geringe Verlegenheit, wenn unſre Lage uns zwingt, mit Leuten umzugehn, die einander feind ſind, wo man es alſo gar leicht mit einer Parthey verdirbt, ſobald man mit der andern gut ſteht, oder es mit beyden verdirbt, wenn man ſich ohngebethen, oder auf unvorſichtige Weiſe, in dieſe Händel miſcht. Ich empfehle dabey folgende Vorſichtigkeits-Regeln:

So viel man kann, vermeide man die Unannehmlichkeit, mit zwey Partheyen zu gleicher Zeit umzugehn, die mit einander in Zwiſt leben!

Kann man dies aber nicht ändern, zum Beyſpiel, ohne plötzlich ein Verhältniß aufzuheben, in welchem man lange Zeit geſtanden; ſo ſetze man ſich wo möglich auf den Fuß, durchaus nicht eingeflochten zu werden in die obwaltenden Streitigkeiten! Man bitte ſich's vielmehr aus, daß in den Geſprächen dieſe Sache nie berührt werde!

Kann man aber auch dies nicht ändern; ſo enthalte man ſich zuerſt aller Zweyzüngigkeit! Das heiſſt: Man rede nicht, wenn man bey der einen Parthey iſt, zum Nachtheile der andern, und wiederum zum Tadel jener, wenn dieſe es wünſcht; ſondern, wenn man ſich durchaus darüber erklären muß, immer ſo, wie es einem redlichen, gerechten Manne zukömmt!

Noch ſchändlicher aber, als jene Duplicität, iſt das Verfahren mancher Menſchen, die, um dabey im Trüben zu fiſchen, oder um dadurch zu einer wichtigen Perſon zu werden, oder aus Schadenfreude und Geiſt der Intrigue, von beyden Seiten Oel zum Feuer gieſſen, und den Zwiſt unterhalten.

Wenn man ferner die ſtreitenden Theile nicht recht genau kennt; wenn ſie nicht unſre vertraueteſten Freunde ſind; wenn man nicht gänz gewiß weiß, daß man es mit edeln, von Vernunft regierten Leuten zu thun hat, die vielleicht nur durch Misverſtändniſſe, oder durch andre, mit Hülfe eines Dritten leicht zu hebende Irrungen getrennt werden; ſondern wenn böſer Willen, Eigennutz, ungeſellige Gemüthsart, oder unbändige Leidenſchaft im Spiele iſt, folglich keine dauerhafte Wiedervereinigung nach den Gemüthsarten der Leute zu hoffen ſteht; ſo laſſe man ſich nicht darauf ein, Verſöhnungen ſtiften zu wollen! Man verdirbt es dabey leicht mit Einer Parthey, und nicht ſelten mit beyden.

Iſt es endlich gar nicht zu vermeiden, daß man ſich vor oder gegen eine von den beyden Partheyen beſtimmt erkläre; ſo nehme man ſich nicht etwa, wie Leute von niedriger Denkungsart zu thun pflegen, immer der ſtärkern gegen die ſchwächere an, oder drehe gar den Mantel nach dem Winde, um abzulauern, wer ſiegen wird, und alsdann Den im Stiche zu laſſen, der von dem Andern durch allerley Cabale unterdrückt worden; ſondern man entſcheide ſich, ohne Anſehn der Perſon und ohne Rückſicht auf Freundſchaft, Schmeicheley und Verwandtſchaft, männlich und unerſchütterlich, nach den Regeln der Gerechtigkeit für Den, von dem uns unſre Vernunft ſagt, daß er Recht habe, und bleibe ihm treu und beſtändig zugethan, es gehe auch, wie es wolle!

3.

Wenden wir uns jetzt zu Kranken und Leidenden! Wer je empfunden hat, welch' ein Labſal bey Krankheiten und Schmerzen eine gute, ſorgſame, ſtille und beſcheidene Wartung gewährt, der wird es nicht unnütz finden, daß ich ein Paar Worte hierüber ſage. Die Art der Behandlung und Sorgfalt muß ſich aber freylich nach der Verſchiedenheit der Krankheiten richten, mit welchen der Leidende kämpft, und ich kann alſo keine allgemein paſſende Regeln vorſchlagen; Doch, ſo viel ſich im Ganzen über dieſen Gegenſtand ſagen läſſt, möge hier Platz finden!

Es giebt Krankheiten, in welchen Aufmunterung des Gemüths, Zerſtreuung und angenehme Unterhaltung ſehr viel zur Geneſung beytragen, und hingegen andre, bey denen Ruhe und ſtille Wartung das Einzige ſind, wodurch man dem Leidenden Linderung verſchaffen kann. Man ſoll daher wohl unterſcheiden und beobachten, welche Art von Behandlung anwendbar ſeyn mögte.

Ich geſtehe, daß in ſchweren Krankheiten mir die Aufwartung bezahlter Wärter immer angenehmer geweſen iſt, als die ſorgfältige, liebevolle Zudringlichkeit werther Freunde. Jene ſind durch Erfahrung mit den kleinen Handgriffen bekannt, und leiſten ihre Dienſte mit unverdroſſener Geduld, Kaltblütigkeit und ſtrenger Pünctlichkeit, bekümmern ſich nicht um unſre Launen, und leiden nicht bey unſern Schmerzen; Dieſe hingegen werden uns oft, beſonders wenn unſre Nerven ſehr reizbar ſind, durch zu viel Eifer, läſtig; wiſſen nicht behutſam genug bey ihren Handreichungen mit uns umzugehn; erregen unſre Ungeduld durch Fragen, und machen unſer Leiden, durch zu warmes Mitgefühl, ſo wir in ihren Augen leſen, doppelt ſchwer; wozu denn noch kömmt, daß der Gedanke, ſie zu häufig zu bemühn, und die Furcht, ſie zu beleidigen, wenn wir über etwas unzufrieden ſind, uns einen peinlichen Zwang auflegen. Will man daher ſeinen Freund ſelbſt verpflegen; ſo ſuche man die Art geübter Kranken-Wärter nachzuahmen, und den Leidenden ſo wenig als möglich zu genieren; ſondern alles mechaniſch ſo zu machen, wie er es gern zu haben ſcheint! Man werde nicht misvergnügt, wenn ein Kranker zuweilen auffahrend, böſer Laune, oder zänkiſch wird! Wir fühlen nicht, wie ihm zu Sinne iſt, und wie ſeine zerrüttete Maſchine auf ſeinen Geiſt würkt.

Man mache nicht, beſonders bey einem Kranken von ſehr empfindlicher, weicher Gemüthsart, ſein Leiden durch Wehklagen und ängſtliches Bezeigen noch ſchwerer!

Man rede nicht von Dingen, die ihm, ſelbſt wenn er geſund wäre, unangenehm ſeyn würden, nicht von häuslichen Verlegenheiten, vom Tode, noch von Vergnügungen, an welchen er nicht Theil nehmen kann!

Leute, die blos in der Einbildung krank ſind, muß man zwar nicht verſpotten, noch zu überzeugen ſuchen, daß ihnen nichts fehlt, denn das macht ganz verkehrte Würkung auf ſie; aber man ſoll ſie auch nicht in ihrer Thorheit beſtärken, ſondern, wenn vernünftige Vorſtellungen nichts helfen, nur gar keine Theilnahme zeigen, ihre Klagen mit Stillſchweigen beantworten, und wenn der Sitz des Uebels im Gemüthe iſt, ſie durch weiſe gewählte Zerſtreuungen auf andre Gedanken zu bringen ſuchen.

Auch giebt es Menſchen, die dadurch Intereſſe zu erwecken glauben, daß ſie ſich kränklich ſtellen. Das iſt eine thörichte Schwäche! Auf unmännliche, marzipanene Stutzer vielleicht, nicht aber auf verſtändige Menſchen, kann geiſtige und cörperliche Gebrechlichkeit beſonders vortheilhaft würken, und nur in einem Zeitalter von allgemeiner Entnervung darf man auf den Gedanken gerathen, durch Klagen über Mangel an Präſtanz, ſo wie durch blöde Augen, Blähungen und ſchwache Werkzeuge, ſich von einer artigen Seite zeigen zu wollen. Man ſuche ſolche Leute von ihrer Albernheit zurück zu führen, ſie zu überzeugen, daß es beſſer ſey Bewunderung, als Mitleiden zu erregen, und daß nichts ſo allgemein vortheilhafte Eindrücke mache, als der Anblick eines Weſens, das, an Leib und Seele geſund, in ſeiner vollen Kraft, zur Ehre der Schöpfung daſteht!

Endlich in Unpäßlichkeiten, wo der Geiſt viel über den Cörper vermag, wo Seelen-Leiden das Uebel vermehren und die Beſſerung hindern, da ſoll man alle Kräfte aufſpannen, ſeine ganze Lebhaftigkeit in Bewegung ſetzen, um Heiterkeit, Muth, Troſt und Hofnung in das Gemüth des Kranken zurückzurufen.

4.

Noch ſchonender als mit dieſen Leidenden ſoll man mit Leuten umgehn, auf welchen die ſchwere Hand des Schickſals liegt; mit Unglücklichen, Armen, Bedrängten, Verſtoßenen und Zurückgeſetzten, mit Verirrten und Gefallenen. Reden wir von jeder dieſer Claſſen ein Paar Worte beſonders!

Nim Dich des Armen an, wenn Dir Gott die Mittel in die Hände gegeben hat, ſeine Noth zu erleichtern! Weiſe nicht den Dürftigen von Deiner Thür zurück, ſo lange Du noch, ohne Ungerechtigkeit gegen die Deinigen, eine kleine Gabe zu geben haſt! Sey es wenig oder viel; ſo gieb es mit gutem Herzen, und — wie ich bey Gelegenheit geſagt habe, als von der Art Wohlthaten zu erzeigen die Rede war, — gieb es mit guter Manier! Calculiere nicht ſo genau, ob der Mann, dem Du helfen kannſt, ſelbſt an ſeinem Unglücke Schuld ſey, oder nicht! Wer in der Welt würde ganz unſchuldig an den Leiden, die ihn treffen, befunden werden, wenn man alles ſo ſtrenge unterſuchen wollte? Willſt oder kannſt Du aber gar nichts, oder nur wenig geben; ſo brauche keine leere Ausflüchte! Laß den Armen nicht durch Deine Bedienten unter allerley Vorwande wiederbeſtellen, oder vertröſten! Am wenigſten aber erlaube Dir, etwa zu Rechtfertigung Deiner Hartherzigkeit, Grobheiten, beleidigende Strafpredigten gegen Den, deſſen Bitte Du abzuſchlagen entſchloſſen biſt; ſondern ſprich den Mann ſelbſt, und ſage ihm kurz und menſchenfreundlich, warum Du nicht geben kannſt, nicht geben willſt! Thue auch auf das erſte Wort, was zu thun vernünftig und gut iſt, und warte nicht darauf, daß man durch wiederholtes Betteln Dein Herz erweiche! Gieb aber nicht als ein Verſchwender, ſondern laß Deine Wohlthaten von der Gerechtigkeit gegen Dich und Andre geordnet werden, und verſchleudre nicht an den Landläufer, Bettler von Handwerke und Faullenzer, was Du dem hülfloſen Alter, der Gebrechlichkeit und dem durch wiedrige Zufälle Verunglückten ſchuldig biſt! Und wo es Labſal geben kann, da begleite Deine kleine Gabe von einem ſanften Troſtworte, von einem vertraulichen Rathe und von einem freundlichen, mitleidigen Blicke! Gehe ſchonend und äuſſerſt fein mit Leuten um, die in unangenehmen häuslichen Lagen ſind! Sie pflegen ſehr empfindlich zu ſeyn, pflegen leicht zu glauben, man verachte ſie, ſetze ſie zurück, ihrer Armuth wegen. Das elende Geld hat leider! nur gar zu viel Einfluß auf den Pöbel aller Stände. Unterſcheide Dich von dieſem Haufen! Ehre den verdienſtvollen Armen öffentlich! Suche ihm wenigſtens einen frohen Augenblick zu machen, wenn Du auch ſeine Umſtände nicht verbeſſern kannſt! Entziehe Dich nicht dem Anblicke des Jammers! Fliehe nicht die Wohnungen der Noth und der Dürftigkeit! Man muß vertrauet ſeyn mit dem mancherley Elende auf dieſer Welt, um theilnehmend mitempfinden zu können bey den Leiden des unglücklichen Bruders. Wo der beſcheidene Arme im Verborgenen ſeufzt, es nicht wagt, ſich herbeyzudrängen und um Hülfe zu bitten; wo wiedrige Vorfälle den fleiſſigen Mann, den Mann, der einſt beſſere Tage geſehn

ſehn hat, zu Boden ſchlagen; wo eine zahlreiche ehrliche Familie, mit allem Fleiſſe, durch die tägliche Arbeit ihrer Hände nicht ſo viel erringen kann, um ſich gegen Hunger, Blöße und Krankheit zu ſchützen; wo auf hartem Lager, in durchwachten, durchſeufzten Nächten, ſchamhafte Thränen über gerungene Hände rollen — Dahin, menſchenfreundlicher Wohlthäter! dahin dringe Dein Blick! Da kannſt Du Deine Gelder, den Ueberfluß deſſen unterbringen, was Dir der Schöpfer anvertrauet hat, und Zinſen damit erwerben, die keine Bank auf Erden Dir zuſichern kann.

Manchen aber drücken ſchwerere Leiden, als die der Armuth und des Mangels; Seelen-Leiden, die an der Knoſpe des Lebens nagen. O! ſchone des Kummervollen! Pflege Seiner! Suche ihn aufzurichten, zu tröſten, mit Hoffnung zu erfüllen, Balſam in ſeine Wunden zu gieſſen, und wenn Du ſeine Laſt nicht erleichtern kannſt; ſo hilf wenigſtens tragen, und weine eine brüderliche Thräne mit ihm! Richte aber die Art Deiner Behandlung nach Vernunft ein! Es giebt Augenblicke des Schmerzens, wo alle Gründe der Philoſophie keinen Eingang finden, und da iſt Mitgefühl oft das beſte Labſal. Es giebt Kummer, deſſen Tilgung man ruhig und ſtill der Zeit überlaſſen muß; Es giebt Leidende, die erleichtert werden, wenn man mit ihnen über ihr Unglück plaudert; Es giebt Schmerzen, die nur Einſamkeit lindert; Es giebt andre Situationen, in welchen ein feſtes, männliches Zureden, Erweckung des Muths, Aufruf zu ſtolzerer Zuverſicht angewendet werden müſſen — ja! es giebt Lagen, wo man den Niedergebeugten mit Gewalt herausziehn und der Verzweiflung entreiſſen muß. Die Klugheit aber ſoll uns in jedem dieſer einzelnen Fälle lehren, was für Mittel wir zu wählen haben.

Die Unglücklichen ketten ſich gern an einander. Statt ſich aber gemeinſchaftlich zu tröſten, winſeln ſie mehrentheils nur mit einander, und verſinken immer tiefer in Schwermuth und Hofnungsloſigkeit. Hiervor warne ich daher, und rathe jeden Bedrängten, wenn weder Gründe der Vernunft, die er ſich ſelbſt vorhalten kann, noch Zerſtreuungen ſeinen Zuſtand erträglich machen, den Umgang eines verſtändigen, nicht em-

empfindelnden Freundes zu wählen, und an dieſes Mannes Seite die Gedanken auf andre Gegenſtände zu richten, die ſeinen Schmerz nicht nähren.

Der Unterdrückten, Zurückgeſetzten und Verfolgten ſoll man ſich annehmen, in ſo fern es die Klugheit erlaubt, und wir ihnen dadurch nicht etwa mehr ſchaden, als nützen. Dies iſt nicht nur Pflicht, wenn von thätiger Hülfe und Rettung des ehrlichen Namens die Rede iſt; ſondern man ſoll es ſich auch zum Geſetze machen, im geſellſchaftlichen Umgange, wo das beſcheidene Verdienſt ſo oft überſehn und von leeren Windbeuteln über die Achſel angeſchauet wird, wo Rang und Glanz den innern Werth verdunkeln, und der Schwätzer und Perſiffleur den Weiſen überſchreyen, in dieſen Cirkeln den guten Mann, der ſtumm und verlegen daſteht, von niemand angeredet, ja! mit Verachtung behandelt, gedemüthigt, lächerlich gemacht wird, aus ſeinem Winkel hervorzuholen, und ihn durch ehrenvolles, freundliches Zureden in gute Laune zu ſetzen. Man gebe einem Solchen nur Gelegenheit, ſich von einer vortheilhaften Seite zu zeigen, ſich auf anſtändige Weiſe in die Unterhaltung zu miſchen; und man wird ſich wundern, welch' ein ganz andrer Menſch aus ihm werden kann: Wie oft habe ich mich innerlich geärgert über die Art, mit welcher zuweilen Staabs-Officiers jungen Leuten begegnen, die doch ſchon die erſte Stufe erſtiegen haben, um zu werden, was Jene ſind; wie die Hofmeiſter in großen Häuſern, die Geſellſchafterinnen vornehmer Thörinnen, die Auditoren auf manchen Aemtern, die armen Landmädgen in den Cirkeln der dürren Stadt-Fräulein, die Candidaten an den Tafeln feiſter Conſiſtorialräthe und die jungen Kaufmannsdiener in dem Geſellſchaften ihrer Patrone behandelt werden; und wo mein Betragen nur irgend von Gewicht ſeyn konnte, da rechnete ich es mir immer zur Ehre, ſolche Märtirer des Hochmuths aus ihrer peinlichen Lage zu reiſſen, mich Ihrer anzunehmen und mit ihnen zu reden, wenn jedermann ſie ſtehn ließ.

Unter allen Unglücklichen ſind wohl die Verirrten und Gefallenen am mehrſten zu bedauern. Hierunter verſtehe ich Solche, die, vielleicht durch einen einzigen begangenen Fehltritt in ei-

eine Kettenreyhe von Vergehungen eingeflochten, das Gefühl für die Tugend erſtickt, oder die Fertigkeit ſchlecht zu handeln erlangt, oder alle Zuverſicht zu Gott, Menſchen und ſich ſelbſt und den Muth verlohren haben, den beſſern Weg wieder zu ſuchen, oder die wenigſtens im Begriffe ſtehen, ſo tief zu fallen. Sie ſind, ſage ich, am mehrſten zu bedauern, denn ſie entbehren den einzigen Troſt, der uns in den ſchwerſten Leiden aufrichten kann, das Bewuſſtſeyn nicht muthwilligerweiſe ſich das Schickſal zugezogen zu haben. Dieſe Unglücklichen verdienen aber nicht nur unſer Mitleiden, nein! auch unſre brüderliche Nachſicht, unſre Zurechtweiſung und, wenn es noch Zeit iſt, unſern Beyſtand. Wenn man immer weiſe, duldend und unpartheyiſch genug wäre, zu überlegen, wie leicht das ſchwache menſchliche Herz irre zu leiten iſt; wie unwiederſtehlich, bey heftigen Leidenſchaften, warmen Blute und verführeriſchen Gelegenheiten, manche Reizungen ſcheinen; wie blendend, anlockend und bezaubernd die Auſſenſeiten mancher Laſter ſind; wie dieſe zuweilen ſogar den Mantel der Philoſophie umzuhängen, und durch ſophiſtiſche Gründe die innere Stimme der beſſern Ueberzeugung zum Schweigen zu bringen verſtehen, und wie es dann nur auf einen kleinen Schritt ankömmt, um das Opfer der feinſten Täuſchung, und ſtufenweiſe, ohnmerklich in das ſchrecklichſte Labyrinth gelockt zu werden; wenn man bedenken wollte, wie oft Mismuth, oder Verzweiflung über ein feindſeliges Schickſal, aus einem Menſchen von den beſten Anlagen einen Böſewicht und Verbrecher machen, wie ungerechtes, ſchändliches Mistrauen ihn verleiten kann, das zu **werden**, wofür man ihn doch einmal **hält**; wenn man dann demüthig auf ſeine Bruſt ſchlüge, und geſtünde, daß mehrentheils nichts als das Zuſammentreffen der nemlichen innern und äuſſern Umſtände, wodurch Jene gefallen ſind, erfordert worden wäre, um aus uns zu machen, was ſie ſind — o! ſo würden wir nicht ſo ſtrenge richten, würden nicht ſo zuverſichtlich pochen auf unſre Tugenden, die nicht ſelten nur das Spiel des Temperaments, das Werk des Zufalls ſind, würden uns der Gefallenen annehmen, und dem Strauchelnden liebevoll die Hand reichen — Aber heiſſt das nicht tauben Ohren predigen? — Doch mein Herz drängt mich, über dieſen

Gegenſtand etwas zu ſagen; alſo zur Sache! Nichts beſſert weniger, als kalte moraliſche Predigten. Es giebt wenig Menſchen, ſelbſt unter den Laſterhaften, die nicht eine Menge herrlicher Gemeinſprüche über die Pflichten, welche ſie übertreten, zu ſagen wüſſten; das Unglück will nur, daß die Stimme der Leidenſchaft mit wärmerer Beredſamkeit ſpricht, als die Stimme der Vernunft. Willſt Du alſo dieſer gegen jene Gewicht geben; ſo muſſt Du die Kunſt verſtehn, Deine Tugend-Lehren in ein reizendes Gewand zu hüllen, muſſt nicht nur den Kopf, ſondern auch das Herz und die Sinnlichkeit Deſſen, den Du zurechtweiſen willſt, auf Deine Seite bringen; Dein Vortrag muß warm, und nach den Umſtänden bildreich, ſinnlich, erſchütternd, hinreiſſend ſeyn; Allein der Mann, den Du vor Dir haſt, muß Dich auch lieben und hochſchätzen, muß ſich zu Dir hingezogen fühlen, muß mit Enthuſiasmus für das Gute und Schöne erfüllt werden, und dabey in der Entfernung Ehre, Freude und Genuß auf dem Wege vorausſehn, auf welchen Du ihn zu leiten die Abſicht haſt. Dein Umgang, Dein Rath muß ihm zum Bedürfniſſe werden.

Dies aber erlangſt Du nicht, wenn Du als ein ſtolzer, ſtrenger Geſetzprediger vor ihm hintritſt; wenn Du ihm mit Deiner kalten Moral Langeweile machſt; wenn Du ihn mit Anmerkungen über das Geſchehene, das doch nun nicht mehr zu ändern iſt, ermüdeſt, und ihm erzählſt, wie es ganz anders würde gekommen ſeyn, wenn — es nicht ſo gekommen wäre, als es gekommen iſt, wenn er Dir hätte folgen wollen. Nichts iſt ferner ſo fähig, zur Niederträchtigkeit zu verleiten, als öffentliche Verachtung und Bezeugung eines fortdauernden Mistrauens in die Beſſerung eines Menſchen. Wem es daher ein Ernſt iſt, einen Verirrten zurechtzuführen, der begegne ihm mit Schonung, und zeige ihm wenigſtens äuſſerlich, daß man die beſte Erwartung von ihm habe, daß man von ſeinen herrlichen und guten Vorſätzen alles hoffen könne, und gebe ihm zu verſtehn, daß wenn er einmal wieder mit feſtem Fuße auf edlerer Bahn wandle, er ſichrer vor neuer Verführung ſeyn werde, als Der, welcher die Gefahr nicht kennt! Man zeige ihm, wenn er würklich anfängt ſich zu beſſern, wäre dieſe Beſſerung auch anfangs nur erzwungen oder verſtellt, wie mit jedem Tage unſre Achtung für ihn wächſt! — Wenn er Verſtand hat, ſo wird er ſchon ſehn, ob Du der Mann biſt, den er in der Folge täuſchen kann — Man werfe ihm nie, auch nicht auf die entfernteſte Weiſe, ſeine ehemaligen Verirrungen vor; ſondern ſcheine nur Augen für ſeine jetzige Aufführung zu haben! Allein es geht nicht ſo ſchnell mit Ablegung von Laſtern, die uns ſchon zu einrr Art von Habitüde geworden ſind; Alſo darf uns ein kleiner Rückfall nicht befremden, und obgleich man dann die Stärke ſeines Vortrags und der angewendeten Mittel zur Beſſerung verdoppeln muß; ſo ſoll man doch nicht muthlos werden, noch dem Rückkehrenden den Muth benehmen. Laſſet uns endlich, zur Ehre der Menſchheit und zu Erweckung unſers Eiſers, glauben, daß niemand in der Welt ſo tief gefallen, ſo von Grund aus verdorben ſeyn könne, daß ihm nicht, bey redlicher, eifriger Anwendung der beſten Mittel, noch zu helfen wäre! Und Ihr, die Ihr in der großen Welt lebet, und ſo bereitwillig ſeyd, einen Mann oder ein Weib, die durch irgend eine zweydeutige oder ſchlechte Handlung ſich erniedrigt, oder auch wohl nur etwa lächerlich gemacht haben, auf immer aus Euren Geſellſchaften zu verbannen, und mit Schande und Spott zu beladen, indeß Hunderte unter Euch umherwandeln, die entweder das nemliche heimlich treiben, oder wenigſtens treiben würden, wenn es die Umſtände erlaubten! denket, daß Ihr es zu verantworten habt, wenn Verzweiflung Jene ergreift; wenn ſie von Stufe zu Stufe hinabſinken, und wenn ſie, da die beſſern Häuſer ihnen verſchloſſen ſind, ſich einen Umgang wählen, in welchen ſie immer niederträchtiger werden, und zuletzt, ohne Rettung verlohren, durch Eure Schuld zu Grunde gehen!

Zehn-

Zehntes Capittel.

Ueber den Umgang mit Leuten von verſchiedenen Gemüthsarten, Temperamenten und Stimmungen des Geiſtes und Herzens.

1.

Man pflegt gewöhnlich vier Haupt-Arten von Temperamenten anzunehmen, und zu behaupten, ein Menſch ſey entweder choleriſch, phlegmatiſch, ſanguiniſch, oder melancholiſch. Obgleich nun wohl ſchwerlich je eine dieſer Gemüthsarten ſo ausſchließlich in uns wohnt, daß dieſelbe nicht durch einen kleinen Zuſatz von einer andern modificiert würde, da dann aus dieſer unendlichen Miſchung der Temperamente jene feinen Nüancen und die herrlichſten Mannigfaltigkeiten entſtehen; ſo iſt doch mehrentheils in dem Seegelwerke jedes Erdenſohns einer von jenen vier Haupt-Winden vorzüglich würkſam, um ſeinem Schiffe auf dem Ocean dieſes Lebens die Richtung zu geben. Soll ich mein Glaubensbekenntniß über die vier Haupt-Temperamente ablegen; ſo muß ich aus Ueberzeugung Folgendes ſagen:

Blos **choleriſche** Leute flieht billig Jeder, dem ſeine Ruhe lieb iſt. Ihr Feuer brennt unaufhörlich, zündet und verzehrt, ohne zu wärmen;

Blos **Sanguiniſche** ſind unſichre Weichlinge, ohne Kraft und Feſtigkeit;

Blos **Melancholiſche** ſind ſich ſelbſt, und blos **Phlegmatiſche** andern Leuten eine unerträgliche Laſt.

Choleriſch-ſanguiniſche Leute ſind Die, welche in der Welt ſich am mehrſten bemerken, gefürchtet, welche Epoche machen, am kräftigſten würken, herrſchen, zerſtöhren und bauen; Choleriſch-ſanguiniſch iſt alſo der wahre Herrſcher-, der Despoten-Character; aber noch ein Grad von melancholiſchem Zuſatze! und der Tyrann iſt gebildet.

Sanguiniſch-Phlegmathiſche leben wohl am glücklichſten, am ruhigſten und unge-

ſtöhrdann toben ſie, wie wilde Thiere umher, fallen mit der Thür in das Haus, und verderben alles durch raſenden Ungeſtüm.

Melancholiſch⸗phlegmatiſche Leute aber ſind wohl unter Allen die unerträglichſten, und mit ihnen zu leben, das iſt für jeden vernünftigen und guten Mann Höllenpein auf Erden.

2.

Herrſchſüchtige Menſchen ſind ſchwer zu behandeln, und paſſen nicht zum freundſchaftlichen und geſelligen Umgange. Sie wollen aller Orten durchaus die Erſte Rolle ſpielen; Alles ſoll nach ihrem Kopfe gehn. Was ſie nicht errichtet haben, was ſie nicht dirigieren, das verachten ſie nicht nur, nein! ſie zerſtöhren es, wenn ſie können. Wo ſie hingegen an der Spitze ſtehen, oder wo man ſie wenigſtens glauben macht, daß ſie an der Spitze ſtünden, da arbeiten ſie mit unermüdetem Eifer, und ſtürzen alles vor ſich weg, was ihrem Zwecke im Wege ſteht. Zwey herrſchſüchtige Leute neben einander taugen zu gar nichts in der Welt, und zertrümmern alles um ſich her, aus Privat⸗Leidenſchaft. Hieraus nun iſt leicht abzunehmen, wie man ſich gegen ſolche Leute zu betragen habe, wenn man mit ihnen leben muß, und ich glaube darüber nichts hinzufügen zu dürfen.

3.

Ehrgeizige Menſchen müſſen ohngefehr auf eben dieſe Art behandelt werden. Der Herrſchſüchtige iſt zugleich auch ehrgeizig, aber umgekehrt der Ehrgeizige nicht immer herrſchſüchtig, ſondern begnügt ſich auch wohl mit einer Neben-Rolle, in ſo fern er darinn nur mit einigem Glanze zu erſcheinen hoffen darf; ja! es können Fälle kommen, wo er ſelbſt in der Erniedrigung Ehre ſucht; Doch verzeyht er nichts weniger, als wenn man ihn an dieſer ſchwachen Seite kränkt.

4.

Der **Eitle** will geſchmeichelt ſeyn; Lob kizelt ihn unausſprechlich; und wenn man ihm Aufmerkſamkeit, Zuneigung, Bewunderung widmet; ſo braucht nicht eben große Ehrenbezeugung damit verbunden zu ſeyn. Da nun jeder Menſch mehr oder weniger von dieſer Begierde, zu gefallen und vortheilhafte Eindrücke zu machen, an ſich hat; ſo kann man ohne Sünde hie und da einem ſonſt guten Manne, dem dieſe kleine Schwachheit anklebt, in dieſen Puncten ein wenig nachſehn, ein Wörtgen, ſo er gern hört, gegen ihn fallen laſſen, ihm erlauben an dem Lobe, ſo er einerndtet, ſich zu erquicken, oder ſich ſelbſt nach Gelegenheit ein wenig zu loben. Das ſchändlichſte Handwerk aber treiben die niedrigen Schmeichler, die durch unaufhörliches Weyrauch-Streuen eiteln Leuten den Kopf ſo einnehmen, daß Dieſe zuletzt nichts anders mehr hören mögen, als Lob, daß ihre Ohren für die Stimme der Wahrheit verſchloſſen ſind, und daß ſie jeden guten graden Mann fliehen und zurückſetzen, der ſich nicht ſo weit erniedrigen kann, oder es für eine Art von Unbeſcheidenheit und Grobheit hält, ihnen dergleichen Süßigkeiten grade in's Geſicht zu werfen. Gelehrte und Damen pflegen am mehrſten in dieſem Falle zu ſeyn, und ich habe deren Einige gekannt, mit denen ein ſchlichter Biedermann deswegen faſt gar nicht umgehn konnte. Wie die Kinder dem Fremden nach den Taſchen ſchielen, um zu erfahren, ob man ihnen keine Zuckerpletzen mitgebracht hat; ſo horchen Jene auf jedes Wort, ſo Du ſprichſt, um zu vernehmen, ob es nicht etwas Verbindliches für ſie enthält, und werden mürriſcher Laune, ſobald ſie ſich in ihrer Hofnung betrogen finden. Der höchſte Grad dieſer Eitelkeit führt zu einem Egoismus, der zu aller geſellſchaftlichen und freundſchaftlichen Verbindung untüchtig macht, dem Eiteln eben ſo ſehr zur Laſt, als Dem zum Eckel wird, der mit ihm leben muß.

5.

Von Herrſchſucht, Ehrgeiz und Eitelkeit iſt **Hochmuth**, ſo wie von **Stolz**, unterſchieden. Ich mögte gern, daß man Stolz als eine edle Eigenſchaft der Seele anſähe; als ein Bewußtſeyn wahrer innerer Erhabenheit und Würde; als ein Gefühl der Unfähigkeit, niederträchtig zu handeln. Dieſer Stolz führt zu großen, edeln Thaten; Er iſt die Stütze des Redlichen, wenn er von jedermann verlaſſen iſt; Er erhebt über Schickſal und ſchlechte Menſchen, und erzwingt ſelbſt von dem mächtigen Böſewichte den Tribut der Bewunderung, den er wieder Willen dem unterdrückten Weiſen zollen muß. Hochmuth hingegen brüſtet ſich mit Vorzügen, die er nicht hat, bildet ſich auf Dinge etwas ein, die gar keinen Werth haben. Hochmuth iſt es, der den Pinſel von ſechzehn Ahnen aufbläht, daß er die Verdienſte ſeiner Vorfahren — die oft nicht einmal ſeine ächten Vorfahren ſind, und oft nicht einmal Verdienſte gehabt haben — daß er dieſe ſich anrechnet, als wenn Tugenden zu dem Inventario eines alten Schloſſes gehörten! Hochmuth iſt es, der den reichen Bürger ſo grob, ſo ſteif, ſo ungeſellig macht. Und wahrlich! dieſer pöbelhafte Hochmuth iſt, da er mehrentheils von Mangel an Lebensart und ungeſchickten Manieren begleitet wird, wo möglich, noch empöhrender als der des Adels. Hochmuth iſt es, der den Künſtler mit ſo viel Zuverſicht zu Talenten erfüllt, die, ſollten ſie auch von niemand anerkannt werden, ihn dennoch in Gedanken über alle Erdenſöhne hinausſetzen. Er wird, wenn niemand ihn bewundert, eher auf die Geſchmackloſigkeit der ganzen Welt ſchimpfen, als auf den natürlichen Gedanken gerathen, daß es wohl mit ſeiner Kunſt nicht ſo ganz richtig ausſehn müſſe.

Wenn dieſer Hochmuth nun gar in einem armen, verachteten Subjecte wohnt; dann wird er ein Gegenſtand des Mitleidens, und pflegt eben nicht viel Unheil anzurichten. Er iſt aber übrigens faſt immer mit Dummheit gepaart, alſo durch keine vernünftigen Gründe zu beſſern, und keiner beſcheidenen Behandlung werth. Hier hilft alſo nichts, als Uebermuth gegen Uebermuth zu ſetzen, oder zu ſcheinen, als bemerkte man ein hochmüthiges Betragen gar nicht; oder Leute, die ſich aufblaſen, gar keiner Achtſamkeit zu würdigen, ſie anzuſehn, als wie man auf einen leeren Fleck hinblickt, ſelbſt wenn man Ihrer bedarf; denn wahrhaftig! — ich habe das oft erfahren — je mehr man nachgiebt, deſto mehr fordern, deſto übermüthiger werden ſie. Bezahlt man ſie aber mit gleicher Münze; ſo weiß ihre Dummheit nicht, wie ſie das Ding nehmen ſoll, und ſpannt gewöhnlich andre Saiten auf.

6.

Mit ſehr **empfindlichen**, leicht zu beleidigenden Leuten iſt es nicht angenehm umzugehn. Allein dieſe Empfindlichkeit kann ver:

ſchiedene Quellen haben. Hat man daher nachgeſpürt, ob der Mann, mit welchem wir leben müſſen, und der leicht durch ein kleines unſchuldiges Wörtgen, oder durch eine zweydeutige Miene, oder durch einen Mangel an Aufmerkſamkeit, gekränkt und vor den Kopf geſtoßen wird, ob dieſer Mann, ſage ich, aus Eitelkeit, wie es mehrentheils der Fall iſt, oder aus Ehrgeiz, oder weil er oft von böſen Menſchen hintergangen und geneckt worden, oder endlich deswegen ſo leicht zu beleidigen iſt, weil ſein Herz zu zärtlich fühlt, weil er von Andern eben ſo viel verlangt als er ihnen ſelbſt giebt, ſo muß man ſein Betragen darnach einrichten, und jeden Anſtoß von der Art zu vermeiden ſuchen; Doch pflegt das ſchwer zu ſeyn. Iſt er übrigens der redlich und verſtändig; ſo wird ſeine Verſtimmung nicht lange dauern; Er wird durch eine grade, freundliche Erklärung bald zu beſänftigen ſeyn; Er wird nach und nach ſeinen beſten Freunden trauen lernen, und vielleicht zuletzt, wenn man immer edel und offen mit ihm verfährt, von ſeiner Schwachheit zurückkommen.

7.

Eigenſinnige Menſchen ſind viel ſchwerer zu behandeln, als ſehr empfindliche. Noch iſt mit ihnen auszukommen, wenn ſie übrigens verſtändig ſind. Sie pflegen dann, in ſo fern man ihnen nur in dem erſten Augenblicke nachzugeben ſcheint, bald von ſelbſt der Stimme der Vernunft Gehör zu geben, ihr Unrecht und die Feinheit unſrer Behandlung zu fühlen, und wenigſtens auf eine kurze Friſt geſchmeidiger zu werden; Ein Elend aber iſt es, Starrköpfigkeit in Geſellſchaft von Dummheit anzutreffen und behandeln zu müſſen. Da helfen weder Gründe, noch Schonung. Es iſt da mehrentheils nichts weiter zu thun, als einen ſolchen ſteifſinnigen Pinſel blindlings handeln zu laſſen, ihn aber ſo in ſeine eigenen Ideen, Plane und Unternehmungen zu verwickeln, daß er, wenn er durch übereilte, unkluge Schritte in Verlegenheit geräth, ſich ſelbſt nach unſrer Hülfe ſehnen muß. Dann läſſt man ihn eine Zeitlang zappeln, wodurch er nicht ſelten demüthig und folgſam wird, und das Bedürfniß geleitet zu werden fühlt. Hat aber ein ſchwacher, eigenſinniger Kopf von ohngefehr ein einzigmal gegen uns Recht gehabt,

oder

oder uns über einen kleinen Fehler erwiſcht; dann thue man nur Verzicht darauf, ihn je wieder zu leiten! Er wird uns immer zu überſehn glauben, unſrer Einſicht und Rechtſchaffenheit nie trauen; und das iſt eine höchſt verdrießliche Lage.

Bey beyden Gattungen von Leuten aber helfen in dem erſten Augenblicke keine weitläuftige Vorſtellungen, indem ſie dadurch nur noch mehr verhärtet werden. Hängen wir von ihnen ab, und ſie geben uns Aufträge, wovon wir wiſſen, daß ſie dieſelben nachher ſelbſt misbilligen werden; ſo kann man nichts Klügers thun, als ihnen ohne Wiederrede Gehorſam zu verſprechen, aber entweder die Befolgung ſo lange zu verſchieben, bis ſie ſich indeß eines Beſſern beſinnen, oder in der Stille die Sache nach eigenen Einſichten einzurichten, welches ſie gewöhnlich in ruhigen Augenblicken zu billigen pflegen, in ſo fern man nur etwa thut, als habe man ihren Befehl alſo verſtanden, ſich aber ja nie ſeiner größern kaltblütigen Einſicht rühmt.

Nur in ſehr wenig eiligen, oder ſonſt höchſt wichtigen Fällen kann es nützlich und nöthig ſeyn.

Ei

Eigenſinn gegen Eigenſinn aufzuſpannen, und ſchlechterdings nicht nachzugeben. Doch geht alle Würkung dieſes Mittels verlohren, wenn man es zu oft und bey unbedeutenden Gelegenheiten, oder gar da anwendet, wo man Unrecht hat. Wer immer zankt, der hat die Vermuthung gegen ſich, immer Unrecht zu haben; Es iſt alſo weiſe gehandelt, den Andern in dieſen Fall zu ſetzen.

8.

Eine beſondre Gemüthsart, die mehrentheils aus Eigenſinn entſpringt, doch auch wohl zuweilen blos Bizarrerie, oder ungeſellige Laune zur Quelle hat, iſt die **Zankſucht.** Es giebt Menſchen, die alles beſſer wiſſen wollen, allem wiederſprechen, was man vorbringt, oft gegen eigene Ueberzeugung wiederſprechen, um nur das Vergnügen zu haben, diſputiren zu können; Andre ſetzen eine Ehre darinn, **Paradoxen** zu ſprechen, Dinge zu behaupten, die kein Vernünftiger irgend ernſtlich alſo meinen kann, blos damit man mit ihnen ſtreiten ſolle; Endlich noch Andre, die man Querelleurs, **Stänker** nennt, ſuchen vorſetzlich Gelegenheit zu perſönlichem

Zanke, um eine Art von Triumpf über furchtſame Leute zu gewinnen, über Leute, die wenigſtens noch feiger ſind als ſie, oder, wenn ſie mit dem Degen umzugehn wiſſen, ihren falſchen Muth in einem thörichten Zweykampfe zu offenbaren.

In dem Umgange mit allen dieſen Leuten rathe ich die unüberwindlichſte Kaltblütigkeit an, und daß man ſich durchaus nicht in Hitze bringen laſſe. Mit Denen von der erſtern Gattung laſſe man ſich in gar keinen Streit ein, ſondern breche gleich das Geſpräch ab, ſobald ſie aus Muthwillen anfangen, zu wiederſprechen! Das iſt das einzige Mittel, ihrem Disputirgeiſte, wenigſtens gegen uns, Schranken zu ſetzen, und viel unnütze Worte zu ſparen. Denen von der zweyten Gattung kann man je zuweilen die Freude machen, ihre Paradoxien ein wenig zu bekämpfen, oder noch beſſer, zu perſifflieren. Die Letztern aber müſſen viel ernſthafter behandelt werden. Kann man ihre Geſellſchaft nicht vermeiden; kann man in derſelben, durch ein entfernendes, fremdes Betragen, ſie ſich nicht vom Leibe halten, ihren Grobheiten nicht aus-

wei

weichen; ſo rathe ich, einmal vor allemal ihnen ſo kräftig zu begegnen, daß ihnen die Luſt vergehe, ſich ein zweytesmal an uns zu reiben. Saget ihnen auf der Stelle in unzweydeutigen, männlichen Ausdrücken Eure Meinung, und laſſet Euch durch ihre Aufſchneiderey nicht irremachen! Man wird mir zutrauen, daß ich über den Zweykampf ſo denke, wie jeder vernünftige Mann darüber denken muß, nemlich daß er eine unmoraliſche, unvernünftige Handlung ſey; Sollte nun aber auch jemand, ſeiner bürgerlichen Lage nach, zum Beyſpiel ein Officier, durchaus ſich dem Vorurtheile unterwerfen müſſen, eine Beleidigung durch die andre und durch perſönliche Rache auszulöſchen; ſo kann doch dieſer Fall nie dann eintreten, wenn er ohne die geringſte Veranlaſſung von ſeiner Seite, hämiſcher Weiſe angetaſtet wird, und Der hat doppelt Unrecht, der gegen einen ſo genannten Stänker mit andern Waffen, als mit Verachtung, oder, wenn es ihm gar zu nahe gelegt wird, anders als mit einem geſchmeidigen ſpaniſchen Rohre kämpft, und hat nachher Unrecht, wenn er ihm Satisfaction giebt, wie man das zu nennen pflegt.

9.

Jähzornige Leute beleidigen nicht mit Vorſatz. Sie ſind aber nicht Meiſter über die Heftigkeit ihres Temperaments; und ſo vergeſſen ſie ſich, in ſolchen ſtürmiſchen Augenblicken, ſelbſt gegen ihre geliebteſten Freunde, und bereuen nachher zu ſpät ihre Uebereilung. Ich brauche wohl kaum zu erinnern, daß Nachgiebigkeit — vorausgeſetzt, daß dieſe Leute andrer guten Eigenſchaften wegen, einiger Schonung werth ſcheinen, denn auſſerdem muß man ſie gänzlich fliehn — daß weiſe Nachgiebigkeit und Sanftmuth die einzigen Mittel ſind, den Jähzornigen zur Vernunft zurückzuführen. Allein ich muß dabey erinnern, daß phlegmatiſche Kälte dem Erzürnten entgegen zu ſetzen, ärger als der heftigſte Wiederſpruch iſt; Er glaubt ſich dann verachtet, und wird doppelt aufgebracht.

10.

Wenn der Jähzornige nur aus Uebereilung Unrecht thut, und über den kleinſten Anſchein von Beleidigung in Hitze geräth, nachher aber auch eben ſo ſchnell wieder das erwieſene Unrecht bereuet und das erlittene verzeyht; ſo verſchlieſſt hingegen der **Rachgierige** ſeinen Groll im Herzen,

zen, bis er Gelegenheit findet, ihm vollen Lauf zu laſſen. Er vergiſſt nicht, vergiebt nicht, auch dann nicht, wenn man ihm Verſöhnung anbiethet, wenn man alles, nur keine niederträchtige Mittel anwendet, ſeine Gunſt wieder zu erlangen. Er erwiedert ſowohl daß ihm zugefügte wahre, als vermeindliche Uebel, und dies nicht nach Verhältniß der Größe und Wichtigkeit deſſelben, ſondern tauſendfältig; für kleine Neckereyen, würkliche Verfolgung; für unüberlegte Ausdrücke, in Uebereilung geredet, thätige Rache; für eine Kränkung unter vier Augen, öffentliche Genugthuung; für beleidigten Ehrgeiz, Zerſtöhrung reeller Glückſeligkeit. Seine Rache ſchränkt ſich nicht auf die Perſon ein, ſondern erſtreckt ſich auch auf die Familie, auf die bürgerliche Exiſtenz und auf die Freunde des Beleidigers. Mit einem ſolchen Manne leben zu müſſen, das iſt in Wahrheit eine höchſt traurige Lage, und ich kann da nichts rathen, als daß man ſo viel möglich vermeide, ihn zu beleidigen, und zugleich ſich in eine Art von ehrerbiethiger Furcht bey ihm ſetze, die überhaupt das einzige würkſame Mittel iſt, ſchlechte Subjecte im Zaume zu halten.

11.

Faule und **phlegmatiſche** Menſchen müſſen ohne Unterlaß getrieben werden, und da doch faſt jeder Menſch irgend eine herrſchende Leidenſchaft hat; ſo findet man zuweilen Gelegenheit, durch Aufrührung derſelben, ſolche ſchläfrige Geſchöpfe in Bewegung zu ſetzen.

12.

Mistrauiſche, argwöhniſche, mürriſche und **verſchloſſene** Leute ſind wohl unter Allen die, in deren Umgange ein edler, grader Mann am wenigſten von den Freuden des geſelligen Lebens ſchmeckt. Wenn man jedes Wort abwägen, jeden unbedeutenden Schritt abmeſſen muß, um ihnen keine Gelegenheit zu ſchändlichem Verdachte zu geben; wenn kein Funken von erquickender Freude aus unſerm Herzen in das ihrige übergeht; wenn ſie keinen frohen Genuß mit uns theilen; wenn ſie die Wonne der ſeltenen heitern Augenblicke, welche uns das Schickſal gönnt, nicht nur durch Mangel an Theilnehmung uns unſchmackhaft machen, ſondern ſogar mitten in unſern glücklichſten Launen, uns unfreundlich ſtören, aus unſern ſüßeſten

ſten Träumen uns verdrießlich aufwecken; wenn ſie unſre Offenherzigkeit nie erwiedern, ſondern immer auf ihrer Hut ſind, in ihrem zärtlichſten Freunde einen Böſewicht, in ihrem treueſten Diener einen Betrüger und Verräther zu ſehn glauben; dann gehört wahrlich ein hoher Grad von feſter Rechtſchaffenheit dazu, um nicht darüber ſelbſt ſchlecht und menſchenfeindlich zu werden. Hiebey iſt nichts zu thun, wenn ein ungezwungenes, immer gleich redliches Betragen vergebens angewendet wird; wenn es nicht hilft, daß man ihnen jeden Zweifel, ſobald man denſelben gewahr wird, hebt, als daß man ſich um ihren Argwohn und um ihr mürriſches Weſen ſchlechterdings nichts bekümmere, ſondern muthig und munter den Weg fortgehe, den uns Klugheit und Gewiſſen vorſchreiben. Uebrigens ſind ſolche Menſchen herzlich zu bedauern; Sie leben ſich und Andern zur Quaal. Es liegt bey ihnen nicht immer Bösartigkeit zum Grunde, nein! eine unglückliche Stimmung des Gemüths, dickes Blut, oft auch Einwürkung des Schickſals, wenn ſie gar zu oft ſind hintergangen worden — das ſind mehrentheils die Quellen ihrer Seelen-Krankheit. Und dieſe Krankheit iſt in jüngern Jahren nicht ganz unheilbar, wenn Die, welche einen ſolchen Mann umgeben, ſtets edel und grade gegen ihn handeln, ohne ſich um ſeine Grillen und Launen zu bekümmern, und er dadurch endlich überzeugt wird, daß es noch Redlichkeit und Freundſchaft in der Welt giebt. Bey alten Perſonen hingegen faſſt dies Uebel immer tiefere Wurzel, und muß mit Geduld ertragen werden.

13.

Neidiſche, ſchadenfrohe, misgünſtige und eiferſüchtige Gemüthsarten ſollten wohl nur das Erbtheil hämiſcher, niederträchtiger Menſchen ſeyn; und doch trifft man leider! einen unglücklichen Zuſatz von dieſen böſen Eigenſchaften in den Herzen ſolcher Leute an, die übrigens manche gute Eigenſchaft haben — Allein ſo ſchwach iſt die menſchliche Natur! — Ehrgeiz und Eitelkeit können in uns das Gefühl erwecken, Andern ein Glück nicht zu gönnen, nach welchem wir ausſchließlich ſtreben; ſey es nun Vermögen, Glanz, Ruhm, Schönheit, Gelehrſamkeit, Macht, ein Freund, eine Geliebte, oder was es auch ſey; und ſobald dann dieſe

Empfindung einen gewiſſen Wiederwillen gegen die Perſon in uns erzeugt hat, die, trotz unſrer Misgunſt, trotz unſrer Eiferſucht, im Beſitze jenes ihr beneideten Gutes bleibt; ſo können wir uns heimlich eines ſchadenfrohen Kitzels nicht erwehren, wenn es dieſer Perſon ein wenig hinderlich geht, und die Vorſehung unſre feindſeligen Geſinnungen, beſonders nachdem wir ſchwach genug geweſen ſind, dieſe bekannt werden zu laſſen, gleichſam rechtfertigt. Ich habe bey den Gelegenheiten, als von Künſtler- Gelehrten- und Handwerks-Neide, von Misgunſt unter Fürſten, Vornehmen, Reichen und Leuten, die in der großen Welt leben, und als von Eiferſucht unter Ehegenoſſen, Freunden und Geliebten die Rede war, ſchon manches geſagt, was auch hier anwendbar, aber überflüſſig zu wiederholen ſeyn würde, und es bleibt mir würklich nichts hinzuzufügen übrig, als daß, um allem Neide in der Welt auszuweichen, man auf jede gute Eigenſchaft, ſo wie auf alles, was Erfolg unſrer Bemühungen und Glück heiſſt, Verzicht thun, und, wenn es darauf ankömmt, mitten unter einem Schwarme von misgünſtigen Leuten zu leben, und dennoch dem Neide und der Eiferſucht ſo wenig als möglich Nahrung zu geben, man ſeine Vorzüge, ſeine Kenntniſſe und ſeine Talente mehr verbergen als kundmachen, keine Art von Eminenz zeigen, anſcheinend wenig fordern, wenig begehren, auf wenig Anſprüche machen, und wenig leiſten müſſe.

14.

Der Geiz iſt eine der unedelſten, ſchändlichſten Leidenſchaften. Man kann ſich keine Niederträchtigkeit denken, zu welcher ein Geizhals nicht fähig wäre, wenn ſeine Begierde nach Reichthümern in das Spiel kömmt, und jede Empfindung beſſerer Art, Freundſchaft, Mitleid und Wohlwollen finden keinen Eingang in ſein Herz, wenn ſie kein Geld einbringen; ja! er gönnt ſich ſelber die unſchuldigſten Vergnügungen nicht, in ſo fern er ſie nicht unentgeltlich ſchmecken kann. In jedem Fremden ſieht er einen Dieb, und in ſich ſelbſt einen Schmarotzer, der auf Unkoſten ſeines beſſern Ichs, ſeines Mammons zehrt.

Allein in den jetzigen Zeiten, wo der Luxus ſo übertrieben wird; wo die Bedürfniſſe, auch des mäßigſten Mannes der in der Welt leben und eine Familie unterhalten muß, ſo groß ſind; wo der Preis der nöthigſten Lebensmittel täglich ſteigt; wo die Macht des Geldes ſo viel entſcheidet; wo der Reiche ein ſo beträchtliches Uebergewicht über den Armen hat; endlich, wo von der einen Seite Betrug und Falſchheit, und von der andern Mistraun und Mangel an brüderlichen Geſinnungen in allen Ständen ſich ausbreiten, und daher die Zuverſicht auf die Hülfe der Mitmenſchen ein unſicheres Capital wird; in dieſen Zeiten, meine ich, hat man Unrecht, wenn man einen ſparſamen, vorſichtigen Mann, ohne nähere Prüfung ſeiner Umſtände und der Bewegungsgründe, welche ſeine Handlungen leiten, ſogleich für einen Knicker erklärt.

Es giebt ferner unter den würklich geizigen Leuten ſolche, die neben dieſer Geld-Begierde noch von einer andern mitherrſchenden Leidenſchaft regiert werden. Dieſe ſcharren dann zuſammen, ſparen, betrügen Andre, und verſagen ſich alles, auſſer wo es auf Befriedigung dieſer Leidenſchaft ankömmt; ſey es nun Wolluſt,

Ge

Gefräſſigkeit, Ehrgeiz, Eitelkeit, Neugier, Spielſucht, oder was es auch immer ſey. So habe ich Menſchen gekannt, die, um einen Louisd'or zu gewinnen, Bruder und Freund verrathen, und ſich der öffentlichen Beſchimpfung ausgeſetzt haben würden, für den ſinnlichen Genuß eines Augenblicks hingegen hundert hingegebene Gulden für gut angelegtes Geld hielten.

Noch Andre calculieren ſo ſchlecht, daß ſie Heller ſparen, und Thaler wegwerfen. Sie lieben das Geld, aber ſie verſtehen nicht, damit umzugehn. Um alſo die Summen wieder zu erhaſchen, um welche ſie von Gaunern, Abentheurern und Schmeichlern betrogen werden, geben ſie ihrem Geſinde nicht ſatt zu eſſen, und um tauſend Thaler wieder zu gewinnen, die ſie verſchleudert haben, wechſeln ſie auf die unanſtändigſte Weiſe aller Orten einzelne feine Gulden ein, damit ſie an jedem vielleicht einen Heller Agio gewinnen.

Endlich noch Andre ſind in allen Stücken freygebig und achten das Geld nicht; in einem einzigen Puncte aber, worauf ſie grade Werth

ſe

ſetzen, lächerlich geizig. Meine Freunde haben mir oft im Scherze vorgeworfen, daß ich auf dieſe Art karg in Schreib-Materialien ſey, und ich geſtehe dieſe Schwachheit. So wenig reich ich bin; ſo koſtet es mich doch geringere Ueberwindung, mich von einem halben Gulden, als von einem holländiſchen Brief-Bogen zu ſcheiden, obgleich man für zwölf Groſchen vielleicht ein Buch des feinſten Papiers kaufen kann.

Die allgemeine Regel im Umgange mit geizigen Leuten iſt wohl die, daß, wenn man ihre Gunſt erhalten will, man nichts von ihnen fordern müſſe; Da dies nun aber nicht immer zu ändern iſt; ſo ſcheint es der Klugheit gemäß, daß man prüfe, zu welcher der vorhin geſchilderten Gattungen von Geizigen der Mann, mit dem man es zu thun hat, gehöre, um darnach ſeine Behandlung einzurichten.

15.

Reden wir itzt von dem Betragen gegen **Undankbare!** Ich habe bey mancher Gelegenheit erinnert, daß man auf dieſer Erde, auch bey den edelſten und weiſeſten Handlungen, weder auf Erfolg, noch auf Dankbarkeit rechnen dürfe. Dieſen Grundſatz ſoll man, wie ich dafür halte, nie aus den Augen verliehren, wenn man nicht karg mit ſeinen Dienſtleiſtungen, feindſelig gegen ſeine Mitmenſchen werden, noch gegen Vorſehung und Schickſal murren will. Bey dem Allen aber müſſte man jeder menſchlichen Empfindung entſagt haben, wenn es uns nicht kränken ſollte, daß Menſchen, denen wir treulich, eifrig und uneigennützig gedient, die wir aus der Noth gerettet, denen wir uns ganz gewidmet, uns ihnen vielleicht aufgeopfert haben, daß Dieſe uns vernachläſſigen, ſobald ſie Unſrer nicht mehr bedürfen, oder gar verrathen, verfolgen, mishandeln, wenn ſie dadurch zeitliche Vortheile oder die Gunſt unſrer mächtigen Feinde gewinnen können. Doch wird der weiſe Menſchenkenner und warme Freund des Guten ſich dadurch nicht abſchrecken laſſen, großmüthig zu handeln. Mit Bezug auf das, was hierüber ſchon im eilften Capittel des erſten Theils und im fünften Abſchnitte des zweyten Capittels in dieſem andern Theile geſagt worden, erinnere ich nur nochmals, daß jede gute Handlung ſich ſelbſt belohnt, ja! daß der Edle eine neue Quelle von innerer Freude aus der Undankbarkeit der Menſchen zu ſchöpfen verſteht, nemlich die Freude, ſich bewuſſt zu ſeyn, gewiß uneigennützig, blos aus Liebe zum Guten, Gutes zu thun, wenn er vorausweiß, daß er auf keine Erkenntlichkeit rechnen darf. Er bedauert die Verkehrtheit Derer, die fähig ſind ihres Wohlthäters zu vergeſſen, und läſſt ſich dadurch nicht abhalten, den Menſchen zu dienen, die ſeiner Hülfe um ſo nöthiger bedürfen, je ſchwächer ſie ſind, je weniger Glück ſie in ſich ſelbſt, in ihren Herzen haben.

Klage alſo nicht über die Undankbarkeit, mit welcher man Dich lohnt! Wirf ſie Dem nicht vor, der ſie Dir erzeigt! Fahre fort, ihn großmüthig zu behandeln! Nim ihn wieder auf, wenn er zu Dir zurückkehrt! Vielleicht geht er endlich in ſich, fühlt den ganzen Werth, die Feinheit Deiner Behandlung, und wird dadurch gebeſſert — wo nicht; ſo denke, daß jedes Laſter ſich ſelbſt beſtraft, und daß das eigene Herz des Böſewichtes und die unausbleibliche Folge ſeiner Niederträchtigkeit Dich an ihm rächen werden — O! welch' ein langes Capittel über die Undankbarbarkeit der Menſchen könnte ich ſchreiben, wenn ich nicht, aus Schonung gegen Die, welche ſich von dieſer Seite an mir verſündigt haben, meine vielfachen traurigen Erfahrungen in dieſem Fache lieber verſchweigen wollte!

16.

Manchen Leuten iſt es ſchlechterdings ohnmöglich, in irgend einer Sache den graden Weg zu gehn; **Ränke, Schwänke** und **Winkelzüge** miſchen ſich in alle ihre Unternehmungen, ohne daß ſie deswegen von Grund aus böſe ſind. Eine unglückliche Stimmung des Gemüths und die Einwürkung von Lebensart und Schickſalen können dieſen Character bilden. So wird, zum Beyſpiel, ein ſehr mistrauiſcher Mann auch wohl die unſchuldigſte Handlung heimlich thun, ſich verſtellen, und ſeinen wahren Zweck verſchleyern. Ein Mann von übel geordneter Thätigkeit, oder von zu viel raſchem Feuer, ein ſchlauer, unternehmender Kopf, der in einer Lage iſt, wo ihm alles zu einfach hergeht, wo es ihm an Gelegenheit fehlt, ſeine Talente zu entwickeln, wird allerley ſchiefe Seitenſprünge wagen, um ſeinen Würkungscreis zu erweitern, oder mehr Intereſſe in die Scene zu bringen; und dann wird er nicht immer eckel genug in der Wahl ſeiner Mittel ſeyn. Ein ſehr eitler Menſch wird in manchen Fällen verſteckt handeln, um ſeine Schwäche zu verbergen. Ein Mann, der lange an Höfen gelebt hat, um ſich her nichts als Verſtellung, Intrigue, Cabale und Gegeneinanderwürken zu ſehn, und ſelbſt auf gradem Wege nichts zu erhalten gewöhnt iſt, findet ein Leben, das ohne Verwicklung fortgeht, zu einförmig; Er wird ſeine unbedeutendſten Schritte ſo thun, daß man ihm nicht nachſpüren kann, und ſeinen unſchuldigſten Handlungen einen räthſelhaften Anſchein geben. Der Juriſt, der ſich ſtets mit den Spitzfündigkeiten der Chicane beſchäftigt, findet innigen Seelen-Genuß darinn, daß er in Worten und Werken allerley Cautelen und Schwänke anbringe. Wer ſeine Gehirn-Nerven durch Romanen-Leſen und andre phantaſtiſche Träumereyen überſpannt, oder wer durch ein üppiges, müſſiges Leben, durch ſchlechte Geſellſchaft und dergleichen, den Sinn für Einfalt, kunſtloſe Natur und Wahrheit verlohren hat; der kann nicht exiſtieren ohne Intrigue — und ſo giebt es eine Menge Menſchen, die, was ſie auf gradem Wege erlangen könnten, nicht halb ſo eifrig wünſchen, als was ſie heimlich zu erſchleichen hoffen. Man kann aber endlich den edelſten, offenherzigſten Menſchen, beſonders in jüngern Jahren, zu Winkelzügen verleiten, wenn man ihm ohne Unterlaß Mistraun zeigt, oder ihn mit ſo viel Strenge behandelt, ihn in einer ſolchen Entfernung von uns hält, daß er kein Zutraun zu uns haben kann.

Was nun auch dazu beygetragen haben mag, manchen Menſchen Ränke und Winkelzüge zur Gewohnheit zu machen; ſo iſt wohl folgende Art ſich gegen ſie zu betragen die beſte, die man wählen kann:

Man handle ſelbſt immer ſo offen und unverſtellt, und zeige ſich ihnen in Worten und Thaten als einen ſo entſchiedenen Feind von allem, was Schiefigkeit, Intrigue und Verſtellung heiſſt, und als einen ſo warmen Verehrer jedes redlichen aufrichtigen Mannes, daß ſie wenigſtens fühlen, wie viel ſie in unſern Augen verliehren würden, wenn wir ſie auf böſen Schlichen ertappten!

Man zeige ihnen, ſo lange ſie uns noch nicht getäuſcht haben, ein unbegränztes Vertrauen; ſtelle ſich, als könne man ſich auch die Möglichkeit nicht einbilden, daß ſie uns hintergehn würden! Iſt ihnen dann an unſrer Achtung gelegen; ſo werden ſie ſich vor dem erſten uns misfälligen Schritte hüten.

Man zeige ſich ſo tolerant gegen kleine Schwachheiten und ſo bereit, begangene Fehler zu verzeyhn und zu entſchuldigen, in ſo fern nur keine Tücke dabey im Spiele geweſen, daß ſie ſich nicht vor uns, als vor ſtrengen Sittenrichtern zu ſcheuen und zu verſtecken nöthig finden!

Man ſpioniere nie um ſie her, beſchleiche ſie nie, erlaube ſich keine verſteckte Wege, ſondern frage, wenn man Recht dazu hat, und uns daran gelegen iſt, etwas das uns nicht klar ſcheint erläutert wiſſen zu wollen, gradezu, mit feſten Tone, begleitet von einem durchdringenden Blicke, um den Grund der Sache! Stottern ſie, ſuchen ſie auszuweichen; ſo breche man entweder ab, um ihnen zu verſtehn zu geben, daß man ihnen die Schande eines Betrugs erſparen wolle, nehme aber nachher eine kältere Aufführung gegen ſie an, oder man warne ſie, mit freundlichem, doch ernſthaften Weſen, Ihrer nicht unwürdig zu handeln!

Haben ſie uns aber dennoch einmal hintergangen; ſo nehme man die Sache nicht auf einen leichten, ſcherzhaften Fuß! Man zeige ſich über dieſen erſten falſchen Schritt ſo entrüſtet, ſey nicht ſo gleich bereit, denſelben zu verzeyhn! und hilft dann das alles nicht, und ſie fahren fort, uns mit Winkelzügen und Ränken zu hintergehn; ſo beſtrafe man ſie durch Verachtung und fortgeſetztes Mistraun, ſo man in Alles was ſie reden und thun ſetzt, bis ſie ſich beſſern; aber ſelten kömmt Der, welchem ſchiefe Streiche zur Habitüde geworden, wieder auf den Weg der Wahrheit zurück.

Alles hierüber Geſagt paſſt alſo auch auf das Betragen gegen **Lügner**;

17.

Was man aber im gemeinen Leben einen **Windbeutel** oder **Aufſchneider** und **Prahler**

ler nennt, das iſt eine andre Gattung von Menſchen. Dieſe haben nicht die Abſicht, jemand eigentlich zu hintergehn; Um ſich in beſſerm Glanze zu zeigen; um ſich bemerken zu machen; um Andern eine ſo hohe Meinung von ſich beyzubringen, als ſie ſelbſt haben; um Aufmerkſamkeit durch Erzählung wunderbarer Vorfälle zu erregen; oder um für angenehme, unterhaltende Geſellſchafter zu gelten, erdichten ſie, was nie exiſtiert hat, oder vergrößern, was wenigſtens nie alſo geweſen iſt; und haben ſie einmal die Fertigkeit erlangt, auf Unkoſten der Wahrheit, eine Begebenheit, ein Bild, einen Satz zu verziehren; ſo fangen ſie zuweilen an, ihren eigenen Windbeuteleyen zu glauben, alle Gegenſtände durch ein Vergrößerungs-Glas anzuſehn, und ſo in Rieſengeſtalten, wieder zu Papier zu bringen.

Die Erzählungen und Beſchreibungen eines ſolchen Aufſchneiders ſind zuweilen ganz luſtig anzuhören, und wenn man erſt mit ſeiner Bildersprache bekannt iſt; ſo weiß man ſchon, was man vom Ganzen abzurechnen hat, um den Ueberreſt für baares Geld anzurechnen.

Geht es aber mit ſeinen Verbrämungen zu weit; ſo kann es nicht ſchaden, wenn man ihn entweder durch eine Menge von Fragen über die genaueſten Umſtände ſo in ſein eigenes Gewebe verwickelt, daß er, indem er weder rückwärts noch vorwärts kann, beſchämt wird, oder wenn man ihm für jede Unwarheit auf comiſche Art eine noch derbere wieder aufheſtet, und ihm dadurch merklich macht, daß man nicht dumm genug geweſen ſey, ihm zu glauben, oder aber wenn man, ſobald er anfängt zu blaſen, die Seegel der Unterhaltung auf einmal einzieht, und ſeinem Winde ausweicht, da er dann, wenn dies öfter und von mehreren verſtändigen Männern geſchieht, behutſamer zu werden pflegt.

18.

Unverſchämte, Müſſiggänger, Schmarotzer, Schmeichler, und **zudringliche Leute** rathe ich in der gehörigen Entfernung von ſich zu halten; ſich mit ihnen nicht gemein zu machen; ihnen durch ein höfliches, aber immer ſteifes und ernſthaftes Betragen zu erkennen zu geben, daß ihre Geſellſchaft und Vertraulichkeit uns zuwieder iſt. Die, welche gern bey uns ſchmauſen, kann man am leichteſten dadurch verſcheuchen, daß man ſie, ohne ihnen etwas zu reichen, wieder fortgehn laſſe; aber gegen Schmeichler, beſonders gegen die von feinerer Art, ſoll man, ſeiner eigenen Moralität wegen, auf ſeiner Hut ſeyn. Sie verderben uns von Grund aus, wenn wir unſer Ohr an ihren Sirenen-Geſang gewöhnen. Dann wollen wir ohne Unterlaß geſtreichelt und gekitzelt ſeyn, finden die wohlthätige Stimme der Wahrheit nicht harmoniſch genug, und vernachläſſigen und verſäumen die treuern, beſſern Freunde, die uns aufmerkſam auf unſre Fehler machen wollen. Um nicht ſo tief zu fallen, wafne man ſich mit Gleichgültigkeit gegen die gefährlichen Lockungen der Schmeicheley. Man fliehe vor dem Schmeichler, wie vor dem böſen Feinde! Allein das iſt nicht ſo leicht, als man wohl glaubt; Es giebt eine Art, Süßigkeiten zu ſagen, die das Anſehn hat, als wollte man grade das Gegentheil thun. Der ſchlaue Schmeichler, der Deine ſchwache Seite ſtudiert hat, wird, wenn er Dich für zu verſtändig hält, um nicht die gröbern Schlingen dieſer Art für gefährlich zu erkennen, Dir nicht immer Recht geben; Er wird vielmehr

Dich tadeln; Er wird Dir ſagen: „daß er nicht „begreifen könne, wie ein ſo edler und weiſer „Mann, als Du ſeyeſt, ſich einen kleinen Augenblick auch einmal habe vergeſſen können; „Er hätte geglaubt, ſo etwas könne nur gemeinen Leuten von ſeinem Schlage begegnen.“ Er wird an Deinen Schriften Fehler rügen, die Dir gleich beym erſten Anblicke unbedeutend ſcheinen müſſen, und ihm nur dazu dienen, diejenigen Stellen um deſto unverſchämter zu loben, von welchen er weiß, daß Du Dir etwas darauf zu gut thuſt. „Schade!“ wird er ausrufen „daß Ihre Sinfonien — ich bin kein Schmeichler; ich ſage meine Meinung immer rund heraus — Schade, daß dieſe herrlichen Sinfonien, „die gewiß in allem Betracht ein claſſiſches „Werk genannt werden können, ſo äuſſerſt „ſchwer vorzutragen ſind. Wo findet man Meiſter, die würdig wären, ſo etwas aufzuführen? „Und doch iſt das ein weſentlicher Fehler, den „Sie, verzeyhen Sie meiner Offenherzigkeit! „hätten vermeiden ſollen.“ Er wird Mängel an Dir finden, und mit verſtelltem Eifer dagegen declamieren, Schwachheiten und Mängel auf welche Deine Eitelkeit ſich etwas einbildet.

Er wird Dich einen Myſantropen ſchimpfen, wenn Du gernſiehſt, daß Deine abgezogene Lebensart Aufſehn erregen ſoll; Er wird Dir vorwerfen, Du ſeyeſt intrigant, wenn es Dich behagt, für einen ſchlauen Hofmann angeſehn zu werden. Auf dieſe Weiſe wird er ſich bey Dir und andern Kurzſichtigen in den Ruf eines unpartheyiſchen, wahrheitliebenden Mannes ſetzen; ſein honigſüßer Trank wird glatt hinuntergehn, und in der Berauſchung werden Dein Herz und Dein Beutel dem verſchmitzten Spötter offenſtehn. Vielfältig habe ich, beſonders an Höfen, dergleichen Männer angetroffen, die, unter der Maske der Bonhomie, und bey dem Rufe, den Fürſten tapfer die Wahrheit zu ſagen, die ärgſten Maulſchwätzer waren.

19.

Jetzt werde ich im Allgemeinen von dem Betragen gegen **Schurken**, das heiſſt gegen Leute, die von Grund aus ſchlecht ſind, reden, obgleich ich dafür halte, daß — ein bisgen Erbſünde abgerechnet — eigentlich kein Menſch von Grund aus ganz ſchlecht, wohl aber durch fehlerhafte Erziehung, Nachgiebigkeit gegen ſeine

Leidenſchaften, oder durch Schickſale, Lagen und Verhältniſſe ſo verwildert ſeyn könne, daß von ſeinen natürlichen guten Anlagen faſt keine Spur mehr zu ſehn iſt. Hier aber kömmt es nicht darauf an, wie jemand ein Schurke geworden, ſondern wie er, wenn er ein Solcher iſt, müſſe behandelt werden. Ich beziehe mich dabey zuerſt auf das, was ich über den Umgang mit Feinden und über das Betragen gegen Verirrte und Gefallene geſagt habe, und füge nur noch nachſtehende Bemerkungen hinzu:

Daß man, wo möglich, den Umgang mit ſchlechten Leuten fliehn müſſe, wenn uns unſre Ruhe und unſre moraliſche Vervollkommung am Herzen liegt, das verſteht ſich wohl von ſelbſt. Wenn ein Mann von feſten Grundſätzen auch nicht eigentlich ſchlecht durch ſie wird, ſo gewöhnt er ſich doch nach und nach an den Anblick der Unthaten, und verliehrt jenen Abſcheu gegen alles was unedel iſt, einen Abſcheu, der zuweilen einzig hinreicht, uns in Augenblicken von Verſuchung vor feineren Vergehungen zu bewahren. Leider! aber zwingt uns unſre Lage zuweilen, mitten unter Schurken zu leben, und mit ihnen gemeinſchaftlich Geſchäfte zu treiben; und da iſt es denn nöthig, gewiſſe Vorſichtigkeits-Regeln nicht aus der Acht zu laſſen.

Glaube nicht, wenn Du einiges Verdienſt von Seiten des Kopfs und des Herzens haſt, glaube nicht, es dahin zu bringen, daß Du von ſchlechten Menſchen je gänzlich in Ruhe gelaſſen werdeſt, noch mit ihnen in Frieden leben könneſt. Es herrſcht ein ewiges Bündniß unter Schurken und Pinſeln, gegen alle verſtändige und edle Menſchen, eine ſo ſonderbare Verbrüderung, daß ſie unter allen übrigen Menſchen einander erkennen und bereitwillig die Hand reichen, mögten ſie auch durch andre Umſtände noch ſo ſehr getrennt ſeyn, ſobald es darauf ankömmt, das wahre Verdienſt zu verfolgen und mit Füßen zu treten. Da hilft keine Art von Vorſichtigkeit und Zurückhaltung; Da hilft nicht Unſchuld, nicht Gradheit; Da hilft nicht Schonung, noch Mäßigung; Da hilft es nicht, ſeine guten Eigenſchaften verſtecken, mittelmäßig ſcheinen zu wollen. Niemand erkennt ſo leicht das Gute, ſo in Dir iſt, als Der, dem dies Gute fehlt. Niemand läſſt innerlich dem Verdienſte mehr Gerechrechtigkeit wiederfahren, als der Böſewicht; aber er zittert davor, wie Satan vor dem Evangelio, und arbeitet mit Händen und Füßen dagegen. Jene große Verbrüderung wird Dich ohne Unterlaß necken; Deinen Ruf antaſten; bald zweydeutig, bald übel von Dir reden; die unſchuldigſten Deiner Worte und Thaten boshaft auslegen — Aber laß Dich das nicht anfechten! Würdeſt Du auch wirklich von Schurken eine Zeitlang gedrückt; ſo wird doch die Rechtſchaffenheit und Conſequenz Deiner Handlungen am Ende ſiegen, und der Unhold bey einer andern Gelegenheit ſich ſelbſt die Grube graben. Auch ſind die Schelme nur ſo lange einig unter ſich, als es nicht auf männliche Standhaftigkeit ankömmt, ſo lange ſie im Dunkeln fechten können. Hole aber Licht herbey, und ſie werden aus einander rennen! Und wenn es nun gar zur Theilung der Beute gienge; dann würden ſie ſich unter einander bey den Ohren zauſen, und Dich indeß mit Deinem Eigenthum ruhig davonwandern laſſen. Gehe Deinen graden Gang fort! Die Zeit wird Dich rechtfertigen, wenn Du verläumdet wirſt. Erlaube Dir nie ſchiefe Streiche, nie Schleichwege, um Schleichwegen zu begegnen; nie Ränke, um Ränke zu zerſtöhren! Mache nie gemeinſchaftliche Sache mit Böſewichten, gegen Böſewichte! Handle großmüthig! Unedle Behandlung und zu weit getriebenes Mistrauen können Den, welcher auf halbem Wege iſt, ein Schelm zu werden, vollends dazu machen, und Großmuth hingegen kann einen nicht ganz verſtockten Unhold vielleicht auf einige Zeit wenigſtens beſſern, und die Stimme des Gewiſſens in ihm erwecken. Aber er müſſe fühlen, daß Du nur aus Huld, nicht aus Furcht alſo handelſt! Er müſſe fühlen, daß, wenn es auf das Aeuſſerſte kömmt, wenn der Grimm eines unerſchrocknen redlichen Mannes losbricht, der kühne, rechtſchaffene Weiſe im niedrigſten Stande mächtiger iſt, als der Schurke im Purpur; daß ein großes Herz, daß Tugend, Klugheit und Muth, ſtärker machen, als erkaufte Heere, an deren Spitze ein Schuft ſteht! Was kann Der fürchten, der nichts mehr zu verliehren hat, als das, was kein Sterblicher ihm rauben kann? und was vermag, in dem Augenblicke der äuſſerſten, verzweifelten Nothwehre, ein feiger Sultan, ein ungerechter Despote, der in ſich ſelbſt einen Feind herumträgt, der ihm immer in die Flanke fällt, gegen den Niedrigſten ſeiner Unterthanen, der ein reines Herz, einen hellen Kopf, Unerſchrockenheit und geſunde Arme zu Bundesgenoſſen hat?

20.

Zu übertrieben **beſcheidene** und **furchtſame** gute Menſchen ſoll man zu ermuntern, ſie mit größerer Zuverſicht zu ſich ſelber zu erfüllen ſuchen. So verachtenswerth Unbeſcheidenheit und Dünkel ſind, ſo unmännlich iſt zu weit getriebene Schüchternheit. Der Edle ſoll ſeinen Werth fühlen, und eben ſo wenig ungerecht gegen ſich, als gegen Andre ſeyn. Uebertriebenes Lob und zu weit ausgedehnter Vorzug aber beleidigen den Beſcheidenen. Er müſſe weniger aus Deinen Worten, als aus Deinen ungekünſtelten, wahre Zuneigung verrathenden Handlungen Deine Hochachtung zu ihm erkennen!

21.

Unvorſichtigen und **plauderhaften** Leuten darf man natürlicher Weiſe keine Geheimniſſe anvertrauen. Beſſer wäre es, man hätte überhaupt keine Geheimniſſe in der Welt, könnte immer ſo frey und offen handeln und alles, was im Herzen vorgeht, vor jedermann ſehn laſſen; Beſſer wäre es, man dächte und redete nichts, als was man laut denken und reden darf; Da dies indeſſen, beſonders bey Männern, die in öffentlichen Aemtern ſtehen, oder ſonſt fremde Geheimniſſe zu verwahren haben, nicht möglich iſt; ſo muß man freylich vorſichtig in Mittheilung ſeiner Heimlichkeiten ſeyn.

Man findet Menſchen, denen es ſchlechterdings ohnmöglich iſt, eine Sache zu verſchweigen. Man ſieht es ihnen an, wenn ſie ängſtlich umherlaufen, daß ſie etwas Neues tragen, und daß ſie leiden, bis ſie einem andern Plauderer ihre Nachricht heiß mitgetheilt haben. Andern fehlt es zwar nicht an dem guten Willen, zu ſchweigen, wohl aber an der Klugheit, ſich nicht durch Winke, Blicke oder auf andre Art zu verrathen, oder an der Feſtigkeit, ſich nicht ausfragen zu laſſen, oder ſie haben eine zu gute Meinung von der Ehrlichkeit und Verſchwiegenheit Derer, welchen ſie ſich anvertrauen — Gegen alle Dieſe muß man verſchloſſen ſeyn.

Es kann auch zuweilen nicht ſchaden, wenn man plauderhafte Leute, bey der erſten Gelegenheit da ſie etwas über uns geſchwätzt haben, dergeſtalt in Furcht ſetzt, daß ſie es nicht wagen dürfen, hinter unſerm Rücken auch nur einmal unſern Namen zu nennen, es ſey im Guten oder Böſen. Die eigentlichen bekannten Zeitungsträger aber, deren es faſt in jeder Stadt Einige giebt, kann man nützen, wenn man ein Märchen im Publico ausgebreitet wiſſen will. Nur muß man dann nicht verfehlen, ſie um Verheimlichung der Sache zu bitten, ſonſt halten ſie es vielleicht der Mühe nicht werth, dieſelbe auszuplaudern.

Vorwitzige und neugierige Menſchen kann man nach den Umſtänden entweder auf ernſthafte oder ſpaßhafte Manier behandeln. Im erſtern Falle muß man, ſobald man merkt, daß ſie ſich im mindeſten um unſre Angelegenheiten bekümmern, uns belauſchen, behorchen, ſich in unſre Geſchäfte miſchen, unſern Schritten nachſpüren, oder unſre Plane und Handlungen ausſpähn wollen, ſich gegen ſie mündlich, ſchriftlich oder thätig ſo kräftig erklären, ſie auf eine ſolche Weiſe zurückſchicken, daß ihnen die Luſt vergeht, auch nur vom Weitem ſich an uns zu wagen. Will man aber ſeine Luſt mit ihnen haben; ſo kann man ihrer Neugier ohne Unterlaß ſo viel zu ſchaffen machen, daß ſie über die Kindereyen, worauf man ihre Achtſamkeit lenkt, keine Muße behalten, ſich um diejenigen Dinge zu bekümmern, woran uns gelegen iſt, daß ſie dieſelben nicht beobachten.

Zerſtreuete und vergeſſene Leute taugen nicht zu Geſchäften, wo es auf Pünctlichkeit ankömmt. Jungen Perſonen kann man dieſe Fehler zuweilen noch abgewöhnen und es dahin bringen, daß ſie ihre Gedanken bey einander halten. Manche, die aus zu großer Lebhaftigkeit des Temperaments leicht alles vergeſſen, und nie da zu Hauſe ſind, wo ſie ſeyn ſollten, kommen von dieſer Schwachheit zurück, wenn ſie älter, kühler und ſittſamer werden. Andre affectiren zerſtreuet zu ſeyn, weil ſie glauben, das ſähe vornehm oder gelehrt aus, und über ſolche Thoren ſoll man nur die Achſeln zucken und ſich wohl hüten, ihre Diſtractionen artig zu finden. Es gilt von ihnen, was ich über Die geſagt habe, welche ſich cörperlich krank ſtellen, um Intereſſe zu erwecken. Weſſen Gedächtniß aber würklich ſchwach, und nicht etwa durch Uebung nach und nach zu ſtärken iſt, dem rathe man, ſich alles ſchriftlich aufzuzeichnen, was er behalten will, und dies Zettel täglich oder wöchentlich einmal durchzuleſen; denn es iſt wahrlich nichts verdrießlicher, als wenn uns jemand verſpricht eine Sache zu beſorgen, an welcher uns gelegen iſt, wir uns auch auf ſein Wort verlaſſen, er aber nachher rein vergiſſt, wovon die Rede geweſen.

Sehr zerſtreueten Leuten muß man es übrigens ſo hoch nicht anrechnen, wenn ſie gegen uns zuweilen in Aufmerkſamkeit, Höflichkeit, oder was man ſonſt im geſelligen und freundſchaftlichen Umgange fordert, unvorſetzlich fehlen.

22.

Es giebt eine Art Menſchen, die man **wunderliche** (difficile) **Leute** nennt. Sie ſind nicht bösartig, ſind nicht immer zänkiſch und mürriſch; aber man kann ihnen doch nicht leicht etwas ganz recht machen. Sie haben ſich, zum Beyſpiel, an eine pedantiſche Ordnung gewöhnt, deren Regeln nicht Jeder ſo wie ſie im Kopfe hat, und da kann es denn leicht kommen, daß man einen Stuhl in ihrem Zimmer anders hinſtellt, als ſie es gernſehen; (Wenn dies übrigens aus wahrem Ordnungsgeiſte herrührt; ſo habe ich daran nichts auszuſetzen) Oder ſie hängen gewiſſen Vorurtheilen an, denen man ſich unterwerfen muß, wenn man in ihren Augen Werth haben will, zum Beyſpiel in Kleidertrachten, in der Art laut oder leiſe zu reden, groß oder klein zu ſchreiben und dergleichen. Man ſollte wohl ſagen, daß ein vernünftiger Mann über ſolche Kleinigkeiten hinausgehn müßte; unterdeſſen trifft man doch Männer an, die über andre Gegenſtände ſehr verſtändig und billig denken, nur in ſolchen Puncten nicht; und was wichtiger als das iſt, an dieſer Männer Gunſt kann uns vielleicht ſehr viel gelegen ſeyn. Wenn dies Letztere nun der Fall iſt; ſo rathe ich, in Dingen von ſo geringem Belange, und die mit einiger Aufmerkſamkeit ſo leicht zu befolgen ſind, ſich ihnen gefällig zu bezeigen. Andre aber, mit denen wir weiter in keinem Verhältniſſe ſtehen, laſſe man, in ſo fern ſie übrigens brave Männer ſind, bey ihrer Weiſe, und vergeſſe nicht, daß wir Alle unſre Schwachheiten haben, die man brüderlich ertragen muß!

Leute, die etwas darinn ſuchen, ſich durch ihr Betragen in unweſentlichen Dingen von Andern zu unterſcheiden; nicht eigentlich aus Ueberzeugung, daß es ſo beſſer ſey als anders, ſondern hauptſächlich darum, weil ſie das zu thun vorziehen, was Andre nicht thun; ſolche Leute nennt man **Sonderlinge**. Sie ſehen es gern, wenn man ihre Weiſe bemerkt, und ein verſtändiger Mann muß in ſeinem Betragen gegen ſie wohl überlegen, ob ihre Bizarrerien von unſchädlicher Art, und ob ſie Männer ſind, die in irgend einer Rückſicht Schonung verdienen, um darnach im Umgange mit ihnen zu verfahren, wie es Vernunft und Duldung fordern.

23.

Dumme Leute, die ihre Schwäche fühlen, ſich von vernünftigen Menſchen leiten laſſen, und zwar, einem natürlich gutmüthigen, wohlwollenden, ſanften Temperamente gemäß, ſich leicht zum Guten und ſchwer zum Böſen leiten laſſen; die ſind nicht zu verachten. Es

kön

können nicht alle Menſchen hohen, erhabenen Geiſtes-Schwung haben, und die Welt würde auch ſehr übel dabey fahren, wenn es alſo wäre. Es müſſen mehr ſubalterne als Herrſcher-Genies unter den Erdenſöhnen ſeyn, wenn nicht Alle in ewiger Fehde mit einander leben ſollen. Daß ein gewiſſer höherer Grad von Tugend, zu welcher Kraft, Muth, Feſtigkeit, oder feine Beurtheilungskraft gehört, nicht mit Schwäche des Geiſtes beſtehn kann, das iſt wohl freylich gewiß; Allein das gehört ja nicht hierher. Wenn im Ganzen nur das Gute geſchieht, und die dümmern Menſchen zu dieſem Guten ſich die Hände führen laſſen; ſo füllen ſie ihren Platz nützlicher aus, als die überſchwenglichen Genies, die Feuerköpfe, mit ihrem ſich durchkreuzenden unaufhörlichen Würken und Streben.

Unerträglich hingegen iſt die Lage, wenn man es mit einem Stockfiſche zu thun hat, der ſich für einen Halbgott hält, mit einem eiteln, eigenſinnigen, mistrauiſchen Pinſel, mit einem verzogenen, verzärtelten vornehmen Schöps, der Länder und Völker zu regieren hat, und alles ſelbſt regieren will. Doch habe ich ſchon bey verſchiedenen einzelnen Gelegenheiten in dieſem Buche geſagt, wie man mit dieſer Art Menſchen umgehn müſſe.

Allein man thut oft den Leuten großes Unrecht, wenn man Solche für ſchwach, dumm, gefühllos oder unwiſſend hält, die es wahrlich gar nicht ſind. Nicht Jeder hat die Gabe, ſeine Gedanken und Empfindungen an den Tag zu legen, am wenigſten auf unſre Manier. Nach ſeinen Thaten muß man ihn richten, aber auch das nur mit Rückſicht auf ſeine Lage, und auf die Gelegenheit die er gehabt, oder die ihm gefehlt hat, ſich auszuzeichnen. Man überlegt ſelten, daß Der Menſch ſchon ſehr viel Werth hat, der in der Welt nur nichts Böſes thut, und daß die Summe dieſes negativen Guten zur Wohlfarth des Ganzen oft mehr beyträgt, als der lange Lebenslauf eines thätigen Mannes, deſſen heftige Leidenſchaften in unaufhörlichem Kampfe mit ſeinen großen edeln Zwecken ſtehen. Und dann ſind Gelehrſamkeit, Cultur und geſunde Vernunft wieder ſehr verſchiedene Dinge. Es herrſcht unter Menſchen von einer gewiſſen Erziehung und Bildung ſo viel Convention, und wir verwechſeln nur gar zu leicht die Grundſätze, welche auf dieſe Uebereinkünfte beruhen, mit den unwandelbaren Vorſchriften der reinen Weisheit. Wir ſind nun einmal gewöhnt, nach jenem Maßſtabe zu denken, oder vielmehr Worte nachzulallen, deren zweydeutigen Sinn wir Mühe haben würden, einem ganz rohen Wilden zu erklären; und ſo halten wir denn Denjenigen für einen Schafskopf, der von allem dieſen auswendig gelernten Zeuge nichts weiß, und nur ſo redet — wie ihm der Schnabel gewachſen iſt. Wie oft haben mich, über Kunſtwerke, die Ausſprüche gemeiner Leute ohne alle Cultur, Ausſprüche, die dem ſo genannten Kenner ſehr abgeſchmackt vorkommen würden, aus dem Zauber einer falſchen, erzwungenen Illuſion geriſſen, und den Sinn für wahre, ächte Natur in mir wieder erweckt! Wie oft habe ich im Schauſpielhauſe erſt das nüchterne Urtheil der Gallerie erwartet, habe erwartet, was für Eindruck eine Scene auf das unbeſtochene Volk, das wir Pöbel nennen, machen, habe erwartet, ob ein rührender Auftritt allgemeine Stille, oder lautes Gelächter verbreiten würde, um mich zu beſtimmen in meinem Glauben,

ben, wie treu der Schriftſteller und Schauſpieler die Natur copiert, oder ob er ſie verfehlt hätte! Auf mich würkt Illuſion, weil ich in einer Welt voll Täuſchungen von Jugend auf gewandelt habe; Jene aber leben und weben in Wahrheit. Groß iſt der Künſtler, der durch das Spiel ſeiner Phantaſie, durch ſeine, die Natur nachahmende Darſtellung, auch uncultivierte Menſchen vergeſſen machen kann, daß ſie getäuſcht werden. Groß iſt ferner der Mann, der den Sinn für ungeſchminkte Wahrheit nicht in dem Meere von Neben-Ideen, Vorurtheilen und Conventionen erſäuft hat. Aber wie ſelten trifft man Kunſt und Wahrheits-Sinn, Cultur und Einfalt, Arm in Arm an! — Laſſet uns alſo Den nicht verachten, der den beſſern Theil auf Unkoſten des ſchlechtern gerettet hat, und laſſet uns ihn ja nicht aufklären, ſondern lieber bey ſolchen dummen Leuten in die Schule gehn!

Auf gutmüthige, aber ſchwache Leute ſoll man zum Beſten zu würken, ſoll, wenn man kann, edle Freunde um ſie her zu verſammlen ſuchen, von denen ſie nicht misbraucht, ſondern zu Thaten gelenkt werden, die eines wohlwollenden Herzens würdig ſind. Es giebt Perſonen, die nichts abſchlagen können, wenigſtens nicht mündlich; und da geſchieht es dann, daß, um niemand zu kränken, oder damit man nicht glaube, daß es ihnen an gutem Willen fehle, ſie mehr verſprechen, als ſie erfüllen können, mehr hingeben, mehr Arbeit für Andre übernehmen, als ſie gerechter Weiſe thun ſollten. Andre ſind ſo leichtgläubig, daß ſie Jedem trauen, ſich jedem preisgeben und aufopfern, Jeden für einen treuen Freund halten, der die Auſſenſeite des ehrlichen, menſchenliebenden Mannes trägt. Noch Andre ſind nicht im Stande für ſich ſelbſt etwas zu erbitten, ſollten ſie auch darüber nichts in der Welt von demjenigen erlangen, worauf ſie die billigſten Anſprüche machen dürften. Ich brauche wohl nicht zu ſagen, wie ſehr alle dieſe Schwachen gemishandelt werden; wie man auf die Gutherzigkeit und Dienſtfertigkeit der Erſtern losſtürmt, und wie den Andern die Unverſchämtheit alles vor dem Munde wegnimt, weil ſie nicht den Muth haben, zuzugreifen. Misbrauche keines Menſchen Schwäche! Erſchleiche von Keinem Vortheile, Geſchenke, Verwendung von Kräften, die Du nicht nach den Regeln der ſtrengſten Gerechtigkeit, ohne ihm Verlegenheit und Laſt aufzuladen, von ihm fordern darfſt! Suche auch zu verhindern, daß Andre dergleichen thun! Mache dem **Blöden** Muth! Verwende Dich, rede für ihn, wenn ſeine Schüchternheit ihn abhält, ſein eigener Vorſprecher zu ſeyn!

Manche Leute haben die Schwachheit, mit ganzer Seele **gewiſſen Liebhabereyen nachzuhängen.** Sey es nun irgend eine noble Paſſion, Jagd, Pferde, Hunde, Katzen, Tanz, Muſic, Malerey, oder die Wuth Kupferſtiche, Naturalien, Schmetterlinge, Petſchafte, Pfeifenköpfe und dergleichen zu ſammeln, oder Bau-Geiſt, Garten-Anlage, Kinder-Erziehung, Mäcenatenſchaft, phiſikaliſche Verſuche — oder was für ein Steckenpferd ſie auch reiten; ſo dreht ſich doch der ganze Cirkel ihrer Gedanken immer um dieſen Punct herum; Sie reden von keiner Sache ſo gern, als von dieſem ihren Lieblings-Gegenſtande; Jedes Geſpräch wiſſen ſie dahin zu lenken. Sie vergeſſen dann, daß der Mann, welchen ſie vor ſich haben, vielleicht von keinem Dinge in der Welt weniger verſteht, als von dieſem, verlangen aber auch dagegen nicht grade, daß derſelbe mit großer Kenntniß davon rede, wenn er nur die Geduld hat, ihnen zuzuhören, oder wenn er ihre Sächelchen nur mit Aufmerkſamkeit betrachtet, nur bewundert, was ſie ihm als die größte Seltenheit empfehlen, und Intereſſe daran zu nehmen ſcheint. Nun! wer wird denn wohl ſo hartherzig ſeyn, dieſe kleine Freude einem Manne, der übrigens redlich und verſtändig iſt, nicht zu gewähren? Vorzüglich empfehle ich Aufmerkſamkeit auf die — doch, wie ſich's verſteht, unſchuldigen — Liebhabereyen der Großen, an deren Gunſt uns gelegen iſt; denn, wie Triſtram Schandy anmerkt, ſo wird ein Hieb, welchen man dem Steckenpferde giebt, ſchmerzlicher empfunden, als ein Schlag, den der Reuter ſelbſt empfängt.

24.

Mit **muntern, aufgeweckten Leuten,** die von ächtem Humor beſeelt werden, iſt leicht und angenehm umzugehn. Ich ſage, ſie müſſen von ächtem Humor beſeelt werden; die Fröhlichkeit muß aus dem Herzen kommen, muß nicht erzwungen, muß nicht eitle Spaßmacheren, nicht Haſchen nach Witz ſeyn. Wer noch aus ganzem Herzen lachen, ſich den Aufwallungen einer lebhaften Freude überlaſſen kann, der iſt kein ganz böſer Menſch. Tücke und Bosheit machen zerſtreuet, ernſthaft, nachdenkend, verſchloſſen, mais un homme, qui rit, ne ſera jamais dangereux. Daraus folgt indeſſen nicht, daß Jeder, der nicht von fröhlicher Gemüthsart iſt, deswegen etwas Böſes im Schilde führen ſollte. Die Stimmung des Gemüths hängt vom Temperamente, ſo wie von Geſundheit und von innern und äuſſern Verhältniſſen ab. Aechte muntere Laune aber pflegt anſteckend zu ſeyn, und dieſe Epidemie hat etwas ſo wohlthätiges, es iſt ein ſo wahres Seelen-Glück, einmal alle Sorgen und Plagen dieſer Welt weglachen zu dürfen, daß ich dringend anrathe, ſich zur Munterkeit anzufeuern, und wenigſtens ein Paar Stunden in der Woche auf dieſe Weiſe der geſitteten Fröhlichkeit zu widmen.

Allein es iſt ſchwer, in luſtiger Stimmung, und wenn man dem Witze den Zügel ſchieſſen läſſt, nicht in einen ſatyriſchen Ton zu fallen. Was giebt uns reichern Stoff zum Lachen, als das unzählige Heer von Thorheiten der Menſchen? Und dieſe Thorheiten treten am lebhafteſten vor unſre Augen, wenn wir uns die Originale dazu denken, in welchen ſie wohnen. Lachen wir nun über die Narrheit; ſo iſt es faſt unvermeidlich, auch über den Narren mit zu lachen, und da kann denn dies Lachen ſehr ernſthafte, verdrießliche Folgen haben. Wenn ferner unſre Spöttereyen Beyfall finden; ſo werden wir verleitet, unſern Witz immer feiner zuzuſpitzen, und Andre, denen es auſſerdem vielleicht an Stoff zu munterer Unterhaltung fehlen würde, ſchärfen, durch unſer Beyſpiel verführt, ihre Aufmerkſamkeit auf die Mängel ihrer Nebenmenſchen, und was daraus entſtehn könne, das iſt theils bekannt genug, theils habe ich darüber ſchon etwas im neunzehnten Abſchnitte des erſten Theils geſagt. Ich halte es daher für Pflicht, im Umgange mit ſehr ſatyriſchen Leuten auf ſeiner Hut zu ſeyn. Nicht, daß man ſich perſönlich vor ihrer ſpitzen Zunge oder Feder fürchten müſſte, denn das zeigt würklich den höchſten Grad von innerem Bewuſſtſeyn eigener Erbärmlichkeit an; ſondern daß man nicht durch ſie verführt werde, mit zu läſtern, daß man ſich und Andern dadurch nicht ſchade, und daß der Geiſt der Duldung nicht von uns weiche! Man zeige daher ſatyriſchen Leuten keinen zu lauten Beyfall, beſtärke ſie nicht in der Gewohnheit, ihren Witz auf andrer Menſchen Unkoſten ſpielen zu laſſen, und lache nicht mit, wenn ſie läſtern und ſchmähen!

25.

Trunkenbolde, grobe **Wollüſtlinge** und alle andre Arten von **laſterhaften Leuten** ſoll man freylich fliehn, und ihren Umgang, wenn man kann, vermeiden; Iſt dies aber durchaus ohnmöglich; ſo bedarf es wohl keiner Erinnerung, daß man ſich hüten müſſe, von ihnen zur Untugend verführt zu werden. Allein das iſt nicht genug; Es iſt auch Pflicht, ihren Ausſchweifungen, mögten ſie ſolche auch in das gefälligſte Gewand hüllen, nicht durch die Finger zu ſehn, ſondern vielmehr, wo es mit Klugheit geſchehn kann, einen unüberwindlichen Abſcheu dagegen zu zeigen, ſich auch wohl zu enthalten, an unzüchtigen, ſchmutzigen Geſprächen beyfälligen Antheil zu nehmen. Man ſieht in der großen Welt die ſo genannten agréables dé-

débauchés mehrentheils die glänzendſte Rolle ſpielen, und in manchen, beſonders männlichen Cirkeln, die Unterhaltung auf Zoten und Zweydeutigkeiten hinausgehn, wodurch die Phantaſie junger Leute erhitzt, mit ſchlüpfrigen Bildern erfüllt, und die Corruption weiter ausgebreitet wird. Zu dieſem allgemeinen Verderbniſſe der Sitten, zu Unterdrückung, vielleicht gar zu Verachtung der Keuſchheit, Nüchternheit, Mäßigkeit und Schamhaftigkeit darf kein redlicher Mann auch nur das Mindeſte beytragen. Er muß vielmehr, ſo viel an ihm iſt, ohne Anſehn der Perſon, ſein Misfallen daran beſtimmt zu erkennen geben, und, wenn er Menſchen, die auf dem Wege des Laſters wandeln, durch freundſchaftliche Warnung und Hinlenkung ihrer Thätigkeit auf würdigere Gegenſtände, nicht beſſern kann, ihnen wenigſtens zeigen, daß er den Sinn für Reinigkeit und Tugend nicht verlohren habe, und daß in ſeiner Gegenwart die Unſchuld reſpectirt werden müſſe.

26.

Einen ganz eignen Abſchnitt verdienen die **Enthuſiaſten, überſpannten, romanhaf-**

ten **Menſchen, Kraft-Genies** und **excentriſchen Leute.** Sie leben und weben in einer Ahtmosphäre von Phantaſien, wie ein Fiſch im naſſen Elemente, und ſind geſchworne Feinde der kalten Ueberlegung. Mode-Lectur, Romane, Schauſpiele, geheime Verbindungen, Mangel an gründlichen wiſſenſchaftlichen Kenntniſſen und Müſſiggang ſtimmen einen großen Theil unſrer heutigen Jugend auf dieſen Ton; man trifft aber auch Schwärmer mit grauen Köpfen an. Sie ſtreben ohne Unterlaß nach dem Auſſerordentlichen und Uebernatürlichen; verachten das nahe liegende Gute, um nach fernen Erſcheinungen zu greifen; verſäumen das Nöthige und Nützliche, um Plane für das Entbehrliche zu machen; legen die Hände in den Schooß, wo es Pflicht wäre zu würken, um ſich in Händel zu miſchen, die ſie nichts angehn; reformieren die Welt, und vernachläſſigen ihre häuslichen Geſchäfte; finden das Wichtigſte zu klein, und das Abgeſchmackteſte erhaben; verſtehen das Deutlichſte nicht, und predigen das Unbegreifliche. Vergebens ſtellſt Du ihnen die Gründe der geſunden Vernunft vor; Sie werden Dich als einen gemeinen Menſchen, ohne Gefühl, oh-

ohne Sinn für das Große, verachten, Mitleiden mit Deiner Weisheit haben, und ſich lieber an ein Paar andre Narren von ähnlichem Schwunge ſchlieſſen, die in ihren Unſinn einſtimmen. Iſt Dir's alſo darum zu thun, einen ſolchen Schwärmer von etwas zu überzeugen, oder auch nur irgend in Anſehn bey ihm zu ſtehn; ſo müſſen Deine Geſpräche warm und feurig ſeyn, und Du muſſt mit eben ſo viel Enthuſiasmus der geſunden Vernunft das Wort reden, als womit er die Sache ſeiner Thorheit verficht. Selten aber richtet man überhaupt etwas mit ſolchen Menſchen aus, und es iſt am beſten gethan, der Zeit ihre Cur zu überlaſſen. Indeſſen ſteckt zum Unglücke Schwärmerey an, wie der Schnupfen. Wer daher eine ſehr lebhafte Einbildungskraft hat, und nicht ganz ſicher von der Herrſchaft ſeines Verſtandes über dieſelbe iſt, dem rathe ich, im Umgange mit Enthuſiaſten jeder Gattung, auf ſeiner Hut ſeyn. In dieſem Jahrhunderte, in welchem die Wuth nach geheimen Verbindungen, die faſt alle auf ſolche Grillen beruhen, ſo allgemein geworden iſt, hat man ſogar Mittel gefunden, alle Arten von religioſer, theoſophiſcher, chymiſcher und politiſcher, oder wer weiß von was für Schwärmerey? in Syſteme zu bringen. Ich mag nicht entſcheiden, welche von dieſen Gattungen die gefährlichſte iſt, halte aber doch dafür, diejenigen, welche auf politiſche, halb phantaſtiſche, halb jeſuitiſche Plane und auf Welt-Reformation hinausgehn, gehören wohl wenigſtens nicht zu den unſchädlichſten Donchiroterien; ich glaube dies um ſo feſter, da grade dieſe Art von Schwärmer-Syſtemen am mehrſten Verwirrung im Staate anrichten kann, und die blendendſte Auſſenſeite zu haben pflegt, ſtatt daß die übrigen bald Langeweile machen, und nur ſchiefe und mittelmäßige Köpfe dauerhaft beſchäftigen. Man gewöhne ſich daher, im Umgange mit den Apoſteln ſolcher Syſteme, die großen Wörter: Glück der Welt, Freyheit, Gleichheit, Rechte der Menſchheit, Cultur, allgemeine Aufklärung, Bildung, Weltbürgergeiſt, und dergleichen für nichts anders, als für Lockſpeiſen, oder höchſtens für gutgemeinte leere Worte zu nehmen, mit denen dieſe Leute ſpielen, wie die Schulknaben mit den oratoriſchen Figuren und Tropen, welche ſie in ihren magern Exercitien anbringen müſſen.

Kraft-Genies und excentriſche Leute laſſe man laufen, ſo lange ſie ſich noch nicht gänzlich zum Einſperren qualificieren! Die Erde iſt ſo groß, daß eine Menge Narren neben einander Platz darauf haben.

27.

Reden wir itzt ein Wort von Andächtlern, Frömmlern, Heuchlern und abergläubiſchen Leuten!

Wem es mit ſeinen Empfindungen für die Religion, mit ſeiner Wärme für Gottes-Liebe, Gottes-Furcht und Gottes-Verehrung und mit ſeiner Anhänglichkeit an die gottesdienſtlichen Gebräuche der Kirche, zu welcher er ſich in ſeinem Herzen bekennt, ein aufrichtiger Ernſt iſt; der hat die gegründeteſten Anſprüche auf unſre Achtung. Sollte er auch das Weſen der Religion, mehr als wir für gut halten, in bloßem Gefühle, ohne allen Gebrauch ſeiner ihm von Gott verliehenen Leiterinn, der Vernunft, ſetzen; ſollte auch, unſrer Meinung nach, eine erhitzte Phantaſie ſich in ſeine religioſen Empfindungen miſchen; ſollte er auch zu anhänglich an gewiſſe Cäremonien, Gebräuche und Syſteme ſeyn; ſo verdient er, wenn er übrigens ein redlicher Mann, ein practiſcher Chriſt iſt, Duldung, Schonung und Bruderliebe. Allein um deſto verachtungswürdiger iſt ein Schuft, ein gleisneriſcher Böſewicht, der hinter der Larve der Heiligkeit, Sanftmuth und Religioſität, den wollüſtigen Verführer, den tückiſchen Verleumder, Aufrührer, Anhetzer, rachgierigen Böſewicht, oder den fanatiſchen Verfolger verſteckt. Beyde Arten von Leuten ſind aber nicht ſchwer zu unterſcheiden. Der fromme Edle iſt grade, offen, ſtill und heiter, nicht übertrieben höflich, nicht übertrieben zuvorkommend, noch übertrieben demüthig, aber liebevoll, einfach und zutraulich in ſeinem Betragen. Er iſt nachſichtig, milde und duldend, redet auch nicht viel, auſſer mit vertraueten Freunden, über religioſe Gegenſtände; der Heuchler hingegen pflegt ſüß, kriechend, ſchmeichelnd, immer auf ſeiner Hut, ein Sclave der Großen, ein Anhänger der herrſchenden Parthey, ein Freund der Glücklichen, nie ein Vertheydiger der Verlaſſenen zu ſeyn. Er führt Rechtſchaffenheit und Religion ohne Unterlaß im Munde, giebt ſeine reichen Almoſen

ſen und erfüllt ſeine chriſtlichen Liebes-Pflichten mit Geräuſch und Aufſehn, tobt und ſchäumt über den Gottloſen und Laſterhaften, oder entſchuldigt fremde Fehler auf ſolche Weiſe, daß ſie dadurch tauſendfältig vergrößert erſcheinen. Hüte Dich, Dieſem auf irgend eine Weiſe in die Hände zu fallen! Fliehe ihn! Tritt ihm nicht auf den Fuß! Beleidige ihn nicht, wenn Dir Deine Ruhe lieb iſt!

Abergläubiſche Leute, die an Ammen-Märchen, Geſpenſter-Hiſtörchen und dergleichen hängen, ſind nicht durch Gründe der Philoſophie und vernünftige Zweifels-Erweckung von ihrem Wahne zu befreyen, am wenigſten aber durch Declamationen, Perſifflage und Ereiferung. Es iſt da kein anders Mittel, als ihnen nicht eher zu wiederſprechen, bis man zugleich eine einzelne Thatſache ſtrenge und kaltblütig unterſuchen, und ſie mit eigenen Augen von dem Betruge oder Ungrunde überzeugen kann, obgleich es wahrlich unbillig iſt, daß man Dem, welcher eine übernatürliche Erſcheinung behauptet, den Beweis erläſſt, und ihn Demjenigen auflegt, der die Rechte der Vernunft vertheydigt.

29.

Nicht toleranter als die Frömmler pflegen ihre Gegenfüßler, die **Deiſten, Freygeiſter** und **Religions-Spötter** von gemeiner Art zu ſeyn. Ein Mann der unglücklich genug iſt, ſich von der Wahrheit, Heiligkeit und Nothwendigkeit der chriſtlichen Religion nicht überzeugen zu können, verdient Mitleiden, weil er ein ſehr weſentliches Glück, einen kräftigen Troſt im Leben und Sterben entbehrt; Er verdient mehr als Mitleiden, er verdient Liebe und Achtung, wenn er dabey ſeine Pflichten als Menſch und Bürger, ſo viel an ihm iſt, treulich erfüllt, und niemand in ſeinem Glauben irremacht; Wenn aber jemand, der aus böſem Willen, aus Verkehrtheit des Kopf oder des Herzens, ein Religions-Verächter geworden, oder gar zu ſeyn nur affectirt, aller Orten Proſeliten zu werben ſucht, öffentlich mit ſchaalem Witze oder nachgebetheten voltairiſchen Floskeln der Lehren ſpottet, auf welche andre Menſchen ihre einzige Hofnung, ihre zeitliche und ewige Glückſeligkeit bauen; Wenn er Jeden verfolgt, verachtet, ſchimpft, Jeden einen Heuchler oder heimlichen Jeſuiten ſchilt, der nicht wie Er denkt; ſo iſt ein ſolcher bösartiger Thor unſrer Verachtung werth, iſt werth, daß man ihm dieſe Verachtung zeige, wäre er auch ein noch ſo vornehmer Mann; und wenn man es für vergebliche Mühe hält, ſeinem Gewäſche ernſthafte Gründe entgegen zu ſetzen; ſo ſtopfe man ihm wenigſtens, wenn es irgend möglich iſt, ſein Läſtermaul!

30.

Ueber die Art, wie man **ſchwermüthige, tolle,** und **raſende Menſchen** behandeln müſſe, ſollte billig ein philoſophiſcher Arzt ein eigenes Werk ſchreiben. Dieſer Mann müſſte Leute von der Art in und auſſer den Hoſpitälern aufſuchen, dieſelben genau und in verſchiedenen Jahrszeiten und Mond-Veränderungen beobachten, und aus den Reſultaten dieſer Unterſuchungen ein ganzes Syſtem ausarbeiten. Mir fehlt es an der Menge von Thatſachen, ſo wie an mediciniſchen Kenntniſſen dazu, und hier würde eine weitläufige Abhandlung über dieſen Gegenſtand auch zu viel Raum wegnehmen, nachdem ich ſchon ſo manches Blatt mit Bemerkungen über den Umgang mit **nicht eingeſperrten Narren** angefüllt habe. Alſo nur wenig Zeilen darüber!

Der wichtigſte Punct ſcheint bey ſolchen Kranken anfangs der zu ſeyn, daß man die erſte Quelle ihres Uebels aufſuche, daß man bewahrheite, ob und wie dieſelbe, durch Zerrüttung einzelner cörperlicher Werkzeuge, oder durch Gemüthslagen, heftige Leidenſchaften, oder Unglücksfalle entſtanden. Zu dieſem Endzwecke muß man Acht darauf geben, womit ſich ihre Phantaſie in den Augenblicken der Raſerey oder Verwirrung und auſſer denſelben beſchäftigt, worauf ihre Einbildungskraft brütet. Da würde ſich's dann zeigen, daß man um dieſe Unglücklichen nach und nach zu heilen, mehrentheils nur auf einen einzigen Punct zu würken, in ihnen auf vorſichtige Weiſe nur eine einzige herrſchende Grille zu zerſtöhren oder zu modificieren brauchte. Ferner würde es wichtig ſeyn, darauf Acht zu geben, welche Art von Wetter-Veränderung, Jahrszeit und Mond-Wandelung Einfluß auf ihre Krankheit hätte, um die glücklichen Augenblicke zur Behandlung zu nützen. Endlich habe ich bemerkt, daß das Einſperren und jede harte Verfahrungsart faſt immer das Uebel ärger macht. Ich muß bey dieſer Gelegenheit mit wahrem, aufrichtigem Lobe der Einrichtung Erwähnung thun, welche im Tollhauſe in Frankfurth am Mayn herrſcht, und welche ich vielfältig zu beobachten Gelegenheit gefunden habe. Man läſſt dort die Wahnſinnigen, wenn es nur irgend ohne Gefahr geſchehn kann, wenigſtens in den Jahrszeiten, von welchen man weiß, daß alsdann ihre Tollheit weniger heftig iſt, unter unmerklicher Beobachtung, frey im Hauſe und Garten herumgehn, und der Zuchtmeiſter verfährt ſo ſanft und liebreich mit ihnen, daß Viele derſelben nach einigen Jahren völlig geheilt wieder herauskommen, und eine größere Anzahl wenigſtens nur melancholiſch bleibt und allerley Handarbeit zu verrichten im Stande iſt, indeß dieſe Menſchen in manchen andern Hospitälern durch Einſperren und Härte vielleicht im höchſten Grade wüthend geworden ſeyn würden.

Man kann aber auch ſchwache Menſchen ſtufenweiſe um ihren Verſtand bringen, wenn man eine heftige Leidenſchaft, von welchen ſie regiert werden, ſey es Liebe, Hochmuth oder Eitelkeit, nährt, reizt und dann wieder kränkt. Zwey ſolcher elenden Geſchöpfe erinnere ich mich ge-

geſehn zu haben. Der Eine trug ein Hofnarren-Kleid an dem Hofe des Fürſten von * * *. Er war in der Jugend ein Menſch von feinem Kopfe, guten Anlagen und voll Witz geweſen; Noch loderten davon in ruhigen Augenblicken Flammen hervor. Er hatte ſtudieren ſollen, aber nichts gelernt, ſondern ſich einem liederlichen Leben überlaſſen. Als er darauf in ſein Vaterſtädtgen zurückkam, behandelte man ihn als einen unwiſſenden Müßiggänger, und er ſelbſt fühlte, daß er weiter nichts war. Er hatte aber einen ungeheuren Hochmuth, und war nicht gänzlich arm. Von ſeiner Familie und den Leuten ſeines Standes verſtoßen, fing er nun an, mit den Hof-Officianten des Fürſten von * * * ſich herumzutreiben. Seine luſtigen Einfälle zogen ſogar die Aufmerkſamkeit dieſes faſt ſehr muntern Herrn auf ihn. Er wurde bald vertrauet mit demſelben und mit dem ganzen Hofe, wodurch anfangs ſeine Eitelkeit gekitzelt wurde; Doch endigte ſich das natürlicher Weiſe damit, daß man ihn misbrauchte und als einen privilegierten Spaßmacher betrachtete. Dies war indeſſen immer noch eine Art von Exiſtenz, die ihn behagte, ſo lange das Ding in gewiſſen

Schranken blieb, und es ihm erlaubt war, auf vertraulichem Fuße mit vornehmen Leuten umzugehn, und ihnen zuweilen derbe Wahrheiten zu ſagen. Weil Dieſe aber ſich nicht umſonſt ſo weit herablaſſen wollten, auch nicht zu aller Zeit gleich gut aufgelegt waren, ſeinen Witz, der zuweilen in das Grobe fiel, aufzunehmen; ſo erfuhr er Demüthigungen aller Art, bekam zuweilen Schläge, und konnte doch nun nicht mehr zurück, indem ihm ſeine Verwandten und Bekannten in der Stadt mit äuſſerſter Verachtung begegneten, und ſein kleines Vermögen geſchmolzen war — Und ſo ſank er denn immer tiefer. Er wurde gänzlich abhängig vom Hofe; der Fürſt ließ ihm eine buntſchäckigte Kleidung machen, und es war kein Küchenjunge im Schloſſe, der nicht das Recht zu haben glaubte, einen Spaß von ihm zu begehren, oder ihm für einen Schoppen Wein einen Naſenſtüber zu geben. Aus Verzweiflung berauſchte er ſich nun täglich, und war er ja einmal nüchtern; ſo nagten die Vorſtellung ſeiner fürchterlichen Lage, das Gefühl der unedelen Rolle, welche er ſpielte, die Anſtrengung neue Späße zu erfinden, um nicht auf immer verſtoßen zu werden, und ſein aufwachender Hochmuth an ſeiner Seele, indeß er ſeinen Cörper durch Ausſchweifungen zerrüttete. Er wurde würklich ein Narr, und einmal ſo raſend, daß man ihn ein halbes Jahr hindurch an der Kette verwahren muſſte. Als ich ihn ſahe, war er ein alter Mann, trieb ſich in einem armſeligen Zuſtande umher, wurde als ein verrückter Menſch angeſehn, war aber mehr ein Gegenſtand des Wiederwillens, als des Mitleidens, und hatte doch noch helle Augenblicke, in welchen er ungewöhnlichen Scharfſinn. Witz und Genie verrieth, auch, wenn er einen halben Gulden erbetteln wollte, auf eine ſo feine Weiſe zu ſchmeicheln, und mit ſo ſchlauer Menſchenkenntniß die ſchwachen Seiten der Leute zu faſſen verſtand, daß ich nicht wuſſte, ob ich nicht mehr über die Leute, die ihn ſo tief hinabgeſtoßen hatten, als über ſeine Verirrungen ſeufzen ſollte.

Der andre Menſch, von welchem ich reden wollte, war einſtens Verwalter auf einem adelichen Gute geweſen, nachher aber in Penſion geſetzt worden. Da nun ſolchergeſtalt die Herrſchaft nichts mit ihm anzufangen wuſſte; ſo trieb ſie ihren Spaß mit ihm, indem er ſehr dumm und zugleich hochmüthig und verliebt war. Sie nannten ihn Fürſt, gaben ihm einen Orden, lieſſen erdichtete Briefe von hohen Potentaten an ihn ſchreiben, in welchen ihm entdeckt wurde: daß er eigentlich aus einem großen Hauſe abſtamme, aber in ſeiner Jugend entführet worden ſey; daß der Großſultan, welcher unrechtmäßigerweiſe ſeine Länder beſäße, ihm nach dem Leben trachtete; daß eine griechiſche oder hebräiſche Prinzeſſinn in ihn verliebt ſey, und dergleichen mehr. Es muſten luſtige Freunde, als Geſandten verkleidet, in Unterhandlungen mit ihm treten — Und kurz! nach wenig Jahren brachte man es dahin, daß der arme Tropf würklich verrückt wurde, und alle dieſe Thorheiten glaubte.

Ich enthalte mich aller Anmerkungen über dieſe beyden Geſchichten; Der Leſer wird ſie, ohne meine Anweiſung machen können.

Eilftes Capittel.

Ueber das Betragen bey verſchiedenen Vorfällen im menſchlichen Leben.

1.

Ich habe bey mancher Gelegenheit Gegenwart des Geiſtes und Kaltblütigkeit, als Haupt-Erforderniſſe zu allen Geſchäften und Verrichtungen im menſchlichen Leben, empfohlen; Nirgends aber ſind uns dieſe Eigenſchaften nothwendiger, als in Vorfällen, **wo wir, oder Andre in augenſcheinlicher Gefahr ſchweben.** Hier hängt die ganze Rettung in critiſchen Augenblicken zuweilen von einem raſchen Entſchluſſe ab. Halte Dich daher nicht mit Geſchwätzen auf, wo es Noth iſt, zu handeln! Unterdrücke Dein zu zartes Gefühl, und winſele nicht, wo Du zugreifen ſollteſt! Sey Dir gegenwärtig in Feuer- und Waſſers-Noth und dergleichen, wo man oft alles verliehrt, wenn man den Kopf verliehrt, wo Die, welche wir retten können, zuweilen gezwungen werden müſſen, ſich uns zu überlaſſen! Vorzüglich wichtig wird dieſe Gegenwart des Geiſtes auch dann, wenn man ohnerwartet von Dieben oder Mördern angegriffen wird. Räuber und Banditen ſind faſt immer entweder furchtſam, oder, wenn Verzweiflung ſie berauſcht, nicht genug auf ihrer Hut, auf ernſthaften, förmlichen Wiederſtand nicht vorbereitet. Ein entſchloſſener, kaltblütiger Mann iſt da ſtärker, als zehn ſolcher Elenden, die ihn angreifen. Hier muß aber wohl überlegt werden, ob es Schaden oder Nutzen ſtiften könne, ſich mit Schieß- oder anderm Gewehre zu vertheydigen, oder nicht; ob es gerathener ſey, Lerm zu machen, oder ſich in ſein Schickſal zu finden, der Uebermacht zu weichen, und mit Hingebung ſeines Mammons ſein Leben zu erkaufen. Es laſſen ſich darüber ohnmöglich allgemeine Regeln geben. Um aber auf jeden dieſer Fälle ſich gefaſſt zu halten, rathe ich, bey kaltem Blute ſich in dergleichen Lagen hineinzudenken, und ſich dann dienliche Maßregeln vorzuſchreiben. Ich halte es auch für einen wichtigen Theil der Erziehung, ſeine Kinder zuweilen nicht nur durch Fragen, wie ſie ſich bey ſolchen Gelegenheiten betragen würden, aufmerkſam auf unerwartete Vorfälle aller Art zu machen, ſondern ſie auch zuweilen in würkliche kleine Verlegenheiten zu ſetzen, um ſie an Gegenwart des Geiſtes zu gewöhnen, und ſie auf die Probe zu ſtellen.

2.

Ich habe einmal den Wunſch geäuſſert, es mögte jemand, ſtatt die ungeheure Anzahl von Beſchreibungen großer und kleiner Reiſen durch alle Winkel von Teutſchland zu vermehren, ein Werk drucken laſſen, in welchem er Vorſchriften gäbe, wie man ſich im Allgemeinen zu betragen hätte, um wohlfeiler, angenehmer und nützlicher zu reiſen, ſodann darinn ſagte, in welchen Provinzen zu Wagen, in welchen aber zu Pferde beſſer fortzukommen wäre, und ſo ferner. Stehen auch Bemerkungen darüber zerſtreuet in ſolchen nützlichen Werken, als zum Beyſpiel in des Herrn Nicolai Reiſebeſchreibung; ſo würde dennoch ein Buch, in welchem dieſe Vorſchriften geſammelt wären, meiner Meinung nach, nicht überflüſſig ſeyn. In einer Schrift über den Umgang mit Menſchen kann nur ein geringer Theil dieſer Regeln Platz finden; doch darf ich dieſen Gegenſtand auch nicht ganz mit Stillſchweigen übergehn; Alſo nur einige einzelne An-

Anmerkungen über das Betragen auf Reiſen!

Es iſt weiſe gehandelt, bevor man ausreiſt, aus Büchern oder mündlichen Erzählungen, ſich genau von dem Wege, den man nehmen will, von Demjenigen, was unterwegens und in den Oertern, die man beſuchen mögte, zu bemerken, zu beobachten und zu vermeiden iſt, nicht weniger von den Preiſen und den unvermeidlichen Geld-Ausgaben zu unterrichten, damit man weder betrogen werde, noch in Verlegenheit gerathe, noch etwas zu ſehn verſäume, das der Aufmerkſamkeit werth ſcheint.

Man verrechnet ſich leicht in ſeinen Ueberſchlägen der Reiſekoſten; Ich rathe daher nicht nur, nach gemachtem Etat, ſich immer etwa auf ein Drittel mehr gefaſſt zu halten, als die gezogene Summe beträgt, ſondern auch beſorgt zu ſeyn, daß man in den Haupt-Oertern, durch welche man kömmt, an ſichre Männer addreſſiert ſey, oder ſonſt Mittel habe, im Fall unvorhergeſehene Umſtände eintreten, ſich aus der Verlegenheit zu reiſſen.

In manchen Gegenden, beſonders im Reiche, iſt es vortheilhafter, und geht dennoch eben ſo ſchnell, (beſonders, wenn man nur wenig Tagereiſen macht, bevor man ſich in einer Stadt verweilt) ſich durch ſogenannte Hauderer oder Miethkutſcher fahren zu laſſen; in andern hingegen kömmt man am beſten mit Poſtpferden fort. Im erſtern Falle iſt es nicht gut, einen eigenen Wagen zu haben, wenigſtens iſt dann ſelten Vortheil dabey. Es giebt aber auch Landſchaften, in welchen man am bequemſten und nützlichſten zu Pferde reiſt, und andre, wo man ſeinen Zweck am vollkommenſten erreicht, wenn man zu Fuße wandert.

Leute von gewiſſem Stande pflegen Tag und Nacht fortzurollen, ohne ſich unterwegens aufzuhalten. Dies mag recht gut ſeyn, wenn man die theuren Zehrungen in den Wirthshäuſern erſparen will, wenn man eilig iſt, um den Ort ſeiner Beſtimmung zu erreichen, oder wenn man mit den Gegenden, welche man durchreiſt, ſchon ſo bekannt geworden, daß man da nichts mehr ſehn kann, das unſrer Beobachtung werth wäre. Auſſer dem aber rathe ich lieber kleine

Reiſen aufmerkſam zu unternehmen, als große, auf denen man bis in die Hauptſtädte hinein nur Poſtmeiſter und Poſtknechte kennen lernt.

Auch miſche man ſich, wenn es uns ein Ernſt iſt, unſre Menſchen- und Länder-Kenntniß zu erweitern, unter Perſonen von allerley Ständen! Die Leute von gutem Tone ſehen einander in allen europäiſchen Staaten und Reſidenzen ähnlich, aber das eigentliche Volk, oder noch mehr der Mittelſtand, trägt das Gepräge der Sitten des Landes. Nach ihnen muß man den Grad der Cultur und Aufklärung beurtheilen.

Nicht in allen Provinzen von Teutſchland ſind Wege und Poſt-Anſtalten gleich gut. Man muß dies in genaue Erwägung ziehn, und darnach ſeine Verfügungen treffen, beſonders wenn uns daran gelegen iſt, ſchnell fortzukommen.

Zum Reiſen gehört Geduld, Muth, guter Humor, Vergeſſenheit aller häuslichen Sorgen, und daß man ſich durch kleine widrige Zufälle, Schwierigkeiten, böſes Wetter, ſchlechte Koſt und dergleichen nicht niederſchlagen laſſe. Dies, iſt doppelt zu empfehlen, wenn man einen Geſellſchafter bey ſich hat; denn nichts iſt langweiliger und verdrießlicher, als mit einem Manne zu reiſen und in Einem Kaſten eingeſperrt zu ſitzen, der ſtumm und mürriſcher Laune iſt, bey der geringſten unangenehmen Begebenheit aus der Haut fahren will, über Dinge jammert, die nicht zu ändern ſind, und in jedem kleinen Wirthshauſe ſo viel Gemächlichkeit, Wohlleben und Ruhe fordert, als er zu Hauſe hat.

Das Reiſen macht geſellig; Man wird da mit Menſchen bekannt und auf gewiſſe Weiſe vertraut, die wir auſſerdem ſchwerlich zu Geſellſchaftern wählen würden; das iſt auch weiter von keinen Folgen, und ich brauche wohl übrigens nicht zu erinnern, daß man ſich hüten müſſe, in der Vertraulichkeit gegen Fremde, die man unterwegens antrifft, zu weit zu gehn, und dadurch Abentheurern und Spitzbuben in die Hände zu fallen.

Ich rathe niemand, ſich auf Reiſen einen fremden Namen zu geben; Man kann dadurch, ehe man ſich's verſieht, in große Verlegenheit ge-

gerathen, und ſelten iſt es nöthig und nützlich, ein ſolches Incognito zu beobachten.

Manche Leute ſuchen etwas darinn, auf Reiſen zu prahlen, viel Geld zu verzehren, glänzen zu wollen, und prächtig gekleidet zu ſeyn. Das iſt eine thörichte Eitelkeit, die ſie in den Wirthshäuſern theurer büßen müſſen, ohne für ihr Geld mehr zu erhalten, als der einfache Reiſende. Niemand erinnert ſich weiter des Fremden, der ſo viel Aufwand gemacht hat, wenn Dieſer weiter gereiſt, und nichts mehr von ihm zu ziehn iſt. Doch iſt es der Klugheit gemäß, anſtändig, und was man in Niederſachſen rechtlich nennt, in ſeinem Aufzuge zu ſeyn, ſich nicht zu vornehm und nicht zu demüthig, nicht zu reich und nicht zu arm ſtellen, weil man ſonſt, in beyden Extremitäten, leicht entweder für einen unwiſſenden Pinſel, deſſen erſte Ausflucht dies iſt, und den man alſo nach Gefallen prellen kann, oder für einen gewaltig vornehmen Herrn, von dem etwas zu ziehn iſt, oder für einen Aventurier angeſehn wird, dem man aus dem Wege gehn, und der mit ſchlechter Bewirthung vorliebnehmen muß.

Man ſpare auf der Reiſe nicht am unrechten Orte! So gebe man, zum Beyſpiel, den Poſtillons zwar nicht übertriebene, aber doch, nach den Umſtänden reichliche Trinkgelder! Sie ſagen ſich das Einer dem Andern auf den Stationen wieder; man kömmt dann ſchneller fort, und hat manche Vortheile davon.

Teutſche Poſthalter, Wagenmeiſter und Poſtknechte pflegen in dem Ruf einer ausgezeichneten Grobheit zu ſeyn. Es kömmt aber alles auf die Art an, wie man mit ihnen umgeht, und ein ernſthaftes, von einer gewiſſen Würde begleitetes Betragen und, wo es anzubringen iſt, ein freundliches Wort das wird bey dieſen Leuten ſelten ohne gute Würkung angewendet.

Wenn man an dem Wagen etwas zerbricht, ſo ſind mehrentheils in den Städten die Handwerksleute ſogleich bey der Hand, verſtehen ſich auch wohl mit den Poſtillons, um den Schaden für viel größer auszugeben, als er iſt, und deſto mehr Geld von uns zu ziehn. Ich rathe desfalls, bey ſolchen Gelegenheiten alles ſelbſt zu unterſuchen, oder durch treue Bedienten unterſuchen zu laſſen, bevor man Befehle zur Ausbeſſerung giebt.

Die Poſtknechte ſind gröſtentheils von den Gaſtwirthen beſtochen, oder ein Wirth verabredet ſich mit dem andern in der nahe gelegenen Stadt, um den Fremden gewiſſe Gaſthöfe zu empfehlen, die darum aber weder immer die beſten, noch die wohlfeilſten ſind. Es iſt daher vernünftig, ſich hierauf nicht zu verlaſſen, ſondern ſich bey andern ſichern Leuten zu erkundigen, wo man am beſten und billigſten behandelt wird.

Die Bedienten, die man mit ſich auf Reiſen nimt, ſollen wohl darauf Acht geben, daß die Poſtknechte, welche mit den Pferden zurückreiten, nicht, wie es vielfältig geſchieht, Schwengel, Nägel oder andre Kleinigkeiten, die zum Wagen gehören, mitnehmen. Auch pflegen Dieſe mit den Chauſſee-Aufſehern durchzuſtecken, an den Weghäuſern vorbey zu fahren, unter dem Vorwande, uns nicht aufhalten zu wollen, nachher aber eine Rechnung zu machen, vermöge deren wir doppelt ſo viel bezahlen müſſen, als feſtgeſetzt iſt, und man gegeben haben würde, wenn man das Weggeld jedesmal ſelbſt entrichtet hätte.

Es iſt eine Gewohnheit der Poſtknechte, in allen Städten raſch zu fahren; eine Gewohnheit, die ihren Nutzen hat, und gegen welche man nicht eifern ſoll. Iſt nemlich an der Kutſche etwas zerbrechlich; ſo würde es beſſer ſeyn, wenn es da vollends bräche und riſſe, wo die Hülfe nahe iſt, als auf ofner Straße. Hält aber das Fuhrwerk die Probe des Raſſelns auf dem Steinpflaſter aus; ſo kann man hoffen, damit an Ort und Stelle zu kommen.

Es iſt eine Regel der Klugheit, vorher mit Handwerksleuten auf das Genaueſte zu accordieren, bevor man etwas ausbeſſern läſſt, oder ſonſt Dinge, die zur Bequemlichkeit dienen, an fremden Oertern anſchafft.

Wenn der Gaſtwirth übermäßig viel für die Zehrung fordert, und ſich nicht auf einen ſtarken Abzug einlaſſen will; ſo thut man doch nicht wohl, ihm ſchriftliche Rechnung und genaue Specification jedes einzelnen Puncts abzufordern, es müſſte denn der Mühe werth ſeyn, ihn bey der Policey zu belangen. Fängt er an aufzuſchreiben; ſo rechnet er immer noch mehr heraus, als er anfangs gefordert, und wer kann denn mit einem ſolchen Taugenichts über die Preiſe der Lebensmittel ſich herumzanken?

Die Wirthe fragen uns gemeiniglich: was wir zu eſſen befehlen? — Das iſt ein Kunſtgriff, durch den man ſich nicht fangen zu laſſen braucht; Denn beſtellt man nun etwas, zum Beyſpiel, ein Huhn, einen Pfannekuchen, oder dergleichen; ſo muß man dies Gericht und noch obendrein eine gewöhnliche Malzeit bezahlen. Man thut da am beſten, zu antworten: man verlange nichts, als was grade im Hauſe, oder ſchon zubereitet ſey. Auch rathe ich, — ausgenommen in ſo großen Gaſthöfen, als etwa in Frankfurth am Mayn bey meinem ehrlichen Krug, Herrn Dick, Fritſch, und in andern ſolchen Häuſern — keine fremde Weine, ſondern nur gemeinen Tiſchwein zu begehren. Es kömmt doch alles aus dem nemlichen Faſſe, nur mit dem Unterſchiede, daß das, was man uns als alten oder fremden Wein verkauft, koſtbares

res Gift iſt, als das, womit man uns am allgemeinen Wirthstiſche verſorgt. Und ſelbſt an dieſer Wirthstafel zu ſpeiſen, iſt gewiß für einen einzelnen Reiſenden wohlfeiler und unterhaltender, als auf ſeinem Zimmer ſeiner eigenen Perſon gegen über zu ſitzen.

Wenn Poſtmeiſter, in Ländern, wo keine gute Poſt-Ordnung herrſcht, uns mehr Pferde aufdringen wollen, als billig, und zu Fortſchaffung unſers Fuhrwerks nöthig iſt, ſey es nun unter dem Vorwande von ſchlechten Wegen, böſer Jahrszeit, oder daß unſre Kutſche zu ſchwer ſey; ſo hilft es ſelten, wenn man ſich auf's Bitten legt, oder ſein Recht, auf eben ſolche Weiſe weiter befördert zu werden, als man gekommen iſt, ſtrenge behaupten will; denn jene Leute wiſſen wohl, daß einem Fremden mehr daran gelegen iſt, nicht aufgehalten zu werden, als ſich zu verweilen, um einen Proceß bey dem Ober-Poſtamte zu führen. Da indeſſen das Vorſpannen mehrerer Pferde Folgen für alle übrigen Stationen hat: ſo pflegen ſich die Poſthalter, wenn ſie recht höflich ſind, zu erbiethen, uns einen ſchriftlichen Schein auszuſtellen, daß dies weiter nicht von Conſequenz ſeyn ſolle. Hierauf aber laſſe man ſich nicht ein! Dies Document hat keinen Nutzen; Auf der nächſten Station wird man uns, wenn grade ein Paar Pferde müſſig ſtehen, nichts deſto weniger eben ſo viele vorſpannen, und uns wiederum einen Schein anbiethen, der eben ſo unwürkſam bleiben würde, als der erſte. Das ſicherſte Mittel in ſolchen Fällen iſt, entweder dem Wagenmeiſter ein gutes Trinkgeld zu geben, und den Poſtillon, welcher fahren ſoll, auf eben dieſe Art zu gewinnen, oder aber ein oder zwey Pferde mehr zu bezahlen, ohne ſie vorſpannen zu laſſen.

Wenn man Waſſer-Reiſen auf Ströhmen macht, oder Hausrath auf dieſe Weiſe fortbringen läſſt; ſo baue man nie auf die Verſprechungen der Schiffer, in Anſehung der Zeit, binnen welcher ſie an Ort und Stelle ſeyn wollen! Sie halten ſich mehrentheils unterwegens auf, um noch mehr Fracht zu ihrem Profit aufzunehmen, oder Schleichhandel zu treiben, wenn ſie heimlich Kaufmannsgüter mit eingeladen haben; es müſſte denn über dies alles der bündigſte ſchriftliche Contract aufgeſetzt ſeyn.

Wer zu Pferde reiſt, ſey es nun mit oder ohne Reitknecht, der darf ſich nicht auf die Leute in den Wirthshäuſern in Anſehung der Verpflegung ſeiner Cavallerie veranlaſſen, ſondern muß ſelbſt beſorgt ſeyn, oder ſeine Bedienten dazu anhalten, daß die Pferde in einem guten, reinen und geſunden Stalle, von fremden Gäulen getrennt, gehörig gewartet und gefüttert werden.

Man unternehme keine weite Reiſe auf Miethkleppern, wenn man nicht zuverläſſig weiß, daß die Pferde geſund und gut ſind, ein Paar Tage vorher geruht haben, und friſch fortgehen; Denn, wenngleich die Pferde-Verleyher ſehr ernſthaft zu bitten pflegen: man möge ja dem Gaule mit den Sporren nicht zu nahe kommen; er ſey gewaltig feurig; ſo ſind doch dieſe feurigen Bucephalen oft mit Sporren, Peitſchen und Verwünſchungen nicht aus der Stelle zu bringen.

Das Fußgehn iſt gewiß die angenehmſte Art zu reiſen. Man genieſſt die Schönheiten der Natur; Man kann ſich ohnerkannt unter allerley Leute miſchen, beobachten, was man auſſerdem nicht erfahren würde; Man iſt ungebunden; kann das freundlichſte Wetter und den ſchönſten Weg wählen; ſich aufhalten, einkehren, wenn und wo man will; Man ſtärkt den Cörper; wird weniger erhitzt und gerüttelt; hat Apetit, hat Schlaf, und iſt, wenn Müdigkeit und Hunger der Bewirthung das Wort reden, leicht mit jeder Koſt und jedem Lager zufrieden. Ich bin auf dieſe Weiſe einige Kreiſe von Teutſchland verſchiedenemal durchwandert, und habe unter andern auf ſolche Art die erſte genauere Bekanntſchaft mit dem Paradieſe von Teutſchland, mit der ſchönen Pfalz gemacht. Hier wurde der Entſchluß in mir reif, eine Zeitlang mich da niederzulaſſen, wo ich nachher vier Jahre hindurch ſo manche glückliche Stunde in der herrlichſten Gegend, an der Seite edler Menſchen und unvergeßlich lieber Freunde, verlebt habe, denen ich hier dies kleine Opfer treuer, dankbarer Hochachtung bringe. Aber ich habe doch auch gefunden, daß dieſe Art zu reiſen in Teutſchland mit einiger Schwierigkeit verknüpft iſt. Zuerſt hat man die Ungemächlichkeit, nur wenig Kleidungsſtücke, Bücher, Schriften und ſo ferner mit ſich führen zu können. Dieſem kann man indeſſen dadurch einigermaßen abhelfen, daß man, was etwa ein Bothe nicht tragen kann, mit der Poſt in die Haupt-Oerter ſchickt, durch welche man reiſen will. Allein eine zweyte Unbequemlichkeit beſteht darinn, daß dieſe, in Teutſchland für einen Mann von Stande ungewöhnliche Art zu reiſen, zu viel Aufmerkſamkeit erregt, und daß die Gaſthalter nicht eigentlich wiſſen, wie ſie uns behandeln ſollen. Iſt man nemlich beſſer gekleidet, als gewöhnliche Fußgänger; ſo hält man uns entweder für verdächtige Menſchen, für Abentheurer, oder für Geizhälſe; Man wird beobachtet, ausgefragt, und mit Einem Worte! man paſſt nicht in den Tarif, nach welchem die Wirthe ihre Fremden zu taxieren pflegen. Iſt man aber ſchlecht gekleidet; ſo wird man, wie ein reiſender Handwerkspurſche, in Dachſtübchen und ſchmutzige Betten einquartirt, oder man muß jedesmal weitläuftig erzählen, wer man iſt, und warum man nicht mit Kutſchen und Pferden erſcheint. Bey Fußreiſen iſt die Geſellſchaft eines verſtändigen und muntern Freundes vorzüglich angenehm.

Man verlaſſe ſich nicht auf die Bauern, wenn ſie uns Fußwege anzeigen, die näher als die gewöhnlichen ſeyn ſollen! So wie überhaupt dieſe Menſchen voll Vorurtheile und Anhänglichkeit an alte Gewohnheiten ſind; ſo gehen ſie auch immer die Wege, die vom Vater auf den Sohn herab, als die nächſten ſind anerkannt worden, ohne daß ſie Augenmaß und Ueberlegung gebrauchen, um die Irthümer ihrer Voreltern zu berichtigen.

3.

Ich komme jetzt zu dem Umgange mit **betrunkenen Leuten.** Der Wein erfreuet des Menſchen Herz, und wenn man dies Vehiculum nicht als ein nothwendiges Bedürfniß, ohne welches man durchaus nicht in frohe Laune zu ſetzen iſt, ſondern als ein Erweckungsmittel braucht, um in trüben Augenblicken den natürlichen guten Humor, der nie ganz aus dem Gemüthe eines ehrlichen Biedermanns weichen darf, unter dem Schutte von häuslichen Sorgen hervorzurufen; ſo habe ich nichts dagegen einzuwenden, ſondern geſtehe vielmehr, daß ich ſelbſt die wohlthätige Würkung dieſer herrlichen Arzeney aus dankbarer Erfahrung kenne. Allein

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-51468-9
KNIGGE,A.F.F.L.VON FN. 0372/026

lein kein Anblick iſt ſo wiedrig für den verſtändigen Mann, als der eines Menſchen, welcher ſich durch ſtarke Getränke um Sinne und Vernunft gebracht hat. Wenn dies aber auch nicht der Fall iſt; — ſo bleibt es ſchon unangenehm, der Einzige ganz Kaltblütige in einer Geſellſchaft von Leuten zu ſeyn, die ſich durch ein Gläschen über die Gebühr um einen Ton höher geſtimmt haben; und wenn man ſo den Tag mit ernſthaften Geſchäften hingebracht hat, und dann von ohngeſehr des Abends in einen Cirkel von ſolchen muntern Gäſten geräth; ſo iſt faſt kein anders Mittel zu finden, oder man müſſte denn von Natur immer zum Scherze aufgelegt ſeyn, als ein wenig mit zu zechen, um ſich den nemlichen Schwung zu geben.

Die Würkungen des Weins auf die Gemüther der Menſchen ſind aber, nach ihren natürlichen Temperamenten, ſehr verſchieden. Manche zeigen ſich äuſſerſt luſtig; Andre ſehr zärtlich, wohlwollend und offenherzig. Andre melancholiſch, ſchläferig, verſchloſſen; Andre hingegen geſchwätzig, und noch Andre zänkiſch, wenn ſie berauſcht ſind. Man thut wohl, der

Gelegenheit auszuweichen, mit Betrunkenen von dieſer letztern Art in Geſellſchaft zu gerathen. Iſt dies aber nicht zu vermeiden; ſo kann man doch darinn mehrentheils mit einem vorſichtigen, nachgebenden und höflichen Betragen, und dadurch, daß man ihnen nicht wiederſpricht, ſo ziemlich gut fortkommen. Daß man auf das, was ein Menſch im Rauſche verſpricht, nicht bauen dürfe; daß man ſich doppelt ernſtlich hüten müſſe, eine Ausſchweifung im Trunke zu begehn, wenn man weiß, daß man einen böſen Rauſch hat; daß es unedel gehandelt ſey, dieſen ſchwachen Zuſtand eines Menſchen zu nützen, um ihm Zuſagen oder Geheimniſſe zu entlocken, und endlich, daß man mit Leuten, die zu tief in die Flaſche geſchauet haben, keine ernſthafte Sachen verhandeln müſſe — das verſteht ſich wohl von ſelbſt.

Zwölftes Capittel.

Ueber die Art, mit Thieren umzugehn.

1.

In einem Buche über den Umgang mit Menſchen ſcheint wohl freylich ein Capittel über die Art, mit Thieren umzugehn, nicht an ſeinem Platze. Allein, was ich hierüber zu ſagen habe, iſt ſo wenig, und hat doch im Ganzen ſo viel Bezug auf das geſellſchaftliche Leben überhaupt, daß ich hoffen darf, man wird mir dieſe kleine Ausſchweifung gütigſt verzeyhn.

2.

Der Gerechte erbarmet ſich auch ſeines Viehes — Das iſt ein vortreflicher Spruch! ja! der edle, der gerechte Mann martert kein lebendiges Weſen. Wenn doch die hartherzigen, grauſamen, oder, um billiger zu urtheilen, zum Theil nur leichtſinnigen, verwilderten Menſchen, deren Augen ſich an der Quaal eines raſtlos umhergetriebenen Hirſches, oder an der Todesangſt eines in dem Schauplatze der Barbarey auf den Tod gehetzten Viehes weiden können; wenn die Un

Unbeſonnenen, die mit dem Leben eines armen Geſchöpfs, das in ihre kindiſchen Hände fällt, wie mit einem Balle ſpielen, Fliegen und Käfern Beine ausreiſſen, oder ſie ſpieſſen, um zu ſehn, wie lange ein alſo leidendes Thier in convulſiviſcher Pein fortleben kann; Wenn die vornehmen Müßiggänger, die, um die Ehre zu haben, am ſchnellſten der lieben Langeweile in den Rachen zu reiten oder zu fahren, ihre armen Pferde auf den Tod jagen; wenn Dieſe und Alle, die nicht erweicht werden durch den Anblick der geängſteten, duldenden, von dem grauſamſten aller Raubthiere, von dem Menſchen, mit kaltem Blute, nicht aus Hunger, ſondern aus Muthwillen nur gemarterten Creatur; nicht erweicht werden durch das anklagende Seufzen und Winſeln dieſer unglücklichen Geſchöpfe, zu ihrem und unſern gemeinſchaftlichen Schöpfer; wenn ſie doch nur bedenken wollten, daß dieſe Thiere zwar zu unſrer Nahrung auf der Erde ſind, nicht aber, um von uns gepeinigt zu werden, und das ſelbſt kein Engel das Recht haben könnte, mit dem Leben eines Geſchöpfs, dem Gott einen Othem eingeblaſen hat, ſein **Spielwerk zu treiben**; daß dies Verſündigung an dem Vater aller lebendigen Weſen iſt; daß ein Thier eben ſo ſchmerzhaft, Mishandlung, barbariſchen Misbrauch größerer Stärke und Wehe fühlt, als wir, und vielleicht noch lebhafter, da ſeine ganze Exiſtenz auf ſinnliche Empfindungen beruht; daß dieſe Exiſtenz vielleicht ſeine erſte Stufe iſt, um, auf der Leiter der Schöpfung dahinauf zu ſteigen, wo wir itzt ſtehen; daß Grauſamkeit gegen unvernünftige Weſen ohnmerklich zur Härte und Grauſamkeit gegen unſre vernünftigen Nebengeſchöpfe führt — Wenn ſie doch das alles fühlen, und ihr Herz dem ſanften Mitleiden gegen alle Creaturen eröfnen wollten!

3.

Doch wünſche ich, man möge dieſe Exclamationen nicht auf die Rechnung einer abgeſchmackten Empfindeley ſchreiben. Es giebt ſo zarte Männlein und Weiblein, die gar kein Blut ſehn können, die zwar mit großem Apetit ihr Rebhühnchen verzehren; aber ohnmächtig werden würden, wenn ſie eine Taube abſchlachten ſehn müſſten; Leute, deren Federn und Zungen mit moraliſchem Gifte und Dolche den Freund

und Bruder verfolgen, aber mitleidig einer matten Fliege das Fenſter öfnen, damit ſie fern von ihren Augen — zertreten werden könne, die ihre Bedienten in dem rauheſten Wetter ohne Noth ſtundenlang umherjagen, aber dagegen herzlich den armen Sperling bedauern, der, wenn es regnet, ohne Paraplü und Ueberrock, herumfliegen muß. Zu dieſen ſüßen Seelchen gehöre ich nicht, halte auch nicht alle Jäger für grauſame Menſchen — Es muß ja dergleichen Leute geben, ſo wie wir, wenn keine Schlächter in der Welt wären, blos von Speiſen aus dem Pflanzenreiche leben müſſten — Aber ich verlange nur, daß man nicht ohne Zweck und Nutzen Thiere martern noch ein vornehmes Vergnügen darinn ſuchen ſolle, mit wehrloſen Geſchöpfen einen ungleichen Krieg zu führen.

4.

Ich habe immer nicht begreifen können, welche Freude man daran haben kann, Thiere in Kefigen und Kaſten einzuſperren. Der Anblick eines lebendigen Weſens, das auſſer Stand geſetzt iſt, ſeine natürlichen Kräfte zu nützen und zu entwickeln, darf keinem verſtändigen

Manne Freude gewähren. Wer mir daher einen ſchönen Vogel in einem Bauer ſchenken will, dem kann ich vorherſagen, daß das einzige Vergnügen, welches er mir dadurch verſchaffen kann, das ſeyn wird, ſein Baur zu öfnen, und das arme Thier aus der Sclaverey in Gottes freye Luft hinausfliegen zu laſſen; Auch iſt eine Menagerie, in welcher wilde Thiere mit großen Koſten in kleinen Verſchlägen aufbewahrt werden, meiner Meinung nach, ein ſehr ärmlicher Gegenſtand der Unterhaltung.

5.

Noch abgeſchmackter aber ſcheint es mir, wenn man ſich an einem Vogel ergötzt, der ſeinen ſchönen wilden Geſang hat vergeſſen müſſen, um vom Morgen bis zu dem Abend die Melodie einer elenden Polonaiſe zu pfeifen, oder wenn man Geld ausgiebt, um einen Hund zu ſehn, den man gelehrt hat, einen Reverenz wie ein Tanzmeiſter zu machen, und auf den Wink ſeines Meiſters anzudeuten, wie viel ſchöne Junggeſellen in der Verſammlung ſind.

6.

Habe ich aber diejenigen getadelt, die grauſam gegen Thiere verfahren; ſo muß ich doch auch ſagen, daß Andre in die entgegengeſetzte Uebertreibung fallen, indem ſie mit dem Viehe, wie mit Menſchen umgehen. Ich kenne Damen, die ihre Katze zärtlicher umarmen, als ihre Ehegatten; junge Herrn, die ihren Pferden ſorgſamer aufwarten, als ihren Oheimen und Baaſen, und Männer, die gegen ihre Hunde mehr Zärtlichkeit, Schonung und Nachſicht beweiſen, als gegen ihre Freunde, welches denn nun freylich ein Verfahren iſt, welches ich eben ſo wenig billigen kann.

Dreyzehntes Capittel.

Ueber den Umgang mit ſich ſelbſt.

1.

Die Pflichten gegen uns ſelbſt ſind die wichtigſten und erſten, und alſo der Umgang mit unſrer eigenen Perſon gewiß weder der unnützeſte, noch unintereſſanteſte. Es iſt daher nicht zu verzeyhn, wenn man ſich immer unter andern Menſchen umhertreibt, über den Umgang mit Menſchen ſeine eigene Geſellſchaft vernachläſſigt, gleichſam vor ſich ſelber zu fliehn ſcheint, ſein eigenes Ich nicht cultiviert, und ſich doch ſtets um fremde Händel bekümmert. Wer täglich herumrennt, wird fremd in ſeinem eigenen Hauſe; Wer immer in Zerſtreuungen lebt, wird fremd mit ſeinem eigenen Herzen, muß im Gedränge müßiger Leute ſeine innere Langeweile zu tödten trachten, büßt das Zutrauen zu ſich ſelber ein, und iſt verlegen, wenn er ſich einmal vis à vis de ſoi-même befindet. Wer nur ſolche Cirkel ſucht, in welchen er geſchmeichelt wird, verliehrt ſo ſehr den Geſchmack an der Stimme der Wahrheit, daß er dieſe Stimme zuletzt nicht einmal mehr aus ſich ſelber hören mag; Er rennt dann lieber, wenn das Gewiſſen ihm dennoch unangenehme Dinge ſagt, fort, in das Getümmel hinein, wo dieſe wohlthätige Stimme überſchrien wird.

2.

Hüte Dich alſo, Deinen treueſten Freund, Dich ſelber, ſo zu vernachläſſigen, daß dieſer treue Freund Dir den Rücken kehre, wenn Du Seiner am nöthigſten bedarfſt. Ach! es kommen Augenblicke, in denen Du Dich ſelbſt nicht verlaſſen darfſt, wenn Dich auch jedermann verläſſt; Augenblicke, in welchen der Umgang mit Deinem Ich der einzige tröſtliche iſt — Was wird aber in ſolchen Augenblicken aus Dir werden, wenn Du mit Deinem eigenen Herzen nicht in Frieden lebſt, und auch von dieſer Seite aller Troſt, alle Hülfe Dir verſagt wird?

3.

Willſt Du aber im Umgange mit Dir Troſt, Glück und Ruhe finden; ſo muſſt Du eben ſo vorſichtig, redlich, fein und gerecht mit Dir ſelber umgehn, als mit Andern, alſo daß

Du Dich weder durch Mishandlung erbitterſt und niederdrückeſt, noch durch Vernachläſſigung zurückſetzeſt, noch durch Schmeicheley verderbeſt.

4.

Sorge für die Geſundheit Deines Leibes und Deiner Seele; aber verzärtele beyde nicht! Wer auf ſeinen Cörper losſtürmt; der verſchwendet ein Gut, welches oft allein hinreicht, ihn über Menſchen und Schickſal zu erheben, und ohne welches alle Schätze der Erde eitle Bettel-Waare ſind. Wer aber jedes Lüftchen fürchtet, und jede Anſtrengung und Uebung ſeiner Glieder ſcheuet; der lebt ein ängſtliches, nervenloſes Auſter-Leben, und verſucht es vergeblich, die verroſteten Federn in den Gang zu bringen, wenn er in den Fall kömmt, ſeiner natürlichen Kräfte zu bedürfen. Wer ſein Gemüth ohne Unterlaß dem Sturme der Leidenſchaften preisgiebt, oder die Seegel ſeines Geiſtes unaufhörlich ſpannt; der rennt auf den Strand, oder muß mit abgenutztem Feuerzeuge nach Hauſe lavieren, wenn grade die beſte Jahrszeit zu neuen Entdeckungen eintritt. Wer aber die Facultäten ſeines Verſtandes und Gedächtniſſes immer ſchlummern läſſt, oder vor jedem kleinen Kampfe, vor jeder Art von weniger angenehmen Anſtrengung zurückbebt, der hat nicht nur wenig wahren Genuß, ſondern iſt auch ohne Rettung verlohren, da wo es auf Kraft, Muth und Entſchloſſenheit ankömmt.

Hüte Dich vor eingebildeten Leiden des Leibes und der Seele! Laß Dich nicht gleich niederbeugen von jedem wiedrigen Vorfalle, von jeder cörperlichen Unbehaglichkeit! Faſſe Muth! Sey getroſt! Alles in der Welt geht vorüber; alles läſſt ſich überwinden, durch Standhaftigkeit; alles läſſt ſich vergeſſen, wenn man ſeine Aufmerkſamkeit auf einen andern Gegenſtand heftet.

5.

Reſpectire Dich ſelbſt, wenn Du willſt, daß Andre Dich reſpectieren ſollen! Thue nichts im Verborgenen, deſſen Du Dich ſchämen müſſteſt, wenn es ein Fremder ſähe. Handle, weniger Andern zu gefallen, als um Deine eigene Achtung nicht zu verſcherzen, gut und anſtändig! Selbſt in Deinem Aeuſſern, in Deiner Kleidung ſieh Dir nicht nach, wenn Du allein biſt! Gehe nicht ſchmutzig, nicht lumpicht, nicht unrechtlicht, nicht krumm, noch mit groben Manieren einher, wenn Dich niemand beobachtet! Miskenne Deinen eigenen Werth nicht! Verliehre nie die Zuverſicht zu Dir ſelber, das Bewuſſtſeyn Deiner Menſchen-Würde, das Gefühl, wenn nicht eben ſo weiſe und geſchickt als manche Andre zu ſeyn, doch weder an Eifer es zu werden, noch an Redlichkeit des Herzens irgend jemand nachzuſtehn!

6.

Verzweifle nicht, werde nicht mismüthig, wenn Du nicht die moraliſche oder intellectuelle Höhe erreichen kannſt, auf welcher ein Andrer ſteht, und ſey nicht ſo unbillig, andre gute Seiten an Dir zu überſehn, die Du vielleicht vor Jenem voraus haben magſt! — Und wäre das auch nicht der Fall! Müſſen wir denn Alle groß ſeyn?

Stimme Dich auch herab von der Begierde zu herrſchen, eine glänzende Haupt-Rolle zu ſpielen. Ach wüſſteſt Du wie theuer man das oft erkaufen muß! Ich begreife es wohl, dieſe Sucht, ein großer Mann zu ſeyn, iſt bey dem innern Gefühle von Kraft und wahrem Werthe ſchwer abzulegen. Wenn man ſo unter mittelmäßigen Geſchöpfen lebt, und ſieht, wie wenig Dieſe erkennen und ſchätzen, was in uns iſt, wie wenig man über ſie vermag, wie die elendeſten Pinſel, die alles im Schlafe erlangen, aus ihrer Herrlichkeit herunterblicken — Ja! es iſt wohl freylich hart! — Du verſuchſt es in allen Fächern; Im Staate geht es nicht; Du willſt in Deinem Hauſe groß ſeyn; aber es fehlt Dir an Gelde, an dem Beyſtande Deines Weibes; Deine Laune wird von häuslichen Sorgen niedergedrückt; und ſo geht denn alles den Werkeltags-Gang; Du empfindeſt tief, wie ſo alles in Dir zu Grunde geht; Du kannſt Dich durchaus nicht entſchlieſſen, ein gemeiner Kerl zu werden, in der Fuhrmanns-Gleiſe fortzuziehn — Das alles fühle ich mit Dir; Allein verliehre doch darum nicht den Muth, den Glauben an Dich ſelbſt und an die Vorſehung! Gott bewahre Dich vor dieſem vernichtenden Unglücke! Es giebt eine Größe — und wer die erreichen kann, der ſteht hoch über Alle — Dieſe Größe iſt unabhängig von Menſchen, Schickſalen und äuſſerer Schätzung. Sie beruht auf innerem Bewuſſtſeyn; und ihr Gefühl verſtärkt ſich, je weniger ſie erkannt wird.

7.

Sey Dir ſelber ein angenehmer Geſellſchafter! Mache Dir keine Langeweile! das heiſſt: Sey nie ganz müſſig! Lerne Dich ſelbſt nicht zu ſehr auswendig; ſondern ſammle aus Büchern und Menſchen neue Ideen! Man glaubt es gar nicht, welch' ein eintöniges Weſen man wird, wenn man ſich immer in dem Cirkel ſeiner eigenen Lieblings-Begriffe herumdreht, und wie man dann alles wegwirft, was nicht unſer Siegel an der Stirne trägt.

8.

Es iſt aber nicht genug, daß Du Dir ein lieber, angenehmer und unterhaltender Geſellſchafter ſeyeſt, Du ſollſt Dich auch, fern von Schmeicheley, als Deinen eigenen treueſten und aufrichtigſten Freund zeigen, und wenn Du eben ſo viel Gefälligkeit gegen Deine Perſon als gegen Fremde haben willſt; ſo iſt es auch Pflicht, eben ſo ſtrenge gegen Dich als gegen Andre zu ſeyn. Gewöhnlich erlaubt man ſich alles, verzeyht ſich alles, und Andern nichts; giebt bey eigenen Fehltritten, wenn man ſie auch dafür anerkennt, dem Schickſale, oder unwiederſtehlichen Trieben die Schuld, iſt aber weniger tolerant gegen die Verirrungen ſeiner Brüder — Das iſt nicht gut gethan.

9.

Miß auch nicht Dein Verdienſt darnach ab, daß Du ſageſt: „ich bin beſſer, als Dieſer „und Jener, von gleichem Alter, Stande, und „ſo ferner;“ ſondern nach den Graden Deiner Fähigkeiten, Anlagen, Erziehung, und der Gelegenheit, die Du gehabt haſt, weiſer und beſſer zu werden, als Viele. Halte hierüber oft in einſamen Stunden Abrechnung mit Dir ſelber, und frage Dich als ein ſtrenger Richter, wie Du alle dieſe Winke zu höherer Vervollkommung genützt habeſt!

Vierzehntes Capittel.

Ueber das Verhältniß zwiſchen Schriftſteller und Leſer.

1.

Ich halte es für billig, bevor ich die Werk über den Umgang mit Menſchen beſchlieſſe, mit meinen Leſern auch ein Paar Worte über unſre wechſelſeitigen Verhältniſſe gegen einander zu reden. Zuerſt alſo einige Bemerkungen über den Beruf, den ein Mann haben kann, ein Buch zu ſchreiben!

Es iſt in der Vorrede zum erſten Theile geſagt worden, daß ich Schriftſtellerey in unſern Zeiten für nichts mehr, als für ſchriftliche Unterredung mit der Leſewelt halte, und daß man es dann im freundſchaftlichen Geſpräche ſo genau nicht nehmen dürfe, wenn auch einmal ein unnützes Wort mit unterliefe. Man ſoll es alſo dem Schriftſteller nicht übel ausdeuten, wenn er, verführt von ein wenig Geſchwätzigkeit, von der Begierde, über irgend eine Materie allerley Arten von Menſchen ſeine Gedanken mitzutheilen,

len, etwas drucken läſſt, das nicht grade die Quinteſſenz von Weisheit, Witz, Scharfſinn und Gelehrſamkeit enthält. Es iſt überhaupt ſehr viel ſchwerer als man glauben ſollte, ſeine eigenen Producte zu beurtheilen; Nicht nur weil unſre Eitelkeit da in das Spiel kömmt; ſondern auch weil die Objecte, über deren Beobachtung wir lange gebrütet, für uns, eben durch das Nachdenken, welches wir darauf verwendet, einen ſolchen Werth bekommen haben können, daß wir unſre Gedanken darüber für äuſſerſt wichtig halten, indeß einem Andern, was wir auch davon ſagen mögen unwichtig und gemein vorkömmt. Und haben wir etwa gar Sprache und Beredſamkeit nicht in unſrer Gewalt; oder ſind verſtimmt zu der Zeit, wenn wir unſre Gedanken zu Papier bringen wollen; oder vergeſſen, daß der Gegenſtand, über welchen wir ſchreiben, nur durch kleine ſpecielle Beziehungen auf unſre dermalige Lage, die ſich nicht mit übertragen laſſen, uns am Herzen liegt; oder dies Herz iſt zu voll, um, was es empfindet, nach der Reyhe herérzählen zu können; ſo geſchieht es, daß wir etwas ſchreiben, welches uns, die wir alle Neben-Begriffe daran knüpfen, die dazu gehören das Bild auszumalen, ſehr intereſſant ſcheint, jeden Andern aber jähnen macht und mit Unwillen gegen uns erfüllt. Indem es nun desfalls leicht geſchehn kann, daß ſelbſt ein verſtändiger Mann, von Eitelkeit geblendet, oder durch jene Gefühle irregeleitet, ein Buch ſchreibt, das andre Menſchen für ein unnützes und langweiliges Buch halten; ſo kann und darf es doch nie einem verſtändigen Manne begegnen, etwas öffentlich vor dem Publico zu reden, das gegen Moralität und geſunde Vernunft ſtritte, oder wodurch er einem ſeiner Mitmenſchen Schaden zufügte. Denn wenn gleich Schriftſtellerey nur Unterredung iſt; ſo iſt ſie doch eine ſolche Unterredung, auf welche man ſich ſo lange Zeit zu beſinnen Muße gehabt hat, als dazu gehört, jeden unſittlichen, ganz ſchiefen und boshaften Gedanken zu unterdrücken. Ich meine daher, alles was das Publicum von einem Schriftſteller, der ohne zu weit getriebene Anſprüche auftritt, fordern kann, iſt, daß er durch ſeine Werke nichts dazu beytrage, Corruption, Dummheit und Intoleranz zu verbreiten. Alles Uebrige: Beruf zu ſchreiben; Wahl des Gegenſtands; Einkleidung; Anſprüche auf

Ruhm, Beyfall, Lob; zu ſtiftender Nutzen; einzunehmender Gewinn; Hofnung auf Unſterblichkeit — das alles iſt ſeine Sache, und es geht auf ſeine Gefahr, wenn er ſich dem Schimpfe ausſetzt, entweder in der Stille zu Fuße vom Parnaſſe wieder herunterſchleichen zu müſſen, oder von der Meute der Rezenſenten parforce gejagt zu werden.

2.

Wenn alſo ein Autor nichts Schädliches und nichts Unſinniges ſagt; ſo muß man ihm erlauben, ſeine Gedanken drucken zu laſſen; Wenn er etwas Nützliches ſagt, ſo macht er ſich ein Verdienſt um das Publicum — Aber wird deswegen ſein Buch auch gewiß gefallen? Das iſt wieder eine ganz andre Frage. Allgemeiner Beyfall, von Guten und Böſen, von Weiſen und Thoren, von Hohen und Niedern? — Ey nun! wer wird ſo eitel ſeyn, darauf Anſpruch zu machen? Aber um auch nur dem größten Theile der Leſewelt zu gefallen; welche niedrige Mittel wählt da nicht mancher Schriftſteller? — Wer ſich nicht, in Anſehung der Form, der Einkleidung, des Titels ſeines Buchs, nach dem

Geſchmacke des Jahrs richtet; Wer keine Annecdötzen einmiſcht; Wer nicht dafür ſorgt, daß ſein Werckgen hübſch fein gedruckt und mit Bildlein ausgeziert ſey; Wer herrſchende Vorurtheile, Mode-Syſteme, glänzende Thorheiten, politiſchen, kirchlichen, gelehrten und moraliſchen Despotismus angreift, oder lächerlich macht; Wer ſich einen Verleger wählt, auf den die andern Buchhändler neidiſch, dem ſie feind ſind; Wer ſich nicht demüthig unter den Schutz irgend eines gelehrten Poſaunen-Blaſers begiebt; Wer nicht die Schreyer im Publico und Die, welche in der feinen Welt den Ton angeben, zu gewinnen ſucht; Wer zu beſcheiden auftritt; Wer ſein Buch einem Manne widmet, oder in demſelben einem Manne Gerechtigkeit wiederfahren läſſt, deſſen Verdienſte beneidet, verfolgt werden — der wird, wenigſtens in dieſer Generation, ſein Glück als Autor nicht machen, und auch ſein nützlichſtes Werk bald als Maculatur behandelt ſehn. Ich rathe daher, die unſchuldigſten unter dieſen kleinen Autorkünſten nicht gänzlich zu vernachläſſigen.

3.

Reden wir jezt aber auch von dem Betragen, von den Pflichten des Leſers gegen den Schriftſteller! Zuerſt ſoll, denke ich, Jener nie vergeſſen, daß Dieſer ſich nicht nach dem Geſchmacke jedes Einzelnen richten kann. Was für Dich, in Deiner Lage, in Deiner Stimmung, höchſt intereſſant iſt, das ſcheint einem Andern vielleicht äuſſerſt langweilig und unbedeutend, und wahrlich der Mann müſſte ein Hexenmeiſter ſeyn, der ein Buch verfaſſen könnte, in welchem Jeder für ſein Paar Groſchen fände, was er ſuchte. Es giebt Bücher, die man durchaus nur dann leſen muß, wenn man eben ſo geſtimmt iſt, als der Mann war, der ſie ſchrieb, ſo wie es auch andre giebt, deren Sinn und Schönheit man immer, in jeder Laune, faſſen, und ſich eigen machen kann. Nicht immer ſind darum **Jene** geiſtvoll, groß und erhaben von Inhalte, noch im Gegentheil immer ſchwärmeriſch und fieberhaft. Nicht immer enthalten darum **Dieſe** lauter beſtimmte, ewige Wahrheiten, auf kalte, unwiederlegbare, allein des vollkommnen Mannes würdige, unerſchütterliche Philoſophie gegründet, oder, im Gegentheile, nicht immer gemeine, ohne Mühe leicht zu verdauende Seelen-Speiſe. Sey alſo nicht zu ſtrenge, mein gelehrtes Leſerlein! in Beurtheilung eines ſonſt nicht ſchlecht geſchriebenen Buchs! oder behalte wenigſtens Deine Meinung darüber in Deinem Kopfe, in welchem oft viel leerer Raum iſt, und verſchreye das Buch nicht! Am wenigſten aber laß Dich verleiten, den moraliſchen Character des Schriftſtellers, auf bloße Muthmaßung, bey dieſer Gelegenheit anzugreifen, ihm ſchädliche Abſichten beyzumeſſen, ſeinen Worten einen erzwungenen Sinn zu geben, und ſeine Winke hämiſch auszudeuten! Beurtheile nicht ein Buch, wenn Du nur einzelne Stellen daraus geleſen haſt, und bethe nicht das Lob und den Tadel unwiſſender, boshafter, oder feiler Rezenſenten nach!

Funfzehntes Capittel.

Noch einige allgemeine Vorſchriften für den Umgang mit Menſchen.

1.

Strebe nach Vollkommenheit, aber nicht nach dem Scheine der Vollkommenheit und Ohnfehlbarkeit! Die Menſchen beurtheilen und richten Dich nach dem Maßſtabe Deiner Prätenſionen, und ſie ſind noch billig, wenn ſie nur das thun, wenn ſie Dir nicht Prätenſionen aufbürden. Dann heiſſt es, wenn Du auch nur des kleinſten Fehlers Dich ſchuldig machſt: „Einem ſolchen Manne iſt das gar nicht zu verzeyhn;" und da die Schwachen ſich ohnehin ein Feſt daraus machen, an einem Menſchen, der ſie verdunkelt, Mängel zu entdecken; ſo wird Dir ein einziger Fehltritt höher angerechnet, als Andern ein ganzes Regiſter von Bosheiten und Pinſeleyen.

2.

Sey aber nicht gar zu ſehr ein Sclave der Meinungen Andrer von Dir! Sey ſelbſtſtändig! Was kümmert Dich am Ende das Urtheil der ganzen Welt, **wenn Du thuſt, was Du ſollſt?** und was iſt Deine ganze Garderobe von äuſſern Tugenden werth, wenn Du dieſen Flitterputz nur über ein ſchwaches, niedriges Herz hangſt, um in Geſellſchaften Staat damit zu machen?

3.

Enthülle nie auf unedle Art die Schwächen Deiner Nebenmenſchen, um Dich zu erheben! Ziehe nicht ihre Fehler und Verirrungen an das Tageslicht, um auf ihre Unkoſten zu ſchimmern!

4.

Schreibe nicht auf Deine Rechnung das, wovon Andern das Verdienſt gebührt! Wenn man Dir, aus Achtung gegen einen edeln Mann, dem Du angehörſt, Vorzug oder Höflichkeit beweiſt; ſo brüſte Dich damit nicht; ſondern ſey beſcheiden genug, zu fühlen, daß dies alles vielleicht wegfallen würde, wenn Du einzeln aufträteſt! Suche aber ſelbſt zu verdienen, daß man Dich um Deinetwillen ehre! Sey lieber das kleinſte Lämpgen, das einen dunkeln Winkel mit eigenem Lichte erleuchtet, als ein großer Mond einer fremden Sonne, oder gar Trabant eines Planeten!

5.

Sey ſtrenge pünctlich, ordentlich, arbeitſam, fleiſſig in Deinem Berufe, treu imWorthalten! Bewahre Deine Papiere, Deine Schlüſſel und alles ſo, daß Du jedes einzelne Stück auch im Dunkeln finden könneſt! Verfahre noch ordentlicher mit fremden Sachen! Verleyhe nie Bücher, oder andre Dinge, die Dir geliehn worden! — Jedermann geht gern mit einem Menſchen um, und treibt Geſchäfte mit ihn, wenn man ſich auf ſeine Pünctlichkeit in Wort und That verlaſſen kann.

6.

Mache einigen Unterſchied in Deinem äuſſern Betragen, gegen die Menſchen, mit denen Du umgehſt, in den Zeichen von Achtung, die Du ihnen beweiſeſt! Reiche nicht Jedem Deine rechte Hand dar! Umarme nicht Jeden! Drücke nicht Jeden an Dein Herz! Was bewahrſt

Du den Beſſern und Geliebten auf, und wer wird Deinen Freundſchafts-Bezeugungen trauen, ihnen Werth beylegen, wenn Du ſo verſchwenderiſch in Austheilung derſelben biſt?

7.

Sey, was Du biſt, immer ganz, und immer der Nemliche! Nicht heute warm, morgen kalt; heute grob, morgen höflich und zuckerſüß; heute der luſtige Geſellſchafter, morgen trocken und ſtumm, wie eine Bildſäule! Mit ſolchen Leuten iſt übel umzugehn; Sie überhäufen uns, wenn ſie grade in guter Laune ſind, oder niemand um ſich haben, der vornehmer als wir, oder ſpashafter, oder ein größerer Schmeichler iſt, mit allen Zeichen der herzlichſten, vertraulichſten Freundſchaft. Wir bauen darauf, und wollen wenig Tage nachher den Mann wieder beſuchen, der uns ſo gern bey ſich ſieht, der uns ſo freundlich eingeladen hat, recht oft zu kommen. Wir gehen hin, und werden nun ſo froſtig und verdrießlich empfangen, oder man läſſt uns ohne Unterhaltung in einer Ecke ſitzen, antwortet uns nur mit abgebrochenen Silben, weil man grade von Creaturen umgeben iſt, die mehr

Weyrauch ſpenden, als wir. Von ſolchen Menſchen muß man ſich ohnmercklich zurückziehn, und wenn ſie nachher in einem Augenblicke von Langerweile uns wieder aufſuchen, gleichfals gegen ſie den Spröden machen, und ihnen unter den Händen fortſchlüpfen.

8.

Rede nicht zu viel von Dir ſelber, auſſer in dem Cirkel Deiner vertrauteſten Freunde, von welchen Du weiſſt, daß die Sache des Einen unter ihnen, eine Angelegenheit für Alle iſt; und auch da bewache Dich, daß Du nicht Egoismus zeigeſt! Vermeide ſelbſt dann zu viel von Dir zu reden, wenn gute Freunde, wie es vielfältig geſchieht, das Geſpräch aus Höflichkeit auf Deine Perſon, auf Deine Schriften und dergleichen leiten! Beſcheidenheit iſt eine der liebenswürdigſten Eigenſchaften, und macht um ſo vortheilhaftere Eindrücke, je ſeltener dieſe Tugend in unſern Tagen wird. Sey alſo auch nicht ſo bereit, jedermann Deine Schriften ohnberufen vorzuleſen, Deine Anlagen zu zeigen und Deine rühmlichen Handlungen zu erzählen, noch auf feine Art Gelegenheit zu geben, daß man Dich darum bitten müſſe!

9.

Wiederſprich Dir nicht ſelbſt im Reden, ſo daß Du einen Satz behaupteſt, deſſen Gegentheil Du ein andermal vertheydigt haſt! Man kann ſeine Meinung von Dingen ändern, allein man thut doch wohl, in Geſellſchaft nicht eher, wenigſtens nicht entſcheidend zu urtheilen, als bis man alle Gründe vor und gegen dieſelben gehörig abgewogen hat.

10.

Hüte Dich, in den Fehler Derjenigen zu verfallen, die aus Mangel an Gedächtniß, oder an Aufmerkſamkeit auf ſich, oder weil ſie ſo verliebt in ihre eigenen Einfälle ſind, die nemlichen Hiſtörchen, Annecdoten, Späße, Wortſpiele, witzigen Vergleichungen und ſo ferner, bey jeder Gelegenheit wiederholen!

11.

Würze nicht Deine Unterhaltung mit Zweydeutigkeiten, mit Anſpielungen auf Dinge, die entweder Eckel erwecken, oder keuſche Wangen erröthen machen! Zeige auch keinen Beyfall, wenn Andre dergleichen vorbringen! Ein verſtänſtändiger Mann kann an ſolchen Geſprächen keine Luſt haben.

12.

Flicke keine platte Gemeinſprüche in Deine Reden ein! zum Beyſpiel: daß Geſundheit ein ſchätzbares Gut; daß das Schlittenfahren ein kaltes Vergnügen; daß Jeder ſich ſelbſt der Nächſte ſey; daß, was lange dauert, gut werde, wovon ich das Gegentheil zu beweiſen übernehme; daß man durch Schaden klug werde, welches leider! ſelten eintrifft; oder daß die Zeit ſchnell hingehe — welches, im Vorbeygehn zu ſagen! gar nicht wahr iſt; denn da die Zeit nach einem beſtimmten Maaßſtabe berechnet wird; ſo geht ſie nicht ſchneller vorbey, als ſie grade muß, und Der welchem ein Jahr kürzer vorkömmt, als es iſt, der muß in demſelben über Gebühr geſchlafen haben, oder ſonſt ſeiner Sinne nicht mächtig geweſen ſeyn. Solche Sprüchwörter ſind ſehr langweilig und nicht ſelten ſinnlos und unwahr.

13.

Beläſtige nicht die Leute, mit welchen Du umgehſt, mit unnützen Fragen! Es giebt Menſchen, die, nicht eben aus Vorwitz und Neugier, ſondern weil ſie nun einmal gewöhnt ſind, ihre Geſpräche in Cathechiſations-Form zu verfaſſen, uns durch Fragen ſo beſchwerlich werden, daß es gar nicht möglich iſt, auf unſre Weiſe mit ihnen in Unterhaltung zu kommen.

14.

Lerne Wiederſpruch ertragen! Sey nicht kindiſch eingenommen von Deinen Meinungen! Werde nicht hitzig noch grob im Zanke! Auch dann nicht, wenn man Deinen ernſthaften Gründen Spott und Perſifflage entgegenſetzt! Du haſt, bey der beſten Sache, ſchon halb verlohren, wenn Du nicht kaltblütig bleibſt, und wirſt wenigſtens auf dieſe Art nie überzeugen.

15.

An Oertern, wo man ſich zur Freude verſammelt; beym Tanze, in Schauſpielen und dergleichen, rede mit niemand von häuslichen Geſchäften, noch viel weniger von verdrießlichen Dingen! Man geht dahin, um ſich zu erholen, um auszuruhn, um kleine und große Sorgen abzuſchütteln, und es iſt alſo unbeſcheiden, jemand

mand mit Gewalt wieder mitten in ſein tägliches Joch hineinſchieben zu wollen.

16.

Es giebt kleine geſellſchaftliche Unſchicklichkeiten und Inconſequenzen, die man vermeiden, und wobey man immer überlegen muß, wie es wohl ausſehn würde, wenn Jeder von den Anweſenden ſich die nemliche Freyheit erlauben wollte; zum Beyſpiel: während der Predigt zu ſchlafen; in Concerten zu plaudern; bey dem Tanze zugleich die Melodie mit zu ſingen; in Schauſpielen ſo hinzutreten, daß man nicht über uns wegſehn kann; in jede Verſammlung ſpäter zu kommen, früher wegzugehn, oder länger zu verweilen, als alle übrigen Mitglieder der Geſellſchaft.

17.

Erzähle nicht leicht Annecdoten, beſonders nie ſolche, die irgend jemand in ein nachtheiliges Licht ſetzen, auf bloßes Hörenſagen nach! Sehr oft ſind ſie gar nicht auf Wahrheit gegründet; oder ſchon durch ſo viel Hände gegangen, daß ſie wenigſtens vergrößert, verſtümmelt worden, und dadurch eine weſentlich andre Geſtalt bekommen haben. Vielfältig kann man dadurch unſchuldigen guten Leuten ernſtlich ſchaden, und noch öfter ſich ſelber großen Verdruß zuziehn.

18.

Hüte Dich, aus einem Hauſe in das andre Nachrichten zu tragen, vertrauliche Tiſchreden, Familien-Geſpräche, Bemerkungen, die Du über das häusliche Leben von Leuten, mit welchen Du viel umgehſt, gemacht haſt, und dergleichen auszuplaudern! Wenn dies auch nicht eigentlich aus Bosheit geſchieht; ſo kann doch eine ſolche Geſchwätzigkeit Mistraun gegen Dich, und allerley Zwiſt und Verſtimmung veranlaſſen.

19.

Ueber die Gewohnheit, Paradoxen vorzubringen; über Wiederſprechungsgeiſt, Disputirſucht, Citiren und Berufen auf die Meinungen und Ausſprüche Andrer, habe ich mich im zehnten Capittel dieſes Theils erklärt, und beziehe mich hier darauf.

20.

Nimm nicht Theil daran; lächle nicht beyfällig; thue lieber, als hörteſt Du es gar nicht, wenn jemand einem Dritten unangenehme Dinge ſagt, oder ihn beſchämt! Die Feinheit eines ſolchen Betragens wird gefühlt, und oft dankbar belohnt.

21.

So wie ich im ſieben und zwanzigſten Abſchnitte des erſten Capitels im erſten Theile erinnert habe, daß es nicht gut ſey, jemand mit erdichteten böſen Nachrichten einen Augenblick in Verlegenheit zu ſetzen; ſo halte ich es auch für unſchicklich, einem Freunde, aus Scherz, wie es die Gewohnheit mancher Leute iſt, mit ſelbſt erfundenen erfreulichen Neuigkeiten ein kurzes Vergnügen zu machen, das nachher vereitelt wird. Das alles iſt Neckerey, durch welche die Freuden des Umgangs nicht gewürzt, ſondern verſalzen werden.

22.

Bekümmere Dich nicht um die Handlungen Deiner Nebenmenſchen, in ſo fern ſie nicht Bezug auf Dich, oder ſo ſehr auf die Moralität im Ganzen haben, daß es Verbrechen ſeyn würde, darüber zu ſchweigen! Ob jemand langſam oder ſchnell geht, viel oder wenig ſchläft, oft oder ſelten zu Hauſe, prächtig oder lumpicht gekleidet iſt, Wein oder Bier trinkt, Schulden oder Capitalien macht, eine Geliebte hat, oder nicht — was geht das Dich an wenn Du nicht ſein Vormund biſt?

23.

Es giebt faſt in jeder Stadt eine Parthey Unzufriedener; ſey es nun mit der Regierung, oder nur mit der Geſellſchaft. Zu Dieſen geſelle Dich nicht! Wähle nicht unter ihnen Deinen Umgang! Dieſe Malcontenten glauben ſich nicht geehrt genug, oder ſind unruhige Köpfe, Läſtermäuler, Menſchen voll unvernünftiger Prätenſionen, ränkevolle, oder unſittliche Leute. Da ſie nun, einer dieſer Urſachen wegen, von ihren Mitbürgern geflohn werden; ſo ſuchen ſie unter ſich eine Art von Bündniß zu errichten, in welches ſie, wenn ſie können, verſtändige und wackre Männer, zu ihrer Verſtärkung, durch Schmeicheley hinein ziehen. Laß Dich weder darauf, noch überhaupt auf das ein, was Parthey und Faction genannt werden kann, wenn Du mit Annehmlichkeit leben willſt!

24.

Verflechte niemand in Deine Privat-Zwiſtigkeiten, und fordere nicht von Denen, mit welchen Du umgehſt, daß ſie Theil an den Uneinigkeiten nehmen ſollen, die zwiſchen Dir und andern herrſchen!

25.

Ich kann nicht genug Vorſichtigkeit in Briefen und überhaupt im Schreiben empfehlen. Ein übereiltes mündliches Wort wird wieder vergeſſen; aber ein geſchriebenes kann noch nach funfzig Jahren, in Erben Händen, Unheil ſtiften.

26.

Wünſcheſt Du zeitliche Vortheile, Unterſtützung, Verſorgung im bürgerlichen Leben; mögteſt Du in einer Bedienung angeſtellt werden, in welcher Du Deinem Vaterlande nützlich ſeyn könnteſt; ſo muſſt Du darum bitten, ja! nicht ſelten betteln. Rechne nicht darauf, daß die Menſchen, ſie müſſten denn Deiner ganz nothwendig bedürfen, Dir etwas anbiethen, oder ſich ohngebethen für Dich verwenden werden, wenn auch Deine Thaten noch ſo laut für Dich reden, und jedermann weiß, daß Du Unterſtützung bedarfſt und verdienſt! Jeder ſorgt für ſich und die Seinigen, ohne ſich um den beſcheidenen Mann zu bekümmern, der indeß nach Gemachlichkeit in ſeinem Winkelchen ſeine Talente vergraben, oder gar verhungern kann.

27.

Intereſſiere Dich für Andre, wenn Du willſt, daß Andre ſich für Dich intereſſieren ſollen! Wer untheilnehmend, ohne Sinn für Freundſchaft, Wohlwollen und Liebe, nur ſich ſelber lebt, der bleibt verlaſſen, wenn er ſich nach fremdem Beyſtande ſehnt.

28.

Beurtheile Die Menſchen nicht nach dem, was ſie reden, ſondern nach dem, was ſie thun! Aber wähle zu Deinen Beobachtungen ſolche Augenblicke, in welchen ſie von Dir ohnbemerkt zu ſeyn glauben! Richte Deine Achtſamkeit auf die kleinen Züge, nicht auf die Haupt-Handlungen, zu denen Jeder ſich in ſeinen Staatsrock ſteckt! Gieb Acht auf die Laune, die ein geſunder Mann beym Erwachen vom Schlafe, auf die Stimmung, die er hat, wenn er des Morgens, wo Leib und Seele im Nachtkleide erſcheinen, aus dem Bette aufſteht, oder wenn er plötzlich aus dem Schlafe geweckt wird; auf das, was er vorzüglich gern iſſt und trinkt, ob ſehr materielle, einfache, oder ſehr feine, gewürzte, zuſammengeſetzte Speiſen; auf ſeinen Gang und Anſtand; ob er lieber allein ſeinen Weg geht, oder ſich immer an eines Andern Arm hängt; ob er in einer graden Linie fortſchreiten kann, oder ſeines Neben-Gängers Weg durchkreuzt, oft an Andre ſtößt, und ihnen auf die Füße tritt; ob er durchaus keinen Schritt allein thun, ſondern ſtets Geſellſchaft haben, immer ſich an Andre anſchlieſſen, auch um die geringſten Kleinigkeiten erſt um Rath fragen, ſich erkundigen will, wie es ſein Nachbar, ſein College macht; ob, wenn er etwas fallen läſſt, er es ſogleich wieder aufnimt, oder es da liegen läſſt, bis er gelegentlich, nach ſeiner Gemächlichkeit einmal hinreicht, um es aufzuheben; ob er gern Andern in die Rede fällt, niemand zu Worte kommen läſſt; ob er gern geheimnißvoll thut, die Leute auf die Seite ruft, um ihnen gemeine Dinge in das Ohr zu ſagen; ob er gern in Allem entſcheidet, und ſo ferner! — Faſſe alle dieſe Wahrnehmungen zuſammen, und ſey nicht ſo unbillig, nach einzelnen ſolchen Zügen den ganzen Character zu richten!

29.

Sey vorſichtig im Tadel und Widerſpruche! Es giebt wenig Dinge in der Welt, die nicht zwey Seiten haben. Vorurtheile verdunkeln oft die Augen, ſelbſt des klügern Mannes, und es iſt ſehr ſchwer, ſich gänzlich an eines Andern Stelle zu denken. Urtheile beſonders nicht ſo leicht über kluger Leute Handlungen, oder Deine Beſcheidenheit müſſte Dir ſagen, daß Du noch weiſer wie ſie ſeyeſt! und da iſt es denn eine misliche Sache um dieſe Ueberzeugung. Ein kluger Mann iſt mehrentheils lebhafter, als ein Andrer, hat heftigere Leidenſchaften zu bekämpfen, bekümmert ſich weniger um das Urtheil des großen Haufens, hält es weniger der Mühe werth, ſein gutes Gewiſſen durch große

Apologien zu rechtfertigen. Uebrigens ſoll man nur fragen: „Was thut der Mann Nützliches „für Andre?“ und wenn er dergleichen thut, über dies Gute ſeine kleinen leidenſchaftlichen Fehler, die nur ihm ſelber ſchaden, oder höchſtens unwichtigen, vorübergehenden Nachtheil würken, vergeſſen.

Vor allen Dingen aber maße Dir nicht an, die Bewegungsgründe zu jeder guten Handlung abwägen zu wollen! Bey einer ſolchen Rechnung würden vielleicht manche Deiner eigenen großen Thaten verzweifelt klein erſcheinen. Jedes Gute muß nach ſeiner Würkung für die Welt beurtheilt werden.

30.

Ueber den äuſſern Anſtand und über ſchickliche Manieren iſt im erſten Capittel des erſten Theils geredet worden; Alſo nur noch etwas über die Kleidung! Kleide Dich nicht unter und nicht über Deinen Stand; nicht über und nicht unter Dein Vermögen; nicht phantaſtiſch; nicht bunt; nicht ohne Noth prächtig, glänzend und koſtbar; aber reinlich, geſchmackvoll, und wo

Du Aufwand machen muſſt; da ſey Dein Aufwand zugleich ſolide und ſchön! Zeichne Dich weder durch altväteriſche, noch jede neumodiſche Thorheit nachahmende Kleidung aus! Wende einige größere Aufmerkſamkeit auf Deinen Anzug, wenn Du in der großen Welt erſcheinen willſt! Man iſt in Geſellſchaft verſtimmt, ſobald man ſich bewuſſt iſt, in einer unangenehmen Ausſtaffierung aufzutreten.

Sechzehntes Capittel.

Schluß.

1.

Und nun, wertheſte Leſer! eile ich zum Schluſſe dieſes Werks über den Umgang mit Menſchen. Finden Sie etwas darinn, das Ihrer Aufmerkſamkeit werth iſt; wird dies Buch vom Publico gütig aufgenommen und billig beurtheilt; ſo wird mir das mehr Freude machen, als mir bis itzt ſelbſt der beſte Erfolg irgend einer meiner Schriften gewährt hat. Wenigſtens hoffe ich, Sie werden hierinn keine Grundſätze antreffen, deren ſich ein rechtſchaffener und verſtändiger Mann ſchämen dürfte, und, wenn es ſonſt kein anders Verdienſt hat, ihm doch das der Vollſtändigkeit nicht abſprechen; Denn ich glaube, daß doch nicht leicht irgend ein Verhältniß im geſelligen Leben gefunden werden könne, über welches ich nicht etwas geſagt hätte — Ob gut, oder ſchlecht, oder beydes vermiſcht, oder mittelmäßig von Anfang bis zu Ende; das darf ich nicht entſcheiden.

2.

Daß ein ſolches Buch aber, vorausgeſetzt nemlich, daß der Gegenſtand mit gehöriger Einſicht, Erfahrung und Menſchenkenntniß behandelt wäre, nicht nur Jünglingen, ſondern ſelbſt Männern Nutzen gewähren könnte; das darf ich wohl behaupten. Man verlangt von feinen, hellſehenden Leuten immer auch eſprit de conduite; aber man hat darinn Unrecht. Dieſer Geiſt des Umgangs erfordert Klatblütigkeit, Achtſamkeit auf geringe Dinge, auf Kleinigkeiten, die man bey feurigen Genies ſelten antrifft. Ein Wink hingegen aus einem ſolchen Buche kann Manchen aufmerkſam auf Fehler in Behandlung der Menſchen machen, auf Fehler, die er an ſich aus zu großer Lebhaftigkeit bis itzt überſehn hatte.

3.

Ich habe aber in dieſem Werke nicht die Kunſt lehren wollen, die Menſchen zu ſeinen Endzwecken zu misbrauchen, über Alle nach Gefallen zu herrſchen, Jeden nach Belieben für unſre eigennützigen Abſichten in Bewegung zu ſetzen. Ich verachte den Satz: „daß man aus

„den Menſchen machen könne, was man wolle, „wenn man ſie bey ihren ſchwachen Seiten zu „faſſen verſtünde.“ Nur ein Schurke kann das, und will das, weil nur ihm die Mittel zu ſeinem Zwecke zu gelangen gleichgültig ſind; Der ehrliche Mann kann nicht aus allen Menſchen alles machen, und will das auch nicht; und der Mann von feſten Grundſätzen läſſt auch nicht alles aus ſich machen. Aber das wünſcht, und das kann jeder Rechtſchaffene und Weiſe bewürken, daß wenigſtens die Beſſern ihm Gerechtigkeit wiederfahren laſſen; daß niemand ihn verachte; daß er Frieden von Auſſen her habe; daß man ihn in Ruhe laſſe; daß er Genuß aus dem Umgange mit allen Claſſen von Menſchen ſchöpfe; daß Andre ihn nicht misbrauchen, oder bey der Naſe herumführen. Und wenn er ausdauert, immer conſequent, edel, vorſichtig und grade handelt; ſo kann er ſich allgemeine Achtung erzwingen, kann auch, wenn er die Menſchen ſtudiert hat, und ſich durch keine Schwierigkeit abſchrecken läſſt, faſt jede gute Sache am Ende durchſetzen. Und hierzu die Mittel zu erleichtern, und Vorſchriften zu geben, die dahin einſchlagen, — das iſt der Zweck dieſes Buchs.

4.

Daß ich bey dieſer Gelegenheit die Schwachheiten mancher Claſſen von Leuten habe aufdecken müſſen, ohne jedoch auf einzelne Subjecte unedle Fingerzeige zu geben; das war wohl ſehr natürlich. Aber o! was hätte ich ſagen können, wenn ich mein Buch mit würklichen Annecdoten hätte auszieren und ſpecielle Erfahrungen aus meinem Leben erzählen wollen! — Schmeichle ich mich zu viel, wenn ich hoffe, daß man den Werth dieſer Schonung fühlen, und mir wenigſtens von dieſer Seite wird Gerechtigkeit wiederfahren laſſen?

Ueber

Friedrich Wilhelm

den Liebreichen

und

meine Unterredung mit Ihm;

von

J. C. Meywerk,

Chur-Hannöverſchem Hoſenmacher.

R

Gieb, daß ich mich in meinem Sinn
Durchaus nicht weiſer ſchätze,
Als ich im Grund der Wahrheit bin,
Noch mich an mir ergötze;
Daß ich nicht auf mich ſelber bau,
Noch auf mein eigen Werk vertrau;
Denn das ſind Satans-Netze.

Hannöv. Geſangbuch, Nro. 649.

Frankfurth und Leipzig,
1788.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Man hat ganz wider meinen Willen und ganz ohne meine Schuld ſowohl die Unterredung, welche ich den 5ten Junius dieſes Jahrs mit Friedrich Wilhelm dem Liebreichen hier bei Hannover gehalten, als auch meine ſieben Geſpräche mit dieſem Könige in Potsdam nach meinen mündlichen Erzählungen aufgeſchrieben und handſchriftlich im Publico herumlaufen laſſen. Ja! es iſt ſogar ins Plattdeutſche überſetzt worden, und ich muß jeden Augenblick fürchten, daß dies Manuſcript, welches voll der gröbſten Unrichtigkeiten und Verfälſchungen iſt, unter meinem Namen gedruckt erſcheine.

Blau und gelb iſt mir vor den Augen geworden, als ich es geleſen habe und nun fürchten mußte, man mögte mich für den Verfaſſer deſſelben halten, und es mögte mich das nemliche Unglück treffen, das kürzlich der Herr Ritter von Zimmermann gehabt, auf deſſen Namen man eine Beſchreibung ſeiner Zuſammenkunft mit Friedrich dem Großen herausgegeben, die ſo voll eitler, ruhmſüchtiger Thorheiten und dabei ſo voll kränkender, unartiger Ausfälle gegen andre ehrliche Leute, die ihn nie beleidigt haben, iſt, daß es jedem Unpartheiiſchen in die Augen fallen muß, daß der große Zimmermann dergleichen nie hat ſchreiben können.

Deswegen nun habe ich mich endlich entſchloſſen, meine Unterredungen mit Preuſſens Monarchen ſelbſt der Welt mitzutheilen.

Den zehnten Auguſt dieſes Jahrs, eben als ich die fünfte nach Potsdam beſtimmte Hoſe in Arbeit hatte, fuhr mir der Wunſch dieſes Buch zu ſchreiben, wie ein Blitz in den Kopf, durch den Gedanken: daß, wenn auch ſchon ein großer Arzt und Philoſoph der Welt ſeine Unterredungen mit Königen gedruckt mitgetheilt hätte, es doch noch immer angenehm zu hören ſey, wie ein Hoſenmacher mit Potentaten ſpricht. Wer den Hoſen der Großen dieſer Erde ſo nahe kömmt, der kann oft treffendere Dinge von ihrem Character ſagen, als mancher Staatsminiſter.

Freilich werde ich eine Menge wichtiger Bemerkungen, die ich bey dieſer Gelegenheit gemacht habe, ſo wie auch manche gar nicht in das Hoſenfach ſchlagende Geſpräche, welche Friedrich Wilhelm der Liebreiche mit mir gehalten, nicht erzählen; aber immer, denk' ich, wird ſich Stoff genug finden, um das Publikum mit des Königs und meinem Geiſte vertraut zu machen.

Friedrich Wilhelm hatte lange in Berlin, Potsdam und Charlottenburg keine lederne Beinkleider bekommen können, die ihm in allem Betrachte bequem und paſſend geweſen wären; als ich sehr unerwartet im Mai dieſes Jahrs von dem Herrn Geheimen-Cämmerierer Riß folgenden Brief erhielt:

„Mein lieber Meiſter Meywerk! Der „Ruf ſeiner Geſchicklichkeit, der im ganzen „Hannöverſchen Lande ſo ausgebreitet iſt; „iſt auch bis hieher gedrungen. Seine Ma„jeſtät der König ſind daher entſchloſſen, „Sich von Ihm mit einigen ledernen Hoſen „verſehen zu laſſen. Wir werden, ſo Gott „will, den 5ten Junius Hannover paßiren.

„Wenn Er ſich dann mit dem Schlage
„9 Uhr in Pinkenburg einfinden und daſelbſt
„dem Monarchen das Maaß nehmen könnte;
„ſo würde Er für Seine Dienſte nicht nur
„reichlich belohnt werden; ſondern auch
„mich ausnehmend verpflichten, der ich Ihn,
„mein lieber Meiſter Meywerk! in mein
„Gebet einſchließe und verbleibe

Sein
dienſtwilliger Ritz."

Ich erſchrak über dieſen Brief und beruhigte mich, faſt im gleichen Augenblicke, bei folgenden Gedanken:

Die Vorſehung, dacht' ich, ſchickt mir dieſen Ruf, und unter ſolcher Leitung und bei guter Bezahlung geht man ſicher auf dem gefährlichſten Wege. Es iſt wahr, den König haben bis itzt ſeine Hoſen ein wenig geniert.

Schwer muß es ſein, Ihm welche zu verfertigen, in denen alles gehörig Raum hätte, weil Ihn ſo äußerſt geſchickte Hoſenmacher, wie Er dort hat, nicht befriedigt haben. Aber es iſt doch etwas äußerſt Intereſſantes und Lehrreiches, einen ſo wohlgewachſenen großen Mann in der Nähe zu beſehen! Jede Gefahr, die mich umgeben kann und gewiß umgeben wird, iſt doch nichts gegen jenes Vergnügen! Neid, Mißgunſt und Verläumdung werden mich verfolgen; aber ich werde Muth faſſen, dieſem Allen zu widerſtehen, und vielleicht gelingt es mir, es dahin zu bringen, daß Friedrich Wilhelm mich eben ſo ſehr bewundert, als ich Ihn bewundern werde.

So tröſtete ich mich über meinen ſchreckhaften Ruf und antwortete — einen ganz gemeinen Brief, den ich nicht ſo unbeſcheiden ſeyn werde, hier abdrucken zu laſſen.

Endlich erſchien der fürchterliche fünfte Junius. Leiſe ſchlich ich mich aus dem Steinthore, indem ich mein Taſchentuch vor den Mund hielt, um nicht erkannt zu werden. Es kann ſeyn, daß ich mich irre, und daß Niemand Acht auf mich gab, aber mir kam es vor, als ſey jedem Vorübergehenden daran gelegen, zu wiſſen, wo wol der Hoſenmacher Meywerk hinwolle?—

Kurz vor 9 Uhr kam ich bey der Pinkenburg an. Ich ließ mir ein Glas Kümmel-Aquavit geben. — Meine Frau hatt' ich mitgenommen, um mich in guten Vorſätzen zu beſtärken. — Wir hatten Eubachs Gebetbuch bei uns, und ſchlugen darinn das Gebet eines Hoſenmachers auf, welches wir mit großer Andacht laſen.

Der König blieb ziemlich lange aus. Viel Leute hatten ſich verſammlet, ihn zu ſehen.

Endlich ſah man eine Kutſche von weitem kommen, — es war der Geheime-Cämmerierer, welcher ſogleich ausſtieg und nach mir fragte. Dieſen Mann, dacht' ich, muß ich vor allen Dingen gewinnen; Sein Schutz wird mir mehr werth ſeyn, als die Zuverſicht zu meiner Geſchicklichkeit. Ich fand an ihm einen verſtändigen und frommen Herrn und wir wurden bald gute Freunde. Er reiſete aber gleich weiter und ließ mich allein, mitten unter meinen Neidern, auf den König wartend, ſtehn. Lange hatt' ich nicht geharrt, als ein Courier geritten kam:

„Mit Erlaubniß mein Herr!" — ſagt' ich — „kömmt der König bald?" — „Und was „jeht das Oech an?" erwiederte er trotzig — „Ihr würdet jut duhn, wenn Ihr Oech fort „machtet. Es is ohnehin keen Rohm hier! „Das Gedränge der Löte is och ſo jroß" —

„Mein Herr — ſagte ich — ich bin hier „auf Befehl ſeiner Majeſtät" — Höflich zog nun der Courier ſeinen Hut vor mir ab, und in dieſem Augenblick kam nun der König gefahren.

„Iſt Er der berühmte Hoſenmacher aus „Hannover?" ſprach der König — Er nannte mich Er, nicht Ihr, auch nicht Du, und das kann, im Vorbeigehn zu ſagen, beweiſen, daß auch manche Fürſten wiſſen, was ſie dem Verdienſte ſchuldig ſind. „Iſt er der berühmte „Hoſenmacher aus Hannover?" „Allergnädigſter König!" — antwortete ich — „wenn „ich auch in meinem Fache groß bin; ſo komm' „ich mir doch gegen Ihro Majeſtät nur wie „ein Hunsfott vor." Dies war kein Compliment. Man müßte die Schmeichelei ſehr fein einkleiden, wenn ſie bei Friedrich Wilhelm Eingang finden ſollte; Auch ſchien der Monarch gar nicht darauf zu achten, ſo oft ich ihm etwas Verbindliches ſagte.

Wir ſchritten nun zum Werke und ich fing an, ihm das Maaß zu nehmen. „Er wird „Mühe haben" — ſprach der König — „mir „ein Paar paſſende Hoſen zu machen." — „Ich werde mein möglichſtes thun" — erwiederte ich — „Es iſt aber billig, daß auf die „Lenden eines ſo großen Monarchen nicht jedes „Fell paſſe, das für gemeine Leute gut genug „iſt." — Der König hielt ſich faſt den Bauch vor Lachen, als ich dieſen artigen Einfall vorbrachte.

Nun ward das Maaß vollends genommen; der König ſtieg in den Wagen und verabſchiedete mich mit den Worten: „Mein lieber „Hoſenmacher! gehe Er nur in Gottes „Namen nach Hauſe; wenn Er die erſte Hoſe

„fertig hat, ſo ſchicke Er ſie mir, und gefällt „mir Seine Arbeit, ſo hoff' ich, wir werden „uns bald in Potsdam ſehen.“ — Fort fuhr der König und ich ſtand mit offenem Maule da.

Sobald ich nach Hauſe kam, fing ich die Arbeit an. Verſchwiegener, geheimnißvoller und vorſichtiger kann man nicht verfahren, als ich bey dieſem ganzen Geſchäfte zu Werke gegangen war, und dennoch wußten meine Nachbaren ſchon, daß ich eine geheime Unterredung mit dem König von Preußen gehabt habe. Der Eine wollte mir einen Thaler abborgen, der Andre empfohl ſich meiner Protection, der Dritte ſah mich mit ſcheelſüchtigen Augen an. — Vor Unmuth hätte ich mich zuweilen das Leben nehmen mögen; aber ich ließ es doch dabey bewenden.

Fortgeſchickt war nun die erſte Hoſe, aber wie ſoll ich mein Erſtaunen ſchildern, als ich ſchon den zweiten Julius aufs neue einen Brief von dem Herrn Ritz in den höflichſten und chriſtlichſten Ausdrücken, und darinn den Ruf erhielt, ſogleich nach Potsdam zu den König zu kommen! „So iſt es dann beſchloſſen — „ſagte ich zu meiner Frau — daß ich noch einmal die Hintertheile des liebenswürdigſten „Monarchen ſehen, noch einmal meinen Feinden „ein Gegenſtand des Neides werden ſoll? Wenn „ich dies überſtehe, da glücklich hindurch „komme, dieſem ſchönſten und corpulenteſten „Herrn gute Hoſen mache" — ſetzte ich mit einer Art Enthuſiasmus hinzu — „ſo macht „mich auch gewiß weiter nichts in der Welt „verlegen; ſo trete ich mit der größeſten Furchtloſigkeit hinter jeden Großen der Welt; „und ſo ſehe ich kühn und ruhig allen Menſchen „auf Erden — in den Hintern."

Unternommen wurde alſo die Reiſe. Ich verfuhr hier wiederum mit eben der Verſchwiegenheit und Diſcretion, die, wie ich nachher erfahren, dem Könige nicht mißfallen hat. Ich gab mich, um unbekannt zu bleiben, auf dem Poſtwagen für einen nach Berlin reiſenden Leibarzt aus, und kam den 10ten Julius in Potsdam an. Unnütze Vorſicht! In der Herberge, wo ich abtrat, fand ich einen Handwerksburſchen von meiner Zunft, der nicht nur ſchon wußte, daß ich vom König verſchrieben worden, ſondern ſogar ſchon meinen Schattenriß in der Taſche hatte. „Und wie in aller „Welt, Bruder Nürnberger!" — rief ich — „kann dieſe Sache ſchon ſo bekannt geworden „ſeyn?" — Am Ende aber erklärte es ſich ſehr natürlich. Man hatte in den Betſtunden des Herrn Geheimerath von Wöllner davon geſprochen. Dort war ein Hoſenmacher aus Berlin geweſen, und ſo war dann durch den

Canal, durch den in Potsdam ſo viel geht, auch dies Gerücht ins Publicum gekommen.

Den eilſten Julius gieng ich an eines Königl. Cammerdieners Seite in Friedrich Wilhelms Garderobe. Es war 8 Uhr des Morgens; ich ward ohngefähr eine Stunde meinen Gedanken allein überlaſſen. So oft ich nun an mich und an meine gegenwärtige ſchreckliche Lage dachte, ſprach ich zu mir ſelbſt: „Nun iſt es wol allgemein bekannt, daß dieſer „liebenswürdige König mich zu ſich hat rufen „laſſen! Zu größerer Ehre kann kein Hoſenmacher in der Welt gelangen. Und der Neid, „der nicht verträgt, daß einem Andern etwas „Merkwürdiges und Schönes begegnet, was „ihm nicht auch begegnet, wie fürchterlich wird „der nun über mich in allen Ländern mit den „Zähnen knirſchen.“

In der Ecke ſtand auf einem Tiſche ein Nachtgeſchirr von berliniſchem Porcellain — Ein Gegenſtand der mir Gelegenheit gab, zugleich über den Flor der Fabriken in des Königs Staaten, und über das Schickſal der größten Monarchen des Erdbodens, die doch, wie jeder andre Erdenſohn ihre unreinlichen Bedürfniſſe haben, Betrachtungen anzuſtellen. Das Gemälde eines ſchönen Frauenzimmers über dem Camine erweckte dagegen Gedanken andrer Art in mir, die aber durch die Ankunft des Königs unterbrochen wurden.

Friedrich Wilhelm der liebreiche trug die kleine Uniform ſeiner erſten Garde, ein weiſſes Camiſol und meine neu verfertigten Beinkleider. Aeußerſt gnädig und freundlich nickte der König mit dem Kopfe und ſagte mit einer entzückend angenehmen Stimme: „Ich danke „Ihm, mein lieber Hoſenmacher! dafür, daß

„Er ſo ſchleunig hat hieher kommen wollen.
„Wir wollen nur gleich zum Werk ſchreiten!
„Seine Hoſen gefallen mir recht gut; aber
„oben drücken ſie doch ein wenig auf ſehr we-
„ſentliche Theile.“

Ich fieng an alles ſorgfältig zu unterſuchen. An den Hoſen lag es nicht, das ſah ich nun wol; aber ich wollte den Caſum erſt genauer mit dem Cammerdiener überlegen, und ſo antwortete ich dann: „Allergnädigſter König! ich „will mich nicht übereilen. Bevor ich die neuen „Beinkleider in Arbeit nehme, werde ich mir „erſt von ihrem Cammerdiener einige genauere „Umſtände, die in dies Fach ſchlagen, erzählen laſſen.“

Nun nickte der König wieder freundlich mit dem Kopfe und ſagte: „komm er doch morgen früh wieder, mein lieber Hoſenmacher!“

Als ich das Schloß verließ, folgte mir ein Cammerhuſar, händigte mir 100 Thaler in Golde ein, und meldete mir zugleich, daß er Auftrag habe, mir eine für mich bereitete Wohnung anzuweiſen. Ich begab mich mit ihm dahin und fand alles über meine Erwartung angenehm und ſchön.

Nachmittags hatte ich eine Zuſammenkunft mit den Cammerdienern des Königs veranſtaltet, um wegen der Mittel, den Monarchen die Hoſen paſſend zu machen, mich zu berathſchlagen. Ich ließ mir Friedrich Wilhelms alte Hoſen zeigen, und fand, daß beſonders mein berliniſcher Amtsbruder den Zuſtand des Königs auf eine ganz unverbeſſerliche Weiſe behandelt hatte. Mit Schrecken hörte ich aber auch: der König verlange, die Hoſen ſollten genau anpaſſen, und doch wolle er nicht nur für alle darinn eingeſchloſſene Theile des Körpers hinlänglichen Spielraum haben, ſondern auch den obern Gürtel nie ſo feſt zuſchnallen, als erforderlich wäre, um die Beinkleider in die Höhe zu halten. Hierzu käme, daß er gern blähende Speiſen genöſſe, die den Leib aufblieſen, und endlich, daß manche Gemüthsbewegungen des Monarchen es faſt unmöglich machten, daß ihm die ledernen Hoſen zu jeder Zeit gleich gut ſitzen ſollten.

Den zwölften Julius. Sehr übler Laune fand ich heute den König. „Hat Er überlegt, wie Er es anfangen will, mir paſſende und bequeme Hoſen zu machen?“ rief mir der König entgegen. —

Ich. Erlauben Ew. Majeſtät, daß ich desfalls noch einige Rückſprache mit meinen Amtsbrüdern in Berlin nehme.

König.

—

König. Dann iſt Er ein Tölpel, mein lieber Hoſenmacher! Hätte ich die Kerls fragen wollen, ſo hätte ich Ihn nicht von Hannover kommen laſſen.

Ich ſah, daß der König entrüſtet über mich war, und was ich in der Lage empfand, das wird jeder errathen, der jemals in der größten Gefahr und in dem ſchreckhafteſten Gemüthszuſtande war. „Sage Er kurz, rief endlich „der König, ob er mir Morgen eine beſſere „Hoſe, als dieſe iſt, bringen will, oder nicht?“ „Ich will mein möglichſtes thun,“ erwiederte ich, und ſo ſchieden wir Beyde ziemlich mißvergnügt auseinander.

Gearbeitet ward nun, bis in die ſpäte Nacht, und ehe noch der König den dreyzehnten Julius aufſtand, lag die neue Hoſe vor ſeinem Bette. Ich muſte nun gleich aufs

Schloß kommen und trat vor den König, der mich ſehr gnädig, ſehr höflich und ſehr milde anredete, ſehr zuſrieden war und von ſehr guter Laune. „Das nenn' ich noch eine Hoſe!" ſagte er. — „Und das nenn' ich noch ein „paar Schenkel!" erwiederte ich lächelnd. „*C'eſt bien dit*" ſprach Friedrich Wilhelm. „Mache Er mir ſechs dergleichen Hoſen, mein „lieber Meywerk!" fügte der Monarch hinzu, und nun ward von andern Dingen geredet.

Schade, daß ich nicht alles ſo wieder erzählen darf, was den Inhalt dieſer Geſpräche ausmachte; es waren aber zum Theil ſehr wichtige Staats Sachen. Doch das Ende der Unterredung will ich doch herſetzen:

König. Iſt das Hannöveriſche Geſangbuch erbaulich, und ſtehen keine Irrlehren darin?

Ich. Gnädigſter König! Unſre Geiſtlichen glauben, daß es beim Gebet gar nicht auf Lehren, ſondern auf Erhebung des Herzens zu Gott ankäme.

König. Alſo ſind die Geiſtlichen in Hannover nicht orthodox?

Ich. Mitunter! Im Ganzen aber ſind unſre Layen ſtrengere Dogmatiker, als die Herren vom Handwerke. Wir haben einen berühmten Schriftſteller in Hannover, der ſeit einiger Zeit plötzlich affectirt, die Parthei des Aberglaubens und der Einſchränkung natürlicher Denkfreiheit zu nehmen. Gottlob aber genießen wir in unſerm glücklichen Lande von

Seiten der Regierung alle Freyheit, die mit guter Ordnung beſtehen kann. Jeder darf ungekränkt über alles ſeine Meinung ſagen. Je wichtiger der Gegenſtand iſt, um deſto nöthiger ſcheint es unſrer klugen Regierung, ihn von allen Seiten betrachten zu dürfen. Weiſe Leute wiſſen dann ſchon die Spreu von dem Waizen zu ſichten, und über die Meinungen der Strohköpfe ſoll Niemand im Lande ein Monopolium haben dürfen.

König. Mein lieber Hoſenmacher, das ſind Dinge, die Er nicht verſteht, nehm Er mir's nicht übel. Wenn ich darüber reden will, ſo laſſe ich meinen Geheimerath Wöllner rufen.

Freundlich winkte mir nun der König, fort zu gehen, und befahl mir auf morgen wieder eine Hoſe fertig zu machen. Der Kammerdiener, welcher mich begleitete, verſicherte, nie ſey der König in Hoſenſachen ſo leicht zu befriedigen geweſen, und nie ſey er einem Handwerksmann ſo vertraulich begegnet.

Ganz anders fand ich Friedrich Wilhelm den vierzehnten Julius. Ich erſchien etwas ſpät in der Garderobe. Er ſtand ſchon ganz angekleidet da; aber ſein Blick war finſter. Verſchwunden war alle Vertraulichkeit, über die der Kammerdiener ſo ſehr erſtaunte.

König. Seine Hoſen drücken mich, wie alle übrige Hoſen. Kann Er dem Dinge nicht abhelfen?

Ich. Ew. Majeſtät haben vermuthlich ſehr nahrhafte, aufſchwellende, oder blähende Dinge zum Frühſtück gegeſſen.

König. Nur drei Taſſen Chocolade und dazu ſechs Magdeburger Zwiebäcke. Kennt Er dieſe Zwiebäcke? Hier iſt einer davon, den nehm Er mit ſich nach Hauſe! —

Des Königs Laune heiterte ſich nun nach und nach auf, und ich wagte es itzt, vorzuſchlagen, etwas Kampfer in den Hoſengürtel nähmen zu dürfen; aber dieſer Vorſchlag wurde verworfen.

Das Geſpräch kam wieder auf andre Gegenſtände; zum Exempel:

König. Wie iſt der Hannövriſche Adel im Umgange?

Ich. Allergnädigſter König! Ich würde es für eine große Impertinenz halten, wenn ich darüber raiſonniren wollte, da ich ſolche Perſonen nicht anders ſehe, als wenn ſie mich rufen laſſen, um ihnen das Maaß zu nehmen; das aber geſtehe ich, daß die Nobleſſe dort nicht halb ſo aufgeblaſen und ſtolz iſt, und nicht halb ſo viel Schmeichelei und Huldigung fodert, als einige unſrer Gelehrten.

König. Ich bekümmere mich wenig um alle Gelehrſamkeit in der Welt, wenn ſie den Mann, der ſie beſitzt, nicht leutſeliger, menſchlicher und duldſamer macht.

Ich. Ew. Majeſtät haben, hol' mich der Teufel, Recht!

König. Fluch' Er doch nicht ſo, mein lieber Meywerk!

Ich. Das iſt Kraftſprache. Unſre Gelehrten und großen Geiſter fluchen und ſchimpfen noch ärger in ihren Schriften. (Der König lachte.)

Meinen Abſchied für dieſen Morgen gab mir der König mit folgenden Worten: „Adieu, „mein lieber, ehrlicher Hoſenmacher! Aendre „Er ein wenig an ſeiner neuen Arbeit, und „komme Er dann morgen früh wieder!“

Ich ſchrieb alle Tage jedes Wort auf, was mir der König ſagte; wie hätt' ich ſonſt alles ſo genau behalten wollen! Meine Frau meinte: „ich ſey ein Narr, wenn ich jedes freundliche Wort, zum Beyſpiel, wenn der König mich ſeinen Freund nennte, für baares „Geld annähme; große Herrn gewöhnten ſich „an ſolche Ausdrücke, ohne weiter etwas dabey zu denken, als uns gemeinen Leuten zu „zeigen, daß ſie die niedern Stände nicht verachten. Dergleichen aber auch drucken zu „laſſen, fügte ſie hinzu, ſey nun gar thöricht;" allein das gute Weib begriff nicht, was das auf ſich hat, wenn ein König zu einem Hoſenmacher ſagt: mein Freund, und ſich mit ihm über wichtige Gegenſtände unterhält.

Funfzehnter Julius. Dieſen Morgen war der König ungemein milde. Seine

Stimme war unausſprechlich angenehm. Er ſprach mit mir hinreiſſend freundlich und liebevoll. Häufig nannte mich der König: „mein „guter Mann! Mein lieber Meywerk! Mein „ehrlicher Meiſter!“ ja ſogar! „Mein Kind!“

Aus dem Ende dieſer Unterredung muß ich nothwendig folgendes mittheilen; denn es iſt ſehr carakteriſtiſch:

König. Treiben die Prinzen in Seiner Gegend auch höhere Wiſſenſchaften?

Ich. Meinen Ew. Majeſtät die Regierungskunſt?

König. Nein! Geiſterlehre und Alchymie.

Ich. Die treiben ſie nicht eher, allergnädigſter König, als bis ſie an Leib und Seele banquerott ſind; denn es ſoll ein gefährliches Ding damit ſein, ſo, das es am beſten iſt, man wagt ſich nicht früher daran, als bis man nichts mehr zu verlieren hat.

König. Da hat Er Recht, mein guter Meiſter! Hier treiben die Narren, die es darnach gemacht haben, daß ſie von Menſchen verachtet werden, auch ihr Spiel mit Geiſtern, und die gern mehr verzehren wollten, als ſie auf ehrliche Art verdienen können, geben ſich ans Goldmachen. Ich laſſe ſie noch eine Zeitlang ſo fortſpielen; aber es wird einmal ein fürchterliches Ende nehmen. — — — — — — — (Hier ſagte mir der König noch einige ſehr wichtige Dinge, mit einer Offenheit, über die ich erſtaunte. Er hatte die

Gnade, ſogar hinzuzuſetzen: (Das bleibt unter uns!)

Ich brachte heute wieder den Punkt mit dem Kampfer in Erinnerung; aber ich wurde abermals zurückgewieſen.

Sechzehnter Julius. Heute brachte ich dem Könige die letzten Hoſen, welche ich während meines Aufenthalts in Potsdam für ihn verfertigte.

Ein ſehr froher Morgen war dieſer Morgen für den König und alſo auch für mich. Der König ſprach äußerſt lebhaft; aber es thut mir leid, daß ich das Wenigſte von dem wiedererzählen kann und darf, was der König mir an dieſem Morgen ſagte. Er erzählte mir ſeine Verhältniſſe mit allen europäiſchen Höfen und freuete ſich, daß auch ich hie und da ſo gut Beſcheid wuſte, denn ich ſagte ihm, daß ich auf meinen Wanderungen bis nach Frankreich hinein fechten gegangen ſey, und allein zwiſchen Frankfurt und Straßburg ſieben und dreyßig verſchiedene Höfe beſucht und die Herrſchaften habe ſpeiſen geſehen.

Der König fragte mich dann um verſchiedene Leute, wollte hören, was ich von Dieſem oder Jenem hielte; allein ich legte meiner Zunge einen Zaum an; was für Beruf, dachte ich, kann ich haben, die Schwachheiten andrer ehrlicher Leute aufzudecken? Wie würde mirs gefallen, wenn man meine Thorheiten ans Licht zöge? Und welchen ſchädlichen Einfluß kann nicht die Meinung, die ein Monarch von einem Menſchen hegt, auf das zeitliche Glück dieſes Menſchen haben?

„Hat Er unterwegens zwiſchen Magdeburg „und Berlin viel fremde Reiſende angetroffen?" fragte der König.

Ich. Niemand, den ich kannte, als den Geheimerath Leuchſenring.

König. Kennt Er den? Das iſt ein guter Mann! Er hat meine Prinzen eine Zeit lang unterrichtet.

Ich. Daß weiß ich. Er iſt ein Mann von ſanftem Character, der Niemand kränkt, Niemand verunglimpſt; Dabei ſoll er ein ſehr gelehrter Mann und ein angenehmer Geſellſchafter ſeyn.

Heute ſagte mir der König zum Abſchiede: „Morgen, mein lieber Meywerk, beſuche Er „mich zum letzten mal, und dann arbeite Er,

„wenn Er nach Hannover zurückkommt, nur „immer fleißig für mich fort, und ſchicke Er mir „ſo viel Hoſen als Er fertig machen kann.“

Ueberhaupt war Friedrich Wilhelm heute ſehr gnädig und gütig, und hatte den Abend vorher an einen von ſeinen Leuten geſagt: „Meywerk iſt ein großer Mann in ſeinem „Fache; der gröſte Hoſenmacher, den ich kenne. „Man kann auch mit ihm ſprechen, worüber „man will. Ich bin ihm Dank ſchuldig, „und bin unendlich mit ihm zufrieden.“

Ich erzähle dies ohne weitere Umſtände, damit die Menſchen ſehen, daß man in Potsdam beſſer zu erkennen weiß, was an mir iſt, als in Hannover.

Von allen Unterredungen, mit welchen mich der König beehrt hat, war die ſiebente und letzte den ſiebenzehnten Julius die merkwürdigſte von allen; aber unglücklicher Weiſe iſt es auch die, von der ich das Allermeiſte nicht erzählen kann und darf. Das Ende derſelben war, daß mir der König freundlich auf die Schulter klopfte, und mir ſagte: „ich möchte nun in Gottes Nahmen wieder „zurück nach Hannover reiſen." Wir nahmen einen zärtlichen und rührenden Abſchied voneinander, und beym Weggehen bekam ich wieder 100 Thaler verehrt.

Jetzt dachte ich hin und her, ob es die Prinzen vom Hauſe wol übel nehmen würden, wenn ich ſie nicht beſuchte; aber endlich fiel meine Entſcheidung dahin aus, daß ich dieſe Herrn füglich unbehelligt laſſen könnte. Dazu kam: daß ich fürchtete, man mögte mir die

Daumſchrauben über die Hoſenangelegenheiten des Königs und über das, was er mit mir geredet, anlegen. Ich hielt mich alſo nicht in Berlin auf, brachte noch einen vergnügten Abend in der Herberge zu, und fuhr dann nach Hannover zurück.

Ich überlaſſe nun dem Leſer, die Lehren aus dieſer meiner wahrhaften Geſchichte ſelbſt ziehen, und bekümmere mich übrigens wenig um den Neid, den das Glück und die Ehre, welche ich in Potsdam genoſſen, erwecken werden.

Von der Lebensart und den Sitten, die in Berlin herrſchen, kann ich wenig ſagen. Ich denke, es wird da ſo ſeyn, wie in allen übrigen großen Städten, daß nämlich die Vornehmen ſich manches erlauben, was ſie den Geringern nicht verzeyhen, daß der Pöbel — Pöbel iſt, und daß man Häuslichkeit und Sittlichkeit eigentlich in den mittlern Ständen ſuchen und finden kann, die aber ein Fremder weniger Gelegenheit zu beobachten hat.

Meiſter Meywerk kann die naſeweiſen allgemeinen Urtheile, welche Reiſende über ganze Städte und Länder fällen, durchaus nicht leiden. In Hannover geht es auch wol nicht immer her, wie im Lande Canaan; aber man muß leben und leben laſſen. Mit meinen Amtsbrüdern habe ich keinen Zank. Einer von ihnen war mir wol ein wenig im Wege; allein er iſt ja nun tod, und wir wollen ſeine Aſche in Frieden ruhen laſſen! Todte Leute ſoll man nicht ſchimpfen; ſie können ſich nicht vertheidigen; und ein ſolcher Mann hat doch immer Freunde und Verwandte, die durch ſo etwas gekränkt werden.

Schließlich empfehle ich mich dem ehrſamen Publico höflichſt, und bitte, nicht vor ungut zu nehmen, wenn mein Stylus nicht ganz der feinſte iſt. Ich bin ein ſchlechter Handwerksmann, und kann mit dem Bücherſchreiben nicht ſo gar allzuwohl fertig werden.

Dramaturgiſche Blätter,

von

A. Freyh. von Knigge.

Erſtes Vierteljahr.

Octobr. Novemb. und Decemb. 1788.

Hannover,
in der Schmidtſchen Buchhandlung.

Dramaturgiſche Blätter.

Erſtes Stück.

Hannover den 4ten October 1788.

Am vorigen Montage, den 29ſten September, eröfnete **Herr Großmann**, der bis dahin in Braunſchweig geſpielt hatte, die hieſige Bühne mit der Vorſtellung eines neuen **Trauerſpiels**, welches den Titel führt: **Roms Bannſtrahl im eilften Jahrhunderte.** Der Verfaſſer iſt **Herr Dyk** in Leipzig. Er hat zehn Bände vom comiſchen Theater der Franzoſen herausgegeben, und durch ſein Trauerſpiel Tomas Morus ſich im Jahre 1785 ein wenig am guten Geſchmacke verſündigt.

Von einer Geſellſchaft, die kein feſtes Engagement hat, wo alſo der Directeur nicht nach einem beſtimmten Plane, nicht nach dem Bedürfniſſe eines einzelnen Publicums ſich richten kann, muß man gar nicht erwarten, daß ſie Trauerſpiele in einiger Verkommenheit vorſtelle. Will der Directeur nicht zu Grunde gehn: ſo ſieht er ſich gezwungen, Luſtſpiele, Trauerſpiele, Dramen, Singeſpiele, und wer weiß was alles? zu geben, und muß ſich gefaſſt halten, Jedem etwas zeigen zu können, das ihm gefällt. Dabey bekömmt er faſt alle Monathe neue, von ihm nicht geprüfte noch gebildete Subjecte, die verſchiedene Talente, eine ſehr verſchiedene Manier haben, und in zehnerley Provinzial-Dialecten reden. Wenn dann hinzukömmt, daß die Wahl auf eines unſrer neueren unendlichen Stücke fällt, in welchem zwanzig und mehr Perſonen durch einander laufen, raſen, toben, declamieren, ſich erſtechen und andre Dinge von der Art treiben; wie iſt es da möglich, daß der Directeur jeden ſeiner Leute in einem Fache anſetzen könne, dem er gewachſen wäre? Hier muß Mancher, der als Junker Ackerland vortrefliche Dienſte thut, ſich als Tyrann in Schweiß ſetzen, Mancher, der als Töffel allgemein gefällt, wenn er als Miniſter erſcheint, uns den Seufzer, daß wir doch bald den letzten Aufzug erleben mögten, auspreiſſen. Oder der Prinzipal muß gar, wenn der Perſonen zu viel ſind, einige Rollen ſo beſetzen, daß alle Illuſion wegfällt, wie es, die Wahrheit zu geſtehn, am vorigen Montage der Fall mit dem jungen Hermann war, der zwar ein Knabe, aber doch ein Knabe, nahe den Jünglings-Jahren, fähig das Schwerdt zur Vertheidigung ſeines Großvaters zu führen, ſeyn ſoll, und den nun die kleine **Lotte Großmann**, die ſchon oft in naiven Kinder-Rollen ſo allgemeinen verdienten Beyfall eingeerndtet hat, vorſtellen muſſte. Eine andre Schwierigkeit in unſern neuern Trauerſpielen verurſacht der Umſtand, daß in denſelben Schlachten, Aufzüge, Fürſten-Verſammlungen ꝛc. in Menge vorkommen, welches alles ein Directeur, wenn er nicht im erſten Jahre bankerott werden will, bey geringer Aufmunterung des Publicums, mit einigen Statiſten und Musketiren beſtreiten muß, die ſich grade ſo viel Würde zu geben wiſſen, als ein Paar Groſchen und ein Gläschen Anis-Geiſt einflößen können.

Und bey allen dieſen Schwierigkeiten muß zum Beſten der Caſſe wöchentlich dreymal geſpielt werden — In Braunſchweig war in der letzten Zeit täglich eine Vorſtellung — und während deſſen wird binnen acht Tagen ein Stück von fünf Acten einſtudiert. Nicht Jedem iſt ſein Gedächtniß ſo treu, als dem **Herrn Dengel**, der wahrlich in ſeiner unerhört langen

Rolle auch nicht Ein Wort gefehlt hat. **Herr Neuhaus** und **Herr Ströbel** hingegen, hatten diesmal nicht Zeit gehabt, die ihrigen gehörig einzuſtudieren — ja! was ſage ich, einzuſtudieren? Wer kann das in acht Tagen? nein! auswendig zu lernen. Und was kann da herauskommen, wenn man zwiſchen jeder Zeile einhalten, oder ein Flickwort zu Hülfe nehmen muß, damit der Souffleur Zeit habe, uns vorzuſprechen, was wir nachbethen ſollen? Fügt es ſich nun noch obendrein, daß die Herrn und Frauenzimmer etwa in den Proben nachläſſig zu Werke gehen, ihre Rollen vom Blatte ableſen, oder jede freundliche Erinnerung des Directeurs für Beleidigung aufnehmen; ſo kann nichts anders erfolgen, als daß ſolche große Stücke ſehr mittelmäßig vorgeſtellt werden, und ein mittelmäßig vorgeſtelltes Trauerſpiel — das iſt ärger als eine Farce. Im Luſtſpiele läſſt ſich manches verzeihn, was im hohen Tragiſchen durchaus nicht überſehn werden kann. Das Luſtſpiel ſchildert zuweilen nur die Thorheiten einzelner Stände, einzelner Jahrzehnten. Verſchiedenheit in Manier, im Dialect u. d. gl. fällt da weniger auf; ein wenig Uebertreibung wird nicht geahndet; Trauerſpiele aber ſollte man nicht entweyhn; man ſollte ſie als bleibende Monumente des National-Geiſtes, als vollkommene Kunſtwerke betrachten, woran man ſich nicht vergreifen darf *) Sie ſollten jedes Zeitalter intereſſieren — aber freylich müſſten ſie dann auch nicht dutzendweiſe verfertigt werden, wie es heut zu Tage geſchieht.

Bey allen dieſen Umſtänden, welche die Vorſtellung eines Trauerſpiels erſchweren, dürften die Herrn Schauſpieler beſcheidenen Tadel nicht übel aufnehmen. Es giebt wenig ſo vollkommne Künſtler, die in jedem Fache glänzen könnten; allein ſo billig ſind dieſe Herrn nicht immer, daß ſie einem Dramaturgen die Unpartheylichkeit und Gerechtigkeit zutraueten: er werde, bey einer Gelegenheit, wo ſie würklich alles leiſten, was man billiger Weiſe fordern kann, auch ihr Lob nicht vergeſſen, wenngleich er

---

*) Ich weiß wohl, daß nicht jedermann dieſer Meinung iſt; Es hat ſogar Herr Junger neulich geſagt: es ſey leichter ein guter tragiſcher, als ein guter comiſcher Schauſpieler zu ſeyn. Indeſſen werde ich in der Folge einmal Gelegenheit finden, mich über dieſen Gegenſtand weitläuftiger herauszulaſſen.

er zuweilen einmal, bey einer andern Gelegenheit, den Kopf ſchütteln muß. Man weiß ja übrigens, daß ſie ſich nicht immer die Rollen und Stücke nach ihrem Geſchmacke wählen können, allein ſoll man deswegen loben, was nicht zu loben iſt?

Frägt man aber, warum Herr Großmann ſolche Stücke zuweilen giebt, die entweder an ſich keine Meiſterſtücke ſind, oder die nicht gehörig beſetzt werden können? ſo bedenke man: daß es der Meiſterſtücke ſehr wenige giebt; daß der größte Theil des Publicums immer etwas Neues ſehn will; daß ſehr Viele durchaus zuweilen Trauerſpiele verlangen, und zwar — denn auch auf die Gallerie muß die Caſſe Rückſicht nehmen, beſonders wenn die übrigen Stände das Haus faſt immer leer laſſen — ſolche Trauerſpiele, in welchen es recht bunt hergeht, wenn auch keine Thräne darinn vergoſſen wird!

Von der Art, wie dies Trauerſpiel aufgeführt worden, will ich heute nichts ſagen. Ich hoffe bald Gelegenheit zu haben, den ſämtlichen Schauſpielern in andern Rollen das Zeugniß zu geben, wie ſehr ſie das Publicum befriedigt haben. Nur ſo viel! Noch habe ich **Madam**

Neuhaus keine einzige Rolle verderben geſehn. Sie hat, neben ihren übrigen Talenten, einen Anſtand, eine Würde in ihrem Aeuſſern, die man bey teutſchen Schauſpielerinnen nur ſelten antrifft, redet rein, und declamirt richtig — Schade, daß ihre Stimme ſo ſchwach iſt!

Aber etwas vom Stücke ſelbſt! Viel erträglicher iſt es im Leſen, als bey der Vorſtellung. Gut und löblich würde es ſeyn, wenn man aus der reichen vaterländiſchen Geſchichte mehr Gegenſtände für unſre Bühne bearbeitete; allein nicht jede Begebenheit aus der Geſchichte liefert dramatiſchen Stoff, und dann gehört mehr dazu, als der Stoff; Die Hände, welche ihn bearbeiten, müſſen Künſtlers-Hände ſeyn. Es fehlt aber bey dieſem Trauerſpiele von beyden Seiten. Der alte Kaiſer, der eigentlich der Held des Stücks iſt, und welchen uns der Dichter, durch die häufigen Gemälde von ihm, die in langweiligen Erzählungen vorkommen, intereſſant machen will, iſt ein Menſch, der immer im Wiederſpruche mit ſich ſelber lebt; Bald ſchimpft und tobt er, will das Aeuſſerſte wagen und trauet niemand, und dann ſteht er gedemüthigt, erbärmlich, zu den Füſſen des Throns, auf welchem ſein Sohn ſitzt — ein wiederwärtiger Anblick! — winſelt, klagt und declamirt, wo er handeln ſollte, trauet auf's erſte Wort ſeinem Taugenichts von Sohne wieder, erregt eben ſo viel Unwillen, als Bedauern, und muß am Ende (gegen das, was uns Meiſter Hübner von ihm erzählt) ſich erſtechen laſſen, der arme Schelm! nachdem ihn lange genug ein unmündiger Knabe vertheydigt hat. Und der Sohn — ein heuchleriſcher Bube, von ſeinem abgeſchmackten, ſchnippiſchen Weibe, einem dummen Pfaffen und ſeiner eigenen kindiſchen Herrſchbegierde regiert, ſtiehlt die väterliche Crone aus dem Kaſten, ſpielt damit, und der Vater ruft: meine Crone! meine Crone! wie ein Junge, dem man das Butterbrod genommen. Im Glücke frech und, wenn es ſchief geht, niederträchtig demüthig, flößt er nur Verachtung ein. Die Kaiſerinn allein und dann der ehrliche Friedrich von Schwaben erwecken einiges Intereſſe. Hermann iſt ganz verzeichnet, bald Kind, bald Ritter. Und nun das Ganze — wie viel Geſchwätz, und wie wenig Handlung! Allein da meinen die jungen Herrn, wenn auf dem Theater brav gerufen, gelaufen und gekämpft würde; ſo wäre Handlung

lung im Stücke. Und die wenigen lebhaſten Scenen muß man dann hier mit den unerträglich langen Erzählungen, Vorleſungen, Abhandlungen über Gegenſtände des teutſchen Staats- und Kirchenrechts erkaufen! Dabey iſt die Sprache zu modern. Im eilften Jahrhunderte nannte man ſich nicht Sie und wuſſte nichts von **Ihro Hoheit, Ihro Gnaden** u. d. gl. Endlich fehlt es auch nicht an Provinzialismen, z. B. einen Artikel vor den Namen zu ſetzen, als **der Rudolph, der Ruthard** u. ſ. f.

Nachricht.

Ich werde, um den Druck dieſer Blätter nicht aufzuhalten, damit die einzelnen Stücke, dem Verſprechen gemäß, immer des Sonnabends abgeliefert werden können, meine Bemerkungen über die beyden letzten Vorſtellungen in jeder Woche, erſt in dem Blatte, welches in der folgenden herauskömmt, abdrucken laſſen. Dies Stück iſt daher ein wenig arm.

Den 6^{tm} October wird aufgeführt: **Glück beſſert Thorheit**; Luſtſpiel von Schröder.

Den 8^{tm} **Ehrlich währt am längſten**, Luſtſpiel von Cumberland.

Den 10ten **Die Eiferſucht auf der Probe**; Singſpiel; Muſic von Anfoſſi.

Rezenſion.

Philipp der zweyte, König von Spanien. Ein dramatiſches Gemählde von Mercier. Aus dem Franzöſiſchen. Liegnitz und Leipzig, bey Siegert. 1788. 15 Bogen. 8.

Der Mann, welcher dieſe ſaftloſe franzöſiſche Speiſe auf unſern teutſchen Tiſch bringt, hat die Unbeſcheidenheit, ſich im Vorberichte merken zu laſſen: „es werde Schillers **Don** „**Carlos** hie und da für kein Meiſterſtück gehalten, und es gäbe ſogar Leute, welche dem „Verfaſſer der Räuber, und der Verſchwörung „von Genua ꝛc. jedes Talent zur dramatiſchen „Kunſt, wenigſtens auf die nächſten zehn Jahre, „abſprächen.“ Es kann ſeyn, daß es ſolcher Pinſel giebt; allein wenig Menſchen von einigem Geſchmack und Gefühle wird man finden, die, wenn ſie jenen Don Carlos kennen, nachher noch dieſen König Philipp ohne Wiederwillen leſen könnten.

Gleich die Einleitung, die (beſonders die erſte Hälfte derſelben) in äuſſerſt pretiöſem Style geſchrieben iſt, bereitet uns zu den Eindrücken vor, welche Merciers declamatoriſche Weitſchweifigkeit in dem Stücke ſelbſt auf uns macht. Der Ueberſetzer hat denn auch das Seinige redlich beygetragen, dieſe Eindrücke durch den ſteifſten Dialog zu erhöhn. Ueberhaupt aber ſcheint mir von Merciers ſämtlichen Stücken dies das allerſchlechteſte zu ſeyn. Der König Philipp iſt hier nicht der ſchlaue, ſtolze, ränkevolle, verſchloſſene Heuchler, wie uns ihn die Geſchichte malt, ſondern ein niederträchtiger, brutaler Schwätzer, dem niemand ohne Eckel zuhören kann, der von ſeinen geheimſten Planen plaudert, wie ein Soldat im Bierhauſe, der von der **Verachtung** redet, mit welcher ihm die Niederländer begegnet wären. Ein wahrer Marionetten-Tirann, ſo ſchwarz als möglich angeſtrichen. Und in dieſem Puppenſpiel-Tone ſprechen alle Perſonen des Stücks, und erzählen uns allgemein bekannte politiſche Begebenheiten, ohngefehr in der Manier, wie ſolche Gegenſtände in den Geſprächen im Reiche der Todten abgehandelt zu ſeyn pflegen. Die franzöſiſche Theater-Weiſe, die Menſchen paarweiſe auftreten zu laſſen, nemlich jedesmal einen Helden und einen Vertraueten, wovon der Eine erzählen oder klagen und toben, der Andre fragen, rathen und tröſten muß, iſt auch hier nicht vergeſſen. Alles hingekleckſt, nichts mit Feinheit ausgeführt — Was für ein Poſa, der ein einzigmal auftritt, zwölf Worte ſpricht, und dann geſchlachtet wird! — Und ein ſolches Stück ſollten wir auf unſern Bühnen ſehn? Ein ſolches Stück ſollte mit Schillers Don Carlos wetteifern können? Ich dächte, nein.

Auszüge.

Der Theater-Kalender von dieſem nun bald verfloſſenen Jahre (in wenig Wochen werde ich den von 1789 anzeigen können) enthält, wie gewöhnlich, manche ſehr gute Aufſätze, in Verſen und Proſa, Nachrichten von Bühnen, Schauſpielern und Tonkünſtlern. Unter dem Titel: **Gedanken über das Schauſpiel und den Schauſpieler; dreyzehnte Fortſetzung,** findet man einen Aufſatz über die ſchwatzhaften Schauſpieltitel. Der Verfaſſer tadelt ſolche Titel, welche den Zweck und Ausgang des Stücks ſogleich errathen laſſen, z. B. **das gerettete Venedig**, *Rome ſauvée, Didone abandonata*, und ſolche, die uns ſagen, was ſich ſchon von ſelbſt verſteht, wie: *les précieuſes ridicules*, als wenn es précieuſes, non ridicules gäbe. Noch unerträglicher, ſagt er, ſey dies, wenn der Titel ein **oder** enthält, und wenn gar der Directeur dergleichen auf dem Anſchlag-Zettel eigenmächtig hinzufügt, z. B. **Der Poſtzug, — oder die um einen Zug Pferde verhandelte Braut.**

Unter den **Beantwortungen der im Theaterkalender von** 1787 **aufgeworfenen Fragen** erſchöpft die erſte wohl nicht den Gegenſtand. Um zu beweiſen, daß unſre Schauſpiele, ſo wie ſie itzt ſind, Gutes würken, muß man nicht blos ſagen, warum ſie das Gute würken **können**, und dann zum Beweiſe ein einzelnes Beyſpiel anführen; ſondern auch in die andre Wagſchale legen, was ſie Böſes würken **können**, und auch hiervon unter den unzähligen Beyſpielen eines ausheben.

In dem Aufſatze: **Es fruchtet Nichts**, iſt ſehr wahr, was bey Gelegenheit des Doppelrollenſpiels geſagt iſt, und daß mancher Directeur, gegen ſeinen Willen und gegen ſeine Einſicht, von einem nach Neuheit und großen Schauſpielen gierigem oder geſchmackloſen Publico gezwungen wird, Stücke zu geben, denen ſeine Truppe nicht gewachſen iſt, oder die überhaupt eigentlich gar nicht, oder wenigſtens nicht aller Orten geſpielt werden ſollten.

Seite 40 ſteht der ſehr gute Vorſchlag: Alle Directeurs ſollten dem Beyſpiele des Herrn Bergobzomers folgen und bekannt machen, daß bey ihnen keinem Mitgliede einer kleinen herumziehenden Bande eine Collecte verſtattet würde. Dann würden der müßigen, talentloſen Vagabonden weniger werden, die der Kunſt Schande machen und andre beſſere Menſchen brandſchatzen.

Seite 43 u. f. iſt das Andenken des im Jahre 1616 zu Glogau gebohrnen **Andreas Gryphius** der Vergeſſenheit entriſſen, und von ſeinen Luſt- und Trauerſpielen Nachricht gegeben, wovon erſtere voll comiſcher Züge und ſo originel ſind, daß manche Neuere ihn geplündert haben, ohne dieſe Quelle aufzudecken. **Unter den Anecdoten** ſtehen ein Paar, zum Beweiſe der großen Unwiſſenheit vieler Schauſpieler. Einer kündigte an: „Morgen werden wir

„die Ehre haben aufzuführen: abonnement „ſuſpendu.“ Ein Paar Andre ſchrieben barbariſche Briefe, deren zwey hier abgedruckt ſind, an einen Directeur. Wie viel ſolcher höchſt unwiſſenden Menſchen, die nicht zehn Worte in ihrer Mutterſprache fehlerlos zuſammenſetzen können, findet man nicht unter unſern Schauſpielern! — Und ſolche Leute wollen den Geſchmack verfeinern, und ihre Mitbürger aufklären? —

Das Sozietätstheater in Dresden erhält ſich noch immer auf dem beſten Fuß — Wäre es denn nicht einmal möglich, dergleichen in unſrer lieben Vaterſtadt zu Stande zu bringen?

In Ofen iſt ein ſchönes neues Schauſpielhaus gebauet worden. Der Kaiſer hat die ehemalige Carmeliter-Kirche dazu hergegeben, und große Summen vorgeſchoſſen.

Unter den Miſcellaneen ſteht eine Probe von des Herrn Schikaneders geſchmackloſen, marktſchreyeriſchen Art, ſeine Stücke anzukündigen, und dem Publico auf dem Anſchlag-Zettel zu erzählen, was für ſchöne Sachen man heute zu ſehn bekommen werde; als: Leute zu Pferde und in Kutſchen, ein Lager, der Prinz in voller

Kat:

Karriere, Quarre-Feuer, Kanonen u. d. gl. „welches alles" ſetzt Herr S. hinzu „gewiß die „größte Täuſchung erregt und mit Macht das „Herz jedes empfindſamen Zuſchauers rührt."

Herr Seippe giebt Nachricht von der niederträchtigen Art, wie die mehrſten Mitglieder ſeiner Geſellſchaft ihn, als er nach Neiſſe reiſen wollte, behandelt haben. Zur Warnung für andre Directeurs nennt er die Namen dieſer undankbaren und wortbrüchigen Menſchen, macht aber zugleich mit Achtung Diejenigen namhaft, die ihn bey dieſer Gelegenheit nicht verlaſſen haben.

Vier Geſellſchaften ſind im Jahre 1787 **eingegangen**: die Bernerſche, Bockſche, Hofmannſche und das teutſche Opern-Theater in Wien.

Dramaturgiſche Blätter.

Zweytes Stück.

Hannover den 11ten October 1788.

Herr Groſsmann gab uns **Mittewochen den erſten October: Verſtand und Leichtſinn**; ein Luſtſpiel in fünf Aufzügen, von Jünger, deſſen Stücke zum Theil recht gute Würkung auf dem Theater machen; Das eben genannte iſt aber wohl ſein beſtes. Die Sitten und Thorheiten der höhern Stände auf eine feine Art dargeſtellt zu ſehn, ohne Uebertreibung des Comiſchen, und dabey den richtigen Ton dieſer Stände getroffen — das erlebt man ſelten in unſern neuern Luſtſpielen, weil an Aufſtellung ſolcher Bilder ſich oft Menſchen wagen, die in der feinen Welt gänzlich fremd ſind. Eine Frau, die, mehr um den guten Ton nachzuahmen als aus Leidenſchaft, allen Arten von leeren Vergnügungen in der groſsen Welt nachrennt, ſich unter Leuten herumtreibt, die Ihrer unwerth ſind, und indeſs ihre häuslichen Pflichten, ihren red[illegible] Mann und deſſen Vermögen dieſer Lebensart aufopfert — Ein ſolches Gemälde iſt in unſern Zeiten recht nützlich zu zeigen. Nicht jeder Ehemann hat den Muth, wie hier der Baron, ſeine Frau, nach lange vergebens angewendeten vernünftigen Vorſtellungen, durch Ausübung ſeiner Hausvaters-Rechte in die Schranken der Vernunft und Pflicht zurückzuführen, und ich glaube Herr Jünger hat dies Stück mehr darum geſchrieben, damit Männer, die in ähnlichen unglücklichen Lagen ſind, hier ein Beyſpiel nehmen könnten, wie ein verſtändiger Gatte ſich dabey betragen ſoll, als daß ſeine Lehre vorzüglich für die Damen beſtimmt geweſen wäre. Wenn man dies Luſtſpiel aus dem Geſichtspuncte betrachtet; ſo wird auch der Vorwurf eines Rezenſenten wegfallen, der geäuſſert hat, das Stück würde lehrreicher ſeyn, wenn die Beſſerung der Frau durch die natürlichen Folgen ihrer Lebensart bewürkt worden wäre; wozu noch kömmt, daß dieſe leztere Art den Knoten zu löſen, gar nicht neu geweſen ſeyn würde, und endlich würklich Beſchämung mancher Art, die ſie erfahren, ſchon ein kräftiges Motiv zur Beſſerung ſeyn muſſte. Sehr gut iſt aber der Gedanke des Verfaſſers dieſe Frau durch den alten Stornbach auf die Probe ſetzen zu laſſen, ob die Bekehrung ernſtlich iſt. Wilhelminens kleiner Roman iſt, als Epiſode, der Würkung des Ganzen ein wenig hinderlich, und rückt uns, den dritten Aufzug hindurch, die Haupthandlung und die Hauptperſonen aus den Augen. Forſts Character erregt mehr Eckel, als daß er ächt comiſch ſeyn ſollte. Ganz wieder die Natur aber iſt es, daß die Familie ſich von einem unbekannten Manne, wie Stornbach iſt, ſo zudringlich begegnen läſſt, daß man, ohne ſeinen Namen zu wiſſen, ihn zum Zeugen der häuslichen Zwiſtigkeiten macht; und in dieſem kleinen Puncte hat Herr Jünger einen Augenblick vergeſſen, was Leute von Erziehung in ſolchen Fällen thun würden.

Was die Vorſtellung dieſes Stücks betrifft; ſo hat gewiß die Geſellſchaft an dieſem Tage alle unpartheyiſchen Stimmen **vor** ſich gehabt. Alle waren in ihren Fächern; **Alle ohne Unterſchied! Herr Dieſtel,** als Forſt, und **Herr Dengel,** als Stornbach, haben ihren Rollen, durch Vermeidung alles Uebertriebenen, grade das genommen, wovon ich vorhin ſagte, daß es im Leſen einen Anſtoß gäbe. Ueberhaupt ſind

Beyde ſehr brave Schauſpieler, in ihren Fächern, ſo wie **Madam Dieſtel** eine unverbeſſerliche Soubrette iſt. Sie und ihr Mann erwerben ſich in vielen Rollen vom Publico eben ſo viel Beyfall, als ihr ſittliches und häusliches Leben Achtung verdient.

Um doch auch diesmal nicht ganz ohne zu tadeln davonzugehn; ſo geſtehe ich, daß **Madam Gattos** Provinzial-Dialect, und ihre ein wenig zu unruhige Bewegungen mit dem Oberleibe, hier ſehr auffallen. Sie fühlt, was ſie ſagt, ſie lernt ihre Rolle tüchtig — Mögte ich doch einmal erleben, daß nicht bey jeder Vorſtellung ein Paar von den Herrn Gelegenheit gäben, zu klagen, daß ſie, bey allen ihren Talenten, blos deswegen manche Scenen verhunzen, weil ſie beſtändig auf den Souffleur horchen müſſen! — Kurz! ſie verdient in mancher Rolle Beyfall, und es wird ihr ein Leichtes ſeyn, wenn ſie nur daran erinnert wird, ein wenig wachſamer auf ihre Ausſprache zu werden. **Schwären** ſtatt **ſchwören**; **miſſen** ſtatt **müſſen**; **Kreſſe** ſtatt **Größe**; **Aehre** ſtatt **Ehre**; **fillt**, ſtatt **fühlt**; **gähren** ſtatt **gern**; **biereit** und **ohngieachtet**, ſtatt **bereit** und

ohngeachtet; **räthen**, ſtatt **reden**: **Wall** ſtatt **Wahl**; **wirte** ſtatt **würde**; **Vermägen**, ſtatt **Vermögen**; **Sonn!** ſieh die **Sohne**, ſtatt: **Sohn**, ſieh die **Sonne**! — das und ähnliche kleine Unrichtigkeiten ſind es, auf welche ich dieſe gute Schauſpielerinn aufmerkſam zu machen um ſo weniger Bedenken finde, da es ihr weder an gutem Willen und Fleiſſe, noch an Geſchicklichkeit fehlt.

Den dritten October: Belmonte und Konſtanza, oder: **die Entführung aus dem Serail** — Einer von den ſchwatzhaften Titeln, über welche ich im vorigen Stücke eine Stelle aus dem Theater-Kalender angeführt habe! — **Ein Singeſpiel in drey Aufzügen, von Bretzner, in Muſic geſetzt von Mozart.**

Vom **Stück** ſelbſt iſt nicht viel zu ſagen. Die Erfindung der Intrigue und die Art der Bearbeitung haben nicht den Werth der Neuheit, und poetiſche Schönheiten trifft man hier auch nicht an; doch iſt man immer froh, die vortheilhaften Eindrücke, welche die Muſic macht, nicht, ſo wie in den italieniſchen Opere buffe, durch planloſes, plattes Gewäſche und Poſſenreiſſerey geſchwächt zu fühlen. Eben von der Muſic aber will ich etwas weitläuftiger reden.

Ich hatte mir ſelbſt oft die Frage aufgeworfen, woher es wohl kommen könnte, daß die herrliche Compoſition von Mozart, die man in der Partitur mit wahrem Entzücken lieſt und ſpielt, und deren einzelne Schönheiten uns auch in der Aufführung hinreiſſen, dennoch im Ganzen nicht die allgemein vortheilhafte Würkung macht, die man davon erwarten ſollte. Zwar hat dieſes Kunſtwerk bey der erſten Erſcheinung überraſcht und ſehr gefallen. Die brillante Ouvertüre; das Ungewöhnliche der türkiſchen Muſic, ſelbſt zu Begleitung von Arien; das alles hat ſeines Zwecks nicht verfehlt; aber noch einmal! Daß dieſe herrliche Muſic, bey ſo viel einzelnen Schönheiten, das Herz ſo mancher Leute, die weniger Kenner der Kunſt als gefühlvolle Liebhaber der Melodie ſind, leer läſſt, das wuſſte ich mir nicht recht zu erklären. Ich ſprach darüber mit einem Manne, deſſen theoretiſche und praktiſche Kenntniſſe in der Muſic, deſſen Fleiß, noch täglich weitere Fortſchritte darinn zu machen,

chen, und deſſen Beſcheidenheit gleich viel Lob verdienen — mit Einem Worte? mit unſerm **Weber,** der, da er hier die Muſic bey den Singeſpielen, um deren gute Aufführung er kein geringes Verdienſt hat, dirigiert, am genaueſten mit den einzelnen Schönheiten und Fehlern jeder Compoſition bekannt iſt, und ich will einen Theil deſſen, wodurch er meine Ideen über den Mozartſchen theatraliſchen Styl berichtigt hat, hierherſetzen.

Die Muſic zu der Entführung aus dem Serail iſt erſtlich hie und da zu ernſthaft für das Sujet einer comiſchen Oper; ſie nähert ſich in manchen, übrigens meiſterhaft gearbeiteten Stellen zu ſehr dem ernſthaften Opern-Style; und da andre ächt comiſche Stücke zu ſehr dagegen abſtechen; ſo fehlt es alſo an Einheit des Styls. Sodann iſt der Tonſetzer zu geſchwätzig mit den Blas-Inſtrumenten geweſen. Statt daß dieſe nur den ſtärkern Nachdruck, da wo es nöthig iſt, der Melodie geben, und die ganze Harmonie unterſtützen ſollten; ſo verdunkeln ſie oft jene, und verwirren dieſe, unterdrücken den ſchönen einfachen Geſang, und ſtöhren den Sänger im Vortrage. Dies fiel mir vorzüglich in einer Arie auf, welche Konſtanze ſingt — Ein Fehler, in welchen die beſten italieniſchen Tonſetzer nie verfallen, der aber jetzt um ſo allgemeiner bey uns wird, je mehr wir ehemals die Einwürkung der Blas-Inſtrumente vernachläſſigten. Nicht weniger verdunkelt das zu große Kunſtgewebe in manchen Stellen den flieſſenden Geſang. Der Kenner fühlt den Werth dieſer Stellen; aber für den populairen Vortrag taugt das nicht. Der nemliche Fall iſt mit den häufigen Ausweichungen und den vielfachen enharmoniſchen Gängen, die, ſo ſchön ſie am Clavier klingen, im Orcheſter keine Würkung thun, theils weil ſie nie rein genug vorgetragen werden, weder vom Sänger noch von den Spielern, beſonders von den Blas-Inſtrumenten, theils weil die Auflöſungen zu ſchnell mit den Misklängen abwechſeln, ſo daß nur ein geübtes Ohr den Gang der Harmonie verfolgen kann. Dieſe Ungemächlichkeit hat beſonders in den häufig hier vorkommenden Arien aus Moll-Tönen Statt, die der vielfachen chromatiſchen Sätze wegen, von dem Sänger ſchwer vorzutragen, von dem Zuhörer ſchwer zu faſſen ſind, und überhaupt etwas Beunruhigendes haben.

Solche fremde Harmonien verrathen den großen Meiſter, aber ſie gehören nicht für das Theater. Herr Weber hat ſchon oft bemerkt, daß, wenn ſich die 4 in der weichen Tonart mit der verminderten 3 und 7, oder, in der Umwendung, mit der übermäßigen 6 im Theater auf einmal ohnvermuthet hören ließ, dieſe Harmonie viel Senſation erregte, oft wiederholt aber der größern Anzahl von Zuhörern nicht gefiel, ſondern alle Würkung verlohr. Aus manchen der vorerwähnten Urſachen bleibt z. B. die Hälfte der Schönheiten des ganz vortreflich gearbeiteten Quartetts am Ende des zweyten Aufzugs ohngefühlt. Dies Quartett iſt ein wahres Meiſterſtück für den Kenner; aber wie Wenige werden den Werth der darinn angebrachten Kunſt fühlen! Endlich iſt der Geſang in manchen Stellen dieſer Oper zu ſehr ſyncopiert, beſonders in Duetten, Quartetten ꝛc. Der Sänger hat nicht Zeit, Odem zu ſchöpfen, ſeiner Stimme neue Kraft zu geben; dieſe wird matt und lahm, Ein ſchöner Gedanke verdrängt den andern, und entrükt ihn der Bewunderung des Zuhörers.

Aber o! mögten alle Tonſetzer im Stande ſeyn, ſolche Fehler zu begehn! Und welche herrliche einzelne Stücke ſind nicht in dieſer Oper! Am reichſten an Schönheiten iſt der zweyte Aufzug. Das erſte darinn vorkommende Duett iſt hinreiſſend, Blondens Arie, welche **Madam Großmann** ſo unverbeſſerlich ſang, ganz vortreflich; Das Rondeau: „Welche Wonne, welche Luſt!“ allerliebſt; Das Vaudeville am Ende des dritten Aufzugs in dem reizendſten Styl geſchrieben — Doch wer kann alle einzelnen Schönheiten dieſer Oper herzählen?

Was die Aufführung betrifft; ſo hat Herr Großmann jetzt eine ſolche Anzahl guter Stimmen, daß er Singeſpiele beſetzen kann, die von andern Geſellſchaften nur äuſſerſt mangelhaft aufgeführt werden. Wie hoch das hieſige Publicum die Talente der **Demoiſelle Kneiſel** ſchätzt, davon hat es ihr auch diesmal laute Zeugniſſe gegeben. Wenig Sängerinnen haben zugleich in der Tiefe und in der Höhe ſo viel Stärke und dabey eine ſo gleiche Stimme, ohne Einen Ton zu erzwingen, als **Madam Großmann.** Dabey beſitzt ſie das Verdienſt, (und das iſt keine zu vernachläſſigende Kleinigkeit) daß man jedes Wort verſteht, was ſie ſingt; Auch gab ſie heute ihrem Spiele mehr Lebhaftigkeit und Mannigfaltigkeit, als gewöhnlich. Ihr großer, ſchöner Wuchs wird ihr ſonſt oft hinderlich, da ſie nicht von Jugend auf ſich der Schauſpielkunſt gewidmet, und es mehr Schwierigkeit auf ſich hat, einen langen, ſchlanken Cörper mit Grazie zu bewegen, als eine kleine runde Figur. **Herr Gatto** hat eine vortreffliche Baßſtimme und auch viel Schauſpieler-Talente. Man hat an ihm ausgeſetzt, daß er zu viel fredonirt (tremulirt.) Er ſcheint aber davon zurückzukommen. Er wird mir's aber zu gut halten, wenn ich auch ihn auf den Provinzial-Dialect aufmerkſam mache. So ſpricht er z. B. Blondchen immer Blohntchen aus. **Herr Müller** iſt ein Mann von Genie; Seine Baß-Stimme iſt voll und angenehm; auch Er ſpricht die Wörter beym Singen ſehr deutlich aus. Muſic verſteht er gar nicht, lernt alles auswendig, und fehlt dennoch nicht nur äuſſerſt ſelten in den ſchwerſten Quartetten u. d. gl. ſogar in Fugen-Sätzen, ſondern macht ſich auch bey lebhaftem Spiele, eine ſehr gefällige Singe-Methode eigen. Würklich ſollte er mehr Fleiß anwenden, die Tonkunſt zu erlernen. **Herr Ehrhard** (ein neuer Zuwachs, den die Geſellſchaft erhalten) ſingt gleichfalls nicht nach Noten, hat aber ein ungeheures Gedächtniß, und weiß ganze Opern auswendig. Sein Tenor iſt angenehm, ſeine Manieren geſchmackvoll, nur übertrieb er hie und da ein wenig den Ausdruck der Empfindſamkeit in ſeiner Action.

Den ſechſten October: Glück beſſert Thorheit; Ein Luſtſpiel in fünf Aufzügen, nach dem Engliſchen der Miß Lee; von Schröder.

Man kennt des Herrn Schröders Geſchicklichkeit in Umarbeitung engliſcher Schauſpiele für unſre Bühne. Er weiß ſie ſo anpaſſend auf teutſche Sitten zu machen, daß, ohne Verluſt irgend einer eigenthümlichen Schönheit, auch nicht das geringſte Ausländiſche und Locale mehr an ihnen ſichtbar iſt. Trotz dem, was Neid und Mangel an wahrem Geſchmacke in mancher Stadt gegen dies Luſtſpiel aufgeregt haben, iſt es gewiß eines unſrer wenigen ächt comiſchen teutſchen Stücke. Alle Charactere darinn ſind meiſterhaft gezeichnet und gut gehalten, bis an das Ende. Die beyden Rollen, welche in der niedrigen Bauern-Sprache geſpielt werden, und die einigen zärtlichen Ohren ein Greuel geweſen ſind, geben dem Stücke recht viel Lebhaftigkeit. Sie fallen nie in das unanſtändig Niedrige, und warum ſollten denn wir nicht eben ſo wohl ſolche Rollen dulden, als die Franzoſen ihr Patois auf ihren Bühnen? Das Ganze iſt voll Intereſſe; der Contraſt zwiſchen den Erziehungs-Methoden der beyden Schwäger und die Folgen dieſer Erziehungs-Syſteme; Der Irthum in Anſehung des Cammermädgens; Die Verlegenheit des Gouverneurs als er erfährt, daß es ſeine eigene Tochter iſt, die er einſperren laſſen will, Ringſterns Verwirrung, als er in ſeines Freundes Hand den Brief ſieht, den er an deſſen Geliebte geſchrieben — Das alles giebt zu allerliebſten Situationen Anlaß. Und welch' ein raſcher Gang herrſcht in dem Stücke! Das nenne ich Handlung! Und alles ſo natürlich herbeygeführt! Verwirrung und Intereſſe wachſen von Auftritt zu Auftritt, und als nun endlich Barbara erſcheint — wie iſt der Knoten ſo angenehm gelöſt! und noch am Ende die Ueberraſchung des alten Grafen, als er erfährt, daß Sophie — ſchon verheyrathet iſt!

Meiſterhaft ſpielt **Herr Großmann** die Rolle des Gouverneurs. Man ſieht da, was ein Künſtler aus einer Scene machen kann. Würklich iſt die 6ſte im erſten Aufzuge die einzige im Stücke, die ein wenig gedehnt ſcheint. Aber bey der Lebhaftigkeit mit welcher der Gouverneur (von Herrn Großmann vorgeſtellt) hier ſein ſonderbares Erziehungs-Syſtem ſeinem Schwager erzählt; wie warm er dabey wird; bey der Mannigfaltigkeit im Spiel und im Ton der Erzählung — Da hat man gewiß keine Langeweile. **Herr Neuhaus** hat mir von je her (wir kennen uns ſeit mehr als zehn Jahren) in comiſchen Rollen und in polternden Alten beſſer, als in zärtlichen Vätern gefallen. Von jenen ſpielt er einige unverbeſſerlich, in dieſen hingegen verfällt er leicht, bey rührenden Stellen, in einen declamatoriſchen Prediger-Ton — Non omnia poſſumus omnes — Auch dem **Herrn Ströbel** (Er ſpielte den Hauptmann von Ringſtern) begegnet es zuweilen, in dieſen declamatoriſchen Ton zu gerathen. Es iſt, glaube ich, Pflicht, einen redlichen, geſchickten und geſitteten Mann auf ſolche Kleinigkeiten aufmerkſam zu machen, die er, wenn ſie einmal bey ihm zur Gewohnheit geworden ſind, an ſich ſelbſt nicht mehr bemerkt, die er aber dann, ſobald ihn Andre nur dahin weiſen, ſehr bald ablegt — Einem verlohrnen von ſich eingenommenen Stümper muß man gar nichts ſagen. Ganz vortreflich ſpielt **Madam Dieſtel** ihre Barbara. Man ſollte kaum glauben, daß die kleine Frau, die mit ſo viel Leichtigkeit die muthwillige Soubrette ſpielt, die plumpe Barbara ſo treu darſtellen könnte, ohne ſich einen Augenblick zu vergeſſen, und doch auf eine Weiſe, die nicht empört. Auch **Herrn Müller** ſieht man mit innigſtem Vergnügen ſeinen Peter machen — Ueberhaupt wird dies Stück ſehr gut von der Großmanniſchen Geſellſchaft gegeben.

Nachricht.

Eine plötzliche Unpäßlichkeit, welche **Madam Dieſtel** zugeſtoßen, war Schuld an der Abänderung, der für dieſe Woche angekündigten Stücke. Den 13ten wird aufgeführt: **Die große Toilette** ein neues Luſtſpiel in fünf Aufzügen. Den 15ten **Das Kleid aus Lyon**; Luſtſpiel. Den 17ten **Betrug durch Aberglauben**; Singſpiel; Muſic von Ditters.

Aus-

Auszüge.

In dem erſten Stücke der Olla Potrida von dieſem Jahre ſteht die Bekehrungs-Geſchichte der Schauſpielerinn Gautier, welche im Jahre 1757 als Carmeliterinn ſtarb, obgleich der Satan, der, wie bekannt, ein durchtriebener Schelm iſt, böſe Träume und allerley andre Mittel angewendet hatte, dieſe grobe Sünderinn von ihrem Entſchluſſe, Nonne zu werden, zurückzubringen. Sollte einmal unter Thaliens teutſchen Prieſterinnen irgend Eine auch nicht ganz einig mit ihrem Gewiſſen ſeyn und Beruf zur Buſſe fühlen, ſo rathe ich, ſtatt ſich in eine Zelle einzuſperren und die zarten Schultern zu geiſſeln, lieber ein arbeitſames, häusliches wohlthätiges und tugendhaftes Leben in der Welt anzufangen, auch allenfalls bey dem Theater zu bleiben und ihren jüngern Schweſtern durch ihr Beyſpiel, zu zeigen, daß mit dieſem Stande ſehr wohl Sittſamkeit, Tugend und Erfüllung aller häuslichen und religioſen Pflichten beſtehn können.

Dramaturgiſche Blätter.

Drittes Stück.

Hannover, den 18ten October 1788.

Mittewochen den 8ten October wurde aufgeführt: **Felix, oder der Findling;** Singſpiel von Sedaine, überſetzt von Andre; Muſic von Monſigni. Darauf folgte Anton Walls Luſtſpiel in einem Aufzuge: **die beyden Billets.**

Unſre Ohren werden ſo verwöhnt durch die italieniſche Muſic, daß Viele von uns würklich den Kopf ſchütteln, wenn ſie einmal ein Singſpiel von franzöſiſcher Compoſition hören ſollen, und doch iſt es angenehm, zur Veränderung auch etwas in anderm Geſchmacke Gearbeitetes zu hören. Felix hat denn noch das Verdienſt, daß das Stück ſelbſt ſehr intereſſant iſt, und ſchon, als rührendes Schauſpiel betrachtet, gefallen muß, auch wegen der Mannigfaltigkeit der Charactere. Monſigni iſt ein claſſiſcher, vorzüglicher Componiſt im neuen franzöſiſchen Theater-Styl — Nicht alſo Gretry bey dem man bald ganze Stücke und Bravour-Arien in der Manier der Italiener, nach denen er ſich hatte bilden wollen, bald wiederum Recitative und Arien die ganz in dem alten franzöſiſchen Opern-Geſchmacke geſchrieben ſind, folglich weniger Originelles, bey vielfachen einzelnen Schönheiten, antrifft. Zu dem Eigenthümlichen des neuern franzöſiſchen Geſchmacks gehört denn auch — und in Felix ſtößt man häufig auf ſolche Stellen — daß Fehler in den Fortſchreitungen der Harmonie und weite Sprünge des Geſangs vorkommen, die für den Sänger eben ſo unbequem als für das Ohr des Zuhörers ſtöhrend ſind, endlich, daß der muſicaliſche Accent mit dem oratoriſchen und gramaticaliſchen nicht immer zuſammen trifft. Auch der Ueberſetzer dieſes Singſpiels hat ſich nicht ſehr darum bekümmert, ob die langen Sylben auf gute, oder ſchlechte Tactzeiten fallen. Uebrigens iſt die Aehnlichkeit des Styls in der Muſic zu Felix und dem Deſerteur, von eben dem Verfaſſer, ſehr auffallend, und in jener wie in dieſer Oper ſind einzelne große Schönheiten. Im erſten Aufzuge von Felix iſt die Arie des Magiſters, die auch **Herr Müller** ſehr brav geſungen (Mögte er doch fleiſſiger Muſic ſtudieren!)

ren!) recht niedlich, auch das Finale dieſes Acts hat groſſen Werth. Im zweyten Aufzuge iſt nicht viel Vorzügliches. Das Duo zwiſchen Felix und Ehrhard ſcheint für dieſe rührende Scene ſehr matt. Im dritten Aufzuge iſt das Quartett zwiſchen dem Vater und den drey Söhnen, bey allen einzelnen Vortrefflichkeiten, doch ein wenig zu gekünſtelt; Meiſterhaft aber das Trio zwiſchen Ehrhard, Thereſen und Felix; ganz der intereſſanten Lage angemeſſen. Es macht aller Orten große Würkung. Das Schluß-Chor hat einige artige Stellen.

Herr Pleißner, als Felix, ſang vorzüglich gut; er hat eine angenehme Manier, iſt feſt in Muſic, warm für ſeine Kunſt, hat literariſche Kenntniſſe, und verdient, in ſeinem ſittlichen Leben und ſeines Characters wegen, Achtung. Ich wünſchte, er mögte bey den Bewegungen ſeiner rechten Hand, wenn er Affect ausdrücken will, nicht zugleich die Viertel des Tacts bemerklich machen. **Herr Neuhaus** ſpielte die Rolle des Vaters ohne Tadel. In ſeiner Jugend ſang er gut, obgleich er nicht eigendlich Tonkünſtler iſt. Immer iſt er, ſo wie **Herr Dieſtel**, der Geſellſchaft ſchon darum viel werth, weil faſt kein Stück iſt, in welchem er nicht ein Fach übernehmen könnte. **Des Herrn Dieſtel** lebhaftes Spiel, als Jagdholz, ließ uns vergeſſen, daß er kein vorzüglicher Sänger iſt. Nur einmal iſt mir heute bey dem **Herrn Gatto,** der in dieſem Singſpiele als Lieutenant nicht Gelegenheit hatte, ſeine Talente beſonders zu zeigen, die fremde Ausſprache aufgefallen; Es war in dem Worte **Ordnung,** wofür er **Ohrdnung** ſagt. **Mamſel Krüger** (Lore) iſt ein neuer Zuwachs der Geſellſchaft. Sie iſt noch keine gebildete Sängerinn; Es fehlt ihr an Methode; aber ihr Stimmchen iſt recht angenehm. Im Ganzen kann das Publicum gewiß von der Aufführung zufrieden ſeyn. Ein kleiner Irthum, der an dieſem Tage beym Abgehn von der Bühne vorgieng, giebt mir Gelegenheit zu erinnern, daß man ſich doch ja merke, wo die Thüren ſind, wenn der Schauplatz ein Zimmer vorſtellt, damit man nicht zu den gemalten Fenſtern hinaus laufe.

Eine niedliche kleine Poſſe iſt das Nachſpiel; **die beyden Billets,** obgleich gegen das Ende der Spaß ein wenig in die Länge gezogen iſt. Sehr gut hat der kürzlich erſt zu der Ge-

ſell:

ſellſchaft gekommene **Herr Krüger** ſeinen Barbier geſpielt, und **Herr Dieſtel** Gürgens Rolle unverbeſſerlich. **Die Demoiſelle Krüger** wird einſt in naiven Rollen etwas leiſten können.

Den 10ten October: Ehrlich währt am längſten; Ein Luſtſpiel in fünf Aufzügen, aus dem Engliſchen, von Cumberland.

Dies Stück ſticht ſehr ab gegen das, von vorigem Montage; auch iſt der Ueberſetzer kein Schröder geweſen. Mit leichter Mühe hätte es ſich auf teutſche Sitten anpaſſen laſſen, und dann hätte man den Characteren mehr Kraft geben können, denn ſie ſind äuſſerſt flach gezeichnet, beſonders der von Miß Surtley. Auch die ganze Oeconomie des Stücks, der Gang der Handlung und die Cataſtrophe — das alles iſt wenigſtens von ſehr gemeiner Art. Sir Pickel, den **Herr Deering** ſehr gut ſpielte, iſt eine unnüze Flick-Rolle; zuletzt verliehrt man ihn gänzlich aus den Augen. Eben ſo entbehrlich ſind Madam Surtley, Polly, Monſieur Pivet und allenfalls auch Naphtali. Sie ſind nicht genug in das Intereſſe der Handlung hineinverwebt. Ueber Darſtellung der Juden auf unſern Bühnen hat neulich Herr Philipſon in dem fünften Stücke der monathlichen Hefte zu Beförderung der Cultur und der Aufklärung etwas ſehr Gutes geſagt, das geleſen zu werden verdient. **Herr Ströbel** ſpielte ſeinen Walldon mit Gefühl und Würde. Von den Uebrigen, geſtehe ich, zeichnete ſich an dieſem Tage Keiner durch vorzüglich gutes Spiel aus, ſelbſt **Madam Neuhaus** nicht. — Aber, wie geſagt, aus dem Stücke läſſt ſich auch nicht viel machen. **Herr Gatto** ſpielt ſolche Väter, als Sir Surtley einer iſt, zu ſehr in der Manier der comiſchen Alten in den italieniſchen Singſpielen. (Sein eigentliches Fach.) Die Verlegenheit, in welche jener Wucherer geräth, ſoll nicht Lachen erregen, ſondern es ſoll die Angſt, die Strafe eines entlarvten Betrügers ſeyn, und überhaupt gar nichts Comiſches haben. Sir Arnold muß feuriger und mit mehr Rauhigkeit im Aeuſſern geſpielt werden, als ihn **Herr Dengel** darſtellte. Das iſt eine Rolle, die **Herr Neuhaus** ſehr gut ſpielen würde. Endlich paſſt, für den ehrlichen Proſt, beſſer der Ton von feſter, biederer Treuherzigkeit, als der weinerliche Ton, den **Herr Ehrhard** annahm. Ich wünſchte, man mögte zu ſolchen Rollen, in welchen untermiſcht Franzöſiſch geredet wird, immer ſolche Schauſpieler wählen, die, wie **Herr Pleißner**, als Pixet, die Wörter richtig ausſprechen. In Felix war dies nicht der Fall. Mit **Madam Cammerland** und dem **Herrn Dengel** wollte es da nicht fort, und ſo geht denn alle Täuſchung verlohren. Endlich muß ich noch erinnern, daß die Umarmungen unter Männern in engliſchen Stücken ſparſamer angebracht werden ſollten. — Das iſt nicht engliſche Sitte, und ſteht im Originale gewiß nie vorgeſchrieben.

Den 13ten October: Die große Toilette, ein Luſtſpiel in fünf Aufzügen.

Das Luſtſpiel ſelbſt iſt ziemlich mager, iſt als Poſſe, bey ſehr dürftiger Intrigue, viel zu ſehr gedehnt, iſt der typographiſchen Schönheit, mit welcher es gedruckt worden, nicht werth, und macht im Leſen vollends Langeweile. Sehr gut aufgeführt, wie es hier der Fall war, beluſtigt es indeſſen, beſonders die beyden letzten Aufzüge; auch ſind einige recht witzige Einfälle darinn. Es iſt aber wieder eines von denen in Eil hingeſchriebenen Stücken, in welchen die Hälfte der Perſonen ganz überflüſſig ſind und zur Haupt-Handlung nichts beytragen, wie z. B. **der Capitain; der Baron Althahn,** die **Kauf- und Handwerksleute, der Hoffourier, der Arzt,** u. ſ. f. die nur immer hin und her laufen müſſen, um die Scenen zu füllen, und die Ungeſchicklichkeit des Autors zu verbergen, der ſonſt die Schwierigkeiten bey Anordnung ſeines Plans nicht zu heben und einem einfachen Gange weder Wahrſcheinlichkeit noch Theilnahme zu verſchaffen weiß. Der Schauſpieler der eine ſolche Flick-Rolle ſpielt, fühlt die Nichtigkeit derſelben, und um doch ſeiner Perſon Intereſſe zu geben und die Augen und Ohren, wenigſtens der Gallerie, auf ſich zu ziehn, übertreibt er dann, macht ſich ganz zu Carricatur, wie diesmal unter Andern **Herr Ehrhard** als Seidenhändler, Herr **Deering** als Doctor, **Herr Gatto** als Althahn.

Recht gut, recht ſehr gut, haben übrigens **Herr und Madam Neuhaus,** Jener als Brachfeld, Dieſe als Frau von Hohenhaupt, **Herr Krüger** als von Simmer, **Madam Dieſtel** als Sophie, **Herr Dengel** als Hohenhaupt, **Herr Dieſtel** als Lindenberg, und ſelbſt in den untergeordneten Rollen, **Madam Kammerland** als Liſette, **Herr Wawroſch** als Lafleur und überhaupt faſt Alle geſpielt. Ein Paar lieſen aber heute wieder zu dem Fenſter hinaus, und endlich muß ich noch erinnern, daß es doch gut wäre, wenn ſie nicht eher, ſagten: „Sehet, da kömmt ja“ u. ſ. f. nicht eher als bis Der, welcher, laut des gedruckten Textes, kommen ſoll, aber oft noch lange ausbleibt, würklich ſichtbar wird. Nach dem zweyten Aufzuge ſang **Herr Schwarz** eine Arie von Sacchini, und nach dem vierten eine von Raucini. **Herr Schwarz** ſingt einen volltönigen, gleichen Baß, hat eine gute Methode, und iſt feſt in Muſic, indem er in einer guten Schule geweſen, nemlich als Sänger bey dem Chor der heil. Geiſt-Kirche in Heidelberg, wo die beſtändige Uebung im Vortrage des ſchweren Kirchen-Styls und die Nachbarſchaft von Manheim, ſeine Fertigkeit und ſeinen Geſchmack haben bilden können. Er ſucht jetzt Engagement beym Theater, welchem er ſich ſeit Kurzem gewidmet hat.

Berichtigung.

Zu Vermeidung aller Zweydeutigkeit, leſe man im zweyten Stücke dieſer Blätter, Seite 25. Zeile 4. ſtatt **„ſich die 4; ſich der erhöhete vierte Ton“** u. ſ. f.

Ein Geſchichtchen.

Es war einmal ein Mann, der ſchrieb auch ſo etwas Dramaturgiſches. Er wuſſte, was er ſchrieb, und warum er ſchrieb, denn er ſchrieb, um dem Publico und den Schauſpielern nützlich zu werden. Er ſchrieb mit Beſcheidenheit, und tadelte mit Schonung und Sanftmuth. Er wuſſte wohl — der Directeur der Geſellſchaft, über deren Vorſtellungen er Anmerkungen machte, war ſein Freund — Er wuſſte wohl, daß dieſer nicht ſo unterſtützt wurde, daß er lauter Künſtler der erſten Claſſe aus Teutſchland zuſammen treiben und in ſeinen Sold nehmen konnte; daß er alſo froh ſeyn muſſte, wenn er große Stücke, nach neuerer Manier gearbeitet, doch einigermaßen beſetzen konnte; auch war der Mann zu gutherzig, um Manchen, der ihm würklich ſehr entbehrlich geweſen wäre, auſſer Brod zu ſehen. Beſagter Dramaturge alſo urtheilte nicht ſo ſtrenge, lobte, wo ſichs irgend ohne Sünde thun ließ; allein er war auch kein niedriger Schmeichler. Nun fanden ſich aber ein Paar After-Künſtler, Menſchen die weder ihrer Mutterſprache, noch ihres Cörpers Meiſter, noch fähig waren, den Geiſt irgend einer Rolle, welche ſie mit allerley Verzerrungen ihres Leichnams herplapperten, zu faſſen. Dieſe nahmen es ſehr übel, und lieſſen ihren Unwillen darüber laut merken, daß jener Mann ſie nicht genug gelobt, ſondern es gewagt hatte, ſie auf Dinge aufmerkſam zu machen, die er höflicher Weiſe, nur kleine Fehler genannt hatte. Stümper ſind, wie bekannt, am mehrſten von Eigendünkel geplagt, und vertragen am wenigſten Critic; aber auch Stümper können doch endlich es dahin bringen, daß man die Geduld verliehrt. Das begegnete denn auch vorerwähntem dramatiſchen Schreiber. Er nahm ſich alſo vor, wenn er noch einmal dergleichen Klagen erführe, gegen ſolche eingebildete Unwiſſende gar keine Schonung mehr zu gebrauchen, und dagegen, auf ihre Unkoſten, die andern wackern und beſcheidenen Künſtler deſto herzlicher zu loben.

Dies Geſchichtchen, welches mir kürzlich erzählt wurde, hätte mir bald unruhige Gedanken über mein Unternehmen gemacht; allein es fiel mir nachher ein, daß mir dergleichen, bey ſo geſitteten und gebildeten Schauſpielern, als wir hier haben, gar nicht begegnen kann.

Nachricht.

Den 20ſten October wird aufgeführt: **Der Fähndrich**; Luſtſpiel von Schröder und **die buchſtäbliche Auslegung der Geſetze.**

Den 22ſten **Betrug durch Aberglauben**; Singſpiel; Muſic von Ditters.

Den 23ſten **Der Tadler nach der Mode**; Luſtſpiel von Stephani.

Den 24ſten **Walder**; Singſpiel; Muſic von Benda und **der taube Liebhaber**; Luſtſpiel von Schröder.

Anzeige.

Folgende Anzeige rücke ich in der Abſicht ſehr gern ein, daß, wenn das hieſige Publicum es gut findet, ſeine Vorliebe, oder ſeine Abneigung gegen einige der unten angezeigten Stücke mir auf irgend eine Weiſe bekannt werden zu laſſen, ich ſogleich dem Herrn Großmann Nachricht davon geben werde.

„Es iſt eine dem Publicum ſchuldige Aufmerkſamkeit, und der eigene Vortheil des Directeurs erheiſcht es, ſolche Schauſpiele zu geben, die dem Publicum gefällig ſind, und zugleich ſeine Caſſe füllen. Wo aber iſt der Weiſe, der Seher, der Sprecher im Volke, der mit Zuverläſſigkeit dem Directeur die Schauſpiele anzugeben wüſſte, welche jenen Endzweck erreichen? Giebt es hier einen Solchen; ſo lege ich's ihm hiemit auf's Angelegentlichſte an's Herz, mir ſeinen guten Rath nicht zu verſagen. Ich will zu dem Ende den ganzen Vorrath der bey mir gangbaren Schauſpiele, ſo wie ſie hintereinander bey mir einſtudiert worden, auskramen.“

Erſtes Viertelhundert.

Das Räuſchgen; Luſtſp. von Bretzner. **Im Trüben iſt gut fiſchen**; Singſp. von Sarti. **Der Adjudant**; Luſtſp. von Brömmel. **Die buchſtäbliche Auslegung**; Luſtſp. von Brömmel. **Jeannette**; Luſtſp. von Gotter. **Carl und Sophie**; Luſtſp. von Bretzner. **Die Liebe unter den Handwerkern**;

Singſp. von Gasmann. **Emilia Gallotti;** Trauerſp. von Leſſing. **Die Badecur;** Luſtſp. von Jünger. **Der Alchymiſt;** Singſp. von Schuſter. **Robert und Calliſte;** Singſp. von Guglielmi. **Der Weſtindier;** Luſtſp. von Cumberland. **Der Hypochondriſt;** Singſp. von Sarti. **Nicht mehr als ſechs Schüſſeln;** Luſtſp. von Großmann. **Die neue Emma;** Luſtſp. von Unzer. **Walder;** Singſp. von Benda. **Der vernünftige Narr;** Luſtſp. von Schröder. **Die Italienerinn zu Londen;** Singſp. von Cimaroſa. **Clavigo;** Trauerſp. von Göthe. **Die Heyrath durch ein Wochenblatt;** Luſtſp. von Schröder. **Die Eiferſucht auf der Probe;** Singſp. von Anfoſſi. **Kulör de Püß;** Luſtſp. von Soden. **Das gräfliche Fräulein;** Singſp. von Gasmann. **Der Ring;** Luſtſp. von Schröder. **Cabale und Liebe;** Trauerſp. von Schiller.

Großmann.

Außzüge.

Im 46ſten Hefte (Auguſt 1788.) von Schlözers Staats-Anzeigen ſteht Seite

241 etwas über ein in Saarbrück den 1ten März 1788 aufgeführtes Nachſpiel. Zu der Biographie der Fürſtinn, an deren Geburtsfeſte dies pantomimiſche Nachſpiel aufgeführt worden, gefällt es dem Herrn Herausgeber in einer Anmerkung einige Beyträge zu liefern. Ein Paar Züge aber hat er vergeſſen, die ich noch beytragen kann, der ich viel frohe und glückliche Tage an dieſem Hofe verlebt habe. Er hat nemlich vergeſſen, zu ſagen, daß dieſe Tochter eines leibeigenen Bauern ein edles, vortrefliches Weib, daß ſie würdig iſt, auf dem höchſten Fürſten-Throne zu ſitzen, daß ſie von allen Unterthanen geliebt, geſegnet wird, daß in jeder Rolle, die ſie bis itzt geſpielt hat, ihr Haupt-Geſchäft geweſen iſt, Menſchen glücklich zu machen, und daß ihr alſo nichts fehlt, als von allen irdiſchen Gütern das aller zufälligſte und elendeſte — eine ſo genannte hohe Geburt.

Vermiſchte Aufſätze und Bemerkungen.

Ueber den Unterſchied zwiſchen Vorſtellung und Darſtellung.

Ich erinnere mich, neulich in einem Journale die Frage aufgeworfen gefunden zu haben;

was für ein Unterſchied ſey, unter **vorſtellen** und **darſtellen** auf der Schaubühne? Mir kömmt die Sache äuſſerſt einfach vor, und ſie wird beſſer durch einige Beyſpiele, als durch Definitionen aus einander zu ſetzen ſeyn. „Herr „N. N.“ würde ich ſagen „ſtellte geſtern Julius von Tarent vor; aber er hat ihn gar nicht „dargeſtellt.“ Das heiſſt: die Perſon hat er zwar **vorgeſtellt**, aber er hat die wahre **Darſtellung** des Characters, den der Dichter ſich dabey gedacht hat, verfehlt. So wie man nun alſo vorſtellen kann, ohne darzuſtellen; ſo kann man auch, z. B. durch lebhafte Schilderung, eine Scene darſtellen, ohne dieſelbe vorzuſtellen, das heiſſt, ohne die Rolle einer von den Perſonen ſelbſt perſönlich zu übernehmen, oder unter ſeiner Direction aufführen zu laſſen: „Schiller „hat uns Don Carlos mit philoſophiſcher und „dichteriſcher Kunſt dargeſtellt; Herr N. N. hat „geſtern Don Carlos vorgeſtellt.“

Dramaturgiſche Blätter.

Viertes Stück.

Hannover, den 25ten October, 1788.

Mittewochen, den 15ten wurde aufgeführt: **Das Kleid aus Lyon**; ein Luſtſpiel in vier Aufzügen, von Jünger.

Von Jüngers Luſtſpielen iſt dies eines der ſchlechteſten. Der Trieb, neue Seelen-Phyſiognomien aufzuſtellen, würkt oft Bizarrerie in Zuſammenſetzung einzelner Züge, die man wohl nie in Menſchen vereinigt antrifft. Solche Compoſita von Weisheit und Albernheit, von Vernunſt und Grille, von Leichtfertigkeit und Gutmüthigkeit, von Plumpheit und Bosheit, ſind einige der Perſonen dieſes Schauſpiels; Ordling, der Major, Herr und Frau von Hornau, die Witwe, Conſtanze. — Wenn man von irgend einer Seite Theil an ihnen nimt; ſo wird dies immer von einer andern wieder verwiſcht, und daß die arme Frau von Hornau einen ſo elenden Mann hat, das erregt wiederwärtige Empfindungen. Beſſer geſchildert, obgleich zum Theil unbedeutend, ſind Röschen, der Spieler, Bedfort, Ballſtedt und Lottchen. Die Scene mit der Unterweiſung im Lateiniſchen und dem Zeitworte amo, iſt aus Regnards Zerſtreuten entlehrt, worüber Madam Grognac, die Mutter der Schülerinn, ſagt: Tout Votre Italien eſt plein d'impertinences.

Die Intrigue iſt recht artig, obgleich der Einfall mit dem Kleide auch dem Spaße in dem Nachſpiele; **Die beyden Hüte,** ſehr ähnlich ſieht. Ueberhaupt iſt in dem Ganzen zu wenig Stoff zu einem Schauſpiele von vier Aufzügen, weswegen denn auch hier Perſonen eingeflickt ſind, die zur Hauptſache nichts thun, ſondern vielmehr bewürken, daß gar keine Einheit der Handlung darinn iſt, da doch, von den drey theatraliſchen Einheiten, dieſe am wenigſten zu vernachläſſigen iſt. Der Monolog im dritten Auftritte des erſten Aufzugs erinnert mich daran, den möglichſt ſparſamſten Gebrauch von Selbſtgeſprächen anzurathen. Nur dann, wenn der Menſch im höchſten Affecte iſt, ſcheint es wahrſcheinlich, daß er laut mit ſich ſelbſt rede. Es giebt andre Mittel, den Zuhörer mit dem, was in den Menſchen vorgeht, bekannt zu machen, ohne dennoch zu den langweiligen Confidents-Scenen der Franzoſen ſeine Zuflucht zu nehmen.

Von der Art, wie dies Stück hier aufgeführt worden, kann ich nichts ſagen. Eine kleine Reiſe hat mich abgehalten, das Schauſpiel zu beſuchen; doch höre ich, daß das Publicum davon ſehr zufrieden geweſen.

Den 17ten **October: Die Eiferſucht auf der Probe**; ein comiſches Singſpiel in drey Aufzügen; aus dem Italieniſchen überſetzt, von Eſchenburg; Muſic von Pasqual Anfoſſi.

Der Herr Prof. Eſchenburg iſt ſehr glücklich in ſolchen Ueberſetzungen, obgleich dies eine ſehr beſchwerliche und undankbare Arbeit iſt, wenn man auf Beybehaltung der italieniſchen Muſic Rückſicht nehmen muß. Die Schwierigkeiten werden dadurch vermehrt, daß, wenn z. B. ein italieniſches Wort, wie es faſt immer der Fall iſt, ſich mit einem Lautbuchſtaben endigt, das folgende aber ſich mit einem Lautbuchſtaben anfängt, der Tonſetzer, bey Wiederholung ſolcher Stellen, dieſe beyden Lautbuchſtaben, nach Gefallen, zuweilen zuſammenzieht, zuweilen trennt, welches aber dem Ueberſetzer nicht in allen Fällen möglich iſt, da wir im Teutſchen ſo viel Wörter haben, die ſich mit Stummbuchſtaben endigen. Der Gegenſtand und die Fabel dieſes Singeſpiels ſind übrigens weniger leer und unbedeutend, als in viel andern italieniſchen Stücken dieſer Gattung.

Unter Anfoſſi's Werken iſt dies eines der vorzüglichſten, durchaus voll Geſang, Harmonie und Einfalt. Welch' ein Meiſterſtück iſt nicht das Finale des erſten Aufzugs, welches ſich mit dem ſüßen, herrlichen Duo anfängt! Auch das Finale des zweyten Acts iſt allerliebſt, und überhaupt kein Auftritt ohne vortrefliche Geſänge.

Sehr gut gieng alles heute bey der Aufführung von Statten, auch in jenen ſchweren Finalen, in welchen **Madam Dieſtel,** die doch eigentlich keine Sängerinn iſt, als Viktorina, ihre Parthie recht brav mitſang. Was **Herr Wawroſch,** als Jackſon, zu ſingen hatte, ſchien grade für den Umfang ſeiner Stimme gemacht. An Methode und Kenntniß der Muſic fehlt es ihm auch nicht. Nur als Schauſpieler iſt das Publicum nicht ganz von ihm zufrieden. **Mademoiſelle Kneiſel,** obgleich ſie an dieſem

ſem Tage als Flavja nicht Gelegenheit hatte, in Bravour-Arien ihre Kunſt zu zeigen, ſang vorzüglich gut, mit Anmuth, begleitete ihren Geſang von richtigem Spiele, und ſprach die Wörter verſtändlich aus, beſonders im zweyten Aufzuge. Dabey beſitzt ſie das Talent, ihre angenehme Geſtalt durch die geſchmackvollſte Kleidung noch intereſſanter zu machen. **Herr Gatto**, der als Perichetto, mit Recht allgemeinen Beyfall erhielt, ſang ſowohl die im zweyten Aufzuge eingeſchobene italieniſche bekannte Arie von Traetta: Queſto paſſo de Violini &c. als auch gleich nachher die im Stücke ſelbſt befindliche Katzen-Arie unverbeſſerlich. Solche Carricatur-Rollen ſind ſein Fach. Immer wünſchte ich aber, er möchte aufmerkſamer auf ſeine Sprache ſeyn, und nicht im Singen alle a wie **ua**, die e wie **oe**, und ſ. f. lauten machen. **Herr Pleißner** hat unter andern das Verdienſt, daß er nicht Eine Sylbe unverſtändlich ſingt, ein Beweis, daß kein Theil ſeiner Bruſtſtimme zwiſchen den Zähnen oder im Halſe verlohren geht. Auch er hatte eine Bravour-Arie von Raucini eingeſchoben, die ſehr ſchwer iſt, großen Umfang der Stimme und viel Fertigkeit erfordert, und die er, ſo wie die gleich darauf folgende, ſehr gut vortrug. Zuweilen häuft er die Vorſchläge ein wenig, verziert und bindet die einfache Melodie durch enharmoniſche Gange an einander, welches, ſelten angebracht, große Würkung thut, zu oft wiederholt aber, oder am unrechten Orte, wie z. B. in dem Duo ganz am Schluſſe, den Geſang nicht angenehmer macht.

Um den Frauenzimmern im zweyten Aufzuge Zeit zu geben, ſich zur Mascarade anzukleiden, tanzte **Madam Ströbel** zuerſt mit einigen Andern von der Geſellſchaft eine figurirte Quadrille, und dann eine Matelotte ſolo. Sie iſt eine brave Tänzerinn, und hat, obgleich ſie nicht bey dem hieſigen Theater angeſtellt iſt, ſchon ein paarmal, auch im ernſthaften Tanze, ihre Talente zu allgemeiner Zufriedenheit gezeigt.

Den 20ſten wurde, weil **Herr Dieſtel** plötzlich krank geworden, aufgeführt: **Im trüben iſt gut fiſchen;** ein Singſpiel in drey Aufzügen, aus dem Italieniſchen überſetzt von Andre; Muſic von Joſeph Sarti.

Wer kennt nicht dies Meiſterſtück von Sarti? ‚Nicht ein einziges mittelmaßiges Lied iſt in dieſem Singſpiele, von der Ouvertüre an, bis an das Ende. Gleich das Quartetto im erſten Aufzuge und das herrliche Finale; und dann im zweyten, Hannchens Recitativ mit der vortreflichen Begleitung, und die darauf folgende Arie, womit das Finale anfängt, in welchem die vier obligaten Stimmen ſo reizend abwechſeln — Alles iſt durchaus ſchön, hinreiſſend ſchön. Schade, daß in dieſem, wie in den mehrſten italieniſchen Singſpielen, der Inhalt und die Intrigue ſo elend ausgedacht und ſo abgeſchmackt und plump ausgeführt ſind.

An der Art der Vorſtellung war nichts auszuſetzen. Die Sänger und Sängerinnen beeiferten ſich ſämtlich, das Publicum zu befriedigen. Die **Demoiſelle Kneiſel**, als Hannchen, ſang vortreflich, beſonders die Arie im erſten Aufzuge: „Um Verzeyhung meine Herren!“ und im Finale des nemlichen Aufzugs; ferner das vorhin erwähnte Recitativ nebſt den darauf folgenden Stücken. **Madam Großmann**, als Baroninn, verdiente nicht weniger Lob, beſonders in der großen Arie im erſten Aufzuge. **Herr Pleißner**, als Verwalter, trug vorzüglich angenehm das allerliebſte Rondeau:

„Liebe läſſt ſich nicht erzwingen“ vor. Auch **Herr Wawroſch** als Baron, ſung brav. **Herr Müllers** lebhaftes Spiel, als Chriſtoph, gefiel nicht weniger, als ſein Geſang — und kurz! es gieng alles recht gut.

Nachricht.

Da Unpäßlichkeiten der Schauſpieler und andre Umſtände zuweilen die Vorſtellung der für die folgende Woche angekündigten Stücke verhindern; ſo werde ich, um das Publicum nicht fälſchlich zu benachrichtigen, die Bekanntmachung derſelben künftig weglaſſen.

Auszüge.

(von unbekannter Hand eingeſchickt.)

Intoleranz gegen Schauſpieler, aus alten und neuern Zeiten.

In Veit Ludwig von **Seckendorfs Chriſtenſtaat** (Leipzig 1693) Seite 255, im Anhange, lieſt man folgendes, wie ſich der Verfaſſer ausdrückt, gar bewegliche Schreiben, wieder die Schauſpiele, aus Salvianus Schriften:

„Gleichwie man die Oerter oder engen „Päſſe, dadurch ein feindliches Kriegsheer ein-

„bre

„brechen will, mit Gräben, Pfählen und dergleichen
„Mitteln verwahrt, damit Einer in dieſe,
„der Andre in eine andre Grube, Spitzpfahl,
„oder Fuß-Eiſen und dergleichen falle, und niemand,
„wo möglich, unverletzt durchkomme; Alſo
„hat der Teufel auch mancherley verderbliche Fallſtricke
„den Menſchen in den Weg gelegt, daß,
„wo ſie nicht in allem, doch in einem oder andern
„ſich fangen. Es wäre viel zu ſagen von amphitheatris,
„odeis, luſoriis, pompis, athletis,
„petaminariis, pantomimis, caeterisque
„portentis, (heute zu Tage heiſſen es Opera,
„Commödien, Gaukelſpiele und anders
„mehr.) Ich will aber nur von den Unfläthereyen
„der circorum und theatrorum reden. Denn
„da gehen Sachen vor, welche man ohne Verunreinigung
„weder ſehn noch ſagen, auch nicht
„denken kann. Bey andern Laſtern werden entweder
„die Gemüther mit böſen Gedanken, oder
„die Augen mit unverſchämter Beſchauung, oder
„die Ohren mit Anhörung unkeuſcher Dinge verletzt;
„Da kann etwa noch ein Glied unbefleckt
„bleiben; Aber in den Schauplätzen werden alle
„zugleich verunreinigt. — — Bey den Vorſtellungen
„der Unzucht und Unkeuſchheit, die

„man

„man allda ſieht, treiben alle Zuſchauer ſolche „Schande in ihrem Herzen. Wer keuſch hineingekommen iſt, geht mit ehebrecheriſchem Gemüthe heraus u. ſ. w. Mord und Gotteslästerung „kann Einer, wenn es ihm im Herzen zuwieder „iſt, ohne Verſündigung anſehn; aber in Schauſpielen, weil er alles vorſetzlich und gern ſieht, „wird man aller Sünden theilhaftig.“ Hierauf wird bewieſen: daß in ſolchen ſpectaculis oder Schandſpielen, des Teufels Luder und Zunder, eine Art Abfall vom Glauben, und tödlicher Abtritt vom Bunde der Sacramente ſey; „denn“ fährt er fort „was iſt die erſte Verſprechung der Chriſten bey der Taufe? Dieſe nemlich: daß ſie entſagen dem Teufel und ſeinen „pompis, ſpectaculis et operibus (alſo lautet die alte Tauffrage und Formel) ſeinen Geprängen, Schauſpielen und Werken; Alſo ſind „die Schauſpiele, nach unſers Glaubens Bekenntniß, Werke des Teufels. Biſt du nun ein „Chriſt und kannſt nach der Taufe den Spielen „nachlaufen, welche Du für Teufelswerke in der „Taufe bekannt haſt? Du haſt ja einmal wiſſentlich den Dingen abgeſagt; alſo laufſt Du „wiſſentlich wieder zum Teufel!“

So weit Salvianus und Seckendorf! Jetzt ein Paar Züge aus neuern Zeiten!

Als in **Dresden** der Mönch von Carmel aufgeführt werden ſollte, muſste man auf den Zettel ſtatt **Mönch**, **Pilger** ſetzen, weil — das Wort **Mönch** die Cenſur nicht erlaubte (**Annalen des Theat.** 1788. 1 **Stück.**)

In **Prag** verboth man im vorigen Jahre den Prieſtern, in die Commödie zu gehn, weil — die zwölf Apoſtel auch nicht hineingegangen ſind. (**Ephem. der Lit.** 6 **Band.** S. 175.)

Ein Geiſtlicher in **Danzig**, der einem kranken Schauſpieler das Nachtmahl zu reichen gerufen wurde, ſchlug es mit den Worten aus: „Wem er ſo lange gedient hat, dem mag er „ferner dienen!“ Ein ächter Schüler Salvians! Und dies begab ſich im Jahre 1781 (**Lit. und Theat. Zeit.** 1781. **Seite** 736.)

Guſtav.

Die Muſen an der Leine an die Muſen der Oker. Als Madam Neuhaus abreiſte; am 26ſten Jenner 1788.

(Von unbekannter Hand eingeſchickt.)

Ihr ſiegt, Ihr Schweſtern! ſiegt — Vergebens rinnen
Der ſehnſuchtsvollen Thränen viel —
Vergebens ſuchten wir Sie zu gewinnen,
Durch ſchwaches Saitenſpiel. —

Sie eilt dahin, Der unſre ſchönſten Cronen
Die liebſte unſrer Schweſtern wand,
Wenn als **Orſina** *) — wenn Sie vor Alfonſens Throne **)
Und Brama's Prieſtern ſtand;

Die, treu wie die Natur, des Beyfalls Miene
Dem Neide ſelber abgewann,
Wenn er, verwieſen von der Bühne,
Auf falſche Ränke ſann. — ***)

---

*) Man weiß, wie ſehr ich die Talente dieſer braven Schauſpielerinn ehre; allein Orſina und ähnliche tragiſche Rollen ſind wenigſtens nicht das, worinn ſie am mehreſten glänzt.

Anmerk. des Herausg.

**) Als Ignez de Caſtro

***) Dies ſoll vermuthlich eine ſpecielle Beziehung haben.

A. d. H.

Wir liebten Sie. Wir ſtrebten um die Wette
Ihr das zu geben, was Sie bath;
Wir wachten ſorgſam jüngſt, als ſtürmiſch an Ihr Bette
Ein böſer Dämon trat. *) —

O! liebt auch Ihr Sie! **) Schützt Sie mit dem Muthe,
Mit dem Ihr Eure Helden ſingt;
Bis eine beſſ're Zeit, noch mehr gekränzt, die Gute
Uns lächelnd wiederbringt.

Friedr. M.

Fortgeſetztes Verzeichniß der bey der Großmannſchen Geſellſchaft gangbaren Stücke.

Zweytes Viertelhundert.

Das Urtheil des Midas; Singſpiel von Gretry. **Die Jäger**; Schauſp. v. Iffland.

---

*) Sie hatte vier Wochen vorher eine heftige Krankheit überſtanden.

**) Ein Fehler gegen die Proſodie! Das lange Sie und noch dazu mit einem Ausrufungs-Zeichen iſt hier als kurze Sylbe gebraucht.
A. d. H.

Verbrechen aus Ehrſucht; Schauſpiel v. Iffland. **Stille Waſſer ſind betrüglich**; Luſtſp. v. Schröder. **Der Irrwiſch**; Singſp. von Kosboth. **Was Einem recht, iſt dem Andern billig**; Singſp. v. Deſaides. **Der Ton der großen Welt**; Luſp. v. Colmann. **Der ſchwarze Mann**; Luſtſp. v. Gotter. **Die Glücksritter**; Luſtſpiel von Farghar. **Der Strich durch die Rechnung**; Luſtſp. v. Jünger. **Der Fähndrich**; Luſtſp. v. Schröder. **Der engliſche Raper**; Luſtſp. **Der ofne Briefwechſel**; Luſtſp. v. Jünger. **Die beyden Billets**; Luſtſp. v. Anton Wall. **Die Schatzgräber**; Singſp. v. Anfoſſi. **Verſtand und Leichtſinn**; Luſtſp. v. Jünger. **Agnes Bernauerinn**; Trauerſp. v. Seefeld. **Der Barbier von Sevilien**; Singſp. v. Paiſiello. **Das Weibercomploit**; Luſtſp. v. Jünger. **Der Hausvater**; Schauſp. v. Diderot. **Der teutſche Hausvater**; Schauſpiel v. Gemmingen. **Die Zauberhöle des Trofonio**; Singſp. v. Salieri. **Otto von Wittelsbach**; Trauerſp. v. Babo. **Die Reue vor der That**; Singſp. von Deſaides. **Der Todte, ein Freyer**; Luſtſp. von Sedaine.

Rezenſion.

Im ſechſten Stücke (Junius) dieſes Jahrgangs der neuen Literatur und Völkerkunde iſt die Probe einer metriſchen Ueberſetzung **der beyden Gefangenen, von Plautus** abgedruckt. Die Ueberſetzung iſt mit Ueberlegung und Sprachkenntniß verfaſſt; auch iſt das Unternehmen, uns mit dem Geiſte dieſes wenig geleſenen Römers vertrauter zu machen, ganz löblich. Allein in Rückſicht auf den jetzigen Geſchmack würde doch ein ſolches Stück auf unſern Bühnen keine Würkung machen, obgleich aus Plautus Schauſpielen weit mehr Feinheit und Genius hervorblickt, als aus Terenzens Comödien, von denen man es ehemals gewagt hat, ein Paar auf teutſche und franzöſiſche Theater zu bringen.

An das Publicum.

Ich habe Urſache, mich, beſonders bey auswärtigen Leſern, denen die Beurtheilung der hier aufgeführten Stücke nicht ſehr intereſſant iſt, darüber zu entſchuldigen, daß dieſe Blätter bis itzt noch wenig von dem Uebrigen geleiſtet haben, was ich in der Ankündigung versprach. Theoretiſche Aufſätze nemlich über Gegenſtände der Schauſpielkunſt waren eines von den hauptſächlichſten Augenmerken bey meinem Unternehmen, und bis itzt habe ich keine Aufſätze von dieſer Art eingerückt. Ich erſuche aber das Publicum noch um einige Nachſicht. Es hat mir an Raum gefehlt. Während des Herrn Großmann Abweſenheit aber, und in der Adventszeit, werde ich nicht nur Gelegenheit haben dieſe Blätter jenen Zwecken zu widmen, ſondern ich werde auch von nun an mich, bey Beurtheilung der aufgeführten Stücke, kürzer faſſen, um Raum zu gewinnen.

Dramaturgiſche Blätter.

Fünftes Stück.

Hannover, den 1ſten November, 1788.

Den 22ſten **October** wurde, mit Abonnement ſuſpendu, aufgeführt: **Betrug durch Aberglauben**; Ein comiſches Singſpiel in zwey Aufzügen, von F. Eberl; Muſic von Carl Ditters von Dittersdorf.

Woher kömmt es, daß unſre beſten theatraliſchen Tonſetzer diejenigen von ihren Werken, in welchem das mehrſte Feuer, die wärmſte Phantaſie, die lebhafteſte Laune und das innigſte Gefühl herrſchen, grade in ihrem hohen Alter geſchrieben haben? Benda war ſchon ein Greis, als er Medea, Ariadne, Romeo und Julie und verſchiedene comiſche Singſpiele componirte — Lauter Werke, mit welchen ſeine frühern Arbeiten gar nicht verglichen werden dürfen! Der nemliche Fall iſt mit Ditters, den wir jetzt kühn den vorzüglichſten italieniſchen Meiſtern entgegen ſtellen können. Vortreflich iſt die Muſic zu dieſem Singſpiele, voll neuer Gedanken, und doch nicht bizarr; brillant, und doch einfach. Ich hielt bey der Vorſtellung meine Schreibtafel in der Hand, um mir die ſchönſten Geſänge bemerklich zu machen; Es fand ſich aber, daß, als der erſte Akt vorbey war, ich alle Stücke angezeichnet hatte. Schön iſt gleich im zweyten Auftritte die Begleitung der Muſic zu der Declamation. Man ſollte würklich, um den langweiligen Recitativen auszuweichen, und doch die Stöhrung der Illuſion zu heben, welche dadurch entſteht, wenn auf einmal nach langem Dialog eine von den Perſonen zu ſingen anfängt, die in den oben benannten Bendaſchen Duodramen und Rouſſeaus Pygmalion zuerſt angewendete Art, die Declamation durch Zwiſchenſpiel des Orcheſters zu unterſtützen, auch in Singeſpielen vorſichtig anwenden. Von den Schwierigkeiten und Vortheilen einer ſolchen Unternehmung werde ich bey einer andern Gelegenheit reden. Allerliebſt iſt das Duo zwiſchen dem Grafen und ſeinem Bedienten, auch wurde es unverbeſſerlich gut von den **Herrn Pleißner** und **Müller** geſungen. Eine Meiſterhand verrathen alle unmittelbar darauf folgende Stücke, der Feuer-Lerm, das fröhliche Chor der Schornſtein-

feger;

ſetzer; Luiſens obligates Recitativ nebſt der darauf folgenden Arie, von der **Demoiſelle Kneiſel** auf das Geſchmackvollſte vorgetragen; das launichte Gähne-Chor; das Rondeau, welches **Madam Großmann**, als Friederike, ſo unverbeſſerlich ſchön ſang; des **Herrn Müllers** Bravour-Arie, mit Trompeten und Pauken, in welcher dieſer angenehme Sänger und Schauſpieler allgemeinen Beyfall erhielt, und endlich das Finale.

Ich geſtehe aber, daß, obgleich der zweyte Aufzug auch ſehr reich an Kunſt und Schönheit iſt, der erſte doch mehr Würkung auf mich gemacht hat. Gewiß iſt daran nicht der Tonſetzer, ſondern Herr Eberl Schuld; denn ſein Stück iſt gegen das Ende zur Ungebühr gedehnt. In dieſem zweyten Aufzuge gefiel vorzüglich das Trio von den beyden Geiſtern und dem Baron, **Herrn Gatto**; die Bravour-Arie, in welcher die **Demoiſelle Kneiſel** ihre ganze Kunſt zeigte; die Arie des Notarius, welche Rolle **Herr Schwarz**, ſowohl was ſeinen Geſang, als was ſeine Action betraf, ſehr brav ſpielte; das darauf folgende Trio; die niedliche Arie, welche **Madam Großmann** ſo meiſterhaft vortrug; Luiſens Recitativ mit der darauf folgenden Arie; das Quintetto, das Chor, und alles, was folgte. Das Finale iſt ſchwer und, wenn ich nicht irre, wohl nicht allerdings richtig aufgeführt worden. Das Schluß-Chor iſt in einem recht fröhlichen Styl geſchrieben. Die **Demoiſelle Krüger** hat ihre Kordula ſehr gut geſpielt. Sie würde Unrecht thun, wenn ſie ſich nicht befleiſſigte, durch Bearbeitung ihrer Stimme auch von dieſer Seite vollkommner zu werden. **Herr Gatto** tremulierte heute ein wenig, ſang **wuarlich**, ſtatt **wahrlich** u. d. gl. — Es iſt nicht möglich, ſich auf einmal von eingewurzelten Gewohnheiten loszumachen. — **Herr Ehrhard** übertrieb, als Magiſter, die Rolle eines Betrunkenen. Bey den Chören, die im Hintergrunde des Theaters geſungen werden, ſollte immer, wie in den franzöſiſchen Opern, jemand im Orcheſter ſichtbar den Tact ſchlagen. Der Schall der Muſic kömmt zu ſpät dorthin, und der Ton der Stimmen wieder nicht früh genug zu uns, und ſo entſteht denn, daß ſolche Chöre nie vollkommen zu rechter Zeit einfallen, und alſo nicht im Tacte vorgetragen werden. In den zweyten Aufzug hatte **Herr Pleißner** eine Arie von

Piccini mit obligaten Fagotts eingeſchoben, welche er zwar recht gut ſang, wobey ich aber doch wünſchte, man mögte nicht zu oft dergleichen in fremdem Styl geſchriebene Arien einflicken.

Den 23ſten October. Der Fähndrich; Ein Original-Luſtſpiel, in drey Aufzügen, von Schröder, und **die buchſtäbliche Auslegung der Geſetze;** ein Luſtſpiel, in einem Aufzuge, von Brömel. Sehr mit Recht hat **der Fähndrich** allgemein in Teutſchland gefallen. Dies Schauſpiel iſt voll Intereſſe, voll Handlung, und die Charactere, beſonders der des Barons, ſind meiſterhaft dargeſtellt. Ich bin aber auch überzeugt, daß es Schrödern ſelbſt würde gefreuet haben, wenn er geſehn hätte, wie dieſe Rolle von dem **Herrn Neuhaus** geſpielt wurde. Keiner der Uebrigen hat die ſeinige verfehlt; **Herr Dieſtel,** als Fähndrich, **Herr Ströbel,** als Doctor, die **Demoiſell Kneiſel,** als Sophie, **Madam Cammerland,** als Frau Lenten — kurz! Alle verdienten Lob; aber den **Herrn Neuhaus** erinnere ich mich nie ſeine Talente von ſo vortheilhafter Seite zeigen geſehn zu haben, als in dieſem Stücke. Von den Schönheiten der Scenen, als der Baron, nachdem er die Löffel aus ſeiner Taſche gezogen, ſtillſchweigend dem Fähndrich um den Hals fällt, und nachher, als er gegen denſelben in Wuth geräth — von den Schönheiten dieſer Scenen, ſage ich, iſt keine verlohren gegangen. Es iſt recht zu beklagen, daß bey ſolchen Stücken das Schauſpielhaus mehrentheils nicht um den ſechſten Theil ſo angefüllt iſt, als in vorigem Winter, an dem Tage, da **der Teufel iſt los** gegeben wurde. Das Märchen vom Präſidenten, welches der Baron dem Hauptmann, **Herrn Pleißner**, erzählt, hätte, glaube ich, füglich wegbleiben, und eben dieſer Hauptmann mehr an das Intereſſe der Handlung geknüpft werden können.

Die **buchſtäbliche Auslegung** iſt eine artige kleine Poſſe, in welcher **Herr Großmann** ſeinen Robinſon ganz vortreflich ſpielt. Auch die übrigen Rollen waren gut beſetzt. Die **Demoiſell Krüger**, als Jenny, hätte wohl etwas weniger kalt ſpielen ſollen. **Herr Dieſtel** hingegen, als Edwin, verleugnete ſich auch in dieſem Stücke nicht, obgleich er würklich noch kränklich iſt. **Herr Deering** ſpielte ſeinen Welſing gut und **Herr Schneider**, als William, war auch nicht zu tadeln.

Den 24ſten **Der Tadler nach der Mode;** ein Luſtſpiel in fünf Aufzügen, von Stephanie dem jüngern.

Viel Feinheit in Darſtellung und Nüancierung der Charactere, wahre dramatiſche Kunſt, die Kunſt mit Wenigem viel auszurichten, mit einfachen Maſchinerien mächtige, herzergreifende Würkungen hervorzubringen — das darf man in Stephanies Stücken freylich nicht erwarten. In dieſem treten nun vollends ſiebenzehn Perſonen wie in einem Guckkaſten auf, Leute von allerley Ständen, die mit der Handlung nichts zu thun haben, ſondern nur erſcheinen, um ſich vom Tadler beurtheilen zu laſſen. Dennoch hat dies Schauſpiel einige ſehr artige und lehrreiche Scenen. Der Tadler war auch, obgleich in der würklichen Welt ein ſehr gemeiner, doch auf unſrer Bühne noch ein neuer Character. Man ſagt, Herr Stephanie habe das Portrait eines gewiſſen Gelehrten dabey vor Augen gehabt.

Immerhin! In allen Gegenden unſers Vaterlands wird man Originale dazu antreffen. Hie und da kommen Scenen vor, die zu gedehnt ſind, z. B. die mit dem Schauſpiel-Unternehmer, obgleich **Herr Gatto** dieſe Rolle ſehr gut ſpielte, und ſelbſt der übrigens ſo unterhaltende Auftritt mit dem Commödien-Schreiber. **Herr Großmann** aber, der dieſe Rolle höchſt launicht ſpielte, nahm in derſelben Gelegenheit, dem Publico allerley über die Schwierigkeiten, welche ein Directeur zu überwinden hat, wenn er zugleich für ſeinen Geldbeutel und für den guten Geſchmack ſorgen will, an das Herz zu legen. Sehr gut wurde übrigens dies Stück gegeben. Nicht nur der Tadler, **Herr Dieſtel,** ſondern faſt ohne Unterſchied Alle leiſteten, was man nur verlangen konnte. Selbſt **Herr Nommersberg,** als Nachtwächter, erfüllte ſeinen Platz. Man ſage doch nicht, daß es nicht der Mühe werth ſey, die treue Darſtellung unbedeutender Rollen zu loben. Keine Rolle in einem guten Stücke iſt zur Würkung des Ganzen unbedeutend. Vater Horaz ſagt: difficile eſt, proprie communia dicere, und ich kenne Schauſpieler, die dazu gar nicht im Stande ſind.

Madam Groſsmann ſang, als Trillerine, mit eben ſo viel Anmuth als Fertigkeit eine ſehr hoch hinauf gehende Arie aus der Coſa rara, und **Madam Ströbel,** die, zum erſtenmal als Schauſpielerinn, in der Rolle der Spatzinn auftrat, erwarb ſich verdienten Beyfall, obgleich ihr vor dieſem erſten Verſuche ſehr bange war. Zu ihrer Ehre muſs ich noch anführen, daſs ſie **keine Mühe und Anſtrengung ſcheuet, um ihren bayeriſchen Provinzial-Dialect gegen einen richtigern zu vertauſchen.** Sie hat dies ihrem Gatten zu danken, der ſeine Sprache ſtudiert hat und wiſſenſchaftliche Kenntniſſe beſitzt. Ein Paar von den Herrn Schauſpielern haben die Gewohnheit, wovor ich hier warnen muſs, an das Hauptwort noch einen Artikel hinten anzuflicken, z. B. „der Herzog, **der** „iſt; mein Herz, **das** ſchlägt; der Mann, **der** „ſagt;“ ſtatt: „der Herzog iſt; mein Herz „ſchlägt“ u. ſ. f.

Den 27ſten: **Elfride;** Ein Trauerſpiel in drey Aufzügen, von Bertuch, und: **Der vernünftige Narr,** oder: **Er erſchieſst ſich** nicht; Ein Luſtſpiel in einem Aufzuge von Schröder.

Aus der Geſchichte, die bey dem Trauerſpiele Elfride zum Grunde liegt, hätte ſich etwas machen laſſen: die Ausführung aber iſt nicht meiſterhaft gerathen. Die Character ſind nicht ausgezeichnet, alles iſt übereilt, und dennoch iſt keine Handlung im Stücke, besonders im dritten Aufzuge, in welchem eigentlich gar nichts vorgeht, als daß Elfride ſich erſticht, nachdem ſie lange genug neben dem Leichname Atelwolds, der — welch' ein Einfall! — den ganzen dritten Act hindurch da liegen muß, gewinſelt hat. Manche Scenen ſind gedehnt; der Selbſtgeſpräche ſind zu viel; die Sprache iſt zu modern; Albina iſt eine ganz entbehrliche Perſon — Eine langweilige Vertrauete ſcheint oft ſchon mehr, als nöthig iſt; und das Ende iſt zu kahl.

Madam Gatto ſpielte Elfridens Rolle vortreflich, beſonders in dem höchſt undankbaren dritten Aufzuge, aus welchem ſie alles machte, was ſich möglicher Weiſe daraus machen läſſt. Auch bemerkte ich mit Vergnügen, daß ſie ſich Mühe gab, über ihre Ausſprache und Stimme Meiſter zu werden. Sie ſagte heute nicht, wie vormals **Sohne**, ſondern **Sonne**. Es iſt, wie ſchon geſagt, nicht möglich, ſolche eingewurzelte Gewohnheiten auf einmal abzulegen: aber es iſt der Anſtrengung einer ſo talentvollen und von der Natur mit ſo viel äuſſern Annehmlichkeiten ausgerüſteten Schauſpielerinn würdig, hier keinen Fleiß zu ſparen. Nur dieſen einzigen Fehler abgelegt, und Madam Gatto wird in Teutſchland auf jedem Theater in manchen Rollen Bewunderung einerndten! Ich halte es daher für Pflicht, wieder einige Worte bemerklich zu machen, die ihrer Aufmerkſamkeit heute entwiſcht waren: **Fiſſe**, ſtatt **Füße**; **Sirr**, ſtatt **Sire**; **Nammen**, ſtatt **Namen**; und **Wenn**, ſtatt **wen**. Von den übrigen Rollen ſage ich nichts. Es iſt keine einzige darunter, mit welcher ein Schauſpieler Ehre einlegen könnte. In einer Stelle verfiel **Herr Ströbel** ein wenig in den declamatoriſchen Ton.

Das Nachſpiel wurde recht artig vorgeſtellt. **Herr Erhard** unter Andern, hat hier noch keine Rolle, ſo viel ich weiß, ſo gut geſpielt als den Wirth in dieſem Stücke. Es iſt aber nicht des Herrn Schröders beſte Arbeit. Der moraliſche Zweck iſt gut; das zweydeutige Misverſtändniß zwiſchen dem Engländer und Jacob (die Zweydeutigkeit wünſchte ich heraus) und nachher zwiſchen Erſterem, dem jungen Mädgen, dem Vater und dem Notarius, das alles iſt ganz artig, ſo wie Jacobs einfache Gründe gegen den Selbſtmord und manche andre kleine Züge; dagegen aber ſind die häufigen Selbſtgeſpräche, wovon eines viertehalb Seiten anfüllt, weniger unterhaltend. Des Engländers Schluß-Rede an das Parterre giebt mir Gelegenheit zu erinnern, daß ich ſolche Anreden, ſo wie alle Prologen und Epilogen, die nicht im Namen des Schauſpielers, ſondern im Namen eines Helden aus dem Stücke geſprochen werden, für abgeſchmackte Ueberbleibſel aus der alten Comödie halte. **Erdichtete** Perſonen können nicht mit **würklichen** reden. Herr Dieſtel hat ſich nicht erſchieſſen wollen, ſondern der Engländer, und dieſer weiß von keinem Parterre, vor welchem er ſteht.

Mögte man doch eine beſſere Auswahl in der Muſic zwiſchen den Aufzügen machen und uns nicht alle Empfindungen, die ein Trauerſpiel in uns erregt hat, durch eine Weneriſche Wirthshaus-Menuet wegfiddeln! Daher kömmt es dann auch, daß das Publicum ſo ungeduldig wird, wenn dieſe ſtöhrende Entre-Acts zu lange dauern.

Rezenſion.

Die Vierhundert Pforzheimer Bürger, oder die Schlacht bey Wimpfen, ein vaterländiſches Trauerſpiel in fünf Aufzügen, nebſt Vorbericht, eine kurze Geſchichte von Pforzheim und die Veranlaſſung zu dieſem Unternehmen enthaltend; von Ernſt Ludwig Deimling.
Carlsruhe, druckts Macklots Hofbuchdruckerey 1788. 19 Bogen 8.

Voran ſteht eine **Dedication** an den Marggrafen von Baaden, in dem fehlerhafteſten Teutſch und mit unverzeyhlicher Nachläſſigkeit im Styl geſchrieben. Dabey iſt ſie ſo voll unbeſcheidener Lobſprüche, daß der gute Fürſt, ſo ſehr er auch alles Gute verdient, was ihm Herr Deimling ſagt, doch ſchwerlich dieſe Zueignungsſchrift ohne Wiederwillen wird haben leſen können. In derſelben, ſo wie in dem darauf folgenden **Vorberichte**, ſtößt man auf mehr als Seiten lange Perioden, die man kaum in einem Klag-Libelle erträglich finden würde. Den größten Theil dieſes Vorberichts fällt eine langweilige Erzählung von den Schickſalen der Stadt Pforzheim an. Dann kommt **das Stück ſelbſt**, in welchem Sprache, Dialog, Oeconomie, Behandlung der gar nicht ausgezeichneten Charactere und Ausführung gleich ſchlecht und dürftig gerathen ſind. Der Verfaſſer bittet: man möge ihn zurechtweiſen, um ihn in den Stand zu ſetzen, das Stück zu verbeſſern, damit es aufgeführt werden könne. — Es iſt nicht zu verbeſſern, muß nie aufgeführt werden. Alle Handlung geht hinter der Scene vor, und man ſieht auf derſelben faſt nie etwas anders, als ein Paar Weiber auftreten, die uns durch ihr Gewäſche ermüden, die Urſache und den Anfang des Krieges, auch etwas vom Huſſiten-Kriege erzählen, ja! ſogar eine vier Seiten lange Rede ableſen, die der Bürgermeiſter gehalten: Dann kömmt der Knecht Jacob hinzu, welcher erzählt, was die Männer im Streite machen. Dieſe Männer hingegen bekömmt man nicht anders zu Geſicht, als wenn ſie, um ſich zu erholen, ein wenig eſſen und trinken wollen, oder wenn, ohne die mindeſte Veranlaſſung, einmal Einer hereintritt, uns bekannt macht, wie es gegen den Feind ausſicht, und auf welche Weiſe ehemals die Römer Krieg geführt haben, und endlich, als man den Bürgermeiſter verwundet herbringt, damit er vor unſern Augen, nach einer langen Declamation, den Geiſt aufgebe. Keine Intrigue von irgend einer Art iſt hineinverwebt, die Intereſſe erwecken könnte. Der Feind iſt vor der Stadt; die Pforzheimer Bürger wehren ſich tapfer, und kommen Alle um — der kaiſerliche General rückt in die Stadt, verſpricht, ſchonend mit den Einwohnern zu verfahren, und das Stück iſt aus.

Der Dialog iſt ſo, daß man glauben ſollte, der Mann müſſe nie Schauſpiele geſehn, ja! nie Menſchen reden gehört haben. Und die Sprachfehler! — Man iſt aus dortigen Gegenden ſchon dergleichen gewöhnt; aber ſolche Provinzialismen, ſolche grammaticaliſche Schnitzer! da lieſt man auf allen Seiten: **mehrfältig**, **Gedächtnuß**; **Die Margret**; **Der Linz**; **nimmer** ſtatt **nicht mehr**; alle ß mit den ſſ verwechſelt; **Denen** ſtatt **den**; **reiſen** ſtatt **reiſſen**; und dann wieder **Reißgeld**, ſtatt **Reiſegeld** und **Hauß**, ſtatt **Haus**; **genieſen**; **ſie lieſen**; **Knab**, ſtatt **Knabe**; **Ihme**; **zerſchieden**; **Großthat**; **Kriegsläufte**; immer den Nominativis und Accuſativis des Plur. den Buchſtaben n angehängt, der nur den Dativis und Ablativis zukömmt, z. B. **Meine Geſchäften** und unzähliche dergleichen grobe Fehler.

In dem Anhange erfahren wir, daß eine artridiſche Krankheit, von welcher der Verfaſſer befallen geweſen, und binnen welcher er das Schauſpiel le ſiege de Calais geleſen, die Veranlaſſung zu Verfertigung dieſes Stücks geweſen, und daß der Geheime Hofrath Wieland in Carlsruhe die Sünde auf ſich hat, dies ſchlechte Stück zum Drucke befördert zu haben. Die Pränumeranten-Liſte iſt in Claſſen eingetheilt; z. B. Honoratiores u. ſ. f. Herr Deimling meint, er habe dieſe Geſchichte der Vergeſſenheit entriſſen; allein die Schlacht bey Wimpfen iſt, mit allen Umſtänden, ein ſehr bekanntes hiſtoriſches Factum, und man ſieht auch nicht, daß hier beſondre Familien-Nachrichten benützt worden wären. Wir erfahren nichts Neues, als daß der Herr Bürgermeiſter, welcher in dieſem Trauerſpiele abgethan wird, des Verfaſſers Ahnherr geweſen. Auch findet man im Anhange ein lateiniſches Gedicht abgedruckt, welches dieſem und ſeinen Gefährten zu Ehren geſungen worden.

Dramaturgiſche Blätter.

Sechſtes Stück.

Hannover, den 8ten November, 1788.

Mittewochen, den 29ſten October, wurde vorgeſtellt: **Der Ring;** Ein Luſtſpiel in fünf Aufzügen, von Schröder.

Das Süjet zu dieſem Stücke iſt aus Farquhar's Luſtſpiele: The conſtat Couple; or: a Trip to the Jubilee entlehnt. Herr Langbein hat es, unter dem Titel: **Liebhaber, wie ſie ſind und wie ſie ſeyn ſollten,** (Leipzig 1788) gleichfalls bearbeitet, aber freylich nicht ſo glücklich, mit ſo viel Feinheit, noch mit ſo natürlicher Herbeyführung der Cataſtrophe. In dieſem Luſtſpiele von Schröder ſind einige ächt comiſche Situationen, viel Verwicklung und Handlung. An der Oeconomie des Stücks wäre wohl manches auszuſetzen. Man wird zu lange vorher auf die Entwicklung vorbereitet, und daß Mann und Frau ſich gar nicht wiederkennen, das iſt auch nicht ſehr wahrſcheinlich. Immer aber bleibt es ein ſehr artiges, unterhaltendes Luſtſpiel.

Es ſcheint, als wenn die Geſellſchaft ſich recht beeiferte, vorzüglich gut diejenigen Schauſpiele vorzuſtellen, womit Herr Schröder hier Ehre eingelegt hat, und ich zweifle nicht, daß das Publicum, bey aller Vorliebe für Dieſen, dennoch den ſämtlichen Schauſpielern und Schauſpielerinnen an dieſem Tage wird haben Gerechtigkeit wiederfahren laſſen. Nicht Einer hat ſeine Rolle verdorben, und Manche haben einzelne Scenen und ganze Rollen vollkommen gut geſpielt. Man ſagt, Herr Schröder habe den Grafen Klingsberg in einer ganz andern Manier, nemlich als einen entnervten Wollüſtling, dargeſtellt. Ich weiß nicht, welche Würkung dies kann gemacht haben, aber das weiß ich, das **Herr Pleißner**, ſo wie er dieſe Rolle im leichtfertigen Tone ſpielt, vor jedem Publico, das Geſchmack hat, Beyfall finden muß. **Herr Neuhaus** hat, als Banquier Holm, manche Scene meiſterhaft ausgeführt. **Madam Neuhaus** nicht weniger — Kurz! es hat von keiner Seite gefehlt.

Nochmals aber erinnere ich ſie Alle, ſich doch mehrerer Sprach-Reinigkeit zu befleiſſigen, keine unnütze Artikel einzuflicken, nicht

ihm ſtatt ihn (den Dat. ſtatt des Accuſat.) zu ſetzen, nicht das Imperfect. ſtatt des Perfect. z. B. „**Waren** Sie ſchon in Paris?“ ſtatt: „ſind Sie geweſen?“ — Schröder ſchreibt gewiß nicht alſo.

Endlich mögte ich auch, daß wenn ein Schauſpieler einen großen Hut unter dem Arme hat (Er müßte denn, ſeiner Rolle nach, ſteif und ungeſchickt ausſehn wollen) er dieſen Hut doch ſo trüge, wie es unter Leuten von Erziehung Sitte iſt, nicht aber, ihn vor den Bauch legte, und dadurch den ganzen linken Arm lähmte, und die Seite maskierte.

Den 31^{ſten} October: **Das gute Mädchen**; Ein comiſches Singſpiel in drey Aufzügen; aus dem Italieniſchen überſezt von Eſchenburg; Muſic von Nicol. Piccini.

Ich genoß heute die Freude, Theil nehmen zu dürfen, an einem niedlichen Feſte, das in dem Schooße einer liebenswürdigen Familie gegeben wurde. Hofnungsvolle Kinder führten an dem Geburtstage einer würdigen Mutter ein kleines Schauſpiel von Mad. de Genlis auf; Muſic, Tanz und ächte Gaſtfreundſchaft, mit

Würde, Geſchmack und Fröhlichkeit erwieſen, lieſſen den Reſt des Abend ſchnell vorübergehn, und ich war alſo nicht im Schauſpiele. Um jedoch nicht gänzlich über die Vorſtellung dieſes Tages zu ſchweigen; ſo ſchreibe ich wörtlich einen Aufſatz ab, den mir ein Kenner auf mein Bitten darüber mitgetheilt hat.

Das **gute Mädchen** von Piccini bleibt immer ein Meiſterſtück, und wenn Piccini in ſeinem Leben nur dieſe einzige comiſche Oper geſetzt hätte; ſo wäre er immer unter die erſte Claſſe der Opern-Componiſten von Genie und Erfindungskraft zu zählen. Der Geſang des ganzen Stücks iſt ſo leicht, ſo flieſſend, in einer ſo erhabenen Einfalt dahingeworfen, daß jeder Zuhörer davon entzückt werden muß. Keine Ausweichung iſt mit den Haaren herbey gezogen, ein Ton fällt ſo natürlich in den andern, daß wenn eine Welt von ſingenden Menſchen möglich wäre, ſie gewiß ſo ſingen müſſten. Der zweyte Aufzug beſonders iſt reich an ſchönen, und immer noch neuen Gedanken. Die Arie: „Seufzend erlieg ich dem Gram" die **Mademoiſelle Kneiſel** vortreflich, mit halber Stimme, mehr accentuirte als ſang, iſt bezaubernd ſchön, die Einwürkung der Flöten, die nur einfache Noten halten, erweckt eine ſo ſüße Schwermuth, daß man ſich ganz für das unſchuldige gute Mädchen intereſſiert, und ihr mit eine ſanfte Ruhe wünſcht. Selbſt das vorhergehende Duett zwiſchen den beyden neidiſchen Mädchen, wo eine nach der andern ſingend kömmt und wieder abgeht, iſt mit Muſic ganz meiſterhaft characteriſiert, und das letzte Duett zwiſchen Hannchen und dem Baron, wie groß! ich kann mich keines ſchönern in allen unſern neuern comiſchen Opern entſinnen. Das eingeworfene muſicaliſche Dialogierende: „vor zwanzig Jahren" und der am Ende mit ſo viel Kunſt und Natur angebrachte Canon, verrathen ganz den großen Meiſter des Geſangs und der Harmonie. Freylich ſind alle Geſänge nach jenem Schnitte geſchrieben, wie er vor 25 oder 30 Jahren Mode war, und unſre Ohren, die ſeit 10 Jahren an eine andre Einkleidung von Geſang gewöhnt ſind, verwerfen gleich das Ganze. Aber ich hoffe nicht, daß das auch das Urtheil ächter Kunſt-Kenner iſt, denen der wahrhaft ſchöne Geſang ewig unverkennbar ſeyn muß, er mag in einem Gewande erſcheinen, in welchem er will. Herr

Pleißner ſang und ſpielte zugleich ſeinen Lukas ausgezeichnet ſchön; Er hatte ſich ganz in die Rolle hineingedacht; nur mislung ihm ſeine erſte Arie, die aber auch, mit teutſchem Texte, und auswendig, erſchrecklich ſchwer zu ſingen iſt. **Herr Gatto,** als Sigismund verbreitete durch ſein lebhaftes Spiel im Ganzen viel Aufmunterung. Er ſang ſeine beyden Arien, wovon die erſte beſonders ſchwer war, auch ſehr gut. Wenn **Mademoiſelle Kneiſel** dieſen Abend nur ihre vorerwähnte einzige Arie ſo vortreflich geſungen hätte, wie ſie ſie geſungen hat; ſo hätte man ihr da auszeichnenden Beyfall geben ſollen; aber die Schönheit der Arie und ihr ſchöner Geſang wurden kaum bemerkt, eben ſo wenig wie das oben erwähnte herrliche Duett, da hingegen bey ein Paar hohen Noten in einer andern Arie ancora gerufen wurde. Uebrigens war, wie ich höre, das Publicum im Ganzen nicht von der Aufführung zufrieden; aber wenn es bedenkt, daß bey jeder Oper ſo viel ſingende Perſonen erfordert werden, wovon immer die Hälfte unmuſicaliſche Leute ſind, wie es bey der heutigen Aufführung mit **Madam Dieſtel, Mademoiſelle Krüger, Herrn Mül-**

ler und **Herrn Ehrhard** der Fall war: wenn noch hinzukömmt, daß man öfters bey den ſchwerſten Opern wegen vieler Umſtände, nur mit Einer Orcheſter-Probe, und das nicht einmal mit einem zuſammen einſtudierten Orcheſter zufrieden ſeyn muß, da hingegen an andern Orten 12 bis 15 und oft noch mehr Proben mit dem ganzen Orcheſter, und zwar mit einem Orcheſter, das ſo zu ſagen nur Ein Cörper iſt, bevor die Oper aufgeführt wird, gehalten werden; Wenn das Publicum dies alles bedenkt; ſo wird es wohl nachſichtiger ſeyn.

Den 3ten **November** wurde wieder die herrliche Oper: **Betrug durch Aberglauben** gegeben. Ich berufe mich auf das, was ich im vorigen Stücke davon geſagt habe. Sehr viel beſſer noch, als neulich, fiel die Vorſtellung aus. Chöre, Finale und alles gieng vorzüglich gut, und ſo würde es immer gehn, wenn man mehr Orcheſter-Proben halten könnte, nicht immer neue, nicht gehörig einſtudierte Stücke geben wollte.

Unverbeſſerlich ſang **Herr Müller** ſeine große Arie im erſten Aufzuge, und trug mit wahrer Anmuth ſeine Stimme in dem erſten Duett mit dem **Herrn Pleißner** vor. Dieſer verdiente wieder alles Lob in der eingeſchobenen Arie von Piccini, worinn ſo oft von **traurigen Gedanken** die Rede iſt, doch wünſchte ich, er mögte ſich dieſe traurigen Gedanken heute entſchlagen und die Arie bey einer andern Gelegenheit geſungen haben. Sie paſſt gar nicht zu dem Styl dieſer Oper. **Madam Großmann** erwarb durch ihren Geſang wieder allgemeinen Beyfall. Die **Demoiſell Kneiſel** zeigte die ganze Größe ihrer Talente, beſonders in den beyden Arien, im erſten und zweyten Acte. Das Publicum bath ſie, diejenige zu wiederholen, zu welcher — freylich ein wenig unpaſſend, des einzigen Wortes **Sieg** wegen — Trompeten und Pauken geſetzt ſind. In der andern, die ſo äuſſerſt ſanft und zärtlich iſt, würde wohl ein einfacher Uebergang mehr Würkung thun, als eine künſtliche Cadenz.

Den 4ten **November: Otto von Wittelsbach**; ein vaterländiſches Trauerſpiel, in fünf Aufzügen, von Babo, nach einer neuen Umarbeitung des Freyherrn von Steinsberg.

Dies iſt bekanntlich eines von unſern großen hiſtoriſchen Schauſpielen, eine Haupt- und Staats-Action, in welcher wir ein Gewühle von Menſchen vor unſern Augen ein Paar Jahre hindurch bald in Aachen, bald in Bamberg, bald in Bayern ihr Weſen treiben ſehen; bald in Zimmern, bald in Sälen, bald auf öffentlichen Plätzen, bald vor dem Kaiſer-Throne, bald bey der Wein-Flaſche. Dieſe Menſchen fliegen dann von Land zu Land, und den braven Mann, der noch zwey Auftritte früher in Bayern vor unſern Augen umherwandelte, finden wir, zehn Minuten nachher, um vier Wochen älter, in den Niederlanden. Die ſchöne Burg Wittelsbach, mit Leimfarbe auf Seegeltuch gemalt, wird in weniger als einer Viertelſtunde von zwölf Musketiren zertrümmert, ſo daß kein Stein auf dem andern, oder vielmehr keine Rahme auf der andern bleibt. Mit den Füßen trampelt man denn wacker herum, das Poltern der Steine auszudrücken, und Wolken von Calphonium, die alle Logen nieſſen machen, ſtellen den fürchterlichſten Brand vor. — Wenn wird doch einmal der Geſchmack an ſolchen theatraliſchen Guckkaſten-Spielen ein Ende nehmen? Griechiſche Theater würden zu klein ſeyn, um dergleichen vorzuſtellen! Und wenn nun noch vollends die Schauſpielhäuſer, wie hier in Hannover, nach der alten, mit ſo wenig Koſten leicht abzuändernden Weiſe eingerichtet ſind, nemlich ſo, daß die Wände nicht in Gewichten hängen, ſondern durch Männer einzeln eingeſetzt und geſchoben werden müſſen; ſo iſt es faſt ein Wunder, wenn, bey der babyloniſchen Verwirrung, hinter den Couliſſen nicht eben ſo viel Menſchen erdrükt werden, als auf dem Theater umkommen. Uebrigens iſt dies noch das beſte von Babo's Stücken, denn **Oda** und **die Römer in Teutſchland** ſind ſehr ſchlechte Producte. In **Otto** ſind einige recht herzliche, intereſſante Auftritte. Es herrſcht darinn Wahrheit in Schilderung der Charactere und der Sitten jener Zeiten. Nur der fünfte Aufzug iſt zu nachläſſig bearbeitet, zu leer an wahrer Handlung, zu voll Geſchwätz. Unedel für einen ſo biedern Ritter (obgleich unter dem Vorwande, den alten Reuß von des Kaiſers guten Willen zu überzeugen) iſt Otto's Handlung, den ihm mitgegebenen Brief zu leſen. Die Schimpfworte und Spottreden, welche er im vierten Aufzuge dem Kaiſer nachruft, erregen faſt immer Lachen, und das Liedchen des alten Wolf würde ich auch wegwünſchen. Der Umarbeiter hat einige Expoſitions-Scenen weggelaſſen, die freylich ein hors d'oeuvre ſind, aber doch ein ſchönes Licht auf Otto's Character werfen.

Vorzüglich gut hat **Herr Neuhaus** dieſe Rolle geſpielt, und ihm gelungen beſonders: die erſte Scene mit dem Kaiſer, die wegen der Abwechſelung der Empfindungen eine der ſchwerſten iſt, ſodann die heftige Scene mit eben demſelben im vierten Aufzuge, und einige im fünften. Auch verfiel er dabey nie in den declamatoriſchen Ton. **Herr Deering** ſpielte ſeinen Kaiſer recht gut, ſo wie **Herr Tengel** den alten Reuß; auch die Frauenzimmer, und **Herr Großmann** den alten Wolf. **Herr Pleißner** hätte wohl mit mehr Würde, Anſtand und Schlauigkeit den bayeriſchen Geſandten darſtellen und weniger comiſch die Verlegenheit ausdrücken ſollen, in welche Dieſer geräth, als von dem blauen Ritter die Rede iſt.

Noch eine kleine Sprach-Bemerkung! Daß man auf unſern Theatern **zu Anfang der Wörter** die Buchſtaben **ſt** wie **ſcht**, und **ſp** wie **ſchp** ausſpricht, mag, obgleich es unrecht iſt, durch den allgemeinen Gebrauch gerechtfertigt werden; aber in der Mitte und an Ende des Worts, wie Einige es thun, **Fürſcht, Du wärſcht**, und des **Vaterſch** zu ſagen — das taugt nicht.

Anzeige.

Da ich oft Gelegenheit habe, beſcheidene Klagen darüber zu führen, daß unſer Publicum die Schauſpieler nicht immer thätig genug unterſtützt; ſo halte ich es auch von der andern Seite für Pflicht, zu erzählen, daß ein großmüthiger und edler unbekannter Freund der Bühne, die Talente der Demoiſelle Kneiſel, durch das Geſchenk einer ſchönen goldenen Uhr und Kette ermuntert, und ihr dabey, ohne ſeinen Namen zu nennen, geſchrieben hat: „er „überſchicke ihr dies in keiner andern Abſicht, „als um ihr dadurch ein Zeichen der Dankbarkeit für das Vergnügen zu geben, welches ihr „Geſang und Spiel ihm gemacht habe.„ Gerührt und erfreuet über dieſe Probe von Achtung, bath mich die Demoiſelle Kneiſel, aus würklich übertriebener Beſcheidenheit, von dieſem Geſchenke in meinen Blättern nichts zu erwähwähnen. Man mögte, meinte ſie, glauben, ſie wolle damit prahlen. Indeſſen wird ſie mir's verzeyhn, wenn ich dennoch wenigſtens bekannt mache, daß es hier Männer giebt, die, ohne Prahlerey, im Stillen darauf ſinnen, dem Künſtler eine frohe Stunde zu machen, und daß der Werth des Geſchenks ſowohl, als die Art, wie es gegeben worden, von ganzem Herzen gefühlt worden iſt.

Fortgeſetztes Verzeichniß der einſtudierten Stücke.

Drittes Viertelhundert.

Eduard Montroſe; Trauerſp. v. Dieteke. **Irrthum auf allen Ecken**; Luſtſp. v. Goldſmith. **Die Schule der Eiferſucht**; Singſp. v. Salieri. **Die Mündel**; Schauſp. v. Iffland. **Kaspar Thorringer**; Trauerſp. v. Seefeld. **Die Entführung aus dem Serail**; Singſp. v. Mozard. **Liebe würkt ſchnell**; Luſtſp. **Der verſpottete Geizhals**; Singſp. v. Paiſiello. **König Lear**; Trauerſp. v. Schakespear. **Die Bergknappen**; Singſp. v. Umlauf. **Der Bür**

germeiſter; Luſtſp. v. Brühl. **Der argwöhniſche Liebhaber**; Luſtſp. v. Bretzner. **Der ungegründete Verdacht**; Luſtſp. v. Brahm. **Die eingebildeten Philoſophen**; Singſp. v. Paiſiello. **Der Graf von Waltron**; Schauſp. v. Walter. **Der Eheprocurator**; Luſtſpiel von Bretzner. **General Schlenzheim**; Schauſp. v. Spieß. **Freundſchaft und Argwohn**; Luſtſp. v. Jünger. **Was vermag ein Mädgen nicht**; Singſp. v. Neeſe. **Die Schornſteinfeger**; Singſp. v. Salieri. **Der Poſtzug**; Luſtſp. v. Ayrenhof. **Götz von Berlichingen**; Trauerſp. v. Göthe. **Sultan Achmet**; Schauſp. v. Bock. **Der Unterſchied bey Dienſtbewerbungen**; Luſtſp. v. Stephanie. **Die Räuber**; Trauerſp. v. Schiller.

Wie ſoll ein Schauſpiel-Directer es anfangen, das Publicum, ſowohl durch die Wahl der Stücke, welche er aufführen läßt, als auch durch die Art, wie er ſie aufführen läßt, zufrieden zu ſtellen?

Wenn eine Geſellſchaft in Dienſten eines Hofs ſteht und, von einem Fürſten beſoldet, nicht auf die Eingangs-Gelder große Rückſicht zu nehmen braucht; dann kann der Directeur, bey der Wahl der Stücke, entweder ſich nach den Befehlen der Herrſchaft richten, oder, wenn man ihm freye Hand läſſt und er die nöthigen Kenntniſſe dazu hat, die Ausbreitung des ächten Geſchmacks und das Bedürfniß des Orts zum Geſichtspuncte nehmen. Ganz anders aber ſieht es aus, wenn es Noth iſt, den Vortheil ſeiner Caſſe zu rathe zu ziehn. Da muß die Erfahrung: welche von ſeinen Stücken von dem größten Theile des Publicums am liebſten geſehn werden, ſeine Schritte leiten. Immerhin mögen ſechs Kenner den Kopf ſchütteln, wenn er eine geſchmackloſe Farce ankündigen läſſt! Funfzigmal zwey gute Groſchen auf der Gallerie ſind ihm mehr werth, als ſechs halbe Gulden im Parterre, und im Uebrigen ein leeres Haus. Kurz! er muß, ſtatt dem Geſchmacke des Publicums, durch ſeine Wahl, Richtung zu geben, dieſe, jenem unterordnen. Es iſt daher freylich ungerecht, ihm ein Verbrechen daraus zu machen, daß er ſo wenig für den beſſern Theil des Publicums thut, wenn dieſer beſſre Theil ſo wenig für ihn thut.

Allein, woraus iſt der Geſchmack des Publicums am ſicherſten abzunehmen? Man murrt über die ſchlechte Wahl der Stücke; Ein Freund giebt dem Directeur den Wink: er möge doch dies oder jenes Luſtſpiel aufführen; dann würde er gewiß zahlreichen Zuſpruch haben. Der Rath iſt gut gemeint, iſt aber vielleicht nur nach dem Geſchmacke des kleinen Cirkels von Menſchen, mit denen jener Freund in Verbindung ſteht, eingerichtet; Der Directeur folgt, und eine andre Claſſe von Einwohnern, vielleicht bey Weitem die größte, iſt unzufrieden und läſſt das Haus leer.

(Die Fortſetzung folgt im nächſten Stücke.)

Dramaturgiſche Blätter.

Siebentes Stück.

Hannover, den 15ten November, 1788.

Mittewochen, den 5ten **November,** wurde noch einmal die, den 17ten October vorgeſtellte Oper: **die Eiferſucht auf der Probe** gegeben, und wiederum vollkommen gut. **Herr Gatto** beſonders ſpielte und ſang unverbeſſerlich. **Herr Ehrhard** ſpielte den Engländer ſehr viel beſſer, als das vorigemal **Herr Wawroſch.**

Den 6ten: **Reue verſöhnt;** Ein Schauſpiel in fünf Aufzügen, von A. W. Iffland.

Dies iſt, wie bekannt, die zweyte Fortſetzung von **Verbrechen aus Ehrſucht.** Der Jüngling, den die Vorwürfe ſeines Gewiſſens raſtlos peinigten, und ihn zwangen, ſelbſt vor dem Glücke zu fliehn, das von Auſſen ihm anzulächeln ſchien; den das Bewuſſtſeyn ſeiner Schuld, in jedem Fremden einen Zeugen ſeines begangenen Verbrechens, in jedem Redlichen einen ſtrengen Richter ſehen ließ, und ihm jede Freude, jeden Genuß des Lebens, Hofnung, ja auch da, wo er unſchuldig war, den Muth raubte, ſich zu rechtfertigen; dieſer wird endlich durch lange Büßung und durch den einzigen Erſatz, deſſen er fähig iſt, durch eine Reyhe edler, wohlthätiger Handlungen, die er begeht, mit ſich ſelber ausgeſöhnt, findet den verlohrnen Frieden wieder, gewinnt Zuverſicht zu ſich ſelbſt und endlich ſogar Glauben an Glück und Ehre, ſo daß er, nach einiger Weigerung, es wagt, die Hand eines redlichen Mädchens anzunehmen. — Das iſt der Inhalt dieſes Stücks, das einige ganz vortrefliche Scenen hat. Man weiß, wie ſehr dem Herrn Iffland Silderungen häuslicher Leiden und Freuden, Familien-Gemälde gelingen; wie ſehr er den Ton der Leidenſchaften in ſeiner Gewalt hat; wie ſchön ſein Dialog iſt; wie vortreflich er die Sprache der Freundſchaft, der Liebe und aller ſanften Empfindungen zu reden verſteht, und wie vertraut er mit den Schwächen des menſchlichen Herzens iſt. Wer nun Gemälde von dieſem ſanftem Colorite liebt, der wird des Herrn Ifflands Schauſpiele immer ſehr gern ſehn, und noch lieber leſen. Sollen aber ſolche Bilder aus dem häuslichen Leben auf dem Theater intereſſant werden; ſo müſſen ſie nicht nur in der höchſten Vollkommenheit vorgeſtellt werden, ſondern in der Compoſition des Stücks ſelbſt müſſen hie und da kühne Züge vorkommen, Figuren eingeführt werden, die dem Ganzen mehr Mannigfaltigkeit verſchaffen, und die Haupt-Gruppen herausheben. Dies iſt der Fall bey **Verbrechen aus Ehrſucht**, nicht ſo ſehr hingegen bey **dem Bewußtſeyn**, noch weniger aber bey dieſer **zweyten Fortſetzung**. Deswegen geſtehe ich es, ſo ſchöne einzelne Scenen in dieſer letztern vorkommen, ſo viel Genuß man im Leſen davon hat; ſo hat doch das Schauſpiel: **Reue verſöhnt**, von den übrigen Stücken dieſes Verfaſſers bey der heutigen Vorſtellung den wenigſten Eindruck im Ganzen auf mich gemacht. Es iſt weniger Intereſſe, weniger Verwicklung darinn und die Handlung geht einen zu ruhigen Gang. Das kleine Misverſtändniß mit dem eiferſüchtigen Major; des alten Walſings Weigerung, Dieſem Carolinen zu geben; ſein mislingender Plan, Marien mit Ruhberg zu verheyrathen, und Wilhelms Verirrung; das alles giebt der Handlung wohl einige Lebhaftigkeit; aber es wird dies zu bald wieder in's Gleiche gebracht; Die Charactere ſtechen nicht genug gegen einander ab —

Faſt lauter gute, verſtändige, ihren Pflichten treue Menſchen, von einerley Schöpfung! Der fünfte Aufzug ſcheint, ſo voll herrlicher Raiſonnements und Grundſätze er auch iſt, dennoch ein wenig gedehnt, wenigſtens in der Vorſtellung. Dies würde indeſſen freylich wegfallen, wenn man nicht ſchon bekannt mit Ruhbergs Geſchichte, wenn im Gegentheile unſre Aufmerkſamkeit geſpannt wäre, die Urſache ſeines geheimen Kummers zu erfahren. Doch dies alles hat mich nicht unerkenntlich gegen die mannigfaltigen Meiſter-Scenen und rührenden Situationen in dieſem Schauſpiele gemacht.

Herr Ströbel, als Ruhberg, hatte bey ſeiner Rolle weder Fleiß, noch Studium geſpart; auch gelungen ihm manche Scenen unverbeſſerlich gut, z. B. der herrliche Auftritt im dritten Aufzuge mit Wilhelm; dann ſeine erſte Zuſammenkunft mit der Mutter; ferner, als er Sophien wiederſieht, und mehr dergleichen Scenen. Dagegen fiel er in andern Auftritten, bey affectvollen Stellen, in den declamatoriſchen Ton. Ich verſtehe hierunter eigentlich: die Gewohnheit, einzelne Worte, die keinen beſondern Nachdruck haben ſollen, wenn gleich die ganze Stelle mit warmen Gefühle geſprochen werden muß, nach einer gewiſſen gewöhnten Manier, zu accentuiren. Ich verſtehe hierunter eine gewiſſe auf Canzeln hie und da leider! noch übliche Weiſe, den Ton der Stimme ohne weitere beſondre Veranlaſſung, bey dem **vorletzten Worte** jeder Periode zu erhöhn. **Herr Ströbel** wird mir dieſe oft wiederholte Anmerkung verzeyhn. Er iſt ein verſtändiger, billig denkender und geſchickter Mann. **Herr Großmann** ſpielte den alten Walſing, wie es Seiner würdig iſt. **Herr Krüger** iſt in Chevaliers, Stutzern, ſchmachtenden Liebhabern und einigen comiſchen Rollen vorzüglich brauchbar; Er hat Figur, Anſtand und Laune. Als Wilhelm Walſing aber hätte er mehr Feuer, und weniger Empfindeley zeigen ſollen. Wilhelm iſt ein heftiger Jüngling voll von Sturm und Drang und Thätigkeits-Triebe. Freylich wohlwollend und liebevoll dabey; doch wird dies nur dann anſchaulich, wenn ſein ſanfterer Genius durch freundliches Zureden erweckt wird. Dieſer Character, wenn man ihn recht faſſt, kann das ganze Stück heben. Doch ſind auch dem **Herrn Krüger** einzelne Scenen ſehr gut gelungen, beſonders die, wo er ſich ſeiner milden Gemüthsart ganz überlaſſen durfte. Alle übrigen Perſonen haben auch Lob verdient, ſelbſt **Herr Ehlers**, der ſeinen redlichen Chriſtian recht brav vorſtellte.

Den 10ten **November. Walder**, ein ernſthaftes Singſpiel, in einem Aufzuge, von Gotter; Muſic von Georg Benda. Und dann: **Der taube Liebhaber**; Ein Luſtſpiel in zwey Aufzügen, von Schröder, nach dem Engliſchen von Pilow.

Es würde wohl überflüſſig ſeyn, etwas zum Lobe der Oper Walder zu ſagen. Der Name Benda an ihrer Spitze bürgt für die Vortrefflichkeit der geſchmackvollen Muſic; auch iſt dies Singeſpiel ſchon auf allen teutſchen Theatern bekannt und beliebt. Indeſſen wünſchte ich, es mögten mehr vielſtimmige Geſänge darinn ſeyn, und das Ganze ſich lieber mit einem fröhlichen Chore, als mit einer Arie endigen.

Hinreiſſend ſchön und ausdruckvoll ſang **Madam Großmann**, als Sophie. Das niedliche Rondeau: „Selbſt die glücklichſte der „Ehen;“ ſodann das herrliche Recitativ mit obligater Begleitung, und was darauf folgt; das ſchöne Duo: „Zittre nicht, mein Leben!“ und endlich die letzte Arie — Es iſt nicht möglich, das alles beſſer vorzutragen, als **Madam Großmann** es ſang. Möchte ſie nur ein wenig mehr Wärme und Ausdruck in ſolchen Scenen zeigen, als z. B. die iſt, wo ſie mit ihren Kindern dem Alten zu Füßen fällt! Aber freylich verlangen wir Teutſchen auch zu viel, verlangen, was keinem Italiener einfällt, zu fordern, nemlich daß unſre großen Sängerinnen zugleich große Schauſpielerinnen ſeyn ſollen, da doch jedes dieſer beyden Talente eigenes ämſiges Studium erfordert, und der Ausländer, der einſieht, wie viel dazu gehört, zufrieden iſt, wenn die Sängerinn nur Anſtand in den Bewegungen ihres Cörpers beym Singen zeigt. Das Publicum ſchien die Schönheit des eben erwähnten Duo's und jenes Recitativs nicht lebhaft genug zu fühlen, und forderte dagegen **Madam Großmann** auf, die letzte Bravour-Arie, die ſo ſehr angreift, ancora zu ſingen, welches man doch ſonſt nicht gern den Sängern zumuthet. Es gehört wahrlich keine kleine Anſtrengung zu ſolchen Paſſagen. Des **Herrn Pleißners** Geſang und Spiel war natürlich und voll

Anmuth. **Herr Müller**, als Dolmon, Sohn, ſchien weniger an ſeinem Platze. **Herr Schneider** ſtellte ſeinen Chriſtel ein wenig ſteif vor. **Herr Ehrhard** ſang ſehr gut. In der Stelle: „Bey dieſen grauen Haaren" hätte eine paſſende Pantomime, auf die Haare hindeutend, gute Würkung machen können. Die kleine **Lotte Großmann** ſpielte ihr Hannchen allerliebſt; auch ſcheint es, als wenn ſie Stimme bekommen wird. Sie ſang die Arie, mit Begleitung der obligaten Violine, recht artig; die erſte: „Wie ein Lämmchen" ſang, ſtatt Ihrer, die **Demoiſelle Krüger**, welche Dorchen mit Naivetät vorſtellte.

Der **taube Liebhaber** iſt eine unterhaltende kleine Poſſe, und **Herr Dieſtel** ſpielte den tauben Liebhaber, wie alle Rollen von der Art, unverbeſſerlich. **Madam Dieſtel** ſtellte das muthwillige Röschen nicht weniger gut vor, und daß **Herr Dengel** zu ſolchen Bedienten-Rollen taugte, als David einer iſt, das hätte ich nicht erwartet.

Nachricht.

Herr Wawroſch hat die Großmannſche Geſellſchaft verlaſſen. Er iſt, nach ſeiner Verabſchiedung, ſo eilig fortgereiſt, daß er ſogar vergeſſen hat, von einigen Leuten Abſchied zu nehmen, die noch etwas an ihn zu — beſtellen hatten.

Fortgeſetztes Verzeichniß der bey der Großmanniſchen Geſellſchaft gangbaren Schauſpiele.

Viertes Viertelhundert.

Die Nebenbuhler; Luſtſpiel von Leonhardi. **Liebe macht Narren;** Luſtſp. v. La Barka. **Der Deſerteur aus Kindesliebe;** Luſtſp. v. Stephani. **Das Milchmädchen;** Singſp. v. Düny. **Roſalie von Felsheim;** Luſtſp. v. Soden. **Präſentirt das Gewehr!** Luſtſp. v. Möller. **Der Hufſchmid;** Singſp. v. Philidor. **Der Deſerteur;** Singſp. v. Monſigny. **Minna von Barnhelm;** Luſtſp. v. Leſſing. **Die drey Töchter;** Luſtſp. v. Spieß. **Die offne Fehde;** Luſtſp. v. Huber. **Die ſeidenen Schuhe;** Luſtſp. v. Kretſchmann. **So zieht man dem Betrüger die Larve ab!** Luſtſp. v. Brühl. **Oda;** Trauerſp. v. Babo. **Der Magnetismus;** Luſtſp. v. Iffland. **Der Juriſt und der Bauer:** Luſtſp. v. Rautenſtrauch. **Der Edelknabe;**

Schauſp. v. Engel. **Der Grandprofos**; Schauſp. v. Schikaneder. **Der Schein betrügt**; Luſtſp. v. Brandes. **Das Findelkind**; Luſtſp. v. Brühl. **Die beſtrafte Neugierde**; Luſtſp. v. Stephanie. **Die ſchöne Arſene**; Singſp. v. Monſigny. **Gerechtigkeit und Rache**; Luſtſp. v. Brömel. **Die Holländer**; Luſtſp. v. Bock. **Hamlet**; Trauerſp. v. Schakeſpear.

Fortſetzung
des im vorigen Stücke abgebrochenen Aufſatzes: „Wie ſoll ein Schauſpiel-Director“ u. ſ. f.

Wonach ſoll nun der Directeur **den wahren Geſchmack des Publicums** beurtheilen? und im Allgemeinen! Was beweiſt **vor und gegen den Werth eines Schauſpiels**? Läſſt ſich beydes nach dem mehr oder weniger zahlreichen Zuſpruche beſtimmen; ſo wäre ein Einnahmen-Verzeichniß der verſchiedenen Schaubühnen der richtigſte Nachweiſer des an verſchiedenen Orten herrſchenden Geſchmacks, des verſchiedenen Werths, den man an dieſem oder jenem Orte auf ein und daſſelbe Schauſpiel legte. Mancher Unternehmer dürfte zwar Bedenken tragen, ſeine Geld-Einnahme genau bekannt zu machen; aber es bedarf auch deſſen nicht. Ein Jeder wird, nach Verhältniß des Orts, beſtimmen können, was bey ihm eine gute oder ſchlechte Einnahme ſey; Es giebt aber auch Abſtufungen dazwiſchen. Daher könnte man folgende Einnahme-Leiter machen: **ſchlecht; geringe; mittelmäßig; gut; ſehr gut; ſtark.** Unter die Staffeln dieſer Leiter ſetzte man z. B. die Einnahme eines Viertheljahrs, etwa von einer gewiſſen Anzahl Vorſtellungen. Man ſähe daraus, woran das Publicum an einem Orte am mehrſten Behagen gefunden; die Gegeneinanderhaltung mehrerer Verzeichniſſe wäre das Ergiebniß (Reſultat) des verſchiedenen Geſchmacks, und wenn vox populi, vox dei und ein Schauſpiel nur in ſo weit gut iſt, als es in dem Zeitalter, in welchem es geſchrieben worden, dem Volke, für welches es geſchrieben worden, gefallen hat; ſo wäre dies der richtige Maßſtab für den wahren Werth der dramatiſchen Producte. Und geſetzt dies wäre nicht nützlich, nicht unterrichtend! — unterhaltend wäre es gewiß.

Herr Großmann verſpricht mir, den Anfang mit einem ſolchen Verzeichniſſe von den hier in Hannover vorgeſtellten Stücken zu machen, und ich ſehe mit Verlangen der Erfüllung dieſes Verſprechens entgegen.

Auszüge.

Im teutſchen Merkur (Auguſt 1788) ſtehen ſehr intereſſante **Nachrichten von dem Leben des Ritters Karl Broſchi**, der unter dem Namen **Farinello** bekannt iſt, von denen ich nur einige ausheben will. Farinello war in Andria, im Königreiche Neapel gebohren, von adelicher, doch armer Herkunft. Seine Entmannung, welcher er ſeine vortrefliche Stimme zu danken hatte, war nicht das Werk der Gewinnſucht, ſondern die Folge eines Sturzes vom Pferde, welcher ihn zwang, dieſe Operation mit ſich vornehmen zu laſſen. In **Metaſtaſio's** Oper: **Angelica und Medoro** ſammelten beyde jungen Künſtler die erſten Lorbeern, und waren, von dieſer Zeit an, die vertrauteſten Freunde. Man hält ihn insgemein für den vollkommenſten Sänger ſeiner Zeit. Er wendete aber auch alles an, um es zu werden. Jeden Morgen übte er ſeine Stimme einige Stunden bey dem Clavicembal, ſtudierte auf neue Variatiriationen, und bemerkte die Vortheile, die ihm die Natur gewährte. Daher erſchien er jeden Abend auf der Schaubühne mit neuen Paſſagen und Cadenzen, ohne der Compoſition des Tonſetzers Gewalt anzuthun. So treiben es nun freylich die Wenigſten unſrer teutſchen Theaterſänger. Mit trüben Augen heben ſich Einige von ihnen aus dem Bette, ſchleichen zur läſtigen Probe, nachdem ſie vorher ſich mit einem Gläschen Brandtewein geſtärkt haben, deſſen Dunſt dem armen, verdrießlichen Repetiteur entgegenduftet. Iſt dieſe beſchwerliche Arbeit überſtanden; ſo bekümmert ſich der Herr ſehr wenig um die Ausbildung ſeiner Talente. Seine Wirthshaus-Geſellen klatſchen ihm ja doch, bey den beſtimmten Stellen, wenn das Stück vorgeſtellt wird, Beyfall zu. Farinello ſah ſich einſt von einem andern Sänger übertroffen, und weit entfernt, daß dies Neid bey ihm erregt hatte, feſſelte es ihn vielmehr hochachtungsvoll an den Ueberwinder. Lange beſaß er den Fehler, aus Begierde nach Bewunderung, mehr das Ohr, als das Herz der Zuhörer zu ergötzen. Eine ſanfte Erinnerung hierüber von dem Kaiſer Karl VI, der ein Kenner der Tonkunſt war,

[illegible]

bewog ihn, eine ganz andre Manier ſich eigen zu machen. Er war gelehrig und nahm guten Rath an. Sein ſittliches Leben war gegen allen Tadel geſichert, und bey Direction der Schauſpieler hielt er ſtrenge auf dieſen Punct. Sein Umgang war ausgewählt; Dabey entſchied der Stand nichts. Er erfüllte treu ſeine Pflichten, und wachte für die Erhaltung ſeiner Stimme, weil er glaubte, daß dieſe nicht mehr **ſein Eigenthum** wäre. Durch Höflichkeit und Klugheit machte er ſich bey jedermann beliebt, gieng mit Leuten höhern Standes auf eine Art um, daß ſie ihn nie misbrauchen konnten, er immer in ſeinen äuſſern Schranken blieb, und dennoch von ihnen die Verehrung einerndte, welche der Preis des höhern Verdienſtes iſt. Deswegen liebte und ſchätzte ihn Philipp der V. von Spanien ſo ſehr, und gab ihm ſo öffentliche Zeichen von Achtung, die keinem Schaafskopfe von altem Adel zu Theil wurden. Er war ein angenehmer Geſellſchafter, obgleich er zur Melancholey geneigt war. Philipps Nachfolger, Ferdinand, war ihm noch herzlicher ergeben, und der nach demſelben regierende Carl begegnete ihm mit ausgezeichneter Freundſchaft. — Ein nicht un-

unwichtiger Beweis von ſeinem rechtſchaffenen und vorſichtigen Betragen am Hofe! Er war nicht blos Muſiker; In allen damit verwandten Künſten war er bewandert; in Baukunſt, Malerey und Mechanik; reich an Erfindung, und in allen dieſen Fächern gebraucht. Er war beſcheiden; Die ehrenvollſten Staatsbedienungen wurden ihm angebothen — Er ſchlug ſie aus. Er war gerecht; Nur für die gute Sache verwendete er ſich bey dem Könige Ferdinand, ſeinem Freunde. Er war uneigennützig; die reichſten Geſchenke, ja! einſt 400,000 Piaſter auf Einem Brette, ſchlug er aus, wenn ſie ihm unter der Bedingung angebothen wurden, durch ſein Gewicht eine unbillige Forderung zu unterſtützen. Er war groſmüthig, freygebig, dankbar auf Lebenszeit, wohlthätig im höchſten Grade, ſogar gegen ſeine Feinde und Verfolger. Nie hörte man ihn von jemand übels reden. Jedermann bewarb ſich um ſeine Freundſchaft; die Größten im Reiche und fremde Geſandten. Gegen Geringere war er äuſſerſt herablaſſend, Er, der vor niemand ſang, als vor dem Könige, ließ ſich einſt vor ſeinem Schneider hören, als Dieſer ihm ein Kleid brachte, und ſich beſcheiden darüber beklagte, daß er noch nie das Glück gehabt habe, Seine Excellenz ſingen zu hören. Der König machte ihn, ganz wider ſeine Erwartung, da er keine andre Art von öffentlicher Ehrenbezeugung annehmen wollte, zum Ritter vom Calatrava-Orden, nachdem Jener, ohne ſein Wiſſen, die Proben ſeines alten Adels aus Italien hatte kommen laſſen. Hofmann war er gar nicht! Er ſprach frey und ohne Scheu, wo es Wahrheit galt. Für ſich ſelbſt und die Seinigen konnte er kein gutes Wort ausgeben. Die letzte Zeit ſeines Lebens brachte er nahe bey Bologna zu. Dort beſaß er ein ſchönes Landgut, auf welchem er von den größten und vornehmſten Männern beſucht wurde; Der Kayſer Joſeph II. war unter dieſer Anzahl. Er war zuletzt ſehr ſchwermüthig. Seine Stimme erhielt ſich hell und ſchön bis an das Ende ſeines Lebens. In den letzten Wochen deſſelben (Er ſtarb 78 Jahre alt) ſang er, wie der ſterbende Schwaan, faſt den ganzen Tag. Reichthümer hinterließ er nicht — Er wahr zu wohlthätig, um zu ſammeln.

Damen-Rollen, edle Weiber, feine Coketten, und einige zärtliche Mütter waren ihre Haupt-Fächer. Und dennoch konnte ſie ſich auch zu niedrig comiſchen und Carricatur-Rollen herabſtimmen. Unverbeſſerlich ſpielte ſie daher im **eiſernen Manne**, die Wirthſchafterinn; im **Tadler nach der Mode**, die Schauſpielerinn; in der **beſtraften Neugier**, die Frau Ständler und mehr dergleichen. Nicht ganz ſo gut geriethen ihr hohe tragiſche Rollen, woran zum Theil ihre ſchwache, ein wenig heiſere Stimme, welche leicht überſchrien wurde, Schuld war. Als eine treue Hausfrau, gute ſorgſame Mutter und ſparſame Hauswirthinn, erwarb ſie ſich im Privatleben verdiente Achtung. Sie ſtarb den 13ten November, früh um halb 9 Uhr, nachdem ſie um 2 Uhr von einem geſunden Kinde war entbunden worden. Ihrer Bahre folgte, in ſieben Kutſchen, Herr Großmann mit allen männlichen Mitgliedern ſeiner Geſellſchaft. Zum letzten Zeichen ihrer Zuneigung, legten die Schauſpieler ſelbſt Hand an, als der Sarg in die Erde geſenkt werden ſollte. Ein Chor Schüler ſang drey geiſtliche Oden an ihrem Grabe.

Mittewochen den 12ten wurde aufgeführt: **Agnes Bernauerinn**, ein vaterländisches Schauſpiel, in fünf Aufzügen, von dem Grafen Thörring-Seefeld.

Ueber den Geſchmack an großen hiſtoriſchen Trauerſpielen, in welchen auf die Einheiten keine Rückſicht genommen iſt, und die mehr für das Auge, als für das Herz geſchrieben zu ſeyn ſcheinen, habe ich mich weitläufig erklärt. In dieſem Schauſpiele nun verändert ſich auch jeden Augenblick der Schauplatz; lange Zeiträume werden überſprungen; man zeigt uns Thurniere, ſchwimmende Leichname; es erſcheinen, wo die Einrichtung des Theaters dies leidet, Leute zu Pferde; aber mit dem Allen hat das Stück ſehr intereſſante Auftritte, und die mehrſten Charactere ſind mit Wahrheit und Einfalt gezeichnet und gut gehalten. Manche Scenen hätten abgekürzt werden können, wie, zum Beyſpiel, die erſte im erſten Aufzuge; Man ſtößt auf Perioden, von ungebührlicher Länge; Der Canzler ſcheint nach Schakeſpears Oldenholm copiert, und Thorringers lange Rede über den Unterſchied der Stände iſt auch ermüdend.

Der Vorſtellung konnte ich nicht beywohnen. **Madam Gatto** hat die Haupt-Rolle geſpielt, und, wie ich höre, mit Beyfall.

Den 14ten: **Der Apotheker und der Doctor**; ein comiſches Singſpiel in zwey Aufzügen; nach dem franzöſiſchen Apoticaire de Murcie des Grafen von N*** von Stephanie; Muſic von Ditters, Edlen von Dittersdorf.

Schade, daß Ditters ſeine herrlichen Talente an Compoſition dieſer Farce verſchwendet hat, in welcher alle Wahrſcheinlichkeit aus den Augen geſetzt, das Ganze voll von Plattitüden, und die Poeſie der Arien rauh und holpricht iſt. So durchaus ſchön in Geſang und Kunſt als die Muſic zu der Oper **Betrug durch Aberglauben**, iſt dieſe Compoſition vielleicht nicht, aber ſehr paſſend für das Theater. Unnachahmlich ſchön iſt gleich das erſte Quintett; vortrefflich die Arie, mit Begleitung obligater Blas-Inſtrumente: „Zufriedenheit gilt mehr, als Cronen.“ meiſterhaft gearbeitet das Duo: „Sie ſind ein Charlatan.“ Es ſchien aber nicht, als wenn das Publicum den Werth dieſer Stücke fühlte, da es hingegen bey dem kleinen Liede: „Nur nicht lange ſich beſonnen!“ ancora rief, welches Lied noch dazu **Herr Müller** bey Weitem nicht ſo gut ſang, als manche andre Stellen.

Mit der Aufführung gieng es recht gut; nur im Finale des erſten Aufzugs lieſen kleine Unrichtigkeiten mit unter. Einer von den Herrn Schauſpielern begeht oft den Fehler aus dem Worte **Entſchluß** einen Trochäus (— ᴗ) zu machen. Dies iſt wieder den Sprach-Gebrauch. Die letzte Sylbe in **Entſchluß** iſt lang. Anders würde es ſeyn, wenn dies Wort **Endſchluß** geſchrieben würde, wenn es ſo viel hieſſe, als: den Schluß, den man am **Ende** nimmt. Die Sylbe **ent** aber iſt in allen ſolchen Wörtern kurz, wie, z. B. **entziefern, enthüllen, entfalten, Entſatz** u. ſ. f. Warum ſollte denn auch **Entſchluß** anders ausgeſprochen werden, als **Beſchluß** und **Verſchluß**?

Den 17ten: **Der offene Briefwechſel**; ein Luſtſpiel in fünf Aufzügen, von J. J. Jünger, und **die beyden Fächer**, ein Luſtſpiel in einem Aufzuge, von Scholz.

Jüngers Luſtſpiele ſind mehrentheils äuſſerſt eilig hingeſchrieben, nicht gehörig bearbeitet. Dies fällt am mehrſten im Leſen auf; bey der Vorſtellung hingegen machen ſie mit unter Glück, durch einige comiſche Situationen. Das, wovon wir heute reden, hat deren auch, aber ſie ſind nicht einmal neu. Die Idee, daß die Verliebten den alten Vormund zum Organ ihrer Liebes-Erklärungen machen, und ihn in die Lage ſetzen, den Liebhaber bitten zu müſſen, Carolinens Hand anzunehmen, iſt ein auf dem franzöſiſchen Theater, wo den alten Vätern und Vormündern immer Naſen gedreht werden, bekannter Spaß. Höchſt unwahrſcheinlich iſt es aber, daß der Wucherer ſich ſogleich zu der großen Wette und zu Einlöſung der Bancenoten bereden läßt. Anfangs weiß man gar nicht, in welchem Hauſe die Handlung vorgeht. Die Art, wie Sophie Carolinen zwingt, Braunsberg zu loben, iſt auch ein alter Theaterkniff. Den ſechſten Auftritt im erſten Aufzuge beſchließt Caroline mit plumpem Witze, und der Monolog im achten Auftritte des vierten Acts iſt läppiſch. Endlich fehlt es auch nicht an Provinzialismen, z. B. „das ſoll Dein!" (**ſeyn** iſt ausgelaſſen.)

Auſſerordentlich gut aber wurde dies Stück vorgeſtellt. **Herr Dengel** ſpielte den alten Goldbach unverbeſſerlich, und alle Uebrigen: **Herr Dieſtel,** als Freyſinn; **Mademoiſell Krüger,** als Sophie; **Madam Dieſtel,** als Caroline und **Herr Ströbel,** als Braunsberg, übertrafen meine Erwartung.

Das kleine Stück: **die beyden Fächer,** iſt eine ſehr kahle Nachahmung, oder vielmehr eine ziemlich misrathene Copie von Ramlers **beyden Hüten,** nur mit dem Unterſchiede, daß in dieſem niedlichen Stücke die Intrigue viel natürlicher durch Weiber geführt wird, und das Ganze viel feiner und beſſer eingeleitet iſt. Ein ſolcher Schwank kann nur einmal gefallen; aber im **Kleide von Lyon** und hier wiederum angebracht, wird man des Dinges überdrüſſig — So mittelmäßig wie das Stück ſelbſt iſt, ſo mittelmäßig — ich muß es bekennen — wurde es auch geſpielt.

Zwiſchen dem erſten und zweyten Stücke trat **Herr Großmann** hervor und redete über den Verluſt der guten Neuhaus. Man ſahe, daß er aus dem Herzen ſprach, und jedermann hörte mit Theilnahme zu. Er bath das hieſige

Publicum, ſich des neugebohrnen Kindes anzunehmen, Pathen-Stelle zu vertreten, und verſprach, daß **Madam Großmann** am nächſten Donnerſtage das Kind im Namen aller Wohlthäter aus der Taufe heben würde. Dieſer dem redlichen, menſchenfreundlichen Manne Ehre machende Vorſchlag wurde mit Beyfall aufgenommen, und man kann ſicher hoffen, daß das hieſige Publicum ſich großmüthig bezeigen wird: Den Erfolg werde ich zur Ehre unſrer lieben Vaterſtadt, im nächſten Stücke bekannt machen.

Fortgeſetztes Verzeichniß der einſtudierten Stücke.

Fünftes Viertelhundert.

Den ganzen Kram und das Mädchen dazu; Luſtſp. von Brühl. **Der Dorfjahrmarkt**; Singſp. Muſic von Benda. **Das Gärtnermädchen von Frescati**; Singſp. v. Paiſiello. **Der erſte Dank**; Luſtſp. v. Wetzel. **Der Graf von Eſſex**; Trauerſp. v. Dyk. **Die beyden Hüte**; Luſtſp. v. Ramler. **Romeo und Julie**; Singſp. Muſic v. Benda. **Der eiſerne Mann**; Luſtſp. v. Brühl. **Das**

Kleid aus Lyon; Luſtſp. v. Jünger. **Ignez de Caſtro**; Trauerſp. v. Soden. **Lanaſſa**; Trauerſp. v. Le Mière. **Der Apotheker und der Doctor**; Singſp. v. Dittersdorf. **Die Dorf-Deputirten**; Singſp. v. Schubauer. **Erwine von Steinheim**; Trauerſp. v. Blumauer. **Die Verſchwörung des Fiesco**; Trauerſp. v. Schiller. **Der doppelte Liebhaber**; Luſtſp. v. Jünger. **Aldo, der Eremit**; Singſp. v. Lichtenſtein. **Die kindliche Liebe**; Luſtſp. v. Brühl. **Die beyden Portraits**; Luſtſp. v. ein. Frauenzimmer. **Der Teufel iſt los**; Singſp. v. Hiller. **Die Schmähſchrift**; Schauſp. v. Mack. **Der natürliche Sohn**; Luſtſp. v. Cumberland. **Natur und Liebe im Streite**; Schauſp. v. d'Arien. **Die eiferſüchtige Ehefrau**; Luſtſp. v. Collmann. **Bewuſſtſeyn**; Schauſp. v. Iſſland.

Auszüge.

Im achten Stücke dieſes Jahrgangs der neuen Litteratur und Völkerkunde, ſteht eine Abhandlung: über die öffentlichen Spiele und die Theater der alten Griechen.

Alle öffentlichen Spiele wurden bey den Griechen zur Ehre der Götter gegeben; Sie machten auf gewiſſe Weiſe einen Theil des Gottesdienſtes aus. Vorzüglich aber liebten die Griechen das Theater. Der dazu beſtimmte Fond wurde ſo heilig gehalten, daß eine Lebensſtrafe für Denjenigen beſtimmt war, welcher dieſes Geld zu andern Endzwecken zu verwenden vorſchlagen würde. In Athen wurden viermal im Jahre Schauſpiele gegeben. Da wetteiferten dann die beſten Dichter um den Preis mit einander. Schlechte Scribler wurden zuweilen mit einer Leibesſtrafe belegt — O! würde doch jedes ſchlechte Schauſpiel in Teutſchland nur mit wohlgezählten funfzig Prügeln bezahlt! — Die Schauſpieler ſtanden in groſen Ehren. Perſonen von erhabenen Talenten und Stande übernahmen Rollen. Declamation und Redner-Talente waren das Mittel zu Ehrenſtellen zu gelangen. Schauſpieler wurden als Geſandten gebraucht. Statt der Eintheilung in Acten und Scenen machten die Chöre die Ruhepuncte für den Schauſpieler und Zuſchauer. Sie ahmten wahre Scenen nach. Ihr Maſchinenwerk übertraf weit das unſrige; auch waren die Schaubühnen ungeheuer groß. Schlechte Stücke wurden mit eigenen dazu verfertigten Flöten ausgepfiffen. Zwiſchen dem Schauplatze und dem Platze für die Zuſchauer was das Orcheſter, wo ſich die Mimen und Tänzer aufhielten. Letzteres war ein Raum von mehr als hundert Fuß Länge. Das eigentlich ſogenannte Theater, wo die Zuſchauer ihren Sitz hatten, formierte zwey Halbzirkel, zwiſchen welchen ſich die Bühne in Geſtalt eines länglichen Vierecks erhob, und vom Orcheſter umgeben war. Es hatte viel Unter-Abtheilungen, Reyhen, Säulen-Lauben und Ausgänge. Oben war das ganze Gebäude offen. Doch pflegte man wohl Seegeltücher darüber auszuſpannen. Verſchiedene Stände, Geſchlechte und Claſſen, hatten beſondre Sitze. Verdienſtvolle Leute vererbten dieſe Sitze auf ihre Familien. Das Orcheſter war mit Brettern belegt und hatte auch drey Abtheilungen: 1) für die Tänzer, Mimen und zwiſchenſpieler, 2) für die Chöre und 3) für die Tonkünſtler. Man hatte aber in Athen noch das Odeon, welches ein eigenes Theater, der Muſic gewidmet, war. Die Bühne hatte auch drey Abtheilungen 1) Wo die Decorationen ſtanden. Vor dieſem hieng ein Vorhang, der niedergelaſſen wurde, wenn geſprochen wurde; 2) der eigentliche Platz, wo die Rollen hergeſagt wurden; 3) die Garderoben und das Magazin für die Decorationen. Man hatte dreyerley Maſchinen: Tempel, Palläſte und Statüen für die Trauerſpiele; Privat-Häuſer für die Luſtſpiele; Ländliche Gegenden für die ſatyriſchen Stücke. Anfangs ahmte man die natürliche Kleidung nach; als aber der Geſchmack am Abentheuerlichen zunahm, und die Natur verdrängt wurde, erſchienen die Schauſpieler, lächerlich und abgeſchmackt heraus geputzt; in Trauerſpielen mit langen Schleppen und Halbſtiefeln, mit hohen Abſätzen; in Luſtſpielen, mit falſchen Bäuchen; in ſatyriſchen Stücken, als Rieſen und Ungeheuer. Was zum Orcheſter gehörte, trug auch lange Schleppen. Auch waren die Larven üblich; Mützen welche den ganzen Kopf bedeckten, und Geſicht, Haarputz u. d. gl., den Rollen gemäß, darſtellten. Die Weiber-Rollen wurden von Männern geſpielt. Die Larven wurden zuletzt von Holz gemacht, und ſo geſchnitzt, wie der Dichter es angab, aber faſt immer Carricatur, mit ſchiefen Naſen, großen Mäulern u. ſ. f. und in Trauerſpielen unförmlich groß und gräßlich. Nur die Tänzer hatten natürlich nachgeahmte Menſchen-Larven.

Anfangs waren die Schauſpiele nur Zoten, untermengt mit Lobliedern auf Bachus. Thespis, Solons Zeitgenoſſe, wird für den Stifter der griechiſchen Tragödie gehalten. Er zog mit ſeinen Leuten auf einem Karren umher, und ſie beſchmierten ſich das Geſicht mit Weinhefen. Aeſchylus legte den erſten Grund zur Verbeſſerung des Theaters, doch waren ſeine Stücke noch ſchwülſtig und abentheuerlich. Sophocles und Euripedes vollendeten das angefangene Werk. Indeſſen blieben Schrecken und Mitleiden noch beſtändig die einzigen Leidenſchaften, welche man zu erregen ſuchte. Im Luſtſpiele waren die Dichter ſo ausgelaſſen, ihre berühmteſten Zeitgenoſſen, ſelbſt die Götter, lächerlich zu machen, und die Fehler der Regierungen zu hecheln. Die vornehmſten griechiſchen Luſtſpiel-Dichter waren Eupolis, Cratinus und Ariſtophanes. Nur von Letzterem haben wir noch Theaterſtücke.

Die raſende Leidenſchaft der Griechen, beſonders der Athenienſer, für die Schauſpiele, ſtieg bald bis zur Ausſchweifung. Die öffentlichen

chen Caſſen wurden angegriffen und die nöthigſten Gelder verlevert — Da näherten ſich die Freyſtaaten ihrem Untergange; Reinigkeit der Sitten und Tapferkeit verſchwanden, und ſie wurden Sclaven.

Rezenſionen.

Ein dramatiſches Wort zu ſeiner Zeit, die königliche National-Bühne in Berlin betreffend, von H. W. Seyfried — Non multa, ſed multum — Berlin bey Birnſtiel 1788.

Ein ſolches Wort iſt nie zu ſeiner Zeit geſagt — Freylich nicht multa, aber des Unſinns multum! Keine Seite, auf welcher nicht, in der fehlerhafteſten Schreibart, die einem zehnjährigen Schulknaben nicht zu verzeyhn ſeyn würde, baare Abſurdität geſagt wird. Herr S. hat ſeine erſten dramaturgiſchen Kenntniſſe auf einem Liebhaber-Theater eingeſammelt, welches er bey dem Scharfrichter in Frankfurth am Mayn errichtet hatte. Der Herausgeber dieſer Blätter hat ihn auf dieſer Bühne geſehn, und hatte gehofft, er würde es in dieſem Fache nun dabey bewenden laſſen. Dort ſpielte er für ſein Vergnügnügen, und darüber hatte niemand Recht, ſich aufzuhalten. Nachher aber iſt er würklich Schauſpieler geworden, und jetzt ſchreibt er ſogar für das Publicum; Da kann man denn nicht dringend genug bitten, uns ja mit der gedroheten Fortſetzung zu verſchonen.

Der Lauf der Welt, oder Berlinſches Neuigkeit-Blatt, von dem nemlichen Herrn Seyfried, zu unſerm Unglücke, herausgegeben.

Dies Blatt enthält ſchaale und grobe Critiken über die Schauſpieler in Berlin; Abhandlungen über Aufklärung u. d. gl. voll ſchiefer Raiſonnements, abgedroſchener Bemerkungen, alberner Märchen; traurige, für uns traurige Ankündigung einer neuen periodiſchen Schrift von demſelben Verfaſſer; Vertheidigung ſeiner erbärmlichen **Gallerie der Engel**; Nachrichten von dem Inſtitute der Tauben und Stummen, von der groſſen preuſſiſchen Revüe; woher die Juden teutſche Namen haben; über Gröſſings Entweichung aus Berlin, und was des Unweſens mehr iſt; doch ſind die Aufſätze, die den Herrn S. nicht zum Verfaſſer haben, noch die leidlichſten.

So muß man die Männer fangen! Ein Luſtſpiel in fünf Aufzügen, von H. B. Prag und Leipzig, bey Widtmann 1789. 142. S. 8.

Ein abgeſchmacktes, plumpes Stück. Ein unbedeutender Plan; unverſtändige Anordnung; eine kahle Intrigue, ohne Zuſammenhang und Kunſtkenntniß bearbeitet; Fehlerhafte Sprache; ſchaaler Witz; ſchlechter Dialog; Mangel an Bekanntſchaft mit dem Converſationstone der feinern Welt; Eine Menge von unnützen Perſonen; Ein Franzoſe, der kein Franzöſiſch kann; adeliche Damen, die ſich einander gnädige Frau nennen — das alles trifft man hier auf Einem Platze beyſammen.

Anzeige.

Die Beſorgniß über den Geſundheits-Zuſtand Sr. Majeſtädt des Königs, unterbrach, bis zur Ankunft ſehnlichſt erwarteter angenehmerer Nachrichten aus London, alle öffentlichen Vergnügungen. Das Theater blieb daher Mittewochen, den 19ten verſchloſſen.

Dramaturgiſche Blätter.

Neuntes Stück.

Hannover, den 29ſten November, 1788.

Ueber einige theatraliſche Vorurtheile.

In allen Künſten und Wiſſenſchaften, vorzüglich in der Schauſpielkunſt, herrſchen gewiſſe conventionelle Meinungen, alte Vorurtheile, die Einer dem Andern nachläßt, und die dann endlich auf gewiſſe Weiſe Regeln werden, welche der große Haufen, ohne weiter zu unterſuchen, als ſolche anerkennt. Es iſt aber des denkenden Mannes würdig, dergleichen herrſchende Meinungen wenigſtens näher zu beleuchten, um zu entdecken, ob nicht manche derſelben nur durch Verjährung geheiligte Irrthümer ſind. Ich will von Zeit zu Zeit in dieſen Blättern einige von der Art im dramaturgiſchen Fache zergliedern. Nehmen wir heute nur eine einzige in Betrachtung!

„Dieſer Schauſpieler“ ſagt man „ſollte keine „Helden-Rollen übernehmen; Er hat keine Fi-

„gur dazu.“ Alſo giebt es würklich eine Helden-Figur? Ein Held muß alſo durchaus ein großer, breitſchultrichter Geſelle ſeyn? — Ich dächte, nein! daß die Geſchichte aller Zeitalter uns Männer aufweiſt, die in der würklichen Welt große, wichtige Rollen im Guten und Böſen geſpielt haben, kühne Waghälſe, große, edle, heldenmäßige Wohlthäter der Menſchen, und dennoch weder ſehr lang, noch ſehr breit geweſen ſind, das iſt bekannt genug. Friedrich der Große und ſein edler Bruder, und Ferdinand, Teutſchlands Retter, waren doch wohl im eigentlichen Sinne Helden und doch klein von Wuchſe. Carl der zwölfte hatte keine Athleten-Figur und war doch gewiß ein kühner Mann; Alexander der Große wird uns als ein kleines Männchen beſchrieben, und war doch wenigſtens ein eminenter Räuber. Ich weiß wohl, daß das Theater, ſo wie alle ſchönen Künſte, die Gegenſtände nicht bloß ſo darſtellen darf, wie ſie in der Natur ſind, ſondern — nun ja! ſondern daß es ſie **veredeln**, nicht übertreiben, nicht groteſk, coloſſaliſch darſtellen, ſondern **veredeln** muß; aber heißt das, einen Mann veredeln, wenn ich ihm einen halben Fuß Länge und funfzig Pfund Fleiſch zu ſetzt? Beruhen Würde und Majeſtädt in Vierſchrötigkeit? Hatte Garrick einen ſolchen Grenadiers-Wuchs? Ich weiß ferner wohl, daß man in einem magern, kleinen Cörper auch eine kränkliche, kleine Seele vorausſetzt; Aber ſind denn alle kleine Männer, kränkliche Männer, und findet man nicht bey Dieſen Feuer, Lebhaftigkeit, Geiſt, hohen Anſtand und Gewandheit, wenigſtens eben ſo oft, wo nicht öfter vereinigt, als in einer groſſen Fleiſch- und Knochen-Maſſe?

Allein es iſt nicht ſchwer zu entdecken, woher dieſes alte Vorurtheil von Helden-Figuren ſeinen Urſprung hat.

Als bey den Griechen der wahre Geſchmack zu ſinken anfieng, man ſich von der Natur entfernte, und immer nur das Uebertriebene ſehn wollte; da ſtellte man die Helden auf Stelzen, und putzte ſie auf eine abgeſchmackte Weiſe heraus, damit ſie gröſſer und kurz! nicht mehr wie Menſchen ausſehn ſolten; Die Römer aber waren getreue Nachahmer der Griechen. Wie ſehr das ganze franzöſiſche Theaterweſen auf Conventionen, auf Anſtand im Aeuſſern, auf ce qui fait effet, ce qui ne revolte pas, auf coups de théatre beruht; daß man dort nicht die

Philoſophen fragt, durch welche äuſſere Zeichen ſich eine gewiſſe Leidenſchaft im Menſchen offenbahrt, ſondern den Tanzmeiſter: quel geſte man beym Herplaudern dieſes oder jenes ſentiment machen muß; daß es da nicht einerley iſt, ob ce geſte mit weiſſen Handſchuhen, oder mit bloßen Händen gemacht wird, in welchen Schauſpielen man le mouchoir aus der Taſche holen darf, und in welchen man hingegen ſich hinter der Couliſſe, nach Belieben mit den Fingern ſchneutzen muß, wenn der Helden-Reifrock etwa keine Taſchen hat — das weiß man. Die alte und mittlere italieniſche Commödie hat ſogar faſt für jeden Character einen eigenen Namen, und wenn man jemand Pantalon de Biſogneſi, oder Lelio de Aretuſi nennen hört; ſo weiß man ſchon, daß Jener ein alter, dummer Vater, dieſer ein verliebter Geck iſt. Die Engländer, die der Natur treu bleiben, wiſſen von allen dieſen blödſinnigen Regeln der Uebereinkunſt nichts, und wenn ein großer Schauſpieler auf ihrem Theater ſich erſticht; ſo denkt er nicht daran, wie artig er fallen will, ſondern wie etwa ein Menſch fällt, der ſich erſtochen hat. Oder vielmehr, er denkt gar nicht daran, denn er hat ſich die Rolle ſo eigen gemacht, daß er die Beſinnung verliehrt, wenn er den Stoß vollführt. Unſre erſten Schauſpiel-Dichter, die regelmäßige Stücke verfertigten, hatten ſich nach franzöſiſchen Muſtern gebildet; Nur war vor vierzig Jahren unſre Cultur noch ſehr zurück, und ſo gerieth denn ſelbſt unſre Nachahmung ein wenig in das Plumpe. Noch erinnere ich mich der Zeiten, wo immer der Dickſte und Stämmigſte unter den Schauſpielern die Könige vorſtellen muſte, wo ein Tyrann ſich gar nicht anders, als mit einer ſchwarzen Perücke und einem caffeebraunen Rocke, mit Golde oder Tomback beſezt, denken ließ — Von dieſen Zeiten klebt unſern Bühnen noch mehr an, als wir vielleicht glauben, und dies ſchimmert mitten unter unſrer eben ſo abgeſchmackten, übertriebenen Nachahmung der engliſchen Unregelmäßigkeit hervor.

Um nicht misverſtanden zu werden, will ich nur noch ein Paar Anmerkungen hinzufügen. Wenn ich nemlich behauptet habe, daß es ein Vorurtheil ſey, ſich jeden Helden auf dem Theater als einen langen und breiten Menſchen zu denken; ſo bin ich doch weit entfernt, zu glauben, man dürfe einem Schauſpieler, der äuſſerſt unanſehnlich und gebrechlich wäre, oder dem es an Würde im Aeuſſern fehlte, oder der eine feine, weibiſche Sprache hätte, oder liſpelte, und was dergleichen Fehler mehr ſind, in ſolchen Rollen auftreten laſſen, die Ehrerbiethung oder Furcht einflößen, Hoheit ankündigen ſollten. Aber nicht etwa darum, weil nicht auch ein Held vielleicht ſolche cörperliche Gebrechen haben könnte; ſondern darum, weil alles, was dem Zuſchauer gar zu ſehr auffällt, ſeine Aufmerkſamkeit von der Hauptſache ab auf unbedeutende Kleinigkeiten leitet, und alſo der Illuſion ſchadet, welche zu unterhalten da am wichtigſten iſt, wo wir ihn aus der gemeinen Welt herausführen und mit einer ſeltenern Menſchenclaſſe bekannt machen wollen. Endlich giebt es auch Fälle, wo man dadurch gegen alle hiſtoriſche Wahrheit anſtoßen würde, und da z. B. jedermann weiß, daß Götz von Berlichingen ein großer, ſtarker Mann geweſen; ſo würde es lächerlich ſeyn, dieſe Rolle mit einem ſchwächlichen Stutzer zu beſetzen, ſo wie es lächerlich ſeyn würde, Simſon von einem verkleideten hübſchen, kleinen Frauenzimmer ſpielen zu laſſen.

Anzeige.

Aus den im vorigen Stücke dieſer Blätter angeführten Gründen, blieben, auf Befehl, alle öffentliche Luſtbarkeiten unterbrochen, und wurde daher weder den 21ſten, noch 24ſten Schauſpiel gegeben.

Folgendes iſt mir zur Einrückung geſchickt worden.

„Ich erfülle eine mir ſehr angenehme „Pflicht, wenn ich mit innigſtem Danke die „Merkmale der Wohlthätigkeit bekannt mache, „welche ein verehrungswürdiges Publicum, in „deſſen Namen ich die Ehre hatte, die Pathen„ſtelle bey dem Kinde der verſtorbenen **Mad.** „**Neuhaus** zu vertreten, mir zur Unterhaltung „dieſes Kindes eingeſchickt hat:“

„Am Abende des 18ten Novembers, im Caſino durch den Hrn. H. v. d. O. geſammelt „58½ Rthlr. Durch den Hrn. Lieut. N. von einigen Hrn. Officieren 9 Rthlr. Von Sr. Exc. „dem Hrn. C. P. v. W. 4⅔ Rthlr; Von einem „Ungenannten 16 ggr. Von einem Andern 2¼ „Rthlr. Vom Hrn. Hofr. F. 4⅔ Rthlr. Vom

„Hrn. B. v. K. 2 Rthlr. Von der Fr. v. L. „$2\frac{2}{3}$ Rthlr. Vom Hrn. A. Z. $4\frac{2}{3}$ Rthlr. Vom „Frl. v. K. $1\frac{1}{3}$ Rthlr. Von Sr. Exc. dem Hrn. „O. M. v. L. $4\frac{2}{3}$ Rthlr. Von der Fr. Rittm. „K. 1 Rthlr. Von einigen Hrn. Geh. Canzl. „Secr. 6 Rthlr. Von einigen Freunden, durch „den Hrn. Major v. G. $16\frac{2}{3}$ Rthlr. Durch „eine Sammlung bey dem zweyten Range $31\frac{2}{3}$ „Rthlr. Bey der Kaufmannſchaft $32\frac{1}{3}$ Rthlr. „Von Mad. G. 17 Rthlr. Vom Ingenieurs„corps $7\frac{2}{3}$ Rthlr. Durch den Hrn. Adjutant „S. $5\frac{1}{3}$ Rthlr. Von dem Hrn. C. A. $2\frac{2}{3}$ Rthlr. „— Ueberhaupt $215\frac{2}{3}$ Rthlr. oder 46 Piſtolen „und 1 Rthlr.“

„Ich habe dem Kinde die Namen **Margarethe, Ignez** gegeben; den erſten aus „dem Trauerſpiele: Caſpar der Thorringer, „worinn die Verſtorbene die Rolle der Margarethe ſpielte, und darinn im Kindbette ſtirbt; „den zweyten nach dem Trauerſpiele Ignez de „Caſtro, welches eine ihrer Lieblingsrollen war.“

„Noch kann ich einen ſchönen Zug des „Sergeanten O*** nicht unangezeigt laſſen. „Dieſer Mann hatte zwey Tage zugebracht, „um die Sammlung bey der Kaufmannſchaft

„zu beſorgen. Man wollte ihm für ſeine Be„mühung einen Thaler geben; Er ſchlug ihn „aber mit edelm Unwillen und den Worten aus: „„Wenn andre Leute Geld geben, kann ich wohl „„meine Beine hergeben.““ *)

Magdalene Victorie Großmann.

Auszüge.

Das erſte Heft des neuen Theater-Journals für Deutſchland, mit dem **Bildniſſe des Hrn. Fleck,** liefert einige artige **Gedichte;** Sodann **Hamlets Geſchichte,** nach Saxo Grammaticus. Dieſer lebte im zwölften Jahrhunderte; Er ſchrieb däniſche Annalen. Die Geſchichte Hamlets iſt aus den Zeiten, da noch lange nicht die chriſtliche Religion in Dänemark eingeführt war. Schakespear, der ſeinen Stoff eigentlich nicht aus jenem Buche, ſondern aus der engliſchen Romance: hiſtorye of Hamblet genommen hat, und nicht ſehr gewiſ-

---

*) Ein hieſiger würdiger Geiſtlicher hat auf die menſchenfreundlichſte Art ſeine Gebühren, ſo wohl für die Beerdigung, als für den Tauf-Actus, zurückgeſchickt.

ſenhaft in Vermeidung der Anachroniſmen iſt, läſſt nun freylich den guten Hamlet in Wittenberg ſtudieren, den Geiſt von Sünde und Sacramenten reden, und was dergleichen poetiſche Freyheiten mehr ſind. Hierauf folgen Probe-Scenen aus einer **neuen Bearbeitung des Trauerſpiels Hamlet, in Knittelverſen,** für das marinelliſche Theater in Wien verfertigt, und auch wohl nur für dieſes brauchbar, obgleich der Verfaſſer ſagt: „Hamlet ſey doch eigentlich „nur eine ſeriöſe Poſſe; er habe nun eine luſtige daraus gemacht; Poſſe ſey Poſſe.“ Dieſe Umarbeitung iſt übrigens ziemlich platt. Der Pedant Oldenholm und der Chevalier Laertes ſind noch leidlich comiſch. **Kurze Geſchichte des gegenwärtigen Theaters in Breslau,** enthält Nachrichten von den Mitgliedern der dortigen Bühne, worunter auch eine Zeitlang Madam Cammerland ſich befand, von den Tonkünſtlern und Dichtern, unter denen auch der rüſtige Umarbeiter, oder vielmehr Verhunzer fremder Schauſpiele, Herr Plümeke iſt. Eine Anmerkung, die der Beurtheilung der Mozardſchen Muſic zu Belmont und Konſtanze angehängt iſt, beſtättigt das, was in einem dieſer

Blätter davon geſagt werden. Gegen das Stück: „ſechs Freyer und keine Braut“ proteſtierte ein dortiger Cammerſecretair, weil er ſich darin paradirt glaubte. **Nachrichten vom Wäſeriſchen Theater** in Dresden, vom Magiſter Haſche berichtigt und mit Anmerkungen verſehen.

Ueber die Schikanederſche Geſellſchaft in Regensburg, nebſt einigen Proben von ſeinem Unſinne. Hier iſt eine Arie aus einem Singſpiele von Schikaneder.

Liebe! Du Alles bekämpfender Riß,
Karbatſch mich nicht ſo abſcheulich umher;
Zeig mir doch einmal ein gutes Gefriß,
Haſt Du denn keine Barmherzigkeit mehr?
Wie die gefräßigen Zähne der Zeit,
Meine durchleichtigen Kleider zerſetzt;
Haſt Du mir, grauſame Liebe, auch heut,
Löcher und Wunden ins Herzerl verſetzt.

Theater-Nachrichten aus Brünn. Brief-Auszüge, aus Gräz, Braunſchweig, Pyrmont, Lemberg. Geſetze für das Königliche Nationaltheater in Berlin, 1788.

Rezenſion.

Hecuba, ein Trauerſpiel des Euripedes, aus dem Griechiſchen überſetzt, mit beygefügten erklärenden Anmerkungen, von G. B. Matheſius; Leipzig bey Weidemann, 1788. 10½ Bogen 8.

Daß die griechiſchen Trauerſpiele, ſchon ihrer Simplicität wegen, in unſern Zeiten, wo man ſo viel Maſchinerie, Verwicklung, Ueberraſchung, Pomp, und wer weiß was alles? fordert, keine Würkung machen, das iſt ſehr natürlich; aber jene Einfalt in Anlage und Bearbeitung iſt doch nicht die einzige Urſache, warum ſie nicht gefallen können. Iſt auch der Geſchmack des Publicums verſchroben; ſo iſt doch die dramatiſche Kunſt von ächten Kennern dieſer Kunſt und der menſchlichen Natur ſeit Jahrhunderten ſehr verfeinert worden. Man würde es jetzt einem Dichter nicht verzeyhn, wenn er kein andres Mittel wüßte, den Zuſchauer mit den Schickſalen ſeines Helden bekannt zu machen, als wenn er ihn, wie es hier mit Polydoro's Geiſte der Fall iſt, auftreten und gradezu ſeinen ganzen Lebenslauf den Zuſchauern erzählen lieſſe, oder wenn er das Chor zu Hülfe nähme, um uns bekannt zu machen, was wir wiſſen ſollen. Die einzelnen Schönheiten in dieſen ſchätzbaren Ueberbleibſeln aus dem Alterthume hingegen gehen größtentheils für uns verlohren. Treue und lebhafte Schilderungen der griechiſchen Helden, mit deren Character man damals ſo bekannt war, für die damals alle Herzen glüheten; die herrliche Diction, die in der Ueberſetzung verlohren geht, und ſo manches beſondre Intereſſe fällt jetzt gänzlich weg. Dazu kömmt, daß, wie Herr Mateſius in der Einleitung ſehr richtig anmerkt, in dieſem Trauerſpiele des Euripides nicht genug Einheit der Handlung iſt, daß Hecuba und Polyxene ſich wechſelſeitig verdunckeln. Aber auch an dieſer Ueberſetzung iſt manches auszuſetzen. Die Jamben ſind zum Theil rauh und unrein, zuweilen offenbar fehlerhaft. Die Freyheit, ſtatt des Jambus (*v*—) nach Gefallen einen Tribrachus (*v v v*) einzuſchieben, macht auch üble Würkung — Und wer wird ſo lange Sylben wie z. B. **Weiſſt** als anceps betrachten und als kurze Sylben anwenden?

Offene

Offene Fehde, ein Luſtſpiel in drey Aufzügen, nach dem Franzöſiſchen, von L. F. Hüber. Mannheim bey Schwan und Götz, 1788. 84 Seiten. 8.

Ein niedliches Stück, mit feiner Kenntniß des menſchlichen, beſonders des weiblichen Herzens geſchrieben. Die Intrigue meiſterhaft angelegt und durchgeführt; voll Handlung und angenehmer Verwicklung, mit wachſendem Intereſſe, bis an's Ende. Die Entwicklung auf die angenehmſte Weiſe aufgehalten, und dabey, was den ſittlichen Zweck betrifft, ohne Tadel. Denn hier wird nicht, wie in den mehrſten franzöſiſchen Stücken dieſer Art, den jungen Leuten gezeigt, wie man einen alten, ehrlichen, aber ſchwachköpfigten Vater betrügen müſſe; ſondern ein verſtändiger, launichter Mann, der gegen die Heirath nichts einzuwenden hat, als daß ihn ſein Wort bindet, nicht offenbar die Parthey der Verliebten zu ergreifen, willigt ein, daß man ihn überliſte, und aus dieſem Beſtreben von der einen Seite, ſeiner Zuſage ſo treu zu bleiben, als möglich iſt, und von der andern, alle erlaubte Mittel anzuwenden, um das

Glück des Herzens zu befördern, entſtehen jene reizende, unterhaltende Situationen.

Antwort auf den Brief eines Ungenannten.

Warum ich mich ſo ſelten auf genauere Zergliederung der aufgeführten Schauſpiele und auf Beurtheilung des Spiels der Schauſpieler in einzelnen Scenen einlaſſe? — darum, weil erſtlich in dieſen Blättern dazu nicht Raum genug iſt, wenn ich alle neuern theatraliſchen Producte von Meſſe zu Meſſe anzeigen, die übrigen Zwecke meines Plans, ſo viel möglich, erreichen, und den auswärtigen Leſern nicht tödtende Langeweile machen will: und dann, weil wenige unſrer neuern Stücke und auch nicht alle Schauſpieler einer ſo genauen Beleuchtung werth ſind. Wäre es nicht da verlohrne Mühe, von feinen Nüancen zu reden, wo oft das Weſentliche fehlt? Wäre es nicht verlohrne Mühe, einen einzelnen Character zu beurtheilen, wenn das ganze Werk eine Sammlung von Carricaturen oder höchſt gemeinen Menſchengeſichtern iſt? Fangen Sie doch nur einmal an, mit dem erſten dem beſten

Stephanieſchen oder andern Stücke, (das übrigens, ein oder zweymal geſehn, ziemliche Würkung macht), und ſehen Sie, ob zwey Bogen hinreichen, um alle Inconſequenzen, Unſchicklichkeiten, Plattitüden, den Mangel an Kunſt und Natur, die Sprach-Unrichtigkeiten, Armſeligkeiten u. d. gl. in Plan, Anordnung, wachſendem Intereſſe, Würde und Stärke im Ausdrucke und in Zeichnung der Charactere, in der Verknüpfung des Ganzen, und in der Ausfeilung bemerklich zu machen! Und ehe die Critic gedruckt und der Rezenſent darüber angefeindet worden, wird der rüſtige Autor ſchon wieder ſechs neue Stücke fertig und der Schauſpieler eben ſo viel neue Rolle gelernt haben.

Dramaturgiſche Blätter.

Zehntes Stück.

Hannover, den 6ten December, 1788.

Rezenſion.

Thorheit ſteckt an, wie der Schnupfen, oder: Die Weltbauern zu Tollmannshauſen. Ein deutſches Originalſtück für's Liebhaber-Theater zu — — — Deutſchland, der Preſſe übergeben im Jahre 1788. 12 Bogen 8.

Zum Aufführen iſt nun wohl dies Stück nicht beſtimmt. Es iſt weniger ein Schauſpiel, als eine dialogierte Satyre auf Welt-Reformationsplane und übel verſtandene Aufklärungs-Sucht. Da dieſe Gegenſtände in der **Enthüllung des Syſtems der Weltbürger-Republic**, in **Marens Fragmenten eines Menſchenſohns** und in deſſelben **Materialien zur Geſchichte des Socratismus** mit weit mehr Witz perſiffliert ſind; ſo hätte man dieſes theatraliſchen Products (obgleich manche launichte

Stelle darinn vorkömmt) um ſo eher entübrigt ſeyn können, da einige ſehr unartige und unfeine perſönliche Ausfälle gegen verdienſtvolle Männer mit eingeſtreuet ſind.

Julius Freyherrn Soden von Saßanfart Schauſpiele: 2ter Band. Berlin bey Maurer 1789. 21 Bogen 8.

Zuerſt: **die Braut,** ein Trauerſpiel in fünf Aufzügen. Die Geſchichte iſt von des Verfaſſers eigenen Erfindung. Die Prinzeſſinn Amanda, die Heldinn des Stücks, liebt zärtlichſt einen Jüngling, Julio, und lebt dennoch in Unzucht mit einem Andern, Cynthio, der noch dazu unter ihrem Stande iſt, ſo daß alſo **auch der** Kampf zu überwinden war. Freylich denkt ſie in ſeinen Armen an ihren erſten Geliebten; Freylich iſt ſie von einer ränkevollen Hofdame, Bella, verführt — aber, aber! — Am Ende des erſten Acts erwartet ſie augenblicklich Julio; zu Anfange des zweyten aber, da indeß eine Nacht verſtrichen iſt, hat ſie ihn noch nicht geſehn. Die erſte Scene, die zwiſchen Cynthio und Amanden vorfällt, iſt ſchön, bis auf die wollüſtigen Bilder nach. Allein wie kann das anders ſeyn, wenn die Heldinn des Stücks eine Dirne iſt? Die Sprache iſt nicht durchaus edel. Die Leute fluchen und ſchwören viel. Bella ſagt: „Man wird ausſpucken vor Ihrem Namen.“ Der Dialog iſt gut. Sprachfehler laufen mit unter, z. B. „für der Freude „zittern“ ſtatt **vor**. Die Handlung geht einen raſchen Gang, und erweckt Intereſſe. Daß Amanda ihren offenherzigen Character im eilften Auftritte des dritten Acts ſo ſehr verleugnet, daß ſie ihrem Geliebten ihre begangenen Schandthaten verſchweigt, damit er ſie, die Buhlerinn eines Andern, heyrathen ſoll, und daß ſie ſich ſogar mit ihm trauen läſſt — das macht ſie vollends zu einem Gegenſtande unſrer Verachtung, obgleich ſie ſich nachher in dem Monologe beſtens entſchuldigt. Um Greuel auf Greuel zu häuſen, findet ſich's auf einmal, daß der Buhler der Buhlerinn Bruder iſt — Ueberraſchend genug! — aber, aber! — Und bey dieſer Entdeckung raiſonniert Julio und tröſtet den Vater. Dann geht er und ermordet Cynthio, dem er, als er erſtochen da liegt, die Entdeckung ſeiner Blutſchande, ihm zur Quaal noch mit in jene

Welt giebt. Amanda vergiftet ſich. Julio will ſich erſtechen, wird aber davon abgehalten.

Das zweyte Stück führt den Titel: **der neue Timon**; ein Luſtſpiel in fünf Aufzügen. Unverbeſſerlich iſt gleich im erſten Auftritte der Miniſter durch wenig, aber kräftige Pinſelſtriche gezeichnet, und dieſer Character (das Bild eines Mannes, den, durch Hofluſt corrumpiert, Hang zum ſinnlichen Vergnügen, Leichtſinn, Ehrgeiz und Sturm der Leidenſchaften und Begierden dennoch nicht abhalten, thätig zum Guten zu ſeyn und Gefühl für Größe der Seele zu haben) iſt ſehr gut durchgeführt. Hie und da findet man Brocken aus Emilia Galotti und Hamlet. Der Dialog iſt auch in dieſem Schauſpiele gut und lebhaft; Der Ton der großen Welt richtig gefaſſt; Hofſitten ſind mit Wahrheit dargeſtellt. Die Verſchwendung des Miniſters, die ihn zuletzt in jene Verlegenheit ſtürzt, durch welche er, da er ſich von jedermann verlaſſen glaubt, ein Menſchenfeind werden will, iſt für einen Mann, dem es doch ſonſt nicht an Vernunft fehlt, übertrieben. Der alte Haushofmeiſter iſt ein intereſſanter Character. Das Ganze iſt eine Copie von Schakespears Timon von Athen; aber was thut das? Immer gut! — Eine ſonderbare Art franzöſiſche Wörter zu ſchreiben, hat der Verfaſſer; z. B. **Septecaro**, ſtatt **Sept de Caro** (die Sieben von Eckſtein.)

Die Operette Laura iſt gar nicht zum Singeſpiele geſchaffen. Der Arien ſind zu wenig; ſie ſtehen nicht am paſſendſten Orte, nicht da, wo der Affect die höchſte Stufe erreicht hat. So wäre unter andern zu Anfange des fünften Auftritts im erſten Aufzuge der Platz für ein ſchönes Duo geweſen. Auch iſt die Poeſie rauh und unmuſicaliſch. Zum Beyſpiele ſehe man nur, wie die Stummbuchſtaben in dem Liede, Seite 270, das doch ganz von ſanfter Gattung ſeyn ſoll, gehäuft ſind: „Tragt ihr traurend „Lied, mitleidge Weſte" u. ſ. f. Der ganze Plan iſt dürftig und die Heldinn des Stücks auch — eine Entehrte.

Das Portrait. Ein Luſtſpiel in einem Aufzuge; Leipzig bey Schneidern 1789. 4 Bogen 8.

Ein höchſt erbärmliches Product, über welches jedes Wort weiter zu viel geſagt wäre.

Die Unſchuld in Ketten, oder der vollkommene Fürſt. Ein Schauſpiel in einem Act. Leipzig bey Hilſcher. 1788. 4 Bogen 8.

Wenn nicht etwa dies Schauſpiel, zur Erweiterung der pſychologiſchen Kenntniſſe, als eine Probe dienen ſoll, wie ein toller Menſch ſchreibt; ſo läßt ſich die Herausgabe deſſelben mit nichts entſchuldigen.

Merkwürdige Begebenheiten eines jungen Komödianten. Eine Unterhaltung bey müſſigen Stunden. Berlin bey Birnſtiel 1788. 10 Bogen 8.

Dieſe auf ſchönem, weichen Papiere gedruckte Geſchichte iſt für Brunnengäſte und Gewürzkrämer eine äuſſerſt intereſſante Erſcheinung. Ich rathe dem Verleger, die ganze Auflage von den übrigen, dem Anſcheine nach leider! noch zu erwartenden zwanzig Theilen dieſes Werks jedesmal zur einen Hälfte nach Pyrmont, und zur andern nach Bremen an J. H. Nebel zu ſchicken.

Nach-

Nachricht.

In Frankfurth am Mayn kömmt wöchentlich ein dramaturgiſches Blatt heraus, in welchem Nachricht von den dort aufgeführten Stücken gegeben, und ſowohl über die Schauſpiele ſelbſt, als über den Erfolg bey der Vorſtellung geurtheilt wird. Auſſerdem werden auch andre Aufſätze in Proſa und Verſen eingerückt. Von Letztern haben indeß manche freylich gar keine Beziehung auf Theater und Dramaturgie.

Anzeige.

Obgleich Privat-Briefe aus Holland die beſte Hofnung zu baldiger völliger Genehmigung Sr. Majeſtädt des Königs geben; ſo ſind doch, da, wegen wiedriger Winde, die Beſtättigung dieſer erfreulichen Nachricht aus London nicht angekommen, die Schauſpiele den 26ſten und 28ſten Novembr. und den 1ſten December eingeſtellt geblieben.

Fortgeſetztes Verzeichniß der bey der Großmannſchen Geſellſchaft gangbaren Stücke.

Sechſtes Viertelhundert.

Der poetiſche Landjunker; Luſtſp. von Deſtouches. **Der König Theodor in**

Venedig; Singſp. v. Paiſiello. **Der Weiſe in der That**; Schauſp. v. Sedaine. **Der Schneider und ſein Sohn**; Luſtſp. v. Kuß. **Sie iſt ſchon verheyrathet**; Luſtſp. v. Großmann. **Elfride**; Trauerſp. v. Bertuch. **Der Graf von Waltron**; Trauerſp. v. Möller. **Wahrheit iſt gut Ding**; Luſtſp. v. Schletter. **Sophie, oder der gerechte Fürſt**; Schauſp. v. Möller. **Das Loch in der Thür**; Luſtſp. v. Stephanie. **Wie man eine Hand umkehrt**; Luſtſp. v. Bock. **Cora**; Singſp. v. Naumann. **Der Tadler nach der Mode**; Luſtſp. v. Stephanie. **Der Zerſtreuete**; Singſp. v. Piccini. **Raynald, das Kind der Natur und der Liebe**; Schauſp. v. Eckertshauſen. **Die Mausfalle**; Luſtſp. **Glück beſſert Thorheit**; Luſtſp. von Schröder. **Der Pariſer Maler**; Singſp. v. Cimaroſa. **Reue verſöhnt**; Schauſp. v. Iffland. **Liebhaber, wie ſie ſind, und wie ſie ſeyn ſollen**; Luſtſp. v. Langbein. **Die Vormünder**; Luſtſp. v. Schletter. **Die Luftbälle**; Luſtſp. v. Bretzner. **Die große Toilette**; Luſtſp. **Felix**; Singſp. v. Monſigny. **Der taube Liebhaber**; Luſtſp. v. Schröder.

Aus=

Auszüge.

Im zehnten Stücke der neuen Litteratur und Völkerkunde von dieſem Jahre ſteht ein leſenswerther Aufſatz: **über die Wahl des Schauſpieler-Standes.** Folgendes iſt der Haupt-Inhalt deſſelben: Die Regierung, welche Verachtung des Schauſpieler-Lebens duldet, befördert dadurch Immoralität, weil der nach zügelloſer Freyheit ſich ſehnende Jüngling alsdann ſich um deſto williger in einen Stand wirft, der gar kein conſtitutionsmäßiges Verhältniß gegen die übrigen Volks-Claſſen hat, um nur frey von Zwang und Convention zu ſeyn. Die mehrſten Schauſpieler ſind aus dieſer Urſache zum Theater gegangen. Es ſcheint, als weiſe die politiſche Verbindung allen Brauſeköpfen ordentlich einen Platz an, wo ſie ihr Weſen nach Belieben treiben können, wo Geſetz und Sitte ſchweigen. Nichtkenntniß des Standes iſt eine der erſten Urſachen zur Wahl deſſelben, und von dieſen Nichtkennern verlangt die Critic, ſie ſollten den Geſchmack der Nation berichtigen und ihre Sitten veredeln. Man hat kein einziges Werk, worinn ein Syſtem zur Bildung des Schauſpielers aufgeſtellt wäre. In viel Ländern duldet und beſoldet die Regierung dieſen Stand, indeß die Religion einen Bann darauflegt — welch' ein Widerſpruch! Verachtung erregt Aufmerkſamkeit, Partheyſucht, und endlich Begierde, ſich der guten Sache anzunehmen. Ein neuer Bewegungsgrund für Manchen, dieſen Stand zu wählen! Nur Wenige, die Edelſten, wählen ihn aus innerer Ueberzeugung von der Wichtigkeit deſſelben. Durch welche Thür die mehrſten weiblichen Geſchöpfe auf das Theater gehen, das iſt traurig zu erzählen. Die, welche hier ihre Tugend behält — iſt ein Muſter ihres Geſchlechts; hier, wo ſie angebethet wird, wenn ſie in dem Cirkel ihrer Familie verſtoſſen war; hier, wo alles Sitte und erlaubte Freyheit heiſſt, was in andern Ständen Bocksbeutel, Charlatanerie und Pedantismus verſchreyen; hier, wo ihr Weyrauch geſtreuet und Gold in den Schooß geworfen wird, indeß ſie zu Hauſe unerkannt und in Armuth leben würde. Dieſe armen Verirrten ſtellen dann ſehr unvollkommen edle Rollen vor. Der Kenner weiß die warme Herzens-Sprache, die Sprache der Gefühle von ſuperficieller Empfindeley zu unterſcheiden. Es iſt nicht genug, die Sprache der Natur mechaniſch zu lernen; man muß für die Tugend glühen, wenn man ſie mit Wahrheit darſtellen will. Sonderbare Contraſte ſieht man zuweilen; Mamſel Clairon, auf welche die ganze franzöſiſche Nation ſtolz iſt, muß erſt auf dem Sterbebette eine Theaterſcene ſpielen, um zu erlangen, was keinem Schuhflicker verſagt wird — ein ehrliches Begräbniß. Eitelkeit und lächerlicher Prunk ſind ferner zwey mächtige Triebfedern, dieſen Stand zu wählen; aber die Reue kömmt nach. Ein alter Schauſpieler iſt zu beklagen, aber eine bejahrte Schauſpielerinn noch ſehr viel mehr. Die anſcheinende Leichtigkeit der Erlernung dieſer Kunſt iſt oft ebenfalls ein mächtiger Sporn – – Die Blödſinnigen! Der Tagelöhner iſt nicht ſo bedauernswerth, als der Schauſpieler ohne Genie, ohne Kenntniß der Menſchen, ohne Studium der Sprache und Künſte. Feindſchaft und Cabale herrſchen unter den Mitgliedern der Bühne. Das wahre Verdienſt ſiegt darüber, nach tauſendfältigem Kummer; der entlarvte Schurke wird das Opfer derſelben. Privat-Bühnen ſtiften Nutzen für die Kunſt ſelbſt, für die Bildung der Künſtler, und dadurch, daß ſie junge Leute mit den Schwierigkeiten bekannt machen, die ſie zu überwinden haben. Es gereicht unſerm Zeitalter zur Schande, daß die Regierungen ſo ſorglos ſind, den Stand der Schauſpieler wieder zu ſeiner Reinigkeit zu erheben, daß ſie es ſogar dulden, daß Menſchen, um ſich den Geſetzen und ihren Pflichten zu entziehn, unter fremdem **Namen** eine Zuflucht bey der Bühne ſuchen.

Warnung.

Ein ſchamloſer Gauner, Namens Scop, lang von Figur und blond von Haaren, wandert ſeit einigen Jahren unter dem angenommenen Namen: **Großmann** herum, und ſchmäht durch allerley niederträchtige Streiche, den Namen und Ruf des Herrn Schauſpiel-Directors Großmann. In Düſſeldorf gab er ſich für Dieſen aus, und verlangte in ſeinem eigenen Stücke: **Nicht mehr als ſechs Schüſſeln**, die Rolle des Hofraths zu ſpielen. Es wurde bewilligt; Große Anſchlag-Zettel wurden gedruckt und in der ganzen Gegend herum geſchickt. Man zog von allen Ecken herbey, beſonders von der benachbarten Univerſität Duisburg kamen die

Studenten ſcharenweiſe. Das Stück begann; der vermeinte Verfaſſer ſpielte ſo jämmerlich, daß man ihn auspfiff, und der würkliche Großmann wurde alſo in der Perſon eines Andern gleichſam in effigie ausgepfiffen. Von Worms entwich er mit Hinterlaſſung vieler Schulden. Dies gab zu einem luſtigen Auftritte Anlaß. Ein Bürger aus Worms kam nach Frankfurth zu dem würklichen Großmann, maß ihn mit forſchenden und verwunderten Augen und rief endlich, indem er zur Thür hinaus wollte: „Nein! Sie ſind es nicht.“ Herr Großmann hielt ihn auf; der Mann wiederholte: „Sie ſind es nicht.“ Endlich erzählte er, wie er durch den Namen hintergangen, den vermeinten Großmann lange geſpeiſt, getränkt, geherbergt habe, bis er davongelaufen ſey. In Hanau wollte er dieſelbe Rolle ſpielen; allein dort kannte man den Herrn Großmann zu gut, und der falſche wurde zum Hauſe hinausgeworfen. Nun bekam kürzlich Herr Großmann einen Brief von einem geweſenen Schauſpiel-Director, Namens Wilde, der ſich jetzt in Parchim aufhält. Dieſer ſchrieb ihm unter andern: es habe der oben benannte Scop eine Zeitlang bey ſeiner Geſellſchaft

ſchaft erſtanden, ſich die Direction derſelben übergeben laſſen, ihn aber ſchändlich betrogen und zum armen Manne gemacht, indem er nebſt ſeiner Frau, Caſſel, mit Hinterlaſſung vieler Schulden, die nunmehro Wilde bezahlen müſſte, heimlich verlaſſen hätte. Er ſchildert dabey ſeine Lage auf eine traurige Art. Herr Wilde iſt über ſiebenzig Jahre alt, und muß nun, nachdem er ſichs ſo lange, um das Vergnügen des Publicums, ſauer hat werden laſſen, von Almoſen leben.

Aufruf an die Bühnen Teutſchlands.

Die Geſchichte dieſes verarmten Schauſpiel-Directeurs giebt mir Gelegenheit, ein Paar Worte zu Euch zu reden, die Ihr, mit ſo ungewiſſen Ausſichten für die Zukunft, Euch dem undankbarſten aller Stände widmet. Ihr klaget über Mangel an Sorgfalt des Publicums und der Regierung für Euren Unterhalt, und Ihr ſelbſt thut ſo wenig Planmäßiges zu Erleichterung Eurer nothleidenden alten Mitbrüder. Schon vor zwölf Jahren hat Herr Großmann ſehr gute Vorſchläge zu Errichtung einer Verſorgungs-Anſtalt für veraltete verdienſtvolle Schauſpieler gethan. Geleſen habt Ihr's! der

Gedanke hat Euch gefallen, aber an die Ausführung hat niemand gedacht. „Ja, wenn nur Ein „Theater den Anfang machte!“ heißt es. Ey nun! ſo eilet doch, Euch einander dieſe Ehre ſtreitig zu machen! Ihr Mitglieder ſtehender Bühnen, Ihr beſoldeten, von keinen Nahrungsſorgen geplagten Schauſpieler in Wien, Manheim, Berlin! ꝛc. Euch kömmt es zu das Beyſpiel zu geben.

Ich will den Haupt-Inhalt der Vorſchläge, welche Herr Großmann zu dieſem Endzwecke gethan, hier wiederholen — Vielleicht fruchtet es.

I. **Haupt Zweck:** Verbindung ſämtlicher Bühnen, zu einem Verſorgungs-Inſtitute für abgelebte, oder im Dienſte des Schauſpiels, mithin des Publicums, erkränkelte und verunglückte Schauſpieler;

II. **Mittel dazu!**

1) ein geringer Abzug von dem wöchentlichen Gehalte der Schauſpieler;
2) allgemein einzuführende Straf-Gelder;
3) jährlich zu gebende Vorſtellungen, deren Ertrag zum Beſten des Inſtituts verwendet würde;
4) ſtrenge Abſchaffung aller Collecten für ſogenannte vacirende Schauſpieler, welche

allen Geſellſchaften zur Laſt fallen, die Zahl der Müſſiggänger mehren, und die gemeinnützigen Abgaben erſchweren;

5) Empfehlung an Fürſten, Gönner und Wohlthäter, zu ſolchen Inſtituten, durch milde Stiftungen, etwas beyzutragen;

III. **Anwendung**: dem wahrhaft verunglückten, unbrauchbar gewordenen, verdienten Schauſpieler, lebenslänglichen Unterhalt, der unverſorgten Wittwe, Brod, den Waiſen, Auskommen und Erziehung zu verſchaffen.

IV. **Geſetze**: Ein Rechtsgelehrter müſſte erſucht werden, dieſe zu entwerfen; die Mitglieder der teutſchen Bühnen müſſten ſich durch ihre Unterſchrift verbinden, die Landesherrn aber ihre Genehmigung hinzufügen, und dadurch den Geſetzen Kraft geben.

V. **Sicherheit**: Irgend eine landſchaftliche Caſſe müſſte erſucht werden, die Gelder, gegen hinlängliche Sicherheit, anzunehmen.

Nachtrag.

Noch ſind für das Neuhauſiſche Kind eingegangen: von einem Ungenannten 3 Rthlr. Von einigen Herrn der löblichen Judenſchaft 4 Rthlr. 16 ggr. Durch den Hrn. Adjutant S. 2 Rthlr. 16 ggr. Von Herrn von H. 2 Rthlr 8 ggr. — Ueberhaupt 12 Rthlr. 16 Ggr.

Dramaturgiſche Blätter.

Eilftes Stück.

Hannover, den 13ten December, 1788.

Anticritic.

(Folgender Aufſaz iſt mir zur Einrückung mitgetheilt worden.)

Ueber die Rezenſion der Muſic von Sarti, zu der Oper Giulio Sabino, im dritten und vierten Hefte des erſten Jahrgangs des Crameriſchen Magazins der Muſic:

Es läſſt ſich kaum beſchreiben, in welchem dictatoriſchen Tone, mit welcher Zuverſicht zu ſich ſelber, der Herr Profeſſor Cramer die oben erwähnte Oper tadelt. Mit faſt unverſchämter Dreiſtigkeit hebt er gleich an: „Der Genius „von Sarti's Muſic, **wenn man ihr einen „zuſchreiben darf,** war mir wohl bekannt, „und ich wuſſte, als ich in den Briefen aus Ita„lien die Nachrichten von dem verſchwenderi„ſchen Beyfalle las, mit dem man ſeine neuern „Producte aufgenommen, dem ohngeachtet ſchon

„voraus, was ſich von dieſem hochgeprieſenen Giulio Sabino würde erwarten laſſen.“ Auf dieſe erſte Impertinenz folgt bald wieder eine zweyte, indem er behauptet: „Sarti hätte weiter nichts gelernt, als das Zeitmaaß zu verändern, um ſeinem Singſange mehr Anſtrich von Annehmlichkeit zu geben.“ Ferner ſagt er über den Schluß der Oper: „Kein Chor, nur ein Terzett — das heiſſt doch, ſich's bequem machen! Aber freylich ſchmiert ſich ein Chor nicht ſo leicht von der Hand weg, wie ſolch' ein Arien-Singſang!“ *) Dann folgt der Beſchluß, in der That der ganzen Rezenſion würdig: Man höre nur! „So bleibt alſo der Held des Stücks nebſt den Seinigen, ganz der Geſchichte zuwieder, im dritten Acte leben, ſo wie von manchen ſchlechten Tragödien im Gegentheile geſagt worden iſt, daß ihre Helden am fünften Acte ſterben. Aber das iſt nun einmal Opern-Sitte. Mir thut's leid, denn ich hätte ihnen lieber Allen den Kopf abſchla„gen

---

*) Armer Critiker! Ein ſchönes Terzett, ein gutes Quartett, das ſind Meiſterſtücke der Kunſt; Viel eher läßt ſich ein leidliches Chor hinſchmieren.
A. d. H.

„gen geſehn, und allenfalls dem Dichter
„und Componiſten mit, weil ſie ſich nicht
„geſcheuet haben, mit ſo viel Pomp des Aeuſſer-
„lichen, uns ein ſo höchſt mittelmäßiges Stück
„zu liefern.“

C. F. C.

Ich kann nicht begreifen, wie es möglich iſt, daß der Herr Prof. C. einem Manne, wie Sarti, der ſeine ganze Lebenszeit auf das Studium ſeiner Kunſt verwendete, der ein eben ſo ſanfter, edler, in andern Wiſſenſchaften erfahrner Mann, *) als großer Tonkünſtler war, der uns ſo oft bey jeder Vorſtellung ſeiner pretendenti deluſi — wieder in einem ganz andern Fache von theatraliſcher Muſik — entzückt; dem man noch in Italien, bey Aufführung eben dieſes Giulio Sabino um ſeine grauen Haare, mit lautem Jauchzen, den Lorbeerkranz eines Geſang-Dichters wand; Ich kann nicht begreifen, ſage ich, wie Herr C., der vielleicht dieſes in ſeiner Art große Kunſtwerk am Claviere herunter geklimpert hat, von dem man nicht weiß, ob

---

*) Er war, unter andern, ein geſchickter Mathematiker. A. d. H.

ob er im Stande iſt, einen muſicaliſchen Sinn von vier Tacten niederzuſchreiben, einem ſo edeln Manne, einem ſo verdienſtvollen Künſtler, den Kopf, ohne alle Gnade und Barmherzigkeit, kann abſchlagen ſehn — Er muß ein blutdürſtiger Mann ſeyn, der Herr Cramer. Hätte er Kenntniß von dem ganzen Umfange der Kunſt gehabt; wüſſte er einen Unterſchied zu machen, unter Theater- und Kirchenſtyl, unter Clavier- und andrer Inſtrumental-Muſic; wüſſte er, was wahrer, einfacher, ſchöner Geſang, was Plan, Ausarbeitung, Anordnung der Theile unter ſich und zum Ganzen erfordern; verſtände er etwas von Austheilung der Saiten-Inſtrumental-Stimmen, verbunden mit den Blas-Inſtrumenten, welche die ganze Oper hindurch meiſterhaft geſetzt ſind; ſo hatte er gewiß den in ſeiner Kunſt grau gewordenen Sarti und ſein ſchätzbares Werk nicht ſo mishandelt, ſondern die Schwachheiten, welche vielleicht hie und da vorkommen, gern überſehn, und den armen Mann nicht gleich ſo grauſamerweiſe abgeſchlachtet wiſſen wollen. Aber ſo geht es leider in unſerm lieben teutſchen Vaterlande! Nichts ſichert vor der Tadelſucht ſolcher Rezenſenten, denen es an

Einſicht des Ganzen fehlt. Ein Liebhaber, der ein wenig Clavier klimpern kann, glaubt ſich berechtigt, über jedes Kunſtwerk, das ihm unglückſeligerweiſe in die Hände fällt, und das er nicht verſteht, wenn es ſeine Ohren nicht kitzelt, zu ſchreiben und zu critiſieren, ohne dabey zu bedenken, daß ſolche Sachen nicht für das Clavier, ſondern für einen ganz andern Ort beſtimmt ſind. Dieſe jetzt ſo herrſchende Rezenſions-Seuche iſt ſehr nachtheilig für die wehrloſe Kunſt.

Es iſt freylich dieſe Oper nicht **Glucks Alceſte**, das wiſſen wir ſehr wohl; aber **Gluck** ſchilderte die Natur von dieſer, **Piccini** von jener, **Sarti** wieder von einer andern Seite, und aus dieſem Geſichtspuncte muß man die ganze Oper, ich ſage **die ganze Oper** betrachten — Nicht einzelne Stücke herausnehmen, und ſich darüber luſtig machen. Nur ein Gluck konnte eine **Alceſte** ſo ſetzen, wie er ſie geſetzt hat; Es iſt aber darum noch keine Folge, daß jeder Tonſetzer ſie alſo ſetzen **müſſe**. Und können denn alle Tonſetzer Original-Genies ſeyn? Wir haben nur Einen Präneſtan, Einen Händel, Einen Haſſe, Einen Gluck, gleich groß, gleich geſchaffen, die Seele durch ihren erhabenen Geſang himmelan zu heben, oder das Herz des Menſchen in Thränen ſchmelzen zu laſſen; und doch waren ſie wieder ſo weit von einander unterſchieden — Solche vorzügliche Gaben aber theilt der Schöpfer nur ſelten und wenigen Sterblichen mit. Sie folgten in einem Zeitraume von ohngefehr drittehalb hundert Jahren nach einander. Soll man deswegen verdienſtvollen Männern keine Gerechtigkeit wegen ihrer Talente, wegen ihres Fleiſſes wiederfahren laſſen, ihnen mit Richter-Miene gleich alles Genie abſprechen? Sarti muſſte in ſeinem Abſchieds-Duett, deſſen Geſang Herr C. ſelbſt reizend nennt, bey den Worten: Di tanti affanni miei dunque v'è pietà, ſo ſingen, um ſeinem angenommenen Style gleich zu bleiben — Gluck hätte es anders, und Händel noch anders ausgedrückt — daß nun durch dieſen Waldhorn-Sang, wie der Herr Prof. C. es zu nennen beliebt, ſo viel tauſend Menſchen ſind gerührt, der Herr Prof. aber iſt beleidigt worden; das hätte der arme Sarti wiſſen ſollen! Er hätte gewiß für den Herrn C. etwas Beſonders componiert, aus Furcht, nicht geköpft zu werden. Ich habe ſelbſt Gelegenheit gehabt, dieſe Oper in der Original-

Sprache zweymal vorſtellen zu ſehn, und jenes Duett ſowohl, als die ganze Oper überhaupt, that eine unbeſchreibliche Würkung. Das mag nun freylich der Fall bey dem Herrn C. nicht ſeyn, ſonſt hätte er gewiß die ſeelenvolle und mit innigſtem Gefühle hingeſchriebene Arie: Cari figli! un' altro ampleſſo nicht für leicht und ſeicht gearbeitet ausgegeben. Ich habe dieſe Stelle; Cari figli, die ſo vortreflich iſt, nie ohne Thränen hören können. Ich bekümmre mich wenig darum, ob der Baß, nach des Herrn C. Ausſpruche, zwey und zwanzig Tacte auf dem Es fortleyert, oder nicht; Ich bin gerührt worden, und das war mir genug; die Kunſt hat ihren Zweck erreicht. Noch muß ich dem Herrn Prof. ſagen, daß in der nemlichen Arie, bey den Worten: di ſpavento e di terror kein förmlicher Schlußfall vorkömmt, wie er meint, indem er ſagt: „Der eine Schlußfall bey: di „ſpavento e di terror iſt, mögte ich faſt ſa„gen, die einzige Aufmerkſamkeit verdienende „Stelle in der ganzen Oper.“ Nein! ſondern es iſt ein kühner, genievoller Fall des Geſangs. Die ganze Harmonie bezieht ſich auf den Hauptklang A, der hier, als ſiebenter erhöheter Ton in der weichen Tonleiter von B mit verminderter $7^{\flat}$ erſcheint. Schauerlich fällt der Sänger vom mittlern Es in das tiefe A hinunter, durch die mit der verminderten $7^{\flat}$ verbundene kleine 3 und kleine 5. Harmonie und Geſang ſind meiſterhaft erfunden, um den Schrecken und die Todesangſt zu malen. **Der förmliche Schlußfall** geſchieht da erſt drey Tacte nachher, wieder in Es: Es iſt hier zu weitläuftig, ſonſt wollte ich noch dem Herrn Prof. C. den Unterſchied unter Schlußfall und Fall des Geſangs, dann unter Schlußfall und Ausweichung erklären, den er nicht zu verſtehn ſcheint.

Ich freuete mich unendlich, dieſe ſo ausdruckvolle Arie wieder in dieſem Magazine der Muſic abgedruckt zu finden — o! wären doch noch mehr ſolche meiſterhafte Stücke, ſtatt der vielen ſchülerhaften Arbeiten in dieſem Magazine anzutreffen! Es würde noch einmal ſo ſchätzbar ſeyn. Ueberhaupt hätte ſich Herr Cramer mehr nach Reichards Kunſt-Magazine richten ſollen, auf deſſen Trümmern er ſein eignes, wie er ſelbſt ſagt, errichtet hat. Reichard ſammelte Meiſterſterſtücke von Lülli, Händel, Gluck und andern großen Männern; Er zer-

zergliegliederte ſie mit ächtem Scharfſinne auf das Sorgfältigſte, und daraus entſpringt dann der wahre Nutzen, ſowohl für den angehenden, als für den ſchon erfahrnen Künſtler. Statt deſſen tiſcht uns Herr C. niedliche Rondeaux und mehr dergleichen Alltags-Poſſen auf, die weder für das Herz, noch für den Kopf ſind.

Ich habe übrigens große Achtung vor den würklich vielfachen äſthetiſchen Kenntniſſen, die Herr C. in der muſicaliſchen Wiſſenſchaft beſitzt; aber äſthetiſche Kenntniſſe von einer Kunſt oder Wiſſenſchaft beſitzen, heiſſt noch nicht, die Sache in ihrem ganzen Umfange verſtehn. Man muß alles genau nach Regeln geprüft und durch eigene Erfahrung beſtättigt haben, um ſolche Werke mit dreiſter Zuverſicht loben oder tadeln zu können. — Das darf nur ein Künſtler von Talent, Scharfſinn und langer Erfahrung. Es iſt freylich ſehr leicht, zu rezenſieren und zu tadeln; aber es ſetze ſich einer von dieſen Tadelſüchtigen einmal ſelbſt hin, um etwas Neues zu erfinden, und das Erfundene ſchicklich zu ordnen! Dann erſt wird er gewahr werden, wie ſchwer das iſt, und wird verſtummen.

W. -.

Nachtrag

zu dem Aufſatze im ſiebenten Stücke dieſer Blätter: Wie ſoll ein Schauſpiel-Director es anfangen u. ſ. f.

Herr Großmann hatte mir verſprochen, den Anfang zu machen, mit Aufſtellung eines Verzeichniſſes derjenigen Stücke, welche ihm gute und ſchlechte Einnahmen verſchafft haben, um darnach den Geſchmack des Publicums beurtheilen zu können. Hier iſt ein ſolches Verzeichniß, von einem Abonnement hier in Hannover:

Schlecht war die Einnahme in: der Schein betrügt, So zieht man dem Betrüger die Larve ab, der Doctor und Apotheker, Natur und Liebe im Streite, die neue Emma, der Nina, der Weiſe in der That, Elfriede, Stille Waſſer ſind betrüglich.

Geringe: der Magnetiſmus und der Juriſt und der Bauer, die Mündel, der Edelknabe und die offene Fehde, das Findelkind, Gerechtigkeit und Rache, das Kleid aus Lyon, Carl und Sophie, die Dorf-Deputirten, der Bürgermeiſter, Verbrechen aus Ehrſucht, der poetiſche Landjunker.

Mittelmäßig: Oda, der Grandproſos, die Holländer, der Weſtindier, Gerechtigkeit und Rache, Romeo und Julie, die Frescatanerinn, das Weiber-Complett, der doppelte Liebhaber, die eiferſüchtige Ehefrau, Bewußtſeyn.

Gut: Clavigo und der Magnetismus, die beſtrafte Neugier, Emilia Galotti, Robert und Caliſte, der Dorf-Jahrmarkt, die Frescatanerinn, das Räuſchchen, Graf Eſſex, der Irrwiſch, Erwine von Steinheim, das Räuſchchen, Hamlet, die Verſchwörung des Fiesko, die eingebildeten Philoſophen, der natürliche Sohn, im Trüben iſt gut fiſchen.

Sehr gut: die Räuber, die Entführung aus dem Serail.

Stark: die ſchöne Arſene, Hamlet, der Barbier von Sevilien, Ignez de Caſtro, noch einmal, Lanaſſa, der Apotheker und der Doctor, Fiesco, Lanaſſa, der Eremit, **der Teufel iſt los, noch einmal,** König Theodor in Venedig.

Rezenſionen.

Das wüthende Heer, oder das Mädgen im Turme. Eine Operette in drey Acten von **C. F. Bretzner.** Componirt vom Herrn Capellmeiſter Schweizer in Gotha. Leipzig bey Schneidern 1788. 5 Bogen. 8.

Da nun einmal comiſche Opern geſchrieben werden müſſen; ſo kann man in dieſer unnatürlichen Gattung ein bißgen Feerey und Chevallerie ſchon dulden und, ſo betrachtet, iſt doch dieſe Operette auch ganz artig und unterhaltend. Einige Scenen ſind recht hübſch, die Arien zum Theil muſicaliſch, und der Componiſt hat Gelegenheit gehabt, ſeine Talente zu zeigen und die Bilder des Dichters auszumalen. Nur ſind der Lieder gar zu viel. Im erſten Auftritte des erſten Aufzugs allein hat Robert ein Duett und vier Arien und Oswald auch eine Arie zu ſingen. Die Sprache wird zuweilen dadurch läppiſch, daß die Vorwörter ausgelaſſen ſind — „Bitte Dich; dauerſt mich“ u. d. gl.

Der Irrwiſch, oder: Endlich fand er ſie. Eine Operette in drey Acten von C. F. Bretzner. Componiert vom Herrn Preu in Leipzig. Leipzig bey Schneidern 1788. 84 Seiten. 8.

Auch Feerey — Hie und da Empfindeley, Liebes-Gewinsle — Sprach-Fehler, z. B.

„die Hütte des Berthold“ ſtatt: „Bertholds „Hütte“ und Nachläſſigkeit in Behandlung der Charactere, indem unter andern Blanca, die anfangs ſich als ein höchſt einfältiges, naives Bauermädgen zeigt, nachher in Tropen ſpricht, Maximen und Sentenzen über Stand, Reichthum und Glück der Liebe auskramt.

Bey dieſer Gelegenheit kann ich nicht umhin, darüber zu klagen, daß unſre neuern Schriftſteller das Publicum ſo wenig reſpectiren und ſich ſo wenig um wahren Autor-Beruf, um den Beruf, den Geſchmack des Zeitalters zu veredeln, bekümmern, daß ſie Arbeiten von der Art nur ſo hinſchreiben, an ihrer Poeſie und Proſa im mindeſten nicht feilen, ihren Plan nicht umwerfen, und wieder umwerfen, bis alles ein Ganzes ausmachte, ſondern die incorrecteſten und platteſten Singſpiele einem großen Componiſten vorlegen, und hierauf, unter dem Schutze ſeiner Muſic, auf's Theater bringen. Und wir ſind denn auch gutwillig genug, den ärgſten Unſinn, die holprichten Verſe, gar nicht zu bemerken, wenn dies Zeug nur hübſch abgeſungen, und wenn artig dazu gefiddelt und geblaſen wird. Ja! in dieſen beyden Operetten von dem Herrn B. ſind nun wieder Arien, deren Verſe man zu Gottſcheds Zeiten abſcheulich würde gefunden haben. Das caccatum non eſt pictum bleibt doch immer ein goldener Spruch.

Die Verbündeten, oder: Aus der Heyrath wird nichts. Ein Luſtſpiel in zwey Acten. Königsſtadt 1788. 108 Seiten. 8.

Der Verfaſſer dieſes elenden Paſquills auf drey, ihres Characters und ihrer literariſchen Verdienſte wegen, allgemein geachtete Männer in Berlin, hat ſein Werklein ſeinem unſchätzbaren wohlgebohrnen Gönner, dem Herrn Döbbelin gewidmet. Es iſt zu vermuthen, daß Dieſer, wenn er den ungenannten Herrn Paſquillanten kennt, ihn der Policey wird angegeben haben, da Derſelbe dann ſeiner gebührenden Strafe, mit den Ohren an den Pranger genagelt zu werden, nicht wird entgangen ſeyn. Doch läſſe Menſchenliebe uns hoffen, man werde zugleich, nach billig vollzogener Ehrenſchänder-Strafe, dafür höhern Orts geſorgt haben, daß Paſquillant bey einem Schulmeiſter in Unterweiſung gegeben worden, um teutſch ſchreiben zu lernen.

Das Fräulein von Blenheim. Ein Luſtſpiel im drey Aufzügen. Leipzig bey Hilſcher 1788. 84 Seiten. 8.

Ganz ſchlecht iſt dies Stück nicht. Kein Meiſterſtück dramatiſcher Kunſt; nicht große Stärke in Behandlung des Süjets; keine beſondre Feinheit in Nüancierung der Charactere; aber eine Gruppe gutgeſinnter Menſchen, nicht ohne Annehmlichkeit dargeſtellt. Gegen das Ende iſt die Arbeit ein wenig zu nachläſſig gerathen.

Dramatiſche, dramaturgiſche und andre Aufſätze, Skizzen und Fragmente. Ein Taſchenbuch für Dilettanten. Freyberg bey Craz 1789. 16 Bogen. 8.

Der Verfaſſer unterſchreibt ſich K. A. Walder. Er ſchenkt uns zuerſt eine Poſſe, betitelt: **der Dichter und die adeliche Familie** — das abgeſchmackteſte Gewäſche, das man ſich denken kann; planlos, zwecklos, erbärmlich, ohne Beyſpiel, eine wahre Marionetten-Farce. Dann folgt **Betrug auf Betrug**; eine Plaiſanterie für's Theater, in zwey Acten; aber eine ſehr mauvaiſe, erzdumme plaiſanterie. Hierauf erſcheinen **dramaturgiſche und andre Aufſätze ꝛc. theils geſammelt, theils neu gearbeitet.** Hierunter ſind einige, beſonders die fremden Aufſätze, nicht ſchlecht. Sehr gut berichtigt iſt **Seite** 163 ein Machtſpruch des Herrn von Archenholz, über einen teutſchen Künſtler. Der Muſiker Pfeifer iſt kein elender Stümper, ſondern ein vorzüglich guter Oboe-Spieler. Wären ſeine Sitten ſo gut, als ſeine Talente groß ſind; ſo verdiente er allgemeine Achtung. Daß er, als in Leipzig nur ein Paar Laffen aus Cabale ihn auspochten, ſagte: „Es „gehörten keine **Pauken** zu ſeinem Concerte“ das war nichts weniger als unverſchämt. **Seite** 166 iſt ein Verzeichniß von unſchädlichen Schminken für Schauſpieler eingerückt. **Die Gedichte** ſind größtentheils, vielleicht alle, ſchon gedruckt und bekannt.

Nachricht.

Da die Schauſpiele hier noch immer eingeſtellt bleiben; ſo iſt Herr Großmann mit ſeiner Geſellſchaft den 6ten dieſes Monaths nach Hildesheim gereiſt, und wird drey Wochen hindurch dort Vorſtellungen von Singeſpielen geben.

Dramaturgiſche Blätter.

Zwölftes Stück.

Hannover, den 20ſten December, 1788.

Auszüge.

Das erſte Heft der Annalen des Theaters enthält: einige hübſche Gedichte, wovon ich eines von dem Herrn Vulpius, das würklich mit Witz und Laune geſchrieben iſt, hier einrücken will:

Empfindungen eines Landmanns, als er der Vorſtellung einer ländlichen Oper beywohnte.

Sieh, Hans! das ſoll die Sonne ſeyn,
und das der Himmel, — ach!
geht mir mit euerm Sonnenſchein
und blaugemaltem Dach!
Wer unter dieſem Himmel lebt,
der wird gewiß nicht froh! —
Das Haus, dort iſt wie hingeklebt,
und ach! ſo ſieht kein Stroh!

Sieh doch, das ſoll ein Bauer ſeyn,
Hat ſeidne Strümpfe an,
's iſt alles an ihm knapp und fein,
ſo geht kein Bauersmann!
Und wenn das dort mein Mädchen wär,
die ſchlüg ich flugs halb lahm,
wie unverſchämt tritt ſie einher,
und das heiſſt tugendſam!

Sie guckt ſich allenthalben um,
Hu! wie die Augen gehn!
Ey! iſt ihr Bräutigam nicht dumm,
ſo was mit anzuſehn!
Sie iſt geſchmückt und aufgeputzt,
wie's Junckers Schlittenroß,
verſchnippt, und rund h'rum abgeſtutzt,
wie's Gartenwerk im Schloß.

Horch! horch! das ſoll die Nachtigall
mit ihrem Triller ſeyn,
und das dort, heiſſt ein Waſſerfall,
der Pappenkram, ein Hain.
Geht mir mit euerm närrſchen Zeug,
und kommt zu uns auf's Land!
Es ſieht ſich hier faſt gar nicht gleich,
bald hatt' ich nichts erkannt.

Ganz anders ſingt die Nachtigall
in unſerm grünen Hain;
Wir haben beſſern Waſſerfall,
und ſchönern Sonnenſchein.
Und unſre Mädgen ſchielen nicht
nach einem Andern hin;
Sie ſehn dem Bräut'gam in's Geſicht,
und lachen nur mit ihm.

Natürlich ſind die Backen roth,
ſie haben Scheu und Schaam,
und dafür ſteh' ich mit dem Tod,
ſie ſind auch tugendſam;
Und ſingen ſie, ihr Morgenlied;
ſo iſt kein Triller drinn,
wohl aber, wie's nicht hier geſchieht,
Verſtand doch wohl, und Sinn.

Ein ſchönes Vorſpiel vom Profeſſor Meyer in Göttingen, am Geburtsfeſte des Prinzen von Preuſſen. **Des Schauſpieler Hempels** Teſtament, voll edler Geſinnungen. **Gallerie der K. K. National-Hofſchauſpieler in Wien.** Der Kaiſer hat nemlich die beſten Schauſpieler malen, und damit einige Zimmer im Schauſpielhauſe auszieren laſſen. Pre hauſer; Weiskern; Katharina Jaquet; Johanna Sacco; Chriſtiane Weidner, geb. Lorenz; M. Anna Adamberger, geb. Jaquet; Joſeph Lange; Franz Brockmann; Joſeph Weidmann; Maria Nouſeul; Anna Stephanie, geb. Micka; M. Henriette Stierle, geb. Mirk; Conrad Steigentiſch und Johann H. Friedrich Müller, ſind ſchon auf dieſe Weiſe, Jeder in einer von ſeinen beſten Rollen, gemalt. **Einige Bemerkungen über theatraliſche Vorſtellungen.** Ein Auszug aus Dyks ſechſtem Bande ſeines Nebentheaters. **Bemerkungen über die Theatertrachten,** aus der Pandora. In beyden ſtehen einige gute Wahrheiten. **Nachrichten von den Theatern** in Berlin, in Hamburg und von der Schuchiſchen Geſellſchaft. **Etwas von dem Schauſpieler Eckart,** genannt Koch, über ſeinen Aufenthalt in Frankfurth am Mayn, wo er und ſeine Tochter mit allgemeinem Beyfall einige Gaſtrollen ſpielten; **Ueber das Rigaiſche Theater; Ueber die Bondiniſche Schaubühne** in Dresden, und wo ſie ſich ſonſt aufhält. **Tagebuch der Mannheimer Schaubühne; Briefauszüge:** In Coblenz hat der Hofrath Schmitz auf eigene

Koſten ein Schauſpielhaus gebauet; Herr Böhm ſpielt dort; der Churfürſt beſucht das Schauſpiel. In Stralſund iſt eine ſchlechte Geſellſchaft, aber ein ſehr gutes Liebhaber-Concert. **Hier aus Hannover** wird des Herrn Gödel Entweichung erzählt. **Aus Cöln** wird gemeldet, daß die Klosſche Geſellſchaft in Bonn ſpielen werde. Zugleich ſind ein Paar Gedichte mitgeſchickt. **Einige Nachrichten aus München. Zum Schluſſe** erklart ſich der Herausgeber dieſer Blätter, Herr Kriegsrath Bertram in Berlin, über die Fortſetzung der Annalen.

Im zweyten Hefte kommen wieder einige artige **Gedichte; ein kleines Luſtſpiel** in einem Aufzuge von Veit Weber, von geringem Werthe; Sodann **Nachrichten** von den Vorſtellungen und Beurtheilung einiger Schauſpieler-Geſellſchaften, unter andern auch der Großmanniſchen, da denn das darüber Geſagte, ziemlich mit dem übereinſtimmt, was ich von Zeit zu Zeit hierüber geäuſſert habe; Sodann **der jährliche Beſoldungs-Zuſtand** der Hofmuſic und des Theaters in München, und endlich eine ſehr unbedeutende kleine ökonomiſche **Nachricht** von einem einzelnen Schauſpieler.

Jn dem erſten Stücke des zweyten Bandes der **kritiſchen Ueberſicht der neuſten ſchönen Litteratur der Deutſchen** (Eine Zeitſchrift die, wie bekannt, bey Göſchen in Leipzig herauskömmt, und aus Rezenſionen, in der Art geſchrieben, wie die in der allgemeinen deutſchen Bibliothek, beſteht,) ſind im dramaturgiſchen Fache, folgende Werke beurtheilt: **Liebeszunder**, oder: das Mädgen und der Jüngling; ein Familiengemälde in drey Acten. Jm Ganzen iſt das Stück weder ſehr gelobt, noch getadelt. An richtiger Zeichnung der Charactere und an der Entwicklung iſt manches ausgeſetzt. **Eine Ueberſetzung** von Molierens bourgeois gentilhomme; Berlin bey Unger. Es wird geſagt, daß dies Stück bey uns nicht viel Würkung machen könne, daß die Verteutſchung ſchlecht gerathen ſey, und daß Herr Mylius ſchon dieſe Arbeit mit mehr Erfolge unternommen habe. **Das Nachſpiel zu der erklärten Fehde**; Wien bey Gräffer. **Franz und Minna**; Schwerin bey Bödner und **Liebe und Philoſophie**; Glogau bey Günther, ſind zuſammen genommen und, wie billig, für platten Unſinn erklärt. **Sprüchwörterſpiele** von Federico;

derico; Berlin, werden zwar getadelt, aber zugleich mehr Worte darüber geſagt, als ſie werth ſind. **Adelheit von Roſtenberg**, Trauerſp. Weimar bey Hoffmann, iſt im Werthe noch unter die Farcen der wilden Südländer geſetzt. Das Stück hat freylich kein Verdienſt, aber das Urtheil iſt doch ein bisgen arg. **Die Männer der Republik** von Vulpius; Weiſſenfels bey Severin, erhalten ihre gebührende Abfertigung. **Egmont**, Trauerſpiel von Göthe. Was zum Lobe dieſes vortreflichen Stücks geſagt iſt, verdient durch die feineren Bemerkungen berichtigt zu werden, die in der allgemeinen Litteratur-Zeitung bey Beurtheilung des nemlichen Trauerſpiels vorkommen.

Brief an den Herausgeber dieſer Blätter.

Ich danke Ihnen, Herr Baron! im Namen der Armen, die unverdienter Weiſe im Jammer ſchmachten, im Namen des Guten, was daraus entſtehn kann, daß Sie aus unſerm letzten Geſpräche Gelegenheit genommen, einen Aufruf an die Bühnen Teutſchlands und an das Publicum wegen Verſorgung invalid gewordener Schauſpieler von Verdienſten, ergehn zu laſſen. Mögte er, gleich einem Poſaunentone; in die Ohren Derjenigen ſchallen, denen es Pflicht iſt, für ihre leidenden, wahrhaft unglücklichen Brüder zu ſorgen! Mögte er ſie zu heilſamen Entſchlieſſungen, zu Ergreifung der zweckmäſſigſten Maaßregeln, zu thätiger Ausführung bewegen! Mögte er das Publicum vorbereiten, die Herzen zum Wohlthun für eine Claſſe der Menſchheit zu öfnen, die ihre ſchönſten Jahre, ihre beſten Kräfte, zur Unterhaltung, zur Ergötzung und, was auch einige Schief- und Murrköpfe dagegen ſagen mögen, zur Belehrung anwenden, um am Ende hoch unter dem Dache, auf dem Strohe, die Lorbeern mit Thränen zu benetzen, die ihnen, vom Zauber ihrer Kunſt hingeriſſen, das entzückte Publicum ausſpendete. O! ich könnte Ihnen eine Reihe der kläglichſten der ſchrecklichſten Bilder, ſolcher, im Jammer dahin geſchmachteter, noch ſchmachtender, verdienſtvoller Schauſpieler darſtellen. Aber was ſollte das frommen? Der gutmüthige, wohldenkende Theil des Publicums bedarf dieſes Antriebs zum Wohlthun nicht, und bey Johann Hagel aller Stände hieſſe es, tauben Ohren predigen. Und unſre Bühnen! o! keine derſelben iſt mit ſolchen

Gegenſtänden des Mitleidens, der ſchrecklichen Ausſichten in die Zukunft unbekannt.

Wollten Sie nicht, Herr Baron! Sie, der Sie ſo oft Ihre Stimme für die leidende Menſchheit erhoben, wollten Sie nicht fortſahren, in Ihren ------- Blättern dieſe Sache dem Publicum und den Schaubühnen ernſtlich an das Herz zu legen? Die wenigen, als Manheim, Maynz und Hamburg zu erſuchen, Ihnen zu öffentlicher Bekanntmachung anzuzeigen, was ſie bisher zu dieſem heilſamen Endzwecke gethan, und wie ſie es gethan? die übrigen zu ermuntern, beyzutreten, mitzuwirken und eine allgemeine Verein, wenn nicht aller, doch der mehreſten Bühnen, zu ſchlieſſen?

Vielleicht kann es zur Ermunterung mit beytragen, wenn ich eine Berechnung Desjenigen mittheile, was möglicher Weiſe geſchehn könnte. Meines Wiſſens ſind an nachbenannten Orten teutſche Schaubühnen: Amſterdam, Berlin, Bonn am Rhein, Breslau, Brünn, Caſſel in Heſſen, Carlsruhe, Coblenz, Dresden, Grätz, Hamburg, Hannover, Königsberg, Lübeck, Manheim, Maynz, München, Ofen, Peſt, Petersburg, Prag, Presburg, Regensburg,

burg, Riga, Roſtock, Schleßwig, Straßburg, Strelitz, Weymar, Wien (National- und Vorſtädts-Theater) — alſo **ein und dreyſſig**. Es ſoll davon ein Drittheil ausfallen, und nur zwanzig mitwürkende wollen wir rechnen. Jedes derſelben ſoll, plus oder minus, im Durchſchnitte 150 Rthlr. wöchentliche Gage haben; dies macht jährlich 7300 Rthlr. alſo auf 20 Theater, 156,000 Rthlr. Hiervon ſoll jeder Schauſpieler wöchentlich von einem Thaler ſechs Pfenninge geben. (So viel, wo nicht mehr, giebt er gewiß zu den Ueberhand nehmenden Bettel-Collecten.) Dies bringt wöchentlich 3 Rthlr. 3 ggr., und auf 20 Theater, 62 Rthlr. 12 ggr., für das ganze Jahr aber 3250 Rthlr. Dies wäre die **erſte Quelle** der Beyſteuern. **Zweyte Quelle**: Die 20 Theater-Directionen oder Unternehmungen gäben jährlich zwey Vorſtellungen, zum Beſten des Inſtituts; das bringt 40 Vorſtellungen, deren Ertrag, jede zu 100 Rthlr. angeſchlagen, eine Summe von 4000 Rthlr. ausmachte. **Dritte Quelle**: Strafgelder, welche durchgehends eingeführt werden müßten, würden, von jedem Theater jährlich 100 Rthlr. gerechnet, eine Summe von 2000 Rthlr. liefern.

Ich will durch dieſe Vorausſetzung keinem ordentlichen, auf ſeine Pflicht aufmerkſamen, pünctlichen Schauſpieler zu nahe treten; aber auch der ordentlichſte kann aus Vergeſſenheit fehlen. **Vierte Quelle:** Einkünfte aus Gnade und Großmuth. Sollte von ſämtlichen Fürſten Teutſchlands, von Gönnern, Freunden und Wohlthätern nicht auf einen jährlichen Beytrag von 2500 Rthlr. zu rechnen ſeyn? **Fünfte Quelle:** Zinſen. Da die Gelder nur nach und nach eingehen, mithin nicht gleich verzinſet werden können; ſo wollen wir, der runden Summe wegen, nur im erſten Jahre 250 Rthlr. annehmen, und aus ſämtlichen Quellen ergäbe ſich ein Capital von 12000 Rthlr. dieſe trügen nach dem zweyten Jahre zu 4 Procent 480 Rthlr. Das Capital vermehrte ſich wieder mit 12000 Rthlr. wovon nur 250 Rthlr. Zinſen eingehn ſollen; ſo wären nach Verlauf des zweyten Jahres (eher dürften keine Penſionen ertheilt werden) 730 Rthlr. zu vertheilen, um Thränen des Jammers zu trocknen, den Wittwen Brod, den Waiſen Erziehung zu geben.

Den Fortſchritt dieſer Berechnung giebt das Einmal Eins. Habe ich mich in meinem An-

ſchlag

ſchlage geirrt; ſo verzeihe man mir mein zu gutes Zutrauen auf die Hülfsquellen. Aber man vermindere dieſen Anſchlag auch wieder um ein Drittheil — bleibt die Sache ſelbſt darum weniger ein Gegenſtand ernſtlicher Beherzigung? Und wer wird ſich nicht lieber vor Sturm und Regen in einer Hütte ſichern, als ſich dem Ungeſtüme des Wetters ausſetzen, weil er kein Obdach in einem Pallaſte finden kann.

Großmann.

(Die Fortſetzung folgt.)

Rezenſionen.

Der neue Herr, oder die höflichen Bauern, ein Singſpiel in zwey Acten, nach der Ankunft des Herrn neu bearbeitet. Breslau bey Korn dem Aeltern 1788. 6 Bogen 8.

Noch iſt es Zeit, wenn in Breslau, wo vermuthlich der Verfaſſer wohnt, ein Raſpelhaus iſt, ihm in dieſer geſchloſſenen Geſellſchaft eine ſeinen Talenten angemeſſene Verſorgung zu geben; denn ſonſt ſchreibt er uns immer mehr, und bringt ſeinen Verleger in böſen Ruf, ſo daß man zuletzt ſagen ſollte: bey Herrn Korn dem ältern kämen ſeit einiger Zeit gar ſchlechte Artikel zum Vorſchein, und es fällt doch auch am Ende ein Theil ſolcher Sünden auf den Verleger. Freylich muß Dieſer zuweilen einen caſum pro amico machen; aber es muß nicht zu oft kommen. Zu Unterſtützung dieſes Urtheils mögen nur folgende Beyſpiele dienen. Chriſtel, die als ein Bauermädgen erzogen worden, ſingt gleich anfangs:

„O Tugend! deren holde Macht,
„So ſanft des Menſchen Herz regieret,
„Die jenen finſtern Spott verlacht,
„Den Epikur im Munde führet!
„Nimmſt Du die Unſchuld für Dich ein;
„ſo kann ſie nicht verlohren ſeyn.“

Und ihres Vaters Arie, Seite 5, fängt alſo an:

„Ich fühl' es ſchon, die matten Kräfte,
„Verliehren ihre Nahrungs-Säfte
„Der treue Stab ſtützt nur mit Müh
„Die morſche Wohnung meiner Seele.
„Und von des Lebens Nahrungs-Oele
„Stärkt ſich nicht mehr mein altes Knie.“
— bravo! braviſſimo!

Sidney. Ein Trauerſpiel in fünf Aufzügen; ſo auf dem Lemberger Theater in Gallicien mit Cenſur am 9ten Febr. 1788 von der Toscaniſchen Geſellſchaft aufgeführt, nach der Aufführung aber gleich unterdrückt worden — und dann wichtige Folgen für den Verfaſſer gehabt, gedruckt zu Cölln 1788. 8 Bog. 8.

Die Cenſur hatte ſehr Unrecht, wenn ſie die Bekanntmachung eines ſo ſchlechten Trauerſpiels zugab. Nichts war billiger, als daß es nachher unterdrückt wurde. Dies iſt vielleicht der erſte Fall, daß Fanatismus und Pfafferey die Rächer des guten Geſchmacks geworden ſind. Aeuſſerſt plump und grob ſind die Charactere ausgemalt; Greuel ſind auf Greuel gehäuft, und es iſt nichts Gutes an dem Stücke, als ein leidlicher Dialog und hie und da einmal eine nicht ganz gemeine Wendung.

Dank und Undank. Ein Luſtſpiel in drey Aufzügen, frey nach l'Ingrat des Destouches von J. F. Jünger. Leipzig bey Dyk. 1788. 5½ Bogen 8.

Das Stück hat einigen Werth; indeſſen iſt darinn, nach franzöſiſcher Manier, alles nur ſehr flüchtig hingeworfen, und um den Character des Undankbaren in mannigfaltigern Verhältniſſen zu ſchildern, hätte dies Schauſpiel immer Stoff genug zu fünf Aufzügen dargebothen. Die Entwickelung beſonders iſt auch ſehr übereilt und grob. Uebrigens hat Herr Jünger einige Scenen und Charactere ſehr artig nach teutſchen Sitten umgemodelt. So iſt ihm unter andern die Soubrette recht gut gerathen. Seite 50 ſagt Anton: „er ſey nur ein Dilettant, im Spaßmachen.“ So pflegt ein Bedienter nicht zu reden. Uebrigens läßt Herr J. — ich erinnere mich nicht, ob dies auch im Originale alſo iſt — aus Furcht, man möchte nicht bemerken, daß es eine neue, in gewöhnlichen Schauſpielen nicht übliche Wendung iſt, den Bedienten **gegen** das Intereſſe ſeines Herrn würken zu laſſen, dies Seite 33 aus Antons Munde, dem Zuſchauer ans Herz legen.

Der Revers. Ein Luſtſpiel in fünf Aufzügen, von J. F. Jünger. Leipzig bey Dyk. 1788. 9½ Bogen 8.

Herr Jünger arbeitet zu ſchnell, um gehörig feilen zu können. Es iſt alles nur hingeworfen, ſkizziert, und paſſt nicht gehörig in einander, um ein wohl geordnetes Ganzes zu machen. Dies iſt in vorliegendem Stücke um ſo weniger zu verzeyhn, da Herr J. dabey faſt nichts als eben die Mühe der Anordnung gehabt hat, denn beynahe alle Materialien ſind geraubte Waare, obgleich der Titel hiervon nichts ſagt. So iſt, zum Beyſpiel, die Liſt des jungen Mädgens, ſelbſt durch ihren Vormund, der ſich ihr zum Bräutigam aufdringt, Briefe und Beſtellungen an den begünſtigten Liebhaber gelangen zu laſſen, ein verbrauchter franzöſiſcher Theater-Spaß. Die Mädgen in dieſem Stücke ſind ein wenig frech und unverſchämt. In dem fünften Auftritte des zweyten Aufzugs iſt eine recht artige Schilderung der Lebensart, die in den Häuſern der Vornehmen zu herrſchen pflege.

Dramaturgiſche Blätter,

von

A. Freyh. von Knigge.

Zweytes Vierteljahr.

Januar Februar und Merz 1789.

Hannover,
in der Schmidtſchen Buchhandlung.

Dramaturgiſche Blätter.

Dreyzehntes Stück.

Hannover, den 10ten Jenner, 1789.

Iſt es leichter ein guter tragiſcher, oder ein vorzüglicher comiſcher Schauſpieler zu ſeyn?

In dem erſten Stücke dieſer Blätter ſagte ich, auf Veranlaſſung einer Behauptung des Herrn Jünger: „Daß es nemlich leichter ſey, ein ge„ſchickter tragiſcher, als comiſcher Schauſpieler „zu werden“ ich wolle die weitere Entwicklung meiner Meinung über dieſen Gegenſtand, mir auf eine andre Zeit vorbehalten. Heute werde ich dies Verſprechen erfüllen; nur muß ich, um nicht blos Declamationen, ſondern Gründe hinzuſchreiben, ein wenig weit ausholen, und von dem Zwecke des Schauſpiels überhaupt reden.

Vielleicht iſt einigen meiner Leſer ein Aufſatz **über die teutſche Schaubühne** zu Geſicht gekommen, welcher in der bey Andreä in Frankfurth am Mayn herausgegebenen Sammlung meiner poetiſchen und proſaiſchen kleinen Schriften ſteht, und der vom Publico gütiger iſt aufgenommen worden, als er es würklich verdient. Es wird ſolchen Leſern auffallen, zu bemerken, daß einige von den darinn geäuſſerten Sätzen nicht durchgehends mit den Meinungen, welche ich heute über dieſen Gegenſtand entwickeln werde, übereinſtimmen. Allein ich nehme keinen Anſtand, zu geſtehn, daß ich ſeit einer Reyhe von Jahren meine Grundſätze über Theaterweſen ſehr berichtigt habe, und daß ich wünſchte, es mögte dies Bekenntniß unſre jungen dramaturgiſchen Schriftſteller dahin leiten, zu überlegen: daß lange und vielfache Bekanntſchaft mit Welt, mit Menſchen, und mit Kunſtwerken, und fleiſſiges Studium dazu gehören, um richtig über die Regeln der Schauſpielkunſt zu urtheilen; daß man verſchiedene Perioden des Geſchmacks muß erlebt haben, um die Würkungen deſſelben zu vergleichen; daß man viel Theater, und die verſchiedenen Manieren vieler Schauſpieler nicht blos Einer Nation muß geſehn haben, um in dieſem Fache ſich eine Stimme anzumaßen; daß man ſelbſt mit dem Detail des Theaterweſens muß zu thun gehabt, ſelbſt muß verſucht haben, Stücke zu ſchreiben, Rollen einzuſtudieren und zu ſpielen, um zu wiſſen, was dazu gehört; endlich, daß eine gewiſſe, nur in reifern Jahren Statt findende Prüfungs-Fähigkeit, die zwiſchen kaltblütigem Raiſonnement und enthuſiaſtiſcher, leicht zu entzündender Herzens-Wärme das Mittel hält, einem Dramaturgen eigen ſeyn müſſen. Allein daran denken unſre neuern Dramaturgen nicht. Ohne etwa je mehr als drey oder vier durchreiſende Schauſpieler-Geſellſchaften geſehn zu haben; mit einer Stimmung, die gern alles wahr und ſchön findet, was die harmoniſchen Saiten eines weichen Herzens in Schwingung bringt; mit dem Vorurtheile, daß nichts als natürliches Gefühl dazu gehöre, um von Kunſtwerken zu urtheilen; angeſteckt von Modeton und excentriſcher Ueberſpannung; vielleicht eingenommen von den cörperlichen Reizen einer hübſchen Schauſpielerinn, oder von dem angenehmen Umgange eines Künſtlers oder Schriftſtellers, theilen ſie dem Publico ihre einſeitigen Urtheile mit, loben und zergliedern das Gemeinſte und Unbedeutendſte, und überſehen die wichtigſten Schönheiten und die empöhrendſten Unſchicklichkeiten, auf Unkoſten des ächten Geſchmacks und der geſunden Vernunft.

Der allgemeine Zweck aller Schauſpiele bey geſitteten Völkern ſoll, meine ich, der ſeyn: **lebendige Bilder von Menſchen und menſchlichen Dingen darſtellen.** Man ſieht leicht, daß dieſer Begriff von Schauſpielen keine Gattung derſelben ausſchließt, ſelbſt nicht das allegoriſche, nicht das muſicaliſche, nicht den Tanz und nicht diejenigen Schauſpiele, in welchen man Heroen und idealiſche Götter auftreten läßt, in ſo fern nur die Allegorie Bedeutung auf etwas hat, das die Menſchheit angeht, in ſo fern die überirdiſchen Weſen uns Scenen zeigen, welche Anwendung auf die Erdbewohner leiden, und in ſo fern Tanz, Muſic und Mimen-Spiel Leidenſchaften ausdrücken, die den Menſchen nicht fremd ſind. Man dürfte alſo wohl gradezu behaupten, daß alle Schauſpiele, denen dies erſte Erforderniß, nemlich Beziehung auf Menſchen und menſchliche Dinge mangelte, geſitteten Völkern unanſtändig, wenigſtens zweckloſer Zeit-Verluſt wären, noch zweckloſer als das elendeſte Cartenſpiel, bey welchem wenigſtens ein ſchwacher Verſtand einige Beſchäftigung hat.

Ich habe geſagt: die Schauſpiele ſollen **lebendige** Bilder darſtellen, und hierdurch eben unterſcheidet ſich dieſe ſchöne Kunſt ſo vortheilhaft von ihren Schweſtern. Poeſie und Rednerkunſt haben nur Worte, todte Buchſtaben; Muſic hat nur Töne. Der Leſer oder Zuhörer muß ſeine Einbildungskraft zu Hülfe nehmen, um die Schilderungen vor Augen zu ſehn. Die Malerey hat weder Worte noch Bewegung. Eine gemalte Geſchichte kann, durch die Zauberey der Farben, mich nur ſo lange täuſchen, bis ich erwache und alle Figuren immer ſtumm und auf dem nemlichen Flecke ſtehn, folglich nur Einen gut gewählten Augenblick der Scene dargeſtellt ſehe. Die Bildhauerkunſt hat nicht einmal Farben, aber dagegen Formen, immer aber doch todtes Weſen. Der Schauſpielkunſt hingegen ſteht, auſſer allen Zauber-Mitteln der übrigen Künſte, noch der weſentliche Vortheil die **lebendige Handlung** zu Gebothe. Und da dies ihr entſcheidender Character iſt; ſo wird es begreiflich warum die Dramaturgen ſolche Schauſpiele tadeln, in welchen der Verfaſſer jenen Vortheil nicht genug genützt, und ſich zu ſehr auf die geringern Mittel der übrigen ſchönen Künſte, auf Declamation, Verſification, Gruppierungen, Aufwand der Muſic, Malerey und auf üppige Pracht verlaſſen, und warum Viele von ihnen die Duo- und Mono-Drama-Gattung nicht haben billigen wollen, weil es dieſer an dem Haupt-Erforderniſſe, an **Handlung** fehlt.

Wenn alſo lebendige Darſtellung menſchlicher oder wenigſtens die Menſchheit intereſſirender Scenen der erſte Hauptzweck aller Schauſpiele iſt: ſo hat dieſe Kunſt in der That ein ſehr weites Feld vor ſich. Sie kann entweder die traurigen Folgen unbezähmter Leidenſchaften ſchildern, um davor zu warnen; oder zeigen, wie eine Reyhe von Unglücksfällen auch die beſten Menſchen verfolgen kann, und wie der Weiſe und Edle ſich dann in ſolchen Lagen betragen müſſe; oder die öffentlichen und verſteckten Thorheiten der Menſchen mit lebhaften Farben malen, um darauf aufmerkſam zu machen; oder durch Beſtreitung gewiſſer Vorurtheile den Verſtand aufklären; oder blos Erweiterung der Menſchen- und Weltkenntniß zum Gegenſtande haben, indem es Die, welche durch ihre Lage in einen kleinen Cirkel von menſchlichem Umgange gebannt

ſind,

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-51468-9
KNIGGE,A.F.F.L.VON FN. 03728/027

ſind, mit den Sitten andrer Stände vertrauter macht; oder endlich blos angenehme Unterhaltung, Erholung von ernſthaftern Geſchäften zum Augenmerke nehmen — denn auch vernünftige, nicht unſittliche Beluſtigung, Aufheiterung ſolcher Menſchen, die, nach einem nützlich verlebten Tage ſich eine frohe, ſorgenfreye Stunde machen wollen, iſt ein nicht zu verachtender Zweck — Kurz! das Schauſpiel kann entweder allein auf den Verſtand, oder allein auf das Herz, oder allein auf die Laune der Zuſchauer, oder auf alle dieſe Dinge zugleich würken, und ſein Zweck iſt erreicht.

Hieraus nun entſtehen zuerſt die verſchiedenen Abtheilungen der Schauſpiele, in Trauerſpiele, Luſtſpiele, ernſthafte Dramen, Poſſen u. ſ. f. Aus dieſen Grundſätzen aber folgen zugleich gewiſſe allgemeine Regeln und Vorſchriften für Theater-Dichter, deren einige ich hier anführen will. Alſo: Jedes Schauſpiel, in welchem es an Handlung fehlt, iſt kein gutes Schauſpiel zum Aufführen, ſondern höchſtens ein gutes dialogiertes Gedicht zum Leſen. Jedes Schauſpiel, das weder zu Aufklärung des Verſtandes, noch zu Beſſerung des Herzens, noch zu Veredlung und Verfeinerung der Sitten, noch zu Selbſtkenntniß und Menſchenkunde, noch zu Beluſtigung verſtändiger und geſitteter Menſchen etwas beytragen kann, taugt nicht. Jedes Schauſpiel, in welchem Wahrheit in den Schilderungen vernachläſſigt, und ein Gemälde dargeſtellt wird, von Weſen die nicht exiſtieren, oder wenigſtens nicht unter ſterblichen Menſchen je exiſtieren können, ein Schauſpiel, welches unerreichbare Ideale von Vollkommenheit, unmögliche Ideale von Herabwürdigung und verzeichnete Charactere von unnatürlicher Compoſition liefert, iſt nichts werth. Jedes Schauſpiel, das ſicher zu erwartende nachtheilige Folgen für den Verſtand oder das Herz der Zuſchauer haben kann, wie zum Beyſpiel, wenn es blos Phantaſie und Sinnlichkeit reizt, folglich üppig, wollüſtig und leichtſinnig macht, oder wenn es, ſtatt allgemeiner Bilder aus dem menſchlichen Leben, Portraite einzelner Individuen, zu Beſchimpfung derſelben darſtellt, folglich Intoleranz befördert, Ruhe und Frieden ſtöhrt, iſt zu verwerfen. Jedes Schauſpiel, das, ohne höhere Zwecke, die Laune der Zuſchauer verſtimmt, unangenehme, beunruhigende Eindrücke würkt, ohne erhabenere Abſichten zu erreichen, mismüthig, unzufrieden mit Gott und Schickſalen macht, verdient Tadel. Jedes Schauſpiel, **das nichts zeigt,** als die Bilder ſolcher Sitten und Begebenheiten, die der gröſste Theil der Zuſchauer entweder zu Hauſe eben ſo gut ſehn könnte, oder wobey er gar nichts von keiner Seite gewinnt, wenn er ſie ſieht, mit Einem Worte, die nur einen kleinen unbedeutenden Theil des Publicums intereſſieren können, iſt der Aufführung unwürdig.

Dieſe allgemeinen Regeln flieſſen aus der Natur der Sache; andre ſind äſthetiſcher Natur und haben **die Art der Darſtellung** zum Augenmerke. Es iſt nemlich nicht nur die Frage: **was** man darſtellen, ſondern auch **wie** man es darſtellen müſſe, um die vorgeſetzte Würkung zu erreichen? Die Regeln von dieſer letztern Gattung ſind mannigfaltig. Es kömmt darauf an: welche menſchliche Scenen ſich mit Wahrheit und Nutzen auf die Schaubühne bringen laſſen; wie der Plan angelegt werden, welcher Ton im Ganzen herrſchen, wie man im Trauerſpiele niedrige, oder in's Comiſche fallende Ausdrücke und Situationen vermeiden, welche Einheit in Rückſicht

ſicht auf Handlung, Ort und Zeit zu Beförderung der Täuſchung beobachtet werden müſſe; wie lang ein Stück ſeyn dürfe, um nicht zu ermüden; welche Haupt-Abſchnitte, welche kleinere Eintheilungen die Fabel leidet; wie die Charactere gegen einander abſtechen ſollen, um ſich wechſelſeitig zu heben, und auf einen Haupt-Zweck das Intereſſe zu fixieren; wie dies Intereſſe immer wachſen müſſe, um die Aufmerkſamkeit des Zuſchauers zu feſſeln; welche Epiſoden der Würkung des Ganzen Schaden oder Nutzen bringen; wie weit man die Wahrheit der Schilderung und der genauern Zergliederung treiben dürfe, und wo man hingegen veredeln, idealiſieren, ſchnell darüber hingehn dürfe; was man Uebertreibung nennen und was man hingegen darauf rechnen könne, daß die Kunſt doch immer ſehr hinter der Natur zurückbleibt, und manche feine Züge, die nicht ſcharf ausgezeichnet ſind, für die Zuſchauer verlohren gehen; ſodann alle Regeln, welche auf Sprache, Poeſie oder Proſa, auf den Dialog, das Coſtum, und endlich alle die, welche auf die Stimmung des Zeitalters, auf Local- und temporelle Rückſichten Beziehung haben.

(Die Fortſetzung folgt im nächſten Stücke.)

Auszüge.

Ueber den gegenwärtigen Zuſtand des deutſchen Theaters, den Einfluß der reiſenden Geſellſchaften u. ſ. f. — Denn der Titel iſt ein wenig lang — von J. J. C. von Reck. Erlangen 1787. 11 Bogen. 8.

Mit faſt ermüdender Weitſchweifigkeit werden in manchen dieſer Aufſätze unbedeutende Dinge und Anecdoten erzählt, die in der Schauſpieler-Welt oft für den Mittelpunct aller Wichtigkeit angeſehn werden, indeß das übrige Publicum ſehr wenig Theil daran nimt, und jedermann es abgeſchmackt finden würde, wenn man von andern nützlichen Ständen im Staate dergleichen drucken laſſen wollte. Dies findet vorzüglich in der Erzählung der Begebenheiten, welche in Regensburg bey dem Theater vorgefallen, Statt. Die Sprache iſt dann auch nicht die reinſte, und manche Raiſonnements ſind nicht eben ſehr reif durchgedacht. Dennoch aber fehlt es nicht an guten Bemerkungen in dieſen Blättern. So iſt z. B. was Seite 48 u. f. von dem Schaden, den, beſonders ſchlechte Schauſpiele, für die Sitten ſtiften, geſagt wird, ſehr wahr, ſehr bemerkenswerth. Mit gerechtem Eifer wird ferner gegen die herumziehenden Horden geeifert. Uebertrieben ſcheint es, wenn der Verfaſſer behauptet: **alle** gute teutſche Schauſpieler hätten ſich bey dem hamburgiſchen Theater gebildet. Nur zu wahr iſt leider! was von den Sitten der mehrſten Schauſpieler und Schauſpielerinnen geſagt iſt; ſehr wahr, daß es Pflicht jedes gewiſſenhaften Mannes iſt, ſich nicht durch den Zauber angenehmer Talente abhalten zu laſſen, gegen dieſe Exemtion einer zahlreichen Menſchenclaſſe von den Geſetzen der Ehrbarkeit laut zu ſchreyen; ſehr wahr, daß es unverantwortlich iſt, wenn die Regierungen ſolche Zügelloſigkeit dulden, es dulden, daß Menſchen, die das Weſen, welches ſie treiben, eine Sittenſchule nennen, das Privilegium haben, ſich allen Laſtern öffentlich zu ergeben, in den Eheſtand und aus den Eheſtand zu laufen, Kinder zu kaufen und zu verkaufen, Vielmännerey und Vielweiberey einzuführen, Schulden zu machen und nicht zu bezahlen, andre Namen anzunehmen und jedem Taugenichts, der ein wenig Figur und Stimme hat, ſeiner Familie zum Kummer, ei-

einen Zufluchtsort zu gewähren. Die Urſache, warum die Franzoſen glücklicher in Darſtellung mancher Rollen ſind, liegt wohl mehr in dem Genie dieſer Nation, als darinn, worinn es der Verfaſſer ſucht. Vortreflich, ganz des weiſen Fürſten würdig, iſt das, was H. v. Reck von der Einrichtung der Theater-Policey, was das Oeconomiſche und die Wahl der Stücke betrifft, in Salzburg erzählt. Ein Beyſpiel ſo er zugleich anführt, läſſt wünſchen, daß dort eben ſo viel für das moraliſche Verhältniß der Schauſpieler im bürgerlichen Leben geſorgt ſeyn mögte. Der Verfaſſer iſt weit entfernt, aller der vielfachen Mängel wegen, das Theater unterdrücken zu wollen; er thut vielmehr Verbeſſerungs-Vorſchläge. Er redet den Geſellſchafts-Theatern das Wort, will, daß jeder Schauſpieler zugleich ein Amt im Staate bekleide; Es ſollen nicht ſo viel Stücke und nicht ſo viel neue geſpielt werden; Der Sonntag wäre der bequemſte Tag dazu; Alle Monathe oder alle acht Wochen ein groſſes, vaterländiſches Stück, mit allem Aufwande von Fleiß, Kunſt und Pomp; Für die Nobleſſe und andre müſſige Leute etwa noch eine andre Vorſtellung wöchentlich, gegen Abonnement;

Junge Leute aus den feinſten Ständen ſollen dadurch, daß ſie Mitglieder dieſer Bühne ſind — für den Staat, den Hof u. ſ. f. gebildet werden. (Meine Kinder bleiben davon weg.) Die Zahl wird auf zwanzig bis dreyſſig anwachſen, alſo kein Zeitverluſt, bey ſeltenen Spieltagen und viel abwechſelnden Perſonen; Junge Leute, die von Univerſitäten kommen, können bis ſie verſorgt ſind, zum Theil davon leben, ſich bekannt und beliebt machen; Einrichtung des Hauſes; Theater-Commiſſion; Direction; Jedes Mitglied der Bühne muß ſich über Lebenswandel und Fähigkeit legitimieren, bevor es aufgenommen wird; Verfaſſung in der Garderobe; Die erſte Einrichtung ſoll von würklichen Schauſpielern gemacht werden; Alles gut gemeint, aber — noch einmal! für meine Kinder muß ich um Entſchuldigung bitten. Nächſtens werde ich meine Gründe ſagen. Zuletzt folgen einige gute Vorſchläge, wie das jetzige Theaterweſen, wenn auch jener Plan nicht zu Stande käme, reformirt, ſtehende Bühnen errichtet, unterhalten, und alte Schauſpieler verſorgt werden könnten — theils oft geſagte Dinge, theils ſchon hie und da ausgeführt, theils gutmüthige Träume.

Rezenſion.

Tagebuch der Mannheimer Schaubühne.

Der Verfaſſer unterſchreibt ſich in der Vorrede **Trierweiler**. Es ſind funfzig Stücke, jedes einen Bogen ſtark, und dieſe enthalten die Nachrichten von allen Vorſtellungen vom 2ten October 1785 an, bis zum 26ſten Auguſt 1788, womit Herr Trierweiler das ganze Werk beſchlieſſt. Größtentheils enthalten zwar dieſe Blätter nur Lob und beſcheidene Urtheile über die dortigen Schauſpieler, und ſind in dieſem Betrachte intereſſanter für das manheimiſche, als für das übrige teutſche Publicum; doch ſind auch häufig Bemerkungen über den Werth der Stücke ſelbſt eingeflochten, deren einige nicht gemein noch leer ſind. Die Schreibart iſt nicht allerdings rein, und man findet einige Provinzialismen wie z. B. **derley**, ſtatt **dergleichen** und **wegen dem**, ſtatt **wegen des** u. ſ. f.

Nachricht.

Herr Großmann hat ſich mit ſeiner Geſellſchaft bis zum 17ten December in Hildesheim auf aufgehalten, und da ſich hier in Hannover noch keine ſichre Ausſicht zu Wieder-Eröfnung der Bühne zeigte; ſo iſt er den 23ſten mit den ſamtlichen Mitgliedern ſeines Theaters nach Lübeck gereiſt.

Hannover,
gedruckt bey H. M. Pockwitz, Hofbuchdrucker.

Dramaturgiſche Blätter.

Vierzehntes Stück.

Hannover, den 17ten Jenner, 1789.

Fortſetzung des im vorigen Stücke abgebrochenen Aufſatzes.

Nach allen dieſen Vorausſetzungen, könnte man nun zuerſt fragen: „Iſt es leichter ein guter „Trauerſpiel- oder Luſtſpiel-Dichter zu ſeyn?" — Ich denke, man darf ohne Anſtand behaupten: ein gutes Luſtſpiel ſey leichter zu ſchreiben, oder vielmehr (um mich beſtimmter auszudrücken) man finde mehr Menſchen, denen es gelinge, die Thorheiten zu ſchildern, die comiſchen, lächerlichen Folgen einer von Weisheit nicht gezähmten Leidenſchaft zu zeigen und kleine Scenen aus dem bürgerlichen Leben zu malen, als große Bilder von den traurigen, gefährlichen Würkungen dieſer Leidenſchaften aufzuſtellen; und die Erfahrung aller Jahrhunderte begründet dieſe Behauptung. Es wird meinem Zwecke nicht fremd ſeyn, mich hiebey ein wenig zu verweilen.

Ich ſehe ein gutes Trauerſpiel als ein Kunſtwerk an, das in allen Zeitaltern ſeinen Haupt-Werth behalten muß, wenn auch ein kleiner Anſtrich von der Stimmung des Jahrhunderts, in welchem es geſchrieben worden, unvermeidlich iſt. Die erſten Triebfedern aller menſchlichen Glückſeligkeit und alles menſchlichen Jammers, die edeln und unedeln Leidenſchaften, Triebe und Gefühle, ſind von je her unter allen Zonen die nemlichen geweſen — Liebe, Eiferſucht, Ehrgeiz, Herrſchſucht, Stolz, Rache, Habſucht, Schwärmerey, Großmuth, Vaterlandsliebe, edler Enthuſiasmus, Freundſchaft, religiöſe Wärme und wie das ganze Heer mit ſeinen Gefolge heiſſt. Freylich nehmen die Ausbrüche dieſer Leidenſchaften einiges Gepräge von Zeit und Ort an, aber in ihren wichtigſten Folgen ſind ſie immer die nemlichen, und es iſt eben der bedeutendſte Gegenſtand der Kunſt des tragiſchen Dichters, dies anſchaulich zu machen. Er muß daher tiefe Blicke in das Innere der menſchlichen Natur gethan, er muß das Herz in ſeinen geheimſten Falten durchſchauet haben. Er muß dabey die Kunſt verſtehn, wenn er einen Helden aus der Geſchichte, einen Mann aus entfernten Zeiten darſtellt, Dieſen ſo wahr vor die Augen des Zuſchauers zu rücken, daß alle Stöhrung, welche Rückſicht auf Zeit und Ort bewürken kann, wegfalle, daß man, ohnbeſchadet der Wahrheit des Gemäldes, nur **den Menſchen, nicht die Perſon** ſehe. Er muß uns mit Gewalt in das Intereſſe ſeines Helden zu ziehn, den Zuſchauer, der kalt und unbefangen in das Haus kömmt, zu erwärmen verſtehn, mit einem Worte! — daß ich es nochmals wiederhole! — ein Trauerſpiel muß ein bleibendes Denkmal für die Menſchheit, ein Kunſtwerk für alle Zeiten und Länder ſeyn, und deswegen giebt es ſo wenig gute Tragödien in der Welt. Hier wird die kleinſte Inconſequenz ſichtbar; Die kleinſte ſpecielle Beziehung ſtöhrt die Illuſion, ſchwächt das Intereſſe; Der kleinſte Fehler gegen die oben entwickelten Regeln wird bemerkt, empöhrt, und wird billig nicht verziehn.

Ganz anders iſt es mit dem Luſtſpiele! Freylich giebt es allgemeine menſchliche Thorheiten, die in jedem Jahrhunderte die nehmlichen bleiben. Der Geizhalz, der Mistrauiſche, der Leichtſinnige, der Stutzer, der Prahler, der Eitle u. ſ. f. ſind bey den Griechen und Römern, wie bey uns, ein Gegenſtand des Spottes geweſen, aber dieſe Gebrechen nehmen, nach Ort und Zeit und nach dem Grade der Cultur, ein andres Gewand an, äuſſern ſich auf andre Art in den verſchiedenen Perioden des bürgerlichen Lebens, können auf mancherley Weiſe nüancirt werden, und werden eben dadurch intereſſanter für den Zuſchauer, wenn er ſie ſo dargeſtellt ſieht, wie er ſie täglich zu beobachten Gelegenheit hat. Ob der warme Republicaner Verina oder Brutus heiſſt — gleichviel! der Dichter ſoll einen Mann voll patriotiſchen Freyheitsſinns malen; aber ein franzöſiſcher eiferſüchtiger Ehemann nimt ſich ganz anders, als ein orientaliſcher Harems-Beſitzer. Im höchſten Ausbruche, in den ſchrecklichſten Folgen der heftigſten Rache iſt Vernichtung des Feindes das letzte Ziel Deſſen, der ſich beleidigt glaubt — Dies Bild hält uns der tragiſche Dichter vor die Augen — in den kleinen Neckereyen einer beleidigten Schönheit hingegen, handelt die pariſer Cokette ganz anders, als das gekränkte teutſche Land-Mädgen.

Sodann giebt es kleine Thorheiten des Jahrzehents, die ein Gegenſtand der comiſchen

Bühne ſind, deren Darſtellung aber nach dieſer Zeit faſt gar keinen Werth mehr hat — ſey es nun Empfindeley, Genie-Wuth, Hang zu myſtiſcher Thorheit, Pädagogie, Phyſiognomie, oder irgend eine andre Epidemie!

Nun iſt es doch, dächte ich, ſehr begreiflich, daß es leichter ſeyn müſſe, ſowohl für den Dichter als Schauſpieler, ſolche Bilder natürlich zu copieren, die er täglich vor Augen zu ſehn Gelegenheit hat, als groſse, aus dem tiefen Studium der menſchlichen Natur durch Abſtraction geſchöpfte Materialien, zu einem Gemälde zu ſammlen, für die ganze Menſchheit, zu welchem vielleicht nie in ſeinem Leben ihm Einer geſeſſen hat. Je mehr Individuelles er in jenes legt (in ſo fern es nur nicht gänzlich Portrait eines einzelnen, bekannten Menſchen wird) deſto mehr Wahrheit wird ſein Bild haben, da hingegen im Trauerſpiele **treue Darſtellung der menſchlichen Natur** die allumfaſſende Preis-Aufgabe iſt.

Freylich kann man dagegen einwenden, daſs, um zu ſehn, ob im Luſtſpiele, das heiſſt in Darſtellung täglich vorfallender Lebens-Scenen, der Schriftſteller und Künſtler der Natur treu geblieben ſey, jeder Zuſchauer den Maaßſtaab in der Taſche habe, im hohen Tragiſchen aber ein wenig Uebertreibung oder Nichterreichung weniger bemerkt werde, weil unter Tauſenden nicht Einer ſey, der je eine ſolche Scene in der Würklichkeit geſehn hat. Allein das hieſſe ja doch wohl nur ſo viel, daß man ſich auf die Unwiſſenheit der Zuſchauer verlieſſe, um einen Zwerg in Rieſengeſtalt und einen Giganten wie einen Pygmäen malen zu dürfen. Hier iſt aber nicht die Rede davon, wie man Unwiſſende täuſcht, ſondern Solche befriedigt, die auch die menſchliche Natur ſtudirt haben.

Daß unſre Laune ſich leichter zur Traurigkeit, als zur Freude ſtimmen laſſen ſollte; das läſſt ſich doch wohl nur von einzelnen Subjecten behaupten. Daß es aber wohl ſehr viel ſchwerer ſeyn müſſe, ſich in die Lage eines Menſchen zu ſetzen, der, aus Ehrgeiz und Habſucht, Vater und Bruder ermorder, Pflicht und Gefühl erſtickt, oder ſeine ganze Exiſtenz einer hohen heroiſchen Tugend aufopfert, als in die Stelle eines Mannes, der ein böſes, leichtfertiges Weib durch Vernunft zurückführt, oder dem irgend eine von den unzählichen Narrheiten anklebt, über die wir täglich lachen, ohne zu bedenken, daß wir es ſind, de quibus fabula narratur — Sollte das zweifelhaft ſeyn?

Hierzu kömmt, daß manche comiſche Rollen ſo äuſſerſt dankbar ſind, daß man ſie in ſo vielfacher Manier ſpielen, oft ſchon allein durch äuſſern Anſtand, durch die Art der Sprache, ja ſogar durch die Kleidung, ſie ſo intereſſant machen kann, daß wahrlich ein Menſch ohne alles Talent dazu gehört, **um ſie zu verfehlen.** Tauſendfältig ſind die Arten, wie man den Geizigen, den Zerſtreueten, den tauben Agapito, den Junker Ackerland u. ſ. f. darſtellen kann; aber ein einziger Zug in des Grafen Apriani, in Franz Moors Rolle verfehlt — und das Ganze wird Carricatur. Deswegen kann nur Einer Recht haben unter Hunderten, die über Hamlets eigentlichen Character ſchreiben; aber zehn Schauſpieler können einen comiſchen Character anders nüancieren, und Alle Beyfall verdienen.

Endlich werden auch kleine Verſchiedenheiten in Sprache, Dialect und äuſſerm Anſtande und kleine Freyheiten in Behandlung des Sujets im Luſtſpiele nie ſo ſehr auffallen, als im Tragiſchen, wo die Würde des Gegenſtandes die ſtrengſte Ausfeilung und die richtigſte Darſtellung erfordern. Man verzeyht Dem, der uns eine frohe Stunde macht, oder uns eine Warnung, einen guten Rath in der Hülle des Scherzes giebt, mehr, als Dem, welcher unſer Herz mächtig ergreifen und aus ſeinem Schlummer wecken will — Das ſind die Gründe, warum ich glaube, daß die tragiſche Muſe einen größern Künſtler fordre, als die comiſche. Irre ich; ſo wünſche ich mit Gründen wiederlegt zu werden.

Auszüge.

Taſchenbuch für die Schaubühne auf das Jahr 1789. Gotha bey Ettinger.

Voran **Glucks Bildniß**, ſchön von **Liebe** geſtochen. Dann eine **Zueignung** an den Grafen Erdoedy in Presburg. Hierauf des Herren Reichards **Nachricht** an das Publicum, daß künftig immer dies Taſchenbuch früh erſcheinen und im nächſten Jahre eine Biographie von Madam Reinecke liefern werde. **Sechs colorirte Monatskupfer** von franzöſiſchen Schauſpielerinnen, in ihren Haupt-Rollen.

Unter den Gedichten, deren einige nicht ohne Werth ſind, ſteht auch der Epilog, welchen die Demoiſelle Kneiſel hier in Hannover nach der Oper Cora (durch einen Druckfehler ſteht hier immer Lora) geſprochen, von dem Herrn Philipſon. Hier iſt ein Impromtü auf ein elend vorgeſtelltes elendes Trauerſpiel.

„Die Einen tödtete des Despotismus Joch,
„Indeß die Anderen durch Gift und Dolche fielen;
„Vier Acte ſind geſpielt! — Ach Herr! verhüte doch,
„Daß ſie im fünften nicht die Auferſtehung ſpielen!“

Heimbert. P. F. Hinze.

Abhandlungen und vermiſchte Aufſätze. In der 14ten Fortſetzung der Gedanken über das Schauſpiel und die Schauſpieler kömmt zuerſt ein Fragment über Schakespears verſchiedene Art, Wahnwitzige darzuſtellen. Dann ein ziemlich unbedeutendes Wort über Opern. Dann eine Critic über Vergopzoomers höchſt ſchlechte Oper: der Graf von Waltron, componirt von

Walter. Zur Probe nur ſolgende Zeilen aus einem Finale:

„Ach helfen Sie bitten,
„Es hat überſchritten
„Die Subordination,
„Unſer Graf Waltron.“

Die Compoſition wird im Ganzen ſehr gelobt. Hierauf etwas über Natur und Kunſt, nemlich die bekannte Wahrheit, daß auf dem Theater nicht jede natürliche Handlung ſchicklich darzuſtellen ſey. Ferner ein Brief aus dem Meklenburgiſchen, in welchem ſehr viel über den ſittlichen Nutzen der Schauſpiele geſagt wird, wogegen ſich wohl noch mehr, wenigſtens, ſo wie die Sachen jetzt ſtehen, einwenden lieſſe. Sodann die Erzählung eines ſonderbaren Vorfalls in Altona; der Vorfall iſt, daß Herr Schröder vergeſſen hat, eine Abſchiedsrede zu halten, welches viel Lerm gemacht, und einem elenden Schmierer Gelegenheit zu einer pöbelhaften Pasquille gegeben hat, wovon Herr Reichard, wie natürlich, nur den Inhalt anzeigt. Hierauf folgt etwas oft Geſagtes über das Extemporiren.

Unter den Miscellanien ſteht zuerſt ein raſender Plan von einem Schauſpiel-Prinzipale, eine Oper von in Thiere verkleideten Menſchen aufzuführen, da dann z. B. dem Bären Militair-Rollen, dem Pudel treue Bedienten u. ſ. f. zufallen ſollen. Zweytens: noch einige Proben von Unſinn auf Comedien-Zetteln, von den Herrn Bulla, Hoſtovsky und Fendler. Drittens eine abſcheuliche Abſchiedsrede, von einem Comödianten-Bande-Hauptmanne, in Heiligenſtadt gehalten. Viertens ein noch erbärmlichrer Schwanengeſang des Schauſpielers J. H. G. Dittmar. Fünftens ein Brief um Engagement, nebſt der Antwort, beyde einander würdig.

Ein Fragment über den erſten Urſprung der dramatiſchen Dichtkunſt — ſehr ſeicht!

Herumziehende Truppe in Heiligenſtadt. Aus Schonung hat Herr Reichard den Namen der Mitglieder dieſer Horde, die mit ſieben Perſonen die größten Stücke geben, nicht ausdrucken laſſen.

Anecdoten, worunter einige recht artig ſind.

Fähigkeit und Conduiten-Liſte einiger Mitglieder der teutſchen Bühne. Dies könnte ein ſehr wichtiger, nützlicher Artikel werden, wenn gewiß nie Cabale und Verläumdung ſich einmiſchten, und die Schilderungen nicht in unerheblichen, kleinen Zügen beſtünden, z. B. ob ein Mann ſeiner Frau, oder ſie ihm einmal eine Maulſchelle gegeben hat? Was geht das das Publicum und die Kunſt an. Wie übel würden alle übrigen Stände bey ſolchen Conduiten-Liſten fahren? Die Schauſpieler, von welchen hier Schilderungen geliefert und Anecdoten erzählt werden, ſind nur mit den Anfangsbuchſtaben ihrer Namen genannt.

Seltſamer Miſchmaſch in einem Anſchlag-Zettel, bey der Feyer eines herzoglichen Geburtstags.

Biographie Brüens und Palaprats, zweyer Franzoſen, die, ſo wie die Engländer Beaumont und Fletſcher, gemeinſchaftlich arbeiteten.

Nachrichten von teutſchen geſellſchaftlichen Bühnen in Oettingen, Dresden, wo deren jetzt zwey ſind, und Eperies. Ein

Paar Prologen und Epilogen ſind beygefügt. Nächſtens hoffe ich einige genauere Nachrichten von dem nun ſchon ſo lange ſtehenden Liebhaber-Theater in Saarbrück geben zu können, auf welchem ich vor einigen Jahren mitzuſpielen die Ehre gehabt habe, und welches in allem Betrachte ſehr viel Aufmerkſamkeit verdient, obgleich ich noch in keiner theatraliſchen Zeitſchrift Anzeige davon finde. (Man ſehe den Nachtrag.)

Tabelle der Haupt-Epochen der teutſchen Bühne.

Verzeichniß der lebenden teutſchen theatraliſchen Schriftſteller und Tonkünſtler; immer noch (durch Mangel an eingeſandten Beyträgen) ſehr unvollſtändig.

Verzeichniß einiger lebenden Mitglieder der teutſchen Bühne; noch unvollſtändiger.

Todesfälle: Minna Brandes, Sophie Reinecke, Peter Ilgener, Caroline Chriſt, Geſchwender und Carl Gottlob Heydenrich.

Verzeichniß einiger Schaubühnen, und Nachrichten von ihren Vorſtellungen: Presburg;

burg; Frankfurth, oder künftiges National-Theater in Maynz; Hamburg; Bellomoſche Geſellſchaft; Hoftheater in Schleswig; Klosſche Geſellſchaft; Bullaſche; Meklenburg-Schwerinſche; Fürſtliches Salm-Kyrburgiſches Hof-Theater; Hostovskyſche und Fendlerſche Geſellſchaft; Herzogliches Strelitziſches Hoftheater; Seippſche Geſellſchaft und andre Bühnen in Ungarn :c. Ein Brief von Herrn Seip. Er ſcheint ein edler und aufgeklärter Mann zu ſeyn. Schwedt; Insbruck; Boſſannſche Geſellſchaft am Rhein; Meddoxſche; Schikanederſche; Carl Döbbelinſche im Brandenburgiſchen; St. Petersburg; Großmannſche Geſellſchaft; Berlin, königliches National-Theater; königliche italieniſche Oper in Berlin und Potsdam; Bondiniſche Geſellſchaft; Italieniſche Oper in Dresden; Carlsbad; Fallerſche Geſellſchaft; Bonn; Wien; München; Noch einige Schaubühnen aus einem Briefe.

Eingegangene Truppen 1788. die Klosſche, Laſſerſche, und die Eſterhaſyſche Geſellſchaft.

Summe der theatraliſchen Schriften, Oſter- und Michälis-Meſſe 1788. 63 einzelne, deren Titel hier ſtehen, und 13 Sammlungen allerley Art.

Nachtrag: zwey Gedichte; zwey Anecdoten; Nachricht von den Liebhaber-Theatern in Dürkheim, Saarbrück und Dresden; Voltoliniſche Geſellſchaft in der Schweiz und den Grenz-Oertern; Hoftheater in Carlsruhe; Zu den Todesfällen: Madam Barbara Ußlar, Joſeph Hegenbarth; Ein Rundgeſang; Eine Romanze.

Rezenſion.

Phädon und Naide, oder der redende Baum; Ein Singſpiel in zwey Aufzügen, von J. G. Jacobi. Leipzig bey Göſchen 1788. 83 Seiten. 8.

Die erſte Scene iſt ein wenig lang. Die Geſänge ſind ſehr ſchön, und verdienten in Muſik geſetzt zu werden; aber die Allegorie in dieſem Stücke iſt für unſern frivolen Theater-Geſchmack faſt zu fein. Nicht gewöhnt, Wahrheiten von der Art, wie die iſt: „ob es gut ſey, „den frommen Glauben an gewiſſe Lehren zu „ſtöhren, die, wenn ſie auch nicht erweislich „wahr wären, doch ſo manche unſchuldige, reine „Seele beruhigen.“ nicht gewöhnt, ſage ich, ſolche Wahrheiten auf dem Theater ausgeführt zu ſehn, wird an wenig Orten das Publicum für den Inhalt dieſes Singſpiels Sinn haben — Doch um deſto ſchlimmer für unſern Geſchmack und um deſto beſſer für den Kopf und das Herz des Verfaſſers, der dem Singeſpiele eine ſolche Würde geben wollte, ſtatt es mit den leeren Poſſen anzufüllen, die den Inhalt der gewöhnlichen Producte dieſer Art ausmachen!

Dramaturgiſche Blätter.

Funfzehntes Stück.

Hannover, den 24ſten Jenner, 1789.

Eingeſchicktes Tagebuch der Großmannſchen Geſellſchaft.

Die fürchterliche Kälte nöthigte den Herrn Großmann, bereits am 15ten December mit der fünften Vorſtellung das Theater und ſeinen Aufenthalt in Hildesheim zu ſchlieſſen. Dieſe fünf Vorſtellungen waren: am 8ten: **Die Schule der Eiferſucht**; am 9ten: **Der Doctor und Apotheker**; am 10ten: **Der König Theodor**: am 12ten: **Die Eiferſucht auf der Probe** und am 15ten: **Robert und Kaliſte.**

Bey dieſen Vorſtellungen iſt nichts zu bemerken, als daß die reichsſtädtiſchen Muſici den kalten Feldzug nicht aushalten konnten, bey der zweyten Probe ſchon das Gewehr ſtreckten, nach ihren Häuſern und Oefen eilten, und man ſich alſo genöthigt ſah, die Opern mit fünf Inſtrumenten aufzuführen.

Die Geſellſchaft kam nach Hannover zurück; Günſtige Nachrichten von London waren noch nicht eingelaufen, die ein hohes Miniſterium hätten bewegen können, Schauſpiele und Oratorien zu verſtatten; Herr Großmann ſah ſich alſo genöthigt, in der ſtrengſten Jahrszeit eine Reiſe nach Lübeck zu unternehmen. Er langte daſelbſt den 25ſten, und die Geſellſchaft den 27ſten an, und ſie wurden von den angeſehenſten und beſten Häuſern mit entgegenkommender Güte und Achtung empfangen. Die Einwohner dieſes Orts zeichnen ſich durch wahre Urbanität, freundliche und gaſtfreye Aufnahme der Fremden, und Geſchmack an Wiſſenſchaften und Künſten vorzüglich aus. Die mehrſten derſelben haben ſich auf ihren Reiſen in Italien, England und Frankreich gebildet. Mit viel Kenntniſſen bereichert, gewährt ihre Geſellſchaft die angenehmſte Unterhaltung. Sie lieben das Schauſpiel, und lohnen den geſitteten Künſtler mit Beyfall und Achtung.

Nach hieſigem Herkommen darf vor drey Königen nicht geſpielt werden; Die Bühne wurde alſo erſt eröfnet den 7ten Jenner mit der **Entführung aus dem Serail.**

Wahr ſpricht Reichard in ſeinem muſicaliſchen Kunſt-Magazine, wenn er ſagt: „der Tonkünſtler iſt weit übler daran, als der Mahler „und Bildhauer. Dieſen iſt ihr eigenes Auge, „ihre eigene Hand genug, zur Darſtellung ihrer „höchſten Schöpfungen; der Tonkünſtler bedarf „zu ſeinem Werke, Ohr, Hand und Kehle von „Hunderten. — Ohne Sänger, ohne **Orcheſter**, kann der Tonkünſtler nicht würken" u. ſ. f. Die Wahrheit dieſer Worte, beſonders in Anſehung des Orcheſters, beſtätigte die heutige Aufführung dieſes Singſpiels: die **Entführung aus dem Serail** von Mozart iſt eine Oper, die ohnehin ſchon, wegen der ſtarken Unterſetzung von allen nur möglichen Blas-Inſtrumenten, wegen der darinn vorkommenden concertirenden Arien und Sätze, auch von einem Orcheſter mit gleich ſtark beſetzten Männern ſchwer, ſehr ſchwer zu executiren iſt; Kömmt nun noch ein nicht zuſammenſtudiertes Orcheſter, oder gar eine mittelmäßige, oft weniger als mittelmäßige Beſetzung der Blas-Inſtrumente hinzu; ſo giebt es denn freylich je zuweilen ein jammerliches Gekeule, das einem die Zähne klappern macht. Arien, die öfters nur für den Umfang der Stimme einzelner Sänger, oder auch concertirend für mehrere Inſtrumente großer Künſtler, bloß an demſelben Orte, eingerichtet ſind, ſollen und müſſen dann überall, mit halben, nicht von der Natur zur Kunſt, ſondern nur zum Pfeifen und Fiddeln gemachten Menſchen aufgeführt werden, die entweder auf ihren Saiten-Inſtrumenten immer ſchon einen Vorſchmack vom folgenden Tacte eben zu der Zeit geben, wo vielleicht der beſſere Theil des Orcheſters noch einen halben Tact zurück iſt, oder auf ihren Blas-Inſtrumenten, bey einer anhaltenden Note, die der Tonſetzer mit vielem Bedachte ſo geſetzt hat, einesweilen ein Trillerchen applicieren. So wird der arme Sänger, der zu Hauſe Fleiß und Mühe anwendet, ſeinen Geſang ſchön vorzutragen, gekreuzigt, und was noch betrübter iſt, die ſchönſten Kunſtwerke werden grauſamer Weiſe gemordet. Nicht anders ergieng es denn auch hier der **Entführung** von unſerm teutſchen Mozart. Allgemein hat ſie nicht gefallen, die Urſache läſſt ſich aus dem ſchon Geſagten leicht ſchlieſſen *)

---

*) Eine ausführliche Rezenſion über das Werk ſelbſt, ſteht im zweyten dramaturgiſchen Blatte.

Herr Bilow, der ſich durch ſeine Geſchicklichkeit auf der Violine in Anſehung ſeines Tons und ſeines geſchmackvollen Vortrags, nicht minder durch ſeine Höflichkeit und Beſcheidenheit, — eine dem ausübenden Tonkünſtler ſo ſelten verliehene Gabe — als ein wahrer Künſtler von Genie und Talent auszeichnet, hat die Freundſchaft, nebſt dem **Herrn Kunze**, einem fertigen Clavierſpieler, aus bloſſer Kunſtliebe, bey Aufführung der Opern in dem Orcheſter mitzuſpielen, und zwar Erſterer an der Geige, und Letzterer am Violoncell, wodurch denn die Aufführung ſehr viel gewinnt.

Vorzüglich zeichnen ſich noch die beyden Hörner, durch ihren feſten runden Ton aus, durch pünctliche Genauigkeit im Pauſieren, und Reinheit der Intonation. Es wäre zu wünſchen, daß der übrige Reſt ſich auch bemühn möchte, den beyden **Herrn Hernberg** in Fleiß und Achtſamkeit nachzuahmen. Sie würden dann gleiches Lob verdienen, und ſich das Publicum, welches Geſchmack und Kenntniß beſitzt, verbindlich machen.

Den 8ten Jenner: **die neue Emma**; Luſtſpiel von Unzer; und der **Magnetismus**;

Luſtſpiel von Iffland. Jenes mit viel Menſchen- Welt- und Hof-Kenntniß, dieſes, mit Laune geſchrieben, indem es eine Modeſeuche durchhechelt, wurden beyde, wenige Flecken ausgenommen, recht gut geſpielt und mit Beyfall aufgenommen.

Den 9ten wurde aufgeführt: **Die Eiferſucht auf der Probe**; eine der ſchönſten comiſchen Opern, von Anfoſſi. Der Geſang iſt durchaus angenehm, leicht und flieſſend. Die beyden Finalen ſind meiſterhaft gearbeitet und machen den herrlichſten Effect. Das Duett im dritten Acte behauptet, wegen ſeines reizenden Geſangs, wegen der darinn herrſchenden Naivetät und wegen der vortreflichen Ausarbeitung den erſten Rang in dieſer Oper. Nur wäre zu wünſchen, daß einige Arien, in Anſehung des Plans und der Gedanken-Folge, ſich nicht ſo ſehr gleichen mögten. Die Execution des Orcheſters war heute ungleich beſſer, als bey der **Entführung aus dem Serail**. Das Publicum war äuſſerſt befriedigt und **Herr Gatto** erhielt, als Don Perichetto, den ausgezeichneteſten Beyfall.

* * *

Re-

Rezenſionen.

Karl von Schönbach; Ein Trauerſpiel in vier Akten, von Friedrich Spach. Frankfurth am Mayn, bey Eichenberg 1787. 8 Bogen 8.

In dem Vorberichte ſagt Herr Spach: dieſe Piece ſey ſein erſter Verſuch, und es fehle ihm an allen nöthigen Kenntniſſen, um ein gutes Schauſpiel zu ſchreiben. Deſto ſchlimmer! warum beläſtigt er uns denn mit dieſer Schüler-Arbeit? Er hat ſie aber ſeinem verehrungswürdigen Oheime, dem Herrn Doctor Roſenſtiel gewidmet, und verſichert denſelben: wenn ihm das Trauerſpiel gefalle; ſo bekümmere er ſich wenig um den Beyfall der Rezenſenten. Das iſt wahrlich curios? Was bekümmert uns ſein Herr Oheim? Er gebe ihm ſeine Misgeburth im Manuſcripte! Sollen wir denn die Roſenſtielſchen uns Spachſchen Familien-Freuden bezahlen?

Das ganze Stück iſt elend. Ein armſeliger Plan; ſchlecht ausgeführt! Ein Schurke von Bedienten dirigiert die ganze Intrigue, ſchreibt falſche Briefe, miſcht Gift; die übrigen

Perſonen ſind nur ſeine Werkzeuge. Sein Herr muß ſeinen beſten Freund ermorden. Als der Böſewicht darüber ein ſauberes Selbſtgeſprach hält, horcht der Herr, merkt nun, daß er betrogen iſt, und zwingt den Bedienten, das Giſt, ſo er ihm bereitet hatte, ſelbſt auszuſaufen — wie plump! Dann geht der Herr hin und erſticht ſich auf dem Leichnahme ſeines getödteten Freundes, deſſen Witwe mörderlich lamentiren thut. Alles iſt grob und unwahrſcheinlich. Des alten Bedienten Antons Erzählung von des Herrn von Schönbachs Kinderjahren, und wie er ihm zuweilen Kandelzucker gegeben, iſt höchſt abgeſchmackt. Der Bettler iſt eine Flick-Rolle, die nichts zur Handlung beyträgt. Sprache und Dialog ſind ſchülerhaft, und wenn der Oheim Roſenſtiel Behagen an dieſem Trauerſpiele findet; ſo gönne ich ihm dieſe Freude.

Erſt geprüft! Ein Luſtſpiel in einem Aufzuge von A. F. Gr. v. B. Dresden 1788. bey Walther 4 Bogen 8.

Da es uns an guten Nachſpielen fehlt, es auch würklich ſchwer iſt, in wenig Auftritten einen

nen irgend intereſſanten Plan auszuführen und mit einigen Meiſterzügen die Charactere auszumalen; ſo iſt es billig, bey Beurtheilung ſolcher kleinen Stücke, nachſichtig zu ſeyn. Großen dramatiſchen Werth hat das hier angezeigte nicht, nichts, das durch Feinheit oder Neuheit überraſchte. Die Erzählung, von der weiblichen Unpäßlichkeit der Braut, wünſchte ich auch heraus.

Die Erbſchaft, oder das wunderliche Teſtament. Ein Luſtſpiel in fünf Aufzügen von A. F. Gr. v. B. Dresden 1788. bey Walther. 11 Bogen. 8.

Es iſt zu bedauern, daß der Herr Graf v. B. bey ſo ſchönen Talenten für das dramatiſche Fach, doch würklich zu viel ſchreibt, um ſeinen Arbeiten den erforderlichen Grad von Vollkommenheit geben zu können. Gleich die erſte Expoſitions-Scene in dieſem Luſtſpiele, zwiſchen den beyden Juriſten, iſt zu lang. Es verräth Mangel an Kunſt, wenn dem Zuſchauer anfangs ſo viel erzählt werden muß, um ihn au fait zu ſetzen. Der Stolz des alten Grafen iſt in der That für einen ſonſt nicht unverſtändigen

Mann, wie er nachher erſcheint, ein wenig plump. Auch der hochmüthigſte Mann von einiger Feinheit würde ſo nicht reden. Unedel, Julianens Character ſehr unwerth, iſt der Diebſtahl der Brieftaſche, und die daraus entſtehende Scene, als der alte Wucherer ſie vermiſſt, dauert gar zu lange. Die alte Franzöſinn iſt eine völlig entbehrliche Flick-Rolle. Auch hätte einer der Herrn Juriſten füglich wegbleiben können. Sonderbar iſt es, daß ein Mann von des Herrn Grafen von B. Geſchmacke und Einſichten, in den Fehler unſrer alltäglichen Commödien-Schreiber verfällt, indem er Julianen ſo große Geldſummen wie Rechenpfennige wegſchenken läſſt. Endlich iſt der fünfte Aufzug, mit welchem auf gewiſſe Weiſe ein ganz neuer zweyter Theil des Stücks angeht, nicht gehörig an den vierten feſtgeknüpft, noch in demſelben vorbereitet.

La Frascatana, oder das Mädgen von Fraskati. Ein Singſpiel in vier Aufzügen; Die Muſic von Paiſello 1788. 98 Seiten. 8.

Schlimm genug, daß man ſo unſinniges Zeug, unter dem Schutze der ſchönen Muſic, geduldig anhören muß, aber dieſe jämmerliche allgemein bekannte Ueberſetzung noch einmal unverbeſſert im Jahre 1788. neu aufgelegt drucken zu laſſen — das heiſſt Misbrauch von der Nachſicht des Publicums gemacht.

Lenardo und Blandine. Ein **Melodram** von J. F. von Götz; In Muſic geſetzt von Herrn Winter, kuhrfürſtlichen pfalzbaieriſchen Kammervirtuoſen. Aufgeführt, von einer Geſellſchaft adelicher Kunſtfreunde auf dem Stadttheater in Augsburg. Daſelbſt bey Brinhauſſer 1785. 2 Bogen. 8.

Der Stoff iſt aus Bürgers Gedichte genommen. Manche Leſer kennen vielleicht auch das Werk des nemlichen Herrn v. G. **Verſuch leidenſchaftlicher Entwürfe für empfindſame Kunſt- und Schauſpielfreunde,** welches aus einer Reyhe von Kupferſtichen beſteht, in welchen einzelne Situationen aus Lenardo und Blandine, mit Kenntniß der Kunſt und Natur und ſchön gezeichnet und geſtochen, mit typographiſcher Schönheit dargeſtellt ſind. Der Verfaſſer redet in dem Vorberichte zu dieſem Melodrama mit Beſcheidenheit von jenem Werke, und fügt einige nicht zu verwerfende Bemerkungen über Verbindung der Muſic mit der Declamation hinzu. Schade, daß die Schreibart nicht die reinſte und beſtimteſte iſt, wie denn unter andern der Herr v. G. das unglückliche Wort **empſindſam** in einigen unrichtigen Bedeutungen gebraucht.

Das Stück ſelbſt — ich muß es geſtehn, — iſt unter aller Critic; die Sprache ſo abgeſchmackt, als möglich; alle Artikel weggelaſſen: „willſt „ſchon fort? — ade! — Trauter Junge — „kömmſt Morgennacht (morgen Nachts) wieder?“ — u. ſ. f. und überhaupt das Ganze als Gedicht betrachtet, von gar keinem Werthe. Zu bedauern iſt, daß Herr Winter ſich durch die darinn vorkommenden Bilder von Nachtigallen, und Schwalben-Geſang, von Hahnen-Krähen, Donner, Blitz, Wind, Glockenſchlag u. d. gl. hat verleiten laſſen, ſeine muſicaliſchen Talente daran zu verſchwenden.

Lottchen und Eloiſe, oder die zwo Hochzeiterinnen; Ein Schauſpiel in vier Aufzügen. Mit, oder ohne Geſänge. Augsburg bey Stage. 1788. 7 Bogen 8.

Das unſinnigſte Gewäſche eines ſchiefen Kopfes. Sonderbar iſt es wohl, daß jemand, der Anſpruch auf geſunden Menſchen-Verſtand macht, ſo etwas ſchreiben kann, aber doch noch ſonderbarer, daß ſich ein Verleger zu einem ſolchen Stücke findet, und daß der Buchdrucker es für Ernſt halten kann, wenn man ihm zumuthet, ſo ein Manuſcript unter die Preſſe zu nehmen.

Folgende Anzeige iſt mir zur Einrückung zugeſchickt worden.

Unter dem erſten Oktober dieſes Jahres habe ich nachſtehendes Umlaufſchreiben an die teutſchen Schaubühnen ergehen laſſen:

P. P.

Leſſings Grab zu Braunſchweig deckt kein Stein, der dem Wanderer verkünde: hier liegt er!

Ob er ein Denkmal verdiene? Dieſe Frage wäre Läſterung ſeines Namens, Entweyhung ſeiner Aſche. Was er der Welt überhaupt war, weiß die Welt; was er uns Schauſpielern insbeſondere war, iſt und ſeyn wird, wer erkennt das nicht mit dem innigſten Dankgefühle! Uns alſo auch insbeſondere gebühret es, ihm ein Denkmal zu errichten. Es kommt nur auf Art und Mittel an.

Im traulichen Zirkel ſeiner zu Braunſchweig noch lebenden Freunde, traurend über ſeinen Verluſt; traurend, daß kein Ehrenmal ſein Grab ziere, kam mir der Gedanke eines ganz einfachen und doch ſehr zweckmäßigen Mittels zu Einſammlung einer Summe, zur Beſtreitung der Koſten, welche die Errichtung eines Denkmals erfordern könnte.

Dieſes Mittel iſt: Verabredung und Verbindung der Bühnen Teutſchlands, an einem zu beſtimmenden Tage eine Vorſtellung eines Leſſingſchen Schauſpiels zu geben, und die Einnahme dem gedachten Endzwecke zu widmen.

Um der Vorſtellung mehr Feyerlichkeit zu geben, könnte ſie mit einer, von einem unſerer beliebteſten Dichter verfertigten, von einem geſchickten Tonkünſtler geſetzten, Trauerkantate eröfnet werden; welche jeder Bühne für die Schreibgebühren verabfolget würde.

Ich bitte vorläufig nur um Zuſage; um nach Maasgabe der ſich zu dieſer Abſicht verbündeten Bühnen, auf die wahrſcheinlich zu ſamlende Summe ſchlieſſen, und mit dem Freunde Leſſings, welcher die Ausführung des Werks übernehmen will, Rückſprache halten zu können.

Ich werde alsdann ſogleich dieſes Freundes Entwurf; was für die mögliche Summe geleiſtet werden kann; den Namen des Künſtlers; die Verfaſſer der Kantate und die Namen der Leſſingſchen Freunde bekannt machen, an welche die Beyträge eingeſchickt werden.

Jede Empfehlung der Sache ſelbſt wäre beleidigendes Mißtrauen in das Wohlwollen der teutſchen Bühnen zu einer ſo ehrenvollen Abſicht.

Ich bitte alſo nur um Entſchlieſſung, und beharre mit gebührender Achtung.

G. F. W. Großmann.

Von einigen Bühnen habe ich das Vergnügen gehabt, die willfährigſten Zuſagen zu erhalten; von den mehreſten aber fehlen die Antworten. Ich denke zu gut von unſern Theaterunternehmern, als daß ich muthmaßen ſollte, man wolle ſich durch ein altes Sprichwort: Stillſchweigen iſt auch eine Antwort, von der Theilnahme an dieſem, meines Bedünkens, rühmlichen Unternehmen entziehn. Ich will lieber glauben, daß einige meiner Briefe verloren gegangen. Da ich mir aber bey dieſer Unternehmung nicht die mindeſte Vernachläſſigung zu Schulden kommen laſſen will; ſo ergreife ich den Weg öffentlicher Bekanntmachung, und lade hiemit die teutſchen Bühnen nochmals feyerlich zur Theilnehmung ein, mit der angelegentlichen Bitte, mir entweder eine bejahende oder verneinende, auf jeden Fall aber eine **Antwort** gefälligſt zukommen zu laſſen, damit ich ſolche der Geſchichte dieſes Denkmals, welche ich nach Vollendung deſſelben dem Publikum vorlegen will, zur Urkunde einverleiben könne. Hannover, den 15ten Dezember 1788.

Großmann.

Dramaturgiſche Blätter.

Sechzehntes Stück.

Hannover, den 31ſten Jenner, 1789.

Nachricht von dem geſellſchaftlichen Hof-Theater in Saarbrück; Auszug eines Briefes.

Ich komme ſo eben von Saarbrück. Sie wiſſen vermuthlich ſchon, daß der König von Frankreich den Durchlauchtigſten Fürſten, Deſſen edle Gemahlinn und ihre Nachkommenſchaft zu Ducs héréditaires von Frankreich ernannt hat. Dieſe einem fremden proteſtantiſchen Hauſe erwieſene Ehre, die in der That ohue Beyſpiel iſt, erfüllt jeden Wohlgeſinnten mit lebhafter Freude, indem ſie nicht nur die beſte Fürſtinn auf die Zukunft vor allen unedlen Neckereyen ſichert, denen ſie ausgeſetzt geweſen, weil ſie nicht von einer fürſtlichen Familie abſtammt, ſondern auch ihrer Deſcendenz einen ſchönen Etat zuſichert.

Hier folgt die Nachricht von dem dortigen Hof-Theater. Es iſt in der That eine ſehr angenehme Erſcheinung für einen Teutſchen, der ſein Vaterland liebt, an der Grenze von Frankreich, umringt von Städten, die ſo ſehr von der Galiomanie angeſteckt ſind, dieſen teutſchen Hof zu ſehn; einen Fürſten, der von Jugend auf mit Frankreich in Verbindung geſtanden hat, General-Lieutenant des allerchriſtlichſten Königs und Eigenthümer von zwey Regimentern in dieſem Dienſte iſt, viel in Paris gelebt hat, die Sprache in der größten Vollkommenheit redet und ſchreibt, und faſt immer von franzöſiſchen Officiers umgeben iſt, und der dennoch ſein Vaterland mit Wärme und Eifer liebt, der nicht das, was ſeine Unterthanen im Schweiſſe ihres Angeſichts verdienen, in der ſo genannten Hauptſtadt der Welt verſchwelgt; ſondern als ein ſorgſamer Landesvater in ſeinem Lande lebt, ſich eine Ehre daraus macht, ein Teutſcher zu ſeyn und teutſch zu reden, der vaterländiſche Kunſt und Künſtler ſchätzt und vorzieht und, um ſeinen Eifer dafür öffentlich zu zeigen, in ſeinen Erholungsſtunden ſelbſt die Bühne betritt und gute teutſche Schauſpiele mit andern Perſonen vom Hofe und aus der Stadt aufführt. Und dies iſt nicht etwa eine vorübergehende Grille, eine frivole Liebhaberey, ſondern dies teutſche Liebhaber-Theater dauert nun ſchon eine ganze Reyhe von Jahren ununterbrochen fort, und hat kürzlich durch Erbauung eines ſchönen, großen Schauſpielhauſes neuen Glanz bekommen. Aus folgenden Perſonen beſteht dies geſellſchaftliche Theater! **Acteurs:** 1) **Der Durchl. Fürſt,** ſpielt Carricatur-Rollen, Ritter, Bediente, und ſingt. Er ſtellt ſeine Charactere in einer Vollkommenheit dar, die dem Künſtler vom Handwerke das allgemeinſte, lauteſte Lob erwerben würde. Dabey memorirt er beſſer als alle Uebrigen, dringt tief in den Geiſt der Rollen ein, und verabſäumt auch nicht das Geringſte, was die Würkung des Ganzen befördern kann. Zu jedem Character ſchafft er ſein ganzes Weſen um, und man meint dann einen Mann zu ſehn, der nie in ſeinem Leben etwas anders geweſen iſt, als was er vorſtellen ſoll. 2) **Hr. Graf Carl von Ottweiler;** natürlich Kinder-Rollen. Im Edelknaben hat er vortreflich geſpielt; lernt gut. 3) **Hr. Hofmarſchall von Hunoldſtein;** Liebhaber, aber etwas kalt, präſentirt ſich ſonſt gut. Officiers ſind ſeine beſten Rollen. Er giebt ſich nicht Mühe genug, im Auswendiglernen. 4) **Hr. Reiſemarſchall von Laroche**; äuſſerſt eifrig; in feurigen Rollen ſehr gut, etwas zuviel forcirt er ſeine Stimme, fühlt aber, was er ſagt. Im Oronoocko ſpielte er die Hauptrolle ohne Tadel gut; memorirt geſchwind und gut. 5) **Hr. Landjägermeiſter von Fürſtenrecht**; führt die General-Intendance mit großem Eifer; ſpielt Carricatur-Rollen, gefühlvolle Alte, den Oberförſter in den Jägern äuſſerſt gut; memorirt gut. 6) **Hr. Baron von Warsberg**; Alte Präſidenten und Miniſters; Stimme und Geſundheit ſind etwas ſchwach. Er declamirt und agirt richtig; hat viel artige franzöſiſche Stücke ins Teutſche überſetzt, deren ſchon einige mit Beyfall aufgeführt worden; lernt gut, aber langſam. 7) **Hr. Rittmeiſter von Joſſa**; Durchaus gut; hat noch keine Liebhaber geſpielt; iſt unverbeſſerlich in polternden Alten; memorirt ſehr gut. 8) **Hr. Obriſtlieutenant Krämer**; Herolde, Ritter; Schöne Figur, ſpielt aber ſelten. 9) **Hr. Major von Günderode**; ſehr furchtſam auf dem Theater; hat nur kleine Neben-Rollen geſpielt, präſentirt ſich gut; Mit Uebung kann er gut werden. 10) **Hr. Jagd-**

junker von Günderode; Carricatur- und naive Rollen, Liebhaber, Ritter; fühlt ſehr, was er ſagt, und mit der Luſt, ſo er bezeugt, wird er es gewiß weit bringen. Lernt nicht geſchwind, aber gut. 11) **Hr. General-Adjutant Falkenberg,** luſtige Bediente; ſtrudelt ein wenig mit der Sprache aus zu großer Lebhaftigkeit, kann daher noch nicht in Trauerſpielen belobt werden; lernt geſchwind, weil er durchaus zu geſchwind iſt. 12) **Hr. Lieutenant von Scherer;** Haus-Hofmeiſter, Carricatur-Rollen; hat einen Liebhaber ſehr gut geſpielt, man ſieht, daß er viel Kenntniß vom Theater hat. Alles ſpielt an ihm. Er hat den teutſchen Schauſpieler-Fehler, ſich auf den Souffleur zu verlaſſen. 13) **Hr. Hauptmann Rudow;** Alte Bediente, alte Ritter mit Anſtande, den Feldwebel in Waltron unnachahmlich gut, lernt langſam, aber gewiß. 14) **Hr. Jagdjunker von Fürſtenrecht;** Petits-Maitres, comiſche Alte; hat noch einen Fehler, im Declamieren nicht auf die Punctuation zu ſehn, verbirgt noch nicht genug die hieſige üble Ausſprache; lernt gut. 15) **Hr. Reitjunker von Laroche;** Neben-Bediente; will es zu gut machen, grimacirt alſo zuweilen, und verdirbt manches durch Geſichter und Geberden. 16) **Hr. Lieutenant von Joſſa**; iſt noch ſehr jung, wird ſich bilden. 17) **Hr. Geheime-Rath Eichberg**; Juden, Wirthe, Kaufleute recht gut, iſt aber, wegen Geſchäfte, ſehr zerſtreuet, ſonſt gienge es noch beſſer. Viel Geſchäfte hindern ihn an genauerm Lernen, hilft ſich aber mit Lazzis. 18) **Hr. Cammerrath Stengel**; comiſche Alte überaus gut, nur einen leichtern Gang auf dem Theater ſollte er haben. Deſto mehr Verdienſte hat er um den Theater-Bau und die Decorationen, die er ſelbſt mit dem ausgezeichneteſten Geſchmacke zeichnet; lernt gut, wenn er Freude an der Rolle hat. 19) **Hr. Ober-Chauſſee-Director Kurz**; kann noch gut werden. 20) **Hr. Hauptmann Zimmermann**; die Amtsboten mit aller Genauigkeit. 21) **Hr. Lieutenant von Quadt**; iſt ſehr furchtſam, kann gut werden. 22) **Hr. Lieutenant von Schmiedern.** 23) **Hr. Cammerrath Röchling**; comiſche Bediente. 24) **Hr. Regierungs-Canzeliſt Schulz**; Gut in ſchleichenden Charactern; ſpielt den Paſtor Seebach in den Jägern vorzüglich gut. 25) **Hr. Capellmeiſter Stumpf**; iſt unverbeſſerlich zu Führung des Orcheſters, componirt ſchöne Muſic zu Pantomimen, Operetten ꝛc. ſpielt verſchiedene Inſtrumente meiſterhaft und wird unter andern auf dem Fagotte Wenige finden, die ihn übertreffen. 26) **Hr. Hof-Bildhauer Heideloff.** Iſt ſehr nützlich bey den Decorationen. 27) **Hr. Großmann**; Souffleur; Sehr genau im Schreiben der Rollen und brauchbar zu den übrigen Einrichtungen. **Actricen**: 1) **Die Durchl. Fürſtinn**: Ohne Tadel, in allen Gattungen, ſelbſt in comiſchen Müttern, wie die Oberförſterinn in den Jägern, hat ſogar als Ritter geſpielt, in pantomimiſchen Ballets äuſſerſt ſchön agirt, ſo wie in Melodramen. Ihre Lieblings-Rollen ſind die erſten Liebhaberinnen in Trauerſpielen; lernt ſehr gut. 2) **Frau Gräfinn Louiſe von Ottweiler**; Kinder-Rollen. 3) **Frau Cabinetsräthinn Eichberg**, lächerliche Mütter und alte Fräulein; Mit etwas Mühe würde ſie Königinnen, und hohe Rollen mit Anſtand ſpielen; lernt gut, vergiſſt aber geſchwind. 4) **Frau Cammerräthinn Vogt**; Liebhaberinnen, ſehr ſanfte Rollen gut, ſingt artig; lernt ſehr richtig. 5) **Frau**

Cammerräthinn Stengel; Wirthinnen, geſchwätzige Mütter, Cammermädchen gut. Sie iſt furchtſam, lernt gut, fehlt aber zuweilen aus Angſt. 6) **Frau Rittmeiſterinn von Joſſa**, ſpielt Liebhaberinnen und luſtige Mädchen recht gut und wird ſich noch bilden; Ein wenig ſollte ſie ihre Stimme bezwingen; lernt aufſerordentlich geſchwind und richtig. 7) **Frau Forſträthinn Stichling**; Sehr eifrig, ihre Rolle mit Beyfall zu ſpielen, hat aber noch nicht oft geſpielt, wird alſo noch beſſer werden; lernt gut. 8) **Fräulein von Hofern**, hat nur wenig geſpielt, daher von ihr noch nichts zu ſagen iſt. 9) **Frau Hofräthinn Helm**; Wirthinnen gut. 10) **Frau Regierungsräthinn Ullmann**, ſpielt mit Anſtande und Gefühl Liebhaberinnen, wird gewiß im Tragiſchen gut; lernt ſehr fleiſſig.

Auszug eines Briefes aus Bonn.

Sonnabends, den 3ten Jenner, iſt endlich unſer National-Theater mit dem Baum der Diana von Martini eröfnet worden. Die Muſic iſt vortreflich und die Ueberſetzung von unſerm

Neefe recht gut gerathen. Der Anlage gemäß wird hier die Oper in einigen Jahren ſo gut werden, als ſolche irgendwo in Teutſchland ſeyn kann. So, wie es ſcheint, wird unſer gnädigſter Churfürſt noch mehr daran verwenden, als er bisher dazu ausgeſetzt hat. Die Muſici, welche im Orcheſter mitſpielen, haben alle eine Zulage von 100 bis 150 Gulden erhalten.

Abends vor der erſten Vorſtellung hatte ein Mordbrenner Luſt, uns Allen hier eine ſchreckliche Tragödie zu ſpielen. Von der Gartenſeite, hinter der churfürſtlichen Loge, hatte er eine Scheibe eingeſtoßen, und an den Balken mit Stroh und Schwefelſpänen das Comödienhaus anzuſtecken verſucht. Das mit Leimwaſſer bemalte Tuch, ſamt den Balken, waren würklich angebrannt. Einen Fuß weiter; ſo hätte die Flamme das mit Oelfarbe gemalte Tuch ergriffen, und der Boshafte hätte ſeinen hölliſchen Endzweck erreicht. Allein es iſt glücklicherweiſe von ſelbſt verlöſcht. Die Reſte von Schwefelſpänen und Stroh mit den Splittern von der Fenſterſcheibe fand man den folgenden Morgen auf dem ſteinernen Treppchen, das vom Theater nach der churfürſtlichen Loge führt. Man unterſuchte alles auf das ſtrengſte, allein bis jetzt hat man weiter nichts ausfindig machen können. Spuren im Schnee hat man gefunden, die anzeigen, daß der Kerl, von dem churfürſtlichen Weinberge her über die Gartenmauer geſtiegen iſt, am eiſernen Thore und durch den engliſchen Garten, längſt der Mauer, dann grade nach dem Fenſter hin ſich geſchlichen hat.

Fortgeſetztes Tagebuch der Großmannſchen Geſellſchaft.

Den 12ten Januar wurde aufgeführt: **der ofne Briefwechſel**; ein Luſtſpiel in fünf Aufzügen, von Jünger, und die **buchſtäbliche Auslegung**; ein Luſtſpiel in einem Aufzuge, von Brömel.

Den 13ten: **König Theodor zu Venedig**; Singſpiel in zwey Aufzügen; Muſic von Paiſello. Ehe ich etwas von dieſer Muſic ſage, ſey es mir erlaubt, **einige Worte über den Geſchmack an comiſchen Opern in Teutſchland zu reden.**

Nur zum Ausdrucke der höchſten leidenſchaftlichen Gefühle, gab uns der Schöpfer Geſang, Harmonie und Rythmus; Geſang damit er ſich ſanft in unſer Herz ſchleiche, und es ummodle, wie weiches Wachs. Harmonie, damit unſer Verſtand zugleich beſchäftigt ſey, ſeine Ordnung, ſeine Größe zu bewundern, die der Höchſte, wie in allen ſeinen Werken, ſo auch im Tonreiche mit ſo viel Mannigfaltigkeit, mit ſo ſchöner Uebereinſtimmung aller einzelnen Theile, mit ſo unendlichen Combinationen, als ein vollkommner Baumeiſter, zeigt. Er ſchenkte uns das unnachahmliche Inſtrument, die Kehle, ein Inſtrument das kein Sterblicher, wenn es einmal verſtimmt iſt, wieder zu ſtimmen vermag, und mit ihr eine Reyhe von feinern und gröbern Tönen, die durch das Fallen und Steigen, durch die Verbindung der Höhe mit der Tiefe, oder der Tiefe mit der Höhe, durch immer neue abwechſelnde Verſetzungen, durch nahe oder entfernte Verbindungen, durch ihre geſchwinde oder langſame Bewegung, mit Beyhülfe des Erfindungs-Vermögens des Künſtlers, das hervorbringen, was wir den Geſang nennen, der unſre Seele ſo himmliſch entzückt, der, nichts wiſſend von Haß und Rache, das ſelige Band der Eintracht um uns Menſchenbrüder ſchlingt, der unſer Herz ſo harmoniſch ſanft ſtimmt, ſo gut macht. Er ſchuf die Seele des Menſchen empfänglich für reinen Natur-Genuß, gefühlvoll und theilnehmend für jede ihrer Wunder-Schönheiten, frey, groß und kühn. — Er legte in ſie Attribute der Schöpfer-Kraft, damit ſie im Stande ſey, eine neue Welt hervorzuzaubern, durch Töne jedes Gefühl, jede Leidenſchaft auszudrücken, zu malen, was ſie nie durch Worte, auch durch keine Dichterſprache, ſo treu, ſo lebendig darſtellen kann. Er begünſtigte den Geſang mit dem großen Vorzuge vor der Sprache, daß zwey oder hundert zu gleicher Zeit deutlich und vernehmlich ihre Empfindungen ausdrücken können, entweder im geſelligen Duo, oder im feyerlichen himmelanſtürmenden Chor. Und dies alles ſollte der weiſe Schöpfer beſtimmt haben, dem ungeweyhten Wollüſtlinge die Ohren zu kitzeln, oder dem Trägen die Zeit zu verkürzen, oder, wenn es hoch kömmt, ihn zum Lachen zu reizen? Nein höherer Endzwecke muß dieſe Tochter des Himmels fähig ſeyn. Der abgemeſſene Laut der Töne, begleitet von der hinreiſſenden

Zauberkraft der Harmonie, dringe mächtig ſich in unſer Herz, ſo daß wir weinen mit dem Leidenden, und aushauchen unſer ganzes ſchmerzliches Gefühl, in Wonne-Thränen, oder daß er durch ſanftes Flötengetöne uns einwiege in ſüßen Schlummer, auf Augenblicke vergeſſen mache alle des Weltharms, alle des Kummers hienieden, oder daß er die ſchlummernde Seele durch einen lauten Donnerſchlag wieder aufwecke, und ſie entflamme zu hohen Gedanken, oder ſie jetzt hinführe in den heiligen Tempel, um im Orgel-Tone mit heiligem Schauer die Majeſtädt des Unendlichen, des Ewigen zu loben, zu preiſen — anzubethen — dies iſt Muſic, dies ihre Beſtimmung!

Weſſen Seele fühlt ſich nicht größer und erhabener, wer klebt noch am Erdenſtaube, wenn ihn **Händels** heiliger Geſang hin über die Sphären erhebt, wo ihm entgegen tönt der Cherubinen und Seraphinen **Halleluja, ewig und ewig Halleluja!** wer weint nicht mit **Pergoleſens** ſchmerzvollen Mutter? Wer empfindet nicht die ganze Fülle des Schmerzens mit **Glucks** Admet, wenn er ihn ſingen läſſt: „non,

„crudel, non poſſo vivere, tu lo ſai, ſenza „di te“ &c. &c.

Doch dies Gefühl für die göttlichſte der Künſte, für dieſe **wahre Muſic**, iſt leider! bey uns erſtickt; Weder Herz noch Sinn haben wir mehr im Allgemeinen für dieſe Art erhabener Genie-Producte, und unſre comiſchen Opern drohen ihnen bald den gänzlichen Abſchied von unſerm Erdenrunde zu geben. So weit iſt die Kunſt geſunken! Man will jetzt ſchon nichts mehr bey der Muſic, als lachen, und das Geſicht grinzen; kann man das nicht; ſo gähnt man; Bald wird man des Lachens auch überdrüſſig werden, und zuletzt brauchen wir Muſic, damit ſie uns bey unſern Tafeln die Speiſen und den Wein ſanfter und leichter in den Magen gleiten laſſen. Man darf nur von ferne das Wort Kirchenmuſic hören laſſen; ſo ſchreyet man ſchon: o! das iſt nichts, das iſt alter, ſteifer Kirchenſtyl, und ernſthafte Opern, weil ſie nichts zum Lachen haben, machen uns Langeweile. Noch neulich, als auf einer teutſchen Bühne **Naumanns Cora** vorgeſtellt wurde, ſagte man freylich nach der Aufführung: das Ding ſey ſchön, aber es ſey doch lange kein Vergleich gegen Paiſellos **König Theodor.** Welch' ein Urtheil! wie herzbrechend muß das für den Künſtler ſeyn, wenn er ſolche Richter-Ausſprüche von Menſchen anhören muß, die Anſpruch auf Kunſtkenntniß machen, und keinen Unterſchied zwiſchen Kunſt und Kunſt kennen! O Teutſchland! O ihr teutſchen Prieſter der Kunſt! Wo iſt Euer Feuer, Eure Kraft, wo Euer himmelanwallender Genius? Könnt Ihr zuſehn, daß man eine Nation mit fremdem und wälſchem Unſinne ſo einlüllt, daß ſie ihre eigenen Kunſtwerke, von ſo hohem Gefühle und teutſcher Kraft beſeelt, darüber vergiſſt? Trauert Ihr nicht bey dem immer ſinkenden Geſchmacke der Kunſt? Wollt Ihr Eure Brüder den ewigen Taumelſchlaf ſchlafen laſſen? Iſt **Händels, Haſſens, Glucks,** und noch mehrer vortreflicher Männer unſrer Nation, iſt ihr Geiſt auch mit ihrem Cörper begraben worden? Wollt Ihr ſie nicht auf das hinſtrömende Gefühl, auf das himmliſche Feuer aufmerkſam machen, das ewig in ihren Werken lebt, gegen welche unſre comiſchen Opern eigentlich nur Kinderſpiele ſind! Wollt Ihr ihnen wohl ſagen, was ſie uns waren, ſie, der Ruhm, der Stolz unſrer Nation! daß wir Ihrer nicht ſo ſchändlich vergeſſen ſollen, jetzt da wir keine andre Art von Muſic mehr begehren, als die unſer Zwergfell erſchüttert, jetzt da wir die Kunſt ſo misbrauchen, ſo herabwürdigen?

W.

(Die Fortſetzung folgt nächſtens.)

Dramaturgiſche Blätter.

Siebenzehntes Stück.

Hannover, den 7ten Februar, 1789.

Fortſetzung des im 16ten Stücke abgebrochenen Aufſatzes.

Unſre comiſche Oper iſt gar nicht mit dem Namen wahrer Muſic zu benennen, viel weniger, wenn ſie auch noch ſo viel Genie zeigt, Kunſtwerken von ernſthaftem Innhalte an die Seite zu ſetzen; Denn der Gegenſtand dieſer Art von Muſic iſt weder, das Herz zu rühren, noch die Seele zu erheben. Sie ſchildert uns nichts, oder ſollte uns vielmehr nichts ſchildern, als das Thörichte und Comiſche der da handeln ſollenden Perſonen, ihr Endzweck iſt alſo, daß wir lachen ſollen. Um nun recht lachen zu können, muß der Tonſetzer öfters, wegen Vielheit der Worte, oder wegen des Ausdrucks, auf Koſten der Harmonie und des Rythmus ſündigen, muß auf Neben-Wege denken, die die Einheit des Ganzen zerſtöhren.

Es herrſcht zu wenig Empfindung, mehr Handlung, meiſtens ſittenloſer Unſinn in dem abgefaſſten Gegenſtande, wozu Muſic geſetzt werden ſoll; der Tonſetzer muß alſo mehr dialogieren, als leidenſchaftlich ſingen; er muß ſeine Worte äuſſerſt populär herabſagen laſſen; er darf und kann ſie nichts weniger als mit dem Zauber der Phantaſie umweben, und geſchicht dies nicht mit Paiſellos Erfinder-Geiſte; ſo wird es am Ende wahrhaft langweilig, eckelhaft. Die comiſche Oper iſt ferner keiner prachtvollen Chöre, keiner maleriſchen Inſtrumental-Begleitung fähig, oder iſt dies angebracht; ſo verliert das alle Kraft; denn es iſt höchſt unnatürlich, daß ſo niedriggewählte Menſchen, die da in der comiſchen Oper handeln, um nichts in einen ſolchen Affect, in einen ſo hohen Grad leidenſchaftlichen Gefühls gerathen können, wozu eigentlich, beſonders bey Recitativen, die ganze Kraft dieſes muſicaliſchen Ausdrucks beſtimmt iſt.

Alſo iſt nichts da, was das Gefühl erhebt, was unſre Seele zu hohen, erhabenen Gedanken ſtimmen könnte, was uns hinüber zauberte in das Reich der Phantaſie, was unſern Geiſt nährte. Nichts! Das Herz bleibt leer, die Seele empfindet nichts, kann nichts empfinden, denn die Kunſt iſt grade derjenigen Mittel beraubt, wodurch ſie Empfindungen erwecken ſoll. Und doch ſehnen wir uns ſo nach comiſchen Opern, doch verlangen wir nichts anders, wollen nichts anders vorgeſtellt wiſſen. Was iſt es denn, was uns ſo feſſelt, was uns immer noch den Wunſch übrig läſſt, uns an der comiſchen Oper zu weiden?

Die comiſche Oper, wie ſie jetzt exiſtiert, iſt nach meinen Begriffen ein Miſchmaſch von heroiſchen, von niedrig comiſchen Characteren und lächerlichen Handlungen, die unterwebt ſind mit empfindſamen, Liebe ſchmachtenden, und Liebe ſeufzenden, zum Singen beſtimmten Worten. Ich ſage mit Vorbedacht: zum Singen beſtimmten Worten, denn ſie können ohnmöglich als Zeichen des Ausdrucks einer höhern Leidenſchaft daſtehn, weil ſie meiſtentheils nur dem Tonſetzer Stoff zu einer cantablen Arie geben, ohne Zuſammenhang, ohne Uebereinſtimmung mit unſerm Gefühle, als eine nothwendige Folge des Ganzen, hier eingemengt und eingeimpft ſind. Wir ſehen alſo da meiſtens rauhe, eingebildete, oft ſittenloſe Menſchen. Sind auch die Subjecte aus den höhern Ständen der menſchlichen Geſellſchaft gewählt; ſo erſcheinen ſie doch allzeit in der comiſchen Oper als fade, unwiſſende Gecken, als tadelnswerthe und fehlervolle Geſchöpfe, oder als blödſinnige Narren, die betrogen werden, die handeln, und doch nicht handeln, die etwas ſagen, und doch nichts ſagen, die als Menſchen erſcheinen, alle Charactere, und doch keinen haben, die ſingen — ja! das iſt der Anſtoß, — die ſingen, und warum ſingen? um durch Töne noch auffallender närriſch ſeyn zu können; und dieſe Narrheiten kleiden wir in Handlungen, kleiden wir in Muſic ein. O! arme Kunſt, wenn dies deine ganze Beſtimmung iſt! Aber das iſt es eben, und nichts anders, was uns amüſiert, was uns zum Lachen reizt, was uns unterhält. Wir haben hier nicht nöthig, unſre Ideen mit Aufmerkſamkeit an den Faden der da vorgehenden Geſchichte oder Handlung anzuknüpfen, zu beobachten, zu fühlen, wahrhaft zu empfinden, wie wir das in der ernſthaften dramatiſchen Handlung thun müſſen. Wir laſſen uns etwas zum Lachen vorgauckeln, und lachen überlaut mit. Dies ſtimmt mehr mit unſrer Behaglichkeit überein; es iſt mehr allgemein, denn zum Lachen kann mich auch das Zufälligſte von der Welt bringen; aber empfinden, durch die Kunſt jede ausdrucksfähige Schönheit der Natur hier empfänglich dargeſtellt erhalten. mit jeder ſich äuſſernden Leidenſchaft; von ihrer Entſtehung an mit ihr ſympathieſiren, ſich mit ihr zu dem höchſten Gipfel ihres Ausbruchs hinauf ſchwingen; dazu gehört auch ſchon eine ausgebildete, für Schönheit und Natur empfängliche Seele, ein innres Gepräge, wovon die Natur die gewöhnlichen Geſchöpfe, die gemeinen Alltags-Menſchen ausſchlieſſt, ein gewiſſes **etwas**, das ſich über jedes Menſchen Handlung, wenn man nur ein wenig beobachtet, ausbreitet, das ſich nicht beſchreiben läſſt, und das nur noch, wenn ich ihm auch den Namen Geſchmack beylege, zu wenig geſagt iſt.

Wenn alſo die Kunſt auch Menſchen, wahre an keinem innern oder äuſſern Organe ſtumpfe Menſchen erfordert, denen ſie ſich erklären, und über die ſie die ganze Fülle ihrer himmliſchen von Wolluſt vollen Güte ausſchütten kann; ſo ſind gewiß um ſo mehr comiſche Opern vox populi, weil wir in jedem, und leider! auch in den höhern Ständen der menſchlichen Geſellſchaft, die auf Geſchmack, Feinheit der Empfindung und Sitten, mit Richtermine Anſpruch machen, dennoch Menſchen finden, die wegen innerer Armuth, wegen Seelen-Unempfindlichkeit, wegen gewöhnter Unthätigkeit, immer das; begehren, was ſie aus ihrem ewigen Lebensſchlafe nicht aufweckt, was ſie ja nie über ihre Sphäre erhebt, und was immer und immer die Sinne kitzelt. Dieſe herbeygerufenen grotesken Handlungen von jeder Art muß denn der Tonſetzer mit ſeiner Muſic übermalen, denn **Wahrheit** auszudrücken hat er keine. Kömmt nun noch ein ſolches Zauber-Genie in ſeiner Art, wie **Paiſello**, ein ſolcher unerſchöpflicher, für das Comiſche an dichteriſchen Ideen ſo reicher Mann hinzu; ſo laſſen wir, von allen den Gegenſtänden, bey denen die wahre Kunſt Aufmerkſamkeit der Seele, Offenheit, Beſtimmtheit, und Empfänglichkeit fordert, um mit ihr ſprechen zu können; ſo laſſen wir, ſage ich, uns von dieſen Gegenſtänden um ſo lieber hinreiſſen, je mehr wir auf der andern Seite zu unſrer Ergötzung, zu unſrer Unterhaltung, gewinnen, ohne unſre Seele mit dieſen Vorerforderniſſen, um die Kunſt recht genieſſen zu können, bekannt machen zu dürfen. So gehen zehn Menſchen vor Raphaels und Titians Schöpfungen vorüber, und verweilen lachend bey der comiſchen Attitüde eines in rothen Beinkleidern und grünen Strümpfen gemalten Bauern, wo hingegen nur der Eilfte, vertrauter mit der Kunſt, vor dieſen ſeelen- kraft- und ausdrucksvollen Werken ſtumm, namenlos entzückt, daſteht und, hingeriſſen von einem überirrdiſchen Zauber, Seiner ſelbſt vergiſſt.

Auch wenn wir die, zu einer comiſchen Oper geſetzte Muſic loben, wenn wir ſie würklich ſchön finden; ſo zollen wir deswegen doch nicht der Kunſt den Dank, weil ſie uns gerührt hat, ſondern wir bewundern vielmehr ihre Macht, und ihr weites Feld, daß ſie ſich auch herablaſſen kann, uns bloß empfindungsloſe Handlungen als ſcheinbare Geſänge zu realiſieren. Wir bewundern vielmehr das Genie des Tonſetzers, der durch ſeine Erfindungskraft, obſchon er aller Vortheile entbehrt, durch die er mit ſeiner Kunſt auf das menſchliche Herz würken könnte, uns dennoch angenehm beſchäftigt und hinreiſſt — rühren kann ich nicht ſagen, denn ſonſt könnten wir gewiß nicht lachen. Die Muſic allein muß alſo die comiſchen, Natur und Menſchen wiedrigen Handlungen verbergen, muß ſie uns ganz vergeſſen machen, muß ſo ihre Natur verleugnen, und einen krummen Nebenweg gehn, um uns unterhalten zu können.

Aber auch der geſittete und geſchmackvollere Theil des Publicums ruft mir entgegen: wir gehen eben deswegen ins Schauſpiel; wir wollen uns zu gewiſſen Zeiten auch nur amüſieren, unterhalten, ergötzen; wir wollen nicht immer empfinden, weinen, und gerührt ſeyn, wir wollen auch die Gabe des Himmels, Heiterkeit und Freude nicht vermiſſen, wir wollen lachen. Gut! ſo laſſen wir unſre comiſchen Opern wieder zu ihrem erſten Urſprunge zurückkehren, laſſen ſie das ſeyn, was ſie anfangs in Italien waren. Intermezzo, von meiſtens nur zwey oder drey Perſonen, wo ein Buffo und eine Buffa ihren Spaß, oder eine vorgefallene luſtige Begebenheit in Recitativen und Arien herunter recitieren. Das ſind denn eigentlich Poſſen, ohne Anſpruch auf etwas Beſſres zu machen. Oder ſind wir ſchon ſo an den jetzigen Gang, an die Eintheilung gewöhnt, und können wir dieſe Art und den Zuſammenfluß mehrerer Perſonen nicht mehr vermiſſen; ſo laſſen wir doch unſre comiſchen Opern-Zuſammenſchmierer, denn mit dem Ehren-Namen Dichter kann ich ſie nicht belegen, laſſen wir dieſe Menſchen doch von Obrigkeits wegen mahnen, daß ſie das erſte Natur-Werk, den Menſchen und ſein Herz beſſer ſtudieren und kennen lernen, und das erſte, größte Geſchenk des Schöpfers, Gefühl und Empfindung nicht ſo misbrauchen, nicht ſo entehren. Denn der jähe Sprung vom Comiſchen zum Tragiſchen, vom Lächerlichen zum Empfindungsvollen, der dadurch ſo oft abzuändernde Styl in der Muſic, iſt ſo unnatürlich, ſo unzuſammenhängend, unſerm Herzen ſo wiederſprechend, daß ich nicht begreifen kann, wie wir ſolche Misgeburten von Menſchen, die dieſen Augenblick lachen, und den andern weinen, auf der Bühne vorzuſtellen noch ertragen können. Wer nur ein wenig das menſchliche Herz kennt, muß gewiß die ſo ſchnelle Abwechſelung dieſer beyden Extremen unwahr und abgeſchmackt finden. Es thut mir allezeit wehe, wenn, nachdem ich mich recht ſatt gelacht habe, unverhoſſt eine Arie zum Vorſchein kömmt, die eine traurige Empfindung ausdrückt. Und wenn auch der Tonſetzer alle ſeine Gefühle darinn ausgegoſſen hat; ſo kann ich mich doch nicht überzeugen, das hier der Ort ihrer Würkung ſey; im Gegentheile! weil dieſe Empfindungen ohne Vorbereitung mit den Haaren herbey gezogen werden, kommen ſie mir auch comiſch, lächerlich und mechaniſch vor.

Lachen wir alſo herzlich bey einer comiſchen Poſſe, die unſern Empfindungen nicht wiederſpricht, die unſern Sitten nicht nachtheilig iſt! Lachen wir herzlich über jede lächerliche Thorheit, die den Menſchen von der Welt der Vernünftigen ausſchlieſſt, und ihn zum Narren beſtimmt, und dieſer Spiegel, den man uns hier vorhält, warne zugleich, daß wir uns als Beſſere nie ſelbſt darinn erblicken! Auch der Tonkünſtler wird ſich freuen, wenn er im Stande iſt, ſeine Kunſt ſo umzumodelen, uns auch durch Töne jede Thorheit lächerlicher darzuſtellen; aber glauben wir nicht, daß dies die ganze Gewalt der Kunſt, oder ihre Beſtimmung ſey! Halten wir dies für nichts mehr oder weniger, als es iſt, und als es ſeyn ſoll, und unterſtützen auch da die wahre Kunſt, wo ſie ſich in ihrem ganzen Triumpfe zeigt, ermuntern ſie auch da mit unſrer Gegenwart, wo ſie ihre ganze Macht anwendet, durch Handlung, Geſang, Malerey und Tanz unſre Seele zu erquicken, und unſern Sinnen zu ſchmeicheln! Da, wo ſie uns groſſe, erhabene, kühne Handlungen, edle Leidenſchaften malt, die durch den hinſtrömenden Geſang auf unſer Herz würken, die uns entflammen, auch edel und groß zu denken — zu handeln. — Ich meine die ernſthafte Oper, von der wir jetzt nichts mehr hören wollen, die wir ganz vergeſſen haben, und mit ihr ſo viele edle Genies-Producte unſrer eigenen vaterländiſchen Tonkünſtler, wo ächte teutſche Wahrheit, Kraft, Ausdruck, und wahrer Schwung von Genie mit himmliſchem Geſange ſich vereinigen! Noch kann ich hier eine feine und glückliche Idee des Comte de la Cepède aus ſeinem Werke: la poétique de la muſique nicht übergehn, welcher, nachdem er geſagt hat, wie die erſte Muſic, ſeiner Meinung nach, mag entſtanden ſeyn, (indem die wahre Muſic durch den Ausdruck der Betrübniß der erſten Menſchen, ihrer Schmerzen, ihrer Klagen, Furcht und Hoffnung entſprungen ſey, unter tauſend Thränen, nichts beſſer ausgedrückt habe, als traurige Begebenheiten, düſtre und tiefe Empfindungen, und nur zur Hälfte Freude, und Heiterkeit,) ſo fortfährt:

„Man muß, um alle Annehmlichkeiten dieſer himmliſchen Kunſt zu fühlen, eine gewiſſe **unbefangene Reinheit** (candeur) der Seele haben. Alles, was uns betrübt macht, alles, was in uns traurige Ideen erweckt, würkt natürlicher Weiſe, daß die Seele in ſich ſelbſt zurückkehrt. Wenn man nicht anders als mit Kummer in ſein Selbſt blicken kann; ſo wird man alles meiden, was uns nöthigt, unſer Inneres zu unterſuchen. Nur der Tugendhafte kann daher ohne Unruhe die zarten und ſanften Bewegungen, welche **wahre Muſic** hervorbringt, empfinden. Der Feind der Tugend, muß in ihr nichts ſuchen, als **Luſtigkeit und Singſang.**" **Aus Cramers Magazine der Muſic: zehntes, eilftes, und zwölftes Stück des zweyten Jahrgangs.**

W.

(Der Beſchluß folgt künftig.)

Den 14ten wurde in Lübeck aufgeführt: **Otto von Wittelsbach**; Trauerſpiel von Babo.

Den 15ten **Robert und Kalliſte**, Oper; Muſic von Guilielmi.

Den 16ten **Der Fähndrich**; Luſtſpiel von Schröder und **der vernünftige Narr**, von eben Demſelben.

Den 19ten **Das Räuſchgen**, von Bretzner.

Den 20ſten nochmals, auf Begehren die Oper: **König Theodor.**

Den 21ſten **Agnes Bernauerinn**; Trauerſpiel vom Grafen Thöring-Seefeld.

Den 22ſten **Die eingebildeten Philoſophen**; Oper; Muſic von Paiſello.

Den 23ſten **Henriette, oder: ſie iſt ſchon verheyrathet**; Luſtſpiel von Großmann. An dieſem Tage ſtarb im Orcheſter der Muſiker, welcher den Contrabaß ſpielte — Das heiſſt doch wohl, in ſeinem Berufe ſterben!

Recenſion.

Die Veſtalinnen; Ein Trauerſpiel in drey Aufzügen, von Ad. Ant. Crenzin. Heidelberg 1788. 9 Bogen. 8.

Wenn doch Herr Crenzin endlich einmal (denn ich meine, er iſt der Nemliche, der das abſcheuliche Trauerſpiel **Dankou und Elvine** geſchrieben) wenn er doch, bey ſo entſchiedenem Mangel an Talenten und Kenntniſſen, endlich einmal aufhören wollte, Schauſpiele zu ſchreiben! Hat er denn nicht Einen Freund, der ihn von dieſer Thorheit zurückführt? Das Süjet zu dieſem Stücke iſt nun erſtlich ein ſehr abgenutzter Kampf zwiſchen Liebe, Stimme des Bluts, und religioſer Pflicht. Ein Mädgen, das man zu Uebernehmung unnatürlicher Gelübde gezwungen; ein Liebhaber der ſie befreyen will; ein Vater der ſeine eigene Tochter opfern ſoll; das hat man in Melanie, Marianne, Iphigenia, Cora und in ſo manchen andern Stücken

ken geſehn. Und nun vollends ſo elend bearbeitet — Mich in genaue Zergliederung dieſes ſchlechten Products einzulaſſen; das wäre wohl nicht der Mühe werth. Daß der größte Theil des erſten Acts, ſo wie überhaupt des ganzen Stücks, leer von Handlung, blos aus Declamationen beſteht; daß kein einziger Character ausgezeichnet iſt; Das wäre nun freylich ſchon allein ſchlimm genug. Aber auch Form, Sprache, Dialog — alles ſtimmt hiermit überein. Das Stück iſt mit dreyerley Schrift gedruckt. Mit lateiniſchen Buchſtaben das, was der Schauſpieler zu beobachten hat, und dies macht mehr aus, als der ganze Text. Da ſtehen denn ſolche Vorſchriften, wie z. B. „Durch die Zähne; „Er verbuſtet ſich; Er bricht in ein lautes „Stöhnen aus" u. d. gl. m. Dann iſt mit großer Schrift gedruckt, was hauptſächlich mit Nachdruck geſprochen werden ſoll, und da zeigt ſichs dann, daß dem Herrn Crenzin ſelbſt die erſten Regeln einer richtigen Declamation unbekannt ſind. Der Text endlich ſteht in gewöhnlicher Schrift da. Sprachfehler ohne Zahl trifft man an, wie unter andern: „ich **hatte** „hineingedrungen;" ſtatt: „ich **wäre**." Ein

Oberprieſter heiſſt bey ihm ein **Groß-Prieſter.** Die Sprache iſt ſo edel, daß irgendwo ſteht: „Du willſt die Gottheit narren“ und die Poeſie zu den Geſängen iſt nicht nur unrein, ſondern auch ſo holpricht, daß ein polniſches Organ dazu gehört, um die Menge von Mitlautern auszuſprechen.

Dramaturgiſche Blätter.

Achtzehntes Stück.

Hannover, den 14ten Februar, 1789.

Wenn nicht der Verfaſſer des ſchönen Gedichts, welches ich, nebſt dem dabey erhaltenen Briefe hier abdrucken laſſe, das Gegentheil zur ausdrücklichen Bedingung gemacht hätte; ſo würde ich meine Leſer mit dem Namen eines Mannes bekannt machen, der ſo vertraut mit den Muſen iſt, das man wünſchen dürfte, er mögte ihrem Umgange mehr Stunden widmen, wenn er dieſe Stunden nicht als einen Raub anſähe, den er an ſeinen ernſthaften Berufs-Geſchäften begienge.

Indeſſen werden es mir die Leſer, wie ich hoffe, danken, daß ich ihnen dieſe Fabel mittheile, in welcher man Eleganz der Sprache, Naivetät und Lebhaftigkeit in der Erzählung, mit kraftvoller, gedrängter Kürze und Reinigkeit der Verſification — — Eigenſchaften, die ſo manche neuere Dichter bey ihren Werken größtentheils für entbehrlich zu halten ſcheinen — vereinigt findet. Der Herr Verfaſſer hat noch verſchiedene dramatiſche und andre poetiſche Arbeiten fertig liegen — ich ſage fertig — Möchte er ſie doch auch dafür halten! Aber auch dabey ſcheint er ſo wenig von dem Geiſte unſers Jahrzehnts erfüllt zu ſeyn, daß Beſcheidenheit und Unzufriedenheit mit ſeinen eigenen Producten, aber deſto größere Nachſicht gegen fremde Arbeiten, ihn abhalten, durch Bekanntmachung jener, viele unſrer Dichter vom Handwerke zu beſchämen, welches gewiß der Fall ſeyn würde, wenn ſeine Freunde ihn vermögen könnten, das Publicum mit ſeinen Schauſpielen und Gedichten zu beſchenken — Hier iſt der Brief:

Ew. ꝛc. erhalten hiebey den traveſtirten Scurra & ruſticus des Dichters Phädrus, deſſen Mittheilung Ihre Freundſchaft mir geſtern aufzuerlegen beliebte.

Dieſer Scherz wurde ſchon im Decennium von 1770 bis 1780, bey Wahrnehmung einiger literariſchen Moden, deren Zepter nicht zu küſſen, damals bey Vielen ein Verbrechen war, aufs

Papier geworfen. Beſſre Moden folgten nach, und das jetzige Syſtem kam zu Stande. Schon nach dem Ablauf der erſten Monate nach ſeiner Geburt, konnte das Gedicht niemand mehr intereſſiren. Jetzt ſchreiben wir ſchon 1789 und mein Stück iſt auf das vollkommenſte eine nicht mehr zu gebrauchende Antiquität. Indeſſen iſt und bleibt die Erzählung des Vorweltsmanns Phädrus amüſant, und enthält eine ganz unſchädliche Warnung vor Uebermuth in der Liebe zu ſich ſelbſt und ſeiner Parthey. Vielleicht iſt in der Verkleidung derſelben, die ich Ihnen zuzuſchicken die Ehre habe, von beyden Eigenſchaften etwas zurückgeblieben. Will jemand es wagen, die Reimerey drucken zu laſſen; ſo erweiſt er dem Bruder Strohſack und dem Bauer viel Ehre. Der Unternehmer muß aber auch alsdann die Gefahr, nicht zu amüſieren und niemand zu warnen, ſelbſt ſtehn. Aber auf eine Stelle in Ihren dramaturgiſchen Blättern, thut dies Gedicht auf das feyerlichſte völlig Verzicht. Die zwey oder drey Seiten die es einnehmen könnte, würden ein Raub für Ihre Leſer ſeyn, die nicht amüſirt, und nicht mit einem Gemeinplatze aus der Moral, ſondern, zum Vortheil eines ſolidern Vergnügens, mit Dramaturgie unterhalten werden wollen, und die von Ihnen, gleich vom Anfange des erſten Blatts an, verwöhnt worden ſind. Ich bin ꝛc.

II.

Bruder Strohſack und der Bauer.

Das alte Rom war zu den Zeiten
der Plautus und Terenz, obgleich nur Vorweltsſtadt,
auf dieſem und auf jenem Pfad
dramatiſcher Vollkommenheiten
ſchon angelangt. Man hatte ſchon
Begriffe von Genie, von Freyheit, Nation,
Von Neuſeyn *) und von Kraft, von Hochſinn, gutem Ton,
und vaterländſchen Urlichkeiten;
Durchfuhr mit Blitzblick ſchon jedweden Dings Gehalt,
ſah' immer ohne Fehl, was nicht galt, oder galt;

War

---

*) Quam quisque poſſet, ut novitatem oſtenderet.
Paed. Lib. V. 1. 5.

War aber auch dabey, ſich ſelbſt, und ſeinen Leuten,
ein wenig mehr als frommt geneigt,
wie folgende Geſchichte zeigt:

Ein Reicher gab der Stadt Theaterſpiele
und lud die ſchönen Geiſter ein,
für ihn, und für die Herrn, mit Stücken, groß und klein,
und ſonſt Geniewerk, wie es fiele,
wohlthätig bey der Hand zu ſeyn.
Vor allem bat er ſie, mit Neuheit ſich zu zeigen.
Er war hinwiederum auch ihnen — gänzlich eigen,
bereit zu jedem Dank! Nun bot ein Bühnenmann,
der Großen in Journalen Keiner
nur der Gewaltigen vom Springtheater Einer,
der Bruder Strohſack, Ihro Gnaden an,
ein Monodrama — freylich — bis aufs Mark zu rühren
nicht eben angelegt, doch ſo eins aufzuführen,
dergleichen Niemand, noch zur Zeit,
ſo neu und ſtark geſehn, ſich nur erträumet hätte.
Der Reiche: „Sack, machſt Wind! Du ſelbſt träumſt. Geh zu Bette.“

Der Mann: „Ich ſcherze nicht, und bin bereit,
„auf einen erſten Wink zu ſpielen“ — „Kannſt Du morgen?“
— „Ich kann“ — „So ſpiele denn! Nur ſey auf Deiner Hut!
„Beſtehſt Du mir mit Schimpf“ — — „Ich ſpiele! Weg mit Sorgen!
— „Und was bekömmt der Herr?“ — „Ein Pfund in Golde“ — „Gut!“

Zur auspoſaunten Zeit der neuen Bühnenfreude,
war, längſt ſchon, Reyh' auf Reyh', und Kopf an Kopf geſtellt,
mit Menſchen angefüllt, das ganze Rundgebäude.
Der ſamt und ſonders Kenner ſchöne Welt
erſtrahlte furchtbar! In der Hochluft rauſchte
Erwartung, die auf Wunder lauſchte.
Schon etwas Murrens — ſchon Gebraus
der Ungeduld — die Flöten ſchwiegen;
Des Grabes Stille gieng von ihrem Stillſeyn aus.
Gehöret hättet Ihr das Summen junger Fliegen,
und mein Verſprecher trat, bis über Kinn und Ohr

in ſeinen Mantel eingeſchlagen,
und ſchleppend unterm Arm, man ſah nicht was, hervor.
Er hatte noch beym Vorwärts-Tragen,
dem Dinge ſeitwärts was zu ſagen,
Noch einzublaſen, abzufragen,
und hielt den Kopf zu ihm hinein.
Es ſchien, darunter, noch nicht alles recht zu ſeyn,
Auf einmal ſchrie — Huhi — ein Ferken.

Die Herrn erklärten, was ſie hörten, für ein Stück
von Ihm! — Genug geſagt! Und prieſen Roms Geſchick;
Und gaben rechts und links, einander zu bemerken,
daß hier ein Menſchenhals, mit einer Wahrheit — die
— der Wahrheit ſelbſt nur glich, die Ferkenſtimme ſchrie.

So ſchätzte ſein Geſchenk des Hauſes Eine Seite.
Die Andre: „Menſchenhals? Der Strohſack foppt Euch Leute.

„Er hat ein Ferken unterm Arm!“
„Daß doch der Midas ſich ein guter Gott erbarm'!
„Die allerliebſten Herrn Bemerker!“
Und damit Ferkner: Antiferkner! Zwey Partheyn,
und Ein Orkan. Die Erſten ſiegen. Stärker
brauſt mit des Thiers Gekreiſch ihr Schreyn:
„Den Mantel ab! Hervor das Schwein!“

Und Mantel ab! Und ab mit Wamms und Kleide,
ſteht ohne Schwein der Springer da,
und ſchreyt erſt jetzt. Nun aber auch der Freude,
des Händeklatſchens, des Hurrah,
und Bravo-Schreiens — — und Schweinsgeſchreyes,
kein End' und aufgeſchaut! Was Neues!

Still, ſtill! Und Stille rings umher.
In ſeinem Mantel tritt, griesgramend, wie ein Bär,
ein Bauer auf; nimt Platz, und wirft dem Ferkenſpieler
die Titel: lehrentlaufner Schüler,
und Pfuſcher zu, der, wenn er pfuſchern kann,
juſt darum es nicht ſollte: Beut ſich an,

das Ferken auch zu ſchreyn, und neben dem Geſellen,
hier, wie er leibt und lebt, den Meiſter hinzuſtellen.

Die Herrn: „Was will der Menſch? Weg vom Theater!“ Er:
„Man höre mich zuvor. Ich biete That!“ — „Gieb her!“

Er giebt: Des Strohſacks kleine Sachen:
Das Tragen einer Laſt; den Heimlichen; den Mann,
der doch zuvor ſich räuſpern darf, voran.
Ein Schweinsgeſchrey, die Hörer taub zu machen,
folgt nach; Und damit läſſt auch, Stoß auf Stoß,
ſein ſtillgehaltnes Schwein der Strohſack wieder los.
Nun Schwein und Schweinsgeſchrey! die beyden Kämpfer ſieben,
und, ſcheint der Eine gleich ein wenig zu ermüden;
ſo bleibt der Künſtler doch, auch ſelbſt im Sinken, groß;

Und unſre Herrn ſind auch mit beyden — doch zufrieden?
— Zufrieden? — Sie? — mit ihm? dem Kerl, der nachkam? Nein!
Der Bruder Strohſack iſt ein Schwein,
und Er da — iſt er ſelbſt! Was wagt er gegen Kenner,
und einen Unſrer beſten Männer?
„Still, Bauer! Fort mit Dir! — Der Kerl iſt taub: Iſt toll.
„und weicht nicht — rührt ſich nicht! Er ſoll!
„die Wache her! ihn wegzubringen.“
Und er — läſſt, Mantel ab, ein großes Ferken ſpringen.
Er zwang mit ſeiner Hand die Töne, die es gab,
leibhaftige Natur, ihm ab.
Es läuft, des Zwickens zwar, doch nicht der Angſt entladen,
davon, und ſchreyt noch jetzt. Indeſſen ſpinnt — und ſpinnt —
der Mann — an einem Complimente; Hat den Faden,
und ſagt, empfehlend ſich zu Gnaden:
„Nun wiſſen doch die Herrn, was ſie für Kenner ſind.“

Aus=

Auszug eines Briefs aus Lübeck, vom 31ſten Januar 1789.

— Alſo zu meiner Lieblings-Kunſt, der Muſic! — Sie bathen mich in ihrem letzten Briefe, Ihnen doch zuweilen meine Meinung über die hier aufgeführten Opern und Sänger der Großmannſchen Geſellſchaft zu ſchreiben. Ich glaube mich, obſchon als Dilettant, doch jetzt näher dazu berechtigt, da ich kürzlich Italien verlaſſen, und durch den Umgang mit großen Tonkünſtlern ſowohl, als durch Anhörung vieler Opern und guter Sängerinnen und Sänger, meine Kenntniſſe in dieſem Fache bereichert, und meinen Geſchmack verfeinert habe. Ich urtheile alſo nach meinem Gefühle, und nach Erfahrung.

Vorgeſtern wurde la Frescatana aufgeführt. Ich wunderte mich über die Feſtigkeit der Sänger. Ich habe dieſe comiſche Oper, als meine Lieblings-Muſic von Paiſello, ſehr oft in Italien aufführen geſehn, und ich muß ſagen, niemals habe ich da feſtere Sänger angetroffen, im Ganzen genommen. Die Finali, die doch ſehr ſchwer ſind, wurden mit auſſerordentlicher Genauigkeit von den Sängern vorgetragen; doch muß ich die Bemerkung machen, daß es mir ſehr auffiel, daß unſre teutſchen Sänger noch nicht von dem Fehler frey ſind, durch **nichts** glänzen zu wollen, daß ſie Wunder zu thun glauben, wenn ſie uns hohe Töne herquiken, und unbedeutende Läufe hertrillern, wobey gewiß nur der unverſtändige Theil des Publicums applaudiren kann; und ſo haben ſie nicht genug an den für ihre Perſon und ihren Character oft einfachen, ohne Coleratur beſtimmten Geſängen, ſondern ſie ſticken andre Arien ein, verſtümmeln ſo das Werk des Componiſten, und ſtöhren dadurch den geſchmackvollen Zuhörer in ſeiner Empfindung. Das kömmt mir grade ſo vor, als wenn ich auf ein geſticktes Kleid noch eine andre Stickerey ſetzen wollte, die zwar an ſich ſchön, doch nicht von der nehmlichen Farbe und dem nehmlichen Geſchmack wäre, wie die erſte. Dieſen Fehler begiengen auch heute der Tenoriſt, **Herr Pleißner** und **Mademoiſel Kneiſel**, die das Gärtner-Mädchen machte. Erſterer, der eine angenehme Stimme, aber doch kaum über ſechs bis ſieben gut gebildete Töne hat, legte eine Arie di bravura ein, die ſich gar für den Umfang ſeiner Stimme nicht ſchickt. Kam er in die hohen Töne; ſo ſchrie er, und kam er unten hin; ſo hörte man ihn nicht. Die Andre, welche als ein unſchuldiges Bauern=Mädchen meiſtens nur einfache Arien hat, weil die Bravour Arien der eiferſüchtigen Gräfinn gegeben worden ſind, ſang uns noch vor dem Schluß=Chor eine, ganz ihrer Perſon und ihrem Character zuwieder, höchſt unbedeutende, alte italieniſche Arie di bravura herunter, die gar nicht hierher gehörte, und die mir alles wieder auslöſchte, was ſie vorher con dolcezza ſang. Das ſollte der Muſicmeiſter nicht leiden, und in Italien darf dies niemals geſchehn, ausgenommen wenn der Capellmeiſter, oder der Compoſiteur derſelben Oper ſonſt dafür eine neue paſſende Arie, die dem Character und der Stimme der agirenden Perſon angemeſſen iſt, einſchiebt ꝛc. *)

Mon=

---

*) Es ſey mir erlaubt, hier einen kleinen Irrthum zu bemerken! Offenbar haben wir das unpaſſende Einſchieben fremder Arien von den Italienern gelernt; und es giebt (wenigſtens in der opera ſeria) berühmte Sänger in Italien, die ihr ganzes Leben durch nicht mehr als ein Dutzend Arien ſingen, und dieſe aller Orten anbringen. Aber freylich iſt das auch abgeſchmackt.

Anmerk. des Herausg.

Montags den 26ſten Januar wurde in Lübeck aufgeführt: **Das Kleid aus Lyon**; Luſtſpiel in vier Aufzügen von Jünger.

Den 27ſten: **Der Doctor und Apotheker**; Singſpiel in zwey Aufzüg. von Stephanie; Muſic von Ditters, Edlen von Dittersdorf.

Den 28ſten: **Clavigo**; Trauerſpiel in fünf Aufzügen; von Göthe.

Den 29ſten: **Das Gärtnermädchen von Frescati**; Singſpiel in drey Aufzügen; Muſic von Paiſello.

Den 30ſten: **Nicht mehr als ſechs Schüſſeln**; Ein Familiengemälde in fünf Aufzügen, von Großmann.

Das Haus war bey der Vorſtellung ungewöhnlich voll, und **Herr Großmann**, der ſchon zwey Tage vorher in Clavigo als Carlos das ganze Publicum durch ſein meiſterhaftes Spiel hingeriſſen hatte, und uns bewies, daß nur der wahre Schauſpieler von Welt und Menſchenkenntniß, durch Ummodlung ſeiner Kunſt in die zweyte Natur, ſo auf unſer Herz würken könne, zeigte ſich heute wieder, als Hofrath Reinhard, in ſeinem Stücke, auf einer andern Seite, als ein großer Schauſpieler, und das Publicum zahlte ihm den lauteſten, herzlichſten Beyfall. Das Stück wurde überhaupt von allen Mitgliedern mit wahrer Theilnahme ſehr brav vorgeſtellt, und das Parterre welches mit Recht ſehr ſparſam im Applaudiren iſt, rief heute zum erſtenmal Herrn Großmann ein lautes Bravo zu, welches je ſparſamer es angewendet wird, um deſto mehr das Lob erhöht. Das Publicum erwartet mit Vergnügen die zweyte Vorſtellung dieſes Stücks.

Fortſetzung des im vorigen Stücke abgebrochenen Aufſatzes.

Da alſo nur Empfindung und Leidenſchaft der erſte und höchſte Gegenſtand **der wahren Muſic** ſeyn können; ſo iſt auch des **wahren Geſangdichters** erſtes Studium ſeiner Kunſt, Natur. Er muß die geheimſten Falten des menſchlichen Herzens kennen lernen, jede Leidenſchaft von ihrem Entſtehn an, bis zu dem äuſſerſten Grade ihres Ausbruchs verfolgen, wenn er ſich Würkung von ſeiner Kunſt verſprechen will. Ihm müſſen Schmerz und Freude gleich willkommen ſeyn, wenn unſre Seele mit ſeinen Geſängen ſympathiſieren ſoll. Ihm muß die ganze

Macht der Harmonie und des Geſanges zu Gebote ſtehn; Fülle und Wärme der Einbildungskraft höherer Schwung der Seele, Erfindungskraft, Wohlgefallen und Behaglichkeit an Symmetrie, Ordnung und Gleichheit. Dieſe Gaben des Himmels müſſen ſein Erbtheil ſeyn, wenn er uns täuſchen — hinreiſſen will; wenn er will, daß wir uns in den Schöpfungen ſeiner Imagination ſo verliehren ſollen, daß wir ſie zuletzt für Wahrheit halten. Er muß die Sprache, den Tongang, mit allen ihren Feinheiten in ihrem ganzen Umfange ſich eigen gemacht haben, wenn er will, daß wir verſtehn ſollen, was er zu uns ſagt. Schwelgt er daher mit der **Kunſt** und verläſſt die **Natur**; ſo wird er ſchwülſtig, und wir verſtehn ihn nicht; ſpricht er zu gemein; ſo bleiben wir kalt, und mögen ihn nicht hören.

W.

Der Beſchluß folgt nächſtens.)

Dramaturgiſche Blätter.

Neunzehntes Stück.

Hannover, den 21ſten Februar, 1789.

Beſchluß des im vorigen Stücke abgebrochenen Aufſatzes.

Daß wir auch dies Studium der Kunſt, welches wir nicht aus kalten, abſtracten Regeln lernen, ſondern nur bey lebendiger Anſchauung der Natur und des Menſchen nähren können, jetzt gänzlich ſo vernachläſſigen, haben wir keiner Sache ſo ſehr, als der immer mehr eingreifenden Macht der comiſchen Oper zu verdanken. Sie iſt es, die uns einen ganzen Schwarm After-Genies und muſicaliſcher Stutzer gebahr, die durch ihr Herz und Seelen leer laſſendes Geſchrey und Geleyer den guten Geſchmack verderben; die ohne Vorbereitung, ohne Natur und Kunſtkenntniß, ohne Wärme der Empfindung oder Imagination, abgeriſſene leicht zu behaltende Operetten-Gedanken hinſchmieren, Tiraden auf Tiraden thürmen, und durch den Lärm von einer Menge von Blas-Inſtrumenten, die ohne Zweck da ſtehen, unſre Sinnen betäuben.

— Doch ich gehe zu weit. Ich will hier weder die Vortheile zuſammenſuchen, die ernſthafte Oper zu vertheydigen, noch will ich mich erfrechen, verdienſtvollen Männern ihr wahres Genie und Talent, in der comiſchen Muſic abzuſprechen. Ich rede nur von dem Misbrauche der auch aus der beſten Sache entſtehn kann, nur von **unſerm,** durch die comiſchen Opern verwöhnten, Geſchmacke, und von unſern durch ſie jetzt entſtehenden Mode- und Alltags-Componiſten, die den üblen Geſchmack durch ihre kindiſchen Geburten befördern.

Obgleich nun **Paiſello, Anfoſſi, Cimeroſa** und noch Mehrere der comiſchen Oper wahre Meiſter, wenn ſie ſich auch in das höhere Gebieth der ernſthaften dramatiſchen Kunſt wagen, nie mit der Kraft und der Wahrheit des Ausdrucks ihre Werke beſeelen, ſich nie ſo kühn hinaufſchwingen, als **Galuppi Pergoleſe, Jomelli, Piccini,** die als wahre große Meiſter der ernſthaften Oper, auch in der comiſchen triumphirten; ſo ſind deswegen ihre Werke (abgerechnet, wozu man ſie misbraucht, und nur in Rückſicht auf das, was ſie würklich ſeyn ſollten) doch immer Producte wahres Genies, und erfindungsdungsreicher Köpfe, die uns durch die launichten, naiven und originellen Wendungen ihrer Gedanken immer zur Bewunderung hinreiſſen. Voll von ſolchen originellen Pinſelzügen, von ſolchen treffenden äuſſerſt auffallenden in Tönen gemalten comiſchen Characteren iſt: **König Theodor von Paiſello.**

Dies Stück iſt eine der erſten und ſchönſten comiſchen Opern des Verfaſſers. Reich an Schönheiten iſt beſonders der erſte Act. Thadäus hat die ſchönſten Arien der ganzen Oper. Wie originell iſt nicht der Wunſch des Thadäus in Muſic ausgedrückt: „Wenn mir doch mein Asmodäus" ꝛc. und ſeine Freude über ſeine zukünftigen Prinzen und Prinzeſſinnen! Wie neu, wie überzeugend iſt nicht die Arie des Gafforio; wo er Thadäus mit den Staaten und Ländern ſeines Königs bekannt macht! Wie meiſterhaft gearbeitet iſt das erſte Finale! Gleich der Anfang, und dann die Bitte des Sandrino: „Wann werther Freund! wann knüpfeſt du die Bande" ꝛc. und der Ausdruck der Fragen, wo keine Perſon die andre kennt, und Einer dem Andern immer Stillſchweigen gebietet. Man muß Paiſello's originelles Genie beſitzen, um das ſo populär, und doch ſo richtig ausdrücken zu können. Man wird von dieſen muſicaliſchen Schönheiten ſo hingeriſſen, daß man das elende unzuſammenhängende, und erbärmliche Geſchwätz der in dieſem Finale handeln ſollenden Perſonen, darüber vergeſſen muß. Was iſt unnatürlicher, als daß ſieben Menſchen, die vermeiden, einander kennen zu lernen, doch eine Viertelſtunde hindurch ſtehen bleiben, und immer ſagen: „Wie zwey „große Blasbälge, tobts mir im Gehirne!“ ꝛc. Paiſello wuſſte uns aber ſo ſchön zu hintergehn, daß er uns durch ſeine Töne die lebendige Würkung eines Blaſebalgs hören läſſt, worüber wir denn ganz vergeſſen, ob es dieſe Menſchen hier natürlich ſagen können und dürfen, oder nicht. Bis über die Hälfte dieſes Finals modulirt er faſt in keinen andren Tonarten als in dem harten D und harten A, und mit dieſen beyden einzigen, ſich ſo nahe verwandten Tonarten, ſagt er uns ſo unendlich viel, ohne daß er in Eintönigkeit verfällt, ohne daß er uns ermüdet. Aber darinn liegt eben die Größe ſeines comiſchen Genies, der Reichthum und die Mannigfaltigkeit ſeiner nur ihm eigenen Gedanken, laſſt uns immer etwas Neues, und dies immer ſo hören, daß wir es verſtehn können.

Weniger unterhaltend iſt der zweyte Act. Die äuſſerſt langweilige Dehnung der kindiſchen Handlung, und ſelbſt die vorkommenden, oft weniger originellen Arien, ermüden. Das Anfangs-Quartett zwiſchen Liſetten, dem Könige, Thadäus und hernach Sandrin verdient, wegen ſeines ſchönen Geſangs, wegen Neuheit der Gedanken, mit unter die erſten Schönheiten der Oper gezählt zu werden. Die Traum-Arie hat zwar einzelne Schönheiten, aber im Ganzen iſt keine Haltung; ſie iſt zu wenig zuſammenhängend, und zu lang. Das letzte Finale hat wieder einzelne originelle Züge, worunter vorzüglich einige Stellen des Thadäus gehören, iſt aber nicht ſo zuſammenhängend, nicht ſo ganz ſchön, wie das erſte. Die darinn vorkommende Arie des Königs im Gefängniſſe, die **Herr Pleißner** bey der Aufführung ſehr ſchön ſang, hat großen Werth, ſie ſollte nur hier nicht mehr am Ende ſtehn. Das letzte Chor: „Gleich einem Rad am Wagen“ ꝛc. wo eine Stimme die andre nachahmt, und die Saiten-Inſtrumente gleich einem Rad immer fortlaufen, thut eine herrliche Würkung.

Schade das Paiſello in allen ſeinen Werken uns ſo viel zu wünſchen übrig läſſt, ſowohl für Reinheit der Harmonie als Rythmus, ohngeachtet ſeines unerſchöpflichen Genies. Schade, daß ſein Styl nicht etwas gedrängter iſt, und daß ſeine Arien, oft zu leicht hingeſchrieben, zwar immer reich und ſchön an neuen Gedanken, zu viel ſich in der Form gleichen, oft auch zu weitſchweifig, zu unzuſammenhängend werden.

Herr Pleißner, als König Theodor, **Mademoiſelle Kneiſel,** als Liſette, und beſonders **Herr Gatto,** als Thadäus, erhielten bey der Aufführung vom Publico verdienten und ausgezeichneten Beyfall. Die Begleitung des Orcheſters, beſonders beym erſten Acte und vorzüglich beym erſten Finale war ſehr gut. Uebrigens vergaßen die Flöten und Fagotte das Pauſieren, und lieſſen ſich mit unter früher oder ſpäter als ſie ſollten, ein wenig ſolo hören, welches zwar freylich auch wegen der Unreinheit ihrer hervorſauſenden Töne nicht klingen wollte; aber ſie nehmen es nicht ſo genau.

W.

Recenſionen.

Dramaturgiſche Blätter. Erſtes Quartal. Frankfurth am Main; bey Eßlinger. 1788. 15 Bogen 8.

Ich habe vor einiger Zeit nur die Exiſtenz dieſer periodiſchen Schrift angezeigt; jetzt habe ich die dreyzehn Stücke und eine Beylage, welche das erſte Quartal ausmachen, vor mir liegen, und mit Vergnügen geleſen. Es ſind dieſe Blätter gewiß voll feiner Bemerkungen und voll ſcharfſinniger und unpartheyiſcher Urtheile über die Kunſt im Allgemeinen, über einzelne Stücke, und über wohl gerathene und misrathene Darſtellungen einzelner Rollen. Der Herausgeber iſt, wie ich höre, der Herr Profeſſor Schreiber und unter den Mitarbeitern hat man mir den Herrn Schneidler genannt. Die Gedichte, welche faſt alle gar keine Beziehung auf das Schauſpielerweſen haben, würde ich freylich nicht in **Dramaturgiſchen Blättern** ſuchen; aber ſie ſind zum Theil ſo gut gerathen, daß man ſie gern leſen würde, auch wenn ſie in einem Kochbuche ſtänden. Einige kleinere darunter, welche nur aus ein Paar verbindlichen Zeilen, in ein Stammbuch zu ſchreiben u. d. gl. beſtehen, mögte man indeſſen weggelaſſen wünſchen. Ueber die Ortographie des Herausgebers ſey mir's erlaubt, etwas zu ſagen! Ich mögte ſo ungern die y aus unſrer Sprache verdrängt ſehn. Meiner Meinung nach ſoll dieſer Buchſtabe breiter, voller, als ein ſpitzes i ausgeſprochen werden. **Herbey** giebt einen ganz andern Klang, als **herbei**; aber ein rheinländiſches Ohr empfindet das wohl weniger. Ein Ph muß ſtärker aſpirirt werden, als ein F. Dadurch kann die Sprache zuweilen maleriſch werden. Der nehmliche Fall iſt mit dem th, und mich dünkt, die Wörter **Pathos** und **pathetiſch** gäben ſchon durch ihren Klang ein Vorgefühl deſſen, was ſie ausdrücken ſollen. Ich mögte daher die Anzahl ſolcher Buchſtaben, die dazu dienen können, unſre Organen an feinere Nüancen zu gewöhnen, wovon alſo der Dichter ſo herrlichen Gebrauch machen kann, lieber vermehren als vermindern. Am wenigſten mögte ich diejenigen reducieren, die uns die etymologiſche Abſtammung der Wörter zeigen. Warum ſoll ich! **Filoſofie** ſchreiben? Iſt das Leben ſo kurz, daß man nicht Zeit hat, täglich ein Paar Buchſtaben mehr zu machen? Nun aber vollends Fillip mit zwey l und Intrike mit einem k, das kann nur in dortigen Gegenden das Ohr nicht beleidigen, wo man das g wie k ausſpricht. Warum wird der italieniſche Tonkünſtler Martini immer Martin genannt? derley ſtatt dergleichen iſt auch provinzial. Unrecht ſcheint mir der Herausgeber zu haben, wenn er über die Cabalen, welche gegen ſein ſehr nützliches Unternehmen gemacht worden, auch nur Ein Wort zu verlieren würdigt. Verſtändige Künſtler nehmen beſcheidene Zurechtweiſung mit Danke an, Stümper glauben immer Recht zu haben; Mit Gründen muß man Critik wiederlegen. Und wäre auch ein Urtheil ungerecht: Ey nun! um deſto weniger Eindruck zum Nachtheile des Getadelten wird es machen.

Oreſt und Hermione, oder: ſo liebt man edel. Ein Schauſpiel in fünf Handlungen, nach Herrn Duſch bearbeitet. Von Franz Gottfried Steidele. Prag und Wien bey Schönfeld. 1788. 10 Bogen 8.

Ich denke, es wird dem Leſer genug ſeyn, wenn ich, um ihm eine Idee von dieſem herrlichen Producte zu machen, nur die erſte Strophe der Arie abſchreibe, womit es anfängt:

„Dunkle Haine lebt recht wohl,
„Rufe nach zum letztenmale
„Herzenstrauer, doch nicht toll,
„Echo Du, im Wiederhalle,
„Schattet Bäume euern Freund,
„Da ers treu und redlich meint!“

— Nun! ſo weiß ich doch wahrlich kaum, ob ich nicht eben ſo gern auf öffentlichem Markte mir wollte den Staubbeſen geben laſſen, als ſolche Verſe gemacht zu haben. Und ſo wie dieſe Verſe, ſo unſinnig, ſo über allen Ausdruck ſchlecht iſt das ganze Stück — Ein ſolches Stück ſollte in der **Meyerſchen Buchdruckerey** in Lemgo gedruckt werden. Kupferſtiche müßten dazu geſtochen werden, ſo ſchön, als die vor der Geſchichte Peter Clauſens ſind; Dann müßte Herr Plümecke das Stück umarbeiten; der hochwürdige Groß-Inquiſitor, Pater Kraitmair die Cenſur beſorgen; Herr Kelner Muſic dazu componieren; In der Frankfurtſchen gelehrten Zeitung würde es gelobt; unter des Herrn Schikaneders Direction aufgeführt; Die Hauptrollen mit Herrn und Madam Huber, Herrn Spiri und Herrn Wawroſch beſetzt; Die Stadt-Muſicanten in Hildesheim machten das Orcheſter aus, und ein gewiſſer Herr quidam raiſonnirte nachher am Wirthstiſche darüber.

Liebe und Vaterland. Ein Nachſpiel in einem Aufzuge, von dem Herrn von Bilderbeck. Den 24$^{\text{ſten}}$ März 1788. auf der Dürkheimer Geſellſchaftsbühne aufgeführt. Dürkheim an der Haart, bey Pfähler; 1789 $4\frac{1}{2}$ Bogen 8.

In einer kurzen Vorrede an das Publicum ſucht der Herr Verleger den Nutzen ſolcher kleinen Nachſpiele darinn zu beſtimmen, daß ſie, wenn ſie fröhlichen Inhalts wären, die beunruhigenden Eindrücke, welche ein Trauerſpiel gewürkt hätte, auslöſchen, die von ernſthafter Gattung aber den ſchädlichen Folgen eines vorhergegangenen Luſtſpiels vorbeugen ſollten. In der That kömmt mir dieſer Zweck ſehr wiederſinnig vor. Iſt ein Schauſpiel von der Art, daß die Eindrücke, welche es macht, ſchädlich werden können; ſo muß es gar nicht geſpielt werden; iſt es aber ſo, wie es ſeyn ſoll; ſo muß es bleibende Empfindungen erregen. Schlecht iſt das Stück, das nur geſchrieben iſt, um einige Augenblicke die Seele des Zuſchauers zu beſchäftigen, und ſchädlich iſt das Schauſpiel, dem man durch ein andres zu Hülfe kommen muß, um es vergeſſen zu machen.

Das vorliegende kleine Stück hat von Seiten der Erfindung, Ueberraſchung, Feinheit und Neuheit in Bearbeitung der Charactere, keinen vorzüglichen Werth, iſt aber nicht ganz ſchlecht, und dabey ziemlich gut geſchrieben.

Etwas über geſchmackloſe Anſchlag-Zettel.

Sollte man es glauben, daß im Jahre 1789, in einer Stadt, wie Frankfurth am Mayn iſt, keine beſſere Geſellſchaft teutſcher Schauſpieler unterhalten wird, als eine ſolche, die ſich durch ſolche Anſchlag-Zettel ankündigt, als das folgende iſt?

Hohe Schauſpielfreunde!

Heute zum Erſtenmal haben wir die Ehre vor Euch aufzutreten. Mög es doch unter günſtigen Zeichen geſchehen! mög unſre Darſtellung Euren Beifall erhalten! verdienen! Wir wiſſen, daß uns obliegt, ein Publikum zu unterhalten, das mehr als irgend ein anderes im Stande iſt, unſere Kunſt zu beurtheilen: wir bitten daher um Nachſicht. Ihr ſeid aufgeklärt, Verehrungswerthe! Ihr ſeid gewiß auch gütig, und werdet nicht eine Vollkommenheit von uns fordern, die wenig Geſellſchaften, die auch wir nicht erreichen können. An nichts werden wir es jedoch unſerer Seits mangeln laſſen, um Euch, Edle Kunſtgönner! zu gefallen. Auswahl der Stücke, Ordnung, fleißige Aufführung, ſollen Euch davon überzeugen. Unterſtützt uns mit einem zahlreichen Beſuch und beehrt uns mit Eurem Wohlwollen. Auf dieſe hoffend, wird

Mit gnädigſter Erlaubniß — Heute Mittwochs den 14ten Januar 1789 — von der Koberweinſchen Schauſpieler-Geſellſchaft — aufgeführt werden: — **Heute wie vor fünf und zwanzig Jahren,** — Ein Original-Schauſpiel, in vier Aufzüg. von Hrn. Schneckenburger.

Einen faſt eben ſo elenden Zettel beſitze ich, welches von dem **Herrn Dobler** im vorigen Jahre in Hanau ausgegeben worden. Es iſt voll Sprachfehler, und voll lateiniſcher und franzöſiſcher Wörter.

Ueber die eingebildeten Philoſophen; Singſpiel in zwey Aufzügen; Muſic von Paiſello, und über die Aufführung deſſelben in Lübeck.

Schon der Name Paiſello bürgt für die Schönheit der Muſic. Nicht ſo originell wie König Theoder, aber weit reiner an Harmonie, und abgeänderten Formen von Arien, übertrifft dieſe Oper viele von Paiſello's Arbeiten. So iſt gleich das erſte Chor ſowohl neu an Gedanken, als ſchön, zuſammenhängend und bündig ausgearbeitet. Die Arie, die Julian ſingt: „ſalve „tu Domine &c.“ iſt naiv und originell. Die darauf folgende Arie, welche Clariſſen gehört, und die aus dem weichen G geht, iſt rein an gutem Geſang, und an Harmonie. Der Zank im erſten Finale des erſten Acts zwiſchen den beyden Schweſtern Caſſandra und Clariſſe, iſt ſo fein, ſo natürlich durch Töne ausgedrückt, daß man glauben ſollte, Paiſello hätte in dem Augenblicke, als er dies ſetzte, zwey Damen ſich zanken geſehn und gehört. Ueberhaupt herrſcht im ganzen Finale viel Wahrheit, Ordnung und Harmonie ohne Zwang. Der zweyte Act iſt minder reich an Schönheiten. Gleich in der erſten Arie mangeln Ausdruck und Wahrheit. Der Anfang derſelben iſt ſehr ſchön, und paſſend zu den Worten: „Führ, o Liebe! den Geliebten;“ ꝛc. Aber die jählinge Ausweichung in der Mitte bey den Worten: „Fliegt ihr Seufzer! ihm entgegen“ ꝛc. in das harte H, da die Arie aus dem harten A geht, obſchon der Uebergang durch das weiche D vorbereitet iſt, ſcheint hier zu hart, und von dem Haupttone zu weit entfernt. Ich glaube, das weiche Fiß würde hier mehr zum Ausdrucke beygetragen haben. Das folgende Duett zwiſchen Petronio und Clariſſen, und weiter zwiſchen Petronio und Julian ſind wieder ein Gepräge des genievollen Paiſello. Das letzte Finale iſt, das ſchöne Anfangs-Chor: „hier in Lunens Silberſchatten“ ꝛc. ausgenommen, etwas zu langweilig. Dem **Herrn Gatto**, als Petronio, und **Herrn Pleißnern**, als Julian, bezeugte das Publicum bey der Aufführung ſeine Freude und Zufriedenheit mit ihrem ſchönen Geſange, und über ihr lebhaftes Spiel. Letzterer gefiel beſonders wieder im zweyten Aufzuge, als er einen alten Philoſophen vorſtellte.

Ueber Robert und Kalliſte; überſetzt von Eſchenburg; Muſic von Guiglielmi.

Ich kenne nur dies einzige Werk von Guglielmi, und ich glaube, wir beſitzen wenig teutſche Ueberſetzungen von ſeinen übrigen Arbeiten. Doch verräth dieſe Oper allein ſchon einen Mann von Genie und Talent zur comiſchen Muſic. Der Geſang iſt durchaus ſehr ſchön, und leicht, und die übrigen begleitenden Inſtrumente machen die beſte Würkung. Viele wahrhaft originelle Züge geben dem Ganzen noch immer einen Anſtrich von Neuheit, und machen den Zuhörer einige zu gemeine Geſänge vergeſſen. So iſt im zweyten Acte, in Roberts Arie: „Schon „ergreifft mich Todesſchauer“ ꝛc. der Geſang ſo ausdrucksvoll, als die Begleitung todesſchauerlich. Schade, daß dieſe gefühlvolle Arie in einer comiſchen Oper ſteht! Die beyden Finali, ſo klein ſie ſind, ſo wahrhaft ſchön ſind ſie doch. Das zweyte Finale iſt vorzüglich ſchön gearbeitet. Die immer gleiche ſtille Bewegung der beyden Geigen zu Anfange des Finals, die langſame gleich abgemeſſene Fortſchreitung der Harmonie, das ſanfte Sauſen der Flöten und Hörner, malen ganz die Stille der Nacht, und würken bey dem Zuhörer **Erwartung** — ſuſpenſio. —

W.

(Der Beſchluß folgt nächſtens.)

Dramaturgiſche Blätter.

Zwanzigſtes Stück.

Hannover, den 28ſten Februar, 1789.

Beſchluß des im vorigen Stücke abgebrochenen Aufſatzes.

Voll Natur und Ausdruck iſt wieder das Duett im dritten Aufzuge. Es ſcheint, als wenn die Italiener in jeder Oper den ganzen Vorrath ihrer ſchönſten Gedanken aufbehielten, um ſie in einem Schluß-Duetto aufzuzeichnen und zu ordnen. So iſt dies Duett, zwiſchen Robert und Kalliſten, am Ende, einer der ſchönſten Geſänge in der ganzen Oper.

Allgemein hat dieſe Oper hier nicht gefallen. Vielleicht warf König Theoder von Paiſello, der zwey Tage vorher aufgeführt wurde, einen zu großen Schatten auf ſie. **Herr Pleißner**, der den alten Grafen Adelſtan machte, erhielt auſſerordentlich viel Beyfall. Ueberhaupt will man hier den **Herrn Pleißner** lieber in Alten, als in Liebhaber-Rollen ſehn.

W.

An Madam Großmann, bey ihrem erſten Ausgange nach dem Wochenbette. Den 13ten Februar.

Du — die Du Mutter jetzt von Sohn und Tochter biſt!
Bey eigner Kinderlieb' auch andre nicht vergiſſt —
Geſegnet ſey Dein Ausgang! — Ach! auf Deinen Wegen
Möcht' ich die Hände unter Deine Füſſe legen!
Du biſt ein teutſches Weib! Drum athme teutſche Luſt!
Leb' lange! leb' beglückt! — Einſt wirſt auf Deine Gruſt
als Grabſtein ſich Dein Mann mit ſeinen Kindern nieder,
und rufen: Solch ein Weib und Mutter kömmt nicht wieder!

O. v. B.

Dienſtags den 3ten Februar, wurde in Lübeck aufgeführt: **Der Barbier von Sevilien**; Singſpiel; Muſic von Paiſello.

Den 4ten: **Die Vormünder**; Luſtſpiel nach Goldoni, von Schletter.

Den 5ten: **Felix**; Singſpiel; Muſic von Monſigni.

Den 6ten: **Hamlet**; Trauerſpiel von Schakeſpear.

Den 9ten, auf Verlangen: **Der offene Briefwechſel**; Luſtſpiel von Jünger; und: **Die buchſtäbliche Auslegung**; Luſtſpiel von Brömel.

Den 10ten: **Nina**; Singſpiel; und: **Der ſchwarze Mann**; Luſtſpiel von Gotter.

Den 11ten, auf Verlangen: **Nicht mehr als ſechs Schüſſeln**; von Großmann.

Den 12ten, auf Verlangen: **Felix**; Singſpiel.

Den 13ten: **Das Kleid aus Lyon**; Luſtſpiel von Jünger.

Den 16ten: **Erziehung macht den Menſchen**; Luſtſpiel von Averhofen.

Den 17ten: **Die Schule der Eiferſucht**; Singſpiel; Muſic von Salieri.

Ueber die Muſic zu dem Singſpiele: der Doctor und Apotheker.

Dittersdorf, der ſich ſchon lange durch ſeine ernſthafte, prachtvolle Kirchen-Muſic und ſeinen, dem heiligen Tempel angemeſſenen Geſang, als ein Mann von Genie und großen muſicaliſch-wiſſenſchaftlichen Kenntniſſen rühmlichſt bekannt gemacht hat, wagte ſich mit dem glücklichſten Erfolge an die comiſche Oper. Er iſt ein Teutſcher, und wir können ihn, Troz dem Vorurtheile, jedem neuern italieniſchen comiſchen Oper-Componiſten an die Seite ſetzen. Seine Schreibart iſt leicht, fleiſſend, faßlich und angemeſſen dem Fache, worinn er ſchreibt. Sein Geſang, ohne ins Niedrige zu verfallen, populär und gefällig. Seine Harmonie-Auswahl beſtimmt, richtig und rein. Seine Inſtrumental-Begleitung originell, neu, ganz eigen, oft voll Laune und Scherz. Hätte Dittersdorf von Jugend auf nichts anders — wie es die italieniſchen comiſchen Opern-Componiſten zu thun pflegen -- als comiſche Opern componiert; ſo würde er gewiß jetzt alle Italiener übertreffen; ſelbſt die berühmſten in dieſem Fache. Sein Geiſt iſt zu viel genährt durch Kirchen-Muſic; Er iſt dieſes Styls durch langes Studium ganz Meiſter; es iſt alſo natürlich, daß wir oft in ſeinen comiſchen Opern Sätze antreffen, die jener gleichen, und die ſich nicht hierher ſchicken; daß wir oft Orgelpuncte hören, die den Geſang zu verwickelt, zu undeutlich machen, und weil er ſo viel im ernſthaften Kirchen-Style und ſo lange gearbeitet hat, daß auch dadurch ſein Geſang zuweilen etwas zu ernſthaft, vielleicht zu hart wird. Doch das ſind ſchwache Flecken gegen die vielen und großen Schönheiten, gegen das wahre Genie, das die Werke dieſes teutſchen Künſtlers beſeelt, der noch einzig und allein, unter allen bekannten teutſchen comiſchen Opern-Componiſten, den Italienern den Rang ſtreitig machen kann, und den wir wahrhaftig unſern teutſchen Paiſello nennen dürfen. Gleich die Ouvertüre zu dieſer Oper iſt voll Feuer, wie alle Sinfonien die er geſetzt hat. Das Anfangs-Quintett drückt Heiterkeit und freudige Ruhe aus. Das darauf folgende Terzett iſt ganz characteriſtiſch. Beſonders zeichnen ſich die Arien des Apothekers durch Originalität, Neuheit der Gedanken, muſicaliſchen Witz und Laune aus. Die Romanze zwiſchen Laura und Roſalien iſt ſehr natürlich und flieſſend. Der Anfang des erſten Finals hat einen ſchönen Geſang, nur kommen viel Zwiſchenſätze darinn vor, die zu ernſthaft ſind. Der vorkommende Satz: „Wie

„ſchlägt mein Herz gleich einem Hammer“ iſt ganz originell, und glücklich ausgedrückt. Er verdient den erſten Platz im ganzen Finale. Der Ausgang iſt wegen des faßlichen Geſangs wieder ſo ſchön, als der Anfang. Das Duett zwiſchem dem Docter und dem Apotheker iſt wohl das Schönſte, was Dittersdorf je im Comiſchen geſchrieben hat. Obgleich die an ſich für das Theater ſo unbrauchbare weiche Tonart E und der allgemein auffallende Contrapunct-Styl, worinn er es geſchrieben hat, dem Tonſetzer, wenn er es faßlich und dem Zuhörer deutlich ſagen will, große Schwierigkeiten in den Weg legen; ſo weiß er doch alles ſo glücklich, ſo leicht und ungezwungen zu wenden, daß dies Duett allein ſchon den Mann von Genie und wahrer Kunſt-Wiſſenſchaft zeigt. Das letzte Finale iſt wieder voll origineller Züge, und wie es mir ſcheint, auch mehr zuſammenhängend, als das erſte. Aber wie erbärmlich, wie abgeſchmackt, wie niedrig iſt nicht wieder dieſe in wiederſinnige Handlungen eingekleidete Poſſe! Der Verfaſſer läſſt ſeinen Hauptmann Sturmwald ſo energiſch fluchen, daß man glauben ſollte, er hätte bloß deswegen einen Grenadier auf der Wachtſtube bezahlt, um dieſe

Flüche von ihm zu lernen, und den äuſſerſt pöbelhaften Sturmwald damit auftreten zu laſſen. Des ſittenloſen und platten Geſchwätzes nicht zu gedenken, das dies elende Geſchmiere enthält; ſo iſt auch alles höchſt unwahrſcheinlich, was geſagt wird und vorgeht, und die gute Muſic muß wieder zum Deck-Mantel dienen.

Ueber das Gärtnermädchen von Frescati; Muſic von Paiſello.

Nicht ſo feurig, nicht ſo harmoniſch wahr iſt dieſe Muſic von Paiſello, als die vorhergehende von Dittersdorf. Nicht mit ſo großer Kunſt unterwebt, aber von dem ſanfterm, weicherm, wolluſtvollerm Geſange werden wir bezaubert, den die Grazien Paiſello bey ſeiner Geburt eingehaucht haben. Dieſe Oper iſt zwar ſchon eine von ſeinen ältern Arbeiten; aber doch immer neu und unverkennbar, daß ſie von Paiſello iſt. Die beyden Finale ſind, ſowohl ihres Zuſammenhangs als ihrer Form wegen, die ſchönſten, die Paiſello je geſchrieben hat. Wie reizend iſt nicht der Anfang des erſten, und wie ſchön ausgearbeitet in der Folge! Immer das

Nemliche, und nie ermüdend, immer neu! Das iſt die wahre Größe des Genies! Das Quintett im dritten Aufzuge iſt originell und vollkommen ausgearbeitet. Es iſt in ſeiner Art noch ſchöner, als das darauf folgende Duett. So glücklich und ſo originell Paiſello oft iſt, beſonders in kleinen Geſängen, wie z. B. in der Cavatine im zweyten Acte: „Arme unglückſelige Männer!“ zwiſchen Violante und Nardone; ſo ſcheint er doch weniger in Bravour-Arien zu glanzen. Die beyden, welche die Gräfinn ſingt, ſind zwar ſchön, aber in ihrer Art nicht ſo originell, als die übrigen Geſänge. Der Gegenſtand dieſer Oper, obgleich er noch dümmer, noch erbärmlicher, als der vorige iſt, hat doch das voraus, daß nicht darinn geflucht wird. In Sittenloſigkeit zeichnen ſich nur teutſche Poſſen, vorzüglich jene, die in der Gegend von Wien zuſammengeſchmiert werden, aus.

Herr Gatto, und die **Demoiſelle Kneiſel** erhielten bey der Vorſtellung ſehr viel Beyfall. **Herr Pleißner,** als Nardone, gefiel nicht ganz.

W.

Ne-

Recenſionen.

Kaiſer Heinrich der Vierte. Eine dialogiſirte (dialogierte) Geſchichte, vom Verfaſſer Friedrichs mit der gebißnen Wange, (Herrn Schlenkert) Dresden und Leipzig bey Breitkopf. Erſter Theil. 31 Bogen. 8.

Dies Werk iſt zwar nicht eigentlich ein dramatiſches Product, doch weil es dialogirt iſt: ſo ſtehen einige Anmerkungen über die Art der Bearbeitung hier nicht am unrechten Orte. Es iſt mit dergleichen Sujets aus einem ſo entfernten Zeitalter — die vorliegende iſt bekanntlich aus dem eilften Jahrhunderte — eine eigene Sache. Die Abſicht, warum man ſolche große Bruchſtücke aus der Geſchichte dialogirt, kann nur die ſeyn, daß man dadurch die Scenen lebhafter darſtellt und intereſſanter macht, indem man, ſtatt einer kalten Erzählung deſſen, was geſchehn iſt, die Menſchen ſelbſt reden und handeln läſſt. Hierzu aber gehört nicht nur eine ſehr geſchickte Hand, ſondern es treten auch einige ganz beſondre Schwierigkeiten ein. Es iſt nemlich ſchwer, treue Darſtellung der damaligen Sitten ſo zu modiſicieren, daß die Sprache der alten Zeiten uns nicht im achzehnten Jahrhunderte misbehage, den Characteren die gehörige Stärke und Wahrheit zu geben, und doch nicht zu vergeſſen, daß man ein Kunſtwerk für die gegenwärtigen Tage liefern will, und daß dieſe Menſchen uns intereſſieren ſollen; folglich nicht zu modern zu werden, und doch Rückſicht auf den heutigen Geſchmack zu nehmen; endlich auch alle einzelnen Scenen und Schilderungen alſo an einander zu fügen, daß Einheit des Plans, Concentrirung des Intereſſe erwachſe, und das Ganze nicht wie ein Guckkaſten voll buntſchäckiger Bilder ausſehe. — An manchen dieſer Klippen nun iſt Herr Schlenkert angeſtoßen. Die Sprache iſt hie und da viel zu modern. Damals brauchte eine Kaiſerinn gewiß nicht ſolche bildliche Ausdrücke, wie: „Ihr malt mit überſpannter Phan„taſie.“ Graf Otto, als er der Verſchwörung der Sachſen beytritt, ſtellt ſich hin und declamirt, erzählt, was er alles thun will, wie eines unſrer neuern Kraft-Genies; die alten Teutſchen waren nicht ſo geſchwätzig. Durch häufige Inverſionen in der Wortfügung und fal-

ſchen

ſches Pathos ſucht der Verfaſſer denn zuweilen, wie mehrere neuere Schriftſteller, Erhabenheit und Würde auszudrücken. Die Verbündeten ſchwören einen Eid, nicht wie er ſich für ehrliche Teutſche, mehr von Thaten als Worten, ſchickt; ſondern wie er etwa in unſern neuern geheimen Verbindungen mit großem Apparat zu Bewahrung kleiner Geheimniſſe abgelegt wird. Der Erzbiſchoff Hanno iſt durchgehends als ein pöbelhafter, grober Geſelle geſchildert, ſo wie manche andre Charactere theils verzeichnet ſind, theils füglich ganz hätten wegbleiben können. So iſt z. B. der Herr Pabſt eine äuſſerſt unbedeutende Perſon. Ich weiß nicht, ob es würklich Sitte in damaligen Zeiten geweſen iſt, daß die Herolde, welche mit einzelnen Perſonen zu reden hatten (in ſo fern es nicht in geſchloſſenen Feſtungen war) nicht abſtiegen, um ihren Auftrag auszurichten; ſondern ihr anbringen in die Fenſter hinein ſchrien. Otto von Nordheim Adalbert, Werner, Ornulf, der König Heinrich ſelbſt, und einige andre Charactere, ſind recht gut gerathen. Gegen die Sprache wäre wohl manches zu erinnern. Nicht nur fallen uns ſolche Fehler auf, wie z. B. „Laß **ihnen** hören!“

ſtatt: **ſie**, ſondern die Nachläſſigkeiten im Styl und die öftern Wiederholungen ſolcher Wörter, wie: **Traun!** in zwanzig Mündern, ſind unangenehm zu leſen. Des Biſchoffs Hezilo Rangſtreit, der zu einer fürchterlichen Metzeley in der Kirche Anlaß giebt, iſt eine von den unangenehmen Epiſoden, die zur Fortſchreitung der Haupthandlung nichts beytragen, folglich der Einheit ſchaden, uns empören und nicht intereſſieren. Daß ſich die Leute, ſelbſt die Ritter, immer Grobheiten ſagen, ſchlagen und prügeln — das iſt wohl freylich in dem Genius der damaligen Zeiten, aber doch wiederwärtig zu hören. Eben ſo wiedrig iſt die unedle Art, wie der König, als er mit Adelbert fliehn will, behandelt wird. Doch hat dieſe Geſchichte auch einzelne ſehr gute Stellen und das Ende des erſten Theils erregt Erwartung und Verlangen nach der Fortſetzung.

•

Der Fremde; Ein Schauſpiel in zween Aufzügen von J. G. Haller; Verfaſſer des Rings, oder: die unvermuthete Entdeckung. (Die Wortfügung am Ende dieſes Titels iſt ſonderbar: es ſollte entweder heiſſen: „des Rings oder der unvermutheten Entdeckung“ oder: „Verfaſſer des Schauſpiels: der Ring, oder: „die unvermuthete Entdeckung“) Prag bey Diesbach 1788. 35 Seiten 8.

Ein in allen Rückſichten äuſſerſt elendes Stück. Eine kleine, unbedeutende, in hundert Luſtſpielen abgenutzte Intrigue, elend auf 35 Seiten bearbeitet, und nicht einmal Einheit des Orts beobachtet. Keine Converſations-Sprache. Der Schreiner und ſeine Familie ſind freylich eigentlich in einem höheren Stande gebohren, aber muß man deswegen in lauter Sentenzen reden? Der junge Graf wird von dem Fremden, ohne weiters Verhör, als er auf dem Theater einem jungen Mädgen Gewalt anthun will, dergeſtalt auf den Kopf geſchlagen, daß er ſinnlos zur Erde fällt. Hartwig wird gleichfalls öffentlich gewaltig durchgeprügelt, nachdem er vorher **in comiſchem Sinne**, eine Stelle aus einem Pſalm Davids hergebethet hat. Der arme Schreiner, deſſen Umſtände höchſt elend geſchildert werden, wird wegen einer Schuld von achthundert Gulden, exequirt. Die Sprache iſt ſo rein und der Ausdruck ſo edel, als es ſich zu dem Uebrigen ſchickt. Unter den Anweiſungen für die Schauſpieler ſteht: „Peter geht umher, „und ſcheint etwas **auf der Leber** zu haben.“ **Gericht**, ſtatt **Gerücht** (fama); **der Becken** ſtatt **Becker**; **Julgen**, ſtatt **Julchen**; **derley**, ſtatt **dergleichen**; **lernte** mich, ſtatt **lehrte** u. ſ. f.

Auszüge.

Im letzten Stücke des deutſchen Muſeums von vorigem Jahre, mit welchem zugleich dieſe periodiſche Schrift ein Ende genommen hat, ſteht ein **Singſpiel** von dem Herrn Boutterweck. Es führt den Titel **Romala**, und der Stoff dazu iſt aus Oſſian entlehnt. Es iſt zu bedauern, daß Herr Boutterweck mit ſo ſeltenen Dichter-Talenten, immer ſolche Gegenſtände dramatiſch bearbeitet, die entweder dem Stoffe nach, oder wegen einer zu einfachen Bearbeitung auf unſern heutigen Bühnen ſchwerlich Würkung machen können. Ich fürchte, es wird dies mit ſeinem Menöceus, bey allen Schönheiten dieſes Gedichts, der Fall ſeyn, und von dem Singeſpiele wovon hier die Rede iſt, ſagt der Verfaſſer ſelbſt, daß er es nicht für's Theater beſtimmt habe. Die Schönheit ſolcher Bilder, die das Gepräge von der Einfalt der Sitten einer Zeit tragen, die, wenn ſie je würklich geweſen iſt, wenigſtens von uns ſo weit abſieht, geht, beſonders bey der jetzigen Stimmung des Publicums, durchaus verlohren. Herr Bouterweck meint indeſſen, wenn ein Tonkünſtler, welcher Sinn dafür hätte, dies Gedicht in Muſic ſetzte; ſo könnte der Zuhörer Vergnügen daran finden, und das glaube ich wohl. Nur iſt zu fürchten, daß man auch wenig Zuhörer finden wird, die Sinn dafür haben. Daß die Cataſtrophe Komala's ſonderbarer Tod iſt, indem ſie plötzlich **aus Freude ſtirbt**, das würde auch wohl bey der Aufführung Denen anſtößig ſeyn, welche verlangen, daß in einem Schauſpiele alles gehörig motivirt ſeyn, das Ganze Ein Haupt-Intereſſe haben, und die Einwicklung verſteckt, aber doch kunſtlos und nicht aus den Wolken gegriffen, in der Anlage des Plans liegen ſoll.

In eben dieſem Stücke des deutſchen Muſäums findet man: **Pygmalion, ein ly-**

riſches Monodrama, nach Rouſſeau, von Gottlieb Leon. Voran ſteht eine niedliche kleine gereimte Zueignungsſchrift an den Herrn von Retzer. Dann folgt das Monodrama ſelbſt welches nicht ohne poetiſche Schönheiten iſt. — Aber wir haben ja ſchon einen teutſchen Pygmalion mit Muſic von Benda, und ſo ſchiene denn wohl dieſe Arbeit entbehrlich geweſen zu ſeyn.

Dramaturgiſche Blätter.

Ein und zwanzigſtes Stück.

Hannover, den 7ten Merz, 1789.

Noch etwas über Dittersdorf.

Dittersdorf bleibt deswegen doch der Mann von Genie und Verdienſt, troz der Schwachheit die er begieng, **das Quacken der Fröſche** auf der Violine im Augarten zu Wien auszudrücken.*) Hat er es gethan; ſo iſt es freylich ſchwach, aber wer weiß, unter welchen Umſtänden, bey welcher Gelegenheit, oder warum er es gethan hat? Ich halte dafür, daß man die Schwachheit eines verdienſtvollen, rühmlichſt bekannten Mannes eher bergen und zudecken, als ihn in ſeinen alten Tagen ſo öffentlich an den Pranger ſtellen, und dem Hohne und Spotte des Pöbels preisgeben ſollte. Wo will denn das immer zunehmende Recenſieren, Critiſieren, Durchhecheln, Aufſchnappen jeder menſchlichen Schwachheit und deren Bekanntmachung am

---

*) Siehe den muſicaliſchen Almanach fur Teutſchland, 1789.

Ende hinaus? Wahrlich es kann nicht die Aufnahme der Kunſt befördern, aber es befördert den Verfall derſelben. So lange wir uns nicht mit Liebe und Güte traulich bey der Hand nehmen, mit Bruderherzen, ohne Haß, ohne Falſch, unſre Schwachheiten gegen einander rügen und die Irrenden liebevoll auf den rechten Weg zurückrufen, ſo lange wir dies nicht thun; ſo lange hat die Kunſt auch bey allen ihren neuen Entdeckungen und Erſcheinungen noch nicht ihren erſten und höchſten Endzweck erreicht, nemlich: **unſer Herz zu veredeln.** Was helfen uns alle unſre Wiſſenſchaften und Künſte, was hilft uns Gelehrſamkeit, Schul- und Weltweisheit und die übrigen Dinge, wenn ſich dadurch der **Menſch** nicht als **Menſch** erhöht fühlt, wenn ſich unſre Seelen nicht edler, gerechter und ſanfter ſtimmen, wenn ſie uns nicht gelinder und leutſeeliger gegen unſre Mitgeſchöpfe machen? Es iſt alſo höchſt lächerlich, daß Menſchen die ſich Gelehrte und Künſtler nennen, ſich ſo herabwürdigen, und ſich durch nichts als durch den Namen vom geringen und vornehmen Pöbel unterſcheiden. Dittersdorf hat wahrlich die ſcharfe und beiſſende Recenſion wegen ſeiner oben erwähnten Schwachheit nicht verdient. Doch hundert teutſche Männer können ihn recenſiren, ihm bleibt doch der Stolz und die Ehre, daß er von allen ſeinen Landsleuten der Einzige in ſeinem Fache iſt. Redende Beweiſe davon ſind ſeine drey bekannten comiſchen Opern: **Der Doctor und der Apotheker; Betrug durch Aberglauben; Die Liebe im Narrenhauſe.**

Ueber die Muſic von Paiſello zu dem Barbier von Sevilien.

Leicht, angenehm, faßlich ſind alle Stücke dieſer Muſic. Nicht ſo originell und neu an Gedanken wie viele von Paiſellos Opern iſt dieſe, aber doch enthält ſie wieder Schönheiten und Launen die gewiß nur Paiſello eigen ſind. So iſt die Arie des zweyten Acts von Bartolo aus dem G. originell und reich an comiſchen Einfällen, eben ſo das vorhergehende Terzett aus A zwiſchen ihm und ſeinen Dienern. Die Arie des Grafen Almaviva im erſten Acte: io ſono Lindore, &c. iſt der ſchönſte und ſüßeſte Geſang, den ich kenne. Die Clarinetten, die ganz einfach daſtehen und die man in der Partitur kaum bemerkt, machen die herrlichſte Würkung. So muß man Blas-Inſtrumente benutzen, entweder zur Verſtärkung und Unterſtützung der Harmonie, oder zur Begleitung des Geſangs; nicht aber um unſer Gehör zu betäuben, wie es unſre geſchmackloſen Mode-Componiſten jetzt thun. Das Finale des dritten Aufzugs iſt wegen ſeines Zuſammenhangs, wegen der ſchönen Ordnung, ſelbſt wegen der da vorgehenden Handlung eines der ſchönſten und merkwürdigſten Stücke der ganzen Oper. Weniger gleicht dieſem das lezte Finale, den Ausgang ausgenommen. **Herr Gatto** gefiel heute nicht ganz, er ſpielte den Doctor zu jung; eben ſo **Herr Pleißner**, der den Figaro zu ſteif, nicht verſchlagen genug vorſtellte. **Herr Ehrhardt** machte den Graf Almaviva mit viel Anſtande.

W.

Mittewochen den 18ten Febeuar, wurde in Lübeck aufgeführt: **Der deutſche Hausvater**; Ein vaterländiſches Schauſpiel von Otto, Freyherrn von Gemmingen.

Den 19ten: **Im Trüben iſt gut fiſchen**; Singſpiel; Muſic von Sarti.

Den 20ſten: **Glück beſſert Thorheit;** Luſtſpiel nach dem Engliſchen der Miß Lee.

Den 23ſten: **Verbrechen aus Ehrſucht;** Ein ernſthaftes Familiengemälde von Iſſland.

Recenſionen.

Adraſt und Iſidore, oder die Serenate. (Serenade) Eine comiſche Oper in zween Acten, welche in Wien den Preiß (Preis) erhalten. Nach Moliere. Von C. F. Bretzner. Componirt vom Herr (Herrn) Preu in Leipzig. Leipzig 1788. bey Schneidern. 4 Bogen. 8.

Ein ganz unterhaltendes Stück Mode-Waare. Das Süjet war geſchickt zu einer comiſchen Oper, und dieſe iſt gut gerathen. Die Arien ſind artig. Indeſſen wäre zu wünſchen, daß die Sprache reiner wäre, und daß Herr B. welches mit leichter Mühe hätte geſchehen können, ſtatt der ausländiſchen Perſonen und der griechiſchen Sclavinn, auf teutſche Sitten Rückſicht genommen hätte.

Der Aepfeldieb, oder der Schatzgräber. Eine Operette in einem Akte von C. F.

Bretzner, componirt vom Herrn Kaffka. Leipzig 1788. bey Schneidern. 2½ Bogen. 8.

Die Fabel, die bey dieſem Singſpiele zum Grunde liegt, iſt vermuthlich von des Herrn B. eigener Erfindung; auch iſt das Stück eine ſo geſchmackloſe Poſſe, als nur irgend eine italieniſche Farce von der Art ſeyn kann, ja! in der That noch ſchlechter, da einige dieſer ſinnloſen Scenen, z. B. die erſte, ungebührlich lang ſind. Was bewegt wohl den Verfaſſer, in allen Diminutiven, gegen Sprachgebrauch und Klang, ſtatt des ch ein g zu gebrauchen, alſo **Hanngen** ſtatt **Hannchen** zu ſchreiben?

Menöceus, oder die Rettung von Thebe. Ein Trauerſpiel mit Geſang, von Friedrich Boutterwek. Hannover in der Schmidtſchen Buchhandlung, 1788. 7½ Bogen 8. *)

---

*) Sollte man finden, daß dieſe Recenſion beynahe gleichlautend mit einer andern iſt, die in einem bekannten Journale ſteht: ſo würde ich zur Erklärung hinzufügen, daß beyde von dem nemlichen Verfaſſer, von dem Herausgeber dieſer Blätter herrühren

Wenn man lieſt, welche bewundernswürdige Wirkung die griechiſchen Schauſpiele auf Stimmung des ganzen Volks und auf den National-Geiſt gemacht haben; ſo kann die Frage entſtehn, woher es wohl komme, daß von unſerm Theater auch nicht ein Schatten jener Kraft ausgeht? Haben ſich die Zeiten verändert? Hat das Publicum keinen Sinn mehr für ſo etwas, oder fehlt es uns an Dichtern, die vertraut mit dem Zauber der Kunſt wären? Es mag wohl von jeder Seite mangeln; Mir kömmt es nicht zu, zu entſcheiden, auf welcher das gröſſte Hinderniß liegt, noch wieviel die Verſchiedenheit der Regierungs-Verfaſſungen hierauf einwürken kann. Halten wir uns an die Reſultate, ohne ihren Quellen nachzuſpüren! Wir ſehen, daß der Geſchmack des teutſchen Publicums ſich von der Einfalt, die den griechiſchen Schauſpielen den Stempel auſdrückt, immer weiter entfernt. Deswegen machen die Stücke, die in der Manier der Alten gearbeitet ſind, wie z. B. Göthens Iphigenia, keine Würkung auf unſern Bühnen. Die Wuth, immer etwas Neues ſehn zu wollen, erzeugt die Menge mittelmäßiger Producte, in welchen Begebenheiten auf Begebenheiten gehäuſt werden, ein Heer von Menſchen unter einander läuſt, jeden Augenblick neue, unerwartete Auftritte die Neugier reizen und die Liebe zur Abwechſelung ſchmeicheln, indeß hie und da eine Scene eingeflickt wird, wobey ein empfindſames Herzchen gerührt iſt. Ein ſolches Werk iſt bald vollendet, der Plan und einzelne Bruchſtücke in guten Stunden angelegt, und wo es nicht recht paſſen will, muß ein deus ex machina den Knoten zerſchneiden; Jede Meſſe liefert uns Dutzende ſolcher Stücke. Aber einer einfachen Intrigue, in welche wenig Perſonen verwickelt ſind, durch die Art der Bearbeitung Intereſſe zu geben; das erfordert reifes Studium, hohen Genius, Ueberſicht des ganzen Werks auf einmal, in ſeiner ganzen Vollendung, ſtrenge Feile — denn hier wird man jede kleine Unſchicklichkeit gewahr; hier iſt das Mittelmäßige unerträglich.

Herr B. hat die griechiſchen Muſter ſtudiert, mit Vernunft und Geſchmack ſtudiert, und vereinigt mit dieſer Kenntniß wahres Dichtergenie. Seine Verſe ſind größtentheils rein, flieſſend und wohlklingend; Seinem Ausdrucke fehlt es ſelten an Würde und Eleganz, obgleich dies nicht durchaus immer, der Fall iſt. Der Plan iſt gut angelegt, geordnet und ausgeführt; das Süjet aus den Phöniciern des Euripides entlehnt. Am Ende des Stücks vermißt man ein wenig die übrigens in demſelben herrſchende Ordnung und Motivirung. Dies Trauerſpiel iſt der Frau von Berlepſch in einer niedlichen Zueignungsſchrift gewidmet. Aber nun die Hauptfrage! wird dies Stück Würkung thun? Iſt es ein ſo vollkommnes Werk, als man es in dieſer Gattung billig fordern kann, und wird unſer heutiges Publicum an dem Schickſale eines griechiſchen Heldem Antheil nehmen, den ein Orakelſpruch verurtheilt, durch Selbſtmord den Zorn der Götter zu verſöhnen, und der Retter ſeines Vaterlandes zu werden? Wird dieſes Stück den nemlichen Eindruck bey der Vorſtellung, als im Leſen machen? Ich glaube, nach den oben angeführten Gründen, verneinend darauf antworten zu müſſen. Indeſſen kann die Muſic mit ihrer Zauberkraft viel würken. Herr Weber arbeitet an der Compoſition der, in dieſem Trauerſpiele vorkommenden Geſänge. Herr W. ſcheint aber kein Muſiker zu ſeyn. Einige ſeiner Arien werden durch ihr Sylbenmaaß und durch gehäufte Bilder abſtechender Art dem Componiſten etwas zu thun geben, z. B. S. 90.

Antigone.

Jüngling, trink den Todesbecher mutig!
Blicke nicht ſo ſtarr zur Erde nieder!
Düſter iſt des Todes Tritt und blutig;
Doch wir ſehn uns wieder.

Andre ſind ſchön, z. B. Seite 20.

Liebe ſtrömt wie Frühlingsſonne,
In das freudenofne Herz; ꝛc.

und das darauf folgende Duo. Sie ſtehen aber nicht immer am ſchicklichſten Platze., Hingegen iſt **Seite 28.** der Gedanke ſehr gut, das Chor unerwartet zu Menöceus Lobe einfallen zu laſſen, und ſo ſind manche Stellen in dieſem Trauerſpiele von der Art, daß ſie den lauteſten Beyfall verdienen.

Auszüge.

Im Journale des Luxus und der Moden vom Februar 1789 iſt diesmal ein Artikel **über Theater; Ueberſicht des heutigen Zuſtandes des teutſchen Schaubühnen**

nen-Weſens, eingerückt, womit monathlich fortgefahren werden ſoll. Das Theater-Weſen gehört in das Gebieth des Luxus. Der Geſchmack an Schauſpielen wird täglich allgemeiner. Sie ſtiften nicht ſo viel Nutzen und nicht ſo viel Schaden, als Freunde und Feinde vorgeben. Der gute Ton, der jetzt in dieſem Fache in Teutſchland herrſcht, iſt nicht älter, als neun und vierzig Jahre, und ſchreibt ſich von der **Schönemannſchen** Geſellſchaft her. Nach ihr hat man der **Hamburgiſchen Entrepriſe** viel zu danken; dann **Eckhof** und ſeine Schüler, vorzüglich **Iffland**. **Madam Starke** iſt den Schauſpielerinnen geweſen, was **Eckhof** den Schauſpielern. Verdienſte der **Kochſchen** und **Seylerſchen** Geſellſchaft; letztere vorzüglich, was den Converſationston betrifft. Dieſer wird jetzt faſt allgemein anerkannt, auf ſtehenden Theatern, ſo wie von den beſten unter den wandernden Geſellſchaften. Wir haben mehr gute Schauſpieler, als Schauſpielerinnen. **Eckhof** hat in gutherzigen und zärtlichen Alten Epoche gemacht; **Ackermann und Stengel** in comiſchen Alten; **Koch** in molieriſchen Alten, in teutſchen Bauern; **Mlle. Schönemann** in ſanften weiblichen Rollen; **Bubbers und Brückner** in Stutzern und Marquis; **Bruck** in comiſchen Bedienten; **Schönemann** in franzöſiſchen; **Madam Brückner** in comiſchen Müttern; **Kirchhof** in Character-Rollen; **Madam Koch** (die Principalinn) in Soubretten **Madam Huber und Seiler** in weiblichen, großen, hohen tragiſchen Rollen; **Brückler und Döbbelin,** in männlichen Tyrannen-Rollen; **Stephani der ältere** in tragiſchen Liebhabern; **Mlle. Steinbrecherinn** in naiven Rollen. **Hauck** in Liebhabern in franzöſiſchen Operetten ꝛc.

Die theatraliſchen Reiſen ſtiften Nutzen; Von einer andern Seite aber befördern ſie die Bettel-Wallfarten. Hiergegen hat **Bergopzoomer** gute Maßregeln genommen. Sittlichkeit der Schauſpieler und gute Theater-Policey haben zugenommen. Man ehrt die guten Schauſpieler. Es werden immer mehr ſtehende teutſche Theater errichtet; ſelbſt im Auslande. Die **Schuchſche** Geſellſchaft war die erſte welche Ballette gab. Seit einiger Zeit fängt man weislich an, ſich auf gute Schau- und Singſpiele einzuſchränken. Die Gagen ſteigen, wie aller Aufwand ſteigt. Etat der Beſoldungen in München und der Bondiniſchen Geſellſchaft: Erſtere betragen 22,420 Gulden, letztere 11,412 Thaler. In Berlin ſollen die höchſten Gagen ſeyn. Man hat hie und da Penſions-Anſtalten, für verarmte Schauſpieler anzulegen geſucht, doch ohne Erfolg. Der Aufwand in Garderobe hat ebenmäßig zugenommen, nur richtet man ſich noch nicht genug nach den Jahrszeiten. Das Coſtum wird beſſer beobachtet, als ehemals. Ariadne und Götz von Berlichingen haben in Gotha und Hamburg darinn Epoche gemacht. Man hat mehr gute Schauſpielhäuſer. In den Decorationen herrſcht mehr Geſchmack — **Quaglio**. Es iſt das Decorations-Weſen ein weitläuftigers Feld geworden. Mit **Leſſing** hob ſich 1747 unſre Comödie empor. **Weiſſe** und **Hiller** gaben der comiſchen Oper das Daſeyn. Vorliebe für das lyriſche Theater. Ueberſetzungen von **Eſchenburg**, **Bock**, **D'Arien**.

Wielanden verdanken wir die höhere Oper; **Göthen** und **Gottern** Ernſt und Rührung in der Operette. Melodrama, **Brandes**, **Got-**

ter, dargeſtellt von **Madam Brandes, Seyler, Sacco.** Dieſer Geſchmack ſcheint zu fallen. **Göthens** Verdienſt um Bearbeitung ſolcher Süjets, die aus der Nationalgeſchichte des mittlern Zeitalters entlehnt ſind. **Götz von Berlichingen; Agnes Bernauerinn** folgte nach. **Schröders** Ueberarbeitung der Schakespearſchen Stücke. **Gotters** ächte Verteutſchungen; **Meißner, Mylius, Jünger. Schiller** eröfnet eine neue Laufbahn; **Klinger und Lenz** arbeiten in dieſer Manier. **Iffland** ſchenkt uns Familien-Gemälde.

Der guten Originale werden immer weniger; der Verpflanzungen fremder Stücke immer mehr. Heroiſche und gereimte Trauerſpiele ſind faſt ganz verſchwunden; die Zahl der Singſpiele nimt ein wenig ab; Deſto mehr Luſt- und Schauſpiele; Wenig gute Nachſpiele. **Jünger und Wetzel** werden unſre Destouchs genannt.

Die Zahl der critiſchen Schriften ſcheint ſich zu verringern. Sie urtheilen mehrentheils einſeitig. Verdienſt der **Litteraturbriefe; Leſſings Dramaturgie, Sonnenfels** Briefe

Theater-Calender, Theaterzeitung, Annalen, Schmidtiſche Chronologie, Plümickens Geſchichte des Theaters, dieſe dramaturgiſchen Blätter. Unter den theoretiſchen Schriften die Ueberſetzungen von **Marmontel, Mercier** und **Riccobonie**, die aber leider! ſelten geleſen und befolgt werden.

Ueber den **Geſchmack des Publicums** läſſt ſich kein allgemeines Urtheil fällen. Unſer Publicum iſt zu getheilt. Einnahme-Verzeichniſſe können hier allein entſcheiden, und da findet es ſich, daß Stücke, worinn viel Theaterprunk herrſcht, am mehrſten Glück machen; Nächſtdem die Singſpiele, beſonders die niedrig comiſchen. Man will immer etwas Neues ſehn. Der Principal iſt oft gezwungen, ſich nach dieſem falſchen Geſchmacke zu richten. Das **Leipziger** und **Hamburger** Parterre ſcheint das Mehrſte zu Verfeinerung des Tons und des Spiels gewürkt zu haben. Eine Stelle aus einem Briefe Eckofs an Nicolai über das Applaudiren.

Liebhaber-Theater, die ſich vervielfältigen, verbreiten Geſchmack und Kenntniſſe — Kinder-Theater — Schauſpiele, für Kinder geſchrieben. Das älteſte teutſche Theater und überhaupt jedes, war urſprünglich nichts weiter als eine Liebhaber-Bühne.

Dramaturgiſche Blätter.

Zwey und zwanzigſtes Stück.

Hannover, den 14ten Merz, 1789.

Ueber die Muſic der franzöſiſchen Oper Felix, von Monſigni.

So wie ſich der Haupt-Character jeder Nation nicht nur durch äuſſere Haupt-Handlungen, ſondern auch durch kleine Verſchiedenheiten in Sitten, Gewohnheiten, Gebräuchen u. d. gl. auszeichnet, ſo läſſt ſich nicht ſelten von den Genie-Producten eines Volks auf den Character deſſelben ſchlieſſen. Weil nun der Geſang unmittelbar aus der Seele hervorquillt; weil die Seele eine gewiſſe Beſtimmtheit muß erhalten haben, bevor ſie deutlich fühlen und ihre Gefühle ausdrücken kann; weil ſie uns eben dadurch ihre vorzüglichſten Leidenſchaften, ihr Temperament verräth, und uns ihre Lieblings Neigungen entdeckt; ſo gibt gewiß unter allen ſchönen Künſten die Muſic den lebhafteſten Ausdruck des Characters, indem die Seele in keiner Kunſt ſich ſelbſt ſo treu, ſo unverfälſcht abbilden kann, als im Geſange. Der Teutſche iſt daher, wie in allen ſeinen Handlungen, alſo auch in der Kunſt, kühn, entſchloſſen, voll Kraft, voll Feuers, treu und lebendig im Ausdrucke, bey Schilderung jeder Leidenſchaft, öfters nicht ſo ſanft, nicht ſo ſchmelzend, wie der an Geſang ſo reiche Italiener, der, (wie überhaupt ſeine Nerven reizbarer ſind,) uns mehr empfinden läſſt; entzückt — durch ſüße Töne dahinreiſſt, als uns in Bewunderung ſetzt. Der Franzoſe iſt zärtlich, aber nicht ſo ſüß, wie der Italiener. Zu weich, nicht entſchloſſen genug, etwas Neues zu wagen, bleibt ſein National-Geſang immer einerley, in der uns bald ermüdenden weichen Tonart. Oft wird er zu tändelnd, ohne Ausdruck, oft zu ſchwülſtig.

Zu der Zeit, als wir ſchon in Teutſchland einen **Reinhard Kaiſer** hatten, der im vorigen Jahrhunderte bis ohngefehr zum Anfange dieſes eine große Menge ernſthafter Opern in Hamburg componierte; als bald nach ihm **Sebaſtian Bach**, einer der größten Tonkünſtler jedes Jahrhunderts, jenes große Licht in der Muſic anzündete, und ſchon **Händel** anfieng, Italien und England in Bewunderung zu ſetzen, ſchlummerte in Frankreich die Muſic noch in ihrer erſten Kindheit. Sie hatten vor **Lulli**, welcher ein Italiener von Geburt war, keinen einzigen Franzoſen, den ſie um dieſe Zeit dieſen großen teutſchen Männern an die Seite ſetzen konnten. Es iſt wahr, daß zur Zeit, wo die Corelliſchen Sonaten herauskamen, in der großen Stadt Paris, in ganz Frankreich ſogar, kein Virtuoſe war, der ſie ſpielen konnte. Ja! das iſt ſo wahr, daß man damals drey auserleſene Genie nach Rom geſchickt hat, nur um dieſe neuen harmoniſchen Geburten kennen zu lernen, und daß dieſe Adepten, als ſie nach Paris zurückkamen, die Einzigen waren, die dieſe Muſic ſpielen konnten. (Siehe Voglers Monathsſchrift, dritter Jahrgang.)

Nach Lulli erſchien **Rameau**, der wegen ſeiner theoretiſchen und practiſchen Werke in der Muſic, beſonders für die Franzoſen, ein merkwürdiger Mann bleibt. Doch auch ſeine eigenen Landesleute wurden bald ſeiner überdrüſſig, und der teutſche **Gluck** kam, und raubte ihm den Lorbeer. Er lehrte Gallien, den erhabenen, hohen, einfachen Geſang, verbannte die froſtigen, ſteifen Zwiſchenſpiele und Ritornells aus der Oper, und alle Seiltänzerey der Singſtimme, malte dafür mit unnachahmlicher Wahrheit im Ausdrucke jede Leidenſchaft, und modelte ſo den Geſchmack einer ganzen Nation um. Nach ihm kamen **Piccini** und **Sacchini**. **Gretry** war der ein Teutſcher.

Obſchon ſich nun nach Gluck, Piccini und Sacchini alle ihre folgenden Tonſetzer wie **Philidor**, **Monſigni** und andre bekannte gebildet haben; ſo liegt doch immer etwas Schweres und Ungewöhnliches in ihrem Geſange, und ihr Hang zu der weichen Tonart, macht oft ihre Melodien unerträglich.

Gegenwärtige Oper Felix, hat zwar ganz das Gepräge einer franzöſiſchen Muſic, doch unterſcheidet ſie ſich durch einzelne Schönheiten, vorzüglich von vielen franzöſiſchen Compoſitionen. So iſt gleich die erſte Arie des Magiſters aus dem harten B von einem ſchönen, wohlgeordneten und flieſſenden Geſange. Das End-Quartett des erſten Acts enthält viel Schönheiten im Ausdrucke, und iſt mit viel Feuer geſchrieben. Das letzte Duett im zweyten Aufzuge zwiſchen Thereſe und Felix iſt paſſend und empfindungsvoll. Das Trio im dritten Aufzuge zwiſchen dem Vater, Thereſen und Felix, ſo wohl wegen der liebevollen, ſchönen Handlung, als auch wegen ſeines ausdrucksvollen Geſanges, eines derjenigen Stücke, die auf ein weiches Herz den ſanfteſten Eindruck machen.

W.

(Die Fortſetzung künftig.)

Dienſtags, den 24ſten Februar wurde in Lübeck aufgeführt: **Die verwandelten Weiber, oder der Teufel iſt los**; Singſpiel; Muſic von Hiller. Den Tag zuvor, als Verbrechen aus Ehrſucht aufgeführt wurde, war das Haus halb leer, und heute zum Brechen voll. Es herrſchte überall ein lautes Jubelgeſchrey — O Geſchmack!

Den 25ſten: **Der Tadler nach der Mode**; Luſtſpiel von Stephanie dem Jüngern.

Den 26ſten: **Die Badekur**; Luſtſpiel von Jünger. Den Beſchluß machte: **Der Alchymiſt**; Singſpiel; Muſic von Schuſter.

Den 27ſten: **Stille Waſſer ſind betrüglich**; Luſtſpiel von Schröder.

Montag den 2ten März: **Die eiferſüchtige Ehefrau**; Luſtſpiel von Collmann; aus dem Engliſchen überſetzt, von Bode.

Den 3ten: **Lilla, oder Schönheit und Tugend**; Ein Singſpiel nach dem Italieniſchen der coſa rara; Muſic von Martini, Capellmeiſter bey dem Prinzen von Aſturien.

Berichtigung einer Rezenſion, in dem zwölften Stücke dieſer Blätter; Seite 190. Auszug aus Schlözers Stats-Anzeigen. Heft 47. XII. Band; Seite 302.

„Unter den Lehrern der theologiſchen Facultät
„in Lemberg hielt man eine Zeitlang einen
„vormaligen Capuciner für das beſte Subject.
„Dieſer war einige Jahre hier, läſterte ungeſcheuet
„auf die Religion, und lebte in dem zügelloſen
„Lemberg ohne alle Sitten; Er gerieth
„darüber in Schulden, und muſſte flüchten.
„Ein Paar Tage vor ſeiner Flucht führte er ein
„Trauerſpiel aus dem Engliſchen: **Sidney**,
„oder der Fanatismus, auf dem öffentlichen Lemberger
„Theater auf. Das Stück dauerte 5
„bis 6 Stunden. Der Capuziner dirigirte
„ſelbſt hinter den Couliſſen, und flößte den Theater-Nymphen
„Muth mit Tokayer ein. In
„das Stück ſelbſt miſchte er die garſtigſten Zoten
„und Läſterungen gegen die herrſchende Religion,

„ſo, daß die meiſten Zuhörer davon liefen. (Man „ſehe die öffentlichen Wiener Zeitungen.) Nun „lief er weg, und wird ſich in proteſtantiſchen „Ländern wohl für ein Opfer der Aufklärung „ausgeben."

Nachricht von hieſigen Oratorien und Liebhaber-Bühnen.

Der Königlich-Churfürſtliche Cammer-Muſicus, Herr Preuß, hat auf Subſcription, während der Faſtenzeit, jeden Freytag ein Concert zu geben unternommen, in welchem, neben andern Inſtrumental-Parthien, hauptſächlich noch einzelne Stücke von den beſten Componiſten geiſtlicher Muſic aufgeführt werden. **Den 27ſten Februar** nahmen dieſe Concerte den Anfang. Dies erſte wurde mit einer glänzenden Sinfonie **von Dittersdorf**, mit Trompeten und Pauken eröfnet. Dann ſpielte **Herr Preuß** auf dem Flügel ein von ihm ſelbſt componiertes ſchönes Concert. Hierauf folgte ein Chor aus Dittersdorfs **Eſther.** Im zweyten Acte gab man uns zwey Chöre von **Bach** (geweſenen Capellmeiſter in London.) **Herr Malſch,** Oboiſt bey der Leibgarde, blies vorzüglich gut ein Fagott-Concert, und den Beſchluß machte eine Arie nebſt einem Chor, auch aus **Eſther** von Dittersdorf.

Im zweyten Concerte, **den 6ten Merz,** wurde mit einer Sinfonie von **Wiele** der Anfang gemacht; Dann blies der Oboiſt bey der Leibgarde, **Herr Lobenhoffer,** ſehr brav ein Waldhorn-Concert von Holler. Mit einer Arie und einem Chor aus **Eſther** endigte ſich der Act. Der zweyte begann mit dem Meiſterſtücke, dem **Hallelujah! von Händel.** Ein ſchönes Quintetto von **Hofmeiſter,** für Flöte, Violine, Horn, Clarinette und Fagott, gieng vor dem Händelſchen Chor: „Würdig iſt das erwürgte Lamm" u. ſ. f. nebſt dem unnachahmlich ſchön fugierten **Amen** her, womit dann geſchloſſen wurde.

Die Inſtrumental-Muſic in dieſen Concerten iſt ſehr vollſtimmig und überaus gut beſetzt. Einige von den Herrn Hofmuſikern haben die Freundſchaft für Ihren Mitgenoſſen, hier zu ſpielen, und die übrigen Stimmen werden durch Oboiſten, worunter vielleicht in keiner Stadt von Teutſchland ſo viel geſchickte und dabey beſcheidene Künſtler, als hier ſind, und von geübten Liebhabern geſpielt. Nicht ganz ſo glücklich iſt Herr Preuß bey Beſetzung der Singeſtimmen. Es iſt von Chor-Schülern, die theils Muſic nur als Neben-Geſchäft bey ihren Studien treiben, theils, ſo wie ſie in Jahren fortrücken, von Stimmen wechſeln müſſen, nicht zu erwarten, daß ſie ſo richtig und ſo geſchmackvoll ſingen ſollten, als Sänger und Sängerinnen vom Handwerke. Da fallen dann nun freylich einem verwöhnten Ohre das Durchſchreyen der Mittelſtimmen, das rauhe Stoßen ſanfter, fortwallender oder rollender Paſſagen und die Fiſtell- Naſen- und Kopftöne einiger Sopraniſten und Altiſten ein wenig auf. Bey dem Vortrage der Fugen leidet ein Kenner am mehreſten. Sie ſollten, wie das Rauſchen eines Strohms, in den ſich kleinere Bäche ſtürzen und in ihm verliehren, hohe, majeſtädtiſche Empfindungen erregen; aber dieſe Würkung geht verlohren, wenn die Stimmen, ſowohl die Inſtrumente als Sänger, mit Ungeſtüm und Härte einfallen, und das iſt denn leider oft der Fall. Jeder will zeigen, daß er ſeine pauſierten Tacte richtig gezählt hat. Kömmt alſo an ihn die Reyhe; ſo ſtreicht, bläſt, oder brüllt er darauf los. Sein Nachbar will ihm nichts ſchuldig bleiben; und ſo geht dann zuletzt ein hölliſches Spectakel an. Indeſſen mag man doch immer froh ſeyn, wenn man zuweilen die Meiſterſtücke eines Mannes, wie Händel iſt, irgendwo vollſtimmig hören kann, und da hier dazu jetzt keine andre Gelegenheit iſt, und unſer Ohr nicht ſo gar oft hier in den Fall kömmt, verwöhnt zu werden; ſo wäre doch zu wünſchen, man mögte dieſe Concerte fleiſſiger beſuchen, als bis itzt geſchehn, und dadurch den guten Mann, der weder Mühe noch Aufwand ſpart, aufmuntern und entſchädigen.

Die glückliche Genehſung unſers theuerſten Monarchen hatte indeß Freude und Wonne unter alle Stände verbreitet. Man fieng wieder an, ſich nach öffentlichen Luſtbarkeiten und Schauſpielen zu ſehnen, und da der Herr Großmann noch immer abweſend iſt; ſo kamen einige Künſtler und Profeſſioniſten auf den Einfall, mit ihren Frauen und Töchtern ein Paar Liebhaber-Theater zu errichten. Ein Kenner der Bühne ſahe eine ſolche Geſellſchaft in einem Wirthshauſe vor dem Thore ſpielen. Er fand, daß Manche von ihnen in der That Talent und Anlage zeigten,

ten, und ſo trat er dann mit einzlen Freunden zuſammen, welche auf ihre Koſten jene Geſellſchaft in dem Saale des Ballhofs, auf einem dazu errichteten Theater, eine Vorſtellung zu geben vermogten. Nicht, daß er dieſe guten Leute dadurch hätte ermuntern wollen, ihre Zeit auf dieſes Vergnügen zu verwenden; ſondern um doch dem Publico zu zeigen, daß, wie es würklich der Fall iſt, Cultur und Liebe zu den ſchönen Künſten hier auch unter ſolchen Perſonen herrſchen, die gar keine gelehrte Erziehung genoſſen haben. Mittewochens, den 4^{ten} Merz, wurde alſo **die beſtrafte Neugier** von Stephanie aufgeführt. Die Wahl des Stücks, welches ſich in der That für eine ſolche Geſellſchaft ſehr gut ſchickt, machte den Mitſpielenden eben ſo viel Ehre, als die Aufführung, und die Mehreſten von ihnen, ſowohl was die Frauenzimmer als was die Mannsperſonen betriſſt, ſpielten ihre Rollen beſſer, als man ſie von manchen Commödianten vom Handwerke darſtellen ſieht.

Dennoch muß ich geſtehn, daß ich es nicht für nützlich halten würde, wenn die Luſt, dergleichen Vorſtellungen zu geben, unter Perſonen dieſer Claſſe allgemeiner werden ſollte. Man verſchwendet viel Zeit damit, die man, bey der täglich zunehmenden Theuerung, nützlicher dem einträglichern Gewerbe und ſeinem Berufe widmen kann. Der Geſchmack am Theaterweſen wird herrſchend, und jüngere Leute können dadurch gleichgültig gegen ihre Profeſſion und gereizt werden, ſich ganz einem Stande zu widmen, der zwar glänzende Auſſenſeiten, aber ſehr unſichre Ausſichten zu dauerhafter Verſorgung hat. Ein geſchickter Perückenmacher iſt ein Mann, der Achtung verdient, und in ganz Europa Nahrung und Unterhalt findet; ein mittelmäßiger Schauſpieler hingegen, ein ſehr unbedeutendes Geſchöpf, das keinen Tag gewiß ſeyn kann, ob es am folgenden noch Brod haben wird. Und doch würde die größte Anzahl Derer, die auf Liebhaber-Theatern Beyfall erhalten, ſobald man ſie als würkliche Schauſpieler betrachtete, nur für mittelmäßig in ihrer Art gelten, oder wenigſtens, bey ſehr ungewiſſen Ausſichten für die letzte Periode ihres Lebens, auch in der erſten Zeit, bis ſie ſich einigen Ruf erworben hätten, kümmerlich leben und nachher von dem Eigenſinne des Schickſals und den Launen des Publicums abhängen müſſen.

Eine andre ähnliche Geſellſchaft hat in einem Hauſe in der ſogenannten Kreuzſtraße, wie ich höre, das Trauerſpiel: **die Räuber** aufgeführt. Dies Unternehmen ſcheint nun wohl, neben manchen andern Ungemächlichkeiten, auch über die Kräfte ſolcher Liebhaber zu gehn; auch heiſſt es, es ſey **ſehr übel** ausgefallen, und die fernern Vorſtellungen ſeyen höhern Orts unterſagt worden.

Recenſion.

Adelheid von Wulfingen. Ein Denkmal der Barbarey des dreyzehnten Jahrhunderts, von Auguſt von Kotzebue. Reval und Leipzig; bey Kummer 1788. 11 Bogen. 8.

Es kömmt meiner Meinung nach, bey jedem Kunſtwerke auf zwey Stücke an, nemlich: auf den Zweck der dadurch erreicht werden, auf die Würkung die es machen ſoll, und dann: auf die Art der Bearbeitung, durch welche es geſchickt wird, ſeine Beſtimmung zu erfüllen. Es iſt alſo nicht genug, daß der Künſtler die Natur nachahme; ſondern es frägt ſich noch: was ſoll uns die Aufſtellung dieſes Bildes? Welcher ſittliche

liche Zweck ſoll dadurch erlangt werden? Man misbraucht die ſchönen Künſte, wenn man unnützer Weiſe ihre Zauberkraft anwendet, um unſer moraliſches Gefühl zu empören. Hierüber habe ich meine Meinung im dreyzehnten Stücke dieſer Blätter, Seite 199 und 200, weitläuftig entwickelt; doch muſste ich dies vorausſchicken, um mein Urtheil über das vorliegende Trauerſpiel zu begründen.

Der Verfaſſer ſpricht in der Vorrede von der großen Würkung, die dies Stück bey der Aufführung gethan haben ſoll, und von den Thränen, die dabey vergoſſen worden ſind. — Man verbindet aber ſehr verſchiedene Begriffe mit dem Ausdrucke, wenn man ſagt: ein Stück thut Würkung, und es frägt ſich: iſt deswegen immer ein Trauerſpiel gut, weil es Thränen irgend einer Art hervorlockt? In der nemlichen Vorrede führt Herr Kotzebue ein Urtheil des Herrn Profeſſor Engel zu ſeiner Vertheydigung an, obgleich mir's ſcheint, als ſey dies, mit eben ſo viel Einſicht als Schonung geſchriebene Urtheil, nicht ganz vortheilhaft für den Verfaſſer. Herr Engel ſagt: das Ende des Stücks falle mehr in das untragiſche Gräßliche, als in das tragiſche

Schreckliche, doch ſehe er **bey der Natur dieſes Sûjets** kein mögliches Ende ab, welches nicht **auf irgend eine Art die Empfindung beleidigte.** Und hierinn liegt eben der Fehler, nemlich darinn, daß das Sûjet nicht ſo gewählt war, daß daraus, mit aller Kunſt des Dichters, ein gutes intereſſantes Schauſpiel werden konnte. Gehen wir auf den Zweck des Trauerſpiels zurück! Wenn uns darinn die Leiden der Menſchheit rühren und erſchüttern ſollen; ſo müſſen es ſolche Leiden ſeyn, die durch die Leidenſchaften der Menſchen erzeugt werden. Wir müſſen uns an dieſem Bilde ſpiegeln, um ähnliche Verirrungen zu vermeiden, und unſre Brüder, die auf eben dieſem Wege ſtraucheln, oder zu ſtraucheln im Begriffe ſind, warnen oder bemitleiden zu lernen. Aber ſchreckliche Schickſale, gräßliche Begebenheiten, die unſchuldige, edle Menſchen treffen, auf eine Art, die gleichſam der Vorſehung eine Ungerechtigkeit, eine grauſame Vorbeſtimmung ihrer Kinder zu unverdientem Jammer, aufbürdet; ſolche Scenen ſollen nicht auf das Theater gebracht werden, weil es unbarmherzig iſt, den Zuſchauer da, wo er Nahrung für Kopf und Herz und Erholung von ernſthaften Geſchäften ſucht, ohne Zweck zu martern. Zwey gute Leute, die durch das Band der glücklichſten ehelichen Liebe vereinigt waren, erfahren hier auf einmal, daß ſie Geſchwiſter ſind. Wer wird nicht wünſchen, ſie mögten, dieſer Entdeckung ohngeachtet, vereint bleiben? Kann das Verboth einer ſolchen Ehe einen andern Zweck als den haben, dem Misbrauche zu ſteuern, der entſtehn könnte, wenn zwiſchen Geſchwiſter, die mit einander im vertraulichſten Umgange aufwachſen, nicht ein tief eingeprägtes Geſetz eine Grenzlinie zöge? Iſt aber unwiſſend das Band ſchon geknüpft; was wird dann durch die Trennung gewonnen? Aber laſſet ſie denn immerhin getrennt werden! — Muß es darum auf eine ſo abſcheuliche Weiſe, von dem unnatürlichſten Morde begleitet geſchehn? — Das arme Weib fängt an zu raſen, und erſticht die zu ihren Füßen ſich krümmenden um Gnade flehenden Kinder. — Was ſoll uns ein ſolches Stück? Iſt das Theater ein Ort, wo man uns Greuel darſtellen darf, bloß um uns zu zeigen, daß man Greuel zu malen verſteht? —

(Der Beſchluß folgt im nächſten Stücke.)

Dramaturgiſche Blätter.

Drey und zwanzigſtes Stück.

Hannover, den 21ten Merz, 1789.

Beſchluß der im vorigen Stücke abgebrochenen Recenſion.

Uebrigens bin ich nicht blind gegen die mannichfaltigen Schönheiten dieſes Stücks, in ſo fern etwas ſchön ſeyn kann, wobey man von Zweck und Nutzen abſtrahieren muß. Wenn doch unſre teutſchen Nachahmer Shakespears die Arbeiten dieſes Dichters ſtudieren wollten, um zu ſehn, daß nicht in einer einzigen derſelben der Engländer jenen Vorwurf auf ſich geladen hat! Das Ende des zweyten Aufzuges von der ſechſten Scene an, iſt vortrefflich. Nicht weniger der zweyte Auftritt im dritten Aufzuge. Gegen Aberglauben und Pfafferey iſt mit Wärme und Wahrheit geeifert. Die kleinen Nachahmungen aus Julius von Tarent und Götz von Berlichingen ſind ſehr zu verzeyhn. Die Sprache iſt rein, und im Ausdrucke herrſcht Würde und

Kraft; nur reden die Perſonen Alle zu ſehr in einerley Manier (Die Pfaffen ausgenommen) die Wilden verrathen in ihren Geſprächen die feinſte Cultur, und überhaupt iſt der Ton hie- und da zu modern.

Wilhelmine, oder die Zufälle; Ein Schauſpiel in fünf Aufzügen. Prag bey Diesbach. 1788. 5 Bogen 8.

Jede Meſſe liefert uns ſolche Stücke zu halben Hunderten, von denen ſich gar nichts ſagen läſſt, als daß man wünſchte, es mögte das ſchöne Papier, worauf dergleichen geſchrieben und gedruckt iſt, noch rein ſeyn. Indeſſen hat der Verfaſſer dieſes kläglichen Schauſpiels doch einigermaßen auf Schonung des Papiers Rückſicht genommen, indem er das Mittel gefunden, fünf Acte auf fünf Bogen zu bringen. Aber es iſt auch Zeug darnach — Nicht kalt und nicht warm. Die Fabel, die zum Grunde liegt, iſt von ſehr gemeiner Erfindung. Es fehlt an Einheit der Handlung, denn es iſt eigentlich eine doppelte Intrigue, die geſchmacklos verbunden iſt. Die Perſonen reden in einem Tone, der auſſer ihrer Sphäre iſt. Die Juden-Rollen ſcheinen zuweilen ſchlechten Schriftſtellern zur Bedeckung ihres Mangels an Erfindungsgeiſtes zu dienen. Hier iſt ein ſolcher Fall. Die Sprache iſt incorrect, und das Ganze noch obendrein voll grober Druckfehler. Was ſoll hinter einigen unſrer neuern Producte die Vorſchrift: „Der „Vorhang fällt?" Ich denke, wenn das Mädchen verheyrathet, oder die gehörige Anzahl Perſonen vom Leben zum Tode gebracht iſt, oder wenn der Leſer nichts mehr gedruckt findet; ſo weiß ja jeder, daß das Ding ein Ende hat.

Vergeltung; Ein Schauſpiel in drey Aufzügen; Von Lambrecht. Aufgeführt in München. Verlegt von Lindauer 1789. 107 Seiten 8.

Plan und Bearbeitung in dieſem Schauſpiele ſind gleich gemein und letztere äuſſerſt nachläſſig gerathen. Ein ehrlicher alter Oheim iſt vor langen Jahren nach Oſtindien gegangen. Jetzt kömmt er reich von daher zurück, giebt aber vor, Schiffbruch gelitten zu haben, um ſeiner Verwandten Denkungsart zu prüfen. Er findet die eine Familie reich, im Glanze lebend, und wird von ihr übermüthig abgewieſen. Seine andre Nichte hingegen iſt dürftig, von jenem Hauſe gänzlich vernachläſſigt und verlaſſen, aber ſie nimt ihren Oncle mit offnen Armen auf und iſt bereit, ihre Armuth mit ihm zu theilen. Die Entwicklung iſt leicht vorauszuſehn. Die hartherzigen Menſchen bekommen von den Reichthümern, die der Herr Oſtindienfahrer beſitzt, nichts, als bittre Vermahnungen, das gutherzige Weib hingegen wird zur Erbinn eingeſetzt und fürſtlich beſchenkt. Um auch eine Liebes-Intrigue einzumiſchen, iſt ein gleichfalls armer, aber redlicher Menſch in die Tochter der edelgeſinnten Nichte verliebt, und erhält jetzt ihre Hand. Damit aber die Tugend des jungen Mädchens auf die Probe geſetzt werde; ſo muß der Cammerdiener eines gewiſſen Grafen bey ihr die Rolle eines Kupplers ſpielen wollen, aber zurückgewieſen werden. Hätte der reiche Oheim dies alſo veranſtaltet, um gewiß zu ſeyn, daß er ſeine Schätze nicht an Unwürdige verſchwendete; ſo wäre dieſe einzelne Scene und die Perſon des Cammerdieners ſelbſt in einige Verbindung mit der Haupthandlung gekommen; So aber iſt ſie ein angehefteter Lappen, der nichts zuſammenhält.

Die glückliche Prophezeyhung. Eine ländliche Familienſcene mit Geſang, von einem Mitgliede des Societätstheaters in Dresden. Aufgeführt den 25 April 1788. Dresden, zum Vortheil der Armen, bey Breitkopf. 3 Bogen 8. und ein Bogen Quer-Folio Muſic.

In ſolchen kleinen Stücken, die zur Feyer irgend eines feſtlichen Tages verfertigt werden, iſt es ſchwer eine neue Wendung und irgend etwas hineinzulegen, das jemand interreſſieren könnte, dem dieſe Veranlaſſung nicht unmittelbar an das Herz geht. Das vorliegende Stück iſt bey Gelegenheit der Wiedergeneſung eines edeln Fürſten verfaſſt, und übrigens ganz artig geſchrieben. Der Rundgeſang iſt von des Herrn Naumanns Compoſition, leicht, flieſſend und wohlklingend. Das Stück iſt dem Herzoge von Curland aus dem churſächſiſchen Hauſe, gewidmet.

Der Obriſte von Hohenthal. Ein Original Luſtſpiel in fünf Aufzügen von J. G. Haller. Prag bey Diesbach. 1788. 5 Bogen 8.

Da haben wir wieder unſern Herrn Haller, von deſſen Berufe zum dramatiſchen Dichter ich im **zwanzigſten Stücke** dieſer Blätter, **Seite** 316, ein Paar Worte geſagt habe. Er beſchenkt uns hier abermals mit einem faſt unbegreiflich ſchlechten Stücke. Der Held deſſelben iſt ein grober alter Soldat, und doch dabey furchtſam und ohne alle Erfahrung. Er hat ſich in den Kopf geſetzt, daß ſeine beyden Mädchen an Officiers verheyrathet werden ſollen. Dieſe haben aber ſchon auf ihre eigene Hand eine Wahl getroffen. Zwey erbärmliche junge Edelleute, vollkommen der Liebhaberinnen würdig, ſind es, an welche ſie ihre Herzen verſchenkt haben. Des Obriſten Bruder, ein gewiſſer Hofrath (ebenfalls ein durchaus verzeichneter Character,) ſucht den jungen Leuten das Wort zu reden, wird aber von dem Obriſten mit dem Bedeuten abgewieſen: „daß man ſich ſeine **ſchwerenothſche Dienſtfertigkeit** verbäthe" Der alte Bramarbas fällt auf den Argwohn, die Gouvernante ſeiner Töchter habe vielleicht dieſe Liebes-Intrigue angeſponnen. Er läſſt alſo Dieſe rufen, und wäſcht ihr wacker den Kopf; aber ſie vertheydigt ſich mit Würde. Man meint nun, an ihr wenigſtens ein vernünftiges Weſen zu finden; doch mit Nichten! Sie zeigt ſich bald nachher, als das aberwitzigſte alte Weib. Der Obriſt will auf einmal dem Spiel ein Ende machen. Er biethet alſo die Töchter ſeinen beyden Neffen an, welche Officiers ſind. Dieſe höchſt elenden Carricaturen ſind gar nicht geneigt, ſeine Schwiegerſöhne zu werden, ſondern verbitten ſich die Ehre und klagen ihr Leid dem Hofrath. Der ſchlaue Fuchs geräth dann auf einen höchſt feinen Einfall. Er läſſt nämlich einen Schneider kommen, der allerley belhafte Poſſen macht. Beſagter Schneider muß den beſchützten beyden Liebhabern das Maaß zu Officiers-Uniformen nehmen, und für ihre Bedienten Fourierſchützen-Röcke verfertigen. In dieſer Verkleidung zeigen ſie ſich dem Obriſten, machen ihr Glück bey ihm, und erhaſchen die Töchter. Hier könnte es nun zu Ende ſeyn; damit uns aber Herr H. ſeinen Obriſten in dem ſchlechteſten Lichte zeigen und zugleich den Reichthum ſeiner Phantaſie auskramen könne; ſo läſſt er noch eine völlig unnütze Feder ſpringen. Es hatte nämlich der alte Kriegsmann gleich anfangs ein derbes Billet an die beyden jungen Herrn geſchrieben, und ſie gebethen, nicht wieder über ſeine Schwelle zu kommen. Nun geht der Hofrath zu dem Miniſter und dieſer Elende läſſt ſich verleiten, den Namen ſeines Fürſten zu mißbrauchen, und dem Obriſten anzudeuten: es habe Seine Durchlaucht es ſehr ungnädig genommen, daß der Herr von Hohenthal ein ſolches Billet geſchrieben. Er könne dies durch nichts gut machen, als dadurch, daß er die Töchter an die beleidigten Cavaliers verheyrathete. Jetzt zittert der jämmerliche Obriſt. Von einer Seite ſein Verſprechen an die verkleideten Officiers, von der andern ſein Antrag an ſeine Neffen, von der dritten des Fürſten Ungnade. Als ihm alles erklärt wird, umarmt er die ganze Geſellſchaft, läſſt ſich's gefallen, daß man ihn zum Narren gehabt hat, und das Stück nimmt ein friedliches und langweiliges Ende.

Von des Herrn Preuß Oratorien.

Die Krankheit eines Sängers verhinderte, daß in dem dritten Concerte, welches der Herr Cammermuſicus Preuß den 13ten Merz gab, nicht, wie es angekündigt war, **die Israeliten in der Wüſte** aufgeführt wurden. Man gab uns alſo nur Inſtrumental-Muſic. Eröfnet wurde das Concert mit einer **Sinfonie zu zwey Orcheſtern von dem engliſchen Bach.** Der Geſchmack an den Compoſitionen dieſes geſangvollen Tonſetzers iſt freylich durch die große Menge der glänzenden Wieneriſchen Producte, voll neuer und kühner Gedanken, verdrängt worden; aber immer hört doch der Liebhaber ſanfter, flieſſender Melodien und reiner Harmonien manche der Bachſchen Sachen gern. Das große Orcheſter ſpielte unten im Saale, das kleinere am andern Ende deſſelben, auf der Gallerie. Es wurde dieſe Sinfonie ſehr gut aufgeführt, ohngeachtet die weite Entfernung weder der Stimmung noch dem Tacte vortheilhaft zu ſeyn pflegt.

Nachher ſpielte **Herr Preuß ein Clavier-Concert** von ſeiner Compoſition. Zwey von ſeinen Herrn Collegen hatten die billige Gefälligkeit gehabt, ihm ihr ſchönes neues Forte-Piano zu dieſem Endzwecke zu leyhen. Vermuthlich aber fanden ſie nachher, daß es in der Stimmung nicht ganz mit den Blas-Inſtrumenten in Harmonie zu ſetzen war; und ſo ſahe ſich denn Herr Preuß genöthigt, auf einem nicht gleich ſtark befederten Flügel zu ſpielen, welches ihn hinderte, ſeine Kunſt in ihrem ganzen Umfange zu zeigen.

Eine **Sinfonie von Haydn** beſchloß den Act.

Der zweyte fing wieder mit einer **Sinfonie von Bach zu zwey Orcheſtern** an.

Dann trug Herr **Gerke**, durch welchen das Corps Oboiſten bey dem Garde-Regimente zu Fuß einen ſehr guten Zuwachs bekommen hat, ein ſchweres **Violinen-Concert von Hake**, geſchmackvoll vor. Es iſt an dieſem braven Geiger unter andern auch das zu loben, daß er in ſeinem Aeuſſern immer einen gewiſſen Anſtand behält, ſo daß man ihm nicht, wie manchen Andern, die Mühe anſieht, die ihm das Spielen macht.

Zuletzt wurde mit einer brillanten **Sinfonie von Haydn** mit Trompeten und Pauken geſchloſſen.

Nachricht.

Der geſchickte Maler, Herr Ramberg, Sohn des hieſigen Herrn Commerzrath Rambergs, der ſich einige Jahre in England aufgehalten und dort durch ſeine Werke berühmt und beliebt gemacht, hat die Arbeit übernommen einen Vorhang für unſer Opernhaus zu malen. In einem der folgenden Stücke dieſer Blätter werde ich eine Beſchreibung dieſes ſchönen Werks liefern.

Fortſetzung der im vorigen Stücke abgebröchenen Bemerkungen über die Oper Felix.

Man ſieht es freylich an dieſer, wie an allen franzöſiſchen Opern, daß die Franzoſen keine wahre, feſte, gut gebildete Mannsſtimmen haben, ſonſt wäre es ohnmöglich, daß hier wieder der Tenor bis in das hohe H hinauf ſchreyen könnte. Dies iſt für uns Teutſche um ſo unausſtehlicher, weil wir nicht gewöhnt ſind, unſre Sänger den Alt in den Chören mitſingen zu laſſen, wie es die Franzoſen zu thun pflegen. Ueberhaupt ſind auch unſre Mannsſtimmen viel voller und harmoniſcher, als jene der Franzoſen. Sie haben keine ſo wahre und vollkommne Baßſtimmen, als wir.

Was die Inſtrumental-Begleitung betrifft; ſo findet man hin und wieder originelle Züge darinn; doch iſt ſie oft zu gekünſtelt, zu ſchwer. Der Baß hat zu viel Arbeit, und verwirrt oft die höhern Stimmen. Die Hörner ſtoßen nicht genug an, ſumſen zu viel, haben zu viel Töne, die man im Orcheſter gar nicht hört, und verliehren ſo ihre Würkung. Die Harmonie leidet zuweilen durch ihre zu ſehr ausgedehnten Verhältniſſe, und beſonders durch die mit langſamer Bewegung im Baß vorkommenden Zwiſchen-Klänge.

Was den Gegenſtand des Stücks ſelbſt betrifft, ſo iſt es voll intereſſanter, rührender Situationen. Ueberhaupt dulden die Franzoſen, denen wir mit Billigkeit mehr Feinheit in Denkungsart und Empfindung, mehr Gefühl für Anſtandigkeit und Wahrheit einräumen müſſen, kein ſo abgeſchmacktes, fades Zeug auf ihren Bühnen, als wir Teutſchen in den italieniſchen Opern, und ihre ſchönſten Singſpiele ſind zugleich auch wahre Gedichte. Wenn werden wir anfangen ihnen hierinn nachzuahmen? Wenn werden unſre guten Ueberſetzer das Werk der Barmherzigkeit ausüben, die italieniſchen Opern nicht zu überſetzen, ſondern umzuarbeiten? Wir copieren ja ſonſt ſo gerne, ſogar die Schwachheiten der Franzoſen.

Ueber die Muſic der Oper: Nina; oder Wahnſinn aus Liebe, von Dalieron.

Obgleich ſich dieſe Oper durch wahre eigene Schönheiten, durch einen ſanft flieſſenden Geſang, Reinheit der Harmonie, und Klarheit in der Schreibart vor vielen franzöſiſchen National-Geſängen auszeichnet; ſo war doch würklich der Lerm zu groß, den man in Teutſchland aller Orten davon machte. Man ſchrie ſie als ein Wunder aus, und das beſteht in einem ſanften, mit Sordinen gedämpften Anfangs-Chor, in einer gefälligen, faßlichen Romanze, und in einem naiven Duett zwiſchen **Nina** und dem jungen **Eduard von Zolen.** Es iſt wahr, daß dieſe drey Stücke ſehr viel Würkung thun, aber das Uebrige iſt nicht ſo erheblich, und wir haben mehrere teutſche Producte dieſer Art z. B. **den Alchymiſten** von Schuſter, **Walder** von Benda ꝛc. aus denen wir lange nicht ſo viel machen, und die doch jene Oper an Schönheit und Wahrheit weit übertreffen. Die Inſtrumental-Begleitung und die Blas-Inſtrumente ſind reiner und deutlicher geſetzt, als die zu Felix. Nur begreife ich nicht, was in der Arie die **Steffen** ſingt, die aus dem harten E geht, gleich im Anfange des vierten Tacts und auch in der Folge, Fis da für eine Würkung thun ſoll. Es klingt eckelhaft, und iſt gegen den Geſang und die Harmonien-Folge gefehlt. Ich glaube gewiß, daß es verſtochen iſt, und daß der Verfaſſer hier A hingeſchrieben hat. Der allgemeine Fehler, daß die franzöſiſchen tiefen Stimmen immer in der Höhe herum wandeln müſſen, kömmt auch hier häufig vor. Der Tenor fängt ſogar einigemal oben im hohen B an, welches unausſtehlich iſt, beſonders für unſre Ohren, die an dergleichen hohe Töne gar nicht gewöhnt ſind, wenn ſie von einer Mannsſtimme vorgetragen werden.

Die Muſic erhielt hier, wie ſie es auch verdient, viel Beyfall, nur mit der Aufführung des Stücks ſelbſt war das Publicum nicht ganz zufrieden.

W.

Mittewochens den 4ten Merz, wurde in Lübeck aufgeführt: **Die abgedankten Officiere;** Luſtſpiel von Stephanie.

Den 5ten: **Walder;** Singſpiel von Gotter; Muſic von Georg Benda. Den Beſchluß machte; **Der Juriſt und der Bauer;** Luſtſpiel von Rautenſtrauch.

Den 6ten: **Geſchwind ehe es Jemand erfährt!** Luſtſpiel von Bock.

Den 9ten: **Die offne Fehde;** Luſtſpiel; aus dem Franzöſiſchen überſetzt.

Den 10ten: **Die unvermuthete Zuſammenkunft, oder die Pilgrimme von Mecca;** Singſpiel; aus dem Franzöſiſchen überſetzt; Muſic vom Ritter Gluck.

Dramaturgiſche Blätter.

Vier und zwanzigſtes Stück.

Hannover, den 28ten Merz, 1789.

Ueber die Muſic der Oper: Die Schule der Eiferſucht; von Salieri.

Salieri iſt zwar von Geburt ein Italiener, kam aber durch verſchiedene Zufälle in ſeiner Jugend nach Teutſchland, wo er in Wien, unter dem Capellmeiſter **Gaßmann**, die Compoſition ſtudierte, und ſich hernach noch mehr nach **Gluck** bildete. Er iſt ein Beweis davon, daß ein fruchtbares Genie überall auf jedem Boden aufblüht, und ſollte es auch auf einem **teutſchen** Boden ſeyn. Er ſchrieb eine große Anzahl ernſthafter und comiſcher Opern, und zeigte ſich in beyden Fächern als ein wahrer Meiſter der Kunſt, würdig ſeiner Lehrer. Unter den vielen comiſchen Opern, die er geſchrieben hat, verdient dieſe: **Die Schule der Eiferſucht** in mancher Rückſicht den Vorzug. Der blühende, leichte Styl, der angenehme, oft neue

Geſang, die feine Oeconomie, die beſonders im erſten Finale herrſcht, die mit ſo viel Würkung angebrachte gute Wahl der Blas-Inſtrumente und verſchiedene eigene, originell comiſche Züge, characteriſieren dieſe Oper, und geben ihr ein eigenes Gepräge. Vorzüglich zeichnet ſich gleich das erſte Duett zwiſchen Erneſtinen und ihrem eiferſüchtigen Gemahle, durch comiſche Laune und vorzüglich ſchöne Inſtrumental-Begleitung aus. **Einem eiferſücht'gen Thoren ꝛc.** Wie originell und wie einſach ſingt hier nicht der Baß, in Viertel-Noten, und welche herrliche Würkung machen die obern Sechzehntel dazu, wo Erneſtine gleichſam unbemerkt und ſtill noch einmal in ſeiner Gegenwart ihren Brief leſen will! Viel Natur und Genie liegt in dieſem, in ſchönſter Ordnung geformten Duett. Die Arie des eiferſüchtigen Blaſio: **Suche hier dem Herrn Grafen ſeine Zeit gut zu vertreiben ꝛc.** drückt die verſtellte Höflichkeit und die Gemüths-Unruhe ſehr gut aus. In dem folgenden Geſange, den Erneſtine ſingt, kömmt bey den Worten: **und ich würde ſie zu quälen ꝛc.** wieder ein ſchöner comiſcher Zug vor. Ich wünſchte nur, daß durch die Arien die Perſonen mehr characteriſiert würden. Die der **Gräfinn** ſowohl als auch die **Erneſtinens** gleichen ſich zu viel, beſonders in Anſehung der Form; eben ſowohl auch die des Grafen, Blaſil und die des Lieutenants. Es ſollten mehr eigenthümliche Stücke wie z. B. das oben erwähnte Duett vorkommen; ſo würde jeder Character in ein helleres Licht geſetzt werden, und die ganze Oper mehr Mannigfaltigkeit erhalten. Die Crone des erſten Acts iſt das Finale. Das Anfangs-Chor der Narren iſt glücklich gerathen. Der Sturz der Vier und ſechzigtheil-Noten, der auf die ohnehin ſchon abgeſtoßenen comiſchen Anfangs-Töne folgt, iſt originell, und giebt dem Ganzen eine wahrhaft närriſche Wendung. Das Schluß-Preſto, im drey viertel Tact, iſt ganz eigen und macht die vortrefflichſte Würkung, beſonders da, wo ſich das Zeitmaaß ändert, und geſchwinder wird. Die öftere Wiederholung des nämlichen Gedankens, die feurige Bewegung des Grund-Baſſes, das Mitſumſen der Hörner in den ſtärkſten Tönen, das immer wachſende forte, das glückliche Einfallen der Oboen, und beſonders die letzten Tacte, wo der Geſang mit einem kräftigen uniſono drey Tacte durch mehrentheils in halben Tönen ſteigt und fällt ſind Meiſterſtücke. Das Ganze iſt auch ſo ſchön zuſammen gedrängt, daß man keinen Tact, ohne alles zu zerrütten, herausnehmen könnte, Im zweyten Aufzuge zeichnet ſich beſonders das Quintett aus, wo Zwey ſingen, und Zwey am Spiele ſitzen. Harmonie, ohne Schwulſt, mit klarem, reinen Geſange verbunden, Kunſt mit Klarheit und Deutlichkeit und eine eigene Inſtrumental-Begleitung, die ſich ganz von den Singſtimmen entfernt, aber doch dieſelben mehr erhebt, als verdunkelt, finden wir hier vereint, und in ein meiſterhaftes Ganze verwebt. Dies Quintett iſt mehr werth, als hundert ohne Sinn Ausdruck und Leben, auch nach den ſtrengſten Regeln ängſtlich hingeſchriebene Fugen. Hier iſt auch Kunſt, aber ſie ſteht nicht blos als ein Skelet da, das wir bewundern; Der reizende Geſang wirft vielmehr um ſie ein ſeidenes Gewand, das ſie vom Nacken bis auf die Ferſen ſanft umwallt, und um ihre Scheitel ſpielen goldne Locken. Alle Menſchen können durch Fleiß dies Skelet ſehr gut zuſammen bringen lernen, aber nur ein himmliſches Weſen, daß wir Genie nennen, haucht ihm Leben ein und giebt ihm Kraft des Entzückens. Auf dies Quintett folgt ein niedliches Rondo der Gräſinn, welches **Madam Großmann**, bey der Aufführung, beſonders viel Stellen in dem **Andante con moto**, mit ächtem Geſchmacke und allgemeinem Beyfalle vortrug. Das letzte Finale iſt, ſo wohl an Schönheit und Ordnung, als Neuheit der Gedanken, dem erſten nicht gleich. Vielleicht mag wohl die abgeſchmackte und verwirrte Unordnung des Stücks ſelbſt und die hier wieder mit den Haaren herbeygezogene Handlung der Perſonen ſelbſt den Geſang-Dichter gehemmt haben. Der Schluß deſſelben gleicht auch bey weitem nicht dem des erſten.

W.

Den 11ten Merz wurde in Lübeck aufgeführt: **Der argwöhniſche Ehemann**; Luſtſpiel in fünf Aufzügen, von Gotter, nach dem Engliſchen.

Den 12ten, auf Begehren: **Lilla**; Singſpiel nach dem Italieniſchen, der coſa rara.

Den 13ten, auf Begehren: **Der Doctor und Apotheker.**

Den 16ten: **Der Teufel iſt los.**

Den 17ten, auf Begehren: **Felix.**

Ueber des Herrn Preuß Oratorien.

Den 20ſten dieſes Monaths führte der Herr Cammer-Muſicus Preuß in ſeinem Concerte auf: **Die Israeliten in der Wüſte**; Muſic von Bach. Das Stück iſt bekannt; Was die Aufführung betrifft; ſo hatte Herr Preuß keinen Fleiß geſpart, um alles gehörig einſtudieren zu laſſen. Daß er nicht alle Stimmen ſo beſetzen kann, wie er es wünſchte, das darf man ihm nicht zur Laſt legen. Doch fand ich einen Baſſiſten unter den Sängern, der einen reinen, geſchmackvollen, angenehmen Vortrag hatte, und dabey äuſſerſt beſcheiden, gar nicht eingenommen von ſeinen Talenten ſchien. Auch unter den Uebrigen waren brave Sänger. Nur ein Sopraniſt, mit ſeiner fiſtulöſen, ſchreyenden Naſen-Stimme, die einer Dorf-Schalmey einigermaßen gleicht, brachte Zuhörer von Geſchmack ein wenig auſſer Faſſung; aber es war doch immer ehrlich gemeint, und man muß denn bey ſolchen Gelegenheiten auf den guten Willen, auf das Herz ſehn.

Auszüge.

Im Journale des Luxus und der Moden vom Merz dieſes Jahrs ſteht wieder ein Artikel über Theater. Es enthält derſelbe zuerſt einige Nachrichten von der neuen Einrichtung des Opernſaals in Berlin; ſodann von der im Carnaval daſelbſt aufgeführten italieniſchen Oper des königlichen Hof-Poeten Filiſtri, mit der vortreflichen Muſic des Herrn Naumann: **Medea in Colchis.** Dieſe iſt mit großer Pracht aufgeführt worden, und muß, der Beſchreibung nach, überhaupt ein majeſtädtiſches und ſchönes Schauſpiel geweſen ſeyn. Die Ballets waren nicht, wie ſonſt in den großen italieniſchen Opern, Zwiſchenſpiele, ohne Zuſammenhang mit der Haupt-Handlung; ſondern mit in das Stück verwebt. Ganz vorzüglich große Würkung muß der, **im Großen** wenigſtens (denn eine kleine Probe davon liefert das Singeſpiel; **Azor und Zemire**) neue Gedanke machen, Medea's ganzes künftiges Schickſal in einem hiſtoriſch-magiſchen Spiegel ihr vor Augen zu ſtellen. Von der zweyten Oper: **Proteſilao** wird eine ähnliche Nachricht nächſtens zu liefern verſprochen.

Das ſechſte Heft von Schillers Thalia, iſt, wie alles, was aus dieſes Mannes Hand kömmt, äuſſerſt intereſſant. Zuerſt drey Acte einer Ueberſetzung von Euripides **Iphigenia in Aulis.** Ueber die zu erwartende Würkung ſolcher Verpflanzungen griechiſcher Gewächſe in unſern Boden, habe ich mich einigemal weitläuftig erklärt. Am wenigſten würde wohl der Gebrauch, den Euripides von den Chören macht, bey uns Wurzel faſſen. Daß der Chor ſich an die Stelle der Zuſchauer ſetzt; daß er am Ende einer Scene zum Lobe des Helden ſingt; daß er die Empfindungen malt, von denen das Herz des Zuſchauers bey dem Schickſale der Hauptperſonen ergriffen werden muß; oder endlich, daß er eine kräftige moraliſche Lehre aus der Handlung zieht; das kann gewiß von großer Würkung ſeyn. Wenn er uns aber lange Geſchichten erzählt, wovon es beſſer iſt, daß ſie auf andre Weiſe, durch die Handlung ſelbſt, an den Tag kommen; oder wenn die **würklichen** Perſonen des Stücks, dieſe **idealiſchen** Perſonen anreden, wie z. B. Agamemnon, am Ende des vierten Auftritts, im zweyten Act, wo er, nachdem er über ſein Geheimniß in einem Monolog geredet, zum Chor ſpricht:

„Ihr aber, fremde Frau'n — Verſchwiegenheit!"

ſo ſtöhrt das alle Illuſion, und iſt wohl nicht nachahmungswürdig.

Vortreflich ſind die Jamben, in welchen dieſe Ueberſetzung geſchrieben iſt. Die Chöre haben gereimte Versarten. Hie und da ſcheint mir der Ausdruck zu proſaiſch, und nicht edel genug. Agamemnon macht im erſten Auftritte des erſten Aufzugs, als er von einem Wagen redet, die platte Bemerkung:

— —„Es iſt
„gar etwas ſchnelles, wie die Räder laufen."

Lebhafte Würkung muß es machen, wenn in dem zweyten Auftritte des zweyten Acts, als Agamemnon mit Menelaus in Wortwechſel gerathen, der Chor ihren Streit unterbricht:

„Zu was für ſchrecklichen Gezänken kömmt's,
„wenn Streit und Zwiſt entbrennet zwiſchen
„Brüdern!"

Schön iſt die vierte Scene, in dem nämlichen Acte, wo Menelaus mit Bruderliebe und Theilnehmung zu Agamemnon zurückkehrt und der Chor ausruft:

„Das nenn ich brav gedacht und ſchön" u. ſ. f.

Aeuſſerſt intereſſant und zärtlich iſt der dritte Auftritt im folgenden Acte, bey der erſten Zuſammenkunft Agamemnons mit ſeiner Familie. Die Fortſetzung dieſer Ueberſetzung wird verſprochen.

Dann folgt eine vortrefliche Abhandlung: **über die Freyheit des Dichters, bey der Wahl ſeines Stoffs.**

Die Fortſetzung des Schauſpiels: **das heimliche Gericht** muß Jedem willkommen ſeyn, der ein wenig tiefer als auf der Oberfläche hin, über den Geiſt mancher geheimen Verbindungen, und wohin ſie führen können, nachgedacht hat.

Das zweyte Buch der Geſchichte: **Der Geiſterſeher**, iſt mit wahrem philoſophiſchen Geiſte geſchrieben, und das Syſtem des Fürſten über Moralität und Freyheit, ſo wie die Entwicklung der äuſſern und innern Umſtände, durch welche er zu dieſem Syſteme gekommen, ſo vortreflich durchgedacht und geſagt, daß man nicht anders, als mit Ungeduld der verheiſſenen Fortſetzung dieſer Geſchichte entgegen ſehn kann.

Recenſionen.

Gertrude, Königinn von Arragonien; ein Trauerſpiel in fünf Aufzügen. Von Herrn M*** Straßburg in der academiſchen Buchhandlung 1788. 6 Bogen 8.

Dies Trauerſpiel ſtand zuerſt in dem **Magazine für Frauenzimmer** und verdiente wohl nicht, daß es hier noch einmal abgedruckt wurde. Ein König, der als ein höchſt ſchwacher, elender Menſch geſchildert wird, läßt ſich von ſeiner Gemahlinn und deren Liebling, den er für einen ſeiner treueſten Diener hält, blindlings führen. Sie geben ihm endlich, um ganz die Regierung an ſich zu reiſſen, ein langſames Gift ein. Dies Gift macht ihn unruhig, ängſtlich; Er läuft mitten in der Nacht, als ein toller Menſch, im Schloſſe herum, und unter andern in das Zimmer des Böſewichts, in welchem überhaupt der größte Theil der Handlung vorgeht, und wo ſich die Königinnen und die Größten des Reichs in dieſer Nacht höchſt unwahrſcheinlich zuſammentreffen. Die junge Königinn wird zuweilen von Gewiſſensbiſſen geplagt, die aber ihr Buhle und deſſen noch ränkevollerer Freund zu zerſtreuen wiſſen. Endlich ſieht man den Monarchen auf dem Theater in den letzten Zügen. Unterdeſſen iſt aber die Mutter des Königs, eine Frau, deren Character denn auch äuſſerſt grob gezeichnet iſt, auf die pöbelhafteſte Weiſe, nemlich durch die plumpe Verſtellung eines Fürſten, der am Hofe in großem Anſehn ſteht, und ſich von den Verſchwornen zum Theilnehmer ihres Verbrechens anwerben läſſt, hinter das ganze Complott gekommen. Beyde geben nun dem Könige ein Gegengift, das ihn in der Geſchwindigkeit geſund macht. Dann wird dieſer, obgleich er ſich ſträubt und auf ſeinen eigenen Willen und ſeine Herrſchers-Rechte compromittirt, mit Gewalt gezwungen, das Urtheil der Verbrecher zu unterſchreiben. Hierauf wird ein großer Ball veranſtaltet, und als der Hof ſich verſammelt, wird der Saal mit Wache beſetzt; Der Liebling und deſſen Freund werden in Verhaft genommen und, damit nichts an der Entwicklung fehle, auch ſogleich, ohne Proceß, hinter der Scene hingerichtet. Die junge Königinn bittet; der Gemahl iſt im Begriff, ihr zu verzeyhn; aber ſie wird ihm mit Gewalt entriſſen und auf Lebenszeit eingeſperrt — Das iſt der Plan eines Stücks, deſſen Bearbeitung zeigt, daß der Verfaſſer weder Menſchen-Character darzuſtellen verſteht, noch je die Sprache gehört hat, die Leute von feinerer Erziehung, Fürſten und Die, welche ſie umgeben, zu reden pflegen.

Hannover,
gedruckt bey H. M. Pockwitz, Hofbuchdrucker

Inhalt

der erſten vier und zwanzig Stücke.

In den erſten beyden Quartalen dieſer dramaturgiſchen Blätter ſind, auſſer einigen **Abhandlungen, Anzeigen, Nachrichten** u. d. gl. **folgende theatraliſche Werke recenſiert:**

Philipp der zweyte; Seite 10. Ueberſetzung der beyden Gefangenen des Plautus. S. 63. Die vierhundert Pforzheimer Bürger. S. 77. Ein dramatiſches Wort. S. 126. Der Lauf der Welt, oder Berliniſches Neuigkeits-Blatt. S. 127. So muß man die Männer fangen! S. 128. Hecuba. S. 140. Offene Fehde. S. 142. Thorheit ſteckt an. S. 145. Freyherrn von Soden Schauſpiele. II. S. 146. Das Portrait. S. 149. Die Unſchuld in Ketten. S. 150. Merkwürdige Begebenheiten eines Komödianten. S. 150. Das wüthende Heer. S. 171. Der Irrwiſch. S. 172. Die Verbündeten. S. 174. Das Fraulein von Blenheim. S. 175. Dramatiſche ꝛc. Aufſätze ꝛc. S. 175. Der neue Herr. S. 188. Sidney. S. 190. 342. Dank und Undank. S. 190. Der Revers. S. 191. Tagebuch der Manheimer Schaubühne. S. 207. Phädon und Naide. S. 223. Karl von Schönbach.

S. 231. Erſt geprüft. S. 232. Die Erbſchaft. S. 233. Das Mädgen von Frescati. S. 234. Lenardo und Blandine. S. 235. Lottchen und Eloiſe. S. 237. Die Veſtalinn. S. 270. Dramaturgiſche Blätter Frankf. S. 295. Oreſt und Hermione. S. 297. Liebe und Vaterland. S. 299. Kaiſer Heinrich der Vierte. S 313. Der Fremde — — S. 316. Adraſt und Iſidore. S. 325. Der Aepfeldieb. S. 325. Menöceus. S. 326. Adelheid von Wulfingen. S. 349. Wilhelmine. S. 354. Vergeltung. S. 355. Die glückliche Prophezeyhung. S. 357. Der Obriſt von Hohenthal. S. 358. Gertrude. S. 379.

Auszüge finden ſich aus folgenden Schriften:

Theater-Kalender (1788.) S. 12. Olla Potrida. (1788. I.) S. 32. Schlözers Staats-Anzeigen (August 1788.) S. 46. Seckendorfs Chriſtenſtaat. S. 56. Annalen des Theaters. (1788. I.) S. 59. Ephemeriden der Litteratur. (6r Band.) S. 59. Litteratur und Theater-Zeit. (1781.) S. 59. Teutſcher Mercur. (Auguſt 1788.) S. 108. Neue Litteratur und Völkerkunde. (1788. VIII.) S. 121. Neues Theater-Journal für Deutſchland. S. 137. Neue Litteratur und Völkerkunde. (1788. X.) S. 153. Annalen des Theaters. (I. II.) S. 177. Ueber den Zuſtand des deutſchen Theaters. S. 203. Taſchenbuch für die Schaubühne (1789.) S 216. Deutſches Muſeum. (1788. XII.) S. 318. Journal des Luxus und der Moden. (Februar 1789.) S. 330. Merz-Stück deſſelben S. 375.

Sol-

Folgende muſicaliſch-theatraliſche Werke ſind beurtheilt:

Die Entführung aus dem Serail. S. 21. 227. Felix. S. 33. 337. 363. Die Eiferſucht auf der Probe. S. 51. 97. 230. Im Trüben iſt gut fiſchen. S. 54. Betrug durch Aberglauben. S. 65. 87. Das gute Mädgen. S. 83. Walder. S. 102. Der Apotheker und Doctor. S. 116. 307. Giulio Sabino. (gegen Cramer) S. 161. König Theodor. S. 291. Die eingebildeten Philoſophen. S. 301. Robert und Calliſte. S. 303. Das Mädgen von Frescati. S. 311. Der Barbier von Sevilien. S. 323. Nina. S. 365. Die Schule der Eiferſucht. S. 369.

Ueber die Vorſtellung folgender Stücke ſind Bemerkungen geliefert:

Roms Bannſtrahl. S. 1. Verſtand und Leichtſinn. S. 17. Glück beſſert Thorheit. S. 28. Die beyden Billets. S. 36. Ehrlich währt am Längſten. S. 37. Die große Toilette. S. 39. Das Kleid aus Lion. S. 49. Der Fähndrich. S. 69. Die buchſtäbliche Auslegung. S. 70. Der Tadler nach der Mode. S. 71. Elfriede. S. 73. Der vernünftige Narr. S. 75. Der Ring. S. 81. Otto von Wittelsbach. S. 88. Reue verſöhnt. S. 97. Der taube Liebhaber. S. 104. Agnes Bernauerinn. S. 115. Der offne Briefwechſel. S. 115. Die beyden Fächer. S. 119.

Dramaturgiſche Blätter,

von

A. Freyh. von Knigge.

Drittes Vierteljahr.

April May und Junius 1789.

Hannover,
in der Schmidtſchen Buchhandlung.

Dramaturgiſche Blätter.

Fünf und zwanzigſtes Stück.

Hannover, den 11ten Aprill, 1789.

Ueber die Muſic zu den pretendenti deluſi (Im Trüben iſt gut fiſchen) von Sarti.

Meiſterhaft von Anfang bis zu Ende! Jeder Geſang iſt dem Character der Perſon, die ſingt, angemeſſen, iſt mit dem Ganzen übereinſtimmend und trägt ein neues Schönheits-Gepräge. Neue Wendungen von Gedanken, ſeltene Zuſammenſetzungen von überraſchenden Harmonien, flieſſender, faßlicher Geſang, Einheit und beſonders Kürze der Schreibart, glückliche Laune, und oft neue, Würkung ausſtrömende Inſtrumental-Begleitung, vereinigen ſich hier meiſterhaft, und laſſen uns Sarti auch von dieſer Seite als einen großen comiſchen Opern-Componiſten bewundern, ſo wie er ſich in der ernſthaften Oper den Ruhm eines gefühlvollen Geſang-Dichters erworben hat. Noch eines ſeiner neueſten Werke, Giulio Sabino, in ernſthaftem Style geſchrieben — wegen welches ihn, leider! mehr zu unſrer Schande, als Ehre, ein teutſcher Recenſent blutdürſtiger und grauſamer Weiſe wollte geköpft wiſſen — iſt ein ſchätzbares Werk und ein redender Beweis von Sarti's Genie zur Kunſt und ſeiner innern Kenntniß derſelben. Zwar nicht ſo originell, mit unerwarteten Wendungen und Gedanken, wie der in ſeiner Art einzige Paiſiello, überraſcht er uns; aber auf der andern Seite übertrifft er ihn gewiß, in Anſehung ſeiner kurzen, gedrängten Schreibart. Seiner Wiederholungen ſind ſo wenig, und wenn ſie vorkommen; ſo geſchieht es mit ſo viel Feinheit, daß wir ſie immer wieder gern hören. Gleich das erſte Quartett iſt ſehr ſchön. Das abwechſelnde Zeitmaaß thut hier die beſte Würkung. Wie neu, wie zuſammenhängend, wie äuſſerſt comiſch iſt das folgende Quartett: „Dorina, „mia carina“ und doch der Geſang dabey ſo weich! Beſonders zeichnet er ſich in den, dem Character der Perſonen angemeſſenen Arien aus. Wie originell iſt nicht die Arie des Mingone: „Come un agnello!“ Man müſſte jeden Geſang anführen, wenn wir alle Schönheiten bemerklich machen wollten. Nun erſcheint das erſte Finale — Welche ſchöne Ordnung der Theile insbeſondre und welche genaue Uebereinſtimmung unter ſich! Gleich der Anfang, wie eigen, wie paſſend, wie ſüß der Geſang! Die Stelle: „Miei Signori ſi è aſcoltate“ begleitet mit Flöten, Pauken und Trompeten, das Einfallen der obern und untern Singſtimmen, und der leichte, ungezwungene Uebergang von C in F iſt ſo characteriſtiſch, ſo würkend, daß dieſe Stelle nur alſo muſſte auf's Papier hingeworfen werden, und nicht anders. Der gleich darauf folgende Streit zwiſchen Titta und Mingone iſt wieder meiſterhaft; Schade, daß der Anfang einem Anfange in der comiſchen Oper: **Die Eiferſucht auf der Probe** von Anfoſſi gleicht. Das Ende dieſes Finals iſt voll Feuer, Kunſt und Klarheit.

Gleich im Anfange des zweyten Acts iſt wieder ein Quartett, dem vorhergehenden an Laune und comiſchen originellen Zügen gleich. Die Arie des Titta: „La ſpoſero Signore“ iſt ihm ganz angemeſſen, und weit unterſchieden von jenen des zärtlichen Liebhabers. Noch ein ſanftes, ſchmelzendes Rondo der Dorina: „Non

„potero del caro bene“ mit begleitetem Recitative geht vor dem prachtvollen Finale her. Man muß dies zweyte Finale hören und ſtaunen. Sagen kann man hierüber wenig und Worte reichen nicht, alle einzelnen Schönheiten zu beſchreiben. Neu und ſchauerlich überraſchend, groß und ſchön iſt hier der Fall aus Des in D. Fürchterlich toben alle Saiten-Inſtrumente bey dem immer zunehmenden Gewitter und Sturme, und das Mitheulen und Brauſen der Blas-Inſtrumente malt uns den ſchrecklichen Aufruhr der Natur. Schauervoll, durch alle Glieder fahrend, iſt der unerwartete, grauſenvolle Fall und lange Halt, während der Donner einſchlägt. Die Knie wanken uns. — Wäre doch dieſe ſo ſchöne Muſic an einen würdigern Gegenſtand verſchwendet, welche Würkung müßte ſie denn erſt hervorbringen!

Sarti ſtarb in vorigem Jahre in Italien, an der Auszehrung. Er ſoll ein ſanfter, edler Mann geweſen ſeyn. Einige Jahre vor ſeinem Tode ernannte ihn die ruſſiſche Kaiſerinn zu ihrem Capellmeiſter, und belohnte ihn fürſtlich wegen ſeiner vielen Verdienſte um die Kunſt. Friede ſey mit Deiner Aſche, edler, liebevoller

Sänger! Ihr, die ihr Kunſt und Menſchheit ſchätzt, weinet um ihn!

W.

Den 18ten Merz wurde in Lübeck aufgeführt: **Die Mündel**; Ein Original-Schauſpiel von Iffland.

Den 19ten: **Das gute Mädchen**; Singſpiel; Muſic von Piccini.

Den 20ſten auf Begehren: **König Theodor**; Singſpiel; Muſic von Paiſello.

Den 23ſten: **Die Liebe unter den Handwerkern**; Singſpiel; Muſic vom Capellmeiſter Gaßmann.

Den 24ſten: **Der teutſche Hausvater**; Ein vaterländiſches Schauſpiel von Otto Freyherrn von Gemmingen.

Ueber des Herrn Preuß Oratorien.

Den 27ſten Merz wurden in dem Concerte des Herrn Cammer-Muſicus Preuß **drey Sinfonien von Haydn**, mit Trompeten und Pauken geſpielt, die freylich nicht zu den neueſten Arbeiten dieſes unerſchöpflichen Tonſetzers zu rechnen ſind, aber doch darum nicht weniger Werth behalten, weil man ſie oft gehört hat. **Meine Tochter** blies nebſt dem **Herrn Schweizer**, Oboiſten bey der Leib Garde, ein Doppel-Concert für zwey Flöten, von **Stanitz.** Sie hat dies Inſtrument noch nicht lange geſpielt und mehr Fleiß auf das Clavier verwendet. Da ihre Bruſt noch ſchwach, und in es ihrem jetzigen Alter bedenklich iſt, dieſe ſehr anzugreifen; endlich, da ſie nur mich zum Lehrmeiſter gehabt, deſſen Inſtrument eigentlich nicht die Flöte iſt, von dem Herrn Schweizer hingegen erſt kaum zehn Stunden Unterweiſung bekommen; ſo ließ ſich von ihr nicht viel erwarten. Herr Schweizer iſt ein ſehr geſchickter Flötenſpieler. Sein Ton iſt vortreflich; ſeine Fertigkeit, ſowohl was Finger als Zunge betrifft, groß, und ſein Vortrag angenehm. **Herr Malſch** blies ein Clarinetten-Concert von **Stanitz.** Das Fagott hat er mehr in ſeiner Gewalt, doch fehlt es ihm auch nicht an Geſchicklichkeit auf jenem undankbaren Inſtrumente, das freylich aber in der höchſten Vollkommenheit geſpielt werden muß, wenn es auf Kenner und Nichtkenner Eindruck machen ſoll. Ein Quartett von **Hoffmann** für zwey Violinen, Bratſche und Baß, wurde von dem Herrn **Bürgermeiſter Albert** und drey andern fertigen Muſikern rein und gut vorgetragen, und den Beſchluß machte **Händels** ſo genannter Todten-Marſch, ein vortreflicher Chor, mit Poſaunen, der durch Mark und Bein dringen mag, wenn man ihn in London mit der gewaltig ſtarken Beſetzung aufführen hört.

Den 3ten **April** trug im erſten Acte dieſes Concerts, zwiſchen zwey Sinfonien von **Stamitz** und **Pleyel**, **Herr Koch**, Oboiſt bey dem Regimente von Pollier, ein Oboe-Concert von **Stamitz** ſehr angenehm vor. In demſelben war das Thema zu dem mittelſten Stücke aus Naumans Arie: „Du lebeſt, Cora!" entlehnt. Ich wünſchte, man mögte die Gewohnheit, fremde Werke auf dieſe Weiſe zu plündern und ſolche Melodien, zu Rondeux u. d. gl. umzuſchaffen und da einzuflicken, wo ſie gar nicht zu dem übrigen Styl paſſen, nicht zu allgemein werden laſſen. Das iſt eine von den Mode-Inconſequenzen und ich habe ſchon einmal nach Paiſello's Arie: Saper bramarti einen franzöſiſchen Contretanz tanzen geſehn.

Der ganze zweyte Act wurde mit Aufführung der Muſic zu einem Hochamte von der Compoſition des Herrn Secretairs und Muſic-Directors Bode in Heidelberg ausgefüllt.

Der ächte, neuere catholiſche Kirchen-Styl hat etwas unbeſchreiblich Herzergreifendes. Schöne Melodie, von reiner, kunſtvoller Harmonie unterſtüzt; Fugen-Säze, die nicht bloß ein Spiel des Wizes, noch ein Werk gramaticaliſcher Pedanterey ſind, ſondern einen angenehmen Geſang zum Thema haben; Eleganz, ohne leichtfertige, melismatiſche Spielerey; Feuer, ohne Poltern; Ausdrücke trauriger Empfindungen, froher Gefühle und innigſter Andacht, ohne Winſeley, unbeſchadet der religioſen Würde, und ohne ermüdende Dehnung — Das iſt ihr Character, und in dieſer Art hat man einige Meiſterſtücke von italieniſchen und teutſchen Künſtlern. Es würde nicht vernünftig ſeyn, wenn man zwiſchen dieſen Stücken und Händels Werken eine Vergleichung anſtellen wollte. Gattung, Beſtimmung und Styl ſind durchaus verſchieden. Immer aber meine ich, eine Menge ſolcher Leute, die aus Affectation, Bizarrerie, oder um ſich eine Kenner-Miene zu geben, Händels Compoſitionen (ſelbſt ſo unvollkommen, wie ſie hier aufgeführt werden) auf Unkoſten aller übrigen, erheben, ohne einmal die wahre Schönheit derſelben einſehn zu können, ſollten immer einer ſolchen Muſic, als die zu jenem Hochamte iſt, ihren Beyfall nicht verſagen; Auch fand ſie bey allen Kennern Beyfall. Herr Bode iſt ein vorzüglich guter Tonſetzer im Kirchenſtyle; Da er aber in Heidelberg auf einem Platze ſteht, wo ſeine Talente zwar hochgeſchätzt, aber nicht reichlich belohnt werden können; ſo wünſchte ich, daß meine Empfehlung würkſam genug ſeyn möchte, um irgend einen geiſtlichen Fürſten zu bewegen, dieſen geſchickten Mann als Capell-Director an ſeinen Hof zu berufen.

Die Aufführung dieſer Muſic gieng ſo gut von Statten, als man es hier, bey dem Mangel an geübten Sängern und bey den Schwierigkeiten in derſelben, verlangen konnte. Der Tenoriſt ſang das agnus dei geſchmackvoll und der kleine Diſcantiſt griff ſich an, um ſein benedictus, qui venit, ſo viel es ſeine Kräfte zugaben, rein vorzutragen.

So zieht man dem Betrüger die Larve ab! Ein Luſtſpiel in fünf Aufzügen, von A. Fr. Gr. von B. Dresden 1787 bey Walther. 11 Bogen 8.

In einem vorgedruckten Briefe vertheydigt ſich der Herr General-Feldzeugmeiſter, Graf von Brühl, gegen einige Recenſenten. Ich weiß nicht, in wie fern Dieſe, wie es leider! jetzt ſehr Mode iſt, ſich unartige Machtſprüche über des Herrn Grafen theatraliſche Beluſtigungen (unter dieſem Titel iſt die ganze Sammlung ſeiner Stücke herausgekommen) erlaubt haben. Das wäre nun freylich eben ſo ungezogen, als unverdient; aber, da der Verfaſſer doch ſelbſt geſteht, daß ſeine Schauſpiele nur flüchtig hingeſchrieben werden; ſo kann er es auch nicht übel deuten, wenn man, ohne Rückſicht auf die Berufs-Geſchäfte, welche den Herrn Grafen verhindern, die letzte Hand an ſeine Werke zu legen, dieſe Schauſpiele ſo beurtheilt, wie die Arbeiten jedes andern Mannes, der etwas drucken läſſt, beurtheilt werden dürfen.

Das vorliegende Luſtſpiel hat einen raſchen Gang, viel Handlung, eine ſehr gute Oeconomie, guten Dialog, und kurz! es verräth den Mann von Kenntniß und Geſchmack. Aber an Feile gebricht es ihm nun freylich auch. Die Farben ſind zu dick aufgetragen. Der ſchelmiſche Inſpector erkennt und erklärt ſich gar zu aufrichtig ſelbſt für einen Böſewicht, und iſt denn doch ein ſo plumper Böſewicht, daß er in jede Falle läuft, die ihm geſtellt wird. Der Graf rühmt von ſich ſelber, daß er mit Adlersblicken durchzuſchauen verſtehe. Die Liebe und die ſchnelle Verbindung zwiſchen dem Grafen und Julien iſt nicht weniger unwahrſcheinlich. Aechtcomiſch launicht und unterhaltend iſt der erſte Auftritt im vierten Aufzuge, zwiſchen dem Cammerdiener und dem Inſpector, den Jener in Angſt ſetzt. Die Schreibart iſt nichts weniger als rein. So ſteht z. B. immer die **Gerichten**, ſtatt die **Gerichte**, und **ihm die Haare machen** (faire les cheveux) welches man im Teutſchen nicht ſagt.

Wolmar und Camilla, oder die Schickſale eines Deutſchen in Paris; Ein Original-

Der Obriſt iſt gleichfalls ein deus ex machina und auſſerdem ſind noch viel unnütze Flick-Rollen im Stücke.

Wenn doch auch die Herrn, die nicht einmal ihre eigene, vielweniger fremde Sprachen in ihrer Gewalt haben, ſich enthalten wollten, ausländiſche Wörter einzuſchieben, die ſie denn verſtümmeln, wie **Dineu**, ſtatt **Diner** (Mittags-Eſſen); **Masquerade**, ſtatt **Mascarade**; **unſchieniert**, ſtatt **ungeniert** u. ſ. ſ. Es iſt ſchon eckelhaft genug, wenn man dergleichen auf dem Theater unrecht **ausgeſprochen** hören muß; aber da dient es wenigſtens zur Entſchuldigung, daß dem Schauſpieler zuweilen Rollen zugetheilt werden, die er ſelbſt nicht gewählt haben würde; Doch, heut zu Tage kann ja Jeder leicht ſo viel Franzöſiſch lernen, als dazu gehört.

Adolph oder der edelmüthige Sohn. Ein Schauſpiel in zwey Aufzügen. Aufgeführt am Geburtstage einer Mutter. Leipzig, bey Haugs Wittwe 1788. 4¼ Bogen 8.

De

Die Abſicht bey dieſem Schauſpiele iſt gut; Der Verfaſſer verräth Wärme für Tugend und für häusliche Freuden. Sein Dialog iſt lebhaft, ſeine Sprache rein und edel, und die Charactere, die ſämtlich gut ſind, intereſſieren. Allein von einer andern Seite hat doch das Stück wenig dramatiſchen Werth. Unwahrſcheinlich iſt die ganze Fabel und daß alle Perſonen ſich auf Einem Platze wiederfinden müſſen. Die beyden Knaben, wovon der Eine von ſeiner zarteſten Jugend an unter Seiltänzern gelebt hat, und dennoch wie der feinſte, gebildeteſte Mann redet, der Andre aber mit einer Geiſtesſtärke handelt, die dem größten Manne Ehre machen würde — dieſe ſind nicht nach der Natur copiert. Endlich ſcheint mir die Spielerey mit dem Altar und einem Vorhange davor, eines ſo ernſthaften und verſtändigen Mannes, als der Commiſſionsrath iſt, nicht allerdings anſtändig.

Etwas aus Holland.

Man hat mir zwey holländiſche Commödienzettel mitgetheilt. In dem einen wird angekündigt: Met Permiſſie van de Edele Groot Agtbaare Heeren Regeerende Burgemeeſteren der Stad Nymegen, ſal alhier heden Donderdag den 11. September 1788. Door het Geſelſchap der Heeren Hoogduytſche Operiſten en Schouwſpeelers, Onder hit opzigt van de Heer Directeur I. A. Dietrichs Voor de Vierde reyze haar Schouwtoneel geopend worden, *Lanaſſa*, Een groot Treurſpel in 5 Bedryven, met Gezang en Choren uit het Franſch na de Veuve du Malabar van Plumike. Het Muſiek is van Andree. Ein andermal wurde aufgeführt: Het Ruisſchen, of de Terugkomſt uit America. Een Origineel Luſtſpel in vier Bedryven, van de Heer Bretzner. In erſterem Stücke machte **Madam Huber Lanaſſa**, und im andern die Nicht van den ouden Buſch. Sollte das die **Madam Huber** ſeyn, die ſich einſt hier, als Königinn Eliſabeth, in Trauerſpiele: **der Graf von Eſſex** — auszeichnete; ſo wünſche ich ihr viel Beyfall in Holland.

Aus Lübeck.

Es wird auch jetzt Mode, in den Erziehungs-Inſtituten Liebhaber-Theater zu errichten.

Die Zöglinge des Lübeckiſchen Erziehungs-Inſtituts haben dieſen Winter aufgeführt! **Den Schubkarren** (Schiebkarren) **des Eſſigkrämers.** Dann, zum Nachſpiele: **Den Edelknaben,** und nach geendigtem Schauſpiele, ein Ballet: **Roſſeaus Gedächtnißfeyer,** mit Geſängen u. d. gl.

Dramaturgiſche Blätter.

Sechs und zwanzigſtes Stück.

Hannover, den 18ten Aprill, 1789.

Ueber die hieſigen Oratorien.

Am grünen Donnerſtage wurde in dem großen Liebhaber-Concerte, welches dieſen ganzen Winter hindurch fortgedauert hat und fleiſſig beſucht worden iſt, auch **Ramlers Tod Jeſus**, von Graun in Muſic geſetzt, aufgeführt. Dies Meiſterſtück Grauns bleibt immer ſchön, trotz Zeit und Mode, und wird von Liebhabern und Kennern der Kunſt in jedem Zeitalter gern gehört, indeß manche ephemeriſche Erſcheinungen, die eine Periode hindurch großes Aufſehn erregen, ein Paar Jahre nachher von niemand mehr ohne Entſchuldigung, daß das Stück zwar alt, aber doch nicht ganz und gar zu verachten ſey, aufgelegt werden. Es iſt wahr, daß in den Arien dieſer Cantate manche unwürdige Spielereyen auf einzelnen Wörtern vorkommen, die den Eindruck des Ganzen ſchwächen. Das **Klimmen zu der Tugend Tempel; den ſteilen Pfad; das Spornen** und den **Ge**ſa-

ſa - - a - - - a - ang; **das Erheben, bis zum Seraph; Das Beben vor dem Fußtritte** u. d. gl. und manche andre kleinliche Malereyen hätten füglich wegbleiben können. Auch ſteht oft der muſicaliſche Accent mit dem oratoriſchen und gramatticaliſchen in umgekehrtem Verhältniſſe, wie unter andern in der Stelle: „Denn „was er **zuſaget**, das hält er gewiß.“ Die Arien ſind noch ganz nach dem alten Schnitte, voll Rouladen auf einzelnen Buchſtaben, die man nachher noch einmal hören muß, wenn dal ſegno, wie das damals durchaus erfordert wurde, wiederholt wird — Aber die unnachahmlich ſchönen, feyerlichen, andächtigen, herzergreiſenden und erſchütternden Chöre, und in denſelben die meiſterhaft, und dabey ſo geſchmackvoll gearbeiteten Fugen; die Choräle, deren Harmonie und Geſang ſo unübertrefbar und voll Einfalt und Hoheit ſind; die Recitative, mit der oft einfallenden Begleitung der Stimmen — Wer kann dabey ungerührt bleiben? —

Der Aufführung dieſes Kunſtwercks habe ich nicht beygewohnt; Die Zuhörer ſind äuſſerſt zufrieden davon geweſen und die **Frau Hofräthinn Böhmer, Mademoiſelle Rudlof** und **Mademoiſelle Winkelmann** haben durch den Zauber und die Anmuth ihrer Stimmen, dem allgemeinen Urtheile nach, jedermann entzückt.

Am Char-Freytage ließ der **Herr Cammer Muſicus Preuß** das nämliche Oratorium in ſeinem Concerte aufführen. Ihm fehlte die Mitwürkung jener liebenswürdigen und geſchickten Sängerinnen; ihm fehlte die Hülfe einiger geübten und fertigen Liebhaber, die ſich zu jenem Concerte mit unterſchrieben hatten, und unter denen, zum Beyſpiel, der **Herr Cammerherr von Schwiecheld** Virtuoſen von Ruf beſchämt; ihm fehlte endlich manche andre Unterſtützung — aber er leiſtete, was er nach den Umſtänden konnte, ſein Auditorium war zufrieden, und man war dankbar für ſeine Bemühungen, denen er Zeit und einen anſehnlichen Geld-Verluſt aufgeopfert hat.

Recenſion.

Merkwürdige Begebenheiten eines jungen Komödianten. Zweyter Abſchnitt. 12 Bogen. 8.

Ich beziehe mich auf die Beurtheilung des erſten Bündels dieſer Maculatur, im zehnten

Stücke meiner dramaturgiſchen Blätter, Seite 150. Es iſt faſt nicht zu begreifen, wie ein Menſch ſo etwas drucken zu laſſen wagen kann. Mit der **ſchönen Meluſine** und **dem mit ſeiner Donna Charmanta herumirrenden Ritter Don Felix** kann dieſer Roman füglich in eine Claſſe geſetzt werden. Zuweilen, wenn auf die abgeſchmackteſte Weiſe lange Zeit hindurch triviale Scenen ſind geſchildert und die pöbelhaften Geſpräche zwiſchen dem dummen Pächter, ſeinem Weibe und dem Informator erzählt worden, erhebt ſich der Styl, als wenn ein ganz andrer Mann daran geſchrieben hätte. Das Sonderbarſte in dem Buche iſt, daß nichts von dem darinn ſteht, was der Titel verſpricht, denn es enthält die Geſchichte eines Menſchen, der gar nie Komödiant geweſen iſt.

Die Hauptperſon, Auguſt, wird im **erſten Theile** kaum genannt. In dem vorliegenden **zweyten** tritt er zuerſt als Knabe auf, und erlebt dann eine Menge höchſt unwahrſcheinlicher, elender Abendtheuer. Er hat alle möglichen Unfälle zu leiden, bricht beyde Beine; eines davon wird ihm abgenommen; er wird beſtohlen, verwundet, geſchlagen, ſo gar mit Steinen zu

Boden geſtreckt — Meiſter Panglos erlebt kaum mehr Elend. Jeden Augenblick kommen Briefe ohne Namen, die ihn warnen; aber er iſt nun einmal verurtheilt, alſo gemartert zu werden. Indeſſen, obgleich er ein Krüppel iſt; ſo verlieben ſich doch die Weiblein raſend in ihn, und ſtellen ihm nach. Er, der unwichtigſte unter allen Sterblichen, ſcheint der Inquiſition ein ſehr bedeutender Mann. Man lauert ihm auf, und er macht einen Schöps-Sprung nach dem andern. Zuletzt wird er gezwungen, einem liebenswürdigen und reichen Frauenzimmer die Hand zu geben. Kaum aber iſt der Schlingel mit ihr getrauet; ſo macht er den erſten klugen Streich zu unſerm Vortheile, denn — er ſtirbt plötzlich. Am Ende des Werks iſt ein Holzſchnitt angebracht: Ein weinendes Frauenzimmer ſitzt und jammert, daß das Buch ſo ſchlecht gerathen iſt — Einige Loth Nieſewurz könnten uns vielleicht von ſolchen Misgeburthen befreyn.

Fortgeſetztes Tagebuch der Großmannſchen Geſellſchaft.

Den 25ſten Merz wurde in Lübeck aufgeführt: **Die Eiferſucht auf der Probe.**

Den 26ſten: **Lilla.**

Den 27ſten: **Der Deſerteur.**

Den 30ſten: **Betrug durch Aberglauben.**

Den 31ſten wiederholt: **Betrug durch Aberglauben.**

Den 1ſten April: **Lilla.**

Den 2ten: **Im Trüben iſt gut fiſchen.**

Den 3ten: **Die Entführung aus dem Serail;** Dies machte den Beſchluß der in Lübeck aufgeführten Stücke.

Den 7ten und 10ten wurden im großen Börſen-Saale zwey Oratorien gegeben.

Den 11ten ſehr früh reiſete die Geſellſchaft von Lübeck ab, und kam den 13ten in Hannover an.

Drey alte Comödien-Zettel, aus Lübeck; als ein Beytrag zur Geſchichte des theatraliſchen Geſchmacks in Teutſchland.

Der erſte, aus der Mitte dieſes Jahrhunderts, lautet alſo:

„Mit Bewilligung einer hohen Obrigkeit,
„werden heute die von Ihro Hochfürſtl. Durchl.

„zu Caſſel allergnädigſt privilegirte, und ehemahlige
„Hochfürſtl. Weymariſche Hochteutſche
„Comödianten, mit lebendigen Perſonen ein
„zwar bekanntes, aber auf dieſe Art noch nie
„hier aufgeführtes Schauſpiel vorgeſtellt werden,
„genannt: **Das Reich derer Todten, mitten
„unter den Lebendigen.** Ne ſutor
„ultra crepidam; ſo rief ehemals der kunſterfahrne
„Apelles einem Schuſter zu, der ſich über
„die geſchickte Arbeit dieſes Künſtlers moquirte.
„Denn ſo lange er etwas an den Schuhen oder
„Stiefeln des entworfenen Kunſtbildes tadelte,
„änderte allzeit ſolche Fehler Apelles an dem verfertigten
„Bilde; da aber der Schuſter von der
„Stellung und Einrichtung derer Glieder und
„Geſichtszügen übel raiſoniren wolte, rief Apelles
„über laut: Ne ſutor ultra crepidam. Schuſter
„bleib bey Deinem Leiſten. Und o wie viele
„von der Art des Schuſters werden nicht heute
„gefunden, die von Sachen raiſoniren wollen,
„die weit über ihren Horizont gehen. Eben wie
„jener Simpliciſſimus, da er die Zeitungen leſen
„hörete, daß, als die Kaiſerl. Armee aus
„Bosnien marchiret, ſey ſie über die Sau gegangen,
„ſagte: warum doch die Officiers keine

„beſſere Hauswirthe wären, und warum ſie die „Sau nicht lieber den armen Soldaten zu verzehren gegeben hätten; ſo auch, da er ein andermal aus den Nouvellen leſen hörte: daß der „König von Frankreich ſeinen vornehmſten Damen einen Ball gegeben, ſich vernehmen ließ: „was das vor ein wunderliches Präſent von einem großen Herrn wäre: was die Dames mit „dem Ball thun ſollten? das wäre ja ein Kinderſpiel ꝛc.

„Ein gleiches Exempel finden wir in unſerer heutigen Action, (welches zwar nur ein „Figmentum und Critique zu nennen) an dem „alten Gebhard, welcher auf die herausgekommenen ſogenannten Geſpräche im Reiche der „Todten ſo erpicht war, und ſich darinn ſo vertiefte, in der Meynung ſtehende, daß alles dem „Buchſtaben nach, ſo eintreffen müſſe, und ohnfehlbar nach dem Tode ſo ſchöne koſtbare Gärten und Landſchaften, worinn die Leute von „weltlichen Dingen ſich mit einander unterredeten, würden zu finden ſeyn, daß er auch darüber „ſeine Profeſſion negligirte und ſein Hausweſen „ruinirte, ſo daß ſeine eigene Kinder durch eine „lächerliche und liſtige Manier ihn zu Raiſon

„bringen mußten ꝛc. Die darin zum Vorſchein
„kommende Perſonen ſind folgende: 1) Herr
„Gebhard, ein Kaufmann. 2) Herr Zierlich,
„ein Edelmann. 3) Florentina. 4) Sibylla,
„des Gebhards Tochter. 5) Catharinchen, ihr
„Mädgen. 6) Arlequin, des Zierlichs Diener.
„7) Zwey Täntzer, ſe den alten durch ein Ballet
„zum Tantzmeiſter creiren. 8) Monſieur Ca-
„dence. 9) Hr. Ungeſtühm, ein Studioſus
„von Jena. 10) Hr. Haudegen, ein Officier
„aus dem 30 jährigen Krieg. 11) Hr. von
„Schlegt, ein ſimpler Edelmann. 12) Jungf.
„Gernegroß, eine einbildiſche Bürger Jgfr. 13)
„Hans Dumm, ein Sächſiſcher Bauerjung. 14)
„Hr. Fleißig, ein Halliſcher Studioſus. 15) Hr.
„Zu allen gut, ein Leipziger Studioſus. 16) Ein
„Podagriſt. 17) Herr Sauer, ein Marckt-
„ſchreyer. 18) Hr. Katzenſilber, ein Berg-Artzt.
„19) Ein Lachender. 20) Ein Weinender. 21)
„Ein Haderlumpen-Händler. 22) Eine philo-
„ſophiſche Köchinn. 23) Hr. Pinſel, ein Mah-
„ler. 24) Ein Savojard oder Galanterie-Krä-
„mer. Den Beſchluß macht eine luſtige Nach-
„Comoedie, betittult: **Das verſtellte Ge-
„ſpenſt, oder Ließgens Geiſt.** Der Schau-

„platz iſt in dem Neuen Opern-Hauſe in der „Beckergrube; NB. Weil ſich viele Zuſchauer „beſchwert die Einlage ſey zu hart, ſo wollen „wir ſie, weil die Zeit ohnedem kurtz, darin „ſoulagiren; Die Perſon zahlt ꝛc.“

Der zweyte Zettel iſt folgenden Inhalts:

„Mit Bewilligung einer hohen Obrigkeit, „werden heute die von Ihro Hochfürſtl. Durchl. „zu Caſſel allergnädigſt privilegirte, und ehemalige Hochfürſtl. Weymariſche Hochteutſche Comödianten, mit lebendigen Perſonen ein über „alle maſſen luſtiges Stück vorſtellen, es iſt aus „dem Franzöſiſch. überſetzt, und wird betittult: „*La Vilie Capitain*, Oder: **Der Weibliche „Hauptmann**, ſonſten auch, Arlequin de „Blanc, recht lächerlich ausgezahltes Liebes-Cabinet, mit Scapin Corporal per Hazard, „auch luſtigen Exerciermeiſter eines verliebten „Haaſen-Fuſſes. Es wird alſo in dieſem Stücke „die Thorheit eines Alten ſehr natürlich abgeſchildert, wann derſelbe zuweilen durch eine „thörigte und unanſtändige Liebe ſich offtermals „nicht allein der Welt zu einem Gelächter, ſondern auch zu einem armen Mann dadurch macht:

„woven man heute ein natürliches Exempel auf
„unſern Theater vorſtellen wird: und verſpricht
„Monſieur Arlequin ſich in dieſer Rolle beſter-
„maſſen zu ſignaliſieren. Den Beſchluß macht
„ein Tanz und extra luſtige Nach-Comödie, be-
„tittult: **Arlequins ſingender Hochzeit-**
„**Schmauß**, worzu ſie Monſieur Arlequin und
„ſeine Braut die Urſell, gehorſamſt invitiren ꝛc.

Der dritte Anſchlag-Zettel, obgleich in der nemlichen Zeit gedruckt, zeigt doch ſchon, welchen Einfluß die **Schönemannſche Geſellſchaft** auf den teutſchen Geſchmack gehabt hat. Er lautet alſo:

„Mit Hoher Obrigkeitlicher Bewilligung
„wird heute auf der Von Ihro Königl. Maje-
„ſtät in Preuſſen und Von Ihro Hochfürſtl.
„Durchl. zu Braunſchweig und Lüneburg ꝛc.
„privilegirten Schönemanniſchen Schaubühne
„auf dem Comödientheater in der Königſtraſſe
„an der Wahmſtraſſen Ecke allhier, Ein, aus
„dem Franzöſiſchen des Herrn von Voltaire
„überſetztes Luſtſpiel von fünf Handlungen,
„*L'enfant Prodiguo*, **Der verlohrne Sohn**,
„vorgeſtellt werden. **Perſonen**: **Euphemon**,
„der Vater. **Euphemon** deſſen Sohn. Stei-

ſein

„ſenthor, Präſident von Cognac, der andere „Sohn des Euphemon. Rondon, Bürger von „Cognac. Lieschen, Tochter des Rondon. Die „Freyherrin von Croupillac. Marthe, der Lieschen Bediente. Jasmin, Diener des jüngern „Euphemon. Ein Bedienter. Den Beſchluß „macht ein in Leipzig verfertigtes Schäferſpiel: „Silvia. Perſonen: Silvia, Galathee, „Schaferinnen. Damoet, Mirtill, Montan, „Schäfer. Nebſt einem Tanze ꝛc.

Ueber die Muſic der comiſchen Oper: Der Alchymiſt; vom Capellmeiſter Schuſter.

So klein dieſe Oper iſt; ſo viel Schönheiten enthält ſie doch. Das Ganze iſt herrlich zuſammengedrängt, und alles ſo ſauber, ſo nett, ſo zierlich, daß es eine rechte Freude iſt, das Ding zu hören. Weder Ueberladung von Blas-Inſtrumenten, noch Anpropfung von Harmonien, und nichtsſagenden Künſteleyen, welche wir Teutſche doch noch öfter der lieben ſchlichten Natur vorziehen, treffen wir hier an; ſondern ſanften, faßlichen Geſang und einen verſtändlichen Harmonien-Gang. Die ſchöne Oekonomie und die Ausmerzung aller unbedeutenden Ritornellen oder andrer Geſang-Formeln, die ein Italiener von dem Andern abſchreibt, geben dem Ganzen einen ſchönen Anſtrich von Neuheit, den es auch immer behalten wird. Die Ideen ſind zwar oft nicht alle ganz originell. So hat z. B. gleich die erſte Arie ſehr viel Aehnlichkeit mit einer Arie aus Paiſellos Freſcatana; aber ſolche Gleichheiten von Gedanken können ſich treffen, ohne daß es der Tonſetzer oft will, oder weiß. Der dritte Geſang aus dem E macht mit ſeiner maleriſchen Inſtrumental-Begleitung eine ſchöne Würkung. Das darauf folgende Duett iſt eben ſo vortreflich. Das Terzett aus Amoll hat vorzügliche Schönheiten, beſonders bey den Worten: „Welche Nacht voll Zweifel“ wo eine Stimme nach der andern ſo klar und deutlich eintritt. Die beyden Arien des kleinen Guſtel ſind ſehr niedlich, beſonders unterſcheidet ſich die letzte Bravour-Arie von vielen italieniſchen Alltags-Sachen. Mögten doch Schuſter und noch andre teutſche Männer von Talenten zur comiſchen Muſic, unſre Bühnen mit ſo ſchönen Werken bereichern! Wir würden dann bald nicht mehr nöthig haben, ſo viel wälſche Kindereyen auf teutſchen Grund und Boden zu verpflanzen.

W.

Anzeige.

Es ſcheint, als wenn man ſich jetzt mit einiger Wahrſcheinlichkeit verſprechen dürfte, daß der Vorſchlag, welchen Herr Großmann im funfzehnten Stücke dieſer Blätter Seite 237 gethan, zu Stande kommen wird. Ich rede von dem Vorſchlage, **Leſſingen** ein Monument zu ſetzen, und zu Beſtreitung der Koſten an Einem Tage auf allen teutſchen Bühnen eine Vorſtellung von einem Leſſingiſchen Stücke zu geben und die Einnahme zu jenem edlen Zwecke zu verwenden.

Diejenigen ſchätzen immer an Andern Geſchicklichkeit, Talente und Tugenden am höchſten, die ſelbſt ſich bewuſſt ſind, durch Eigenſchaften des Verſtandes und Herzens, auf öffentliche Achtung Anſpruch machen zu dürfen, und Gleichgültigkeit gegen das ächte Verdienſt iſt mehrertheils der wahre Stempel eigener Unwürdigkeit.

Unſer redlicher Großmann, der eben darum für alles Gute und Edle ſo warm und thätig iſt, fand auch kürzlich dieſe Wahrheit dadurch beſtätigt, daß ſein Vorſchlag, Leſſingen ein Monument zu errichten, von dem Freyherrn von Dalberg in Mannheim mit Wärme aufgenommen und daß ihm von dieſem einſichtsvollen Beſchützer der Kunſt Unterſtützung zu Ausführung ſeines Vorhabens verſprochen wurde. Wem iſt es unbekannt mit welchem Eifer, mit welcher Aufopferung, und mit welcher Geſchicklichkeit der Freyherr von Dalberg das Nationaltheater in Mannheim — vielleicht jetzt das einzige in ſeiner Art — gegründet und bisher erhalten, dirigirt und vervollkommt, und wie viel ihm die Kunſt zu verdanken hat? Es ſcheint aber, als ſollten wir auch noch in dieſer Angelegenheit durch ſeinen Vortritt ermuntert werden.

Möchten nun nur die Directionen der übrigen Bühnen in Teutſchland dieſem guten Beyſpiele folgen! Leſſings Verdienſte um ſo manche Zweige der Literatur ſind doch wahrlich nicht von der Art, daß er viel Mitwerber um eine Bildſäule haben könnte. Er hat Epoche gemacht —

Soll ſein Namen einſt mit ſeinen Nachahmern und Schülern auf Einer Tafel ſtehn?

Oder ſollen wir nie den Vorwurf, den uns unſre Nachbarn machen, von uns abwälzen, daß wir unſre großen Männer im Leben darben laſſen und nach ihrem Tode, wenn nicht gar ſchmähen, doch vergeſſen?

Und wäre es auch nicht um dieſe Schande nicht auf uns zu laden — Was ſoll unſre Jünglinge, voll Talent und Anlagen, zum Fleiſſe, zum Emporſtreben ermuntern, wenn ſie keine andre Ausſicht vor ſich ſehen, als Hunger, eine Exiſtenz auf Löſchpapier und ein Lob das ihnen der Verleger zu ſeinem Vortheile in irgend einem Journale erkauft?

Dramaturgiſche Blätter.

Sieben und zwanzigſtes Stück.

Hannover, den 25ſten April, 1789.

Mittewochen, den 15ten, eröfnete Herr Großmann die hieſige Bühne wieder mit einem **muſicaliſchen Prologe**, wozu die von einem italieniſchen Meiſter componierte Muſic gewählt war, welcher Herr Overbeck folgenden teutſchen Text untergelegt hatte:

Albion. Teutonia. Braga. Barden.

Braga.

Völker, die ihr im Staube lagt,
Von der Wehmuth gebeugt,
Erhebt euch wieder!
Er lebt, der Geſalbte!
Aus der Nacht der Verhängniſſe
Stieg umſonſt der Dämonen Ergrimmteſter,
Und ſchwang die furchtbare Lanze,
Drohend Vertilgung den Freuden allen,
Die durch den beſſten König ein glücklich Land
fühlt.
Umſonſt, verſinken muſte

Vor der ſtralenden Hoheit des geweyhten Hauptes
Das Ungeheuer.
Wie ein unſterblich Feuer,
Strahlend durch alle Welten,
Von keinem Wechſel leidet,
Ewig ſich ſelber gleich.
Kein Drohn von Ungewittern,
Und keiner Stürme Brauſen
In ſchwarzen Mitternächten
Trübend die ſeligen Schimmer,
Sie ſtrömen ſegnend fort.

Teutonia.

Wie ſelig ſind wir, Schweſter!
Mein Entzücken, wer nennt es?

Albien.

O! mich ergreift die Freude
Mit dem ungeſtümſten ihrer Taumel!
Gleicht ein **Glück** meinem **Glücke**, geliebte Schweſter?
Iſt **Er** nicht der Meine?
Stralt nicht **Sein** Diadem auf meinen Fluren,
Die jedes Erdenſegens und jeder Fülle
In **Seinem** Glanz ſich freuen?
Er, mit **Charlotten**, auf einem Königsthrone

Der Tugend ſelig Bild!
Wehe! wie marterte mich die Angſt Ihn zu verlieren!
Ach ſie wären dann geflohn von meiner Inſel,
Alle Genien der Luſt!
Albion! itzt blühen Dir wieder Seligkeiten
In den Hainen, die Freyheit ewig durchſäuſelt.
In der Freyheit holden Schatten
Reifen jeder Tugend Früchte,
Edler Fleiß und reine Sitte,
Hoher Muth fürs Vaterland.
Zwiefach prangen ſie veredelt,
Wenn ein glänzendes Exempel
Vom goldnen Throne ſtrahlt.

Teutonia.

Empfindungen, die ihr in meinem Buſen,
Wie des Meeres Ergieſſungen euch dränget,
Euch beſchwör' ich, o zeugt mirs,
Daß ich mit gleichem Himmelgefühl
Ihn, den die Welt bewundert, dem die Tugend den Preis beut,
Ihn auch den Meinen nenne!
Glücklicher Zögling Seiner Liebe, Hannover, meine Tochter!

Bekränze nun Dein Haar mit des Frühlings holder Blume!
Denn **Er** lebt, und **Sein** Herz
Schlägt Dir entgegen.
Geneſung, Kind des Himmels,
Du mit dem ſanften Gange,
Du hauchteſt nur ein Lächeln,
Und der Verderber floh.
Auf Fittigen der Wonne
Schwebt in die Wolkenhöhen,
Entflammt von Hochgefühle,
Der Nationen Dank.

Braga.

Singet im vollen Chor, ihr Barden!
Es töne, wie beym Mahle Walhalls Harfen erklingen,
Das beſeeltere Lied!

Teutonia.

Thränen der Wonne,
Werdet Lispel des Geſanges!

Albion.

O Du, Entzückung!
Groß, wie **Charlottens** Freude,

Ströme hinüber!
Ström' in den Chor, Entzückung!

Chor.

Singt **Georgen**, ſingt **Charlotten!**
Singt den Wunſch der Nationen!
Ewig ſteh Ihr Thron gegründet!
Ewig blühe **Braunſchweigs** Stamm!
Aus der Nacht der alten Helden,
Geht ein ſanftes Licht hervor.
Ueber kommende Geſchlechter
Breitet es den Götterſchein.
Und von einem Pol zum andern
Strömt Beglückung ſtrömet Heil.

Die Muſic iſt, meinem Gefühle nach, nicht ausgezeichnet ſchön, nicht originell, nicht neu; aber doch gut in's Ohr fallend und voll angenehmer Melodien und guter Harmonie.

Auf dies Singe-Vorſpiel folgte die Vorſtellung des **teutſchen Hausvaters**. Den Werth dieſes Stücks hat man in Teutſchland allgemein anerkannt, ja! es hat den Pere de famille von Diderot, dies ſchöne Drama, das für jedes Land und jedes Zeitalter paſſt, faſt gänzlich von unſern Bühnen verdrängt, welches ich doch nicht durchaus gutheiſſen kann. Gewiß ſind in des Freyherrn von Gemmingen Hausvater viel ganz vortrefliche Scenen. Dahin gehört die Verſöhnung unter den beyden Eheleuten, bewürkt durch die Dazwiſchenkunſt ihres Kindes, des gemeinſchaftlichen Gegenſtandes ihrer Zärtlichkeit. Meiſterhaft iſt das und ganz aus der Natur entlehnt. Nicht weniger ſchön iſt der dritte Auftritt im letzten Aufzuge, wo der Hausvater ſeinem Sohne das Bild eines Verführers der Unſchuld verhält, und nun Redlichkeit, Liebe und Pflicht den Entſchluß beſtimmen und den Wunſch des Zuſchauers erfüllen, Carln mit Lotten vereint zu ſehn. Ueberhaupt iſt dieſer Act vortreflich gearbeitet. Doch auch im vierten ſind die Scenen in des Malers Hauſe zwiſchen ihm, ſeiner Tochter und Carln, und nachher zwiſchen den beyden Vätern, höchſt intereſſant — und ſo noch manche andre Auftritte in den übrigen Aufzügen. Auch geht die Handlung lebhaft, das Intereſſe wächſt, der Dialog iſt ohne Tadel, und die Charactere ſind bis an's Ende gut gehalten. Dagegen aber ſcheinen mir manche Scenen ein wenig zu gedehnt, zu voll von Declamation, z. B. die dritte im dritten Aufzuge. Ja! in derſelben ſcheint mir eine Maxime, die der Vater dem Sohne giebt, unrichtig, wenigſtens nicht beſtimmt genug. Es heiſſt da: „Sey nie Urheber, daß eine Anord„nung gradezu aufgehoben werde, **wäre ſie „auch noch ſo ſchädlich.** Man muß den „Gedanken der Unfehlbarkeit beym Volke erhal„ten.“ — Nein! dieſe Art, die Menſchen durch Vorurtheile zu regieren und blind zu erhalten, wollen wir unſern Fürſten und Miniſtern nicht noch feſter einprägen. Was offenbar ſchädlich iſt, das muß ſo bald als möglich mit der Wurzel ausgerottet werden, und es macht dem größten Monarchen Ehre, dies öffentlich zu thun. Aber das iſt wahr, daß ein fehlerhaftes Syſtem nicht eher aufgehoben werden ſoll, als bis man ein vollkommen ausgearbeitetes beſſeres an deſſen Stelle ſetzen könne, und zwar ein Syſtem, das keine Lücken läſſt, welche das verworfene ausfüllte.

Die Krankheit und der Abgang einiger Schauſpieler verhinderten den Herrn Großmann das Stück diesmal in allen Rollen vollkommen gut zu beſetzen. So muſſte z. B. weil **Herr Dengel**, der das Fach der zärtlichen Väter ausfüllt, bettlägrig in Lübeck zurückgeblieben iſt,

Herr Ehrhard, der in andern Rollen und in Singſpielen ſehr brauchbar iſt, hier den Hausvater ſpielen, wozu er weniger gemacht ſcheint. Er ſpielte ihn ein wenig zu kalt, nicht feſt genug, zu monoton und zu manirirt. So muſſte **Herr Krüger**, der zu Chevalier- und Carricatur-Rollen unverbeſſerlich iſt, und von dem ich unter andern den Poeten im ſchwarzen Manne geſpielt zu ſehn wünſchen würde, den Grafen Monheim machen, den er zu ſade, zu jung nahm. Monheim iſt ein Mann von gutem Ton, von Anſtande, von einigem Alter, flatterhaft; aber nicht wie ein junger Brauſewind, ſondern wie ein Mann, der nach den Sitten der großen Welt lebt, und doch Stoff im Herzen hat. Der Maler iſt eine von des **Herrn Großmanns** vortreflichen Rollen. Die vorhin angeführten Scenen im vierten Aufzuge und die, als er ſeine Tochter aus Amaldi's Hauſe wegführt, werden wohl Wenige mit ſo viel Wahrheit darſtellen. **Madam Dieſtel** hat einige Scenen in Lottchens Rolle ſehr brav geſpielt. **Herr Pleißner** faſſt ſolche Charactere, als Dromer einer iſt, recht gut, ohne zu übertreiben. Auch die Uebrigen haben einzelne Scenen, die vorzüglich intereſſant waren, mit Vernunft und Natur ausgeführt. **Herr Ströbel** verdiente unter andern in dem Auftritte, als er ſeinem Vater das Bekenntniß ablegt und in des Malers Hauſe von allen Unpartheyiſchen Beyfall. Er wird mir's aber verzeyhn, wenn ich ihn nochmals auf den kleinen Fehler: die Vorwörter unnöthiger Weiſe zu häufen, aufmerkſam mache. Ich habe im Buche eine Stelle von der Art angeſtrichen und ſetze hier in Klammern das, was er hinzufügte und was nicht im Buche ſteht (**im zweyten Auftritte des erſten Aufzugs**) „Der Abend (der) war heiter, da ſetzt „ich mich am Ufer des Fluſſes; aber der Strohm „(der) flieſſt ſo ſchnell“ u. ſ. f. „Die Natur „(die) ward ſtiller; ein Vogel nach dem Andern „(der) ſang ſeinen letzten Abend-Geſang — und „nun alles ſtill — Die Abendglocke (die) ſchallte „herüber; mein Herz (das) war ſo voll“ u. ſ. f.

Den Beſchluß machte folgender Epilog, von dem **Herrn Philipſon** verfertigt, von der **Demoiſelle Kneiſel** geſprochen:

Nicht niedrer Geiz, um etwas zu gewinnen,
Nicht eitler Durſt nach Ruhm, trieb uns von
hinnen. —

— O nein! in Thränen aufgelöſt und mit verengtem Buſen,
Wie Niobe, verlieſſen ſchwankend wir
Den Tempel hier
Und lieſſen Eure Muſen,
Gehüllt in Trauer, ach! zurück.
Und Ihr, Georgens Kinder!
Ihr fühltet das Geſchick,
Des Schickſals harten Schlag, nicht minder
Als wir, das fern mit rauher Hand
Bis an der Oſtſee Strand
Uns warf. Ihr littet **viel**, —
Sehr tief ſank ſchon die Prüfungsſchale nieder
Und mit ihr fiel
Auch Euer Muth, — als auf des Aethers Lichtgefieder
Der Rettung Genius
Erſchien. **Geneſung!** war ſein Gruß,
Er rief: **halt ein!**
Und wie vor Helio's goldnem Schein
Die Nachtgeſpenſter plötzlich ſcheiden,
So floh vor ihm die wilde,
Geſchreckte Schaar der Leiden
Und Euren Kummer löſten milde
Und ſüße Freudenzähren auf.

Heil **Dir, Britannia**! Heil Euch der Britten ältre **Brüder**!
Der Unerſchafne, der den Lauf
Von Miriaden Welten lenkt,
Der aus dem Uebel ſelbſt das Beſte ſtets bereitet,
Der Gott, der alles leitet,
Der gab dem Vaterland den Vater wieder,
Der hat **Georgen** Euch von neuem nun geſchenkt.
Wo find' ich Worte, Töne, Zeichen,
Die nur den Schatten des Gefühls erreichen,
Das tief mein Innerſtes durchbebt,
Das meines Blutes Kreislauf hemmet
Und ängſtlich meine Bruſt beklemmet
Und dann von neuem mich belebt?
Umfächelt von des Wiederſehens Himmelfreuden
Vergeſſen wir der Trennung Leiden
Und fühlen nur, daß hier
Bey Euch wir ſind. — Und Ihr?
Nicht wahr? — Ihr ſeht uns gerne wieder,
Hört gerne unſern Scherz,
Und unſern Ernſt und unſre Lieder,
Theilt gerne mit uns heiſſer Liebe Wonn' und Schmerz

Und zollet unſrem Fleiß und unſrer Kunſt
Von neuem Eure Gunſt.

Den 16ten wurde aufgeführt: **Im Trüben iſt gut fiſchen.** (Fra dui litiganti il terzo gode) Ueber Sarti's vortrefliche Muſic zu dieſer Oper iſt im **vierten Stücke** dieſer Blätter, **Seite 54,** geſagt, was wahr und billig iſt, und im **fünf und zwanzigſten Stücke, Seite 383,** iſt dies Urtheil beſtättigt und weitläuftiger ausgeführt. **Mademoiſelle Dohm** debütirte in der Rolle der Baroninn, und fand den allgemeinen Beyfall, den ihre Talente verdienen. Sie hat eine angenehme Stimme, Umfang, Gleichheit der Töne, dabey Figur, Anſtand und iſt eine gute Schauſpielerinn. Ueberhaupt wird man wohl nicht leicht eine Geſellſchaft in Teutſchland finden, bey welcher die Singeſpiele ſo gut und ſo vollſtändig beſetzt werden könnten, als bey der Großmannſchen. **Herr Ehrhard** hatte die Rolle des Barons, den vormals **Herr Wawroſch,** glorreichen Andenkens, ſpielte, und das Publicum gewann freylich ſehr dabey. **Herr Erhard** hat eine angenehme, und dabey äuſſerſt ſtarke, volltönige

Stimme, die, wo es ſeyn muß, durch ein dreyfach beſetztes Chor dringt und das größte Haus füllt.

Den 17ten Aprill: Hamlet, von Schakespear. Herr Deniſle, der aus Inſpruck hierher gekommen iſt, hatte dem Herrn Großmann verſchiedene Rollen zum Debüt vorgeſchlagen. Es fand ſich, daß faſt alle dieſe Stücke grade jetzt nicht zu beſetzen waren, und ſo blieb denn Hamlet übrig, in welcher Rolle er auftrat. Jedermann kennt dies Stück; Faſt Jeder hat Hamlet irgend einmal von einem Schauſpieler aufführen geſehn, der in dem Rufe war, ſeine vorzügliche Stärke in dieſer Rolle zu haben. Von dieſes Schauſpielers Manier abſtrahirt er ſich dann ſein Ideal von der Art, wie Hamlet geſpielt werden muß. Es iſt ferner ſo viel über dieſen Character geſchrieben und raiſonnirt worden — Das Alles erſchwert dem Schauſpieler, der an einem Orte, wo er gänzlich fremd und ohne Anhang iſt, und wo Brockmann und Schröder in dieſer Rolle aufgetreten ſind, die Arbeit ſehr. Um deſto mehr Freude muß es ihm machen, wenn dennoch das Publicum nicht unerkenntlich gegen ſeine Bemühungen und ſeine Talente iſt. Und das war denn auch der Fall bey dem

Herrn Deniſle. Ich habe es als ein Zeichen ſeiner richtigen Beurtheilung angeſehn, daß er in der Scene wo ihm der Geiſt zum erſtenmal erſcheint, den heftigen Ausdruck ſeines Schreckens mäßigt, und überhaupt in den erſten Aufzügen kälter ſpielt. Geſchieht dies nicht, wie ich das oft geſehn habe; ſo geht die Würkung der ſtärkſten Scenen in den letzten Acten verlohren. Dies iſt ſo wahr und wurde von dem Publico ſo lebhaft gefühlt, daß dem Herrn D. in dem Auftritte mit der Königinn, wo abermals der Geiſt erſcheint, und welchen er unverbeſſerlich ſpielte, der allgemeine, laute Beyfall zu Theil wurde. Auch iſt das in der Natur. Auf die erſte Erſcheinung iſt Hamlet vorbereitet, auf die in der Königinn Zimmer, und bey welcher noch dazu ſeine Nerven auf's höchſte geſpannt ſind, kömmt ſie ihm unerwartet. Ich hörte die Frage aufwerfen: „ob es natürlich wäre, daß Hamlet im erſten Acte mit gezogenem Schwerdte den ihm in der Geſtalt ſeines lieben Vaters freundlich winkenden Geiſt verfolgt: oder ob nicht vielmehr dies Schwerdt nach den beyden Soldaten hingerichtet werden müßte, damit ſie ihn nicht abhalten

„ſollten, mit dem Geiſte zu gehn?“ Herr Ramberg, der dies Trauerſpiel in London in der höchſten Vollkommenheit hat ausführen geſehn, berichtigte den Zweifel auf folgende Weiſe, die auch mit den Kupferſtichen übereinkömmt, welche man von dieſer Scene hat: So ſehr auch Hamlet darauf vorbereitet iſt, den Geiſt zu ſehn; ſo erwartet er ihn doch nicht grade in dieſer Minute. Die natürlichſte Bewegung in dem Augenblicke der Ueberraſchung und der Ungewißheit, was daraus werden wird, iſt, daß er ſeinen Degen zieht, und dies mit ſo viel Heftigkeit, daß er mit dem Arme ſeinen Hut vom Kopfe wirft. Er reiſſt ſich dann von ſeinen Begleitern los: „Laſſet mich, oder ich will ein Geſpenſt aus „Euch machen“ u. ſ. f. Dies alles muß ſchnell vorgehn. Das gezogene Schwerdt behält er in der Hand, aber er wendet es, als er dem Geiſte folgt, weder beſtimmt auf Dieſen, noch zurück auf Guſtav und Bernfeld, ſondern — er behält es nur in der Hand.

Herr Deniſle declamirt richtig. Sein Spiel iſt mannigfaltig, er hat ſich durch fleiſſiges Studium von allem Provinzial-Dialecte losgemacht, und redet ſehr rein. Man muß nun

er:

erwarten, was er in andern Rollen leiſten wird. In dieſem ſehr ſtark beſetzten Stücke mußten, durch den Abgang der **Neuhauſiſchen Familie**, und durch die Krankheit des **Herrn Dengel** gezwungen, einige Schauſpieler in Rollen auftreten, die ihr Fach nicht ſind. Es wäre ungerecht; ihnen ein Verbrechen daraus zu machen, daß ſie dieſe weniger gut geſpielt haben; aber es wäre eben ſo ungerecht, nicht zu überlegen, welche neue Schwierigkeit dies für den Künſtler iſt, der in intereſſanten Scenen von den Perſonen, die ihm gegen über ſtehen, nicht gehörig unterſtützt wird.

Den 20ſten Aprill: Glück beſſert Thorheit. Man leſe darüber nach, was ich im **zweyten Stücke dieſer Blätter, Seite** 28 geſagt habe. Auch **Herr Erhard**, der heute den Grafen von Glimar machte, ſpielte dieſe Rolle über meine Erwartung gut.

Dramaturgiſche Blätter.

Acht und zwanzigſtes Stück.

Hannover, den 1ſten May, 1789.

Berichtigung.

Die in dem holländiſchen Anſchlag-Zettel (Man ſehe das 25ſte Stück dieſer Blätter, Seite 397) benannte **Madam Huber** iſt nicht, wie ich damals fürchtete, die unglückliche Königinn-Spielerinn, ſondern die ehedem als **Demoiſelle Haverkamp** rühmlich bekannte Schauſpielerinn. Vorzüglich ſpielt ſie ſanfte Liebhaberinnen, Soubretten und Bauermädchen. Ihr **Mann** iſt der Bruder des hier ſo ſchmählich hingerichteten Eſſex. Er iſt bloß Tänzer; im Schauſpiele hat er unbedeutende Rollen.

Anzeige.

In England werden jezt Fächer gemacht, (Ich habe hier einen von der Art geſehn) auf deſſen einen Seite die Figur des Amphitheaters im großen Opernhauſe in London in Kupfer geſtochen iſt. Das Ganze iſt dann in ſo viel Vierecke getheilt, als in den verſchiedenen Stockwerken Logen ſind. Die Nummern der Logen ſtehen in ihren Vierecken, und darunter die Namen derjenigen Perſonen, welche Plätze in denſelben gemiethet haben. Auf dieſe Weiſe können die Damen und ihre reſpective Männer und Liebhaber genau wiſſen, auf welcher Seite des Hauſes und in welcher Loge ſie Den⸗ oder Diejenigen zu ſuchen haben, die ſie gern ſprechen möchten; oder, wenn ſie irgendwo ein Geſicht erblicken, welches ihnen unkenntlich iſt — Man ſagt aber, es ſoll dort faſt noch einmal ſo hell im Opernhauſe ſeyn, als hier, welches vermuthlich daher kommen mag, weil da mehr Lichter angeſteckt werden — ſo dürfen ſie nur einen Blick auf den Fächer werfen, um auf die Spur zu kommen, wer das ſeyn könnte.

Von Wien.

Der Kayſer hat den bisherigen Ausſchuß des Theaters gänzlich aufgehoben und die Direction dem Schauſpieler **Brockmann** allein übertragen. Man iſt mit deſſen Einrichtungen und Anordnungen bis jetzt ſehr zufrieden.

Mann⸗

Mamſell Eichinger, eine hofnungsvolle, viel verſprechende Schauſpielerinn, iſt in ihrem 25ſten Jahre ein Opfer der Theater-Cabale geworden. Sie war krank; demohngeachtet verlangte der Ausſchuß, daß ſie ſpielen ſollte. Der Theater-Doctor, entweder aus Nachgiebigkeit gegen den Despotismus dieſer Herrn, oder aus Unkenntniß, verſicherte, als er ex officio ſeine Meinung ſagen ſollte: ſie könne ſpielen. Das gute Mädchen mußte ſich nun von ihrem Krankenlager reiſſen, mußte zwey Tage hinter einander auftreten; Dies gab ihr den letzten Stoß. Sie ſtarb zum Leidweſen ihrer Familie, die ſie von ihrem Jahrgehalte von 2500 fl. allein erhalten hatte.

Die italieniſche Oper iſt faſt durchgehends mit neuen Subjecten beſetzt. Mombelli, Benuci und mehrere ſind abgegangen.

Friedel, der ein Theater in der Vorſtadt mit viel Fleiß und Glück unterhielt, iſt tod. Den 31ſten Merz wurde er endlich, nachdem er unſägliche Schmerzen gelitten, ausgeſpannt. Man hat verſchiedene Schauſpiele und dramatiſche Abhandlungen von ihm. Wer ſein Nachfolger und Uebernehmer des Theaters ſeyn wird, iſt noch unbekannt. Bis jetzt heiſſt es auf den Anſchlag-Zetteln: **Die ehemalige Friedelſche Geſellſchaft.**

Aus Lübeck.

Die Großmannſche Geſellſchaft hat uns, zu unſerm großen Leidweſen, verlaſſen. Sie hat den Ruf einer unbeſcholtenen Aufführung hinterlaſſen. Auch ſind die Mitglieder derſelben von unſern angeſehnſten Einwohnern mit viel Achtung behandelt worden. Ein Einziger, ein Sänger, Namens **Schwarz**, der ſich bey dem Herrn **Großmann** anbettelte, entlief, nachdem er vorher von ihm einige Louisd'ors geborgt, andre Schulden gemacht und unter andern eine Partitur, die ihm zum Abſchreiben anvertrauet war, bey ſeinem Hauswirthe für den ſchuldigen Hauszins verpfändet hatte. Er ſetzte ſeinen Stab nach Schleßwig, wo er aber keine Aufnahme fand, ſondern mit einer erbettelten Collecte abgefertigt wurde. Nun ſoll er nach Schwerin gewandelt ſeyn. Da er ſchon von Manheim heimlich entwichen iſt; ſo iſt es wohl Schuldigkeit, die Directorn vor einem ſolchen Buben zu warnen. Er iſt klein von Figur, ſieht einem Pavian ziemlich ähnlich, und iſt auch an drey Capuziner-Tugenden kennbar: er iſt ein gewaltiger Freſſer, ſchweiniſch und faul.

Fortgeſetztes Tagebuch der Großmannſchen Geſellſchaft.

Mittewochen, den 22ſten April, wurde aufgeführet: **Lilla,** oder: **Schönheit und Tugend;** Ein Singeſpiel nach dem Italieniſchen der Coſa rara, in zwey Aufzügen; Muſic von Martini, Capellmeiſter des Prinzen von Aſturien.

Reiner, ächter Naturgenuß entſpringt doch nur durch das Anſchaun des **Lebendigen**, das um uns wallt und würkt: So iſt es auch mit der Kunſt, als der andern Natur. Je lebendiger die Kunſt iſt, oder mit andern Worten, je anſchaulicher uns der Künſtler für unſre Seelen-Augen alle Kunſt-Gegenſtände gleichſam von der Kunſt entſchleiert und dieſe ſo zu verſtecken weiß, daß wir das Nemliche eben ſo hervorzubringen glauben; deſto größer iſt der Genuß, deſto vollkommner die Empfänglichkeit für unſre Seele. Es geſchieht uns, ohne zu wiſſen warum? ſo wohl, ſo behaglich, und Ruhe und Zufriedenheit füllen unſer ganzes Innres mit namenloſem Entzücken. Wahrhaft treuer, lebendiger Geſang nur geordnet und ausgeführt durch die Kunſt, gewährt uns dieſe Götterluſt, und jede ausgedrückte Künſteley, worauf ſich Künſtler oft ſo viel zu gute thun und wähnen, ſie wären's, wenn ſie auswendig gelernte Harmonien und mit Schweiß und Angſt entfernte Ausweichungen zuſammentragen, die kein Menſch faſſen und verſtehn kann, iſt dagegen wahrhaftig nicht in Betracht zu ziehn. Es muß der Künſtler im Stande ſeyn, ſich ein lebhaftes Ideal zu ſchaffen von dem Gegenſtande, den er beſingen ſoll; Ueberſchattet von höherer Kraft, ergieſſt er dann ſein Gefühl in harmoniſche Töne und gebraucht nur ſo, wie der Wandrer den Staab, die Kunſt. Kann er dies nicht; ſo betrete er nie das Heiligthum der Kunſt, denn bey aller Schul-Gelehrſamkeit und Kunſt-Wiſſenſchaft, wird er uns doch nie rühren; ſeine Töne ſind ſtumm. Ich ſetze dies nicht umſonſt zum voraus, denn dieſe ſo treffliche Muſic, dieſer harmoniſche Ausfluß einer talentvollen Seele, eines wahrhaften Genies, hat, wie ich höre, nicht an allen Orten Teutſchland gefallen, und die Schuld lag gewiß entweder an Sängern, die die ſchönen einfachen Geſänge nicht pünctlich und ſchmelzend genug vortrugen, oder an unzeitigen Critikern, die, weil ſie vielleicht keine Fugen oder andre Kunſtgewebe für ihren Gaumen vorfanden, das Werk für **leicht** und ſeicht gearbeitet ausſchrien. Die erheblichſten Einwürfe, die man gegen ſeine Schönheit machen könnte, wären, daß nicht alles eigen und originell glänze, und daß die ſo mannigfaltige Abändrung der Formen das Ganze zu unbeſtimmt lieſſe, etwas zu bunt machte. Was das Erſte betrifft; ſo ſey es auch, daß hin und wieder Ideen vorkommen, die nicht ſo neu und auffallend ſeyn ſollen! — iſt aber nicht ihre Anwendung ſo neu, ſo überraſchend, ſo angemeſſen, daß es ohnmöglich iſt, die Worte in einen ſchönern Geſang einzukleiden? ferner die verſchiedenen Formen hat gewiß der Tonſetzer mit vielem Vorbedachte zu ſeinen Geſängen ſo gewählt, und wahrhaftig, ſie geben dem Ganzen mehr Anſtrich von Neuheit, als daß ſie es bunt machten, denn bunt iſt dann erſt eine Sache, wenn der Tonſetzer bald vom tragiſchen zum comiſchen Styl übergeht, oder wenn er bald ernſthaft malt, und dann wieder tändelt. Kommen auch hier Geſänge in langſamen Zeitmaße vor; ſo ſind ſie nichts weniger als ernſthaft; ſie rühren uns, machen uns aber nie traurig. Mit ſanfter Ruhe übergieſſen ſie unſere ganze Seele, — und — es wird uns ſo wohl dabey. So ſind die beyden Arien der Lilla, ſo natürlich, ſo unſchuldig, ſo naiv, wie der Character des guten treuen Mädchens; ſüſſer, ſchmelzender Geſang weht uns entgegen, wie Frühlingshauch. Iſt die ſchöne Kürze, mit welcher dieſe beyden Geſänge und andre abgefaſſt ſind, nicht angenehmer und überraſchender, als der abgenutzte Leiſt, worüber ſo viel Opernſchreiber ihre langweiligen Geſänge ausdehnen, und ſchimmern da nicht zugleich Züge eines wahren Original-Genies hervor? Er bleibt ſich deswegen immer gleich. Auch iſt dieſe Oper nichts weniger, als eine ſogenannte Opera Buffa, in welcher nur grober Spaß und ſchaaler Witz abwechſeln. Es iſt eine artige Handlung, freylich an ſich ſelbſt nicht ſehr erheblich, aber die doch natürlich ſo vorgehn kann. Kurz! die Muſic muſſte ſo dazu geſetzt werden, wie ſie iſt, und kein noch ſo großer Muſic-Gelehrter, wäre im Stande geweſen, unſre Seele ſo ſanft zu erquicken, und das iſt der Triumph der Kunſt! Die

Ouvertüre iſt ein ſchönes, ländliches Gemälde, das uns im Kurzen eine Skizze von der nachfolgenden Handlung mittheilt. Der Anfang iſt prächtig, das folgende Terzett ſo künſtlich und doch ganz Natur. Das Duett zwiſchen Bertha und Titta hat wahrhaft originelle, comiſche Züge. Was kann man lieber hören, als den hervorſtechenden Geſang des Titta? „Als ich noch ein „kleiner Knabe.“ Jeder Tact iſt hier ein Zug von Genie. Nun das Terzett zwiſchen der Königinn und den beyden Mädchen, welche Einheit, welche Schilderung, welcher hinreiſſende Geſang! Wie aus der Seele ausgegoſſen iſt die Stelle: „Ja herzlich umarm' ich und küſſe Dich „Freundinn; die vorige Freundſchaft ſey wieder „erneut.“ Der Du hier keine ſüſſe Veränderung in Deiner Seele fühlſt, Menſch! verbirg Dein Antlitz vor der Menſchheit, und traure um Dein Selbſt willen! Im Finale lodert freylich nicht Sartis Feuer, wie in deſſen pretendenti deluſi, noch hören wir Paiſello's ſchöpferiſchen Original-Kopf, aber eigene characteriſtiſche Züge erheben das Ganze. So iſt die Inſtrumental-Begleitung bey der unerwarteten Ankunft des Prinzen wahrhaft voll Würkung und der darauf folgende Fall vom harten A in's harte C überraſchend, die Furcht und Angſt auszudrücken. Eben ſo ſchön iſt die Stelle: „So ſchnell „war der Wechſel.“ Der Schluß dieſes Finale hat einen lieblichen Geſang, wo die Abänderung des piano und forte bey eben derſelben Stelle, und die ſüße Begleitung der Fagotten eine herrliche Würkung thun.

Der zweyte Aufzug iſt nicht weniger reich an Schönheiten. Jeder Geſang verdiente hier angeführt zu werden, um alle Schönheiten bemerken zu wollen. Vorzüglich zeichnet ſich die Arie des Corrado aus; ſie iſt wieder einzig in ihrer Art. Die Arie der Königinn iſt prächtig. Das Sextett, und beſonders das Septett ſind meiſterhaft und voll Genie. Das letzte kleine Duett vor dem Finale iſt allerliebſt, und ſo leicht geſchrieben, daß es von jedermann kann nachgeſungen werden. Das letzte Finale hat wieder ſeine ganz eigenen Züge. Die Stelle, wo Titta und Lubino kommen: „Große Königinn verzeihe“ im F und bald darauf der nemliche Gedanke bey den Worten: „Und er war „ſo gar verwegen“ im G. iſt ſo ſchön, ſo ganz Natur, daß es einen freuet, ſo etwas vorzügliches zu hören. Reizend iſt gleich der darauf folgende Geſang, im $\frac{3}{4}$ Tacte, von den beyden Mädchen. Sie kommen in ihrer ganzen Unſchuld, und loben mit liebevoller Einfalt ihres Herzens ihre gute Königinn. Der Uebergang in dem folgenden Tanze, vom harten G in's weiche E und die ſchöne neue Wendung wieder zurück, vom fünften Tone H durch den fünften Ton D in's harte G iſt überraſchend ſchön. Das flieſſende Jagd-Chor iſt voll Freude und Jubel. Die Unterhaltungs-7^{te} von G in der Mitte giebt dem Ganzen eine ſchöne Haltung und läſſt uns den Anfang wieder deſto begieriger erwarten.

W.

Es ſey mir erlaubt, hier noch ein Paar Worte hinzuzufügen! In manchen Liedern, beſonders in denen, welche Lilla, Bertha, Lubino und Titta ſingen, iſt der Character der ſpaniſchen National-Geſänge unverkennbar. Wer die niedlichen ſpaniſchen Tänze und Balladen kennt, muß das ſogleich empfinden, und eben dieſe lieblichen kleinen Geſänge, aus dem Munde der Bauern, entgegen geſtellt den in höherm Styl gearbeiteten Arien der Königinn, des Prinzen u. ſ. f. ſind ſo ganz dem Character der Perſonen angemeſſen. In England hat man gefunden, daß nicht große Arien genug in dieſer Oper wären und hat daher einige Bravour-Arien eingeſchoben, die nun freylich aus Lubino's Munde eben ſo viel Würkung müſſen gemacht haben, als wenn er und Bertha am Ende ein pas de deux im hohen tragiſchen Styl tanzten.

Was die Aufführung betrifft; ſo wage ich es, zu ſagen, daß (nicht einzelne Subjecte, ſondern das Ganze gerechnet) die ſämtlichen Sänger und Sängerinnen, was Genauigkeit, Spiel und Stimmen betrifft, keine Vergleichung mit einer guten italieniſchen Trouppe zu ſcheuen brauchen.

K.

Den 24ſten April: Der argwöhniſche Liebhaber; ein Luſtſ. in fünf Aufz. von Bretzner.

Eines der beſten Stücke von dieſem Verfaſſer! die Intrigue iſt gut geführt; die Handlung geht einen ziemlich lebhaften Gang; Manche Situationen ſind ſehr intereſſant, andre von ächt comiſcher Art ſind nicht weniger unterhaltend, und die Charactere, die zum Theil auf gewiß

wiß nicht alltägliche Art bearbeitet ſind, findet man mit viel Vernunſt gruppirt. So iſt Flappert ein Character, den wir, wenn ich nicht irre, noch nicht auf unſrer Bühne hatten (Ein Mann, dem Derjenige als der Würdigſte erſcheint, der ihm die beſte Malzeit giebt; der ſich unbeſtechbar glaubt, wenn er mit dem heftigſten Zorn hundert Ducaten ausſchlägt, indeß er durch das Geſchenk eines Leckerbiſſens ſo für den Geber eingenommen wird, daß er ungerecht gegen die beſten Menſchen handelt. Vortreflich contraſtiert mit den wahren Advocaten-Grundſätzen dieſes alten Practicus über Gerechtigkeit, das edle Gefühl von Recht und Unrecht, das der junge Frank aus der Wärme ſeines noch nicht durch Welt-Conventionen abgekühlten Herzens zeigt. Der Haupt-Character des argwöhniſchen Liebhabers iſt auch ſehr gut gearbeitet, beſonders wird er gehoben, durch die kleinen Züge von Mistraun, das er auch bey andern Gelegenheiten zeigt, wo es nicht ſeine Geliebte betrifft. — Und ſo ſind alle übrigen Perſonen mit Wahrheit geſchildert, und ſtechen angenehm gegen einander ab. Der Windbeutel Belton — ganz aus der großen, ſeinern Welt copiert — der complimentvolle alte Amtmann Klau, die Caricatur, ſein Sohn Baldrian; Amalia Berg ſelbſt, und kurz alle Perſonen, die ſämtlich auf eine natürliche Weiſe an die Handlung geknüpft ſind. An Sprache und Dialog mögte vielleicht hie und da etwas auszuſetzen ſeyn, was bey einer ſehr guten, lebhaften Vorſtellung der Aufmerkſamkeit entwiſcht, und nur im Leſen genauer bemerkt werden kann.

Vorzüglich lobenswerth wurde dies Stück geſpielt. **Herr Großmann**, als Doctor Flappert, ſtellte dieſe Rolle unübertrefbar gut vor. Es würde zu weitläuftig ſeyn, einzelne Scenen zu zergliedern. Denen, die der Vorſtellung beygewohnt haben, will ich nur den einzigen Auftritt in Erinnerung bringen, als er mit höchſt beleidigter Uneigennützigkeit des Beamten Geſchenk von hundert Ducaten ausſchlägt und gleich nachher in jeder Miene den Uebergang zu der unbezwingbaren gierigen Gefräßigkeit zeigt, ſo bald er von Jagd, Fiſcherey und gutem Weine, woraus ihm etwas für ſeinen Gaumen zu Theil werden ſoll, erzählen hört. Alle übrigen Perſonen ſpielten mit Wahrheit und Ausdruck. Solche Chevalier-Rollen z. B. als Belton eine iſt, ſcheinen ganz für den **Herrn Krüger** gemacht zu ſeyn. **Herr Ströbel** hat ſeinen argwöhniſchen Liebhabern ohne Tadel dargeſtellt, und ſo waren Alle, ohne Unterſchied, den übernommnen Rollen gewachſen.

Madam Leiſer, die aus Inſpruck hierher gekommen iſt, debütirte als Julchen. Sie hat die ganze Lebhaftigkeit, alles in ihrem Weſen, in Figur, Spiel und Anſtande, was zu einer guten Soubrette gehört — eine auf teutſchen Theatern ſeltene Erſcheinung! Sie iſt eine Tirolerinn, redet auſſer dem Theater ſo provinzial als möglich, auf demſelben aber ſo rein und wohlklingend, daß man ſie für eine Sachſinn halten ſollte. Das iſt die Frucht eines fleiſſigen Studiums und einer Achtſamkeit auf ſich ſelbſt, die ich — nichts vor ungut — manchen Leuten gern zum Muſter empfehlen mögte.

Zwiſchen dem vierten und fünften Acte ſpielte **Herr Gerke** ein ſchönes Violinen-Concert. Er rechtfertigte das, was ich von dieſem braven Geiger im **drey und zwanzigſten Stücke** dieſer Blätter, **Seite 362** geſagt habe.

Schöner Styl auf Commödien-Zetteln.

Auf einem Anſchlag-Zettel **aus Caſſell**, vom 31ſten Merz dieſes Jahrs, ſteht: „Mit „**höchſt gnädigſter**“ (zwey Superlativi, aus wahrer Devotion) „Bewilligung wird heute“ u. ſ. f. „von **denen** (ſtatt **den**) „hier anweſen,

„den" u. ſ. f. „Herr Neuhaus, ein durchreiſender Schauſpieler, **wird die Gnade haben** u. ſ. f." (das iſt gar gnädig von dem Herrn Neuhaus) — „desgleichen Madam Geißler, eine ebenfalls durchreiſende Schauſpielerinn, als Frau von Erlau aufzutreten **die Gnade haben wird**. Die täglichen **Preiße**" (ſtatt **Preiſe**) u. ſ. f. auf **dem** zweiten Rang, „auf **dem** obern Platze" „Billets werden jedesmal **gefälligſt** vorgezeigt." „Sie ſind zu haben bey **denen** (ſtatt **den**) Directeurs."

Wezlar: „Heute ꝛc. als an dem Vorabende des Hohen Geburtsfeſtes des Herrn Kammerrichters des Heil. Röm. Reichs **Grafens** ꝛc. wird bey Beleuchtung des Schauſpiel-Saals **Hochdenenſelben** gewidmet: Günther von Schwarzburg. Eine große neue, hier noch nie geſehene Opera ſeria &c." „Das heutige Singſpiel iſt eins der **prächtigſten und ſchönſten**, nicht nur an innerm Werthe der Poeſie und der herrlichſten Muſic, ſondern auch der Decorationen und der **Pracht des Koſtums**, und da hier noch nie eine ernſthafte Oper ganz **mit** Recitativen **begleitet**, geſehen worden, ſo ſchmeicheln wir uns den **gütigſten** Beyfall zu erwerben."

Dramaturgiſche Blätter.

Neun und zwanzigſtes Stück.

Hannover, den 9ten May, 1789.

Fortgeſetztes Tagebuch der Großmannſchen Geſellſchaft.

Montags, den 27ſten April: **Adelheit von Veltheim**; Schauſpiel mit Geſang, in vier Aufzügen, von G. F. W. Großmann; Muſic von C. G. Neefe.

Ich halte dieſe Oper nicht für des Herrn Großmanns beſte Arbeit. Und grade Er war ganz der Mann, der vielfachen Beruf hatte, zu zeigen, daß wenn nun einmal das Publicum ſolche Singeſpiele ſehn will, eine Meiſterhand aus dieſer übrigens ſehr unnatürlichen Gattung, durch ſorgſame und geſchmackvolle Bearbeitung, Unterhaltung für Kopf und Herz ziehn kann. Der Plan zu dieſer Oper iſt unverbeſſerlich; das Ganze gut eingetheilt; die Handlung ſchreitet lebhaft fort. Manche Scenen ſind ſehr gut; der Dialog, wie es von Großmann zu erwarten war; es fehlt nicht an intereſſanten Situationen und es herrſcht viel Spiel, Aufwand Glanz darinn. Allein dagegen ſcheinen mir die Charactere der Frauenzimmer im Serail mit zu ſtarken Farben aufgetragen. Ich hätte gewünſcht, daß die kleinen National-Eigenheiten ſich an ihnen — und es ſind doch keine Weiber aus den niedrigſten Claſſen — in feinern, weiblichern Nüancen offenbarten. Eine Engländerinn von Erziehung z. B. flucht ja nicht und wird nicht den Punſch-Napf unter dem Bette ſtehn haben. Die Arie, welche die Italienerinn im erſten Aufzuge den drey andern Damen, vor Adelheits Ankunft, ſingt, und in welcher das Kikeriki! vorkommt, wäre, meiner Meinung nach, paſſender in dem Munde der Franzöſinn. Jene hätte mit einer Bravour-Arie hervortreten können, in welcher, nach italieniſchem Geſchmacke, eine Viertelſtunde lang auf einem A oder O herumgetanzt würde. Endlich wünſchte ich ein Paar anſtößige Scenen und einige Scherzreden des Herrn Mehmet heraus — Das iſt meine Meinung von dieſem Stücke, und daß man dem Verfaſſer der ſechs Schüſſeln nicht verzeyhn ſoll, was man einem mittelmäßigen Kopfe überſehn kann.

Was die Muſic betrifft; ſo darf man nicht vergeſſen, daß ſie ſchon über zehn Jahre alt iſt, daß man damals noch nicht die vortreflichen Meiſter der neuern italieniſchen Singſpiel-Componiſten ſtudieren konnte, daß der leichte Hillerſche Geſchmack zu der Zeit in Teutſchland am mehrſten gefiel, und daß, wenn ich nicht irre, mein Freund Neefe ein Schüler von Hillern iſt. Gewiß aber iſt es, daß die Muſic zu Adelheit von Veltheim nicht das leiſtet, was ſie leiſten könnte. Der Dichter hatte dem Tonſetzer recht viel Gelegenheit gegeben, Kunſt, Kenntniß und Geſchmack zu zeigen, und an dem Allen fehlt es Neefen nicht; aber hier vermiſſt man oft eines dieſer Stücke. Die Frauenzimmer von verſchiedenen Nationen gaben ihm Gelegenheit, jede in dem Character ihrer National-Muſic ſingen zu laſſen; die Spanierinn in dem leichten, romantiſchen Style; die Engländerinn in Händels erhabenen Harmonien-Sprache; die Franzöſinn entweder in Rameau's und Lülly's Magen umkehrendem pathetiſchem Geheule, oder in dem leichtfertigen Operetten-Geſchmacke; die Italienerinn mit aller Kunſt der brillanteſten welſchen Muſic; und dann — um unſerm Vaterlande einen Reverenz zu machen — die Teutſche, in wahrer, ächter Darſtellung der innigſten Empfindungen. Und nun in den Duetten, Terzetten u. ſ. f. — welche Gelegenheit, dieſe verſchiedenen Style gegen einander zu ſtellen! Und welche vortreffliche Veranlaſſungen zu den ſchönſten Finalen! — das alles hat Herr Neefe nicht gehörig benutzt. Und doch ſind Mittel genug in Bewegung geſetzt. Eine Menge von verſchiedenen, beſonders Blas-Inſtrumenten, ſogar türkiſche Muſic, zum Beyſpiel in der Ouvertüre, und dem ohngeachtet Leerheit, Mangel an Ausfüllung. Uebrigens ſind einige einzelne Lieder meinem Gefühle nach, unverbeſſerlich gerathen.

Nach Endigung des Schauſpiels hielt **Herr Großmann**, zur Feyer der höchſterfreulichen Geneſung unſers Königs, eine von ihm ſelbſt verfertigte Rede, in Proſa. Im Hintergrunde zeigte ſich ein allegoriſches, durchſcheinendes Gemälde, von der Erfindung des Herrn Ramberg: des Königs Bruſtbild en médaillon, an einer Spitzſäule; neben derſelben ein ſchwebender Genius mit der eben verlöſchen wollenden Lebensfackel, die durch einen Strahl vom Himmel wieder angezündet wird.

Den 29ſten; auf vielfaches Begehren abermals: **Lilla.**

Im vorigen Stücke dieſer Blätter findet man das Lob der vortreflichen Muſic zu dieſer Oper. Hier will ich nur noch hinzufügen, daß auch die Ueberſetzung beſſer gerathen iſt, als die der mehrſten italieniſchen Singeſpiele, ſo wie denn auch das Süjet intereſſanter iſt, als in den gewöhnlichen Poſſenſpielen dieſer Art.

Den 30ſten: **Der Argwöhniſche Ehemann**; Luſtſpiel in fünf Aufzügen, von Gotter, nach Hoadly.

Wie glücklich Gotter in Umarbeitung ausländiſcher Producte iſt, darüber hat man wohl nur Eine Stimme in Teutſchland. Er hat Sprache und Dialog in ſeiner Gewalt, verfehlt nie den wahren, feinen Converſationston, und weiß ſeinen Characteren Originalität und Teutſchheit zu geben. Wie äuſſerſt gut iſt nicht, unter andern, der Licentiat Frank geſchildert, mit der angenehmen Miſchung von Leichtſinn und Edelmuth, von Frivolität und Geſchicklichkeit zu ernſthaften Geſchäften! Es kam mir vor, als wenn **Herr Dieſtel** dieſen Character ein wenig zu wild nahm. Uebrigens wurde dies Stück ſehr gut gegeben. Vorzüglich zeichnete **Madam Dieſtel** ſich aus, die jetzt zweyte Liebhaberinnen ſpielt, und muthwillige Mädchen mit wahrer Anmuth und einer liebenswürdigen Lebhaftigkeit darſtellt.

Ich muß doch etwas erinnern, das mir beſonders heute ſehr auffiel, und das iſt nämlich, daß es hier mit den Decorationen ſo unrichtig hergeht. Ich will nicht von der Langſamkeit reden, mit welcher die Veränderungen des Theaters gemacht werden — das liegt an der Einrichtung des Hauſes; aber daß man oft ganz unpaſſende Decorationen hinſtelle. Sollte hier ein Mangel an denſelben ſeyn? Was ſo eben eine Hausthür, mit einem Fenſter darüber, vorſtellte, das gilt gleich nachher wieder für einen Eingang in eine Cammer. Zu der Wohn-Stube eines Privatmanns wird ein prächtiger Saal mit Säulen genommen, und zum Hintergrunde eines Zimmers, der große Vorplatz eines Pallaſtes. Ein gewiſſer Fond, mit einer großen Treppe iſt gegen alle Regeln der Perſpective gemalt; man weiß durchaus nicht, was es vorſtellen ſoll. Daß noch immer einige Schauſpieler aus den Fenſtern hinauslaufen, das will ich nicht noch einmal rügen.

Den 1ſten May: Victorine, oder: Wohlthun trägt Zinſen; Luſtſpiel in vier Aufzügen, von Schröder.

Ohngeachtet der einzelnen vortreflichen Scenen, muß doch wohl dies Stück weit hinter manchen andern Schauſpielen des Herrn Schröder zurückſtehn. Wenn die Franzoſen zuweilen ſo ungerecht ſind, auf ihren Bühnen die Teutſchen als lächerliche Carricaturen darzuſtellen; ſo berechtigt uns doch das nicht, ihrem ungroßmüthigen Beyſpiele zu folgen, und eine ganze edle Nation, der wir ſehr viel zu danken haben, auf eben dieſe Weiſe verächtlich machen zu wollen. Auch könnten wir vielleicht, bey einem Wettſtreite von National-Beleidigungen dieſer Art, ſowohl was den Witz, als was die Gelegenheit, die unſre Originale zum Lachen geben, betrifft, den Kürzern ziehn. Noch iſt die Ungemächlichkeit damit verknüpft, daß wenn wir Franzoſen auftreten laſſen, wenige unter unſern teutſchen Schauſpielern nur einmal die fremden Wörter gehörig ausſprechen können, wodurch dann die Ausländer doppelt berechtigt werden, zu ſagen: wir kennten das nicht, was wir copieren und lächerlich machen wollten. Der elende

Monſieur du Bois iſt eine ſehr entbehrliche Flick-Rolle, und dagegen begreift man nicht, warum weder der aus dem Waſſer gerettete Geliebte, noch das Frauenzimmer, welches mit dem Baron Sommer angekommen iſt, zum Vorſchein kömmt. Das Fräulein Franziska iſt ein liebenswürdiger Character und wurde von **Madam Dieſtel** vollkommen gut vorgeſtellt. Der vierte Act iſt voll chaotiſcher Verwirrung, die weniger intereſſiert, als ungeduldig macht. **Herr Großmann** ſpielte den alten Obriſten unvergleichlich; **Mademoiſelle Dohm** die alte Großmutter vortreflich. **Herr Deniſle** befriedigte die Erwartung des Publicums, als Baron Rennthal, und **Mademoiſelle Kneiſel** gefiel als Victorine.

Den 4ten: Die ſchöne Arſene; Singſpiel in vier Aufzügen; Muſic von Monſigny.

Ueber die Muſic zu dieſer Oper.

Daß Monſigny wahrhaft die Kunſt ſtudiert habe, und in der That auch Genie und das Talent, einen ſchönen Geſang zu verfertigen, beſitze; das bezeugt dieſe Oper. Sie hat ſehr viel vor Felix und dem Deſerteur, welche von eben dem

Ver

Verfaſſer ſind, voraus. Das Ganze iſt ſich mehr gleich, iſt auch reiner an Harmonie, als in den beyden eben erwähnten Singeſpielen. Die Blas-Inſtrumente erfüllen mehr ihre Beſtimmung, machen die gehörige Würkung und erheben den Geſang. Die Inſtrumental-Begleitung iſt oft neuer und leichter. In manchen Liedern herrſcht wahres Gefühl, Ausdruck und Characteriſtick.

(Die Fortſetzung folgt nächſtens.)

Sonderbare Anſchlag-Zettel.

1) **In Lübeck** wurde den 27ſten Aprill 1789 angekündigt: **Ariadne auf Naxos.** Benda wird genannt: **Kapellmeiſter in Sachs** (Sachſen-) Gotha. Perſonen: Ariadne; **Madame Toscani.** Theſeus; **Toscani.** Eine Oreade; **Demoiſelle Bethford.** (vermuthlich eine engliſche Waſſer-Nymphe) Ein Grieche; **Monſieur Bonwin.** (ein franzöſiſcher Grieche, wie es ſcheint) Vor dieſem Duodrama, heiſſt es ferner, wird eine Antrittsrede von **Madame Toscani,** im Character der Ariadne, gehalten. Hierauf folgt: **Der**

verliebte Ungar. Ein komiſch-pantomimiſch(es) Pas des Deux, (de deux) von Kindern getanzt. Den völligen Beſchluß macht: Das Milchmädchen. **Ein komiſch-pantomimiſch(es) Pas des Deux,** (de deux) von Großen (erwachſenen Perſonen) getanzt. Worinn eine Allemande den Beſchluß macht. (Alſo den Beſchluß von dem völligen Beſchluſſe.)

2) Mit gnädigſter Erlaubniß wird zu **Niederachdorf,** oder heil. Blut, bei Herrn Weinzierl, Hof- und Dabern Gaſtgeb, (ſoll vermuthlich Taverne-Gaſtgeber heiſſen) den 24ſten und 26ſten April, eine **Geſellſchaft guter Freunde** die Ehre haben aufzuführen, **das Frühſtück auf der Jagd,** oder der neue Richter. Ein ländliches Luſtſpiel mit Muſik in zween Aufzügen. **Perſonen.** Herr von Edel, neuer Beſitzer des Ritterguts N. Favorit, deſſen Kammerdiener. Ein Oberförſter. Zwei Jäger. Dorbal, Verwalter. Donatius, Schulmeiſter. Michel, ein junger Bauernkerl. Röſe, ein Bauermädchen. Görge, ein junger Bauer. Viele Bauern, die zur Jagd gebraucht werden. Zum Beſchluß **die ſchlechte Kinderzucht,** ein Luſtſpiel in einem Aufzuge. Perſonen. Peter,

ter, ein grundliederlicher Bauersmann. Urſchl, ſein Weib. Lippel, und Juſtl, ihre Kinder. Waſtl, ein Bauersſohn. Ein Bauerstöchterl. Hanns, Gevatter des liederlichen Peters, Schmid im Dorfe. Allen, die kommen, und dieſes letzte Stück anſehn, ſoll ihr Zwergfall erſchüttert werden, und mögen ſie noch ſo hipochondriſch, melancholiſch, kolleriſch, milzſüchtig, und dergleichen herſehn; — auſſer es wäre manchem das ſeine gar mit Eiſenblech beſchlagen, ein welches freilich incurabel. Die Einlage auf dem erſten Platz nach Belieben, auf dem zweiten 6, auf dem dritten 3 kr. Der Anfang iſt um 2 Uhr.

3) In dem k. k. **Hetzamphitheater** unter den Weißgerbern wird Montags den 13^{ten} Aprill 1789. unter einer angenehmen, abwechslenden, türkiſchen Muſik folgender **groſſer Thierkampf** abgehalten werden.

Erſtens.

Erſcheinet ein wilder hungariſcher Ochs auf dem Kampfplatz; ſeine Wildheit verurſacht zwar ſeinen Gegnern einen harten Sieg, jedoch laſſen ſich die Hunde der Herrn Hundesfreunde nicht abſchrecken, und kämpfen abwechslungsweiſe ſo lange, bis dieſer hartnäckige Spadonirer beſchämt vom Platze abziehet; ein treflicher Stierbändiger eines Hetzfreundes nimmt den Kampf zum zweytenmal Solo auf.

Zweytens.

Wird die Falle einem neuen, friſchen Kurländerbärn gezogen; dieſer ſolle die erſte Probe ſeiner Stärke an Hunden der Herren Hetzliebhaber ablegen; da er aber gute Anlage zum rauſen bezeiget, ſo wird mit mehreren abgewechſelt, ſodann muß er zum erſtenmal mit 6 neuen Pachtungshunden ſo lang en Gala rauſen, bis er ganz abgemattet dahin geſtrecket wird.

NB. Drittens.

Der große, ſchöne, herrliche Luchs will zu Ehren des hochzuverehrenden Publicums den Streitplatz beleben, und ſich mit einem Solohunde in ein Handgemeng einlaſſen; nur will er ſich verbetten haben, daß ſich ſeine Todfeinde wegen etwelchen Ohrfeigen nicht ſo wehmütig beklagen ſollen, ſondern ſich zu einer Gnade ſchätzen, von einer Schönen mit Ohrfeigen bedient zu werden.

Viertens.

Ein neuer mit letztem Transport angekommener rußiſcher Bär will gar den Kampfplatz nicht betretten, ohne ſeinen Erbfeinden den Hals umzudrehen; er trotzt auf ſeine Stärke, kennet aber nicht, daß gut geübte Bärnhunde bey denen Herren Hetzliebhabern ſich befinden, die ihm ſeinen Balg dergeſtalt zerzauſen, daß er gar keine Abwechslung wünſcht; demungeachtet ſoll er mit einer Kuppel neuer Bärnhunde auf das ſchönſte bedient werden.

Fünftens.

Stürmet ein anderer wilder hungariſcher Ochs bey der Stierpforte heraus, und bietet jedem Stierbändiger die Spitze; trotz ſeiner gewaltigen Gegenwehr wird er doch von Hunden der Herren Hetzfreunde gefangen; bey der zweyten Erſcheinung wird ihn ein ſchöner Solohund eines Hetzfreundes beſiegen.

NB. NB. Sechſtens.

Der ſehenswürdige Kampf

Zwiſchen dem gut abgerichteten Raubbären und einem hungariſchen Ochſen; da dieſer Kampf von allen Fremden und Auswärtigen dergeſtalt bewundert wird, und nie kann genug geſehen werden, ſo ſoll er heute den Kampfplatz zieren; erſtlich wird einem ſtarken hungariſchen Ochſen das Stierthor geöfnet, ſodann die Falle dem Räuber gezogen; kaum erblickt der Raubbär ſeinen Leckerbiſſen, ſchon ſchiebt er mit dem Genicke die Falle in die Höhe, um ſeinen Gaum einen Kitzel zu verſchaffen; jetzt geht der Kampf auf Mord und Tod los, jeder will Sieger ſeyn, und keiner will unterliegen; nun hört der Räuber daß ſeine Falle geöfnet wird, um ſeinen Preis hinein zu ſchleppen; der Ochs ſtemmt ſich vor der finſtern Grotte, verdoppelt ſeine Kräfte, und bringt ſeinen Feind vom Leibe; der Räuber ganz ſchamroth über den verlohrnen Biſſen, erneuert den Angriff, und würde ganz gewiß Sieger, wenn die Zeit es erlaubte; der Hetzmeiſter en Gala tritt mit ſeinem Gefolge auf den Platz, reicht dem Raubbären eine gute Portion Fleiſch, und wider ſeinen Willen muß jeder den Kampfplatz verlaſſen.

Siebentens.

Schleicht ein anderer neuer kurländer Bär von ſeiner Höhle hervor, beſiehet den Kampfplatz mit Bewunderung; ein paar fremde Gaſthunde machen ihm Beſuch, und fragen ihn ob es gefällig wäre eine Parthie Raufhändel zu machen; der Bär giebt mit ſeinen Tatzen zur Antwort: er ſey nicht aufgelegt; dieſes unartige Betragen verdrüßt das Hundegeſchlecht, und die Rauferey wird ſo hitzig, daß man ſie auslöſen muß; nun trift das Loos eine Kuppel neue Bärnbändiger von der k. k. Pachtung, die dieſem Unwilligen Lebensart zeigen.

Achtens.

Tritt zum erſtenmal ein neuer hungariſcher Wollſtier auf den Kampfplatz; ſeine vortheilhaften Hörner kündigen Mord und Tod unter dem Hundsgeſchlechte an; die k. k. Pachtung weiß ſchon zum voraus, daß die Herren Hundsliebhaber ihren Fängern lieber Mandelkerner, als Stierwaſcherl zu nagen geben; ſo müſſen alſo die neuen Pachtungshunde dem ſchätzbaren Publicum das Vergnügen verſchaffen, ſich mit dieſem Wütherich in einen Kampf einzulaſſen.

Neuntes.

Wird der künſtliche rußiſche Feuerbär mit einer ſchönen beweglichen Feuermaſchin in die

Luft

Luſt gezogen, und die Nachricht mitbringen, ob ein anhaltendes ſchönes Wetter zu erwarten ſey.

NB. NB. NB. Zehntens.

Der prächtige, koſtſpielige, große Auerſtier will ſich eine Bewegung auf dem Kampfplatz machen; er hat ſich vorgenommen das hochſchätzbare Publicum aus allen ſeinen Kräften zu unterhalten; er ladet daher alle Herren Hundesliebhaber mit ihren Stierfängern ein, um mit ihm zu kämpfen, ſollten ſie wieder beſſeres Vermuthen an ſeinen unthätigen Hörnern einen Zweifel tragen, ſo mögen ſie ſich in erſten Stock verfügen, um ſelbe aufzufangen; zweymal abwechſelnde Hunde von der k. k. Pachtung ſollen das Ende dieſes Thierkampfes krönen. Eintrittspreiſe. Eine Loge für zwey Perſonen — 1 Ducaten ꝛc.

Dramaturgiſche Blätter.

Dreyſſigſtes Stück.

Hannover, den 16ten May, 1789.

Berichtigung.

Die von dem Herrn Großmann den 27ſten April gehaltene Rede war nicht von ihm, ſondern von einem hieſigen Freunde der Bühne verfertigt.

Fortſetzung des im vorigen Stücke abgebrochenen Aufſatzes, über Monſignys Muſic zu der Oper: die ſchöne Arſene.

Die Ouvertüre hat einen ſchönen Anfangs-Geſang; er wird aber zu oft unterbrochen von einer feurigen Bewegung, von raſchem Zeitmaße, welches im Grunde da nichts ſagen will. Alcindors und Arſennens erſte Arien enthalten viel eigene Ideen. In der Arie, die Alcindor darauf im zweyten Acte ſingt, iſt viel Feuer. Arſennens erſte Adagio-Arie, im dritten Aufzuge, iſt zu lang und ermüdet. Der Chor der Nymghen iſt leicht und faßlich. Beſonders verdient hier Miris Arie bemerkt zu werden; Sie iſt eine der ſchönſten Geſänge in der ganzen Oper. Das Trio zwiſchen Arſennen, Alinen und Alcindorn iſt wieder eben ſo merkwürdig. Der Geſang darinn iſt ſehr ſchön und die Begleitung der Geigen, ſo wie die eingeſchalteten ſüßen Töne der Flöten, machen eine gute Würkung. Die Stelle, bey den Worten: „ſeiner Freyheit „ſüßes Glück“ von den beyden weiblichen Stimmen gleichſam verſtohlen hergeſagt, iſt ſehr niedlich, und die Abwechſelung der harten mit der weichen Tonart giebt dem Ganzen viel Mannigfaltigkeit. Der characteriſtiſche Geſang des Kohlenbrenners, im vierten Aufzuge, und das darauf folgende Duett zwiſchen ihm und Arſennen ſind recht meiſterhaft gerathen. Die ungehinderte, ſich von nichts ſtöhren laſſen wollende natürliche Laune des ſchwarzen Geſellen und das zunehmende Bitten der ſchönen, verlaſſenen Arſenne machen in dieſem Duett einen ſeltenen Contraſt, und beyde entgegengeſetzte Situationen ſind ſehr glücklich ausgedrückt. Der Schluß-Chor hat den nämlichen ſchönen Geſang, wie der Anfang der Ouvertüre. Freylich hat dieſe

Oper wieder alle Fehler der franzöſiſchen Muſic, die bey Gelegenheit der Oper Felix gerügt worden; (Seite 33, 337 und 363 dieſer Blätter) allein in Anſehung der begleitenden Inſtrumente iſt ſie viel reiner, auch wird nicht ſo viel, wie bey den Franzoſen ſonſt gewöhnlich iſt, in der weichen Tonart herumgewandelt. Uebrigens zieren das Ganze wahre, eigene Schönheiten.

W.

Fortgeſetztes Tagebuch der Großmannſchen Geſellſchaft.

Dienſtags, den 5ten, wurde aufgeführt: Die Badecur; ein Luſtſpiel in zwey Aufzügen, von **Jünger** und: **der Magnetismus;** Luſtſpiel in einem Aufzuge, von **Iffland.**

Das erſte Stück iſt eine von Jüngers älteſten Arbeiten und gewiß nicht ſein ſchlechteſtes Product. Alle ſeine Stücke nehmen ſich beſſer bey der Aufführung aus, als ſie im Leſen gefallen. In dieſem aber ſind beſonders einige recht intereſſante Situationen, wobey er Klinkers Reiſen benutzt zu haben ſcheint.

Der Magnetismus gefällt mir von Iſſlands Stücken am wenigſten. Es ſcheint aber, als habe er deswegen weniger Fleiß an der ſorgſamen Ausarbeitung verwendet, weil der Gegenſtand dieſer kleinen Poſſe überhaupt nur grade in der jetzigen Zeit unterhaltend ſeyn kann, da Magnetiſeurs und Anti-Magnetiſeurs die Aufmerkſamkeit des Publicums beſchäftigen. Schauſpiele, die nur die Thorheiten des Jahrzehnts ſchildern, werden nach Verlauf dieſer Friſt nicht mehr mit Intereſſe geſehn. Vielleicht gewinnt auch dies Stück ſehr, wenn man es in Mannheim ſelbſt, unter des Verfaſſers Augen, aufführen ſieht.

Der heutigen Vorſtellung beyzuwohnen verhinderte mich eine Reiſe auf das Land.

Den 6ten Gerechtigkeit und Rache; Schauſpiel in fünf Aufzügen, von **Brömel.**

Das Stück iſt mit unnützen Perſonen überladen, die, wie man ſagt, der Verfaſſer hineingeflickt haben ſoll, um würkliche Portraits von lächerlichen Menſchen, die er kennen gelernt hatte, aufzuſtellen. Sie ſind in der That ächt comiſch, originell, und tragen den Stempel der Natur; aber ſie würken nicht weſentlich genug

Haupt-Handlung, ja! einige ſind durchaus nicht hineinverwebt. Im Ganzen aber iſt die Fabel, die dem Stücke zum Grunde liegt, lehrreich und unterhaltend, ſo wie denn auch manche Scenen unverbeſſerlich bearbeitet ſind, unter denen die zwiſchen dem armen Vater und dem ungerechten Präſidenten gewiß eine der vorzüglichſten iſt.

Den 7ten, nochmals: **Lilla.** (Man ſehe das vorige Stück, Seite 451.) **Den 8ten: Die heimliche Heyrath**; Ein Luſtſpiel in fünf Aufzügen, nach Collmann und Garrik, von **Schröder.**

Faſt alle Charactere in dieſem Stücke ſind äuſſerſt originell, und ſtechen, wenn ſie ganz richtig gefaſſt und mit Lebhaftigkeit geſpielt werden, vortreflich gegen einander ab. Die dankbarſte und unterhaltendſte Rolle iſt ohne Zweifel Lord Ogleby; auch wurde ſie von dem **Herrn Großmann** meiſterhaft geſpielt. Unverbeſſerlich ſtellte **Herr Pleioner** ſeinen Canton vor, und auch Viele unter den übrigen Perſonen befriedigten das Publicum. Selbſt in die an ſich unbedeutende Rolle des Actuarius Flauer, legte **Herr Gatto,** durch comiſchen Anſtand in Gebehrde, Sprache und Gang mit lahmen Knien, ſo viel Originelles hinein, daß ſie dadurch gehoben wurde. Mir kömmt es vor, als wenn das Misverſtändniß, das entſteht, als Lovewell und Fanny den alten Lord zum Vertraueten ihres heimlichen Bündniſſes machen wollen, ein wenig zu ſehr in die Länge gezogen iſt.

Noch eine kleine Bemerkung ſey mir zu machen erlaubt! Einige von den Herrn Schauſpielern haben vielleicht bemerkt, daß es oben auf der Gallerie nicht übel gefällt, wenn zuweilen ein derber Fluch in einer Rolle angebracht iſt, und das verleitet ſie denn, auch da, wo es der Verfaſſer nicht gut gefunden hat, den Teufel mit in's Spiel zu bringen und tapfer darauf los zu diablieren. Fügt ſich's nun, daß in einem Stücke mehr Rollen ſind, in welchen ſich dieſe kleine Artigkeit anbringen läſſt; ſo hört man ein ganzes Schock Satanaſſe auftreten, und das vermindert zuletzt den Glauben an die Würkungen des böſen Feindes, der ohnehin in dieſen heilloſen Zeiten immer ſeltener wird.

Recenſionen.

Was vermag ein Mädchen nicht! Ein Singſpiel in vier Aufzügen von G. F. W.

W. Großmann. Die Muſic iſt von C. G. Neeſe. Braunſchweig, in der Schulbuchhandlung 1789. 6 Bogen. 8.

In einer niedlichen Zueignungsſchrift an eine Freundinn erzählt der Verfaſſer die Veranlaſſung, die ihn bewogen hat, dieſes Stück zu ſchreiben. Bey einem Beſuche, den er mit ſeiner guten Frau dem ehrlichen **Neeſe** in Bonn machte, fand er bey ihm die Muſic, welche Neeſe zu **Zemire und Azor**, nach der Thümmelſchen Ueberſetzung, componirt hatte, ohne die Gretryſche Compoſition zu kennen. **Herr Großmann** ſahe voraus, daß, nach dem Geſchmacke des Publicums, Neeſe damit, als Mitwerber gegen Gretry geſtellt, ſein Glück nicht machen würde, und doch dachte er, es wäre Schade, wenn dieſe ſchöne Muſic ganz verlohren gienge. Er bezeugte dies und man bath ihn, zu der Muſic ein neues Singeſpiel zu machen. — Eine ſonderbare Zumuthung ſchien ihm das, gleich als wenn man ſich zu einem Unterfutter einen Rock kaufen wollte! Dennoch übernahm er die Arbeit, und man muß ihm das Zeugniß geben, daß auf keine Weiſe der Zwang aus derſelben hervorblickt.

Herr Großmann hat den Hauptplan von Zemire und Azor, die Perſonen, die Eintheilung der Scenen und die Stellen, wo die Arien ſtehen, beybehalten. Auf ſehr angenehme Weiſe aber hat er die Feerey herausgelaſſen. Das Ungeheuer (der bezauberte Prinz) iſt hier in einen Ritter umgemodelt, dem, nachdem ihn ein andrer Ritter im Tourniere überwunden hatte, das Geſetz aufgelegt war, ſo lange in einem alten Schloſſe als Einſiedler zu leben, bis eine Schöne ſich in ihn unter ſeiner jetzigen Geſtalt verlieben würde. Nun geht alles zwar auſſerordentlich, aber doch natürlich zu. Statt des zauberiſchen Luftwagens, eine Mongolfiere, und um das magiſche Gemalde darzuſtellen, wird erzählt, daß der Ritter den Vater und die Töchter ſchon vorher in einem Luftſchiffe habe kommen laſſen. Sie ſind es alſo ſelbſt, die im Neben-Zimmer hinter einem Vorhange von Flor geſehn werden; und auf dieſe Weiſe iſt denn auch die Einheit der Zeit gerettet. Der Dialog iſt weit kräftiger, lebhafter, unterhaltender und witziger, als in Zemire und Azor. Die Arien ſind in einer angenehmen Poeſie geſchrieben. Zur Probe nur ein Paar Geſänge!

Arnold (Ali)

Ein Andrer mag auf Reiſen ſich begeben,
um jung zu ſterben! — Immerhin!
Ich will gleich einer Pflanze leben,
und Wurzel faſſen, wo ich bin.
Zu Lande und bey hübſchen Tagen
will ich mich wohl zu einem Weg verſtehn.
Zur Noth wollt' ich es auch noch wagen,
ein Streckchen in das Meer zu gehn;
Doch wieder in einem Luftſchiff zu fahren,
wo man tief, tief hinunter ſieht,
wie unter einem die Erde flieht,
da ſoll mich Gott dafür bewahren!
Das ſag' ich Jedem in's Geſicht,
dergleichen Reiſen lieb' ich nicht.

Und **Tankers** (Sander) Recitativ; als er den Brief ſchreibt:

Ich muß zum andernmal, geſchwinder,
als ich es dachte, von Euch gehn;
und werd' Euch, meine guten Kinder,
vielleicht ſobald nicht wieder ſehn.
Ein ſtilles, heitres Glück und eine ſanfte Tugend
begleit' Euch, da ich von Euch ſoll,

durch die Gefahren Eurer Jugend!
Liebt mich! liebt Euch und lebet wohl!

Ein Zweifel — doch vielleicht habe ich's überſehn — **Elwire** (Zemire) weiß Hanolds Namen, als ſie ihn in der Echo-Arie ruft, und doch meine ich nicht, daß er ſich ihr genannt hätte, noch hätte nennen dürfen, weil er ſonſt, als ein in der Gegend wohnender Ritter, entdeckt geweſen wäre.

Theaterſtücke von dem Verfaſſer der (frankfurtiſchen) dramaturgiſchen Blätter. Frankfurt am Main bey Fleiſcher 1789. 15 Bogen. 8.

Dieſe Theaterſtücke ſind dem Baadenſchen Geheimenrathe von Edelsheim gewidmet. Verfaſſer iſt der Herr Profeſſor Schreiber. In der Vorrede entſchuldigt er mit der Nothwendigkeit, in der er ſich befinde, in ſo manchem wiſſenſchaftlichen Fache herumzuſchweifen, die Flüchtigkeit, mit welcher dieſe Stücke gearbeitet ſeyen. Wir haben noch einen Mangel an guten teutſchen Nachſpielen; in einem einzigen Aufzuge iſt es ſchwer, irgend eine unterhaltende Fabel gehörig durchzuführen, irgend einen Character zu entwickeln; es iſt alſo nicht mehr als billig, daß man bey Beurtheilung ſolcher kleinen Arbeiten weniger ſtrenge zu Werke gehe. Das erſte Stück: **der Liebhaber auf der Probe,** iſt mit Witz geſchrieben und der Dialog gut. Die Idee iſt nicht neu; In einem franzöſiſchen Luſtſpiele, das, wenn ich nicht irre, den Titel führt: le jeu de l'amour & du hazard iſt ſie auch angebracht, nur mit dem Unterſchiede, daß da beyde für einander beſtimmte junge Leute auf den Einfall gerathen, mit ihren Domeſticken die Kleider zu wechſeln, daß ihre Herzen ſie aber dennoch Einer zu des Andern Wahl hinziehen. Das würkliche Cammermädchen in des Herrn Schreibers Stücke ſpricht wohl zuweilen zu gelehrt, zu fein, z. B. **Seite** 28, wo ſie ſagt: „dieſe Sprache kleidet einen bürgerlichen Philoſophen gut, der die Mine haben will, herrſchen zu können, weil es ſeine Eigenliebe kränkt, zum Dienen gebohren zu ſeyn." Am Ende geht es ein wenig eilig mit der Entwicklung zu; aber freylich muſſte ſich der Verfaſſer in den Grenzen eines Nachſpiels halten.

Das zweyte Stück; **die Erbſchaft,** iſt recht brav gearbeitet. Die Idee dazu iſt von

Zachariä. Die Charactere des edeln Bauern und ſeiner guten Schweſter ſind ſehr intereſſant. Das Wort **Neveu** ſtatt Neffe, Vetter, **Seite 66**, kömmt mir in dem Munde eines Landmanns, ohne Cultur, nicht natürlich vor.

Der Plan zu dem dritten Stücke: **Liebe und Rechtſchaffenheit**, hat eben keinen Reiz der Neuheit; Es iſt wenig Intrigue darinn; aber es ſind doch in dieſem Nachſpiele gute Menſchen geſchildert, und das iſt immer für die Moralität heilſam.

Das vierte Stück: **Betrug aus Leichtſinn**, iſt nach dem Franzöſiſchen gearbeitet. Eine ganz artige kleine Verwicklung, nur wieder ein wenig zu eilig aufgelöſt.

Das letzte Stück: **Mädchenliſt** iſt eine franzöſiſche Poſſe.

Einige Nachläſſigkeiten und Sprach-Unrichtigkeiten ſind mir in dieſen Luſtſpielen aufgefallen. **Seite 4**, zum Beyſpiel, ſteht: **galante Dame**. Der Franzoſe braucht das Beywort **galant** nie von einem Frauenzimmer, als um einen für ihre Sittlichkeit nachtheiligen Begriff damit zu verbinden, und das iſt doch hier die Abſicht nicht. **Seite 22,** erzählt der Baron: „er ſey mit hannöverſchen Truppen nach „America gegangen“ Es ſind nie hannöverſche Truppen in America geweſen und die Schilderung von unverderbten Menſchen paſſt auch nicht auf die Völker, welche die teutſchen Truppen in America kennen zu lernen Gelegenheit hatten. **Seite 120: In der Bälde,** ſtatt **bald,** iſt gar unteutſch. **Seite 98:** Mein Gedächtniß iſt **anfangs** ſchwach, ſtatt: **fängt an ſchwach zu werden,** iſt ein Provincialismus, den man in der Hälfte von Teutſchland gar nicht verſtehn wird. **Seite 213:** Ein Cammerdiener trägt keine Livree und wird nicht hinten auf die Kutſche geſtellt. — Doch, das ſind Kleinigkeiten.

Nachricht von den Feyerlichkeiten, welche die glückliche Wiedergeneſung unſers beſten Königs veranlaſſt hat.

Ich glaube keine Entſchuldigung vorausſchicken zu dürfen, wenn ich in dieſen dramaturgiſchen Blättern Nachricht von dem intereſſanteſten Schauſpiele gebe, das ein Menſchenfreund haben kann, von dem Schauſpiele: ein ganzes Volk, mit zärtlicher Rührung und heiſſem Danke gegen den Allmächtigen, ſich der Freude über die wieder hergeſtellte Geſundheit ſeines ſo allgemein geliebten Landesvaters überlaſſen zu ſehn. Dieſe Freude war und iſt noch unter allen Ständen, hier, wie in Großbrittanien, ſo lebhaft, ſo warm, ſo innigſt, daß der Anblick derſelben dem gütigen Monarchen gewiß die Rück-Erinnerung an die überſtandenen Leiden ſehr verſüßen muß.

Ich kann hier nichts von dem ängſtlichen Harren ſagen, mit welchem jeder treue Bürger der Ankunft der engliſchen Poſten entgegen ſahe; nichts von der Wonne, mit welcher, wenn der Courier angekommen war, ſo mancher ehrlicher Hausvater, mit funkelnden Augen, dem Cirkel der Seinigen die frohe Bothſchaft ankündigte, daß ſich die guten Nachrichten beſtättigt hätten; nichts von den kleinen Familien-Feſten, die an ſolchen Tagen angeſtellt wurden; nichts von dem Jubel in den entfernteſten Provinzen, die unter des beſten Königs Scepter ſich ſo glücklich fühlen; ich kann nur von den mir bekannt gewordenen öffentlichen Freudensbezeugungen reden, welche hier in Hannover die Nachricht von Sr. Majeſtät völligen Wiedergeneſung veranlaſſte.

Den 26ſten April wurde in allen Kirchen im Lande das große Dankfeſt gefeyert, unter Abfeuerung der Canonen das: „Herr Gott! „Dich loben wir“ geſungen, und, wo Gelegenheit dazu war, da wurden gute Kirchen-Muſiken aufgeführt.

Einige Mitglieder des großen engliſchen Clubs hatten wenig Tage vorher des Abends ein kleines, frohes Feſt veranſtaltet, die ganze Geſellſchaft hielt am 24ſten Mittags auf der London-Schenke ein großes Gaſtmal, bey welchem folgendes Lied, nach der Melodie: God ſave great George our King (Die Verſe ſind von dem Herrn Gh. C. S. F.) abgeſungen wurde:

Heil uns, der **König** lebt!
Um den Geſalbten ſchwebt
Gefahr nicht mehr.
Geneſen, füllt **Er** ſchon
mit vor'gem Glanz den Thron;
Nun ſchallt's im Jubelton:
Der **König** lebt!

Du, Höchſter! haſt uns **Ihn**
zum zweytenmal verliehn.
Erhalt' uns Ihn!
Er lenkt mit Vaterblick
des treuſten Volks Geſchick;
Wir fühlen unſer Glück —
Erhalt' uns Ihn!

So ſey's — Mit teutſcher Treu,
erflehen wir auf's Neu'
dem **König** Heil.
Der Freuden viel für Ihn;
für **Seine Königinn,**
und Die mit Vaterſinn
Er liebet — Heil!

Die hieſigen Freymaurer-Logen begiengen gemeinſchaftlich nicht weniger feyerlich dies frohe Feſt.

(Die Fortſetzung dieſer Nachrichten folgt im nächſten Stücke.)

Dramaturgiſche Blätter.

Ein und dreyſſigſtes Stück.

Hannover, den 23ſten May, 1789.

Fortſetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Nachrichten von den Feyerlichkeiten ꝛc.

Am Tage des Dankfeſtes war bey Hofe Tafel und nachher Concert. Abends ſollte die ganze Stadt erleuchtet werden. So ſchön nun dies Schauſpiel geweſen ſeyn würde; ſo fürchtete doch der Stadt-Magiſtrat mit Recht, daß bey dieſer Gelegenheit Feuers-Gefahr entſtehn könnte; und that deswegen einen Vorſchlag, der um ſo freudiger allgemein gebilligt und angenommen wurde, da das Herz unſers lieben Königs gewiß mehr Wohlgefallen an einer bleibenden Anſtalt zum Troſte der Armen, als an einem vorübergehenden, glänzenden Schauſpiele hat. Es wurden nemlich von allen hieſigen Einwohnern freywillige Beyträge ſtatt der Summe geſammelt, die ſie etwa an die Erleuchtung ihrer Häuſer würden gewendet haben. Es fanden ſich einzelne Edelgeſinnte, die hundert Thaler darreichten; Jeder gab nach ſeinen **Umſtänden**. Von den eingegangenen beträchtlichen Geldern wurde darauf ein Theil — ohngefehr vierhundert Thaler — verwendet, um tauſend Arme zu ſpeiſen, und unter andern Dürftigen Geſchenke auszutheilen. Der ganze Reſt des Capitals wurde, nach eingeſammelten Stimmen, angelegt, um eine freye Arbeits-Schule für die Kinder nothleidender Eltern zu gründen.

Unter verſchiedenen Gedichten, die zur Feyer der Wiedergeneſung Sr. Majeſtät geſungen wurden, war auch eines in gereimten Jamben, von dem Herrn D. v. H. am Georgen-Tage gedruckt erſchienen. Ich will nur eine Stelle daraus abſchreiben.

Dich, Gott! Allgütiger! Dich preiſen unſre Lieder!
Du gabſt den **König** uns, gabſt uns den **Vater** wieder.
Wir haben nicht umſonſt zu Dir empor geſchaut;
Wir haben nicht umſonſt auf Deine Macht vertraut.
Noch lange laß **Ihn**, Gott! den ſanften Scepter führen,
Noch lange ſo geliebt, als **Er** regiert, regieren!

In **Seinem** Lande herrſcht Recht und Gerechtigkeit;
Des **Königs** Macht hat nie den Richterſtuhl entweyht.
Georg misbrauchte nie auf dem geerbten Throne,
Zu **Seines** Volkes Druck, das Anſehn **Seiner** Crone.
Frey lebt **Sein** Unterthan — beſchützet iſt ſein Gut;
Und nie verkaufte **Er** der Unterthanen Blut.
Er, Seinen Vätern gleich, vom Welfiſchen Geſchlechte,
Bewahrt als Heiligthum die alten Landes-Rechte.
Und zieht **Sein** mächtig Schwerdt nur für das Vaterland;
Und ſöhnet Völker aus — den Palmzweig in der Hand. —
Das iſt des **Vaters** Bild, den Du, Gott! uns gegeben;
Erhalte lange noch **Sein** uns ſo theures Leben!

Den 28ſten gab eine Geſellſchaft, die aus Mitgliedern des großen Clubbs beſtand, eine groſse, prächtige, freye Redoute. An ſechshundert Perſonen wurden unentgeltlich Billets ausgetheilt (die Zuſchauer ungerechnet, die, nicht maskirt, auf der Gallerie ſtanden) Der Redouten-Saal auf dem Ballhoſe und die angrenzenden Zimmer waren ſchön erleuchtet.. Im Grunde des Saals war ein transparentes Gemälde, von dem Herrn Ramberg verfertigt, angebracht: Aesculap, an deſſen Altare Brittania und Hannover ihre Opfer brachten, zum Danke für Georgs Errettung, deſſen Büſte, en Medaillon, man ſehr gut getroffen fand. Unter dieſem Altare ſtand im Saale ein Altar aufgerichtet. Sechzehn Paare vom hieſigen Adel in altteutſcher, prächtiger Kleidung, aus Atlas von verſchiedenen Farben, nach dem Geſchmacke jedes Paars gewählt, traten, während die Muſic einen dazu componierten Marſch ſpielte, in den Saal und fiengen, nachdem der Zug einmal in demſelben herumgegangen war, einen großen Tanz um den Altar an. Nach Endigung deſſelben opferte jedes Paar einzeln Blumen-Cränze darauf. Vierzehn Paare Matelots mit ihren Frauenzimmern erſchienen gleichfalls und tanzten einen figurierten Tanz. Faſt jede Maske trug an dieſem Tage ein dunkelblaues Band, auf welchem, mit geſtickten goldenen Buchſtaben die Worte: **Heil dem Könige!** zu leſen

wa-

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-51468-9
KNIGGE,A.F.F.L.VON FN. 03729/028

waren. Eine der ſchönſten Masken war die, welche drey, ihres Herzens, ihrer Talente und ihrer äuſſern Annehmlichkeiten wegen, gleich edle und liebenswürdige Schweſtern, die Fräulein von Br---- gewählt hatten. Sie waren als Parcen gekleidet, und näherten ſich alſo dem Altare. Lachaſis und Cloto fuhren hier fort in ihrer, ihnen von dem Schickſale und den Göttern aufgegebenen Arbeit; Atropos aber, die den Lebens-Faden abſchneiden ſollte, zerbrach ihre Scheere und legte ſie auf Aesculaps Altar. Die Idee iſt allerliebſt und das Gedicht, welches bey dieſer Gelegenheit ausgetheilt wurde, hat den Herrn H. v. d. O. zum Verfaſſer. Hier iſt es:

Erklärung der Parcen, im Tempel des Aesculaps.

Dank ſey Dir, Aesculap! wir ſegnen Deine Macht!
Du gabſt dem treuſten Volk, **Georg** — den Vater wieder;
Und da der Götter Schaar ſtets **Seinen** Thron bewacht,
So legen wir gerührt hier unſre Waffen nieder.
Vereinigt wollen wir **Sein** langes, frohes Leben,

(Ein feiner Geſchäft ward uns nie anvertraut)
Nur aus dem reinſten Gold, der ſchönſten Seyde weben,
Belohnt, wenn **Er** mit Huld auf unſre Arbeit ſchaut.

Die Ordnung, welche auf dieſem Masken-Balle herrſchte, die Pünctlichkeit, Höflichkeit und der Ueberfluß, mit welchem die Gäſte mit aller Art Speiſen und Getränken bedient wurden — das alles verdiente gewiß die Bewunderung jedes Fremden.

Von den theatraliſchen Feyerlichkeiten habe ich im 27ſten und 29ſten Stücke dieſer Blätter geredet.

Den 2ten May wurde das von dem Herrn **Conrector Fröbing** veranſtaltete Concert gegeben und in demſelben, unter andern, Händels herrliches Te Deum aufgeführt und bey Trompeten und Pauken die Ueberſetzung des Liedes: God ſave &c. in Stimmen geſungen.

Das Concert, welches der Herr **Cammer-Muſicus Preuß** unternommen hat, wird in dieſen Tagen Statt haben.

Noch erwartet die Unterthanen im Fürſtenthume Göttingen ein Feſt, das, auf Subſcription veranſtaltet, vielleicht einzig in ſeiner Art ſeyn wird. Es ſoll, im freyen Felde gehalten, mehrere Tage dauern.

In Celle und Hameln bezeugten die Einwohner nicht weniger durch geſchmackvolle Feſte ihren warmen Antheil an der allgemeinen Freude.

Anzeigen.

Herr Pleißner, Mitglied der Großmannſchen Geſellſchaft, iſt Verfaſſer des, von dem Herrn **Spindler** in Muſic geſetzten Singſpiels: **Die Liebe in der Ukraine,** oder: **Hier gehen die Mädchen auf die Freyerey aus.** Es iſt dies Singſpiel, ſowohl als das Luſtſpiel in drey Aufzügen: **Frauenzimmer-Laune** betitelt, ohne ſein Wiſſen und Wollen und ohne die Abänderungen und Verbeſſerungen, die er mit beyden vorgenommen, gedruckt worden. Auch ſind noch folgende freye Bearbeitungen italieniſcher Singſpiele von ihm:

1) **Die Italienerinn zu London;** gedruckt.

2) **Rangſtreit und Eiferſucht auf dem Lande;** nach le geloſie villane.

3) **Der alte Geizhals;** nach l'avaro ed il vecchio.

4) **Trophonio's Zauberhöle.**

5) **Der Pariſer Maler.**

6) **Die Herrn von Felſenbraun**; nach i due baroni della rocca azurra — ſämtlich im Manuſcripte. Letztere fünf biethet er den Herrn Directeurs für ein billiges Honorarium an.

Die Romanze aus dem Singſpiele: (Die Liebe in ꝛc.) „Es war ein Junge, hübſch und „ſchön'' u. ſ. f. iſt noch beſonders in einigen fliegenden Blättern abgedruckt zu finden.

Mademoiſelle Dohm hat kürzlich eine ſehr entſcheidende Probe von der Annehmlichkeit ihrer ſanften, volltönigen und gleichen Stimme gegeben. In einem Concerte nämlich, das ein durchreiſender Künſtler auf der Clavier-Harmonica, **Herr Johannes** gab, ſang ſie ein Recitativ und eine Arie, mit Begleitung dieſes Inſtruments. Eine Stimme, die vereint mit den Tönen der Harmonica nicht rauh klingt, ſondern im Gegentheile gefällt, hat gewiß nicht gemeinen Werth.

Verthendigung.

Herr Scop, der ſich den Namen **Großmann** gegeben, hat in einem Briefe an mich, ſich über die in das zehnte Stück dieſer Blätter (Seite 156) aufgenommene Warnung beklagt. Er leugnet die darinn erzählten Thatſachen ſchlechterdings, und behauptet im Gegentheile, unter andern an dem dort genannten Directeur **Wilde** edel und wohlthätig gehandelt zu haben. Da ich keine Beyträge ſolcher Art von unbekannten Leuten annehme; ſo bin ich alſo auch ſogleich bereit geweſen, ihm die Perſonen zu nennen, die jene Facta von ihm behaupten; auch habe ich ihm die Original-Briefe des Herrn Wilde, die ſeine Anklage enthalten, mitgetheilt. Ich kann nun weiter keinen Antheil an dieſen und ähnlichen Streitigkeiten nehmen, als daß ich ihm, wie es meine Pflicht iſt, nochmals verſpreche, ſobald er ſeine Sache mit jenen Leuten ins klare gebracht haben, oder Documente die ſeine Rechtfertigung begründen, mir mitzutheilen im Stande ſey, er mich bereit finden wird, ſeine Vertheydigung in dieſen Blättern zu übernehmen.

Fortgeſetztes Tagebuch der Großmannſchen Geſellſchaft.

Montags, den 11$^{\text{ten}}$ May, wurde aufgeführt: **die unvermuthete Zuſammen-**

Kunſt, oder: **die Pilgrimme von Mecca,** ein Singſpiel in drey Aufzügen, aus dem Franzöſiſchen; Muſic vom **Ritter Gluck.** Es würde hier zu weitläuftig ſeyn, alle Verdienſte des Ritters Gluck, dieſes großen teutſchen Mannes, die er um die Kunſt hat, anzuführen. Er, der ſich eine eigene Bahn brach und die Kunſt bis zum höchſten Grade ſimplificierte; Er, der das menſchliche Herz bis in ſeinen geheimſten Falten kannte und die Seele entweder überſchaudert, oder mit ſüßem Geſange einſchlummert; Er, der mit Kraft, mit Genieſchwung, Wahrheit, Reinheit und Gleichheit des Styls, ſeine ernſthaften Werke ewig ſchön, ewig groß ſtempelte; Er — Er war ein Teutſcher und wiederlegte zwar kühn das Vorurtheil, daß ein Teutſcher nicht Kunſt-Talent genug beſäße; iſt aber bey dem allen doch nicht ſo glücklich geweſen, ſeine Landesleute dahin zu bewegen, daß ſie ſich Seiner, daß ſie ſich des Glücks freuen ſollten, einen Mann von ſolcher Größe unter ihnen ſich emporſchwingen zu ſehn. Unbemerkt und nicht geſchätzt von ihnen, war er alſo gezwungen, fremde Hülfe anzurufen. Wälſchland und Frankreich empfiengen ihn mit ofnen Armen und crönten ihn mit ewig blühenden Lorbeern. Die mehrſten ſeiner Werke ſchrieb er daher in franzöſiſcher Sprache, und man hat leider! — wahrlich nicht zu unſerm Lobe — von dieſem Manne, der doch ſich und ſeinem Vaterlande ſo viel Ruhm und Ehre erwarb, kein einziges großes teutſches Original-Werk, worauf wir ſtolz ſeyn könnten. Die Operette, wovon wir hier reden, und die man, in Betracht ſeiner übrigen großen Opern, nicht einmal unter ſeine erheblichſten Arbeiten rechnen kann, iſt ebenfalls aus dem Franzöſiſchen überſetzt. Man ſieht gleich an dem Ganzen, daß es eine Meiſterhand verfertigt hat; Der Geſang iſt rein und unverfälſcht, ſo wie ihn die Natur fordert. Harmonie, Plan und Ausarbeitung ſind, wie man es von einem ſolchen Künſtler erwarten muß. Beſonders zeichnen ſich auch die Arien des Malers durch originelle, comiſche Züge und glückliche Erfindung aus. Die Arien des Prinzen ſind ein hinreiſſend ſchmelzender Geſang. Wie groß, wie voll innigſten Gefühls iſt das Duett im letzten Aufzuge, vor dem Finale: ,,Ketten ſind ,,nicht ſchwer zu tragen, wenn ſie Geliebte theilen." Dann wieder die Stelle: ,,Du kannſt

,,Die

Bänder. Dieſe Albernheit, die kein Abentheurer, (wäre es eine Art von Ueberrock; ſo lieſſe ich's noch gelten) der nur je Männer mit Ordensbändern geſehn hat, begehn würde, fällt um ſo mehr auf, da Theodor hernach, als er im Gallakleide erſcheint, nur Einen Orden trägt.

Den 18ten: **Die Hochzeit des Figaro;** ein Singſpiel in vier Aufzügen, nach dem Italieniſchen; Muſic von Mozart.

Das italieniſche Stück, nach Beaumarchais Luſtſpiele in ein Singſpiel umgeſchaffen, iſt recht artig, und paſſte ſich, wegen ſo mancher ſchönen Situationen und Verwicklungen, recht gut zu einer comiſchen Oper. Da aber das Stück ſelbſt ſehr gut und mit Lebhaftigkeit geſpielt werden muß, wenn man die Feinheiten jener Situationen fühlen ſoll; ſo zweifle ich, ob italieniſche Sänger, die mehrentheils wenig Fleiß an Ausbildung ihrer Schauſpieler-Talente wenden, dies Stück, was das Spiel betrifft, ſo vollkommen aufführen können, als billig geſchehn müſſte. Dazu kömmt, daß die ſchönſten Züge natürlicher Weiſe in die Finalen kommen muſſten, wo es nicht möglich iſt, daß jeder Sänger ſo deutlich ſingen und dabey ſo gut agiren ſollte, daß nicht manche Pointe verlohren gienge; und das iſt doch Schade für ein Stück, das mit ſo viel Witz geſchrieben iſt.

Der Dialog iſt von meiner Tochter. Sie hat dabey das franzöſiſche Stück genützt und manche launichte Stelle, die im Italieniſchen weggelaſſen war, wieder herein gebracht. Der Text der Arien iſt von mir. Wer die Schwierigkeiten einer ſo undankbaren Arbeit kennt, als die iſt, teutſche Verſe, ſtatt der italieniſchen, einer ſchon fertigen, und noch obendrein ſo ſchweren Muſic unterzulegen; der wird keine ſchöne Poeſie in dieſen Arien erwarten. Man muß da auf die Uebereinſtimmung des muſicaliſchen Accents mit den gramatticaliſchen und oratoriſchen genaue Rückſicht nehmen, wenn es keine Schüler-Arbeit ſeyn ſoll; Man muß Sylbenmaſe finden, die mit den italieniſchen übereinkommen; Der Componiſt zieht zuweilen die Vocalen, an denen die wälſche Sprache ſo reich iſt, zuſammen, da dann aus mehr Sylben nur eine einzige wird, und in einer andern Stelle derſelben Arie trennt er ſie wieder; wo findet man in unſrer, mit Conſonanten ſo geſegneten Sprache Wörter, mit denen ſich das thun läſſt? Die

Non-

Rouladen auf A und O darf man doch auch nicht im Teutſchen auf ſpitze Selbſtlauter legen; Man muß faſt Zeile vor Zeile überſetzen, wenn nicht das, was die Muſic gemalt hat, auf andre Worte fallen ſoll, zu denen ſich das Bild nicht paſſt — und was der Ungemächlichkeiten mehr ſind! Zur Probe, die Ueberſetzung von drey Arien, nebſt dem italieniſchen Texte!

Voi, che ſapete,	Ihr, die Ihr Triebe
Che coſa e amor,	Des Herzens kennt;
Donne, vedete,	Sprecht! iſt es Liebe
S'io l'ho nel cor!	Was hier ſo brennt?
Quello, ch'io pruovo,	Ich will's Euch ſagen,
Vi ridiro,	Was in mir wühlt;
E per me nuovo,	Euch will ich's ſagen,
Capir nol ſo.	Euch, die Ihr fühlt…
Sento affetto,	Sonſt war's im Herzen
Pien di deſir,	Mir leicht und frey;
Ch'ora e diletto	Es waren Schmerzen
Ch'ora e martir.	Und Angſt mir neu;
Gelo e poi ſento	Jetzt fährt, wie Blitze,
L'alma avvampar,	Bald Pein, bald Luſt,
E in un momento	Bald Froſt, bald Hitze,
Torno a gelar.	Durch meine Bruſt.

(Die Fortſetzung folgt im nächſten Stücke.)

Dramaturgiſche Blätter.

Zwey und dreyſſigſtes Stück.

Hannover, den 30ſten May, 1789.

Fortſetzung, über Figaro's Hochzeit.

Ricerco un bene	Ein heimlich's Sehnen
Fuori di me;	Zieht, wo ich bin,
Non ſo chi'l tiene	Zu fernen Schönen
Non ſo coſ'e.	Mich traulich hin.
Soſpiro e gemo,	Dann wird von Leiden
Senza voler,	Und innerm Harm,
Palpito e tremo,	Und dann von Freuden
Senza ſaper.	Mein Buſen warm.
Non trovo pace	Es winkt mir; preſſt mich
Notte, ne di,	Nun überall —
Ma pur mi piace	Und doch behagt mich
Languir coſi.	Die ſüße Quaal.

Cherubin iſt es, der dies Lied und das folgende ſingt:

Non ſo piu coſa ſon', coſa faccio,
Or di foco, ora ſono di ghiaccio
Ogni donna cangiar di colore,

Ogni donna mi fa palpitar.
Solo ai nomi d'amor, di diletto
Mi ſi turba, mi ſ'altera il petto;
E a parlar mi ſforza d'amore
Un deſio ch'io non poſſo ſpiegar.
Parlo d'amor vegliando;
Parlo d'amor ſegnando,
A l'acque, a l'ombre, ai monti,
Ai fiori, a l'erbe, ai fonti,
A l'Eco a l'aria, ai venti,
Che il ſuon de' vami accenti
Portano via con ſe;
E ſe non v'è chi m'oda;
Parlo d'amor con me.

Neue Freuden neue Schmerzen
Toben jetzt in meinem Herzen;
Ja! ich bebe; ja! ich zittre;
Feuer rinnt durch Bein und Mark.
Bey dem ſüßen Worte Liebe,
Fühl' ich nie empfund'ne Triebe;
Wo ich nur ein Mädchen wittre,
Schlägt mein Puls noch eins ſo ſtark.
Wo ich auch wandl' und gehe;
Wo ich auch lieg' und ſtehe,

Im Wachen und im Traume,
Im Feld', am Bach', am Baume,
Verlang', begehr' und wünſch' ich;
Es preſſt, es jagt, es drängt mich;
Schmerzens-Gefühl und Luſt
Und ſüßes Schmachten und Sehnſucht
Wechſeln in meiner Bruſt.

Endlich ein Lied, das die Gräfinn ſingt:

Dove ſono i bei momenti
Di dolcezza e di piacer?
Dove andaro i giuramenti
Di quel labro menzognar?

Perche mai, ſei in pianti e in pene
Per me tutto ſi cangiò,
La memoria di quel bene
Dal mio ſen non trapaſſo?

Ah! ſe almen la mia coſtanza
Nel languir amando ognor;
Mi portaſſe una ſperanza
Di cangiar l'ingrato cor.

Nur zu flüchtig biſt Du verſchwunden,
Freudenvolle, frohe Zeit!
O! wo ſeyd Ihr? glückliche Stunden,
Voll der reinſten Seligkeit!

O! daß noch für den Verbrecher
Dieſes Herz ſo zärtlich ſpricht!
Schone Seiner, großer Rächer!
Strafe ſeinen Meineid nicht!

Liebe, ach! leit', aus Erbarmen,
Ihn an meine Bruſt zurück!
Ohne ihn iſt für mich Armen
Hier auf Erden doch kein Glück.

Ueber die Muſic zu dieſer Oper.

Sie iſt ſo, wie ſie von Mozart zu erwarten war; groß und ſchön, voll neuer Ideen und unerwarteter Wendungen, voll von Kunſt, Feuer und Genie. Bald bezaubert uns ſchöner, reizender Geſang; bald erwecken uns feiner comiſcher Witz und Laune zum Lächeln; bald bewundern wir den natürlich angelegten, meiſterlich ausgearbeiteten Plan; bald überraſcht uns Pracht und Gröſſe der Kunſt. Wenn dies alles vereinbart iſt; ſo muß es würken und den erfahrnen und geübten Kenner, ſowohl, als den gefühlvollen Zuhörer befriedigen. Mozart iſt eins der glücklichen Genien, die Kunſt mit Natur, und dabey Geſang mit Grazie zu verweben wiſſen.

ſen. Raſch und feuervoll wagt er nun Ausfälle, und iſt kühn mit der Harmonie. Auch in dieſer Oper zeigt er, daß er wahres Talent zum comiſch-theatraliſchen Style beſitzt, ſo wie ſeine Clavier-Sachen vom teutſchen Publicum und von auswärtigen Nationen paſſend für dies Inſtrument, als Meiſterſtücke anerkannt und bewundert werden.

Figaro's Arien ſind characteriſtiſch ſchön gezeichnet, beſonders die Letzte im erſten Acte: „Dort vergiß leiſes Flehen, ſüßes Wimmern!“ Die beyden Geſänge des Paagen ſind allerliebſt, mit ſchwärmeriſchem Ausdrucke. Die der Gräfinn enthalten wieder, angemeſſen ihrer Perſon, eigene Schönheiten. Süß und ſchmelzend iſt das Andantino im dritten Act: „Nur zu flüchtig biſt Du verſchwunden, freudenreiche, frohe „Zeit.“ Das darauf folgende Duett zwiſchen ihr und Suſannen:

„Wenn die ſanften Abendlüfte
„Ueber unſre Fluren wehn,
„Wollen wir durch ſüße Düfte
„In den ſtillen Garten gehn.“

mit obligaten Oboe und Fagott, iſt ganz Natur. Die reizenden Chöre und überhaupt der Ausgang des dritten Aufzugs ſchmücken das Ganze mit Mannigfaltigkeit und Anmuth. Die kleine niedliche Cavatine im Anfange des vierten Acts, Baſils Arie und die darauf folgende die Figaro ſingt, unterſcheiden ſich durch characteriſtiſche Stempelzüge. Die beyden Terzette im erſten und zweyten Acte ſind voll Kunſt und Ausdruck. Baſils eingeſchobener Geſang im erſten Terzette des erſten Acts: „Ja ſo machens alle Schönen“ iſt ein wahrer Geniezug. Das Finale des zweyten Acts verdient aber doch in mancher Rückſicht als das Meiſterſtück der ganzen Oper angeſehn zu werden. Prächtig und reich an Kunſt erquickt hier ſüßer, melodiſcher Geſang unſre Seele. Jede einzelne Stelle iſt maleriſch ſchön dargeſtellt. Gleich der Anfang iſt voll Feuer und Kraft. Der Auftritt mit Suſannen, die Stelle wo der Gärtner kömmt und nun mit dem Briefe, mit Figaro ſind meiſterhaft, voll Laune, originell und treu geſchildert. Der Ausgang iſt groß und prächtig. Es kommen freylich, nach der Auſſage des geſchmackvollen Theil des Publicums Stellen vor, die nicht die Würkung machen die man ſich wünſcht, ſo bleibt z. B. das Sextett des dritten Aufzugs, obſchon auch hier originelle Züge durchſchimmern, etwas dunkel und unfaßlich aber man muß auch etwas Weniges den großen und meiſterhaft hingeſchriebenen Schönheiten aufopfern, welche dies Werk eines teutſchen Künſtlers enthält.

W.

Mit der Vorſtellung gieng es ſehr gut, ohngeachtet die Muſic zu dieſer Oper eine der ſchwerſten iſt, die wir haben.

Den 19ten May: Ariadne auf Naxos; ein Duodrama von **Brandes,** mit muſicaliſcher Begleitung von **Benda,** in welchem Stücke eine durchreiſende Schauſpielerinn, **Madame Toscani,** Ariadnens Rolle ſpielte. Hierauf folgte das kleine Luſtſpiel von Ramler: **die beyden Hüte,** und zum Beſchluſſe ein Pas de deux, von **Toscaniſchen Kindern** getanzt, unter dem Titel: **der verliebte Ungar.** (Man ſehe nach, im **neun und zwanzigſten** Stücke dieſer Blätter, Seite 455.)

Es gab, wie bekannt, Rouſſeaus Pygmalion die erſte Veranlaſſung, daß man auch in Teutſchland den Verſuch mit dieſer Gattung von Schauſpielen machte, in welchen Muſic und

Declamation wetteifern und jene die Bilder des Dichters ausmalt, oder vielmehr, nach jeder ausdrucksvollen Stelle, die Empfindungen ſchildern und verſtärken ſoll, die in des Zuhörers Seele erweckt werden. Unſer großer, nun verſtorbener Georg Benda hat zwey ſolcher Meiſterwerke hinterlaſſen; **Ariadne**, wozu Brandes, und **Medea**, wozu Gotter das Gedicht verfertigt hat. Beyde ſind ſo reich an unübertrefbaren Schönheiten aller Art, ſowohl was Harmonie, als was Geſang und wahren Ausdruck leidenſchaftlicher Empfindung betrifft, daß viel nachher erſchienene Monodramen, Duodramen, Melodramen u. d. gl. ja Opern, einzelne Lieder, Clavier- und andre Inſtrumental-Parthien, voll von den Purpurlappen ſind, die man aus des edeln Benda Röcken ſchnitt. Ich bin ſo glücklich geweſen, beyde Stücke, als ſie das erſtemal in Gotha auf das Theater gebracht wurden, in ſehr großer Vollkommenheit, unter Gotter, Benda und Brandes Direction ſelbſt, aufführen zu ſehn, und bin Zeuge davon geweſen, welche erſtaunliche Würkung ſie hervorbrachten. Da aber dieſe Würkung auch durchaus von der Vollkommenheit der Aufführung abhängt, wenn nicht ein buntſchäckigtes Weſen, ein langweiliges Gewinsle, eine Art von tragiſchcomiſcher Farce herauskommen ſoll; ſo iſt es natürlich, daß hier die äuſſerſt richtigſte Declamation, Reinheit der Sprache, Biegſamkeit der Organen, Melodie der Stimme in allen feinen Nüancen und Abſtuffungen der Leidenſchaften, Coſtum, Anſtand, Würde im Aeuſſern, Mannigfaltigkeit des Mimenſpiels, kurz! daß alles, was zu einem vollkommnen Schauſpieler gehört, in andern Schauſpielen aber zum Theil bey der Lebhaftigkeit der Handlung und des Dialogs überſehn, hier vereint erfordert und jeder kleine Fehler dagegen bemerkt wird — Das leiſtete nun freylich **Madam Toscani** nicht, wenngleich ich Ariadnen auch ſchon ſchlechter habe ſpielen geſehn.

Wenig Süjets laſſen ſich auf dieſe Weiſe behandeln. Die Zwiſchenräume, die zwiſchen den Perioden bleiben müſſen, damit die Muſic Zeit habe einzuwürken, verſtatten wenig Dialog und keinen raſchen Gang der Handlung. Es beſtehen alſo größtentheils ſolche Schauſpiele nur aus Monologen. Ich habe daher oft den Wunſch geheget, man mögte dieſe Art der Declamation mit in die Oper einflechten. Es ſcheint unnatürlich, daß Perſonen eine Zeitlang reden, und dann auf einmal anfangen, zu ſingen. Dieſe Rückſicht hat dem Recitative den Urſprung gegeben, welches aber, lange fortgeſetzt, den Zuhörer ermüdet. Nun denke man ſich aber die verſchiedenen Abſtufungen, wodurch Poeſie und Muſic auf das Herz würken und der Vorſtellung Intereſſe verſchaffen könnten, wenn man die Mittel gehörig nützen wollte. Zuerſt, was den Dichter betrifft: zu dem gewöhnlichen Dialoge, Proſe, Converſations-Sprache, dem Character der Perſonen angemeſſen; dann da, wo mehr Wärme erfordert wird, eine bilderreichere Direction, poetiſche Proſa; in leidenſchaftlichern Situationen metriſche Sprache, in den unendlichen, dem Ausdrucke angemeſſene Mannigfaltigkeiten der Sylbenmaße mit und ohne Reime. Und nun der Tonkünſtler: Zu dem gemeinen Dialoge, das gewöhnliche Recitativ; wenn mehr Empfindung ausgedrückt werden ſoll, das Recitativ mit obligater Stimmen-Begleitung; zu Monologen, blos Declamation, von Muſic unterſtützt; in gefühlvollen Stellen, Declamation und Muſic zugleich, wie Benda in Medea ſo vortreflichen Gebrauch davon gemacht hat (z. B.

in der Stelle: „Hier lieg' ich, hier, und fleh' „um Rache" u. ſ. f.) Dann in leidenſchaftlichern Ausbrüchen, Arien, Duetten, Terzetten ꝛc. mit den verſchiedenen Modificationen des Zeitmaßes, je nachdem es der Ausdruck erfordert; da wo der Dialog am lebhafteſten wird und Handlung, Verwicklung und Intereſſe zunehmen, ſchön gearbeitete Finalen; Endlich zu feyerlichen Eindrücken Chöre und nach den Umſtänden Tänze, auch beydes vereinigt — Mit welcher Zaubergewalt könnten auf dieſe Weiſe nicht Dichter und Tonkünſtler auf die Herzen der Zuhörer würken!

Das Nachſpiel: **die beyden Hüte,** iſt, nach einem franzöſiſchen proverbe, von Ramler recht artig bearbeitet. Es erfordert aber Schauſpieler, denen der Converſationston der groſſen Welt nicht fremd iſt, und es muß mit Lebhaftigkeit geſpielt werden. Der Baron Roſemont iſt ein Fat, aber ein Fat von feiner Erziehung, keine Carricatur, auch kein Studenten-Stutzer, und die Frau von Gercourt iſt eine Frau, deren Betragen, Würde, Anſtand und Kleidung die Dame von Stande verrathen muß. Der Herr von Gercourt iſt eine von des **Herrn Ströbels** beſten Rollen und er nimt ihn ganz ſo, wie er ſoll.

Was das ſogenannte pas de deux betrifft; ſo iſt es wohl am beſten, wenn man wenig davon ſagt. Es iſt ganz artig, wenn die Kinder ſich ein unſchuldiges Vergnügen machen; aber es iſt angenehmer im häuslichen Familien-Cirkel, als auf dem Theater anzuſehn. Dieſe beyden lieben Kleinen hatten denn ein Paar Hemdchen angezogen und Mützchen aufgeſetzt, und da ſpielten ſie die Ungern, ſprangen herum, neckten ſich ein wenig, die Muſic gieng dazu, und ſie meinten, das wäre ein Ballet die narrſchen Dinger! Ich habe einmal etwas Aenliches in Pattenſen auf dem Jahrmarkte geſehn! aber das wurde nicht mit würklichen Menſchenkindern, ſondern mit verkleideten Hündlein vorgeſtellt und nahm ſich auch recht niedlich aus.

(Die Fortſetzung des Tagebuchs folgt nächſtens.)

Concert.

Der Herr Cammermuſicus Preuß hat ſein ohnlängſt verſprochenes Concert den 24ſten dieſes Monaths gegeben. Um ihm Gelegenheit zu geben, durch einen zahlreichern Zuſpruch einen Theil des Schadens zu erſetzen, den er dieſen Winter bey ſeinen Oratorien gelitten, waren die Sängerinnen und Sänger der Großmannſchen Geſellſchaft ſo menſchenfreundlich und gefalig geweſen, ſich freywillig zu erbiethen ohne für ihre Mühe den geringſten Anſpruch auf einige Geld-Einnahme zu machen, in dieſem Concerte zu ſingen. **Madam Großmann**, die **Demoiſelle Kneiſel**, **Mademoiſelle Dohm**, **Herr Pleißner** und **Herr Gatto** thaten dies mit der ihnen eigenen Geſchicklichkeit und die Stücke, welche aufgeführet wurden, waren, auſſer einer Sinfonie von **Pleyel** und einer von **Naumann**, fünf Arien von **Martini**, **Herrn Hommert**, **Bach**, **Monza** und **Schuſter**, ein Duett von **Rauzini**, und **Klopſtocks** Hymnus: „Wie erhebe „ſich mein Herz" von **Neefe** vierſtimmig in Muſic geſetzt.

Ankündigung.

Die mannigfaltigen Unglücksfälle, welche ich bey der Schaubühne erlebte, beſonders aber der mir höchſt ſchmerzliche Verluſt meiner Gattinn und Kinder, die mir der Tod in den zwey letzt verfloßnen Jahren entriß, haben mich nun ſchon ſeit einem Jahre von der Bühne entfernt, und den Entſchluß in mir erzeugt, meine **ſämmtlichen dramatiſchen Schriften**, welche ich einſt als einen Nachlaß für meine Familie beſtimmte, nun ſelbſt herauszugeben und den Ertrag davon für mein ſpäteres Alter zu nützen.

Der größere, und wie ich mir ſchmeichle, beſſere Theil dieſer meiner dramatiſchen Schriften iſt noch nie gedruckt worden. Die Ausarbeitung derer bisher in meinem Pulte verwahrten Entwürfe, die Verbeſſerung meiner bereits gedruckten Schriften und die Ermunterungen und Tröſtungen meiner Freunde und Gönner, die ich mir zum Theil durch die Bekanntmachung meiner erſten Verſuche erwarb, waren die vermögendſten Mittel, meinen Gram zu mildern und mich über den Verluſt einer ſo geliebten Familie einigermaßen wieder aufzurichten — und meine Entfernung von der Bühne gewährte mir Muſſe, beynahe Alles, was zur Herausgabe dieſes Werks beſtimmt war, ſo korrekt als möglich zu vollenden. Da dieß nun ſo weit gediehen iſt, ſo erſuche ich meine ſämmtlichen Freunde und Gönner, mein Unternehmen durch ihre gütige Verwendung zu unterſtützen, um allem beſorgenden Nachtheile, bey dem dazu erforderlichen koſtbaren Aufwande, vorzubeugen.

Ich gedenke dieſe vollſtändige Sammlung meiner ſämmtlichen Schriften in **acht Bände** herauszugeben, wovon **die vier erſten**, Oſtern 1790, und **die letztern** im December deſſelben Jahres erſcheinen ſollen. Der Pränumerationspreis auf das ganze Werk iſt **zwey Spec. Dukaten. Ein Dukaten** wird, gegen Empfang eines Scheins wenigſtens vorausgezahlt; die zweyte Hälfte kann allenfalls bey Ablieferung der vier erſten Bände erfolgen. Die Pränumeration bleibt bis Ende Februar 1790 offen; meine Sammler werden hiernach erſucht, mir bis dahin aufs ſpäteſte die einkaſſirten Summen, nebſt den Verzeichniſſen der Pränumeranten, einzuſenden, weil deren Namen dem erſten Bande vorgedruckt werden ſollen.

Die Pränumeranten erhalten einen Schein, von demjenigen, dem ſie das Geld auszahlen, unterſchrieben, und den Druck des Werks auf feines ſtarkes Poſtpapier abgezogen; der nachherige Preis deſſelben, auf ordinair Schreibpapier, wird **acht Thaler** ſeyn. Auf Poſtpapier werden nicht mehr Exemplare abgedruckt, als

ohn

ohngefähr beſtellt werden dürften; der Preis eines ſolchen Exemplars, wenn noch einige vorräthig bleiben, würde nachher zehn Thaler ſeyn.

Alle diejenigen, welche ſich für die Herausgabe dieſes Werks, durch Sammlung von Pränumeranten, intereſſiren wollen, wenn ſie auch nicht beſonders von mir darum erſucht wären, erhalten auf zehn Exemplare eins ohnentgeldlich.

Stets habe ich allen Fleiß angewandt und alle Kräfte aufgebothen, den Beyfall, womit das Publicum meine erſtern Verſuche aufgenommen hat, zu verdienen, und dieß wird auch jetzt vorzüglich bey einem Werke geſchehen, wodurch ich mich in dem Andenken meiner Landsleute beſonders zu erhalten wünſche. Geſchrieben, Hamburg, im April 1789.

Johann Chriſtian Brandes.

Herr Großmann erbiethet ſich, hier Unterzeichnung anzunehmen, und die Liebhaber der Bühne werden nicht Urſache finden, ſich's reuen zu laſſen, wenn ſie dies Unternehmen durch Subſcription unterſtützen.

Dramaturgiſche Blätter.

Drey und dreyſſigſtes Stück.

Hannover, den 6ten Junius, 1789.

Fortgeſetztes Tagebuch der Großmanniſchen Geſellſchaft.

Mittewochen, den 20ſten May, wurde aufgeführt: **Cabale und Liebe**; ein bürgerliches Trauerſpiel in fünf Aufzügen von **Schiller**; mit einer neuen Umarbeitung des fünften Acts.

Dies iſt denn nun eines von den wenigen teutſchen Original-Stücken, die es verdienen, daß man ſich in eine genaue Zergliederung der meiſterhaften Bearbeitung der Charactere, der unvergleichlichen Behandlung des Ganzen, des Reichthums an höchſt intereſſanten Situationen, der kräftigen Sprache — kurz! aller der einzelnen und allgemeinen, hinreiſſenden, unnachahmlichen Schönheiten einlaſſe, die Schillers hoher Genius in dies Werk gelegt hat. Das heutige Blatt war dazu beſtimmt, als ich den folgenden Brief erhielt. Gern lege ich alſo meine Arbeit auf eine andre Zeit zurück, und gebe dieſem fremden Urtheile den billigen Vorzug. Sehr willkommen werden mir auch ferner Beyträge von der Art ſeyn, nur wollte ich die Bitte hinzufügen: daß doch die Einſender mir wenigſtens ihren Namen nennen mögten. Ich würde dann auch nicht ſo dreiſt ſeyn, wie ich heute bin, manche Stellen auszulaſſen, ſobald ich wüſſte, an wen ich mich halten dürfte, wenn irgend jemand ſich dadurch beleidigt fühlte. Hier iſt der Brief:

Herr Baron! Ihre mit Recht auch auswärts beliebten dramaturgiſchen Blätter geben mir die Gelegenheit und Ihr darinn auf jeder Seite hervorleuchtendes Wohlwollen macht mich ſo dreiſt, Ihnen die Abſchrift eines Briefs mitzutheilen, den ich vor kurzem von Hannover erhielt.

Sollten Sie Gebrauch davon machen können; ſo würden Sie von dieſer Hand noch wohl mehreres zu erwarten haben.

Mit der größten Hochachtung verbleibe ꝛc.

L. den 26ſten May,
1789.

Mein Freund! Nichts iſt ſo gering in der Welt, das nicht an ſeinem Platze zu etwas brauchbar, ja wohl gar etwas ſehr köſtliches werden könnte. Die Wahrheit dieſes Satzes, von der ich ſchon vorlängſt lebendig überzeugt war, iſt mir geſtern Abend noch einleuchtender geworden. Ich gieng nach einem durchſpielten ſchönen Nachmittage, (ich ſchreibe dies erröthend,) in's Schauſpiel, um mich durch ein wahres Vergnügen, für ein vermeintes ſchadlos zu halten. — Wahres Vergnügen? das Schauſpiel ein wahres Vergnügen? — hör' ich einen critiſchen Bonzenkopf lospoſaunen — Ja, ich ſage es noch einmal, ein wahres Vergnügen! wenn anders ein ſolches den Namen verdient, das nicht allein die Sinne, ſondern zugleich den Verſtand beſchäftigt und das Feuer der Einbildungskraft in Flammen ſetzt. Oder glaubt etwa eine dicke Perücke oder parfümirte Vergette, die unter Karten und Würfeln vertändelte Zeit ſey vergnügt durchgebracht? dieſe geſchäftige Geſchäftloſigkeit, dieſe Gedanken ohne Nachdenken, dieſe Leidenſchaften ohne Anfachung und ohne Zweck! — o dann mögen wir mit dieſem leicht zu begnügenden Geiſtlein kein Wort mehr verlieren! Sie verzeyhen eine Ausſchweiffung, die ſo leicht, aber, wie ich glaube, nicht unrecht angebracht war.

Die Großmannſche Geſellſchaft iſt ſeit einiger Zeit wieder hier. Ich hatte ſehr viel zu ihrem Nachtheile gehört — „ſie können kein „Trauerſpiel, kein Luſtſpiel, kurz! ganz und „gar kein Schauſpiel mehr geben“ ſagte man — aber die Oper, die wurde bis in den Himmel erhoben. Es iſt wahr, Großmann hat vielleicht itzt die beſte teutſche Oper, und ſie würde noch vollkommner ſeyn, wenn es die hieſigen Hofmuſici ſich nicht zur Schande rechneten, in ihres Königs Opernhauſe zu ſpielen *) — dies in Parentheſi — beſonders die italieniſche Muſic wird hier ſo gemein, daß man manchen hannöverſchen Gaſſenjungen dem beſten Caſtraten von Rom ſeine Cadenzen nachpfeifen hört. Das iſt nun alles recht gut und ſchön, denn wo die Muſic Eingang findet, da giebt es gute Menſchen; aber

---

*) Es ſey mir erlaubt, hier die Anmerkung zu machen, daß die hieſigen Hoboiſten Corps ſo gut ſpielen und dabey ſo eifrig für ihre Kunſt und ſo beſcheiden ſind, daß wir den Mangel der Herrn Hof-Muſiker im Orcheſter eben nicht gewahr werden.

K.

aber es ſollte doch kein ſchön geſetzter Unſinn das wahre Leben, das Schauſpiel verdrängen. Allein wo noch kein feſter Geſchmack iſt, da macht jeder Klingklang Senſation. Die Urſachen, warum die Oper aber hier einen ſo allgemeinen Eingang gefunden hat, will ich nicht unterſuchen — — — — — — — — — — — — — — — doch darüber kann ein jeder denken was er will, nur wäre es Schade um den Geſchmack. In wie fern indeſſen das oben angeführte Geſchwätz über die Unmöglichkeit der Aufführung irgend eines Schauſpiels gegründet ſey, werden Sie aus der Folge meines Briefes ſehn. Das Trauerſpiel von Schiller: **Cabale und Liebe** wurde aufgeführt. **Schiller** iſt ohne Zweifel der größte dichteriſche Kopf, den wir beſitzen; ſeine Phantaſie iſt beſtändig heiß und feurig, aber eben dies Feuer reiſſt ihn zu oft mit ſich fort, läſſt ihm zu wenig kalte Ueberlegung, die bey Ausarbeitung eines Schauſpiels nothwendig iſt; ſeine Perſonen ſprechen ſelten ſo, wie man im gemeinen Leben ſpricht, aber er malt ſo, er weiß ſo jeden Zug, jeden Schatten anzugeben, daß uns das Bild lebendig ergreift; und das verlangt die Darſtellung von Perſonen und

Handlungen. Kurz Schiller iſt einzig, und es mögen auch die kleinen, ihn nicht begreifen könnenden Leutlein von ihm denken, was ſie wollen. Cabale und Liebe kömmt ſchon dem gemeinen Leben etwas näher, als die Räuber und Fiesco; es iſt voll von ſchönen Gedanken, vielleicht zu voll von ſchönen Worten — der Ausdruck im Trauerſpiele, hat uns Leſſing gelehrt, muß zwar edel, aber nicht geſucht nicht tönend ſeyn. Die Charactere ſind faſt durchgehends gut gehalten, obgleich der alte Miller ſich auf die lezt etwas untreu zu werden ſcheint. Der Major iſt durchaus gut gezeichnet; man muß ihn ſehn (denn das Schauſpiel gehört vor das Auge) um ihn hochzuachten, um ihn zu lieben — wie hält er nicht auf Ehre, wie treu und feſt hängt er nicht an ſeiner Louiſe! Wurm iſt ein Böſewicht, und paſſt vortreflich zu teufliſcher Cabale. Lady Milford, — ein ſchönes Bild, daß auch Maitreſſen edel denken und handeln können — ſie reiſſt uns, ohngeachtet ihrer Fehltritte, zu ſich hin, und das kann ſie, denn ihre Vergehungen werden in der Wage der Gerechtigkeit durch ihre wahrhafte Tugend an den Balken geſchnellt werden. Luiſe, die ſanfte em-

München

pfindende Liebe, ein ſchöner Contraſt von der Lady feurigen Leidenſchaft. Der Präſident, Vater des Majors, handelt nach Principien des Hofes, die, wie bekannt, ganz eigen in ihrer Art ſind. Der Hofmarſchall iſt ein wahres Kalb.

Den Gegenſtand oder die ſogenannte Fabel des Stücks zeigt der Titel zur Gnüge an. Der Major hat ein bürgerliches Mädchen lieb gewonnen und ſoll aus Intereſſe die Lady heyrathen. Daher das ganze verdammte Maſchienenwerk, was von der Cabale in Bewegung geſetzt wird, um zwey verſchwiſterte Seelen zu trennen oder vielmehr von einander zu reiſſen. Dies ganz einfache Süjet hat Schillers Phantaſie fünf Acte hindurch ſo vorzuſtellen gewuſſt, daß wir es mit Recht bewundern. Wer drückt die unausſprechliche Zärtlichkeit aus, die in ſeinen Scenen der Liebe athmet? Wen ergreift nicht die Edelmuth in den Scenen der Lady Milford? Wer wollte nicht gern Ferdinand ſeyn, mit dem grundfeſten Gefühle für die Ehre, mit dem offnen Herzen für die Liebe? Wie abſchreckend ſind nicht die Auftritte, wo Wurm, wo der Präſident von Walter erſcheint — und wie anlachend die, wo der alte Miller auf Gott trauet und ſeine Tochter ſein Alles nennt; wer zählt alle das Schöne? —

Nun zur Aufführung ſelbſt, weswegen ich eigentlich dieſen Brief ſchrieb. Es wurde hier mit einer Veränderung des fünften Acts gegeben, die nur füglich hätte wegbleiben können, zumal, da ſich der eingeſchobene Dialog zu dem der erſtern Acte, ohngefehr wie ein alter Flicken zu einem neuen Kleide paſst. Um meinen im Anfange feſtgeſetzten Satz zu beſtätigen, will ich Sie zuvörderſt von einem Manne unterhalten, deſſen Sie Sich wahrſcheinlich noch von Berlin her erinnern werden. Es iſt ein gewiſſer **Herr Dieſtel.** Sie wiſſen, wie wenig es ihm in Berlin gelingen wollte, daß er ſogar einmal — — — — — — — Kurz! daß er damals gar nichts war — und woher das? Er ſtand da nicht an ſeinem rechten Platze; er kömmt hierher und iſt alles? Dort hatte er nichts bedeutende Rollen und einen **Fleck** zum Collegen, und wurde, wie es ſcheint, bloß ſeiner Frau wegen, von der Engel ſelbſt ſagte: ſie habe die Franciska in Leſſings Minna von Barnheim wie eine Mecour geſpielt — noch beybehalten. Hier trat er gleich anfangs in den erſten Rollen auf, und erhielt Beyfall. Durch dieſen Verſuch hat er es ſo weit gebracht, daß er itzt ohne Scheu auf den größten Bühnen auftreten kann. Eine gewiſſe natürliche Leichtigkeit, die etwas Gefallendes über ſein ganzes Weſen verbreitet, ſcheint ihn zum Schauſpieler beſtimmt zu haben. Nur mit ſeiner Ausſprache iſt man hie und da nicht zufrieden; man ſagt: ſie ſey gemein — aber, mögte ich fragen, was nennt man gemein? etwa das, was nicht liſpelnd aus einem adelichen Munde geht, oder verſteht man darunter die Ausſprache der niedern Stände? *) wenn letzteres, ſo wollte ich den **Herrn Dieſtel** wohl ganz von dieſem Vorwurf frey ſprechen; doch — verba valent ſicut numi — und am Ende weiß der Tauſendſte nicht, was für einen Begriff er mit dem Worte **gemein**, und welchen mit den Worte **vornehm** verbinden ſoll.

---

*) Ich habe nicht gehört, daß Kenner dem Herrn Dieſtel grade von Seiten ſeiner Ausſprache einen Vorwurf gemacht hätten — Ich laſſe indeſſen dieſe Stelle, wie ſie da ſteht.

K.

Herr Dieſtel war Ferdinand, ich ſchreibe mit Vorbedacht **war**, denn wie wir in ihm Ferdinand ſahen, das wird weder durch **vorſtellen** noch durch **darſtellen** ausgedrückt. War er nicht ganz der hochachtungswerthe; der liebenswürdige Major? würden wir uns wünſchen, je einen beſſern zu ſehn? ſahen wir nicht mit unſern Augen, wie das Gefühl der Ehre ihm die Bruſt heb? erblickten wir nicht die Thräne, die die Liebe in ſein trunkenes Auge lockte? und in den Scenen der Eiferſucht! Wer will den Blick beſchreiben, mit dem er itzt gleichſam alles tiefer durchdringen zu wollen ſchien. Nun ſage man mir noch: der Schauſpieler iſt ein Poſſenreiſſer, der um ſein liebes Brod auf den Brettern herumtobt. Das mag immer bey Einigen der Fall ſeyn; aber ein ſolcher, wie wir ihn geſtern ſahen, iſt uns doch fürwahr ein lelebendiges Bild, das ſo handelt, ſpricht und athmet, wie es ſein Schöpfer, der Dichter, will; und wenn nun anders der Maler gut malte; wen ergreifft nicht dies lebendige Bild? wen reiſſt es nicht mit ſich fort? wem ruft es nicht zu: „So handle! Dies ſind die Vortheile „der Tugend! ſo belohnt ſich die Edelmuth!

„Das iſt das himmliſche Schmachten der Liebe! „— und ſo bewahre Dich vor Eiferſucht! das „iſt der Schweiß, den ſie uns auf die Stirne „preſſt, dies das unſtete Weſen, mit dem ſie „uns umher treib: — ſo blickt ſie ſtarr und argwöhniſch!“ Kurz! wir ſahen einen Major von Walter; wie ihn Schiller ſchuf. Auch ein gewiſſer **Herr Deering** ſcheint nicht immer an ſeinem rechten Orte zu ſtehn. Seine geſtrige Rolle, den alten Muſicanten Miller, ſpielte er meiſterhaft, oder, wenn man will, unverbeſſerlich. Er ſtellte uns ſo ganz den ehrlichen Mann dar, mit dem feſten Vertraun auf ſeine Rechtſchaffenheit und mit der daraus entſpringenden Verachtung der Schmeicheley und des höfiſchen Tons; den Mann, der ſeine Tochter wie ſein einziges Gut liebt; die Vorſicht aber über alles verehrt. Ich hatte ſchon gewiſſermaſſen ein voreiliges Urtheil über dieſen Schauſpieler geſprochen, weil man mir vorher ſagte: „ach! das „iſt der gemeinſte bäuriſchſte Kerl, den Sie „Sich denken können“ — aber wie ganz anders fand ich ihn, wenigſtens in dieſer Rolle! Ein Mann von dieſem Stande mag in ſeinem häuslichen Leben immer ſeyn, wie er will — wir vergnügen uns an der Kunſt, und vergeſſen beym Lobe dieſer, wie Leſſing ſagt, gern den Künſtler ſelbſt. *)

Hier erlauben Sie mir, eine Anmerkung einzuſchalten, die, wie ich glaube, nicht auſſer der Sache iſt. **Herr Großmann** hat bey ſeiner Geſellſchaft kein beſtimmtes Rollen-Fach. Das ſchadet vielen ſeiner Schauſpieler. Ein jeder Schauſpieler muß hier alles ſpielen, was vorkömmt, alte und junge, vornehme und geringe Rollen. Da iſt es denn natürlich, daß ſo Mancher die Sache verdirbt. Wer weiß, was die Schauſpielkunſt eigentlich iſt, der wird gar leicht begreifen, daß das Studium eines einzigen Rollenfachs ſchon eines Menſchen Leben ausfüllen kann — non omnia poſſumus omnes — Ich habe nur **einen Schröder**, nur **eine** Neuhaus geſehn. **)

---

*) Vorzüglich gut gelung es ihm, die verbiſſene Wuth auszudrucken, in der vortreflichen Scene, als der Präſident in ſein Haus geſtürmt kommt.

**) Selten findet man freylich Schauſpieler, die in allen Rollen gleich groß ſind, obgleich ich nicht grade dieſe beyden Namen, einander gegenüber geſtellt, auf Unkoſten mancher andrer, vielleicht eben ſo groſser Künſtler, hier nennen mögte.

K.

Madam Gatto machte die Lady Milford ſo gut, daß ſie, ſie dreiſt hätte in England ſelbſt ſpielen können. Wem dieſes zu viel geſagt ſcheint, der hat wohl kaum eine Lady geſehn, gewiß keine Milford: Wer vermiſſte hier den hohen engliſchen Geiſt der Freyheit, gleich unbändig in der Liebe, wie in jeder andern Leidenſchaft? Das Selbſtgefühl ihrer Gröſe bey den Betrachtungen ihres jetzigen Standes! welchem aufmerkſamen Zuſchauer konnte es unbemerkt bleiben, welchen nicht vielmehr entzücken, ſo wie die wahre Größe jede edle Seele mit vergnügendem Schauer überſtrömt! Auch dieſe Frau hat man lange verkannt, weil ſie nicht ſelten auſſer ihrem Fache war. Es iſt wahr! ihre Stimme iſt ein wenig leiſe und ihre Sprache etwas undeutlich, *) doch — Vollkommenheit dürfen wir wohl nirgends erwarten, da wir von dem Worte ſelbſt nicht einmal den rechten wahren Begriff haben.

Eine wegen gewiſſer Rückſichten eingeſchaltete Rolle ſcheint die des fürſtlichen Cammerdieners zu ſeyn; jedoch hebt auch ſie ſehr den Character der Milford, und es wird gewiß die Scene zwiſchen ihm und ihr nicht ohne Thränen über die Menſchheit können geſehn werden. **Herr Großmann**, den ich als Schauſpieler nicht loben darf, denn ſein Werth iſt auf immer entſchieden, zeigte uns, daß es ans Herz griff, wie die Seufzer tönen, die über Tyranney und Erpreſſung der Bruſt entſteigen. — Was iſt würkſamer? ein kaltes Raiſonnement über Regenten-Pflichten und Regenten-Tugenden, oder eine ſolche Scene, ſo vorgeſtellt?

---

*) Und im höchſten Grade provinzial, welches man aber in dieſer Rolle zulezt, über ihr vortrefliches Spiel, gänzlich vergaß.

K.

Herr Ströbel hatte die Rolle des Hofmarſchalls Kalb. Dieſen Schauſpieler würde ich, wenn Verſtand und Einſichten und ein völliges Ergründen der Rolle allein den Werth beſtimmten und vielmehr nicht das Gefallende, was den Schauſpieler erhebt, von der Natur ſelbſt müſſte hergegeben ſeyn, ohne Bedenken an die Spitze der Geſellſchaft ſtellen. Er verdirbt keinen Character, aber er gefällt nicht immer. In dieſer Rolle aber verdiente er jeden Beyfall in vollem Maße. Wir erblickten recht fühlend in ihm die elende Exiſtenz eines dummköpfigen Hofmanns, der über jedes Nichts viel ſpricht und ſich äuſſerſt glücklich ſchäzt, wenn er ein bon mot ſagt, und zugleich in der wohlriechenden Athmosphäre ſeines Fürſten ſeyn kann — einen wahren Mann des Erbarmens in dem Munde der Lady, der ſich formen läſſt, wie man ihn haben will, zum Schurken, oder zum Thränenweibe. *)

Der Präſident von Walter ſchien über die Kräfte eines **Herrn Ehrhards**, der ihn vorſtellte, zu gehn. Ein ſolcher Mann, wie der Präſident, ein höfiſcher Sclav der Cabale, predigt nicht ſo; er ſchleicht vielmehr, oder ſpricht auch wohl von den allerwichtigſten Sachen, und ſollten ſie auch Menſchenwohl und Menſchenweh betreffen, mit einer Gleichgültigkeit, mit einem Leichtſinne, mit dem verſtändige Menſchen

---

*) In einer, übrigens nicht wichtigen Stelle, ſchien mir Herr Ströbel den Sinn nicht recht gefaſst zu haben. Der Präſident fragt ihn: was es Neues gäbe? Kalb erzählt ihm, was für ein Kleid der Fürſt heute trage. Daß der Pinſel dies mit einer wichtigen Miene ſagt, weil ihm dieſe Lumperey wichtig iſt; das ſcheint ganz natürlich; daß er aber, wie Hr. St. that, näher zu dem Präſidenten rückt und es ihm als ein Geheimniß offenbart — das iſt übertrieben.

K.

ſchen von ſolchen Dingen reden, die ihren Verſtand nichts angehn.

Luiſe, mit die Hauptrolle des Stücks, wurde von einer gewiſſen **Madam Dobbermann** vorgeſtellt, die erſt neuerdings von Caſſel hier angekommen, und mit ihrem Manne vor's erſte engagirt iſt. Ich mag über ſolche neue Ankömmlinge nicht viel ſagen. Wir haben ſchon eine Luiſe bey dieſem Theater, die Malerstochter im Hausvater, **Madam Dieſtel**, eine Frau von ausgemachten Talenten, und wenn wir ſchon etwas würklich beſitzen: ſo ſollten wir doch uns nicht viel um das bekümmern, was wir etwa zu hoffen haben. Uebrigens leidet es keinen Zweifel, ſo bald **Madam Dobbermann** ſich mehr der Natur nähert, kömmt ſie auch der Wahrheit näher. *)

(Der Beſchluß folgt im nächſten Stücke.)

*) Meinem Gefühle nach iſt Madam Dobbermann eine brave Schauſpielerinn. Hat ſie in Cabale und Liebe nicht Gelegenheit gehabt, ſich auszuzeichnen; ſo werde ich doch bald Gelegenheit haben, in andern Rollen ihren Verdienſten Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen. Sie wird künftig die erſten Liebhaberinnen ſpielen und es bedarf Herr Großmann Ihrer, um große Stücke beſetzen zu können.

K.

Dramaturgiſche Blätter.

Vier und dreyſſigſtes Stück.

Hannover, den 20ſten Junius, 1789.

Schluß des im vorigen Stücke abgebrochenen Briefs.

So viel, mein Freund! über Cabale und Liebe, und einen Theil der Großmannſchen Geſellſchaft. Ich lobte nicht aus Menſchenliebe, und tadelte nicht, weil mir Der oder Die verhaſſt war. Nein! ich ſprach über die Kunſt aus Ueberzeugung, ohne Rückſicht, nach meinen beſten Kenntniſſen. Vielleicht nächſtens ein mehreres über den andern Theil der Geſellſchaft, über die Sänger; über den hier herrſchenden Geſchmack, und über die Ton-Angeber des hieſigen Parterre, wenn ich anders — wie ich das zum Himmel hoffe — die Freyheit behalten werde, zu thun und zu laſſen, was ich will. Ich bin ꝛc.

Den 22$^{\text{ſten}}$ May wurde aufgeführt: **Die Eiferſucht auf der Probe**; Singſpiel; Muſic von Anfoſſi. Ueber dies Singeſpiel findet man Bemerkungen in dieſen Blättern; Seite 51. 97. und 230.

Den 25$^{\text{ſten}}$: Das Gärtnermädchen von Frescati; Singeſpiel von Livigni; Muſic von Paiſello. (Man ſehe nach in dieſen Blättern, Seite 234 und 311.)

Den 26$^{\text{ſten}}$ ſpielte die Geſellſchaft in Celle und gab daſelbſt die Oper: **Im Trüben iſt gut fiſchen**, worüber man in dieſen Blättern Bemerkungen findet, Seite 54, 383 und 426.

Mittewochen, den 27$^{\text{ſten}}$ May, hier in Hannover: **Ignez de Caſtro**; ein großes heroiſches Trauerſpiel in fünf Aufzügen, von Julius, Freyherrn Soden von Saßanfarth.

Es iſt zu bedauern, daß der Verfaſſer, dem es weder an Talenten, noch an Welt- und Menſchenkenntniß fehlt, und dem in einigen ſeiner Luſtſpiele der feinere Converſationston der höhern Stände ſo gut gelungen iſt, es iſt zu bedauern, ſage ich, daß Dieſer theils zu eilig arbeitet und ſeinen Plan nicht gehörig überdenkt, theils ſich zu ſclaviſchen Nachahmungen erniedrigt, Situationen, ganze Charactere, die Sprache, ja! die Fehler aus fremden Werken in die ſeinigen überträgt. Sehr viel in dieſem Trauerſpiele iſt aus Agnes Bernauer entlehnt. Die geſuchte und gewitzelte Sprache, die in Schakespears Stücken gewiß nicht das Vorzüglichſte iſt, findet man durchgehends, beſonders da, wo der Infant redet, hier nachgeahmt, und was die Oeconomie des Stücks betrifft; ſo ſieht man dem Verfaſſer die Verlegenheit an, in welcher er geweſen, ſeinen Don Pedro gegen die Zeit, da Ignez ermordet werden ſoll, wegzuſchaffen; da wählt er dann grade das unglücklichſte Mittel. Er läſſt ihn nämlich in den intereſſanteſten Augenblicken, als ſeine Gegenwart der armen Ignez, die ihn herzlich bittet, zu bleiben, ſo nothwendig iſt — auf die Jagd gehn.

Madam Dobbermann erwarb ſich in Ignez Rolle den Beyfall des Publicums.

Den 29ſten May: Lilla, oder Schönheit und Tugend; Hierüber findet man in dieſen Blättern Bemerkungen. **Seite** 435 und 451. Ich hörte heute im Parterre die Erinnerung, daß **Herr Pleißner**, aus Begierde ſich auszuzeichnen, ſeinen muſicaliſchen Vortrag mit Vorſchlägen und Manieren überlade, auch da, wo einfache Melodie der Stelle grade den größten Werth gäbe, daß er zuweilen einen Abſchnitt in einer Septime ſchlöſſe und, ſtatt dieſe gehörig bey dem Uebergange aufzulöſen, den Geſang wieder ſo anhöbe, als wenn die Ruhe nicht unterbrochen worden wäre. Auch gefielen heute des **Herrn Gatto** ſpaßhafte extemporierte Ausdrücke, z. B. das **Cartoffeln=Sapperment!** gar nicht. Man meinte, das klinge eigentlich nur in dem Munde des Casperl und in den Ohren einiger wenigen guten Freunde auf der Gallerie angenehm.

Den 2^{ten} Junius: Robert und Calliſte, oder: **der Triumpf der Treue**; Singſpiel in drey Aufzügen, aus dem Italieniſchen überſetzt, von Eſchenburg; Muſic von Guiglielmini. Ein Urtheil über die Muſic zu dieſer Oper, deren Süjet ſo intereſſant iſt, findet man in dieſen Blättern, **Seite** 303.

Den 3ten: **Der Apotheker und der Doctor**; Singſpiel; Muſic von Dittersdorf. (Siehe in dieſen Blättern, Seite 116 und 307.)

Den 4ten mit Abonnement ſuſpendu, an dem Geburthsfeſte Sr. Majeſtät des Königs: **Günther von Schwarzburg**; ein heroiſches Singſpiel in drey Aufzügen, vom geheimen Secretair und Profeſſor Klein in Mannheim; Muſic von **Holzbauer**. Ueber dieſe Oper werde ich nächſtens einige Bemerkungen liefern. Zum Beſchluſſe wurde der zu London auf die Wiedergeneſung des Monarchen von **Arrington** verfertigte und in Muſic geſetzte ſchöne Chor geſungen. Auch war der neue, von dem Herrn **Ramberg** gemalte ſchöne Vorhang an dieſem feyerlichen Tage zum erſtenmal zu ſehn. Eine Beſchreibung dieſes vorzüglichen Kunſtwerks ſoll im nächſten Stücke erſcheinen.

Den 5ten nochmals: **Günther von Schwarzburg.**

Den 8ten abermals: **Lilla.** (Siehe in dieſen Blättern Seite 435, 451 und 467.)

Den 10ten: **Der Vetter von Liſſabon**; Luſtſpiel in drey Aufzügen, von **Schröder** und: **der ſchwarze Mann**; Luſtſpiel in zwey Aufzügen, von **Gotter.**

Den 12ten wiederum: **Der Doctor und der Apotheker.**

Den 15ten: **Betrug durch Aberglauben.** (Siehe in dieſen Blättern Seite 65 u. 87.)

Den 16ten noch einmal: **Lilla.**

Eine Reiſe verhinderte mich dieſen letzten acht Vorſtellungen beyzuwohnen. Bey meiner Anweſenheit in **Detmold** ſahe ich dort ein artiges kleines Schauſpielhaus, auf welchem zuweilen eine Geſellſchaft von Liebhabern der Bühne Vorſtellungen giebt. Es befindet ſich dabey eine Theater-Garderobe, die zum Theil aus koſtbaren Kleidern beſteht, welche der letzt verſtorbene regierende Graf angeſchafft hat. Das Orcheſtre, welches auch zuweilen bey Hofe Concerte giebt, beſteht größtentheils aus Liebhabern, unter der Aufſicht eines beſoldeten Concertmeiſters.

Den 17ten reiſete Herr Großmann mit der Geſellſchaft nach Celle.

Berichtigung.

Man hat mir über die neulich (im ein und dreyſſigſten Stücke dieſer Blätter) gerügte Unſchicklichkeit, den König Theodor im Schlafrocke mit zwey Orden erſcheinen zu laſſen, folgende Auskunft gegeben: Es habe nemlich dieſe Verkleidung eine wahre Anecdote zum Grunde, indem des Kaiſers Majeſtät einſt einen großen Herrn, der auf ſeiner Reiſe alles Ceremoniel verbethen, bey einem Morgen-Beſuche in einem ähnlichen Aufzuge angetroffen habe. Für die Wahrheit dieſer Anecdote bürge ich indeſſen nicht.

Ein Brief, den Herr Großmann erhalten hat.

Mein Herr!

Einliegendes wird Ihnen ein Beweis ſeyn, mit welchem Beyfalle Ihre ſechs Schüſſeln an jedem Orte aufgenommen werden, und wie ſehr ſich Schauſpieler, auch bey kleinen Geſell-

ſchaften, beeifern, darinn ihre Rollen gut zu executiren, um dem Verfaſſer Ehre zu machen.

Bey meiner Anweſenheit in Hannover wohnte ich einigen Vorſtellungen Ihrer Geſellſchaft bey, und erfuhr von einem guten Freunde, daß Sie noch einige gute Leute zu haben wünſchten. Dies bewog mich, unbekannter Weiſe, aus Hochachtung für Sie, ohne Wiſſen des Verfaſſers und Beſitzers Einliegendes an Sie zu überſchicken. Ich bin Ihr Freund

Gronau den 25ſten May 1789.

Schöpfer.
Kaufmann allhier.

Auf Herrn Wenzel,
als Hofrath in: Nicht mehr als ſechs Schüſſeln.

Des Vaters ernſte Zärtlichkeit,
Des Ehemanns Entſchloſſenheit,
Des Richters Unpartheylichkeit
Und Muth, der aus Rechtſchaffenheit,
Voll Wärme für Gerechtigkeit,
Selbſt keinen Fürſten, keinen Höfling ſcheute,
Wünſcht' ich in einem Mann vereint zu finden.

Um ſeine Schläfe würd' ich Kränze winden;
Froh jede Segnung ihm erflehn,
Und ruhig dann zu meinem Grabe gehn.
So wünſcht' ich — — — — — —
Ich ſucht' ihn lang vergebens überall —
Ich fand ihn endlich, auf der Bühne,
In unſers Wenzels ganzen Mine —
Da hatt' ich mein Original!

F.

Nachtrag.

Das Feſt, welches zu Ehren der Wiedergeneſung unſers guten Königs in der Gegend von Göttingen gefeyert werden ſollte, und wovon im **ein und dreiſſigſten Stücke** dieſer Blätter Meldung geſchehn iſt, hat, zur Zufriedenheit aller Anweſenden, Statt gehabt. Da die Beſchreibung dieſes ſchönen Volks-Feſtes, unter freyem Himmel gegeben, wie ich höre, in den Chur-Braunſchweig-Lüneburgiſchen Analen eingerückt werden wird; ſo enthalte ich mich hier aller genaueren Nachrichten von demſelben.

Antwort auf einen Brief, dramaturgiſchen Inhalts.

Ich erfülle Ihren Befehl, mein Lieber! indem ich Ihnen in dieſen Blättern etwas über diejenigen theatraliſchen Gegenſtände eröfne, über welche Sie gern meine Meinung hören wollten.

Sie ſagen zuerſt: Sie hätten Sich oft nicht erklären können, woher es wohl komme, daß Menſchen, die auſſer dem Theater ſo äuſſerſt links ausſähen, auf demſelben dreiſt, frey und natürlich in Rollen aufträten, deren Geiſt ihnen ganz fremd zu ſeyn ſchiene, da hingegen Andre, die im gemeinen Leben durch einen ungezwungnen Umgang glänzten, gefielen, und denen es gar nicht an feiner Lebensart und Menſchenkenntniß fehlte, auf dem Theater ſo äuſſerſt ſteif und hölzern wären. Es befremdet Sie, daß zuweilen ein Mann diejenige Rolle am natürlichſten darſtellt, deren Character dem ſeinigen durchaus wiederſprechend iſt, und Sie wünſchen, ich mögte Ihnen ſagen, was ich darüber denke.

Haben Sie noch nie die Erfahrung gemacht, daß Leute, die im gemeinen Leben blöde ſind, unter der Maske geſprächig, frey und unternehmend werden? — der Grund hiervon iſt zum Theil der nämliche, als der, von jener Erſcheinung. Da wo man in eigenem Namen handelt, wo Verantwortung jedes Fehlſchrittes, jeder Schiefigkeit uns ſelbſt zur Laſt fällt, da machen theils Eitelkeit, theils gutmüthiges Beſtreben nach der möglich größten Vollkommenheit uns ängſtlich und verlegen. Ganz anders aber iſt es, wenn wir in eines Andern Namen auftreten. Dann geht es uns, wie Dem, der für ſeinen Freund um eine Wohlthat bittet, und ſo warm und dringend bitten kann, als er nimmermehr in ſeiner eigenen Angelegenheit zu thun im Stande ſeyn würde. Wer hingegen kühn und ungezwungen da iſt, wo er ſich ſelber repreſentirt, weil er fühlt: er iſt nun einmal nicht anders, kann ſich nun einmal nicht umſchaffen, und die Leute werden ihn ja nehmen, wie er iſt, wie er von Jugend auf ſich gewöhnt hat zu ſeyn; bey dem fällt dieſe Dreiſtigkeit weg, ſobald er ſich in eine fremde Lage verſetzen ſoll, und je feiner ſein Sinn für das iſt, was er da eigentlich ſeyn müſſte; je mehr er ſich auf Menſchen und die feinern Nüancen der Charactere verſteht, um deſto mehr wird man ihm den Zwang anſehn, ſein Ideal zu erreichen, da hingegen der Andre, weniger theoretiſch Geſchickte, wenn er übrigens nicht ganz unwiſſend iſt, den natürlichen Ton, ohne groſſe Anſtrengung, treffen wird. Daß man aber ſehr oft, ja! faſt mehrentheils ſolche Rollen am beſten ſpielt, die am ſtärkſten mit unſerm Character contraſtiren, das kömmt mir höchſt natürlich vor. Wir beobachten immer die übrige Welt genauer als uns ſelbſt; wir ſpähen fremde Fehler um deſto ſorgſamer aus, je mehr dieſe Fehler, durch den Contraſt, unſre Eigenſchaften zu Tugenden erheben können. Wer wird feiner die Lächerlichkeiten des Geitzhalſes bemerken, als der Verſchwender? Wer wird die mistrauiſche Verſchloſſenheit ſeines Nachbars in ein comiſchers Licht zu ſetzen wiſſen, als der unvorſichtige Schwätzer? Die Bilder von ſeinen eigenen Fehlern aber findet ſelten jemand treffend. Soll alſo der würkliche Geck einen Stutzer auf dem Theater vorſtellen; ſo wird er ihn gewiß übertreiben, denn er wird ſich ihn ganz anders denken, als ſo, wie er ſelbſt iſt. Je ärger der Abſcheu iſt, den ein redlicher Mann vor Ränken und Bosheiten hat, deſto tiefer wird er ſeiner Einbildungskraft die Züge des Schurken eingeprägt haben, und deſto größer wird ſein Beſtreben ſeyn, ihn mit Wahrheit darzuſtellen. Man ſehe nur **Großmann** Marinelli ſpielen! Nicht ſo glücklich wird umgekehrt der Schalk in Copierung edler Rollen ſeyn; aber er wird ſie doch ſorgfältiger ſtudieren, um einen Theil der Bewunderung und Achtung auf ſeine eigene Perſon zurückfallen zu machen; Er wird auch die Gabe der Verſtellung mehr in ſeiner Gewalt haben, als der Gute, der, in der Ueberzeugung, daß dieſe Rolle ſeine natürliche iſt, zu viel von ſeiner eigenen individuellen Manier einmiſchen wird.

Sie fragen mich ferner: warum ich ſo ſtrenge auf reine, von allen Provinzialismen geſäuberte Sprache und richtige Declamation auf dem Theater dringe? Sie ſagen, es ſey doch im gemeinen Leben, deſſen Schilderung die Bühne iſt, ſehr gewöhnlich, daß Menſchen, die mit einander leben und würken, nicht durchaus einerley Dialect, einerley Sprachkenntniß einerley guten Vortrag haben. Darinn haben Sie vollkommen Recht; allein Sie ſollten doch auch nicht vergeſſen, daß man in den Werken der Kunſt die Natur nicht mit allen ihren Unvollkommenheiten darſtellen darf, ſondern ſie immer ein wenig verſchönern muß, und daß jeder wiedrige Eindruck den Zuſchauer aus der Illuſion reiſſt, in der man ihn erhalten will. Und was kann man ſich von einem Künſtler verſprechen; was für Fleiß wird er an die übrigen Theile ſeines Studiums verwendet haben, wenn er — nicht einmal ſeine Sprache rein reden kann? Griechen und Römer, und ſelbſt unſre leichtfüßigen Nachbarn jenſeits des Rheins, ſind in dieſem Puncte von je her äuſſerſt ſtrenge geweſen.

Warum unſer teutſches Publicum, beſonders ſeit etwa zehn Jahren, ſo unerſättlich in ſeinem Hunger nach neuen Stücken iſt? darum, weil wenige unter unſern neuern Schauſpielen ſo viel werth ſind, ſo viel Stoff enthalten, daß ſie verdienten, anders als ein Zeitvertreib betrachtet, mehr als **einmal** mit Vergnügen geſehn zu werden, darum, weil unſre Schauſpieler größtentheils das Publicum ſo wenig reſpectiren, daß ſie auf ihre Rollen, euch auf die, welche die Mühe lohnen, gehörigen Fleiß verwendeten, ſie ſorgſam ſtudierten, um ſie in aller Kraft der Wahrheit darzuſtellen, und ſo wird man dann des mittelmäßigen, ungefeilten, ſchlecht hergeſprochenen, faſt nur vorgeleſenen Zeugs bald überdrüßig, und fordert neue Waare. Auf dieſe Weiſe verleitet die Nachläſſigkeit der Dichter und Schauſpieler uns zu der Frivolität des Geſchmacks, und umgekehrt verleitet unſre Begierde nach Neuheit den Schriftſteller und Künſtler wiederum zur Nachläſſigkeit. Man kann daher kaum ſtrenge genug in der Critic ſeyn.

Recenſion.

Fanny, oder die Verlobte des Fürſten.
Ein Trauerſpiel in fünf Aufzügen.
Breslau und Hirſchberg 1789. bey
Korn, dem Aeltern, 8 Bogen, 8.

Ich habe ſchon einmal die Bemerkung gemacht, daß ſeit einiger Zeit bey dem Herrn Korn, dem Aeltern, viel loſe Waare erſcheint — dies Stück beſtättigt meine Behauptung. Welch ein Dialog! Welche Sprache! Welch' ein Mangel

gel an Kunſt! Wenn der Verfaſſer nicht weiß, wie er ſeine Leute aus den critiſchen Lagen, darinn er ſie verſetzt hat, herausziehn ſoll; ſo läſſt er ſie plötzlich abgehn. Aeuſſerſt grob bearbeitet iſt das Ganze. Gewiſſe Lieblings-Phraſen, z. B. die Ausrufung: Himmel und Hölle! werden jeden Augenblick wiederholt und die unerwarteten Ermordungen im letzten Auftritte ſind — ey nun! ſind wenigſtens das leichteſte Mittel, ein Trauerſpiel ohne großes Kopfbrechen zu endigen.

Dramaturgiſche Blätter.

Fünf und dreyſſigſtes Stück.
Hannover, den 27sten Junius, 1789.

Ueber den neuen Vorhang im hieſigen Opernhauſe.

Herr Ramberg hat an dieſem Vorhange eine neue Probe gegeben, wie vertraut er mit den Geheimniſſen der Kunſt, wie ſchöpferiſch ſein Genie iſt, und wie ſein großes und ſeltenes Talent ſich nicht etwa auf einen einzelnen Zweig der Malerey einſchränkt, ſondern — und das mit einer Leichtigkeit, mit welcher ein Weißbinder kaum Thüren anſtreicht — auf Leinwand und Papier, mit Oelfarbe, Leimfarbe und Waſſerfarbe, mit der Feder, dem Pinſel, mit Tuſche, Kreite, Kohlen, kurz! mit allem, womit ſich nur zeichnen und malen läſſt, Werke erfindet, anordnet und ausführt, die den eckelſten Kenner zur Bewunderung hinreiſſen. Bekanntlich erfordert die Theater-Malerey eine ganz eigene Art von Manier, andre Farben, ein ſtärkeres Colorit, gröbere Umriſſe, vielleicht eine ganz eigene, leicht verſtändliche Compoſition und manche andre Rückſicht auf das, was bey Lampen-Lichte gar nicht ſo ausſieht, als bey Sonnenſcheine. Aber mit welcher reifen Ueberlegung hat Herr Ramberg dies alles erſchöpft, um ein Werk zu liefern, das in der Art vielleicht ſeines Gleichen nicht in Teutſchland hat! Hier folgt eine kurze Beſchreibung dieſes Vorhangs.

Der Ort ſtellt die Gegend um eine neu gegründete Stadt vor. An einem Theater in ächt griechiſchem Geſchmacke wird eben gebauet; es ſteht ſchon halb fertig da. Apollo, eine göttlich-männliche Geſtalt, in einer erhabenen Stellung, im Sonnen-Wagen, von vier muthigen, ſchönen Pferden gezogen, die ein kleiner Genius leitet, führt der Stadt die tragiſche und comiſche Muſe zu. Dieſe ſitzt, halb nackt, mit ihren Attributen, ſchalkhaft, doch züchtig zu ſeinen Füßen; jene, in einer edlen, prächtigen, doch nicht phantaſtiſchen Kleidung und Stellung, nimt an ſeiner Hand ihren Platz auf den Wagen, deſſen Form in antikem Geſchmacke und mit Basreliefs geziert iſt. Seine Ankunft verkündigt den Flor der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften. Zur Rechten ſteht ein Obilisc, der vorher mit dicken Nebel-Wolken umgeben war, die nun durch die majeſtädtiſchen Sonnenſtrahlen zerſtreuet werden und Minervens Büſte en basrelief nebſt dem Motto aus Ovidius in goldenen Buchſtaben ſehn laſſen: — Dediciſſe — Fideliter artes, emollit mores, nec ſinit eſſe feros. Zu den Füßen des Wagens liegt die Barbarey, die ſich eben aus dem Schlamme erhebt und ihre Keule weglegt, in dem Bilde eines Mannes, aus den rohen nordiſchen Völkern, die einſt die ſchönen Künſte und deren Denkmale in Italien zerſtörten. Bart und Haar ſind blond, die Augen blau, nnd über ſeinem Haupte hängt eine Ebers-Haut. Die Anordnung des Ganzen, die Kunſt mit welcher alles gehoben iſt, Zeichnung, Colorit auch Ausführung verdienen, daß kein Kunſt-Kenner durch Hannover reiſe, ohne ſich dieſen Vorhang zeigen zu laſſen.

Nachricht von Einſtellung dieſer dramaturgiſchen Blätter.

Mit dem folgenden **ſechs und dreyſſigſten Stücke** werde ich dieſe dramaturgiſchen

Blätter ſchlieſſen. Die ganz einfache Urſache davon iſt die: ich fühle, daß ſie nicht intereſſant genug für die Leſer und nicht einträglich genug zu Schadloshaltung des Herrn Verlegers ſind. Ich hatte anfangs, auf Bitten einiger Freunde, zu viel ſolcher Nachrichten in die erſten Stücke eingerückt, die bloß dem hannöverſchen Publico von einiger Bedeutung ſeyn konnten, und das ſchreckte auswärtige Leſer ab. Wäre dieſer Schaden dadurch erſetzt worden, daß der Abſatz an hieſige Einwohner deſto größer geweſen wäre; ſo hätte ſich das aushalten laſſen; allein die Blätter wurden höchſtens etwas häufiger einzeln gekauft, wenn die Großmannſche Geſellſchaft hier war, die übrige Zeit hingegen blieben ſie liegen, und wurden dadurch die Quartals-Hefte, zum Schaden der Schmidtſchen Buchhandlung, defect. Der Raum war zu enge, um Abhandlungen von einiger Wichtigkeit einzurücken, und ſo muſſte ich über Manches leichter hinausgehn, als ich gern that, und Manches unterdrücken, was vielleicht nicht ganz unintereſſant geweſen wäre. Einige ſpecielle Rückſichten und der Wunſch mir niemand zum Feinde zu machen, veranlaſſte, daß ich bey meinen Schauſpieler-Critiken ſelten tief eindrang. Die Recenſionen aller neuern theatraliſchen Schriften hätten dieſen Blättern noch einigen Werth geben können; allein der größte Theil der neuern Producte in dieſem Fache iſt immer ſo elend, daß man ſich nur auf Mannigfaltigkeit von Ausdrücken beſinnen muß, um mit veränderten Worten zu ſagen, wie wenig Werth dieſe loſe Waare hat; und das iſt wahrlich! kein Vergnügen. Die wenigen guten Stücke hingegen werden gewöhnlich für ein einzelnes Theater gearbeitet, laufen dann im Manuſcripte herum, und haben ſchon die entſcheidende Stimme vor ſich, ehe ſie auf den Meſſen gedruckt erſcheinen. Die Ueberzeugung von dem geringen Nutzen, den alſo in jedem Betrachte meine Blätter, auch bey dem beſten Willen, und wenn ich auch glauben dürfte, daß es mir nicht ganz an dramaturgiſchen Kenntniſſen fehlte, ſtiften, bewegt mich, dies Unternehmen, mit Ende dieſes dritten Vierteljahrs, aufzugeben.

Muſic.

Unter dieſen zweyſylbigen Titel, mit dem Motto: Nulla dies ſine linea, giebt der Herr

Profeſſor Cramer ſeit Anfang dieſes Jahrs die Fortſetzung ſeines Magazins der Muſic in Copenhagen heraus. Er hat die Form eines Tagebuchs gewählt. Zuweilen iſt nur eine Seite geſchrieben, zuweilen liefert ein Tag den Text einer ganzen Oper. Mir 'ſt nur das erſte Stück dieſes Journals zu Geſicht gekommen. Darinn ſagt Herr Cramer am **Mittewochen** etwas über den Plan ſeines Werks und berichtet, daß die Herrn **Reichard** und **Schulz** ihm Beyträge verſprochen hätten. **Donnerſtags** ſchreibt er einige Zeilen über die Form dieſer Zeitſchrift. **Freytags** redet er zu Wieland und widmet ihm die Ueberſetzung einer däniſchen Oper in drey Aufzügen, die am **Sonnabend** erſcheint, den Titel **Holger Danske** führt, und wozu der Plan aus Wielands vortreflichem Oberon genommen iſt. Herr Cramer ſagt: es gäbe in dem weiten Reiche der dramatiſchen Geſchichte vielleicht kein zweytes Süjet, das einen ſo günſtigen Stoff für die lyriſche Schaubühne darböthe, als Oberon und verſichert: dieſe Oper ſey in allem Betrachte unvergleichlich gerathen, gar nicht in eine Claſſe zu ſtellen mit Metaſtaſio's und unzählichen andern Werken dieſer Art.

Der däniſche Dichter dieſer Oper heiſſt **Baggenſen.**

Es iſt durchaus ohnmöglich, dies Werk nach der Ueberſetzung zu beurtheilen; es hat aber, wie Herr Cramer verſichert und mir auch bekannt iſt, trotz aller dagegen erhobener Cabale, in Copenhagen den allerglänzendſten Erfolg gehabt. Herr Cramer nimt warm die Parthey der däniſchen Sprache gegen Diejenigen, welche ſie rauh und ungeſchmeidig finden und glaubt übrigens, durch ſeine Ueberſetzung dem teutſchen Publico einen angenehmen Dienſt geleiſtet zu haben. Sie iſt der Muſic angepaſſt; Der Componiſt, der auch ſehr gelobt wird, heiſſt **Kunze.**

Es iſt gewiß, daß viel Scenen und Situationen, aus Oberon entlehnt, in einem Schauſpiele Würkung thun können; allein ſo wie dieſe Oper hier in der Ueberſetzung erſcheint, kann ich mich nicht überzeugen, daß ſie bey uns den Erfolg haben wird. Der Dichter hat den ganzen Plan mit Einſicht zuſammengezogen, das, was beſſer erzählt als dargeſtellt werden konnte, auf natürliche Weiſe von der Bühne entfernt und eine recht vernünftige Oeconomie in ſein Stück gebracht. Gewiß wird auch im Däniſchen die Verſification beſſer und die Sprache edler ſeyn, als hier im Teutſchen. Wer die Schwierigkeiten, die man bey ſolchen Ueberſetzungen zu überwinden hat, kennt, wird dem Herrn Profeſſor C. hierüber keinen bittern Vorwurf machen. Manches hätte er indeſſen doch, wie mich dünkt, vermeiden können. So ſcheint es mir, z. B. als wenn Scherasmin zu ſehr in den Pickelherings-Ton ſiele. Es wird endlich noch immer ſehr darauf ankommen, ob der Tonkünſtler und der Balletmeiſter mit eben ſo weiſer Ueberlegung als der Dichter gearbeitet haben. So kann, z. B. das Tanzen nach dem Horne, welches Herr C. ſo ſchön findet, „weil es“ ſagt er „durch „die Handlung ſelbſt, nicht bloß durch die Con„vention des Theaters hervorgebracht wird“ meiner Meinung nach, wenn es nicht mit äuſſerſter Feinheit behandelt iſt, dem Ganzen alle Würde rauben und einen ſehr wiedrigen Eindruck machen. Wenn man hier weniger den eigentlichen höhern Tanz noch künſtliche, ſchöne Stellungen, ſondern ein wildes, entkräftendes

Umherwalzen und Taumeln ſähe; ſo dächte ich, der Anblick davon müſſte doch wohl die intereſſanteſten Situationen durch einen niedrig comiſchen Anſtrich verderben. Wenigſtens muß, wenn hier die edlere Tanzkunſt mit ihrem ganzen Zauber ihren Schweſtern zu Hülfe kommen ſoll, der Balletmeiſter dadurch, daß er jede Perſon, die durch die Kraft des Horns, das ſein Gewiſſen in Aufruhr bringt, zum Tanze hingeriſſen wird, das Bild derjenigen Leidenſchaft darſtellen, von welcher ſie am heftigſten bemeiſtert iſt, und dazu gehört um ſo mehr Kunſt, da ſich doch an Allen zugleich die Würkung des Horns zeigen muß. Man denke ſich dagegen einmal, wenn dies vernachläſſigt worden wäre, welche empfindſam-ſpaßhafte, tragi-comiſche Scene dann herauskommen würde, als z. B. das zärtliche Paar, durch Oberons Hülfe einander wiedergegeben, ſich voll Zärtlichkeit umarmt und nun der tobende Haufen zu gleicher Zeit raſend umherwalzt, bis Einer nach dem Andern ermattet, indeß Scherasmin ſingt:

Juchhey! Juchhey!
Hop, hop! hop, hop!

Ade Frau Noth!
Valet Herr Tod!

Nun leben Beyde
In Luſt und Freude!
Juchhey! Juchhey!
Hop, hop! hop, hop!

So weit hatte ich geſchrieben, als **Herr Baggeſen**, deſſen perſönliche Bekanntſchaft mir ſehr intereſſant geweſen iſt, mich hier mit ſeinem Beſuche beehrte. Ich wagte es, ihm meine Beſorgniſſe in Anſehung der Ballette zu ſeiner Oper vorzutragen; er verſicherte mich aber, daß der däniſche Balletmeiſter von dieſer Seite alles geleiſtet hätte, was nur hätte verlangt werden können, und daß die Tänze, ſowohl in Betracht des Ausdrucks der Leidenſchaften, als wegen der ſchönen Gruppen, allgemein gefallen hätten.

Ehrenrettung.

Herr Scopp (Man ſehe **das zehnte** und **das ein und dreyſſigſte Stück** dieſer Blätter) der ſich den Namen Großmann gegeben, hat mir einige Actenſtücke zu Vertheydigung ſeines guten Namens geſchickt, begleitet von einem ſehr beſcheidenen Schreiben und von Erläuterungen, die mir's zur Pflicht machen, ſeine Vertheydigung öffentlich zu übernehmen. Dieſe Papiere beſtehen: zuerſt aus einem unverſiegelten Briefe an ſeinen Verleumder, den ehemaligen Schauſpiel-Director Wilde. Dieſen Brief überläſſt er mir zur Beſorgung, durch Hülfe des Herrn Schauſpiel-Directors Großmann, an den er zugleich ſchreibt, und ihn dringend bittet, da er ſelbſt Wildens Aufenthalt nicht wiſſe, dem undankbaren Menſchen ſeinen Brief zukommen zu laſſen. Er wirft Dieſem ſeine Niederträchtigkeit vor, fordert ihn auf, die Wohlthaten abzuleugnen, die derſelbe von ihm (Seepp) empfangen und dagegen die Läſterungen wahrzumachen, womit er ſeinen Ruf angegriffen habe. Er berichtet ihm, daß er in des Durchl. Fürſten von Saarbrück Dienſten ſtehe und folglich, wenn man irgend eine Forderung an ihm habe, bey dieſes gerechten Herrn Regierung belangt werden könne. Sodann ſendet er mir das Original eines Atteſtats, von dem Reſervaten-Comiſſarius in Eſchwege unterſchrieben und beſiegelt, worinn ihm und ſeiner Geſellſchaft von Seiten der ſittlichen

Aufführung, während eines langen Aufenthalts in Caſſel und einer vierwöchigen Anweſenheit in Eſchwege, das beſte Zeugniß gegeben wird; Ferner ein eben ſo vortheilhaftes Atteſtat von dem Magiſtrate der Stadt Mühlhauſen; endlich einen Privat-Brief aus Blankenburg, von einem Manne, dem er den Reſt ſeiner Schuld bezahlt hatte, und der ihm nun darüber Quitung ertheilt und ihm zugleich ſchreibt, wie ſehr er bedaure, daß er (Hr. Scopp) durch einen ſo ſchlechten Mann, als Wilde ſey, ſich habe ſo anführen laſſen müſſen. Herr Scopp meldet mir ferner die ſehr unſchuldige Urſache, die ihn bewogen habe, ſeinen Namen zu verändern (eine Sache, die unter Schauſpielern nicht ungewöhnlich iſt.) Er leugnet nicht, bey einem Bürger in Worms eine Schuld contrahirt zu haben, die ſeine geringe Einnahme ihn, ſobald als er gewünſcht, zu tilgen auſſer Stand geſetzt hätte, betheuert aber, dieſe Schuld auf keine unedle Weiſe gemacht, noch Worms heimlich verlaſſen zu haben. Schulden zu haben, meint er mit Recht, entehre doch nicht. Er hat zugleich an zwey andre Männer geſchrieben und ſie aufgefordert, die böſen Gerüchte, welche ſie von ihm ausgeſprengt hätten, zu beweiſen. Und da ich auch von Saarbrück aus die zuverläſſige Nachricht erhalten, daß **Herr Scopp, genannt Großmann,** dort ein untadelhaftes, ſeinen ihm aufgetragenen Geſchäften treulich gewidmetes Leben führt: ſo erfordern Gerechtigkeit und Menſchenliebe, dieſe Umſtände, zur Ehrenrettung eines ſchuldloſen Mannes, eben ſo öffentlich hier bekannt zu machen, als ich die mir mitgetheilten falſchen Anklagen eingerückt habe.

Recenſionen.

Autor und Diener aus Liebe; Ein Luſtſpiel in einem Aufzuge, nach Lerou; Leipzig bey Schneidern, 1789; 4½ Bogen 8.

Das franzöſiſche Original: l'amant, auteur & valet iſt bekannt genug, hat ganz artige Scenen, einige Verwicklung und einen raſchen Gang, könnte alſo auch in der Ueberſetzung Dienſte thun. Sollte es aber in der hier angezeigten aufgeführt werden; ſo müſſte dieſe erſt von den unzähligen Sprachfehlern gereinigt und der Dialog ein wenig geſchmeidiger gemacht werden.

Der Mord; Ein Trauerſpiel in fünf Aufzügen. 1789. 6½ Bogen. 8.

Eine Haupt- und Staats-Action, die man vor dreyſſig Jahren, auf einem Marionetten-Theater vorgeſtellt, nicht übel würde gefunden haben, beſonders den **zweenten** Aufzug (denn ſo ſchreibt der Verfaſſer) Aber im Jahre 1789 dergleichen herauszugeben; das iſt nicht gut.

Johanna Gray; Ein Trauerſpiel in fünf Aufzügen von Ernſt Ludwig Deimling. Augsburg, 1789, bey Klett und Frank. 11½ Bogen, 8.

Da tritt wieder Herr Deimling, über deſſen Familien-Stück: die vierhundert Pforzheimer Bürger, im fünften Stücke dieſer Blätter geredet worden iſt, mit einem höchſt ſchlechten Trauerſpiele auf! Das Süjet iſt ſchon mehrmals auf die Bühne gebracht worden, und wohl nie ſchlechter als hier. Voran eine Zueignungsſchrift an eine Frau Baaſe, in dem ſchleppendſten Style. Die Vorrede liefert eine kurze Lebensgeſchichte der unglücklichen Johanna. Der Verfaſſer thut ſich etwas darauf zu gut, daß er den theatraliſchen Regeln treu geblieben iſt. Aber dafür iſt auch der Plan höchſt gemein angelegt und die Bearbeitung ärmlich. Die Charactere hat er nicht übertreiben wollen; aber dafür hat er ſie auch ſo flach als möglich gezeichnet. Handlung iſt gar nicht im Stücke. Das Ganze geht einen langſamen ſchläfrigen Gang. Was jedesmal geſchehn ſoll, das wird gewöhnlich durch Bediente und Trabanten angekündigt. Die Perſonen declamiren halbe Stunden lang, in einer trocknen, weitſchweifigen Bücherſprache, in Perioden, wobey der Othem eines Waldhornbläſers nicht zureicht. Der Dialog iſt ſo erbärmlich, wie in den Pforzheimer Bürgern und wie in den alten Geſprächen im Reiche der Todten. Monologen ohne Ende, wie der 1ſte und 7te Auftritt im 3ten der 1ſte im 4ten und der 1ſte im 5ten Aufzuge. Die aus **Youngs Nacht der Religion** ausgeſchriebenen, hier eingeflickten und mit Schwabacher Schriſt gedruckten Stellen ſind bey Weitem das Beſte im ganzen Trauerſpiele.

Dramaturgiſche Blätter.

Sechs und dreyſſigſtes Stück.

Hannover, den 4ten Julius, 1789.

Ueber des Herrn Abt Voglers Anweſenheit in Hannover.

Ich habe das Glück gehabt, den berühmten **Abt Vogler** zu hören. Er erwies mir die Ehre, mich zu beſuchen, und nachdem ich mich einige Zeit mit ihm auf die angenehmſte und lehrreichſte Weiſe unterhalten hatte, ſahe er ein Clavicord bey mir ſtehn, worauf er ungebethen anfieng zu ſpielen. Seit dieſer Zeit habe ich ihn mehrere auf einander folgende Tage ſehr viel und auf Inſtrumenten von verſchiedner Art und verſchiednem Werthe, auf Clavier, Fortepiano, Orgel ꝛc. gehört und immer mit gleich großer Bewunderung. Ich glaube nicht, daß es möglich iſt, die Kunſt höher zu treiben. Seine Fertigkeit iſt über alle Beſchreibung groß, die Beſtimmtheit, die Reinheit ſeines Vortrags, in den unerhört ſchweren Paſſagen, iſt bewunderungswürdig, ſeine Phantaſie unerſchöpflich, ſeine ſanften Melodien ſind hinreiſſend angenehm, lieblich, herzergreifend und einfach, und dann iſt ſein Ausdruck äuſſerſt zart, gebunden und ſingend. Der Flug ſeiner Gedanken im höheren Style iſt kühn und erhaben und dieſe Gedanken ſind nie verwirrt; Seine Fugen ſind, neben der ſtrengſten Correctheit, voll der unerwartetſten harmoniſchen Gänge und dabey ſo zauberiſch künſtlich und doch ſo klar, daß gewiß dieſe Fugen, ſo wie ſeine übrigen Phantaſien, wozu er in einem Augenblicke den Plan ſyſtematiſch entwirft und zugleich ausführt, manchem großen Künſtler ſauren Schweiß und Kopfbrechen, bey der ruhigſten Muße, zu erfinden und auszuarbeiten, koſten würden.

Er improviſiret, indem, wenn man ihm ein ihm ganz unbekanntes Gedicht vorlegt, er dies ſogleich mit einer Melodie begleitet, in welcher er jeden leidenſchaftlichen Ausdruck und jeden witzigen Einfall vortreflich malt. So habe ich ihn Leonardo und Blandine, die Weiber von Weinsberg, und ein Paar ihm völlig fremde Oden, nachdem er ſie nur einmal, dem Anſcheine nach, flüchtig durchgeleſen hatte, ſpielen und ſingen gehört. Er iſt dabey höchſt gefällig, ohne Eigenſinn und Ziererrey, läſſt jedem Verdienſte Gerechtigkeit wiederfahren, iſt nachſichtig gegen ſchwache Talente, überſieht duldend und groſsmüthig die Unarten ſeiner Neider und der Tadler und Kunſtrichter aus Midas Geſchlechte. Er fühlt ſeinen Werth in Betracht gegen Andre, aber auch die Unerſchöpflichkeit und den ganzen Umfang der Kunſt, glaubt ſich mit Recht groſs, im Verhältniſſe mit Jenen, und klein in Rückſicht auf dieſe. Dabey iſt er ein Mann von ſoliden Kenntniſſen in andern Wiſſenſchaftlichen Fächern, von Welt, von Erziehung und ein fröhlicher, jovialiſcher Geſellſchafter. Seine Stelle als geiſtlicher Rath, Hof-Capellan und Capelmeiſter, bey dem Churfürſten von Pfalz-Bayern, hat er niedergelegt, und iſt dagegen als Director der muſicaliſchen Accademie in die Dienſte des Königs von Schweden getreten. Jetzt iſt er auf einer Reiſe nach Holland begriffen, woſelbſt er eine transportable Orgel von eigner, ganz neuer Erfindung bauen läſſt, die er Orcheſtrion nennen wird, und die, auſſer viel andern Vorzügen, vortreffliche Regiſter zu Nachahmung der Blas-Inſtrumente und, um das crescendo darzuſtellen, mehrere Arten von Schwellungen haben ſoll.

Der Herr Abt hat hier dreymal ſich auf der Orgel hören laſſen, und das iſt dann das Inſtrument, auf welchem er ſeine Kunſt in ihrem größten Umfange zeigen kann. Er trug Sachen vór, die man gar nicht gewöhnt iſt auf Orgeln zu hören; ganze Flöten-Concerte, in welchem er nicht nur die Doppelzungen-Paſſagen der Principal-Stimme, ſondern die vollſtändige Begleitung der übrigen Inſtrumente auf die täuſchendſte Art nachzuahmen verſteht, wozu ſeine ſeltene Wiſſenſchaft im Regiſtriren, in mannigfaltiger Verbindung der verſchiedenen Orgel-Stimmen nicht wenig beyträgt. Seine Fertigkeit auf dem Pedal iſt bewundernswürdig.

Man hat hier, wie andrer Orten, nicht ganz damit zufrieden ſeyn wollen, daß dieſer große Künſtler ſolche Gegenſtände, als die Belagerung von Jericho, den Retter-Tod des Herzogs Leopold von Braunſchweig ꝛc. iſt, muſicaliſch zu ſchildern ſucht. Ich weiß, was ſich gegen ſolche Malereyen ſagen läſſt. Abgeſchmackt ſind ſie, wenn man in großen Stücken, in Arien und dergleichen, auf einzelnen Wörtern, die nur zufällig daſtehen, verweilt, und kleine Bilder häuft, die dann ein buntſchäckiges Ganze ohne

Haupt-Character ausmachen, wenn man z. B. in folgender Stelle: „Alle Fröhlichkeit ſchwindet aus dem tiefgebeugten, zerknirſchten Herzen" wenn man, ſage ich, da die Fröhlichkeit, das Schwinden, das Beugen, und das Zerknirſchen malen wollte. Aber alle Nachahmungen ſinnlicher Gegenſtände aus Muſic und Dichtkunſt verdrängen zu wollen, das hieſſe doch auch dieſen Künſten einen Theil ihrer Zauberkraft rauben, Und haben wir nicht das Beyſpiel der größten Dichter und Tonkünſtler vor uns? Suchten nicht Jene in ältern und neuern Zeiten, durch die Wahl beſondrer Versarten, durch die Abwechſelung mehrerer kurzen oder weniger langer Sylben, durch Häufung der Stummbuchſtaben oder Anwendung wohltönender Selbſt-Lauter, dem, was ſie ſagten, mehr Anſchaulichkeit zu geben? Hat nicht **Virgil** in dem bekannten Verſe:

> Quadrupedante putrem ſonitu quatit ungula campum

den Lauf eines Pferdes nachzuahmen geſucht? Hat nicht der unſterbliche **Sänger des Meſſias** durchgehends hierauf Rückſicht genommen? Welche herrliche Würkung macht nicht der aus lauter Spondäen beſtehende Vers:

„Mein Gott? Mein Gott! warum haſt
„du mich verlaſſen?“

Sind nicht **Wielands** Meiſterſtücke voll von ſolchen Bildern? Finden wir nicht Spuren davon in **Corneille, Racine, Voltaire, Metaſtaſio!** Läſſt nicht der große **Benda**, in Ariadne auf Naxos, den Löwen im Orcheſter brüllen, und in Romeo und Julie die Lerche pfeifen? Finden wir nicht in den vortrefflichſten Opern muſicaliſche Schilderungen von Donnerwettern, Seeſtürmen, Nachtigallen-Geſang u. ſ. f. Hätte nun der Herr Abt auf ſein Zettel geſetzt: „Ich werde „zuerſt den Ausdruck der Andacht und das Sehnen nach einem glücklichen Erfolge ſchildern. „Durch Trompeten-Stimmen werde ich hierauf das muthvolle Unternehmen eines großen „Werks; dann die Verwirrung, die durch tapfres Würken und Streben entſteht, und endlich den Triumpf des ſiegreichen Erfolgs ausdrücken“ ſo würde niemand an dieſer Schilderung leidenſchaftlicher Gefühle etwas auszuſetzen gefunden haben. Allein nun dachte er ſich das anwendbar auf eine bekannte Begebenheit, verſinnlichte das Bild, und ſagte kürzer: „Ich ſtelle „**die Belagerung von Jericho** dar 1) Iſra-

„eis Gebeth zu Gott 2) Trompetenſchall 3) Umſtürzen der Mauern 4) Siegreicher Einzug“ — Und was iſt nun anſtößig bey dieſer Art von Darſtellung, die noch dazu äuſſerſt täuſchend ausfiel?

Recenſionen.

Die Tempelherren; (Tempelherrn) Ein dramatiſches Gedicht in fünf Aufzügen. 1788. 14 Bogen. 8.

Es iſt zu bedauern, daß der Verfaſſer, der ſich an Ende der Vorrede Johann von Kalchberg nennt und, wie er ſagt, noch ein Jüngling iſt, daß dieſer ſeine nicht zu verachtenden Talente an einem ſolchen Süjette verſchwendet hat. Vor etwa zehn oder zwölf Jahren war es Mode, über die Unſchuld und über die geheimen Kenntniſſe des Tempelherrn-Ordens zu ſchreiben. Der Gegenſtand iſt damals ſo ziemlich erſchöpft worden, und man hat es nachher ganz vernünftig gefunden, dieſe Goldgrube, aus Mangel an hinlänglicher Ausbeute, wieder zu verſchütten. Auch auf das Theater brachte man während dieſer

Periode die Tempelherrn. So erinnere ich mich unter andern ein Trauerſpiel: Jacob von Molai, geleſen zu haben. Damals wäre mit dem vorliegenden Stücke etwas auszurichten geweſen, und die eingeſtreueten myſtiſchen Anſpielungen auf Freymaurerey und geheime Wiſſenſchaften hätten manchem Geheimniß-Luſtigen große Freude gemacht — Nun iſt das alles abgenutzt, und ich fürchte, **die Edlen, welche aus der heiligen Quelle des Lichtes getrunken haben**, und denen der Herr von Kalchberg ſein Stück widmet, werden es nicht mit ſo viel Wärme aufnehmen, als er erwartet. Es iſt übrigens in angenehmen Jamben geſchrieben. Der Dialog iſt gut und natürlich, die Anordnung und die kleinen Maſchinerien zeugen von einer verſtändigen Beurtheilung. Molai's Character aber iſt nun freylich ſehr verſchönert; die Geſchichte giebt uns kein Recht, ihn uns als einen ſo vernünftigen, feſten und durchaus edlen, ſtandhaften Mann zu denken. Auch ſind die Sitten der damaligen Zeit ſehr moderniſiert, und das Ende des Stücks, beſonders die Art, wie Noffo Dei abgehe, iſt ein wenig eilig hingeſchrieben.

Prellerey über Prellerey oder: Hierinn beſpiegelt Euch. Ein deutſches Familien-Gemälde in drey Aufzügen; von Sigismund Grüner, Mitglied der Bühne. Riga und Königsberg, 1789. Bey Hartung. 10 Bogen. 8.

Am ärgſten iſt das Publicum geprellt, wenn es ſolche Stücke kaufen oder gar aufführen ſehn muß. In einer Art von Vorrede hat der Verfaſſer die Impertinenz, zu ſagen: „Die Theilnahme, welche dies Stück erregt, iſt mir bekannt — Misfallen liegt blos an der Vorſtellung — misfallen kann das Stück nicht.“ — Potz Welten! Ein ſolches Stück ſollte Theilnahme erregen, ſollte nicht misfallen können? Nun! ſo müßten doch alle Leſer und Zuſchauer ihre geſunde Vernunft zu Hauſe gelaſſen haben. Es iſt ein Chaos von unangenehmen Verwirrungen, die auf keine Weiſe der Mühe der Entwicklung lohnen. Von den Characteren ſage ich gar nichts; es ſind verwachſene Misgeburten und der taube Herr Well, der alles auf die unnatürlichſte Weiſe unrecht verſteht, iſt auch eine elende Compoſition. Das einzig Leidliche in dem Stücke iſt noch der Dialog und hie und da ein witziger Einfall.

Rudolph von Mohelli, oder Leidenſchaft und Täuſchung. Ein Trauerſpiel in drey Acten mit Geſang. Breslau bey W. G. Korn. 1789. 8 Bogen. 8.

Es thut mir leid, daß ich ſchon wieder anmerken muß, daß dies ſchlechte Stück im Kornſchen Verlage erſchienen iſt. Ich weiß wohl, daß ein Verleger nicht für den geringen Werth der Stücke in Anſpruch genommen werden kann, die unter ſeiner Firma erſcheinen; aber es iſt doch auch gar zu auffallend, daß ſeit einigen Meſſen beynahe immer das Schlechteſte im theatraliſchen Fache dort herauskömmt. Sollten ſich ein Paar Spaßvögel in Breslau häuslich niedergelaſſen und ſich vereinigt haben, den Verlag der daſigen Herrn Buchhändler in böſen Ruf zu bringen? Eine Sprache, wie in dieſem Stücke herrſcht, iſt nie auf dem Erdboden im gemeinen Leben geſprochen worden. Man höre nur zur Probe eine Stelle, Seite 5. (Marillo und Maroni ſehen in einiger Entfernung einem Leichenzuge zu.) **Maroni:** — — — „bange „Verzweiflung **zerwüthet** das Geſicht der „Traurigen. **Marillo:** Wenn ſie des Todten „Weib war; ſo bringt ſie entweder ungewöhnliche „Treue — oder erkünſtelte Scheinheiligkeit „in die Lage jener traurigen Verzweiflung. In „beyden Fällen zeigt ſie ſich als die treuen Weiber, „welche ihre Männer **mit Thränen beerdigen helfen.** **Maroni:** Wer ſollte dies „nicht für kalte, überlegte Urtheile anſehn, da „es doch tief eingewurzelter Haß gegen die Welt „und ihre Menſchen iſt" u. ſ. f. Der Verfaſſer ſchafft ſich ganz neue, ſonderbare Wörter. Zuweilen ſoll Meiſter Schakeſpear nachgeahmt ſeyn. Die Executionen, die er mit ſeinen Leuten vornimt, ſind weislich in den Aufzügen vertheilt, damit es in jedem etwas zu ſehn gebe. Im **erſten** kömmt die Leiche vor und ein Menſch erſäuft ſich. Im **zweyten** wird zur Abwechſelung jemand erſtochen. (Die Ohnmachten wollen wir gar nicht in Anſchlag bringen) Im **dritten** lebt der Ertrunkene wieder auf und wird dagegen ſehr unerwartet ein Andrer durch den Dolch vom Leben zum Tode gebracht. Die übrigen

Mordthaten, die nur erzählt werden, ſind Kleinigkeiten. Im dritten Aufzuge kommen denn auch wunderbare Entdeckungen über Entdeckungen vor, und dadurch wird unter andern der unbeutende Bediente Franz faſt zur Hauptperſon des Stücks. Monologen von der Art, wie der ſechſte im dritten (4½ Seiten lang) trifft man in wenig Stücken an. Die Poeſie der Geſänge iſt erbärmlich.

Der edelmüthige Soldat. Ein Schauſpiel in einem Akt. Aus dem franzöſiſchen des Herrn Dümaniant. Leipzig bei Homann. 1789. 3½ Bogen. 8.

Eine wahre Anecdote liegt bey dieſem Stücke zum Grunde, die ſodann auf franzöſiſche Manier zu einem erträglichen Schauſpiele umgequerlt worden iſt, und hier in einer hin und wieder ein wenig ſteifen Ueberſetzung erſcheint.

Der Unbeſtändige, ein Luſtſpiel in fünf Aufzügen, aus dem Franzöſiſchen des Herrn

Herrn Collin d' Harleville. Straſsburg bey König. 1788. 5½ Bogen. 8.

Auch in dieſem Stücke ſind, nach Franzmanns-Art, die Charactere äuſſerſt flach und wäßricht bearbeitet und es hat bey Weitem nicht einmal ſo viel Werth, als der Optimiſte des nämlichen Verfaſſers. Der Ueberſetzer hat dann das Ding auf teutſche Sitten anpaſſen wollen, aber leider! mit dem traurigſten Erfolge. **Brunsdom** iſt Schiffscapitain **in preuſſiſchen Dienſten**, denn er will nach Potsdam zum **Miniſter**, um dort den Lohn für zwanzigjährige See-Dienſte einzutreiben. **Detmund** hat ſein Regiment **in Hamburg** verlaſſen — alſo vermuthlich bey dem Crais-Contingente. Vorher hatte er den **Kirchenſtand** erwählt — vielleicht als Candidat, war aber auch einmal homme de robe geweſen, und iſt ſieben und zwanzig Jahr alt — Du lieber Himmel! fühlt denn das der Ueberſetzer nicht, daß ſo etwas gar nicht auf Potsdam, auf Hamburg, auf unſer Kirchenweſen und auf unſre Juſtitz-Verfaſſung paſſt? Das Bild, das Herr d'Harleville von Paris entworſen, bleibt ſehr unſchicklich für Berlin ſtehn. Hier findet **Detmund** im Gaſthofe La Bruyere und Boileau's Schriften auf dem Tiſche liegen — wie unwahrſcheinlich! Die Schreibart iſt äuſſerſt unrein; ſo ſteht, z. B. „Sie **darfen**“ ſtatt: „ſie dürfen“ und „**helf** mir!“ ſtatt: „hilf mir!“

Inhalt

des dritten Vierteljahrs dieſer Blätter.

Auſſer einigen **Abhandlungen, Anzeigen, Nachrichten** u. d. gl. ſind folgende theatraliſche Werke **recenſiert:**

So zieht man dem Betrüger die Larve ab; Seite 392. Wolmar und Camilla; S. 393. Merkwürdige Begebenheiten eines jungen Komödianten; S. 401. Was vermag ein Mädchen nicht! S. 468. Theaterſtücke von dem Verfaſſer der dramaturgiſchen Blätter; S. 472. Fanny, oder die Verlobte des Fürſten; S. 541. Autor und Diener aus Liebe; S. 555. Der Mord; S. 556. Johanna Gray; S. 556. Die Tempelherrn; S. 565. Prellerey über Prellerey; S. 567. Rudolph von Mohelli; S. 568. Der edelmüthige Soldat; S. 570. Der Unbeſtändige; S. 571.

Auszüge finden ſich, aus: Cramers Magazine der Muſic; S. 547.

Folgende muſicaliſch-theatraliſche Werke ſind beurtheilt:

Im Trüben iſt gut fiſchen; S. 383. 426. Der Alchymiſt; S. 410. Lilla; S. 435. 451. 467. 530. Adelheit von Veltheim; S. 447. Die ſchöne Arſene; S. 454. Die Pilgrime von Mecca: S. 487. König Theodor; S. 491. Figaro's Hochzeit; S. 492. 489. Ariadne auf Naxos; S. 501.

Ueber die Vorſtellung folgender Stücke ſind Bemerkungen geliefert:

Der teutſche Hausvater: S. 419. Hamlet; S. 427. Glück beſſert Thorheit; S. 430. Der argwöhniſche Liebhaber; S. 442. Der argwöhniſche Ehemann; S. 451. Victorine; S. 453. 491. Die Badecur; S. 465. Der Magnetismus; S. 466. Die heimliche Heyrath; S. 467. Ariadne; S. 501. Die beyden Hüte; S. 505. Cabale und Liebe; S. 511. Ignez de Caſtro; S. 528.

Geſchichte
des
armen Herrn
# von Mildenburg,

in Briefen herausgegeben
von
Adolph Freyherrn Knigge.

Erſter Theil.

Hannover,
in der Schmidtſchen Buchhandlung 1789.

Vorrede.

Ich liefre hier die Geſchichte eines Mannes, der mit dem Grundſatze in die Welt tritt: „daß Jeder glücklich ſeyn und ſeine „guten Zwecke durchſetzen könne, der immer weiſe und immer redlich handelte." Bey allen Schritten, die er thut, ſcheint indeſſen dieſer Grundſatz zur Lüge zu werden. Er wird oft, bey dem Bewuſſtſeyn der größten Rechtſchaffenheit, miskannt; edle Plane werden ihm vereitelt; Unwürdige Böſewichte nehmen ihm vor dem Munde weg, was er verdient hätte, und mit Recht fordern konnte. Seine Klugheit und Vorſicht vermögen nichts gegen Schlauigkeit und Cabale. Er wird von dümmern Menſchen überliſtigt; Sein Leben iſt ein Gewebe von Noth, Kummer, Verfolgung und Krankheit; Er ſtirbt endlich — Sie werden hören, wo? —

Zum Gegenbilde ſind in dieſer Geſchichte Portraite von Schelmen und Pinſeln aufgeſtellt, die, wo ſie auch ſtehen, die erſten Rollen ſpielen, und im ruhigen Beſitze der Vortheile ſind, die billig der Preis der Rechtſchaffenheit und wahren Klugheit ſeyn ſollten.

Kann er, bey allen dieſen Widerwärtigkeiten, ſeinen erſten Grundſätzen treu bleiben, oder ſoll er die Vorſehung anklagen? — Das iſt die große Frage, die ihn bey jedem neuen Unglücksfalle beſchäftigt. Die nähere Unterſuchung derſelben leitet ihn auf eine zweyte, nicht weniger wichtige Frage, nämlich: „Iſt es auch „wahr, daß ich ſtets zugleich klug und redlich gehandelt habe?“ und da erfährt er dann zu ſeiner Beſchämung, daß er doch immer von Einer Seite gefehlt hatte. Wo er durchaus edel und grade handelte, da verabſäumte er die nöthige Klugheit und Vorſicht, und wo er einen Plan mit aller Weisheit angelegt hatte, da mislung ſein Vorhaben durch irgend einen kleinen ſchiefen, nach der ſtrengſten Moral nicht zu billigenden Seitenſprung, zu dem er ſich verleiten ließ.

Dieſe Erfahrung führt ihn am Ende ſeines Lebens dahin, überzeugt zu ſeyn:

daß jeder Menſch der Bauherr ſeines eigenen Schickſals iſt; daß der weiſe Schöpfer alles ſo geordnet hat, daß jedes freye Weſen die Folgen ſeiner Handlungen tragen muß; daß dies ein erhabener Plan des liebreichen Vaters aller Creaturen iſt, um uns zu einer höhern Beſtimmung zu erziehn; daß ſolche Schickſale, die ganz ohne unſer Zuthun uns zu treffen ſcheinen, wo wir alſo gar keine Motiven wahrnehmen, mehrentheils Vereitlung frivoler Wünſche ſind, Entbehrung von Vortheilen, auf welche wir gar kein Recht haben, oder die eigentlich gar nicht glücklich machen; daß manche Wiederwärtigkeiten mittelbar die Quellen nachheriger größerer Glückſeligkeit ecöfnen, daß andre dazu dienen, uns die ſeltenern Freuden deſto ſchmackhafter zu machen, deren beſtändiger Genuß Ueberdruß und Unerſättlichkeit erzeugt; daß nichts billiger iſt, als daß manche ſchwache Menſchen durch den Beſitz äuſſerer Glückſeligkeit dafür entſchädigt werden, daß ſie größere Freuden, für welche ſie nicht empfänglich ſind, entbehren müſſen, und endlich, daß es für den wahrhaft weiſen, guten, freyen und mäßigen Mann eine innere Seligkeit giebt, die nichts ihm rauben kann, und die unabhängig von Menſchen und Schickſalen bleibt.

Gemälde von lebenden, bekannten Leuten habe ich wiſſentlich nicht eingemiſcht. Die Ohnmöglichkeit aber, Menſchen mit Wahrheit zu ſchildern, ohne daß die Bilder irgend einem Lebendigen gleichſähen, wird freylich der liebreichen Auslegungskunſt auch in dieſem Buche ein weites Feld eröfnen.

In der Haarlemmer Courant iſt, wie ich höre, ſchon eine holländiſche Ueberſetzung dieſes Romans angekündigt worden. Das rührt daher, weil ein würdiger Geiſtlicher in Zwoll, als er die Ueberſetzung meines Buchs **über den Umgang mit Menſchen** unternommen, mir hiervon Nachricht gegeben und mich zugleich gefragt hatte, an was für einem Werke ich jetzt arbeitete? Ich ſchrieb es ihm, und vermuthlich hat ſeine gütige Partheylichkeit für meine Schriften ihn bewogen, früh genug eine Ueberſetzung auch dieſer Geſchichte anzukündigen, damit ſie nicht in die Hände eines ungeſchickten Fabricanten fallen ſollte.

Inhalt des erſten Theils.

Erſter Brief, Seite 1; von der Räthinn Homann, in Engleben, an die Demoiſelle Caroline Felmer in Birkenthal.

Sie nimt die Aufforderung ihrer jungen Freundinn zu einem Briefwechſel an, erfullt das Verlangen derſelben, ihr offenherzig zu ſagen, wie man in dem kleinen Städchen von ihr urtheilt, und was ſie ſelbſt von ihr denkt. Etwas vom Amtsvogt Umbach und ſeiner Frau. Am Ende bittet ſie um Nachricht, wer der arme, kranke Mann ſey, der ſich ſeit einiger Zeit bey dem Paſtor Ehrmann und ſeiner Frau, bey welchen Caroline wohnt, aufhält.

Zweyter Brief, Seite 11; von Heinrich von Mildenburg, aus Birkenthal, an den Doctor Porr, in London.

Klagen über das unglückliche Schickſal, das ihn auf's Neue betroffen. Der Doctor Porr hatte ihn aus dem Gefängniſſe errettet, und war dann mit einem Engländer nach London gegangen. Heinrich ſollte indeß in einem Kloſter verſteckt bleiben, bis zu ſeines Freundes Rückkunft. Beſchreibung des Mönchs-Lebens. Character des Priors. Heinrich wird krank im Kloſter. Der Mönch, welcher ihm zur Pflege zugeſellt wird, fängt an, ihn zu intereſſieren. Er lernt ihn näher kennen, und findet an ihm einen Unglücklichen, der aus Verzweiflung ſich in dieſen Stand geworfen hat, aber jetzt ſich nach Freyheit ſehnt. Er beſchlieſſt, ihn zu erlöſen. Die Erzählung, wie er dies zu Stande bringt, abgebrochen, weil der Brief geſchloſſen werden muß.

Dritter Brief, Seite 25; Von dem Prior des Kloſters an ſeinen Provinzial.

Bericht von der Flucht des Pater Joſephs, durch Hülfe des Fremden, der ſich im Kloſter aufgehalten.

Vierter Brief, Seite 31; von Carolinen, an die Räthinn Homann.

Leichtfertige Aeuſſerungen über die Urtheile der Frauen in Engelleben, über die Frau Bürgermeiſterinn, Frau Amtsvögtinn und die Frau von Löfler. Von dem armen Herrn, der ſeit einiger Zeit bey ihnen wohnt, erzählt ſie, was ſie weiß, nämlich, daß ihn der Paſtor Ehrmann, als einen Kranken, in ſein Haus aufgenommen, und daß er ſich den Namen Bachmuth giebt; vermuthlich aber nicht ſo heiſſt, weil ſeine Wäſche mit v. M. gezeichnet iſt. Etwas über den Paſtor und ſeine Frau. Sie erfüllt das Verlangen der Frau Räthinn, ſie mit einem Theile ihrer Lebensgeſchichte bekannt zu machen. Erſte Erziehung. Früher Tod ihrer Eltern. Nachricht von den übrigen Geſchwiſtern. Ein Bruder iſt in Oſtindien, der andre Unter-Officier in kaiſerlichen Dienſten, die noch lebende Schweſter aber, als Cammerjungfer mit einer Geſandtinn nach Petersburg gegangen. Caroline kömmt in das Haus ihres Oheims, des Rectors Felmer. Bild dieſes Mannes und ſeiner Frau. Der Rector wird krank und ſtirbt. Ein gewiſſer Herr von der Hart ſucht eine Geſellſchafterinn für ſeine Frau, und wählt dazu Carolinen. Sie reiſt mit ihm ab. Character des Mannes und ſeiner unwürdigen Gattinn.

Fünf

Fünfter Brief, Seite 55; von der Freyfrau von Raſtitz in Altenwedel, an den Paſtor Ehrmann.

Sie hat erfahren, daß Herr Bachmuth ſich bey ihm aufhält, und warnet ihn vor dieſem Menſchen, welcher, wie ſie ſagt, Hofmeiſter in ihrem Hauſe geweſen ſey, und ihre Tochter habe verführen wollen.

Sechſter Brief, Seite 57;

Edle Antwort des Paſtors auf dieſen Brief.

Siebenter Brief, Seite 60; von Heinrich von Mildenburg, an ſeinen Freund Porr.

Mit ſeiner Geſundheit beſſert es ſich. Fortſetzung der Erzahlung, wie er den Pater Joſeph von der Hart aus dem Kloſter entführt. Dieſer iſt nach Paris gereiſt, und will von da nach America gehn, wohin ihm Heinrich einen Brief an ſeinen Oncle, den Hauptmann von Biedersdorf, mitgegeben hat. Heinrich weiß indeß in Frankfurth nicht, wozu er ſich entſchlieſſen ſoll. Beſchreibung eines kleinen Wirthshauſes, in welchem er, aus Mangel an Gelde, vorliebnehmen muß. Er trifft einen Jugend-Freund an, der ihn als Hofmeiſter bey den Kindern der Baroninn Raſtitz empfiehlt. Er reiſt nach Altenwedel ab, und giebt ſich den Namen Bachmuth. Beyläufig etwas von Heinrichs verſtorbenen Mutter, von ſeiner noch lebenden Schweſter, der Frau von Stallheim und deren Gatten. Er erfährt durch Kaufleute, daß Dieſe ſich von ihm getrennt hat, und niemand weiß, wo ſie iſt? Nun erzählt Heinrich ſeine Ankunft in Altenwedel. Was ihm unterwegens begegnet. Character der Freyfrau von Raſtitz, des Barons, ihrer liebenswürdigen Tochter, und der beyden Söhne, deren Führer er nun iſt. Die Baroninn ſucht ein Liebes-Verſtändniß mit Heinrich anzuſpinnen. Er läßt ſich darauf nicht ein. Für das Freyfräulein Luiſe empfindet er zärtlichere Triebe und ſie für ihn. Es kömmt zu einer Erklärung, wobey die Eltern ihn überraſchen, und auf unedle Weiſe aus dem Hauſe bannen. Nun weiß er nicht wohin? Er will ſich, bis zu Porrs Rückkunft, bey einem Bauer in die Koſt geben, wird aber unterwegens krank und geräth auf dieſe Weiſe an den **Paſtor Ehrmann**, von dem er, ſo wie von **deſſen Frau** und **Carolinen**, eine Schilderung entwirft. Er hat noch immer die Abſicht, ſobald er gänzlich hergeſtellt iſt, zu einem Bauer zu gehn.

Achter Brief, Seite 101; von Demſelben, an Denſelben.

Die Scene hat ſich ſchnell verändert. Ein gewiſſer **Miniſter von Kappſtein**, welcher kürzlich in Geſchäften ſeines **Herzogs** in London geweſen, hatte dem **Doctor Porr** verſprochen, bey ſeiner Rückkunft nach Teutſchland für Heinrich zu ſorgen, und er hat Wort gehalten, wie der folgende Brief zeigt, der durch einen glücklichen Zufall in ſeine Hände gekommen iſt.

Neunter Brief, Seite 105; von dem Miniſter von Kappſtein, an Heinrich von Mildenburg.

Er macht ihm Hofnung, ihn in den Dienſt **des Herzogs** von *** zu bringen, und zugleich zu bewürken, daß Dieſer ſich für ihn verwende, um ſeinen Frieden mit **dem Fürſten** zu ſchlieſſen, welcher ihn hatte gefangen ſetzen laſſen, und welchem er entwiſcht war. Der **Miniſter** bittet **Heinrich**, ſich bald möglichſt auf den Weg zu ihm zu machen.

Zehnter Brief, Seite 108; von Carolinen, an Madam Homann.

Nachricht von der glücklichen Wendung, die das Schickſal ihres Gaſtes genommen. Fortſetzung ihrer Lebens-Geſchichte. Es entſpinnt ſich ein Roman zwiſchen **Carolinen** und dem **Herrn von der Hart**. Die leichtſinnige **Frau** ſucht dieſen zu unterhalten, um deſto freyeres Spiel für ſich zu haben. Nachgeholte Begebenheiten aus den erſten Jahren der Frau **von der Hart** und ihres **Gemals**. Ihre Erziehung. Schickſal, das ihren Vater, **den Miniſter**, betrifft. Sie leben anfangs in der Stadt, müſſen hernach auf's Land ziehn. Wie ſie ſich da aufführt. Sie wird immer ausſchweifender. Der **Herr von der Hart** leidet viel dabey, klagt ſeinen Kummer Carolinen, und dies bringt ihre Herzen näher an einander. Er muß, eines ſchlimmen Proceſſes wegen, in die Stadt. Seine **Gemahlinn** geht mit einem Liebhaber, der ſich für einen reichen ruſſiſchen Officier ausgegeben, davon. Sein Proceß endigt ſich beynahe mit dem gänzlichen Verluſte ſeines Vermögens. **Caroline** ſieht nun, daß ſie anſtändiger Weiſe, und ohne ſeine Vermögens-Umſtände noch mehr zu zerrütten, nicht in ſeinem Hauſe bleiben kann. Sie geht alſo, indeß er in der Stadt iſt, auf gutes Glück davon. Was aus ihm geworden iſt, das weiß ſie nicht. In **Lichtenheim** nimt ſie Poſtpferde, in der Abſicht nach **Heilbronn**, zu einer Putzmacherinn zu reiſen. In einem Poſthauſe unterwegens macht ſie die Bekanntſchaft einer **Dame aus Maynz** und **deren Tochter**, klagt denſelben ihr Schickſal und wird als Geſellſchafterinn mitgenommen. Character **der Mutter, der Tochter, und des Sohns**. Dieſer ſtellt **Carolinen nach**. Sie weiſt ſeine Zudringlichkeit zurück, und beſchlieſſt endlich, dies Haus zu verlaſſen, ohne zu ſagen, wohin ſie geht. Sie wendet ſich an eine **Kaufmannsfrau**, die aber mit dem **jungen Herrn** in Verbindung ſteht. Dieſe giebt ihr einen Brief an die **Frau Carlinn** in **Frankfurt**, wohin ſie in dem Marktſchiffe abreiſt. Unterwegens macht ſie die Bekanntſchaft eines **redlichen Arztes**, bey dem ſie ſich, als ſie anlanden, nach der Wohnung der **Frau Carlinn**, erkundigt. Der Mann erſchrickt, und entdeckt ihr, daß dies ein verdächtiges Haus ſey. Sie ſieht nun die Gefahr, welche über ſie geſchwebt hat. Der Doctor führt ſie in den **goldenen Löwen**. Sie bekömmt die Blattern, wird aber unentgeldlich von dem **wohlthätigen Arzte** geheilt, und von den **Wirthsleuten** verpflegt. Sodann giebt **Jener** ihr einen Brief an ſeinen Vetter, **den Paſtor Ehrmann** in Birkenthal mit.

Sie reiſt dahin, und wird gegen ein geringes Koſtgeld aufgenommen. Die Lebens-Geſchichte des Herrn von Mildenburg, die man, nach ſeinen mündlichen Erzählungen, in Birkenthal aufgeſchrieben, verſpricht ſie nächſtens zu ſchicken.

Eilfter Brief, Seite 148; von der Räthinn Homann, an den Paſtor Ehrmann.

Sie bittet, aus gewiſſen Urſachen, den Paſtor, um eine offenherzige Schilderung von Carolinens Character.

Zwölfter Brief, Seite 149; von Derſelben, an Carolinen.

Sie dankt für die Mittheilung ihrer Lebens-Geſchichte, macht moraliſche Anmerkungen darüber, und verſchweigt nicht, daß ſie manches an ihrer Aufführung auszuſetzen findet.

Dreyzehnter Brief, Seite 154; von dem Paſtor, an die Räthinn.

Er läſſt Carolinens guten Eigenſchaften alle Gerechtigkeit wiederfahren, verhehlt aber auch nicht, welche kleine Fehler er an ihr auszuſetzen hat.

Vierzehnter Brief, Seite 160; von Carolinen an die Räthinn.

Geſchichte der Jugend-Jahre des Herrn von Mildenburg, nach ſeiner mündlichen Erzählung aufgeſchrieben. Sein Vater war Major in preuſſiſchen Dienſten. Bild ſeines Characters und des Characters ſeiner Mutter. Jener wird tödlich verwundet. Was er ſeinem Sohne auf dem Sterbebette ſagt. Dieſer iſt Fahnenjunker, verläſſt aber den Soldaten-Stand, und geht zu ſeiner Mutter und Schweſter nach Halle, um da zu ſtudieren. Sein Oheim, der Hauptmann von Biedersdorf, unterſtützt die Familie, ſo viel er kann. Ihr Vermögen ſchmelzt ſo zuſammen, daß Heinrich ſeine Studien nicht fortſetzen kann. Er wird

Leib-Page. Begebenheiten am Hofe. Bild der dortigen Verfaſſung. Character des Fürſten, ſeiner Gemahlinn, ſeiner Mutter. **Heinrich** fängt an, unter der Hand eine wichtige Rolle zu ſpielen. Er wird Jagdjunker. Sein Hang zur Satyre und die Unvorſichtigkeit, ſich in fremde Händel zu miſchen, ſtürzen ihn, wozu die Fürſtinn Mutter, aus gewiſſen Urſachen, und ſeine Vertraulichkeit mit einem gewiſſen **Herrn vom Hofe**, der hier geſchildert wird, nicht wenig beytragen. Portrait des benachbarten Fürſten, der ſein Ankläger iſt. Er wird, als Anſtifter einer Cabale, wobey er doch nur eine untergeordnete Rolle geſpielt hat, verabſchiedet. Jetzt bleibt ihm nichts übrig, als wieder in Kriegs-Dienſte zu gehn. Er wird Lieutenant bey einem preuſſiſchen Freycorps, durch ſeines Oheims Vermittlung. Die Fortſetzung der Geſchichte will Caroline nächſtens liefern.

Funfzehnter Brief, Seite 204; von einem gewiſſen Gerichtshalter Porteſius an den Superintendenten Waſchmann.

Er zeigt, mit Beziehung auf den beyliegenden Bericht des Schulmeiſters Lämmerhirt, dem Conſiſtorio an, daß ein fremdes Frauenzimmer, **Stallheim** mit Namen, ſich im Dorfe niedergelaſſen habe und unberufener Weiſe die jungen Bauer-Mädgen aufklären und in einen empfindſamen Ton ſtimmen wolle.

Sechzehnter Brief, Seite 213; von Carolinen Felmer, an die Räthinn Homann.

Fortſetzung der Geſchichte des **Herrn von Mildenburg**. Schilderung des Characters des **Hauptmanns von Biedersdorf**. **Heinrichs** Begebenheiten bey der Armee und ſeine Verirrungen. Nach dem Frieden nehmen Beyde den Abſchied und beſuchen die **Frau von Mildenburg** und das **Fräulein** in Halle. Character der Letztern und ihr romanhafter Schwung. **Biedersdorf** geht in Würtembergiſche Dienſte, wird dort reduciert, wird dann Capitain in Frankreich und mit dem Regimente nach Weſt-Indien geſchickt, wo er noch iſt. **Heinrich** macht eine Reiſe an den teutſchen Höfen umher. Schilderung derſelben. Er wird als Cammerrath und Cammerjunker von einem Fürſten in den Dienſt genommen. Seine Mutter ſtirbt, ſeine **Schweſter** wird, wieder ihre Neigung, an einen Landjunker, den **Herrn von Stallheim** verheyrathet. Character **des Fürſten**, dem Heinrich nun dient, ſeiner **Gemahlinn**, der Maitreſſe, Schilderung des Tons an dem Hofe, **des Präſidenten** und einiger **Hofleute**. **Heinrich** macht Bekanntſchaft mit dem **Doctor Porr**, der ſein treuer Freund wird. Character dieſes Mannes. Derſelbe räth ihm, ſich nach einer reichen Frau umzuſehn. Eine reiche **Präſidenten-Witwe** mit ihrer **Tochter** wohnt da. Er will um **Letztere** anhalten. Der **Oberſchenk von Zirnack**, der geſchildert wird, ſucht ſein Vertraun zu gewinnen, verſpricht ſein Freywerber zu ſeyn und nimt das Mädchen für ſich. **Heinrich** begeht Unvorſichtigkeiten. Sein **Umgang** mit der **Frau von Starmuth**. Character dieſer Frau. Ihre Ränke, ihr Plan, mit der **Fürſtinn** zu entfliehn. **Heinrich** wird, auf den bloßen Verdacht, hieran Theil genommen zu haben, und wegen unvorſichtiger Reden gefangen genommen und auf die Feſtung geſetzt. Porr erlöſt ihn. Das Uebrige von der Geſchichte verſpricht Caroline nächſtens zu liefern; die Leſer wiſſen es aber ſchon.

Siebenzehnter Brief, Seite 257; Von Madam Homann an Carolinen.

Dank für die mitgetheilten Papiere. Sie ſchlägt Carolinen vor, zu ihr nach Engeleben zu ziehn und verſpricht, ſie als ihre Tochter zu behandeln. Damit ſie ſich aber erforſchen könne, ob ihre Grundſätze mit einander übereinſtimmen; ſo entwirft ſie ihr die Schilderung eines vollkommnen Frauenzimmers nach ihrem Ideale und entwickelt die Regeln einer guten weiblichen Erziehung.

Achtzehnter Brief, Seite 280; Carolinens Antwort.

Sie nimt dankbar ihr Anerbiethen an, und verſpricht ſich nach ihr zu bilden.

Neunzehnter Brief, Seite 282; von dem Doctor Porr aus London, an Heinrich.

Er hat ſeine Klage-Briefe erhalten. Bemerkungen über Heinrichs Verirrungen. Ueber Verſchiedenheit des Tons in England und Teutſchland. Ueber Luxus und dergleichen. Er wird erſt im Herbſte des künftigen Jahrs nach Teutſchland zurückkommen. Er vermahnt Heinrich, ſich nun in ſeinem neuen Dienſte vorſichtiger zu betragen.

Zwanzigſter Brief, Seite 291; von dem Hauptmanne von Biedersdorf, an Heinrich, aus Paris geſchrieben.

Erzählung ſeiner Schickſale. Er hat America verlaſſen, wird auch wohl aus dem franzöſiſchen Dienſte gehn. Man hat ihm Unrecht gethan und ihn um ſein Vermögen betrogen. Sobald er weiß, wo Heinrich ſich aufhält, will er ihn in Teutſchland beſuchen. Den Herrn von der Hart hat er in Paris angetroffen. Dieſer wird nun bald nach America reiſen.

Ein und zwanzigſter Brief, Seite 298; von Joſeph von der Hart, an Heinrich, aus Paris geſchrieben.

Erzählung, wie es ihm ſeit ihrer Flucht aus dem Kloſter gegangen. Er bittet Heinrich, ſich zu erkundigen, was aus ſeiner Frau und Carolinen geworden iſt.

Zwey und zwanzigſter Brief, Seite 301; von Carolinens Schweſter Marianne, an Carolinen, aus Petersburg.

Erzählung wie es ihr gegangen, von der Zeit an, da ſie als Cammerjungfer einer Geſandtinn nach Rußland gieng. Sie hat den Kaufmann Landowick geheyrathet. Sie wünſcht, Nachricht von Carolinen zu haben, und theilt ihr dagegen den folgenden Brief mit. Durch ein Ohngefehr iſt ſie an die Frau von der Hart gerathen. Dieſe wurde von ihrem ruſſiſchen Liebhader betrogen, reiſete ihm nach, wurde in Petersburg im teutſchen Hoſpitale krank und ſtarb, wie der beyliegende Bericht des Chirurgus Knoch bezeugt, an der Auszehrung und voll Reue.

Drey und zwanzigſter Brief, Seite 314; von Chriſtian Felmer, Unterofficier in kaiſerlichen Dienſten, an ſeine Schweſter Marianne.

Leichtfertige Beſchreibung ſeiner Lebensart in Illyrien. Er iſt catoliſch geworden und hat eine Weinhändlers-Witwe geheyrathet.

Vier und zwanzigſter Brief, Seite 317; von dem Herrn von Stallheim an ſeinen Advocaten, Zierenitz.

Er wünſcht ſeine entwichene Frau citiren laſſen, und wenn ſie nicht erſcheint, ſich wieder verheyrathen zu dürfen.

Fünf und zwanzigſter Brief, Seite 320; Von Heinrich an den Paſtor Ehrmann.

Er iſt in *** angekommen, iſt Cammerherr und Cammerrath geworden, und ſteht ſehr gut bey dem Miniſter von Kappſtein. Auf der Reiſe hat er einen Bekannten angetroffen, den er lieber nicht geſehn hätte; doch hofft er, es ſoll keine Folgen haben. Character des Herzogs, dem er nun dient, der Herzoginn, des Miniſters von Kappſtein, und des Geheimenraths von Braunfeld. Beſchreibung des Tons, der am Hofe und in der Stadt herrſcht.

Sechs und zwanzigſter Brief, Seite 334; von den Miniſter von Kappſtein an den Doctor Porr.

Heinrich von Mildenburg iſt auf einmal verſchwunden. Niemand weiß, was aus ihm geworden iſt. Der Miniſter will keine Mühe ſparen, auszumachen, was dahinter ſteckt.

Erſter Brief.

Von der Frau Räthinn Homann, in Engeleben, an die Demoiſelle Caroline Felmer, in Birkenthal.

Den 6ten October, 1773.

Ihr Brief, meine liebe Freundinn! hat mich auf eine angenehme Weiſe überraſcht. Soll ich es Ihnen bekennen? ich hielt Ihr neuliches Anerbiethen, mit mir in Briefwechſel zu treten, wo nicht für ein Compliment, doch für eine vorübergehende Grille. Was für Vergnügen kann ſich, ſo dachte ich, ein achtzehnjähriges junges Frauenzimmer von der Unterhaltung mit einer funfzigjährigen Witwe verſprechen? Oder ſollten Sie erwarten, daß meine Briefe Ihnen die Langeweile vertrieben, die Sie vielleicht oft genug in Ihrem einſamen ländlichen Aufenthalte befällt? Dann würden Sie Ihres Zwecks verfehlen. In einem kleinen Landſtädtchen iſt die Lebensart ſo einförmig, daß wir froh ſind, wenn uns die unſchuldigen Handlungen unſrer Nachbarinnen zuweilen einigen Stoff zu liebreichen Geſprächen bey den Caffee-Geſellſchaften geben. Für einen Briefwechſel bleibt nichts übrig, wenigſtens nichts, was Sie, meine junge Freundinn! intereſſieren könnte, oder was Sie nicht ſchon wüſſten, da Sie nur eine Meile von uns wohnen. Doch ich nehme mit Dankbarkeit Ihre gütige Aufforderung an. Kann ich Ihnen keine Neuigkeiten melden; ſo kann ich wenigſtens zuweilen mein Herz gegen Sie ausſchütten, und deſſen bedarf ich wahrlich; denn, ich habe es Ihnen ſchon neulich geklagt, hier finde ich keine Seele, der ich mich mittheilen könnte. Es ſcheint, als wenn es Ihnen in Ihrem Dörfchen auch ſo gienge, und ſo wird denn vielleicht das gemeinſchaftliche Bedürfniß uns, über den Unterſchied der Jahre hinaus, einander näher bringen, als ſonſt zu erwarten wäre — Nun zu dem Inhalte Ihres lieben Briefes!

Ich ſoll Ihnen offenherzig ſagen, wie man hier von Ihnen urtheilt, was für eine Meinung ich von Ihnen habe, und was es wohl geweſen ſey, was die Frau Bürgermeiſterinn mir neulich — daß von Ihnen die Rede war, das hat Ihnen nicht entwiſchen können — auf dem Balle in das Ohr ſagte, während Sie mit dem Amtsvogte Umbach walzten? — Bedenken Sie auch, meine Beſte! daß dies viel gefordert heiſſt, nach ſo kurzer Bekanntſchaft? Sie ſind kaum ſeit einem halben Jahre in dieſen Gegenden; Vorher haben wir uns nie geſehn, und ſeit dieſer Zeit auch nur ſelten. Die Unternehmung einiger junger Herrn in der Nachbarſchaft, die gern aus dem kleinen Städtgen Engeleben eine große Reſidenz formen mögten, hat mir neulich auf unſerm erſten Balle Gelegenheit verſchafft, Ihnen näher zu kommen. Sie waren ſo folgſam, als ich Sie bath, doch Ihrer zärtlichen Geſundheit zu ſchonen, ein Stündchen auszuruhn vom heftigen Tanzen, und Sich zu mir in das Nebenzimmer zu ſetzen. Sie ſchenkten mir dies Stündchen ganz; Ihr Herz war durch Freude aufgeſchloſſen worden; Ihr Blut lief ſchneller und lebhafter; Sie waren im Begriff, mir einen

Theil Ihrer Geſchichte zu erzählen, als uns der Herr Amtsvogt unterbrach, der Sie auf's Neue zum Tanze aufforderte, da Sie dann glaubten, die Einladung nicht ausſchlagen zu dürfen, weil er und ſeine liebenswürdige, edle Frau Sie hierhergeführt hatten. Nun denn! grade über dieſen Tanz redete die Bürgermeiſterinn mit mir. Sie fand, daß Sie ein bisgen zu raſch — die böſe Frau nannte es gar, wild — herumwalzten, und wie denn ſo ein Wort das andre giebt; ſo kamen wir weiter in den Text. Sie fordern es, und ich will Ihnen alſo offenherzig ſagen, was dieſe Frau und manche Andre hier von Ihnen urtheilen. Freylich, meine liebe Freundinn! mögte ich nicht, daß dies kleinſtädtſche Weiber-Geſchwätz Sie ſehr beunruhigte; aber angenehm muß es Ihnen doch immer ſeyn, zu wiſſen, wie man von Ihnen denkt. Unſer Geſchlecht darf ja leider! nicht, ſo wie das männliche, ſich einzig auf die Unſchuld des Herzens und die Redlichkeit ſeiner Abſichten verlaſſen; wir müſſen, da der Ruf unſrer Sittſamkeit unſer höchſtes Gut iſt, auch die kleinſte Veranlaſſung meiden, die jemand Gelegenheit geben könnte, zweydeutig über uns zu denken. So hören Sie denn!

Sie kamen vor ſechs Monathen ſo ganz unerwartet — niemand begriff, warum und woher? — zu dem redlichen Paſtor Ehrmann. Man wuſſte, daß Sie weder mit ihm, noch mit ſeiner, unter uns geſagt! unangenehmen Frau verwandt, daß Sie in dieſen Gegenden ganz fremd waren. Man erfuhr, daß Sie auf einmal des Abends zu Fuße nach Birkenthal gekommen wären, und den Herrn Paſtor gebethen hätten, Sie auf einige Zeit in die Koſt zu nehmen. Es hieß, die Frau Paſtorinn habe ſich darauf nicht einlaſſen wollen, der menſchenfreundliche Mann aber ſey von Ihrer Geſchichte ſo gerührt worden, daß er Ihnen angebothen hätte, ſo lange Sie wollten, Sie in ſeinem Hauſe zu behalten, ohne Koſtgeld von Ihnen zu nehmen. Der plauderhafte Amtsvogt Umbach hatte das alles wiedererzählt, und nun war man, wie ſich's verſteht, ſehr neugierig, dieſe rührende Geſchichte auch zu erfahren; aber zum Unglücke wuſſte der arme Amtsvogt nicht mehr davon, als wir Alle. Indeſſen muſſte er verſprechen, Sie einzuladen, ihn und ſeine Frau einmal hierher zu begleiten, und von der Zeit an, da Sie das erſtemal hier waren, hat man nicht aufgehört, nach Ihnen zu forſchen, Sie zu beobachten, von Ihnen zu plaudern, von Ihrer Geſtalt, von Ihrer Kleidung, von Ihren Blicken, von Ihren Reden — kurz! von Allem, was Sie thun und nicht thun. Man fand, daß Sie Sich zu phantaſtiſch kleideten; daß Sie zu viel Zeit auf Ihren Anputz verwendeten, der für Ihren jetzigen ländlichen Aufenthalt und für Ihre Umſtände — denn man ſetzte voraus, Sie ſeyen arm — viel zu hervorgeſucht ſchiene. Man behauptete: daß Sie zu lange mit Ihren bedeutenden Blicken auf alten und jungen Männern verweilten; daß aus Ihren ſchönen blauen Augen, die aber wir Frauenzimmer, wie ſich's verſteht, gar nicht ſo ſchön fanden, abwechſelnd bald ein gewiſſes unſanftes Feuer, bald ein ſchmachtendes, bald ein ſtarres, forſchendes, fragendes, forderndes Weſen hervorgienge, welches ſelbſt Männern auffiele. Man beklagte ſich über Ihre ſchleunig abwechſelnden ſtürmiſchen Launen. Man wünſchte, es mögte, ſtatt dieſer Launen, die faſt nie die Mittelſtraße zwiſchen ſchwermüthiger, feindſeliger Stimmung und rauher Luſtigkeit hielten, mehr Seelenfrieden und innere, ruhige, unſchuldige Heiterkeit auf Ihrer Stirne zu leſen ſeyn. Man fühlte ſich beleidigt darüber, daß Sie ſelten Umgang und Unterhaltung mit Frauenzimmern ſuchten, in unſern Cirkeln ſtumm und verdrießlich, zuweilen auch ein bisgen naſeweis und bitter, umgeben von jungen Herrn hingegen, geſprächig und voll Behaglichkeit wären. Manche beſchuldigten Sie einer Empfindeley; Andre hingegen wollten einige liebloſe Urtheile über verſchiedene Leute aus Ihrem Munde gehört haben. Man glaubte zu bemerken, daß es Ihnen nicht übel gefiele, vom Amtsvogte Umbach mit groſer Aufmerkſamkeit behandelt zu werden. Man ſetzte hinzu, dies müſſte ſeiner Frau unruhige Stunden machen, wenn Dieſe nicht ein ſo edles Weib wäre. Endlich misfiel Ihre in der That ein wenig auffallende Lebhaftigkeit im Tanzen allgemein.

Sehen Sie, meine liebenswürdige Freundinn! wie treu ich Ihren Auftrag erfülle! Ich habe ohne Umſchweife Ihnen alles geſagt, was Sie wiſſen wollten. Und nun zu Ihrer letzten Frage: was ich von Ihnen denke? Wenn ich weniger auf Sie hielte; ſo würde ich es wahrlich nicht der Mühe werth gefunden haben, Ihnen ſo offenherzig dieſe Winke zu geben. Aber ich fühle mein Herz hingezogen zu Ihnen; meine Eitelkeit iſt geſchmeichelt durch den Vorzug, den Sie mir ſo merklich vor andern Frauenzimmern geben. Der Adel Ihrer Seele ſtrahlt ſo deutlich aus Ihrem lieben Geſichte hervor — Ich betrüge mich gewiß nicht in meiner Meinung von Ihnen, wenn ich Sie für ein recht gutes Mädgen halte, dem die Grundſätze der Tugend und Rechtſchaffenheit heilig ſind, das vielleicht zuweilen ein wenig mit ſeinem Temperamente zu kämpfen hat, vielleicht früh in der Jugend eine gute Mutter, eine treue Rathgeberinn verlohren, nachher mehr Romanen, als andre nützliche Bücher geleſen, kleine Herzens-Angelegenheiten gehabt, und herbe Schickſale eben daher gelitten hat. Ich irre nicht, wenn ich glaube, Sie werden meine Aufrichtigkeit liebreich annehmen, in meinen Eröfnungen keine Bitterkeit, ſondern den beſten Willen finden. Neid kann auch in der That nicht aus mir reden, meine Liebe! ich bin ja ein altes Weib, die keinen Anſpruch mehr auf Huldigung macht; aber das geſtehe ich, einige Gelegenheit zu jenen ſchiefen Urtheilen über Sie geben Sie doch wohl, durch kleine

Unvorſichtigkeiten in Ihrem äuſſern Betragen. Sie ſind noch jung; Sie denken nichts Böſes dabey; Ganz verſtimmt, ganz verderbt kann wenigſtens Ihr Herz noch nicht ſeyn. Der Schöpfer hat Ihnen ſo viel äuſſere Annehmlichkeiten und dabey einen ſo feinen Verſtand gegeben, daß Sie gewiß, mit Wachſamkeit, mit Beobachtung Ihrer ſelbſt, alle Stimmen zu Ihrem Vortheile gewinnen, und, wenn Sie mit Sich ſelber zuweilen im Kampfe leben, durch Arbeitſamkeit und religiöſe Uebungen, wahren Seelenfrieden finden können. Kann mein mütterlicher Rath Ihnen nützlich werden? — mit Freuden ſoll er Ihnen dann gewidmet ſeyn. Wollen Sie Sich mir vertrauen, die Geſchichte Ihrer Schickſale und Leiden in meinen Buſen ausſchütten; ſo dürfen Sie auf meine wärmſte Theilnahme, auf meine Toleranz und auf meine ſtrengſte Verſchwiegenheit rechnen. Ich ſehe mit Ungeduld Ihrer Antwort entgegen, und hoffe mit Zuverſicht, ſie wird mich in den Empfindungen der Liebe und Hochachtung beſtärken, mit welchen ich mich von ganzem Herzen unterſchreibe ꝛc.

N. S.

Sagen Sie mir doch, wer denn der Mann iſt, der, krank und in dürftigen Umſtänden, vor einigen Tagen zu Ihrem Herrn Paſtor gekommen! Auch dieſe Geſchichte macht hier viel Aufſehns. Man muthmaßt, daß ſie mit der Ihrigen in einiger Verbindung ſteht.

Zweyter Brief.

Von Heinrich von Mildenburg, in Engeleben, an den Doctor Porr.

Den 4ten October 1773.

Noch einmal hat mein Schickſal, das nicht ermüdet, mich zu verfolgen, meine Lage unbeſchreiblich elend gemacht. Du, der Du mein Herz kennſt, vor deſſen tiefſchauendem Blicke ich auch nicht Eine Falte dieſes Herzens verberge, deſſen liebreiche, thätige Freundſchaft mir oft ſo treulich, ſo eifrig beygeſtanden iſt, deſſen unvergleichlich heitre, unnachahmlich herrliche Laune ſo oft den düſtern Gram aus meinem Gemüthe, durch frohen Scherz verſcheucht hat — tröſte mich, wenn Du kannſt! Mir zu helfen vermagſt Du nicht, da Länder und Meere uns trennen. Aber tröſte mich! Beweiſe mir, daß ich auch diesmal an meinem Unglücke Schuld ſey, und ich will Dir Hände und Füße küſſen, will mich zufriedenſtellen mit dem Gedanken, daß mir's endlich doch noch einmal wohlgehn wird, wenn ich lerne, weiſer und beſſer zu handeln.

Aber beweiſe mir auch, daß die Größe meines Unglücks mit dem Maße meiner Fehltritte in billigem Verhältniſſe ſteht, und daß die Legion von Schelmen und Schöpſen, die auf Blumen-Wegen wandeln und auf weichen Polſtern gebettet werden, weiſer und beſſer als ich ſind — doch! ich vergeſſe ja, Dich mit dem Verlaufe meiner Begebenheiten bekannt zu machen — Höre alſo, wie mir's ſeit unſrer Trennung gegangen iſt!

Als ich, durch Deine liebevolle Hülfe, aus meinem Gefängniſſe entwiſcht war, und Du nun, wie es Dein Beruf als Arzt forderte, mit Deinem Engländer nach London reiſeteſt; da hofften wir Beyde, ich würde ein Jahr hindurch, bis zu Deiner Rückkunft, in dem Kloſter unerkannt und ruhig zubringen können. Deine Großmuth hatte mich in den Stand geſetzt, wenigſtens von der ökonomiſchen Seite in keine Verlegenheit zu kommen; allein die Vorſehung hatte es anders mit mir beſchloſſen. Mit der ſchweren Laſt meines Kummers beladen; dabey ohne Bücher, ohne Zerſtreuung; von Dir, dem einzigen Freunde meiner Seele getrennt, ſehnte ich mich nach irgend einem lebendigen Weſen, das mich verſtände, dem ich mich anvertrauen könnte. Ich blickte unter den Mönchen umher, und ſahe nichts als den Auswurf des Menſchengeſchlechts, durch Müſſiggang, mechaniſche Andachts-Uebungen, Entfernung vom häuslichen und geſelligen Leben und durch Entwöhnung von Wiſſenſchaften und Künſten, zu der tiefſten Stufe plumper Stupidität hinabgeſunken. Hätte ich Männer gefunden, die, getrieben durch das Gefühl, zu etwas Beſſerm gebohren zu ſeyn, als zu dem alltäglichen Gaſſenbuben-Spiele der großen Welt, ſich aus dem Haufen, wo Bosheit und Pinſeley den Meiſter ſpielen, hinausgedrängt hätten, um in ſtiller Einſamkeit, an der Seite andrer Gekränkten, höhern Genuß zu ſuchen; ſo würde ich ſie als Brüder betrachtet, würde mich an ſie geſchloſſen haben: „Laſſet mich mit „Euch leben und ſterben!“ würde ich geſagt haben „Gott hat uns einerley ſtrenge Erziehung „gegeben. Wir paſſen beſſer hier zuſammen, „als zu dem Pöbel da drauſſen.“ Aber ach! welch' eine Sammlung von Geſchöpfen lebte da bey einander! Nicht von ihnen war die Welt verlaſſen worden; ſondern die Welt hatte ſie von ſich geſtoßen — ſey es nun, um den Eigennutz der Verwandten zu befriedigen, die Ihrer gern los ſeyn wollten, oder um unter dem Schutze privilegierter, frommer Faullenzerey, ihre Ungeſchicklichkeit zu bürgerlichen Geſchäften zu verbergen. Und dieſe Leute, weit entfernt, in ihren Cellen eingeſchloſſen, ſich vergeſſen zu machen und die undankbare Welt zu vergeſſen, bemühen ſich vielmehr, ſo viel ſie vermögen, noch aus der Entfernung auf den ſchwächern Theil der Menſchen zu würken, ihre Brutalität, Ignoranz und ihren Aberglauben unter dem Pöbel aller Claſſen zu verbreiten, bekümmern ſich um Staats- und Familien-Händel, und übertragen in ihre Republic alle Gebrechen der gröſſern Geſellſchaft, Zwiſt, Neid, Cabale, Ehr- Haab- Rang- und Herſchſucht, Unmäßigkeit, Völlerey und Unkeuſchheit. Der Pater Prior war der Unwiſſendſte und Boshafteſte von Allen. Hatten ſie ihn der äuſſern Form nach gewählt? — Er war ein großer, dicker Kerl — oder hatte er durch grobe Ränke ſich hinaufgeſchwungen? oder durch Verſtellung, die oft der Böſewicht von beſchränkten Einſichten ſo meiſterhaft verſteht? oder hatte man, wie es vielfältig bey Wahlen der Fall iſt, wenn zwey Partheyen uneinig ſind, um von keiner Seite nachzugeben, ihn, als einen Dritten genommen, den Alle verachteten, aber Alle für unſchädlich hielten? oder hatte er ſeine Erhebung dem Anſchein einer gewiſſen feyerlichen Ernſthaftigkeit und unbedeutenden Verſchloſſenheit zu danken, die auch in der groſſen Welt mehrentheils den Strohköpfen zur Larve dient, aber darum nicht weniger ihr Glück macht und ihnen Beruf verſchafft, über beſſere Menſchen zu herrſchen? — Genug, er war jetzt Prior, ſchien von dem erſten Augenblicke an, da ich meine Zuflucht in ſein Kloſter nahm, mir Abneigung und Mistraun zu zeigen, und war unermüdet neugierig, nach meinen Begebenheiten zu forſchen. Ich war zwar ſo vorſichtig geweſen, Dir das Manuſcript meiner Lebens-Geſchichte mitzugeben, damit Du es mir aufbewahren mögteſt, bis mir Deine Sorgfalt oder mein guter Stern einen ſichern, ruhigen Aufenthalt würde verſchafft haben; Aber, da ich doch fürchtete, man mögte einmal im Kloſter mein Zimmer durchſuchen; ſo hütete ich mich, irgend eine Zeile zu ſchreiben. Zu leſen hatte ich nichts; alſo führte ich ein elendes Leben, und hatte keine an-

andre Geſellſchaft, als meinen Kummer. Ich fragte nach der Kloſter-Bibliothek — es war keine vorhanden; man pflegte den Weinkeller im Scherze alſo zu nennen. Der ſchöne May-Monath kam indeß heran; der junge Frühling ſchien Jeden freundlich einzuladen, an dem allgemeinen Familien-Feſte der Natur Theil zu nehmen; aber mein Herz war nicht empfänglich für dieſe Freuden. Nur ſtarre, trübe Blicke warf ich aus meinem Fenſter auf die lachenden Fluren hin, und ſelbſt die ſanftern Empfindungen der Schwermuth, mit denen ich von dem hohen Kloſter-Gebäude herab auf das reizende Thal hinſchauete, wurden mit herber Bitterkeit vermiſcht, ſo oft die Vorſtellung in mir rege wurde, daß dieſe Weinberge, Wieſen, Felder und Waldungen ihren Reichthum nur zu Mäſtung unnützer Pfaffen darböthen. Dann ein Gedanke an mein erlittenes, unnennbar trauriges Schickſal — wenn ich ſo überlegte: wie aller Orten der Schöpfer die herrlichſte Tafel gedeckt hat, voll köſtlicher Speiſen und Freuden-Becher ohne Zahl; wie alles, Anblick und Wohlgeruch, uns einladet, zu genieſſen und froh zu werden, und daß dies nur ſo zubereitet zu ſeyn ſcheint, um die Guten, die hungert und dürſtet, zu gewöhnen, von Weitem ſtehn, entbehren und die Schurken und Pinſel bis zum Eckel ſich ſättigen ſehn zu können. Wenn ich dachte, wie ſo oft ich auf meinen Knien gebethet hatte: Gott ſolle mir nur einen mäßigen Biſſen reichen laſſen; ich wollte ihn ja gern aus der Hand des unwürdigſten Miteſſers erbetteln, und dann lange genug daran haben, und nicht murren, wenn man mir nur auch ein Eckgen einräumte, wo ich dieſen Biſſen in Ruhe verzehren dürfte; und wie ich auch gern mit den Brocken vorliebnehmen wollte, die Jene übrig lieſſen; und daß ich wahrlich moraliſch beſſer und von allen Gäſten der dankbarſte ſeyn würde, wenn ich nur nicht ganz verſtoßen bliebe von dem Mahle meines Vaters im Himmel, und dann erleben mußte, daß die Schwelger noch Meiner ſpotteten, mir die köſtlichſte Speiſe vorhielten und dann ihrem Nachbar hinreichten, und dazu hohnlächelten; oder mir den leeren Becher anboten; oder mir alle Hände voll gaben, aber mir den Platz verweigerten, wo ich dieſe ſeltene Mahlzeit hätte verzehren können — Freund! dann, dann — o! laß mich nicht murren! Sage mir etwas, das mir beweiſe, ich ſey an Allem ſelbſt Schuld, und mein Vater habe nicht gelogen, als er mir auf dem Todtenbette ſagte: „Du wirſt immer glücklich ſeyn, wenn Du immer weiſe und redlich „handeln wirſt.“

Gram und Langeweile ſtreckten mich im Junius dieſes Jahrs auf das Siechenbette. Ich bewohnte eine der Cellen, und neben mir an war ein Mönch auch krank; den hatte ich noch nicht geſehn. Er hatte ſeit ſechs Wochen nicht das Zimmer verlaſſen können; jetzt gieng er wieder im Gebäude umher, doch noch nicht auf's Chor, noch in das Refectorium. Man trug ihm desfalls meine Wartung auf, deren er ſich mit ſeltener Treue und ſanfter Theilnehmung unterzog. Mein Wiederwillen gegen alles was Mönch war, hielt mich anfänglich ab, zu bemerken, daß dieſer Mann in der That zu der beſſern Gattung Menſchen gehörte. Er mogte ohngefehr vier Jahre jünger als ich, das heiſſt neun und zwanzig alt ſeyn; aber langwieriger Gram hatte Züge auf ſein Geſicht gegraben, die Der, welcher weniger als ich bekannt mit dieſem Alphabeth geweſen wäre, für Runzeln des Alters gehalten hätte. Seine ſanftere Stimme, ſein edlerer

Gang und die beſcheidene Art, mit welcher er mir jede Handreichung leiſtete, ſtachen ſo ſehr ab gegen die bäueriſchen Manieren der übrigen Pfaffen, daß dies und ſeine trüben Blicke zuerſt meine Aufmerkſamkeit auf ihn leiteten; und als ich, durch manche Veranlaſſung, dergleichen in Krankenzimmern vorfällt, mit ihm in allerley Geſpräche gerieth, ſieng der Mann an, mir immer beſſer zu gefallen und endlich, mich warm zu intereſſieren. Einſtens, als er mir helfen wollte, daß ich aufrecht ſitzen könnte, machte er eine etwas ungewöhnliche Bewegung, wodurch ein kleines Buch aus ſeinem Buſen auf mein Bette fiel. Er hatte es nicht bemerkt; Ich hielt es für ein Brevier, und nahm es in die Hand. Er war indeß hinausgegangen, um etwas zu holen. Aus Langerweile öfnete ich das Buch und blickte hinein; aber wie wurde ich überraſcht, als ich ſah, daß es ein kleiner Petrarca in Taſchen-Formate war! der Pater Joſeph von der Hart (ſo hieß er) gerieth in große Verlegenheit als er wieder in das Zimmer trat, und ſeinen Sänger der Liebe in meinen Händen erblickte.

Ich mag Dich nicht mit einer weitläuftigen Erzählung ermüden, was weiter unter uns vorfiel. Du kannſt Dir indeſſen leicht einbilden, daß ich nun in den armen Mann drang, mir dieſe Erſcheinung zu erklären; daß in unſerm beyderſeitigen Gemüths-Zuſtande nicht viel Ueberredung erfordert wurde, um ihn zu bewegen, ſich mir zu vertraun, und mich, die Erzählung meiner Geſchichte gegen die ſeinige auszutauſchen. Ich werde Dir die letztere, ſobald ich irgendwo ein wenig ruhiger lebe, ausführlich aufſetzen. Heute nur ſo viel davon: Der arme Joſeph hatte in der großen Welt, in manchen ſonderbaren Verhältniſſen gelebt. Unglücklich im Dienſte der Großen, unglücklich in ſeinen Vermögens-Umſtänden, unglücklich in der Ehe, unglücklich in der Liebe, dachte er in einem abgezogenen Leben, als Mönch, Ruhe für ſein Herz zu finden. Ihm war faſt jeder Ort dazu willkommen; er wählte Dieſen, der ſchönen Lage wegen, hoffte ſich durch den Anblick der friedlichen Natur, in jene Welt hineinzuzaubern, bis ihn ſein Schöpfer dahin abrufen würde. Die Zeit ſeines Noviziats war ihm wie der erſte Schlaf Eines, der, nach erlittenem Schiffbruche, ſich auf eine wüſte Inſel gerettet hat. Aber wie, wenn Dieſer dann die Augen öfnet, und nun Hunger, Durſt, und manches andre Bedürfniß in ihm erwachen; ſo fieng auch er an, das Schreckliche ſeiner neuen Lage einzuſehn, ſobald er die Gelübde abgelegt hatte. Auch veränderte ſich das Betragen der übrigen Mönche gegen ihn nach dieſer Zeit ſehr merklich — Kurz! er wünſchte ſich wieder weit weg von da. Als er mir ſeine Sehnſucht nach Freyheit ſo lebhaft ſchilderte, beſter Porr! da rief ich in mein Gedächtniß die Empfindungen zurück, mit denen ich ſo manche Stunde vertrauerte, hinter dem kleinen Fenſter des hohen Bergſchloſſes, in welchem mich die Tyranney meines Deſpoten eingeſperrt hatte, ohne meine Verantwortung hören zu wollen. Wie oft ich da mir den Tod wünſchte; wie dann aber der erſte Brief, von Dir, mein einziger Freund! und die Piſtolen, die mir der Schornſteinfeger durch das eingebrochene Camin hereinreichen muſſte, einen warmen Hofnungsſtrahl in meine Seele warfen — und dann, als ich Dich unten im Thale, mit den Pferden, die zu meiner Flucht beſtimmt waren, halten ſahe, und das verabredete Zeichen hörte, und nun Sehnſucht nach Errettung und Hofnung mir Muth und Löwenkräfte gaben, am hellen Mittage, da der kermeiſter mir mein Eſſen brachte, ihm die Piſtole auf die Bruſt zu ſetzen, ihn zu binden, einzuſchlieſſen in meinen Kerker, und mit ſeinen Schlüſſeln fortzueilen, mitten durch die Invaliden-Wache zu dringen und, halb unſinnig vor Freude, mich in Deine Arme zu werfen, und mit Dir fort, über die Grenze dem Kloſter zuzujagen. — — Ich ſtellte mir das alles lebhaft vor, und beſchloß, des armen von der Hart Erretter zu werden, wie Du der meinige geweſen warſt. Mein Plan war bald entworfen und meinem neuen Freunde mitgetheilt, und dieſer Plan erweckte meine Thätigkeit, gab jeder Nerve neue Schwungkraft. Mein ſtockendes Blut kam wieder in friſchen Lauf; die ganze Maſchine gerieth in den Gang, und nach vierzehn Tagen war ich vollkommen hergeſtellt. Ich vergaß, daß ich ſelbſt noch nicht ſicher war vor den Verfolgungen des Fürſten von * * *; daß ich nicht wuſſte, zu wem ich meine Zuflucht nehmen ſollte; daß ich Dir verſprochen hatte, es ein Jahr lang, bis zu Deiner Zurückkunft im Kloſter auszuhalten — Meine Lebhaftigkeit überſahe alle Schwierigkeiten. Der Pater Joſeph hatte einen Freund in Paris; Zu dieſem ſollte er reiſen; Und weil er ſich in Europa nirgends gedeckt gegen die Nachforſchungen der rachgierigen Mönche hielt, ihm auch dieſer Welttheil verhaſſt geworden war; ſo wurde beſchloſſen, daß er in Frankreich auf irgend eine Weiſe Gelegenheit ſuchen ſollte, ſich nach America einſchiffen zu laſſen. Ich gab ihm ein Empfehlungs-Schreiben an meinen Oheim den Hauptmann von Biedersdorf mit, der, wie Du weiſſt, in franzöſiſchen Dienſten, und jetzt mit dem Regimente in Weſt-Indien iſt. Soll ich Dir's bekennen? Hätte ich es nicht für Undankbarkeit gegen Dich, mein Theuerſter! gehalten, dem ich ſo heilig verſprochen hatte, keinen ſolchen raſchen Schritt zu thun — ich wäre mit ihm gegangen. Ich will Dich nicht aufhalten mit Erzählung der genauern Umſtände unſrer Flucht. Die Erlaubniß, die er bekam, zu Wiederherſtellung unſrer beyderſeitigen Geſundheit, mit mir Spatziergänge in dem nahe gelegenen Wäldchen zu machen, gab uns Gelegenheit, unſern Zweck zu erreichen. Da er gänzlich ohne Geld war; ſo hielt ich es für Pflicht, den größten Theil deſſen, was mir Deine Großmuth in die Hände gegeben hatte, ihm darzureichen. Es war in der Mitte des Monaths Junius. —

Aber ich vergeſſe, mein Lieber! daß ich ſchlieſſen muß, wenn ich den Bothen nicht verſäumen will, der im Begriff iſt nach * * * zu gehn. Nütze ich dieſe Gelegenheit nicht, ſo weiß ich nicht, wie ich es anfangen ſoll, dieſen Brief unter der Addreſſe, die Du mir angewieſen, ſobald nach London zu ſchaffen. Und doch wollte ich gern, daß Du wenigſtens meinen jetzigen Aufenthalt ſo bald als möglich erführſt. Was für Elend mich ſeit dieſer Zeit betroffen hat, das ſollſt Du in meinem nächſten Briefe erfahren. Vorerſt bin ich hier gut aufgehoben; aber ich bin wieder krank — und — doch wozu die Klagen? Sey meinetwegen nicht zu unruhig! Antworte mir nur bald, und addreſſiere den Brief, jedoch unter dem verabredeten Namen: **Bachmuth**, an den Herrn Paſtor Ehrmann in Birkenthal! Schicke mir doch auch meinen geſchriebenen Lebenslauf wieder! Vielleicht bedarf ich dieſer Papiere, und es iſt mir gar zu ſchmerzhaft, das alles mündlich zu erzählen, wo es nöthig iſt. Lebe wohl, mein ewig werther Freund! ich bin mit Dankbarkeit und Zärtlichkeit der Deinige.

Dritter Brief.

Von dem Pater Prior des Kloſters ***, an den hochwürdigen Pater Provinzial.

Die Martis, poſt feſtum St. Bonifacii, in anno D. 1773.

Miſericordia Vobis, & pax, & charitas multiplicetur!

Reverendiſſime Pater!

Von Herzen hätte gewunſchen, daß die Zeitungen, ſo Ew. Hochwürden in continenti überſchreibe, von angenehmeren Content ſeyn mögten, als heuer geſchehen kann. Unſer P. Joſephus iſt geſtern, während der Complet unſichtbar worden, und mit ihm ein Peregrinus, ſo ſich Zeits einer Weil bey uns als Hoſpes aufgehalten, nicht minder davongangen. Væ illis! quoniam viam Cain ingreſſi ſunt, & deceptione mercedis, qua deceptus fuit Balaam, effuſi ſunt, & contradictione Coræ perierunt! Epiſt. St. Jud. verſic. 11.

Indeß habe mich über dieſes Scandalum, ſo von einem Religioſo dem Volk gegeben worden, dermaſen verzörnt, daß, bey meinem ohnedas vollblütigem Cörper, ein ſtark Zittern überkommen, ſo daß mich wiederum eines fremden Calami bedienen muß, welches zu excuſiren bitte.

Beſagtem P. Joſepho habe nie getraut, und war mir, bey deſſen Receptione in das Noviciat, ſchon anſtöſſig, daß er vormalig im heiligen Eheſtande gelebt und die Freuden der Welt geſchmeckt hatte. Jedoch, da Selbiger einen kleinen Dotem zu der ohnehin verarmten Caſſa ſtiftete, auch Studia hatte, und uns ein ſolches Subjectum dermalen hier abgeht; ſo glaubte, ihn zu Schreibereyen, qua Secretarium, brauchen zu können, indeme mir, bey meinem, Sit Gloria Domino! ſtark zunehmenden Corpore, das Briefſetzen & cætera ſchwer ankommen will. Allein, es ſchrieb gedachter Flüchtling doch keinen ſonderlichen Stylum, ſondern ein lutheriſches Deutſch, und zum Terminiren, wozu ihn nachher, ſeiner Humanitæt und Kenntniß der Laïcorum wegen, zu gebrauchen vermeint, war er gleichfalls nicht anzuwenden, maſen derſelbe faſt immer weniger in die Kuchel brachte, als die übrigen Patres und Brüder,

der. Nun befiel ihn vor etwelchen Mondthen eine Maladie, ſo der P. Zacharias der ungewöhnten Abſtinentiæ Schuld geben wollen, und muſſte Joſephus das Bett hüten, da er dann ad tempus vom Chor diſpenſirt wurd. Als nun vielfältig bey Tiſchreden von ihm gefährliche Bücher, welche Auctores ethnici & heretici ausgehn laſſen, hatte citiren und als lobenswerth anpreiſen hören, und was derley mehr war, fieng an, vor ſein Seelen Heil bange zu werden, und ſendete daher den Kellermeiſter, P. Ignatium, der Suadam und Feuer hat, an ihn ab, um ihm einzureden, und ihn nach Befinden verſehn zu laſſen. Glaubte daher nichts omittirt zu haben, war aber höchlich verwundert, als vernahm, daß gedachter Joſephus ſich unter dem praetextu, nicht dazu Gemüthsruh genug zu haben, verweigern wollen, vorjetzt die Weegzehrung anzunehmen. Uebrigens moderirte meinen Unwillen, reſpectu ſeines ſchwächlichen Zuſtands.

In dieſer Friſt brachte ein gewiſſer Doctor Medicinæ, Porr genannt, welcher mit dem P. Zacharia in Ingolſtadt in Rhetorica & Philoſoloſophia gegangen, einen Fremdling hierher, welcher, dem Vorgeben nach, ein guter catholiſcher Chriſt, aber wegen Verfolgung von Seiten der Hereticorum ausgetreten ſeyn ſollte, und bath, denſelben hier ein Jahr lang, gegen acceptables Honorarium, wohnen, an die Koſt gehn und der Jurium hoſpitalitatis ſich erfreuen zu laſſen, welches von meiner Seite zugeſtanden wurde. Konnte durchaus nicht erfahren, wer eigentlich dieſer Peregrinus ſey, und kam mir täglich bedenklicher vor; doch war kein fundirter Verdacht zu ſchöpfen. Dieſer Fremde wurde nun vor einigen Wochen auch krank, und da indeß Joſephus wieder umherwandeln konnte; ſo trug demſelben auf, Jenem Aſſiſtentiam zu leiſten. Beyde kamen endlich ſo weit wieder zur Geſundheit, daß ſie wünſchten, ſich zuweilen eine Commotion machen zu können. Anfänglich gieng der Fremde allein; Bath mich nachher Joſephus, ihm zu erlauben, denſelben begleiten zu dürfen; War eine Recreation, welche ihm, als Valetudinario, um ſich gradatim an die Luft zu gewöhnen, nicht verſagen konnte. Nun wollte zwar P. Zacharias ein ſo Andres bemerkt haben, daß ihm Verdacht bey dieſem Spazierengehen excitirte; doch hatte ſchon wieder darauf vergeſſen, und ein ſo ſataniſches Vorhaben muthmaſete gar nicht. Endlich vor fünf Tägen, Abends am vier Uhr, waren beyde Fugitivi nach dem abuſive alſo genannten Pfaffen-Hölzlein geluſtwandelt, und als indeß zur Complet geläutet wurd, konnte weiter keine Notitiam von ihnen nehmen. Allein die allgemeine Conſternation war groß, als wir uns im Refectorio verſammelten und Beyde nicht erſchienen; Kam nachher einer von den Brüdern, welchen nach Dachdorf geſendet, um einen ſchönen calecutiſchen Hahn und einen großen Fiſch einzuholen, womit eine fromme Witwe mir eine Verehrung gemacht, und ſagte: er habe Jene zu Pferde davon jagen und den Weeg der Grenze zu nehmen ſehen. Da bekam faſt apoplectiſche Zufälle vor Aergernuß.

Bis dahin ſeyn alle Nachforſchungen vergebens geweſen; darf auch derley öffentlich nicht anſtellen, des Volks wegen, und habe daher, auf Anrathen des P. Zachariæ, welcher eben einen ſolchen caſum erlebt, als er bey den Jeſuitis ſeine Studia gemacht, ausſprengen laſſen:

es ſey der P. Joſephus plötzlich verblichen. Habe auch einen Sarg verfertigen laſſen und alles ſo angeordnet, als ſey er würklich geſtorben. Dem ganzen Conventu habe Silentium imponirt. Verfehle nicht, Ew. Hochwürden dieſen abſcheulichen Vorfall zu melden, und in tiefer Obedientia zu bitten, wollen mir die Schuld nicht beymeſſen, vielmehr mir weitere Verhaltungs-Befehle und Inſtructionem zukommen laſſen.

Schlüßlich bitte um Ew. Hochwürden Seegen, und verharre ꝛc.

Poſt-Scriptum.

Felder und Weinberge verſprechen, Gott ſey Dank! eine reiche Erndte, und gute Terminey. Kürzlich habe ein halbes Fuder excellenten Acht- und Vierziger, hieſiges Gewächs, vom Amts-Keller Heimann verehrt erhalten.

Vierter Brief.

Von Carolinen Felmer, in Birkenthal, an die Frau Räthinn Homann, in Engeleben.

Den 11ten October, 1773.

Verehrungswürdige Freundinn!

Ich erkenne mit dankbarem Herzen den Werth der Aufrichtigkeit und Güte, womit Sie meine naſeweiſen Fragen beantwortet haben, und ich hoffe, Sie ſollen Sich die vortheilhafte Meinung, deren Sie mich würdigen, nie reuen laſſen müſſen. Aber in aller Welt! was wollen denn die Weiber in Engeleben? Was bekümmern ſich die menſchenliebenden Matronen darum, auf welche Weiſe ich die Männer anblicke? Fürchten ſie etwa, ich mögte ihnen ihre hölzernen Eheliebſten abſpenſtig machen? In der That wäre es erbaulicher für mich, wenn ich ihre eigenen alten Bilder-Biebel-Geſichter fleiſſig anſchauete. Meine Augen mögen wohl zuweilen ein wenig mehr Feuer haben, als die der Frau Bürgermeiſterinn, die wie halb ausgebrannte Kohlen ausſehn, die man einem Schneemanne eingeſetzt hat. Meine Kleidung? — Nun ja! ich bin freylich arm; Prächtig kann ich nicht einhergehn, und mögte es auch nicht; aber ſchämen würde ich mich, wenn ich im Hauſe ſo ſchmutzig und unrechtlich ausſähe, als Ihre **liebenswürdige und edle** Frau Amtsvögtinn. Und wenn ich tanze; ſo tanze ich raſch, das iſt wahr, und nicht, wie Ihre Frau Hauptmanninn von Löſler, die ſich gleich einem alten Bären herumziehn läſſt — doch, wozu das alles? Ich bin überzeugt, daß Sie, werthgeſchätzte Freundinn! an dieſen Geſchwätzen keinen Antheil nehmen. Meinen Sie aber würklich, daß es beſſer gethan ſeyn mögte; ſo will ich künftig in meinem Betragen jede Gelegenheit vermeiden, chriſtlichen Betſchweſtern ein Aergerniß zu geben.

Was den armen Herrn betrifft, der ſich jetzt bey uns aufhält; ſo werde ich Ihnen alles von ihm ſagen, was ich ſelbſt weiß. Vor etwa acht Tagen wurde mein ehrlicher Paſtor nach dem nächſten hier eingepfarrten Dorfe zu einem fremden Kranken gerufen, der im Wirthshauſe abgetreten war, und ihn zu ſprechen verlangte.

Er fand einen feinen, wohlerzogenen und, ich verſichre Sie, meine liebe Frau Räthinn! einen recht ſchönen Mann (obgleich er jetzt vermuthlich bey weitem ſo ſchön nicht ſeyn mag, als in ſeinen geſunden Tagen) einen Mann, ohngefehr dreyſſig Jahre alt, groß, wohlgewachſen, mit hellbraunen Haaren und blauen Augen — Eine intereſſante Geſichtsbildung, nur daß er ſo traurig ausſieht; doch kömmt das vermuthlich von ſeiner Unpäßlichkeit her. Dieſer Mann lag damals in der höchſt elenden Dorfſchenke im Bette. Dies Bette ſtand in einem kleinen, ſchmutzigen Cämmerchen, in welchem zugleich Käſe und Aepfel auf Gerüſten lagen. Im Fenſter waren einige Scheiben zerbrochen, ſo daß der Wind ſtark hereinblies. Kein Ofen ſtand auch nicht in der Cammer, und doch war es an einem unangenehmen, ſtürmiſchen Herbſttage. Das Bette war ſehr ſchlecht, und ſtand noch überdem grade über der Stube, in der die Bauern vermuthlich die ganze Nacht hindurch ſoffen und lermten — der arme Mann! ich habe recht viel Mitleiden mit ihm gehabt; Er iſt gewiß an beſſere Tage gewöhnt. Als mein guter Tropf von Paſtor, (Liebe Frau Räthinn! ich meine das Wort nicht ſo böſe; nur ärgert es mich immer, wenn ich ſehe, daß dieſer ehrliche und ſonſt ſo vernünftige Mann ſich ſo von ſeinem Weibe regieren läſſt;) als er in die Thür trat; reichte der fremde Herr freundlich die Hand ihm hin, und ſagte: „Nehmen Sie mir's nicht übel, lieber Herr Paſtor! „daß ich Sie herbemüht habe! Ich bin gänzlich „fremd hier; Es fehlt mir an aller Pflege, und „ich bin ſehr krank. Ich wollte Sie wohl bitten — Ich habe gehört, daß Sie ein menſchenliebender Mann ſind — Sie mögten mir doch, „obgleich ich nicht zu Ihrer Kirche gehöre, denn „ich bin catholiſch, Sie mögten mir nur irgendwo bey guten, reinlichen Leuten einen Aufenthalt verſchaffen, und mich dahin fahren laſſen. Ich habe einige Louisd'or bey mir, womit ich das alles, Ihre Freundſchaft ausgenommen, werde bezahlen können" — und was er noch mehr dergleichen ſagte. Der Wirth erzählte: der arme Herr ſey ein Paar Tage zuvor zu Fuße, er wiſſe nicht woher? aber ſchon recht krank, in einem heftigen Fieber angekommen. Ein Bothe aus dem nächſten Dorfe habe ſein Mantelſäckgen getragen. Er habe anfangs bis nach Engeleben, als dem nächſten Städtgen, gewollt;

wollt; habe aber liegen bleiben müſſen, weil das Fieber am folgenden Tage noch heftiger ſich eingeſtellt habe.

Unſer ehrlicher Paſtor war ſehr gerührt von dem Schickſale des armen Herrn, und ohne nach ſeinem Namen, noch nach ſeiner Geſchichte zu forſchen, both er ihm an, ihn in ſein Haus aufzunehmen und ihn zu verpflegen, bis Gott ihm wieder zur Geſundheit helfen würde. „Ich „will Ihnen meine Kutſche ſchicken;“ ſagte er, „Sie iſt freylich ein wenig altmodiſch; aber man „ſitzt doch bequem darinn. Mein Nachbar wird „gern ein Paar Pferde davorſpannen. Unſer „Dorf iſt nur eine kleine Viertelſtunde weit von „hier entfernt. Sie ſollen bald dort ſeyn, und „da finden Sie wenigſtens unter meinem Dache „ein warmes Stübchen und ein gutes Bette. „Mein beſtes Zimmer kann ich Ihnen freylich „nicht einräumen; das bewohnt jetzt eine Demoiſelle, die meine Frau, gegen ein billiges „Koſtgeld, aufgenommen hat; aber an Pflege ſoll „es Ihnen nicht fehlen. Vertrauen Sie nur „auf den lieben Gott, der niemand verläſſt in „Noth und Unglücke!“

Ich weiß, daß der gute Mann den ganzen Weg über bis Birkenthal darauf ſtudiert hat, wie er dieſe Sache ſeinem böſen Weibe anbringen wollte. Ich war nicht im Zimmer, als er ankam; aber ich hörte unten den Drachen toben und lermen. Vermuthlich hat ſie ihm geſagt: „So? Haſt Du da wieder einen Landläufer von „der Straße aufgerafft? Haben wir nicht ſchon „oben das Mädgen, das uns ein lumpichtes „Koſtgeld bezahlt, und wer weiß, wie lange ſie „noch bleibt, ehe ſie ſonſt irgendwo ihr Unterkommen findet? Und nun kömmt der Musjö „dazu. Und Du weiſſt nicht einmal, wer er „iſt. Und wer weiß, was für eine Krankheit „der Menſch hat? Und Den ſoll ich auf meinen „guten Betten ſchlafen laſſen? Willſt Du aus „meinem Hauſe ein Hospital machen?“ — So ohngefehr mag es gelautet haben. Ich hielt mich oben ſtill, bis ich hörte, daß der Sturm vorüber war. Dann gieng ich in das Wohnzimmer; Der Paſtor war indeß beſchäftigt, ſeinen alten zwölfſitzigen Wagen, der beynahe ſo groß als das Pfarrhaus iſt, aus der Scheune hervorziehn zu laſſen, während unſer ehrlicher Nachbar, der Pächter, Anſtalt machte, vorſpannen zu laſſen. Das böſe Weib kam mir mit hämiſcher Freundlichkeit entgegen: „denken Sie „an“ ſagte ſie „wir bekommen **wieder** einen „Gaſt. Mein Mann hat eine neue Bekanntſchaft gemacht. Ein kranker Menſch iſt es; „Vielleicht kennen Sie ihn, Mamſell! da Sie „doch auch weit in der Welt umhergeweſen „ſind“ — Ich ſahe es ihr an, daß ſie gern **umher gelaufen** geſagt hätte; allein ich warf ihr einen Blick zu, der andre Buchſtaben in das Wort brachte.

Gegen Abend kam unſer Gaſt an, den die Frau Paſtorinn mit den Augen maß, als wenn ſie ihm einen Schlafrock ſchenken wollte. Es wurde ihm gleich das Bette auf der Gips-Cammer zurechtgemacht, in welchem er ſeit dieſer Zeit faſt immer gelegen hat, denn es beſſert ſich zwar mit ihm, aber es geht langſam. Wir Alle verpflegen ihn, ſo gut wir können; Selbſt die Frau Paſtorinn hat ſich chriſtlich darinn gefunden, und der gute Alte hat kaum das Herz in ſeinem angrenzenden Studier-Zimmer ſtark aufzutreten, aus Furcht, den Herrn Bachmuth im Schlafe zu ſtöhren, oder ſonſt zu beunruhigen.

(Vachmuth läſſt ſich der Fremde nennen; aber er heiſſt gewiß nicht ſo, denn ich habe einen Stock bey ihm geſehn, auf deſſen Knopfe v. M. eingegraben ſteht, und mit den nemlichen Buchſtaben ſind auch ſeine Hemder gezeichnet.) Wie lange er noch hier bleiben wird, das weiß ich nicht; aber das weiß ich, daß, wenn es nach meinem Willen geht, der Paſtor, ſtatt des Koſtgeldes, ſich die Erzählung ſeiner Lebensgeſchichte ausbitten ſoll. Sie wiſſen nun, verehrungswürdige Freundinn! daß dieſe Geſchichte mit der meinigen in keiner Verbindung ſteht, und daß die Damen in Engeleben alſo auch darinn falſch gerathen haben. Da Sie aber von meinen Begebenheiten, die indeſſen für Andre ſehr unbedeutend ſind, etwas hören wollen; ſo muß ich Ihnen wohl — und ich thue das, voll Zutrauen zu Ihrer gütigen Nachſicht — einen Theil derſelben in der Kürze erzählen.

Ich bin in * * * gebohren. Mein Vater war ein geſchickter und redlicher Arzt. Dem Armen wie dem Reichen widmete er treu und uneigennützig ſeine Sorgfalt, und Erſterem faſt noch eifriger, als Letzterem. „Die Erhaltung

„des Lebens eines ehrlichen Handwerksmanns“ pflegte er zu ſagen „deſſen zahlreiche Familie „vielleicht allein durch ſeiner Hände Arbeit vor „Mangel und Elend geſchützt wird, iſt oft wichtiger, als die eines reichen Cavaliers, der lachende Erben hinterläſſt; und deſſen Platz im „Staate leicht wieder auszufüllen iſt.“ Daß er bey dieſen Grundſätzen keine Schätze hinterlaſſen konnte; das läſſt ſich denn wohl begreifen. Ich hatte fünf Geſchwiſter, und war das jüngſte Kind. Meine Eltern verzogen mich ein wenig, beſonders mein Vater, den ich mit muntern Einfällen aufheiterte, wenn er des Abends, ermüdet von ſeinen Geſchäften, zu Hauſe kam; Auch liebte ich ihn ungleich mehr als meine Mutter. Mit meinen beyden Schweſtern konnte ich mich gar nicht vertragen; meine drey Brüder hingegen und ich, wir lebten immer einträchtlich mit einander. Ich hatte kaum zwölf Jahre erreicht, als meine Mutter ſtarb; mein Vater folgte ihr in wenig Wochen nach. Es fand ſich, daß unſer Vermögen grade ſo groß war, als die Schulden; übrig blieb nichts. Meine reichen Verwandten zogen ſich höflich von der Verbindlichkeit zurück, uns beyzuſtehen; Die Aermern thaten, was ſie konnten; das heiſſt, ſie wünſchten uns Gottes Segen, und rennten zu den hartherzigen Großen umher, um Hülfe für uns zu erbetteln. Mit leeren Verſprechungen aufgehalten, muſſte endlich Anſtalt getroffen werden, uns irgendwo unterzubringen; Mein Oheim, ein ehrlicher Schulmann, der ſelbſt ſieben Kinder hatte, war unſer Vormund. Meine älteſte Schweſter wurde Geſellſchafterinn bey einer reichen Frau auf dem Lande und heyrathete dann einen Prediger, mit dem ſie aber nicht ſehr glücklich gelebt hat; Sie iſt vor zwey Jahren geſtorben. Die zweyte zog zu einer Putzmacherinn, nahm nachher eine Stelle als Cammerjungfer bey einer adelichen Dame an, deren Gemahl Geſandter in Petersburg iſt. Dort lebt ſie alſo vermuthlich noch jetzt. In Briefwechſel ſind wir nicht geblieben, weil wir uns nie ſonderlich mit einander vertragen konnten. Mein älteſter guter Bruder ſtarb an der Auszehrung, als er eben im Begriff war, als Hofmeiſter mit einem jungen Grafen auf Reiſen zu gehn. Der andre wurde Unterofficier in kaiſerlichen Dienſten, und muſſte dem Regimente bis an die türkiſche Grenze folgen. Der böſe Junge hat nicht ein einzigmal geſchrieben. Ein öſterreichſcher Werbe-Officier erzählte mir einſtens, als ich nach ihm fragte, er ſey catholiſch geworden und habe eine reiche Frau geheyrathet. Ich glaube aber nicht, daß das wahr iſt. Mein jüngſter Bruder wurde zur Handlung beſtimmt; Ein gutgeſinnter Kaufmann, der unſer Freund blieb, gab ihm Empfehlungs-Schreiben nach Holland mit. Dort hatte er das Glück, in Dienſte der oſtindiſchen Compagnie zu kommen, und wir haben ſchon zweymal ſehr gute Nachricht aus Batavia von ihm; Es geht ihm wohl, und er gedenkt noch Meiner. Mit mir armen Mädgen wuſſte man nirgends hin. Ich wurde bald möglichſt von einem lutheriſchen Prediger confirmirt, und blieb indeß in meines Vormunds Hauſe, wo ich mich mit Hand-Arbeit beſchäftigen und auf dieſe Weiſe etwas zu erwerben ſuchen ſollte, bis Gott weiter ſorgen würde. Es ſcheint aber, als ſey ich beſtimmt, immer mit böſen Weibern mein Weſen zu haben — Urtheilen Sie, ob es Wunder iſt, wenn ich unſer Geſchlecht im Allgemeinen nicht ſehr liebe! Sagen Sie, meine gütige Freundinn! herrſcht denn wohl ſo viel Neid, Groll, Intoleranz und Zwiſt unter Männern, als unter Weibern? Laſſen ſich Jene nicht unter einander (die eigentlichen Gelehrten und Büchermacher vom Handwerke ausgenommen!) viel mehr Gerechtigkeit wiederfahren, als die Frauenzimmer? Meines Oheims Frau war eine von dieſen unbilligen Weibern. Ihr Alter erlaubte ihr noch, auf Huldigung Anſpruch zu machen — Sie hatte ſich früh verheyrathet. Mein braver Oheim war Verfaſſer einer kleinen Schrift über Erziehung; Es war aber ſein Büchelchen ſehr kalt vom Publicum aufgenommen worden. Damals ſchienen Erziehungsbücher noch keine Mode-Waare zu ſeyn, die den Verkäufer reich gemacht hätte. Auch fiel es dem guten Rector nicht ein, der Menſchheit zum Vortheile ſeines Geldbeutels zu dienen. Er hatte eine Zeitlang einen jungen Edelmann in Penſion gehabt. Seine häuslichen Umſtände aber litten es nicht, daß er die Erziehung deſſelben vollendete; Denn bey dem ſehr geringen Koſtgelde hatte er Schaden, und eine größere Summe wollte er nicht annehmen, aus Feinheit des Gefühls, um auch den Schein des Eigennutzes und jedes Bereicherungsplans unter ſolchem Titel, zu vermeiden. Was er über Erziehung ſchrieb, das waren Bemerkungen, die er bey der Behandlung dieſes jungen Menſchen, ſeiner Kinder und ſeiner Schüler gemacht hatte, ohne Forderung und Anſpruch, daß ſeine Meinungen Machtſprüche, noch ſeine Methoden allgemein anwendbar ſeyn ſollten. Indeſſen war der rechtſchaffene und geſchickte Mann doch nicht ganz unbemerkt geblieben. Leute, die das wahre Verdienſt zu ſchätzen wuſſten, lobten vorzüglich an ihm ſeine große Beſcheidenheit, die er mit einer ſeltenen Gelehrſamkeit und Beleſenheit verband. Er ſagte immer: „je mehr ein Mann wiſſe, deſto „mehr lerne er fühlen, wie viel ihm noch fehle, „und je ſorgfältiger man der Wahrheit nach„forſche, welche von uns ſchwachen Menſchen „ſo ſchwer zu ergründen ſey, deſto mistrauiſcher „werde man gegen ſeine eigenen Kenntniſſe, „deſto aufmerkſamer auf die Meinungen An„drer, und deſto ſchonender, ſelbſt gegen ſolche „fremde Sätze, welche man für Irrthümer „hielte.“ Ach! der gute Mann! Ich habe ihm ſo viel zu danken. Er gab ſich Mühe meinen Verſtand zu bilden, indeß mich ſein böſes Weib zu aller Art weiblicher Arbeit (wie es im Grunde ſehr wohlgethan war) ſtrenge anhielt

Ich

Den 12ten October.

Ich muſſte geſtern hier abbrechen. Die Frau Paſtorinn kam herbey und eiferte ſehr darüber, daß ich einen drey Bogen langen Brief, vermuthlich an einen guten **Freund**, fügte ſie ſpöttiſch hinzu, geſchrieben hätte. Beſſer, meinte ſie, könnte ich die Zeit anwenden, wenn ich die Nadel zur Hand nähme. Ich folgte ihr diesmal und erſchrack, als ich ſahe, daß es würklich ſchon drey Bogen waren. Wie ſehr misbrauche ich nicht Ihre Geduld! Und dennoch muß ich heute den vierten Bogen hinzufügen, wenn ich mit meiner Geſchichte zu Ende kommen will. Wo war ich denn ſtehn geblieben? Ja! bey meinem redlichen Oheime. Er bemühete ſich alſo, meinen Verſtand zu bilden und gab mir gute Bücher in die Hände; aber Romanen ſollte ich durchaus nicht leſen, auch die beſten nicht. Er pflegte zu behaupten: „ſie wären faſt um ſo „ſchädlicher, je mehr wahre Schilderungen der „menſchlichen Natur darinn enthalten wären. „Junge Leute, beſonders Mädgen, ſollten gar „nicht ſo früh mit den Leiden und Freuden der „Welt noch mit den Bosheiten und Thorheiten „der Menſchen bekannt werden, damit ſie nicht

„abgeſtumpft würden für den Genuß, geſättigt, „ehe ſie an die Malzeit kämen, und voll Unglaubens an die menſchliche Natur. Für die „mehrſten jungen Leute der jetzigen Zeit ſey, „wenn ſie in die Welt träten, nichts mehr neu, „überraſchend, unterhaltend; Ueberdruß, Langeweile und Unbehaglichkeit verfolgen ſie überall, und der Umgang mit Menſchen ſey ihnen „nichts mehr werth, als ein längſtens und vielmals durchgeleſenes Buch.“

Ich habe Ihnen, würdigſte Freundinn! geſagt, daß meines Oheims Schrift vom Publicum kalt aufgenommen wurde, daß indeſſen doch ihr Werth und die Geſchicklichkeit des Verfaſſers nicht ganz unbemerkt blieben. Freylich unbemerkt an dem Orte, wo er wohnte, wie es gewöhnlich der Fall iſt; aber auswärtige Gelehrte ſchätzten ihn, und Reiſende, die Wiſſenſchaften liebten, beehrten ihn mit ihrem Beſuche. Unter dieſen waren Menſchen von allerley Alter und Stande; Da ſie nun nicht immer zu einer Stunde kamen, wenn mein Oheim Muße hatte; ſo wurde zuweilen ſeiner Frau und mir aufgetragen, ſie ein wenig zu unterhalten. Die Frau

Rectorinn pflegte ſich dann in ihrem beſten Lichte zu zeigen; allein — geſchahe es, weil die Herrn doch lieber mit einem jungen Mädgen redeten, als mit einem alten Weibe, oder weil ich hie und da einen gelehrten Brocken aufgeſammelt hatte, womit ich großthat! — genug! es fügte ſich faſt immer, daß die Fremden mich ſichtbar vorzogen. Das erregte dann den Neid und die Eiferſucht der Frau Rectorinn, und daher nahm ſie Gelegenheit, durch häufige Anſpielungen auf meine Coketterie, wie ſie es nannte, auf mein Beſtreben, alle Männer an mich zu ziehn, mir das Leben zu verbittern; Ich ſehnte mich desfalls nach einem andern Aufenthalte.

Ich war erſt funfzehn Jahre alt, als mir der Sohn unſers Nachbars, ein junger Kaufmann, ſeine Liebe erklärte, und — warum ſollte ich es nicht geſtehn? — er war auch mir nicht gleichgültig. Es litten nun zwar unſre Verhältniſſe nicht, daß wir uns oft geſehn hätten; aber doch blieb unſre gegenſeitige Neigung ſo wenig von ſeinen Eltern als meiner Frau Rectorinn unbeobachtet. Da nun Jene nicht gewillt waren, ihrem Sohn ein armes Mädgen zuzufreyn, und Dieſe es lächerlich fand, daß ein ſo junges Mädgen ſchon an das Heyrathen dachte; ſo wurde uns von beyden Seiten aller fernerer Umgang unterſagt. Dies war meine erſte Herzens-Angelegenheit! Man pflegt zu ſagen, die erſte Liebe ſey die heftigſte und unauslöſchlichſte — Werden Sie mich für leichtſinnig halten, wenn ich Ihnen bekenne, daß es mir nicht ſehr ſchwer wurde, mich nach und nach von dieſer Leidenſchaft zu heilen? Allein die Frau Rectorinn glaubte das nicht, und da ich ihr ohnehin ein Dorn im Auge war; ſo dachte ſie darauf, mich bald ſich vom Halſe zu ſchaffen.

Indeß erkrankte mein redlicher Oheim. Ein gewiſſer Herr von der Hart, ein junger Mann, damals ohngefehr fünf- bis ſechs und zwanzig Jahre alt, kam, eines Proceſſes wegen nach * * *. Es war ein hübſcher und feiner Mann, lebte auf ſeinen Gütern, und war ſehr jung, wieder ſeine Neigung, von ſeinen Eltern, an eine Frau verheyrathet worden, deren Gemüthsart mit der ſeinigen gar nicht übereinſtimmte. Dieſe Frau, welche auf dem Lande Langeweile empfand, hatte ihren Mann gebeten, ſich in der Stadt, und beſonders bey dem Rector Felmer, den er, als ein Liebhaber der Literatur, dem Rufe nach kannte, nach irgend einem jungen Frauenzimmer zu erkundigen, das Luſt hätte, als Geſellſchafterinn zu ihnen zu ziehn. Es fügte ſich, daß mein Oheim ſchon bettlägrig war, als der Herr von der Hart ihn beſuchen wollte. Die Frau Rectorinn war nicht angekleidet, und es traf alſo mich die Reyhe, den Fremden zu unterhalten. Ich bemerkte, daß meine Geſpräche und mein äuſſerer Anſtand vortheilhafte Eindrücke auf ihn machten, und ich kann es ſagen, ich bemerkte das mit Vergnügen, theils aus natürlicher Eitelkeit, theils weil würklich der Mann etwas hinreiſſend Intereſſantes für mich hatte. Er war groß, mit einiger Anlage ſtark zu werden, aber doch zart von Gliedern. Seine Haare waren blond, ſeine Augen blau und unbeſchreiblich ſanft und freundlich; Sein Blick war beſcheiden, nur zuweilen ein wenig ſchwermüthig; Sein Geſicht mehr rund als länglicht; Die Züge edel und fein, und ſeine Wangen blühend — Lächeln Sie nicht, liebe Frau Räthinn! Es iſt nicht etwa die Liebe, die dies Bild entwirft; es iſt der Pinſel der Wahrheit. —

Bey dem Herrn von der Hart war ſchon während dieſer erſten Unterredung der Gedanke reif geworden: ich könne wohl die Perſon ſeyn, die ſich zur Geſellſchafterinn ſeiner Gemahlinn ſchickte. Mit dieſem Gedanken beſchäftigt, erkundigte er ſich in der Stadt nach mir, und da das, was er von meinen Verhältniſſen erfuhr, dieſen Plan zu begünſtigen ſchien; ſo wiederholte er, während ſeines Aufenthalts in * * * ſeine Beſuche, um meine Gemüthsart genauer kennen zu lernen. Dann eröfnete er ſein Vorhaben meinem Oheime, mit welchem er ſich, obgleich Dieſer das Bette nicht verlaſſen konnte, eine Unterredung ausbath. Es war natürlich, daß ſein Antrag, der mit Beſtimmung eines anſehnlichen Jahrgelds verknüpft war, dankbar angenommen wurde. Noch drey Wochen blieb der Herr von der Hart in der Stadt; Sein Proceß war aber von Advocaten und Richtern ſo kunſt- und zunftmäßig behandelt worden, daß er eben ſo viel Jahre ſich hätte dort verweilen können, ohne ihn zu Ende zu bringen; Wir rüſteten uns alſo zur Abreiſe. Der Abſchied von der Frau Rectorinn konnte von beyden Seiten nicht ſehr zärtlich ſeyn; deſto ſchmerzlicher hingegen war mir's, mich von meinem redlichen Oheime zu trennen. Der gute Mann, mein zweyter Vater, konnte vor Wehmuth wenig reden. Er reichte mir liebreich die Hand, in welche er mir eine kleine Schaumünze drückte, die ich ſeit dieſer Zeit immer bey mir trage, um ja nicht den Spruch zu vergeſſen, den er mir dabey ſagte Es war der, aus dem Buche Tobias: „Dein „Leben lang habe Gott vor Augen und im Herzen, und hüte Dich, daß Du in keine Sünde „willigeſt, noch handelſt wieder ſeine Gebote!“ — Ich fühlte mein Herz ängſtlich gepreſſt; es ahndete mich, daß meine Augen den Redlichen nicht wieder ſehn würden; Er ſtarb vierzehn Tage nach meiner Abreiſe. Es wurde an ihm wahr, was er immer, wenn ein verdienſtvoller Mann aus der Welt gieng, zu ſagen pflegte: „So lange die Menſchen leben, erkennt man „ihren Werth nicht, oder vielmehr, man weicht „der Nothwendigkeit aus, ſie zu loben, aus „Furcht, daß ſie uns vorgezogen werden mögten, „aus Eigennutz, daß wir es dann nicht wagen „dürften, um den äuſſern Preis des Verdienſtes „mit ihnen zu wetteifern. Man läſſt den geſchickten Mann im Mangel und Elende ſchmach-

„ten, und den Redlichen ein Opfer des Neides, „der Cabale und der Verleumdung werden. Aber „kaum iſt er tod; ſo ertönt das Lob aus Jedes, „ſelbſt ſeiner Verfolger Munde. Nun iſt er „niemand im Wege — Aber was hilft das dem „Leichname und der Familie, die er in Armuth „zurückläſſt?“ Indeſſen war doch die allgemeine Stimme über die Verdienſte meines verſtorbenen Oheims ſo würkſam, daß ſie bis zu den Ohren des guten Landesherrn drang, der für den Unterhalt ſeiner dürftigen Familie Sorge trug.

Das Gut des Herrn von der Hart war fünf Meilen von *** entlegen. Wir fuhren ſchnell auf den ſchönen Wegen hin. Seine unterhaltenden und verſtändigen Geſpräche — ach! er redete ſo gut — verkürzten mir den Weg. Ich verſichre Sie, je näher wir dem Orte meiner Beſtimmung kamen, deſto weiter wünſchte ich ihn entfernt — — Soll ich erröthen, indem ich Ihnen geſtehe, daß mich gar nicht nach der Bekanntſchaft ſeiner Gemahlinn verlangte? Er ſelbſt ſprach wenig und nur in zurückhaltenden Ausdrücken von ihr. Einmal ſagte er mir, und ſahe mir dabey bedeutend in's Geſicht: „Sie

„ſind nach guten Grundſätzen erzogen, und haben Verſtand. Ich hoffe, Sie werden Sich „ſelbſt zu ſagen wiſſen, was an Leib und Seele „für Sie gut iſt, und Ihr würdiger Oncle hat „Ihnen dazu den Leitfaden gegeben. Sollten „Sie indeſſen Rath bedürfen; ſo bitte ich Sie, „daß ich es ſey, an den Sie Sich wenden."

Wir kamen gegen Abend in Thalbach (ſo hieß das Gut) an. Die Frau von der Hart empfieng uns mit jener untheilnehmenden Freundlichkeit und Höflichkeit, die den Leuten in der großen Welt ſo eigen iſt. Ein neues Geſicht in das Haus gebracht — das war ihr angenehm, und mein Aeuſſerliches ſchien ihr zu gefallen. Wir brachten den Reſt des Tages unter muntern Geſprächen zu, wobey das Herz nichts zu thun hatte. Auch nicht Eine Frage entfuhr der Frau über meine beſondern Verhältniſſe; nicht Ein Wort, das verrathen hätte, ſie ſehnte ſich darnach, etwas anders an mir zu haben, als — eine Geſellſchafterinn. Und, was mir am mehreſten auffiel, auch nicht Eine Frage über die Hoffnungen ihres Mannes, in Rückſicht auf ſeinen Proceß, bey welchem doch der Verluſt oder die

Erhaltung beynahe ſeines ganzen eigenen Vermögens auf dem Spiele ſtand.

Laſſen Sie mich hier eine Schilderung dieſer Frau machen, ſo wie ich ſie das Jahr hindurch, das ich in Thalbach zubrachte, kennen lernte! Sie war in der Reſidenz in aller Frivolität der großen Welt erzogen. Die Eltern hatten ihre Bildung einer Franzöſinn überlaſſen, die ſich wenig um Herz und Moralität bekümmerte, ſondern es nur darauf anlegte, daß das Fräulein durch äuſſern Anſtand, leeres Geſchwätz und einige glänzende Talente, in Geſellſchaften gefiel und den in ſie verliebten Eltern, durch witzige Einfälle, mehrentheils auf Koſten Andrer, die kurze Zeit verplauderte, welche ſie etwa bey ihnen zubrachte. Als ſie heranwuchs, bildeten die Schmeicheleyen hirnloſer Stutzer, Roman-Lectur, Schauſpiele und die böſen Beyſpiele, die ſie in allen den unbedeutenden Cirkeln täglich ſahe, jene Anlagen vollends aus. Ihr Vater war Miniſter und ſie ſeine einzige reiche Erbinn. Eigennutz alſo bewog, wie ich ſchon geſagt habe, die Eltern des Herrn von der Hart, ſie für ihren Sohn zur Gemahlinn zu begehren, und ſie fanden

den um ſo weniger Schwierigkeit, da in der That das Betragen des Fräuleins ein wenig leichtfertig war. Die Hartſche Familie wuſſte davon nichts, aber der Herr Miniſter kannte die Welt. Er dachte, es könne leicht einmal ſeinem Töchterchen ein kleines Unglück begegnen; es ſey Zeit, ſie an den Mann zu bringen, und ein Freyer, der ſo begütert und von ſo guter Familie ſey, finde ſich nicht alle Tage wieder. Der junge Hart ließ ſich durch Glanz, Reichthum und Schönheit blenden. Es blieb ihm nicht verborgen, daß das Herz ſeiner Braut nicht eigentlich empfänglich war für ächte Liebe, und daß ihre leichtfertige Gemüthsart gar nicht mit ſeiner ſanften, gefühlvollen Seele harmonierte. Aber er dachte: ſie ſey noch ſo jung, werde ſich bilden, beſonders wenn ſie erſt Hausfrau und Mutter würde und mit ihm in der Einſamkeit auf dem Lande lebte — Wie ſehr betrog er ſich! —

Doch dies und den Reſt meiner Geſchichte, verehrungswürdigſte Freundinn! ſollen Sie nächſtens erfahren. Ich will dies Paquet vorerſt zuſenden; Sie haben lange genug daran zu leſen. Von ganzem Herzen bin ich :c.

Fünf=

Fünfter Brief.

Von der Freyfrau von Raſtitz in Altenwedel an den Herrn Paſtor Ehrmann in Birkenthal.

Den 14ten October 1778.

Hocherwirtiger Her Baſtorr!

Ich habe in erfarung gebracht, das ſich ein Menſch bei denenſelben aufhelt, der ſich Pachmut nent. Ich wolte alſo die Attention fir Ew. Hocherwirten haben, und ſie avertiren, daß dießer Menſch ein daugenichts iſt. Ich habe dießen Aventurier fr Monat im hauß gehapt, alß Infermater der jungen Herns; aber er hat mich mit untank gelent unt ſich underſtanten meiner Freilein Dochder eine ware declaration d'amour zu machen. Da had in mein Her Gemal fortgejahgd. Mann kan nicht fürſigdich genung ſein bei Erzihung der Kinter, damit mann Gott Regenſchaft ablegen kenne am jünſten Dage. Da ich nun fernohmen, das Ew. Hocherwirten dißen ſchlegden Menſchen bei ſich aufgenohmen haben, unt haben auch eine junge Mamſel im hauß. Ich hoffe, ſie werten meinen avis nitzen. Der Menſch peſchümft ſonſt ihr hauß. Ich bitte ſie um andwort und mich zu avertiren wo er ſich hin begipt, wenn ſie in vordjagen. Ich halde eß fir ware Chriſtenflicht jederman zu Warnen ſur ſes gardes zu ſein jegen diſen Peswigt, die ich mit aller conſideration verharre, Votre affectionée &c.

Sechſter Brief.

Antwort des Paſtors.

Den 15ten October.

Ew. Hochfreyherrlichen Gnaden danke unterthänig für die mir, wie ich nicht zweifle, in guter Abſicht gegebene Warnung, und bedaure nur, daß eine ſo unangenehme Veranlaſſung mir zum erſtenmal, ſeit meiner hieſigen Amtsführung, das Glück, mit Hochderoſelben Zuſchrift beehrt zu werden, verſchaffen muß. Da Birkenthal ſechs Meilen von Ew. Hochfreyherrlichen Gnaden Ritterſitze entfernt liegt, und ich, nach meiner Wenigkeit, mit den Meinigen ſehr eingezogen lebe; ſo habe in der That von dem unangenehmen Vorfalle, deſſen Hochdieſelben zu erwähnen geruhen, gar nichts vernommen gehabt. Den Herrn Bachmuth traf ich in ſehr ſchwachen Geſundheits-Umſtänden an. Er bedurfte Pflege, und dieſe verſchaffte ihm in meiner Hütte, wie es für Pflicht hielt. Er hat ſich ſeit den zwölf Tagen, die er bey mir wohnt, beſcheiden und ſittſam betragen. Von Ew. Hochfreyherrlichen Gnaden und Hoch-Dero Herrn Gemahl, hat er nur Einmal geredet, und das in den Ausdrücken der Ehrerbiethung, die man Hoch-Dero Stande ſchuldig iſt. Das junge Frauenzimmer, welches ſich bey meiner Frau, die ihren unterthänigen Reſpect vermeldet, aufhält, hat eine gute Erziehung genoſſen, und fürchte dahero nicht, daß der geringe Umgang unter Beyden, der ſich auf kleine Dienſtleiſtungen, wie man ſie einem Kranken erzeigt, einſchränkt, meinem Hauſe zur Schande ausſchlagen werde. Indeſſen danke nochmals unterthänig für den gnädigen Wink. Bey dem jetzigen Geſundheits-Zuſtande des armen Herrn Bachmuths würde grauſam handeln, wenn ihn von mir ſtoßen wollte. Wenn er wieder bey Kräften iſt, wird unſre beyderſeitige Convenienz wohl eine Trennung ohnehin herbeyführen. Sobald er aber mein Haus verlaſſen haben wird, ſo glaube weiter kein Recht über Beobachtung ſeiner Handlungen und Ausſpähung ſeines Aufenthalts mir anmaßen zu dürfen.

Ew. Hochfreyherrlichen Gnaden und Dero hohem Hauſe wünſche von ganzem Herzen Geſundheit und dauerhaftes Wohlergehn, und bitte unterthänig die Verſicherung des tiefſten Reſpects anzunehmen, mit welchem zu verharren die Ehre habe ꝛc.

Siebenter Brief.

Von Heinrich von Mildenburg, an den Herrn Doctor Porr.

Den 15ten October, 1773.

Meine Geſundheit, theuerſter Freund! iſt beynahe wieder hergeſtellt, nur bin ich noch ein wenig matt; Indeſſen bringe ich doch ſchon den größten Theil des Tages auſſer Bette zu. Meine guten Hausleute laſſen es an keiner Art Aufmerkſamkeit mangeln. Der redliche Geiſtliche — doch, ich will fortfahren, Dir in der Ordnung meine Begebenheiten zu erzählen, damit Du wiſſeſt, wie ich hierhergekommen bin.

Es war im Junius dieſes Jahrs, als ich den Plan entwarf, den unglücklichen Pater Joſeph von der Hart zu erlöſen, und dieſen Plan führte ich auch noch in dem nemlichen Monathe aus. Mein Cörper war damals ohngefehr in dem Zuſtande, in dem er jetzt iſt. Unter dem Vorwande, in der ſchönen Sommerluft mich zu erquicken, machte ich kleine Spatziergänge, und zwar täglich um einige hundert Schritte weiter. Eines Tags gieng ich in ein proteſtantiſches Dorf, welches unter der Landesherrſchaft des benachbarten Fürſten ſtand, und wo, wie ich gehört hatte, ein reicher Bauer wohnte. Ich bath Dieſen, mir auf einige Tage zwey Pferde zu vermiethen, und bezahlte das Geld zum Voraus, mit der Bedingung, daß ſie zu jeder Stunde bereitſtehn und auf den erſten Wink an das Ende des Hölzchens, wovon ich Dir geſchrieben habe, geführt werden ſollten. Alles gieng gut; Der Pater Joſeph begleitete mich an einem Montage in das Wäldchen; Ich eilte dann dem Dorfe zu, holte die Pferde, und wir kamen glücklich über die Grenze. Meinen Mantelſack hatte ich Tags zuvor durch den Sohn des Bauern abholen laſſen.

Sobald wir ſicher waren, ſchickte ich die Pferde zurück, ſchaffte dem Herrn von der Hart ein weltliches Kleid, und fuhr mit ihm auf dem Poſtwagen bis Frankfurth am Mayn. Dann gab ich ihm Geld und den Brief an meinen Oncle von Biedersdorf, fand eine Retour-Kutſche, die ich für ihn um einen billigen Preis bis Straßburg dung, und er reiſte ab.

Nun aber fieng ich an, ernſtlich an meine eigene Lage zu denken. Ich hatte noch neun Piſtolen übrig und einen Ring, den ich für vierzig Gulden verkaufte. Lange durfte ich nicht, ohne einen Entſchluß zu faſſen, darauf loszehren, wenn ich nicht Gefahr laufen wollte, den äuſſerſten Mangel zu leiden; Da es nun in Frankfurth theuer iſt; ſo ließ ich mir in der elendeſten kleinen Herberge ein Cämmerchen geben, und ſpeiſete daſelbſt am Wirthstiſche, an welchem ſich täglich eine Geſellſchaft einfand, die freylich von der Art war, wie ich ſie nie in meinem Leben gewöhnt geweſen; Es waren hauſierende Kaufleute, Perückenmacher und Bediente. Doch hätte ich dieſe Unannehmlichkeit noch gern ertragen, wenn nicht eine unbeſchreibliche Unreinlichkeit in dieſem Hauſe geherrſcht hätte. Aber ſchon der Anblick der Wirthinn war fähig, allen Apetit zu vertreiben. Ihre Schürze war immer eine Muſter-Charte von den Brühen, die wir zu unſern elenden Gerichten zu erwarten hatten. Dabey war ſie zänkiſch und ungeſtüm. Eines ihrer Kinder muſste jedesmal vor der Malzeit bethen, und wenn es nicht ſchnell und fertig genug die Worte herplapperte, wurde das Gebeth durch die Flüche und Schimpfwörter der Mutter unterbrochen. Dieſe legte jedem Gaſte ſein Stück Fleiſch ſelbſt vor, und war grade kein Löffel bey der Hand; ſo holte ſie die Stücke mit den ſchmutzigen Fingern aus der Brühe, und warf ſie ſo auf den Teller — doch, warum unterhalte ich Dich mit Schilderung dieſer eckelhaften Scenen? Du begreifſt indeſſen leicht, mein beſter Freund! daß ich, bey beſſerer Koſt aufgewachſen, nicht nur faſt immer hungrig von Tiſche aufſtand, ſondern auch, daß mein Herz unbeſchreiblich in meiner jetzigen Lage litt. — Und in der That dieſe Lage würde mich zur Verzweiflung gebracht haben, wenn es nicht wahr wäre, daß man ſich ſtuffenweiſe an jede Ungemächlichkeit, an jedes Unglück, an jeden Schmerz gewöhnt, und daß alles Unglück in der Welt, nur relativ Unglück iſt. Freylich iſt das ein ſchwacher Troſt, aber doch, wenn ich bedachte, daß ich noch vor kurzer Zeit im Kerker geſeſſen, nachher in ein Krankenzimmer eingeſperrt geweſen war, und jetzt zwar, dem niedrigſten Pöbel zugeſellt, mit Hunger und Eckel kämpfen muſſte, aber doch frey umhergieng auf Gottes Erdboden; ſo erheiterte ſich meine Seele ein wenig wieder. Es war aber wichtig für mich, daß, um den Nachforſchungen des rachgierigen Fürſten, aus deſſen Händen Du mich errettet hatteſt, auszuweichen, ich bey meinen künftigen Planen, nicht nur meinen Namen veränderte; ſondern auch auſſerdem auf alle mögliche Verborgenheit Rückſicht nähme. Desfalls gieng ich anfangs in Frankfurth nur des Abends aus dem Hauſe, und ſann indeß hin und her, wozu ich mich entſchlieſſen wollte.

Mein erſter Gedanke war zu meiner Schweſter, der Frau von Stallheim, zu gehn. Ich habe Dir, glaube ich, erzählt, daß ſie an einen reichen ungeſchliffenen Landjunker verheyrathet wurde. Die ſchlechten Vermögens-Umſtände meiner Mutter nöthigten ſie im Jahre 1765, meine arme Schweſter zu dieſer Verbindung zu bereden. Wenig Wochen nachher ſtarb Jene. Ich lebte indeß im Gewühle des Hofs, konnte nicht einmal der Hochzeit beywohnen, und erfuhr nachher wenig von der Lage meiner Schweſter, ausgenommen, daß ſie mir zuweilen Briefe ſchrieb, in welchen ein äuſſerſt ſchwermüthiger Ton herrſchte. Ich wuſſte wohl, daß ſie wieder ihre Neigung verheyrathet war, allein da ich den romanhaften Schwung ihrer Ideen und ihre übertriebene Empfindeley, die jedes kleine Ungemach vergrößerte, kannte; ſo dachte ich, es ſtehe ſo ſchlimm nicht um ihr Schickſal, und nach und nach werde ſich das alles geben, wenn ſie erſt durch Gewohnheit lernte, ſich in die Gemüthsart und in die wunderlichen Launen ihres Mannes zu ſchicken. Aber es kam nicht alſo. Ich hörte von Leuten, die in dortiger Gegend geweſen waren, die traurigſten Nachrichten von der Uneinigkeit, in welcher meine Schweſter mit ihrem Manne lebte, und von den Mißhandlungen, die ſie von ihm leiden muſſte. Ja! als ſie endlich gar nicht mehr an mich ſchrieb, zweifelte ich nicht, daß der Mann ihre Briefe auffienge. So ſtanden die Sachen vor drey Jahren, als die Bosheit meiner Verleumder und die Schwachheit des Fürſten, dem ich ſo treulich diente, mir, ohne Proceß und Verhör, wie Du, mein Erretter! Augenzeuge davon geweſen biſt, meine Freyheit raubten. Die zwey und dreyſſig Monate hindurch, welche ich auf der Berg-Feſtung zubringen muſſte, war es mir, Du weiſſt es, nicht erlaubt, mit jemand Briefe zu wechſeln;

Der weitere Verlauf des Schickſals meiner Schweſter war mir alſo völlig fremd geblieben. Jetzt ſuchte ich unter den Leuten, die in meiner elenden Herberge einkehrten, irgend Einen zu finden, der auf meines Schwagers Gütern bekannt wäre.

Ich fand bald einen Arzeney-Krämer, von welchem mein Schwager zuweilen Theriac für ſeine Pferde, und Magentropfen für ſich kaufte, und Der half mir dann, auf eine ſehr unangenehme Weiſe, aus meiner Ungewißheit. Es war nemlich der Zwiſt unter meiner Schweſter und ihrem Manne ſo auf den äuſſerſten Grad gekommen, daß ſie, die niemand hatte, der ſich Ihrer annahm, endlich vor zwey Jahren den Entſchluß faſſte, ihn heimlich zu verlaſſen und in die weite Welt zu gehn. Sie wählte dazu den Zeitpunct, als der Herr von Stallheim in Geſchäften verreiſt war, empfohl, in einem zurückgelaſſenen Briefe, ihren einzigen Sohn der Sorgfalt ihres Haus-Capellans, nahm nur ein geringes Reiſegeld mit, ließ alles im Stiche, und gieng in Bauern-Kleidern davon; niemand weiß wohin? Als mein Schwager wieder nach Hauſe kam, ſchien er ſehr wenig gerührt von dieſer Begebenheit. Er that auch nicht Einen Schritt, um ſeines unglücklichen Weibes Aufenthalt zu erfahren. Der zurückgelaſſene Sohn hatte den zärtlichen Cörperbau ſeiner Mutter, und ſtarb ein Jahr nachher. Der Herr von Stallheim aber, der ſich eine Maitreſſe zugelegt, vermiſſt Mutter und Kind nicht, und hat indeß noch zwey reiche Erbſchaften gethan.

Du kannſt Dir leicht einbilden, wie ſehr mich dieſe Nachricht erſchreckte. Wo ſollte ich nun meine arme Schweſter aufſuchen? Nach dem romanhaften Schwunge ihrer Ideen zu urtheilen; ſo iſt ſie gewiß entweder in ein Kloſter gegangen, oder ſie hat ſich bey einem Bauer als Magd vermiethet. Ich war übrigens jetzt ſo ſehr mit meinem eigenen Schickſale beſchäftigt, daß jeder andre Gedanke der Sorge Platz machen muſſte, mir ſelber zu helfen.

Einſtens, als ich voll Mißmuth des Abends in der Allee am Roßmarkte auf und nieder gieng, ſtieß ich aus Verſehn ein wenig unſanft gegen einen Mann, der ohngefehr von meinem Alter zu ſeyn ſchien. Die Entſchuldigungen, die ich ihm darüber machte, nöthigten mich, einen Augenblick ſtehn zu bleiben und ihm in das Geſicht zu ſehn, und da fiel es mir auf, daß dies Geſicht mir ſo bekannt vorkam. Er ſchien nicht weniger betroffen zu ſeyn; Es kam zu Erläuterungen, und ich fand in ihm meinen alten Jugend-Freund, den Herrn von * * *, der in Halle ſtudierte, als ich dort mit meiner Mutter, zu Anfange des ſiebenjährigen Kriegs, wohnte, nachdem ich die preuſſiſche Armee verlaſſen hatte. Ich bin ein Paar Jahre jünger als er, aber wir lebten damals zuſammen in der engſten Vertraulichkeit. Unſre verſchiedenen Schickſale hatten uns nachher aus einander gebracht; jetzt erwachte die Erinnerung an jene ſorgenloſen glücklichen Tage in uns Beyden wieder, und er bath mich, auf die liebreichſte Art, mit ihm in ſein Haus zu gehn. Ich ſah eine ſehr kleine und ſparſam eingerichtete Wohnung, woraus ich ſchlieſſen konnte, daß ſeine Umſtände nicht die glänzendſten waren, und ſeine Geſchichte, die er mir mit aller Offenherzigkeit erzählte, beſtätigte dieſe Meinung. Er hatte ſein geringes Vermögen im Dienſte ſeines Landesherrn verzehrt. Bey

Veränderung der Regierung war er zurückgeſetzt worden; Sein Ehrgefühl und ſeine häuslichen Umſtände nöthigten ihn, den Abſchied zu nehmen, und jetzt ſuchte er andre Dienſte. Da er ſelbſt nicht glücklich war; ſo fand ich kein Bedenken, ihm meine Lage zu entdecken, und er nahm herzlichen Antheil daran. Er theilte eine Woche hindurch ſein Bette und ſeine mäßige Malzeit mit mir, indeß wir einen Plan für meine künftige Beſtimmung anzulegen ſuchten.

Endlich wurde Folgendes verabredet: Er wollte mich, unter dem Namen Bachmuth, einer adelichen Familie, mit welcher er verwandt war, und die einen Lehrer für ihre Jugend ſuchte, als Hofmeiſter empfehlen, und auf dieſe Weiſe ſollte ich, bis ſich beſſere Ausſichten zeigten, oder Du, mein Herzens-Freund! aus England zurückkämſt, unerkannt und ruhig leben. „Ich „geſtehe Ihnen zwar" ſagte er „daß ich nicht „ganz mit dem Tone zufrieden bin, der in dem „Hauſe meiner Verwandten herrſcht; aber einige „Monathe werden Sie es doch leicht da aushalten. Sie ſind ſicher gegen alle Nachſtellungen, und können, da es Ihnen nicht an Kennt-

„niſſen fehlt, ſowohl die Rolle eines Erziehers „gut ſpielen; als auch würklich nützlich werden.“ Er ſchrieb noch an dem nemlichen Abende, da ich ihn antraf, einen Brief in meiner Angelegenheit, und ehe ſechs Tage verſtrichen, hatten wir eine Antwort, wie wir ſie wünſchten.

So hatte mich denn das Schickſal auf's Neue in eine höchſt ſonderbare Lage geſetzt. Weder mein Stand, noch meine übrigen Verhältniſſe lieſſen mich je ahnden, daß es möglich ſeyn könnte, ich würde dieſe Art von Laufbahn antreten müſſen; und jetzt war ich nun auf einmal — Informator einer adelichen Familie.

Den 1ſten Julius trennte ich mich von meinem theilnehmenden Freunde, ſetzte mich auf den Poſtwagen, und fuhr nach Altenwebel, zu dem Freyherrn von Raſtitz, deſſen Kinder ich erziehn ſollte. Auf dieſer Reiſe wurde auf's Neue der Wunſch in mir rege, es mögte doch in einigen teutſchen Provinzen eine etwas ſtrengere Aufſicht über die, zur Beqemlichkeit des Publicums unterhaltenen Poſtwagen herrſchen. Man ſollte gar nicht glauben, wie es darauf hergeht. Nicht zu gedenken der ungeheuren Packerey, die oft den Reiſenden Platz und Gemächlichkeit raubt und das Fuhrwerk beſchwert; Nicht zu gedenken der ſo genannten blinden Paſſagiers, welche von den Poſtknechten gegen ein geringes Trinkgeld aufgenommen werden, und die dann oft Menſchen ſind, von denen man Ungeziefer und allerley anſteckende Krankheiten aufſammeln kann; Nicht zu gedenken der Grobheit und Unbeſcheidenheit mancher Poſtillons, von deren Willkühr man abhängt, und die, wenn ſie ſich irgend mit den Poſtmeiſtern verſtehen, oder einen Vorwand ihres längern Auſſenbleibens finden können, zuweilen noch einmal ſo langſam fahren, als man zu Fuße gehn kann, ſich aufhalten, wo es ihnen beliebt, und zuweilen ſich ſo berauſchen, daß ſie, bey ſchlechten Wegen, das Leben Derer, die in dieſem fürchterlichen Kaſten ſitzen, auf das Spiel ſetzen — Dies alles bey Seite geſetzt; ſo gehen auch auf dem Poſtwagen ſelbſt zuweilen ſolche Unanſtändigkeiten vor, daß jemand, der eine feine Erziehung genoſſen hat, den Anblick kaum ertragen kann. Diesmal war zuerſt ein Betrunkener in der Geſellſchaft, der uns nachher an allen eckelhaften und ſchmutzigen Folgen ſeiner Unmäßigkeit Theil nehmen ließ; und bald nachher nahm man eine junge Mohrinn auf, die, als wir kaum ein Paar Stunden mit ihr gefahren waren, auf dem Poſtwagen von einem geſunden Kinde entbunden wurde. *)

Ich kam den Tag nach Johannis in Altenwedel an, und wurde höflicher und freundlicher empfangen, als man ſonſt leider! in adelichen Häuſern den Erzieher der Kinder zu empfangen pflegt. Laß mich nun eine Beſchreibung der Familie machen, in welcher ich leben ſollte! Ich will ſie Dir ſo ſchildern, wie ich ſie während des Vierteljahrs, das ich dort zubrachte, kennen lernte.

Ich fange bey der Baroninn Raſtitz, als der Hauptperſon, an. Sie iſt ohngefehr vier-

zig

---

*) Dieſe Scene iſt nicht erfunden, ſondern nach der Natur copiert. Sie fiel im Sommer 1788 nicht weit von hier vor, und zwar in Gegenwart eines wohlerzogenen achtzehnjährigen Frauenzimmers, das mit ſeinem Bruder hier her reiſete. Ich ſehe übrigens nicht ein, wie man den Ungemächlichkeiten von letzterer Art vorbeugen könnte.

zig Jahre alt, und hat dabey eine Figur, die noch Anſpruch machen kann und auch macht. In Geſellſchaften und überhaupt vor den Leuten ſtellt ſie ganz das Gegentheil von dem vor, was ſie zu Hauſe iſt. Dort erſcheint ſie geſchmackvoll und reinlich gekleidet, mit der heiterſten, bezauberndſten Laune, iſt ſanft, liebreich, duldend, großmüthig und wohlthätig gegen Arme; In ihren vier Mauern hingegen ſchmutzig und unordentlich in ihrem Anzuge, auffahrend, ein Satan gegen Mann, Kinder und Geſinde, unbarmherzig und ſo geizig, daß ſie den Domeſtiken nicht ſatt zu eſſen giebt, und, wenn Dieſe aus Verſehn eine Taſſe oder ein Glas zerbrechen, ihnen den doppelten Werth am Lohne abzieht. Sie redet gut, rein und geſchmackvoll, beſonders das Franzöſiſche, ſchreibt aber wie die uncultivirteſte Küchenmagd. *) Sittſamkeit, Tugend und Gottesfurcht preiſen und empfehlen ihre Lippen; heimlich läſſt ſie den unerſättlichſten Trieben den Zügel ſchieſſen — — So iſt die gnädige Frau beſchaffen.

Der

---

*) Wovon der fünfte Brief in dieſer Sammlung eine Probe giebt.

Der Freyherr von Raſtitz' iſt in ſeiner Art nicht weniger Heuchler und auf nicht weniger originelle Weiſe. Er hat ſich gänzlich dem juriſtiſchen Fache gewidmet, und iſt herrſchaftlicher Ober-Beamter in * * *. Ein Menſchenfreund in Worten, und ein heimlicher durchtriebener Schurke bey Verwaltung der Juſtitz. Der Schmerz eines armen Thiers, die Leiden eines Sperlings können ihn bis zu Thränen rühren, aber mit kaltem Blute und hämiſcher Schadenfreude unterſchreibt er ein ungerechtes Urtheil, verſagt die richterliche Hülfe, zieht den Handel in die Länge, von deſſen Entſcheidung das Glück einer ganzen Familie abhängt, ſobald Rache, beleidigter Stolz, oder Eigennutz im Spiele ſind, doch dies Alles unter dem ſcheinbarſten Vorwande der ſtrengſten Unpartheylichkeit, begleitet von bittern Klagen über die Härte ſeines Schickſals, die ihm nicht erlaubt, von der einmal eingeführten Form abzuweichen, und Jedem, wie er es von ganzer Seele wünſchte, zu helfen. — Und dies edle Paar ſteht faſt allgemein in dem beſten Rufe, genieſt Ehre und Achtung von der Welt und iſt mit Glücks-Gütern aller Art überhäuft — O Freund! welch eine Veranlaſſung zu Betrachtungen über die dunkeln Wege der Vorſehung!

Von ſo unedeln Eltern ſollte man vermuthen, Kinder gezeugt und erzogen zu ſehn, die dieſen Vorbildern glichen; aber grade das Gegentheil! Die älteſte Tochter, kaum ſechzehn Jahre alt, iſt ein liebenswürdiges, vortrefliches Geſchöpf, ganz Natur und Güte, ſchön wie ein Engel, klug und cultivirt, und dabey ſo einfach, und ſo reines Herzens, als irgend ein ſterbliches Weſen auf Erden. Sie fühlt tief in der Seele, wie wenig wahre Achtung ihre Eltern verdienen; aber nie entfährt ihren Lippen eine Klage darüber, und ſie beträgt ſich ſo vorſichtig und ehrerbiethig, daß jeder gute Menſch ſie bewundern und lieben muß. Vielleicht läſſt, um dieſes ſeltenen Geſchöpfs willen, die Vorſehung es den Eltern ſo wohlgehn, als ſie es nicht verdienen.

Die beyden Knaben, die mir anvertrauet waren, ſind nicht weniger wackre Kinder. Der älteſte, von zwölf Jahren, iſt von ernſthafterm Character, gutmüthig, wohlwollend und wird einmal, wenn er in treue Hände fällt, ein nützlicher

licher Mann, wenngleich kein hervorſtechendes Genie werden. Der Andre, um zwey Jahre jünger, iſt lebhaft, ein ofner Kopf, ein wenig muthwillig, doch nicht boshaft; aber er erfordert eine ſorgſame Behandlung und ſtrenge Aufmerkſamkeit.

Ich muß es geſtehen, daß, obgleich nun einmal durch die Nothwendigkeit in eine Lage geſetzt, die nicht zu meinen ehemaligen Erwartungen paſſte, ich dennoch die erſten drey bis vier Wochen in dem Hauſe des Barons von Raſtitz mit meinem Zuſtande zufrieden war. Der Anblick und der Umgang der lieben Kinder machte mir manche Freude. Ich vergaß an der Seite dieſer Unſchuldigen auf einige Augenblicke das Ungemach, das mich die erwachſenen Böſewichte hatten leiden laſſen. Ich hoffte mit Zuverſicht, daß ich wenigſtens dieſe Freude meines Herzens nicht ſo theuer würde bezahlen müſſen. Ich empfand keine Langeweile, wenn ich zwiſchen den beyden Knaben ſaß, und in ihnen die noch kaum entwickelten Keime ihrer künftigen Leidenſchaften aufſuchte. Man lernt wahrlich aus dem Umgange mit Kindern mehr, und man lernt es um billigern Preis, als aus dem Umgange mit völlig ausgebildeten Leuten, ſo wie der Zeichner aus Skizzen mehr lernt, als aus vollendeten Gemälden, wo der Zauber des Colorits ihn täuſchen kann, daß er die Fehler der Zeichnung nicht bemerkt. Was die Eltern betrifft; ſo verſäumten ſie nicht, anfangs ihre beſten, glänzendſten Seiten hervorzukehren. Ich habe, wie Du weiſſt, wenig Glauben an die Tugend und Redlichkeit der Menſchen — Sie haben mir's darnach gemacht — Ich zittre und bebe, ſobald ich denken muß, daß jemand Vortheil davon ziehen könnte, wenn er mich in's Verderben ſtürzte, weil ich überzeugt bin, daß, auſſer Dir, vielleicht nicht Einer dieſer Verſuchung wiederſteht, wenn er es ungeſtraft thun kann. Und da ich nun einmal nichts beſſers von ihnen erwarte, als ſie mir bis jetzt gezeigt haben, das heiſſt, daß ſie mich hintergehn und aufopfern, ſobald mein Intereſſe mit dem ihrigen in Streit kömmt; ſo gebe ich mir ſelten die Mühe, ſie ſo genau zu prüfen, nehme, was ſie gegen mich auskramen, ſo lange für baare Münze an, als ſie nicht verlangen, daß ich dieſe Münze in meine Einnahme ſchreiben, oder etwas auf die Sicherheit dieſes Capitals vorſtrecken ſoll. Jetzt war ich ein ſo armer Schlucker, daß der Freyherr von Raſtitz und ſeine Frau, meiner Meinung nach, keinen andern Vortheil von ihrem moraliſchen Betrug erwarten konnten, als höchſtens den allgemeinen geſellſchaftlichen Vortheil — die Befriedigung der Eitelkeit, beſſer zu ſcheinen, als man iſt.

Ich fieng meinen Unterricht mit den beyden Knaben gleich am Tage nach meiner Ankunft an. Man bath mich, dem Fräulein Louiſe gleichfalls einige Anweiſung in der franzöſiſchen Sprache und in Muſic zu geben; und auch hierzu verſtand ich mich mit Freuden, und fand an dieſem herrlichen Mädgen eine gelehrige und fleiſſige Schülerinn. Die Oberaufſicht über das ganze Erziehungsweſen führte, ſo wie überhaupt das Haus-Regiment, die Frau Baroninn; denn der Herr Gemahl, obgleich er Verſtand genug hatte, Recht und Gerechtigkeit zu verdrehn, ſtand doch gänzlich unter dem Pantoffel ſeines Weibes. Dies gab ihr dann einen Vorwand, nicht nur manchen meiner Unterweiſungsſtunden beyzuwohnen, ſondern auch mit mir zuweiſen unter vier Augen über den Plan zu Bildung ihrer Jugend zu reden. Das muß ich geſtehn, daß ſie über dieſen Gegenſtand vortreflich ſprach, und daß ich mich dann nicht enthalten konnte, ihr manches Schmeichelhafte zu ſagen. Dies ſchien ihr ſehr zu gefallen, und ſie wiederholte es oft, daß ſie noch keinen Menſchen gefunden hätte, deſſen Denkungsart mit der ihrigen ſo übereinſtimmte, als die meinige, und daß ſie ohnmöglich glauben könnte, daß ich in dem Stande gebohren ſey, in welchem ſie mich itzt ſähe. „Schlimm genug!“ rief ich dann aus, „Schlimm genug, meine „gnädige Frau! daß man ſich hat gewöhnen „müſſen, mit dem Titel eines Erziehers die Idee „eines Mannes zu verbinden, der ſelbſt keine „Erziehung hat. Zum Glücke aber iſt das, was „man gewöhnlich **Erziehung haben** nennt, „nichts weiter, als eine conventionelle Form in „Kleinigkeiten, die in der großen Welt für we„ſentlich gehalten werden. Habe ich davon ei„nen kleinen Anſtrich bekommen; ſo ſind daran „mancherley Schickſale Schuld, die mich betrof„fen, und mich unter Perſonen von allerley „Ständen umhergetrieben haben, übrigens aber

„zu weitläuftig zu erzählen ſind.“ Die Baroninn ſchien ſich ungern mit dieſer Antwort abfertigen zu laſſen, und drang oft in mich, daß ich ihr meine Lebens-Geſchichte erzählen ſollte. Sie that dies auf eine ſo freundlich zudringliche Weiſe, daß ich es mir ſelbſt nicht verſchweigen konnte, es ſey ihr weniger um Befriedigung ihrer Neugier, als darum zu thun, durch Eröfnungen von der Art in eine gewiſſe Vertraulichkeit mit mir zu kommen. Du wirſt mir dies, wie ich hoffe, nicht als Eitelkeit auslegen. Ich bin ſehr weit davon entfernt, zu glauben, es könne irgend ein Weib ſich eigentlich in mich verlieben; Aber ich kenne dies Geſchlecht; kenne die launichte, bizarre Richtung, die zuweilen ihre Begierlichkeit nimmt. Daß die Freyfrau von Naſtitz ſehr viel Temperament hatte, das hatte ich ihr in den erſten Tagen unſrer Bekanntſchaft abgelauert; daß ſie ihren Mann weder ſchätzte, noch liebte und, wenn ich ihr recht viel Ehre thun will, mehr **verſtändige** als **zärtliche** Mutter war; daß ſie daher in der Einſamkeit des Landlebens Langeweile empfand, und nicht abgeneigt ſchien, eine kleine Intrigue anzuſpinnen, um zugleich leere Stunden auszufüllen und cörperliche Anforderungen zu befriedigen; das ſchien mir nach und nach immer einleuchtender, und leider! konnte ich mir bald nicht mehr verbergen, daß ihre Plane auf mich angelegt waren, da ſie zuletzt, um meine vermeindliche Furchtſamkeit und Unerfahrenheit zu überwinden, ſich ziemlich unzweydeutig zu erklären anfieng. Sie ſprach von unglücklicher Ehe, von voreilig getroffener Verbindung, ſagte: es ſey doch unbillig, für einen einzigen unüberlegten Schritt ſein ganzes Leben hindurch büßen und entbehren zu ſollen. Sie erhob die Wonne einer innigen, ſympathetiſchen Herzens-Vereinigung, die keiner Zeugen bedürfte; redete von dem Glücke, das man, fern von den Augen der Welt, an der Seite eines verſchwiegenen und vorſichtigen Freundes ſchmecken könnte, und ließ mich dann in der Ferne Plane zu einer Verſorgung und zu einem gemächlichen und freyen Leben ſchauen.

Du wirſt, mein Lieber! mir ſo viel Gefühl von Ehre und ſo viel Enthaltſamkeit zutraun, als dazu gehört, ſolchen groben Verſuchungen zu wiederſtehn; allein, um doch auch meine Tugend nicht zu einem gar zu hohen Preiſe anzuſchlagen; ſo muß ich bekennen, daß meine Schülerinn, das Freyfräulein Louiſe, ſo lebhafte Eindrücke auf mich machte, daß die Mutter zehnmal liebenswürdiger und zehnmal zudringlicher hätte ſeyn dürfen, ohne daß ſie von meiner Seite einige Erwiederung hätte erwarten können. Louiſe fieng zuerſt an, dadurch mich unbeſchreiblich zu intereſſieren, daß eine ſanfte Schwermuth faſt immer ihre Blicke zu umwölken ſchien, und daß ſie die Einſamkeit ſuchte. Oft begegnete ich ihr, wenn ſie, mit Thränen in den Augen, die Arme hinuntergeſtreckt und die Hände gefalten, in den dunkeln Gängen des ſchönen Gartens Nahrung für ihren Kummer ſuchte. Sie wich mir nicht aus, verkürzte vielmehr ihre Schritte, erheiterte einen Augenblick ihr Geſicht, um mir einen guten Abend zu wünſchen, und gieng dann langſam vorüber. Wenn ich nachher den Kopf umdrehete, um ihr ein wenig nachzuſehn; ſo fand ich mehrentheils, daß das liebe Kind das Nemliche gethan hatte. Ich wuſſte nicht, was an ihrem Herzen nagte, wuſſte nicht, daß die Denkungsart ihrer Eltern ſie ſo unglücklich machte, und daß ſie dieſen Schmerz niemand anvertraun wollte; aber es war mir genug, zu ſehn, daß ſie litt, um mein tief verwundetes Herz zum Mitgefühle zu ſtimmen. Unter zwey Trauernden werden Vertraulichkeit und Wohlwollen leicht erweckt, und ſind ſie von verſchiedenem Geſchlechte; dann pflegt bald die Liebe ſich hinter dieſem Wohlwollen herzuſchleichen. Unſre Herzen hatten durch theilnehmende Blicke ein Bündniß geſchloſſen, ehe noch es dem Verſtande einfiel, zu unterſuchen, von welcher Natur die Empfindungen waren, mit denen wir einander anſahen. Allein je unſchuldiger das feine Band war, das unſre Seelen zu einander hinzog, um deſto weniger fiel es uns anfangs ein, über unſre Augen zu wachen, und um deſto leichter war es einem Weibe, das mit allen Capiteln, aus welchen ein Roman von der Vorrede an bis zum Schluſſe beſtehn kann, ſo vertraut war, uns durchzuſchauen. Das ſahe ſie wohl, daß es mit uns noch zu keiner mündlichen Erklärung konnte gekommen ſeyn, weil wir ſo ſorglos ſchienen; und obgleich nun ihre Eiferſucht erweckt wurde; ſo freuete es ſie doch, zu entdecken, daß ich kein Mann von Eis, und daß es noch nicht zu ſpät war, meine zärtliche

Stimmung, wo möglich, zu ihrem Vortheile zu nützen.

Es kam jetzt nur auf die Art an, wie mir beyzukommen ſeyn mögte, und da ſie nicht Urſache hatte, mich für ſehr empfindſam zu halten — wie denn würklich oft manches bittre Wort gegen die Menſchheit mir entfuhr; ſo rechnete ſie viel auf meine Sinnlichkeit, und nahm ſich vor, ohne weitern Rückhalt, mich von dieſer Seite zu beſtürmen.

Den 16ten. Ich erſpare Dir die Erzählung einer Scene, die bald nachher unter uns vorfiel, weil Du ähnliche Schilderungen in hundert Romanen finden kannſt, durch deren Leſung, in unſern aufgeklärten Zeiten, die Jugend ihr moraliſches Gefühl veredelt. Ich ziehe lieber einen Vorhang vor Auftritten, deren Anblick nicht anders als ſehr wiedrige Eindrücke machen kann, und ſchreibe, auch für Männer, nicht gern etwas hin, das die Schamhaftigkeit empört, und wobey eine keuſche Wange erröthen könnte. Nur ſo viel! Wenn ich hier Joſephs Rolle, obgleich vielleicht nicht aus ſo edeln Bewegungsgründen als er, ſpielte; ſo ſetzte ſich die Baroninn nicht weniger treu in die Stelle von Potiphars Weibe, nur fieng ſie das Ding noch feiner an, als Jene. Freylich ſtieß ſie, in der erſten Aufwallung der beleidigten Eitelkeit und der getäuſchten Begierlichkeit, einige fürchterliche Drohungen von Rache aus; allein bald gewann ihre Verſchlagenheit die Oberhand. Da ſie überzeugt ſeyn konnte, daß ich über den Vorfall ſchweigen würde; ſo fand ſie es rathſamer, nicht durch Erregung eines Lerms, worinn ſie die Hauptperſon geſpielt hätte, böſen Zungen Gelegenheit zu geben, das Andenken an gewiſſe alte Anecdötchen, die ſie ehemals zu einem Gegenſtande ſonderbarer Geſpräche gemacht hatten, wieder aufzuräumen. Beſſer fand ſie es, in dieſem Handel die ſorgſame Mutter zu ſpielen.

Zu dieſem Endzwecke beobachtete ſie folgendes Betragen: Sie ſchien ſchwermüthig zu werden, ſuchte eine Gelegenheit, mich, doch ſo, daß wir beobachtet werden konnten, allein zu ſprechen, bath mich dann, ihr zu verzeyhn, ihr wo möglich meine Achtung wieder zu ſchenken, redete viel von dem unwiederſtehlichen Gefühle ihres Herzens, von der Heftigkeit ihrer Leidenſchaften, von ihrem Temperamente, von der Schwäche der menſchlichen Natur, von der unglücklichen Lage, an einen Mann verheyrathet zu ſeyn, den ſie nicht liebte, und bath mich flehentlich, als ein treuer Freund ihr mit Rath beyzuſtehn und ihr zu helfen, ſich ſelbſt zu bemeiſtern. Ich war nicht das Spielwerk dieſer weiblichen Verſtellung; aber das fiel mir nicht ein, daß ſie in mein Herz geblickt und meine Neigung zu Louiſen entdeckt hätte. Deswegen nun war ich gar nicht auf meiner Huth, ſondern folgte der ſanften Neigung, die mich zu dieſem vortreflichen Mädgen hinzog und mich alle Gelegenheit aufſuchen ließe, in unſchuldig vertrauliche Geſpräche mit ihr zu kommen.

Indeſſen hörte die Freyfrau von Naſtitz die bis itzt ſich zu unſern Lehrſtunden zugedrängt hatte, auf, dabey gegenwärtig zu ſeyn. Ich legte das ſo aus, daß ſie den Schein haben wollte, meine Gegenwart, wo es angieng, zu vermeiden. Es wurde mir, und das auf die ungezwungenſte Weiſe, häufig Veranlaſſung gegeben, mit dem Fräulein allein zu ſeyn. Die

Ei

Eltern fuhren zuweilen aus, ohne die Kinder mitzunehmen. Ich gieng dann, wenn der Tag begann kühl zu werden, mit meinen Schülern in den Garten. Die Knaben liefen in den Alleen umher, und ſpielten, indeß Louiſe und ich neben einander ſaßen und laſen. Unſre Augen, die ſich dann, über das Buch hinaus, begegneten, ſchienen oft, ſich etwas ſagen zu wollen; oder wir redeten über eine ſchöne Stelle aus einem Dichter oder andern Schriftſteller — und ſo verſchwand nach und nach unſre Schüchternheit, und es trat an ihre Stelle eine freundſchaftliche Vertraulichkeit, die uns innigſt wohlthat. Doch bemerkte ich, daß ſolche Auftritte die Schwermuth meiner lieben Schülerinn ſehr vermehrten, indeß ſie auf mich die gegentheilige Würkung thaten; denn ſie ſöhnten mich ein wenig aus mit meinem Schickſale, und machten mich geſprächiger.

Eines Tags, da auch die Eltern zu einem benachbarten Edelmanne gefahren waren, (wobey ſie dann gewöhnlich einen zweyſitzigen offenen Wagen nahmen, um einen Vorwand zu haben, Louiſen zu Hauſe zu laſſen) hatte mich

— Gott weiß was? — ungewöhnlich weich geſtimmt. Es war ſchon einige Tage nach Michaelis dieſes Jahrs; der Herbſt fieng an, ſich zu nähern; das Laub fiel häufig ab, und die Luft war ein wenig neblicht und trübe. Auch das würkte auf meinen Gemüths-Zuſtand. Dazu kam ein kleines Fluß-Fieber, woven ich vor Kurzem befallen geweſen, und das meine Nerven reizbarer gemacht hatte. Die beyden Knaben waren diesmal von ihren Eltern mitgenommen worden — alles ſchien planmäßig angelegt. Es wurde mir zu enge auf meinem einſamen Zimmer; ich eilte in den Garten, in welchem ich mit großen Schritten und geſenktem Haupte die Gänge auf und ab wandelte.

Eine halbe Stunde ohngefehr mogte ich auf diſe Art hingebracht haben, als ich in einem kleinen Sommerhauſe Louiſen, den Kopf ſchwermüthig auf die Hand geſtützt, ſitzen ſah. Ich näherte mich ihr, voll Theilnehmung und Zutraun: „Sie ſcheinen traurig zu ſeyn, gutes, „liebes Fräulein!“ ſagte ich „Könnte ich doch „etwas zu Ihrem Troſte beytragen! Aber ich „bin leider! ſelbſt ſo unbeſchreiblich zur Melan-

„choley geſtimmt, daß meine Geſellſchaft nicht „vermag, Sie aufzuheitern. Soll ich Sie allein laſſen?“ — Sie bath, daß ich bleiben mögte; ich ſetzte mich neben ihr hin. Es erfolgte eine kurze Pauſe; ſie blickte mich wehmüthig an — in meinem Auge zitterte eine Thräne. Sie legte liebreich ihre Hand auf meinen Arm, und bath mich, ihr doch die Leiden zu vertraun, wovon mein Herz gequält wäre. Ich ſtieß ein Paar Worte heraus, die ihre Neugier noch mehr erweckten; Sie wollte aber meine Offenherzigkeit erſt verdienen, und fieng alſo damit an, ihre Klagen gegen mich auszuſchütten. Sie ſchilderte mir den Character ihrer Eltern, den Schmerz, den ſie empfände, ſo oft ſie fühlte, daß ſie Menſchen, denen ſie Ehrerbiethung und Liebe ſchuldig zu ſeyn glaubte, verachten müſſte, und ſchloß endlich damit, daß ſie mit der bezauberndſten Naivetät ausrief! „Wenn doch jemand mich aus dieſer erſchrecklichen Lage reiſſen wollte! Wie unbegränzt würde meine Dankbarkeit ſeyn! Wäre er ein redlicher Bauer; ſo „wollte ich ſeine Hütte, wollte Leid und Freude „mit ihm theilen; alles wollte ich thun, ihm „das Leben leicht zu machen; die aufgehende

„Sonne ſollte mich ſchon bey der Arbeit finden, „und des Abends, wenn es kühl würde, wollte „ich ihn mit frohen Geſprächen, Geſang und „Erzählungen unterhalten.“ Sie ſagte dies Alles mit ſo liebenswürdigem, unſchuldigem Anſtande, und der Ton ihrer Stimme war ſo ſanft, ſo wohlklingend, daß mir's durch Mark und Bein drang. „O Louiſe!“ rief ich aus „Engel, in Menſchengeſtalt! o! wüſſteſt Du, wie „Schickſale und Menſchen mich mishandelt haben! Einſt war ich in einer Lage — nicht eine „Hütte, nicht Kummer und Dürftigkeit; nein! „Haus und Hof, Wohlſtand und Glanz hätte „ich mit Dir zu theilen vermogt — Aber was „bin ich Elender jetzt? — Und doch, welch' ein „Himmel für mich, wenn ich einen ſolchen „Schatz beſitzen, ein ſo edles Weib mein nennen könnte!“ —

Bis dahin hatte ſie noch einige Faſſung behalten, jetzt rollten ihre Thränen häufig herab. Ich konnte dem Triebe meines Herzens nicht wiederſtehn, dieſe Thränen von ihren Wangen zu küſſen; Ich wagte es, ſie, voll heiligen, reinen Gefühls überirdiſcher Liebe, in meine Arme zu ſchlieſſen; als plötzlich die Baroninn, mit dem Anſtande einer hölliſchen Furie, begleitet von ihrem niederträchtigen Manne, hereinſtürzte, ſchadenfrohe, rachgierige Blicke auf mich warf, aber, ohne ein Wort gegen mich zu verliehren, Louiſen mit ihren Tiger-Klauen ergriff, mit ſich fortzog, und dem Schloſſe zueilte; der alte Heuchler folgte fluchend nach.

Den 17ten. Ich ſchreibe dieſen Brief ſtückweiſe; meine Kräfte ſind noch nicht ſo weit hergeſtellt, daß ſie eine fortdauernde Anſtrengung ertragen können, und doch wollte ich dieſen Brief nicht gern abſchicken, ohne darinn meine Geſchichte bis auf den heutigen Tag zu beſchlieſſen — Ich fahre fort.

Einige Augenblicke ſtand ich wie verſteinert da; dann aber erwachte in mir das Gefühl meiner Erhabenheit, das Bewuſtſeyn, dieſen Verworfenen an Stande gleich, an Herzen weit über ſie zu ſeyn, und von der andern Seite der erniedrigende Gedanke, jezt, als der Verführer ihrer Tochter, den unerträglichſten Demüthigungen mich preisgegeben zu ſehn — Aber was ſollte ich thun? Mich zu erkennen geben und von der Rache des abſcheulichſten Weibes erwarten, daß man mich feſtſetzen lieſſe und dem Fürſten von * * * wieder auslieferte? Oder ſollte ich dem Baron die Schande ſeiner Frau entdecken? — Pfui! wäre ich auch zu dieſer Niederträchtigkeit fähig geweſen — wie ungewiß war es, ob er mir glauben würde! Nicht lange hatte ich Zeit gehabt, dies alles durch meinen Kopf zu wälzen, als das verruchte Paar wieder in das Gartenhaus trat. Ich erwartete einen wüthenden Angriff; aber ich irrte. Die gnädige Frau mogte wohl fühlen, daß es gut gethan wäre, wenn ſie es bey dieſer Rache bewenden lieſſe, *) wenn ſie mich nicht auf's Aeuſſerſte triebe, ſondern allen öffentlichen Lerm vermiede. Eine moraliſche Strafpredigt, gewürzt mit juriſtiſchen Brocken, die der elende Naſtitz hinzufügte, war alles, was man mir entgegenſtellte. Man ſprach: „von „Bezähmung ſeiner Leidenſchaften, die in meinem Alter doch nicht mehr ſo ſchwer fallen „müßte; von Verletzung des Gaſtrechts, Ver-

füh

---

*) Aus dem fünften Briefe wiſſen wir, daß ſie es, ſo viel an ihr lag, nicht dabey bewenden ließ.

„führung der Jugend, Misbrauch der Vertraulichkeit „zwiſchen Lehrern und Schülern; von „Rückſicht auf Stand und Vermögen“ und ſchloß damit: „Man wolle, um der Tochter „Ruf zu ſchonen und mich nicht unglücklich zu „machen, die Sache nicht ruchtbar werden laſſen. „Nur müſſte ich morgen, mit dem Früheſten, „ihr Haus räumen. Man überlaſſe es mir, „ſelbſt einen Vorwand dazu zu erfinden, und ſey „bereit, mir einen halben Jahrs-Gehalt auszuzahlen.“ — Nie vielleicht iſt mir's ſo ſchwer geworden, meinen Zorn zu bemeiſtern, als in dieſem Augenblicke. Aber eine kurze Ueberſicht meiner Lage brachte mich zur Vernunft zurück, und band mir die Zunge. Ich konnte nur einſylbig und mit halb erſtickter Stimme antworten; Alle Glieder zitterten an mir; Nur meine Augen redeten deutlich genug und warfen die tiefſte Verachtung auf die Baroninn, die es nicht wagte, die ihrigen gegen mich aufzuſchlagen. Ich verwarf, wie Du denken kannſt, das mir angebothene Geld und bath nur, mich morgen, bey Tages Anbruch, nach dem nächſten Stadtgen hinfahren zu laſſen. Den Abend brachte ich auf meinem Zimmer zu. Die beyden Knaben

kamen

nicht über ein Paar Thaler koſten könnten. Ich raffte desfalls meine Kräfte zuſammen, nahm einen Bothen, der meinen Mantelſack trug, gab vor, nach dem Städtgen Engeleben gehn zu wollen, aber mit dem Vorſatze, mir unterwegens ein Dörfchen auszuſuchen, deſſen Lage mir gefiele; und machte mich alſo zu Fuße auf den Weg.

Mit Mühſeligkeit ſchleppte ich mich vier Meilen weit fort, hoffte immer, die Bewegung ſollte mir wohlthun; allein mir wurde von Stunde zu Stunde elender, und endlich war mir's durchaus ohnmöglich, einen Schritt weiter zu thun; In einer ſchlechten Dorfſchenke, eine Viertelſtunde von hier, blieb ich liegen. —

Da es mir dort an aller Pflege fehlte; ſo erkundigte ich mich, ob kein Geiſtlicher im Orte ſey; man ſagte mir: das Dorf ſey hierher nach Birkenthal eingepfarrt; Ich ſchickte desfalls einen Bothen an den ehrlichen lutheriſchen Paſtor ab, bey dem ich jetzt wohne, und bath ihn, mich zu beſuchen. Der gute Mann war gleich ſo gerührt von meiner unbequemen Lage, daß er mir einen Aufenthalt in ſeinem Hauſe anboth, und mich in ſeiner Kutſche abholen ließ. Hier bin ich nun, ſeit vierzehn Tagen, auf das Sorgſamſte verpflegt worden, und dadurch beynahe wieder hergeſtellt. Der Paſtor Ehrmann iſt ein guter, menſchenfreundlicher, ſanfter und auch nicht unverſtändiger, noch uncultivirter Mann, übrigens von alter teutſcher Redlichkeit und Treuherzigkeit, nur ein wenig zu ängſtlich furchtſam, und darum ein Sclave ſeiner Frau. Dieſe ſcheint ein etwas zänkiſches Weib zu ſeyn. Ich ſehe ſie ſelten, höre ſie aber deſto öfter mit Mann und Geſinde ſchmählen. Sie iſt unerträglich geſchwätzig und neugierig — der gewöhnliche Fehler ſolcher Landweiber — doch arbeitſam, haushälteriſch und vielleicht auch nicht eigentlich ſchlimm von Herzen. Noch iſt ein junges Mädchen im Hauſe, vermuthlich eine Verwandtinn; ein hübſches Frauenzimmer, dem äuſſern Anſtande nach in der Stadt erzogen, ein wenig eitel, empfindelnd, geziert, und wie mir's vorkömmt, dem männlichen Geſchlechte nicht ſehr abgeneigt, doch nicht unſittſam, übrigens voll Aufmerkſamkeit und Sorgfalt für mich. Wenn ſie ein wenig mehr von der Einfalt und unſchuldigen Heiterkeit hätte, die ein junges Mädgen ſo wohl kleidet, und womit dies Geſchlecht, wo nicht ſo ſchnelle, doch gewiß dauerhaftere Eindrücke macht, als mit jener Coketterie; ſo könnte ſie mich intereſſieren, denn auch ihr Verſtand iſt ſehr gebildet; aber ſie iſt keine Louiſe! — Das arme Mädgen! Was wird nun ihr Schickſal ſeyn? Ich höre Dich, mein Beſter! fragen, ob ich denn Louiſen ernſtlich liebe; ob meine Trennung von ihr meinem Herzen eine unheilbare Wunde geſchlagen hat? Ich will Dir mit aller Offenherzigkeit darauf antworten. Was ich für Louiſen empfand und noch empfinde, das iſt nicht jene heftige, alle übrigen Gefühle bemeiſternde Liebe, die unſer ganzes Weſen durchſtrömt, uns blind und taub macht gegen alle übrigen Dinge, und ſo ein Theil unſrer Exiſtenz wird, daß Trennung von dem geliebten Gegenſtande uns in namenloſes Elend ſtürzt. Es iſt eine ruhige Empfindung von Bewunderung der Tugend und Unſchuld, ein ſympathetiſcher Zug des Herzens zu einem ſeltenen edeln Geſchöpfe, mit dem man gern leben und ſterben mögte, wenn das Schickſal es wollte, eine Empfindung, die unterhalten und verſtärkt wurde, ſo lange ich an der Seite dieſes Engels lebte, durch die Entbehrung aller andern Freuden des Lebens und durch gleiche Stimmung zum Trübſinne. Herabgeſpannt durch ſo manches bittre Leiden; gewöhnt an Wiederwärtigkeiten, Trennung und Entbehrung; beſchäftigt mit nöthigen Planen für die Zukunft, werde ich Louiſen — nicht vergeſſen, aber den Gedanken ertragen lernen, daß ich ſie vielleicht nie wiederſehn ſoll, und ich werde bekümmerter um ihr Schickſal, als darüber ſeyn, daß man mich von ihrer Seite geriſſen hat.

Und nun, was meine künftigen Ausſichten betrifft! Ich bin beynahe gänzlich wieder geſund; Gern, das geſtehe ich, bliebe ich bis zu Deiner Rückkunft in dem Hauſe dieſes guten Paſtors; aber ich ſehe doch wohl, daß das nicht angehn wird. Ich kann ihm ſeine Sorgfalt nicht ſo bezahlen, wie ich wünſchte, ja! er weigert ſich, das Geringſte von mir anzunehmen. Reich iſt der Mann nicht, und wäre er es auch! was für Recht hätte ich auf ſeine Wohlthaten? Hierzu kömmt, daß es mich dünkt, als wenn er ſeit einigen Tagen kälter und zurückhaltender gegen mich geworden wäre. Ich kann mir das nicht anders erklären, als daß ſeine Frau ihn preſſt, mir zu verſtehn zu geben, daß es nun wohl Zeit ſeyn mögte, einen beſchwerlichen Gaſt aus ſeinem Hauſe zu ſchaffen. *) Was für eine Urſache aber auch dahinterſtecken mag; ſo gebührt es mir, mich nicht aufzudringen. Ich will alſo in einigen Tagen meinen Stab weiter ſetzen. Wohin? das muß ſich nun in ein Paar Tagen entſcheiden. Ich will mich treuherzig meinem ehrlichen Hauswirthe eröfnen und ihn bitten, meinem erſten Plane gemäß, mir bey irgend einem Bauer hier in der Nachbarſchaft einen Aufenthalt zu verſchaffen. So bald ich hierüber Gewißheit weiß, will ich Dir, mein theuerſter Freund! ſogleich Nachricht von mir geben. Dies Paquet muß fort, damit ich die Gelegenheit nicht verſäume. Es iſt über Gebühr dick geworden. Sobald ich in Altenwedel angekommen war, ſchrieb ich an Deinen Vetter nach Bremen und bath ihn, wenn Du ihm einen Brief an mich geſchickt hätteſt, ihn mir ſogleich zu ſenden. Bald darauf hatte ich die Freude, Deine bey Deiner

---

*) Wir haben den Schlüſſel zu dieſem Betragen in dem fünften Briefe gefunden

ner Ankunft in London, den 7ten Julius geſchriebenen Zeilen zu erhalten. *) Tauſendfachen Dank für Deine gütigen Abſichten und Entwürfe! Gott wird ja endlich helfen. Vielleicht liegt jetzt wieder etwas für mich in Bremen; Ich frage mit heutiger Poſt an, damit Dein Vetter mir's nicht etwa nach Altenwedel ſchicke. Mein Brief vom 4ten dieſes Monaths kann noch nicht in Deinen Händen ſeyn. Mögte ich Dir doch bald mündlich ſagen können, wie herzlich ich bin :c.

---

*) Dieſer Brief iſt nicht in der Sammlung.

Ach-

Achter Brief.

Von Demſelben, an Denſelben.

Den 18ten October.

Bewundre mit mir, mein theuerſter, edelſter Freund! die Wege der Vorſehung! Kaum war geſtern mein Paquet an Dich fortgeſchickt, als an das Fenſter des Zimmers, in welchem wir bey dem Mittags-Eſſen ſaßen, ein reitender Bothe anklopfte, und um den Weg nach Altenwedel fragte. Die neugierige Frau Paſtorinn begnügte ſich nicht, ihm den Weg zu zeigen; ſondern erkundigte ſich auch, was er denn dort ſo eilig zu beſtellen hätte? Er antwortete: er müſſe einen Brief an einen gewiſſen Herrn Bachmuth abgeben. Ich fuhr, wie Du denken kannſt, bey dieſem Namen vom Stuhle auf, und erklärte dem Reiter, daß ich es ſey, den er ſuchte — Aber von wem konnte der Brief ſeyn? — Die Frau Paſtorinn war, wie ich wohl merkte, nicht weniger neugierig darauf, als ich ſelbſt — Und nun höre! Du ſchriebſt mir: Du habeſt bey Deiner Reiſe nach England die Bekanntſchaft des ***ſchen Miniſters von Kappſtein gemacht, der in einem kleinen, bald beendigten Geſchäfte, als Geſandter ſeines Hofs nach London gegangen und in dem nemlichen Schiffe mit Dir übergefahren ſey. Das aber ſchriebſt Du mir nicht, daß Du mich dieſem Manne ſo dringend empfohlen und von ihm das Verſprechen erhalten hatteſt, mich, wo möglich, in die Dienſte ſeines Fürſten zu bringen. Der Herr von Kappſtein hat aber das Wort nicht vergeſſen, das er Dir gegeben. Er kömmt vor ein Paar Wochen, nachdem er ſeinen Auftrag in England ausgerichtet hatte, nach Teutſchland zurück. Er tritt in Bremerlee an's Land, und ſeine erſte Sorge iſt, ſich bey Deinem Vetter in Bremen nach meinem Aufenthalte zu erkundigen. Dort erfährt er, daß ich, unter dem Namen Bachmuth in Altenwedel lebe; — damals hatte Dein Vetter meinen Brief noch nicht erhalten — der Miniſter reiſt ein Paar Meilen um, durch Engeleben, und ſchickt mir von daher einen Reitknecht, der mich vermuthlich verfehlt haben würde, (denn die Baroninn Raſtitz hätte ihn gewiß unverrichteter Sache fortgeſchickt, oder den Brief untergeſchlagen) wenn nicht glücklicherweiſe ſein Mangel an

Bekanntſchaft mit den Wegen in hieſiger Gegend, ihn an das Pfarrhaus geführt hätte. Dieſen Zuſammenhang der Geſchichte hat mir der Reitknecht mündlich erzählt; das Uebrige kannſt Du aus dem Briefe des Miniſters an mich ſehn, den ich Dir hier beylege. *) Ich habe ihm ſogleich geantwortet, ſein Anerbiethen mit Dank angenommen, und werde ihm in einigen Tagen mit dem Poſtwagen nachreiſen; Geld genug zu dieſer Reiſe habe ich. Die Geſichter meiner guten Hausleute haben ſich ſehr aufgeklärt, ſeit dieſer geſtrigen Begebenheit. Sie laden mich liebreich und dringend ein, noch bis zu Ende der künftigen Woche bey ihnen zu bleiben, um Kräfte zu ſammeln; So viel Zeit wird aber wohl dazu nicht nöthig ſeyn, und die Freude über die beſſere Wendung, die mein Schickſal nimt, wird bald jede Nerve an mir ſtärken. Ich halte es nun nicht mehr für gefährlich und hingegen für eine Art von Pflicht, die ich meinem redlichen Paſtor in Betracht ſeiner Gaſtfreundſchaft ſchuldig bin, daß ich ihm und ſeiner Familie die Geſchichte meines Lebens offenherzig erzähle, damit er doch

---

*) Dies iſt der folgende, neunte Brief.

wiſſe, daß er keinen Abentheurer in ſeinem Hauſe beherbergt und ſo liebreich gepflegt hat. Schon geſtern habe ich damit den Anfang gemacht. Die Frau Paſtorinn war ganz Ohr und Freundlichkeit; Das junge Mädgen aber hat ſich's in den Kopf geſetzt, alles, was ich erzähle, des Abends aufzuſchreiben, um es, mit meiner Erlaubniß, einer Freundinn mitzutheilen — Meinetwegen!

Und ſo lächelt mir denn noch einmal das leichtfertige Glück — Und das habe ich Dir, mein ewig theurer Freund! zu danken — Wie ſoll ich Dir lebhaft genug meine Erkenntlichkeit ſchildern? — doch wozu die Worte? Kennſt Du nicht mein Herz? Kenne ich nicht das Deinige? —

Adieu! Lieber! Beſter! Ich ſchreibe aus Freude ſo verwirrt; das iſt in langer Zeit mein Fall nicht geweſen. Sobald ich bey dem Herrn von Kappſtein werde angekommen ſeyn, oder wenigſtens bald nachher, ſollſt Du wieder Nachricht hören, von Deinem ꝛc.

Neunter Brief.

Von dem Geheimenrath von Kappſtein an den Herrn von Mildenburg.

Engeleben den 17ten Octobr. 1773.

Ein vertrauter Freund von Ew. Hochwohlgebohren, deſſen mir ſehr angenehme Bekanntſchaft ich auf meiner Reiſe nach England gemacht, als wohin, in Geſchäften, von des Herzogs meines Herrn Durchlaucht, ich verſchickt worden, hat mir ſehr viel Lobenswürdiges von Denenſelben eröfnet, und mir zugleich einen Theil derjenigen unverſchuldeten Schickſale erzählt, wovon mir auch ſchon vorher, obgleich nicht vollkommen im Zuſammenhange, Eines und das Andre bekannt geweſen. Ew. Hochwohlgebohren Freunde habe ich damals mein Wort gegeben, daß ich, nach meiner Rückkunft in Teutſchland, meinen geringen Einfluß verwenden wollte, um Denenſelben eine beſſere Ausſicht zu eröfnen, habe auch von London aus ſchon vorläufig die Geſinnungen meines gnädigſten Herrn darüber zu ſondiren Gelegenheit genommen; da mir dann die

Antwort geworden, daß Höchſtderſelbe nicht abgeneigt ſeyn würde, Ew. Hochwohlgebohren in Seinen Dienſten anzuſtellen, in ſo fern Sie vorerſt mit einem mäßigen Gehalte Sich zufrieden zu geben geneigt ſeyn mögten. Zugleich kann ich faſt mit Gewißheit verſprechen, daß des Herzogs Durchlaucht nicht ohne Erfolg Sich bemühen werden, bey dem Hofe des Fürſten von *** die völlige Vergeſſenheit der bewuſſten unangenehmen Vorfälle zu bewürken, wenn Sie, mein Herr von Mildenburg! Sich nicht abgeneigt finden laſſen wollten, über das Vergangene gleichfalls ein Stillſchweigen zu beobachten.

Da Ew. Hochwohlgebohren ſolchemnach bey uns ſicher leben und, wie ich hoffe, in einer guten Laufbahn, mit vortheilhaften Ausſichten wieder in Activität kommen können; ſo ſoll es mir zur vorzüglichen Beruhigung gereichen, wenn Dieſelben meine Dienſtbereitwilligkeit gütig aufnehmen werden.

Die Nachricht, welche ich von Dero gegenwärtigem Aufenthalte, bey meiner Durchreiſe durch Bremen, eingezogen, hat mich beſtimmt, einige Stunden hier in Engeleben, woſelbſt ich Pferde wechsle, zu verweilen, und Ew. Hochwohlgebohren durch meinen Reitknecht dieſen Brief zu ſchicken. Da mich indeſſen mein gnädigſter Herzog und Herr in wenig Tagen wieder in der Reſidenz zurück erwartet, und die Wege dahin ſehr ſchlimm ſind; ſo werde ich noch dieſen Abend weiter reiſen müſſen. Wollen Sie aber gefälligſt, ſobald es Ihre Convenienz leidet, mir nach * * * folgen; ſo werde ich Ew. Hochwohlgebohren dort erwarten, und wir wollen alsdann gemeinſchaftlich überlegen, was ſich zu Dero Zufriedenheit thun läſſt, zu welcher, nach meinen wenigen Kräften und Möglichkeit beyzutragen, Dieſelben ſtets bereit finden werden, Ew. Hochwohlgebohren :c.

Zehnter Brief.

Von Carolinen Felmer an die Räthinn Homann.

Den 18ten October, 1773.

Ohne Ihre Antwort, meine würdige Freundinn! auf den langen Brief zu erwarten, den ich Ihnen in voriger Woche geſchickt habe, muß ich ſchon wider einen neuen anfangen, wenn ich mit Allem fertig werden will, was ich Ihnen zu erzählen habe; Denn ich bin Ihnen nicht nur den Reſt meiner Geſchichte ſchuldig; ſondern ich kann Ihnen nun auch ausführlich die Lebensbeſchreibung unſers kranken Gaſtes liefern. Wie das zugeht, das wird Ihnen, verehrungswürdigſte Freundinn! der Amtsvogt Umbach, der heute nach Engeleben geritten iſt, erklären, und Ihnen zugleich erzählt haben, welche Veränderung ſich mit dieſem Herrn Bachmuth zugetragen. Hatte ich nun Unrecht, als ich ſagte: er heiſſe gewiß nicht ſo, und nicht umſonſt ſey ſeine Wäſche mit v. M. gezeichnet?

Der Chirurgus Durchfall hat mir Ihren freundlichen Gruß ausgerichtet und auch Ihr Verſprechen überbracht, daß Sie in dieſen Tagen mich mit einer Zuſchrift beehren wollten. Ich warte mit Ungeduld darauf, und will indeß fortfahren in meiner Erzählung, deren Anfang Sie, wie es ſcheint, gütig und liebreich aufgenommen haben.

Ich war bey der Schilderung des Characters der Frau von der Hart ſtehn geblieben. Ihr redlicher Gatte hoffte dieſen nach und nach zu bilden; aber er ſah bald, daß ſeine Bemühungen vergebens blieben. Durchaus ohne alle Grundſätze, war es ihr nie eingefallen, ernſtlich über ihre Beſtimmung, über ihre Pflichten und über ihre Verhältniſſe nachzudenken. Nicht, daß es ihr dazu eigentlich an den nöthigen Verſtandskräften gefehlt hätte; allein dieſe Fähigkeiten waren auf nichts Ernſthaftes gelenkt worden, und was ihre Religion betrifft; ſo hatte ſie, wie der größte Theil der catholiſchen Jugend, grade ſo viel von dem Kirchen-Syſteme gelernt, als nöthig war, die gottesdienſtlichen Gebräuche mitzumachen. Alles was nicht deswegen geſchahe, um ſich zu beluſtigen, ſchien ihr äuſſerſt langweilig; Ein ernſthaftes Geſpräch machte ſie gähnen; Sie las faſt gar nichts, höchſtens ein franzöſiſches Romänchen; aber ihr Witz war fein und beiſſend. Niemand verſtand beſſer als ſie den Ton von Perſifflage; Das Talent, die Sache in comiſchem Lichte darzuſtellen und von jedem Dinge grade die Seite hervorzuſchieben, über die ſich etwas Poſſierliches ſagen ließ, und die Gabe, aus dem Wenigen, was ſie las, hie und da einen Brocken, einen unerwarteten Einfall, eine artige Wendung, einen nicht gemeinen Ausdruck, in ihre Geſpräche zu übertragen, lieſſen ſolche Leute, welche ſie nicht genau kannten, eine größere Meinung von ihren Einſichten faſſen, als ſie würklich verdiente, und das hatte auch zum Theil den Herrn von der Hart bey ſeiner Wahl geblendet. So eifrig ſie dem Vergnügen nachrennte; ſo leicht fand ſie an einerley Art von Unterhaltung Eckel und Ueberdruß. Ich glaube, daß anfangs mehr dieſe Langeweile, als eigentlich Temperament und Sinnlichkeit ſie zur Coketterie trieb. Allein wie alles in der Welt uns zur Gewohnheit, zum Bedürfniſſe werden kann; ſo konnte ſie bald nicht mehr leben, ohne ein Heer von Anbethern um ſich her zu ſehn, und dies endigte zuletzt mit ihrer gänzlichen, allgemein bekannten Sittenloſigkeit, und mit der Schande ihres redlichen Gatten. Dieſer ahndete indeſſen in dem erſten Jahre ihrer Ehe nichts davon. Er zog mit ihr, nachdem ſeine Eltern beyde geſtorben waren, nach Thalbach, auf ſein Gut; die Stadt-Freunde folgten; Feſte, Gaſtgebothe in der Nachbarſchaft umher, Bälle und dergleichen wechſelten unaufhörlich mit einander, und ſo verſtrichen einige Monate. Dann folgten ein Paar einſame, folglich für die Frau von der Hart ſehr traurige Wochen. Ihr Mann wollte dieſe Pauſe zu Gründung ſeiner häuslichen Glückſeligkeit nützen; doch dazu hatte man keine Ohren. Indeſſen gieng alles friedlich ab, und ſie war fein genug, die tödtende Langeweile, die ſie empfand, zu verbergen, und bald den Herrn von der Hart, der ohnehin Geſchäfte in der Hauptſtadt hatte, zu bewegen, mit ihr dahin zu reiſen, um, wie ſie ſagte, ihren Eltern ſeit ihrer Verheyrathung den erſten Beſuch abzuſtatten. Kaum aber waren ſie dort angekommen; ſo ſetzte ſie alles in Bewegung, um nicht wieder auf's Land zurückzukehren. Der Fürſt war galant, und ſchlug nicht leicht einer hübſchen Frau etwas ab; ihr Vater, der Miniſter, hatte großen Einfluß; Er war Witwer, und hätte gern ſeine Tochter, die er ſehr liebte, nahe bey ſich gehabt; Der Herr von der Hart befand ſich in glänzenden Vermögens-Umſtänden, und ſolche Leute mögen die Fürſten gern an ſich ziehn, damit ſie, auf eigene Koſten, dem Hofe Glanz geben. Alles dies wuſſte die ſchlaue Frau, ohne ihres Mannes Wiſſen, ſo fein zu nützen, daß Dieſem eine anſehnliche Stelle, mit großem Range und wenig Gehalte, angebothen wurde. Die Sache war verführeriſch — es ließ ſich nicht gut ausſchlagen — Herr von der Hart kaufte ein Haus, und wurde, aus einem freyen Mann, ein Fürſten-Knecht.

Nun gieng ein Leben voll Zerſtreuung und immerwährender Abwechſelung an; aber zugleich wurde Er theils durch die Thorheiten und Verſchwendungen ſeiner Frau und durch ihr hohes Spiel, theils durch Schmeicheley und durch den ungewöhnten Glanz, zu einem ſolchen Aufwande verleitet, daß ſich, ohngeachtet ſeines Reichthums, doch vorausſehn ließ, er werde das nicht lange alſo treiben können. In dieſem Strudel von Ueppigkeit verlohr der ſonſt ſo gute, gefühlvolle Herr von der Hart den Plan zu einem häuslichen Leben gänzlich aus den Augen. Er und Sie lebten wie fremde Leute, und redeten nur dann allein mit einander, wenn Madam Geld bedurfte. Auſſerdem brachte Er die mehreſten Stunden am Hofe, und Sie an der Seite ihrer Liebhaber zu, mit denen ſie eine Lebensart anfieng, die jedermann nur nicht dem Herrn Gemahl, äuſſerſt anſtößig war. Doch, ſo lange bey ihnen Reichthum und Glanz dauerten, machte das Publicum, wie es in der großen Welt geht, nicht viel Aufhebens von dieſer Kleinigkeit; allein ganz anders ſah es bald nachher aus. Der Schwiegervater, der Herr Miniſter, hatte lange Zeit das uneingeſchränkte Zutrauen ſeines Herrn genoſſen. Er war an die Spitze der Finanzen geſtellt geweſen, und man wollte behaupten, daß er dabey ſeine eigenen Finanzen nicht vergeſſen hätte. Freylich aber waren das Bemerkungen, die man ſich nur in das Ohr ſagte, weil jedermann vor des Herrn Geheimenraths Macht zitterte. Indeſſen machte die immer zunehmende Verſchwendung des Fürſten bald alle Caſſen leer, und weil, wie man glaubt, die Groſen der Erde, wenigſtens eben ſo gern als wir andern Sterblichen, die Schuld ihrer Inconſequenzen auf andre Menſchen ſchieben; ſo fieng der gnädigſte Landesherr an, dem Herrn Finanz-Miniſter mit einiger Kälte zu begegnen, als Dieſer von nöthigen Einſchränkungen und von Mangel an Hülfs-Quellen ſprach — Wundern Sie Sich nicht, würdige Frau! darüber, daß ich ſo genau von dieſen Staats-Sachen unterrichtet bin! Ich ſchreibe dies aus einem Aufſatze von dem Herrn von der Hart ab, worinn er mir die Geſchichte ſeiner Begebenheiten auf mein Bitten erzählt hatte.

Sobald die Meute der Hofleute merkte, daß auf den Miniſter Jagd zu machen ſey; ſo ſuchte ſie aller Orten ſeine Fährte auf. Nun kamen eine Menge Expreſſungen, Ungerechtigkeiten, Bedrückungen, Beſtechungen u. d. gl. zum Vorſcheine, über die man lange und immer etwas lauter in der Stadt redete, und endlich durch räthſelhafte, wie von ohngefehr aus Unvorſichtigkeit hingeworfene Worte, des Fürſten Aufmerkſamkeit auf dieſe Geſchwätze zog.

Es iſt unbegreiflich, ruft hier der Herr von der Hart in ſeiner Handſchrift aus, wie ſonderbar oft die Umſtände zuſammentreffen müſſen, um einen Böſewicht zu ſtürzen. Hundert Schandthaten gehen ihm ohngeahndet durch, bis endlich eine unſchuldige, vielleicht gar eine edle Handlung, die er begeht, von irgend einer Seite verdächtig ſcheint. Dies hat unglückliche Folgen für ihn; Unpartheyiſche Leute bedauern eine Zeitlang den gedrückten, verfolgten Mann; aber die Vorſehung nützt nur dieſe kleinen Veranlaſſungen, um die verborgenen Handlungen an das Licht zu ziehn. Bey genauer Unterſuchung kömmt man auf die Spur von mehreren damit verwandten Dingen, und nun wird der Böſewicht entlarvet, und die Gerechtigkeit des höchſten Regierers offenbahrt ſich. So gieng es auch mit dem Vater der Frau von der Hart! Ein Beamter war ohne ſein Verſchulden in Rückſtand gekommen. Der Mann war redlich — zwar nahm nicht deswegen der Miniſter ſich Seiner an, ſondern vielmehr, weil Er ihm zu der Bedienung verholfen hatte; er war ſein Secretair geweſen — aber der Mann war redlich, und nun ſtand er auf dem Puncte verabſchiedet, vielleicht noch gefänglich eingezogen zu werden. Sein Protector, der damals in Regierungs-Geſchäften freye Hand hatte, wollte ihn nicht ſinken laſſen. Er ſchlug, ohne weiter bey dem Fürſten anzufragen, eigenmächtig den Rückſtand nieder, erließ ihm die Pacht von ein Paar Jahren, verwilligte ihm eine Zulage, und rettete dadurch eine Familie vom Untergange. Als dies geſchahe, freuete ſich jeder Wohlgeſinnte der guten Wendung, welche das Schickſal des armen Beamten genommen; jetzt hingegen wurde dieſe Sache zum Nachtheile des Miniſters aufgeregt. Es fand ſich, daß der Amtmann ein kleines Meyerhöfchen beſeſſen hatte, das rund umher von den Beſitzungen ſeines Gönners umgeben geweſen. In der Verlegenheit, worinn Jener ſich befunden, hatte er damals dem Geheimerathe dieſen Hof mit den dazu gehörigen Ländereyen zu Kaufe angebothen. Er hoffte ſich mit dieſer Summe zu retten, aber bey genauer Einſicht ſah er, daß ſie nicht hinreichend war. Er muſſte ſich alſo dem Miniſter eröfnen, der ihm, wie geſagt, heraushalf. So viel iſt gewiß, daß als jener Kauf geſchloſſen wurde, noch nichts von des Beamten mislichen Umſtänden bekannt war. Nun aber ſtellte man dieſen Vorgang in ein ganz andres Licht. Es hieß: Der Miniſter habe aus des Fürſten Caſſe große Summen weggeſchenkt, um ſeine Creaturen zu begünſtigen, und ihre Schelmereyen nicht bekannt werden zu laſſen, und einſt ſey er dafür mit einem Meyerhofe beſtochen worden; Nun ſey es kein Wunder, daß die herrſchaftlichen Finanzen ſo übel ſtünden. Eine ſolche Anklage war hinreichend, den Fürſten aufzubringen. Er pflegte Proceſſe von der Art von hintenher mit der Execution anzufangen. Sobald alſo jene Thatſache zu ſeinen Ohren kam; wurde der Herr Miniſter in Verhaft genommen; man bemächtigte ſich ſeiner Papiere, woraus er vielleicht hätte Beweiſe zu ſeiner Vertheydigung nehmen können, und die Sache endigte ſich, nach einer weitläuftigen Unterſuchung, die ſeinen ärgſten Feinden aufgetragen wurde, damit, daß man ihn caſſirte und ſein Vermögen einzog. Die Haupt-Triebfedern bey dieſer ganzen Cabale waren der Hofmarſchall, ein kleiner, niederträchtiger Kerl, für den der Miniſter eine Zulage auszuwürken einſt ſich geweigert hatte, und dann ein Heyducke, ein luſtiger Böſewicht, den man brauchte, dem

Fürſten alles anzubrigen, was er hören ſollte, damit, wenn der Plan fehlſchlüge, niemand für den offenbaren Gegner bekannt ſeyn könnte.

Der Miniſter überlebte nicht lange ſeinen Sturz; Sein Schwiegerſohn aber, der Herr von der Hart, der wohl fühlte, daß er nun nicht mehr mit einigem Anſtande in Dienſten bleiben könnte, nahm ſeinen Abſchied, verkaufte ſein Haus an den kleinen Hofmarſchall, und zog wieder nach Thalbach.

Das war ein Donnerſchlag für die Frau, die, gewöhnt in Ueppigkeit und Wolluſt zu leben, nun nicht nur einſam ihre Zeit auf dem Lande hinbringen ſollte; ſondern, da das väterliche Vermögen verlohren war, ſich auch manche Einſchränkung muſſte gefallen laſſen. Das Ehepaar war gar nicht mehr auf den Ton geſtimmt, einander gegenüber Vergnügen empfinden zu können, folglich wurde beſonders die erſte Zeit äuſſerſt verdrießlich hingebracht. Doch wuſſte ſich die gnädige Frau bald zu helfen. Ohne Liebhaber konnte ſie nun einmal nicht leben; War es daher jetzt nicht möglich Prinzen, Generale und Cammerherrn um ſich her zu verſammlen; ſo gab es doch in der Nachbarſchaft von Thalbach Lieutenants und Fähndriche, die dort in Garniſon lagen, und junge Beamte, die auch Fleiſch und Blut hatten. Bald war ſie, nur mit Veränderung der Form, wieder in ihre vorige Lebensart zurückgeſunken. Das Haus wimmelte von jungen Herrn und Schmarotzern, und ſie hatte ihre muntre, muthwillige Laune wieder gefunden. Niemand ſtand ſich ſchlimmer dabey, als der arme Herr von der Hart. Er ſchlich tiefſinnig und mismüthig umher. Von Zeit zu Zeit wollte er ſich in die alten ſüßen Träume von häuslicher Glückſeligkeit einwiegen; aber jeder Schatten von Hofnung dazu verſchwand wieder. Er war nie eigentlich aus Geſchmack ein Hofmann geweſen; doch war ihm nun das zerſtreuete Stadtleben zur Gewohnheit geworden, und er fand nirgends Erſatz dafür. Für ſeine Frau, obgleich er vielleicht der Einzige war, der damals ſie noch nicht eigentlich für untreu hielt, empfand er keine Liebe mehr; Er hatte keinen Freund, keine Lieblings-Beſchäftigung, wodurch dieſe Leere in ſeinem Herzen hätte ausgefüllt werden mögen, und mit dem ländlichen Haushalte konnte er ſich nichts zu thun machen, denn er hatte ſeine Güter, als er in die Stadt zog, verpachtet.

Dieſe Unthätigkeit des Herrn von der Hart war ſeiner Frau äuſſerſt läſtig. Sie fürchtete ſich, zu genau von ihm beobachtet zu werden. Sie ſahe ihn den ganzen Tag in der Nähe, und das ſchien ihr unerträglich. Gern hätte ſie daher auch ihn in eine kleine Herzens-Angelegenheit auswärts verwickelt; aber die Weiber auf dem Lande waren in der That nicht intereſſant genug, um einen Mann von ſeinem Geſchmacke zu feſſeln. Sie ſah ſich daher nach einer jungen Geſellſchafterinn um, und dabey hatte ſie einen doppelten Plan. Entweder war das junge Frauenzimmer, das ſie in das Haus zu nehmen dachte, ſo liebenswürdig, daß es dem Herrn Gemahle gefallen konnte, und dann durfte ſie, unter Begünſtigung der Langenweile, wovon er geplagt wurde, Hoffnung faſſen, ihn in eine Intrigue zu verwickeln; oder wenn dies nicht der Fall geweſen wäre; ſo konnte ſie das junge Frauenzimmer zu ihrer Vertraueten machen, und ſie dazu nützen, den Herrn von der Hart zu entfernen, wo ſie Seiner nicht bedurfte.

In dieſer Zeit wurde der arme Mann in einen ſehr unglücklichen Proceß verwickelt, der, wie ich Ihnen, theuerſte Freundinn! erzählt habe, ihn nöthigte, eine Reiſe nach * * * zu machen, wo ich mich damals bey meines Vaters Bruder, dem Rector Feimer aufhielt. Als er abreiſte, empfohl ihm ſeine Frau ſehr angelegentlich, ſich zu bemühn, eine junge artige Perſon aufzufinden, die ihnen eine angenehme Geſellſchaft auf dem Lande ſeyn könnte, und ſie ſchmeichelte ſich mit aller Wahrſcheinlichkeit, daß, wenn er dieſe ſelbſt wählte, er ſeinen eigenen Geſchmack zu Rathe ziehn würde, welches ihr die Ausſicht darboth, ihren Plan ausgeführt zu ſehn.

Daß mich dieſe Wahl traf, wiſſen Sie, und nun kann es Sie auch nicht wundern, wenn ich Ihnen ſage, daß die Frau von der Hart mich gleich in den erſten Tagen mit aller möglichen Höflichkeit und Freundlichkeit überhäufte, und daß ſie ſich alle Mühe gab, mir Gelegenheit zu verſchaffen, mich von der vortheilhafteſten Seite zu zeigen. Sie zog, ſo viel ſie konnte, die Aufmerkſamkeit ihres Gemals auf mich, indem ſie gar nicht aufhörte, mich gegen ihn zu loben, und ihm dafür zu danken, daß er ihr ein ſo liebenswürdiges Mädchen, wie ſie mich zu nennen beliebte, zugeführt hätte.

Der Menſch mag nicht gern zu ſeinen Neigungen beredet werden, und ich glaube in der That, daß deswegen ſo ſelten unter jungen Leuten von verſchiedenem Geſchlechte, die mit einander aufwachſen, ein Liebesbündniß entſteht, weil ein vertrauter Umgang und Friede und Einigkeit unter ihnen begünſtigt werden. Man hätte alſo vermuthen müſſen, daß die Vorkehrungen der Frau von der Hart grade die entgegengeſetzte Würkung gethan haben würden, wenn nicht, wie ich ſchon geſagt habe, der arme Mann in einer ſolchen Gemüthsſtimmung geweſen wäre, daß ſein Herz ein Bedürfniß fühlte, ſich an ein andres zu ketten; wozu noch kam, daß ich gleich bey unſrer erſten Bekanntſchaft vortheilhafte Eindrücke auf ihn gemacht hatte.

Obgleich ich nicht Menſchenkennerinn genug war, in den erſten Wochen meines Aufenthalts zu Thalbach den Character der Frau von der Hart zu durchſchaun, und obgleich ſie mir mit Güte und Freundlichkeit zuvorkam; ſo fühlte ich doch etwas in mir, das mir ſagte: ich werde nie mit ihr ſympathiſieren können; etwas, das mich unwillkührlich zurückſtieß, indeß mein Zutraun zu ihrem Gemahle, meine Achtung und, ich muß es bekennen, meine zärtliche Empfindung für ihn, täglich wuchſen. Das liſtige Weib bemerkte dies mit Vergnügen, und in eben dem Verhältniſſe, in welchem ſie unſer gegenſeitiges Wohlwollen zunehmen ſah, erlaubte ſie ſich, weniger zurückhaltend in ihrem unſittlichen Betragen zu werden, aber dies gieng ſo weit, daß der gute Mann endlich die Augen über ſeine Schande öfnete.

War ihm bis dahin ſeine Frau gleichgültig geweſen; ſo fieng er jetzt an, ſie zu verachten. Indem er aber ihre gegenwärtige Aufführung gegen die vorige verglich; ſo glaubte er ſich ſelbſt auf gewiſſe Weiſe Vorwürfe machen zu müſſen, weil er nicht früh genug ihren Fortſchritten auf der Bahn des Laſters ernſtlich Einhalt gethan hatte. Dieſe Rückſicht und vielleicht auch ſeine immer wachſende Neigung zu mir, die ihn gegen alles Uebrige in der Welt gleichgültig machte, bewegten ihn, öffentlichen Lerm zu vermeiden, und ſie hatte alſo, wie es ihr Wunſch geweſen, freyen Spielraum. Nun reiſete ſie allein auf der Nachbarſchaft umher; ihre Liebhaber ſtellten ihr zu Ehren Feſte an, und der Herr von der Hart blieb zu Hauſe.

An einem ſolchen Tage, da er und ich allein in Thalbach am Mittags-Eſſen ſaßen, (Sie war zu einem Balle gefahren) bekam er einen Brief, worinn ihm gemeldet wurde, daß ſein Proceß, im Begriff durch einen Richterſpruch entſchieden zu werden, ſehr wahrſcheinlich höchſt nachtheilig für ihn ausfallen würde. Dieſer neue harte Schlag des Schickſals erſchütterte ihn ſo heftig, daß er nicht länger gegen mich ſchweigen konnte. Er muſſte ſeinem gepreſſten Herzen Luft machen; Bis dahin war es, das betheure ich Ihnen, noch nie unter uns zu einer Erklärung gekommen, ja! wir waren Beyde der Gelegenheit ausgewichen, die Empfindungen, welche wir für einander fühlten, und die wir Einer in des Andern Seele laſen, in Worte zu überſetzen, aus Furcht, dies Geheimniß mögte unſre Vernunft zwingen, die Unſchuld und Unſträflichkeit dieſer Empfindungen,

gen, wovon wir uns ſo gern ſelbſt überzeugen wollten, näher zu beleuchten. Jetzt zog Eine Erklärung die andre nach ſich. Er klagte mir das Unglück, das ſeinen Vermögens-Umſtänden bevorſtände; Es war natürlich, daß er bey dieſer Gelegenheit auch ſeiner übrigen Schickſale Erwähnung that, daß er ſich über die ärgerliche Aufführung ſeines Weibes herausließ: daß er die zärtlichſte Theilnehmung in meinen Augen las; daß er, gerührt davon, mit innigſter Wehmuth ausrief: „wie glücklich er ſich ſchätzen, „und wie er jedes Ungemach des Lebens vergeſſen würde, wenn die Vorſehung ihn mit einer „Frau verbunden hätte, die mir gliche;“ ja! daß ein Geſtändniß unſrer gegenſeitigen Liebe das Ende von dieſem Geſpräche war — Werden Sie mich verdammen, würdige Frau! indem ich Ihnen dieſe Verirrung offenherzig bekenne? — Nein! gewiß nicht! Sie ſind ja ſo duldend, ſo nachſichtig: Und ſollten Sie ja deswegen eine ſchlechtere Meinung von mir faſſen; ſo hoffe ich doch, das aufrichtige Bekenntniß meines Fehlers und vielleicht auch die Erzählung von meinem Betragen nach dieſer Unterredung, wird mir Ihre Achtung von einer andern Seite wieder erwerben. Das vermag ich indeſſen nicht zu leugnen, daß ich nicht weiß, wie weit mich die Folgen dieſer Erklärung unter ſolchen Umſtänden, nach und nach würden geführt haben, wenn nicht neue Begebenheiten, neue Schickſale, die Scene verändert hätten.

Die Frau von der Hart hatte die Bekanntſchaft eines Abentheurers gemacht, der ſich für einen ruſſiſchen Officier ausgab und ſeit einiger Zeit ſich in der Gegend aufhielt. Sie waren nach und nach ſo vertrauet mit einander geworden, daß das leichtſinnige Weib ſich von ihm verleiten ließ, ihren Mann zu verlaſſen, und ihm nach Rußland zu folgen, wo er reiche Beſitzungen zu haben vorgab. Der Ball, von dem ich vorhin geredet habe, war der zu dieſem Vorhaben auserſehene Zeitpunct. Die Frau von der Hart hatte, gewiß auf des Ruſſen Anrathen, alle ihre Juwelen und ſo viel Geld als ſie von ihres Mannes Vorrathe erhaſchen konnte, mitgenommen, und als die luſtige Geſellſchaft beym Tanze war, ſchlich das ſaubre Paar fort; Eine Poſt-Kutſche, die der ſo genannte Ruſſe in Bereitſchaft hielt, nahm ſie auf, und ſie fuhren davon — Wohin? das iſt nicht bekannt geworden. Der beſchimpfte Ehemann gab ſich nicht die Mühe, ihr nachzuſetzen, als er durch einen zurückgelaſſenen unverſchämten Brief von ihr, die Nachricht von der Flucht bekam; Sehr vermuthlich aber hat der Abentheurer ſie irgendwo ſitzen laſſen, und iſt mit ihrem Schmucke und Gelde weiter gereiſt.

Kaum war die Neuigkeit von der Entwelchung der Frau von der Hart ruchtbar geworden; als faſt das ganze ehrſame Publicum auf die Seite des ſchändlichen Weibes gegen ihren würdigen Gatten trat. Einige Verwandte der Frau von der Hart waren dabey die Stimmführer. Es hieß: der Mann habe die Frau ſeit der Zeit, da ſie durch das Schickſal ihres Vaters, des Miniſters, ihr Vermögen verlohren, ſchändlich behandelt. Jedermann wiſſe ja, daß er ſie nur des Geldes wegen geheyrathet gehabt. Er habe ſich eine Maitreſſe gehalten; (Sie begreifen, daß man **mir** die Ehre erwies, mich darunter zu verſtehn) Dies Weibsbild habe der guten Frau ſo viel Kummer gemacht, daß ſie es endlich nicht habe aushalten können. Sie habe ſich einem reichen Fremden vertrauet, und Dieſer habe ſie aus den Klauen des Herrn von der Hart errettet, um ſie zu ſeinen Verwandten nach Rußland zu führen — Die chriſtliche Liebe wuſſte dieſer Erzählung Wahrſcheinlichkeit und Ausbreitung zu verſchaffen.

Als wir die Nachricht von der Entweichung erfuhren: öfnete ich die Augen über meine Lage. Ich ſah nun, daß es anſtändiger Weiſe nicht möglich war, länger in Thalbach zu bleiben. Aber wo ſollte ich hin? — Und wie weh muſſte nicht die Trennung meinem Herzen thun! Ein Tag und eine ſchlafloſe Nacht waren indeß; verſtrichen; als eine Stafette dem Herrn von der Hart die Nachricht brachte, daß ſein Proceß, im Begriff völlig entſchieden zu werden, nothwendig ſeine ſchleunige Gegenwart in der Stadt erforderte. So viel Verwirrung und Unglück auf einmal betäubte ihn. Er hatte kaum Kraft und Beſinnung genug, ſich eilig zur Reiſe zu rüſten; mir wemüthig die Hand zu drücken; mir zuzurufen: „Wir ſehen uns bald wieder“ und ſo ſich in den Wagen zu ſtürzen und davon zu fahren — Der Redliche — ach! ich habe ihn nicht wiedergeſehn, werde ihn nie wiederſehn.

Sobald ich mich allein befand, ſuchte ich mich zu einem raſchen Entſchluſſe zu rüſten. „Ich muß fort“ rief ich mir zu „Ich muß fort; „es kann nicht anders ſeyn.“ Ich wankte hin zu meinem Zimmer, wollte meine Sachen einpacken, konnte nichts finden von allem, was ich ſuchte. Ich rennte in den Garten, riß mich wieder fort, in das Haus, warf mich auf einen Stuhl, heftete den Blick zur Erde, ſprang auf — Kurz! ich würde ſchwerlich zu Ausführung meiner Entſchlüſſe gekommen ſeyn, wenn ich nicht ſchon am zweyten Tage nach des Herrn von der Hart Abreiſe einen Brief von dieſem geliebten Manne erhalten hätte, worinn er mir nicht nur den gänzlichen Verluſt ſeines Vermögens, bis auf ein ſehr geringes Capital nach, *) ſondern auch die ſchändlichen Verleumdungen meldete, womit man ſeinen und meinen Ruf brandmarkte. Dies beſtimmte mich dann im Augenblicke, allen mir drohenden Gefahren und dem Wiederſtreben meines eigenen Herzens Trotz

---

*) welches, wie wir wiſſen, nachher der hochwürdige Pater Prior in *** ſich wohlſchmecken ließ. (Man ſehe den dritten Brief.)

zu bieten. Die Zinſen des kleinen Capitals, des Einzigen, was dem Herrn von der Hart von ſeinem Vermögen übriggeblieben war (denn auch ſein Gut in Thalbach ſollte er räumen) konnten kaum hinreichen, ihn allein ſehr eingeſchränkt zu ernähren. Sollte ich — wenn dies auch Tugend und Vernunft erlaubt hätten — ſollte ich helfen, dies Wenige durchzubringen? Aber ich ſah voraus, daß er darauf dringen würde, ſeine Armuth mit mir zu theilen; ich ſah voraus, daß, auch bey der vorſichtigſten Aufführung, dies unſerm Rufe einen unauslöſchlichen Schandfleck anhängen, und daß ich doch, wenn er mich mündlich, mit der ſanften Stimme der Liebe, darum bäthe, nicht die Kraft haben würde, es ihm abzuſchlagen. Ich muſſte alſo fliehn, weil es noch Zeit war, muſſte fort, ohne daß er erfahren durfte, wohin mein Schickſal mich geführt hatte.

Als ich daher, nach mannigfaltigen Kämpfen, mit mir ſelber einig geworden war, ließ ich den Haushofmeiſter rufen, und erzählte demſelben: es habe mir unſer Herr aufgetragen, nach Lichtenheim, einer benachbarten Stadt, zu fahren, und dort, wo ich für ihn Geſchäfte beſorgen ſollte, acht Tage bey einer gewiſſen Bürgermeiſterinn, die wir kannten, zuzubringen. Ich bath ihn, mir Pferde und Wagen zu beſtellen, packte mit zerriſſenem Herzen meine Habſeligkeiten zuſammen, und ſetzte mich dann hin, um an den Freund meiner Seele einen Brief zu ſchreiben, der ihm erſt zwey Tage nach meiner Abreiſe zugeſchickt werden ſollte. Ich ſchrieb, was in meiner Gemüthslage ſich ſchreiben ließ; jetzt weiß ich nicht mehr, was? Nie in meinem Leben habe ich empfunden, was ich damals empfand. O! wie willkommen wäre mir der Tod geweſen! Ich bedurfte aller meiner Standhaftigkeit, um bey meinem Entſchluſſe zu beharren, wenn ich mit Zittern daran dachte, welch' ein neuer Donnerſchlag dieſer Brief für den edeln, guten Mann ſeyn würde, in ſeiner gegenwärtigen Lage, bey ſo mannigfaltigem Unglücke. Ach! jetzt, da es ihm von allen Seiten ſo übel gieng, ſollte ich, die er ſo zärtlich liebte, ihm noch den letzten Stoß geben? Jetzt, da ihn jedermann verließ, ſollte auch ich den Unglücklichen fliehn? — Aber es muſste ja ſeyn, und ſo ſtärkte mich denn Gott auf wunderbare Weiſe, und ich behielt Faſſung genug, um, als ich in die Kutſche ſtieg, mich auch nicht durch Eine Thräne zu verrathen.

Sobald ich zu der Bürgermeiſterinn nach Lichtenheim gekommen war, ſchickte ich Pferde und Wagen zurück. Noch hatte ich nicht Zeit gehabt, einen ſichern Plan für die Zukunft anzulegen. Dies konnte ich auch nicht wohl eher thun, als bis ich weit genug von dieſer Gegend entfernt war. Ich bath daher die Bürgermeiſterinn, ohne mich weiter auf Erklärungen einzulaſſen, mir ſogleich einen kleinen Wagen mit zwey Poſtpferden zu beſtellen, und in weniger als einer Stunde war ich ſchon wieder unterwegens nach Heilbronn. Dieſen Weg wählte ich deswegen, weil ich mich erinnerte, eine Putzmacherinn zu kennen, welche dort wohnte, und bey der ich mich vorerſt als Gehülfinn zu melden dachte. Einiges Geld hatte ich mir überſpart, ſo daß ich, wenn ich auch eine Zeitlang hätte Koſtgeld geben müſſen, ein Jahr hindurch auszukommen hoffen durfte, und indeß hätte ſich doch wohl eine Gelegenheit zu ehrlichem Unterhalte gefunden.

Wie viel wagte ich, als ein junges Mädchen von ſiebenzehn Jahren, (dies geſchahe im September 1771) ſo ganz allein, ohne Schutz, ohne Ausſicht, ohne Erfahrung, in die weite Welt zu rennen! Allein ich gieng ja auf guten Wegen, hatte meine Pflicht erfüllt, hatte der Tugend ein Opfer gebracht, und ſo ſchützte mich denn die Vorſehung, wie ich bald nachher die deutlichſte Probe davon ſah. Ich fuhr Tag und Nacht durch; Mein zärtlicher Cörperbau vertrug ſo viel Anſtrengung mancher Art nicht lange; ich ſahe mich alſo gezwungen, die dritte Nacht im Poſthauſe in *** auszuruhn. Es war in der Zeit der Frankfurther Meſſe. Viel fürſtliche und andre Perſonen von Stande reiſeten des Wegs, und es fehlte zuweilen auf der Poſt an bereitſtehenden Pferden. Eine adeliche Dame aus Maynz, die Frau von *** nebſt ihrer Tochter waren durch dieſen Umſtand aufgehalten worden, ſo daß ſie erſt ſpät in die Nacht in dem Poſthauſe, worinn ich war, ankamen. Da ſie noch obendrein etwas an ihrem Wagen zerbrochen hatten; ſo beſchloſſen ſie, bis zu anbrechendem Tage hier zu verweilen. Nun fand ſich aber das untere Zimmer voll von Kaufleuten, und das öbere hatte ich ein. Die Wirthinn ſagte dies der Dame, und Dieſe bath, man mögte mich doch höflich um die Erlaubniß erſuchen, daß ſie ſich zu mir in das Zimmer ſetzen dürfte, indem ſie das Verſprechen hinzufügte: ſie wolle ſich nebſt dem Fräulein ganz ſtill und ruhig halten, und mir nicht die geringſte Ueberlaſt machen. Mit dieſem Antrage trat die Poſtmeiſterinn vor mein Bette, in welchem ich zwar lag, aber — leider! nicht ſchlief, ſondern mich in Thränen badete. Ich machte nicht viel Schwierigkeit, und da ich ohnehin mich nicht ausgekleidet hatte; ſo war ich ſchon auſſer Bette, als die beyden fremden Frauenzimmer in die Thüre traten.

Die Frau von *** war eine von den guten, edeln Seelen, zu denen man bald Zutrauen und Liebe faſſt. Ihre zuvorkommende Freundlichkeit war nicht die gnädige Herablaſſung einer adelichen Dame, die, wenn ſie einer Perſon bürgerlichen Standes ein höfliches Wort ſagt, ohngefehr die Empfindung zu haben glaubt, die der Schöpfer hat, wenn er auch gegen die geringſten ſeiner Creaturen barmherzig und mildthätig iſt; ſondern es war ein ſchweſterliches Wohlwollen, ächte Menſchenfreundlichkeit, Verlangen ſich mitzutheilen und von Andern zu empfangen. Sie ſah mir's an, daß ſchweres Leiden meine Seele ängſtigte, und noch hatten wir nicht viel über eine Stunde einander gegenüber geſeſſen, als ſie mir näher rückte, mich bey der Hand ergriff, und ohne weitre Umſtände treuherzig fragte: „was mir fehlte, und ob ſie mir „nicht helfen könnte?“ Mögen immer behutſame, mistrauiſche Leute es für eine Unbedachtſamkeit erklären! ich konnte nicht umhin, dieſer unbekannten Dame ohne Rückhalt meine ganze Geſchichte zu erzählen, und der Erfolg rechtfertigte dieſen Schritt. Was wagte ich denn auch dabey? Vielleicht war die Unvorſichtigkeit der Frau von * * *, die jedem Worte dieſer Erzählung, welche eben ſo gut hätte ein Märchen ſeyn können, Glauben beymaß, größer, als die meinige; doch wir betrogen uns beyde nicht, und ſie nahm innigen und warmen Antheil an meinem Schickſale. Allein ihr wohlthätiges Herz begnügte ſich nicht mit Worten; Sie beſchloß vielmehr ſogleich, mich zu ſich zu nehmen. Sie hatte grade keine Cammerjungfer; die ihrige war

verheyrathet worden. „Ich werde es“ ſagte ſie
„mir nicht einfallen laſſen, einem Frauenzimmer
„von Ihrem Stande dieſe Stelle anzubiethen;
„aber, da ich als Witwe nicht reich genug
„bin, darüber hinauszugehn, ob mein Haushalt
„aus einer Perſon mehr oder weniger beſtehe;
„ſo wage ich es, Ihnen folgenden Vorſchlag zu
„thun: Wollen Sie mir aus Freundſchaft einige
„Handreichung thun, bey meiner Toilette, die
„ſehr wenig Zeit erfodert; Wollen wir gemeinſchaftlich
„uns mit der Handarbeit, die im Hauſe
„vorfällt, beſchäftigen, und übrigens als Freundinnen
„mit einander leben und an Einem Tiſche
„ſpeiſen; ſo werde ich Sie mit Freuden mit
„mir nach Maynz nehmen, und es ahndet mich,
„daß unſer gegenſeitiges Zutrauen bald zu der
„herzlichſten Freundſchaft erhöht werden wird.“

Daß ich dieſen Vorſchlag mit der dankbarſten Rührung annahm, das werden Sie leicht glauben. Wir fuhren alſo am folgenden Morgen ab, und obgleich grauſamer Kummer an meinem Herzen nagte, und ich mit Wehmuth ſtets an den Mann zurückdachte, den meine Seele liebte; ſo fühlte ich mich doch ſo geſtärkt und erquickt, als wenn ich nicht Eine Nacht durchwacht und durchwimmert hätte.

Meine Lebensart in Maynz war ſo einförmig, daß ich Ihnen von den anderthalb Jahren, die ich dort hinbrachte, wenig zu erzählen habe. Ich komme alſo gleich auf die Begebenheit, die mich dieſen Aufenthalt wieder gegen einen andern zu vertauſchen, nöthigte. Die Frau von * * * war in der That eine Frau die man immer mehr lieben muſſte, je länger man ſie kannte; allein ſie hatte den einzigen Fehler, daß eben ihre groſe Güte und Sanftmuth ſie zu nachſichtig gegen ihre Kinder machte. Ihre Vermögens-Umſtände waren nicht glänzend; Sie lebte ſehr eingezogen. Ihre Tochter, funfzehn Jahre alt, war von Natur gutmüthig; aber übrigens äuſſerſt unbedeutend, von beſchränkten Einſichten und ſehr materiellem Cörperbaue — Sie that mir nichts zuwieder und nichts zur Liebe. Der Sohn hingegen, ein lebhafter Jüngling von zwanzig Jahren, war von Jugend auf verzogen worden, nachher in böſe Geſellſchaft gerathen, äuſſerſt ausſchweifend, vorlaut, eingenommen von ſich ſelber, und der Abgott der Mutter.

ter. Er war Officier und gewöhnt, mit allen Frauenzimmern bürgerlichen Standes ſo umzugehn, als wenn ſie zu ſeinem Vergnügen geſchaffen wären. Als er mich zuerſt bey ſeiner Mutter ſah; (Er kam einige Monathe nach unſrer Ankunft von ſeinem Oheime, bey dem er geweſen, zurück,) rief er aus: „Ey, gnädige Mama! „da haben Sie mir ja ein allerliebſtes Mädgen „mitgebracht!“ Dann ſprang er auf mich los und wollte mich ohne Umſtände umarmen. Ich trat einige Schritte zurück, indem ich ihm einen Blick zuwarf, der ihn würklich in Verlegenheit zu ſetzen ſchien. Er betrug ſich nachher anſtändig und ehrerbietig, und ich hoffte nun, ohne Gefahr, höflich und ſo mit ihm umgehn zu dürfen, wie ich es dem Sohne meiner Wohlthäterinn ſchuldig zu ſeyn glaubte; allein ich irrte. Es offenbarte ſich vielmehr, daß meine Zurückhaltung eine ernſtliche Leidenſchaft in ihm erweckt hatte; Er war jetzt vom Morgen bis zum Abend in ſeiner Mutter Hauſe, ſtatt daß Dieſe ihn ſonſt oft in ganzen Wochen, die er mit andern jungen Officiers und Domherrn durchſchwärmte, nicht zu ſehn bekam. Er ſuchte jede Gelegenheit auf, mich allein zu ſprechen, und da er dieſe endlich fand; ſo erklärte er mir mit dem größten Feuer ſeine Liebe.

Sie werden mir's, würdigſte Freundinn! gern glauben, daß ich ſeinen Antrag, der indeſſen doch in geſitteten und beſcheidenen Ausdrücken geſchah, abwies, daß ich ihm unſre ſehr verſchiedenen Verhältniſſe vorſtellte, und ihn bedrohete, ſeiner Mutter alles zu entdecken, wenn er mich noch einmal beunruhigte. Ich weiß indeſſen nicht, ob dieſe Drohung viel geholfen haben würde, wenn er nicht bald nachher in Dienſt-Geſchäften nach Erfurth hätte abgehn müſſen. Dort blieb er wiederum ein halbes Jahr, und als er nach Maynz zurückkam, ſchien er von ſeiner Leidenſchaft ziemlich geheilt zu ſeyn; aber es ſchien auch nur ſo. Kaum waren einige Tage verfloſſen; ſo erneuerte er, da ſich grade die Gelegenheit fand, daß ſeine Mutter ausgegangen war, ſeine Anträge, und zwar diesmal mit Ungeſtüm, doch ohne ein Wort vorzubringen, das meine Sittſamkeit hätte beleidigen können. Indeſſen fieng ich doch an, einzuſehn, daß meine Lage in dieſem Hauſe von der Art war, daß ich in keinem Betrachte darauf rechnen durfte, zufrieden und ſicher in demſelben zu bleiben, und ich beſchloß daher, mir eine andre Ausſicht zu eröfnen, vorläufig aber alle mögliche Gelegenheit, mit dem jungen Herrn allein zu ſeyn, ſorgfältig zu vermeiden.

Mir kam immer der Plan, bey irgend einer Putzmacherinn in einer großen Stadt mich in die Koſt zu geben und dort von meiner Hände Arbeit zu leben, am vernünftigſten vor. Frankfurth am Mayn hielt ich dazu am ſchicklichſten, weil ich aber dort gänzlich fremd war; ſo wendete ich mich an die Frau eines Kaufmanns in Maynz, die, weil ſie mit Flor, Band und dergleichen handelte oft in das Haus der Frau von * * * zu kommen pflegte. Ich kann nicht ſagen, daß ich beſondres Zutrauen zu dieſem Weibe gehabt hätte; im Gegentheil! ich hatte oft bemerkt, daß der junge Herr mit ihr ſehr vertraut umzugehn ſchien; allein ich war unerfahren genug, dieſen Schritt für nicht ſo wichtig zu halten, als er würklich war. Ich bath ſie alſo, mich einer Galanterie-Händlerinn in Frankfurth zu empfehlen, bey welcher ich wohnen und dabey durch Nähen, Stricken und Putzmachen meinen Unterhalt erwerben könnte; und ſie verſprach, dafür zu ſorgen.

Wenige Tage nachher kam ſie und zeigte mir einen Brief von einer gewiſſen Frau Carlin in der Bockenheimer Gaſſe in Frankfurth, die mich mit ofnen Armen aufzunehmen verſprach, in ſo fern ich ein ſittſames Frauenzimmer wäre, deſſen Ruf ihrem ehrbaren Hauſe keine Schande machen könnte. Mit Dankbarkeit nahm ich dieſen Vorſchlag an, hielt es aber für gut, von meinem Vorhaben in unſerm Hauſe nichts bekannt werden zu laſſen. Deswegen empfohl ich der Kaufmannsfrau Verſchwiegenheit. Der Frau von * * * aber ſagte ich: ich ſey ſo glücklich geweſen, in der Gegend von Caſſel einer adelichen Dame als Erzieherinn ihrer Kinder empfohlen zu werden, und obgleich es dieſe gute Frau befremdete, daß ich bey dieſer Sache mit ſo viel Zurückhaltung verfuhr; ſo drang ſie doch nicht weiter in mich, ſondern ließ mich, doch mit einiger Kälte, von Maynz abreiſen.

Ich fuhr mit dem Marktſchiffe nach Frankfurth. Das Schiff war voll Menſchen allerley

Art. Unter andern befand ſich in der Cajüte, in welcher ich war, ein Weib, dem ein Kind auf dem Schooſe ſaß, das die Blattern hatte. Der Anblick deſſelben machte einen äuſſerſt widrigen, eckelhaften Eindruck auf mich; Ich hatte die Blattern noch nicht gehabt und ich fühlte, noch ehe wir an Ort und Stelle kamen, eine Veränderung in meinem Cörper, die mich fürchten ließ, ich ſey von dieſer Krankheit angeſteckt worden — und meine Furcht war gegründet.

Als ich in Frankfurth an das Land ſtieg, fragte ich einen von meinen Reiſegefährten: ob er nicht wiſſe, wie ich am nächſten nach der Bockenheimer Gaſſe zu der Frau Carlin kommen könnte? Der gute Mann ſtutzte und ſah mich mit Verachtung an, ſtatt daß er vorher äuſſerſt freundlich und höflich gegen mich geweſen war. Allein er veränderte bald ſeine Mine und fragte mich, mit zuverſichtlichem, doch freundlichem Ernſt: „Kennen Sie dieſe Frau? — „Nein!“ fügte er hinzu „Sie kennen ſie gewiß „nicht; ſonſt würden Sie nicht ſo öffentlich ihren Namen nennen.“ Dies befremdete mich; Ich erzählte ihm ohne Zurückhaltung, was in

Maynz vergegangen, und in welcher Abſicht ich hergekommen war. „Nun! ſo hören Sie denn, „Mademoiſelle!“ rief er aus „was Ihnen bevorſtand! Man hat Sie in die Hände einer „Frau liefern wollen, die öffentliche Freuden„Mädgen unterhält, und in deren Haus einige „ausſchweifende junge Herren aus Maynz fleiſſig einkehren. Danken Sie der Vorſehung, „daß ſie Ihnen einen ehrlichen Mann zugeführt „hat, der Ihnen, wie es ſeine Pflicht war, die „Gefahr zeigen konnte, in welcher Sie ſchwebten. Sie müſſen jetzt Sich auf einige Zeit „nach einer andern Wohnung umſehn, bis der „Himmel weiter hilft, und indeß werde ich Sie „in einen guten Gaſthof, zu redlichen Leuten „führen, die ich kenne, und wo Sie gut aufgehoben ſind.“

Mit Thränen in den Augen dankte ich dem guten Manne für meine Errettung; allein es war beſchloſſen, daß ich ihm noch mehr zu danken haben ſollte. Er war ein Arzt, und ich befand mich ſchon am folgenden Tage in dem Falle, auch von dieſer Seite ſeiner Hülfe zu bedürfen. Er führte mich in den Gaſthof zum goldenen

Löwen; mein Koffer wurde eben dahin gebracht. In derſelben Nacht verfiel ich in ein heftiges Fieber, und am folgenden Morgen waren alle Anzeigen da, daß ich die Blattern bekommen würde. Mein redlicher Doctor wurde gerufen; Er erkannte ſogleich mein Uebel für das, was es war. Seiner Geſchicklichkeit und menſchenfreundlichen Sorgfalt verdanke ich, nächſt Gott, mein Leben und die Erhaltung meiner Geſtalt. Vier Wochen lang, den ganzen Merz-Monath dieſes Jahrs hindurch, beſuchte er mich täglich, ſchaffte mir Erleichterung, und die guten, redlichen Wirthsleute im goldenen Löwen verpflegten mich, als wenn ich ihr eigenes Kind geweſen wäre. Ja! dies geſchah mit einer Uneigennützigkeit, die mich lebenslang zu ihrer Schuldnerinn macht. Der menſchenfreundliche Arzt wollte nicht die geringſte Belohnung von mir annehmen, und als ich, nicht ohne Furcht, nach der Wirthshaus-Rechnung fragte, hieß es, eine Geſellſchaft wohlthätiger Menſchen, zu welcher der Doctor gehörte, habe ſchon alles berichtigt.

So viel Edelmuth machte mich verſtummen; ich konnte nur durch einzelne, abgebrochene.

von Thränen erſtickte Worte, meinen Dank
ausdrücken; aber es kam nun darauf an, mich
nach einem andern Aufenthalte umzuſehn, und
auch dazu half mir mein Arzt. „Sie werden
„für die Geſundheit Ihres Leibes und Ihrer
„Seele am beſten ſorgen, Mademoiſelle!“ ſagte
er „wenn Sie den ſchönen Frühling auf dem
„Lande zubringen, und damit man Ihnen von
„Maynz aus nicht nachſpüre; ſo glaube ich, es
„wird rathſam ſeyn, daß Sie Sich aus dieſer
„Gegend gänzlich entfernen. Ich habe im
„* * *ſchen zu Birkenthal einen redlichen Vetter,
„den Paſtor Ehrmann wohnen; An Dieſen
„gebe ich Ihnen einen Brief mit. Er iſt ein
„menſchenfreundlicher Mann, wird auch keinen
„Anſtand finden, Sie auf einige Monate zu
„ſich ins Haus zu nehmen, und dann kann er
„Ihnen in der Nachbarſchaft vielleicht eine Stelle
„bey einer Dame auswirken. Sie helfen indeß
„ſeiner Frau in den häuslichen Geſchäften;
„Und ſollten Sie auch Dieſer einiges Koſtgeld
„geben müſſen; ſo wird das doch nicht viel ſeyn,
„und ihre Caſſe iſt ja nicht erſchöpft. Reiſen
„Sie, in Gottes Namen, ſobald als möglich
„dahin!“

Ich nahm dieſen Vorſchlag, wie ſichs verſteht, mit Freuden an. Meine Reiſe hierher war die glücklichſte. Daß ich zu Fuße ankam, rührte daher, weil, wie Sie wiſſen, der Poſtwagen nicht durch Birkenthal fährt, ſondern durch Mellersheim, eine Stunde von hier. Dort aber konnte ich kein Fuhrwerk bekommen.

Und nun, meine würdigſte Freundinn! wiſſen Sie die ganze Geſchichte meines Lebens. Langeweile habe ich Ihnen vielleicht damit gemacht; aber verſchwiegen habe ich gewiß nichts. Richten Sie mich gelinde; weiſen Sie mich zurecht; aber entziehen Sie mir Ihre Gewogenheit und Freundſchaft nicht!

Noch muß ich hinzufügen, daß ich ſeit meiner Abreiſe von Thalbach nicht die geringſte Nachricht von dem Herrn von der Hart habe erhalten können, *) daß ich noch oft mit Zärtlichkeit an ihn zurückdenke, jedoch mit ruhigerm

*) Wir wiſſen, daß er im Jahre 1771, alſo gleich nach Carolinens Abreiſe, ſein Noviciat bey den Mönchen in *** antrat.

Herzen, als in den erſten Monaten meines Aufenthalts in Maynz.

Ich habe Ihnen die Lebens-Geſchichte des Herrn von Mildenburg, die ich nach ſeiner mündlichen Erzählung aufgeſchrieben habe, verſprochen; allein heute ſchicke ich Ihnen nichts davon; Sie haben genug an dieſem Briefe zu leſen. Leben Sie wohl!

Eilfter Brief.

Von der Räthinn Homann, an den Paſtor Ehrmann.

Den 19ten October, 1773.

Gewiſſe Urſachen, die ich Ew. Hochehrwürden nächſtens entwickeln werde, bewegen mich, Dieſelben ergebenſt zu bitten: Sie wollen doch die Güte haben, mir auf folgende Fragen mit der Ihnen eigenen Freymüthigkeit und Gradheit zu antworten: Wie ſind Sie, mein beſter Herr Paſtor! mit der Aufführung des jungen Frauenzimmers zufrieden, dem Sie ſo menſchenfreundlich ſeit einem halben Jahre einen Aufenthalt in Ihrem Hauſe vergönnt haben? Iſt die Demoiſelle Felmer von einer verträglichen, ſanften Gemüthsart? Iſt ihr Herz wohlwollend? Iſt ſie ſittſam, ſchamhaft und beſcheiden? Ew. Hochehrwürden können feſt darauf rechnen, daß ich von Ihren Eröfnungen den beſten und vorſichtigſten Gebrauch machen werde; Die ich, mit der Bitte, mich der Frau Paſtorinn beſtens zu empfehlen, die Ehre habe ꝛc.

Zwölfter Brief.

Von eben Derſelben, an Carolinen.

Den 24ſten October.

Sie haben mir, meine beſte junge Freundinn! durch Mittheilung Ihrer mir ſo intereſſanten Lebens-Geſchichte, einige ſehr angenehme Stunden verſchafft, und ich erkenne mit dem wärmſten Danke den Werth Ihres Zutrauens zu mir. Erlauben Sie mir nun, Ihnen, indem ich beyde Briefe vor mir liegen habe, über die einzelnen Stücke Ihrer Erzählung, wie es die Weiſe alter Weiber iſt, einige moraliſche Bemerkungen zu machen! In der That hat die Vorſehung auf eine wunderbare Art Sie aus den Gefahren errettet, in welche Ihre unbedachtſame Jugend Sie hätte ſtürzen können. Wenn es wahr iſt, (und ich glaube es Ihnen auf Ihr Wort) daß Ihre Eltern Sie ein wenig verzogen haben; ſo war es eine weiſe Fügung des Himmels, daß Dieſe früh von Ihrer Seite geriſſen wurden, und daß Sie dann in das Haus Ihres würdigen Oheims kommen muſſten, wo Sie Gelegenheit hatten, Ihren Geiſt zu bilden: Allein im Allgemeinen denke ich doch, es taugt nicht, wenn junge Frauenzimmer von Männern erzogen werden, und wenn ſie früh einen Wiederwillen gegen die kleinen Schwachheiten unſers Geſchlechts bekommen. Dieſe Schwachheiten ſind ſo feſt verwebt mit den Eigenthümlichkeiten, die wir nicht verliehren dürfen, wenn wir gute, nützliche Hausfrauen und Mütter werden wollen, daß es mir immer weh thut, wenn ich ſehe, daß man einem jungen Mädgen männliche Tugenden und männliche Aufklärung inoculieren will. Sagen Sie mir: wer würde die zarten Kinder in den erſten Jahren ihres Lebens warten und pflegen, wenn alle Mütter, an erhabnere Beſchäftigungen gewöhnt, Eckel und Ueberdruß bey dieſen zum Theil wiedrigen Handhabungen empfänden? Wie ſchlecht würde es um Haushalt und Küche ausſehn, wenn wir nicht einen angebohrnen Hang zu kleinen Arbeiten, einen esprit de bagatelle hätten, der uns ſolche Geſchäfte, die eigentlich unſer Beruf ſind, angenehm machten? Der Wiederſprechungsgeiſt, die große Aengſtlichkeit einer Frau bey anſcheinenden Gefahren, hat ſchon manchen Mann von zu raſchen Schritten ab-

abgehalten. Unſre Geſchwätzigkeit gewährt den mürriſchen Eheherrn zuweilen angenehme Unterhaltung. Unſre Abneigung gegen tiefſinnige Geiſtes-Anſtrengung hält uns ab, heilige Wahrheiten wegzuphiloſophieren, die, bey unſrer größern Verführbarkeit von Innen und Auſſen, die Wächter unſrer Tugend ſeyn müſſen. Unſre Cokетterie feſſelt die Männer an uns, die auſſerdem Unſrer bald überdrüſſig werden würden. Unſer Hang, alles auszuſpähn und aufzudecken, erhält unſre Nachbarinnen vachſam über ihre Aufführung, und ihren Ruf. Unſre Neugier und unſre Eiferſucht halten unſre Ehemänner in den Schranken ihrer Pflicht — Und Sie wollten Ihr eigenes Geſchlecht verachten, weil Sie ein Paar böſe und ausſchweiſende Weiber kennen gelernt haben? Und haben Sie nicht dennoch der Frau Rectorinn Ihre Geſchicklichkeit in weiblichen Arbeiten zu danken? Hat die Dame in Maynz nicht edel gegen Sie gehandelt? Hat die Wirthinn im goldnen Löwen Sie nicht mütterlich verpflegt? Iſt Ihre Frau Paſtorinn wohl halb ſo böſe, als Sie ſie ſchildern? Wäre der gute Ehrmann nicht vielleicht längſt durch ſeine Gutherzigkeit an den Bettelſtab gerathen, wenn ſeine Frau eben ſo gern hingäbe, als Er? Und was fehlt denn uns Beyden? Sind wir nicht ein Paar würdige Frauenzimmer?

Ich glaube, meine Beſte! Sie hätten bey Ihrer Aufführung gegen den Herrn von der Hart wachſamer auf Ihr Herz ſeyn ſollen. Es iſt ſchwer zu ſagen, was man an eines Andern Platz thun würde; aber ich meine immer, da Sie bey Ihrer erſten Zuſammenkunft mit ihm ſchon merkten, daß er Ihnen nicht gleichgültig war; ſo hätten Sie nachher, als Sie ihn täglich ſahen, um deſto vorſichtiger und zurückhaltender mit ihm umgehn und vor allen Dingen vermeiden müſſen, die Vertrauete ſeiner häuslichen Leiden zu werden. Dergleichen nimt faſt nie ein ganz gutes Ende, und bey Ihrem, wie mir's vorkömmt, ſehr entzündbaren Herzen und warmen Temperamente, haben Sie von Glück zu ſagen, daß der Herr von der Hart ein ehrlicher Mann war.

Das hätten Sie nicht thun ſollen, daß Sie der Frau von *** in Maynz, als Sie ihr Haus verlaſſen wollten, die Unwahrheit ſagten. Schiefe Wege führen immer zu böſen Folgen, und wie unvorſichtig war es nicht, Sich einem Weibe zu vertrauen, von dem Sie wußten, das es mit dem jungen Herrn gut ſtand! — Kurz! mein liebes Kind! Sie haben Urſache, Ihrem Schöpfer zu danken dafür, daß er, bey ſo manchen Unvorſichtigkeiten, zu welchen Ihre Jugend Sie verleitete, Sie dennoch behütet hat, tiefer zu fallen. Uebrigens freuet es mich, daß Ihre Leidenſchaft für den Herrn von der Hart, wie es ſcheint, jetzt nicht an Ihrer Ruhe nagt.

Und nun noch einmal! Ich bin gerührt von Ihrer Freymüthigkeit, und liebe Sie darum, wenn das möglich iſt, nur noch mehr. Mit Verlangen ſehe ich der Mittheilung der Geſchichte des Herrn von Mildenburg entgegen. Herr Umbach hat mir erzählt, welche vortheilhafte Wendung das Schickſal dieſes armen Mannes genommen und das hat mir wahrhafte Freude gemacht. Wie ich höre; ſo iſt er ſchon geſtern von Birkenthal ab, zu ſeinem Miniſter gereiſt. Ich bin von ganzer Seele ꝛc.

Dreyzehnter Brief.

Von dem Paſtor Ehrmann, an die Räthinn Hemann.

Den 24ten October 1773.

Ew. Wohlgebohren geehrteſte Zuſchrift hat mir ein gar großes Vergnügen gemacht, und danke ſowohl ich, als meine liebe Frau, für Dero gewogenes und gütiges Andenken gehorſamſt.

Was die Demoiſelle Felmer betrifft, nach welcher Ew. Wohlgebohren Sich zu erkundigen belieben; ſo nehme ich keinen Anſtand, mich darüber mit aller Offenherzigkeit herauszulaſſen. Ich muß gewiſſenhafter Weiſe dieſem jungen Frauenzimmer das Zeugniß geben, daß ſie, bey einem aufgeklärten und gebildeten Verſtande, ein wohlwollendes Gemüth beſitzt; obgleich ein kleiner Hang zum Spotte, den ich an ihr zu tadeln habe, ſie zuweilen verführt, ihren Nebenmenſchen, beſonders denen von weiblichem Geſchlechte, nicht diejenige Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen, die der Geiſt wahrer chriſtlicher Duldung von uns fordert. Ich weiß wohl, daß dies nicht aus Bosheit geſchicht; aber immer iſt es eine üble Gewohnheit, Andrer Fehler in ſtärkerm Lichte als unſre eigenen zu ſehn. Sie ſcheint indeſſen Zutraun zu mir zu haben; Sie weiß, daß ich es herzlich gut mit ihr meine, und ſo ſage ich ihr denn oft, daß man in der Welt nie zugleich Kläger und Richter, am wenigſten noch obendrein Rächer ſeyn ſoll. Dies iſt einer ihrer Haupt-Fehler. Ein anderer iſt der, daß ſie nicht immer gegen jedermann ganz grade und ohne Winkelzüge handelt. Nicht, daß ſie würklich ſchlechte Thaten und Gedanken zu verſchweigen hätte; aber dieſe kleine Verſtellung hat ihren Grund in einer übertriebenen weiblichen Eitelkeit; in dem Verlangen, beſſer ſcheinen zu wollen, als man iſt. Auch von dieſer Seite habe ich es nicht an Ermahnungen fehlen laſſen. Ich habe ihr vorgeſtellt, daß Mangel an Gradheit des Herzens einen Menſchen immer unruhig macht, daß dann die Furcht, ſich ſelbſt zu wiederſprechen, und gewiß auch das innere Gefühl ſeines Unrechts, ſeinem ganzen Weſen ein zuſammengeſetztes, lichtſcheues, gezwungenes Anſehn giebt, welches Jedem auffällt;

daß Eine Abweichung vom Wege der Wahrheit zu einer neuen verleitet; daß man mehrentheils eine Erdichtung durch eine andere gut machen muß; der Wahrhafte, immer gleich Redliche und Treue hingegen, einer ununterbrochenen Gemüthsruhe ſich erfreuet, ſtets heiter und froh iſt, durch keine verfängliche Frage überraſcht wird, und nie in Verlegenheit geräth. Mit dieſer Begierde, ihren kleinen Fehlern einen beſſern Anſtrich zu geben, ſcheint der Leichtſinn, den ich von einer andern Seite an ihr bemerke, in ſonderbarem Contraſte zu ſtehn. Sie ſetzt ſich nemlich oft viel zu ſehr über die Meinung fremder Leute hinaus, bekümmert ſich, wenn ſie einmal glaubt, daß eine Handlung an ſich unſchuldig iſt, ſehr wenig darum, ob ſie auch anderen Menſchen alſo erſcheint, und giebt dadurch nicht ſelten Gelegenheit, daß man ſehr nachtheilig von ihr urtheilt. Wie wenig dieſe Gleichgültigkeit gegen den äuſſern Ruf einem jungen Frauenzimmer anſtändig iſt, darinn werden Sie, meine hochverehrte Freundinn! gewiß mit mir einſtimmen. Ueberhaupt iſt bey unſern vertraulichen, häuslichen Geſprächen immer mein Augenmerk dahin gerichtet geweſen, das gute junge Frauenzimmer durch Gründe und Beyſpiele davon zu überführen, daß es in der Welt gar keine gleichgültige Handlungen giebt, und dies nicht nur darum, weil doch alles entweder gut oder böſe ſeyn muß; ſondern auch hauptſächlich wegen der nie vorauszuſehenden Folgen jeder Handlung für uns und Andre.

Ich merke aber ſehr deutlich, daß der Grund aller dieſer kleinen Fehler bey der Demoiſelle Felmer darinn liegt, daß der erſte Religions-Unterricht, den ſie genoſſen, nicht zweckmäßig iſt behandelt worden. Man hat ſie Dogmatic gelehrt, ſtatt ihre Seele mit Wärme für wahre Gottesverehrung zu erfüllen; Man hat ſie auswendig lernen laſſen, was ſie glauben und thun ſollte; aber man hat verſäumt, ihr Herz zu erweichen, zu erquicken, mit den herrlichen Troſtgründen der Religion, und ihrem Verſtande die heiligen Pflichten des Chriſtenthums von einer ſolchen Seite darzuſtellen, auf welcher ſie einſehn lernte, daß die Beobachtung dieſer Pflichten das einzige Mittel iſt, innerlich und äuſſerlich froh, heiter und glücklich zu werden, und Andre glücklich zu machen.

Ich habe mich mit aller Gewiſſenhaftigkeit über die Fehler meiner jungen Hausgenoſſinn herausgelaſſen, weil ich mich überzeugt halte, daß Sie, meine verehrungswürdige Frau Räthinn! nicht aus Neugierde, ſondern in der wohlthätigen Abſicht, einen Plan für die künftige Wohlfahrt dieſes guten Frauenzimmers anzulegen, ſich ſo genau nach ihr erkundigen. Sollten Ew. Wohlgebohren nun ſchon beſtimmt dergleichen zum Augenmerke haben; ſo bitte ich Dieſelben recht herzlich, laſſen Sie Sich das nicht reuen! Mademoiſelle Felmer verdient gewiß eine ſolche Verwendung. Sie iſt noch ſehr jung, und wenn ſie in gute Hände fällt; ſo wird ſie gewiß einſt eine Zierde ihres Geſchlechts werden. Sie hat alle Anlage dazu, und einige ſehr ſeltene Eigenſchaften. Jhre Geſtalt und ihre Manieren, ein wenig Ziererey abgerechnet, ſind angenehm und einnehmend. Sie iſt reinlich und ordentlich in ihrer Kleidung, wie in ihren Geſchäften, geſchickt in aller Art häuslicher und weiblicher Arbeit; fleiſſig; nicht fähig, einen Augenblick müßig zu ſitzen; dabey mitleidig, dienſtfertig und freygebig.

Sehen Sie, hochverehrte Gönnerinn! das iſt die Schilderung, welche ich, als ein ehrlicher Mann, nach meiner geringen Kenntniß des menſchlichen Herzens, von der Demoiſelle Felmer liefern kann. Von ganzer Seele wünſchend, daß beyden Theilen dieſe gut gemeinten Nachrichten zu einigem Vortheile gereichen mögen, habe ich die Ehre mit wahrer Hochſchätzung zu verharren ꝛc.

Vierzehnter Brief.

Von Carolinen, an die Räthinn Homann.

Den 25ſten October. 1773.

Es iſt mir ein Stein vom Herzen gefallen, ſeit geſtern, da ich Ihren lieben Brief erhielt. Alſo habe ich nichts in Ihren Augen verlohren, meine würdige Freundinn! durch das Bekenntniß meiner jugendlichen Uebereilungen? Aufrichtigſt danke ich Ihnen für dieſe gütevolle Nachſicht, für Ihre mütterlichen Ermahnungen und für Ihre Zurechtweiſungen. Ich fühle, daß Sie in jedem Puncte Recht haben, und ich kann auf keinen einzigen mehr etwas erwiedern, als daß, wenn es viel Frauenzimmer gäbe, die Ihnen glichen, mein Vorurtheil gegen unſer Geſchlecht längſt wiederlegt und bekämpft ſeyn würde.

Hierbey folgt der Anfang der Lebens-Geſchichte unſers Herrn von Mildenburg. Er iſt vor einigen Tagen abgereiſt. Wir Alle hatten den guten Mann liebgewonnen, und der Abſchied

ſchied koſtete, von unſrer wie von ſeiner Seite, Thränen.

Was ich Ihnen hier ſchicke, das haben wir nach ſeinen mündlichen Erzählungen zu Papiere gebracht. Der Paſtor ergriff die Feder, wenn ich müde war. Für Sie, meine edle Freundinn! ſchreibe ich es in's Reine, und weil es damit etwas langſam geht, indem ich nicht gern darüber die häuslichen Geſchäfte verſäumen wollte; ſo erhalten Sie heute nur einen Theil dieſer Papiere. Der Fortdauer Ihrer Liebe und Gewogenheit empfiehlt ſich gehorſamſt, Ihre ꝛc.

Geſchichte der Jugend-Jahre des Herrn von Mildenburg, nach ſeiner mündlichen Erzählung aufgeſchrieben.

Ich glaube es Ihnen, meine lieben Wohlthäter! von denen ich während meiner Krankheit brüderlich und ſchweſterlich bin verpflegt worden, aus Dankbarkeit ſchuldig zu ſeyn, daß ich Ihnen ſage, wer denn der Mann iſt, den Sie ſo liebreich aufgenommen und behandelt haben. Ich will Ihnen deßfalls die Geſchichte meines Lebens erzählen. Ungern rufe ich zwar das Andenken mancher Scenen in mein Gedächtniß zurück, und ich hatte ſchon, um mir dieſe traurigen Erinnerungen zu erſparen, einen abweſenden Freund gebethen, *) mir einen ähnlichen ſchriftlichen Aufſatz, den ich ihm mitgetheilt wieder zu ſchicken, damit ich bey dergleichen Gelegenheiten mir die Unannehmlichkeit erſparte, das alles mündlich zu wiederholen; Aber noch habe ich dieſe Papiere nicht zurück erhalten, und da ich nun künftig weit entfernt von Ihrem gaſtfreundſchaftlichen Hauſe leben werde, und mir auch die beſſere Wendung, die mein Zuſtand genommen, einige gute Laune macht; ſo fühle ich mich aufgelegt, noch einmal die Erzählung meiner Schickſale zu beginnen.

Mein Vater ſtand als Major in preuſſiſchen Dienſten, und war von Geburt ein Schleſier — Ein unbeſtechlich redlicher, grader Mann, von hellem Kopfe und treuem Herzen; aber weder gelehrt und gewaltig aufgeklärt, noch empfind-

ſam

---

*) Man ſehe das Ende des zweyten Briefs in dieſer Sammlung.

ſam und weichlich; übrigens eifrig, doch nicht abergläubiſch, der catholiſchen Religion ergeben. Meine Mutter, aus dem Geſchlechte Derer von Biedersdorf, beſaß ein ſehr geringes Heyrathsgut, wovon der größte Theil in den erſten Jahren ihrer Ehe, weil auch mein Vater kein eigenes Vermögen hatte, zugeſetzt wurde. Sie war eine gute Seele, in ihrer Jugend ſehr ſchön geweſen, ein wenig eitel und geſchwätzig, aber voll Liebe und Gefälligkeit für ihren Gatten.

Das Regiment, wobey mein Vater ſtand, lag ſeit dem Aachner Frieden in Halle an der Saale, in Garniſon; Wir wohnten alſo ſämtlich dort. Unſre Familie beſtand aus meinen Eltern, mir und meiner einzigen Schweſter; Noch war ein Bruder meiner Mutter Lieutenant bey dem nemlichen Regimente.

Mein Vater kannte aus zwanzigjähriger Erfahrung alle Ungemächlichkeiten des Soldatenlebens; Er wünſchte daher, ich möchte mich einſt nicht dieſem undankbaren Stande widmen. Die Univerſität in Halle gab ihm Gelegenheit, mich in den Wiſſenſchaften erziehn zu laſſen; doch hatte er nicht die Abſicht, meinen Neigungen in reifern Jahren Gewalt anzuthun.

Ich war noch nicht volle ſiebenzehn und meine Schweſter kaum acht Jahre alt, als der Krieg zwiſchen dem großen Könige und ſeinen verbündeten Feinden im Jahre 1756 ausbrach. Mein Vater muſſte mit der Armee nach Sachſen marſchieren; mein Oncle, der Lieutenant von Biedersdorf, wurde als Capitain bey ein neu errichtetes Freycorps geſetzt. Da, nach der damaligen preuſſiſchen Verfaſſung, faſt alle junge Edelleute als Fahnenjunker eingeſchrieben werden muſſten; ſo wurde auch ich, ſehr wieder meiner Eltern Neigung, mit der rothen Binde beſchenkt, und folgte meinem guten Vater nach Dresden, indeß meine Mutter und Schweſter in Halle blieben.

An dem fürchterlichen Tage der Lowoſitzer Bataille, womit dieſer Krieg eröfnet wurde, hörte ich zum erſtenmal das Schlacht-Getümmel, und ſahe mit Bewunderung, wie der Mann, dem ich mein Daſeyn zu danken hatte, unerſchüttert von den Gefahren, die ihn umſchwebten, mit ruhigem Ernſt, das Bataillon, bey welchem er Major war, commandirte, den Leuten Muth einſprach, und für Hinwegſchaffung der Verwundeten ſorgte. Mir war der Anblick dieſer Scenen freylich neu und ſchrecklich; doch wendete ich ſehr oft meinen Kopf zurück nach meinem Vater, welcher hinter der Fronte herritt; bis endlich, als gegen Mittag der Nebel, der anfangs herrſchte, ſich verzogen hatte, der ernſtliche Angriff folgte. Da war die Verwirrung ſo groß, daß jedermann, in der Uebertäubung, die Gefahr, ſeine Freunde und ſich ſelber vergaß. Mit gefälltem Bajonette ſtürzten wir auf den Feind los, und verfolgten ihn bis in das Dorf Lowoſitz, welches wir in Brand ſteckten. Aber alles dies geſchahe mit ſo viel Ungeſtüm und Hitze, daß ein Paar unſrer Officiers und einige Gemeine von einer auf ſie ſtoßenden Parthey Oeſterreicher gefangen wurden. Ich hatte gleichfalls dies Schickſal; aber wie groß war mein Schmerz, da ich am Abend dieſes blutigen Tages, als der General Brown ſich über die Eger zurückgezogen und uns Gefangenen mit ſich geführt hatte, meinen armen Vater, tödlich verwundet, in den Händen der Feinde fand! Er war von einem

Cartetſchen-Schuſſe in das dicke Bein getroffen worden. Die Knochen waren zerſchmettert, und es war keine Möglichkeit da, ſelbſt nicht durch Abnehmen des Beins, ſein Leben zu retten.

Mit Standhaftigkeit ertrug der Leidende Schmerz und Gewißheit des ihn erwartenden Todes. Mein Oheim war von des Königs Armee zu den Feinden geſchickt worden, um wegen der Gefangenen und Verwundeten das Nöthige zu verabreden. Dieſen ließ mein Vater an ſein Bette kommen, ſprach lange allein mit ihm, und empfohl ihm die Sorgfalt für die Seinigen. Das Einzige, was ihm die letzten Stunden bitter machte, war der Gedanke an die Lage, in welcher er uns zurückließ; allein er bauete doch feſt auf die Verſehung, und ſagte mir, kurz vorher, ehe er die Augen ſchloß, nur wenig Worte, aber Worte, die mir lebenslang unvergeßlich bleiben werden: **„Handle immer ſtrenge redlich mein Sohn!"** ſprach er **„und immer ſo, wie es einem verſtändigen Manne zukömmt; ſo wird Dir's in dieſer und jener Welt wohlgehn, und Du wirſt nie Urſache haben, über Unglück zu klagen."**

Mein Vater war allgemein bey der Armee beliebt, und der König hatte ihn mit ſeiner vorzüglichen Achtung beehrt. Mein Oncle, von Biersdorf, wagte es daher, dem Monarchen eine Bitte vorzutragen, die ihm ſein Schwager auf dem Todtenbette an das Herz gelegt hatte, und die darinn beſtand, daß der König mir erlauben mögte, die Armee zu verlaſſen, zu meiner Mutter nach Halle zu gehn, und dort meine Studien fortzuſetzen. Auf die gnädigſte Weiſe willfarthe der König dieſer Bitte, und ich reiſete gleich nachher zu meiner, über den Verluſt ihres Gatten betrübten Mutter ab.

Zwey Jahre brachte ich nun wieder in Halle zu, und dieſe, ich darf es wohl ſagen, verwendete ich nicht unnütz. Ich war jetzt neunzehn Jahre alt, und wollte eben meinen juriſtiſchen Curs anfangen, als eine neue Veränderung mit mir vorgieng, die mich auf einmal wieder in eine andre Laufbahn verſetzte. Meine Mutter hatte nemlich, bald nach meines Vaters Tode, eine genaue Ueberſicht ihres kleinen Vermögens erhalten, hatte zu Gelde gemacht, was ſich zu Gelde machen ließ, hatte Schulden bezahlt und

Forderungen eingeklagt. Es fand ſich aber, am Ende dieſer Rechnung, daß eine ſehr geringe jährliche Einnahme übrig blieb; doch behalfen wir uns mit Wenigem; mein guter Oheim ſchickte von Zeit zu Zeit kleine Summen zu unſrer Hülfe; und ſo vergiengen beynahe die beyden Jahre.

Allein die Vorſehung wollte, daß auch dieſe Lage noch eingeſchränkter werden ſollte. Wir verlohren durch einen Bankerott ein Capitälchen, und nun war es meiner Mutter gar nicht mehr möglich, in der Stadt mit ihrer Familie auszukommen. Sie ſchrieb desfalls an ihren Bruder, und bath ihn, ihr Rath zu ertheilen.

Mein Oheim hatte längſt vorausgeſehn, daß wir nicht Vermögen genug behalten würden, um mein Studieren fortzuſetzen; deswegen hatte er hin und wieder ſich erkundigt, wo etwa ein Plätzgen für mich ſich finden könnte. Allein wo ſollte man einen neunzehnjährigen jungen Menſchen anſetzen? Kriegs-Dienſte wären das Einzige geweſen, aber die hatte ich ja durch ſeine Mitwürkung verlaſſen, um den letzten Wunſch meines Vaters zu erfüllen. Während er nun hierüber nachdachte und allerley Plane entwarf, fügte ſich's, daß er in den Winterquartiren die Bekanntſchaft des Prinzen von *** machte, der ein ſehr edler Herr zu ſeyn ſchien, und bald meinen Oncle liebgewann. Dem Prinzen ſchickte ſein Bruder, der regierende Fürſt, einen jungen Cavalier, der Adjudanten Dienſte bey ihm thun ſollte, und der dem Herrn von Biedersdorf ungemein wohl gefiel. Er erkundigte ſich alſo nach den nähern Umſtänden dieſes jungen Menſchen, und hörte, daß er der Sohn eines armen Edelmanns, aber an dem Hofe des Fürſten, Leib-Page geweſen ſey. „Mein Bruder“ ſetzte der Prinz hinzu „ſpart nichts um ſeinen Edelknaben „Erziehung und Unterricht geben zu laſſen, „und er ſorgt dann auch in der Folge für ihre „Beförderung. Durch dieſes jungen Menſchen „Abſchied von dort wird wieder eine Stelle vacant, und ich glaube, manche Eltern, die in „ſchlechten Vermögens-Umſtänden ſind, würden „ſich ſehr glücklich ſchätzen, wenn ſie das wüßten, und ihren Sohn dahin bringen könnten.“ Dieſe Unterredung beſtimmte auf einmal meinen Oheim, mich dem Prinzen vorzuſchlagen. Dieſer nahm es ſogleich auf ſich, mich ſeinem

Herrn Bruder dringend zu empfehlen, und die Sache kam bald in Richtigkeit. Freylich war ich ſchon ein wenig alt zum Edelknaben; allein zu den Leib-Pagen wurden dort immer Leute genommen, die ſchon den Jünglingsjahren nahe waren; und da ich die ſichre Hofnung hatte, in kurzer Zeit entweder zu einer Hof-Bedienung, oder ſonſt auf vortheilhafte Art befördert zu werden; ſo ſchien dies bey meinen Umſtänden eine ſehr günſtige Ausſicht. Alſo wurde das Anerbiethen von uns mit beyden Händen angenommen; ich reiſete im December 1758 nach * * * und meine Mutter zog nebſt meiner Schweſter auf ein Dörfchen in der Grafſchaft Mansfeld, wo ſie bey einiger Einſchränkung mit dem Ihrigen auszukommen hoffen durfte.

Der Hof war nun für mich ein ganz neuer Schauplatz. Ich wurde von der Herrſchaft und von jedermann gnädig und liebreich aufgenommen; Es ſchien, als wenn meine Geſtalt, mein Anſehn und meine Unterredung nicht misfielen. Man kleidete mich prächtig, der Glanz, die Pracht, die gute Koſt, die Schauſpiele und das luſtige Leben auf dem Schloſſe — Das alles gefiel mir ausnehmend. Die Officianten, die erfahren hatten, daß ich dem Fürſten von ſeinem Herrn Bruder vorzüglich war empfohlen worden, beeiferten ſich, mir gefällig zu ſeyn. Sie kannten ihren Herrn und wuſſten, daß ein Page bey ihm oft Gelegenheit hatte, zum Vortheile oder zum Schaden irgend Eines von ihnen, etwas anzubringen; desfalls ſchien ich ihnen kein ſo unwichtiger Sterblicher, als ich ſelbſt mir in der Livree eines andern Sterblichen vorkam. Der Kellermeiſter bath mich zuweilen auf ein Glas Wein, aus dem Faſſe, aus welchem nur für ihn und für den Fürſten gezapft wurde, zu Gaſte; Der Küchenmeiſter ſorgte dafür, daß mein Frühſtück und Abend-Eſſen vollſtändigen Malzeiten glichen; Der Caſtellan verſah mein Zimmerchen mit hübſchen, bequemen Meubles. Einer wollte mir Geld borgen; ein Andrer mich zum Spiele verleiten, und ein Dritter mich auf ſeine Koſten in Wirthshäuſer und andre luſtige Geſellſchaften führen, wenn Alles im Schloſſe ſchliefe.

Es war in der That mein Glück, daß ich ſchon ziemlich erwachſen war, gute Grundſätze hatte, und mich gern mit Lectur und andern chen Dingen beſchäftigte; denn auſſerdem würde es wohl ſehr übel um meine ſittliche und geiſtige Bildung ausgeſehn haben. Die angerühmten vortreflichen Einrichtungen zur Erziehung und zum Unterrichte der Pagen, beſtanden darinn, daß der Fürſt monathlich ein gewiſſes Geld an ein halbes Dutzend Lehrmeiſter auszahlen ließ, die immer richtig um die beſtimmte Stunde kamen und weggiengen, unbekümmert, ob die Knaben bey dem Unterrichte Achtung gaben, oder nicht. Die beyden Pagen-Aufſeher waren alte Officiers, Leute, die man zu dieſer Stelle nicht deswegen gewählt hatte, weil man ihnen die Talente und Kenntniſſe zutrauete, die zur Erziehung erfordert werden; ſondern weil man dadurch die Penſion erſparen wollte, welche ſie bis dahin bekommen hatten. Sie bekümmerten ſich wenig um die ihnen anvertraueten jungen Leute, hatten ihre eigenen Wege und Schliche in der Stadt; der Eine kam faſt nie nüchtern von daher zurück; und wenn denn einmal eine laute Klage über die Ungezogenheit der Pagen und über ein Bubenſtück, das ſie verübt hatten, zu ihren Ohren kam; ſo wurde ein Paar davon, oder, wenn man nicht eigentlich dem Thäter auf die Spur kommen konnte, alle Die, welche in dem Rufe ſtanden, zuweilen böſe Streiche zu machen, der Reyhe nach, von den Aufwärtern, methodiſch abgeprügelt. Lügen, hämiſche Streiche, Ungezogenheiten, grobe Manieren, Zoten, Näſchereyen, Schmutz, Unordnung, Schadenfreude und viel andre öffentliche und heimliche Laſter herrſchten daher unter dieſen verwahrloſeten jungen Leuten; und es war faſt ein Wunder, wenn Einer von ihnen ſich ſelbſt zum Guten trieb, oder ihm von frommen Eltern eine ſo unauslöſchliche Liebe zur Tugend und Redlichkeit war eingeprägt worden, daß er hier nicht zu Grunde gieng.

Was die Leibpagen betrifft; ſo iſt es wahr, daß ein wenig mehr Achtſamkeit auf ihre Erziehung verwendet wurde, daß ſie der Perſon des Fürſten näher waren, folglich mehr Gelegenheit hatten, ſich zu bilden; Allein daß dies auch wieder Anlaß zu Verführung und Reizung von andrer Art gab, davon habe ich ſchon vorhin Beyſpiele gegeben, und werde es in dem Verfolge meiner Erzählung noch weitläuftiger zeigen. Ich muß aber erſt die Schilderung von einigen Perſonen, die an dieſem Hofe lebten, entwerfen.

Der Fürſt war ein Mann, der alle Tugenden und Fehler eines ſanguiniſchen Temperaments hatte. Er that gern Gutes, wenn ihn das weder Aufopferung, noch Mühe koſtete. Er gewann leicht einen Menſchen lieb, aus Bedürfniß, ſich an jemand, der Arbeit und Genuß mit ihm theilte und ihm die Zeit vertrieb, anzuſchlieſſen. Er hätte es gern geſehn, daß jedermann im Lande reich und glücklich geweſen wäre, wenn nur Er auch immer genug gehabt hätte, um ſeine Phantaſien zu befriedigen. Herzlich gern hätte er den Klagen ſeiner Unterthanen abhelfen wollen, wenn er dieſe Klagen nur nicht hätte hören müſſen. Es giebt keine häusliche, geſellige und chriſtliche Tugend, von welcher er nicht mit Wärme, Beredſamkeit und Enthuſiasmus geredet hätte; aber wenn es auf die Ausübung angeſehn war; ſo durfte keine ſeiner Lieblings-Neigungen dabey in's Gedränge kommen. Er liebte die Einfalt der Sitten, die Freuden des Landlebens und die Wonne einer treuen Ehe — in Büchern, Gemälden und überhaupt nur als Zuſchauer.

ſchauer. Er lachte gern über Thorheiten, die er nicht an ſich zu haben glaubte, hörte gern ärgerliche Anecdötchen erzählen, hatte ſeinen Witz und das Talent auf die angenehmſte Weiſe zu perſiflieren. Er ſah es gern, wenn ein Paar Leute, die ſich einander nicht leiden konnten, ſich in ſeiner Gegenwart auf ſeine Art ſchroben — das alles nicht aus Bosheit, ſondern um die Zeit luſtig hinzubringen. Er war ein Kenner und Beförderer der Wiſſenſchaften und Künſte, wollte gern ſich einen unſterblichen Namen machen; aber auch ſo wohlfeil als möglich dazu kommen; Das heiſſt: dieſer Name ſollte ihn blos Geld koſten; keine Anſtrengung, keine Sorgen, keine ſchlafloſen Nächte. Er ließ ſchöne Häuſer bauen, errichtete Accademien, legte Erziehungs-Inſtitute an, worinn viel geſpielt und wenig gelernt und erzogen wurde; gab Penſionen an Maler, Geiger, Pfeifer, Sänger und Springer, Penſionen, deren Eine hingereicht hätte, zehn Familien, die verlaſſen und vergeſſen im Elende ſchmachteten, vom Untergange zu retten. Er hatte auch niedliche Soldaten, die mit Gold und Silber behangt, drey Stunden des Tages, den Hunger und das Gefühl

der

Armuth und der Sclaverey wegzuexercieren ſuchten. Sein Hof wimmelte von Fremden, beſonders von Ausländern mit gewaltigen Titeln und Orden — Es ſchien der Sammelplatz aller Schmarotzer und Abentheurer zu ſeyn. Der Fürſt hatte ſo viel Wiederſprechendes in ſeinem Character, daß ſich dies nicht anders, als durch eine fehlerhafte, vielleicht oft veränderte, vielleicht mit äuſſern Umſtänden in Contraſt geſtandene Erziehung, die er genoſſen, erklären ließ. So verſchwendete er, zum Beyſpiel, große Summen, wo es auf Glanz ankam, gab prächtige, reiche Geſchenke an ſeine Lieblinge; Hingegen zeigte er in Kleinigkeiten, unter andern im Spiele, den niedrigſten Geiz, und ein Louisd'or den er von einem ſeiner armen Hofleute gewonnen hatte, konnte ihn den ganzen Abend fröhlich machen. So hatte er die ſtrengſten Begriffe von Fürſten-Rechten und dem unbedingten Gehorſame, den man ihm ſchuldig wäre, und fühlte ſich doch nicht ſtark genug, einem einzigen Menſchen mündlich ein böſes Wort zu ſagen, oder eine abſchlägige Antwort zu geben. So mogte er ſich gern ohne Unterlaß von Fremden umringt ſehn, und beſaß alle Talente, die zu einer unterhaltenden Converſation mit aller Art Menſchen erfordert werden können; aber wenn ihm ein Cavalier vorgeſtellt wurde; ſo war er ſtumm und verlegen, konnte kein Wort hervorbringen, als höchſtens die Frage: ob man ſchlimme Wege angetroffen? — So ſah mein Herr aus! allein ich muß noch ein Paar Pinſelzüge zu ſeinem Bildniſſe hinzufügen, die es wenigſtens nicht häßlicher machen werden. Er war nemlich treu und beſtändig in ſeiner Freundſchaft, wenn ihm einmal der Umgang eines Menſchen zum Bedürfniſſe geworden war. Selbſt wenn er ſich betrogen, mit Undank belohnt ſah; ſo täuſchte er ſich gern und glaubte es nicht. Er reichte immer zuerſt die Hand zur Verſöhnung; rächte ſich nie, und obgleich er ſo äuſſerſt lenkſam und wie ein Rohr hin und her zu bewegen war; ſo hielt es böſen Rathgebern doch unendlich ſchwer, ihn zu einer gewaltſamen, grauſamen Handlung zu vermögen.

Die Fürſtinn, im Grunde die unbedeutendſte Perſon am ganzen Hofe, kränklich an Cörper, von geringen Geiſtes-Fähigkeiten, ſanft, gutmüthig und geduldig von Temperament, durch die Hand der Politic an ihren Gemahl geknüpft, ohne gegenſeitige Neigung, ſah ihn, und er ſie, jetzt wenig; Sie begegneten einander höflich: lieſſen gegenſeitig ſich jeden Morgen erkundigen, wie Ihro Durchlaucht geſchlafen hätten, lebten übrigens auf einen ganz fremden Fuß, ohne je uneinig zu ſeyn, und hatten, wie bekannt, keine Kinder.

Eine wichtigere Rolle ſpielte die Mutter des Fürſten. Sie war noch nicht alt — Ihr Sohn hatte kaum erſt dreyſſig Jahre erlebt, und ſie war jung vermählt worden — dabey von feurigem Temperamente, galant, herrſchſüchtig, gelehrt, liſtig, angenehm im Umgange, voll Ränke und Cabale. Sie regierte mittelbar, ohne das Anſehn davon zu haben, durch die Lieblinge des Fürſten, die ſie, beſonders die Jüngern unter ihnen, durch allerley Wege auf ihre Seite zu bringen verſtand. Ihr Sohn verehrte ſie, achtete viel auf ihren Rath, und damit ihr Einfluß nie geringer werden mögte; ſo ſorgte ſie nicht nur dafür, daß der Fürſt, im Taumel von Zerſtreuungen und beſchäftigt mit glänzenden Kleinigkeiten, ſich um die wichtigern Dinge zu bekümmern nicht Muße genug fand; ſondern auch, daß an die Spitze der Haupt-Departements die elendeſten, demüthigſten Schaafsköpfe geſtellt wurden, indeß die verſchlagenen Favoriten und deren Creaturen, die eigentlich ſich gar in keine Geſchäfte zu miſchen ſchienen, alles dreheten und wendeten, wie es bey ihr verabredet wurde.

Die natürlichſte Folge von dem Allen war, daß in dieſem Lande alle Schurken, Windbeutel und Pinſel auf irgend eine Weiſe Gelegenheit fanden, ihr Glück zu machen, der beſcheidene, grade, geſchickte und verdienſtvolle Mann hingegen, zurückgeſetzt, unbemerkt und unbelohnt blieb; daß Verderbniß der Sitten, Cabale und Ränke hier zu Hauſe waren, und daß dieſer Aufenthalt eine ſehr böſe Schule fur einen thätigen, feurigen und unerfahrnen jungen Menſchen von meiner Art werden muſſte.

Die beſondre Empfehlung, welche mir des Fürſten Bruder an meinen Herrn mitgegeben hatte, erwarb mir gleich in den erſten Wochen meines Aufenthalts einige beſondre Aufmerkſamkeit von Dieſem. Dazu kam vielleicht mein nicht unangenehmes Aeuſſere und der Anſtand, den mir eine beſſere Erziehung verſchafft hatte, als die iſt, welche arme junge Edelleute mit in den Pagenſtand zu bringen pflegen. Der Fürſt ſah auch, daß ich nicht ohne Kenntniſſe war; Er redete alſo oft mit mir, und da er ſich leicht an den Umgang eines Menſchen gewöhnte; ſo muſſte ich zuletzt faſt immer um ihn ſeyn, und bald galt ich am Hofe für einen Liebling des durchlauchtigen Herrn.

Die Fürſtinn Mutter, der nichts entwiſchte, was in ihr Fach ſchlug, hielt mich jedoch anfangs natürlicher Weiſe für ein ſehr unwichtiges Geſchöpf, allein es misfiel ihr meine Figur nicht. Wenn ich zuweilen des Morgens zu ihr geſchickt wurde, um mich zu erkundigen, wie ſie die Nacht hingebracht hätte; ſo ließ ſie mich wohl ohne Umſtände vor ihr Bette kommen, worinn ſie noch lag, um mir die Antwort mündlich zuzufertigen. Ich war unerfahren genug, es für treuherzige Herablaſſung zu halten, wenn ſie mich, ohngeachtet ich doch ſchon ein ziemlich erwachſener Jüngling und ſie noch kein altes Weib war, ſo ganz wie einen Knaben ſans conſequence betrachtete, mich Du nannte, und mir auch wohl einmal im Vorbeygehn die Backe ſanft mit der Hand klopfte. Dieſe liebreiche Behandlung verdoppelte ſie, als ſie merkte, daß ich gut bey ihrem Herrn Sohne angeſchrieben war. Die Hof-Officianten und einige junge Leute fiengen an, mich ein wenig damit aufzuziehen, oder vielmehr, ſie wünſchten mir Glück. Bald darauf ſchenkte mir meine Gönnerinn eine goldene Uhr. Nun glaubte der ganze Hof, ich ſey ſchon ſehr viel vertraueter mit ihr, als es würklich der Fall war, und man hörte ehrerbiethig auf mit mir darüber zu ſcherzen. — Aber wahrhaftig! ich war ſo äuſſerſt neu und unerfahren in der Welt, daß ich bey dem Allen weiter nichts empfand, als die Freude, ſo höflich und artig von jedermann behandelt zu werden, luſtig leben zu können, und eine ſchöne Uhr zu haben. Indeſſen will ich nicht behaupten, daß mein ſehr lebhaftes Temperament mich nicht bald dahin getrieben haben würde, auf Unkoſten meiner Sittlichkeit aufgeklärter zu werden, wenn nicht meine hohe Beſchützerinn auf einige Zeit ihren Plan auf mein Phyſiſches aufzugeben geſchienen hätte,

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-51468-9

KNIGGE,A.F.F.L.VON FN. 03730/029

um meine geiſtigen Facultäten zu ihrem Vortheile zu nützen, und hierinn machte ſie ſchnellere Fortſchritte.

Der Fürſt pflegte Kleinigkeiten als große Dinge und umgekehrt ſehr wichtige Geſchäfte mit viel Leichtſinn zu behandeln. Desfalls machte er zuweilen aus Spielereyen ein Geheimniß, und redete von den entſcheidendſten Schritten, die er vorhatte, in der uneingeſchränkteſten Offenherzigkeit mit ſeinen Pagen und Hofſchranzen. Daraus folgte dann, daß Dieſe, wenigſtens als Werkzeuge Andrer, in Staatsſachen keine unbedeutende Rolle ſpielten, indeß den Geheimeräthen größtentheils nur ſolche Berathſchlagungen zu Theil wurden, wie zum Beyſpiel: ob ein fremder Geſandter mit ſechs oder mit zwey Pferden gefahren; ob die neue Hof-Livree eine einfache oder doppelte Beſetzung von Schnüren haben, und ob den neuen Staats-Calender des Fürſten Bildniß oder der neue Plan der Reſidenz zieren ſollte?

Seit der Zeit nun, daß ich bey meinem gnädigſten Herrn in Gunſt ſtand, redete er freylich auch mit mir über ſehr wichtige Gegenſtände; aber mir war das alles unintereſſant. Ich hörte es an, antwortete einſylbig und verſchwieg, was mir vertrauet wurde, nicht ſowohl darum, daß ich es für gefährlich gehalten hätte, darüber zu plaudern, ſondern weil ich zu wenig Theil daran nahm, als daß ich auſſer des Fürſten Cabinette noch hätte darauf denken ſollen. Es dünkte aber die Fürſtinn Mutter, Zeit zu ſeyn, mich mit der Wichtigkeit der Rolle, die ich ſpielen könnte, bekannt zu machen, und mich zu gewinnen, damit ich dieſe Rolle nach Ihrer Methode ſpielte. Wenn ſie länger ſäumte, dachte ſie, ſo könnte leicht eine andre Parthey ſich Meiner bemeiſtern, und mich zu ihrem Organ machen. Dies war um ſo eher zu befürchten, da eben damals von einem benachbarten Hofe bey dem unſrigen ein Geſchäft in Anregung kam, das dieſe Fürſtinn, wie Sie nachher hören werden, gern hintertreiben wollte, ohne das Anſehn zu haben, mit im Spiele zu ſeyn.

Der Sommer-Aufenthalt des Hofs in den nahgelegenen Luſtſchlöſſern gab ihr Gelegenheit, ohne Aufſehn zu erregen, öfter mit mir allein zu reden. Dort lebte man ungezwungener, begegnete ſich auf Spatziergängen, in den Gärten, und war weniger zerſtreuet durch große Toiletten, Audienzen, Schauſpiele, Courtage u. d. gl. Um jedoch erſt mein Herz ganz zu ihrem Vortheile zu ſtimmen, mir die Pflicht der Dankbarkeit aufzuladen, und zugleich mich in eine Claſſe von Menſchen zu ſetzen, die mehr als ein Page Anſpruch machen durften, ſich ihrem Umgange zu nähern, bewürkte ſie ohne mein Wiſſen bey ihrem Herrn Sohne, daß ich zum Jagdjunker ernannt wurde. Als ich dem Fürſten für dieſe Gnade Dank ſagte, antwortete er mir: „Du mußt Dich bey meiner Frau Mutter be„danken. Die iſt ſehr Deine Freundinn, und „hat für Dich geredet; doch hatte ich längſt die „Abſicht, Dich zu befördern.“

Nun eilte ich zu dieſer Fürſtinn hin, und bezeugte ihr meine ſchuldige Erkenntlichkeit. Es war des Morgens nach eilf Uhr. Sie ſaß an ihrem Putztiſche; Zwey Cammerfrauen, beſchäftigt, ihr einen Hut aufzuſetzen, bekamen, als dies große Geſchäft vollendet war, einen Wink, abzutreten; Sie aber blieb vor dem Spiegel ſitzen, und ſuchte ihre alten Reize ein wenig aufzuſtutzen und in einige Harmonie zu bringen.

„Setze Dich hierher! Wir wollen fernern „hin ohne Umſtände mit einander umgehn" ſagte ſie. „Hier legt keine ſteiſe Etikette uns Zwang „auf. Es iſt mir lieb, wenn Dir Deine Be„förderung Freude macht" — Sie reichte mir die Hand, und erlaubte mir, dieſe zu küſſen — „Ich glaubte Dir's ſchuldig zu ſeyn" fuhr ſie fort „für Dich zu ſorgen. Mein jüngſter Sohn „hat Dich uns dringend empfohlen, und, daß „Du es nur wiſſeſt! meines jüngſten Prinzen „Wort gilt ſehr viel bey mir. Ich thue alles „für ihn, wie Du einmal erfahren ſollſt. Aber „Du verdienſt auch, daß man ſich für Dich ver„wende. Du biſt ein guter Menſch, bleibe nur „immer ſo, und vergiß nicht Deinen Freunden „wieder zu dienen, wenn Du kannſt! Ja! lache „nicht! Meineſt Du, Du könneſt mir nicht „vielleicht in Deiner Art eben ſo beträchtliche „Dienſte leiſten, als ich Dir, auf meine Weiſe? „Der Fürſt hat Zutrauen zu Dir; Er redet „mit Dir von manchen wichtigen Dingen. Sein „Herz iſt offen; Es iſt mir lieb, wenn er ſich „keinen ſchlimmern Leuten vertrauet, als Du „biſt. Aber er bedarf guten Rath, iſt ſelbſt „noch jung, und dieſen Rath kannſt Du jun-

„ger Menſch! ihm geben, wenn Du ihn bey **mir** borgſt. Ich werde jeden Morgen um dieſe Zeit, und überhaupt immer für Dich ſichtbar ſeyn, wenn nicht Einer von uns durch Geſchäfte abgehalten wird. Komm dann, und erzähle mir alles, was mein Sohn mit Dir geredet hat! Ich will Dich zurechtweiſen und Dir ſagen, wie Du Dich am vorſichtigſten und nützlichſten betragen kannſt. Du wirſt eine ſehr wichtige Rolle ſpielen, wichtiger als die alten Schulmeiſter, die Geheimenräthe, die im Grunde zu gar nichts nützen und zu gar nichts nützen ſollen, als Plätze auszufüllen, die doch nun einmal beſetzt ſeyn müſſen, und die auſſerdem leicht von gefährlichern Menſchen eingenommen werden könnten. Damit Du aber das Alles überſehn mögeſt; ſo muß ich Dir ein Bild von unſrer ganzen Verfaſſung entwerfen. Du biſt ein ſchlauer Kopf, wirſt bald merken, worauf es ankömmt, und wenn Du Dein Glück zu nützen verſtehſt; ſo ſoll es gewiß auf keine Weiſe Dein Schaden ſeyn. Komm morgen früh wieder, und wir wollen weiter davon reden.“ — Dann reichte ſie mir noch einmal die Hand, und entließ mich.

Jetzt erſt fieng ich an, dunkel zu ahnden, daß ich keine ganz ſo unwichtige Perſon wäre, als ich mir ſelbſt geſchienen. Ehrgeiz und Thätigkeits-Trieb hatte ich; Es kam nur darauf an, daß dieſe Funken in mir angeblaſen wurden, und das geſchahe denn, wie ich Ihnen bald erzählen werde. Noch an dem nämlichen Tage aber ſchrieb ich an meinen Oheim bey der Armee und zugleich an meine Mutter. Ich meldete Beyden die glückliche Wendung, die mein Schickſal genommen, und bekam von Erſterem weiter nichts zur Antwort, als die wenigen Worte: „Wer da ſteht; der ſehe wohl zu, daß er nicht „falle! Vergiß nicht, was Dir Dein ſterbender „Vater an das Herz gelegt hat!“

Dem Befehle der Fürſtinn gemäß, gieng ich nun faſt jeden Morgen zu ihr. Sie fieng ihre Unterweiſung damit an, daß ſie mir den ganzen Hof und die Dienerſchaft auf die comiſchte Weiſe ſchilderte. Sie war fein genug, an mir einen kleinen Hang zur Satyre zu bemerken, und in der That war dies Gewand das einzige, in welchem einem zwanzigjährigen Jünglinge, der Vergnügen ſuchte, Staatshändel, in welche er noch gar nicht verwickelt war, intereſſant gemacht werden konnten. Sie wyſſte, daß ihr Sohn nicht weniger gern ſpottete und lachte, und konnte alſo leicht vorausſehn, daß ich in meinen Geſprächen mit ihm die kleinen Sarcasmen gelegentlich mit einſtreuen würde, die ich bey ihr aufgeſammelt hätte. Aber ſie ſahe noch weiter in eine ſichre Zukunft. Unerfahren in der feinen Hof-Politic ließ ich mich bey dem Fürſten ohne alle Vorſicht über ſeine Geheimenräthe, über andre Perſonen, die in den erſten Aemtern ſtanden, über Fremde, die den Hof beſuchten, ja! über andre Fürſten heraus, ſtellte ihre lächerlichen Seiten in ein comiſches Licht — nicht ohne Witz vielleicht — und ſo lachten wir denn mit einander, und lieſſen alles die Revüe paſſieren. Für den Herrn war das ein wahres Feſt, und er konnte nicht unterlaſſen, mich oft gegen ſeine übrigen Hofleute als einen äuſſerſt witzigen und unterhaltenden jungen Menſchen zu loben.

Nichts iſt gefährlicher für einen lebhaften Jüngling, der ſo leicht, durch Eitelkeit geblendet, ſich klüger und beſſer als Andre glaubt, als wenn die Einfälle, die er auf Koſten Andrer vorbringt, gelobt und bewundert werden. Ich machte die traurige Erfahrung davon. Kaum hatte man das herrliche Talent zur Satyre an mir entdeckt, als meine Laune von jedermann aufgemuntert wurde. Man ſammlete meine Einfälle, erzählte ſie nach, und gab mir Gelegenheit, neue vorzubringen. Jeder überlieferte meiner Zunge den Mann den er nicht leiden konnte; die Weiber rieſen hundertmal aus: „Sie ſind ein gefährlicher Menſch; pfui! Sie ſchonen niemand; man muß ſich vor Ihnen hüten“ und hundertmal wuſſten ſie mich doch dahin zu bringen, in meinen vorigen Ton zu fallen. Dies hatte zuerſt die Folge, daß Alle mich fürchteten, Wenige mich liebten, niemand aber ſich feſt an mich ſchloß, weil Keiner glaubte, ich ſey fähig zu einem ächten Freundſchaftsbunde, und daß die Vorſichtigern nicht gern öffentlich für meine Vertraueten gelten wollten, aus Furcht, meine boshaften Einfälle mögten mit auf ihre Rechnung kommen. Da ferner kein Einziger ſo gerecht war, meinen Hang zur Satyre einer ſchiefen Richtung meines Geiſtes und der gereizten Eitelkeit zuzuſchreiben, man hingegen lieblos genug urtheilte, ein boshaftes, ſchadenfrohes Herz bey dem Allen vorauszuſetzen; ſo gab niemand ſich die Mühe, mir treuen Rath zu ertheilen. „Verſtand genug hat der Schalk;“ ſagten ſie, „Er will ihn nur nicht zum Guten anwenden. „Man muß ihn laufen laſſen, und auf ſeiner „Hut ſeyn.“

Dies nun machten ſich ſchlechte Menſchen zu Nutzen. Wer dem Andern einen Flecken aufheften wollte, der brachte irgend einen boshaften Einfall über ihn unter die Leute, und verkaufte dieſen Einfall für ein Stück aus meiner Fabrick. Daß ich auf dieſe Weiſe unzähliche heimliche Feinde gewann, daß läſſt ſich leicht denken. Die Anzahl ſolcher Feinde wurde aber noch durch das unvorſichtige Betragen des Fürſten vermehrt, indem er, wenn ich allein bey ihm irgend jemand in ein comiſches Licht geſetzt hatte, ſelten verfehlte, mein Epigramm entweder dem Manne ſelbſt, den es betraf, oder wenigſtens einem Dritten ſo laut zu erzählen, daß Jener es wieder erfuhr.

Was noch vollendete, mich weiter auf dieſen Irrweg zu führen, war mein genauer Umgang mit einem Herrn vom Hofe, der würklich aus wahrer Menſchenfeindlichkeit die ärgſte Läſterzunge führte, die man ſich nur denken kann. Ihm war nichts heilig; Er ſuchte und hatte keinen Freund, keinen wahren Seelengenuß, nur groben Genuß des Augenblicks, Zeitvertreib. Er verachtete alle Creatur, glaubte an keine Tugend, reſpectirte kein Verdienſt, und war doch dabey ein heller Kopf — Sein ganzes Weſen war voll von Wiederſprüchen. Er höhnte Gott und Menſchen, und fürchtete doch Gott und Menſchen. Die heiligſten Wahrheiten waren ein Gegenſtand ſeines Spottes, und doch gieng er keinen Abend zu Bette, ſtand keinen Morgen auf, ohne aus einem alten Gebethbuche mechaniſch einige platte Reime hergeplappert zu haben. Er ſchonte auch des allgemein verehrten Mannes nicht, wenn ihn die Luſt anwandelte, jemand zum Beſten zu haben, und hatte doch nicht den Muth, eine einzige Beleidigung, wenn man Genugthuung von ihm forderte, mit dem Degen in der Hand zu vertheydigen. Er lachte über die Vorurtheile ſchwacher Menſchen, und zitterte vor Geſpenſtern und bey Gewittern. Es würde ein wichtiger Beytrag zur Seelenkunde ſeyn, wenn man in der Geſchichte dieſes

Mannes, von ſeiner frühen Jugend an, hätte die Urſachen aufſuchen können, die ihn nach und nach dahin gebracht hatten, wo er jetzt war. Es war wahrlich Schade um ihn; Er hatte dabey eine edle Geſichtsbildung, Feinheit und Würde im Anſtande, viel Kenntniſſe, einen ſcharfen Blick, hinreiſſende Beredſamkeit, eine originelle Laune, und das war es, was mich ſo an ihn feſſelte. So viel blieb indeſſen auch gewiß, daß des Fürſten Wohlgefallen an Allem, was Satyre heiſſt, viel junge Leute verführte — Mögten doch die Großen der Erde immer überlegen, wie viel wichtiger ihnen, als uns Privat-Leuten, was die Folgen betrifft, Wachſamkeit auf ſich ſelbſt, und ſtrenge Moralität ſeyn ſollten!

Die Gunſt, worinn ich bey meinem Herrn und ſeiner Frau Mutter ſtand, ſchreckte nun freylich viel Menſchen ab, mir öffentlich zu zeigen, wie wenig ich geliebt war; Man ehrte mich vielmehr äuſſerlich, und wahrlich! ſchon hatten mich meine Eitelkeit und der Glanz meiner, im Grunde ſehr unwürdigen Lage, ſo geblendet, daß ich in dieſem Taumel ganz vergaß, mich um einen **ächten** Freund zu bewerben.

Es gab aber noch Männer, die, nicht gewöhnt ihre Knie vor Götzen zu beugen, noch Günſtlingen zu ſchmeicheln, mir öffentlich mit Kälte, ja! mit Verachtung begegneten. Beſſer hätten ſie freylich gehandelt, wenn ſie ſtatt deſſen mein Vertrauen zu erwerben geſucht, und mich mit treuem Rathe unterſtützt hätten; aber, wie es ſchien, ſo hielten ſie mich deſſen nicht würdig, ſondern für ſehr viel verderbter, als ich würklich war. Das innere Gefühl aber, für welches ich mein Herz noch nicht abgeſtumpft hatte, das Gefühl meines eigenen wahren Werths, erwachte in mir, wenn ich mich von beſſern Menſchen ſo gar geringgeſchätzt ſah. Dies würkte Erbitterung gegen ſie; Erbitterung verleitete dann zu kleinen Neckereyen, die, wenn ſie mit Würde niedergeſchlagen, oder gar mit Hoheit überſehn wurden, die gekränkte Eitelkeit zu einer kindiſchen Rache reizten, und um dieſe zu befriedigen, um meine Gegner mein Gewicht fühlen zu laſſen, und mich, trotz ihnen! emporzuheben, wurde ich zu dem unſeligen Geiſte von Intrigue und Cabale hingeriſſen, der an großen und kleinen Höfen leider! ſo häufig der Genius alles Würkens und Strebens iſt.

So weit grade hatte mich des Fürſten Mutter führen wollen, um mich zu einem Werkzeuge ihrer Plane zu machen. Was mir vorher äuſſerſt unwichtig geweſen ſeyn, worinn ich nie meine Hände würde gemiſcht haben, dafür konnte ſie mich jetzt leicht in Feuer ſetzen, ſobald ſie mich nur von Weitem ahnden ließ, daß ich, wenn ich die Sache auf dieſe und keine andre Weiſe wendete, meinen Gegnern den empfindlichſten Streich ſpielen würde — So kam ich denn dahin, mir Ränke und ſchiefe Wege aller Art zu erlauben, die Puppe eines herrſchſüchtigen und eigennützigen Weibes zu werden, und wahrlich! bey einem wohlwollenden zu etwas Beſſerm geſchaffnen Herzen, voll Gefühl für Tugend und Weisheit, als ein Schurke und Dummkopf zu handeln. O! daß ich doch alle thätige, feurige Jünglinge, die zu früh ſich auf das ſtürmiſche unſichre Meer des Hoflebens wagen, kräftig genug warnen könnte vor den Klippen und Untiefen, zwiſchen denen ich ſcheiterte, weil es mir an einem erfahrnen Steuermanne fehlte, der mein kleines Fahrzeug gelenkt hätte! Zu meinem Glücke aber ließ es die Vorſehung zu, daß ich es bald ſo bunt machte, daß ich meine Rolle nicht lange ſpielte. Ich brachte überhaupt nur drey Jahre an dieſem Hofe zu, und wäre mit Leib und Seele zu Grunde gegangen, wenn es längere Zeit gedauert hätte. Folgende Begebenheit machte dem Spiel ein Ende:

Ich habe vorhin geſagt, daß ein gewiſſer Fürſt in dieſer Zeit ein Geſchäft in Anregung brachte, das unſre Fürſtinn Mutter gern hintertreiben wollte. Dies Geſchäft beſtand nun in einer Vermählung deſſelben mit der Schweſter meines Herrn. Von dieſer Prinzeſſinn habe ich noch nicht Erwähnung gethan; hier iſt der rechte Ort dazu. Sie war ein liebenswürdiges Geſchöpf, ſanft, edel und ſchön, aber vielleicht eben darum von ihrer Mutter nicht geliebt, ſondern beneidet. Man hatte ihr früh einen Platz als Canoniſſinn in einem Stifte verſchafft, und die Abſicht war, daß ſie unvermählt bleiben, dort ihr Leben beſchlieſſen, und daß dann ihr Antheil an der Allodial-Erbſchaft dem jüngſten Prinzen, dem Lieblinge der alten Fürſtinn, durch den ich in den Dienſt gekommen war, zufallen ſollte. Da ſie den größten Theil des Jahrs, wenigſtens vor meiner Ankunft, in * * *, an unſerm Hofe zubrachte; ſo hatte der benachbarte vortrefliche Fürſt von * * *, der Witwer war, ſie oſt geſehn, und eine unter Perſonen dieſes Standes ſeltene Zuneigung zu ihr gefaſſt. So bald dies die Frau Mutter merkte; wurde die Prinzeſſinn in ihr Stift geſchickt; aber ihr edler Liebhaber ließ ſich dadurch nicht abſchrecken, ſondern unter der Hand um ſie werben. Nun war mein Fürſt, wie bekannt, ein Mann, der nicht gern abſchlug, aber ſich leiten ließ; und ſo gelung es denn ſeiner Mutter, durch tauſend Winkelzüge, der Entſcheidung dieſer Sache Schwierigkeiten in den Weg zu legen. Ich muſſte auf ihren Befehl das Werk vollenden, indem ich die ganze Unterhandlung rückgängig machte, wozu ſie mir auf die liſtigſte Weiſe tauſend Bewegungsgründe an das Herz zu legen verſtand.

Ich glaubte, dies Geſchäft lieſſe ſich, ohne weitre Folgen, mit eben ſo viel Leichtigkeit behandeln, als die übrigen kleinen Hof-Ränke; aber ich irrte, auf meine Unkoſten. Der Mann, den der Fürſt abgeſendet hatte, die Sache auf ſeine Weiſe zu betreiben, war an Höfen grau geworden; Er merkte bald, durch welche unwürdige

dige Cabale ſein Geſchäft rückgängig wurde, gab ſeinem Herrn Nachricht von dem Allen, und Dieſer, welcher die vortheilhaften Geſinnungen der Prinzeſſinn für ihn kannte, nicht gern mit ſich ſcherzen ließ, und gewöhnt war, männlich und feſt in Allem, den richtigen Gang zu gehn, kam grade zu meinem Fürſten gefahren, bath ſich ein Geſpräch unter vier Augen mit ihm aus, öfnete ihm das Verſtändniß über die Art, wie man mit ihm ſpielte, und wuſſte durch ſeine anhaltende Beredſamkeit ihn dahin zu bringen, daß er ihm ſein Wort zur Vermählung gab. Jetzt ſtand bey der Fürſtinn Mutter alles auf dem Spiele; Sie war im Begriffe, durch dieſen einzigen mislungenen Schritt auf einmal allen Einfluß zu verliehren. Es war alſo höchſt wichtig, die Schuld der ganzen Cabale auf einen Dritten zu ſchieben, und dieſer Dritte wurde ich. Sie war ſo gütig alles auf mich zu wälzen; ich war das Opfer davon, und bekam, ich geſtehe es, ſehr wohlverdienter Weiſe, den Wink, ſogleich meinen Abſchied zu fordern und meinen Stab weiter zu ſetzen. Um dies aber glaublich zu finden, muß ich noch erzählen, was hauptſächlich mitwürkte, meinen Untergang zu beſchleunigen.

Der nachbarliche Fürſt, von dem die Rede iſt, hatte, bey viel vortrefflichen Eigenſchaften, doch auch — denn er war ein Menſch — ſeine kleinen Schwachheiten. Hierunter gehörte die Art, wie er ſeinen Erbprinzen (mit ſeiner erſten Gemahlinn erzeugt) erziehn ließ. Es war derſelbe ein kleiner Junge, von acht Jahren; aber ſchon hatte er ihn zum Obriſten bey ſeiner Garde ernannt, hatte ihm einen großen Orden umgehängt, und unter den Mitgliedern einer von ihm errichteten gelehrten Geſellſchaft ſtand der Knabe obenan. Das hieß nun in der That militairiſche Würden, Ehrenzeichen und Gelehrſamkeit lächerlich machen, und dem kleinen Jungen früh den närriſchen Gedanken einprägen: Ein Fürſtenſohn könne von Geburt ſchon auf alle Vortheile und Vorzüge Anſpruch machen, die andre Menſchen erſt durch Verdienſte erringen müſſen, oder: er käme mit allen den Verdienſten auf die Welt, welche Leute von geringerm Stande Anſtrengung und Fleiß koſten. Einſt, als ich mit meinem Herrn zum Beſuche dort war, kam mir dies ſo comiſch vor, (die Hintertreibung der Vermählung war ſchon im Werke) daß ich mir einige luſtige Einfälle darüber gegen ihn entfahren ließ. Um dies vollends in ein poſſierliches Licht zu ſetzen, entwarf ich zwey Zeichnungen. Das eine Blatt ſtellte einen Säugling, in einem kleinen Kinder-Wagen ſitzend, aber als General herausgeputzt, vor. Er hatte einen hölzernen Degen in der Hand. Die Amme zog den Rollwagen vor der Fronte eines Regiments her, und aus des Kindes Munde giengen die Worte: „Peſentits Wehr!“ (Präſentirt das Gewehr!) Auf dem andern Blatte war eine Doctor-Promotion zu ſehn, bey welcher auf dem höchſten Catheder ein kleines Kind präſidierte. Es hatte einen Doctor-Hut auf dem Kopfe, ſpielte mit einer Klapper, und die Kinder-Magd ſtand nebenan, und wuſch den Doctor-Mantel aus, den das Knäblein beſchmutzt hatte.

Dieſe Zeichnungen gefielen meinem Herrn ungemein wohl; Er konnte ſich nicht enthalten, ſie andern muntern Köpfen mitzutheilen; Bald wurden unter der Hand durch meine Feinde Copien davon genommen und — dem Fürſten von * * *, der hier lächerlich gemacht war, mitgetheilt. Mit dieſen Zeichnungen in der Hand forderte der Beleidigte, als es zu der Erklärung zwiſchen ihm und meinem Herrn kam, Genugthuung, Beſtrafung des Pasquillanten.

Dennoch hätte mich, bey der ſehr ſanften Gemüthsart unſers Fürſten, die Mutter vielleicht aus aller Gefahr gezogen, wenn ich nicht ſo unpolitiſch, oder vielmehr ſo unerfahren geweſen wäre, ihre ziemlich deutlichen unplatoniſchen Anträge nicht zu verſtehn. Sie hatte mich würklich oft ſo merklich zu größerer Vertraulichkeit ermuntert, daß ich nachher oft nicht habe begreifen können, wie es möglich geweſen, daß ich das alles damals für fürſtliche Huld gehalten. Genug! dies beleidigte wenigſtens ihre Eitelkeit. So lange ſie indeſſen glaubte, ich könne ihr im Politiſchen helfen, unterdrückte ſie ihre Empfindlichkeit; jetzt aber, da das Gewitter ausbrach, koſtete es ſie um ſo weniger Mühe, mich aufzuopfern, da indeß mein boshafter Geſellſchafter, von deſſen Character ich Ihnen eine Schilderung gemacht habe, den Platz bey ihr eingenommen hatte, der mir zugedacht war.

So war ich denn alſo verabſchiedet; doch muß ich auch dabey dem Fürſten das Zeugniß geben, daß er dies mit einer Art that, die mich ſo wenig als möglich beſchimpfte — Es ſchien ihm Kummer zu machen; aber er war im Gedränge; er konnte nicht anders — So gern er plauderte; ſo würde doch niemand den wahren Zuſammenhang der Sache erfahren haben, wenn es möglich wäre, daß an einem Hofe die ärgerlichen Anecdoten eben ſo verſchwiegen blieben, als die guten Handlungen, die im Stillen geſchehn.

Daß nun plötzlich alle Geſichter ſich gegen mich veränderten; das läſſt ſich leicht begreifen; jedermann floh mich, wie einen verpeſteten Menſchen — Ich konnte dieſe Lection nicht ertragen. Da ich nicht ſogleich wuſſte, wohin ich mich wenden ſollte; ſo blieb ich, unter dem Vorwande einer Unpäßlichkeit, noch vierzehn Tage, in einem Zimmer eingeſchloſſen, das ich gemiethet hatte, in der Stadt — Der Fürſt war auf dem Lande. Während dieſer Zeit ſchrieb ich an meinen Oheim bey der Armee, und meldete ihm, in welcher Lage ich wäre. Bald nachher (Es war im November 1761) erhielt ich ohngefehr folgende Antwort:

„Ich weiß alles, und es iſt alles ſo gekommen, wie ich es vorausſah. Du haſt die Lehren Deines ſterbenden Vaters ſehr übel befolgt. Du haſt weder redlich, noch weiſe gehandelt. Es iſt billig, daß Du die Folgen davon trageſt. Der Prinz, deſſen Empfehlung Du ſo wenig Ehre gemacht haſt, will nichts mehr von Dir hören — Was iſt nun zu thun? Soll ich meine Hand von Dir abziehn? Dann wirſt Du, ſtatt daß Du bis itzt leichtſinnig und verführt geweſen, ein niederträchtiger Lump, und verführſt Andre. Alſo iſt es am beſten, wir ergreifen wieder den Soldatenſtand. Es iſt mir gelungen, Dir eine Lieutenants-Stelle bey unſerm Freycorps zu verſchaffen. Komm, ſobald Du kannſt! Bleibe nach Empfang dieſes Briefes keinen Augenblick länger in dem verfluchten Ottern-Neſte! Bringe mir keine Hofluſt mit, und ſprich mir nie von der Teufels-Geſchichte, wenn wir Freunde bleiben wollen! Ich will ſie durchaus vergeſſen. Wir ſind ſchon in den Cantonierungs-Quartieren. Hier iſt ein Paß für Dich! Hier iſt Deine Marſch-Route! Hier iſt Geld! Ich hoffe, Du wirſt deſſen bedürfen; denn, wenn Du in der

„Rolle, die Du geſpielt, Deinen Beutel geſpickt haben ſollteſt; ſo komme mir nicht wieder vor die Augen! Adieu! Ich bin Dein „treuer Oncle"

„von Biedersdorf."

Sobald ich den Brief bekam, packte ich meine Sachen ein, bezahlte die wenigen Schulden, die ich hatte, und reiſete zur Armee.

Zuſatz von Carolinen.

Beſte Frau Räthinn! nehmen Sie heute damit vorlieb! Die Fortſetzung der Geſchichte ſollen Sie nächſtens erhalten, von Ihrer aufrichtigen Dienerinn ꝛc.

Funfzehnter Brief.

Von dem Gerichtshalter Potteſius, an den Herrn Conſiſtorialrath und Superintendenten Waſchmann in ***.

Ehrenfeld den 20ſten October 1773.

Indem nach Ew. Hochwürden wertheſtem Wohlergehn mich ſchriftlich zu erkundigen, ich durch gegenwärtige Zeilen mir die Freyheit nehme, als wozu ein in hieſigem hochadelichen Gerichte ſich ereignender Vorfall, welchen, in ſo fern derſelben für das forum eines hochwürdigen und hochpreislichen Conſiſtorii ſich zu qualificieren anſcheinen will, an die Behörde ſchuldig zu berichten, keinen Anſtand nehmen kann, mir die nähere Veranlaſſung an die Hand giebt; ſo habe gedachten Caſum hiermit in der Kürze vorzutragen mir die Ehre geben wollen.

Vor circa zwey Jahren kam ein fremdes Frauenzimmer, ſauber angekleidet, begleitet von einem Bothen, weiblichen Geſchlechts, welche derſelben Effecten in einem Bündel trug, in hieſigem Gerichte und Dorfe wohlbehalten und, dem Anſcheine nach, geſund an, jedoch vorgebend, ſie müſſe, ihrer ſchwächlichen cörperlichen Conſtitution wegen, die reinere Landluſt genieſſen, zu welchem Endzwecke beſagtes Frauenzimmer, nachdem ſolches vorhero die Bothinn zurückgeſchickt, mit einem vom Dorfe in einiger Entfernung, nahe am Holze wohnenden Colono dahin einig wurde, accordirte und ſich verglich, daß gedachter Colonus, Johann Heinrich Näſenring mit Namen, ihr gegen baar zu præſtirende, jedesmal prænumerando zu leiſtende Zahlung, eines billigen Koſt-Geldes, ein Stübchen in ſeiner Wohnung, ſodann jeden Mittag und Abend ein Gericht, wie es die Land-Haushaltung giebt, reſpective einräumen und darreichen ſollte.

Anerwogen nun mein Officium, als hochadelichen Juſtitiarii hieſelbſt, mir die Pflicht auflegte, dahin Bedacht und Rückſicht zu nehmen, auch richterlich zu walten, daß kein böſes Geſindel ſich im Dorfe niederlaſſen, und demnächſt der Armen-Caſſe zur Laſt fallen möge: ſo erkundigte mich fleiſſig, in Gemäßheit der Vertel-Verordnung de anno 1758, (Vide Collect. Conſtitut. Volum. 123. pag 1052) *) was mehr beſagte Perſon um die Hand hätte, ob ſie praeſtanda praeſtiere, und wie ihr Lebenswandel beſchaffen; auf welche Information dann berichtet wurde: „Es lebe das fremde Frauenzimmer ſehr eingezogen, gehe oft zu ganzen „Tagen im Holze allein ſpatzieren, oder ſetzte „ſich mit einer Laute oder Cither, ſo ſie mitgebracht, an dem Mühlbache hin, ſpiele dann „und ſinge kläglich klingende Lieder, ſo daß zu „vermuthen, es mögte wohl nicht allerdings „gut um ihren Verſtand ausſehn; Auſſerdem „ſchreibe ſie und leſe auch zuweilen ſehr andächtig in Büchern; den beträchtlichſten Theil des „Tages aber verwende ſie zu Verfertigung recht „feiner Hand-Arbeit, welche ihre Hauswirthinn, „Näſenrings Ehefrau, in der Stadt zu Gelde „machen müſſe, von welchem Gelde ſie jedesmal richtig die verglichene Penſion bezahlte," worauf dann, angeſehn ich mich bey dieſer Nach-

---

*) In einem ſolchen Lande kann es nicht anders, als äuſſerſt ordentlich und gut hergehn, in welchem die Sammlung der Landes-Geſetze und Verordnungen über hundert dicke Bände ausmacht.

richt vollkommen beruhigen konnte, den Colonum Näſenring jedesmal mit dem Injuncto entließ, fernerhin genau Acht zu geben, und das Vorkommende gerichtlich anzuzeigen.

Nun trug es ſich vor præter propter zwey Monaten zu, daß der hieſige Schulmeiſter, Daniel Lämmerhirt, mir eine ähnliche Anzeige that, als in beyliegendem ſchriftlichen Berichte von ihm wiederholt wird, worauf das inculpirte fremde Frauenzimmer höflich zu mir beſcheiden ließ, und, nachdem Daſſelbe, einiger Weigerung ohnerachtet, erſchien, ſie um ihren Namen, Stand, Religion, Zweck ihres Hierſeyns, vi judiciali, befragte, und ihr darneben andeutete und zu vernehmen gab: wie, daß gegen ſie von Seiten des Ludi magiſtri Klage erhoben, als habe ſie ſich beykommen laſſen, demſelben in ſeinem Officio Eintrag zu thun, maaſſen ſie propria auctoritate eine quaſi Schule für junge Mädgen angelegt; da dann Inculpatinn ſich folgendergeſtalt ad protocollum vernehmen ließ:
„Sie heiſſe Stallheim, ſey von dem Stande,
„wie alle übrigen Menſchen, darneben Witwe,
„und ein freyes Geſchöpf auf Gottes Erdboden,
„chriſt-

„chriſt-chatoliſcher Religion; lebe hier, weil es ihr hier gefalle; habe keine Schule angelegt, ſondern gebe ſich Mühe, ohne zeitliche Vortheile davon zu erwarten, den Verſtand fähiger aber durch die gemeine Bauern-Erziehung verwahrloſeter junger Mädgen aufzuklären, ihr Herz zu bilden und (wie ſie ſich ſehr zweydeutig ausdrückte) ſie empfänglich zu machen; ſolle ihr auch dies niemand je verbiethen können, caſu quo ſie ſchon Mittel finden wolle, ſich recta via bey Sereniſſimo darüber zu beſchweren.“

Nun gerieth in der That in einige Verlegenheit, wohlerwogen, daß nicht erwartet hatte, dieſe Perſon aus einem ſolchen Tone reden zu hören; und da immittelſt einige Beſorgniß bey mir entſtand, als könne etwa beſagte Stallheim zu der hochadelichen Familie dieſes Namens gehören, und nur aus Motivis einer Melancholiæ oder anderweitiger Debilität oder Schwäche dieſe ſonderbare Lebensart ergriffen haben, nachher aber mir Verdruß von Seiten der hohen Angehörigen oder gar meiner gnädigen Herrſchaft erwachſen, wenn die Sache gar zu ſtrenge nehmen

men wollte; ſo ſtellte mich mit vorerwähnter Erklärung ad interim zuſrieden, und ließ connivendo zu, daß das angerühmte Aufklärungs- und Empfänglichmachungs-Geſchäfte fortgeſetzt wurde.

Wenn aber aus dem neuern hierbeygelegenem Berichte des tit. Lämmerhirts des Breiteren ſich an den Tag legen will, daß beſagte conventicula bey der queſt. Stallheim nicht allerdings die beſten Folgen zu haben ſcheinen; als habe ich, bevor hierüber Anzeige in forma bey hochfürſtlichem hohen Conſiſtorio thäte, vorhero Ew. Hochwürden gewogenen Rath und ſentiment darüber mir devoteſt erbitten wollen. Folgt nun des ludi magiſtri libellum in extenſo und die Verſicherung der vollkommenſten ꝛc.

P. S.

Mein gnädiger Herr Principal befinden ſich gegenwärtig, wie durch ein herablaſſendes Handſchreiben geſtern davon benachrichtigt worden, in Lauſanne, in erwünſchtem Wohlſeyn.

Des Schulmeiſter Lämmerhirts Bericht.

Hochgebiethender Herr Gerichtshalter!

Es iſt nun gar nicht mehr auszuhalten, mit der neuen Aſter-Schule, bey dem fremden catholiſchen Weibsbilde. Ich war geſtern da, und ſagte es ihr grade heraus, daß ich es nun ſumma ſummarum höchſten Orts anzeigen wollte, und da ſagte ſie: das könnte ich thun, nach Belieben, und da ſagte ich: es ſollte ihr ſchon gewieſen werden. Die jungen Mädgens werden da durch die Bank verdorben. Wenn man vorbey geht vor Näſenrings Hauſe; ſo iſt ein Parlee oben in der Stube, daß es eine Sünde und Schande iſt. Es geht da ſalva venia her, wie in einer Juden-Schule. Ich bitte, mein Hochgeehrteſter Herr Gerichtshalter! Sie wollen ein Einſehn haben. Die Mädgens paſſen gar nicht mehr auf das, was ich ſage, ſo ſuperklug werden ſie in der Aſter-Schule. Hanns Dippelmanns ſeine Gretel, die um Oſtern ſoll confirmirt werden, die kriegte ich neulich vor, und fragte, warum ſie geſtern nicht in der Schule geweſen wäre; da ſagte ſie: ich ſpräche in der Schule den Kindern doch nur dummes Zeug vor.

Ja! denken Sie an, mein Herr Gerichtshalter! Aber es iſt ihnen Allen nichts gut genug, und die Eltern klagen gewaltig. Die Eine munkirt ſich über den Calender, die Andre über meine Perrücke des Sonntags. Ein Schullehrer verliehrt alle Achtung, wenn das die Jungens erſt merken. Sonſt weinten ſie Alle, wenn der Herr Paſtor gegen das Ende der Predigt die Stimme ſo recht heraushob, jetzt critenſiren ſie ſeine heiligen Reden. Die alten Kern-Geſänge, die ſo rechte Magen-Stärkung ſind, verwerfen ſie und ſingen welche von der Madam. Da kommen Worte darinn vor, die ich mein Lebtag noch nicht gehört habe. Des Sonntags gieng ſonſt das junge Volk heraus. Es gieng immer ehrbar und ordentlich her; aber ſie verlurſtirten ſich doch. Jetzt geht die catholiſche Madam mit ihnen in das Holz und da tanzen ſie im Kreiſe herum, und haben Blumen an einander gebunden und ſich einander angefaſſt, und ſumma ſummarum es ſieht aus, wie der güldene Kälber-Dienſt. Die jungen Purſche gehen nun aus Deſprazion in das Wirthshaus. Die Hanna, Jürgen Pfefferkorn ſeine Tochter, die war mit dem reichen Jochen Drilling verſprochen. Nun will ſie ihn nicht, ſie ſagt: Geld mache nicht glücklich, und der Kerl ſey ihr zu grob — Ey ſeht doch! zu grob? auf einmal! Aber ihr Vater ſagt, er wollte es ihr ſchon anſtreichen, ſie ſollte ſehn, daß er noch gröber wäre.

Nun alſo, Hochgeehrteſter Herr Gerichtshalter! ſo habe ich dies in Unterthänigkeit melden wollen, und bitte nochmals nach meiner Wenigkeit um Hochrichterliche Hülfe und Abſtellung. Nein! ſo kann es unmöglich bleiben; das muß das Conſiſtorium wiſſen; der ich verharre ꝛc.

Sechzehnter Brief.

Von Carolinen Felmer, an die Räthinn Homann.

Birkenthal, den 30ſten October 1773.

Alſo hat Ihnen der Anfang der Geſchichte des armen Herrn von Mildenburg gefallen, und Sie wünſchen, verehrungswürdigſte Freundinn! daß ich Ihnen die Fortſetzung ſchicke? — Wohl; hier iſt ſie! Behalten Sie nur das Ganze! Ich habe es ausdrücklich für Sie abgeſchrieben. Briefe haben wir kürzlich keine von dem guten Manne erhalten. Nur in einem Paar Zeilen hat er dem Herrn Paſtor ſeine Ankunft in * * * gemeldet und, nächſtens mehr von ſich hören zu laſſen, verſprochen. Ich bin ermüdet vom Abſchreiben; Leben Sie wohl, würdige Frau!

Fortſetzung der Geſchichte des Herrn von Mildenburg.

Ich kam im Herbſte 1761 zu der Armee. Mein Oheim empfieng mich freundſchaftlich, ſprach, ſeiner Gewohnheit nach, überhaupt wenig, aber von meinen letztern Begebenheiten gar nichts. Ich wurde bey dem * * *ſchen Freycorps angeſetzt, und der redliche Biedersdorf ſchenkte mir das Geld zur Equipage.

Laſſen Sie mich hier ein wenig verweilen, um Ihnen eine Schilderung von dieſem guten Manne zu entwerfen! Er war eben ſo wenig, als meine ſelige Mutter, in der Jugend in Glanz und Reichthum erzogen worden; doch waren ihre Eltern nicht ganz arm und dabey redliche Leute, konnten ihnen alſo eine feine und gute Erziehung geben. Indeſſen blieb meinem Oheime nichts übrig, als den Soldatenſtand zu wählen; Er diente in dem erſten ſchleſiſchen Kriege mit Ruhm und Ehre. Sein grader, ofner Character, ſeine Dienſtfertigkeit und Gutmüthigkeit, erwarben ihm allgemeine Achtung, wurden aber auch täglich gemisbraucht. Man betrog ihn ſo oft und ſo viel, daß es kein Wunder geweſen ſeyn würde, wenn er zuletzt alle Menſchenliebe verlohren hätte. Die Geld-Summen, welche er durch ſeine Gutherzigkeit einbüßte, waren dabey der geringſte Schaden; aber ſo manche ſchmerzhafte, bittre Empfindung über die Falſchheit und Untreue

Derer, denen er ſich ſo mit liebevoller Seele ganz hingegeben hatte — das that weh, und verſtimmte ſeine Laune nach und nach ſo ſehr, daß wer ihn nicht kennt, ihn jetzt für einen rauhen, unfreundlichen Mann halten muß. Allein ſein Herz iſt darum nicht weniger warm und theilnehmend; Er thut in der Stille ſo viel Gutes, als nur immer ſeine Kräfte vermögen; er thut es aber in der That recht verſtohlner Weiſe. Schämt er ſich ſeines Wohlwollens; fürchtet, die Menſchen mögten ihren Hohn darüber haben, daß ein Mann, den ſie ſo oft zum Beſten gehabt, noch immer ſo brüderlich mit ihnen umgienge? Oder fürchtet er etwa, wenn ſeine Wohlthätigkeit bekannt würde; ſo mögten zu Viele darauf Anſpruch machen; ſein Vermögen würde nicht hinreichen, und ſein Herz dabey leiden? Er redet wenig, mehrentheils nur in abgebrochenen Sätzen; aber was er ſagt, das hat ein ſonderbares Gepräge von Originalität. Es iſt wahre Kraft darinn, und man könnte oft über zehn Worte, die er ſagt, ganze Seiten voll ſchreiben. Entfährt ihm einmal ein witziger Einfall; ſo iſt dieſer immer ein wenig bitter. Uebrigens iſt er ſtrenge pünctlich, ordentlich, wahrhaftig, und ſeiner Zuſage, auch in den geringſten Kleinigkeiten, unwandelbar treu! Bey dem Freycorps, bey welchem wir ſtanden, ließ ſich ſchon hie und da gute Beute machen; Er würde indeſſen dieſe Art, etwas zu gewinnen, gänzlich vernachläſſigt haben, wenn nicht der Gedanke, meine Mutter, meine Schweſter und mich zu unterſtützen, ihn bewogen hätte, kleine Vortheile von der Art, wozu ihm der Krieg das Recht gab, ſich zu Nutze zu machen; Doch ſammelte er keine Capitalien.

Der Herbſt neigte ſich nun zum Ende; der König der beym Schluſſe dieſes Feldzugs würklich in einer bedenklichen Lage war, nahm in Breslau ſein Haupt-Quartier; die Armee bekam ihre Winter-Quartiere längſt der Oder angewieſen; unſre Freycorps aber muſſten immer die Feinde beobachten, und wurden von den leichten Truppen der Feinde in beſtändiger Thätigkeit erhalten. Im December des Jahrs 1761 gab die Regierungs-Veränderung in Rußland unſern Umſtänden eine beſſere Wendung. Die Trennung der Ruſſen von der feindlichen Armee verſchaffte uns mehr Ruhe; nun gab es in den Winter-Quartieren Gelegenheit zu luſtigen Geſellſchaften, und ich machte viel neue Bekanntſchaften. Mein Oheim warnte mich vor aller Art von Ausſchweifung, ließ mich wenig aus ſeinen Augen und ich folgte ſeinem väterlichen Rathe, bis auf einmal nach, da ich mich zum Spiele verleiten ließ, und nicht nur alles baare Geld, ſondern auch die kleinen Koſtbarkeiten, als Uhren, Ringe u. d. gl. verlohr, die ich am Hofe geſammelt hatte. Der redliche Biedersdorf ließ mich am folgenden Morgen zu ſich rufen, warf mir eine Rolle mit Ducaten auf den Tiſch, und ſagte: „da haſt Du das, „was ich heute Deiner armen Mutter ſchicken „wollte. Sie mag nun ſehn, wie ſie fertig „wird! Ich muß dafür ſorgen, daß Dir's nicht „an Gelde zum Verſpielen fehle.“ — Ich ſchämte mich, und ſpielte vorerſt nicht mehr.

Der Soldatenſtand fieng an, mir zu gefallen; das Frühjahr 1762 rückte heran, und ich bezeugte meinem Oncle, wie groß mein Verlangen wäre, mich einmal durch eine beſonders kühne und tapfre That auszuzeichnen: „Ich „hoff,“ antwortete er „Du wirſt immer Deine

„Schuldigkeit thun. Das iſt vorerſt alles, was „von Dir, als Subaltern-Officier, gefordert „werden kann. Unberufen die Gefahr ſuchen „und ſich hineinſtürzen, das wäre unvernünftig. „Haſt Du aber ein Paar Mark-Knochen zu viel; „ſo thue, was Dir beliebt!" Ich geſtehe, daß mich die Idee, bloß das Werkzeug Andrer zu ſeyn, gar keinen eigenen Willen zu haben, nicht ſelbſt einen gewagten Plan anlegen und ausführen zu dürfen, ſehr demüthigte. Ueberhaupt behagte mich die Subordination nicht, und ich wäre lieber General, als Lieutenant geweſen. Oft redete ich mit meinem Oheime über die fatale Nothwendigkeit, ſich in dieſer Welt zuweilen von ſchwächern und ſchlechtern Menſchen regieren und ſich Befehle geben laſſen zu müſſen, und meine am Hofe zum Spotte und übereilten Tadel geübte Zunge pflegte dann unſre Staabs-Officiere der Reyhe nach zu muſtern, und es waren Wenige unter ihnen, an denen ich nicht eine Menge Dinge auszuſetzen gehabt hätte. „Es „iſt wahr" ſagte dann mein Oncle „daß dieſe „Leute nicht ſo erhabene Genies ſind, wie Du, „mein Kerlchen! Auch haben ſie mit ihrem eingeſchränkten Verſtande noch keine ſo glänzende

„Rolle geſpielt. Es iſt nur Schade, daß unſer
„großer König nicht weiß, was er an Dir für
„einen Mann hat. Von einer andern Seite
„aber iſt es doch auch gut, daß nicht die ganze
„Armee aus ſolchen Kraftmännern beſteht. Wo
„würden wir gemeine Soldaten finden? Und
„wenn Jeder ſich berufen fühlte, nach ſeinem
„eigenen Plane zu handeln; ſo würde wohl
„ſchwerlich je der Hauptplan des Einzigen, der
„das Ganze überſieht, ausgeführt werden.
„Man hatte in der alten Welt die Meinung, daß,
„dieſen Einzigen ausgenommen, der an der
„Spitze ſteht, zu allen wichtigen Geſchäften,
„Menſchen von mittelmäßigern Facultäten, die
„aber immer bedachtſam, pünctlich, ohne Uebereilung,
„ohne zu übertriebenes Selbſtvertrauen
„handeln, und dabey die kleinern nöthigen Details
„nicht vernachläſſigen, nützlicher wären, als
„die unruhigen, nach zweckloſer Thätigkeit durſtigen
„Feuerköpfe, von denen man gar viel
„Beyſpiele haben ſoll, daß ſie dumme Streiche
„machen, da, wo es auf practiſche Klugheit und
„kaltblütige Ueberlegung ankömmt. — Doch,
„nichts vor ungut, Herr Vetter!“

Es war bey Reichenbach, wo der Herzog von Bewern, bey deſſen Corps wir ſtanden, angegriffen und die Bagage von den Feinden weggenommen wurde. Wir ſchlugen zwar Dieſe zurück und bekamen den größten Theil unſrer Wagen, Päckerey, und Pferde wieder; aber das Unglück wollte, daß meine Equipage in den Händen der Feinde blieb. Mein redlicher Oheim erſetzte mir dieſen Verluſt auf die großmüthigſte Weiſe, und da es ihm nicht entwiſcht war, daß ich an dieſem Tage ohne Tollkühnheit meine Pflicht gethan hatte; ſo lobte er mich, und ſagte: „Ich gebe dies Geld mit Vergnügen her. „Du ſiehſt, daß die Vorſehung nicht ungerecht „iſt. Du haſt als ein braver Kerl gehandelt, „und haſt Deine Equipage verlohren; allein zu „eben der Zeit habe ich ſo viel Beute gemacht, „daß ich heute im Stande bin, (geſtern war ich „es nicht) Dir Deinen Verluſt zu erſetzen. Du „haſt nun, neben der Beruhigung, nichts verſehn zu haben, den Erſatz Deines Schadens, „und ich die Freude, Dir Gutes zu thun.“

Wir wohnten im October 1762 der Belagerung von Schweidnitz bey, und marſchierten dann mit nach Sachſen.

Als der General Seidlitz bey Auersbach die Feinde überfiel, war unſer Corps gleichfalls dabey. Die Begierde, mich auszuzeichnen, war in mir nicht unterdrückt. Ich hatte mit einem ſchwachen Commando einen detachirten Poſten. Wir ſtieſſen auf einen ſechsmal größern Trupp Feinde, und es wandelte mich eine Luſt an, Dieſe anzugreiffen; allein ſie machten mir ſehr viel zu ſchaffen. Endlich waren wir im Begriff, ich darf es wohl ſagen, durch unſre ſeltne Tapferkeit, Meiſter über ſie zu werden; als ein gewiſſer Hauptmann von Blitzbach, ein Menſch, den ich für einen äuſſerſt ſchiefen Kopf und ſchwachen Pinſel hielt, mit ſeinen Leuten mir zu Hülfe eilte und, da freylich ſchon der Sieg entſchieden war, mich in den Stand ſetzte, dieſen ganzen Schwarm von Feinden gefangen zu nehmen. Dieſe That machte Aufſehn, und da der Hauptmann mein Vorgeſetzter war; ſo fiel die ganze Ehre unverdienter Weiſe auf ihn, und er bekam — den Orden. Eine Beute, einige hundert Thaler an Werthe, war alles, was ich dabey gewann. Nie glaubte ich mehr Urſache gehabt zu haben, über Ungerechtigkeit zu murren, als bey dieſer Gelegenheit, und nie brachte mich der ehrliche Biedersdorf durch ſeinen kalten Spott ärger aus der Faſſung, als damals. „Du meinſt alſo, mein lieber Don Quixotte!" ſagte er „Du hätteſt dafür eine Belohnung verdient, daß Du, ohne Ordre, Deine braven Leute der Gefahr ausſetzteſt, von der größern Anzahl übermannt und aufgerieben zu werden? In Arreſt ſollte man Dich ſchicken! Glaubſt Du, unſre Soldaten wären darum in der Welt, damit ſie, auf Koſten ihrer graden Glieder, Dir zu einer Probe helfen müſſten, ob Du Deine Tollkühnheit für Tapferkeit gelten machen könneſt?" — In dieſem Tone fuhr er, ſo wenig geſprächig er auch ſonſt war, eine lange Zeit fort; Ich gieng verdrießlich und gedehmüthigt von dannen.

In den Winter-Quartieren ließ ich mich noch einmal zum Spiele verleiten. Ich hätte verdient, wieder zu verliehren; allein theils wäre mein edler Oheim am härteſten dadurch geſtraft worden, (denn er hätte mich doch gewiß nicht im Stiche gelaſſen) theils wuſſte die Vorſehung, daß ich bald ohne meine Schuld in den Fall kommen würde, Geld zu bedürfen — Ich gewann alſo eine beträchtliche Summe.

Meine Caſſe war auf ein Paar hundert Louisd'or angewachſen, als im Jahre 1763 der Friede publiciert wurde. Die Officiers, welche unter dem Freycorps gedient hatten, wurden nun theils in andre Regimenter eingeſetzt, muſſten aber einen Schritt zurückdienen, theils erlaubte man ihnen, ihren Abſchied zu nehmen: In dieſem letztern Falle waren wir Beyde, mein Oheim und ich. Erſterer, konnte ſich nicht entſchlieſſen, ſich zurückſetzen zu laſſen. Was mich betrifft; ſo habe ich Ihnen geſagt, daß mein verſtorbener Vater ſehnlichſt wünſchte, ich mögte mich einem andern Stande, als dem Militair, widmen. Die Verlegenheit, in welcher ich nach meiner Verabſchiedung vom Hofe geweſen, hatte meinen Oncle bewogen, das ausdrückliche Verboth ſeines Schwagers auf dem Sterbebette zu übertreten. Jetzt aber, und da er glaubte, daß ich mit meinen kleinen Kenntniſſen leicht ein beſſeres Unterkommen und die Gelegenheit nützlicher zu werden, anderswo finden könnte, als in Friedenszeiten Officier zu bleiben, williate er ein, daß auch ich meinen Abſchied nahm. Wir verließen die Armee, und reiſeten im November 1763 zu meiner Mutter und Schweſter nach Halle.

Wir überraſchten die beyden Frauenzimmer durch unſre unerwartete Ankunft. Sie lebten dort äuſſerſt eingezogen, wie es ihren Vermögens-Umſtänden angemeſſen war, und giengen ſelten aus; doch hatten ſie, auch ohngerechnet die Zuſchüſſe, welche ſie von Biedersdorf geſchickt bekommen, immer ſo viel von unſerm kleinen Vermögen gerettet, daß von den Zinſen zwey einzelne Frauenzimmer ihren ſtillen Haushalt fortführen konnten, ohne Noth zu leiden. Wir beſchenkten ſie, und blieben einige Monate bey ihnen in Halle, um uns auszuruhn und indeß unſre Plane für die Zukunft reif werden zu laſſen. Meine Schweſter war nun funfzehn Jahre alt, hübſch herangewachſen, und dabey von angenehmer Geſichtsbildung; allein die Stimmung ihres Herzens und Geiſtes wollte uns, beſonders meinen guten Oheim, gar nicht behagen. Sie hatte ſich gewaltig viel mit der neuen Litteratur zu ſchaffen gemacht, hatte den Kopf voll von Romanen und Gedichten, empfindelte, lebte in einer Ideen-Welt, und es war vorauszuſehn, daß ſie in der würklichen, bey der geringſten wiedrigen, ihre romanhaften Begriffe von Glückſeligkeit nicht begünſtigenden Erfahrung,

rung, ſich ſehr unglücklich fühlen würde. Sie ſprach in lauter Tropen und Superlativen, las bey Mondenſcheine, vor dem ofnen Fenſter, in Youngs Nachtgedanken, ſchmolz bey den göttlichen Tönen einer Flöte, hatte für alles, was ihr weiches Herzchen rührte, die Wörter: herrlich, himmlich, allerliebſt und dergleichen, die doch damals noch nicht in ſo allgemeinem Cours waren, in Bereitſchaft, und gab ihrer Köchinn, deren materielle Seele ſie aus dem groben Stoffe herauszuarbeiten dachte, Grandiſon und Clariſſen zu leſen — Mein Oncle ſchüttelte den Kopf, und pfiff ein Stückgen, ſo oft ſie ihre Weisheit und Güte auskramte.

Nachdem wir alles wohl überlegt hatten, was in der Zukunft für uns zu thun ſeyn mögte; ſo wurde Folgendes beſchloſſen: Wir hatten die Vorſicht gebraucht, noch nicht beſtimmt um den Abſchied, ſondern vorerſt nur um Urlaub für mich bey dem Könige nachzuſuchen. Würde es mir daher nicht gelingen, irgendwo in Hof- oder Civil-Dienſten anzukommen; ſo blieb mir noch immer der Weg übrig, um Einſetzung in ein Feld-Regiment im preuſſiſchen Corps nachzuſuchen.

Der Herr von Biedersdorf hatte indeß durch gute Vorſprache eine Hauptmanns-Stelle in Dienſten des Herzogs von Würtenberg erlangt. Sobald er dieſe angetreten haben würde, wollte er forſchen, ob dort auch für mich etwas zu thun wäre. Ich ſollte aber jetzt einen Theil meines kleinen Schatzes angreifen, um eine Reiſe durch einige Provinzen von Teutſchland zu machen, und mich auch anderswo nach einem Plätzgen umzuſehn.

Ehe ich nun fortfahre, meine übrigen Begebenheiten zu erzählen, will ich nur in wenig Worten ſagen, was aus meinem redlichen Oheim geworden iſt. Wir fuhren im Jahre 1764 von Halle weg, trennten uns dann; ich verfolgte meine Reiſe, und er gieng grade nach Stuttgard. Er ſahe dort bald, daß für mich an dieſem, mit Leuten überſetzten, prächtigen Hofe, ſich keine Ausſicht zu einer ſichern Verſorgung zeigte; Er ſelbſt aber fand ſich auch dort nicht ſo glücklich, als er es verdiente. Es würde zu weitläuftig ſeyn, wenn ich Ihnen ein Bild der mannigfaltigen Unglücksfälle vor Augen ſtellen wollte, die ihn ſeit dieſer Zeit betrafen. Mit Cabalen und Ränken von Seiten böſer Menſchen, mit Seelen-Leiden mancher Art, mit Krankheit, Unglücksfällen und mit der Falſchheit heuchleriſcher Freunde kämpfte er ſo lange, bis er endlich gar, als der Herzog ſich gezwungen ſahe, einen Theil ſeiner Kriegsvölker zu verabſchieden, reduciert wurde. Hierauf war er eine Zeitlang auſſer Thätigkeit und in einer Gemüthsſtimmung, die ihn mistrauiſch und menſchenſcheu machte. Vor einigen Jahren gelung es ihm, in franzöſiſche Dienſte zu kommen. Er wurde in ein Regiment eingeſetzt, mit welchem er bald nachher nach Weſt-Indien geſchickt wurde; Dort lebt er noch jetzt. Nur einmal habe ich einen Brief vön ihm erhalten, in welchem er mir ſchrieb, daß es ihm, was das Oeconomiſche beträfe, ziemlich wohlgienge. Indeſſen hoffe ich dieſen rechtſchaffenen Mann noch einmal wieder in unſer teutſches Vaterland zurückkommen zu ſehn.

Wenn ich Ihnen eine weitläuftige Beſchreibung meiner Reiſe an den teutſchen Höfen umher liefern wollte; ſo würde ich Ihnen vielleicht Langeweile machen und dabey fürchten müſſen, in den ſatyriſchen Ton zu fallen, den ich mir ſo gern gänzlich abgewöhnen wollte. Nur ſo viel darüber! Ich fand faſt aller Orten mehr äuſſern Schein, als Realität; eine große Dienerſchaft und wenig wahrhaftig nützliche, fleiſſige Arbeiter; prächtige Titel und kärgliche Bezahlung; viel Glanz und wenig Wohlſtand; großen Aufwand und leere, mit Schulden belaſtete Caſſen; reiche Jünglinge, durch ſüße Verſprechungen und Flitterwerk herbey gelockt, aber getäuſcht in ihren Erwartungen, und dabey Vermögen und Geſundheit zugeſetzt, wenn ſie Männer geworden; Intrigue und Feindſchaft Aller gegen Alle; Deſpotismus, Anmaßung, Sittenloſigkeit und Inconſequenz, unglückliche Ehen und verwahrloſete Erziehung — Nirgends aber eine annehmliche Ausſicht zu einiger Verſorgung für mich.

Endlich ſchien es jedoch, als wenn ich hoffen dürfte, an dem Hofe des * * * von * * * mein Unterkommen zu finden. Dort war man eingenommen von Allem, was aus dem Preuſſiſchen kam. Man trug mir eine Hauptmanns-Stelle unter der Garde an; allein da ich erklärte, es ſey nicht meine Abſicht, im Militair zu bleiben, und ich mir merken ließ, daß ich nicht ohne Wiſſenſchaften wäre, ließ der Fürſt mir den Vorſchlag thun, in ſeiner Domainen-Cammer und zugleich bey Hofe mich anſetzen zu laſſen, welches ich willig annahm, nachdem man mir einen nicht zu verachtenden jährlichen Gehalt zugeſichert hatte. Zu Anfange des 1765$^{\text{ſten}}$ Jahrs, im ſechs und zwanzigſten meines Lebens, trat ich meinen Dienſt an. Bald darauf beredete meine Mutter ihre einzige Tochter zu einer ſehr unglücklichen ehelichen Verbindung mit einem Land-Edelmanne, und als Erſtere bald darauf ſtarb; ſo überließ ich meiner Schweſter durch eine Schenkung unſer kleines Vermögen.

Der Fürſt, dem ich nun diente, war ein ſteifer, feyerlicher, ernſthafter Herr, ſehr eingenommen von ſeiner Weisheit und landesväterlichen Güte, und überzeugt, daß die Fürſten aus ganz anderm Stoffe, als wir Erdenklöße, gebildet werden. Er handelte aus dem Kopfe, nie aus dem Herzen, calculierte alles, liebte niemand, ſondern glaubte immer gerecht zu handeln, hielt auf ſchnelle und ſtrenge Juſtiz, wähnte, er müſſe ſeine Diener und Unterthanen ſtets in einer ſo glücklichen Mittelmäßigkeit von Gütern und Freuden aller Art erhalten, daß ſie weder Mangel und Noth litten, noch ihr Haupt zu hoch erhöben, oder ſich unterſtünden, zu raiſonniren und Kraft und Freyheits-Gefühl zu zeigen wagten. Er war daher verſchloſſen, höflich, kalt, untheilnehmend, feſt in ſeinen Entſchlüſſen und unerbittlich, verließ ſich auf niemand, trauete Keinem, und wollte alles ſelbſt ſehn, ſelbſt thun, ſelbſt verſtehn.

Vielleicht, wäre dieſer Character grade der, welcher einem regierenden Herrn bey unſrer jetzigen Staats-Verfaſſung am mehrſten ziemte, wenn derſelbe dann auch von den erhabenſten Geiſtes-Fähigkeiten, von Mäßigkeit, Nüchternheit, ununterbrochener Thätigkeit, eſprit de detail, ſtrenger Moralität und Bezähmung aller Leidenſchaften begleitet wäre — Aber daran fehlte dort ſehr viel. Indem mein Fürſt ſein Wort für unbedingtes Geſetz und ſeine Einſichten für den Probierſtein aller Weisheit hielt; ſo glaubte er, daß niemand ein Recht haben könne, über ſeine Handlungen zu urtheilen, daß ſein Wille und ſeine Triebe ſeine einzigen Geſetzgeber ſeyen, und daß es eine andre Sittenlehre für Fürſten als für die übrigen Menſchen gäbe.

Seine Gemahlinn war eine verſtändige, liebenswürdige und ſanfte Frau; aber er wuſſte ihren Werth nicht zu erkennen. Bey der kalten Höflichkeit, womit er ihr begegnete, wurde ſie in der ſtrengſten Sclaverey gehalten, durfte durchaus keinen Willen haben. Die Wahl der Leute, die ihren Hofſtaat ausmachten, der Bücher, die ſie leſen, der Kleider, die ſie tragen, der unſchuldigen Vergnügungen, die ſie genieſſen ſollte — das alles hieng nicht von ihr ab, ſondern wurde ihr vorgeſchrieben — eine Sultaninn im Serail zu Conſtantinopel kann nicht in größerm Zwange leben, als dieſe gute Fürſtinn. Dazu kam, daß ihr Gemahl eine Maitreſſe unterhielt, die im höchſten Grade herrſchſüchtig, ränkevoll und eigennützig war. So ſehr er nun auch übrigens deſpotiſch verfuhr und von keinem ſeiner Staatsbedienten Rath forderte oder annahm; ſo vermogte doch die Verleumdung dieſes böſen Weibes und ihrer niederträchtigen Creaturen, ſehr viel über ihn, und indeß eine Vorbitte ſeines erſten Miniſters zum Vortheile irgend eines redlichen Mannes keinen Eingang bey ihm fand, ſchlug das Mistrauen, welches ein ſchelmiſcher Cammerdiener in ihm gegen die treueſten ſeiner Unterthanen erweckte, tiefe Wurzeln.

Kriechende Unterwerfung und niedrige Schmeicheley waren alſo die Mittel, an dieſem Hofe ſein Glück zu machen. Ein einziges freyes, in der Ergieſſung eines warmen Herzens herausgeſtoßenes Wort konnte einen Menſchen Ehre, Gut und Blut koſten, und eine demüthige Verbeugung, ein plattes Compliment, ein Röllchen mit hundert Ducaten auf den rechten Platz gelegt, ein elendes Gedicht auf den Namenstag der Maitreſſe, derſelben mit krummen Rücken überreicht, ein Artikel zum Lobe des großen Fürſten, den man für ein Paar Thaler, in den hamburgiſchen **unpartheyiſchen** Correſpondenten einrücken ließ, konnte den Weg zu Reichthum und hohen Ehren bahnen. In den Gaſthöfen ſchlichen Ausſpäher herum, die alles ſammeln und wiederberichten muſſten, was in fröhlicher Laune, bey einem Glaſe Wein, ohne Bosheit geſprochen wurde — Und ſo war denn der Mann, dem es wahrlich nicht an Verſtande und Kenntniſſen fehlte, der dabey alles zu überſehn, Alle durch Einen Wink zu regieren glaubte, der gefeſſeltеſte Sclave ſeiner Leidenſchaften und einer Rotte elender Menſchen.

Urtheilen Sie nun ſelbſt, ob ein Geſchöpf von meiner Art hier erwarten konnte, eine gute Rolle zu ſpielen! Allein auf den erſten Anblick dieſes Hofes konnte ich die ganze Verfaſſung deſſelben nicht überſehn. Der Fürſt zeigte ſich ſehr gnädig gegen mich, oder vielmehr galt dieſe Achtung nur meiner preuſſiſchen Uniform. Man weiß, wie leicht es den Großen der Erde wird, uns Privatleute durch Herablaſſung zu gewinnen, und da er überdas in der That ſehr gut, beſtimmt und weiſe redete; ſo nahm er mich ſehr zu ſeinem Vortheil ein. Ich ſuchte Dienſte, und war froh und geſchmeichelt, ſie mir von einem ſo verſtändigen und gütigen Herrn angetragen zu ſehn. Kaum aber war ich einer ſeiner **Diener**, als ſein Betragen gegen mich ſich gänzlich veränderte. Ein Cammerjunker und Cammerrath war ein Weſen, mit welchem er nur durch ſeine Vorgeſetzten reden ließ. Einmajeſtädtiſches Kopfnicken blieb alles, was wir kleinen Menſchen von ihm mit tiefen Reverenzen erkaufen konnten.

Das war nun gar nichts für mich, der ich, von falſchem, närriſchem Ehrgeize getrieben, durchaus nicht überſehn, ſondern ausgezeichnet werden, eine Haupt-Rolle ſpielen wollte. Meine erſten Dienſte am Hofe des Fürſten von * * *, wo ich gewöhnt worden war, mich in alle böſe Händel zu miſchen und mich für eine ſehr wichtige Perſon zu halten, hatten mich gänzlich verſchroben. Das iſt leider! der Fall bey ſo manchen jungen Leuten, die früh von Menſchen oder vom Schickſale verzogen, eine zu große Meinung von ſich faſſen, zu große Erwartungen aller Orten mit hinbringen, und wenn ſie dieſe nicht erfüllt ſehen, mislaunicht werden, oder gar ſich ſchiefe Streiche erlauben, um ſich hinaufzuarbeiten. Wenn doch jedem Erdenſohne früh genug eingeprägt würde, daß wahre Größe nicht in einzelnen hervorſtechenden Handlungen beruht, die Aufſehn machen und nur eine kurze Anſtrengung erfordern, ſondern in conſequenter, ſtiller, gewiſſenhafter Verfolgung eines vernünftigen

Lebensplans; daß zum Laufen, wie ein altes Sprüchwort ſagt, nicht ſchnell ſeyn hilft; daß es auf **Ausdauern** ankömmt, und daß der Schauſpieler, welcher eine Nebenrolle, fünf Acte hindurch, mit Wahrheit, Treue und Hinſicht auf das Ganze, durchführt, ſehr viel mehr werth iſt, als Der, welcher Eine Scene hinreiſſend ſchön ſpielt und die übrigen alle verhunzt, oder ſich ſo dabey angreift, daß er ohnmächtig vom Theater weggetragen werden muß!

Das erſte Jahr hindurch gieng indeſſen alles ziemlich gut; ich that pünctlich meinen Dienſt, und hoffte dadurch Aufſehn zu erregen, aber ich gewann, wie billig, weiter nichts, als daß — ich keine Verweiſe bekam; denn Jeder ſoll ja, wie ſichs verſteht, ſeine Schuldigkeit thun. So viel bleibt aber doch gewiß, daß, wenn ich auf dieſem graden Wege fortgefahren wäre, ohne mich in fremde Händel zu miſchen, ich, wo nicht ein glänzendes Glück gemacht, doch als ein brauchbarer und dabey unſchädlicher Mann, höhere Stellen in meinem Fache erlangt haben würde. Dies um ſo gewiſſer, da Viele von Denen, die über und neben mir ſtanden, ihre

Schuldigkeit nicht thaten, auch, ohne mich zu rühmen, weder ſo geſchickt, noch ſo redlich als ich waren. Da der Glanz ſolcher Menſchen, die ſich durch niederträchtige Mittel hinaufgeſchwungen hatten, ohnmöglich dauern konnte, und jeden Augenblick das Reich der Schelme und Pinſel unter ſich ſelbſt uneinig wurde; ſo hätte ich das ruhig abwarten ſollen. Der Präſident der Cammer war ein Mann, der ſeine Erhebung dem Schutze der Maitreſſe zu danken hatte. Er war ein niedriger Schmeichler, ließ ſich beſtechen, war ein ſteifer Juriſt, hatte den Kopf voll von römiſchen Geſetzen und leer von geſunder Vernunft, verſtand aber von Cameral-Wiſſenſchaften gar nichts. Da er nun immer fürchtete, es mögte jemand ihn eben ſo von ſeinem Präſidenten-Stuhle wegdrängen, wie er den vorigen Cheff des Collegiums weggedrängt hatte; ſo durfte ich freylich von ihm nicht erwarten, daß er meinem Fleiſſe und meiner Pünctlichkeit bey dem Fürſten ungefragt eine Lobrede hielte. Allein am Ende ließ ſich doch vorausſehn, daß ſein Reich nicht immer dauern, und daß man dann einen thätigen Mann, gegen den auf keine Weiſe etwas einzuwenden, der niemand gefährlich geweſen wäre, wenigſtens nicht zurückſetzen würde. Auch trat bald darauf der Fall ein, daß der Herr Cammer-Präſident geſtürzt und verabſchiedet wurde; aber da war ich ſchon, wie Sie nachher hören werden, mit dem Hofe einigermaßen über den Fuß geſpannt, folglich half mir das nichts, und ein ärgerer Schelm, als der vorige Cheff geweſen, trat an ſeine Stelle.

Ich habe vorhin geſagt, daß ich ein Jahr lang mich ſo betrug, wie es einem verſtändigen und redlichen Manne ziemt. Nach Verlauf dieſer Zeit fieng ich an, unzufrieden darüber zu werden, daß meine Verdienſte nicht hoch genug geſchätzt wurden. Ich glaubte daher Urſache zu haben, mit meinem Herrn zu maulen, begann, mich ſelten am Hofe zu zeigen, wenn ich nicht grade die Aufwartung hatte, ſuchte in der Stadt in Verbindungen zu kommen und in den Häuſern adelicher und bürgerlicher Familien Zutritt zu erlangen. Eine meiner erſten Bekanntſchaften, als ich nach *** gekommen, war ein gewiſſer Arzt, der Doctor Porr, geweſen. Ich hatte ihn damals oft in dem Gaſthofe, wo ich abgetreten war, und wo er einen Kranken zu beſorgen hatte, geſehn, von der Zeit an aber, da ich im Dienſte des Fürſten angeſetzt wurde, nur ſelten, weil unſre Berufs-Geſchäfte uns von einander verſchiedene Wege führten. Jetzt ſuchte ich dieſen guten Mann wieder auf, und bald ſchloſſen wir ein enges Freundſchaftsband. Er iſt gegenwärtig mit einem reichen Engländer, welcher unter ſeiner geſchickten Hand von einer ſchweren Krankheit geneſen iſt, aber ihn noch nicht gern von ſich laſſen will, nach London gereiſt. Seine Wiederkunft erwarte ich im nächſten Frühjahre. Er iſt ein ſeltener, feiner und liebenswürdiger Mann, von origineller, immer gleich heitrer, aufgeweckter Laune. Seinen Pflichten treu, ohne große Forderungen, bereit Jedem zu dienen und die möglich größte Summe des Guten zu thun, das in ſeiner Macht ſteht, bekümmert er ſich wenig um den nicht vorauszuſehenden Erfolg, grämt ſich nicht über getäuſchte Hofnungen, lacht über die Thorheiten der Menſchen, ohne ſie darum zu verachten, miſcht ſich nicht unberufen in verwickelte Händel, geht ſeinen graden Gang fort, und wird ſchwerlich je unglücklich werden können.

Wie beneidenswerth würde mein Schickſal geweſen ſeyn, wenn ich immer dieſem edeln Freunde gefolgt wäre, und wenn ich meine Aufführung ganz nach der ſeinigen gebildet hätte! Aber es war im Buche des Schickſals geſchrieben, daß es nicht ſo ſeyn ſollte. Ein Jahr nachher, als ich ſeines Beyſtands am nöthigſten bedurft hätte, zwangen ihn Amtspflichten zu einer Reiſe in das Land, und ich blieb meiner eigenen Unvorſichtigkeit überlaſſen — doch, ich verliehre den Faden meiner Geſchichte.

Mit meinem Freunde Port überlegte ich nun oft die Unannehmlichkeit meiner Lage; allein er fand ſie gar nicht ſo verdrießlich, als ſie meinem unbefriedigten Ehrgeize erſchien. „So viel „aber iſt wohl gewiß“ ſagte er mir „daß Du „Dich gar nicht an einem Hofe ſchickſt. Du „muſſt ſuchen, Dich in eine unabhängigere Lage „zu ſetzen. Wie wäre es, wenn Du eine reiche „Frau heyratheteſt? die Freuden und Gemächlichkeiten des häuslichen Lebens werden Dich „das Ringen nach dem elenden Flitterglanze vergeſſen machen; Du brauchſt deswegen doch „Deinen Abſchied nicht zu nehmen; Du muſſt

„nur ſuchen, Dich in den Fall zu ſetzen, daß „nicht Deine ganze Exiſtenz von dem Blicke ei„nes gecrönten Hauptes abhänge. Und, glaube „mir's! man würde Dich ganz anders behan„deln, wenn Du reich wärſt, als jetzt, da man „weiß, daß Du gezwungen biſt, zu dienen.“

Ich fand dieſen Vorſchlag ungemein annehmlich, und bath nur meinen Freund, mein Wegweiſer zu ſeyn. Nun wohnte in * * * eine ſehr reiche Präſidenten-Witwe mit ihrer einzigen Tochter, die ohngefehr zwanzig Jahre alt, nicht ſchön, aber doch nicht ohne Reize war. Porr verſchaffte mir Bekanntſchaft in dieſem Hauſe, und es ſchien, als wenn mein Umgang den beyden Frauenzimmern nicht unangenehm wäre. Man ladete mich vielfältig ein, und zuletzt vergieng faſt kein Tag, beſonders da ich jetzt weniger ämſig den Hofſchranzen machte, ohne daß ich nicht ein Paar Stunden bey der Präſidentinn zugebracht hätte. Ich geſtehe, daß ich keine eigentliche Liebe für das Fräulein empfand; ſie war mir vielmehr gleichgültig, aber die Idee, durch ihr Vermögen mein zeitliches Glück zu gründen, und die Ueberzeugung, daß ſie würklich ein feines Frauenzimmer war, mit dem ein Mann ſchon vergnügt zu leben hoffen durfte, das bewog mich, Perrs Plan nicht aus den Augen zu verliehren; doch hatte ich immer nicht den Muth, der Mutter oder der Tochter meine Abſicht zu eröfnen, indeß die ganze Stadt es ſchon als eine ausgemachte Sache anſah, daß Letztere meine verlobte Braut wäre.

Nun befand ſich aber an dieſem Hofe ein Oberſchenk, ein Herr von Zirnack, einer der niederträchtigſten Menſchen, die ich je in meinem Leben kennen gelernt habe, und Dieſer hatte ſchon von lange her Plan auf das Fräulein, oder vielmehr auf ihr Vermögen gemacht, konnte aber nicht zu einem vertraueten Umgange in der Präſidentinn Hauſe gelangen, weil Dieſe ihn, ſeiner bekannten ausſchweifenden Lebensart wegen, durchaus nicht leiden konnte. Er hatte, von ſeiner erſten Jugend an, am Hofe ſchon unter der vorigen Regierung gedient, hatte ſich gewöhnt, ſeinen Character, wenigſtens dem äuſſern Scheine nach, in alle Formen zu gieſſen, je nachdem es Zeit und Umſtände, herrſchender Ton, Laune des Fürſten, ſein eigener Vortheil, der Schutz der Maitreſſe, oder was es immer war, was Einfluß auf ſeine Beförderung haben konnte, erheiſchte. So war er Stutzer, eifriger Soldat, Philoſoph, ſchöner Geiſt, Gelegenheits-Dichter, Kuppler, Bonhomme, Spieler, Hanswurſt, Läſterer, Myſticker, Andächtler, Freygeiſt, Politiker, war alles geweſen, und bereit alles zu ſeyn, was man gegen Bezahlung aus ihm machen wollte. Er hatte ſchon ſo viel Rollen geſpielt, daß er vielleicht ſich ſelber über ſein Weſen hätte betrügen können, wenn nicht ein Paar herrſchende Begierden bey ihm die Oberhand gehabt und ſeinen Character beſtimmt hätten — Geiz und Wolluſt! Dieſe ſchändlichen Schweſtern wandelten Hand in Hand, wo ſich's thun ließ, und wo das nicht angieng, da ſuchte doch die Eine wieder gut zu machen, was die Andre verſehn hatte. Wenn er ſeiner Wolluſt kein noch ſo theures Opfer verſagen konnte; ſo ſuchte die Habſucht irgend jemand wieder um die Summe zu betrügen, die ihn ſeine Ausſchweifungen koſteten, und hätte er ſie auch vom Altar ſtehlen, oder ſeinem Vater auf der Heerſtraße ſie abnehmen müſſen. Er beſaß eine oberflächliche Kenntniß von Allem und die Gabe, dieſe auf eine Art auszukramen, die vermuthen ließ, er wiſſe noch unendlich mehr davon, im Grunde aber weder einen durchdringenden, noch durch Wiſſenſchaften gebildeten Verſtand. Scharfſichtigen Männern wurde er bald zum Eckel; Weiber hingegen intereſſirten ſich für ihn — — Er hatte Figur, und war einmal in dem Rufe, Eroberungen machen zu können, und vom andern Geſchlechte aufgeſucht zu werden. Niemand verſtand beſſer als er, die Hofkunſt, über **Nichts** viel zu reden; nie beſtimmt ſeine Meinung zu eröfnen; einer Erklärung auszuweichen; das Geſpräch ſo zu wenden, daß man nie wuſſte, was er eigentlich hatte ſagen wollen; ſich nie zu compromittiren; ſeine Verſprechungen zu verdrehn; Wortbrüchigkeit zu bemänteln; die Schuld ſeiner Treuloſigkeit und Bosheiten auf Andre zu ſchieben; Zutraun zu misbrauchen; ſeinen Kopf aus jeder Schlinge zu ziehn, und jede ſchwache Seite eines Menſchen zu ſeinem Vortheile zu nützen. Er war unermüdet, eine Sache auf hundert ſchiefen Wegen endlich durchzuſetzen, ſeine Gegner matt zu machen, und ohngeachtet er von Jedem gehaſſt, und äuſſerſt feig war, dennoch von jedermann un-

unangefochten zu bleiben, und in einer Art von äuſſerm Anſehn zu ſtehn.

Dieſer Menſch fieng, ſeit der Zeit, da ich viel in der Präſidentinn Hauſe umgieng, an, auf alle Weiſe ſich einen Zugang zu meinem Herzen zu bahnen. Ich ſchäme mich kaum, zu bekennen, daß es nicht ſchwer hielt, dieſen zu finden, denn ſo viel Welt-Erfahrung ich auch billig ſchon hätte haben müſſen; ſo war doch mein Temperament in beſtändigem Wiederſpruche mit meiner Vernunft, und wer nur ein wenig die Kunſt verſtand, mein gefühlvolles Herz zu rühren und meiner Eitelkeit zu ſchmeicheln, dem lieferte ich mich guthmüthig in die Hände. Der Herr von Zirnack brachte es alſo bald dahin, daß ich eine vortheilhafte Meinung von ihm faſſte; ja! es kam um ſo leichter zu einer Art von Vertraulichkeit unter uns, da mein ehrlicher Porr grade, wie ich vorhin geſagt habe, auſſer der Stadt war, und meine Seele eines Freundes bedurfte. Ich kannte den Oberſchenken nicht genau; niemand hatte mich vor ihm gewarnt. Einſt hatte ich bemerkt, daß er ſeinem Bedienten äuſſerſt hart begegnete — ey nun! wen übereilt

eilt nicht der Zorn? Dabey zeigte er ſo viel glänzende Seiten und ich war ein ſo leichtgläubiger Narr! — Er gab ſich das Anſehn, mir freundſchaftlich zu rathen, fleiſſiger an den Hof zu gehn, gab mir Winke, als habe er gehört, daß der Fürſt ein paarmal nach mir gefragt hätte: „Je „ſuis mauvais courtiſan“ ſagte er „ich kann „nicht ſchmeicheln, bin grade heraus, und habe „auch desfalls wenig Freunde. Aber jeder „Biedermann intereſſirt mich, und, verzeyhen „Sie, mein Lieber! bey Ihren Talenten können Sie nicht anders als ein großes Glück hier „machen, wenn Sie nur einige Zeit noch ein „wenig pliiren wollen. Pardonnes-moi, „mon cher, je Vous preche morale, und „Sie werden fragen, warum ich ſie ſelbſt nicht „befolge? Aber ich bin nun einmal ſo; Ich „ſchicke mich gar nicht an den Hof. Je ſuis „trop franc, quelquefois etourdi même, „mais il eſt trop tard, pour me corriger. „Mein kleiner Weg iſt gemacht; Für Sie iſt „es noch Zeit. Glauben Sie mir, Freund! „Sie gehen zu ſelten an den Hof; aber freylich „haben Sie gerechte Entſchuldigung — die „Braut! Die Braut!“ Nun iſt mir's von je her zuwieder geweſen, mich eines Glücks zu rühmen, in deſſen Beſitz ich nicht bin; ich verſicherte ihn alſo, daß ich gar nicht auf dem Fuße mit dem Fräulein ſtünde; allein er ſtellte ſich, als glaube er meinen Worten nicht. „Chanſon, „que tout ceci!“ rief er aus „mais j'admire „Votre diſcrétion,“ Hierauf gab ich mir alle Mühe, ihn von ſeinem Irrthume zu überzeugen, und das brachte mich denn dahin, ihm haarklein zu erzählen, wie weit ich in meiner Angelegenheit gekommen wäre, und daß ich nicht den Muth hätte, mich der Präſidentinn zu eröfnen. „Wohl!“ ſagte er „Sie haben Recht; „So etwas kann beſſer durch einen Dritten geſchehn, und dieſer Dritte will ich ſeyn. Sie „ſollen ſehn, daß Sie noch Freunde haben, & je „Vous reponds du ſuccès. Je ſais un peu „manier ces ſortes d'affaires, Aber noch eins! „Il faut avant tout, que Vous faſſiés ma „paix avec Madame la Préſidente. Je ſais „qu'elle ne me veut pas du bien; Die alte „Frau hat Vorurtheile gegen mich. Reden Sie „dort gut von mir; führen Sie mich im Hauſe „ein, und dann laſſen Sie mich für das Uebrige „ſorgen! Sollte es ja nicht gehn“ fügte er ſcherzhaft hinzu „ſo werbe ich für mich ſelbſt.“ Auf dieſe letztern Worte achtete ich gar nicht, doch wiederholte er ſie abſichtlich einigemal; ich nahm das für Spaß auf.

Es hielt in der That ſchwer, der Präſidentinn eine günſtige Meinung von dem Herrn von Zirnack beyzubringen, doch war er kaum zweymal im Hauſe geweſen; ſo bedurfte er meines Schutzes nicht mehr. Er kam nun immer öfter, endlich täglich, und vier Wochen nachher wurde ich — zu ſeiner Hochzeit mit dem Fräulein eingeladen.

Was ſollte ich thun? Oeffentlichen Lerm machen und zum Geſpötte der Stadt werden? — Ich ſchwieg, und begnügte mich, nach des Doctors Rückkunft, mir von dieſem Freunde meine Narrheit vorwerfen zu laſſen und den Entſchluß zu faſſen, ein andermal nicht ſo leicht zu trauen. Indeſſen verſtimmte mich das in manchem Betrachte und war die erſte Urſache von meinem nachherigen Unfalle an dieſem Hofe.

Mein redlicher Porr hatte mich auf eine etwas empfindliche Weiſe über meine Leichtgläubigkeit aufgezogen. Meine Eitelkeit fühlte ſich dadurch gekränkt; ich kam ſeltener zu ihm, und er, der ſich nicht aufdrang, ließ mich laufen. Die Privat-Geſellſchaften in der Stadt waren mir verhaſſt geworden, ſeit der Zeit, da ich nicht mehr in der Präſidentinn Hauſe auf dem vorigen Fuße ſtand; ich fieng alſo wieder an, mich fleiſſiger am Hofe einzufinden, indeß der Oberſchenk nun mehr einheimiſch bey ſeiner jungen Frau blieb. Es kam mir der Gedanke in den Sinn, einen Theil des Raths, den mir dieſer ſchlechte Menſch gegeben, gegen ſeine Meinung zu nützen, mich durch pünctlichen Dienſteifer hinaufzuſchwingen, und dadurch ſeinen Neid zu erregen. Endlich fuhr mir ein kleiner Plan von Rache gegen das Fräulein durch den Kopf. Ich wollte nämlich, um ihr zu zeigen, wie wenig bleibende Eindrücke ſie auf mein Herz gemacht, einem andern Frauenzimmer öffentlich huldigen, und da warf ich dann unglücklicher Weiſe meine Augen auf eine fremde Dame, eine Witwe, die dort lebte, und deren Ruf ſehr zweydeutig war, weil ich glaubte, das würde die Frau von Zirnack am mehrſten demüthigen.

Dies alles muß man zuſammennehmen, um zu begreifen, wie es möglich war, daß ich nach ſo unangenehmer Erfahrung an dem Hofe, an welchem ich vorher gedient, noch einmal hier in mein Verderben rennte, obgleich freylich weniger ſchuldig, als das erſtemal, weil man mir diesmal nur Unvorſichtigkeit vorwerfen konnte. Der Rath meines von mir vernachläſſigten Freundes fehlte mir; der Eifer, mit welchem ich mich meinem Dienſte widmete, zog die Aufmerkſamkeit neidiſcher Collegen auf mich. Mein Ehrgeiz wurde wieder rege; mich dürſtete darnach, den Preis meines Fleiſſes einzuerndten; Es kränkte mich, zu ſehn, daß der Fürſt nicht mehr und nicht weniger Acht auf mich gab, als vorher. Von einer andern Seite war die Frau von Starmuth, die Dame, welcher ich die Cour machte, nicht nur galant, ſondern auch in dem Rufe, intrigant zu ſeyn; dadurch kam ich in den Verdacht, ihr Mitwiſſender zu werden, und das vollendete, mir Feinde zu erwecken.

Ich habe Ihnen die Gemahlinn des Fürſten als eine vortrefliche, aber von ihrem Gemahle unwürdig behandelte Prinzeſſinn geſchildert. Niemand am Hofe unterſtand ſich aus Furcht vor der herrſchenden Parthey, nach ihrem Zutraun und ihrer Gunſt zu ſtreben. Nur die einzige Frau von Starmuth, die, weil ſie eine Fremde war und auch wuſſte, daß der Fürſt einen Wiederwillen gegen ſie hegte, ſich wenig darum bekümmerte, ob man das gut oder übel aufnähme, ſuchte alle Gelegenheit auf, ſich bey der Fürſtinn beliebt zu machen. Die arme Verlaſſene würde freylich nicht leicht eine ſolche Frau zu ihrer Vertraueten gewählt haben, wenn das Bedürfniß, ſich jemand zu eröfnen, nicht ſo groß bey ihr geweſen wäre. Sie fühlte lebhaft die Bürde ihrer unglücklichen Lage, und die Frau von Starmuth, ſtatt zur Geduld und Nachgiebigkeit zu rathen, wendete alles an, ihr in den Kopf zu ſetzen, es läge nur an ihr, die Feſſeln abzuſchütteln. Hierzu wurde das böſe Weib hauptſächlich durch Privat-Rache gegen die Maitreſſe getrieben, die ſie haſſte, weil ſie einſt auf kurze Zeit den Fürſten in ihren Feſſeln gehalten und gehofft hatte, ihn immer zu beſitzen und zu regieren. Es war natürlich, daß ich, der ich täglich in ihrem Hauſe war, mich durch des Fürſten Kälte gegen mich beleidigt fühlte und ſeine Ge-

Gemahlinn aufrichtig hochſchäzte, die Parthey der Frau von Starmuth vermehrte, und den Haß gegen die Maitreſſe mit ihr theilte; doch kann ich heilig betheuren, daß ich von allen den Planen, welche ſie entwarf, im mindeſten nicht unterichtet war. Allein ich handelte darum nicht weniger und zwar auf doppelte Weiſe unvorſichtig; denn nicht nur bezeugte ich unſrer Fürſtinn öffentlich ausgezeichnete Huldigung, ſondern erlaubte mir auch Satyren und Schmähungen gegen die Maitreſſe. Kein Wort davon gieng nun verlohren, und man fieng an, jedem meiner Schritte nachzuſpähn; Mein zärtlicher Freund, der Herr von Zirnack aber, war der Haupt-Anführer meiner Auflaurer.

In dieſer Zeit hatte die arme Fürſtinn ſich durch die Frau von Starmuth zu einem unüberlegten Schritte verführen laſſen. Sie hatte nämlich zuerſt an ihre fürſtlichen Eltern nach *** geſchrieben, hatte Dieſe beſchworen, ſie aus ihrer Sclaverey zu erretten, ſie wieder zu ſich zu nehmen, und die Vertraute hatte den Briefwechſel beſorgt. Die Antworten waren nicht gänzlich nach Wunſche ausgefallen; Gradezu wollte man ſich dort nicht in die Sache miſchen, ſondern rieth im Gegentheile der Fürſtinn, ſie ſollte ſich beruhigen. Allein, weit entfernt, dieſen vernünftigen Rath zu befolgen, entwarf ſie vielmehr, geleitet durch die Frau von Starmuth, den Plan, heimlich zu entfliehn und zu ihren Eltern zurückzukehren. Sie meinte, wenn ſie erſt dort wäre; ſo würde man ſie wenigſtens nicht verſtoßen. Ob die beyden Damen bey dieſem Handel auch auf meine Mitwürkung gerechnet hatten, das weiß ich wahrlich nicht. Das aber kann ich betheuren, daß ich nichts davon wuſſte, mich auch nie auf eine ſolche Unternehmung würde eingelaſſen haben. Indeſſen glaubte der Herr von Zirnack dieſen Zeitpunkt nützen zu müſſen, um unſerm Herrn ſeinen Dienſteifer zu zeigen. Er hatte alſo zuerſt geſucht, bey der Maitreſſe, durch kriechende Schmeicheley und durch Klatſcherey, ſich beliebt zu machen. Er hatte meine kleinen Satyren über dies Weib, vermehrt und verbeſſert, wiedererzählt, hatte auf ein heimliches Complott angeſpielt, das zwiſchen der Fürſtinn, der Frau von Starmuth und mir Statt hätte, und um dies warſcheinlich zu machen, war er auch ſo liebreich geweſen, meine ehemaligen Verdrießlichkeiten an dem Hofe zu * * * aufzuwärmen, und daraus Gelegenheit zu nehmen, mich als einen gefährlichen Menſchen abzumalen.

Der Fürſt verſtand auf dies alles keinen Spaß. Die Poſt-Secretairs erhielten Befehl, alle verdächtigen Briefe an die geheime Canzelley einzuliefern. Hier wurden ſie erbrochen; In einem derſelben, den die ränkevolle Wittwe geſchrieben hatte, war der Plan, die Fürſtinn zu entführen, deutlich auseinander geſetzt. Vermuthlich war auch Meiner darinn in ſo fern gedacht, daß man vorhätte, mich dabey zu brauchen, weil ich unzufrieden im Dienſte ſey, oder dergleichen — Kurz! die Frau von Starmuth bekam Befehl, binnen vier und zwanzig Stunden das Land zu räumen: Ich aber wurde, ohne Verhör und Proceß, des Nachts aus meinem Bette geholt und, unter einer ſtarken Bedeckung, als ein Staatsgefangener nach dem Bergſchloſſe * * * gebracht, und daſelbſt eingeſperrt.

Kaum hatte der redliche Porr mein Unglück erfahren, als er unſern kleinen Zwiſt vergaß, und ſich nur mit dem Gedanken beſchäftigte, mich in Freyheit zu ſetzen. Er brachte alle ſeine Freunde und Gönner in Bewegung, um bey dem Fürſten Vorbitte einzulegen, und auf eine geſetzmäßige Unterſuchung zu dringen; aber vergebens. Der Fürſt hatte einen eiſernen Willen und die beleidigte Maitreſſe zerſtörte jedes Unternehmen, das zu meinem Vortheile geſchah.

Nun blieb meinem treuen Freunde nichts übrig, als Liſt zu gebrauchen. Es gelung ihm, mir Briefe in die Hände ſpielen zu laſſen, *) und mir darinn den Vorſchlag zu thun, durch ſeine Hülfe aus meinem Kerker zu entfliehn.

Indeſſen verſtrich mancher lange Tag, bis alles dazu reif wurde. Während dies im Werke war, ſtand ich an einem ſchönen Morgen vor dem kleinen Fenſter des Gefängniſſes und warf trübe Blicke in das Thal hinunter. Nicht lange hatte ich da zugebracht, als ich eine Kutſche, begleitet von einem Commando Huſaren, vor dem Thore der Feſtung ankommen und ſtill-

hal-

---

*) Man leſe den zweyten Brief, Seite 21.

halten ſah. Man führte einen Arreſtanten heraus; ich konnte aber ſein Geſicht nicht erkennen. Als nun des Mittags meine Malzeit mir gebracht wurde, fragte ich nach dem Namen des Staatsgefangenen — und wer meinen Sie, daß dieſer geweſen? — Niemand anders als mein edler Herr von Zirnack! Er war in ſeinen eigenen Schlingen gefangen. Der Dienſt, welchen er dem Fürſten, oder vielmehr der Maitreſſe geleiſtet hatte, ſetzte ihn bey Letzterer in eine ſolche Gunſt, daß dies endlich ſeinem Herrn verdächtig ſchien. Man lauerte ihm auf, ergriff ihn einſt, als er nach Mitternacht aus ihrem Hauſe kam, und dieſer nächtliche Beſuch verſchaffte ihm dann die freye Wohnung in dem Bergſchloſſe — So erreicht früh oder ſpät den Böſewicht die Hand der höchſten Gerechtigkeit!

Endlich, nachdem ich über drittehalb Jahre lang eingeſperrt geweſen, erſchien die Stunde meiner Erlöſung.

Zuſatz von Carolinen.

Wie es damit zugegangen, wie der Herr von Mildenburg von da in ein Kloſter geflüchtet, ſich dort einige Zeit aufgehalten und nachher einen Mönch gerettet *) hat, den das Kloſterleben nicht behagen wolte, und was ihm nachher begegnet iſt, bis er hierher zu uns kam; das ſollen Sie, würdigſte Freundinn! bey der nächſten Lieferung erfahren. **) Ich umarme Sie hochachtungsvoll in Gedanken, und bin ꝛc.

*) Es ſcheinet alſo nicht, als wenn der Herr von Mildenburg ihr den Namen dieſes Mönchs genannt habe.

**) Ich aber werde die Leſer damit verſchonen, weil wir das Alles ſchon wiſſen.

Siebenzehnter Brief.

Von Madam Homann an Carolinen.

Engeleben den 10ten November 1773.

Die Papiere, welche Sie, liebe Seele! mir mitgetheilt haben, ſind von mir ſo ämſig geleſen und wieder geleſen worden, daß ich darüber ſogar die angenehme Pflicht verſäumt habe, Ihnen dafür meinen Dank abzuſtatten. Das thue ich denn hiemit von ganzem Herzen; allein mein heutiger Brief hat noch einen andern Zweck, der Ihrer ganzen Aufmerkſamkeit und Ueberlegung werth iſt. Ich habe Ihnen nämlich einen Plan vorzuſchlagen, und dieſer Plan, damit ich Sie nicht lange in der Erwartung laſſe, iſt kein anderer, als der: Ihren jetzigen Wohnort mit einem Aufenthalte in meinem Hauſe zu vertauſchen. Hören Sie nun alles, was ich Ihnen darüber ſagen werde, und dann, meine Beſte! prüfen Sie Sich wohl, ob Sie glauben, mit einem ſo alten, wunderlichen Weibe, als ich bin, leben zu können!

Sie wiſſen vielleicht, daß ich, ohne reich zu ſeyn, mich doch in ſolchen Vermögens-Umſtänden befinde, daß Ihre Gegenwart in meinem Hauſe mir auf keine Weiſe läſtig werden kann. Ihre Geſellſchaft, das müſſen Sie mir ohne Betheuerung glauben, wird mir höchſt angenehm, unterhaltend und tröſtend ſeyn; Es frägt ſich aber, ob auch unſre Denkungsarten, unſre Temperamente ſich auf die Dauer zuſammen paſſen werden, oder ob die Veränderung Ihrer Lage, die ich Ihnen vorſchlage, nicht vielleicht in der Folge Sie reuen dürfte?

Mich verlangte darnach, hierüber genauere Ueberlegung anſtellen zu können; und ſo ſchrieb ich vor einiger Zeit, ohne Ihr Wiſſen, an den redlichen Paſtor Ehrmann, und bath ihn, mir ganz offenherzig eine Schilderung Ihres Characters und Ihrer Gemüthsart zu entwerfen. Seine Antwort war vollkommen meinen Wünſchen gemäß; allein es kömmt nun darauf an, daß wir ſelbſt uns mit einander über dieſen Gegenſtand erklären. Laſſen Sie mich zu dieſem Endzwecke Ihnen grade heraus ſagen, was für Tugenden ich an einem jungen Frauenzimmer, mit welchem ich viel umgehn ſoll, vorzüglich liebe! Ich glaube, daß Sittſamkeit, Einfalt und Wahrheit, Duldung, Beſcheidenheit, Sanftmuth, Nachgiebigkeit, Reinlichkeit, Ordnung, Arbeitſamkeit und Geſchicklichkeit in Berufs-Geſchäften die hauptſächlichſten Eigenſchaften ſind, wodurch ſich unſer Geſchlecht allgemeine Achtung zu erwerben vermag.

Die Sittſamkeit laſſe ich aber nicht bloß in Keuſchheit, Schamhaftigkeit, Unſchuld, Unterlaſſung zweydeutiger Reden, Handlungen und Gebehrden beruhn; Nein! alles, auch das Unſchuldigſte, was einem Frauenzimmer auf irgend eine Art nachtheilig ausgelegt werden kann, iſt ſie, in ſo fern es in ihren Kräften ſteht, zu vermeiden verbunden. Auf unſern äuſſern Ruf beruht der größte Theil unſrer moraliſchen und bürgerlichen Exiſtenz, und in Wahrheit! nichts iſt leichter, als dem Geziſche böſer Zungen auszuweichen. Ich habe, ſo lange ich denke, noch nicht erlebt, daß ein tugendhaftes Weib, das auf keine Weiſe durch unvorſichtige Schritte Gelegenheit zur Verläumdung gegeben hätte, der Gegenſtand übler Nachreden geweſen wäre. Aber dazu gehört, wie ſich's verſteht, Wachſamkeit auf ſich ſelbſt; Würde im äuſſern Betragen, ohne Affectation, ohne Forderung; Vermeidung alles Uebertriebenen, Phantaſtiſchen und Geſuchten in Anſtand, Gang, Blick, Gebehrde und Kleidung; eine gewiſſe zwangloſe Art, mit allen Mannsperſonen auf gleich höflichem, nie in Vertraulichkeit ausartenden Fuße umzugehn; Denen unter ihnen, deren Character, Ruf und Alter ihnen ein größeres Recht auf öffentliche Auszeichnung giebt, mit mehr Zuverſicht zu begegnen, als Andern, ohne jedoch ſich ihnen aufzudringen; keinen Einzigen, als wäre er ſans conſequénce, zu betrachten; nicht zu zeigen, daß cörperliche Schönheit ſo merklich günſtigen Eindruck auf uns macht, und nun endlich in der Wahl ſeines Umgangs und beſonders ſeiner Freundinnen vorſichtig zu ſeyn.

Zu der Einfalt des Characters rechne ich eine immer gleich heitre, ruhige Laune. Ich weiß aus Erfahrung, daß dieſe das ſichre Erbtheil eines guten Gewiſſens iſt. Tugend und Unſchuld machen das Herz froh; heimliche, verbothene Begierden, thörichte Wünſche, eitle Forderungen, Hang zu immerwährendem rauſchendem und ſinnlichem Genuſſe hingegen erzeugen jene mißbehaglichen Launen, jene Ebben und Fluten von ausgelaſſener Luſtigkeit und finſtrer Melancholey, Langeweile, ſchmachtende Empfindeley, Eigenſinn und dergleichen, welches alles eben ſo läſtig für Die iſt, welche davon geplagt wird, als für Andre, die mit einem ſo wetterwendiſchen Geſchöpfe leben müſſen. Die wahre, liebenswürdige Einfalt hingegen verbreitet auch über das Aeuſſere eines jungen Frauenzimmers einen unwiederſtehlichen Reiz, der ſichrer und dauerhafter feſſelt, als alle Künſte der Coketterie. Auch ihr Anzug trägt das Gepräge davon. Es iſt billig und auf gewiſſe Weiſe Pflicht, daß wir, was unſre Kleidung betrifft, unter dem Scepter der Mode ſtehen; aber das verbindet uns nicht, die Thorheiten jeder pariſer Närrinn zu unſerm Geſetze zu machen; uns auf eine Weiſe herauszuputzen, die unſre Figur verunſtaltet und mit demjenigen, was oft nur erfunden iſt, um cörperliche Gebrechen zu verſtecken, wenn wir dieſe Gebrechen nicht haben, unſern graden, ſchlanken Wuchs zu entſtellen. Wenn irgend eine Art von Coketterie in Kleidung zu verzeyhn iſt; ſo iſt es die, darauf zu ſtudieren, was uns am vortheilhafteſten kleidet, unſre natürlichen Reize auf ſittſame Weiſe erhebt und unſre Unvollkommenheiten verbirgt. Abgeſchmackt iſt es daher, wenn ein junges Mädgen, das eine ſanfte, deutliche und wohlklingende Stimme hat, zu der Zeit, wenn das grade Sitte iſt, zu lispeln anfängt; oder wenn in einer Periode, wo man in Paris die Haare weit in das Geſicht hineinzieht, ein Frauenzimmer, das ſchon eine unförmlich kurze Stirne und ein langes Unter-Geſicht hat, dieſe Mode mitmacht; wenn eine kleine, dicke, runde Figur ſich, durch Kiſſen, worinn ein halber Centner Pferdehaare ſteckt, einen Umfang von einer Biertonne giebt, oder jemand, der Füße hat, wie ein Bothengänger, ein kurzes Röckchen trägt.

Wahrheit und Gradheit in Worten und Handlungen müſſen zwar überhaupt jeden redlichen Menſchen in allen ſeinen Schritten begleiten; aber vorzüglich zieren ſie ein Frauenzimmer. Auf ſie beruhen Treu und Glauben unter Eheleuten — häusliche Glückſeligkeit. Durch ſchiefe Wege, Intriguen, Unwahrheiten und Winkelzüge macht unſer Geſchlecht ſich nicht nur verächtlich und unglücklich, ſondern, da in der

Thai

That Weiberliſt zu einer Art von Sprüchworte unter Männern geworden iſt; ſo darf ein Frauenzimmer, das ſich durch das Gegentheil auszeichnet, um deſto ſichrer auf allgemeine Achtung und Verehrung rechnen. Es iſt wahr, daß Fälle eintreten, wo es gefährlich werden kann, ſein Herz zu verrathen; aber Zurückhaltung iſt ja nicht Verſtellung, und wenn unſer Geſchlecht, zu ſchwach Kraft gegen Kraft zu ſetzen, beſonders im Eheſtande, zuweilen gegen ſein Herz handeln, Zeit und Gelegenheit erlauern muß, um einen guten Zweck durchzuſetzen, ohne das Anſehn zu haben, ſeinen Willen gelten machen zu wollen; ſo kann man das nicht Geiſt der Intrigue nennen. Aber Verheimlichung auch der unſchuldigſten Handlung, gegen Perſonen, denen wir Rechenſchaft ſchuldig ſind, kann die reinſte Tugend verdächtig machen, und Ein kleiner Schritt, der von der Art iſt, daß er verſchwiegen bleiben muß, kann in ein Labyrinth von Verirrungen führen.

Bey aller Eitelkeit, die man uns Weibern Schuld giebt, können wir es uns doch nicht verhehlen, daß wir ſchwache Geſchöpfe ſind, und das ſollte uns denn alſo duldſam und nachſichtig gegen Andre machen. Nicht, daß wir Fehler und Laſter als leicht zu verzeyhende Kleinigkeiten anſehn dürften! aber wir ſollen Mitleiden haben mit Denen, die aus Mangel an Wachſamkeit geſtrauchelt ſind; Wir ſollen nicht mit einer Art von Schadenfreude ärgerliche Anecdoten nacherzählen; nicht aus Eitelkeit triumphieren über den Fall unſrer Schweſtern; nicht jedem Gerüchte zum Nachtheile Andrer Glauben beymeſſen.

Beſcheidenheit iſt die ſchönſte Folie, auch des ſchimmernſten Verdienſtes, doppelt aber erhebt ſie den Glanz weiblicher Tugenden. Wenige von uns ſind von der Natur mit einer ſolchen Geiſtesſtärke ausgerüſtet; Wenige können ſich einer ſolchen Erziehung, einer ſolchen Bildung rühmen; Wenige haben Geduld genug zu einer ſo ämſigen Anſtrengung der Vernunft, des Fleiſſes und des Gedächtniſſes, daß ſie es wagen dürften, über Gegenſtände, zu deren Ergründung Scharfſinn, Gelehrſamkeit, Erfahrung oder langjährige Uebung erfordert wird, entſcheidende Urtheile zu fällen. Wir ſchnappen von wiſſenſchaftlichen

Kenntniſſen mehrentheils nur grade ſo viel auf, als dazu gehört, um Geſpräche und einzelne Stellen von der Art in den Büchern, die wir leſen, nicht gänzlich unverſtändlich zu finden. Wir bringen es in den mehrſten Talenten gewöhnlich nur ſo weit, daß wir uns und unſern Gatten, mit allen Anſprüchen auf Nachſicht, eine angenehme Stunde machen können, und daß wir bey dem Anblicke eines ſchönen Gemäldes, bey der Aufführung einer ſchönen Muſic, nicht ganz fühllos bleiben — und ich meine, das iſt auch grade, wie es ſeyn muß. Es iſt mir daher höchſt wiedrig, wenn ich Machtſprüche aus einem weiblichen Munde höre; wenn ich bemerke, wie zuweilen ein junges Mädgen mit unverzeyhlicher Naſeweiſigkeit erfahrnen Männern in Dingen wiederſpricht, wovon ſie gar nichts Gründliches verſteht; wenn ein eitles Weib keine Gelegenheit vorbeyläſſt, ihre Lectüre auszukramen, ihre lahme Stimme zum Singen öffentlich hören zu laſſen, auf einem Claviere die Meiſterſtücke der größten Tonkünſtler zu verhudeln, und dadurch die Zuhörer in die Verlegenheit ſetzt, troz der tödtenden Langeweile, die ſie ihnen macht, den Mund, der ſchon zum Gähnen geründet war, zu einer Schmeicheley zu ſpitzen. Um deſto überraſchender iſt die angenehme Erſcheinung, wenn ein Frauenzimmer, bey einer ſchicklichen Veranlaſſung, ohne Forderung, und ohne daß ſie ſelbſt zu ahnden ſcheint, wie gut ſie redet, mit ſanfter, ſchüchterner Stimme, Dinge ſagt, die der Weisheit eines Gelehrten Ehre machen würden; wenn ſie ohne Ziererey, da wo das einen kleinen Cirkel von Freunden angenehm unterhalten kann, Talente, Sprachkenntniſſe, gründliche Wiſſenſchaft oder eine Kunſtfertigkeit zeigt, die einen Literator und Künſtler von Handwerke beſchämt; wenn, ohne ihre Correſpondenz aus Eitelkeit unnützer Weiſe auszudehnen, ihre Briefe Meiſterſtücke von zierlicher und gedrängter Schreibart ſind, und nicht, wie die mehrſten Schriften und Aufſätze unſrer Anſpruch machenden Weiber, (und wie vielleicht dieſe meine gelehrte Abhandlung) wäßrichte, gedehnte Declamationen und ermüdendes Gewäſche.

Ein ſtürmiſches, ungeſtümes, auffahrendes Weſen entſtellt das ſchönſte Geſicht; Sanftmuth giebt einer minder ſchönen Geſtalt, Reiz und Anmuth. Ziemt uns ein männlicher Anſtand nicht; dürfen wir keinen Anſpruch auf hohe, männliche Tugenden machen; wie viel weniger laſſen ſich dann die Fehler jenes Geſchlechts an uns entſchuldigen? Wir ſind nicht zum Herrſchen, ſondern zum Gehorchen beſtimmt, und deswegen iſt Nachgiebigkeit eine nothwendige weibliche Tugend. Wenn auch ein junges Mädchen in der Folge mit einem Manne verbunden wird, der ihr an Verſtandes-Fähigkeiten untergeordnet iſt; ſo wird doch auch dieſer Schwächere zuweilen auf Erhaltung der äuſſern Form ſeiner Herrſchaft beſtehn, und das Weib wird von allen Seiten verliehren, wenn es mit einem eiſernen Kopfe durchdringen will; verliehren, weil ſie dadurch den Mann zu größerm Wiederſtande reizt, ſeinen Eigenſinn, der bey dummen Leuten faſt immer ſtärker, als bey klugen iſt, in Harniſch jagt; verliehren, indem ſie ihren Mann bey Andern verächtlich macht, da dann die Schande auf ſie zurückfällt; verliehren endlich in den Augen der Welt, die ihr in dieſem Falle immer Unrecht geben wird.

Die koſtbarſte, ausgeſuchteſte Kleidung, der glänzendſte Putz erhebt bey Weitem nicht ſo ſehr die Reize der Schönheit, als ein äuſſerſt reinlicher, paſſender Anzug. Es giebt Frauenzimmer, die, ſie mögen auch noch ſo prächtig ausſtaffirt ſeyn, immer unrechtlich ausſehen. Da ſitzt bald das Halstuch ſchief, bald hängt der Rock an einer Seite länger herunter, als an der andern; oder die Hände ſind nicht rein gewaſchen; oder die Haare hängen um den Kopf herum; oder die Schuhe ſind unordentlich zugeſchnallt, nachläſſig zugebunden; oder die Strümpfe haben Löcher, ſind ſchmutzig, ſchief angezogen; oder es ſind Näthe aufgegangen, der Stoß vom Rocke iſt losgeriſſen, der Unterrock blickt hervor, die Handſchuhe ſind ſchmutzig, oder was dergleichen Dinge mehr ſind, worauf die Männer, denen wir denn doch gern gefallen wollen, ſehr genau ſehen, beſonders was Reinlichkeit und gute Chauſſüre betrifft.

Da unſre Beſtimmung iſt, in einem Hausweſen alle kleinen Details unter unſrer Aufſicht zu haben; ſo iſt Ordnung für uns faſt noch unentbehrlicher, als für die Männer. Dieſe Ordnung kann faſt nie übertrieben werden. Ueberlegen wir einmal, was für eine Menge kleiner

Stücke nur allein zu unſerm Putze gehören; welche Mühe es koſtet, dieſe aus einander zu ſuchen, wenn ſie unordentlich zerſtreuet liegen; wie man dann oft neue Stücke von Bändern, Spitzen u. d. gl. für theures Geld kaufen muß, indeß man die Reſte, die man liegen hat, nicht finden kann, und wie leicht unſre dünngewebten Kleidungsſtücke beſchmutzt und zerriſſen werden, wenn ſie auf Stühlen, Tiſchen und Kaſten umherfahren!

Arbeitſamkeit und nützliche Thätigkeit bewahren vor böſen Gedanken; Langeweile und Müßiggang verſtimmen die heitre Laune, erwecken ein gefährliches Sehnen, eine Herzens-Unruhe und ſtimmen zur Empfindeley; ein Leben, immerwährenden Zerſtreuungen gewidmet, erzeugt unregelmäßige Begierden, nährt den Trieb zur Sinnlichkeit, und tödtet das Gefühl für häusliche Freuden. Eine Frau ſoll ihre glücklichſte Exiſtenz in ihrem Hauſe, in der Beſorgung ihrer Berufsgeſchäfte finden. Ihr Mann, ihre Kinder, ihr Geſinde und, in Stunden der Erholung, ein lehrreiches Buch und ein kleiner Cirkel treuer, muntrer und verſtändiger Freunbe — das ſoll ihre angenehmſte Geſellſchaft ſeyn. Ihrer Aufmerkſamkeit muß auch nicht das Geringſte entgehn, was im Hauſe zu verbeſſern, vortheilhafter, ordentlicher, ſparſamer einzurichten iſt. Sie muß, in aller Art weiblicher Arbeit geſchickt und geübt, auch ihre Kleider zu ſchneidern wiſſen. Selbſt die grobe Arbeit in der Küche und dergleichen muß ſie verſtehn. Sie muß ſich nicht ſcheuen, ihre zarten Hände zu beſchmutzen, wo es nothwendig, oder wo es Pflicht iſt, ihren Mägden zu zeigen, wie man eine Sache angreifen muß; aber ſie ſoll nicht im Unflate wühlen, Magds Dienſte thun, wenn ihre Vermögens-Umſtände das nicht erfordern; ſie ſoll nicht Groſchen ſelbſt verdienen, und indeß durch Verſäumniß wichtigerer Geſchäfte, durch Aufopferung ihrer feinern Kleidungsſtücke, Thaler verſchwenden. Vorzüglich muß der Morgen der Arbeit gewidmet ſeyn. Eine gute Mutter, eine treue Gattinn, eine fleiſſige Hausfrau läuft nicht des Morgens auſſer Hauſe, nimmt des Morgens keine Beſuche an, am wenigſten von Mannsperſonen.

Sehr viel Stunden werden von den mehrſten Perſonen unſers Geſchlechts an der Toilette verſchwendet; man kann ſich aber gewöhnen, dies wichtige Geſchäft in kürzerer Zeit zu vollenden, und es iſt Pflicht, ſich darinn zu üben. Ich hatte eine einzige Tochter, die der Tod vor einigen Jahren von meiner Seite geriſſen, und deren Stelle Sie, meine liebe Freundinn! mir, wenn Sie wollen, erſetzen können; Das gute Mädgen hatte, aus Gefälligkeit für mich, gelernt, zu ihrem Aus- und Ankleiden, wenn ſie nämlich gewaſchen und der Kopfputz in Ordnung war, nie mehr als höchſtens eine Viertelſtunde zu brauchen. Ich kenne aber junge Mädgen, die täglich über eine Stunde Zeit nöthig haben, um nachher dennoch äuſſerſt nachläſſig behängt zu erſcheinen. Allein da wird jedes Stück, das ſie anlegen, jedes Band, jedes Lümpchen, zehnmal beſchauet, und wieder beſchauet, vor dem Spiegel angepaſſt, wieder zurückgelegt und wieder herbey geholt, ja! wenn eine groſse Tollette gemacht und alles, was dazu gehört, erſt aus den Winkeln, wo es zerſtreuet liegt, zuſammengeſucht werden muſs; ſo kömmt die Mittags-Zeit heran, bevor die Dame im ganzen Staate daſteht.

Ich ſehe es gern, wenn junge Mädchen ſich früh Morgens — und in meinem Hauſe ſteht man ſehr früh auf — gleich ſo ankleiden, wie ſie den ganzen Tag über bleiben wollen, nicht aber in einem nachläſſigen, oder gar in einem ſchmutzigen Nacht-Anzuge herumlaufen.

Da Sparſamkeit eine nothwendige weibliche Tugend iſt; ſo wünſchte ich, daß alle junge Frauenzimmer ſich beſtreben mögten, ihre Kleidungsſtücke zu ſchonen. Es hat mich immer gefreuet, wenn ich Perſonen unſers Geſchlechts geſehn habe, die das Talent hatten, ſich mit wenig Unkoſten geſchmackvoll herauszuputzen, die leichteſten ſeidenen Zeuge, Bänder, Flor und dergleichen viel Jahre hindurch zu tragen, und in alle Formen der neuen Mode umzuarbeiten. Glauben Sie mir, mein Kind! manches Mädchen bleibt deswegen unverehlicht, weil die Männer, bey dem täglich wachſenden Luxus, ſich ſcheuen, ihre Hand einer Frau anzubiethen, deren Garderobe allein die Hälfte der Einkünfte wegnimmt.

Ich kann die Frauenzimmer nicht leiden, die immer über ſchwache Nerven klagen und häufig hyſteriſchen Anfällen ausgeſetzt ſind. Mehrentheils ſind Einbildung, Verzärtlung, übel gewählte Lectüre, welche die Reizbarkeit der Fibern vermehrt, die Phantaſie erhitzt und überſpannt, Empfindeley und Müßiggang die Quellen dieſer Kränklichkeit. Das würkſamſte Mittel aber, einen ſo zärtlichen Cörper zu ſtärken, iſt, täglich ſich, trotz dem rauhen Wetter, eine beſtimmte, mäßige Bewegung zu machen. Seele und Leib befinden ſich wohl dabey, und da faſt alle unſre Beſchäftigungen im Sitzen verrichtet werden; ſo iſt es um ſo nöthiger, wenigſtens täglich eine Stunde den freyen Umlauf des Bluts durch Spatzierengehn zu befördern.

So eckelhaft und langweilig der Umgang mit einem verzärtelten Frauenzimmer iſt, eben ſo wiederwärtig ſcheint mir der Anblick eines Weibes, das einen männlichen Anſtand affectirt, mit ſchweren, plumpen Schritten, wie ein Dragoner einhergeht, mit lauter, grober Stimme redet, ſchwere Hand-Arbeiten unternimmt, ihr Geſinde prügelt und, mit Einem Worte, die Sanftmuth des weiblichen Characters verleugnet.

Diejenigen Männer, welche behaupten, ein Weib dürfe und ſolle nicht durch einige wiſſenſchaftliche Kenntniſſe und durch die ſchönen Künſte ihren Verſtand ausbauen und ihr Gefühl veredeln, verſündigen ſich wahrlich an der menſchlichen Natur. Ganz etwas anders iſt es, Anſpruch auf gründliche Gelehrſamkeit machen, ſich tief in den Studien verſteigen, und ganz etwas anders, den Seelen-Genuß erhöhn und ſich zu einer angenehmen Geſellſchafterinn und Gefährtinn bilden. Warum ſollte in den jetzigen Zeiten, da Cultur und Geiſtes-Verfeinerung in allen Ständen zunehmen, die Hälfte der Lebendigen, das ganze weibliche Geſchlecht, von dieſer Vervollkommung ihrer natürlichen Fähigkeiten ausgeſchloſſen bleiben? Warum ſollte die Frau, die des Mannes angenehmſte Geſellſchaft ſeyn muß, unfähig erhalten werden, den Genuß mit ihm zu theilen, den Weisheit und Seelenkunde ihm gewähren? Hätte das der Schöpfer gewollt; warum hätte er denn unſer Geſchlecht mit ſo manchen Vorzügen des Verſtandes, mit feinem Witze und lebhafter Einbildungskraft begabt? Nein! ich halte ſehr viel von einer zweckmäßigen Ausbildung dieſer Fähigkeiten, durch

Unterricht in Sprachen, Künſten, nützlichen, nicht abſtracten Wiſſenſchaften, und durch Lectüre. Aber dies muß nicht nur mit weiſer Auswahl geſchehn, ſondern es dürfen auch darüber die eigentlichen häuslichen Berufs-Geſchäfte nie verſäumt werden.

Zwecklos, Zeit verſchwendend, und oft auch ſehr nachtheilig für die Sittlichkeit und für die Stimmung zu Erfüllung höherer Pflichten, iſt die Wuth mancher jungen Mädchen, alles durch einander zu leſen, was nur Buch heiſſt, die elendeſten Romanen, die fadeſten Gedichte, die kleinen erbärmlichen Muſen-Almanachs, voll wäſſerichter Reimereyen, das Heer von geſchmackloſen Schauſpielen und dergleichen Unſinn — Wenn man doch nie verſäumen wollte, nach Durchleſung jedes Buchs, ſich ſelbſt zu fragen: „Was habe ich nun daraus gelernt?“ um dann einzugeſtehn, daß, ſo lange es noch irgend etwas anders in der Welt zu thun giebt, und ſollte man auch nur Erbſen leſen, eine übel gewählte und übel verdauete Lectüre ſolcher Scharteken, die nichts für Kopf und Herz enthalten, der elendeſte Zeitverderb iſt! Ich habe Frauenzimmer gekannt, die ſich eine Ehre daraus machten, **geſchwind** zu leſen. Ich mag nichts leſen, als was man **langſam** leſen muß, und ein Buch, das nur werth iſt, **einmal** flüchtig durchgeblättert zu werden, iſt gar nicht werth, daß ein verſtändiger Menſch es in die Hand nehme.

Muſic, Malerey, und überhaupt die ſchönen Künſte, ſind ein angenehmer Gegenſtand der Unterhaltung für geſittete Frauenzimmer; nur wünſche ich dabey zweyerley! Zuerſt, daß dieſe Dinge nie ſo leidenſchaftlich getrieben würden, daß man entweder gegen alle übrigen nöthigen Geſchäfte Eckel bekömmt, oder daß durch ihren Einfluß auf das Nervenſyſtem, das Herz verzärtelt wird. Ein Frauenzimmer, das bey einem ſchmelzenden Adagio die Augen verdreht, heiſſe Thränen vergieſſt, und faſt ohnmächtig, ein Mädchen das, wenn es nur den Namen eines ſeelenvollen Dichters oder Tonkünſtlers nennen hört, in Entzückung verſetzt wird — Ein ſolches Frauenzimmer mag nur auf ſeiner Hut ſeyn, damit böſe Menſchen nicht ſolche ſchwache Augenblicke nützen! Wir haben wahrlich nicht nöthig unſre Sinnlichkeit durch dergleichen

Mittel noch mehr zu reizen. Sodann rathe ich, daß, wenn man nicht entſchiedenes Talent zu einer ſchönen Kunſt, noch die Kraft hat, mit Fleiß und Aufmerkſamkeit die Grundſätze zu ſtudieren, die kleinen Vortheile ſich eigen zu machen, und ſich mit eiſerner Geduld eine Fertigkeit in den nöthigen Handgriffen zu erwerben, man damit nicht ſeine theure Zeit verſchwende, und Andern tödtende Langeweile mache. Wer nicht in den Künſten, bey ordentlicher Uebung, täglich **vorrückt**, der geht **zurück**. Wer die Stelle, die er geſtern auf dem Claviere verſucht hat, heute und morgen noch eben ſo fehlerhaft ſpielt; wer den Strich, den er gemacht, noch eben ſo ſchief auf das Papier bringt, die Arie welche er übt, noch eben ſo lahm ſingt, als das erſtemal, der werfe Noten und Bleyfeder in's Feuer, und ſtricke Strümpfe! Alles Mittelmäßige taugt nicht, am wenigſten in den ſchönen Künſten, am wenigſten heut zu Tage, wo Liebhaber beyderley Geſchlechts es oft ſo weit bringen, als Virtuoſen. Man ſage nicht, man ſpiele bloß zu ſeinem eigenen Vergnügen! Eine verſtändige Perſon kann nie Vergnügen an etwas haben, das ſie ſelbſt elend finden muß.

Noch unbilliger iſt es, bey der innern Ueberzeugung, wie wenig Freude man damit Andern gewähren kann, die Höflichkeit der Mannsperſonen zu misbrauchen, um auf Unkoſten ihrer Ohren eine Schmeicheley zu erbetteln.

Sehen Sie, mein liebes Kind! Das iſt mein weitläuftiges Glaubensbekenntniß über weibliche Vollkommenheit! Glauben Sie aber nicht, daß meine Abſicht iſt, für uns Beyde auf dieſe Vollkommenheit in ihrer ganzen Ausdehnung Anſpruch zu machen! Sie ſollten nur mit meinen Grundſätzen bekannt werden, wie ich es Ihnen gleich zu Anfange dieſes Briefs geſagt habe, damit Sie beurtheilen möchten, ob Sie an der Seite einer Frau, die nach dieſem Maßſtabe Ihren Werth zu ſchätzen wiſſen wird, vergnügt leben könnten, oder nicht — Ich müßte mich aber ſehr in Ihrem Character geirrt haben (und das iſt gewiß der Fall nicht) wenn dies Sie abſchrecken ſollte, meine Bitte zu erfüllen. Kommen Sie alſo, ſobald als möglich, zu Ihrer Sie mit ofnen Armen erwartenden Freundinn! Seyen Sie der Troſt meines Alters; Treten Sie in alle Rechte einer Tochter, und er-

erlauben mir dagegen nur, Sie mit mütterlicher Zärtlichkeit zu lieben, und Ihnen zuweilen etwas von meinen Erfahrungen in der Welt vorzuerzählen! Mein kleines Vermögen reicht hin, uns Beyde zu ernähren, und wenn wir uns gut mit einander vertragen; ſo laſſen Sie uns ausmachen, daß wer von uns zuletzt ſtirbt, der Andern Erbinn ſeyn ſoll. Meldet ſich aber ein ehrlicher Mann, der um ihre Hand anhält — ey nun! ſo muß er mich entweder mit in den Kauf nehmen, oder ich ſehe mich nach einer andern Tochter um. Leben Sie wohl, meine Liebe! Ihr Zimmer ſteht ſchon bereit; Ich bin mit der wärmſten Freundſchaft ꝛc.

Achtzehnter Brief.

Carolinens Antwort.

Birkenthal, den 12ten November, 1773.

Ich würde es vergebens verſuchen, die Empfindungen der Rührung, der Freude, der Dankbarkeit zu ſchildern, welche Ihr Brief in mir erregt hat — Vortrefliche Frau! wie ſehr werden Sie an mir zur Wohlthäterinn! Wie lebhaft fühle ich, ſo oft ich Ihren Aufſatz über weibliche Bildung durchleſe, daß ich noch gar nicht bin, was ich ſeyn ſollte, daß ich des Raths, der Leitung einer ſo edeln Wegweiſerinn bedarf! Ja! mit Leib und Seele übergebe ich mich Ihnen. Ich will mich als Ihre gehorſame Tochter betragen; Ihre Winke ſollen Geſetze für mich ſeyn; Ich will Sie nie verlaſſen, wenn Sie mich nicht von Sich ſtoßen; Ich will alle meine Kräfte aufbiethen, Ihnen wenigſtens einen Theil der Zärtlichkeit und Verehrung zu beweiſen, wovon mein Herz für Sie überflieſſt. O könnte ich mich Ihrer Wohlthaten würdig machen! Aber Sie werden es bald gewahr werden, wie viel mir fehlt, um das zu ſeyn, was ſie von einem jungen Frauenzimmer fordern. Doch Sie fordern es ja nicht von mir; Sie wollen mich erſt zu dem bilden, was ich in der Welt werden muß. Laſſen Sie Sich dieſen guten Vorſatz nicht reuen! Ueber meine Folgſamkeit ſollen Sie wenigſtens nie zu klagen Urſache haben.

Uebermorgen reiſe ich zu Ihnen. Meine Hausleute nehmen warmen Antheil an meinem Glücke, und ſegnen Sie mit ganzer Seele. Freude und Sehnſucht nach Ihnen werden mir allen Schlaf rauben, bis zu dem Augenblicke, da ich Ihnen mündlich ſagen kann, wie ehrerbiethig und liebevoll ich bin ꝛc.

Neunzehnter Brief.

Von dem Doctor Porr aus London, an Heinrich von Mildenburg, in * * *

Den 6ten November, 1773.

Dein hoher Gönner, der berühmte Doctor Porr, gegenwärtig auf Reiſen in fremden Ländern, wohin ihn ſeine Geſchicklichkeit geführt hat, dieſer große Mann, durch deſſen vielbedeutendes Vorwort Du, ſchwacher Sterblicher! wiederum, gegen Verdienſt und Würdigkeit, in eine glänzende Laufbahn getreten biſt — Der grüßt Dich mit ſeinem gnädigſten Gruße und wünſcht Dir ein wenig kälteres Blut und recht viel geſunde Vernunft.

Deine Jeremiaden *) habe ich richtig erhalten. Sie würden mein weiches Doctor-Herz gewaltig gerührt haben, wenn ich nicht ſchon damals gewuſſt hätte, daß der Miniſter von Kappſtein kräftig für Dich zu arbeiten beſchloſſen hatte.

---

*) Er meint den zweyten und den ſiebenten Brief in dieſer Sammlung.

hatte. Recht innigſt betrübt warſt Du indeſſen doch ſelbſt nicht bey Deinen Klagen und Winſeleyen. Wenn man noch ſo poetiſch und weitläuftig über ſeinen Kummer ſchwatzen kann; ſo ſieht es ſo arg nicht um die Verzweiflung aus, und es iſt eine Art von Genuß im Schmerze, wenn man darüber ſchöne Sachen zu ſagen weiß. und was iſt es denn auch mehr, mein Männlein! was Dir indeß begegnet iſt? Du haſt einmal wieder dumme Streiche gemacht und die Folgen davon getragen, wie es recht und billig war. Was Teufel gieng Dich denn der Mönch an? Warum hatte ſich der Narr in die Kutte geſteckt? Konnteſt Du nicht ganz ruhig in dem Kloſter ſitzen, bis ich wieder nach Teutſchland kam? Da führte Dich dann der böſe Feind in den Informator-Stand, und hernach fällt es dem Herrn Informator ein, das Fräulein in ſeine pädagogiſchen Arme zu ſchlieſſen, ſtatt der alten Dame ein wenig ſchön zu thun. Hierauf muß der junge Herr abziehn; Es befällt ihn unterwegens ein Fieberchen, und nun fängt er an mit der Vorſehung zu hadern — Doch es ſoll Dir alles in Gnaden verziehn ſeyn, wenn Du mir nur jetzt recht vorſichtig handelſt.

Aber ernſthaft, mein lieber Freund! — Verzeyhe mir dieſen leichtfertigen Ton! Du kennſt nun einmal den närrſchen Doctor Porr, der wohl in dieſer Welt nie geſcheut werden wird, wenn er auch nicht ſolche Sprünge macht, als ſein Bruder Mildenburg. Ich hoffe, es ſoll Dir in * * * recht wohlgehn. Kappſtein iſt ein edler Mann, ſo weit ich ihn kenne, und ich weiß auch, daß er großen Einfluß auf ſeinen Herzog hat.

Ich dachte ſchon im Frühjahre wieder in mein liebes Vaterland zurückzukehren; aber nun wird wohl der künftige Herbſt darüber herankommen. Mein Engländer will mich nicht von ſich laſſen; ich ſoll mit ihm eine Reiſe in die Provinzen machen, und ich geſtehe es, das thue ich nicht ungern. Die Engländer gefallen mir, und wenn ſie auch nicht ſo ſprachſelig und zuvorkommend gegen Fremde ſcheinen, als die lebhaften Franzoſen; ſo ſind doch wahre Menſchenliebe und Gaſtfreundſchaft hier nicht weniger als dort zu Hauſe. Beſonders liebenswürdig finde ich ſie in ihren Landhäuſern. Da herrſcht eine geſittete Zwangloſigkeit. Der hohe Adel bringt nicht, wie manche unſrer teutſchen vornehmen Damen und Herrn, die Steifigkeit der Etikette, den Müßiggang, die Langeweile, die elenden Stadt-Vergnügungen und die Wuth, die ſchönſten Stunden am Spieltiſche und an der Tollette zu verſchleudern, mit ſich dahin. Nein! alles lebt und wärkt; Man ſteht in einigen Familien früh auf; Jagd, Fiſcherey, Muſic, Tanz, Lectüre, Spazierengehn, kleine Spiele und die Freuden der Tafel wechſeln angenehm ab; Jeder überläſſt dem Andern die Wahl ſeiner Vergnügungen. Und die Natur iſt denn ſo ſchön, die Kunſt, die ihr zu Hülfe kömmt, ihrer Schweſter ſo ähnlich, daß man ſie kaum von einander unterſcheiden kann. Der lange Aufenthalt ſo vieler reicher Herrn auf dem Lande verbreitet den Wohlſtand und belebt alles, ſtatt daß unſre kleinen Cavaliers, wenn ſie nicht gar zu arg von väterlichen oder eigenen Schulden geplagt werden, es für einen Schimpf halten, ihre Thälerchen unter ihren Unterthanen in Umlauf zu bringen und bey ihnen als freye Menſchen zu leben, ſondern lieber ihre Bauern von Gerichtshaltern und Pächtern ſchinden laſſen, und dabey ihre verfallenen Güter verpfänden, um die Ehre zu haben, in der Reſidenz der Sclave eines andern Sclaven zu ſeyn, ihre Aecker, Wieſen und Waldungen auf ihren Kleidern zu tragen, des Sommers in Bädern herumzuziehn und ſich von Gaunern plündern zu laſſen, oder gar in Paris und Rom die Bettelſtäbe für ihre Kinder zu ſchnitzen. Dies böſe Beyſpiel der Vornehmen, ſich haufenweiſe in die Städte und an die Höfe zu drängen, hat in Teutſchland nachtheiligen Einfluß auf alle Stände. Der Luxus nimt überhand; Jeder will es dem Andern an Pracht und äuſſerm Glanze zuvorthun, und auch ſelbſt wer ſeiner Lage nach durchaus auf dem Lande leben muß, ſucht doch ſein Dörfchen zu einer Art von Reſidenz zu machen und, durch eine koſtbare, gezwungene und Zeit verſchwendende Lebensart, den ſtädtiſchen Ton auf Unkoſten ſeines Vermögens und der Sittlichkeit da einzuführen, wo ehemals Einfalt der Sitten, Fleiß und froher Sinn herrſchten. Die leidige Titelſucht macht mit einen Theil dieſer Krankheit aus. Wir werden noch erleben, daß jeder Pächter auf dem Lande glauben wird, er müſſe wenigſtens für ſein Geld ſich einen Raths-Character erkaufen. Die Fürſten haben die böſe Politik, alle dieſe

Thorheiten zu befördern. Sie theilen Würden aus, die zuweilen einen ſonderbaren Contraſt mit ihrer eigenen Größe machen, und ein regierender Graf, der ſelbſt eines großen Monarchen Cämmerer iſt, hat Geheimeräthe in ſeinen Dienſten. Zuletzt wird man noch Patente ausfertigen, um jemand zum Titular-Erzengel oder ſo etwas zu machen. Zwey Verwalter auf adelichen Gütern nennen ſich, wenn ſie an einander ſchreiben, Ew. Wohlgebohren — So hieſſen in alten Zeiten unſre Fürſten! Ich ſtand eine Zeitlang mit einem Prediger in Briefwechſel, der mich auch jedesmal mit größern Titulaturen heimſuchte. Ich wuſſte nicht, wie ich ihm Gleiches mit Gleichem vergelten ſollte. Endlich nannte ich ihn Ew. Wiedergebohren und bath ihn, damit als ein guter Chriſt vorlieb zu nehmen. Der Hang unſrer Landesleute, ſich in die ſo genannten höhern, obgleich in der That darum nicht nützlichern Stände hinauf zu ſchieben, wird einſt große Verwirrung anrichten. Die Armeen werden täglich größer; man ſtiftet neue Gerichtshöfe und Collegien; die Anzahl der Geiger, Pfeifer, Schriftſteller und zünftigen Journaliſten wächſt mit jedem Jahre; der zunehmende Luxus erfordert die Vermehrung der Handwerksleute, und doch ſind alle dieſe Claſſen mit jungen Leuten überſetzt. Woher kömmt das? Wo will das hinaus? — Der Baurenſtand, der nützlichſte, der unentbehrlichſte im Staate, ſchwindet, und wenn zuletzt niemand mehr wird das Feld bauen wollen; ſo werden wir wohl unſre Patente freſſen müſſen.

Glaube indeſſen nicht, mein Lieber! daß nicht auch in England über einen Theil dieſer Gebrechen geklagt würde! Aber ſo arg iſt es doch hier nicht mit dem Allen, als bey uns.

Die jetzige Jahrszeit lockt nun freylich die Leute aus den Provinzen hierher. Ich treibe mich in dieſer groſſen Stadt herum, habe manche ſehr intereſſante Bekanntſchaft gemacht, beſuche Schauſpiele, Caffeehäuſer und ſtudiere Menſchen. Verſchiedenemal habe ich an öffentlichen Verſammlungsörtern die königliche Familie geſehn, und mit Wonne gehört, wie allgemein das Volk ſeinen König, ſeine Königinn und ihre liebenswürdigen Kinder verehrt; mit welchem Enthuſiasmus es von ihnen redet; wie allgemein und herzlich die Theilnehmung bey jedem angenehmen oder wiedrigen Vorfalle iſt, der dies hohe Haus betrifft und die Familien-Freuden ſtöhrt, die in St. James in ſo reicher Fülle herrſchen. Er und Sie ſind ſo treue Gatten, ſo ſorgſame Eltern — Was kann man von einem Könige und einer Königinn Größeres, Lobenswertheres ſagen, als daß Er ein durchaus redlicher und verſtändiger Mann, und Sie die beſte Frau und Mutter iſt? — Und dies Zeugniß giebt die allgemeine Stimme dem edeln Paare, das auf Großbritanniens Throne ſitzt. Wie verſchwindet gegen die Größe dieſer ächten, hohen Menſchenwürde aller Flitterglanz, mit welchem die Schmeicheley feiler Scribler die Geſchichte eines eiteln und ehrgeizigen Fürſten ausſtaffiert! Es kann mich ärgern, wenn ich, zum Beyſpiele, das Werk: Vie privée de Louis XV leſe, und ſehe, wie da, in zwölf Bänden, Thorheiten, durch Rang geheiligt, verewigt werden — Thorheiten, wie ſie Jeder von uns täglich für ein Paar Gulden begehn kann, indeß die wahrhaftig großen Thaten mehrentheils die ſind, von denen man in Zeitungen und Mémoires nichts gedruckt lieſt.

Aber, nicht wahr? Du erſtaunſt darüber, daß der Doctor Porr ſo ernſthaft philoſophiert — doch ich bin nun auch mit meiner Weisheit zu Ende.

Jetzt noch einmal, mein ehrlicher Knabe! laß Dich von Deinem Freunde bitten, ſein vorſichtig und klug zu handeln! Wir haben Beyde die Kinderſchuhe vertreten. Zwar fühle ich wohl, daß es leichter iſt, über Vorſichtigkeit an Höfen zu raiſonnieren, wenn man ein ruhiger Zuſchauer iſt, als behutſam zu handeln, wenn man in den Fall kömmt, dieſe Grundſätze anwenden zu müſſen. Aber Du haſt ja nun ſo manche Erfahrung gemacht — und kurz! diesmal verzeyhe ich Dir's nicht, wenn Du durch Deine Schuld in neue Verlegenheit geräthſt. Ob ich Dich indeſſen darum weniger lieben würde, das iſt eine andre Frage, die Kopf und Herz mit einander in Streit ſetzen könnte, bey Deinem treuen Freunde ꝛc.

Zwanzigſter Brief.

Von dem Hauptmann von Biedersdorf, an Heinrich von Mildenburg.

Paris, den 3ten November, 1773.

Du haſt lange nichts von mir gehört; es iſt wohl Zeit, daß ich Dir Nachricht gebe, wie mir's geht. Du wirſt Dich wundern darüber, daß ich Dir aus Paris ſchreibe; allein es iſt nun einmal nicht anders, als daß ich beſtimmt bin, in Jahren, in denen man ſich nach Ruhe ſehnt, dieſe Ruhe nicht zu finden. Ich habe America, und werde auch wohl die franzöſiſchen Dienſte verlaſſen. Mein Vermögen iſt größtentheils verlohren; Schelme haben mich darum betrogen.

Ich gab Dir Nachricht von meiner Ankunft auf den kleinen Antillen, ſobald ich nach Martinique gekommen war. Du haſt vergeſſen, mir in Deinem Briefe vom 4ten des vorigen Monats, *) der

---

*) Hiervon geſchieht im zweyten Briefe dieſer Sammlung, Seite 23, Meldung.

der mir, wie Du nachher hören wirſt, hier eingehändigt worden, zu melden, ob der meinige richtig angekommen iſt. Ich ſchrieb Dir auch, es gienge mir, was das Oeconomiſche beträfe, ziemlich wohl. *) Das war damals wohl alſo; jetzt iſt faſt alles zum Henker. Ich hatte in Martinique Gelegenheit mit dem kleinen Reſte meines Vermögens durch Handel zu wuchern. Ein Kaufmann, ein Italiener von Geburt, aus Genua, ein Erz-Spitzbube, der aber den ehrlichen Kerl meiſterhaft ſpielte, ließ mich einigen Antheil an ſeinen Geſchäften nehmen; Ich vertrauete ihm mein bischen Habſeligkeit an! Mein Hauptmanns-Sold reichte hin, mich zu ernähren; mit dem Uebrigen wollte ich gewinnen — nicht für mich, ſondern um Dir und Deiner Schweſter beyzuſtehn. Anfangs gieng alles gut; Der Italiener brachte mir reiche Procente, und das verleitete mich, mich immer weiter mit ihm einzulaſſen. Nicht nur das Gewonnene, ſondern was ich ſonſt noch erſparen konnte, vertrauete ich ihm an. Es gab noch mehr ſolcher Nar-

---

*) Daß dieſer Brief angekommen, das wird im ſechzehnten Briefe, Seite 227 erzählt.

Narrren in unſerm Regimente. Das dortige Clima wollte mir nicht anſchlagen, ohngeachtet es kaum heiſſer iſt, als in dem untern Theile von Italien. Ich kränkelte immer, und da dachte ich, wenn ich nun dort ſtürbe; ſo wäre es doch beſſer, daß ich mein geringes Vermögen in einem guten Handelshauſe niedergelegt hätte, als wenn ich es baar mit mir herumſchleppte. Ich gab dem Genueſer alles hin, was ich entbehren konnte, und bekam Verſicherungen darüber, legte meinen letzten Willen beym Regimente nieder, und gab meinem Cheff Nachricht von Deinem Aufenthalte, ſo viel ich davon wuſſte.

Während meiner Krankheit brachte der ſchelmiſche Kaufmann mir noch eine ziemliche Summe, die er mit dem Meinigen gewonnen zu haben verſicherte. Es war mein Glück, daß ich ihm dieſe nicht auch zurückgab, ſonſt hätte ich jetzt nichts; ich dachte aber, dafür ſollte man mich begraben. Ich wäre gern geſtorben; aber was man in dieſer Welt wünſcht, das geſchieht nicht; Meine Geſundheit erlangte ich wieder und mein Vermögen verlohr ich. Der Gaudieb von Genueſer hatte in der Stille alles in Wechſel und Koſtbarkeiten verwandelt, ſich heimlich auf ein fremdes Schiff begeben, und fort gemacht — niemand wuſſte wohin?

Das war aber nicht die einzige Wiederwärtigkeit, die ich erleben muſſte; Im Dienſte gieng mir's nicht beſſer. Noch hatte ich keine Compagnie, aber ich war der Nächſte dazu, und es war eine erledigt. Ein junger Laffe, aus einem vornehmen Hauſe, der in Frankreich der Familie durch ſeine Aufführung Schande machte, wurde nach Martinique geſchickt, und bekam die Compagnie. Ich beklagte mich; man warf mir vor, daß ich als ein Fremder eigentlich gar kein Recht hätte, in dieſem Regimente auf etwas Anſpruch zu machen. Was ſollte ich thun? Nach franzöſiſcher Manier den windigen neuen Capitain zum Zweykampfe fordern? Zu dieſer Thorheit war ich zu alt geworden. Meine Geſundheit gab mir einen Vorwand, um Erlaubniß zu bitten, auf ein Jahr das heiſſe Clima zu verlaſſen und nach Frankreich zu gehn. Vor ſechs Wochen kam ich hier an; Seit der Zeit renne ich umher und bitte um Verſetzung in ein anders Regiment,

ment. Ob ich etwas erlangen werde, weiß ich nicht; Auf jeden Fall aber nehme ich Urlaub nach Teutſchland, um Dich zu ſehn. Wird mir's indeſſen hier zu ſchwer gemacht; ſo gehe ich aus dem Dienſte. Die wenigen Jahre, die ich vermuthlich noch zu leben habe, werde ich ja hinbringen können, ohne betteln zu müſſen, wenn ich den Reſt meiner kleinen Sparbüchſe auf Leibrenthen lege. Nur thut mir's weh, daß ich die Freude nicht haben ſoll, mit Dir ein anſehnliches Vermögen zu theilen, das ſchon einmal mein war.

Sobald ich mich hier beym Kriegs-Departement meldete, wurde mir geſagt, daß ein gewiſſer Herr von der Hart, ein Teutſcher, nach mir gefragt habe. Er hatte ſeine Addreſſe zurückgelaſſen, und ich fand ihn bey einem Kaufmanne, bey dem er, ohne meine Hülfe, ſchon eine Stelle, als Schreiber auf einem Schiffe, das nach Guadeloupe geht, für ſich ausgewürkt hatte. Alles, was ich noch für ihn thun konnte, war, daß ich ihm einigen Rath, in Anſehung ſeiner Aufführung in den dortigen Welt-Gegenden, mit auf den Weg gab. Er iſt vor wenig Tagen bey mir geweſen, und hat mir beyliegenden Brief an Dich zur Beſtellung übergeben. *)

Was ich durch Deinen Brief und durch die mündliche Erzählung des Herrn von der Hart von Deinen Schickſalen erfahren habe, das hat mich betrübt. Es würde nun zu ſpät ſeyn, wenn ich Dir Vorwürfe über Deine Unbeſonnenheiten machen wollte — Und bald ſollte ich auch dahin kommen, zu ſagen, es ſey faſt einerley in der Welt, wie man handelt, wenn man doch immer getäuſcht wird, man fange es klug oder dumm, gut oder ſchlecht an. Der Würkung nach iſt es auch in der That oft einerley; aber mein lieber Heinrich! ich fühle doch, daß es für die innere Beruhigung nicht auf eins hinausgeht, und daß man wenigſtens von Einer Seite Troſt findet, wenn man nur Andre und nicht zugleich ſich ſelber anzuklagen hat. Ich wünſche Dir für die Folge dieſen Troſt.

Aber wo lebſt Du itzt? Die Ungewißheit hierüber ängſtigt mich würklich. Gieb mir bald Nach-

---

*) Den folgenden, ein und zwanzigſten.

Nachricht davon! Ich ſchicke dies Paquet an unſre alte Addreſſe, weil ich hoffe, Du wirſt dafür geſorgt haben, daß, wo Du auch ſeyeſt, Dir alle Briefe eingehändigt werden. Sobald ich deine Antwort habe, folglich wiſſen kann, wo ich Dich antreffe; werde ich meine Reiſe nach Teutſchland antreten. Lebe wohl mein lieber Heinrich! Wenn ich mich noch über etwas freuen könnte; ſo würde ich ſagen, es freuete ſich darauf, Dich bald zu umarmen, Dein ꝛc.

Ein und zwanzigſter Brief.

Von dem Herrn von der Hart, an Heinrich von Mildenburg.

Paris, den 2ten November, 1773.

Mein theuerſter Erretter und Wohlthäter!

Wenn Empfindungen von der Art, wie ich ſie für einen Mann fühle, der auf ſo großmüthige Weiſe den Grundſtein zu meinem beſſern Schickſale gelegt hat, ſich in Worten ſchildern lieſſen; ſo würde ich Ihnen heute ein lebhaftes Bild des dankbarſten Herzens vor Augen ſtellen. Allein erſparen Sie mir das Misvergnügen, nur unvollkommen ſagen zu können, was ich ſo gern in ſeiner ganzen Stärke darlegen mögte; Erlauben Sie mir, Sie in der Stille zu ſegnen, und den Geber alles Guten zu bitten, daß er Sie für das belohne, was Sie an mir gethan haben!

Sie forderten von mir bey unſrer Trennung, daß ich Ihnen nicht eher ſchreiben ſollte, als bis wir Beyde wüſſten, wo unſre Briefe einander treffen könnten; Deswegen habe ich geſchwiegen.

In Gedanken bin ich ſtündlich bey Ihnen geweſen, meine Wünſche haben Sie begleitet, und Ihnen eine Laufbahn angewieſen, die Ihrer Talente und Ihres Herzens würdig wäre — o mögten dieſe Wünſche erhört werden!

Meine Reiſe durch Elſaß und Lothringen gieng glücklich von Statten. In Straßburg machte ich die Bekanntſchaft eines Negocianten von hier, der mich liebgewann und, da ich ihm einen Theil meiner Geſchichte erzählte, für mein Fortkommen zu ſorgen verſprach. Ihr Herr Oheim wird Ihnen das Uebrige, was meine Perſon angeht, ſchreiben. Die Stelle, die ich bekommen habe, iſt freylich geringe, und es verſteht ſich, daß ich dabey den Edelmann vergeſſen muß; Allein das iſt eine unbedeutende Kleinigkeit, und nach Allem, was man mir von meiner künftigen Ausſicht verheiſſt, kann ich hoffen, dadurch Gelegenheit zu erlangen, in Guadeloupe, durch Fleiß, wenn mich dabey das Glück irgend begünſtigt, ein anſehnliches Vermögen zu gewinnen. Sollte ich einſt ſo viel erringen, daß ich davon mäßig leben könnte; ſo kehre ich gewiß nach Teutſchland zurück, und laſſe mich in einer proteſtantiſchen Provinz nieder.

Sie haben ſo viel für mich gethan, daß ich mich nicht ſcheuen kann, Sie mit einer neuen Bitte zu beläſtigen. Sie beſteht darinn, daß Sie doch, wenn es Ihre Umſtände leiden, ſich erkundigen mögen, ob in den Gegenden, in welchen ich ehemals gewohnt habe, nicht die geringſte Spur von meiner unwürdigen Frau und — Dies liegt mir, wie Sie denken können, noch näher am Herzen — von meiner armen Caroline Felmer, zu finden iſt.

Mit Sehnſucht erwarte ich, ſowohl als der Herr von Biedersdorf, Nachricht von Ihnen. Ich reiſe erſt in drey Monathen von hier nach America. In dieſem und jenem Welttheile aber bin ich lebenslang ꝛc.

Zwey und zwanzigſter Brief.

Von Mariannen Landowick, *) gebohrnen Felmer, an ihre Schweſter Caroline.

St. Petersburg, den 8ten November, 1773.

Ich wage es darauf, meine liebe Schweſter! ob dieſer Brief in Deine Hände kömmt, denn ich weiß ja nicht, wo Du jetzt biſt; aber ich kann nicht länger anſtehn, mich nach Deinem Befinden zu erkundigen. Gott gebe, daß Dir's wohl gehe! Als Kinder zankten wir uns immer mit einander; hernach, wenn man erſt von den lieben Seinigen getrennt wird, da empfindet man es, daß man doch fremde Leute nicht ſo lieb haben kann, als die Blutsfreunde. Ich hoffe, die Zeit und Entfernung werden auch allen Groll gegen mich aus Deinem Herzen ausgelöſcht haben. Nimm es nur nicht übel, daß ich nicht ſo ſchön und zierlich ſchreibe, als vielleicht Du, weil Du wohl bey unſerm Vetter, dem Rector, recht

ge=

---

*) Wer dieſe Marianne iſt, davon findet ſich Nachricht im vierten Briefe, Seite 42.

gelehrt wirſt geworden ſeyn; Doch meine ich es ſehr gut, und denke Tag und Nacht daran, ob ich Dich denn wohl nicht noch einmal in meinem Leben wiederſehn könnte. Jetzt will ich Dir von meinem Lebenslaufe Nachricht geben.

Du weiſſt, daß ich bald nach unſrer lieben Eltern Tode, vor ſechs Jahren, als Cammerjungfer mit meiner Herrſchaft hierher nach St. Petersburg reiſen muſſte. Ach! das war eine lange und ſchwere Reiſe, und ich war an das Fahren noch nicht gewöhnt; allein ich kam doch glücklich an. Es kam mir denn alles ſo neu vor; die große, prächtige Stadt, und die fremden und vielen Menſchen, und wie es in unſerm Hauſe ſo unruhig hergieng. Man kam gar nicht zu ſich ſelber, und ſo verſchob ich's denn auch von einer Zeit zur andern, nach Hauſe zu ſchreiben. Unſrer waren zwey Cammerfrauen, ohne die Garderoben-Mädchen, und doch vollauf zu thun mit den Putzſachen meiner gnädigen Frau Geſandtinn. Dabey immer ſo viel Neues zu ſehn in der Stadt, denn des Abends, wenn die Herrſchaft nicht zu Hauſe war, durften wir in die Schauſpiele und wo ſonſt etwas zu thun war, hingehn. Die

Teutſchen halten hier ſehr zuſammen, deswegen machte ich auch bald Bekanntſchaft in vieler honetten Leute Häuſern. Damals lebte meines lieben Mannes (der ſich Dir unbekannter Weiſe empfiehlt) ſeine Mutter noch, und trieb auf ihre Rechnung die Handlung, die wir jetzt führen. Ey nun! es iſt eine Speccerey-Handlung, und läſſt ſeinen Mann nicht verderben, wenn man fleiſſig und wirthſchaftlich iſt. Die alte Frau Landowick gewann mich lieb, und ihr Sohn, als mein jetziger Mann, auch, und ſo fügte es denn der liebe Gott, daß wir Mann und Frau wurden. Die Frau Geſandtinn miſſte mich ungern, aber weil es doch zu meinem Glücke war und eine gute Verſorgung; ſo ließ ſie es geſchehn. Sie gab uns auch die Hochzeit und ſchenkte mir ein ſchönes blaues atlaſſenes Kleid und noch viel andre Sachen. An meinem Ehrentage ſpeiſete ſie ſelbſt mit uns und ſetzte ſich zwiſchen meinen lieben Mann und mich, und nach Tiſche — doch das iſt für heute zu weitläuftig, denn ich habe Dir noch ſehr viel zu ſagen. Kurz! wir leben jetzt ganz zufrieden und haben ein Pärchen, einen Sohn und eine Tochter, und ich mache noch nebenher Putz-Arbeit für die Herrſchaften, bey denen mich die Frau Geſandtinn recommandirt. Die erſte Zeit, das will ich nicht leugnen, dachte ich nicht viel nach Teutſchland und an Euch lieben Geſchwiſter zurück; Aber als ich erſt ein Kind hatte, da fieng mir an, alles was Blutsfreundſchaft iſt lieb zu werden, und ich dachte zurück an meine Kinderjahre, und wie wir zuſammen geſpielt und uns oft gezankt hatten, wenn Du ein wenig naſeweis warſt und alles beſſer wiſſen wollteſt, da Du doch die Jüngſte von uns warſt. Jetzt wäre ich gern mit meinem lieben Manne und Kinde zehn Meilen weit zu Fuße gegangen, um Euch noch einmal zu ſehn; aber wir waren ja Alle zerſtreuet worden, nach unſrer lieben Eltern Tode. Am weiteſten iſt unſer ehrlicher Ludwig, in Oſtindien. Wer weiß, ob wir den jemals wieder zu ſehn kriegen? Ich dachte alſo zuerſt an Chriſtel, der in Kaiſerliche Dienſte gegangen war, weil ich von daher am leichteſten Nachricht zu erhalten hoffte. Wir legten uns auf Kundſchaft durch meine vorige gnädige Frau, die ſich an den öſterreichiſchen Geſandten wendete und einen Brief von mir zur Beſtellung übernahm. Nach langer Zeit erhielt ich Antwort und auch Nachricht durch Andre.

Chriſtels Brief ſchicke ich Dir hierbey. Mein Mann ſagt: es ſcheine daraus, als wenn mein Bruder ein lockrer Paſſagier geworden ſey. Mir kömmt es auch ſo vor und die Nachrichten ſtimmen damit überein. Stelle Dir vor! er iſt catholiſch geworden und hat eine Weinhändlers-Witwe geheyrathet. Ich glaube, daß er ganz verwildert iſt in Sklavonien, unter den Croaten und anderm Geſindel. Aber nun komme ich zu der Hauptſache, nämlich wie ich kürzlich von Dir, meine liebe Schweſter! etwas erfahren habe, Es mögen ohngefehr vierzehn Tage ſeyn, da kam mein lieber Mann des Mittags zu Hauſe und ſagte: „Was giebſt Du mir, wenn ich Dir „Nachricht von Deiner Schweſter Carolinen „verſchaffe?“ Als er das ſagte, das verſichre ich Dich, da klopfte mir das Herz vor Freude, und ich fiel ihm um den Hals und bath ihn, daß er weiter reden mögte; aber er ließ mich in der Ungewißheit, bis nach Tiſche, und da führte er mich in ein Hoſpital, welches von den Teutſchen für arme Kranke ihrer Nation, fremde und einheimiſche, unterhalten wird. Wir wohnen auf der ſogenannten Apotheker-Inſel und hatten weit dahin zu fahren, und im Schlitten ſagte er mir kein Wort von dem, was ich ſehn würde. Als wir ausgeſtiegen waren, führte er mich die Treppen hinauf und dann in ein Cämmerchen; da lag ein Frauenzimmer im Bette, das ſehr elend ausſahe. Sie wird es wohl nicht lange machen; Es iſt ſeit der Zeit täglich ſchlimmer mit ihr geworden. Mein Mann gieng leiſe an das Bette und ſahe zu, ob ſie ſchlummerte; aber ſie war wach, und badete ſich in Thränen. Als ſie ſich ein wenig erholt hatte; da ſagte mein Mann: „Sehen Sie, Madam! da iſt meine Frau, an „deren Schweſter Sie Sich verſündigt zu haben „glauben, und die nun ſelbſt kömmt, um ſich in „Jener Namen mit Ihnen zu verſöhnen.“ Ich wuſſte nicht, was ich von dem Allen denken ſollte; Vielleicht räthſt Du nun ſchon, wer dies Frauenzimmer geweſen iſt, doch will ich Dir alles in der Ordnung erzählen.

Mein Mann hat mit die Aufſicht über dies Hoſpital. Nun kam damals der Verwalter zu ihm, und zeigte an, man habe von Policey wegen ein tödlich krankes Frauenzimmer in das Haus gebracht, das jetzt ſehr dringend bäthe, einen von den Herrn Aufſehern zu ſprechen. Mein

Mann gieng hin, und ſie erzählte ihm ihre Geſchichte. Sie war in Pracht und Ueppigkeit erzogen, und früh durch böſe Beyſpiele verführt worden. Einen redlichen Cavalier, der ſie heyrathete, hintergieng ſie und war ihm untreu. Ja! um deſto mehr Freyheit zu haben, ihrem lüderlichen Leben nachzuhängen, ſuchte ſie auch ihren eigenen Mann zu Ausſchweifungen zu verleiten, und nahm ein armes junges Mädchen in das Haus, das ſie ihrem Herrn zur Maitreſſe geben wollte. Dieſe Beyden ſchienen auch würklich Neigung für einander zu faſſen, aber doch muſſte ſie dem jungen Mädchen das Zeugniß geben, daß es ſich immer ſittſam und tugendhaft betrug. Da die Frau auf dieſe Weiſe ihren Endzweck nicht erreichte, und ſich doch nach einer zügelloſen Freyheit ſehnte; ſo beſchloß ſie, mit einem ihrer Liebhaber in die weite Welt zu gehn. Ein Landläufer, der ſich für einen ruſſiſchen Officier ausgab, nahm ſie mit ſich. Sie beſtohl ihren Mann, packte Geld und Juwelen auf, und fuhr mit dem Böſewichte ab. *) Er hatte ihr weiß gemacht, er ſey von hoher Geburt und

---

*) Man ſehe nach: den zehnten Brief, Seite 127.

und habe reiche Eltern in Petersburg. So lange das baare Geld vorhielt, lebten ſie herrlich und in Freuden; In Riga aber fand ſich's, daß der Beutel leer war, doch ſprach der Ruſſe von Wechſeln, die er dort zu heben hätte. Früh Morgens einmal gieng er aus, als das Frauenzimmer noch in tiefem Schlafe lag; Sie erwachte endlich, ſtand auf, wartete und wartete; aber ihr Liebhaber kam nicht wieder, und als ſie über ihren Koffer gerieth, fand ſie ihn leer; Juwelen, Schnallen, Uhren — alles war fort. Sie gieng zu den Herrn vom Magiſtrate, aber kein Menſch konnte ihr Auskunft geben. So viel wuſſte man in Riga, daß in Petersburg eine Familie lebte, die den Namen führte, den der Entwichene ſich gegeben hatte. Sie beſchloß alſo, ſich hierher auf den Weg zu machen. Die Kleider und Wäſche, die der Böſewicht ihr gelaſſen hatte, verkaufte ſie, um die Reiſekoſten zu beſtreiten; aber ſie wurde ſchon unterwegens elend krank; doch ſchleppte ſie ſich mühſam hierher. Sobald ſie ankam, meldete ſie ſich bey der Policey; Sie durfte aber nicht recht mit der Sprache heraus, gab ſich für eine Witwe aus, erzählte: der Ruſſe habe ihr die Ehe ver-

ſpro

ſprochen, ſie dann verlaſſen, beſtohlen, und was dergleichen mehr war. Ja, was half das? Freylich war der Betrüger hier aus Petersburg, und ſeine Eltern leben auch noch und ſind wohlhabend und von Stande; daran hatte er wahr geſagt; aber der Taugenichts war in früher Jugend auf Univerſitäten nach Göttingen gegangen, und hatte dort Schulden gemacht, war weggelaufen und nachher als ein Spieler in der Welt herumgeſtreift — Die Eltern hatten längſt ihre Hand von ihm abgezogen.

Nun war ihr Elend auf's höchſte geſtiegen; die Krankheit wurde auch immer ſchlimmer und jetzt kam zu ſpät die Reue. Man brachte ſie endlich in das Hoſpital, wo ſie meinem Manne unter tauſend Thränen ihre Geſchichte erzählte. Da ſie hierbey ſolche Oerter nannte, die in der Gegend liegen, wo wir zu Hauſe ſind; ſo machte ihn das aufmerkſam. Er wuſſte, daß mich längſt darnach verlangte, etwas von Dir zu hören; Wie groß war daher nicht ſeine Verwunderung und Freude, als ſie den Namen des jungen Frauenzimmers, das ſie im Hauſe gehabt hatte, Caroline Felmer nannte! Er ſagte ſogleich, daß er der Schwager dieſes Frauenzimmers ſey, und ſo verſchaffte mir denn der Himmel ganz unerwarteter Weiſe das Glück, etwas von Dir zu hören. Wüſſte ich nun nur gleich, wie es Dir, meine liebe Caroline! geht, und wie ich es mit dieſem Briefe anfangen ſoll!

Nachmittags 3 Uhr. So eben habe ich meinen lieben Mann um Rath gefragt. Er hat einen guten Einfall. Ja! ſo will ich es machen. Ich ſchicke dieſen Brief nach ***, wo unſer Oncle Rector iſt, wenn er noch lebt. Dort werden ſie doch wiſſen, wo Du Dich aufhälſt. Um aber ſicher zu ſeyn, ſchreibe ich auf den Brief: Er ſollte im Poſthauſe liegen bleiben, bis er abgefordert würde. Zugleich laſſen wir in die hamburgiſchen und frankfurthiſchen Zeitungen Folgendes einrücken: „Wenn die Demoiſelle Caroline F. ein Verlangen trägt, gute „Nachrichten von ihrer vor ſechs Jahren nach „Petersburg gegangenen Schweſter Marianne „zu hören; ſo kann ſie zu *** wo ſie ehemals „bey ihrem Oheime gelebt, im Poſthauſe einen „Brief abholen.“

Ach! antworte mir nur bald, mein liebes Linchen! Könnteſt Du uns nur einmal beſuchen! Ich werde wohl mein Vaterland nicht wiederſehn. Wenn man erſt Mann, Kinder und Haushalt hat; da iſt es mit dem Reiſen zu Ende. Aber wer weiß, ob Du nicht auch ſchon verheyrathet biſt? Wenn Du einmal zu uns kömmſt; ſo ſoll es Dir ſchon bey uns gefallen. Wir leben recht artig, und ſind auch geachtet. Landowick iſt denn ein reputirlicher Mann in unſrer Gemeine, an den ſich gern die Leute wenden, und er weiß Rath zu geben und zu ſprechen, wie der Beſte.

Den 9ten November. Sie iſt tod, die arme Frau von der Hart, denn wir wiſſen nun ihren Namen, aus den Papieren, die wir bey ihr gefunden haben. Mein Mann hält es vor gut, daß ich Dir dieſe Papiere ſchicke, welches ich denn thue. *) Du weiſſt doch vermuthlich, wo jetzt der Herr von der Hart iſt, obgleich wir nicht glauben, daß Du, nach ſeiner Frau Entweichung, wirſt bey ihm geblieben ſeyn, weil doch das nicht recht anſtändig wäre. Indeſſen kann dem Herrn daran gelegen ſeyn, zu wiſſen, ob ſeine Frau noch lebt, wenn er etwa wieder heyrathen wollte. Deswegen ſchicke ich Dir auch den Bericht von unſerm Stadt-Chirurgus. Landowick ſagt zwar: er ſey dumm aufgeſetzt; aber er dient doch immer zum Beweiſe, und auf Verlangen können wir auch ein gerichtliches Atteſtat ausfertigen laſſen.

---

*) Die aber, da ſie nicht von Bedeutung waren, nicht abgedruckt ſind.

Nun lebe wohl, meine liebe Schweſter! und erfreue bald mit einer Antwort. Deine ꝛc.

Viſum repertum, oder Bericht von dem Stadt-Chirurgus Johann Martin Knoch.

Ich habe mich befohlner Maßen dort im Spital eingefunden, um die Todte zu viſitiren und nach Befinden, doch nur obiter, eine kleine Section vorzunehmen.

„Sie iſt tod, mauſetod“ habe ich gleich ausgerufen, als ich in das Zimmer trat. Alle Signa mortis und Anzeigen waren da: gebrochene Augen und Salva venia ein wahrer, garſtiger Todten-Geruch. Jedennoch aber habe einen kleinen Kreuzſchnitt gemacht in pectore, nur curioſitatis gratia; aber wer tod iſt, der iſt tod, und lebe nicht wieder auf.

Hernach habe ein wenig unterſucht, was für Partes lædirt waren. Der Herr Stadt-Phyſicus Brucker hat meiner Seele! Unrecht; das habe ich gleich geſagt. An der Leber lag es nicht — Charmante Leber! Auch kein Polypus im Herzen; kein Waſſer in Cerebro; Aber die Lunge, die Lunge! wie ſahe die aus! Ambæ pulmones erant quaſi evanati; beyde Lungen-Flügel waren gleichſam verſchwunden. Davon wiſſen die Herrn Doctores nichts. Die curieren drauf los: Ich hätte ſie von Grund aus heilen wollen, mit meinem Arcano, mit meinem Luft-Salz-Waſſer. Nun iſt es zu ſpät, und am Ende iſt auch wahl nichts daran verlohren. Tod iſt ſie und ich verbleibe auf weitere Befehle, Ew. Hochedelgebohren ꝛc.

Drey und zwanzigſter Brief.

Von Chriſtian Felmer, an Marianne, ſeine Schweſter.

Poſſega, im Bannat; den 6ten Auguſt, 1773.

Ich habe Deinen Brief, meine herzallerliebſte Schweſter! richtig erhalten, danke dafür und habe mich gefreuet, wie in langer Zeit nicht, zu erſehn, daß Dir's wohlgeht. Was uns anlangt; ſo iſt's wie es halt! bey Soldaten hergeht; heute reich; morgen arm; Heute mir; morgen Dir. Ich habe mich auch in den Stand der heiligen Ehe einflicken laſſen. Meine Frau iſt nicht jung mehr; aber ſie hat einen hübſchen Thaler Geld, handelt mit einländiſchem Weine, und wenn es keine Schätze abwirft; ſo hat man doch dabey, was man mit dem Maule davon zieht. Vom Unter-Officier-Tractement iſt lumpicht leben. Kinder haben wir nicht, verlangen auch keine. Wenn Gott giebt, daß es Krieg wird, da ſoll mein Weib ein bißgen marketentern, dann wollen wir anders pfeifen. Ich bin des Stillſitzens müde, aber das Land iſt ſchön,

ge:

geſund, fruchtbar. Im ganzen hungariſchen Illyrien lebt man wohlfeil, und es fehlt an nichts. Getreide, Wein, Obſt, Oel, ſchöne Weiden, Seide, Bergwerke, alles voll auf; wenn es nur insgeſamt mein wäre!

Ich habe mich, um beſſers Fortkommens Willen, zur chriſtcatholiſchen Kirche bekehrt. Wärſt Du hier, Du würdeſt es wohl auch ſo machen; man hat ſonſt tauſend Schererenen, und es iſt doch die einzige wahre Kirche, und unſer Einer, der auch Manches auf der Kreite hat, kann doch Abſolution kriegen; Das könnt Ihr nicht.

Schreibe mir bald etwas von unſern andern Geſchwiſtern, beſonders, was die kleine Hübſche macht! Die wird wohl Maitreſſe bey einem reichen Herrn geworden ſeyn, wenn ſie es pfiffig angefangen hat.

Meine Frau läſſt Dich und Deinen lieben Mann herzlich grüßen. Sie iſt jetzt nicht recht wohl auf; Die ganze Nacht huſtet ſie, wie ein Schaaf, und hat ſich doch vom Trinken ganz ergeben.

Ich wollte, daß wir mal die Ruſſen vornähmen. Was ſollten Die laufen, daß ſie die Schuhe verlöhren! Und wenn wir Petersburg plündern; ſo ſoll kein Haus verſchont bleiben, als Deines, wenn Ihr mir brav aufſchüſſelt und einen guten Trunk dazu; denn das hält Leib und Seele zuſammen; Ich verharre ꝛc.

Vier und zwanzigſter Brief.

Von dem Herren von Stallheim an ſeinen Sachwalter, den Licentiaten Ziereniß.

Den 10ten November, 1773.

Hochedelgebohrner Herr Lizenziat! Ich habe mal mit Sie Rückſprache nehmen gewollt, was Sie mich rathen, das ich thun ſoll, in Betreff meiner von mich geloſſenen Frau Gemahlinn. Es ſind, wenn wieder das Pferdemarkt in Balkerſtein gehalten wird, drey Jahr, daß ſie mich uf und davon thät gehn. Den Jungen ließ ſie mich uf den Hals, und hatte dem Kaplan en Brief geſchrieben, da ſtand tolles Zeug drin. Wie ſie ſprach; ſo war der Brief geſchrieben. Mit dem Jungen konnte ich niks machen. Er war verhätſchelt und konnte kaum auf den Beinen ſtehn. Nach en Jahre ſtand er ab. Er iſt in unſer Erb-Begräbniß beygeſetzt worden, und der Schulmeiſter hat en Karmina drauf gemacht. Nun leiden wir aber Gefahr, daß unſre uralte adliche Familie (zu verſtehn, was die hieſige Brangſche betrifft) ausſtirbt, und zu ner anderweitigen Vermählung darf ich nich ſchreiten, dieweilen nach chriſt-catholiſchen Geſetzen die Kirche ſich uf keine Eheſcheidung einläſſt. Nun mögte nur wiſſen, ob ſie tod oder lebendig is. Die Zinſen von ihrem kleinen Kaptälchen, was bey dem Factor Hecht in Bollenbach ſteht, hat mich kein Menſch geſchickt, ſeit dem ſie fort is; Alſo wird ſie ſich das Geld wol haben ſchicken laſſen. Wenn ſie aberſt tod wäre; ſo gehörte es doch mein. Deswegen dacht ich nun, mein lieber Muſche Zierenitz! wenn Sie ſie könnten ein biſchen zitiren laſſen in den Intelgenz-Blättern, nich damit ſie wiederkommen ſollte, ſondern nur, daß ſie ſo und ſo ausſehn thäte, und daß ſie ſich melden ſollte, ob ſie geſtorben wäre oder nich, damit ich doch ihre Paar Groſchen erbte, denn ſie hat mir viel Geld gekoſtet, weil ſie immerſt thät kränkeln, und damit ich mir wieder vermählen könnte, und meinen uralten Stamm fortflanzen.

Wenn Sie aberſt hierher kommen zu einer mündlichen Kunferenz mit mich; ſo ſagen ſie niemand nicks von der neuen Vermählung, damit es Mickchen nich erfährt. Die plagt mir

im

immer, daß ich ſie mich ſoll an die linke Hand antrauen laſſen, wie es unter Standes-Perſchonen eingeführth is, und damit ſie zu Ehren komme, und die Kinder, die ich mit ſie gezeugt habe. Aber daraus kann nicks werden, denn ich muß doch uf die Fortflanzung der Familge ſehn, und das, ſtiftsmäßig.

Nun, Adieu, mein Herr Lizenziat! In Erwartung einer baldigen Antwort, bin mit ufrichtiger Conſideratſchon, Ihr dienſtwilliger ꝛc.

Fünf und zwanzigſter Brief.

Von Heinrich von Mildenburg, an den Paſtor Ehrmann, in Birkenthal.

* * * Den 12ten November, 1773.

Schreiben Sie, werthgeſchätzter Herr Paſtor! mein Stillſchweigen nicht auf die Rechnung einer undankbaren Vergeſſenheit der vielfachen gaſtfreundſchaftlichen Güte und Aufmerkſamkeit, die Sie mir aus ſo liebevollem Herzen in Ihrem Hauſe erwieſen haben! Nein! das Andenken daran wird gewiß nie von mir weichen; aber Geſchäfte und Zerſteuungen, die mit einer jeden neuen Einrichtung verknüpft zu ſeyn pflegen, haben mir wenig Augenblicke frey gelaſſen, und doch wollte ich Ihnen gern umſtändlich von meiner hieſigen Lage und meinen künftigen Ausſichten Nachricht geben.

Ich reiſete, wie Sie Sich erinnern werden, den 23ſten October aus Ihrer friedlichen Wohnung ab. Der Miethkutſcher aus Engleben hatte verſprochen, mich ganz bis hierher zu fahren, und ſo muſſte ich denn, um die Pferde nicht zu ſehr anzugreifen, kleine Tagereiſen machen. Es war eine ziemlich langweilige Fahrt, und ich habe von Glücke zu ſagen, daß ſie nicht gefährlicher für mich geworden iſt; denn hören Sie nur, welch' ein unerwarteter Vorfall mir in *** begegnete!

Ich kam Abends dahin; Es war ſchon dunkel und doch noch zu früh, um mich zu Bette zu legen. Zu leſen hatte ich nichts bey mir, und ſo empfand ich denn in meinem Zimmer im Wirthshauſe tödtende Langeweile. Ich hörte aber, daß unten in der allgemeinen Gaſt-Stube Fremde an der Abendmalzeit ſaßen, und da verleitete mich alſo mein Geſelligkeits-Trieb, zu ihnen hinunter zu gehn. Kaum war ich in die Thür getreten, als mir die Phiſiognomie eines Mannes, der in der Ecke ſaß, ſehr bekannt vorkam; Die meinige ſchien ihm nicht weniger aufzufallen. Er ſtand auf, und ich erkannte in ihm den erſten Cammerdiener und Leib-Chirurgus des Fürſten von ***, einen der ärgſten Schelme am Hofe und die eifrigſte Creatur der Maitreſſe. Ein heftiger Schrecken überfiel mich in dem Augenblicke, da ich dieſen Böſewicht gewahr wurde, der gewiß größentheils mit an meiner Gefangennehmung Schuld iſt, denn er war einer von den mir auflauernden Spions. Nun ſahe ich freylich, daß ich vorſichtiger gehandelt hätte, wenn ich oben in meiner Cammer geblieben wäre, weil ich doch noch immer große Urſache hatte, mich verborgen zu halten, bis mein jetziger Herr erſt den Frieden für mich geſchloſſen haben würde. Allein es war nun einmal geſchehn; Meine Furcht merken zu laſſen, das wäre noch weniger klug gehandelt geweſen, und wir waren ja auch in eines dritten Herrn Lande. Darum gieng ich, ſcheinbar ſorglos, auf ihn zu, und auch er faſſte ſich bald wieder, und trat mir mit freundlicher Unverſchämtheit entgegen: „Ey! wie in aller Welt, mein Herr von Mildenburg!“ rief er aus „treffen wir hier zuſammen? Das haben Sie gut gemacht, daß Sie entwiſcht ſind. Jeder edel Geſinnte hat ſich darüber gefreuet. War das auch eine Manier, einen Edelmann ſo ohne Proceß auf die Feſtung ſetzen zu laſſen? Aber daran iſt niemand Schuld, als die Maitreſſe. Die hat auch mich geſtürzt, obgleich ich alles gethan habe, um ihre Ungnade nicht auf mich zu ziehn. Du

„lieber Gott! Wer dient, der iſt Knecht. Man „muß, wenn man ein armer, gemeiner Menſch „iſt, ſich krümmen und winden. Und doch hat „mir's nichts geholfen. Der Fürſt hat mir „den Abſchied gegeben. Aber das war ein Lerm, „als es erfahren wurde, wie Sie den alten Invaliden eine Naſe gedreht hatten. Nun! es „iſt mir ungemein angenehm, Sie ſo wohl auf „zu ſehn? Darf ich denn fragen, wenn ich nicht „zu neugierig bin, wo Sie hingedenken, und „ob Sie ſchon wieder in Dienſte getreten ſind? „Es wäre Schade um einen Herrn von Ihren „Talenten, wenn Sie auſſer Thätigkeit bleiben „ſollten.“ In dieſem Tone fuhr er noch ein Weilchen fort, und erzählte mir ziemlich wahrſcheinlich, wie es zugegangen wäre, daß er verabſchiedet worden.

Ich laſſe es dahin geſtellt ſeyn, ob das, was dieſer Menſch mir ſagte, nicht vielleicht eine Erfindung von ihm war, um meinen Widerwillen gegen ihn von ſich abzulenken; immer aber glaubte ich nichts dabey zu verlieren, ſondern im Gegentheile vernünftig zu handeln, wenn ich ihm ſagte, daß ich jetzt an den Hof des Herzogs von * * * reiſen, vermuthlich dort verſorgt werden würde, und daß dieſer Fürſt verſprochen hätte, ſich für mich zu verwenden, damit ich vor allen Nachſtellungen ſicher ſeyn mögte. Dies that ich dann, nahm bald nachher Abſchied von dem Manne, und reiſete, ſobald es Tag wurde, weiter.

Bey meiner Ankunft hier in der Stadt trat ich zuerſt in einem Gaſthofe ab, fand aber ſchon dort den Wirth angewieſen, mich in eine Privat-Wohnung zu führen, die der würdige Miniſter von Kappſtein für mich in der Nachbarſchaft ſeines Hauſes hatte miethen laſſen. Ich las gleich auf den Geſichtern der Leute, in welchem Anſehn der Herr von Kappſtein hier ſtehn muſſte, da die unmittelbare Sorgfalt, welche er für mein Unterkommen bezeugt hatte, ſie bewog, mir mit beſondrer Ehrerbiethung zu begegnen.

Sobald ich ein wenig angekleidet war, verfügte ich mich zu meinem Beſchützer, und wurde von ihm gütig und freundlich aufgenommen. Eine kleine Schilderung von ihm, ſowohl nach ſeinem Aeuſſern, als was ſeine Gemüthsart betrifft, ſo viel ich in der kurzen Zeit habe beobachten und durch Andre erfahren können, wird Ihnen vielleicht nicht unangenehm ſeyn; Ich bin überzeugt, daß Sie, mein lieber Herr Paſtor! dieſe Eröfnungen allein für Sich behalten werden.

Der Herr von **Kappſtein** iſt ein langer, hagrer Mann, ohngefehr fünf und funfzig Jahre alt. Seine Geſichtsbildung iſt angenehm, ſein Blick ſanft, doch ernſt und forſchend, ſein Anſtand edel. Er redet gut, wenig, und, wie es ſcheint, nie ohne ſich ſelbſt zu bewachen, daß ihm kein unvorſichtiges Wort entwiſche. Dies aber giebt ihm kein gezwungenes Anſehn, ſondern er ſcheint vielmehr zuweilen ſich gänzlich aufzuſchlieſſen, und nur an der Feinheit, mit welcher er über manche Dinge hinausſchlüpft und Fragen, die ihn in Verlegenheit ſetzen würden, auszuweichen verſteht, merkt man, daß er ſich im Zügel hat. Er lacht nie; er lächelt nur, doch mit wahrer Anmuth und Würde. Sein Umgang und ſeine Geſpräche mit Hohen und Niedern ſind gleich ungezwungen, angepaſſt auf den Stand, auf die Fähigkeiten und auf den Character Deſſen, den er vor ſich hat; aber immer muß man fühlen, daß er die erſte Rolle ſpielt, wer es auch ſey, der ihm gegenüber ſteht. Er beſitzt wahre Gelehrſamkeit und einen feinen

Geſchmack, arbeitet vortreflich, mit einer bewundernswürdigen Leichtigkeit, überſieht mit ſchnellem Blicke die verwickelteſten Dinge und iſt unermüdet fleiſſig, vom frühen Morgen an, bis ſpät in die Nacht, obgleich er nie über zu viel Arbeit klagt und immer Muße zu haben ſcheint. Er wird von keinem Untergebenen regiert, ſieht alles mit eignen Augen und iſt ſtrenge gerecht, ohne Anſehn der Perſon, und wehe Dem, dem es einfallen könnte, ihn mit falſchen Berichten täuſchen zu wollen! Man kann nicht mäßiger im Eſſen und Trinken, einfacher in Kleidung und prachtloſer in Meubles u. d. gl. als dieſer wahrhaftig große Staatsmann leben. Ueber alle Leidenſchaften ſcheint er Meiſter geworden zu ſeyn, bis auf Eine nach, von welcher ich nachher reden werde.

Er iſt nie verheyrathet geweſen; liebt auch nicht ſehr den Umgang mit Frauenzimmern, ohne jedoch dies Geſchlecht eigentlich zu haſſen. Ich glaube, daß er gewiß ein vortreflicher Ehegenoſſe geworden wäre, und es kann mich zuweilen betrüben, wenn ich ſehe, daß dieſer würdige Mann alle Ungemächlichkeiten eines Hageſtolzen-Lebens fühlen muß. Bey der Menge öffentlicher Geſchäfte

ſchäfte iſt es ihm ohnmöglich, ſich um die kleinen Details ſeines Hausweſens zu bekümmern. Er wird von ſeinem Hausverwalter und Cammerdiener betrogen; Seine Bedienten, der Koch und die Stallleute ſind großentheils ausſchweifende, unordentliche, lüderliche Menſchen. Es fehlt ihm nicht ſelten an Gemächlichkeit und Pflege, und in ſeinen ſeltenen Erholungsſtunden, an Familien-Freuden. Seine Wäſche iſt nicht zu der Zeit in Ordnung, wenn ſie es ſeyn ſollte; Frägt er nach einem Hausrathe; ſo findet man ihn vielleicht nicht; Wenn er unpäßlich iſt, wie es ihm oft begegnet; ſo mangelt ihm eine ſanfte, zärtlich ſorgſame Wartung — Seine Domeſtiken verehren ihn; aber das häusliche Band unter Herrn und Dienern iſt ſchwach, da wo keine treue Hausfrau und der Anblick glücklicher ehelicher Eintracht dieſen Ton in ein Haus bringt. Das Geſinde iſt neidiſch auf einander, ſie ſind in Complotte und Partheyen getheilt. Wenn der gute Mann ſo etwas merkt; ſo giebt er wohl Verweiſe, fängt an, die Sache zu unterſuchen; allein wichtigere, öffentliche Geſchäfte verhindern ihn, den Quellen jeder häuslichen Unordnung gehörig nachzuſpüren. Vielleicht gelingt es mir einſt, meinem Wohlthäter von dieſer Seite einige Dienſte zu leiſten.

Ich ſagte vorhin, daß der Herr von Kappſtein über alle ſeine Leidenſchaften Meiſter wäre, bis auf eine einzige nach — und dieſe iſt der Ehrgeiz. Zu verwundern ſcheint es nicht, wenn große Seelen, die ſich berufen fühlen, über Andere zu herrſchen, keine Art von Rivalität vertragen können; aber in der That mag dies doch in großem Maße bey unſerm Miniſter der Fall ſeyn. Es iſt ihm gelungen, alle übrigen Geheimenräthe in eine Art von Unthätigkeit zu ſetzen; Alles geht durch ſeine Hände. Der Herzog weiß ſeine Verdienſte zu erkennen, hat uneingeſchränktes Zutraun zu ſeinen Einſichten und zu ſeiner Rechtſchaffenheit, und ſo iſt er denn ziemlich allmächtig in dieſem Lande. Man ſagt aber, er habe ſich zuweilen vergeſſen, wenn davon die Rede war, ausſchließlich ſeinen Platz am Ruder zu behaupten, und er wiederſtehe mit Mühe einer Anregung von Rachſucht, wenn er merkte, daß jemand den Verſuch wagte, in einem einzelnen Fache eine Hauptrolle zu ſpielen — Auch die Sonne hat Flecken, und wir Kurzſichtigen wiſſen noch nicht, ob dieſe Flecken nicht vielleicht Polſter ſind, an denen ſich die groſſe electriſche Kugel reiben muß, um ihren Feuer-Glanz zu vermehren:

Einen, obgleich verſteckten, doch ſichern Feind hat der Herr von Kappſtein an dem Geheimenrathe von Braunfeld. Dieſer iſt grade das Wiederſpiel von ihm. Voll Anmaßung, ohne wahre Gelehrſamkeit, die traurige Jurisprudenz ausgenommen; ſelbſtgenügſam ohne ächtes Verdienſt; aus dem Staube hervorgezogen, oder vielmehr hervorgekrochen, durch ſchiefe Wege, unter der vorigen Regierung, gleicht nichts der Aufgeblaſenheit dem Uebermuthe, mit welchem er auf Leute, denen er ſo etwas biethen darf, herabſieht, und nichts der Niederträchtigkeit, mit welcher er ſich vor dem Götzen des Tages beugt, bis er den Zeitpunct erlauert hat, ihn vom Altare zu reiſſen. Dabey blickt der eigentlich **gemeine Kerl**, im moraliſchen Sinne des Worts, aus jeder ſeiner Manieren hervor. Im Grunde der unthätigſte Faulenzer, der mit unerhörter Schwierigkeit arbeitet, aber ohne Unterlaß über gehäufte Geſchäfte klagt. Endlich ein unmäßiger Freund des Wohllebens, habſüchtig, intrigant, mürriſch, auffahrend — Das iſt ſein Character!

Der Fürſt iſt ein Mann, dem es weder an natürlichem Verſtande, noch an Kenntniſſen, noch an Güte des Herzens fehlt. Ein lebhaftes Genie, ein unternehmender Geiſt, ſchnelles Feuer, dauernde Wärme und eiſerne Beharrlichkeit hat er nicht; aber dagegen eine richtige Beurtheilungskraft, Kaltblütigkeit, Nüchternheit des Geiſtes, Bonhomie, Gefallen an allem Guten, ohne verführeriſchen Enthuſiasmus; Gerechtigkeitsliebe, ohne eigenſinnige Strenge; Zuweilen ein faſt übertriebenes Mißtraun in ſeine Einſichten; Gefühl von Wohlwollen, von Erkenntlichkeit, von Freundſchaft, von Mitleiden, ohne Empfindeley, und ohne ſich von ſehr reizbaren Nerven, in ſchwachen Augenblicken, zu voreiliger Hingebung verleiten zu laſſen — Ein ſehr lobenswerther Regenten-Character, wenn unſer Herzog nur dabey ein wenig mehr die Arbeit liebte, um mit eigenen Augen zu ſehn, da wo er ſich gänzlich auf Andre verläſſt, die er einmal als redliche Männer kennen gelernt hat! So wie jetzt die Sachen ſtehen, iſt wohl alles bey dem Herrn von Kappſtein in guten

ten Händen; aber dieſer Miniſter könnte auch halb ſo weiſe und redlich ſeyn, als er iſt, und würde dennoch eben ſo viel Gewicht haben, durch ſeine Thätigkeit und Entſchloſſenheit, da ſein Herr hingegen alles ſcheuet, was Mühe macht, wobey man durchgreifen oder ſich vor den Riß ſtellen muß. Deswegen iſt Dieſer auch von ſeinen Unterthanen zwar geliebt, doch ohne Wärme, und von niemand gefürchtet. Mit ſeiner Gemahlinn lebt er ſo, wie er mit jeder andern Gemahlinn, die man ihm gegeben hätte, auch leben würde; das heiſſt freundſchaftlich, einträchtig und höflich, und ſie verlangt auch nicht mehr, geht ſtill und untadelhaft ihren Gang fort, miſcht ſich in nichts, iſt des Morgens viel bey ihren Kindern, erſcheint dann bey Tafel, plaudert viel über unbedeutende Dinge, ſetzt ſich des Abends an den Spieltiſch, oder geht in's Schauſpiel, dann wieder an Tafel, und zur beſtimmten Zeit ſorgenlos zu Bette.

Die hieſigen Hofleute ſind eine ganz gute Claſſe von Menſchen, gefällig gegen Fremde, ziemlich einig unter einander, und weit entfernt, ſich um andre Geſchäfte zu bekümmern, welches ſich denn auch der Herr Miniſter ſehr ernſtlich verbitten würde.

In der Stadt herrſcht ein guter, geſelliger, häuslicher und ſittlicher Ton, und die Dienerſchaft iſt nicht reichlich, aber doch ſo bezahlt, daß niemand ſich beklagen kann.

Der Herr von Kappſtein hatte ſchon vor meiner Ankunft mit unſerm Herzoge meinetwegen geſprochen. Den Tag nach derſelben wurde ich von ihm ſelbſt an den Hof geführt, der Herrſchaft vorgeſtellt, zur Tafel gebethen, und noch ehe es Abend war, erhielt ich meine Beſtallung als Cammerherr und Rath in der Cammer, nebſt einem Befehle an die Caſſe, zu Auszahlung meiner Beſoldung, in das Haus geſchickt. Dieſe Beſoldung iſt nicht ſehr groß, aber der Aufwand am Hofe und der Luxus in der Stadt ſind es auch nicht. Ich bin zufrieden, und habe in der Folge, wie es ſcheint, gute Ausſichten vor mir. Auch iſt mir verſprochen worden, daß der Herzog nun bald meinetwegen an den Fürſten von * * * ſchreiben wollte, um mich gegen alle weitern Verfolgungen ſicher zu ſtellen.

An Beſchäftigung fehlt es mir nicht. Die Menge meiner eigentlichen Berufs-Arbeiten iſt nicht auſſerordentlich groß; aber der Herr von Kappſtein läſſt die wichtigſten Sachen aus allen Collegien in ſein Haus ſchicken, um ſich ſelbſt davon zu unterrichten. Nun häuft ſich aber ſeine Arbeit dadurch ſo, daß er ohnmöglich Allem allein vorſtehn kann. Er hatte daher ſchon längſtens, beſonders ſeitdem er ſo ſchwächlich iſt, gewünſcht, einen Mann zu finden, auf den er ſich verlaſſen könnte, und der einige Stunden des Nachmittags in ſeinem Hauſe mit ihm arbeitete. Seine Wahl iſt jetzt auf mich gefallen, und ich bin doppelt zufrieden hiervon, weil ich dadurch nicht nur ihn mir auf gewiſſe Weiſe verbindlich mache, ſondern auch geſchwinder eine richtige und genaue Kenntniß des Landes erhalte.

Sehen Sie, beſter Herr Paſtor! das iſt meine gegenwärtige Lage; Ich ſchmeichle mich, daß Sie und die werthen Ihrigen Theil daran nehmen. Empfehlen Sie mich der Frau Paſtorinn und Ihrer wackern Pflegetochter herzlich, und zweifeln Sie nie an der Hochachtung und Dankbarkeit, Ihres ꝛc.

Sechs und zwanzigſter Brief.

Von dem Miniſter von Kappſtein, an den Doctor Porr, in London.

*** den 16ten November, 1773.

Ew. Wohlgebohren hoffte ich die angenehmſten Nachrichten von Dero mir empfohlenen Freunde geben zu können, und muß nun leider! das Gegentheil in dieſem Briefe thun.

Es war mir gelungen, bey des Herzogs meines Herrn Durchlaucht, zum Vortheile des Herrn von Mildenburg zu reden, und ohne große Schwierigkeit eine Stelle in der Domainen-Cammer und bey Hofe für ihn auszuwürken. Er kam vor drey Wochen hierher, wurde ſogleich angeſtellt und erwarb ſich durch ſeine Activität, Geſchicklichkeit und ſeine Conduite allgemeinen Beyfall. Des Herzogs Durchlaucht hatten indeſſen in gemäßigten und nachbarlichen Terminis an den Fürſten von *** geſchrieben, um für den jetzigen Cammerherrn von Mildenburg die völlige Vergeſſenheit der bewuſſten ehemaligen verdrießlichen Vorgänge auszuwürken. Es ſchien Sereniſſimo aufzufallen, daß in vierzehn Tagen keine Nachricht von daher einlief; doch konnten kleine Abweſenheiten oder andre Verhinderungen eingetreten ſeyn, und man beruhigte ſich alſo.

Vorgeſtern erwartete ich Nachmittags den Herrn von Wildenburg in meinem Cabinette, wo wir mit einander zu arbeiten pflegen; Er blieb aber aus. Ich kenne ſeine Pünctlichkeit, und ſchickte daher in ſeine Wohnung, weil ich befürchtete, er mögte unpäßlich ſeyn. Man brachte mir die Nachricht: er ſey gleich nach der Tafel zu Fuße ein wenig aus der Stadt ſpatzieren gegangen, um die Gegenden in Augenſchein zu nehmen. Der Abend rückte heran und er kam nicht wieder. Daß ich mich kurz faſſe! Bis auf dieſe Stunde iſt er nicht zurückgekommen, und jedermann iſt in Sorgen um ihn.

Ich muß mein Urtheil über dieſen Vorfall, der mich äuſſerſt beunruhigt, billig ſuſpendieren, bis ich im Stande ſeyn werde, klarer darinn zu ſehn, doch habe ich nicht verfehlen wollen, da wir grade ein Paquet nach London ſchicken, Ew. Wohlgebohren ſogleich Nachricht davon zu geben. Vielleicht bin ich bey dem Abgange der nächſten Depeſchen ſchon im Stande, angenehmere Dinge zu melden.

Ew. Wohlgebohren erſuche ich indeſſen, Sich zu beruhigen, und feſt darauf zu rechnen, daß ich keine Mühe ſparen werde, der Sache auf den Grund zu kommen. Wir haben kein groſſes Waſſer in der Nähe; Es iſt alſo nicht zu befürchten, daß Dero Freunde ein Unfall von der Art könnte zugeſtoßen ſeyn. Stecken aber Nachſtellungen dahinter; ſo muß ſich das bald aufklären, und des Herzogs meines Herrn Durchlaucht haben durch mich alle nöthigen Maßregeln desfalls nehmen laſſen.

Ich verharre übrigens mit aufrichtiger Ergebenheit ꝛc.

Ende des erſten Theils.

Gedruckt bey H. M. Pockwitz, Hofbuchdrucker.

Druckfehler.

Seite 1[illegible], Zeile 2, muß ſtatt **Engeleben**, **Birkenthal** ſtehn.

Geſchichte
des
armen Herrn
von Mildenburg,

in Briefen herausgegeben
von
Adolph Freyherrn Knigge.

Zweyter Theil.

Hannover,

Univ. Bibl.
München

Vorrede.

Hier überreiche ich den Leſern den zweyten Theil der Geſchichte des armen Herrn von Mildenburg, voll von Dankbarkeit für die gütige Aufnahme des erſten; Mit dem dritten Theile wird die Geſchichte geſchloſſen werden.

Reich an unerwarteten Begebenheiten und romanhaften Ueberraſchungen iſt dies Buch nicht; ich geſtehe aber, daß es weniger meine Abſicht geweſen, durch kleine Autor-Künſte die Aufmerkſamkeit ſolcher Menſchen zu feſſeln, die nur amüſiert ſeyn wollen, als vielmehr (wie ich auch ſchon in der Geſchichte Ludwigs von Seelberg den Verſuch gewagt habe) ernſthafte, oft nicht genug beherzigte Wahrheiten in ein gefälligers Gewand zu hüllen; nützlichen Grundſätzen auf dieſe Weiſe allgemeinern Cours zu verſchaffen; mein Schärflein zum feinern Studium practiſcher Weltklugheit beyzutragen, und meine Mitbrüder aufmerkſam auf manche, zuweilen flüchtig überſehene Seiten ihres Herzens zu machen.

Madam Homanns Brief über weibliche Bildung, im erſten Theile, hat Beyfall gefunden; man wird in dem vorliegenden andre Gegenſtände auf eben dieſe Weiſe behandelt ſehn, zum Beyſpiele: die Art, Fürſtengunſt und Gewicht im Staate zu guten Zwecken zu nützen; über Menſchenliebe und Menſchenwerth; über die Verſchiedenheit des Tons in den einzelnen teutſchen Provinzen, u. d. gl. m. Uebrigens ſchmeichle ich mich, meinen Hauptzweck nie aus dem Geſichte verlohren zu haben, nämlich den: zu zeigen, daß die kleinen, unvermeidlichen Uebel dieſer Welt nicht willkührlich von der Vorſehung uns alſo zugeſchickt werden; ſondern daß wir ſelbſt, durch Abweichungen von dem graden Wege der Vernunft und Redlichkeit, uns unſre Schickſale bereiten, und daß die Folgen unſrer Handlungen immer mit der dabey angewendeten Klugheit und Rechtſchaffenheit in gleichem Verhältniſſe ſtehen.

Da die Verſchiedenheit des Briefſtyls, deſſen ich mich in ſolchen Schriften zu bedienen pflege, bis itzt nicht misfallen hat; ſo habe ich auch diesmal darauf Rückſicht genommen.

Vorrede.

Der erſte Theil der Geſchichte des armen Herrn von Mildenburg iſt nun, wie ich höre, in das Holländiſche überſetzt, und wird in wenig Wochen in Amſterdam gedruckt erſcheinen. Ich geſtehe, daß ich nicht weiß, ob dies Buch in Holland mit Intereſſe wird geleſen werden. Die Verhältniſſe, in welchen ich den Helden meiner Geſchichte auftreten laſſe, und was ich darüber geſagt habe, die Perſonen, mit denen er lebt — Fürſten, Miniſter, Hofſchranzen, Mönche, Pedanten gewiſſer Art u. ſ. f. — das Alles ſcheint mir dort fremd zu ſeyn; und eben darum mögten auch wohl die Nüancen im Style daſelbſt weniger gefühlt werden, weniger Unterhaltung gewähren; doch kann ich darüber nicht beſtimmt urtheilen, und es würde mich kränken, wenn der ſehr geſchickte Unternehmer dieſer Arbeit, den das Publicum durch ſeine vortrefliche Ueberſetzung meines Buchs: Ueber den Umgang kennt, ſich eine undankbare Mühe gegeben hätte.

Inhalt des zweyten Theils.

Erſter Brief, Seite 1; Von Heinrich von Mildenburg, an den Doctor Porr, in London.

Er meldet ihm, daß er nun wieder an dem Orte ſeiner Beſtimmung und der ihm drohenden Gefahr glücklich entkommen ſey. Beſchreibung dieſer Begebenheit. Er wurde nämlich in einem Dorfe, wo er einer **dürftigen Familie** Wohlthaten erwies, von des **Fürſten von** * * * Leuten aufgefangen und ſollte wieder auf die Feſtung gebracht werden, als der **Hauptmann von Biedersdorf**, begleitet von **zwey andern franzöſiſchen Officiers**, ihn befreyete. Klagen über den wiedrigen Gang ſeiner Schickſale. Feindſeliges Syſtem, nach welchem er künftig zu handeln beſchloſſen hat. Er verachtet die Menſchen; doch will er ihnen Gutes thun; aber nur aus eigenem Seelen-Bedürfniſſe, nützlich und thätig zu ſeyn und Genuß zu haben. Er will alſo künftig aus dem Kopfe, nie aus dem Herzen, Bewegungsgründe zu ſeinen Handlungen hernehmen.

Zweyter Brief, Seite 23; Von dem Geheimenrathe und Obermarſchalle von Güldenplink, an den Staats-Miniſter von Kappſtein.

Der **Herzog von ***** hatte an den **Fürſten von ***** geſchrieben und denſelben gebethen, ſeinen alten Groll gegen den **Herrn von Mildenburg** fahren zu laſſen, und ihn ferner nicht mehr zu verfolgen. **Der Fürſt** iſt hierzu bereit geweſen und ſein **Ober-Marſchall** begleitet das Antwortſchreiben deſſelben mit dieſem Briefe. Er ſtellt ſich, als habe man dort am Hofe gar keinen Antheil an Mildenburgs neulicher Entführung; doch nützt er die Gelegenheit, ein Paar Worte einflieſſen zu laſſen, die ein nachtheiliges Licht auf **Heinrichs** Character werfen und Mistraun gegen ihn erwecken ſollen. Beyläufig etwas über des **Fürſten Maitreſſe** (**Heinrichs** eifrigſte Verfolgerinn) und ihren Anhang. Sie iſt in Ungnade gefallen. Uebrigens iſt der Brief voll hofmänniſcher Süßigkeiten.

Dritter Brief, Seite 28; Von dem Doctor Porr in London, an Heinrich von Mildenburg.

Er giebt ihm Nachricht davon, daß er in Kurzem mit ſeinem **engländiſchen Reiſe-Ge-**

Gefährten in die ſüdlichen Provinzen von Frankreich ziehn wird, wünſcht ihm Glück zu ſeiner Befreyung und hofft, ihn im nächſten Herbſte beſuchen zu können. Die weitläuftigere Antwort auf Heinrichs Brief verſpart er bis zum nächſten Poſttage.

Vierter Brief, Seite 29; Von Heinrich, an den Doctor Porr, zu Hieres in Provence.

Nachricht von ſeinem gegenwärtigen Zuſtande. Vorher ein Paar Worte über **Biedersdorf**. Dieſer wird wohl die franzöſiſchen Dienſte verlaſſen und von ſeiner Leibrenthe in Neuwied leben. **Heinrich von Mildenburg** ſelbſt hat jetzt viel Geſchäfte. Noch einige Züge zu dem Bilde ſeines **Herzogs**. Geſchichte ſeiner Erziehung. Ueber Prinzen-Bildung. Character des **Geheimenraths von Braunfeld** und ſeiner **Tochter**, die ſehr mannſüchtig zu ſeyn ſcheint. **Heinrich** hat einen Univerſitäts-Freund des **Doctor Porrs** angetroffen; dieſer iſt der **Herr Seifenberg**, Secretair des **Miniſters von Rappſtein**. Es wird Derſelbe nächſtens an **Porr** ſchreiben. Schilderung dieſes Mannes. **Heinrich** iſt wohl mit ſeinem Zuſtande zufrieden, mögte aber gern mehr bemerkt werden, eine wichtigere Rolle ſpielen. Das Einförmige der gewöhnlichen Lagen iſt für gewiſſe, zu höherm Schwunge berufene Geiſter nicht befriedigend. Er wünſcht ſich irgend etwas, das ſeinem Herzen kräftigere Nahrung gäbe.

Fünf-

Funfter Brief, Seite 43; Von dem Fräulein von Braunfeld, an die Demoiſelle Eliſabeth Rittermann, in Straßburg.

Sie erneuert ihr Andenken bey **dieſer Freundinn**, mit der ſie in Straßburg in Penſion geweſen. Ueber ihre alten Bekanntſchaften und Liebſchaften. Es iſt traurig, daß die Jahre fortrücken und noch immer keine Freyer ſich einſtellen. Doch hofft **das Fräulein**, einen Fang an dem **Herrn von Mildenburg** gethan zu haben. Es muß ſich bald ausweiſen, ob ſie ſich irrt. Ein Paar kleine Aufträge.

Sechſter Brief, Seite 48; Von dem Secretair Seifenberg, an den Doctor Porr, in Hieres.

Erneuerung der alten Bekanntſchaft. Er theilt ihm ſeine Lebensgeſchichte mit, von der Zeit an, da ſie ſich nicht geſehn haben. Auf Univerſitäten hatte er nicht viel gelernt, wurde aber dennoch Hofmeiſter bey des **Landraths von Eberbach Kindern**. Beſchreibung ſeiner damaligen Lage. Dort wird er Freymaurer; Folgen davon. **Der Landrath** ſtirbt; Er wird verabſchiedet. Seine Erwartung, in Dresden durch die Freymaurerey ſein Glück zu machen, wird nicht erfüllt. Er wird Schauſpieler, an einem Orte beklatſcht und am andern ausgepfiffen, da er dann aus Aerger erkrankt. Nun wird er Schriftſteller, ſchreibt ein myſtiſches Werk, das er ſelbſt nicht verſteht, wodurch er ſich aber großen Ruhm erwirbt. Der **Prinz von** * * * nimt ihn als Secretair in Ordens-Geſchäften an. Welche Rolle er dort ſpielt? Als dieſe Freymaurerey auſſer Cours kömmt, wird er zwar reduciert; aber doch dem **Miniſter von Rappſtein** zum Privat-Secretair empfohlen; Hier geht es ihm wohl. Einige Züge zu dem Bilde des **Herrn von Rappſtein.** Dieſer wird wohl bald in königlich * * *ſche Dienſte gehn. Nun etwas von des **Herrn von Mildenburgs** Lage. Er ſteht ſehr gut bey **dem Herzoge** und wird bald ein glänzendes Glück machen. Doch hat er kürzlich Gelegenheit zu nachtheiligen Gerüchten über ihn dadurch gegeben, daß er **ein Frauenzimmer** heimlich in ſeinem Hauſe beherbergt hat, die auch noch bey ihm iſt.

Siebenter Brief, Seite 72; Von dem Doctor Porr, an Heinrich von Mildenburg.

Ernſtliche Wiederlegung des eben ſo unedeln, als inconſequenten Syſtemes, nach welchem **Heinrich** die Menſchen beurtheilt und behandelt. Was er ihm räth? Wie es ihm in Hieres gefällt?

Achter Brief, Seite 85; Von Heinrich, an den Paſtor Ehrmann, in Birkenthal.

Er bittet ihn um Nachrichten aus der dortigen Gegend, beſonders aber von der Familie

milie in **Altenwedel**. Gewiſſe Urſachen bewegen ihn, darnach zu fragen. Er meldet ihm dagegen, wie es ihm ſeit ſeiner Abreiſe von **Birkenthal** gegangen iſt. Er iſt jetzt Cammer-Director und ſteht in Gunſt bey **ſeinem Herrn.** Der Miniſter **von Rappſtein** hat die dortigen Dienſte verlaſſen. Wie es ihm übrigens geht? Er hat den Aufenthalt ſeiner Schweſter, der **Frau von Stallheim**, entdeckt, ſie zu ſich geholt, ihren **Mann** zu einer gütlichen Trennung bewogen, und ſie endlich, auf ihr dringendes Verlangen, in einem Kloſter in Penſion gethan. Seinen Jugend-Freund, den **Herrn von Herbrand**, den er einſt in Frankfurth wiedergefunden, hat er als Kriegsrath in herzoglichen Dienſten angebracht. Den **Doctor Porr** erwartet er nächſtens. Der **Hauptmann von Biederodorf** hat nun ſeinen Abſchied genommen.

Neunter Brief, Seite 94; Von dem Schriftſteller und Schauſpieler Strunzmann in Speyer, an Heinrich von Mildenburg.

Er wendet ſich an ihn, als einen Beförderer der Wiſſenſchaften und Künſte, klagt ihm ſeine und **der Seinigen** Noth, ſchickt ihm Schauſpiele, die er geſchrieben hat, mit der Bitte, den Druck derſelben zu veranſtalten, und verſpricht, noch zwey Trauerſpiele nachzuſenden.

Zehnter Brief, Seite 98; Von Heinrich von Mildenburg, an den Herrn Strunzmann.

Antwort auf den vorigen und einen, indeß erhaltenen Brief. Er bittet, ſich mit der ihm überſchickten Geld-Beyſteuer zu begnügen und ihn mit fernerer Correſpondenz und mit ſeinen Manuſcripten zu verſchonen.

Eilfter Brief, Seite 101; Von Heinrich von Mildenburg, an den Doctor Porr, in Straßburg.

Seine Umſtände ſcheinen eine beſſere Wendung zu nehmen. Er hat jetzt, als Cammer-Director, einen größern Würkungskreis vor ſich und verſpricht, ſich ſo zu betragen, daß ſeine Freunde nichts für ihn zu fürchten brauchen. **Braunfeld** iſt nun nicht mehr ſein gefährlicher Feind, iſt ſelbſt durch Widerwärtigkeiten niedergedrückt. Er hatte ihm, auf ziemlich deutliche Weiſe, ſeine **Tochter** zur Frau angetragen. **Mildenburg** lehnte dies ab und fürchtete nun Rache; allein bald nachher muſſte **das Fräulein** einen **Candidaten** heyrathen, mit dem ſie nun in der Pfalz lebt. Geſchichte dieſes Menſchen und ſeiner Verhältniſſe. Nun aber denkt **Mildenburg** ernſtlich daran, ſich eine Gattinn zu wahlen. Er hat ſeine Augen auf das **Freyfräulein Louiſe von Raſtitz** geworfen. Was für Schritte er desfalls gethan? Der **Herr von der Hart** hat kürzlich aus America geſchrieben. Es geht ihm ziemlich, doch ſehnt er ſich nach Europa zurück. Er wünſcht Nachricht von ſeiner **Frau** und von **Carolinen** zu erhalten. Warum ihm **Heinrich** zwar den Tod der Erſteren berichten, von Letzterer aber nichts ſchreiben will? Ein Paar Worte über ſein Syſtem, im Gegenſatze mit **Porrs** Meinung über Menſchen und Menſchenwerth. Er hoft, ihn bald bey ſich zu ſehn und thut ihm den Vorſchlag, Leibmedicus des **Herzogs** zu werden.

Zwölfter Brief, Seite 115; Von dem Paſtor Ehrmann in Birkenthal, an Heinrich von Mildenburg.

Antwort auf den achten Brief in dieſem Theile. Nachrichten aus Altenwedel. Die **Eltern des Freyfräuleins** haben **Louiſen** zu einer Verbindung mit einem **Landjunker** zwingen wollen. Da ſie ſich wiederſetzt hat; ſo wird ſie nun übel behandelt. **Madam Homann** in Engeleben hat einen großen Theil ihres Vermögens verlohren, und muß nun ſehr eingeſchränkt leben. Wie **Caroline Felmer** ſich dabey beträgt? Bemerkungen über Betragen im Unglücke und über die Wege der Vorſehung.

Dreyzehnter Brief, Seite 122; Von dem Doctor Porr in Mainz, an Heinrich von Mildenburg.

Er ſchlägt das Anerbiethen, ihn zum Leibmedicus zu befördern, aus. Aus was für Gründen? Sein Plan iſt, künftig in Hamburg zu leben; Und wie? Er wird ihn bald beſuchen.

Ueber den Ton, der in den Rhein-Gegenden herrſcht, im Gegenſatze mit der niederſächſiſchen Stimmung.

Vierzehnter Brief, Seite 136; Von dem Staatsminiſter von Kappſtein, an Heinrich von Mildenburg.

Er wünſchte ihn, zur Hülſe in ſeinen Geſchäften, bey ſich; Doch da **Mildenburg** jetzt gute Ausſichten vor ſich hat; ſo räth er ihm, dieſe gehörig zu benützen. Guter Rath, wie er mit ſeinem **Herzoge** umgehn ſoll. Allgemeine Lehren über das Betragen eines Mannes, der Einfluß auf Geſchäfte und die Gunſt eines Fürſten hat.

Funfzehnter Brief, Seite 156; Von dem Hauptmanne von Biedersdorf, in Neuwied, an den Doctor Porr, in Frankfurth am Mayn.

Nachricht von den Verhinderungen, welche ihn abgehalten haben, ihre vorgeſchlagene Zuſammenkunft zu Stande zu bringen, obgleich er ihn gern geſprochen hätte. Er fürchtet, daß **Mildenburg** neue Unvorſichtigkeiten begehn wird, und bittet den **Doctor**, ihm genaue Nachricht zu geben, wie er alles dort gefunden hat.

Sechzehnter Brief, Seite 159; Von dem Doctor Porr, an den Hauptmann von Biedersdorf, in Neuwied.

Er hat nun **Mildenburg** geſehn und theilt dem **Hauptmanne** Bemerkungen über deſſelben Lebensart mit. **Mildenburg** weiß ſich in ſeiner Stelle wichtig zu machen, ohne jedoch die untheilnehmende Kälte mancher Staatsmänner anzunehmen. Schilderung der Stadt, des Hofs, des **Herrn von Braunfeld**. Ueber **Mildenburgs** dortigen Ruf; Ueber den **Herrn von Herbrand**; Ueber **Mildenburgs** bevorſtehende Verheyrathung. Da dieſe nun einmal beſchloſſen iſt; ſo will **Porr** ſelbſt hinreiſen und Freywerber ſeyn.

Siebenzehnter Brief, Seite 171; Von dem Doctor Porr, in Birkenthal, an Heinrich von Mildenburg.

Bericht von ſeinen ihm aufgetragenen Verrichtungen. Kleine Reiſe-Beſchreibung. Eine Mascarade in einer fürſtlichen Reſidenz. Wie er die **Räthinn Homann** und **Carolinen Felmer** angetroffen? Seine Ankunft bey dem **Paſtor Ehrmann**. Nachricht von dem, was Dieſer vorher in der Heyraths-Angelegenheit gewürkt hatte. Schilderung des **Pachters Horn und ſeiner Familie**, in Altenwedel. In dieſem Hauſe ſpricht **Porr** zuerſt **Louiſen**. Negociation durch Monſieur Previllière. **Porrs** Aufnahme in des **Barons** von Raſtitz Hauſe. Er thut ſeinen Antrag und wird nicht abgewieſen.

Achtzehnter Brief, Seite 189; Von Friederiken von Bergmannsdorf, gebohrnen von Braunfeld, in Mannheim, an die Demoiſelle Eliſabeth Rittermann, in Straßburg.

Nachricht von ihrer häuslichen Lage, die ſo iſt, wie ſie es verdient. **Ihr Mann** iſt eiferſüchtig. Sie leben uneinig. Sie redet von ihm mit Verachtung. Sie bittet ihre Freundinn, ſie zu beſuchen; dann wollen ſie dem ehemaligen Candidaten gemeinſchaftlich den Kopf zurecht ſetzen. Der alte **Braunfeld** hat verſprochen, an dem **Herrn von Mildenburg** Rache zu nehmen.

Neunzehnter Brief, Seite 192; Von dem Doctor Porr, an den Hauptmann von Biedersdorf, in Neuwied.

Er iſt im Begriff, nach Hamburg zurückzukehren. **Mildenburg** aber geht auf vierzehn Tage nach Altenwedel, um da Hochzeit zu halten. **Porr** hat indeſſen einen ehrlichen und verſtändigen Mann gefunden, den **Banquier Schlaubach**, der ihnen künftig genaue Nachrichten von **Mildenburg** geben wird.

Zwanzigſter Brief, Seite 194; Von Heinrich von Mildenburg, an den

Hauptmann von Biedersdorf, in Neuwied.

Ueberhäufte Geſchäfte, und die nicht alle von angenehmer Art ſind, haben ihn abgehalten, zu ſchreiben. Der **Herzog** ladet ihm viel Arbeit mancher Art auf. Es wenden ſich ſo viel Bittende an ihn, denen er es nicht immer recht machen kann. Er iſt nun überzeugt, daß **Braunfeld** ſein heimlicher Feind iſt. Dieſer hat es kürzlich hintertrieben, daß ihn der **Herzog** nicht zum Geheimenrath gemacht hat. Das ihm aufgetragene Fabriken-Weſen iſt eine kitzliche Sache. Dabey kann er ſich ſelbſt auf die Leute nicht verlaſſen, deren Glück er gebauet hat. Der Umgang **ſeiner Frau** hält ihn dafür nicht ſchadlos. Er hat wenig Muße, die er ihr widmen kann und ſie geht auch gern täglich aus. Er hofft indeſſen, daß dies ſich nach und nach geben ſoll. **Der Herzog** will auf Reiſen gehn.

Ein und zwanzigſter Brief, Seite 201; Von Ludwig Felmer, in Oſtindien, an ſeine Schweſter Caroline, in Engeleben.

Er dankt ihr für einen von ihr empfangenen Brief und für die Nachrichten von **ihren Verwandten.** Er hofft, in einem Paar Jahren ſein Vaterland wiederzuſehn. Das Schickſal hat ihn begünſtigt. Er hatte eine **reiche Witwe** geheyrathet, die nun geſtorben iſt und ihn zum Erben eingeſetzt hat. Er will jetzt ledig bleiben, ſein Vermögen ſeinen **Geſchwiſtern** zuwenden, alles zu Gelde machen und damit nach Teutſchland kommen. Indeſſen ermahnt er ſie Alle zur Sparſamkeit.

Zwey und zwanzigſter Brief, Seite 205; Von dem Hauptmanne von Biedersdorf, in Neuwied, an Heinrich von Mildenburg.

Antwort auf den zwanzigſten, mit deſſen Inhalt er nicht ſehr zufrieden iſt. Er meint, es ſey ganz **Mildenburgs** Schuld, wenn ihm zu viel, zu ſchwere und gefährliche Geſchäfte aufgetragen würden. **Seine Frau** ſollte er bey Zeiten von der zerſtreueten Lebensart abzulenken ſuchen; Nachher mögte es zu ſpät ſeyn. Wenn der alte **Raſtitz** die verſprochenen Zinſen nicht ſchickt; ſo muß er ohne Complimente gemahnt werden. Er fürchtet, daß **Heinrich** ſeine Rolle in *** bald ausgeſpielt haben mögte. Ueber Feinde und ſchlechte Menſchen. Die Reiſe **des Herzogs** billigt er gar nicht; Warum? **Biedersdorfs** eigene Lage iſt nicht die angenehmſte.

Drey und zwanzigſter Brief, Seite 212; Von Heinrich von Mildenburg, an den Doctor Porr, in Hamburg.

Er hat jetzt viel Geſchäfte, Unruhen und Sorgen. **Der Herzog** iſt fortgereiſt. Er iſt jetzt Geheimerrath und hat viel wichtige und kitzliche Sachen unter Händen. Mit den Fabriken, worauf der **Herzog** ſo viel hält, will es nicht fort. **Braunfeld** arbeitet ihm entgegen. Die Fabricanten laufen zum Theil mit den Vorſchüſſen davon. Die Reiſen des **Herzogs** koſten gewaltig viel. Er weiß zuweilen nicht, woher er das Geld nehmen ſoll. **Herbrand**, der als Reiſe-Marſchall mitgegangen iſt, und der ihm ſo viel Verbindlichkeiten hat, ſcheint ſich zu der Parthey ſeiner Feinde zu ſchlagen. Im häuslichen Leben findet er keinen Erſatz für dieſe Unruhen. Klagen über **ſeine Frau**. Vielleicht wird ſie häuslicher, wenn ſie Mutter wird. Sie ſteht im Begriff, es zu werden. Er ſucht auch durch die **Frau von Steinbach** auf ſie zu würken, die ein edles Weib, ſeine Freundinn, und **deren Mann** jetzt mit dem **Herzoge** in Italien iſt. Auch wird er **Carolinen Felmer** als Geſellſchafterinn in das Haus nehmen. Seine **Schwiegermutter** iſt geſtorben. Der **Baron Raſtitz** hat ihm den Windbeutel *Previllière* als Cammerdiener anſchwätzen wollen; Er hat ihn aber nicht angenommen.

Vier und zwanzigſter Brief, Seite 222; Von dem Friſeur Jaques Previllière, an den Baron von Raſtitz, in Altenwedel.

Er beklagt ſich, daß **Mildenburg** ihn nicht hat in ſeine Dienſte nehmen wollen. Er wird aber vermuthlich Cammerdiener bey dem Geheimenrathe von **Braunfeld** werden. Aus

Rache ſagt er ſehr viel Böſes von **Mildenburgs** Aufführung und der Art, wie derſelbe ſeine **Gemahlinn** behandelt.

Fünf und zwanzigſter Brief, Seite 225; Von dem Banquier Schlaubach, an den Doctor Port, in Hamburg.

Er liefert die geforderten Nachrichten von **Mildenburgs** jetzigen Lage, bittet aber um Verſchwiegenheit. **Mildenburgs** Feinde mehren ſich. **Braunfeld** redet öffentlich gegen ihn. Man giebt ihm Schuld, er habe den **Herzog** zu der koſtbaren Reiſe vermogt. Die mislungenen Verſuche im Fabriquenweſen kommen ihm auch zur Verantwortung. Die ſchädliche Verpachtung der Aemter iſt gleichfalls ſein Werk. Bild ſeines unglücklichen häuslichen Lebens. Das Publicum aber nimt die Parthey ſeiner **Gemahlinn**. Bemerkungen darüber. Sein unſchuldiger Umgang mit der **Frau von Steinbach** wird ihm verdacht. Wer dieſe Dame iſt? Sein Urtheil über **ihren Mann.** Ueber die Unbillige Art, Menſchen zu richten und zu beurtheilen.

Sechs und zwanzigſter Brief, Seite 237; Von dem Hauptmanne von Biedersdorf, in Neuwied, an Heinrich von Mildenburg.

Unglück verfolgt ihn; Er hat nun auch den größten Theil ſeiner Leibrenthe verlohren.

Mit dem Reſte unternimt er die Werbung einer Compagnie und geht mit teutſchen Hülfstruppen nach America. Im nächſten Frühjahre wird er abreiſen. Er mag keinen Abſchied von ihm nehmen. Er kennt **Mildenburgs** Lage, will aber nicht viel darüber reden, weil er doch nicht helfen kann. Kurzer Rath.

Sieben und zwanzigſter Brief, Seite 240; Von dem Geheimenrathe von Braunfeld, an den Reiſemarſchall und Kriegsrath von Herbrand, in Rom.

Er dankt ihm für die Fortſetzung ihres vertrauten Briefwechſels, bittet um Unterhaltung deſſelben und läſſt ihn in der Entfernung Vortheile davon hoffen. Er billigt es, daß **Herbrand** nicht ſo ganz gradezu gegen **Mildenburg** würken will; ſchiebt es ihm indeſſen doch in's Gewiſſen, daß Dienſt-Eifer über Freundſchaft und Dankbarkeit gehn muß. Nun folgen herbe Anklagen des armen **Mildenburgs**. Er giebt anheim, ob es nicht gut wäre, den **Herzog** dahin zu ſtimmen, daß er dieß alles unterſuchen lieſſe und dieſe Unterſuchung ihm, dem Geheimenrath von **Braunfeld**, auftrüge. Dann kommen giftige Anſpielungen auf das vergangene und gegenwärtige Privatleben Mildenburgs, wobey die Anecdoten, welche *Monſieur Previllière* erzählt hat, genuhţ werden. Noch bittet er den **Herrn von Herbrand**, er möge doch dem **Obriſtlieutnant von Steinbach** einen kleinen Wink in Anſehung der Vertraulichkeit **ſeiner Frau** mit **Mildenburg** geben.

Acht

Acht und zwanzigſter Brief, Seite 249; Von Heinrich von Mildenburg, an den Doctor Port, in Hamburg.

Seine Lage wird immer trauriger. Seine Frau iſt von einer **Tochter** entbunden, erfüllt aber ſo wenig die mütterlichen Pflichten, als die, der Hausfrau. Der alte **Naſtiz** hat ihm einen Brief, voll grober Vorwürfe geſchrieben. Seine Antwort; Folgen davon. Ueber ſein Verhältniß mit der **Frau von Steinbach.** Seine politiſche Lage wird critiſcher. Da er ſich ſonſt niemand vertraun darf; ſo bittet er den **Doctor,** er möge ihn doch bald beſuchen.

Neun und zwanzigſter Brief, Seite 256; Antwort des Doctors auf den vorigen Brief.

Er ſpricht ihm Muth ein, giebt ihm Rath und verſpricht, in ein Paar Monaten zu kommen.

Dreiſſigſter Brief, Seite 261; Von dem Obriſtlieutenant und General-Adjudanten von Steinbach, in Rom, an ſeine Gattinn.

Ein anonymer Briefſchreiber hat geſucht, ihm Verdacht gegen ſeine **Frau** und den **Herrn von Mildenburg** einzuflößen. Dies hat auf ihn keinen Eindruck gemacht. Doch hält er es für Pflicht, ihr dies zu melden.

Ein und dreyſſigſter Brief, Seite 263; Von Demſelben, an dem Geheimenrath von Braunfeld.

Er nimt es ſehr übel, daß der **Geheimerath** ihm durch **Herbrand** hat Winke über **ſeiner Frau** Aufführung geben laſſen. Er bittet ihn, in ſehr derben Ausdrücken, ſich künftig nicht in fremde Händel zu miſchen. Auch räth er ihm freundſchaftlich, die Cabalen gegen den **Herrn von Mildenburg** aufzugeben.

Zwey und dreyſſigſter Brief, Seite 266; Von Carolinen Felmer, an die Räthinn Homann, in Engeleben.

Klagen über ihr langes Stillſchweigen. Nachrichten von ihrer Lage in **Mildenburgs** Hauſe. Sie glaubt ſich ſo aufzuführen, wie ſie es verantworten kann. **Mildenburg** behandelt ſie edel. Sie hat wenig Umgang. Bild von der **Frau Geheimeräthinn**, das nicht ſehr vortheilhaft iſt. Der **Frau von Steinbach** läſſt **Caroline** nicht alle Gerechtigkeit wiederfahren; der **Mann** wird ſehr gelobt. **Mildenburg** ſcheint viel heimlichen Kummer zu haben.

Drey und dreiſſigſter Brief, Seite 276; Von dem Paſtor Ehrmann, in Birkenthal, an Carolinen.

Als **Carolinens** Brief an **Madam Homann** ankam, war Dieſe ſchon geſtorben.

Er ſchickt ihr alſo den Brief zurück und meldet noch, daß **die Räthinn** ihr kleines Vermögen **Carolinen** vermacht habe.

Vier und dreyſſigſter Brief, Seite 279; Von dem Herrn von der Hart, in Martinique, an Heinrich von Mildenburg.

Seine Lage hat ſich noch vortheilhafter verändert; doch ſehnt er ſich nach Europa zurück. Länger als bis zum nächſten Frühjahre bleibt er gewiß nicht in America. Da jetzt teutſche Truppen dort hinkommen werden; ſo will er ſuchen, zu dieſen zu gehn und Lieferungen für eine Armee übernehmen. Er dankt für den von **Mildenburg** erhaltenen Brief, darinn der Bericht von dem Tode ſeiner **Frau** ſtand. Noch immer verlangt ihn nach Nachrichten von **Carolinen.**

Fünf und dreyſſigſter Brief, Seite 282; Von dem regierenden Herzoge von ***, aus Rom, an den Geheimenrath von Braunfeld.

Er befielt ihm, ſeinem Vorſchlage gemäß, mit Zuziehung zweyer **Regierungsrathe**, die Unterſuchung gegen **Mildenburg** anzufangen, jedoch dabey mit Diſcretion zu Werke zu gehn, die Beendigung aber zu beſchleunigen.

Sechs

Sechs und dreyſſigſter Brief, Seite 285; Von dem Doctor Porr, an den Hauptmann von Biedersdorf, in Heilbronn.

Er giebt ihm Nachricht von **Mildenburgs** Lage, damit er die Sache nicht, verſchlimmert, durch das Gerücht erfahre. Seit acht Tagen iſt er bey **Mildenburg.** Wie er ihn gefunden? Häusliche Verfaſſung. Erzählung wie **Braunfeld** ſeine Commiſſion gegen **Mildenburg** eröfnet hat. Fernerer Verlauf der Sachen. **Mildenburg** muß ſich aller bisherigen herrſchaftlichen Geſchafte entſchlagen, Stadt-Arreſt halten und ſich täglich in ſeinem Hauſe verhören laſſen. Die ihm gemachten Beſchuldigungen ſcheinen nicht ſehr wichtig; doch können die Folgen nicht anders als ſehr unangenehm ſeyn. **Porrs** Empfindungen bey dieſem Allen. **Mildenburgs** Aufführung dabey. Unedles Betragen **ſeiner Frau.** Wie ihr im Publico begegnet wird. Sie hat ihrem Vater heimliche Depechen geſendet. **Caroline Selmer** zeigt ſich von einer edeln Seite. **Mildenburgs** ehemaligen Creaturen verlaſſen ihn.

Sieben und dreſſigſter Brief, Seite 297; Fortſetzung des vorigen.

Die Commiſſion fährt mit der Unterſuchung fort, und zwar auf ſehr boshafte Weiſe. Betragen der edeln **Frau von Steinbach.** Sie hat **ihren Mann** um Verwendung bey **dem Herzoge** gebeten. Die **Frau von Mil-**

denburg hat ſich von **ihrem Manne** getrennt und iſt zu **ihrem Vater** zurückgekehrt. **Das Kind** behält **Mildenburg** und ſchickt es vorerſt zu ſeiner **Schweſter**, in's Kloſter.

Acht und dreſſigſter Brief, Seite 303; Von dem Obriſtlieutenant von Steinbach, aus Venedig, an Heinrich von Mildenburg.

Er hat männlich und ernſthaft mit dem **Herzoge** über **Mildenburgs** Angelegenheit geredet. Der **Herzog** will die ganze Unterſuchung ruhn laſſen, wenn **Mildenburg** ſeinen Abſchied fordern und mit achthundert Thalern, auswärts zu verzehrender Penſion zufrieden ſeyn will. Das ihm geſchenkte Haus darf er verkaufen. Er räth ihm, dieſe Vorſchläge anzunehmen; Warum? Verſicherungen fortdauernder Freundſchaft.

Neun und dreyſſigſter Brief, Seite 308; Von dem Doctor Porr, an den Hauptmann von Biedersdorf, in Heilbronn.

Mildenburgs Schickſal iſt nun entſchieden. Er nimt die Penſion an; Sein Abſchied lautet ehrenvoll. Er zieht zu **Porr**, nach Hamburg. Das Haus hat **Schlaubach** gekauft. Die Schulden ſind davon bezahlt. **Caroline Felmer** geht mit ihnen. **Porr** nimt noch eine **alte Muhme** zu ſich. Schilderung ihrer künftigen Lebensart. **Mildenburgs** Kind iſt zu der **Frau von Stallheim** gebracht.

Vierzigſter Brief, Seite 312; Von Mildenburg, aus Hamburg, an die Frau von Steinbach.

Er iſt gefährlich krank geweſen. Schilderung ſeines jetzigen Gemüths-Zuſtandes.

Erſter

Erſter Brief.

Von Heinrich von Mildenburg, an den Doctor Porr, in London.

Erſter Brief.

Von Heinrich von Mildenburg, an den Doctor Porr, in London.

*** den 1ſten December, 1773.

Da Deine theilnehmende Freundſchaft gewiß bey der Nachricht gelitten haben wird, die Dir mein Wohlthäter von dem Unfalle gegeben, der mich betroffen hat; *) ſo halte ich es für meine Pflicht, auch den erſten freyen Augenblick zu nützen, um Dir zu ſagen, daß ich glücklich aus den Händen meiner Verfolger errettet, und wieder hier an dem Orte meiner Beſtimmung bin.

---

*) Man ſehe den letzten Brief, im erſten Theile nach.

Wie oft habe ich, ſeit meiner Jugend, Gelegenheit gehabt, mir zuzurufen: „Es ſcheint, „als ſey ich zu ſonderbaren Schickſalen beſtimmt; „Nichts geht in der Reyhe meiner Begebenheiten den graden, gewöhnlichen Gang; Es läuft „immer etwas Romanhaftes mit unter, und „wenn ich wähne, ich habe die Enden des Knotens kunſtmäßig und vernünftig geſchürzt; ſo „iſt doch, ehe ich's wahrgenommen, ein ganz „fremdes Band mit hineingeflochten, und das „Gewebe wird verwickelter und von ganz andrer „Art, als ich es erwartet und geordnet hatte.“

Ich weiß wohl, was Du darauf zu antworten pflegſt: „Wir ſind mehrentheils ſelbſt „daran Schuld,“ ſagſt Du „wenn uns Abentheuer aufſtoßen, die uns in Verlegenheit „ſetzen, und wer, von der großen Straße ab, „in entfernten Luſtgefilden, oder auf unwegſamen „Bergen umherſtreift, um dort ein rares Blümchen zu finden, hier ſein Auge an einer prächtigen Ausſicht zu weiden; den darf es nicht „wundern, wenn er den feinern Genuß, auf „den er Jagd macht, zuweilen mit kleinen Ungemächlichkeiten erkaufen muß, wenn er ein-

„mal ſtolpert, oder ſich verirrt, oder einen
„Theil ſeiner Garderobe in den Dornen hängen
„läſſt.“ —

Nun! ſey es dann! Ich will es geſtehn, daß das oft mein Fall, und daß auch diesmal nicht nur meine übereilte Thätigkeit an dem, was mir begegnet, Schuld geweſen iſt; ſondern daß auch würklich die grobe Unvorſichtigkeit, mich auf meiner Reiſe hierher dem Cammerdiener des Fürſten zu zeigen und ihm Nachricht von meinen Planen zu geben, *) mich hauptſächlich in die Verlegenheit gebracht hat, aus welcher ich auf eben ſo ſonderbare Weiſe wieder bin gerettet worden. Aber muß denn auch alles in der Welt immer den ſchläfrigen, gemeinen Gang gehn? Hat der Schöpfer nicht darum Manchem von uns mehr Feuer und Thatkraft gegeben, damit er ſie anwenden ſoll? Und muß er dafür beſtraft werden, daß er ſein Pfund nicht vergräbt? Kann er die Schuld tragen, wenn größere Lebhaftigkeit, über die er nicht Meiſter iſt, ihn je einmal zu einer kleinen Un-

vor-

---

*) Man ſehe den 25ſten Brief, im erſten Theile.

vorſichtigkeit verleitet? Iſt alles in dieſer Welt zum Beſten der kalten, herzloſen, calculierenden Schurken und mechaniſchen Pinſel eingerichtet?

Das iſt das alte Lied, das ich ſo oft geſungen habe; Es iſt aber Zeit, ein anders Syſtems zu wählen und die traurigen Erfahrungen meines Lebens zu meiner beſſern Bildung zu nützen. Ich war in meiner erſten Jugend über allen Ausdruck lebhaft, warm, ſinnlich, thätig, unruhig, übertrieben offenherzig, zu theilnehmend, zu hingebend, verführbar, eitel, ein ſchlechter Wirth, ein Schwärmer und Schwätzer, hielt alle Menſchen für gut, glaubte, ſie trügen Alle das herzlichſte Verlangen, ſich mir mitzutheilen, ſich an mich zu ſchlieſſen — So trat ich in die Welt, wurde betrogen, lief, rennte an, gegen alle Ecken, und nun ſchuf das Schickſal aus dieſem Chaos von unruhigen Trieben in mir neue, ſtürmiſche Leidenſchaften, die durch Wiederſtand Kraft bekamen, und denen ich mich dann blindlings überließ, doch ohne je eigentlich böſe zu werden — Ehrgeiz, Liebe, Herrſchſucht, Rache, wenn man mich unterdrücken wollte, Geiſt der Intrigue, Hang zum Spotte — Und wohin leitete mich das alles? — Du weiſſt es am beſten; Es war viel Lerm um nichts; Nun muß das ein Ende haben.

Ich habe meinen einſamen ländlichen Aufenthalt in Birkenthal angewendet, um, wo möglich, ein ruhiger Pileſoph zu werden und mein Glück nur in mir ſelber, im ſtillen Seelen-Frieden zu ſuchen; aber, ich geſtehe Dir's, ſo viel ſchöne Sachen ich auch darüber dachte und dort in des ehrlichen Paſtor Ehrmanns Hauſe ſagen konnte; *) ſo finde ich doch das alles, noch zur Zeit wenigſtens, da ich nach Unterhalt ringen muß, unanwendbar in der großen Welt und unter den Menſchen, mit denen ich zu leben gezwungen bin. Ich habe dies Lumpenvolk, dieſe Menſchen kennen und verachten gelernt, habe gefunden, daß es gar nicht die Mühe lohnt, ſo viel Aufwand von Sorgen und Streben und Kümmern um ihrentwillen zu machen. Was ich von ihnen haben wollte, was ich

---

*) Zum Beyſpiel in der Geſchichte ſeiner Jugend-Jahre, die er dort erzählte. (Erſter Theil; 16ter Brief; Seite 234.)

ich ſuchte, das konnten ſie mir ja doch nicht geben. Sie meinten, ſie wären Meiſter über mich geworden, weil ſie mir die elenden Biſſen vor dem Munde wegnahmen, in welche nun einmal die Brüderſchaft der Schöpſe und Pinſel allein ſich theilen will — und ich Thörichter ſetzte Werth auf dieſe ſaftloſen Brocken von Ehre, Hoheit, Liebe, Freundſchaft. Ich nahm zu viel Intereſſe an dem Knabenſpiele, behandelte das Ding zu ernſthaft, zu warm, und wurde der Ball Derer, die weit unter mir waren. Glaube mir, mein Freund! hätte ich mich ſo tief herabſtimmen können, auf ihre Weiſe klug, kalt, planvoll in Kleinigkeiten zu ſeyn, ſie hätten mich jauchzend unter ſich emporgetragen, mich vielleicht an ihre Spitze geſtellt. Allein ich rechne mir's zum Ruhme, von dem Pöbel mishandelt, beſtohlen, beſchimpft worden zu ſeyn, und wenn ich mich jetzt ſchäme; ſo iſt es nicht darum, daß ich die Vorſicht verſäumt, bey dem Gedränge die Taſchen zuzuknöpfen und Gewehr bey mir zu tragen, ſondern darum, daß ich in dem ſchmutzigen Gewühle Menſchen geſucht habe, wie ich bin; daß ich einen Handwerkspurſchen-Auflauf für ein Tournier halten und hoffen konnte, da irgend einen Ritter zu finden, der es verdiente, daß ich eine Lanze mit ihm bräche — Verdamme nicht dieſen Stolz, mein Lieber! Wer ſollte nicht am Ende fühlen, daß der ganze Haufen dieſer Alltags-Geſchöpfe tauſendmal ſchlechter iſt, als man ſich bewuſſt iſt, ſelbſt zu ſeyn, wenn man ſo getäuſcht wird, als ich bin getäuſcht worden?

Aber was ſoll ich nun thun? Die Hände in den Schooß legen? Mit einem trocknen Stückchen Brod in der Ecke vorliebnehmen, mich irgendwo hinſtopfen laſſen, wo ſonſt niemand ſtehn mag, und da unthätig die höhern Kräfte in mir unterdrücken? Demüthig mich krümmen, und erwarten, daß man die Gnade habe, mir zu erlauben, durch irgend ein privilegiertes Bubenſtück als Creatur einer andern Creatur, auch ein wenig kaltes Fleiſch zu meinem Brode zu verdienen? — Nein, mein Beſter Porr! das will, das kann ich nicht. Ich will würken und ſtreben, und Gutes thun und arbeiten, weil mein Temperament mich dazu treibt; aber nur um mein Selbſt willen, nur für eigenen Genuß will ich arbeiten, ohne Erwartung auf Erfolg, ſicher überzeugt, daß Jeder mich hintergehn, aufopfern wird, ſobald er kann und er ſeinen Zweck nicht anders zu erlangen weiß. Doch will ich mir keine ſchiefe Streiche erlauben — nicht, als glaubte ich, die Menſchen wären etwas Beſſers werth, ſondern weil ich dazu zu ſtolz bin. Wenn ich ein Geſchöpf gelabt, erquickt, vom Verderben werde errettet haben, und es wirft mir zur Dankbarkeit einen Stein nach dem Kopfe; ſo will ich mit dem Kopfe ausweichen und den Stein aufheben, damit kein Andrer darüber falle, und will dazu weder lächeln noch ſaur ſehn. Und kömmt der Undankbare nachher, wenn er Meiner noch einmal bedarf, und bezeugt Reue und bittet um Verzeihung; ſo will ich ihm gleich wieder auf's Wort zu glauben ſcheinen und ihm noch einmal helfen, denn ein Andrer würde es ja eben ſo machen — und helfen und Gutes thun muß ich nun einmal — Kurz! ich will jetzt aus dem Kopfe handeln und mein Herz ſoll kalt wie Eis bleiben. Ich will wohlthätig, aber ſparſam ſeyn; ich will mich hinaufſchwingen, ohne Ehrgeiz; Menſchen an mich ziehn, ohne Liebe; herrſchen, um nicht beherrſcht, mich fürchten machen, um ſo wenig als möglich betrogen zu werden. Und gelingt das alles nicht; ſo wird mir's um nichts ſchlimmer gehn, als es jedem Menſchen in der Welt geht, er müſſte denn ein Schelm oder ein Dummkopf ſeyn — und keines von Beyden ſoll man je von mir ſagen. Ich werde alſo weiſe handeln, indem ich niemand traue; und gut handeln, indem ich dennoch nicht aufhören werde, meine Kräfte zum Beſten Andrer zu verwenden. Und meinſt Du nicht, daß es mir dann wohl gehn wird, wie mir's mein Vater verkündigt hat?

Doch, Du erwarteſt wohl, ſtatt der Skizze meines neuen Syſtems, dem Du vermuthlich tauſend ſehr überzeugende **Worte** entgegen zu ſtellen haben wirſt, eine Erzählung meines letztern Abentheuers — Hier iſt ſie:

Du weiſſt, (denn Du biſt ja das Werkzeug zu Gründung meiner beſſern Lage geweſen) daß ich durch des Miniſters kräftige Verwendung Cammerherr und Cammerrath in des Herzogs Dienſten geworden bin. Wie ich alles hier angetroffen, davon habe ich Dir auch eine treue Schilderung entworfen, ſo viel nämlich ſich in den erſten vierzehn Tagen ſehn und beurtheilen ließ. *) Im Grunde fand ich, den Herzog und den Herrn von Kappſtein ausgenommen, doch hier eben einen ſolchen Haufen von gemeinen Kerln, als andrer Orten, herumlaufen. Mich eckelte davor, und die **verſteckten Edeln** aufzuſuchen — das heißt: die keine böſe Streiche machen, weil ſie keine Gelegenheit dazu haben; an denen man die Ausbrüche unedler Leidenſchaften nicht gewahr wird, weil dieſe Leidenſchaften keinen Spielraum haben; die, weil man doch durch etwas in der Welt ſich characteriſieren muß, ſich durch Bonhomie bey Nachbarn und Verwandten gelten machen — Dieſe aufzuſuchen; dazu iſt mir die Grille nun vergangen. Ich widmete mich alſo ernſtlich meinen Berufs-Geſchäften und gieng denn ſo in den Zwiſchenſtunden in den Gegenden um die Stadt her ſpazieren. Leider! muß ich Dir's bekennen, für die Schönheiten der Natur hat mein Herz auch kei-

---

*) Wir finden zwar dieſen Brief nicht in der Sammlung; aber einen von dem nämlichen Inhalte, den 23ſten im erſten Theile, an den Paſtor Ehrmann; nur daß Heinrich an den Doctor Porr vermuthlich mit mehr Freymüthigkeit und mehr in ſeiner eigenen Manier über dieſe Dinge wird geſchrieben haben.

nahe gelegene Grenze hinaus, in das Gebieth des Fürſten von * * *, meines ehemaligen Tyrannen — Hätte ich's auch gewuſst! Der Herzog hatte ja meinetwegen geſchrieben; *) es würde mir nicht eingefallen ſeyn, daß ich noch irgend etwas dabey wagte. Mein Weg führte mich in ein Dorf, das angenehm im Wieſengrunde lag. Ich gieng hinein, wurde aber gleich bey dem erſten Hauſe durch das Wehklagen einer Frau aufmerkſam gemacht, die, wie es mir vorkam, ein Paar Leute flehentlich bat, doch Erbarmen zu haben mit ihrer Noth, mit ihrem unglücklichen Manne und ihren unmündigen Kindern. „Hier wird“ dachte ich „vermuthlich „Juſtiz adminiſtriert“ — Ich gieng hinein. Eine Gerichtsperſon, begleitet von ihren Helfershelfern, war beſchäftigt, einen alten, armen, lahmen Bauern mit ſeiner Familie aus ſeiner Hütte zu werfen, um ſich wegen des Betrags einer ſchuldigen herrſchaftlichen Abgabe bezahlt zu machen. Die Summe, um derentwillen die Execution verhängt wurde, war geringe — Sie würde

---

*) wie wir aus dem 26ſten Briefe des erſten Theils, Seite 334. wiſſen.

würde nicht zugereicht haben, das gewöhnliche Frühſtück für die fürſtliche Maïtreſſe zu bezahlen — Der Bauer war krank; ich bezahlte für das Lumpengeſindel, und Mann und Weib und Kinder dankten mir gar gewaltig, wie es ſo in der Welt Weiſe iſt — Die gerichtlichen Diebe zogen ab.

Ich wollte nicht gern die Sache halb thun, fragte daher nach den Geſundheits-Umſtänden und nach der Beſchaffenheit der übrigen Lage des kranken Bauern. Der Amtmann hatte Luſt gehabt zu ſeinem Häuschen und zu dem älteſten Töchterlein; es war ein hübſches Mädchen. Das Haus aber ſollte zu einem Witwenſitze der Frau Amtmanninn umgeſchaffen werden; Es lag ſo gar bequem und artig; Man konnte wohlfeil dazu kommen, wenn man die Familie auf die Straße warf; der Bauer hatte es aber noch weniger gern, als ſein Mädchen preisgeben wollen.

Der Herr Amtmann erſchienen ſelbſt, noch ehe ich fortgieng: „Sie wollten doch ſehn, wer „der großmüthige fremde Herr wäre“ — ich ſagte meinen Namen — „Sie hatten noch eine kleine

„Nachrechnung“ — ich verſprach morgen das Geld zu bringen. Mein Name machte den gerechten Kerl ſtutzen; Freylich hätte ich mich nicht nennen ſollen; aber ich wuſſte ja nicht, in weſſen Lande ich war.

Ich brachte am folgenden Tage Geld und Arzeney und kam noch oft wieder, im Verlauf von ein Paar Wochen. Einſtmals erblickte ich im Dorfe einen Huſaren des Fürſten von * * * — „Mag er doch!“ dachte ich „Der liegt wohl „in der Nachbarſchaft in Quartier.“ Um Dich nicht lange aufzuhalten! der Herr Amtmann konnte es nicht verdauen, daß ich ihm zwey ſchöne Biſſen entzogen hatte; Er ahndete dabey, daß ich derſelbe Mann ſeyn müſſe, der aus dem Gefängniſſe entwiſcht war; Er berichtete es an den Hof; Die Maitreſſe und der Herr Cammerdiener ſetzten ſich in Bewegung; Man beſchloß, mich aufzuheben; Der Bauer wurde gewonnen; Der Handel um Haus und Mädchen unter unwiederſtehlichen Bedingungen geſchloſſen, und der dankbare Bauer verſprach, ſeinen Wohlthäter in die Hände der Huſaren zu liefern, die indeß auf die Lauer geſtellt wurden.

Den 14ten November, als ich gegen Abend bey der armen Familie am Ofen ſaß, trat ein verkleideter Unterofficier, den ich aber kannte, mit vier andern Kerln in das Zimmer, und da ich nun merkte, wo ich war und daß aller Widerſtand vergebens ſeyn würde; ließ ich mich von dieſer Bande in Verhaft nehmen, in eine Kutſche packen, und den Weg nach * * * zu fahren.

Wir mußten aber durch das * * * ſche Gebieth, und da hielt man es nicht für rathſam, Huſaren mitzuſchicken; Die Sache durfte nicht das Anſehn einer Verhaftnehmung haben (denn ich war ja doch in fremden Dienſten.) Der Bauer hatte ſich auch desfalls ſtellen müſſen, als glaubte er, die verkleideten Huſaren wären Räuber — — Grob angelegt war das Ganze; aber ich war nun einmal in ihrer Gewalt; Zwey ſaßen, mit Piſtolen bewafnet, bey mir in Wagen; die Uebrigen blieben zurück.

Ich überlegte unterwegens ſehr oft, was für mich zu thun ſeyn mögte, und in jedem Falle ſchien mir nichts übrig zu bleiben, als den Erfolg abzuwarten, um ſo mehr, da ich faſt gewiß ſeyn konnte, daß der Herr von Kappſtein mein plötzliches Verſchwinden nicht ſo ruhig und gleichgültig anſehn würde. Indeſſen nahm ich mir doch vor, keine Gelegenheit ungenützt zu laſſen, um wenigſtens, wo möglich, irgend jemand Nachricht von meinem Schickſale zu geben.

Man erlaubte mir auf mein Bitten, in einem Dorfe, das vermuthlich noch in des Fürſten Gebiethe lag, eines natürlichen Bedürfniſſes wegen, in ein Haus zu treten. Ich machte mir den Augenblick zu nutze, wo ich auf dem heimlichen Gemache allein, obgleich von Auſſen bewacht, ſaß, um mit Bleyſtift Folgendes auf ein Zettel zu ſchreiben:

A Monſieur de Kappſtein, Miniſtre d'état à ***.

On vient de m'enlèver au village de *** Ce ſera probablement, pour me reconduire au chateau de *** Sécourés-moi, je Vous en conjure.

Mildenburg.

In welche Hände ich dies Zettel würde abliefern können, das wuſſte ich noch nicht; An der verdoppelten Vorſicht und dem ſchnellern Fahren merkte ich aber bald nachher, daß wir in eines fremden Herrn Land kamen, und nun war es Zeit, etwas zu unternehmen, wenn ſich's thun lieſſe.

Wir waren ohngefehr noch zwey Stunden lang, nachdem ich jenes Billet geſchrieben hatte, gefahren, als wir in ein Städtchen kamen, welches ich aus dem Stoßen des Wagens auf dem Steinpflaſter wahrnehmen konnte. (Sehn ließ man mich nicht, denn es fing zwar ſchon an Tag zu werden, aber die Fenſter der Kutſche waren, nach Art der engliſchen Reiſewagen, mit hölzernen Jalouſien verſehen) Der Poſtillon fuhr ungeſtüm und die Erſchütterung war ſo groß, daß eine von den Federn ſprang, worinn der Kaſten hieng; Dieſer fiel auf die Seite, und man muſſte ſtillhalten. Nun ſahe ſich Einer meiner Wächter gezwungen, das Fenſter zu öfnen, um zu erfahren, was vorgegangen wäre. Sie ſchienen Beyde in große Verlegenheit zu gerathen, als man ihnen ſagte, was ihnen begegnet war. Der Eine hielt mir die Piſtole auf die Bruſt und drohete, mich zu erſchieſſen, wenn ich einen Laut von mir geben würde. Daraus ſchloß ich, daß ſie ſich hier nicht ſicher glaubten, und es war mir auch, ſobald das Fenſter geöfnet wurde, nicht entwiſcht, daß an einer Apotheke, vor welcher wir liegen geblieben waren, das Wapen des *** von *** auf dem Schilde ſtand, daß ich folglich nicht mehr in dem Gebiethe meines Verfolgers war — Die Unvorſichtigen! Ich habe es nachher überlegt, daß ſie nur zwey Meilen umzufahren nöthig gehabt hätten, um dieſem Querſtriche auszuweichen.

Der Eine von meinen Begleitern muſſte ausſteigen, um ſchleunige Anſtalt zu machen, daß der Wagen wieder in den Stand geſetzt würde, indeß der Andre meine Bewegungen nicht aus den Augen verlohr. Jener that zwar ſein Möglichſtes, den Schlag gleich wieder zuzumachen; da er aber vorher den hölzernen Schieber wieder aufziehn wollte und dies, wegen unbequemer Lage des Kaſtens, Schwierigkeiten hatte; ſo muſſte ihm ſein Gefährte zu Hülfe kommen, wodurch Dieſer gezwungen wurde, ſeine Piſtole von mir abzuwenden. Unterdeſſen waren verſchiedene Leute auf der Gaſſe zuſammengetreten.

Unter ihnen nahm ich ein Paar mit weiſſen Coccarden an den Hüten wahr, die ich mit Recht für franzöſiſche Officiers hielt. Der Eine von ihnen, ein junger, neugieriger Menſch, war ſo nahe an den Wagen getreten, daß ich ihm die Hand reichen konnte. Ich nützte dieſen Zeitpunct, zog mein Zettel hervor, und als er mir eben in's Geſicht ſahe, reichte ich es ihm hin und ſagte: Tenés, Monſieur! Sogleich ergriff mein Wächter ſein Gewehr wieder; aber ob er, beſchäftigt mit dem Fenſter, nicht geſehn, daß ich ein Papier weggegeben hatte, oder ob ihm die Verlegenheit, darinn Beyde waren, alle Gegenwart des Geiſtes raubte? — Genug, er ſchien zu glauben, daß meine zwey franzöſiſchen Worte weiter keine Folgen haben würden, wenn er mich nur von jetzt an zum Schweigen brächte. Der Andre half ſich daher allein, ſo gut er konnte, verſchloß den Wagen wieder, fieng an, mit Hülſe des Poſtillons, den Kutſchen-Kaſten mit einer Kette in Ordnung zu bringen, und ich blieb ungewiß, ob der Schritt, den ich gethan hatte, Würkung thun würde, oder nicht.

Allein dieſe Ungewißheit dauerte nicht lange; Es wurde bald laut auf der Gaſſe und immer lauter, bis endlich, nach langem und heftigem Zanke, der Schlag mit Gewalt geöfnet wurde, und — ſtelle Dir meine Verwunderung und meine Freude vor! — mein redlicher Oheim, von Biedersdorf, begleitet von den beyden andern Officiers, mich, ohne daß jene beyden Böſewichte den geringſten Wiederſtand wagten, aus der Kutſche hob.

Glücklicher konnten nie Umſtände für mich zuſammentreffen. Du weiſſt, mein Lieber! daß ich meinen Oheim aus Frankreich erwartete; *) Ich hatte ihm Nachricht von meinem Aufenthalte gegeben; zwey andre franzöſiſche Officiers, die, wie er, Urlaub nach Teutſchland genommen, hatten mit ihm Geſellſchaft gemacht; Sie hatten vor der Apotheke mit ihrem Fuhrwerke ſtill gehalten, um zu Frühſtücken, und ſo gieng denn alles ſehr natürlich zu.

Die beyden Reiſegefährten des Hauptmanns von Biedersdorf, wovon der Eine, dem ich das Billet eingehändigt hatte, ein junger Colonnel, der Andre ein Hauptmann von dem

ſchö-

---

*) Man ſehe den 20ſten Brief, im erſten Theile.

ſchönen Regimente Naſſau-Infanterie war, wollten, nachdem ſie den Zuſammenhang meiner Geſchichte erfahren hatten, durchaus blutige Rache an meinen Entführern nehmen; allein mein Oncle ſtellte ihnen vor, wie bedenklich das in allem Betrachte ſeyn würde; und ſo begnügten wir uns denn, den Vorfall dem Stadtrichter anzuzeigen, der auch gleich bereit war, unſern Plan zu befolgen. Der Fürſt von * * * der nirgends reſpectirt iſt, ſteht auch mit dem dortigen Landesherrn gar nicht gut. Die Entführung eines in herzoglichen Dienſten ſtehenden Cavaliers, ohne Requiſition, ohne Proceß, war offenbar ein Stück aus den Zeiten des Fauſtrechts. Er verſprach uns daher, damit wir ruhig und ungeneckt hierher zurückreiſen könnten, die beyden Banditen, die nun flehentlich um Gnade bathen, und den Poſtknecht einige Tage lang in gefänglicher Verwahrung zu halten und dann laufen zu laſſen, wohin ſie wollten. Mich aber begleiteten meine drey Erretter, mit Vermeidung des feindlichen Landes, hierher.

Des Miniſters Freude, mich wiederzuſehn, war ſo groß, als ſeine und des Herzogs Erbitterung über das ſchlechte, tumultuariſche Verfahren des Fürſten von * * *. In den erſten Aufwallungen von Zorn wollten ſie ernſtlich bey ihm auf Genugthuung dringen; Da indeſſen vor ein Paar Tagen ein Brief von ſeinem Obermarſchalle und Geheimenrathe ankam, wovon ich Dir hier eine Abſchrift ſchicke; *) ſo iſt beſchloſſen worden, die ganze Sache ruhn zu laſſen. Uebrigens wirſt Du in dieſem Briefe die giftige Stelle, die Mistraun gegen mich erwecken ſoll, nicht überſehn. Auf den Herrn von Kappſtein hat ſie doch keinen Eindruck gemacht. Ich werde nun wohl gewiß keine Anfechtung mehr zu befürchten haben, da die Maitreſſe auch in Ungnade gefallen iſt, und die Geſchichte hat ein Ende.

Allein die Länge meines Briefs erinnert mich, daß es Zeit iſt, auch ihm ein Ende zu geben. Ich verſpare daher alle übrigen Nachrichten, die meinen jetzigen Zuſtand betreffen, auf das nächſtemal, hoffe bald etwas Gutes von Dir zu hören und umarme Dich in Gedanken.

*) Dies iſt der folgende 2te Brief.

Zwey:

Zweyter Brief.

Von dem Geheimenrathe und Obermarſchalle von Güldenplink an den Staats-Miniſter von Kappſtein.

*** den 25ſten November 1773.

Hoch- und Wohlgebohrner Herr!
Inſonders hochgeehrteſter Herr Etats-Miniſter!

Ew. Excellenz werden, wie ich mir ſlattire, nicht meiner Saumſeligkeit die Schuld beymeſſen, wenn von Sr. Durchlaucht, meinem gnädigſten Herrn erſt mit heutiger Poſt die Antwort auf das amicable herzogliche Handſchreiben erfolgt. So wenig mein Einfluß bey Sereniſſimo von ſolchem Gewichte iſt, als das Publicum mir die Ehre erweiſt, zu glauben; ſo gewiß würde es doch an einer öftern Erinnerung in ſchicklichen Augenblicken nicht haben ermangeln laſſen, wenn es einer ſolchen Erinnerung bedurft hätte. Es waren aber mein gnädigſter Herr ſogleich bereit, auf ein ſo hohes und werthes Vorwort, die ehemalige Unzufriedenheit mit dem Betragen des jetzigen Herrn Cammerherrn von Mildenburg gänzlich aus Ihrem Gedächtniſſe auszulöſchen, und nur der Umſtand, daß Höchſtdieſelben den Befehl hinterlaſſen hatten, während Ihres Sejours in Jagdenbrink die einlaufenden Briefe bis zu Ihrer Retour zurückzulegen, weil Sie Sich dort mit der Parforce-Jagd amüſieren und von allen Geſchäften ausruhn wollten, war Schuld daran, daß jenes nachbarliche Vorſchreiben unbeantwortet blieb. Sereniſſimus trugen mir aber heute noch ſpeciel auf, Ew. Excellenz die Verſicherung zu ertheilen, daß Sie nicht nur bey ähnlichen Fällen ſtets geneigt ſeyn würden, ihr wahres Attachement zu des Herzogs Durchlaucht thätig an den Tag zu legen; ſondern auch Ihrem alten Freunde, dem wackern Herrn von Kappſtein (Dies ſind Sr. Durchlaucht eigene hohe Worte) alle möglichen Proben von Affection und Wohlwollen zu geben.

Was den letzten facheuſen Vorfall betrifft, welcher dem Herrn von Mildenburg begegnet; ſo können wir Alle hier gar nicht begreifen, was es damit für einen Zuſammenhang haben kann. Auf Sereniſſimi Befehl iſt in dem Dorfe * * * die genaueſte Unterſuchung angeſtellt worden; es hat ſich aber gar nicht wollen in das Klare bringen laſſen, wer die bewafneten Leute geweſen ſeyn mögen, welche den Herrn von Mildenburg dort aufgehoben, noch was für Abſicht ſie damit intendiert haben. Soll ich, als ein alter Teutſcher, darüber meines Herzens Meinung ſagen; ſo muß ich bekennen, daß ich glaube, der gute Mann mag wohl, nicht eben aus böſem Gemüthe, aber aus einer gewiſſen übertriebenen Ambition, aller Orten die erſte Rolle zu ſpielen und dann ſelbſt Dererjenigen nicht immer zu ſchonen, denen er ſein Etabliſſement zu danken hat, ehemals ſchon an andern Höfen in allerley ſonderbare Intriguen verwickelt geweſen ſeyn, und mag die neuliche Verfolgung wohl von ziemlich weit herkommen. Mois ecci reſte entre nous; Es iſt nur Vermuthung, und ich bin überzeugt, der Herr Cammerherr und Cammerrath wird ſich nun gewiß vorſichtig betragen, auf alle Weiſe ſich Ew. Excellenz Protection würdig zu machen und nicht mit Undank zu lohnen ſuchen.

Was für Veränderungen hier bey uns vorgefallen, das werden Ew. Excellenz wohl ſchon wiſſen. Madame de Landonelle *) hat die Gnade Sr. Durchlaucht ſo lange gemisbraucht, bis ihr endlich ihr Recht geſchehn. Sie iſt dennoch mit einer anſehnlichen Penſion nach Frankreich zurückgeſchickt worden. Unſer Herr Cammer Präſident **) hat nun ſeine beſte Freundinn verlohren; man muß erwarten, wie er ſich allein ſoutenieren wird. Von meiner Wenigkeit hat er nichts zu befürchten. Ich denke immer: teutſche Redlichkeit bleibt nicht unbelohnt und heimliche Unrichtigkeiten kommen früh oder ſpät von ſelber an den Tag. Ich rede zu einem alten Freunde à coeur ouvert, weil ich Ew. Excellenz Discretion kenne. Ich bin nun einmal ſo grade aus; je ne ſais pas feindre.

Haben wir denn nicht bald das Glück, Dieſelben hier an unſerm Hofe zu bewirthen? Ew. Excellenz würden an mir jetzt einen alten Invaliden ſehn. Es wird mir ſeit einiger Zeit in der That ſauer, meinen beſchwerlichen Geſchäften vorzuſtehn, und man muß denn doch aller

---

*) Die Maitreſſe des Fürſten.

**) Wir kennen ihn aus dem 15ten Briefe im erſten Theile, Seite 236.

Orten die Augen haben, wenn auch die Beine nicht fortwollen. Es ſind ſeit einiger Zeit viel fremde Herrſchaften hier geweſen, und da hat denn der alte Ober-Marſchall vom Morgen bis in die Nacht keine Ruhe gehabt. Die Ehre und die Conſideration, meinem Fürſten und dem Lande nützlich zu werden; das hält mich noch ſo hin, ſonſt hätte ich in der That, wenn ich nur einen Mann wüſſte, den ich Sereniſſimo vorſchlagen könnte, um mich zu remplacieren, den Hof längſt quittirt, um als Philoſoph auf meinem Gütchen zu leben. Sr. Hoheit der Cronprinz von * * * waren kürzlich auch hier. Ja! ſie haben mich mit einer reichen goldenen Tabattiere mit ihrem Portraitte beehrt. Alles recht gut! Ich wollte aber, ſie hätten mir ein Paar andre Beine ſchenken können. Das böſe Podagra macht mir viel zu ſchaffen; Man muß Geduld haben.

Ew. Excellenz beharrlichem Wohlwollen empfiehlt ſich mit den Geſinnungen der ausgezeichneteſten Hochachtung gehorſamſt, Dero ꝛc.

Dritter Brief.

Von dem Doctor Porr aus London, an Heinrich von Mildenburg.

Den 20ſten December 1773.

Heute nur ein Paar Zeilen, mein Lieber! Ich reiſe mit meinem Engländer, ſeiner Geſundheit wegen, in das ſüdliche Frankreich. Wir werden bis zum künftigen Herbſte in Hieres bleiben, und dann eile ich zu Dir. Unſre Briefe können alſo nun ſchneller an den Ort ihrer Beſtimmung kommen. Der Deinige iſt mir vorgeſtern eingehändigt worden. Ich wünſche Dir Glück zu Deiner Befreyung. Die Nachricht, die mir der Herr von Kappſtein gab, machte mich zittern. Meine Antwort auf das Uebrige verſpare ich noch; Mache Dich indeß auf eine lange Geſetz-Predigt gefaſſt! Ich bin, wie immer, der Deinige ꝛc.

N. S.

Hier ſende ich Dir die Addreſſe eines Kaufmanns in Marſeille, dem Du Deine Briefe an mich ſchicken kannſt.

Vierter Brief.

Von Heinrich an den Doctor Port in Hieres in Provence.

* * * den 8ten Januar 1774.

Dein kurzer Brief, den ich heute erhalten, erinnert mich daran, daß ich Dir in meinem letztern verſprochen habe, Dir bald genauere Nachricht von meinem gegenwärtigen Zuſtande zu geben. Ich fange alſo ohne Umſchweiſe an.

Zuerſt ein Wort über meinen ehrlichen Oheim, von Biedersdorf! Er führte mich, wie Du weiſſt, hierher; Seine Reiſe-Gefährten giengen ſogleich weiter; er aber blieb acht Tage lang bey mir. Noch hat er die franzöſiſchen Dienſte nicht verlaſſen, ſondern nur Urlaub nach Teutſchland auf ein halbes Jahr genommen; Es ſcheint aber nicht, als wenn man in Frankreich geneigt wäre, das Unrecht, welches ihm im Dienſte geſchehn iſt, wieder gut zu machen; und ſo wird er denn doch wohl, nach Verlauf der ſechs Monathe, ſeine Hauptmanns-Stelle niederlegen. Ich ſuchte ihn zu bewegen, ſich während dieſer Zeit hier aufzuhalten; allein er ſchlug mir's ab. Das Leben in einer Reſidenz und der Zwang, den der Hof auflegt, das iſt ſeine Sache nicht. Er will ſich in einem kleinen Städtchen in den Rhein-Gegenden niederlaſſen und, wenn er dienſtlos bleiben ſollte, dort, wo man wohlfeiler als in den mehrſten andern Theilen von Teutſchland lebt, ſeine noch übrigen Tage mit der Leibrenthe, in welche er den Reſt ſeines Vermögens verwandelt hat, wirthſchaften. Der gute Mann! Daß ihm doch nichts in der Welt glücken will! Und er verdient ſo ſehr, frohe Stunden zu haben. Er kömmt mir jetzt tiefſinniger und mismüthiger vor, als jemals, obgleich er nicht eigentlich klagt. In einem Briefe, den ich geſtern von ihm erhielt, ſchrieb er: er werde ſich wohl vorerſt in Neuwied feſtſetzen.

Was mich betrifft, mein Lieber! ſo bin ich nun wieder im Gewühle von Geſchäften; des Morgens im Collegio, Mittags und Abends am Hofe und einen großen Theil des Nachmittags im Cabinette des Miniſters — Das iſt mein einförmiges Tagewerk, indeß ich Plane von allerley Art in meinem Kopfe auf- und abrolle. Mein Haupt-Augenmerk iſt immer, die Leute, mit denen ich hier leben, auf die ich würken muß, ſo genau als möglich zu ſtudieren.

Ich habe Dir ein vortheilhaftes Bild von unſerm Herzoge gemacht, ſo treu ich es bey der erſten kurzen Bekanntſchaft entwerfen konnte. Urſache, das Gute, welches ich von ihm geſagt, zurückzunehmen, habe ich nun wohl eben nicht; ich muß aber doch einige Pinſelſtriche hinzufügen, die dem Portraite mehr Wahrheit und Aenlichkeit geben werden. Es iſt das gewöhnliche Loos der Fürſten, daß zu ihren Erziehern und Hofmeiſtern mehrentheils diejenigen Perſonen gewählt werden, die unter allen Menſchen am wenigſten ſich zu dieſem wichtigen Geſchäfte ſchicken. Cabale und Politic pflegen bey Beſetzung ſolcher Stellen die Wahl zu entſcheiden. Irgend ein allmächtiger Miniſter will ſeinem Vetter, oder einer andern Creatur, eine gute Verſorgung verſchaffen, wogegen dann der neue Hofmeiſter nach ſeiner Pfeife tanzen und den Prinzen ſo leiten muß, wie ſein Gönner es gut findet. Die Großen am Hofe, oft der Herr

Vater ſelbſt. haben ihre Urſachen, den künftigen Thron-Erben nicht ſehr aufgeklärt, nicht mit glänzenden Vorzügen des Kopfs und Herzens ausgerüſtet ſehn zu wollen, und dann iſt es conſequent, ihm Männer zuzugeſellen, die ihn nie über das Mittelmäßige erheben können. Oder man hat ein gewiſſes Regierungs-Syſtem angenommen, das man durchaus auch noch nach ſeinem Tode fortgepflanzt, verewigt wiſſen will. Der Thron-Erbe muß alſo in dies eingeweyht werden, darf nicht ſelbſt ſchaffen wollen. Man muß ihm einen Mann zugeſellen, der in dieſem Syſteme lebt und webt, mögte er auch übrigens noch ſo wenig von Erziehung und Bildung verſtehn. Iſt die Verfaſſung militairiſch; ſo muß der Hofmeiſter ein Officier ſeyn; Iſt Galanterie der Ton; ſo wird ein hirnloſer Hofmann zum Mentor erkohren; Pfuſcht man in Litteratur; ſo wird ein ſchöner Geiſt verſchrieben; Iſt aber Politic das Steckenpferd; ſo ſucht man einen großen Publiciſten aus und gibt irgend einem ſteifen Profeſſor, der nie mit Fürſten umgegangen iſt, den Auftrag, ein ſolches Subject aus dem Staube des Studierzimmers hervorzurufen. Vorzüglich beſorgt aber ſind die Herrn Miniſters, daß ja kein Mann zum Hofmeiſter des künftigen Regenten gewählt werde, der betriebſam, thätig, geneigt zu reformieren, und Misbräuche abzuſchaffen, von ſchnellem, unternehmendem Geiſte und mit der Gabe ausgerüſtet wäre, ſich beliebt zu machen, damit er nicht einſt Einfluß auf die Geſchäfte bekomme. Mehrentheils alſo iſt der Hofmeiſter des Erbprinzen ein Schöps, ein Pedant, (Wenn er nicht gar ein Schelm iſt) der ſich einem ſolchen jungen Herrn ſo verhaßt macht, daß Dieſer ihn, ſobald er zur Regierung kömmt, mit einer Penſion, die ſo weit als möglich vom Hofe verzehrt werden muß, in Ruhe ſetzt.

Unſers Herzogs Vater hatte viel unnütze Proceſſe in Wetzlar und Wien, hielt viel auf Juriſten, machte in jeden Jahre viel neue Juſtizverordnungen, und hielt es für Pflicht, ſeinem Herrn Sohne einen braven Rechtsgelehrten zum Führer zu geben. Die Wahl traf den jetzigen Herrn Geheimenrath von Braunfeld, der als Advocat ſeine Laufbahn angefangen, nach und nach durch kriechende Schmeicheley ſich hinaufgeſchwungen, ſich einen Adelsbrief gekauft und durch ein Paar herrſchaftliche Proceſſe, die er geführet, des Fürſten Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen hatte. Hätte der jetzige Herzog nicht nebenbey einen verſtändigen Mann zum Inſtructor gehabt; ſo hätte ihn Braunfeld gewiß ganz verſchroben. Sie wurden mit einander in die Schweiz geſchickt, und hier hatte der junge Herr Gelegenheit, durch Bekanntſchaft mit aufgeklärten und edeln Männern, ſich zu manchem Guten zu bilden, was ganz auſſer dem Plane des Hofmeiſters lag. Aber eben deswegen kam ihm dies Gute auch gleichſam nur angeflogen und faſſte nur da Wurzel, wo es von ohngefehr in ſeinem gutmüthigen Temperamente einige Nahrung fand.

Eine der intereſſanteſten Bekanntſchaften aber, und wovon Braunfeld den Prinzen anſtändiger Weiſe nicht zurückziehn konnte, war der jetzige Miniſter von Kappſtein. Dieſer ſtand damals als Geſandter des Herzogs am franzöſiſchen Hofe, hielt ſich aber, ſeiner ſchwachen Geſundheit wegen, ein Paar Jahre hindurch in der Schweiz auf. Der junge Prinz ſahe ihn täglich, gewann ihn ſehr lieb, und Kappſtein verſäumte nichts, um dieſe Zuneigung zu unterhalten.

Braunfeld hielt übrigens den Prinzen ſehr ſtrenge und pedantiſch, und unterdrückte jede Eigenheit in ihm. Er machte ihn mistrauiſch gegen alle Diejenigen, denen er ſich aus wohlwollendem Herzen nähern wollte, mistrauiſch gegen ſeine eigenen beſſern Gefühle, gegen eigene Einſichten, anhänglich an **alte**, ererbte Matadors, gewöhnte ihn, ſich in Allem auf die Leute zu verlaſſen, die **aus Erfahrung** redeten, und jede Neuerung, ohne weitre Prüfung, als gefährlich zu verwerfen — Und ſo wurde denn aus dem guten Prinzen der Mann, der er jetzt iſt, und den ich Dir in den erſten Tagen meines hieſigen Aufenthalts geſchildert habe. *)

Der alte Herzog ſtarb endlich, und der Thronfolger ſetzte nun aus Dankbarkeit ſeinem alten Hofmeiſter als Miniſter an die Spitze des Juſtiz-Departements. Kaltſtein meldete ſich zu keiner Stelle, bat aber bald, unter dem Vorwande von Kränklichkeit, um ſeine Zurückberufung vom Geſandſchaftspoſten. Nun war er täglich am Hofe, dem jungen Herrn zur Seite,

---

*) und in dem Briefe an den Pater Clemens Seite 332, im erſten Theile.

indeß der alte Braunfeld entweder bey ſeinen Acten, oder bey einer wohl beſetzten Tafel ſchwitzte: Es dauerte nicht lange; ſo kam auch Kappſtein in das Miniſterium, erhielt zuerſt das Departement der auswärtigen Angelegenheiten, dann die Verwaltung der Cabinetsgüter, und endlich die Direction des geſammten Finanzweſens, der Fabriken — kurz! alles deſſen, was ihn zum wichtigſten Manne im Staate machen muſſte. Braunfeld merkte nun wohl, daß man ihn aus dem Sattel gehoben hatte; Er wollte ſeinen Gegner ſtürzen, fieng es aber ſo plump an, daß der erſte Verſuch gegen den feinen Kappſtein ihn lehrte, allen weitern öffentlichen Angriffen zu entſagen. Er affectirt jetzt vielmehr in recht herzlicher Freundſchaft mit ſeinem Nebenbuhler zu leben, huldigt, ſpricht nicht anders als mit Verehrung von ihm, und Kappſtein ſcheint das alles für baares Geld zu nehmen; Man ſollte glauben, ſie arbeiteten ſich einander immer in die Hände. Will der Eine jemand in den Dienſt bringen; ſo ſchlägt nicht Er, ſondern Jener ſchlägt ihn vor; Dieſer ſcheint nur aus Gefälligkeit beyzuſtimmen — Eine Hand wäſcht die andre. Gewiß iſt es aber, daß, wenn einmal Einer von

Beyden ſollte über Bord geworfen werden, die Reyhe gewiß nicht meinen Beſchützer, ſondern den ſchwerfälligen Juriſten treffen wird. Dies iſt indeſſen eben nicht zu befürchten, denn der Herzog liebt Ruhe, läſſt Jeden in ſeinem Departement fortwürken, hält beyde Miniſter für Leute, die in ihren Fächern brauchbar und ihm unentbehrlich ſind, und haſſt alle Cabalen und Klatſchereyen.

Der Geheimerath von Braunfeld begegnete mir anfangs mit einer faſt verächtlichen Kälte. Allein dieſe Begegnung hat ſich, ich weiß nicht eigentlich warum, ſo verändert, daß er mich jetzt würklich aufſucht, keine Geſellſchaft im Hauſe hat, ohne mich dazu einzuladen, und mich ein paarmal in der Woche, zu meinem großen Verdruſſe, zum Eſſen bitten läſſt. Er iſt mir ein unerträglicher Kerl. Schon ſeine groben Manieren und die Art ſeines Vortrags ſtoßen mich zurück. Wenn er etwas behauptet, und ein Andrer wagt es, ihm beſcheiden zu wiederſprechen; ſo läſſt er Dieſen zwar ganz ausreden; fängt aber, ſobald Derſelbe fertig iſt, den Faden ſeiner Rede wieder da an, wo er aufgehört hatte, ohne auf die vorgebrachten Gegengründe zu achten, gleich als wenn der Gegner gar nichts geſagt hätte. Er hat eine einzige Tochter, ein verblühtes, geziertes, wiederwärtiges Geſchöpf, von ohngefehr vier und zwanzig Jahren. Nichts iſt Natur an ihr. Ihr Blick iſt unſicher, ſtudiert, ihr Anſtand componiert, gezwungen. Die Augen, unter welchen zwey blaue Streifen hergehen, verrathen Kränklichkeit des Leibes und der Seele. Die welken Backen werden mit Schminke übertüncht; der phantaſtiſche Anzug ſoll Aufmerkſamkeit erwecken, beleidigt aber das Auge jedes Mannes, der wahren Geſchmack an Einfalt und Sinn für Natur hat. Sie tanzt, wie eine Bachantinn. Ihre Manieren ſind ungeſtüm, ſtürmiſch, die Stimme wird übertäubend und überſchreyet ſich, ſobald das Fräulein ſich vergiſſt und in wilde Luſtigkeit geräth; Und dann faſſt ſie ſich auf einmal wieder, und wird ſo ſanft, ſo ſchmelzend, und äugelt dann ſo zärtlich und piept dabey, wie ein Vögelein. Man lieſt Wohlbehagen auf ihrem Geſichte, wenn irgend etwas im Geſpräche vorfällt, das einer Zweydeutigkeit ähnlich ſieht. Zu einer andern Zeit hingegen macht ſie die Spröde, die Sittſame, die Ueberkeuſche, die Strenge. Wenn der Cörper allein ſpricht, drückt ſie im Tanze den Männern gierig die Hand; hat ſie aber Zeit, ihre Rolle zu überdenken, oder glaubt ſie bemerkt zu werden; ſo weiſt ſie auch die unſchuldigſten Vertraulichkeiten mit Abſcheu zurück. Niemand urtheilt ſtrenger über die Verirrungen andrer Weiber als ſie, und niemand iſt duldender gegen ausſchweifende Männer. Es kam mir einmal vor, als machte ſie einigen Plan auf mich, doch glaube ich mich geirrt zu haben.

Weiſſt Du denn aber, mein lieber Porr! daß Du hier noch einen alten Univerſitäts-Freund haſt? Erinnerſt Du Dich aus jenen Jahren eines gewiſſen Herrn Seiſenbergs? Der iſt jetzt Privat-Secretair des Miniſters von Kappſtein. Er bittet Dich um die Erlaubniß, Dir, ſobald er einmal Muße dazu haben wird, ſchreiben und Dir melden zu dürfen, wie es ihm, ſeit der Zeit, da Ihr Euch nicht geſehn habt, gegangen iſt. Der Mann ſcheint mir einer von den Leuten zu ſeyn, denen es in dieſer Welt nie recht ſchlimm gehn kann. Viel gelernt hat er nicht; Er ſticht nirgends hervor; Seine Gegenwart drückt niemand; aber er iſt geſchmeidig, läſſt alles mit ſich machen, weiß ſich in jedes Fach zu fügen, verlangt nirgends der Erſte, nicht einmal der Zweyte zu ſeyn, iſt ein guter Geſchäftsmann, hat Gewandheit, iſt unverdroſſen, vorſichtig, und weiß ſich in die Zeit zu ſchicken.

Was nun eigentlich hier aus mir werden wird, das läſſt ſich noch nicht vorausſehn. Noch geht es einen Tag, wie den andern, und das iſt nun eben meine Sache nicht. Freundlich iſt der Herzog und, wie mich dünkt, ſeit einigen Wochen auch traulicher gegen mich, als gegen manche Andre. Aber es iſt ſchwer, ihm beyzukommen, ſich ihm nothwendig zu machen, da er gar nicht für neue Freundſchaften iſt, und man ihm ſo tief eingeprägt hat, wie gefährlich es einem Fürſten ſey, ſich zu voreilig auf Leute zu verlaſſen, die nicht erprobte alte Diener ſind. Kappſtein ſcheint nichts dagegen zu haben, ſondern im Gegentheile die Hand dazu zu biethen, daß ich mich dem Herrn wichtiger mache, da er doch ſonſt Jeden zu entfernen ſucht, der eine Rolle ſpielen mögte. Man muß es abwarten, wo das hinaus will. Hinauf aus dem großen Haufen hervor, muß ich nun einmal; mein jetziger Würkungskreis iſt für meine Thätigkeit zu klein, und ich ſtehe da lauter Kerls zur Seite, die weder

Kopf noch Herz haben; das geht nicht — Ja! ich ſehe es wohl, Du ſchüttelſt Dein Haupt; aber wie oft ſoll ich Dir's ſagen, beſter Poer! daß der Extract, den man aus der guten, alten, braven Alltags-Moral von goldener Mittelmäßigkeit zubereitet, ein Hausmittel iſt, das nicht jeden Erdenſohn von allen krampfichten Uebeln heile? Ich bin weit entfernt, zu glauben, daß in mir ein größerer, würkſamer, zu höherem Schwunge berufener Geiſt wohnte, als in unzählichen andern Menſchen, die dennoch ruhig ihren gemeinen Gang fortgehen; allein die Vorſehung hat mir eine andre Art von Erziehung gegeben. Ich bin immer auf ſo unſanfte Weiſe fortgedrängt worden, hinauf oder hinunter, von der großen Heerſtraße ab, daß dieſe mir dadurch iſt verleidet worden. Ich kann mich ſo wenig an eine ſolche Einförmigkeit gewöhnen, als die Bergbewohner ſelbſt an der ſchönſten, fruchtbarſten Ebene Geſchmack finden können, weil ſie ſo leicht zu überſehn iſt. Doch hätte ich auch nichts dagegen, wenn ich dann nur allein, auf meine Weiſe, fortſchlendern dürfte. Aber ich bin der Reiſe-Gefährten ſo überdrüſſig geworden, bin ſo oft unter loſes Geſindel gerathen, daß ich nun lieber allein zu Fuß gehn, als in Geſellſchaft kutſchieren will. Ich zeige mich daher faſt immer in dem ſchiefſten Lichte, ſobald ich mit Andern zuſammengruppiert und auf dem großen Wege hingetrieben werde. Gieb mir aber nur irgend ein kleines eigenes Fleckchen, worauf ich allein würken könne, und wo es auch bemerkt werde, was ich würke; ſo ſollſt Du ſehn, daß ich gewiß gut und klug wirthſchaften will. Ich denke doch, die Forderung iſt nicht unbeſcheiden. Oder, wenn mir's auch nicht einmal ſo gut werden darf; ſo ſchaffe nur irgend etwas herbey, das mein leeres Herz ausfülle und warm erhalte, irgend eine Domquixotterie — ſey es, wenn es denn nicht Herrſchſucht ſeyn darf, ſey es Liebe, Wohlthätigkeit, Bizarrerie, Muſic, Philoſophie, oder Anſtrengung in irgend einem beſondern wiſſenſchaftlichen Fache — Nur etwas Seelen-Futter von nicht ganz gemeiner Art, oder ich gehe zu Grunde! —

Doch ich misbrauche Deine Geduld — Verzeyhe — ich will aufhören; nur ſpotte Meiner nicht! — Lebe wohl!

Fünf-

Fünfter Brief.

Von dem Fräulein Friederike von Braunſeld, an die Demoiſelle Eliſabeth Rittermann, in Straßburg.

* * * den 12ten Merz 1774.

Ich habe in ſo ewiger, langer Zeit nichts von Dir gehört, ma chère amie, daß ich würklich nicht weiß, was ich davon denken ſoll. Als wir noch zuſammen in der Penſion waren, bey der Madam Lafaveur, da verſprachen wir uns ſo heilig, uns nie zu vergeſſen; und nun ſcheint es doch, als wenn ich ganz von Dir negligiert werde. Seit Deinem kleinen Briefe, von vorigem Jahre, worauf ich doch exact geantwortet, habe ich keine Zeile wieder erhalten. —

Ach, Du lieber Himmel! da erſchrecke ich, wie ich ſehe, daß ich geſchrieben habe: als wir noch bey der Madam Lafaveur waren — Mon Dieu! wo ſind die glücklichen Tage geblieben? Und wie geht die Zeit hin! Das ſind nun ſchon fünf Jahre her, und wir kommen den Dreiſſi-

ger

gen immer näher, und haben noch immer keine Männer, Beyde nicht. Von meinen ſtraßburger Bekanntſchaften läſſt niemand nichts mehr von ſich hören; Wer weiß, wo jetzt die Regimenter in Garniſon liegen! Aber ſo ſind die Männer! Wenn ſie einen nicht mehr vor Augen ſehen; ſo iſt alles vergeſſen, und je mehr man ihnen Proben von Attachement giebt, deſto weniger fixirt man ſie — Ja! ſie ſprechen mit mépris von uns.

Stelle Dir vor, der Hauptmann von Brandau iſt neulich mit einem Herrn von Biedersdorf und noch einem franzöſiſchen Officier hier durchgereiſt, und hat nicht einmal nach mir gefragt. Und Der hätte doch am erſten Stich halten ſollen; Er iſt auch kein Jüngling mehr und hat viel Vermögen. Ich dachte auf ein Etabliſſement bey ihm, und war deswegen zurückhaltender als gegen die Andern. Im Grunde iſt er gar nicht hübſch — ein recht fataler Kerl, höchſtens gut zum Ehemanne!

Was macht denn dein Lieutenant Pillorini, der einmal den Fuß verrenkte, als er zu uns über die Gartenmauer ſprang? Iſt Der auch über alle Berge?

Aber ich habe einen Fang gethan — vielleicht — noch weiß ich nicht, ob es Ernſt wird. Hier iſt ein Herr von Mildenburg in den Dienſt gekommen und gilt ſeit einiger Zeit viel bey dem Herzoge. Anfangs konnte ihn mein Vater nicht leiden; Er iſt eine Creatur von dem infamen Kappſtein, der uns ſo viel Tort thut; doch als wir merkten, daß er anfieng mir gewaltig die Cour zu machen; da haben wir ihn in's Haus gezogen. Er iſt ein hübſcher Mann, kaum über dreiſſig Jahre alt, und kleidet ſich immer ſo gut, hat ſchöne Beine, und es ſitzt ihm alles am Leibe, wie angegoſſen. Daß ich Impreſſion auf ihn gemacht habe, das hat mein Vater bey einem Diner zuerſt gemerkt, das wir gaben und wozu wir ihn, der damals als Fremder hier war, Ehren halber mitbitten muſſten. *) Er iſt auch ſeit der Zeit immer diſtrait und reveur, und hier iſt doch niemand, worinn er verliebt ſeyn könnte,

---

*) Wir wiſſen es aber beſſer, als dieſer juriſtiſche Menſchenkenner.

könnte, als ich. Er bleibt aber erſchrecklich zurückhaltend, ſpricht faſt gar nicht mit mir und blickt mich nur von der Seite an. Ich ſuche ihm Muth zu machen und mein Vater auch. Anbeiſſen muß er, oder er ſoll bald hier aus gecammerherrt haben. Wenn er noch lange ſo retire' bleibt; ſo will mein Vater gradeswegs mit ihm ſprechen. Man ſchlägt einem Miniſter die Tochter doch nicht ſo rund ab — Ah, ma cherè Amie, wie hümiliant! Aber drey und zwanzig Jahre ſind da, und noch immer kein Mann!

Sey ſo gütig, mon ange, und ſchicke mir doch wieder zwey Boeten von dem beſten rouge für beykommendes Geld, auch von dem Spiritus, wie Du wohl weiſſt!

Stelle Dir vor, ma chère, ſo weit hatte ich geſchrieben; da trat Papa herein und erzählte mir in vollem Zorn: der Herr von Mildenburg habe ſeit einigen Tagen heimlich ein Frauenzimmer bey ſich im Hauſe. Ich lachte — Wenn es weiter nichts iſt; Die ſoll er ſchon wieder abſchaffen. Ihm währt vermuthlich allein die Zeit zu Hauſe lang. Man ſieht doch alſo, daß ihm unſer Geſellſchaft nicht gleichgültig iſt; Aber man muß nun doch bald mit ihm zur Explication kommen; ſonſt entwiſcht er mir.

Nun adieu! meine liebe Betti! Repondés-moi au plustót! Je Vous embraſſe en idée. Grüße auch unſre alte Confidente, Rathgeberinn und ehemalige ordinaire Poſt, die alte Antoinette, mit der großen Naſe, wenn Du ſie ſiehſt. Ich bin Deine Treue ꝛc.

Sechſter Brief.

Von dem Secretair Seifenberg, an den Doctor Perr, in Hieres.

*** den 7ten Merz 1774.

Der Herr Cammerherr und Cammerrath von Mildenburg hat mir geſagt, daß Du Dich Meiner noch gütigſt erinnerteſt, und daß es Dir nicht unangenehm ſeyn würde, einmal wieder etwas von mir zu hören. So ergreife ich denn die Feder, und bitte Dich um die Fortdauer Deiner gütigen Geſinnungen. Ich verſichre Dich, daß ich ſehr oft an Dich mit wahrer Hochachtung gedacht habe, und daß es mich beſonders gefreuet hat, endlich hier in dem Herrn von Mildenburg einen Mann zu finden, mit dem ich mich zuweilen von Dir unterreden und der mir Nachricht von Deinem jetzigen Aufenthalte geben konnte.

Was für ſonderbare Schickſale ſind nicht vielleicht uns Beyden in dem Zeitraume von zehn Jahren begegnet, da wir uns nicht geſehn haben. Ich weiß, Du wirſt Theil daran nehmen,

men, wenn ich Dir etwas von meinen Begebenheiten erzähle; alſo werde ich ohne Umſchweife anfangen.

Du weiſſt, daß ich in meinen erſten beyden Univerſitäts-Jahren nicht übermäßig viel gelernt hatte. Die Muſic und das verführeriſche Billard-Spiel nahmen mir ſo viel Zeit weg; Indeſſen wendete ich doch das letzte Jahr noch recht nützlich an, und es gelung mir, mich bey dem Hofrathe und Profeſſor Priſidius beſonders einzuſchmeicheln. Er empfahl mich dem Herr Landrathe von Eberbach in Hirſchberg, als Hofmeiſter ſeiner beyden jungen Herrn. Dort hatte die gnädige Frau ſehr viel herablaſſende Güte für mich, und da denn ein armer Teufel, wie ich bin, alle Mittel ergreifen muß, ſein Glück in der Welt zu machen; ſo ſuchte auch ich die Gunſt meiner Herrſchaft beſtmöglichſt zu erhalten, und erzog die jungen Herrn ſo, wie es mir vorgeſchrieben wurde. Der Eine iſt jetzt Hofjunker in hieſigen Dienſten, der Andre Lieutenant in Zerbſt. Die gnädige Frau machte mir artige Geſchenke, an Wäſche, Kleidern und dergleichen, und da ſie viel über ihren Herrn Gemahl vermogte; ſo nahm ſie auch Dieſen vortheilhaft für mich ein. Es gieng mir recht wohl da, und wir hatten beſonders eine delicate Tafel.

Der Herr Landrath war ein ſehr eifriger Freymaurer. Dieſer Orden kam damals erſt recht in die Mode, und mein Prinzipal ſahe es gern, wenn alle ſeine Hausgenoſſen darinn eingeweyht waren. Auch ich wurde, doch unentgeltlich, in denſelben aufgenommen, und habe ihm meine ganze nachherige Glückſeligkeit zu verdanken, wie denn oft kleine Veranlaſſungen in der Welt etwas Wichtiges bewürken können. Der Landrath von Eberbach lebte und webte nur in der Freymaurerey und trieb nebſt einem im Handel unglücklich geweſenen Kaufmanne, einem in Penſion ſtehenden Major und einem Gaſtwirthe, in deſſen Hauſe die Loge war, ſehr eifrig und ernſthaft die Geſchäfte. Ich weiß nicht, mein lieber Porr! ob Du ſelbſt Freymaurer biſt, kann alſo mit Dir nicht über die Wichtigkeit dieſer Geſchäfte reden. Ja, Du lieber Gott! wenn man alle Geſchäfte in der Welt ſo genau zergliedern wollte! Muß denn eben Alles groß und wichtig ſeyn, womit man die Zeit hinbringt?

Was bliebe dann übrig für mich und meines Gleichen, von eingeſchränkten Fähigkeiten, die wir doch auch etwas um die Hand haben wollen, das uns etwas zu ſeyn dünkt? Die Sache hat überhaupt viel Gutes und iſt recht unterhaltend, beſonders für Leute, die eben nichts Beſſers damit verſäumen und ſonſt vielleicht auf etwas Schlimmers verfallen würden, vorzüglich aber für Solche, die kein anders Mittel in ſich haben, ſich in der Welt eine Art von Anſehn zu verſchaffen. Man ſollte kaum glauben, was für eine Menge Menſchen durch die Freymaurerey ſind auf den Schauplatz gebracht worden, die auſſerdem ewig hinter den Couliſſen geblieben wären. Auch für Reiſende, die ſich nicht ſo durch beſonders empfehlende Eigenſchaften auszeichnen, daß ſie mit den vorzüglichſten Leuten in jedem Orte in Bekanntſchaft kommen könnten, iſt dieſe Ordens-Verbindung ſehr gut. Da finden ſie doch durchgehends Menſchen, ähnlicher Art, die ihnen höflich und artig begegnen, und ihnen die Merkwürdigkeiten der Städte zeigen. Uebrigens wirſt Du wohl ſo viel wiſſen, daß ein gewaltig ausgebreiteter Briefwechſel (freylich über Dinge, die Manchem unbedeutend ſcheinen) dabey Statt hat. Dieſen zu führen wurde nun mein Geſchäft. Es iſt wahr, daß dabey die Unterweiſung meiner jungen Herrn ein wenig verabſäumt wurde; aber da ſie doch zum Studieren nicht viel Luſt zeigten und der Vater es nicht anders haben wollte; ſo fügte ich mich nach ſeinem Willen. Wir hatten eine große Canzley, als wenn des Landes Wohlfarth auf uns ruhete, und ich kam mit Männern von allen Ständen, ſelbſt mit Prinzen, in Verbindung, die ich auſſerdem ſchwerlich je würde geſprochen haben.

Allein dieſe Freude war nicht von Dauer. Mein ehrlicher Landrath ſtarb, und hinterließ nicht viel Vermögen, woran, ich geſtehe es, ſelbſt ſeine Ordens-Anhänglichkeit ein wenig Schuld war, indem er, um, beſonders im myſtiſchen Fache, es zu einem gewiſſen hohen Grade von Einſichten zu bringen, große Summen an leere Verſuche und an unnütze Reiſen verwendet hatte. Die Vormünder, welche nun meinen Zöglingen geſetzt wurden, hatten gar keinen Sinn für dieſe heiligen Dinge, und da beyde Knaben in einem Examen, das man mit ihnen vornahm, nicht ſonderlich beſtanden, auch die häuslichen Umſtände es rathſam machten, den Plan zum Studieren aufzugeben; ſo wurde ich höflich verabſchiedet; beyde Herrn von Eberbach aber muſſten Edelknaben werden; wo ſie jetzt ſind, das habe ich Dir vorhin geſagt.

Gern hätte mich die Frau Landräthinn bey ſich behalten; allein theils war das nicht wohl ſchicklich, theils würde ich mich nicht darauf eingelaſſen haben, um in ihrer eingeſchränkten Lage ihr nicht läſtig zu werden. Sie gab mir aber einen Empfehlungsbrief an ihren Herrn Bruder in Dresden mit; die ſehr ehrwürdige Frey-Maurer-Loge begleitete denſelben von einem Vorſchreiben an die dortigen Brüder, und ich reiſete getroſt mit der Hofnung ab, dort ein Plätzchen zu finden.

Allein meine ſüßen Erwartungen fand ich gleich bey meiner Ankunft getäuſcht. Es herrſchten damals in der Freymaurerey allerley Secten; Eine derſelben, die in der Zeit hauptſächlich in Aufnahme kam, hatte ſich kürzlich in Dresden ſehr ausgebreitet. Alle dortigen Mitglieder waren zu derſelben übergegangen, und was ihres Glaubens nicht war, das taugte nicht. Unglücklicher Weiſe war auch der Bruder der Frau von Eberbach ein eifriger Anhänger dieſer Secte, und ſo wichtig die Perſon geweſen war, die ich im Orden bis itzt geſpielt zu haben meinte, ſo wenig galt das alles hier. Die Weisheit, die ich auskramte, und worüber ich mit einer Art von Salbung zu reden gelernt hatte, galt in Dresden für baaren Unſinn. Man unterſtand ſich, mir zu verbiethen, mich für einen Freymaurer auszugeben und warnete alle dortigen Brüder vor meinen Irrlehren.

Das war nun in der That ein harter Schlag für mich; Mich ſo aus einem Meiſter in Israel zu einem unwiſſenden Schwätzer herabgewürdigt zu ſehn; das war höchſt traurig. Uebrigens aber, da wir doch im Grunde zu einer und derſelben Verbindung gehörten, auf einerley Art waren aufgenommen worden, und ich nicht daran Schuld war, daß man mit einen zu mancherley Auslegungen fähigen Text, anders als in Dresden, erklärt hatte; ſo hätte man meinen ſollen, einer der geprieſenen Hauptzwecke, die brüderliche Vereinigung, müſſte doch mir ſo gut, als jedem Andern Vortheil bringen; doch war es nicht alſo. Das Streiten über Meinungen macht intolerant; Diejenigen, welche ſich's etwas hatten koſten laſſen, dieſe Meinungen anzunehmen, wollten Ehre, Anſehn und andre Früchte, welche ſie davon einerndteten, mit niemand theilen; und wäre ich der gelehrteſte, der geſchickteſte Mann in Teutſchland geweſen; ſo hätte ich doch nicht darauf rechnen dürfen, durch die Vorſprache meiner Brüder irgend etwas zu erlangen.

Indeſſen fieng das Geld an bey mir rar zu werden. Ich dachte hin und her, was ich beginnen könnte, fand aber immer keinen Ausweg, bis mich endlich ein Ohngefehr mit dem Directeur der teutſchen Schauſpieler-Geſellſchaft, die damals in Dresden ſpielte, bekannt werden ließ. Dieſer war im Begriff mit ſeinen Leuten andre Städte zu beſuchen; es fehlte ihm grade an einem Subjecte, zu Beſetzung eines gewiſſen Rollen-Fachs und er beredete mich, ohne große Mühe, einen Verſuch zu wagen, ob ich nicht in dieſer Laufbahn mein Glück machen könnte. Die erſte Probe fiel über Erwartung gut aus.

Nicht, daß ich die mindeſte Anlage gehabt hätte, ein großer Schauſpieler zu werden, denn meine Figur, meine rauhe Stimme, mein Mangel an Kunſt-Kenntniſſen, das Alles hätte mir entgegen ſeyn müſſen; allein, wie geſagt, es gelung. Ich veränderte meinen Namen; der Directeur kündigte mich als einen großen Schauſpieler an; zwey Werbe-Officiers, die in * * * den Ton angaben und denen ich mich, da ich wuſſte, daß ſie Freymaurer von dem nämlichen Syſteme, wie ich, waren, als Bruder zu erkennen gab, applaudierten mir nebſt ihrem Anhange, ſobald ich das erſtemal auf das Theater trat, noch ehe ich ein Wort geredet hatte, und da fand ich denn einen ſo allgemeinen Beyfall, daß Jeder für einen ſchiefen Kopf gegolten haben würde, der es gewagt hätte, mich zu tadeln.

Vier Jahre lang trieb ich dies unglückliche Handwerk, übernahm alle Rollen, die nur vorkamen, ohne Unterſchied, und immer mit gleich gutem Erfolge. Ja! ich machte mich als Ueberſetzer und Prologen-Schreiber bekannt, ließ unter der Hand, wie es Sitte iſt, mein eigenes Lob und Gedichte auf mich in die theatraliſchen

Blätter einrücken, und hätte mich beynahe zulezt ſelbſt für einen wichtigen Mann im Staate angeſehn.

Allein Neid und Cabale und Ungezogenheit, die doch auf dem Theater mehr als ſonſt irgendwo zu Hauſe ſind, verbitterten mir manche Stunde. Als wir nach * * * kamen, fand ich das Publicum zum Vortheil eines Mannes eingenommen, der meine Haupt-Rollen bey der Geſellſchaft, die vor uns dort ſich aufgehalten, geſpielt hatte. Ich misfiel allgemein, bevor ich auftrat, und bey meiner erſten Erſcheinung auf der Bühne wurde ich ausgepfiffen. Hierüber ereiferte ich mich ſo, daß ich am andern Morgen nach Frankfurth am Mayn abreiſte. Die Folgen des Aergers aber zogen mir ein Gallenfieber zu, das mich fünf Monate lang mein Zimmer zu verlaſſen hinderte.

Meine Freunde und Brüder hatten mir Empfehlungs-Schreiben in dieſe Gegenden mitgegeben, auch unter andern einige Briefe nach Frankfurth ſelbſt. Ich ſchickte dieſe, weil ich nicht ausgehn konnte, herum, und wurde freundſchaftlich beſucht und verpflegt. Wieder die Gewohnheit der Schauſpieler hatte ich mir ein wenig Geld zurückgelegt, wovon ich nun zehrete; Weil ich doch aber viel Langeweile hatte; ſo bat ich meine neuen Bekannten, mir Bücher zu leihn, und da laß ich dann fleiſſig, ſo viel es meine kranken Augen erlaubten, ſogar überſetzte ich ein kleines Werk aus dem Franzöſiſchen, wofür ich einiges Honorarium bekam.

Unter den Büchern, die man mir lieh, waren ſehr viel Werke von theoſophiſchem, alchymiſchem und ſonſt myſtiſchem Inhalte. Es war nämlich auf einmal dieſer Ton von geheimen, übernatürlichen Wiſſenſchaften in den mehrſten Syſtemen der Freymaurerey allgemeiner geworden. Anfangs glaubte ich in dieſen Schriften nichts als Unſinn und Widerſprüche zu bemerken; aber nach und nach lernte ich, mich mit Worten bezahlen; ich fand alles äuſſerſt zuſammenhängend, Dunkelheit durch Dunkelheit erklärt, ſyſtematiſchen Nonſens, und brachte es endlich dahin, eine ganze Kettenreyhe ſchiefer Begriffe an einander knüpfen zu können, und den unächten Unſinn vom ächten zu unterſcheiden: Sogar verſuchte ich es, ſelbſt dergleichen zu ſchreiben, und es gelung.

Das Schauſpieler-Leben war mir höchſt verhaſſt geworden; ich nahm daher meinen ehelichen väterlichen Namen wieder an, ſobald meine Geſundheit vollkommen hergeſtellt war, und beſchloß, wo möglich als Schriftſteller, Corrector, Recenſent u. d. gl. mein Brod zu verdienen.

Das erſte Werk, das ich nun ſchrieb, führte den Titel: **„Geheimer Schlüſſel zu der „erhabenen Mythe der Auserwählten „im Mittelpuncte des Morgenlichts.“** Ich ließ viel Kupferſtiche dazu ſtechen; Meine Hieroglyphen waren zum Theil ganz neu; Ich fand dergleichen, wo ſonſt niemand ſie antreffen würde, und auf jedem Leichenſteine der frankfurthiſchen Gottesacker entdeckte ich, unter den gothiſchen Verzierungen, Bilder von der bedeutendſten Wichtigkeit.

Während der Arbeit an dieſem hohen Werke wurden mir alle meine verſchrobenen Ideen ſo klar, ſo aneinander hängend, daß ich mich ſelbſt

dar=

darüber verwunderte, welch' einen Grad von Empfänglichkeit und übernatürlicher Erleuchtung mir der Meiſter im Orient hatte zukommen laſſen. Aber als das Ganze fertig war, und ich es nun noch einmal im Zuſammenhange las; da verblendete der Satan meine Augen, und ich ſelbſt verſtand nicht ein Wort mehr von allem, was ich geſchrieben hatte.

Voll Verzweiflung über dieſe Einwürkung der ſchwarzen, böſen Geiſter, klagte ich meinem Verleger mein Leid; doch kaum hatte ich ausgeredet, als er mir um den Hals fiel und ausrief: „Wie? Ihr Buch iſt ſo erhaben geſchrieben, daß Sie es nun ſelbſt nicht mehr verſtehen? — O! Sie machen mich zum glücklichſten Manne. Es wird um ſo reiſſender abgehn, je weniger man fähig ſeyn wird, den Sinn dieſer höhern Lehren zu faſſen. Hier ſind funfzig Piſtolen! das Manuſcript iſt mein“ — Er riß mir's aus der Hand, gieng, ohne meine Antwort zu erwarten, und mein Werk wurde gedruckt, zweymal neu aufgelegt, und in Nürnberg nachgedruckt.

Was für herrliche Folgen aber dieſe myſtiſche Arbeit für mich haben würde, das ließ ich mir damals gar nicht träumen. Ich hatte nicht meinen Namen davor geſetzt, ſondern mich auf dem Titel, ſtatt Johann Paul Seifenberg, frater Ioannes Paulus a ſancto monte Saponis, genannt. In der Vorrede ſtanden ſeine Anſpielungen auf meinen ehemaligen Stand, als Hofmeiſter bey dem Landrathe und als Schauſpieler, z. B. „Der dem Lande Rath giebt, hat „mir ſeine Kinder zu Zöglingen anvertrauet; „Ich habe mit Mahomed geredet und bin bey „Königen zu Gericht geſeſſen. Ich habe mit „Helden gekämpft und bin unter Bürgern umhergewandelt. Traurigkeit und Fröhlichkeit „habe ich verbreitet und Tauſende haben mich „an einem erhabenen Orte ſtehn geſehn. Ich „ſitze noch jetzt ſehr hoch“ (Ich hatte nämlich ein Dachſtübchen in der Fahrgaſſe gemiethet) „und bin doch nicht hoffärtig. Der Weisheit „Stimme ruft mir: ſchreibe, was Du geſehn „haſt! Schreibe es in ein Buch, und mit funfzig gelben und rothen Pferden wird man dies „Buch von Dir reiſſen.“ (Dies zielte auf die funfzig braunſchweigiſchen Piſtolen, die ich als

Honorarium bekommen hatte) „und jedes Pferd „wird ein Fürſten-Bild zu Dir tragen“ u. ſ. f.

Kaum hatte mein Verleger die erſten hundert Abdrücke von meinem geheimnißvollen Werke abgeſetzt, als von allen Seiten her Exemplare verſchrieben wurden. Der gute Mann war dem Bankerotte nahe geweſen — Dies rettete ihn vom Untergange. Es lieſen aber auch unzähliche Brieſe von Leuten ein, die den Buchhändler inſtändigſt bathen, ihnen doch den Namen des erhabenen Verfaſſers dieſes Products zu verrathen; aber dieſer wurde verſchwiegen.

Schon dachte ich auf eine neue Finanz-Operation ähnlicher Art, als eines Tags mein Verleger eilig zu mir gelaufen kam, und mir meldete, es ſey der Prinz * * * von * * *, der, wie bekannt, ein ſehr eifriger Freymaurer war, in Perſon bey ihm geweſen, und habe ſo dringend verlangt, zu wiſſen, wer den **geheimen Schlüſſel der Auserwählten** geſchrieben, daß er ſich gezwungen geſehn hätte, mich zu entdecken, und nun ſey der Prinz begierig, meine perſönliche Bekanntſchaft zu machen, ja!

er ſey ſo weit gegangen, ſich zu erbiethen, mich in meiner Wohnung zu beſuchen, wenn ich nicht etwa die Herablaſſung haben wollte, zu ihm in den Gaſthof zu kommen.

Ich erſchrack nicht wenig. Indeſſen war nicht gut auszuweichen, und da mein Dachſtübchen nicht eben ſo ausſah, daß ich darinn fremden Prinzen Audienz geben konnte; ſo beſchloß ich, Sr. Durchlaucht. aufzuwarten. Aber wie meine Weisheit vor ihm beſtehn würde, das war eine andre Frage; doch beruhigte mich auch darüber mein erfahrner, gutmüthiger Buchhändler: „Haben Sie ſo ſchreiben können“ ſagte er „daß Sie Sich ſelbſt nicht verſtanden haben; „ſo werden Sie ja auch ſo zu reden wiſſen, daß „Sie ein Andrer nicht verſteht. Und da, wie „Ihnen nicht unbekannt ſeyn wird, die Prinzen „ſelten tief in irgend ein mühſames wiſſenſchaftliches Fach einzudringen pflegen; ſo werden „Sie es leicht erlangen, daß er glaube, die Schuld „liege an ihm, wenn er den Sinn Ihrer Worte „nicht faſſt. Weil es ſich aber nicht für einen „Fürſtenſohn ſchickt, laut zu geſtehn, daß er etwas nicht wiſſe; ſo wird er ſich am mehrſten

„zu ehren glauben, wenn er Sie öffentlich als „einen großen Weiſen anerkennt, und dann iſt „Ihr Glück in allem Betrachte gemacht. Nur „bitte ich Sie, zu rechter Zeit zu ſchweigen. „Das iſt die große Kunſt, mit welcher mittelmäßige Köpfe es in der Welt ſo weit bringen, „und durch deren Vernachläſſigung die größten „Männer in ihrem Vaterlande ſo wenig gelten, „weil ſie, voll Zuverſicht zu ihrem innern Werthe, ſich ganz zeigen, wie ſie ſind, der Pöbel „aber glaubt, man ſey auch Pöbel, wenn man „ſich nicht ſchämt, zu zeigen, daß man — ein „Menſch iſt.“

Der gute Mann gab mir noch manche nützliche Lehre, die ich nachher ſehr bewährt gefunden habe, und mit dieſen ausgerüſtet, gieng ich getroſten Muths zu meinem Prinzen.

Sr. Durchlaucht. empfingen mich mit einer Art von Verehrung, die ich mit möglichſt ernſthaftem, doch beſcheidenem Anſtande annahm. Ich ſage Dir nichts von dem Inhalte unſrer Geſpräche. Ungeweyhete können davon gar keinen Begriff haben, welch' eine Wonne es iſt, mit einem in höhere — Worte Initiirten von dem Anſchaun unſichtbarer Dinge zu reden, und über unausſprechliche Dinge zu ſprechen. Nur ſo viel kann ich Dir ſagen, daß ich bald gewahrwurde, wie viel dem Prinzen daran gelegen war, ſich und Andre glauben zu machen, er ſey in höhern Wiſſenſchaften erfahren, und wie bereit er ſeyn würde, mich für einen ächten Weiſen anzuerkennen, wenn ich ihm nur die Gefälligkeit erwieſe, ihn auch dafür zu halten. Dieſer ſtillſchweigende Contract war alſo bald geſchloſſen, und legte den Grundſtein zu meinem Glücke, denn noch an dem nämlichen Tage ließ er mir anbiethen, mich in ſeine Dienſte zu nehmen.

Wie bereitwillig ich war, mit dem Prinzen zu reiſen, das kannſt Du, mein lieber Freund! leicht denken. Er hatte eine große Ordens-Canzley, in welcher ich nun angeſtellt wurde, und wobey ich zugleich einen großen Theil ſeiner übrigen Privat-Correſpondenz führen mußte, die aber größtentheils auch auf Freymaurerey hinauslief. Auch war der Palais des Prinzen ein Sammelplatz aller Abentheurer. Goldmacher, Geiſterſeher und Univerſal-Aerzte hatten hier ihre

Herberge, und mir fiel das Amt zu, ſolche Ankömmlinge zu prüfen und ihnen zu zeigen, daß bey uns auch kein leeres Stroh gedroſchen würde. An einem ſolchen Manne hatte es meinem gnädigen Herrn bis itzt gefehlt, und ich darf mich doch wohl rühmen, daß, als ich nach und nach mir die Gabe eigen machte, die Großprahler durch noch größere Prahlerey abzuſchrecken, ich den armen Prinzen von manchem Windbeutel befreyete und ihm manchen Ducaten erſparte.

Mit der Zeit kam indeſſen der gute Herr von ſeinem unmäßigen Hange, nach Schatten zu greifen, ein wenig zurück, beſonders als gewiſſe ernſthafte Staatsgeſchäfte, die ihm aufgetragen wurden, ihm einen edlern und ſichrern Würkungskreis gaben. Da wurde dann die Myſtic nur noch nebenher als Liebhaberey getrieben.

In dieſer Zeit kam mein jetziger Principal, der Miniſter von Kappſtein, nach * * * und muſſte ſich daſelbſt, wegen einer Negociation für ſeinen Hof, einige Monate hindurch aufhalten. Der Herr von Kappſtein war auch einmal Freymaurer geworden, und ſein feiner, durchdringender Blick war bald tief in den Geiſt dieſer Verbindung eingedrungen. Er wurde oft von dem Prinzen ermuntert, ſich in Geſpräche mit ihm darüber einzulaſſen, lehnte dieſe anfangs vorſichtig von ſich ab, nützte aber endlich das ihm bezeugte Zutraun, um den Prinzen ſtufenweiſe von ſeiner Myſteriomanie zu heilen, welches denn auch gut von Statten gieng.

Als der Prinz nicht mehr ſo gänzlich in der Freymaurerey lebte und webte, da fand er freylich auch, daß manche ſeiner Diener ihm entbehrlich waren. Weil er aber zu edel dachte, um ſie auf einmal auſſer Brod zu ſetzen; ſo empfahl er ſie (denn ſo viel blieb ihm noch von der Anhänglichkeit an dem Orden übrig, daß er glaubte, ein Freymaurer ſey zu allen Dingen gut) als Hofmeiſter bey jungen Fürſten, als Räthe, Secretarien u. ſ. f. Mir trug der Miniſter von Kappſtein die Stelle als Privat-Secretair bey ihm an. Der, welcher vor mir dieſen Platz erfüllt hatte, war in herzoglichen Dienſten befördert worden. Der Prinz hatte meinem jetzigen Principale meine Treue, Verſchwiegenheit, Arbeitſamkeit und meine guten Sitten gerühmt, und ſo folgte ich ihm dann vor zwey Jahren hierher, nachdem ich demſelben unter der Hand hatte verſprechen müſſen, hier keine Bude von Myſtic aufzuſchlagen, welches ich gern that, da eigentlich dieſe philoſophiſchen Dünſte nur aus dem Magen in meinen Kopf geſtiegen waren, ſo lange jener leer war.

Der Herr Miniſter iſt ein vortrefflicher und einſichtsvoller Mann. Kann ich ihm nicht durch große Gelehrſamkeit dienen; ſo iſt er doch zufrieden mit meiner Pünctlichkeit und meinem Eifer; auch fällt immer eine Menge von bloß mechaniſchen Sachen vor, zu welchen ich wenigſtens geſchickt genug bin. Hätte er mich in vorigem Jahre mit nach England genommen; ſo hätte ich unerwartet das Vergnügen gehabt, Dich zu ſehn; ich erfuhr es aber gleich, daß er Dich hatte kennen gelernt und nahm mir alſobald vor, Dir einmal ſchriftlich meine immer fortdauernde Hochachtung zu verſichern, indeß mir der Herr von Mildenburg Hofnung macht, daß wir in wenig Monaten die Freude haben ſollen, Dich hier zu umarmen.

Jetzt muß ich Dir noch etwas vertraun, das meine künftigen Ausſichten betrifft. Ich glaube nämlich, daß mein Herr Miniſter die hieſigen Dienſte verlaſſen wird. Es ſind ihm ſchon oft die vortheilhafteſten Anträge vom königlich ****ſchen Hofe gemacht worden; allein er hat ſie immer, aus wahrer Zuneigung zu des Herzogs Durchlaucht, von ſich abgelehnt. Inzwiſchen fehlt es hier doch nicht an manchen kleinen Verdrießlichkeiten, die größtentheils der Herr Geheimerath von Braunfeld erregt, und das ſcheint denn endlich meinen Herrn Principal bewogen zu haben, jene Bedingungen anzunehmen. Ich vermuthe daher, daß er in wenig Wochen hier ſeinen Abſchied fordern wird; Er iſt ſo gnädig geweſen, mir zu verſprechen, mich mit ſich zu nehmen und in der Folge für mich zu ſorgen.

Fürchte indeſſen nicht, mein lieber Doctor! daß die Entfernung des Herrn von Kappſtein auf das Glück Deines Freundes, des Cammerherrn von Mildenburg, Einfluß haben wird! Der würdige Miniſter hat ſich vielmehr bemüht, ihn in der Gunſt des Herzogs recht feſtzuſetzen, und dies mit dem ſichtbarſten Erfolge. Seit dieſer Zeit wird der Herr von Mildenburg auch von dem Geheimenrathe von Braunfeld mit großer Schonung behandelt, und es ſcheint faſt, als wenn dieſer die Abſicht hätte, ihm ſein einziges Fräulein Tochter zur Ehe zu geben. Wenn ich in ſeiner Stelle wäre; ſo lieſſe ich dieſe reiche Parthie nicht entwiſchen; allein ich glaube, daß er, nach ſeinen Grundſätzen, ſehr abgeneigt iſt, ſich darauf einzulaſſen. Faſt fürchte ich, daß ihm das, wenn er nicht bey Zeiten abbricht, großen Verdruß zuziehn kann.

Der Herr von Mildenburg hat die Oberaufſicht über das Fabrik-Weſen bekommen. Es wird ihm auch, wie es heiſſt, der Herr Miniſter die Direction der Cabinets-Güter abtreten. Er iſt immer um den Herzog und ſpielt, mit Einem Worte! ſchon eine glänzende Rolle.

Eine Sache aber, die jedermann hier Gelegenheit zu Geſprächen über ihn giebt, iſt, daß er vor einiger Zeit eine kleine Reiſe gemacht hat, von welcher er des Nachts, begleitet von einem Frauenzimmer, zurückgekommen iſt. Das Frauenzimmer hält ſich nun ſeit dieſer Zeit heimlich in ſeinem Hauſe auf, und das Publicum redet allerley zu ſeinem Nachtheile darüber. Indeſſen muß doch nichts Böſes dahinter ſtecken, denn ich habe zuverläſſig erfahren, daß mein Herr Miniſter, der ſonſt gewiß ein Feind von ſolchen Weiber-Händeln iſt, von der ganzen Sache Beſcheid weiß, (Er hat mir's ſelbſt geſagt) und daß er dieſe Handlung billigt. Ich kann nicht leugnen, daß ich neugierig bin, zu erfahren, wer das Frauenzimmer iſt.

Nim es nicht übel auf, mein theuerſter Freund! daß ich Dich ſo lange mit meinem Geplaudre aufgehalten habe! Allein ich weiß doch, daß Du deiner alten Bekannten nicht vergiſſt, und ich hatte viel nachzuholen. Deinen fernern gütigen und wohlwollenden Geſinnungen empfiehlt ſich angelegentlichſt, Dein ꝛc.

Siebenter Brief.

Von dem Doctor Porr, an Heinrich von Mildenburg.

Dieren, den 10ten Merz 1774.

Ich habe Dir, mein lieber Mildenburg! einen langen Brief, oder vielmehr eine lange Geſetz-Predigt verſprochen, und komme nun, um Wort zu halten. Deine beyden Briefe habe ich hier gefunden und nicht ohne Betrübniß geleſen. Von Grund des Herzens bedaure ich Dich, und wenn ich Dir in dieſem Briefe vielleicht ein Wörtchen ſagen werde, das Dir bitter ſcheinen könnte; ſo ſey überzeugt, daß nicht meine Abſicht iſt, Dich zu kränken, ſondern die Pflicht eines Freundes zu erfüllen, der Dich und ſich zu erniedrigen glauben würde, wenn er ſich zur Schmeicheley herablieſſe.

Du biſt zu beklagen, das fühle ich lebhaft; Du kannſt nun einmal Dich in keine ruhige Gemüths-Verfaſſung ſetzen, und in der That hätte Dein Vater weiſer geredet, wenn er Dir, ſtatt des Gemeinſpruchs: **daß Jeder glücklich ſeyn** müſſe, der immer gut und klug handelte, lieber geſagt hätte: „Mein Sohn! Dein Temperament iſt von der Beſchaffenheit, daß Du nie ganz gut und ganz weiſe handeln, folglich nie dauerhaft glücklich ſeyn wirſt, weil Du ſchwerlich je Deine Leidenſchaften wirſt bemeiſtern lernen.“

Du ſchiebſt, wie die mehrſten Menſchen, die Schuld auf die Vorſehung und das Schickſal, wenn der innere Kampf dieſer Leidenſchaften Dich ſo reizbar gemacht hat; aber Du haſt Unrecht. Hätteſt Du ihnen nicht von je her zu viel Nahrung gegeben; ſo würdeſt Du (denn Du biſt doch nun wohl vier und dreyſſig Jahre alt) Deine Erfahrungen zum wahren Glücke Deines Herzens haben nützen können.

Dein Syſtem über Menſchen und Menſchen-Werth iſt ein trauriges, hoffartsvolles Syſtem. Auſſer Dir und Deinem Freunde Pory alſo (denn ich ſetze voraus, daß Du mir keine Impertinenz haſt ſagen, ſondern auch mich unter die Ausnahmen zählen wöllen) giebt es keine edle Leute mehr in der Welt? — Armer Wicht! glaube mir, es laufen Kerle auf dieſer bunten Erde herum, die hundertmal beſſer ſind, als wir Beyde, wenn auch grade Dir in Deinem, im Grunde noch ſehr unbedeutenden Lebenslaufe, dergleichen nicht in den Wurf gekommen ſeyn ſollten. Wer hieß Dich aber, ſie in den Hoſpitälern der Menſchheit, an Höfen aufſpüren? Und doch auch da würdeſt Du ſie vielleicht gefunden haben, wenn Du ſie unter den Convalescenten und Krankenwärtern geſucht hätteſt.

Glaube mir, wir ſind Alle nicht böſe; wir ſind nur ein bisgen mehr oder weniger närriſch, haben Alle, beſonders bey Monds-Wandelungen, mit allerley Anfällen zu kämpfen. Glücklich iſt Der, welcher ſeine Schwachheit kennt, die lucida intervalla nützt und zu rechter Zeit, wenn ſein Paroxismus kömmt, ſich in ſein Cämmerlein zurückzieht. Die Vorſehung macht ihn dann gern zum Aufſeher über die übrigen Narren und er wird berufen, den fremden Herrſchaften das große Tollhaus zu zeigen. Du machſt es aber, wie der Thor, der ſich darüber ärgerte, daß Einer ſich für Gott den Sohn hielt und ausrief: „das müßte ich doch am beſten wiſſen, „der ich Gott der Vater bin.“

Laß mich Dir anſchaulich zeigen, wie Du eigentlich handelſt! Mit übergroßen Erwartungen von Dir und Andern tratſt Du in die Welt — Wer berechtigte Dich dazu? Und nun, da Du Dich getäuſcht findeſt, willſt Du von allen Uebrigen Deine vorgefaſſte gute Meinung zurücknehmen, auſſer von dem Herrn von Mildenburg nicht! Der bleibt Dir, vor wie nach, der zu großen Dingen berufene, auſſerordentliche Mann, dem niemand gleichkömmt. — Das iſt wahrlich luſtig! Und weil wir eben bey dem Gleichniſſe von Narren waren; ſo ſtelle Dir einen Thoren vor, der ſich für den Kaiſer von China hält; Er wird in das Tollhaus gebracht und verlangt von allen ſeinen Gefährten Verehrung und Huldigung — Man verſpottet ihn, höhnt ihm. Nun wird er ungnädig; Er will die Kerle ſämtlich henken und köpfen laſſen; ſie halten aber nicht ſtill. Statt dann auf den natürlichen Einfall zu kommen, daß er wohl nicht zum Kaiſer berufen ſeyn mögte; läſſt er dieſe Phantaſie nicht fahren, ſondern bleibt immerfort in ſeinen Augen Monarch, theilt Titel, Orden und, wenn er kein Geld hat, Lumpen und Papier-Fetzen, kurz! vermeintliche Wohlthaten an die undankbaren Menſchen aus, verzeyht den Unwürdigen, die keine Verzeyhung verlangen, und glaubt nun groß und conſequent zu handeln.

Siehſt Du, mein Lieber! das iſt Dein Bild! Du glaubſt, die Menſchen verachten zu müſſen, und willſt ihnen doch Gutes thun. Was würde die Würkung davon ſeyn, wenn Du dieſer methodiſchen Narrheit treu bliebeſt? Da Du ſie Alle über einen Kamm ſcheren willſt; ſo würdeſt Du Deine Wohlthaten ohne Wahl an Unwürdige verſchwenden und, da denn doch Deine Kräfte nicht unendlich ſind, vielleicht das ſtille, verſteckte Verdienſt (oder, weil Du an kein Verdienſt glaubſt, das größere Bedürfniß) überſehn, es entbehren, vergebens ſeufzen laſſen, folglich ungerecht handeln. Deine beſſern Gefühle würden in ewigen Wiederſpruch mit dieſem abſcheulichen Syſteme kommen, und dann wäre es ärger mit Dir, als vorher, denn Du würdeſt Deinen Irrthum nicht geſtehn wollen, weil er planmäßig wäre — Der Himmel bewahre Dich davor, daß Du nicht ſyſtematiſch ſchief handelſt; lieber wandle ſo inconſequent fort, als Du bis itzt gethan haſt!

Zum Glücke aber, mein Freund! gehörſt Du zu derjenigen Art von Philoſophen, die alle vier Wochen ein anders Syſtem haben, die nicht ihre Handlungen nach Grundſätzen dirigieren, ſondern ihre Grundſätze hinterher nach ihren verkehrten Handlungen und nach der Grille des Augenblicks umformen. Ja! ſelbſt in dem Lebensplane, den Du mir entwickelt haſt, finde ich Wiederſprüche genug. Die Menſchen ſind Dir nichts werth, und doch ſagſt Du am Ende Deines zweyten Briefs: Du wünſchteſt Deinem Herzen irgend etwas, das es ausfüllte und warm erhielte, zum Beyſpiel **Liebe.** Wie kannſt Du irgend ein lebendiges Geſchöpf **lieben,** wenn Du niemand als Dich ſelbſt **hochachteſt?** O! Du biſt mir doppelt theuer, dieſer Wiederſprüche wegen; ich ſehe daraus, daß Du noch fähig biſt, Intereſſe zu empfinden für die Menſchheit, und ich weiß, daß alles Uebrige nur Geſchwätz aus böſer Laune iſt. Und deswegen eben halte ich es noch für der Mühe werth, Dir darüber zuzureden. Wüſſte ich, daß Du würklich ſo handeln könnteſt, als Du mir ſchreibſt; daß Du keinen Sinn mehr hätteſt für die Freude, einem **guten** Menſchen eine frohe Stunde gemacht zu haben; daß Du daran verzweifelteſt, eine verſchwiſterte Seele zu finden, mit der Du edle, hohe Gefühle theilen könnteſt; daß Du nicht ſelbſt in den Schwachheiten Deiner Brüder verwahrloſte Keime von mannigfaltigen Tugenden fändeſt; daß Du nicht Mitleiden mehr mit dem leidenſchaftlich Verirrten haben, nicht mehr bosheitslos lächeln könnteſt über die Eitelkeit der Thoren; daß Dir Tugend und Wohlthätigkeit nur Metzen wären, in deren Armen Du augenblicklichen Wolluſt-Genuß ſuchteſt, nicht Töchter des Himmels, herabgeſendet, um ein dauerhaft ſeliges Bruderband unter vernünftigen Weſen zu knüpfen; wärſt Du in einem ſolchen Grade Egoiſt geworden, daß Du die Menſchen nicht mehr reſpectirteſt, nur Dir eine Luſt mit ihnen machteſt, und wenn nun Deine Phantaſie, oder irgend eine heftige Leidenſchaft Dich einmal triebe, nicht mehr in der Wohlthätigkeit Freude zu ſuchen, ſondern in dem Misbrauche der Menſchen, und dies denn doch Dem, welcher nur um ſein Selbſt willen handelt, eben ſo erlaubt ſeyn muß, als jenes, wenn man einmal ſeine Mitmenſchen als Hunde betrachtet, die man gelegentlich füttert, gelegentlich prügelt, um auch einmal zu ſehn, wie ſie ſich daben gebehrden — o! ſo wollte ich wahrhaftig meine ſchönen Declamationen nicht an einen ſolchen Unhold verſchwenden. Allein ich bin es überzeugt, Du wirſt noch einſt zurück kommen von dieſer Verirrung.

Alles in der Alltags-Welt iſt Dir zu gemein; Du willſt durchaus eine Hauptrolle ſpielen — Wohl! der Ehrgeiz, ein großer Mann zu ſeyn, iſt löblich, leitet zu edeln Thaten. Aber haſt Du auch wohl ernſtlich darüber nachgedacht, ob Du würklich Beruf haſt, ein ſo großer Mann zu ſeyn, wie viel dazu gehört, und was eigentlich groß ſeyn heiſſt? — Schwerlich haſt Du das! Ein großer Mann, berufen über Andre ſein Haupt zu erheben, Andre zu regieren, zu lenken, muß doch wohl ein Solcher ſeyn, der Meiſter über kleine, niedrige Leidenſchaften iſt; der durch unbedeutende Wiederwärtigkeiten ſich nicht abſchrecken läſſt, Hügel nicht für Berge anſieht; immer die ſicherſten Mittel, zum Zwecke zu gelangen, wählt; über nichtswürdige Wünſche hinaus, Herr über ſeine Launen iſt; ſich nie ſchiefe Wege erlaubt; grade und mit

Würde ſeinen Gang fortgeht und, wenn ihm eine menſchliche Unvorſichtigkeit entwiſcht, erhaben genug denkt, ſich ſelber, nicht Andern die Schuld zu geben; der ſich nicht mehr zutrauet, als er leiſten kann, von Andern nicht mehr fordert, als ſie, ihrer Natur nach, geben können; der die Dinge nicht hintennach, nach den Folgen beurtheilt, ſondern vorher überlegt, ob ſie in ſich ſelbſt gut und eines hohen Geiſtes Aufmerkſamkeit werth ſind. Wahre Größe beruht nicht in Donquixoterie, ſondern in ausdauernder Conſequenz. Dieſe Größe iſt unabhängig von äuſſern Umſtänden, und wer in einer kleinen Hütte das höchſte Ideal von Ordnung und Zweckmäßigkeit einführt (und dazu gehört ſehr viel) der iſt größer, als Der, welcher in einem Königreiche alles über einander zu werfen, den Knabenmuth hat. Aber darum braucht er doch, ſelbſt in dieſer Hütte nicht, der Einzige, nicht der Oberſte zu ſeyn, nicht bemerkt zu werden. Darnach ſtrebt nur kindiſche Eitelkeit. Wo auch der Platz iſt, auf dem man ſteht — nur den Platz, als ein Mann behauptet; ſo hat man unbeſchreiblich viel gethan. Auch da, wo niemand uns belauſcht, wo nur das Weſen gegenwärtig iſt, das Alles erfüllt; auch da alle Kräfte aufzubiethen, ſein Schärflein zur Harmonie des Ganzen beyzutragen, und doch nie ganz mit ſich, mit Andern leicht zufrieden zu ſeyn; ſtrenge gegen das eigene Ich, duldend und nachſichtig gegen die Brüder; nach keinem andern Beyfalle geizig, als nach dem des Gewiſſens; billig; bereit fremden Verdienſten Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen, auch da, wo es das unſrige verdunkelt; und wenn es einmal nicht geht, wie es ſoll, zuerſt die Unterſuchung bey ſeinen eigenen Vernachläſſigungen anzufangen und, ſo lange da noch ein Tüttelchen fehlt, um alles, was Andre verſehn haben, ſich gar nicht zu bekümmern — ich meine, das iſt wahre Größe.

Daß ich Dir das vorerzählen muß, Dir, der Du hundertmal mir ähnliche Dinge geſagt und geſchrieben haſt, nämlich wenn es nicht darauf ankam, darnach zu handeln — deſſen ſchäme ich mich in Deine Seele.

Du glaubſt, ſchwächere Leute, als Du biſt, hätten Dich überliſtigt? — Freund Wildenburg! das iſt nicht wahr. Sie waren ſtärker als Du, weil ſie länger auszudauern die Kraft hatten.

Das iſt aber der Fehler ſo viel guter Menſchen, daß ſie meinen, wenn ſie ſich rechtſchaffener Abſichten bewuſſt ſind; ſo müſſte auch alles auf den erſten Druck losgehn. Der Schalk ſiegt dadurch, daß er Dich ermüdet, und wenn Du endlich muthlos die Arme ſinken läſſeſt, oder es ihm gelingt, Deine Geduld bankerott zu machen, Dich aus dem Gleichgewichte des Gemüths zu bringen, ſo weit, daß Du mit unter einen dummen Streich machſt; ſo fängt ſein Reich an. Und wer hat dann Unrecht gehabt? — Lerne von ihm Beharrlichkeit und Planmäßigkeit, und wende ſie zum Guten an; ſo wird Dein lieber Papa im Grabe noch Freude an Dir erleben.

Doch, da es Dir nicht bloß darauf ankömmt, Dir vorpredigen zu laſſen, wie Du billig ſeyn ſollteſt, ſondern daß ich Dir rathe, wie Du Dir helfen könneſt, weil Du nun einmal ſo und nicht anders biſt; ſo geſtehe ich Dir, daß ich ſelbſt glaube, es wäre gut für Dich, wenn Du jetzt irgend einen berauſchenden Trunk Deinem unmäßigen, verwöhnten Herzen reichen könnteſt. Es geht Dir wohl, wie den Brandtewein-Säufern, die an allen Gliedern zittern und unfähig zu irgend einem Geſchäfte ſind, bevor ſie ihr Schlückchen gemacht haben. Du bedarfſt alſo eines Opiats, weil Du nie ganz nüchtern ſeyn kannſt. Vielleicht fügt ſich's ohne Machinationen von Deiner Seite, daß Du bald bey Deinem Herzoge ein wichtiger Mann im Lande wirſt; Dann iſt ja Dein Ehrgeiz befriedigt, und ich hoffe, Du wirſt keinen Misbrauch von dem Glücke machen, Dich auch mit den Menſchen wieder ausſöhnen, wenn ſie ſo gütig ſind, ſich von Dir regieren zu laſſen. Sollte das aber nicht gehn; ſo rathe ich freylich dazu, irgend eine andre unſchädliche Leidenſchaft in den Gang zu bringen. Verliebe Dich, wenn Du kannſt, in irgend ein gutes Mädchen, oder Weib; aber nim ſie (in ſo fern Du das ändern kannſt) nicht zur Frau, auch nicht zur Maitreſſe, ſonſt hat der Spaß auch bald ein Ende. —

Doch, es kömmt mir ſelber faſt lächerlich vor, daß ich einem Freunde den Wink gebe, wie er auf die unſchädlichſte Art ein Phantaſt ſeyn und bleiben kann; allein wir Aerzte machen es ſo; wo keine gründliche Curen helfen, da verſchreiben wir Palliative.

Nun etwas von mir! Es geht mir gut in Hieres. Die Natur iſt ſchön hier, und ich habe noch Sinn für dieſe Schönheit und für Einfalt, und für das Große und Herrliche, das ſo aus des Schöpfers Hand gekommen iſt, und ſetze wenig Werth auf die eingebildeten großen Dinge, die wir uns ſelbſt ſchaffen, und an deren Flitterglanze wir die Augen ſtumpf blinzen, ſo daß wir hernach das Andre gar nicht mehr ſehen. Die Leute gefallen mir auch; ſie ſind denn eben, wie die Menſchen aller Orten ſind, bis auf Rock, Weſte und Zubehör nach. Und was mir nicht anſteht, darüber lache ich, zum Beyſpiel über den Herrn von Mildenburg; (wenn er mir's nicht zu bunt macht) bin aber übrigens ſein treuer Diener und Freund. ꝛc.

Achter Brief.

Von Heinrich von Mildenburg, an den Paſtor Ehrmann in Birkenthal.

*** den 4ten Sept. 1774.

Es dünkt mich ſo lange Zeit her, mein lieber Herr Paſtor! daß ich nichts von Ihnen gehört habe; Ich muß nothwendig dieſer Pauſe ein Ende machen, und mich einmal nach Ihnen, würdiger Mann! deſſen liebreiches und wohlthätiges Betragen gegen mich gewiß lebenslang meinem Herzen eingeprägt bleiben wird, ſchriftlich erkundigen, muß erfahren, wie es Ihnen und den lieben Ihrigen geht, und wie es in Ihrer Nachbarſchaft ausſieht, und was die artige Demoiſelle Felmer macht, und kurz! ich ſchreibe, um Sie zu bitten, Sie mögen mir doch von Allem, was in Ihrer Gegend ſeit einigen Monaten vorgefallen iſt, in ſo fern es Perſonen von meiner Bekanntſchaft betrifft, bald einige Nachricht gütigſt geben.

Beſonders aber auch erſuche ich Sie, Sich doch genau nach der Familie des Freyherrn von

Raſtitz in Altenwedel zu erkundigen, und mir wo möglich zu ſchreiben, in welchem Verhältniſſe das Freyfräulein mit ihrer Familie ſteht. Ich leugne nicht, daß ich noch immer einen ſehr lebhaften Antheil an dem Schickſale dieſes liebenswürdigen Frauenzimmers nehme, daß es mir oft unruhige Stunden macht, wenn ich bedenke, daß ich doch auf gewiſſe Weiſe Schuld an dem Verdruſſe bin, den ſie von ihren unwürdigen Eltern erlitten hat, und daß ich es nicht vergeſſen kann, ſie in dieſer höchſt unangenehmen Lage verlaſſen zu haben. *) Ich verſichre Sie, wertheſter Herr Paſtor! daß ich ſehr ernſtlich darauf ſinne, ihr Erſatz für dieſen Kummer zu verſchaffen, und ſie aus jener Lage zu reiſſen. Näher darüber erklären kann ich mich noch nicht; allein wenn Sie ſo gütig ſeyn wollen, mir ſo ausführlich und genau als möglich von Allem Auskunft zu geben, was indeß in Altenwedel vorgegangen iſt; ſo werden Sie nicht etwa bloß eine vorwitzige Neugier befriedigen, ſondern vielleicht ein ſehr gutes Werk ſtiften.

Da

---

*) Man ſehe den 7ten Brief, im erſten Theile, Seite 83 bis 91.

Da ich weiß, daß Sie Sich für dasjenige intereſſieren, was mich betrifft; ſo halte ich es für meine Pflicht, Ihnen umſtändlich zu berichten, wie es mir, ſeit der Zeit, da wir nichts von einander gehört haben, gegangen iſt.

Ich ſchrieb Ihnen im Herbſte voriges Jahrs, *) unter welchen vortheilhaften Bedingungen mich der Herr Miniſter von Kappſtein in die hieſigen Dienſte gebracht hatte. Daß mir kurz nachher ein Unfall wiederfahren iſt, den die Nachſtellung des Fürſten von * * * veranlaſſte, das werden Sie wohl auch gehört haben; Seitdem aber iſt mir nichts Wiederwärtiges begegnet. Vielmehr iſt mir's, nicht ohne Beywürkung jenes Wohlthäters, gelungen, mir die Gnade und Zuneigung des Herzogs, meines Herrn, zu erwerben, und ich bin jetzt als Director an die Spitze der Domainen-Cammer geſetzt, wobey ich meinen Hof-Dienſt behalten habe. An Arbeit fehlt es nun nicht; aber darüber, bin ich nicht gewöhnt, mich zu beklagen. Ich bin vielmehr froh, auf dieſe Weiſe meinen Thätigkeitstrieb,

---

*) Man ſehe den 25ſten Brief, im erſten Theile.

trieb, nützlich für Andre, befriedigen zu können, und es ſcheint, als wenn meine Anſtrengung nicht unbemerkt bliebe.

Das Einzige, was mich zuweilen niederſchlägt, iſt, daß ich nicht mehr unter den Augen des würdigen Mannes arbeiten kann, der mir zuerſt dieſe Laufbahn eröfnet hat. Der Herr von Kappſtein hat nämlich ſchon vor einigen Monathen die hieſigen Dienſte gegen die königlich *** ſchen vertauſcht; Doch hat er vorher noch väterlich für mich geſorgt, alles dazu beygetragen, des Herzogs Aufmerkſamkeit auf mich zu lenken, und mir das Directorium des Departements verſchafft, bey welchem er Präſident war.

Kleine Verdrießlichkeiten fallen zwiſchendurch auch wohl vor. Der beleidigte Hochmuth gewiſſer Leute, die gern alles allein ſeyn mögten; der Neid Derer, die mir meines Herrn Gunſt misgönnen; die Unzufriedenheit mancher geringen Menſchen, die, wenn ſie ſich an mich mit unbeſcheidenen Forderungen wenden, nicht Alle befriedigt werden können — das und ähnliche Unannehmlichkeiten muß man ertragen lernen, wenn man nicht ganz den gemeinen Weg gehn will, und der Verdruß, den das erweckt, wird durch einzelne angenehme Scenen und durch die Gelegenheit, manchem Menſchen nützlich zu ſeyn, wieder verſüßt und vergeſſen gemacht. — Nun etwas Neues!

Als ich noch in des Miniſters Hauſe arbeitete, da giengen die wichtigſten Acten, faſt aller Collegien, durch meine Hände. Einſt gerieth ich über ein Paquet, Schulſachen betreffend, in welchem ein Bericht von dem Gerichtshalter in Ehrenfeld an das hieſige Conſiſtorium befindlich war. *) Der Name Stallheim, der darinn vorkam, zog meine Aufmerkſamkeit an ſich. Ich las weiter, und fand, daß meine unglückliche, ihrem pöbelhaften Manne entlaufene Schweſter, ſich in jenem Dorfe niedergelaſſen, und dort, durch ihren romanhaften Plan, junge Mädchen aufzuklären und zu bilden, Aufſehn erregt hatte. Wie begierig ich dieſer Spur,

meine

---

*) Man ſehe den 15ten Brief im erſten Theile: Seite 204.

meine längſt von mir verlohren gegebene, liebe Schweſter wieder zu finden, nachgieng, das können Sie, wertheſter Herr Paſtor! leicht denken. Ich reiſete ſogleich hin nach Ehrenfeld, und fand die Arme noch dort. Nicht ohne Mühe bewog ich ſie, mit mir hierher zu kommen und ſich eine Zeitlang verſteckt in meinem Hauſe aufzuhalten, bis ich ſie erſt vor den Nachſtellungen des Herrn von Stallheim würde ſichergeſtellt haben. Die Sache machte anfangs hier Senſation. Ein Frauenzimmer, das niemand kannte, heimlich in dem Hauſe eines unverheyratheten Mannes, und eines Mannes, auf den ohnehin manches neugierige, ausſpähende Auge gerichtet war; das konnte nicht anders als zu allerley ſonderbaren Urtheilen Anlaß geben. Indeſſen kehrte ich mich daran nicht; doch war ich ſo vorſichtig, den ganzen Zuſammenhang der Geſchichte dem Herrn von Kappſtein zu vertraun.

Ich fand den Gemüths-Zuſtand meiner Schweſter und den Schwung ihres Geiſtes gar nicht ſo, wie ich gewünſcht hätte. Die Hauptſache war nun, mit dem Herren von

Stallheim ein ernſthaftes Wort zu reden, um ſie gegen dieſen ſchlechten Mann ſicher zu ſtellen. Ich reiſete ſelbſt zu ihm und machte ein wenig den Renomiſten. Halb durch Furcht, halb durch Befriedigung ſeines Geizes, brachte ich einen Vergleich zu Stande. Ich opferte den größten Theil des an ſich geringen Vermögens meiner Schweſter auf, ließ es in ſeinen Händen und erlangte dagegen die Verſprechung von ihm, daß er nie wieder darauf beſtehn wollte, ſeine Frau bey ſich zu ſehn. Zu dieſem letzten Puncte war er, ſobald der Artikel wegen des Geldes in Richtigkeit gebracht war, leicht zu bewegen; denn er lebt mit einem gemeinen Weibsbilde ſchon ſeit ſechs Jahren in einer wilden Ehe, iſt dabey faſt täglich betrunken und überhaupt ein niederträchtiger, roher, verächtlicher Menſch.

Gern hätte ich es nun geſehn, wenn meine Schweſter öffentlich bey mir hätte leben und mir mein Hausweſen führen wollen; allein ihre überſpannte Phantaſie war dazu nicht zu ſtimmen. Religiöſe Schwärmerey hat ſich jetzt ihres ganzen Weſens bemeiſtert; Sie drang darauf, den Reſt ihres Lebens in einem Kloſter hinzubringen, und da alle meine Mühe, ihr dieſen Plan auszureden, vergebens war; ſo habe ich ſie endlich vor etwa zehn Wochen zu den Urſulinerinnen nach Meuſchenberg gebracht. Wir bezahlen dort ein billiges Koſtgeld. Bis itzt ſcheint ſie noch ſehr zufrieden von dieſer neuen Lebensart; Geht es nicht gut; ſo kann ſie das Kloſter immer wieder verlaſſen. Sie ſchreibt mir oft, und ihre Briefe ſind, wie man denken kann, in ſchwärmeriſchem Tone geſchrieben.

Meinen Jugend-Freund, den Herrn von Herbrand, von dem ich Ihnen erzählt habe, daß er mich, aus guter Meinung, als ich ihn im Sommer voriges Jahrs in Frankfurth am Mayn antraf, ſeinem Vetter, dem Baron von Raſtitz als Hofmeiſter empfohl, *) dieſen armen Mann habe ich Gelegenheit gehabt aus ſeiner unglücklichen Lage zu reiſſen. Der Herzog hat ihn, auf meine Empfehlung, als Kriegsrath in den Dienſt genommen, und auf dieſe Weiſe habe ich die Pflicht der Dankbarkeit gegen ihn erfüllt. Er iſt in der That geſchickt und, ſo viel

ich

---

*) Man ſehe den 7ten Brief, im erſten Theile, Seite 68.

ich ihn kenne, (Wir haben uns freylich ſeit ſeinen Univerſitäts-Jahren wenig geſehn) ein ehrlicher Mann. Morgen wird er hier ankommen. Er war bis itzt noch in Frankfurth geblieben, und zwar in ſo armſeligen Umſtänden, daß er würklich nicht einmal das Geld zur Reiſe anſchaffen konnte.

Den redlichen Doctor Porr erwarte ich nun auch in künftigem Monate hier. Er iſt ſchon aus Frankreich abgereiſt und ſeit einigen Tagen in Straßburg.

Mein Oheim, von Biedersdorf, hat endlich ſeinen Abſchied genommen und ſich in Neuwied häuslich niedergelaſſen.

Sehen Sie, beſter Herr Paſtor! da haben Sie Nachrichten von mir und Denen, die mir angehören! Mit Sehnſucht erwarte ich dagegen dergleichen von Ihnen und den Ihrigen, denen ich mich herzlich empfehle. Vergeſſen Sie ja nicht, wenn ich bitten darf, mir ausführlich über die Raſtitziſche Familie Antwort zu ſchreiben! Machen Sie mich ſo glücklich, einmal etwas zu Ihrer Zufriedenheit beytragen zu können, und zweifeln nie an der vollkommſten Hochachtung, mit welcher ꝛc.

Neunter Brief.

Von dem Herrn Strunzmann, an Heinrich von Mildenburg. *)

Speier am Rein, den 16ten Sept. 1774.

Hoch-Wolgeborner, Hochgnädiger, inſonders verehrungswürdigſter Kenner unſrer Kunſt!

Sanft rut oft die ächzende Sele des Mindern unter dem Schirm der Groſen — Gelingt es mir auch heut; dan bin ich am waren Zil meiner Wünſche.

Frü

---

*) Den Leſern wird, wie ich hoffe, die Einrückung dieſes comiſchen Stucks und des darauf folgenden Briefs nicht zuwider ſeyn. Sie ſind nach Originalen abgedruckt, bis auf die Namen des Dichters und des Orts nach, die ich verandre. Es iſt ein Briefwechſel, den ich im Jahre 1779 wurklich geführet habe. Die Aufſchrift auf das an mich gerichtete Schreiben war franzöſiſch: a Monſieur, Monſieur; dann mein ſehr incorrect geſchriebener Name; ein Titel, der mir nicht zukam und der Beyſatz: très favorable & rennommé par mérites &c. Man kann dies als eine Epiſode anſehn. Freylich rückt dadurch die Geſchichte meines

Frü als ein junger Künſtler und Teater-Dichter in den Rein-Gegenden mit Beifall die Büne betreten und auch mit den Produkten meiner Feder — Erhabner Gönner! ſchmeichle ich mir zu vil, wen ich glaube Jnen ſind diſe nicht ganz unbekannt gebliben? einiges Lob und Ere erworben zu haben, war für mich Glük und unverdinte Gnade. Aber durch Scheiterung unſrer hochgräflich * * *ſchen Geſellſchaft nebſt einer jungen Gatin und zwei ſer unmündigen Kindern bis hirher nach Narung lechzend in Krankheits-Umſtänden angekettet geweſen zu ſein, war für mich tötend. Nun zum Zil, groſſer Gönner der Kunſt! Zwen rechtſchaffene Männer gaben mir den Rat, mich an Hochdiſelben zu wenden, Jnen beiligende ganz neu von mir

---

nes Helden nicht weiter; allein der comiſche Styl dieſer Briefe tragt vielleicht dazu bey, durch eine nicht unangenehme Mannigfaltigkeit der Schreibart, das Ganze unterhaltender zu machen, und zeigt zugleich, welchen Zudringlichkeiten von allerley Art ein Mann ausgeſetzt iſt, der irgend an einem Hofe entweder wirklich Gewicht hat, oder wenigſtens in dem Rufe ſteht, etwas zu vermögen. Ich habe noch eine große Sammlung ſolcher Briefe.

verfaſte Schauſpile zu überreichen, zu widmen — gut! ich gehorche, und werde nächſtens noch zwei Trauerſpile nachfolgen laſſen — Alein wage ich auch zu küne Dinge? — Nein!

Von dem Werte meiner Arbeiten darf ich nicht ſelbſt Urteil fällen — Leſen Si aber, gnädiger Her! geben diſe Kinder der Noz einem Verleger zur Auferzihung, und was Si mir das für ſchikken wollen — ich neme alles dankbar an.

Die gütige Vorſehung wird mir nicht länger die Hülfe entzihn — das Bedürfnis iſt gros. Schon vor virzen Tagen war ich, da ſich nun mein Reich nicht weiter erſtrekte, genötigt, meine kleine Familie in Aſchaffenburg im Anker bis zur Ranzion zu hinterlaſſen.

Zum erſtenmal meines Lebens iſt alſo meine gehorſamſte Bitte an Euer Gnaden nebſt zwen übrigen erhabenen Männern gerichtet, mir zur Tilgung einer ungewönlichen Narungsſchuld eine huldreiche Unterſtützung zu Hülfe zu kommen, welche Grosmut ich nebſt meiner jungen Schauſpilerin ſtündlich zu befriedigen und bei erhaltenen Kräften zu erwidern bey dem Allwiſſenden angelobe, damit ich vermögend werde, meine Frau anhero bringen zu laſſen.

Der ich mich in Zukunft, nebſt den Meinigen aus allen Kräften beſtreben werde, mich Euer Gnaden Huld und Protekzion würdiger zu machen, als

Euer Gnaden

allergehorſamſt und ewig dankbarſte Familie

Anton Fridrich Strunzmann, geweſener Teatral-Dichter und Mitglid der hochgräflich * * *ſchen Geſellſchaft.

Caroline Sophie Strunzm. née de Bromfeld.

Fr. Erneſte Strunzm. alt 1½ Jar.

Dominique Guſtav Strunzm. alt 10 Wochen.

Zehnter Brief.

Von Heinrich von Mildenburg, an den Herrn Strunzmann.

*** den 24ſten Sept. 1774.

Mein Herr! Ich habe Ihnen mit Vergnügen, zu Rettung Ihrer dürftigen Familie, eine kleine Beyſteuer geſchickt, wie ſie meinen nicht glänzenden Vermögens-Umſtänden angemeſſen war. Daß ich Ihnen dabey Ihre Schauſpiele zurückſendete, ohne mich weiter darüber zu erklären, das ſollten Sie, wie ich hoffte, ſo verſtehn, daß ich mich nicht damit befangen könnte, Ihnen einen Verleger zu verſchaffen, und ſo hatte ich denn Urſache, zu erwarten, daß unſer Briefwechſel geendigt ſeyn würde.

Um deſto unwillkommner, ich geſtehe es, war mir geſtern der Empfang Ihrer beyden Trauerſpiele, *) Ihre dabey wiederholte Zumuthung,

---

*) Der Brief, der dieſe Trauerſpiele begleitete, und der in demſelben Tone, wie der vorige, geſchrieben war, iſt aus dieſer Sammlung weggeblieben.

thung, den Druck dieſer gewaltigen Trauerſpiele zu beſorgen und Ihr Anliegen, Ihnen eine Stelle als Theater-Dichter bey unſerm Hofe auszuwürken.

Ohne eben ein großer Kenner der Bühne zu ſeyn, hat mich eine flüchtige Durchſicht Ihrer Producte überzeugt, daß ſchwerlich ein Buchhändler mir dafür ſo viel Honorarium bezahlen würde, als ſie mich ſchon an Porto gekoſtet haben, da Sie dieſe Paquete jedesmal mit der reitenden Poſt abſenden. Offenherzig geſagt! ich glaube nicht, daß wir Beyden Beruf haben, den Pegaſus zu beſteigen; Laſſen Sie uns alſo lieber dieſſeits des Parnaſſes zu Fuße unſern Weg fortwandeln und auf andre Weiſe uns einen Namen machen! Hätten Sie aber auch würklich Eimerweiſe aus der begeiſternden Quelle getrunken; ſo würde doch hier für Sie nichts zu gewinnen ſeyn; Des Herzogs Durchlaucht bedarf keines Theater-Dichters, weil er kein Theater unterhält.

Ihre fürchterlichen Trauerſpiele will ich Ihnen mit dem Poſtwagen zurückſenden. Das wird mich wieder einen baaren Gulden koſten, wofür ich Ihnen lieber unbeſchriebenes Papier ſchickte, weil das doch zu etwas nützen könnte, wenn ich nicht befürchtete, Sie mögten wieder Theaterſtücke darauf ſchreiben.

Noch einmal! Laſſen Sie uns nun unſre literariſche Verbindung aufheben! kann ich Ihnen aber ſonſt in irgend einer billigen Sache angenehme Dienſte erweiſen; ſo bin ich dazu bereit, und verharre übrigens Ihr :c.

Eilfter Brief.

Von Heinrich von Mildenburg, an den Doctor Porr, in Straßburg.

*** den 4ten October 1774.

Ja! ich leugne es nicht, mein lieber Freund! Dein Lehr- und Strafbrief vom 10ten Merz hat mich ein wenig verſtimmt; Doch iſt das nicht die einzige Urſache meines langen Stillſchweigens geweſen, ſondern vielmehr die Anhäufung meiner Geſchäfte, die jetzt in gleichem Verhältniſſe mit dem für mich ſo ſchmeichelhaften Vertraun meines Herrn zunehmen.

Du wirſt es wohl ſchon wiſſen, mein Beſter! (durch die Briefe des Herrn Seifenberg, der nun mit unſerm lieben Kappſtein von hier gereiſt iſt) daß ich jetzt Cammer-Director bin, und daß alſo mein Wunſch, nicht immer eine ſubalterne Rolle ſpielen zu müſſen, iſt erfüllt worden. Ich bin jetzt zufrieden, und Du ſiehſt doch, daß meine Forderungen weder unbeſcheiden, noch von unmöglicher Art waren. Ich

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-51468-9
KNIGGE, A.F.F.L.VON FN. 0373/030

habe einen großen Würkungskreis vor mir und hoffe, ſo wie ich ihn erfülle, will ich Dir nie Veranlaſſung geben, Dich Deines Freundes zu ſchämen; Ich handle vorſichtig und wie es einen Biedermann ziemt.

Was ich am mehrſten fürchtete, die Feindſchaft und heimliche Verfolgung des Geheimenraths von Braunfeld; auch dieſe Schwierigkeit hat das Schickſal gehoben. Er iſt durch häusliche Wiederwärtigkeit ſo niedergedrückt, daß er gewiß nicht daran denken wird, einen Plan gegen mich anzulegen. Kurz vorher, ehe der Herr von Kappſtein ſeinen Abſchied forderte, bat Braunfeld mich zum Eſſen. Er ſchien ungewöhnlich freundlich; Wir ſpeiſeten in kleiner Geſellſchaft, und er ließ tapfer einſchenken. Nach der Tafel zog er mich allein auf die Seite, ſprach von meiner jetzigen Lage, von der Ungemächlichkeit, als ein einzelner Mann zu leben und:
„daß es in meinen Jahren doch die höchſte Zeit
„ſey, an das Heyrathen zu denken, wenn es
„nicht überhaupt“ fügte er ſpöttiſch hinzu „etwa Ihre Abſicht ſeyn ſollte, ſo wie unſer
„Freund, der Herr Geheimerath von Kappſtein,

,,als ein Hageſtolz zu leben und zu ſterben. Sie ,,ſind ein Mann" fuhr er mit pöbelhafter Vertraulichkeit fort, ,,dem kein vernünftiger Vater ,,ſeine Tochter verſagen wird" — Ich verneigte mich kalt — ,,Sehen Sie nur" fieng er wieder an ,,Da ſitzt ja ein ganzer Cirkel von Schönen, ,,unter denen Sie die Wahl haben" — Da nun, auſſer einer alten gichtbrüchigen Fedeicommiß-Figur, die man das Fräulein von Eberſtadt nannte, ſodann zweyen verjährten Hofdamen und einer kleinen, unförmlichen Conteſſe, die wie ein Trapezium ausſah, kein einziges lediges Frauenzimmer ſich in der Geſellſchaft befand, als das Fräulein von Braunfeld; ſo war in der That dieſer Antrag ziemlich verſtändlich. Ich glaubte daher, beſtimmt antworten zu müſſen: ,,Dieſe Damen" ſagte ich ,,ſind, ſo wie manche ,,andre in der Stadt, aller Ehren werth, ſind ,,ſehr liebenswürdig; Ich habe aber, meinem ,,Gefühle nach, Diejenige noch wohl nicht geſehn, von welcher ich glauben könnte, daß ſie ,,mich ältere Bekanntſchaften vergeſſen, und als ,,Gattinn mich glücklich machen würde. Ehe ,,ich davon überzeugt bin, werde ich mich in der ,,Wahl nicht übereilen, und ſollte ich darüber

„ein Greis werden.“ Da dieſe abſchlägige Antwort nicht weniger deutlich war, als der Antrag; ſo brach der Herr von Braunfeld, mit ziemlich unfreundlicher Mine, das Geſpräch ab, und die Geſellſchaft gieng bald nachher aus einander.

In der That war ich unruhig wegen der Folgen, die dieſe Scene haben würde. Zwar hatte ich Urſache, mich ſchon ziemlich feſt in der Gunſt des Herzogs zu ſchätzen, ſo daß ich eben nicht die offenbare Verfolgung des Herrn Geheimenraths befürchten dürfte; allein jedermann hat doch eine Parthey vor und gegen ſich, und ich konnte mich immer auf kleine Neckereyen gefaſſt machen. Ein neuer Auftritt aber in des Herrn von Braunfeld Hauſe ließ jede Beſorgniß von der Art unnütz werden — Hier iſt die Geſchichte davon!

Das Fräulein von Braunfeld war in ihrer erſten Erziehung ſehr verwahrloſt worden. Nachher hatte man ſie nach Straßburg in Penſion gethan. Dort hatte der Umgang mit jungen franzöſiſchen Offiziers eben nicht ſehr vortheilhaft auf ihre Sittlichkeit gewürkt. Sie hatte viel

Temperament; die Aufſicht über die jungen Mädchen in der Penſions-Anſtalt war nicht die ſtrengſte geweſen, und ſo hinterließ ſie denn, als ſie wieder in das väterliche Haus kam, einen ziemlich zweydeutigen Ruf in Straßburg. Indeſſen rückte ſie in Jahren vor, und ihr Bedürfniß, in den Stand der heiligen Ehe zu treten, wurde immer größer. Das arme mannſüchtige Mädchen machte Plan auf Dieſen und Jenen, endlich auch auf mich, und nie wollte es glücken.

Nun lebte hier ein Kerl, der Stunden in Muſic gab und bey dem auch ſie das Harfenſpielen lernte. Dieſer Menſch war ein reformirter Candidat der Gottesgelahrtheit, der aber nichts gelernt hatte; Dennoch hatte er ſich einmal als Hauslehrer bey einem Edelmanne in einem kleinen Städtchen angeholfen. Dieſer hatte eine Zeitlang eine verheyrathete Verwandtinn im Hauſe, deren Ehemann Offizier und den Sommer hindurch bey ſeinem Regimente war. Der Herr Hauslehrer wurde ſehr genau mit dieſer Dame bekannt, vergaß ſeinen Beruf, durch eignes Beyſpiel die ihm anvertrauete Jugend zur Tugend zu leiten, vergaß die Heiligkeit des Gaſtrechts und des ehelichen Bandes zu reſpectiren, predigte oft ſehr erbaulich über die Keuſchheit, ſchlich aber jede Nacht in die Arme der Dame. Die Sache wurde nicht nur unter den Domeſtiken ruchtbar, ſondern der Schurke rühmte ſich auch dieſes Ehebruchs ſo, daß der Offizier, als er wieder aus ſeiner Garniſon zurückkam, den ganzen Handel erfuhr, ſeine Frau verſtieß und den Herrn Candidaten mit funfzig wohlgezählten Stockſchlägen verſehn ließ, worauf er denn auch aus dem Hauſe des Edelmanns gejagt wurde. Darauf ſtreifte er in der Welt umher, liebelte mit den Töchtern des Landes, verführte die Eine, verſprach der Andern die Ehe, ſchweifte mit einer Dritten aus, und zog endlich hierher, wo er ein dickes Buch, voll herrlicher Grundſätze über Ehe-Glück und über alles, was dem Menſchenfreunde und Chriſten heilig iſt, ſchrieb, und dies Product mit der demüthigſten, niederträchtigſten Schmeicheley dem Herrn von Braunfeld widmete. Es enthielt aber zuſammengeſchmiertes Zeug aus andern Werken, fand wenig Abgang, und der Buchhändler wollte ſich nicht darauf einlaſſen, einen zweyten Theil davon in Verlag zu nehmen. Da auf dieſe Weiſe des Herrn Candidaten ſchriftſtelleriſche Laufbahn auch zu Ende war; ſo ergriff er einen andern Nahrungs-Zweig und wurde Muſic-Meiſter. Er ſuchte vorzüglich die Gelegenheit, jungen Frauenzimmern Unterweiſung im Harfenſpielen und Singen zu geben. Das Fräulein von Braunfeld, mit deſſen äuſſern Reizen es anfieng bergab zu gehn, wollte ſich Talente erwerben, um dadurch zu glänzen. Sie nahm Stunden bey dem Herrn Bergmann; (ſo hieß der Taugenichts) Sie wurden aber, durch Aenlichkeit ihrer ſanften Triebe, bald ſo vertraut mit einander, daß endlich, vor ein Paar Monaten, das Fräulein die Fortſchritte, die ſie durch ſeine Unterweiſung gemacht hatte, nicht länger unter der Schnürbruſt verbergen konnte.

Ich war, kurz nach der vorhin Dir beſchriebenen Scene in des Geheimenraths Hauſe, zu meinem unwürdigen Schwager gereiſt, um mit ihm einen Vergleich zu ſchlieſſen. Als ich wiederkam, fand ich das Fräulein nicht mehr hier. Sie hatte, wie es ſcheint, anfangs alle erlaubten und unerlaubten Mittel angewendet, ihrer öffentlichen Schande auszuweichen. Allein die Eiferſucht ihres Cammermädchens, das eine von des

Herrn Bergmanns verſprochenen Bräuten war, hatte dem Vater das Geheimniß verrathen, und nebenher noch einem kleinen Cirkel von zwölf bis vierzehn Freundinnen die ganze Sache vertraut. Der arme Geheimerath ſchaffte nun ſeine Tochter ſo heimlich fort, daß niemand als die ganze Stadt etwas von ſeinem häuslichen Schimpfe erfuhr; Der ſchmutzige Herr Muſic-Meiſter wurde zu gleicher Zeit unſichtbar. Es heiſt übrigens, man habe dieſem eine anſehnliche Bedienung in der Pfalz gekauft, wo er ſeinen Namen verändern und das Fräulein heyrathen ſolle. Braunfeld aber iſt durch dies Schickſal auf's Aeuſſerſte gedemüthigt, und behandelt mich auf alle Weiſe mit Schonung und Freundlichkeit.

Nun aber, mein theuerſter Freund! ein ſehr ernſthaftes Wort zur Ueberlegung, meine jetzige Lage betreffend! Ich glaube, daß doch im Grunde der alte Braunfeld Recht hat; Es iſt Zeit, daß ich mich verheyrathe, wenn ich nicht alt und grau darüber werden will. Ich bin nun in den Umſtänden, daß ich eine Frau ernähren kann. Meine Geſchäfte verhindern mich, mein Hausweſen, ſo klein es auch iſt, gehörig zu dirigiren; Eine vernünftige, ſittſame Frau wird mir daß alles beſſer in Ordnung halten. Ich habe keine große Begriffe von der ehelichen Glückſeligkeit, werde alſo meine Erwartungen leicht erfüllt ſeyn können; und es gehört doch nun einmal ſo mit zu den menſchlichen Dingen; ich will alſo auch das mitmachen. Hier iſt kein Mädchen, das mir zu einem braven Hausweibe tüchtig ſcheint — Wird es dich befremden, wenn ich Dir ſage, daß ich zurück an Luiſen in Altenwedel denke? Sie war doch ein gutes Geſchöpf, war meinem Herzen theuer, obgleich ich keine heftige Leidenſchaft für ſie empfand, und das iſt ja auch zum Ehebündniß nicht nöthig. Die arme Seele iſt in einer unglücklichen Lage; Ich werde zum Wohlthäter an ihr, wenn ich ſie dieſer Lage entreiſſe — Ja! ich bin ihr auf gewiſſe Weiſe dieſen Erſatz ſchuldig, für den ſchweren Kummer, den ſie meinetwegen gehabt hat. An Pracht und übertriebenen Putz iſt ſie nicht gewöhnt; Ihr Vermögen kann dennoch nicht ganz unbeträchtlich ſeyn und Ihr Character iſt ſanft. Freylich aber zähle ich nun einmal auf kein vollkommnes Glück in der Welt, weiß, daß alles Lumperey bleibt. Ueberhaupt iſt es mit der Ehe ſo ein Wageſtück. Verträglich bin ich; Meine Geſchäfte werden mich abhalten, meine Frau ſo immer vom Morgen bis zum Abend zu ſehn, daß ich Ihrer müde werden könnte. Kurz! ich glaube, ich kann es darauf wagen — Aber, werden die Eltern ſie mir auch geben? Daran zweifle ich faſt nicht. Ganz anders iſt meine Lage jetzt, als damals, und die Frau Mutter wird ſich für den mislungenen Plan auf meine Wenigkeit gewiß längſt entſchädigt und ihren Groll gegen mich aufgegeben haben. Freylich iſt es nicht angenehm, Schwiegereltern zu haben, die man nicht hochſchätzen kann; Allein was iſt am Ende daran gelegen? Wir werden uns vielleicht alle drey bis vier Jahre einmal ſehn. Vorerſt habe ich an den Paſtor Ehrmann geſchrieben, um zu erfahren, wie es in Altenwedel ausſieht, und dann will ich überlegen, wie das Ding anzufangen iſt. Sage mir indeſſen doch offenherzig Deine Meinung über dieſen Plan!

Von dem Herrn von der Hart habe ich kürzlich wieder aus America Briefe bekommen. Es geht ihm leidlich wohl; Große Schätze zu gewinnen wird er, wie es ſcheint, dort nicht

Gelegenheit haben; doch hofft er bald ſo viel zuſammen zu ſcharren, daß er eingeſchränkt, aber anſtändig, in Teutſchland leben könnte. Dieſen Zeitpunct erwartet er ſehnlich, um nach Europa zurückzukehren, denn eigentlich gefällt es ihm doch in jenem Welttheile nicht ſonderlich. Ich glaube, daß ihm ſeine alte Liebe zu Carolinen Felmer noch ſehr im Kopfe, oder vielmehr im Herzen ſteckt; denn er bittet mich in jedem Briefe, Kundſchaft von derſelben einzuziehn. *) Da es gar keinen Nutzen ſtiften, ſondern ihn vielleicht nur noch unruhiger machen würde, wenn ich ihm ſchriebe, daß ich Carolinen geſehn habe, daß ſie ſich in Engeleben aufhält und noch unverheyrathet iſt; ſo habe ich ihm das verſchwiegen. Auch ihr habe ich, als ſie mir, kurz vor meiner Abreiſe von Birkenthal, die Begebenheiten ihres Lebens erzählte, nicht zu erkennen gegeben, daß mein entflohener Mönch mit ihrem Herrn von der Hart Eine Perſon wäre? Was kann es helfen, bey dieſen Leuten eine Leidenſchaft zu nähren, die zwecklos iſt, da ſie durch

Meere,

---

*) z. B. im 21ſten Briefe des erſten Theils, Seite 300.

Meere, Länder und durch ihre eingeſchränckten Vermögens-Umſtände von einander getrennt werden? Ihm habe ich indeſſen Nachricht von dem Tode ſeiner Frau gegeben, den Caroline von ihrer Schweſter in St. Petersburg erfahren hat. *) Du ſiehſt, mein lieber Perr! daß ich doch die Ruhe der Menſchen reſpectire, wenn gleich ich im Ganzen einen ſchlechten Begriff von ihnen habe — Ich kann es noch nicht vergeſſen, daß Du mein Syſtem ſo tief unter das Deinige herabwürdigſt, und es frägt ſich noch immer, wer von uns Beyden im Grunde das Menſchengeſchlecht mehr verachtet: Du, der Du ſie doch Alle, mehr oder weniger, für Thoren hältſt und über ſie lachſt, oder ich, der ich ihnen die Ehre erweiſe, ſie für böſe anzuerkennen und auf ſie zu ſchimpfen? Du ſpotteſt Ihrer mit kaltem Blute; ich fühle noch heimlich Intereſſe genug für ſie, um mich über ihre Tücken zu ereifern. Dadurch will ich nun freylich nicht ſagen, daß meine Erbitterung immer vollkommen gerecht wäre; aber doch ſo viel, daß der Teufel nichts dabey einbüßen würde, wenn ich mich zu Deinem Glauben bekehrte.

---

*) Siehe den 22ſten Brief im erſten Theile.

Nicht wahr, beſter Freund! in höchſtens drey Wochen werde ich die Freude haben, Dich hier zu umarmen? Und wie wäre es denn, mein Lieber! wenn Du Dich auf einen Vorſchlag einlieſſeſt, künftig immer mit mir an einem Orte zu leben? Es würde mich zwar übel kleiden, wenn ich die Unbeſcheidenheit begehn wollte, mich als den Protector eines Mannes aufzuwerſen, dem ich ſo viel zu verdanken habe, und dem ſeine Geſchicklichkeit und Klugheit aller Orten das beſte Loos zuſichern kann; allein das wirſt du mir doch nicht verdenken können, daß das Gefühl, wie viel ich Dir ſchuldig bin, mich treibt, wo möglich mein Schärflein zu Deiner Zufriedenheit anzulegen! Höre alſo nur meinen Plan: Der Leibmedicus des Herzogs iſt ein ſehr alter Mann; Schon längſt, und ſeit kurzer Zeit öfter als ſonſt, iſt davon geredet worden, ihn in Penſion zu ſetzen und einen andern geſchickten Arzt hierher zu berufen, welcher vorerſt einen mäßigen Gehalt und in der Folge die Stelle jenes Greiſes bekommen ſollte. Hätteſt Du nicht Luſt, dieſer Arzt zu ſeyn? Gieb mir Einen Wink und ich ſchmeichle mich, das Ding ſo einleiten zu können, daß man Dir auf die ehrenvollſte

Weiſe den Antrag thue. Aber antworte mir bald hierauf, mein Beſter! damit ich alles vorbereiten könne, ehe Du hierherkömmſt! Dein Zimmer in meinem kleinen Hauſe findeſt Du übrigens in jedem Falle bereit; ich hoffe, Du wirſt es nicht verſchmähn und bald durch Deine Gegenwart beglücken, Deinen ꝛc.

Nachſchrift.

Der Herr von Herbrand iſt nun hier, ſcheint zufrieden von ſeiner Lage, wie man es denn auch von ihm iſt. Er lebt aber ziemlich einſam, arbeitet fleiſſig, und wir ſehen uns ſelten.

Zwölfter Brief.

Von dem Paſtor Ehrmann, an Heinrich von Mildenburg.

Birkenthal, den 1ſten October 1774.

Ew. Hochwohlgebohren gewogene Zuſchrift und die Nachricht von Dero, Gott ſey Dank! vortheilhaften Lage, hat mir und meiner Frau, die ſich ehrerbiethigſt empfiehlt, ein ausnehmendes Vergnügen erweckt. Sie ſind, mein ſehr werther Herr Cammerherr! gar zu gütig, indem Sie Sich noch der kleinen unbeträchtlichen häuslichen Dienſte zu erinnern belieben, die Denenſelben nach Chriſten-Pflicht zu leiſten, wir ſo glücklich geweſen ſind. Die nähere Bekanntſchaft eines ſo würdigen Cavaliers hat uns hinlänglich dafür belohnt, und wir werden es uns immer zur Ehre rechnen, uns der Fortdauer der Wohlgewogenheit Ew. Hochwohlgebohren würdiger zu machen.

Was die Neuigkeiten aus hieſiger Gegend betrifft; ſo will ich, nach meiner Wenigkeit, ſo viel an mir iſt, ſehr gern damit aufwarten. Zu Altenwedel iſt alles auf dem vorigen Fuße. Die Herrſchaft macht der lieben jungen Baroneſſe das Leben ſehr ſauer. Kürzlich haben ſie dieſelbe zu einer Heyrath mit einem höchſt ungeſitteten Herrn von Adel, der in der Nachbarſchaft wohnt, zwingen wollen. Das Freyfräulein hat ſich dieſer Verbindung ſtandhaft entgegengeſetzt, wird aber nun dafür um deſto ſchlimmer behandelt; denn es ſcheint in Wahrheit, als wenn die Eltern ſie gern aus dem Hauſe haben mögten. Die beyden jungen Herrn ſind dieſen Michälis nach Halle auf das Pädagogium geſchickt worden.

Von Engeleben habe nicht die beſten Nachrichten zu ertheilen. Die gute Frau Räthinn Homann iſt ein wenig in ihren häuslichen Umſtänden zurückgekommen. Die gute Frau war von Jugend auf eine wahre Kreuzträgerinn. Ihr verſtorbener Eheherr ſtand bey dem vorigen Herzoge von Zweybrücken in Dienſten und iſt, wie ich vernehme, kein Mann von den beſten Sitten, noch von verträglicher Gemüthsart geweſen. Er hat die gute Frau Räthinn nicht ſehr liebreich behandelt und ſoll ſich dabey mancher Unrichtigkeiten in den ihm anvertraueten Geſchäften ſchuldig gemacht haben. Sein Haushalt wurde nach ſeinem Tode in Unterſuchung genommen, aber, wie es denn mit den Herrn Rechtsgelehrten geht, die Sache ein wenig in die Länge gezogen. Unterdeſſen genoß doch die Witwe die Zinſen von den im Zweybrückſchen ſtehenden, übrigens mit Arreſt belegten Capitalien, wovon ſie, da ihre einzige Tochter geſtorben war, als ein einzelnes Frauenzimmer, gemächlich leben konnte. Indeſſen iſt nun, unter des jetzigen Herzogs Regierung, die Unterſuchung beſchleunigt worden, und kürzlich ſo ſehr zu ihrem Nachtheile ausgefallen, daß das ganze dortige Vermögen confiſciert worden, und ſie von den Intereſſen eines geringen, ihr ſelbſt zuſtändigen Capitals leben muß. Es iſt freylich wohl traurig, wenn auf dieſe Weiſe der Unſchuldige fremde Vergehungen büßt; aber ungerechtes Gut gedeyet nun einmal nicht, und wir ſollen ja auch an dieſe vergänglichen Schätze unſer Herz nicht hängen.

Der Demoiſelle Felmer Lage iſt durch den Verfall der Glücks-Umſtände ihrer Wohlthäterinn auch verſchlimmert worden. Ich wünſchte, ſie ertrüge dieſe Wiederwärtigkeit mit eben ſo viel Ergebung in den göttlichen Willen, als die Frau Räthinn, und wüßte überhaupt in jedem Zuſtande, in welchen die Vorſehung ſie ſetzt, immer mit Mäßigung und Vernunft zu handeln; muß aber geſtehn, daß das nicht der Fall iſt. Die Frau Räthinn Homann iſt eine Dame von ſehr ſanftem und edelm Character. Als daher das junge Frauenzimmer zu ihr in das Haus zog; da ſchränkte ſie daſſelbe auf keine Art ein, ſondern ließ ſie an allen Vergnügungen Theil nehmen und überhaupt vollkommen nach ihrem eigenen Sinne leben, um ihr zu zeigen, daß ſie, als Wohlthäterinn, ſich nicht große Vorrechte anmaßen, ihr nicht beſchwerliche Verbindlichkeiten auflegen wollte. Allein, wie ich höre, ſo hat die Demoiſelle dieſe Freyheit bald ein wenig zu weit ausgedehnt, und ſich um ihre ältere Freundinn faſt gar nicht bekümmert. Dies und ihr täglicher Umgang in des Amtsvogt Umbachs Hauſe iſt ihr von Vielen verdacht worden, hat Gelegenheit zu nachtheiligen Gerüchten auf Unkoſten ihres Rufs gegeben, und obgleich ich nun wohl weiß, daß in kleinen Städten dergleichen

Geſchwätze leicht entſtehen; ſo bin doch zugleich überzeugt, daß ein junges Frauenzimmer immer daran Schuld iſt, wenn man nachtheilig von ſeiner Aufführung urtheilt. Wenigſtens verſahe Dieſe es darinn, daß ſie, durch ihren hervorgeſuchten Anputz und durch gezierte Manieren, theils den Neid andrer jungen Perſonen ihres Geſchlechts, theils die Aufmerkſamkeit der Mannsperſonen gleichſam aufforderte, welches man, meiner Einſicht nach, am wenigſten thun ſollte, wenn man arm iſt. Als nun die Zerrüttung der Vermögens-Umſtände unſrer Frau Räthinn bekannt wurde, da zeigte ſich offenbar, wie wenig wahre Freunde die Demoiſelle Felmer ſich erworben hatte. Ihrer würdigen Pflegemutter wurde, vor wie nach, von jedermann mit Ehrerbietung begegnet; ſie hingegen muſste ſich zuweilen durch ein Naſerümpfen und manche unbeſcheidene Frage: „was ſie nun künftig beginnen wolle?" gedemüthigt ſehn. Hierüber wurde ſie ſehr empfindlich, und weil ſie ſelten die Mittelſtraße zu wählen weiß; ſo fieng ſie nun an, mit der ganzen Welt zu maulen und alle Geſellſchaft zu fliehn. Im Hauſe aber war ſie auch ſo böſer Laune, daß ſie ihrer Wohlthätezin das Leben doppelt ſauer machte. Sehr vergnügt im Mittelſtande könnte ſie leben, wenn ſie, da der Frau Räthinn noch immer ſo viel übrig bleibt, um die Ausgaben eines eingeſchränkten Haushalts zu beſtreiten, mit ihrer Hände Arbeit, worinn ſie ſehr geſchickt iſt, ſich ſo viel erwürbe, um davon den geringen Aufwand einer anſtändigen, einfachen Kleidung zu beſtreiten. Das würde ihr gewiß keine Schande machen, und ich habe es für Pflicht gehalten, ihr geſtern in einem freundſchaftlichen Briefe deswegen einige wohlgemeinte Vorſchläge zu thun. Offenherzig geſagt; ſo glaube ich, ihr wäre am beſten geholfen, wenn ſie glücklich verheyrathet würde. Das männliche Geſchlecht iſt ihr würklich nicht gleichgültig, und ihre böſe, veränderliche Laune kömmt wohl größtentheils mit daher, daß ſie fürchtet, ledig bleiben zu müſſen, wozu ſich vielleicht ein bisgen Sinnlichkeit geſellt. Allein auch dieſen ſehr natürlichen Wunſch ihres Herzens, nach einem ehelichen Leben, würde ſie wohl am eheſten erfüllt ſehn, wenn ſie, durch ein völlig untadelhaftes und einfaches Betragen, ſich allgemeine Achtung gewönne. Die Vorſehung läſſt das wahre Verdienſt nie unbelohnt, und ich habe ſchon oft bemerkt, daß arme, aber tugendhafte, häusliche Frauenzimmer, und lebten ſie auch in dem entfernteſten Winkel, ſelten als alte Jungfern verkümmerten, da hingegen Die, welche ſich gleichſam auf dem Markte der großen Welt feilbothen, eine Menge Liebhaber, aber keinen Ehemann fanden. Der Allwiſſende lenkt alles zum Guten und vergiſſt keines ſeiner Geſchöpfe, giebt Jedem, was ihm dienlich iſt.

Ew. Hochwohlgebohren haben ja ſelbſt die Erfahrung gemacht. Als Sie mit Gewalt den Gipfel des nichtigen Glücks ereilen wollten; da wurden Sie das Opfer Ihrer Feinde, und als Sie in der Hütte eines armen Landpredigers, mit einem ruhigen, in die Fügungen des Höchſten ergebenen Herzen, umherwandelten; da klopfte ein geſendeter Bothe an unſer Fenſter und brachte Ihnen den Ruf zu einer höhern Beſtimmung.

Gott gebe Ihnen, mein gnädiger Herr! ferner Freude, Segen und Glauben an ſeine Vatertreue! Ich unterzeichne mich, mit hochachtungsvoller Verehrung ꝛc.

Dreyzehnter Brief.

Von den Doctor Porr, an Heinrich von Mildenburg.

Maynz, den 20ſten October 1774.

Ich fange billiger Weiſe, mein lieber Freund! mit dem herzlichſten Danke für Deine gute Abſicht, in Anſehung eines Etabliſſements für mich, meinen heutigen Brief an. Glaube mir's, ich betrachte dieſen Antrag von der rechten Seite, und fühle ganz den Werth Deiner Sorgfalt für mich; allein die Sache iſt nichts für Deinen unterthänigen Diener — Nein, mein Kind! zum Leib-Medicus haben mich die Götter gar nicht geſchaffen. Ich habe zwar keine überſpannte Begriffe von Freyheit; aber mit meiner Kunſt der Sclave der Unmäßigkeit des Hofgeſindels zu ſeyn — Dazu kann ich mich nicht entſchlieſſen. Den Großen der Erde des Morgens aufzuwarten und nachzufragen, ob ſie meiner Wiſſenſchaft bedürfen, um das wieder gut zu machen, was ſie durch Praſſen und Schmauſen, durch unnatürliche Lebensart und blinde Nachſicht gegen ihre Leidenſchaften verdorben haben; das nenne ich die edle Arzeneykunſt entheiligen. Dem Fürſten keine andre Diät verordnen zu dürfen, als die mit ſeiner Lüſternheit in Harmonie zu ſetzen iſt; den ſüßen Herrn mit bittern Arzeneyen zu verſchonen; mir vorſchreiben laſſen zu müſſen, in wie viel Tagen ich eine Krankheit heilen ſoll, damit das Carnaval oder die Zeit, wenn die friſchen Seefiſche ankommen, nicht verſäumt werde; dem vornehmen Tagdiebe, zu Beſchönigung ſeines Müßiggangs, für jedes Jahr eine unnütze Brunnen-Cur, oder eine Reiſe in das Bad, deſſen er nicht bedarf, anzuempfehlen; den alten Weibern die Stadt-Neuigkeiten zuzutragen; auf Erfordern ein mediciniſches Gutachten auszuſtellen, worinn bewieſen wird, daß man, zum beſten der Geſundheit Seiner Durchlaucht, ihm eine Maitreſſe verſchreiben müſſe; den entnervten Wollüſtling mit ſo genannten ſtärkenden Mitteln geſchwinder aufzureiben, damit er einen Augenblick vergeſſen könne, daß er im Grunde beſſer in ein Hoſpital, als in den Cirkel geſunder, handfeſter Menſchen paſſt; von jedem Windbeutel meine Curen recenſieren zu laſſen; jedem Schwätzer Rechenſchaft von meinen Vorſchriften zu geben, deren Grund er nicht einſehn kann, ihm meine Recepte zu überſetzen, mit ihm von meiner Kunſt zu reden; durch Schmeicheley und Ranke mich unter meinen hungrigen Amtsbrüdern hervorzudrängen, um in der Häuſern reicher Ardelionen der privilegierte Giftmiſcher und Spaßmacher zu werden, und am Neujahrs-Tage eine Silberflotte in meinen Corſaren-Hafen einlaufen zu ſehn — Herr Bruder Cammer-Director! dazu iſt der Doctor Porr durchaus nicht geſtimmt. Zudem habe ich mir einen Lebensplan entworfen, deſſen Ausführung mich, wie ich hoffe, glücklich und vergnügt machen ſoll, und den ich Dir hier mittheilen will.

Du weiſſt es, ich habe einiges Vermögen und bin ein einzelner Mann. Mein Engländer hat mir auch meine ihm geleiſteten Dienſte auf eine ſo großmüthige Art belohnt, daß, wenn ich nicht überzeugt wäre, daß es Pflicht iſt, für Andre zu leben und im Schweiſſe ſeines Angeſichts ſein Brod zu eſſen, ich vielleicht alle Praxis aufgeben und mich mit der kleinen Summe behelfen würde, die ich als Zinſen jährlich einzunehmen habe; eine Summe, die, wenn ſie freylich nicht beträchtlich iſt, doch hinreicht, mäßige Bedürfniſſe zu befriedigen.

Meine Abſicht iſt aber, zurück in meine Vaterſtadt, nach Hamburg zu gehn, und mich da feſtzuſetzen. Dort will ich nicht ängſtlich ſuchen, als praktiſcher Arzt in großen Ruf zu kommen, beſonders will ich mich nicht in die Häuſer der Reichen drängen. Wenn aber irgendwo ein dürftiger Vater, von deſſen Leben die Erhaltung einer ohne ihn verlaſſenen Familie abhängt, eines Arztes bedarf, und die fetten Söhne Aeſculaps, die nur dann ſich von ihrem weichen Polſter erheben, wenn die vergoldete Kutſche eines vornehmen Praſſers ſie zu ſicherm Gewinſte abholt; wenn dieſe dem Armen ſagen laſſen: „Sie hätten nicht Zeit, zu ihm zu kommen; „hätten mit auswärtigen Conſultationen zu viel „zu thun; das Wetter ſey zu ſchlecht; es ſey „Geſellſchaft bey ihnen; er mögte zu einem „jungen Doctor ſchicken, der weniger wichtige „Geſchäfte hätte, oder er mögte Hausmittel gebrauchen“ — Dann will ich in ſeine Hütte kriechen, fünf dunkle Treppen hoch ſteigen und alle Kräfte meiner Kunſt aufbiethen, um dem troſtloſen Weibe und den darbenden Kindern ihre einzige Stütze wieder zu ſchenken, und es ſoll mich freuen, wenn der Spötter mich den Bettler-Arzt nennt, indeß der arme Tagelöhner ſeinem Nachbar zuruft: „Sieh! da geht „der gute Doctor Porr hin, der mir im vorigen Jahre das Leben gerettet hat!“

Die Muße aber, die ich finde, werde ich anwenden, über einige noch ſehr verwahrloſete Zweige der Arzeneykunde nachzudenken, und vielleicht etwas zu ſchreiben. Ich habe in England die neuern Methoden verſchiedener erfahrnen Männer, habe in Frankreich die Verfahrungsarten der dortigen Aerzte ſtudiert, und allerley geſammelt, womit ich vielleicht meinen Landesleuten nützlich werden kann.

Da ich auf dieſe Weiſe weniger an einen gewiſſen Ort gebunden ſeyn werde; ſo kann ich Dich, mein lieber Freund! oft beſuchen und zuweilen einen ganzen Winter bey Dir zubringen, wenn Du mir ein Cämmerchen einräumſt, in welchem ich ungeſtöhrt nach meinem Sinne wirthſchaften kann. Sollteſt Du krank werden; ſo komme ich zu Dir und befördre Dich, eben ſo methodiſch in den ewigen Freuden-Saal, als ein Andrer. Uebrigens danke ich Dir nochmals für Deinen guten Wille und werde dies bald weitläuftiger mündlich thun, denn ich denke den Letzten dieſes Monats bey Dir zu ſeyn. Schon bin ich, wie Du ſiehſt, auf der Reiſe, und halte mich an jedem Orte nur ein Paar Tage auf, um alte Bekanntſchaften zu erneuern, neue zu machen und hie und da das Merkwürdige in den Städten, die ich noch nicht beſucht habe, zu ſehn.

Ich liebe die Rhein-Gegenden ſehr. Die Schönheit der Natur, die hier weit und breit im vollſten Glanze erſcheint, erheitert das Herz und ſtimmt uns zur Freude, zum Witze und zur Geſelligkeit. Auch ſind die Eingebohrnen dieſer Provinzen nicht halb ſo ſchwerfällig, verſchloſſen, ernſthaft, phlegmatiſch, zurückhaltend, als in Niederſachſen. Ein Fremder wird hier mit zuvorkommender Güte und Freundlichkeit aufgenommen; Man beeifert ſich, ihm Unterhaltung zu verſchaffen; Er wird leicht bekannt und vertrauet, wenn er ſonſt kein hölzerner, ungeſchliffener, oder hochmüthiger Menſch iſt.

Auch ſtößt man ſich gar nicht daran, wenn er in Kleidung und Manieren ſich auszeichnet. Im Gegentheile! Man liebt ſolche Neuheit, ſolche Verſchiedenheiten und iſt gewöhnt, fremde Sitten zu ſehn, weil eine ſo große Menge von Reiſenden, die aus Frankreich, Italien und der Schweiz kommen, oder dahingehen, dieſe Gegenden berühren. Auch von den mehrſten Höfen in dieſem Striche von Teutſchland iſt die alte, ſpaniſche Etikette verbannt. In die Gegenden von Niederſachſen hingegen kommen wenig andre Fremde hin, als die aus Norden. Man iſt daher ſo anhänglich an die alten vaterländiſchen Sitten, daß die geringſte Abweichung von dieſen, die man an einem Fremden bemerkt, wiedrige Eindrücke macht, und die Leute zurückſtößt, ſie abhält, ſich mitzutheilen; wozu denn noch das ächte Phlegma und eine Liebe zur Gemächlichkeit und Behaglichkeit kömmt: „Was „geht uns der Fremde an?“ heiſſt es „Herr „Vetter! Wer weiß, was das für ein Kerl iſt! „Er hat ſo einen närriſchen Hut auf — Daß „ich mit Dem herumlaufen ſollte; das laſſe ich „wohl bleiben. Was würde meine Tante ſagen? „Sie würde nicht wiſſen, wie ich an alle Land-

„ſtreicher geriethe. Er hat gar keine Verwandte hier. Warum bleibt er nicht zu Hauſe, „bey den Seinigen?“ — Ich nehme indeſſen doch in manchen Stücken mein liebes Hamburg und auch Lübeck aus — Und ſo rennt denn der Fremde mit ſeinem Mitlakayen durch die Stadt, beſieht die Merkwürdigkeiten, giebt Empfehlungs-Briefe ab, und wird entweder gar nicht angenommen, oder man ſpricht ihn ein Viertelſtündchen und läſſt ihn dann laufen. Er bekömmt nicht Zutritt in Familien-Cirkel; höchſtens bittet man ihn einmal in Geſellſchaft mit Leuten, zu denen er gar nicht paſſt, zu einem ſtummen Gaſtmale, wo von Local-Gegenſtänden, von Dingen geredet wird, die ihm durchaus unintereſſant ſind. Man bekümmert ſich nicht darum, ob er in ſeinem Gaſthofe, bis zur Abend-Stunde, wenn etwa die öffentlichen Vergnügungen angehen, peinliche Langeweile hat — Und auch hier iſt er in der größten Geſellſchaft ſo einſam, wie in einer Wüſte. Auf Bällen tanzt niemand mit ihm, wenn er nicht ein halbes Dutzend Couſinen dort aufzuweiſen hat. Im Schauſpiele weicht jeder der Veranlaſſung aus, mit ihm zu reden. Und wenn er nun gar das Unglück hat, an einen Mann addreſſiert zu ſeyn, dem ſeine Mitbürger nicht wohlwollen; ſo muß der arme Fremde mit unter dieſem Zwiſte leiden.

So ungeſchmeidig aber, wie dieſe guten Leute zu Hauſe ſind, eben ſo ſteif betragen ſie ſich auch an fremden Oertern. Man kann ſie gar nicht in Bewegung ſetzen. Sie ſtehen da, wie die Bildſäulen — und können ſie irgendwo einen Landsmann faſſen; ſo hängen ſie ſich an Den, und bekümmern ſich wenig um die Andern und um Alles, um deſſentwillen man doch eigentlich die Heymath verläſſt.

Man ſetze dieſem Tadel nicht entgegen, daß mehr dauerhafte, ſolide Freundſchaften in dem nordiſchen, als in dem ſüdlichen Teutſchlande Statt finden, daß man dort feſter auf die Menſchen bauen könne, und daß ſie aufrichtiger, treuer, kraftvoller und origineller ſeyen — Ich bin, zur Ehre meiner Landesleute, ſehr geneigt, dies, ohne nähere Unterſuchung, zuzugeſtehn; allein was bekümmert das den Reiſenden? Der verlangt kein ewiges Band zu ſchlieſſen; Er ſucht nicht Vertraulichkeit, ſondern Geſelligkeit —

Und kann denn nicht beydes mit einander beſtehn? Kann man nicht gaſtfrey, gefällig, zuvorkommend im Umgange, und dennoch vorſichtig und feſt in Knüpfung engerer Bündniſſe ſeyn?

Indeſſen muß ich doch auch einräumen, daß man ſeit einem Jahrzehent *) weniger Urſache hat, über dieſe Dinge zu klagen, ſeitdem die Niederſachſen häufiger reiſen, und durch Verheyrathungen mit Ausländern und Ausländerinnen fremde Sitten kennen und ſchätzen lernen.

Natürlich iſt es; wenn man immer an Einem Orte, in ſeinem Familien-Cirkel lebt, nicht zuweilen in mildern Himmelsſtrichen ſein Blut verdünnt und ſeiner Phantaſie Nahrung giebt; ſo bleibt man eintönig und langweilig geſtimmt. Man legt nie die alten Vorurtheile ab, kömmt nicht weiter, wird nicht geſchliffener, fühlt für nichts

---

*) Ganz gewiß und nun vollends jetzt — Herr Porr ſchrieb 1774 — Jetzt paſſen alle dieſe Schilderungen uberhaupt nicht mehr auf unſre Gegenden. Man iſt in den heutigen Tagen in dem nördlichen Teutſchlande, beſonders hier, äuſſerſt zuvorkommend und duldend gegen Fremde.

nichts Intereſſe, als für das, woran uns langjährige Gewohnheit feſſelt. Man rückt nicht vorwärts in der Cultur und nimt von ausländiſchen Sitten höchſtens nur das an, was der Strom des Luxus und der immer allgemeiner werdenden Corruption, wenn er ſich über unſre Grenzen ergieſſt, ſitzen läſſt. Da lernen dann freylich unſre Weiber und Töchter Roth auflegen und buhlen, und unſre Männer franzöſiſche Weine und Liqueurs trinken; aber die alte Schwerfälligkeit, die Weitſchweifigkeit in Geſchäften, der Hochmuth und Ahnenſtolz, die Rechthaberey, Beſſerungsſucht, Vorliebe vor alles, was einländiſch iſt, der Frau-Baaſen-Ton, der Mangel an Unternehmungsgeiſte, die Furcht, das, was einmal eingeführt iſt, abzuſchaffen, wäre es auch noch ſo elend, der Mangel an feinerer Toleranz — das Alles bleibt, wie es zu weyland Kaiſer Leopolds Zeiten war.

Nun, mein Lieber! nach Vollendung dieſer gelehrten Abhandlung über das Reiſen und dergleichen, ſollte ich billig mit einer andern, nicht minder gelehrten, über das Heyrathen angezogen kommen, um Dein Verlangen zu erfüllen, Dir bey dem Schritte, den Du im Begriffe biſt zu thun, mit meinem weiſen Rathe beyzuſtehn; allein eben darum, weil Du im Begriffe biſt, ihn zu thun, das heiſſt, weil ich es Deinem Briefe anſehe, daß Du, als Du ihn ſchriebſt und mich um Rath fragteſt, ſchon entſchloſſen warſt, was Du thun wollteſt, enthalte ich mich, wie immer in ſolchen Fällen, alles Ab- und Zurathens. Ueberhaupt, beſter Freund! miſche ich mich ſehr ungern in Heyraths-Angelegenheiten. Nur ſo viel, um nicht ganz darüber zu ſchweigen! Wenn Du das Mädchen, mit dem Du Dich verbinden willſt, von Grund aus kennſt, oder, da das eine conditio impoſſibilis iſt, wenn das Glück der Ehe-Lotterie Dir ſo wohlwill, daß Du eine Frau gewinnſt, welche die Kunſt verſteht, Dir lange genug neu zu bleiben und ſich von Dir reſpectiren zu machen; wenn ſie Dich nicht, wie alle übrigen menſchlichen Dinge, bald ennüyirt; wenn es ihr gelingt, Dich dahin zu bringen, daß Du bey ihr eine Ausnahme machſt und nicht, ihrer kleinen Schwachheiten wegen, die ſie doch auch, wie wir andern Erdenklöße, haben wird, blind gegen ihre größern Vorzüge wirſt; ſo kann dieſe Verbindung vielleicht auf einmal Dich ſo glücklich ſtimmen, daß Du anfängſt, des Lebens froh und mit der Welt verſöhnt zu werden — Und das wünſche ich denn von ganzem Herzen — Doch, verſöhnt mit Welt und Menſchen ſcheinſt Du grade jetzt ſchon ſo ziemlich wieder, durch Deine vortheilhafte bürgerliche Lage — Wenn es nur von Dauer iſt!

Uebrigens darf ich Dir's freylich nicht verſchweigen, daß ich meine, es iſt mit den Schwieger-Eltern ein ganz eigener Umſtand, und daß ich doch lieber gute Menſchen als ſchlechte alſo nennen würde, um ſo mehr, da Dieſe ſich ſo gern in die häuslichen Angelegenheiten ihrer Kinder zu miſchen pflegen, welches ich, wenn ich mich noch je entſchlieſſen ſollte, zu heyrathen, nie leiden würde.

So viel über die Sache ſelbſt! Was aber die Art, das Ding anzugreifen und in Altenwedel einen Antrag zu machen, betrifft; ſo behalte ich mir vor, wenn Dir damit gedient ſeyn kann, Dir mündlich meinen Plan zu eröfnen.

Noch ein Wort, über den alten Braunfeld! Traue dem Fuchs nicht! Böſe Menſchen pflegen, wenn ſie unglücklich ſind, äuſſerſt demüthig zu werden; Kaum aber haben ſie ihr Leiden ein wenig verſchmerzt; ſo erwacht um ſo heftiger ihre Bosheit und die Begierde, ſich durch tückiſche Streiche an Andern ſchadlos zu halten. So ungerecht das iſt; ſo bin ich doch überzeugt, Braunfeld wird Dir's nicht verzeyhn, daß Du den Plan, ſeine ausſchweiſende Tochter durch eine Heyrath zu Ehren zu bringen, nicht begünſtigt haſt, und er wird Dich haſſen, als wärſt Du die Urſache ſeines Schimpfs. Ich wünſche indeſſen, daß ich falſch prophezeyn möge.

Jezt aber, denke ich, wird es rechte Zeit ſeyn, dieſen Brief zu ſchlieſſen; Ich thue dies mit den Empfindungen der herzlichſten Freundſchaft, die Dir bald perſönlich an das Herz legen wird, Dein ꝛc.

Vierzehnter Brief.

Von dem Staats-Miniſter von Kappſtein, an den Herrn Cammer-Director und Cammerherrn von Mildenburg.

*** den 30ſten October 1774.

Ueberhäufte Arbeit, die ich hier gehabt habe, um mich zuerſt in meinem Departement zu orientiren, die Geſchäfte ein wenig nach meiner Weiſe zu ordnen und die Subalternen kennen zu lernen, hat mich verhindert, Ew. Hochwohlgebohren früher zu ſchreiben, ſo ſehr mich auch nach einer ſchriftlichen Unterredung mit Ihnen verlangt hat. Ich verſichre Sie, daß ich Sie hier ſehr vermiſſe; Der gute Seifenberg kömmt mir zwar, ſo viel er kann, zu Hülfe; aber verlaſſen kann ich mich doch nicht gänzlich auf ihn, und es ſind der Dinge hier zu viel, beſonders vorerſt, bis alles ſeinen angewieſenen Gang geht. Ihre leichte, und doch gründliche Art zu arbeiten und den Hauptpunct, worauf es ankam, klar und kurz darzuſtellen, hat mir meine Mühe in der letzten Zeit ſehr erleichtert. Das iſt kein Compliment, mein lieber Herr von Mildenburg! ſondern die reine Wahrheit, und ich glaube, wir würden uns immer wohl zuſammen vertragen haben. Indeſſen ſind Sie nun in einer Laufbahn, die Sie ohne Ungerechtigkeit gegen Sich und Andre nicht verlaſſen dürfen; auch zweifle ich nicht, daß Ihre Geſchicklichkeit und Klugheit Sie bald zu einem noch glänzendern Glücke in derſelben führen werden.

Erlauben Sie nun, mein lieber Herr Cammer-Director! daß ich hier ein Geſpräch ſchriftlich fortſetze, welches ich kurz vor meiner Abreiſe von * * * mündlich mit Ihnen angefangen habe! Sie erinnern Sich deſſen doch noch? Wir redeten von Ihren ehemaligen Schickſalen und von dem Vorſatze, den Sie gefaſſt hätten, die alten Erfahrungen zu nützen, um nie wieder in ſolche Verlegenheiten zu kommen, als worinn Sie vormals gerathen waren. Wir wurden unterbrochen und ich verſprach, Ihnen auch abweſend von Zeit zu Zeit meine Meinung darüber zu eröfnen, und Ihnen mit treuem Rathe beyzuſtehn, wenn Ihnen das nicht unangenehm ſeyn würde. Ich will Wort halten, muß mir aber dabey ausbedingen, daß Sie meine Briefe jedesmal zum Feuer verdammen, ſobald Sie dieſelben geleſen haben; denn ich werde ſehr offenherzig ſchreiben, weil ich ein uneingeſchränktes Zutraun zu Ew. Hochwohlgebohren habe, und dies mich wohl zuweilen verleiten wird, ein wenig über die ſtrenge Vorſichtigkeit hinauszugehn, die ich mir ſonſt bey allen ſchriftlichen Eröfnungen zur Regel geſetzt habe.

Es iſt übrigens nicht meine Abſicht, mir anzumaßen, Ihnen im Allgemeinen Regeln über Ihr Verhalten am Hofe und im Dienſte zu geben. Sie haben genug beobachtet und ſelbſt erlebt, um Sich helfen zu können; allein da ich mit dem Locale und dem Fürſten, dem Sie dienen, bekannter, als Sie, bin; ſo werden Ihnen vielleicht ein Paar Bemerkungen hierüber nicht unwillkommen ſeyn.

Univ. Bibl. München

Es iſt Ihnen, mein wertheſter Herr von Mildenburg! gelungen, dem Herzoge eine wohlverdiente vortheilhafte Meinung von ihrer Geſchicklichkeit und Ihrem Character einzuflößen, und er hat wahre Zuneigung zu Ihnen gefaſſt, da er doch ſonſt in der That nicht leicht für jemand eingenommen wird. Ich wünſche Ihnen Glück dazu; der gute Herr iſt nicht wie die mehrſten Fürſten, welche jedermann nur ſo lange achten, als ſie Seiner bedürfen; nein! er iſt dauerhafter Freundſchaft und Hochſchätzung fähig; allein er hat doch auch, wie jeder andre Menſch, ſeine Eigenheiten, die zwar größtentheils von der edelſten Art ſind, die man aber kennen muß, wenn man alles dasjenige Gute wirken will, was man an ſeiner Seite würken kann.

Was ich eben von ſeiner Empfänglichkeit für Frundſchaft und Wohlwollen geſagt habe, macht, daß er auch, mehr als andre Fürſten, Proben ſehn will, ob Die, welchen er ſeine Gunſt, ſein Zutraun ſchenkt, ihm aus wahrer Zuneigung und aus Verlangen Gutes zu ſtiften, oder nur aus Eigennutz dienen. Die großen Herrn ſind ſo gewöhnt, von Jugend auf von Menſchen umringt zu ſeyn, die ſich mit niedrigen Schmeicheleyen, mit Bereitwilligkeit, ſich zu allem brauchen und misbrauchen zu laſſen, um ſie her drängen, bloß um zeitliche, wahre oder eingebildete Vortheile für ſich zu erringen, daß man es ihnen nicht übel nehmen kann, wenn ſie ihr Mistraun gegen alle Menſchen zuweilen weiter treiben, als ſie ſollten. Das iſt auch bey unſerm Herzoge der Fall, obgleich er aus Delicateſſe dies Mistraun nicht leicht offenbar werden läſſt. Sieht er aber, daß man ihn würklich liebt, daß ſeine Ehre und das Wohl ſeiner Unterthanen uns am Herzen liegen, daß man, wo es einen von dieſen Puncten gilt, auch den Muth hat, vielleicht mit Aufopferung ſeines eigenen Vortheils, beſcheiden zu wiederſprechen; ſo rechnet er das hoch an, und man gewinnt offenbar dadurch in ſeinen Augen. Eben ſo vortheilhafte Eindrücke macht es auch auf ihn, wenn er durch Andre erfährt, daß man beſorgt um ſeine Geſundheit geweſen, wenn ihm irgend eine Gefahr drohete, und das zeigt in der That, wie ſehr er im Grunde ſeines Gemüths ein guter Menſch iſt.

Er fühlt ſich nicht beleidigt durch Wiederſpruch; aber er haſſt Rechthaberey faſt eben ſo ſehr, als niederträchtige Geſchmeidigkeit.

Wer in der Welt hört nicht gern ſich loben? Doch flieht Ihr Herzog die eigentlichen groben

Schmeichler vom Handwerke. Sieht er aber, daß jemand, ohne eben dies an die große Glocke zu ſchlagen, Wohlgefallen an ſeiner Unterhaltung findet, ſeine kleinen Gewohnheiten, Sitten u. d. gl. nachahmt, den Geiſt deſſen, was er ſagt, zu faſſen weiß, doch nicht alſo, daß er jeden ſeiner Ausſprüche als ein Orakel auffange; ſo giebt ihm das eine vortheilhafte Idee von dem Manne. Auch gehört er würklich nicht zu der Claſſe von Fürſten, die leicht durch Bewunderung verderbt werden; ſondern ich habe vielmehr oftmals Gelegenheit gehabt, zu beobachten, daß ein beſcheidenes Lob ſeiner Schritte bey ihm Reſſort zu noch beſſern Thaten geworden iſt, und ich ſelbſt habe dieſe Triebfeder nicht ungenützt gelaſſen.

Es giebt gewiſſe Leute in ***, die freylich von Sr. Durchlaucht als unentbehrlich in ihren Fächern angeſehn werden, (Sie verſtehen vermuthlich wohl, wen ich hauptſächlich meine) die er aber doch im Grunde nicht liebt, weil er fühlt, daß ſie, bloß als Menſchen betrachtet, nicht die öffentliche Achtung verdienen. Auſſer der ſtrengen Beobachtung der übernommenen Pflichten iſt alſo das ſicherſte Mittel, dauerhaft von ihm hochgeſchätzt zu werden, wenn man auch in ſeinem Privatleben immer conſequent handelt. Die Meinung des Volks von einem ſeiner Diener hat daher mehr Einfluß auf ihn, als er ſich merken läſſt. Ich glaube, man kann dies an einem Fürſten nicht tadeln. Da Jeder ſich ihm von der beſten Seite zeigt und ſein Abſtand von den Unterthanen ihn abhält, Dieſe genauer kennen zu lernen; ſo kann er ſie nicht wohl richtiger beurtheilen, als nach der Stimme des Publicums, die doch mehrentheils in Hauptſachen die Wahrheit trifft.

So gern der Herzog Rath annimt und ſo wenig er ſeine Meinung ausſchließlich für die beſte und für unfehlbar hält; ſo wenig würde ich irgend jemand rathen, auch nur entfernter Weiſe das Anſehn haben zu wollen, als regierte er ihn. Er iſt aber auch fein genug, ſich nicht durch den gemeinen Kunſtgriff, den man bey ſchwächern Leuten anzuwenden pflegt, fangen zu laſſen, daß man ihnen nämlich Gedanken unterſchiebt, indem man entweder ihnen ſo lange unvermerkt ſeine Meinungen vorbuchſtabiert, auch wohl durch Andre vorbuchſtabieren läſſt, bis ſie dieſe Meinungen uns wiederum als ihre Waare verkaufen müſſen, oder indem man ein unbedeutendes Wort, das ſie uns ſagen, ſo zu drehn und auszulegen weiß, daß es ſcheint, als hätten ſie das erfunden, was wir gedacht haben. Dergleichen iſt bey ihm nicht anwendbar. Wenn er einen Mann einmal achtet und, wenn ich ſo ſagen darf, reſpectirt; ſo iſt er gewöhnt, ihn, in Dingen, die in ſein Fach ſchlagen, gutmüthig und gradezu um Rath zu fragen. Man wagt in dieſem Falle nichts dabey, wenn man ohne Umſchweife ſeine Meinung ſagt; Allein man muß ſich hüten, wenn nachher nicht mehr die Rede davon iſt, wenn er nicht darauf zu achten ſcheint — und das geſchieht oft, um jemand auf die Probe zu ſtellen — dieſe Meinung und die Vorſchläge, die man gethan hat, wieder, und etwa gar dringend, in Erinnerung zu bringen, ſie durchaus in Erfüllung geſetzt ſehn zu wollen. Noch weniger gut thut jemand, wenn er ſich ungefragt in Angelegenheiten miſcht, die ihn gar nichts angehen, oder wenn er den Favoriten ſpielen, Alles thun, von Allem wiſſen will.

Fürſten ſind, wie Ihnen bekannt iſt, von Jugend auf nicht an anhaltende, trockne Arbeit, nicht an eine fortdauernde Anſtrengung gewöhnt. Es iſt daher auch Ihrem Herrn nicht übel zu nehmen, wenn er die Kürze in Geſchäften liebt, und Sie werden wohlthun, dies nicht unbemerkt zu laſſen, die Sachen, welche Sie vorzutragen haben, ſo klar, zuſammengedrängt, vorgearbeitet, mit Ueberſicht aller möglichen Fälle, um welche er Sie befragen könnte, darzuſtellen, daß ſie mit einmal abgethan ſey, und Sie ihn weder lange damit aufzuhalten, noch oft in derſelben Angelegenheit wieder zu kommen brauchen.

So wichtig ich es halte, dem Herzoge zu zeigen, daß man ihm nicht bloß aus Eigennutz zugethan iſt; ſo würde ich doch keinem Menſchen, der einmal dem Fürſten und dem Staate dient, rathen, die Großmuth ſo zu übertreiben, daß er die billigen zeitlichen Vortheile, welche er dafür fordern könnte, daß er ſeine Kräfte dem Lande widmete, von der Hand weiſen ſollte. Der Arbeiter iſt ſeines Lohns werth. Man iſt es ſich ſelber und den Seinigen ſchuldig, für die Zukunft, für ein ruhiges Alter zu ſorgen und gegen unvorhergeſehene wiedrige Vorfälle ſich zu wafnen. Die Fürſten fühlen ohnehin den

Werth einer ſo übel angebrachten Aufopferung nicht, glauben vielleicht gar, es ſtecke etwas mehr dahinter; wir ſchlügen nur das Geringere aus, um einſt nach dem Größern greifen zu dürfen, und es iſt immer gut, ſich ſo zu ſetzen, daß nicht gänzlicher Mangel an Vermögen uns gar zu abhängig von Andern mache. Man handelt dann gewiß freyer, ohne alle Rückſichten und Neben-Abſichten. Ew. Hochwohlgebohren ſind kein Jüngling mehr; Sie müſſen nicht vergeſſen, daß, wenn Sie ja einmal, wie ich es nicht hoffe, die dortigen Dienſte verlaſſen ſollten, es Ihnen nicht mehr ſo leicht, wie einem jungen Anfänger, werden wird, andrer Orten anzukommen. Ein kluger Feldherr vergiſſt auch während des Siegs nicht, für den Rückzug zu ſorgen, und oft reuet es uns nachher zu ſpät, die Gelegenheit, ſeine häuslichen Umſtände ſicher zu ſtellen, die nicht immer ſo vortheilhaft wiederkömmt, verabſäumt zu haben.

Ew. Hochwohlgebohren wiſſen, wie aufmerkſam der Herzog, obgleich er ein Feind von eigentlichen Klatſchereyen iſt, dennoch auf alles achtet, was zuweilen, zum Vortheile und Nachtheile Andrer, ihm erzählt wird. Darf ich Ihnen, mein werther Freund! rathen, auch in dieſem Puncte, ich meine in Ihrem Urtheile über Abweſende und deren Handlungen, in Gegenwart Ihres Herrn, im höchſten Grade vorſichtig zu ſeyn? Wie viel man oft durch Ein unüberlegtes Wort von der Art bey Fürſten überhaupt ſchaden könne; davon haben Sie ſchon ehemals unangenehme Erfahrungen gemacht. Hier gebe ich Ihnen nur noch das zu beherzigen, daß dergleichen bey Ihrem Herrn nicht nur für Denjenigen, von welchem man ihm irgend eine gute oder ſchlechte Meinung beygebracht hat, ſondern auch für Den, welcher das Werkzeug dazu geweſen, je nachdem ſich nachher das gefällte Urtheil über den Mann beſtättigt, oder aber nicht rechtfertigt, Folgen zu haben pflegt.

—

Ich bin daher auch immer äuſſerſt vorſichtig in Empfehlung andrer Menſchen zum Dienſte des Herzogs geweſen. Ich habe mich nicht begnügt, mich ſelbſt vorher ſo genau als möglich nach dem Character und den Fähigkeiten der Empfohlnen zu erkundigen, ſondern auch Gelegenheit gegeben, daß Er dies ſelbſt hat thun müſſen; und dann habe ich oft die Verſicherung wiederholt: (denn ſo etwas vergiſſt ſich leicht) daß ich für nichts einſtünde, als für dieſe und jene Eigenſchaften, die ich nahmhaft machte, und daß ich alle übrige Prüfung Seiner Durchlaucht ſelbſt überlaſſen müſſte.

Kein Punct iſt mir, während meines Dienſtes in * * *, ſo wichtig geweſen, als der, dem Herzoge ächte Vaterliebe für ſein Volk einzuflößen, oder vielmehr, dieſe edle Empfindung, die in ſeinem Herzen nur lebhaft erhalten zu werden braucht, von Zeit zu Zeit anzufachen und den, jedem Fürſten ſo nothwendigen Grundſatz in ſeiner Würde zu erhalten: **daß das Land nicht ſeinetwegen, ſondern Er des Landes wegen da, daß das Volk nicht ſein Eigenthum, ſondern Er das Eigenthum ſeines Volks iſt; das er die Vortheile, welche ihm die anerkannte höhere Geburt, die beſſere Erziehung, die Gemächlichkeit, die Entfernung von Nahrungsſorgen, der Glanz, die Freyheit, die Unterwürfigkeit unter ſeinen Willen gewährt, daß er dieſe Vortheile nur unter** der ſtillſchweigenden Bedingung annehmen kann, daß er ſich dafür mehr als irgend Einer zum Dienſte des Staats, zur Verwendung ſeiner Kräfte, zur Wachſamkeit über ſich und Andre verbindlich macht; daß die Bittſchriften ſeiner Unterthanen eigentlich keine Bitten, ſondern Forderungen ſind, Forderungen, die man an ihn, als den Verwalter des Ganzen, zu thun ein Recht hat, die er, wenn ſie gegründet und billig ſind, ſo ſchleunig und pünctlich als möglich zu befriedigen, nicht aus Gnaden, ſondern aus Pflicht, verbunden iſt, endlich, daß die Sicherheit und Allgemeine Anerkennung der Fürſten-Rechte auf ſehr ſchwachen Füßen ſteht, wenn er ſie nur dem verjährten Vorurtheile von der Heiligkeit ſeiner Perſon, nicht aber der wohlverdienten Hochachtung für ſeinen Geiſt und Character zu danken hat, und daß vielleicht noch in dieſem Jahrhunderte, bey immer zunehmender Aufklärung und Denkfreyheit, diejenigen Fürſten, welche von dieſer Seite ihren Thron nicht befeſtigen, eine ſehr mißliche Exiſtenz haben werden — Vollenden Sie dies Werk, mein wertheſter Herr Cammer-Director! wenn Ihnen Ihr Herr würklich theuer iſt, und er verdient es wohl, daß man ſo etwas für ihn thue.

Noch ſey es mir erlaubt, einige allgemeine Bemerkungen über das Verhalten in der Lage, darinn Sie theils ſchon jetzt ſind, theils wohl bald kommen werden, hinzuzufügen.

Sie werden gewiß in allen Departements, die man Ihnen anvertrauet, tauſend Misbräuche eingeſchlichen finden. Einige derſelben ſind ſo innig verwebt mit dem Haupt-Syſteme, daß es, ohne dies zu erſchüttern, ſchwer hält, jene, wenigſtens auf einmal, abzuſchaffen. Hüten Sie Sich alſo — und glauben Sie, ich rede aus Erfahrung — vor dem zu feurigen Reformations-Geiſte! Es iſt ſchon oft geſagt worden, kann jedoch nicht oft genug geſagt werden, daß ein fehlerhaftes Syſtem, deſſen einzelne Theile aber genau in einander paſſen und ein Ganzes ausmachen, welches man durchaus kennt und nach welchem man in allen Stücken conſequent handelt, folglich genau weiß, worauf man rechnen, oder nicht rechnen darf, mehrentheils geringern Nachtheil bringt, als entweder die einzelne Abſtellung verjährter Misbräuche, wenn man dabey nicht gehörig auf den Zuſammenhang Rückſicht nimt, oder das plötzliche Umſtürzen des ganzen Gebäudes und die gewaltſame Einführung, ſelbſt eines beſſern Syſtems, das aber nicht, in allen ſeinen Unterabtheilungen, gehörig zuſammenhält, zu welchem man ohne Unterlaß neue Zuſätze, neue Abänderungen hinzufügen, woran man flicken und wieder flicken muß und dennoch, wenn die Local-Umſtände nicht mit genauer, mühſamer Sorgfalt ſind geprüft worden, oft ganz andre Reſultate erlebt, als man erwartet hatte. Hierzu kömmt noch, daß jeder neuen Sache und jedem Reformator Schwierigkeiten von Seiten ſolcher Leute in den Weg gelegt werden, die entweder aus Unkunde, oder aus böſem Willen, aus Eigennutz, aus Faulheit, oder aus Vorurtheil an dem Alten hängen; daß man alſo nicht gehörig unterſtützt wird, ſondern feſt darauf rechnen muß, daß auch nicht die Hälfte des würklich Guten, das durch dies Syſtem ſicher bewürkt werden kann, zur Ausübung kömmt. Alle dieſe Schwierigkeiten werden endlich größer, ſobald der Mann, der das Neue einführen will, ein Fremder, ein Ankömmling iſt, der nicht die allergenaueſte Kenntniß des Landes hat, und dem der Neid der Eingebohrnen und der alten Diener auflauert.

So vorſichtig man, meiner Meinung nach, bey Einführung neuer Syſteme zu Werke gehn ſoll; ſo beharrlich, denke ich, muß man dagegen ſeyn, das einmal erkannte Gute, trotz aller möglichen Schwierigkeiten, durchzuſetzen, und alle nur erſinnliche erlaubte Wege einzuſchlagen, um dieſe zu überwinden, ſobald ſie nicht in der Sache ſelber liegen. Man kömmt damit unendlich weit, wenn man nur nicht mit Ungeſtüm verfährt; ſondern Schritt vor Schritt, aber feſt und unerſchütterlich.

Man iſt ſehr geneigt, wenn man die Mittel, Menſchen durch Vorwort und Beförderung glücklich zu machen, in Händen hat, dies zu thun, und ſich dadurch redliche Leute zu verpflichten und geſchickte, fähige Perſonen in unſer Intereſſe zu ziehn, damit ſie uns unterſtützen, bey der Ausführung wohlthätiger Plane — Beſter Herr Cammer-Director! Ich könnte ein ganzes Capittel darüber ſchreiben, wie oft man nachher Urſache findet, dergleichen Bereitwilligkeit und Dienſtfertigkeit zu bereuen. Laſſen Sie mich Ihnen aus einer langjährigen Erfahrung zurufen: Seyen Sie nicht nur, wie ich ſchon vorhin gebeten habe, ſo vorſichtig als möglich in Empfehlungen von der Art; ſondern rechnen Sie auch immer am wenigſten auf den Beyſtand Derer, deren Glück Sie gebauet haben! Die Menſchen von gewöhnlichem Schlage können nichts ſo ungern vertragen, als einem Andern verdanken zu müſſen, was ſie gern ſich ſelber, ihren eigenen Verdienſten ſchuldig wären. Deswegen arbeiten ſie ohne Unterlaß daran, ſich zu erheben und ihren Wohlthäter klein zu machen. Die ärgſten Feinde hat ein Miniſter an ſeinen Creaturen — freylich heimliche Feinde; aber um ſo gefährlicher, weil er gegen ſie nicht auf ſeiner Hut iſt, weil ſie ihn beſchleichen und den bequemen Augenblick erlauern können. Es verſteht ſich aber, daß ich hier nicht von den Verwendungen rede, wodurch man Männern von unleugbar wahren Verdienſten emporhilft, die auſſerdem vielleicht, dem Fürſten unbekannt, ſich unter der Menge mittelmäßiger Leute verliehren würden. Solche Perſonen haben Recht auf unſer Vorwort — das iſt Gerechtigkeits-Pflicht — Auch wiſſen Dieſe denn ſchon, was ſie ſich und Andern ſchuldig ſind.

Eine Sache aber darf ich Ihnen auch empfehlen, die wichtiger iſt, als ſie vielleicht ſcheinen mögte: Verſprechen Sie nicht leicht Ihr Vorwort bey dem Herzoge, wenn Sie nicht des Erfolgs gewiß ſind! Nicht nur, um keine vergebliche Hofnungen zu nähren, oder nicht für falſch gehalten zu werden; ſondern auch aus folgenden Gründen nicht: Es giebt immer Aufpaſſer, heimliche Neider, die einen Mann von Gewicht gern ſtürzen mögten, die aber, wie alle Menſchen, welche ein böſes Gewiſſen haben, zu furchtſam ſind, etwas zu unternehmen, ſo lange ſie nicht zuverläſſig wiſſen, wie ſtark, oder wie ſchwach ihr Feind iſt. Dieſe Leute muß man nie in ſeine Carte blicken, ſie nie erfahren laſſen, wie viel man etwa durch ſein Vorwort vermag, und welche Dinge man durchzuſetzen im Stande iſt, beſonders wenn es eine Angelegenheit betrifft, von welcher man weiß, daß irgend jemand darinn gegen uns arbeiten wird, und das vielleicht mit mehr Erfolge, als wir. Am beſten iſt es alſo gethan, nichts zu verſprechen, dem Bittenden die Schwierigkeiten eher zu häuſen, als kleiner darzuſtellen, und überhaupt immer von ſeinem Fürſten, als von einem Herrn zu reden, der mit eigenen Augen ſehn und ſich von niemand wolle leiten laſſen. Setzen Sie dann dennoch durch, warum man Sie gebeten hat; ſo hält man Ihr Gewicht für ſehr viel größer, als es würklich iſt, und Sie ſtellen Sich nie der Gefahr bloß, daß Ihr Fürſt wiedererfahre, Sie hätten Sich einer Art von Favoritſchaft gerühmt.

Mag man es aber auch noch ſo vorſichtig angreifen; ſo fehlt es in ſolchen Lagen nie an Feinden. Doch, an der Hand der Redlichkeit und Klugheit, geht man ſicher durch Dieſe hindurch. Sie verwickeln ſich mehrentheils ſelbſt in ihren leidenſchaftlichen Planen und laſſen uns das freye Feld. Man braucht nicht an ihrem Sturze zu arbeiten; ihre Bosheit ſtürzt ſie. Ueberhaupt habe ich immer gefunden, daß man weniger dabey gewinnt, wenn man ſich von Einigen gefürchtet, als wenn man ſich von Allen reſpectirt und von Vielen geliebt macht.

Ich hoffe, mein lieber Herr von Mildenburg! Sie werden dieſe Erinnerungen für das nehmen, was ſie ſind, für Proben meiner ſehr aufrichtigen Hochachtung und des Zutrauens, das ich zu Ihnen hege. Es iſt eine Art von politiſchem Teſtamente, das ich Ihnen hinterlaſſe.

Verzeyhen Sie es, wenn dieſer lange Brief hie und da ohne Zuſammenhang geſchrieben iſt! Ich habe oft davon abbrechen und die einzelnen freyen Augenblicke nützen müſſen, um wieder daran weiter zu ſchreiben.

Ich empfehle mich der Fortdauer Ihrer Freundſchaft und verharre ꝛc.

Funfzehnter Brief.

Von dem Hauptmanne von Biedersdorf, an den Doctor Porr, in Frankfurth am Mayn.

Neuwied, den 24ſten October, 1774.

Statt ſelbſt zu kommen, mein lieber Herr Doctor! wie Sie mir's vorgeſchlagen hatten, ſchicke ich dieſen Brief, der im Gaſthofe zum römiſchen Kaiſer, meinem ehrlichen, dienſtfertigen Herrn Krug überliefert werden wird, weil Sie da abtreten wollen. Ihr Plan zu einer Zuſammenkunft für uns Beyde war gut ausgedacht; Recht herzlich hätte ich es gewünſcht, einen Mann perſönlich kennen zu lernen, dem mein Vetter ſo viel zu verdanken hat; aber Sie hätten mir dieſen Entwurf früher mittheilen ſollen. Sie ſind ſeit einiger Zeit ſo in Europa herumgeſtreift, daß Sie eine kleine Reiſe von zehn bis zwanzig Meilen für nichts achten; aber mit mir geht das ſo ſchnell nicht. Ich habe vorgeſtern erſt Ihren Brief bekommen, und morgen ſollte ich ſchon in Frankfurth ſeyn. Das ließ ſich nicht thun; ich habe ſeit einigen Tagen ein vermaledeyetes Fieber, wie faſt immer im Herbſte. Und wäre ich auch geſund! Das Reiſen koſtet Geld, und ich muß mich ſehr einſchränken, ſeitdem ich von meiner kleinen, elenden Leibrente leben muß. Hätten Sie mir nur acht Tage eher geſchrieben, daß Sie in dieſe Rhein-Gegenden kommen würden; ſo hätte ich Sie gebeten, einen kleinen Umweg zu machen und mich hier in Neuwied zu beſuchen. Aber es hat nun einmal nicht ſeyn ſollen, wie mir überhaupt alles ſchief geht.

Jetzt müſſen wir uns begnügen, das ſchriftlich abzuthun, was wir mit einander zu verhandeln haben. Ich will mich heute kurz faſſen, denn ich habe mörderiſche Kopf-Schmerzen. Sie werden mich ſehr verbinden, wenn Sie mir, nachdem Sie erſt ein Paar Wochen in * * * werden geweſen ſeyn, gewiſſenhaft und ohne Umſchweife ſchreiben, wie Sie meinen Vetter Heinrich, und ſeine Lage am Hofe, und alles, was dahin Bezug hat, gefunden haben. Ich fürchte immer, es geht wieder nicht klug mit ihm. Er iſt mir zu geſchwind avanciert; Das Hinaufdrängen kann ich nicht vertragen. Alt genug iſt er, um ſeine Sache geſcheut anzufangen und ſich nicht in neue Händel zu verwickeln; aber ich traue ihm nicht. Seine Heyrath will mir auch nicht einleuchten; ich habe ihm gar nicht darauf geantwortet — Was läſſt ſich auch dazu ſagen?

Alſo, mein lieber Herr Doctor! nur recht aufrichtig von der Leber weg geſprochen! Es bleibt alles unter uns; das verſteht ſich.

Ich verharre übrigens, mit wahrer Hochachtung und Ergebenheit, Ihr ꝛc.

Sechzehnter Brief.

Von dem Doctor Porr, an den Hauptmann von Biedersdorf, in Neuwied.

*** den 14ten November 1774.

Ew. Hochwohlgebohren Verlangen gemäß, ergreife ich die Feder, um Ihnen, nach einem funfzehntägigen Aufenthalte bey unſerm Freunde Mildenburg, von allem Nachricht zu geben, was ich bis dahin hier geſehn und beobachtet habe.

Wie ſehr es mich geſchmerzt hat, Ew. Hochwohlgebohren nicht in Frankfurth zu treffen, darüber ſchweige ich. Ich habe mir bittre Vorwürfe darüber gemacht, daß ich Schuld hieran geweſen bin — doch wird das Schickſal mir ja noch einſt das Glück gewähren, Sie, würdiger Mann! von Perſon kennen zu lernen, und ich hoffe übrigens, daß Ihre Unpäßlichkeit nicht von Folgen geweſen iſt. Nur verſäumen Sie nicht, Sich in dortigen Gegenden ſtets warm zu kleiden, mögte auch die Luft bey Tage noch ſo milde ſeyn! Die Abende ſind in den ſüdlichen Provinzen, vergleichungsweiſe um deſto kühler, und wenn ich ſo etwas befehlen dürfte; ſo würde ich in Teutſchland überhaupt den Gebrauch aller Sommerkleider unterſagen.

Ich kam am Erſten dieſes Monats hier an, und trat bey unſerm Cammer-Director ab, der mich liebreich und freundlich empfieng. Was indeſſen nicht aus einem Menſchen werden kann! Er hat in der That ſchon ſo ziemlich fertig die Manieren eines Mannes von Wichtigkeit angenommen — das heiſſt: gegen die Vornehmern — denn gegen Geringere und Untergebene iſt er faſt zu herablaſſend, welches Manche ihm, ſehr mit Unrecht, als Falſchheit und verſteckten Hochmuth auslegen. Mit mir lebte er gleich wieder auf den alten Fuß, und als wir allein zuſammen waren, gieng ich ein paarmal um ihn herum, und ſahe ihn recht von allen Seiten darauf an, wie er ſich als Staatsmann ausnahm. Es kleidet ihn ſo übel nicht, und wenn er des Morgens Audienzen giebt; ſo weiß er mit eben ſo wichtiger Miene, als andere ernſthafte Staats-Schafköpfe, bey Kleinigkeiten große Schwierigkeiten zu machen, die Supplicanten zur Geduld zu verweiſen, unbedeutende Fragen zu thun und bedächtlich zu ſchweigen, wenn er — nichts mehr zu ſagen weiß. Doch legt er in dies ganze Protectionsweſen mehr Herzlichkeit hinein, als ſonſt die großen Staats-Perüken zu thun pflegen, um derentwillen ich oft die armen Supplicanten bedauert habe. Ich begreiſe wohl, daß ein Miniſter, oder ſonſt der Cheff eines Departements, bey der Menge von Geſchäften, die durch ſeinen Kopf, oder wenigſtens durch Ohren und Hände gehen, ohnmöglich, bey jedem einzelnen Geſuche, ſo viel warme Theilnehmung zeigen kann, als der Bittende, deſſen Glück es betrifft. Allein wenn ich denn geſehn habe, daß ſolche Kerle, mit kalter, zerſtreueter Mine, die dringendſten Anliegen, welche die Wohlfart einer ganzen Familie betreffen, anhören, und indeß an die Paſteten denken, in welchen ſie des Mittags wühlen wollen; und nun der arme Supplicant mit der Ueberzeugung fortgeht, der gütige Gönner, der ihm ſo geduldig zugehört hat, werde nicht ruhn, bis er ihm Gerechtigkeit und Troſt verſchafft habe; wenn er dann in einiger Zeit wiederkömmt, um nachzufragen, wie weit es mit ſeiner Angelegenheit gekommen, und der Miniſter

ſter fährt ihm jetzt mit den unbedeutendſten Fragen über ſeinen Zuſtand entgegen, die offenbar zeigen, daß er die ganze Sache nicht gefaſſt, oder rein vergeſſen hat — o! ſo habe ich die Zähne zuſammengebiſſen, aus Wiederwillen gegen ſolche wichtige Müßiggänger, zu deren Mäſtung der arme Bauer, im Schweiſſe ſeines Angeſichts, das Brod erwerben muß.

Mildenburgs Haus iſt geſchmackvoll, obgleich nicht prächtig eingerichtet. Ich weiß nicht, ob er es Ew. Hochwohlgebohren ſchon geſchrieben hat, daß der Herzog dies Haus für ihn gekauft und ihm auch eine Summe Geldes zu ſeiner Einrichtung geſchenkt hat. Ueberhaupt ſcheint dieſer Herr eine Zuneigung zu ihm zu haben, die er, wie ich höre, ſelten gegen Andre zeigt; allein unſer Mildenburg — das läſſt ſich nicht leugnen — hat auch würklich die Gabe, ſich einzuſchmeicheln, und mit einer Leichtigkeit Geſchäfte zu behandeln und ernſthafte Dinge in ein angenehmes Gewand zu hüllen, die man ſelten antrifft, und die den Fürſten zu gefallen pflegt.

Er macht keinen großen Aufwand, auch iſt ſein Gehalt von welchem allein er leben muß, nicht übermäßig groß; aber das habe ich bemerkt, daß er ein guter Wirth geworden iſt, durch vernünftige Einrichtung mit Wenigem viel auszurichten verſteht, und ſeine Domeſticken in Ordnung hält. Er arbeitet fleiſſig, lebt mäßig, verſchleudert nicht die Zeit, die er dem Lande ſchuldig iſt, in unbedeutenden Geſellſchaften, und weiß auch ſeine Erholungsſtunden auf edlere Art, als am Spieltiſche und bey Schmauſereyen anzuwenden — So weit iſt nichts auf ihn zu ſagen, und Sie ſelbſt würden ihm das Zeugniß geben, wenn Sie ihn ſähen.

Die erſten Paar Tage meines hieſigen Aufenthalts brachten wir in der Stille mit einander zu, erzählten uns wechſelſeitig die kleinern Begebenheiten, die wir, ſeitdem wir uns nicht geſehn, erlebt hatten, und ich beobachtete dann ſo nebenher unſers Freundes Art zu würken und zu handeln.

Nachher kam das Heyraths-Capitel zur Sprache, wovon ich mit Ihnen noch weitläuftiger reden werde; und als wir uns ausgeſchwätzt hatten, da wurden noch einige Tage angewendet, mich in der Stadt in Bekanntſchaft zu bringen.

Jedermann war zuvorkommend höflich gegen mich, ſobald mich der Herr Cammer-Director von Mildenburg als ſeinen Freund vorſtellte; ich bekam, ſelbſt in den Häuſern der Nobleſſe Zutritt, wurde zu Gaſtereyen, unter andern bey dem Geheimenrathe von Braunfeld, eingeladen und eines Morgens dem Herzoge vorgeſtellt, der mich mit freundlicher Herablaſſung behandelte und, für einen Fürſten, noch ziemlich gut und verſtändig redete. Uebrigens ließ ich mir's angelegen ſeyn, aller Orten deutlich merken zu laſſen, daß ich hier nichts ſuchte, ſondern ohnfehlbar wieder nach Hamburg zurückreiſen und mich dort niederlaſſen müſſte.

Nachdem ich unſerm Freunde auf dieſe Weiſe in den erſten acht Tagen manche Stunde geraubt hatte, bat ich ihn, mich jetzt mir ſelber zu überlaſſen. Ich ſtreifte dann in der Stadt umher, nützte die Bekanntſchaften, die er mir gemacht hatte, und ſuchte unter der Hand genauere Kenntniß von den Innern der dortigen Verfaſſung zu erlangen und etwas Beſtimmtes von Mildenburgs Verhältniſſen und ob er geliebt und geachtet beym Volke ſey, zu erfahren.

Hier iſt nun ein getreuer Bericht von den Haupt-Nachrichten, die ich eingezogen habe!

Der Herzog iſt würklich ſo, wie ihn uns Mildenburg immer geſchildert hat; wohlwollend, freygebig und gutmüthig in den Grenzen der Vernunft; verſtändig, ohne ſehr erhabne Geiſtes-Fähigkeiten; anhänglich an alte Freunde; Ruhe, Frieden und Gemächlichkeit liebend, doch ohne Hang zum Wohlleben, poſitivem Müſſiggange, und ohne heftige Begierden. Man ſagt indeſſen ſein Herz ſey nicht unempfänglich für Weiber-Liebe; allein er ſchweift nicht aus, hält keine Maitreſſen, und ſo hat denn doch hier das andere Geſchlecht keinen Einfluß auf die Regierung. Seine Gemahlinn iſt ein ſo unbedeutendes Geſchöpf, daß man ſie kaum nennen hört. Er iſt mit ihr verbunden worden, auf die Art, wie immer fürſtliche Ehen geſchloſſen werden. Er begegnet ihr höflich, und ſie verlangt nicht mehr. Einſt hatte er aber eine ſehr warme Leidenſchaft für eine hübſche Bürgerstochter gefaſſt. Das Mädchen war tugendhaft, und dieſe Intrigue nahm einen ſo ſentimentalen Gang, daß ſie leicht hätte die ernſthafteſten Folgen haben können, wenn nicht der Tod in das Mittel getreten wäre; Das Mädchen ſtarb an den Kinderblattern, und der Herzog war lange Zeit untröſtlich über ihren Verluſt.

Der Geheimerath von Braunfeld iſt ein ganz abſcheulicher Kerl. Er affectirt jetzt, ein äuſſerſt warmer Freund unſers Mildenburgs zu ſeyn; aber mein Leben will ich darauf verwetten, daß der Schalk die Gelegenheit ablauert, ihn zu ſtürzen. Und bey aller Bosheit iſt er denn doch ein ſchiefer Kopf, in deſſen Gehirn es immer ausſieht, wie in einem Regula de Tri-Exempel, wo man den vierten Satz ſucht. Seine ſteife Juriſterey abgerechnet, iſt er unwiſſend in Allem. Mir bewies er ausgezeichnete Achtung und Höflichkeit; allein ich kann Mildenburg nicht genug vor dieſem Menſchen warnen. Kürzlich war er ſehr krank; ich wollte, er wäre zu ſeinen Vätern verſammelt worden; er muß aber eine Pferde-Natur haben, denn, ohngeachtet er drey Aerzte gebraucht hat; ſo iſt er doch mit dem Leben davon gekommen. Ich hätte ihm ſpaniſche Fliegen auf das Herz legen laſſen, um das Böſe herauszuziehn — Doch, warum verweile ich ſo lange bey dieſem Unholde?

Im Ganzen iſt unſer Freund in der Stadt und im Lande überhaupt geliebt, beſonders vom gemeinen Manne, ſeiner Popularität wegen; aber in den mittlern Ständen und, vor allen Dingen, unter der Nobleſſe, fehlt es ihm nicht an heimlichen Feinden und Neidern. Es iſt leicht, einen Vorwand zu finden, wenn wir einmal einem Manne Eines anhängen wollen; aber gänzlich vermeidet er doch auch nicht die Veranlaſſung zu nachtheiligen Urtheilen über ihn. So kann ich es zum Beyſpiele ſelbſt nicht billigen, daß er den Herrn von Herbrand, bloß weil er ihn in der Jugend gekannt, hier in den Dienſt gebracht und zu einer Stelle verholfen hat, die einträglich iſt und worauf Einheimiſche Anſpruch machen konnten. Herbrand ſcheint mir, um nicht zu voreilig etwas Schlimmeres von ihm zu ſagen, wenigſtens ein Menſch von höchſt gemeinem Schlage zu ſeyn. Ich habe es dabey nicht ohne Wiederwillen bemerkt, daß, wenn in ſeiner Gegenwart von ſeinem Wohlthäter in bedenklichen, ein wenig zweydeutigen Ausdrücken geredet wird, er eine Mine macht, die ſich leicht als gefällige, ſchadenfrohe Beyſtimmung auslegen läſſt. Auch könnte unſer Freund wohl zuweilen ein bißgen höflicher gegen die Hofleute ſeyn, und öfter die Geſellſchaften des Adels beſuchen, obgleich freylich tödtende Langeweile herrſcht.

Mildenburg ſcheint auf dies alles nicht zu achten, ſondern ſich auf die Unſchuld ſeiner Abſichten und auf den Beyfall ſeines Herzens vielleicht ein wenig zu ſehr zu verlaſſen — Doch ſehe ich, auch wohl die Sache aus einem zu wichtigen Geſichtspuncte an.

Nun etwas von der Heyraths-Angelegenheit! Ich fand Mildenburg feſt entſchloſſen, die junge Baroneſſe Raſtitz zur Frau zu begehren; Was ſollte ich alſo thun? Mein Rath wäre zu ſpät gekommen. Und wie kann ich auch rathen? Ich kenne das Mädchen nicht, habe eigentlich gegen dieſe Verbindung insbeſondre nichts zu erinnern, als daß mir die Schwieger-Eltern nicht anſtehen. Doch mit denen hat er ja am Ende nichts zu ſchaffen. Ob er überhaupt in das Joch der Ehe ſich ſchicken lernen wird, das iſt eine andre Frage — Er, der ohnehin in allen menſchlichen Dingen Realiſierung van Idealen ſucht, (obgleich er das nicht eingeſteht) die er nicht findet, immer mehr fordert, als billig und recht iſt, und ſo leicht Menſchen und Verhältniſſe müde wird! Allein ich bin mistrauiſch gegen mich ſelbſt, ſobald es darauf ankömmt, meine Stimme in Eheſtands-Sachen zu geben. Der Zwang, nun einmal ſo immer mit einander leben zu **müſſen**, würde **mir** unerträglich ſeyn, und mir ſelbſt den beneidenswertheſten Zuſtand verleiden. Mir kömmt es oft vor, als betrachteten ſich ein Paar alte Ehegenoſſen, wie Der, welcher kein Medaillen-Cabinet hat, eine Schaumünze anſieht, die man ihm als Pathen-Geſchenk verehrt. Er miskennt ihren innern Werth nicht; aber er mögte ſie doch lieber in currente Münze umſetzen dürfen.

Da es nun aber einmal ſo ſeyn ſoll, daß unſer Freund aus Altenwedel ſich eine Frau holen will; ſo habe ich ihm wenigſtens einen Anſchlag gegeben, der mir vernünftiger und vorſichtiger ſchien, als der, welchen er ſich ausgedacht hatte, um dies Geſchäft zu betreiben. Er war nämlich im Begriffe, den Herrn von Herbrand, der, wie Ew. Hochwohlgebohren wiſſen, ein

Vetter der Raſtitziſchen Familie iſt, zu bitten, hinzureiſen und die ganze Verhandlung zu übernehmen. Ich traue nun aber einmal dieſem Menſchen nicht; Sein Anblick empört meinen phyſiognomiſchen Sinn, und nun rathen Sie einmal, wenn ich zum Freywerber empfohlen habe! — Mich ſelber! Ich will hinreiſen, will unter irgend einem Vorwande, durch Hülfe des Paſtors Ehrmann, mir Eintritt im Hauſe zu verſchaffen ſuchen, und dann mit nöthiger Vorſicht den Antrag thun, auch dafür ſorgen, daß der alte geizige Raſtitz meinem Freunde nicht die Tochter ohne alle Ausſtattung hingebe.

In einigen Tagen reiſe ich ab; Niemand hier ſoll etwas von der Sache erfahren; Sobald ich aber mein Geſchäft beendigt habe, werde ich nicht verfehlen, Ew. Hochwohlgebohren Bericht von dem Erfolge abzuſtatten. Indeſſen empfiehlt ſich Ihnen zu fernerm gütigen Andenken Ihr ꝛc.

Siebenzehnter Brief.

Von Demſelben, an Heinrich von Mildenburg.

Birkenthal, den 6ten December 1774.

Nicht wahr, mein hochgeehrteſter Herr Cammer-Director! Deine hochlöbliche Ungedult hat die Zeit gewaltig lange gefunden, bis Du Nachricht von Deinem envoyer extraordinaire bekommen haſt? — Aber ſo eilig, Herr Bruder! geht es nicht bey der wichtigſten Angelegenheit dieſes Erden-Lebens, bey Regulierung eines Ehe-Bündniſſes, und weiſſt Du nicht, daß der Bothſchafter ſein Handwerk nicht verſteht, der auch den unbedeutendſten Auftrag ſo ſchnell ausrichtet, als er eigentlich könnte? Was für Ehre hätte er davon — der Diäten nicht zu erwähnen, die ich Dir großmüthig ſchenke — wenn er ſich merken lieſſe, daß er nicht viel Schwierigkeiten dabey angetroffen hätte; wenn er nicht — Doch ich ſehe ſchon, wie ſich Deine hochweiſe Stirne in ungnädige Falten furcht, über meine weitſchweifige Vorrede. Da mögteſt Du gern, daß ich meinen Miſſions-Bericht von hintenher anfienge und Dir gleich erzählte, was ich ausgerichtet habe; Allein das iſt nun einmal meine Methode nicht, und ein Jeder hat denn ſo ſeine eigene Weiſe. Ich fange ſtets ab ovo an; das iſt die meinige — Höre alſo nur geduldig zu!

Es war ohngefehr ſechs Uhr des Abends, als ich den 22ſten voriges Monats, bey erwünſchtem Wohlſeyn, nach Quellenſtädt kam. Da ich eine Nacht durchgereiſt war; ſo wollte ich nun ein wenig ausruhn, beſtellte alſo die Pferde auf den andern Morgen, und ſchlenderte, in meinen Pelz gehüllt, ein wenig in dem Städtchen umher. Die Winter-Luſtbarkeiten waren hier ſchon in vollem Gange, und der Hof (denn ſo nennt man ja jede Haushaltung eines unſrer unzähligen teutſchen Potentaten) der Hof des Fürſten war ſeit zwölf Tagen in die Reſidenz zurückgekommen, weil es, bey der rauhen Jahreszeit, in ſeinem bretternen Jagdſchloſſe nicht länger auszuhalten geweſen war. Alles ſahe nun feyerlicher und wichtiger aus in dieſer Hauptſtadt des Reichs, und da ich in einem Paar Krämer-Häuſern Larven hängen ſah; ſo ſchloß ich, nicht ohne Grund, daß heute hier ein bal en masque gehalten werden ſollte. Ich irrte nicht — Es wurde des Fürſten hohes Geburtsfeſt gefeyert.

So müde ich nun war; ſo beſchloß ich doch, auch auf ein Stündchen hinzugehn. (Du weiſſt, daß ich dergleichen nicht gern verſäume) Ich miethete alſo etwas, das ehemals ein rother Domino geweſen war, friſiert mit Silberflor und grünem Bande. Er war mir wohl würklich ein wenig zu kurz, der gute Domino; aber bis in die Kniekehle reichte er doch beynahe, und ſo war ich denn noch immer poſſirlich genug ausſtaffiert, um hier für einen vornehmen Fremden zu gelten.

Ich übergehe die anmuthige Schilderung dieſes herrlichen Feſtes, die ich drucken zu laſſen und auf Pränumeration herauszugeben gedenke, und ſage Dir nur ſo viel, daß da einige recht wohl erſonnene Character-Masken erſchienen; unter andern die drey Männer im Feuer-Ofen, Hercules mit der Löwenhaut, die aus einer alten Wildſchur gar artig verfertigt war; Lazarus und der reiche Mann; Aeneas, welcher ſeinen Vater Anchiſes auf dem Rücken trug und den kleinen Ascanius an der Hand führte, (Der Conrector der Schule hatte ſich in dies Coſtum geſteckt) und was denn dergleichen unvergleichliche Vorſtellungen mehr waren. Ich bekam für baares Geld eine Taſſe Gelbe-Rüben-Caffee und gieng früh nach Hauſe, wo ich die Nacht, ein wenig verfolgt von einer wohl eingehetzten Meute Flöhe zubrachte, und dann früh den 23ſten von dort ab, bis Engeleben fuhr.

Ich beſuchte die Räthinnn Homann, von der Du mir ſo viel Gutes geſagt hatteſt. Die Frau gefiel mir ſehr wohl; Sie kränkelt ein wenig, iſt aber in ihrer eingeſchränkten häuslichen Lage doch ziemlich heiter, und ſcheint nicht ſowohl für ſich, als für das künftige Schickſal der Demoiſelle Felmer beſorgt, die, wie ich nachher gehört habe, ſich nicht ſo geduldig in ihre Lage ſchickt, als die gute alte Frau. Geſehn habe ich das junge Frauenzimmer nicht; ſie war in Geſellſchaft gegangen; auf ihrem Arbeitstiſche aber lag, auſſer einem Haufen Flitterputzes von Flohr und Bändern, der erſte Theil von Carl von Carlsberg, welches Inventarium von menſchlichem

Elende das gute Kind, meiner Meinung nach, wohl ungeleſen laſſen könnte.

Noch an demſelben Tage gieng ich zu unſerm redlichen Paſtor Ehrmann zu Fuße hierher, nach Birkenthal, denn es war ein ſchöner heitrer Froſt-Tag und ich war des Fahrens auf den holprichten Wegen überdrüßig. Nach einigen Complimenten von ihm und der Frau Paſtorinn, über die Ehre meiner perſönlichen Bekanntſchaft, fieng er gleich an, Entſchuldigungen wegen ſeines Stillſchweigens auf Deinen letztern Brief zu machen. Er hatte ihn erſt vor wenig Tagen bekommen, folglich kaum Zeit-gehabt, Deine Aufträge auszurichten; doch war dies geſchehn und alles nöthige vorbereitet.

Der gute Mann war ſelbſt, unter einem ſchicklichen Vorwande, in Altenwedel geweſen, und hatte Gelegenheit gefunden, dem Freyfräulein Louiſe Dein Briefchen unvermerkt zuzuſtecken, auch ein Paar Worte gegen ſie fallen zu laſſen, die, wie es geſchienen, von ihr freundlich waren aufgenommen worden. Er hatte ſodann den Eltern, als geſchähe es nur beyläufig, erzählt: „daß er nun wiſſe, wer der Herr Bachmuth ſey, der einſt in ihrem Hauſe Hofmeiſter „und nachher bey ihm krank geweſen; daß er „nämlich von ſehr gutem Hauſe, aber durch „Unglücksfälle genöthigt, ſich verſteckt zu halten; „mit Einem Worte! daß Du es geweſen; daß „Du jetzt als Cammer-Director in hohem Anſehn bey dem Herzoge von * * * ſtändeſt und „das Glück ihres Vetters, des Herrn von Herbrand, gemacht habeſt.“

Zu ſeiner Verwunderung merkte unſer Paſtor, daß dieſe Nachricht dem edeln Paare gar keine Neuigkeit war. Gewiß alſo hat der Herr von Herbrand, Deiner Bitten ungeachtet, Deine Geſchichte ſeinen Verwandten mitgetheilt; denn woher ſonſt ſollten ſie dieſelbe ſchon wiſſen? Du ſiehſt nun abermals, mein Lieber! daß ich meine Leute kenne. Traue mir dem Menſchen nicht! Wer ein Geheimniß ausplaudert, das nicht ſein eigenes iſt, der iſt auch zu andern ſchlechten Streichen fähig. In eigenen Angelegenheiten geſchwätzig zu ſeyn, dazu kann uns natürliche Offenherzigkeit, Gutmüthigkeit, der Trieb uns mitzutheilen, verleiten; was uns aber ein Andrer anvertrauet, das muß jedem Biedermanne heilig ſeyn — doch, ich fahre in meiner Erzählung fort. Die Freyfrau von Raſtitz ſprach in ſehr ſanftem Tone von Dir, ſagte: „es ſey ihr „leid, daß Du Dich ihr und ihrem Gemahle „damals nicht entdeckt hätteſt. Sie würden „Dich mit Vergnügen als Freund im Hauſe behalten haben und Dir Deinem Stande gemäß „begegnet ſeyn. Was damals zwiſchen Dir und „ihrer Tochter vorgefallen, das ſey ihnen freylich nur in ſo fern anſtößig geweſen, als ſie „Dich für einen Menſchen ohne Geburt gehalten hätten“ (Ein närriſcher Ausdruck, den der Adel ſich erlaubt! Ohne Geburt? — als wenn wir Andern, wie die Pilze, aus der Erde hervorwüchſen!) Sie baten endlich den Herrn Paſtor: „ſie Dir, wenn er an Dich ſchriebe, „beſtens zu empfehlen, und Dir in ihrem Namen zu danken, für das Gute, was Du dem „Herrn Vetter von Herbrand erwieſen hätteſt.“

Da des guten Ehrmanns Auftrag von Dir nicht weiter als dahin gieng; ſo empfohl er ſich nun gehorſamſt und kehrte darauf bey ſeinem Freunde, dem biedern Pachter Horn ein, mit welchem er das Weitere, unſrer Abſicht gemäß, verabredete, und für mich gaſtfreundliche Aufnahme auf einige Tage beſtellte — So weit war alles vorbereitet, als ich hier herkam.

Ich gieng den 24ſten nach Altenwedel, zu meinem neuen Wirthe, der mich, bey meiner Ankunft, als einen Vetter bewillkommte, ſo daß alſo meine Gegenwart, weder in ſeinem Hauſe noch im Dorfe, die geringſte Senſation machte. Da dieſer vortrefliche, grade, teutſche Mann erſt kürzlich nach Altenwedel gezogen iſt und das Neben-Gut des Baron von Raſtitz gepachtet hat; ſo muß ich mich hier einen Augenblick verweilen, um Dir ein Bild von dieſem wahrhaftig originellen Menſchen zu entwerfen.

Er iſt ein, für ſein Alter, ſchöner, ſtämmiger Mann, dem Wahrheit, Feſtigkeit, Wohlwollen und reife, helle Vernunft aus den Augen leuchten. Er iſt ohne Firniß; Seine Manieren ſind einfach, ländlich, doch nichts weniger als plump, und man ſieht wohl, daß er ſeine funfzig Jahre nicht umſonſt unter den Menſchen umhergewandelt iſt. Alles in ſeinem Hauſe kündigt Ordnung, Arbeitſamkeit und, als die ſichere Folge davon — Wohlſtand an. Seine Frau iſt ein einfaches, gutes Hausmütterchen, immer auf den Beinen, aufmerkſam auf alles, was in ihr Fach ſchlägt, ohne ängſtliches und unnützes Hin- und Herrennen. Er hat drey erwachſene Söhne, die von Altenwedel aus, ihm beyſtehen, ſeine übrigen benachbarten Pachtungen zu dirigiren. Mit dieſen jungen Leuten lebt er, wie ein jovialiſcher Jüngling mit ſeinen Freunden lebt, und wenn die Ruheſtunde erſcheint; ſo ſetzen ſie ſich vertraulich bey einem Kruge guten Biers um einen Tiſch herum; Dann wird entweder geleſen, oder Jeder ergreift ein muſicaliſches Inſtrument, und ſie ſpielen zuſammen, und das mit Geſchmack und Freude, die neueſten Quartetten, bis das Mütterchen winkt, daß es Zeit iſt, den Tiſch zu räumen, um das Abendbord zu genieſſen. Ich habe kein misvergnügtes noch kränkliches Geſicht in dieſer wahrhaſt patriarchaliſchen Haushaltung geſehn; aber wenn der Alte die Stirne runzelt; ſo nimt ſich Jeder zuſammen, und hat die Augen auf ihn. Die Nachbarn lieben den guten Horn, wie ihren Vater, und fragen ihn um Rath.

Gaſtfreundſchaft iſt hier, ohne allen Luxus, zu Hauſe; der Fremde, wenn er kein verſchrobener Kerl iſt, iſt willkommen und findet gute Aufnahme, ein bereitetes bequemes Bette, gute Koſt, eine Flaſche ächten Rheinweins; und dabey keinen Aufwand, keinen Zwang, und auch nicht einen Schatten von Uebermuth oder Prahlerey; und doch alles ſo gut, ſo ſolide, ſo rechtlich. Es iſt nicht möglich, originellere Einfälle zu haben, als dieſer ehrliche Pachter hat, wenn er bey guter Laune iſt, und das pflegt er faſt immer zu ſeyn, da er, mit ſeinem Zuſtande zufrieden, von Gott und Menſchen nicht mehr fordert, als billig iſt. Den Armen thut er viel Gutes, und das oft auf die luſtigſte Weiſe von der Welt. Ich ſtand eines Morgens mit ihm vor der Thür ſeines Hauſes, als ein armer Handwerkspurſche, dem Hunger und Noth aus den Augen blickten, ihn um einen Zehrpfennig anſprach. Er griff in die Taſche: „Da haſt Du „Geld" ſprach er „Du armer Teufel! Du biſt „in ſchlechtem Futter geweſen, wie es ſcheint. „Höre einmal! Mögteſt Du wohl etwa dieſen „Mittag ein altes Huhn in Deiner Suppe liegen ſehn? So etwas kömmt doch wohl ſelten

„an Dich.“ — Der Arme hielt das für Spott und zuckte die Achſeln — „Nein! es iſt mein „Ernſt. Paß auf, Cammerad!“ — Und damit ergriff Horn einen Knüttel, warf den unter ſeine Hühner und traf eines. — „Nun ſteck „geſchwind bey“ rief er, „ehe meine Frau es „ſieht, und laß Dir's im Wirthshauſe kochen!“ — Der Handwerkspurſche ließ ſich das nicht zweymal ſagen, ſondern packte ſein Huhn bey und gieng fröhlich fort. *) — O! ich könnte Dir ſtundenlang von dem braven Manne und ſeiner Familie erzählen; aber ich lenke ein; Du mögteſt ſonſt ungnädig werden, und ein ungnädiger Cammer-Director, das will ſchon etwas ſagen.

---

*) Dieſe Schilderungen und Erzählungen ſind nicht erdichtet, ſondern auf Wahrheit gegründet. Die mir ſehr intereſſante Familie, welche ich hier zeichne, wird dies vermuthlich leſen (denn ich weiß, daß ſie meine Schriften lieſt) und dann bitte ich ſie, dabey Meiner zu gedenken, wie ich mich immer mit Vergnügen und Dankbarkeit der fröhlichen Stunden erinnern werde, die ich bey ihnen zugebracht habe.

Mein ehrlicher Hauswirth bekömmt zuweilen Beſuch von der Naſtitziſchen Familie. Mannigmal kommen ſie Alle, mannigmal das Freyfräulein allein, wenn ſie Erlaubniß dazu erhält. Die gute alte Frau Horn ließ diesmal unſre Schöne freundlich zum Caffee und zu friſch gebackenen Kuchen einladen, die ſie meiſterhaft zubereitet; und ſie erſchien — In Wahrheit, lieber Mildenburg! ſchön iſt Luiſe, und dabey ſtrahlen Unſchuld und Redlichkeit auf ihrer Stirne. Wenn dir alſo das ſeltene Glück beſchieden ſeyn ſoll, im Eheſtande zufrieden zu leben; ſo glaube ich, an der Seite eines ſolchen Weibes kann es Dir gelingen, es zu finden.

Der einfache, ungezwungene Anſtand dieſes reizenden Geſchöpfs erweckte in mir bald das Zutraun, mich ihr zu entdecken und meinen Auftrag auszurichten, wobey ich ihr Dein zweytes Brieflein gar manierlich überreichte und ſie inſtändigſt bat, ſchriftlich darauf zu antworten. Sie erröthete ein wenig, wie es denn ſo das jungfräuliche Weſen mit ſich bringt; indeſſen wuſſte Freund Horn, durch ſeinen naiven Commentar zu meinem Freywerbers-Antrage, in

Kurzem alle Schüchternheit zu verſcheuchen; wir ſprachen nun frey von der Leber weg, und wie wenig ich ſie abgeneigt gefunden habe, Deinem Antrage Gehör zu geben, davon wird Dich beyliegendes Antwort-Schreiben von ihr überzeugen. *)

Es kam nun darauf an, zu überlegen, auf welche Art man die wahren Geſinnungen der Eltern gegen Dich erforſchen könnte; denn ſich gänzlich auf das zu verlaſſen, was ſie darüber an den Paſtor geſagt hatten, das ſchien mir unſicher. Allein es bedurfte nur ein Paar Tage, um hierinn auf den Grund zu kommen, und als Dein Luischen fort war, wurde dazu ſogleich der Plan angelegt.

Seit ohngefehr vier Monathen hat die gnädige Frau Baroninn ſich einen Leib-Friſeur angeſchafft, einen Franzoſen, dem es bald gelungen iſt, durch ſeine ausländiſchen Windbeuteleyen

das

---

*) Das wollen wir aber nicht abdrucken laſſen. Liebesbriefe und Antworten auf Liebesbriefe ſind langweilig zu leſen.

das Zutraun ſeiner Herrſchaft in einem ſolchen Grade zu gewinnen, daß die Nachbarſchaft darüber allerley unchriſtliche Bemerkungen macht, die ich dem künftigen Herrn Schwiegerſohne, bey meiner wohlbekannten Diſcretion, ohnmöglich mittheilen kann. Kurz! dieſer Kerl muſſte gewonnen werden. Er kömmt oft in Horns Haus und trinkt daſelbſt un petit verre de liqueur à fleurs d'orange — denn ſo tauft er den ehrlichen teutſchen Pomeranzen-Schnapps, den Horn, welcher durch ſeine Leute auch Bier und Brandtewein ausſchenken läſſt, anſetzt. Ich fand mich daher um die Zeit, wenn dies leichtfüßige Geſchöpf hinzukommen pflegte, in dem Gaſtzimmer ein und ſetzte mich in die Ecke.

Monſieur Previllière erſchien, war vorzüglich aufgeräumt, witzig und enchanté, als er hörte, daß ich Franzöſiſch reden könnte; denn tous ces ruſtres, dont il etoit environné ici, n'avoient pas le ſens commun avec leur diable d'Allemand. Ich gab mich in ein lebhaftes Geſpräch mit ihm, lobte ſeine belle humeur — Pardi, Monſieur! ſagte er, il n'y a que la joie, qui rejouiſſe, welches nun freylich überaus gut geſagt war; und ſo gab denn ein Wort das andre, bis ich endlich das Geſpräch auf ſeine Herrſchaft, auf das Fräulein und zuletzt auf meinen Hauptzweck leitete.

Ich will Dich nicht lange aufhalten; Ohne Umſchweiſe alſo! ich verſprach ihm (höher taxierte ich den Schlucker nicht) fünf alte Louisd'or — c'eſt comme, qui diroit, quatre vingt ſeize livres ſprach er — richtig! quatre vingt ſeize livres, wenn er mir binnen vier und zwanzig Stunden ſichern Beſcheid bringen könnte, ob ich mit meinem Heyraths-Antrage nicht fehlgehn würde, und noch ehe die Nacht mit ihren braunen Fittichen dieſe ſchöne Welt überflügelt hatte, kam Monſieur Previllière angeſprungen, und brachte mir, gegen Empfang der quatre vingt ſeize livres, die erwünſchte Nachricht, daß ich dreiſt dem edeln Paare eine Eröfnung thun könnte, zu welcher er daſſelbe de la manière la plus gentille vorbereitet hätte.

Nun ließ ich mich am folgenden Tage förmlich bey dem Herrn Baron melden und richtete mein Geſchäft ſo aus, wie ich glaubte, daß es der Lage der Sache angemeſſen war. Die gnädige Frau hat es weit in der Verſtellungskunſt gebracht, denn ich bemerkte auch nicht eine Spur von altem Grolle gegen Dich in ihren Reden. Die Sorge für das Wohl ihrer geliebten Tochter ſchien der einzige Gegenſtand zu ſeyn, der jetzt ihr Herz erfüllte: „Ein ſo entſcheidender „Schritt erforderte freylich reifliche Ueberlegung; „Man hätte nicht das Glück, Deinen Character, „Deine Lage, Deine häuslichen Umſtände genau zu kennen; Es ſey die Pflicht treuer „Eltern, ſich hiernach erſt zu erkundigen; „Man rechnete ſich indeſſen dieſen Antrag zur „Ehre, und würde Deine ſchriftlichen Aeſſerungen deswegen liebreich aufnehmen. Auf ein „großes Heyrathsgut dürfteſt Du Dich, wenn „die Sache zu Stande käme, freylich nicht gefaſſt machen; Sie wären ſelbſt nichts weniger „als reich“ u. ſ. f.

Ich hatte von meinem ehrlichen Horn einen Wink erhalten, den ich hier nützen zu müſſen glaubte. Ich äuſſerte nämlich: „daß Du, „weit von Eigennutz entfernt, auf keine große „Mitgabe Anſpruch machteſt; daß ſie ſich von

„ihrem eigenen Gelde, bey Verheyrathung ihrer
„Tochter, auf keine Weiſe ſcheiden ſollten.
„Da indeſſen, wie ich kürzlich erfahren hätte,
„Dieſe ein anſehnliches Legat von einer ihrer
„ſelig entſchlafenen Tanten vermacht erhalten
„hätte; ſo gäbe ich anheim, ob ſie es nicht ſelbſt
„billig und für ihre geliebte Tochter beruhigend
„finden würden, wenn man ihr jährlich die Zinſen
„dieſes Capitals zu Nadelgeldern anwieſe.“
Der alte Herr nahm eine Priſe Tobac und ſahe ſeine Frau Gemahlinn bedenklich an, als ich dies vortrug; allein da es mir, beſonders bey der Tafel, zu welcher man mich einladete, gelung, die gnädige Baroneſſe ſehr für mich einzunehmen; — ich glaube, es hätte gefährlich für den würdigen Cavalier werden können, wenn ich länger da geblieben wäre — ſo wurde mir auch dieſer Punkt, als ich ihn noch einmal beſcheiden anbrachte, zugeſagt. Ich beurlaubte mich am Nachmittage des folgenden Tages von der Familie, reiſte geſtern Morgens von Altenwedel ab, und bin nun wieder hier bey unſerm ehrlichen Geiſtlichen, der ſich herzlich darüber freuet, daß dieſe Verhandlung ſo gut von Statten gegangen iſt.

Da heute die Poſt abgeht; ſo laſſe ich dieſen meinen Geſandtſchafts-Bericht an Dich mitlaufen. Heute noch reiſe ich von hier. Du weiſſt, daß ich ein kleines Geſchäft in *** habe; aber in acht Tagen ohnfehlbar bin ich wieder bey Dir und bleibe dann noch bis heute über vierzehn. Du wirſt nun wohl unterdeſſen an Deine künftigen Schwieger-Eltern ſchreiben. Mündlich ein Mehreres, und damit Gott befohlen! Ich bin Dein ꝛc.

Achtzehnter Brief.

Von Friederiken von Bergmannsdorf, gebohrnen von Braunfeld, an die Demoiſelle Eliſabeth Rittermann, in Straßburg.

Manheim, den 20ſten December, 1774.

Ja freylich! Wer hätte das denken ſollen, ma chère amie, daß uns das Schickſal ſo nahe zuſammenführen würde? So iſt doch ein Unfall zu etwas gut; denn im Uebrigen, mon ange, ſo weiß ich nicht, wie ich Deine Frage: ob ich zufrieden mit meinem Manne bin? beantworten ſoll. Meine vues giengen viel höher, als auf ſo einen Menſchen; aber wir haben ihn ja nun auch adeln laſſen, und hier in Manheim, wo alle Bedienungen gekauft werden, die emplette von einer Hof-Cammerraths-Stelle gemacht. Wenn uns nur mein Vater, der alte Knauſer, mehr Geld ſchickte, und Bergmannsdorf nicht ſo jaloux wäre; ſo ließ ich es paſſieren; Aber erſtlich können wir nicht ſo alles mitmachen, und dann ſo geht mir der eiferſüchtige

Narr auch nicht von der Seite. Ich habe ſchon ein Paar ſehr ernſtliche Galöppe mit ihm gehabt. Monſieur ſollte nicht vergeſſen, daß er mir ſein Glück zu danken hat; ſonſt wäre er noch der Herr Candidat Bergmann mit ſeiner dummen Davids-Harfe, womit er mir jetzt den ganzen Tag die Ohren ecraſiert; denn er hat ſonſt nichts zu thun und kann auch ſonſt nichts.

Ma chère Eliſabeth! ich habe aber ein project, das ſoll uns Beyden wohl plaiſir machen. Geſtern that ich recht freundlich gegen meinen Mann und that ihm die propoſition, ob wir nicht meine beſte Jugend-Freundinn invitiren wollten, zu uns zu kommen und eine Zeitlang mit uns vorlieb zu nehmen. Du biſt ja jetzt Dein eigener Herr, denn Deine alte Mutter, de glorieuſe memoire, muß nach Deiner Pfeife tanzen, und die Reiſe iſt in anderthalb Tagen gemacht. Er war bald dazu diſponiert, denn ich cajollerte ihn ſehr. Ich bitte Dich alſo, ma chère, komm doch, ſobald Du kannſt! Mit einem Hauderer oder in einer Retour-Kutſche wird die Reiſe nicht viel koſten, und Du kannſt den ganzen Winter bey uns paſſieren, wo es doch luſtig hergeht. Wir wollen denn ſchon den

Herrn von Bergmannsdorf ſo dreſſieren, daß er uns unſern Gang gehn läſſt und nicht immer hinter uns herläuft. Gegen uns Zwey ſoll er gewiß nicht aufkommen; wir wollen ihn ſchon zahm machen. Er kann das nicht leiden, wenn man ihn en ridicule tournirt; damit wollen wir ihn zwingen.

Mein Vater hat mir heilig verſprechen müſſen, mich an dem Herrn von Mildenburg zu rächen. Er lauert auch nur auf Gelegenheit dazu. Der ſtolze Herr iſt jetzt, wie ich höre, oben darauf beym Herzoge und heyrathet im Kurzem ein fremdes Fräulein vom Lande, das niemand kennt.

Adieu, ma chère! Am liebſten iſt mir's, wenn Du mir gar nicht auf dieſen Brief antworteſt, ſondern gleich ſelbſt kömmſt, zu Deiner ꝛc.

P. S.

Wir wollen Dich für ein Fräulein paſſieren laſſen; Hier heiſſt doch jedermann **von**.

A propos! Ich bin in Wochen geweſen und habe eine Tochter, die ich auf's Land in Penſion gethan habe; ich kann das Kinder-Gequixe nicht leiden.

Neun-

Neunzehnter Brief.

Von dem Doctor Porr, an den Hauptmann von Biedersdorf, in Neuwied.

* * * den 2ten Januar 1775.

Nur ein Paar Worte heute, mein wertheſter Herr Hauptmann! Ich bin im Begriffe, von hier abzufahren. Unſer Freund reiſt morgen nach Altenwedel, wo dann ſogleich ſeine Hochzeit gefeyert werden wird, denn er denkt überhaupt nicht länger als zehn Tage abweſend zu ſeyn,

Ich gehe gradesweges nach Hamburg, und bleibe nun vermuthlich wenigſtens ein Jahr lang in Einem Stücke dort. Haben Sie, lieber Herr Hauptmann! mir alſo irgend etwas aufzutragen; ſo wiſſen Sie, wo Ihre Briefe und Befehle mich antreffen können.

Ihren Vorſchlag habe ich in's Werk gerichtet; Ich habe in der That lange gewankt, bevor ich mich habe entſchlieſſen können, an wen ich mich hier wenden ſollte, um künftig genaue und unpartheyiſche Nachrichten von Mildenburgs Lage zu bekommen. Es muſſte doch ein Mann ſeyn, der guten Willen mit Scharfſinn und Beobachtungsgeiſte verbände; ich habe indeſſen einen Solchen gefunden. Es iſt der Banquier Schlaubach, ein feiner Kopf, voll Weltklugheit und Erfahrung; dabey ein redlicher Mann, der theils in Geſchäften, theils als Freund, ſehr oft den Cammer-Director beſucht. Er hat mir verſprochen, wenigſtens monatlich einmal und noch überdem, wenn etwas Auſſerordentliches vorfallen ſollte, mir den genaueſten Bericht von dem abzuſtatten, was uns intereſſieren kann. Er wünſcht aber, weil er ſich ſonſt ungern in dergleichen miſcht, daß ich von dieſen Eröfnungen keinen andern Gebrauch mache, als den, wozu ich von ihm die Erlaubniß erhielt, nämlich, ſie Ew. Hochwohlgebohren mitzutheilen. Das ſoll denn auch redlich geſchehn. Leben Sie wohl und glücklich, und behalten immer, auch in der Entfernung, gütige Geſinnungen für Ihren :c.

Zwanzigſter Brief.

Von Heinrich von Mildenburg, an den Hauptmann von Biedersdorf, in Neuwied.

*** den 7ten May, 1775.

Das war eine lange Pauſe, mein theuerſter Herr Oheim! Faſt drey Monate hindurch iſt unſer Briefwechſel unterbrochen geweſen; allein in der That ohne mein Verſehn. Ich bin in und auſſer Hauſe mit Geſchäften überhäuft, die zum Theil mich ſo herabſpannen, zerſtreuen und mir meine Laune ſo verſtimmen, daß ich, in den wenigen Stunden der Muße, zum Briefſchreiben gar nicht, kaum zu einer mündlichen Unterhaltung mit meiner Frau aufgelegt bin. Das Zutraun, womit mich der Herzog beehrt, macht, daß mir würklich mehr Arbeit aufgetragen wird, als mir lieb iſt, und zuweilen ſolche Arbeit, die gar nicht in mein Fach ſchlägt. Und dann drängt ſich ein Haufen von Bittenden mir auf, die in dem Wahne ſtehen, ich müſſe alle ihre oft ſehr unbeſcheidenen Forderungen befriedigen können und wollen; und wenn ich dann einmal, aus Unvermögen oder meinem Gewiſſen nach, abſchlagen muß; ſo vergiſſt der Zudringliche, daß ich hundertmal bereit geweſen bin, zu dienen, wo ich es vermogte und verantworten konnte, und mit dem beſten Willen, alle Leute um mich her froh zu machen, ſehe ich manches unzufriedene, tückiſche Geſicht.

Hierzu kömmt, daß ich nun faſt nicht mehr daran zweifeln kann, daß Braunfeld heimlich gegen mich machiniert. Ich weiß zuverläſſig, daß der Herzog neulich die Abſicht gehabt hat, mich zum würklichen Geheimenrathe zu ernennen. Ein Wort, welches er hierüber gegen den alten Böſewicht hat fallen laſſen, hat Dieſen ſo dreiſt gemacht, die Sache auf ſolche Manier zu drehn, daß es das Anſehn bekam, als würden durch mein Avancement ein Paar alte, treue, obgleich völlig unbrauchbare Diener ſich gekränkt fühlen. Der Herzog, welcher darinn ſehr gewiſſenhaft denkt, ließ alſo die Sache fallen, und begnügte ſich, mir ſeinen guten Willen dadurch zu zeigen, daß er mir eine Zulage gab.

Woher kömmt es wohl, daſs ſo plumpe, dumme, ſo leicht zu überſehende Menſchen, als Braunfeld Einer iſt, dennoch ſo fein, verſchloſſen und thätig ſeyn können, wenn es darauf ankömmt, einem beſſern Mann entgegen zu arbeiten und ihm eins anzuhängen? Der alte Fuchs hat dabey die Schlauigkeit, mir Geſchäfte aufbürden zu laſſen, wobey ich wenig Ehre, aber ſehr viel Verdruß und Verantwortung einerndten kann, und wobey grade am mehrſten meines Herrn Augen auf mich gerichtet ſind. So hat zum Beyſpiel der Herzog eine Vorliebe vor ſeine Fabriken, aus denen jedoch, nach den Local-Umſtänden, nie etwas werden kann. Bisher wurde die Direction derſelben unmittelbar von der Geheimenrathsſtube verſehn; jetzt hat man ſie der Cammer, oder vielmehr mir, aufgedrungen. So gerecht nun auch der Herr iſt; ſo bleibt doch das einmal ſein Steckenpferd, und wenn nicht alles ſo gehn ſollte, wie er es erwartet; ſo bin ich nicht ſicher, daß ihn das nicht ein wenig kalt gegen mich macht. Und — ich kenne mich ſelber, mein lieber Oncle! — ein einziges ſchiefes Geſicht; ſo iſt mir die ganze Muſic verleidet. Doch, vielleicht geht alles gut.

Was mich aber dabey am mehrſten ſchmerzt, iſt, zu ſehn, daß ich auf gewiſſe Leute, die ich aus dem Staube hervorgezogen, vom Untergange errettet habe, daß ich auf Dieſe am wenigſten rechnen kann; daß ſie immer ängſtlich und zweydeutig auf mich blicken, ob ich auch meiner Sache gewiß bin, und daß ſie ohne Zweifel zurücktreten und einen andern Schutzpatron ſuchen würden, ſobald ich in die geringſte Verlegenheit geriethe. Doch, dahin ſoll es nun wohl nicht kommen; aber es macht mich mismüthig, verdrießlich und erweckt wieder meinen alten Menſchenhaß.

Alle dieſe kleinen Ungemächlichkeiten würde ich wohl in häuslichen Cirkel vergeſſen; allein theils habe ich zu wenig Muße, um oft und lange in Geſellſchaft meiner Frau zu ſeyn, theils mag ich dem jungen Weibe nicht zumuthen, meinetwegen ſo viel zu Hauſe zu bleiben, daß ſie die einzelnen Viertelſtunden, die mir zwiſchendurch übrigbleiben, ablauerte, wo mir mit ihrer Gegenwart gedient wäre. Auch pflegen würklich die Weiber lieber ſich amüſieren zu laſſen, als uns zu unterhalten, wenn wir, trocken und den Kopf voll von Grillen, da ſitzen. Meine Frau iſt beynahe noch ein Kind; die Freuden und Zerſtreuungen des Stadtlebens ſind ihr etwas Neues; ſie geht alſo in der That täglich aus. Zuweilen gerathe ich in Verſuchung, ein wenig ungeduldig zu werden, weil doch mein Hausweſen auch darunter leidet; allein ich mag ihr noch nichts darüber ſagen, denke immer, ſie wird mit der Zeit die Nichtigkeit aller dieſer Vergnügungen und das Leere, was darinn herrſcht, fühlen lernen und ſich ein wenig aus dem Getümmel zurückziehn, beſonders wenn ſie erſt Mutter ſeyn wird, wozu ich jetzt Hofnung habe, denn ſie iſt ſchwanger.

Uebrigens würde ich doch Unrecht haben, wenn ich dem armen Weibe Vorwürfe machen wollte, ſollte ich auch hie und da manches anders wünſchen. Denken Sie nur an, beſter Herr Oncle! was für eine Erziehung ſie genoſſen hat! Sie wird ſich leiten laſſen und ich werde dann doppelt glücklich in der Folge mit ihr leben, wenn ich ſie ganz nach meiner Hand erziehe; Nur mag ich nicht ſo früh anfangen, zu hofmeiſtern. Unbegreiflich iſt mir's indeſſen, wie meine Schwiegerger-Eltern, da ſie doch auf dem Lande leben, auch nicht einmal darauf geſehn haben, daß meine Frau wenigſtens einige haushälteriſche Kenntniſſe und Luſt an dieſen Geſchäften gewonnen hat. Ich verſichre Sie, ich muß mich, bey meinen vielfachen Arbeiten, ſelbſt um die Küche bekümmern, wenn wir einmal Gäſte haben, und ſo iſt es mit allen übrigen Theilen des Hausweſens. Dem guten Kinde kann ich darüber nicht gram werden; aber die Eltern, die Eltern! — Und Dieſe wiſſen doch ſonſt wohl, daß doppelt ſo viel darauf geht, wo keine Ordnung iſt, und ſie kennen auch den Werth des Geldes. Unter uns geſagt! Noch habe ich nicht einen Heller von den verſprochenen vierteljährigen Zinſen des Legats, das meiner Frau gehört, bekommen. Das iſt doch unartig! Bisher habe ich nicht erinnern mögen; aber wenn ſie ſich nicht bald ſelber erinnern; ſo werde ich kein Blatt vor's Maul nehmen. Mein Haushalt koſtet viel, ſehr viel, um ſo mehr, da meine Frau noch nicht mit dem Gelde umzugehn weiß. Mein Rang in hieſigen Dienſten erfordert einigen Aufwand; auch kann man nicht gut wieder zurück, wenn man einmal angefangen hat, auf einen gewiſſen Fuß zu leben. Meine erſte Einrichtung hat mich viel gekoſtet, und mein Gehalt iſt, ohngeachtet der erhaltenen Zulage, doch immer noch nicht groß genug, um dieſe Lebensart ganz allein davon zu beſtreiten — Doch, warum ermüde ich Sie mit meinen häuslichen Klagen? Ich will von etwas anderm reden.

Der Herzog ſcheint geneigt zu ſeyn, mit einem kleinen Gefolge eine Reiſe nach Frankreich und Italien zu machen. Vermuthlich geht er ſchon in künftigem Monate fort. Seine Abweſenheit wird zwar meine ernſthaften Geſchäfte ehr vermehren als mindern; ich werde aber dagegen nicht ſo viel unnütze Zeit am Hofe zu verſchwenden brauchen. Was die Reiſe ſelbſt betrifft; ſo glaube ich, daß ſie dem Herrn in allem Betrachte ſehr nützlich ſeyn wird. Es iſt die erſte große Reiſe, die er macht, ſeit den Jugendjahren, die er in der Schweiz zugebracht hat,

Ich küſſe Ihnen die Hand in Gedanken, mein lieber, theuerſter Herr Oheim! und bin mit der innigſten Ehrerbiethung, Ihr ꝛc.

Ein und zwanzigſter Brief

Von Ludwig Felmer, an ſeine Schweſter Caroline, in Engeleben.

Siak, auf der Inſel Sumatra, in Oſtindien,
den 10ten Julius, 1775. *)

Ich habe in langer Zeit keinen ſo fröhlichen Tag gehabt, als neulich, da Dein Brief vom 29ſten December 1773 ankam. Drey Jahre hindurch hatte ich ſo ſehnlich auf Nachrichten von den Meinigen gewartet, und nun bekomme ich auf einmal Bericht von Euch Allen. Herzlichen Dank dafür, meine liebe Caroline! Unſre älteſte Schweſter iſt alſo vergnügt in Petersburg und den ungeſtümen Chriſtel in Illyrien geht es nach ſeiner Art auch wohl; des ehrlichen Rectors Familie leidet wenigſtens keinen Mangel, und Du, die Du von Kindheit auf mein Liebling warſt, Du

lebſt

---

*) Dieſer Brief hat ſeinen Platz nach der Ordnung des Tags bekommen, an welchem er geſchrieben iſt. Angekommen iſt er freylich ſehr viel ſpäter, zu der Zeit, als Caroline, wie wir nachher hören werden, nicht mehr in Engeleben war.

ſelbſt bey einer guten alten Witwe ohne Sorgen, in einem Städtchen, das ich nie in meinem Leben habe nennen gehört — Nun gottlob! daß Ihr Alle mit Eurem Zuſtande zufrieden ſeyd! Ihr werdet aber doch auch gern etwas von mir hören wollen, und ſo laß Dir denn erzählen, was, wie ich hoffe, Dir nicht unangenehm ſeyn wird!

Ich habe endlich die längſt gewünſchte Ausſicht vor mir, in ein Paar Jahren mein Vaterland und Euch, Dich wenigſtens, mein Liebling! wiederzuſehn. Wie ſchlägt mein Herz dieſem frohen Zeitpuncte entgegen! Die Vorſehung hat es gut mit mir gemeint. Ich war in der Jugend flüchtig; doch hat mich Gott immer vor groben Vergehungen bewahrt. Ich bin fleiſſig, arbeitſam und redlich geweſen, und ſo hat denn der Himmel meine Schritte geſegnet. Mein alter Patron vertrauete mir zuletzt, da er ganz blind war, ſeine ganzen Geſchäfte an, und ich habe ihm nach Gewiſſen treu gedient. Als er nun vor vier Jahren ſtarb; da blieb ich noch auf denſelben Fuß eilf Monathe lang bey ſeiner Witwe in Condition. Die gute Frau war gerührt

rührt von meiner Ergebenheit und unermüdeten Sorgfalt; ſie that mir großmüthig den Antrag, ſie zu heyrathen, um mich mit ihrem Vermögen glücklich zu machen, denn ſie hatte gar keine nahe Verwandten. Viel älter als ich war ſie; aber ven ſehr verträglichem, gutem Gemüthe. Ich ſahe dies als eine göttliche Fügung an, und ließ mich mit ihr trauen. Da war ſie nun lauter Gefälligkeit und Güte gegen mich, behandelte mich als ihren Sohn, und gleich wie wenn alles das Ihrige mein wäre. Dagegen verpflegte ich ſie, wie es meine Pflicht war, und das Glück begünſtigte wunderbar unſre Geſchäfte. Vor einem halben Jahre iſt die gute Frau geſtorben. Ich verſichre Dich, daß ich herzlich betrübt über ihren Verluſt war, wie man es nur um die jüngſte und ſchönſte Frau ſeyn kann, und da nahm ich mir ſogleich vor, nicht wieder zu heyrathen, ſondern mein Vermögen meinen lieben Geſchwiſtern zuzuwenden.

Ich ſuche nun nach und nach meine Gelder aus dem Handel zu ziehn und nach Europa zu ſchaffen; aber es geht damit ſo ſchnell nicht, wenn man nicht großen Verluſt leiden will.

Doch hoffe ich, wenn es Gott gefällt und ich Leben und Geſundheit behalte, in ein Paar Jahren damit zu Stande zu kommen, und dann ſollt Ihr Alle genug haben. Sterbe ich indeß; ſo habe ich auch auf dieſen Fall geſorgt.

Aber darum bitte ich Dich, meine liebe Caroline! und Euch ſämtlich, daß Ihr Euch nicht darauf zu feſt verlaſſet und etwa in die Welt hinein lebet. So ſchnell, wie man Geld gewinnt, und noch ſchneller, kann ein Kaufmann auch das Seinige verliehren. Ich ſchicke Euch jetzt nichts baar; Für die Nothdurft habt Ihr ja, und das Andre wird noch immer zu gelegener Zeit kommen. Findet ſich indeſſen ein ehrlicher, gottesfürchtiger Mann, der kein Vermögen hat, aber eine ordentliche Handthierung treibt und Dich heyrathen will; ſo ſey um die Ausſtattung nicht beſorgt! Das wollen wir ſchon richtig machen, wenn Du nur ein Paar Jahre Geduld haſt.

Es gehe Dir indeß wohl, meine liebe Schweſter! Schreibe aber doch noch einmal, und zwar bald, an Deinen ꝛc.

Zwey

Zwey und zwanzigſter Brief.

Von dem Hauptmanne von Biedersdorf, an Heinrich von Mildenburg.

Neuwied, den 8ten Julius, 1775.

Mein lieber Vetter! Ich danke Dir für Deinen Brief; aber, ich ſage es Dir grade heraus, ſein Inhalt hat mir nicht gefallen. Ich fürchte ſehr, es geht wieder ſchief mit Dir. Ob durch Deine Schuld, das machſt Du ſelbſt prüfen. Was Du mir von Deiner Frau ſchreibſt, ſteht mir gar nicht an. Nicht, daß ich es einem Landmädchen übelnähme, wenn es, hingeriſſen von den Freuden des Stadtlebens, die ihm neu ſind, täglich aus dem Hauſe läuft und ſich im Taumel von Zerſtreuungen umhertreibt! Nicht, daß es mich wunderte, wenn jedes Hausweſen verkehrt geht, da, wo die Frau den größten Theil des Tages auſſer dem Cirkel ihrer Familie zubringt! Aber das ärgert mich und befremdet mich, daß Du, der Du doch kein Knabe mehr biſt, nicht einſiehſt, wie nöthig es iſt, hier bey Zeiten zu Hülfe zu kommen. Begreifſt Du denn gar nicht, daß, wenn Du das noch eine Weile alſo anſiehſt, ſich Deine Frau an dieſe Lebensart gewöhnen, daß es dann zu ſpät ſeyn wird mit Deiner Erziehung; daß es jetzt noch Zeit iſt, ſanfte Vorſtellungen anzuwenden, die ſie nachher als läſtige Zwangsmittel anſehn wird; daß ſie unterdeſſen ſich in mannigfaltige Verbindungen verwickeln kann, aus denen es nicht ſo leicht iſt, ſich loszureiſſen; daß ſie ſogar in die Hände ſchlechter Leute zu fallen wagt, die ſie auf böſe Wege leiten; daß Deine Feinde alles dazu beytragen werden, dies alſo einzuleiten; daß unordentliche Hauswirthſchaft in Einem Jahre weiter zurückſetzen kann, als nachherige ſtrenge Einſchränkung in zehnmal längerer Zeit wieder gutzumachen im Stande iſt, beſonders wenn man grade nur ſo viel einzunehmen hat, als man nothwendig zu ſeinen Bedürfniſſen braucht? Haſt Du Dir nicht die Muße gegeben, vorher zu überlegen, ob die Frau, welche Du wählteſt, die Eigenſchaften ſchon beſäße, die Eure beyderſeitige Glückſeligkeit befördern könnten; ſo glaube ich doch, Du wirſt wenigſtens darauf Rückſicht genommen haben, ob ſie von folgſamer, biegſamer Gemüthsart war; und ſo wird ſie ſich ja zureden laſſen, wenn ſie Dich würlich liebt. Was endlich Deine Schwieger-Eltern betrifft; ſo würde ich, an Deiner Stelle, wenig Complimente mit ihnen machen, wenn ſie mir ihr Wort in Anſehung der ſchuldigen Zinſen nicht hielten.

Noch mehr als dieſe häusliche Lage aber beunruhigen mich Deine bürgerlichen Verhältniſſe. Weiſſt Du, mein guter Heinrich! daß ich ſchon vorausſehe, daß Deine Rolle in *** bald ausgeſpielt ſeyn wird? Gieb Achtung! Das Ungewitter iſt nicht ferne mehr. In aller Welt! wirſt Du denn nicht endlich einmal klug werden? Deine Eitelkeit und Dein Ehrgeiz, nicht das Schickſal und die Menſchen, ſind es, die Dich in tauſend Verlegenheiten ſtürzen. Wenn man Dir mehr Arbeiten aufdringen will, als Du zu tragen vermagſt, oder zu führen verſtehſt, und Du nimſt ſie an; ſo biſt Du ein Thor und verdienſt alle Folgen Deiner Unklugheit zu tragen. Wenn ſich Bittende an Dich wenden, mit unbeſcheidenen oder mit ſolchen Anliegen, die nicht in Dein Fach gehören; ſo nimm kein Blatt vor's Maul, und glaube mir! der Verdruß, den Dir

nach

nachher ſolche zurückgewieſene Pflaſtertreter machen, wird Dir nicht ſchwer zu tragen ſeyn. Aber die Forderungen der Menſchen an uns ſtehen mehrentheils mit unſern Anmaßungen in gleichem Verhältniſſe, und wenn man von uns weiß, daß wir uns gern in alles miſchen; ſo glaubt Jeder ein Recht zu haben, von uns zu verlangen, daß wir auch alles leiſten ſollen.

Würde der Fürſt durch Deine Erhebung zum Geheimenrathe andre ältere Diener gekränkt haben; ſo hoffe ich, Du denkſt edel genug, dergleichen auf andrer Leute Koſten ſelbſt nicht zu wünſchen, und die erhaltene Zulage muß Dir in Deinen Umſtänden willkommner ſeyn, als jene eitle Ehre. Deine Feinde werden Dir nichts anhängen können, wenn Du Deinen graden Gang gehſt, nichts unternimſt, dem Du nicht gewachſen biſt, und Deine Schritte immer ſo leiteſt, daß Du von jedem derſelben zu aller Zeit Rechenſchaft geben könneſt. Die Urſache, warum ſchlechte Leute, die uns dabey ſchwach und beſchränkt in ihren Einſichten vorkommen, uns dennoch überliſten, liegt darinn, daß wir das Gute, welches wir thun, gewöhnlich planlos unternehmen, weil wir uns auf die Reinigkeit unſrer Abſichten verlaſſen, ſie aber das Böſe, das ſie uns entgegenſtellen, conſequent durchdenken und anlegen, weil ſie ſich nicht auf die innere Würde ihrer Unternehmung, ſondern nur auf die Sicherheit ihrer Maſchinerie ſtützen können; ferner darinn, daß der edle Mann mit Wärme und Feuer handelt und ſich leicht übereilt, der Schurke aber, mit kaltem Blute und Bedacht; endlich darinn, daß Jener unter dem Haufen wenig treue, uneigennützige Gehülfen, dieſer unter dem Pöbel aller Claſſen Bundesgenoſſen in Menge findet.

Wenn Du noch nicht gelernt haſt, auf die Dankbarkeit der Menſchen wenig zu rechnen; ſo wirſt Du wohl nie durch Erfahrung klug werden. Ich meinte auch, Du hätteſt ſchon längſt darauf Verzicht gethan, und Du ſuchteſt in dem Guten, das Du ausübteſt, immer nur eigenen Genuß. Wenn Du aber nun gar von **ſchlechten** Menſchen, denen Du unverdienter Weiſe Vortheile verſchafft haſt, edle Gefühle, Erkenntlichkeit und Gegendienſte erwarteſt; (Und das iſt glaube ich, größtentheils Dein Fall) ſo kannſt Du, wenn Du gerecht ſeyn willſt, nur mit Dir ſelber zürnen.

Daß Du die Reiſe Deines Herzogs in fremde Länder billigſt, dazu kann ich nicht beyſtimmen. Mehrentheils kennen die Fürſten ihre eigenen Beſitzungen noch nicht, wenn ſie ſolche Züge nach Frankreich, England und Italien unternehmen, tragen dann ungeheure Summen, die ſie ihrem Lande entziehen, den Ausländern zu, und bringen dagegen fremde Thorheiten und Laſter, Krankheiten des Leibes und der Seele, leere Projecte, windvolle Abentheurer und alberne Prätenſionen mit zurück. Sollen Bürger und Bauern Deinen Einfluß auf des Herzogs Entſchlieſſungen ſegnen; ſo bewege ihn, daß er ſein Land durchreiſe, mit eigenen Augen den Zuſtand ſeiner Provinzen, die Noth ſeiner Unterthanen ſehe, mit eigenen Ohren die Klagen höre, die jetzt nicht bis zu ihm bringen. Laß ihn die Summen, die er auf jener Reiſe verſchwenden will, anwenden, Wohlſtand und Fleiß und Tugend bey ſeinen Unterthanen zu ermuntern; ſo wird Dein Namen von Hohen und Niedern in Ehren genannt werden; auch dann noch, wenn, nachdem Du lange genug in dieſer Welt biſt herum umgehudelt worden, Deine Feinde das Unkraut auf Deinem Grabe zertreten — — Und wenn auch das eigenſinnige Glück, das freylich ſelbſt mit den Beſten unter uns je zuweilen ſein Spielwerk treibt, und — faſt mögte ich das ſagen — vorzüglich auf unſre Familie ſein unfreundliches Augenmerk gerichtet zu haben ſcheint, Dir böſe Streiche ſpielt; ſo wird doch der Bettelſtab in Deiner Hand nicht zittern, wenn Dein vorwurfsfreyes Herz ruhig in Deinem Buſen ſchlägt.

Allein ich ſehe, daß ich in einen Ton gerathe, der mir, vielleicht auch Dir, nicht wohlthut — Ach Heinrich! Deine Lage macht mich mein Schickſal vergeſſen. Ich bin auch nicht glücklich; Ich kämpfe mit Ungemach, zuweilen ſogar mit einigem Mangel. Geſund bin ich auch nicht immer; Aber es wird wohl noch beſſer werden, und am Ende bin ich ja auch nur ein einzelner Mann, habe für niemand zu ſorgen, als für einen abgelebten Kerl, der von je her nicht viel Freude geſchmeckt hat. Würde es irgendwo Krieg; ſo vermiethete ich wohl noch einmal meine alten Knochen. Gott erhalte die Deinigen! Ich bin Dein. ꝛc.

Drey und zwanzigſter Brief.

Von Heinrich, an den Doctor Porr, in Hamburg.

*** den 12ten Sept. 1775.

Ueberhäufte Geſchäfte, die jetzt, bey der Abweſenheit des Herzogs, auf mich ruhen, und dann — warum ſollte ich es leugnen? — Unruhe des Gemüths, eine gewiſſe Verſtimmung, in welcher ich Dir nicht gern ſchreiben mögte, ſind Schuld an dem langſamen Gange, den nun ſeit langer Zeit unſer Briefwechſel nimt. An meinen Oheim ſchreibe ich eben ſo ſelten; Indeſſen erfahre ich doch, daß es Euch Beyden nicht an Nachrichten fehlt, die mich betreffen. *) Ob dieſe Nachrichten immer ganz ächt ſind; ob der mir unbekannte Freund oder Feind, der Euch von Zeit zu Zeit Bericht über mich abſtattet, den guten Willen hat, mir immer Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen und endlich, ob es überhaupt ſo leicht iſt, meine eigentliche Lage nach

---

*) Wir kennen die Quelle derſelben aus dem neunzehnten Briefe in dieſem Theile.

dem äuſſern Scheine zu beurtheilen? — das muß ich dahin geſtellt ſeyn laſſen. Ich halte es aber für beſſer, daß ich ſelbſt Dir meinen jetzigen Zuſtand ſchildre, und das mit aller Aufrichtigkeit und voll Zuverſicht zu Deiner Theilnehmung. Ich glaube, es wird mir wohlthun, wenn ich einmal mein Herz gegen Dich ausſchütte.

Ich bin nun, wie Du weiſſt, Geheimerath! Der Herzog hat vor ſeiner Abreiſe die wichtigſten Angelegenheiten meiner Sorgfalt, ja! faſt meiner Willkühr übergeben. Hierher gehört denn hauptſächlich die ganze Direction der Finanzen und insbeſondre das Fabric-Weſen. Braunfeld hat das ruhig geſchehn laſſen und ich war froh, es ſo eingerichtet zu ſehn, daß ich in meinem Departement gar nichts mit ihm zu thun habe und von Allem unmittelbar meinem Herrn Rechenſchaft ablege. Zwar meinte Biedersdorf, ich hätte weislicher gehandelt, wenn ich nicht alles allein auf meine Schultern genommen hätte, um nicht einzig verantwortlich zu ſeyn; aber Ihr guten Leute wiſſt es nicht, was das ſagen will, mit einem ſo ſchlechten und zugleich eingeſchränkten und phlegmatiſchen Kerl gemeinſchaftlich Geſchäfte führen zu müſſen. Das iſt wahr, daß er mir alles in den Weg legt, was ſich nur irgend in den Weg legen läſſt. Kürzlich iſt ein Fabricant, dem ich einen anſehnlichen Vorſchuß aus der Cammer-Caſſe verwilligt hatte, mit dem Gelde davon gegangen. Ich hatte Braunfeld gebethen, durch den Juſtiz-Beamten des Orts auf ihn, und wie er den Vorſchuß verwendete, ein wachſames Auge zu haben; allein der Amtmann hat ihn entwiſchen laſſen, und ich zweifle keineswegs, daß er dazu geheime Inſtruction gehabt. Doch hoffe ich, es wird mir dadurch keine Verantwortung zuwachſen, nachdem ich alles gethan habe, was an mir lag. Ich weiß, da einmal der Herzog die Fabriken in beſſere Aufnahme gebracht ſehn will, kein anders Mittel dazu, als den Fabrikanten mit Vorſchüſſen auszuhelfen, damit ſie ſich rühren können; und der Herr hat ja auch meine Vorſchläge dieſerwegen genehmigt und mir freye Hand gelaſſen. Aber wahrlich! es ruht ein eigener Unſegen auf dieſer Unternehmung; die Kerl vereiteln noch bis itzt, durch Ungeſchicklichkeit, durch Unglück, oder durch

Schelmerey, alle meine Bemühungen — Doch ich hoffe, es wird ja noch gut gehn.

Die Reiſen des Herzogs nehmen viel Geld weg; Es ſcheint, als wenn er im Auslande einen Hang zur Verſchwendung annähme, den ich ſonſt gar nicht an ihm gekannt habe. Dazu kömmt die Liebhaberey an Kunſtwerken, die er in Italien aufkauft, womit er ſehr betrogen wird, und die große Summen koſten. Mir wird ängſtlich, ſo oft eine Poſt ankömmt; denn es werden ſo viel Wechſel auf die Cammer-Caſſe ausgeſtellt, daß ich nicht Geld genug anzuſchaffen weiß, und Braunfeld lacht hämiſch, wenn ich darüber klage.

Du weiſſt, daß der Herr von Herbrand als Reiſe-Marſchall mitgegangen iſt. Du weiſſt auch, welche Verbindlichkeiten mir dieſer Menſch hat. Ich glaubte in aller Rückſicht auf ſeine Dankbarkeit und Mitwürkung rechnen zu dürfen. Faſt jede Woche ſchreibe ich ihm und bitte ihn, dem Herzoge wegen mancher Dinge, die mir unruhige Nächte machen, Vorſtellung zu thun, bekomme aber immer nur Briefe, voll von Complimenten und unbedeutenden, flachen Aeuſſerungen. Indeſſen ſchreibt mir mein Herr die freundlichſten Briefe, will gar nichts von Geſchäften wiſſen, verläſſt ſich völlig auf mich, auf meine Einſichten, auf meinen Eifer — Gott weiß, was daraus werden wird!

Zwar bin ich noch ſo klug, die Verlegenheit, darinn ich mich zuweilen befinde, niemand merken zu laſſen; allein ich weiß doch, daß ſie meinen Feinden nicht entwiſchen kann, und es befremdet mich nicht wenig, zu erfahren, daß der Herr von Herbrand in ununterbrochenem Briefwechſel mit Braunfeld ſteht. Sollte dieſer Menſch ſo niederträchtig — Vielleicht aber malt mir meine ſchwarze Phantaſie alles in dunklerm Lichte.

Glücklich wäre ich noch, wenn ich im häuslichen Leben Erſatz für alle dieſe Unruhen fände; aber leider! habe ich da wenig Augenblicke von frohem Daſeyn. Meine Frau fährt nicht nur fort, gänzlich ihrem Vergnügen nachzurennen und gar nicht für mich und ihr Hausweſen zu leben; ſondern es ſcheint faſt, als wenn ſie täglich mehr den Sinn für einfachere Freuden und wahren Seelen-Genuß verliehrt. Es herrſcht überhaupt eine Kälte, eine Untheilnehmung in ihrem Weſen, die mit meinem Feuer und meinem Verlangen, mich mitzutheilen, auf die traurigſte Weiſe contraſtiert. Dabey iſt ſie doch auch im Grunde ſo leer an Kenntniſſen, ſo neu in der Welt, ſieht alles ſo flach, oft ſo ſchief an, daß mich's reuet, wenn ich mich einmal verleiten laſſe, ihr mein Herz auszuſchütten. Ermunterung zu großen Entwürfen, Troſt bey wiedrigen Vorfällen, gutmüthigen Rath, liebreiches Zureden, nicht müde zu werden und getroſt auf den beſſern Ausgang zu hoffen — Das alles ſuche ich vergebens bey ihr. Ja! wäre ich noch in der Stimmung, wie vor einem Paar Jahren, wo ich, in mich ſelber verſchloſſen, immer nur gab, und gar nicht darauf rechnete, von Andern zu empfangen; ſo würde ich vielleicht eine Ehre darinn ſuchen, auch in meinem Hauſe ganz allein zu ſtehen, und auch von der Seite her, keinen Zuwachs meiner Exiſtenz zu bekommen, meiner Frau Alles zu ſeyn, ohne Rückgabe; aber was bin ich ihr im Grunde? — Der Banquier, der das Geld herbeyſchafſen muß, wofür ſie ſich leere Stunden kauft — Und was ich gehofft hatte, die kleine Freude, etwas zu ihrer Bildung beyzutragen, ihr eine menſchlichere Exiſtenz zu verſchaffen — auch das ſehe ich vereitelt. Mit meiner veränderten Lage hatte ſich auch mein Syſtem umgemodelt. Das Glück ſchien mir wieder zu lächeln; ich genoß Vorzüge und Annehmlichkeiten im bürgerlichen Leben, und da erwachte dann auch wieder die Sehnſucht nach Liebes- und Freundſchafts-Glück in meiner Seele — Aber das Alles war auch eitel!

Doch verzweifle ich nicht gänzlich. Meine Frau iſt ſchwanger; Vielleicht ändert ſich manches, wenn ſie Mutter wird, und das wird wohl bald der Fall ſeyn; Ich habe aber noch ein Paar Wege eingeſchlagen, die vielleicht nicht ohne Erfolg bleiben werden. Um ſie feſter an ihr Haus zu knüpfen, habe ich geſucht, ihr eine beſtändige Geſellſchafterinn zu verſchaffen. Hierzu habe ich die Demoiſelle Caroline Felmer gewählt, die doch, wie ich höre, in Engeleben bey Madam Homann nicht ſehr zufrieden iſt. Ich habe an den guten Paſtor Ehrmann geſchrieben und ihn gebeten, dem jungen Frauenzimmer den Vorſchlag zu thun, zu uns zu ziehn. Auſſerdem habe ich mich bemüht, meine Frau in ein genaues Verhältniß mit einer ſehr liebenswürdigen und geiſtreichen hieſigen Dame zu bringen. Dieſe iſt die Obriſtlieutnantinn von Steinbach, deren Gatte jetzt mit dem Herzoge in Italien iſt — eine junge, ſchöne, ſittſame Frau, voll Talente, Herz und Geiſt. Sie hat mir, ſo lange ich hier bin, von allen hieſigen Weibern am beſten gefallen. Ihr Mann iſt auch mein ganz guter Freund, ein wenig beſchränkt von Einſichten und kalt; aber eine freundſchaftliche Seele. Seit ſeiner Abweſenheit iſt ſeine Gattinn faſt täglich in unſerm Hauſe. Sie hat keine Kinder, und da kömmt es ihr denn einſam in ihren vier Wänden vor. Mir iſt ihr häufiger Beſuch ſehr angenehm, weil er auch meine Frau zwingt, öfter einheimiſch zu ſeyn. Wenn ich nun des Abends, ermüdet und herabgeſpannt durch meine Geſchäfte, hinauf gehe; ſo finde ich doch Ein menſchliches Weſen, mit dem ich ein vernünftiges Wort reden kann. Die Frau von Steinbach ſpielt ſo wenig gern, als ich, und meine Frau muß leider! täglich ihre Parthie haben.

Da ſitzen wir Beyden dann, und reden über manche Dinge, und das heitert mich auf. Sie iſt eine theilnehmende Freundinn, und es entwiſcht ihr nicht, daß wir, meine Frau und ich, im Grunde doch zwey ſehr verſchiedene Weſen ſind. Sie giebt ſich auf die edelſte Weiſe Mühe, Louiſen zu bilden, um mir einſt glücklichere Tage zu bereiten, und das vermehrt mein Gefühl von Dankbarkeit und Hochachtung für ſie — Das alles aber ſind nur kleine ſchwache Hoffnungs-Strahlen zu beſſern Ausſichten; denn übrigens bleibt es in meinem Herzen ſehr finſter und öde.

Etwas iſt mir begegnet, daß mir nicht unangenehm iſt; Meine Schwiegermutter iſt vor vierzehn Tagen geſtorben. Der alte Heuchler ſchickte mir den luſtigen Previlliere *) mit der Nachricht hierher, und empfahl mir dieſen Windbeutel, um ihn in meine Dienſte zu nehmen; ich habe ihn aber wieder fortgeſchickt. Die Zinſen von dem Capitale meiner Frau ſendet mir jetzt

---

*) von welchem eine Schilderung im ſiebenzehnten Briefe in dieſem Theile vorgekommen iſt.

jetzt mein Schwiegervater ziemlich ordentlich, und da mein Gehalt anſehnlicher, der Aufwand in meinem Hauſe aber, bey der Abweſenheit des Hofs (denn die Herzoginn lebt, ſeitdem ihr Gemahl auf Reiſen iſt, noch eingezogener, als vormals) ſehr geringe iſt; ſo geht es mit meinen häuslichen Umſtänden noch ſo ziemlich, und ich hoffe nach und nach die geringen Schulden, die ich gleich nach meiner Verheyrathung gemacht habe, bald zu bezahlen.

Verzeyhe, mein Lieber! daß ich Dir heute einen ſo trocknen, langweiligen Brief ſchreibe! Allein es geht mir gar zu viel im Kopfe herum; doch bin ich darum nicht weniger warm und herzlich Dein ꝛc.

Vier und zwanzigſter Brief.

Von dem Friſeur, Jaques Previllière, à Monſieur le Baron de Raſtitz, noble Seigneur de et à Altenvedel.

* * * ten 16 von dem Sept; Jahr 1775.

Monſeigneur,

Ik aben die Ehr, Ihro Knad zu melden, que mon petit projèt d'établiſſement chés Son Excellence, Monſieur Votre beaufils n'a pas réuſſi. Ihro Excellence aben mik nit angenommen, ſondern mik renvoyier, et celà d'une manière peu honnête, ohnkeakt Madame de Mildenbourg ſchien lebafterweiß zu wünſchen, mik ſu attaſchier als Valet de chambre an Ihre Perſonn. Kewüßlik! ik douttirte mik nikt, daß eine recommendation telle, que Vous avés bien voullu me donner, Monſeigneur, würde bleiben ohne Effect par rapport auf den Reſpett, den man ätte ſollen gerekterweiß bezeugen in dieſer Kelekenheit, vis à vis von einem Ern von Ihro Knaden Einſikt und Anſehn. Mais enfin, der Err Keimerat aben nit kevolt, et celà ſuffit; Jk bin nit Menſch, meine kleinen Dienſte aufzutrinken, et Dieu merci, il y a du pain partout pour un homme de talent.

Aber ik fülen mik dok obligiert, auszufüllen den Auftrak, den Sie aben wol kevolt mir keben, in Ertheilunk von den Nakrikten, die die Art zu leben betreff, von Seiner Excellence, den Errn Svigerſon. Ah Monſeigneur! il faut que je parle franchement; ik bedaur von gans mein Erz die arme Madame von Mildenbourg. Sie ſeyn wert von einem beſſern Klük. Der Err Kemal zwar nit ſie maltraittir abſollument; aber er ſie ſvinkt zu führen eine Lebensart, comme la femme d'un honnête bourgeois. Mon Dieu! nikt einmal un Valet de chambre für eine ſolche Dame! und überhaubt peu de domeſtiques; alles at ein air mesquin. Es geben ſik faſt gar keine Feſtins, und ſo oft, daß Madame will ausken, der Err nimt mauvaiſe humeur. Aber der Err bethet an, mak ouvertement die Cour an eine Dame von der Stadt, dont l'epoux eſt abſent, die ſeyn ſön, aber auſſerordentlik coquette. Dieſe Dame kommen täklik zu Madame de Mildenbourg, wollen all gouvernier und reformir. Je tiens tout ceci de la femme de chambre même de Madame de Mildenbourg, qui eſt une bonne pâte de fille, und für diewelke der Err auk nit at die égards, die ſie meritire.

In der Stat Monſieur at ganß voll von Feindes. Man ſpikt ſelbſt öffentlik von mauvaiſe adminiſtration des ſinances, vovon der Err ſeyn der controleur général. Man ſpikt encore von Defect, enfin, que ſais-je? von Verantvortunk ezeddera — Ce ſont des horreurs, que tout ceci. En un mot, Monſeigneur, je plains fort Madame Votre fille.

Vermutlik werden Son Excellence, Monſieur de Braunvelde, Sécrétaire d'état, mik zurückalten, wie Ir Cammerdienet. Ik aben mik kemelt bey Ir, und Sie aben keabt ein long entretien mit mir über allerley und mik befrakt en confidence über allorley, ce qui doit reſter entre nous, comme de raiſon.

Au reſte, Monſeigneur, j'ai l'honneur d'être avec le plus profond reſpect &c.

Fünf

Fünf und zwanzigſter Brief.

Von dem Banquier Schlaubach, an den Doctor Porr, in Hamburg.

* * * den 2ten Jenner, 1776.

Nebſt aufrichtiger Anwünſchung eines fröhlichen und glücklichen neuen Jahrs, habe ich die Ehre Ew. Wohlgebohren zu verſichern, daß Dieſelben mich fernerhin ſtets bereit finden werden, Dero Aufträge prompt und gewiſſenhaft zu beſorgen, und ſo nehme ich denn auch keinen Anſtand, Deroſelben Wunſch zu befriedigen und von Demjenigen, was ich mit Gewißheit über die gegenwärtige Lage des Herrn Geheimenraths von Mildenburg melden kann, Nachricht zu geben. Jedoch muß ich nochmals die oft gethane Bitte wiederholen, von meinen Eröfnungen den vorſichtigſten Gebrauch zu machen; denn obgleich es mir bewuſſt iſt, daß Ew. Wohlgebohren bey dieſen Nachforſchungen nichts anders, als die edelſten, freundſchaftlichſten Abſichten haben, und obgleich ich nicht weiter in meiner Verfaſſung von dem Hofe und den Großen abhänge; ſo mag doch unſer Einer es nicht gern mit ſo einem Herrn verderben, noch in dem Rufe eines Ausſpähers fremder Handlungen ſtehn. Dies vorausgeſetzt; ſo komme ich nun zu meinem Berichte.

Es ſcheint in Wahrheit, als wenn die Anzahl der Feinde des guten Herrn von Mildenburg mit jedem Tage wachſen wollte. Auch fühlt der Herr Geheimerath von Braunfeld dieſen Zuwachs ſeiner Parthey ſo merklich, daß er ſchon anfängt, öffentlich in Geſellſchaften, wenn der Wein ſeine Zunge löſt, auf ſeinen Herrn Collegen zu ſticheln.

Faſt jedermann (Ich glaube aber, mit Unrecht) miſſt Dero Freunde die Schuld bey, daß der Herzog die koſtſpielige Reiſe unternommen hat. Dieſe Reiſe verſchlingt freylich übergroße Summen; Ich weiß das am beſten, da die Wechſel alle durch meine Hände gehen — Die Billigſten ſagen: Er hätte abrathen, oder mitgehn ſollen.

Dazu kommen die vielfachen mislingenden Verſuche in dem Fabrikenweſen. Mein wertheſter Herr Doctor! Unſer Land iſt gar nicht dazu gemacht, um hier ſolche Fabriken anlegen zu können, die nicht zu Grunde gehen müſſten, wenn ſie Preiſe mit den benachbarten Concurrenten halten wollen. Es würde zu weitläuftig ſeyn, wenn ich hier meine Gründe auseinanderſetzen wollte; dem Herrn Geheimenrathe von Mildenburg habe ich ſie oft vorgeſtellt; aber er hört nicht, meint, es mit Gewalt durchſetzen zu müſſen, um ſich bey dem Herzoge beliebt zu machen; allein ich fürchte, er wird ſich Verantwortung aufladen. Was in Einem Lande ausgeführt werden kann, iſt darum noch nicht in dem andern anwendbar.

Der zweyte Punct iſt die kürzlich vorgenommene Verpachtung aller herrſchaftlichen Cammergüter. Ja! da kommen würklich auf einmal große Summen in die Caſſe, indem die Pächter baare Caution ſtellen müſſen; unterdeſſen wandern dieſe Gelder nach Italien, werden dort verzehrt, und da ſie doch einſtens erſtattet werden müſſen; ſo ſind ſie lauter Schulden, die man contrahiert. Vielleicht kömmt ein Plus heraus; aber der Pacht-Beamte ſchindet die

Bauern, um ſein Geld herauszuziehn; viel alte Diener kommen auſſer Brod; Schelme. die Vermögen haben, erhalten Aemter, Titel, bereichern ſich, und jedermann ſchreyet darüber.

Was endlich die häusliche Verfaſſung Dero werthen Freundes betrifft; ſe mag es im Oeconomiſchen wohl jetzt ziemlich gut gehn. Er lebt auf keinen weitläuftigen Fuß und hat neulich ein kleines Capitälchen, ſo er bey uns aufgenommen, meinem Hauſe wieder bezahlt. Wenig frohe Stunden aber verſchafft ihm ſeine eheliche Verbindung — Sagen Sie mir auch, wertheſter Herr Doctor! wie kommen denn zwey ſo durchaus, an Fähigkeiten, Temperamenten und Neigungen verſchiedene Weſen, als der Herr von Mildenburg und ſeine Frau Gemahlinn ſind, zuſammen? Er war doch nicht mehr in den erſten Jünglings-Jahren, als er wählte, ſo, daß ihn blinde, ſinnliche Liebe irregeführt hätte? Oder war es ſein Plan, ſich ſeine Frau zu erziehn? Dann hätte er ſich von Geſchäften losreiſſen und mit ihr auf's Land gehn ſollen. Nun haben ſie ſie hier erzogen, die Dame, daß es Gott erbarme! Meine Verhältniſſe führen mich ſelten unter ihre Augen, auſſer etwa an öffentlichen Verſammlungsorten, wo ich ein Zuſchauer von Weitem bin, und dann zuweilen etwas mehr in der Nähe, wenn ter Herr Geheimerath mich einladen läßt, um en famille mit ihm zu ſpeiſen; Allein man braucht kein großer Menſchenkenner zu ſeyn, um zu bemerken, daß die gnädige Frau ein unbedeutendes, uncultivirtes, kaltes, phlegmatiſches, dabey dennoch eitles und eigenſinniges Frauenzimmer iſt. Inzwiſchen aber wird auch hier wahr, was ich ſo oft an dem Pöbel aller Stände an allen Orten bemerkt habe, nämlich, daß man nur auf der Stufe von Mittelmäßigkeit, oder noch etwas tiefer zu ſtehn braucht, um Anhänger, Vertendiger und Beförderer in Menge zu finden, und daß hingegen Der, welcher ſich ein wenig über das Gemeine erhebt, von etwas beſſerm Stoffe iſt, als Viele, (lebte er auch noch ſo ruhig, ohne Forderungen; und gienge er auch Jedem aus dem Wege) der Tadelſucht, dem Neide und vielfachen Neckereyen nicht ausweichen kann; endlich daß Dieſer immer vor dem Volke Unrecht behält, wenn er mit Jenem in eine Art von Streite geräth. Sollen wir der Menſchheit die Ehre anthun, zu denken, es ſey hier Großmuth im Spiele? — ein Gefühl von der Pflicht, ſich des Schwächern annehmen zu müſſen, damit er nicht gänzlich unterdrückt werde? — Das ſteht ſchön aus, auf dem Papiere; aber ich glaube nicht daran. Laſſen Sie uns lieber annehmen, die Vorſehung ſtelle auf dieſe Weiſe den Mann von größern Facultäten vereinzelt dahin, ausgeſetzt ſogar unverdienten Verfolgungen, unberufenen Ausſpähungen, dem unbilligen Tadel, damit er wachſam und wacker bleibe, nicht übermüthig werde und ſeine Strebungskräfte nicht einſchlafen laſſe! Genug, daß ich die Sache ſelber in allen Ländern, die ich geſehn, in allen Himmelsſtrichen, wo ich gelebt, alſo gefunden habe, und ſie tritt auch bey Dero Freunde und ſeiner Gemahlinn ein. Man vergiſſt, daß Ihr alle Eigenſchaften fehlen, und daß ſie ſich auch keine Art von Anſtrengung giebt, um ſolche Eigenſchaften zu erlangen, durch welche ſie ihrem Gatten eine frohe häusliche Exiſtenz verſchaffen könnte, und lobt dagegen ihre, vielleicht von Innen und Auſſen nie in Verſuchung gerathene Tugend; nennt ihre Kälte — Sanftmuth; ihre Dumheit — Beſcheidenheit; ſchreibt ihren

Hang zu leeren Stadt-Freuden auf Rechnung unſchuldiger, jugendlicher Fröhlichkeit, und ſieht dagegen alles, was den Herrn von Mildenburg betrifft, aus dem gehäſſigſten Augenpuncte an. Wenn er da, wo es nicht etwa eine Grille, ſondern ſeine ganze Herzens-Glückſeligkeit gilt, ſeine Gemahlinn zuweilen mit Unmuth und männlichem Ernſt es fühlen läſſt, daß er unzufrieden mit ihr iſt; ſo heiſſt es: „er mishandle die gute, „ſtille Frau.“ Wenn er ſie dazu bewegen will, mehr für ihr Haus, als für zweckloſe, Geld und Zeit raubende Geſellſchaften zu leben; ſo ſagt man: „er ſey wunderlich, misgönne dem guten „jungen Weibchen unſchuldige Vergnügungen.“ Das Aergſte aber iſt, daß man auch ſeine Sittlichkeit nicht unangetaſtet läſſt. Den armen Geheimenrath drücken Sorgen und Laſten aller Art; Er ſehnt ſich, in Stunden des Trübſinns, der Erſchlaffung und der Herabſpannung, nach Troſt, Erquickung, Aufheiterung; Sein Herz fühlt ein Bedürfniß, ſich mitzutheilen, ſich zu ergieſſen; Er ſucht eine verſchwiſterte Seele; Seine Gattinn gewährt ihm von dieſem Allen nichts, kann ihm nichts ſeyn; und nun ahndet er, daß der Umgang mit einer geiſtreichen jungen Dame, mit der Frau von Steinbach, ihn zum Theil dafür entſchädigen könnte; Dieſe beſucht er alſo oft, und ſie iſt faſt täglich in ſeinem Hauſe. Unglücklicherweiſe iſt dieſe liebenswürdige Frau längſt ein Gegenſtand des Neides der hieſigen Frauenzimmer vom erſten Range geweſen — Welch' eine herrliche Veranlaſſung, über Beyde alles Gift der Verleumdung auszuſchütten! „Der Herr von Mildenburg" ſpricht man „hat ein niedliches Weibchen; aber das iſt ihm längſt nicht mehr neu „genug. Er begegnet dem hübſchen Kinde recht „übel, und wirft ſich einer Cokette in die Arme, „einer eingebildeten Thörinn, die ſich weiſer „und beſſer dünkt, als wir Alle, weil ſie „ein bischen Figur, weil ſie einige Lectüre hat. „Die arme Frau von Mildenburg muß Dieſe „täglich vor Augen ſehn, ſich von ihr hofmeiſtern laſſen — Uns ſoll nur wundern, ob der „Herr von Steinbach, wenn er wiederkömmt, „oder wenn er die Lebensart erfährt, ſo ſtill dazu ſchweigen wird — Der arme Mann! Er „hat ein ſo gutes Herz, thut keinem Kinde Leides" — (Er iſt, mit Ehren zu melden, ein Schafskopf) — „Wenn ich der Frau von Mil-

„denburg vertrauete Freundinn wäre; ſo würde „ich ihr doch einmal die Augen öfnen, damit „ſie ſich nicht länger ſo auf der Naſe trommeln „lieſſe.“ — Ja! das iſt die allgemeine Sprache, und ich fürchte, man wird nicht ruhn, bis man vollends jeden Schatten von häuslichem Frieden und Glück von Ihrem Freunde wird verjagt haben, wenn er nicht gar das Opfer ſeiner politiſchen Feinde wird.

In der That glaube ich, der Herr Geheimerath würde vorſichtiger handeln, wenn er ſeinen Umgang mit ſeiner Freundinn ein wenig einſchränkte. Zwar würde der Haufen der Läſterzungen bald eine andre Urſache zu finden wiſſen, um ſich an ſeinem Rufe zu vergreifen; aber dieſe ſehr ſcheinbare Urſache wäre doch gehoben. Ich ſage: er **würde** vorſichtiger handeln; allein ob er das auch **kann**, in ſeiner Lage, in ſeiner Stimmung, Er, der ein ſchwacher Menſch, wie Andre, und dabey ein viel lebhafterer Menſch, als Andre iſt, das wäre doch wohl die Frage. Soll denn auch der Beſte und Empfänglichſte unter uns immer nur für das Ganze, nie für ſich, immer nur für Conventionen und äuſſern Ruf, nie für ſein Herz leben? Und wenn nun auch ſich ein bischen Kampf der Liebe in das Spiel miſcht! — Läſſt ſich Liebe erzwingen? Läſſt ſie ſich zur Pflicht machen? Man beſtrebe ſich, liebenswürdig zu ſeyn, wenn man geliebt werden will! Iſt reine Liebe ein Glück, ein Seelen-Genuß, herrlicherer Genuß, als irgend ein andrer, den wir in der Welt haben; warum ſoll dann grade Der dieſem Glücke entſagen, der Sinn dafür hat? Wird des Herrn von Mildenburgs Frau, die er nun einmal nicht lieben kann, unglücklicher dadurch, daß ſein Herz für fremde Verdienſte nicht fühllos iſt? Man erlaube ihm dieſe Eine kleine Grille, und er wird gewiß um deſto treuer ſeine Hausvaters-Pflichten erfüllen, wenn er übrigens ein edler Mann iſt — Und iſt er das nicht; was für Gewinſt iſt dann dabey, um ſeine ausſchließliche Zärtlichkeit zu buhlen? Man erlaube ihm das, und er wird mit Muth ertragen und mit Freundlichkeit dulden, und noch immer mehr geben, als er empfängt. Kann man alle Menſchen über Einen Leiſt ſchlagen? Der phlegmatiſche Müſſiggänger mag, bey einer einfachen, immer gleichen Koſt, hundert Jahre alt werden; der

Mann, der in beſtändiger Anſtrengung lebt und leben muß, bedarf, wenn er nicht zu Grunde gehn ſoll, zuweilen ſtärkender Arzeneyen, einer feinern Diät, gewürzterer Speiſen. Dieſelbe Lebensordnung taugt nicht für jedermann. Der ſtille Handwerksmann läſſt ſich zum Frühſtücke mit einer leichten warmen Brühe abſpeiſen; der Jäger, der gegen Sturm und Wetter zu kämpfen hat, bedarf wenigſtens je einmal eines ſtarken Getränks, wenn die erſchlafften Nerven ihren Dienſt verſagen. Wenn nun alſo Natur und Erziehung Dieſen zum Jäger geweyht haben; wie unglücklich wird er ſich dann fühlen, wenn man ihn an Schneiders-Arbeit und Schneiders-Koſt gewöhnen will! — Er wird mit Leib und Seele zu Grunde gehn. Schaffe man doch ein Pferd in ein Kalb um, damit man nicht nöthig habe, Hafer zu kaufen! Geht es aber im Phyſiſchen nicht; warum ſollte es im Geiſtigen anders ſeyn? *)

Dies

---

*) Muß ich hier, der Schwachen wegen, wiederholen, was ich ſchon ſo oft geſagt habe, daß die Grundſätze der Perſonen, die ein Schriftſteller redend einführt, nicht immer Grundſätze des Schriftſtellers ſind.

Dies ſind die Nachrichten, die ich Ew. Wohlgebohren, vielleicht mit ein wenig zu viel Geſchwätzigkeit und begleitet von meinen gedehnten Bemerkungen, mitzutheilen die Ehre habe. Den Gebrauch, welchen Dieſelben davon machen wollen, überlaſſe ich billig Ihrer Klugheit und Discretion; der ich übrigens verharre ꝛc.

Sechs und zwanzigſter Brief.

Von dem Hauptmanne von Biedersdorf, an Heinrich von Mildenburg.

Neuwied, den 6ten May, 1776.

Ich habe Dir im vorigen Sommer einmal geſchrieben, daß, wenn es irgendwo Krieg würde, ich noch einmal die wenigen, mir vielleicht übrigen Tage daran wagen und mit in's Feld gehn wollte. Damals, mein lieber Vetter! dachte ich nicht, daß dies Wort ſo bald in Erfüllung gehn würde; aber nun iſt der Zeitpunct da. Ich habe, ſeit ich wieder in Teutſchland bin, mehr als ich ſagen kann, mit Wiederwärtigkeiten aller Art gekämpft. Der letzte Schlag, den ich aushalten muſſte, war der Verluſt des größten Theils meiner Leibrenthe, durch die Schelmerey eines Caſſen-Bedienten. Das führte mich denn ſo weit, daß ich jetzt, in einem Alter, wo man anfängt ſich nach Ruhe und Gemächlichkeit zu ſehnen, nicht wiſſen würde, woron ich die nöthigſten Bedürfniſſe des Lebens befriedigen könnte, wenn nicht der Krieg der Colonien in Nord-America gegen England und die Bereitwilligkeit der teutſchen Fürſten, für Geld ihre Unterthanen dort todſchieſſen zu laſſen, mir die Veranlaſſung gäben, mich gleichfalls dahin zu verkaufen. Ich nehme den ganzen kleinen Reſt meines Capitals auf, werbe zum Dienſte des *** von *** eine Jäger-Compagnie, und führe dieſe — vielleicht zur Erlöſung von allen Plackereyen dieſer Welt — in einen ſehr mislichen Krieg.

Auf's Wiederkommen rechne ich nicht; Vielleicht hält mein morſcher Cörper nicht einmal die Seereiſe aus. Ein Andrer, weniger an wiedrige Zufälle gewöhnt, würde wohl auf Erwerbung großer Reichthümer und dann auf Rückkehr in das Vaterland Plan machen — Ich mache keinen Plan, als auf einen Tod, ohne Schande und Reue, der mich vor Mangel ſchützen und von Sorgen und Verdruß befreyen ſoll. Er wird mir willkommen ſeyn, wird mich bereit finden, ſey es in den Wellen, oder auf dem feſten Lande.

Im nächſten Frühjahre will man mich mit meinen Leuten einſchiffen. Bis dahin wird mich die Werbung beſchäftigen. Wir wollen keinen Abſchied von einander nehmen. — Das würde Saiten in meinem Herzen rühren, die ich lieber ruhn laſſe. Ich mögte gern in der ſtumpfen Unempfindlichkeit bleiben, in der ich jetzt bin — Es iſt ſo beſſer. —

Ich weiß, wie es Dir geht, kenne alle Deine Verhältniſſe — Helfen kann ich Dir nicht; Rath würde zu ſpät kommen; Siehe alſo zu, wie Du fertig werdeſt! — Sey immer **ein Mann!** Biſt Du, aus Unvorſichtigkeit und Leidenſchaft, in heitern und trüben Tagen ſchwach geweſen; ſo ſey, in ſtürmiſchen Tagen, wenigſtens nicht ſchlecht! — Wenn Dich Alles verläſſt; ſo kehre wieder zu Dir ſelber zurück, und verlaſſe **Du** Dich dann nicht! — Mögte es aber doch dahin nicht kommen! Sey indeſſen auf alles gefaſſt; halte Kappſtein und Porr in Ehren, und vergiß Meiner nicht! —

Sieben und zwanzigſter Brief.

Von dem Geheimenrathe von Braunfeld, an den Reiſe-Marſchall und Kriegsrath von Herbrand, in Rom.

* * * den 4ten Julius, 1776.

Ew. Hochwohlgebohren ſage den verbindlichſten Dank für Dero gütige Bereitwilligkeit in Fortſetzung unſers vertraueten Briefwechſels und halte mich ſehr überzeugt, daß unſers gnädigſten Herzogs Durchlaucht die Sorgfalt, welche Ew. Hochwohlgebohren Höchſtdeſſelben Perſon und Dienſte beweiſen, nicht miskennen, ſondern nach Zeit und Gelegenheit zu belohnen geruhn werden. Hierzu in der Folge nach meiner Wenigkeit das Meinige beyzutragen, wird mir allſtets das angenehmſte Geſchäft ſeyn, wünſchte nur, ich mögte dabey nie durch den böſen Willen und die Jalouſie gewiſſer Leute gehindert werden, und hoffe, Ew. Hochwohlgebohren ſollen alsdann Ihre wahren Freunde kennen lernen.

Was Ew. Hochwohlgebohren mir in Anſehung der Verbindlichkeiten, welche Dieſelben dem Herrn von Mildenburg zu haben glauben, und weswegen Sie nicht gern ouvertement gegen ihn agiren wollen, zu eröfnen belieben, kann nicht anders als billigen, maßen dieſe Grundſätze einer wahren chriſtlichen und noblen Gedenkungsart vollkommen angemeſſen finde; allein wohlerwogen von einer andern Seite, daß doch das Intereſſe des Dienſtes des Herrn allen Privat-Rückſichten das Gegengewicht halten muß, Dieſelben ferner Dero Erhebung zu dem gegenwärtigen Poſten mehr Dero eigenen Meriten und, wenn mich rühmen dürfte, der Anerkennung derſelben von Seiten Ihres treuen Dieners zuzumeſſen, einfolglich nicht eigentlich der ohnehin wohl nicht ſo bedeutenden Vorſprache meines quaſi Herrn Collegen zu verdanken haben mögten; ſo ſehe nicht ein, warum Ew. Hochwohlgebohren Sich ein Gewiſſen daraus machen ſollten, Sereniſſimo über das Betragen des Herrn Cheffs, oder vielmehr Verwüſters der höchſten Finanzen klaren Wein einzuſchenken; wobey auch noch den Wink zu geben nicht entſtehen kann, daß man oft in den Fall komme, ſelbſt für die Vergehungen unſrer Freunde verantwortlich zu werden, wenn man ſolche gewuſſt und verſchwiegen, mithin gleichſam Hehler geweſen und als Complice zu conſideriren iſt. Dies alles habe nur anheim geben wollen, habe übrigens, wie ſchon geſagt, jene delicaten Geſinnungen auf alle Weiſe, und wiederhole, Dero Verlangen gemäß, nochmals die Verſicherung, daß von Ew. Hochwohlgebohren Zutrauen gegen mich nie abuſiren werde.

Daß die Reiſen Seiner Durchlaucht einige Vermehrung von Ausgaben nach ſich ziehen, iſt freylich einleuchtend; immittelſt warum ſollte einem Fürſten, der ſich ſo gnädig immer ſeiner Regenten-Pflichten angenommen, nicht einmal eine ſolche Erholung zu gönnen ſeyn? Bey irgend wohl eingerichteter und gewiſſenhaft dirigierter Adminiſtration der Domainen würde es wohl ein Leichtes ſeyn, jenen größern Aufwand, ohne ſolchen Druck des armen Landes, als leider! gegenwärtig zu ſehen iſt, zu beſtreiten. Es iſt meiner Denkungsart plane zuwieder, irgend jemand unglücklich machen zu wollen; allein meine theuer beſchwornen Pflichten legen mir dennoch die Verbindlichkeit auf, unſerm gnädigſten und theuerſten Landes-Vater hierüber ohne Rückhalt zu referiren; und da übrigens glaube, daß der ſanfteſte Weg dazu durch Ew. Hochwohlgebohren eingeſchlagen werden kann; ſo bitte recht ſehr dringend, Sereniſſimo mit möglichſter Schonung des guten Herrn Geheimenraths von Mildenburg Uebereilungen, maßen Selbiger wohl freylich mehr aus Unwiſſenheit als eigentlich mala fide handelt, vorzutragen.

Dieſemnach muß aufrichtig geſtehen, daß wenn die Wirthſchaft, welche anjetzo hier in Adminiſtration der Finanzen herrſcht, alſo noch ein einziges Jahr fortgeführt, das ganze Land ruinirt ſeyn wird. Gern habe bis dahin geſchwiegen, weil es Seiner Durchlaucht gnädig gefällig geweſen, auf mein Bitten, mich von der Oberaufſicht und Mitwürkung in allen Cameral-Geſchäften, bey meinen ohnehin überhäuften Berufs-Geſchäften, zu diſpenſiren; allein die neuerlich vorgenommene Verpachtung ſämtlicher Aemter und Cabinets-Güter vollendet das allgemeine und abſolute Derangement unſerer Verfaſſung. Gern will ich den immer allgemeiner werdenden Gerüchten von vorfallenden Beſtechungen, von Seiten der neuen Pächter, um wohlſeiler zu den Aemtern zu gelangen, keinen Glauben beymeſſen, obgleich re vera eingeſchränkte häusliche Umſtände und die daraus, bey manchem unnützen Aufwande, leicht entſtehende Noth, zu allerley böſen Schritten verleiten können; indeſſen bleiben die ſchädlichen Folgen, welche aus den quäſtionirten Verpachtungen ſelbſt erwachſen müſſen, und welche in meinem letztern Schreiben des Breitern entwickelt habe, darum nicht weniger ſchädlich und verderblich.

Hierzu kommen die auf die unverantwortlichſte Weiſe an unwürdige Subjecte verſchwendeten Summen, zu Anlegung und Vervollkommung der Fabriken, die gegenwärtig in dem pitoyableſten Zuſtande ſich befinden. Da mir bewuſſt iſt, wie ſehr aufmerkſam Sereniſſimus auf dieſen, zu dem Flor eines Landes ſo viel beytragen könnenden Nahrungszweig ſind; ſo geht mir der gänzliche Verfall der Fabriken um deſto wehmüthiger zu Herzen, und wünſche oft in meinem Sinne, es mögte mein vieljähriger Freund, der verdienſtvolle Herr Geheimerath von Kappſtein, bey allen ſeinen Fehlern, noch dieſe Geſchäfte unter Händen haben, oder ein activer und gewiſſenhafter Mann, als Ew. Hochwohlgebohren ſind, dabey angeſetzt werden.

Wenn offenherzig meine geringe Meinung über dieſe Dinge ſagen muß; ſo glaube, daß, wenn nicht alles zu Grunde gehen ſoll, bald entſcheidende Schritte erfordert werden. Wenn es Seiner Durchlaucht gefallen ſollte, als welches in der That für das ſachdienlichſte und nothwendigſte halte, eine Commiſſion zu Unterſuchung dieſes ganzen Haushalts, niederzuſetzen; ſo erſuche Ew. Hochwohlgebohren angelegentlichſt, es durch ohnmaßgeblichen Vorſchlag dahin einzuleiten, daß dabey möglichſt wenig Aufſehn erregt werde. Obgleich ein alter, von Arbeit und Sorgen tief niedergedrückter Mann bin, und ſolche Verrichtungen einem Chriſten und Menſchenfreunde beſonders ſchmerzhaft fallen müſſen; ſo bin doch, als ein vieljähriger, treuer, eifriger Diener unſers gnädigſten Herrn, gern bereit, dieſe Unterſuchung, mit Zuziehung noch etwelcher unpartheyiſchen Sachverſtändigen, alſo vorzunehmen, daß der öffentliche Ruf des Herrn

Geheimenraths von Mildenburg beſtmöglichſt geſchont werde; als worüber den Befehl erwarte.

Mögte indeſſen der gute Herr von Mildenburg nur ſelbſt beſſer für die Conſervation dieſes ſeines Rufs beſorgt ſeyn! Allein auch von ſolcher Seite wächſt dem Dienſte keine große Ehre zu. Im engſten Vertrauen unter uns muß Ew. Hochwohlgebohren eröfnen, daß ſeit einiger Zeit hier Geſchichtchen aus dem ehemaligen Leben deſſelben herumlaufen, die auſſerordentlich ärgerlich anzuhören ſind. Ey, ey! hätte doch mein alter Freund, der Herr von Kappſtein, der ein ſo großer Kenner von Menſchen ſeyn wollte, von ſeinem guten Herzen ſich nicht verleiten laſſen, uns dieſen fremden Mann hierher zu ziehn! Belieben Sie Sich vorzuſtellen, welchen Schrecken neulich bekam, als ein franzöſiſcher Cammerdiener, der ſich bey mir zu einem Engagement meldete, mich verſicherte: der Herr von Mildenburg ſey ein bloßer Aventürier, welcher ſich hier einen ganz falſchen Namen gegeben, ehemals als Informator in dem Hauſe ſeines jetzigen Herrn Schwiegervaters, zugleich mit ihm, dem franzöſiſchen Cammerdiener, gedient und ſich daſelbſt mit ſeiner gegenwärtigen Frau Gemahlinn ein wenig zu familiair gemacht habe, und was dergleichen Annecdötchen mehr waren. Ich habe einſtweilen den Menſchen in meinen Dienſt genommen, theils um ihm gleichſam das Maul zu ſtopfen, theils durch ſein Zeugniß, bey etwanigem traurigen Nothfalle, die Reinigkeit meiner Abſichten zu begründen und mich gegen den Verdacht einer Verleumdung zu ſchützen.

Was den vertraueten Umgang des Herrn von Mildenburg mit der Frau Obriſtlieutenantinn von Steinbach betrifft, als wovon in meinem Vorigen Erwähnung gethan; ſo iſt das zwar eine Sache, die einem tertio nichts angeht; Gleichwohl, und da es würklich gut mit allen dabey intereſſierten Perſonen meine und ungern wollte, daß die Sache zu weit gehn, oder ſchlechter intentionierte Menſchen dieſelbe dem wackern Herrn Obriſtlieutenant von einer ſchlimmern Seite vorſtellen ſollten; ſo rathe doch ohnmaßgeblich an: Ew. Hochwohlgebohren mögten baldigſt Gelegenheit nehmen, dieſem guten Manne, dem mich ergebenſt zu empfehlen bitte, ſub roſa einen Wink zu geben, damit derſelbe etwa ſeine Frau Gemahlinn durch raiſonnable, aber ſanfte Vorſtellungen zu ihrer Pflicht zurückführte.

Doch überlaſſe alles Deroſelben beſten Ueberlegung, bitte den Wahlſpruch nicht zu vergeſſen: „caute & prudenter“ noch das bibliſche Dictum: „daß man klug ſeyn ſolle, wie die „Schlangen und ohne Falſch, wie die Tauben“ und verharre mit beſonderer Werthſchätzung ꝛc.

Acht und zwanzigſter Brief.

Von Heinrich von Mildenburg, an den Doctor Porr, in Hamburg.

*** den 8ten Jul. 1776.

Mache mir keine Vorwürfe, mein einziger Freund, über mein langes Stillſchweigen! Um Dein mitempfindendes Herz nicht zu kränken, aus wahrer Schonung, habe ich Dir in ſo langer Zeit nicht geſchrieben. Das meinige wird von ſo vielfachem Kummer zerriſſen, daß mir wahrlich das Leben eine ſchwere Bürde wird.

Mein letzter Brief meldete Dir, wenn ich nicht irre, vor ohngeſehr ſieben Monaten, *) die Niederkunft meiner Frau mit einer jungen Tochter und ihr eitles Betragen im Wochenbette. Wir hatten grade eine lebhafte Verhandlung mit einander über die zu bittenden Gevattern, und mein eigenſinniges Weib beſtand eben darauf, ihren niederträchtigen Vater dazu einzula-

---

*) Dieſer Brief iſt nicht in der Sammlung.

den, als ich von Dieſem einen ſchmählichen Brief erhielt, in welchem der Elende ſich anmaßte, meine Lebensart zu hofmeiſtern, und dies von einer Art Drohung begleitet, die mich aus aller Faſſung brachte. Wer ihn zu einem ſo frechen Schritte aufgehetzt hatte, das habe ich nicht erfahren können; *) allein ich habe ihm in einer Manier geantwortet, wie man nur an den verächtlichſten Menſchen ſchreibt. Aus Schonung für meine Frau verſchwieg ich ihr indeſſen den Inhalt dieſes Briefwechſels, und begnügte mich, es als ein Zeichen ihrer Zuneigung zu mir von ihr zu verlangen, daß ſie von dem Gedanken, ihren Vater zum Pathen für ihr Kind zu wählen, abſtehn ſollte. Dies that ſie denn endlich, und das edle Weib, die Frau von Steinbach, hob es aus der Taufe.

Ich glaubte nun den häuslichen Frieden hergeſtellt; allein ich betrog mich. Der alte Baron ſchrieb mir nicht wieder; doch deſto eifriger gieng zwiſchen ihm und ſeiner Tochter die Correſpondenz fort. Ich bin unfähig, Briefe

---

*) Man ſehe den 24ſten Brief in dieſem Theile.

zu erbrechen, die nicht an mich gerichtet ſind; doch glaube ich, ich hätte diesmal nicht unrecht daran gehandelt, denn ich ſahe mit jedem Tage deutlicher, welchen ſchädlichen Einfluß meines Schwiegervaters Schreibereyen auf meiner Frau Gemüthsart hatten. Kaum war ſie im Stande, wieder auszugehn, als ſie ſich ohne Rückhalt allen Zerſtreuungen überließ, ihre häuslichen Pflichten vernachläſſigte, ſich in den unbedeutendſten Geſellſchaften umhertrieb, ihr Kind den Händen der Amme und der Wärterinn überließ, es kaum in zwey Tagen einmal mit eigenen Augen ſahe, der Demoiſelle Feimer, die ſeit einem halben Jahre bey uns iſt, mit einem unerträglichen Hochmuthe begegnete, und meine ſanften und ernſten Vorſtellungen gegen dies Betragen auf eine Weiſe beantwortete, die ich von ihr nie gewöhnt geweſen war und die ich an keinem Menſchen, am wenigſten an meinem Weibe, dulden kann. Dabey kamen Anſpielungen auf meinen gewiß höchſt unſchuldigen, für mich ſo einzig tröſtenden Umgang mit der Frau von Steinbach zum Vorſcheine, — — Anſpielungen, die mich vollends aus allem Gleichgewichte brachten. Da war nicht etwa zärtliche Beſorgniß, nicht ängſtliche Eiferſucht, von Liebe erzeugt; ſondern kalter Neid, Misgunſt, verächtlicher Spott — Nicht Furcht, mein Herz zu verliehren, oder Beſtreben, es zu erhalten; ſondern Pochen auf das Recht über meine Exiſtenz, auf das Recht, mich als Eheweib quälen zu dürfen; Anweiſung an meine Pflichten, ohne Beſtreben, die ihrigen zu erfüllen — Meine Freundinn aber behandelte ſie mit ſolcher triumphierenden, höflichen, höhniſchen Geringſchätzung, daß dies jedermann auffallen muſſte.

Du kannſt denken, mein Freund! daß, wenn ich nie die Vorzüge der Frau von Steinbach gefühlt hätte, das Bewuſſtſeyn meines und ihres Werths, verbunden mit einem ſehr natürlichen Eigenſinne, mich jetzt treiben muſſte, ihr öffentlich mit ſolcher ausgezeichneten Achtung und Freundſchaft zu begegnen, wie ſie es in der That auch verdient. Und Sie — — man dürfte die Weiber nicht kennen, wenn man glauben wollte, ſie hätte ſich die geringſte Mühe gegeben, die unvernünftige Eiferſucht meiner Frau zu wiederlegen.

So leben wir nun ſeit vorigem Winter, und ich zweifle nicht, daß das artige Betragen meines theuren Weibes, wenn nicht gar ihre Conſidencen, mich zur allgemeinen Fabel der Stadt gemacht, folglich auch auf meine bürgerliche Exiſtenz die nachtheiligſten Folgen gehabt, woran aber das unkluge Geſchöpf, obgleich ihr Zuſtand von dem meinigen abhängt, wohl nicht gedacht hat. Trauriger kann keine Lage ſeyn, als die meinige — Wird es Dich wundern, wenn ich Dir ſage, daß jetzt mein einziger Troſt der Umgang mit der Frau von Steinbach, daß dieſer Umgang mein größtes Seelen-Bedürfniß geworden iſt? — Ja! wäre ſie nicht eines Andern Weib, und wäre mein ſo oft betrognes Herz nicht — gleich dem Cörper eines alten Wollüſtlings — abgenutzt, entnervt, erkaltet — ich glaube, jetzt würde mich das weit führen — Und dies wäre dann die ſchöne Folge einer unvernünftigen Eiferſucht!

Meine politiſche Lage — ich muß grade gegen Dich herausgehn — macht mir auch ſchlafloſe Nächte. Ich fürchte, meine Feinde haben mich bey dem Herzoge angeſchwärzt. Sein letzter Brief war kalt und zweydeutig. Die Geſichter der hieſigen Leute haben ſich gewaltig geändert. Ich handle ſo vorſichtig, als ich nur immer kann, bin raſtlos wachſam und thätig; Aber ach! wenn es ſeyn ſoll; ſo laſſen ſich tauſend Mittel finden, einen redlichen Mann zu ſtürzen. Ich mag nicht daran denken, was aus mir werden müſſte, wenn meine Ahndungen wahr würden. Der Herzog kömmt erſt im Frühjahre ,wieder — — Ich habe nicht einen einzigen Menſchen um ihn, auf den ich feſt bauen dürfte — Der Miniſter von Kappſtein iſt in Geſchäften ſeines Königs nach Rußland gereiſt, alſo auch bey Dem kein Rath zu holen — Meinem guten Oheime mag ich bey ſeiner nahen Abreiſe, durch Klagen nicht das Herz noch ſchwerer machen. —

Du biſt meine einzige Zuflucht — Ich beſchwöre Dich, noch vor dem Herbſte zu mir zu kommen. Glaube nicht, ich kehrte nur dann zu Dir zurück, wenn ich mich in Verlegenheit befände! Gewiß nicht! Mein Herz iſt immer gleich warm für Dich; aber es drängt ſich ohne Unterlaß eine Menge ſolcher Ideen durch mein

Gehirn, und dann habe ich ſo wenig Muße zum Schreiben — Halb ſagen mag ich die Sachen denn auch nicht, damit Du mich nicht ſchief beurtheileſt. Komm alſo ſelbſt, und ſey mein Rath, mein Troſt und zugleich mein Richter!

Vielleicht auch zerſtreuen ſich die ſchwarzen Wolken wieder, die meine Feinde zuſammengeſtürmt haben. Bricht aber das Ungewitter los; dann weiß Gott, was ich anfange! Freylich habe ich mir auch nicht einen einzigen ſchiefen Schritt und nicht eine einzige grobe Vernachläſſigung meiner Pflichten zu Schulden kommen laſſen; Doch was würde mir das helfen, wenn man ſich einmal zu meinem Untergange verſchworen hätte?

Antworte mir bald! Dringend bittet Dich darum Dein ꝛc.

Neun und zwanzigſter Brief.

Antwort des Doctors Porr, auf den vorigen Brief.

Hamburg, den 20ſten Julius, 1776.

Ich eile, mein theuerſter Freund! Dir zu antworten. Dein liebevolles Zutraun hat mich innigſt gerühret; Ich hoffe, Du ſollſt mich deſſen nicht unwürdig finden. Was ich an Rath und That vermag, das werde ich Dir immer freudig widmen; Vor dem September-Monate aber kann ich nicht kommen. Rede Dir indeß ſelbſt Muth ein! Darum beſchwöre ich Dich. Gönne Deinen Feinden den Triumpf nicht, Dich an Deinem Siege über ſie verzweifeln zu ſehn! Vielleicht fangen ſie ſelbſt an zu zittern, wenn Du ihnen eine unerſchrockne Stirne zeigſt. Du darfſt Deinen Poſten nicht verlaſſen, ſonſt wollte ich Dir rathen, grade nach Italien zum Herzoge zu reiſen; Mündliche Erklärung, Mann gegen Mann, davon halte ich viel.

Und was haſt Du denn am Ende zu fürchten? Es würde zu ſpät ſeyn, zu unterſuchen, ob Du nicht auch diesmal manche Unvorſichtigkeit begangen haſt; allein ſind denn Unvorſichtigkeiten — Verbrechen? Wenn der redliche Mann vor der Gerechtigkeit zittern muß, was ſoll dann der Schelm thun? Haſt Du Unrecht gehabt, Geſchäfte zu übernehmen, in denen Du wenig geübt warſt, Laſten auf Dich laden zu laſſen, die für Eines Mannes Schultern zu ſchwer waren; ſo muß doch wohl Der die Hälfte dieſes Unrechts tragen, der Dir mehr zugemuthet hat, als Deine Kräfte vermogten. Und ſoll denn Deine Rechtſchaffenheit, Deine Uneigennützigkeit, Deine raſtloſe Thätigkeit, Püctlichkeit, Ordnung, für gar nichts gezählt werden? Soll gegen die Uebereilungen, die Du vielleicht begangen, gar nicht das Gute in Anſchlag kommen, das Du bewürkt, das ich von Andern weiß, und das Du mir beſcheiden verſchwiegen haſt? Iſt nicht durch Dich zuerſt das Cammer-Collegium aufmerkſam auf manche neue öconomiſche Entdeckung geworden? Haſt Du nicht entſchiedene Verdienſte um die Erziehung des Landvolks? Haſt Du nicht haushälteriſche, nützliche Vorſchriften, Wiederlegung verjährter Vorurtheile und abergläubiſcher Meinungen in die Kalender und öffentlichen Blätter einrücken, auf Koſten des Herzogs, zum allgemeinen Beſten, landwirthſchaftliche Proben machen, Futterkräuter ziehn, Pflanzungen anlegen laſſen? Haſt Du nicht oft Deinem Herrn gezeigt, daß es abgeſchmackt ſey, mit großen Koſten Fabriken, die nur Artikel des Luxus bearbeiten, anzulegen, indeß die nöthigſten Bedürfniſſe auswärts hergeholt, die gemeinſten inländiſchen rohen Producte ausgeführt, in fremden Ländern verarbeitet, und dann gegen große Summen, die der Unterthan ausſchleppt, wieder hereingebracht werden? Stiften nicht die Wollenſpinner, Strumpf-Fabricanten und Hutmacher, die Du in ihrem Gewerbe unterſtützt haſt, dem Lande mehr Nutzen, als ihm der Verluſt der kleinen Summen, die Du, freylich ein wenig unbedachtſam, zwey oder drey Windbeuteln von Porcelain-Fabricanten und Tapeten-Würkern anvertrauet haſt, Schaden bringt? Und das ſollte überſehn, von Dir ſelber nicht in Anſchlag gebracht werden? — Nein, mein Lieber! werde nicht muthlos! Verdruß kann man Dir machen, und das nicht ohne

Deine Schuld; aber Dich zu Grunde richten; Dir das eigene Bewuſstſeyn, Gutes gethan zu haben, Dir die Achtung unpartheyiſcher und verſtändiger Leute rauben — Das wird man nicht können. Das Erſte muſst Du billig tragen; das Andre wird Dich dafür entſchädigen, oder wenigſtens aufrecht erhalten.

Zu Deiner häuslichen Lage kann ich leider! nichts ſagen. Ich fühle die ganze Härte davon; Vielleicht, wenn ich die Sache in der Nähe ſehe, läſst ſich noch ein Linderungs-Mittel treffen. Inzwiſchen, wenn auch das nicht ſeyn ſollte — wie wenig glückliche Ehen giebt es! Laſt, Entbehrung, Aufopferung — Das fällt da faſt immer dem beſſern und verſtändigern Theile zu, indeß der andre genieſst und nichts dafür wieder giebt. Mögteſt Du nun deswegen von Rollen tauſchen und dafür ein kalter, ſeelenloſer Pinſel werden? — Wenn Dich endlich ächte, treue Freundſchaft für das Verſchwinden jener Ideale von ehelicher Glückſeligkeit entſchädigt; biſt Du dann nicht noch immer reicher an Genuß, als unzähliche gute Menſchen?

Doch; ich fühle es wohl, was ich hier eben geſagt habe, iſt leidige Tröſtung. Denke alſo, daß — daß es nun einmal nicht anders hergeht in dieſer Vorbereitungs-Welt, oder denke, was Du willſt, nur nicht, daß ich je aufhören könnte, warm und herzlich zu ſeyn, Dein :c.

Dreiſſigſter Brief.

Von dem Obriſtlieutenant und General-Adjudanten von Steinbach, an ſeine Frau.

Rom, den 6ten Auguſt, 1776.

Meine liebe Frau! Es hat ſich kürzlich ein ſchlecht geſinnter Menſch einfallen laſſen, mir einen Brief ohne Unterſchrift zu ſchicken, in welchem Deine Aufführung, während meiner Abweſenheit, und Dein Umgang in Mildenburgs Hauſe auf die gehäſſigſte Weiſe abgeſchildert ſind. Ich halte ſehr wenig von anonymen Briefen; Wer Wahrheit in guter Abſicht ſagt, ſcheuet nie, ſeinen Namen zu nennen. Zudem war dieſer Brief ſo aufgeſetzt, daß, obgleich ich ein alter Soldat und nicht von den Hochſtudierten Einer bin, ich doch bald merken konnte, daß da verläumderiſche Bosheit im Spiele war; Ich errathe auch allenfalls, aus andern Umſtänden, woher das Alles kömmt, und werde meine Maßregeln nehmen. Du haſt Dich immer als ein vernünftiges und ſittſames Ehrenweib aufgeführt, und wärſt Du das nicht; ſo würde ich es gar nicht der Mühe werth halten, viel darüber zu raiſonnieren. Mildenburg iſt auch ein braver Kerl, hat mit ſeiner eigenen Frau, denke ich, Laſt genug und iſt mein guter Freund; Ich ſchlafe alſo ganz ruhig hier in Rom. Unterdeſſen habe ich Dir doch das melden wollen. Es kann jedermann begegnen, ſo in's Gerede zu kommen, und da iſt es gut, wenn man es doch weiß. Lebe wohl, meine liebe Frau! Ich wollte, Du wärſt bey mir. Auf's Frühjahr komme ich mit dem Herzoge wieder, wenn ich ſo lange auf den Beinen bleibe. Für Deinen guten Rath in Anſehung der italieniſchen Weine und des Podagra's danke ich vielmals, weil er doch gut gemeint war; Du weiſſt übrigens, daß ich das Rathgeben nicht wohl leiden kann. Nun adieu! Ich bin Dein treuer Mann rc.

Ein

Ein und dreiſſigſter Brief.

Von Demſelben, an den Geheimenrath von Braunfeld.

Rom, den 8ten Auguſt, 1776.

Mein Herr Geheimer Rath! Es hat mir unſer ſehr dienſtfertiger Herr Reiſemarſchall geſagt, daß Ew. Excellenz ihm aufgetragen haben, mir allerley leiſe Winke in Anſehung meiner Frau zu geben. Er hat darüber ſeinen nöthigen Beſcheid erhalten und es iſt nun meine Schuldigkeit, auch Ihnen meine Meinung zu ſagen. Herr Geheimer Rath! Ich kann die leiſen Winke und die ungebetenen dienſtfertigen Leute nicht leiden; daß Sie es nur wiſſen! und wer unberufen, von mir unberufen, ſich in meine häuslichen Geſchäfte miſcht, den pflege ich bey den Ohren zu kriegen, und wäre er auch Miniſter; denn ich fürchte niemand, wie das kein ehrlicher Kerl thut. Sie ſind einmal Advocat geweſen; das klebt Ihrer Excellenz noch verteufelt an; Deswegen gehen Sie gern ſchiefe Gänge; ich aber gehe immer den graden Weg. Verſuchen

Sie alſo künftig lieber nur Ihr Heil an Ihren Dintenkläckſern, und laſſen mich und meine Frau ungeſchoren! Ich wollte, Sie hätten ſo ſorgfältig über Ihre ſaubre Frau Tochter gewacht — Ungern rücke ich Ihnen das vor; aber ſo, wie man in den Wald hineinſchreyet; ſo ſchallt es wieder heraus.

Dies zur Nachricht, Herr Miniſter! Höre ich, das Sie meinen oder meines Weibes Namen noch einmal nennen, es ſey im Guten oder Böſen; ſo ſpreche ich, gleich nach meiner Rückkunft, ein Wörtchen mit Ihnen, wovon in Ew. Excellenz ſchweinsledernen Juriſten-Büchern nicht ein Wörtchen ſtehn ſoll. Sie ſind jetzt ein Cavalier, wie ich; (Das koſtet Sie Ihr ſchönes Geld) Nehmen Sie das alſo krumm; ſo ſtehe ich mit der Erläuterung zu Dienſten. Stecken Sie es aber bey; ſo bleibt es unter uns.

Ich höre, daß Sie den armen Mildenburg ſtürzen wollen. In fremden Händeln krame ich nicht gern; aber eine kleine Warnung laſſen Sie Sich doch geben! „Jedes Ding währt ſeine „Zeit; Gottes Liebe in Ewigkeit.“ Wenn Sie einmal an den Unrechten kommen; ſo könnte ſich das Blatt umwenden. Ich wollte, Sie wären hier in Italien; Da giebt es köſtliche Weine, und davon ſind Ew. Excellenz ein Liebhaber. Doch, das geht mich eben ſo wenig an, als meiner Frau Aufführung Sie angeht.

Ich verharre mit viel Aufrichtigkeit, wie Sie ſehen ꝛc.

Zwey und dreiſſigſter Brief.

Von Carolinen Felmer, an die Frau Räthinn Homann, in Engeleben.

* * * den 8ten Auguſt, 1776.

Auf zwey Briefe, verehrungswürdigſte Freundinn! nicht eine einzige Zeile Antwort! — Sollte ich ſo unglücklich geweſen ſeyn, Ihre mütterliche Liebe und Zuneigung zu verliehren? Oder muß ich fürchten, daß Krankheit Sie hindert, an mich zu ſchreiben? — O! dann würden Sie doch meine Bitte erfüllt und mir durch Andre Nachricht von Ihrem Befinden haben geben laſſen. Ich wäre zu Ihnen geeilt, und hätte ich den Weg zu Fuße machen ſollen! um Ihrer zu pflegen. Doch, ich entferne dieſe traurigen Bilder, glaube lieber, Sie ſind durch Geſchäfte verhindert worden, und denke: die Tochter kann auch wohl dreymal der Mutter ſchreiben, bevor ſie Antwort bekömmt.

Laſſen ſie mich nun fortfahren, Ihnen Nachricht von meiner hieſigen Lage zu geben!

Ich fange damit an, Ihnen ohne Heucheley und Prahlerey zu ſagen, daß ich mir bewuſſt bin, Urſache zu haben, mit mir ſelber, mit meiner Aufführung, ſo lange ich in des Herrn von Mildenburg Hauſe bin, zufrieden zu ſeyn. Sie, würdigſte, edle Freundinn! kennen mein Herz; Sie ſind die Einzige, die mich nie miskannt hat, gegen meine Fehler zwar nicht blind geweſen iſt; aber mir auch die Gerechtigkeit hat wiederfahren laſſen, daß ich aus dem Kampfe mit einem heftigen und unruhigen Temperamente nicht immer ohne einiges Verdienſt herausgehe, und daß, wenn auch Unvorſichtigkeit und ein wenig Leichtſinn mich zuweilen eine Uebereilung begehn laſſen, wobey die kalte Ueberlegung den Kopf ſchüttelt und die liebloſe Verleumdung ſchadenfroh auflacht, ich doch in dem Innerſten meiner Seele der Tugend manches ſtille, nicht unwürdige Opfer bringe. Alſo habe ich kein Geheimniß vor Ihnen, und dennoch wiederhole ich es: ich bin ſeit unſrer Trennung zufrieden mit mir ſelber, mit meiner Aufführung. Die mütterlichen Lehren, die Sie mir zum Abſchiede mitgegeben haben, ſind nicht aus meinem Herzen gewichen. Es klingt ſonderbar, und doch iſt es gewiß, es war gut, daß ich nicht länger in Engeleben blieb. Die ſchiefe Art, wie mich die Leute dort beurtheilten, hatte mich nun einmal verſtimmt, und ich war zu ſtolz, zu eigenſinnig, **dieſer Menſchen wegen**, mein Betragen zu ändern. Gern hätte ich mit Ihnen, beſte Pflegemutter! nur Brod und Waſſer genoſſen und mich einſam, wie in einem Kloſter gehalten; aber daß jenes kleinſtädtſche Volk ein Recht zu haben glaubte, mir **vorzuſchreiben**, wie ich leben, welche Laune ich haben, wie ich mich kleiden, mit wem ich umgehn ſollte und auf welchen Fuß — und das bloß darum, weil ich arm war, da ſie mir gewiß alles würden verziehn haben, wenn wir im vorigen Wohlſtande geblieben wären — Das konnte ich nicht dulden; das erweckte in mir den Geiſt des Wiederſpruchs. Doch ich habe mich ja über das Alles, in dem langen, mir unvergeßlichen Geſpräche erklärt, das wir am Tage vor meiner Abreiſe mit einander führten.

Mit dem feſten Vorſatze aber reiſete ich hierher, zu zeigen, daß es mich nicht viel Mühe koſtete, auch in einer großen Stadt, wo niemand mich bemerken würde, und wo man ſich gegenſeitig alles zu erlauben pflegt, einſam und häußlich zu leben; daß ich mich in Menſchen zu fügen und freywillig übernommenen Zwang zu ertragen wüſſte; und das glaube ich denn auch durch meine bisherige Aufführung bewahrheitet zu haben — Hierüber etwas weitläuftiger!

Der Herr Geheimerath von Mildenburg iſt mir, von dem erſten Augenblicke meines Eintritts in ſein Haus an, auf die edelſte und ungeſuchteſte Weiſe begegnet. Er hat mich gebeten, ſeiner Frau Gemahlinn in Führung des Hausweſens ſo viel behülflich zu ſeyn, als mir ſelbſt, die ich, wie er ſagte, nicht an Müßiggang gewöhnt wäre, angenehm ſeyn würde. Mit der liebenswürdigen Familie eines ſehr einſichtsvollen Banquiers, des Herrn Schlaubach und noch einem Paar andern angeſehenen bürgerlichen Familien hat er mich in Bekanntſchaft gebracht, mir aber überlaſſen, mir nachher einen Umgang nach meinem Herzen zu wählen. Er hat mir, auf eine Weiſe, die ſich nicht ausſchlagen ließ, ein mäßiges Jahrgeld beſtimmt, und behandelt mich dabey, auch in Gegenwart von Perſonen höhern Standes, ſo ausgezeichnet gut, daß es immer ſcheint, als habe er mir viel Verbindlichkeit für die geringen Bemühungen, die mir die Führung ſeines Haushalts macht. Dieſe iſt nun in der That ganz in meinen Händen, denn die Frau von Mildenburg — So ſchnell kann ſich ein Land-Fräulein umſchaffen! — iſt ſo fremd als möglich in ihrem Hauſe. Geſtern begegnete ihr auf der Treppe ein Mädchen; „Zu wem will Sie, mein Kind!“ fragte die gnädige Frau „und bey wem dient ſie?“ „Ey!“ antwortete Jene, verwundert „Ich bin „ja Ihro Gnaden Küchenmädchen, ſchon ſeit vier „Monaten.“ *)

Wie gern wäre ich dem Herrn von Mildenburg dadurch nützlich geweſen, daß ich, ſeinem

---

*) Dieſe Anecdote, für ſo unwahrſcheinlich man ſie auch halten mögte, iſt auf Wahrheit gegründet und, was ärger als das iſt, die Dame, der ſie begegnet iſt, hat ſie mir ſelbſt, ohne roth zu werden, ja! mit einer Art von Triumph erzählt. Sie wußte ſich etwas damit, auf einen ſo großen Fuß zu leben, daß ſie — die erſten Pflichten ihrer Beſtimmung vergeſſen konnte.

nem Zwecke gemäß, dazu beygetragen hätte, vortheilhaft auf ſeine Frau Gemahlinn zu würken! Allein es wird mir nie gelingen, mich Dieſer zu nähern, obgleich die Schuld gewiß nicht an mir liegt. Sie hat, ſo höflich und herablaſſend ſie auch ſcheint, dennoch ſehr hohe Begriffe von dem Abſtande zwiſchen einer adelichen Dame und einem bürgerlichen Mädchen und iſt überhaupt ſo wenig zur Freundſchaft geſtimmt, daß da jede Mühe verlohren ſeyn würde.

Das Aeuſſere der Frau von Mildenburg iſt unbegreiflich täuſchend. Sie ſcheint die Unſchuld, Gradheit, Sanftmuth, Herzens-Einfalt und Menſchenfreundlichkeit ſelbſt zu ſeyn, indeß Eigenſinn, Hang zu lermenden Freuden, Kälte, Verſchloſſenheit, Gefühlloſigkeit und Mangel an feinerer Cultur ihren wahren Character beſtimmen. Der arme Mann iſt ſehr unglücklich; Aber was iſt zu thun? Gezankt habe ich mich noch nie mit ihr; dazu reſpectire ich ſie, die Wahrheit zu ſagen, nicht genug. Ich erſcheine nicht anders vor ihr, als wenn ich beſtimmte Winke dazu erhalte, führe den Haushalt und die Rechnung darüber mit möglichſter Pünctlichkeit

keit und bin ſo glücklich, dafür von allen Seiten Achtung und Vertrauen einzuerndten. Ich gehe äuſſerſt ſelten aus; Meine Erholungsſtunden werden durch Lectüre ausgefüllt. So geht eine Woche nach der andern hin, und jetzt habe ich denn auch mein ein und zwanzigſtes Lebensjahr zurückgelegt — Der Himmel wird weiter helfen; Aber ſonderbar iſt es doch, daß ich von meiner erſten Jugend an (die glückliche Zeit ausgenommen, die ich bey Ihnen zugebracht habe) beſtimmt zu ſeyn ſcheine, immer mit böſen Weibern zu leben. — Ich will es einmal ſo nehmen, denn Sie zürnen ja, wenn ich ſage, daß ich oft verſucht werde, zu meinem alten Glauben zurückzukehren und zu behaupten, daß es überhaupt mehr böſe Weiber, als ſchlechte Männer giebt.

Von einer Perſon muß ich noch reden, die in unſerm Hauſe eine ſehr wichtige Rolle ſpielt; Es iſt die Frau von Steinbach, von der ich Ihnen ſchon einmal im Vorbeygehn etwas geſagt habe. Der Herr Geheimerath hält gewaltig viel auf ſie, und mein Beobachtungsgeiſt müſſte mich auſſerordentlich trügen, wenn er nicht ein bißchen mehr, als bloß Freundſchaft, für ſie empfände. Uebrigens iſt von ihrer Aufführung nichts Böſes zu ſagen; aber wenn ich eine Mannsperſon wäre; ſo würde ich doch ſchwerlich mein Herz ſo feſt an ihr hängen. Erſtlich iſt ſie gar nicht ſchön; freylich hat ſie eine angenehme, vernünftige Geſichtsbildung und viel Anſtand; aber es giebt doch wahrlich hier noch wohl Frauenzimmer, die regulairere Züge und auch etwas Intereſſanteres in der Phiſionomie haben. Dazu kömmt, daß ſie gern ein wenig glänzt, zu gefallen ſucht und, weil ſie viel geleſen, einige Talente hat und ſich bewuſſt iſt, Verſtand zu beſitzen, auf Leute von geringern Fähigkeiten, beſonders von weiblichem Geſchlechte, ziemlich von oben herabblickt. Ihren abweſenden Gemahl kenne ich nicht; Er ſoll ein biedrer, alter, hübſcher Officier ſeyn, von gutem, graden Sinne, aber für ſeine Gattinn bey Weitem nicht klug und unterhaltend genug. Die Frau von Mildenburg kann dieſe Frau gar nicht leiden, theils weil ſie immer hofmeiſtern will, theils auch wohl aus heimlicher Eiferſucht; denn ohngeachtet ſie ſelbſt ihrem Manne nicht die geringſte wahre Liebe und Gefälligkeit bezeugt, noch ſich nach ihm zu bilden ſucht; ſo mag ſie es doch nicht ausſtehn, daß er ſich für andre Damen warm intereſſiert. Mich ſoll wundern, wie das Ding noch ablaufen wird, denn um den häuslichen Frieden ſieht es bey uns mißlich aus. Gegen mich beträgt ſich die Frau von Steinbach ganz höflich, doch immer mit einer Art von Hoheit, die ich nicht gut vertragen kann. Bin ich zugleich mit ihr bey der Frau von Mildenburg; ſo affectirt Dieſe, mir in der Obriſtlieutnantinn Gegenwart eine Vertraulichkeit zu beweiſen, die ihr ſonſt gar nicht eigen iſt, bloß um ſie zu bemüthigen — Doch warum unterhalte ich Sie von dieſen kleinen weiblichen Neckereyen?

Uebrigens ſcheint der Herr Geheimerath ſehr viel heimlichen Kummer, auch in Dienſtſachen, zu haben. Was es eigentlich iſt, das erfahren wir nicht, aber ich ſehe ihn oft heftig erſchüttert nach Hauſe kommen, und dann ſetzt er ſich verſchloſſen und finſter an den Tiſch, ohne einen Biſſen in den Mund zu nehmen, und die gnädige Frau, ſtatt ihn aufzuheitern, ſpöttelt darüber, daß er ein ſo ſchlechter Geſellſchafter iſt.

Nehmen Sie, würdige Mutter! dies lange Geſchwätz mit Nachſicht auf und beglücken bald mit einigen liebevollen Zeilen und mit angenehmen Nachrichten von Ihrem Befinden Diejenige, welche lebenslang ꝛc.

Drey und dreiſſigſter Brief.

Von dem Paſtor Ehrmann, an Carolinen Felmer.

Birkenthal, den 20ſten Auguſt, 1775.

Werthgeſchätzte Demoiſelle! Ich habe Ihnen eine Nachricht zu geben, wobey Ihr gutes Herz gewiß nicht ungerührt bleiben wird; Unſre redliche Freundinn, die Frau Räthinn Homann, iſt, heute vor acht Tagen, Abends um ſieben Uhr, ſanft und mit aller Heiterkeit und Ruhe einer Chriſtinn, ſelig verſchieden. Sie hatte ſchon lange gekränkelt und das war die Urſache, weswegen Sie in ſo geraumer Zeit keine Briefe von ihr erhielten. Ein Paar Tage vor ihrem Abſcheiden ließ ſie mich nach Engeleben holen. Sie war ſo gütig, mir eine Abſchrift ihres Teſtaments einzuhändigen und mir aufzutragen, dies gleich nach ihrem Tode eröfnen zu laſſen. Sie redete in ihren letzten Stunden viel von Ihnen, wünſchte Ihnen Segen und Glück und treuen Fortgang auf den Wegen der Tugend und Gottesfurcht. Ihr Brief, werthgeſchätzte Demoiſelle! kam erſt zwey Tage nach dem tödtlichen Hintritte der würdigen Frau an; Sie hat ihn alſo nicht geleſen und habe ich die Ehre, Ihnen denſelben unerbrochen zurückzuſenden. Zugleich füge ich eine Abſchrift des eben erwähnten letzten Willens bey, woraus Dieſelben erſehn werden, daß die Frau Räthinn Sie zu der einzigen Haupt-Erbinn ihres kleinen Vermögens, ſo viel nämlich das ausſtehende und baar liegende Geld betrifft, eingeſetzt, ihre Kleider, Mobilien und das übrige Geräthe hingegen ihrer treuen Dienſtmagd vermacht hat. Die Berechnung der Unkoſten, welche ich, der Verordnung der Erblaſſerinn gemäß, von der vorräthigen Summe beſtritten, den Reſt aber an Arme ausgetheilt habe, lege ich gleichfalls bey. Es wird nun von Ihnen abhängen, wem Sie die Hebung und Einſendung der halbjährig fälligen Zinſen gefälligſt auftragen wollen.

Ich bin überzeugt, daß Sie auf die kleine Erbſchaft gern Verzicht thun würden, wenn Sie dadurch die vortrefliche Frau wieder in das Leben zurückrufen könnten; Da es indeſſen dem Herrn über Leben und Tod nun einmal alſo gefallen hat; ſo ſind doch vierzig Piſtolen jährlicher Einkünfte ein artiger Zuſchuß und wünſche ich vom Herzen, daß Sie dieſe Einnahme lange Jahre hindurch geſund, glücklich und mit dankbarem und unſchuldigem Herzen verzehren mögen.

Meine Frau empfiehlt ſich zu gütigem Andenken und ich habe die Ehre ꝛc.

Vier und dreyſſigſter Brief.

Von dem Herrn von der Hart, an Heinrich von Mildenburg.

St. François, auf der Inſel Martinique,
den 2ten Jenner, 1776.

Sie ſehen, aus der Ueberſchrift meines Briefs, theuerſter Wohlthäter und Freund! daß ich meinen Wohnplatz verändert habe. Bey dieſem Tauſche habe ich auf alle Weiſe gewonnen. Martinique iſt die größte und angenehmſte unter den kleinen Antillen und die Verhältniſſe, in denen ich hier ſtehe, ſind für meine ökonomiſchen Umſtände vortheilhafter und einträglicher, als die, unter denen ich in Guadeloupe lebte. Mein einziges Dichten und Trachten iſt jetzt, Geld zu gewinnen, um bald nach dem lieben Europa zurückzukehren, nach welchem mein Herz, ohngeachtet der herben Schickſale, die ich darinn erlebt habe, ſich dennoch ohne Unterlaß hinſehnt. Die Unruhen in den engliſchen Colonien machen mir vollends den Aufenthalt in dieſem Welttheile äuſſerſt verhaſſt. Man ſagt hier, es werden noch in dieſem Jahre teutſche Truppen nach Nord-America geſchickt werden. Sollte dies gegründet ſeyn und Frankreich nicht etwa auch in offenbaren Krieg mit England gerathen; ſo ſoll mich gewiß nichts abhalten, meine lieben Landesleute aufzuſuchen; und kann ich es irgend möglich machen; ſo übernehme ich eine Lieferung für eine der Armeen. Länger als bis im Frühjahre 1778 bleibe ich gewiß nicht in America; das iſt einmal feſt beſchloſſen. Gegen dieſe Zeit hoffe ich ein mäßiges Vermögen geſammelt zu haben.

Ihren gütigen Brief vom 1ſten October 1774 habe ich erſt vor Kurzem erhalten. Es freuet mich in dem Innerſten meiner Seele, daß die Vorſehung Sie, durch eine günſtige Wendung Ihres Schickſals, für das belohnt, was Sie an mir gethan haben. Der Tod meiner unwürdigen Frau hat mich doch Thränen gekoſtet — Haben Sie denn noch immer nicht gehört, was aus der armen Caroline geworden iſt?

Wenn Sie mich wieder mit einer Zuſchrift beehren; ſo melden Sie mir doch recht viel

Neuigkeiten! Sie glauben nicht, welch' eine Erquickung ſolche Nachrichten für mich ſind, und wie Dem, welcher ſo weit von ſeinem Vaterlande entfernt leben muß, alles ſo wichtig iſt, was nur von daher kömmt. Deſto weniger kann ich Ihnen von hier aus ſchreiben, was Sie intereſſieren mögte. Sehr oft bin ich in Gedanken bey Ihnen, und nie weichen die Empfindungen der Dankbarkeit und Hochachtung aus meinem Herzen, mit welchen ꝛc.

Fünf und dreyſſigſter Brief.

Von dem regierenden Herzoge von * * *, an den Geheimenrath von Braunfeld.

Unſern freundlichen Gruß zuvor!
Veſter, beſonders lieber Getreuer!

Was Uns durch Unſern Reiſe-Marſchall und Kriegsrath von Herbrand ihr habt vortragen laſſen, und was neuerdings, in Betreff Unſers Geheimenraths von Mildenburg, an Uns von euch unterthänigſt einberichtet worden; das haben Wir Uns zur Nachricht dienen laſſen, und bezeugen euch hierdurch Unſre gnädigſte Zufriedenheit mit eurem, bey dieſer unangenehmen Gelegenheit, bewieſenen Dienſteifer.

Angehend die Sache ſelbſt; ſo genehmigen Wir in alle Maaße, daß die Unterſuchung mit möglichſter Diſcretion vorgenommen und aller öffentlicher Eclat vermieden werde. Ihr habt euch demnach, ohnmittelbar nach Einlauf Dieſes, in Begleitung zweyer, von euch ſelbſt auszuwählender Räthe aus Unſrer Regierung, auf deren Klugheit und Verſchwiegenheit ihr bauen könnet, zu dem von Mildenburg zu verfügen, und, nach Vorzeigung des beykommenden, für euch ausgefertigten Commiſſorii, beſagtem von Mildenburg in gemäßigten Ausdrücken anzudeuten, daß ihr ihm auf Unſern höchſten Befehl den Wink gäbet, ſich, bis zu Aufklärung der Sache, unter einem ſchicklichen Vorwande, wie etwa einer zugeſtoßenen Unpäßlichkeit, aller Official-Geſchäfte zu enthalten, auf keine Weiſe aber, vor erlangter weiterer Vergünſtigung, ſich aus der Stadt zu begeben.

Zugleich habt ihr ihm auf den geleiſteten Eid, auf ſeine Pflichten und auf die Gefahr künftiger ſchwerer Verantwortung zu injungiren, alle Acten und übrigen Papiere in Dienſtſachen, ſo in ſeinen Händen befindlich, nebſt den Schlüſſeln zu den unter ſich habenden Caſſen zu überliefern; als welche ſodann von euch in gehörigen Beſchluß zu nehmen ſind.

Nach dieſen Vorkehrungen habt ihr mit dem Commiſſions-Geſchäfte den Anfang zu machen, jedoch in des von Mildenburgs Hauſe, und ihn glimpflich, obwohl auf das Genaueſte, über die in eurem Commiſſorio euch vorgeſchriebenen Puncte zu vernehmen, über das Alles ein Protocoll führen zu laſſen und ſolches an Uns zu weiterer Verfügung, je nachdem es die Umſtände erfordern, unterthänigſt einzuſchicken.

Wie Wir aber übrigens dieſe verdrießliche Sache, wenn ſich dieſelbe nicht etwa zu dem Object einer förmlichen gerichtlichen Entſcheidung qualificieren ſollte, gern bald, und zwar vor Unſrer Rückkehr in Unſre Reſidenz, als wohin Wir Uns vielleicht ſchon in drey Monaten begeben werden, abgethan ſehn mögten; ſo erwarten Wir von euch, daß ihr dabey, ſo viel es die Umſtände leiden, mit möglichſter Beſchleunigung zu Werke gehet.

Uebrigens ſind Wir euch in Gnaden gewogen.

Gegeben in Rom,
den 6ten September 1776.

*** Herzog von ***

Sechs

Sechs und dreiſſigſter Brief.

Von dem Doctor Porr, an den Hauptmann von Biedersdorf, gegenwärtig auf Werbung, in Heilbronn.

*** den 26ſten September, 1776.

Gern wollte ich Sie, würdiger Mann! mit unangenehmen Nachrichten verſchonen, da Sie in wenig Monaten Europa verlaſſen werden und ich ſo herzlich wünſchte, daß Sie eine ruhige Gemüths-Verfaſſung mit auf die Reiſe nehmen mögten. Allein die neuerlichen Schickſale unſers guten Wildenburgs können Ihnen doch ſchwerlich verborgen bleiben, und da fürchte ich dann, daß das vielzungichte Gerücht die Sache ſchlimmer machen mögte, als ſie iſt; denn noch habe ich einige Hofnung, daß alles zu unſrer Zufriedenheit ausfallen wird.

Ich kam, auf meines Freundes Bitten, vor acht Tagen hier an, und fand ihn in einem Zuſtande, der mir gar nicht gefiel. In ſich gekehrt, niedergeſchlagen und dabey ſichtbar kränklich und abgezehrt, durch die Folgen des Kummers, der an ſeiner Geſundheit nagt, kam er mir entgegen.

Mein erſtes Augenmerk war ſeine häusliche Lage, weil ich überzeugt bin, daß, wer nur zu Hauſe Freude hat, im traulichen Cirkel ſeiner Familie manches bittre Leiden, das ihm die Menſchen drauſſen machen, vergeſſen und verſchmerzen kann. Ich miſche mich ungern in eheliche Zwiſtigkeiten; aber doch fragte ich Mildenburg, ob er glaubte, daß ich etwas dazu beytragen könnte, den Frieden zwiſchen ihm und ſeiner Frau wieder herzuſtellen; denn würklich fand ich dieſen ſo geſtöhrt, daß ſie oft in einer ganzen Woche ſich einander nicht ſehen — nicht einmal bey Tiſche, es ſey denn, daß ſie Fremde zu Gaſte haben, wo es ſich wohl nicht gut ändern läſſt (wie denn auch jezt die Frau von Mildenburg immer an Tafel erſcheint, ſeitdem ich in ihrem Hauſe bin.) Er bath mich, alle Mühe zu ſparen und nur ſelbſt zu ſehn, was für eine Plage er ſich mit der ſanften Louiſe auf den Hals geladen hätte — Ich ſchwieg, und machte in den erſten Tagen nur den Zuſchauer. Aber, Herr Hauptmann! ich ſah bald, wie wenig von der Seite Troſt für Mildenburg zu hoffen war. Ein gefühlloſeres, eigenſinnigeres, eitleres und verſchrobeneres Geſchöpf kann man ſich ſchwerlich denken, als dieſe gnädige Frau iſt. Wen der Satan um allen Lebensgenuß betrügen will, dem muß er ein ſolches Weib zuſchieben. Ich ließ alſo dies Verhältniß, wie es war, und ſuchte nur, unſerm armen Freunde Muth einzuſprechen und ihm ſtoiſche Gleichgültigkeit einzupredigen.

Auch ließ man uns nicht lange Zeit, uns mit dieſen kleinen häuslichen Verdrießlichkeiten zu beſchäftigen. Vorgeſtern; Morgens um neun Uhr, kam der ſchändliche Geheimerath von Braunfeld, begleitet von zweyen ſeiner treueſten Creaturen, mit eben ſolchen Contre-Bande-Phiſionomien, als womit ihn ſelber der Schöpfer, zur Warnung andrer ehrlichen Leute, verſehn hat; kurz! begleitet von zwey Menſchen, die durch ihn Regierungsräthe geworden ſind, vor unſer Haus gefahren. Sie ſtiegen, ohne ſich anmelden zu laſſen, aus, und traten in Mildenburgs Zimmer, eben als ich neben ihm beſchäftigt war, den kleinen Reſt ſeiner Schulden zu überrechnen, die in der That wenig zu bedeuten haben. Mit ſchadenfroher, verſtellt freundlicher Mine kündigte der Böſewicht ſeinem nun überliſtigten Feinde an: „Er habe etwas Nothwendiges mit ihm zu reden“ — Die beyden Gehülfen ſtanden dabey, mit feyerlichen, aufgeblaſenen Amts-Minen. —

Ich ſahe meinen Freund an; Er war gleich anfangs ein wenig blaß geworden; doch faſſte er ſich bald, ergriff mich bey der Hand, und bat mich, mich zu entfernen. Ich ſagte ihm italieniſch, halb leiſe: „Vergiß Dich nicht, und vergiß nicht, wen Du vor Dir haſt! Ich bleibe „im Nebenzimmer.“ Was nachher vorgegangen iſt, das hat mir theils Mildenburg ſelbſt erzählt, theils — ich geſtehe es; aber diesmal war mir's wohl zu verzeyhn — habe ich es im Nebenzimmer erhorcht; theils weiß ich es aus dem allgemeinen Stadt-Gerüchte; Denn ohngeachtet Braunfeld Befehl haben ſoll, mit Schonung und Verſchwiegenheit zu Werke zu gehn; ſo läſſt er doch durch Spießgeſellen ſeinen Triumph laut ausposaunen.

Die Herrn Commiſſarien bedeuteten nämlich unſerm Freunde: „Der Herzog unterſage „ihm, bis auf weitern Befehl, die Führung der „ihm bisher anvertrauet geweſenen Geſchäfte.“ Sie zeigten ihm ſodann ihr Commiſſorium vor, verlangten von ihm, daß er, bis zu ausgemachter Sache, Stadt-Arreſt halte und ihnen ſogleich ſämtliche Papiere, Dienſtſachen betreffend, und die Schlüſſel zu den Caſſen überlieferte. Mildenburg aber hatte Gegenwart des Geiſtes genug, dies zwar mit verachtenden Blicken, doch ohne ein beleidigendes Wort zu erwiedern, anzuhören, und das Verlangte zu erfüllen.

Heute hat die Commiſſion, zur Unterſuchung der ihm aufgebürdeten Vergehungen, hier im Hauſe ihren Anfang genommen und, ſo viel jetzt noch davon an den Tag gekommen iſt; ſo ſind alle Beſchuldigungen von der Art, daß er, wenn man nicht alles, was Gerechtigkeit und Wahrheit heiſſt, mit Füßen treten will, befriedigend darauf wird antworten können, obgleich, nach einem ſolchen Verfahren, ein Mann von ſeinem Ehrgefühle ſchwerlich, auch wenn er vollkommen gerechtfertigt wird, in den Dienſten des Herzogs bleiben kann. Wo aber dann hinaus? Daran haben wir noch nicht Zeit gehabt zu denken. Das iſt indeſſen gewiß, daß ſeine erbitterten Feinde nicht im Stande ſeyn müſſen, etwas auf ihn zu bringen, das ſie zu irgend einer Art von criminellem Verſahren berechtigte, weil man ihm doch erlaubt, frey umherzugehn und mit ſeinen Freunden zu leben.

Jetzt muß ich Ihnen die Würkung beſchreiben, die dieſer Schlag auf alle mehr oder weniger dabey intereſſierten Perſonen gemacht hat; Von mir ſelber fange ich an. Da ich, als ich hierherkam, das Aergſte von der Art erwartet und mir feſt vorgenommen hatte, alle Gegenwart des Geiſtes zu behalten, um meinem Freunde ſo nützlich als möglich zu werden; ſo ſehe ich, was auch jetzt vorfällt, als ein ziemlich ruhiger Zuſchauer an, und laure nur darauf, daß mehr Licht in das Ganze kommen ſoll, damit ich dann unſerm Mildenburg, ſo viel ich vermag, mit Rath und That beyſtehn könne.

Er ſelbſt zeigt eine Gelaſſenheit und Würde, die ich — das muß ich bekennen — ihm nie zugetrauet hätte. Iſt es die nach ihm ausgeſtreckte Hand der theilnehmenden Freundſchaft, oder das Bewuſſtſeyn der Unſchuld ſeines Herzens, was ihm ſo viel Zuverſicht einflößt? Oder haben ſeine mannigfaltigen Schickſale ihn endlich gleichgültig gegen die Launen des eigenſinnigen Glücks gemacht? — Genug! ich bin ſehr zufrieden mit ſeiner Aufführung.

Von einer deſto elendern Seite zeigt ſich ſeine Frau Gemahlinn. Bey der erſten Nachricht von ſeinem Unfalle, die er ihr ſelbſt, ohne Rückſicht auf ihre Verſtimmung gegen einander, mit dem edelſten und freundlichſten Weſen gab, überhäufte ſie ihn mit unwürdigen Vorwürfen. Er hörte alles geduldig an, ſuchte jeden Dolchſtich zu verſchmerzen, ſie zu beruhigen, und gieng endlich, als er merkte, daß ihm die Galle anfing überzukochen, ſchnell von ihr weg, in ſein Zimmer, in welchem er ſich ein Paar Stunden verſchloſſen hielt, und dann wieder heiter herauskam. Sie hat indeſſen doch die demüthigende Erfahrung gemacht, wie ſehr ihre Exiſtenz von der ihres Mannes abhängt. Vor wie nach wollte ſie ihre Lebensart fortſetzen und öffentlich in Geſellſchaften zeigen, wie wenig ſie **zu der Parthey ihres Gatten** gehörte; Allein wo ſie ſich hat melden, und wo ſie Einladungen. zu ihr zu kommen, hat hingehn laſſen, da hat man ihr abgeſagt. In der geſtrigen Aſſemblee hat man ihr keine Parthie gemacht; niemand hat mit ihr geſprochen — Sie kam wüthend nach Hauſe. Das iſt ganz der Welt Lauf, und eine ſichre, wohlverdiente Züchtigung. Nun ſieht ſie, wie ſehr ſie ſich auf ihre auſſer Hauſe gewählten Freunde verlaſſen kann. Voll Verzweiflung und mit dem Bewuſſtſeyn, daß ſie den Troſt, den ſie im Hauſe finden könnte, ſelbſt verſcherzt hat, iſt es ihr gefällig geweſen, heute einen reitenden Bothen zu ihrem Vater zu ſchicken; Mit was für Depechen, das haben wir nicht erfahren, uns auch nicht darum bekümmern.

Caroline Felmer hat durch ihr, bey dieſer Gelegenheit gezeigtes Betragen, ſehr bey mir gewonnen. Das gute Mädchen ſchien zu glauben, daß alles mit einer Geld-Summe auszumachen ſeyn würde. Mit der zärtlichſten, rührendſten Theilnehmung both ſie daher geſtern

uns

unſerm Freunde ihre ganze kürzlich gethane kleine Erbſchaft an, verſicherte, ſie könne von ihrer Hände Arbeit leben, und es koſte ſie gar nichts, ihn auf dieſe Weiſe zu retten. Mildenburg verſtummte vor Schmerz und Dankbarkeit, umarmte ſie — Nie vielleicht haben ſich zwey Leute von verſchiedenen Geſchlechtern unſchuldiger und uncörperlicher umarmt — Dann drückte er ihr die Hand, und ſchob ſie ſanft zur Thür hinaus.

Wäre es möglich, mein Syſtem über Menſchen und Menſchenwerth zu ändern, und von dem Glauben zurückzukommen, daß ſie Alle nur ſchwach, nicht von Grund aus ſchlecht ſind; ſo würde mich jetzt das Betragen der Sclavenſeelen davon zurückbringen, die Mildenburg aus dem Staube hervorgezogen, deren ganzes bürgerliches Glück er gegründet hat, und die, ſo lange er im Glanze daſtand, zu ſeinen Füßen krochen, zu jedem Winke bereit waren. Das Lumpen-Volk betritt jetzt ſeine Schwelle nicht. Ein Paar ſeiner Untergebenen, die ihm alles, Bedienung, Gehalt, Rettung von Schande, von Noth und von Armuth zu danken haben,

ließ

ließ er geſtern zu ſich rufen, um noch wegen gewiſſer Geſchäfte, die keinen Aufſchub leiden, und wegen deren Beendigung er (da er jetzt unthätig ſeyn muß) ſie an Andre hinweiſen wollte, mit ihnen zu reden. Die Schurken erſchienen nicht nur nicht; ſondern lieſſen ihm auch ſagen: „ſie ſeyen angewieſen, ſich dieſer Geſchäfte wegen an den Geheimenrath von Braunfeld zu „wenden“ — Mildenburg biß ein wenig die Zähne zuſammen, als ihm dieſe Antwort gebracht wurde, und ſprach nicht weiter davon.

Nun aber muß ich Ihnen auch etwas von dem liebenswürdigen, vortreflichen Weibe, der Frau von Steinbach ſagen, die Mildenburg mit Recht als ſeine wahre Freundinn liebt und ehrt. Seine Empfindungen für ſie ſind gewiß von der reinſten Art, und ich irre nicht, wenn ich behaupte, daß der Umgang dieſer ſeelenvollen und klugen Frau, in ſeiner jetzigen Lage, ein wahres Herzens-Bedürfniß für ihn geworden iſt und ihn aufrecht erhält — Denn was kann kräftiger unſern Muth beleben und unſre Art zu denken und zu handeln zu einer gewiſſen Würde erheben, als das Bewuſſtſeyn, von edeln Menſchen gekannt und geſchätzt zu werden? Sie iſt es, die ſich jetzt als ſeine wärmſte Freundinn zeigt, ihm faſt nicht von der Seite weicht, ihn aufheitert und laut und öffentlich ſeine Parthey nimt. Sie hat ſogleich an ihren Mann geſchrieben (der, weit von Eiferſucht entfernt, unſern Mildenburg gleichfalls liebt) und hat ihn beſchworen, bey dem Herzoge für ihren Freund zu reden. Vielleicht kann dies von der beſten Würkung ſeyn, da der Obriſtlieutenant vom Herzoge ſehr geachtet und allgemein als ein grundehrlicher Mann und Feind aller Schelmereyen und Schelme bekannt iſt.

Wir kamen anfangs auf den Gedanken: ich ſollte mich ſogleich auf den Weg nach Italien machen, den Herzog ſelbſt ſprechen und ihm die Augen über die ſchändliche Cabale öfnen; Allein, alles wohl überlegt; ſo fanden wir es doch beſſer, den fernern Ausgang abzuwarten. Die Reiſe iſt weit und koſtbar; der Ausgang ungewiß; Die Unterſuchung geht ihren Gang fort; Ich würde ohne Beweiſe der Unſchuld auftreten; Hier kann Mildenburg vielleicht Meiner bedürfen — Wir wollen alſo dem Dinge ferner zuſehn.

So ſtehen jetzt die Sachen, verehrungswürdiger Herr! Ich werde fortfahren, Ihnen von den weitern Vorfällen genaue Nachricht zu geben. Seyen Sie indeß ganz ruhig und verlaſſen Sich auf die Wachſamkeit und thätige Sorgfalt Ihres ꝛc.

Sieben und dreyſſigſter Brief.

Von Demſelben, an Denſelben.

*** den 13ten October, 1776.

Ich fahre fort, mein theuerſter Herr Hauptmann! Ihnen, wie Sie es verlangt haben, Bericht von dem fernern Verlaufe unſrer Angelegenheiten in dieſen letztern vierzehn Tagen zu erſtatten. Es ſcheint, als wollten die Herren Commiſſarien die Beendigung ihres edeln Geſchäfts ſo viel möglich beſchleunigen; und ſchon naht ſich die ganze verdrießliche Geſchichte ihrer Entwicklung.

Täglich werden unſerm Freunde einige Puncte zur Beantwortung vorgelegt. Dieſe Beantwortung muß er jedesmal ſchriftlich aufſetzen. Es ſind aber ſolche Armſeligkeiten unter den ihm gemachten Beſchuldigungen, daß man offenbar ſieht, wie thätig der böſe Willen geweſen iſt, alles aufzuſammeln, was nur entfernter Weiſe übel gedeutet und Mildenburg in Verlegenheit ſetzen könnte. Sogar haben die Geſpräche des niederträchtigen Previlliere, von welchem

Während dies ſeinen Gang fortgeht, hat ſich die häusliche Scene ziemlich verändert. Vor ohngeſehr acht Tagen ſchickte die Frau von Mildenburg, die bis dahin ihren Mann faſt gar nicht geſehn hatte, mir ein franzöſiſches Billet, in welchem ſie mich bat, zu ihr auf ihr Zimmer zu kommen. Ich ſtellte mich ein, und nun that ſie mir den Antrag, weil ich doch ihres Gemahls vertrauteſter Freund wäre, mich zu gewiſſen Verhandlungen unter den beyden Eheleuten gebrauchen zu laſſen. Ich antwortete kurz und trocken: „daß ich mich nie in ſolche Geſchäfte, ohne „vorhergegangene Bitten von **beyden** Partheyen, zu miſchen pflegte, und daß ich, um „auch nicht den entfernteſten Anſchein einer Zudringlichkeit auf mich zu laden, von ihr erwartete, daß ſie ſelbſt meinen Freund dahin vermögte, daß auch Er mich um Uebernehmung „ihres Auftrags bäte.“ Sie ſah ſich nun gezwungen, dies durch ein zweytes Billet an Mildenburg zu bewürken, nachdem ich ihr noch zuvor einige nicht ſehr überzuckerte Wahrheiten zu Füßen gelegt hatte.

Unſer Freund war, wie Sie denken können, ſogleich bereit, von mir zu verlangen, ich mögte mich dem mir anvertraueten Geſchäfte unterziehn, und ich gieng dann wieder hin, zu der gnädigen Frau. Ihr Anliegen betraf nichts Geringers, als Mildenburgs Einwilligung zu einer gütlichen Trennung. Sie war nämlich durch ihren Briefwechſel mit dem alten Baron von Naſtitz dahin übereingekommen, daß ſie wieder zu ihrem Vater ziehn und Mildenburg ſeinem Schickſale überlaſſen wollte. Dieſer zeigte ſich natürlicher Weiſe, als ich meinen Auftrag an ihn ausrichtete, ſehr bald geneigt, ſie ziehn zu laſſen; nur kam es auf die dabey zu machenden Bedingungen an, die ich, nach einigem Hin- und Herſchicken, auch zu Stande brachte. Mildenburg überließ ihr großmüthig, auf ihre Lebenszeit, den ganzen Genuß ihres jetzigen und künftigen Vermögens, und verſprach, für ſeinen und ſeines Kindes Unterhalt ſelbſt zu ſorgen. Nun glaubte ich, der Hauptpunct, auf welchen aber mein Freund unabänderlich drang, nämlich die Trennung der Mutter vom Kinde, würde am ſchwerſten durchzuſetzen ſeyn; allein das unnatürliche Weib machte kaum die geringſte Einwendung dagegen. Mildenburg ſchrieb ſogleich an ſeine Schweſter, die Frau von Stallheim, helm, die noch immer mit ihrer romantiſch-religioſen Stimmung im Kloſter Meuſchenberg lebt, und bat Dieſe, ſeine Tochter zu ſich zu nehmen — Das Kind iſt ſo jung, kann noch nicht verſchroben werden und hat dort gute Pflege — Wir erwarten täglich Antwort.

Geſtern iſt unſre gnädige Frau nach Altenwedel abgereiſt. Als es Ernſt wurde, ſich von Ihrem Manne zu trennen; da erwachte doch das eingeſchlummerte Gewiſſen; Sie kämpfte mit ſich ſelber. Man fand es gut, ohne Abſchied von einander zu ſcheiden; Ich aber, der ich ſie in den Wagen führte, nützte ihre Stimmung, um mit möglichſt einfältiger, derber Beredſamkeit, ihr vorzuſtellen, wie unglücklich ſie den redlichſten Gatten gemacht hätte, und wie leicht es ihr, bey ein wenig vernünftigerer und theilnehmenderer Aufführung, geworden wäre, auch auf die politiſche Lage ihres Gemahls vortheilhaft zu würken. Ein kluges Weib kann ſeinen Mann aus mancher Verlegenheit ziehn; Ihr Wort macht mehr Eindruck; Sie kann für ſich Schritte thun, zu denen Er ſich nicht verſtehn darf, ohne ſich zu erniedrigen, oder zu compromittiren, und man ſcheuet ſich, einen Mann zu verſolgen, der von Denen, welche ihn täglich ſehen und mit ihm leben, warm und herzlich geliebt und verehrt wird — Es iſt nun vorbey; Sie iſt fort, und unſer Freund befindet ſich jetzt in einer zu zerſtreueten, gedrängten Gemüths-Verfaſſung, als daß er ſich ſelber und Andern Rechenſchaft davon geben könnte, was für Würkung dieſe Trennung auf ſein Herz macht. Unſer Haushalt aber iſt dadurch ſehr klein geworden. Die gute Caroline Felmer beſorgt die Direction deſſelben; Ein Paar Domeſtiquen, die der Frau von Mildenburg getreue Sclaven waren, ſind abgeſchafft; das Cammermädchen und einen Bedienten hat ſie mitgenommen.

Ich werde unterbrochen; auch habe ich Ihnen, wertheſter Herr Hauptmann! heute nicht viel Neues mehr zu berichten. Mit der vollkommenſten Hochſchätzung verharre ich ꝛc.

Acht

Acht und dreyſſigſter Brief.

Von dem Obriſtlieutenant und General-Adjudanten von Steinbach, an Heinrich von Mildenburg.

Venedig, den 4ten December, 1776.

Meine Frau, die, wie Sie, würdiger Mann! es verdienen, Ew. Excellenz warme Freundinn iſt, hat mich aufgefordert, bey dem Herzoge alles zu verſuchen, um der ſchändlichen Cabale entgegen zu arbeiten, die Braunfeld gegen Sie aufgeregt hat. Ew. Excellenz wiſſen, daß ich ein alter Soldat bin, der nicht viel von dergleichen Geſchäften verſteht, und ſich deswegen ungern in ſolche Händel miſcht; aber Sie wiſſen auch, daß ich keine Schurkereyen leiden kann und keine Menſchenfurcht habe, ſondern frey von der Leber wegrede. Das habe ich denn treulich gethan, beſonders ſeit acht Tagen, da das ſo genannte Unterſuchungs-Protocoll hier eingegangen iſt. Boshaft genug, wie ich höre, iſt in der That ſowohl dies Protocoll, als der Bericht, welcher dabey liegt, verfaſſt; doch iſt es genug, daß die Schelme keine Art von Verbrechen auf Ew. Excellenz haben bringen können. Kleine Unvorſichtigkeiten, nehmen Sie mir's nicht übel! ſcheinen indeſſen doch mit untergelaufen zu ſeyn. Wäre das nicht; ſo wollten wir aus einem andern Tone reden. Ich habe dem Herzoze (als er mit mir von der Sache ſprach und lange bemerkt hatte, wie unwillig ich wurde, ſo oft von der Commiſſion gegen Ew. Excellenz die Rede war) mit aller Offenherzigkeit geſagt: „es werde ihm wenig Ehre bringen, „wenn er ſich zur Maſchine der Rachſucht „und des Neides ſeines Herrn Miniſters brauchen, „und einen ſo redlichen und geſchickten „Mann, als Sie ſeyen, beſchimpfen und unglücklich machen lieſſe.“ Er wollte das ein wenig ungnädig nehmen; allein da ſagte ich: „Er hätte mich nicht fragen ſollen; ſo würde „ich, wie bisher, geſchwiegen und in der Stille „mich gefaſſt gemacht haben, wenn etwa bald „die Reyhe an mich käme, mich gleichfalls durch „eine Commiſſion zum Schelm und Bettler „avancieren zu laſſen“ — worauf ich mich entfernte.

Dies hatte gewürkt. Ein Paar Tage hindurch ließ er mich laufen und hielt ſich an ſeinen Herrn Reiſe-Marſchall, der zu Allem ja ſagt; Endlich kam er wieder — Er wollte doch nicht, daß ich ihn für ungerecht halten ſollte. Er bezog ſich auf das Protocoll, worinn Ihnen manche Pflichts-Vernachläſſigungen zu Schulden kämen; Ich konnte mich darauf nicht einlaſſen und erinnerte nur, daß, wenn am jüngſten Gerichte der Satan das Protocoll führen ſollte; wir Alle in die Hölle geſchickt werden würden. Er verſicherte übrigens, daß er von Anfang an gewünſcht hätte, die Sache ohne Aufſehn abzuthun; auch ſey er noch dazu geneigt. Ich glaubte dieſe Gelegenheit nützen zu müſſen, und erhielt zuletzt das Verſprechen, daß, wenn Ew. Excellenz jetzt Ihren Abſchied fordern wollten, Ihnen derſelbe, mit einer Penſion von achthundert Thalern, ertheilt werden und alles Uebrige niedergeſchlagen werden ſollte.

Ich begreife nun wohl, würdiger Mann! daß dies Ihnen ein wenig demüthigend vorkommen muß; allein bedenken Sie von einer andern Seite, daß man, auch bey der gerechteſten

Sache, gegen die Fürſten kein Recht behält; daß Sie Sich nicht ganz frey von kleinen, obgleich gut gemeinten, Uebereilungen wiſſen; daß Sie in den Händen Ihrer Feinde ſind, die es wenigſtens dahin bringen können, daß man Ew. Excellenz zum Erſatze von Geldſummen verurtheilt, die Sie nicht werden bezahlen können. Vermögen für Sich haben Ew. Excellenz nicht; Wollten Sie, aus einem übrigens ſehr billigen Stolze, die Penſion ausſchlagen; ſo hätten Ihre Feinde den Triumph, Sie in Verlegenheit geſtürzt zu haben, ohne daß darum Ihr Ruf beym Publicum gerechtfertigt wäre. Alſo bitte ich Ew. Excellenz inſtändigſt, als ein redlicher Mann und als Ihr wahrer Freund, geben Sie der Nothwendigkeit jetzt nach und wählen jenen Weg! Vielleicht klärt ſich's bald auf, was für Menſchen Ihre Gegner ſind, und unterdeſſen können Ew. Excellenz mit achthundert Thalern, wo Sie wollen, eingeſchränkt, doch anſtändig leben. Das Haus erlaubt Ihnen der Herzog zu verkaufen; An Braunfeld iſt das Nöthige wegen dieſes Allen ausgefertigt worden.

Ich bin überzeugt, Sie werden nun eilen, dies in Ordnung zu bringen, denn es wird Ihnen angenehm ſeyn, bald einen Ort zu verlaſſen, wo man Sie ſo undankbar behandelt hat; Wir kommen ſchon in acht bis neun Wochen wieder.

Wo auch Ew. Excellenz künftig leben werden; da wird Ihnen meine und meiner Frau Hochachtung und Freundſchaft gewidmet bleiben, und es bittet Sie herzlich um die Fortdauer der Ihrigen, Ihr ꝛc.

Neun und dreyſſigſter Brief.

Von dem Doctor Porr, an den Hauptmann von Biedersdorf, in Heilbronn.

*** den 25ſten December, 1776.

Mildenburgs politiſches Schauſpiel iſt zu Ende gegangen; der Vorhang iſt gefallen; und hat ſich's nicht wie ein Luſtſpiel geſchloſſen; ſo iſt doch auch die Entwicklung nicht tragiſch geweſen; Man mag es ein ernſthaftes Drama nennen. Der ehrliche Obriſtlieutnant von Steinbach hat alles ſo eingeleitet, daß unſer Freund die Erlaubniß erhält, ſich mit einer Penſion von hundert und ſechzig Piſtolen zu entfernen. Sein Proceß bleibt liegen; ſein Abſchied lautet ehrenvoll — Mehr war nicht zu erlangen. Seine Feinde genieſſen alſo ihren Triumph doch nur halb; die andre Hälfte wird ihnen vielleicht bald ihre eigene Bosheit, in welcher ſie ſich früh oder ſpät verwickeln müſſen, entreiſſen.

Das Haus, welches Mildenburg vom Herzoge geſchenkt bekommen, hat er an den Banquier Schlaubach verkauft. Die Kauf-Summe reicht hin, alle ſeine noch übrigen Schulden zu bezahlen. Er iſt alſo jetzt ohne Nahrungs-Sorgen und wird zu mir nach Hamburg ziehn. Ob er ſich glücklich fühlt; ob es Mühe gekoſtet hat, ihn zu bewegen, einen Weg zu wählen, durch welchen ſich ſein Stolz ſehr gedemüthigt glaubt; ob es ihm wehthut, ſich von ſeiner Freundinn zu trennen und zugleich der größern Thätigkeit zu entſagen, um ſich in den engen Kreis des Privatlebens einzuſchränken — darüber brauche ich wohl nichts zu ſagen, da Sie, beſter Herr Hauptmann! ihn ſo gut als ich kennen.

Die kleine Tochter unſers Freundes iſt vorgeſtern mit ihrer Wärterinn nach dem Kloſter Meuſchenberg, zu der Frau von Stallheim geführt worden; Mildenburg iſt jetzt in einer Art von Gefühlloſigkeit — der Abſchied hat ihn wenig gerührt.

Caroline Felmer wollte ſich durchaus nicht von uns trennen. Ich habe alles wohl überlegt; Freylich könnte es Manchem auffallen, daß ein junges Mädchen von ein und zwanzig Jahren zu zwey unbeweibten Männern in's Haus zieht; allein wer kann ſo ſehr ein Sclav müßiger Schwätzer ſeyn? Mildenburg und ich, wir ſind Beyde, obgleich wir dem jungen Mädchen ſehr wohlwollen, dennoch weit entfernt, etwas für unſre Herzen bey dem täglichen Umgange mit ihr zu fürchten; Unſre Sitten ſtehen auch in keinem böſen Rufe. Mademoiſelle Felmer würde, wenn ſie nicht bey uns leben ſollte, in der That verlegen um einen anſtändigen Aufenthalt ſeyn. Zudem bleibt ſie nicht das einzige weibliche Geſchöpf in meinem Hauſe; ich werde meine alte Muhme, eine Lieutenants-Witwe, nebſt einer Magd zu mir nehmen. Das Haus in Hamburg gehört mir eigen; ich hatte das oberſte Stockwerk vermiethet; jetzt habe ich den Leuten, die es bewohnten, aufgeſagt. Bisher ſpeiſete ich im ſchwarzen Adler; nun fange ich eine eigene Haushaltung an, welche von den Frauenzimmern geführt werden wird. Damit keiner von uns dem Andern große Verbindlichkeiten habe; ſo ſchieſſt Caroline jährlich dreyhundert und Mildenburg zwölfhundert Mark zu den Ausgaben her. Ich lege gleichfalls zwölfhundert Mark in die Caſſe. Dafür werden wir denn ſehr anſtändig leben, und ich genieſſe alle Gemächlichkeiten eines häuslichen Lebens, ohne das Joch und die Laſten des Eheſtandes tragen zu müſſen — Ich glaube, ich werde recht glücklich ſeyn.

Wenn ich zu Mildenburg von der Freude rede, die ich mir von dieſer Lebensart verſpreche; Wenn ich ihm ſage, daß wir dort über Fürſten und Miniſter lachen wollen; ſo drückt er mir ſtumm die Hand, und wendet das Geſicht weg, um die Thräne zu verbergen, die in ſeinem Auge zittert — Ey nun! es wird ſich ſchon geben mit der Zeit; nur muß ich ihm Beſchäftigung zu verſchaffen ſuchen. Er ſoll mir Bücher ſchreiben — die Geſchichte ſeines Lebens, oder ein großes Werk über einen Gegenſtand, wovon er nichts verſteht. Wir wollen chymiſche und phyſicaliſche Verſuche machen; Er ſoll Schmetterlinge ſammeln, Zeitungen leſen, recenſieren — Kurz! ſeyen Sie unbeſorgt, würdiger Mann! und reiſen Sie getroſt ab! In acht Tagen ziehen wir nach Hamburg. Sehn wollen Sie uns nicht mehr vor Ihrer Abreiſe? Sie werden in Bremerlee eingeſchifft? — Nun! Gott ſey bey Ihnen! Es wird Ihnen gewiß noch einſt recht wohl gehn — Denken Sie an mich! Der Doctor Porr hat es geſagt. Es iſt bey meiner Seele ſo übel nicht in der Welt; Das bleibt der Wahlſpruch Ihres ꝛc.

Vierzigſter Brief.

Von Heinrich von Mildenburg, an die Frau von Steinbach.

Hamburg, den 20ſten Februar, 1777.

Konnten Sie, ewig theure Freundinn! Sich eine andre Urſache meines Stillſchweigens als möglich denken, auſſer der, die mich würklich abgehalten hat, an Sie zu ſchreiben, nämlich eine ſchwere Krankheit? Ich habe ſeit ſechs Wochen, das heiſſt beynahe ſeit der ganzen Zeit, da ich in Hamburg bin, das Bette nicht verlaſſen können.

Sie wiſſen, geliebteſte Freundinn! in welchem Zuſtande ich * * * verließ. Der Zwang, den ich mir in der letztern Zeit äuſſerlich auflegen muſſte, nagte heimlich an meiner Geſundheit; allein die beſtändige Thätigkeit, worinn ich mein Nerven-Syſtem erhielt, lieſſen der Krankheit keine Zeit, einen feſten Sitz zu nehmen. Ich ſtieg betäubt in den Wagen, fühlte auf der Reiſe wenig oder nichts; allein nach der erſten Nacht, die ich hier in dem Hauſe meines lieben Freundes zubrachte, erwachte ich des Morgens mit einem fürchterlichen hitzigen Fieber. An dieſem und an den Folgen deſſelben habe ich lange gelegen. Mein redlicher Porr hat die Hand des Todes von mir abgewendet; Die Vorſehung will es, daß ich dieſem edeln Manne noch immer mehr Verbindlichkeiten haben ſoll. Und doch, wenn ich nicht an das Schickſal meines kleinen Mädchens dächte; ſo wäre ich oft in der Verſuchung, für dieſe letzte Wohlthat, für das Zurückrufen in ein Leben voll von Wiederwärtigkeiten, undankbar zu ſeyn. Ich fühle die Laſt dieſes Lebens erſt jetzt wieder recht lebhaft, da ich keine vereinzelte Schmerzen mehr habe und die Kräfte nach und nach wiederkommen. Ach! als ich krank und elend darniederlag und mein ganzes Gefühl auf die cörperlichen Leiden concentriert war; da vergaß ich die übrige Welt, war ſtill und ohne innern Aufruhr, ja! ſogar, in den fieberfreyen Augenblicken, zuweilen ein wenig heiter — Jetzt fällt alles wieder doppelt ſchwer auf mich. Fatale Rück-Erinnerungen, finſtre Ausſichten in die Zukunft und Unbehaglichkeit, Leere in dem jetzigen Zuſtande — das Alles dringt auf mich ein, preſſt mir zuweilen ſo das Herz zuſammen, daß ich mir nicht zu helfen weiß, und alle Anſtrengung, mich durch Gründe der Vernunft zu ſtärken und aufzurichten, vergebens iſt.

Ihnen, meine vortrefliche Freundinn! mache ich gewiß mit meinen Klagen keine Langeweile. Ihr theilnehmendes, mitempfindendes Herz, wird dieſe Klagen ſchweſterlich aufnehmen, und mir wird leichter und beſſer werden, wenn ich ſie vor Ihnen ausgeſchüttet habe. Laſſen Sie mich alſo recht aufrichtig Ihnen meinen Zuſtand ſchildern und helfen Sie mir, wenn Sie können, mit einem Worte von Rath und Troſt, wie Sie einſt thaten, und womit Sie oft meinen tief geſunkenen Muth wieder aufgerufen haben, in jenen ſtürmiſchen Tagen, deren Andenken jetzt wie ein Traum vor meine Phantaſie tritt!

Voll Abwechſelung iſt jetzt der Zuſtand meines Gemüths. Zuweilen, wenn ich ſtundenlang mir vorgepredigt habe, daß ich doch in einer Lage bin, um welche mich Mancher beneiden könnte

— Frey; unabhängig; dem Neide und der Verfolgung der böſen Menſchen entrückt; nicht mehr ein Gegenſtand ſchelmiſcher Cabalen, unbilliger Forderungen, verdrießlicher Zudringlichkeiten; bey mäßigem Auskommen, ohne Nahrungsſorgen; an der Seite eines lieben Freundes; von andern edeln Menſchen nicht verkannt; in dem Genuſſe der glücklichſten Muße; Befreyet von häuslichem Kummer und Aerger und von der Aengſtlichkeit, den Platz zu behaupten, auf den mich Ehrgeiz und Thätigkeits-Trieb hinaufgedrängt hatten — wenn ich mir das Alles in dem Lichte ſo vorgeſtellt habe, dann fühle ich mich einige Augenblicke leicht und glücklich; Die Erinnerung an die letzten Scenen ſcheint mir ein Traum zu ſeyn; ich werde geneigt, zu zweifeln, ob auch das Alles würklich ſo vorgegangen, ob ich es geweſen ſey, dem das begegnet iſt, oder ob ich es nicht vielleicht irgendwo geleſen, oder erzählen gehört habe. Sitze ich dann mit meinen guten drey Hausgenoſſen am frugalen Mittags- oder Abendmale, und der unvergleichliche Porr überraſcht uns mit den feinſten Einfällen, voll ächten Humors; dann kann ich zuweilen ſo ausgelaſſen luſtig, ſo witzig, ſo geſprächig werden, daß meine aufmerkſame Tiſch-Geſellſchaft herzliche Freude an mir hat.

Allein dieſer Schwung dauert leider! nicht lange. Auf ihn folgt ein Zurückſinken in meine vorigen Grübeleyen; Ich denke mir, was ich gehabt habe, haben müſſte, nicht mehr habe, was ich geweſen und nicht mehr bin, was ich entbehren muß. Herausgeriſſen aus einem Kreiſe von großer, nützlicher Würkſamkeit, Geſchäftigkeit, Wichtigkeit; herausgeriſſen mit Gewalt, mit Beleidigung, mit Schimpf; ein Gegenſtand der Schadenfreude und des Hohns niederträchtiger Schelme; eingezwängt in die engen Grenzen eines dunkeln, bürgerlichen Lebens; ohne politiſche und ohne häusliche Exiſtenz; Nicht Ehemann, nicht Vater, im ganzen Sinne des Worts; ja! ohne dieſe Freuden je rein geſchmeckt zu haben; getrennt von Ihnen, meine Beſte! deren Umgang mir ſo unausſprechlich wohlthätig, deren Troſt, Rath und Zurechtweiſung das ſüßeſte Bedürfniß meines Herzens geworden war — Dieſe Vorſtellungen wühlen dann fürchterlich in mir herum und, wenn ſie grade zur Abendzeit, wenn ich mich zur Ruhe legen will, in mir rege werden; dann iſt's um den erquickenden Schlaf gethan, der doch jetzt mein einziges Labſal iſt, mir die einzigen ganz leidenfreyen Stunden giebt.

Vor einigen Tagen hatte ich eine ſchöne, wonnevolle Empfindung, des Morgens früh, beym Erwachen. Mich hatte von den erſten Jahren meiner Jugend geträumt, und es gelang meiner Phantaſie, wachend dieſen herrlichen Traum fortzuſetzen. Mein Bedienter weckte mich; Es war ein heitrer Winter-Morgen, aber noch in der Dämmerung; Das Feuer in dem Wind-Ofen, meinem Bette grade gegenüber, brannte ſo hell und rauſchte ſo geſellig. Ich bekam Luſt, noch ein halbes Stündchen liegen zu bleiben — Ein Einfall, der mir ſonſt ſehr ungewöhnlich iſt! — „Warum ſollte ich mir dieſe „kleine Gemächlichkeit verſagen?“ dachte ich „Brauche ich doch nicht mehr auf die Cammer „zu gehn, noch in die Geheimeraths-Seſſion, „noch bey Lichte in langweiligen Acten zu ſtudieren, noch überläſtigen Leuten Audienz zu geben!“ Ich blickte ſo, den Kopf auf die Hand geſtützt, im Zimmer umher, wollte gern den

Faden meines Jugend-Traums wieder anknüpfen, und es gelang. Ich fand einige Aenlichkeit zwiſchen dieſem Cabinetchen und einem Zimmer, das ich als ein Knabe, in Halle bewohnt hatte, und je mehr ich's mit gutem Willen darauf anſah, deſto größer wurde mir die Aenlichkeit — Bald hatte ich mich ganz in jene Zeiten hineingezaubert. Es war ein Sonntag; die Glocken von Hamburg läuteten zur Kirche; und nun war ich ganz, wo ich ſeyn wollte. Ich bekam in meiner Eltern Hauſe des Sonntags Caffee und des Mittags ein Glas Wein; auch pflegte dann Kuchen gegeſſen zu werden. Des Sonntags brauchte ich nicht in die Schule zu gehn; alle häuslichen Geſchäfte ruheten; es wurde ſpäter Tag. Dann pflegte ich auch ſo noch ein wenig im Bette zu faullenzen und mich auf alles, was ich heute genieſſen würde, auf den beſten Rock, den ich anziehn und auf die Geſellſchaft von andern Kindern, welche ich Nachmittags beſuchen durfte, zu freuen — Ich ſchwelgte in dieſen unſchuldigen Rück-Erinnerungen; kein kleiner Umſtand blieb unzergliedert — Es war halb neun Uhr, als Porr, verwundert über mein längeres Ausbleiben, ſelbſt in mein Zimmer trat, mich fragen wollte, ob mir wieder kränker geworden ſey, und mich ſo heiter, ſo zum Scherz geſtimmt fand, daß er ſich der Freuden Thränen nicht erwehren konnte.

O, meine Freundinn! Ich weiß es, Sie können über dieſe Erzählung nicht ſpötteln — Was wird aber aus mir werden, wenn alle dieſe ſich jagenden Empfindungen zu etwas Feſtem ſich ſetzen? und welche Stimmung wird dann das Uebergewicht behalten? —

Porr wünſcht, ich mögte mir irgend eine beſtimmte Beſchäftigung geben; aber welche? Mich intereſſiert zu wenig in der Welt Und Geſellſchaften? — Ich werde der Menſchen ſo leicht überdrüſſig und weiß faſt Jedes auswendig, was ſie im Ernſt oder Scherze vorbringen können. Es kömmt ja alles auf Eines hinaus, darauf, daß ſie ſcheinen wollen, was ſie nicht ſind, empfangen wollen, und nichts dafür hingeben, wuchern mit dem, was nicht ihr Eigenthum iſt — Und Lectüre? — Wer ſchafft mir ein Buch, das nicht voll von Lügen wäre? — Porr meinte gar, ich ſollte Bücher **ſchreiben**;

aber ich bin nicht zum Spaßmachen geſtimmt und ernſthaft mögen die Menſchen nicht mit ſich reden laſſen; auch hilft das zu nichts.

Verzeyhen Sie, meine Theuerſte! das war ein langer Brief! Mein Herz fühlt ſich indeſſen ein wenig erleichtert, ſeitdem ich ihn geſchrieben habe, und dazu mögen Sie doch gern beytragen.

Grüßen Sie Ihren redlichen Mann warm und liebevoll von mir! Nächſtens ſchreibe ich Ihnen wieder, und vielleicht ſage ich Ihnen etwas über Hamburg, über den Ton, der hier herrſcht und über tauſend andre kleine Dinge, die itzt mein ſchwacher Kopf nicht zuſammenſuchen kann. Ich bin bis in das Grab, mit den Empfindungen der reinſten, zärtlichſten Freundſchaft, Ihr ꝛc.

Ende des zweyten Theils.

Gedruckt bey H. M. Pockwitz, Hofbuchdrucker.

Geſchichte
des
armen Herrn
# von Mildenburg,

---

in Briefen herausgegeben
von
Adolph Freyherrn Knigge.

Dritter und lezter Theil.

Hannover,
bey Chriſtian Ritſcher, 1790.

Vorrede.

Mit dieſem dritten Theile beſchlieſſe ich, meinem Plane gemäß, die Geſchichte des armen Herrn von Mildenburg. Die Leſer werden, wie ich hoffe, finden, daß ich bis zu Ende deſſelben, (wo ich Sie über das Schickſal keiner einzigen von den in dieſem Buche geſchilderten Haupt-Perſonen in Ungewißheit laſſe) meinem erſten Geſichtspunct nicht aus den Augen verlohren habe.

Dankbar für die gütige Nachſicht, womit das Publicum und die Herrn Kunſtrichter mein Werk aufgenommen haben, ſey es mir dennoch erlaubt, zu Erläuterung, keineswegs aber zu Wiederlegung einer gewiſſen Stelle in einer Beurtheilung des erſten Theils, (All. Lit. Zeit. May 1790. Nro. 60.) etwas anzuführen!

Ein einſichtsvoller und beſcheidner Recenſent ſagt nämlich darinn: es ſcheine mehr mein Talent zu ſeyn, Charactere der Menſchen nach der Natur zu ſchildern, als anziehende Situationen anzulegen. Ich fühle ſelbſt wohl, daß dieß vollkommen wahr iſt, und daß es mir jetzt zu ſehr an Phantaſie und Laune fehlt, um die Aufmerkſamkeit der Leſer durch intereſſante Verwicklungen und überraſchende Lagen, worinn ich die Helden meiner Geſchichte verſetzte, zu feſſeln; Allein ich muß doch dabey erinnern, daß dies auch auſſer den Grenzen meines Plans bey dieſem Buche lag. Um das zu entwickeln, werde ich verleitet, ein wenig mehr, als vielleicht, ſehr ſtrenge genommen, einen beſcheidnen Mann ziemt, von mir ſelber und von meinen Schriften zu reden; doch wird es für Leute, die in dem Schriftſteller auch gern den Mann erkennen und wiſſen mögten, ob er bey den literariſchen Arbeiten, die er unternimt, nach immer gleichen Syſtemen und Grundſätzen handelt, oder bloß Eingebungen des Augenblicks folgt; dieſen wird es nicht unintereſſant ſeyn, zu erfahren, welcher in meinem Kopfe herrſchenden Idee dies Buch ſeine Entſtehung zu verdanken oder vorzuwerfen hat, und warum ich ihm dieſe und keine andre Einkleidung geben zu müſſen, geglaubt habe.

Als ich, grade noch zu rechter Zeit für Kopf, Herz, Geſundheit und Geldbeutel, von dem Schauplatze des Hoflebens abgetreten war, konnte ich der Verſuchung nicht wiederſtehn, und hatte auch andre ſehr wichtige Gründe dazu, einige Scenen, in welchen ich auf dieſem Theater theils mitgeſpielt hatte, theils nur als Statiſt aufgetreten war, zum Nutzen und Frommen, zur Warnung und zur Ehrenrettung, in einem Buche zu beſchreiben, das ich den **Roman meines Lebens** nannte. Damals fehlte es uns in Teutſchland würklich noch an Büchern, in welchen die Sitten der höhern Stände geſchildert geweſen wären. Wenig Romanenſchreiber hatten Bekanntſchaft mit dieſer Claſſe von Menſchen und Die, welche im Stande geweſen wären, Bilder von der Art zu liefern, wurden, wenn nicht durch ihre äuſſern Verhältniſſe, doch durch eine gewiſſe ſclaviſche Furcht vor den Großen der Erde, die gottlob! ſeit zehn Jahren durch Hülfe der Publicität ſehr abgenommen hat, zurückgehalten, manches Unweſen laut zu rügen, worüber ſie in der Stille ſeufzten oder — lachten. Mein Buch machte alſo ſehr viel mehr Glück, als es ſeinem innern Werthe nach verdiente; denn, wenngleich einige Züge von Menſchenkenntniß daraus hervorleuchteten; ſo war doch das Ganze ein unzuſammenhängendes Werk, ohne Einheit des Plans — buntſchäckichte Gemälde, mit Gewalt an einen Faden gereyht, der oft wieder zerriſſen und wieder war angeknüpft worden. Endlich war der Styl ſehr ungebildet, und durchaus ſtach eine Bitterkeit hervor, die vielleicht in meiner damaligen Lage mir zu verzeyhn war, immer aber die Treue der Darſtellung ſehr verdächtig machte. Dies ſahen einſichtsvolle Kunſtrichter ſehr wohl ein, und wurden

den weder von dem Beyfalle des Anecdoten liebenden Publicums, noch den vervielfältigten Auflagen und Nachdrücken meines Werks getäuſcht. Ich ſelbſt fühlte, daß ihr Tadel gegründet war, und beſchloß, durch Herausgabe andrer Romane, zu zeigen, daß ich nicht unfähig wäre, meine Gedanken in Ordnung vorzutragen, einen einfachen Plan anzulegen und auszuführen.

Wenn ich meine Blicke auf die Menſchen aller Stände warf, unter denen ich mich umhergetrieben hatte; ſo glaubte ich zu bemerken, das ſo Viele unter ihnen nur deswegen verkehrt und ſchlecht handeln, weil ſie das Intereſſe gut zu ſeyn nicht lebhaft genug fühlen, nicht einſehn: daß Rechtſchaffenheit und Conſequenz in Handlungen auch in dieſer Welt den ſicherſten Lohn mit ſich führen; (in ſo fern man nämlich richtige Begriffe von Belohnung und Strafe hat) daß der höchſte Grad von Weisheit und Klugheit — Tugend iſt, oder mit andern Worten, daß das letzte Reſultat aller Nachforſchungen und Erfahrungen über unſer Erdenleben, der

Satz iſt: „Um den höchſten Grad von „Glückſeligkeit und alle Vortheile zu erlan„gen, die man in dieſer Welt ſchmecken, „und alle Zwecke zu erreichen, die man „vernünftigerweiſe durchzuſetzen ſuchen „kann, muß man ſtrenge alle moraliſchen „Pflichten beobachten.“ Jeder helle Kopf wird daher, nach einer langen Reyhe von Erfahrungen, an Ende wenigſtens aus Speculation ein redlicher Mann werden; Iſt er lange auf Irrwegen gegangen, haben Temperament und fehlerhafte Erziehung ſeine frühere Ausbildung verhindert; ſo wird doch die Erziehung, die ihm das Schickſal giebt, ihn zuletzt auf den einzigen guten Weg leiten, und dann iſt ſeine Tugend unendlich mehr werth, ſichrer und nützlicher für die Welt, als die Gutherzigkeit der mehrſten ſo genannten ehrlichen Leute, die übrigens gewiß auch unſre herzliche Liebe und Achtung verdienen.

Ich finde aber hauptſächlich drey Hinderniſſe, die auch oft den verſtändigſten Menſchen abhalten, früh genug, zu ſeinen und Andrer Glücke dieſen Grad von Bildung, dieſe, allein des Namens der Aufklärung würdige Vervollkommung zu erlangen, nämlich Leichtſinn, Sophiſterey und Leidenſchaften. Um dieſe Haupt-Idee zu entwickeln, unternahm ich es, nach einander drey Romane zu ſchreiben, wovon ich hier eine kurze Skizze liefern will.

In der Geſchichte Peter Clauſens laſſe ich einen lebhaften Knaben aus der niedrigſten Volksclaſſe, der in der erſten Erziehung gänzlich iſt vernachläſſigt worden, durch eine Verkettung von ſonderbaren Schickſalen, beynahe durch alle Stände des menſchlichen Lebens wandern. Er lernt in jedem dieſer Verhältniſſe, das, was er zu ſeinem Frieden wiſſen müſſte, immer nur erſt denn, wenn es zu ſpät iſt, wenn er ſich durch irgend einen albernen oder ſchiefen Streich ſein Glück zernichtet hat; allein er nüzt ſeine Erfahrungen nicht für die Folge. Er raiſonnirt nicht viel; Ein unüberwindlicher Leichtſinn läſſt ihn mit dem feinſten Verſtande dennoch nie ernſthafte Beobachtungen anſtellen, noch feſte Entſchlüſſe faſſen; Von einer andern Seite kann man auch nicht ſagen, daß ſehr heftige Leidenſchaften ihn irreleiten — nein! noch einmal! Leichtſinn iſt es, was ihm dieſe Menge von Abentheuern zuführt; Bey dem Genuſſe des frohen Augenblicks ſieht er nie auf Folgen voraus; und ſo geht es denn mit ſeiner Bildung langſam — Aber die Erziehung des Schickſals iſt doch nicht verlohren.. Am Ende, nachdem er alle Bahnen durchlaufen iſt und immer, nur in andern Formen, dieſelben Lectionen bekommen hat; reift ſeine mannigfaltige Erfahrung endlich zu einem feſten Syſteme von Weisheit und Tugend; und nun können wir gewiß ſeyn, daß er dieſem Syſteme treu bleiben wird, da weder lebhafter Drang von Innen, noch neue Erſcheinungen von Auſſen, ihn noch einmal irreleiten können.

Ludwig von Seelberg, deſſen Geſchichte ich, unter dem Titel: **die Verirrungen des Philoſophen** nachher geſchrieben habe, iſt ein ganz andrer Mann. Aus jedem Vorfalle, der ihm im Leben begegnet, zieht er ſich Reſultate, flickt ſich ein Syſtem zuſammen, glaubt nach Grundſätzen ſeine Handlungen einzurichten, indeß dieſe nicht die Frucht von jenen ſind, ſondern er vielmehr, ohne das ſelbſt zu merken, ſich ſeine Grundſätze nach den Handlungen accommodirt, wozu ihn ſeine kleinen Leidenſchaften und Triebe verleiten. Gefährlicher ſind alſo die Verirrungen dieſes Sophiſten, als jenes Leichtſinnigen; denn er ſündigt nach Syſtemen, wird nach Grundſätzen, bald ein Wollüſtling, bald ein Freygeiſt, dann ein Andächtler, ein Menſchenfeind, ein Wohlthäter, ein Myſtiker, ein Skeptiker, ein Jeſuit, ein Welt-Reformator, ein Enthuſiaſt, ein Egoiſt; bis endlich, nachdem er alle Verirrungen des menſchlichen Geiſtes durchwandelt iſt und keines ſeiner nichtigen Syſteme ihn glücklich und ruhig gemacht hat, auch er, an der Hand eines verſtändigen Weibes, ſich einen weiſen Lebensplan wählt, um nicht wieder irre zu gehn.

Der arme Herr von Mildenburg kömmt dadurch in ſo manche unangenehme Lage, daß ſein Herz immer mit ſeinem Kopfe davon läuft. Seine Leidenſchaften ſind es, die unaufhörlich an ihm nagen; Er raiſonnirt zu wenig, und fühlt, zu ſeinem Unglücke, zu viel. Seine Syſteme ſind Kinder jener Leidenſchaften und der daraus erzeugten Launen; Er haſcht unaufhörlich nach Glück; aber er greift nach Schatten. Seine Unvorſichtigkeiten werden immer mit dem liebevollſten Herzen, mit dem beſten Willen, gut zu handeln, begangen — Aber iſt er darum weniger unglücklich? nein! er iſt es in höherm Grade, als die andern Beyden; denn ſeine Beſſerung ſelbſt iſt am Ende nur ein pis aller, und als er dahin kömmt, Meiſter über ſich zu werden, hat der Kampf ihn ſchon den größten Theil ſeiner geiſtigen und córperlichen Kräfte gekoſtet; Er welkt dahin, und vermag nicht mehr, das einfache Glück zu ſchmecken, das er mit ſo großer Mühe errungen hat.

Jedes dieſer drey Werke erforderte eine eigne Bearbeitung; In der Geſchichte Peter Clauſens, das heiſſt: in der Lebensgeſchichte eines eigentlichen Abentheurers, wurde es mir leicht, viel Verwicklung, intereſſante, und ſelbſt äuſſerſt comiſche Situationen anzubringen; Auch iſt dies Buch, vielleicht deswegen, unter dem Titel: le Gil Blas allemand, kürzlich in Paris in das Franzöſiſche überſetzt worden. Als ich es aber ſchrieb, hatte ich ſelbſt mehr Frohſinn und Leichtſinn, als jetzt; Damals würde jener Herr Recenſent mich anders beurtheilt haben.

Ludwig von Seelberg konnte, des ewigen Raiſonnierens und Syſteme-Auskramens wegen, nicht eigentlich amüſant ſeyn; ſeine Geſchichte iſt durchaus nicht für Romanen-Leſer, ſondern für Menſchen geſchrieben, denen die Widerſprüche in den menſchlichen Syſtemen über Weisheit und Tugend ein wichtiger Gegenſtand der Nachforſchung ſind.

Um endlich der **Geſchichte des armen Herrn von Mildenburg** die Trockenheit zu benehmen, und die Leſer gegen die Langeweile zu wafnen, welche nothwendig durch das Winſeln und Klagen meines Helden, bey allen ſeinen ſelbſt geſchaffnen Leiden, hätte entſtehn müſſen; wählte ich die Form, dieſen Roman in Briefen abzufaſſen, in der Hofnung, daß die Abwechſelung des Styls einen Theil jener Unvollkommenheiten heben ſollte. In wie fern es mir aber damit gelungen iſt, das muß ich der Beurtheilung des Publicums überlaſſen, dem ich nur die Rechenſchaft ſchuldig zu ſeyn glaubte, daß, wenn meine Arbeit nicht ganz ſeines Beyfalls werth iſt, ich wenigſtens nicht ohne alle Ueberlegung ſo und nicht anders geſchrieben habe.

Hannover, im Junius, 1790.

Inhalt des dritten Theils.

Erſter Brief, Seite 1; Von Heinrich von Mildenburg, in Hamburg, an die Frau von Steinbach, in ***.

Was er über ihre und ihres **Gemahls** Entſchlieſſung, *** und den dortigen Dienſt zu verlaſſen, denkt. Beſchreibung ſeiner Gemüthslage. Er ermahnt ſie, zu überlegen, ob der Schritt ſie nie reuen mögte. Wollen ſie ihn thun; ſo räth er ihnen nach Hamburg zu ziehn. Beſchreibung dieſer Stadt, der dort herrſchenden Sitten, der Lebensart, und Bemerkungen über dies alles. Nachrichten von ihm, von **Porr**, von der **Demoiſelle Felmer**, von Porrs **alten Muhme**, von **der Frau von Mildenburg** die, wie er erfahren hat, krank ſeyn ſoll, von ſeinem **Kinde** und von der **Frau von Stallheim**.

Zweyter Brief, Seite 27; Von der Frau von Steinbach, an den Doctor Porr, in Hamburg.

Sie berichtet ihm, daß **Steinbach** nun würklich den Abſchied genommen habe, und daß **Mildenburgs Frau** geſtorben ſey. Sie will mit ihrem Gemahle nach Hamburg oder Altona ziehn, vorher aber eine Reiſe durch die Schweiz nach Frankreich machen. Dahin wünſchen ſie **Mildenburg** mitzunehmen. **Porr** ſoll ſuchen, ihn dazu zu bereden. Gründe für dieſen Plan.

Dritter Brief, Seite 31; Porrs Antwort auf den vorigen Brief.

Er bittet, ſie möge ihm nicht zumuthen, **Mildenburg** zu der Reiſe zu bewegen. Ueber geheime und andre Urſachen, die ihn zu dieſer Weigerung bewegen. Doch will er die Sache auch nicht hintertreiben. Zu Beſorgung der übrigen Aufträge verſteht er ſich.

Vierter Brief, Seite 34; Von Biedersdorf, aus Neuyork, an Heinrich von Mildenburg, in Hamburg.

Er iſt Major geworden. Wie es ihm übrigens geht. Ueber ſeinen Gemüths-Zuſtand. In zwey Jahren will er nach Europa zurückkommen. Der **Herr von der Hart** hat ſein erworbnes Vermögen wieder verlohren. **Biedersdorf** hat ihm Geld geliehn, um von Neuem anzufangen.

Fünfter Brief, Seite 37; Von Carolinen Felmer, in Hamburg, an ihre Schweſter, in St. Petersburg.

Dank für die ihr mitgetheilten Nachrichten von den **Verwandten.** Bericht von ihrem Zeitvertreibe im Hamburg und von den **Perſonen**, mit denen ſie lebt. von der Lebensart in dieſer Stadt, von des **Rector Felmers** Familie und von **Mildenburgs** Abreiſe in die Schweiz; alles in ihrer Manier erzählt und geſchildert.

Sechſter Brief, Seite 50; Von Heinrich von Mildenburg, in Lauſanne, an den Doctor Porr, in Hamburg.

Einige Reiſe-Nachrichten. Aufenthalt in Wetzlar. Durch welche Verhängniſſe gezwungen, **Braunfeld** ſich an ihn hat wenden müſſen? Erzählung deſſen, was dieſem Manne, **ſeiner Tochter**, dem **Herrn von Bergmannsdorf** und der **Demoiſelle Rittermann** begegnet iſt. **Der alte Raſtitz** will das Vermögen der verſtorbnen **Frau von Mildenburg** nicht herausgeben. Wie es mit dieſer Angelegenheit geht? Beſchreibung der Art, wie die Regierung in ** verfährt. Ueber **Porrs** Beſorgniſſe, **Mildenburg** mögte, bey dem täglichen, vertraueten Umgange mit der **Frau von Steinbach**, nicht wachſam genug über ſein Herz ſeyn, nicht Rückſicht genug auf die Ruhe andrer, dabey intereſſirter Perſonen und auf die Stimme des Publicums nehmen. Wiederlegung dieſer Zweifel.

Siebenter Brief, Seite 69; Von dem Freyherrn von Raſtitz, in Altenwedel, an den Geheimen-Referendar Voldorn, in **.

Er ſucht ihm begreiflich zu machen, wie unbillig es ſey, daß **Mildenburg** die Herausgabe des Vermögens ſeiner verſtorbenen Tochter verlange. Gründe, die er anführt. Um dieſen Gründen mehr Gewicht zu geben, oder vielmehr, als Entſchädigung für den Zeitverluſt, den er dem Herrn Referenten durch dieſen Briefwechſel verurſacht, legt er ein Geſchenk an Gelde bey.

Achter Brief, Seite 71; Von dem Doctor Porr, in Hamburg, an den Banquier Schlaubach, in ***.

Er bittet ihn, den **Herrn von Mildenburg** in einem Briefe dringend zu erſuchen, von ſeiner Reiſe zurückzukehren, um den Proceß gegen **Raſtitz** perſönlich zu betreiben. Er hält dies für nothwendig, mögte aber nicht gern unmittelbar einen Schritt desfalls thun, weil **Mildenburg** ſonſt glauben könnte, dies ſey nur ein Vorwand, um ihn von der Reiſe abzuhalten, gegen welche **Porr** ſich immer erklärt hatte.

Neunter Brief, Seite 73; Von dem Geheimen-Referendar Voldorn, an den Baron von Raſtitz.

Er ſchickt die ihm angebothnen hundert Louisd'or mit großen Verſicherungen, daß er der Mann nicht ſey, der Geſchenke nehme, zurück. Diesmal will er indeſſen dieſen Beſtechungsfall nicht anzeigen. Die Acten hat er übrigens noch nicht Zeit gehabt, einzuſehn, verſichert aber, er werde in dieſer Sache nach Pflicht und Gewiſſen handeln.

Zehnter Brief, Seite 75; Von dem Banquier Schlaubach, in ***, an den Doctor Porr, in Hamburg.

Schon ehe er **Porrs** Brief bekam, war er entſchloſſen, **Mildenburg** zu bitten, ſich ſeines Proceſſes ſelbſt anzunehmen, und ihn von dieſer Laſt zu befreyn. Ueber die Juſtitz-Verfaſſung in ** und den Referenten. Was man davon redet, daß **Mildenburg** ſich jetzt ſeines ehemaligen Feindes **Braunfeld** in Wetzlar annimt, und was das für Folgen haben kann? Er hat, dem Verlangen gemäß, an **Mildenburg** geſchrieben.

Eilfter Brief, Seite 79; Von dem Bau-Verwalter Rittermann, in Pyrmont, an den Herrn von der Hart, in Neuyork.

Er iſt, nachdem er aus America zurückgekommen, von dem Fürſten von Waldeck als Bau-Verwalter in Pyrmont angeſetzt worden. Die ihm von dem **Herrn von der Hart** aufgetragenen Erkundigungen nach der Demoiſelle **Felmer** hat er nicht eher als itzt einziehn können. Er bedauert nur, daß die Nachrichten, welche er nun ertheilen kann, nicht die angenehmſten ſind. Er hat nämlich erfahren, daß **Caroline** jetzt eines gewiſſen **Herrn von Wildenburg** Maitreſſe ſey und mit demſelben in Hamburg lebe. Zum Troſte erzählt er dem **Herrn von der Hart** ſeine eigne Geſchichte und wie ihm das weibliche Geſchlecht mitgeſpielt. Er hat in der Jugend ſtudiert; wird Advocat in Manheim; Beſchreibung der dort herrſchenden Sitten. Er verliebt ſich in ein **junges Mädchen**, die tugendhaft ſcheint und damals auch iſt, von ihrer eigenen **Mutter** und einem **Herrn von Hofe** aber verführt wird. Er wird durch den Schutz **dieſes Herrn** Ehegerichtsrath. **Seine Frau** bringt fünf Monate nach ihrer Verheyrathung eine Tochter auf die Welt. Um ſeiner Schande zu entfliehn, verläſſt **Rittermann** die Pfalz, wird Soldat in holländiſchen Dienſten, lebt dort zwanzig Jahre, geht als Lieutenant mit den Waldeckſchen Truppen nach America, wo er den **Herrn von der Hart** hat kennen gelernt, und von woher er nun zurückgekommen iſt. Noch erfahren wir, daß *Monſieur Previllière* damals in Manheim die Rolle eines Kupplers ſpielte, und daß die Freundinn der **Frau von Bergmannsdorf**, Mademoiſelle **Rittermann** dieſelbe, unſerm **Herrn Bau-Verwalter** untergeſchobne Tochter iſt.

Zwölfter Brief, Seite 95; Von dem Advocaten Greifer, an den Geheimen-Referendar Volldorn.

Er hat erfahren, daß der Herr **Voldorn** ein Capital von zweytauſend Thalern zu leihen ſucht. Dies Capital biethet ihm nun **Greifer**, in des **Barons von Raſtitz** Namen, ohne Zinſen an. Da dieſe Gelder zu dem nachgelaſſenen Vermögen der **verſtorbnen Frau von Mildenburg** gehören; ſo hat es mit Zurückzahlung derſelben ſo lange Zeit, bis der Proceß in welchem **Voldorn** Referent, geendigt iſt.

Dreyzehnter Brief, Seite 97; Antwort des Geheimen-Referendars.

Er nimt dies Darlehn an; verſichert aber, daß dies auf den Gang der Juſtitz gar keinen Einfluß haben wird, findet jedoch, daß **Raſtitz** viel vor ſich zu haben ſcheint, und daß die Sache wohl vorerſt nicht entſcheiden werden wird.

Vierzehnter Brief, Seite 100; Von dem Herrn von der Hart, in Nieu-york, an den Bau-Verwalter Rittermann, in Pyrmont.

Die Nachricht, welche ihm **Rittermann** gegeben, ſchlägt ihn um ſo mehr nieder, da er ſich zugleich von ſeinem Freunde und Wohlthäter **Mildenburg** und ſeiner geliebten **Caroline** getäuſcht hält. Sein Glaube an Liebe, Freundſchaft und Treue iſt nun auf immer dahin. Da es jetzt vom Schickſale beſchloſſen zu ſeyn ſcheint, daß er iſolirt leben ſoll; ſo wird ſein Vermögen bald hinreichen, ihn als einen einzelnen Mann zu unterhalten. Schon hat er

Biedersdorf das geliehene Geld erſtattet, und gelingt ſeine jetzige Unternehmung; ſo wird er in zwey Jahren gewiß nach Teutſchland zurückkommen und ſich ein ruhiges, einſames Plätzchen ausſuchen.

Funfzehnter Brief, Seite 104; Von Heinrich von Mildenburg, in **, an den Doctor Porr, in Hamburg.

Er iſt nun, auf **Schlaubachs** Bitten, hierhergekommen, um ſeinen Proceß perſönlich zu betreiben. Noch einiges wird nachgeholt, was ſeine Reiſe betrifft. In Aix hat er den jüngern **Herrn von Eberbach** geſehn; Nachrichten von ihm. In Paris trennt er ſich von **Steinbachs.** In Speyer findet er den **Herrn von Bergmannsdorf** und die **Demoiſelle Rittermann**, als Schauſpieler bey **Strunzmanns** Geſellſchaft. Die **Frau von Bergmannsdorf** liegt in Manheim an einem Krebsſchaden tödlich krank. Was nun ſeinen Proceß betrifft; ſo wird derſelbe durch Chicanen und ſchlechte Juſtitz-Verfaſſung unverantwortlich in die Länge gezogen, ſo daß er noch kein Ende deſſelben vor ſich ſieht. Schilderung ſeiner **Herrn Richter**, ihrer Art Geſchäfte zu führen und Supplicanten zu behandeln. Etwas von vornehmen Faullenzern, die der Unterthan im Schweiß ſeines Angeſichts ernähren muß, und von den Pflichten Derer, die reichlich dafür beſoldet werden, nicht, daß ſie ſich im Wohlleben mäſten, ſondern daß ſie arbeiten ſollen. **Mildenburg** führt in * * ein trauriges Leben. Um eine nützliche Beſchäftigung zu haben, hat er einen **armen Knaben** zu ſich genommen, den er ſelbſt erzieht und unterrichtet. Von **Braunfeld** hört er gar nichts mehr.

Sechzehnter Brief, Seite 118; Von dem Doctor Porr, in Hamburg, an Heinrich von Mildenburg, zur Antwort auf den vorigen Brief.

Er nimt warmen Antheil an ſeinem Mißvergnügen, glaubt aber, **Mildenburg** habe auch Unrecht gehabt, ſich in ſeinen Proceß-Angelegenheiten zuerſt an den **Bruder des Fürſten** zu wenden. Er räth zur Geduld und zur äuſſerſten Vorſicht. Was ſich etwa zur Entſchuldigung des langſamen Gangs der Juſtiz und des Mangels an Theilnehmung, den die mehrſten Richter den Supplicanten zeigen, ſagen läßt? Ueber die Faulheit der mehreſten Geſchäftsmänner. Ob man aber verlangen könne, daß Der, welcher mit dem Kopfe arbeitet, eben ſo viel Stunden der Arbeit widmen und eben ſo einfach und mäßig leben ſolle, als Der, welcher Hand-Arbeit treibt? Unſer Jahrhundert erhebt die untern Stände auf Unkoſten der höhern ein wenig mehr, als billig und nützlich iſt. Folgen, die davon zu erwarten ſind. Ueber Freyheits-Prediger und über die Gleichheit unter den Menſchen. Ueber Publicität und deren herrlichen Nutzen. Pflichten der Regierungen in Rückſicht auf dieſelbe. Was **Porr** von **Mildenburgs** Unternehmen, den **armen Knaben** zu erziehn, hält. Gewöhnliche Folgen ſolcher Bemühungen.

Siebenzehnter Brief, Seite 135; Von Heinrich von Mildenburg, an den Doctor Porr, in Hamburg.

In der größten Verwirrung und Unruhe ſchreibt er ihm und ſchickt ihm die folgenden beyden ſehr unangenehmen Briefe. **Porr** ſoll rathen, wenn er kann; Er weiß ſich nicht zu helfen, und iſt auch ſehr krank.

Achtzehnter Brief, Seite 136; Von dem Geheimen-Kriegsrathe und Cammerherrn von Herbrand, in ***, an Heinrich von Mildenburg, in **.

Mit heuchleriſchen Verſuchungen ſeines Mitleidens und ſeiner immer fortdauernden Dankbarkeit und Hochachtung, meldet er ihm, daß der **Herzog**, aufgebracht darüber, daß **Mildenburg** ſich der Angelegenheit des **Herrn von Braunfeld** in Wetzlar gegen ihn angenommen, beſchloſſen habe, ihm fernerhin die bisher gezogene Penſion nicht mehr auszahlen zu laſſen.

Neunzehnter Brief, Seite 139; Von der Frau von Steinbach, in Carlsruhe, an Heinrich von Mildenburg.

Bey ihrer Durchreiſe durch Carlsruhe, wo **Steinbach** ſeine Jugendjahre zugebracht, hat Dieſer ſich bereden laſſen, als Obriſt, in die Dienſte des **Markgrafen von Baden** zu treten.

ten. Es ſchmerzt die **Frau von Steinbach**, daß dadurch nun der Plan, in Hamburg mit **Mildenburg** zu leben, vereitelt wird; doch ſchlägt ſie ihm vor, nun ſtatt deſſen in ihre Gegenden zu ziehn. Davon nächſtens ein Mehreres!

Zwanzigſter Brief, Seite 142; Von dem Doctor Porr, an die Frau von Steinbach.

Er ſchickt ihr **Mildenburgs** Brief an ihn. Ihrem gemeinſchaftlichen Freunde muß eilig geholfen werden: **Porr** will alſo ſelbſt zu ihm reiſen, will ihn auf **Steinbachs** Gut bringen, und bittet die Frau Obriſtinn, ihrem Verwalter in Steinbach zu befehlen, daß derſelbe den Herrn von **Mildenburg** gehörig verpflege. Dann will **Porr** einen Vergleich mit **Raſtitz** zu Stande zu bringen ſuchen.

Ein und zwanzigſter Brief, Seite 145; Von dem Paſtor Ehrmann, in Birkenthal, an Carolinen Felmer, in Hamburg.

Glückwunſch zum Neuen Jahre. **Porr** iſt in dortiger Gegend geweſen, wird nächſtens wieder nach Hamburg kommen und alles mündlich erzählen. **Raſtitz** leidet an Podagra und andern Gebrechen. Der Amtsvogt **Umbach** iſt wegen Caſſen-Defects durchgegangen. Gute Ermahnungen.

Zwey und zwanzigſter Brief, Seite 150; Von dem Herrn von Stallheim, an den Licentiaten Zierenitz.

In dem Styl, den wir ſchon kennen, meldet er ihm, daß ſeine Maitreſſe **Micke** mit dem **Kutſcher Valentin** davongegangen iſt, und ihn beſtohlen hat. Herr **Zierenitz** ſoll Steckbriefe nachſchicken. Alsdann ſollen Beyde aufgehenkt werden; doch nicht eher, als bis man ſie wird gefangen haben.

Drey und zwanzigſter Brief, Seite 152; Von dem Banquier Schlaubach in ***, an den Doctor Porr, in Hamburg.

Er hofft, daß dieſer Brief den **Doctor** wieder in Hamburg antreffen wird. Unruhe über **Mildenburgs** Schickſal. Er bittet, ihm bald Nachricht von dem Erfolge ſeiner Verhandlungen in ** und Altenwedel zu geben. Großmüthiges Anerbiethen, den **Herrn von Mildenburg** mit Gelde zu unterſtützen, wenn er daſſelbe nicht verſchmähn will. Betrachtungen über die Wege der Vorſehung, über die Belohnung der Guten und Strafe der Böſewichte. **Braunfeld** hat ſich mit dem **Herzoge** verglichen und genießt eine Penſion, die er mit ſeiner **Tochter** in der Pfalz verzehren will. **Herbrand** iſt unglücklich verheyrathet und hat den Zorn der **Maitreſſe** des **Herzogs** auf ſich geladen. Dem **Herrn von Eberbach** geht es ſehr wohl. *Prévillère* hat böſe Streiche gemacht.

macht, und iſt nun, zu Belohnung ſeiner Verdienſte als Mitarbeiter an — dem [illegible]baue angeſetzt. Er bittet dringend um baldige Antwort.

Vier und zwanzigſter Brief, Seite 161; Von dem Verwalter Nelke, in Steinbach, an den Obriſten von Steinbach, in Carlsruhe.

In comiſch-treuherzigem Tone erzählt der alte **Verwalter**, welche Zubereitungen er und die Haushälterinn **Pickmann** zum Empfange, und welche Anſtalten ſie nach **Porrs** Abreiſe, zur Verpflegung des **armen Herrn von Mildenburg** gemacht, giebt auch Nachricht von dem Befinden deſſelben, von ſeiner Lebensart und ſeinen **Bedienten**. Mit eingemiſcht ſind Anecdoten von dem **Gerichtshalter**, dem **Paſtor**, dem **Schulmeiſter Brüllhorn**, dem **Senator Rabe** und **andern Perſonen**.

Fünf und zwanzigſter Brief, Seite 170; Von dem Doctor Porr, in Hamburg, an die Frau von Steinbach, in Carlsruhe.

Ausführliche Erzählung, von dem, was er auf ſeiner Reiſe zu **Mildenburgs** Vortheile ausgerichtet hat. Als er nach ** kömmt, wendet er ſich zuerſt an den Leib-Medicus **Sahlsdorf**, und geht mit Dieſem zu **Mildenburg**, den er ſchwach und niedergeſchlagen, aber doch nicht ſehr krank findet. Sein Gutachten über **Mildenburgs** Geſundheits-Umſtände. Wie er ihm Muth einſpricht? Am folgenden Tage führt ihn Fahldorf zu den **Fürſten.** Warum Dieſer alle Aerzte wohl empfangt? Ueber Steckenpferde der Fürſten, und wie ſich dieſe zu guten Zwecken zureiten lieſſen? Er läſſt es in der Stadt nicht bekannt werden, daß er **Mildenburgs** Freund iſt. Es findet ſich, daß er den **Herrn Voldorn** kennt. Er erfährt, daß Dieſer Geld von **Raſtitz** angenommen hat. Auf welche Weiſe er es einleitet, daß der Jude **Benjamin Meyer** dies vor Notarien und Zeugen ausſagen muß? Nun geht er zu **Voldorn.** Sein Geſpräch mit ihm. Wie er es anfängt, ſogleich ein vortheilhaftes Urtheil für Mildenburg auszuwürken? **Schlaubach** hat das Geld vorgeſchoſſen, womit **Voldorn** in Thätigkeit geſetzt wird. Nun reiſt **Porr** allein nach Altenwedel. Aufnahme bey dem **Paſtor Ehrmann** in Birkenthal. Des **Pachters Horn** Gaſtfreundſchaft und Dienſtfertigkeit. Wodurch und unter welchen Bedingungen er den Vergleich mit **Raſtitz** zu Stande bringt? Hierauf kehrt er nach ** zurück. Der Proceß hat nun ein Ende. Er führt **Mildenburg** nach Steinbach, wo ſie von dem **Verwalter** und der **Haushälterinn** freundlich empfangen werden. Dann läſſt **Porr** ſeinen **Freund** dort, reiſt nach *** und überträgt dem Banquier **Schlaubach** die Beſorgung von **Mildenburgs** häuslichen Geſchäften. **Schlaubach** will die vorgeſchoſſnen dreytauſend Thaler von **Voldorn** eintreiben, deſſen Handſchrift ihm cedirt wird und von dem er nun, da man ihn nicht mehr zu fürchten braucht, daß Geld eintreiben und ſich auf dieſe Weiſe bezahlt machen will. Nachricht von **Herbrand**. **Porr** iſt vor wenig Tagen nach Hamburg zurückgekommen.

Sechs und zwanzigſter Brief, Seite 195; Von dem Doctor Pen in Hamburg, an Heinrich von Mildenburg, in Steinbach.

Er giebt ihm die gewiß ſehr unerwartete Nachricht, daß er ſich in kurzem mit der **Witwe Meinbart** verheyrathen wird. Schilderung dieſer Frau. Wie er dazu gekommen, auf einmal den Entſchluß zu faſſen, in den Eheſtand zu treten? Ueber **Mildenburgs** Geſundheits-Umſtände und Gemüthslage. Rath und Bitte um Eröfnung ſeiner Herzens-Leiden. Er fragt: ob es wahr ſey, daß **Mildenburg** ein Land-Gütchen kaufen wolle? Verſicherung, daß er ihm und ſeiner künftigen **Frau** in ihrem Hauſe in Hamburg eben ſo willkommen als vorher ſeyn würde.

Sieben und zwanzigſter Brief, Seite 202; Von Carolinen Felmer, in Hamburg, an ihre Schweſter, die Frau Landowick, in St. Petersburg.

Biedersdorf iſt aus America wiedergekommen, will ſich nun in Offenbach niederlaſſen, und hat **Carolinen** gebeten, mit ihm zu ziehn und ihm ſeinen kleinen Haushalt zu führen.

Ur

Urſachen, warum ſie den Antrag dieſes würdigen alten Mannes angenommen hat? **Porr** iſt nun verheyrathet; das verändert in manchem Betrachte **Carolinens** Lage; Uebrigens wäre ſie wohl lieber in Hamburg geblieben. Durch einen Zufall hat ſie wieder etwas von dem **Herrn von der Hart** erfahren, hat es aber nicht wagen mögen, genauer nachzufragen, obgleich das Schickſal dieſes Mannes ſie noch immer ſehr intereſſiert. In wenig Tagen reiſt ſie mit dem **Major** nach Offenbach.

Acht und zwanzigſter Brief, Seite 208; Von Heinrich von Mildenburg, in Steinbach, an den Doctor Porr, in Hamburg.

Glückwunſch zu **Porrs** Verheyrathung. Schilderung ſeiner eignen Gemüthslage. Er geſteht offenherzig, daß er es für gefährlich halten würde, künftig an der Seite der **Frau von Steinbach** zu leben. Ueberhaupt findet er, daß ländliche Einſamkeit für ihn am zuträglichſten iſt. Deswegen will er auch weder nach Hamburg zurückkehren, noch **Biedersdorfs** Anerbiethen, in Offenbach zu leben, annehmen. Er will das Gut Wahlberg kaufen, ein Landwirth werden und ſich nebenher mit Kinder-Erziehung beſchäftigen. Weitläuftige Entwicklung dieſes Plans, nebſt Anführung der Bewegungsgründe. Zu Ankauf des Gutes ſoll **Biedersdorf** einen Theil ſeines Vermögens mit hergeben und dagegen Mitbeſitzer ſeyn. **Nelke** wird ihm mit Rathe beyſtehn und **Horn** ihm einen ſeiner Söhne als Verwalter zugeſellen. Nachricht von ſeiner noch immer mißlichen Geſundheit. Er rechnet auf die wohlthätige Würkung des Frühlings. Nach einem Paar Jahren, in der Einſamkeit, und ländlicher Thätigkeit verlebt, hofft er ſtark genug an Leib und Seele zu ſeyn, um wieder ſeine Freunde in Carlsruhe, Hamburg und Offenbach beſuchen zu können.

Neun und zwanzigſter Brief, Seite 219; Von Ludwig Felmer, in Oſtindien, an ſeine Schweſter Caroline.

Er hat von einem Jahre zum andern gehofft, nach Europa zurückkommen zu können; aber die Schwierigkeit, ſein Geld aus der Handlung zu ziehn, macht es ihm unmöglich, gewiß zu beſtimmen, wie bald ſein Plan wird ausgeführt werden. Um indeß Carolinen zu einer Verſorgung und guten Heyrath die Mittel zu erleichtern, hat er viertauſend Ducaten an ein Handlungshaus nach Hamburg geſchickt. Auf welche Weiſe ihr hieraus ein Brautſchatz gemacht werden ſolle? Was er für die andern beyden Geſchwiſter zu thun denkt?

Dreyſſigſter Brief, Seite 222; Von dem Bedienten Conrad Fegebuſch, aus Hamburg, an ſeinen Herrn, den Herrn von der Hart, nach Bremen geſchrieben.

Dieſen Menſchen, der erſt Soldat geweſen, nachher aber, weil er hart bleſſirt worden, mit Penſion den Abſchied genommen und in des **Herrn von der Hart** Dienſte getreten iſt, hat ſein Herr von Bremen aus, bey ſeiner Ankunft aus America, nach Hamburg geſchickt, um ſich nach **Carolinen Felmer** unter der Hand zu erkundigen. **Fegebuſch** meldet nun, wie er dieſen Auftrag ausgerichtet und was er von ihrem jetzigen Aufenthalte und ihrem bisherigen Betragen, durch Nachbarn und Hausgeſinde, erfahren habe. Alle dieſe Nachrichten gereichen **Carolinen** zur Ehre. **Fegebuſch** erwartet Befehl, ob er etwa nach Offenbach marſchiren, oder nach Bremen zurückkehren ſolle.

Ein und dreyßigſter Brief, Seite 227; Von dem Herrn von der Hart, in Bremen, an Carolinen Felmer, in Offenbach.

Ungewiß, ob ſie ſich Seiner, in ihren neuen Verhältniſſen, noch erinnern wird, wagt er es, an ſie zu ſchreiben. Seine gehabten Schickſale will er ihr nicht erzählen, weil er glaubt, ſie werde das alles wohl ſchon durch den **Herrn von Mildenburg** erfahren haben. Nur bittet er um freymüthige Beantwortung einiger Fragen, wovon die Ruhe ſeines Herzens abhängt und die zum Gegenſtande haben, zu erfahren, warum ihm aus ihrer Bekanntſchaft mit **Mildenburg** und **Biedersdorf** ſey ein Geheimniß gemacht worden.

Zwey und dreyſſigſter Brief, Seite 232; Carolinens Antwort auf den vorigen Brief.

In anſtändigen jungfräulichen Ausdrücken verſichert ſie ihn, wie ſehr ſie ſich gefreuet habe, etwas von ihm zu hören, und wie ungerecht ſein Verdacht gegen ſie ſey. **Mildenburg** hat ihr nie ſeinen Namen genannt; ſie hat nichts von dem, was ihm ſeit ihrer Trennung begegnet iſt, erfahren. Was für Urſachen **Mildenburg** zu dieſer Zurückhaltung gehabt (gewiß aber waren dieſe edel und unſchuldig) das wird er am beſten von ihm ſelber erfahren können. Sie hat desfalls eine Abſchrift ſeines Briefes nach Wahlberg geſchickt. **Biedersdorf** wird ſich nächſtens ſchriftlich gegen ihn erklären. **Caroline** verſichert ihn ihrer herzlichen Theilnehmung an allem, was ihn betrifft. Sie iſt wenigſtens äuſſerlich ſo glücklich als ſie es, ihrem Stande und andern Umſtänden nach, irgend erwarten durfte. Ihre innere Zufriedenheit wird vermehrt werden, wenn ſie erfährt, daß es auch ihm wohlgeht.

Drey und dreyſſigſter Brief, Seite 235; Von Heinrich von Mildenburg, in Wahlberg, an den Doctor Porr, in Hamburg.

Die Beſchäftigungen bey Uebernahme ſeines Guts, haben ihn verhindert, früher zu ſchreiben. Seine Geſundheit hat bey dieſen Arbeiten nicht gelitten; Jetzt aber hat ſich das

Fieber auf's Neue eingeſtellt, und er ahndet, daß er doch mit ſchnellen Schritten dem Ziele aller Leiden näher komme. Schilderung ſeiner ruhigen Gemüthsverfaſſung. Er dankt der Vorſehung für das Glück, am Ende ſeiner Tage noch, aus dem Sturm der Leidenſchaften glücklich errettet, in ländlicher Einſamkeit, Muße zu haben, über ſein vergangenes Leben ernſthafte Betrachtungen anzuſtellen. Er bittet **den Doctor**, im Fall er bald auf das Sterbebette kommen ſollte, nicht zu ihm zu reiſen und ihm den letzten Kampf nicht durch den Abſchied von ihm zu erſchweren. Zudem fehlt es ihm ja nicht an Pflege. Seine Empfindungen bey dem Gedanken an **ſeiner Tochter** künftiges Schickſal. **Der Knabe**, den er in ** zu ſich genommen hatte, iſt fortgelaufen und hat ihn beſtohlen; Nun iſt er auch von der letzten phantaſtiſchen Grille, fremde Kinder zu erziehn, zurückgekommen. Dagegen hat er ein dankbares Geſchöpf an einem kleinem Hunde gefunden; Die Wohlthaten die er dieſem erweiſt, werden wenigſtens keine Reue nach ſich ziehn. Dem **Herrn von der Hart** hat er ſeine Zweifel in Anſehung **Carolinens** zu heben geſucht. Er wünſcht, dieſe Beyden mögten ſich heyrathen.

Vier und dreyſſigſter Brief, Seite 242; Von dem Major von Biedersdorf, in Offenbach, an den Herrn von der Hart, in Bremen.

Er wünſcht ihm Glück zu ſeiner Zurückkunft nach Teutſchland. Um ſein Mistraun in

Rückſicht auf **Carolinen** zu heben, verſichert er daß er nie gewuſſt habe, daß Dieſe ſeine Geliebte geweſen ſey. Er giebt aber ihrer Aufführung das vortheilhafteſte Zeugniß. Er kann dabey keine andre, als die reinſten Abſichten haben, denn er weiß nicht, ob **Caroline** ſich die geringſte Hofnung zu einer Verbindung mit ihm macht; auch braucht ſie nicht ängſtlich beſorgt für die Zukunft zu ſeyn, denn ſie iſt reich und liebenswürdig. Was **Biedersdorf** betrifft; ſo würde es ihm wehthun, ſich von **Carolinen** zu trennen, da er jetzt alt und von jedermann verlaſſen iſt. **Mildenburg** wird wohl ſterben, und dann iſt er ganz allein in der Welt. Bey dieſer Gelegenheit wirft er einen Blick auf ſeine erlittnen Schickſale und erzählt die Geſchichte ſeines Herzens in den verſchiednen Perioden ſeines Lebens. Als Epiſode kömmt die Geſchichte eines **jungen Frauenzimmers** in America vor.

Fünf und dreyſſigſter Brief, Seite 267; Von dem Staatsminiſter von Kappſtein, in ****, an Heinrich von Mildenburg, in Wahlberg.

Nachdem er länger als drey Jahre in Rußland zugebracht, hat er ſich, gleich nach ſeiner Rückkunft, nach **Mildenburg** erkundigt und mit Leidweſen ſeine Schickſale vernommen. Er wünſcht, ihm dienen zu können, hofft, es ſoll mit ſeiner Krankheit nichts zu bedeuten haben, meint aber, das einſame Leben werde für einen ſo thätigen Mann, als **Mildenburg** ſey, nicht taugen. Deswegen nun thut er ihm den Vorſchlag, als königlicher Geſandter nach Schweden zu gehn. Er bittet um baldige Erklärung darüber. **Seifenberg** hat eine alte, bucklichte reiche Witwe geheyrathet und iſt, nach ſeiner Art recht glücklich.

Sechs und dreyſſigſter Brief, Seite 271; Heinrichs von Mildenburg Antwort auf den vorigen Brief.

Er dankt dem **Herrn von Rappſtein** mit gerührtem Herzen für ſeine gute Abſicht; allein ſeine immer ſchwächer werdende Geſundheit erinnert ihn, daß es Zeit ſey, auf ſeinen Abſchied von der Welt, nicht aber auf neue Plane zu denken. Das Schickſal, das ihn ſein ganzes Leben hindurch verfolgt hat, ſcheint ihm am Ende ſeiner Laufbahn noch von allen Seiten fröhliche Ausſichten zeigen zu wollen. Doch, wer weiß, ob er, wenn er länger hätte leben ſollen, ſich dieſes Glücks werth gezeigt haben würde? Er ſcheidet alſo gern aus der Welt, um ſo mehr, da er alle Die, welche ihm hier theuer ſind, in einer angenehmen Lage zurückläſſt. Er bittet um Verzeyhung, daß er dieſen Brief durch eine fremde Hand ſchreiben läſſt.

Sieben und dreyſſigſter Brief, Seite 275; Von der Priorinn des Kloſters Meuſchenberg, an Heinrich von Mildenburg, in Wahlberg.

Sie glaubt, die Pflicht der Rechtſchaffenheit zu erfüllen, indem ſie ihm meldet, daß **Marie, Mildenburgs Tochter**, in dem Kloſter nicht ſo erzogen werden könnte, wie zu wünſchen wäre. Die **Frau von Stallheim** iſt ganz in religioſe Melancholie verſunken, und das macht ſchlimme Eindrücke auf das Kind, wobey die übrigen **Nonnen** aus Unverſtand mitwürken. Etwas über wahren und falſchen Beruf zum Kloſterleben und über klöſterliche Erziehung. Sie räth ihm, ſein Kind andern Händen anzuvertraun.

Acht und dreyſſigſter Brief, Seite 280; Von Heinrich von Mildenburg, an die Frau von Steinbach, in Carlsruhe.

Voll Zuverſicht zu ihrer treuen, erprobten Freundſchaft, wagt er es, ſie zu bitten, ſeine **Tochter** zu ſich zu nehmen, wie ſie ſich ſchon oft dazu erbothen hat. Um ſeine Gemüthsruhe nicht zu ſtöhren, will er das Kind nicht mehr vor ſeinem Ende ſehn. Schilderung ſeines Gemüthszuſtandes. Er nimt von der **Frau von Steinbach** und **ihrem Gemahle** zärtlichen Abſchied.

Neun und dreyſſigſter Brief, Seite 284; Von Carolinen Felmer, in Offenbach, an den Doctor Porr, in Hamburg.

Sie meldet ihm ihre bevorſtehende Verheyrathung mit dem **Herrn von der Hart**. Bey dieſer Gelegenheit wiederholt ſie die Geſchichte ihrer erſten Bekanntſchaft mit ihm, und erzählt ihm, wie wenig ſie nachher darauf gerechnet hat, je die Seinige zu werden. Widerlegung der Einwürfe, die man gegen dieſen Entſchluß machen könnte, beſonders von Seiten der Verſchiedenheit der Religion und des Standes. Ueber Meſaillancen. Sie werden in Offenbach wohnen. Der **Herr von der Hart** hat **Biedersdorfs** Haus gekauft. Dieſer wird bey ihnen als Koſtgänger leben. Ueber die Lebensart in Offenbach. Der **Herr von der Hart** iſt Reſident geworden. Das Einzige, was ihre Freude ſtöhrt, iſt der traurige Geſundheits-Zuſtand des **Herrn von Mildenburg. Porr** ſoll ſich erkundigen, woher es kömmt, daß man ihr einen Brief, den ſie an **ihren Bruder** nach Oſtindien geſchrieben, von Holland aus wieder zurückgeſchickt hat.

Vierzigſter Brief, Seite 297; Von Heinrich von Mildenburg, in Wahlberg, an den Doctor Porr, in Hamburg.

Dieſer Brief iſt theils von **Mildenburgs** eigner Hand geſchrieben, größtentheils aber dem **Verwalter Horn** in die Feder dictirt. Er enthält von Tage zu Tage die Berichte von ſeiner, ihn nun den Tode immer näher führenden Krankheit. Betrachtungen über die Nichtigkeit irdiſcher Freuden und Sorgen. Ueber unnütze Feyerlichkeiten bey Sterbebetten. Ueber Verſtellung in dieſen letzten Augenblicken. Ueber künftige Freuden. Ob man ſich wiederſehn und wiederkennen werde; in jener Welt? Seine **Tochter** iſt nun von Meuſchenberg abgereiſt, um nach Carlsruhe geführt zu werden. Er empfiehlt ſie auch **Porrs** Sorgfalt. Dies wird nun wohl ſein letzter Brief ſeyn. Einige Anweiſungen, wie er es mit ſeinem Vermögen mögte gehalten haben, wird er durch **Horn** niederſchreiben laſſen. Er lobt die Sorgfalt, welche Dieſer, nebſt ſeinen übrigen Leuten, ihm in ſeiner Krankheit beweiſt.

Ein und vierzigſter Brief, Seite 312; Von dem Doctor Porr, in Hamburg, an Carolinen Felmer, in Offenbach.

Der **Ueberbringer dieſes Briefs** wird ihr das Räthſel auflöſen, warum man ihr den Brief aus Holland zurückgeſchickt hat. Glückwunſch zu ihrer bevorſtehenden Heyrath. Ueber **Mildenburgs** Zuſtand.

Zwey und vierzigſter Brief, Seite 315; Von Carolinen von der Hart, gebohrnen Felmer, in Offenbach, an den Doctor Porr, in Hamburg.

Auf die angenehmſte Weiſe iſt ſie, durch die unerwartete Ankunft ihres **Bruders Ludwig**, (denn Dieſer war der Ueberbringer des vorigen Briefs) überraſcht worden. Beſchreibung dieſer Scene und des darauf gefolgten Hochzeitsfeſtes. **Ihr Bruder** will nicht in den ſüdlichen, ſondern in den nördlichen Gegenden von Teutſchland ſich häuslich niederlaſſen.

Drey und vierzigſter und lezter Brief, Seite 320; Von dem Verwalter Horn, in Wahlberg, an den Doctor Porr, in Hamburg.

Fortgeſeztes Tagebuch von **Mildenburgs** Krankheit. Es neigt ſich zum Ende. Er hat abwechſelnd heitre und angſtvolle Augenblicke. Er verordnet, wie es mit ſeiner Beerdigung und andern Dingen nach ſeinem Tode werden ſoll. Den Beſuch eines catholiſchen Geiſtlichen verbittet er ſich. Der redliche proteſtantiſche **Pfarrer** des Orts beſucht ihn freundſchaftlich. Der Verwalter **Nelke** iſt, auf **Horns** Bitte, angekommen. **Mildenburg** ſcheint ſich erholen zu wollen; Sein Fieber bleibt zwey Tage hindurch aus. Mitten in dieſen angenehmen Erwartungen, ſtirbt er plözlich in **Horns** Armen. Dieſer reiſt ſogleich nach Offenbach, zu **Biedersdorf**; **Nelke** aber bleibt indeß in Wahlberg, um die Beerdigung zu beſorgen.

Erſter

Erſter Brief.

Von Heinrich von Mildenburg, an die Frau von Steinbach, in ***.

Hamburg, den 9ten Merz, 1778.

Was Sie, theuerſte Freundinn! mir von Ihrem und Ihres Herrn Gemahls Entſchluſſe, ***, den Hof und die Dienſte zu verlaſſen, ſchreiben, befremdet mich gar nicht. Für ſo gute Menſchen, als Sie ſind, iſt das nun freylich auf die Länge kein Leben, und ich glaube wohl, daß der redliche Steinbach des ewigen Kämpfens und Ringens mit Schelmen und Pinſeln herzlich müde ſeyn mag. Die Reſidenzen, wo die Menſchen ſich ihrer Eigenheiten zu ſchämen ſcheinen; wo Character, Sitten und

Geſchmack ſich ſclaviſch nach den Grundſätzen und Moden richten, die am Hofe herrſchen; wo der Werth des Mannes nicht nach dem Verhältniſſe der Hochſchätzung beſtimmt wird, die ihm edle und verſtändige Leute widmen, ſondern nach dem Grade der Gunſt, mit welcher ihn der Fürſt, die Maitreſſe, der Liebling, der Großvezier beehrt — Eine Gunſt, die das Spiel des Ungefehrs, der Grille, der Blödſinnigkeit, des Neids und der Cabale iſt —; wo zuweilen Menſchen, die auswärts in allgemeiner Achtung und in dem größten Rufe der Redlichkeit, Klugheit und Geſchicklichkeit ſtehen, ungeſchätzt, ungekannt, vielleicht gar zurückgeſtoßen, umherſchleichen, und mit Verleumdung, Verdruß und Mangel kämpfen müſſen; wo der beſcheidne Weiſe von dem unverſchämten Schwätzer, das ächte Talent von unwürdiger Windbeuteley zurückgedrängt wird — Nein! die Reſidenzen ſind nicht der Schauplatz, auf welchem Leute von Ihrer Art irgend eine Rolle übernehmen müſſen. Auch die prätenſionsloſeſten Neben-Rollen ſind dort nicht immer die, bey denen man am wenigſten ſeine Ehre auf das Spiel ſetzt, und ſind darneben doch die langweiligſten. Oder ſoll man bloß Zuſchauer ſeyn, bey dieſem ärgerlichen, geſchmackloſen Poſſenſpiele? Wohin führt das? Wenn es dem thätigen, für Wahrheit und Weisheit eifrigen Manne auch würklich möglich wäre, lange Zuſchauer zu bleiben, Zuſchauer, ohne Parthey zu ergreifen; wenn auch die ſchleichenden Aufpaſſer und Cabalenmacher einen Solchen für ſeinen halben Gulden ruhig im Parterre ſitzen lieſſen, ohne ihn ſo lange zu zerren, zu fragen und durch ihre ſchiefen, unbilligen Urtheile ſo lange auf ſeine Geduld loszuſtürmen, bis er ſeine Meinung ſagen muß, oder, wäre er auch Meiſter genug über ſich, um zu ſchweigen, doch wenigſtens irgend eine Mine macht, die ſich als Billigung oder Tadel auslegen läſſt; ſo iſt doch das alles eitler Zeitverluſt, Betrug um Lebensgenuß. Auch verliehrt man darüber am Ende wohl ſelbſt das Gefühl ſeiner Würde, verliehrt Gradheit, Beſtimmtheit und Energie. Es giebt ja, ohne uns, Menſchen genug, um dort alle Stellen auszufüllen, Menſchen, die gebohren ſcheinen zu dieſer zweckloſen Lebensart, die zu nichts Beſſerm taugen, als ſich in den Faſtnachtsſpielen der Hof-Welt herumzutreiben, und denen man ihre Plätze nicht beengen muß.

Das alles weiß ich wohl, fühle es mit Ihnen und bin nur noch immer mehr darinn befeſtigt worden, ſeit dem ſchönen Jahre, das ich in dieſer herrlichen, freyen Stadt verlebt habe, die ſo voll edler, kraftvoller, nützlich beſchäftigter Menſchen iſt, wo ich wahrlich ganz wieder aufgethauet ſeyn würde, wenn nicht, wie ich es Ihnen in allen meinen Briefen bekannt habe, mein unglückliches Temperament ohne Aufhören von heimlichen Wünſchen, die ich mir ſelber nicht zu erklären weiß, geplagt würde. Hieran iſt nun freylich theils mein Cörper, mit ſeinen höchſt reizbaren Nerven, theils ſind meine Schickſale daran Schuld. Ich habe von Jugend auf in einem ſolchen Taumel von Geſchäften, Sorgen und Zerſtreuungen gelebt, daß die Unruhe, die manchen Andern getödtet haben würde, meiner Exiſtenz Nahrung gegeben hat. Hundertmal des Tages ſage ich mir jetzt: (und mein lieber Porr ſpricht zuweilen ſeyn Amen dazu) „Was fruchtet denn nun am Ende aller „der Wirrwarr von ſolcher Thätigkeit und Würkſamkeit? Biſt Du wohl, in den erſten ſieben „und dreyſſig Jahren Deines Lebens, der Welt „würklich nützlich, fortdauernd, planmäßig nütz-

„lich gewesen? Schreibe doch nicht das zufällige einzelne Heilſame, das Du geſtiftet haſt, zu hoch auf der Rechnung an! Hätteſt Du nicht im friedlichen Privatleben, durch Rath und Beyſtand, ohne Geräuſch und Prätenſionen, ſehr viel mehr bleibend Gutes bewürken können? Kannſt Du nicht wenigſtens nun noch den Reſt Deines Lebens auf dieſe beneidenswerthe Art ſo glücklich verwenden, alle jene Thorheiten, welche Eitelkeit, Ehrgeiz und Herrſchſucht Dir in ein ſchimmerndes Gewand gehüllt hatten, vergeſſen, und nur Dir, Deinem Kinde und Deinen Freunden und Nachbarn leben? Iſt nicht das Deine vornehmſte Beſtimmung? Sollten nicht die bürgerlichen Pflichten, die doch nur Kinder der Noth, der Corruption und unnützer Bedürfniſſe ſind, jenen erſten, natürlichern Verhältniſſen nachſtehn? Und wie viel haſt Du nicht noch zu lernen, was Geiſt und Herz veredeln kann, folglich in Deinem heiligſten, erſten Berufe für dieſe und jene Welt Dich weiter zum Ziele der Vollkommenheit führt! Oder theile Deinen Zeitgenoſſen die Erfahrungen mit, die Du an Dir und Andern gemacht haſt! Schreibe ein

„nützliches Werk, zur Lehre, zur Warnung vor
„den Gefahren, in welche Deine Verirrungen
„Dich ſo oft geſtürzt haben!"

Dies und unzähliche andre Dinge predige ich mir unaufhörlich vor, unterſtütze ſie mit den kräftigſten, unwiderlegbarſten Gründen; aber — ich erröthe über meine Schwäche — es beruhigt mich nicht, ſo ſehr es mich auch überzeugt. Täglich beſtärke ich mich in dem Glauben, daß die Leidenſchaften die einzigen Klippen ſind, an denen unſre beſte Philoſophie ſcheitert. Haben dieſe Leidenſchaften, durch langjährigen Einfluß und durch die fürchterliche Macht der Gewohnheit, einen gewiſſen Grad von Herrſchaft über uns erlangt; ſo iſt wahrlich alle Mühe verlohren, die man, bey dem beſten Willen, anwendet, auf andern Wegen Ruhe zu finden; Man reicht der Weisheit nur verdroſſen die Hand, ſchleicht wohl langſam an ihrer Seite mit fort; aber das Herz bleibt weit zurück — Kurz! mitten in der ruhigen, glücklichen, natürlichen Lebensart, die ich hier führe, ſehnt ſich dies ſchwache, erbärmliche Herz noch immer nach jener künſtlichen, ſorgenvollen Lage zurück.

Und warum ſage ich Ihnen das alles? Nicht nur darum, meine Theuerſte! weil ich nichts von dem, was in mir vorgeht, vor Ihnen und Ihrem edeln Gatten verhehlen mag; ſondern auch, um Sie, bey dem Schritte, den Sie zu thun im Begriff ſtehen, aufmerkſam und nachdenkend über die Folgen zu machen. Auch Sie Beyde ſind von Jugend auf an jenes Hof- und Reſidenz-Leben gewöhnt worden. Ich weiß zwar, daß Sie auf dieſer Bahn mit ſanftern Schritten fortgewandelt, daß Ihre friedensvollen Herzen nie das Spielwerk jener ſtürmiſchen Leidenſchaften geworden ſind, deren Nachwehen mir noch ſo viel zu ſchaffen machen: Ich weiß es, daß mein biedrer Steinbach im Schwarm der Hofleute nie etwas von der Kraft ſeines feſten Characters verlohren hat, und daß er alſo ſich ſelber nichts raubt, wenn er den Flitterſtaat von ſich abwirft, womit ihn der Herzog ausſtaffirt hat; Ich weiß endlich, daß Sie, meine beſte Freundinn! bey allem äuſſern Anſtande einer feinen Welt-Frau, dennoch immer ein gutes Weib geblieben ſind und nie den Sinn für die Freuden des häuslichen Lebens verlohren haben; Allein ſind Sie auch ſo ganz gewiß, daß nicht die Macht der Gewohnheit auch auf Sie würken, und daß, was Sie jetzt aus freyer Wahl wünſchen, da Sie es nicht haben können, Ihnen nachher nicht Zwang ſcheinen und Langeweile machen wird; daß nicht unſer Freund, eben weil er durch ſeine ſo grade Denkungsart am Hofe ein ſo nützlicher Mann geweſen, als irgend Einer ſeyn kann, der in ſeinen Platz tritt, ſich oft Vorwürfe darüber machen wird, daß er da, wo er ſo viel Gutes bewürkt und ſo manches Böſe gehindert, nun dem Haufen der Böſewichte und Schmeichler, die ſein Anſehn im Zaume hielt, das freye Feld gelaſſen hat, ihr Unweſen auf Koſten der Edeln zu treiben?

Ueberlegen Sie das alles wohl, und ſind Sie dann noch feſt entſchloſſen, * * * zu verlaſſen; nun! ſo kann ich Ihnen jetzt aus wahrer Ueberzeugung keinen beſſern und angenehmern Wohnort vorſchlagen, als Hamburg. Ich ſage dies gewiß nicht bloß zu meinem Vortheile, obgleich in der That die Ausſicht, an Ihrer Seite zu leben, mich mit unbeſchreiblicher Freude erfüllt; nein! ich ſage es, weil ich gewiß weiß, daß man an keinem Orte in Teutſchland ſo frey und mit ſo viel Annehmlichkeit ſeine Tage hinbringen kann, als hier. Sie fordern von mir eine Beſchreibung von Hamburg, von den Sitten, von der Lebensart; Sie haben mit Vorſatz ſo lange gewartet, bis ein jähriger Aufenthalt mich mit dieſen Gegenſtänden bekannter gemacht hätte — Gut! ich will Ihnen etwas darüber ſagen; weitläuftige Schilderungen von der Art gelingen mir ohnehin nicht.

Hamburg liegt, nebſt Altona, das mit ihm beynahe nur Eine Stadt ausmacht, wie Sie wiſſen, längſt dem Ufer der Elbe hin, in einer, freylich nicht mit den Rhein-Gegenden zu vergleichenden, aber doch ſehr ſchönen, fruchtbaren, durch den Fleiß der Menſchen herrlich angebaueten Ebne; Das Land, rund umher, kündigt Wohlſtand und Behaglichkeit der Einwohner an. Dem Fremden, dem dergleichen neu iſt, gewährt, wenn er von Haarburg her, über den Strom, der dort eine Meile breit iſt, nach Hamburg fährt, und nun den beyden vereinigten Städten nahe kömmt, der Anblick ſo unzählicher großer und kleiner Schiffe, die in dem Hafen, vor demſelben und längſt dem Ufer hin, theils ſtillliegen, theils ein- und ausfahren, ein entzückend ſchönes Schauſpiel. Und dann im Hafen ſelber das Gewirre dieſer Fahrzeuge, der kleinen Nachen; die Beſchäftigungen der Matroſen auf den Schiffen, aus allen Himmels-Gegenden; der erſte Eintritt in das Getümmel der Stadt, wo niemand müßig zu ſeyn ſcheint; die Geſchäftigkeit, welche da herrſcht; die Menge der Waaren, die, theils in den Kaufmanns-Laden einzeln ausgeſetzt, theils in Ballen, da und in den Schiffen und in den Gewölben und Packhäuſern und auf den Plätzen ſtehen und liegen, bereit, alle nur erſinnliche, wahre und eingebildete Bedürfniſſe zu befriedigen — Dieſe Scenen, dieſe Zeugniſſe der raſtloſen menſchlichen Betriebſamkeit und der Vortheile des geſellſchaftlichen Lebens, würken gewaltſam auf ein Herz, das nicht, durch langjährige Gewohnheit, in großen Seeſtädten dergleichen zu ſehn, für dieſe Eindrücke abgeſtumpft iſt. Dieſe Art von Empfindung kann man aber auch nur in Seeſtädten haben. Die Meſſen in Frankfurth, Braunſchweig und Leipzig; das Durcheinanderrennen der müßigen, nach frivolen Freuden haſchenden Einheimiſchen und Fremden in Paris;

der Auflauf des neugierigen Pöbels aller Stände bey den ſogenannten Feyerlichkeiten in glänzenden Reſidenzen, in Wien, in Berlin, — das alles betäubt wohl, fällt wohl auf; aber die Art des Eindrucks iſt nicht ſo groß, nicht ſo erhaben, als hier der, des täglichen Gewühls. Am lebhafteſten herrſcht dieſe Thätigkeit nun freylich in der Gegend des Hafens; aber ſie verbreitet ſich von da her auch in alle Theile der Stadt, die von Canälen durchſchnitten iſt, herrſcht auf den Märkten und Plätzen und in und um den öffentlichen Gebäuden und den unzählichen Kaufmannshäuſern, wo, bis in die ſpäte Nacht hinein, Geſchäfte getrieben, Waaren und Lebensmittel gekauft und verkauft werden. Das Geſchrey der Männer und Weiber, die dergleichen auf den Straßen ausrufen und ausſingen, unterhält ein immerwährendes Getöſe, und das Gedränge der Einheimiſchen und Fremden in allen Gaſſen, gleicht, wenn man ihm von den Thürmern der Stadt herunter zuſieht, dem Wallen der Meereswogen gegen einander, die man von einem hohen Felſen herab erblickt. Die Häuſer ſind größtentheils hoch, und zahlreich bewohnt; Ein großer Theil der

Bürger lebt ſogar unter der Erde, in Zimmern, die bey hohem Waſſer oft ganz durchnäſſt werden, ohne daß man jedoch bemerkt hat, daß die Feuchtigkeit, welche dieſe Ueberſchwemmungen zurück laſſen, anſteckende Krankheiten erzeugen. Die Luft iſt in allen Jahrszeiten milder, als man es in dieſen nördlichen Gegenden erwarten ſollte. In allen Quartieren der Stadt ſieht man große und prächtige Häuſer; aber ich geſtehe doch, daß ich wenig öffentliche und Privatgebäude finde, die in ſehr reinem, hohem, einfachem und fehlerfreyem Styl gebauet wären. In Städten, wo das große Triebrad aller Geſchäftigkeit der Erwerb iſt, kann man wohl weniger Aufmerkſamkeit den ſchönen Künſten widmen, und in der Einrichtung der Häuſer ſelbſt muß man da mehr auf Erſparung des Raums und bequeme Einrichtung zu den Geſchäften, als auf wahre Schönheit und geſchmackvolle Anordnung der Theile ſehn; denn übrigens fehlt es in Hamburg gewiß nicht an Männern, die Geſchmack und die das Vorzüglichſte in allen Ländern geſehn und mit Vernunft geſehn haben.

Ich hatte erwartet, das gemeine Volk grob und unbändig zu finden; das Gegentheil davon iſt mir ſehr aufgefallen. Mit Geduld und Freundlichkeit wird man von Jedem, an den man ſich wendet, um nach etwas zu fragen, oder ſich den Weg zeigen zu laſſen, zurechtgewieſen, und ich bemerke ſogar, daß in den Ausdrücken, der ſich die gemeinſten Leute bedienen, eine Sanftheit, beynahe eine Süßigkeit herrſcht, die ich hier gewiß nicht anzutreffen geglaubt hätte. Ein Karrenführer, den ich frage, wie ich am nächſten nach dieſer oder jener Straße komme, wird mich: „mein Beſter!“ nennen, und eine Magd, der ich für eine ähnliche Gefälligkeit danke, wird mir antworten: „ein ſo „kleiner Dienſt, ſey des Danks nicht werth.“ Cultur und eine Art von Eleganz im Ausdrucke herrſchen in den niedrigſten Ständen, und geben ſogar der groben plattdeutſchen Sprache eine gewiſſe Anmuth. Das weibliche Geſchlecht, ſelbſt in dieſen Claſſen, hält auf Reinlichkeit im Anzuge, Sittſamkeit im Betragen, iſt freundlich, aber nicht vertraulich, und hat nichts von jenen anlockenden, frechen und buhleriſchen Manieren, die in einigen Städten, beſonders im ſüdlichen und weſtlichen Theile von Teutſchland, den Fremden ſo auffallen. Die Policey kann zum Muſter für andre große Städte dienen. Sicherheit in der Nacht wie am Tage, in den engſten, abgelegenſten Gaſſen; Reinlichkeit der Straßen, ſo viel das bey der Menge von Menſchen, Wagen und Karren möglich iſt; gute Erleuchtung, durch Laternen bewürkt, die nicht etwa nur ein Paar Stunden zum Staate, ſondern die ganze Nacht hindurch brennen; eine auſſerordentliche Menge von Nachtwächtern, welche unaufhörlich die Straßen durchſtreichen; die beſten Feuer-Anſtalten — mit Einem Worte! für alles was in dies Fach ſchlägt, iſt in Hamburg mit großem Aufwande geſorgt. Ueberhaupt müſſen dieſe öffentlichen Anſtalten, nebſt dem Unterhalte der ungeheuren Menge von Brücken, der Canäle, der wirklich ziemlich unnützen Feſtungswerke, mit den dazu gehörigen Gebäuden und dergleichen, ſehr große Summen koſten. Dies alles wird von den verſchiednen Departements und Collegien, woraus der ſehr ſtark beſetzte Magiſtrat beſteht, verwaltet, und als eine Eigenheit, die den Hamburgern gewiß auch Ehre macht, muß ich anmerken, daß hier nicht, wie in manchen andern Reichsſtädten, gewiſſe Familien ein vorzügliches Privilegium haben, ſo viel Weisheit zu beſitzen, als in einer obrigkeitlichen Perſon wohnen muß, ſondern daß Leute von Talenten, Arbeitſamkeit und anerkannter Rechtſchaffenheit, ohne Unterſchied ihrer Geburth, dazu gewählt werden; ja! in dieſem Augenblicke beſteht der größte Theil der Rathsglieder aus Fremden. Uebrigens darf kein Einheimiſcher ein Amt von der Art ausſchlagen, wenn das Zutraun ſeiner Mitbürger es ihm anträgt.

Doch, ich verliehre mich in der Betrachtung von Gegenſtänden, die für eine Dame wenig Intereſſe haben; kommen wir zu dem Hauptpuncte, wovon Sie Nachricht zu erhalten wünſchen, zu der Lebensart in Hamburg!

Ich kann nicht ſagen, daß ich es, nämlich immer in Vergleichung mit andern niederſächſiſchen Städten, hier ſehr theuer finde. Auſſer der Gemächlichkeit, daß man hier, wie in allen großen Handelsſtädten, durchaus leben darf, wie man will, und daß man für ſein Geld alles, und in der möglichſten Güte bekommen kann, ſind auch würklich die eigentlich nöthigen Nahrungsmittel nicht übertrieben koſtbar. Der Wein und die Specerey-Waaren ſind es eben ſo wenig, weil nicht, wie in Fürſten-Ländern, ein Impoſt darauf gelegt iſt, wovon Müſſiggänger ernährt, und Spielwerke bezahlt werden. In den Wohnungen der Bürger aller Claſſen herrſcht eine auffallende, doch nicht bis zum holländiſchen Puppen-Glanz getriebne Reinlichkeit; die Hausfluren ſind mit ſchwarz- und weiſſem Marmor getäfelt, und in manchen Küchen ſieht es geſchmückter aus, als in andern Städten in den Beſuchzimmern. Man hält in Hamburg viel auf ſoliden Aufwand, nicht aber auf eine Menge von Bedienten. Es giebt hier ſehr ſchöne, ſelbſt prächtige Equipagen, aber viele der reichſten Leute fahren in koſtbaren Kutſchen, ohne einen Laquaien dazu zu verdammen, hintenauf zu ſtehn, Langeweile zu haben und ſich die Knochen durch einander ſchütteln zu laſſen.

Hier weiß man nichts von jenem lächerlichen Unterſchiede der Stande, der in den Reſidenzen Leute trennt, die zu einander paſſen würden, und Menſchen vereinigt, die nichts Gleiches haben, als die zufällige ähnliche Art der

Abſtammung. In den Häuſern der fremden Geſandten haben Kaufmann und Edelmann und die Gattinnen von Beyden Umgang; Aber freylich ſieht man denn auch hier Kaufleute, die als Hofmarſchälle jedem Hofe Ehre machen und als Miniſter in jedem Staate ſich auszeichnen würden, trifft Bürgerfrauen an, neben denen manche hochadliche Dame wie ein Cammerkätzchen ausſehn würde.

Der Kaufmann ſucht, um den Abend der Geſelligkeit widmen zu können, ſeinen Morgen zu verlängern; deswegen ſpeiſt, den Sonntag ausgenommen, faſt niemand vor zwey, halb drey Uhr, zu Mittage; das hat die Folge, daß man des Abends auch ſelten vor zehn bis eilf Uhr ſich an den Tiſch ſetzt. Um ein Uhr des Mittags geht jeder Handelsmann, deſſen Credit nicht zweydeutig iſt, und jeder Fremde, den die Neugier dahinlockt, auf die Börſe. Dies iſt ein Saal im Erdgeſchoſſe, der auf einer Seite, wo er auf Säulen ruht, offen iſt. An ihn ſtößt ein ganz unbedeckter, mit Schranken umgebner Platz. Beyde Verſammlungsörter ſind um dieſe Mittags-Zeit vollgepropſt von theils geſchäftigen, theils müßigen, zuhörenden Menſchen. Es werden da Geſchäfte abgethan, Nachrichten mitgetheilt und erfragt, Speculationen gemacht, und zwiſchendurch wird ein wenig gekannengieſſert. Ein dumpfes Getöſe, wie von unzähligen Bienenſchwärmen, läſſt ſich hören, und hier, wie überhaupt, unterſcheidet ſich der Millionar nicht im mindeſten durch ſeine Kleidung von dem ärmſten Bürger, und Mancher, der den Werth eines Fürſtenthums in ſeiner Brieftaſche trägt, geht in Hamburg in einem Rocke herum, auf deſſen Phiſiognomie man ihm keinen Ducaten borgen würde.

Vor Tiſche verſammelt ſich alles auf den Kaffeehäuſern, deren eine Menge in der Gegend der Börſe liegt. Dort werden Zeitungen mit großem Eifer geleſen, denn wen intereſſieren, mehr als den Kaufmann, die Schritte der gecrönten Häupter, Krieg, Frieden und Politic überhaupt? Dabey raucht man ein Pfeifchen und frühſtückt. Die Geſpräche in dieſen öffentlichen Verſammlungs-Oertern gewähren freylich dem Negocianten mehr Unterhaltung, als dem Gelehrten und dem zu ſeinem Vergnügen Reiſenden; aber der Ton iſt doch da ſehr verſchieden, je nachdem ſich eine gewiſſe Gattung von Menſchen nach dieſem oder jenem Kaffeehauſe hingewöhnt hat. Man findet doch auch hier Gelegenheit, manche angenehme Bekanntſchaft zu machen und zu erneuern, manches lehrreiche Geſpräch zu führen, und Leute, die weit von einander entfernt wohnen, treffen hier zuſammen, und können, wenn ſie ſich etwas zu ſagen haben, ziemlich gewiß ſeyn, um die gewöhnliche Stunde einander da zu finden.

Eine gute Einrichtung vermiſſe ich hier; ich meine die Anlage einer Stadt-Poſt, um etwa zweymal des Tags in alle Gegenden von Hamburg und Altona Briefe und Billets zu bringen. Die beyden Städte ſind groß genug, eine ſolche Poſt zu unterhalten, und es iſt unangenehm, wenn man wenig oder gar keine Domeſtiken hat, jemand mit kleinen Beſorgungen, Aufträgen an einen Freund, Einladungen und Verabredungen, halbe Meilen weit hin und herzuſchicken, oder ſelbſt Zeit mit dieſen Reiſen zu verderben. Der Weg von Hamm (das eine Art von Vorſtadt vor Hamburg iſt) bis zu dem andern Ende von Altona, beträgt wohl eine ganze teutſche Meile.

Für einen Fremden, der Geſelligkeit liebt und zur Geſelligkeit taugt, iſt Hamburg ein höchſt angenehmer Ort. Er wird mit zuvorkommender Güte und Freundlichkeit in allen Häuſern aufgenommen und behandelt; Iſt er nur ſonſt ein artiger, verſtändiger, nicht zweydeutiger Mann, von guten und feinen Sitten; ſo bekümmert man ſich wenig um ſeinen Stand, um ſein Vermögen, um ſeine Wichtigkeit in der politiſchen Welt; er iſt zwanglos in allen Familien-Cirkeln willkommen. Iſt er noch nebenher ein angenehmer Geſellſchafter; ſo wird er aufgeſucht; und zeichnet er ſich durch Talente, Wiſſenſchaften, oder durch einen vortheilhaften Ruf aus; ſo wird er geehrt und vorgezogen. Ein äuſſerſt feiner, ungezwungner und cultivirter Ton herrſcht bey beyden Geſchlechtern, in allen irgend bedeutenden Häuſern. Geſchmack, ächte Kenntniſſe, nüchterne Vernunft, Witz und Denkfreyheit leuchten aus den Unterredungen hervor. Man hört die Mutterſprache und fremde Sprachen rein, elegant, hört, über gelehrte und politiſche, Kunſt- und andre Gegenſtände, Leute reden, denen keine Univerſität je den Kopf verſchroben hat. Man iſt warm für das Gute und Schöne, ohne heiſſen Enthuſiasmus; gebildet, ohne Schöngeiſterey und Polyhiſtorey; höflich, ohne fade und falſche Schmeicheley; bezeugt dem Schriftſteller, dem Gelehrten, dem Künſtler, wahre, ſtille Achtung, ohne ihm mit Weyhrauch und Lobſprüchen über ſeine Werke den Kopf zu verdrehn, oder ihn in Verlegenheit zu ſetzen; man iſt ſtolz, ohne reichsſtädtiſchen Hochmuth; ernſthaft, ohne die ſteife Grobheit anzunehmen, in welche Die zu verfallen pflegen, die den engliſchen Ton nachzuahmen glauben; munter, ſcherzhaft, ohne zügelloſen Bachanten-Unfug, und ohne franzöſiſche Witzeley. Man läſſt ſich beſtimmt, freymüthig, zutrauvoll über alle Gegenſtände heraus, ohne Unvorſichtigkeit, ohne Anmaßung und ohne zu decidiren. Von hier ſind feyerliche Complimente, Rang-Ordnung, das Nöthigen zum Eſſen und Trinken, von hier iſt aller Zwang verbannt; Die Damen ſind ſittſam, ohne alberne Sprödigkeit; ſuchen zu gefallen, ohne Buhlkünſte; kleiden ſich äuſſerſt geſchmackvoll, aber nicht fantaſtiſch; haben ihren

Geiſt durch Lectüre und Talente ausgebildet, ohne gelehrt ſcheinen zu wollen.

Ein wenig mehr, als nöthig wäre, wird in manchen Häuſern auf die Tafel verwendet, doch weiß iſt nicht, ob es darinn hier weiter getrieben wird, als in Wien, Frankfurth, Hannover, München und andern Städten. Hat man erſt in Familien freyen Zutritt; ſo iſt man immer zu einer häuslichen Mahlzeit willkommen, findet dann nur ein Paar gute Schüſſeln, einerley Wein und eine bezaubernd gaſtfreundſchaftliche Aufnahme. Ja! manche ſonſt wohlhabende Leute laſſen ſich durchaus auf keine andre Schmauſereyen ein.

Die hieſigen Kaufleute beſitzen zum Theil ſehr ſchöne Landhäuſer; Einige derſelben liegen jenſeits Altona, und haben eine entzückende Ausſicht auf den Elbe-Strohm. Sie wenden viel daran, dieſe Landgüter zu verſchönern, machen rund umher geſchmackvolle Anlagen von Gärten, und erholen ſich da, in Geſellſchaft ihrer Freunde, von ihren Geſchäften, bey frugalen Mahlzeiten, geſittetem Scherze, ländlichen Spatziergängen und allerley Spielen.

Die Häuſer der wohlhabenden Einwohner ſind mit Geſchmack meubliert, und in manchen derſelben findet man ſehenswerthe Sammlungen von Gemälden, Kupferſtichen und Hand-Zeichnungen.

Daß hier von jeher viel Gelehrte und Künſtler von entſchiednen Verdienſten gewohnt haben, wiſſen Sie; und wer würde nicht gern an einem Orte leben, wo man Gelegenheit hat, mit Männern, wie Kloppſtock, Hagedorn, Schröder, Büſch, Gerſtenberg, Archenholz, Unzer, Claudius, Ebeling und Reimarus ſind, und mit ſo manchen andern verdienſtvollen, geſchickten und liebenswürdigen Menſchen umzugehn? Auch wählen viel Fremde, die Sinn für den wahren Genuß eines freyen, weiſen und glücklichen Lebens haben, Hamburg zu ihrem Wohnſitze — Ach! ſo viel Worte, als ich da ſchreibe, ſo viel Vorwürfe für mich, daß ich, mitten unter dieſen Schätzen für Leib und Seele, dennoch nicht ganz froh werden kann! Aber ich will es gewiß ſeyn, wenn Sie und mein redlicher Steinbach erſt hier wohnen.

Ich ſollte Ihnen noch etwas von einigen öffentlichen Anſtalten ſagen; aber ich fürchte, das wird Ihnen Langeweile machen. Nur ſo viel: Für Erziehung der Jugend und Ermunterung des Fleiſſes wird hier patriotiſch geſorgt, und um die Anſtalt, zu Bildung junger Kaufleute in der Handlungs-Academie, erwirbt ſich der redliche und geſchickte Profeſſor Büſch, nebſt ſeinem Gehülfen Ebeling ein unſterbliches Verdienſt. Für Verſorgung der Armen ſind gleichfals die rühmlichſten Vorkehrungen getroffen, und noch habe ich in dieſer großen Stadt nicht einen einzigen Straßen-Bettler geſehn. Nicht ſo gut ſieht es mit der Einrichtung für Kranke aus, und auf dem Peſthofe, der auſſer der Stadt liegt, werden Wahnſinnige und andre Leidende keineswegs ſo verpflegt, wie ich es wünſchen mögte. Vielleicht wird die Obrigkeit aber auch hierauf bald ihr genaueres Augenmerk richten.

Nun etwas von meiner hieſigen Lebensart und andern Umſtänden, die mich angehen! Sie wiſſen, daß ich dieſen Winter hindurch wenig ausgegangen bin; Meine Gemüthslage machte mich ungeſellig, und ich war froh, daß nur meine guten Hausgenoſſen mit meinen Launen Geduld und Nachſicht hatten. Der redliche Porr that alles und fährt noch fort, alles zu thun, um mich aufzumuntern; Er ſchenkt mir ſo viel Stunden, als ſeine Geſchäfte und übrigen Verhältniſſe ihm erlauben, mir zu widmen, Mademoiſelle Felmer hat mit verſchiednen wohlerzognen Frauenzimmern Bekanntſchaft gemacht, und geht ziemlich gern aus. Sie iſt jung, und es iſt billig, daß ſie ihr Leben genieſſe; Indeſſen wünſchte ich ihr einen braven Gatten. Im Stillen ſehnt ſich ihr Herz doch wohl auch darnach, und dieſe geheime Sehnſucht trübt oft ihre Blicke, obgleich ſie jetzt ſehr viel muntrer iſt, als ſie vor einigen Jahren war. Ihre Aufführung iſt ſittſam und untadelhaft. Sie nimt ſich unſrer häuslichen Arbeiten, der Wäſche und dergleichen an; nur zu den Küchen-Geſchäften hat ſie wenig Luſt; dieſe bleiben alſo Porrs alten Muhme überlaſſen.

Von meiner Frau giebt mir Herr Schlaubach die Nachricht, daß ſie bey ihrem Vater ſchon ſeit einigen Monaten ſehr krank wäre, und daß man an ihrem Aufkommen zweifelte. Erfahren Sie, meine beſte Freundinn! etwas

Genaueres darüber; ſo ſchreiben ſie mir's doch! das unglückliche Verhältniß, in dem ich mit ihr ſtehe, vermehrt meine Niedergeſchlagenheit, und ſo wenig ſie ſich deſſen würdig gezeigt hat; ſo viel Antheil nehme ich doch noch an allem, was ſie betrifft.

Mein liebes Mädchen iſt nun beynahe zwey Jahre alt. Jedermann in und um Meuſchenberg, der das Kind ſieht, intereſſirt ſich für das kleine Geſchöpf; Indeſſen beunruhigt mich's, daß man mir zugleich meldet, meine Schweſter ſey faſt immer ſchwermüthig, kränklich, und ihr Hang zu religiöſer Schwärmerey habe mehr zu als abgenommen. Ich hatte gehofft, die Sorgfalt für meine Tochter ſollte ſie ein wenig zerſtreun und auf einen beſſern Ton ſtimmen. Wenn es nicht anders wird; ſo werde ich doch, wenigſtens nach ein Paar Jahren, das Kind von ihr nehmen müſſen.

Doch, ich ſehe mit Schrecken, daß ich Ihnen ſtatt eines Briefes ein Buch ſchreibe; Haben Sie Nachſicht mit meiner Geſchwätzigkeit, beſte Freundinn! und ſagen Sie mir bald, daß Sie und mein treuer Steinbach noch ein wenig lieben, Ihren ꝛc.

Zweyter Brief.

Von der Frau von Steinbach, an den Doctor Porr, in Hamburg.

* * *, den 11ten Merz, 1778.

Ich ſchreibe Ihnen, werthgeſchätzter Herr! dieſen Brief, indeß vermuthlich jetzt die Antwort auf den, welchen ich kürzlich an unſern Mildenburg abgeſchickt habe, unterwegens iſt. Ich habe aber ein Wörtchen mit Ihnen im Vertraun zu reden, wozu ich gleich ohne weitre Vorrede ſchreiten will.

Diesmal haben wir es, mein Mann und ich, gemacht, wie es die mehrſten Menſchen in der Welt treiben; wir haben um Rath gefragt, als wir ſchon entſchloſſen waren, was wir thun wollten. Vor wenig Tagen nämlich hat Steinbach, als ihm eben der Kopf nicht recht ſtand, ſeinen Abſchied vom Herzoge begehrt und auch nach einigen, mehr höflichen als herzlichen Weigerungen, erhalten — Das iſt die erſte Neuigkeit, die ich unſerm Freunde warm mitzutheilen bitte, nebſt der Verſichrung, daß wir nun gewiß nach Hamburg ziehn werden. Die andre Neuigkeit, die Sie aber dem Herrn von Mildenburg mit einiger Vorſicht anbringen müſſen, iſt die, von dem Tode ſeiner Frau; Geſtern iſt die Nachricht aus Altenwedel hierher gekommen. Nähere Umſtände von dieſer Begebenheit weiß ich nicht; auch habe ich mich nicht ſehr darnach erkundigt. Ich denke, wenn man ein unbedeutendes, inconſequentes Leben geführt hat; ſo iſt es wohl ziemlich unwichtig, auf welche Weiſe man herausſcheidet. Uebrigens weiß ich nur ſo viel davon, daß ſie an der Auszehrung geſtorben iſt, und daß ſie in der letzten Zeit, den Leuten, die um ihr waren, durch ihre wunderliche Laune viel zu ſchaffen gemacht hat.

Aber nun ein Plan, der ſich auf die beyden Nachrichten, die ich Ihnen eben gegeben habe, gründet! Wir ſind feſt entſchloſſen, nach Hamburg oder Altona zu ziehn; allein wir rechnen dabey auf Ihre gütige Hülfe, nämlich darauf, daß Sie Sich für uns nach einer bequemen Wohnung, wie ſie unſerm kleinen Haushalte angemeſſen iſt, umſehen und uns bey unſrer Einrichtung mit Rath und That beyſtehen. Indeſſen haben Sie dazu Zeit genug; denn vor dem Herbſte 1779. wollten wir nicht hinziehn, bis dahin aber die Zeit zu einer Reiſe in die Schweiz und nach Frankreich anwenden, und das zwar ſchon von künftigem Monate an. Jetzt werden Sie wohl die andre Hälfte des Plans errathen; ja! wir wünſchen, daß Mildenburg uns auf dieſer Reiſe begleiten mögte. Sie müſſen ihn uns durchaus ſo lange überlaſſen, müſſen ihn ſogar bereden, dies Anerbiethen nicht auszuſchlagen. Die Reiſe wird ihn zerſtreun, ſeiner Geſundheit wohlthun, ſeiner Thätigkeit ein wenig Nahrung geben, und ſein Gemüth aufheitern. Würklich gefällt mir die Stimmung, die noch immer in ſeinen Briefen herrſcht, gar nicht, und der Tod ſeiner Frau wird doch auch unangenehmen Eindruck auf ihn machen. Kommen wir dann zurück, und die Cur hat nicht geholfen; ſo wollen wir ihm gemeinſchaftlich den Kopf zurechtſetzen.

Noch ein Grund ſpricht für dieſen Entwurf; Ich fürchte nämlich, unſer Freund wird mit dem alten Raſtitz Weitläuftigkeiten wegen

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-51468-9
KNIGGE, A.F.F.L. VON FN. 03732/031

Auslieferung des Vermögens ſeiner Frau bekommen; Alle ſolche Geld-Geſchäfte nun ſind ihm zuwieder; An Verdruß wird es dabey auch nicht fehlen; In ſeiner Abweſenheit hingegen kann ein Advocat, unter des pünctlichen, dienſtfertigen Schlaubachs Anleitung, den ganzen Kram in Ordnung bringen.

Alſo noch einmal, werthgeſchätzter Herr! Stehen Sie uns treulich bey, und bewürken Sie, daß Mildenburg keine Schwierigkeit mache! Wir haben einen Platz in unſrer Kutſche leer; die Unkoſten werden dadurch, daß er dieſen Platz einnimt, für uns nicht größer; Allenfalls mag er, wenn wir nach Frankreich kommen, das Pferd, das wir ſeinetwegen dort mehr nehmen müſſen, bezahlen. Was er verzehrt, er, der ſo mäßig lebt, kann nicht viel betragen, und wenn ihm das lieber iſt, wollen wir darüber einig werden, daß er uns dafür etwas Beſtimmtes gebe.

Ich erwarte mit Ungeduld Ihre Antwort, und bin mit wahrer Hochachtung 2c.

Dritter Brief.

Von dem Doctor Porr, an die Frau von Steinbach.

Hamburg, den 17ten Merz, 1778.

Gnädige Frau!

Mit der Freymüthigkeit und Gradheit, die ich ohne Ausnahme in meine Worte und Handlungen zu legen mich beſtrebe, will ich auf Ew. Gnaden gütevollen Brief antworten, und ich weiß es, ich irre nicht, wenn ich nichts dabey zu wagen glaube, weder Ihren Unwillen auf mich zu laden, noch von Ihnen misverſtanden zu werden.

Alſo heraus damit! Ich kann Ew. Gnaden den Auftrag an meinen Freund Mildenburg, nämlich den, welcher den Vorſchlag zu der Reiſe betrifft, nicht ausrichten; allein ich werde mich nie Ihres Vertrauens ſo unwerth machen, der Ausführung jenes Plans entgegen zu arbeiten, ich müſſte denn beſtimmt um Rath gefragt werden. Warum ich aber dieſe Reiſe nicht gutheiſſen

heiſſen kann? — Beſte, gnädige Frau! ich habe eine geheime Urſache dazu, die ich, verzeyhen Sie mir's! am wenigſten Ihnen eröfnen darf, obgleich ich wünſchte, daß Sie ſie errathen mögten. Neben dieſer geheimen Urſache aber treten noch andre ein, und davon kann ich Ihnen eine ſogleich zur Prüfung vorlegen. Mildenburg fängt kaum an, einigen Geſchmack an dem Privatleben zu finden, zu welchem doch Natur und Schickſal ihn beſtimmt zu haben ſcheinen; Er fängt an, die Nichtigkeit des Theaterglanzes auf dem Schauplatze der großen Welt zu fühlen; aber er **fängt erſt an.** Auf Reiſen wird er allen dieſen leeren Prunk wiederſehn, und nur von der ſchimmernden Seite ſehn; Man wird ihn ſchmeicheln und vorziehn; Ehrgeiz und Eitelkeit werden wieder in ihm erwachen; Unbehaglich, voll von unbeſtimmten Wünſchen, voll von unruhigem Thätigkeitstriebe, werden Sie ihn mir zurückbringen, und die Würkung aller meiner Arzneymittel wird vereitelt ſeyn — Ew. Gnaden wiſſen aber wohl, darauf verſteht ein Arzt keinen Spaß — Mit Einem Worte! — und das paſſt auch auf meine geheime Urſache — **man muß von unſerm**

Freunde alles zu entfernen ſuchen, was die Reizbarkeit ſeines Herzens aufregen und ſeinen Frieden ſtöhren kann.

Ich alſo darf ihn nicht bewegen, mit Ihnen die Reiſe durch die Schweiz und nach Frankreich zu machen; wollen Ew. Gnaden ihm aber in einem Briefe dieſen Vorſchlag thun; ſo werde ich mich leidend verhalten.

Der Tod der Frau von Mildenburg iſt unſerm Freunde nicht gleichgültig geweſen; indeſſen konnten ſeine Empfindungen für die Verſtorbne doch ſo nicht ſeyn, daß ihr Verluſt ihn heftig erſchüttert hätte.

Die Hofnung, Ew. Gnaden und Ihren würdigen Herrn Gemahl bald hier zu beſitzen, erfüllt mich mit wahrer Freude, und ich hoffe gewiß, es ſoll Sie beyderſeits nicht reuen, dieſen Entſchluß gefaſſt zu haben. Für eine Wohnung, vermuthlich in Altona, werde ich zu ſeiner Zeit ſorgen, ſo wie Sie mich auch immer bereitwillig finden werden, Ihnen bey Ihrer Einrichtung alle in meinen Kräften ſtehende Hülfe zu leiſten, welche mir durch die aufrichtigſte und vollkommenſte Verehrung zur angenehmſten Pflicht gemacht wird, mit der ich ꝛc.

Vierter Brief.

Von dem Major von Biedersdorf, an Heinrich von Mildenburg, in Hamburg.

Aus Neuyork, den 9ten May 1778.

Unſer Feldzug iſt wieder eröfnet; Wir ſind in einzelnen Unternehmungen glücklich, indeß wir in der Hauptſache nichts ausrichten; und das Ende vom Liede wird ſeyn, daß der Krieg, der ſo ungeheure Summen und ſo manchem braven Kerl das Leben koſtet, ſich mit einem nachtheiligen Frieden endigen wird. Doch das alles, mein lieber Vetter! kannſt du ja aus den Zeitungen leſen; alſo will ich mit dir von Dingen reden, die uns perſönlich betreffen. Ich hoffe, es geht Dir wohl in Hamburg; ich hoffe, du haſt nun alle Plane auf Glanz und großen Namen und Fürſtengunſt aufgegeben, biſt geſund und leideſt keinen Mangel. Ich bin Major geworden; Meine öconomiſchen Umſtände ſtehen ziemlich gut; aber für mein Herz finde ich wenig Nahrung. Ich bin, zur Schande meines alten grauen Kopfs, hier noch oft das

Spielwerk ſchlauer Schelme und Heuchler geworden; aber ich verſchanze dies Herz nun immermehr; Da muß ich denn freylich, um die Wege dazu unzugänglich zu machen, ſo viel niederreiſſen und verwüſten, daß, was mir am Ende übrigbleiben wird, wohl kaum des Aufwandes, den der ewige Krieg koſtet, werth bleiben mögte. Wenn wir uns ſehen, will ich dir viel erzählen, und das Reſultat davon wird vermuthlich die platte Alltags-Bemerkung ſeyn, daß die Menſchen ſich aller Orten gleichſehen, und daß Der am glücklichſten iſt und am klügſten handelt, der, wie unſer guter Porr, welchen ich von mir zu grüßen bitte, über den ganzen Bettel lacht; Allein das werden wir Beyde wohl nie lernen.

Wenn wir in zwey Jahren nicht ohnehin Frieden haben; ſo komme ich doch auf allen Fall wieder nach Europa und lebe dort in den Rhein-Gegenden, von dem, was ich mir hier erſpart habe, ein Pflanzenleben, bis es der Vorſehung gefällt, mich zu verpflanzen.

Der Herr von der Hart wollte ſchon in dieſem Frühjahre nach Teutſchland; aber der arme Menſch iſt auch ſehr unglücklich geweſen. Er hatte Lieferungen für die Armee übernommen; dabey hatte er anſehnlich gewonnen; die Hofnung zu noch größerm Erwerbe, verleitete ihn, ſein ganzes Vermögen in ein Magazin zu ſtecken, und das iſt nun in Rauch aufgegangen, ohne daß ihm das Geringſte darauf iſt gutgethan worden; Er war in Verlegenheit, beynahe in Verzweiflung. Nun muß er wieder von Neuem anfangen; Ich habe ihm Geld dazu geliehn; Geht es wieder ſchief; ſo haben wir Beyde nichts.

Lebe wohl, mein lieber Vetter! Ich umarme Dich in Gedanken ꝛc.

Fünfter Brief.

Von Carolinen Felmer, an ihre Schweſter, die Frau Landowick, in St. Petersburg.

Hamburg, den 19ten September, 1778.

Ich danke Dir recht herzlich, meine liebe Schweſter! für die Nachrichten, die Du mir von Dir und den Deinigen und von dem giebſt, was unſern Bruder Chriſtel angeht. Der flüchtige Menſch wird wohl nie anders werden; In ſeinem Briefe an mich, den Du mir geſchickt haſt, klagt er gewaltig darüber, daß ihm ſeine alte Frau zu lange lebt. Das iſt doch nicht hübſch, und wenn ich wüſſte, daß es mir einmal ein Mann ſo machte; ſo wollte ich lieber nie heyrathen. Daß Du an Deinen Kindern, die wohl recht herangewachſen ſind, viel Freude erlebſt, glaube ich gern. Dich zu beſuchen und das mit eignen Augen zu ſehn, hätte ich nicht wenig Luſt; Gelegenheit dazu wäre denn auch hier, indem immer Schiffe von Hamburg nach Rußland ſegeln; aber eine ſo weite

Seereiſe allein zu unternehmen, das geht doch für ein lediges Frauenzimmer nicht gut. Ich weiß einen andern Rath; Treibe mir in St. Petersburg einen reichen und artigen Mann auf, der mich zu ſeiner Ehehälfte wählen mögte, und ſchicke dieſen dann her, daß er mich abhole, auch allenfalls entführe; das iſt noch intereſſanter. Unterwegens erhebt ſich dann ein fürchterlicher Sturm; das Schiff ſcheitert; wir aber retten uns Beyde auf Einem Brette, und werden, ſo feſt umſchlungen, in Riga an das Land geworfen. Den Koffer hat man, wie ſich's verſteht, wenn man den Umſtand mit dem Sturme vorausweiß, durch eine andre Gelegenheit abgeſchickt und von Kleidung zieht man das ſchlechteſte an, woran nicht viel zu verderben iſt. Deswegen aber muſſt Du nicht etwa glauben, es ſey Deine ſehr züchtige Schweſter auf einmal ein leichtfertiges, romanhaftes, mannſüchtiges Frauenzimmer geworden — nein, nein! es iſt alles nur Scherz, und ich finde meine jetzige Lage ziemlich glücklich. Ich bin nun, wie Du weiſſt, ſeit länger als anderthalb Jahren hier, und es gefällt mir auſſerordentlich wohl in Hamburg. Anfangs gieng ich wenig aus, und da hatte ich viel Langeweile; die alte Frau Lieutnantinn, Porrs Muhme, iſt nicht ſehr unterhaltend, aber dagegen mit allerley gichtiſchen Flüſſen geplagt; der Doctor ſelbſt ſitzt auf ſeinem Zimmer und ſtudiert, daß ihm der Kopf raucht, oder rennt zu armen Kranken herum. Er iſt übrigens ein edler und muntrer Mann; aber nach Frauenzimmern frägt er nicht viel. Der Herr von Mildenburg war faſt immer mit ſeinen Gedanken abweſend; und ſo führte ich denn ein einſames Leben zu Hauſe und kam dabey faſt nicht vor die Thür. Aber nun geht es beſſer; ich habe Bekanntſchaften in der Stadt gemacht, und die Leute mögen mich ganz gern leiden. Es bleibt dabey, das Leben in einer großen Stadt hat doch unendliche Vorzüge. Welche Lebhaftigkeit hier herrſcht! Wie alles ſo in's Große geht! Wie mir's Anfangs ſo neu vorkam! Einmal gieng ich vor einem großen, ſchönen Hauſe vorbey; ich meinte, da müſſte wenigſtens ein Bürgermeiſter wohnen; Ich blicke hinauf und leſe auf einem Schilde die Worte: „Hier kauft „man Lumpen auf.“

Mit den Domeſtiken hat man ſeine Laſt; In kleinen Haushaltungen, wie die unſrige iſt, muß man ſie ſehr theuer bezahlen, weil es da wenig Trinkgelder abſetzt; denn wo man zu Gaſte ſpeiſt, da pflegt man den Bedienten etwas zu geben, und wenn eine Frau im Kindbette liegt, und dies ihren Bekannten anſagen läßt; ſo gehen Bediente oder Mägde, welche die Nachricht bringen, nie mit leerer Hand weg; Auch werden hernach bey den Glückwünſchungs-Beſuchen noch anſehnliche Geſchenke an das Geſinde gegeben. Aber die Mägde treten dann auch, beſonders des Sonntags, ſo geputzt einher, als in dem vortreflichen Neſte Engeleben kaum die Frau Amtsvogtinn ſich herausſtaffiert. Selbſt an Werktagen kleiden ſie ſich ſo reinlich und artig, daß es eine Freude anzuſehn iſt, und haben ſie kleine zierliche Körbe mit allerley hübſchem Kettwerke an den Armen hängen.

Theuer zu leben aber iſt es doch in der That hier; Das ſchwere Geld macht ſchon gegen andre Gegenden einen groſſen Unterſchied; Pfenninge hat man gar nicht, hat auch nichts, was nur ein oder zwey Pfenninge koſtete; die kleinſte Münze iſt ein Dreyling.

Das gute Trinkwaſſer iſt rar; Durch Maſchinen wird es nur in einem gewiſſen Theil der Stadt einer beſtimmten Anzahl von Häuſern zugeleitet. Das Recht, eine Röhre, die ungefähr nur ſo dick als ein Pfeifenſteil iſt, und aus welcher dies gute Trinkwaſſer flieſſt, in ſein Haus leiten zu dürfen, wird mit einigen tauſend Mark erkauft, kann aber auch in Einem Jahre ein Paar tauſend Mark einbringen; denn Jeder, dem man dann erlaubt, von dieſem Waſſer holen zu laſſen, muß etwas dafür bezahlen, und gewiſſe Leute kaufen es eimerweiſe auf, tragen es in der Stadt umher, und verhandeln es da wieder. Indeſſen iſt doch auch das Elbe-Waſſer trinkbar und geſund, nur ein wenig trübe.

Die Milch wird gleichfalls von Männern in Eimern umhergetragen. Es iſt eine Freude, des Morgens die kleinen Nachen, worinn die Bauern auf der Elbe hereinfahren und Milch zur Stadt bringen, ankommen zu ſehn. Die Aufkäufer verſammeln ſich am Hafen und an den Canälen, und holen ſie ab. Die Eimer, worinn die Milch getragen wird, ſind inwendig roth und auswärts mehrentheils grün angeſtrichen; das Mäßchen, von ſauberm gelben Bleche, hängt daran, und alles ſieht äuſſerſt appetitlich und reinlich aus. Auch ſchmeckt die Milch vortreflich, und man kennt, glaube ich, in Hamburg den Betrug nicht, der in andern Städten ſo gemein iſt, Waſſer zu der Milch zu gieſſen.

Aus der Menge dieſer Milch-Träger und überhaupt Derer, die Lebensmittel zum Verkaufe ausrufen, kann man recht auf die große Anzahl der Einwohner ſchlieſſen. Ja! man hat mich verſichert, ein Todtengräbers-Dienſt würde zuweilen für ſechshundert Mark gekauft, brächte aber auch ſo viel ein, daß dergleichen Leute vielleicht jährlich in ihrem Haushalte dreytauſend Mark aufwendeten. Freylich kann es einem ſolchen Manne nicht an Arbeit fehlen, denn es ſind eine ungeheure Menge von Apothekern und Aerzten in Hamburg, die ſchon dafür zu ſorgen wiſſen, daß die Bevölkerung nicht ungebührlich zunimt.

Mitten in dem Gewühle der Menſchen in allen Gaſſen, hört man doch wenig oder gar nichts von Taſchen- und andern Diebſtählen, und durch das Gedränge hindurch finden die Straßenbuben noch immer Mittel, ihren Reif mit einem Stöckchen vor ſich her zu treiben. Der Doctor Porr, der die Sachen mehrentheils von Seiten anſieht, worauf nicht jedermann verfällt, behauptet, man könne, ſo wie den Character einzelner Menſchen beſſer aus kleinen als aus groſſen Zügen, ſo auch den Geiſt ganzer Städte, ja! ganzer Völker, aus den Spielen der Knaben beurtheilen. „Die Kinder" ſagt er, „äffen früh das nach, was ſie von Erwachſenen vornehmen ſehen. In Städten, wo „viel mit Soldaten geſpielt wird, machen die „Buben ſich papierne Grenadiermützen und exerciren; Wo man Theaterwerk und dergleichen „treibt, da ſpielen ſie Comödie und tanzen Ballets; In ſolchen proteſtantiſchen Ländern, wo „das Kirchenweſen in großem Anſehn ſteht, tritt „der Herrſchſüchtigſte unter den Jungens auf, „predigt oder hält Schule; In catholiſchen Ländern würden ſie das Meſſeleſen vorſtellen, „wenn ſie dürften; aber ſie halten doch Proceſſionen, mit kleinen Fahnen; In freyen „Staaten, wo Kraft und Freyheitsſinn würken, „üben ſie ſich im Springen, Ringen u. d. gl.

„Da, wo eigentlich gar nichts getrieben wird, ſpielen ſie mit Knickern oder ſo etwas Albernem, und in Handelſtädten haben ſie ihr Weſen mit Tonnenreifen."

Faſt unerträglich iſt einem Fremden Anfangs der ſüße Torf-Geruch; Man gewöhnt ſich daran; aller Hausrath aber riecht darnach. Das Holz iſt ſehr rar, und wird ſparſam in Stücken verbraucht, deren ein Frauenzimmer wohl zwölf auf einmal in ihre Poſchen ſtecken könnte.

Wo tiefe Trauer in einem Hauſe iſt, da werden drauſſen, an der Hausthür, Schloß, Kleppel, Schellen-Zug, und dergleichen mit ſchwarzem Tuche benäht.

Wer nicht damit Beſcheid weiß, den machen die Glocken in der Stadt irre, denn, wenn es zum Beyſpiele halb neun Uhr iſt; ſo ſchlägt es erſt zwey Viertel, und dann Neun.

So wie in großen Palläſten Pförtner oder Schweizer, in kleinen Verſchlägen, inwendig an der Hausthür zu ſitzen pflegen; ſo ſieht man hier in großen Kaufmannshäuſern eine zierlich gekleidete Magd mit ihrer Arbeit in einem ſolchen Cämmerchen ſitzen und Acht auf Die geben, welche ein- und ausgehen.

An Vergnügungen und Spatziergängen fehlt es gar nicht. Der Wall iſt ſchön, und man darf zu allen Tageszeiten darauf gehn, fahren und reiten. Angenehme Gärten und Landhäuſer, nah und fern, vor den Thoren, beſitzen die reichen Kaufleute auch. Auf der Alſter-See, die eigentlich ein großes Baſſin iſt, das in der Stadt ſelbſt liegt, kann man, auch wenn das Thor geſchloſſen iſt, in kleinen Jagden, Jöllen und andern Fahrzeugen, die vermiethet werden, herumkreuzen.

Eine noch größre Luſt macht man ſich, wenn man ſich in einem Nachen in dem Hafen umher, durch die große Menge von Schiffen aus allen Weltgegenden führen läſſt, auch allenfalls, mit und bey guten Freunden, auf einem ſolchen Schiffe frühſtückt, oder des Abends Thee trinkt.

Vor der Stadt halten ofne Fuhrwerke, zu vier und ſechs Perſonen, in welchen man für ſehr wenig Geld in der Nachbarſchaft umherkutſchiren kann.

In das Schauſpiel gehe ich zuweilen; Ich habe in meinem Leben noch nicht viel Gutes von der Art geſehn; indeſſen ſagt jedermann, daß, im Ganzen genommen, wohl in Teutſchland keine ſo gute Geſellſchaft wäre, als die hieſige, und meine Empfindung für Natur und Kunſt ſagt ja dazu.

Wenn nur nie der unangenehme Oſtwind hier wehte! Der ſchrumpft, wenn er hartnäckig iſt, uns armen Mädchen die Haut zuſammen. Zum Glücke hält er auch die Schiffe ab, einzulaufen; Wenn Du mir alſo einen Bräutigam ſchickſt; ſo wird er mich nicht ſo häßlich finden, als ich beym Oſtwinde bin.

Das gemeine Volk trägt hier zum Theil Holz-Schuhe. Das iſt mir zuerſt ſehr aufgefallen, ſowohl wegen des Geklapper, als weil es ſo häßlich ausſieht. Doch iſt übrigens der

Pöbel hier gar nicht grob; Ein Frauenzimmer kann, ohne Gefahr beſchimpft oder unartig behandelt zu werden, allein zu Fuße durch die Stadt gehn. Das arge Geſindel wohnt in dem kleinen Zwiſchenraume, zwiſchen Hamburg und Altona, auf einer Art von Berge, in einer Reyhe verdächtiger Häuſer, die immer von Matroſen wimmeln, und wo auch heimlich Seelenverkäufer ſich aufhalten ſollen. Es werden aber Tags und Nachts Wachen zu Fuß und zu Pferde in dieſer Gegend ausgeſtellt, damit allem öffentlichen Lerm geſteuert werde.

Siehſt Du, meine liebe Schweſter! Da habe ich Dir nun recht viel von Hamburg erzählt, und ich meine, in dem wahren Reiſebeſchreibers-Tone. Umſonſt aber will ich denn auch meine Mühe nicht gehabt haben; Du muſſt mir dagegen etwas von St. Petersburg ſchreiben, damit ich doch wiſſe, wie es da ausſieht, wohin ich, wenn es Gottes Wille iſt, nun bald entführt werden ſoll.

Zum Schluſſe will ich Dir noch einige Nachrichten aus dieſen Gegenden mittheilen.

Der Herr von Mildenburg iſt ſeit dem zwanzigſten May dieſes Jahrs verreiſt. Ein gewiſſer Herr von Steinbach und ſeine Gemahlinn, von denen ich Dir ſchon einmal etwas geſchrieben habe, *) haben ihn ſo lange geplagt, bis er hat mit ihnen nach der Schweiz reiſen müſſen; Von da gehen ſie nach Frankreich. Er ließ ſich ganz gern erbitten, denn er mag die Frau von Steinbach wohl leiden. Nicht ſo angenehm war dies dem Doctor Porr; ich weiß nicht warum? Doch ſchwieg er ſtill, als er Mildenburg entſchloſſen fand, mitzugehn. Er hat zweymal ſeit ſeiner Abreiſe geſchrieben und befindet ſich wohl.

Du fragſt mich, ob ich nichts von der Familie unſers ehrlichen Oheims, des verſtorbnen Rectors, gehört habe? Ja! die Witwe hat mir einmal einen Brief geſchrieben, der mir ziemlich unwichtig war, bis auf die Nachricht nach, daß es ihr und ihren Kindern wohlgeht. Sie lebt von dem Jahrgelde, das ihr der Fürſt ausge-

ſetzt

---

*) Vermuthlich in dem Tone, wie an die verſtorbne Rathinn Homann; Man ſehe den 32ſten Brief, im zweyten Theile.

jetzt hat; Eine Tochter dient als Cammerjungfer, die andre iſt noch bey ihrer Mutter; der Sohn ſteht in Bremen, in einer Specereyhandlung, als Ladendiener, und ſein Patron iſt von ihm zufrieden.

Dieſer, ein wenig lang gerathene Brief wird in das Paquet des hieſigen ruſſiſchen Geſandten eingeſchloſſen; Hätteſt Du Poſtgeld dafür bezahlen müſſen; ſo würde ich ihn abgekürzt haben. Indeſſen mag ich doch nun kein Blatt mehr anlegen, und ich habe grade noch ſo viel Raum, Dich und Deinen braven Mann um die Fortdauer Eures liebevollen Andenkens zu bitten. Küſſe Deine Kinder in meinem Namen! ich bin, ſo lange ich lebe ꝛc.

Sechſter Brief.

Von Heinrich von Mildenburg, an den Doctor Porr, in Hamburg.

Lauſanne, den 6ten November, 1778.

Es geht ein wenig langſam, wie Du ſiehſt, mit unſrer Reiſe; doch ſind wir nun ſeit vierzehn Tagen hier in Lauſanne, wo wir den Winter zubringen werden.

Meinen letzten Brief aus Wetzlar wirſt Du, mein beſter Porr! im September bekommen haben. Wir hielten uns überhaupt drey Wochen dort auf, weil Steinbach da Geſchäfte hatte, und es mit den Geſchäften in Wetzlar, wie bekannt iſt, ziemlich langſam geht. Dazu kam, daß wir gern grade in der Zeit der Weinleſe die ſchönen Rhein-Gegenden durchſtreichen wollten. Das war denn eine angenehme Reiſe, wobey wir uns nicht übereilten, ſondern zuweilen kleine Streifereyen in den Nachbarſchaften umher machten, und unter andern acht Tage auf dem Gute des Herrn von ** ſehr glücklich verlebten, ihn dabey ſeinen neuen Wein keltern und den alten austrinken halfen.

Sobald ich hierherkam, erkundigte ich mich, unſrer Abrede gemäß, nach Briefen von Dir, und fand zwey derſelben, wofür ich Dir herzlich danke, auch nachher wohl mehr davon reden werde; Jetzt noch etwas von Wetzlar!

Ich hatte dort, gleich in den erſten Tagen meines Aufenthalts, eine Erſcheinung, die mich ſehr überraſchte. Eines Morgens, als ich an nichts weniger dachte, ließ ſich der Geheimerath von Braunfeld, mein ehemaliger College, bey mir melden. Ich wuſſte, und Du wirſt es ja auch wohl gehört haben, daß er kürzlich ſich mit dem Herzoge überworfen, daß Dieſer ihn caſſiert und auf eine tumultuariſche Art, die ihm ſonſt nicht gewöhnlich war, verurtheilt hatte, eine große Summe Geldes zu erſtatten. Ich wuſſte, daß Braunfeld, wenn er auch nicht gänzlich reine Sache, doch das vor ſich hatte, das in der Form der Unterſuchung war gefehlt worden, und das er nun Klage gegen ſeinen ungerechten Herrn in Wetzlar erheben wollte. Aber wie konnte ich mich's träumen laſſen, daß dieſer Mann bey mir Schutz und Vorſprache ſuchen würde? Und doch war es nicht anders. Er wuſste, das ich Freunde in Wetzlar habe, und hatte bey ſeiner Ankunft, wie ſchon vorher durch ſeinen Procurator, erfahren, daß man mir dort mit ausgezeichneter Achtung begegnete. Von jedermann, ſelbſt von Denen verlaſſen, die ihm alles zu danken hatten; in nicht ſehr gutem Rufe bey dem Reichs-Cammergerichte, hauptſächlich wegen ſeines Verfahrens gegen mich, beſchloß er endlich, ſich Dem in die Arme zu werfen, dem er ehemals beynahe eben ein ſolches Schickſal zubereitet hatte, als ihn jetzt verfolgte, beſchloß, mich zu bitten, mich Seiner bey meinen Freunden anzunehmen. Ich bewunderte in der Stille die unergründlichen Fügungen der Vorſehung, die früh oder ſpät dem Böſewichte, durch ſeine eigne Bosheit, die Strafe zubereitet. Ich fühlte Mitleiden mit einem Manne, den kein Freund, kein innrer Troſt, kein Bewuſstſeyn von Unſchuld aufrichten konnte, und der ſich nun zu der Demüthigung verurtheilt ſah, ſeine Zuflucht zu Demjenigen zu nehmen, vor dem er, unter allen Menſchen am wenigſten gern, hätte erröthen mögen. Meine Eitelkeit fand ſich geſchmeichelt durch den

Triumpf, daß Braunfeld mich für edeldenkend genug hielt, keine niedrige Rache, keine Schadenfreude in meinem Herzen zu nähren. „Mag „er immer“ dachte ich „mehr auf dieſe Eitelkeit „und auf meinen Wiederwillen gegen den Herzog, als auf meine Gutmüthigkeit gerechnet „haben; Ich empfinde in mir noch etwas von „beſſrer Art; ich empfinde die Regungen eines „theilnehmenden Herzens, das auch dem Nichtswürdigſten keine größre Summe von Unglück „mögte zugetheilt ſehn, als er verdient, wenigſtens nicht von einer Seite her, wo er unſchuldig leidet.“ O! mein beſter Freund! welch' ein genußvoller Augenblick war das? Wie reichlich entſchädigte er mich für das ehemals erlittne Unrecht? Und wie denn? Unrecht? War es damals nicht billig, daß ich die Folgen meiner Unvorſichtigkeit tragen mußte, und iſt der jetzige Auftritt nicht hinlänglich, mich zu überzeugen, daß ich nur dieſer Unvorſichtigkeit wegen habe gezüchtigt werden ſollen, daß meiner Redlichkeit doch noch ein Triumpf aufgeſpart bleiben ſollte?

Die Reiſen des Herzogs und die böſen Einwürkungen des Herrn von Herbrand hatten Jenen ganz umgeſchaffen. Er kam mit rauhern, weniger menſchenfreundlichen Geſinnungen zurück. Da ich, obgleich in guter Abſicht, das Werkzeug geweſen war, ihn zu der Reiſe und dazu zu bewegen, daß er dieſen ſchlechten Mann in ſeine Dienſte nahm; ſo muſſte ich auch vor Allen Der ſeyn, der das Opfer davon wurde. Braunfeld hatte den Herzog vermogt, die erſte öffentliche Ungerechtigkeit von der Art an mir zu begehn, und durch Herbrand meinen Sturz bewürkt; allein kaum ſah ſich Dieſer zu einer ſolchen Stufe von Wichtigkeit erhoben; ſo bemühete er ſich, ſeinen Anführer aus dem Sattel zu heben. Es wurde ihm jetzt leichter, auf den Herzog zu würken, da Dieſer auf Reiſen größern Hang zu üppigen Freuden und Wollüſten bekommen, und ſich eine Maitreſſe mit aus Italien gebracht hatte, die alles über ihn vermogte, bey der ſich Herbrand durch niedrige Schmeicheley in Gunſt ſetzte, und ſie mit Braunfeld zu entzweyn wuſſte — So wurde er dann wieder das Werkzeug, ſeinen ehemaligen Beſchützer für das zu beſtrafen, was er an mir verſchuldet hatte.

Ein Vorwand iſt leicht zu finden, wenn man einen Miniſter ſtürzen will, beſonders wenn er in andern Puncten nicht ganz klare Sache hat; und kaum murmelte man im Publicum von allerley Beſchwerden, die ſich gegen den Herrn von Braunfeld an den Tag gäben; ſo kamen die Ankläger haufenweiſe, und — doch, Du kennſt ja den Gang ſolcher Unterſuchungen.

Mit dem Allen nun hielt ich es dennoch gegen die Pflicht der Gerechtigkeit, ſo wenig auch überhaupt mein geringes Gewicht in Wetzlar ihm in der Hauptſache helfen konnte, auch nur dieſes für ihn zu verwenden, wenn ich mich nicht vorher von der Lage der Sache unterrichtet hätte. Ich bat mir desfalls von ihm die Acten zur Einſicht aus; allein da fand ich dann würklich unerhörte Nullitäten in dem ganzen Verfahren; auch war ja alles, was Braunfeld forderte, nur Beſchleunigung ſeiner Sache, weil man Arreſt auf ſein Vermögen gelegt und ihn alſo in einen ſehr bedrängten Zuſtand verſetzt hatte.

Ich konnte nun mit gutem Gewiſſen mich für ihn verwenden, und that dies, wie ich mich ſchmeicheln darf, mit Erfolge. Schon iſt dem Herzoge ein ſcharfes Mandat zugefertigt worden, und ich hoffe, es ſoll ferner gutgehn.

Doch, dies iſt nicht das einzige und nicht das ſchwerſte Leiden, welches Braunfeld drückt. Er klagte mir mit Thränen in den Augen den Kummer, den ihm ſeine Tochter macht. Auch hier büßt er für ſeine Schuld, für die ſchlechte Erziehung, die er ihr gegeben hat. Du weiſſt, daß ihr elender Mann, unter dem Namen Bergmannsdorf geadelt, in Manheim eine Bedienung bekommen hatte: Sie fieng bald an, mit ihm eine ſehr unglückliche Ehe zu führen; Er merkte, daß ſie ihm untreu war, und machte ihr Vorwürfe, die ſie auf unverſchämte Weiſe beantwortete; Sie lebten in beſtändigem Zanke; Sie warf ihm vor: er ſey durch ſie etwas in der Welt geworden; er ihr: ſie habe ihn verführt, betrogen, und nachher nur geheyrathet, damit er ihr zum Deckmantel ihrer Unkeuſchheit dienen ſollte; Zuweilen kam es ſogar unter ihnen zu Thätlichkeiten. Um einen Beyſtand gegen ihn zu haben, ließ ſie eine ihrer alten Freundinnen, *) ein eben ſo liederliches Geſchöpf, als ſie ſelbſt iſt, aus Straßburg kommen; Nun gieng die zügelloſeſte, frechſte Lebensart erſt recht an; Bergmannsdorf legte ſich aus Verzweiflung auf den Trunk, und gerieth endlich in ein Liebes-Verſtändniß mit eben dieſer Freundinn. Das zärtliche Ehepaar nahm ſich nun gegenſeitig nichts übel; ihr Haus wurde ein Sammelplatz wilder, ausſchweifender Leute; Es wurde mehr verzehrt, als eingenommen; Sie machten Schulden, geriethen in Dürftigkeit. Man ſchrieb endlich vor einigen Monaten an den alten Braunfeld und bat um Hülfe; allein da kam, ſtatt des gehofften Geldes, die Nachricht von ſeinem eignen Unfalle an. Als Bergmannsdorf ſah, daß nichts mehr zu erhaſchen war und er von ſeinen Gläubigern verfolgt wurde; verließ er Weib, Haus, Stadt und Bedienung, packte den Ueberreſt der Koſtbarkeiten ſeiner Frau zuſammen, und gieng mit der ſaubern Demoiſelle Rittermann (So hieß die Freundinn) fort; niemand weiß wohin.

Ich

---

*) Man ſehe den 18ten Brief, im zweyten Theile.

Ich habe mich, bey meiner Durchreiſe durch die Pfalz, nach der Frau erkundigt und erfahren, daß ſie in den aller traurigſten Umſtänden lebt. Da Braunfeld ſie jetzt nicht unterſtützen kann; ſo laſſe ich ihr durch einen Freund von Zeit zu Zeit eine kleine Hülfe reichen, die aber freylich ſehr geringe iſt, weil ich ſelbſt nicht viel habe — Doch genug von dieſen in allem Betrachte elenden Menſchen! Reden wir von andern Dingen!

Schlaubach hatte, wie Du weiſſt, die Beſorgung übernommen, in meinem Namen mit meinem Schwiegervater wegen Verabfolgung des Vermögens meiner verſtorbenen Frau in Unterhandlung zu treten. Zu meiner größten Verwunderung ſchrieb er mir bald nach meiner Abreiſe, der alte Böſewicht weigre ſich nicht nur, das Geringſte von ſeinem und meiner Schwiegermutter Vermögen herauszugeben, ſondern wolle auch das, aus dem Vermächtniſſe von der Tante meiner Frau herrührende Capital nicht auszahlen, unter dem Vorwande, daß der Aufenthalt ſeiner Tochter bey ihm und ihre Krankheit, ihm ſehr viel mehr Geld gekoſtet hätten, als die Zinſen jenes Capitals betrügen, und daß er habe Schulden für ſie bezahlen müſſen, die ſie während unſers Eheſtandes gemacht hätte. Dies iſt um ſo ſchändlicher, da ich doch wahrlich bey meiner Trennung von ihr ſo uneigennützig als möglich gehandelt, ihr alles gelaſſen, ihre Schulden, ſo viel ich nämlich davon wuſste, getilgt und für den Unterhalt unſres Kindes allein geſorgt habe. Da ich indeſſen als Vater über das Vermögen meiner Tochter wachen muß und, nach vielfachem Hin- und Herſchreiben, alle gütlichen Mittel nicht haben helfen wollen; ſo bin ich endlich gezwungen geweſen, einen Advocaten anzunehmen, der unter Schlaubachs Leitung die Sache führt. Allein wer weiß nicht, wie weitläuftig und koſtbar es iſt, in **** einen Proceß zu führen? Dies Ungemach hoffte ich mir ein wenig dadurch zu erleichtern, daß ich mich an den Prinzen Friedrich, Bruder des Fürſten von ****, wendete, den ich hier in Lauſanne antraf, den ich ſeit langer Zeit kenne, der mir verſprach, ſich Meiner anzunehmen und auch dieſer Angelegenheit wegen dringend an ſeinen Bruder, den regierenden Herrn und an den

Präſidenten geſchrieben hat. Statt aber dadurch meiner Sache fortgeholfen zu haben, meldet mir Schlaubach: „die Herrn von der Regierung, die ſo gern allmächtig ſeyn wollten, „den ſchwachen Fürſten gar nicht in ihre Karte „blicken lieſſen und es einmal zu ihrem Grundſatze gemacht hätten, Jedem, der ſich unmittelbar an den Fürſten wendete, unüberſteigliche Hinderniſſe in den Weg zu legen, dieſe „Herrn, und beſonders der Referent, hätten es „ſehr ungnädig genommen, daß ich jenen Weg „eingeſchlagen hätte.“ Das beunruhigt mich nun ſehr. Ich lieſſe es gelten, wenn die Herrn ihre Pflicht thäten; aber wenn man einmal aus Erfahrung weiß, daß, ohne Gunſt und Vorſprache, auch die wichtigſten Sachen dort liegen bleiben, daß ohne Protection oder Verwandſchaft nichts auszurichten iſt; ſo können ſie es doch wahrlich nicht übel aufnehmen, wenn man ſich auch irgend einen Gönner zu verſchaffen ſucht, und ich denke, in ſo fern man nichts als Beſchleunigung, billige Behandlung und Gerechtigkeit verlangt; muß der Weg zum Landesfürſten, dem doch auch über die ſchnelle und unpartheyiſche, möglichſt wohlfeile Verwaltung der

Juſtiz in ſeinen Staaten die Ober-Aufſicht zuſteht, vor niemand verſperrt ſeyn.

Meine Bitte an Dich, mein Lieber! iſt alſo die, Du wolleſt doch einmal Dich bey Schlaubach und Andern genauer erkundigen, wie wohl etwa die Sache ſteht, und wie man es angreifen müſſte, ſie zu betreiben. Aber Schlaubach iſt freylich ſelbſt zu weit von *** entfernt, um mit eignen Augen zu ſehn, und eine Reiſe dahin zu machen, das kann ich ihm, bey ſeinen überhäuften Geſchäften, nicht zumuthen. Der gute Paſtor Ehrmann wohnt näher, iſt aber zu ſolchen Geſchäften nicht zu brauchen. Sey alſo ſo gütig, beſter Freund! und ſuche einen andern Weg ausfündig zu machen!

Jetzt komme ich zu dem intereſſanten Inhalte Deiner Briefe zurück. Endlich alſo, nachdem Du Dich ein halbes Jahr lang vergebens von mir haſt bitten laſſen, rückſt Du halb und halb mit der wahren Haupt-Urſache hervor, die Dich bewogen hat, es ſo ungern zu ſehn, daß ich die Reiſe, nicht nur überhaupt, ſondern daß ich ſie grade in der Geſellſchaft unternommen habe? „Du fürchteſt die Neigung, die mein „Herz für die Frau von Steinbach empfindet, „mögte, ſo ſehr ich mich auch darüber täuſchte, „dennoch von je her wohl etwas mehr als bloß „Freundſchaft geweſen ſeyn; glaubſt aber, in „dem Strudel von Geſchäften, Sorgen und „andern Leidenſchaften, der mich in *** unaufhörlich mit ſich fortgeriſſen hätte, ſey mir keine „Zeit übrig geblieben, dieſen Gefühlen recht „nachzuhängen; Freundſchaft, theilnehmende „Freundſchaft, ſey damals das größte Bedürfniß meiner Seele geweſen, und in dies Gewand habe ſich meine Liebe zu der Frau von „Steinbach gehüllt, und ſey dann ſehr wohlthätig für mich geworden. Zu rechter Zeit „habe das Schickſal mich von ihr getrennt; „Mein, von allen übrigen Reſſorts befreytes, „in allen Wünſchen und Erwartungen betrognes „Herz, würde, wenn ich nachher ohne andre „Zerſtreuung und beſtimmte Beſchäftigung ferner noch an ihrer Seite gelebt hätte, gewiß „mit großer Heftigkeit den einzigen ihm intereſſanten Gegenſtand ergriffen und in der Liebe „alle ſeine Kraft und Wärme concentrirt haben. „Nun aber ſey ich nach Hamburg gezogen,

„und ein todter Briefwechſel habe nicht ſo, wie
„die tägliche Gegenwart, jene Flamme anfachen
„können, beſonders, da ich über die Jahre romanhafter
„Schwärmerey hinaus ſey. Grundſätze
„der Rechtſchaffenheit in meinem Buſen
„nähre, und den Herrn von Steinbach hochſchätze.
„Sehr ungern haſt Du es geſehn,
„daß die guten Leute zu uns nach Hamburg ziehn
„wollen, doch dachteſt Du, in einer ſo großen
„Stadt (beſonders, wenn Du ihnen ein Haus
„in Altona mietheteſt und Deine immer ſorgſame
„Freundſchaft über uns wachte) würden Zerſtreuungen
„aller Art die Fortſchritte einer gefährlichen
„Leidenſchaft unterbrechen. Ganz andre
„Folgen aber ahndeſt Du bey dieſer Reiſe.
„Man ſieht ſich vom Morgen bis zum Abend,
„ſitzt in Einer Kutſche eingeſperrt neben einander,
„hat an fremden Oertern ſonſt niemand,
„an dem man warmen Antheil nimt. Die
„neuen Gegenſtände, die ſich der Beobachtung
„darſtellen, würken auf gleichgeſtimmte, ſympathetiſche
„Seelen, auf gleiche Weiſe, und die
„Aehnlichkeit der Eindrücke, welche dies erzeugt,
„wird ein neues Seelen-Band. Der gute
„Steinbach wird Anfangs Antheil daran neh-

,,men; aber da er von Natur kälter und trockner iſt;
,,ſo wird er, mit ſeinem Ideen-Schwunge
,,und ſeinen Empfindungen, nicht ſo nachfolgen
,,können. Man wird in dem Feuer der Imagination
,,hierauf nicht Acht haben, wird ihn
,,zurücklaſſen; Er wird ſich vernachläſſigt fühlen;
,,Böſe Laune und endlich Mistraun und
,,Argwohn werden ihn anwandeln; Leute von
,,ſeiner Gemüthsart laſſen ſich nicht leicht hinreiſſen;
,,aber auch nicht leicht zurückführen.
,,Der häusliche Frieden, die Ruhe eines redlichen
,,Mannes, geſellige und freundſchaftliche
,,Eintracht werden zerſtöhrt werden: und wer
,,wüſſte, wie weit das führen könnte? Und was
,,wird das Publicum in *** ſagen? Wie wenig
,,Menſchen glauben an Freundſchaft unter
,,Perſonen von verſchiednem Geſchlechte? Hat
,,man nicht ſchon ſehr zweydeutig über unſern
,,Umgang geurtheilt? Nun, wird es heiſſen,
,,ſtreifen ſie gar mit einander in der Welt umher,
,,und der arme Tropf von Manne muß
,,mitwandern u. ſ. f.“

Du ſiehſt, mein beſter Porr! daß ich Dich nicht nur verſtehe, ſondern daß ich Deine Gründe in ihrer ganzen Stärke vortrage und vorzutragen mich nicht ſcheue — Und ſchon das müſste Dich überzeugen, daß mein Herz nicht an einer geheimen Wunde leidet, die es aufzudecken fürchten dürfte — Laß mich nur einige Worte darüber ſagen, und ich hoffe, Du ſollſt beruhigt werden!

Vor allen Dingen vergiß nicht, daß ich nun vierzig Jahre alt bin; vergiß nicht, daß Grundſätze von Rechtſchaffenheit meine Schritte leiten, und daß ich Steinbach ſo hochſchätze, wie man nur einen Menſchen hochſchätzen kann! Was ferner die Geſchwätze des Pöbels aller Claſſen betrifft; ſo brauchen wir, in der freyen unabhängigen Lage, darinn wir ſind, darauf wenig Rückſicht zu nehmen — Und was bliebe übrig, das man ſich nicht verſagen müſſte, wenn man alles unterlaſſen wollte, was der böſe Wille übel auslegen kann? Ich weiß wohl, daß ein Frauenzimmer ſich weniger darüber hinausſetzen darf, als wir; allein wenn der Schritt, den ſie thut, an ſich weder gewagt, noch ungewöhnlich iſt; wer kann dann von ihr fordern, daß ſie ſich jeden unſchuldigen Genuß verſage, ſobald ſich der mögliche Fall denken lieſſe, daß Läſtermäuler etwas daran zu kritteln fänden? Und was kann ſchuldloſer ſeyn, als daß eine Frau nebſt ihrem Gatten, mit dem ſie einig lebt, in Geſellſchaft eines Mannes von unbeſcholtnen Sitten, der Beyder Freund iſt, eine öffentliche Reiſe macht?

Was unſre Art, die Gegenſtände zu beobachten, betrifft; ſo verſichre ich Dich, daß meine Aufmerkſamkeit nicht immer auf dieſelben Dinge geheftet iſt, welche die Frau von Steinbach intereſſiren; Oft iſt das wohl der Fall; aber faſt eben ſo oft treffe ich darinn mit ihrem Manne zuſammen, und das macht in der That unſre Reiſe und die Geſpräche, die wir über das alles führen, für uns Drey mannigfaltig und unterhaltend; Nie wird Einer von uns ſich in Geſellſchaft der andern Beyden nicht an ſeinem Platze fühlen.

Alſo bliebe nur noch die Ueberlegung der würklichen innern Gefahr für mein Herz übrig, und dieſen Punct habe ich ſo oft und mit ſo kaltem Blute unterſucht, daß ich mich darüber nun ganz beruhigen zu können glaube. Du weiſſt, daß eigentlich Sinnlichkeit über mich nie eine ſehr unbändige Gewalt gehabt hat; Du weiſſt, daß die Frau von Steinbach weder coquett, noch empfindelnd, noch von merklich reizbarem Temperamente, noch ausgezeichnet ſchön iſt; Aber kein Weib in der Welt, das geſtehe ich gern, hat für mich ſo viel Intereſſe, von Seiten ihres unübertreffbaren Scharfſinns, ihrer Sanftheit, ihrer mannigfaltigen Kenntniſſe, ihres Witzes, ihrer unnachahmlich bezaubernden Laune, Feinheit des Gefühls, Klugheit des Betragens, ihres würdevollen, edeln Anſtandes, und — ihrer wahrhaftig treuen Freundſchaft für mich. Warum ſoll ich es nicht für ein Glück halten, einer ſolchen Frau mich, auf erlaubte, höchſt unſchuldige Art nähern, an ihrer Seite heitre Stunden verleben zu dürfen? Warum will man mich Armen, dem Ehrgeiz und Liebe und häusliches Glück den Rücken gekehrt, den Eitelkeit und jede Begierde nach Ruhm, Glanz und Reichthum getäuſcht hat, warum will man mich nicht das Glück der Freundſchaft in aller Fülle genieſſen laſſen? Einen Freund, wie Dich, und eine Freundinn, wie ſie — Wer einmal die

Wonne geſchmeckt hat, einen ſolchen Schatz zu beſitzen; der läſſt ſich ihn nicht wieder entreiſſen.

Und nun noch das! Wenn ich nicht die nahe Hofnung vor mir ſähe, mit Euch Beyden an Einem Orte den Reſt meiner Tage zu verleben; ſo würde ich mich jetzt ſehr elend, ich würde mich vernichtet fühlen, und auf dieſer Reiſe würden neue Wünſche, neue Triebe, in mir erwachen, die nun, wenn mich mein guter Engel nicht verläſſt, auf immer in mir ruhn ſollen.

Lebe wohl, mein beſter Porr! Ich fange an, zu declamiren; davon biſt Du kein Liebhaber — Lebe wohl, und ſchreibe mir bald!

Siebenter Brief.

Von dem Freyherrn von Raſtitz, an den Herrn Geheimen-Referendar Voldorn, in **.

Altenwedel, den 29ſten November, 1778.

Da mir kürzlich kund geworden, daß Ew. Wohlgebohren in dem verdrießlichen Rechtshandel, welchen ich mit meinem unruhigen Herrn Schwiegerſohne, dem Herrn von Mildenburg führe, Referent ſind, und ich mich ſchmeicheln darf, daß Dieſelben einige gütige Geſinnung für mich hegen; ſo nehme ich mir die Freyheit, Sie, werthgeſchätzter Herr! gehorſamſt zu bitten, Sie wollen doch, bey dieſer Gelegenheit, einige beſondre Rückſicht auf meine unangenehme Lage nehmen.

Es wäre doch, meine ich, würklich hart, wenn ein Vater das geringe Vermögen ſeiner geliebten, nun verewigten Tochter, ſo aus den Händen an fremde Leute auszahlen ſollte, nachdem dieſe ſeine unglückliche Tochter die übelſte Behandlung, in dem traurigſten Eheſtande, hat er-

erfahren, und nachher wiederum zu dem väterlichen Hauſe ihre Zuflucht nehmen, woſelbſt ich ſie, mit ſchweren Koſten, bis zu ihrem ſeligen Ende habe ernähren, und die großen Ausgaben, während ihrer langwierigen, von Chagrin hauptſächlich herrührenden Krankheit, beſtreiten müſſen.

Wenn der Herr über Leben und Tod einmal über meine Tage beſtimmen wird; dann mag denn alles an die geſetzmäßigen Erben fallen; aber bis dahin wird eine hohe Juſtiz doch nicht zugeben, daß ich geplündert werde und in meinen alten Tagen Mangel leide.

Zu Ew. Wohlgebohren chriſtlichen Geſinnung hege ich daher das Vertraun, es werden Dieſelben dieſe Gründe gehörig ponderiren. Ich bitte gehorſamſt um Verzeyhung, daß Denenſelben mit meiner Correſpondenz eine auſſerordentliche Beſchwerde mache, und nehme mir die Freyheit, für dieſen Zeitverluſt, einliegende Kleinigkeit zu offeriren; Der ich die Ehre habe ꝛc.

Achter Brief.

Von dem Doctor Porr, an den Banquier Schlaubach, in ***.

Hamburg, den 10ten December, 1778.

Ich ſchreibe Ihnen, werthgeſchätzter Herr! in den Angelegenheiten unſers gemeinſchaftlichen Freundes, des Herrn von Mildenburg, und wage eine Bitte an Sie, die ich als ein Zeichen des uneingeſchränkten Vertrauens anzuſehn bitte, das ich in Ihre Klugheit und Verſchwiegenheit ſetze.

Sie ſind ſo gütig geweſen, das Geſchäft zu übernehmen, durch einen geſchickten Advocaten, den Proceß, welchen unſer Freund gegen ſeinen Schwiegervater führt, in * * betreiben zu laſſen. Ihre Entfernung von dieſem Orte aber und Ihre eigne Lage erlaubt Ihnen nicht, dieſe Sache ſo zu betreiben, wie dergleichen an einem Orte, wo niemand ſich ſelber in Bewegung ſetzt, muß betrieben werden; Ich halte daher Mildenburgs perſönliche Gegenwart für höchſt nöthig. Er iſt, wie Sie wiſſen, in der Schweiz; ſeine Reiſe habe ich, aus manchen Gründen, mit deren Zergliederung Sie mich gütigſt verſchonen werden, gar nicht gebilligt; allein da meine Einwendungen dagegen ihm nicht viel Gewicht zu haben ſcheinen; ſo mögte ich es nicht gern ſeyn, der ihm jetzt anriethe, ſeines Proceſſes wegen, der weitern Reiſe zu entſagen. Er könnte glauben, ich brauchte dies nur als einen Vorwand, um meinen Plan durchzuſetzen.

Ausnehmend würden Sie, verehrungswürdiger Herr und Freund! mich daher verbinden, wenn Sie es auf Sich nehmen wollten, ihm in einem dringenden Briefe die Nothwendigkeit ſeiner Gegenwart in ** vorzuſtellen. Er wird Ihnen gewiß Glauben beymeſſen, und Sie erfüllen in aller Rückſicht eine Pflicht der Rechtſchaffenheit.

In der Hofnung, daß Sie mir dieſe Bitte nicht abſchlagen, noch meine Zudringlichkeit übel aufnehmen werden, habe ich die Ehre mit wahrer Hochachtung zu ſeyn ꝛc.

Neun-

Neunter Brief.

Von dem Geheimen-Referendar Voldorn, an den Freyherrn von Raſtitz, in Altenwedel.

**, den 5ten December, 1778.

Ew. Hochwohlgebohren ſende ich die mir angebothnen hundert Louisd'or hierbey wieder zurück. Ich weiß nicht, wodurch ich Denenſelben eine ſo ſchlechte Meinung von mir kann eingeflößt haben, daß Sie mich fähig halten, mich beſtechen zu laſſen; denn, ungeachtet der Wendung, welche Ew. Hochwohlgebohren dieſem Geſchenke geben, würde doch jedermann mit Recht mich tadeln, wenn ich für die Mühe, ein Paar Briefe mit Ihnen zu wechſeln, dergleichen annähme. In unſerm Lande iſt dies keine Weiſe, und ich hoffe nicht, daß Denenſelben Fälle von der Art werden zu Ohren gekommen ſeyn. Eigentlich wäre es meine Pflicht, dieſe Zumuthung höchſten Orts anzuzeigen, wie ich ſchon bey ähnlichen dergleichen Verſuchen gethan; doch will ich damit, aus Conſideration für Deroſelben

Perſon und nicht böſe gemeinte Abſicht, diesmal Anſtand nehmen.

Was übrigens Dero Angelegenheit betrifft; ſo habe ich noch nicht Zeit gehabt, die mir zugetheilten Acten zu inſpiciren, muß alſo über das Gewicht der Gründe, welche Ew. Hochwohlgebohren zu Ihrem Vortheile angeführt, mein Urtheil billig ſuspendiren. Es ſind der Geſchäfte jezt gar zu viel; alles wird auf die hochfürſtliche Regierung gewälzt, und die wichtigen Reichstags-Geſchäfte nehmen denn auch ſo viel Zeit weg, daß zu den laufenden einheimiſchen Sachen wenig übrigbleibt.

Sobald indeſſen die Sache vorgenommen werden kann, wird von meiner Seite alles geſchehn, was mit Pflichten und Gewiſſen beſtehn kann.

Ich habe die Ehre ꝛc.

Zehnter Brief.

Von dem Banquier Schlaubach, an den Doctor Porr, in Hamburg.

***, den 14ten December, 1778.

Ew. Wohlgebohren ſind mir zuvorgekommen; Ich war würklich im Begriff, den Schritt zu thun, zu welchem Dieſelben mich in Dero verehrlichem Schreiben ermuntern. Bey meinen überhäuften Geſchäften bin ich nicht länger im Stände mich um den bewuſſten Proceß zu bekümmern, und am Ende ſollten des Herrn Geheimenraths von Mildenburg Excellenz wohl glauben, daß der Aufenthalt der Sache an mir, oder dem Advocaten gelegen, der doch gewiß auch ein ſehr redlicher Mann iſt. Allein eine ſolche Langſamkeit, als in ** in allen Geſchäften herrſcht, iſt unſer Einem, der gewöhnt iſt, promt und pünctlich ſeine Arbeit zu verrichten, gar zu anſtößig. Nach eingezognen Erkundigungen iſt eigentlich die Menge der Proceſſe nicht Schuld daran, daß ſo viel liegen bleibt, ſondern die Bequemlichkeit und das Wohlleben der dortigen Herrn, die, für ſchwere Bezahlung und unerhörte Sporteln, nur wenig Stunden des Tages ihrem Berufe widmen; und dann die Art die Geſchäfte zu behandeln ſelbſt, die, nach alten Formen, einen Gang geht, der ränkevollen Advocaten freye Hand läſſt, die Proceſſe durch Chicanen und Friſten ohne Ende in die Länge zu ziehn. Wie glücklich ſind dagegen die Unterthanen im Preuſſiſchen, im Hannöverſchen und in andern Ländern, wo weder Willkühr noch Protection, noch heimliche Schliche Einfluß auf die Geſchäfte haben, und wo die Juſtitz, ohne Unterſchied der Perſon, prompt verwaltet wird!

Des Herrn von Mildenburg Sache iſt aber auch grade in die Hände eines höchſt nachläſſigen und zweydeutigen Referenten gefallen. Ob derſelbe, wie verlauten will, heimlich Geſchenke nimt, mag ich nicht entſcheiden. So viel iſt gewiß, daß ſeine häuslichen Umſtände nicht die beſten ſind, und daß er einen größern Aufwand macht, als ihm ſein Vermögen erlauben mögte. Es ſcheint aber, als wenn dieſer Mann noch eine beſondre Abneigung gegen den Herrn Geheimenrath hat. Worauf ſich dieſe Gründe, würde nicht leicht zu ſagen ſeyn, da ſie ſich kaum von Perſon kennen und alſo ſchwerlich je beleidigt haben. Indeſſen habe ich ſchon oft bemerkt, daß gewiſſe Leute den Blick des rechtſchaffnen, freydenkenden Mannes nicht ertragen können, und einen unverſöhnlichen Haß auf Menſchen werfen, von denen ſie ſich durchſchauet glauben. Endlich hat es noch böſe Eindrücke gemacht, daß der Herr von Mildenburg ſich an den Prinzen Friedrich gewendet, welches dem dortigen Syſteme gänzlich zuwiederläuft.

Mein Brief an unſern Freund und Gönner iſt geſtern nach Lauſanne abgegangen, und ich habe, aus wahrer Ueberzeugung, ihm die Sache ſo angelegentlich als möglich gemacht.

Von hier aus iſt wenig Neues zu melden. Den wohlverdienten Sturz des Herrn Geheimenraths von Braunfeld werden Ew. Wohlgebohren ohne Zweifel ſchon erfahren haben. Man ſagt hier, der Herr von Mildenburg nehme ſich gegenwärtig dieſes ſeines ehemaligen Feindes ſehr eifrig in Wetzlar an; und wie denn die Welt iſt; ſo tadelt man mit viel Bitterkeit dieſen Schritt, den man, ſtatt ihn auf Conto einer gutmüthigen, von Schadenfreude entfernten Denkungsart zu ſchreiben, ſo auslegt, als handle der Herr von Mildenburg aus Rache gegen des Herzogs Durchlaucht; und es ſcheint, als welle der boshafte Herr von Herbrand dieſe Gelegenheit nützen, ſeinem alten Wohlthäter die Penſion entziehn zu laſſen, die er von unſerm Hofe erhält. Man mögte in der That des Lebens müde, oder ein Einſiedler werden, wenn man ſieht, wie ſchändlich und undankbar die mehrſten Menſchen zu Werke gehen. Ein wenig unvorſichtig aber wäre es denn doch auch immer von unſerm guten Freunde und Gönner gehandelt, wenn er die Sache des unwürdigen Braunfeld gegen den Herzog unterſtützte.

Mit den Geſinnungen der aufrichtigſten Hochachtung und Dienſt-Bereitwilligkeit habe ich die Ehre zu verharren. ꝛc.

Eilfter Brief.

Von dem Bau-Verwalter Rittermann, an den Herrn von der Hart, in Neuyork.

Pyrmont, den 2ten Januar, 1779.

Zürnen Sie nicht mit mir, werthgeſchätzter Herr! darüber, daß ich einige Monate habe verſtreichen laſſen, ehe ich, Ihrem Auftrage gemäß, mich ſchriftlich bey Ihnen eingeſtellt; allein die Geſchäfte, nach meiner Zurückkunft aus America, ſind ſo gehäuft geweſen, daß ich die mir empfohlnen Erkundigungen erſt kürzlich habe einziehn können, und eher wollte ich doch nicht gern ſchreiben. Jetzt bin ich in Ruhe, und dieſe glückliche Ruhe habe ich der Gnade meines durchlauchtigſten Fürſten zu danken, der mich, in Betracht meiner langjährigen Militair-Dienſte, und auf das gute Zeugniß, womit die Herrn Staabs-Officiers, von America aus, mich verſehn, hier in Pyrmont als Bau-Verwalter angeſetzt hat.

Verzeyhen Sie gütigſt, daß ich zuerſt von mir ſelber geredet habe! Jetzt eile ich zu Ihrer

An

Angelegenheit: Nur wünſchte ich, Ihnen angenehmere Nachrichten melden zu können, als ich dazu im Stande bin. Es wurde mir Anfangs ſchwer, etwas von der Demoiſelle Felmer zu erfahren; endlich aber kam ich durch ein Ungefehr auf die Spur, und das brachte mich dann bald weiter. Hier folgt dasjenige, was ich mit meinen Erkundigungen herausgebracht habe, welches aber, wie ſchon geſagt, nicht ſehr erfreulich iſt.

Wo Mademoiſelle Caroline Felmer die erſten anderthalb bis zwey Jahre nach ihrer Trennung von Ihnen zugebracht hat, das iſt mir nicht bekannt geworden; *) Seit dem Anfange des Jahrs 1773 aber hat ſie ſich in der Gegend von Engeleben, theils bey einem Prediger, theils bey einer alten Wittwe aufgehalten; und dort ſind die Urtheile über ihre Aufführung ſehr verſchieden; doch ſcheint es nicht, als wenn man ihr daſelbſt eigentlich Böſes nachſagen könnte. Sie iſt nachher, ich weis nicht wie, mit einem gewiſſen Herrn von Mildenburg ſehr genau bekannt

---

*) Wir wiſſen es, aus dem vierten und zehnten Briefe, im erſten Theile.

kannt geworden, der in *** Geheimerath geweſen, aber verſchiedner Unterſchleiſe wegen caſſirt worden; worauf er nach Hamburg gezogen — Und bey Dieſem lebt ſie noch in gegenwärtiger Stunde, als — Maitreſſe.

Ich muß das grade ſo hinſchreiben, obgleich Sie, würdiger Mann! bey dieſer Nachricht Kummer leiden werden; Allein was hilft das Heucheln und Verheimlichen? Schlagen Sie Sich die Gedanken an dies unwürdige Frauenzimmer aus dem Kopfe, und glauben ſie mir, die Weiber ſind es nicht werth, daß man ſich um ſie gräme! Vielleicht kann es Ihnen ein kleiner Troſt ſeyn, wenn ich Ihnen erzähle, wie ſie mit mir, wie noch viel ärger ſie mit mir umgegangen ſind Mich erleichtert es, wenn ich meinen Klagen über dies untreue Geſchlecht Luft machen kann, und ich weiß ſelbſt nicht, wie es gekommen iſt, daß ich Ihnen nicht ſchon längſt meine Geſchichte erzählt habe. Jetzt indeſſen iſt grade die Gelegenheit dazu da; alſo laſſen Sie mich immer ein wenig geſchwätzig werden! Wird auch mein Brief etwas dick dadurch; ſo hat das nichts auf ſich; Er wird mit in das große Paquet gelegt, welches an das Regiment nach America abgeht.

Mein Vater war Prediger der reformirten Gemeine in Oppenheim, am Rhein; Ich war ſein einziges Kind; Er ließ mich die Rechte ſtudieren. Lieber hätte er für mich den geiſtlichen Stand erwählt; allein er fürchtete, es möchte mit dem Drucke der Proteſtanten in der Pfalz immer ärger werden, und da könne man, meinte er, im Civil-Stande ſich noch eher helfen und ein anders Vaterland ſuchen, als wenn man Hirt einer Heerde wäre, die man in der Zeit der Noth am wenigſten verlaſſen dürfte.

Meine Univerſitäts-Jahre brachte ich in Heidelberg zu, und wendete ſie nicht ſchlecht an; Dann zog ich nach Manheim, um dort als Advocat mein Brod zu ſuchen. Ich hatte das Glück, bald in einigen Ruf von Geſchicklichkeit und Redlichkeit zu kommen, und war grade ſo weit, nicht mehr um meinen Lebens-Unterhalt bekümmert ſeyn zu dürfen, als mein Vater ſtarb; Meine Mutter war früher ſchon aus der Welt geſchieden. Vermögen hinterlieſſen meine Eltern nicht, alſo war mein Fleiß mein einziges Capital; doch konnte meine immer zunehmende Praxis mir ſo viel einbringen, daß ich als ein einzelner Mann hätte leben können — Hätte ich doch dieſe glückliche Lage nie zu verändern geſucht!

Ich war aber jung, geſund, von lebhaftem Temperamente, und die Stimme der Natur rief mir oft zu: es ſey nicht gut für den Menſchen, allein zu leben. Manheim war damals eine glänzende Reſidenz, der Sitz eines luxuriöſen Hofes, die Heymath der ſchönen Künſte; alle Arten von Schauſpielen und Freudenfeſten würkten ohne Unterlaß auf die Sinnlichkeit eines Jünglings von fünf und zwanzig Jahren.

Meine Sitten waren indeſſen unverderbt; ich hatte mich bis dahin aller Ausſchweifungen enthalten, und wenn man ſo glücklich iſt, bis in die Jahre, wo die Vernunft größre Macht über uns erhält, ſeine Begierden im Zügel zu halten; ſo iſt nachher weniger zu fürchten. Doch fühlte ich keinen Beruf, ehlos zu leben, und mein Herz empfand das Bedürfniß, zu lieben und geliebt zu werden. Ich blickte alſo rund um mich her, und ſuchte mir eine Gefährtinn auf die Reiſe durch dies Leben; allein wohin ich meine Augen wendete, da ſah ich verblühte Pflanzen, Mädchen, die in den erſten Frühlingstagen ihrer Jugend ſchon wie zerknickte, verdorrte Roſen, bleich und entſtellt da ſtanden, deren unſichre lüſterne Blicke, aus trüben, feuchten Augen, verbothene Begierden verriethen, deren ſchlaffe Muskeln und wankende Schritte von heimlichen Ausſchweifungen zeugten, und deren zuſammengeſetzte Minen und Manieren, deren erzwungne Fröhlichkeit und ſtürmiſche Launen vergebens den Tumult des friedenloſen Herzens zu verbergen und zu überſchreyen ſuchten — Nirgends den heitern, frohen Blick, die ungeſchminkte, unverwelkte Wange, den ſittſamen, fordrungsloſen Anſtand der jugendlichen Unſchuld!

Nicht leicht kann in einer Stadt die zügelloſeſte Lebensart, daß größte Verderbniß der Sitten, ſo öffentlich, ſo allgemein herrſchen, als damals in Manheim. Die Größten am Hofe gaben das Beyſpiel, und ihm folgten die Einwohner aller Claſſen. Eine Geſellſchaft ausſchweifender Männer, die unter ſich ein Verzeichniß der noch unverführten Weiber und Mädchen hielten, theilten ſich in das Geſchäft, Dieſe mit Leib und Seele zu Grunde zu richten. Bey ſolchen Umſtänden, war denn freylich der ſeltne Anblick eines ſittſamen Frauenzimmers in dieſer Stadt für einen jungen Mann in meiner Lage ein unerwarteter Schatz; Ich glaubte dieſen Schatz gefunden zu haben; Mir gegenüber wohnte die Wittwe eines Weinhändlers mit ihrer Tochter; das Mädchen war ſchön; ich hatte ſie oft mit Aufmerkſamkeit und Intereſſe bemerkt, und als ich ſie näher beobachtete, auch nie weder etwas gehört, noch wahrgenommen, das mir ihr Herz und ihre Sitten verdächtig gemacht hätte. Ich ſuchte alſo ihren Umgang und empfand bald die zärtlichſte Liebe zu ihr.

Der Mutter ſchien es nicht zu entgehn, daß ich ernſthafte Abſichten auf ihre Tochter hatte, und nach der Art wie ſie ſich gegen mich betrug, hatte ich nicht Urſache, zu glauben, daß ſie mir zuwieder ſeyn würde, in ſo fern ich nur etwa bey meiner Anwerbung um ihre Tochter hätte darthun können, daß ich im Stande wäre, von meinen Einkünften eine Frau zu ernähren. Doch auch über dieſen Punct brauchte man ſo ſtrenge nicht zu ſeyn; denn das Mädchen war ein einziges Kind und ſie hatten nicht nur ein eignes Haus, in welchem ich hätte mit ihnen wohnen können, ſondern auch einiges baares Vermögen.

Was die Tochter betrifft; ſo bin ich in meinem Herzen überzeugt, daß ſie, zu der Zeit, als ich ſie kennen lernte, noch unverderbt war — Vielleicht hatte die teufeliſche Mutter bis dahin die Unſchuld ihrer Tochter in zu hohem Preiſe gehalten. — Ich faſſte endlich den Entſchluß, mich ihr ohne Umſchweiſe zu entdecken und ihre Antwort, obgleich ſie ſich auf die Abhängigkeit von ihrer Mutter berief, zeigte mir, daß ſie mir wohlwollte; ich fand alſo kein Bedenken, mich auch an die Alte zu wenden. Hier nun bekam ich einen Beſcheid, der nicht bejahend und nicht verneinend war, der die Entſcheidung ein wenig in die Länge zu ſchieben ſchien, und den ich für eine gewöhnliche Mutter-Formel hielt.

In dieſer Zeit, und indem ich mir vornahm, meine Anträge beſcheiden zu wiederholen, trug mir ein Herr vom Hofe ein Geſchäft auf, das mich zu einer Reiſe nach Maynz nöthigte. Dort wurde ich länger, als es bey dieſer unwichtigen Sache nöthig geweſen wäre, wurde vierzehn Wochen lang aufgehalten und reichlicher bezahlt, als meine geringe Arbeit es verdiente. Für einen jungen Mann, der liebt und ſich von ſeiner Geliebten getrennt ſehn muß, war das unangenehm; ich ſchrieb dem gnädigen Herrn alſo endlich: meine übrigen Geſchäfte nöthigten mich, nach Manheim zurückzukehren, und gieng, ohne die Antwort zu erwarten, wieder dahin ab.

Bey meiner Ankunft fand ich das Haus meiner nachherigen Schwiegermutter und den Ton in demſelben ſehr verändert. Es herrſchte mehr Aufwand, mehr Glanz und ein feinerer Hofton darinn, als vorher. Ich ſah, daß meiner Schönen Garderobe anſehnlich war vermehrt worden, und daß man öfter als ſonſt an den öffentlichen Luſtbarkeiten Theil nahm. Das alles und eine gewiſſe Veränderung in dem ganzen Weſen des jungen Mädchens hätten mir auffallen müſſen, wenn die Liebe nicht blind machte. Dazu kam, daß man mir nun beſtimmte Stunden vorſchrieb, in denen ich willkommen ſeyn würde, ſtatt daß man vorher zu jeder Zeit mich ungezwungen gern ſah, wenn ich Muße hatte, ſie nachbarlich zu beſuchen; daß man ſo viel von Zucht und Ehrbarkeit und Vorſichtigkeit im Betragen ſchwätzte; endlich daß die Mutter mich oft mit der Tochter vorſetzlich allein ließ, wovon ich jedoch Misbrauch zu machen nicht einmal in Verſuchung gerieth.

Das ſonderbarſte aber und was mir am erſten hätte die Augen öfnen ſollen, was hingegen grade die verkehrte Würkung that und mich ganz mit Liebe und Dankbarkeit erfüllete, war, daß Mutter und Tochter nun viel zuvorkommender als vorhin ſchienen, ja! daß die Erſtere beynahe die Gelegenheit ſuchte, die Sache mit der Heyrath bald in Richtigkeit zu bringen.

Meine Freude ſtieg auf's höchſte, als eines Tages die Alte mir ankündigte: ſie habe durch Vermittlung eben des würdigen Herrn vom Hofe, dem ich bedient geweſen wäre, für mich eine Stelle als Rath bey dem Ehegerichte ausgewürkt. Dies ſey ein deſto größres Glück, je theurer ſonſt dergleichen Bedienungen verkauft zu werden pflegten, da ich hingegen ganz unentgeltlich in den Beſitz derſelben kommen ſollte. „Nun" fügte ſie hinzu „habe ich gegen Ihre Verbindung mit meiner Tochter nichts weiter zu erinnern, und Sie können in künftiger Woche Hochzeit halten."

Ich dummer Tropf vergieng faſt vor Wonne, umarmte das Mütterchen unzählichemal, drückte meine Braut an mein Herz, eilte zu meinem Gönner und Wohlthäter, umfaſſte ſeine Knie, und deutete ſein hämiſches Grinzen und die affectirten Glückwünſche ſeines ſchelmiſchen franzöſiſchen Cammerdieners, als Zeichen der freundlichſten Huld und der gutherzigſten Theilnahme.

Meine Heyrath wurde vollzogen, und zwey Monate verſtrichen, ohne daß meine Verblenbung aufgehört hätte. Nun aber fiengen verſchiedne Umſtände an, mir Unruhe und endlich Argwohn zu erwecken. Der Cammerdiener, von dem ich eben geredet habe, und der Previlliere hieß, *) kam ſo oft in unſer Haus, hatte ſo manche geheime Unterredung mit meiner Schwiegermutter, daß mir dies auffallend wurde. Die beyden Weiber machten ſich zuweilen einen Vorwand, auszugehn, ohne mich zu bitten, daß ich ſie begleiten mögte, und ohne mir zu ſagen, wohin? die Alte wurde ungefällig, ja! zuweilen grob gegen mich. Ich fand an meiner Frau nicht die gänzliche, innigſte Hingebung, wie die war, mit der mein Herz an ihr hieng. Ich wagte zärtliche Vorwürfe darüber, die mit böſer Laune wiederlegt wurden; Man nannte das: alberne Grillen; ich wurde läſtig; unſre gemeinſchaftlichen ſo genannten Freunde mußten mich, wegen meiner altmodiſchen Ehemanns-Grundſätze und wegen meiner Romanen-Liebe, verſpotten — Warum ſoll ich Sie mit Zerglie-

des

---

*) Hier finden wir den Mann wieder, den wir aus dem zweyten Theile dieſes Buchs, beſonders aus dem 23ſten und 24ſten Briefe kennen.

derung aller dieſer Niederträchtigkeiten ermüden? — alſo kurz! ich öfnete endlich die Augen; auch warf man zulezt die Maske ab, nahm, wenn ich nicht zu Hauſe war, öffentlich Beſuche von dem bewuſsten vornehmen Herrn an, gieng ſogar zu ihm in das Haus, ſezte meinen Verbothen Hohn und Drohungen entgegen, und, um meine Schande offenbar gemacht und mein Unglück auſſer Zweifel geſezt zu ſehn, muſste ich es erleben, daß mein ſchändliches Weib fünf Monate nach unſrer Hochzeit von einer Tochter entbunden wurde.

Ich hatte, als ich nicht länger daran zweifeln konnte, daß es ſo kommen würde, ſchon alle Zubereitungen gemacht, um meinem öffentlichen Schimpfe aus dem Wege zu gehn; allein ſo früh glaubte ich nicht, daß ihre Niederkunft erfolgen würde. Sobald ich aber hörte, daß man zu einem Geburtshelfer geſchickt hatte, ſteckte ich einige Louisd'or zu mir, gieng zu einem treuen Freunde, der, aus Schonung für mich, um mir nichts über meine Lage ſagen zu müſſen, da er mir doch nicht helfen konnte, ſeit einiger Zeit wenig zu mir gekommen war, nahm

Abſchied von Dieſem, und gieng gradeswegs zum Thore hinaus.

Den Reſt meiner Geſchichte und was noch meine unwürdige Frau angeht, will ich kurz zuſammenfaſſen. Da ich fürchten muſſte, wenn nicht gezwungen, wieder zu meiner Familie und meiner Bedienung zurückzukehren, wenigſtens aller Orten verfolgt und als ein Landläufer abgeſchildert zu werden, ſobald ich es wagen wollte, im Civilſtande ferner mein Fortkommen zu ſuchen; ſo flüchtete ich nach Holland und ließ mich dort in dem Regimente Waldeck als Soldat anwerben, wurde, meiner Kenntniſſe und ordentlichen Aufführung wegen, bald Unterofficier, diente zwanzig Jahre dort, wurde dem regierenden Fürſten von Waldeck empfohlen, als er Truppen nach America ſchickte, erhielt eine Lieutenants-Stelle, und bin nun, wie ich Ihnen zu Anfange dieſes Briefes geſagt habe, als Bau-Verwalter hier in Pyrmont angeſetzt.

Von meinem Freunde in Manheim habe ich die übrigen Nachrichten, die ich jetzt hinzufügen will. Meine Frau ſtarb in dem Wochenbette. Aus Liebe zu dem Baſtarte, den ſie in die Welt geſetzt hatte, würkte der hohe Gönner der alten Mutter die Erlaubniß aus, meine Bedienung zu behalten und durch einen Vetter verſehn zu laſſen — Eine in der Pfalz ſehr gewöhnliche Sache — Vor einigen Jahren iſt auch dies ſchändliche Weib geſtorben; das Kind aber, nachdem es eine Erziehung bekommen hat, wie man ſie von ſolchen Menſchen erwarten kann, iſt, um dieſe zu vollenden, von ſeinem Vater nach Straßburg in Penſion gethan worden, wo das unglückliche Mädchen vermuthlich noch ſeyn wird *) und zu meinem großen Verdruſſe meinen Namen trägt.

Sehen Sie, werthgeſchätzter Herr! So bin ich von den Weibern behandelt worden; und nun beklagen Sie Sich noch einmal, wenn ein junges Mädchen, das Sie vielleicht längſt nicht mehr unter die Lebendigen zählt, ſich einem Andern in die Arme wirft!

Von

---

*) Es bedarf kaum einer Erinnerung, daß dies dieſelbe Demoiſelle Nittermann iſt, von welcher zuletzt im 6ſten Briefe in dieſem Theile iſt geredet worden.

Von Grund des Herzens wünſche ich indeſſen, daß dieſe unangenehme Nachricht weder auf Ihr Gemüth, noch auf Ihre Geſundheit den mindeſten nachtheiligen Einfluß haben möge. Der Fortdauer Ihrer Güte und Gewogenheit empfehle ich mich gehorſamſt, und habe die Ehre ꝛc.

Zwölfter Brief.

Von dem Advocaten Greifer, an den Geheimen-Referendar Volldorn.

**, den 11ten Februar, 1779.

Wasmaßen kürzlich in Erfahrung gebracht, daß Ew. Wohlgebohren, wegen Anleyhe eines Capitals von zweytauſend Reichsthalern, Sich an verſchiedne gute Freunde gewendet, gedachtes Capital aber noch bis dahin nicht erhalten; als nütze dieſe Gelegenheit, neben aufrichtiger Verſichrung der größten Diſcretion, Denenſelben durch Erweiſung eines angenehmen Dienſtes, meine wahre Ergebenheit und Reverenz zu bezeugen. In Gefolge deſſen habe dem Juden Benjamin Meyer oben benannte Summe der zweytauſend Reichsthaler eingehändigt, mit dem Injuncto, Ew. Wohlgebohren ſolche meo nomine gehorſamſt ohne Zinſen anzubiethen und ſich darüber einen kleinen Empfangſchein geben zu laſſen; habe übrigens bemeldetem Juden aus Vorſicht nicht kund gethan, daß dieſe Gelder, wie ſie es doch effective ſind, zu der von des

Herrn Barons von Raſtitz Hochwohlgebohren mit Arreſt belegten Vermögens=Maſſe der jüngſt verſtorbnen Frau von Mildenburg gehören. Immittelſt, da dieſe Gelder, bey noch obwaltendem Rechtshandel, dem auf jenes Vermögen, nomine ſeiner Tochter Anſpruch machendem Herrn von Mildenburg vorerſt nicht ausgezahlt werden können; ſo rechnen es ſich mein Herr Principal, der Herr Baron von Raſtitz, zu einer Ehre, Ew. Wohlgebohren dieſe Gefälligkeit damit zu erweiſen im Stande zu ſeyn. Die Rückzahlung wird desfalls auch immer Anſtand haben dürfen, bis in der Sache, in welcher Dieſelben Referent ſind, ein Urtheil wird ſeyn geſprochen worden. Schließlich empfehle mich zu Ew. Wohlgebohren Wohlgewogenheit ganz gehorſamſt, und habe die Ehre mit vollkommenſter Hochachtung zu verharren ꝛc.

Dreyzehnter Brief.

Antwort des Geheimen-Referendars Volldorn.

* *, den 12ten Februar, 1779.

Ew. Hochedelgebohren haben mir in der That mit dem Darlehn der zweytauſend Reichsthaler einen ſehr weſentlichen Dienſt erwieſen. Würklich befand ich mich dieſerwegen in einiger Verlegenheit, da ich verſchiedne Poſten zu bezahlen hatte, und es mir, bey meiner zahlreichen Familie und dem Aufwande, zu dem ich mich in dieſer theuren Reſidenz gezwungen ſehe, ſchwer wird, von meiner, in Verhältniß mit meinen überhäuften Geſchäften, ſehr mäßig zugetheilten herrſchaftlichen Beſoldung, zu den nöthigen Ausgaben das Jahr hindurch zu reichen. Woher dieſe Gelder kommen, davon darf ich um ſo weniger Notitz nehmen und muß auch auf Dero Verſchwiegenheit desfalls rechnen, weil es würklich von übelgeſinnten Leuten, an denen es, reſpectu Meiner hier nicht fehlt, ſo ausgelegt werden könnte, als dürfte ich bewogen werden, die Entſcheidung des Proceſſes aufzuhalten und ſpäter daraus zu referiren, damit ich jene Summe nicht ſobald zu erſtatten brauchte, wovon jedoch, nach Pflicht und Gewiſſen, weit entfernt bin. Es iſt aber dieſe Sache ſo verwickelt, daß ich, bey meiner täglich wachſenden Arbeit, doch ſchwerlich in Jahresfriſt werde den Vortrag daraus thun können, welches mich aber gar nicht abhalten wird, ſobald der Herr Baron von Raſtitz, dem mich höflichſt zu empfehlen bitte, es verlangen, das Capital zu erſtatten. Wie der Proceß ausfallen mögte, davon kann ich nun freylich noch nichts avanciren, und wird das von Entſcheidung des Collegii abhängen; allein ſo viel curſorie habe ex actis wahrnehmen können, ſcheinen der Herr Baron von Raſtitz viel vor ſich zu haben. Es hat aber dem Herrn von Mildenburg gefallen, ſich an gewiſſe andre Leute zu wenden, um ſich Protection zu verſchaffen. Ob dieſe ein wenig voreiligen Schritte von großer Würkung ſeyn, und ob wir uns an dergleichen Interceſſionen kehren werden; das wird ſich dann zeigen. Wenigſtens mögte es wohl zu der Beſchleunigung nicht ſehr viel helfen.

Ich habe die Ehre, mit wahrer Conſideration zu ſeyn ꝛc.

Vierzehnter Brief.

Von dem Herrn von der Hart, an den Bau-Verwalter Rittermann, in Pyrmont.

Neuyork, den 7ten Merz, 1779.

Ich bin Ihnen, mein wertheſter Herr und Freund! recht ſehr dafür verbunden, daß Sie Sich, bey den Erkundigungen um den Aufenthalt der Demoiſelle Felmer, meinetwegen ſo viel Mühe gegeben; allein Sie können Sich's nicht vorſtellen, wie gewaltig mich die Nachricht gekränkt hat, und noch kränkt, die Sie mir ertheilt haben. Sie hat zugleich meine Hoffnungen und Plane für die Zukunft zerſtöhrt und meinen Glauben an Tugend und Freundſchaft niedergeſchlagen; Denn, daß Sie es nur wiſſen! der Mildenburg, von dem Sie mir ſchreiben, daß Caroline ſeine Buhlerinn ſey, iſt mein Freund, kennt meine ehemalichen Verhältniſſe mit dieſem Frauenzimmer, weiß daß mein Herz noch immer an ihr hangt: Ihn habe ich oft gebeten, ſich nach ihr zu erkundigen, und er hat mich verſichert, er habe ihren Aufenthalt nicht erfahren können; und derſelbe Mann lebte vielleicht ſchon damals an der Seite der Leichtſinnigen und ſpottete mit ihr des leichtgläubigen Freundes in America. Doppelt hart iſt dies für mein Herz, da ich dem Manne, der mich auf dieſe Weiſe täuſcht, große Verbindlichkeit habe. Er iſt es, der meine Flucht aus dem Kloſter begünſtigt hat; Er iſt es, deſſen Empfehlung ich die Bekanntſchaft des redlichen Biedersdorfs und alſo die erſte Veranlaſſung zu meinem Fortkommen in dieſem Welttheile zu danken habe, und nun fühle ich zum erſtenmal, wie drückend die Pflicht der Dankbarkeit wird, wenn wir den Wohlthäter nicht hochſchätzen können. Dem Herrn von Biedersdorf will ich von der ganzen Sache nichts ſagen.

Indeſſen liegt mir darinn noch ſo viel Räthſelhaftes; Wo, wie und wenn hat Mildenburg Carolinens Bekanntſchaft gemacht? Wie kam ſie in eine, von ihrem Vaterlande und von ihrem bisherigen Aufenthalte ſo weit entfernte Gegend? — Doch, vielleicht iſt es am beſten, wenn ich nichts mehr davon weiß. Könnte ich ſie ganz vergeſſen; ſo würde ich wohl am glücklichſten ſeyn.

Beynahe hätte dieſe traurige Nachricht meinen Entſchluß, zurück nach Europa zu gehn, wanken gemacht; aber mein Hang dahin hat doch die Oberhand behalten, und ich werde ja in Teutſchland auch noch ein Plätzchen finden, wo ich unbekannt, unverfolgt von der Bosheit, und ungetäuſcht von der Untreue der Menſchen, einſam und ruhig mein Leben beſchlieſſen kann. Meine Vermögens-Umſtände fangen wieder an, ſich zu verbeſſern; Das Schickſal hat ein Paar meiner Unternehmungen ſo begünſtigt, daß ich dem würdigen Major von Biedersdorf ſchon die Summe, welche er mir geliehn, erſtattet habe. Glückt mir das, was ich gegenwärtig vorhabe (Es iſt aber eine Lieferung, bey welcher mein Hab und Gut und mein Credit auf dem Spiele ſtehen) ſo bin ich in Jahres Friſt, wenn nicht reich, doch ſo wohlhabend, daß ich, weil es denn einmal beſchloſſen zu ſeyn ſcheint, daß ich allein bleiben ſolle, als ein einzelner Mann ſehr gemächlich leben kann; und dann verweile ich nicht länger in America.

Für die Mittheilung Ihrer Geſchichte ſage ich Ihnen herzlich Dank. Sie kennen die meinige; Wir ſind alſo Beyde im Eheſtande ſehr unglücklich geweſen — Schlagen wir dies Capitel im Buche des Lebens nicht wieder auf! An der jetzigen vortheilhaften Wendung ihres Schickſals nehme ich den aufrichtigſten Antheil. Geht alles, wie es gehn ſoll; ſo ſage ich Ihnen in einem Paar Jahren, vielleicht noch eher, mündlich, wie aufrichtig ich bin ꝛc.

Funfzehnter Brief.

Von Heinrich von Mildenburg, an den Doctor Porr, in Hamburg.

**, den 18ten Junius, 1779.

Seit drey Wochen, mein theuerſter Freund! bin ich nun hier, und renne zu Advocaten und Richtern und Gönnern und Freunden herum, und bettle und flehe, mündlich und ſchriftlich, und treibe und verſpreche, und drohe, und komme doch nicht weiter, werde mit ſüßen Worten hingehalten, und bin in einer Laune, die ich keinem andern Menſchen wünſchen mögte.

Ich ſchrieb Dir vor einem Paar Monaten aus Paris. Du ſollteſt nicht eher Nachricht von mir erhalten, als bis ich wieder in Teutſchland wäre, und vorläufig geſehn hätte, welche Wendung mein Proceß nehmen würde. In Teutſchland bin ich nun wieder; aber mit Entſcheidung meines Proceſſes, ſteht es noch in weitem Felde — Davon nachher mehr! jetzt will ich noch etwas von meiner Reiſe-Geſchichte nachholen.

Die guten Steinbachs hatten, als Schlaubach mich drängte, hierherzukommen und meine Angelegenheiten perſönlich zu betreiben, wie Du weiſſt, aus Gefälligkeit für mich, den Plan aufgegeben, den Reſt des Winters in Lauſanne hinzubringen, und waren, damit ich doch noch die ſüdlichen Provinzen von Frankreich ſehn ſollte, mit mir im Februar nach Marſeille gereiſt. Von dort aus ſchrieb ich Dir, wir würden bis im May theils da, theils in Hieres, theils in Aix leben; dieſer Vorſatz wurde aber auch in ſo fern abgeändert, daß wir ſchon im Aprill nach Paris giengen. Unter den vielfachen Annehmlichkeiten die ich in Aix genoß, war es keine der geringſten, daß ich ſo viel Gutes von Dir hörte, daß hier, wo doch bey der Menge von Fremden, ein Einzelner ſo leicht überſehn wird, dennoch jedermann voll von Deinem Lobe war, ſeit der Zeit, da Du mit Deinem Engländer Dich hier aufgehalten haſt. In Aix erhielt ich auch einen Deiner Briefe, mein Theuerſter! und antwortete ſogleich darauf. Dies alles wiederhole ich, weil ich durch einige Umſtände veranlaſſt werde, zu glauben, daß nicht alle meine Briefe in Deine Hände gekommen ſind. Sehr unerwartet traf ich in dieſer Stadt auf der Orbitelle den jüngern Herrn von Eberbach an *) Er hat die Dienſte des Fürſten von Zerbſt verlaſſen, und iſt Geſellſchafts-Cavalier des Erbprinzen von **** geworden, mit dem er nun auf Reiſen iſt, der ihn ſehr liebt, wie er es verdient, und der gewiß einſt ſein Glück machen wird. Da ich grade an demſelben Tage einen Brief an Schlaubach abſchickte; ſo bat mich Eberbach, einen andern an ſeinen Bruder mit einzulegen, welches ich auch that. Im April reiſten wir nach Paris und brachten dort die zehn Wochen ſo hin, wie ich Dir die Beſchreibung davon gemacht habe. Dann kam die traurige Stunde der Trennung von meiner unvergeßlich lieben Reiſe-Geſellſchaft. Steinbach und ſeine Frau giengen über Lion nach Genf zurück, und ich eilte durch Lothringen, Elſaß und die Rhein-Gegenden hierher, nach dem Sitze der Chicane, mit bangen Ahndungen des Verdruſſes, der mich erwartete.

---

*) Man ſehe den 6ten Brief, im zweyten Theile, Seite 49.

Als ich unterwegens eines Abends nach Speyer kam, wo ich die Nacht zubringen wollte, hörte ich, daß eine Geſellſchaft Schauſpieler dort wäre und grade an dieſem Tage den Deſerteur aus Kindesliebe aufführen würde. Ich ließ mir das Ankündigungs-Zettel geben, und fand, daß dieſe ſo genannten Schauſpieler unter Direction des elenden Herrn Strunzmann ſtanden, der einmal vor einigen Jahren an mich geſchrieben hat. *) Ueberraſchender aber war es für mich, bey dieſer Bande den elenden Bergmannsdorf nebſt der Demoiſelle Rittermann **) zu finden. Letztere hatte ihren Namen beybehalten; Erſterer den ſeinigen in Bergſtadt umgemodelt. Ich fühlte keinen Beruf, ihrer Vorſtellung beyzuwohnen, das finſtre Speyer misfiel mir auch; ich reiſte noch deſſelben Tags weiter.

Ueber Manheim fuhr ich hauptſächlich, um mich nach dem jetzigen Zuſtande des ehemaligen Fräuleins von Braunfeld zu erkundigen. Ihre Lage iſt höchſt kläglich; Seit einem halben den Jahre liegt ſie an einem unheilbaren Krebsſchaden krank; Bald wird der ſchmerzhafteſte Tod ihrem verſchleuderten Leben ein Ende machen, und ihr letzter Augenblick gewiß ſehr bitter ſeyn — Was ich in meinen Umſtänden zu Erleichterung der ihrigen habe beytragen können, das habe ich gethan.

---

*) Man ſehe den 9ten Brief, im zweyten Theile.

**) Der 11te Brief in dieſem Theile erklärt dieß.

Meine Abrede mit Steinbachs war, wie ſie Dir's werden geſchrieben haben, daß wir im September in Hamburg zuſammentreffen wollten. Dies gründete ſich auf die Vorausſetzung, daß ich mit meinem Proceſſe gegen dieſe Zeit zu Ende gekommen ſeyn würde; aber wie weit ſcheint jetzt dieſe Ausſicht von mir entfernt! Eine ſolche Juſtitz-Verfaſſung, wie hier, iſt wohl im ganzen heiligen römiſchen Reiche nirgends. Gern wollte ich, obgleich ich noch vor wenig Jahren alle ſolche Kerls, wie die ſind, denen ich jetzt mit gebognem Rücken gute Worte geben muß, demüthig in meinem Vorzimmer ſtehn ſah; gern wollte ich die Erniedrigung verſchmerzen, hier den Supplicanten zu machen, wollte mich mit dem Gedanken beruhigen, daß ich nicht für mich, ſondern für mein einziges

Kind bettle, daß ich zu meinen eignen Bedürfniſſen herzlich wenig bedarf und dies Wenige habe; wenn ich nur ſähe, daß alle dieſe Erniedrigung, alle dieſe Bitten einige Würkung thäten; Aber ohne Theilnehmung, ja! ohne nur einmal meine dringenden Vorſtellungen mit Aufmerkſamkeit anzuhören, fangen dieſe kalten, unthätigen Menſchen an, mich als einen läſtigen Quärulanten zu betrachten. Anfangs machte man zwar eben ſo wenig Anſtalt, mir zu helfen; aber man ſchien doch, es zu fühlen, daß ich nur um Gerechtigkeit, nicht um eine willkührliche Gnade bat. Man erwies mir die äuſſere Achtung, die mein Stand und mein Ruf fordern können; Jetzt hingegen verzieht ſich die Protections-Mine zu einer verdrießlichen Fratze, wenn ich vor ihnen erſcheine, und die Lakayen dieſer wichtigen Männer winken ſich einander zu, deuten mit Zeichen, welchen Vorwand ſie finden wollen, um ihre Herrſchaft zu verleugnen, wenn ich mich anmelden laſſen will.

Als noch in *** das Ruder beynahe aller Geſchäfte in meiner Hand war, klagte ich da wohl je über Arbeit, wies je einen Bittenden von meiner Thür zurück, ohne ihn gehört, ohne ihn mit Freundlichkeit und Geduld gehört, ohne ihm, ſo ſchnell als möglich und als gerecht war, geholfen zu haben? Nie iſt mir's eingefallen, darauf ſtolz ſeyn zu wollen, daß ich eines einzelnen Menſchen, eines Fürſten Knecht wäre?

Ich habe uns immer, den Herzog ſo wohl als mich, Beyde als Diener des Landes angeſehn, und geglaubt, daß jeder Bürger und Bauer für das, was er an Abgaben entrichtete, und wovon auch wir bezahlt würden, ein Recht hätte, von uns zu fordern, daß wir dem Staate eben ſo viel und mehr Stunden Arbeit widmeten, als er ſeiner ſchwerern Arbeit im Schweiß ſeines Angeſichts widmet; Daß nichts mich berechtigen könnte, eine Stufe höher als er zu ſtehn, wenn ich ihn nicht in jeder bürgerlichen Tugend, und alſo vorzüglich in Arbeitſamkeit und Fleiß, überträfe; daß ich des Staubbeſens würdiger als meiner Beſoldung wäre, wenn ich die Hälfte des Tages im Wohlleben verſchleuderte, in Einer Woche mehr von den Einkünften des Landes durch die Gurgel jagte, als der arme Bauer ein ganzes Jahr lang zu ſeinem und ſeiner Kinder Unterhalte brauchte, und dann vielleicht noch obendrein durch meine Nachläſſigkeit bewürkte, daß Der, durch deſſen Entbehrung ich in Ueppigkeit lebte, die Stunden, die ich verpraſſte, mit Seufzen über meine Nachläſſigkeit hinbringen müſſte.

Wenn das die Vortheile unſrer hochgeprieſenen bürgerlichen Einrichtungen ſeyn ſollten, daß eine kleine Anzahl der Schlechtern und Müßigern ſich die Impunität verſchafft hätten, auf Unkoſten der größern Zahl der Edlern und Arbeitſamern, ſich gute Tage zu machen und nach einer gewiſſen conventionellen Form eine ſolche Ordnung und Ruhe zu erhalten, daß dieſe unnatürliche Einrichtung immer in ihrer Würde bliebe; wer würde ſich dann nicht in die Zeiten des Fauſtrechts zurückwünſchen, wo wenigſtens Ein Natur-Geſetz galt, das Recht des Stärkern; wo Jeder nahm, was er haben wollte, ohne ſich hinter den heuchleriſchen Anſchein der

Gerechtigkeit zu verſtecken; wo ich **ohne Methode** beſtohlen und geplündert wurde, und wo wenigſtens Ein Vorzug der menſchlichen Natur — die cörperliche Kraft — in Anſchlag kam?

Und Dieſe, in deren Händen jetzt meine und der Meinigen zeitliche Glückſeligkeit iſt, von denen es abhängt, durch einen unwiederruflichen Spruch mich und mein Kind zu armen, oder zu reichen Leuten zu machen — was für Menſchen ſind ſie? — Ich denke, Du kennſt mich genug, um überzeugt zu ſeyn, daß ich keine übertrieben hohe Meinung von meinen Verdienſten hege; aber das fühle ich doch, in Augenblicken, wo mein gekränkter Stolz ſich empöhrt, daß die Natur ſie nicht beſtimmt haben kann, da die glänzende Rolle zu ſpielen, wo mir die ſubalterne zugetheilt iſt. Laß uns zu gleicher Zeit bey uns in Hamburg, oder ſonſt irgendwo auftreten, wo der Mann nur das gilt, wozu, fern von politiſchen Rückſichten, eigner Werth und Achtung der Beſſern ihn ſtempeln; und laß uns dann ſehn, in was für Lichte dieſe hirnloſen Sterblichen erſcheinen! Warum muß das Schickſal mich verdammen, grade auf dem

ein:

einzigen kleinen, ſchmutzigen Platze des Erdbodens, wo dieſe Schaafsköpfe ihr Weſen haben — von ihnen abhängig zu werden?

Mir iſt es ein Geheimniß, was für Mittel der elende Raſtitz gefunden hat, ſeiner ſo offenbar ungerechten Sache einen andern Anſtrich zu geben, oder zu verhindern, daß ſie zum Vortrage komme. Ich bin keinen einzigen ſchiefen Weg gegangen; ich verlange nichts, als daß meine Tochter in den rechtmäßigen Beſitz ihres mütterlichen Vermögens geſetzt werde, mein Schwiegervater aber die Forderungen klar mache, die er an dieſem Vermögen zu haben meint; allein ich bin nicht im Stande, zu bewürken, daß man nur einen Blick in die Acten werfe — Die Sache liegt, und bleibt liegen.

So muß ich denn in dieſem elenden Städtchen, wo ich doch nicht Eine lebendige Seele finde, die mit mir ſympathiſirt, bey der ich Troſt ſuchen könnte, wenn ich herabgeſpannt und mismüthig des Abends mich nach einiger Erholung ſehne; hier muß ich denn eine Woche nach der andern verliehren, fern von Dir, fern von meinen theuren Steinbachs, deren liebevoller Umgang meinem Herzen ein ſo ſüßes Bedürfniß geworden war! Noch ſehe ich nicht voraus, wie lange das dauern kann; aber das weiß ich, daß wenn ich mit dem alten Raſtitz auf irgend eine Weiſe, ohne meiner Tochter gar zu viel zu vergeben, durch einen Vergleich auseinander zu kommen vermag, ich ſo bald als möglich meine Angelegenheit aus den Händen der Juſtitz und meine Perſon aus dieſen Gegenden ziehn werde.

Um indeß hier einige Beſchäftigung zu haben, die auch andern Nutzen bringen könnte, habe ich ein Mittel gewählt, das Du ſchwerlich errathen wirſt, und wozu mir ein Zufall den Gedanken eingab. Ich gieng vor acht Tagen vor einem der Stadt-Thore ſpatzieren; Es war gegen Abend; die Hitze war den Tag über groß geweſen; Ich hatte Durſt; In einem einſam liegenden Gärtner-Hauſe glaubte ich Milch bekommen zu können; Ich trat hinein und bat darum, erhielt auch ein Glas voll. Der Mann und die Frau arbeiteten im Garten; ein Knabe von eilf Jahren ſaß vor der Thür und blätterte in einem Bilder-Buche. Der Junge hatte etwas Feines, nicht Gemeines, etwas das ich unter den niedern Ständen in dieſen Gegenden ſelten antreffe, in ſeiner Geſichtsbildung; die Phyſiognomien der Eltern gefielen mir weniger. Während die Mutter in das Haus gegangen war, um die Milch zu holen, und ihr Mann neben mir ſtand, fieng ich an, mich mit ihm und ſeinem Kinde zu unterhalten. Die Antworten des Knaben waren naiv und beſtimmt; Ich fragte den Vater, was er aus ihm zu ziehn dächte: „Der Junge“ ſagte er „ſey ſo auf die „Bücher verſeſſen; Es könne noch wohl einmal „ein Schulmeiſter oder Schreiber aus ihm werden, wenn er nur nicht zu arm wäre, um ihn „in eine gute Schule zu ſchicken, und wenn „nicht hier im Lande, um zu etwas zu gelangen, „alles auf Gunſt und Verbindung ankäme.“ Ich fragte ihn, ob es ihm unangenehm ſeyn würde, ſeinen Sohn vorerſt irgendwo zum Bedienten angezogen zu ſehn; Er erwiederte: „das „würde er für ein großes Glück halten.“ Und ſo waren wir denn bald einig mit einander. Ich beſtellte ſie auf den folgenden Tag zu mir, verſprach väterlich für den Jungen zu ſorgen, mich ſeiner Erziehung und ſeines Unterrichts anzunehmen; die Mutter wurde mit zu Rathe gezogen, und Alle waren willig, mein Anerbiethen dankbar anzunehmen. Am andern Morgen führte der Gärtner den Knaben in meine Wohnung, und überlieferte ihn mir. Seine Equipage beſtand in zwey Hemdern und einigen Kleinigkeiten; Mein Bedienter muſste dafür ſorgen, daß er mit Wäſche und Kleidung verſehn wurde, und ſeit dieſer Zeit beſchäftige ich ſelbſt mich, einen großen Theil des Tags hindurch, damit- daß ich dem Jungen Unterricht im Leſen, Schreiben, Rechnen und dergleichen gebe. Spotte nicht darüber, mein Lieber! daß ich es nun bis zum Schulmeiſter gebracht habe! Gelingt mir mein Vorhaben; ſo werde ich doch wenigſtens Ein Geſchöpf auf Erden glücklich machen, werde wenigſtens Eine dankbare Seele finden — Und wahrlich! bald bin ich der erwachſenen Menſchen, mit ihren Alltags-Geſichtern, mit ihren moraliſchen Larven, deren eine ausſieht, wie die andre, ſo überdrüſſig geworden, daß ich mich lieber immer unter Kindern umhertreiben mögte.

Bis itzt gefällt mir der Knabe ganz gut; Feuer und Geiſt hat er; in der erſten Erziehung aber iſt er verwahrloſt worden. Die Eltern mögen doch wohl ſchlechte Leute ſeyn; ich merke das an kleinen Winkelzügen, zu denen ſie ihn gewöhnt zu haben ſcheinen; und wäre er länger bey ihnen geblieben; ſo würde er vermuthlich allerley Ränke und böſe Schelmenſtücke gelernt haben; Doch hoffe ich, ihn wieder zu einem unverſtellten, ehrlichen Weſen zurückzuführen.

Von dem Herrn von Braunfeld höre ich gar nichts; Er wird wohl nun Meiner nicht mehr bedürfen, und alſo wie die mehrſten Menſchen, ſich ferner nicht um Den zu bekümmern nöthig finden, durch den jetzt ſeine Sache ſo weit eingeleitet iſt, daß er ſich ſelbſt helfen kann.

Es gehe Dir wohl, mein beſter Freund! Du wirſt es dieſem Briefe leicht anſehn, daß er in einer ſehr unharmoniſchen Gemüthsſtimmung geſchrieben iſt — Grüße die Felmer und Deine geſchäftige alte Muhme von mir, und vergiß Meiner nicht!

Sechzehnter Brief.

Antwort des Doctors Porr, an Heinrich von Mildenburg.

Hamburg, den 5ten Julius. 1779.

Mit der herzlichſten Theilnehmung, mein theuerſter Freund! habe ich Deinen lieben Brief vom 18ten des vorigen Monats geleſen. Ich denke mich ganz in Deine Lage hinein; Mögte doch oft ſchon Der, welcher nicht unmittelbar dabey intereſſirt iſt, aus der Haut fahren, wenn er dem Weſen der Herrn Richter und Advocaten in manchen Ländern zuſieht!

Ich maße mir nicht an, einem Manne von Deiner Erfahrung weder einen Rath geben, noch irgend einen Vorwurf machen zu wollen; allein man wiegt denn doch gewöhnlich in fremden Angelegenheiten die Dinge mit mehr Kaltblütigkeit ab; und ſollte das auch nicht der Fall ſeyn; ſollte ich Dir hier nichts ſagen, als was Du täglich ſelbſt denkſt und Dir ſelber ſagſt; ſo halte ich es doch für Pflicht, nicht ganz über

Gegenſtände zu ſchweigen, die Dir ſo wichtig ſind.

Ob bey Deinen Richtern, beſonders bey dem Referenten, böſer Wille im Spiele iſt; das kann ich nicht entſcheiden. Faſt ſollte ich es aus manchen Umſtänden vermuthen, und wäre das; ſo würde ich Dir nicht dringend genug rathen können, Dich mit Geduld zu wafnen, keinen einzigen übereilten Schritt Dir zu erlauben, und nicht zu früh, nicht zu laut und nicht zu herbe über die Behandlung zu klagen, die Du erfährſt — Das erbittert doch nur, und vielleicht lauert man eben darauf, um dann eine Entſchuldigung vor ſich ſelber zu haben, noch ungerechter gegen Dich zu verfahren. Haſt Du Dir aber nichts vorzuwerfen; ſo darfſt Du nicht nur ſichrer auf die Hülfe der Vorſehung rechnen, ſondern, wenn endlich den Schelmen gar kein Vorwand mehr übrigbleibt, Deine Sache liegen zu laſſen; ſo werden ſie denn doch zuletzt Hand anlegen müſſen, beſonders in dieſen Zeiten, wo die Würkung der Publicität manchem Unhold der vor der öffentlichen Entlarvung zittert, einen fürchterlichen Wink giebt, den geduldig harrenden Mann nicht auf das Aeuſſerſte zu treiben.

Es würde jetzt zu ſpät ſeyn, Dir bemerklich zu machen, daß Du wohl ein wenig übereilt gehandelt haſt, indem Du damit angefangen, Dich der Vorſprache des Prinzen Friedrichs zu verſichern. Das hat die Herrn ſehr vor den Kopf geſtoßen, und würde vielleicht auch bey den redlichſten Männern böſe Eindrücke gemacht haben. Denn mir ſcheint es würklich conſequent, daß Leute, deren Händen nun einmal gewiſſe Geſchäfte anvertrauet ſind, vorſetzlich zeigen, daß ſie durch keine Vorſprache bewogen werden können, mehr oder weniger zu thun, als ihre Pflicht iſt, weil ſie ſonſt zuletzt die Maſchine der Großen des Hofes werden würden, nach deren Willkühr ſie Geſchäfte beſchleunigen und zurücklegen, wenn nicht gar Recht und Unrecht nach Gunſt und Vorwort handhaben müßten. Sind nun Deine Richter Schelme; ſo haben ſie doppelte Urſache, ſich auf den Fuß zu ſetzen, ſich von niemand controlliren zu laſſen.

Langſam geht der Gang der Juſtitz faſt in allen teutſchen Staaten, und was willſt Du denn, mein Lieber? iſt doch Dein Proceß kaum erſt ein kleines Jährchen im Gange! Danke dem Himmel, daß Du es nicht mit den Reichs-Gerichten zu thun haſt! Oft haben die ſtrengen Vertheydiger dieſes Schneckengangs der heiligen Themis mir, wenn ich darüber klagte, geantwortet: „Dieſe Langſamkeit ſtifte im Ganzen mehr Nutzen, als Schaden. Der Richter habe Gelegenheit in dieſer Zwiſchenzeit zuweilen ſorgſame, zuweilen flüchtige Blicke in die Acten zu werfen, könne die Augenblicke der vollkommenſten Muße dazu wählen, ſehe die Sache von allen Seiten, bey verſchiednen Launen und Stimmungen an, erfahre mündlich durch Sollicitationen und durch Geſchwätze manche kleine Umſtände, die ſehr wichtig ſeyn könnten, und wovon vielleicht nicht Ein Wort in den barbariſchen Aufſätzen der Advocaten ſtünde; die Wahrheit gewinne dabey; auch kühle ſich zuweilen das Blut der ſtreitenden Partheyen in Jahrsfriſt ab, ſo das ein Vergleich zu Stande käme, bevor der Richter ernſtlich an die Arbeit gienge.“ Das läſſt ſich doch hören, mein Beſter! und ich entſchuldige ſo gern, wenn ſich's irgend thun läſſt. Denke auch immer, lieber Freund! daß Du doch indeſſen nicht Mangel leideſt, daß Du ſo lange gelebt haſt, ohne den Genuß von jenem, dir freylich rechtmäßig zukommenden Vermögen zu haben, endlich, daß, wenn ich's ſagen darf, Dein Aufenthalt in * * Dir vorzüglich deswegen noch einmal ſo langweilig und öde ſcheint, weil Du eben von einer angenehmen Reiſe zurückgekommen biſt, und zugleich Dich von Deinen Freunden getrennt ſiehſt.

Das Sollicitiren iſt freylich eine unangenehme Sache, beſonders für einen Mann, der noch nicht vergeſſen kann, daß er einſt Miniſter geweſen; aber ein Solcher, und dem die Rechte der Menſchheit ſo heilig ſind, wird dann auch gewiß immer bedenken, daß da, wo er Parthey, und ein andrer, obgleich nicht ſo würdiger Mann Richter iſt, er nicht mehr Rückſichten fordern kann, als der geringſte Bauer.

Das darf man gar nicht erwarten, daß Leute, die unſre Sache mit kaltem Blute anſehen, und Jahr aus, Jahr ein, eine ſolche Menge von Klagen hören müſſen, eben ſo feurig und theilnehmend in unſer Intereſſe hineingehn ſollten, als wir ſelbſt; auch iſt es beynahe Pflicht des Richters, ſich gegen alle Arten der

Beredſamkeit zu wafnen, und einem zu warmen Herzen nie die Zügel ſchieſſen zu laſſen, wenn er nicht ſeine Unpartheylichkeit in Gefahr ſetzen will; leider! aber incruſtiren ſich freylich die Herzen der mehrſten Richter, wie die ſo vieler Wundärzte, zuletzt ein wenig zu ſehr, und daß Kälte, Phlegma und Hartherzigkeit bey den Herrn in **, vielleicht mehr als ſonſt irgendwo, zu Hauſe ſind; das ſagt uns der allgemeine Ruf — Aber daure aus, mein Theuerſter! Sey gewiß: tandem bona cauſſa triumphat, und wer immer eben ſo vorſichtig als redlich handelt, erlangt doch früh oder ſpät ſeinen Zweck.

Das iſt wohl keinem Zweifel unterworfen, daß es in der Welt recht ſehr wenig arbeitſame, fleiſſige Menſchen giebt, Wenige, die nicht zwey Drittheile ihres Lebens verſchleudern, verſchlafen, verträumen und verſpielen, den Reſt aber zweckloſer Thätigkeit widmen; daß unter der Claſſe Derer, die in öffentlichen Aemtern ſtehen, und denen der Staat die Verwendung ihrer Stunden am theuerſten bezahlt, grade die mehrſten Faullenzer ſind, endlich daß ** der rechte Sitz beſoldeter Müßiggänger iſt — Aber man handelt doch auch ungerecht, wenn man fordern will, daß der Mann, welcher mit dem Kopfe arbeitet, täglich eben ſo viel Stunden dazu verwenden, nicht beſſer dafür bezahlt werden und ſich nicht mehr Ergötzungen erlauben ſoll, als Der, welcher nur ſeine cörperlichen Kräfte anſtrengt. Ich will nicht einmal von dem größern allgemeinern Nutzen reden, den ein Geſchäftsmann und ein Gelehrter ſtiften können — dagegen mögteſt Du manches einwenden; Allein ſchwächen Geiſtes-Arbeiten und ſitzende Lebensart nicht die Maſchine, untergraben, wenn ſie übertrieben werden, nicht die Geſundheit, indeß bloß cörperliche Anſtrengung, ſelbſt wenn ſie ein wenig heftig iſt, zwar ermüdet, aber in der Folge die Nerven ſtärkt, die Geſundheit abhärtet und dauerhaft macht? Soll der Mann, der auf dieſe Weiſe ſich der Gefahr ausſetzt, früher aus der Welt zu gehn, nicht durch beſſere Bezahlung davor geſichert werden, daß er ſeine Familie nicht in Dürftigkeit hinterlaſſe? Verſuche es einmal, ob Du über eine gewiſſe Anzahl Stunden des Tages hinaus Deine Geiſteskräfte anſtrengen kannſt! Wie viel Wochen wirſt Du es aushalten? Freylich iſt es ärgerlich, zu ſehn, daß in den mehrſten Städten die Collegia ſich erſt verſammeln, nachdem der Bauer ſchon ſechs bis ſieben Stunden für ſie geſchwitzt hat, und daß die Herrn Geſchäftsmänner ſich, nach einer durchſchwärmten Nacht, gegen Mittag erſt aus ihren weichen Betten erheben, dann ein Paar Stunden lang ein wenig arbeiten, von da zum Schmauſe eilen, bis in die ſpäte Nacht hinein an Spiel- und Eß-Tiſchen die Zeit verſchwenden, und doch noch über die Menge der Geſchäfte klagen; Aber wer, vom frühen Morgen an bis ein Paar Stunden nach Mittag, am Schreibtiſche fleiſſig zugebracht und ſich mit Dingen beſchäftigt hat, die ſeine ganze Aufmerkſamkeit erfordern, dem kann man für den Reſt des Tages wohl Erholung gönnen; und er bedarf ihrer gewiß. Dem Landmanne, dem Tagelöhner, dem Handarbeiter hingegen ſind ein Paar Ruhe-Stunden zur Mittagszeit hinlänglich, um neue Kräfte zu ſammeln, und ſich wieder friſch bis zum Abend an das Werk zu machen. Der Gelehrte bedarf feinrer Koſt, und ausgeſuchtrer Vergnügungen für ſeine, durch Anſpannung ge-

reizte

reizten oder erſchlafften Nerven, für ſeinen, durch das Sitzen geſchwächten, gedrückten Magen; dem Landmanne ſchmeckt und bekömmt jedes Mahl wohl, ihm ſcheint jedes Lager weich, ihm gnügt jede Art Erholung. Jener hat zugleich ſeine Organen geſchwacht, ſeine Phantaſie erhitzt, und ſeine ganze Kraft- und Aufmerkſamkeit auf einen einzigen Gegenſtand geheftet; er bedarf alſo Zerſtreuung und Mannigfaltigkeit der Vergnügungen; Der Andre hat, während ſeine Glieder thätig waren, ſeinen Geiſt und ſeine übrigen Sinne nicht angeſtrengt, hat dieſe nach Gefallen auf angenehme Objecte heften, mit ſeiner Einbildungskraft herumſpatzieren und ſich tauſendfaltigen Seelen-Genuß verſchaffen können; Ihm iſt es alſo genug, daß nachher nur die Werkzeuge ruhen, die er allein in Thätigkeit geſetzt hat. Noch einmal, mein Lieber! der Misbrauch, den Viele von dieſen Privilegien machen, ſoll uns nicht verleiten, ungerecht gegen die ehrwürdige Claſſe Derer zu ſeyn, die dem Staate mit ihrem intellectuellen Vermögen dienen. Unſer an Paradoxen ſo fruchtbares Zeitalter, fängt an, den untern Claſſen, die wir lange genug mit dem eiſernen Scepter des Despotismus niedergedrückt und als Werkzeuge betrachtet haben, den Großen der Erde nur zu dienen, die unzählichen Bedürfniſſe herbeyzuſchaffen, deren ſie zu Befriedigung ihrer Lüſte brauchen, fängt, ſage ich, nun an, die Rechte Jener zur Ungebühr auf Unkoſten Dieſer auszudehnen. Möchten wir doch lernen, die weiſe Mittelſtraße halten! So lange es eine Chimäre bleibt, das goldne Zeitalter, die allgemeine Freyheit und Gleichheit unter den Menſchen wieder herbeyzuführen; ſo lange es noch Staaten, und in dieſen, Abtheilungen unter den Bürgern geben muß; ſo lange muß man jeder dieſer Claſſen eine Lebensart erlauben, die ihrer Beſtimmung angemeſſen iſt, und die ſie ertragen kann. Es iſt ganz nützlich, es zuweilen laut zu ſagen, daß Die, welche herrſchen, befehlen und Geſetze geben, ihre Exiſtenz nur der Uebereinſtimmung des größern Haufens zu danken haben, damit die Sultans und Veziers nicht vergeſſen, daß die Cronen, Fürſtenhüte und Knoten-Perücken nicht von Ewigkeit her fabricirt worden ſind, um ausſchließlich und einzig auf die Köpfe gewiſſer Familien zu paſſen; allein man ſoll auch nicht dadurch, daß man eine Claſſe herabwürdigt und verächtlich macht, unter denen es ſo viel edle, weiſe Wohlthäter des Menſchengeſchlechts giebt, die ſich mit allen ihren phyſiſchen und intellectuellen Kräften dem allgemeinen Beſten aufopfern, veranlaſſen, daß jeder ſchiefe Kopf glaube, er könne ſeine Nachtmütze zur Kaiſers-Crone, ſeine Schuhbürſte zum Scepter und ſeinen Brettſchemel zum Richterſtuhle erheben. Iſt es uns ein Ernſt, um das Wohl der Welt und um Zurückführung einer goldnen Zeit, die nie exiſtirt hat; ſo fange man die Reform nicht von unten, ſondern von oben her an! Man ziehe nicht den eigentlichen Pöbel zu ſich hinauf; ſondern man ſteige herab, und nähere ſich, durch Simplicität der Sitten, Mäßigkeit und Popularität, dem Volke! Man reize nicht Den, welcher bis itzt auf der hölzernen Bank eben ſo bequem, als auf ſammtnen Polſtern geſeſſen hat, gierig nach unſern Sopha's zu werden; ſondern man lerne, dieſer Sopha's entbehren und die goldene Nüchternheit und Mäßigkeit kennen und ſchätzen; mache nicht lüſtern nach den Quellen des mannigfaltigen Elendes unter den Menſchen, ſondern verſtopfe ſich ſelber dieſe Quellen!

Du wirſt leicht begreifen, mein Beſter! daß ich dies alles nicht zu Deiner Belehrung geſagt haben will, ſondern um mein Herz gegen Dich über das Unweſen unſrer Freyheits-Prediger auszuſchütten. Ich maße mir nicht an, ein Prophet zu ſeyn, aber ich meine doch, vorauszuſehn, daß dieſe Schreyer, ehe ein halbes Jahrhundert vergeht, in manchen Ländern, im Volke größers Unheil anrichten werden, als die Despoten und Oligarchen je geſtiftet haben.

Nur Eine ausgezeichnete Wohlthat hat der Genius unſers Zeitalters uns erwieſen, und die iſt, daß er der Publicität ſo laut das Wort geredet hat. Dieſe allein kann den Misbrauch der oberſten Gewalt hemmen. **Das ganze Volk und jeder Einzelne im Volke hat das gegründetſte Recht, zu fordern, daß man ihn nicht im Dunkeln führe. Fürſten, Miniſter und Räthe ſind nur Bevollmächtigte dieſes Volks, dem es übrigens nicht zukömmt, ſeine Bevollmächtigten, wenn ſie ihre Pflicht erfüllen, abzuſetzen. Dieſe thun ihre Pflicht, ſo** lange die Landes-Geſetze die Richtſchnur ihrer Handlungen ſind. Es muß aber dem Volke gezeigt werden, daß nach dieſen Geſetzen verfahren wird. Die Regierung iſt nicht befugt, zu verlangen, daß man ihr das auf das bloße Wort glaube. Ueber Fälle, wo Ausnahmen von Geſetzen Statt haben müſſen, (und das iſt ſchon ſchlimm genug) wo keine Geſetze vorhanden ſind, oder wo ein neues Geſetz zu machen iſt; muß die Regierung dem Volke von den Urſachen und Gründen dieſer Neuerung Rechenſchaft geben. Geld-Ausgaben und Steuern beruhen auch auf Verordnungen; Da, wo dergleichen mit Gewalt, mit Unluſt, oder wenigſtens ohne Beyſtimmung der Nation, ohne die Gründe der Nothwendigkeit derſelben vorzutragen, willkührlich von der Regierung auferlegt werden dürfen; da herrſcht eine unnatürliche, fehlerhafte Verfaſſung. Endlich darf, unter keinem Vorwande, die Verwendung der Landes-Einkünfte ein Geheimniß ſeyn.

Alles, was man gegen dieſe Sätze einzuwenden pflegt, iſt eitel, iſt niedrige, unverſtändige Schmeicheley, oder es ſteckt Eigennutz, böſe Sache dahinter. Es giebt in allen Claſſen der Bürger verſtändige Männer, welche die unruhigen Köpfe im Zaum halten; dieſe verſtändigen Männer müſſen, durch ofnes und redliches Verfahren, überzeugt und für die gute Sache gewonnen werden. Das ganze Corps der Unterthanen iſt nie zur Meuterey geneigt, wenn es nach Vernunft und Geſetzen behandelt wird, und man ihm kein Geheimniß aus der Adminiſtration macht. Die Anzahl der ruheliebenden Menſchen iſt gröſſer, als die der aufrühriſchen — davon wird man überzeugt, wenn man irgend Temperamente ſtudiert hat — Nur die niedrigen Höflinge haben von je her den Despoten Mistraun gegen die Völker einzuflöſſen geſucht. Einzelne unruhige Geiſter trifft man überall an; ſie finden aber da kein Gehör, wo nichts geheim behandelt wird, haben hingegen da doppelte Gelegenheit, Aufruhr und Murren zu erwecken, wo man nicht hinter den Vorhang ſchauen darf. Zur Ehre der Menſchheit kann man annehmen, daß böſer Wille nur bey der kleinſten Zahl die Oberhand hat; Doch wo Vermuthung und Ungewißheit eintreten können, da geſellen ſich auch die ſchwachen Guten zu den ſchlauen Böſen. Die Art, wie die Geſchäfte geführt werden, die kleinen Details der Ausführung und die Art der Einleitung, können und müſſen oft von einer klugen Regierung verſchwiegen werden, und niemand wird darnach fragen; aber die Sache ſelbſt, und warum ſie ſo und nicht anders iſt, — daß muß an das Licht, und Jeder fragt darnach, hat von jeher darnach gefragt, wird, bey den jetzigen critiſchen Zeiten, verleitet, darnach zu fragen, und wehe der Regierung, die es noch in zwanzig Jahren wird verſuchen wollen, mit Gewalt dem Volke das Maul zu ſtopfen und das alte Syſtem der Verheimlichung und Willkühr aufrecht zu erhalten!

Doch nun genug von Politik! Es ſoll mir große Freude machen, wenn Dein Plan, Dich mit Unterricht und Bildung des armen Knaben, den Du zu Dir genommen haſt, zu beſchäftigen, Dir gelingt, wenn Du Dich dadurch auf angenehme Weiſe zerſtreueſt, und Du zugleich den Nutzen dadurch ſtifteſt, welchen Du erwarteſt. Allein, theuerſter Freund! wirſt Du mir's verzeyhn, wenn ich auch hier einige Zweifel äuſſere? Ich will Dich nicht mit dem Gemeinſpruche aufhalten, daß man bey allem Guten, das man den Menſchen erweiſt, und vorzüglich bey der Erziehung, weder auf Erfolg noch Dankbarkeit rechnen müſſe — Wer ſo genau calculiren wollte, dürfte nichts für ſeine Nebenmenſchen thun — Allein mir ſcheint es, als hätteſt Du erſt die Eltern des Kindes genauer kennen zu lernen ſuchen ſollen. Sind Dieſe würklich von ſchlimmer Gemüthsart; ſo kann nicht nur der Junge in ſeinem eilften Jahre ſchon ſehr viel unvertilgbar Böſes von ihnen gelernt haben; ſondern ich bin auch, als Menſchen-Beobachter und Arzt, überzeugt, daß die ſittlichen Gebrechen der Eltern, eben ſo wohl als die cörperlichen, auf die Kinder ſo vererbt werden, daß weder Erziehung, noch Diät des Leibes und der Seele, ſie zu heilen vermögen. Das würde mir dann ſehr wehthun, wenn Du auf dieſe Weiſe ganz den Zweck Deiner guten Handlung verfehlen und nachher auf's Neue der armen Menſchheit die Schuld von dem geben ſollteſt, was doch ein wenig auf Rechnung Deiner unvorſichtigen Wahl zu ſchreiben wäre, und wenn Du damit noch obendrein viel Zeit verſchwendeteſt,

die

die Du würdigern Gegenſtänden hätteſt widmen können. Hierzu kömmt noch, daß, wenn wir Kinder aus niedrigen Ständen bilden, wir leicht verleitet werden, ihnen einen größren Grad von Cultur zu geben, als für ſie taugt. Können wir ſie dann nicht lebenslang bey uns behalten und ihnen eine Exiſtenz nach ihrem Herzen verſchaffen, oder ſie durch unſre Vorſprache in einen höhern Stand ſchieben, ſondern müſſen ſie, wenn ſie erwachſen ſind, ſie ihr ferneres Fortkommen ſelbſt ſuchen laſſen; ſo fühlen ſie ſich aller Orten unbehaglich. Zu ihres Gleichen paſſen ſie nicht; von Vornehmern werden ſie ſelten nach Maßgabe ihrer Bildung, ſondern ihrem Stande gemäß behandelt; und ſo haben wir ihnen denn würklich, mit dem beſten Willen, manche trübe, mismuthsvolle Stunde bereitet, und Wünſche und Erwartungen in ihnen erweckt, die ſie ohne uns, in ihrer glücklichen Unwiſſenheit, nicht gekannt haben würden. Ich wiederhole Dir's aber, kann dieſe Beſchäftigung Dich ein wenig aufheitern; ſo iſt das immer Gewinn; Dich zufrieden und ruhig zu ſehn; das iſt der ſehnlichſte Wunſch Deines ꝛc.

Siebenzehnter Brief.

Von Heinrich von Mildenburg, an den Doctor Porr, in Hamburg.

**, den 18ten November, 1779.

Wenn Du beyliegende beyden Briefe *) wirſt geleſen haben; ſo wirſt Du Dir einen Begriff von der Gemüths-Verfaſſung machen können, in der ich Dir dieſe Zeilen ſchreibe — Schlag auf Schlag! — Weiſſt Du Rath, mein einziger Freund! ſo verſage ihn mir jetzt nicht! Ich weiß mir nicht zu helfen; Auch bin ich ſehr krank. Sollte es ſchlimmer mit meiner Geſundheit werden; ſo würde ich es wagen, Dich bitten zu laſſen, daß Du — Doch nein! Warum ſollte man ſich bemühn, ein Leben zu friſten, das nur ein Gewebe von Elend und Kummer iſt? — Lebe wohl! Wenn ich mich ein wenig werde gefaſſt haben; ſo ſchreibe ich Dir weitläuftiger — wenn ich kann; ſonſt ſoll mein Bedienter Dir Nachricht geben — Heute kann ich nicht mehr. —

---

*) Die beyden folgenden.

Achtzehnter Brief.

Von dem Herrn Geheimen-Kriegsrathe und Cammerherrn von Herbrand, an Heinrich von Mildenburg, in **.

***, den 10ten November, 1779.

Ew. ꝛc. bin ich gezwungen, auf Befehl Sr. Durchlaucht des Herzogs, meines gnädigſten Herrn eine Eröfnung zu thun, die ich in der That mit leidmüthiger Empfindung hinſchreibe. Es haben nämlich Sr. Durchlaucht misfällig vernommen, daß Dieſelben den von Ihnen caſſierten ehemaligen Geheimenrath von Braunſeld, durch Vorwort und Verwendung in demjenigen unbefugten Proceſſe, welchen gedachter Herr von Braunſeld bey dem Reichs-Cammergerichte in Wetzlar gegen Sr. Durchlaucht anhängig zu machen ſich erkühnet, zu unterſtützen und ihm darinn beförderlich zu ſeyn, keinen Anſtand genommen.

Wie nun der Herzog mein gnädigſter Herr, ſich nicht entbrechen können, dieſen Schritt von

Ew. ꝛc. gegen einen Fürſten, von deſſen Huld Dieſelben bis dahin eine anſehnliche Penſion aus der Cabinets-Caſſe zu Dero Subſiſtenz genoſſen, billig als eine Uebertretung der ſchuldigen Ehrerbiethung und Dankbarkeit gegen Ihre hohe Perſon anzuſehn; als haben Höchſtdieſelben an den Cabinets-Caſſirer den Befehl ergehn laſſen, von dato an, mit Auszahlung vorerwähnter Penſion einzuhalten, mir aber den für mich ſehr ſchmerzlichen Auftrag gegeben, Ew. ꝛc dies, nebſt Bezeugung Ihrer höchſten Unzufriedenheit kund zu thun.

Was meine Perſon betrifft; ſo kömmt es mir nicht zu, über Deroſelben Verfahren in dieſer Angelegenheit ein Urtheil zu fällen. Doppelt empfindlich aber iſt mir dieſer Vorfall, da derſelbe einen Mann betrifft, durch deſſen Verwendung ich zuerſt in die hieſigen Dienſte gekommen, und dem ich alſo die Empfindungen der aufrichtigen Erkenntlichkeit und Hochſchätzung zu widmen nie aufhören werde, mit welchen ich zu verharren die Ehre habe ꝛc.

P. S.

Ich glaube nicht, daß Ew. ꝛc. etwas ausrichten würden, wenn Dieſelben es verſuchen wollten, durch irgend einen Weg den Entſchluß Sr. Durchlaucht rückgängig zu machen.

Neunzehnter Brief.

Von der Frau von Steinbach, an Heinrich von Mildenburg.

Carlsruhe, den 30ſten October, 1779.

Mit recht traurigem Herzen ſchreibe ich Ihnen heute, mein theuerſter Freund! denn ich weiß es, die Nachricht, die ich Ihnen zu geben habe, wird Ihnen Kummer machen. Es muß aber heraus; alſo kurz! aus unſerm ſchönen Plane, in Hamburg oder Altona an Ihrer Seite zu leben, wird nichts. Wir kamen vor vierzehn Tagen auf unſrer Rückreiſe hier an; Mein Mann iſt in Carlsruhe ſehr bekannt, hat ſeine Jugend-Jahre hier zugebracht; der Herr Markgraf hat immer viel Gnade und Güte für ihn gehabt; Sobald Dieſer nun erfuhr, daß Steinbach frey wäre und ſich in Hamburg niederlaſſen wollte, drang er in ihn, um ihn zu bewegen, doch ſtatt deſſen hier zu wohnen, und in ſeine Dienſte zu treten. Er fügte dieſem Antrage die vortheilhafteſten Bedingungen hinzu, und mein Mann nahm endlich, gerührt und dankbar, den Vorſchlag an.

Steinbach iſt alſo mit einem anſehnlichen Gehalte Obriſt in Dienſten des guten Markgrafen von Baden geworden. Sie wiſſen, theuerſter Freund! daß eigentlich nichts als die unangenehmen Verhältniſſe an dem Hofe des Herzogs von *** ihn bewogen hatten, ſeinen Abſchied zu nehmen, denn übrigens, da er von Jugend auf gedient hat, und mit ganzer Seele Soldat iſt; ſo glaube ich würklich, wie auch Sie einſt der Meinung waren, daß ein Leben ohne die beſtimmten Geſchäfte, an welche er ſo viel Jahre hindurch gewöhnt geweſen iſt, auf die Länge ihm würde Langeweile gemacht haben. Wie ich darüber denke, mein lieber Mildenburg! und wie ſehr ich mich auf Hamburg und auf Ihren Umgang gefreuet habe, das wiſſen Sie; Indeſſen iſt es meine Pflicht, aus meines Gatten Zufriedenheit auch die meinige zu machen, und ein ſo edler Mann als er iſt, verdient wohl, daß man dieſe Pflicht mit Freuden erfülle. Er empfiehlt ſich Ihnen zärtlichſt; Sobald er ein wenig in Ruhe ſeyn wird, will er Ihnen ſelbſt ſchreiben, und Ihnen einen Vorſchlag thun, der dahin zielt, Sie uns wieder näher zu führen, da das Schickſal es nicht gewollt hat, daß wir zu Ihnen kommen ſollten. Ueberlegen Sie es indeß vorläufig einmal, mein beſter Freund! ob Sie Sich nicht entſchlieſſen könnten, den Aufenthalt an den Ufern der Elbe mit dieſen ſchönen Gegenden zu vertauſchen!

Wir haben Schlaubach gebeten, die Beſorgung zu übernehmen, einen Theil des Hausraths, den wir jetzt auf meines Mannes Gute ſtehn haben, einpacken und, was ſich fortbringen läſſt, hierher fahren zu laſſen.

Sehnlichſt wünſchen wir, bald gute Nachrichten von Ihrer Geſundheit, von Ihrer Zufriedenheit und von dem glücklichen Ausgange Ihres Proceſſes zu hören. Ich bin von ganzem Herzen ꝛc.

Zwanzigſter Brief.

Von dem Doctor Porr, an die Frau von Steinbach in Carlsruhe.

Hamburg, den 24ten November, 1779.

Gnädige Frau! Ich ſchicke Ihnen hier einen Brief von unſerm armen Mildenburg an mich, der gewiß Ew. Gnaden nicht weniger Kummer, als mir, machen wird. Das iſt das Werk des elenden Herbrands, der ihm ſein ganzes Glück zu danken hat!

Ich will hier nicht zur Unzeit und zu ſpät darüber klagen, daß unſer Freund ſo oft, bey den beſten Abſichten, durch Unvorſichtigkeit, ſich verdrießliche Vorfälle zuzieht — Genug! er iſt gegenwärtig in der größten Verlegenheit, und man muß ſehn, wie man ihm helfe. Seine Penſion war, wie Sie wiſſen, ſeine einzige Einnahme; Sein Proceß dauert noch fort, hindert ihn, ſich mit dem Vermögen ſeiner Tochter zu retten, und koſtet noch ſchweres Geld obendrein. Es iſt alſo nöthig zugleich Anſtalt zu machen, ihm auch von der ökonomiſchen Seite beyzuſtehn, ohne ſein feines Gefühl zu beleidigen. Hierzu kömmt, daß er vielleicht kränker iſt, als er ſelbſt glaubt, und daß ſeine Seele, bey allen dieſen Umſtänden, unbeſchreiblich viel leiden muß.

Ich habe mich desfalls kurz entſchloſſen, zu ihm zu reiſen; Er muß, wenn ſeine Geſundheit es irgend erlaubt, ſogleich von ** weggeführt werden; Aber wohin? Die Reiſe nach Hamburg iſt für ihn zu beſchwerlich, in dieſer rauhen Jahrszeit, und vielleicht auch blieben ſeine Geſchäfte in ** gänzlich liegen, wenn man wüſſte, daß er ſich ſo weit von da entfernete. Ein beſſres Mittel weiß ich daher nicht, als daß ich ihn auf Ihr Gut, nach Steinbach bringe — Ob Sie und Ihr würdiger Herr Gemahl das erlauben? darnach darf ich, ohne Sie zu beleidigen, nicht fragen.

Aber noch mehr! Ew. Gnaden müſſen, ſogleich nach Empfang dieſes Briefs, Ihrem Verwalter in Steinbach befehlen, daß er den guten Mildenburg, wenn ich ihn dorthinliefre, freundſchaftlich aufnehme, ihm alle Gemächlichkeiten verſchaffe, Seiner pflege und ihn aufzuheitern ſuche, wenn ich wieder fort bin; denn ſobald ich ihn da habe, reiſe ich wieder zurück, nach * *, und von da nach Altenwedel, rede männlich und kühn mit den Herrn Richtern und noch kräftiger mit dem alten Raſtitz. Ich will, es koſte, was es wolle, einen Vergleich zu Stande bringen. Mildenburg muß jetzt, gegen eine ſichre Einnahme, etwas ſchwinden laſſen, um aus der Verlegenheit und aus den Händen der Chicane zu kommen.

Ich hoffe, das alles ſoll vor Ende dieſes Jahrs in Ordnung ſeyn — Ich ſchreibe verwirrt und ſchlecht, denn noch heute reiſe ich ab, und habe daher manches im Kopfe — Verzeyhen Sie, gnädige Frau! Mein Zutraun zu ihrer Nachſicht und Güte iſt ſo grenzenlos, als die aufrichtigſte Ehrerbiethung, mit welcher ꝛc.

Ein und zwanzigſter Brief.

Von dem Paſtor Ehrmann, an die Demoiſelle Felmer, in Hamburg.

Birkenthal, den 1ſten Jenner, 1780.

Ich fange billig mein Schreiben mit einem aufrichtigſt gemeinten Wunſche zu dem zurückgelegten alten, und nun angetretenen neuen Jahre an, und geht derſelbe aus treuem Herzen dahin, daß der Allerhöchſte Sie, meine werthe Demoiſelle! alle diejenige Glückſeligkeit an Seele und Leibe möge ſchmecken laſſen, welche ſeine Weisheit zu Ihrer unvergänglichen Wohlfarth nützlich und heilſam finden wird; Mich aber und die Meinigen empfehle ich zu fortdaurender Gewogenheit und gütiger Geſinnung.

Dero verehrliche Zuſchrift erhielt vor vierzehn Tagen, als eben der rechtſchaffne Herr Doctor Porr, in Angelegenheiten ſeines und, ich darf wohl ſagen, unſers Freundes, des Herrn von Mildenburg, in dieſen Gegenden und auch bey uns war. Er trug mir auf, Ihnen folgendes in ſeinen Namen zu melden: Dieſelben und die Frau Lieutenantinn mögten es ihm doch ja verzeyhn, daß er ſeit ſeiner Abreiſe nichts von ſich habe hören laſſen; allein der Geſchäfte und der Hin- und Herreiſen ſeyen gar zu viele geweſen; doch hoffe er, vielleicht vor Ende dieſes Monats ſchon wieder bey Ihnen in Hamburg zu ſeyn, da er Denenſelben denn alles, was ihm indeß begegnet, mündlich erzählen wolle.

Der gute Mann hat ſich wahrlich recht geſchäftig für den armen Herrn Geheimerath gezeigt. Von hier reiſte er nach Altenwedel ab, und wie ich äuſſerlich vernommen habe; ſo ſind ſeine dortigen Ausrichtungen von gutem Erfolge begleitet geweſen. Ich glaube auch wohl, daß der Herr Baron von Raſtitz jetzt zuweilen durch ſeine innern Empfindungen daran erinnert wird, daß es Zeit iſt, ernſthaft ſein eigenes Ich zu unterſuchen. Sein, von manchen cörperlichen Leiden, beſonders dem ſehr ſchmerzhaften Podagra geplagter Körper, ſcheint ihm anzukündigen, daß er der Vollendung ſeiner Laufbahn nahe iſt, und da pflegen denn doch die ernſthaften Rückerinnerungen an das vergangene Leben und die Gedanken an die bevorſtehende Zukunft nicht auszubleiben.

Meine Frau und ich, wir werden nun auch immer älter und beschäftigen uns, wie es Pflicht ist, oft mit den Vorſtellungen des nahen Todes, doch ſehen wir, Gott ſey Dank! unſrer Auflöſung ohne knechtiſche Furcht entgegen.

Sehr hat es uns gefreuet, von dem Herrn Doctor ſo gute Zeugniſſe von Ihrem Betragen zu erhalten. Ich habe, meine werthe Demoiſelle! immer gehofft, daß Sie Ihre vorzüglichen Geiſtesgaben anwenden würden, Sich Wohlgefallen bey Gott und Menſchen zu erwerben, und daß der goldene Spruch, den Tobias ſeinem Sohne mit auf den Weg gab, und den Ihr Herr Oheim Ihnen beym Abſchiede an das Herz legte, *) nicht aus Ihrem Gedächtniſſe weichen würde. Die ſchönen, frohen Jahre der Jugend eilen ſchnell dahin; aber die Erinnerung an dieſelben erquickt und verjüngt uns im Alter, wenn wir ſie unſchuldsvoll verlebt haben. Welche ſchreckliche Scenen habe ich dagegen nicht oft in meinem Berufe Gelegenheit am Todtenbette wahr-

---

*) Man ſehe die funfzigſte Seite im erſten Theile nach.

wahrzunehmen, wenn das geängſtete Gewiſſen, in dieſen entſcheidenden Augenblicken, vor der Rechenſchaft zittert, die es nun bald von der Anwendung ſeiner cörperlichen und geiſtigen Kräfte geben ſoll! Ach meine liebe Tochter! (Ich darf Sie ja wohl noch immer ſo nennen) was ich da ſage, iſt kein Handwerks-Geſchwätz. Ich glaube vielmehr, daß man das nicht oft genug erinnern, nicht oft genug der Jugend zurufen kann: „Hüte „dich vor den fürchterlichen Folgen, die ein einziger leichtſinniger Schritt nach ſich ziehn kann!“

Sie fordern von mir Nachrichten aus der hieſigen Gegend; aber Dieſelben wiſſen ja, wie wenig bemerkenswerthes unter uns vorfällt. Es iſt faſt alles hier und in Engeleben noch auf den Fuß, wie Sie es verlaſſen haben. Das einzige Neue, was ich melden kann, iſt grade nicht das Angenehmſte. Der Amtsvogt Umbach nämlich hat, wie es ſcheint durch den unnützen Aufwand, den er gemacht, ſich gezwungen geſehn, wegen eines großen Caſſen-Defects, ſich heimlich aus dem Staube zu machen. Er hat Frau und Kind verlaſſen; niemand weiß, wohin er ſeine Zuflucht genommen. Die Familie der Frau Amtsvögtinn hat immer Sorge getragen gehabt, daß von ihrem Vermögen nichts hat angegriffen werden dürfen, und ſo iſt denn dieſes gerettet; Auch hat man, aus Achtung für gedachte Familie, unterlaſſen, den Herrn Umbach mit Steckbriefen zu verfolgen. Das pflegt das traurige Ende von der Lebensart Derer zu ſeyn, die aus thörichter Eitelkeit oder Hang zum Wohlleben, über ihren Stand und über ihr Vermögen hinaus, verzehren, was nicht ihnen gehört. Mir iſt es, wenn ich es ſagen darf, lieb, werthgeſchätzte Demoiſelle! daß, durch Ihre Entfernung aus den hieſigen Gegenden, der Umgang iſt abgebrochen worden, den Sie einige Zeit hindurch mit dieſen Leuten hatten.

Die fälligen halbjährigen Zinſen von Dero kleinem Capitale habe ich gehoben und lege ſie hier bey. *)

Mit Wiederholung meiner aufrichtigſten Wünſche und den Geſinnungen der vollkommenſten Hochſchätzung unterſchreibe mich ꝛc.

---

*) Man ſehe die 277ſte Seite im zweyten Theile nach.

Zwey und zwanzigſter Brief.

Von dem Herrn von Stallheim, an den Licentiaten Zierenitz.

den 13ten Januar, 1780.

Hochedelgebohrner Herr Lizenziat! Ich habe mir heute dergeſtald geärgert, daß kaum die Feder halten kann. Stellen Sie Sich vor, das infame Menſch, die Mieke iſt mit dem ſchwarzen Valentin, meinem Leibgutſcher, uf und davon gegangen, und haben mir anſehnlich beſtolen. Sie haben mich mitgenommen aus dem Schranke über einhundert Reichsthaler, ſchreibe Rthlr. 100 und aus der ledernen Hoſe den Geldbeutel, die vor dem Bette lag, alles an bahrer Minze, in lauter gerenderten Ducaten, und item ſechs ſülberne Leffel, darauf ſteht das alte adeliche Wappen von den Stallheims, und item eine Zocker-Doſen, mit dem Wappen der Fammilje von Krüpitz, die noch herührt von meiner Frau Großmutter ſelig, die war eine Krüpitz, und ſtampt die Fammilje wohl eigentlich her aus Bommern. und item die dicken ſülbernen Sporren, die ich anhabe, wenn ich zur Statt fahre, und item die ſülberne Rauchtobacks-Doſe, worauf der Jäger, eingegraben ſteht, mit dem Tobac, der darinn war, und fiel an Hembdern und Wäſche, was nicht einmal alle weiß, und die Kinder hat ſie mich alle uf den Halß gelaſſen.

Nun, mein lieber Muſche Zierenitz! bitte und verlange ich, daß Sie ſogleich die Stöckbriefe expetiren. Darinn muß ſtehen, wie ſie ausſehn, und auch die Leffel et cetra. Die Leffel können niemand was helfen, weil das Wappen drauf ſteht, das kein Menſch füren darf, wer nicht von der Fammilje iſt. Und ſo bald wir das Schandnickel haben, wollen wir ſie laſſen an den lichten Galgen aufhängen, und der ſchwarze Valentin ſoll neben ſie bummeln, wobey ich in Eil verharre, Deroſelben dienſtwilliger ꝛc.

Drey und zwanzigſter Brief.

Von den Banquier Schlaubach, an den Doctor Porr, in Hamburg.

***, den 26ſten Januar, 1780.

Unſre Briefe, mein werthgeſchätzter Herr Doctor! haben ſich gekreuzt. Sobald ich hier die gewiſſe Nachricht erfuhr, daß man des Herrn von Mildenburg Penſion einziehn würde, ſchrieb ich voll Beſtürzung an Dieſelben die wenigen Zeilen, die aber vermuthlich erſt dann angekommen ſind, als Sie Sich ſchon von Hamburg zu Ihrem Freunde auf den Weg gemacht hatten; denn ich bekam einige Tage nachher Ihre verbindliche Zuſchrift, in welcher Sie mir Ihr gutes Vorhaben in Anſehung des Herrn Geheimenraths kund machten.

Möchte doch der Himmel Ihre edlen Abſichten mit dem beſten Erfolge crönen! In der That liegt mir dieſe Sache ſo ſehr am Herzen, daß ich die Unbeſcheidenheit begehn muß, Sie dringend zu bitten, mich doch ſobald als möglich aus der Ungewißheit darüber zu reiſſen. Ich

vermu:

vermuthe, mein wertheſter Herr Doctor! daß Sie jezt wieder in Hamburg ſind, und addreſſire deswegen dieſen Brief dahin.

Zugleich wage ich ein Anerbieten, das gewiß ſehr aufrichtig aus meinem Herzen kömmt, und das ich Ihrer mir bekannten Klugheit empfehle. Ich vermuthe nämlich, daß der Herr von Mildenburg jezt, ſeiner Penſion beraubt und ohne anders Vermögen, in einiger Verlegenheit ſeyn wird. Proceſſe koſten Geld, beſonders in **; Die Vorſehung hat mich geſegnet und wird mich ferner ſegnen, wenn ich nicht vergeſſe, zu welchem Endzwecke ſie uns das nichtige Geld anvertrauet. Ein Mann von des Herrn von Mildenburgs Character, Verſtande und Herzen, verdient wohl, daß er, nach ſo manchen erlebten Wiederwärtigkeiten, in einem Alter, wo man ſich nach Ruhe ſehnt, gegen Nahrungsſorgen geſchüzt ſey. Ich darf mich aber nicht der Ehre ſeiner ſo genauen Freundſchaft rühmen, daß ich es bey dieſen Umſtänden wagen wollte, ihm meinen geringen Beyſtand anzubieten; auch würde er ſich vielleicht dadurch gekränkt fühlen. Können Sie aber, hochgeehrte ſter Herr! Der Sie ihn länger kennen, die Sache ſo einleiten, daß er ein Capital, deſſen Größe ich zu beſtimmen Ihrer Ueberlegung anheimgebe, von mir annehme, etwa mit dem Verſprechen, wenn er einmal zum rechtmäßigen Beſitze des ihm jetzt vorenthaltnen Vermögens kömmt, es wieder zu bezahlen; ſo werden Sie mich ausnehmend verbinden. Oder finden Sie es thunlicher, ihn zu bewegen, daß er, bis zu ausgemachter Sache, jährlich ſich eine mäßige Summe von mir vorſtrecken laſſe, und Sie wollen ihn dazu vermögen; ſo werden Sie mir ebenmäßig dadurch eine Wohlthat erzeigen. Aber um alles in der Welt legen Sie mir das nicht als eine Kühnheit, als eine Kaufmanns-Prahlerey aus! Ich weiß, Sie würden daſſelbe, würden mehr als das thun, wenn Sie des elenden Bettels, des Geldes viel übrig hätten, verſichre Sie aber, daß dies Anerbiethen mir, ohne alle Nebenabſichten, ſehr von Herzen geht, daß ich es für Chriſtenpflicht halte, ja! daß ich ſogar als Kaufmann heimlich die Speculation mache, der Himmel werde mir von einem ſo gut angelegten Capitale auf andre Weiſe reiche Zinſen ſchenken.

Die Wege der Vorſehung ſind dunkel und verwickelt; Das Schickſal des Herrn von Braunfeld iſt entſchieden; Der Herzog, der vermuthlich geſehn hat, daß der Proceß in Wetzlar nachtheilig für ihn ausfallen, und daß man in Teutſchland laut über ſeine Ungerechtigkeit ſchreyen würde, hat ſich mit ihm verglichen, giebt ihm, ohne ihm jedoch ſein confiſcirtes Vermögen wieder auszuliefern, lebenslang eine Penſion, die er aber auswärts verzehren muß. Wie ich höre, iſt der Herr von Braunfeld, ſobald dieſe Sache in Wetzlar abgeſchloſſen war, von da in die Pfalz gegangen, wo er in einem kleinen Stadtchen mit ſeiner unglücklichen Tochter, die wohl nicht lange mehr auf der Welt ſeyn wird, unbekannt leben will. Gewiß hat unſers Herrn von Mildenburgs Verwendung nicht wenig dazu beygetragen, daß dieſe Sache eine ſolche Wendung genommen hat — Sonderbar! der edle Mann, der ſeinem ehemaligen Feinde aus der Noth hilft, verliehrt für dieſe gute Handlung ſeine Penſion; Der Schelm, den er gerettet, erhält ſie; und der (unter uns geſagt noch ärgere Schelm,) der Beyde geſtürzt hat, Beyde, denen er ſein Glück und alles zu verdanken hat, lebt in Glanz. Ueberfluß und Ehre! — Man muß hier demüthig ſchweigen, und nicht ergründen wollen, was wir kurzſichtigen Sterblichen nie ergründen können.

Und doch giebt uns die Vorſehung auch hier ſchon einen Fingerzeig, daß wir ſelbſt uns von ihrer Gerechtigkeit in dieſer Welt überzeugen können. Was hilft einem eigennützigen ehrgeizigen, dabey in ſeinem Innern unruhigen und in ſeinen häuslichen Verhältniſſen unglücklichen Manne, wie der Herr von Braunfeld iſt, eine kleine Penſion, die er, verlaſſen von allen Menſchen, in einem unbekannten Winkel verzehren muß? Was fehlt hingegen dem Herrn von Mildenburg, wenn er ſich von allen Leidenſchaften losmachen, und aufrichtig genug gegen ſich ſelber ſeyn will, zu bekennen, daß doch manche ſeiner Wiederwärtigkeiten ihren erſten Urſprung kleinen unvorſichtigen Schritten von ſeiner Seite zu danken haben — was fehlt ihm? Hat er nicht das eigne Bewuſſtſeyn der Redlichkeit vor ſich? Werden ſeine Freunde ihn Mangel leiden laſſen? Und braucht er ſich zu ſchämen, eine Zeitlang Unterſtützung von Dieſen anzunehmen, da er doch gewiß früh oder ſpät zu dem Beſitze eines nicht unbeträchtlichen Vermögens kommen wird, und dann im Stande iſt, ihnen die kleinen Vorſchüſſe zu erſtatten?

Was aber den Herrn von Herbrand betrifft; ſo ſcheint die Strafe Seiner ſchon nahe zu warten, obgleich von einer andern Seite. Er war in ein gewiſſes Fräulein von Sichenſtein vergafft, und hat Dieſe, wie Sie es vielleicht wiſſen, vor einem halben Jahre geheyrathet. Das Fräulein iſt Hofdame geweſen, und nach dem Zeugniſſe aller Derer, die ſie kennen, ein äuſſerſt coquettes, verſchwendriſches und bösartiges Frauenzimmer. Auch macht ſie dem Herrn von Herbrand ſchon eine Hölle auf Erden. Sie ſehen ſich faſt gar nicht mehr; Jeder geht ſeinen eignen Gang, und ſie hat ſich einen Liebhaber angeſchafft, der nicht von ihrer Seite weicht; Es haben ſich eine Menge Gläubiger gemeldet, denen ſie von ihrem Hofdamen-Stande her ſchuldig iſt; der Herr Gemahl will ſich nicht auf Bezahlung dieſer Schulden einlaſſen, kann es auch nicht wohl, da er, auſſer ſeinem Gehalte, gar kein Vermögen beſitzt. Hierzu kömmt, daß die Maitreſſe des Herzogs, ſeit der Verheyrathung des Herrn von Herbrand, die vermuthlich ohne ihre Einwilligung geſchehen iſt, da ſie immer, ich weiß nicht warum, einen Wiederwillen gegen das Fräulein von Sichenſtein gehegt hat, daß, ſage ich, dieſe Dame nun äuſſerſt kalt gegen ihn geworden iſt, welches leicht auch bey dem Herzoge ſeinen Sturz bewürken könnte.

Ja! es geht jezt ziemlich bunt an unſerm Hofe her. Der einzige Mann, der durch ſein vorſichtiges Betragen, mitten unter dieſen Unruhen, unangefochten ſeinen Gang fortgeht und ſich durch den edelſten Charackter allgemeine Achtung von allen Partheyen erwirbt, iſt der Herr von Eberbach.*) Auch er hat ſich kürzlich vermählt, und zwar nach einer ſehr glücklichen Wahl. Es heiſſt, er werde als adlicher Beamter nach Bornfeld kommen, wo er auf alle Weiſe ſichrer und beſſer an ſeinem Platze ſteht, als hier am Hofe.

Noch einer Perſon muß ich Erwähnung thun, die in unſers Herrn von Mildenburg Geſchichte

---

*) Deſſen im 6ten Briefe des zweyten und im 15ten Briefe dieſes dritten Theils Erwähnung geſchieht.

ſchichte keine unwichtige Rolle geſpielt hat, und deſſen gegenwärtiges Schickſal dasjenige beſtätigt, was ich vorhin von der Beſtrafung böſer Menſchen in dieſer Welt geſagt habe. Ich rede nämlich von den berühmten Monſieur Prévillière, der, wie Sie, werthgeſchätzter Herr Doctor! wiſſen, in die Dienſte des Herrn von Braunfeld getreten war. Als Dieſer ſeine politiſche Laufbahn geendigt hatte, befand ſich ſein Cammerdiener abermals ohne Brod. Er trug ſich verſchiednen Herrſchaften an, wurde aber zurückgewieſen. In dieſer Verlegenheit griff er nach einem andern Nahrungszweige, und fieng an, mit einigen hieſigen Krämern in Gemeinſchaft, heimlich Conterbande in das Land zu führen. Er wurde ertappt; Jene zogen ſich aus dem Handel heraus, und er kam auf vier Wochen in das Erziehungs-Inſtitut für erwachſene Perſonen, in das Zuchthaus. Nachher trieb er ſich als Lehn-Lakaye umher, und bediente unter andern zwey italieniſche Kaufleute. Dieſe vermiſſten auf einmal eine Brieftaſche, in welcher für achttauſend Thaler Wechſel auf Bremen befindlich waren. Der Verdacht fiel auf Monſieur Prévillière, und er wurde ergriffen, als er eben ſich auf den Weg nach Bremen machte, um dort das Geld einzucaſſiren. Die Maitreſſe, welche den Italienern zeigen wollte, daß ſie ihren mächtigen Einfluß anzuwenden verſtünde, um ihren Landesleuten Gerechtigkeit und Genugthuung zu verſchaffen, trieb die Sache ſo ernſtlich, daß jetzt Monſieur Prévillière, auf unbeſtimmte Zeit, die Ehre erhalten hat, täglich an einen Karren geſchloſſen, in den Feſtungswerken ſich eine geſunde Bewegung zu machen.

Nun, mein hochgeehrteſter Herr Doctor! iſt es wohl Zeit, meinen Brief zu ſchlieſſen. Ich bitte inſtändigſt um baldige Antwort auf die obigen Puncte, und verſichre, daß ich ſehr aufrichtig bin und immer ſeyn werde ꝛc.

Vier und zwanzigſter Brief.

Von dem Verwalter Nelke, an den Herrn Obriſten von Steinbach, in Carlsruhe.

Steinbach, den 25ſten Januar, 1780.

Ew. Gnaden haben zwar dem alten Spaßvogel Nelke befohlen, daß er, auſſer ſeinen monatlichen pflichtſchuldigen Berichten, mit ſeinen Briefen zu Hauſe bleiben ſollte; allein diesmal muß der alte Nelke eine Ausnahme machen, und zwar, wie unſer hochweiſer Herr Juſtitziarius ſagt — Nein, gnädiger Herr! mit dem Gerichtshalter halte ich es nicht lange mehr aus. Allen Reſpect vor der hohen Obrigkeit; aber wenn es geſtern nicht in Ew. Gnaden Schloſſe geweſen wäre; ſo hätte ich ihm ſeine Ziegenhaar-Perücke friſiren wollen, daß er — Stellen Ew. Gnaden Sich nur hochgeneigt vor — Doch davon werde in meinem nächſten pflichtſchuldigen Berichte den ganzen Vorgang erzählen. Jedem das Seinige; aber der alte Nelke iſt nicht ſo dumm, wie er ausſieht.

Und alſo, damit ich mich, wie unſer Herr Paſtor ſagt — Von dem Herrn Paſtor hätte ich wohl auch ein Wörtchen zu reden; damit ich aber nicht, wie er zu ſagen pflegt, von dem Gegenſtande meines Textes mich entferne; ſo unterſtehe ich mich heute, deswegen eine Ausnahme a Regulo zu machen, pro primo (das iſt nämlich, wie der Juſtitziarius ſpricht) um meinen devoteſten Glückwunſch zu Ew. Gnaden hohem Avancement Hochdenenſelben ſubmiß zu Füßen zu legen. Gelt, gnäd'ger Herr! der alte Melke wuſſte es wohl und ſagte es wohl, daß es ihm in ſeinem grauen Alter nicht ſo gut werden würde, ſeinen lieben gnädigen Herrn ruhig in Steinbach leben zu ſehn? Das Landleben, das ſagte ich gleich, das iſt leider! der Vornehmen ihre Sache nicht. Ach! und es ſind die ſchönen Güter, und wo man doch zu befehlen hat und frey iſt und alles voll auf da iſt, was nur das Herz erquickt! Aber es hat ſo nicht ſeyn ſollen. Wie ſtünde es nun, wenn Ew. Gnaden den alten ehrlichen Melke (aber nicht, daß ich mich rühmen mögte!) nicht zum Verwalter, und die gute, brave Jungfer Pickmann, die immer über ihre ſchwarze Mütze vexirt wird, nicht zur Haushälterinn hätten? ſo gienge denn doch wohl, in Abweſenheit der gnädigen Herrſchaft, die Hälfte durch die Finger. Pro ſecundo, ſo habe nicht verfehlen wollen, ſchuldigſt und unterthänig zu rapportiren, in wie fern den hohen Befehl in Anſehung des Herrn Geheimenraths von Mildenburg befolgt, obgleich der Herr Doctor Porr mich verſichert hat, er werde davon zu ſeiner Zeit Ew. Gnaden die umſtändlichſte Nachricht geben und auch nicht vergeſſen, Erwähnung zu thun, wie der alte Nelke bey der Hand geweſen und alles proper und auf's Beſte zum Empfange des armen fremden Herrn eingerichtet gehabt. Dieſer Doctor Porr aber iſt ein ſehr honetter und geſchickter Mann für Menſchen und Vieh. Waldmann hatte ſalva venia die Hunde-Krankheit; den hat er mit einer einzigen Pille von Butter und für einen Kreuzer weiſſes Nießwurz von Grund aus curirt.

Alſo will nur, um nicht zu weitläuftig zu werden, das Hauptſächlichſte anführen. Gleich nach Empfang der gnädigen Ordre ließ ſogleich die grüne Eck-Stube und Cammer durchaus renoviren und putzen; Aber, mein Gott! da ſah es aus! Da hat der Juſtitziarius ſeine Perücken gepudert, als er noch neben an loſchirte, und das hat niemand gewuſſt, war alſo niemand hingekommen. Auch ließ das Bette zurechtmachen, wie es ſich für einen vornehmen kranken Herrn ſchickt. Für die Bedienten muſſte der Juſtitziarius das eine Zimmer hergeben, das er gar nicht braucht; aber da gab es ein Allo, und darüber kamen wir erſt geſtern noch recht an einander, wie dieſen Vorfall in meinem pflichtſchuldigen Berichte aus einander ſetzen werde, denn er wird wohl auch ſchreiben, denn es ärgert ihn eigentlich, daß er ſeine Perücken nicht mehr in der gnädigen Herrſchaft Viſiten-Zimmern, pudern darf.

Der Herr Geheimerath von Mildenburg haben zwey Bedienten, oder vielmehr anderthalb. Der Große iſt ein ſtiller, guter Menſch, der Kleine ein Erz-Spitzbube; aber es geſchieht ihm nichts zu leide, ſolange es nicht zu arg wird. Der gute Herr weiß das nicht, ſoll es auch nicht erfahren, damit er ſich nicht ärgere.

Die Zimmer ließ drey Tage vorher recht durchheizen und durchräuchern. In Summa!

ich weiß doch, daß der Doctor geſagt hat: Der Verwalter des gnädigen Herrn Obriſten von Steinbach iſt ein ehrlicher Mann und macht ſeiner Herrſchaft Ehre.

Es war auch für Wildbrett geſorgt; das hatte ich mir recht ausgedacht; aber das durfte der arme Herr nicht eſſen, und zu dem Herrn Paſtor ſchickte ich und ließ bitten um einige geiſtliche Bücher, die wollte ich vor ſein Bette auf den Nachttiſch legen, und darüber gerieth mit dem Paſtor in Streit, der ließ erſt ſagen: er hätte nichts Neues. Da ließ ich ihm ſagen: Gottes Wort ſey immer neu, und da — Doch das alles werde in meinem pflichtſchuldigen Berichte unterthänig anzeigen. Endlich ſchickte er: „Neumeiſters, Predigers in Hamburg, geiſtliche Bibliothek.“ Da ſagte nachher der Doctor: das Buch ſey eine alte, alberne Poſtille, auch ſeyen der Herr Geheimerath chatoliſch. Schade um den Herrn! aber ich denke, man kann in jeder Religion ſelig werden, und der alte Nelke hatte es gut gemeint.

Als nun der arme Herr ankam; da hatte vorher die Beſtellung gemacht, das mir's der

Poſtmeiſter in Grünau vorher meldete und ihn ein bischen mit den Pferden aufhielt, und da ſtand der alte Nelke ſchon mit der Jungfer Pickmann unten an der Thür und hatte den rothen plüſchnen Rock an, den Ew. Gnaden mir zu ſchenken die Gnade gehabt haben, und da redete ſie ſogleich an, und führte ſie hinauf, und fragte, ob noch etwas zu Befehl wäre. Der arme Herr ſah elend aus und war niedergeſchlagen, doch aber freundlich. Die Thränen ſtanden ihm in den Augen; ſo rührte es ihn, glaube ich, daß wir alles ſo ſorgfältig eingerichtet hatten.

Das Uebrige wird der Herr Doctor wohl gemeldet haben, oder noch melden; aber als nun Dieſer vor acht Tagen wieder abgereiſt war; da fieng an, täglich ein Paar Stunden dem armen Herrn Geſellſchaft zu leiſten, und ſorge ſeit der Zeit immer für alles, und habe, ohne mich zu rühmen, aller Orten die Augen, und die Jungfer Pickmann auch.

Mit der Geſundheit des Herrn Geheimenraths iſt es ſo auf und ab; doch ſind ſie nicht bettlägrich, gehen im Zimmer herum, und machen ſich immer etwas zu thun. Stellen Sich Ew. Gnaden vor! den kleinen Bedienten informiren ſie ſelbſt, im Schreiben, Rechnen und Leſen. Das iſt doch viel für einen Cavalier von dem Stande. Indeſſen geht die Zeit darüber hin; denn der alte Nelke weiß doch nicht viel auszudenken, was ſo einen Herrn verluſtiren könnte. Auch ſchreiben der Herr von Mildenburg viel, und haben Bücher mitgebracht. In Summa! ſo viel es im Winter, auf dem Lande angeht, für jemand der ſich nicht mit der Jagd abgeben kann, hoffe ich, daß der Herr Geheimerath keine Langeweile haben ſollen, und ich denke auch, ſie werden, wenn Ew. Gnaden Briefe von ihnen bekommen, von uns Beyden, mir und der Haushälterinn, alles Guts zu melden haben. Doch iſt das meine verfluchte Schuldigkeit, wie der Jäger zu ſagen pflegt.

Der Herr Paſtor iſt noch nicht ein einzigmal da geweſen. Er mag auch nur wegbleiben, mit ſeinen alten Poſtillen! Geſtern lieſſen der Herr Geheimerath den Schulmeiſter Brüllhorn holen, und waren ſehr höflich gegen ihn, und baten ihn um ein Clavier zu leyhen, denn der kleine Be-

Bediente ſoll nun auch Muſic von ihnen ſelber lernen; aber ich ſage es immer, es iſt ein böſer Bube, und wird am Ende die Mühe alle verlohren ſeyn. Allein der ſchäbichte Schulmeiſter, mit Reſpect zu ſagen, hat nicht einmal ein Clavier. Ja! was weiß der von Clavier? Er weiß mit nichts umzugehn, als mit dem ſo genannten Bakel, und will denn doch immer Herr Cantor heiſſen. Da habe ich nun, unter anhoffender gnädiger Approbation, in die Stadt geſchickt, zu dem Senator Rabe. Der hat zwey große Töchter, die ſpielen und ſingen gar gewaltig — Das ſind die, wovon ich neulich unterthänig berichtete, die die Officiers ſo gern leiden mögen. Sie ſpielen auch nach Noten und ſo ferner, und habe in Ew. Gnaden hohem Namen bitten laſſen uns ein Clavier zu verſchaffen. Er hat es auch verſprochen, und ſoll ich es morgen abholen laſſen.

Medicin brauchen der Herr Geheimerath wenig; der Herr Doctor iſt ein ganz andrer Mann, als unſer Phyſicus Puhnhardt, und iſt nicht für die viele Quackſalberey. Er hat aber doch einige Recepte hier gelaſſen, und die ſoll, ſo oft es nöthig iſt, der alte Curth in die Stadt tragen.

Dies alles habe Ew. Gnaden unterthänigſt melden ſollen, und weiß doch, Hochdieſelben werden ſagen: Diesmal hat der alte Narr ſeine Sachen geſcheut eingerichtet; womit in tiefſchuldigſtem Reſpecte erſterbe ꝛc.

Fünf und zwanzigſter Brief.

Von dem Doctor Porr, an die Frau von Steinbach, in Carlsruhe.

Hamburg, den 31ſten Januar, 1780.

Ew. Gnaden werden meine beyden kurzen Briefe zu ihrer Zeit richtig erhalten haben; auch hat mir Ihr alter ehrlicher Verwalter in Steinbach verſprechen müſſen, Ew. Gnaden, gleich nach meiner Abreiſe von da, einen weitläuftigen Bericht zu erſtatten. Da ich auf dieſe Weiſe überzeugt ſeyn konnte, daß Sie beyderſeits in Anſehung des Schickſals unſers Mildenburgs ein wenig beruhigt ſeyn würden; ſo habe ich die ausführliche Erzählung alles deſſen, was vorgegangen iſt, bis zu meiner Rückkunſt hierher und bis zu gänzlicher Entwicklung der Sache verſparen wollen; Jetzt iſt es mein erſtes Geſchäfte, dieſe angenehme Pflicht zu erfüllen.

Ich reiſte vor zwey Monaten von hier ab; Ein kleiner Unfall, der meinen Reiſewagen betraf, an dem die Hinteraxe brach, verurſachte, daß ich erſt den 29ſten November nach ** kam.

Unterwegens hatte ich mir einen Plan ausgedacht, zu welchem mit das gehörte, daß man in der Stadt nicht gleich wiſſen ſollte, daß ich Mildenburgs Freund wäre und in ſeinen Angelegenheiten dahinkäme; Deswegen hatte ich es ſo eingerichtet, daß ich in das Thor fuhr, als es ſchon dunkel war. Ich ließ mir einen Gaſthof zeigen, der, wie ich wuſſte, nicht weit von unſers Freundes Wohnung entfernt ſeyn konnte; Mein Herz ſchlug vor zärtlicher Ungeduld, ihn zu ſehn, oder wenigſtens zu erfahren, wie es ihm gienge; doch bemeiſterte ich mich, fragte bey niemand im Hauſe nach ihm, ſondern machte ſogleich Anſtalt zu Ausführung meines Plans, kleidete mich an, und ließ mich zu dem Leib-Medicus Kahldorf führen. Ich kannte dieſen, obgleich nicht von Perſon, dennoch durch Briefwechſel und Ruf, als einen geſchickten redlichen, dienſtfertigen und verſchwiegnen Mann; Alſo, und da ich übrigens in ** durchaus fremd war, und mir doch Einen Bundesgenoſſen verſchaffen muſſte, beſchloß ich, mich ihm ohne Rückhalt zu eröfnen. Ich zweifelte nicht daran, daß er meine guten Abſichten befördern würde und auch könnte, um ſo mehr, da er Mildenburgs Arzt war, und zugleich alle Hof- und Stadt-Verbindungen kannte. Von ihm konnte ich daher ſogleich die genaueſte Nachricht von den Umſtänden meines Freundes erhalten, und er durfte mich, ohne Aufſehn zu erregen, unter dem Namen eines fremden Arztes und ſeines Bekannten, zu dem Kranken hinführen.

Dieſe Hoffnung trog mich nicht; Herr Fahldorf war zu Hauſe, empfieng mich liebreich, war zu allem bereit, und gieng mit mir ſogleich in Mildenburgs Wohnung.

Ach, gnädige Frau! welch' eine Scene war das für mich! — Ihnen, die Sie das Gefühl der zärtlichſten Freundſchaft kennen, brauche ich ſie nicht zu ſchildern — Ich ſtand lange ſprachlos, die Augen voll Thränen, neben ſeinem Seſſel, (denn er lag nicht im Bette) hielt ſeine Hand in der meinigen, und heftete meine Blicke auf ihn. In gefährlichen Umſtänden, was ſeinen Cörper betrifft, fand ich ihn nicht; allein der mannigfaltige Kummer, der an ſeinem Herzen nagt, läſſt mich doch leider! befürchten, daß ein ſchleichendes Fieber ihn nach und nach aufzehren wird.

wird, wenn die Vorſehung nicht bald auf irgend eine Weiſe ihm heitere Tage ſchenkt. Sehr matt und abgezehrt war er denn auch, und ich ſah bald, daß es bey den Umſtänden nicht möglich geweſen ſeyn würde, ihn vor dem Frühlinge die weite Reiſe nach Hamburg antreten zu laſſen.

Nun that ich, gemeinſchaftlich mit dem Leibmedicus, alles, was ich konnte, um ihm Muth und Hofnung einzuſprechen, und legte ihm meinen Plan vor, deſſen Ueberſicht ſeinen Augen wieder einiges Feuer gab. Er verſuchte es, freundlich zu lächeln, vergoß dann ein Paar Thränen der dankbaren Rührung, und drückte mir zärtlich die Hand. ,,Und wenn ich" ſo beſchloß ich meinen Antrag ,,wenn ich hier Deinen ,,Herren Richtern werde die Köpfe zurechtgeſetzt ,,haben; dann führe ich Dich auf's Land, wo Du ,,den Winter zwar ein wenig einſam, aber ,,doch ruhig, bey der ſorgſamſten Pflege und ,,auf dem Grund und Boden Deiner Freundinn und Deines Freundes, hinbringen wirſt. ,,Indeß reiſe ich zu Raſitz, und hafte dafür ,,daß ich einen Vergleich zu Stande bringen will, ,,der Dich von allen Nahrungsſorgen befreyn

„ſoll. Die wenigen Winter⸗Monate verſtreichen bald. Im Frühjahre reiſen wir nach „Carlsruhe. Das dortige milde Clima und die „Geſellſchaft der lieben Steinbachs wird Dir „Leib und Seele ſtärken; und dort wollen wir „einen Plan für die Zukunft entwerfen, durch „welchen keine Chicane einen Querſtrich ſoll machen können.“

Um den erſten Theil dieſes Entwurfs auszuführen, war es nöthig, daß ich vorerſt nicht wieder zu Mildenburg gienge. Wir ſahen uns alſo in den folgenden acht Tagen gar nicht, wechſelten aber Briefe durch unſern würdigen Fahlsdorf; Schon am andern Morgen aber fieng ich meine Verhandlungen folgendermaßen an.

Der Fürſt von **, der, wie faſt alle Fürſten, eine Menge guter Dinge wünſcht, aber wenig Gutes ausführt, weil es ihm ſelber an Feſtigkeit und Scharfſinn fehlt, und er von Menſchen umgeben iſt, die ſich einander unaufhörlich entgegenarbeiten, ſo daß Einer immer niederreiſſt, was der Andre zu bauen anfängt, um ihm nicht die Ehre der Erfindung und Ausführung zu laſſen; dieſer Fürſt hat doch kürzlich eine vortrefliche Einrichtung, die das Medicinalweſen betrifft, in der Reſidenz und im ganzen Lande gemacht, indem er Provinzial-Aerzte angeſtellt, Schulen für Wundärzte und Hebammen geſtiftet, eine neue Medicinal-Ordnung, ein Collegium medicum und dergleichen errichtet und dazu anſehnliche Fonds angewieſen hat. Ew. Gnaden werden leicht begreifen, daß der Leibmedicus die Triebfeder von dieſem allen iſt; Man hat ihn dies in Ruhe durchſetzen laſſen, weil der gute Mann übrigens ohne Forderungen iſt, und ſich in keine Händel miſcht. Die Herrn Miniſter und Günſtlinge erlauben ihrem Sultan gern dies, von Ungefehr nützliche Spielwerk, wodurch ſeine Aufmerkſamkeit von andern Gegenſtänden abgeleitet wird, und ſie volle Macht über Ehre und Vermögen der Unterthanen behalten. Er aber reitet dies Steckenpferd mit einer ſolchen Liebhaberey, daß man glauben ſollte, er würde ſein ganzes Land zu einer Academie für Aerzte und Wundärzte umſchaffen — Man ſieht daraus, wie leicht es ſeyn würde, manche ſonſt ſchwache Fürſten, zu guten Unternehmungen in Thätigkeit zu ſetzen, wenn Die, welche ihre Rathgeber der ſind, nicht ihren Vortheil dabey fänden, ſie unthätig zu erhalten. Wahrlich thun die Großen der Erde das mehrſte Gute und Böſe nur aus Langerweile, um die Zeit zu vertreiben. Man wirft ihnen einen Ball hin, und ſie ſpielen damit; Es iſt faſt einerley, ob dieſer Ball Jagd, oder Schauſpielkunſt, oder Landwirthſchaft, oder Erziehungsweſen, oder Soldaterey, oder Gelehrſamkeit, oder Geſetzgebung, oder Wolluſt, oder was es ſonſt iſt — Sie greifen nach Allem — Wehe dem Mentor, der dem Kinde, ſtatt der Bilderbibel, ein Scheermeſſer in die Hand giebt!

Dieſe Vorliebe des Fürſten von ** nun, vor alles, was Aerzte und Arzeneykunſt betrift, verſchafte mir den Zutritt zu ihm; und als ihm Fahldorf ſagte: „ich habe etwas in dem Fache „geſchrieben, das Kennern gefallen hätte, und „nun ſey ich hierher gekommen, um die vortreflichen neuen Anſtalten zu ſehn, die Sr. Durchlaucht geſtiftet hätten" war dies hinlänglich, mir von ihm eine gnädige Aufnahme und ein Paar Privat-Audienzen zu verſchaffen. Ich bedurfte aber des Gewichts, welches ich hierdurch bekam, um, bey meinen nachherigen Unterhandlungen, für einen Mann zu gelten der allenfalls, wenn man es ihm zu bunt machte, den Weg unmittelbar zum Landesherrn zu finden wüſſte.

Nachdem ich ſo weit die Sache eingeleitet hatte, kam es nun darauf an, ein Wörtchen mit den Herrn von der Regierung zu reden. Ich erfuhr, daß die Mitglieder derſelben, Einen ausgenommen, theils unwiſſende, theils nachläſſige, kraftloſe Menſchen wären, die ſich von dieſem Einen bey der Naſe führen lieſſen — Und dieſer Eine war denn der Herr Geheime-Referendar Voldorn, in deſſen Händen auch Mildenburgs Proceß war.

Schon längſt vor meiner Abreiſe, als ich den Namen Voldorn bey Gelegenheit dieſes Proceſſes nennen hörte, erinnerte ich mich, daß ich mit ihm in Leipzig ſtudiert hatte, wo er damals keine ſehr glänzende Rolle ſpielte, ſondern von einigen luſtigen Köpfen, ſeiner lächerlichen, gedrehten Manieren wegen, aufgezogen wurde, und wohl niemand, vermuthlich er ſelbſt nicht, ſich's träumen ließ, daß er je irgendwo eine bedeutende Rolle ſpielen würde. Es kam mir indeſſen dieſe alte Bekanntſchaft zu Statten, um ihn, unter dem Titel eines Univerſitäts-Freundes und Dutzbruders, zu beſuchen; und ich war ſicher, daß er ſich meines Umgangs nicht ſchämen würde, weil er gewiß durch ſeine Ausſpäher ſogleich erfahren hatte, daß ich zweymal ſtundenlang in dem Cabinette des Fürſten geweſen war.

Indeſſen hatte ich mich, ſo genau als möglich, nach allen ſeinen Verhältniſſen und Verbindungen unter der Hand erkundigt. Ich erfuhr, daß der Narr durch einen abgeſchmackten Aufwand ſeine Vermögens-Umſtände ſehr zerrüttete, und daß ein gewiſſer Jude, Benjamin Meyer genannt, *) ſein Mäkler wäre, und ihm von Zeit zu Zeit Capitalien verſchaffte, welche gewöhnlich, auf die Gefahr ſie nie wieder zu erhalten, von ſolchen Leuten hergeſchoſſen würden, die etwas bey der Regierung zu ſuchen hätten, wodurch alſo freylich die heilige Juſtiz

mit

---

*) Man ſehe den 12ten Brief, in dieſem Theile nach!

mit der Goldwage des Juden Benjamin abgewogen würde.

So ſehr ich nun alles, was ſchiefe Wege, Beſtechungen und dergleichen genannt werden kann, haſſe; ſo geſtehe ich doch, daß die Verlegenheit, darinn unſer Freund ſich befand, mich hätte verleiten können, meinen Grundſätzen zuwieder zu handeln, wenn nicht das Glück meiner guten Abſicht einen andern Ausweg gezeigt hätte. Durch einen Zufall nämlich erfuhr ich zugleich, daß dieſer Jude auch mit dem Advocaten des alten Naſtitz in Verbindung ſtünde; und dies leitete mich natürlicherweiſe auf die Vermuthung, daß vielleicht durch dieſen Weg der Herr Referent gewonnen ſeyn mögte.

Auf dieſe Vorausſetzung nun bauete ich den Entſchluß zu einem ſehr kühnen Schritte. Ich ließ den Juden zu mir rufen, und fuhr ihn, ſobald er in mein Zimmer trat, hart an: „Weiß „Er wohl, Patron!" ſagte ich „daß ich hier„herkomme, um einem Schwätzer, wie Er iſt, „das Maul zu ſtopfen? Hat ihm nicht der Ad„vocat Greifer ausdrücklich verbothen, keinem

„Menſchen ein Wort von dem Capitale zu ſagen, das er in ſeinem Namen dem Herrn Geheimen-Referendar Voldorn hat vorſtrecken „müſſen? Und dennoch hat er nicht geſchwiegen, und nun weiß es der Herr von Mildenburg; bald wird es in der ganzen Stadt ruchtbar werden, und Er denkt nicht, was für Folgen das für den Herrn Geheimen-Referendar, „für den Advocaten und für Ihn ſelber haben „kann!"

Der Jude gerieth in nicht geringe Angſt; Meine dreiſte Anrede hatte ihn überraſcht; Ich ließ ihm nicht die Zeit, ſich zu beſinnen, ſonſt hätte er vielleicht ſich geſtellt, als wiſſe er von keinem Capitale. So aber betheuerte er: „er „habe niemand nichts von den zweytauſend Thalern" (auf dieſe Weiſe erfuhr ich auch, wie hoch ſich die Summe belief) „geſagt; Das „könne er beſchwören; Der Advocat Greifer" meinte er „müſſe ſelbſt nicht reinen Mund gehalten haben. Er beſorge ſo manche Geſchäfte „von der Art, und habe, Gott ſey Dank! ſchweigen gelernt."

Ich kann Ew. Gnaden nicht beſchreiben, wie ſehr ich mich freuete, als mir dieſe Liſt gelang. Ich war aber vorſichtig genug geweſen, in das Nebenzimmer, deſſen Thüre ich nur angeſchoben ließ, damit man darinn alles hören konnte, was wir ſprachen, einen Notarius hinzupflanzen, und Mildenburgs Advocat und ein ehrlicher Bürger aus der Stadt, den Dieſer mitgebracht hatte, waren als Zeugen, bey demſelben. Nachdem ich auf eine feine Art veranlaſſt hatte, daß Benjamin noch ein paarmal ſeine Ausſage, nebſt Benennung der Summe und der Perſonen, wiederholen muſſte; ſagte ich ihm noch: „Nun! das freuet mich; Er hat „mich von einer großen Angſt befreyet. Erzähle Er nur niemand, was zwiſchen uns vorgegangen iſt! der Herr Geheime-Referendar „weiß nichts von dem Geſchwätze, ſoll auch „nichts davon erfahren; es mögte ihm Unruhe „machen.“ — Und darauf entließ ich den Juden und lachte herzlich hinterher, darüber, daß mein Streich mir ſo gut gelungen war.

Daß der Jude mit dem Advocaten Greifer darüber reden würde, das vermuthete ich

wohl;

wohl; allein das hatte nichts auf ſich, denn Dieſer wuſſte ja nicht, wer ich war, wuſſte nicht, daß ich mit Wildenburg in Verbindung ſtand, und muſſte mich vielmehr für Voldorns Freund halten.

Zu dieſem wichtigen Manne gieng ich dann noch an demſelben Tage, gleich nach Tiſche. Ich ließ mich melden, wurde angenommen und fand das kleine, falſch grinzende Kerlchen noch mit einer großen Geſellſchaft an der Tafel ſitzend. Er glühete von Wein und Behaglichkeit; Man ſetzte mir einen Stuhl neben ihn, und als ich unſre alte Bekanntſchaft auf das Freundlichſte erneuert, und je einmal, als wie von Ungefehr, ein Wörtchen von meinen Unterredungen mit dem Fürſten hatte einflieſſen laſſen, waren wir bald auf einen recht vertraulichen Fuß zuſammen gekommen, und hatten die alte Brüderſchaft erneuert. Ich bat ihn dann, mir eine Stunde zu beſtimmen, in welcher ich ihn allein ſprechen könnte, und wurde von ihm auf den folgenden Morgen beſtellt.

Das war nun der Zeitpunct, wo ſich's entſcheiden muſſte, ob mein Vorhaben mir gelingen ſollte, oder nicht. Ich machte keine lange Vorrede. „Du erräthſt wohl nicht, mein lieber Boldorn!“ ſagte ich, als ich mich neben ihn hingeſetzt hatte „warum ich eigentlich heute zu Dir komme? Ich erſcheine als Supplicant; Des Herrn von Mildenburg Proceß gegen den alten Raſtitz iſt in Deinen Händen.“ — Hier verbreitete ſich ein feyerlicher Ernſt über ſein Geſicht — „Mildenburg iſt mein Freund; aber ich kann es ihm nicht verzeyhn, daß er ſich nicht gleich Anfangs an Dich gewendet, ſondern einen Prinzen mit in das Spiel gemengt hat. Indeſſen muſſt Du ihm dieſe kleine Unvorſichtigkeit zu gut halten; Er iſt übrigens gewiß ein redlicher und dankbarer Mann. Daß aber ſein Proceß ſo lange liegen, und Raſtitz unterdeſſen in dem höchſt unrechtmäßigen Beſitze des Vermögens der kleinen Tochter Mildenburgs bleibt; das hat ihn erbittert. Er hat geforſcht und gekundſchaftet, und endlich erfahren, daß ſein Schwiegervater Dir durch die dritte Hand ein Capital von zweytauſend Thalern vorgeſtreckt hat.“ — Herr Boldorn wollte hier eine ungnädige Miene annehmen und mich unterbrechen; ich aber ließ mich nicht irre ma chen, ſondern fuhr fort — „der Jude Benjamin ſelbſt hat dies freywillig, vor Notarien und Zeugen, ausgeſagt“ — Woldorn entfärbte ſich — „und nun giebt Dir Mildenburg „Schuld, Du habeſt, um jenes Capital nicht „ſo bald wiederbezahlen zu dürfen, den Proceß „aufgehalten. Ich kenne Dich als einen redlichen Mann; aber der Schein iſt nun einmal „gegen Dich, und wenn etwa Mildenburg Gelegenheit fände, die Ausſage des Juden und „vielleicht noch andre Verleumdungen, die über „Dich in der Stadt umherlaufen, durch gute „Freunde“ (Ich legte einiges Gewicht auf dieſe Worte) „dem Fürſten kund werden zu laſſen; „oder gar, wenn das nicht helfen wollte, es öffentlich drucken lieſſe; ſiehſt Du, mein lieber, „alter Freund! ſo könnteſt Du doch Verdruß „davon haben. Deswegen habe ich, bey Gelegenheit, da ich doch grade hier anweſend bin, „gedacht, ich wollte mich ins Mittel ſchlagen; „und alſo, um Dich, bey Deinen überhäuften „Geſchäften, nicht lange aufzuhalten; ſo höre „meinen Vorſchlag! Du muſst Dich, Deines „Rufs wegen, von allen Verbindlichkeiten gegen den alten Raſtitz und den plauderhaften

„Juden losmachen, mußt ihnen sogleich die „zweytausend Thaler wiedergeben, und dabey „schreiben: Da Du im Begriff seyst, den Proceß in Arbeit zu nehmen; so laufe es gegen „Deine Pflichten, dies Capital länger in Händen „zu haben, indem man glauben könnte, es gehöre zu den Mildenburgischen Geldern. Die „zweytausend Thaler ist Mildenburg bereit, Dir „auf unbestimmte Zeit vorzuschiessen, und noch „tausend überhin — Denn es ist nicht billig, „daß ein Mann von Deinen Verdiensten in „Geld-Verlegenheit sey.“ — Hier erheiterte sich nach und nach das edle Woldornsche Gesicht — „Dafür verlangt mein Freund nichts, als daß „Du binnen acht Tagen aus der Sache referiren, und zwar nach Pflicht und Gewissen. „Bey dem ersten Blicke, den Du in die Acten „wirfst, wird Dir's in die Augen fallen, daß „Rastitz verurtheilt werden muß, fordersamst „seine vermeintlichen Gegenforderungen zu specificiren, und daß, wenn diese gehörig liquidirt, „anerkannt, oder etwa moderirt seyn werden, „er das Vermögen, worauf er nicht das geringste Recht hat, herausgeben muß. Unterdessen „aber ist nichts billiger, als daß meinem Freun-

„de, zum Unterhalte ſeiner Tochter, ſogleich eine „Competenz ausgeſetzt werde.“

Mein Antrag hatte die erwünſchte Würkung, und war von allen Folgen begleitet, die ich davon hoffen durfte. In dieſer Vorausſetzung hatte ich ſchon früh Morgens Mildenburgs Bedienten zu Pferde nach *** geſchickt, um die dreytauſend Thaler von dem ehrlichen Schlaubach holen zu laſſen, der ſich ſo aufrichtig erbothen hatte, unſerm Freunde beyzuſtehn. Heinrich kam in zweymal vier und zwanzig Stunden wieder und brachte das Geld; Ich trug es zu Voldorn, und binnen fünf Tagen, während welchen ich zweymal bey ihm ſpeiſte und mit Höflichkeit überhäuft wurde, war der Befehl, ganz meinem Antrage gemäß, ausgefertigt, dem alten Raſtitz aufgegeben, binnen vier Wochen ſeine Rechnung einzureichen, und die Competenz für Mildenburg und ſeine Tochter einſtweilen auf vierhundert Thaler feſtgeſetzt.

Mit dieſem guten Beſcheide verſehn, verließ ich dann auf zwölf Tage unſern Mildenburg und reiſte, um mein Geſchäfte nicht halb zu vollbringen und um das Eiſen zu ſchmieden, weil es warm war, über Birkenthal nach Altenwedel. Ich kam den 17ten December zu dem guten Paſtor Ehrmann, dem ich die treuherzige Bitte nicht abſchlagen konnte, eine Nacht bey ihm zu bleiben, worauf ich den 18ten nach Altenwedel fuhr, und bey meinem Freunde, dem Pachter Horn einkehrte.

Hier wurde ich mit alter teutſcher Gaſtfreundſchaft und ſichtbarer Freude aufgenommen, und mit ächtem Humor von dem originellen Manne unterhalten. *) Er hatte den lebhafteſten Antheil an Mildenburgs Schickſale genommen, obgleich er von dem Verluſte ſeiner Penſion nichts wuſſte, ſondern ihn nur wegen des verdrießlichen Proceſſes bedauerte. Er both (und man ſah, wie ſehr es ihm damit ein Ernſt war) mir Geld für Mildenburg an; Es betrübte ihn faſt, als ich ihm ſagte, daß er deſſen nicht mehr bedürfte; Indeſſen entwarfen wir gemeinſchaftlich unſern Operationsplan gegen

---

*) Eine Schilderung dieſer Familie ſteht im 17ten Briefe, des zweyten Theils.

gen den alten Raſtitz, bey dem ich mich auf den folgenden Tag melden ließ.

Ich will Ew. Gnaden nicht mit weitläuftiger Erzählung meiner Geſpräche und Verhandlungen mit dieſem Sünder aufhalten; alſo nur ſo viel davon: Ich fand ihn gebrechlich und ſehr ſaurer Laune. Der unerwartete Regierungs-Beſcheid war ihm in die podagriſchen Beine gefahren; allein er hatte auch die Würkung gehabt, die ich davon erwartete; Er war ziemlich geneigt zum Vergleiche, obgleich er freylich Anfangs die Saiten ein wenig hoch hinauftreiben wollte. Um dieſe herabzuſpannen, ſagte ich ihm grade heraus, daß ich wüſſte, er habe den Referenten beſtechen wollen, und wenn ich das anzeigte; ſo könnte es ihm übel bekommen. Ich habe nämlich vergeſſen Ew. Gnaden zu erzählen, daß Woldorn, um ſich mir für einen ehrlichen Mann zu verkaufen, mir einen Brief von Raſtitz gezeigt hatte, darinn Dieſer ihm hundert Louisd'or zum Geſchenke darboth, die er aber (vielleicht weil es zu wenig war) zurückgeſchickt hatte. Endlich verſicherte ich den alten Böſewicht noch, Mildenburg werde, wenn ſie in Güte mit einander fertig würden, bey der Rechnung, die Raſtitz wegen Verpflegung und Unterhalt ſeiner Tochter und wegen der für ſie etwa bezahlten kleinen Schulden machen mögte, ſo ſtrenge nicht zu Werke gehn.

Dies alles nun fand endlich Eingang, und der Vergleich wurde feyerlich vollzogen. Raſtitz berechnete dreytauſend vierhundert Thaler, wovon ich die vierhundert wegſtrich, die Haupt-Summe aber, ohne weitre Unterſuchung paſſiren ließ. Dagegen liefert er, von dem Vermögen der verſtorbnen Frau von Mildenburg, zuerſt die zwölftauſend Thaler aus, welche Dieſe von ihrer Tante geerbt hat, und die auf Obligationen zu fünf pro Cent ausſtehen. Sodann giebt er ihm jährlich zweyhundert Thaler, aus dem Nachlaſſe der ſeligen Baroninn von Raſtitz; Das übrige behält er, ſo wie ſein eignes Vermögen, bis zu ſeinem Tode (der, wie ich hoffe, bald erfolgen ſoll) in Händen.

Sobald dies alles bündig geſchloſſen und verfaſſt war, begab ich mich wieder auf den Weg nach **, fand Mildenburg ziemlich bey Kräften.

ten, und producirte, zu Siſtirung des Proceſſes, den Vergleich, womit denn die Sache auf einmal abgethan war.

Unterdeſſen war durch unſers Freundes Bedienten alles zu unſrer Abreiſe zubereitet; Wir verlieſſen den 9ten dieſes Monats **, und kamen am folgenden Tage nach Steinbach. Mein guter Wildenburg war in der Kutſche in Betten gepackt; Die Reiſe machte ihm weniger Beſchwerde, als ich gefürchtet hatte; ja! die Gegenwart eines theilnehmenden Freundes und die ſchnelle vortheilhafte Wendung, die ſein Schickſal genommen hatte, erheiterten ihn; Sein Fieber blieb einige Tage hindurch aus, und iſt nachher bey Weitem ſo ſtark nicht wiedergekommen.

Ihr ehrlicher Verwalter Nelke empfieng uns, mit einer comiſchen Redſeligkeit, die gar kein Ende nehmen wollte, und die kleine runde Haushälterinn, mit einer citronengelben Contouche angethan, und eine ſchwarze Mütze mit rothem Bande auf dem Kopfe, knickste unzählichemal; Beyden aber muß ich das Zeugniß geben,

ben, daß ſie ſich's zum angelegentlichſten Geſchäfte machen, unſerm Freunde alle nur erſinnliche Sorgfalt zu widmen.

Nachdem ich ihn ſo guten Händen anvertrauet hatte, verließ ich den 17ten dieſes Monats Steinbach wieder. Mein Abſchied von Mildenburg war kurz; ich wollte gern alles vermeiden, was ſeine reizbaren Nerven erſchüttern könnte. „Adieu, mein Freund!“ ſagte ich „In einem „Paar Monaten ſehen wir uns wieder. Indeſſen ſorge nur, auch während meiner kurzen „Abweſenheit, für Deine Geſundheit! Der „Frühling kömmt bald heran, und dann reiſen „wir zuſammen nach Carlsruhe.“ — Er ſah mir ſorgenvoll in's Geſicht, drückte mir zärtlich die Hand und wollte reden; aber ich umarmte ihn noch einmal, gieng ſchnell davon und ſprang in den Wagen.

Unſer Freund hatte mich gebeten, über *** zu reiſen, und Schlanbach zu erſuchen, künftig die Zinſen von ſeinen Capitalien und die zweyhundert Thaler von Raſtitz jährlich für ihn einzucaſſieren, ſelbſt aber von den ihm vorgeſchoſſnen dreytauſend Thalern, fünf pro Cent Zinſen und terminweiſe kleine Summen, auf Abſchlag des Capitals, von den Revenüen zurückzubehalten.

Schlaubach war ſehr willig, jene Beſorgung zu übernehmen; was aber ſeinen Vorſchuß betraf; ſo hatte der alte liſtige Fuchs einen Anſchlag, deſſen Ausführung ich mich nicht wiederſetzen konnte, weil ſich aus fremdem Geldbeutel nichts verſchenken läſſt. „Geben Sie mir“ ſagte er „den Schein, den Ihnen Voldorn über die „empfangnen dreytauſend Thaler ausgeſtellt „hat! Wenn mir der Herr von Mildenburg „dieſe Forderung cedirt; ſo iſt ſeine Schuld getilgt, und ich ſtehe Ihnen dafür ein, daß ich „das Geld von dem Schelme ſchon eintreiben „will. Sie haben es ihm auf unbeſtimmte „Zeit gegeben. Ich kündige es ihm jetzt, und „nichts kann billiger ſeyn, als daß man auf „dieſe Weiſe einem Kerl, der Recht und Gerechtigkeit verkauft, eine Naſe drehe.“

Der Gedanke, ich geſtehe es Ew. Gnaden, gefiel mir. Warum ſollte man den Böſewicht, der unſerm Freunde ſo viel Angſt gemacht hat, jetzt, da man ihn nicht mehr zu fürchten und zu ſchonen braucht, nicht beſtrafen? Er hat für jene Summe ſeine Seele nicht verkauft, denn man hat ihm nichts zugemuthet, als was ohnehin ſeine Pflicht war, und dreytauſend Thaler ſind doch auch keine Kleinigkeit. Indeſſen ſoll Mildenburg von dem Allen nichts erfahren, ſo wie es überhaupt nöthig iſt, daß man jetzt alle Arten häuslicher Sorgen und Geſchäfte von ihm entferne.

Drey Tage waren hinlänglich, meine Sachen mit Schlaubach abzuthun, und länger hielt ich mich auch nicht in *** auf. Von Hof- und Stadtleuten bin ich nicht viel gewahrgeworden. Herbrand ſoll, wie er es verdient, ſehr unglücklich leben. Seine Frau macht ihm Schimpf und Verdruß; mit ſeinen Vermögens-Umſtänden ſieht es ſchlecht aus; ſein Gewicht am Hofe iſt gänzlich unbedeutend, und weil er ſich keines Menſchen Achtung erworben hat; ſo ſpielt er jetzt, da niemand mehr ihn fürchtet, eine ſehr kleine und traurige Rolle.

Vor einigen Tagen bin ich nun wieder hierher zurückgekommen, werde den Reſt des Winters fleißig mit Arbeit hinbringen und empfehle mich Ew. Gnaden und dem Herrn Gemahle unterthänig.

Sechs

Sechs und zwanzigſter Brief.

Von dem Doctor Porr, an Heinrich von Mildenburg, in Steinbach.

Hamburg, den 23ſten Februar, 1782.

Was ich Dir, mein theuerſter Freund! heute zu melden habe, wird Dich überraſchen — Ich verheyrathe mich, und zwar ſchon in künftigem Monate. —

Du kennſt mich, das darf ich mich ſchmeicheln, lange genug, um nicht zu glauben, ich machte hier einen übereilten Jugendſtreich, oder eine thörichte Liebe hätte mir auf einmal den Kopf verdreht, und ich müſſte nun das Schickſal aller Hageſtolze erleben, die endlich auf einmal gefangen zu werden und an denen ſich dann der ſo lange verhöhnte Gott der Liebe und der andre Gott mit der Fackel dadurch zu rächen pflegten, daß ſie ihnen ein böſes Weib anhiengen, das ſie alle Bürden des Eheſtandes doppelt hart fühlen lieſſe.

Nein, mein Lieber! das iſt nicht mein Fall; Ich habe mich nicht übereilt; ich werde nicht verleitet, nicht von Liebe verblendet, und ich habe gewählt, wie es einem Manne von meinen Jahren zukömmt — Das alles will ich Dir jetzt erklären.

Du weiſſt, daß ich von je her keine große Begriffe von der Glückſeligkeit der ehelichen Verbindungen gehabt habe, beſonders von ſolchen Bündniſſen dieſer Art, die in der Jugend geſchloſſen werden, wo die bald verrauchende Liebe zuerſt blind, und nachher, wenn der Rauſch vorüber iſt, um ſo unglücklicher macht, je größer die Erwartung geweſen. Von der andern Seite aber war ich auch nie ein Verächter des Eheſtandes. Ich habe die phyſiſche, öconomiſche und politiſche Nothwendigkeit dieſer Verbindung nicht nur eingeſehn, ſondern ich habe auch nie geleugnet, daß man im Eheſtande, bey guter, vernünftiger Wahl, eine ſo vollkommne Glückſeligkeit ſchmecken könne, als in dieſer Welt überhaupt zu erreichen möglich iſt. Hageſtolz bin ich eigentlich nie geweſen; nur hatte ich bis jetzt kein Frauenzimmer gefunden, an deren

Seite ich jene Glückſeligkeit zu genieſſen hoffen durfte, und wobey zugleich alle übrigen äuſſern Umſtände vortheilhaft zuſammentrafen. Meine Lage, meine Neigung und mein Temperament drängten mich nicht ſehr ängſtlich, eine Solche zu ſuchen; und ſo wartete ich denn ruhig, bis das Schickſal mir ungeſucht dergleichen Glück zuführen würde. Wäre das aber vor meinem fünf und vierzigſten Jahre nicht der Fall geweſen; ſo würde ich nachher ſogar der Gelegenheit ausgewichen ſeyn.

Indeſſen empfand ich doch täglich, daß in einem Haushalte ein weibliches Geſchöpf unentbehrlich iſt. Meine Muhme iſt alt, gebrechlich, und wird wohl bald in Abrahams Schooß übergehn; Caroline Felmer kann heute oder morgen verheyrathet werden; und dann bin ich wieder ohne weibliche Hülfe in meinem Hauſe. Deswegen habe ich ſchon ſeit einem Paar Jahren mich unter den Frauenzimmern meiner Bekanntſchaft nach Einer umgeſehn, die ich zu meiner Gefährtinn wählen könnte, und die mich nicht verſchmähn würde. Meine Aufmerkſamkeit blieb jedesmal auf der Witwe meines ſeigen Freundes Meinhart haften, die Du, wie ich glaube, wohl auch einigemal hier geſehn haben wirſt; und mit Einem Worte! die iſt es, welcher ich mich angetragen habe, und die mich angenommen hat.

Sie iſt drey Jahre jünger als ich; wir kennen uns ſeit länger als zwanzig Jahren. Ihr Ausserliches iſt angenehm; ihr Betragen anſtändig, ſittſam und edel; ſie iſt nicht ohne Cultur, und hat von ihrem Manne, der Conſul in Conſtantinopel war, und mit dem ſie keine Kinder gezeugt hat, ein ziemlich beträchtliches Vermögen geerbt.

Vor einigen Monaten bat ich die Demoiſelle Felmer, der ich mein Vorhaben entdeckte, ſie mögte doch ſuchen, in genauern Umgang mit Madam Meinhard zu kommen, und dann ihre Gemüthsart ſo ſtrenge als möglich zu prüfen. Caroline iſt, wie Du weiſſt, ziemlich unduldſam gegen Perſonen ihres Geſchlechts; aber alles, was ſie mir von ihr hinterbrachte, ſelbſt ihr kleiner Tadel, beſtärkte mich in meinem Vorhaben.

Kurz vor meiner Abreiſe zu Dir erklärte ich mich, und bekam damals die Antwort: ſie wolle dieſen wichtigen Schritt genauer überlegen. Die Unruhe, darinn ich Deinetwegen, mein Beſter! war, rückte mir die Sache einen Augenblick aus den Augen, indeſſen beſuchte ich ſie gleich nach meiner Rückkunft, und bekam zur Antwort: ſie wolle mir ſchriftlichen Beſcheid geben. Ich glaubte einen Korb erwarten zu müſſen, und wenn das geweſen wäre; ſo würde ich darum nicht in Verzweiflung gerathen ſeyn; Sie ſchrieb mir aber vor acht Tagen, ohne große Ziererey: ſie habe alles wohl überlegt, und wolle die Meinige werden. Das war mir nun ſehr angenehm; ich gieng hin, und wir beſchloſſen in vier Wochen Hochzeit zu halten.

Siehſt Du, mein liebſter Freund! das iſt die ganze Geſchichte — Ich weiß es, Du nimmſt zärtlichen Antheil daran; übrigens bleibe ich, wie ſich's verſteht, vor wie nach Dein ewig treuer Freund, und hoffe von Dir ein Gleiches — Jetzt von Deinen Geſundheits-Umſtänden und Deiner Gemüthslage!

Was Du mir von Beyden ſchreibſt, gefällt mir gar nicht. Freylich kann das rauhe Wetter viel dazu beytragen, daß Dein Fieber nicht ausbleiben will; allein ich weiß es gewiß, Du würdeſt Dich beſſer am Leibe befinden, wenn Du Deine Seele beruhigen wollteſt. Ich glaube gern, daß hier das Predigen nicht viel hilft; allein ich wünſche nur, Du mögteſt mir Dein Herz ganz aufſchlieſſen, und mir ſagen, was es wohl eigentlich iſt, das Dich ängſtigt und an Dir nagt. Du haſt jetzt in der Einſamkeit Zeit genug, Dich ſelber zu unterſuchen; Thue das, ohne Dich zu täuſchen und zu ſchmeicheln, und wenn dann der Rath eines kaltblütigen Freundes etwas vermag; ſo entdecke Dich mir, und rechne auf meinen Beyſtand, wenn er meine Kräfte nicht überſteigt und wenigſtens ganz ſicher auf — meine Toleranz! die zuletzt Dir verſchriebne Arzney aber muſſt Du fortfahren, zu gebrauchen.

Schlaubach ſchreibt mir, Du ſcheineſt geneigt, Deine Capitalien zu Ankauf eines Gütchens zu verwenden. Melde mir doch, mein Lieber! ob das Deine ernſtliche Meinung iſt, und was für Abſichten Du dabey haſt!

Ich brauche Dir übrigens wohl nicht zu ſagen, daß meine künftige Frau nie meinen Freund aus unſerm Hauſe verdrängen wird, und daß, wenn Deine Umſtände Dir's erlauben, wieder nach Hamburg zurückzukehren, Du hier keine Veränderung finden wirſt, als daß Du jetzt durch Deine Gegenwart zwey Menſchen froh machſt, ſtatt daß vorher nur Einer den ganzen Werth des Glücks fühlte, Dir mündlich ſagen zu können ꝛc.

Sieben und zwanzigſter Brief.

Von Carolinen Felmer, an ihre Schweſter, die Frau Landowick, in St. Petersburg.

Hamburg, den 28ſten Merz, 1780.

Wundre Dich nicht, meine liebe Schweſter! wenn ich Dir ſchreibe, daß ich ſchon wieder im Begriff ſtehe, meinen bisherigen Wohnort zu verändern! Die Umſtände wollen es, und alles trifft ſo zuſammen, daß ich dieſen Umſtänden nachgeben muß. Höre nur ſelbſt, und Du wirſt mir Recht geben!

Vor acht Tagen kam der Major von Biebersdorf, des Herrn von Mildenburg Oheim, aus America hier an; Er hat ſich in jenem Welttheile einiges Vermögen erworben, mit welchem er nun in Offenbach am Mayn leben will. Dort hat er ſchon, bey ſeiner Durchreiſe, (denn er kam über Frankreich) ein Haus gekauft. In wenig Tagen geht er dahin zurück; Er war nur hierhergekommen, theils weil er ſeinen Vetter noch in Hamburg zu finden glaubte, theils weil er Geld-Geſchäfte hier zu beſorgen hatte.

Dieſer gute alte Mann nun hat in der Welt ſo manche Schickſale erlebt, daß er mißtrauiſch und faſt menſchenſcheu geworden iſt; doch bezeugt er ſich gegen jedermann ſanft und freundlich. Er ſehnt ſich aber nach Ruhe und Einſamkeit; nur wünſcht er, ein weibliches Geſchöpf um ſich zu haben, das ihm den Haushalt führen könne. Während der wenigen Tage, die er hier zugebracht hat, habe ich mir ſeine Gunſt erworben, und der Doctor Porr ſcheint, durch Empfehlung, die gute Meinung, die er von mir gefaſſt hatte, noch verſtärkt zu haben. Vorgeſtern that er mir den Antrag, zu ihm nach Offenbach zu ziehn; und ich habe dieſen Morgen eingewilligt.

Eine Menge von Bewegungsgründen ſtimmen mich zu dieſem Schritte, und heben bey mir alle Bedenklichkeiten. Der Major iſt in ſolchen Jahren, daß niemand Böſes darüber denken kann, wenn ich bey ihm lebe; Er verſpricht, mich auf's Beſte zu behandeln, mir die

Freyheit zu laſſen, meinen Umgang nach Gefallen zu wählen, ohne mich weiter um ihn zu bekümmern; verſpricht mir ein Jahrgeld von zwanzig Carolinen, und, wenn ich ſechs Jahre lang mich edel und gut gegen ihn betragen haben würde, in ſeinem letzten Willen Meiner zu gedenken; endlich, wenn es mir bey ihm misfallen ſollte, mich, nach Verlauf eines Jahrs, wieder auf ſeine Koſten nach Hamburg, oder wohin ich ſonſt gehn wollte, zu liefern.

Ungeachtet dieſer vortheilhaften Bedingungen nun, würde ich doch vielleicht nicht eingewilligt haben, obgleich ich überzeugt bin, daß der gute Major mehr halten wird, als er verſpricht, wenn nicht ein Haupt-Umſtand mich ſehr ſchnell dazu beſtimmt hätte. Es hat nämlich der große Weiber-Feind, der Herr Doctor Porr, ſich in voriger Woche mit einer reichen Witwe trauen laſſen. Die Frau iſt nicht ſchön; aber artig und vernünftig, und ich hoffe und glaube es auch, daß ſie ganz vergnügt mit einander leben werden. Nun bezeugt ſie mir in der That viel Freundſchaft, und es hat keinen Zweifel, daß ich vor wie nach hier im Hauſe recht gern geſehn werden würde; allein ich ſelbſt fühle doch, daß ich nun eine entbehrliche Perſon darinn bin, und das drückt mich. Bis jetzt gab ich eine Kleinigkeit zu den Ausgaben des Haushalts her, und arbeitete dabey; Ich fühlte mich alſo unabhängig von gar zu läſtigen Verbindlichkeiten. Die neue Hausfrau wird kein Koſtgeld von mir annehmen wollen; aus Feinheit des Gefühls wird ſie nicht leiden, daß ich für ſie arbeite; und ſo wäre ich denn doch nur eine Miteſſerinn im Hauſe.

Dazu kömmt, daß die Frau Doctorinn, weil ſie reich iſt, zwar nicht in immerwährenden Zerſtreuungen, aber doch auf einen größern Fuß leben, Geſellſchaften beſuchen und Leute bey ſich ſehn wird, von denen ich mich bis jetzt entfernt gehalten habe. Um das alles mitzumachen, ſähe ich mich zu einem Aufwande in Kleidern gezwungen, der mein geringes Vermögen überſchreitet. Vermehrte ſich die Familie und käme auch vielleicht der Herr von Mildenburg wieder hierher; ſo würde würklich der Platz im Hauſe beengt werden, und das müßte mich ängſtigen.

Ich habe es alſo in allem Betrachte für beſſer gehalten, das Anerbiethen des redlichen Herrn von Biedersdorf anzunehmen. Ungern verlaſſe ich Hamburg, das geſtehe ich. Und in meinen Jahren dieſen Aufenthalt gegen den in einer kleinen Stadt am Mayn zu vertauſchen, das thut mir wohl ein wenig weh; allein Du kennſt nun meine Gründe, liebe Schweſter! und wer weiß, ob dieſe Veränderung nicht zu meinem Glücke ausſchlägt?

Bey dieſer Gelegenheit muß ich Dir auch eine Entdeckung mittheilen, die ſonderbare Eindrücke auf mich gemacht hat. Geſtern erfuhr ich zufällig durch ein Geſpräch des Herrn von Biedersdorf, daß der Herr von der Hart, von dem ich Dir ſo manches geſchrieben habe, gegenwärtig in America iſt, daß der Major ihn dort gekannt hat, daß er jetzt unverheurathet iſt, und in wenig Monaten nach Teutſchland zurückkommen wird. Sonderbar war es, daß, als ich, vielleicht mit zu viel Lebhaftigkeit, den Major nach einigen genauern Umſtänden von dieſem Manne fragte, er das Geſpräch plötzlich abbrach. Ich bin weit entfernt, irgend einen romanhaften Plan auf dieſe Nachricht zu bauen; Vielleicht hat er mich ganz vergeſſen; und wäre auch das der Fall nicht; ſo würde doch wohl ſein Stand — Mit Einem Worte! ich mögte nur wiſſen, wie es ihm ſeit dieſer Zeit gegangen iſt, ob er glückliche Tage verlebt hat. Nun kann ich den Gedanken an ihn ſeit geſtern nicht aus meinem Kopfe bringen, und mögte doch nicht gern noch einmal nachfragen. Vielleicht ſagt mir's mein guter Alter noch ungebethen, wenn ich allein bey ihm bin.

In vier Tagen reiſe ich mit ihm ab. Die Zubereitungen zu meiner Reiſe hindern mich, Dir heute weitläuftig zu ſchreiben; das ſoll aber geſchehn, ſobald ich in Offenbach eingerichtet bin. Lebe recht wohl mit den Deinigen, und liebe immer ein wenig, Deine x.

Acht und zwanzigſter Brief.

Von Heinrich von Mildenburg, an den Doctor Porr, in Hamburg.

Steinbach, den 17ten April, 1780.

Ich habe zwey Deiner lieben Briefe vor mir liegen, mein theuerſter Freund! beyde von gleich intereſſantem Inhalte für mich; und wäre ich an Leib und Seele geſund; ſo würde ich erröthen darüber, daß ich ſo lange gezögert hätte, darauf zu antworten. So aber habe ich nicht gezögert, ſondern nur einen heitern, ruhigen Tag erwartet, um ſo ganz aus dem Herzen mit Dir reden zu können, wie Deine immer gleich treue, edle, großmüthige Freundſchaft es verdient und von mir fordern kann. Ich habe indeſſen manches zu überlegen, manches zu bekämpfen gehabt — Heute endlich fühle ich mich ſtark genug, meine Gedanken zu ordnen, mein Herz gegen Dich auszuſchütten, und Dir einen Entſchluß für mein künftiges Leben bekannt zu machen, den ich nicht wiederrufen werde, weil er das Reſultat der reiflichſten Ueberlegung iſt.

Doch ehe ich zu meinen eignen Angelegenheiten komme; laß mich Dir von ganzer Seele zu Deiner Verheyrathung Glück wünſchen. Es iſt gewiß keine Schmeicheley, wenn ich Dir ſage, daß Du von allen Menſchen in der Welt, die ich gekannt habe, der Einzige biſt, den ich immer gleich gut und gleich weiſe habe handeln geſehn, deſſen Vernunft in dem glücklichſten Gleichgewichte mit ſeinen Leidenſchaften ſteht, ſo daß Jene nie von dem wildem Sturm Dieſer hingeriſſen wird, aber auch nie da die Zeit mit kaltem Raiſonnement und eingebildeten Schwierigkeiten verſchwendet, wo edle Triebe die Seele auf gute Wege hinziehen. Täglich werde ich mehr überzeugt, daß dies die Vollendung der Ausbildung des Menſchen iſt, daß Du Dich bey dieſer Stimmung (Möge ſie nun das Werk der Natur, der Erziehung, oder der Selbſt-Ueberwindung ſeyn) nicht anders als glücklich, in allen Situationen des Lebens fühlen kannſt.

Du haſt alſo gewiß auch diesmal das beſte gewählt, was für Dich zu wählen war; und ſo wird Dir's denn ohne Zweifel in Deinen neuen Verhältniſſen recht wohl gehn.

Deine Frau Gemahlinn erinnre ich mich freylich einigemal geſehn zu haben, und weiß auch, daß ſie mir Achtung und Intereſſe eingeflößt hat. Wenn die Vorſehung mein Leben friſtet; ſo hoffe ich in einem Paar Jahren Zeuge Eurer häuslichen Glückſeligkeit zu ſeyn. „Und „warum nicht eher?“ wirſt Du vielleicht fragen. Das ſollſt Du gleich erfahren.

Hier in der Einſamkeit auf dem Lande habe ich volle Muße gehabt, über mein vergangnes Leben, über den jetzigen Zuſtand meines Herzens und über meine künftigen Plane nachzudenken. Ich habe lebhaft gefühlt, wie weiſe die Vorſehung mich bis jetzt geleitet hat, um mir endlich eine ruhige Exiſtenz zu verſchaffen; Allein ich merke auch, daß, um dies gute Werk nicht zu zerſtöhren ich bey meiner, noch immer zu großen Reizbarkeit, mein gegenwärtiges einſames Leben gegen kein andres vertauſchen darf — Alſo kurz! ich bin würklich entſchloſſen, den Reſt meiner Tage auf dem Lande hinzubringen, und ein Gut zu kaufen, das hier in der Nähe liegt, und grade um einen billigen Preis zu erhalten ſteht.

Allein damit Du nicht glaubeſt, daß dies eine neue Grille von mir iſt, ſondern damit Du die Wichtigkeit der Gründe fühleſt, die mich bewegen, gegen dieſen Plan ſelbſt Deine Einladung nach Hamburg, meines Oheims Bitte, zu ihm nach Offenbach zu ziehn und vor allen Dingen die Reiſe nach Carlsruhe, womit Dir's, mein Lieber! wohl nie ein rechter Ernſt geweſen iſt, aufzugeben; ſo will ich Dir ein freymüthiges Bekenntniß thun, das ich Dir gewiß nicht ſo lange ſchuldig geblieben ſeyn würde, wenn ich bis jetzt den Muth gehabt hätte, es mir ſelber abzulegen. Du haſt nämlich tiefer in mein Herz geſchauet, als ich, indem Du muthmaßteſt, meine Empfindungen für die Frau von Steinbach könnten wohl etwas mehr, als bloß Freundſchaft ſeyn, oder werden. Damals glaubte ich hierüber ſo ſicher ſeyn zu können, das ich nicht das geringſte Mittel anzuwenden nöthig fand, einer Krankheit zu ſteuern, die bald mit aller Gewalt meine Seele angriff. Ich fühlte indeſſen auf der Reiſe oft ſolche Symptonen meiner immer wachſenden verrätheriſchen Leidenſchaft, daß ich, um mich nicht ſelber verachten zu müſſen, alle Mühe hatte, mich zu übertauben. Ich ertappte mich auf Anwandlungen von Eiferſucht, wenn die vortrefliche Frau einem andern Manne Achtſamkeit und unſchuldige Gefälligkeit bewies, ja! ich war oft, doch nur in vorübergehenden Augenblicken, unedel genug, an dem redlichſten Manne und Freunde, an unſerm Steinbach, muthwilligerweiſe Fehler zu entdecken, die ich gewiß nicht bemerkt haben würde, wenn er nicht ihr Gatte geweſen wäre; Ich fand ihn langweilig, zudringlich, war heitrer, wenn er ſich entfernte, und zeigte ihm oft böſe Laune. Du ſelbſt, ich geſtehe Dir's, erſchienſt mir damals oft, mit Deinen Vorſtellungen, als ein unnütz ängſtlicher, läſtiger Freund! Aber nie hatte ich die Kraft, dieſen neidiſchen, niedrigen Gefühlen nachzuſpüren. Wie ein ſchlechter Haushalter ſich ſcheuet, ſeine Rechnungen durchzuſehn, aus Furcht unangenehme Entdeckungen zu machen, und lieber immer darauf loszehrt und immer tiefer in Schulden geräth; ſo wiegte ich mich in der Behaglichkeit des Augenblicks ein, verſcheuchte alle ernſthaften Vorſtellungen über meinen Zuſtand, alle Blicke in die Zukunft, oder überſchrie die Stimme der warnenden Vernunft und Deiner ſorgſamen Freundſchaft mit Sophiſtereyen.

Es koſtete mich einen unglaublichen Kampf, mich loszureiſſen, nach ** zu gehn, mich den Pflichten zu widmen, die ich als Vater der Erhaltung des Vermögens meiner Tochter ſchuldig war; Ich glaube, ich hätte alles im Stiche gelaſſen, wenn nicht die nahe Hofnung, meinen Proceß bald beendigt zu ſehn und dann in Hamburg wieder mit Steinbachs vereinigt zu werden, mich getrieben hätte, Schlaubachs Vorſtellungen nachzugeben.

Der langſame Gang meines Proceſſes brachte meine Ungeduld auf's Höchſte; aber als ich zu gleicher Zeit die beyden unangenehmen Nachrichten erhielt, fühlte ich zum erſtenmal den ganzen Umfang meiner Herabwürdigung; ich war nämlich würklich betrübter, ja! ärgerlicher über Steinbachs Entſchluß, in Carlsruhe zu wohnen und den Plan, mit mir nach Hamburg zu ziehn, aufzugeben, als über den Verluſt meiner Penſion, der doch zugleich mich aller Einnahme beraubte und mich auſſer Stand ſetzte, den Proceß fortzuführen, von welchem die zeitliche Glückſeligkeit meines Kindes abhieng.

Der immerwährende Kampf in meiner Seele, und die Indignation gegen mich ſelber waren gewiß die einzigen Quellen meiner Krankheit, und eben ſo gewiß werde ich geſund werden, wenn es mir gelingt, meinen innern Frieden herzuſtellen. Aber dazu iſt kein andres Mittel, als daß ich eine Lebensart wähle, die mich von allen Gegenſtänden entfernt, welche bis itzt meine Ruhe geſtöhrt haben, und mir zugleich Gelegenheit zu einer Thätigkeit giebt, die von andrer Art iſt, als die, wobey ich bisher ſo übel gefahren bin.

Ich will alſo ein Landmann werden, und daneben mich mit Bildung der Jugend beſchäftigen. Noch ſehe ich freylich nicht viel Erfolg von der Bemühung, die ich anwende, den Knaben zu erziehn und zu unterrichten, den ich zu mir genommen habe; aber am Ende wird doch nicht aller Fleiß unbelohnt bleiben; und wenn ich nach Wahlberg komme; (So heiſſt das Gut, welches ich zu kaufen vorhabe) will ich mit noch einem Paar andern, jüngern Kindern, von ſanfterer Gemüthsart, den Verſuch machen.

Nun, mein Beſter! weiſſt Du alles, und ſiehſt alſo den Grund ein, warum ich Dein freundſchaftliches Anerbiethen, wieder zu Dir nach Hamburg zu kommen, vorerſt nicht annehmen kann. Auch würde ich dadurch meinen redlichen Oheim beleidigen, der mich dringend eingeladen hat, zu ihm nach Offenbach zu ziehn, und dort alles, was ſein iſt, mit ihm zu theilen. Läge Offenbach ſo entfernt von der Gegend, wo Steinbachs leben, als Wahlberg; ſo würde ich denn doch vielleicht wanken. Auf alle Weiſe aber wirſt du nun, wie ich hoffe, meinen feſten Entſchluß, jenen Plan auszuführen, billigen — Nach zwey Jahren vielleicht, wenn Gott mich ſo lange leben läſſt, werde ich weder Gefahr, noch Bedenklichkeit finden können, nach Carlsruhe, nach Offenbach, nach Hamburg, oder wohin es ſey, zu reiſen, einige Zeit dort hinzubringen, und mit friedenvollem Herzen wieder in meine ländliche Einſamkeit zurückzukehren.

Aber auch von der öconomiſchen Seite wird der Ankauf jenes Guts dem guten Biedersdorf und mir vortheilhaft ſeyn. Du weiſſt, daß, ſo lange mein Schwiegervater lebt, ich auſſer den zweyhundert Thalern, die er mir jährlich auszahlt, nur zwölftauſend Thaler Capital beſitze. Davon läſſt ſich nun freylich Wahlberg nicht kaufen. Allein, da ich mich, mit Zuziehung des Verwalters Nelke, und nachdem ich Horn um Rath gefragt, überzeugt habe, daß ich dies Gut, bey ſorgſamer Verwaltung, zu ſechs pro Cent nützen kann; ſo war Anfangs meine Abſicht, den größten Theil der Kaufſumme zu vier pro Cent aufzunehmen; Es hat aber meines Oheims Wiederkunft dieſen Plan verändert. Er ſucht einen Theil ſeines Vermögens ſicher unterzubringen; desfalls nun habe ich ihm den Vorſchlag gethan, zu meinen zwölftauſend Thalern von dem Seinigen vier und zwanzig tauſend zuzulegen; So viel beträgt zuſammen grade der Werth des Guts. Er iſt alsdann Mitbeſitzer davon; ich ſehe mich als den Rechnungsführer an, und überliefre ihm jährlich zwey Drittheile des reinen Ertrags. Oder, wenn er für die Mühe meiner Adminiſtration mir etwas gutthun will: ſo werde ich auch das dankbar annehmen. Ich hoffe, er ſoll dieſen Vorſchlag ſich gefallen laſſen; und dann will ich den Kauf ſogleich abſchlieſſen, um mit Trinitatis das Gut antreten zu können.

An practiſchen haushältriſchen Kenntniſſen fehlt es mir wohl — die lernt man in einem Cammer-Collegio nicht; allein ich hoffe, bald geſchickter darinn zu werden, und indeß erbiethet ſich nicht nur der gute Verwalter Melke, da Wahlberg nicht weit von hier entfernt liegt, und er dort ſehr gut Beſcheid weiß, oft zu mir zu kommen und mir Rath zu ertheilen; ſondern mein alter würdiger Horn hat mir ſogar einen ſeiner Söhne, wenigſtens auf einige Jahre, als Verwalter zuzugeſellen, verſprochen.

So habe ich denn, mein theuerſter Freund! wie ich mich ſchmeichle, endlich den Grundſtein zu meinem dauerhaften Wohl gelegt! Anfangs wird es noch einige Ueberwindung und hie und da einen Kampf koſten; aber der Himmel wird ja helfen.

Mit meinem Fieber iſt es noch immer nicht ganz ſo, wie es ſeyn ſollte. Wenn ich meine, es wäre gänzlich ausgeblieben; ſo ſtellt es ſich wieder ein, und das ermattet mich denn ſehr. Uebrigens befolge ich pünctlich Deine Vorſchriften, ſowohl was Arzeney, als Diät betrifft, und die guten Leute hier in Steinbach laſſen es auch nicht an der Pflege ermangeln. Nun! ich denke immer, wenn der ſchöne May erſt herankömmt, und die Natur ſich verjüngt; werde auch ich friſche Kräfte ſammeln. Meine Einrichtung in Wahlberg wird mich zerſtreun, aufheitern, und dann will ich auch gleich, Deinem Verlangen gemäß, meine Brunnen-Cur anfangen.

Es iſt mir ein wenig ſauer geworden, dieſen langen Brief zu vollenden; oft habe ich abſetzen und ein wenig ruhn müſſen. Lebe wohl, mein einzig Theuerſter! und drücke Deiner lieben Frau in meinem Namen die Hand!

Neun und zwanzigſter Brief.

Von Ludwig Felmer, an ſeine Schweſter Caroline.

Siak, auf der Inſel Sumatra,
den 20ſten April, 1780.

Ich hoffte mit großer Zuverſicht, ſtatt dieſes Briefs perſönlich zu Dir, meine liebe Schweſter! kommen zu können; aber leider! ſind nun ſchon aus zwey Jahren, die ich nur noch hier zu bleiben gedachte, fünf geworden, und wer weiß, ob nicht noch zwey darüber hingehen, ehe ich mein liebes Vaterland wieder erblicke? Es hält für einen Kaufmann, beſonders hier, ſo gewaltig ſchwer, wenn man einmal ſein Geld im Handel ſtecken hat, es ohne offenbaren Schaden wieder herauszuziehn, daß ich noch nicht vorausſehe, wie bald ich meinen Zweck erreichen werde.

Indeſſen glaube ich aus Deinen Briefen wahrzunehmen, daß es Dir angenehm ſeyn würde, wenn ich dasjenige, was ich zu Deinem

Vortheile zu thun Willens wäre, jetzt gleich vornähme; und da habe ich denn alles überlegt, und finde es ſelbſt ſo am beſten. Du biſt nun beynahe fünf und zwanzig Jahre alt; (ja! wie die Zeit hingeht! man ſollte es gar nicht glauben) Du muſſt nun vernünftig genug ſeyn, um mit dem Gelde, das man würklich ſo leicht nicht erwirbt, als Mancher denkt, klüglich und räthlich umzugehn. Jetzt biſt Du nun auch noch in den beſten Jahren, um eine gute Parthie zu finden; nachher heiſſt es denn gleich: eine alte Jungfer, und die will niemand. Heut zu Tage aber ſieht jedermann auf's Geld, und man kann es auch niemanden verdenken, bey den theuern Zeiten, und da bey dem Handel auch nicht viel zu machen iſt. Doch habe ich mich noch ſorgfältig bey einem Freunde in Hamburg nach Dir erkundigen laſſen, und alles gute Zeugniß von Dir erfahren, ſowohl was Deine Aufführung, als Deinen Fleiß und haushälteriſches Weſen betrifft.

Und weil Du denn doch immer von Jugend auf mein Liebling geweſen biſt; ſo habe ich, durch Wechſel auf Herrn Siebeking und

Voght in Hamburg, viertauſend Ducaten, die Dein ſeyn ſollen, hingeſchickt. Das iſt ein honettes Heyrathsgut, und für unſre andern beyden Geſchwiſter will ich auch ein Raiſonnables thun; aber nicht ſo viel, als für Dich, denn ſie ſind ſchon verſorgt. Der Landowick geht es wohl; doch ſollen ihre Kinder, beſonders mein Pathchen, nicht vergeſſen werden. Mit dem Bruder Chriſtel will ich es noch ein wenig ansehn; denn ich höre, er ſoll catholiſch geworden ſeyn, und da käme mein Geld doch wohl nur in Pfaffen-Hände; doch habe desfalls an einen Freund geſchrieben.

Was nun Dein Geld betrifft; ſo habe ich den Herrn Siebeking und Voght Commiſſion gegeben, wie ſie das Geld anlegen und Dir quartaliter etwas Gewiſſes auszahlen, das Uebrige aber wieder zu Capital ſchlagen ſollen, bis Du Dich verheyratheſt, welches Gott, ſo es ihm gefällt, bald und glücklich bewerkſtelligen wolle!

Wie ich hoffe; ſo wirſt Du nun von dieſer meiner Einrichtung zufrieden ſeyn, mir auch bald deswegen etwas melden, und in Dein Gebet mit einſchlieſſen, Deinen ꝛc.

Dreyſſigſter Brief.

Von Conrad Fegebuſch, dem Bedienten des Herrn von der Hart, an ſeinen Herrn, gegenwärtig in Bremen.

Hamburg, den 4ten Junius, 1780.

Alldieweil mich Ew. Gnaden hergeſchickt haben von Bremen, vor acht Tagen, gleich nach unſrer Ankunft, daß ich ſollte ein wenig recognoſciren und erfahren, wie es thät ſtehn, um die Mamſel Felmer; ſo habe mich ſogleich auf Kundſchaft gelegt.

Sie hat gewohnt mit dem Herrn von Müldeburg bey einem gewiſſen Doctor Borr, aber die Mamſel iſt fort und der Herr von Müldeburg iſt fort. Aber ſie ſind nicht mehr beyſammen, ſondern er iſt apart gezogen auf's Land, und was ſie importirt; ſo hat ſie der Herr Major von Büdersdorf, von dem Ew. Gnaden in Amerika das Geld geliehn hatten, hier abgeholt und hat ſie mit ſich nach Uffenbach genommen. Das liegt oben am Mayn-

Strohm, und da ſoll ſie ihn die Haushaltung führen.

Das alles habe auf verbluminirte Weiſe erfahren. Sobald ankam, habe mich nach dem Loſchement des Herrn von Müldeburg erkundigt, und denn bin ich hingegangen; und in der Nachbarſchaft war ein Wirthhaus; und da habe mich hinein geſetzt und habe ſo von Weitem her gefragt nach dieſem und Jenem und unter andern, wer da wohnte, und wie denn ſo ein Wort das andere giebt; da habe ich das alles erfahren. Der Wirth hat auch erzählt, der Doctor Borr habe vor etwelchen Monaten geheyrathet und der adeliche Herr und Mamſel wären nun nicht mehr bey ihm. Da habe ich geſagt: „Ey ja doch! die junge Frau wird wohl „das Schand-Leben mit den Beyden nicht mehr „haben im Hauſe erdulden können.“ Aber da hat der Wirth gehaſelirt und gethan, und hat mich bald bey die Ohren gekricht, und hat die Mamſel und den Herrn gelobt und hat erzählt, ſie hätten gewiß nie mit einander was Böſes zu ſchaffen gehabt und ſey in dem Hauſe gewiß alles in Zucht und Ehren hergegangen; und die

Mamſel ſey gar freundlich und niederträchtig gegen jedermann geweſen und habe den armen Leuten viel gutes gethan; und die ganze Nachbarſchaft habe ſie lieb gehabt und den Herrn von Müldeburg auch; und was den Doctor Borr importirt; ſo ſey das ein Mann, wie keiner mehr. Und wer das anders ſagen könnte, der ſey ſalſa kenia ein — — —

Da ich das gehört habe, habe umgedreht meine Worte, und habe geſagt: „Ey ſeht doch! „verſteht denn der Herr keinen Spaß! ich weiß „wohl eben ſo gut, was das für honette Leute „ſind, als Er? Und mein Herr kennt ſie recht „gut. Mein Herr iſt auch ein Edelmann und „iſt weit in der Welt geweſen und kennt den „Major auch. Und meinen Herrn iſt es ſo „und ſo gegangen in der Welt und hat ſich knapp „behelfen müſſen; aber nun kann er ſtandesmäßig leben, und ich bin erſt ſeit einem Jahre „bey ihm, und bin vorher in der Soldateske „geweſen, und bin auch nicht weggelaufen, wo „die blauen Bohnen geſäet werden, und habe „einen lahmen Flung und habe nun meinen „ehrlichen Abſcheid.“

Und nun erwarte weitre Ordre, ob etwa nach Uffenbach marſchiren ſoll. Das wird doch wohl ſo weit nicht ſeyn, als von America hierher, oder ob einſtweilen ſoll nach Bremen mich zurückziehn.

Der ich gehorſamſt unterbleibe ꝛc.

Ein und dreyſſigſter Brief.

Von dem Herrn von der Hart, an Carolinen Felmer.

Bremen, den 17ten Junius, 1780.

Ich weiß nicht, Mademoiſelle! ob die mancherley neuen Verhältniſſe, in welche Sie ſeit unſrer Trennung gekommen ſind, Sie nicht den Namen des Mannes, der heute ſo frey iſt, Sie mit dieſem Briefe zu beläſtigen, vergeſſen gemacht haben; allein ich traue auch in dieſem Falle Ihrem guten Herzen wenigſtens das zu, daß Sie Meiner nicht ſpotten werden, wenn ich Ihnen geſtehe, daß ihr Andenken, ſeit jenem Augenblicke, in allen den verſchiednen Lagen, darinn mich das Schickſal verſetzt hat, nie von mir gewichen iſt.

Kann es Sie noch intereſſiren, Mademoiſelle! zu wiſſen, wie es mir ſeit dem September 1771 gegangen iſt; ſo können Ihnen, wenigſtens über die letztern ſieben Jahre, Ihre neuen Freunde, die Herrn von Biedersdorf und von Mildenburg, welche meine Geſchichte kennen und zum Theil mit in dieſelbe verflochten ſind, am beſten Auskunft geben. Was aber die erſten beyden Jahre betrifft; ſo ſchweige ich lieber gänzlich darüber; doch mögen Sie Sich einige Vorſtellung von der Gemüthsverfaſſung machen, in der mich Ihre Flucht von meinem Gute, *) wohin ich wenige Tage nachher kam, verſetzte, wenn ich Ihnen ſage, daß, nachdem ich einige Wochen lang vergebens alles angewendet hatte, Ihren Aufenthalt zu erfahren, bey den unerhörten Unglücksfällen, die mich damals alle auf einmal trafen, meine Verzweiflung unſchlüſſig, zwiſchen dem Vorhaben, mir das Leben zu nehmen, oder mich lebendig in einem Kloſter zu vergraben, wankte. Ich wählte freylich den letztern Weg; allein wie oft reuete es mich nachher, daß ich nicht den erſten raſchen Entſchluß ausgeführt hatte, den mir Gott vielleicht damals verziehn haben würde, und wovon mich nun die kältre Vernunft und die Stimme meines Gewiſſen zurückhielt!

---

*) Man ſehe den zehnten Brief, im erſten Theile, Seite 129 nach!

Auf welche Weiſe mich nachher der Herr von Mildenburg den ſein feindſeliges Geſtirn in daſſelbe Kloſter getrieben hatte, aufmunterte, den Händen der abſcheulichen Mönche mich zu entziehn; wie er meine Flucht beförderte und mich bewog, auf's Neue mich in das Getümmel der Welt zu ſtürzen, und was mir ſeit dieſer Zeit begegnet iſt — noch einmal! das alles wird Er, an deſſen Seite Sie gelebt, Ihnen ja wohl ſelbſt berichtet haben. Ich will Sie nicht mit dieſer Erzählung von Begebenheiten ermüden, an denen Sie wohl ſchwerlich viel Theil nehmen werden — Vielleicht habe ich Ihnen ſchon zu viel Langeweile gemacht.

Alſo erlauben Sie mir nur einige Fragen deren Beantwortung ich, mit dem dankbarſten Herzen, als eine letzte Wohlthat von Ihnen anſehn werde, weil ein Theil meiner Beruhigung davon abhängt: Der Herr von Mildenburg iſt mein Freund und Wohlthäter, der Herr von Biedersdorf iſt es nicht weniger; Erſterer kennt die Verhältniſſe, in welchen mein Herz einſt mit dem Ihrigen zu ſtehn das Glück gehabt hat; Von Letzterm habe ich wenigſtens ſehr wahrſcheinliche Gründe, daſſelbe zu muthmaßen. Woher kömmt es, daß Beyde mir aus Ihrem Aufenthalte ein Geheimniß gemacht, ungeachtet ich den Herrn von Mildenburg oft ſo dringend gebeten habe, ſich nach Ihnen zu erkundigen? Soll ich glauben, daß der Mann, den ich für meinen eifrigſten Freund hielt, nachdem er Sie gefunden, dieſe Entdeckung und vielleicht die unangenehme öconomiſche Lage, in welcher er Sie antraf, genützt hätte, um ſich ſelber in das Herz einzuſchleichen, nach deſſen Beſitze das meinige ſich unaufhörlich ſehnte? Hat er Ihnen verſchwiegen, daß er mich kennte, ſo wie er mir nie von Ihnen Nachricht gegeben hat; oder haben Sie an ſeiner Seite gern des Mannes vergeſſen, der Ihrer auch nie keinen Augenblick vergeſſen hat?

Wenn Ihre Seele nicht ganz umgeſtimmt iſt; wenn noch ein Funken von jener edlen Freymüthigkeit aus Ihren Augen ſtrahlt, die mich ehemals ſo an Ihnen bezauberte; ſo beſchwöre ich Sie, beantworten Sie mir offenherzig und bald dieſe Fragen! — Sie wiſſen nicht, wie glücklich und wie unglücklich Sie mich dadurch machen, welche Hofnungen Sie in mir erwecken und niederſchlagen können. Ich verharre, in ängſtlicher Erwartung Ihrer Antwort ꝛc.

Zwey und dreyſſigſter Brief.

Antwort von Carolinen Felmer, auf den vorigen Brief.

Offenbach, am Mayn, den 24ſten Junius, 1780.

Wenn es Ihnen irgend wichtig ſeyn kann, zu erfahren, mit welcher Gemüthsbewegung ich Ihren Brief geleſen habe; ſo erfahren Sie von mir, daß ich zitternd vor Freude, Ueberraſchung und der Ungeduld, endlich einmal wieder etwas von Ihnen zu hören, kaum die Kraft gehabt habe, das Blatt in meinen Händen zu halten!

Bey der Redlichkeit und Freymüthigkeit, die Sie ſo gütig ſind, meinem Herzen zuzutraun, betheure ich Ihnen, daß, ſeit dem Augenblicke, voll von Kampf und Schmerze, da Pflicht, Ehre und Sorgfalt für unſre beyderſeitige Ruhe mich nöthigten, Ihr Haus zu verlaſſen, ich nie die geringſte Nachricht von Ihnen gehört; daß ich nicht einmal von Weitem geahndet habe, Sie und der Kloſter-Geiſtliche, deſſen Geſchichte mir der Herr von Mildenburg erzählt hat, könnten

Eine Perſon ſeyn; ja! daß Ihr Name in meiner Gegenwart nie aus ſeinem Munde gekommen iſt.

Was für Abſichten der Herr von Mildenburg nun auch, bey dem Stillſchweigen, das er gegen Sie und mich beobachtet, gehabt haben mag; ſo getraue ich mich, feſt zu behaupten, es ſind edle Abſichten geweſen.. Er iſt keiner verrätheriſchen Handlung fähig. So wenig auch die Art von Verhältniſſen, in welchen ich mit dieſem redlichen unglücklichen Manne geſtanden, mich ſo dreiſt machen können, von ſeinen Gedanken und Empfindungen Rechenſchaft zu geben; ſo habe ich doch Gelegenheit gehabt, tief genug in ſeine Seele zu blicken, um zu wiſſen, daß ihm die Rechte der Freundſchaft, Ehre und Unſchuld heilig ſind. Doch da niemand beſſer, als er ſelbſt, Ihnen jeden Zweifel von der Art heben kann; ſo habe ich ihm mit heutiger Poſt eine Abſchrift ihres Briefes geſchickt. *)

---

*) Im eilften Briefe des zweyten Theils, Seite 111, erklärt ſich Mildenburg über die Urſachen ſeiner Zuruckhaltung.

Wenn nicht ſeine Krankheit ihn abhält; (Er lebt jetzt auf ſeinem Gute, in Wahlberg) ſo werden Sie gewiß bald durch ihn vollkommen beruhigt werden.

Was den Herrn von Biedersdorf betrifft; ſo wird er Ihnen noch in dieſer Woche ſelbſt den Theil Ihrer Fragen beantworten, der auf ihn Bezug hat.

Ich bin innigſt gerührt von Dankbarkeit für den Antheil, den Sie noch immer an meiner Perſon zu nehmen ſcheinen. Mögte die Vorſehung, nach ſo viel Widerwärtigkeiten, Ihnen doch recht frohe Tage ſchenken! Sie hat auch mich durch manches Labyrinth glücklich hindurch geführt, hat mich vor Schritten bewahrt, die mich zu ſpäte Reue koſten könnten, und wenn ſie nicht jeden meiner vielleicht unbeſcheidnen Wünſche erfüllt hat; ſo genieſſe ich doch jetzt mehr äuſſers Glück, als ich, meinem Stande und meinen erſten Erwartungen nach, hätte hoffen dürfen. Höre ich, daß es Ihnen, der Sie ein Recht haben, auf gröſſere Vortheile Anſpruch zu machen, recht wohlgeht; ſo wird das auch die innere Glückſeligkeit befördern, Ihrer ꝛc.

Drey und dreyſſigſter Brief.

Von Heinrich von Mildenburg, an den Doctor Porr, in Hamburg.

Wahlberg, den 14ten Julius, 1780.

Es thut mir ſehr leid, mein beſter Freund! daß mein Stillſchweigen Dich in einige Unruhe geſetzt hat; ich dachte, Du würdeſt die wahre Urſache davon leicht errathen, nämlich, daß die vielfachen Beſchäftigungen, die ich bey Uebernahme meines Guts gehabt, mich abgehalten haben, mich ſchriftlich mit Dir zu unterreden. Wenn man denn dabey an Leib und Seele ſchwach und krank iſt; ſo geht auch die Arbeit nicht ſo ſchnell von Statten, und ohne den dienſtfertigen Melke und den jungen Horn, der nun mein Verwalter iſt, würde ich ſchwerlich ſo bald in Ordnung gekommen ſeyn.

Indeſſen hat mir doch die Geſchäftigkeit, in der ich den ganzen May-Monat und den größten Theil des Junius habe hinbringen müſſen, ſehr wohlgethan, und ich kann nicht ſagen, daß meine Geſundheit ſchwächer dabey geworden wäre. Im Gegentheil! mein Fieber blieb einige Wochen hindurch aus, oder war wenigſtens unmerklich. Jetzt hat es ſich freylich wieder eingefunden; allein ich bitte Dich, Dich meinetwegen nicht zu ängſtigen — Und ſollte denn auch der Ausgang Deine treuen Wünſche und Deine Sorgfalt für mich vereiteln; beſter Porr! ſo komme ich ja endlich zu der Ruhe, nach der ich in dieſer Welt vergebens mich geſehnt habe. Ein Paar Jahre ſpäter oder früher — iſt das nicht einerley? Ich preiſe den weiſen Schöpfer dafür, daß er mich noch am Ende meiner Tage aus dem Sturme meiner Leidenſchaften herausgeriſſen hat und mir vergönnt, mit friedevollem Herzen auf mein vergangnes Leben zurückzublicken. Die Dankbarkeit für dieſe Wohlthat macht, daß ich mich nicht eilfertig nach dem Tode ſehne; ſondern gern noch die mir übrigen Stunden zu meiner Beſſerung nütze; aber wenn ich denn auch bedenke, wie ſchwach dies arme Herz iſt, und wie leicht es wieder von neuen Eitelkeiten gereizt und umgeſtimmt werden könnte; ſo erheitert mich doch die Ausſicht, daß ich wohl ſchwerlich ein neues Jahr erleben werde.

Sollte dieſe meine Ahndung erfüllt werden und ich ſchriebe Dir. oder lieſſe Dir's ſchreiben, daß ich meiner Auflöſung nahe wäre; ſo bitte ich Dich, mein geliebteſter Freund! nicht etwa hierherzukommen. Ich ſchreibe Dir das jetzt, und mache Dir's zur Pflicht, mir dieſe letzte Probe Deiner Liebe mit eben der Bereitwilligkeit zu erzeigen, mit der Du mir ſo viel andre edle Freundſchaftsdienſte, mit ſo mancher Aufopferung in meinem Leben erwieſen haſt. Selbſt wenn ich ſchwach genug ſeyn ſollte, Dir einmal den Wunſch zu äuſſern, Dich noch vorher an mein Herz zu drücken; ſo reiſe doch nicht zu mir! Ich habe es immer gedacht, daß es den letzten Abſchied von dieſer Welt erſchweren müſſte, wenn man Gegenſtände ſo nahe vor ſich ſähe, von denen es Kampf koſtet, ſich loszureiſſen, und wenn neben unſerm Sterbebette liebe Freunde Thränen um uns vergöſſen. Ich erkenne es als eine Wohlthat des Himmels, daß er auch dieſen Wunſch meines Herzens erfüllt hat, mich meine letzten Tage unter Leuten verleben zu laſſen, die nichts als allgemeine Menſchenliebe an mich kettet, und die doch dabey gut und treu ſind, und mir's an der nöthigen Pflege nicht mangeln laſſen.

In meiner Seele wird es nun immer ruhiger: Selten kommen noch kleine Anfälle von Mismuth. Wenn meine Fieber-Hitze mir ſtarke Beängſtigungen macht; dann wünſche ich wohl zuweilen, daß mein kleines Mädchen vor mir ſterben mögte, um allem Leiden, das ſie noch in dieſer Welt erwartet, aus dem Wege zu gehn. Aber ſobald es wieder heitrer in mir wird, nehme ich dieſen voreiligen Wunſch zurück und denke, die alles lenkende Weisheit wird ſie vor den Verirrungen, durch welche ihr Vater ſich ſelbſt ſo manchen trüben Augenblick geſchaffen hat, bewahren, und ihr nicht mehr auflegen, als ſie zu tragen vermag. Was das Zeitliche betrifft; ſo iſt ſie ja verſorgt, und meine Freunde werden ihre Jugend mit liebreicher Hand leiten.

An meinem Gute habe ich einen ſehr vortheilhaften Kauf gethan. Keines in dieſer Gegend kömmt ihm an Vorzügen des Erdbodens und an Gemächlichkeit bey Führung des Haushalts gleich.

Du weiſſt, daß es meine Abſicht war, mich hier auf dem Lande mit Erziehung armer Kinder zu beſchäftigen; Du ſchüttelteſt den Kopf zu dieſem Plane, und hatteſt Recht — Auch dieſe letzte phantaſtiſche Grille hat mir das Schickſal vertrieben. Peter, der Knabe, den ich in ** zu mir nahm und nachher mit Sorgfalt und Treue unterrichtete, bildete, kleidete und nährte, iſt vor ſechs Wochen von mir fortgelaufen und hat mir zwanzig Thaler mitgenommen. Ich habe dieſe Lection dankbar angenommen und erziehe nun keine fremde Kinder. Zu Verbeſſerung der hieſigen Dorfſchule aber habe ich verſchiedne Anſtalten getroffen; Das iſt meine unmittelbare Pflicht und mein Beruf, als Guthsherr. Wenige Tage nachdem der Junge fort war, lief, als ich vor meinem Garten am Wege ſaß, und mich von der Sonne beſcheinen ließ, ein kleiner Hund auf mich zu, that freundlich und leckte mir die Hand, als wenn er mich um Schutz bitten wollte; Ich ſtreichelte ihn freundlich, und ſeit dieſer Zeit iſt er nicht von mir gewichen. Es hat ſich kein Eigenthümer dazu gefunden; und ſo iſt er denn mein. Er wendet ſich allein an mich, wenn er freſſen will; des Nachts liegt er vor meinem Bette und iſt ſo wachſam, daß nichts im Hauſe ſich rühren darf, ohne daß er es anzeigt. Wenn ich ein wenig im Felde herumſchleichen will, ihn herbeyrufe und meinen Hut in die Hand nehme; ſo ſpringt er fröhlich und erkenntlich um mich herum, und bin ich allein ausgeweſen und komme zu ihm zurück; ſo zeigt er laute Freude über meine Wiederkunft — So habe ich denn ungeſucht ein dankbares, mir anhängliches Geſchöpf gefunden, dem ich eine frohe Exiſtenz verſchaffen kann, das mir Vergnügen macht, ohne mir Verdruß erwecken zu können, das meine Erwartungen nicht täuſcht und von dem ich mich ohne Kummer losreiſſen kann!

Der Herr von der Hart iſt mit einigem Vermögen aus America zurückgekommen. Er liebt noch immer Carolinen Felmer; Es ſcheint aber, als ſey er unruhig darüber, daß ich ihm dieſes guten Mädchens Aufenthalt verſchwiegen habe, und als ſey er ein wenig eiferſüchtig auf mich. Ich habe ihm die Sache erläutert und hoffe ihm ſeinen Wahn benommen zu haben. Ich wollte, er heyrathete Carolinen; Sie würden wahrſcheinlicherweiſe glücklich zuſammen leben.

Ich muß aufhören, mein theuerſter Freund! das Schreiben greift Augen und Kopf an. Lebe wohl! Könnte ich Dir's doch ſagen, wie herzlich ich Dich liebe und mit welchen Empfindungen von Hochachtung und Dankbarkeit ich bis zu meinem letzten Athemzuge ſeyn werde ꝛc.

Vier und dreyſſigſter Brief.

Von dem Major von Biedersdorf, an den Herrn von der Hart, in Bremen.

Offenbach, den 30ſten Junius, 1780.

Zuerſt, mein lieber Herr von der Hart! wünſche ich Ihnen herzlich Glück zu Ihrer Rückkunft in das Vaterland; Und nun gleich die Hauptſache, die Hebung Ihrer Zweifel, in Anſehung der Demoiſelle Felmer! Mein Vetter Mildenburg mag Ihnen dasjenige erklären, was ſeine unſchuldigen Verhältniſſe mit dieſem guten Mädchen betrifft; ich kann nur von dem reden, was mich dabey angeht.

Vor allen Dingen verſichre ich Sie auf meine Ehre, daß ich, bis zu meiner Ankunft in Hamburg, nie gewuſſt habe, daß Sie ein Frauenzimmer liebten, das Caroline Felmer hieſſe, und daß mein Vetter nie mit mir über dieſen Theil Ihrer Geſchichte geredet, noch mir etwas davon geſchrieben hat. Sonderbar iſt es aber, daß auch in unſern Geſprächen in America dieſer

Name Ihnen und mir nie entfahren iſt, und daß grade, durch eine ſeltne Verkettung von Umſtänden, unſrer Aller Begebenheiten ſo in einander verwebt ſeyn müſſen.

Erſt kurz nachdem ich dem Doctor Porr meinen Plan, die Demoiſelle Felmer zu mir zu nehmen, entdeckt hatte, wurde dieſer ganze Zuſammenhang mir klar, und zwar auch dies nur ſehr zufällig, indem ich einmal, als wir von meinem Aufenthalte in America redeten, in des Frauenzimmers Gegenwart Ihrer Erwähnung that, und Caroline nun mit großem Feuer in mich drang, mehr von Ihnen zu erfahren. Ich brach damals das Geſpräch ab, bis ich mit Porr allein war; Da fragte ich dann genauer nach, und erfuhr das Weitre.

Indeſſen hielt mich das nicht ab, meinen Worſatz auszuführen; denn ich dachte, mein Alter und mein Character berechtigten mich, von Ihnen zu erwarten, Sie würden, wenn Sie aus jenem Welttheile zurückkämen und noch Abſichten auf die Demoiſelle Felmer hätten, dieſelbe eben ſo gern aus meinen Handen annehmen, als ſie aus dem Hauſe des Doctors Porr, den Sie gar nicht kennen, abholen.

Kann übrigens mein Wort bey Ihnen von einigem Gewichte ſeyn; ſo darf ich Ihnen dieſes dafür verpfänden, daß Ihre ehemalige Geliebte auf alle Weiſe noch Ihrer würdig iſt; Dies Zeugniß bin ich der Wahrheit ſchuldig. In Liebes- und Heyraths-Angelegenheiten miſche ich mich niemals, auch bin ich weit entfernt geweſen, das junge Mädchen über ſeine Empfindungen und ob es die geringſte Erwartung nährt, einſt mit Ihnen verbunden zu werden, auszuforſchen. Sie iſt auf alle Weiſe in dem Falle, ihrem Herzen folgen zu können, und braucht ſich nach keiner Verſorgung ängſtlich umzuſehn; denn ſie iſt würklich jetzt ziemlich reich, iſt noch in ihren beſten Jahren und liebenswürdig. Von einer andern Seite würde es mir auch ſehr wehthun, wenn ich mich von ihr trennen müſſte; ich bin ein alter, verlaßner Mann, habe wohl nur noch wenig Jahre zu leben, werde meinen armen Mildenburg vermuthlich vor mir hinſcheiden ſehn, und fühle mich ſehr glücklich, ein ſo gutes Geſchöpf gefunden zu haben, das mir die kleinen häuslichen Sorgen abnimt, welches Caroline Felmer bis dahin mit einer Achtſamkeit und Bereitwilligkeit gethan hat, die nicht ich, die nur der Himmel ihr vergelten kann. In meinen Jahren und nach ſo viel erlittnen Leiden, iſt eine ſolche Geſellſchaft ein Schatz, den man ungern verliehrt.

Mein Herz iſt heute ſo gepreſſt; Ich habe ſehr unangenehme Nachrichten von Mildenburgs Geſundheits-Umſtänden erhalten; Schwerlich wird er über den nächſten Herbſt hinaus leben. Und er war es doch, für den ich geſammelt und manches unternommen und erduldet habe, an deſſen Seite ich den kleinen Reſt meiner Tage hier ruhig zu verleben dachte, der mir die alten, müden Augen zudrücken ſollte — Sonderbar, daß es gewiſſe Menſchen, ja! gewiſſe Familien giebt, die ſo von Unglück aller Art verfolgt werden, daß man in mismüthigen Stunden verſucht wird, einen Augenblick den profanen Gedanken zu hegen, der Himmel mache an ihnen eine Probe, wie etwa ein Gärtner in ſeinem Garten den Verſuch an Einem Stamme macht, den er, ohne Wartung, Schutz und Pflege,

allen

allen Gefahren von Wind und Wetter, Froſt und Ungeziefer preisgiebt, um zu ſehn, wie viel er zu ertragen vermag!

Sie haben auch viel erlebt in der Welt; Sie ſind alſo fähig, Theil zu nehmen, an dem, was ich empfinde, wenn ich einen Blick auf mein vergangnes Leben zurückwerfe. Laſſen Sie mich immer bey dieſer Gelegenheit ein wenig geſchwätzig werden! — Das iſt ein Fehler, den man dem Alter zu gut zu halten pflegt.

Von meiner frühen Jugend an war mein Leben eine Kettenreyhe von Wiederwärtigkeiten. Waren es einmal nicht eigne Leiden, die an meinem Herzen nagten; ſo ſtöhrten Unglücksfälle in meiner Familie, oder Ungemach, das meine Freunde betraf, meine Gemüthsruhe. Alles mislung mir; In meinen häuslichen, in meinen bürgerlichen Verhältniſſen, läſſt ſich faſt keine Art von Plage denken, die mich nicht betroffen hätte — bitterer Kummer, ſchwere Krankheit, Noth, Kränkung, Mangel, alles, was nur niederbeugen und das Leben verbittern kann.

Getäuſcht in den ſüßeſten Erwartungen, betrogen um die Erfüllung der beſcheidenſten Wünſche, mismüthig über ſo manche vereitelte Plane, tief gebeugt durch gekränkten Ehrgeiz, durch falſche Freundſchaft und untreue Liebe; zurückgeſetzt, miskannt, verleumdet; ohne Wirkungskreis, der Meiner werth geweſen wäre; erbittert gegen Menſchen und Schickſale; beſchloß ich endlich, dieſen Welttheil zu verlaſſen, wo jeder Gegenſtand unangenehme Rück-Erinnerungen in mir erweckte — Für eine ſolche Stimmung taugt Krieg, und zwar ein ſolcher Krieg, wie in America geführt wurde. Der *** von *** gab mir, wie Sie wiſſen, eine Jäger-Compagnie und ich ließ mich einſchiffen. Mein Herz war abgeſtorben, nicht fähig, für irgend etwas Intereſſe zu faſſen. Ich trieb mich auf dem Schiffe umher, aß, trank, ſchlief, redete wenig und man hielt mich für einen rauhen, verdrießlichen Mann. Wenn bey ſchönem Wetter die jungen Leute auf dem Verdecke ſcherzten, und ich nun dazu kam; ſo wurden ſie ſtumm und wünſchten mich fern. Hatte Einer dem Andern etwas zu erzählen, woran das Herz Theil nehmen ſollte; ſo wartete er den Augenblick ab, wenn der alte grämliche Capitain nicht dabey war — O! wie wenig kannten ſie mich! Aber ich wollte auch nicht gekannt, wollte nicht verſtanden ſeyn. Ich tadelte mich ſelbſt, ſo oft ich mich hingezogen fühlte, zu irgend einem lebendigen Weſen. — „Liebt doch Jeder nur ſich ſelber“ rief ich mir dann zu „und iſt bereit, Vater und Bruder zu verrathen, wenn es die Befriedigung ſeiner Leidenſchaften gilt! Iſt denn wohl irgend Einer Dir treu geblieben? Hat wohl irgend Einer Deine herzlichſte Hingebung erwiedert? Haben Sie nicht Alle, ſie, für die Du lebteſt, webteſt und würkteſt, Dich verlaſſen, verrathen, mit Schurken ſich vereinigt, um Dir alles vor dem Maule wegzunehmen, Deine ganze Exiſtenz zu vernichten? Wohlan! ſo lebe denn auch Du nur für Dich! Zerreiſſe jede Bande, die Dich an die Menſchheit feſſeln! Laß es niemand merken, daß ein wohlwollendes Herz in Deinem Buſen ſchlägt! die Schelme ſagen ſich's ſonſt einander und machen gemeinſchaftlich Jagd auf Dich.“

So ſprach ich oft zu mir, aber noch öfter gab mein ſchwaches Herz, im Gefühle des Bedürfniſſes, ſich unwillkührlich den ſanftern Empfindungen preis, die meine mismüthige Philoſophie ſo gern wegraiſonniren wollte. Wenn wir, als nun der Krieg angieng, die Hütten armer, betrogner, irregeführter Rebellen verwüſteten; ſo rollte heimlich eine Thräne der Wehmuth meine Wange herab; Wenn, mit den Säuglingen auf den Armen, die unglücklichen Weiber vor uns hin in die Wälder flohen; ſo fühlte ich in meinem innerſten einen menſchenfreundlichen Trieb, ihre Noth zu erleichtern — ich wandte meinen Blick abwärts und ſtampfte mit dem Fuße. Dann tobte ich im Schlachtgetümmel, wie ein Beſeſſner, wünſchte, daß unter der Menge von Kugeln doch nur Eine meinem Leiden ein Ende machen mögte — aber ich blieb unverſehrt.

Der erſte Winter kam indeß heran; Wir lagen ruhig in unſern Quartieren und dieſe Unthätigkeit erſchwerte die Laſt, die auf meinem Herzen lag. „Ich will leſen“ ſprach ich zu mir ſelber „will ſtudieren“ — Ich kaufte und lieh Bücher zuſammen; Schöne neueſte Literatur, Geſchichte, Poeſie — alles kam mir höchſt langweilig, oft wiedergekäuet und lückenhaft vor. „So ſind die Menſchen nicht" ſagte ich „ich „kenne ſie leider! beſſer." — Ich fieng an, Sprachen zu ſtudieren, trieb es aber auch nicht lange — „Und wozu ſoll denn das auch einem „Manne nützen, der mit niemand ſprechen mag, „und den niemand verſteht, wenn er auch mit „Engelzungen reden würde" — Dann gieng es an die ſpeculativen Wiſſenſchaften; Sie zogen einen Vorhang vor großen Glanzſcenen mit auf! ſchöne Illuſion, auch wohl Realität in der Ferne und Licht; aber mich frohe, da, wo ich ſtand. Alſo die practiſche Philoſophie! „Sie hat ſo „viel Tröſtliches; für alle Fälle einen Spruch „und einen Rath in Bereitſchaft." — Gut! ich lernte, welch' ein glücklicher Menſch ich ſeyn könnte, wenn ich ein anderer Menſch wäre, als ich war, und wie ein Mann mit kaltem Blute es anfangen müßte, ſo lange gegen Leidenſchaften zu predigen, bis er glaubte, er habe weggepredigt, was er nie gehabt hat, und jeder Erdenſohn könne und müſſe ein Gleiches thun — „So nehmt denn Eure Bücher wieder hin" ſagte ich „ich will ſchöne Künſte treiben." Pinſel und Geige wurden zur Hand genommen. —

Aber das hätte ich ja doch leicht vorausſehn können, daß, um kalt und ruhig zu werden, man ſo wenig als möglich Phantaſie und Sinnlichkeit reizen müſſe — Maler- und Tonkünſtler-Werkzeuge wurden alſo auch bald auf die Seite geworfen. „Es wird am beſten ſeyn“ dachte ich „wenn ich vollends alle Schwungkraft in mir „tödte, mich mit kleinen mechaniſchen Sächelchen „beſchäftige.“ Ich fieng an, pappne Käſtlein zu machen und Wapen zu ſammlen. Ich ſchrieb auch Fractur, ſchnitzelte und übte mich, mit einem eiſernen Ringe nach einem Nagel zu werfen — Das mag gut ſeyn, eine glückliche Mittelmäßigkeit in der Temperatur zu **unterhalten**; aber wo ſchon Sturm in der Seele iſt, da nützen ſolche Fratzen nicht. — „Jetzt habe „ich es“ rief ich dann aus „Ich will die ſchöne „Natur ſtudieren, mich an dem herrlichen Anblicke der Schöpfung laben, will vergeſſen, „daß es einzelne lebendige Weſen giebt; ich will „das große göttliche Gemälde von oben herab „anſchaun, mich an der Harmonie des Ganzen „ergötzen, ohne an das kleine Detail zu denken, „als in ſo fern es den Werth der Compoſition „des allgemeinen Kunſtwerks von der Hand des

„größten Meiſters beſtimmt.“ — Ach! konnte ich denn vergeſſen, daß zu dieſem Genuſſe ein ſorgenfreyes, friedevolles, nicht verwöhntes Herz gehört? Wer von Idealen bezaubert iſt, die er gern aus ſeiner Phantaſie verbannen mögte, der fühlt ſich unglücklich, wenn alles ihn an dieſe Ideale erinnert, und leer und unbehaglich, wenn er nirgends die Spur davon antrifft. Die entzückend ſchönen Gegenden, der Anblick des Fleiſſes, des Strebens und Würkens aller Creaturen, das liebevolle Sehnen, Vereinigen und Trennen — das alles unterhielt die Wehmuth meines kranken Herzens, riß Wunden auf, die ich heilen wollte, ſetzte mich zuweilen in eine Stimmung, die ärger als Verzweiflung war.

„Und ſchämſt Du Dich nicht, alter Thor!“ rief ich oft, bitter lachend aus, wenn ich des Morgens in den Spiegel blickte, indem ich mir die dünnen Haare, die ſchon anfiengen zu verdorren, ein wenig aufſtutzen ließ „ſchämſt Du „Dich nicht, dieſen grauen Kopf zum Ball, zum „Knabenſpiele, Deinem verzognen Herzen preis„zugeben?“ Aber alles Raiſonniren half nichts.

Mismüthig über ſo manche mislungene Verſuche, zur ſehnlich gewünſchten Ruhe und Gleichmüthigkeit zu gelangen, kam mir zuweilen der unſelige Gedanke ein, ich werde mich behaglicher fühlen, wenn meine Moralität weniger rein und meine Empfindungen weniger eckel wären. Ich ſah viel Menſchen um mich her, die auch nicht glücklich zu ſeyn ſchienen und die ihr Ungemach im Taumel wellüſtiger, ſinnlicher Freuden verſchwelgten. Ich ſah, daß ſie wenigſtens Augenblicke von Genuß hatten — „Verſuche auch Du „es auf dieſem Wege!“ war mein Entſchluß. Ich war indeß Major geworden und, da ich oft im Hauptquartiere ſeyn muſſte, zugleich in mancherley Geſellſchaften gerathen, die ich nicht mehr, ſo wie ehemals, fliehn konnte, und nun auch nicht fliehn wollte. Von je her hatte ich alles Spiel und das Spiel hatte mich gehaſſt. Jetzt brachte ich ganze Tage am Pharao-Tiſche zu, und — ſo eigenſinnig ſind die Launen des Glücks — ich gewann große Summen, die ich zum Theil zu Capital machte. Der Trunk war nie meine Sache geweſen; Jetzt gieng ich keinen Abend zu Bette, ohne ein Gläschen über Durſt ausgeleert zu haben — Doch dieſe unwürdige

Art mir ſelbſt aus dem Wege zu gehn, trieb ich nicht lange. Ich öfnete bald die Augen über die Gefahr meines Zuſtandes. „Weil andre „Menſchen Dich betrogen haben; ſo willſt Du „nun auch an Dir ſelbſt zum Verräther werden, „Dich mit Leib und Seele zu Grunde richten?" — So redete oft mein Gewiſſen des Morgens beym Aufwachen zu mir, wenn die Seele vom Getümmel des Tages fern, von äuſſern Gegenſtänden weniger zerſtreuet, nur ſich ſelber fühlt. Indeß ich nun auch wieder mit allerley Menſchen umgegangen war; war ich mit den Leidens-Geſchichten mancher andrer Unglücklichen bekannt geworden, die in der Welt eben ſo arg, vielleicht noch ärger als ich waren gehudelt worden. Dies gab mir nun freylich keinen Troſt; aber wenn ich denn doch den Quellen alles menſchlichen Elendes nachſpürte; ſo fieng ich an, zu ahnden, daß die armen Erdbürger, weniger aus vorſetzlicher Bosheit, als aus Verkehrtheit, aus Mangel an wahrer Weisheit, ſich einander quälen und verfolgen. „Und weil die Narren mich gefoppt haben; ſo ſollte ich mit ihnen ein Narr werden; „ſollte den Ueberreſt von Exiſtenz, den ſie mir „gelaſſen haben, muthwillig zerſtöhren, mir jede

„Freude rauben, die ich ſelbſt aus der Ueberzeugung, weiſer als ſie zu ſeyn, ſchöpfen kann? — Nein ich will mich ermannen, will in der Stille Gutes thun, unbemerkt, unerkannt. Wonne ſoll es mir ſeyn, wenn ich mit Undank gelohnt, falſch beurtheilt, meiner Güte wegen beneidet werde. Iſt es nicht ein hohes Gefühl, ſich einer gewiſſen Eminenz bewuſſt zu ſeyn, zu fühlen, daß man das Gute nur aus Liebe zur Tugend ausübe? Schüttet nicht der liebreiche Vater im Himmel täglich ſeine Wohlthaten über Miriaden Weſen aus, deren keines ihm auch nur das Geringſte wiedergeben kann, deren keines ihn richtig erkennt, unter denen die Verſtändigſten ihn täglich mit unzufriednen, undankbaren Klagen und neuen Forderungen ermüden? — Was ſage ich? ermüden? Ach! und er ermüdet nie. Ja! es muß den Genuß der höchſten Vollkommenheit unendlich vermehren, ſich bewuſſt zu ſeyn, daß man Allen giebt, ohne je zu empfangen. Mindert nicht der geringſte Schatten von Handel und Wucher bey Wohlthaten, das Gefühl der Großmuth? Wohlan denn! ich will nach meinen ſchwachen Kräften dem Ebenbilde meines himmliſchen Vaters

„nachſtreben. Ich will Gutes thun und nicht müde werden. Ich will mit Liebe alle meine Mitmenſchen umfaſſen, wie Er die ganze Schöpfung umfaſſt; Ich will wohlthun, weil es göttlich iſt, wohlzuthun, nicht weil ein vereinzeltes, eigennütziges Gefühl mich zu meines Gleichen hinzieht. Was iſt alles einzelne Liebeln und Anhängen, gegen jene überſchwengliche, allgemeine Liebe, himmliſcher Abkunft?" Dieſer große Gedanke tröſtete mich, erhob mich, gab mir neuen Schwung; das Blut wallte ſchneller durch meine Adern; einladende Heiterkeit und Freundlichkeit glänzten auf meiner Stirn; ich bekam Zuverſicht zu mir ſelber, ein Bewuſſtſeyn von Adel und Größe. Ich ſuchte die Gegenſtände auf, denen ich die Hand zur Gabe, zur Rettung reichen könnte — ach! und ich fand deren mehr, als meine Kräfte zu umfaſſen vermogten. Der Forderungen waren unendlich viel, ſobald ich in den Ruf von Wohlthätigkeit kam; man misbrauchte, man beneidete, man ſchmeichelte mich, ſo lange man Meiner bedurfte. Man dichtete mir böſen Willen an, wenn ich, nach vielfältigen Dienſten, ein einzigmal nicht helfen konnte. Der mein Brod aß, der trat mich mit Füßen — Deſto beſſer! Dieſer Heroismus machte mich zuweilen unbeſchreiblich glücklich — Aber es war Ueberſpannung! Wir ohnmächtige Sterbliche haben nicht Kraft genug zu dieſer hohen, allumfaſſenden Liebe. Wenn auch nicht das Gefühl des Unvermögens, da bey dem beſten Willen ſo viel uns ausgeführt bleiben muß, uns den Genuß des würklich Guten, das wir thun, verbitterte; wenn nicht eben dieſe allgemeine Großmuth **gegen Alle,** uns an Herz und Beutel arm und unfähig machte, mit Weisheit und Wahl wohlthätig **gegen die Würdigern** zu ſeyn — o! ſo fühlt man doch gar zu bald, daß unſer ſinnlicher Theil einen Drang in uns erzeugt, uns einzeln anzuſchlieſſen an unſers Gleichen, an Solche, die mit uns harmoniren, ſey es in höherer Vollkommenheit; oder in Tempraments-Aenlichkeit, die wir zuweilen für jene gelten laſſen wollen — Sympathie — nenne man es, wie man auch will! — es iſt ein edles, aber doch ein irrdiſches, ſterbliches Gefühl; es iſt die Empfindung, Andrer zu bedürfen, uns mitzutheilen, und von Andern zu empfangen. Nur das höchſte, vollkommenſte Weſen kann immer rein, ummer gerecht, immer uneigennützig handeln. Wir arme Creaturen, auf der Stufe, auf welcher wir itzt ſtehen, handeln immer eigennützig, immer partheyiſch. Auch fühlte ich, mitten in der erhabnen, wohlthätigen Laufbahn, die ich mir eröfnet hatte, nur gar zu oft, daß mir die Aufopferung wehthat. Schwermuthsvoll blickte ich dann um mich her, und wenn ich ſah, wie ich ſo ganz allein da ſtand, und niemand mir die Hand reichte, indeß ich die meinige nach jedermann ausſtreckte, niemand mich tröſtete, niemand meine Freuden und Leiden mit mir theilte, indeß ich eines Jeden Sache zu meiner eignen machte; ſo ſeufzte ich: „Und ſollte denn" ſprach ich „nicht ein einziges treues, dankbares Geſchöpf auf Erden ſeyn, nicht ein einziges, das „mich um mein Selbſt willen liebte, Herz um „Herz hingäbe? Was beweiſen tauſend traurige „Erfahrungen gegen die Möglichkeit, endlich Eine „glückliche zu machen? Ich will" ſagte ich „noch „einmal darauf ausgehn, ein ſolches Weſen aufzuſuchen. Finde ich es nicht; ſo bin ich nicht „unglücklicher, als jetzt, da ich gar nichts fordre, gar nichts erwarte. Aber ich will einen „andern Weg einſchlagen, als ehemals; Ich

,,will nicht durch Sympathie getäuſcht werden.
,,Blinde Liebe verraucht; bloßes Gefühl iſt dem
,,Wechſel der Laune unterworfen; Ich will ein
,,Geſchöpf zwingen, mein zu werden, ohne daß
,,es den Zwang fühlen ſoll. Ich will an ihm
,,zum Wohlthäter werden; Ich will daß Bedürfniß
,,in ihm erzeugen, ohne mich nicht leben
,,zu können, zu empfinden, daß auf Gottes
,,weiter Welt nicht Einer ihm ſeyn kann, was
,,ich ihm bin; Ich will irgend ein verirrtes Schaf
,,auf den Weg der Tugend und Weisheit führen,
,,ihm eine neue Exiſtenz geben. Die Vernunft
,,ſoll vor meinem Herzen hergehn; Ich will erſt
,,ſäen, ehe ich zu erndten verlange; meine zärtliche
,,Sorgfalt ſoll auf einen einzelnen Gegenſtand
,,geheftet ſeyn; aber ich will mir ſelbſt genug
,,bleiben, wenn es mislingt; Dankbarkeit
,,und Hochachtung werden dann nicht verwelken,
,,ſo lange die Urſache nicht wegfällt, ſo lange ich
,,deren würdig bleibe, und dieſe Empfindungen
,,werden ſich zu reiner Liebe erhöhn und uns
,,Beyde veredeln. Und dies Geſchöpf ſoll ein
,,weibliches ſeyn. Aber ſie ſoll nie meine Gattinn,
,,am wenigſten meine Buhlerinn werden.
,,Ich will weder den cörperlichen Begierden,

„noch dem Zwange des Eheſtandes etwas zu „verdanken oder vorzuwerfen haben.“

Das war mein Entſchluß, und ich fand bald eine Gegenſtand, dem ich meine Sorgfalt widmen konnte, und der mich zugleich auf immer von dieſer letzten gutmüthigen Schwärmerey heilte. Ich wohnte nämlich damals, wie Sie wiſſen, in dem Hauſe der gottesfürchtigen Witwe eines Bürgers, in Neuyork. Dieſe alte Frau führte ohne Unterlaß Religion und Tugend im Munde; doch kann man nicht unduldſamer und feindſeliger ſeyn, als ſie es, ohne Unterſchied, gegen jedermann war. Sie vermogte es nicht, jemand loben zu hören, ohne traurige Bemerkungen über die Falſchheit und Unſicherheit der menſchlichen Tugenden zu machen; am heftigſten aber ließ ſie ihren frommen Eifer gegen ein Mädchen von zwey und zwanzig Jahren aus, das in ihrem Hauſe wohnte. Dieſe junge Perſon war ihres Bruders Tochter, der die Niederträchtigkeit begangen hatte, kein Vermögen zu hinterlaſſen; Madam Woodman, die zwar auch nicht ſehr reich, aber doch wohlhabend war, ſah ſich daher, wenn ſie den Ruf ihrer chriſtlichen Liebe nicht auf's Spiel ſetzen wollte, nach ſeinem Tode in die Nothwendigkeit verſetzt, ihre Nichte zu ſich zu nehmen. Aber ich meine, ſie machte ſich dafür bezahlt; denn nicht nur muſſte das arme Kind die Arbeit von zwey Mägden im Hauſe verrichten, ſondern obendrein die böſen Launen des alten Drachen und tägliche Vorwürfe über die ſchlechte Wirthſchaft ihres verſtorbnen Vaters ertragen. Ich ſah das eine Zeitlang ſo mit an; als ich aber endlich gar erfuhr, daß Madam Woodman heimlich ein Teſtament niedergelegt, darinn das arme Geſchöpf nur ſehr kärglich bedacht, ihr ganzes übriges Vermögen aber einem geiſtlichen Seelen-Bruder vermacht hatte, ſo daß alſo alle dieſe Aufopferung und Erduldung das junge Mädchen am Ende zu gar nichts führen könnte, als ihre ſchönſten Jahre auf erbärmliche, zwangvolle Weiſe zu verkümmern, beſchloß ich Bettys Erretter zu werden.

Ich geſtehe, daß ſich mit dieſer Idee noch die gute Abſicht verband, ſie vom Untergange zu erretten. Die ewige Sclaverey hatte in ihr manche beſſere Empfindung erſtickt; Sie hatte

Figur, Talente, dabey herrliche Anlagen und einen gewiſſen Adel der Seele, der mich, wenn ich zwanzig Jahre jünger geweſen wäre, vielleicht zu einer größern Thorheit verleitet haben könnte. Ich war aufmerkſam auf jeden ihrer Schritte; Es fehlte nicht an jungen Herrn, beſonders unter unſern Officiers, die ihr nachſtrebten; Sie hatte viel Temperament, und ich ſah ſie oft auf dem Punct, Irrwege zu betreten, und vielleicht nicht zum erſtenmal zu betreten, als ich den Entſchluß faſſte, mich Ihrer anzunehmen.

Ich fieng damit an, ihr kleine Geſchenke zu machen, ihr unſchuldige Aufmerkſamkeiten zu beweiſen, und zuweilen mein Vorwort (welches bey der alten Matrone etwas galt) anzuwenden, um ihr die Erlaubniß zu verſchaffen, an einigen öffentlichen Vergnügungen Theil zu nehmen. Hierdurch erwarb ich mir zuerſt von ihrer Seite Zutraun, weil ſie merkte, daß ich kein mürriſcher Feind jugendlicher Freuden war; aber wenn ich ſie im Begriff ſah, ſich zu vergeſſen; dann warf ich ein Wort zur Warnung hin, nicht im kalten Moraliſten-Ton, ſondern warm und herzlich. Ich ſuchte ihren Stolz zu erwecken, ihr zu zeigen, welchen Beruf ſie, bey ſo manchen Vorzügen vor Tauſenden ihres Geſchlechts, hätte, kleine elende Buhlkünſte zu verachten, und von jedermann dauerhafte Hochachtung zu erzwingen und wie viel ſichrer ſie dies zu einer Verſorgung leiten würde. Ich ließ ſie einen Blick in die Zukunft werfen, malte ihr das Bild einer alten Cokette vor; Von einer Seite alſo Ehre, Freude, innre Ruhe, häusliches Glück, Vermögen, Geſundheit; von der andern, nach einem Paar Jahren von Schlaraffenleben, Verachtung, Spott, Armuth, Gewiſſensbiſſe, Langeweile und einen ſiechen Cörper; und indem ich die Freude hatte, zu ſehn, daß ſie mir aufmerkſam und oft mit Rührung zuhörte, daß ſie meine Gegenwart mehr ſuchte, als vermied, glaubte ich, ſie ſey wenigſtens noch zu retten, ſey noch empfänglich für edlere Gefühle — Ich gutherziger Tropf! das alles war verlohrne Mühe. Gewiß hatte die Natur ſie zu etwas Beſſerm beſtimmt, aber ſie war ſchon zu ſehr verwahrloſt. Die Tugend, die ſie von ihrer alten Tante ſo oft hatte predigen gehört, war ihr eben dadurch wenigſtens unintereſſant geworden, und der Zwang, darinn ſie ſo lange Zeit lebte und gegen welchen ſie, um ſich ihm zuweilen zu entziehn, allerley Künſte erfand, hatten ihr Verſtellung und Winkelzüge zur Gewohnheit gemacht. Ich will Sie nicht mit einer weitläuftigern Erzählung ermüden. Miß Betty ſchien geglaubt zu haben, es ſey meine Abſicht, ſie zu meiner Frau, oder zu meiner Maitreſſe zu machen, und als ſie nun ſah, daß dies mein Zweck nicht war, ſondern, daß ich nur an ihr zum Wohlthäter werden, als ein treuer Vater für ſie ſorgen wollte; kam ihr dies Verhältniß läſtig vor; Sie hintergieng mich, vereitelte meine guten Hofnungen und lief endlich mit einem jungen Taugenichts davon.

Da ich bey dieſer ganzen Sache ſehr uneigennützig und leidenſchaftlos gehandelt hatte; ſo kränkte mich mein mislungner Plan mehr um Bettys als um meinetwillen, und indem nun die Zeit meiner Rückreiſe nach Europa heranrückte, erheiterte ich mich durch den Gedanken, nun meine ganze Sorgfalt auf meinen Vetter Mildenburg und ſeine Tochter einzuſchränken, und im Schooße meiner Familie den Reſt meines Lebens hinzubringen.

Nachdem ich bey meiner Durchreiſe durch Frankfurth am Mayn, auf Anrathen des würdigen Herrn d'Orville ein Haus in Offenbach gekauft hatte, eilte ich nach Hamburg, um Mildenburg abzuholen — Sie wiſſen, daß auch dieſer Plan mir fehlſchlug; ich fand ihn nicht nur nicht dort, ſondern hörte auch, daß er ein Gut gekauft hätte, entſchloſſen ſey, einſam auf dem Lande zu leben, daß aber ein auszehrendes Fieber ſeiner Laufbahn wohl bald ein Ende machen würde.

So ſchien es denn beſchloſſen, daß ich alter Mann einſam meine Tage endigen ſollte! Den Gedanken aber konnte ich nicht ertragen; Ich bat alſo die Demoiſelle Felner, mit mir zu ziehn. Die Bedingungen, welche ich ihr anboth, ſchienen ihr annehmenswerth; allein diesmal handelte ich doch nicht ganz uneigennützig. Ihre Sorgfalt, angenehme Unterhaltung und Pflege gewähren mir mehr, als ich ihr von meiner Seite zu geben und in der Folge zu verſprechen im Stande bin. Indeſſen ſcheint ſie gern bey mir zu ſeyn, und ich glaube, wenn jemand um ſie freyete; ſo würde ſie ſich nicht abgeneigt zeigen, es zur Bedingung ihres Jaworts zu machen, daß man ihren alten Pflegevater mit in den Kauf nähme, oder daß ich Mann und Frau bey mir behielte.

So viel, mein wertheſter Herr von der Hart! habe ich für Pflicht gehalten, Ihnen von meiner Lage zu ſagen, weil dies Bezug auf meine Verhältniſſe mit dem Frauenzimmer hat, für welches Sie Sich intereſſiren. Ich will nun aber Ihre Geduld nicht länger misbrauchen und nur noch die Verſicherung der vollkommenſten Hochachtung hinzufügen, mit welcher ꝛc.

Fünf und dreyſſigſter Brief.

Von dem Staatsminiſter von Kappſtein, an Heinrich von Mildenburg, in Wahlberg.

****, den 5ten Julius, 1780.

Mein mehr als dreyjähriger Aufenthalt in Rußland, werthgeſchätzter Herr Geheimerath! hat mich Ihnen vielleicht ganz fremd gemacht, indeſſen ſind Ew :c. meinem Herzen nicht fremd geworden, und meine erſte Frage, als ich vor wenig Monaten hierher zurückkam, war: ob niemand mir Nachricht von Ihnen geben könnte? Ich hörte darauf mit innigſter Theilnehmung alles, was Ihnen begegnet iſt, und wenn ich ſo lange gezaudert habe, Ew. :c. meine geringen Dienſte anzubiethen; ſo geſchahe es nur deswegen, weil theils überhäufte Geſchäfte mich abhielten, dieſe angenehme Pflicht zu erfüllen, theils weil ich erſt genau von Ihrer gegenwärtigen Lage unterrichtet ſeyn wollte, um Denenſelben keine unpaſſende Vorſchläge zu thun, und mich auch nicht mit leeren Worten zu begnügen.

Jetzt erfahre ich, daß Sie, werthgeſchätzter Herr Geheimerath! auf dem Lande wohnen und ſeit einiger Zeit unpäßlich ſind. Ich hoffe, Ihre Krankheit wird nicht von Bedeutung ſeyn; und da ich urtheile, daß ein Mann von Ew. ꝛc. Thätigkeit und Geſchicklichkeit unmöglich zu dieſer einſamen Lebensart ſich berufen, noch ſich in derſelben glücklich fühlen kann; ſo glaube ich, es unſrer alten Freundſchaft ſchuldig zu ſeyn, Denenſelben einen Vorſchlag zu thun, der, wenn Sie ihn annehmen, uns einander wieder näher bringen wird.

Es haben nämlich des Königs Majeſtät beſchloſſen, einen auſſerordentlichen Geſandten nach Schweden zu ſchicken. Da ſich einige Verlegenheit zeigte, ein Subject zu finden, das dieſem Geſchäfte gewachſen wäre; wagte ich es, weil dies in mein Departement ſchlägt, Sr. Majeſtät ein Wort von Ew. ꝛc. zu ſagen, und erhielt ſogleich Befehl, Dieſelben vorläufig zu fragen, ob Sie wohl geneigt ſeyn würden, ſich dieſen Geſandſchaftsposten anvertraun zu laſſen, welchen erwünſchten Auftrag ich alſo hiemit zu erfüllen keinen Anſtand nehme.

Was die Bedingungen, ſowohl für jetzt, als nach geendigten Geſchäfte betrifft; ſo werde ich, ſobald Ew. ꝛc. Sich nur über die Sache ſelber werden erklärt haben, Denenſelben das Nähere zu eröfnen nicht verfehlen. Uebrigens bin ich nicht fähig Ew. ꝛc. zu beſchreiben, mit welcher Freude mich die angenehme Ausſicht erfüllt, noch einmal mit Denenſelben gemeinſchaftlich Geſchäfte zu treiben. Sollten es Dero Geſundheits-Umſtände erlauben; ſo mögte ich anrathen, im Falle (wie ich mich deſſen ſchmeichle) Ew. ꝛc. überhaupt nicht abgeneigt ſeyn ſollten, Sich auf dieſen Vorſchlag einzulaſſen, bald möglich eine Reiſe hierher zu unternehmen. Es läſſt ſich doch mündlich in kurzer Zeit mehr verabreden und in das Reine bringen, als durch weitläuftigen Briefwechſel.

Unſer Herr Seifenberg, deſſen Sie Sich noch erinnern werden, hat mich verlaſſen und, die Wahrheit zu geſtehn, ich bin um ſo weniger betrübt darüber, da ihm doch würklich das Arbeiten ein wenig ſchwer von der Hand gieng, und er, nach ſeiner Denkungsart, jetzt ſein Glück gemacht hat. Er hat eine bejahrte Witwe mit einem Vermögen von vierzig tauſend Thalern geheyrathet. Die Unannehmlichkeit, daß ſie ein wenig bucklicht, taub und zänkiſch iſt, wird ihm, wie es ſcheint, dadurch verſüßt, daß ſie, nachdem ſie die erſten fünf und ſechzig Jahre überſtanden hat, nun wohl nicht lange mehr zanken kann, und ſo fügt er ſich denn, wie ich höre, vortrefflich in ihre Launen.

In Erwartung einer baldigen gütigen Antwort, empfehle ich mich Ew. ꝛc. wohlwollendem freundſchaftlichen Andenken gehorſamſt, und habe die Ehre mit der vollkommenſten Hochachtung zu ſeyn ꝛc.

Sechs und dreyſſigſter Brief.

Heinrichs von Mildenburg Antwort auf den vorigen Brief.

Wahlberg, den 25ſten Julius, 1780.

Von einem Tage zum andern habe ich meine Antwort auf Ew. Excellenz gütevollen Brief verſchoben, weil ich immer hoffte, einer von dieſen ſollte ein heitrer, geſundrer Tag für mich ſeyn; allein es ſcheint nicht, als wenn mir dies Glück noch beſchieden iſt; mein Fieber verläſſt mich faſt gar nicht mehr, und die drückende Hitze des Wetters verdoppelt meine Beängſtigungen und wirft mich ganz über den Haufen. Mich hinzuſetzen, um zu ſchreiben, oder zu leſen, das darf ich gar nicht wagen. Dennoch wollte ich nicht gern wieder die heutige Poſt verſäumen, ohne Ew. Excellenz meine innigſte Danbarkeit zu bezeugen; Ich wähle alſo das einzige Mittel, welches mir übrig bleibt, und bediene mich einer fremden Feder.

Mögte ich nur im Stande ſeyn, Ihnen, vortreflicher, würdiger Mann! zu ſagen, wie

ge

gerühret mein Herz von Ihrer Güte, von Ihrer Sorgfalt für mich iſt! aber — meine kleine Rolle in dieſer Welt iſt ausgeſpielt; ich fühle, daß es Vermeſſenheit ſeyn würde, mich mit der Hofnung zu ſchmeicheln, noch eine neue übernehmen zu können. Gott ſegne Sie für alles, was Sie an mir gethan haben und noch zu thun im Begriff waren! Ich wünſchte, ich hätte mich ſo vielfacher Gewogenheit und Freundſchaft recht würdig zu bezeugen vermogt, und vielleicht, wenn es der Vorſehung gefällig geweſen wäre, meine Tage zu friſten, würde ich jetzt Ew. Excellenz Empfehlung keine Schande gemacht haben; indeſſen iſt es zu ſpät, und ich murre nicht.

Meine öconomiſchen Umſtände ſind nun ziemlich gut und würden, durch meines Schwiegervaters Tod, der wohl nicht mehr fern ſeyn kann, noch ſehr verbeſſert werden; Meine kleine Tochter iſt den Jahren nahe, wo ſie anfangen würde, mir Freude zu machen; Mein Oheim von Biedersdorf verlebt, bey einem anſehnlichen Vermögen, ruhige, heitre Tage, und war bereit, dies Glück mit mir zu theilen; Mein vertrauteſter Freund, der Doctor Perr, ladet mich ein, Zeuge ſeiner häuslichen Glückſeligkeit zu werden, und um mir vollends noch eine frohe Ausſicht in dies Leben zu eröfnen, bahnte mir Ew. Excellenz großmüthige Freundſchaft einen neuen Weg, thätig, nützlich zu werden, einen erlaubten Ehrgeiz zu befriedigen und noch einmal unter Ihrer Leitung angenehme Geſchäfte zu treiben. Meinen einſamen Aufenthalt und meine langwierige Krankheit habe ich genützt, mich ſelbſt zu prüfen, an mir zu arbeiten, meine Leidenſchaften zu bekämpfen; und ich hätte vielleicht hoffen dürfen, mich aller dieſer Vortheile nicht unwerth zu zeigen, wenn es dem Schöpfer gefallen hätte, mich noch einige Jahre auf dieſer Erde leben zu laſſen. — Allein es iſt ſein Willen nicht, und ich ſträube mich keineswegs gegen ſeine weiſen Fügungen. Wer weiß, ob nicht, mit der rückkehrenden Geſundheit und Stärke, auch die alten Leidenſchaften in mir erwacht wären? Wer weiß, welche neue, unerwartete Schickſale dies anſcheinende Glück hätten zerſtöhren können? — Und ſo iſt es ja beſſer, daß ich jetzt davon ſcheide, da ich, ohne ängſtliche Sorgen für das Schickſal meines Kindes und aller Derer, die mir theuer und werth ſind, und ohne mit mir ſelber unzufrieden zu ſeyn, die Welt verlaſſen kann.

Leben Sie denn wohl, würdiger, edler Mann! und tragen Sorgfalt für Ihre Geſundheit, für ein Daſeyn, das ſo Vielen nützlich und wohlthätig iſt! Vermuthlich iſt es zum letztenmal in dieſer Welt, daß ich Ihnen ſage, wie ſehr ich Sie verehre und hochſchätze.

Sieben und dreyſſigſter Brief.

Von der Priorinn des Kloſters Meuſchenberg, an Heinrich von Mildenburg, in Wahlberg.

Meuſchenberg, den 30ſten Julius, 1782.

Hochwohlgebohrner Herr Geheimerath!
Hochgeehrteſter Herr!

Ew. Hochwohlgebohren haben mir, ſeitdem ich ſo glücklich bin, Dero Frau Schweſter, und mit ihr die kleine liebenswürdige Marie, in unſerm Kloſter zu ſehn, ſo viel Proben Ihres gütigen Zutrauns gegeben, daß ich nur die Pflicht der Dankbarkeit zu erfüllen glaube, indem ich mich heute in einer Angelegenheit an Sie wende, welche das künftige zeitliche Glück Ihrer Tochter betrifft.

Das gute Kind iſt nun vor wenig Tagen vier Jahre alt geworden, und nach und nach fängt ihr Verſtand an, ſich zu entwickeln, ſo daß es nicht mehr gleichgültig iſt, was für Eindrücke auf ſie gemacht werden. Die Frau von

Stallheim liebt die kleine Marie unbeſchreiblich zärtlich; Dieſe Zuneigung ſcheint noch das einzige irdiſche Gefühl zu ſeyn, das der guten Frau übrig bleibt; denn alle andre Empfindungen fließen in eine Sehnſucht nach dem Himmel, in religiöſe Zerknirſchung, in eine ungeſtöhrte Andacht zuſammen, um welche ich ſchwaches Weib Ihre Frau Schweſter beneiden könnte, wenn ich nicht mit groſſer Betrübniß zugleich wahrnähme, daß dieſe Stimmung ihrem Verſtande alle Kraft benimmt, daß ſie mehr das Werk eines melancholiſchen Temperaments, als einer ruhigen Ueberlegung iſt. Mit Einem Worte! — denn warum ſollte ich nicht ganz offenherzig gegen Ew. Hochwohlgebohren reden? — die Frau von Stallheim iſt in einem Gemüthszuſtande, den ich nicht für glücklich, nicht für wahren Beruf zu einem, Gott ganz gewidmeten Leben halte, welches mich denn bewogen hat, meinen Pflichten gemäß, ihr oft wiederholtes Verlangen, den Schleyer bey uns zu nehmen, ſtandhaft zurückzuweiſen.

Indeſſen können Dieſelben Sich leicht einbilden, von welcher Art, bey dieſen Umſtänden, die Erziehung iſt, welche Ihre Tochter erhält. Ihr kleiner Kopf wird, grade in den Jahren, wo es Zeit wäre, ſie für die unſchuldigen Freuden der Welt, für die Schönheiten der Schöpfung und den Reichthum der Natur empfänglich zu machen, mit Ideen erfüllt, die ſie noch nicht zu faſſen vermag, die aber, eben dadurch, offenbar ihren Geiſt niederdrücken. Dies Werk wird leider! von unſern guten Kloſterfrauen, aus unüberlegtem Eifer, befördert, und für mein Amt ſchickt es ſich nicht, das Unverdienſtliche davon laut zu rügen und ihren gutgemeinten Bemühungen Einhalt zu thun.

Ich kenne meine Pflichten und werde nie, in einer wahrhaftig Gott geweyhten Seele, den Eifer, ſich von der Welt loszureiſſen, zu unterdrücken ſuchen; allein ich bin auch eben ſo feſt überzeugt, daß dem himmliſchen Vater nur ſolche Opfer gefallen können, die mit weiſer Ueberlegung und Kenntniß der Sache gebracht werden. Eine Andacht, die das Werk der Gewohnheit iſt, eine Verleugnung, die, bey dem erſten ſtaunenden Blicke auf unbekannte, nichtige, irdiſche Freuden, ſich in zu ſpäte Reue verwandeln würde — die kann der liebreiche Vater im Himmel uns nicht zum Verdienſte anrechnen. Ich glaube, daß wir unſre Bildung in dieſer Welt nur halb vollenden, wenn wir zu früh jeden Keim der Leidenſchaften in uns erſticken, und daß nur Der ganz den Zweck ſeiner irdiſchen Laufbahn erfüllt, der dieſe Leidenſchaften reif werden läßt, dann aber ſie bezähme und, wenn ihm die göttliche Geiſteskraft dazu verliehn iſt, endlich gänzlich Meiſter über ſie wird. Aber Kampf muß vorausgehn, wo Sieg und Triumpf ſeyn ſollen, und dieſer Kampf — wer weiß beſſer als ich, wie ſchwer er iſt? — Was würde aber leichter ſeyn, als ſich ein Verdienſt im Himmel zu erwerben, wenn man dabey nichts weiter zu thun hätte, als ſich von Kindheit auf die Augen verblenden zu laſſen, und dann dem zu entſagen, was man nie geſehn, nie gekannt, was keinen Reiz für uns hat?

Deswegen habe ich, mit der Gefahr, falſch beurtheilt zu werden, mich bis itzt eben ſo ſtandhaft der Einkleidung gar zu junger Frauenzimmer widerſetzt, als ich den Eintritt in den Orden, für ſolche Perſonen, die der Welt gänzlich abgeſtorben ſind, folglich nichts mehr aufzuopfern haben, für unverdienſtlich halte. Deswegen ſehe ich es ferner ſo ungern, wenn man uns Kinder, die über vier Jahre alt ſind, anvertrauet, weil ich weiß, daß die klöſterliche Erziehung, bey dem beſten Willen, doch nichts taugen kann, und deswegen endlich — ohne Umſchweife herausgeſagt! — ſchiebe ich es in Ihr Gewiſſen, wertheſter Herr Geheimerath! Ihre Tochter bald möglichſt von hier abzuholen.

Daß dieſer Schritt mit möglichſter Vorſicht und mit Schonung gegen die Frau von Stallheim geſchehn muß, und daß ich das Zutraun zu Ew. Hochwohlgebohren habe, Sie werden den Inhalt dieſes Briefs gegen jedermann verſchweigen, das verſteht ſich wohl, ohne Erläuterung.

Ich habe übrigens die Ehre mit wahrer Hochachtung zu ſeyn ꝛc.

Acht und dreyſſigſter Brief.

Von Heinrich von Mildenburg, an die Frau von Steinbach, in Carlsruhe.

Mahlberg, den 9ten August, 1780.

Vielleicht, meine verehrungswürdigſte, liebe Freundinn! ſind dies die letzten Zeilen, die Sie von mir erhalten, denn ich werde nun würklich immer matter und hinfälliger — Das Schreiben wird mir ſehr ſauer, und doch wollte ich dieſen Brief nicht gern, eben weil er vermuthlich der letzte iſt, durch einen Andern ſchreiben laſſen.

Ich habe eine dringende Bitte an Sie, deren Gewährung ich mit froher Zuverſicht von Ihrer Freundſchaft erwarte; und trügt mich dieſe nicht; ſo iſt auch dieſe Sorge von meinem Herzen abgewälzt, und ich kann ruhig ſterben.

Sie wiſſen, daß meine liebe kleine Marie bis jetzt im Kloſter Menſchenberg iſt erzogen worden. Sie war gut dort, und wurde auf's beſte von meiner armen Schweſter verpflegt; Aber jetzt kommen die Jahre heran, wo ſie auch **gebildet** werden muß, und das kann dort nicht geſchehn. Meine Schweſter iſt tiefſinnig und giebt, ſo gut ſie es auch meint, dem Kinde eine Stimmung, die nicht taugt. Nun würde ich ſehr verlegen ſeyn, wem ich meine Tochter anvertraun ſollte, wenn ich nicht auf Sie, beſte Freundinn! rechnen dürfte. So aber wende ich mich ohne Umſchweiſe an Sie — Nehmen Sie das Mädchen zu Sich! Sie ſind eine ſo gute Frau; Sie werden eine eben ſo gute Mutter ſeyn. Der Himmel hat Ihnen keine eigne Kinder gegeben; erfüllen Sie alſo an meiner Tochter auch dieſen Theil Ihres Berufs! Sie ſey Ihr Eigenthum, das Vermächtniß eines treuen Freundes, der Sie und Ihren edeln Gatten in ſeiner letzten Minute noch für dieſe Wohlthat ſegnen wird!

Ich würde dieſe Bitte nicht wagen, wenn Sie nicht ſchon vor zwey Jahren die gute Abſicht gehabt und ſo liebevoll, ſo dringend von mir verlangt hätten, ich ſollte Ihnen Marien ſchenken. Damals war ſie noch zu jung; Sie würden unbeſchreiblich viel Beſchwerde von ihr gehabt haben; jetzt iſt das ſchwerſte überſtanden. Der Himmel wird Ihre Sorgfalt mit Erfolge belohnen; das Mädchen wird, durch Entwicklung guter Anlagen, Ihnen mannigfaltige Freude machen; Ihre Lehren und das Beyſpiel Ihrer Tugenden, Ihrer Vortreflichkeiten, werden ein edles Geſchöpf aus ihr bilden, und einſt wird ſie der Troſt, die Freude Ihres Alters ſeyn.

Glauben Sie nicht, würdigſte Freundinn! daß jetzt, am Rande des Grabes, wo uns freylich die kleinen Sorgen und Anſtrengungen des Erdenlebens ſehr unbedeutend ſcheinen, die Laſt, welche ich Ihnen auflade, mir geringe vorkömmt! Nein! ich fühle es wohl, daß ich viel fordre; aber ich weiß auch, an wen ich mich wende.

Den Plan zu Erziehung meines Kindes überlaſſe ich, wie ſich's verſteht, gänzlich Ihrer Klugheit. Sie wiſſen, daß Marie einſt ein beträchtliches Vermögen zu erwarten hat; von dieſer Seite alſo wird ihr künftiges Schickſal Ihnen keine Unruhe machen. Was die Religion betrifft; ſo wird es wohl am beſten ſeyn, daß man, weil ſie in einem proteſtantiſchen Lande erzogen wird, auch dieſe Art von Gottesdienſt für ſie erwähle — Sie wiſſen, wie ich darüber denke.

Wollen Sie mir bald ein Paar tröſtliche Zeilen zur Antwort ſchreiben; ſo werde ich dann ſogleich dafür ſorgen, daß das Kind, begleitet von einer Wärterinn, ſich auf den Weg nach Carlsruhe mache. Um mir den Abſchied von dieſer Welt nicht zu erſchweren, will ich Marien vorher nicht ſehn. Ich danke dem liebreichen Schöpfer mit frohem Herzen, für die innre Seelenruhe, womit er mich beglückt; aber ich muß alles vermeiden, was dieſe ſtöhren könnte.

Leben Sie glücklich, meine verehrteſte, liebe Freundinn! und auch Sie, mein edler, beſter Steinbach! Gott lohne Ihnen, was Sie an mir gethan haben, Ihre Freundſchaft, Ihren Rath, Ihren Troſt, Ihre Nachſicht mit meinen Fehlern! —

Ich muß aufhören; mein Herz iſt zu bedrängt — Noch einmal! Es gehe Ihnen wohl! Ich bin, im Leben und Sterben, Ihr ꝛc.

Neun und dreyſſigſter Brief.

Von Carolinen Felmer, an den Doctor Yore, in Hamburg.

Offenbach, den 20ſten Auguſt, 1780.

Die Freundſchaft und Güte, womit Sie, verehrungswürdiger Herr! mich während meines unvergeßlichen Aufenthalts in ihrem Hauſe beglückt haben, legt mir die angenehme Pflicht auf, Ihnen, vor allen Andern zuerſt, Nachricht von dem wichtigſten Schritte meines Lebens zu geben, den ich im Begriffe ſtehe, zu thun. Ich rechne dabey feſt auf Ihre Theilnehmung, rechne feſt darauf, daß es Ihnen einige Freude machen wird, von mir zu erfahren, daß ich in kurzer Zeit die Gattinn eines rechtſchaffnen Mannes ſeyn werde.

Sie ſind mit der Geſchichte meiner Jugendjahre bekannt, und wiſſen, in welchen Verhältniſſen ich einſt mit dem Herrn von der Hart geſtanden; Sie ſind immer ſo gütig geweſen, mein damaliges Betragen zu billigen, und um deſto wichtiger iſt mir's, zu erlangen, daß Sie auch meinen gegenwärtigen Entſchluß gutheiſſen mögen.

Der Herr von der Hart war unglücklich verheyrathet, als ich ſeine Bekanntſchaft machte; Mein Mitleiden mit ſeiner peinlichen Lage verband ſich mit dem Intereſſe, das mir ſeine vortreflichen Eigenſchaften einflößten, und dieſe Gefühle verwandelten ſich bald in eine zärtliche Zuneigung, wovon ſein Herz für mich gleichfalls erfüllt wurde. Ich habe nie geglaubt, mir aus dieſer unwiderſtehlichen Leidenſchaft ein Verbrechen machen zu dürfen; Das Einzige, was ich mir immer mit Recht vorgeworfen habe, iſt die Uebereilung geweſen, die ich begieng, indem ich, in einem Augenblicke, da mein Herz zu voll war, den Herrn von der Hart die Art meiner Empfindungen für ihn errathen ließ. Für dieſen Fehltritt aber habe ich durch meine freywillige Entfernung gebüßt, und ſeit der Zeit nicht nur alles angewendet, Meiſter über meine Leidenſchaft zu werden, ſondern auch, ſo lange ich glaubte, daß ſeine Gemahlinn noch lebte, nie den geringſten Verſuch gemacht, mich ihm auf irgend eine Weiſe wieder zu nähern. Ich habe ſogar nie nach ſeinem Aufenthalte geforſcht, noch mich bemüht, ihm von dem meinigen Nachricht zu geben.

Unterdeſſen iſt der gute Mann von ſeinem Schickſale in fremden Weltgegenden umhergetrieben werden, hat mit Schwierigkeiten und Sorgen mancher Art gekämpft; die Frau von der Hart aber iſt in Rußland geſtorben. Dieſe letzte Nachricht erhielt ich, ſchon vor ſieben Jahren, durch meine Schweſter, *) die erſtre von dem Herrn Major von Biedersdorf. **)

Ich würde die Unwahrheit ſagen, wenn ich leugnen wollte, daß durch beyde das Intereſſe für einen Mann, der mir immer ſehr werth geblieben war, auf's Neue erweckt wurde; allein ich kann Ihnen auch zugleich betheuern, daß der eitle Gedanke, es könne der Herr von der Hart je der Meinige werden, wenigſtens nie in mir Wurzel faſſte. Wie hätte ich auch den Eindrükken, die ich auf ſein Herz gemacht hatte, ſo viel Dauer zutrauen können, daß ich mir hätte ein-

---

*) Man ſehe den 22ſten Brief im erſten Theile!

**) Man ſehe den 27ſten Brief in dieſem Theile!

bilden dürfen, er würde, nach ſo langjähriger Trennung, noch mit Wärme und Zärtlichkeit an mich zurückdenken?

Der Herr von der Hart kam aber nach Teutſchland zurück und, wie ich jetzt zu meiner Freude erfahre, noch mit denſelben Empfindungen für mich, mit denen er ſein Vaterland verlaſſen hatte. Er erkundigte ſich nach mir, und durch ein ſonderbares Misverſtändniß wurde ihm meine bisherige Aufführung verdächtig. Allein ſeine genauern Nachforſchungen überzeugten ihn von meiner Unſchuld, und nachdem ihm jeder Zweifel von der Art gehoben war, eilte er hierher, um mir ſeine Hand und auf's Neue ſein Herz anzubiethen.

Ich habe von je her alles, was Ziererey heiſst, gehaſſt; warum ſollte ich es alſo leugnen, daß ſein Antrag mir Freude machte? Ich bin grade in den Jahren, in welchen eine ſolche Verſorgung keine zu verwerfende Sache iſt, und der Herr von der Hart iſt zehn Jahre älter, als ich. Er iſt ein redlicher, verſtändiger und liebenswürdiger Mann, den ich von Grunde des

Herzens hochſchätze und deſſen Zuneigung zu mir die Proben von Zeit und Entfernung ausgehalten hat; Er beſitzt ein ziemlich anſehnliches Vermögen, und ich bin, durch die Großmuth meines Bruders und durch die kleine Erbſchaft von meiner vortreflichen verſtorbnen Pflegemutter in Engleben, gleichfalls nicht arm. Was den Unterſchied der Religionen betrifft, in welchen wir ſind erzogen worden; ſo kann ich, da er als Catholik kein Bedenken von dieſer Seite findet, bey den tolerantern Grundſätzen unſrer proteſtantiſchen Lehrbegriffe, noch weniger Schwierigkeit darüber machen. Und nun, werther Herr Doctor! wird es Sie wundern, daß ich noch nichts von einem Haupt-Einwurfe, von dem Unterſchiede der Stände, darinn wir gebohren ſind, geſagt habe. Ich wollte aber dieſen Punct bis zuletzt aufheben, und will auch hierauf antworten.

So feſt ich überzeugt bin, daß die Unſchicklichkeit deſſen, was man gewöhnlich eine Misheyrath nennt, nämlich wenn Menſchen ſich verbinden, die nicht grade zu derſelben Claſſe von Bürgern gehören, nicht grade in einerley Stande gebohren ſind, (weil man doch nun einmal durch Geburt einen Stand gewinnt, ſo ſonderbar das auch iſt) daß dies auf bloßem Vorurtheile beruht. Ganz anders hingegen ſieht es damit aus, wenn zugleich die erhaltne Erziehung und Cultur ſo unterſchieden ſind, daß nachher, und wenn der erſte Taumel vorüber iſt, die Frau dem Manne und dem Cirkel von Leuten, mit denen er umgeht, unmöglich eine angenehme Geſellſchaft ſeyn kann, ja! daß er ſich Ihrer ſchämen muß. Indeſſen giebt es gewiß auch Fälle, wo, wenn ſelbſt das alles nicht eintritt, dennoch eine ſogenannte Meſalliance, gewiſſer Neben-Umſtände wegen, unangenehme Folgen haben muß. Wenn, zum Beyſpiele, durch eine ſolche Heyrath, wie es bey alt-fürſtlichen Häuſern in Teutſchland der Fall iſt, den Kindern eine unſichre Exiſtenz gegeben, wenn ihnen das Recht der Erbfolge geraubt wird; wenn einer Familie ſehr viel daran gelegen ſeyn muß, ihre Anſprüche auf Stiftsplätze und Pfründen nicht zu verſcherzen; wenn der Mann in gewiſſen Verbindungen lebt, die es ihm unmöglich machen, eine Gattinn von bürgerlicher Abkunft mit dahin zu führen, wo er erſcheinen, oder wenn in einer Stadt, wo er leben muß, das Vorurtheil gegen Heyrathen von der Art ſo groß iſt, daß er ſeine Frau irgend einer Demüthigung oder Verachtung ausſetzt; wenn dadurch ſeine künftigen Ausſichten geſtöhrt werden; wenn er ſich ſeine Eltern, oder andre Verwandten, von denen er abhängig iſt, auf immer zu Feinden macht; endlich wenn dadurch ſeine Lage ſo verſchlimmert wird, daß er ſich Gemächlichkeiten, Annehmlichkeiten verſagen muß, an welche er von Jugend auf gewöhnt geweſen war — In allen ſolchen Fällen iſt es, wie ich glaube, weiſer gehandelt, wenn man ſich der Gefahr nicht ausſetzt, von Einer Seite, oder von beyden, ein Opfer zu bringen, das einſt Reue koſten könnte.

Allein von allen dieſen Umſtänden tritt kein einziger bey dem Herrn von der Hart und mir ein. Sein Vermögen beſteht im baarem Gelde; Er iſt frey, von jedermann unabhängig; Seine Lebensart, ſeine Erziehung ſticht von der meinigen-nicht ſehr ab; Er hat ſogar in einer langen Periode ſeines Lebens den Edelmann vergeſſen und ſich ſehr bürgerlich behelfen müſſen; Wir können einen Aufenthalt wählen, wie wir ihn für unſre Lage am bequemſten finden — und ſo habe ich denn auch von dieſer Seite nicht viel Bedenklichkeit gezeigt.

Seit zehn Tagen iſt nun mein künftiger Gatte bey uns. Offenbach gefällt ihm; wir ſind entſchloſſen hier zu leben, und zwar, weil unſers würdigen Hauswirths Zufriedenheit davon abzuhängen ſcheint, mit Dieſem unter Einem Dache. Mit Rührung bemerkte ich, wie ſehr es den alten Mann gekränkt haben würde, ſich von mir zu trennen, da er dann ganz ohne Pflege geblieben ſeyn würde. Es war mir ein ſo ſüßer Gedanke, während meines hieſigen Aufenthalts, durch meine Sorgfalt, zuweilen ſeine Seele erheitert, durch meine muntre Laune ihm ein Lächeln abgewonnen zu haben. Ich ſagte dem Herrn von der Hart ein Paar Worte davon, und ſein gutes Herz theilte ſogleich dieſe Empfindungen mit mir. Er hat alſo auf der Stelle dem Herrn Major ſein Haus wieder abgekauft, wozu Dieſer um ſo eher bereit war, da er ohnehin gern ſein ganzes Vermögen in das Gut Wahlberg ſtecken wollte, das ihm und dem Herrn von Wildenburg gemeinſchaftlich gehört und das leider! nun wohl bald allein von ihm wird verwaltet werden müſſen. Der Herr von Biedersdorf wird unſer Koſtgänger werden, und wir werden es unſre angenehmſte Pflicht ſeyn laſſen, dieſem würdigen Manne den Ueberreſt ſeiner Tage froh zu machen und nichts zu verſäumen, was ihm unſre Dankbarkeit, Liebe und Verehrung beweiſen kann.

Offenbach iſt ein angenehmer, freundlicher Ort; Man lebt hier wohlfeil und, durch die mildeſte Regierung des edeln Fürſten von Iſenburg, ſo frey als möglich. Viel Fremde, und unter Dieſen ſehr intereſſante Leute, bauen ſich hier an; Es herrſcht ein geſelliger, freundſchaftlicher Ton unter den Einwohnern; Die Stadt verſchönert und erweitert ſich von Jahre zu Jahre; Die Nachbarſchaft von Frankfurth, Darmſtadt, Hanau und Maynz; die ſchöne Gegend; die herrlichen Wege — das alles vermehrt die Annehmlichkeit dieſes Aufenthalts.

Noch Ein Wunſch blieb mir übrig, und auch der iſt erfüllt. Ich habe es von je her für ein Unglück angeſehn, mit einem müßigen, unthätigen Manne verbunden zu werden. Ich nenne hier **müßig** ſeyn: keine **beſtimmte**, geordnete Geſchäfte haben, an welche ſich die übrigen, weniger beſtimmten anſchlieſſen könnten. Wenn die bürgerlichen Einrichtungen zu nichts gut ſind; ſo dienen ſie doch, wie mich dünkt, dazu, eine gewiſſe Ordnung und Zeit-Eintheilung in alle Familien zu bringen. Gänzliche Willkühr und Freyheit in Anwendung der Zeit, bewürkt böſe Laune, Müßiggang, Verleitung zu böſer Thätigkeit, zu Ausſchweifungen, und bringt am Ende Unheil und Zwiſt in ein Haus. Auch von dieſer Seite iſt mein Wunſch erhört; der Herr von der Hart hat das Glück gehabt, durch ſeine Freunde zu bewürken, daß drey teutſche Höfe ihm ihre Geſchäfte am niederrheinſchen und churrheinſchen Kreiſe anvertrauet haben; und ſo hat er denn eine Art von Beſchäftigung, die ihn vor Langeweile bewahrt, ohne ihn mit Arbeit zu überladen, und die ihn zugleich in angenehme Verhältniſſe bringt.

Er bringt darauf, daß unſre Verbindung bald vollzogen werde, und ich würde es für alberne Ziererey gehalten haben, wenn ich mich dieſem Verlangen wiederſetzt hätte; Ich werde in künftigem Monate auf immer die Seinige werden.

Denken Sie aber nicht etwa daran, mein wertheſter Herr Doctor! mir den Einwurf zu machen, wie es wohl der Herr von der Hart anfangen wird, den Verfolgungen der Mönche zu entgehn, denen er vor ſieben Jahren entflohn iſt, und die dergleichen nicht zu vergeſſen pflegen? Auch darauf will ich Ihnen antworten. In ganz proteſtantiſchen Ländern ſcheint dieſer Coloß, die Macht, der Einfluß, der Zuſammenhang der römiſchen Hierarchie, überhaupt viel fürchterlicher zu ſeyn, als er würklich iſt; in dieſen Gegenden aber iſt nun vollends die Gewalt der Pfaffen nicht ſehr groß, und der aufgeklärte, große Churfürſt von Maynz ſteuert auf alle Weiſe dem Misbrauche ihrer Macht. Hierzu kömmt, daß mein künftiger Gatte, als er in das Kloſter *** gieng, vorher einen andern Namen annahm, ſo daß niemand dort wuſſte, wer er war. Endlich aber, (und dies giebt ihm die größte Sicherheit) iſt das Kloſter ſchon vor vier Jahren aufgehoben worden; Er hat alſo gewiß von dieſer Seite nichts zu befürchten.

So wären denn mein Glück und meine Freude vollkommen; aber, verehrungswürdiger Herr! kann man froh ſeyn, wenn man Andre, die man ſchätzt und liebt, leiden ſieht? — Die traurigen Nachrichten von der täglich abnehmenden Geſundheit des armen Herrn von Mildenburg machen uns Alle ſehr niedergeſchlagen, und der redliche Major von Biedersdorf iſt tief gebeugt darüber — Ach! vermag denn die Arzeneykunſt gar nichts mehr zu ſeiner Rettung? — Doch, ich weiß es, Sie haben gewiß keine Mühe noch Kenntniß geſpart, um Ihren Freund Sich und uns zu erhalten; und ſo muß man ſich denn ohne Murren dem Willen der Vorſehung überlaſſen. — Vielleicht hilft der Himmel auch noch; Wenn nur erſt der rauhe Herbſt überſtanden wäre!

Woher kömmt es wohl, lieber Herr Doctor! daß ich kürzlich einen Brief, den ich an meinen guten Bruder in Oſtindien geſchrieben und ſeinem Correſpondenten nach Holland geſchickt hatte, ohne weitre Erläuterung zurückgeſendet erhalten habe? Ich kann gar nicht begreifen, ob eine Irrung dabey vorgegangen iſt, oder was das ſonſt zu bedeuten haben kann. Seyen Sie doch ſo gütig, bald möglichſt bey dem Herrn Voght in Hamburg anfragen zu laſſen, ob mein Bruder etwa jetzt mit einem andern Correſpondenten in Verbindung ſteht? Ich wollte doch gern, daß mein Brief bald in ſeine Hände käme.

Verzeyhen Sie gütigſt, daß ich Ihnen mit meinem langen Briefe ſo viel Zeit geraubt habe, empfehlen mich Ihrer lieben Frau Gemahlinn gehorſamſt, und zweifeln nie an der vollkommenſten Hochachtung Ihrer ꝛc.

Vierzigſter Brief.

Von Heinrich von Mildenburg, an den Doctor Porr, in Hamburg.

Wahlberg, den 4ten September, 1780.

Geſtern, mein beſter Porr! dachte ich nicht, daß ich noch einmal ein Blatt für Dich beſchreiben würde; Es wurde mir plötzlich ſo zu Muthe, als wenn es zu Ende gehn ſollte; aber heute fühle ich mich wieder ein wenig ſtärker. Alſo will ich mir die Freude nicht verſagen, noch ein wenig mit Dir zu reden. Täglich will ich es verſuchen, ein Paar Worte auf's Papier zu bringen; Wenn ich zu ſchwach bin, ſoll der ehrliche Horn für mich ſchreiben, und vielleicht wird er Dir denn am Ende dieſes Briefs ſagen, daß er mir die Augen zugedrückt hat.

Ich danke Dir von ganzem Herzen, mein treuer, redlicher Freund! für Deine zärtliche Sorgfalt; aber ängſtige Dich ja meinetwegen nicht! Ich leide in der That nicht viel — ein wenig Beklemmung, wenn die Fieberhitze ein=

tritt — das iſt alles. Wenn es nicht ganz zuletzt ärger kömmt; doch das hoffe ich nicht — Lange kann es nicht mehr dauern.

Nachmittags 2 Uhr.

Ich habe ein Paar Stunden lang recht ſüß geſchlafen und fühle mich nun ganz heiter, ganz leicht. Im Traume beſchäftigt ſich meine Phantaſie nur mit angenehmen Vorſtellungen. Sie verſetzt mich in die glücklichen Zeiten zurück, die ich an Deiner Seite hingebracht habe. Wir ſitzen neben einander in vertraulichen Geſprächen über Tod und Unſterblichkeit, über Nichtigkeit der irrdiſchen Sorgen, Wünſche, Unruhen, Plane — Ich kann dem lieben Schöpfer und Vater im Himmel nicht genug danken dafür, daß er mir ſo heitre Augenblicke verleyht.

Das Uebrige iſt von des Verwalters Horn Hand geſchrieben.

Abends, 5 Uhr.

Ich merke doch, mein Beſter! daß das Schreiben mich gewaltig erhitzt und angreift, deswegen will ich künftig lieber immer dictiren.

Zudem ſchreibe ich jetzt ſo ſchlecht, daß ich fürchte, Du wirſt das Vorige nicht einmal leſen können.

Zuweilen habe ich im Fieber-Froſte recht heitre, glückliche Augenblicke. Alle Nerven ſind denn angezogen, wie das Tauwerk eines Schiffes, das mit vollen Segeln fliegt. Die Phantaſie hat einen ungewöhnlichen Schwung; Es iſt ſo hell, ſo heiter im Kopfe. In ſolchen Augenblicken würde ich fähig ſeyn, mit den kühnſten Blicken durch das verſchleyerte Heiligthum der Wahrheit zu dringen; Oder, wenn die Einbildungskraft ſich nicht zu ſpeculativen Gegenſtänden hinaufſchwingt, ſondern auf irdiſchen Dingen verweilt; ſo finde ich Contraſte, Vorſtellungen von comiſchen Situationen, die dem witzigſten Kopfe in geſunden Tagen Ehre machen würden. Ach! wenn aber bald nachher die Hitze eintritt, mit den fürchterlichen Kopfſchmerzen und Beängſtigungen; dann ſtellen ſich ſchwarze Bilder ohne Zuſammenhang, aber ſchrecklich und grauſend vor meine Seele. Eines drängt das andre, thürmt ſich auf das andre — Vergebens ſuche ich die letzte Kraft der Vernunft zu

Hülfe zu rufen, um dieſe Hirngeſpinſte zu verſcheuchen; Es iſt alles umſonſt! Schreckbilder aus den erſten Jahren meiner Kindheit, falſche Verſtellungen von Geiſtern und Geſpenſtern, Zweifel und Unglauben, Furcht und Mistraun gegen alles, was mich umgiebt, das quält und martert und zerreiſſt mich; Ich fahre auf, bebe zurück, bis denn nach und nach auch dieſe bittre Stunde vorübergeht und Erſchlaffung, Gedankenloſigkeit, mich in einen Schlummer zieht, während welchem ein gewaltſam hervordringender Schweiß mich vollends ermattet und mich dem gänzlichen Stillſtande meiner Maſchine um eine Stufe naher bringt. —

Den 5ten Morgens.

Ich habe einmal eine ziemlich ruhige Nacht gehabt. Was ich Dir geſtern ſagte von meinen Beänſtigungen und Schreckniſſen, das muſſt Du, mein geliebteſter Freund! nicht ſo auslegen, als wenn Furcht vor dem Tode oder Gewiſſensangſt mich peinigte — Nein! gewiß nicht! In den Augenblicken, wo ich Meiner mächtig bin, wo meine Seele frey würken kann, bin ich wahrlich recht ruhig und heiter. Ich fühle mich em-

porvorgehoben über alle Täuſchungen dieſer Formen-Welt, ſehe alles, was mir hier begegnet iſt, an, wie eine Reyhe von Bildern in einem Elementar-Werke für Kinder, das der große allweiſe Erzieher ſeinen Zöglingen aufſchlägt, um ſie nach und nach zu gewöhnen, für abgezogenere, höhere Begriffe, für allgemeinere Gefühle empfänglich zu werden. Er wird nicht ewig zürnen, dieſer liebreiche Lehrer, mit dem Knaben von geringern Fähigkeiten, der die Deutung dieſer Symbolen nicht gehörig gefaßt hat, noch mit dem ſinnlichern, der ſein Herz zu oft an die bunten Bilder hieng, und darüber die Deutung der verborgenen Lehre ſich nicht gehörig eigen machte, in ſo fern nur nicht verſtockter, böſer Wille, Unluſt ſich zu bilden, Trotz gegen den ſanften Führer, ihm Augen und Herz verſchloſſen.

Nicht, daß ich deswegen pochte auf den Eifer, den ich gezeigt, daß ich glaubte, alles gethan zu haben, was ich vermogt hätte, um einer Beförderung in eine höhere Claſſe, die wir ſtolze Sterbliche ſogar Belohnung zu nennen pflegen, werth zu ſeyn! Allein ich werfe mich voll Zutraun in die Arme des Allgütigen, der nicht nur

Lehrer und Erzieher, ſondern der auch Vater iſt, ſeine Kinder, das Werk ſeiner Schöpfung, liebt und väterliche Nachſicht mit ihrer Schwachheit zu haben weiß.

Mittags 12 Uhr.

Vor einer Stunde erhielt ich Deinen Brief, mein ewig theurer Freund! Ich danke Dir von ganzer Seele, vorzüglich dafür, daß Du mir nichts vorwinſelſt, noch klagſt, ſondern mir männlichen Muth einſprichſt, bey dem Schritte, den ich nun bald thun werde. Ich habe nie die ſchwermüthige Feyerlichkeit leiden können, mit der man ſeinen Freunden, auf dem Sterbebette gewöhnlich die Faſſung raubt, deren ſie bedürfen, um ſich über die cörperlichen Leiden zu erheben und die noch übrigen heitern Augenblicke zu ernſthaften Ueberlegungen anzuwenden. Und was iſt denn dabey, was Den ängſtigen könnte, der zuverſichtlich die Fortdauer ſeines Daſeyns glaubt? Iſt es einer Klage werth, wenn man den ſchlechten Rock auszieht, um bald in herrlicherm Schmucke aufzutreten? Muß man ſich die kleine Ungemächlichkeit des Umkleidens noch weitläuftiger, zwangvoller zu machen ſuchen? Glaube mir, mein Theuerſter! die unbezwingliche Eitelkeit der Sterblichen verfolgt die mehrſten Erdenſöhne bis in das Todtenbette. Sie weiden ſich an dem Gedanken, wenigſtens da noch die Augen der Umſtehenden auf ſich zu ziehn und nach dem Tode noch von ſich ſprechen zu machen. Da kramen ſie dann Gemeinſprüche aus, wobey ihr Herz mehrentheils eben ſo wenig fühlt, als die Zuhörer viel Langeweile dabey haben.

Andre peroriren mit kleinlicher Angſt alles her, was ſie je Erbauliches gehört und geleſen haben; gleich als wenn ein Paar Augenblicke von Declamation und auswendig gelernte, in einem inconſequenten, leichtſinnig verſchleuderten Leben nie in Ausübung gebrachte Grundſätze, alles Böſe, das ſie vollführt, wieder heben, alles Gute, das ſie unterlaſſen, erſetzen, alle ſchlimmen Eindrücke, die ihr Beyſpiel gemacht, auslöſchen könnten!

Wer darf ſagen, daß auf dem Todtenbette alle Verſtellung wegfiele? Ja! vor Dem, der Herzen und Sinne prüft und vor dem anklagenden Gewiſſen, iſt wohl freylich an keine Verſtellung zu denken; aber wie Mancher wird da nicht zum ärgſten Heuchler gegen Die, welche ihn umgeben, wenn nicht die Schwäche ſeines Cörpers ihn unfähig macht, Acht auf ſich zu haben. Er ſieht, daß die Augen der Anweſenden auf ihn geheftet ſind; Er will Euch und vielleicht ſich ſelber glauben machen, er beſchäftige ſich nur mit dem Gedanken an ſeine eigne Beſſerung; er wolle mit reinem Herzen in jene Ewigkeit eingehn: innerlich hingegen fühlt er wohl, daß es zu dieſer Umſchaffung, zum Erſatz des Verſäumten, nun zu ſpät ſeyn würde; Was Ihr aber von dem Abgeſchiednen ſagen werdet, wenn er nicht mehr unter Euch iſt, ob und wie Ihr Sein gedenken werdet — das iſt es, was ſeine Eitelkeit beſchäftigt; darum predigt er jetzt Tugend und Ergebung in den göttlichen Willen; darum giebt er ſeinen knienden Kindern Lehren, wovon ſie glauben ſollen, daß er ſelbſt ſie immer ausgeübt habe, oder bekennt ſeine Schwächen, damit man das für übergroße Demuth halten ſoll; darum vermacht er ſeinen Domeſtiken und den Armen des Kirchſpiels, Summen, wovon er nun keinen Gebrauch mehr zu Befriedigung ſeiner Lüſte machen kann: Darum befiehlt er, wie er begraben ſeyn will — als wenn es nicht einerley wäre, wohin man den alten Rock wirft, den niemand mehr tragen kann!

Abends 5 Uhr.

Ich will Dir, mein Lieber! nichts mehr über meine Geſundheit ſagen. Du brauchſt nur immer zu denken, daß die Augenblicke, in denen ich Dir ſchreibe, oder vielmehr ſchreiben laſſe, die freyern, heitern Augenblicke ſind. So lange ich irgend kann, werde ich dieſe nützen, um mich mit Dir zu unterhalten.

Die Priorinn des Kloſter Meuſchenberg, hat mir heute gemeldet, daß meine kleine Tochter nun, begleitet von einer guten alten Frau, die mit der Poſt wieder zurückkehren wird, nach Carlsruhe abgereiſt ſey. Meine Schweſter hat ſich ungern von ihr getrennt; aber es muſſte doch ſo ſeyn, und ich bin nun ruhiger über ihre künftige Erziehung. Man hat meine Krankheit zum Vorwande genommen und meiner Schweſter geſagt: ich wünſchte meine Tochter noch vor meinem Ende zu ſehn. Ich habe in deſſen mir dieſe Scene erſparen wollen; Warum ſollte ich einen Gegenſtand vor meine Augen bringen, der vielleicht die Ruhe und Gleichmüthigkeit, mit der ich dieſe Welt zu verlaſſen hoffe, in Gefahr ſetzen könnte? Dich, mein liebſter Freund! bitte ich aber angelegentlich, mein Kind nicht gänzlich aus den Augen zu verliehren. Ich bin feſt überzeugt, daß ich es jetzt den beſten Händen anvertrauet habe; allein wer weiß, wie es kommen kann, und ſo trägt denn der Gedanke, daß der Mann, welcher mir ſo manche rührende, unvergeßliche Probe ſeiner treuen, großmüthigen Freundſchaft gegeben hat, auch meiner Tochter ſich, wenn es Noth thut, annehmen wird, nicht wenig zu meinem Seelenfrieden bey. Marie wird einſt ein Gleiches an Deinen Kindern thun, wenn ſie es vermag.

Ob wir denn in jener Welt uns wiederſehn, uns wiederkennen werden? — Das iſt eine Frage, die mich jetzt recht oft beſchäftigt, je näher ich dem Zeitpuncte komme, in welchem ich von allem, was mich hier intereſſirt hat, Abſchied nehmen muß. Es war eine Zeit, wo ich es für Ankündigung des größten Unglücks gehalten haben würde, wenn man mir geſagt hätte, mit Zerſtöhrung unſrer irdiſchen, ſinnlichen Werkzeuge, deren wir doch zum Sehn und Wiedererkennen nothwendig bedürfen, müſſte auch die Nacherinnerung aufhören; Jetzt bin ich ganz andrer Meinung. Ich halte das Gefühl von Perſonalität, von Vereinzelung, von formellen Daſeyn, für eine von den Unvollkommenheiten des Erden-Lebens. So hoch, ſo edel, ſo wohlthätig uns die Empfindungen, die wir hier Freundſchaft und Liebe nennen, ſcheinen mögen; ſo bin ich doch feſt überzeugt, daß unſer feineres Weſen noch erhabenerer Gefühle fähig ſeyn wird, wenn dieſe Formen-Welt aufhört. Dann werden wir vielleicht eben ſo ſehr über dieſe kleinen engern Verbindungen und Ausſchlieſſungen hinaus ſeyn, als hier auf Erden der patriotiſche Staatsmann, von esprit public entflammt, über den einzelnen Bauer ſteht, der nichts fühlt, als die Liebe zu ſeiner Hütte und für keine andre Freude empfänglich iſt, als für die häusliche, indeß Jener die Wonne ſchmeckt, der Wohlthäter von Tauſenden zu ſeyn. Was wird es uns einſt kümmern, daß ein Stück von unſerm gemeinſchaftlichen Weſen vormals in einer Geſtalt ſichtbar war, die man Porr nannte; indeß der andre Theil in einer Hülle erſchien, die Mildenburg hieß? Was wird uns das kümmern, wenn wir wieder in Eines zuſammengeſchmolzen, in Einem würken? Mangel an gänzlicher Entwicklung iſt es, daß wir uns hier, als getrennt, als zwey Weſen vorkommen, und unſre Freundſchaft iſt nur eine leiſe Ahndung von dem herrlichen, himmliſchen Genuſſe, den wir ſchmecken werden, wenn jene Trennung aufhört — Wenigſtens iſt dieſer Gedanke für mich ſo tröſtlich, ſo herzerhebend, daß er mich über alle die kleinen Dinge, die in dieſer Welt der Gegenſtand unſrer Wünſche, unſrer Freuden, unſrer Beſorgniſſe und unſres Leidens ſind, weit hinausſetzt.

Nur nach dieſem Maaßſtabe kann ich es ſchüchtern wagen, mir eine dunkle Vorſtellung von der vollkommenſten, höchſten Seligkeit des Weſens zu machen, in dem wir Alle leben, weben und ſind, das gar kein vereinzeltes Gefühl haben kann, weil an ihm nichts von Sinnlichkeit, nichts von Form, nichts von Zeit iſt, das alſo keiner einzelnen Handlungen, Eindrücke und Gemüthsbewegungen fähig iſt, ſondern bey dem Wollen und Thun, Würken und Lieben und Schaffen, und aller Orten zu ſeyn und alles zu erfüllen, eine ewig fortdauernde, ununterbrochene, einzige Operation ſeiner Exiſtenz iſt; ein Weſen, das, um uns die Wohlthat zu erzeigen, uns wieder fähig zu machen, die Stuffen zu erſteigen, von denen wir uns herabgeſtürzt hatten, in einem ſichtbaren Cörper ſeine Allgegenwart anſchaulich machen, perſonificiren muſſte; ein Weſen endlich, von dem wir uns nur deswegen ſo irrige, wiederſprechende Begriffe gemacht haben, weil wir alles, was uns davon iſt offenbart worden, zu eingeſchränkt nach den Buchſtaben verſtanden haben. Deswegen iſt manchen Zweifler der Ausdruck, daß in einem einfachen Weſen mehr Perſonen ſeyn ſollen, wiederſinnig vorgekommen, weil er an die Vorſtellung einer Perſon, ohne es ſelbſt zu merken, alle die Ideen von Form, Raum und Abtheilung knüpſt, die man bey irdiſchen Gegenſtänden damit verbindet — Auch dieſe Unvollkommenheit der Begriffe wird einſt aufhören, wenn wir keiner Sprachen, keiner Zeichen mehr bedürfen, ſondern jede Wahrheit in ihrer ganzen Reinigkeit uns anſchaulich und fühlbar iſt — Doch auch hier — muß ich ja ſinnliche Ausdrücke brauchen, um das in Worte zu überſetzen, was jezt ſo klar in meiner Seele liegt.

Den 6ſten, früh Morgens.

Ich habe eine ſehr unruhige Nacht gehabt; ich hatte geſtern ein wenig zu lange meine Aufmerkſamkeit auf das angeſtrengt, was ich für Dich dictirte. Indeſſen iſt es ſonderbar, daß das Nachdenken über dieſe wichtigen Gegenſtände mich jetzt weniger angreift, als die geringſte Aufmerkſamkeit, die ich häuslichen Beſorgungen widmen mögte. Ich überlaſſe desfalls auch dieſe ganz dem ehrlichen Horn, den ich nicht genug wegen der treuen Sorgfalt rühmen kann, die er mir bezeigt, und zu welcher er auch meine andern Hausgenoſſen ermuntert. Er bittet mich aber um die Erlaubniß, hier hinzufügen zu dürfen, daß es ſeine Beſcheidenheit beleidigt, ſelbſt ſein Lob hinzuſchreiben und ſich wegen eines Eifers rühmen zu müſſen, welchen ſein gutes Herz ihm zu einem angenehmen Geſchäfte macht.

Mittags 12 Uhr.

Ich muß nun dieſen Brief ſchlieſſen, um die Poſt nicht zu verſäumen — Vermuthlich iſt es der letzte, den Du von mir erhältſt. Die wenigen, mir etwa noch übrigen heitern Stunden werde ich anwenden, dasjenige zu beſtellen und niederſchreiben zu laſſen, was ich gern nach meinem Tode, in Anſehung meines Vermögens und dergleichen, beſorgt wiſſen mögte.

Lebe wohl, mein Geliebteſter! lebe froh und glücklich mit Deiner edlen Gattinn, und denke zuweilen an Deinen Dir im Leben und Sterben treuen Freund ꝛc.

Ein und vierzigſter Brief.

Von dem Doctor Porr, an Carolinen Felmer, in Offenbach.

Hamburg, den 9ten September, 1780.

Der Ueberbringer dieſer Zeilen wird Ihnen, meine wertheſte Demoiſelle! das Räthſel auflöſen, weswegen man Ihnen den Brief an Ihren Herrn Bruder aus Holland zurückgeſchickt hat. *) Sehr angenehm iſt mir's geweſen, die Bekanntſchaft dieſes wackern Mannes zu machen und noch gröſſer wird Ihre Freude ſeyn, ſie zu erneuern. Ich kenne den Mann nicht; Er iſt neugierig, zu ſehn, ob Sie ihn wiederkennen werden.

Empfangen Sie meinen und meiner guten Frau herzlichen Glückwunſch, zu Ihrer bevorſtehenden Verbindung! Wir ſchätzen Sie Beyde ſehr hoch; davon bitte ich Sie überzeugt zu ſeyn; Sie ſind des beſten Schickſals würdig; Ihr künf-

---

*) Man ſehe das Ende des 39ſten Briefes.

künftiger Herr Gemahl iſt ein edler Mann; Sie kennen ihn lange genug, um nicht voreilig gewählt zu haben; und ſo ſind wir denn voll Zuverſicht, daß unſre Wünſche für Sie nicht unerfüllt bleiben werden. Gern mögte ich Zeuge Ihres Glücks ſeyn; allein in dieſem Augenblicke läſſt ſich das nicht thun; Vielleicht aber mache ich mit meiner Frau im nächſten Frühjahre eine Reiſe in Ihre Gegend; und dann werden Sie uns wohl einige Tage bey Sich in Offenbach beherbergen müſſen.

Was Sie zum Troſte und zur Freude unſers würdigen Herrn Majors von Biedersdorf thun, wird Ihnen der Himmel vergelten; Ich bitte Sie, ihn meiner treueſten Hochachtung zu verſichern.

Ich ſage Ihnen nichts von meinen Empfindungen über Mildenburgs Zuſtand. Allen Anzeigen nach, wird er nicht zwey Monate mehr leben. Einen ſolchen Freund werde ich in dieſer Welt nicht wieder finden; In meinem Alter knüpft man nicht ſo leicht mehr neue Bande. Sein Verluſt reiſſt meinem Herzen eine Wunde, die, ſo viel Mühe ich mir auch gebe, ſie vor mir ſelber zu verbergen, keine Zeit heilen wird.

Ich empfehle mich der Fortdauer Ihrer Gewogenheit und Ihres Wohlwollens gehorſamſt ꝛc.

Zwey und vierzigſter Brief.

Von Carolinen von der Hart, gebohrnen Felmer, an den Doctor Porr, in Hamburg.

Offenbach, den 20ſten September, 1780.

Unerwarteter und angenehmer bin ich noch nie in meinem Leben überraſcht worden, als durch die Ankunft meines lieben Bruders Ludwig. Er hatte ſich ein wahres Feſt daraus gemacht, mir in ſeinem letzten Briefe *) alle Hofnung zu benehmen, ihn vorerſt wiederzuſehn; und nun erſcheint er auf einmal, hofft mich noch in Hamburg anzutreffen, und kömmt, als ihm das mislingt, gradeswegs und noch zu rechter Zeit hierher, um meiner Hochzeit beyzuwohnen.

Vergebens würde ich es verſuchen, Ihnen beſter Herr Doctor! dieſe Scene zu ſchildern. Er hatte einen Brief, von Hamburg aus, an den Herrn Regierungsrath Mollenbeck mitgebracht;

---

*) Dem 29ſten, in dieſem Theile.

bracht; Dieſer kam dann heute vor acht Tagen zu dem Herrn Major und brachte einen fremden Herrn mit, den er für ſeinen Vetter ausgab. Ich weiß nicht, ob die innere Stimme der Blutsfreundſchaft mir geſagt haben würde, daß dieſer Fremde mein Bruder wäre; aber der gute Ludwig konnte dieſe Probe nicht abwarten; Kaum trat ich in das Zimmer, wo er, der Regierungsrath, der Herr von Biedersdorf und mein lieber Mann ſaßen — Den letztern Beyden war das Geheimniß auch ſchon entdeckt worden — als er mir, voll Zärtlichkeit und Rührung um den Hals fiel. Ich war Anfangs äuſſerſt betroffen, mich in den Armen eines fremden Mannes zu ſehn; aber ich blieb nicht lange in der Ungewißheit. Eine gewiſſe Familien-Aehnlichkeit, das Herzliche in ſeinem Betragen, eine leiſe Ahndung — alles ſagte mir, dieſer Mann könne kein Andrer, als mein lieber Ludwig ſeyn; und ſo verſtrich denn der Tag und der folgende in Jubel und Wonne.

Mein Hochzeitstag war auf den vierzehnten angeſetzt; Er wurde nun ein doppelt glücklicher Tag für mich, durch die Gegenwart meines Bruders.

ders. Der vortrefliche Herr von Biedersdorf wollte zum letztenmal noch den Wirth vom Hauſe machen, wollte, ſo tief auch ſein Herz von Kummer niedergedrückt iſt, ſich heiter und froh zeigen und auch uns und ſeine andern Gäſte heiter und froh ſehn. Er hatte nach unſrer Trauung, die des Nachmittages geſchahe, ein niedliches kleines Feſt veranſtaltet. Auſſer Mollenbecks, die Sie kennen, beſtand unſre Geſellſchaft aus der intereſſanten d'Orvilliſchen und Bernhardſchen Familie, dem Herrn General von Hartmanns, ſeiner liebenswürdigen Gemahlinn, und zweyen Freunden aus Frankfurth. Als die Geſellſchaft auseinander gieng, überreichte der edle Major meinem Gatten die Schlüſſel zum Hauſe, umarmte uns Beyde väterlich und ſagte innigſt bewegt — wir waren es nicht weniger: — „Jetzt, meine „Kinder bin ich in eurem Hauſe. Gönnet mir „ein Plätzchen darinn, bis die Vorſehung mich „in eine noch kleinre Wohnung abruft. Ich „will Euch ſo wenig Unruhe als möglich machen; „aber verlaſſt mich nicht! Ich werde ja bald niemand mehr als Euch haben.“ Unſre Thränen erlaubten uns nur, ihm mit abgebrochnen Worten die Empfindungen unſres Danks und unſrer Liebe

aus-

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-51468-9

KNIGGE, A.F.F.L.VON FN. 03733/032

auszudrücken; Als ich aber in meine Cammer kam, wurden dieſe Empfindungen durch den Anblick eines in der That prächtigen Geſchenks, das ich, nebſt einem zärtlichen Briefe von ihm, auf meinem Tiſche fand, auf's Neue erweckt. Ich wollte noch zu ihm eilen, um ihm aus der Fülle meines Herzens zu danken; allein er hatte ſich ſchon in ſeinem Zimmer verſchloſſen.

Und ſo bin ich denn nun die Gattinn eines redlichen Mannes, den ich Ihrer und Ihrer lieben Frau Gewogenheit und Freundſchaft angelegentlichſt empfehle. Unſer Haushalt iſt jetzt vollkommen eingerichtet; mein Mann hat ſeine Geſchäfte angefangen, ſo wie jeder im Hauſe die ſeinigen, und wir leben zufrieden und glücklich.

Gern hätte ich meinen Bruder bewogen, ſich auch in dieſer Gegend feſtzuſetzen; allein er ſcheint den nördlichen Theil von Teutſchland vorzuziehn, und vielleicht wird er künftig in Ihrer Nachbarſchaft wohnen. Indeſſen hat er verſprochen, uns oft zu beſuchen; Ihm iſt eine Reiſe von einer Ecke Teutſchlands zur andern eine Kleinigkeit.

Ich ſchlieſſe dieſen Brief, mein wertheſter Herr Doctor! mit der Bitte, Sie wollen uns doch bald einige Nachricht von Ihrem Wohlbefinden geben und nie zweifeln an der vollkommenſten Hochachtung, mit welcher ꝛc.

Drey und vierzigſter und letzter Brief.

Von dem Verwalter Horn, an den Doctor Porr, in Hamburg.

Wahlberg, den 8ten October, 1780.

Meine letztern Nachrichten, hochgeehrteſter Herr Doctor! giengen bis zum vorigen Montage; *) ich fahre nun in meinem Tagebuche fort.

Noch an demſelben Tage erhielten wir die Nachricht von der glücklichen Ankunft des kleinen Fräuleins in Carlsruhe, und von der liebevollen Art, mit welcher ſie dort von der Frau von Steinbach war empfangen worden. Dieſer Brief ſchien unſern guten Herrn ſehr zu beruhigen; Er ſchlief in der folgenden Nacht faſt fünf Stunden ununterbrochen fort.

Seit dieſer Zeit aber ſind die Umſtände doch ſehr bedenklich geworden; die Fieber-Anfälle vervielfältigen ſich, werden immer heftiger,

und

---

*) Dieſer Brief fehlt in der Sammlung.

und ich fürchte, es wird nicht lange mehr dauern: Wir Alle, ſo gewiß wir auch dieſen Fall längſt vorausgeſehn haben, ſind doch äuſſerſt niedergeſchlagen.

Den 9ten Morgens.

Das war eine ſehr unruhige Nacht; der arme Herr muſſte gewaltige Beänſtigungen haben; In den gröſsten Anfällen der Fieberhitze phantaſierte er fürchterlich; Er wollte mit aller Gewalt aus dem Bette aufſtehn; wir hatten alle Mühe, ihn zurückzuhalten. Als die Hitze ein wenig nachließ, klagte er über heftige Kopf- und Bruſtſchmerzen. Dann ergriff er meine Hand, und beſchwor mich, meine beſten Jugend-Jahre ja recht nützlich anzuwenden, und nie von dem Wege der Vernunft und Tugend abzuweichen. Sich ſelber tadelte Er, daß er nur gar zu oft dieſe Bahn verlaſſen, daß er nicht ſo viel zu andrer Menſchen Glücke und zu ſeiner eignen Vervollkommnung gethan habe, als wozu ihm der liebe Gott Kräfte und Talente gegeben, und daß er ſo viel Tage ſeines Lebens auf unnütze Weiſe verſchwendet hätte. Ich ſuchte ihn, ſo viel ich konnte, zufrieden zu ſtellen, und verſprach, ſeine

Lehren nie zu vergeſſen, welches ich auch gewiß nicht thun werde. Der redliche Herr! Wenn doch nur Jeder ſo wenig Urſache als er hätte, ſich ſolche Vorwürfe zu machen!

Nachmittags.

Ein ſanfter Schlummer hat den Kranken ſehr erquickt; Er ließ mich vor einer Stunde zu ſich rufen, und bat mich, doch ſogleich an meinem Vater zu ſchreiben und ihn zu bitten, daß er mir erlaubte und mich in den Stand ſetzte, Wahlberg zu pachten, da der Herr von Biedersdorf doch wohl ſchwerlich das Gut in der Entfernung wird adminiſtriren laſſen wollen. Ich werde dieſen Befehl noch heute befolgen, weiß aber ſchon zum Voraus, daß mein Vater gern dazu einwilligen wird, da es ohnehin ſeine Abſicht iſt, mir und meinen Brüdern bey Gelegenheit ſolche Pachtungen zu verſchaffen.

Es vergeht keine Stunde, ohne daß der gute Herr Ihrer mit Liebe und Zärtlichkeit gedenkt und mir aufträgt, Ew. Wohlgebohren zu ſagen, daß, bis zu ſeinem letzten Augenblicke, ſein Herz von Dankbarkeit und Hochachtung für Sie erfüllt ſeyn würde. Erlauben Sie alſo, wertheſter Herr Doctor! daß ich dieſe Verſicherungen ferner nicht wiederhole!

Den 12ten Mittags.

Ich habe geſtern und vorgeſtern nicht einen Augenblick Muße finden können, um Ew. Wohlgebohren ferneren Bericht zu erſtatten. Der Herr Geheimerath ſind ſehr ſchlimm geweſen. Das Fieber verließ den armen Herrn faſt gar nicht und er war wenig ſeiner Sinne mächtig. Heute geht es etwas beſſer; aber es neigt ſich doch immer mehr zum Ende.

Schon ein paarmal habe ich gefragt, ob ich aus dem Kloſter Marienwieſe einen Geiſtlichen ſollte kommen laſſen; allein er befahl mir immer, es zu unterlaſſen. „Ich fühle, ſagte „er mir noch vor einer Stunde, daß ich jetzt „keines irdiſchen Dollmetſchers mehr zwiſchen „meinem Vater im Himmel und mir bedarf. „Die Angſt, die mich zuweilen anwandelt, hat „nur in meinem Cörper ihren Grund; Meine

„Seele iſt heiter und ruhig.“ Indeſſen iſt der hieſige lutheriſche Prediger, ein wackrer, beſcheidner Mann, zuweilen freundſchaftlich hergekommen, und unſer Herr hat ſich gern mit ihm unterhalten.

Den 13ten früh Morgens.

So eben komme ich von dem Krankenbette. Der Herr Geheimerath befahl mir, ein Paquet aus ſeinem Schreibtiſche zu holen, welches ich in ſeiner Gegenwart verſiegeln muſſte. „Nun iſt es Zeit“ ſagte er „die noch übrigen „kleinen irdiſchen Geſchäfte abzuthun; ich werde „keine Woche mehr leben. Dieſe Schrift enthält meinen letzten Willen. Auch Ihnen, „mein lieber Horn! habe ich darinn meine Erkenntlichkeit für Ihre treue Sorgfalt zu beweiſen geſucht. Sobald ich todt bin, bitte ich „Sie, nach Offenbach zu reiſen, und dies Paquet meinem Oheim einzuhändigen.“

Ich verſprach den armen Herrn dies, mit Thränen in den Augen. Dann verordnete er in wenig Worten, wie er begraben zu werden wünſchte; Er will nämlich, daß man ihn, ohne alles Gepränge, in dem Garten, am Ende einer Pappeln-Allee, in die Erde ſenke, und er verbiethet ausdrücklich, daß man auf dem Grabe einen Stein oder irgend etwas anders, als einen kleinen Erd-Hügel mit einem hölzernen Kreuze errichte.

Den 16ten Morgens 7 Uhr.

Kaum weiß ich, was ich von der Krankheit unſers beſten Herrn denken ſoll — o! wenn es doch möglich wäre, daß er ſich wieder erholte! Seit zwey Tagen iſt er, ſo viel wir es beurtheilen können, gänzlich frey von Fieber, iſt heiter, hat Schlaf und Apetit und redet ſo munter, ſo freundlich, daß im ganzen Hauſe Freude und Lebhaftigkeit herrſcht. Wenn ich ihm aber ſage, wie viel Vergnügen mir das macht; ſo ſchüttelt er den Kopf, drückt mir die Hand und lächelt liebreich.

Der Verwalter Melke iſt geſtern gekommen; ich hatte ihn darum gebeten, damit er auf jeden Fall bey der Hand wäre, wenn ich etwa fort müſſte; aber ich hoffe, wir wollen Seiner nicht bedürfen. „Ihr habe mich zum „Narren, Musjö!“ ſagte der alte Mann, als er den Kranken geſehn hatte „der Herr Geheimerath ſoll, meiner Seele! in acht Tagen „wieder herummarſchiren“ — O! wenn doch Gott das wollte! —

Was heiſſt das! ich werde eilig zu dem Herrn gerufen; Heinrich ſieht verſtöhrt aus. —

Um 9 Uhr.

Ach, mein beſter Herr Doctor! Alle unſre Hofnungen ſind verſchwunden; mit innigſter Betrübniß, mit blutendem Herzen, ſchreibe ich es hin, der arme Herr, der gute, liebe Herr, iſt nicht mehr auf dieſer Welt — Als ich in das Zimmer trat, fand ich ihn in fürchterlicher Angſt — Es war der Todeskampf; Er empfand gewiß nichts mehr davon — Er ſprang mit Gewalt aus dem Bette; wir konnten ihn nicht halten; Er ergriff meine beyden Hände, ſprach unverſtändlich noch ein Paar Worte und ſank tod in meine Arme. —

Ich ſchreibe in der äuſſerſten Beſtürzung, Verwirrung und Eile — Noch heute reiſe ich ab nach Offenbach — der Verwalter Nelke bleibt hier und beſorgt die Beerdigung.

Ende des dritten und letzten Theils.

Das

Zauberſchloß

oder

Geſchichte
des Grafen Tunger.

Herausgegeben
von
Adolph Freyherrn Knigge.

Hannover,
bey Chriſtian Ritſcher,
1791.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Inhalt.

Erſtes Capitel.

Einleitung. Seite 1 bis 9.

Zweites Capitel.

Beſchreibung eines Clubbs, in einer kleinen Landſtadt. S. 10 bis 22.

Drittes Capitel.

Der Verfaſſer macht Bekanntſchaft mit dem Helden ſeiner Geſchichte. S. 23 bis 36.

Vier=

Viertes Capitel.

Der Verfaſſer lernt den Grafen Tunger perſönlich kennen. S. 37 bis 42.

Fünftes Capitel.

Was dem Verfaſſer in Tungerhauſen wiederfährt. S. 43 bis 53.

Sechſtes Capitel.

Der Graf Tunger fängt an die Geſchichte ſeines Lebens zu erzählen. S. 54 bis 69.

Siebentes Capitel.

Der Graf Tunger fährt in der Geſchichte ſeines Lebens fort. S. 70 bis 89.

Achtes Capitel.

Wie man mit dem Genieweſen in der würk-

würklichen Welt fortkömt. S. 90 bis 100.

Neuntes Capitel.

Etwas vom Baron Lerchenhayn, von des Grafen Reiſen, und von der Liebe. S. 101 bis 121.

Zehntes Capitel.

Fortſetzung des Vorigen. S. 122. bis 141.

Eilſtes Capitel.

Weitere Fortſetzung des Vorigen. S. 142 bis 161.

Zwölſtes Capitel.

Der Graf theilt die Fortſetzung ſeiner Geſchichte ſchriftlich mit. Lerchenhayns

hayns Ankunft. Antritt ſeiner neuen Bedienung. S. 162 bis 168.

Dreyzehntes Capitel.

Glänzende Ausſichten für den Grafen. Seine Vermählung. S. 169 bis 191.

Vierzehntes Capitel.

Der Graf Tunger, als Geſandter, als Staatsminiſter, und als Vater. S. 192 bis 204.

Funfzehntes Capitel.

Auf die herrlichen Tage folgen nach und nach kleine und große Widerwärtigkeiten. S. 205 bis 218.

Sechzehntes Capitel.

Der Graf nimmt ſeinen Abſchied, und lebt

lebt als Privatmann. Neue Unannehmlichkeiten. S. 219 bis 232.

Siebenzehntes Capitel.

Auch das einſame Leben des Grafen hat ſeine Bitterkeiten. Er ſinkt in einen traurigen Gemüthszuſtand hinab. S. 233 bis 254.

Achtzehntes Capitel.

Der Beſuch eines alten Freundes und der Aufenthalt auf dem Lande würken vortheilhaft auf den Grafen. S. 255 bis 269.

Neunzehntes Capitel.

Der Graf fängt eine neue Lebensart an. Entdeckung im Schloſſe Tungerhauſen. S. 270 bis 278.

Zwan-

Zwanzigſtes Capitel.

Der Graf findet Mittel der Menſchen Herzen zu prüfen. S. 279 bis 306.

Ein und zwanzigſtes und letztes Capitel.

Schluß der Geſchichte des Grafen Tunger. Nachricht von ſeinem Tode. S. 307 bis 308.

Das Zauberſchloß,

oder

Geſchichte des Grafen Tunger.

Herausgegeben

von

Adolph Freyherrn Knigge.

Erſtes Capitel.

Einleitung.

Vor einigen Jahren kam mir der Gedanke ein, zu meiner Zerſtreuung eine kleine Luſtreiſe zu unternehmen; Geiſt und Körper bedurften Erholung. Ich kaufte mir zwey Reitpferde; Mein ganzes Gepäcke beſtand in einem groſſen Mantelſacke, in welchem ein wenig Wäſche für mich und meinen Reitknecht freundſchaftlich untereinander lag, und den Dieſer hinter ſich auf ſeinen treuen Rappen feſtſchnallen ſollte — „Aber wohin wird denn „die Reiſe gehn?" fragte ich mich ſelber, indeß ich die kleine Geld-Summe, die ich dazu anwenden konnte und wollte, ſtückweiſe durch die Finger gleiten ließ, ohne eigentlich zu zählen. (Sie beſtand aus franzöſiſchen alten Louisd'or, die ſämmtlich um ſechzehn Procent zu leicht waren. Mein alter Freund M*** hatte ſie mir großmüthig ohne Zinſen ſub hypotheca bonorum, geliehn und mein Wechſel lautete auf vollwichtige Piſtoletten.) „Wohin „ſoll denn die Reiſe gehn? Damit wirſt Du „nicht weit kommen — Aber muß man auch „grade **weit** reiſen, um neue Nahrung für „Kopf und Herz zu ſammeln? Iſt denn das „Land um uns her von der Heerde hungriger „Reiſender ſo abgehütet, daß gar kein Pflänzchen, gar kein Blümchen mehr für Deinen „Genuß und für Deine Augenweide ſtehn geblieben wäre? — Nein! es wird ſich ſchon „noch ein Winkelchen finden, wohin ihr ſpähender Blick nicht gedrungen iſt. Und ſollteſt Du auch nur aufleſen, was ſie von ſich „geworfen haben. Vielleicht wird Dein Auge „auf Gegenſtänden verweilen, über welche „Jene hinweggeſchlüpft ſind, oder die ſie keiner „Aufmerkſamkeit gewürdigt haben. Ich will „einen Zug durch *** machen" ſagte ich, indem ich eine Sammlung von Landcharten herbeyholte. „Von da reite ich über ** in das „**ſche; Wo mir's gefällt, da verweile ich „ein Paar Tage; und wenn meine Louisd'or „zur Hälfte aufgezehrt ſind; ſo kehre ich auf „der Stelle zurück.“

In dem Städtchen, wo ich wohnte, hatte die goldne Aufklärung ſchon herrliche Fortſchritte gemacht; Es gab da ſchöne Geiſter und Deiſten und Weltbürger, gelehrte Frauenzimmer, Clubbs, Leſe-Geſellſchaften, ein Caffeehaus, ein Liebhaber-Concert, Mitglieder geheimer Geſellſchaften, zuweilen auch ſogar Schauſpiele, die von herumziehenden Künſtlern in einem alten Brauhauſe aufgeführt wurden. Die Prediger ſprachen von Denkfreyheit, die Aerzte von Charlatanerie, die Advocaten von Uneigennützigkeit, der Bürgermeiſter declamirte über die Rechte der Menſchheit, und es trieb ein Buchhändler hier ſein Weſen, der Calender für das Landvolk verlegte, und Romane, Journale und Theaterſtücke verkaufte. Dieſen traf ich einſt des Morgens in der Apotheke an; Ich theilte ihm meinen Reiſeplan mit, und er bat mich, alles aufzuſchreiben,

ben, was ich unterwegens ſehn und hören würde. „Jedermann,“ ſagte er, „der heut „zu Tage eine kleine Reiſe macht, laſſt ſeine „Bemerkungen über die Länder und Menſchen, „die er beäugelt hat, drucken. Sie ſind ein „feiner Beobachter“ — ich verneigte mich — „Was Sie aufſchreiben, kann nicht anders, „als äuſſerſt intereſſant ſeyn; Ich übernehme „den Verlag und zahle Ihnen ein billiges „Honorarium. Dies iſt eine bequeme Art, „auf andrer Leute Koſten zu reiſen, und was „die Wichtigkeit und Neuheit der Bemerkungen betrift; ſo nimmt es das leſende Publicum damit ſo genau nicht. Man ſchränkt „ſich nicht auf ein gewiſſes Fach ein, in welchem man vorzüglich viel Kenntniſſe beſäße, „folglich berechtigt wäre, über Gegenſtände, „die dahin einſchlagen, zu urtheilen; ſondern „man führt ein Büchelchen voll weiſſer Blätter nebſt einem Bleiſtifte in der Taſche bey „ſich, und darin notirt man alles auf, was „man hört und ſieht und ehemals noch nicht „gehört oder geſehn hat. Abends vor Schlafengehn wird das abgeſchrieben und nach vollbrachter Reiſe gedruckt; ſo iſt's fertig.“

Dieſer Vorſchlag und die ganze Methode gefielen mir Anfangs ungemein; Ich nahm Abſchied von meinen Freunden, ſetzte mich zu Pferde, fieng meine Reiſe und mein Reiſe-Journal an — Aber, o Himmel! wie mager fiel dies aus? Nicht, daß es in dem Theile meines lieben Vaterlandes, welches ich durchreiſte, an Dingen gefehlt hätte, die der Beobachtung des Forſchens würdig geweſen wären; aber wenn man etwas finden will, ſagte oft meine ſelige Großmutter; ſo muß man es nicht ſuchen. Das ängſtliche Beſtreben, aller Orten Materialien zu ſammeln, womit ich meine leeren Hefte anfüllen könnte, raubte mir allen Genuß, den ich auf meiner Wanderſchaft hätte haben können, ließ mich bey unbedeutenden Scenen verweilen; und ſo war meine Aufmerkſamkeit ermüdet, wenn ich auf Gegenſtände ſtieß, welche lebhafte Eindrücke auf mich gemacht haben würden, wenn ich dieſe Eindrücke ruhig erwartet hätte. Ich gab alſo meinen erſten Plan auf, und ſuchte nur, mich in einer ſo ſorgenloſen Gemüths-Verfaſſung, ſo heiter und bey ſo guter Laune zu erhalten, daß ich den erſten Hauptzweck meiner Reiſe, die Erholung für Geiſt und Leib, nicht verfehlte. Der Erfolg rechtfertigte dieſen letzten Entſchluß. Bereichert mit neuen Bildern aller Art kehrte ich nun jeden Abend in meine Herberge zurück; ich ſchrieb wenig auf, aber ich genoß — Aus der Reiſebeſchreibung wurde jetzt nichts; des Buchhändlers und meine Finanz-Operation unterblieb, und die Welt hat ein mittelmäßiges Buch weniger — ein Verluſt, der in des Herrn Korn des Aeltern Verlage in Breslau reichlich erſetzt wird.

Auf dieſer Reiſe aber war es, wo ich mit der Geſchichte und der Perſon des Grafen Tunger bekannt wurde. Beyde intereßirten mich zu ſehr, als daß ich nicht noch nachher mich hätte bemühn ſollen, den Verfolg der Begebenheiten dieſes ſonderbaren Mannes zu erfahren. Ich trat mit ihm in Briefwechſel; was er mir von den Vorfällen ſeines Lebens nicht mündlich erzählt hatte, das theilte er mir ſchriftlich mit. Dieſe Nachrichten wurden vollſtändiger durch die Berichte andrer guten Leute von ſeinen Schickſalen. Vor einigen Wochen erhielt ich die Nachricht, daß der Tod ſeinen irdiſchen Leiden und Freuden ein Ende gemacht hätte. Ich fieng nun an, alles zuſammen zu ſuchen, was zur vollſtändigen Darſtellung ſeiner Begebenheiten dienen konnte, und ich glaube den Leſern, denen es um Menſchenkenntniß zu thun iſt, keinen unangenehmen Dienſt zu leiſten, wenn ich ihnen dieſe Nachrichten mittheile. Zuweilen werde ich in meinem Namen als Biograph auftreten, zuweilen ihn ſelbſt erzählen laſſen.

Zweytes Capitel.

Beſchreibung eines Clubbs in einer kleinen Landſtadt.

Es war an einem ſchönen Sommer-Abend, als ich, auf der Reiſe, von der ich vorhin geredet habe, in dem kleinen Städtchen *** ankam. Ich hatte am Tage viel von der Hitze gelitten, meines Reitknechts Pferd wollte nicht mehr fort; der Reuter ſchien's nicht ungern zu ſehn, daß ich das bemerkte. Das Städtchen lachte uns ſo freundlich an, und als wir vollends erſt hinein kamen, da ſchien die Lage des Wirthshauſes zu der goldenen Traube ſo einladend — es lag am Ufer des Strohms und hatte über ihn hinaus eine freye, ſchöne Ausſicht in ein Thal, das längſt einer Kette von kleinen Bergen hinlief. Der Grund beſtand aus Wieſen, die durch Gruppen von Vieh belebt wurden. Am Abhange der Hügel waren Gärten angelegt und Weinreben in ſymetriſcher Ordnung gepflanzt, zwiſchen denen artige kleine Häuſer lagen. Den obern

Theil der Berge aber nahm ein dicker Wald ein, zwiſchen welchen man hie und da die Mauern eines alten Schloſſes hervorblicken ſah.

„Wie wäre es, Conrad!“ ſagte ich, indem ich meinen Kopf nach ihm umwendete, „wie „wäre es, wenn wir dieſe Nacht hier blieben? „Es iſt zwar noch früh; aber das Wirthshaus hier ſieht ſo fröhlich aus; wer weiß, ob „wir ein ſo gutes antreffen, wenn wir weiter „reiten? Zudem bin ich ermüdet, das leugne ich „nicht“ — „Und die armen Thiere ſind es auch“ anwortete Conrad. „Im ganzen Lande iſt keine „ſo gute Herberge, als hier in der goldnen „Traube. Man kann da alles haben, was „das Herz begehrt; Wein, der hier gegenüber „wächſt und Fiſche und charmante Betten, die „kein Fürſt verſchmähn würde.“

Wir ſtiegen ab; der Wirth, ein freundlicher, runder Mann, bewillkommte mich mit unendlicher Redſeligkeit. Er unterhielt mich mit einem Regiſter der vornehmen Herrſchaften, die bey ihm einzukehren pflegten. Da war der Fürſt von *** und der Graf *** und die beiden Barons ***, die immer, ſpaſhafter Weiſe, zu ſagen pflegten: man könne in Abrahams Schooße nicht beſſer bewirthet werden, als bey dem Herrn Meyer, in der goldnen Traube. Ich war durſtig; Er brachte mir eine Flaſche Wein. „Einen ſolchen Wein, „hat, wie Se. Hochwürden Gnaden, der Herr „Domherr von *** verſichern, der Churfürſt „von Maynz nicht beſſer im Keller.“ Das Zimmer, welches mir Herr Meyer anwies, ſtieß an einen Saal, in welchem ich viel Stimmen durcheinander hörte. „Haben Sie noch „mehr Gäſte, im Hauſe“ fragte ich. „Seit „geſtern, da zwey ſechsſpännige Kutſchen voll „Herrſchaften hier zu Mittage anhielten, iſt „mein Haus unbeſetzt“ erwiederte er; „aber „zweymal in der Woche verſammeln ſich hier „die Honoratiores aus der Stadt. Es iſt eine „geſchloſſene Geſellſchaft; doch iſt jeder Fremde „willkommen. Haben Ihro Gnaden Belieben, ein wenig beyzuwohnen; ſo will ich Dieſelben ſogleich anmelden. Sie ſind da ungenirt und da die Frauenzimmer in der Stube „nebenan ſitzen; ſo darf im Saale auch Tabac „geraucht werden.“

Ich bin von je her ein ſehr geſelliges Geſchöpf geweſen, habe mich gern unter Menſchen von allerley Ständen gemiſcht. Das iſt das Mittel, die allgemeine Sprache des Umgangs zu lernen und eine gewiſſe Geſchmeidigkeit zu erlangen, wodurch wir uns und Andern dies Erden-Leben ſehr erleichtern. Man ſammelt dann neue Ideen und ſieht, wie auch die alltäglichſten Vorſtellungen eine andre Geſtalt gewinnen, wenn ſie in anders organiſirten Köpfen modificirt werden, oder durch einen Zuſatz von Local-Begriffen und nach den Schattierungen, welche die Verſchiedenheit der Erziehung und Lagen hinein legen, eine andre Geſtalt gewinnen. Die Menſchen in allen Ständen ſind ſich ähnlich in dem Spiele ihrer Leidenſchaften, in ihren Launen und Wünſchen, ja! in ihren Grund-Erkenntniſſen, wenn man die Verbrämung der Gelehrſamkeit davon lostrennt, wovon ich nicht rede. Wie wenig Neues ſieht und hört alſo Der, welcher immer nur in dem Cirkel ſolcher Perſonen lebt, deren kleine Summe von Vorſtellungen aus eben dem Fache genommen iſt, woher er die ſeinige bekommen hat! der Stoff iſt derſelbe; ſoll es ihm nicht Freude machen, wenigſtens die verſchiednen Gepräge wahrzunehmen, die der Stempel des Standes und der Conventionen derſelben Maſſe aufdrückt? Ich ſpeiſe daher gerne an großen Wierthstafeln und höre mit Vergnügen heute den Staatsmann, morgen den Handwerker über dieſelben großen Weltbegebenheiten plaudern.

Alſo ließ ich mir des Herrn Meyers Vorſchlag gefallen, und in weniger als einer Stunde war ich in dem Clubb der Magnaten des Städtchens *** wie zu Hauſe. Eine Schilderung der ganzen Geſellſchaft, die ich dort antraf, würde den Leſern viel Langeweile machen; Laſſen Sie mich indeſſen ein Paar Portraite aus der General-Gruppe ausheben! Als ein ſehr belebter, galanter Mann, machte ich, wie ſich's verſteht, zuerſt den Damen im Nebenzimmer meine Aufwartung. Da ſaßen dann ein Dutzend wohlbeleibte und mit ihren Sonntags-Drapperien gezierte Hausmütter, verſchanzt hinter einer Bruſtwehr von Zuckerkuchen, Himbeer-Torten und Obſt-Tellern. Strenge theoretiſche Sittſamkeit, ſyſtematiſche

Zucht und Ordnung und Unwillen über die Verderbniß der heutigen Welt waren auf ihren kupferichten Geſichtern zu leſen und ſchienen der Gegenſtand ihrer liebreichen Geſpräche zu ſeyn. Man ſah es ihnen an, daß ſie ſich vor allen heftigen Bewegungen hüteten, um keine Falten und keine Obſt-Flecken in den feſtlichen Kleidungsſtücken zu machen. Näher an der Thür, die in den Saal führte, hatten ſich die ſchönen Töchter dieſer Matronen in gedrängten Häuflein niedergelaſſen. Sie flüſterten mit einander und zuweilen unterbrach ein verſtohlnes Lachen dies Gemurmle. An ihren Köpfen, wenigſtens was die äuſſere Verzierung derſelben betraf, war der Einfluß eines fleißigen Studiums des Modejournals ſichtbar; Manche waren mit Fragmenten von Minervens Kopfputze geſchmückt; Andre hatten Florens reizenden Schmuck in papierner Manier nachgeahmt. Nicht ſo geſchmackvoll coſtumirt waren die Gatten, Väter, Brüder und Liebhaber dieſes reizenden Zirkels, die gehüllt, wie die Götter des Olymps, in Wolken, aber in Wolken von Petum optimum, im großen Saale umherwallten. Ihre wohlausgefütterten, irdiſchen Hüllen umfloſſen Gewänder von feinem braunen holländiſchen Tuche, und ihre Häupter zierten Gewebe von Roß- und Ziegen-Haaren, mannigfaltig gekräuſelt, gelockt, bedeckt, gleich einem erkünſtelten Winter, mit Schneepflocken, aus Waizen-Partikeln geſchaffen. — Doch mit Schrecken werde ich gewahr, daß ich bey meinen Schilderungen in einen Ton von unächter Poeſie verfalle. Sollte mich das Beyſpiel eines unſrer bekannteſten teutſchen Schriftſteller verleiten, der die gezierte Schreibart einiger neuern Franzoſen ſich ſo zu eigen gemacht hat, daß er die Schilderungen, auch die alltäglichſten Scenen in ein blumenreiches Gewand hüllt, und die gemeinſten Dinge mit hochtrabenden Worten ſagt? Nein! dieſe Barbarey wollen wir nicht begünſtigen — Kehren wir zur beſcheidnern Proſa zurück.

Die jüngern Herrn im Verſammlungs-Saale (ich hielt ſie, dem Anſehn nach, für Advocaten, Candidaten und dergleichen) hatten zum Theil Beſitz von der Thür genommen, die in das Nebenzimmer führte. Dort ſtanden ſie, in kurzen Röckchen und Wämschen gekleidet, geſtiefelt und geſpornt, und unterhielten, nachläſſig an die Pfeiler gelehnt, die jungen Schönen mit allerley lieblichen Kleinigkeiten. Ich wollte ihnen den Weg nicht verſperren, und zog mich daher, als ich dem weiblichen Zirkel meine Huldigung dargebracht hatte, zu der ernſten Geſellſchaft der ältern Magnaten zurück. Ein alter Herr mit einer rothen Naſe und geſchwollnen Beinen kam mir zuerſt entgegen gewatſchelt. Sein Anſtand hielt das Mittel zwiſchen ſtandesmäßiger Würde und gaſtfreundlicher Höflichkeit. Es war der Herr von Blammont, der in der Nähe ein unmittelbares freyes adliches Gut beſaß. Ober- und Unter-Gerichtsbarkeit, hohe und niedre Jagd, ja Landes-Hoheits-Rechte waren mit dieſer Herrſchaft verbunden. — Erhabne Vorrechte, an welchen ſeine zudringlichen Gläubiger, die übrigens im Beſitze der Einkünfte ſeiner Ländereyen und Forſten waren, ſich nicht hatten vergreifen dürfen! Auf eine mäßige Competenz eingeſchränkt, hatte er doch den Troſt, bey vorfallenden Gelegenheiten einen Menſchen an ſeinen erblichen Galgen aufhenken laſſen zu dürfen und jeden Sonntag für ſein und ſeiner hohen Familie Wohl auf der Kanzel bethen zu hören. Sein Großvater, der in Frankreich zuerſt als Friſeur practiſirt, und dann als Musquetier gedient und dort die Maitreſſe eines reichen Mannes geheyrathet hatte, war, als Proteſtant, nach Aufhebung des Edicts von Nantes, mit ſeinem Vermögen nach Teutſchland geflohn, wo er ſich in der Reichs-Ritterſchaft angekauft hatte. Damals nannte er ſich den Brigadier de Blammont; bald nachher fügte er dieſem Namen eine Art von teutſcher Ueberſetzung hinzu, und nun hieß ſein Enkel: der Freyherr Blammont von Weißbergen. Durch Heyrathen mit armen ſtiftmäßigen Fräulein war das Andenken an den Puderbeutel der Vorfahren endlich ganz verloſchen. Ein edler Herr von Weißbergen hatte in der Reichsarmee als Major gedient; ein Andrer war Hofmarſchall bey dem Fürſten von Salm geweſen, und der jetzige Freyherr von Blammont wußte eine Menge von Domherrn aufzuzählen, die mit ihm und ſeiner Familie durch Vermählungen verwandt waren. Der gute Herr hatte der Pflicht, ſeinen erhabnen Ahnen durch ſtandesmäßigen

Aufwand Ehre zu machen, alles aufgeopfert. Seine ſchönen Güter waren darüber in Sequeſtration gerathen. Um nun mit der ihm ausgeſetzten kleinen jährlichen Summe auszukommen, blieb ihm nur die Wahl übrig, entweder ſeinen Poſtzug abzuſchaffen, oder ſeine beyden Söhne, deren Erziehung ihm zu theuer zu ſtehn kam, irgendwohin als Edelknaben zu ſchicken. Er ſchlug den letztern Weg ein, und die beyden jungen Herrn wurden an dem *** Hofe in Livree geſetzt, wo man ſie nicht mit pedantiſchen Unterrichte im Leſen und Schreiben plagte, wo ſie aber Reiten und Fechten lernten und ihre lebhafte Gemüthsart in allerley liſtigen Pagenſtreichen entwickelten. Nun befand ſich der alte Herr in ſeinem Schloſſe allein mit ſeiner gnädigen Frau, die nicht von der ſanfteſten Gemüthsart war, ſondern ihm täglich vorwarf, daß ſeine Verſchwendung und Völlerey ſie auſſer Stand geſetzt hätten, mit ihren adelichen Nachbarn Umgang zu halten. Der arme Baron ertrug alles mit Geduld; doch weil er die Geſelligkeit liebte und ihm der Gaſtwirth Meyer in der goldnen Traube, in der Hofnung, einſt die vier ſchönen Füchſe als

Zahlung annehmen zu können, Credit gab; ſo fuhr er an den Clubb-Tagen in das Städtchen, um der Geſellſchaft beyzuwohnen, welche ihn Ihro Gnaden nannte. Die hochwohlgebohrne dicke Dame aber, für welche es unſchicklich ſchien, ſich mit der bürgerlichen Canaille einzulaſſen, ſaß indeß, ſo geputzt, als wollte ſie an den Hof gehn, zu Hauſe und las in Königs Adels-Lexicon. Der Freyherr Blammont von Weißbergen alſo war der Erſte, welcher mich bewillkommte. Es war ihm ein tröſtlicher Anblick, einen Edelmann, einen Mann ſeines Gleichen (der Wirth hatte der Geſellſchaft meinen Namen genannt) hier neben ſich zu ſehn. Auch lenkte er ſein Geſpräch ſogleich auf Familien-Nachrichten, und ſo unwiſſend er mich auch in dieſem genealogiſchen Kenntniſſen fand; ſo hatte er doch in weniger als fünf Minuten eine Verwandtſchaft zwiſchen ſeinem und meinem hohen Hauſe entdeckt. Hierauf führte er mich an der Hand zu der übrigen Geſellſchaft, welcher er mich als ſeinen Herrn Vetter vorſtellte. Da waren nun: der Herr Bürgermeiſter des Orts, ein ſtattlicher dicker Mann, mit einem ehrwürdigen doppelten Kinne; der hagre Förſter; ein kleiner Poſtmeiſter, mit funkelnden Augen und wilder, lermender Stimme; ein immer lächelnder Apotheker, der mit über einander geſchlagenen Armen ſeine Ellbogen in den Händen feſthielt; ein Candidat, deſſen Daumen in den beyden Weſtentaſchen ſteckten; ein Paar Advocaten, die, faſt ohne eine Muskel zu regen, entſetzliche Tabackswolken von ſich ſtieſſen und grade vor ſich hinſahen; der Herr Rector, mit ſtrengem forſchendem Blicke und, ſeiner Meinung nach, in der Würde eines Epaminondas da ſtehend; ein Paar Kaufleute, welche Zeitungsblätter in den Händen hielten; ein Arzt, der mir auf den erſten Blick als ein verſtändiger, einfacher Mann vorkam, und endlich noch viel andre Geſichter und Figuren mancher Art.

Das Geſpräch wurde allgemein und lenkte ſich, wie ſich das verſteht, ſehr bald auf politiſche Gegenſtände; Ich, als ein Fremder, ſollte durchaus aus allen Winkeln von Europa die neueſten Nachrichten und Beſtätigungen mitbringen. Leider! war aber bey mir auch aus dieſem Fache nicht viel zu holen. Unbekannt mit den Verfaſſungen fremder Länder, erfuhr ich hier zuerſt: daß England einem National-Banquerotte nahe wäre; daß der König von Frankreich von ſeinem Volke alles erlangen könnte, wenn er es nur bey luſtiger Laune erhielte; daß jetzt in Dännemark und Schleswig nichts als wohlthätige, weiſe, landesväterliche Einrichtungen gemacht würden; daß den heſſiſchen Unterthanen die ſchwerſten Auflagen unter der jetzigen Regierung wären erlaſſen worden; daß der Churfürſt von Bayern Gelehrte und Künſtler beſchützte und Aufklärung beförderte und was dergleichen mehr war. Ermüdet von dieſen Dingen, die auſſer meinem Geſichtskreiſe lagen, näherte ich mich dem geöfneten Fenſter und labte mich an der ſchönen Ausſicht. Bald verſammelte ſich um mich her ein kleinerer Cirkel und es begann eine Unterredung, welche im folgenden Capitel zu leſen iſt.

Drittes Capitel.

Der Verfaſſer macht Bekanntſchaft mit dem Helden ſeiner Geſchichte.

Der Baron. Der Herr Vetter ſcheinen Vergnügen an dieſer Gegend zu finden.

Ich. Gewiß thue ich das; ich glaube, man muß hier recht glückliche, heitre Tage verleben.

Der Baron. O ja! und es wohnt viel Nobleſſe hier umher. Alle die Schlöſſer, welche Sie da liegen ſehen, beſitzen Verwandte und Bekannte von mir. Die ſchönen Gebäude dort auf dem Berge gehören zu Tungerhauſen. Da wohnt der Graf Tunger, deſſen Großvaters Schweſter Tochter an einen Herrn von Kneif vermählt war, der ander Geſchwiſter Kind mit meiner Frau iſt. Mein Vater ſeliger wollte das Gut kaufen; aber damals wollte der Graf Tunger nicht daran, und nachher traten andre Umſtände ein.

Poſtmeiſter. Das iſt Ihr Glück, Herr Baron! ſonſt würden Sie jetzt von den Geiſtern und Geſpenſtern geplagt, die da des Nachts ihre Station halten.

Ich. Geiſter und Geſpenſter ſind in dem Schloſſe? Alſo wird es nicht bewohnt?

Der Candidat. Ey! wer wird im achtzehnten Jahrhunderte noch ſolche Märchen glauben? Der Graf wohnt ganz ruhig da, und bekümmert ſich um nichts. Das iſt Bedienten-Geſchwätz.

Der Förſter Excuſieren Sie! Bloſes Geſchwätz nun wohl nicht. Ueberhaupt werden Sie doch nicht leugnen wollen, daß in der Natur —

Der Candidat. Alles natürlich zugeht.

Der Förſter. Nun! wir wollen den alten Streit nicht wieder anfangen. Wenn Sie aber, wie ich, manche Nacht im Walde zugebracht und geſehn hätten, was ich geſehn habe; ſo würden ſie aus einem andern Tone pfeifen.

Der Poſtmeiſter. Die Jäger ſind leichtgläubig; Des Nachts ſieht alles anders aus, wie gewöhnlich. Meine Poſtknechte kommen auch immer mit mancherley Schnurren nach Hauſe; ich ſelbſt habe mein Lebetag nichts geſehn.

Der Rector. In unſerm Säculo ſollte man den Aberglauben nicht wieder erwecken, der bey den alten heidniſchen Völkern herrſchte. Die Zeiten der Oraculorum und Auguriorum ſind vorüber, und Julii Cäſaris Geiſt erſcheint keinem Bruto mehr.

Bürgermeiſter. Indeſſen iſt es doch ſonderbar, daß ſo viel Leute behaupten, es ſey, ſeit den drey Jahren, da der Graf Tunger dort wohnt, des Nachts von der zwölften Stunde an, nicht richtig im Schloſſe. Fremde, die bey ihm logieren, werden in ihren Betten gemishandelt, oder reiſen ſchleuniger ab und wollen nicht gern von dem reden, was ihnen wiederfahren iſt. Ich ſuſpendiere mein Judicium. Gienge dergleichen in einem Hauſe in der Stadt vor; ſo lieſſe der hochlöbliche Magiſtrat die Sache unterſuchen. So aber mögen der Herr Graf wohl Ihre geheimen, zweydeutigen Urſachen haben, warum dieſe Vorgänge im Verborgnen bleiben ſollen.

Der Arzt. Der Graf Tunger, mein Herr Bürgermeiſter! iſt ein ſehr edler Mann und wenn er keinen Beruf fühlt, dem neugierigen Publicum Rechenſchaft von dem zu geben, was in ſeinem Schloſſe vorgeht; ſo glaube ich nicht, daß man darum ein Recht haben kann, ihm verdächtige Bewegungsgründe Schuld zu geben.

Ich. Aber ich dächte doch, Herr Doctor! es ſey auf gewiſſe Weiſe Pflicht, dem Volke einen Wahn zu benehmen, der ſo nachtheilige Folgen zu Beförderung des Aberglaubens und des Betrugs haben kann.

Der Arzt. Wenn ſie den Grafen kennten, mein Herr! ſo würden Sie ſich auch nicht den leiſeſten Verdacht gegen ihn erlauben. Er liebt Wahrheit und Redlichkeit mit ganzer Seele; Er würkt Gutes und hindert Böſes, wo er kann und wo er glaubt, daß ſeine Mühe nicht gänzlich verlohren iſt; Aber er thut das alles in der Stille. Unendlich oft mit Undank belohnt, miskannt, betrogen, drängt er den Menſchen, mit denen er lebt, weder Wohlthaten noch Unterricht auf. Seit drey Jahren wohnt er auf jenem Schloſſe, geht ſeinen Gang fort, ohne Lerm, ohne Forderungen irgend einer Art zu machen, ohne Aufſehn erregen zu wollen. Wer ihn beſucht, den nimmt er gaſtfreundſchaftlich auf und noch habe ich wenig Leute geſprochen die ihn verlaſſen hätten, ohne entzückt von ſeinem Verſtande, von ſeinem Witze, von ſeiner herrlichen Laune und von ſeiner gutmüthigen Freundlichkeit geweſen zu ſeyn.

Der Bürgermeiſter. Sie ſind immer ein eifriger Vertheidiger des Herrn Grafen.

Der Arzt. Deſſen bedarf er nicht, und vielleicht würde er herzlich lächeln, wenn er hören könnte, wie ein Häuflein von Menſchen, die keinen Beruf haben, ſeine Richter zu ſeyn, und um deren Gunſt und Freundſchaft er nie gebuhlt hat, ſich mit einander berathſchlagen, ob ſie ihn für einen guten oder ſchlechten Mann halten und — was ärger als das iſt — wie ſie ihn andern ſchildern, und mit ſeinem Rufe und der öffentlichen Achtung für ihn wirthſchaften wollen.

Förſter. Nein! das iſt auch nicht recht, das iſt's nicht. Leben und leben laſſen; ſo ſage ich immer. Aber viel Feinde hat der Herr Graf, das iſt wahr.

Der Arzt. Natürlich! Sollte er dem Schickſale ausweichen, das alle Menſchen beſſerer Art trifft? Man kann in dieſer Welt keine Präeminenz vertragen. Da giebt dann der Neid den Leuten Vergrößerungsgläſer in die Hände; damit beäugeln ſie die Gegenſtände, an welche ſie hinaufblicken müſſen und bemühen ſich, Flecken daran zu entdecken, um zu beweiſen, daß ſie nicht ſo weit von dieſen Gegenſtänden abſtehen, als man wohl glauben mögte.

Der Rector. He, he! eine recht artige Metapher! Notetur hæc phraſis!

Der Arzt. Da hilft denn auch keine Art von Herablaſſung und Gleichſtellung. Alles wird für Verſtellung und Falſchheit ausgelegt. Beobachten ſie den edlern Mann in ſeinen engern Verhältniſſen, wo er nicht bemerkt zu werden glaubt, wenn Ihnen daran gelegen iſt, ihn genauer kennen zu lernen! Dies habe ich in Anſehung des Grafen gethan, ſobald ich hörte, daß das müßige Publicum ſich ſo unberufener Weiſe zu ſeinem Cenſor aufwarf. Ich habe gehört, mit welcher Wärme und Liebe ſeine Domeſtiken und ſeine Unterthanen von ihm reden. Das Zeugniß ſolcher Perſonen, die den Mann täglich umgeben, mit denen er Geſchäfte treibt, die ihn im Nachtkleide und Gallarocke ſehen — Ein ſolches Zeugniß iſt für mich entſcheidend; auf alles übrige Geſchwätz achte ich nicht.

Der Apotheker. Es iſt wahr, ſeine Bedienten halten viel auf ihn; die mehreſten von ihnen ſind ſchon ſeit zehn Jahren bey ihm und ſind alle ſtille, ordentliche und freundliche Leute.

Ich. Das redet ſehr für ihn. Das Geſinde pflegt ſich nach der Herrſchaft zu bilden.

Der Candidat. Und in ſeinem Hauſe ſoll alles wie ein Uhrwerk gehn.

Der Arzt. Nun! und iſt das nichts werth? Was für würkliche Thatſachen können ſeine Neider dagegen zu ſeinem Nachtheile aufſtellen? Nicht bewieſene, verdrehete Anecdoten,

doten, aus ſeinem vergangnen Leben, für welche ſich kein Gewährsmann findet! Allein es iſt nur gar zu gewöhnlich, daß man lieber ſolchen Märchen das Ohr leyhet, als der lauten Stimme der Wahrheit, die zum Lobe des Mannes redet. Ja! wenn man kein Mittel findet, irgend eine ſchlechte That von ihm anzuführen; ſo greift man die Bewegungsgründe zu ſeinen Handlungen an. Steuert er ein armes junges Mädchen aus; ſo heißt es: „ja „ja! das Geld iſt nicht übel angelegt; das „Mädchen iſt hübſch.“ Beſucht er oft den öffentlichen Gottesdienſt; ſo iſt er ein Heuchler; Zieht er häusliche Andacht einer langweiligen Predigt vor; ſo heiſſt er ein Freygeiſt. Weicht er dem Umgange mit Menſchen aus, die ihn ſo oft getäuſcht haben; ſo geſchieht das aus Stolz; Iſt er ein wenig zu höflich; hat ſein äuſſeres Betragen einen Anſtrich von groſſer Welt, von ſeinem ehemaligen Hofleben; ſo wird ihm das als Falſchheit ausgelegt. O! glauben Sie mir, um an dem Orte, wo man wohnt, bey Lebzeiten, die allgemeine Stimme des Volks vor ſich zu haben, muß man ein Erz-Pinſel oder ein ausgelernter Schurke ſeyn.

Ich. Das mögte ich nun eben nicht gradezu behaupten. Indeſſen habe ich Ihnen mit Vergnügen zugehört. Ich kann mich, Gott ſey Dank! über fremdes Lob freuen. Wir haben aber darüber die Hauptfrage, die meine Neugier rege gemacht hat, aus den Augen verlohren. Was für eine Bewandtniß hat es denn mit der Geſpenſter-Geſchichte im Schloſſe?

Der Arzt. Ich weiß wenig davon; was ich aber weiß, will ich Ihnen erzählen. Der Graf Tunger hat eine lange Reyhe von Jahren hindurch auſſer ſeinem Vaterlande gelebt. Unterdeſſen waren die Wohngebäude auf ſeinen Gütern ſehr verfallen und das Schloß in Tungerhauſen insbeſondre ſahe einem alten Raubſchloſſe ähnlich. Eulen und Ratten hatten ihre Wohnung darin aufgeſchlagen, und der Pöbel weit und breit behauptete, Hexen und Geſpenſter hielten da ihren Sabbath. Vor ohngefehr fünf Jahren kam der Graf hierher und ordnete alles zum neuen Schloßbaue an: Er ließ dann einen alten treuen Bedienten hier, der die Aufſicht über die Arbeitsleute führte, welche ſämtlich Fremde waren. Man weiß nicht, warum es verbothen wurde, daß niemand ſich in dieſer Zeit dem Schloſſe nähern durfte; Es hieß: der Graf ſey ein wunderlicher, eigenſinniger und ſtolzer Mann, um ſo mehr, weil er bey ſeinem damaligen Aufenthalte mit niemand in der Nachbarſchaft umgieng. Aber während des Baues vermehrte ſich die Sage: es hätten keine hieſige Maurer und Zimmerleute an dem Schloſſe arbeiten wollen, weil ihnen die Geiſter keine Ruhe lieſſen. In kurzer Zeit war das ganze Werk vollendet, und nun zog der Graf mit ſeiner Haushaltung hierher. So abgeſondert von Menſchen man ihn vorher hatte leben geſehn; ſo geſellig und gaſtfreundſchaftlich zeigte er ſich nun. Der Zirkel ſeines Umgangs dehnte ſich auf viel Meilen Weges aus; jedermann war ihm willkommen, wurde zu ihm eingeladen und die Zimmer im Schloſſe wurden nicht leer von Perſonen, die oft mehr Wochen hindurch bey ihm blieben und ſchmauſten. Allein auf einmal erzählte man wiederum, verſchiedne von den Gäſten wären ſchleunig abgereiſt, und hätten ſich beklagt, ſie ſeyen des Nachts in ihren Betten von unſichtbaren Händen gemishandelt;

delt; Andre hingegen ſprachen mit Entzücken und Dankbarkeit von den Wohlthaten, die ihnen in dieſem Schloſſe wären erwieſen worden. Alle aber ſcheueten ſich, deutlich zu erzählen, wie es eigentlich dabey hergegangen wäre. Indeß nun in allen Ecken dieſe Geſpenſter-Hiſtörchen erſchallten, ſchien der Herr Graf gar nichts davon wiſſen zu wollen. Fragte man ihn, was an der Sache wäre; ſo fertigte er den Neugierigen kurz mit dem Beſcheide ab: „das ſey ein albernes Geſchwätz; Er „hätte nie in ſeinem Hauſe dergleichen geſehn, „noch gehört.“ Bat man ihn, zu erlauben, die vorgegebnen Erſcheinungen genauer unterſuchen zu dürfen; ſo antwortete er: „wozu „könnte das helfen? das mache nur Aufſehn, „und am Ende käme doch nur eine Kinderey „heraus.“ Nicht weit von hier, und alſo auch nahe bey Tungerhauſen, wohnte damals ein gewiſſer Herr von Endleben mit ſeiner Gemahlin und einer einzigen Tochter, einem liebenswürdigen jungen Mädchen. Der Graf Tunger gieng viel mit dieſer Familie um, und jedermann glaubte, er werde das Fräulein heyrathen.

Ich. Iſt denn der Graf noch jung und unvermählt?

Arzt. Ein Mann in ſeinen beſten Jahren, nicht viel über vierzig alt und Witwer, ohne Kinder. Der alte Endleben ſelbſt, der gar nicht reich iſt, ließ ſich nicht undeutlich merken, daß er dieſe Verſorgung für ſeine Tochter wünſchte. Der Graf war täglich bey ihm, oder Endleben mit den Seinigen in Tungerhauſen. Endlich hörte man mit allgemeiner Verwundrung, der Graf habe ſein Gut und Schloß an ſeinen vermeintlich künftigen Schwiegervater für eine äuſſerſt unbeträchtliche Summe verkauft, doch mit der Bedingung, drey Jahre hindurch noch die Freyheit zu behalten, den Kauf wieder aufzugeben, wobey ſich noch der Käufer verbindlich machte, binnen dieſer Zeit an den Gebäuden nicht das Geringſte verändern zu laſſen. Der Graf wollte ſich künftig in einer andern Gegend von Teutſchland ankaufen und unterdeſſen ein Haus, welches er hier in der Stadt gemiethet hatte, bewohnen. Allein kaum war das erſte Jahr verſtrichen, als der Herr von Endleben anfieng, gewaltig über die Anfechtungen zu klagen, die er und ſeine Hausgenoſſen von den böſen Geiſtern im Schloſſe auszuhalten hätten. Er ſelbſt bat um Aufhebung des Handels, und der Graf zog wieder in ſein Schloß. Dies fiel dem Publico ein wenig auf, noch mehr aber, daß beyde Häuſer von der Zeit an gar nicht mehr mit einander umgiengen, und daß ſogar der alte Endleben ſich verlauten ließ: der Graf habe ſeine Tochter auf gewiſſe Weiſe angeführt. Da Dieſer grade damals auch äuſſerſt kaltſinnig gegen einige Perſonen wurde, mit denen er vorher täglich Verkehr gehabt und auf den vertraulichſten Fuß gelebt hatte; ſo gab dies häufige Gelegenheit zu den nachtheiligſten Urtheilen über ihn; jedermann ſchilderte ihn als einen Mann von falſchem, unſicherm und zweydeutigem Character und bedauerte das artige, gute Fräulein von Endleben. Nur Wenige, die, wie ich, nicht gern richten, ohne gründlich unterſucht zu haben, verſchoben ihr Urtheil, und gaben mit Freuden den beſſern Zeugniſſen ſeiner Bedienten und Unterthanen Gehör. Er ſelbſt ließ ſich nichts anfechten, gieng ſeinen graden Gang fort und nahm jedermann freundlich auf, der ihn beſuchte. Das iſt alles, was ich von dem Grafen Tunger zu erzählen weiß. Wollen Sie ihn ſelbſt kennen lernen, mein Herr! ſo hängt das von Ihnen ab.

Ich. Wohl will ich das und, wenn er mich nicht abweiſt, werde ich ihn morgen beſuchen. Ein Mann von ganz gemeinem Schlage kann er nicht ſeyn, weil doch ſo viel Menſchen es der Mühe werth halten, von ihm Böſes oder Gutes zu reden. Ich danke Ihnen indeſſen für Ihre Mittheilung und wenn ich, wie ich hoffen darf, durch Sie eine intereſſante Bekanntſchaft mache; ſo laſſen Sie Sich's nicht reuen, meine Neugier befriedigt zu haben!

Hierauf und weil ich würklich müde von der Reiſe war, verließ ich die Clubb-Geſellſchaft, gieng in mein Cämmerlein und legte mich in's Bette.

Viertes Capitel.

Der Verfaſſer lernt den Grafen Tunger perſönlich kennen.

Ruhig und ſanft war mein Schlaf, obgleich das Lager wohl hätte weicher ſeyn können, als es war; aber auf der Reiſe hat das nichts zu bedeuten. Fern von den Sorgen, die uns zu Hauſe die Augen offen zu halten pflegen, wenn der Tumult um uns her, der uns des Tags hindurch übertäubt hat, in der nächtlichen Stunde aufhört und dann der ganze Schwarm jener zudringlichen Geſellſchafterinnen auf uns eindringt; fern von allem politiſchen Zwange und der Furcht vor den Beobachtungen verleumderiſcher, lauernder Nachbarn, treibt der wandernde Weltbürger ſich unter ihm fremden Menſchen umher, mit frohem Muthe, denkt nicht an den morgenden Tag, und vergiſſt Fortunens kleine Neckereyen, ſo lange es mit der Reiſe-Caſſe nicht mislich ausſieht. Mich wenigſtens begleitet immer ein glücklicher Leichtſinn auf meinen kleinen und groſſen Zügen; Geſundheit und frohe Laune ſind in ſeinem Gefolge. Ungemächlichkeiten, die ich zu Hauſe centnerſchwer finden würde, ſcheinen mir dann federleicht; Froſt und Hitze, Regen und Wind, Ermüdung und Wachen, ja ſelbſt magre Koſt und ein hartes Bette, obgleich in dieſen beyden Puncten mir die Verleugnung am ſauerſten ankömmt.

Ich ſtand am folgenden Morgen früh auf; Die Sonne war kaum über den Horizont emporgeſtiegen; ihr Bild glänzte auf der Fläche des majeſtätiſchen Strohms — Ein ſüßer Dichterling würde geſagt haben: ſie mache ihre Morgen-Toilette, indeß die Waſſer-Nympfen ihr den Spiegel vorhielten. Die ſchöne Landſchaft, die ich aus meinem offenen Fenſter erblickte, lag ſo ruhig vor mir und wurde erſt nach und nach belebter. Eine Reyhe von Fiſcher-Nachen ſchwamm herbey und warf ihre Netze aus. Einzelne Gruppen von Vieh graſten auf den Wieſen, und ein wohlthätiges, kühles Lüftchen hauchte meinen Nerven neue Federkraft entgegen. Da ſaß ich bey meinem

Frühſtücke mit einem geſelligen Pfeifchen und überlegte, wie ich es wohl anfangen mögte, ohne Zudringlichkeit, mir bey dem Grafen Tunger Zutritt zu verſchaffen.

Dazu iſt's nun gut, wenn ein Mann ein Buch geſchrieben hat. Da giebt's Gelegenheit für den neugierigen Reiſenden, der mit ſeiner Zeit nicht geizt und Anecdoten ſammelt, ſeinen Vorwitz zu befriedigen. Man läſſt ſich bey dem Schriftſteller melden, plaudert ihm etwas von der Verehrung vor, die uns ſeine Schriften für ſeine Perſon erweckt haben; Der ſüße Geruch des Weyrauchs benebelt das Hirnchen des Büchermachers; Er hält ſich für den Stern, dem die Weiſen aus dem Morgenlande nachreiſen. Er bezahlt Huldigung mit Huldigung, erkennt den Fremden für einen Mann von feinen Kenntniſſen und Geſchmacke, ladet ihn zu ſeiner Mahlzeit ein — wenn er eine Mahlzeit hat — und, zehn gegen eins zu verwetten, der geſchmeichelte Gelehrte zeigt, in der Ergieſſung ſeines Herzens, irgend eine Blöße, die der Anecdoten-Sammler menſchenfreundlich auffaſſt und wovon er ein verzeichnetes Bild, zur Dankbarkeit für die gaſtfreundliche Aufnahme, in irgend einem, die Publicität befördernden Journale, oder in einer eignen Reiſebeſchreibung abdrucken läſſt.

Dieſe Practic war nun freylich bey meinem Grafen nicht anwendbar! ich mußte auf ein andres Empfehlungs-Formular ſinnen. Indem ich mich hiermit beſchäftigte, ſahe ich einen einfach gekleideten Mann, mit einem Knotenſtocke in der Hand, begleitet von einem kleinen Spitz-Hunde, in die Thür des Gaſthofs eintreten. Ich weiß nicht, warum mich der Mann intereſſirte! er hatte aber etwas Edles, nichts Gemeines in ſeinen Geſichtszügen und ſeinem Anſtande. Dieſe Bemerkung trieb mich hinunter in den Vorhof, eben als er ſich vom Wirthe ein Glas voll Milch erbat. Herr Meyer ſtand ehrerbiethig, mit der Nachtmütze unter dem Arme, neben ihm, und flüſterte mir, als er die Milch holte, im Vorbeygehn, zu: „das ſey der „Graf Tunger, ein Cavalier aus der Nachbarſchaft." Wie angenehm mir dieſe unerwartete Zuſammenkunft war, kann man ſich leicht einbilden. Jetzt bedurfte es keiner weitläuftigen

gen Vorbereitung, um Bekanntſchaft zu machen; ich näherte mich; wir redeten von der ſchönen Gegend, von dem herrlichen Morgen — „Ich „bin ausgegangen, dies Alles zu genieſſen" ſagte der Graf" ehe die Sonne höher am Himmel hinaufſteigt." Ohne Unbeſcheidenheit hätte ich ihn nun um die Erlaubniß bitten können, ihn auf ſeinem Spatziergange zu begleiten, wenn er nicht meinen Wünſchen zuvorgekommen wäre. Allein da er hörte, ich ſey ein Fremder und als ich ihm meinen Namen genannt hatte, ſchlug er ſelbſt mir dieſen Plan vor; ich hohlte meinen Hut und wir giengen.

Es giebt Leute, die ſich bey der erſten Bekanntſchaft zu einander hingezogen fühlen, ſo wie andre, die ſich zurückſtoßen, ſich nicht gegenſeitig nähern können. — Mich dünkt, das iſt wohl eine ſehr gemeine Bemerkung; ich gebe es auch für nichts anders aus. In unſern zahlreichen Romanen ſpielen dieſe Sympathie und Antipathie keine unbedeutende Rolle. Daß dies erſte Gefühl immer ganz wahr reden und ſich in der Folge rechtfertigen ſollte; das zu behaupten, wäre nun wohl Schwärmerey; aber etwas iſt doch an der Sache und ſollte es auch nur das ſeyn, daß wir von dem Geſichtspuncte ausgehen und, durch dieſe erſten unwillkührlichen Eindrücke geleitet, in dem Manne, der gleich Anfangs Wohlgefallen oder Widerwillen in uns erweckt hat, nachher entweder nur alle guten Seiten oder alle ſchlimmen aufſuchen und den Reſt überſehen. Dem ſey, wie ihm wolle! der Graf und ich waren kaum ein Paar Stündchen lang mit einander herumgeſchlendert; ſo wurde es uns Beyden, als hätten wir uns viel Jahre hindurch gekannt. Es fieng nun an heiß zu werden; aber wir ſchienen nicht geneigt, uns ſo bald wieder trennen zu wollen; Er war höflich genug, mich nicht nur zum Mittags-Eſſen einzuladen, ſondern mich auch zu bitten, mir's einige Tage in ſeinem Schloſſe gefallen zu laſſen, und das ließ ich mir nicht zweymal anbiethen; Ich eilte in die goldne Traube zurück, rüſtete meine Cavallerie und Bagage aus und rückte noch vor Mittage mit meinem treuen Conrad und den beyden Rappen in Tungerhauſen ein.

Fünf-

Fünftes Capitel.

Was dem Verfaſſer in Tungerhauſen wiederfährt.

„Hier im Hauſe iſt's nicht richtig; das kann „ich Ihnen ſagen" ſprach Conrad, als er mich am Abend des zweyten Tags auf mein Zimmer begleitete — Ich hatte dieſe zwey Tage ſehr froh zugebracht; allein es war immer noch andre Geſellſchaft im Schloſſe geweſen; der Graf hatte mich alſo gebeten, nicht ſo bald wieder abzureiſen, damit er, wie er ſagte, meinen Umgang ruhiger genieſſen könnte — „Nein! „es iſt, meiner Seele! nicht richtig hier" rief Conrad „und wenn ich an Ihrer Stelle wäre, „ich zöge je eher je lieber von dannen, ehe „Ihnen noch was ärgeres begegnet, als was „mir wiederfahren iſt" — „Und was iſt Dir „denn wiederfahren?" fragte ich, indem ich anfieng mich auszukleiden. Da kam nun der Kerl mit einer Erzählung angezogen, die mir um ſo auffallender war, da ich ſonſt nie an ihm ei-

einige Furcht vor Geſpenſtern bemerkt und ich ſorgfältig vermieden hatte, ihm etwas von dem zu ſagen, was mir über die Spukereyen in Tungerhauſen war erzählt worden. Bey genauerer Nachfrage merkte ich auch, daß nicht etwa die Domeſtiken im Schloſſe ihm Dinge von der Art in den Kopf geſetzt, ſondern vielmehr, als er ihnen ſein Leid geklagt, ihm die Sache auszureden geſucht hatten. Sein Abentheuer aber war folgendes: Einer von des Grafen Bedienten, der, wie ich nachher erfuhr, noch nicht lange bey ihm diente (denn die übrigen Alle waren Muſter von ordentlichen und treuen Domeſtiken) hatte am erſten Tage meines Aufenthalts in Tungerhauſen, eine kleine Bouteille Mallaga-Wein aus dem Keller erobert und damit meinen Conrad ein Geſchenk gemacht. Dieſer nahm die Flaſche mit auf ſeine Schlaf-Cammer. Ehe er ſich zu Bette legte, holte er einen Schluck daraus, fand ihn vortreflich und ſetzte ihn vor ſein Bette. Der Wein aber hatte ihn, wie es ſcheint, erhitzt; Mitten in der Nacht wurde er durſtig, griff nach der Flaſche und that einen tüchtigen Zug; aber wie erſchrak er, als er das ganze Maul voll Sand bekam, und auch am folgenden Morgen ſich durch den Augenſchein überzeugte, daß der ſchöne Rebenſaft in dieſe Materie verwandelt war! Da nun Conrad hoch und theuer verſicherte, er habe die einzige Thür, welche in die Cammer führte, ſorgfältig verſchloſſen gehabt, auch ſey nur Eine Bouteille im ganzen Zimmer zu finden geweſen; ſo war dieſe Beſtrafung der Lüſternheit, durch unſichtbare Hand, in der That eine höchſt ſonderbare Begebenheit. Indeſſen nahm ich mir doch vor, meinen Reitknecht nicht in ſeinem Wunderglauben zu beſtärken, und mit dem Grafen noch gar nicht über dieſe Sache zu reden; ſondern erſt zu erwarten, ob uns mehr von der Art begegnen würde. Desfalls nun traf ich mit Conrad die Verabredung, er ſollte dieſen Abend dieſelbe Scene wiederholen, nemlich abermals durch den Bedienten eine Flaſche Wein zu erhaſchen ſuchen, ſeine Cammer wohl verſchlieſſen und dann mit dem Schlage zwölf Uhr aufſtehn und verſuchen, ob der Wein wiederum in Sand verwandelt werde. Nun konnte ich kaum den andern Morgen erwarten, um den Erfolg dieſer Vorkehrungen zu erfahren; allein nichts gleicht meinem Erſtaunen, als der arme Kerl bey Tages-Anbruch in mein Zimmer trat und mir mit großer Angſt klagte: ihm ſey in dieſer Nacht noch ärger als in der vorigen mitgeſpielt worden; denn, nachdem er alles, meiner Vorſchrift gemäß, eingerichtet habe und dann um Mitternacht aufgeſtanden ſey, um den Zauberwein zu koſten, habe ihm auf einmahl eine unſichtbare Hand, von Hinten eine ſo fürchterliche Maulſchelle gereicht, daß er die Flaſche zur Erde fallen laſſen. Dabey habe eine hohle Stimme gerufen: „das iſt für den Keller-Dieb!" Voll Schrecken habe er nun entfliehn wollen; allein es ſey ihm unmöglich geweſen, die Thür zu finden. Dann habe die Stimme gerufen: „Eile in Dein Bette, oder Du mußt ſterben!" Man kann ſich leicht vorſtellen, daß der erſchrockne Conrad ſich dieſen Wink nicht zweymal geben ließ. Er ſchritt, ſo ſchnell es ihm in der Verwirrung möglich war, nach ſeinem Lager hin, auf welchem er den Reſt der Nacht größtentheils ſchlaflos und voll Angſt zubrachte.

Ich hatte alle Mühe meinen Reitknecht zu bewegen, von dieſer Begebenheit gegen jedermann zu ſchweigen, noch mehr aber, in derſelben Cammer wieder zu ſchlafen; doch beruhigte ich ihn endlich mit der Vorſtellung, daß, wenn er ſich nur enthielte, den entwendeten Wein anzunehmen, er gewiß keine Anfechtung weiter haben würde; und ſo geſchahe es auch.

Jetzt nahm ich mir aber vor, von dem Grafen, der mir ſtündlich mehr Achtung und Liebe bewies, eine offenherzige Erklärung dieſer ſonderbaren Vorfälle und der Gerüchte über die Geſpenſter im Schloſſe, mir zu erbitten. Wir waren allein; die übrige Geſellſchaft war wieder abgereiſt und ich fand noch an demſelben Tage Gelegenheit, zu dieſer Erklärung zu kommen. Allein ich muß mir die Freyheit nehmen, die Neugier der Leſer über dieſen Punct eine Zeitlang unbefriedigt zu laſſen, denn erſtlich habe ich Ihnen noch einen Vorfall zu erzählen, der mir ſelber gleich nach meiner Abreiſe von Tungerhauſen wiederfuhr und der mit jenen Begebenheiten im Zuſammenhange zu ſtehn ſcheint und dann, wenn ich Ihnen auch berichte, was mir der Graf Tunger zu

Beruhigung meiner Wißbegierde mündlich und ſchriftlich mitgetheilt hat; ſo fürchte ich doch, es wird ein wenig ſpät die Reyhe an die Geſpenſter-Geſchichte kommen, weil dieſe erſt in den Aufſätzen vorkam, die er mir ein Jahr nach unſrer Trennung ſchickte, und weil das die eigentliche Entwicklung des Knotens iſt, welchen ein geübter Schriftſteller nicht eher als am Ende ſeines Buchs zu löſen pflegt, weil ſonſt die übrigen Bogen keine Leſer finden würden. Alſo zuerſt etwas von dem, was mir begegnete, als ich den Grafen verließ!

Ich hatte nun zehn Tage in Tungerhauſen zugebracht, die mir, wie eben ſo viel Stunden, ſchnell entflohn waren. Die Geſellſchaft meines edeln Wirths hatte unbeſchreiblich viel Annehmlichkeit für mich; meine Zuneigung zu ihm wuchs mit jedem Augenblicke; er ſchien auch Wohlgefallen an meinem Umgange zu finden, und von ſeinem Zutraun zu mir gab er mir dadurch die deutlichſte Probe, daß er mir in den ſchönen Abendſtunden die Geſchichte ſeines Lebens ſtückweiſe erzählte und nachher in ſeinen Briefen an mich, fortfuhr, mir den Reſt derſelben mitzutheilen. Als mir's nun am zehnten Tage einfiel, daß ich, ohne Misbrauch von der Gaſtfreundſchaft zu machen, doch wohl nicht länger mehr in Tungerhauſen bleiben dürfte, beredete ich mich Abends mit meinem treuen Conrad über unſre morgende Abreiſe. Ich pflegte mein Reiſegeld in einem kleinen Schächtelchen zu verwahren, das mit in dem Mantelſacke ſteckte. Nur einige Thaler, zu den nöthigſten täglichen Ausgaben, nahm ich in den Beutel. Der Mantelſack lag damals in einem von den Zimmern, die mir zur Wohnung eingeräumt waren. Da holte ich nun das Schachtelchen heraus, überzählte den Reſt meiner Baarſchaft und machte meinen Ueberſchlag. „Conrad!" ſprach ich „wenn ich nur „Geld genug hätte! Das Reiſen iſt meine „Luſt und meine Geſundheit befindet ſich wohl „dabey. Gern mögte ich meinen Plan ein „wenig erweitern und bis nach Straßburg „hinauf ziehn; aber die Louisd'ors da reichen „nicht ſo weit. Wir wollen alſo über *** „und *** und dann grade nach Hauſe, wo ich „durch Sparſamkeit ſchon wieder gewinnen „will, was ich an mein Vergnügen gewendet „habe."

„habe.“ Indem ich dieſen Entſchluß faſſte, nahm ich abermals einige Thaler aus der Caſſe — „Damit muß ich bis *** kommen“ ſagte ich. „Eher will ich die Schachtel nicht wieder „öfnen. Gieb nur unterwegens nichts unnütz „aus!“ Hierauf wurde der Mantelſack mit ſeinen Eingeweiden wieder an Ort und Stelle gebracht, und ich reiſte, Tags darauf, obgleich der Graf mich inſtändig bat, noch zu bleiben, von Tungerhauſen ab. Wie es nun in der Welt geht, daß man nicht immer ſo genau im Voraus rechnet, als man ſollte, ſo ſahe ich mich gezwungen, ſchon in ***, zehn Meilen von Tungerhauſen, meinen Mammon wieder anzugreifen. Ich öfnete mein Schächtelchen; aber wie ſoll ich das Erſtaunen ſchildern, wovon ich ergriffen wurde, als ich darin ein Paquetchen mit zwanzig Piſtolen und darauf geſchrieben fand: **Reiſegeld nach Straßburg!** Ich war mir bewußt, daß ich den flüchtigen Gedanken, nach Straßburg zu gehn, nie anders geäuſſert hatte, als am Abende vor meiner Abreiſe aus Tungerhauſen, wo begreiflicher Weiſe, niemand mich mit meinem Reitknechte behorcht haben konnte. Und hätte man auch damals mein Geſpräch gehört; ſo ließ ſich doch die Möglichkeit nicht denken, wie man an das Schächtelchen gekommen war; denn der Mantelſack hatte ja in einem Zimmer gelegen, zu welchem der Weg nicht anders, als durch meine Schlafcammer gieng; Früh Morgens aber war gleich aufgepackt worden, und in den Wirthshäuſern, in welchen ich nachher abgetreten war, ließ ſich eher vermuthen, daß man mir Geld herausgenommen, als hineingelegt haben würde — Indeſſen waren nun einmal die hundert Thaler in meinen Händen, und da ich an keine Hexereyen glaube; ſo muſſte es wohl damit auf natürliche Art zugegangen ſeyn. Nur entſtand die Frage, was anzufangen ſey; ob ich das Geld dankbar einſtreichen, oder an wen ich es zurückgeben ſollte? Mein Conrad gebehrdete ſich wie ein zweyter Sancho Panſa vor Freude, war, wie ſich's denken läſſt, ſehr der Meynung, daß man dies Geſchenk annehmen müſſte und ſöhnte ſich auf einmal mit den Geiſtern im Schloſſe aus, ſo ungefällig ſie auch gegen ihn geweſen waren.

Ich ſchrieb augenblicklich an den Grafen, erzählte ihm den ganzen Vorfall und fügte hinzu: ſo wenig ich auch begreifen könnte, auf welche Weiſe dies zugegangen wäre; ſo ſey mir's doch unmöglich, jemand anders als ihn für meinen verborgnen Wohlthäter zu halten. Ich bat ihn endlich, ſein Geſchenk, das mich in Verlegenheit ſetzte, zurückzunehmen, und verſicherte, darum nicht weniger dankbar ſeinen guten Willen zu erkennen. Der Graf antwortete mir ſogleich. Er ſchien äuſſerſt verwundert über das, was mir begegnet war; Er würde es nie gewagt haben, ſagte er, mir ein Geſchenk zu machen. Irgend eine andere Hand müſſe hier im Spiele ſeyn und, ſo wenig er es faſſen könnte, wie die Sache geſchehn ſey; ſo wäre er doch überzeugt, daß dies Geld erſt nach meiner Abreiſe von Tungerhauſen in den Mantelſack gezaubert ſeyn müſſte. Uebrigens glaubte er, ich könnte mit gutem Gewiſſen dieſe Summe behalten und zu meinem Vergnügen und zum Beſten meiner Geſundheit anwenden. Er bat mich zuletzt noch ſcherzhafter Weiſe, ihm doch auch einen ſo wohlthätigen Genius zuzuweiſen, indem ihm dergleichen Geſchenke, bey ſeinen großen Ausgaben, ſehr willkommen ſeyn würden.

Was war nun zu thun? — Ich behielt die zwanzig Piſtolen und reiſte, der guten Abſicht des großmüthigen Zauberers gemäß, nach Straßburg.

Sechſtes Capitel.

Der Graf Tunger fängt an, die Geſchichte ſeines Lebens zu erzählen.

Als ich eines Abends allein mit dem Grafen nicht weit von Tungerhauſen auf einem Hügel ſaß, den er mit allerley ausländiſchen Holzarten verpflanzt hatte, erdreiſtete ich mich, ihn um die Erklärung der ſonderbaren Märchen zu bitten, die ſich von den nächtlichen Erſcheinungen in ſeinem Schloſſe ausgebreitet hatten, wobey ich ihm gutmüthig erzählte, was meinem Reitknechte vor einem Paar Tagen begegnet wäre. Ich habe, erwiederte der Graf, bis itzt alle Erläuterungen von der Art abgelehnt; allein Sie flößen mir ſo viel Zutraun ein, daß ich entſchloſſen bin, ohne Rückhalt Ihre Neugier über dieſen Punct zu befriedigen. Es hangt aber dieſe Sache ſo genau mit der Geſchichte meines eignen Lebens zuſammen, daß ich bey dieſer den Anfang machen muß, um Ihren Wunſch in Anſehung jener zu befriedigen. Faſſen Sie

Sich daher in Geduld! Wir wollen zuweilen eine Abendſtunde auf dieſe Weiſe verplaudern und den Reſt ſollen Sie ſchriftlich mitgetheilt bekommen. Nach dieſer Einleitung fieng mein Freund folgendermaßen zu erzählen an.

An allen Freuden und Leiden meines Lebens; an allem, was Gutes und Böſes an mir iſt; an allem, was ich Nützliches und Schädliches je gethan habe, iſt die Beſchaffenheit meines Temperaments Schuld, deſſen Wärme, Lebhaftigkeit und raſtloſe Thätigkeit von Jugend auf mich, Trotz der Stimme der kältern Vernunft, fortgeſtoßen hat; und noch jetzt, da reifere Jahre, widrige Schickſale und Erfahrungen aller Art mich in eine ruhigere Stimmung geſetzt haben ſollten, kämpfe ich manchen Kampf mit dieſer ſonderbaren Gemüthsart. Ich fühle mich krank und unbehaglich, wenn alles in und um mich ſtill iſt; jede Arbeit geht mir beſſer von Statten, wenn Lerm und Getümmel von Auſſen meine Aufmerkſamkeit gleichſam zwingt, auf einen einzigen Gegenſtand geſpannt zu bleiben, um mich herumzuirren, und wenn Kummer und cörperliche Leiden mich am heftigſten

ſten niederdrücken; ſo höre ich auf, Schmerz und Ungemach zu fühlen und neues Leben erfüllt mich, ſobald ich nur in einen Strudel von Arbeiten hingeriſſen werde. Einzelne Geſchäfte gehen mir am beſten von Statten, wenn ich zehn Dinge zugleich anfange. Kleine Leiden, die ich ruhig ertragen könnte und ſollte, machen mich höchſt unglücklich; größere hingegen, die mich zum Streben und Handeln aufrufen, erwecken in mir Muth und Kraft. Nicht, daß ich keinen Sinn hätte für den ſeligen Genuß, den die Stille des Landlebens, die Entfernung von allen häuslichen Sorgen, die Befreyung von den Quaalen ſtürmiſcher Leidenſchaften, der wahre Seelen-Frieden gewähren — o! ich ſehne mich oft darnach und kann mich laben an der delizioſo far niente; allein dann iſt auch an gar keine Arbeit zu denken, dann lebe ich nur für die Phantaſie, und dieſe zaubert mich hinüber in eine neue Welt voll Würkſamkeit — aber Eine **würkliche** kleine Sorge oder zu überwindende Ungemächlichkeit braucht denn auch nur zu erſcheinen und aller Frieden entflieht. - Es giebt eine Menge Menſchen, die lebhaft zu ſeyn glauben, wenn ſie nicht lange

ru

ruhig auf einem Platze ſitzen, oder ſtehn können; wenn ſie Langeweile empfinden, ſobald ſie nicht im Tumulte der großen Welt und lermender Geſellſchaften leben; (welche ich höchſt öde finde, eben weil — nichts darinn geſchieht) die nicht lange fortgeſetzt, einerley Arbeit zu treiben im Stande ſind — Das nenn' ich nicht Lebhaftigkeit; ſo war ich in den ſchönſten Jahren meiner Jugend nicht; Aber jeden Gegenſtand, den ich ergriff, mit ganzer Seele zu faſſen; Allen Alles ſeyn, jeden Plan ſchnell und in ſeinem ganzen Umfange durchſetzen zu wollen; Nicht zu ruhn Tag und Nacht, bis ich die geſuchte Wahrheit ergründet, die gewünſchte Fertigkeit erlangt hatte und hätte es auch nur die Kunſt betroffen, Erbſen durch ein Schlüſſelloch zu werfen; alles leicht finden zu wollen, was Andern ſchwer dünkte; in der Wärme meiner Einbildungskraft über alle Schwierigkeiten hinwegzuhüpfen; die Mittelſtufen zu überſpringen und immer nur den letzten Zweck vor Augen zu haben, folglich in dieſer Alltags-Welt oft, ſehr oft, mit den edelſten Planen zu ſcheitern, weil nicht alle Menſchen, nicht alle Umſtände meinem Ungeſtüme nachgeben wollten und manches ſich nun einmal gar nicht übereilen läßt; immer jetzt gleich, ganz und in aller Fülle genieſſen, und lieber dem ſichern Guten entſagen zu wollen, als ein Weilchen darauf zu harren; lieber die Schachtel, worinn mir ein angenehmes Geſchenk geſchickt wurde, in Trümmern zu zerſchlagen, mit der Gefahr, die Sache ſelbſt zu vernichten, als ein bischen Zeit daran zu wenden, um die Knoten des Bindfadens zu löſen, womit die Schachtel verwahrt war — Keine Geduld und doch unüberwindliches Ausdauern — Das iſt das Bild meiner Gemüthsſtimmung in meiner Jugend, und geſtehen Sie! wenn dieſe Gemüthsſtimmung einen Menſchen ſehr unglücklich machen kann; ſo iſt doch auch durch ſie ſchon manches Große und Gute in der Welt bewürkt worden. Ich könnte Ihnen, zu Vollendung dieſes Gemähldes, manche abentheuerliche Situation aus meinem Leben erzählen. — Ein kleines Beyſpiel mag genug ſeyn. Ich war fünf und zwanzig Jahre alt, als ich einſt in Braunſchweig bey Hofe zu Mittag ſpeiſte; auf den Abend war ich in Wolfenbüttel zu einer muſicaliſchen Geſellſchaft eingeladen. Ein gewiſſer

ſer General ***, der auch bey Hofe ſpeiſte und auch dem Concerte beywohnen wollte, erbot ſich, mich in ſeinem Wagen mitzunehmen; allein kaum waren wir von der Tafel aufgeſtanden: ſo fieng auch ſchon meine Ungeduld, nach Wolfenbüttel zu kommen, an rege zu werden. Der General ſprach noch am Fenſter mit jemand; ich winkte ihm bittend; er ſagte kaltblütig: „wir haben noch Zeit.“ Ich wiederholte mein Anliegen; er ließ ſich nicht aus der Faſſung bringen. Der Wagen ſtand im Schloßhofe; der Hof gieng auseinander; es ließ ſich alſo begreifen, daß der ganze Aufenthalt höchſtens eine unbedeutende kleine halbe Stunde ausmachen konnte; aber das war für meine Ungeduld eine Ewigkeit. Da ich den alten General nicht entſchloſſen fand, dieſer nachzugeben; ſo lief ich fort, lief, mit dem Hute unter dem Arme und den Degen an der Seite durch die Stadt, aus dem Thore, und ſo, ohne mich umzuſehn, die anderthalb Meilen nach Wolfenbüttel, wo ich, wie man denken kann, äuſſerſt erhitzt und kaum früher wie der General ankam. Dem feinen Menſchen-Beobachter ſind ſolche kleine Züge nicht unwich-

tig;

tia: ich weiß, Sie werden mir's verzeyhn, daß ich Sie damit aufgehalten habe.

Meine Lebhaftigkeit, die denn auch immer mit meiner Einbildungskraft davon lief, verbitterte mir oft grauſam das Leben. Sie malte mir mit kühnem Pinſel Ausſichten in die Zukunft, Bilder von Glücklichkeit vor; wie elend fühlte ich mich nicht, wenn ich nachher nirgends die Originale dazu antraf! Wenn ich die Menſchen an welche ich mich, durch den Zauber ahnlicher Züge aus meiner Ideen-Gallerie geblendet, mit ganzer Seele anſchloß, nachher nicht ſo fand, wie ich ſie mir in meiner Phantaſie gedacht hatte; wenn der Erfolg eines ſchwärmeriſchen Plans, bey welchem ich über alle unvermeidlichen Schwierigkeiten hinweggeſehn hatte, der eitlen Hofnung nicht entſprach; dann glaubte ich mich von Gott und Menſchen getäuſcht, indeß ich ſelbſt es war, der ſich betrogen hatte. —

Doch, indem ich Sie einen allgemeinen Blick auf meine Gemüthsart werfen laſſe, vergeſſe ich, daß ich verſprochen habe, Ihnen die Geſchichte meines Lebens im Zuſammenhange vorzutragen. Es wird Zeit ſeyn, damit den Anfang zu machen.

Mein Vater wurde ſchon in den erſten Jahren meiner Kindheit durch den Tod von meiner Seite geriſſen. Meine Mutter war noch jung und vermählte ſich zum zweytenmale an den Herrn von Bärenhaupt, der als ſächſiſcher Geſandter in Wien lebte. Dieſer neue Stiefvater hatte im Publico den Ruf eines ſehr feinen und weiſen Mannes. Sie werden wohl oft in Ihrem Leben bemerkt haben, wie wohlfeil manche Menſchen zu dieſem Rufe kommen. Die Gabe ſich wichtig zu machen, zu rechter Zeit zu ſchweigen, wenn man nichts mehr zu ſagen weiß, nachdem man vorher ein Wort hingeworfen hat, das muthmaßen läſſt, man habe noch unendlich viel wichtige Sachen im Rückhalte; eine gewiſſe Vorſichtigkeit und Verſchloſſenheit im Umgange; die Kunſt, fremde Kenntniſſe für eigne zu verkaufen; ein imponirender, äuſſerer Anſtand; ein ſchlau gewählter Umgang; die Gabe, die alten Damen für ſich zu intereſſiren und dann etwa, in Geſchäften, eine Art von Gewandheit — das iſt mehrentheils hinreichend, den mittelmäßigſten

Kopf für ein großes Licht gelten zu machen; das ſind die Eigenſchaften, wodurch ſo mancher Geſandter, ſo mancher Staats-Miniſter die Stimme des Volks, die Poſaunen der Zeitungsſchreiber und das Zutraun ſchwacher Regenten auf ſeine Seite bringt, und mit nicht größern Anſprüchen auf allgemeine Achtung und Bewunderung, hatte denn auch der Herr von Bärenhaupt ſich Ruhm und Anſehn erworben. Er ſelbſt aber hielt ſich, wie man denken kann, für einen zweyten Pericles in der Staatskunſt und (da er voll pedantiſcher Schulgelehrſamkeit ſteckte, ſeine Geſpräche mit Brocken aus Cicero's Werken würzte und Juſtinians juriſtiſchen Unſinn an den Fingern herzuzählen wuſſte) für einen großen Gelehrten. Nun pflegt es ſolchen vornehmen Schöpſen eigen zu ſeyn, daß ſie, wenn ſie können, keinen beſſern Kopf aufkommen laſſen, vermöge der Geſetze jener großen, angeſehenen Pinſel-Brüderſchaft, die auf Gottes weiten Erdboden, unter Theologen, Staatsmännern, Juriſten und andern ſolchen Menſchenkindern, ſo ausgebreitet wie die Freymaurerey, ja! ſelbſt eine Art Freymaurerey iſt. Mein Herr Stiefvater affectirte daher, von jedermann, der ſich in ſeinem Fache vorzüglich auszeichnete, thatiger als Andre war, ſich freymüthig als ein Feind der Thorheit, der Bosheit und der feyerlich ernſthaften, erhabenen Stupidität erklärte — von ſolchen Leuten affectirte er, mit Verachtung und Mitleiden zu reden, und hatte der Mann gar ſich einfallen laſſen, ein Buch zu ſchreiben, worinn man Meyeri acta pacis Weſtphalicæ nicht citirt, keinen titulum, keinen legem allegirt fand (wäre auch das Buch voll der wohlthätigſten, hellſten Philoſophie geweſen) dann zuckte man die Achſeln über den ſogenannten Bellettriſten. Indeß dieſer Bellettriſte den Segen ſo vieler Edlen einerndtete, die durch ihn getröſtet, erleuchtet, aufgerufen wurden zu höherm Berufe; indeß er Wahrheiten ausbreitete, die der ganzen Menſchheit wichtig waren und dieſer ſo lange unmündig geweſenen Menſchheit veniam ætatis verſchaffen, eine ſanfte, wohlthätige Revolution der geſunden Vernunft befördern helfen ſollten; indeß er, bey ſeiner nächtlichen Lampe ſitzend, gegen Noth und Kummer aller Art kämpfend, ſeine arme Familie von dem geringen Erwerbe ſeiner literariſchen Producte ernährte; widmeten Sr. Excellenz, mein Herr Stiefvater, ihre Stunden dem wichtigen Fütterungs- und Verdauungswerke, oder, in Geſellſchaft dreyer würdigen alten Damen, dem Cartenſpiele, und redeten im Vorbeygehn von jenem Manne, in ſpöttiſchem Tone, als von einem unnützen Müßiggänger.

Nun war zum Unglücke mein verſtorbner Vater ein Weſen von ganz andrer Art, war ein ſehr geſchäftiger, hellſehender, für Alles Gute und Groſe warmer Mann geweſen; Meine Mutter konnte ſich nicht enthalten, Seiner zuweilen mit Lob und Achtung zu erwähnen; das erregte dann den hämiſchen Neid des Herrn von Bärenhaupt und dieſer Neid erzeugte in ihm einen Haß gegen mich. Je mehr ich heranwuchs, je mehr Anlage zu einer freyen, kühnern Denkungsart und einem ofnen, thätigen Weſen er an mir zu bemerken glaubte, deſto mehr wuchs ſein Wiederwillen, wozu ſich vielleicht noch der getäuſchte Eigennutz geſellte, indem er ſich geſchmeichelt hatte, mit meinem Vermögen nach Willkühr ſchalten und walten zu können, die Gerichte aber mir einen andern Vormund geſetzt hatten, der ihm auf die Finger ſah. Er ſuchte mich bey jeder Gelegenheit niederzudrücken, ſchilderte mich oft in meiner Gegenwart als einen verſchrobenen Kopf, als einen Knaben, der nie etwas lernen, der zu allen ernſthaften Geſchäften unbrauchbar bleiben würde. Durch dieſe elende Behandlung hätte er mir leicht alle Kraft unterdrücken, mir Muth und Zuverſicht zu mir ſelber benehmen können; allein eben weil er es damit zu arg trieb; erfolgte die gegentheilige Würkung. Meine Lebhaftigkeit wurde freylich auf eine Zeitlang herabgeſtimmt, die beſten Triebe blieben vorerſt ungenützt und ich bekam eine Abneigung gegen das, was mein Stiefvater Gelehrſamkeit und Fleiß nannte; aber dagegen reizte der ungerechte Druck zum Widerſtande und unbillige Verachtung erweckte das innere Gefühl meines Werths; ich faſſte eine um deſto höhere Meynung von mir ſelber, je deutlicher ich ſahe, daß Leidenſchaft im Spiele war, wenn man mich und Andre glauben machen wollte, ich ſey gar nichts, könne gar nichts werden. Die Hofmeiſter, denen meine Erziehung anvertrauet wurde, waren, wie man ſich's vorſtellen kann, gleichfalls ſehr mittelmäßige Menſchen und langweilige Pedanten, unfähig ſich des ſchweren Verbrechens ſchuldig zu machen, mehr zu wiſſen als der gnädige Herr, ſondern vielmehr bereit, tief gebückt, jedes Wort aus ſeinem Munde wie einen Orakelſpruch aufzufangen. Daß ich durch den Unterricht dieſer Leute in Wiſſenſchaften und Kenntniſſen nicht weit fortrückte, begreift ſich leicht; aber noch nachtheiligern Einfluß auf meine Bildung hatte der Umſtand, daß ich jeden Augenblick das Uebergewicht meiner geſunden Vernunft über die meiner Lehrer und Erzieher fühlte, und dieſe Menſchen mir von allen Seiten ſo verächtlich vorkamen, daß dadurch denn meine Begriffe von dem Einfluſſe der Wiſſenſchaften auf Kopf, Herz und Sitten nicht ſehr geläutert wurden. Uebrigens bekümmerte ſich mein Stiefvater faſt gar nicht um die Art, wie die edle Zeit von mir verwendet wurde. In unſerm Hauſe war täglich große Geſellſchaft; Man ſaß lange an Tafel und am Spieltiſche, gieng ſpät zu Bette und verſchlief die ſchönſte Hälfte des Morgens. In dieſe zweckloſe, zerſtreuete Lebensart wurde ich mit hineingezogen, welches vollends für meine Studien ſehr nachtheilig war. Meine Mutter freuete ſich, wenn ich ihren Hof-Cavalier ſpielte; Männer machten ſich nicht viel mit einem unwiſſenden Knaben zu ſchaffen; alſo ſchloß ich mich an den Cirkel der Damen an. Da lernte ich an kleinen, unmännlichen Poſſen und weibiſchen Geſchäften Geſchmack finden. Dabey wurde mein Witz zur Mediſance zugeſpitzt; Bitterkeit kam immer mehr in meinen Character, durch die unverdiente Geringſchätzung, die ich von dem Herrn Geſandten erdulden muſſte; Comiſche und verächtliche Originale, an denen ſich meine Satyre ſchärfen konnte, lernte ich haufenweiſe kennen; Selten ſah ich einmal einen Mann, der mir hätte Achtung für die Menſchheit einflößen können — ſolche Leute muß man nicht an den Tafeln der Miniſter und Geſandten von gemeinem Schlage ſuchen. Muſſe genug hatte ich, die Narren zu belauſchen und Scharfſinn genug, ihre verſteckteſten Albernheiten zu belauern; belächelt und beklatſcht von den Weiblein alt und jung wurden meine Einfälle auch — Ich brauche es wohl nicht zu ſagen, was für Folgen das hatte.

Eine Auerhahn-Paſtete, von welcher mein Herr Stiefvater zu viel genoſſen hatte, endigte ſeine diplomatiſche und irdiſche Laufbahn, als ich den dreyzehnten Winter zurückgelegt hatte. Er lag acht Tage lang darnieder; die ganze Stadt ſchickte, um ſich nach Seiner Excellenz Befinden erkundigen zu laſſen — Die Lakaven hatten den Befehl und brauchten keinen Beſcheid zu bringen — „Was macht unſer guter „Bärenhaupt“ fragte die Generalinn, Abends beym Spiele, und fuhr fort, ohne Antwort zu erwarten: „Coeur iſt Atout“ — Alle dieſe zärtliche Sorgfalt war vergebens; Er verſchied, und meine Mutter weinte, ſo oft ein fremder Menſch zu ihr kam und hörte auf zu weinen, ſobald die Zeit der Condolenz-Viſiten vorbey war. Da ich die gute Frau in meiner Lebensbeſchreibung weiter auftreten zu laſſen nicht nöthig finde; ſo begnüge ich mich, Ihnen zu ſagen, daß auch ſie wenig Jahre nachher ſtarb.

Mit der Geſchichte des dritten Theils meines Lebens bin ich in Einem Abende fertig geworden, ſagte der Graf, indem er mich bey der Hand zurück in das Schloß führte; Die übrigen Perioden werde ich wohl etwas weitläuftiger ausführen müſſen.

Ich. Aber ich ſehe, mit Ihrer Erlaubniß, noch gar keine Anſtalt, meine Neugier in Anſehung —

Graf. In Anſehung der Geſpenſter zu befriedigen. Sie haben Recht; aber jedermann hat ſeine eigne Weiſe zu erzählen; ich habe die meinige — Sie müſſen Geduld haben; ich kann Ihnen nicht helfen.

Siebentes Capitel.

Der Graf fährt in der Geſchichte ſeines Lebens fort.

Ich verwendete einen Theil des folgenden Morgens dazu, dasjenige zu Papiere zu bringen, was mir der Graf von ſeiner Geſchichte erzählt hatte; Nachmittags kam er auf den Einfall, mit mir in das Städtchen *** zu fahren, um den Clubb zu beſuchen. Ich hätte ihn vielleicht davon abhalten, ihm erzählen können, wie wenig die Menſchen, die ſich dort verſammelten, durch ihre Geſinnungen gegen ihn, ſeines Umgangs würdig wären; allein was nützt das? dachte ich. Es iſt doch eine angenehmere Empfindung, zu wähnen, daß man unter Leuten lebt, die uns Gerechtigkeit wiederfahren laſſen und uns wohl wollen. Auch habe ich meinen Freunden und anderen dienſtfertigen Perſonen nie dafür danken können, daß ſie mich auf unbillige Urtheile über meine Perſon, auf heimliche Feinde aufmerkſam machten, und dadurch meine Gemüthsruhe ſtöhrten. Wo kein böſer Willen im Spiele iſt, da kommen doch mit der Zeit die Menſchen von vorgefaſſten Meynungen zurück, wenn man unbefangen und ungekünſtelt ſeinen graden Weg fortwandelt; und wo ſie nicht ſehn wollen, da iſt alle Mühe, ſie zu gewinnen, verlohren und unwürdige Mühe.

Die Herrn im Clubb machten große Augen, als ſie mich in Geſellſchaft deſſelben Mannes hereintreten ſahen, über den ſie neulich in meiner Gegenwart Gericht gehalten hatten. Indeſſen begegneten ſie ſämmtlich dem Grafen mit demüthigem Reſpecte; Nur der Arzt allein, der ſein ſo warmer Vertheidiger geweſen war, drängte ſich nicht herzu, ſondern ſchien vielmehr von Allen am wenigſten äuſſere Achtung Dem zu widmen, für Den ſeine Ehrerbiethung ſo groß und aufrichtig war. Wir verweilten nicht lange in dieſem unbedeutenden Zirkel. Als wir nach Hauſe kamen, konnte ich mich nicht enthalten, meinen Freund aufmerkſam auf den redlichen Doctor zu machen. Ich fand, daß er ſchon die beſte Meynung von ihm hegte. „Ich bin überzeugt“ ſagte der Graf

„daß dieſer rechtſchaffene Mann mehr Zuneigung
„zu mir empfindet, als alle die Schmeichler,
„die mich heute mit ſüßen Worten gefüttert
„haben. Wenn man ſich lange unter
„Menſchen von allerley Art hat umhertreiben
„müſſen, wie das mein Fall geweſen iſt: ſo
„wird unſer Sinn für dergleichen geſchärft,
„und wenn gleich man der falſchen Münze leerer
„Complimente nicht allen Cours nehmen
„kann; ſo ſammelt man ſich doch keinen Schatz
„davon; denn man weiß ja, daß ihr Werth in
„der Zeit der Noth um hundert Procent fällt.
„Es geht damit, wie mit den Bancenoten in
„gewiſſen Ländern; Man muß ſie in kleinen
„Summen als Zahlung annehmen und giebt
„ſie auch eben ſo wieder aus; allein ihr Credit
„iſt nicht groß; ſie ſteigen und fallen im
„Verhältniſſe mit den politiſchen Revolutionen;
„Hauptſummen ſucht man in Baarſchaften zu
„erhalten, oder wo man etwa eine anſehnliche
„Summe in Papiergelde eincaſſieren muß, da
„bemüht man ſich, dieſe Billets bald möglichſt
„zu realiſiren, ſo lange noch die Conjuncturen
„vortheilhaft ſind.“ „Herr Graf!“ ſagte ich,
„Sie müſſen wohl recht viel erfahren haben in
„der

„der Welt, und meine Begierde, die Fortſezzung Ihrer Geſchichte zu hören, wird immer lebhafter. Sind Sie dazu aufgelegt; ſo fahren Sie doch ja heute fort, zu erzählen!“ Mein Freund war ſo gefällig, meine Bitte zu erfüllen. Wir ſetzten uns auf einer von den Bänken der Terraſſe, von woher man die Ausſicht nach dem Strohme hin hatte, und er begann, wie folgt:

Gleich nach meines Stiefvaters Tode hielt mein Vormund es für nöthig, ſich ernſtlich um meine Erziehung und Unterweiſung zu bekümmern. Ich ward bey dem Profeſſor Meyer am Gymnaſio zu *** in Penſion gegeben, der als ein geſchickter Schulmann und guter Pädagoge bekannt war.

Wiſſenſchaftliche, gründlich erlernte Kenntniſſe beſaß ich gar nicht, auch hielt ich wahre Gelehrſamkeit für Pedanterey; Eine ſaubre Handſchrift, einige Fertigkeit in der franzöſiſchen Sprache, im Tanzen und in der Muſic, zu welcher ich immer viel Neigung gehabt; das war der ganze Ballaſt, den ich geladen hatte, als ich aus dem väterlichen Hauſe in die weite Welt hineinſegelte. Ganz leer von Materialien, woraus in der Folge etwas Gutes zuſammengeſetzt werden konnte, war ich indeſſen doch nicht; aber es lag, um bey meinem Gleichniſſe zu bleiben, alles unordentlich auf dem Verdecke umher. Man findet in der groſſen Welt immer Leute, die aus Journalen und aufgefangenen Geſprächen beſſerer Köpfe oberflächliche Kenntniſſe erſchnappt haben, womit ſie gelegentlich da glänzen, wo man an keine beſſere Waare gewöhnt iſt; ja! ich habe Leute gekannt, die immer ein Penſum von der Art auswendig lernten, ehe ſie zu einem Gaſtmahle giengen. Von ſolchen Perſonen ſahe ich denn auch Viele in des Geſandten Hauſe; und da mein Kopf ziemlich leicht auffaſſte und begriff, beſonders das, was ihm nicht in dem pedantiſchen Gewande einer Lection vorgeſtellt wurde; ſo blieb hie und da manche nicht ganz zu verachtende Notiz in meinem Gedächtniſſe hängen. Am mehrſten aber war mein Geiſt auf Menſchen-Beobachtung geſchärft, und ich darf es wohl ſagen, man wird wenig Knaben von dem Alter antreffen, die ſo bekannt ſind mit den verborgenſten Schwächen des menſchlichen Herzens. Dieſe zu erlauren, ſatyriſch darzuſtellen, mymiſch zu copieren, und damit einen großen Cirkel von leichtſinnigen Damen und Herrn zu unterhalten, war leider! meine Haupt-Beſchäftigung in meines Stiefvaters Hauſe geweſen. Auf dies Studium gründete ſich dann die Gabe, ſchwache Menſchen zu gewinnen, ſie bey ihrer leidenſchaftlichen Seite zu faſſen — eine äuſſerſt verführeriſche Kunſt, die faſt immer dahin leitet, die Gelegenheit zu vernachläſſigen, ſich wahre Vorzüge eigen zu machen, wenn man, ohne große Anſtrengung, dieſelbe Würkung durch die Thorheiten Andrer erlangen kann, ja! den Sinn für ächten Menſchenwerth zu verliehren und die Gabe, fremde Schwächen zu misbrauchen, für die einzige Philoſophie des Lebens zu halten; eine Kunſt endlich, die alle Eigenheit des Characters vertilgt, Verſtellung begünſtigt und Herrſchſucht und Egoismus nährt.

Das waren nun die Anlagen, mit denen ich in des Profeſſor Meyers Haus eintrat. Dieſen guten Mann und ſeine ehrliche Hausfrau und alle Kinder und Domeſtiken ſehr bald für mich einzunehmen, war mir in der That ein Leichtes, durch einen feinen, geſchliffnen Hofton in einer ſtillen bürgerlichen Haushaltung eine angeſehene Rolle zu ſpielen und Leute, die hundertmal mehr werth waren, als ich, in einer Art von Reſpect gegen den vornehmen jungen Herrn zu erhalten; das gelang in der erſten Zeit auch; Als es aber an den Hauptpunct kam, worauf der Herr Profeſſor keinen Scherz verſtand, an die Prüfung meiner bisherigen Fortſchritte in den Wiſſenſchaften; da verſchwand auf einmal mein Nimbus. Es ſchien, als habe der Profeſſor gar keinen Begriff davon gehabt, daß man ohne Schaam ſo einen großen Herrn ſpielen und dabey durchaus unwiſſend ſeyn könnte. Dieſer ihm fremde hohe Anſtand, hatte ihm Anfangs imponirt; Er fühlte eine Art von Nichtigkeit, einem Knaben gegenüber, der alſo auftrat; Nun aber reuete ihm ſeine unzeitige Demuth, und da erwachte dann das ganze Gefühl ſeines Werths: „Ey, ey!“ ſprach er „der junge Herr „wiſſen ja gar nichts! und doch dabey ſo zuverſichtlich? — Ey, ey! Warlich, Sie ſind der „Infimus unter meinen Zöglingen. Das

„wird hier heiſſen: angegriffen! Vor allen Dingen muß ich Fleiß und Demuth empfehlen, und dann, hoffe ich, ſoll es ſchon gehn; Aber ey, ey! wer hätte das gedacht? Sprachen Sie doch geſtern recht artig von den Epopäen-Dichtern der Griechen und Römer; Ich dachte: da bekommen wir einen kleinen Erneſti in's Haus; und heute will es mit dem Cornelio Nepote nicht fort — Nun, nun! kömmt Zeit, kömmt Rath!"

Daß ich nach dieſer Anrede ziemlich beſchämt und mislaunicht auf mein Zimmer ſchlich, wird man gern glauben. Uebrigens war der Mann kein Pedant, und ich kann auch nicht ſagen, daß er mich nachher mit Verachtung behandelt hätte; aber ich ſammelte einen neuen Beytrag zur Menſchenkunde auf, nämlich die Bemerkung: **daß ſich die Leute um einen Zoll größer dünken, als ſie ſind, wenn ſie Andre um einen Zoll kleiner finden, als ſie geglaubt hatten.**

So wenig ich nun an Anſtrengung und ausdauernden Fleiß gewöhnt war; ſo ſiegte doch die Eitelkeit, die Begierde, es Andern gleich und zuvor zu thun, über meine Frivolität und über meine Abneigung gegen die Gelehrſamkeit. Alle Menſchen zu gewinnen und für mich einzunehmen, das war mein herrſchender Gedanke, und von denen Leuten, mit welchen ich jetzt lebte, ſich geachtet zu machen, dazu gab es kein anders Mittel, als Fleiß und Geſchicklichkeit. Der Profeſſor beſaß würklich eine ſeltne Gabe, junge Leute zu unterweiſen und zu bilden, und mir hatte die Natur ein vortrefliches Gedächtniß gegeben. Ich machte mich alſo friſch an die Arbeit, und als ich einmahl angefangen hatte, da ließ mich die Lebhaftigkeit meines Temperaments nicht auf halben Wege ſtehn bleiben; Ich ſtudierte Tag und Nacht; jede Stunde hatte ihre pünctliche Beſtimmung, und in weniger als anderthalb Jahren konnte ich auf die mehrſten meiner Mitſchüler von oben herabſehn. Nun gewann ich bald im höchſten Grade die Hochſchätzung und Zuneigung meines Lehrers, der mich auf den Händen trug und mich allen ſeinen Bekannten als das Muſter eines jungen Menſchen ſchilderte — „Und „mehr Mühe koſtet es alſo nicht" ſagte ich zu mir ſelber, „ein Gelehrter zu werden? Mehr

„ge

„gehört nicht dazu, Bewundrung zu erregen? „Ich will auf dieſem Wege fortfahren. Habe „ich in ſo kurzer Zeit meine Mitſchüler übertroffen; wer wird mich einholen, wenn ich nicht „ablaſſe, in Anſtrengung und Fleiſſe? Ich werde „Aufſehn erregen in meinem Vaterlande; Die „erſten Bedienungen im Staate werden mir „zu Theil werden.“ — Das Studium der Geſchichte nährte dieſe hohen Ideen; ich las da, zu welcher Stufe von Celebrität die beſſern Genies ſich durch ihre Talente, durch Thätigkeit, durch Gewandtheit in Geſchäften, durch Redner-Talente und durch die Kunſt, Menſchen zu gewinnen, erhoben hatten. Alcibiades war mein Held, Alberoni und Richelieu und Maſaniello und Peter der Große, und Cäſar und Brutus und Alexander und Luther und Carl der Zwölfte und wer nur auf irgend eine kühne oder verſchlagne Weiſe je Aufſehn erregt hatte, der reizte mein warmes Herz zur Nacheiferung. Aber dies Herz war auch zugleich ſehr empfänglich für die ſüßen Gefühle der Freundſchaft und Liebe; doch vergebens ſehnte es ſich nach einer Seele, der es ſeine erhabnen Empfindungen mittheilen konnte;

Die jungen Leute, die meine Mitſchüler waren, ſchienen mir Alle zu kalt, zu gemein, nicht berufen zu höhern Beſtimmungen, oder um das Ding beym rechten Namen zu nennen, ſie hatten weniger Phantaſie und mehr practiſche Vernunft, ſchienen nützliche Bürger in der würklichen Welt werden zu wollen, indeß ich in einer Ideenwelt herumkutſchierte.

Als meine Lehrer mich vorbereitet genug glaubten, wurde ich nach Leipzig auf die Univerſität geſchickt. Dort, unter dem Haufen ſo viel junger Leute aus allen Gegenden von Europa, konnte es mir nicht fehlen, auch ſolche anzutreffen, die mit mir ſympathiſirten, die, Enthuſiaſten, wie ich, in meine kühne, ſchwärmeriſche Ideen mit einſtimmten und zu ähnlichen Genieſtreichen aufgelegt waren. Ich hatte deren bald ein halbes Dutzend aufgefunden, unter denen vorzüglich Einer, ein gewiſſer Baron Lerchenhayn, meinem Herzen am nächſten war. An dieſen ſchloß ich mich denn mit ganzer Seele an — aber wie? Es war die erſte innige Freundſchaft, die ich knüpfte und ich legte dieſelbe warme Leidenſchaft hinein, mit der ich alles ergriff. Mein Freund durfte nur für mich allein leben; ich konnte den Gedanken nicht ertragen, daß auch in den geringſten Kleinigkeiten ſein Geſchmack von dem meinigen verſchieden ſeyn könnte, und bald hatten wir Beyde uns ſelbſt und einander überzeugt, daß der Schöpfer aller Dinge eben nur ein ſolches Stückchen des edelſten Stoffes gewebt habe, nicht mehr und nicht weniger, als grade zu zwey ſolchen Seelen gehörte, wie die unſrigen waren. Da in den Jünglings-Jahren das Mein und Dein und die mancherley politiſchen Verhältniſſe noch keine bedeutende Trennungen bewürken und von keinen wichtigen Aufopferungen die Rede iſt; ſo nährt man in dieſem Alter leicht den Wahn von ewigen, uneigennützigen Herzens-Verbindungen, der nachher zu früh ſchwindet. Lerchenhayn und ich und unſre andern vier Freunde, wir zogen in Ein Haus zuſammen. Wir waren nicht Alle gleich reich; aber es herrſchte eine Art von Gemeinſchaft der Güter unter uns; wobey ich uns doch die Gerechtigkeit muß wiederfahren laſſen, daß keiner unter uns einen hohen Preis ſetzte auf das, was er gab, oder was er annahm. Wir waren wohl mit andern Dingen beſchäftigt, als viel an den Werth des elenden Geldes zu denken, nährten unſre Phantaſie mit herrlichen Bildern der Zukunft und laſen mit einander Werke, die theils unſern Feuer-Eifer entflammten und kühne, von allem conventionellen Zwange und allen Vorurtheilen freye Wahrheiten lehrten, theils feine anatomiſche Zeichnungen des menſchlichen Herzens darſtellten. Wir fiengen an, die ſchönen Künſte, die ſonſt Einigen unter uns den reizendſten Genuß gewährt hatten, als unwürdige, weibiſche, entnervende Spielwerke zu betrachten. Wir verachteten den faden, glattzüngichten, geſchwätzigen Perſiffleur Voltaire und nährten uns mit der männlichen Weisheit des markichten J. J. Rouſſeau; die Schreibart der mehrſten witzelnden Franzoſen erweckte uns Eckel; die ſeelenvollen engliſchen Schriftſteller hingegen begeiſterten uns. An Yoricks Hand belauerten wir das menſchliche Herz in ſeinen geheimſten Schlupfwinkeln und übten uns, die feinſten Faden in dem unendlichen Gewebe der Empfindungen aufzufangen und in den kleinen, unbedeutend ſcheinenden Launen und Grillen die Quellen der großen Haupt- und Staats-Actionen zu ſuchen. Da glaubten wir denn, zu bemerken, daß der bey Weitem gröſte Theil der Menſchen nur, wie Marionetten, an ſchmutzigen Bindfaden herum und auf und niedergezogen, handeln, und würken, nicht ſelbſt reden, ſondern von dem Gaukler hinter der Gardine die Sprache erborgen. Und darauf gründete ſich unſre Theorie von Gewalt über alle die ernſthaften, feyerlichen Puppen, in rothen, ſchwarzen und andern Kleidern, Hoſen und langen Röcken, die wir ſämtlich mit der ausgezeichneteſten Verachtung brandmarkten. Die hohe Meynung, die wir von uns ſelber und von unſern Freunden gefaſſt hatten, erzeugte in uns die Idee, daß es privilegirte Genies gäbe, von der Natur beſtimmt, über den gemeinern Haufen Sclaven-Seelen nach Willkühr, ohne Geſetze zu herrſchen. Solche Welt-Regierer glaubten wir denn, auch in den tollſten und gewaltſamſten Handlungen, über das Urtheil Andrer von ihren Bewegungsgründen und der Rechtmäßigkeit ihrer Mittel, weit erhaben — Und wohin führt das leichter, als alles groß und bewunderungswürdig zu nennen, was nur Schwung- und Thatkraſt verräth, Cartouche über den prunkloſen Wohlthäter des Menſchengeſchlechts zu erheben und Lovelace liebenswürdiger als Grandiſon zu finden; Vor unſern Augen verſchwand unmerklich die unverletzliche Würde der Wahrheit und die Heiligkeit der Moral; und indeß wir mit Hohnlächeln auf den After-Philoſophen in Fernen herabſahen, entdeckten wir doch, daß nichts ſo wichtig und ernſthaft iſt, was ſich nicht lächerlich und verächtlich machen lieſſe und nichts ſo widerſinnig, was man nicht mit ſophyſtiſchen Gründen dem ſchwachen Menſchenvolke wie unwiderleglich darſtellen könnte. Und wenn alle dieſe Bemerkungen richtig ſind, ſchloſſen wir; was iſt dann dem kraftvollen, thätigen und ſchlauen Manne in der Welt durchzuſetzen unmöglich? Das wurde nun alſo einmal als Grundſatz angenommen, daß der Menſch, der mit den beſſern Gaben ausgerüſtet iſt, alles kann, was er will, wenn er es recht angreift. In der That habe ich oft in der Folge meines Lebens, als Muth und Zuverſicht und Kraft in mir tief niedergebeugt waren, ſehnlichſt gewünſcht, ich mögte noch einen Theil der Spannung, die damals zum

Theil zu unnützen Poſſen verſchwendet wurde, für beſſere, weiſere Zwecke aufgeſpart haben. Was gelang mir und meinen Freunden damals nicht! Lerchenbarn machte ſich verbindlich, einigen jungen Leuten Unterricht in der Algebra zu geben. Er hatte dieſe Wiſſenſchaft nie getrieben; aber in acht Tagen eröfnete er ſeine Lehrſtunden und Mathematiker vom Handwerke erſtaunten über die Klarheit ſeines Vortrags und die Gründlichkeit ſeiner Kenntniſſe, obgleich er mehrentheils heute das lehrte, was er geſtern erſt mit unendlicher Arbeit gelernt hatte. Ich gelangte dahin, ohne Anweiſung (denn es gehörte mit zu unſern Schwärmereyen, daß wir die Hülfe des Unterrichts verachteten, in allen Studien einen eignen Weg gehn und jede Vortheile und Handgriffe ſelbſt erfinden wollten) ohne Anweiſung, in fünf Monaten die Violine ſo zu ſpielen, daß ich mich in zwey öffentlichen Concerten mit allgemeiner Bewundrung hören ließ und niemand leugnen konnte, daß ich eine ſeltne, ausdrucksvolle Originalität in meinen Vortrag brachte, welche rührte und hinriß. Dann warf ich verächtlich die Geige weg und habe ſie nie wieder angerührt.

rührt. Einſt ſagte mir ein Menſch, den ich für einen ſehr mittelmäßigen Kopf hielt: ich ſey unordentlich in meinem kleinen Hausweſen; Ordnung ſey die Seele aller Geſchäfte und die privilegirten Genies, die ſich rühmten, alles zu können, vermögten doch nicht, dieſe erſte, nöthigſte Tugend ſich eigen zu machen, weil dazu Ausdauren gehörte. Um ihm zu zeigen, daß man durch einen einzigen ernſtlichen Vorſatz die vorzügliche Eigenſchaft, auf welche er den höchſten Werth ſetzte, erlangen könne, räumte ich augenblicklich auf und bin von dem Tage an bis auf dieſe Stunde vielleicht der größte Pedant in Ordnung geweſen, den man ſich denken kann. Ein Andrer von uns übte ſich, zugleich drey Briefe zu dictiren, ſetzte ſich zwiſchen zwey Spieltiſche und ſpielte an dem einen a l'Hombre, am zweyten Wiſt mit. Noch ein andrer hatte Mimic und Stimme ſo in ſeiner Gewalt, daß er alle Perſonen ſeiner Bekanntſchaft und das Eigenthümliche aller Stände und Alter im äuſſern Betragen copieren konnte, ja! er vermogte, durch Verzerrungen ſeines Geſichts die kleinſten Kinder in der Wiege zum Lachen und Weinen zu zwingen und Hunde, bloß durch gräßliche Fratzen, in Angſt zu ſetzen. Kein Taſchenſpieler und kein Buffo reiſte durch Leipzig. denen wir nicht ihre Gaukeleyen und Künſte ablernten; und ſelten oder nie mislung es uns, Leute, die auch noch ſo ſehr gegen uns eingenommen geweſen waren. in wenig Stunden in unſre wärmſten Vertheidiger zu verwandeln. Der Herr ***, welcher damals auch zu unſerm Cirkel gehörte, hat. wie Sie wiſſen, bald nachher als Schriftſteller Aufſehn gemacht; und das mit Recht. Seine Werke ſcheinen ſo ſehr gefeilt, ſo ſorgſam angelegt, durchgedacht; und ich verſichere Sie, ich weiß, daß er ein Heft zu ſeinem Manuſcripte zuſammennähete, ehe er wuſſte, was er ſchreiben wollte, daß, wenn er dann aber einen Gegenſtand gefaſſt hatte, dieſer ſo auf einmal in ſeiner ganzen Stärke und Ausdehnung ſich ihm darſtellte, daß er nun nicht ſo geſchwind zu ſchreiben vermogte, als Gedanke auf Gedanke in der dichteſten Kettenreyhe ſich ihm darboth. Da war kein Entwurf, kein Plan gemacht, und wenn der erſte Bogen abgedruckt war; ſo hatte er von dem folgenden noch keine Zeile fertig. Ich darf es wohl ſagen, daß, wenn wir ſo zuſammen ſprachen, der feinſte, originellſte Witz, Schlag auf Schlag, die Unterredung belebte. Ohne Barmherzigkeit wurde dann die gelehrte und politiſche Stupidität an den Pranger geſtellt und wehe dem hochmüthigen, aufgeblaſenen Dummkopfe, der zwiſchen uns gerieth! Dagegen warfen wir uns zu Vertheidigern jeder verlaßnen Perſon und Sache auf, litten nicht, daß ſubalterne Genies über die Handlungen klügerer Leute in unſrer Gegenwart ein Urtheil wagen durften, und nahmen desfalls, wie ſich's verſteht, ſehr oft die Parthey der böſen Sache. Ich ſollte die Rechte ſtudieren; Man wird glauben, daß ich hieran wenig Geſchmack fand; aber eben weil es ein ſo abſcheulich albernes Ding um das römiſche Recht iſt und ſo mancher ſchiefe Kopf, der ſonſt zu gar nichts taugt, ſonſt gar nichts weiß, von der Juriſterey redet, als wäre ſie die Wiſſenſchaft aller Wiſſenſchaften; nahm ich mir vor, des Spaßes wegen, auch ein guter Juriſt zu werden, um ſo mehr, damit mir in meinem Vaterlande, wo damals kein junger Menſch fortkam, der nicht ſeinen Kopf mit Juſtinians Unſinne verſchroben hatte, auch von dieſer Seite nichts im Wege ſtehn mögte, um mir den Weg zu den wichtigſten Staats-Bedienungen zu bahnen.

Nach einem dreyjährigen Aufenthalte in Leipzig, ſchrieb mir mein Vormund; ich ſollte nach Hauſe kommen, bey einem Collegio angeſetzt werden und dort erſt ein Paar Jahre lang arbeiten, bevor ich auf Reiſen gienge, worauf ich mich denn von meinen Jugend-Freunden trennen mußte.

Achtes Capitel.

Wie man mit dem Geniewesen in der würklichen Welt fortkömmt.

Ich habe mich, ſagte der Graf, als er fortfuhr zu erzählen, ein wenig lange bey meinen Jugend-Jahren aufgehalten; aber ſeyen Sie froh, daß Sie ſo davon gekommen ſind; Füllen doch unſre Romanſchreiber ganze Bände mit unbedeutenden Scenen unter Schulknaben und Studenten an!

Jetzt komme ich zu meinem Eintritte in die bürgerliche Geſellſchaft, wo ſich's ausweiſen muſſte, ob die Ideen, womit ich mich bis dahin genährt hatte, ausführbar waren, ob die Menſchen, mit denen ich nun leben ſollte, mein vermeintliches Uebergewicht anerkennten, und ob ich überhaupt eine ſo große Rolle in der würklichen Welt ſpielen konnte, als meine Phantaſie einſtudiret hatte.

Setzen Sie den Fall, mein Freund! ein junger Menſch von ſolchen Anlagen, Trieben und Kenntniſſen, wie ich mich geſchildert habe, geriethe nach vollendeten Studien, in dem Departement, bey welchem er angeſetzt worden, an einen Chef, der auch einſt ein feuriger Jüngling geweſen wäre, ſich aber nun zum nützlichen Manne gebildet hätte, der alſo Sinn haben könnte für wahre Größe und Geduld haben mit Schwärmerey und Ueberſpannung, der dieſen Jüngling mit Schonung behandelte, ihn nach und nach in eine richtige Temperatur ſtimmen und ſeiner Thätigkeit eine beſtimmte Richtung geben wollte, der ihm begreiflich machen könnte, daß die höchſte Erhabenheit in immer conſequenter Anwendung der Kräfte beruht, und daß nur Der Meiſter über Schickſale und Menſchen ſeyn kann, der Meiſter über ſich ſelber iſt, zu rechter Zeit nachzugeben und ſeine Eminenz in das Gewand der Mittelmäßigkeit, Verleugnung, Demuth, Geduld und Toleranz zu hüllen verſteht und hundertmal unverdroſſen wieder anfängt zu bauen, wenn ſein ſchönſtes Gebäude niederſtürzt, bis er endlich den Augenblick der Windſtille erlauert hat; der junge Menſch gewönne alſo Zutrauen zu einem ſolchen Chef, könnte ihn reſpectiren und zugleich fühlen, daß er von ihm verſtanden würde; ja! welch' ein großer, nützlicher Mann müßte dann nicht aus einem ſolchen Jünglinge werden! aber ſo beſtimmen äuſſere Umſtände oft gleich zu Anfange unſrer Laufbahn, den Preis, den wir am Ziele erlangen ſollen! Mein Vormund hatte gar kein politiſches Gewicht in unſerm Vaterlande und keiner meiner Verwandten ſaß am Ruder; Bey dieſem Mangel an vertheilhaften Familien-Verhältniſſen muſſte ich alſo ganz allein der Schöpfer meines Glücks werden, und dazu fehlte es mir an practiſcher Klugheit. Ich war auf der Univerſität wenig mit meinen jungen Landesleuten umgegangen; es waren vielmehr verſchiedne von ihnen der Gegenſtand meines Witzes geweſen, weil ich ſie für flache Köpfe hielt. Dieſe hatten unterdeſſen zum Theil ſchon Bedienungen erhalten, weil ſie Söhne und Vettern Derer waren, die viel vermogten, und bezahlten mir jetzt meine ehemalige Verſchmähung mit Uebermuthe. Sie hatten mich ihren mächtigen Verwandten zum

Voraus als einen ſtolzen, unruhigen, gefährlichen Menſchen geſchildert, den man kurz halten müſſte und der ſich nie an Unterwürfigkeit gewöhnen würde. Was ſich zu meinem Vortheile von meinen Naturgaben, von meiner Geſchicklichkeit, meiner Thätigkeit, meiner Ordnung und der Wärme meines Herzens ſagen ließ, davon ſchwieg man. Als ich nun den Herrn Miniſters meine unterthänige Aufwartung machte, wurde ich kalt, feyerlich und hochmüthig empfangen; auch muſſte ich hie und dort plumpe Stichelreden und Anſpielungen auf junge Leute, die keine Subordination ertragen könnten, verſchmerzen. Schon das verſtimmte mich; Indeſſen wurde ich examinirt; Man gab ſich Mühe, mich zu beſchämen; aber ich beſtand gut. Doch was man einem Magnaten-Söhnchen zum höchſten Verdienſte angerechnet haben würde, das brachte mich nicht weiter, als daß ich die Erlaubniß erhielt, bey einem Juſtiz-Collegio, ohne Gehalt und ohne Verſprechung befördert zu werden, mitarbeiten zu dürfen und da leeren Köpfen nachzuſehn, die noch mit dem Kräuſel ſpielten, als ich ſchon philoſophiſche

Wiſ

Wiſſenſchaften trieb. Der Präſident des Collegiums war ein Schaafskopf, der von unten auf gedient hatte und durch die Oheime jener Knaben war hinaufgeſchoben worden, mit der ſtillſchweigenden Bedingung, ſeine ſubalterne Rolle nie zu vergeſſen. Er ſchmeichelte alſo die Creaturen ſeiner Gönner, und ſuchte eine Ehre darinn, mich niederzuhalten. In den Cirkeln der Nobleſſe wurde ich auch als eine ſehr unbedeutende Perſon betrachtet, auſſer daß ein Paar alte Damen, die nicht viel Vermögen, aber erwachſene Töchter hatten, welche anfiengen überreif zu werden, hie und da freundlich gegen mich waren, weil ſie glaubten, daß ich nicht ohne Vermögen wäre. Das Gefühl des innern Werths, wenn es ſo ganz und gar überſehn wird, erweckt Bitterkeit gegen Die, welche es verkennen, macht verſchloſſen, verlegen, mistrauiſch, und regt den Stolz auf, der jedes kleine, unwürdige Mittel, ſich bemerken zu machen, verſchmäht, da hingegen der hirnloſe Prahler alle Demüthigungen erträgt und immer wieder auf's Neue ſich hervorſchiebt, bis endlich der große Haufen, der nie ſelbſtändig handelt, ſich die äuſſere Achtung

tung abnöthigen läſſt. Als ich daher bemerkte, daß man allen Gelegenheiten, mich als einen angenehmen Geſellſchafter kennen zu lernen, auswich, fieng ich endlich ſelbſt an, ſtumm, ſteif und langweilig zu werden, weil meine Laune immer verſtimmet war. Beym Collegio ſchien man meinen Fleiß und die Gründlichkeit und Geſchwindigkeit, mit der ich arbeitete, gar keiner Aufmerkſamkeit zu würdigen; Wenn ich hingegen mir den geringſten Verſtoß gegen Schlendrian und Form, die mir unmöglich geläufig ſeyn konnten, zu Schulden kommen ließ; dann wieß man mich auf eine unfreundliche Art zurecht. Hatte aber einer von den Nepoten einmal eine unbedeutende Schrift zu Stande gebracht, oder durch Andre zu Stande bringen laſſen; ſo wurde er mit Lobeserhebungen überſchüttet. Nun hatte ich, wie ich Ihnen geſagt habe, das trockne juriſtiſche Studium bloß in ſo fern erträglich finden können, als ich es wie ein Mittel betrachtete, mich im Staate emporzuſchwingen; Sobald ich dieſen Zweck für vereitelt hielt, hörte ich auf, mit Luſt zu arbeiten. Hätte ich die Geduld gehabt, unermüdet meinen

Weg fortzugehn; ſo würde ich endlich durchgedrungen, es würde einmal ein Umſtand eingetreten ſeyn, wo man meiner Talente bedurft hätte; und dann wäre mir vermuthlich jeder ehemalige Verdruß verſüßt worden. — Denn man ſage, was man will, der geſchickte und fleiſſige Mann, und der dabey klug und vorſichtig handelt, kann eine Zeitlang überſehen werden; aber endlich kömmt, wenn er ausdauert, der Tag ſeines Triumphs und ſeiner Erndte. Allein Harren war meine Sache nicht; ich wurde verdrießlich, ſpöttelte zuweilen über die Pedantereyen in unſerm Fache und hörte endlich nach und nach auf, der fleiſſige Arbeiter zu ſeyn, der ich Anfangs geweſen war. Da ich in den größern Cirkeln zu keiner ausgezeichneten Rolle gelangen und ich nun einmal ſo geſtimmt war, daß ich keine Neben-Rolle ſpielen konnte; ſo ſuchte ich andre Geſellſchaften auf und gerieth dann an Leute, die in der That Meiner nicht würdig waren, aber, weil ſie über manche Verurtheile hinaus zu ſeyn ſchienen, ziemlich kühn redeten, auch wohl nicht ganz ohne Anlagen und Talente waren, bey dem Mangel an Solchen, die mich ganz verſtanden hätten, mir als Männer von Genie und Kraft vorkamen. Eigentlich beſtand dieſe Geſellſchaft aus unruhigen Köpfen, die durch eine inconſequente, oder nicht ſehr moraliſche Aufführung die gute Meinung ihrer Mitbürger und den Schutz der Großen verſcherzt hatten, an welchen ſie ſich dadurch zu rächen ſuchten, daß ſie die Schritte der Regierung und die Thorheiten derer, die am Ruder ſaßen, nicht ohne Witz durchhechelten. War es ein Wunder, wenn bey der bittern Laune, darinn mich ſo manche unedle Behandlung verſetzte, ich anfieng, an dem Umgange dieſer Menſchen Geſchmack zu finden? Hier konnte ich mich alles Gifts entladen; Hier wurde jeder meiner Einfälle laut bewundert und mein cauſtiſches Salz geſchärft; aber es fehlte nicht an dienſtfertigen Seelen, die alles was ich that und ſprach, da wieder hinterbrachten, wo man die Mittel in Händen hatte, mir mein Leben immer mehr zu verbittern, und bald war der Jüngling mit wahrhaftig großer Seele, hellem Kopfe und den beſten Anlagen, da, wo er gehofft hatte, eine ruhmvolle Laufbahn für ſeine Thätigkeit zu finden, ſo tief geſunken, daß jeder Schaafskopf die Achſeln über ihn zuckte und ſelbſt die beſſern Menſchen ſeinem Umgange auswichen — Noch einmal! ſo viel hängt oft bey dem erſten Eintritte eines Menſchen in die große Welt, von kleinen Umſtänden ab!

Gewiß wäre ich gänzlich zu Grunde gegangen, wenn mein beſſrer Genius mich nicht bald aus dieſer Lage geriſſen hätte; Aber der flüſterte mir's ſo oft zu, wie wenig ich an meinem Platze ſtünde, und daß ich fort müßte, um auſſer meinem Vaterlande einen edlern Würkungskreis zu ſuchen, daß ich endlich, nach drey Jahren, den Entſchluß faßte, meinen Abſchied zu fordern. Wäre der Fürſt im Lande geweſen; ſo wäre es wohl ſo nicht gekommen. Meine Talente und meine Geburt hätten ſeine Aufmerkſamkeit auf mich gezogen, und das würde meinen Muth und meinen Ehrgeiz belebt haben; Aber Er ſtreifte ſeit langer Zeit faſt immer in Frankreich und Italien umher, kannte die wenigſten ſeiner Diener, und verließ ſich auf die Berichte der Miniſter, welche ihre Vettern und Creaturen hervorzogen. Mein Vormund wollte nichts davon hören, daß ich den Dienſt meines Vaterlandes verlieſſe; aber ich war über zwanzig Jahre alt, ließ mir alſo veniam aetatis geben, forderte meinen Abſchied, und erhielt ihn.

Mich unthätig auf meinen Gütern niederzulaſſen, das war nicht mein Plan; ich hatte Jugend, Stand, Vermögen, Kenntniſſe; es ſchien mir nicht fehlen zu können, in jedem Dienſte, wo man Fremde von der Art gern ſieht, mit ofnen Armen aufgenommen zu werden; aber unter dem Schutze eines größern Herrn zu arbeiten, kam mir als ein würdigrer Schauplatz für meine Würkſamkeit vor; Desfalls ſchrieb ich nach *** auch zugleich nach *** an die erſten Miniſter dieſer Höfe, und da ich von Beyden die ziemlich unbefriedigende Antwort erhielt: man wünſchte immer die Perſonen, welche man bey Hofe und bey den Collegien anſetzte, erſt perſönlich kennen zu lernen, beſchloß ich, eine Reiſe nach beyden Städten und überhaupt an einigen teutſchen Höfen umher, anzutreten.

Bevor ich aber dieſen Plan zur Ausführung bringen konnte, erforderten einige Umſtände meine Anweſenheit hier in Tungerhauſen. Es ſchrieb mir nämlich mein Gerichtshalter: „auf „Ihrem Schloſſe in Tungerhauſen geht es ſeit „einiger Zeit ſehr unrichtig her.“

„Ach! endlich“ rief ich aus, als der Graf bis hierher erzählt hatte, „endlich kommen wir „an die Erklärung der nächtlichen Erſcheinungen. „Ihre Lebens-Geſchichte iſt mir zwar ſehr intereſſant; aber ich geſtehe es, meine Neugier „über jenen Punct iſt noch immer hoch geſpannt.“ — „Sie ſollen zu ſeiner Zeit befriedigt werden“ antwortete der Graf „aber es iſt „ſchon ſpät; Für heute alſo müſſen Sie mich „frey laſſen; Morgen will ich fortfahren.“

Neuntes Capitel.

Etwas vom Baron Lerchenhayn, von des Grafen Reiſen und von der Liebe.

Als ich am folgenden Tage den Grafen Tunger bat, in ſeiner Erzählung fortzufahren, fragte er mich: wo ſind wir ſtehn geblieben?

Ich. Ey! bey der Nachricht, die Ihnen der Gerichtshalter ſchrieb, daß es im Schloſſe zu Tungerhauſen nicht richtig zugienge.

Der Graf. Das iſt wahr; allein mit Schrecken denke ich daran, daß ich ſo lange immer nur von mir und meinen Schickſalen geredet, und Ihnen nichts von meinen in Leipzig hinterlaßnen Freunden geſagt habe. Würden Sie mir's verzeyhn, wenn ich Dieſe ganz vergeſſen hätte? Alſo erſt etwas in der Kürze von ihnen! und dann wollen wir auf das Schloß zurückkehren, wo es freylich gar nicht richtig zugienge.

Die elenden Menſchenkinder, unter denen ich mich in meiner Vaterſtadt herumtrieb, machten mir meine auserwählten Freunde immer theurer. Ich ſchrieb oft an ſie, klagte ihnen meinen Verdruß, und dieſer Briefwechſel trug nicht wenig dazu bey, mich in meiner, in der That ungerechten Verachtung des gröſſern Theils aller Erdenſöhne zu beſtärken. Denn faſt jeder meiner Freunde lieferte mir neue Beyträge zu dieſer Menſchencharacteriſtik. Sie hatten ſämtlich die Univerſität verlaſſen und ſich, ihren verſchiednen Verhältniſſen nach, in Teutſchland umher zerſtreuet, wo ſie immer alle Leute ſo ausſehend fanden, wie ſie uns natürlicher Weiſe erſcheinen mußten, wenn wir ſie durch die Blend-Gläſer beſchaueten, die wir uns ſelbſt dazu geſchliffen hatten. Alſo trafen ſie, wie ich, aller Orten Legionen von Dummköpfen und Schurken an, verſchworen, kein Geſchöpf von beſſerer Art unter ſich aufkommen zu laſſen und unendliche Schwierigkeiten dem in den Weg zu legen, der das Gute durchſetzen und Wahrheit und Freyheit gelten machen wollte.

Ich mag Sie nicht mit den Geſchichten jedes Einzelnen dieſer Freunde aufhalten, obgleich manche von ihnen ſonderbar genug ſind; Nur den Baron Lerchenhayn muß ich wieder auftreten laſſen, weil ein Theil ſeiner Schickſale in die meinigen einverwebt iſt. Ich habe vergeſſen, Ihnen zu ſagen, daß er ein Jahr früher, als ich, Leipzig verließ. Er hatte nie großen Hang gehabt, ſich mit Actenleſen zu plagen, ſich bey einem Collegio anſetzen zu laſſen und ſo von unten hinaufzurücken. Sein Plan war, ſich irgend einen kleinen teutſchen Sultan als Hof-Cavalier oder Geſellſchafter zu verkaufen, ſich durch ſeinen angenehmen Umgang und durch Benutzung der ſchwachen Seiten ſeines gnädigen Herrn dieſen nothwendig zu machen; vorerſt in alle ſeine Thorheiten hineinzugehn, nach und nach aber ſeine Gewalt über ihn zu nützen, um ihn zu einem treuen, ſorgſamen Landesvater, zu einem Muſter von Regenten umzuſchaffen. Dann träumte er, wie er das Ländchen auf einen Grad von Flor und ſeine Regierungs-Verfaſſung zu einer Celebrität erheben würde, die dem ganzen Europa das Beyſpiel geben ſollte, auf welche Höhe man einen unbedeutenden Staat bringen, und wie man, von einem kleinen Schauplatz her, ohne Marktſchreyerey, Aller Augen auf ſich ziehn könnte. Lerchenhayn war ſein eigner Herr und nicht arm; Er ſchritt alſo ſogleich zum Werke und reiſte nach ***. Den dortigen Fürſten, der wie Sie wiſſen, doch auch keiner der aller ohnmächtigſten iſt, kannte er dem Rufe nach, als einen Mann, der Sinn für große Plane hatte, dem es aber an der Gabe reiflicher Prüfung und Ueberlegung fehlte; weswegen er denn ſeit langer Zeit das Spielwerk jedes Abentheurers geweſen war, der mit einer Taſche voll von Entwürfen und Finanzplanen ſeine Bude an dieſem Hofe aufgeſchlagen hatte. Lerchenhayn glaubte, dieſer Fürſt ſey grade ein Mann für ihn und verdiene, geführt zu werden. Er zeigte ſich alſo in einem nach ſeiner Art glänzenden Aufzuge, begleitet von zwey Lakayen, in bunten Livreen, ließ ſich am Hofe melden, kramte ſeine ſchönen Talente der Reyhe nach aus, ſeine ausländiſchen Sprachen, ſeinen bezaubernden Witz, ſeine muſicaliſchen Kenntniſſe, erndtete Bewundrung ein, als er auf einem Hof-Balle tanzte, malte die Maitreſſe en miniature, ſo ſchön — wie ſie

ver

vor zehn Jahren hätte ausſehn können, dichtete einen Prolog für das Liebhaber-Theater, auf des Fürſten Geburtstag, ſprach mit Kenner-Miene von den Fabriken, die er ſich zeigen ließ, und unterhielt eine Geſellſchaft von Hofdamen mit Taſchenſpieler-Kunſtſtücken, kleinen Märchen und der ſeltnen Gabe, alle Stimmen von Menſchen und Vieh, von Hunden, Hühnern, Katzen, Scheerenſchleifern, Fiſchweibern, Marmott-Trägern u. d. gl. nachahmen zu können. Bald war der Baron Lerchenhavn das Orakel des Hofs und der Stadt — c'eſt un homme unique; qu'il eſt charmant! c'eſt l'homme le plus aimable, que je connoiſſe, hieß es allgemein — und Alle zitterten, vom Cammer-Präſidenten an bis zum Hofjunker, daß ihn der Fürſt nicht fortlaſſen, ihn zu ſeinem Favoriten machen, und daß er ihnen die magern Biſſen vor dem Munde wegſchnappen würde, nach welchen ſie ſo lange gehungert hatten. Es dauerte auch noch wenig Tage; ſo mußte ihm derſelbe Cammer-Präſident den Antrag thun, in Sr. Durchlaucht. Dienſte zu treten, welches Lerchenhavn, nach einiger Ziererey, annahm und vorerſt als Cammerrath und

Cammerjunker angeſetzt wurde. Nach einigen Wochen hatte er ſchon des Fürſten Gunſt in hohem Grade gewonnen; Er legte ihm eine Fabric von Meerſchaum-Pfeifenköpfen an, wobey er einem närriſchen Kerl von Vagabonden Brod verſchafte; der dieſe Sache nebſt noch allerley andern Tauſendkünſten verſtand und den wir eine Zeitlang in Leipzig gefüttert und mit ihm ein bischen in Alchymie gearbeitet hatten, ohne an ſeine Wiſſenſchaft zu glauben. Auf Lerchenhayns Anrathen ſtiftete der Fürſt eine Geſellſchaft der Agricultur, welche Jener mit einer Rede über die Vortheile des Cicorienbaues eröfnete, obgleich er Cicorien kaum vom Hafer unterſcheiden konnte. Aber da ſein gnädigſter Herr mit Leib und Seele an Soldaten-Spielerey hieng; ſo ließ Lerchenhayn, um ſich recht gefällig zu machen, ſich von den Cameral-Geſchäften dispenſieren und zum Obriſtlieutenant bey der Garde zu Pferde ernennen. Dieſe ſo genannte Garde zu Pferde beſtand aus ſechs und dreyßig berittenen Leuten, wobey neun Officiers angeſetzt waren. Ein halbes Jahr nachher errichtete er dem Fürſten ein proteſtantiſches Türken-Corps, mit geſchornen Häuptern und gelben Halbſtiefeln. Darüber machte ein benachbarter Journalſchreiber ſich luſtig, und verleidete dadurch dem Fürſten die Freude an ſeinen Muſelmännern. Dem Journaliſten wurde höchſten Orts fürchterliche Ahndung geſchworen, worüber dieſer lachte. Indeſſen trennte man doch die Janitſcharen-Mäntel aus einander und verfertigte aus jedem zwey ungariſche Pelze für die neue Schwadron teutſcher Huſaren, wovon Lerchenhayn gleichfalls Cheff wurde — Nun trug er einen Zwickelbart. Während dieſer Zeit war der Fürſt in eine hitzige Pädagogie verfallen. Mit dieſer Krankheit hatte ihn der Magiſter Strohwein, ein abgeſetzter Prediger; angeſteckt, den er einſt, als er auf der Jagd war, beſoffen am Wege liegen fand, ihn aufnehmen und aus Spaß in das Schloß tragen ließ, wo er eine Zeitlang als Hofnarr gefüttert wurde. Der Magiſter Strohwein war ein Mann von Talenten, nur ein wenig liederlich und cyniſch. Er fand Mittel, dem Fürſten Geſchmack an dem Erziehungs-Raiſonnementsweſen beyzubringen und ihm Baſedows artiges Bilderbuch in die Hand zu ſpielen; und nun war die Infection da. Die Pädagogie griff erſchrecklich um ſich, griff den ganzen Hof an, und der Magiſter bekam den Titel als geheimer Schulrath, nebſt dem Auftrage, alle Land- und Stadtſchulen zu philantropiniſiren; Es wurden, nebſt einigen andern Lehrern, auch zwey Carrenſchieber aus England verſchrieben, die im Boxen Unterricht geben ſollten, und Lerchenhayn, der in alle Thorheiten ſeines Sultans ſich einweyhete, übernahm die Haupt-Direction des geſammten Schulſpielweſens. Weil aber dies Departement dem Conſiſtorio nicht füglich entriſſen werden konnte; ſo wurde unſer Huſaren-Obriſt zugleich Conſiſtorial-Director, ritt täglich nach dem Conſiſtorio hin und ſaß da mit ſeinem Säbel und Zwickelbarte neben dem General-Superintendenten, mit Mantel und Kragen. So weit war es grade mit dieſer Farce gekommen, deren einzelne Scenen mir Lerchenhayn in ſeinen Briefen geſchildert hatte, als ich den Entſchluß faßte, meine Reiſe anzutreten, da ich mir dann vorſetzte, auf dieſem Wege auch über *** zu gehn und meinen beſten Freund, den Huſaren-Obriſten, Conſiſtorial-Director und Cammerjunker zu überraſchen.

Ich. Und ehe Sie fortreiſten, unterſuchten Sie doch erſt die Geſpenſter-Erſcheinungen hier im Schloſſe?

Der Graf. Damals war von gar keinen Geſpenſtern in Tungerhauſen die Rede.

Ich. Sie ſagten ja aber, Ihr Gerichtshalter habe Ihnen geſchrieben —

Der Graf — Daß es nicht richtig im Schloſſe hergienge; das ſchrieb er freylich und hatte Recht, denn meine beyden Verwalter betrogen mich auf eine unverantwortliche Weiſe; Doch brachte ich, während meiner Anweſenheit, alles auf einen ſichern Fuß.

Ich. Allein was in neuern Zeiten hier vorgefallen, was mir ſelbſt und meinem Reitknechte begegnet iſt?

Der Graf. Ja, mein Freund! das gehört nicht hierher. Wir werden ſchon einmal dahin kommen; nur müſſen Sie mich nicht immer unterbrechen.

Ich. Grauſamer Mann! Sie treiben Ihren Spaß mit mir — Aber fahren Sie fort! Ich höre zu.

Der Graf. Mein Weg führte mich zuerſt nach ***, wo ich, wie ich vorhin erzählt habe, durch den Staatsminiſter, Grafen *** dem Herrn meine Dienſte angetragen hatte. Mit Zuverſicht reiſte ich hin, hatte alle kleinen, elenden Unannehmlichkeiten vergeſſen, die mir in meiner Vaterſtadt begegnet waren, und das ließ ich mich gar nicht träumen, daß die Lumpenſeelen, die mich dort geneckt und endlich gezwungen hatten, ihnen das Feld zu räumen, ſich mit dieſem Triumphe nicht begnügen würden. Durfte ich's glauben, daß Mancher aus Neid, in der Meinung, von mir verdunkelt zu werden, meinen guten Eigenſchaften nicht öffentlich hatte Gerechtigkeit wiederfahren laſſen wollen; ſo war ich ja nun fort, ſtand niemand mehr im Wege; Aber ich hatte unter dieſem Haufen hauptſächlich drey Perſonen mir zu Feinden gemacht, wovon ich wohl erwarten konnte, daß ſie mir nicht ſo leicht verzeyhn würden. Ich brauche Ihnen nur zu ſagen, was für Art Menſchen dies waren, und Sie werden das nicht ſonderbar finden. Der Erſte war nämlich ein Andächtler, der hinter ſeiner verſtellten Frömmigkeit und Simplicität in Kleidung und Anſtande, einen

uner:

unerträglichen Stolz und dabey Intoleranz, Hartherzigkeit und Unwiſſenheit verbarg. Er war Secretair bey dem Cammer-Collegio, galt viel bey unſerm Cheff und erwartete von mir eine Art von Huldigung, ſtatt welcher ich ihm aber mit derjenigen Verachtung begegnete, die ich von je her gegen ſolche Scheinheilige, Betbrüder und Myſtiker gehegt habe. Der Andre war ein gewiſſer Rath B***, ein eitler Kerl, über deſſen elende ſchriftſtelleriſche Producte, die von ſeinen ſtrohköpfigten Freunden zur Ungebühr erhoben wurden, wodurch er denn täglich eine höhere Meinung von ſich bekam, ich mich zuweilen luſtig gemacht hatte. Endlich eine Dame über vierzig, deren ziemlich unzweydeutige Liebes-Anträge ich nicht hatte verſtehn wollen, obgleich ich mich deſſen gegen niemand gerühmt hatte — Alſo ein entlarvter Frömmler, ein gekränkter Autor und ein verſchmähtes Weib! — Wie ſollten die je verzeyhn können? Sobald dieſe erfuhren, daß ich meinen Abſchied genommen hatte, ſuchten ſie auszukundſchaften, was für Plane für die Zukunft ich etwa haben mögte. Sie bildeten ſich's mit Recht ein, daß ein junger Mann von meiner Thätigkeit, wieder ſuchen würde, irgendwo in öffentliche Würkſamkeit zu treten, es kam nur darauf an, durch abgeſchickte Spione von mir ſelber zu erfahren, nach welcher Gegend von Teutſchland mein Compas gerichtet war. Nun bin ich von je her in eignen Angelegenheiten nicht ſehr verſchwiegen geweſen, ſo ſicher auch fremde Geheimniſſe bey mir verwahrt ſind. Das innere Bewuſſtſeyn, mich deſſen nicht ſchämen zu dürfen, was in mir vorgeht und der Drang meines Herzens, mich mitzutheilen, laſſen mich oft vergeſſen, wen ich vor mir habe; und ſo liefre ich mich dann ſchlechten Menſchen unvorſichtig in die Hände. Ich machte kein Geheimniß daraus, daß ich nach *** und *** geſchrieben, was man mir geantwortet, und daß ich die Abſicht hätte, ſelbſt dahin zu reiſen, mit welchen Nachrichten dann die Abgeordneten zu meinen Feinden zurückkehrten. Nun ſchrieb man an alle Bekannte, die man in dieſen beyden großen und in den andern Städten hatte, durch welche mich mein Weg führen muſſte, um vor mir zu warnen — ich ahndete davon nichts und reiſte, wie ich ſchon geſagt habe, voll Zuverſicht von hier ab. Die Kälte, mit der mich der Staatsminiſter, Graf *** empfieng, die ſonderbaren Fragen, welche er mir vorlegte und die Schwierigkeiten, die, wie er ſagte, ein Fremder fände, dort im Lande angeſetzt zu werden und wovon ich doch das Gegentheil gewiß wuſſte, fielen mir ſehr auf; indeſſen dachte ich, das alles ſey nur geſagt, um ſeiner Verwendung für mich mehr Werth zu geben und mein länger Aufenthalt würde dieſen allgemein hochgeſchätzten Mann gewiß zu meinem Vortheile einnehmen. In dieſer Meinung machte ich meine Touren in der Stadt, ließ mich bey Hofe vorſtellen, bemerkte aber, daß man mir aller Orten wenig zuvorkommende Freundlichkeit zeigte, ſondern im Gegentheile jedes Wort abzuwägen ſchien, das man mit mir ſprach. Bey Hofe wurden die Fremden nur des Mittags zur Tafel gezogen; in der Stadt bat man mich faſt nirgends zu Gaſte; und ſo ſpeiſte ich denn mehrentheils des Abends im Gaſthofe, am Wirthstiſche. Nun traf ich da einmal einen Mann an, mit dem ich in Leipzig ſtudiert, und der zwar nicht zu dem engern Cirkel meiner Freunde gehört, von dem ich doch aber immer eine ganz gute Meinung gehegt hatte. Er war jetzt Privat-Secretair des Miniſters, und nachdem wir unſre

Bekanntſchaft erneuert hatten, war es, nach meiner offenherzigen Art zu handeln, ganz natürlich, daß ich ihm meine Abſichten auf die dortigen Dienſte entdeckte und ihm zugleich zu erkennen gab, wie ſehr es mich befremdete, daß ſein Herr der Gelegenheit auswiche, mir entſcheidende Antwort auf mein Geſuch zu geben. Er erwiederte meine Aufrichtigkeit und ſagte mir ohne Umſchweife: „Ich glaube, Sie werden gar keine Antwort bekommen und man erwartet, daß Sie das ſo annehmen ſollen, als wenn man Ihnen nicht gern gradezu eine abſchlägige geben wollte. So viel iſt gewiß, daß Sie mit Ihrem Geſuche wenigſtens vorerſt nicht durchdringen werden. Sie haben heimliche Feinde in Ihrer Vaterſtadt. Man hat Sie durch Briefe von dort aus hier als einen unverträglichen gefahrlichen Mann, und als einen Mann von zu freyen Grundſätzen und Sitten geſchildert, als einen Erz-Spötter und Freygeiſt; Man hat ſogar über die Art, wie Sie die dortigen Dienſte hätten verlaſſen müſſen, Gerüchte verbreitet, die hier böſen Eindruck gemacht haben. Sie können das dem Miniſter nicht übel aufnehmen; Er iſt ſchon ein paarmal mit ſei-

„nen Empfehlungen angeführt worden" — „Er „mag die Mühe ſparen, mich zu empfehlen" rief ich unwillig aus „Ich danke Ihnen für den „Wink; Uebermorgen reiſe ich von dannen."

Weiſer gehandelt wäre es nun wohl geweſen, wenn ich, bey einem längern Aufenthalte, durch ein immer gleich vorſichtiges und edles Betragen, durch beygebrachte Zeugniſſe und mündliche Erläuterungen jene böſen Eindrücke auszulöſchen und, im Fall ich auch den Zweck, in Dienſte zu kommen, aufgegeben, doch wenigſtens *** nicht verlaſſen hätte, ohne die allgemeine Stimme zu meinem Vortheile zu gewinnen; allein es lag ganz in meiner Gemüthsart, den erſten Eindrücken der Empfindlichkeit und des beleidigten Stolzes nachzugeben; ich reiſte alſo würklich plötzlich ab, ohne einmal von dem Grafen Abſchied zu nehmen, welches ihm denn in der That keine vortheilhafte Begriffe von mir erwecken konnte.

Es war grade damals in der Jahrszeit, wo alle Kranke und alle Müſſiggänger in die Bäder zu reiſen pflegen. Zu der Claſſe der Letztern ge-

„hörte ich wenigſtens jetzt; ich beſchloß alſo nach Pyrmont zu gehn, wo ich noch nie geweſen war. Da trieb ich mich dann im Gewühle herum und jagte nach vernünftiger Unterhaltung; aber ſchon am zweyten Tage war ich herzlich müde des Anblicks der hohen Herrſchaften, die ſich da umſonſt ſehn lieſſen, und an die man ſich entweder anſchlieſſen und mit ihnen die vornehme Langeweile theilen, oder für einen unbedeutenden Menſchen ohne Lebensart gelten muſſte. Mich eckelte vor dem ſtädtiſchen Tone, der dort herrſchte; Ich ſah keine ruhige, ſorgenfreye Geſichter, wie ich ſie da erwartete, wo Geiſt und Cörper Erquickung und Hülfe finden ſollen; Ich fand die Menſchen eben ſo angeſpannt und eben ſo raſtlos fortgetrieben von groſſen und kleinen Leidenſchaften, fand da eben ſo viel Zwang, Rangordnungen und politiſche Rückſichten, wie in den Reſidenzen, und dazu eine Ebbe und Flut von Fremden, und nichts als abgebrochne Unterredungen unter Leuten, die jeden Augenblick zerſtreuet und geſtört werden, durch irgend einen alten Bekannten, der unvermuthet erſcheint, oder durch einen neuen Ankömmling, der das Glück haben will, ſie kennen zu lernen; und das unwürdige Spiel und die langweiligen Dejeunees, und die ungeſchickten Virtuoſen, von denen man ſich des Nachmittags, aus Gefälligkeit gegen die Herrn, denen ſie empfohlen ſind und die ſie wieder empfehlen, die Ohren muß martern laſſen, und noch obendrein Beyfall klatſchen, und dann die Affen und Bären, die da zu ſchauen ſind und die einzelnen Gruppen von ſubalternen ſchönen Geiſtern, die um ein Principal-Genie herum ſich verſammeln, es einräuchern und um die Ehre kämpfen, wer ihm am nächſten kommen darf — Es kann ſeyn, daß ich das alles in meiner damaligen Stimmung zu ernſthaft nahm — ich hätte es comiſch und unterhaltend finden ſollen; aber ich vermogt' es nicht — es ärgerte mich. Schon war ich im Begriffe, von da fort nach dem kleinern, aber geſelligen, vertraulichen Rehburg zu fahren, als in dem Hauſe, darinn ich wohnte, eine Familie ankam, die auf einmal meinen Plan rückgängig machte. Ein lahmer alter Herr wurde aus dem Wagen gehoben; zwey Damen, wovon die eine die Mutter, die andre die Tochter zu ſeyn ſchien, halfen ihm in's Haus. Dieſe Perſonen kamen mir bekannt vor — Es war der General von Winterburg mit ſeiner Gattinn und Tochter; ich hatte ſie Alle einſt in meiner Vaterſtadt geſehn, wohin ſie zuweilen kamen, weil der General Güter im Lande beſaß. Damals ſchon war das Fräulein Julie ein ganz artiges Mädchen geweſen, allein den Annehmlichkeiten ihres Geiſtes und ihrer Geſtalt mangelten noch Reife und feinere Ausbildung. Dieſe hatte ſie nun erlangt, da ſie ſich ein Jahr lang in Braunſchweig bey einer liebenswürdigen jungen Witwe, die ihre Couſine war, aufgehalten hatte.

Ich bewillkommte dieſe Familie, wie es die Höflichkeit erforderte, und indeß die für ſie beſtimmten Zimmer in Ordnung gebracht wurden, ließ ich Stühle vor die Hausthür tragen; wir ſetzten uns und begannen ein Geſpräch. Der General und die Seinigen ſchienen eben ſo wenig, wie ich, geſtimmt, ſich unter den glänzenden Haufen der Brunnengäſte zu miſchen. Der alte Mann war, wie ich ſchon geſagt habe, lahm und ſeine Damen pflegten Seiner mit zärtlicher Sorgfalt. Ich ahndete, daß wir und vielleicht noch ein Paar gute Leute, die wir finden würden, einen kleinen häuslichen Cirkel für uns ausmachen könnten — Das grade hatte mir in Pyrmont gefehlt; ich beſchloß daher ſogleich, nicht abzureiſen. Was mich aber wohl ſo ſchleunig zu dieſem Vorſatze brachte, waren die Eindrücke, die Julie auf mich gemacht hatte. Sie war ein ſchlankes, ſchön gewachſenes Mädchen; Ihr groſſes, blaues Auge war ſanft und doch ſeelenvoll; Ihre Geſichtszüge, ohne eben durchaus regelmäßig zu ſeyn, hatten etwas unwiederſtehlich Intereſſantes; Ihre Stimme war melodiſch, ſie redete gut und urtheilte über alles beſcheiden, aber beſtimmt. Sie erkundigte ſich, ob man nicht ein Clavier geliehn bekommen könnte; Ihrem guten Vater, ſagte ſie, mache es Freude wenn ſie ihm etwas vorklimperte und ein Liedchen dazu ſänge. Ich entdeckte bald, daß ſie in den ſchönen Künſten größere Fortſchritte gemacht hatte, als ſie ſelbſt zu ahnden ſchien und in feinen weiblichen Arbeiten that es ihr ſchwerlich Eine ihres Geſchlechts zuvor. Was dies alles mehr erhöhete, war der Anſtrich von ſanfter Beſcheidenheit, hinter welcher ſie alle dieſe Vortreflichkeiten hervorſchimmern zu laſſen verſtand, ihre heitre, ſittſame Laune und die Häuslichkeit und zärtliche Kindesliebe — Es war nicht möglich, dem Allen zu wiederſtehn. Gegen die gemeinen

Künſte der Coketterie wafneten mich meine Erfahrungen und einige Kenntniß des weiblichen Herzens; aber hier war keine Kunſt, kein Plan zu ſehn; alles ſchien Natur und Unbefangenheit; Die Allgewalt der Eindrücke ſo vieler Vortreflichkeiten riß mich hin, ich wuſſte nicht wie. Dazu kam, daß ich in Juliens Gemüthsart und Stimmung ſo viel Aenlichkeit mit der meinigen wahrnahm — Ja! wer findet die nicht in dem Gegenſtande ſeiner Liebe? werden Sie ſagen; aber hier war es in der That nicht Täuſchung, nicht Verblendung. Dieſelbe Lebhaftigkeit der Einbildungskraft; derſelbe Drang, alles lernen, dieſelbe Beharrlichkeit, alles durchſetzen zu wollen, was ſie einmal angefangen hatte; dieſelbe Wärme für alles wahrhaftig Große und Seltne; dieſelbe Verachtung alles Mittelmäßigen, langſamen, Weitläuftigen; Trieb, originell zu ſeyn, einen eignen Weg zu gehn, nicht nachzulallen und nicht mitzuſchlendern; dieſelbe Verehrung und Bewunderung eminenter Talente und feines Witzes. Und nun denken Sie Sich dabey die Stimmung, in der ich grade damals war; die Leere welche in meinem Herzen durch meine mislungnen Plane und durch die lange Entbehrung eines ſeelenvollen Umgangs entſtanden war, eine Leere, die durch mein unthätiges Leben unterhalten wurde — Denken Sie Sich das alles und das ich noch nie geliebt hatte, und Sie werden es gar nicht ſonderbar finden, daß in wenig Tagen Juliens Bild alle andre Vorſtellungen in mir verdrängte.

Zehntes Capitel.

Fortſetzung des Vorigen.

„Ich habe, mein lieber Graf!“ ſagte ich, als er am folgenden Tage in ſeiner Erzählung fortfahren wollte, „ich habe ſeit geſtern mich von „dem Gedanken nicht losmachen können, daß „Sie doch würklich länger hätten in *** bleiben „müſſen, um die Bosheit Ihrer Neider und „Verfolger zu Schande zu machen. Ein Jüngling, der, wie Sie damals, eine hohe Ehre „darin fand, alle Menſchen lenken und zu „allem bereden zu können, der durfte ja durchaus des Zwecks nicht verfehlen, wenn er es „nur wollte, in kurzer Zeit den Staatsminiſter, „Grafen *** für ſich einzunehmen — Und „welch' ein ſchöner Triumpf über Ihre Feinde, „wenn Ihnen dann die Ehrenſtellen angebothen „worden wären, wozu man Ihnen den Weg verſperren wollte; wenn dann alle Nachrichten in „dem Lobe des Mannes übereingeſtimmt hätten, „den man ſo ſchändlich verläumdete!

Graf. Aber wie können Sie, Freund! von einem ſolchen Kraft-Genie, als ich damals war, Conſequenz bey ernſthaften Schritten erwarten? Einer ſechzigjährigen Matrone, wenn es die Wette galt, durch tauſendfache Schmeichler-Künſte ſo den Kopf zu verdrehn, daß ſie von freyen Stücken einen Walzer mit mir tanzen muſſte; einen Mann mit der Knoten-Perücke ſo in die Zeiten ſeiner Jugend hineinzuplaudern, daß er auf einen Stecken durch's Zimmer ritt; zwanzig verſchieden geſtimmte Leute, durch zwanzig verſchiedne Rollen ſo zu bezaubern, daß jeder von ihnen glaubte, er könne mit niemand auf der Welt mehr ſympathiſiren, als mit mir — das verſtand ich, und trieb es, wenn es auf einen Spaß angeſehn war; aber in bürgerlichen Verhältniſſen mich nach den Umſtänden fügen, nachzugeben, Demüthigungen aushalten, gekränkte Eitelkeit, beleidigten Stolz verſchmerzen, meine raſchen Wünſche mäßigen, den Ausgang ruhig von der Zeit erwarten, wenn nicht alles gleich mit Schnelligkeit durchzuſetzen war — ach! das habe ich ſpät und, ich fürchte faſt, das habe ich gar nicht gelernt. Wiederſtand, der in der Sache lag, habe ich ertragen können; Schwie-

rigtigkeiten ſpornten ſogar meinen Eifer an; aber Wiederſtand von Perſonen, beſonders wenn dumme und boshafte Menſchen im Spiele waren; der hat mich immer zu übereilten Schritten verleitet — Doch laſſen Sie mich in meiner Erzählung fortfahren!

Meine Liebe zu dem Fräulein von Winterburg wurde mit jedem Tage, den ich an ihrer Seite verlebte, heftiger und wärmer; die ungeheure Lebhaftigkeit meines Temperaments gab dieſer tyranniſchen Leidenſchaft doppelte Stärke. Ich ſah nur ſie, hatte für ſonſt keinen Gegenſtand Augen; alle meine Ideen, alle meine Plane ketteten ſich an den einzigen Gedanken, ſie zu beſitzen. Die bunten Bilder einer hochfliegenden Phantaſie, die mir bis dahin Ausſichten von Glanz und Ruhm und Herrſchaft dargeſtellt hatten, verwandelten ſich nun in ſanftere Scenen ſtiller, häuslicher Glückſeligkeit und patriarchaliſcher Freuden. Ich durchwachte die Nächte in dieſen ſüßen Träumereyen; aber ich zürnte mit der Sonne, daß ſie nicht früh genug aufginge, und ſobald nur ihre erſten Strahlen in mein Fenſter fielen, fuhr ich ſchnell in meine Kleider, eilte, wenn noch niemand auf den Beinen war, durch die ſtillen Gänge des Hauſes, bis vor die Zimmer, wo der General mit ſeiner Familie wohnte, verwünſchte das Phlegma der Menſchen, die den ſchönen Morgen verſchlafen konnten, wurde ungeduldig, zürnte in Gedanken mit Julien, weil ſie meine Unruhe nicht theilte, und wenn ich dann, voll böſer Laune auf meine Uhr blickte, ſahe ich, daß es erſt wenig Stunden nach Mitternacht, und daß ich ein Narr war. Drey Wochen hindurch, die ich in Pyrmont auf dieſe Weiſe hinbrachte, ſchlief ich keine Nacht länger als ein Paar Stunden, und doch ſprang ich des Morgens immer munter, ſtark und geſund von meinem Lager auf. Nun bekam auch mein Geſchmack auf eine Zeitlang eine andere Richtung und meine Stimmung war nicht mehr dieſelbe. Muſic, Poeſie und Tanz, die wenig Reiz für mich hatten, wenn mein Geiſt mit Schwärmereyen andrer Art erfüllt war, machten jetzt den lebhafteſten Eindruck auf mich; ich wurde ein Dichter, ſetzte dann meine Lieder in Muſic und ſchmolz, wie Wachs, wenn Julie dieſe ſüßlichen Melodien mit ihrer Silberſtimme mir vorſang:

ſang; und wenn mir's nun gar vorkam, als wenn ſie ſelbſt mitfühlte, was ich da ſo herzbrechend zu Papier gebracht hatte; ja! dann vergieng ich faſt vor Wonne, oder ſeufzte, als wenn mir das Herz brechen wollte. Dabey war ich freygebiger, mitleidiger, duldender gegen arme, unglückliche, dumme und ſchwache Menſchen. Hatte ſie aber einmal mit irgend einem andern Manne freundlicher oder länger, als gewöhnlich, geredet, dann ſtürmte die Eiferſucht in mir und ich war gegen jedermann bitter, grämlich und unleidlich.

Es war nicht möglich, daß meine Leidenſchaft dem ruhigen Beobachter verborgen bleiben konnte, am wenigſten dem Gegenſtande meiner Zärtlichkeit; denn wer weiß nicht, welchen feinen Sinn die Weiber dafür haben? es kam nun darauf an, mich Julien zu entdecken; aber woher ſollte ich, der ich zum erſtenmal in meinem Leben liebte, den Muth dazu nehmen? Jetzt gieng ſie unbefangen und zutraulich mit mir um; mußte ich nicht fürchten, daß, wenn mein Geſtändniß ihr misfiele, ſie zurückhaltender gegen mich werden und ich mir dadurch das Glück rauben

ben würde, daß mir jetzt wenigſtens der Gedanke der Möglichkeit, daß ich ihr nicht ganz gleichgültig wäre, verſchaffte? Zuweilen war ich im Begriffe zu reden, wenn es mir vorkam, als wenn ſie mir eine Aufmerkſamkeit bewieſen, mir einen zärtlichen Ton anzunehmen erlaubte, der über die Grenzen des gewöhnlichen Umgangs unter Perſonen von verſchiednem Geſchlechte hinauszugehn ſchien; aber bald zog ſie ſich wieder zurück, wußte die unſchuldigen Freyheiten die ſie mir erlaubte, ſo unendlich fein abzuſtufen, daß ich wieder da war, wo ich vor drey Tagen angefangen hatte, wenn ich bedeutende Fortſchritte gemacht zu haben glaubte.

Was die Eltern betrifft; ſo glaubte ich würklich zu bemerken, daß ihnen eine Verbindung zwiſchen ihrer Tochter und mir nicht zuwieder ſeyn würde. Die Mutter redete zuweilen davon, daß nun noch ihr einziger Wunſch in dieſer Welt der wäre, ihr Julchen verſorgt zu ſehn und der alte General rieth mir oft, mich bald zu etabliren: „Ein junger Mann, von „Ihrer Geſchicklichkeit" ſagte er, „muß nicht „müßig ſitzen, muß dem Staate dienen. Sie

„werden aller Orten willkommen ſeyn und dann „nehmen Sie Sich eine ehrliche, häuslich erzogene Frau; ſonſt giebt's ein wildes Leben! Es „wäre Schade, um die ſchönen Güter — Der „Teufel! was ſind das für Güter! Sie können „allein in Tungerhauſen in einem Jahre mehr „Haſen ſchieſſen, als der Churfürſt von Bayern „Cammerherrn hat.“

Ich hatte einmal den Vorſatz, Julien ſchriftlich meine Geſinnungen zu entdecken, entwarf nach der Reihe drey Briefe, zerriß ſie aber alle wieder. Indeß vergieng ein Tag nach dem andern, und ich ſah die Zeit heranrücken, wo Winterburg mit den Seinigen zurück nach Stuttgard reiſen würde. (Ich habe vergeſſen, Ihnen zu ſagen, daß er in Würtenbergiſchen Dienſten General war.) Der Gedanke an die Trennung ſchien mir unerträglich; Der General half mir auf einmal aus dieſer Verlegenheit. „Ich hoffe“ ſprach er: „wir werden hier „nicht von einander ſcheiden, ohne uns wiederzuſehn, und zwar bald wiederzuſehn, wenn „ich dabey ſeyn ſoll. Sie wollen einige teutſche „Höfe beſuchen; Was hindert Sie, Ihren

„Weg über Stuttgard zu nehmen! In vier
„Wochen ſind wir dort; Vorher muß ich mich
„eine Zeitlang bey meinem Schwager im Hannöverſchen
„aufhalten. Jetzt ſind wir im Auguſt;
„Reiſen Sie herum, bis im November;
„ſuchen Sie Sich einen Ort aus, wo Sie Sich
„feſtſetzen wollen und dann kommen Sie, bevor
„Sie Sich in's Joch ſpannen, den Winter bey
„uns zuzubringen! Eine Wohnung können wir
„Ihnen nicht bey uns anbiethen; aber zu jeder
„Stunde des Tags iſt Ihnen unſer Haus offen,
„und wenn Sie ſonſt nirgends gebeten ſind; ſo
„verſteht's ſich, daß Sie bey uns ſpeiſen."
Einen ſo herrlichen Vorſchlag nahm ich mit dankbarem Herzen an; ich blickte fragend nach Julien hin; ſie verſtand mich; ihr Geſicht erheiterte ſich: „o! thun Sie das, Herr Graf!" ſagte ſie „Wir wollen dann recht viel Muſic mit einander
„machen, und die Zeit ſoll Ihnen bey
„uns nicht lange dauren." — Nun wurde mir der Abſchied weniger ſchmerzlich; ich bat um Erlaubniß, dem Fräulein zuweilen ſchriftlich Nachricht von dem geben zu dürfen, was mir auf der Reiſe merkwürdig vorkommen könnte, erhielt dieſe Erlaubniß, und wir trennten uns.

Da jetzt der Gedanke, einen feſten Wohnplatz zu wählen und wieder in Dienſte zu treten, herrſchender als vorhin bey mir geworden war; ſo beſchloß ich, zuerſt nach *** zu reiſen, wohin ich, wie Sie wiſſen, auch nachdem ich meinen Abſchied genommen, geſchrieben hatte. Gleich bey meiner Ankunft und noch ehe ich dem Miniſter meine Aufwartung machte, ſuchte ich durch einen ſichern Mann, dem ich von guter Hand empfohlen war, zu erfahren, ob auch hier nachtheilige Gerüchte von mir wären ausgeſprengt worden, und ſiehe da! meine Feinde waren nicht ungeſchäftig geweſen. „Doch hat „das nicht viel auf ſich;“ ſagte der Mann „Man „hegt hier nicht die vortheilhafteſte Meinung „von der Verfaſſung, die in ihrem Vaterlande „herrſcht, und es wird Ihnen hier wohl nicht „viel ſchaden, wenn man Sie dort verkannt „haben ſollte. Indeſſen wird es Ihnen doch „angenehm ſeyn, dieſen Wink zu erhalten.“ Diesmal handelte ich nun klüger, und ohne abzuwarten, daß ich erſt durch Miſtraun und Kälte verſtimmt würde, eröfnete ich mich dem Miniſter, gleich bey dem erſten Beſuche, den ich ihm ablegte, ſagte ihm etwas von kleinen, doch nicht gefährlichen Unvorſichtigkeiten, wozu Jugend, ein heftiges Temperament und unedle Behandlung mich ehemals verleitet hätten, eröffnete ihm meine Beſorgniß, daß man daraus vielleicht könne Veranlaſſung genommen haben, mich bey ihm in böſen Ruf zu ſetzen, appellirte an ſeine allgemein bekannte unpartheyiſche Gerechtigkeit und Menſchenkenntniß und empfahl mich ſeinem Schutze. Dies ſchien gute Würkung zu thun; Er war äuſſerſt gütig und zuvorkommend gegen mich, obgleich er mir nichts Gewiſſes verſprach, und ich geneß in ſeinem Hauſe eine Gaſtfreundſchaft, die auch das übrige Publicum zur Höflichkeit gegen mich ſtimmte. Dieſe Behandlung gab mir Muth, Zuverſicht und gute Laune und in wenig Tagen glaubte ich würklich zu bemerken, daß ich bey Hofe und in der Stadt keine ſchlechte Rolle ſpielte. Man hatte mir unter der Hand vertrauet, daß der Herr Miniſter von ſeiner Frau Gemahlin regieret würde, und daß es alſo der Klugheit gemäß ſey, die Dame für mich einzunehmen, und von dieſer Nachricht machte ich ſo guten Gebrauch, daß man in kurzer Zeit mich wegen der Gunſt zu beneiden ſchien, in welcher ich bey dieſer mächtigen Familie ſtand.

Schon glaubte ich mich dem Ziele meiner Wünſche nahe und war im Begriffe mir entſcheidende Antwort auf mein Geſuch um Dienſte zu erbitten, an deſſen gutem Erfolge ich kaum mehr zweifelte, als ein unglücklicher Ball meine Hofnungen auf einmal vernichtete.

Es fügte ſich nämlich, daß grade während meiner Anweſenheit in *** die Nichte des Miniſters an einen Cavalier aus Caſſell vermählt wurde. Dies gab Gelegenheit zu allerley Feſten, an welchen auch ich, den man als einen Freund vom Hauſe betrachtete, Theil nehmen durfte. Wie ich alles heftig trieb; ſo tanzte ich auch mit einer Lebhaftigkeit, dergleichen man ſonſt kaum an jungen wilden Engländern zu bemerken gewöhnt iſt. Dies, und daß ich zugleich nicht ganz ſchlecht tanzte, zog aller Augen und vorzüglich die Aufmerkſamkeit der Gemahlinn des Miniſters auf mich, die mir mit groſem Wohlgefallen zuzuſehn ſchien — Ich muß Ihnen dieſe Dame in wenig Zügen ſchildern.

dern. Sie war eine Schwäbinn und damals etwa zwey und dreyſſig Jahre alt. Schön war ſie nie geweſen, allein ſie hatte noch immer etwas in ihrem Aeuſſern, das den mehrſten Männern gefällt, mich aber von je her zurückgeſtoßen hat, nämlich einen Ausdruck von ſehr reizbaren Temperamente. Sie war fett und weiß von Haut; Ihre großen blauen Augen ſchoſſen oft ſchnelle, viel ſagende Blicke auf ſchöne Männer und dann trübten ſich dieſe Blicke wieder und die Augen wurden matt und ſchwammen im Nebel der Sinnlichkeit. Ihr Ohr wurde nicht leicht durch freye Reden beleidigt; ſie ſelbſt ſprach über manche Gegenſtände mit einer Naivetät, die aber ihrem Herrn Gemahle und manchen andern Leuten weniger auffiel, da ſie ſich in den Ruf von ſchwäbiſcher Freymüthigkeit und Argloſigkeit geſezt hatte. Doch lieſſen ſich Männer von Erfahrung dadurch nicht täuſchen und man ſagte ſich's leiſe in das Ohr, daß die gnädige Frau nicht ganz ohne Neben-Abſichten hübſchen jungen Männern bey des Herrn Gemahls Excellenz das Wort redete und ſich ihre Beförderung angelegen ſeyn ließ. Ich habe Ihnen erzählt, daß ſie vorzüglich viel Wohlgefallen an der Lebhaftigkeit zu haben ſchien, mit welcher ich tanzte. Nachher habe ich erſt die Bemerkung gemacht, daß ſehr ſinnliche Weiber ſich für raſche Tänzer zu intereſſiren pflegen; indem ſie vermuthlich daraus im Allgemeinen einen Schluß auf die Wärme des Temperaments ziehen. Wenig beſchäftigt mit Anſchauung der Reize dieſer Dame fiel mir's gar nicht auf, daß ich ſie jetzt aller Orten mir gegen über oder neben mir ſah, daß ſie anfieng, vertraulich mit mir zu ſcherzen, mir bald einmal Schuld zu geben, ich liebäugelte mit dieſem oder jenen Fräulein, oder einem leeren Complimente, daß ich ihr ſelber ſagte, die Wendung gab, als hätte ich mehr damit gemeint und als ſey ich, (wobey ſie jedoch gar nicht zurückſchreckend ausſah) als ſey ich ein gefährlicher Menſch, den man kurz halten müſſte. Mitten unter den Feſten nun, welche die Hochzeit ihrer Nichte veranlaßt hatte, fiel auch der Geburtstag des Thron-Erben ein, und der Hof gab einen großen Maskenball in dem Gartenſchloſſe, wozu die ganze Stadt und die Fremden eingeladen wurden. Ich fragte meine gnädige Beſchützerinn, ob ich das Glück haben würde, ſie dort zu ſehn; allein ſie ſchob eine kleine Unpäßlichkeit vor, doch fügte ſie lächelnd hinzu: „Nehmen Sie Sich in Acht! Ehe Sie Sich's verſehen, ſtehe ich maskirt an Ihrer Seite und belauſche Sie, wenn Sie mir darauf ausgehen, unſre jungen Mädchen zu verführen.“ Ich nahm dies, wie einen ihrer gewöhnlichen Scherze und dachte nicht weiter daran. Der Abend kam herbey; der Ball war glänzend; der Hof hatte bekannt machen laſſen, daß er wünſchte, es mögten wenig Domino's, aber viel Character-Masken ſich einfinden und in der That erſchien deren eine Menge von erfindungsreicher und prächtiger Art. Das Gedränge war groß; wenig Leute von Bedeutung tanzten; allein ich war zu einem Paar Tänzen verſprochen, die ich dann, mit meinem gewöhnlichen Feuer, die unendliche Reyhe hinunter, fortführte. Bald bemerkte ich, daß eine weibliche Maske, begleitet von einer männlichen, die aber auch ein verkleidetes Frauenzimmer zu ſeyn ſchien, mich, ſo oft ich frey war, verfolgte und mich freundlich neckte. Die weibliche Figur war wie eine Türkinn gekleidet, in orientaliſcher Ueppigkeit; der Reichthum aber der Juwelen, woran ſie glänzte, bewies mir, daß ſie kein Frauenzimmer aus der gemeinen Claſſe ſeyn konnte, und daß ich alſo, ohne Unhöflichkeit, ſie nicht wohl zurückweiſen oder ihr den Rücken zukehren durfte. Endlich als ich nicht mehr tanzte, erſchien ſie abermals, hieng ſich an meinen Arm, indeß ihr Begleiter mir zur andern Seite gieng, und ſo hatte ſie mich bald, ich weiß nicht recht wie, in den Garten hinein geplaudert, der mit Lampen mäßig erleuchtet war und in welchem ein Heer von Masken in einzelnen Gruppen durch einander ſpazierte. Hier verlohr ich auf einmal den Begleiter aus den Augen; die weibliche Maske fieng mit verſtellter Stimme ein gleichgültiges Geſpräch mit mir an und lockte mich ſo, ohne daß ich es merkte, in eine Neben-Allee, die auf einen geöfneten, nicht erleuchteten Pavillon ſtieß. Als wir an dieſen gekommen waren, führte ſie mich ohne Umſtände hinein und — faſt ſchäme ich mich, es zu erzählen — ſchlang mit der Wuth einer Bachantinn, ihre Arme um meinen Hals. Laſſen ſie mich einen Vorhang vor dieſe Scene weiblicher Schamloſigkeit ziehn! Daß ich, mit der Liebe zu Julien im Herzen und mit einer gewiſſen Feinheit in meinen Empfindungen, wovon ich immer geglaubt habe, daß ſie ſelbſt den gröbern Ausſchweifungen wenigſtens zur Hülle dienen müſſte, mich dieſen empöhrenden Umhalſungen entriß; das werde ich mir wohl nicht einmal zum Verdienſte anrechnen dürfen. Nachdem aber die Dame ſah, daß dieſe und noch ein Paar Anfälle von ähnlicher Art an mir fruchtlos verſchwendet waren, ſtieß ſie mich mit Ungeſtüm von ſich, eilte aus dem Pavillon und ich ſah dieſe Maske nicht wieder.

Jetzt hatte ich Zeit, meinem Abentheuer nachzudenken, indem ich noch einigemal in der einſamen Neben-Allee auf und niedergieng: „Wer konnte dieſes freche Weib ſeyn? keine gemeine Dirne, dem Anzuge nach zu urtheilen. „Doch, wer weiß? Vielleicht ſind die Juwelen „falſch; vielleicht war ſie irgend eine unterhaltene Maitreſſe, behangen mit geraubten Koſtbarkeiten, wovon ſie einen Großen am Hofe „und Dieſer das arme Land geplündert hat. „Und was kümmert's mich? Gut, daß ich Ihrer los bin!“ Mit dieſen Gedanken kehrte ich in den Saal zurück und vergaß nach und nach die ganze Begebenheit. Als ich aber um Mitternacht nach Haus fahren wollte und beym

Ausgange im Gedränge ſtand, ſchob mir eine ſchmutzige Matroſen-Maske ein Briefchen zu und entzog ſich, ſobald ich es angenommen hatte, meinen Augen. Als ich nun nach Hauſe kam, eröfnete ich das Billet; es war mit Bleyſtift geſchrieben und enthielt ungefehr folgende Worte:

„Ein unbekannter Freund iſt Ihnen dieſen „Abend auf jedem Schritte gefolgt. Er iſt in „einiger Entfernung Zeuge von dem Abentheuer „geweſen, daß Ihnen aufgeſtoßen iſt. Eine „ähnliche Erfahrung, die er einſt ſelbſt gemacht „hat, giebt ihm über den ganzen Zuſammenhang dieſer Geſchichte das hellſte Licht und „macht es ihm zur Pflicht, Sie vor unangenehmen Folgen zu warnen. Die Rache eines „verſchmäheten Weibes iſt unverſöhnlich; wenigſtens werden Sie wohl nicht auf den Schutz „der Dame rechnen dürfen, die Sie heute ſo „ſchnell aus dem Pavillon fliehen lieſſen. Sollten Sie würklich nicht ahnden, wer dieſe reich „geſchmückte Türkinn geweſen iſt? So will ich „Ihnen denn kurz ſagen, daß die Erfüllung Ihres Wunſches, in hieſige Dienſte zu treten, „von dieſer Dame abhängt. Nun wiſſen Sie

„ge=

„genug, um den Plan aufzugeben und meinen „Wink ſo zu nützen, daß Sie Sich keiner abſchlägigen Antwort ausſetzen, ſondern lieber „die Unterhandlung ſelbſt abbrechen.“

Jetzt giengen mir freylich die Augen auf; keine Andre als die Frau des Miniſters war's geweſen; und ſo hatte denn der Unbekannte Recht, wenn er ſagte, daß für mich am Hofe wohl nichts zu erlangen ſeyn würde. Aber dieſer Unbekannte; wer konnte Der ſeyn? Meine Muthmaßung fiel natürlicher Weiſe ſogleich auf den guten Mann, dem ich war empfohlen worden und von dem ich mit Ihnen ſchon geredet habe. Früh des folgenden Morgens eilte ich zu ihm hin; Gradezu fragen mogte ich ihn nicht; aber auch auf meine entfernten Anſpielungen wollte er ſich nicht einlaſſen. Aus Feinheit durfte ich nicht in ihn dringen; War er der Briefſchreiber; ſo hatte er einem Manne, deſſen ſich anzunehmen er für Pflicht hielt, einen nützlichen Dienſt geleiſtet; er kannte mich aber nicht genau genug, um über eine ſo kitzliche Sache mündlich mit mir zu reden. Meine Dankbarkeit konnte ich ihm nicht beſſer bezeugen, als indem ich ihm zu erkennen gab, daß ich ſeinen Wink nützen würde. Ich erzählte ihm alſo mit anſcheinender Gleichgültigkeit: kürzlich erhaltene Briefe beſtimmten mich, nöthiger Geſchäfte wegen, in einem Paar Tagen *** zu verlaſſen und meine Bewerbung um Dienſte vorerſt aufzugeben; doch würde ich vielleicht bald wieder kommen. Von da fuhr ich zum Miniſter, um Dieſem dieſelbe Erklärung zu thun und Abſchied von ihm zu nehmen. Es war noch ſo früh am Tage, daß ich überzeugt ſeyn konnte, er werde ſeine Gemahlinn nach dem Balle nicht wieder geſprochen haben; ſo daß ich hoffen durfte, freundſchaftlich, wie gewöhnlich, von ihm empfangen und entlaſſen zu werden. Ich irrte nicht und in der That ſchien ihn meine plötzliche Abreiſe zu befremden; doch, als ich ihm ſagte, ich dächte bald zurückzukommen, verſicherte er mich, wie lieb es ihm ſeyn würde, mich wieder zu ſehn und mir angenehme Dienſte zu leiſten. Meine Feindinn genoß alſo ihren Triumph nur halb; An demſelben Tage beurlaubte ich mich bey den Herrſchaften, gab Abſchieds-Karten in der Stadt ab und ſahe das wollüſtige Weib nicht wieder.

Noch einen kleinen Umſtand will ich nachholen. Als ich zu dem Miniſter geführt wurde, muſſte ich eine Garderobe vorbergehn, deren Thür halb geöfnet war. Ich warf einen Blick hinein und ſah eine Cammerfrau beſchäftigt, die berüchtigte türkiſche Masken-Kleidung zuſammenzulegen. Dies hob den letzten Zweifel über die Perſon, welche in dieſer Maske geſteckt hatte und ich wuſſte nun gewiß, daß ich durch meine ſchnelle Abreiſe keinen voreiligen Schritt that.

Eilftes Capitel.

Weitere Fortſetzung des Vorigen.

„Armer Graf!“ ſagte ich, als ich meinen Freund bat, in ſeiner Geſchichte fortzufahren. „Es ſchien doch würklich, als wenn ſich alles „verſchworen hätte, Ihre Plane zu vereiteln.“

Der Graf. Das iſt wahr; allein ich verſichre Sie, daß ich mit ungewöhnlich heiterm Muthe *** verließ — So gewiß iſt es, daß unangenehme Vorfälle, bey welchen wir uns weder von Seiten der Rechtſchaffenheit, noch Klugheit, nichts vorzuwerfen haben, uns weniger niederſchlagen, als ſolche, bey denen wir durch eigne Schuld leiden. Dazu kam noch, daß ich mir bewußt war, die Achtung und Liebe vieler redlichen und verſtändigen Leute und eine allgemeine gute Meinung von mir zu hinterlaſſen; und ſo tröſtete ich mich denn leicht über das Mislingen eines Plans, deſſen Ausführung doch nicht weſentlich zu meiner Glückſeligkeit nöthig war.

Ich beſchloß nun meine Reiſe an die teutſchen Höfe fortzuſetzen und zweifelte nicht daran, einen zu finden wo ich mich häuslich niederlaſſen könnte. Da ich aber dieſe Reiſe gern in Lerchenhayns Geſellſchaft unternehmen wollte; ſo ſteuerte ich zuerſt geradeswegs auf ** zu, ohne meinen Freund vorher auf meine Ankunft vorbereitet zu haben. Meine Erſcheinung überraſchte ihn; Der ſonderbare Menſch hatte abermals ſeine Laufbahn verändert; ich fand ihn, als — Prinzen-Hofmeiſter. Dies war alſo zugegangen: Bey dem Erziehungs-Reformationsweſen hatten ſich von allen Seiten viel Schwierigkeiten geäuſſert; die größte beruhete darin, daß der Herr Huſaren-Obriſt mit den übrigen Mitgliedern des hochlöblichen Conſiſtoriums in ſchwarzen Uniformen gar nicht harmonirte; und ſo wurde denn der Fürſt, über dem beſtändigen Zanken und Klagen von beyden Seiten, von ſeiner Pädagogic geheilt — wie zuweilen bey cörperlichen Krankheiten, wenn ein Paar Aerzte ſich über die Curart ſtreiten, die Natur indes in das Mittel tritt und den Leidenden, ohne andre Hülfe, geneſen läſſt. „Ich finde doch am Ende" ſagte Lerchenhayns weiſer Sultan, die bisherige Art

die

„zu ſchulmeiſtern ſo übel nicht, oder vielmehr, „ich ſehe noch nicht ein, [illegible] Ihr, mit allen Euren Zänkereyen, Beſſeres zu Markte bringt. Die fremden Kerls, die Ihr mir „verſchrieben habt, ſind ja ſelbſt ſo rohe Lümmel, daß ich meine Jagdhunde nicht mögte „von ihnen erziehn laſſen. Geben Sie ihnen „Reiſegeld und ſchicken ſie alle zum Teufel! „Indeſſen iſt es immer gut, daß wir einmal „gezeigt haben, daß auch dies Weſen meiner Aufmerkſamkeit nicht entgeht. Es ſoll „nun an alle Schulmeiſter und Lehrer im Lande „geſchrieben werden, daß ſie jeder einzeln ſich „angreifen und verbeſſern, was nach den Umſtänden zu verbeſſern iſt, indem man ihnen „aufpaſſen würde; und dann will ich von der „ganzen Muſic vorerſt nichts mehr hören.“ Lerchenhayn ritt nun nicht mehr in's Conſiſtorium: Die kleine Militairiſche Laufbahn war für ſeinen unternehmenden Geiſt nicht wichtig genug, und was das Gute betraf, welches er, als Günſtling, durch täglichen Umgang mit ſeinem Fürſten etwa bewürken konnte; ſo ſchien ihm das auch von keiner Bedeutung. Der gnädigſte Herr war ein ſo ſchwacher, träger Menſch, daß mein

Freund bald gänzlich daran verzweifelte, noch etwas aus ihm zu ziehn; Er fiel alſo darauf, ſich der Bildung des Erbprinzen anzunehmen. Bey dem meinte er, wäre es noch Zeit, und wenn man ihm nur freye Hand lieſſe; ſo dürfte er hoffen, wenigſtens für die folgende Generation mit Nutzen zu arbeiten. Der Fürſtenknabe war zwölf Jahre alt und bis dahin größtentheils in Weiber-Händen geweſen, wobey der Pagen-Informator ihn ein bischen im Cathechismus, ein vom Theater in München entlaufner Figurant im Tanzen, der Schloß-Küſter im Schreiben und Rechnen und eine alte einäugiche Gascognerinn, die bey den Prinzeſſinnen die Gouvernante vorſtellte, ihn im Franzöſiſch-Parliren unterrichtet hatten. Alle dieſe Perſonen durften ſich dem Prinzen nun nicht mehr nähern; Lerchenhayn übernahm, nach ſeinem eignen Plane, den Unterricht und die Bildung und der alte Fürſt verſprach, ihm freye Hand zu laſſen. Dieſe Einrichtung war eben erſt gemacht worden, als ich eines Morgens ſehr unerwartet in meines Freundes Zimmer trat.

Wie groß unſre Freude von beyden Seiten war, das kann ich Ihnen nicht beſchreiben. Wir hatten uns nun unendlich viel Dinge zu erzählen; Ich konnte mich nicht enthalten, ein wenig den Kopf zu ſchütteln, als der Baron mir ſeinen Erziehungsplan und alles, was er ſich davon verſprach, entwickelte. Indeſſen war jezt nicht daran zu denken, daß er mich hätte auf meiner Reiſe begleiten können; Nach einem vierzehntägigen angenehmen Auffenthalte bey ihm entſchloß ich mich alſo, meinen Zug allein anzutreten.

Mit dem kleinen Detail meiner Reiſe-Abentheuer mag ich Sie nicht ermüden; nur etwas im Allgemeinen will ich Ihnen ſagen, von meinen Bemerkungen über die Menge kleiner und größerer Höfe, die ich bey dieſer Gelegenheit beſuchte und als ein ruhiger Zuſchauer beobachtete.

Von je her war ich den kleinen Sultanen herzlich gram geweſen, und dieſe Reiſe trug nicht wenig dazu bey, mich noch mehr gegen ſie zu erbittern. Wenn ich ſo überlegte: welche herrliche

Gelegenheit die Fürſten haben, ihren Geiſt zu bilden, ihren Sinn für alles Edle und Schöne zu verfeinern, ihren Geſchmack zu ſchärfen, unendlich viel Gutes zu ſtiften, Lob, Ruhm und, was mehr als das iſt, Dank und Segen einzuerndten, ſich den froheſten Lebensgenuß zu verſchaffen, alle Gemächlichkeiten und Annehmlichkeiten des Reichthums zu ſchmecken, ohne die geringſten häuslichen Sorgen und ohne Andre arm zu machen; und ich dann ſah, wie leer und flach und faul und unthätig und wenig lehrbegierig die Mehrſten unter ihnen ſind; wie ſie mit kindiſchen Tändeleyen und koſtbaren Thorheiten, welche die armen Unterthanen bey heiſſen Thränen und Händeringen herbeyſchaffen müſſen, ihre goldne Zeit verſchleudern, und doch immer von böſer Laune und Langerweile geplagt werden! wie Sie, die unter tauſend der beſten Köpfe ihren Umgang wählen könnten, gewöhnlich die aller erbärmlichſten Pinſel, Schwätzer und Narren um ſich her als Hofſchranzen verſammeln; wie ſie, voll Behaglichkeit, den Honig der eckelhafteſten Schmeicheley einſchlürfen, wenig bekümmert um die Achtung des Weiſern und um das Urtheil der Nachwelt; wie ſie, uneingedenk der erhabnen Lehre, die ihnen der große Joſeph gegeben, *) ihre Unterthanen, mit allen Hab und Gütern, für ein Angebinde halten, das ihnen der Schöpfer an ihrem Geburtstage zum Spielwerke geſchenket hat; wie ſie tauſendfach ſelbſt die Laſter begehen, die ſie an Andern mit Strang' und Schwerdte beſtrafen; wie ſie den, jede Geiſteskraft niederdrückenden, je Nerve lähmenden Luxus und Sittenloſigkeit befördern und aufmuntern, thörichten Flitterprunke den Stempel der Hoheit und Wichtigkeit aufdrücken, große, edle Thaten durch Belohnungen, die an bunten Bändern getragen werden, lächerlich machen; wie ſie, durch eignes Beyſpiel, Ränke, Cabale, Zweyzüngigkeit und Mistraun begünſtigen — dann war ich oft im

---

*) In dieſes ſo ſehr verkannten Kaiſers Declaration, bey Gelegenheit der Einfuhrung einer neuen Steuer wo er ſagt: das Volk ſey nicht des Furſten wegen, ſondern der Fürſt zum Dienſt des Landes, des Volks, der Nation da — goldene Worte, die, wenn ein kuhner Schriftſteller ſie ſagt, fur die Parole des Aufruhrs gelten; indeß der Monarch, dem man Deſpotismus vorwirft, ſie als Grundgeſetz anerkennt!

im Begriff, den Plan, wieder in Fürſten-Dienſte zu gehn, ganz aufzugeben, um Juliens Hand zu bitten und mit ihr auf einem meiner Güter in patriarchaliſcher Einfalt zu leben; Allein mein Thätigkeitstrieb bekam doch bald das Uebergewicht, und dann ſtellte ich mir im Geiſte vor, welch einen Kreis von Würkſamkeit ich mir, mitten unter dieſen Intriguen und Verwirrungen ſchaffen könnte; wie ich den Fürſten erſt gewinnen, dann an Wahrheit gewöhnen, ja! ihn lehren wollte, Wahrheit zu lieben; wie ich Eifer und Aufmerkſamkeit auf ſeinen heiligen Beruf in ihm erwecken, den Hof von dem müſſigen Geſindel der Paſteten-Freſſer und Complimentenmacher ſäubern, das wahre Verdienſt heben, vorziehn und die Unſchuld beſchützen wollte. Daß mir's in meinem Vaterlande nicht gelungen war, davon ſchob ich die Schuld auf meinen damaligen Mangel an Erfahrung und auf die Abweſenheit des Landesherrn. Daß Lerchenhayn, mit eben ſo großen Endzwecken, noch nichts ausgerichtet, davon lag, meiner Meinung nach, die Urſache darinn, daß er ſich einem Sultane zugeſellt hatte, aus dem nichts zu machen war; Und dann ſagte mir auch meine Eitelkeit, ich werde das Ding vernünftiger treiben, als er, mich nicht zum Scharwenzel brauchen laſſen, ſondern mich in Anſehn ſetzen, mich reſpectiren machen. Es kam alſo nur darauf an, einen Fürſten zu finden, der mich aufnehmen wollte und dem ich Empfänglichkeit für meine Entwürfe zutraun durfte. Dieſen glaubte ich denn in dem *** von *** gefunden zu haben. Er war ein ſchöner, ſtattlicher und angenehmer Mann, von guten Anlagen und Fähigkeiten; Er hatte ſeinen Geſchmack auf Reiſen gebildet, hatte im Kriege gedient und gehorchen gelernt, als er noch weit entfernt von der Hofnung geweſen, einſt regierender Herr zu werden. Er ſchien Talente zu ſchätzen und hatte einige verſtändige Männer an ſeinem Hofe. Das Land fand er verſchuldet, als er die Regierung antrat; Durch gute Wirthſchaft aber und durch Einſchränkung alles unnützen Aufwandes hatte er ſich in wenig Jahren faſt gänzlich herausgeriſſen und in ſeinen Provinzen, wenigſtens in dem Striche, nahe um der Reſidenz her, den ich durchreiſte, ſah man Wohlſtand, Betriebſamkeit und Zufriedenheit herrſchen — So ſchien es wenigſtens beym erſten Anblicke, und ſo ſchilderten auch Unterthanen und Nachbarn die Verfaſſung. Er empfieng mich mit zuvorkommender Güte, nahm mich ſehr für ſich ein, ſprach viel mit mir und zwar nicht das gemeine Fürſten-Geſchwätz, ſondern über wichtige und intereſſante Gegenſtände, mit Kenntniß und Beſtimmtheit. Dies machte mir Muth, und da ich entſchloſſen war, bey einem ſolchen Manne alle Umwege zu vermeiden; ſo wendete ich mich grade an ihn und trug ihm den Wunſch vor, in ſeine Dienſte zu treten. Die Art, wie er meine Bitte aufnahm, gefiel mir ſehr: „Wir kennen uns einander noch wenig" ſagte er; „aber ich glaube, daß wir zuſammen auskommen werden. Laſſen Sie uns alſo den Verſuch machen! Allein meine öconomiſchen Einrichtungen erlauben mir nicht, Ihnen gleich eine große Beſoldung zu verſprechen." Ich ſagte: ich machte vorerſt auf gar keinen Gehalt Anſpruch. „Nein!" antwortete er „das iſt gegen meine Grundſätze; nur müſſen Sie eine Zeitlang mit Wenigem vorliebnehmen." Unſer Handel war alſo bald geſchloſſen; Ich wurde Cammerherr und zugleich Referent im Cabinette. Ich bekam nämlich den Vortrag aus einen großen Theile aller einheimiſchen und auswärtigen Sachen, die an das Cabinet, oder Miniſterium gelangten, in welchem der Fürſt ſelbſt präſidirte. Freylich hatte ich dabey keine Stimme; aber doch Gelegenheit, mit den wichtigſten Geſchäften vertraut zu werden und unter den Augen meines Herrn ſelbſt zu arbeiten, Fleiß und die Gabe des Vortrags zu zeigen, zu üben und mir dadurch den Weg zu den erſten Stellen zu bahnen, ohne alle Mittelſtufen zu durchlaufen. Es war zugleich ein Beweis von großem Zutraun, welches der Fürſt zu meiner Verſchwiegenheit hatte, daß er mir eine Stelle anvertrauete, welche mich in den Fall ſetzte, den Verhandlungen ſolcher Gegenſtände beyzuwohnen, die geheim bleiben muſſten, obgleich er freylich manche Dinge nur allein mit ſeinen beyden vertraueteſten Geheimenräthen abſprach. Nachdem ich war beeidigt worden, bat ich mir ein Paar Monate Urlaub aus, um nun, wie Sie denken können, auf den Flügeln der Liebe nach Stuttgard zu eilen.

Das Fräulein von Winterburg hatte unterdeſſen ihren Briefwechſel mit mir fortgeſetzt und mir immer in einem zutraulichen, muntern und freundſchaftlichen Tone geſchrieben, auch oft den Wunſch in ihrem und ihrer Eltern Namen geäuſſert, mich bald dort zu ſehn. Zuweilen hatte ich es einmal gewagt, in meinen Briefen ein Wort mit einflieſſen zu laſſen, das von den wärmern Empfindungen meines Herzens zeugte; allein ſie hatte in ihren Antworten entweder vermieden, ſich darauf einzulaſſen, oder es ſo zu drehn gewußt, daß ſie meine Erklärung bloß als ein Compliment auslegte. Ich fand das der Vorſichtigkeit, die ein Frauenzimmer in Briefen an einen Mann beobachten muß, gemäß und nahm mir vor, mich nach dieſer Vorbereitung, mündlich deutlicher herauszulaſſen.

Mit treuherziger Gaſtfreundſchaft wurde ich in dem Hauſe des Generals aufgenommen; Zu dem Familien-Cirkel gehörte ein gewiſſer Vetter, ein Herr von Brandenholz, Lieutenant in öſterreichiſchen Dienſten, den jedermann liebte und ſchätzte und den auch ich recht artig würde gefunden haben, wenn ich ihn nicht für meinen Nebenbuhler gehalten hätte. Allein Julie verſtand die, allen Weibern ſo eigne Kunſt, bald jeden von uns ahnden zu laſſen, er intereiferte ſie heimlich mehr, als der Andre, und bald durch einen freundlichen Blick grade ſo viel Eiferſucht zu erregen, als nöthig war, der Leidenſchaft einen neuen Sporn zu geben.

Die erſten Tage meines Aufenthalts in Stuttgard vergiengen unter Zerſtreuungen und kleinen Schmauſereyen, die man mir zu Ehren anſtellte; indeß erlauerte ich immer den Augenblick, wo ich Julien meine Liebe erklären und ſie um die Erlaubniß bitten könnte, bey ihren Eltern um ihre Hand anhalten zu dürfen. Einſt erſuchte ſie mich, aus einer vollſtimmigen Sopran-Arie einen Clavier-Auszug zu verfertigen und ſchickte mir zu dieſem Endzwecke die Partitur der Oper. Nach vollendeter Arbeit wollte ich dieſe Gelegenheit nützen, um, nebſt meinem Auszuge, ein Briefchen, das mein Geſtändniß enthielt und das ich ſechsmal umgeſchrieben hatte, ehe ich davon zufrieden war, in das Buch zu legen und ihr alſo zurückzuſenden. Ich blätterte darin, um eine Stelle zu finden, wo zugleich eine zärtliche Arie ſtünde — Das war gar fein ausgedacht, wie ich mich ſchmeichelte;

aber der Einfall war nicht neu; jemand anders, wie ich ſah, hatte ihn ſchon vor mir gehabt, und zwar — Julie ſelbſt; Es lag wirklich ein Liebesbrief von ihr im Buche; allein er war nicht an mich, ſondern an den Lieutenant von Brandenholz. Wie nun dieſer Brief in das Buch gerathen; das weiß ich nicht; Ob es ein bloßer Entwurf war, den Julie nachher abgeändert; oder ob ſie dies Blatt für ein anders angeſehn und indeß das unrechte Papier an ihren Vetter geſchickt hatte; oder ob der Herr Lieutenant, der ſich auch mit Muſic abgab, die Partitur im Hauſe gehabt und den für ihn beſtimmten Brief nicht gefunden, oder ihn aus Unvorſichtigkeit wieder hineingelegt hatte, oder ob vielleicht gar das Blatt abſichtlich in das Buch geſteckt war, damit ich es leſen und mir den Inhalt zur Lehre dienen laſſen ſollte? — Genug! es war nun einmal da! Fremde Papiere ſind für mich ſo heilig, daß ich auch das gleichgültigſte beſchriebene Blatt, das nur ein Ungefehr in die Hände ſpielt, wenn es nicht für mich beſtimmt iſt, ungeleſen laſſe; aber ich will den Menſchen ſehn, der unter den Umſtänden, die damals bey mir eintraten, den Brief nicht geleſen hätte. Zudem glaubte ich in der That Anfangs, es ſey ein Billet an mich, in welchem das Fräulein mir vielleicht noch einige Aufträge wegen der Muſic gegeben hätte. Und als ich erſt die Worte: „mein beſter Brandenholz!“ geleſen hatte; ja! wer würde mir da zugemuthet haben, auf halbem Wege ſtehn zu bleiben? auch hätte ſie mir's nicht geglaubt; denn welches Frauenzimmer kennt nicht den Reiz der Neugier und trauet einem Manne einen ſolchen Grad von Diſcretion zu? Dieſer Brief war für mich von der äuſſerſten Wichtigkeit; Er konnte mich auf einmal über Juliens Verhältniß mit ihrem Vetter aufklären und mir, im Begriff, ihr meine Hand anzubiethen, die Demüthigung eines übereilten Schritts und einer abſchlägigen Antwort erſparen — Ich las alſo den Brief. Es war, wie es ſchien, eine Antwort, eine Vertheydigung gegen Vorwürfe, die ihr der Herr Lieutenant ſchriftlich oder mündlich über ihren freundſchaftlichen Umgang mit mir, gemacht hatte. Sie ſagte darinn manches zu meinem Lobe, betheuerte aber, daß ihre Achtung gegen mich den zärtlichern Empfindungen, wovon ihr Herz gegen ihn erfüllt wäre, auf keine Weiſe im Wege ſtände. Ich ſah, daß unter beyden Leuten eine Herzens-Vereinigung Statt hatte, welcher aber die Eltern, wegen der geringen Vermögens-Umſtände des Officiers, vermuthlich Hinderniſſe in den Weg legen wollten.

Wenn Sie Sich nun die Heftigkeit meines Temperaments und den Verdruß denken, den mein Herz fühlen mußte, das zum erſtenmal von dem Feuer der Liebe ergriffen war und ſich nun in ſeinen ſchönſten Hofnungen getäuſcht ſah; ſo wird es Sie nicht wundern, wenn ich Ihnen ſage, daß ich fürchterlich tobte, als ich den unglücklichen Brief geleſen hatte. Ich declamirte für mich heftig gegen Weiber-Betrug, Falſchheit und Liſt, ſchimpfte auf die Liebe und verwünſchte das ganze weibliche Geſchlecht. Aber was für Recht hatte ich denn eigentlich, mich zu beklagen? Julie begieng ja keine Untreue an mir; ſie war mir keine Pflichten ſchuldig; ich hatte mich nicht einmal deutlich gegen ſie erklärt. Konnte ich es ihr zum Verbrechen anrechnen, daß ſie ſich meine Aufmerkſamkeiten hatte gefallen laſſen? Kann ein Mädchen es hindern, daß ein Jüngling Liebe für ſie empfinde und ſie im äuſſern Betragen vor andern ihres Geſchlechts auszeichne? Freylich wäre es redlicher gehandelt, wenn die Weiber der Eitelkeit entſagten, Allen gefallen zu wollen, von Jedem Huldigung anzunehmen, Spielwerk mit Herzen zu treiben und Hofnungen, die ſie nicht erfüllen können, heimlich zu nähren, wenn ſie, ſobald ſie merkten, welches ihrem Scharfſinne nicht leicht entgehn kann, daß ein redlicher Mann ſie ernſtlich liebte und nun ihre kleinen Gefälligkeiten unrecht deutete und als Begünſtigung ſeiner Anſprüche erklärte, wenn ſie dann vorſichtiger, beſtimmter, zurückhaltender in ihrem Betragen gegen ihn würden — Aber wer kann in unſern verfeinerten Zeiten ſo viel Einfalt und Gradheit von einer weiblichen Seele fordern?

Nach manchem innern Kampfe und Zweifel, wie ich mich bey dieſen Umſtänden aufführen ſollte, beſchloß ich endlich, meinen Verdruß und Kummer ſo viel möglich zu verbergen und dem Fräulein von Winterburg keine Art von Triumph über mich zu gönnen. Ich machte meinen Clavier-Auszug fertig, ſiegelte den gefundnen Brief ein, ſchrieb eine Aufſchrift darauf an Julien und ſchickte alles zurück. Dann nahm ich meine ganze Verſtellungskunſt zu Hülfe, gieng noch an demſelben Tage in des Generals Haus, ſchien aufgeräumter als jemals, verdoppelte meine Aufmerkſamkeit gegen das Fräulein, zeichnete meinen Nebenbuhler durch die freundſchaftlichſte Behandlung aus, blieb auf dieſe Weiſe noch acht Tage lang in Stuttgard und nahm dann Abſchied von ihr und ihren Eltern, die würklich betroffen ſchienen, daß ich ſo abreiſte, ohne eine Bewerbung anzubringen, die ſie, nach allem zu urtheilen, erwartet hatten und vermuthlich nicht zurückgewieſen haben würden. Das Fräulein aber zeigte auch nicht die geringſte Verlegenheit über den Umſtand mit dem Briefe.

Die Rolle, welche ich in dieſer letzten Zeit gegen mein Herz hatte ſpielen müſſen, war mir in der That peinlich geweſen und hatte mein Gemüth ſehr angegriffen. Ich bedurfte Ruhe, und dieſe ſuchte ich in der Stille des Landlebens. Ich beſchloß alſo hierher nach Tungerhauſen zu reiſen und da die übrige Zeit meines Urlaubs hinzubringen. Voll Grillen und böſer Laune ſchlich ich hier in Gärten und Feldern umher und ſuchte mich durch häusliche Geſchäfte zu zerſtreun. Nach und nach, wie denn die Zeit alles vergeſſen macht, klärte ſich mein Trübſinn auf und meine Phantaſie fing an, mir eine neue Exiſtenz zu ſchaffen. Die Gefühle der getäuſchten Liebe wurden nun durch die Plane, die mein Ehrgeiz entwarf, verdrängt und ich träumte wieder von den großen Dingen, die ich in meiner neuen politiſchen Laufbahn zu bewürken hoffte. Einſt ſaß ich in jenem Zimmer, deſſen Fenſter nach dem innern Hof hin gehen, mitten in dieſen Entwürfen verſenkt — es war gegen Mitternacht — als ich unter mir ein dumpfes Getöſe hörte.

„Nun, gottlob!" rief ich aus „da kommen wir doch einmal wieder auf den Punkt,
„auf den meine ganze Erwartung geſpannt iſt,
„auf die Geſpenſter-Erſcheinungen!"

Der Graf. Ja, ja! nun ſind wir wohl bald ſo weit; allein ein nothwendiges Geſchäft zwingt mich, heute meine Erzählung abzubrechen; Morgen will ich —

Ich. Sie bedenken nicht, beſter Freund! daß ich morgen früh abreiſe.

Der Graf. Ey! ich dachte immer, Sie ſollten Sich eines Beſſern beſonnen haben.

Ich. Es iſt unmöglich; ich muß fort.

Der Graf. Nun! Sie wiſſen, wie angenehm mir ihre Gegenwart iſt; aber ich will nicht in Sie dringen. Sie haben mir erlaubt, einen Briefwechſel mit Ihnen anzufangen; Kann alſo nichts Sie bewegen, noch eine Zeitlang bey mir zu bleiben; ſo geſtatten Sie, daß ich Ihnen den Reſt meiner Lebens-Geſchichte ſchriftlich mittheile.

Was war zu thun? da der Graf nun einmal verhindert war, in ſeiner Erzählung fortzufahren; ſo muſſte ich wohl Geduld faſſen. Am folgenden Tage trennte ich mich nicht ohne Rührung von dieſem redlichen und verſtändigen Manne.

Zwölftes Capitel.

Der Graf theilt die Fortſetzung ſeiner Geſchichte ſchriftlich mit. Lerchenhayns Ankunft. Antritt ſeiner neuen Bedienungen.

Daß ich, als ich Tungerhauſen verlaſſen hatte, zehn Meilen von da, in meinem Mantelſacke zwanzig Piſtolen zum Reiſegelde nach Straſburg fand; was ich hierüber dem Grafen ſchrieb; was er mir antwortete, und daß ich hierauf würklich meinen Weg nach Straßburg nahm; das wiſſen die Leſer aus dem fünften Capitel. Ich habe übrigens verſprochen, Sie mit meiner Reiſebeſchreibung zu verſchonen und will Wort halten. Von mir alſo habe ich in dieſem Buche nichts mehr zu ſagen; Ich trete nun nur als Biograph meines Freundes auf, der, ſobald ich ihm Nachricht gegeben hatte, daß ich wieder zu Hauſe wäre, mir die erſte Lieferung ſeiner fortgeſetzten Lebensbeſchreibung ſchickte. Dieſer folgten mehrere Hefte, bis nothwendige Geſchäfte mich zu einer weiten Reiſe zwangen. Da wurde unſer Briefwechſel unterbrochen und blieb es einige Jahre hindurch, die ich in fernen Gegenden zubrachte. Gleich nach meiner Rückkunft in mein Vaterland ſuchte ich wieder mit dem Grafen in Verbindung zu kommen und ſchrieb an ihn; aber damals war er ſchon krank — Doch, das alles werden Sie in der Folge hören; Laſſen wir vorerſt unſern Mann weiter erzählen!

Ich war, ſchrieb der Graf, in der Erzählung meiner Schickſale da ſtehn geblieben (denn ich habe es aufgezeichnet, um keine Lücke zu laſſen) ich war bey dem Zeitpunkte ſtehn geblieben, als ich, bis zum Antritte meiner neuen Bedienungen, hier in Tungerhauſen, einſam nach und nach die Eindrücke des Kummers und Verdruſſes über meine getäuſchte Liebe in meinem Gemüthe zu verwiſchen ſuchte. Jetzt aber muß ich mich wieder einen Augenblick zu meinem Freunde Lerchenhayn wenden, und Ihnen ſagen, was dieſem Manne, während ich an den Höfen umher reiſte und in Stuttgard lebte, in ſeiner neuen Sphäre, als Prinzen-Hofmeiſter begegnet war. Der Fürſt hatte verſprochen, daß ihm nichts bey dem Erziehungsplane, den er wählen würde, in den Weg gelegt werden ſollte; aber er wuſſte nicht, daß er da mehr verſprach, als er zu halten im Stande war. Es fanden ſich Schwierigkeiten von doppelter Art, nämlich ſolche, die andre Leute verurſachten und ſolche, welche in Lerchenhayns phantaſtiſchem Plane ſelbſt lagen. Er wollte den Prinzen auf keine Weiſe ausgezeichnet wiſſen; er ſollte vergeſſen, daß er ein Fürſtenſohn war; er ſollte einſehn, daß ein Junge — ein Junge iſt, noch keinen Stand haben, nicht vornehmer ſeyn kann, als ein gebildeter Mann, daß nur Vorzüge des Geiſtes und Herzens und auch die nur dann, wenn ſie in Handlungen zum Wohl der Welt thätig und nützlich werden, uns ein Recht auf die Achtung unſrer Mitbürger geben können; Er ſollte tugendhaft und weiſe werden, mitten unter Schelmen und Thoren, und dieſer Plan ſollte befördert, wenigſtens nicht gehindert werden, von der Bande der Hofſchranzen, deren ganze künftige Exiſtenz darauf beruhete, daß es nie einen Fürſten geben durfte, der ſich auf ächten Menſchenwerth verſtünde. Endlich zu dieſem Allen ſollte ein Knabe umgeſchaffen werden, der ſchon einen großen und für die Erziehung ſo wichtigen Theil ſeines Lebens in ſolcher Menſchen Händen zugebracht, die ihm eine ganz entgegengeſetzte Richtung gegeben hatten. Wenn ſichs auch nicht beweiſen lieſſe, daß, ſo lange unſre Staats-Verfaſſungen ſo bleiben, wie ſie ſind, der Sohn eines Fürſten und überhaupt eines vornehmern, oder reichern Mannes, gar nicht, ohne Rückſicht auf ſeinen künftigen Stand zu nehmen, erzogen werden kann und darf; ſo war doch bey Lerchenhayns Zöglinge, unter den Umſtänden, daran durchaus nicht zu denken. Ich brauche Ihnen wohl keine weitläuftige Schilderung von den Hinderniſſen zu machen, die dem Hofmeiſter von allen Seiten in den Weg gelegt wurden; Sie können Sich dieſe ſelbſt leicht denken. Die Schmeicheleyen und tiefen Verbeugungen der ſclaviſchen Hofleute; das Mitleid, welches dem Prinzen die Domeſtiken bewieſen, ſobald auf Befehl des Hofmeiſters ihm irgend etwas Thörichtes oder Schädliches verſagt wurde; die heimliche Uebertretung ſeiner Verordnungen in ſolchen Fällen; der Anblick des Müßiggangs und aller der Verkehrtheiten, die am Hofe herrſchten; Und dann die geringe Empfänglichkeit des durchlauchtigen Papa's ſelbſt für dieſen excentriſchen Plan, der ihm oft ein wenig zu ſtark vorkam, wenn ihm der Fürſten-Dünkel in den Kopf ſtieg; die ſonderbaren Contraſte, die daher entſtanden, zum Beyſpiel, wenn Lerchenhayn den Prinzen hatte glauben machen: er ſey, als der Jüngſte und Unerfahrenſte, auch der Geringſte am Hofe, und dann der Fürſt ſeinen Sohn mit einem großen Orden ausſtaffirte, der ſonſt nur für die vornehmſten, verdienſtvollſten Staatsbedienten beſtimmt war — Das alles machte, daß mein Freund endlich die Geduld verlohr. Wäre er ein armer Schlucker geweſen, die Creatur irgend eines Großen, der ihn in dieſe Hofmeiſterſtelle eingeſchoben gehabt hätte, weil grade keine andre Verſorgung für ihn zu finden geweſen wäre; ſo hätte er fünfe grade ſeyn laſſen, für nichts weiter geſorgt, als daß der junge gnädige Herr mit Anſtand ſich zeigen, den Fremden ein Paar höfliche Worte hätte ſagen können und vorzüglich ſich der edlen Ernſthaftigkeit, Würde und Vorſichtigkeit befleiſſigt hätte; Er würde ſich dabey dem künftigen Despoten ſo gefällig als möglich zu machen geſucht haben, um die Hofnung auf eine lebenslängliche Penſion nicht zu verſcherzen; aber Lerchenhayn bedurfte der Betteley und Fuchsſchwänzerey nicht; Er beſaß Vermögen, und wer ihm ſeinen Plan verrückte, der griff ihm an die Seele. Es kam daher ein paarmal zwiſchen ihm und dem Fürſten zu ſehr heftigen Scenen, und einſt, als ſie Alle es ihm zu bunt machten, packte er ſeine Sachen ein, ſchrieb Sr. Durchlaucht einen Abſchiedsbrief, beſtellte Poſt-Pferde und war über die Grenze, ehe der Fürſt Zeit hatte, an die Antwort zu denken.

Der Baron nahm ſeinen Weg nach Tungerhauſen zu, weil er wuſſte, daß ich damals dort war, und der Lerm, welchen ich, wie ich Ihnen erzählt habe, um Mitternacht unter mir hörte, war kein andrer, als der von ſeiner Kutſche, welche durch das Thor in den innern Hof fuhr.

Sobald er mir ſeine Cataſtrophe erzählt hatte, ſtieg bey mir der Gedanke auf, ob es nicht möglich zu machen ſeyn könnte, daß er mit mir Einem Herrn diente; allein ich war freylich ſelbſt noch zu neu in ***, als daß ich mich hätte vermeſſen können, ihm meine Verſprache anzubiethen; auch war ja Lerchenhayn der Mann, der ſich ſchon ſelbſt empfehlen konnte. Er ließ ſich darum den Vorſchlag gefallen, mit mir hinzureiſen, als ein Fremder ſich einige Zeit hindurch in meinem Hauſe aufzuhalten, den Hof zu beſuchen, bis zu meiner Abreiſe aber bey mir in Tungerhauſen zu verweilen.

Schnell entflohn mir nun in Geſellſchaft meines Jugend-Freundes die wenig noch übrigen Wochen; Ich fing an, mich aufzuheitern, vergaß nach und nach die Leiden der Liebe und träumte, wie ehemals, mit Lerchenhayn gemeinſchaftlich von großen Dingen, wozu wir noch in der Welt berufen wären. So kam der Tag der Abreiſe heran; ich hatte einen Theil meiner Domeſtiken vorausgeſchickt, um mein Haus einzurichten; jetzt folgte ich mit dem Baron, meinem Cammerdiener und einem Bedienten nach, ſtellte meinen Freund der Herrſchaft vor und trat meinen doppelten Dienſt, bey Hofe und im Cabinette an.

Dreyzehntes Capitel.

Glänzende Ausſichten für den Grafen. Seine Vermählung.

Sehr unterſchieden waren die Vorbedeutungen, unter welchen ich hier meine neue Laufbahn anfieng, von denenjenigen, welche meinen Eintritt in die Dienſte meines Vaterlandes ehemals bezeichnet hatten; denn hier kam mir jedermann mit Wohlwollen und Höflichkeit zuvor; jedermann ſchien gute Erwartungen von mir zu haben; ich las auf keines Menſchen Geſichte Mistraun in meinen Character, noch Neid, noch das Beſtreben, mich zu demüthigen oder niederzudrücken und — was mir über alles gieng, ich arbeitete unmittelbar unter den Augen eines einſichtsvollen Fürſten, der mir durch ſein herablaſſendes, mit Ernſthaftigkeit und Würde vermiſchtes freundliches Betragen, zugleich Zutraun und Ehrerbietung einflößte. Die Arbeit gieng mir nun friſch von der Hand und ich bemerkte bald, daß ſowohl mein Herr, als die Miniſter, Wohlgefallen und Verwundrung über die Leichtigkeit äuſſerten, mit welcher ich meine Geſchäfte trieb und mich mit der Verfaſſung eines Landes, in welchem ich durchaus fremd war, bekanntmachte. Was Sie aber vielleicht wundern könnte, iſt, daß auch das Hofleben mir hier Vergnügen machte, ſo groß auch der Wiederwillen geweſen war, den, auf meinen Reiſen an die teutſchen Höfe umher, der Anblick dieſes ewigen Einerley und des elenden Bettelglanzes in mir erweckt hatte. Um dieſen anſcheinenden Wiederſpruch zu heben, muß ich mich ein wenig in eine genauere Zergliederung des Unterſchieds unter Hof und Hof einlaſſen.

Natürlich iſt es, daß ein philoſophiſcher Kopf in gewiſſen Jahren, wenn ihm überhaupt die mehrſten bürgerlichen Conventionen, das unruhige Treiben, Jagen und Drängen der Menſchen unter einander, um nichtsbedeutende Kinderpoſſen zu erringen und die zahlloſen Maſchinerien voll großer Anſtalten, zu Beförderung kleiner Zwecke, elend und jämmerlich vorkommen, daß er dann am heftigſten von Unwillen ergriffen wird, wenn er da, wo er mit Recht die erſten Köpfe der Nation und die Edelſten im Volke zu erblicken hoffen dürfte, am Ruder des Staats, in dem engſten Cirkel um die Perſonen der Monarchen her, an den Schwellen des Throns, ja! auf den Thronen ſelbſt, die flachſten, unwiſſendſten und ſchlechteſten Menſchen antrifft. Allein es gewähren doch nicht alle Höfe einen ſo traurigen Anblick, und es giebt eine frühere Periode des Lebens, in welcher angenehme ſinnliche Eindrücke ſolche kalte Ueberlegungen entfernen. Ein feuriger, geiſtvoller junger Mann hat das Glück in die Dienſte eines nicht ganz unbedeutenden Fürſten zu treten, der natürliche große Anlagen des Kopfs und Herzens durch die ſorgſamere Erziehung, durch die herrliche Gelegenheit ſich zu bilden, welche ihm ſein Stand verſchafft, ausgebauet hat. In einem Alter, wo ſonſt mancher Jüngling in irgend einem unbekannten Winkel ſein Stückchen Brodt im Schweiſſe ſeines Angeſichts verdienen oder ſtumm in einem Collegio am Ende eines großen grünen Tiſches ſitzen oder in der Schreibſtube irgend eines Unter-Despoten ſchwitzen muß, ſetzt ihn ſeine Hof-Bedienung, die ihm zugleich einen Rang über alte verdienſtvolle Leute giebt, in den Fall, täglich dem Manne nahe zu ſeyn, von deſſen Winken die Exiſtenz vieler Tauſende abhängt. Schon dieſe Auszeichnung, wäre ſie auch mit noch ſo viel Zwang verbunden, gefällt, weil es immer eine angenehme Empfindung bleibt, etwas zu erlangen, was nicht jedem zu Theil wird. Aber er ſieht nicht nur den Fürſten, er redet auch mit ihm, nicht bloß in Geſchäften, nein! als Geſellſchafter, wo er Gelegenheit hat, ſich von mancher vortheilhaften Seite zu zeigen, ſeinen Umgang, ſeine Perſon dem Herrn angenehm, vielleicht zum Bedürfniſſe zu machen und ſich dadurch eine glänzende Laufbahn zu eröfnen. Der Hof hat dabey alle Annehmlichkeiten einer großen Geſellſchaft; Da iſt ein Zuſammenfluß von Menſchen, deren verſchiedene Gemüthsarten, mitten durch die Künſte der Verſtellung und durch die Einförmigkeit des Hoftons hindurch, zu erforſchen, auch keine unangenehme Arbeit iſt. Man ſieht eine Menge intereſſanter Fremden, auch hie und da manche comiſche Carricatur. Und an einem ſolchen Hofe zeigt dann Jeder ſich von der vortheilhafteſten Seite, bringt das Beſte auf den Markt der Unterhaltung, was er nur auftreiben kann: Satyre, Witz, eigne und erborgte Kenntniſſe, Neuigkeiten aus allen Theilen der Welt, Beſtättigung wichtiger politiſcher Vorfälle aus der erſten Hand. Die geſchliffnern Sitten der großen Welt haben in der That auch etwas Reizendes und Anziehendes und ich habe noch niemand geſehn, dem nicht dieſe unendlichen kleinen Aufmerkſamkeiten der feinern Höflichkeit und Gefälligkeit, die Manchen ſo läſtig ſcheinen, bald zu einem angenehmen Bedürfniſſe geworden wären. Und iſt zuweilen das Hofleben mit Zwang verbunden; ſo fängt man an (nämlich in jungen Jahren) ſelbſt in der Ertragung dieſes Zwangs eine Ehre zu ſuchen, wie jede Ueberwindung von Schwierigkeit Freude erweckt, dünkt ſich groß, wenn man bey dem heftigſten cörperlichen Schmerze das heiterſte Geſicht und die munterſte Laune gezeigt, halbe Tage lang in der unbequemſten Stellung geſtanden, ſtundenlang das allerlangweiligſte Geſchöpf unterhalten, den ſprachloſeſten Fremden zu einer lebhaften Unterredung bewogen hat. An einem ſolchen Hofe herrſchen auch die ſchönen Künſte mit ihrer ganzen Zauberkraft; Theater, Malerey, Muſie, Baukunſt und das feinſte Rafinement des geſchmackvollſten Luxus beſchäftigen den bunten Cirkel und liefern den Stoff zur täglichen Unterhaltung. Eine Tafel, wie ſie doch kein Privatmann halten kann, und die ohne unſre Sorge und Unkoſten gedeckt und beſetzt wird; das Heer auf jeden Wink bereiter, dienſtbarer Geiſter, welche uns die leichteſten Geſchäfte abnehmen, prächtige Equipagen, in denen der Jüngling, der auſſerdem vielleicht in einem wackelnden Fiacre ſitzen oder zu Fuß gehn würde, im Gefolge des Fürſten, durch die Lüfte rollt; indeß er die demüthigen Verbeugungen der am Wege ſtehenden Bürger aus allen Claſſen mit auf ſeine Rechnung ſchreibt — kurz! Glanz und Wohlleben und, obgleich eingebildete äuſſere Ehre — das alles blendet, muß blenden. Und herrſchen Intriguen und Cabalen an einem ſolchen Hofe, wie ſie wohl an allen Höfen herrſchen; ey nun! ſo iſt ja das ein neuer Sporn für die Würkſamkeit eines feurigen Jünglings; Er ſpürt ihnen nach, entdeckt die Schleichwege ſetzt Liſt gegen Liſt, legt Contreminen gegen Minen: und gelingt es ihm auf dieſem unruhigen Schauplatze eine irgend bedeutende Rolle

zu

ſpielen; merkt er aus dem Betragen der Staatsleute und ſelbſt des Hofgeſindels gegen ihn, daß man ihm Wichtigkeit, Einfluß zutrauet; hofft ſein großes, warmes Herz vielleicht, dieſen Einfluß zum Beſten des Landes, zu Abſtellung mancher Misbräuche nützen zu können — wen kann es dann befremden, wenn dieſe Exiſtenz Reiz für ihn hat? Wer wird ihn ohne Schonung verdammen, wenn er ſich verleiten läſſt, bey dem Bewuſſtſeyn edler Zwecke, ſich Mittel zu erlauben, welche die ſtrengſte Moral nicht gutheiſſen kann, und die er täglich von Andern gegen ihn anwenden ſieht? Wen wird es aber auch wundern, wenn ſein kleines, unſichres Fahrzeug, an deſſen Ruder die Unerfahrenheit ſitzt, von der Menge feindlicher, geübter Seeleute, an einer von den unzähligen Klippen zum Scheitern gebracht wird?

Eine Menge Umſtände trafen bey mir zuſammen, um zu verurſachen, daß ich ſehr zufrieden von meiner Lage war: am mehrſten aber trug dazu die Art bey, wie ich von meinem Herrn behandelt wurde, auf deſſen Zuneigung zu mir ich täglich mehr zu rechnen anfieng und zu dem ich mich daher auch immer mehr hingezogen fühlte. Ob mit Recht, oder Unrecht, das mögen Sie entſcheiden, wenn ich Ihnen ein Bild von dieſem Fürſten werde entworfen haben, aber freylich ein Bild, zu welchem ich die Züge erſt in ſpätern Zeiten ſammelte.

Der *** von *** war ein Mann, dem die Natur eine Geſtalt gegeben hatte, die ſchon bey dem erſten Anblicke für ihn einnahm. Sein Anſtand war majeſtätiſch, voll Grazie; ſein Blick ſcharf, durchdringend, und wenn er zürnte, fürchterlich, aber auch höchſt einnehmend und himmliſch freundlich, wenn er jemand anlächelte. Ohne ein Wort zu reden, konnte er (wenigſtens bey Menſchen von gewöhnlichem Schlage) Schrecken und Furcht, Hofnung, Eifer, Liebe und Vertraun erwecken und wer verſtand beſſer als er, die Kunſt, Leute auszuforſchen, ihnen Geheimniſſe zu entlocken und den Betrüger zu entlarven? Dabey kam ihm dann eine ſeltne Beredſamkeit und Gegenwart des Geiſtes zu Hülfe. Er ſelbſt war im höchſten Grade verſchloſſen und hatte am mehrſten dann im Rückhalte, wenn er am offenherzigſten ſich mitzutheilen ſchien – Kurz!

Augen mit ihm hätte verglichen werden können; ſo muſſte der Mann fort, oder ſo gedemüthigt werden, daß er die Zuverſicht zu ſich ſelber und die zu große Achtung des Publicums verlohr. Zwar redete er ſelten und dann immer äuſſerſt beſcheiden von ſich ſelber; Man hörte ihn oft ſagen: er ſey der erſte Diener des Staats; allein der Staat, das war ihm eine metaphyſiſche Perſon, an deren Stelle er ſich gelegentlich wieder ſelbſt ſetzte, und in ſeinem Herzen dachte er nie daran, daß die ganze Summe ſeiner Mitbürger eigentlich dieſen Staat ausmachte. Denn dieſe Mitbürger, dieſe ſeine Unterthanen, hielt er doch für ſehr ſubalterne Weſen und ſich (nicht eben, auf ſolche Art, wie gemeine Fürſtenkinder, durch die Geburth, ſondern vielmehr durch ſeine wahren Vollkommenheiten) berufen, über Alle zu herrſchen, ohne ihnen Rechenſchaft geben zu dürfen. Er liebte die Menſchen alſo nicht, er verachtete, oder bemitleidete ſie vielmehr; Er war gerecht, wohlthätig, half, rettete, verzieh; aber nie aus dem Herzen, nie wie ein Vater, wie ein Freund, wie ein Bruder; nein! immer nur bis auf eine gewiſſe Grenze, mit kaltem Blute und mit Rückſicht auf den Grundſatz:

daß der gemeine Menſchenpöbel nur einen beſtimmten Grad von Glück und Unglück, von Wohlſtand und Armuth, von Erhebung und Unterdrückung ertragen könne, und daß Der, welcher dies ganze Puppenſpiel lenkte, es nie dahin kommen laſſen dürfe, daß die bürgerliche Exiſtenz der ſubalternen Weſen dieſe Mittelmäſſigkeit überſchritte, oder unter dieſelbe hinunterſänke. Er litt nicht, daß Unter-Tyrannen das Volk drückten; Er duldete keine Cabalen, Intriguen, Begünſtigung unwürdiger Creaturen; aber leider! da er nun einmal von den Menſchen eine ſchlimme Meinung hatte; ſo verfehlte doch die Verleumdung nicht immer ihres Zwecks bey ihm, obgleich er den Verleumder verachtete. Es verſteht ſich wohl von ſelber, daß ein ſolcher Fürſt keinen eigentlichen Favoriten hatte, ſich von niemand regieren ließ; aber er zeichnete Jeden auf die verbindlichſte, ermunterndſte Weiſe aus, der Tugenden, Fähigkeiten, oder in irgend einem einzelnen Fache Eifer und Geſchick zeigte, in ſo fern dies ohne Anmaßung geſchah und ohne ſich nothwendig machen oder ſich in andre Dinge miſchen zu wollen, die nicht in dies Fach gehörten. Er wuſſte jedermann da hinzuſtellen, wohin er gehörte, dazu gebrauchen, wo er ihn am beſten nützen konnte und ſo lange zu gebrauchen — als er Seiner bedurfte.

Nicht wahr, mein Freund! Sie ahnden, daß ein Menſch, wie ich mich geſchildert habe, der nicht weniger von ſeiner Superiorität über alle andre Leute träumte und den Gedanken nicht ertragen konnte, eine untergeordnete Rolle zu ſpielen, daß Der ſich wohl nicht lange mit einem ſolchen Regenten würde vertragen haben? — Die Folge wird es lehren, ob dies eintraf; jetzt noch ein Paar Worte von meinem Fürſten! In ſeiner Jugend hatte Weiberliebe große Gewalt über ſein Herz gehabt und man wollte behaupten, daß er noch damals nicht leicht eine Bitte abſchlagen könnte die aus einem ſchönen Munde käme. Ich weiß das nicht; In ſeinen frühern Jahren habe ich ihn nicht gekannt; aber davon habe ich die Ueberzeugung, daß er ſoviel möglich der Gelegenheit auswich, ſich von mündlicher Ueberredung hinreiſſen zu laſſen, und daß, wenn er in ſolchen Fällen auch einmal eine unbeſcheidne, große Bitte gewährte, es gewiß nie eine ſolche war, die mit ſeinen Haupt-Grundſätzen geſtritten hätte. So ließ er ſich vielleicht überrumpeln, einem unbrauchbaren Menſchen eine ſtarke Penſion zu verwilligen, aber gewiß nicht, einen Mann an die Spitze eines wichtigen Departements zu ſetzen, der dort Verwirrung oder Unglück hätte ſtiften können. Und ſelbſt bey Bewilligung ſolcher Penſionen verleugnete er ſelten ſeine Politic. Er wies einem unnützen, aber reichen Manne tauſend Thaler Gehalt aus dem öffentlichen Schatze an, wenn er wuſſte, daß dieſer zehnmal ſo viel von dem Seinigen in der Reſidenz verzehren würde. Ueberhaupt lockte er gern wohlhabende Fremde in das Land und war dann mit Titel und Gnadenbezeugungen nicht ſparſam. — So war mein Herr beſchaffen und dieſer Herr zeichnete mich aus unter Vielen, und zwar unter Männern, die wahrlich doch auch Achtung verdienten!

Ich hatte kaum ein halbes Jahr den Vortrag im Cabinette gehabt, als er mich an die Spitze von einzelnen Anſtalten ſetzte und mir dadurch zeigte, daß er mich für fähig hielte, auch die Direction von würklichen Geſchäften zu führen. Ich bekam die ſpecielle Aufſicht über zwey

Fabriken, deren Aufnahme ihm vorzüglich am Herzen lag und ſo unbeträchtlich auch die Verbeſſerungen waren, die ich dabey einführte; ſo ſchien er doch jede Gelegenheit aufzuſuchen, um mir ein Wort zum Lobe darüber zu ſagen.

Obgleich ich, wie ſich's verſteht, keine Stimme im Miniſterio hatte; ſo fragte er doch oft, wenn ich aus einer Sache die nicht vorzügliche Kenntniß des Landes vorausſetzte, referirt und die Herrn Geheimenräthe ſich darüber geäuſſert hatten, bevor er ſeinen Entſchluß bekannt machte, erſt mich um meine Meinung und wählte mehrentheils den Weg, den ich vorſchlug. Bey Tafel ſprach er viel mit mir und nahm mich mit ſich, wenn er, begleitet von einem einzigen Lakayen, in einem ofnen Wagen ausfuhr, um irgend eine neue Anlage, oder dergleichen, zu beſehn.

Eines Abends, als der Hof auseinandergehn wollte, rief er mich zu ſich in ein Fenſter. (Am folgenden Tage ſollte geheime Conferenz ſeyn) und ſagte: „Der Baron Lerchenhaun hat „ſich merken laſſen, daß er in meine Dienſte zu „treten wünſchte; Ich werde ihn morgen zum

„General-Adjudanten ernennen und ihm die Aufſicht über den Weg- und Brückenbau geben. „Ich habe dabey vorzüglich Rückſicht darauf „genommen, daß er Ihr Freund iſt, obgleich „Sie ihn nicht empfohlen haben. Vielleicht „macht es ihm Vergnügen, wenn er dieſe Nachricht zuerſt aus Ihrem Munde erfährt; Sie „können es ihm alſo vorläufig ſagen.“

Ich wuſſte nicht, war es Feinheit von Lercherhayn's Seite, um mich nicht zu compromittiren, daß er bey dieſem Geſuche ſich Meiner gar nicht bedient, ja! in den ſieben Monaten, die er nun bey mir zugebracht, den Plan, in die dortigen Dienſte zu treten, gar nicht wieder berührt hatte; Oder war er zu ſtolz, um einem Freunde ſeine Beförderung verdanken zu wollen? Immer aber empfand ich eine ſehr herzliche Freude, ihn nun auf beſtändig an meiner Seite zu wiſſen. Uebrigens bewunderte ich abermals das Univerſal-Genie des Barons, der ſich bey einem Geſchäfte anſtellen ließ, wovon er damals vermuthlich noch nichts verſtand. Allein es war die einzige erledigte Stelle, wobey er würklich in Arbeit kommen konnte; bloß General-Adjudant zu ſeyn; das ſchien ihm eine zu unbedeutende, unthätige Exiſtenz.

Sobald das Publicum ſah, wie ausgezeichnet gnädig (nach Pöbel Art zu reden) der Herr mich behandelte, zweifelte niemand daran, daß ich mit ſchnellen Schritten zu einem Sitze im Miniſterio hineilte; und da fehlte es nun nicht an Leuten, die zum Voraus um meinen Schutz buhlten. Gelehrte erniedrigten ſich, mir fade Complimente zu machen, Projectenmacher legten mir ihre unreifen Plane vor und armſelige Autoren widmeten mir ihre ſchlechten Schriften. Ich muß mir jedoch ſelbſt die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, zu ſagen, daß ich über alle dieſe Auszeichnungen den Kopf nicht verlohr. Ueberhaupt habe ich nicht bemerkt, daß Schmeicheley je nachtheiligen Einfluß auf mich gehabt hätte. Ich bin, auch in der Periode meines größten äuſſern Glanzes, immer empfindlicher für Liebe und Wohlwollen, als für äuſſere Ehre geweſen. Allein wer hört ſich nicht gern loben? In dieſer Welt hat man doch nur augenblickliche Freuden; warum ſollte man ſich nicht gern täuſchen und die ſüßen Worte eincaſſiren, als wären ſie ein

Tribut wahrer Hochachtung? Wer wird ängſtlich jede Geldmünze, die man einnimt, unterſuchen, um zu erfahren ob ſie auch innerlich ſo viel werth ſey, als wofür ſie ausgeprägt iſt? Aber ich nahm mich auch damals ſehr in Acht, daß ich meinem Fürſten keine Veranlaſſung gab, von mir zu glauben, ich hielte mich für einen Mann von übergroßem Gewichte. Ich hatte wohl bemerkt, wie angenehm es ihm geweſen war, daß ich mich nie unterfangen hatte, ihm meinen Freund zu empfehlen. Auch jetzt, da unzählige Menſchen ſich an mich wendeten und in mancherley Fällen mich um mein Vorwort baten, wies ich Jeden mit der Verſicherung ab, daß ich gar keinen Einfluß in Geſchäften hätte, daß mein Wort nichts gelte, und daß man immer grade an die Quelle gehn müſſte. Ich hielt dieſe Aufführung für ſo nothwendiger, da ich wuſſte, daß meine Lage ſich auf einmal ſehr verändert haben würde, wenn ich hätte den Günſtling ſpielen wollen, und da ich nicht daran zweifeln konnte, daß ich heimliche Neider hatte, die, wenngleich dort kleine Cabalen und Ränke kein ſolches fruchtbares Feld hatten, als an den Höfen ſchwächerer Fürſten, ſie doch einen vortheilhaften

Augenblick, mich zu ſtürzen, gefunden haben würden, wenn ich von meiner Seite Blößen gegeben hätte. Dies alles ſchien von meinem Herrn nicht unbemerkt zu bleiben. Seine Art mich zu behandeln wurde immer freundlicher, und ſchon am Ende meines erſten Dienſtjahres bekam ich eine anſehnliche Vermehrung meines Gehalts.

Das Einzige indeſſen, wodurch ich mich im Aeuſſern ein wenig auszuzeichnen ſuchte und wovon ich zugleich wuſſte, daß es der *** gern ſah, war, daß ich einen anſtändigen Aufwand machte und in meinem Hauſe Pracht und Geſchmack zu vereinigen ſuchte. Es fehlte nicht an Leuten, die bald den ſüßen Geruch meiner Küche witterten und meine Vorzimmer anfüllten, um auf meine Braten und Paſteten Jagd zu machen. Allein für dieſe Schmarotzer hielt ich nur einmal in der Woche Tafel; Gelehrte, Künſtler und andre Männer von Kenntniſſen und Talenten hingegen waren mir täglich willkommen; bald wurde mein Haus eine Art von Academie und man fieng an, einen Vorzug darin zu ſetzen, wenn man ſagen durfte, te, man gehörte zu meinen beſtändigen Hausfreunden.

Zu dieſer Lebensart fehlte mir jedoch noch etwas, und dies Etwas war eine Dame im Hauſe. Nun ſahe ich aber voraus, daß, wenn ich mich verheyrathete, dann mein Aufwand doppelt ſo groß werden würde; Mein Vermögen war nicht unbeträchtlich; allein um künftig ein Haus zu halten, in welchem ich Perſonen von beyden Geſchlechtern auf einen großen Fuß bewirthen könnte, war es doch beſſer gethan, eine reiche Gattinn zu wählen. Mein Herz war frey, war durch mein Abentheuer in Stuttgard, das ich noch nicht ganz verſchmerzen konnte, ziemlich von der Liebe zurückgeſcheucht. Die Weiber, mit denen ich umgieng, ſo reizend ſie auch ſeyn mogten und ſo fein und galant ich auch in meinem Betragen gegen ſie war, machten doch keinen bleibenden Eindruck auf mich, und meine Erfahrungen hatten mir eben keine blinde Verehrung für dies Geſchlecht eingeflößt. Indeſſen ſahe ich die Ehe an, wie die mehrſten Leute in den höhern Claſſen ſie anſehen, und ſuchte eine Gemahlinn, die durch Stand und Vermögen den Glanz meines Hausweſens vermehren könnte. Dieſe fand ich in der Perſon der jungen Gräfinn Waldberg, der einzigen Tochter und Erbinn des damals vor kurzem verſtorbnen kaiſerlichen Generals. Sie beſaß Güter in der Nähe von *** und beſuchte zuweilen mit einer Tante, bey welcher ſie ſich aufhielt, unſern Hof. Sie war ſchön, wohl erzogen, ſittſam, nicht ohne Geiſt und was übrigens ihre Gemüthsart betraf; ſo bekümmerte ich mich, die Wahrheit zu geſtehn, nicht viel darum. Der Antrag, den ich ihr und ihren Verwandten machen ließ, wurde gütig aufgenommen und unſre Vermählung mit anſtändiger Pracht vollzogen.

Nun hielt ich ein ofnes Haus für Einheimiſche und Fremde; weil aber dies ewige Gewühle von Menſchen aller Art mir ſelber wenig Freude gewährte; ſo verſammelte ich um mich her einen ausgeſuchten Cirkel von Männern, erſchien nicht immer und ſelbſt nur als Gaſt, wenn meine Frau zum Eſſen, zum Spiele, oder ſonſt Geſellſchaft bey ſich hatte; Ja! es fügte ſich zuweilen, daß ich jemand zu meiner Tafel einladen ließ, der ſchon bey meiner Gemahlinn verſagt war. Dieſe doppelte Haushaltung koſtete freylich unerhört viel Geld; aber die Gräfinn war auch ſehr reich und von Jugend auf an einen ſolchen Aufwand gewöhnt geweſen. Häuslich, vertraulich ſahen wir uns ſelten; dagegen blieben wir uns aber auch einander immer neu; Die Verſchiedenheit unſrer Denkungsarten ſtöhrten nie den Frieden unter uns; wir bemerkten ſie kaum; ſie gewährte ſogar unſrer Unterhaltung Lebhaftigkeit und Mannigfaltigkeit. Uebrigens gab in der großen Welt uns jedermann das Zeugniß, daß wir vergnügt zuſammen lebten, ſehr gut mit einander umgiengen, und die Gräfinn lieh durch ihr ſittliches Betragen der Verleumdung auch nicht die kleinſte Veranlaſſung, übel von ihr zu urtheilen.

Auf dieſe Weiſe hatten wir ein Paar Jahre gelebt, als mein Herr genöthigt war, einen Geſandten an den kaiſerlichen Hof zu ſchicken. Das Geſchäft, worauf es ankam, war von Wichtigkeit und er bedurfte zugleich eines Mannes, dem ſeine Vermögens-Umſtände erlaubten, mit einigem Glanze aufzutreten. Daß er mich zu dieſem Poſten wählte, war nicht nur Nahrung für meine Eitelkeit, ſondern eröfnete mir auch die Ausſicht, in der Folge auf eine anſehnliche Belohnung Anſpruch zu machen, wenn ich meinen Auftrag zu ſeiner Zufriedenheit ausrichtete. Er trug mir dieſe Stelle in den gütigſten Ausdrücken an; Zugleich war er ſo herablaſſend, mir zu befehlen, ich ſollte ihm einen Mann nennen, der indeß für mich den Vortrag im Cabinette übernehmen könnte. Da wagte ich es denn zum erſtenmal, für meinen Freund zu reden; ich nannte ihm den Baron Lerchenhayn; allein zu meiner Verwunderung war er nicht geneigt, mir hierin zu folgen. Doch ſchlug er es auf eine Art ab, die nicht anders, als ſchmeichelhaft für mich ſeyn konnte. „Sie können mir's" ſagte er „nicht verdenken, daß ich ſehr ſtrenge in der „Wahl bin, wenn es darauf ankömmt, Sie zu „erſetzen. Sie haben mich verwöhnt; ich muß „wenigſtens dahin ſehn, daß ich ihren Verluſt „ſo wenig als möglich fühle." Nach langem Hin- und Herreden fiel endlich die Wahl auf einen geſchickten und beſcheidnen Mann, der ſchon eine Reyhe von Jahren mit Eifer gedient hatte, aber, ich weiß nicht durch welchen Zufall, nicht vorzüglich war bemerkt worden und ſich daher längſt vergeſſen glaubte. Mein Herr war fein genug, die Sache ſo zu wenden, daß mir das Verdienſt des Vorſchlags blieb. Ich legte meine Geſchäfte in dieſe Hände, und reiſte mit meinem ganzen Haushalte nach Wien.

Vierzehntes Capitel.

Der Graf Tunger, als Geſandter, als Staatsminiſter und als Vater.

Es iſt mehrentheils das Schickſal der Geſandten an den größern Höfen — wenn man nicht etwa Urſache findet, ſie ganz beſondrer perſönlichen Eigenſchaften wegen auszuzeichnen — Es iſt ihr Schickſal, mehr oder weniger vorgezogen und ehrenvoll behandelt zu werden, je nachdem ihre gnädigen Herrn unter den europäiſchen Potentaten, ihrer politiſchen Wichtigkeit nach und in Betracht der öffentlichen Schätzung, in welcher ſie beym Publico ſtehen, mehr oder weniger geachtet ſind. In der That giebt es keine traurigre Rolle, als die, welche der Miniſter eines notoriſch an Kopf und Herzen, ſo wie an Macht, Land und Leuten ſchwachen Duodez-Geſalbten in Wien, Berlin ꝛc. ſpielt. Hat er dabey noch obendrein nicht viel zu verzehren; ſo macht er vollends eine klägliche Figur. Iſt er aber gar zugleich ein Schöps, wie es denn wohl dergleichen Fälle giebt; dann wird er ein Gegenſtand des Spottes für Fähndriche und Pagen. Die wichtigſten Dinge gehen unter ſeinen Augen vor, und er erfährt ſie nicht. Sein gnädigſter Herr lieſt die Nachricht im courier du bas Rhin, ehe der Geſandte das Geringſte davon geahndet hat. Dagegen aber macht man ſich einen Spaß daraus, ihm allerley Märchen aufzuheften, die er als geheime Cabinets-Nachrichten ſeinem Hofe meldet. Indeß er ſich mit einem andern kleinen Bothſchafter um den wichtigen Punkt zankt, weſſen altmodiſche Kutſche der andern vorausfahren ſoll, haben zwey Geſandten groſſer Höfe, Männer, die er täglich um ſich ſieht, ſich um die Succeſſion ſeines Fürſten verglichen. Der Tractat iſt beynahe in ſeiner Gegenwart unterſchrieben, im Reichspoſtreuter ſteht er abgedruckt; aber er hält das für einen Zeitungs-Spaß. Feſt entſchloſſen, künftig wachſamer zu ſeyn, ſucht er nun, ſich wichtige Leute zu Freunden zu machen; aber ſo wenig Beobachtungsgeiſt hat er, daß er den Mann von würklichem Einfluſſe nicht von dem Prahler unterſcheiden kann, der die Neuigkeiten, welche er auf Cafſeehäuſern einſammelt, für geheime Nachrichten verkauft, welche ihm die Miniſters vertrauet haben. So ſieht er ſich dann bald von Abentheurern und verächtlichen Menſchen umgeben, die ſich ſeine kärgliche Tafel gefallen laſſen und ihm treulich beyſtehen, ſich der Cataſtrophe ſeiner Geſandſchaft zu nähern, die gewöhnlich in Anhäufung einer Menge böſer Schulden beſteht. Nachdem er ein paarmal demüthig ſeinen gnädigen Herrn um Bezahlung derſelben und um ſeinen Rapel gebeten, aber nur auf den letzten, nicht aber auf den erſten Theil ſeiner Bitte Antwort erhalten hat, fängt es an, in ſeinem Hauſe an kleiner Münze zu fehlen. Legations-Secretair, Hausverwalter und Cammerdiener laufen zu den Mäcklern und Wucherern umher, und kommen ſelten mit einigem Troſte zurück. Die Morgen-Audienzen des Herrn Geſandten beginnen jetzt, viel glänzender zu werden, durch den Haufen der Gläubiger, die bey Sr. Excellenz ihre Exiſtenz in Erinnerung bringen. Er affectirt indeß ein philoſophiſches Leben, geht wenig aus, lieſt ſehr viel; man findet ihn nur, einfach gekleidet, zu Fuße auf einſamen Spatziergängen, oder er zieht auch wohl, ſeiner Geſundheit wegen, auf das Land; denn ein Theil des Silberzeugs iſt verſetzt und mit dem Tafelhalten will es überhaupt nicht mehr fort, weil Weinhändler, Schlächter und Krämer nicht länger mehr Credit geben wollen. Man verſucht zwiſchendurch einmal eine kleine Finanz-Operation, vermiethet heimlich ſeine Acciſe- und Zoll-Freyheit, läſſt, gegen ein Geſchenk, auf ſeinen Namen Contrebande-Waaren einführen, erlaubt verbothne Spiele in ſeinem Hotel, wogegen der Banquier von jedem Abende einen Theil des Gewinnſtes abgeben muß, bis endlich auf irgend eine Weiſe ein Vergleich mit den Gläubigern zu Stande kömmt und der Herr Bothſchafter demüthig nach ſeinem Hofe zurückreiſt, wo ihm unterdeſſen die Cabalen ſeiner Feinde eine ſehr kalte Bewillkomnung zubereitet haben.

Daß meine Geſandtſchaft in Wien dieſem Bilde nicht glich, das, hoffe ich, werden Sie, mein Freund! mir auf mein Wort glauben. Indeſſen bin ich nicht eitel genug, hiervon das Verdienſt allein auf Rechnung meiner perſönlichen Eigenſchaften zu ſchreiben, aber auch nicht ſo demüthig, daß ich glauben ſollte, es hätte bloß der Geld-Aufwand, den ich machte, mir eine ehrenvolle Begegnung zugezogen; vielmehr hatte ich die ausgezeichnete Art, mit der ich behandelt wurde, größtentheils der Achtung zu danken, in welcher mein Herr in ganz Teutſchland ſtand. Die Wichtigkeit ſeiner politiſchen Verhältniſſe und, mehr als das, die hohe Meinung, die mit Recht jedermann von ſeinem Geiſte hatte, flößten Hohen und Niedern Ehrfurcht vor ihm und Schonung gegen alles ein, was ihm angehörte. Uebrigens verſichre ich Sie, daß die vierzehn Monate, welche ich in Wien zubrachte, mit zu den angenehmſten meines Lebens gehörten, und daß ich es für kein geringes Glück halte, dem edeln Joſeph und dem großen Kaunitz ſo nahe geweſen zu ſeyn und Geſchäfte mit ihnen getrieben zu haben.

Während meines Aufenthalts in der Kaiſerſtadt gebahr meine Frau mir einen Sohn, deſſen Erſcheinung anfieng, einen Sinn für häusliche Freuden wieder in mir zu erwecken, die ich ſonſt, bey meiner zerſtreueten Lebensweiſe und dem mehr höflichen, als vertraulichen Umgange, der zwiſchen der Gräfinn und mir Statt hatte, nur unvollkommen ſchmeckte.

Es gelang mir, den Zweck meiner Geſandtſchaft über alle Erwartung früh und vollſtändig zu erreichen, und ich kehrte, zufrieden mit mir ſelber, mit einem Briefe des Kaiſers an meinen Herrn, in welchem meine Aufführung in Wien, mehr als ich verdiente, gelobt wurde, nach *** zurück. Der *** empfieng mich auf eine Art, die meinen Eifer für ſeinen Dienſt aufs Neue anſpornte, und da kurz vorher der alte geheime Staatsrath von Sempfer geſtorben war; ſo ſetzte mich mein Herr ſehr unerwartet in das Miniſterium. Hier befand ich mich nun auf einem Schauplatze, wo ich meine ehemaligen Träumereyen von höherer Nützlichkeit und Thätigkeit realiſiren zu können hoffen durfte. Es kam nur darauf an, ob ich mir die Ausſicht nicht durch Unvorſichtigkeit im Betragen, durch Mangel an Nachgiebigkeit, durch zu große Lebhaftigkeit und Uebereilung, oder durch irgend einen andern leidenſchaftlichen Seitenſprung verderben würde.

Ehe ich dieſe Frage auflöſe, will ich Ihnen eine kleine Schilderung des Miniſteriums machen, deſſen Mitglied ich jetzt war, wobey ich mich ſelbſt nicht verſchonen darf, wenn ich in meiner Erzählung der Wahrheit treu bleiben will. Nächſt dem Fürſten, deſſen Portrait ich Ihnen entworfen habe, war die erſte Perſon im Staatsrathe der Graf Holler, ein redlicher Mann, der aber, als Juſtizminiſter, ſich in keine andre Geſchäfte miſchte, als die zu ſeinem Departement gehörten. Der Zweyte war der Herr von Clairfont, aus der franzöſiſchen Schweiz gebürtig. Dieſer hatte die auswärtigen Geſchäfte unter ſeiner Aufſicht; Er war ſchlau, gewandt, eigennützig, nicht eigentlich unternehmend boshaft, aber falſch und ſchadenfroh. Den letzten Stuhl endlich, ohne den meinigen, aber gewiß nicht den unwichtigſten Platz im Miniſterio, erfüllte der Baron Roſenſtein, ein ſtudierter Hofmann; klug, geſchickt, witzig, beleſen, thätig, unergründlich, geſchmeidig, Meiſter über ſeine Laune, fähig jede Form anzunehmen, aber gefühllos, herrſchſüchtig, rachgierig, ehrgeizig, menſchenfeindlich und untreu. Er kannte den Fürſten von ſeiner erſten Jugend an, wuſste jede ſeiner ſchwachen Seiten (denn ſchwache Seiten haben doch auch die gröſten Leute) zu nützen, um das durchzuſetzen, was er durchſetzen wollte. Nie gieng er einen graden Weg; Nie ſchien er ſich für etwas warm zu intereſſiren; Nie hatte es das Anſehn, als wolle er **ſeine** Meynung gelten machen; Aber ſo fein wuſste er ſelbſt unſern klugen Herrn herumzulenken, daß er zehnmal mit Vorſchlägen nicht durchdrang, mit denen es ihm kein Ernſt war, um das eilſtemal ſich etwas gleichſam aufdringen zu laſſen, worauf er es Jahre lang angelegt hatte. Ohne daß der *** dies alſo ſelbſt wuſste, war er doch von mancher Seite in dieſes Mannes Hand, der gar keinen Scherz darauf verſtand, wenn ein Andrer es wagen wollte, dieſen Einfluß mit ihm zu theilen.

Nun werden Sie wohl gern glauben, daß zwey ſolche Leute, wie der Baron Roſenſtein und ich waren, unmöglich lange neben einander ſehn konnten; allein er war viel zu liſtig, um ſich als meinen Gegner zu zeigen. Nach ſeiner tiefen Kenntniß des menſchlichen Herzens,

konnte

konnte er ja erwarten, daß ich mich an meinem eignen Feuer verbrennen würde. Mir fehlten im Grunde eine Menge Eigenſchaften, die zu einem feinen Staatsmanne gehören; ich war nicht kalt, nicht vorſichtig, nicht verſchloſſen genug, war nie im Stande, bloß aus dem Kopfe zu handeln, ſondern legte in alles Herz hinein, machte jede Sache zu meiner eignen, folglich nagte nicht nur der geringſte wiedrige Vorfall an meiner Gemüthsruhe und Geſundheit, ſondern ich übereilte mich auch oft, weil ich immer Parthey ergriff, und wer mich auf das Eis führen wollte, der brauchte nur auf mein Geſicht zu würken, und er war Meiſter über meine Vernunft. Bey aller Menſchenkenntniß ließ ich mich doch einnehmen und durch Beredſamkeit, durch verſtellte Bonhomie und durch glänzende Auſſenſeiten blenden. In Augenblicken von Herzens-Ergieſſung ſagte ich oft heraus, was ich hätte verſchweigen ſollen und lieferte mich dadurch böſen Menſchen in die Hände. Das wärmſte Gefühl für Wahrheit und Treue und ſtrenger Erfüllung jedes, auch übereilt gegebnen Verſprechens, leitete meine Schritte da, wo der Miniſter ſonſt Feinheit, Politic braucht, Worte auf Schrauben zu ſetzen, leere Vertröſtungen zu geben, oder ſeine Zuſagen auf verſchiedne Weiſe zu deuten verſteht. Es fehlte mir an eigentlicher Gegenwart des Geiſtes, aus Zerſtreuung, weil ich eine Menge Ideen zugleich im Kopfe umherwälzte, und weil meine zu lebhafte Einbildungskraft immer über das Vorliegende hinausſprang. Einen ſonderbaren Contraſt zwiſchen wahrer Seelengröße und Mangel an Feſtigkeit nahm ich oft mit Unmuth in mir ſelber wahr. Ich war fähig, einen Rieſenplan anzulegen, einen Weg einzuſchlagen, der über alle Schwierigkeiten, Vorurtheile und Convenienzen hinausgieng; Berge würde ich dann weggeräumt, Felſenſtücke, die man mir entgegengerollt hätte, muthig erwartet haben, ohne von dieſem Wege abzuweichen; aber gegen kleine Schwierigkeiten war ich nicht gewafnet; ſinnliche Eindrücke, ſanfte Ueberredungen; Angriffe auf mein gefühlvolles Herz, machten auf einmal alles rückgängig. Ich war alſo auch zu beſtechen; nicht mit Gelde, aber mit glatten Worten, und das läuft wahrlich auf eins hinaus. Ich wich gern jedem unangenehmen Eindrucke aus, vermied gern alles, was meine gewaltige Reizbarkeit in Aufruhr brachte, (wie das der Fall bey allen ſanguiniſchen Temperamenten iſt.) Deswegen kam es mir hart an, bey eintretenden Misverſtändniſſen, es zu einer Explication kommen zu laſſen. Dadurch machte ich oft das Uebel ärger und ladete, bey den reinſten, ſchuldloſeſten Abſichten, böſen Verdacht auf mich. War aber nur der erſte Schritt zur Erläuterung geſchehn; ſo entfaltete ſich mit Freudigkeit mein ofnes Herz. Ich hatte auch nicht Anſehn genug bey meinen Untergebnen, gieng zu herablaſſend, nicht ernſthaft genug mit Leuten ohne Erziehung um, die dergleichen gern misbrauchen. Verweiſe zu geben, das koſtete mich große Ueberwindung; auſſer, wenn man mir's recht arg machte, mich in Zorn ſetzte. Hatte ich aber einem Manne erſt ein böſes Wort geſagt; ſo war meine Blödigkeit verſchwunden und ich konnte ihm, bey jeder Gelegenheit, wenn er etwas verſah, den Text leſen. Ueberhaupt war ich arm an Worten und redete ſchlecht, bey kaltem Blute, weil ich dann an mehr Dinge zugleich dachte; War ich aber in Feuer geſetzt, dann floß die Rede unaufhaltſam, hinreiſſend und nicht ohne Anmuth von meinen Lippen. Weil ich alles mit der äuſſerſten Wärme trieb; ſo wollte ich auch alles ohne Einſchränkung und ſchnell durchſezzen, was mir gut, nüzlich, groß vorkam, und ertrug keinen offenbaren Wiederſpruch. Der Baron Roſenſtein konnte dieſe meine Gemüthsſtimmung vortreflich zu meinem Schaden nüzen. Ihm wäre es ein Leichtes geweſen, mich bey meinen ſchwachen Seiten zu faſſen und nach Willkühr zu lenken; allein darauf kam es ihm nicht an. Er mußte, um mich zu ſtürzen, mich verleiten, oft als ein Mann voll Herrſchſucht und Anmaßung zu erſcheinen — ein Character, den unſer *** unter allen am wenigſten dulden konnte — und das mußte ihm immer gelingen, ſo oft er meinem Feuer kalte Sophiſtereyen mit ein wenig Spott angeſtrichen, entgegenſtellte. Dazu kam, daß es mir durchaus an Toleranz fehlte; Dummheit, Verſchrobenheit, Schiefigkeit, ſtumpfe Bosheit, Inconſequenz, Unbeſtimmtheit, Schaafsköpfigkeit, verſteckt hinter einer ernſthaften Amtsmiene und Mangel an Regelmäßigkeit —

das alles konnte ich durchaus nicht ertragen, da ich fühlte, daß jedem Menſchen, wenn er auch keine hohe Geiſtes-Fähigkeiten hat, doch eine gewiſſe Summe geſunder Vernunft von der Natur zu Theil geworden, und daß nichts leichter iſt, als dieſer zu folgen, den graden Weg zu gehn und eine gewiſſe Ordnung in ſeinen Geſchäften zu beobachten. Es war mir nicht möglich, zu ſchweigen, wenn ich dergleichen Ungehörigkeiten wahrnahm, und ich ſprach dann oft zu laut und mit zu viel Bitterkeit, als daß ich mir nicht hätte dadurch Feinde machen ſollen. Sehen Sie, mein Freund! das war meine Art zu denken und zu handeln, die ich Ihnen ohne Rückhalt, vielleicht ein wenig zu weitläuftig, *) geſchildert habe! Wie ich damit als Staatsminiſter fuhr; das ſollen Sie nächſtens hören.

*) Wen übrigens ſolche anatomiſche Zeichnungen, vom menſchlichen Herzen weniger intereſſiren, als Liebes-Abentheuer, Studenten-Scenen, Hexen-Märlein u. d. gl., der laſſe dies ungeleſen und erhole ſich in den neuen Original-Romanen der Teutſchen und andern geiſtreichen Sammlungen, dieſer Art, womit uns jede Meſſe reichlich verſieht.

Funf-

Funfzehntes Capitel.

Auf die herrlichen Tage folgen nach und nach kleine und große Widerwärtigkeiten.

Die Rolle, welche ich ein Paar Jahre hindurch als Staatsminiſter in *** ſpielte, ſchmeichelte nicht nur durch ihren Glanz meine Eitelkeit, ſondern gab auch meinem Triebe, thätig und nützlich zu ſeyn, reichliche Nahrung. Mein Herr ſchien in der That ein unbegränztes Zutraun zu mir gefaßt zu haben. Dies fiel jedermann um ſo mehr auf, je weniger man gewöhnt war, zu ſehn, daß der *** ſich, auſſer vom Baron Roſenſtein, (und wie vorſichtig muſſte auch nicht Dieſer dabey zu Werke gehn!) von irgend jemand leiten ließ, oder auch nur einmal mit einem von ſeinen neuern Leuten vertraulich umgieng. Es kamen wenig wichtige Dinge im Cabinette vor, die er nicht vorher allein mit mir überlegt gehabt hätte; ja! manches wurde auf dieſe Weiſe abgethan, ohne es dem Miniſterio vorzutragen, und ich bekam Aufträge, die offenbar zu dem Departement eines von den andern Herrn gehörten. Sie werden Sich leicht einbilden können, daß Dieſe hierüber äuſſerſt neidiſch wurden, und daß ſie ſich unter der Hand alle Mühe gaben, mich auf das Eis zu führen. Beſonders warf Roſenſtein einen unverſöhnlichen Haß auf mich, obgleich er äuſſerlich ſeine Freundlichkeit verdoppelte; Seine Kunſt zeigte er darinn, daß er die Sachen ſo zu drehn wuſſte, daß ich, der ich immer alles thun wollte und thun zu können glaubte, mich an Geſchäfte wagte, wozu eine genaue Kenntniß des Landes gehörte, die ich noch nicht haben konnte und deren Mangel durch Actenleſen und Nachfragen zu erſetzen, ich nicht Muſſe genug hatte.

Indeſſen gieng doch in der erſten Zeit alles gut, und wenn auch einmal eine Unternehmung mislang; ſo war der Fürſt immer großmüthig genug, die Schuld allein auf ſich zu nehmen. Was meine Vorſichtigkeit und Verſchwiegenheit betraf: ſo glaubte ich es daran nicht mangeln zu laſſen; allein bey täglich anwachſender

Arbeit, bedurfte ich Hülfe und bey dem Drange ſo mancher angenehmen und unangenehmen Gefühle, bey kleinen Zweifeln und Verlegenheiten, bedurfte mein ſo gern ſich mittheilendes Herz eines oder zweyer Freunde, in deren Schooß es ſich ausſchütten könnte. Lerchenhayn war mir ſo werth; ich kannte ihn ſo lange, wuſſte, daß er fähig war, große Entwürfe zu faſſen, und feinere Leiden und Freuden zu theilen; War mir's alſo zu verdenken, wenn ich kein Geheimniß vor ihm hatte.

Als Privat-Secretair bediente ich mich eines Mannes von großen Fähigkeiten, den ich in Wien kennen gelernt hatte, wo er damals in ſehr dürftigen Umſtänden lebte, aus welchen ich ihn herauszog, ihn zu mir in's Haus nahm, Schulden für ihn bezahlte und die Abſicht hegte, ihn in der Folge in meines Herrn Dienſte zu bringen. Auch gegen dieſen Mann, dem ich ohnehin die geheimſten Papiere anvertrauen muſſte, war ich ohne Zurückhaltung, und vor ihm und Lerchenhayn handelte und redete ich, ſelbſt über die kleinen Eigenheiten in dem Character des ***, gänzlich frey und offen.

Es war nicht zu beſchreiben, wie ſehr man mich mit zudringlichen Bitten und Anliegen aller Art aus allen Ecken beſtürmte, ſobald es bekannt wurde, daß mein Einfluß groß war. Wo es ſich thun ließ, da half ich; aber immer gieng es freylich nicht, und dann litt mein Herz, bey einer abſchlägigen Antwort, die ich geben muſſte, mehr, als der Mann ſelbſt, den ſie betraf.

Indeß ich nun ein ſo äuſſerſt geſchäftiges und unruhiges Leben führte, fieng mein kleiner Knabe an, empor zu wachſen, und in mir lebhaft den Sinn für Vater-Freuden zu erwecken. Wenn ich am Abende, ermüdet und herabgeſpannt durch die Menge der vollbrachten Geſchäfte, mich nach Ruhe und Erholung ſehnte, war die Gräfinn, die alle Tage in geſellſchaftlichen Zerſtreuungen hinbrachte, nicht zu Hauſe. Für mich hatten die lermenden Cirkel, die Spieltiſche und die Abend-Tafeln wenig Reiz; Da pflegte ich dann wohl mit einem Buche in der Hand, mich in meinem Cabinette hinzuſetzen, mein Kind zu mir bringen zu laſſen, und abwechſelnd zu leſen und mit dem

Kleinen zu ſpielen. Es war ſüß für mich, zu ſehn, wie nach und nach ſeine Fähigkeiten ſich entwickelten; ſtundenlang konnte ich daran mich ergötzen, und der, dem dies klein. eines ernſthaften Mannes unwürdig vorkömmt, der iſt wohl nie Vater geweſen. Allein es ſtand im Buche des Schickſals geſchrieben, daß dieſer Anfang meiner häuslichen Freuden nicht von Dauer ſeyn ſollte. Der Tod entriß mir den Knaben, und auf dieſen Verluſt folgte eine lange Reyhe von wiedrigen Begebenheiten. Schon ſeit einiger Zeit hatte ich mir vorgeſetzt, dem Kinde die Blattern einimpfen zu laſſen; Eine bösartige Epidemie, welche in *** herrſchte, kam mir zuvor und ſtreckte meinen Sohn in das Grab. Meine Frau glaubte dieſe Krankheit in ihrer erſten Jugend überſtanden zu haben, und brauchte daher nicht die geringſte Vorſicht; aber ſie irrte. Wenig Tage nach des Kindes Tode brachen bey ihr die Blattern aus und machten auch ihrem Leben ein Ende.

Der Aufwand, den ich eine Reyhe von Jahren hindurch gemacht hatte, war, wie ich Ihnen erzählt habe, ſehr groß geweſen; doch ſtand er noch immer in einem Verhältniſſe mit meinem und der Gräſinn ſo anſehnlichen Vermögen, wobey ich nicht fürchten durfte, zu Grunde zu gehn. Es iſt wahr, daß ſie durchaus keinen Begriff von guter Hauswirthſchaft hatte. Die Ausgaben für ihre Garderobe, Spiel und andre unnütze Dinge war ungeheuer; Ich hatte mich dieſer Verſchwendung Anfangs nicht wiederſetzen mögen, ſondern ein paarmal groſſe Summen, welche ſie ſchuldig war, für ſie bezahlt. Nachher aber bewogen mich ernſthafte Ueberlegungen, die das künftige Schickſal unſers Kindes zum Gegenſtande hatten, ihrem Aufwande auf anſtändige Art Grenzen zu ſetzen. Ich bat ſie daher, ſich gefallen zu laſſen, mit einer beſtimmten jährlichen Summe auszukommen; ihr Willen, dies in Ausübung zu bringen, war gut; aber ſie calculirte nicht richtig, und es wurden vor wie nach Schulden gemacht, deren ſich nach ihrem Tode eine Menge fand.

Da mein Sohn vor ſeiner Mutter geſtorben war; ſo konnte ich, nach den Landesgeſetzen, ihr Erbe nicht ſeyn; kein Teſtament war von ihr gemacht worden; Dies war ſchon ein harter Schlag für mich. Indeſſen hatte ich groſſe Summen von meinem eignen Vermögen in ihre Güter geſteckt. und ſie damit anſehnlich verbeſſert. Mit Recht durfte ich hoffen, daß mir wenigſtens dieſe Gelder wieder herausgezahlt werden würden; Allein die Verwandten der Gräfinn, welche bey ihrem Leben nichts als Gefälligkeit geweſen waren, zeigten ſich nun als äuſſerſt eigennützige, ungerechte Menſchen. Ich wurde in einen weitläuftigen Proceß mit ihnen verwickelt, den ich freylich durch einen Vergleich endigte, wobey ich aber beträchtlich viel von dem Meinigen einbüßte.

Jetzt war es höchſt nothwendig, meine Ausgaben einzuſchränken und kaum wurde der Pöbel aller Claſſen gewahr, daß ich nicht mehr mit ſo viel Glanz, obgleich immer in einem meinem Range angemeſſenen Aufwande, erſchien; ſo merkte ich deutlich, daß ein groſſer Theil der auſſern Verehrung wegfiel, die man mir allgemein bewieſen hatte.

Bis dahin war mein Gehalt noch derſelbe geweſen, den mir der *** bey Antritt meiner

Stelle im Miniſterium ausgeſetzt hatte: jetzt war er ſo großmüthig, weil er ſah, daß ich deſſen bedurfte, mir von freyen Stücken eine Zulage zu verwilligen. Allein — warum muß denn das elende Geld auch über die größten und beſten Menſchen ſo viel Gewalt haben? — kaum hatte dieſer Fürſt mir meine Beſoldung vermehrt; ſo fieng er an, mich in Kleinigkeiten nicht mehr mit ſo viel Feinheit und Schonung zu behandeln, und ich ſelbſt fühlte mich ſclaviſcher, abhängiger, als bisher — Welche Schwäche! Wozu bedurfte ich eines Fürſten? Ich brauchte ja nur den ganzen Miniſter-Plunder von mir zu werfen; ſo blieb mir als Privatmanne immer genug übrig, um anſtändig zu leben. — Wir bemerkten von beyden Seiten die Veränderung, die in uns vorzugehn anfieng, und das verſtimmte ein wenig den bisherigen Ton des Umgangs zwiſchen meinem Herrn und mir. Doch das hätte immer noch hingehn mögen, würde ſich vielleicht in der Folge wieder haben in den vorigen Gang bringen laſſen (denn im Grunde mußte er doch fühlen, daß keiner von Denen, die ihn umgaben, ihn ſo ſchnell und ganz, wie ich faſſen, und daß er keinen beſſer zu Ausführung ſeiner Entwürfe nützen konnte) wenn nur nicht auch andre Leute dahinter gekommen wären! Aber Roſenſtein war viel zu fein und aufmerkſam, als daß ihm das hätte entgehn ſollen. Den erſten Wink bekam er davon bey einer Gelegenheit, als der *** mir mit ein wenig böſer Laune, obgleich ſehr höflich, im Cabinette über eine gewiſſe veränderte Einrichtung, die ich bey Bezahlung der Bergleute eingeführt hatte, und worüber Dieſe ſich beſchwerten, ſagte: „Ich glaube, daß die Leute Recht haben. Ueberhaupt kann Manches ſehr gut und doch „nicht grade bey uns anwendbar ſeyn. Es „taugt nicht, wenn man nachher gezwungen „wird, Schritte rückwärts zu thun, die man „ſich hätte erſparen können, wenn man die „Sache von allen Seiten überlegt hätte. Ich „glaube, wir ſind einmal wieder zu eilig zu „Werke gegangen.“ Dieſe letzten Worte verdroſſen mich; ich antwortete etwas darauf, was eine Art von Gegenvorwurf für den Fürſten war, der jene Einrichtung gebilligt hatte. Der Fürſt fühlte ſeinen Stolz beleidigt, warf einen ernſthaften Blick auf mich, und ſchwieg. Aber dieſer Blick wurde das Signal zum Angriffe für meine Feinde. Nun vergieng kein Tag, daß nicht, durch Roſenſteins Veranſtaltung, irgend etwas zum Vortrage kam, woraus man Gelegenheit nehmen konnte, mich zu chicaniren; Ich verlohr endlich alle Gegenwart des Geiſtes, die Zuverſicht zu mir ſelber, wurde kleinmüthig, böſer Laune, arbeitete nicht mehr mit Luſt und Eifer, und nun hatten mich die Schelme da, wo ſie mich zu ſehn wünſchten. Unter der Hand wurde auch daran gearbeitet, mir die Achtung des Publicums zu rauben. Es wurde bald zur allgemeinen Sage: der Herr ſey nicht mehr ſo ſehr wie ehemals von mir eingenommen. Jetzt trat eine Menge von Sclaven-Seelen, die mir bis dahin auf die niedrigſte Art gehuldigt, Leute, die mir ihr ganzes Glück zu danken hatten, zurück und ſuchten ſich einen andern Beſchützer. Sobald ich merkte, daß man gegen mich cabalirte, erwachte auch in mir ein vermaladeyeter Geiſt von Intrigue; Ich fieng an, Mienen gegen den Baron Roſenſtein ſpielen zu laſſen, fand Menſchen, die mir dabey behülflich zu ſeyn ſchienen; allein es waren erkaufte Verräther, die mein Zutraun misbrauchten und jedes Wort, das ich ſprach, meinen Feinden hinterbrachten. Zu Dieſen geſellte ſich eine Menge Unzufriedner, deren thörichte und unbeſcheidne Forderungen ich nicht hatte befriedigen können und die nun laut über verweigerte Hülfe und über Härte klagten — Roſenſtein ſorgte liebreich dafür, daß alle dieſe Beſchwerden zu den Ohren des *** kamen. Am ſchändlichſten und undankbarſten unter Denen, deren Beſchüzzer ich bis dahin geweſen war, handelte an mir mein Secretair, derſelbe, den ich aus dem Labyrinthe des Elendes errettet und ihm mein ganzes Zutraun geſchenkt hatte. Der Schurke ließ ſich erkaufen, dies Zutraun zu misbrauchen und alles zu verrathen, was ich je in Augenblicken von Herzens-Ergieſſung, über geheime Geſchäfte, über meine Collegen und über den Fürſten ſelbſt, zu ihm geredet hatte. Dies erfuhr ich erſt ſpät nachher, aber die Würkung davon war in den nun immer ernſthaften, feyerlichen, forſchenden und beynahe kalt verächtlichen Minen meines Herrn zu leſen.

Doch mir war noch ein härtrer Schlag vorbehalten, und den verſetzte mir — mein Jugendfreund Lerchenhayn. Sein unbezwinglicher Ehrgeiz, die Begierde eine große, Aufſehn erregende Rolle zu ſpielen, hatte ſich ſchon lange nicht mit dem Gedanken vertragen können, daß er nichts weiter als General-Adjutant und Ober-Wegbau-Intendant ſeyn ſollte. Ein heimlicher Neid über die glänzende Rolle, welche ich ſpielte, hatte die Stimme der Freundſchaft nach und nach in ihm zum Schweigen gebracht. Er wurde kälter, zurückhaltender gegen mich und endlich gar mein Feind. Sie erinnern Sich wohl noch, daß ich erzählt habe, wie ich die Abſicht hatte, ihn an meine Stelle zum Referenten im Cabinette ernennen zu laſſen, daß aber der *** dieſen Vorſchlag nicht billigte. Aus Beſcheidenheit hatte ich dem Baron nie etwas davon geſagt, um nicht das Anſehn zu haben, als wollte ich ſeinen Beſchützer ſpielen; allein meine Feinde wuſſten dies beſſer zu nützen. Sie gaben ihm unter der Hand zu verſtehn, der *** hätte die Abſicht gehabt, ihm jene Stelle zu geben und mit mir darüber geredet; ich aber hätte, aus Furcht von Lerchenhayn verdunkelt und genöthigt zu werden, mein Gewicht mit ihm zu theilen, die Sache hintertrieben. Mein Freund war nicht aufrichtig genug, ſich gradezu an mich zu wenden, und Erläuterung darüber zu fordern, ſondern er verbarg ſeinen Argwohn, kam aber ſeltner zu mir und gieng oft zu dem Baron Roſenſtein. In dem Gewühle von Geſchäften, darinn ich ſteckte, bey dem Bewuſſtſeyn, immer als ein wahrer Freund an ihm gehandelt zu haben und voll Zutraun zu ihm, hatte ich die Veränderung, die in ihm vorgegangen war, nicht einmal bemerkt. Mit eben dieſem Zutraun nun wendete ich mich auch jetzt an ihn, um Rath, oder wenigſtens Troſt zu ſuchen; aber wie erſtaunte ich, als er mit ſchneidender Kälte und in faſt ſpöttiſchem Tone, anfieng, mir Moral zu predigen, von Mangel an Vorſicht, von übertriebnem Ehrgeize, von Herrſchſucht und dergleichen zu reden! Ich trauete kaum meinen Ohren — „Auch Du, Brutus?“ rief ich aus, und brach das Geſpräch ab.

Indeſſen erforderten meine öconomiſchen Umſtände auf einige Zeit meine ganze Aufmerkſamkeit. Ich muſſte, um damit auf's Reine zu kommen, eines meiner Güter verkaufen, um die andern beyden von Schulden frey zu machen, und hierzu war meine perſönliche Gegenwart nothwendig. Ich bat daher um Urlaub, den mir mein Herr mit dem bedeutenden Zuſatze ertheilte: „Reiſen Sie ja, und bringen „Ihre Geſchäfte in Ordnung! Uebereilen Sie „Sich nicht! Sollte ich Ihrer bedürfen; ſo „will ich Ihnen ſchreiben — laſſen.“ Ich verſtand den Wink, betrachtete mich von dem Augenblicke an als dienſtlos, packte meine Papiere und andre Sachen, welche ich keinen fremden Händen anvertraun konnte, ein, als wenn ich nie wiederzukommen gedächte, und reiſte vorerſt hierher nach Tungerhauſen.

Sechzehntes Capitel.

Der Graf nimmt ſeinen Abſchied und lebt als Privatmann. Neue Unannehmlichkeiten.

So lange ich mit meinen Geld-Geſchäften vollauf zu thun hatte, verlohr ich faſt meine politiſche Lage aus den Augen; doch ſchrieb ich, gleich nach meiner Ankunft in Tungerhauſen, an den ***, bat um meinen Abſchied und erhielt ihn, in den ſogenannten gnädigen Ausdrücken, mit welchen die Fürſten bey ſolchen Gelegenheiten nicht ſparſam ſind und mit denen man eben ſo wenig einen beſtimmten Begriff verbindet, als mit den gewöhnlichen Complimenten im gemeinen Leben. Als ich aber wieder Muſſe hatte, fieng ich an, mit mir ſelber zu Rathe zu gehn, wie ich nun künftig meine Lebensart einrichten wollte.

Daß ich feſt entſchloſſen war, allem, was Fürſten-Dienſt heiſſt, auf immer den Abſchied zu geben, das wird man mir wohl zutraun; mich aber, nach einem ſo unruhvollen, thatigen Leben, auf einmal in meinem alten Schloſſe einſam zu vergraben; das glaubte ich nicht aushalten zu können. Eine große Reiſe in fremden Landern umher zu machen, ware zu meiner Zerſtreuung wohl am dienlichſten geweſen; aber das erlaubte mir der Zuſtand meiner Caſſen nicht; Ich wählte alſo einen Mittelweg und miethete in der Reichsſtadt *** ein Haus. „Dort“ dachte ich „werde ich, frey, zwanglos „und unbemerkt, meine Tage angenehm verleben. Ich will dem thörichten Ehrgeize, eine „glänzende Rolle zu ſpielen, entſagen, will „meine mehrſten Stunden den Wiſſenſchaften widmen; Noch iſt ſo viel für mich zu erlernen übrig! In dem Umgange mit einigen „verſtändigen und guten Menſchen aber kann „ich mich von ernſthafter Anſtrengung erholen. „Auch ſoll mir's nicht ſchwer werden, mir einen Kreis von Würkſamkeit zum Beſten Andrer zu ſchaffen Kenntniſſe, Erfahrungen „und guter Wille ſetzen mich in den Stand, „mit Rath und That zu dienen, und bey beſſerer Hauswirthſchaft iſt mein Vermögen noch

„Immer groß genug, um mir zu erlauben, gegen „Hülfsbedürftige wohlthätig zu ſeyn, da „ich jetzt allen unnützen Aufwand aufgeben „kann.“

Dieſer Lebensplan war gewiß für meine damalige Tage der beſte, den ich wählen konnte; aber vergebens bemühete ich mich, ihn ganz in Ausübung zu bringen. Die Männer, deren Umgang meiner Seele hätte Nahrung geben, mich erheitern, mich für ſo manchen mislungnen Wunſch entſchädigen müſſen; dieſe Männer fand ich dort nicht. Der leerſte, herz- und geiſtloſeſte Ton herrſchte in den Cirkeln der angeſehnſten, dort wohnenden Familien. Die feinere Cultur, die man in den Reichsſtädten des nördlichern Teutſchlands, in Hamburg, Bremen und Lübeck bey den reichen Kaufleuten findet, welche ſich durch Reiſen und Lectüre gebildet haben; die würklich, oft einen Gelehrten vom Handwerke beſchämenden literariſchen und Kunſt-Kenntniſſe, und die philoſophiſchen Einſichten in das Große der Handelſchaft, verbunden mit Bonhomie, Treuherzigkeit, Jovialität, geſunder Vernunft und Beſcheidenheit; den Sinn für häusliche Freuden; die Vermeidung eines, die ſichern Einnahmen überſteigenden Luxus; die Kunſt, wenn man nur wenig geben kann, den Werth dieſes Wenigen durch die Art, wie man es giebt, zu erhöhen, und wenn man viel zu geben vermag, durch geſchmackvolle Anordnung dem Eckel auszuweichen, der ſonſt den Ueberfluß zu begleiten pflegt — das alles vermiſſte ich hier gänzlich. Schmauſerey und Spiel, das waren die einzigen Freuden, für welche die dortigen reichen Kaufleute Sinn hatten. Viermal im Jahre konnten ihre Freunde darauf rechnen, bey ihnen ſich den Magen zu überladen; aber da war kein Haus, wo man zu jeder Stunde im häuslichen Cirkel willkommen geweſen wäre und ein Paar einfach gekochte, ſchmackhafte Speiſen bereit gefunden hätte. Nein! die Leute, welche der närriſchen Eitelkeit, den Fremden viel Aufwand zu zeigen, und der Unmäßigkeit heute ihr Quartals-Opfer gebracht hatten, zähmten ſich's von morgen an kaum, mit den Ihrigen ſich aus Einer guten Schüſſel recht zu ſättigen, ſondern verſparten ihren Hunger, bis man ſie in ein andres Haus zu einem Sardanapals-Schmauſe einladete. Ihre Wohlthätigkeit wurde von der Eitelkeit am Gängelbande geführt. Kam es darauf an, vor zwanzig Zeugen Proben von Großmuth zu geben, ſich zu einer Collecte zu unterzeichnen, bey welcher dann ihre Namen auf dem Subſcriptions-Bogen prangen, oder gar gedruckt erſcheinen ſollten; dann gaben ſie funfzig und mehr Gulden aufs erſte Worte hin; aber der ſchaamhafte Arme wurde mit Ungeſtüm von ihrer Thür vertrieben und wenn ein Dienſtbothe ein Caffee-Schälchen zerbrach; ſo wurde ihm der Werth deſſelben von dem ſauer verdienten Lohne abgezogen — Doch, da war nicht viel abzuziehen, denn die Domeſtiken erhielten nur kärgliche Bezahlung; Es war darauf gerechnet, daß ſie von den Trinkgeldern der Fremden lebten. Wenn daher in einem Hauſe ſeltener Gaſtereyen gegeben wurden, als in dem andern; ſo lief das Geſinde bald aus jenem weg und ſuchte in dieſem anzukommen. Da herrſchte keine Zuneigung unter Herrn und Dienern; Dieſe lauerten nur auf Gelegenheit, etwas im Hauſe zu erwiſchen und ſchielten gierig nach den Taſchen Derer, die aus- und eingiengen. Ueberhaupt konnte man ſich in wenig Familien an dem Anblicke häuslicher Freude laben. Eltern und Kinder giengen wie fremde Leute mit einander um und kam es auf den Handel an; ſo ſuchte der Sohn oder Schwiegerſohn den Vater zu übervortheilen und ihm die beſten Kunden zu entziehn. Ich habe vorhin von Freunden geredet; Sie müſſen aber das Wort nicht im hohen, eigentlichen Sinne nehmen. Für wahre Herzensvereinigung, ächte Werthſchätzung und uneingeſchränktes Zutraun hatten dieſe Leute kein Gefühl. Freund hieß bey ihnen ein Mann, mit dem ſie Geſchäfte trieben, oder den ſie zum Eſſen bey ſich ſahen. „Ein Freund in „Liſſabon, den ich nicht von Perſon kenne, „hat mir geſtern geſchrieben; Morgen habe „ich dreyſſig Freunde zu Gäſten“ u. ſ. f — ſo hörte man ſie oft ſprechen. Noch alberner, als unter den Kaufleuten, war der Ton, der in den Häuſern der ſogenannten Nobleſſe herrſchte. Bey Jenen war doch wenigſtens Reichthum und Thätigkeit zum Erwerbe ſichtbar; auch gab es noch einzelne Männer unter ihnen, die durch einen Aufenthalt in fremden

Ländern ihren Geiſt gebildet und ihre Sitten verfeinert hatten; aber bey den Patriciern war mehrentheils die lächerlichſte Anmaßung mit öconomiſcher und geiſtiger Armuth gepaart. Sie ſonderten ſich von den Familien der Kaufleute ab, die zum Theil durch Heyrathen ihre nächſten Verwandte waren, formten einen eignen Cirkel, zu welchem Dieſen der Zutritt verweigert wurde; und das lieſſen ſich die freyen Menſchen ſo geduldig gefallen und zogen tief den Hut ab vor einem jungen Laffen, der ein **von** vor ſeinem Namen ſtehn hatte und ſobald er zu der Ehre gelangt war, bey irgend einem Fürſten als Fähndrich in den Dienſt zu kommen, nachher, wenn er auf Urlaub in ſeine Vaterſtadt zurückkam, ein Recht zu haben glaubte, hier den Ton anzugeben und auf Männer über die Schulter hin zu blicken, denen ſein gnädigſter Herr mehr an Zinſen ſchuldig war, als ſeine ganze Armee in zehn Jahren Löhnung bekam. Aber dieſe unabhängigen Republicaner hatten kein Gefühl für das Glück der Freyheit. Umgeben von kleinen Höfen, lieſſen ſie ſich von dem Bettelglanze blenden, ahmten die elenden Hof-Sitten und den Reſidenzten nach, freueten ſich, wenn ſie das Glück haben konnten, einen hochgebohrnen Kerl, der ſich mit einem erkauften Ordensbande behängt hatte, an ihren Tafeln zu bewirthen, oder wenn eine durchreiſende Durchlaucht, ihre geſchmackloſen, nach [illegible] Schnur angelegten, größtentheils aus Tiſchler-Arbeit beſtehenden Gärten in hohen Augenſchein nahm. Neben dieſem Beſtreben, den Ton der ſogenannten großen Welt zu führen, herrſchte denn doch dort die allerkleinſtädtiſchſte Klatſcherey und unter den verſchiednen Religions-Secten die feindſeligſte Intoleranz. Originelle Charactere ſuchte man umſonſt unter dieſen Abderiten. Flach und unbeſtimmt raiſonnirten ſie über alle Gegenſtände; fade Romane und Journale waren ihre einzige Lectüre —

So waren damals die Menſchen in der Reichsſtadt *** beſchaffen! Ich höre mit Freuden, daß ſich in der Folge die Stimmung ſehr veredelt hat; aber ich muß Ihnen die Leute ſo ſchildern, wie ich ſie fand, um Ihnen einen deutlichen Begriff von meiner damaligen Lage zu machen. Auch würde ich ungerecht ſeyn, wenn ich vergeſſen wollte, zu ſagen, daß es doch auch Beſſere unter ihnen gab; Ja! Männer, von vorzüglichen Eigenſchaften, an Kopf und Herz, waren verſteckt unter den Uebrigen; aber Dieſe lebten ſehr eingezogen in Familien-Cirkeln und waren, bey den Herren von Abentheuern, die ſich dort Jahr aus Jahr ein herumtrieben, mistrauiſch und zurückhaltend gegen jeden Fremden. Erſt gegen das Ende meines dortigen Aufenthalts würde ich mit Einigen dieſer Edeln bekannt; aber da war ich ſchon ſo verſtimmt, daß ich mich mit Vorſatz zurückzog, weil ich wohl fühlte, welch ein langweiliger Geſellſchafter ich geworden war.

Sobald ich mich in *** niedergelaſſen hatte, beeiferten ſich die reichſten Häuſer um die Wette, die Talente meines Magens und die Stärke meiner Verdauungs-Werkzeuge zu prüfen. Ein Miniſter, der ſich in den Privatſtand zurückzog, den Hof verließ, um unter ihnen zu leben; das ſchien ihnen denn auch ein Gegenſtand, der ihrer Aufmerkſamkeit werth wäre, und, ohne ſich weiter darum zu bekümmern, ob ich ein guter, oder ſchlechter, verſtändiger oder thörigter Mann war, ſuchte Jeder eine Ehre darinn, mich bey ſich bewirthet zu haben. Ich ließ mir's gefallen, einmahl die Reyhe herum zu ſchmauſen. Da bemerkte ich denn freylich bald, daß ich unter Leute gerathen war, mit denen ich es auf die Länge im täglichen Umgange nicht aushalten würde; allein ich war höflich genug, ſie davon nichts gewahr werden zu laſſen, und nicht etwa, dadurch, daß ich die ſtumme Perſon am Tiſche geſpielt hätte, den Wirth in Verlegenheit zu ſetzen; ſondern ich verdiente redlich meine Mahlzeit durch den Antheil, den ich zur Unterhaltung hergab. Nun iſt es in der That ganz artig und gut, auch alles Dankes werth, wenn man einem Fremden Gaſtfreundſchaft beweiſt; aber wer mir bloß zu eſſen giebt, der giebt mir ſehr wenig. Man iſt ſich ſelber doch auch Rechenſchaft ſchuldig von Anwendung ſeiner Zeit, und ein ganzes Jahr allein mit Schmauſen und Spielen verlieren; das heiſſt einen beträchtlichen Theil des kurzen Menſchenlebens verſchleudern. Meine Neigung und mein Vermögen erlaubten mir nicht, alle dieſe Bewirthungen in meinem Hauſe zu erwiedern und nur von Leuten, die ich vorzüglich ſchätze und liebe, mag ich kleine und große Wohlthaten unentgeltlich annehmen. Alle dieſe Ueberlegungen veranlaſſten, daß ich mich ſolchen Bauchfeſten bald zu entziehn ſuchte. Ich hielt es aber für Pflicht, auf eine beſcheidne Art wenigſtens etwas von den Urſachen merken zu laſſen, die mich bewogen, in der Folge die Einladungen zu großen Gaſtmaien abzulehnen. Es fiel mir nicht ein, die Sitten der Einwohner zu reformiren; allein ich durfte doch wohl ſagen, welche Lebensart **mir** angenehmer ſeyn würde. Ich eröfnete mich darüber gegen ein Paar Männer, die ich für beſſer als die Andern hielt. Ich fügte hinzu: wie angenehm es mir ſeyn würde, wenn man mir dagegen einen freyen Zutritt in ihren Familien-Cirkeln an ſolchen Tagen geſtatten wollte, wenn ſie keine große Geſellſchaften bey ſich ſähen; und als mir das im höchſten Grade übel genommen wurde, ſuchte ich meine Gründe zu rechtfertigen und die Vortheile eines ungezwungenen geſelligen Umgangs in das gehörige Licht zu ſezzen. Nun hieß es: „der Herr Graf will uns „hofmeiſtern; Zur Dankbarkeit für unſre Gaſt„freundſchaft tadelt er, nachdem er ſich's hat

„gut bey uns ſchmecken laſſen, unſre Art zu „leben.“ Es verdroß mich, als ich das wieder erfuhr; Nicht gewöhnt, geduldig Unrecht zu ertragen, ließ ich mich etwas bitter über dieſen Abderitismus heraus; und nun hatte ich es vollends verdorben. Es ſchien jetzt, als hätten ſich alle Bürger in *** das Wort gegeben, mir mein Leben zu verbittern; Jeden Schritt, den ich that, jedes Wort, das ich ſprach, wurde falſch ausgelegt und verdreht. Man fieng an, mein vergangnes Leben zu commentiren und von der Art, wie ich mich als Staatsminiſter betragen und meinen Abſchied bekommen hätte, die nachtheiligſten Gerüchte auszuſprengen. Man ſchilderte mich, den argloſeſten, ſo leicht zu gewinnenden Sterblichen, als einen höchſt gefährlichen, ränkevollen Mann. In einer großen, ſehr gemiſchten Geſellſchaft iſt es ſchwer, das, was man Mediſance nennt, gänzlich aus der Unterhaltung zu verbannen. Es giebt wenig Gegenſtände, die bey Menſchen, welche nicht Alle einerley Grad von Cultur haben, ein ſo gemeinſchaftliches Intereſſe erweckten, als die, an ſich unſchädlichen Scherze über allgemeine und beſondre menſchliche Thorheiten.

So lange ich mich daher unter jenen unbedeutenden Leuten herumgetrieben hatte, die weder für das, was mein Kopf, noch was mein Herz ihnen geben konnte, empfänglich waren, hatte ich in ihren Ton von Perſifflage mit eingeſtimmt und mir zuweilen unſchuldige Satyren und Sarcasmen erlaubt. Damals fand man meine Einfälle äuſſerſt witzig und artig und ſuchte mich auf alle Weiſe bey dieſer Laune zu erhalten; Jetzt ſah man die Sache von einer ganz andern Seite an: „Der Graf Tunger“ hieß es „läſſt niemand unverſchont, ſpottet über „alles; ſein böſes Maul zieht Freund und „Feind durch“ — und was dergleichen mehr war.

Ich erfuhr alle dieſe ungerechten Urtheile über mich durch ſolche Leute, deren es aller Orten giebt, die ſich ein eignes Geſchäft daraus machen, böſe Zeitungen herumzutragen und, unter dem Vorwande, uns chriſtliche, gut gemeinte Warnungen geben zu wollen, ihrem Triebe, unruhige Stunden zu machen und beſſere Menſchen zu demüthigen, folgen. Damals war ich noch ſo empfindlich gegen

Lob und Tadel des groſſen Hauſens, daß dieſe Winke mich tief niederbeugten und meinen wieder aufkeimenden Frohſinn gänzlich vernichteten. So wurde denn auch die Hofnung ruhig und zufrieden in *** zu leben, vereitelt und die dortigen Leute waren mir ſo zuwider geworden, daß ich mich allem Umgange entzog und alſo, wie ich ſchon geſagt habe, die Gelegenheit vernachläſſigte, die daſelbſt, wie aller Orten, dünn geſäeten Beſſern aufzuſuchen und mich an Dieſe anzuſchlieſſen. Weil es indeſſen zu der Zeit grade Sommer war; ſo erſetzten mir einſame Spatziergänge den Mangel der Geſellſchaft. Da beſchäftigte ich mich dann mit ſehr ernſthaften Betrachtungen; Von welcher Art dieſe waren, ſollen Sie nächſtens hören.

Sie=

Siebenzehntes Capitel.

Auch das einſame Leben des Grafen hat ſeine Bitterkeiten. Er ſinkt in einen traurigen Gemüths-Zuſtand hinab.

Nach ſo manchen widrigen Erfahrungen von der Verkehrtheit und Thorheit der Menſchen, war wohl nicht zu erwarten, daß ich, bey meiner damaligen Stimmung, eine ſehr vortheilhafte Meinung von der menſchlichen Natur im Ganzen bekommen haben konnte. Ich war noch nicht Philoſoph genug, um dieſe Schwächen aus dem rechten Geſichtspuncte anzuſehn, und wurde zu leicht zurückgeſchreckt, um die Verſuche, beſſere Weſen aufzufinden, fortzuſetzen. Wenn ich ſo aus der Summe dieſer Erfahrungen von meiner erſten Jugend an, in Gedanken die Reſultate zog; ſo rief ich aus: „Wo finde ich in der Welt Originalität, Feſtigkeit, wahre Kraft und Conſequenz, ſelbſt bey den Böſen? Wohin ich blicke, da iſt Schwäche, ſclaviſche Anhänglichkeit an Form, an ver-

„jährte Vorurtheile, Nachahmungsſucht, wären ſie auch noch ſo verkappt, angepinſelt mit den glänzenden Farben der Aufklärung, der Popularität und des eſprit public; Weſſen Grundſätze halten jede Probe, jede Verſuchung aus? Wer iſt wahrer Aufopferung fähig? Wer iſt fähig, ſich, uneigennützig, mit ganzer Seele hinzugeben, für Menſchen und für die gute Sache? Wer thut Gutes, bloß weil es gut iſt, ohne kleine Nebenabſichten, ohne in Bewegung geſezt zu ſeyn, von geheimen leidenſchaftlichen Triebfedern? Wo trifft man unermüdete Beharrlichkeit, bey einem nach feſten Grundſätzen angelegten Plane an? Wo iſt wahrhaft unermüdete, zweckmäßige Thätigkeit, Ordnung und Pünctlichkeit in Geſchäften? Wo wahrer Eifer, nützliche Kenntniſſe gründlich zu erlernen? Wo ächte, unbeſtechbare Wahrheitsliebe, Aufrichtigkeit, Treue, Gradheit, unverletzliche Heilighaltung des gegebnen Worts? Wer verträgt Zurechtweiſung? Wer fragt ernſtlich um Rath, in der Abſicht guten Rath zu hören und anzunehmen? Wer miſcht ſich nicht in Händel, die ihn nichts angehen? Wer handelt immer,

„unter allen Proben, gerecht? Wer urtheilt immer billig, nüchtern? Wer iſt eben ſo in ſeinem häuslichen Cirkel und allein für ſich, wie er ſich Fremden zeigt? Wie klein ſind mehrentheils die am höchſten geprieſenen großen Leute, wenn man ſie in der Nähe beleuchtet? Wie Wenige von Denen, die Andern befehlen, ſind von der Natur berufen, an der Spitze zu ſtehn? Ja! wie Wenige wenden nur einmal die Mühe daran, in dem Fache, dem ſie ſich widmen, und wäre es auch noch ſo klein, das zu leiſten, wofür ſie ſich theuer bezahlen laſſen? Unter funfzig öffentlichen Rednern finde ich kaum Einen, der ſprechen kann, der teutſch verſteht, geſchweige, daß ſie die Gabe der Beredſamkeit in ihrer Gewalt haben ſollten: Da giebt es Hofleute in Menge, die nicht tanzen, nicht einmal mit Anſtande gehn, niemand unterhalten können; Schriftſteller, Gelehrte, mit Einem Worte! Schreiber vom Handwerke, deren Handſchrift einer Küchenmagd Schande machen würde.“ — Werden Sie mich ſtrenge verdammen, wenn ich Ihnen geſtehe, daß alle dieſe Ueberlegungen, in welche ſich freylich ein wenig zu viel Bitterkeit miſchte, mich endlich dahin brachten, mich innerlich beſſer zu fühlen, als die mehrſten Menſchen, mit denen ich bis dahin gelebt hatte; ja daß ich mir zuweilen ſagte: Noch habe ich „nicht Einen gefunden, dem es ſo ernſtlich, „wie mir, darum zu thun geweſen wäre, gut „zu ſeyn und Gutes zu würken?“

Wenn dies Gefühl tadelnswerth iſt; wenn ich zugeben ſoll, daß Sie es einen übertriebnen Stolz, oder gar Hochmuth und thörichte Eitelkeit nennen; ſo darf ich doch auch anführen, daß wenigſtens ſeine Folgen wohlthätig für mich waren. Es bewahrte mich vor Menſchenhaß, in den ich ſonſt leicht hätte verſinken können; **denn man haſſt nicht das worauf man hinunterblicken zu können glaubt, ſo wie man das nicht liebt, woran man hinaufſchaun zu müſſen meint.** Allein auch **verachten** mogte ich nicht gern den Menſchenpöbel; ſelbſt dagegen wollte ich arbeiten. Ich hielt ſie Alle für höchſt ſchwach, elend, erbärmlich; aber ich fühlte noch das Bedürfniß einer Exiſtenz, die mich an dieſe ſchwachen Geſchöpfe knüpfte, und feſt überzeugt, daß mich we-

wenigſtens Diejenigen nicht mishandeln würden, die Meiner nicht entbehren könnten, ſo lange ich mich ihnen nothwendig zu machen verſtünde, beſchloß ich, Gegenſtände aufzuſuchen, an denen ich, ohne eben zu unterſuchen, ob ſie deſſen würdig wären, oder nicht, zum Wohlthäter werden könnte, die Uebrigen aber ſo gänzlich laufen zu laſſen, als wenn ſie nicht in der Welt lebten. Ich ſprach zu mir: „Die, deren Erhalter und Erretter Du wirſt, werden Deiner ſchonen, damit Du Deine „Hand nicht von ihnen abzieheſt, und Du „ſelbſt wirſt in ihnen Dein Werk lieben, wie „man Intereſſe faſſt für ein unbedeutendes „Bäumchen, das man gepflanzt hat. Wenn „Du aber den andern großen Haufen ſeinen „verkehrten Gang gehn läſſt, ohne Dich um „ihn zu bekümmern, ſo wird er doch gegenſeitig ſo höflich ſeyn, Dich in Ruhe zu „laſſen" — Armer Kurzſichtiger! Ich hatte abermals unrichtig gerechnet, und fand bald, daß die Boshaften auch nicht durch Wohlthaten zu gewinnen ſind, und daß der eigentliche Pöbel aller Claſſen uns doch keine ruhige Exiſtenz gönnt, wenn wir auch auf jeden Vorzug Verzicht thun, wonach man in der Welt ſtreben kann; daß niedrige Seelen niemand innerlich eifriger haſſen, als Den, dem ſie Verbindlichkeit ſchuldig ſind, **und daß es nur zwey Mittel giebt, Schurken und Pinſel in Schranken zu halten, nämlich entweder ein Schurke oder Pinſel mit ihnen zu werden, oder ſich ſo fürchten zu machen, daß ſie zittern und beben vor jedem Blicke, vor jedem Worte und vor jedem Federſtriche des beſſern Mannes.**

Ich fieng nun an, meinen Aufwand noch mehr einzuſchränken und ſchaffte meine Kutſchpferde ab, damit die Summe größer würde, die ich jährlich der Wohlthätigkeit widmen wollte. Hierdurch gewann ich freylich nicht in den Augen der Abderiten, unter denen ich lebte. Einige ſagten ſpöttiſch: ich wollte den Philoſophen ſpielen; bald würde ich mich, wie Diogenes, in eine Tonne einquartieren; Andre zuckten bedächtlich die Achſeln und verſicherten: ſie wüßten aus gewiſſer Hand, daß es mit meinen Vermögens-

Umſtänden ſehr mislich ausſähe, und auf dies Gerücht kamen wenig Tage nachher ein Paar Handwerksleute, denen ich kleine Rechnungen zu bezahlen hatte und forderten ihr Geld; Ich befriedigte ſie und lachte innerlich: „Alſo bekümmern ſich die guten lieben Leute auch „um Deine öconomiſchen Umſtände?“ ſagte ich; „Ey nun! auch das wird ja aufhören, wenn „ſie ſehen, daß Du ruhig Deinen Weg fortgehſt, von ihnen ganz vergeſſen ſeyn willſt „und Dich nicht in ihre häuslichen Geſchafte „miſcheſt.“

Auf einem von meinen einſamen Spaziergängen traf ich einen Knaben an, der im Begriff war, einen Hund zu erſäufen, weil, wie er ſagte, ſeine Eltern, die kaum ſich ſelber ernähren könnten, nicht im Stande wären, das Thier zu füttern. Es war ein garſtiger ſchwarzer Pudel; ich errettete ihn vom Tode und nahm ihn mit mir; Er gewöhnte ſich bald an mich und wurde mir ſo treu, wie nie ein Menſch mir geweſen iſt. Indeſſen hatte ich mich bey dem Knaben nach der Wohnung und den Umſtänden ſeines Vaters erkundigt. Dieſer war ein Krämer und ehemals in guten Vermögens-Umſtänden geweſen, nun aber durch betrügeriſche Banquerotte andrer Kaufleute, mit denen er in Abrechnung geſtanden, gänzlich zurückgekommen und noch obendrein gefährlich krank, ohne Arzt und Arzney bezahlen zu können. Ich ließ mich von dem Knaben hinführen; In einer abgelegnen Straße war ein kleines Stübchen eines Hintergebäudes, kärglich mit Hausrathe verſehn, der Aufenthalt des Unglücklichen, dem es an allen Gemächlichkeiten des Lebens fehlte. Ohne viel Worte zu machen, both ich ihm meine Hülfe an, die er, nach einiger Weigerung, auf Zureden ſeiner Frau, annahm. Zuerſt ſorgte ich für die Herſtellung ſeiner Geſundheit, die weniger heroiſcher Arzneymittel, als vielmehr einer beſſern Pflege bedurfte; Dann veranſtaltete ich, daß ſein einziger Sohn auf meine Koſten eine öffentliche Schule beſuchte, und endlich ſchoß ich ihm ein kleines Capital vor, womit er wieder einen Handel anfangen konnte. Der Erfolg entſprach meinen Wünſchen; Er bezog ein andres Haus, an einer lebhaftern Straße gelegen; Es fanden ſich Käufer ein;

Der Mann war fleißig, ordentlich, gab gute Waare und kam wieder empor; der Sohn erwarb ſich den Beyfall ſeiner Lehrer, und ich beſuchte zuweilen die Familie, um die Freude, zu haben, frohe Menſchen zu ſehn, die durch mich froh waren.

Um eben dieſe Zeit erhielt ich unerwartet einen Brief von meinem ehemaligen Secretair. — Ich glaube, ich habe vergeſſen, Ihnen ſeinen Namen zu nennen; er hieß Grießmann — Sie erinnern Sich wohl noch, daß ich Ihnen erzählt habe, wie undankbar dieſer Menſch an mir handelte. Sobald er erfahren hatte, daß mir ſeine Verrätherey bekannt war, und das geſchahe, noch ehe ich *** verließ, hatte er mich um ſeinen Abſchied gebeten, und ihn erhalten. Er ſchmeichelte ſich damals mit der Hofnung, der Baron Roſenſtein würde ihn reichlich für ſeine Spions-Dienſte belohnen; allein, wie denn dergleichen unedle Geſchäfte mehrentheils mit ſonſt nichts, als mit Verachtung bezahlt zu werden pflegen, ſobald man des Böſewichts nicht mehr bedarf, deſſen man ſich dazu bedient hat; ſo bettelte auch ver-

gebens Herr Grießmann um den Sold ſeiner Sünden. Ich glaube nicht, daß Lerchenhayn etwas für ihn würde gethan haben; allein Dieſer war auch kürzlich an einem hitzigen Fieber geſtorben. Herr Grißmann war alſo ohne allen Schutz, ſo arm, als ehemals, und ärmer, durch die Schulden ſeines Gewiſſens. In dieſer Verlegenheit erkühnte er ſich, an mich zu ſchreiben, in den niederträchtigſten Ausdrücken ſich ſelbſt anzuklagen, mich um Verzeyhung und um großmüthige Hülfe zu bitten. Meine Antwort war meiner damaligen Gemüthsſtimmung vollkommen angemeſſen: „Sie haben mich gar
„nicht getäuſcht;“ ſchrieb ich ihm „Von keinem
„Menſchen erwarte ich unter ähnlichen Umſtänden
„eine andre Behandlung, rechne aber auch
„eben ſo wenig auf Ihre Beſſerung. Das
„thut indeſſen nichts zur Sache. Sie bedürfen
„jetzt wieder Meiner und ſo mögen Sie
„denn kommen. Einen Secretair brauche ich
„gegenwärtig nicht; aber ich will vorerſt für
„Ihren mäßigen Unterhalt ſorgen. Unterdeſſen
„können Sie ſuchen, hier als Advocat Praxin
„zu erlangen. Erhalten Sie dazu die Erlaubniß,
„die Sie Sich vom Magiſtrat er-

„ſchmeicheln müſſen und geht das gut, ſo, daß „Sie meiner Hülfe entbehren können; ſo mö„gen Sie es nachher mit der lebenslänglichen „Dankbarkeit, wovon Sie reden, halten, wie „Sie wollen.“

Ein Mann von einigem Ehrgefühle würde auf dieſen Brief nicht gekommen ſeyn: aber Herr Grießmann kam; ich nahm ihn freundlich auf, verbat ernſtlich jede Erläuterung über das Vergangne, ſorgte für ſeine Bedürfniſſe, und ließ ſogar ihn oft um mich ſeyn, weil der Kerl Verſtand und Kenntniſſe hatte. Einen Feind mehr hatte ich nun in der Welt; denn wie hätte der Menſch den anders, als haſſen können, deſſen Augen er ſich ſo in ſeiner Blöße hatte zeigen müſſen und dem er ſo viel Verbindlichkeit ſchuldig war? Er bemühete ſich inzwiſchen, ſeine Advocatur in Ordnung zu bringen und ich erwartete nun bald den Zeitpunct, wo er mir wieder irgend einen hämiſchen Streich ſpielen würde — eine Erwartung, die er, wie Sie bald hören werden, noch übertraf.

Mein Hang zur Wohlthätigkeit wurde bald allgemein bekannt und die Folge davon war nicht, daß die Leute ſich beeifert hätten, mich desfalls zu preiſen, ſondern meine Gutherzigkeit, wofür ſie es wohl halten mogten, zu misbrauchen und mich noch wohl hinterher zu verhöhnen. Bettler und Abentheurer aller Art beſtürmten mich mit Beſuchen und Briefen; Ich gab, ſo lange ich geben konnte, ſahe aber endlich, daß ich mehrentheils mein Geld nicht etwa bloß an Undankbare (denn das war mir einerley) ſondern würklich gänzlich ohne Nutzen für Die, welchen ich es hinwarf, verſchwendete.

Einſt verlangte mich ein Fremder zu ſprechen. Ich ließ ihn vor mich; Der Mann (der ſich für einen Stallmeiſter ausgab) kramte die Erzählung einer Reyhe von Unglücksfällen aus, die den gefühlloſeſten Menſchen zum Mitleiden hätten bewegen müſſen, und das in einer ſo kunſtloſen Sprache, mit einem ſolchen Anſtriche von Wahrheit, daß ich bey allem meinem Mistraun, es dennoch dahin geſtellt ſeyn ließ, ob nicht vielleicht die Hälfte dieſer Umſtände gegründet ſeyn könnte. Nach ſeiner Ausſage war er mit einer mäßigen Summe zu retten; Meine Caſſe war grade damals ziemlich erſchöpft; doch theilte ich ihm mit, was ich irgend entbehren konnte. Am Abende deſſelben Tags machte ich einen kleinen Spatziergang, auſſer den Thoren der Stadt. Ich pflegte zuweilen, mit einem Buche in der Hand, mich in einem öffentlichen Garten auszuruhn, in welchem man aus dem Hauſe eine angenehme Ausſicht über einen Wieſengrund hin hatte, durch den der ſchiffbare Strohm floß. Auch diesmal gieng ich dahin, ließ mir ein kleines Zimmer öfnen und mir Milch geben. Kaum hatte ich mich hier am ofnen Fenſter hingeſetzt, als ich in dem Nebenzimmer, deſſen Thür nur angeſchoben war, lautes Lachen und allerley muthwillige Scherze unter Perſonen von beyden Geſchlechtern hörte. Um nicht zu ſtöhren und nicht geſtöhrt zu werden, nahete ich mich der Thür, in der Abſicht, ſie zuzumachen. Es war natürlich, daß ich bey dieſer Gelegenheit erſt hineinſah; und nun denken Sie Sich, wie ſehr ich überraſcht wurde, als ich hier meinen Stallmeiſter zwiſchen zwey liederlichen Weibsbildern aus der Stadt ſitzend erblickte, denen er, wie die Ausſage des Wirths mir's bekräftigte, eine herrliche Collation von dem Gelde gab, das er mit Thränen in den

Augen von mir erbettelt und das ich ihm, nicht ohne meine Ungemächlichkeit, um ihn vor Verzweiflung zu bewahren, geſchenkt hatte.

Solcher Fälle erlebte ich mehrere, und das überzeugte mich, daß ich die Summen, welche ich als Almoſen hingab, faſt eben ſo unnützlich verſchwendete, als wenn ich ſie verpraſſt oder verſpielt hätte; Doch hätte das noch hingehn mögen, wenn bloß von dem elenden Gelde die Rede war; allein viel mehr als dies ſchlug mich die traurige Erfahrung nieder, daß ich auch bey thätigen Dienſtleiſtungen und menſchenfreundlicher Sorgfalt, Zeit und Kräfte verlohr, des Zwecks verfehlte, immer ſchändlich betrogen und noch obendrein miskannt wurde.

Ich hatte einige Jahre vorher einen Bettelbuben, von dem unglücklichen Scheidewege, entweder zu verhungern, oder ein Böſewicht zu werden, weggeriſſen, ihn in mein Haus genommen, für ſeine Bildung, und ſeinen Unterricht geſorgt, und jetzt war er mein Bedienter. Auſſer ihm hatte ich, nach Einſchränkung meines Haushalts, nur noch einen Cammerdiener,

ei

einen alten Kerl, auf deſſen Treue ich mich verlaſſen konnte, weil er zu dumm und zu phlegmatiſch war, um als ein Böſewicht zu handeln; übrigens ein langweiliges Geſchöpf das, als ich allen Umgang floh, mir, ungebeten, des Abends, wenn ich mich auskleidete, zu erzählen pflegte, was die Leute in der Stadt von mir redeten, welches mir indeſſen nicht viel unruhige Stunden machte, denn ich meinte gegen Lob und Tadel ſehr gleichgültig geworden zu ſeyn. Dieſe beyden Domeſtiken und eine bejahrte rothäugichte Köchinn machten meinen ganzen Etat aus und hatten ſehr wenig mit meiner Bedienung zu thun, da dann die Köchinn ihre müſſigen Stunden hinter einer Flaſche Wein, den ſie mir ſtahl, und der Cammerdiener mit Leſung alter Chroniken, oder in einem benachbarten Wirthshauſe, wo des Abends ſich ehrbare Bürger verſammelten, hinzubringen pflegte. Was den jungen Menſchen betrifft; ſo konnte er ſich zu Hauſe nützlich beſchäftigen, denn ich bezahlte einen Muſic- und Sprachmeiſter für ihn, gab ihm Bücher und ermahnte ihn, ſich im Rechnen und Schreiben, worinn ich ihn hatte unterrichten laſſen, zu üben. Allein er gerieth in die Geſellſchaft andrer Bedienten, die in ***, wie ich ſchon geſagt habe, nicht viel taugten. Dieſe ſetzten ihm in den Kopf, wie gut er es haben könnte, wenn er mich verlieſſe und in einem ſolchen Hauſe Dienſte nähme, wo es tüchtige Trinkgelder gäbe. Dadurch ließ er ſich blenden und forderte ſeinen Abſchied. Ich ſtellte ihm vor, wie übel er an ſich ſelber handelte; aber er wollte es nicht anders, und ich ließ ihn gehn. Er vermiethete ſich bey einem reichen Kaufmanne, wurde liederlich und hat nachher die traurige Rolle eines Lehnlaquaien geſpielt.

Meinen treuen Pudel ließ in dieſer Zeit meine Nachbarinn, eine reiche Senatern-Wittwe vergiften, weil ſie ſeine Phyſiognomie nicht leiden konnte und er zuweilen, jedoch mit Beſcheidenheit, in ihre Küche kam.

Herr Grießmann hatte indeß Mittel gefunden, durch allerley Schleichwege, einige Herrn und Damen vom hochweiſen Rathe zu gewinnen. Eines von den Mitteln, die er dazu wählte, war, daß er das müßige Publicum, welches nicht aufhörte, mich zu necken und jeden meiner Schritte zu controlliren, mit allerley ärgerlichen, zum Theil gänzlich erdichteten Anecdoten von mir, ſeinem Wohlthäter, unterhielt, wobey er immer zu ſagen pflegte: „ich „thäte ihm deswegen Gutes, damit er von „manchen Dingen ſchweigen ſollte." Mein alter Cammerdiener erzählte mir das alles; aber ich hielt es nicht der Mühe werth, mich genau nach der Wahrheit ſeiner Angabe zu erkundigen, und über das, was die Leute von mir denken mögten, machte ich mir nicht mehr, wie ehemals, ſchlafloſe Nächte. Da der Kaufmann, deſſen Umſtände ich verbeſſert hatte, täglich Zuſpruch von Landleuten bekam, die allerley bey ihm kauften, dabey zuweilen von ihren Streitigkeiten und Rechtshändeln erzählten, ſich auch wohl nach einem geſchickten Advocaten erkundigten; ſo rieth ich meinem ehemaligen Secretair, den Kaufmann zu bitten, daß er ihn bey ſolchen Verfallen empfehlen mögte. Er that dies, machte nun Bekanntſchaft in dem Hauſe und miethete ſich ſogar da ein, welches ich ganz vernünftig fand. Auf einmal erfuhr ich einſt durch meinen Cammerdiener: es hieſſe in der Stadt, ich unterhielte ein geheimes Verſtändniß mit der Frau dieſes Krämers, an dem ich nicht umſonſt ſo viel Wohlthaten verſchwendet hätte. Nun kann ich betheuern, daß ich bis dahin die Frau noch nie darauf angeſehn, ob ſie hübſch wäre, oder nicht, auch äuſſerſt ſelten einmal ein Wort mit ihr geredet hatte; Jetzt betrachtete ich ſie aus dem Geſichtspuncte und fand würklich ihre Bildung fein und intereſſant. Zugleich aber fiel es mir nun auch plötzlich auf, daß ſeit einiger Zeit ihr Ehemann, wenn ich einmal im Vorbeygehn bey ihm angeſprochen, mir kälter und zurückhaltender geſchienen war, als vormals. Er hatte ſchon einigemal mit einer Art von Unmuth davon geredet, wie weh es ihm thäte, mir das noch nicht erſetzen zu können, was ich ihm vorgeſchoſſen; Ich erſchrak vor dem Gedanken, daß mich irgend jemand, vielleicht gar dieſer Mann ſelbſt, fähig halten könnte, unter dem Namen eines Wohlthäters der ſchändliche Verführer eines ehrlichen Weibes zu werden, und beſchloß von dem Augenblicke an, keinen Fuß wieder in dies Haus zu ſetzen. Sollten Sie es aber glauben, daß Grießmann ſelbſt es geweſen war, der nicht nur im Publico dieſe Verleumdung ausgeſprengt, ſondern auch den Mann vor meinen geheimen Abſichten gewarnt hatte? Ja! ſeine Bosheit begnügte ſich damit nicht. Hinter der Maſke eines Hausfreundes ſtreuete er den Saamen von Mistraun und Uneinigkeit zwiſchen dieſe guten Eheleute, die bis dahin Wohlſtand und Armuth mit einander getheilt und friedlich gelebt hatten, legte dann ſelbſt ſeinen ſchändlichen Plan auf das Weib an, erhitzte ihre Phantaſie und verderbte ihre Sitten durch gefährliche Lectüre, verleitete ſie endlich, ihrem Manne zu entlaufen, und gieng mit ihr zu einer Schauſpieler-Geſellſchaft, die in den Rheingegenden umherzog.

So viel und mannigfaltige Kränkungen, zu welchen ſich noch eine ſchwere Krankheit geſellte, die eine auſſerordentliche Nervenſchwäche als Folge zurückließ, ſetzten mich endlich in einen traurigen Gemüthszuſtand. In allen meinen Hofnungen getäuſcht; durch Vereitlung aller meiner Plane zurückgeſchreckt und irregemacht in meinen Syſtemen; von allen Seiten geneckt, betrogen, miskannt, mit Undank belohnt; herabgeſpannt an Leib und Seele; nicht getröſtet durch die ſanfte Stimme der Freundſchaft; nicht erheitert durch den ſeelenvollen Umgang verſtändiger Männer, war ich im Begriff, mich in einem Mönchs-Kloſter zu vergraben. — „Doch „da ſind ja auch Menſchen“ rief ich aus „Und „warum ſollte ich meine Freyheit aufopfern? „Warum ſo viel Intereſſe an dem elenden Puppenſpiele nehmen, daß ich deswegen einen „verzweifelten Schritt thäte? Nein! ich will „mitten in der Welt leben als wenn keine Welt „um mich her wäre, viel ſchlafen, eſſen, trinken, „kein Buch und keine Feder anrühren. Mögen mich die Menſchen für einen Schelm „oder für einen Schaafskopf halten! Was kümmert's mich? Herz, Ohr und Beutel will ich „vor Jedem verſchlieſſen.“

Kann ein Zuſtand kläglicher ſeyn, als der, eines Mannes, welcher, troz ſeinem armen Herzen, ſeiner lebhaften Phantaſie, ſeinem innigen Gefühle für alles, was groß und edel iſt, ſeinem Drange, ſich mitzutheilen, zu handeln, zu würken und ſich auszuzeichnen, dennoch dahin gekommen iſt, ganz iſolirt und verlaſſen da zu ſtehn, an nichts mehr zu hängen in der Welt, für nichts mehr Intereſſe zu faſſen? Ich empfand die ganze Bitterkeit dieſes Zuſtandes und hatte doch nicht den Muth, mich herauszureiſſen, wuſte es nicht anzufangen, hätte beynahe alle Zuverſicht zu mir ſelber verlohren, war in Apathie verfallen, fühlte eine unerträgliche Leere in mir, die durch nichts auszufüllen war, eine Seelen-Erſchlaffung, wurde von tödtender Langerweile geplagt, und verfiel in die albernſten Widerſprüche. Zuweilen fieng ich ſelbſt an, zu glauben, ich ſey zu gar nichts in der Welt zu gebrauchen, weil mir alles mislungen war. Bald beſchäftigte ich mich mit den elendeſten Kleinigkeiten, ſammelte Pettſchafte und klebte ſie auf Pappbogen, wurde ein Blumiſt und kaufte ſchöne Nelken und Tulpen, lackirte kleine Käſtlein, las das politiſche Journal und ſtrickte Lerchen-Netze, die ich nach Tungerhauſen ſchickte. Nachher entwarf ich den Plan zu einer geheimen Verbindung, die verſtohlnerweiſe das Böſe aus der Welt ſchaffen ſollte, was von jeher darinn geweſen iſt. Dann wollte ich auf einmal wieder in dieſe närriſche Welt hinein und war im Begriff, einen polniſchen Orden zu kaufen. Zum Glück dauerte dieſe klägliche Periode nicht lange. Auf welche Weiſe ich herausgeriſſen wurde, das will ich Ihnen nächſtens erzählen.

Achtzehntes Capitel.

Der Beſuch eines alten Freundes und der Aufenthalt auf dem Lande würken vortheilhaft auf den Grafen.

Ein großer Theil der Erbärmlichkeiten, in die ich verfiel, war auf Rechnung meines durch Krankheit geſchwächten Nerven-Syſtems zu ſchreiben. Noch einen Winter hindurch dauerte das ſo fort; indeſſen gebrauchte ich eine ſtärkende Cur, die ich mir ſelbſt verordnete, und ſo fühlte ich denn gegen den Frühling meine cörperlichen Kräfte wiederkehren und das würkte auch wohlthätig auf meine Seele. Oeconomiſche Geſchäfte riefen mich zu einer Reiſe auf mein hieſiges Gut; ich fand hier nöthig, manche neue Einrichtungen und Veränderungen zu machen, und das gab mir eine Beſchäftigung und Zerſtreuung, die mir ſehr dienlich war. Meine Geſchäftsleute und meine Bauern liebten und achteten mich, bezeugten mir Zutraun und Ehrerbiethung; das belebte wieder mein Vertraun zu mir ſelber und erweckte heimlich in mir die Ahndung, daß es noch einen edlen, obgleich nicht äuſſerſt glänzenden Würkungskreis für meine Thätigkeit geben könnte.

Als ich nun eines Abends, in ziemlich heiterer Gemüthsſtimmung, längſt dem Ufer des Strohms auf der Heerſtraße ſpatzieren gieng, ſahe ich nicht fern von eben dem Wirthshauſe zur goldnen Traube, wo ich das Vergnügen gehabt habe, Ihre Bekanntſchaft zu machen, eine Reiſekutſche ſtill halten. Als ich naher kam, zeigte ſich's, daß eine von den eiſernen Federn, darinn der Kaſten hieng, geſprungen war, weswegen denn der Reiſende hatte ausſteigen müſſen, der nun mit ſeinen Leuten zu Rathe gieng, auf welche Weiſe der Schaden auszubeſſern ſeyn mögte. „Sie können, mein Herr!“ ſagte ich, als ich bey ihm ſtand, „hier keine „ſolche Feder gemacht bekommen, und es „wird ſchwer halten, ohne eine neue die „Kutſche bis *** zu bringen, wo ein geſchickter Schmidt wohnt. Wollen Sie

„Sich's aber gefallen laſſen, bey mir anzuſprechen; ſo kann ich Ihnen aushelfen. Auf jener „Anhöhe liegt mein Gut; Dort wollen wir eine „Feder von meinem Reiſewagen abnehmen und „an den Ihrigen befeſtigen. Sie geben dieſe, „wenn es Ihnen gefällig iſt, im Poſthauſe in „*** wieder ab. Da täglich von Tungerhauſen Bauern dahin fahren, ſo kann man eigentlich meine Feder abfordern, wenn Sie dort „eine neue kaufen und die meinige liegen laſſen.“ — „Tungerhauſen?“ fragte der Fremde. „Habe „ich denn etwa die Ehre, den Herrn Grafen von „Tunger vor mir zu ſehn.“ „Der bin ich, „Ihnen aufzuwarten“ ſprach ich „und es wird „mir ſehr angenehm ſeyn, Sie bey mir zu bewirthen, bis alles zu Ihrer weitern Reiſe in „Ordnung gebracht iſt.“ Nun wurde der Schaden vorerſt mit Stricken ausgebeſſert; Wir giengen zu Fuße voraus; die Kutſche folgte langſam nach.

Der Fremde, den ich jetzt mit nach Tungerhauſen brachte und der, nachdem es unter uns zu genauern Erläuterungen gekommen war, ſich entſchloß, zwey Tage bey mir zuzubringen und den Schmidt von *** kommen zu laſſen, um ſich nicht doppelt unterwegens aufhalten zu müſſen, war der Oberbergrath von Seebach. Dieſer Mann hatte, als ich in Leipzig ſtudierte, zu den engern Cirkel meiner Freunde gehört. Er war, wie die Uebrigen, ein Jüngling voll Genie, feuriger Einbildungskraft und Begierde, ſich auszuzeichnen; allein, ſtatt daß wir Andern in allen Gebiethen menſchlicher Kenntniſſe ohne beſtimmten Plan umherſchweiften, hatte er ſich ausſchließlich Einem Fache gewidmet. Dies Fach war der Bergbau, mit allen dahin gehörigen mathematiſchen, phyſiſchen und andern Hülfs-Wiſſenſchaften. Hierzu war er von ſeinem Vater angewieſen und in ſeinem Vaterlande erwartete ihn die Ausſicht, wenn er gehörig qualificirt zurückkäme, eine anſehnliche Stelle bey der Direction der Bergwerke zu erhalten. Nun iſt es gewiß, daß eine nützliche, zweckmäßige Beſchäftigung, um einem beſtimmten Ziele nachzuſtreben, die herumſchweifende Phantaſie in gehörige Schranken hält. Man kann zehn Arbeiten vollenden, hat immer frohen Muth dabey und Zeit übrig, wenn man alles an ein Hauptgeſchäft reyht, an welches uns Neigung und Intereſſe feſſeln; aber man treibt nicht Eine Sache ordentlich und iſt immer unruhig und unbehaglich, wenn man zehn Dinge auf einmal mit gleicher Anſtrengung unternehmen will. Auch iſt es ausgemacht, daß ſolche Wiſſenſchaften, in welchen nichts willkührlich angenommen wird, ſondern die auf unwiederlegbare Beweiſe, auf genaue Unterſuchung kleiner Details, und auf wiederholte Erfahrung beruhen, ſehr mächtig gegen Schwärmereyen aller Art bewahren und die Vernunft gewöhnen, ſich nicht leicht von der Phantaſie irreführen zu laſſen. Einzelne Ausnahmen beweiſen hier nichts — denn ich ſehe voraus, daß man dieſer Behauptung das Beyſpiel des Mathematikers und Bergmanns Schwedenborg entgegenſetzen wird. — Indeß alſo Lerchenhayn und mich und manche Andre von uns der Schwung, den wir uns gaben, zu allerley Geiſtes-Ausſchweifungen verleitete und uns für die würkliche Welt unbrauchbar machte, blieb Seebach immer nüchtern und genoß aus der Schaale unſrer Begeiſterung grade nur ſo viel, als nöthig war, ihn zu wahrhafter Größe anzufeuern, und ihm die Freuden des Lebens zu würzen. Sobald er von Leipzig kam, wurde er bey dem

Bergwerks-Departement angeſetzt und arbeitete unter einem Cheff, der ein edler Mann und heller Kopf war. Nachher verſetzte man ihn, als Oberbergrath, nach ***. Dort, mitten unter dem fröhlichen, geſelligen, gutmüthigen Volke der Bergleute, bey dem Einathmen einer reinen Luft auf den Gebirgen und bey viel cörperlicher Bewegung, wichen Geſundheit des Leibes und der Seele und heitre, freundliche Laune nicht von ihm. Ein gutes, muntres Weibchen, das er heyrathete und drey geſunde Knaben, die um ihn herum ſpielten, wenn er ſich im Kreiſe der Seinigen von Geſchäften erholte, erhielten ihn in dieſer glücklichen Stimmung; und ſo war denn ein ganz andrer Mann aus ihm geworden, als leider! aus mir.

Dieſen Freund ſchickte mir damals die Vorſehung, um mich theologiſch auszudrücken, zu meinem wahren Seelen-Heile. Wir waren uns in der langen Reihe von Jahren faſt fremd geworden; aber unſre Herzen lernten bald wieder einander verſtehn. Ich muſſte ihn von meinem bisherigen Schickſale unterrichten. Der Anſtrich, den ich allen Begebenheiten gab, welche ich ihm erzählte, zeigte ihm deutlich genug, wo mich der Schuh drückte, und der redliche Mann beſchloß mir Muth und Troſt einzuſprechen und mich wieder mit der Welt und mir ſelber zu verſöhnen. Er beſaß eine unnachahmlich angenehme Laune, ohne den geringſten Anſtrich von Bitterkeit, wuſſte die Gegenſtände ſo in ein comiſches Licht zu ſetzen, daß man über das nur lachte, worüber man ſich ſonſt würde geärgert haben und verſtand die Kunſt, ernſthaften Betrachtungen und Warnungen durch ſeinen herzlichen Vortrag und den ſanften Ton ſeiner Stimme Anmuth und Intereſſe zu geben. Ich kann bloß unvollkommen und trocken nacherzählen, was er zu meinem Troſte, zu meiner Ermunterung, mir an das Herz legte, ſobald er ausführlich von meinem Gemüthszuſtande unterrichtet war.

„Ich erfahre ſehr ungern“ ſagte er „daß „Sie, mein lieber Freund! in einen verdrießlichen Proceß mit dem Menſchengeſchlechte verwickelt ſind. Das ſind Händel, bey denen man „immer den Kürzern zieht. Wenn auch die „Vernunft in petitorio zu unſerm Vortheile

„ſpricht; ſo muß man doch der Thorheit und
„Bosheit in poſſeſſorio das Feld räumen. Und
„der Gegenſtand iſt nicht klein; Er betrifft die
„Gemüthsruhe und den ganzen Lebensgenuß —
„Was hilft es endlich, wenn die Erben den
„Proceß fortführen? Unſern verlohrnen Antheil
„erſetzt ihnen niemand; ſie haben genug zu thun,
„wenn ſie ihren eignen Familienpart an jenem
„großen Capitale ſchützen wollen. Alſo einen
„Vergleich geſchloſſen, mein Beſter! wenn ich
„Ihnen rathen darf! Mit Freuden will ich die
„Punctationen entwerfen; denn, ich muß es
„Ihnen nur bekennen, ich ſtehe ſehr gut mit
„Ihrem Gegentheile, und wenn auch zuweilen
„ein kleiner Zwiſt unter uns kömmt; ſo finden
„wir doch immer in Güte wieder aus einander,
„und das Ganze wird nur ſpaßhaft betrieben.
„Glauben Sie mir, unſre lieben Brüder und
„Vettern die Menſchen ſind gar nicht eigentlich
„böſe; Es iſt eine närriſche Familie, ſehr ſchwach,
„ſehr ſinnlich; aber auch dieſe Schwachen haben
„recht intereſſante Seiten, welche die Verſtändigſten
„vom Hauſe, zum allgemeinen Beſten
„des großen Familien-Hoſpitals zu nützen verſtehn
„müſſen. Hiebey iſt ſanftmüthige Be-

,,handlung nöthig; ſonſt iſt man daran Schuld, wenn man aus Blödſinnigen Raſende macht und endlich ſelbſt unter dem Getümmel, daß man aufgeregt hat, den Kopf verliehrt. — Ohne Gleichniß und frey von der Bruſt weg zu reden! Ein großer Theil der Unannehmlichkeiten, worüber Sie klagen, iſt das Werk Ihrer eignen Schöpfung. Sie hatten Ihre Erwartungen von dem, was Sie in der Welt würken und was Andre Ihnen erlauben würden, zu würken, viel zu hoch geſpannt. So konnte es nicht gehn und wenn es gegangen wäre; was hätten Sie im Grunde gethan? Für's Ganze wenig oder nichts, für Ihren Privatſpaß deſto mehr. Ich werde täglich inniger überzeugt, **daß nur Der ein wahrhaftig weiſer, guter, nützlicher, glücklicher und großer Mann iſt, der nicht mehr und nicht weniger thut, noch thun will, als was er, nach den Umſtänden, jedesmal thun darf, ſoll, kann, und muß.** Dieſer Würkungskreis wird zuweilen, durch Hinderniſſe vieler Art, gewaltig eingeſchränkt; aber gewiß iſt es, daß man mehr ausrichtet, wenn man in dieſer beſchränkten

„Spähre mit aller Treue und Einfalt alles mögliche Gute treibt, als wenn man, trotz jener Hinderniſſe, den Spielraum erweitern will, mit Gefahr darüber ſelbſt das zu verſäumen, was uns ſo nahe lag. Ich bin deswegen feſt überzeugt, daß mancher Dorfſchulmeiſter ſehr viel mehr zum Wohl der Welt beyträgt, als der Mann, welcher dicke Bände voll herrlicher Sachen über Pädagogic ſchreibt, Ausſichten eröfnet, die, wenn jemals, wenigſtens erſt in Jahrhunderten realiſirt werden können, und womit er den wahren Geſichtspunct verrückt, auf welchen jeder Einzelne losgehn muß, wenn je etwas aus der Hauptſache werden ſoll. Ich verſichre Sie, daß zum Beyſpiel die Freymaurerey der Welt ſehr viel nützlicher wurde, als noch die einzelnen Logen ſich an Local-Zwecke und Verbreitung des gelegentlichen, individuellen Guten hielten, als nachdem einige Kraftmänner große Plane zur Erziehung des ganzen Menſchengeſchlechts hineinlegen wollten. Der wahrhaftig große Mann greift aber auch das Alltägliche ganz anders an, wie der mittelmäſſige Kopf, und weiß ſich auf der gemeinſten Heerſtraße unter dem Haufen auszuzeichnen,

„alles um ſich her zu beſeelen und in Bewegung
„zu ſetzen. Indeſſen iſt es darum nicht übel,
„daß zuweilen Feuerköpfe, Umwälzer und Stürmer
„im Volke auftreten. Sie beleben die
„ganze Maſchine, bringen manche neue Ideen
„in Umlauf, die vielleicht erſt nach Jahrhunderten
„den Werth practiſcher Wahrheiten bekommen;
„allein darauf müſſen ſich denn auch
„ſolche Reformatorn gefaſſt machen, daß ihr
„Loos Undank, Wiederſtand, Verdruß ſeyn wird,
„und müſſen es nicht ungnädig vermerken, daß
„die Menſchen ſo ſind, wie ſie der liebe Gott
„geſchaffen hat.“

„Wenn Ihnen die Wohlthätigkeit verleidet
„worden iſt, welche in dieſer letzten Zeit ihre
„Thätigkeit beſchäftigte; ſo ſind Sie, Freund!
„auch daran Schuld. Daß man nicht viel auf
„Dankbarkeit rechnen darf, ſo bald neues Intereſſe
„und das unangenehme Gefühl der Abhängigkeit,
„Den, welchem wir Verbindlichkeiten
„aufgeladen hatten, anfängt, zu treiben und
„zu drücken; das iſt ganz natürlich; und da die
„innere Freude, Gutes gethan zu haben, ſchon
„reichlich belohnt; ſo denke ich auch, es wäre

„ein wenig Geiz dabey, wenn man noch auf
„andre Zinſen Anſpruch machen wollte. Aber
„wenn man nun vollends, wie Sie es gethan
„haben, ohne Unterſchied, an offenbar anerkannte
„ſchlechte Menſchen ſeine Gaben hinwirft
„und ſogar ſelbſt überzeugt zu ſeyn glaubt, daß
„alle Leute Schelme ſind; ſo ſehe ich nicht ein,
„mit was für Recht man ſich beklagen darf,
„wenn ſie dieſe unſre Meinung beſtättigen.
„Aber der Schöpfer hat Ihnen ja die Gegenſtände
„angewieſen, denen Sie Rath, Troſt
„und Hülfe ſchuldig, ich meine Ihre Unterthanen,
„von denen Sie jetzt umgeben ſind, von
„denen Sie geliebt werden und von deren Erkenntlichkeit
„Sie gewiß ſeyn können, weil ſie
„immer Ihrer bedürfen werden. Widmen Sie
„dieſen ehrlichen Landleuten Ihre väterliche
„Sorgfalt, ihre Wohlthätigkeit; und Ihre
„Mühe wird gewiß nicht unbelohnt, nicht ohne
„Seegen bleiben.“

„Sie klagen darüber, daß die Menſchen
„Sie nicht in Ruhe laſſen, obgleich Sie Sich
„nie um fremde Händel bekümmern. Entſchuldigen
„Sie mich, wenn ich ſage, ich glaube,

„daß, wenn man nur ohne Prätenſionen unter
„die Menſchen tritt, ſie uns in Hauptſachen
„ſo ziemlich unſern Gang gehn laſſen, und um
„die kleinen unbedeutenden Klatſchereyen, wo-
„mit ſich müſſige Leute die Zeit vertreiben,
„braucht ja ein Mann von Ihrem Geiſte ſich
„nicht zu bekümmern. Werfen Sie die unge-
„bethenen Anbringer zum Hauſe hinaus, die
„Ihnen dergleichen wiedererzählen und dadurch
„Ihre Gemüthsruhe ſtöhren wollen! Wenn
„man nur immer nach feſten Planen forthan-
„delt; ſo dringt man doch am Ende durch und
„gewinnt die allgemeine Stimme vor ſich.“

„Der Baron Lerchenhayn, den Sie für
„Ihren treueſten Freund hielten, hat Ihnen
„den Rücken gekehrt, als der Zeitpunct da war,
„wo er Ihr Vertrauen hätte rechtfertigen müſ-
„ſen. Er war ein Mann von heftigen Leiden-
„ſchaften und ein Egoiſt; Solche Leute taugen
„zu keiner innigen Herzens-Verbindung. Auch
„herrſchte ein Misverſtändniß bey der ganzen
„Sache; und das entſchuldigt ihn ein wenig.
„Aber wenn denn nun auch Er Sie hintergangen
„hat; giebt es darum keine treue Freunde mehr

„in der Welt? Suchen Sie dieſe nicht ängſtlich;
„aber weiſen Sie die nicht von ſich, die, ohne
„verdächtige Zudringlichkeit ſich Ihnen nähern!
„Prüfen Sie, erwarten Sie nicht zu viel, hängen
„Sie nicht Ihre ganze Exiſtenz an eine
„ſolche Verbindung, und weichen Sie der Lage
„aus, wo die Freundſchaft mit dem Intereſſe
„in Streit gerathen könnte!“

„Sie ſind noch in Ihren beſten Jahren;
„Noch kann eine lange Reyhe heitrer, ruhig
„und nützlich verlebter Tage Sie für alles erlittne
„Ungemach um ſo reichlicher entſchädigen,
„da wiedrige Erfahrungen Sie vor neuen Verirrungen
„ſchützen werden. Unglücksfälle haben
„Ihnen einen liebenswürdigen Grad von
„Beſcheidenheit gegeben. Sie haben jene ſtolze
„Ideen von Eminenz über Menſchen von minder
„glänzenden Eigenſchaften fahren laſſen, haben
„bemerkt, daß auch die eingeſchränkten Köpfe
„ihren eignen Willen haben; daß man ſie mit
„ſpitzen Fingern angreifen muß; daß ſie uns
„das Leben ſehr ſauer machen können, und daß
„es oft mehr Mühe koſtet, ſolche Pinſel zu regieren,
„als Menſchen von Grundſätzen und

„Ueberlegung. Sie werden aber auch wieder „Muth und Zuverſicht zu ſich ſelber faſſen, wenn „Sie ſehen, daß wohl angeordnete Thätigkeit und „gut angewendete Wohlthätigkeit gewiß nie ganz „verlohren gehen.“

Das ſanfte Zureden dieſes würdigen Mannes rührte und erquickte mich. So war denn das dringendſte Bedürfniß meiner Seele befriedigt; ich hatte einen redlichen und verſtändigen Freund gefunden! Zwar eilte er wieder von mir; aber er ließ Troſt, Ruhe und Heiterkeit in meinem Herzen zurück.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-51468-9
KNIGGE,A.F.F.L.VON FN. 03734/033

Neunzehntes Capitel.

Der Graf fängt eine neue Lebensart an. Entdeckung im Schloſſe Tungerhauſen.

Sobald ich mich wieder in Tungerhauſen allein befand machte ich ernſtliche Anſtalten dieſen Ort zu meinem beſtändigen Aufenthalte zuzubereiten. Das alte Schloß war längſt einer Haupt-Ausbeſſerung bedürftig geweſen; ich hatte aber faſt nichts daran gewendet; jezt wollte ich bauen und drey weitläuftige wüſte Säle in bequeme Wohnzimmer umſchaffen laſſen. Eine große Schwierigkeit glaubte ich dabey in den ungeheuer dicken Mauern zu finden, deren einige ich mußte durchbrechen laſſen, wenn ich meine Plane ausführen wollte, welches, wie ich fürchtete, viel Geld koſten würde. Indem ich nun ſo anfieng alles genau zu beſichtigen und zu überlegen, fiel mir am Ende eines dunkeln, ſchmalen Ganges eine ehemals in der Mauer geweſene Oefnung in die Augen, die aber jezt mit Steinen ausgefüllt war. Ich muthmaßte, daß ein

Schornſtein da hinauf gezogen wäre, und da das grade zu meinem Zwecke diente; ſo rief ich meinen alten treuen Bedienten Peter, von dem ich Ihnen erzählt habe, herbey und befahl ihm, den Schutt wegzuräumen. Er hatte ungefehr eine Stunde mit dieſer Arbeit hingebracht, als er ſchleunig zu mir in mein Zimmer kam und mich abrief, um mir eine ſonderbare Entdeckung zu zeigen, die er gemacht hatte. Ich gieng hin und fand, zu meiner Verwunderung, die ganze Mauer hohl. Wir ſteckten Licht an, giengen hinein, und ſiehe da! nicht nur dieſe, ſondern alle übrige Wände des Schloſſes, die ich für ſo dicke Mauern gehalten hatte, waren ausgehöhlt, hiengen durch kleinere Gänge mit einander und durch ſchmale Windeltreppen mit den Wänden die andern Stockwerke zuſammen. Zu welchen Zwecke dies alles ſo war eingerichtet worden; das iſt ſchwer zu ſagen; nur ſo viel wuſſte ich, daß das Schloß Tungerhauſen ehemals ein Kloſter geweſen. Die Neugier trieb mich indeß, immer weiter in den verborgnen Gängen umher; Peter gieng, nicht ohne Furcht, mit der Laterne voraus, und ich — ich leugne es nicht — ahndete etwas von einem Schatze, den ich finden würde; aber ich fand keinen Schatz, auch ſonſt gar nichts, was mir hätte einen Fingerzeig über die Beſtimmung dieſes Labyrinths geben können. Nachdem wir nun alſo bis in die Mauern der Keller hinunter geſtiegen waren, entdeckte ich abermals eine Oefnung, die in einen langen Gang führte. Dieſer war an einigen Stellen ein wenig verfallen, doch konnte man noch hindurch kommen; und ich ſetzte daher meine Wanderung fort. Der Gang zog ſich immer etwas abwärts und leitete mich endlich vor eine eiſerne Thür, die aber nicht verſchloſſen, ſondern nur angeſchoben war. Sie gieng hineinwärts und war alſo leicht zu öfnen; allein von Auſſen fanden wir ſie gänzlich mit Erde verſchüttet. Peter fieng an, mit ſeinen Werkzeugen wegzuräumen und hatte bald ein Loch gemacht; wir krochen hindurch und — befanden uns unter freyem Himmel, denn der myſtiſche Gang führte am Fuße des Berges, auf welchem Tungerhauſen liegt, hinaus in den Wald. Die Erde welche davor gelegen, war, wie der übrige Boden, mit Gras bewachſen, folglich der Eingang gar nicht ſichtbar geweſen.

[illegible]

Sobald ich dies Abentheuer vollendet hatte, fuhr mir ein Gedanke durch den Kopf, den ich aber erſt genauer beſtimmen wollte; Vor jetzt begnügte ich mich, die Oefnung wieder mit friſcher Erde bedecken und mit Raſen überlegen zu laſſen, meinem Bedienten aber zu befehlen, gegen jedermann das ſtrengſte Stillſchweigen über die Entdeckung der hohlen Wände und des heimlichen Ganges, der aus dem Schloſſe in den Wald führte, zu beobachten. Dann entwarf ich einen Riß, nach welchem ich wollte bauen laſſen, und reiſte wieder nach der Reichsſtadt *** zurück. Sobald ich dort angekommen war, theilte ich dem getreuen Peter meinen Plan mit und gab ihm ſeine Verhaltungs-Befehle. Er ſollte nämlich mit zwey Maurern und einem Zimmermanne wieder nach Tungerhauſen reiſen und hier alles nach meinem Entwurfe, doch alſo, daß niemand der Arbeit zuſehn dürfte, verfertigen laſſen. Dieß geſchahe; in kurzer Zeit war alles in Ordnung; ich zog alſo vor fünf Jahren auf immer nach Tungerhauſen.

Und nun hören Sie, auf welche ſonderbare Weiſe ich die Entdeckung der ausgehöhlten Mauern nützte! Ich hatte mir jetzt vorgenommen, mich von ganzem Herzen mit dem Menſchengeſchlechte auszuſöhnen und um mich her in der Stille ſo viel Gutes zu verbreiten, als in meinen Kräften ſtehn würde; jedoch da dieſe ſehr beſchränkt waren; ſo lag mir viel daran, eine weiſe Auswahl unter Denen zu machen, welchen ich Wohlthaten erzeigte; Am wichtigſten ſchien es mir, Diejenigen ganz genau kennen zu lernen, von denen ich täglich umgeben war. Ich war ſo vielfach betrogen worden, daß ich in meine Gabe, die Menſchen zu beurtheilen, keine große Zuverſicht ſetzte. Merkte ich früh meinen Irrthum; ſo ſtöhrte das meine Gemüthsruhe nicht — ich konnte mich bey Zeiten zurückziehn; War mir aber der zutrauliche Umgang eines Menſchen erſt zum Bedürfniſſe geworden und ich fand mich nachher auf einmal getäuſcht; ſo ſchlug das meinem Herzen tiefe Wunden und der Gefahr wollte ich mich nicht ausſetzen, in meine vorige menſchenfeindliche Stimmung wieder hinabzuſinken. Zu Verbeſſerung meiner eignen Fehler konnte mir nichts heilſamer ſeyn, als zu erfahren, was andre Leute von mir dächten; Bis jetzt aber hatte ich immer nur die leidenſchaftlichen Urtheile der Leute über mich wiedererfahren; In Tungerhauſen und der Nachbarſchaft, wo eine große Anzahl Menſchen Intereſſe hatten, mich zu ſchmeicheln, durfte ich nicht erwarten, daß mir jemand kühne Wahrheiten ſagen würde. Es kam alſo darauf an, ein Mittel ausfindig zu machen, wie ich die Meinung, welche Andre von mir hegten, ſicher erfahren könnte. Endlich blieb die Beobachtung der Verſchiedenheiten der menſchlichen Charactere und ihrer Stimmungen noch immer mein Lieblings-Studium; Ich war jetzt ſehr geneigt, es meinem Freunde Seebach zu glauben, daß wenig Menſchen von Grund aus böſe wären; allein es war doch intereſſant für mich, davon anſchaulich überzeugt zu werden und die Schwachen in der Nähe zu beobachten, die ich ihnen ehemals zu großen Verbrechen angerechnet hatte. Zu Erreichung aller dieſer Zwecke nun, war mir die Entdeckung, die ich mit meinem alten Peter gemacht hatte, ſehr erwünſcht. Durch Hülfe der hohlen Mauern war ich im Stande, ein unſichtbarer Zuſchauer bey allem zu ſeyn, was in Tungerhauſen vorgieng. Ich ließ alſo faſt in jedem Zimmer des Schloſſes einen Wandſchrank anlegen, der durch eine mit Tapeten überzogne Thür verſchloſſen war. Man wird dieſe Thür nicht gewahr; allein wenn man ſie auch öfnet; ſo ſieht man doch nur — in einen Schrank. Es ſind aber die Rückwände aller dieſer Schränke wiederum Thüren, welche in die hohlen Gänge führen. Iſt nun die Tapeten-Thür im Zimmer verſchloſſen; ſo kann man leiſe die hintre Wand öfnen, in dem Schranke Platz nehmen und von da aus nicht nur alles hören, was im Zimmer geredet wird; ſondern auch, vermittelſt kleiner unmerklicher Oefnungen, wahrnehmen, was darinn vorgeht.

Nun, mein Freund! begreifen Sie, was für eine Bewandniß es mit den Geſpenſter-Geſchichten hier in Tungerhauſen hat. Wir ſelbſt, ich und mein treuer verſchwiegner Peter, ſind die Kobolde, die hier ihr Weſen treiben, und dieſe Einrichtung wird theils zu ernſthaften Zwekken, theils zuweilen zu kleinen unſchuldigen Neckereyen genützt. Die erſten Beobachtungen fieng ich bey meinem eignen Hausgeſinde an. Die Wände der Vorraths-Cammern, Speiſe-Gewölbe und Wein-Keller ſind, wie die Mauern der übrigen Zimmer zubereitet. Hier belauerte ich die Treue meiner Domeſtiken. Merkte ich, daß Einer, wie Leute von der Art es für kein Verbrechen zu halten pflegen, Eßwaaren, Wein und dergleichen entwendete; ſo behandelte ich ihn auf ähnliche Weiſe, wie Ihren Reitknecht; und wollte die Züchtigung des rächenden Kobolds nichts helfen; ſo verabſchiedete ich einen ſolchen untreuen Diener, feſt überzeugt, daß wer in Kleinigkeiten nicht gewiſſenhaft iſt, bey verführeriſchen Gelegenheiten und großem Reize, es auch in wichtigen Dingen nicht ſeyn wird. Auch das ſittliche Betragen meiner Leute controllirte ich und ſuchte dann größern Unordnungen vorzubeugen — Sie erſtaunten, wenn ſie ſahen, daß ich auf das genaueſte von Handlungen unterrichtet war, zu denen ſie gewiß keine Zeugen genommen hatten. Auf eben die Weiſe überführte ich mich von dem Grade der Zuneigung, mit der meine Domeſtiken mir ergeben waren, hörte, was ſie unter einander über Ihren Herrn urtheilten, wurde durch die kunſtloſen Bemerkungen dieſer Leute, die mich täglich ſahen und gegen welche ich mich nicht verſtellte, aufmerkſam auf manche meiner

Fehler gemacht, ſuchte ihren gerechten Klagen abzuhelfen, lernte die unruhigen Köpfe und Aufwiegler unter ihnen kennen, die ich dann abſchaffte; und ſo gelang es mir endlich, einen Cirkel, guter, ſittlicher, treuer und mir redlich, gewidmeter Menſchen um mich her zu verſammeln. Hat Einer oder ein Paar meiner Bauern gegen einen Dritten Klage; ſo laſſe ich gewöhnlich jene Beyde, oder Mann und Frau, oder den Kläger mit ſeinen Advocaten eine Zeitlang in einem Zimmer beyſammen allein und ſtelle mich auf die Lauer. Da erfahre ich dann oft weit beſſer den Zuſammenhang der Sache; in wie fern ſie zum Vergleiche geneigt ſind und ob Chicanen dahinter ſtecken, weit beſſer; als aus dem, was ſie mir und meinem Gerichtshalter erzählen. Und ſo ſetzt mich meine geheime Controlle auch in den Stand, kürzer und gerechter die Juſtitz zu verwalten. Allein mein Plan bey Anlage meines kleinen Labyrinths erſtreckte ſich, wie ich geſagt habe, weiter, als bloß auf meine Hausgenoſſen und Unterthanen; Sie ſollen nächſtens hören, wie ich ihn auch auf Andre ausdehnte.

Zwan-

Zwanzigſtes Capitel.

Der Graf findet Mittel, der Menſchen Herzen zu prüfen.

Ich war kaum in Tungerhauſen vollkommen eingerichtet, als ich durch das Abſterben eines Verwandten einen beträchtlichen Zuwachs zu meinem Vermögen erhielt. Jetzt beſchloß ich meinen Aufwand auf eine anſtändige Weiſe zu vermehren und dadurch zugleich mancherley Leute in meinen magiſchen Hinterhalt zu locken, die ich genauer kennen zu lernen wünſchte. Ich fuhr rund umher zu meinen Nachbarn und ladete ſie ein, mir dieſe Beſuche zu erwiedern. Ich gab Bälle, Jagd-Parthien und bewirthete oft mehrere Wochen hindurch meine Gäſte bey mir. O Freund! welche ſonderbare Bemerkungen hatte ich nicht da Gelegenheit aus meinen Schlupfwinkeln zu machen! Da hörte ich, wie ein zärtliches Ehepaar, das vor den Leuten ſich mit Bezeugung der wärmſten Liebe und ſorgſamſten Aufmerkſamkeit überhäufte, des Abends hinter der Gardine ſich die herbeſten Bitterkeiten ſagte, die härteſten Vorwürfe machte; wie der Mann, welcher nichts als Großmuth, Uneigennützigkeit und Menſchenliebe im Munde führte, unter vier Augen mit ſeinem Weibe einen Plan entwarf, auf welche Art er ſeinen Nachbar betrügen, oder ſeine Tochter einem reichen Fremden verkuppeln wollte; ſah, wie der ſüße Geck, wenn er ſich allein glaubte, vor dem Spiegel ſeine Fratze bewunderte und ſich in lieblichen Minen übte; da hörte ich, wie der Mann, der ſich's gut bey mir ſchmecken ließ und mich dabey mit Schmeicheleyen und Liebkoſungen überhäufte, einem ſatyriſchen Freunde gegen über, ſich auf meine Unkoſten luſtig machte, oder meinen Character verdächtig zu machen ſuchte. Ich wurde in alle Geheimniſſe der Toilette eingeweyht; Ich war der einzige Zeuge, wenn die gnädige Frau, indeß der Herr Gemahl hinter der Weinflaſche ſaß, ſich vom Balle wegſchlich, um ſich in den Armen ihres Lakayen abzukühlen und wie das Fräulein, welches unter dem Vorwande aus der Spiel-Geſellſchaft auf ihr Zimmer gegangen war, die Fragen durchzuſtudieren, die ſie bey ihrer bevorſtehenden Confirmation beantworten ſollte, mit glühender Wange in den œuvres de Grécourt, oder den liaiſons dangereuſes las.

Doch alle dieſe Beobachtungen wirkten nicht wie ehemals auf mich, erbitterten mich nicht gegen die Menſchen, mit deren Schwächen ich nun brüderliche Nachſicht hatte; Auch genoß ich die Freude, zuweilen ein unbemerkter Zeuge bey Scenen zu ſeyn, die mich gänzlich mit ihnen ausſöhnten und mich überzeugten, daß Edelmuth, Redlichkeit und Tugend noch nicht ganz aus der Welt verſchwunden wären. Ich hörte und ſahe, wie ein treuer Vater ſich mit ſeiner edeln Gattin in ihren einſamen Kämmerchen über Plane zur Bildung und zum künftigen Wohl ihrer lieben Kinder berathſchlagte; wie das fromme Mädchen für ihre theuren Eltern ein herzliches Gebet zum Himmel ſchickte; wie die züchtige Jungfrau, in Augenblicken der höchſten Verſuchung, über die feurige Zudringlichkeit ihres Geliebten, über die Stürme ihres eignen Temperaments ſiegte und ſich den verbothnen Umarmungen entwand; wie der Mann, der im Stillen wohlzuthun pflegte, den kleinen Reſt ſeiner erſchöpften Caſſe brüderlich mit einem ſchamhaften Armen theilte, und ſein Geſchenk mit liebevollen Tröſtungen und Warnungen begleitete; wie Der, welcher nie eine Wohlthat von mir genoſſen und nie vor mir ſich gekrümmt hatte, mich hinter meinen Rücken her warm und eifrig gegen ungerechte Verläumdungen vertheydigte — Und ſolche Scenen waren dann erquickend für mein Herz.

Zuweilen machte ich mir die kleine Freude, als Werkzeug, zu Ermunterung guter und zur Züchtigung böſer Handlungen zu wirken. Einſt hatte ſich ein Mann, der ſeines abſcheulichen Geizes wegen in der ganzen Gegend verrufen war (denn er gab ſeinem Geſinde nicht ſatt zu eſſen und ließ ſeinen einzigen Sohn, zur Strafe für eine jugendliche Uebereilung, im Elende ſchmachten) bey mir einquartirt, unter dem Vorwande, auf die Jagd zu gehn, im Grunde aber, um einige Tage hindurch mit Bedienten und Pferden frey zu zehren. Es war im ſpäten Herbſt und des Nachts ſchon ſehr kalt. Ich hatte ihn belauſcht, als er einem andern meiner Nachbarn und damaligen Gäſte, einem gutmüthigen und gar nicht wohlhabenden Mann, mit einem jüdiſchen Pferde-Handel betrogen, ihm aber, wie es ſolche Leute machen, Stillſchweigen wegen des Preiſes auferlegt hatte. Ich beſchloß, ihn in der folgenden Nacht dafür zu beſtrafen; Ich wuſſte, daß er ſehr abergläubiſch war. Er ſchlief in einem Zimmer des Erdgeſchoſſes und hatte ein Nachtlicht vor ſeinem Bette ſtehn. In der Geſpenſter-Stunde öfnet ſich leiſe die Schrank-Thür; das Licht wird ausgelöſcht und der Geizhals gerüttelt und geweckt — Es war ſtockfinſter und er zitterte wie ein Espenlaub. „Fürchte Dich nicht!“ rief der Geiſt „Ich bin übler daran, als Du, und habe „keine Ruhe in meinem Grabe; Aber Du kannſt „mich erlöſen von meiner Quaal, und dafür „will ich einen unermeßlich reichen Mann aus „Dir machen. Folge mir: Nicht fern von dieſem „Platze liegt ein ungeheurer Schatz vergraben, „den ich bewachen muß, weil ich im „Leben mein Herz daran hieng und Wittwen „und Waiſen betrog. Dir iſt es vorbehalten, „dies Geld zu heben und dadurch mir die ewige „Ruhe zu geben. Thuſt Du es nicht; ſo muſſt „Du morgen ſterben und ſo wie ich umherwandeln. „Komm alſo, ſtehe auf und laß Dich

„von mir leiten!“ Dem Böſewicht überfiel bey dieſer Anrede ein Fieber-Froſt; Man konnte ſeine Zähne klappern hören. Er vermogte nicht, zu antworten; Zaghaftigkeit und Furcht vor Tod und Strafe, Mistraun und Geldgier kämpften in ſeiner Seele. Der Geiſt drang in ihn, und er entſchloß ſich endlich, kroch aus dem Bette, warf ſeinen Schlafrock über, wurde bey der zitternden Hand ergriffen und in das Labyrinth gezogen. Man machte allerley Reiſen mit ihm und führte ihn dann hinaus, in einen kleinen Hof; Da ließ der Geiſt ſeine Hand fahren und verſchwand. Anfangs ſtand er verſteinert und ſtumm da; dann fieng er an zu winſeln und zulezt fürchterlich zu brüllen. Es regnete; Als ich nun glaubte, daß er bis auf's Hemd naß ſeyn mußte, that ich, als hörte ich in meiner Cammer die klägliche Stimme. Ich machte hierauf Lerm, rief das ganze Haus zuſammen, ließ Licht herbeybringen und — nun ſtand der arme Sünder da, dem allgemeinen Gelächter ausgeſetzt. Er hütete ſich wohl, etwas von einem Geiſte und Schatze zu erzählen, vielmehr ſagte er, er könne gar nicht begreifen, wie er hierher gerathen ſey. Man erwiederte, er müſſe wohl ein Nacht-Wandrer ſeyn (Um dies wahrſcheinlich zu machen, hatte ich dafür geſorgt, daß die Thür welche nach dem kleinen Hofe führte, nicht verſchloſſen war, und ſo konnte es dann ſehr natürlich zugehn, daß man ihn hier fand) Allein er wuſſte am beſten was ihm begegnet war; Nichts konnte ihn bewegen, in ſeine Cammer zurückzukehren; Sobald es Tag war, reiſte er ab, hat mich nie wieder beſucht und nie davon reden wollen, was ihm in der Nacht in Tungerhauſen begegnet wäre.

Ein andermal beſuchte mich, auf mein wiederholtes Bitten, ein Officier, der ſeiner ſchwachen Geſundheit wegen, kürzlich den Dienſt verlaſſen hatte, obgleich ſeine Vermögens-Umſtände ſehr eingeſchränkt waren; denn er lebte nun nicht weit von mir auf einem kleinen Gute, das ihm ſein Vater, mit Schulden beſchwert, hinterlaſſen hatte. Dabey muſte dieſer arme, redliche Mann zwey noch nicht erwachſene Töchter ernähren. Der allgemeine Ruf ſeiner edeln Denkungsart hatte mir Hochachtung gegen ihn eingeflößt und ich ſuchte längſt eine Gelegenheit, ihm eine frohe Stunde zu machen, wenn ich könnte. Mit Mühe brachte ich ihn dahin, daß er ſich nebſt ſeinen beyden wackern kleinen Mädchen von meinen Pferden abholen ließ und einige Tage bey mir zu bleiben verſprach. Er war niedergeſchlagen: vergebens ſuchte ich, ihn aufzuheitern; Man ſah deutlich, daß ihm etwas ſchwer auf dem Herzen lag. Um dies zu ergründen, belauſchte ich ihn nun, ſo oft er ſich allein glaubte. Endlich, am dritten Nachmittage, ſehe ich ihn die Geſellſchaft verlaſſen; Ich ſchleiche ihm nach; Er geht auf ſein Zimmer, holt einen Brief hervor, lieſt ihn, ſeufzt, ringt die Hände, geht mit weiten Schritten von der Thür zum Fenſter und wieder zurück, ſetzt ſich und fängt an zu ſchreiben. Als er fertig iſt, zieht er die Schelle, um ſich Licht bringen zu laſſen, damit er ſeinen Brief verſiegeln könne. Zu meiner Freude hört niemand die Glocke; (die Domeſtiken waren nicht bey der Hand.) Er ergreift alſo ein Wachslicht, das im Zimmer ſteht, geht ſelbſt hinunter, es anzuzünden, und läſſt ſeine Papiere auf dem Tiſche liegen. Dieſen Augenblick nützte ich, ſchlich aus meiner Wand hervor und las den Brief, den er bekommen hatte. Er war von einem hartherzigen Wucherer, dem er zweyhundert Thaler ſchuldig, und der, da der Wechſel verfallen war, ihn mit Klage und Execution bedrohete. Da der Officier noch immer nicht wiederkam; ſo gewann ich Zeit, auch ſeine Antwort zu leſen. Er ſchrieb darinn: „Wenn „ſein Gläubiger nur noch auf ein Jahr den „Wechſel prolongiren wolle; ſo ſey er gerettet; „auſſerdem würde er mit ſeiner Familie zu „Grunde gerichtet. Seine Krankheit habe ihn „in kleine Schulden gebracht; allein durch gute „Hauswirthſchaft hoffe er dieſe bald zu tilgen, „wenn man ihn nur zu Othem kommen lieſſe. „Durch eine Klage hingegen würden die übrigen „Gläubiger gewiß auch unruhig werden, und „dann ſey er verlohren.“

Nun wuſste ich genug. Ich ließ ihm nicht Zeit, ſeinen Brief fortzuſchicken; In weniger als einer Stunde trat mein treuer Peter als ſein Retter auf. Ich habe Ihnen geſagt, daß Dieſer ein dummes, phlegmatiſches und langweiliges Geſchöpf war. Das iſt nun auch in der Hauptſache ganz richtig; indeſſen konnte ich ihn doch zu ſolchen Expeditionen brauchen, denn ich wuſste, er that grade nicht mehr und nicht weniger, als ich ihm vorſchrieb, und konnte ziemlich natürlich allerley Perſonen vorſtellen, worüber man ſich nicht wundern wird, wenn man überlegt, daß es Schauſpieler von großem Rufe in Anſehung ihrer Kunſt giebt, die im gemeinen Leben kaum Menſchenſinn haben, indeß die hellſten Köpfe und feinſten Beobachter oft alle Rollen verhunzen. — Freylich eine ſonderbare Erſcheinung, die Veranlaſſung geben könnte, manche nicht gemeine Bemerkungen über die Schauſpielkunſt im Allgemeinen zu machen! — Doch, ich kehre wieder zu meinem Peter zurück. Als ein Jude verkleidet, erſchien er, von den übrigen Domeſtiken nicht geſehn, und redete den Major an, der ihn vor der Thür ſeines Zimmers ſtehn fand: „A Briefge háb' ich an Ihr Gnaden zu beſtellen und á Packetche. Sunſt niſcht.“ Der Officier öfnete ihm die Thür und ließ ihn hereinkommen. In dieſem Augenblicke rief ich meinen Gaſt ab; Der Jude blieb allein im Zimmer. „Nur ein Paar Worte!“ ſagte ich „Dieſer Hebräer ſcheint mir verdächtig. Haben Sie etwas zu handeln; ſo will ich Ihnen einen Andern vorſchlagen.“ — „Ich kenne Dieſen gar nicht“ erwiederte der Officier „weiß auch

„nicht, was er will; Er redet von einem Brieſe. „Iſt Ihnen gefällig, mit hereinzutreten?" — Wir giengen in das Zimmer; aber der Jude war verſchwunden; Mit der Mine der äuſerſten Ueberraſchung ſah mich der Major an. Es war nur Eine Thür im Zimmer, die auf den Gang führte und von dieſer hatten wir uns keinen Schritt entfernt. Der Officier war nicht abergläubiſch; aber dies war doch zu auffallend wunderbar. Ich ſpielte meine Rolle, ſo gut ich konnte; ja! ich öfnete ſogar den Wandſchrank, den er vielleicht nicht einmal bemerkt, oder, wenn er ihn zu einer andern Zeit gefunden, genauer unterſucht hätte — Die Erſcheinung war unerklärbar! Indeß wir nun ſo voll Verwundrung ſtehen, wird der Major auf ſeinem Tiſche ein Päcklein gewahr; Es iſt an ihn addreſſirt; Er erbricht es, findet zweyhundert Thaler darinn und folgenden Brief:

„Mein Herr! Eine Geſellſchaft, welcher „unſichtbare Mittel zu Gebothe ſtehen, Schelmenſtücke zu vereiteln und edle Männer zu „belohnen, überreicht Ihnen hier eine Summe „Geldes, deren Sie in dieſem Augenblicke bedür-

„ſen. Vergebens werden Sie Sich bemühn,
„je zu erfahren, aus welchen Händen Sie dieſe
„Kleinigkeit empfangen. Nur ſo viel zu Ihrer
„Beruhigung! Sie kömmt aus dem Füllhorne
„des Reichthums und legt Ihnen keine Art von
„Verbindlichkeit auf; allein Sie würden Sich
„an Sich ſelber, an Ihren Kindern und an den
„redlichen Leuten, die eine Freude darinn ſuchen,
„einen Mann, wie Sie ſind, aus der Verlegenheit
„zu ziehn, verſündigen, wenn Sie Sich
„weigern wollten, das Geld anzunehmen. Auch
„ſind Sie ja nicht ſicher, daß man es Ihnen
„nicht einmal wieder abfordert, (doch wird dies
„nie ohne vorhergegangne halbjährige Loſung
„geſchehn,) und ſo iſt es ja doch beſſer gethan,
„es jetzt, in dem Augenblicke der Verlegenheit,
„dazu anzuwenden, daß Sie Sich einen zudringlichen
„Gläubiger vom Halſe ſchaffen.“

Ich ſage Ihnen nichts von dem Erſtaunen des Officiers, von ſeinem Kampfe zwiſchen der Freude, ſich gerettet zu ſehn, und der Empöhrung ſeiner Delicateſſe, bey dem Gedanken, von unbekannter Hand Geld anzunehmen. — Eine Menge ſolcher Abentheuer könnte ich Ihnen beſchreiben, die mir manche heitre und zwiſchendurch luſtige Stunde verſchafften und nach und nach Tungerhauſen in den Ruf eines Zauberſchloſſes brachten, wobey ich indeſſen mich immer ſtellte, als hielte ich dieſe Geſpräche nur für Märchen, die keiner aufmerkſamen Unterſuchung werth wären. Aber das darf ich nicht vergeſſen, Ihnen zu erzählen, daß mir mein künſtliches Labyrinth einen ſehr wichtigen Dienſt leiſtete, indem es mich von einer Thorheit abhielt, die ich im Begriff ſtand, zu begehn.

So wie in dem neuen Kreiſe von Würkſamkeit, den ich mir geſchaffen hatte, meine Liebe zu dem Menſchengeſchlechte, mein Trieb zur Geſelligkeit und meine Anhänglichkeit an die Zuſammenlebung wieder erwachten; fühlte ich auch oft ein Verlangen in mir, mehr häuslicher Wonne theilhaftig zu werden. Ich war Gatte und Vater geweſen; aber das Glück einer ehelichen Verbindung hatte ich nur unvollkommen und von den Vater-Freuden nur den Vorſchmack genoſſen. In den Jahren, darinn ich war, durfte ich mich nicht vor dem Spotte der Leute fürchten, wenn ich mich wieder verheyrathete,

und

und würde ich Vater; ſo konnte ich noch die Zeit erleben, wo ich meine Kinder erzogen und verſorgt ſähe. Meine Vermögens-Umſtände ermunterten mich gleichfalls zu dieſem Plane; denn, obgleich es mich wenig kümmerte, wer nach meinem Tode in den Beſitz meiner Güter treten würde; ſo war es doch beruhigend für mich, zu wiſſen, daß ich kein reiches Mädchen aufzuſuchen brauchte, und daß, wenn ich Familie bekäme, die Meinigen nicht fürchten dürften, nach meinem Tode mit Mangel zu kämpfen. Indeſſen hatten mich die Jahre ſo weit abgekühlt, daß ich mich, bey der Wahl einer Gattinn, auch nicht von blinder Liebe würde verführen laſſen. Von dieſen Ueberlegungen geleitet, warf ich nun meine Augen in dem Cirkel der benachbarten Familien umher, um zu ſehn, ob ich nicht irgend ein gut erzognes Landfräulein finden mögte, das Luſt hatte, ihren Schwaanenhals neben meinem Nacken, unter das goldne Eheſtands-Joch zu krümmen.

Nun lebte eine halbe Meile von Tungershauſen auf ſeinem Landgute der geweſene Regierungsrath von Endleben, nebſt ſeiner Familie.

— Ein Mann von ſehr guten, geſunden Hausverſtande, nicht ohne Kenntniſſe, und, dem allgemeinen Rufe nach, von ſehr redlicher Denkungsart. Seine Frau war ein feines Weib, ehemals Hofdame geweſen, übrigens eine gute Hauswirthinn und wie es ſchien, eine ſorgſame Mutter. Sie hatten zwey Kinder; einen Sohn und eine Tochter. Jener war auf Univerſitäten; Ihre Tochter, das Fräulein Auguſte von Endleben, mogte damals das zwey und zwanzigſte Jahr erreicht haben, hatte einen Stifts-Platz, hielt ſich aber ſeit einiger Zeit viel bey ihren Eltern auf, da ſie dann der Mutter den innern Haushalt beſorgen half. Ich gieng viel mit dieſen Leuten um, zog ſie beynahe allen meinen übrigen Nachbarn vor, und, als mir der Gedanke einer zweyten Heyrath durch den Kopf fuhr, war das Fräulein Auguſte die Einzige, bey der meine Wahl ſich verweilte. Sie war ein Frauenzimmer von ſehr gebildetem Geiſte, ohne Anſprüche auf Gelehrſamkeit zu machen, und beſaß artige Talente, womit ſie aber keinesweges prahlte. Ihre Unterhaltung war angenehm, lebhaft, ihr Betragen anſtändig, freymüthig, ihr Anſtand edel; ohne ſchön zu ſeyn und ohne den Anſchein zu haben, als wolle ſie die Aufmerkſamkeit auf ſich ziehn, gefiel ſie und ich habe nie gehört, daß die Verleumdung einen Schatten auf den Ruf ihrer Sittſamkeit geworfen hätte. Aber, mein lieber Freund! mich hatten ſo oft der äuſſere Schein, das Urtheil der Menſchen und meine eigne Phantaſie betrogen, und ich hatte mich ſeit einiger Zeit ſo an meine Methode, die Menſchen im Verborgnen zu prüfen, gewöhnt, daß ich hier, wo es die Ruhe meines noch übrigen Lebens galt, mit der äuſſerſten Vorſicht zu verfahren beſchloß.

Es verging faſt kein Tag, ohne daß ich jemand von der Familie des Herrn von Endleben ſah, entweder bey ihm, oder bey mir, oder an einem angenehmen Orte, der zwiſchen ſeinem und meinem Gute lag, und wohin wir gegen Abend zu Fuße wanderten, nachdem wir verabredet hatten, uns da zu treffen. Ich ſahe es den Eltern an, daß ſie muthmaßten, ich hätte Abſichten auf ihre Tochter und des Fräuleins Betragen gegen mich, obgleich es nichts weniger als zudringlich war, ſchien mir zu ſagen, daß ich keine abſchlägige Antwort zu befürchten haben

ben würde, wenn ich um ihre Hand bäte. Ich ladete ſie nun oft zu mir ein, und wenn ſie dann einige Tage bey mir verweilten; ſo verſäumte ich keine Gelegenheit, ſie aus meinem Hinterhalte zu belauſchen — ich ſah und hörte nichts, woran ich hätte Anſtoß nehmen können. Allein wir waren zu nahe Nachbarn, als daß ich erwarten durfte, ſie länger als höchſtens ein Paar auf einander folgende Tage bey mir zu behalten und überhaupt fühlte ich wohl, daß, um ſie ganz genau kennen zu lernen, ich ſie längere Zeit hindurch in ihren häuslichen Verrichtungen beobachten müſſte; auch hierzu fand ich Mittel.

Des Herrn von Endleben Ländereyen, Waldungen und Jagden grenzten unmittelbar an meine Beſitzungen; offenbar muſſte es ihm von großem Werthe ſeyn, wenn er Tungerhauſen an ſich kaufen könnte, um ſo mehr, da ſein Wohnhaus klein und unbequem, das meinige hingegen ſehr geräumig war; allein daran zu denken erlaubten ihm theils ſeine Vermögens-Umſtände nicht, die gut, aber nicht glänzend waren, theils fiel es ihm nicht ein, daß ich die Abſicht haben könnte, mein Gut zu verlaſſen.

Eines Tages that ich ihm folgenden Vorſchlag: „Ich habe, wie Sie wiſſen“ ſagte ich „anſehnliche Güter im Mecklenburgiſchen geerbt und werde nun wohl gezwungen ſeyn, den Reſt meines Lebens größtentheils dort hinzubringen. Kürzlich hat man mir noch einige Grundſtücke feil gebothen, durch deren Ankauf ich jene Güter ſehr verbeſſern könnte; Ich hätte wohl Luſt dazu; allein dann wollte ich, um mich nicht in zu große Weitläuftigkeiten zu ſtecken, Tungerhauſen verkaufen. Ich weiß es, daß es Ihnen nicht angenehm ſeyn würde, einen Nachbar zu bekommen, mit dem Sie auf einen weniger freundſchaftlichen Fuß lebten, als mit mir. Desfalls nun habe ich mir vorgenommen, Ihnen einen Vorſchlag zu thun, der Ihnen vielleicht anſtändig ſeyn wird. Ich überliefre Ihnen jetzt Tungerhauſen, nach einem ſehr billigen Anſchlage; Sie werden vorerſt mein Pächter, bewohnen mein Schloß, ich aber miethe ein Haus in dem Städchen ***, eine Stunde Wegs von hier, wo ich die Zeit, die ich nicht in Mecklenburg hinzubringen brauche, verleben werde. Auf dieſe Art laſſen wir die Sachen drey Jahre lang beruhn und Sie machen

„Sich verbindlich, binnen dieſer Zeit alles auf „meinem Gute, an Gebäuden und andern Einrichtungen, ſo zu laſſen, wie Sie es finden. „Wenn ich vor Ablauf der dreyjährigen Friſt „mich nicht erklärt habe, daß ich Tungerhauſen „wieder annehmen will; ſo behalten Sie es dann „eigenthümlich nach eben dem billigen Anſchlage, „nach welchem Sie es in Pacht gehabt haben „und bezahlen die Kaufſumme in Terminen, „worüber wir leicht einig werden wollen.“

Sie können Sich vorſtellen, daß der Herr von Endleben dieſen Vorſchlag mit beyden Händen annahm; Uebrigens ſchien es, als wenn ihn die auffallende Billigkeit meiner Forderungen in der Muthmaßung beſtättigte, daß ich Abſichten auf ſeine Tochter hätte. Was mich betrifft; ſo war mein Verfahren dabey in der That nicht grillenhaft. Auſſer dem wichtigen Hauptplane, die Familie, wenn ſie hier in Tungerhauſen wohnte, genau beobachten zu können, leiteten mich noch folgende Ueberlegungen: Es war würklich wahr, daß ich noch einige Grundſtücke in Mecklenburg ankaufen wollte, und daß es mir nicht unangenehm geweſen ſeyn würde, dagegen

Tungerhauſen abzugeben. Wurde ich des Herrn von Endleben Schwiegerſohn; ſo konnte ich dies Gut niemand lieber gönnen, als dem Vater meiner Gattinn; Wo nicht; ſo konnte ihn, der doch ein wenig das Geld liebte, der dreyjährige Gewinſt, den er, bey ſo billigen Pacht-Bedingungen, ziehn konnte, einigermaßen über die mislungne Hofnung, das Fräulein zu verſorgen, tröſten.

Dieſe Unterhandlung kam alſo würklich zu Stande; ich zog nach ***, der Herr von Endleben nach Tungerhauſen, und ich fieng, ſobald wir mit unſern neuen Einrichtungen in Ordnung waren, meine geheimen Beobachtungen an.

Ich hatte vor kurzem meinen alten Peter zum Forſt-Aufſeher in Tungerhauſen ernannt und ihm am Abhange des Berges, im Walde, an eben dem Orte, wo der Eingang zu meinem Labyrinthe war, ein Haus bauen und einen Garten anlegen laſſen, ſo daß dadurch die Oefnung maskirt wurde und er unmittelbar aus einem ſeiner Zimmer in den unterirdiſchen Gang trat. Nun konnte ich bey Tages Anbruch, ohne Verdacht zu erregen, zu ihm gehn und dann verborgen nach dem Schloſſe hinauf ſteigen. In den erſten Wochen, da ich meine Beobachtungen oft wiederholte, entdeckte ich nichts, was mir irgend von Bedeutung ſcheinen konnte; nur war es mir auffallend, daß täglich ein kleiner Knabe von etwa fünf Jahren das Fräulein beſuchte, oder vielmehr, daß dies Kind, welches ſie, wie ich erfuhr, auf ihre Koſten bey einer Bauerfrau erziehn ließ, von ihr, ſobald Zeugen dabey waren, zwar freundlich, doch kalt bewillkommt wurde, da ſie hingegen die zärtlichſten Liebkoſungen an ihm verſchwendete, wenn ſie ſich mit ihm allein, oder nur ihre Mutter gegenwärtig ſah. Daß junge Frauenzimmer von feurigem Temperamente, wenn ſie ſonſt niemand in ihre Arme ſchlieſſen dürfen, kleine Kinder mit gar gewaltigem Feuer zu küſſen und an ihr Herz zu drücken pflegen, das iſt nichts Auſſerordentliches; allein dieſe Art von Liebe kam mir ganz ſonderbar vor, und ich wurde begierig, Licht über die Genealogie des Knaben zu erhalten. Mit Vorſicht wurde daher die Bauerfrau gefragt, wuſſte aber nichts zu ſagen, als: es ſey ihr dies Kind vor vier Jahren, da es ungefehr neun bis zehn

Monate alt geweſen, von einem fremden Manne gebracht worden; Derſelbe habe ſie gebeten, es in Koſt und Wartung zu nehmen, wobey er ihr hundert Ducaten eingehändigt und verſprochen habe, in einigen Jahren wiederzukommen, auch, wenn ſie den Knaben wie ihr eignes Kind hielte, alsdann noch mehr Geld mitzubringen. Bald darauf ſey das Fräulein von Endleben aus ihrem Stifte hierhergekommen, habe das Kind geſehn, liebgewonnen und ſeit dieſer Zeit ihr, des kleinen Jacobs wegen, viel Gutes gethan; jener Fremde aber ſey nicht wieder erſchienen.

Da ich hieraus nicht mehr Licht bekam; ſo beſchloß ich, in meinen eignen Beobachtungen fortzufahren. Eines Morgens ſaß die Frau von Endleben ihrer Tochter gegen über, in einem ſehr ernſthaften Geſpräche begriffen, wovon ich Folgendes hörte:

Die Mutter. Du biſt alſo würklich entſchloſſen, dem Grafen Dein Geheimniß zu entdecken, wenn er um Deine Hand anhalten ſollte?

Die Tochter. Feſt entſchloſſen. Er iſt ein großmüthiger Mann; Vielleicht verzeyht er mir den einzigen, ſo oft bereuten, ſo theuer gebüßten Fehltritt meiner Jugend. Wo nicht; ſo muß ich die Folgen meiner Vergehung tragen; Ich will lieber auf jede eheliche Verbindung Verzicht thun, als einen redlichen Mann hintergehn.

Die Mutter. Aber da Dein Verführer im Grabe liegt —

Die Tochter. Nicht Verführer; die Liebe allein war ſeine und meine Verführerinn; Wir hatten die Einwilligung unſrer Eltern; wir ſahen uns vor Gottes Augen als unzertrennlich an; der Tod — Doch ich will mein Verbrechen nicht rechtfertigen.

Die Mutter. Nun denn aber, da er tod iſt, da außer Deinem Vater und Deiner Mutter, nur noch zwey verſchwiegne Menſchen um das Geheimniß wiſſen —

Die Tochter. Das alles will ich ihm ſagen, wenn er um mich anhalten ſollte. Und bleibt er dennoch bey ſeinem Entſchluſſe; ſo will ich getroſt und ohne Gewiſſensbiſſe mit ihm zum Altare gehn. Nicht anders! Was hülfe mir auch dieſe Verheimlichung? Wenn niemand mich verriethe; ſo würde ich ſelbſt mich verrathen. Mein Gatte würde es einmal gewahrwerden, daß etwas mein Herz drückt; In einer ſolchen Stunde würde ſeine Zärtlichkeit mir mein Geheimniß entlocken; und was hätte ich dann nicht vielleicht zu erwarten?

Die Mutter fuhr fort, alle Matronen-Beredſamkeit anzuwenden; aber vergebens; das gute, gewiſſenhafte Mädchen blieb unerſchütterlich bey ihrem Vorſatze.

Nun, mein Freund! was würden Sie an meiner Stelle nach dieſer Entdeckung gethan haben? Hätte ich mich ſchon erklärt gehabt; ſo wäre ich vielleicht — ſoll ich ſagen nachſichtig? oder ſchwach genug geweſen, darum nicht zurückzutreten; allein ſo war ja noch kein Schritt geſchehn; ich hatte auch nicht auf die entfernteſte Weiſe einen Antrag gethan. Auch konnte ich, ohne meinem Herzen eine tiefe Wunde zu ſchlagen, den ganzen Plan aufgeben. Daſſelbe hatte ich Urſache von dem Fräulein zu muthmaßen; Sie ſchätzte mich hoch, aber ich glaube nicht, daß ſie mich liebte — Und alſo —

Ich weiß, was man über dieſen Gegenſtand ſagen kann: Verlohrne Unſchuld iſt darum noch nicht verlohrne Tugend; Wer einmal geſtrauchelt hat, iſt oft ſichrer vor künftigem Falle, als wer Gefahr und Verführung noch nicht kennt; Viel Tauſende haben nie in der That geſündigt und ſind dennoch ſtrafbarer, als die Einmal den Irrweg betreten hat; Unzähliche haben wiederhohlt geſündigt und gelten für Veſtalinnen, weil kein lebendiger Zeuge ihrer Verbrechen auftreten kann; Was für Rechenſchaft iſt mir ein Mädchen von Verirrungen ſchuldig, zu welchen ſie verleitet worden iſt, ehe ſie mich kannte? — Alles wahr! und wenn nur von der Liebe, von reiner Herzens-Verbindung die Rede iſt; ſo gebe ich zu, daß dieſelbe durch eine Entdeckung von der Art vielleicht nicht getrennt werden kann; aber die Ehe iſt ein bürgerlicher Contract, vor den Augen des Publicums geſchloſſen, dem man alſo auch Rechenſchaft ſchuldig iſt, ob alles dabey ehrlich zugeht. Dieſer Contract ſetzt voraus, daß die Braut nicht ſchon eines andern Mannes Weib ſey, daß die, welche die Pflichten einer Hausfrau übernimt, nicht ſchon heimlich Mutter-Pflichten auf ſich habe. Die Keuſchheit der Weiber iſt ein gar zu wichtiger Punct für die Ordnung der bürgerlichen Geſellſchaft. Es iſt hier nicht bloß die Frage, ob der Gatte damit zufrieden ſeyn, ſondern ob die Claſſe von Menſchen, in welche ſich die Neuvermählte einſchreiben laſſen will, ſie nicht durch Verachtung dafür beſtrafen wird, daß ſie als eine Entehrte ſich unter die keuſchen Weiber ſchleicht. — Kurz! ich halte Den für einen Mann ohne Ehrgefühl, der wiſſentlich einem Mädchen vor dem Altare die Hand reicht, gegen welches ein Zeuge auftreten und ſagen kann: „Sie hat in meinem „oder eines Andern Armen die Crone ihres Ge„ſchlechts verſcherzt.“ *)

Ich

---

*) Ich glaube, daß das, was der Graf hier ſagt, auch zum Theil auf die ſogenannten Mißheyrathen anwendbar iſt. Ich bin ein geſchworner Feind aller Vorurtheile des Adels; aber wer Einen bürgerlichen Contract reſpectirt, muß auch die übrigen Rückſichten, die im geſellſchaftlichen Leben gelten, nicht gänzlich überſehn zu dürfen glauben.

Ich entſchloß mich daher zurückzutreten, weil es noch Zeit war, was auch die Familie und andre Menſchen davon denken mögten. Ich gieng von dem Tage an ſeltner zu dem Herrn von Endleben und fand bald eine Gelegenheit, mich beſtimmt zu erklären: daß ich nicht die Abſicht hätte, mich wieder zu verheyrathen. Sie werden mir's zutraun, mein Lieber! daß es mir mit dieſer Verſicherung ein Ernſt war und noch iſt, und ich will nur noch hinzufügen, daß mich ein ſolcher Entſchluß in der That wenig Ueberwindung gekoſtet hat, da ich nun zu ſehn glaube, es iſt im Buche des Schickſals geſchrieben, daß ich die Freuden des Gatten und Vaters nicht mehr ſchmecken ſoll. Uebrigens merkte ich wohl, daß meine Erklärung unangenehme Eindrücke auf die Familie von Endleben machte. Der alte Herr zeigte ſich dabey auf einmal von einer nicht ſehr edeln Seite; Er ſprengte unter andern im Publico aus, ich hätte ſeiner Tochter Heyraths-Gedanken in den Kopf geſetzt, und nun lieſſe ich ſie ſitzen — Mag er doch dachte ich; ich werde darum nicht das Geheimniß verrathen, das mich rechtfertigen könnte. Bin ich doch vor meinem Gewiſſen gerechtfertigt! Zu ſeinem eignen Schaden aber kündigte er mir unſern Vertrag wegen meines Guts auf, und ich zog wieder nach Tungerhauſen. Seit dieſer Zeit ſehen wir uns ſelten und gehen ziemlich kalt mit einander um. Indeſſen lebe ich vergnügt und ruhig, habe wenig Sorgen, manche Freude; aber leider! eine ſchwache Geſundheit. Geduld, ſtrenge Lebens-Ordnung und täglich eine gemäßigte cörperliche Bewegung erhalten mich auf den Beinen und ſollen mich, wenn Gott will, wohl ſo lange erhalten, daß ich noch einmal das Vergnügen ſchmecke, Sie hier bey mir zu ſehn.

Ein und zwanzigſtes
und
letztes Capitel.

Schluß der Geſchichte des Grafen Tunger. Nachricht von ſeinem Tode.

So weit reichten die Nachrichten, die mir der Graf von den Begebenheiten ſeines Lebens mitgetheilt hatte; Sie machten ein Jahr lang den Gegenſtand ſeines Briefwechſels mit mir aus. Dann wurde dieſer Briefwechſel durch ſeine Reiſe nach Mecklenburg, woſelbſt er beynahe zwey Jahre blieb, ein wenig unterbrochen, doch ließ er noch von Zeit zu Zeit etwas von ſich hören, und klagte über die Abnahme ſeiner Geſundheit. Vor einem Vierteljahre kam er ſchon ſehr krank nach Tungerhauſen zurück und ſchrieb mir ſogleich, daß er mich bäte, ihn zu beſuchen; allein ich war ſelbſt unpäßlich; ich konnte nicht reiſen. Vierzehn Tage nachher meldete mir ſein Arzt (derſelbe redliche Mann, der, wie ich erzählt habe, den Grafen in dem Clubb in *** ſo warm vertheydigte) die traurige Nachricht von ſeinem Tode. Mein ſterbender Freund hatte ſich Meiner noch in ſeinen letzten Stunden erinnert. Da Tungerhauſen nicht Lehn, ſondern Erbe war; ſo handelte der Graf vor ſeinem Abſchiede aus der Welt noch ſo großmüthig, dies Gut ſeinem Nachbar dem Herrn von Endleben zu vermachen. — Er entſchlief ſanft und ruhig, von viel guten Menſchen beweint.

Beim Verleger ſind folgende Schriften fertig geworden:

Beneken, F. B. Ueber den Umgang mit Leidenden, 1r Bd. 8. 18 ggr.

— — — Weltklugheit und Lebensgenuß, oder praktiſche Beiträge zur Philoſophie des Lebens, 1s Bdch. neue vermehrte und veränd. Aufl. 8. 16 ggr.

Brakebuſch, L. Beiträge zur Sittencharacteriſtik unſers Jahrzehends. 8. 12 ggr.

— — — Geſchichte Franz Meyenbergs. 8. 12 ggr.

Ehrhart, F. Beiträge zur Naturkunde und den damit verwandten Wiſſenſchaften, 6r Band. gr. 8. 12 ggr.

Ewald, J. L. Predigten über Naturtexte, 4s 5s Hft. 8. Schreibpap. 16 ggr. Druckpap. 12 ggr.

— — Ueber den Mißbrauch reiner Bibellehren, ein Leſebuch für Chriſtusverehrer, nach den Bedürfniſſen unſerer Zeit, gr. 8. 12 ggr.

Die nächtliche Erſcheinung im Schloße Mazzini, aus dem Engl. 2 Theile, 8. 1 Rthlr.

Hagemann, F. G. 2 Vorſpiele: 1) So opfern Herzen, in 1 Aufz. 2) Die Georgsinſel, in 2 Aufz. 8. 5 ggr.

— — — Otto der Schütz, Prinz v. Heſſen, ein vaterländ. Schauſpiel in 4 Aufz. mit Kupfern. 8. 9 ggr.

Holſcher, J. L. A. Kurze Anleitung für Lehrer und Aufſeherinnen über Verbindung der Lehrſchulen mit Arbeitsübungen. 8. 4 gg.

Jahre

Jahrbuch für die Menſchheit, 4n Jahrganges 1s bis 6s St. Der Jahrgang von 12 St. 2 Rthlr.

Klinge, J. H. Ueber den Vorfall der Gebärmutter und dem Gebrauch der Mutterkränze, mit Kupfern. gr. 8. 7 ggr.

Köppen, J. H. erklärende Anmerkungen zum Homer, 5r Bd. 8. 20 ggr.

Leſſings Denkmal, eine vaterländiſche Geſchichte, dem deutſchen Publicum zur Urkunde vorgeſtellt, von *Großmann*. gr. 8. 12 ggr.

Pockels Fragmente zur Kenntnis und Belehrung des menſchl. Herzens, 2e Samml. 8. 8 ggr.

—— Briefe über die Weiber. 8. 8 ggr.

Schlegels, J. A. Unterricht in der chriſtlichen Religion, 2te vermehrte und verbeſſerte Auflage. 8. 12 ggr.

Strubens rechtliche Bedenken, 3r Band, gr. 4. 1 Rthlr. 12 ggr.

Benjamin Noldmann's

Geſchichte
der
Aufklärung in Abyſſinien,
oder
Nachricht von ſeinem und ſeines Herrn Vetters Aufenthalte an dem Hofe des großen Negus, oder Prieſters Johannes.

Erſter Theil.

Mit ſechs Kupfern.

Mit kaiſerl. Abyſſiniſchem allergnädigſten Privilegio.

Göttingen,
bey Johann Chriſtian Dieterich.
1791.

Vorbericht.

Ich überreiche hier dem hochgeneigten Leſer — doch ſage ich das nicht etwa, um mich zu rühmen — ein äußerſt intereſſantes Werk. Ohne die Wahrheit und Beſcheidenheit zu verläugnen, von welchen die ältern und neuern Reiſebeſchreiber und alle ſtatiſtiſchen und politiſchen Schriftſteller ſich ſo ungern zu entfernen pflegen, kann ich mit Recht behaupten, es werde Ihnen ein ſolches Buch noch gar nicht vorgekommen ſeyn. Sie finden darin nicht etwa Beſchreibungen von längſt und oft beſchriebnen Städten und Gegenden; nicht etwa unterwegens in Wirthshäuſern und andern unbedeutenden Geſellſchaften aufgeſammelte Anecdoten; nicht etwa ärgerliche Nachrichten und falſche Schilderungen von der ſittlichen und politiſchen Verfaſſung gewiſſer Städte und Länder, in dem Umgange mit unzufriednen, unruhigen Köpfen aufgeſchnappt und ohne weitre Unterſuchung nacherzählt; nicht etwa einſeitige Urtheile über Menſchen und Welt-Begebenheiten, nach gewiſſen Lieblings-Ideen und herrſchenden Vorurtheilen gemodelt, oder mit den freyen Mahlzeiten in Verhältniß geſetzt, die dem Reiſebeſchreiber in beſagten Städten ſind gereicht worden; noch verliebte Abentheuer, kleine bunte Bilderchen von empfindſamen Scenen, und was dergleichen Materialien mehr ſind,

wor=

woraus unſre lieben Landsleute und Nachbarn ihre Reiſebeſchreibungen zuſammen ſetzen: — nein! ich liefre Ihnen die Beſchreibung eines großen, wichtigen, bis jetzt faſt gänzlich unbekannt geweſenen Reichs in Africa, von welchem diejenigen, die bis auf den heutigen Tag darüber geſchrieben, (wie Sie aus meiner ſo glaubwürdigen Erzählung ſehen werden) ganz falſche Nachrichten gegeben haben; zugleich aber auch enthält mein Buch die Erzählung einer höchſt merkwürdigen Revolution, welche in dieſem Reiche, durch mich und meinen Herrn Vetter, den jetzigen Herrn Notarius Wurmbrand in Bopfingen, iſt bewirkt worden.

Es wird manchen Leſer befremden, daß von allen dieſen Dingen, ſo wie von dem großen Zuge, den wir, mein Herr Vetter und ich, mit dem ältern Prinzen des großen Negus, an den Deutſchen Höfen umher, unternommen haben, und von welchem ich in dieſem Werke gleichfalls Nachricht gebe, noch gar nichts in Zeitungen und Journalen iſt bekannt gemacht worden; allein dieſe Verwundrung wird aufhören, wenn man erſtlich bedenkt, daß wir die Reiſe im ſtrengſten Jncognito vorgenommen, und dann am Ende des zweyten Theils die Beſchreibung des traurigen Unfalls lieſet, durch welchen alle mit uns in Abyſſinien geweſenen Europäer ihren Tod in den Wellen gefunden haben.

Jch zweifle nicht, daß mein Buch reiſſend abgehen wird, und daß die Herren Nachdrucker ſich die Mühe nicht werden verdrießen laſſen, den Debit desſelben zu befördern. Es war Anfangs meine Abſicht, es dieſen redlichen Männern zu widmen; denn da ich in demſelben zugleich eine kurze Erzählung von meinem Aufenthalte in Fetz und Marocco liefre, ſo dachte ich, es würde ihnen nicht unintereſſant ſeyn, die Nachrichten, welche ich von ihren dortigen Mitbrüdern gebe, ſich von mir zueignen zu laſſen. Allein mein Herr Vetter redete mir die Dedications-Gedanken aus. Er berichtete mir, man ſey jetzt im Begriff, der edeln Nachdrucker-Zunft im Heiligen Römiſchen Reiche das Handwerk zu legen, und da meinte er, es könne meinem Rufe ſchaden, wenn ich mich öffentlich als ein Anhänger derſelben zeigte. Da es nun ein Mahl Sitte in der Welt iſt, ſeine Freunde, wenn ſie im Gedränge ſind, aus Politik zu verlaſſen; ſo gab ich denn auch den Vorſtellungen des Herrn Wurmbrand nach. Um jedoch in der Stille etwas zum Beſten der gelehrten Corſaren zu thun, bat ich meinen Herrn Verleger, ſich mit keinem andern Privilegio verſehen zu laſſen, als mit einem Abyſſiniſchen. Sollte alſo der gegen den Nachdruck auszuwirkende Reichsſchluß ſo bald noch nicht zu Stande kommen; ſo behalten meine verehrten Freunde in Carlsruhe, Reutlingen, Wien, Frankenthal ꝛc. noch immer freye Hände, dieß Werk, in ſo fern ſie glauben, daß dabey etwas zu gewinnen ſeyn möchte, auf ihre Weiſe umgearbeitet, das heißt mit den gewöhnlichen Caſtrationen, auf weichem Löſch-Papiere, erſcheinen zu laſſen. Mein Honorarium habe ich richtig erhalten und mein Herr Verleger mag ſehen, wie er zurecht kommt!

Erſtes

Erſtes Kapitel.

Etwas von der Familie und den übrigen Verhältniſſen des Verfaſſers.

Ich weiß wohl, daß man es Schriftſtellern, und beſonders einigen neuern Reiſebeſchreibern, ſehr übel auslegt, wenn ſie in ihren Werken viel von ſich ſelber, ihren Freunden und Verwandten reden; und da ich mir feſt vorgenommen habe, in dieſem Buche einen ganz andern Weg zu gehn, als den gewöhnlichen, ſo ſollte ich mich freylich hüten, gleichfalls in dieſen Fehler zu verfallen: allein ich halte es doch für Pflicht, bevor ich zu der Erzählung der Begebenheiten ſelber ſchreite, die Leſer zuerſt genauer mit den Perſonen bekannt zu machen, von deren Abenteuern und Unternehmungen ich ihnen Rechenſchaft geben will. Meine Geſchichte gewinnt dadurch an Glaubwürdigkeit; und wenn ich mich kurz faſſe, ſo hoffe ich auch, Sie ſollen, meine wertheſten Herren und Damen! nicht ungebührlich viel lange Weile dabey haben. — Alſo friſch daran!

Mein Vater, ſeligen Andenkens, war ein Bierbrauer in Goßlar und verfertigte die vortreffliche Goſe, von welcher der große Hübner, was ihren Geſchmack und ihre eröffnende Wirkung betrifft, rühmlichſt Erwähnung thut. Wir hielten zugleich ein Wirthshaus und hatten immer die Stube voll luſtiger Gäſte. Hier fielen dann ſehr angenehme Geſpräche, beſonders über politiſche Gegenſtände, Krieg und Frieden vor; Reiſende Handwerksburſchen, Soldaten u. d. gl. erzählten von fremden Ländern und Städten; und wenn ich, als ein Knabe, mit meinen Büchern aus der Schule kam (wo man mir zehn Jahre lang hauptſächlich mit Geſenii Catechismus-Lehren und nebenher mit einigen nützlichen weltlichen Kenntniſſen das Gedächtniß ſchmückte, die Bildung des Herzens, nebſt der Uebung des Scharfſinns und der richtigen Beurtheilungskraft aber der Zeit und den Umſtänden überließ), verweilte ich oft in dem allgemeinen Gaſt-Zimmer, um jenen Erzählungen zuzuhören, und ließ ſchon früh die Luſt zum Reiſen und Wandern in mir erwecken.

Es hatten aber meine Aeltern beſchloſſen, mich die Rechte ſtudieren zu laſſen, und aus mir einen Advocaten zu machen. Von dieſer wohlthätigen und nützlichen Menſchenclaſſe befanden ſich damahls kaum funfzig in Goßlar, von denen einige, die ſchon ſehr alt waren, vermuthlich bald aus dieſer Welt heraus contumacirt werden mußten; und ſo war denn Hoffnung da, daß ich, nach vollbrachten Studien, in meiner Vaterſtadt als Sachwalter Brot finden würde. Man ſchickte mich zu dieſem Endzwecke, ſobald ich confirmirt war, auf die Schule zu Holzminden, und dann, im zwanzigſten Jahre meines Lebens, nach Helmſtädt, woſelbſt ich von einem kleinen Stipendio lebte, und, in einer großen Fütterungs-Anſtalt für arme Studierende, mit derber Koſt verſehen wurde, die in der That wohl paſſender für Tagelöhner, als für Gelehrte geweſen wäre, jedoch meinen Vater, der monathlich ein paarmahl bey Trompeten- und Paucken-Schalle beträchtliche Summen im Braunſchweigſchen Lotto verſpielte, von der Sorge befreyete, ſehr viel auf meinen Unterhalt zu verwenden.

Im Jahre 1764 befahl mir mein Vater, nach Goßlar zurückzukehren. Ich fand ihn in ſehr zerrütteten Geſundheits- und Vermögens-Umſtänden.

ſtänden. Es ſchien, als wenn die ungerechten Flüche derer, denen ſeine Goſe zuweilen Leibſchmerzen verurſachte, alles nur mögliche Ungemach über ſein Haupt brächten. Außer dem Verluſte, den er in der Zahlen-Lotterie erlitten hatte, war er noch auf andre Weiſe unglücklich geweſen. Die Sache ging alſo zu. Der berühmte Graf St. Germain, der bekanntlich ein großer Alchymiſt und Univerſal-Arzt war, oder vielmehr iſt (denn den Gerüchten, als ſey er kürzlich in Schleßwig geſtorben, darf *man keinen* Glauben beymeſſen; ein ſolcher Mann ſtirbt nicht; und wäre dem ſo, und hätte man am Ende entdeckt, daß er ein Betrüger geweſen, ſo würden ja doch die Leute, bey denen er zuletzt gelebt, es für Pflicht der Rechtſchaffenheit gehalten haben, ſeine Schelmereyen, zur Warnung des abergläubiſchen Publicum, öffentlich bekannt zu machen, möchte man auch ein Bischen über ihre Leichtgläubigkeit lächeln, oder ſeufzen!), dieſer Mann nun bereiſete den Harz, und hielt ſich einige Wochen lang in Goßlar auf, wo er ſeinen herrlichen Thee, den er wohlthätiger Weiſe, das Pfund für einen Carlsd'or, verkaufen ließ, debitirte. Dieſer Thee hatte, wie man weiß, die unvergleichliche Gabe, wenn er lange genug gebraucht wurde, von allen Sorgen dieſes Lebens zu befreyen, und zu einer beſſern Welt vorzubereiten. Der Graf war damahls in ſeinen beſten Jahren, kaum Ein tauſend acht hundert Sommer alt. Einer ſeiner Lakayen, der noch nicht viel über fünf hundert Jahre bey ihm diente, kam täglich in meiner Aeltern Haus, war ſehr geſchwätzig, redete viel von den Arzeneymitteln ſeines Herrn, und machte endlich meinem Vater begreiflich, daß, wenn er dem Herrn Grafen einen großen Vorrath von dem Wunder-Thee auf Speculation abkaufte und damit den ganzen Unterharz larirte, er nicht nur an manchen Familien zum Wohlthäter werden, ſondern auch ein anſehnliches Capital gewinnen könnte. Mein Vater ließ ſich ankörnen, erhandelte zwey hundert Pfund von der wohlthätigen Waare und der Wundermann reiſete weiter. Die erſten Proben, welche Herr Noldmann mit dieſem Univerſal-Mittel machte, fielen unglücklich aus; die Patienten hatten nicht Geduld genug, ſo lange zu leben, bis die eigentliche Wirkung des Thees erfolgen konnte, und der Stadt-Phyſicus, der ſein Privilegium, für die Bevölkerung des Paradieſes zu ſorgen, mit niemand theilen wollte, verklagte meinen Vater bey dem Magiſtrate. Der Proceß fiel zum Nachtheile des Beklagten aus; der Thee wurde confiſcirt, von Sachkundigen

gen geprüft, und, da man ihn aus äußerſt gemeinen, wohlfeilen, aber bey unvorſichtigem Gebrauche ſchädlichen Kräutern zuſammen geſetzt fand, in's Waſſer geworfen, mein armer Vater aber, zu einer großen Geld-Strafe verurtheilt. Aus Kummer über dieſen neuen Unfall und über ſeine täglich ſich verſchlimmernden häuslichen Umſtände, fiel er in eine gefährliche Krankheit. In dieſer Zeit ſchrieb er mir, ich möchte zu ihm kommen, indem er durch meine Praxis ſich wieder in eine beſſre Lage zu verſetzen hoffte. Was aber ſeine Geſundheit betraf, ſo war er jetzt gegen den Arzt aufgebracht, und wollte ſich alſo ſeiner Hülfe nicht bedienen; noch hatte er ein Paar Pfunde von ſeinem Thee heimlich gerettet, und da ſein Glaube an die Wirkung deſſelben um nichts ſchwächer geworden war, ſo trank er ſelbſt fleiſſig davon. Vierzehn Tage nach meiner Ankunft brachten ihn ſo weit, als die beharrlichſten unter St. Germain's Patienten früher oder ſpäter zu kommen pflegten; er ſtarb in meinen Armen, und hinterließ ſeiner Familie drückende Sorgen für die Zukunft.

Meine Mutter, von der ich noch nichts geſagt habe, lebte damahls noch; mein Vater hatte für ſie in eine auswärtige Witwen-Caſſe geſetzt;

allein da die Einrichtung derſelben auf unrichtigen Berechnungen beruhete, ſo konnte ſie keinen Beſtand haben; die Direction der Caſſe hatte daher ſchon vor einigen Jahren bekannt gemacht, daß ſie nicht Wort halten könnte; das ganze Inſtitut zerſiel; eine Menge von Familien verloren ihren Unterhalt, ihre, von der Landesherrſchaft geſicherten Forderungen, die armen Weiber ihre Ausſichten, ihre Hoffnungen, künftig vor Mangel geſchützt zu ſeyn; und unter dieſen war denn auch meine Mutter.

Da es meinem Vater gefallen hatte, aus mir das zu machen, was man einen Gelehrten nennt, ſo ſchickte es ſich nicht für mich, als Bierbrauer und Schenkwirth in ſeine Fußſtapfen zu treten; auch fanden ſich ſo viel Schulden, daß wir Haus und Inventarium verkaufen mußten, um dieſe zu tilgen. Ich miethete alſo ein Paar kleine Zimmer, that den ſehr unbedeutenden Reſt, der von unſerm Vermögen übrig blieb, auf Zinſen aus, und beſchloß vorerſt davon, und dann von meiner Arbeit als Advocat, mich und meine Mutter, ſo gut es gehen wollte, zu unterhalten.

Zweytes Kapitel.

Fortſetzung des Vorigen.

So viel von meiner eignen werthen Perſon, bis zu der Cataſtrophe, die mich bewog, auf Reiſen zu gehen! Jetzt muß ich von den übrigen Perſonen meiner Familie, beſonders von meinem Herrn Vetter reden, deſſen Schickſale mit den meinigen zuſammen hängen.

Ich war nicht der einzige Sprößling des Noldmannſchen Geſchlechts, ſondern hatte eine ältere Schweſter, die, als ich noch ein Knabe von ſechs Jahren war, mit dem Prediger Wurmbrand im Eiſenachſchen getraut wurde. Dieſer Mann war reich, und ſchon verheirathet geweſen. Mit der erſten Frau hatte er zehn Söhne erzeugt; meine Schweſter beſchenkte ihn mit dem eilften, den er, indem ihm der Erzvater Jacob im Kopfe ſteckte, Joseph taufte. Die Jungen ſollten ſämmtlich Theologie ſtudieren; das war denn ſo die geiſtliche Grille des Herrn Paſtors; doch wurde ſein Plan vereitelt. Zwey von den jungen Herren liefen aus der Schule weg, und ließen ſich zu Soldaten anwerben; Einer wurde blödſinnig und deßwegen in ein Hoſpital geſteckt; der vierte ſtarb auf Univerſitäten, an der zurück getriebnen Krätze; der fünfte ertrank auf der Reiſe, als er eben nach Jlefeld auf das Gymnaſium ziehen wollte; Einer wurde Landprediger und lebt noch; ein andrer ließ ſich verleiten, mit den Spaniſchen Luftſpringern in die Welt hinein zu gehen, und die hohen Herrſchaften in den Frankfurther Meſſen durch ſeine Gaukeleyen zu unterhalten; der achte verſchwand auf Ein Mahl, nachdem er ſich auf Schulen allerley Ausſchweifungen ergeben hatte, ſoll gegenwärtig Schauſpieler ſeyn und edle Helden-Rollen ſpielen; der neunte, welcher Jſaſchar hieß, plagte ſeine Aeltern ſo lange, bis ſie einwilligten, daß er Bartſcherer und Wundarzt würde (zwey Künſte, die in Deutſchland, wie jedermann weiß, zur Ehre der geſunden Vernunft, in Einem Stande vereinigt ſind); Sebulon aber, als der zehnte Sohn, vollendete ſeine Studia, war ein wenig taub und kurzſichtig, wurde daher zum Jnformator gut genug befunden, in welcher Qualität er ſich vielleicht noch jetzt herum treibt. Der kleine Joſeph, der wenig Jahre jünger als ich war, blieb am längſten in ſeines Vaters Hauſe, und wurde alſo, wie ſich das verſteht, von Vater und Mutter verzogen. Gern hätten Er. Hochehrwürden noch einen kleinen Benjamin geliefert; allein ſo gut wurde es ihnen nicht; es blieb alſo Joſeph Wurmbrand der Liebling der Aeltern. Er war ein lebhafter Knabe, voll Muthwillen und unruhigen Geiſtes. Da die kleinen Tücken, die er ausübte, als Zeichen ſeines aufgeweckten Temperaments ausgelegt, und ſeine Naturgaben bey jeder Gelegenheit zur Ungebühr erhoben wurden; ſo gewann der Junge bald eine große Meinung von ſeinem eignen Ich. Der Vater pflegte ihm oft in der Bilder-Bibel, die Geſchichte von Jacob's Söhnen aufzuſchlagen. Wenn dann das naſeweiſe Kind auf dem Holzſchnitte den Aegyptiſchen Finanz-Miniſter Joſeph, mit königlichen Kleidern angethan, auf einem großen Stuhle ſitzen ſah, wie er ſeine Brüder, die als lumpige Juden vor ihm erſcheinen und ſeine Füße küſſen, von oben herab ſeiner Gnade verſichert: ſo dachte der kleine Wurmbrand, es könne ihm auch wohl noch ſo gut werden; und dann kam es ihm im Schlafe vor, als wenn er dem Oberſchenken und dem Schloßhauptmanne in Weimar ihre Träume ausgelegt hätte, und dieſer merkwürdige Umſtand der durchlauchtigſten Herzoginn Regentinn wäre berichtet worden, da er dann einen Ruf bekommen, vor Ihrer Durchlaucht zu erſcheinen, und der erhabenen Fürſtinn den Rath gegeben, zu rechter Zeit Magazine anzulegen, und wie er darauf ſtante pede zum Kammer-Präſidenten wäre ernannt worden, wodurch er dann Gelegenheit erhalten hätte, ſeine ganze Familie zu hohen Ehren zu bringen; und was dergleichen Thorheiten mehr waren.

Indeſſen ließen ſich ſolche erhabne Gedanken nicht wohl mit ſeines Vaters Plane, ihn der Gottesgelahrtheit zu widmen, vereinigen; deßwegen empfand er denn auch ſehr wenig Neigung, dieſen Stand zu wählen. Wenn der alte Paſtor mit ſeinem Ideen-Schwunge nicht weiter hinauf konnte, als daß er in Gedanken ſeinen lieben Sohn auf dem Conſiſtorio in Weimar ſein examen rigoroſum rühmlichſt aushalten ſah, indeß der Alte hinter dem grünen Schirm auf jede Frage und Antwort lauerte, und unter der Hand zu erfahren ſuchte, ob der hoffnungsvolle junge Candidat bene oder valde bene zum Urtheil erhalten habe; ſo flog Joſeph mit ſeiner Phantaſie viel höher. Er erblickte ſich als Miniſter, an der herzoglichen Tafel auf dem großen Schloſſe (deſſen prächtige Merkwürdigkeiten ſo wohl, als die ſchönen Gärten, Luſt- und Jagd-Schlöſſer ſich der Herr Paſtor nebſt ſeiner Familie, bey einer Reiſe nach Weimar, ein Mahl hatte zeigen laſſen), ſah ſich da den herrlichen Paſteten und Fleiſch-Maſſen gegen über, woran die herzoglichen Mundköche ihre Kunſt verſchwendet hatten, und erlauerte den Augenblick, da er, durch irgend ein Abenteuer in die Reſidenz geführt, dort einer vornehmen Dame Liebe einflößen, von ihr, nach vorher gegangener Mantel-Scene, auf die Wartenburg verwieſen werden, und dort, durch Traum-Deuterey, den Grund zu jener glänzenden Laufbahn legen würde.

Es war aber im Buche des Schickſals anders beſchloſſen. Sein Vater unterwies ihn ſelbſt bis in das funfzehnte Jahr, nach der damahls allgemein üblichen alten Methode, und in der That war über ſeinen Fleiß nicht zu klagen. Dann wurde er nach Eiſenach auf die Schule geſchickt, wo er bey ſeinem Oheim, einem Cantor, im Hauſe wohnte. Hier gerieth er mit andern wilden jungen Leuten in Verbindung; man wachte nicht ſorgfältig genug über ſeine ſittliche Aufführung; ſein Kopf war voll von Erwartungen ſonderbarer Abenteuer; es dauerte ihm zu lange, ehe ſich eine Ausſicht zeigte, die Träumereyen ſeiner Kindheit realiſirt zu ſehen; es wurde nun immer ernſtlicher davon geredet, daß er ſich den theologiſchen Wiſſenſchaften widmen ſollte; das Ding gefiel ihm nicht; er gerieth über einige Reiſebeſchreibungen, die ihm die Luſt einflößten, fremde Länder zu ſehen; er fing an zu glauben, Weimar ſey wohl nicht der Ort, wo er die große Joſephs-Rolle würde ſpielen können, und da ihn die Abenteuer nicht ſuchten, ſo beſchloß er, ſie aufzuſuchen. In dieſer Stimmung wurde er durch einen andern jungen Menſchen beſtärkt, der ihm den Plan entwerfen half, fortzulaufen, und mit ihm auf gutes Glück in die weite Welt zu gehen. Hierzu kam, daß er ein wenig zu bekannt mit des Herrn Cantors Tochter geworden, woraus Folgen entſtanden waren, die bald ſichtbar werden mußten, und die ihn in große Verlegenheit ſetzten. In dieſem Puncte ahmte er alſo ſeinem Aegyptiſchen Helden nicht nach, der ſich bey Madam Potiphar ganz anders betragen hatte; allein das hielt ihn nicht ab, zu glauben, er könne wenigſtens im Uebrigen ſein Vorbild erreichen. Er ging alſo fort, und um die Leſer nicht mit einer weitläuftigen Beſchreibung ſeiner Wanderſchaften zu ermüden, will ich davon nur das Hauptſächlichſte erzählen.

Joſeph Wurmbrand erlebte, was jedem leichtſinnigen Knaben begegnen muß, der, ohne zu wiſſen wohin, und ohne alle Erfahrung, in die Welt hinein läuft. Daß man wool thue, ſich mit Gelde zu verſehen und einen beſtimmten Plan zu entwerfen, bevor man einen ſolchen Schritt wagt, daran hatte der junge Herr ſo wenig wie ſein Reiſegefährte gedacht. Einige Tage lag es ihnen nur am Herzen, ihre Tritte zu beſchleunigen, weil ſie fürchteten, man möchte ihnen nachſetzen. In dieſer Zeit nun waren ſie bis an die Preußiſche Grenze gekommen, fühlten ſich aber ſo ermüdet und, da ſie indeß faſt gar nichts genoſſen hatten, einer guten Mahlzeit ſo bedürftig, daß ſie ſich entſchloſſen, hier Halt zu machen, ſich mit Speiſe und Schlaf zu erquicken, und inter pocula mit einander zu berathſchlagen, wohin nun eigentlich die Reiſe gehen ſollte. Ein einſam liegendes Wirthshaus ladete ſie eines Abends ein, hier Quartier zu nehmen. Sie fanden darin, außer dem dicken, einäugigen Gaſtwirthe und ſeinem buckligen Weibe, noch zwey große, ſtarke Kerl um den Tiſch herum ſitzen, die zuvorkommend freundlich gegen ſie waren, und mit denen ſie bald in allerley vertrauliche Geſpräche geriethen. Dabey ließen ſie ſich zu eſſen und zu trinken geben. Die beiden Fremden nöthigten ſie, ein Paar Gläſer Wein mit ihnen auszuleeren, wobey unſre jungen Abenteurer treuherzig genug waren, ihre Geſchichte zu erzählen, nähmlich: wie ſie, um ſich dem Schulzwange und dem ewigen Einerley einer ſitzenden Lebensart zu entziehen, ſich mit der Abſicht auf den Weg gemacht hätten, die Welt zu ſehen; und daß es nun ihr Plan ſey, nach Holland zu reiſen, und dort, weil ſie doch im Schreiben und andern nützlichen Kenntniſſen erfahren wären, ſich zu bemühen, auf einem Schiffe, das zu einer großen Reiſe beſtimmt wäre, als Schreiber oder dergleichen angeſetzt zu werden. Die übrige Geſellſchaft lobte dieſen Entſchluß, und weil es indeß ſpät geworden war und die beiden jungen Leute ſich ungewöhnlich ſchläfrig fühlten, ſo wurde Anſtalt zu einer Streue gemacht, auf welcher Joſeph mit ſeinem Gefährten, und bald nachher auch ihre neue Bekannte Platz nahmen.

Es war ſchon heller Tag, als mein Herr Vetter von ſeinem feſten Schlafe erwachte; er rief ſeinem Freunde, aber niemand antwortete; er ſtand auf, fragte den Wirth und die Wirthinn, wo denn die andern wären, und bekam zur Antwort, daß ſie das nicht wüßten. Schon vor Tage habe einer von ihnen die Magd geweckt, habe die Zeche für ſie alle bezahlt, und ſey weiter gereiſet; vermuthlich ſey der junge Menſch mit den beiden Männern gegangen. So wenig dieß nun mein Herr Vetter begreifen konnte, ſo blieb ihm doch nichts übrig, als ſich in Geduld zu faſſen. Vergebens wartete er bis zum Mittage auf die Zurückkunft ſeines Freundes; er erſchien nicht, und Joſeph mußte ſich entſchließen, einſam ſeine Reiſe fortzuſetzen. Er ließ ſich den nächſten Weg, der auf die Holländiſche Heerſtraße führte, beſchreiben, nahm ſein Bündelchen, und ging fort.

Unterwegens geſellte ſich ein Mann zu ihm, mit dem er bald eine Unterredung anfing, und dem er den ihn betroffenen Unfall klagte. Der Mann ſchien großen Antheil an der Sache zu nehmen, und erklärte ihm zugleich, wie es damit zugegangen wäre. Er ſagte ihm dieß Wirthshaus ſey eine Herberge für Preußiſche Werber, und die beiden geſtrigen Gäſte ſeyen dergleichen geweſen; er wiſſe auch recht wohl, wie es dieſe Herrn machten. Sehr wahrſcheinlich hätten ſie ihm und ſeinem Freunde einen Schlaftrunk in den Wein geſchüttet, dann in der Nacht den jungen Menſchen von der Streue aufgenommen, auf einen Wagen gelegt, und wären mit ihm nach Magdeburg gefahren. Dieß war auch in der That alſo geſchehen, und was meinen Vetter von einem gleichen Schickſale gerettet hatte, war der Umſtand geweſen, daß er nicht ſehr anſehnlich von Figur iſt, da hingegen der andre ein ſchlanker, hübſcher Burſche war. Der ehrliche Mann beſchloß ſeine Rede mit der ziemlich bekannten Anmerkung: daß es aller Orten böſe Leute gebe, und daß ein junger Menſch ſich auf Reiſen ſehr in Acht nehmen müßte.

Schon am folgenden Morgen hatte Joſeph Gelegenheit, die Wahrheit und Wichtigkeit dieſer Bemerkung zu fühlen; denn, nachdem er mit ſeinem neuen Bekannten in einem kleinen Städtchen übernachtet hatte, und nun weiter ſeiner Straße ziehen wollte, fand ſich's, daß der Fremde voraus gegangen war, und, theils um ihn von der Laſt zu befreyen, gar zu ſchwer tragen zu müſſen, theils um ſeine Lehre von der Vorſichtigkeit auf Reiſen ihm anſchaulicher zu machen, ſein Bündel mitgenommen hatte.

Das war denn ein harter Schlag für meinen armen Herrn Vetter; denn das Päcklein enthielt ſeine beſten Sachen, an Wäſche, ſilbernen Schnallen und dergleichen, und nun hatte er, außer der Kleidung, die er auf dem Leibe trug und einem halben Thaler baarer Münze, nichts im

Vermögen, das ihm hätte die Mittel verſchaffen können, Holland zu erreichen. Er ſchritt alſo, traurig und unentſchloſſen, was er anfangen wollte, weiter. Indeſſen machte er es hier, wie die mehrſten Menſchen; denn er nahm ſich jetzt, da es zu ſpät war und er nichts mehr zu verlieren hatte, vor, künftig behutſamer zu ſeyn.

Der halbe Thaler, der Joſephs ganzen Reichthum ausmachte, war nun auch bald ausgegeben, und ſo blieb ihm denn, nach einigem Kampfe zwiſchen ſeinem hungrigen Magen und dem Ehrgeize, nichts übrig, als mitleidige Menſchen um einen Zehrpfennig anzuſprechen. In dieſer Lage wünſchte er wohl freylich zuweilen, daß irgend eine reiche Madam Potiphar ihn in Verſuchung führen möchte; allein ſo gut wurde es ihm nicht; doch bettelte er ſich, mit ziemlichem Anſtande und Erfolge, noch einige Tage lang weiter.

Ich habe vorhin geſagt, daß der jetzige Herr Notarius Wurmbrand, von dem hier die Rede iſt, keine vorzüglich ſchöne Leibesgeſtalt beſäße. Hierdurch habe ich aber keinesweges eine nachtheilige Schilderung von meinem Herrn Vetter entwerfen wollen. — Im Gegentheil! er hat gewiß keine ganz gemeine Notariats-Phyſiognomie, und was ich jetzt erzählen will, wird dieß beweiſen. Als er nähmlich auf dieſer Wanderſchaft einen Weſtphäliſchen Edelmann um eine kleine Gabe anſprach, gefiel dieſem Herrn ſeine Geſichtsbildung ſo vorzüglich, daß er ihm den Antrag that, ihn als Lakaven zu ſich zu nehmen. Des armen Joſephs Erwartungen von ſeinem künftigen Schickſale waren nun ſchon durch die erſten Widerwärtigkeiten ziemlich herab geſpannt, und ſo beſann er ſich denn nicht lange, ob er ein ſo gütiges Anerbiethen annehmen ſollte, oder nicht.

Unter den Weſtphäliſchen Edelleuten, ſo wie überhaupt unter der Deutſchen, auf ihren Gütern wohnenden Nobleſſe, gibt es, wie bekannt, ungemein viel feine, gebildete und gelehrte Männer. Sie nützen die glückliche Muße des Landlebens zu Ausbildung ihres Geiſtes, und da ſie ſehr wohl fühlen, daß ein bloßer Stammbaum noch nicht beweiſet, daß der Abkömmling von ſechzehn adelig gebornen Perſonen ein edler Mann und kein Tölpel ſey; ſo ſuchen ſie, ſich wirkliche Vorzüge des Geiſtes und Herzens zu erwerben und, durch Beförderung einer weiſen Aufklärung und durch väterliche Sorgfalt für die ärmern Landleute, ihren Mitmenſchen wahrhaftig nützlich zu werden. Ja, in der That! ſo ſind die Deutſchen Edelleute, und ich kann es nicht begreifen,

greifen, wie manche Menſchen das Gegentheil behaupten können. — Ein ſolcher Mann war denn auch der Cavalier, der meinen Herrn Vetter zu ſich nahm. Er beſaß eine große Bücherſammlung, in vergoldetes Leder gebunden und mit ſeinem Wapen geziert, und da er fand, daß Joſeph nicht ohne Kenntniſſe und nicht ohne gute Anlagen zu weitrer Ausbildung derſelben war, ſo verſtattete er ihm den freyen Gebrauch dieſer Bibliothek, ließ ihn auch nicht lange die Livree tragen, ſondern nützte ihn, als eine Art von Schreiber, zu Führung ſeines Briefwechſels und zu andern Geſchäften.

Hier lebte Herr Wurmbrand zwey Jahre lang, fand Gelegenheit bey dem Prediger des Orts Unterricht in einigen Sprachen und Wiſſenſchaften zu erlangen, befeſtigte ſich aber, beſonders durch Leſung vieler Reiſebeſchreibungen, immer mehr in dem Vorſatze, ferne Länder und Völker kennen zu lernen.

Einſtens erhielt der Edelmann Beſuch von einem Profeſſor aus Frankfurth an der Oder, der ſehr ſtark in Orientaliſchen Sprachen war. Dieſer lernte meinen Vetter kennen, gewann ihn lieb und that dem gnädigen Herrn den Vorſchlag, er möchte ihm den jungen Menſchen überlaſſen, indem er für ſeine weitern Studien und für ſein Fortkommen zu ſorgen verſprach. Der Herr Profeſſor hatte großen Einfluß an Höfen, den er auf edlere Art nützte, als wohl mancher andrer Profeſſor der Philologie, den ich kenne. Der Edelmann willigte ein, und Joſeph reiſete mit dem Profeſſor nach Frankfurth.

Drey Jahre brachte Herr Wurmbrand bey dieſem Gelehrten hin, war ſein Amanuenſis, ſchrieb das, was dieſer drucken ließ, ins Reine, übernahm die Correcturen, gab ſich ein wenig mit Recenſiren ab, ſtudierte aber und las dabey fleiſſig, was nicht jeder Recenſent thut, hörte indeſſen nicht auf, ſeinen Wohlthäter zu bitten, er möchte ihn doch irgend einem vornehmen Herrn, der eine weite Reiſe vorhätte, als Geſellſchafter empfehlen, wozu man, wie billig iſt, gern Leute wählt, die ſich auf Orientaliſche Sprachen gelegt haben.

So ſtanden die Sachen, als ein Pommerſcher Edelmann, welcher Deutſcher Ordens-Ritter war, ſich eine Zeitlang in der dortigen Gegend aufhielt und ſich an verſchiedne Perſonen mit dem Anliegen wendete, ſie möchten ihm doch einen geſchickten Secretair verſchaffen; da dann mein Vetter, durch Vorſprache ſeines Beſchützers, dieſe Stelle erhielt.

Den in dieſen Dingen etwa unwiſſenden Leſern, dient zur Nachricht, daß der Deutſche Orden ein für die Menſchheit ſehr nützliches Inſtitut iſt. Der Haupt-Gegenſtand der Bemühungen desſelben bleibt, ſeitdem ſeine Beſtimmung am heiligen Grabe wegfällt, die Ausrottung der Erbfeinde der Chriſtenheit, der vermaladeyeten Türken. Es wäre wohl zu wünſchen, daß andre, der Welt eben ſo nützliche Unternehmungen, zum Beyſpiel: die Erziehung der Jugend, die Beförderung der Wiſſenſchaften, die Aufmunterung unterdrückter Talente, die Minderung der Noth und Armuth, der Sturz des Fürſten-Deſpotismus und der Ungerechtigkeit, die Beſchützung der unterdrückten Hülfloſen, die Ermunterung des echten Verdienſtes und dergleichen, den Hauptzweck eben ſo reicher und machtiger Geſellſchaften ausmachen möchten — doch vielleicht erleben wir auch das noch. Obgleich nun der Deutſche Orden mit der menſchenfreundlichen Abſicht, die Ungläubigen zu vertilgen, in den letztern fünf hundert Jahren nicht ſehr weit fortgerückt iſt, ſo muß doch jeder Ritter drey Feldzüge gegen die Türken thun, das heißt: er muß drey verſchiedne Campagnen hindurch bey irgend einer Armee, die gegen den Erbfeind in Bewegung iſt, ſich aufhalten, und ſich's im Haupt-Quartiere wohl ſeyn laſſen. Der Orden hat auch Prieſter, die aber den Türken keinen Abbruch thun, und nach Prieſterweiſe, ſtatt gegen ſie zu fechten, ſie nur anathematiſiren. Um Deutſcher Ritter zu werden und Anſpruch auf reiche Commenthureyen machen zu dürfen, muß man das Gelübde der Armuth und auch die des Gehorſams und der Keuſchheit, welche auf eben ſolche Weiſe in Erfüllung gebracht werden, eidlich ablegen. Ein ſtrenger Beweis von ſechzehn echten Ahnen beurkundet die Würdigkeit, in den Orden aufgenommen zu werden, welches mit kirchlichen Ceremonien geſchieht, die, beſonders einem Proteſtanten, gar ſonderbar mitzumachen vorkommen müßten, wenn die Menſchen nicht ein Mahl daran gewöhnt wären, Spielereyen Feyerlichkeiten zu nennen, und das Alte ehrwürdig zu finden, wenn auch gar kein Sinn darin liegt.

Der Ritter, welcher den Herrn Wurmbrand zu ſich nahm, war in der Jugend ein wenig zu cavaliersmäßig erzogen worden; man hatte vergeſſen, ihn das Schreiben und Leſen gehörig zu lehren, und mein Herr Vetter war ihm alſo ein ſehr nützlicher Mann, zu Führung ſeines Briefwechſels. Da ſich ſonſt keine Gelegenheit fand, wider die Türken zu Felde zu ziehen, ſo beſchloß er, nach Malta zu reiſen und mit den Galeren, die Jahr aus Jahr ein von dort aus auf die Kinder Muhameds Jagd machen, gegen die Ungläubigen zu kreuzen.

Gleich bey der erſten Expedition dieſer Art, wenig Wochen nach ihrer Ankunft auf der Inſel (mein Vetter wich ſeinem Herrn nicht von der Seite), hatten ſie das Unglück, einem Barbariſchen Seeräuber in die Hände zu fallen, der ſich, ohne großen Widerſtand, ihres Fahrzeugs bemächtigte und die ganze Equipage zu Gefangenen machte. Der Ritter ſchaffte in wenig Monathen ein anſehnliches Löſegeld herbey, und wollte auch ſeinen Secretair los kaufen, allein der Corſar hatte den Herrn Wurmbrand ſo lieb gewonnen, daß er ihn durchaus nicht wollte fahren laſſen. Hierzu trug nicht wenig meines Herrn Vetters Kenntniß der Orientaliſchen Sprachen bey. Der Seeräuber war übrigens ein Mann von Kopf und von menſchenfreundlichem Herzen. Er hielt und behandelte ſeinen Sclaven ſo wohl, daß dieſer oft in Verſuchung gerieth, zu glauben, man könne in der Türkiſchen Gefangenſchaft faſt eben ſo viel Freyheitsgefühl ſchmecken, als in den Dienſten manches alten Edelmanns in Deutſchland. Ali Muski (ſo hieß der Corſar) war ein Deutſcher Renegat, der, nachdem er in Europa lange genug von kleinen und großen Deſpoten, Schelmen und Pinſeln war herum gehudelt worden, ſein Glück zur See verſucht hatte. Sein Schickſal hatte ihn nach Tripoli geführt; er war einem billig denkenden Manne in die Hände gefallen, hatte den Vortheil gehabt, dieſem einſt das Leben zu retten; wurde aus Erkenntlichkeit in Freyheit geſetzt; hielt es für vernünftig, den Gottesdienſt des Landes anzunehmen, und bekam von ſeinem ehemahligen Herrn einen Vorſchuß, womit er anfing Handel zu treiben und Fahrzeuge auszurüſten. Die Vorſehung begünſtigte ſein Unternehmen; er wurde reich; eigne Erfahrungen hatten ihn Mitleiden mit fremdem Kummer gelehrt; er behandelte ſeine Sclaven mit Milde und Schonung, hatte Sinn für fremden Werth und Dankbarkeit für erwieſene Dienſte.

Ali Muski hatte ein wichtiges Geſchäft in Cairo zu beſorgen; dieß trug er meinem Vetter auf, der es zu ſeiner Zufriedenheit ausrichtete, und zum Preiſe ſeiner Bemühung die Freyheit erhielt.

Nun erwachte in Joſephs Kopfe der Gedanke, in dieſen Weltgegenden die Rolle zu ſpielen, von welcher er in ſeinen Kinderjahren ſo ſchön geträumt hatte. Er fand, daß unter den Menſchen, welche wir Räuber und Barbaren nennen, wohl eben ſo viel Treue und Glauben herrſchen, als in unſern ſo genannten verfeinerten bürgerlichen Verbindungen; er beſchloß alſo in Africa zu bleiben, wo man ihn wenigſtens nicht zwang, Candidatus Theologiä zu werden. Er kleidete ſich nach Landesſitte; und was die Religion betraf, ſo war der Renegat billig genug, von ihm nicht zu fordern, daß er ſeinem Beyſpiele folgen ſollte. Ali Muski verſicherte ihn, daß, wenn er ſich nur enthielte, gegen die herrſchenden Meinungen und Gebräuche zu eifern, ſo könnte er ungeſtört bey ſeinem Lutherthume bleiben.

Jetzt kam es nur darauf an, einen Plan für die Zukunft zu entwerfen. Handel zu treiben, wozu ihm Ali Muski gern Geld vorgeſtreckt haben würde, war ſeine Sache nicht; und der Gedanke, in einem von den unzähligen großen Africaniſchen Reichen eine wichtige Rolle zu ſpielen, blieb immer herrſchend bey ihm, zu welchem Endzwecke er denn die Coptiſche Sprache und die von Tigre oder Geez, und die Amhariſche fleiſſig ſtudierte. — Im Arabiſchen war er ſchon geſchickt.

Indeſſen fügte es ſich, daß er bald noch eine Reiſe nach Cairo, in Geſchäften ſeines ehemahligen

ligen Gebiethers zu machen hatte. Er traf dort einige Abyſſinier an, die ihm ſo viel Gutes von ihrem Vaterlande ſagten, daß er, nachdem er vorher in Tripoli Ali Muski Rechenſchaft von ſeinen Verhandlungen gegeben hatte, ſich entſchloß, nach Gondar zu gehen, und dort ſein Glück zu verſuchen. Da er, der Kleidung und Sprache nach, völlig wie ein Muſelmann ausſah, ſo hatte er auf der Reiſe nichts zu fürchten; allein ſein Wohlthäter erwies ihm noch die Großmuth, dafür zu ſorgen, daß es ihm nicht an Gelde, oder vielmehr an wollnem Zeuge fehlte, welches in Abyſſinien ſtatt der Silbermünze gebraucht wird, und daß der Baſſa von Aegypten ihm eine Bedeckung von Sclaven und ſo dringende Empfehlungs-Schreiben an die Nayben, oder Statthalter an der Grenze mitgab, daß mein Herr Vetter in der That in jenen unbekannten Ländern aller Orten ſo freundlich aufgenommen und bewirthet wurde, als ein junger Gelehrter in Deutſchland, der, um die ſchönen Franzbände der öffentlichen Bibliotheken und die Studierzimmer der Bücherſchreiber zu beäugeln, verſehen mit einem Firman, oder mit einem Hirtenbriefe von irgend einem Stimmführer in der Literatur, ſeine Wanderſchaft mit dem Poſtwagen, von Zürch bis Kiel, oder von Wien bis Bonn antritt.

Da indeſſen die Türken vom feſten Lande Abyſſiniens vertrieben ſind, ſo war es nöthig, gleich bey ſeiner Ankunft in Adowa, der Hauptſtadt von Tigre, für einen Coptiſchen Chriſten zu gelten. Uebrigens verſah er ſich mit einigen einfachen Arzeneymitteln, und gab ſich für einen Medicus aus, welches, ſo unwiſſend er auch in dieſer Wiſſenſchaft war, in den dortigen Gegenden, wo die Heilkunde eben keine große Fortſchritte gemacht hatte, durch Hülfe der, den Europäiſchen Charlatanen abgelernten Windbeuteleyen, ſehr leicht auszuführen war.

Auf dieſe Weiſe kam er glücklich nach Gondar, der Reſidenz des Königs von Abyſſinien, wurde dem Monarchen vorgeſtellt, hatte das Glück, demſelben einige Würmer abzutreiben und ihn, durch Gebrauch einer Mercurialſalbe, von dem Ausſatze zu befreyen — zwey der gewöhnlichſten Krankheiten in dieſen Africaniſchen Ländern, die aber unter unſern Europäiſchen Fürſten noch nicht eingeführt ſind —, und kam durch dieſe Cur zu hohen Ehren.

In ſeinem Glücke nun erinnerte er ſich ſeiner Verwandten in Deutſchland, und ich bekam im Jahre 1766 einen Brief von ihm, wovon ich im folgenden Kapitel Rechenſchaft geben werde.

Drit-

Drittes Kapitel.

Der Verfaſſer erlebt unangenehme Schickſale in Goßlar und reiſet zu ſeinem Herrn Vetter nach Abyſſinien.

Ich habe vorhin erzählt, daß ich nebſt meiner Mutter eine kleine Wohnung in Goßlar bezog, um dort mit ihr, ſo gut es gehen wollte, zu leben; allein neue Widerwärtigkeiten trafen mich ohne Unterlaß. Im erſten Jahre wollte es mit meiner Praxis gar nicht fort. Bey den kleinen Zwiſtigkeiten unter den Bürgern, Bauern und Bergleuten, war wenig Geld zu verdienen; ich verſtand die eigentliche Advocatenkunſt nicht, klare Sachen dunkel zu machen, friedliebende Leute vom Vergleiche abzuhalten, wenig Sachen mit viel Worten zu ſagen, und dann meine Schriften nicht nach der Wichtigkeit der Arbeit, ſondern nach der Anzahl der unnütz voll geſchriebnen Bogen mir bezahlen zu laſſen; ich nahm von armen Leuten kein Geld, und reichre wendeten ſich nicht an mich, ſondern an irgend einen alten Advocaten, der ſchon, durch vieljährigen Beſitz, ſich das Recht erworben hatte, ein Organ der Chicane zu ſeyn, und dasjenige in ſeinen Beutel zu ſpielen, worüber ſich zwey andre Leute zankten. Zu Anfange des andern Jahrs gerieth endlich ein etwas wichtigrer Proceß in meine Hände, allein ich mußte in dieſer Sache nach Wetzlar appelliren — das hieß denn, in gewiſſem Sinne, für die Ewigkeit arbeiten, brachte aber kein Geld ein. Der Reichs-Cammergerichts-Aſſeſſor, in deſſen Hände die Acten ſielen, legte ſie zu den übrigen hundert und funfzig Proceſſen, aus denen er Relationen ſchuldig war; und jetzt, nach fünf und zwanzig Jahren, da ich dieſes ſchreibe, werden ſie noch wohl an demſelben Platze liegen, wenn die Parteyen nicht etwa Mittel gefunden haben, durch Sollicitiren einige Beſchleunigung auf Unkoſten andrer, vielleicht noch ängſtlicher nach Recht und Gerechtigkeit ſeufzenden, zu bewirken.

Es ging alſo ſehr ſchlecht mit meiner Einnahme, und die Ausgaben hingegen vermehrten ſich, da meine Mutter erkrankte, und nach dreymonathlichem Leiden ſtarb. Ich mußte unſer kleines Capitälchen angreifen, und war in der That in der traurigſten Lage, als ich von meinem Herrn Vetter den oben erwähnten Brief erhielt, deſſen Inhalt ungefähr folgender war: Er ſey, nach mancherley erlebten Schickſalen, nach Abyſſinien gerathen, und habe jetzt die Ehre daſelbſt erſter Staatsminiſter des Königs, oder großen Negus zu ſeyn, den wir irriger Weiſe den Prieſter Johannes nennten. Dieſer Monarch nun beglücke ihn mit ſeiner vorzüglichen Gunſt, habe auf ſeinen Rath verſchiedne gute Einrichtungen, nach dem Muſter der Europäiſchen Staaten, in ſeinem weitläuftigen Reiche gemacht, und wünſche, noch mehr Europäer dahin zu ziehen, auch Bücher, Maſchinen und andre Dinge, wovon das Verzeichniß hiebey erfolge, aus unſerm Vaterlande zu erhalten. Er, der Herr Miniſter, habe dieſe Gelegenheit, mich glücklich zu machen, nicht entwiſchen laſſen wollen, da ich von den Perſonen ſeiner Familie der einzige Mann ſey, von dem er glaubte, er könne ihn in ſeinem großen Vorhaben unterſtützen. — Mein Herr Vetter bat mich daher, mich auf die Reiſe nach Africa zu machen, ſchrieb mir den Weg vor, den ich nehmen ſollte, ſchickte mir die nöthigen Addreſſen für die verſchiednen Handlungsplätze, nebſt den Anweiſungen, wo ich das Geld zur Reiſe und zu Anſchaffung der Bücher und andern Sachen, die ich mitbringen ſollte, heben könnte, verſicherte mich der beſten Aufnahme, ſeiner hohen

Protection, und verſprach mir ein glänzendes Glück, das meine Erwartungen weit übertreffen würde. Uebrigens kam mir die Auswahl der Bücher, welche ich anſchaffen ſollte, ſonderbar genug vor; ich werde in der Folge wohl noch etwas darüber zu ſagen haben, wenn ich von dem Grade der Aufklärung rede, zu welchem ich den Hof des großen Negus durch meines Herrn Vetters Bemühungen erhoben fand.'

Der Vorſchlag, den mir Joſeph Wurmbrand that, hatte in meinen dürftigen Umſtänden viel Anlockendes. Ich bekenne zwar, daß es meinen Stolz ein wenig empörte, die beſſern Ausſichten, welche mir derſelbe eröffnete, weniger meinen eignen Verdienſten, als der Vetterſchaft des Herrn Miniſters zu danken zu haben. Der Nepotismus war mir ſtets ein Gräuel geweſen; allein die Noth wurde bey mir dringender. Die Begierde fremde Länder zu ſehen, war denn auch noch immer bey mir ſehr lebhaft geblieben, und obgleich mein Vetter ein wenig aus einem hoch trabenden Tone von der Wohlthat ſprach, die er mir zu erweiſen dachte, ſo war es doch auch ſehr bemerklich, daß er Meiner zu Ausführung ſeiner dortigen Plane bedurfte, und es blieb mir ja noch die Erwartung übrig, daß ich ſelbſt mich vielleicht bey dem Könige durch eigne Geſchicklichkeit in Gunſt ſetzen könnte, beſonders im juriſtiſchen Fache, wenn es mit der Aufklärung in Abyſſinien ſchon ſo weit ſollte gekommen ſeyn, daß man dort Proceſſe führte.

Ich erſchien nun in meiner beſten Kleidung, die, im Vorbeygehen zu ſagen, in einem leberfarbenen Rocke mit gelben Knöpfen und einer blauen Weſte mit Silber beſtand, vor dem Magiſtrate in Goßlar, und hielt eine lange Rede, in welcher ich feyerlich meinem Bürgerrechte entſagte, und den hochweiſen Herrn anzeigte, daß ich meine Vaterſtadt auf immer verlaſſen würde. Der hohe Magiſtrat ſchien dieß als eine ſehr unwichtige Sache anzuſehen, und einige von den Gliedern deſſelben verwieſen es mir, daß ich mit dieſer feyerlichen Anzeige einer ſo unbedeutenden Begebenheit ihre Aufmerkſamkeit geſpannt und ſie von der Mittags-Tafel abgehalten hätte. "Und wo geht denn die Reiſe hin?" fragte der regierende Bürgermeiſter. Da erzählte ich denn: daß ich von dem Könige in Abyſſinien, durch ſeinen Miniſter, der mein Herr Vetter wäre, ſey eingeladen worden, dorthin zu ziehen, und ein wenig an dem Aufklärungsweſen mit zu arbeiten. Weil nun die Herren vom Magiſtrate nicht ſehr erfahren in der Geographie waren, und in den Zeitungen nie etwas von einem ſolchen Könige geleſen hatten; ſo hielten ſie meine Erzählung für eine Fabel, glaubten, ich wollte ſie zum Beſten haben, oder ſey närriſch geworden, und gaben mir deßwegen die ernſtliche Weiſung, ſie mit meinen Thorheiten zu verſchonen. Allein nach einem Paar Tagen erſchienen in Goßlar zwey Aegyptiſche Kaufleute, welche meinem Herrn Vetter verſprochen hatten, mich abzuhohlen. Sie waren von einigen, theils ſchwarzen, theils braungelben Sclaven begleitet, und erregten unter dem Pöbel gewaltigen Auflauf.

Nun ſahen die Herren vom Rathe wohl, daß es mit der Einladung nach Abyſſinien ſeine gute Richtigkeit hatte, und dieß verſetzte das ganze Publicum in Goßlar in eine ſehr verſchiedne Stimmung. Einige, die bisher den armen Advocaten Noldmann nicht der geringſten Aufmerkſamkeit gewürdigt hatten, und die zu der Claſſe von Menſchen gehörten, welche jedes fremde Glück beneiden, ſie mögen ſelbſt darauf Anſpruch machen wollen oder nicht, erlaubten ſich hämiſche und ſpöttiſche Bemerkungen über dieſen Vorfall, bemüheten ſich, mich auf alle Weiſe zu verkleinern und mein Vorhaben lächerlich zu machen. Andre, aus denen das Häuflein der in allen großen und kleinen Staaten zu findenden Unzufriednen beſtand, denen die Regierung nichts recht machen kann, ſuchten, ſo wenig ſie auch von mir und meinen Verdienſten wußten, dieſe Gelegenheit zu nützen, um laut darüber zu ſchreyen, daß der Magiſtrat, welcher es, wie ſie ſagten, zur Schande der Republik Goßlar, immer alſo mache, hier nun wiederum einen geſchickten und fähigen Mann, den ein großer König mit offnen Armen aufnehme, aus dem Lande gehen ließe. Die Andächtigen und Schwachen an Geiſt, von der Geiſtlichkeit geſtimmt, verfehlten nicht, bey dieſer Veranlaſſung ihren Eifer für die Religion zu zeigen, indem ſie riefen, es ſey ein Gräuel, daß ein chriſtlich geborner Einwohner in Goßlar ſein Vaterland und die Gemeine verließe, um bey verdammten Heiden, Türken und Mohren zu leben, und ſein Seelenheil zu verſcherzen. Der größte Theil des Magiſtrats aber wollte gern die Ehre, welche mir wiederfuhr, auf die Stadt lenken. Man beſchloß, mir aufzutragen, dem Könige von Abyſſinien, im Nahmen der Reichsſtadt, zu danken für die Ehre, welche er einem ihrer Bürger erwieſe; Se. Majeſtät um ferneres gutes Vernehmen mit der Republik Goßlar, und, bey etwa entſtehendem

Kriege, um Schutz und Beyſtand zu bitten. Ich hatte Mühe, zu verhindern, daß man mir nicht, zum Geſchenke für den König, einige Krüge des beſten Goßlarſchen Bieres mitgab; und acht Tage nachher las man in der Braunſchweigſchen Zeitung einen Artikel des Inhalts: Es habe Sr. Majeſtät der König von Abyſſinien die freye Reichsſtadt Goßlar, durch eine eigne Deputation erſuchen laſſen, ihm aus ihren Mitteln einen geſchickten Rechtsgelehrten zu ſenden, der das dortige Juſtizweſen auf einen ſoliden Fuß bringen ſollte, und habe der hochweiſe Magiſtrat, um dieſem königlichen Verlangen ein Gnüge zu leiſten, den Advocaten, Herrn Benjamin Noldmann, dahin abgehen laſſen.

Ich machte mich indeſſen mit meinen Reiſegefährten auf den Weg, und will nun über den Verfolg meiner Begebenheiten in den nachſtehenden Kapiteln Bericht erſtatten.

Viertes Kapitel.

Benjamin Noldmann's Abreiſe von Goßlar am Harz, um nach Gondar in Abyſſinien zu gehen, nebſt den Nachrichten von ſeiner Audienz bey dem Kaiſer von Marocco.

Auf meiner Reiſe zu Lande bis Stade begegnete mir nichts merkwürdiges, als daß in den Städten und Dörfern zwiſchen Goßlar und jener Stadt Kinder und erwachſene Leute hinter uns herliefen, weil die ſchwarzen und braunen Geſichter meiner Begleiter ihnen ſehr auffallend waren. Von da mußten wir zu Waſſer nach Plymouth gehen, weil ich dort verſchiedne Engliſche Waaren einzukaufen hatte. Dort wurden wir bald nachher wieder eingeſchifft, und erreichten, ohne widrige Vorfälle, die Canariſchen Inſeln.

Mein Herr Vetter war ſo ſorgſam geweſen, mir einen geſchickten Sprachmeiſter zu ſenden, und ich wendete die ganze Zeit, die wir auf der Nordſee, auf dem Atlantiſchen und nachher auf dem

dem Mittelländiſchen Meere zubringen mußten, dazu an, mir die gehörigen Kenntniſſe zu erwerben, um wenigſtens nicht ganz unwiſſend in den Sprachen der Länder zu ſeyn, in denen ich nun künftig leben ſollte.

In Madeira fand ich das Schiff, welches mich nach Marocco führen ſollte. Daß wir dazu mit den nöthigen Päſſen verſehen waren, verſteht ſich von ſelber; ich hatte aber einen wirklichen Auftrag an dem Maroccaniſchen Hofe, von dem Könige in Abyſſinien auszurichten. Mein Herr Vetter wollte, daß ich hier die erſte Probe ablegen ſollte, ob ich zum Staatsmanne taugte, und der Zweck meiner Geſandtſchaft war, Sr. kaiſerlichen Majeſtät ein Bündniß anzubiethen, und zugleich mit dem braunen Monarchen einen Handlungs-Tractat zu ſchließen.

In dem Schiffe fand ich eine vollſtändige Africaniſche Garderobe für mich, und ſo bald wir die Canariſchen Inſeln aus den Augen verloren hatten, vertauſchte ich meinen braunen Rock und die blaue Weſte mit einer prächtigen Abyſſiniſchen Kleidung. Mein Herr Vetter hatte von mir verlangt, daß ich meiner Bierbrauers-Genealogie nicht Erwähnung thun, ſondern mich für einen Deutſchen Cavalier von altem Adel ausgeben ſollte. Es that mir weh, daß ich mir eine ſolche Lüge erlauben mußte, und ich ſeufzte darüber, daß auch in Abyſſinien die Abſtammung eines Menſchen, die doch weder perſönlichen Werth gibt, noch perſönliche Unvollkommenheiten tilgt, für etwas Weſentliches gelten ſollte; weil es nun aber ein Mahl erfordert wurde, und ich ſo wohlfeil dazu kommen konnte, ohne die gewöhnlichen Gebühren zu bezahlen, ſo reiſete ich als ein Edelmann von Madeira ab.

Unter den Büchern, deren ich im vorigen Kapitel Erwähnung gethan habe, und die ich mit nach Gondar bringen ſollte, hatte mir der Miniſter von Wurmbrand auch den Titel des ſehr intereſſanten, großen Werks aufgeſchrieben, welches der Freyherr von Moſer in Quarto heraus gegeben hat, und das die Beantwortung der wichtigen Frage enthält: ob die Geſandten vom zweyten Range den Titel Excellenz fordern dürfen oder nicht? Dieß ſchätzbare Buch war, ſo wie noch ähnliche andre, welche Gegenſtände des Staatsrechts abhandeln, die einen beträchtlichen Einfluß auf die Wohlfarth des heiligen Römiſchen Reichs haben, eigentlich zu meinem Gebrauche mitgenommen worden, indem ich daraus den nöthigen Unterricht erhalten ſollte, wie ich es anzufangen hätte, meiner eignen und des allergnädigſten Königs Ehre an dem Maroccaniſchen Hofe nichts zu vergeben. So bald ich daher im Hafen Mazagan angekommen war, ſchickte ich meinen Dolmetſcher voraus nach Marocco, um vorläufig jeden kleinen Punct des Ceremoniels bey meiner feyerlichen Audienz in's Reine bringen zu laſſen. Nun gingen faſt täglich Couriere hin und her, zwiſchen Mazagan und Marocco; die dortigen Zeitungsſchreiber urtheilten, es müßten am Hofe äußerſt wichtige Dinge verhandelt werden, um ſo mehr, da binnen den ſechs Wochen, die ich im Hafen zubrachte, um über jene Puncte beſtimmte Erklärung zu erhalten, alle, auch die wichtigſten einländiſchen Geſchäfte im Maroccaniſchen Miniſterio liegen blieben. Anfangs begnügten ſich die öffentlichen Blätter, nur oft wiederhohlt zu erzählen, es ſey ſchon wieder ein Courier durchpaſſirt, von deſſen Ausrichtung — man nichts wiſſe. Als aber dem Publico die Zeit zu lange dauerte, und ich die ſtrengſte Verſchwiegenheit beobachtete, erfanden die Zeitungsſchreiber allerley zuverläſſige Nachrichten von bevorſtehenden Kriegen und Ländertauſch, bis endlich die ganze Sache klar wurde. Man erlaubte ſich nähmlich am Hofe des Kaiſers von Marocco die unerhörte Anmaßung, zu fordern, der Abyſſiniſche Geſandte ſollte in des Kaiſers Gegenwart durchaus ſich nicht unterſtehen zu nieſen. Nun hatte ich aber nicht nur, durch Verkältung auf der Reiſe, einen ungeheuern Schnupfen bekommen, ſondern es ſtand auch beſtimmt in meiner Inſtruction, daß ich auf dieſem höchſt wichtigen Punct, weßwegen ſchon ein Mahl ein zehnjähriger Krieg war geführt worden, mit aller Beharrlichkeit beſtehen ſollte. Es glückte mir endlich, durch ernſtliche Bedrohung, daß man wieder zu den Waffen greifen würde, nicht nur die Freyheit zu erlangen, bey Hofe ungehindert zu nieſen, ſondern auch daß man mich von dem ärgerlichen Ceremoniel befreyete, während der Audienz eine Pomeranze im Munde zu führen. Da indeſſen mein Catharr vorüber gegangen war, und ich mich doch in den Beſitz des Rechts zu nieſen ſetzen wollte, ſo verſah ich mich mit dem grünen Schneeberger Schnupftobacke, der auch ſolche Wirkung hervor brachte, daß darüber ein großer Theil der ſchönen Reden verloren ging, die bey dieſer Gelegenheit gehalten und verdolmetſcht wurden.

Ich verſchone die Leſer mit Beſchreibung meines feyerlichen Einzuges, und ſchweige über den übrigens ſehr glücklichen Erfolg meiner Verhandlungen am Maroccaniſchen Hofe, als welche, wie billig ein Geheimniß bleiben müſſen; dagegen aber will ich einiges von der Perſon des Kaiſers, von dem Lande ſelber und von einem ſehr intereſſanten Geſpräche, das ich mit ſeiner Majeſtät führte, hier erzählen.

Der damahlige Kaiſer von Marocco war ein ſtattlicher, corpulenter Herr, der einen vortrefflichen Appetit bey Tafel hatte, und die Frauenzimmer ungemein liebte. Die Zeit, welche er dieſen beiden Gegenſtänden widmete, erlaubte ihm nicht, ſich ſehr viel um Regierungsgeſchäfte zu bekümmern. Dieſe waren deßwegen gänzlich den Händen ſeines Premierminiſters überlaſſen, der ein Jude und ein wenig ſchmutzig in ſeinem Aeußerlichen war. Der Kaiſer ſchien, wenn ich die wenigen Stunden zwiſchen dem Frühſtücke und der Mittagsmahlzeit ausnehme, faſt immer ſchläfrig und abgeſpannt zu ſeyn, und dann begegnete es ihm wohl, Geſpräche zu führen, die man bey einem Privatmanne äußerſt albern finden würde, welches aber bey einem großen Herrn der Fall nie ſeyn kann. Mit unter kam indeſſen auch wohl ein Mahl etwas in ſeinen Reden vor, das nicht ohne Vernunft war, und dann pflegte er dieß einige Mahl zu wiederhohlen und zu erwarten,

warten, daß man ihm darüber eine Schmeicheley ſagte. Eines Morgens war ich nebſt meinem Dolmetſcher und dem Ober-Ceremonienmeiſter bey dem Kaiſer allein, und da fiel folgendes Geſpräch unter uns vor:

Kaiſer. Das Europa, wo Du zu Hauſe biſt, mein lieber Geſandter! mag ein ganz hübſches Ländchen ſeyn; es iſt Schade, daß es nicht einem einzigen Herrn gehört.

Ob. Cer. Mſtr. Und einem ſo weiſen Monarchen, als Ew. Majeſtät ſind.

Kaiſer. Halte jetzt Dein Maul! Ich rede mit dem Geſandten. Wenn ich ein Mahl des Nachmittags auf dem Ruhebette liege, ſo ſollſt Du mir dergleichen vorſprechen. Alſo, was ich ſagen wollte! Fürchten ſich Eure Könige und Fürſten nicht, daß ich ſie ein Mahl abſetze?

Ich. Man kennt die edle Denkungsart Ew. Majeſtät, rechnet auf die Verträge und Friedensſchlüſſe, und dann auch ein wenig auf die weite Entfernung.

Kaiſer. Laß ſehen! Was ſagteſt Du? Es war viel auf Ein Mahl: aber ich kann es noch alles zuſammen bringen. Man rechnet auf die Entfernung? Ja! man kennt mich noch nicht; wenn ich mir ein Mahl etwas vorgenommen habe, ſo muß das gehen, und wenn es auch noch ſo viel Schwierigkeiten hat. Meine edle Denkungsart? — Nun! das iſt etwas. Ja! wenn man mich nicht in Zorn bringt, ſo geht alles gut. Aber was die Verträge betrifft, Herr Geſandter! ſo laſſe ich mich darauf mit den Europäiſchen Fürſten nicht ein, weil ſie unter ſich ſelber auch nicht Wort halten. Wenn meine Schiffe fremden Fahrzeugen begegnen, und ſie haben Luſt dazu, ſo nehmen ſie ſie weg, und damit Punctum!

Ich. Aber, allergnädigſter Kaiſer! doch nicht, wenn dieſe fremden Fahrzeuge ſolchen Mächten gehören, mit denen Ew. Majeſtät Frieden haben?

Kaiſer. Geſandter! Du haſt den Sinn meiner Worte nicht begriffen. Ich ſchließe mit keinem Europäiſchen Könige Frieden, weil ſie ihn doch nicht halten, ſo bald ſie glauben, daß ſie ungeſtraft nehmen können. Plündern ſie ſich doch ſelber Einer den Andern, und nehmen ſich Länder weg, die ihnen ſo wenig zugehören, als mir Deine Naſe!

Ich. Ew. Majeſtät halten zu Gnaden! Wenn einer unſrer Könige in die Nothwendigkeit verſetzt wird, ſeinem Nachbar den Krieg anzukündigen —

Kaiſer. Dein Wort in Ehren! aber ich ſehe es nicht ein, wie dabey eine Nothwendigkeit eintreten kann — doch nur weiter!

Ich. „Dann läßt er, durch einen geſchickten Rechtsgelehrten, eine Deduction verfertigen —

Kaiſer. Was iſt das für ein Ding?

Ich. Das iſt eine Schrift, darin bewieſen wird, daß dieſer König ein Recht auf dieſe oder jene Provinz habe.

Kaiſer. Ich möchte, bey meiner Seele! wohl ein Mahl ſehen, wie man es anfängt, wenn man beweiſen will, daß irgend ein Menſch, oder irgend ein Volk auf irgend ein Stück der Welt ein andres Recht habe, als das, was ihm die Stärke gibt. Aber laß hören! Wird nun der Andre dadurch überzeugt? Und wenn er es nicht wird, wer entſcheidet dann? Wer iſt Richter?

Ich. Der Gegentheil ſchreibt gleichfalls eine Deduction, und dann greifen ſie zu den Waffen.

Kaiſer. Das iſt eine dumme Einrichtung. Was kann die unnütze Schmiererey helfen, wenn man ſich ein Mahl vorgenommen hat, ſeinem Kopfe zu folgen? Iſt es nicht viel ehrlicher gehandelt, wenn man grade zugreift und hinnimmt, ohne den Andern mit Heucheleyen zu betriegen? Iſt es nicht ehrlicher gehandelt, gar keinen Frieden zu verſprechen, wenn man voraus weiß, daß ein Mahl das, was Du Nothwendigkeit nennſt, uns bewegen kann, über den Nachbar herzufallen? Wer hält da mehr Treue und Glauben, Ihr oder Wir? Aber ohne alle dieſe unnützen Verſicherungen laſſen wir unſre Nachbarn in Ruhe, und nur die falſchen Europäer glauben wir nicht ſchonen zu dürfen, weil ſie Unſrer nicht ſchonen. Wenn wir uns auf ihre Bündniſſe und beſchwornen Frieden einließen, ſo würden ſie auch bald gegen uns mit ihren Deductionen, oder wie die Dinger heißen, angezogen kommen. Jetzt hält die Furcht ſie beſtändig im Zaume, weil ſie wiſſen, daß mit uns nicht zu ſcherzen iſt.

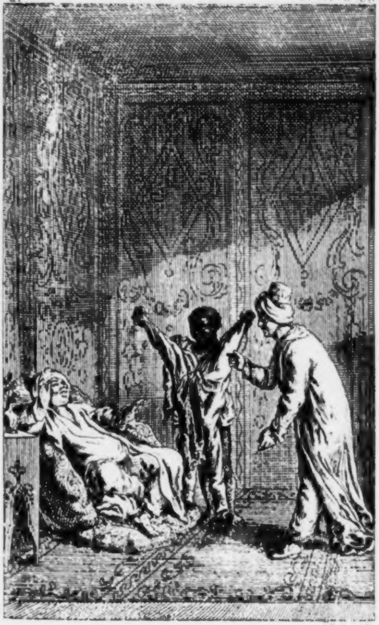
Ich ſahe wohl, daß ich den Mohriſchen Kaiſer nicht überzeugen konnte, und ſchwieg alſo, da ich ohnehin in Marocco nicht als ein Europäer, ſondern als Abyſſiniſcher Abgeſandter erſchien. Uebrigens gefiel es mir ſehr gut an dieſem Hofe, und ich kann nicht ſagen, daß ich, während meines zweymonathlichen Aufenthalts die geringſte Ungerechtigkeit ausüben geſehen hätte, ſo wenig gegen mich, als gegen andre. Wenn die Seeräuber die Sache mit dem wahren Nahmen nennen, und kein anders Recht, als das des Stärkern reſpectiren; ſo erkennen ſie doch zugleich die Pflicht des Mächtigern, den Schwächern zu ſchützen, und da ſie wohl einſehen, welche Verwirrung daraus entſtehen würde, wenn kein Privatmann ſicher ſeyn könnte, die Früchte ſeines Fleiſſes einzuernten; ſo iſt das wahre, ſelbſt erworbne Eigenthum, ohne geſchriebne Geſetze, durch Herkommen heilig und geſichert, außer unter den herum ziehenden Horden.

Die Königreiche Fez und Marocco haben einen Ueberfluß an allem, was zur Annehmlichkeit des Lebens dienen kann; ſie beſtehen aus den ſchönſten, reizendſten Gegenden, in einem milden, gemäßigten Himmelsſtriche gelegen. Die Einwohner haben Verſtand, Witz und Liebe zu den Wiſſenſchaften. — Mit Einem Worte! ich bin überzeugt, daß, wenn unſre Europäiſchen Majeſtäten hoffen dürften, mit einigem Erfolge die Sache betreiben zu können, man ſchon längſt einem Profeſſor aufgetragen haben würde, in einer gründlichen Deduction das Recht zu beweiſen, ſich in Sr. Maroccaniſchen Majeſtät Provinzen zu theilen.

Ich genoß ausgezeichnete Achtung an dem Hofe dieſes Kaiſers, und wurde reichlich beſchenkt. Um dafür meine Dankbarkeit zu zeigen, und die Ehre des königlich Abyſſiniſchen Geſandten zu behaupten, kam ich auf den Gedanken, Sr. Majeſtät eine vollſtändige Europäiſche Kleidung zu Füßen zu legen. Ich ſuchte alſo meinen leberfarbnen Rock mit der blauen Weſte, ſodann Beinkleider, Hut, Schuhe, Hemd, Schnallen, Strümpfe, kurz alles was zu einem zierlichen Anzuge nach unſrer Weiſe gehört, hervor, und ließ mir dieß aufs Schloß nachtragen. Der Kaiſer hatte eine unbeſchreibliche Freude bey dem Anblicke aller dieſer Stücke, und lachte überlaut über die Menge von Kleinigkeiten, mit allen Knöpfen, Lappen, Ecken, Nähten und dergleichen, woraus dieſe Kleidung beſtand von welcher er behauptete, daß ſie dem menſchlichen Körper ein ſolches verſchobnes, unförmliches Anſehen gäbe, daß, wer das zum erſten Mahle ſähe, kaum wiſſen würde, was für eine Creatur in dieſem Flickwerke ſteckte. Er lachte ſo überlaut, daß er faſt erſtickt wäre, und ſtatt, daß ich erwartet hatte, er würde den Europäiſchen Geſchmack bewundern, erlebte ich die Demüthigung, zu ſehen, daß Sr. Majeſtät es gar nicht für möglich hielten, daß ein Menſch im Ernſt alſo gekleidet ſeyn könnte. Ja! er befahl ſeinem Hofnarren, dieſen leberfarbnen Rock, nebſt Zubehör, jeden Mittag

nach

I. 1. Th. S. 36



nach Tafel anzuziehen, und alſo vor ihm zu erſcheinen, damit er ihn aufs Neue in luſtige Laune verſetzen, und dadurch ſeine Verdauung befördern möchte. Indeſſen ſchien er doch großen Werth auf dieß Geſchenk zu ſetzen. Ich beurlaubte mich, ſtieg nebſt meinem Gefolge in Mazagan in ein Schiff, das ausdrücklich für mich und zwar aufs prächtigſte ausgerüſtet war. Eine Fregatte diente zu unſrer Bedeckung. Wir fuhren vor Gibraltar vorbey, hielten uns immer nahe an der Barbariſchen Küſte, und ſtiegen in Tolomita, einem Hafen im Königreiche Barkan, an das Land.

Fünftes Kapitel.

Fortſetzung des Vorigen. Kurze Schilderung einiger großen Africaniſchen Höfe, die der Verfaſſer bey ſeiner Durchreiſe beſuchte.

Mein Herr Vetter hatte mir geſchrieben, ich ſollte von Barkan aus an der Grenze von Aegypten hinauf, und dann durch Nubien reiſen, woſelbſt ich an den Höfen der Könige, die dem Monarchen von Abyſſinien zinsbar ſind, wichtige Geſchäfte zu beſorgen hatte.

Es gehört nicht zu dem Plane meines Werks, eine weitläuftige Beſchreibung dieſer in der That ſehr beſchwerlichen Reiſe zu liefern; ich fand übrigens, als ich nach Tolomita kam, daß man dort von Gondar aus alles ſo eingerichtet hatte, daß ich mir die möglichſte Gemächlichkeit und Sicherheit auf meinem Wege verſprechen konnte. Jetzt bedurfte ich nun auch kaum noch eines Dolmetſchers, und ſo reiſete ich denn mit meinen Leuten getroſt längs dem Nil fort, der, in einer Entfernung von einigen Meilen, mir zur linken Seite hinfloß. Ich ritt auf einem Elephanten; hinter mir ſaß ein ſchwarzer Sclave, der mir, ſo oft mich dürſtete, in einem Becher Meth oder Hydromel reichte, wovon ein großer Vorrath in Schläuchen auf den Cameelen, welche meine Leute ritten, mitgeführt wurde. — Was nicht aus einem Menſchen werden kann! Wer hätte ein Paar Jahre vorher denken ſollen, daß der Advocat Benjamin Noldmann, der in Goßlar kaum das liebe Brot hatte, jetzt, mit einem glänzenden Gefolge, als Geſandter, an den Africaniſchen Höfen herum ziehen würde?

Obgleich ich mir nun vorgeſetzt habe, keine ausführliche Schilderung von dieſen Höfen zu liefern, ſo will ich doch im Vorbeygehen über einige derſelben etwas ſagen; einſt aber denke ich geographiſche, politiſche, ſtatiſtiſche, cameraliſtiſche, philoſophiſche, theologiſche, phyſicaliſche, mediciniſche und andre Bemerkungen über Nubien und deſſen Könige und Fürſten heraus zu geben. Da ich ein ganzes Jahr lang an den Höfen in Nubien herum gereiſet bin, ſo habe ich Gelegenheit genug gehabt, dieſe Bemerkungen zu machen.

Der erſte König, den ich ſah, war der von Sennar. Er iſt unumſchränkt in ſeiner Macht, aber ganz blödſinnig. Bey der Audienz, welche ich bey ihm hatte, war er auf dem Throne feſt gebunden, weil ihn ſonſt zuweilen in der Narrheit die Grille anwandelte, den Geſandten oder andern Fremden auf die Schultern zu ſpringen, oder mit Gewalt einen Schleifer mit ihnen zu tanzen. Wie das Land unter dem Scepter eines ſolchen Monarchen regieret wird, das kann man ſich leicht einbilden. Die Perſonen ſeiner Familie und die Großen des Reichs reiſſen ihm dieſen Scepter wechſelsweiſe aus der Hand, ſuchen Einer den Andern zu ſtürzen; oft läßt ihn dieſer etwas unterſchreiben, das dem widerſpricht, was jener eine Stunde vorher hat ausfertigen laſſen; das Glück der Unterthanen iſt ein Spielwerk der Cabale; Gunſt und Gabe und Privat-Leidenſchaften, Nepotismus, Rachſucht — das ſind die Triebfedern, und an ein feſtes Syſtem iſt nicht zu denken.

Der König von Dequin war ein großer Liebhaber der Fiſcherey. Zwey ſeiner ſchönſten Provinzen hatte er, mit ungeheuern Koſten, ausgraben und in Seen ummodeln laſſen; ja! ein Schmeichler hatte ihm einſt den Vorſchlag gethan, das ganze Reich in ein Meer zu verwandeln, auf demſelben mit ſeinem Volke in großen Schiffen herum zu fahren, und nur vom Fiſchfange zu leben;

folglich ein ganzes neues ſchwimmendes Reich zu ſtiften, und ſich den Beherrſcher aller Gewäſſer der Welt und deren Bewohner zu nennen. In ſeinen Schlöſſern hatte er in allen Zimmern große und kleine Teiche anlegen laſſen. Da ſaß er denn mit ſeinen Lieblingen und Weibern, die Angelruthe in der Hand, indeß die Statthalter und Miniſter das Volk plünderten. Wollte dieſes mit ſeinen Klagen bis zum Könige dringen, ſo geboth man ihm, unter fürchterlichen Drohungen, Stillſchweigen, weil durch lautes Reden die Fiſche verſcheucht wurden und nicht anbiſſen. Jedermann wurde daher vom Schloſſe entfernt gehalten. Alles ging in demſelben in größter Stille zu, außer bey den Mahlzeiten, wo jedoch nichts als Fiſche geſpeiſet wurden. Ich erreichte den Zweck meiner Sendung dadurch, daß ich Sr. Majeſtät, durch Se. Excellenz den geheimen Hof-Fiſcher, eine neue Art von Köder, (oder Lockſpeiſe für die kleinern Fiſche) überreichen ließ, durch deſſen Hülfe ich, in meinen Knabenjahren, manche Forelle aus den Harz-Bächen geſtohlen hatte. Dieß gefiel dem Monarchen ungemein, und er unterſchrieb auf der Stelle den Handlungs-Tractat mit Abyſſinien, ohne ihn geleſen zu haben.

Den König von Bugia fand ich beſchäftigt, Zahnſtocher aus Sandelholz zu ſchnitzeln. Dieß war ſeine einzige Beſchäftigung, vom Morgen bis zum Abend. Er hatte einem benachbarten Volke kürzlich zwey und zwanzig einträgliche Aemter gegen einen kleinen Wald von Sandelbäumen abgetreten; denn ſchon fing es an, ihm an Materialien zu Zahnſtochern zu fehlen. Er beſchenkte jedermann mit dieſen Koſtbarkeiten. Die Beamten mußten die Unterthanen zwingen, Sandelbäume zu pflanzen, und unter dieſem Vorwande wurden ſie denn ſchrecklich gedrückt; denn wenn unter andern ein ſolcher Geld brauchte, ſo befahl er dem Bauer, ſeine beſten Felder in einen Wald zu verwandeln, und dann war kein andres Mittel da, als ſich mit einer Summe Geldes den kleinen Tyrannen vom Halſe zu ſchaffen.

Als ich nach Fungia kam, war der Monarch dieſes Volks in einen blutigen Krieg mit ſeinen Nachbarn, den Barbirini, verwickelt. Der Gegenſtand dieſes Kriegs war die Auslieferung der heiligen Knochen eines Prieſters, der am Ausſatze geſtorben war. Der König war nähmlich im höchſten Grade andächtig und abergläubiſch. Er war von Pfaffen erzogen worden, die ihn in der äußerſten Dummheit erhalten hatten, damit ſie deſto deſpotiſcher das Land regieren könnten. Die Hälfte aller Güter im Lande gehörte den Prieſtern, und bey dieſem Kriege war es eigentlich auf nichts angelegt, als gewiſſe hell ſehende Köpfe, zu denen der König einige Zuneigung gefaßt hatte, und die ſich liſtig und um ſicher zu ſeyn, in das Gewand der Religiöſität gehüllt hatten, dadurch zu entfernen, daß man ſie mit der Armee fortſchickte. Meine Unterhandlung an dieſem Hofe ging dadurch gut von ſtatten, daß ich dem Könige drey ganze Körper von Einſiedler-Mönchen aus den Gebirgen Waldubba, in Abyſſinien, verſprach. Solche Mönche werden für Wunderthäter und Heilige gehalten, und pflegen ein hohes Alter zu erreichen, wenn ſie nicht von veneriſchen Krankheiten aufgerieben werden, welches ſehr oft der Fall iſt. Schwerlich würden indeſſen dieſe Gebeine mein Wort geredet haben, wenn ich nicht dem Oberprieſter ein großes Geſchenk an Abyſſiniſchem Golde verſprochen hätte.

Der König von Taſi war ein warmer Freund der Beredſamkeit. Den ſehr gedrückten Unterthanen, die um Brot baten, pflegte er lange Reden zu halten, worin er ihnen bewies, daß es unpatriotiſch ſey, ſo viel Hunger zu haben. Bey meiner erſten Audienz erinnerte ich mich der

Actus, denen ich in meiner Jugend auf der Schule in Holzmünden beygewohnt hatte. Es ging ungefähr eben ſo dabey her, und wurden im „großen Rittersaale“ ſieben Reden gehalten; auch wurde da viel unnütze Feyerlichkeit angeſtellt. Den Allianz-Tractat unterſchrieb man unter Abſingung von Hymnen; doch baueten ſie in Abyſſinien nicht viel auf die Treue des Königs von Taſi, und der Erfolg rechtfertigte dieß Mißtraun. Beym Abſchiede beſchenkte ich den König mit neun Bänden von Freymaurer-Reden, die ich ins Arabiſche hatte überſetzen laſſen, und die ſehr gnädig aufgenommen wurden.

In Ilab mußte alles durch Weiber durchgeſetzt werden. Der Monarch war mit neun wirklichen Gemahlinnen und fünf und dreyßig Kebsweibern verſehen, deren jede ihren Anhang, ihre Creaturen, ihre Grillen und ihr Privat-Intereſſe auf Koſten der andern gelten machen wollte. Der entnervte Wollüſtling war das Spielwerk aller dieſer Parteyen. Sie verleiteten ihn zu tauſend Thorheiten und Ungehörigkeiten, und das ehemahls ſo mächtige Reich war ſeinem Sturze nahe, als, gleich nach meiner Abreiſe von dort, der ſchwache Regent ſtarb, und ſein Sohn zur Regierung kam, von welchem man, wie von allen

Thronfolgern in der Welt, die beſten Hoffnungen hatte.

In Omazib, einem der größten Reiche in Nubien, und in welches vor mir, und vielleicht auch bis jetzt, noch kein andrer Europäer gekommen iſt, regierte ein König, oder wurde vielmehr ein König von ſeiner Gemahlinn regiert, deren Herz über alle Maßen an Glanz, Pracht, an der Bewundrung des Pöbels und an Feyerlichkeiten hing. Statt für den innern Flor des Landes zu ſorgen, machte man, mit ungeheurem Koſtenaufwande, ohne Unterlaß, Plane zu Eroberung fremder Provinzen, nicht ſo wohl, um dadurch wahre Vortheile für die übrigen eignen Länder zu ziehen, als vielmehr, um das Vergnügen zu haben, große Huldigungsfeſte zu feyern, den königlichen Titel um einige Zeilen zu verlängern, und in den Jahrbüchern, von kurzſichtigen und knechtiſchen Geſchichtſchreibern, unter die mächtigen Eroberer gezählt zu werden. Die unnützen Kriege und die Summen, welche man der weibiſchen Eitelkeit opferte, erſchöpften die Caſſen; der Staat wurde mit großen Schulden belaſtet, und den armen Bedienten blieb man den Gehalt ſchuldig.

In Aaazan herrſchte ein Monarch, der allen guten Willen hatte, ſein Land glücklich zu machen, verjährte Vorurtheile auszurotten, und eine vernünftige Gleichheit unter allen nützlichen Ständen in ſeinem Reiche einzuführen; allein der Ungeſtüm, mit dem er das alles trieb, Mangel an weiſer, nüchterner Ueberſicht, an Ueberlegung und Feſtigkeit, verdarben auch ſeine edelſten Abſichten. Er mußte oft Schritte zurückgehen, die er übereilt gethan, oft widerrufen, was er befohlen hatte, weil es nicht ausführbar war. Dabey reſpectirte er zu wenig die Freyheit der Menſchen und ihr Eigenthum, rechnete zu wenig auf ihre verſchiednen Stimmungen und Vorſtellungen von Glückſeligkeit, denen der Weiſe zur rechten Zeit in Kleinigkeiten nachgibt, um größere Zwecke zu erreichen. Er wollte alles gewaltſam, nach Willkühr, mit der eiſernen Hand des Deſpotismus durchſetzen; und ſo erbitterte er denn die Gemüther des Volks, ſo wie er von einer andern Seite die Großen durch zu viel Popularität vor den Kopf ſtieß und demüthigte, die Andächtler gegen ſich aufbrachte, und die ſtrengen Moraliſten durch ſeine unreinen Sitten empörte. Er war krank, als ich ihm vorgeſtellt wurde, aber ich konnte mich nicht enthalten Intereſſe für ihn zu empfinden, und wenn er länger in der Welt lebt.

lebt, und nicht durch ſeinen Ungeſtüm mehr verdirbt, als wieder gut zu machen möglich iſt, ſo kann noch einſt ſein Reich ſehr glücklich unter ſeiner Leitung werden.

Der König von Nemas hatte keinen Sinn für andre Freuden, als für die elenden Freuden der Jagd. Das Land wimmelte von Löwen und Hyänen, welche ungeheure Verwüſtungen anrichteten, aber nicht geſchoſſen werden durften, damit der Monarch ſeine raſende Mordluſt befriedigen konnte, ſo oft er wollte, das heißt: täglich, vom Morgen bis zum Abend. Er ſahe ſein ganzes Land nur als einen großen Park an, der ihm zum Vergnügen vom Schöpfer angelegt wäre. Seine Unterthanen, nebſt ihrem Viehe und ihren Früchten, betrachtete er als das beſtimmte Futter für die Thiere, unter denen er ſein Weſen trieb. Was aber die Löwen und Hyänen nicht fraßen, das nahmen die Beamten und Statthalter weg. Die Klagen der Bauern über Noth, Druck und Armuth zu hören, dazu hatte er weder Muße noch Luſt. Es fand ſich kein Augenblick, wo man ihm eine Bittſchrift überreichen konnte, als wenn er durch die Gallerie ging, um ſein Jagdpferd zu beſteigen; dann nahm er kalt und untheilnehmend die Papiere an, achtete der Thränen nicht, lachte über die comiſchen Figuren, welche die um Hülfe flehenden machten, wenn ſie vor ihm niederfielen und ſeine Knie umfaſſen wollten, oder befahl den Leuten, wenn er ein Mahl recht gnädig war, aufzuſtehen, indem er hinzu fügte, er ſey ja nicht der liebe Gott (welches ſie nun freylich wohl merkten), übrigens wolle er die Sache ſeinen Räthen empfehlen. Und dabey blieb es. Die Bittſchriften wurden an die verſchiednen Departements abgeliefert; — und wehe dem, der darin über Ungerechtigkeit und Bedrückung geklaget hatte! Ihm wußten es die Baſſen einzudrängen! Wurde aber Einer, dem man es recht arg gemacht, und der nun nichts mehr zu verlieren, nichts mehr zu fürchten hatte, gar zu laut, ging hin zu dem Könige und wußte ſich Gehör zu verſchaffen, ſo daß Se. Majeſtät etwa ein Mahl aus ihrem Seelenſchlafe erwachten, und ernſtlich befohlen, dem Armen zu helfen: dann verbanden Alle ſich gegen ihn; er wurde dem Monarchen als ein Querulant, als ein unruhiger Kopf geſchildert, der nie zufrieden wäre, den man gar nicht anhören müßte. Zugleich machte man ihn dem Volke verdächtig, brachte allerhand böſe Gerüchte von ihm in Umlauf, als ſey er ein gefährlicher, boshafter Mann; und ſo fand denn der Unglückliche weder Gehör, noch Glauben, noch Beyſtand.

Der König von Orawad ſchien eine unförmliche Fleiſchmaſſe, ohne Geiſt und Leben zu ſeyn; unfähig, an irgend einer Sache wahres Vergnügen zu finden, für irgend einen Gegenſtand Intereſſe zu faſſen, irgend ein Paar Begriffe zu verbinden und zu ordnen, war er nicht nur weit entfernt, ſeine Regentenpflichten erfüllen zu können, ſondern auch ungeſchickt, mitten in dem Schlaraffenleben, das er führte, einen Augenblick von Genuß zu haben und eine leidlich anſtändige, ernſthafte Mine anzunehmen, wenn ſeine Hinterviertel den Thron ſeiner Väter ausfüllten. Echte Stupidität und lange Weile dehnten ſich auf ſeiner Stirne, und wenn er den Mund öffnete, ſo geſchah es um eine Albernheit zur Welt zu bringen. Unter ſeinen Weibern das wollüſtigſte und ränkevollſte beherrſchte ihn, und das auf eine ſo verächtliche, erniedrigende Weiſe, daß ſie ihn bey jeder Gelegenheit öffentlich zu einem Gegenſtande des Spottes machte. So unerſättlich wie ihre körperlichen Begierden, ſo grenzenlos war ihr Hang zur Pracht und Verſchwendung. Da war keine Art von Auflage zu erdenken, womit man nicht das arme Land heimſuchte, um den unvernünftigen Aufwand der Königinn zu beſtreiten, und ihre niederträchtigen Sclaven, Lieblinge und Buhler zu bereichern. Der höchſte Grad von Verderbniß der Sitten herrſchte in allen Ständen, und verhinderte das an Leib, Seele und Vermögen zu Grunde gerichtete Volk, ſich dem abſcheulichen Deſpotismus entgegen zu ſtämmen, womit es geſchunden wurde. Ein zweydeutiges Wort, ja! nur ein lauter Seufzer war hinlänglich, den, welchem dieß Wort, oder dieſer Seufzer entfahren war, auf ſeine Lebenszeit im Kerker ſchmachten zu laſſen. Verhaftbefehle und Todesurtheile wurden, unter muthwilligen Scherzen, in der Garderobe und im wollüſtigen Taumel ausgefertigt, indeß man dem ſeelenloſen Monarchen, in deſſen Nahmen man dieß Unweſen trieb, kleine Nüſſe hinwarf, womit er ſpielen mußte, und ihn mit Hohn in die Schranken ſeiner Dummheit zurückwies, wenn er es ein Mahl wagte nach etwas zu fragen. Ein glücklicher Leichtſinn, und die Gabe mit Lebhaftigkeit die kleinen guten Seiten an jedem Dinge zu entdecken, und die Augenblicke von frohem Genuß zu erhaſchen, hatte denn auch die Nation bis jezt abgehalten, ernſthaft über ihren traurigen Zuſtand nachzudenken, und kräftige Mittel zu wählen, ihre ſchimpflichen

Feſſeln abzuſchütteln; allein ich ſahe doch feſte, edle Männer mit finſterm Blicke umher ſchleichen, ſich zuweilen verſtohlen die brüderliche Hand drücken, und ſich mit dem großen, wohlthätigen Plane beſchäftigen, der auch nachher iſt ausgeführet worden.

Von dem Könige von Tafak habe ich wenig zu ſagen. Er iſt den Türken zinsbar, welche ihm die Krone auf den Kopf geſetzt haben, die auf dieſem leeren Haupte nur ſo lange feſt ſitzt, als er der demüthige Diener der Pforte bleibt. Er iſt aber von dieſer gekrönten Sclaven-Rolle ſehr zufrieden, in ſo fern ihn ſeine Königs-Bedienung nur in den Stand ſetzt, ungeſtört in Völlerey und Wolluſt zu leben.

Sechstes Kapitel.

Fortſetzung. Beſchreibung der kleinern Höfe Nubiens.

Die kleinern Fürſten Nubiens, deren Höfe ich im Vorbeygehen beſuchte, waren nicht weniger originell in ihrer Art, als jene großen; nur fehlte es ihnen an Macht, ihre Thorheiten und Untugenden mit ſo viel Aufwande zu offenbaren. Größten Theils erregten ſie bey mir nur Mitleid und Lächeln. Wo ſie aber konnten und durften, da übten ſie eine Tyranney aus, die, wenigſtens für einzelne Unterthanen, eben ſo fürchterlich, als die des größten Deſpoten war.

Am auffallendſten war mir's, daß ich nicht Einen dieſer unbedeutenden Menſchen ſah, der nicht in ſeiner Reſidenz von zwanzig Häuſern, in ſeinem Ländchen, das auf der Landcharte gänzlich bedeckt iſt, wenn ſich eine große Fliege darauf ſetzt, ſich ſo erhaben, ſo wichtig vorgekommen wäre, als der Kaiſer von China. Je kleiner ein ſolcher Geſalbter war, einen deſto längern

Titel gab er ſich; ja! zwey von ihnen führten ſeit drey Jahren einen fürchterlichen Krieg mit einander, weil der Eine ſich unterfangen hatte, den Titel: Herr des Sonnenſcheins ſeinem durchlauchtigen Nahmen hinzu zu fügen, da hingegen der Andre behauptete, dieß ſey ein ausſchließliches Recht ſeines Hauſes.

Indeſſen hindert doch dieſer Hochmuth nicht, daß Einer in des Andern Dienſte tritt, und ſich dafür jährlich eine Kleinigkeit bezahlen läßt, daß er die Farbe trägt, worin der Nachbar ſeine Sclaven kleidet, oder daß er eine goldene Kette umhängt, die ihm ein Fürſt, der einige Hufen Landes mehr als er beſitzt, geſchenkt hat, und worauf eingegraben ſteht, daß dieß ein Zeichen von Verdienſt ſeyn ſolle.

An jedem dieſer kleinen Höfe herrſchten ein andrer Ton, andre Grillen, andre Liebhabereyen, und das alles leider! auf Unkoſten der armen Unterthanen. Der Fürſt von Schankala hatte einen übertriebnen Sammlungsgeiſt. Ich mußte ſeine Cabinette beſehen. An Meſſern und Scheren von aller Art; an Schuhen, Pantoffeln, Sandalen und dergleichen, und wie nur die Fußbekleidung heiſſen mag, die irgend ein Volk des Erdbodens trägt; an Haarkämmen, Bürſten und andern ähnlichen Kleinigkeiten, beſaß er einen ſolchen Schatz, daß er, zu Herbeyſchaffung dieſer Dinge, aus allen Theilen der Welt, ſein Land mit ungeheuren Schulden belaſtet hatte.

Der Fürſt von Goyam fand ein großes Vergnügen an chirurgiſchen Verſuchen, und ließ wöchentlich zwey Mahl an einem ſeiner Unterthanen eine Operation vornehmen; zum Beyſpiel, ihm die Leber zur Hälfte aus dem Leibe ſchneiden, um zu ſehen, wie lange man ohne Leber noch athmen könne. Dieß war in der That ſehr unterrichtend für junge Wundärzte; dabey war er ſo billig, wenn ein Menſch in einer ſolchen, bey lebendigem Leibe vorgenommnen Section, nicht ſtarb, ihm ein kleines Jahrgeld auszuſetzen, welches denn auch, wenn die Caſſen nicht erſchöpft waren, zuweilen wirklich ausgezahlt wurde.

In Gonga habe ich die prächtigſten Pferde, Cameele und Elephanten geſehen, die in Africa gefunden werden können. Es iſt wahr, daß dieſe Thiere ſo viel fraßen, daß darüber jährlich tauſend Unterthanen verhungern mußten; allein dagegen konnte ſich auch kein Kaiſer rühmen, einen ſolchen Schatz zu beſitzen, und mehr Löwen, Hyänen, Affen aller Gattungen, Ratzen, Ibis und dergleichen ſind nirgends anzutreffen, als in der Menagerie zu Gonga. Ein Spottvogel ſagte einſt, der Hof von Gonga ſey ein Hof voll Vieh, und das ſey doch ein angenehmer Anblick.

Der Fürſt von Enam war ein großer Beförderer der ſchönen Künſte. Alle Suppliken, welche ihm eingereicht wurden, mußten in Verſen verfaßt ſeyn; nicht anders, als ſingend, durfte ihm referirt werden. Sein oberſter Paukenſchläger und der geheime Poſaunenbläſer, welche beide zugleich Sitz und Stimme im Miniſterio hatten, bekamen jeder doppelt ſo viel Gehalt, als der Juſtiz- und der Finanz-Miniſter.

Der unumſchränkte Beherrſcher des kleinen Landes Ghedm ließ prächtige Palläſte errichten und herrliche Gärten anlegen. Seine Schlöſſer, mit allen ihren Nebengebäuden, hatten einen ſolchen Umfang, daß ſeine ſämmtlichen Unterthanen darin hätten wohnen können. Es wäre faſt zu wünſchen geweſen, daß er ſie dazu hätte einrichten laſſen; denn die armen Leute konnten es doch in ihren verfallnen Hütten nicht aushalten, ſondern wanderten haufenweiſe aus, um ſich den herum ziehenden Nomaden zuzugeſellen.

In Damot war die Gelehrſamkeit zu Hauſe; der Fürſt beſchäftigte ſich mit ſpeculativen Wiſſenſchafſenſchaften. Für dieſen Herrn war es wirklich Schade, daß ihm ſeine Studien nicht Muße ließen, ſich der Landesregierung anzunehmen; es fehlte ihm gar nicht an Fähigkeiten dazu. Nun aber war alles in den Händen ſeines General-Ober-Land- und Feld-Sonnenſchirm-Trägers, der ſein Liebling war, und von dem man nun freylich nicht ohne Grund behauptete, daß ihm nicht anders, als durch Beſtechung beyzukommen wäre.

Da das Ländchen Contiſch durch ſeine Armuth und ſeine Lage gegen alle feindliche Angriffe geſichert iſt, und der Landesherr doch wünſchte, ſeine Unterthanen möchten einige Kenntniß vom Kriegsweſen erlangen, wozu ihm ſchon in ſeiner Kindheit ſein Hofmeiſter, der, man weiß nicht recht warum? ein alter Soldat aus Abyſſinien war, große Neigung erweckt hatte; ſo theilte er ſeine ſämmtlichen Unterthanen in Regimenter ein, belegte alle übrige Stände mit einer Art von Schimpfe, und wird dadurch den Zweck erreichen, daß, wenn nun bald niemand mehr im Lande die Felder bauet, er ein wohl geübtes Heer hat, an deſſen Spitze er die blühenden Fluren ſeiner Nachbaren erobern kann.

Das iſt eine treue Schilderung der Höfe, die ich in Nubien, als Geſandter des Königs von Abyſſinien, beſucht habe! Doch muß man keinesweges glauben, es herrſchten in dem großen, zum Theil noch gänzlich unbekannten Africa, nicht auch edle, weiſe Könige und Königinnen, Fürſten und Fürſtinnen; vielmehr habe ich deren, beſonders in dem mittägigen Theile, einige in der Nähe und Entfernung zu bewundern Gelegenheit gehabt, die von ihren Völkern verehrt, geliebt, und deren Nahmen, wie die Nahmen: Adolph, Auguſt, Carl, Catharina, Chriſtian, Ernſt, Franz, Franziske, Friedrich, Georg, Guſtav, Joſeph, Leopold, Ludwig, Maximilian, Peter, Stanislaus, Victor, Wilhelm, Wolfgang und andre uns in Europa ſo theure, heilige Nahmen, mit Segen genannt werden; allein es liegt außer meinem Geſichtskreiſe, von dieſen hier zu reden, und ſie ſind über das Lob eines armen, unbedeutenden Schriftſtellers, wie ich bin, erhaben. — Wahre Größe kann nur im Stillen bewundert, angeſtaunt, mit warmen Herzen gefühlt, aber ſie muß und will nicht gelobt werden.

Es gibt auch kleine Freyſtaaten in Nubien; allein ſie ſind es mehrentheils nur dem Nahmen nach, ſind Oligarchen-Regierungen, wo man ſtatt Eines Tyrannen, deren zehne hat, von denen, ſo wie von ihren Weibern, Kindern und Creaturen man abhangen, kriechen, ſchmeicheln und ſich krümmen muß, wenn man ſein Glück machen will, in ſo fern man nicht zu den herrſchenden Pinſel-Familien gehört — Tyrannen, ohne Erziehung, ohne Ehrgefühl, die nur darauf denken, ſich und ihre Vettern zu bereichern, die nicht, wie in Monarchien, durch irgend einen äußern Sporn zu großen Thaten getrieben werden, weder durch die Stimme des Rufs, noch durch die Feder des Geſchichtſchreibers, ſondern die, ohne Verantwortung und Scheu, alles Böſe thun können, weil man voraus ſetzen darf, es ſey durch die Mehrheit der Stimmen alſo entſchieden, und die ſelten Reitz haben, etwas Gutes zu bewirken, weil ſie die Ehre doch theilen müſſen; die, wenn ſie auch dieß Gute ernſtlich und uneigennützig wünſchen, unendliche Schwierigkeit finden es durchzuſetzen, weil die Zahl der Edlern immer die kleinere Zahl iſt, der größere Haufen aber theils aus Schelmen, theils aus unbedeutenden Menſchen beſteht, die nicht zu erwärmen ſind, und ſich leichter von Schurken und Schleichern, als von graden, edlen Männern ſtimmen laſſen. Da läßt man denn kein eminentes

tes Genie empor kommen, ſondern macht es dem Volke verdächtig; da heißt Eifer für das Gute — Empörungsgeiſt, Bekämpfung ſchädlicher Mißbräuche und Vorurtheile — Neuerungsſucht und Ketzerey; da heißt der Mann, der die Schliche der heuchleriſchen Bosheit aufdeckt und der ernſthaften Dummheit die Larve abreißt — ein Satyriker, ein gefährlicher Friedensſtörer. — O! wer würde nicht lieber Einem gekrönten Pinſel gehorchen, der doch nicht unſterblich iſt, und endlich ein Mahl einem beſſern Menſchen Platz macht, als das Joch von unzähligen ſolchen Geſchöpfen tragen, die nie ausſterben?

Und nun, liebe Leſer! muß ich Sie, ehe ich dieß Kapitel ſchließe, fragen, ob Sie, bey der Schilderung des Deſpotismus in Nubien, nicht mit mir Ihr Schickſal geſegnet haben, das Sie in Europa hat geboren werden laſſen, wo wir dergleichen Tyranneyen nicht kennen, wo die Rechte der Menſchheit heilig gehalten werden, und die echte Philoſophie Regenten und Volk über ihre gegenſeitigen Pflichten aufgeklärt hat? Aber auch in Nubien wird es einſt dahin kommen, daß man dieſe Rechte und Pflichten näher beleuchtet. Dann wird man es laut und kühn ſagen: es iſt gegen die Ordnung der Natur, daß

Millio=

Millionen beſſere Menſchen, ohne Wahl, ohne Uebereinſtimmung, grade dem Schwächſten, dem Elendeſten unter ihnen gehorchen; gegen die Ordnung der Natur, daß nicht das Geſetz, ſondern die Willkühr eines Einzigen, Tod und Leben, Eigenthum, Ehre und Schande frey und gleich gebörner Menſchen beſtimmen ſoll; daß ein Knabe, ein Blödſinniger, ein Böſewicht an der Spitze großer, edler, geſunder und weiſer Männer ſtehen, und dieſe zum Spielwerke ſeiner Grillen und Thorheiten machen ſoll; gegen die Ordnung der Natur, daß es vom blinden Ungefähr abhängen ſoll, ob der, welcher in ein Hoſpital oder Waiſenhaus gehörte, auf einem Fürſten-Throne ſitzen und mit Ländern und Völkern Poſſen treiben ſoll; gegen die Ordnung der Natur, daß man Menſchen und Provinzen und Recht über Leben und Tod erben kann. Wir wollen gern gehorchen, aber nur den Geſetzen, denen wir uns freywillig unterworfen haben. nicht der Willkühr, und Einer ſoll an unſrer Spitze ſtehen, und über Haltung der Geſetze wachen; aber dieſer Eine ſoll ein weiſer und guter Mann, und wäre er auch nicht der Beſte und Weiſeſte unter uns, wenigſtens nicht der allgemein anerkannt Schwächſte und Schlechteſte ſeyn. Unſre Fürſten ſollen es erfahren, daß alles, was ſie beſitzen und verwalten, unſer Eigenthum iſt; daß ihr Amt, ihr Stand, nur von unſrer Uebereinkunft und Beyſtimmung abhängt; deß erſt der geringſte arbeitſame Bürger unter uns Brot haben muß, ehe an den Hofſchranzen und Tagedieb die Reihe kömmt; ehe aus dem öffentlichen Schatze dem Müſſiggänger Paſteten und Braten gekauft, und Geiger und Pfeifer und Buhlerinnen beſoldet werden. Und wenn das unſre Fürſten einſehen, anerkennen und darnach handeln, dann wollen wir ſie in Ehren halten, und nicht abſetzen, wollen ihnen ihr Leben ſüß und leicht machen, wollen ihnen, für ihre Arbeit und Sorgfalt, Gemächlichkeit und erlaubte Freuden des Lebens und Wohlſtand zuſichern, und dafür ſorgen, daß ihre Kinder nach dieſen Grundſätzen erzogen und würdig werden, nach ihnen an unſrer Spitze zu ſtehen. Und wenn ſie todt ſind, wollen wir das Andenken des guten, thätigen, väterlichen Wohlthäters ſegnen, der für Viele gelebt und ſeine Kräfte dem allgemeinen Beſten gewidmet hat.

Ich hoffe, daß man bald aus dieſem Tone auch in Nubien reden wird; und welch ein glückliches Reich, glücklich wie unſer Europa, wird dann Nubien werden!

Nach dieſer Ausſchweifung kehre ich zu der Geſchichte meiner Reiſe zurück, womit ich ein neues Kapitel anfangen will.

Siebentes Kapitel.

Ankunft in Gondar. Empfang und andre Nachrichten, das Land, den Hof und die Stadt betreffend.

Es war nun im Jahre 1768, als ich Nubien verließ, wo ich nicht nur die mir aufgetragnen Verhandlungen vollkommen nach Wunſche ausgerichtet hatte, ſondern auch an allen Höfen mit ausgezeichneter Achtung war behandelt worden. Die Hitze war groß am Tage, und in der Nacht dagegen die Kälte faſt unerträglich; mein Vetter, der Miniſter, hatte aber dafür geſorgt, daß ich mich gegen beides verwahren konnte.

Die Reiſe ging immer längs den Ufern des Nils hinauf. Mit wahrem Entzücken erblickte ich hier das ſchönſte Land, das ich noch je geſehen hatte; ganze Wälder von Acacienbäumen; eine angenehme Abwechſelung von Bergen und Thälern; das ſchönſte Obſt, und aller Orten die Spuren des Fleiſſes der Einwohner; den herrlichſten Weizen; großes, fettes Vieh — kurz! ich durchreiſete Provinzen, die mir dem mittägigen

gen Theile von Frankreich nichts nachzugeben ſchienen, nähmlich der Beſchreibung nach, die ich davon geleſen hatte, denn ich kannte damahls von Europa noch nichts, als die Gegenden von Goßlar, Holzmünden, Helmſtädt und den Strich von meiner Vaterſtadt an bis Stade. Die Fruchtbarkeit in manchen Provinzen von Abyſſinien, zum Beyſpiel um Selechleche her und in der Provinz Waggora, iſt ſo groß, daß die Einwohner drey Mahl im Jahre ernten.

Manche von den Abyſſiniſchen Völkern, die ich ſah, waren ſchwarz, andre braun und noch andre olivenfarbig.

Schon einige Meilen von Gondar, welches eine große, prächtige, ſchön gebaute Stadt iſt, erblickte ich vortreffliche Anlagen, Luſtſchlöſſer, Gärten, Alleen, Straßen-Dämme, Waſſerkünſte — alles nach Europäiſchem Fuße. Wenn dieß ſämmtlich meines Herrn Vetters Werk iſt, ſagte ich zu mir ſelber, ſo hat er wahrlich große Verdienſte um dieß Königreich. Ich wollte, daß ſeine Aeltern die Freude erlebt hätten, das alles ſo zu ſehen, wie ich es jetzt ſehe.

Ungefähr eine halbe Meile von der Reſidenz kam mir der Miniſter mit einem zahlreichen Gefolge entgegen. Er ließ ſich langſam von ſeinem

prächtig

prächtig geſchmückten Elephanten herunter heben; ich ſprang, ſo gut ich konnte, von dem meinigen, und ging auf ihn zu. Herr Wurmbrand umarmte mich, freylich nicht ſo herzlich, als ein weniger vornehmer Herr ſeinen Vetter würde umarmt haben, aber doch mit viel Anſtande und freundlicher Herablaſſung. Es war Harmonie in meinen Ohren, zum erſten Mahl wieder ſeit zwey Jahren meine Mutterſprache reden zu hören, und ich konnte mich nicht enthalten ihm meine Freude darüber zu bezeugen. "Dieß Vergnügen," antwortete mir Joſeph, "könnt Ihr, mein lieber Vetter! hier oft genießen; denn des Königs Majeſtät reden ſelbſt Deutſch, worin ich die Ehre gehabt, Ihnen Unterricht zu geben, und haben dieſe Sprache zur Hofſprache erhoben. Jetzt iſt, bis auf die Küchenjungen hinunter, kein rechtlicher Menſch in Gondar, der, ſo elend und fehlerhaft er auch das Deutſche redet, nicht ſich ſchämen würde, ſich ſeiner Mutterſprache anders als im Gebete zu bedienen." "Ew. Excellenz haben hier große Dinge bewirkt," erwiderte ich, "Sie haben ſich unſterblich gemacht." — Mein Herr Vetter lächelte beſcheiden, und nickte gnädig mit dem Kopfe. "Wer hätte das denken ſollen," fuhr ich fort, "als Ew. Excellenz aus des Cantors Hauſe in Eiſenach" — der Miniſter zog ſeine

Stirn in ernſthafte Falten; ich brach das Geſpräch ab.

Wir ſetzten uns nun zuſammen in eine Art von Sänfte, einander gegenüber, und ſo ging denn der Zug langſam, bis zur Reſidenz, wo alle Wachen vor uns ins Gewehr traten; unterwegens aber bereitete mich Joſeph zu demjenigen vor, was Meiner wartete, und unterrichtete mich von dem, was ich zu beobachten hätte, wenn ich morgen dem Könige vorgeſtellt würde.

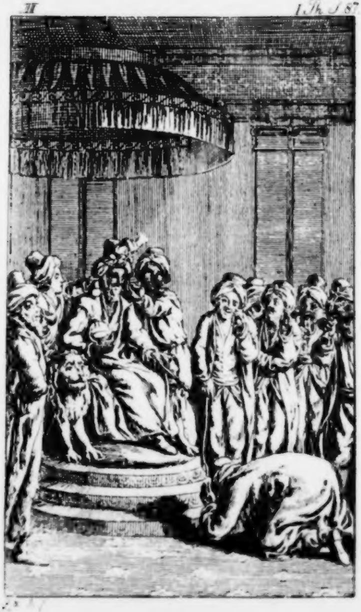
Jetzt kamen wir zu dem Pallaſte des Miniſters, über deſſen Pracht, der Menge von Sclaven, und der Ordnung und Zierlichkeit, welche darin herrſchten, ich die Augen gewaltig aufriß. Da ich indeſſen ſehr müde von der Reiſe war, ſo wurde ich, nach einer leichten Abendmahlzeit, die ich allein mit dem Miniſter einnahm, in meine Wohnung geführt, wozu ich den einen Flügel ſeines Palais aufs beſte eingerichtet, und mehr als zwölf Sclaven fand, die auf meine Befehle warteten. In Goßlar, wo ein Stiefelknecht meine einzige Bedienung, und ein ſchwarzer Pudel das einzige Geſchöpf war, das auf meinen Wink herbey eilte, würde ich mich freylich bey einer ſo ſchleunigen Veränderung ein wenig links genommen; ja! ich würde es unbequem gefunden haben, einen Haufen müſſiger, gaffender Menſchen ohne Unterlaß um mich zu ſehen, und über das, was ich ganz bequem ſelbſt thun konnte, erſt Worte und Zeit zu verlieren, bis ein andrer ſeinen Arm dazu ausſtreckte; allein man nimmt nichts leichter an als die vornehmen Manieren, und ſo viel hatte ich ſchon auf meinem Geſandtſchaftszuge gelernt, daß ich jezt meinen Advocaten-Anſtand gänzlich abgelegt hatte, und die Rolle eines Deutſchen Edelmanns, in welcher mein Herr Vetter mich auftreten ließ, vielleicht mit mehr Würde ſpielte, als mancher Landjunker, der, durch ähnliche Protection und Familien-Verbindung, in einen ſolchen Poſten hinauf gerückt iſt.

Am folgenden Tage nun wurde ich dem Monarchen vorgeſtellt. Meine Augen wurden faſt verblendet, von dem Glanze den ich auf dem Schloſſe erblickte; aber auch das hatte ich ſchon gelernt, daß vornehme Leute immer das Anſehen haben müſſen, als fänden ſie alles gemein und höchſt alltäglich, was ihnen auch noch ſo fremd iſt. Ich ſchritt zuverſichtlich und ſelbſtgenügſam durch die Reihe der Hofſchranzen und Großen des Reichs hindurch, und hielt, nachdem ich mich, der dortigen Sitte gemäß, zur Erde geworfen hatte, (wobey meine Naſe einen derben

Stoß

II

1 Th. S. 87.



Stoß bekam) an Se. Maieſtät, in Deutſcher Sprache, meine Anrede, in welcher ich nicht nur mein Dankgefühl auszudrücken ſuchte, ſondern auch, nebſt Ueberreichung der Schreiben von den verſchiednen Nubiſchen Höfen, einen kurzen Bericht von meinen glücklichen Verrichtungen erſtattete.

Der König, oder große Negus, hatte einen kleinen Schaden am Gehör, und daher war es Mode, daß alle Hofleute ein wenig taub zu ſeyn affectirten. Kaum hatte ich daher meine Rede begonnen, ſo zog, als wie auf einen Wink, der ganze hier verſammelte Zirkel ſeine tubos acuſticos oder Hör-Trompeten aus den Taſchen, hielt dieſelben vor die Ohren, und machte, ohne übrigens wirklich auf das Acht zu geben, was ich ſagte, die Pantomime des Wohlgefallens, die man ſchicklicher Weiſe machen muß, wenn ein Mann von Gewicht redet.

Se. Majeſtät, ein Herr von vier und funfzig Jahren, waren äußerſt prächtig gekleidet; der hohe Turban war mit ſo viel Juwelen geziert, daß man damit hätte das ganze Deutſche Grafen-Collegium auskaufen können; auch waren Sie dabey gewaltig parfümirt und ſchön friſirt.

Als dieſer feyerliche Actus vollendet war, bezeugte mir der Monarch ſeine gnädige Zufriedenheit,

denheit, und fragte nach allerley gleichgültigen Dingen, z. B. ob ich böſe Wege angetroffen hätte; wo ſich jetzt der Fürſt von Anhalt Zerbſt aufhielte; ob es wahr ſey, daß die Jeſuiten, die er aus Abyſſinien vertrieben hätte, Gold machen und Geiſter ſehen könnten; ob in Hanau noch ſo gute Paſteten verfertigt würden; ob man an den Deutſchen Höfen noch immer Franzöſiſch redete, u. d. gl. m. Dann winkte der König dem Obermarſchalle, daß er ſich nähern ſollte, und ſagte ihm etwas in das Ohr, worauf dieſer dem Hofe mit lauter Stimme verkündigte: Se. Majeſtät hätten den anweſenden Deutſchen Cavalier (mich nähmlich) zu Ihrem Baalomaal, oder Gentilhomme de la Chambre und Oberſten der Leibgarde ernannt. Hierauf küßte ich, mit der demüthigſten Dankbarkeit, Sr. Majeſtät die Füße, empfing die heuchleriſchen Glückwünſche der neidiſchen Hofleute; der König erhob ſich vom Throne, ging in ſein Cabinet, und wir nach Hauſe.

"Aber um Gottes Willen, verehrungswürdigſter Herr Vetter!" rief ich, ſo bald ich mit Joſeph allein war, "was fange ich nun an? Ich verſtehe nichts, weder vom Hof- noch vom Cavallerie-Dienſte, bin, außer auf den Philiſterpferden in Helmſtädt, nie, Zeit meines Lebens auf ein Pferd gekommen." — "Seyd unbekümmert!" erwiderte er, "um Cammerjunker zu ſeyn, braucht man gar nichts zu wiſſen, und bey der Garde du Corps, obgleich ſie nur aus einer Schwadron beſteht, ſind, außer euch, noch ſechs Oberſten, die den Dienſt für Euch thun können. Ihr ſeyd zu größern Dingen beſtimmt; dieß iſt nur der Anfang, um Euch einen Rang und Beſoldung zu geben. Vorerſt wird Euer Geſchäfte ſeyn, Sr. Majeſtät, wenn Sie einſchlafen wollen, aus den Büchern, die ich Euch nahmhaft machen werde, etwas vorzuleſen, mit Ihnen über die Verfaſſung der Europäiſchen Staaten zu reden, und Sie unvermerkt zu demjenigen zu ſtimmen, was ich durchzuſetzen mir vorgenommen habe. Wenn Ihr dabey leidlich grade auf dem Pferde hängen könnt, (ich will Euch ſchon eine geduldige Mähre geben laſſen) ſo oft die Garde gemuſtert wird, und bey Tafel guten Appetit habt, ſo wird der Himmel ſchon weiter ſorgen, bis der Zeitpunct da iſt, wo ich Euch in Eurem Fache anſetzen kann." — "Aber," ſagte ich ängſtlich, "mein Hauptfach ſind die Pandecten, und was ſoll ich damit hier?" — "Noch ein Mahl!" ſprach mein Vetter mit Ungeduld, "verlaſſet Euch nur auf mich und raiſonniret nicht!"

Achtes Kapitel.

Fragmente aus der ältern Geſchichte Abyſſiniens.

Das vorige Kapitel iſt beſonders für ſolche Leſer geſchrieben, denen Geſandten-Einzüge, Hof-Feyerlichkeiten, Fürſtengeſpräche, Audienzen und dergleichen intereſſante Dinge ſind. Dieſe Perſonen muß ich dann um Verzeihung bitten, daß ich jetzt ſolche Sächelchen linker Hand liegen laſſe, und einen andern Gegenſtand abhandle, der ihnen trocken vorkommen wird, von dem ich aber nothwendig eine kurze Ueberſicht geben muß, wenn mein Werk ſo verſtändlich und nützlich werden ſoll, als ich es von Herzen wünſche.

Um nähmlich zu zeigen, wie mein Herr Vetter es angreifen mußte, ſein Aufklärungs-Geſchäft in Abyſſinien mit Erfolge zu treiben; wie weit es dort mit der Cultur und gewiſſen andern politiſchen und moraliſchen Umſtänden damahls gekommen war, die Einfluß auf die Stimmung des Geiſtes und Herzens eines Volks haben, und welche Reſſorts alſo vor und gegen ſeine Bemühungen wirkten; ſehe ich mich gezwungen, einen Blick in die ältere und mittlere Geſchichte dieſes Reichs zu werfen.

Ich würde dabey in große Verlegenheit gerathen ſeyn, beſonders was die Zeiten des grauen Alterthums betrifft, weil dieſe in den Jahrbüchern aller Völker in Fabeln gehüllt ſind, welche die Unwiſſenheit, bey dem Mangel zuverläſſiger Urkunden, aus verſtümmelten, mündlichen Ueberlieferungen zuſammen buchſtabirt, und nachher mehrentheils der Betrug in ein gewiſſes Syſtem gebracht zu haben pflegt, welches Syſtem dann, wenn es zu einem Glaubens-Artikel geworden, dem Forſcher den Weg verſperrt, der Wahrheit auf den Grund zu kommen, oder wenigſtens, ſeine Entdeckungen bekannt zu machen. — Ich würde, ſage ich, in große Verlegenheit gerathen ſeyn, wenn nicht ein weiſer, menſchenliebender und von Vorurtheilen freyer Mann in Abyſſinien, von dem ich in der Folge noch öfter zu reden Gelegenheit haben werde, und der als ein Verwieſener in den Gebirgen von Waldubba lebte, mir ſehr ſchätzbare Beyträge zu dieſer alten Geſchichte geliefert hätte. — Rücken wir der Sache näher!

Die Geſchichte aller Völker ſtößt zuletzt auf eine Haupt-Revolution der Natur, die, wie es ſcheint, nach einem Zwiſchenraume von viel tauſend Jahren periodiſch dem Erdboden eine andre Geſtalt gibt. Ohne zu entſcheiden, ob dieſe Revolution jedes Mahl mit einer großen Ueberſchwemmung, (ſo genannten Sündfluth) oder mit einer andern großen Naturbegebenheit, als Erdbeben und Brand, ihren Anfang nimmt; ohne zu entſcheiden, ob dieſe Umkehrung des Erdbodens, nach gewiſſen Geſetzen, in gewiſſen Zeiträumen erfolgen muß, oder, durch zufällige Umſtände herbey geführt, bald früher, bald ſpäter eintritt: ſo ſcheint doch aus den Beobachtungen der Naturkündiger, Aſtronomen und Philoſophen folgendes als ungezweifelt angenommen werden zu können.

Nach Verlauf einer Reihe von Jahrtauſenden wird ein großer Theil der bewohnten Erde, durch eine Empörung der Elemente, gänzlich umgeſchaffen, Land in See, See in Land verwandelt; Berge werden umgewälzt, Thäler empor gehoben; die Bewohner dieſes Theils des Erdbodens kommen um, und mit ihnen gehen ihre Kunſtwerke, ihre Anlagen, die Monumente und Reſultate ihres Fleiſſes und ihrer Nachforſchungen verloren; blühende Staaten werden vernichtet, und vor der Ausſicht in die Geheimniſſe der Weisheit, in welche man ſchon im Begriff war mit kühnem Schritte zu dringen, fällt nun wieder ein Vorhang.

Das allſehende Auge der Vorſehung ſcheint dieſe Cataſtrophe immer dann herbey zu führen, wenn die menſchlichen Erkenntniſſe und Erfahrungen grade das Ziel erreicht haben, über welches ſie nicht hinaus gehen ſollen, wenn Cultur im Intellectuellen und Moraliſchen alle Stufen hinauf gelaufen iſt, die zu erſteigen möglich, nützlich, ja! zur Erziehung dieſer Generationen für eine höhere Sphäre, nöthig war — nöthig war, um die Triebfedern des Strebens, des Forſchens und Wirkens, die der Zweck des Erdenlebens ſind, aufs neue anzuſpannen; weil nun ein Mahl unter dem Monde über einen gewiſſen Punct des Wiſſens und Wollens nicht hinaus zu kommen, und Ruhe, Unthätigkeit, klares, unvermiſchtes Anſchauen und Durchſchauen nicht die Beſtimmung des ungeläuterten Geiſtes iſt, ſo lange er in Menſchenformen ſichtbar wirken muß, bis alles, auch der gröbeſte Stoff bearbeitet und veredelt worden, und alle Form aufhört.

Allgemein, über den ganzen Erdboden verbreitet, kann eine ſolche Revolution nie ſich erſtrecken, hat nie ſich ſo weit erſtreckt, darf das auch nicht — das haben alle verſtändige Naturkündiger und Philoſophen eingeſehen.

Je nachdem nun entweder kein Einziger von denen, welche dieß zerſtörte Stück des Erdbodens bewohnt haben, ſich rettet, und alſo die neue Bevölkerung aus andern benachbarten oder entfernten, civiliſirten, oder barbariſchen Ländern her unternommen wird; oder je nachdem die, welche dem Sturme entkommen, viele oder wenige an der Zahl, alte oder junge, cultivirte oder unwiſſende Menſchen ſind: je nachdem fängt denn auch die neue Generation den Zirkel der Cultur ganz von vorn oder in der Mitte wieder an. Immer aber folgt unvermeidlich, daß die Nachrichten, welche die Perſonen uns von jener wichtigen Cataſtrophe geben können, weil ſie in ihrem hülfloſen Zuſtande nöthigere Dinge zu thun haben, als Anſtalt zu Verfertigung von Geſchichtbüchern zu machen, durch die mündlichen Ueberlieferungen äußerſt unzuverläſſig werden müſſen. Eben ſo unvermeidlich folgt, daß der Zuſtand der neuen Bevölkerer dieſes wüſten Erdſtrichs, wären ſie auch noch ſo cultivirte Menſchen, ſich doch ſehr dem erſten rohen Zuſtande der Natur nähern muß, theils weil es ihnen an allen Hülfsmitteln, Werkzeugen, Veranlaſſungen fehlt, an etwas anders, als die nöthigſten Bedürfniſſe zu denken, und der verwilderte Boden ſich weigert, das Erforderliche zu den Gemächlichkeiten und Annehmlichkeiten des Lebens herzugeben, theils weil eine Menge conventioneller Begriffe, die im geſelligen und bürgerlichen Leben unendliche Mannigfaltigkeiten, Geſetze, Wünſche, Freuden, Pflichten, Unruhen, Unternehmungen ꝛc. erzeugen — hier gänzlich wegfallen.

Die älteſte Geſchichte jedes Volks iſt daher, kleine Modificationen abgerechnet, die Geſchichte faſt aller Völker. — Das iſt nicht auffallend; aber auffallender iſt es wohl, und doch nicht weniger wahr, daß auch die nachfolgenden Veränderungen, die mit der Cultur und allen moraliſchen und politiſchen Umſchaffungen vorgehen, in allen Reichen, wenn man die Geſchichte derſelben von ihrem Schmucke und von den Epiſoden entblößt, und über das langſamere und geſchwindre Fortrücken hinaus geht, in allen Theilen der Welt nach Einem und demſelben Syſteme herbey geführt werden.

Indem ich nun eine Skizze von der Geſchichte des Königreichs Abyſſinien entwerfe, wünſche ich, daß die Leſer bemerken mögen, daß dieß zugleich die Geſchichte des Deſpotismus überhaupt, in ſeiner Entſtehung, ſeinem Wachsthume und ſeinen Folgen iſt, die ihm früh oder ſpät das Grab bereiten. Fangen wir jezt ohne weitere Ausſchweifung an!

In Abyſſinien kannte man in den älteſten Zeiten, wie in allen Ländern, nur das Familien-Regiment. Jeder Hausvater, der mit ſeiner Familie das Stückchen Landes bauete, das ihn, ſein Weib und ſeine Kinder ernähren ſollte, wies jedem ſeiner Hausgenoſſen ſeine Arbeit an. Es fand kein getheiltes Intereſſe ſtatt; jeder wirkte zum Wohl der ganzen Familie; jeder war arbeitſam, weil Menſchen ohne andre Zerſtreuungen und Bedürfniſſe, folglich auch ohne kränkliche Launen und Leidenſchaften, nichts kannten, als die Sorgfalt, ihr kleines Tagewerk zu vollenden und dann zu ruhen. Der Begattungstrieb paarte die Kinder des Patriarchen. So lange die Familie nicht zu groß wurde, blieb ſie beyſammen. Konnte das Fleckchen Erde, das ſie umzäunt hatten, ſie nicht mehr ernähren, ſo theilte ſie ſich ab, und ſo entſtanden mehr Familien, die weiter mit einander in keiner Verbindung ſtanden, ſondern ungeſtört ſich ihren Wirkungskreis ſchufen, weil Raum genug für ſie da war, und ſie nichts bedurften, als was ſie ſich ſelbſt, ohne fremde Hülfe, verſchaffen konnten. Hier entſtand alſo Eigenthum; nicht eines einzelnen Menſchen, ſondern einer ganzen Familie. Sie glaubten mit Recht, daß das Land ihnen zugehörte, welches ihr Fleiß bebauet hatte, und ſtarb ein Glied aus dieſer Familie, ſo blieben die übrigen im Beſitze.

Indeſſen traten Fälle ein, wo eine Familie der andern beyſtehen mußte. Die eine hatte etwas mehr Vorrath von Lebensmitteln gewonnen, als ſie grade zu verzehren vermochte; die andre hatte durch einen unfreundlichen Sturm, durch den Einbruch wilder Thiere, oder irgend eine andre kleine irdiſche Widerwärtigkeit, etwas eingebüßt — und die benachbarte Bruder-Familie half aus. Der Todt raffte dagegen in dieſer einen nützlichen Arbeiter weg — ein Mitglied aus jener erſetzte auf eine Zeitlang freundſchaftlich den Platz. Durch Heirathen verbanden ſich denn auch manche Familien mit einander — und ſo wurde das erſte zuſammengeſetztere Geſellſchaftsband geknüpft.

In dieſer Periode darf man nicht erwarten, andre Künſte erfunden zu ſehen, als die, welche den unmittelbarſten, leicht zu überſehenden Nutzen auf das häusliche Leben und die Befriedigung der unentbehrlichſten Lebensbedürfniſſe zum Gegenſtande hatten.

Sobald aber in den Geſchäften der Familien-Glieder, eben durch die Vervielfältigung der Arten von Arbeit, eine Verſchiedenheit eintrat, war der Antheil, den jeder an dem Unterhalte der ganzen Geſellſchaft nahm, nicht mehr ſo leicht zu überſehen, und indem jeder Einzelne die Verwendung ſeiner Kräfte nach ſeiner Art tarierte, hatte er nicht mehr die Aufmunterung, Einen Strich von Thätigkeit mit den übrigen zu halten; die Verſchiedenheit der Temperamente wirkte dabey mit, und ſo gab es nun bald faulere und fleiſſigere Menſchen.

War das Haupt einer Familie ein weniger thätiger, weniger fleiſſiger Mann, ſo ging es auch in ſeinem Hausweſen ſchläfriger her. Die nöthigen Bedürfniſſe für jedes Jahr wurden nicht gewonnen, am wenigſten Vorrath auf das folgende geſammelt, indeß ſein arbeitſamerer Nachbar zurücklegte, oder ſeine Beſitzungen erweiterte, unbebauetes Land urbar machte, kurz! anfing, mehr zu haben, als er brauchte. — Was folgte hieraus? Nicht nur die Entſtehung des Unterſchieds zwiſchen Armen und Reichen, ſondern auch des Unterſchieds zwiſchen Herrn und Knecht. Denn, wenn jemand fortgeſetzt faul war, folglich gänzlich verarmte und Mangel litt, ſo blieb ihm, um nicht zu verhungern, nichts anders übrig, als den Nachbar um Hülfe zu bitten, und wenn dieſer nicht geneigt war, ihn unentgeltlich zu füttern, ſo wurde eine Art von Vertrag unter ihnen geſchloſſen, zum Beyſpiel, daß die Familie A. der Familie B. das von ihr urbar gemachte, aber ſeit einiger Zeit vernachläſſigte Gut abtrat (welches vielleicht ein erwachſener Sohn aus der Familie B. anfing zu bauen) wogegen aber die Familie A. auf gewiſſe Zeit von der andern mußte ernährt werden; oder, ein einzelner Menſch, der nicht gern arbeitete, und dadurch zurück gekommen war, verdung ſich endlich aus Noth einer andern Familie, für ein Bißchen Koſt und Kleidung, als Handlanger. Es läßt ſich begreifen, daß ein ſolcher, durch Faulheit verarmter Menſch, in keiner großen Achtung ſtand, daß er in der Familie, welcher er diente, zurück geſetzt, daß ihm nicht eben die fetteſten Brocken gereicht wurden. Dieſer erſte Unterſchied der Stände, nähmlich der zwiſchen Herrn und Diener, wirkte alſo auch ſchon auf die äußere Begegnung der Menſchen unter einander.

Hierbey aber ſind zwey Dinge wohl zu bemerken, nähmlich: daß alſo der erſte Anſpruch auf das Recht, andrer Menſchen Herr zu ſeyn und von ihnen mit ausgezeichneter Achtung behandelt zu werden, in Abyſſinien, ſo wie in allen Ländern, nur dadurch gewonnen wurde, daß man arbeitſamer wie ſie war, und es iſt wahrlich zu verwundern, wie jetzt in manchen Ländern der Welt dieſe urſprüngliche Entſtehung der Herrſchers-Rechte ſo ſehr in Vergeſſenheit gekommen iſt, daß grade der, welcher Millionen Menſchen deſpotiſch beherrſcht, einen Freybrief zu haben glaubt, der Faulſte und Unthätigſte unter ihnen Allen zu ſeyn. Ferner iſt zu bemerken: daß natürlicher Weiſe von Seiten des Knechts der Vertrag der Abhängigkeit und Dienſtbarkeit jeden Augenblick aufgehoben werden konnte, ſobald der Knecht Mittel fand und Luſt hatte, ſich ſelbſt zu ernähren und für ſich zu arbeiten.

Bis dahin war alles, was Recht und Unrecht heiſſen konnte, ſo leicht zu überſehen, ſo keinem

Zweifel unterworfen, daß es weder eines Geſetzes, noch eines Richters bedurfte. Nun aber traten einige ſonderbare Fälle ein: eine Familie ſtarb aus, und hinterließ ein ſchönes, wohl angebauetes Gütchen; es entſtand die Frage, wer nun die Früchte des Fleißes dieſer Familie genießen, mit andern Worten, wer das Gut erben ſollte (denn von der albernen Idee, daß ein Menſch beſtimmen, was nach ſeinem Tode geſchehen ſoll, oder das, was man ein Teſtament nennt, machen könne, war man damahls noch weit entfernt). Verſchiedne machten Anſpruch darauf; wer ſollte entſcheiden? Ferner, man mußte ſich gegen die Ueberſchwemmungen des Nils ſichern; dieß erforderte gemeinſchaftliche Mitwirkung mehrerer einzelner Familien, Vereinigung zu einem Zwecke. Man war nicht einig über die Art, das Werk zu betreiben; wer ſollte die Oberaufſicht führen? Endlich: ein unruhiger Kopf, der ſich auf die Stärke ſeiner Arme verlaſſen konnte, fand es bequemer, ſeinem ſchwächern Nachbarn die Früchte wegzunehmen, als ſelbſt zu arbeiten. Dem Schwächern kamen andre zu Hülfe; es entſtand Streit, vielleicht gar Mord und Todtſchlag; wie war es anzufangen, Ruhe und Frieden zu erhalten, und, da nun ein Mahl das Recht des Stärkern anerkannt werden muß, durch Vereinbarung gegen den, welcher Mißbrauch von dieſem Rechte machen wollte, ein gewiſſes Gleichgewicht herzuſtellen? Auch entſtand wohl Zwiſt über den Beſitz der Weiber, über Grenzen, Verwüſtungen, welche des Nachbars Hausthiere angerichtet hatten, und dergleichen mehr. — Dieß alles brachte denn die ſämmtlichen Familien auf den Gedanken, ſich ein gemeinſchaftliches Oberhaupt des ganzen Stammes zu wählen, der ihr Schiedsrichter, Rathgeber und Anführer wäre.

Auf wen nun ſollte dieſe Wahl fallen? Natürlicher Weiſe auf den Aelteſten; denn wo alle zuſammengeſetztere Bedürfniſſe, Kenntniſſe und Wiſſenſchaften wegfallen, da iſt Weisheit Erfahrung, und um dieſe zu erlangen, war ein langes Leben hinlänglich. Der Aelteſte wurde alſo zum Fürſten gewählt, und wenn er ſtarb, folgte ihm in ſeinem Platze der, welcher nach ihm der Aelteſte war. Hier nun haben wir die erſte Entſtehung eines kleinen Staats in Abyſſinien. Da dieß Oberhaupt, nach Verhältniß, wie die Bevölkerung zunahm, ſehr viel zu thun bekommen mußte, indem jeder ſeine Zuflucht zu ihm nahm, ſo blieb ihm keine Muße übrig, ſein Feld zu bauen. Dieß war nun freylich bey denen, welche ſich andern Geſchäften, als dem Ackerbaue widmeten, auch der Fall; doch konnten dieſe das, was ſie producirten, unmittelbar gegen Nahrungsmittel umſetzen. Der, welcher Körbe flocht, konnte dem Nachbar ſeinen Korb gegen ein Lamm umtauſchen; der Jäger lieferte dem Schneider einen Braten in die Küche, und erhielt dafür ein Gewand, zu Bedeckung ſeiner Blöße. Allein das Oberhaupt der kleinen Republik hätte verhungern und nackt einher gehen müſſen, wenn nicht alle Familien zuſammen getreten wären, und ihm dafür, daß er jedem mit Rath und That diente, ſeinen Unterhalt gereicht hätten. **Der Fürſt wurde alſo vom Staate ernährt; allein nie kam ihm der tolle Gedanke ein, daß er deßwegen der Eigenthümer des ganzen Landes wäre**, weil das ganze Land ſeine nöthigen Bedürfniſſe befriedigte, ihm auch wohl ein wenig beſſere Koſt, Wohnung und Kleidung reichte, weil man ihm, ſeiner Weisheit, ſeines Alters und ſeines allgemeinern Einfluſſes wegen, mehr Achtung bewies. Uebrigens war er ein Mitglied des Ganzen, wie die Andern, und Oberhaupt und Richter zu ſeyn, oder Jäger zu ſeyn, oder Korbmacher, oder Hirte, oder Ackermann zu ſeyn, das hieß: einen von den im Staate gleich nützlichen Ständen gewählt haben, ohne ſich deßwegen beſſer halten zu dürfen, als die, welche andre Geſchäfte nach ihrer Neigung treiben. Es war aber der Familie des Fürſten und ihm ſelber unverwehrt, nebenher noch ein andres Geſchäft zu treiben, folglich auch Güter=Beſitzer zu ſeyn (das nennen wir in Europa Domainen haben); und als ein ſolcher genoß er nicht mehr und nicht weniger Vorrechte, als jeder andre Eigenthümer von Grundſtücken.

Neuntes Kapitel.

Fortſetzung des Vorigen.

Je mehr die Bevölkerung in Abyſſinien zunahm, deſto mannigfaltiger wurden die Fälle, in denen man des Raths und der Entſcheidung des Oberhaupts bedurfte. Um nun nicht über jeden kleinen ſtreitigen, oder ſchwierigen Punct ſeine Zuflucht zu dieſem nehmen zu müſſen, und um zu verhindern, daß nicht zuweilen eine Partey ſich durch den Ausſpruch des Fürſten gekränkt glaubte, oder ihn im Verdacht einer Parteylichkeit hätte, traten alle Häupter der Familien zuſammen, und ſetzten über oft vorkommende Fälle gewiſſe Regeln feſt, wonach dieſe entſchieden werden ſollten. Dieß waren die erſten Geſetze. Bey ſo einfachen Verhältniſſen bedurfte es keiner großen Menge ſolcher Geſetze. Der Fürſt hatte nun eine Richtſchnur, welche alle Willkühr hinderte, einen Codex, nach welchem er richten mußte. Nur in außerordentlichen, noch nie vorgekommenen, oder nicht klar determinirten Fällen, überließ man es ſeiner Klugheit, ein billiges Urtheil zu ſprechen.

Unter dieſen Geſetzen war auch eines, die Erbſchaften betreffend. Darin wurde unter andern ausgemacht, daß, wenn eine Familie ausſtürbe, ihre Beſitzungen dem ganzen Staate anheim fallen ſollten, und da es nicht gut möglich war, dieſe in unendlich kleine Stücke unter alle übrigen Familien zu vertheilen, ſo räumte man dem jedesmahligen Fürſten das Recht ein, ſie, im Nahmen des Staats, nach beſtem Wiſſen und Gewiſſen, vorzüglich würdigen, fleiſſigen, oder durch Unglücksfälle verarmten Familien zu ſchenken. — Als dieß Geſetz gemacht wurde, ſchüttelten einige weiſe, in die Zukunft voraus ſehende Männer bedenklich die Köpfe; allein es ging, durch Mehrheit der Stimmen, durch.

Auf große Tafeln wurden nun die neuen Geſetze gegraben, und da, wo die Sammelplätze der verſchiednen Stämme waren, aufgehenkt. Sie kamen alſo zu jedermanns Wiſſenſchaft, und waren auf Kinder und Kindeskinder verbindlich, weil das Corps der Familien-Häupter dazu eingewilligt hatte. Doch verſtand ſichs von ſelber, daß es jeder Einzelne die Freyheit behielt, ihre Gültigkeit nicht anzuerkennen, folglich auf ſeine Gefahr dagegen zu handeln, oder das Land zu verlaſſen.

Was die Strafen betrifft, ſo waren ſie äußerſt einfach. Wo Erſatz möglich war, Erſatz; in einzelnen Fällen Einkerkerung, auf einige Zeit, oder, wenn die Sicherheit des Staats es erforderte, doch äußerſt ſelten, auf immer; vielmehr, ſtatt dieſes letzten heftigen Mittels, die Landesverweiſung, mit der Bedrohung einer ewigen Einkerkerung, wenn der Verbrecher ſich wieder unter den Abyſſiniern ſehen ließe. An Todesſtrafen war auf keine Weiſe zu denken. Dieſer abſcheuliche Gedanke kam nicht in die Seele der guten Geſetzgeber. Wie ſollte es ihnen eingefallen ſeyn, ſich das Recht anzumaßen, einem ihrer Brüder eine Exiſtenz zu rauben, die ſie ihm weder geben noch zuſichern konnten, worauf er ein Recht gehabt hatte, ehe an ihre Geſetze gedacht war, und dieß deßwegen, weil er andre Begriffe von Recht und Unrecht hatte, als ſie? Wie konnte es ihnen einfallen, ſelbſt zu Beſtrafung des Todtſchlags, noch einen Todtſchlag zu begehen; ohne Zweck, ohne das geſchehene Uebel dadurch gut zu machen, ohne den Verbrecher zu beſſern, ohne hoffen zu dürfen, daß durch dieſe unbefugte Gewaltthätigkeit andre Raſende abgehalten werden würden, in der Wuth der Leidenſchaften ähnliche Verbrechen zu begehen?

Von dieſen Strafen nun wurden nie Ausnahmen gemacht, am wenigſten ſtand dem Fürſten die Befugniß zu, ſie zu mildern, oder zu erſchweren; denn noch war der Begriff, daß der Fürſt in Staats-Angelegenheiten nach ſeinem Willen handeln, ſich an die Stelle des Staats ſetzen, Rache ausüben willkührlich verdammen und los ſprechen, Geſetze aufheben, aus eigner Macht Verordnungen geben, Gnade für Recht ergehen laſſen, und überhaupt Gnaden ertheilen könnte, nie in eines Abyſſiniers Kopf gekommen. Gerechtigkeit üben, das war ſeine Pflicht; Geſetze, geſunde Vernunft und Billigkeit, ſeine Richtſchnur; Er, ein Verwalter des Staats; ſeine Verrichtungen ein übertragnes Amt, wofür er ernährt, verſorgt und geehrt wurde.

So ſtanden die Sachen, und ich meine, ſie ſtanden ſo übel nicht, als einige Stämme in Nubien, welches von Aegypten aus durch rauhe, wilde Menſchen war bevölkert worden, die mit den Abyſſiniern in keiner Verbindung lebten, auf den unglücklichen Einfall geriethen, mit bewaffneter Hand in dieß ſchöne, friedliche Land einzubrechen und unſerm guten Völkchen ſeine fruchtbaren Beſitzungen ſtreitig zu machen. Dieß war der erſte Krieg, den die Abyſſinier führten; ſie waren aber nicht ungeübt in Waffen; gegen Löwen und Hyänen hatten ſie ſich vertheidigen gelernt; nur gegen ihre Brüder das Schwert zu ziehen, das war ihnen neu. Aber hier galt es Rettung des Eigenthums, des Lebens, der Freyheit, und ſie waren an Leib und Seele geſund, nervig, ſtark. Der Zorn der muthwillig gereitzten Sanftmüthigen iſt fürchterlicher, als das Toben des unruhigen Zänkers. Unſre Abyſſinier empfingen, ſchlugen und verfolgten ſiegreich die Nubier, auf eine Weiſe, die dieſen auf lange Zeit die Luſt benahm, ſich wieder an ihnen zu vergreifen. Hierdurch entwickelte ſich bey dem Volke ein bisher unbekannt geweſenes, ſchlafen gelegenes Reſſort, die Tapferkeit, aber mit ihr zugleich ſproß auch der Keim der Ehr- und Ruhmſucht hervor, und in denen, welche in der Schlacht ſich vorzüglich ausgezeichnet hatten, war ein Toben, ein Streben entſtanden, daß ihnen nachher die ſtillen häuslichen und ländlichen Geſchäfte unſchmackhaft machte. Man focht Mann gegen Mann; die Niederlage der Nubier war groß; viele von ihnen wurden gefangen; keiner von Abyſſiniſcher Seite. Noch kannte man die Speculation nicht, Menſchen gegen Geld und Waare umzuſetzen; alſo nahm jeder ſeinen Gefangenen mit ſich nach Haus, und betrachtete ihn als ſeinen Knecht. Die Erbitterung aber gegen ſie war ſo groß, daß man dieſe Gefangnen nicht wie andre Knechte, die, wie vorhin iſt geſagt worden, immer wieder frey werden konnten, behandelte, ſondern ihnen die ſchwerſte Arbeit aufbürdete, ihnen ſchlechtere Koſt und Kleidung gab, und ihnen nicht das Recht zugeſtand, ſich frey zu machen, in ihr Vaterland zurück zu kehren, oder ſich in Abyſſinien feſt zu ſetzen. Das war denn die Entſtehung des unnatürlichen Sclavenſtandes. Wie man ſich indeſſen an alles gewöhnt, ſo hörten dieſe Sclaven zuletzt auf, den Verluſt ihrer Freyheit zu fühlen, beſonders wenn ſie das Glück gehabt hatten, an gute Herren zu gerathen, und weil ſie denn doch ohne häusliche Sorgen lebten, indem die Herren ihnen alle Bedürfniſſe des Lebens reichen mußten. Ja! da es hübſche Männer unter ihnen gab, ſo geſchah es zuweilen, daß die Liebe, die keinen Unterſchied der Stände kennt, zwiſchen ihnen und den Töchtern des Landes Ehebündniſſe zu Stande brachte. Nun wurde durch ein Geſetz verordnet, daß auch die Weiber, Kinder und deren Abkömmlinge Sclaven ſeyn ſollten — alſo Sclaven-Familien! Daß durch dieſe Einrichtung wieder ein großer Unterſchied in den Vermögens-Umſtänden der Eingebornen entſtand, iſt ſehr natürlich; denn wer viel Sclaven hatte, konnte nicht nur größere Anlagen machen, von denen er den ganzen Vortheil zog, ſondern man kam auch bald auf die Finanz-Operation, ſeine Sclaven zu vermiethen.

Jedermann hatte freye Macht, mit ſeinem Vermögen, alſo auch mit ſeinen Sclaven, nach Gutdünken zu ſchalten und zu walten. Hatte nun ein gutmüthiger Herr einen ſeiner Sclaven lieb gewonnen, oder dieſer hatte des Herrn Tochter zum Weibe gemacht, oder der Herr hatte nicht Arbeit genug für ihn; ſo ſchenkte er ihm und ſeiner Familie die Freyheit. Dieſe Freygelaßnen genoſſen dann alle Rechte der Einheimiſchen, und da jeder freye Mann in Abyſſinien ſich niederlaſſen und anbauen konnte, wo er wollte, ſo entſtanden nach und nach Familien die von Fremden abſtammten, und die hernach hie und da auch wohl andre in das Land lockten, wodurch zugleich fremde Sitten, Gebräuche und Bedürfniſſe nach Abyſſinien verpflanzt wurden.

Die Nubier waren durch den erſten unglücklichen Erfolg ihrer Waffen noch nicht vom Kriege abgeſchreckt worden, ſondern erneuerten ihre Anfälle in Abyſſinien. Dieß ſetzte die Einwohner in die Nothwendigkeit, ſich ſtets zur Vertheidigung bereit zu halten. Das Oberhaupt, der

Fürſt, war immer, wie wir gehört haben, ein alter Mann, folglich weniger geſchickt, die Beſchwerlichkeiten der Feldzüge auszuhalten, in denen er ſein Volk, das jetzt kriegeriſch geworden war, anführte. Dieß lehrte die Abyſſinier, daß es nun beſſer ſey, bey entſtehendem Todesfalle ihres Oberhaupts, einen jüngern Mann an ſeiner Stelle zu wählen. Natürlicher Weiſe traf die Wahl den, welcher in den Feldzügen die größten Beweiſe von Muth gegeben hatte. **Nun alſo wurde, ſtatt daß vorher bloß Weisheit, Alter, Erfahrung ein Recht zum Throne gegeben hatten, noch perſönliche Tapferkeit ein Erforderniß, um Fürſt zu ſeyn.**

Perſönliche Tapferkeit hat zum Theil ihren Grund in Organiſation des Körpers, zum Theil wird ſie durch einen Enthuſiasmus, durch ein Ehrgefühl erzeugt, und beides pflegt in gewiſſen Familien fortgepflanzt zu werden. Der tapfre, nervige Sohn, des tapfern, nervigen Fürſten focht an der Seite ſeines Vaters, wurde angefeuert durch das Beyſpiel ſeines Muths, und zu Hauſe durch kühne, große Grundſätze empor gehoben. Die Achtung, Furcht und Ehrerbiethung, welche man für den Fürſten empfand, fing bald an, ſich auch auf ihre Familien zu erſtrecken. Bey einer neuen Fürſtenwahl glaubte man dem tapfern Oberhaupte keinen beſſern Nachfolger geben zu können, als ſeinen tapfern Sohn. Nach Verlauf eines halben Jahrhunderts wurde es zu einer Art von Obſervanz, die Fürſten aus Einer Familie zu wählen, um ſo mehr, da dieſe früh zu Regenten auferzogen wurden, und keine andre Handthierung trieben. Endlich wurde ein Recht daraus und das Reich wurde ein Erbreich.

Zwey Umſtände trugen hierzu noch ſehr viel bey. Nähmlich, erſtlich: da jeder Bürger im Staate, der das männliche Alter erreicht hatte, mitwählte, und das Volk nun auf einen kriegeriſchen Ton geſtimmt war, ſo hatte der tapfre Fürſtenſohn immer die Stimmen derer auf ſeiner Seite, unter deren Augen er bey der Armee gefochten hatte, indeß die kleinere Anzahl der weiſern Alten, die nicht mit im Felde geweſen waren, wohl freylich lieber für einen Mann ſtimmten, der mehr durch Einſicht, Kaltblütigkeit und Erfahrung, als durch Kühnheit und Muth des Thrones würdig ſchien. Zweytens: der Tapferſte gewann im Kriege die mehrſten Gefangnen, erhielt folglich die mehrſten Sclaven, konnte folglich reicher und mächtiger werden, als die andern (und Reichthum verblendet ja das

Volk, und gibt Zuverſicht), konnte endlich mehr Sclaven frey laſſen, die dann Bürger wurden, aber ihm aus Dankbarkeit verpflichtet blieben, und ſeinem Sohne ihre Stimme nicht verſagten, vielleicht gar nur unter dieſer Bedingung die Freyheit erhielten. **Hier haben wir eine Entſtehung der Hof-Creaturen, und den ſchwachen Anfang des dem Deſpotismus ſo vortheilhaften Lehnſyſtems in Abyſſinien.**

Auf ſtürmiſche Zeiten folgten ruhigere; der Krieg, den die Nubier angefangen hatten, war hauptſächlich darauf abgezielt geweſen, ſich in den Beſitz einer Provinz von Abyſſinien zu ſetzen, aus welcher ein Product gezogen werden konnte, an welchem es in Nubien fehlte. Dagegen gab es aber in dieſem Lande wieder Producte welche man in Abyſſinien nicht hatte. Kältere Ueberlegung unterrichtete beide Parteyen von der Möglichkeit, durch Tauſch ihre gegenſeitigen Wünſche zu befriedigen; man ſchloß einen Vergleich. — Dieß **war die Enſtehung des Handels**, mit welcher wiederum die Abyſſiniſche Cultur, Stimmung und Verfaſſung eine andre Geſtalt und Wendung bekamen, woron es der Mühe werth iſt, etwas weitläuftiger zu reden; und das ſoll im folgenden Kapitel geſchehen.

Zehntes Kapitel.

Fragmente aus der mittlern Geſchichte von Abyſſinien.

Wie groß der Einfluß iſt, den der Handel auf die Cultur der Völker, auf ihren Geiſt und auf ihre Moralität hat, das erfährt jeder, der die Geſchichte mit einiger Aufmerkſamkeit ſtudiert; auch das Königreich Abyſſinien fühlte bald dieſen Einfluß, wie wir jetzt ſehen werden. Vorher aber müſſen wir noch zergliedern, welche Art von Revolution die Einführung des Geldes und die Entdeckung der Bergwerke bewirkten

Da der Tauſch-Handel große Ungemächlichkeiten hatte, ſo wünſchte man längſt, eine Waare zu finden, die immer gleichen Werth behielte, die jedermann brauchen, leicht herbey ſchaffen, leicht in Verhältniß mit allen ſeinen Bedürfniſſen ſeyen, die der allgemeine Maßſtab des Werths aller Landesproducte werden könnte — mit Einem Worte, die ihnen das würde, was wir Geld nennen. Ein Ausländer gerieth nach Abyſſinien, und lehrte dem Fürſten den Werth kennen, den andre Völker auf die edeln Metalle und auf Juwelen ſetzen, und den Gebrauch, welchen ſie davon machen. Abyſſinien iſt reich an Gold, Silber, Eiſen, Kupfer, Edelſteinen aller Art, hat Salz, Marmor, und dabey einen ſolchen Ueberfluß von Früchten, Korn und andern Nothwendigkeiten und Annehmlichkeiten des Lebens, daß es dem Fremden nicht ſchwer hielt, dem Fürſten zu beweiſen, wie groß der Vortheil des Handels auf Seiten der Abyſſinier ſeyn würde, wenn man die Bergwerke fleiſſig betriebe, Gold und Silber zum Maßſtabe der größern Waaren machte, zu kleinern Summen aber, ſtatt der Scheidemünze, ſich des blauen wollnen Zeugs bediente, welches im Lande verfertigt wurde.

Nun war nur die Frage, wer den Nutzen von den Bergwerken ziehen ſollte. Erlaubte man jedem Eigenthümer eines Bodens, alles, was dieſer Boden enthielte, auszugraben und als ſein Eigenthum zu betrachten; ſo konnte das Ungefähr den Beſitzer eines kleinen Stückchen Landes unermeßlich reich machen, indeß der Eigenthümer einer zehen Mahl ſo großen Beſitzung arm blieb, welches eine unnatürliche Vertheilung des Vermögens zu ſeyn ſchien. Noch fand man, daß Bergwerke viel Hände erfordern, folglich mancher

unter

unterirdiſche Schatz, aus Unvermögen des Grund-Eigenthümers, ihn aus der Erde zu fördern, vergraben geblieben ſeyn würde. Das Natürlichſte war alſo, die Bergwerke auf Koſten und zum Vortheile des ganzen Staats zu betreiben, den Beſitzern des Bodens aber, welchen man umwühlte, den dadurch verurſachten Schaden zu erſetzen. Was ſollte aber nun mit dem Schatze angefangen werden, den der Staat auf dieſe Weiſe gewann? Billig wäre es geweſen, ihn unter alle Familien zu vertheilen. — Aber welche Weitläuftigkeit! Hierzu kam, daß man anfing, den Nutzen einer öffentlichen **Staats-Caſſe** einzuſehen. Wenn Heerſtraßen, Waſſer-Dämme, Waſſer-Leitungen anzulegen und dergleichen, dem ganzen Lande vortheilhafte Einrichtungen zu machen waren; ſo wurde es ſchwer, die entfernt wohnenden Familien an der gemeinſchaftlichen öffentlichen Arbeit, ohne große Verſäumniß ihrer eignen Geſchäfte, eben ſo viel Antheil nehmen zu laſſen, als die benachbarten Einwohner. Hatte man aber eine öffentliche Caſſe, in welche die Einkünfte des Staats floſſen, ſo wurden auch die öffentlichen Ausgaben daraus beſtritten, und hatte man Geld, ſo konnte man die, welche an ſolchen Werken arbeiteten, daraus bezahlen, und das Geld, welches die Arbeiter gewannen, war hinreichend, ſie dafür zu entſchädigen, daß ſie indeß für ſich nicht thätig ſeyn konnten; denn für dieß Geld vermochten ſie alle Bedürfniſſe des Lebens von denen, welche indeß ihre Geſchäfte trieben, einzuhandeln. Alſo wurde Geld eingeführt, eine öffentliche Caſſe errichtet, und die Bergwerke gehörten dem Staate. Weil aber der Staat nur eine metaphyſiſche Perſon iſt, ſo glaubte der Vorſteher des Staats, der Fürſt, ſich an die Stelle desſelben ſetzen zu dürfen. Als ich in Holzmünden auf der Schule war, nannte unſer Rector dieſe oratoriſche Figur eine Metonymia praeſidis, pro re, cui praeſidet — ich glaubte niemahls, daß dieſe Pedanterey in der Anwendung ſo ernſthafte, wichtige Reſultate liefern könnte. Alſo noch ein Mahl! Hier ſetzte ſich der Fürſt zuerſt an die Stelle des Staats, wurde der Verwalter der öffentlichen Caſſe und der Inhaber der Bergwerke.

Allein es verſtand ſich doch von ſelber, daß der Fürſt nicht willkührlich mit dem Staats-Schatze wirthſchaften durfte, ſondern daß er zu gewiſſen Zeiten den Häuptern der einzelnen Stämme Rechnung von ſeinem Haushalte ablegen mußte. Da ſich nun überhaupt die Geſchäfte ſehr vervielfältigten, und er nicht allem allein vorſtehen konnte, ſo beſchloß man Collegia, das heißt, Ausſchüſſe verſtändiger, alter Männer, aus dem Volke zu errichten, welche, unter Anführung des Oberhaupts, ſich in die Geſchäfte theilen mußten. Die Subjecte dazu, oder die Repräſentanten der Nation, wählte theils das Volk, theils ernannte ſie der Fürſt, weil es ihm doch nicht einerley war, mit wem er gemeinſchaftlich arbeiten ſollte. Dieſe Männer aber mußten nun freylich ihre häuslichen Geſchäfte aufgeben; man ſuchte ſie dafür zu entſchädigen, und wies ihnen Beſoldungen aus der öffentlichen Caſſe an.

Die wohl verdiente Verehrung, welche man gegen das gewählte Oberhaupt des Reichs hatte, entfernte alles Mißtrauen. Man dachte nicht daran, ihn ſo ſehr einzuſchränken, daß man verlangt hätte, er ſollte zu jedem Schritte erſt die Beyſtimmung der Collegien zu erlangen ſuchen. Der Fürſt fing daher nach und nach an, nach Gutdünken die Beſoldungen auszutheilen und die erledigten Bedienungen zu beſetzen; und dieß that er damahls ſehr gewiſſenhaft, weil er für ſich nichts durchzuſetzen, kein andres Intereſſe hatte, als das allgemeine, weil ihm nichts zu wünſchen übrig blieb, als daß die Geſchäfte ordentlich getrieben würden.

Das Ruder war alſo ganz in des Fürſten Händen, das Staats-Vermögen unter ſeiner Aufſicht und die Staats-Bediente ſtanden unter ihm; allein man ſetzte doch feſt, daß große, wichtige National-Angelegenheiten der Entſcheidung gewählter Repräſentanten aus allen Stämmen, die ſich, ſo oft es nöthig wäre, verſammeln würden, überlaſſen werden ſollten.

Der Umlauf des Geldes machte bald eine gänzliche Veränderung in den Vermögens-Umſtänden der Einwohner. Da man ſahe, daß man für einen Haufen von dieſer kleinen Waare alles erlangen konnte, was man brauchte und wünſchte, ohne ſelbſt graben, ſäen, ſpinnen zu dürfen; ſo bemühete ſich nun jeder, theils durch vortheilhaften Handel, theils dadurch, daß er ſich für ſeine weniger mühſamen Dienſte ſo theuer als möglich bezahlen ließ, ſo viel Geld als zu gewinnen war, zu gewinnen.

Die Folgen davon auf die Moralität und auf die Induſtrie ſind leicht zu überdenken. Der eſprit public wurde lauer; man dachte bey jedem Schritte an das Privat-Intereſſe. Der kriegeriſche Geiſt ließ nach; eine Gefahr die dem Staate im Allgemeinen drohete, ſchreckte den Einzelnen nicht ſo ſehr, in ſo fern er nur hoffen konnte, für ſich und die ſeinigen ruhig zu bleiben. Durch Errichtung der Staats-Caſſe war das Privat-Eigenthum von dem allgemeinen getrennt; man hielt den Staat für ſehr reich, und machte unaufhörlich Jagd auf Beſoldungen und Vergütungen. Da dieſe von dem Fürſten abhingen, ſo fing man an ihm zu ſchmeicheln, ſich ihm gefällig zu machen, um für kleine, unwichtige Dienſte, große Bezahlung zu erhalten. Der herrſchende Gedanke nun, alles, Arbeit, Mühe, Verwendung zum Beſten des Staats, nach baarem Gelde taxiren zu können, erniedrigte die Seelen der Menſchen; Großmuth, Aufopferung, Uneigennützigkeit wurden ſeltner. Man hielt keine Art von Geſchäfte mehr für unedel, ſobald es nur Geld einbrachte. Die Nothwendigkeit, ſich einzuſchmeicheln, um ſich Gönner oder Käufer zu verſchaffen, benahm dem Character Eigenheit und Energie, erzeugte Falſchheit, Verſtellung, Höflichkeit und feine Lebensart, und da man den Handel als einen freywilligen Contract anſah, ſo nahm man ſichs nicht übel, wenn der Andre den Werth der Waare nicht verſtand, ihn zu überliſten, zu betrügen. — Treue und Wahrheit verſchwanden.

Die Begierde, Geld zu erwerben, gab indeſſen doch auch Gelegenheit zu Erfindung mancher nützlichen Künſte.

Die täglich zunehmende Vervielfältigung der Verhältniſſe erforderte eine Menge neuer Geſetze. Je größer die Zahl derſelben wurde, deſto mehr verloren ſie von ihrer Ehrwürdigkeit und Heiligkeit. Bald machte man ſich kein Verbrechen mehr daraus, ſie heimlich zu übertreten, wenn man ſeinen Vortheil dabey fand.

Der Fürſt, der nun immer mehr anfing, ſich an die Stelle des ganzen Staats zu ſetzen, wagte es, zuerſt unwichtige und nachher wichtigere Geſetze aus eigner Macht zu geben. Man ließ ihn wirken; die Mehrſten dachten an ihren Privat-Nutzen, und ließen im Staate alles geſchehen, in ſo fern ſie nicht unmittelbar dabey verloren; viele traueten dem Fürſten; auch hatte er ja noch kein Intereſſe dabey, ſchlecht zu handeln: allein die Sache war wichtig der Folgen wegen. Seine Macht wurde durch Indolenz der Nation immer größer; man hätte ihn im Zaume halten ſollen; aber die Collegien beſtanden aus ſeinen Creaturen, die Zahl der hungrigen Schmeichler nahm täglich zu, erfüllte ihn

mit

Univ. Bibl.

mit thörichter Eitelkeit, und verſchrob ihm, ſeinen Weibern und ſeinen Kindern Kopf und Herz.

Auf einer großen Verſammlung der National-Deputirten wurde nun aufs neue die Frage wegen der Erbſchaften aufgeworfen. Man wollte es unbillig finden, daß einem Menſchen, der keine Familie hinterließ, nicht das Recht zuſtehen ſollte, das liebe, ſchöne Geld, welches er geſammelt hatte, nach ſeinem Tode einem Freunde zuzuſichern, ſondern daß dieſe Reichthümer in den öffentlichen Schatz kommen ſollten. Dieſe Motion bewies genug, wie ſehr man jetzt das Privat-Intereſſe vom allgemeinen trennte. Wirklich wurden die Erlaubniß zu teſtiren und die Rechte der Seiten-Verwandten auf den Nachlaß eines Menſchen, der ohne Teſtament ſtarb, feſt geſetzt, und dieß öffnete dann den Weg, durch Schmeicheley Erbſchaften zu erſchleichen, gab reichen Leuten Gelegenheit, ihre ärmern Verwandten zu tyranniſiren, brachte Eigennutz in die ehlichen Bündniſſe, machte, daß die Leute anfingen, ſich in ihrer Verwandten häusliche Geſchäfte und Eheſtands-Sachen zu miſchen, und da der Staat nun nicht mehr Gelegenheit hatte, durch Verſchenkung ſolcher heim gefallenen Güter an Aermere eine gewiſſe Gleichheit der Vermögens-Umſtände herzuſtellen; ſo wurden einige Stämme durch Erbſchaften ungebührlich reich.

Das waren die erſten und natürlichſten Folgen welche die Schätze, die man der Erde entlockt hatte, ſodann der Geld-Umlauf, der inländiſche Handel, und die dadurch entſtandne große Verſchiedenheit unter den Vermögens-Umſtänden in Abyſſinien nach ſich zogen. Der ausländiſche Handel aber bewirkte, außer allen dieſen, noch weit wichtigere Revolutionen, wovon ich jetzt reden will.

Der Verkehr mit den benachbarten Nationen erzeugte den Luxus, machte die Abyſſinier mit Annehmlichkeiten und Gemächlichkeiten des Lebens bekannt, die ihnen bis dahin fremd geweſen waren, und die, nachdem ſie dieſelben ein Mahl geſchmeckt hatten, ihnen bald zum Bedürfniſſe wurden. Sie lernten die Zubereitung betäubender, ſtarker Getränke, den Gebrauch langſam vergiftender Gewürze, Nerven kitzelnder Opiate, des Tobaks, des Rauchwerks und balſamiſcher Wohlgerüche. Die durch den Handel reich gewordnen Leute fingen an, einen Aſiatiſchen Aufwand in ihrem Hausrathe, in ihrer Kleidung zu machen, ſchliefen des Nachts auf weichen Betten, wälzten ſich bey Tage auf ſeidnen Polſtern.

ſtern. Die ſtarken Körper wurden entnervt; da erwachte eine Menge unmäßiger Begierden, heftiger Leidenſchaften — Grillen, Launen, Kränklichkeit, kurz! Verderbniß der Sitten. Herabwürdigung an Leib und Seele waren die ſichern Wirkungen dieſer weichlichen, wollüſtigen Lebensart. Hohe Tugenden ſchlieſen; der Nerv zu großen Thaten wurde gelähmt; Einfalt, häusliche Glückſeligkeit, unſchuldige Freuden, Kinderſinn, Treue, herzliche Hingebung und froher, reiner Genuß verſchwanden.

Da die Bedürfniſſe immer mannigfaltiger wurden, und die Preiſe der Lebensmittel ſtiegen, ſo bedurfte nun jedermann mehr, als bisher; reich zu ſeyn wurde alſo täglich wichtiger, nöthiger; denn einfach, mäßig und weiſe ſeyn, hieß nun ſchon: ſich etwas verſagen; arm zu ſeyn, kein Geld zu haben, war eine Art von Schimpf; der Wohlhabende wurde geſchmeichelt, geehrt, um von ihm zu ziehen, der Dürftige zurückgeſetzt, verachtet; perſönliches Verdienſt kam nicht mehr in Anſchlag; Eigennutz war die große Triebfeder und man erlaubte ſich, um reich zu werden, alle, auch die niedrigſten, ſchiefſten Mittel und Wege.

Der Reiche wollte nun nicht mehr arbeiten, hatte für nichts Sinn, als für Genuß. Um ſich her verſammelte er einen Haufen bezahlter Schmeichler und Gaukler, die ihm die Zeit vertreiben halfen. Der Müſſiggang erzeugte theils neue Laſter und Thorheiten, theils gab er Gelegenheit zu Erſindung und Vervollkommnung der ſchönen Künſte. Der Mißbrauch derſelben machte nun vollends weibiſch, erhitzte die Phantaſie, erregte die Begierden. Bald war der Geiſt der ganzen Nation nur für Kleinigkeiten, Thorheiten, Spielwerke empfänglich. Witz galt mehr als geſunde Vernunft; Bombaſt in Worten mehr, als nüchterne Weisheit. Die Sinne wollten ohne Unterlaß gekitzelt ſeyn. Man entfernte von ſich alles, was Anſtrengung, Ernſt, Ausdauern erforderte, und ſehnte ſich nur nach dem Genuß des Augenblicks; floh alles, was unangenehme Eindrücke machte, lebte und webte in immerwährendem ſinnlichem Taumel und haſchte nach Idealen.

Jetzt entſtanden eine große Menge neuer Verhältniſſe, Conventionen, Umgangs-Regeln, leere Complimente, wobey man nichts dachte, unnütze Geſchäfte, um die Zeit zu tödten, geſellſchaftliche Vergnügungen von alberner Art; und jemehr man darauf ſtudierte, ſeinen Genuß zu vervielfältigen, um deſto weiter floh die wahre, reine Freude; und lange Weile, die man ehemahls nie gekannt hatte, nagte an den friedenloſen, von tauſend unbeſtimmten, thörichten Wünſchen und Unruhen in Tumult gebrachten Herzen.

Der Reiche mißbrauchte das Uebergewicht, welches er über den Armen hatte, den er nur geſchaffen glaubte, um ſeinen Lüſten und Phantaſien zu frohnen; und dieſer, der auch corrumpirt war und tauſend Bedürfniſſe hatte, die ihn von Jenem abhängig machten, trug ſclaviſch ſein Joch, und beſchäftigte ſich nur mit liſtigen Planen auf den Geldbeutel des dümmern Reichen.

Wer hatte aber ein größeres Recht über Alle, als der Fürſt? Er hatte die Mittel in Händen, reicher als jemand im Lande zu werden; er wurde alſo auch üppiger und wollüſtiger als Einer; er wurde mehr als Einer durch Schmeicheley verderbt. Er, in deſſen Händen die Staats-Caſſe war, hatte mehr als Einer die Macht, die Aermern zu drücken, die Lebensmittel zu vertheuern und auf alle wirkliche und eingebildete Bedürfniſſe ſeine ſchwere Hand zu legen. Auch that er das, und die Menſchen, die ſich zu Sclaven ihrer Begierden gemacht hatten, mußten nun wohl die Sclaven deſſen werden, der Gewalt hatte, dieſe thörichten Begierden zu befriedigen, oder nicht. Der genügſame, mäßige, geſunde Mann findet aller Orten Freyheit und Vaterland; der ſchwache Wollüſtling lebt in ewiger Knechtſchaft von Innen und Auſen. **Luxus und Corruption wurden die erſten Grundpfeiler des Deſpotismus.** Das entnervte Volk fühlte nicht nur die Feſſeln nicht, die es ſich geſchmiedet hatte, ſondern, da es auch durch den Handel mit Völkern in Verbindung gekommen war, bey denen der Deſpotismus ſchon größere Fortſchritte gemacht hatte; ſo veränderten ſich auch nach und nach ihre Ideen von den Verhältniſſen zwiſchen Fürſten und Nation ſo ſehr, daß ſie ſichs für eine Ehre hielten, einen eben ſo unumſchränkten, in eitler Pracht glänzenden Monarchen auf ihrem Nacken ſitzen zu haben, als ihre Nachbarn, die Völker Nubiens. In dieſer Periode nahm denn auch das Oberhaupt der Abyſſinier den königlichen Titel an, oder den Titel des groſſen Negus.

Eilftes Kapitel.

Bruchſtücke aus der neuern Geſchichte Abyſſiniens.

Wir haben geſehen, wie nach und nach ſich das Familien-Regiment an der Hand der Zeit, durch natürliche Revolutionen, in eine republicaniſche, dann in eine monarchiſche Form ummodelte, und endlich in unbegrenzten Deſpotismus ausartete. Allein bis jetzt wurde von Seiten des Königs dabey nicht eigentlich planmäßig zu Werke gegangen; doch bald kam es auch dahin, daß der Deſpotismus in ein Syſtem gebracht wurde. Aus dem vorhin erzählten läßt ſich leicht ſchließen, daß die Menſchen, welche der König um ſich her verſammelte, eine Rotte nichtswürdiger, ſclaviſcher Schmeichler ausmachten; denn die, deren Herz und Sitten noch unverderbt waren, flohen den Hof, welcher der Sitz der Schwelgerey, der Ueppigkeit und des Müſſiggangs geworden war. Jene aber verführten den Deſpoten zu immer größern Ausſchweifungen, Inconſequenzen, Thorheiten und zu dem Mißbrauche ſeiner Gewalt. Die Schlaueſten unter ihnen wurden ſeine Lieblinge, gaben ihm Anſchläge, wie er es anfangen müßte, der Nation noch den letzten Schatten von Freyheit zu rauben, und indem ſie ihm behülflich waren, die unumſchränkteſte Gewalt in ſeine Hände zu legen, regierten ſie den Deſpoten und ſuchten ſich auf Koſten des Staats zu bereichern.

Nun wurden alle Bedienungen mit den **Creaturen** der Lieblinge beſetzt, Beſoldungen und Jahrgelder an Unwiſſende und Böſewichte ausgetheilt; Parteylichkeit, Ungerechtigkeit und Beſtechung herrſchten in allen Departements. Man gab **willkührlich Verordnungen und Geſetze**, deren eines dem andern widerſprach, verhing gegen die Uebertreter derſelben **Strafen**, die nicht im Verhältniſſe mit den Verbrechen ſtanden, und die man nach Gutdünken, erſchwerte, minderte oder nachließ. Freygeborne Menſchen wurden wie Sclaven **am Leibe** beſtraft, ja! endlich ſogar **am Leben**.

In den Befehlen, welche der König gab, las man nun die Ausdrücke: **Gnade, unterthänigſte Befolgung** und mehr ſolcher empörenden Phraſen. Man ſprach von der **Heiligkeit** der **Perſon** des Monarchen, von **Majeſtät** und dem Verbrechen der **beleidigten Majeſtät**.

Rechte, die jedem freyen Manne zukommen, zum Beyſpiel, die wilden Thiere auf dem Felde, die Vögel in der Luft zu ſchießen, und die Fiſche im Waſſer zu fangen, erklärte man für Regalien, oder beſchenkte nichtswürdige Günſtlinge mit dieſen Befugnißen.

Auch Handel und Gewerbe blieben nicht frey. Man ertheilte Privilegien, Monopolia, Exemtionen von gewiſſen Verordnungen, an einzelne Perſonen, und hielt es nicht für Pflicht, noch der Mühe werth, der Nation andre Urſachen für dieß alles anzugeben, als daß es Seiner Majeſtät gnädig gefallen habe, es alſo zu verordnen.

Um jedoch irgend einen Schein anzunehmen, als wenn dieſe abſcheulichen Eingriffe in die Rechte der Menſchheit und der geſunden Vernunft mit Beyſtimmung des Volks geſchähen, verſammelte man noch ein Mahl die Repräſentanten der ganzen Nation; allein man wußte, durch Beſtechungen, Verheiſſungen und Drohungen die Wahl dieſer Repräſentanten ſo zu lenken, daß nur ſclaviſche und unwiſſende Menſchen ſich dort verſammelten und alles billigten, was der Deſpot vorſchlug.

Der König bauete ſich eine große, prächtige Stadt, die Arum hieß, jetzt aber nicht mehr die Reſidenz iſt, ſeitdem Gondar gebauet worden. Dort lebte er in Aſiatiſchem Puppenglanze, von ſeinen Sclaven umgeben. Man veranſtaltete daſelbſt das ganze Jahr hindurch Feſte, Schauſpiele und Feyerlichkeiten, welche die Augen des Volks blendeten, die Sinne reitzten, die Vernunft übertäubten und von ernſthaften Betrachtungen ableiteten. Da tanzte und ſpielte man die Grillen weg, und umwand ſich die Sclavenketten mit Roſen.

Allein noch gab es eine Anzahl feſter, von der allgemeinen Corruption weniger angeſteckten Männer, die endlich des Unweſens müde wurden, ſich laut und kräftig den Tyranneyen und Bedrückungen widerſetzten, und ſich weigerten, willkührliche, thörichte und verderbliche Verordnungen zu befolgen. Die Beſitzer nähmlich der größern Güter, die Häupter der Stämme, die des Hofs nicht bedurften, nach keinen Penſionen angelten, keine Bedienungen ſuchten, ſondern fern von der Reſidenz, auf dem Lande lebten, und ſich, wie billig, als Mitregenten und Stellvertreter ihrer ärmern Nachbarn anſahen, hielten lange Zeit dem Deſpotismus die Stange. Dieß war der eigentliche Adel des Reiche. Es war eine mächtige Partey, die man ſchonen mußte; und wirklich ſah ſich der Deſpot gezwungen, einige ſeiner Verordnungen zurück zu nehmen, um einem allgemeinen Aufruhr vorzubeugen. Freylich wurden viele von ihnen auch nach und nach des ewigen Proteſtirens müde, liebten die Ruhe, und ließen manches geſchehen, was grade nicht unmittelbar ſie und ihre Unterthanen traf; doch blieb dieſe Partey noch immer mächtig genug, um den Deſpoten in die Nothwendigkeit zu ſetzen, auf andre Mittel zu denken, ſich auch dieſen Stand unterwürfig zu machen. Hierzu nun bediente man ſich ſchlauer Kunſtgriffe. Man ertheilte einigen von ihnen wichtige Bedienungen, lockte ſie in die Reſidenz, verführte ihre Kinder, erweckte in ihnen den Hang zur Pracht, zu eiteln Vergnügungen, zum Flitterſtaate. Da ließen ſie nun ihre Beſitzungen in den Händen eigennütziger Verwalter und Pächter, verzehrten, was ihnen dieſe gaben, in der Stadt, richteten ſich durch unnützen Aufwand zu Grunde und verarmten. Als man viele ſo weit gebracht hatte, ſchoß man einigen Geld vor, und machte ſie dadurch abhängig vom Hofe. Andern that man den Vorſchlag, gegen gewiſſe Summen, die man ihnen ſchenkte, ihre Güter für ein Eigenthum des Königs zu erklären und ſie von ihm zu Lehn zu nehmen. Wenn die Familien ausſtarben, ertheilte man dieſe Lehne an Creaturen des Hofs. Man reitzte die Eitelkeit von andern, erfand unnütze Hof-Bedienungen, Titel und dergleichen, die man ausſchließlich dem Adel zuſicherte, maßte ſich das Recht an, dieſen Adel zu ertheilen und erblich werden zu laſſen. Man gewöhnte die Menſchen Werth auf kleine, elende äußere Auszeichnungen zu legen, auf Bänder und Ketten, die man ihnen umhing, auf gewiſſe Kleidungen, die man ihnen zu tragen erlaubte, auf Stellen, die einen gewiſſen Rang gaben. Da riſſen ſich dann die Leute um die Ehre, dem Könige den Sonnenſchirm nachtragen zu dürfen, oder den Schlüſſel zu ſeinem heimlichen Gemache in Verwahrung zu haben, ihm die Braten zu zerlegen, ſeine Livree zu tragen, ihm die Schuhe küſſen, und dann wieder ſeine eignen Knechte zu ähnlichen niedertrachtigen Dienſten zwingen zu dürfen. Dieſe Vorrechte aber wurden nur dem Adel ertheilt, und die Idee, daß hierin wirklich wahrer Werth beruhe, ging unmerklich in alle Stände über; jeder rang darnach, ein Aemtchen, wobey er müſſig gehen konnte, ein Titelchen, einen Adelsbrief, oder dergleichen zu erhaſchen. Nun fehlte es dem Deſpoten nicht an Mitteln, das

Volk zu feſſeln, und der Adel, welcher ehemahls eine Vormauer gegen die Eingriffe des Tyrannen geweſen war, wurde nun das das Werkzeug zu gänzlicher Unterjochung der Nation.

Seildem der König ſich das Recht zu verſchaffen gewußt hatte, nach Belieben ſeine Einkünfte zu vermehren, die Staats=Caſſen als die ſeinigen anzuſehen, Lehne einzuziehen, Regalien zu erfinden ꝛc. war er freylich ſehr reich geworden; allein der ungeheure Luxus, welcher am Hofe herrſchte, die Verſchwendung aller Art und dabey die unordentliche und betriegeriſche Verwaltung der Staats=Einkünfte, erſchöpfte doch die Caſſen. Davon war nun gar nicht mehr die Rede, daß man dem Volke Rechnung von Verwendung der Gelder thun müſſe. Dem Könige war jedermann Rechenſchaft ſchuldig; er niemand. Allerley neue Regalien, die man erfand, Handlungs=Operationen, neue Anlagen von Bergwerken, Marmor=Gruben, Zölle, Geld=Strafen und viel andre Mittel hatte man ſchon verſucht; doch war man noch nicht ſo kühn geweſen, das beſtimmte Privat=Vermögen der Unterthanen unmittelbar anzugreifen, und ſie mit Auflagen zu beläſtigen; jetzt kam auch daran die Reihe. Man forderte Abgaben, Steuern; um aber gegen alle

Widerſetzung ſicher zu ſeyn, befreyete man den Adel und andre Stände, die Einfluß auf das Volk hatten, von dieſen Steuern, und wälzte die ganze Laſt derſelben auf den armern Theil der Nation, der nun, um das Geld herbey zu ſchaffen, wovon Müſſiggänger, Hofſchranzen, Geiger, Pfeifer und Huren beſoldet wurden, vom frühen Morgen bis ſpät in die Nacht, im Schweiſſe ſeines Angeſichts arbeiten mußte. Da verlor dann der niedergebeugte Unterthan allen Muth, allen Lebens-Genuß, alle Hoffnung ein wenig wohlhabender zu werden, für ſeine Kinder etwas zu ſammeln. — Ja! man fing an, genau zu berechnen, wie viel man dem Bauer erlauben dürfe, zu beſitzen; wie viel man ihm jahrlich, von ſeinem eignen, ſelbſt erworbnen Vermögen laſſen dürfe, ohne daß er übermüthig würde, das heißt: ohne daß er fühlte, daß er ein Menſch wäre, und damit er doch auch nicht verhungerte, auch Kräfte genug behielte, um wieder ſo viel herbey zu arbeiten, als man ihm im folgenden Jahre nehmen wollte.

Dabey herrſchte in der Reſidenz und in den übrigen Städten das allgemeinſte Verderbniß der Sitten Die unnatürlichſten, unmenſchlichſten Laſter wurden öffentlich getrieben; man rühmte ſich ſeiner Verbrechen; die abſcheulichſten Ausſchweifungen zu begehen, das gehörte zu dem Ton der großen Welt. Von den ſchändlichſten Krankheiten wurden ganze Familien angegriffen. Man erreichte nicht mehr die Hälfte des ehemahls gewöhnlichen Menſchenalters; häusliche Glückſeligkeit, Treue und Glauben, Menſchenliebe und Geſundheit fand man nur in den Hütten der Armen.

Die Vornehmen hielten ſich berechtigt, nicht unter dem Zwange der Geſetze zu ſtehen, und konnten ſie ſich ihnen auch nicht ganz entziehen, ſo war doch mit einer Hand voll Geld alles wieder gut zu machen, und es gab andre Strafen **für den Reichen, als für den Armen, andre für den Edelmann, als für den Bauer.** Wenn dieſer ein Jagd-Thier ſchoß, ſo wurde er lebendig geſpießt; wenn jener einen Knecht tödtete, ſo wurde er zu einer mäßigen Geld-Buße verurtheilt. — **Ein Geſetz aber, dem der König unterworfen geweſen wäre, gab es gar nicht.**

Nun wirkten in allen Ständen nur drey Triebfedern zu allen Handlungen: Eitelkeit, ſinnlicher Genuß und Geldgier. Um Gewinſt war es dem Richter bey Verwaltung der Juſtiz zu thun. **Gerechtigkeit wurde eine Wiſſenſchaft;** die Menge der unbeſtimmten, ſchwankenden, ſich widerſprechenden Geſetze erforderte bey jedem einzelnen Falle eine beſondere Auslegung. Man ſtellte Sachwalter an, welche die Kunſt, dieſe Geſetze auf allerley Seiten zu drehen, zu einem eignen Studium machten. Geſunde Vernunft, und klare, kurze mündliche Darſtellung wurden aus den Gerichtshöfen verbannt. Die einfachſten Proceſſe wurden Jahre lang herum gezerrt, bis beide Parteyen ſo viel an Gerichtsgebühren und Proceßkoſten ausgegeben hatten, als der ganze Gegenſtand des Streits werth war. Falſche Beredſamkeit, Beſtechung, Gunſt und Chicane lenkten das Urtheil zu ihrem Vortheile.

Der für die Menſchheit ſo wohlthätige Stand eines Arztes verlor nicht weniger, als der des Richters, von ſeiner Würde. Zu ihm durfte nicht mehr der Arme ſeine Zuflucht nehmen, wenn der Tod drohete, ſechs unmündige Kinder zu Waiſen zu machen, die, ſo bald ſie ihrer einzigen Stütze, ihres Vaters, beraubt wurden, von deſſen Erwerbe ſie lebten, betteln mußten; ſondern der Arzt war nun nur für reiche Kranke ſichtbar. Wie ſollte er es anfangen, wenn er mit ſeiner Familie leben, und was man nennt anſtändig leben wollte? Und anſtändig, das heißt: mit einigem Aufwande, mußte er leben, wenn es ihm um Praxis zu thun war, denn ſonſt nannte man ihn den Bettel-Doctor, und niemand vertrauete ſich ihm an; denn, wenn der Kerl etwas verſtünde, ſprach man, ſo würde er nicht ſo armſelig leben müſſen. Der Staat beſoldete ihn nicht; alſo mußte er ſich bey den Großen und Reichen einzuſchmeicheln ſuchen, des Morgens ſeine theure Zeit bey ihnen verlieren, um ihre Klagen über eingebildete, oder ſolche Uebel anzuhören, die ſie ſich ſelber durch Unmäßigkeit zugezogen hatten. Aber er mußte auch dabey ein Schmeichler, ein angenehmer Geſellſchafter ſeyn, mußte Stadt-Anecdoten zu erzählen wiſſen. Seine Arzeneyen ſollten leicht und angenehm zu nehmen, durften nicht zu wohlfeil ſeyn, und da man immer nach neuen, unerhörten Dingen haſchte, ſo mußten ſeine Methoden auch neu ſeyn, oder wenigſtens neue Nahmen haben. Er durfte keine ſtrenge Diät vorſchreiben, und das Publicum mußte einige glückliche Haupt-Curen von ihm zu erzählen wiſſen. Da war denn keine Art von Charlatanerie, zu welcher ſich die Söhne Aeſculaps nicht herab ließen, um Geld in ihren Beutel zu ſpielen, ihre Amtsbrüder herab zu würdigen und ſich zu erheben. Bey den unbedeutendſten Uebeln ſchüttelten ſie bedächtlich den Kopf, um nachher ihre Mühe und ihr Verdienſt deſto theurer anrechnen zu können; gegen eine Unpäßlichkeit, die durch das einfachſte Mittel, vielleicht nur durch Lebensordnung, zu überwinden war, zogen ſie mit ganzen Heeren von Quackſalbereyen zu Felde. Sie ſuchten Einer den Andern zu verleumden und zu verfolgen, ſtatt brüderlich in Gemeinſchaft zu arbeiten, um ihre Kunſt auf feſte Grundſätze zu bringen. Sie verkauften Arcana, Wunder-Eſſenzen, von deren Nichtigkeit ſie ſelbſt überzeugt waren; ſie machten an armen Leuten allerley Proben von Curarten, und erhoben die, an welchen die wenigſten Schlachtopfer ſtarben, als neu erfundne, unfehlbare Heilungsmittel. Da herrſchten dann allerley Moden in der Arzeneykunſt, und was man in dieſem Jahre in einer Krankheit für Gift hielt, wurde im folgenden als ein unfehlbares Mittel in derſelben Krankheit angeprieſen.

So wie mit der Heilkunde, ſo ging es auch mit den übrigen Wiſſenſchaften. Die Begierde zu allem, was unbekannt, wunderbar, unerhört war, brachte eine Frivolität, Bizarerie und Neuerungsſucht in alle Fächer, die der wahren Gelehrſamkeit unendlichen Schaden thaten; und da ernſthaftes Nachdenken über denſelben Gegenſtand lange Weile machte, ſo wurde alles nur oberflächlich behandelt, von der luſtigen Seite angeſehen. — Witz und Perſiflage ſpielten den Meiſter über gründliche Darſtellung; man bezahlte ſich mit wohl klingenden Worten, ohne Sinn, und ernſthaftes Studium; Beſtimmtheit in Begriffen und Ausdrücken, hieß Pedanterey. Jedermann wollte alles wiſſen, um von allem reden, über alles lachen zu können; ein Mann, der nur in Einem Fache groß war, galt für einen beſchränkten Kopf. Der Stutzer plauderte über Staatswirthſchaft; in dem Zirkel um den Nachtſtuhl einer Dame her, wurden philoſophiſche Probleme aufgelöſet. Comiſche Gegenſtände, wurden metaphyſiſch; wichtige, der ganzen Menſchheit intereſſante Materien, in Marionettenſpielen abgehandelt. Man prägte neue Worte für Dinge, womit man gar keinen Begriff verband; man appellirte an das Gefühl, wo die Vernunft zu ungeſchmeidig war, ſich von der Phantaſie nicht wie ein Freudenmädchen wollte behandeln laſſen. Man ſchwätzte, wo man wirken ſollte; man ſpannte ohne Unterlaß die Einbildungskraft an, intereſſirte ſich für eine Ideenwelt, indeß man in der wirklichen alles gehen ließ, wie es ging. Man fand Genuß, Wonne darin, nie aus einem fieberhaften Zuſtande zu kommen, und machte ſich eine Ehre daraus, an Leib und Seele kränklich zu ſcheinen. Männliche, ernſte Beredſamkeit verwandelte ſich in zierlichen, ſchallenden Wortprunk; die ſchönen Künſte arbeiteten nur zu dem Zwecke, die Nerven zu kitzeln; die Dichter feuerten nicht mehr durch erhabne, geiſtreiche Geſänge zu großen Thaten an, ſondern ſangen im Poſaunenton das Lob der Großen und Reichen, beleyerten unwichtige, kleine Gegenſtände, oder erhitzten durch üppige Bilder die Einbildungskraft feuriger Jünglinge und geiler Schwelger; und als auch dieß Gewürz den Gaumen nicht mehr kitzelte, ſuchte man durch Darſtellung rieſenmäßiger Zauber-Scenen und ſchändlicher Gräuel, die verwöhnten, immer nach unerwarteten Eindrücken ſchnappenden Herzen aufzurühren. Eine natürliche, geſangvolle Melodie ermüdete die Ohren; man forderte ein Gewühl von Tönen. Ein einfacher Plan, kunſtlos, mit Wahrheit und Würde ausgeführt, machte lange Weile; man forderte Verwicklung, Ueberſpannung, buntes Guckkaſten-Spiel.

Zwölftes Kapitel.

Fortſetzung des Vorigen.

Dahin war es in allen Claſſen der Bürger in den Städten gekommen, indeß das Landvolk zum Theil noch unverderbt war, als ein neuer Einfall der Nubier in das Abyſſiniſche Land, den großen Negus zwang, in Eil ein Kriegsheer zuſammen zu bringen; allein jetzt war dieß mit mehr Schwierigkeiten verknüpft, als in den goldnen ältern Zeiten, wo jeder Abyſſinier, voll Wärme für das Wohl des Ganzen und für die Ehre der Nation, zu Rettung des Vaterlandes herbey eilte. Es fanden ſich ſo viel Ausflüchte um nicht ins Feld zu gehen; nothwendige Geſchäfte zu Hauſe, Kränklichkeit des Körpers ꝛc. Zu einem üppigen, weichlichen Leben gewöhnt, erſchütterte der Gedanke an die Beſchwerlichkeiten des Kriegs und die Gefahr des Todes, beſonders den Adel und die Städte-Bewohner ſo ſehr, daß unter Zehn nicht Einer mit wollte. — Ja! Mord und Todtſchlag auf dem Theater zu ſehen, das iſt recht unterhaltend, und man meint, das zeige Stärke und Muth an, den Anblick ſolcher fürchterlichen Scenen ertragen zu können; aber in natura — nein das iſt nichts!

Nun! endlich kam denn eine Art von Armee zu Stande; allein da ging es wieder an ein Cabaliren um die Anführer-Stellen. Daß die adeligen Herren allein ſich in den Beſitz derſelben ſetzen wollten, verſtand ſich von ſelber; aber auch unter dieſen gönnte keiner dem andern die Ober-Befehlshaber-Rolle. — Die geſunden, nervigen Landleute verachteten ihre weichlichen, feigen Anführer, welche ganze Serails von Metzen, ganze Waarenlager voll ſtarker Getränke, einen unzählbaren Troß von unnützen Bedienten, Fuhrwerken, Tragſeſſeln, Laſtvieh, Küchengeräthe, Lebensmittel, Garderoben und Toiletten mit ſich herum ſchleppten. Man gehorchte alſo ſolchen weibiſchen Anführern theils gar nicht, theils ungern. Dieſe Elenden hingegen waren immer unter ſich durch Neid getrennt, wollten keiner dem andern den Sieg gönnen, hatten auch überhaupt nicht viel Luſt zu entſcheidenden Schlachten. — Aber focht denn nicht der König an ihrer Spitze, gab Beyſpiele von Muth, Entſchloſſenheit, Ueberwindung aller Gefahren, Beſchwerden und Schwierigkeiten? — Nein! der große Negus beſuchte in der Reſidenz die Schauſpiele, ließ ſich da Schlachten liefern, die kein Blut koſteten, ſchwelgte mit ſeinen Weibern, und ſprach von den prächtigen Triumphen, die er halten wollte, wenn ſein damahliger Liebling, der Ober-Küchenmeiſter, dem er die Armee anvertrauet hatte, die Feinde würde geſchlagen haben.

Zum Glücke hatten es die Abyſſinier mit einem eben ſo verderbten, ausgemergelten Volke zu thun, als ſie ſelber waren. Da gab es denn ungeheure Zurüſtungen zu kleinen Vorfällen, Märſche hin und her, Prahlereyen von beiden Seiten, wenn ein kleines Corps ein Mahl mit dem andern handgemein geworden war; aber dagegen deſto mehr Plünderungen, Städte- und Länder-Verwüſtungen, Nothzüchtigungen, Ermordung von Weibern und Kindern — denn wer iſt grauſamer, als der Feige? — Das Ende vom Kriege war ein Frieden, in welchem alles auf dem vorigen Fuß blieb, bis auf den Ruin ſo vieler unſchuldigen Familien, die das Unglück gehabt hatten, durch dieſe Helden ihre ehemahls ſo blühenden Fluren in Einöden verwandelt zu ſehen.

Die Beſchwerlichkeiten dieſes Kriegs nun und die Schwierigkeit, ein Heer dazu zuſammen zu bringen, führte den großen Negus und ſeine Rathgeber zuerſt auf den Gedanken, ein ſtehendes

Heer zu errichten. Dieß ſollte nicht nur immer in Bereitſchaft ſeyn, gegen den Feind zu Felde zu ziehen, ſondern auch rebelliſche Unterthanen, die ſich unterſtehen würden, den allergnädigſten Verordnungen ihre unterthänigſte Befolgung zu verſagen, zu Paaren treiben, endlich auch für die innere Sicherheit des Landes ſorgen, indem nun bey immer zunehmendem Luxus und allgemeiner werdenden Corruption, Diebſtahl, Straßenraub und Mord, trotz aller Todesſtrafen, täglich mehr einriſſen. Daß übrigens der Bürger und Bauer dafür, daß er, bey der Gefahr, die dem Vaterlande drohete, ruhig zu Hauſe bleiben konnte, den Soldaten, der für ihn in das Feld ging, im Kriege und Frieden bezahlen mußte, das verſtand ſich von ſelber.

Sonderbar war in der That der Gedanke, auch aus dem Soldaten einen eignen Stand zu machen, gewiſſe Leute dafür zu bezahlen, daß ſie ſich für die andern todt ſchießen laſſen und ihr Leben eines Streits wegen aufs Spiel ſetzen ſollten, deſſen Gegenſtand ſie auf keine Weiſe intereſſirte. Wer dieſe Einrichtung nicht ſchon längſt in unſerm civiliſirten Europa zur Wirklichkeit gebracht geſehen hätte, der ſollte es faſt nicht glauben, daß es Menſchen geben könnte, die ſich zu ſo etwas verleiten ließen, ja! eine Ehre darin ſuchten, und das Tapferkeit nennen könnten, wenn man da nicht fortläuft, wo man — nicht fortlaufen kann. Doch das gehört ja nicht hierher. Genug! es wurde in Abyſſinien ein Heer errichtet, und wir müſſen doch hören, wie.

Zu Anführern wurden, wie man denken kann, die Söhne der Vornehmen genommen, und weil dieſe in der That nicht immer die Tapferſten waren, und man ſie auch nicht übermäßig für ihre Dienſte belohnen konnte; ſo mußte man andre Reſſorts erfinden, um ſie zu bewegen, ſich durch kühne Thaten auszuzeichnen. Man fand dieſe Reſſorts in der thörichten Eitelkeit der Menſchen, in ihren falſchen Begriffen von Ehre, von Rang und in ihrer Albernheit, auf kleine Auszeichnungen, auf Bänder, Kleidung, Lob und dergleichen Werth zu ſetzen. Man gab dem ganzen Heere einerley Kleidung zu tragen, der König ſelbſt erſchien in dieſem Gewande, und man legte einen hohen Werth darauf, im Kriegsrocke einher gehen zu dürfen, dieſem Rocke Ehre zu machen und keine Beſchimpfung zu ertragen, wenn man ihn am Leibe hatte. Der nützlichſte Mann im Staate, der Handwerker, durfte es nicht wagen, ſich mit einem Trommelſchläger in Eine Claſſe zu ſetzen. Schimpfwörter, die man in Uebereilung gegen jemand auszuſtoßen pflegt, durfte der, auf innere, wahre Ehre ſtolze Bürger großmüthig verzeihen; der Kriegsmann mußte ſich mit Blute rächen. Der Officier, der in der Schlacht ſeine Pflicht that, wurde durch ein Bändchen, oder ein andres kleines Angehänge, daß man ihm zu tragen erlaubte, belohnt. Man verzieh dem Soldatenſtande leichtſinnige Uebereilungen, Unſittlichkeiten, Ausſchweifungen, rauhes Betragen und Unwiſſenheit, weßwegen Menſchen in andern Ständen verachtet und geflohen wurden. — Und ſo hatte denn der Stand eines Officiers, neben dem Müſſiggange, in welchem er den größten Theil ſeines Lebens zubringen konnte, für Leute mancher Art viel Reitz. Ein ſolcher rückte denn auch nach und nach von Stufe zu Stufe weiter, wo er immer etwas beſſer beſoldet, mehr geehrt, mehr geſchmeichelt wurde; und war er alt, kränklich, oder im Kriege verſtümmelt, ſo konnte er ſich mit einer mäßigen Penſion in Ruhe ſetzen. Die Schwierigkeit, in andern Ständen ſich durch Cabalen und Hudeleyen mancher Art bis zu einer Stelle hindurch zu arbeiten, die in dieſen theuern Zeiten eine Familie ernährte, bewog denn auch würdige und edle, aber arme Männer, Officier zu werden, weil ſie doch dadurch eine kleine, aber ſichre, mit äußerer Ehre verknüpfte Verſorgung erhielten, und weniger Chicanen ausgeſetzt waren.

Das alles fand aber nur bey den Officiern ſtatt; mit den gemeinen Soldaten ſah es ganz anders aus. Schlecht bezahlt, dürftig gekleidet, mager geſpeiſet, ohne Hoffnung weiter fortzurücken, und mit der Ausſicht, wenn ſie einſt Krüppel, oder ſonſt zum Dienſte unfähig wurden, fortgejagt und Bettler oder Räuber zu werden, und dabey in ſclaviſchem Zwange lebend, außer Stande, ſich durch Tapferkeit Ruhm zu erwerben, wollte kein arbeitſamer Menſch gutwillig ſich dieſem Stande widmen. Es mußten daher andre Mittel gewählt werden, die Armee vollzählig zu machen. Taugenichts und Vagabonden, die durch den Reitz eines zügelloſen, müſſigen Lebens herbey gelockt wurden, ließ man die Waffen tragen; beſſere Menſchen wurden theils mit Gewalt, theils durch Liſt angeworben. Man übte ſie in den Waffen, das heißt, da man jetzt auf perſönliche Tapferkeit im Kriege nicht mehr rechnen durfte, ſo lehrte man ſie, gehen und kommen, ſchießen und ſich todt ſchießen laſſen, ſo oft ihnen der Wink dazu gegeben wurde. Mit fürchterlichen Schlägen wurden die Widerſpenſtigen und Ungeſchickten zu dieſen mechaniſchen Uebungen abgerichtet; die ſtrengſte Unterwürfigkeit, der pünctlichſte Gehorſam eingeführt, das kleinſte Verbrechen, das geringſte Murren auf die abſchreckendſte Weiſe beſtraft; jeder Officier übernahm die Unterjochung einiger ſolcher Leute. Die Schlechtern unter dieſen hatten nicht den Muth, ſich der unmenſchlichen Tyranney zu widerſetzen; die Beſſern wurden nach und nach des Jochs gewöhnt, und wußten nicht, ob ſie ſich bey einer Empörung auf die Mitwirkung ihres Nebenmannes verlaſſen konnten; als Bauern zu Hauſe war auch nicht viel Glück und Freyheit für ſie, — da wurden ſie von den Beamten geſchunden; und ſo erhielt und befeſtigte ſich dann — in der That ein Wunder der Menſchheit! — eine Maſchine, in welcher viel tauſend Unzufriedne und Unglückliche ſich auf den Wink eines Einzigen zu Handlungen beſtimmen ließen, die gänzlich gegen ihre Neigung, gegen Billigkeit, gegen Vernunſt und Natur waren, ohne jedoch zu murren, ohne die Rechte der freyen Menſchheit zu reclamiren, ohne empört zu werden von dem entehrenden Schauſpiele, dem wahren Sinnbilde des Deſpotismus, wenn ſich ein ehrwürdiger Greis unter den Schlägen von der Hand eines Knaben krümmen mußte.

ten waren ſie zum Theil zum Heere gekommen; jezt wurden ſie von den Uebrigen zu allen Arten von Laſtern verführt, die durch ſclaviſche Behandlung, Müſſiggang und böſes Beyſpiel erzeugt und genährt werden. Von ihrem geringen Solde konnten ſie in der Reſidenz nicht leben; ein jeder half ſich ſo gut er konnte, und trieb nebenher irgend ein, mit unter ſehr unedles Gewerbe, um Brot zu haben. Wer Verwandte auf dem Lande hatte, dem brachten dieſe Nahrungsmittel in die Stadt; und nicht genug, daß man den Vater ſeines Sohnes beraubt hatte, der ihm in der Arbeit beyſtehen konnte, mußte er dieſem noch oben drein ſeinen kleinen Vorrath zutragen. Die Schweſtern und Geliebten der jungen Krieger kamen bey dieſer Gelegenheit häufig in die Reſidenz, wurden von dem Flitterglanze geblendet, verführt und nicht ſelten von ihrem eignen Bruder vornehmen Wollüſtlingen in die Hände geliefert. Andre Soldaten erhielten Erlaubniß, auf gewiſſe Zeit bey ihren Verwandten in den Provinzen ſich aufhalten zu dürfen; dann brachten ſie alle Stadt-Laſter mit hinaus auf das Land; und ſo wurde denn durch die ſtehenden Heere die Corruption auch in den Strohhütten verbreitet und Einfalt der Sitten und Unſchuld verſchwanden aus allen Ständen.

Damahls kam ein Negus zur Regierung, der ſich gern auf wohlfeile Weiſe einen großen Nahmen machen wollte. Er bekam Luſt, ein wenig Krieg zu führen und fremde Provinzen zu erobern. Die Armee war da, war ein Mahl beſtimmt, ſich zur Schlachtbank führen zu laſſen, wohin man wollte. Der oben ſchon rühmlichſt genannte Jeſuite bewies Sr. Majeſtät nicht nur, daß die Könige dazu ein Recht hätten, ſondern daß es auch höchſt nöthig ſey, bey dem Soldaten nicht, durch gar zu langen Frieden, die Kriegszucht ſinken zu laſſen. Es wurde alſo der erſte muthwillige Krieg geführt. Hundert tauſend vernünftige Weſen wurden von beiden Seiten ermordet; man ſchloß endlich einen Frieden, durch welchen man halb ſo viel Land gewann, als die Heere verwüſtet hatten; der Negus hielt ein großes Feſt, das den ſchon verarmten Unterthanen den letzten Heller aus dem Beutel lockte, und fand nun Vergnügen daran, mehr dergleichen unſchuldige Poſſen zu treiben.

Einem ſeiner Geſandten wurde an einem Hofe in Nubien eine unbedeutende Ehrenbezeugung verſagt — und man fing einen Krieg an. Der Liebling des Negus hatte einen Privat-Haß gegen den Miniſter des Königs von Sennar — und man fing einen Krieg an.

Man würde ſich irren, wenn man glaubte, die Völker Abyſſiniens hätten nicht endlich die Abſcheulichkeit dieſer Handlungen gefühlt, hätten nicht ſich dagegen ſträuben wollen, mit Gut und Blut der Ball der thörichten Leidenſchaften und Grillen ihres Deſpoten zu ſeyn. Wirklich entſtand in der Provinz Hangot ein fürchterlicher Aufruhr; allein man ſchickte einen Theil des Heers dahin, und nun zum erſten Mahl beſudelten die Krieger ihre Hände mit dem Blute ihrer Brüder, halfen Menſchen unterjochen und morden, von denen ſie beſoldet, ernährt, gepflegt wurden. Der Sohn mußte gegen den Vater fechten, der Freund den Freund zu Boden ſtrecken. Nun erſt war der Deſpotismus feſt gegründet, das Volk zu Sclaven gemacht; keiner wagte es ferner, zu murren; der gekrönte Schurke ſpielte mit dem Leben, mit dem Vermögen, mit der ganzen natürlichen, bürgerlichen und moraliſchen Exiſtenz derer, die ihm freywillig und zutrauvoll ihr zeitliches Glück in die Hände gegeben hatten. Ein einziges freyes Wort brachte den redlichſten, weiſeſten Mann ohne Urtheil und Recht, ohne Verhör, ohne Mitleid gegen ſeine troſtloſe Familie, auf das Blutgerüſte; die bewaffneten Henker riſſen den Edeln, der dem Günſtlinge nicht zu ſchmeicheln verſtand, aus den Armen ſeines treuen Weibes, ſchleppten ihn in den Kerker und ließen ihn da verſchmachten.

Doch das war nicht der letzte Mißbrauch, den der Deſpot von ſeinem Kriegsheere machte; man zeigte ihm noch einen Weg, Vortheil davon zu ziehen. Er verkaufte nähmlich das Leben ſeiner Unterthanen an benachbarte Mächte, vermiethete vernünftige Weſen, wie man Laſtthiere vermiethet, ließ ſich groſe Summen bezahlen, die in ſeine Caſſen floſſen, und die er mit ſeinen Lieblingen und Kebsweibern verſchwelgte. — Höher ſollte man meinen, könne der Deſpotismus nicht ſteigen; allein da würde man irren; das folgende Kapitel wird dieß klar machen.

Dreyzehntes Kapitel.

Schluß des Vorigen.

Frey geborne Menſchen, durch ſtufenweiſe verſtärkte Eingriffe in ihre Rechte, dann durch immer mehr gewagte Mißhandlungen, nebenher durch Corruption ihrer Sitten, wodurch Seele und Leib geſchwächt, zum Widerſtande unfähig gemacht werden, endlich durch erſchreckliche Strafen, ſich unterwürfig zu machen, daß heißt, Meiſter über alle ihre Handlungen zu werden; das iſt freylich ein abſcheulicher Deſpotismus! — Aber was bedeutet das, gegen die Tyranney, die man ausübt, wenn man auch über ihre Meinungen, über ihre Vorſtellungen und über ihren Glauben ſich eine Herrſchaft anmaßt? Dennoch kam es auch ſo weit in Abyſſinien. Daß dieß das Werk der Prieſter war, verſteht ſich wohl von ſelber.

Bis jetzt habe ich von dem Religionsweſen in Abyſſinien noch gar nichts geſagt; hier iſt der Ort dazu. In den älteſten Zeiten, das heißt, in den Zeiten, die unmittelbar auf die große Ueberſchwemmung folgten, war der Gottesdienſt der Abyſſinier äußerſt einfach; ihre Religion beruhete auf ſehr dunklen Ideen vom göttlichen Weſen, und von Theologie und Prieſterſtande hatten ſie das Glück, nichts zu wiſſen.

Die Tradition von der Ueberſchwemmung durchkreuzte ihre Traditionen über die Schöpfung der Welt und über das, was bis zu jener Ueberſchwemmung in ihren Gegenden vorgefallen war. Indeſſen glaubten ſie, daß die ganze Welt von einem einzigen unſichtbaren Weſen wäre geſchaffen worden, und noch im Gange erhalten werde; daß dieß Weſen ehemahls ſich den Menſchen ſichtbar gezeigt hätte; ſie wären ihm aber ungehorſam geweſen, und hätten ſich der Abgötterey ergeben; da wäre das Weſen erzürnt worden und hätte ſie alle vertilgt, bis auf eine fromme Familie, durch welche nachher Abyſſinien wieder wäre bevölkert worden.

Ihr Gottesdienſt beſtand nur in Verehrungsbezeugung und Huldigung gegen das unſichtbare höchſte Weſen, dem ſie ihre Unterwürfigkeit und ihren Gehorſam zu bezeugen ſuchten, um es zu bewegen, nie wieder eine ſo ſchreckliche Verwüſtung auf dem Erdboden anzurichten. Die wenigen Ceremonien, deren ſie ſich bedienten, trugen noch das Gepräge des Schreckens, der durch die Ueberſchwemmung damahls in den Herzen derer, die ſie erlebt hatten, war erzeugt worden. Sie goſſen an gewiſſen Tagen Waſſer in die Luft und heulten und klagten dabey; ſie wuſchen und badeten mit Feyerlichkeiten ihre Kinder, wenn dieſe ein gewiſſes Alter erreicht hatten; ſie warfen ſich bey Aufgang und Untergange der Sonne zur Erde nieder, ſtießen Seufzer aus, wenn die Nacht heran brach und Freuden=Töne, wenn ſie des Morgens, ohne Unfall zu erleben, erwacht waren.

Allen dieſen Gebräuchen nun ſtand jeder Hausvater an der Spitze ſeiner Familie vor; nur an dem großen Verſöhnungstage, wenn alle Familien ſich vereinigten, um die oben beſchriebne Libation vorzunehmen, präſidirte der Aelteſte unter ihnen, oder, nachdem ſie ſich ein Oberhaupt gewählt hatten, dieſes bey der großen Feyerlichkeit. — Alſo noch ein Mahl! ſie hatten damahls keine Prieſter.

Ueber das Weſen Gottes, über ſeine Oeconomie bey Schöpfung und Erhaltung der Welt, über den Zuſtand jenſeits des Grabes nachzudenken; das ſiel ihnen vielleicht nicht ein Mahl ein; vielleicht glaubten ſie auch, daß das Grübeln über Gegenſtände, in denen die Vernunft doch nie ſich Licht zu verſchaffen vermag, Thorheit wäre; vielleicht endlich ließ ihnen ein thätiges Leben, im Schweiſſe ihres Angeſichts, auch nicht die Muße, ſich mit Speculationen abzugeben. — Alſo hatten ſie auch keine Theologie, und was jeder in müſſigen Stunden über ſolche Dinge denken und träumen wollte, das blieb ihm überlaſſen.

Indeſſen kamen lange nachher durch einen Zufall unter den Abyſſiniern die Traditionen in Cours, welche in den Geſchichtsbüchern des Jüdiſchen Volks enthalten ſind. Dieß geſchahe in einer Periode, wo ſchon die Cultur weiter um ſich gegriffen hatte und die Neugier zuweilen, von den täglichen Bedürfniſſen ab, in das Gebieth der Phantaſie einen Gang zu wagen, Zeit gewann. Da faßten dann die in den Moſaiſchen Gedichten enthaltnen, theologiſchen, theoſophiſchen, theocratiſchen, cosmogonetiſchen und übrigen Begriffe von Gott, der Schöpfung und dem Weltgebäude in Abyſſinien Wurzel, und es wurden auch einige der Orientaliſchen Religions-Gebräuche, unter andern die Beſchneidung, Opfer und dergleichen dort eingeführt.

Als ſich verſchiedne Stände im Lande abzuſondern begannen, und jeder ſich einer eignen Lebensart widmete, ſich ein eignes Gewerbe ausſchließſchließlich wählte, und nach und nach auch die Abyſſinier an äußerm Prunk und an Feyerlichkeiten Geſchmack fanden, ordnete man mehr jährliche öffentliche Feſte, Bußtage und, nach dem Beyſpiele der Israeliten, auch einen wöchentlichen, dem Gottesdienſte und der Ruhe von Geſchäften gewidmeten Sabbat an; bauete Tempel und ernannte einen Stamm, der, wie der Stamm Levi, den religiöſen Ceremonien vorſtehen, dem Volke vorbeten und die Opfer verrichten ſollte. Da dieſer Stamm, wie billig, vom Staate ernährt werden mußte, ſo wies man ihm einen Antheil an den Opfern an, verwilligte ihm den Zehnten von gewiſſen Feldern, beſchenkte ihn auch wohl mit heim gefallnen Gütern. Zu bereichern ſuchten ſich dieſe Leviten, wie alle Prieſter; allein ſie durften doch ohne Beyſtimmung des Fürſten nichts an ſich reiſſen. Geherrſcht hätten ſie gern, wie alle Prieſter; aber dazu fand ſich noch keine Gelegenheit. Freylich ſuchten ſie ſich in den Ruf zu ſetzen, als ſeyen ſie in unmittelbarer Verbindung mit dem höchſten Weſen, gaben Wunder und Weisſagungen vor, wollten zu Rathe gezogen ſeyn, wenn etwas Großes in dem Staate unternommen werden ſollte; doch war ihr Credit noch immer ſehr eingeſchränkt. Auf unnütze Speculationen fielen ſie auch, wie alle Müſſiggänger; ſie fingen an, die Jüdiſchen heiligen Bücher auf mannigfaltige Weiſe zu commentiren; allein ſie zankten ſich nur unter ſich, und die Layen nahmen keinen Antheil an ihren theologiſchen Streitigkeiten. Da wurde zum Beyſpiel die groſze, wichtige Frage unter ihnen aufgeworfen, wie viel Sproſſen die Himmelsleiter gehabt, welche Jacob im Traume geſehen hätte; ob es Engel weiblichen Geſchlechts gäbe, und dergleichen mehr; aber das Volk ging ſeinen Nahrungs-Geſchäften nach, und lieſz die Prieſter das unter ſich verfechten.

Da alle dieſe Mittel, ſich gelten zu machen, nicht anſchlagen wollten, ſo erlauerten ſie den Zeitpunct, als grade ein ſchwacher, abergläubiſcher Fürſt auf dem Throne ſaſz, ſuchten dieſem eine groſze Meinung von der Wirkung ihres Gebets und von ihrer Gabe, Wunder zu thun und zu weisſagen beyzubringen, und erlangten von ihm das Privilegium, Schulen anzulegen und Menſchen, die zu nützlicher, bürgerlichen Lebensart beſtimmt waren, und überhaupt ohne Unterſchied alle Bürger, mit Gewalt in der Theologie zu unterrichten.

Die Folgen davon ſind leicht einzuſehen. Der Geiſt des ganzen Volks wurde von dem graden

Wege der geſunden Vernunft, die ſich berechtigt glaubt, nichts als wahr annehmen zu dürfen, als wovon ſie den Grund einſieht, auf Spitzfindigkeit, Sophiſmen und Aberglauben, von zweckmäßiger Thätigkeit auf unnütze Speculationen geleitet, nicht nach Ueberzeugung, ſondern nach Autorität zu urtheilen, nach Autorität zu glauben, und darnach zu handeln; das Herz wurde für warme, innige, einfältige Gottes-Verehrung unempfänglich gemacht und an Formeln, kalte Feyerlichkeiten und mechaniſche Andächteley gewöhnt; die ſchönſten Jugend-Jahre, wo es Zeit geweſen wäre, den Verſtand aufzuklären und das Gedächtniß mit heilſamen Vorkenntniſſen auszurüſten, wurden mit kaltem Wortkrame verſchleudert; die Prieſter aber machten ſich dem Volke wichtig und nothwendig, erfüllten die Kinder mit blinder Verehrung des geiſtlichen Standes, ſchlichen ſich in die Familien ein, miſchten ſich in allerley Händel, und bereicherten ſich.

Als ſich endlich die Könige in Abyſſinien unabhängig machten, waren die Prieſter ſchon ein äußerſt bedeutender Stand geworden, den man nicht vor den Kopf ſtoßen durfte. Sie fanden aber ihre Rechnung dabey, den Deſpotismus zu unterſtützen; ſie bewieſen dem Volke, daß der König ein Statthalter Gottes ſey, und unbedingten Gehorſam fordern könne. Sie erfanden ein Geſchlechtsregiſter für die Familie des Monarchen, der man nun die erbliche Thronfolge zugeſichert hatte, und ließen den großen Negus von dem Jüdiſchen Könige Salomon und der Königinn Saba abſtammen. (*) Für dieſe geiſtliche Unterſtützung aber ließen ſie ſich denn auch von dem Deſpoten wichtige Privilegien einräumen; und ſeit dieſer Zeit hielten ſie es immer ſo, daß, je nachdem ein verſtändiger, oder ſchwacher, ein ihnen ergebner oder nicht gut gegen ſie geſinnter Regent auf dem Throne war, ſie entweder, gegen gute Bezahlung ſich zu ſeinen Werkzeugen, oder ſich ihm furchtbar, entweder gemeinſchaftliche Sache mit dem weltlichen Deſpotismus machten, oder Meuterey erregten. — Wie es aber auch kam; ſo war immer das Volk das Opfer davon.

So ſtand es, als die Chriſtliche Religion, oder vielmehr ein Mittelding zwiſchen ihr und der Jüdiſchen, nähmlich die Coptiſche Religion in Abyſſinien eingeführt wurde. Die einfache, ſo jedermann klare, für alle Stände unter den

---

(*) Man ſehe Bruce Reiſen nach.

Menſchen ſo heilſame, ſo verſtändliche, ſo weiſe, für Kopf und Herz gleich beruhigende Lehre des Erlöſers der Welt, fand in ihrer Reinigkeit keinen Eingang bey Menſchen, die ſich durch jene Albernheiten verſchroben und verſtimmt hatten. — Wie hätten auch die Prieſter da ihr Conto finden ſollen, wo nichts auswendig zu lernen, nichts zu glauben war, als daß man, um Gott wohlgefällig zu ſeyn, ihn über alles und ſeinen Nächſten, wie ſich ſelbſt lieben müſſe; wo keine andre Beweiſe für die Echtheit der Lehre gefordert wurden, als daß man an ſich ſelber die Probe anſtellen ſollte, ob ſie uns beſſer und ruhiger machte, oder nicht?

Die Coptiſche Religion hingegen war eine wahre Pfaffen-Religion, und vereinigte dabey alle Gebräuche der Jüdiſchen und Chriſtlichen mit einander: Beſchneidung und Taufe, Abendmahl und Confirmation, und Firmelung, und Prieſter-Weihe, und Mönchsſtand und Heiligen-Dienſt. — Und welch eine herrliche Menge myſtiſcher Lehren, die auf die Sittlichkeit und auf die Ruhe im Leben und im Sterben gar keinen Einfluß hatten, worüber ſich aber gewaltig diſputiren und ſchwätzen ließ! Nun waren vierzehn Jahre, ſelbſt für einen Layen, kaum hinlänglich, die

Skizze dieſes ganzen theologiſchen Syſtems in ſein Gedächtniß zu propfen; und doch wurde das von jedem Abyſſinier gefordert.

Um den Negus ganz für dieß Syſtem und für den Prieſterſtand zu intereſſiren, bewogen ihn die Pfaffen, ſich zum Diaconus weihen zu laſſen. Seit dieſer Zeit iſt der Beherrſcher von Abyſſinien immer zugleich Diaconus, wird, wenn er die Regierung antritt, von jenen Kerln geſalbt, und trägt einen Hauptſchmuck, der halb Prieſtermütze, halb Krone iſt. Nun ſahe er ſich auch als das Oberhaupt der Prieſterſchaft an; jetzt wurden die fruchtbarſten Felder, die fetteſten **Wieſen ein Eigenthum der Pfaffen; es wurden Klöſter** geſtiftet und reich dotirt, in welchen ein Haufen erzdummer Schurken ſich bey frommen Müſſiggange Schmerbäuche zeugten, und dabey in Unzucht und Völlerey lebten. Auch **Einſiedler, die das Volk für Wunderthäter** hielt, ſetzten ſich in den Gebirgen von Waldubba feſt. Alles dieß begünſtigte und beförderte der große Negus; dagegen aber ſprachen ihn denn auch die Prieſter im Nahmen Gottes von allen vergangnen, jetzigen und künftigen Sünden los, predigten dem Volke unaufhörlich die Lehre von der Heiligkeit der königlichen Majeſtät, und erhielten es in der Dummheit und Unwiſſenheit, ſo daß es nie den Gedanken wagte, ſich der unmenſchlichen Tyranney zu widerſetzen.

Um ihr Reich noch vollends zu befeſtigen, war es nöthig, auch dafür zu ſorgen, daß kein andrer, als ein ſo frommer Monarch auf den Abyſſiniſchen Thron käme. Hierzu war das wirkſamſte Mittel, die Erziehung der Prinzen in ihre Hände zu ſpielen, welches ihnen auch ſo wohl gelang, daß in den letzten hundert Jahren nicht nur kein einziger Negus von andern als Pfaffen-Händen iſt gebildet worden, ſondern auch, daß ihnen die Wahl überlaſſen blieb, welcher von den Prinzen zur Regierung kommen ſollte, und daß die übrigen königlichen Kinder nach Waldubba in ihre Klöſter verwieſen wurden. Dieſer letzte Umſtand war ihnen ſehr nützlich. Die Prinzen bürgten ihnen als Geiſſeln für die beſtändige Dauer ihres Syſtems; denn, ſtarb die regierende Familie aus, ſo hatten ſie im Voraus dafür geſorgt, daß der Thronfolger, den man aus ihrem Kloſter hohlen mußte, gewiß wenigſtens eben ſo dumm und ein eben ſo großer Pfaffenfreund war, als der jüngſt Verſtorbne; und wollte der König zuweilen Mine machen, als wenn er ihr Joch abſchütteln möchte, ſo regten ſie das Volk gegen ihn auf, indem ſie daſſelbe anhetzten, daß es das Kloſter ſtürmen und einen von den frommen Prinzen zum Könige ausrufen mußte. Dann gab der Negus gute Worte, bat und flehete, daß die Prieſter den Aufruhr ſtillen möchten, und räumte ihnen neue Vortheile, neue Vorrechte ein.

Die gewaltige Uebermacht nun, welche die Pfaffen in Abyſſinien hatten, machte ſie aber auch im höchſten Grade übermüthig und ſchamlos. Ihr Hochmuth, ihr geiſtlicher Stolz kannte keine Grenzen mehr; und wer ſich nicht vor ihnen im Staube beugte, vielleicht gar einem ihrer eigennützigen Plane etwas in den Weg legte, der wurde mit ſeiner ganzen zeitlichen Glückſeligkeit das Opfer davon. In alle Häuſer ſchlichen ſie ſich als Rathgeber ein, verſchafften ſich das Vorrecht, ſich die wichtigſten Geheimniſſe anvertrauen laſſen, und gegen jedermann verſchwiegen, folglich auch mit Mädchen und Weibern Geſpräche unter vier Augen halten zu dürfen, die weder der Ehemann noch der Vater zu unterbrechen wagte.

Allein das war ihnen noch nicht genug. Wer vierzehn Jugend-Jahre in ihren Schulen verſchleuderte, konnte denn doch die übrige Zeit ſeines

Lebens anwenden, die ſchiefen Begriffe wiederum aus ſeinem Kopfe heraus zu arbeiten, die er dort aufgeſammelt hatte; und wenn er dann der Cleriſey die ſchuldigen Gebühren entrichtete und gegen keines ihrer Privilegien Eingriffe wagte, ſo mußten ſie ihn wohl in Ruhe laſſen. — So blieb es aber nicht; es kam darauf an, auch ein Mittel zu finden, mit einigem Schein des Rechts offenſive gegen ruhige Bürger verfahren zu können, und das Mittel mußte den Pfaffen die herrliche Erfindung der Orthodoxie darreichen.

Die Ueberzeugung des Verſtandes iſt, wie bekannt, ein Ding, das durchaus nicht in unſrer Gewalt ſteht. Sehr unwillkührlich ſind die Eindrücke, welche die äußern Gegenſtände auf uns machen, ſehr unwillkührlich die Vorſtellungen, die in uns erzeugt werden. Selbſt bey ſolchen practiſchen Sätzen, auf welchen gewiſſe Handlungen beruhen, iſt das höchſte, was derjenige, welcher mir Geſetze vorſchreibt, von mir verlangen kann, daß ich jene Handlungen ſo begehe, wie er ſie mir vorſchreibt. Aber noch obendrein zu fordern, daß ich den Gründen, warum er ſie mir vorſchreibt, meinen vollkommenen Beyfall geben ſoll; das iſt Tyranney! Vollends aber bey bloß theoretiſchen, oder gar ſpeculativen

Sätzen, die gar keinen Einfluß auf Handlungen haben, meine Vernunft in einen fremden Schraubeſtock zwängen zu ſollen; wer das fordert, der will die Menſchen unter die Thiere erniedrigen, das kann — nur ein Prieſter wollen! Und dennoch wagten die Pfaffen in Abyſſinien, unter der Regierung eines erzfrommen Negus, auch dieſen Eingriff in die Rechte der Menſchheit. Man machte damit den Anfang, zu befehlen, daß, da die Sätze der Theologie und dasjenige, was in den Schulen von dem Weſen des unſichtbaren Gottes, von Schöpfung der Welt und dergleichen vorgetragen würde, unzählige Menſchen überzeugte und glücklich und ruhig machte; ſo ſolle ſich keiner unterſtehen, Zweifel gegen dieſe Lehren vorzutragen.

Schon dieß Geſetz empörte die Weiſern im Volke. Man ſagte, eine Lehre, die keine Prüfung und Beleuchtung verſtatte, müſſe jedem ſehr verdächtig vorkommen; es ſey möglich, daß jemand, der bis dahin bey dem Glauben an dieſe Lehren ruhig geweſen ſey, doch noch ruhiger werden würde, wenn er andre Sätze annähme, wozu man ihm nun aber den Weg verſperrte; die Ueberzeugung ſolcher Leute, die von jedem ſophiſtiſchen Zweifel in ihrem Syſteme irre gemacht würden, ſey gar nichts, ſey nicht mehr werth, als der Unglaube eines ſolchen; und endlich ſey es ja doch möglich, daß Menſchen irren könnten, daß man durch Zweifeln und Streiten auf den Grund beſſerer Wahrheiten käme, welches offenbarer Gewinſt für die Menſchheit ſey. — Indeſſen gehorchte man der Verordnung und — ſchwieg.

Damit aber war den Pfaffen noch immer nicht geholfen. Bald fing man an, auch zu **befehlen, was die Menſchen glauben ſollten.** Es wurde ein eigenes Gericht niedergeſetzt, welchem ſogar der König ſelbſt in Glaubensſachen ſich unterwarf. Dieß Gericht hatte das Recht, jeden vorladen zu laſſen und ihn zu befragen, ob er dieß, oder jenes glaube, oder nicht. War der Mann kein Heuchler, ſondern geſtand offenherzig, er könne dieß oder jenes nicht glauben, wolle aber gern ſtill dazu ſchweigen; ſo half ihm das nichts, ſondern er wurde, ſeines Unglaubens wegen, mit willkührlicher, ja! zuweilen mit Todesſtrafe belegt.

Darauf erſchien ein Befehl, daß auch kein Fremder, der im Lande ſich niederlaſſen wollte, oder ſchon ſich niedergelaſſen hätte, darin geduldet werden ſollte, er habe denn vorher ſeine alten Irrthümer abgeſchworen und den Glauben der Abyſſinier angenommen. Man nannte dieß aber: die Religion des Landes annehmen, denn nun waren Religion, Theologie und Gottesdienſt ſchon gleichbedeutende Dinge geworden.

Jetzt hatten die Pfaffen freye Hand, ihre Privat-Sache gegen die beſten Menſchen auszuüben; denn wenn ſie gern jemand auf die Seite ſchaffen wollten, der ihnen im Wege war, oder ihnen ſein Weib nicht preis geben mochte, ſo brachten ſie falſche Zeugen gegen ihn auf, die ausſagen mußten, er habe gegen die Religion, oder deren Prieſter geredet. (Denn ſie machten ihre Sache zur Sache Gottes.) Seine Vertheidigung, ja! ſein Widerruf half nichts, und er wurde auf grauſame Weiſe hingerichtet.

Jeder Druck, jeder Zwang reitzt zum Widerſtande. Vorher war es keinem Layen eingefallen, ſehr eigenſinnig für oder gegen die Glaubenslehren eingenommen zu ſeyn; jetzt fanden ſich eine Menge Irrgläubiger, Sectirer, Freygeiſter, und von der andern Seite blinde Fanatiker. Die Dogmatik und Orthodoxie alſo waren es, in Abyſſinien, wie in allen übrigen Ländern, welche Unglauben und Aberglauben erzeugten. Dieſe verſchiednen Secten aber haßten und verfolgten ſich, auf das ſchrecklichſte, im bürgerlichen Leben. — Und ſo wurde denn auch da die heilige, zum Wohl der Welt den Menſchen gegebene, Frieden und Bruderliebe predigende Religion, die reichſte Quelle des Zwiſtes, der Verfolgung und unnennbaren Elendes unter ihnen.

Doch nicht genug daran; in ihrem Schoße fand auch der heuchleriſche Böſewicht Mittel, alle Bubenſtücke zu begehen, und dennoch für einen frommen, rechtſchaffnen Mann zu gelten. Da nun das Weſen der Religion in blindem Glauben, in Werkheiligkeit, gottesdienſtlichen Gebräuchen, Verehrung und Bereicherung der Prieſter und Unterwürfigkeit gegen ſie beruhete, ſo ſahen dieſe nicht nur dem Scheinheiligen, bey allen ſeinen heimlichen und öffentlichen Laſtern und Verbrechen, durch die Finger, ſondern der Andächtler wußte ſich auch von dem abergläubiſchen Volke durch verſtellte Demuth und Gottesfurcht Ehrerbiethung zu erzwingen. Leute hingegen, die an den Glaubenslehren zweifelten, ſchüttelten nicht ſelten, da in dem Religions-Unterrichte, den ſie genoſſen hatten, alle ſittliche Pflichten aus den Glaubenslehren waren herder geleitet worden, ſo bald ihr Glauben an dieſe wankte, zugleich die reine, hier auf Erden ewig wahre Moral von ſich. — Auf dieſe Weiſe untergrub alſo auch die Theologie die moraliſche Glückſeligkeit der Menſchen.

Die Folgen dieſes Prieſter-Unweſens wurden noch abſcheulicher, als endlich gar die Pfaffen unter ſich ſelber in Uneinigkeit geriethen. Dieß geſchahe zuerſt bey einer ſonderbaren Veranlaſſung. Es hatte nähmlich ein Pfaffe in Sire, einer Stadt, die noch größer iſt, als die ehemahlige Reſidenz Arum, ſich unterſtanden, in der Schule, die er hielt, zu ſagen, man dürfe die Geſchichte von Elias Wagen nicht wörtlich verſtehen; jedermann wiſſe, daß es nicht möglich ſey, mit einem Wagen durch die Luft zu kutſchiren, und ein feuriger Wagen ſey nun gar etwas, wobey ein ehrlicher Mann, der ſich darauf ſetzte, ſeine fleiſchernen Hintertheile in große Gefahr bringen würde; die ganze Geſchichte ſey alſo ſo zu verſtehen, daß ein ſtarkes Gewitter das Vehiculum geweſen ſey, deſſen ſich Gott bedient habe, den Propheten aus der Welt zu nehmen. — Kaum war das Gerücht von dieſer fürchterlichen Ketzerey den Mitgliedern des Glaubens-Collegium in Arum zu Ohren gekommen,

kommen, ſo wurde der irrgläubige Prieſter vorgeladen, verhört und ihm zugemuthet, öffentlich zu widerrufen. Er war ein Mann von Grundſätzen und — widerrief nicht. Man ließ ihm drey Wochen Zeit, die erfordert wurden, die nöthigen Anſtalten zu ſeiner feyerlichen Execution zu machen, und als er da ſein Wort nicht zurück nahm, wurde er, mit großer Pracht, in Gegenwart des Hofs und vieler tauſend Zuſchauer, auf dem Markte in Krum am Spieße gebraten.

Ich, Benjamin Noldmann, muß bey dieſer Gelegenheit meine Schwäche bekennen, wenn es anders eine Schwäche iſt. Ich würde mich, eines bloß theoretiſchen Satzes wegen, gewiß nicht braten laſſen, ſondern augenblicklich widerrufen, glaube auch, der Schöpfer, welcher mir das Leben gegeben hat, womit ich kein Spielwerk treiben darf, würde mirs zur großen Sünde anrechnen, wenn ich, aus Eigenſinn und um meine Ueberzeugung öffentlich darthun zu dürfen, mir auch nur Ein Glied verſtümmeln ließe. Durch mich wird daher nie die Feyerlichkeit eines Auto da Fe vermehrt werden.

Wer hatte bis dahin ſich um die Conſtruction jenes Wagens bekümmert? Jetzt wurde des Propheten Caleſche der Gegenſtand des allgemeinen Intereſſe. — Eine Lehre, für die ein Mann ſein Leben läßt, muß doch wohl wahr und von der höchſten Wichtigkeit ſeyn. — Ehe ein Jahr verging, war die Secte derer, die öffentlich erklärten, ſie könnten und würden nie glauben, daß man mit einem feurigen Wagen zum Himmel fahren könnte, zu mehr als tauſend angewachſen. Man ergriff eine Menge von ihnen; einige widerriefen, bey den ſchrecklichen Martern, womit man ſie peinigte; die Hartnäckigſten verſiegelten ihre Lehre mit dem Märtyrer-Tode; aber jemehr Anti-Calleſchianer gefoltert, geſpießt, gebraten, gekreuzigt, geſchunden, geſteinigt und ihrer Augen beraubt wurden, (*) deſto zahlreicher wurde dieſe Secte, die endlich anfing, ſich eine eigne kirchliche Verfaſſung zu errichten, ſich Oberhäupter und eigne Prieſter zu wählen, und ſich der Obrigkeit zu widerſetzen, die ihre Anführer gefangen nehmen wollte.

Nun war es Zeit, die Kriegsvölker gegen dieſe Rotte anrücken zu laſſen; allein die Ketzer hatten dieß voraus geſehen, ſich bewaffnet und mit einem der Nubiſchen Völkerſchaften verbunden. Da fing denn ein blutiger Religionskrieg

---

(*) Alle dieſe Strafen ſind noch jetzt in Abyſſinien üblich, wie uns Bruce erzählt.

Krieg an, und Elias Wagen koſtete tauſend arbeitſamen Bürgern das Leben.

Mit abwechſelndem Glücke wurde dieſer einländiſche Krieg eine lange Reihe von Jahren hindurch geführt. In einem Feldzuge wurde die ſchöne Stadt Arum von Grund aus zerſtört; (noch jetzt ſieht man nur die Rudera davon) der große Negus mußte fliehen, und bauete die neue Reſidenz Gondar. Im folgenden Jahre war der Nachtheil auf der Seite der Ketzer; und ſo ging es fort; zuweilen ſiegte die eine, dann die andre Partey; Ströme von Blut floſſen, und die ſchönſten Provinzen wurden in Wüſteneyen verwandelt. Zuweilen ſchloß man einen Frieden mit den Ketzern, der aber, wie ſich das von Prieſtern nicht anders erwarten läßt, jedes Mahl von Seiten der Orthodoxen treulos gebrochen wurde. Das Ende von dieſem allen aber war, daß zuletzt der fortdauernden Bedrückungen und Verfolgungen müde, mehr als hundert tauſend fleiſſige und geſchickte Unterthanen, die nicht glauben konnten, daß man in einem Räder-Fuhrwerke durch die Lüfte fahren könne, zum Lande hinaus wanderten, und ſich in Nubien feſt ſetzten, wo ſie geduldet wurden, Handel und Manufacturen in Flor brachten, und ſich als ruhige Bürger betrugen.

Vier-

Vierzehntes Kapitel.

Geſchichte der letzten Vorfälle in Abyſſinien, bis zu der Ankunft des Verfaſſers.

Als ſich dieſer letzte Vorfall zutrug, ſtarb grade der damahls regierende Negus, der ſich den Titel des allerrechtgläubigſten Monarchen hatte ertheilen laſſen. Sein Nachfolger, obgleich auch unter Pfaffen-Händen aufgewachſen, war, durch ein Ungefähr, dergleichen in dieſer Welt oft das Schickſal von Ländern und Völkern entſcheidet, ein wenig aufgeklärter und verſtändiger, als wohl den geiſtlichen Herren lieb ſeyn mochte. Er ſahe bald den Fehler ein, den man begangen hatte, die beſten Unterthanen aus dem Reiche zu jagen, und ſuchte ihn wieder zu verbeſſern, indem er den ſo genannten Ketzern Frieden und die Erlaubniß zu freyer Religions-Uebung verſprach; allein ſie traueten ſeinem Worte nicht, hatten ſich auch ſchon in Nubien feſt geſetzt; und ſo beſtand denn alles, was der Negus thun konnte, darin, daß er in der Folge mehr Duldung in ſeinen Ländern einführte, und den Prieſtern ein wenig den Daumen aufs Auge hielt, die jetzt nicht mehr ſo furchtbar waren, und ſich ſehr verhaßt gemacht hatten. Nun ſetzten ſich in der Handelsſtadt Gauza Mahometaner und in Adowa Juden feſt; doch blieb der Schaden, den der Fanatismus angeſtiftet hatte, unerſetzlich.

Ich habe oben zuweilen eines Jeſuiten Erwähnung gethan, dem die Abyſſinier die Verbeſſerung ihres Kriegsweſens und die Errichtung eines ſtehenden Heers zu danken hatten. Nach ſeinem Tode war kein Mitglied dieſes Ordens wieder nach Abyſſinien gekommen; und in den nachherigen Zeiten, von denen ich im vorigen Kapitel geredet habe, wurden ja auch keine Fremde im Reiche geduldet. Kaum aber war es in Cairo bekannt geworden, daß der jetzige Negus tolerantere Grundſätze ausübte, ſo machte die Geſellſchaft Jeſu, die leicht zu wittern pflegt, wo für ſie etwas zu thun iſt, Plan auf ein dauerhaftes Etabliſſement in dieſem Lande, das ſo ſchönes Gold und Silber und Herrlichkeiten aller Art hervor bringt. Sie ſchickte daher eine Miſſion nach Gondar; ein Paar verſchmitzte Jeſuiten, die alle Geſtalten anzunehmen wußten, ſchmeichelten ſich bey dem Monarchen ein, deſſen Steckenpferd nun ein Mahl Toleranz war, und erlangten von ihm die Erlaubniß, den chriſtcatholiſchen Glauben predigen, und in Fremona ein Jeſuiter-Collegium ſtiften zu dürfen. Hierdurch niſteten ſich denn dieſe ſchlauen Herren bald ſo gut ein, daß, nach und nach, beſonders in der Provinz Tigre, eine Menge catholiſcher Kirchen und Klöſter gebauet wurde.

Dieß ging eine Zeitlang ganz gut von ſtatten, und die verſchiednen Secten lebten mit einander in Frieden. Allein das Syſtem der Römiſchen Kirche und Hierarchie verträgt, wie jedermann weiß, keine Unterwürfigkeit unter den weltlichen Arm; und ſo tolerant auch der Negus war, ſo ſchien er doch gar nicht geneigt, ſeine Pfaffen zu unterdrücken, um ſich unter das Joch von andern, noch herrſchſüchtigern Pfaffen zu begeben. Als daher die Herren Jeſuiten anfingen das Bekehrungsweſen ein wenig grob zu treiben, gab man ihnen den Wink, ſie möchten es damit leiſe angehen laſſen. Zwey von ihnen drängten ſich ohne Unterlaß dem Monarchen auf und ſprachen von Träumen, worin ihnen Gott offenbart hätte, es würden Se. Majeſtät mit ihrem ganzen Hofe ſich in den Schoß der Römiſchen Kirche werfen. — Am Hofe herrſchten damahls freygeiſteriſche Grundſätze; man ſpottete der Träumer. Sie verſicherten den König, er könne nach den Grundſätzen ihrer Religion unendlich mehr Sünden begehen, als nach Coptiſchen Grundſätzen. — Er antwortete, dieſe Freyheit nähme er ſich, ohne ihre Erlaubniß. Sie beſtachen ein Paar Lieblinge und ſogar die Iteghe, oder Königinn unter den Weibern des Negus. — Dieſe waren ſämmtlich ſo ehrlich, das Geld zu nehmen, es aber dem Monarchen anzuzeigen, und mit ihm über die feinen Herren zu lachen.

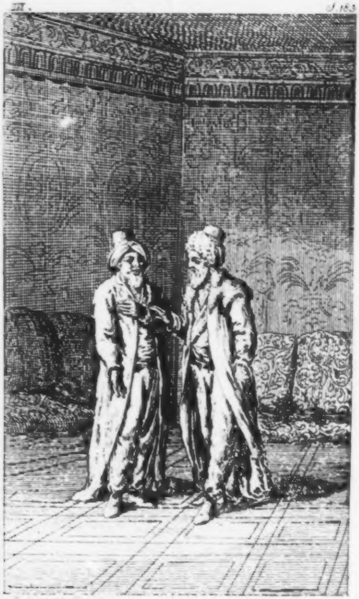
Indeſſen geſtattete man den Jeſuiten, daß ſie ihren Glauben predigen, Gemeinen ſtiften, viel Kirchen und Klöſter bauen und endlich gar einen Biſchof weihen durften; der Hof ſahe dieſer Feyerlichkeit zu und fand ſie recht artig; übrigens erlaubte man den Catholiken, den Biſchof aus ihrem Beutel zu bezahlen. Allein nun kamen ſie auf Ein Mahl mit einem Heere von päbſtlichen Rechten, Exemtionen von weltlicher Gerichtsbarkeit, Gebühren und Abgaben für Diſpenſationen und dergleichen, die man nach Rom ſchicken ſollte, angezogen; das gefiel denn dem Negus nicht; er ließ alſo den Biſchof zu ſich rufen, und fragte ihn ganz trocken: Wer iſt der Kerl in Rom, der in meinem Lande Befehle geben, und Geld heben will? Der Biſchof ſuchte die

Sache in das beſte Licht zu ſetzen; aber ſeine Beredſamkeit fruchtete nichts. "Ihr Schlingel ſämmtlich," ſprach der König, "ſollt unter der weltlichen Obrigkeit ſtehen; den alten Glaubens-Gerichtshof, der monathlich einige gute Leute braten ließ, habe ich abgeſchafft; meinet Ihr, ich wollte nun gar von ſolchem Geſindel als Ihr ſeyd, meine Unterthanen budeln laſſen? — Das ſollt Ihr, meiner Seele! wohl bleiben laſſen, und der Erſte von Euch, der mir wieder den alten Pfaffen in Rom nennt, den laſſe ich bey den Beinen aufknüpfen."

Die Jeſuiten und ihre Anhänger gehorchten nicht; ſie fuhren fort in ihrem hierarchiſchen Eifer, predigten laut das Pabſtthum, die Rechte der alleinſeligmachenden Kirche, Verdammung der Ungläubigen, Intoleranz, und erweckten den Geiſt des Zwieſpalts. Der große Negus ließ einen von dieſen unverſchämten Predigern fangen und ihm vorerſt nur den Staubbeſen, zur Warnung der Uebrigen, geben. Nun kannte die Wuth der Jeſuiten, die nicht die Kunſt verſtehen, ſich im Zorne zu mäßigen, keine Grenzen mehr. Sie erregten insgeheim Aufruhr und Empörung, und wurden endlich über einem Complott gegen das Leben des Monarchen ertappt. Da verging dem guten Herrn die Geduld; die Rädelsführer wurden geſpießt, alle Römiſche Prieſter auf ewig des Landes verwieſen, das Jeſuiten-Collegium in Fremona wurde zerſtört und den Catholiken kein öffentlicher Gottesdienſt mehr verſtattet. Einige Jeſuiten kamen, als Aegyptiſche Kaufleute verkleidet, wieder nach Abyſſinien, richteten aber nicht viel aus.

Kurz nach dieſen Vorfällen ſtarb der Negus, und an ſeine Stelle kam der Prinz zur Regierung, deſſen Baalomaal und Oberſter der Leibgarde zu ſeyn ich die unverdiente Ehre gehabt habe. Er war nicht im Kloſter erzogen worden, ſondern am Hofe ſeines Vaters, wo er ſehr viel von Aufklärung hatte reden gehört, und wo ein Bißchen ſchöne Künſte, Wiſſenſchaften und Deismus getrieben wurde. Seine theoretiſche und practiſche Moral war nicht die ſtrengſte; ein großer Geiſt war er übrigens auch nicht, wenigſtens nicht halb ſo ſehr, als er glaubte und die Schmeichler ihm ſagten, daß er es ſey; ſich aber einen Nahmen unter den Monarchen zu machen, das ſteckte ihm ſehr im Kopfe, und dieſe Stimmung nützte mein Herr Vetter, Benjamin Wurmbrand, um ihn zu bewegen, das Aufklärungsweſen in Abyſſinien mit großem Eifer nach Europäiſcher Weiſe zu treiben.

III. S. 163



[illegible] del. [illegible] f.

"Die Pfaffen, ſo wohl die unſrigen, als die catholiſchen, haben meine Unterthanen in der Dummheit erhalten," ſagte der große Negus zu meinem Herrn Vetter. "Freylich ſehe ich wohl ein, fuhr er fort, daß es zu viel verlangt wäre, wenn ich fordern wollte, daß jemand in meinem Reiche ſo weiſe ſeyn ſollte, als ich; allein es macht doch einen Staat blühend und eine Regierung berühmt, wenn Wiſſenſchaften und Künſte im Lande getrieben werden. Die Abyſſinier aber, die wenigen ausgenommen, die ſich an meinem Hofe gebildet haben, ſind noch ſehr weit zurück. Es iſt mir daher ſehr lieb, daß Du gekommen biſt; Du ſcheinſt ein Mann zu ſeyn, den ich brauchen kann. Du ſollſt mir helfen, hier alles auf Europäiſchen Fuß ſetzen. Schaffe mir Leute, die Dich in dieſem Geſchäfte unterſtützen können, Bücher, Maſchinen und dergleichen, aus Deinem Vaterlande. Zugleich wollen wir neue Verbindungen mit andern Nationen knüpfen und die alten erneuern. Ich erwarte über dieß ganze Werk Deinen Plan, den ich prüfen und berichtigen will."

Dieſen Plan nun arbeitete Herr Wurmbrand aus; mein Ruf nach Abyſſinien zu kommen, und was ich mit dahin bringen mußte und meine Geſandtſchaft in Nubien, das alles war mit in dieſem gnädigſt approbirten Plan enthalten; indeß aber war auch mein Herr Vetter nicht unthätig geweſen, und als ich nach Gondar kam, fand ich, wie ſchon geſagt, ſehr vieles nach Europäiſcher Manier eingerichtet.

Funfzehntes Kapitel.

Des Herrn Wurmbrands erſte Anſtalten zur Aufklärung Abyſſiniens.

Als mein Herr Vetter ſeinen Aufklärungsplan ausgearbeitet hatte, überreichte er ihn Sr. Majeſtät, die ihn ſich vorleſen ließen, und dann über die einzelnen Theile deſſelben mit dem Verfaſſer redeten.

Mit einer prächtigen Lobrede auf die Aufklärung hatte Herr Wurmbrand angefangen. "Derjenige Monarch," hieß es darin, "iſt der größte und mächtigſte, welcher den weiſeſten Menſchen Geſetze vorſchreibt; nur ein Tyrann kann wünſchen, über eine Horde unwiſſender Menſchen zu herrſchen; aber auch der Tyrann bedarf; da er doch nicht hundert Augen, Ohren, Hände und Köpfe hat, wenigſtens einiger vernünftigen, gebildeten Menſchen, durch deren Hülfe er den großen Haufen in Ordnung hält; und wie will er zu dieſem Zwecke die beſten Köpfe aus ſeinem Volke ausleſen können, wenn er nicht, durch Beförderung allgemeiner Aufklärung, den Funken erweckt, der außerdem verborgen liegen bliebe? —" Nun waren denn eine Menge Gemeinſprüche über den herrlichen Einfluß der Wiſſenſchaften und Künſte auf den Character und die Glückſeligkeit eines Volks geſagt, und wie Weisheit und Geſchicklichkeit die Griechen und Römer zu Herren über alle übrige Nationen erhoben hätten; und aus dieſem allen war der Schluß gezogen, daß der große Negus mit aller Gewalt ſein Volk aufklären müßte.

"Das iſt," ſprach der König, "dasſelbe, nur mit andern Worten geſagt, was Du neulich von mir gehört, und es freut mich, daß Du den Sinn meiner Reden ſo gut gefaßt haſt; allein ich wollte, Du könnteſt mir auch recht gründlich einen Zweifel heben, der oft in mir erwacht, nähmlich, ob mir die Leute auch wohl noch gehorchen werden, wenn ich ſie gar zu klug mache. Du weißt, daß ich die Pfaffen nicht leiden kann; aber darin hatten ſie, meiner Seele! Recht, daß ſie immer ſagten, man müſſe die Menſchen in der Dummheit erhalten, ſonſt glaubten ſie, ſich ſelbſt regieren zu können. Und was die Dummheit angeht, Herr Miniſter! ſo meine ich, das verſtünden doch die Prieſter, wie man damit umgehen müſſe." — "O! was das betrifft" erwiderte mein Herr Vetter, "ſo brauchen Ew. Majeſtät ſich vor dem Raiſonniren nicht zu fürchten, ſo lange Sie hundert tauſend Soldaten auf den Beinen haben." — "Aber wenn nun der Teufel der Aufklärung auch in dieſe fährt, und auch ſie nicht mehr auf jeden Wink zu Gebothe ſtehen wollen." — "Dafür iſt der Stock gut." — "Und wenn nun die Vielen nicht länger von Einem ſich wollen prügeln laſſen?" — "Das hat nichts zu bedeuten; keiner trauet auf des andern Mithülfe; die erſte ſchiefe Mine muß wie offenbare Meuterey beſtraft werden. Nach und nach gewöhnt ſich dann der Menſch daran, nicht ſelbſt denken und handeln zu dürfen, und wer wenig im Magen und Beutel hat, ohne Unterlaß beſchäftigt und beobachtet wird, dem vergehen die aufrühriſchen Gedanken." — "Das iſt gut geantwortet" ſprach der Negus "ich habe das auch gedacht, und wollte nur ſehen, ob Du die Sache aus dem rechten Geſichtspuncte betrachteteſt."

Das Erſte, was nun der neue Miniſter zu thun für nöthig hielt, war, Buchdruckereyen anzulegen, wobey er in einer langen Declamation zeigte, welche große Summe neuer Wahrheiten durch dieſe herrliche Erfindung in der Welt wäre verbreitet worden. Der König machte den Einwurf, ob durch dieſe Lichtigkeit, ſeine Ideen allgemein zu machen, wohl nicht eben ſo viel und mehr ſchiefe Begriffe und Irrthümer wären in Umlauf gekommen? Wurmbrand gab dieß zu, behauptete aber, ſelbſt dieſe Albernheiten hätten wiederum auf die Spur von neuen Wahrheiten geführt. Der Hofnarr des Königs, der gegenwärtig war, meinte, nach dieſem Grundſatze müſſe man auch die Anſteckung epidemiſcher Krankheiten zu erleichtern ſuchen, damit hierdurch die Arzeneykunſt auf die Erfindung neuer Heilmethoden geleitet würde. — Der Hofnarr wurde aus dem Zimmer gejagt, und Anſtalt zu Errichtung der Buchdruckereyen gemacht. “Damit aber,” ſprach mein Herr Vetter, “niemand ſichs einfallen laſſe, gefährliche Grundſätze zu verbreiten, die das Volk gegen die weiſen Regierungs-Maximen Ew. Majeſtät und gegen die herrſchende Religion mißtrauiſch machen könnten, ſo wird es gut ſeyn, zu befehlen, daß nichts dürfe gedruckt werden, als was vorher einem eignen Collegio ſey vorgelegt worden.” Der Hofnarr hatte vor der Thür gehorcht; bey dieſem Geſpräche ſteckte er den Kopf wieder herein und ſagte: “das macht Ihr gut! da werden die Menſchen in allen Dingen klug werden und ihre Ideen berichtigen, außer in dem, was ihnen auf der Welt am wichtigſten iſt. Und wenn Ihr Euch auf Eure Weisheit und auf Eure hundert tauſend Puppen verlaſſen dürft, ſo dächte ich, Ihr könntet auch die Leute immer reden und ſchreiben laſſen, was ſie wollten." — Der Hofnarr bekam zwanzig Prügel auf die Hintertheile, und das Cenſur-Collegium wurde errichtet.

Nächſt Anlegung der Buchdruckereyen, empfahl mein Herr Vetter dem Könige vorzüglich die Beförderung des Studiums fremder Sprachen. Neue Wörter, Redensarten und Wendungen wären, meinte er, das wenigſte, was man dadurch lernte; aber man gewänne auch neue Ideen, die unmerklich, mit den fremden Redensarten zugleich, zu uns übergingen. Es wäre, zum Beyſpiele, wohl der Mühe werth, mit philoſophiſchem Scharfſinne genauer nachzuſpüren, wie der Character der Deutſchen und ihre Sitten von mancher Seite eine andre Richtung bekommen hätten, ſeitdem in unſerm Vaterlande die Franzöſiſche Sprache nach und nach allgemeiner geworden wäre. Hierauf machte dann Herr Wurmbrand den Negus mit einigen ausländiſchen Wörtern bekannt, die, theils überſetzt, theils in unſre Sprache aufgenommen, eine Revolution in unſrer Art zu denken und zu handeln gemacht hätten.

Dahin gehörten, meinte er, die Worte: Delicateſſe, Diſcretion, compromittiren, Sentiment, empfindſam, conventionell, und dergleichen mehr. "Wie undelicat," rief mein Herr Vetter aus, "war nicht der alte rauhe, grade, biedre Deutſche! Wie wenig diſcret! Wie leicht compromittirte er durch ſeine Freymüthigkeit? Die feinern Sentiments rührten nie ſeine ſtarke Seele zur Empfindſamkeit und er hielt alles für eine Art unnützen Zwanges, oder gar für Betrug, was bloß auf conventionellen nicht natürlichen Pflichten beruhete, bis er durch jene fremden Wörter aufmerkſam auf alle dieſe herrlichen Dinge gemacht wurde." — "Wenn die fremden Ideen gut und klar ſind" fiel ihm der König in die Rede, "und man dadurch nicht zuletzt ſo viel neue Seiten bekömmt, daß man nicht mehr recht weiß, welche die rechte und eigne Seite iſt; ſo laſſe ich das Ding gelten. Doch das iſt zu weitläuftig. — Ich will es verſuchen, will meinen Unterthanen ein Beyſpiel geben, will ſelbſt Deutſch lernen. Aber mit den Sprachen iſt es ſo eine Sache. Selbſt Unſer Einer kann doch dieſe nicht ſo ohne alle Anweiſung ſtudieren, wenigſtens iſt das mühſamer. Du ſollſt alſo die Ehre haben, mir Unterweiſung zu geben; aber ich verbitte mir, daß Du dich deſſen nicht etwa rühmeſt." Mein

Vetter lehrte alſo den Negus die Deutſche Sprache; er wählte dabey die Methode, welche unſre neuern Pädagogen ſo ſehr anpreiſen, und wodurch man die Sprachen freylich weniger gründlich lernt, aber deſto geſchwinder und ohne Anſtrengung einige Fertigkeit darin erlangt, nähmlich durch beſtändiges Plaudern; und bald wurde, wie ich ſchon oben erzählt habe, die Deutſche Sprache, die Hofſprache in Gondar.

Zu dem Aufklärungsplane des Herrn Wurmbrand gehörte ferner mit, daß er dem Monarchen vorſchlug, Fremde in das Land zu locken und dieſe vorzüglich auszuzeichnen. "Das mag geſchehen" ſagte der Negus, "aber notire dabey, daß es Fremde ſeyn müſſen, die rechtliche Kerl und geſchickter und arbeitſamer als meine Unterthanen ſind; ſonſt freſſen mir die Tagediebe das Fett des Landes, und verderben noch wohl obendrein die Einheimiſchen!" Bey dieſer Gelegenheit nun wagte es mein Herr Vetter zuerſt meiner geringen Perſon, als eines ſehr nützlichen Subjects, Erwähnung zu thun, und es wurde feſt geſetzt, daß vorerſt niemand als ich aus Deutſchland verſchrieben werden ſollte.

"Ew. Majeſtät," hieß es ferner in dem Aufſatze, "klagen darüber, daß Allerhöchſt Dero Unterthanen in ſich ſelber nicht Trieb genug fühlten, in Weisheit, Tugend und Aufklärung zu wachſen. Dieſe ſchlafende Kräfte nun zu ermuntern, weiß ich keine dienſamern Mittel, als gewiſſe Preiſe auf vorzüglich edle Handlungen, auf Proben von beharrlichem Fleiſſe und auf neue Entdeckungen zu ſetzen." — Und nun kamen Vorſchläge von Roſenfeſten, von Geld-Verwilligungen für nützliche Erfindungen, von Titeln für Gelehrte ꝛc. — "Dießmahl" rief der Negus, indem er meinem Vetter abermahls in die Rede fiel, "biſt Du auf einem Holz-Wege; das laß Dir von mir geſagt ſeyn! Wenn Du nichts beſſres weißt, um die Abyſſinier klüger und tugendhafter zu machen; ſo ſtreiche nur die ganze Stelle aus! Meinſt Du, ich wollte aus der Tugend und Weisheit Metzen machen, die ſich bezahlen ließen? Ich ſollte meine Unterthanen daran gewöhnen, zu glauben, daß man ſeine und ſeiner Nebenmenſchen Köpfe und Herzen vervollkommnen müſſe, um Geld damit zu verdienen? Meinſt Du, ein wahres Genie ließe ſich deßwegen in ſeinem Schwunge aufhalten, weil ich ihm noch nicht den Titel als Baalomaal gegeben hätte? Meinſt Du, die Keuſchheit ſey etwas werth, die nur nach einem elenden Roſenkranze und einer Ausſteuer gerungen hätte? —

Wenn Ihr in Europa keine beſſere Antriebe habt, vollkommner zu werden, ſo ſind die Abyſſinier, meiner Seele! nicht weiter zurück, als Ihr." — Der Punct mit den Roſenfeſten, Prämien und Titeln ging alſo nicht durch.

Mit dem darauf folgenden Vorſchlage ging es nicht viel beſſer. Mein Vetter wünſchte nähmlich, der König möchte jährlich gewiſſe Summen ausſetzen, die angewendet werden ſollten, armer Leute Kinder ſtudieren zu laſſen. "Du willſt" wendete dagegen der Negus ein, "daß armer Aeltern Kinder Gelehrte werden ſollen, und ich möchte, daß mehr reicher Leute Söhne Bauern würden. Wer wird zuletzt das Feld umgraben wollen, wenn wir dieſe Menſchen-Claſſe als einen unglücklichen Stand betrachten, aus welchem man die Menſchen erlöſen muß? Ich möchte auch gern, daß ein Mann, der Wiſſenſchaften triebe, zugleich eine feine Erziehung hätte. Ihr mög't wohl ungeſchliffene Gelehrte in Deutſchland haben, wenn jeder Bauer-Bengel, der bis in die Jahre, wo er Luſt zeigt, zu ſtudieren, auf dem Miſte herum gelaufen iſt, die Ochſen-Peitſche mit der Schreibfeder vertauſchen darf. — Doch, das magſt Du hinſchreiben, daß, wenn ſich ein Mahl ein ganz außerordentliches Genie unter den Kindern eines armen Mannes findet, ich dem Vater Geld geben will, damit der Sohn in irgend-einem Fache, etwas Tüchtiges lernen könne; aber das braucht nicht grade als Gelehrter zu ſeyn. Wenn es Genies unter den Bauern und Handwerkern gibt, ſo iſt das auch gut für den Landbau und für die Manufacturen. Wer übrigens ſich zu etwas Höherm berufen fühlt, der arbeitet ſich durch Armuth und andre Schwierigkeiten hindurch. Man muß den Leuten nicht alles ſo leicht machen. Durch Ueberwindung von Hinderniſſen wird das Genie verſtärkt, wie eine geſpannte Feder." — Was der König da ſagte, ſchien meinem Herrn Vetter ſo vernünftig, daß er faſt nicht glauben konnte, es käme aus Sr. Majeſtät Gehirne; auch war das richtig geurtheilt. Dieſe ganze Stelle war aus einem Aegyptiſchen Manuſcripte entlehnt, und hatte dem Negus deßwegen ſo gut gefallen, weil er darin eine Entſchuldigung fand, kein Geld herzugeben, und er die allgemeine Aufklärung in ſeinem Reiche gern ſo wohlfeil als möglich betreiben wollte.

Gegen den Vorſchlag, der hierauf folgte, Künſtler in fremden Ländern reiſen zu laſſen, fand ſich weniger einzuwenden, und es wurden

Gelder dazu verwilligt, doch mit der Bedingung, daß dieſe Leute, nach ihrer Zurückkunſt, einige Jahre hindurch für den Hof umſonſt arbeiten ſollten.

Hierauf wurde feſt geſetzt, in Adova, der Hauptſtadt von Tigre, eine Univerſität, in einigen andern Städten aber Gymnaſien und Schulen anzulegen, worauf denn auch endlich der König den Vorſchlag billigte, ſich zu bemühen, nach und nach Deutſche Gelehrte nach Abyſſinien zu ziehen.

Um dieſen letztern Punct in Ordnung zu bringen, und überhaupt dem Werke die Krone aufzuſetzen, wagte mein Vetter den Antrag den Erbprinzen von Abyſſinien auf Reiſen zu ſchicken. Viel Widerſtand fand er Anfangs bey Durchſetzung dieſer Sache. — Scheuete der große Negus die Koſten, oder fürchtete er, wie es zuweilen der Fall bey den Fürſten ſeyn ſoll, daß ſein Sohn, durch eine beſſere Erziehung und Bildung, als er ſelbſt genoſſen, auch klüger, als er, werden möchte? — Genug! er ſträubte ſich ein wenig, dazu einzuwilligen, gab aber doch nach, und folgender Plan wurde gnädigſt approbirt.

Der König hatte nähmlich zwey Söhne. Der Aelteſte, welcher einſt dem Vater in der Regierung folgen ſollte, war ein Jüngling von ſechzehn Jahren, ſehr von ſich eingenommen, durch Hof-Schmeicheley verderbt, kalt, eingebildet von ſeinem Fürſtenſtande, hatte dabey viel Hang zur Sinnlichkeit, zum Geize, wenig Genie, gar keine Kenntniſſe und keinen Trieb, dergleichen zu erlangen. Der Jüngſte hingegen war ſanft, beſcheiden, wohlwollend, aufmerkſam auf alles, was ihn belehren konnte, nicht eben von durchdringendem Geiſte, aber von gutem, graden Hausverſtande, und unſchuldig von Seiten der Sitten. Jener war von Jugend auf in den Händen eines eigennützigen, unwiſſenden Hof-Pedanten geweſen; dieſer aber einem guten alten Manne anvertrauet worden, der, nicht ohne Mühe, von dem Monarchen die Erlaubniß erlangte, ſeinen Zögling, fern vom Reſidenz-Getümmel, auf dem Lande zu erziehen. Wir werden künftig ſehen, mit welchem Erfolge dieſer Erziehungsplan gekrönt wurde. Jetzt will ich nur noch ſagen, daß jener alte Mann derſelbe war, dem ich die oben mitgetheilten Bruchſtücke aus der Geſchichte Abyſſiniens zu danken habe. — Wenden wir uns wieder zu dem ältern Fürſten-Knaben! Herr Wurmbrand hatte ſeinem Monarchen ſo viel von Peter des Großen in Rußland kühnem Unternehmen, als Privatmann zu reiſen, alle Verhältniſſe des Lebens kennen zu lernen und als Soldat und Schiffmann und Handwerker von unten auf zu dienen, erzählt, daß, als er der Negus ſeinen Plan zur Reiſe des Kronprinzen billigte, um doch auch etwas von eignen hohen Einfällen hinzu zu thun, zugleich erklärte, ſein Sohn ſollte, wie Peter von Rußland, in Deutſchland als gemeiner Soldat dienen, und nach und nach alle Stufen, bis zum Throne, erſteigen. Es wurde vorläufig beſchloſſen, daß ich, den man damahls in Abyſſinien erwartete, wenn ich anders dem Könige zu gefallen das Glück hätte, den Prinzen nebſt einem zahlreichen Gefolge auf Reiſen führen, und, bey unſrer Zurückkunft, einige Fuder Deutſcher Gelehrten und Künſtler mit nach Abyſſinien bringen ſollte. Da ich dieſe Reiſe im zweyten Theile meines Buchs beſchreiben werde, ſo ſage ich hier nichts mehr davon, und eile zu dem letzten Puncte, der in meines Herrn Vetters Aufklärungsplane weitläuftig aus einander geſetzt war.

Dieſer Punct betraf den Luxus. Herr Wurmbrand gab ſich Mühe, zu beweiſen, daß dieſer einem Lande gar nicht ſchädlich wäre; daß man ihm manche neue Erfindungen zu danken hätte; daß er das Geld in gehörigen Umlauf brächte und Thätigkeit und Induſtrie ermunterte; endlich daß er das Volk beſchäftigte und von Meutereyen gegen den Alleinherrſcher abhielte, und zugleich, indem er tauſend neue Bedürfniſſe erzeugte, die Unterthanen von dem Monarchen abhängiger machte. Bey dieſer Gelegenheit war denn auch von den glänzenden Vergnügungen in der Reſidenz, von Pracht und zuletzt von Schauſpielen die Rede. "Es iſt ein eitler Einwurf" ſchrieb mein Herr Vetter, "wenn man ſagt, diejenigen, welche bloß für das frivole Vergnügen der Bürger ſorgten, bereicherten ſich, auf Unkoſten der nützlichern, arbeitſamern Claſſen. Ich will hier nicht ein Mahl von dem Nutzen der Schauſpiele auf Bildung des Kopfs und Herzens reden, ſondern nur das bemerklich machen, daß ſolche Künſtler und muntre Geſellen ſelten Reichthümer ſammeln, ſondern das Geld, was ſie heute verdienen, morgen wieder verzehren." — "Das mag ſeyn" erwiederte der Negus, "aber die Gaſtwirthe, Modehändler und Andre, an welche das Geld aus dieſen leichtfertigen Händen kömmt, ſind ein eben ſo böſes Volk, das es gleichfalls nicht zu beſitzen verdient. Die arbeitende Claſſe alſo trägt es hin, um es durch Hände von Verſchwendern, an Müſſiggänger zu bringen, die ſich damit bereichern." — "Und das finden Ew. Maieſtät nicht gut?" fragte Wurmbrand, "grade das paßt, in das Syſtem einer umumſchränkten Regierung! Was würde aus den Monarchien werden, wenn man darin frugale und fleiſſige Menſchen reich werden ließe? Um über dieſe Herr zu bleiben, dürfen ſie ſich nie im Wohlſtande fühlen, indeß die Andern, ſammelten ſie auch noch ſo viel Schätze, immer durch ihre Thorheiten abhängig, immer Sclaven von Innen und Außen bleiben." — "Du haſt zu meiner Zufriedenheit geantwortet," ſprach der König. "Ich machte Dir nur den Einwurf, um zu ſehen, ob Du die Sache gehörig durchgedacht hätteſt. Ich erwarte von Dir einen Entwurf zu einem neuen Schauſpiel=Etat. Laß mir auch die Aegyptiſchen Luftſpringer wieder kommen, die im vorigen Jahre hier waren! Und wenn Dein Vetter, der Herr von Noldmann aus Deutſchland kömmt, ſoll er directeur des plaiſirs werden."

Sechzehntes Kapitel.

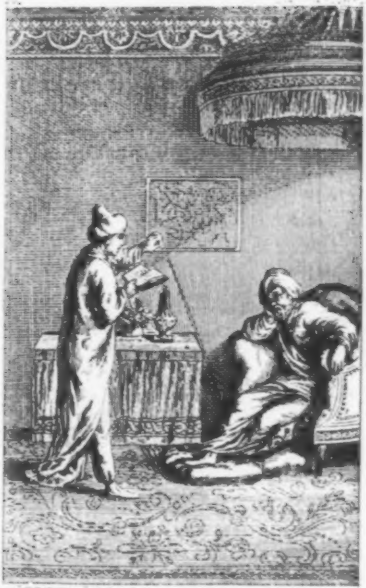
Der Verfaſſer tritt ſeine Bedienungen an, und unterredet ſich mit dem Negus über verſchiedne Gegenſtände.

Am zweyten Tage, nachdem ich von des Negus Majeſtät zum Baalomal, oder Cammerjunker und Leib-Garde-Oberſten war ernannt worden, kündigte mir mein Herr Vetter an, daß es nun Zeit wäre, Beſitz von den mir gnädigſt anvertraueten Stellen zu nehmen. Ich mußte daher erſt des Morgens den Waffen-Uebungen der Garde du Corps beywohnen, zu welchem Endzwecke mir von beſagtem meinem Vetter ein ſchöner Gaul, der auf drey von ſeinen Beinen noch ſo ziemlich flink war, zum Geſchenke gemacht wurde. Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verſtand dazu. Es ging mit der Reuterey beſſer, als ich gedacht hatte; und was die Manoeuvres betraf, ſo verſtanden die andern Officiers nicht mehr davon, als ich. Der König war ſelbſt gegenwärtig; unter ſeinen Augen machten wir allerley hübſche Angriffe; hätte ein Feind da geſtanden, wo wir einhaueten, ſo würden wir ihn garſtig zugerichtet haben. Jetzt ging alles ohne Unglück ab, außer daß wir ein altes Weib und zwey Kinder, die im Wege ſtanden und ſich nicht ſo ſchnell retten konnten, tödteten, indem wir ſie überritten, weil wir, wie ſich das verſteht, dieſer Kleinigkeit wegen, nicht unſre Glieder trennen durften.

"Herr Vetter!" ſprach ich, als ich zu Hauſe kam, "ich habe mir, mit Erlaubniß zu ſagen, einen Wolf geritten." — "Das thut nichts," antwortete er, "in des Königs Dienſte muß man Leib und Leben für nichts achten., Indeſſen ſollt Ihr Euch noch heute in einer andern Amts-Verrichtung zeigen, zu welcher Ihr dieſer beſchädigten Theile, die Ihr einſtweilen mit Cammeelsfett ſchmieren möget, gar nicht bedürft. Sr. Majeſtät befehlen nähmlich, daß Ihr Allerhöchſt-Denenſelben heute zum erſten Mahl vorleſen ſollt; alſo haltet Euch nach der Mittags-Tafel bereit dazu!"

Indeß wir noch alſo ſprachen, wurde der Miniſter abgerufen, ehe er mir genauere Anweiſung geben konnte, aus welchem Buche der König ſich wollte vorleſen laſſen. Darüber kam die beſtimmte Zeit heran, und ich ſteckte ein Paar

Bände zu mir, die mir grade in die Hände fielen. Unglücklicher Weiſe waren es Franzöſiſche Bücher, und zwar ein Theil von Rouſſeau's Werken, worin ſein Contract ſocial ſtand, und der erſte Theil von Montesquieu eſprit des loix. In dieſen Werken ſteht nun freylich wohl nichts, womit man einen Deſpoten in den Schlaf leſen kann; aber ich hatte nun ein Mahl kein anderes; doch fragte ich zum Ueberfluſſe, in welcher Sprache Ihro Majeſtät befohlen, ſich vorleſen zu laſſen. — “Das iſt mir einerley” erwiederte der Monarch, “lies Du nur her, was Du haſt!” Alſo fing ich an, laut und vernehmlich, doch mit ſanfter Stimme, das erſte Kapitel aus Monteſquieu herzudeclamiren. Der König nickte von Zeit zu Zeit mit dem Kopfe, als wollte er mir ſeinen Beyfall zu erkennen geben, und endlich verwandelte ſich dieß Nicken in einen ſanften Schlummer, worauf ich, meiner Inſtruction gemäß, das Buch beyſteckte und davon ſchleichen wollte; allein der Negus erwachte in demſelben Augenblicke, und winkte mir, wieder zu kommen: “Nein, nein!” rief er, “gehe nicht fort! Mein Schlaf iſt ſchon vorüber. Es hat recht hübſch geklungen, was Du geleſen haſt; ich bin zufrieden; doch magſt Du ein ander Mahl Deutſche Bücher mitbringen. Jetzt will ich mit Dir über verſchiedne



ſchiedne Gegenſtände reden." — Nun begann unter uns ein Geſpräch, das ich hier, in ſo fern ich mich deſſen noch erinnre, mittheilen will.

Negus. Da ich Dir nun die Direction der Schauſpiele übertragen habe, ſo mußt Du auch ein wachſames Auge auf die Muſik halten. Die Kerl ſpielen mir da nicht immer Alle mit; es ſind faule Schlingel darunter, die zuweilen mitten im Stücke aufhören und die Andern fortſpielen laſſen. Sie meinen, ich merkte das nicht; aber ich ſehe alles, und will, daß Du ſie anhalteſt, fleiſſiger zu ſeyn.

Ich. Allergnädigſter Herr! Es findet ſich oft, daß einzelne Stimmen pauſiren müſſen.

Negus. Was? pauſiren? In meinem Dienſte leide ich keine Pauſen; das laß Dir geſagt ſeyn! Und was die Regimentsmuſik bey meiner Garde betrifft, ſo ſollſt Du mir die Größten von den Spielleuten auf die beiden Flügel ſtellen, und dieſe ſollen mir die Poſaunen von Jericho blaſen. Ich kann es nicht leiden, wenn ein kleiner Knirps ſich pechbraun an einem Inſtrumente drückt, das noch ein Mahl ſo lang als er ſelbſt iſt.

Ich. Aber Ew. Majeſtät geruhen, zu überlegen, daß doch nicht jedermann ſich auf alle

Inſtrumente gelegt hat. Wenn nun ein ſolcher Mann grade die Poſaunen von Jericho zu ſpielen nicht gelernt hätte?

Negus. Darauf nehme ich keine Entſchuldigung an; er muß ſo lange geprügelt werden, bis er bläſ't. O! ich ſehe wohl, Du kennſt die Subordination noch nicht, die ich eingeführt habe. Aber, weil wir doch von Schauſpielen reden, damit muß mirs auch auf einen andern Fuß kommen. Ich weiß nicht, was die Abyſſiniſchen Theater-Dichter dabey haben, daß ſie dem Volke lauter jämmerliche, infame Mordgeſchichten darſtellen, daß ſie nichts als Schurken, Stock-Narren, Carricaturen und Nickel und ſolches Lumpengeſindel zu Helden und Heldinnen ihrer Trauerſpiele und Luſtſpiele wählen; daß bey dem Plane ihrer Stücke oft eine Begebenheit zum Grunde liegt, die entweder höchſt unwahrſcheinlich iſt, in hundert Jahren nicht Ein Mahl im menſchlichen Leben vorfällt, oder die aus einer ſo höchſt elenden Verkettung unglaublich ungücklicher Zufälle, die ſich gegen die beſten Menſchen verſchworen zu haben ſcheinen, zuſammen geſetzt iſt, daß man, bey meiner Seele! nichts dabey empfinden kann, als Ekel vor dieſen Gräueln, und Unwillen gegen Gott, der, wenn man ſolchen Unglücks-Mahlern glauben ſoll, auch dann ſeine Geſchöpfe peinigt und mit Gewalt in den Abgrund zieht, wenn ſie nichts verſchuldet haben. Nein! ich mag wohl, daß der Zuſchauer ſeine Thorheiten und Laſter in Beyſpielen geſchildert ſehe; aber es müſſen keine Tollhaus-Thorheiten und keine Straßenräubers-Laſter ſeyn, damit der Zuſchauer ſich ſelber in ſeinen Augen nicht als ein Engel von Tugend und Weisheit in Vergleichung mit jenen Creaturen erſcheine. Ich mag wohl, daß auf dem Theater anſchaulich gezeigt werde, in welches Labyrinth von Elend der ſchwache Menſch durch einen einzigen ſchiefen Bocksſprung gerathen kann; aber bloß eine Gallerie von Jammer und Noth zu eröffnen, um zu zeigen, daß man die elende Kunſt verſteht, uns zu erſchüttern; den Mann, der in das Schauſpiel geht, um ſich, auf anſtändige und vernünftige Weiſe, von ſeinen häuslichen und bürgerlichen Geſchäften zu erhohlen, ſeine Sorgen und Leiden zu vergeſſen, und ſein Gemüth durch Lächeln aufzuheitern, oder durch ſanfte Rührung in ſüße Schwermuth einzuwiegen, und dadurch den Sturm wilder Leidenſchaften zu dämpfen; einen ſolchen Mann dergeſtalt zu handhaben, daß ihm die Haare zu Berge ſtehen müſſen; ihm gleichſam zu ſagen: Siehſt

Du, Kerl! alles Unglück, was Du zu Hauſe und auswärts geſehen und erlebt haſt, iſt gar nichts gegen das, was Dir noch jeden Augenblick begegnen kann, wärſt Du auch der edelſte und klügſte Mann auf der Welt; damit er dann trauriger, muthloſer und verzweiflungsvoller, als je, nach Hauſe gehe — Mich dünkt, das iſt ein unedler Zweck, deſſen ſich die Schauſpielkunſt ſchämen ſollte. Und wenn denn die Böſewichte in ſolcher Herrlichkeit und Kraft dargeſtellt werden, daß man über ihre Größe die Abſcheulichkeit und Gefahr ihrer Grundſätze vergißt, oder ſo liebenswürdig, daß wir uns hingezogen fühlen, zu ihnen, und daß leiſe der Gedanke in uns erwacht: für ein ſo eminentes Genie gäbe es keine Geſetze, keine Moral, und daß der feurige Jüngling leicht verſucht wird, ſich für ein ſolches privilegirtes Weſen zu halten; und wenn nun neben dieſen Rieſen von abſcheulicher Erhabenheit die kalten Tugendbilder wie geſchmackloſe Zwerg-Figuren ausſehen. Endlich wenn man uns, ſtatt natürlicher, menſchlicher Scenen und intereſſanter Begebenheiten, höchſt verwickelte, ſich durchkreuzende, immer unerwartet ſich auflöſende Geſchichten darſtellt, ſo daß man zuletzt keinen Sinn mehr für das Einfache hat, und uns alles in der wirklichen Welt langweilig und zu alltäglich vorkömmt, weil man unſre Phantaſie ohne Unterlaß reizt, mit uns in idealiſchen Sphären herum zu ſegeln — Was für Nutzen hat dann das Schauſpiel für Kopf und Herz? Nein! Du ſollſt mir das Theaterweſen auf andern Fuß bringen, ſo wie es in Deutſchland iſt, denn ich hoffe, da wird es ja beſſer ſeyn.

Ich. Allergnädigſter König! Ich bewundre in tiefſter Demuth Ew. Majeſtät hohe Einſichten, und werde dieſe gnädigſten Befehle zu meiner Richtſchnur nehmen. Was aber unſern Geſchmack in dieſem Fache in Deutſchland betrifft, ſo geht es leider! dort eben ſo damit, wie hier und in allen übrigen Ländern. Der Trieb nach Neuheit jagt die Menſchen ohne Unterlaß weiter von dem gebahnten Wege ab, und nachher, wenn die Einbildungskraft erſt an das Herumſchwärmen gewöhnt iſt, dann hält es ſchwer, ſie wieder zurück zu führen. Auf Ein Mahl wird ſich das auch hier wohl nicht thun laſſen; allein ich denke, nach und nach wird man der Hirngeſpinſte müde, und ſehnt ſich wieder nach Einfalt und Wahrheit.

Negus. Nun, nun! wir wollen ſchon ſehen, wie ſich das Ding treiben läßt. Seitdem ich Buchdruckereyen habe anlegen laſſen, ſchreiben die Abyſſiniſchen Gelehrten ziemlich fleiſſig; noch

iſt

zwar nicht viel kluges Zeug erſchienen, aber ich denke, wenn ſie erſt ein wenig in Uebung kommen, ſo ſoll es ſchon beſſer gehen. In Deutſchland kommen wohl recht viel Bücher heraus?

Ich. Viel tauſend jährlich.

Negus. Gott bewahre! Da ſind wir noch weit zurück. Aber da können doch unmöglich in jedem Buche neue Sachen ſtehen.

Ich. Nichts weniger! Einer ſchreibt den Andern aus; was ſchon hundert tauſend Mahl geſagt iſt und täglich am Tiſche und auf der Gaſſe, im Wachen und Traume geſagt wird, das läßt man auf unzählige Art, anders eingekleidet, drucken.

Negus. Das halte ich aber wahrlich für den elendeſten Zeitverluſt, woran die Leichtigkeit, ſolches dummes Zeug durch Buchdruckereyen in die Welt ſchicken zu können, Schuld iſt.

Ich. Ich halte es auch für Zeitverluſt, aber was iſt dagegen zu machen? Kein Buch iſt ſo ſchlecht, daß es nicht Leſer finden ſollte. Bey täglich wachſendem Luxus, Reichthume und Müſſiggange, ſteigt auch das Bedürfniß, ſich die Zeit durch Leſen zu vertreiben. Eine Menge Leute, die weder Luſt, noch Geſchicklichkeit haben, nützliche Arbeiten im Staate zu treiben, leben davon, daß ſie Bücher machen. Das Erſte, was ihnen grade in den Kopf kömmt, werfen ſie auf das Papier. Am mehrſten Unfug wird mit den ſo genannten ſchönen Wiſſenſchaften getrieben; ſie ſollten der Gelehrſamkeit eigentlich nur das ſeyn, was bey den Armeen die leichten Truppen ſind. So wie man dieſen wohl erlauben darf, auch zuweilen in Reihen und Gliedern zu fechten; ſie aber, ohne von einem regulairen Corps unterſtützt zu werden, doch nichts ausrichten können; ſo ſollten die ſoliden Wiſſenſchaften auch die eigentliche Stärke der gelehrten Haupt-Armee ausmachen. Nun aber bleibt es immer bey der Spiegel-Fechterey, und die litterariſchen Huſaren verſtehen nichts Gründliches vom Dienſte. Weil ſie nicht Luſt haben, die Regeln zu lernen, die doch aus der Natur geſchöpft ſind, und ohne welche man des ſichern Erfolgs nie gewiß iſt, ſich auch leicht zu weit verirrt; ſo ſtellen ſie ſich, als verachteten ſie alle Regeln, als wären dieſe völlig überflüſſig. Selbſt gute Köpfe werden von dieſem ſo bequemen Vorurtheile angeſteckt, und leiſten nicht, was ſie leiſten könnten. Es erſcheint jetzt in Deutſchland, unter dem Nahmen von Gedichten, Schauſpielen und Romanen, ein ſolcher Wuſt von geſchmackloſem Zeuge, daß wir uns deſſen vor unſern Nachbarn ſchämen müßten, wenn es nicht leider! in allen Ländern eben ſo herginge. An fleiſſige Ausfeilung ſeiner Werke denkt niemand. In einer müſſigen Stunde, oder wenn der Autor Geld bedarf, bey guter oder ſchlechter Laune, heiterm oder umwölktem Kopfe, ohne ſeinen Gegenſtand im Ganzen durchgedacht zu haben, ſchreibt er den Bogen voll, und ſchickt ihn vor Abend in die Druckerey. Er muß auch eilen; denn Eine Meſſe ſpäter, und die Form ſeiner Werke (worauf es mehr, als auf den Inhalt ankömmt) und die Sprache, darin er ſchreibt, ſind nicht mehr in der Mode. — Niemand würde das Buch leſen, und enthielte es auch eine Quint-Eſſenz von Weisheit. Da er, bey dieſer Veränderlichkeit des Geſchmacks, gewiß weiß, daß ſein Buch ſpätſtens nach zehn Jahren Maculatur ſeyn wird; ſo ſpornt ihn kein Ringen nach Unſterblichkeit an; er ſucht alſo bey ſeinen Lebzeiten noch einigen Vortheil von ſeinen Talenten zu ziehen, ein eitles Lob einzuernten, etwas Geld zu gewinnen. Dieſer letzte Punct hängt von der Gefälligkeit des Verlegers ab, den er durch Nachgiebigkeit gegen den verderbten Mode-Geſchmack, durch auffallende Titel, durch bizarre Einkleidungen und durch allerley andre unwürdige Künſte zu gewinnen, ſchadlos zu halten, und gegen die Räubereyen der Nachdrucker zu ſichern ſuchen muß. Aus dieſem Allem erfolgt nun, daß der Geſchmack an gründlichen Wiſſenſchaften, die Luſt, ernſthafte Werke zu leſen und zu ſchreiben, immer geringer wird, daß das Publicum den Sinn für Wohlklang, Numerus, Würde und Eleganz im Ausdrucke, Sprach-Richtigkeit und Ordnung in Gedanken und Einkleidung verliert; daß jeder ſchiefe Kopf, oder Tagedieb, der keinen Trieb hat, etwas Gründliches zu lernen, keine Geduld, eine nützliche Handthierung im Staate zu treiben, Schriftſteller wird; daß hierdurch der Stand eines Schriftſtellers tief herabſinkt, und mancher gute Kopf deßwegen nicht ſchreibt, weil er ſich ſchämt, mit Jenen in Eine Claſſe geworfen, und von einem unwiſſenden, undankbaren, verſchrobnen Publicum beurtheilt zu werden.

Negus. Ich erſtaune; Dein Vetter hat mir Wunderdinge von Eurer Literatur erzählt; wenn ich wüßte, daß er mich zum Narren gehabt hätte, ſo ließe ich ihn ſpießen. Wenn die Buchdruckerey ſolches Unweſen ſtiftet, ſo wäre es ja faſt beſſer, man erſchwerte die Mittel, ſchlechte Einfälle allgemein auszubereiten.

Ich. Ew. Majeſtät halten zu Gnaden! Der Erfindung der Buchdruckerey haben wir unendlich mehr Gutes zu danken, als ſie Verwirrung angerichtet hat. Ich habe auch keinesweges ſagen wollen, daß es uns an guten Büchern in Deutſchland fehlt; aber es könnte beſſer mit unſrer Literatur ausſehen, wenn —

Negus. Wenn, wenn — Vollkommen iſt nichts in der Welt. — Wir wollen das Weſen mit den Buchdruckereyen ein wenig ablauern. Wenn mir die Kerl denn gar zu dummes Zeug ſchreiben, ſo will ich ein Mahl an Einem ein Exempel geben, das die Andern abſchrecken ſoll. Aber Dein Vetter ſpricht mir ja immer ſo viel von der Critik in Deutſchland, und daß gewiſſe Leute ſichs zum Geſchäfte machten, alle neue Schriften öffentlich zu beurtheilen und vor ſchlechten Büchern zu warnen; hilft denn das nicht?

Ich. Allergnädigſter Herr! Mit der Critik ſieht es bey uns nicht beſſer aus. Von Obrigkeits wegen kann man doch keine Leute anſetzen, die in Werken des Geſchmacks Urtheile ſprechen ſollen; alſo wirft ſich Jeder zum Kunſtrichter auf, der Beruf dazu fühlt; beurtheilt, ohne ſeinen Nahmen zu nennen, folglich ohne daß man weiß, ob die Machtſprüche von einem Manne herrühren, der in dem Fache erfahren iſt, Bücher, die er nicht verſteht, oft nicht ein Mahl durchgeleſen hat; poſaunt die Schriften ſeiner Freunde aus; ſchimpſt aus Neid und Parteylichkeit die größten Männer; miſcht perſönliche Angriffe auf den Character der Schriftſteller mit in die Recenſionen — und ſo iſt man denn auch dahin gekommen, auf die Critik gar nicht mehr zu achten — ja! man hält ſichs faſt für einen Schimpf, ſein Werk in manchen gelehrten Zeitungen und Journalen gelobt zu ſehen.

Negus. Das iſt eine tolle Einrichtung. Indeſſen muß man dem Dinge hier den Lauf laſſen. Ich möchte doch gar zu gern, daß Abyſſinien auch durch Aufblühen der Wiſſenſchaften und Künſte berühmt würde. — Aber es iſt ſchon ſpät; es wird wohl Zeit ſeyn, in das Schauſpiel zu gehen. Was wird heute gegeben?

Ich. Das Trauerſpiel: **Der Levit vom Stamme Ephraim.**

Negus. Ha! das iſt die Geſchichte aus dem Buche der Richter. Da wird die Frau des armen Leviten genothzüchtigt, bis ſie ſtirbt, und dann geviertheilt. Das iſt ganz luſtig anzuſehen. Komm mit mir! Und morgen nach der Tafel ſollſt Du mir aus einem Deutſchen Buche vorleſen.

Siebenzehntes Kapitel.

Des Verfaſſers zweyte Unterredung mit dem großen Negus über Staats-Angelegenheiten.

Mit der Aengſtlichkeit, die einen Miniſter zu befallen pflegt, wenn er eine ſeiner Creaturen in den Dienſt ſeines Deſpoten gebracht hat, und er nun noch in der Ungewißheit ſchwebt, ob der gnädigſte Herr auch zufrieden mit ſeiner Wahl iſt, oder ob nicht vielleicht dieſe Empfehlung ihm, dem Miniſter ſelber, ſchaden, ſeinen Credit ſchwächen könnte — mit dieſer Aengſtlichkeit zog mich mein Herr Vetter, ſo bald er im Schauſpiele ſich mir nähern konnte, auf die Seite, und fragte mich, wie meine erſte Amtsverwaltung bey dem Monarchen abgelaufen wäre. "Ihr ſeyd, wie ich höre, ſehr lange bey ſeiner Majeſtät geweſen," ſagte er, "ich hoffe, Ihr werdet mit Vorſicht und nichts geredet haben, was uns ſchaden könnte. Ihr ſeyd mit Fürſten und Höfen noch nicht ſehr bekannt. Jedes Wort muß man hier auf die Wagſchale legen. Die großen Herrn ſind denn auch mißtrauiſch, und verſchweigen können ſie gar nichts von dem, was man ihnen im Vertrauen ſagt."

Ich bat den Herrn Miniſter, nur ruhig zu ſeyn, und erzählte ihm alles, was zwiſchen dem Könige und mir vorgefallen war. "Aber" rief mein Vetter aus "ſeyd Ihr denn toll, Sr. Majeſtät aus einem Buche vorzuleſen, das in einer Sprache geſchrieben iſt, wovon er nicht eine Sylbe verſteht?" "Konnte ich das wiſſen?" erwiederte ich, "warum ſagte er mirs nicht, daß er kein Franzöſiſch gelernt hätte? —" "Als wenn es ſich für einen König ſchickte, zu bekennen, daß er in irgend einer Sache unerfahren wäre, die einer ſeiner Unterthanen weiß! Ich hoffe, Ihr habt es ihm nicht merken laſſen, daß Ihr dieß nur ein Mahl ahnden könntet?" — "Nichts weniger! Aber ich geſtehe Euch auch; der Herr ſprach ſo verſtändig über manche Gegenſtände, daß ich verſucht war, ihm alle mögliche Gelehrſamkeit zuzutrauen. Unter andern fällte er über die Schauſpielkunſt ſehr treffende Urtheile." — O! bleibt mir damit vom Leibe! dieſe lange Declamation habe ich ſchon ſo oft von ihm gehört; die hat er in einem Deutſchen Manuſcripte geleſen, das ich ihm geliehen habe, hat ſie auswendig gelernt und prahlt nun damit;

doch, das bleibt unter uns! Dieſe Gabe haben alle Fürſten, mit fremden Kenntniſſen zu prangen; und Ihr werdet ſehen, daß wenn Ihr ihm heute etwas Gutes geſagt habt, er nach einiger Tagen vergeſſen haben wird, daß das von Euch kam, und daß er Euch dann vielleicht Eure eigne Waare wieder verkaufen wird. Uebrigens wünſchte ich, Ihr möchtet ſuchen, künftig die Geſpräche unvermerkt auf politiſche Gegenſtände zu lenken, und ihm ein wenig von den herrlichen Einrichtungen unſrer Deutſchen Staaten erzählen; denn von dieſer Seite habe ich meine Laſt mit ihm; er will in Allem ſeinem Kopfe folgen, und hat ſo deſpotiſche Grundſätze, daß ich ſelbſt oft für meine und Eure Sicherheit bange bin. Hier iſt der Ort nicht, davon zu reden. Kommt morgen früh in mein Cabinet! da will ich Euch weitläuftig inſtruiren."

Ich ermangelte nicht, dieſen Befehl des Herrn Miniſters zu vollziehen, und ging des andern Tages nach der Tafel, vollkommen vorbereitet, zu meinem allergnädigſten Negus.

Die Leſer werden es mir, wie ich hoffe, nicht zur Eitelkeit auslegen, wie Einige von ihnen es einem großen Deutſchen Schriftſteller, bey einem ähnlichen Falle dafür ausgelegt haben, wenn ich ihnen noch ein Paar von meinen Geſprächen mit dem Monarchen Abyſſiniens erzähle. Es iſt nothwendig, daß ich berichte, wie der Negus über manche Gegenſtände, welche auf die Aufklärung ſeines Landes Bezug haben konnten, dachte, wenn ich von meinen und meines Herrn Vetters Bemühungen, dort alles auf Europäiſchen Fuß zu ſetzen, Rechenſchaft geben will. — Alſo ohne Umſchweiſe!

Ich las heute dem Negus aus Wielands Geſchichte der Abderiten vor, wobey Se. Majeſtät herzlich lachten, als wir durch einen großen Lerm, der draußen vor den Fenſtern des Schloſſes entſtand, unterbrochen wurden. Ich erſchrak und fürchtete einen Auflauf des Volks; allein der König beruhigte mich und erklärte mir den Vorfall. Es war nähmlich von undenklichen Zeiten her in Abyſſinien eingeführt, daß täglich, um eine gewiſſe Stunde, eine Anzahl Menſchen vor die Fenſter der königlichen Zimmer treten, und mit großem Geſchreye Gerechtigkeit und Hülfe erflehen und fordern mußten (*). Der Zweck dieſer Ceremonie war, den Monarchen, mitten in ſeinen Freuden und Wollüſten, aus dem Schlummer der Sinnlichkeit zu erwecken, und

---

(*) Sieh. Bruce's Reiſen.

ihn daran zu erinnern, daß tauſend Menſchen jeden Augenblick auf ſeine Thätigkeit und Wachſamkeit Anſpruch zu machen ein Recht hätten.

Dieſen Gebrauch lobte ich und fügte hinzu: ich wünſchte, es möchte etwas Aehnliches bey uns in Deutſchland eingeführt werden.

"Ich hoffe" ſprach der Negus, "Eure Könige und Fürſten werden ſolcher Erinnerungen ſo wenig als ich bedürfen." — "Wenigſtens" erwiederte ich ganz freymüthig, "kann es wohl nicht ſchaden, wenn man es ihnen zuweilen an das Herz legt, daß ſie Menſchen ſind, wie wir Alle. Auf dem Throne, umringt von Schmeichlern, die jedes halb kluge Wort, das aus ihrem Munde geht, wie einen Orakel-Spruch bewundern, jede menſchliche Handlung, deren ein guter Privatmann, nach Verhältniß ſeines Vermögens, ohne ein Mahl zu ahnden, daß er etwas anders als ſeine Pflicht gethan hat, unzählige begeht, in Zeitungen und Gedichten auspoſaunen; angebetet von Sclaven-Seelen, die ſie ohne Unterlaß in dem Wahne erhalten, als ſey jeder Fürſt ein Statthalter Gottes, folglich alles Gute, was er ſeinen Unterthanen erwieſe, und alle Sorgfalt, welche er ihnen widmete, und wofür er doch ernähret, gepflegt und geehrt wird, eine Gnade,

als

ſey das Geld, welches er ausſpendet, das Almoſen, welches er giebt, die Beſoldung, womit er den Fleiß belohnt, aus ſeinem Schatze hergegeben, da es doch nur das Eigenthum des Landes iſt, welches er verwaltet; in eitlen Freuden, Zerſtreuungen und Lüſten herumtaumelnd, vergeſſen die Groſen der Erde, wenn ſie nicht ſo erhaben, ſo edel wie Ew. Majeſtät denken, gar zu leicht, daß indeß Millionen Menſchen nach Brot und nach Sicherheit gegen Unrecht und Bedrückungen ſeufzen. Man entfernt von ihnen den Anblick des Elendes, damit ſie nicht auf die Spur kommen, woher dieß Elend rühret, nicht erfahren, daß die kleinen Unter-Tyrannen es ſind, die das Volk ſo unglücklich machen; damit ſie nicht böſer Laune werden, noch verſtimmt ſeyen, wenn irgend ein Liebling für ſich oder ſeine Creaturen eine neue Gunſt auf Unkoſten Andrer erbetteln will. Da würde es denn ganz heilſam ſeyn, wenn man ſie zuweilen durch die laute Volksſtimme daran erinnerte, daß dieß Volk ein Recht hat, ſie zu ihrer Pflicht aufzufordern, und daß, wenn ſie auch vor dieſer lauten Stimme ihre Ohren verſchlöſſen, jeder dieſer ſchreyenden Mäuler auch zwey Arme hat, womit man Felſen ſprengen, alſo auch Throne umſtürzen kann."

Negus. Darfſt Du das in Deutſchland laut ſagen, was Du Dich unterſtehſt, hier vor mir zu reden?

Ich. Allergnädigſter König! Ein großer, edler Regent fürchtet die Stimme der Wahrheit nicht, und haßt nicht Den, welcher die Stimme führt; und die kleinen, niedrigen Deſpoten ſcheuet man jetzt nicht mehr. Man ſchreibt und redet ſchon ziemlich laut über Menſchenrechte und Regentenpflichten, und wird bald noch lauter darüber reden. Nur iſt es zu bedauern, daß ſolche Wahrheiten ſelten zu den Ohren unſrer Fürſten kommen. Die Veʒirs und Muftis, die mehr als die Sultane dabey intereſſirt ſind, daß alles auf dem alten Fuße bleibe, verſtopfen ihren Herrn die Ohren, und verbinden ihnen die Augen. Unſre Fürſten ſind zum Theil gutgeartete Menſchen; wenn man ihnen an das Herz redete, ſo würden wohl Viele von ihnen auf beſſere Wege zu lenken ſeyn; ja! ſie würden die Nothwendigkeit einſehen, ihr Syſtem zu ändern. — Denn das läßt ſich doch begreifen, daß, früh oder ſpät, das gemißhandelte Volk die Laſt der unnatürlichen Ketten fühlen und ſich wundern wird, wie es wohl kömmt, daß es erſt jetzt einſieht, es liege nur an ihm, dieſe Feſſeln abzuſchütteln.

Und dann möchte vielleicht eine ärgre Revolution erfolgen, als gegenwärtig zu befürchten wäre, wenn die Deſpoten gutwillig ſich den erſten, heiligſten Geſetzen, den Geſetzen der Menſchheit unterwürfen.

Negus. Aber wenn Eure Fürſten das, was gegen die Mißbräuche ihrer Gewalt geſchrieben und geſprochen wird, nicht erfahren, ſo ſtiftet ja das ganze Geſchrey darüber keinen Nutzen, wohl aber den Nachtheil, daß das Volk zum Aufruhr, auch gegen gute Regenten, zur Unzufriedenheit, auch über die beſten Einrichtungen, angereizt werden kann.

Ich. Nein, mein gnädigſter König! Das Volk im Ganzen iſt nie zum Aufruhre geneigt, und einzelne unruhige Köpfe würden es vergebens verſuchen, Menſchen zur Meuterey zu verführen, die ſich, unter einer väterlichen Regierung, glücklich fühlen, Menſchen, die Freude und Wonne und Sicherheit und Wohlſtand in ihren ſtillen, friedlichen Hütten ſchmecken; die nach öffentlich bekannten Grundſätzen regiert, nicht im Blinden geführt, nach Gerechtigkeit und Verordnungen, nicht nach Willkühr gerichtet werden. Einzelnes Klagen und Murren wird dann freylich wohl dennoch gehört werden; nicht Jeden wird man zufrieden ſtellen können; auch werden einzelne Unvollkommenheiten mit unterlaufen; aber allgemeine Meuterey wird nie Wurzel faſſen, und ſchrieben die Bösgeſinnten auch noch ſo arge Libelle. Alſo ſchaden dergleichen freye Reden und Schriften nicht. — Aber ſie ſtiften auch Nutzen. Lieſet und hört ſie der Fürſt nicht, ſo leſen und hören ſie doch zuweilen ſeine Verführer, zittern bey dem Gedanken, daß ihr Reich ſich ſeinem Ende nahen könne, und verlieren den Muth. Der Gedrückte, Gebeugte, Scheue, Furchtſame aber wird belebt, wagt es ein Mahl, bey einer entſcheidenden Gelegenheit, wo er aufs Aeußerſte gebracht iſt, den Götzen die Kniebeugung zu verſagen; und der Schwache, der im Begriff war, ſich zum Werkzeuge der Unterdrückung mißbrauchen zu laſſen, ſchämt ſich, und tritt zurück, tritt auf die Seite der Beſſern, wenn jene Wahrheiten in allgemeinen Umlauf kommen, und niedrige Sclaven-Seelen der öffentlichen Verachtung preisgegeben ſind.

Negus. Du redeſt kühn; aber ich mag dergleichen wohl hören, und werfe darum keine Ungnade auf Dich. Komm morgen wieder! Für heute habe ich genug. Nur bitte ich, wenn Du nicht Luſt haſt, gekreuzigt zu werden, daß Du über dergleichen Gegenſtände nur mit mir und außerdem höchſtens noch mit Deinem Vetter, ſonſt aber mit niemand redeſt.

Ehrerbiethig verbeugte ich mich nun zur Erde, und ging von dannen; aber ich geſtehe es, ich war ſehr zufrieden von meiner Wenigkeit an dieſem Tage.

Achtzehntes Kapitel.

Drittes Geſpräch mit dem Negus; über die Deutſche Verfaſſung.

Ich konnte unmöglich meinem Herrn Vetter die Behaglichkeit verbergen, die mir das Bewußtſeyn, als ein redlicher, freymüthiger Mann geredet zu haben, gab; ſo bald ich daher mit ihm allein war, erzählte ich ihm haarklein jedes Wort, das zwiſchen dem Negus und mir gewechſelt worden war. "So habt Ihr es denn" rief der Herr Miniſter aus, "recht darauf angelegt, mich und Euch durch Eure Unvorſichtigkeit ins Verderben zu ſtürzen? Solche Dinge einem Monarchen zu ſagen! — Hat man je ſo etwas gehört? Mich wundert, daß er Euch nicht auf der Stelle hat ſpießen laſſen. Nun gottlob! daß es ſo abgelaufen iſt! Aber ich rathe es Euch, vorſichtiger zu werden, ſonſt werde ich der Erſte ſeyn, der ſeine Hand von Euch abzieht."

Als mein Vetter alſo ſprach, glaubte ich, es ſey grade Zeit, mich Ein für alle Mahl bey ihm in Anſehen zu ſetzen; ich ging alſo ernſthaft auf ihn zu, runzelte ein wenig die Stirn, und ſprach mit Nachdruck folgendes zu ihm: "Herr Miniſter! ich muß es Euch grade heraus ſagen, daß mir dieſer Protectors-Ton gar nicht gefällt. Wer immer grade und redlich handelt, bedarf keines Schutzes, und wer nicht eher redet, als bis er gefragt wird, und dann, wenn es Pflicht iſt, ſo redet, wie es Rechtſchaffenheit und Wahrheit fordern; der hat nicht Urſache, irgend jemand zu fürchten. Drohen aber laſſe ich mir nun vollends von niemand auf der Welt. Wenn Ihr geglaubt habt, Ihr würdet aus mir hier einen Sclaven machen, der kein andres Wort über ſeine Lippen brächte, als was Ihr ihm vorſchriebet, und was in Euren Plan paßte; ſo hättet Ihr mich lieber in Goßlar in meiner Armuth laſſen ſollen. Ich mag keines ſterblichen Menſchen Maſchine ſeyn. Hof-Erfahrungen habe ich freylich wenig; aber das finde ich doch auch hier beſtätigt, was ich immer geglaubt habe, daß die Fürſten ſelbſt nicht ſo ſchlimm ſind, als die, welche ſie umgeben. Ihr ſeyd es, welche dieſe Menſchen verderben, indem Ihr aus knechtiſcher Furcht ſie in ihren ſchädlichen Grillen durch unterthänigen Beyfall beſtärkt, oder gar, aus niedrigen Neben-Abſichten, ihnen gefährliche

Grundſätze in den Kopf jagt. Ihr ſehet es, Herr Vetter! der Negus hat die Dinge, welche ich ihm geſagt habe, geduldig angehört und hat mich nicht ſpieſen laſſen; und Ihr, die Ihr Euch freuen ſolltet, daß Ihr ein Mahl einen ehrlichen Mann in den Dienſt gebracht habt, Ihr wollt mir das Maul ſtopfen. Nein! ich werde reden, ſo lange ich meine Stelle behalte; ich fühle es, der König iſt kein ſchlimmer Mann; er verdient es, daß man ihm die Wahrheit nicht verhehle. Glaubt Ihr, ich werde mich deßwegen je zu der Rolle eines ſchändlichen Schmeichlers erniedrigen, weil ich hier umſonſt Paſteten bey Hofe freſſe, oder ich ließe mich beſolden, um den Negus mit verderben zu helfen; ſo irrt Ihr Euch gewaltig. Dient das nicht in Euern Kram; bedürft Ihr eines Menſchen, der anders denkt; ſo ſchickt mich wieder zurück nach meinem ſchmutzigen Goßlar — und damit Gott befohlen!"

Leichenblaß wurde mein Herr Vetter bey dieſer Erklärung; er verſuchte es verſchiedene Mahl, mich zu unterbrechen, und mich durch ungnädige Minen in Furcht zu ſetzen; aber vergebens! Ich fuhr ernſthaft fort; und als ich fertig war, wollte ich ihn verlaſſen. Nun ſpannte er andre Saiten auf, lobte meine Redlichkeit, verſprach, mich zu unterſtützen, und bat mich nur, nicht gar zu unvorſichtig zu Werke zu gehen. Das verhieß ich ihm denn ſehr gern, und wir ſchieden als Freunde aus einander.

Gegen Abend fand ich mich wieder bey meinem Monarchen ein, der mich mit heiterm Geſichte empfing. “Heute” ſprach er, “ſollſt Du mir etwas von der Verfaſſung Eurer Deutſchen Höfe erzählen. Ich denke, das wird ganz luſtig anzuhören ſeyn, und ich erlaube Dir, von nun an immer eben ſo offenherzig, wie geſtern, mit mir zu reden. Fange nur gleich an!” Das that ich denn, und machte ihm ungefähr nachſtehende Schilderung:

“Unſre größern Deutſchen Staaten werden mehrentheils nach menſchlichen und gerechten Grundſätzen regiert; ein mächtigrer Fürſt fühlt lebhafter die Wichtigkeit ſeines Berufs, weiß, daß ſo viel Augen auf ihn gerichtet ſind, daß er einſt in der Geſchichte ſeines Zeitalters auftreten muß; er wird ſorgſamer erzogen; ſeine Verbindung mit andern Reichen leidet nicht, daß er willkührlich ſein Regierungs-Syſtem ändern könne, und fremde Mächte wachen über ihn und ſein Land, als einen wichtigen Theil des Ganzen. Große, allgemeine Gebrechen, worüber ganz Europa ſeufzt, drücken freylich dieſe mächtigern Staaten auch; die täglich anwachſenden, ungeheuren, ſtehenden Heere, die der Bevölkerung und der Induſtrie ſchaden, und müſſige Menſchen auf Koſten der arbeitſamen ernähren; ſchädliche Vergrößerung der Reſidenzen, wohin aller Reichthum aus den öden Provinzen fließt; unnützer Aufwand; Sittenloſigkeit; Liebe zur Pracht, Ueppigkeit und Wolluſt, die von daher ſich in alle Claſſen verbreiten — das alles ſind freylich ſchwere Landplagen; aber ſie werden von dem unaufhaltſamen Strome der Cultur herbey geführt, und es ſteht faſt nicht in der Macht des Landesherrn, dieſen Lauf zu hemmen. — Im Ganzen herrſcht denn doch in dieſen beträchtlichern Deutſchen Staaten eine gewiſſe, wenigſtens nicht ganz unſyſtematiſch vertheilte Summe von Wohlſtand und Zufriedenheit unter allen Claſſen der Bürger, und wenn gleich die albernen Grundſätze von Fürſtenrechten, die nun ein Mahl allgemein angenommen ſind, echte, der freyen Menſchheit zukommende Behaglichkeit verdrängen; ſo tritt doch an deren Stelle eine Art conventioneller Glückſeligkeit, und alles iſt ſo calculirt, daß wenigſtens jeder Stand diejenige kleine Portion von Lebensgenuß ſchmeckt, die man ihm, nach jenen Grundſätzen, geſtatten kann. Die

Völker beruhigen ſich dabey, wenn es nicht zu arg wird, und man ſie nicht zur Verzweiflung bringt; und vielleicht würde es noch ſchlimmer werden, wenn ſie auf Ein Mahl dieß Syſtem über den Haufen werfen wollten."

"Ganz anders aber ſieht es mit den kleinern Fürſten aus. Dieſe könnten, nach Verhältniß, ſehr viel glücklicher ſeyn, und ſehr viel mehr Gutes verbreiten, als die mächtigern. Auch ſind unter ihnen edle, vortreffliche Männer, die ihre Unterthanen, wie ihre Kinder betrachten und behandeln, und von ihnen wie Väter geliebt werden. Ein kleinerer Zirkel iſt leichter zu überſehen; es iſt leichter, da zu helfen, wo es fehlt, wenn das ganze Ländchen gleichſam nur Eine ruhige Familie ausmacht. Sie bedürfen des ungeheuren Aufwandes von Kriegsheeren, Hof- und Staats-Bedienten, Tafeln, Feſten, Geſandten und dergleichen nicht. — Und iſt es nicht rühmlicher, erhabner, größer, in der Stille tauſend Menſchen an Leib und Seele glücklich, frey und froh zu machen, von ihnen geſegnet und zärtlich geliebt zu werden, als Millionen Sclaven mit eiſernen Ketten an ein Joch zu ſchmieden, damit die Nachwelt, den Mann, der nicht Einen Freund je gehabt, für den nicht Eines Menſchen

Herz je geſchlagen hat, als einen — merkwürdigen Beherrſcher bewundre?"

"Und dieſe Wonne könnten alle unſre kleinen Fürſten ſchmecken; allein dafür haben nur Wenige unter ihnen Sinn. Die raſende Begierde, es den größten Monarchen gleich zu thun, ſich bemerken zu machen, von ſich reden zu laſſen, verleitet ſie zu hundert Thorheiten und böſen Streichen. Der Fürſt will einen churfürſtlichen Hofſtaat haben, der Graf kauft ſich den Fürſten-Titel. Die kleinen, von arbeitſamen Menſchen leeren, hölzernen Reſidenzen, wimmeln von müſſigen, liederlichen, hungrigen, bunten Soldaten, und von hirnloſen, niederträchtigen, bettelarmen Hofſchranzen, die ſich unter einander haſſen, verleumden, verfolgen, und, durch die ſchändlichſte Schmeicheley und durch die Bereitwilligkeit ſich zu den entehrendſten Dienſten brauchen zu laſſen, den ſchwachen Fürſten noch täglich mehr verderben. Feile, menſchenſcheue Schriftſteller und erkaufte Zeitungsſchreiber poſaunen dann Handlungen von dieſen durchlauchtigen Sündern aus, um welche gelobt zu werden, ein Privatmann ſich ſchämen würde, und beſchreiben ihre geſchmackloſen Feſte. Noch geht es leidlich, wenn die Potentaten ihr Unweſen nur zu Hauſe treiben, und das, was der arme Unterthan im Schweiſſe ſeines Angeſichts aufbringt, wenigſtens im Lande wieder verzehren; allein da kutſchieren manche von ihnen alle Jahre nach Frankreich, Italien, oder England, oder figuriren im Dienſte größerer Herren; und wenn ſie denn ein Mahl nach Hauſe kommen, ſo wiſſen ſie nichts zu treiben, als vor langer Weile die Thorheiten nachzuahmen, die ſie auswärts geſehen haben. Dazu bringen ſie auch noch wohl einen Schwarm fremder Windbeutel und Schelme mit, die dann an die Spitze der Geſchäfte geſtellt werden, verdienſtvolle Einheimiſche verdrängen und die größte Verwirrung in einem Lande anrichten, von deſſen Verfaſſung ſie nichts verſtehen. Dieſe Fremde ſetzen dem Fürſten nun vollends allerley koſtbare Spielereyen in den Kopf. Da wird das ganze Land zu einem Jagd-Park umgeſchaffen; oder es werden prächtige Theater erbauet, indeß das alte Schloß den Einſturz droht, Schauſpieler und Tänzer reichlich beſoldet, indeß die Räthe nicht das liebe Brot haben; oder Tonnen Goldes an Kutſch- und Reitpferden verſchwendet, indeß der arme Bauer keine Mähre hat, die ſeinen Pflug zieht."

"Zu dieſem allen muß das unglückliche Ländchen das Geld aufbringen, und da gibt es denn keine Art von Finanz-Operation, zu welcher man nicht ſeine Zuflucht nähme, um dem unglücklichen Bauer den letzten Häller aus dem Beutel zu locken. Iſt, bis auf die freye Luft nach, alles, was ſich taxiren läßt, mit Auflagen beſchwert; ſo legt man Lotterien und Lotto an. Da hohlt der arme Dienſtbothe, der ſich einen ſauer erworbnen Noth-Pfennig, zur Sicherheit gegen Alter und Krankheit, zurück gelegt hatte, getäuſcht durch die eitle Vorſpieglung des zu hoffenden Gewinſtes, ſeine Sparbüchſe hervor, und verliert ſeinen einzigen Troſt, im Spiele gegen ſeinen durchlauchtigſten Landesvater. Und ſind alle Mittel, Geld zu erhaſchen, durchprobiert, ſo nimmt man noch zu dem letzten und abſcheulichſten eine Zuflucht — man verkauft das Leben ſeiner Unterthanen fremden Potentaten."

"So wie das ganze Augenmerk ſolcher Fürſten nur dahin geht, aus dem Lande ſo viel Geld als möglich zu ziehen, um den unnützen Aufwand zu beſtreiten; ſo ſtudieren denn auch die Räthe und Diener allein darauf, ſich zu bereichern; und ihnen wird durch die Finger geſehen, in ſo fern ſie nur neue Plünderungs-Mittel erfinden helfen — ja! es gibt Länder, wo die Beſoldungen ausdrücklich darum ſo geringe ſind, weil man darauf rechnet, daß das Uebrige durch Betrug und Beſtechung herbey geſchafft wird. Es gibt beſonders Einen Staat in Deutſchland, wo dieſer Unfug aufs Höchſte getrieben wird; wo öffentlich, unter des Miniſters Schutze, und mit Vorwiſſen des Fürſten, ein Jude die Bedienungen dem Meiſtbiethenden verkauft; wo dieſer Handel ſchamlos in des Miniſters Vorzimmer getrieben wird; wo die Beamten Recht und Gerechtigkeit um Geld feil haben, und das alles vor den Augen des ganzen Deutſchen Publicum, dem man dieſe Abſcheulichkeiten ſchon oft in Journalen und andern Büchern gedruckt vor Augen gelegt hat, worüber aber die unverſchämten Schelme nur lachen und ihr Weſen forttreiben."

Negus. Es iſt kaum möglich, daß Du deine Schilderung nicht übertreiben ſollteſt. Was würden Eure Landſtände zu ſolchen Abſcheulichkeiten ſagen?

Ich. Daß es Gott erbarme! Was ſind denn unſre Landſtände? Gewählte Repräſentanten aus ſolchen Volks-Claſſen, die bey dieſen Bedrückungen am wenigſten leiden, zuweilen ſogar ihren Vortheil dabey finden, folglich, auf Unkoſten des Standes, der alles tragen muß und nicht mitſprechen darf, verwilligen, was der Deſpot fordert. Mit den Wahlen geht es denn auch ſo her, daß es ein Jammer iſt. Unwiſſende Menſchen, ohne Kenntniß des Landes, ja! nicht ſelten ohne geſunde Vernunft; Leute die vom Hofe abhängen, Bedienungen haben, oder dergleichen für ſich und die Ihrigen ſuchen, verſammeln ſich da. Der Bevollmächtigte des Fürſten hält da eine Rede, worin er landesväterliche Grundſätze auskramt, fordert dann neue Abgaben und die Deputirten — verwilligen. Die Verſammlungen werden in die Länge gezogen, damit man mehr Diäten gewinne, und die Bürden, die das Land drücken, werden von Jahr zu Jahr größer.

Negus. Das iſt freylich traurig; aber am Ende bleibt doch dem, welchen man gar zu arg mißhandelt, der Weg der Juſtiz übrig, die, wie mich Dein Vetter verſichert, in Deutſchland, ſogar gegen den Fürſten ſelber, unparteyiſch durchgreift.

Ich. Das iſt wahr; allein dem ſey der Himmel gnädig, der in Deutſchland einen Proceß zu führen hat! Koſtbarer und weitläuftiger kann wohl im keinem Lande die Juſtiz verwaltet werden, als bey uns. Unſre Streitigkeiten werden nach den Sammlungen der alten Römiſchen Geſetze entſchieden; dieſe Geſetze ſind voll von Albernheiten und Spitzfindigkeiten, paſſen nicht auf unſre Zeiten, auf unſre Verfaſſung, und laſſen ſich auf zehnfache Weiſe auslegen. Es gibt eine eigne Claſſe von Menſchen, die bloß davon leben, daß ſie die Proceſſe in die Länge ziehen und die Geſetze verdrehen. Niemand darf mündlich und klar ſeine Sachen vortragen, ſondern alles muß ſchriftlich durch die Hände der Advocaten verhandelt werden. Ueber die Beendigung der einfachſten Streitigkeiten, welche die geſunde Vernunft in zwey Minuten entſcheiden könnte, verſtreicht eine ganze Lebenszeit, und wenn unzählige Rieße Papier ſind verſchrieben worden, ſo haben beide Parteyen mehr an Gerichtsgebühren und Proceßkoſten bezahlt, als der ganze Gegenſtand des Streits, vielleicht mehr als ihre Habe und Gut werth iſt. Zu dieſer Menge unnützer Römiſcher Geſetze kommen denn noch in jedem Staate ungeheuer viel beſondre Landes-Verordnungen, die niemand im Gedächtniſſe behalten kann, und deren eine die andre aufhebt. Noch ſind die Parteyen glücklich und können wenigſtens hoffen, daß endlich ein Mahl ihr Rechtshandel entſchieden werden wird, wenn ſie in einem Lande wohnen, wo die Appellationen nicht nach Wetzlar gehen; denn wer das Elend erlebt, bey dem Reichs-Cammergerichte einen

Proceß anhängig zu haben, der iſt ſehr zu beklagen. Dort bleiben jährlich viel hundert Sachen liegen, wovon die zeitliche Glückſeligkeit ſo mancher Familie abhängt. Und das kann, bey dem beſten Willen der dortigen Richter, der ein Mahl eingeführten Form nach, gar nicht anders ſeyn. Nun ſetzen Ew. Majeſtät den Fall, daß einem von den unzähligen Herren über Leben und Tod, die in Deutſchland ihr Weſen treiben, daß es einem von den kleinen Fürſten einfällt, aus meiner Haut Riemen zu ſeinen Parforce-Peitſchen ſchneiden zu laſſen, wie ſie denn zuweilen gar ſonderbare Grillen haben, und ich ſterbe nun an einer ſolchen Operation; ſo hat denn freylich meine arme Witwe das Recht, den Tyrannen in Wetzlar zu belangen. Sie erlebt es nicht, meine Kinder und Kindeskinder erleben es nicht, daß das Urtheil geſprochen wird. Zu Bettlern wird die ganze Generation. — Endlich erſcheint der längſt erſeufzte Spruch; der Fürſt wird verurtheilt — Geld zu bezahlen. In das Leben zurückrufen kann er den Ermordeten nicht; die durchweinten, durchjammerten Nächte ſind nicht zurückzurufen — doch Geld ſoll er bezahlen, oder vielmehr ſein unſchuldiges Land — aber er bezahlt nicht — einem benachbarten Fürſten wird die Execution aufgetragen — aber ſie erfolgt nicht; tauſend Chicanen hindern die Vollziehung des Urtheils. —

Negus. Schweig! ſo geht es ja in Marocco nicht her! Du ſelbſt ſagſt, daß unter den Fürſten in Deutſchland ſo viel edle Männer ſind; würden dieſe, wenn es alſo wäre, wie Du es beſchreibſt, nicht längſt zuſammen getreten ſeyn, nicht längſt in Regensburg, oder wie das Neſt heißt, wo der große Divan gehalten wird, die Mißbräuche ihrer Verfaſſung in Ueberlegung genommen und abgeſtellt haben?

Ich. Ja! wenn das eine ſo leichte Unternehmung wäre! Vorgekommen ſind dieſe Gegenſtände oft genug und laut genug geſchrien wird auch darüber; allein in Deutſchland erfordert ſo etwas Zeit und Förmlichkeiten, und darüber zerſchlägt ſich das Ganze. Ueber unnützes Ceremoniel werden unendliche Verhandlungen gepflogen, und wie manche große, wichtige Unternehmung, hat ſich, nachdem ſie ſchon einen Aufwand von Millionen gekoſtet hatte, bloß darum zerſchlagen, weil man nicht darüber einig werden konnte, ob alle Geſandten, oder nur einige von ihnen in Armſeſſeln ſitzen dürften?

Negus. Nein! Da lobe ich mir doch unſre Einrichtung; aber mehr Aufklärung iſt in Deinem Vaterlande, als bey uns; das muß man geſtehen. Uebrigens bleibt es dabey, daß Du mit dem Kronprinzen nach Deutſchland reiſeſt, und das bald. Er ſoll das Gute und Böſe dort kennen lernen; in vier Wochen ſollt Ihr fort.

Und ſo ſchloß ſich denn mein heutiges Geſpräch mit dem Negus.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-51468-9
KNIGGE,A.F.F.L.VON FN. 03735/034

Neunzehntes Kapitel.

Noch ein Geſpräch mit dem großen Negus, moraliſchen und vermiſchten Inhalts.

Manche Leſer mögen mir vielleicht Schuld geben, ich hätte das Gemählde, welches ich dem großen Negus von unſern Deutſchen Höfen entwarf, mit zu ſtarken Farben aufgetragen. Wer das Glück hat, in dem nördlichen Theile von Deutſchland, unter einer milden Regierung und umringt von zufriednen, nicht gedrückten Menſchen zu leben, dem kömmt das unglaublich vor, was in den ſüdlichen Gegenden täglich vorgeht, und was der warme Freund der Menſchheit nicht ohne Unwillen und Zähneknirſchen ſehen und hören kann. Allein es iſt nun ein Mahl ſo, und da es öffentlich vorgeht, ſo muß es auch öffentlich erzählt werden dürfen. Doch hatte ich noch einen andern Grund, warum ich dem Könige dieß Unweſen ſo fürchterlich ſchilderte; einige der Gebrechen, die ich hier als meinem Vaterlande eigen angab, waren, wie man ſich aus meinen Fragmenten der Abyſſiniſchen Geſchichte erinnern wird, hier nicht weniger eingeriſſen. Es war ein delicater Punct, dieß gegen den Monarchen zu rügen; indem ich aber die Scene nach Deutſchland hin verlegete, und dennoch der Wahrheit treu blieb, gab ich ihm Gelegenheit, die Uebel mit allen ihren Folgen kaltblütig zu überſchauen.

Ich hielt dieß um ſo mehr für Pflicht, da ich ſah, wie mein Vetter, nicht eigentlich aus böſem Herzen, aber aus einer unverzeihlichen Schwäche und aus Furcht, Gunſt und Ehrenſtellen zu verlieren, dem Negus auf unendliche Weiſe ſchmeichelte, ſein Steckenpferd, die Aufklärung zu verbreiten und von ſich als einem Beförderer der Wiſſenſchaften und Künſte reden zu machen, ſtreichelte, und wie mit der Europäiſchen ſo genannten Aufklärung, alle unſre ſchädliche Thorheiten und Ungehörigkeiten mit nach Abyſſinien zogen. Hindern konnte ich das nicht; aber ich wollte wenigſtens nichts dazu beytragen. Benjamin Noldmann iſt weit davon entfernt, ſich denen zum Muſter aufdringen zu wollen, die Einfluß auf Potentaten haben; aber das kann er doch nicht verhehlen, daß er die Erfahrung gemacht hat, daß man mehr als bloß die innere Beruhigung, die Pflicht der Rechtſchaffenheit erfüllt zu haben, dabey gewinnt, wenn man freymüthig die Partey der Wahrheit, Gerechtigkeit und Menſchlichkeit nimmt. Die Fürſten verachten doch im Grunde den ſclaviſchen Schmeichler, und ſchonen und ehren den unbeſtechbar redlichen Mann. Und iſt es nicht das feinſte Lob, das man einem Fürſten zu geben vermag, wenn man in ſeiner Gegenwart Andre ſeines Gleichen tadelt? Heißt das nicht ſo viel geſagt, als daß man ihn unfähig hält, in ähnliche Fehler zu verfallen? Geſchieht dieß ohne Bitterkeit und Leidenſchaft; ſo kann es auch wirklich, in ſo fern es oft wiederhohlt wird, eine Sinnes-Aenderung bey ihm bewirken und ihn wenigſtens von manchem raſchen Schritte abhalten, wenn er ſieht, daß auch er der öffentlichen Prüfung unterworfen iſt.

Dieſem Syſteme bin ich immer treu geblieben, ſo lange ich in Gondar war. Ich hatte einige Beleſenheit in der Geſchichte der Europäiſchen Staaten, und das gab mir Gelegenheit, was ich vorzubringen hatte, zuweilen von daher zu entlehnen. Wir redeten von Ludwig dem Vierzehnten, den die Schmeichler einſt den Großen genannt haben, und ich machte ihm bemerklich, welch ein elender, kleiner, eitler Kerl dieſer große König geweſen wäre, wie er die Menſchen als das Vieh betrachtet hätte, erzählte ihm unter andern, wie viel Tauſende er in ſeinen unnützen Kriegen aufgeopfert; wie er an armen Leuten Proben mit Arzeneyen und gefährlichen Fiſtel-Curen hätte vornehmen laſſen, um zu ſehen, ob ſie daran ſtürben, oder ob er ſeinen geſalbten Körper einer gleichen Behandlung unterwerfen dürfte. Ich hätte ihm einen ähnlichen Zug von einem Deutſchen Fürſten erzählen können, unterließ das auch nicht etwa aus Menſchenfurcht — denn an den Ufern des Nils pflegt man ſich nicht viel um einen Deſpoten zu bekümmern, der an den Ufern des Rheins hauſet — aber ich erlangte ja denſelben Zweck durch das Beyſpiel eines verſtorbnen Königs. Ich zeigte ihm, wie bis dahin unſre mehrſten hiſtoriſchen Werke nicht etwa die Geſchichten der Völker, ſondern das Inventarium der Thorheiten der Großen enthielten, und machte ihn unter andern aufmerkſam auf die Reihe von Octavbänden: la vie privée de Louis XV, in welchen mit großer Wichtigkeit Armſeligkeiten erzählt ſind, worüber die Nachwelt nur ſpotten kann.

Ich erzählte ihm, wie tyranniſch einige Deutſche Fürſten mit ihren Dienern umgehen, und beſtritt das Recht des Landesherrn, ſeine Räthe willkührlich zu verabſchieden, die eben ſo wohl als er ſelbſt, in Dienſten des Staats ſtehen, deſſen oberſter Aufſeher er iſt, und die, wenn ſie ihre Pflicht erfüllen, nicht nach Gutdünken abgeſchafft werden können. — Ein Satz, den der Freyherr von Moſer in einer eignen, ſehr leſenswerthen Schrift mit den wichtigſten Gründen unterſtützt hat!

Einſt hatte ein Abyſſiniſcher Schriftſteller ſehr frey über die Landes-Verfaſſung geſchrieben, und den perſönlichen Character des Negus angegriffen. Die Cenſur-Commiſſion verboth nicht nur die öffentliche Bekanntmachung dieſes Buchs, ſondern trug auch darauf an, den Verfaſſer für ſeine Kühnheit zu beſtrafen. Se. Majeſtät verzieh ihm, und bildete ſich ſehr viel auf dieſe gnädige Nachſicht ein. Ich ſchwieg; aber einige Tage nachher nahm ich Gelegenheit, dem Könige einen Aufſatz über Scheintugenden vorzuleſen; er war von mir, ich gab aber vor, er ſtehe in einem gedruckten Werke. Folgende Stelle ſollte auf jenen Vorfall zielen; es hieß da: "Man nennt das Großmuth, wenn der vornehme Beleidigte dem geringern Beleidiger verzeiht, wenn man ſich im Glücke nicht an dem rächt, der uns im Unglücke gekränkt hat. Begreift man denn nicht, daß es kein Verdienſt ſeyn kann, wenn angenehme Verhältniſſe uns in eine heitre Laune ſetzen, ſich nicht durch das unangenehme Gefühl der Rache wieder zu verſtimmen; daß ſtolze Verachtung nicht Großmuth iſt; daß der Reiz des Ehrgeizes, deßwegen gelobt zu werden, weit größer geworden ſeyn kann, als das Gefühl der alten Wunde; daß der Mann uns vielleicht nicht wichtig genug iſt; endlich, daß uns daran gelegen ſeyn muß, eben ihn um ſo mehr zu unſerm Anhänger zu machen, je furchtbarer er als Feind geweſen iſt?" —

Ich ſah mit Vergnügen, daß ſolche hingeworfne Ideen nicht ohne gute Wirkung blieben, und hätte mein Vetter und das Heer der Hofleute mit mir gemeinſchaftliche Sache gemacht, ſo zweifle ich nicht daran, daß wir noch etwas Gutes aus unſerm alten Negus würden haben ziehen können.

Da nun die Zeit unſrer Abreiſe immer näher heran rückte; ſo bat ich um Erlaubniß, noch vorher eine kleine Reiſe in einige Provinzen von Abyſſinien machen zu dürfen, die ich auch erhielt. Hauptſächlich aber war mir's darum zu thun, den merkwürdigen Mann kennen zu lernen, von dem ich nun ſchon ein paar Mahl Erwähnung gethan habe; ich meine den Erzieher des jüngern königlichen Prinzen. Mit wahrer Traurigkeit bemerkte ich auf dieſer Reiſe das abſcheuliche Verderbniß der Sitten in allen Ständen, das leider! mit den Graden der Cultur in gleichem Verhältniſſe ſtand, und ich rief oft mißmüthig aus: "Müſſen denn die Menſchen um ſo laſterhafter werden, je mehr ſie ihre intellectuellen Anlagen ausbilden; oder iſt dieß alles nur Folge der halben Aufklärung; werden nicht endlich dieſe Nebenwege, dieſe Abwege dennoch zu dem letzten großen Ziele, zu dem Triumphe der Aufklärung, zu der auf Erfahrung geſtützten Wahrheit hinführen, daß der höchſte Grad von Weisheit in dem höchſten Grade von Tugend beruhe, und daß nur der mäßige, nüchterne, von unruhigen Leidenſchaften freye Menſch den großen Genuß des Lebens, aller geiſtigen und körperlichen Kräfte, häuslicher Glückſeligkeit und bürgerlicher Vortheile ſchmecken könne?"

Die Weiber in Abyſſinien, beſonders die in Tabelaque, ſind im höchſten Grade frech und verbuhlt; (*) ſie ſpotten öffentlich der Pflicht und der Tugend; die Prieſter und Mönche ſind allen Ausſchweifungen ergeben, und dabey die ärgſten Diebe. — Und dennoch hält man ſtrenge

---

(*) Siehe Bruce.

auf Beobachtung der religiöſen Ceremonien, betet ſehr viel, und beſucht fleiſſig die zahlreichen Kirchen.

Ueber alle dieſe Gegenſtände, und hauptſächlich über die Kraft des Einfluſſes der Religion auf die Sittlichkeit, hatte ich, nach meiner Zurückkunft, ſehr weitläuftige Geſpräche mit dem großen Negus. Eines Tags fragte mich der König, ob es wahr ſey, daß in Deutſchland jeder Mann ſich mit Einer Frau, jede Frau ſich mit Einem Manne begnügte?

Ich. Das nun eben nicht; aber geſetzmäßig ſind doch die Vielweiberey und Vielmännerey verbothen.

Negus. In der Bibel ſteht nichts von dem Verbothe der Vielweiberey. Was die Vielmännerey betrifft, ſo ſagt uns ſchon die geſunde Vernunft, daß unter Menſchen, die nicht wie das Vieh leben wollen, eine Frau nicht mehr als Einen Mann haben dürfe, der ihr Herr, ihr Ernährer und der Vater ihrer Kinder ſey; aber das ſehe ich nicht ein, warum Eure bürgerlichen Geſetze dem Manne nicht erlauben, ſo viel Weiber zu nehmen, als er ernähren kann.

Ich. Weil in Europa die Gattinn zugleich des Mannes treue Gefährtinn, ſeine theilnehmende Freundinn im Glück und Unglücke, die ſorgſame Mutter und Mit-Erzieherinn ſeiner Kinder ſeyn ſoll — Bande, die nur durch gegenſeitiges Zutrauen, durch gegenſeitige Hochachtung, durch gegenſeitige ausſchließliche Hingebung und durch die Ueberzeugung feſter geknüpft werden können, daß, auch außer den Augenblicken der Befriedigung ſinnlicher Begierden, und auch dann, wenn Schönheit und Jugend von ihr weichen, die Frau dem Manne noch etwas ſeyn werde. — Und wo findet man das in einem orientaliſchen Harem?

Negus. Das Ding klingt ganz hübſch; aber wenn nun der Mann ſich bey der Wahl ſeines Weibes übereilt hat, ſo hat er dann ein ſolches Geſchöpf, ſeine ganze Lebenszeit hindurch, auf dem Halſe, und darf ſich für dieß Ungemach nicht an der Seite eines liebenswürdigern Gegenſtandes entſchädigen.

Ich Das iſt freylich ein großes Leiden; allein dem ſind ja beide Theile ausgeſetzt; und muß nicht jedermann die Folgen ſeiner Uebereilungen tragen?

Negus. Nein! das ſteht mir nicht an, und das Geſetz ſoll in Abyſſinien nie eingeführt werden.

den. Aber Du ſagteſt vorhin, man begnügte ſich auch in Deutſchland damit nicht.

Ich. Ey nun! Die Verfeinerung der Sitten, die Galanterie, worin uns zuerſt unſre Nachbaren, die Franzoſen, unterrichtet haben, hat meine verheiratheten Landsleute gelehrt, jenes beſchwerliche Geſetz von beiden Seiten durch Convention aufzuheben. Die Dame hat einen Freund, der zugleich ſich des Herrn Gemahls Zutrauen und Zuneigung zu erwerben weiß; folglich kann die Welt nichts darüber ſagen, wenn er Tag und Nacht im Hauſe freyen Zutritt hat, in ſo fern der Ehemann nichts dagegen zu erinnern findet. Und dieſer iſt ſehr zufrieden mit der Einrichtung, wenn man ihm nur unterdeſſen die Freyheit erlaubt, bey ſeinem verheiratheten Nachbar gleichfalls den Hausfreund zu ſpielen. So bleibt das Aeußere der bürgerlichen Verfaſſung immer in ſeinen Würden, und der Teufel verliert doch nichts dabey.

Negus. Ihr ſeyd, wie ich ſehe, in Deutſchland gewaltig anhänglich an Formen. Um die Sachen ſelbſt bekümmert Ihr Euch wenig, wenn Ihr nur den Schein davon ſeht, und dann raiſonnirt Ihr mächtig viel, über Eure vortreflichen

Ein=

Einrichtungen, indeß es im Innern bey Euch hergeht, wie bey uns und aller Orten.

Ich. Freylich gibt es überall auf der Erde menſchliche Unvollkommenheiten; aber ſehr cultivirte Staaten haben denn doch das zum Voraus, daß ſie, durch dieſe Anhänglichkeit an äußere Formen, dem allgemeinen Einreiſſen mancher Verderbniſſe ſteuern. Sehr unweiſe handeln daher ſolche Fürſten die öffentlich das Beyſpiel von Hinwegſetzung über dergleichen Conventionen geben, die vor den Augen ihres Volks einer feilen Buhlerinn alle Ehre und Rechte einer Gattinn einräumen. Hat Politik, oder ein unglückliches Geſchick einen ſolchen Fürſten an ein Geſchöpf gekettet, das Seiner unwerth, das unfähig iſt, durch angenehmen Umgang, die Sorgen ſeines wichtigen und ſchweren Berufs zu erleichtern; ſo erlaube man ihm denn, in der Stille, an der Seite eines liebenswürdigern Weſens, ſeine Sorgen zu vergeſſen und das Glück der Liebe und Freundſchaft wie ein Privatmann zu ſchmecken! Aber er, und zwar Er, mehr als irgend ein Andrer, reſpectire die äußern Formen, welche die Geſetze vorſchreiben! (ſo lange nun ein Mahl die Menſchen nicht nach natürlichen, ſondern nach conventionellen Vorſchriften handeln ſollen.) Und das nicht etwa bloß, weil Aller Augen auf ihn gerichtet ſind, weil er ſchuldig iſt, dem Volke aller Claſſen Beyſpiel zu geben, ſondern auch ſeines eignen Vortheils wegen. Denn wenn er den Unterthanen zeigt, daß derjenige den Geſetzen nicht zu gehorchen braucht, der mächtig genug iſt, ſich Impunität zu verſchaffen; ſo gibt er ihnen den Wink, daß auch Jeder den Pflichten gegen ihn und dem ihm ſchuldigen Gehorſame ſich entziehen dürfe, der nur die Mittel ausfindig machen könne, dieß heimlich, oder ungeſtraft zu thun.

Negus. Das läßt ſich hören; aber wenn Ihr mit den Pflichten des Eheſtandes ſo viel Zwang verbindet, ſo hoffe ich, Eure Geſetze ſchränken deſto weniger die freye Wahl der Leute ein, die ſich nun einander heirathen und ihr ganzes Leben ausſchließlich mit einander hinbringen wollen.

Ich. Ew. Majeſtät wiſſen, daß die Grade der Blutsverwandſchaft wenigſtens einige Einſchränkung in dieſe Freyheit legen.

Negus. Warum denn das?

Ich. Ey! ſchon in den Moſaiſchen Geſetzen. —

Negus. Das iſt ein albernes Geſchwätz! Was kümmern Euch die Geſetze, die man einem Volke in Paläſtina gegeben hat, und die nach dem Clima und nach den Bedürfniſſen der Juden eingerichtet waren? Ich ſehe gar nicht ein, warum bey Euch nicht der Bruder ſeine Schweſter heirathen ſoll, wenn ſie ihm gefällt, um ſo mehr, da er dieſe beſſer als andre Mädchen kennt, und alſo weiß, ob ihre Gemüthsart ſich zu der ſeinigen ſchickt.

Ich. Wenn aber das Vorurtheil von Blutſchande ausgerottet würde; ſollten dann nicht die frühern Ausſchweifungen unter jungen Leuten beiderley Geſchlechts, die uneingeſchränkt in den Häuſern der Aeltern mit einander umgehen, allgemeiner werden?

Negus. Gar nicht! Der Reiz der Neuheit und die Ueberwindung der Schwierigkeiten — das iſt es grade, was verbothene Begierden erweckt; und Menſchen, die ſich täglich ſehen und mit allen ihren Unvollkommenheiten kennen lernen, werden nie lüſtern nach einander werden; und wenn ſie dennoch Liebe zu einander faſſen, ſo wird das eine vernünftige Liebe ſeyn, bey welcher die Sinne nur die Nebenrolle ſpielen, und der man keine Hinderniſſe in den Weg legen ſollte. Allein von den Schwierigkeiten, die das Vorurtheil der Verwandtſchaft der freyen Wahl bey den Heirathen in den Weg legt, redete ich nicht; ſondern das wollte ich von Dir hören, ob Du ein ſo ſchweres Monopolium nicht unbillig fändeſt, da auch die Verhältniſſe des bürgerlichen Lebens es Euern Jünglingen unmöglich machen, bey der Wahl ihrer Gattinnen, gänzlich ihrer Neigung zu folgen. Du ſiehſt, daß ich nicht ohne Kenntniß der Sache rede; ich leſe Deutſche Bücher. Alle Eure Schriftſteller klagen über den ſteigenden Luxus, der es zur Nothwendigkeit macht, bey den Heirathen vorzüglich auf die Vermögens-Umſtände Rückſicht zu nehmen.

Ich. Und dennoch halte ich dieſe Klagen für ungegründet. Aufwand in Kleidern hat zugenommen; aber dagegen koſtet auch jetzt ein ſeidnes Gewand weniger, als ehemahls eines von Leinen oder Wolle. Man beſetzt die Tafeln mit mehr Speiſen und trinkt mehrere Arten von Wein; aber dagegen werden auch jährlich mehr Gärten und Weinberge angebaut, mehr Bäume gepflanzt, mehr Wüſten urbar gemacht. Die kleinen Bedürfniſſe des Lebens vervielfältigen ſich, aber mit ihnen zugleich die Anſtalten, ſie in größrer Zahl und zu wohlfeilern Preiſen zu liefern.

Seiden- Porcelain- und andre Fabriken werden aller Orten angelegt, und indeß alle Preiſe ſteigen, vermehrt ſich auch die Summe des Geldes durch die ungeheure Menge des Metalls, das jährlich der Erde entlockt wird. Jetzt ſind alſo hundert Thaler grade das, was ehemahls zehn Thaler waren. Gehalt, Gagen, Lohn und Tagelohn ſteigen in demſelben Verhältniſſe; der Arbeitsmann nimmt mehr für ſeine Waaren, und ſo wird in allen Ständen das Gleichgewicht wieder hergeſtellt, außer daß der Verſchwender jetzt mehr Anlockung hat, ſein Eigenthum zu verpraſſen; aber weſſen Schuld iſt das anders, als ſeine eigne?

Negus. Der Unterſchied der Stände legt denn auch den Heirathen nach bloßer Neigung Hinderniſſe in den Weg.

Ich. Für Leute, die nicht den Muth haben, ſich über Vorurtheile hinaus zu ſetzen.

Negus. Und der Unterſchied der Religion?

Ich. Bey der jetzt immer allgemeiner werdenden Toleranz. —

Negus. Ihr mögt mir ja tolerant ſeyn! In Worten ſeyd Ihr es, aber in der That nichts weniger, als das. In allen Euren Journalen leſe ich Klagen darüber. In Einer Deutſchen Stadt kann niemand zum Bürger aufgenommen werden, als der die Prädeſtination glaubt; in der andern darf niemand gute Schuhe machen, als der den heiligen Kerl in Rom für unfehlbar hält; in der dritten hilft dem Manne die größte Geſchicklichkeit nicht, er kann keinen Thorſchreibers-Dienſt erlangen, wenn er nicht Martin Luthers Begriffe vom Abendmahle hat. — Das iſt mir eine ſchöne Toleranz! Und wie zanken ſich nicht Eure Gelehrte, und zwar ſolche, die gar keine Pfaffen ſind, ſchimpfen wie die Bettelbuben auf einander, und ſuchen Einer den Andern auf die abſcheulichſte Weiſe verhaßt und verdächtig zu machen, wenn Einer, der bis jezt für einen Calviniſten gegolten, ſich ein Mahl hat merken laſſen, daß es doch wohl möglich wäre, daß der liebe Gott die Menſchen nach dem richten würde, was ſie gethan, und nicht nach dem, was ſie geglaubt hätten! — Nein! ſo etwas mußt Du mir nicht aufhängen wollen. Ich weiß wohl, was Ihr in Deutſchland Gutes und Böſes habt; aufgeklärter ſeyd Ihr im Ganzen, als wir; das muß wahr ſeyn; aber toleranter mit Nichten!

Im Grunde konnte ich hierauf wenig antworten; der Negus hatte nicht ſo durchaus

Unrecht. Zur Ehre meines Vaterlandes hätte ich wohl wünſchen mögen, daß er weniger beleſen in Deutſchen Büchern geweſen wäre, in welchen wir ewig über die Gebrechen unſrer Verfaſſung ſchreyen, ohne daß die, welche ihnen abhelfen könnten, desfalls mehr oder weniger thun. Von einer andern Seite aber war mirs doch lieb, daß dieſe Klagen Eindruck auf ihn gemacht hatten, weil ich hoffte, er würde dadurch aufmerkſam auf die Mängel in ſeinen eignen Staaten werden.

Ich gab ſogar hierzu nähere Gelegenheit, indem ich ihm bemerklich machte, wie ſehr es noch in allen Europäiſchen Ländern an Geſetzen fehlte, welche die moraliſche Verbeſſerung der Menſchen zum Gegenſtande hätten. "Dafür" ſagte ich, "wird ſo ziemlich geſorgt, daß das Eigenthum und das Leben der Bürger geſichert ſey; aber in welchem Lande iſt eine Strafe auf heimliche Verleumdung, auf Lügen, auf falſche Betheuerungen, auf offenbar verwahrloſete Kinder-Erziehung, auf Betrug und nuvernünftiges Ueberfordern im Handel und Wandel, auf Verſpottung des Schwachen, Verkleinerung des Rufs des Edeln, auf Einmiſchung in fremde Geſchäfte geſetzt? Ja! wir haben einige Geſetze und bürgerliche Einrichtunrichtungen, die offenbar die heimlichen Uebertretungen der Pflichten begünſtigen. Ein armes Mädchen, welches das Unglück gehabt hat, einen einzigen Fehltritt zu begehen, und ſchwanger zu werden, wird wirklich härter beſtraft, als eine offenbare Gaſſenhure, die man ertappt, und die dasſelbe Verbrechen täglich begeht. Durch dieſe Härte gegen verunglückte Mädchen und durch den Schimpf, womit ſie und ihre unehliche Kinder belegt ſind, befördern wir den Kindermord, und beſtrafen dann dieſen auf die grauſamſte Art. Das Zeugniß eines Menſchen, der das ſchändliche Handwerk eines Kupplers treibt, oder von dem ſich beweiſen läßt, daß er ein Lügner, oder ſonſt ein ſittenloſer, ſeinen Pflichten untreuer Menſch iſt, gilt, wenn er einen Eid ablegt, vor Gericht eben ſo viel, als das Wort des Mannes von unbeſcholtnen Sitten.

Und bey allen dieſen Gebrechen unſrer Staats-Verfaſſungen, legt man noch in manchen Landern den Leuten den Zwang auf, nicht auswandern zu dürfen. Es ſcheint ſo billig, als möglich, daß man ſich entweder den Verordnungen eines Landes unterwerfen, oder dasſelbe verlaſſen muß; grauſam aber iſt es, die Menſchen zwingen zu wollen, da zu leben, wo ſie nicht leben mögen, und ſich Geſetzen zu unterwerfen, zu deren Beſtimmung ſie ihre Einwilligung nicht gegeben haben."

Dem Könige mochte es wohl gefallen, daß ich, unparteyiſcher als mein Herr Vetter, das Gute und Mangelhafte in meinem Vaterlande mit gleicher Freymüthigkeit bekannte; endlich aber ſchien ihm doch mein Geſpräch, über dieſe ernſthafte Gegenſtände, lange Weile zu machen. — Und geſtehen Sie es, liebe Leſer! es geht Ihnen auch ſo! — Er beurlaubte mich alſo für heute; und da meine Unterredungen mit ihm in den folgenden Tagen nur den Plan zu meiner bevorſtehenden Reiſe betrafen, ſo will ich Sie mit Erzählungen dieſer unwichtigen Dinge nicht ferner ermüden.

Zwanzigſtes Kapitel.

Zurüſtungen zu der Reiſe des Kronprinzen. Abreiſe des Verfaſſers mit ihm von Gondar.

Nun rückte denn die Zeit immer näher heran, wo ich den groſen Beruf erfüllen ſollte, den Kron-Erben von Abyſſinien auf Reiſen zu führen. Da der Czaar Peter der Groſe von Rußland unſer Vorbild bey dieſem Zuge war; ſo wurde alles, was Voltaire und andre glaubwürdige Männer davon erzählt hatten, fleiſſig geleſen und darnach unſer Plan eingerichtet. Die Schätze des Reichs wurden nicht geſchont; ein Ueberfluß an Gold und Juwelen war da; man machte Geſchäfte mit Aegyptiſchen Kaufleuten, die uns mit Wechſel- und Creditbriefen auf alle die Hauptſtädte verſahen, durch welche wir reiſen würden; und ſo wurde dieſer öconomiſche Punct geſchwinder aufs Reine gebracht, als es wohl bey ähnlichen Reiſen andrer Potentaten geſchehen iſt; es kam nun nur noch auf die übrigen Einrichtungen an.

Mein Herr Vetter zeigte ſich dabey als ein wahrer Miniſter. Sorgenvoll und zerſtreuet ging er umher, während dieß große Geſchäft ſchwer auf ihm lag; und die Conferenzen, ſowohl mit Sr. Majeſtät als den übrigen Staatsräthen nahmen gar kein Ende. Die Zeitungsſchreiber redeten von nichts anderm mehr, ſo unintereſſant und langweilig dieß auch auswärts zu leſen war; die Abyſſiniſchen Poeten ſangen ſich heiſer, und beeiferten ſich, die frommen Wünſche der Unterthanen in Reime zu bringen; die Hofleute aber cabalirten und ſchmiedeten Ränke, um Einer vor dem Andern zum Voraus die Ehre zu erlangen, mit von der Reiſegeſellſchaft zu ſeyn, und die Uebrigen davon zu verdrängen.

Was die Wahl dieſer Reiſegeſellſchaft betraf, ſo ernannte ſie der Negus, theils aus eigner Bewegung, theils auf den Vorſchlag meines Herrn Vetters. Mich bat niemand, als der alte ehrliche Hofnarr, ein Vorwort für ihn einzulegen, damit er mitgehen dürfte; ich verwendete mich zu ſeinem Beſten, und der König willigte ein. Ich fand in der Folge keine Urſache, mich das reuen zu laſſen; denn er war in der That der Klügſte von der ganzen Geſellſchaft; der Hofmarſchall übernahm es, unterdeſſen ſein

Amt in Gondar zu verwalten. Er ſchickte ſich dazu recht gut, und arbeitete nur in einer andern Manier, als der eigentliche Hofnarr; indem dieſer andre Leute zum Beſten zu haben pflegte, der Hofmarſchall hingegen dadurch beluſtigte, daß er ſich zum Beſten haben ließ.

Als nun die ganze Liſte der Begleitenden aufgeſetzt war, fand ſich's, daß ſie mehr als ſechzig Perſonen ausmachten. Unter dieſen waren außer mir nur noch ſechs Weiße; die Uebrigen waren, theils ſo, wie der Prinz ſelbſt, ſchwarz, theils olivenfarbig; und ſo wie ihr Aeußerliches, ſo waren auch ihre Gemüthsarten ſehr verſchieden. Manche von ihnen, an den Ufern des Nigers geboren, waren ſchön von Geſtalt und ſanft von Sitten; Andre, die von der Zahnküſte abſtammten, häßlich, wild und grauſam. Ich wurde mit Vollmachten, Inſtructionen und mit uneingeſchränkter Gewalt über alle dieſe Leute verſehen, die, wie die ſämmtlichen Unterthanen des Königs, Sclaven waren. Was man mir übrigens in Anſehung des Zwecks und der Einrichtung unſerer Reiſe, der Art, den Prinzen zu behandeln, und ſeine Schritte und Beobachtungen zu leiten, vorſchrieb, war nicht in allen Stücken nach meinem Geſchmacke; allein ſo geht es ja immer denen, die Fürſten-Söhne führen; ich nahm mir alſo vor, ſo viel möglich dieſen Anweiſungen zu folgen.

Sodann war mir verordnet, wie viel Stück Deutſcher Gelehrten, Philoſophen, Pädagogen, Fabrikanten, Dichter, Mahler, Bildhauer, Tonkünſtler u. ſ. f. ich bey unſrer Zurückkunſt mitbringen ſollte.

Nach dem Muſter der Reiſe des Czaar Peters wurde ich als Abyſſiniſcher Geſandter an alle Höfe und Republiken, die wir beſuchen würden, bevollmächtigt; der Kronprinz aber ſollte ſich incognito in meinem Gefolge befinden.

Wie denn bey Höfen alle wichtige Schritte, die vorgehen ſollen, oder vorgegangen ſind, ſich mit Feſten, Schmauſereyen und Farcen anfangen und endigen, ſo gab es denn auch in der Reſidenz und im ganzen Lande bey dieſer Gelegenheit ſehr viel Schauſpiele, Bälle, Erleuchtungen, Gallatage und Kirchengebete.

Endlich erſchien der Tag des Aufbruchs; der Zug war prächtig anzuſehen; ich habe eine weitläuftige Beſchreibung davon aufgeſetzt; aber mein Herr Verleger weigert ſich, ſie hier mit abdrucken zu laſſen. Der Mann nimmt es ein Bißchen genau mit ſeinem Honorario, und weiß nicht, wie viel vernünftige Leute an der Schildrung ſolcher Feyerlichkeiten Vergnügen finden. Des alten Negus Maieſtät begleiteten uns, nebſt zahlreicher Suite, bis an die Grenze; den 1. May 1772 reiſeten wir aus Gondar ab. — Das Weitre iſt im zweyten Theile dieſes Buchs zu leſen.

Ende des erſten Theils.

Benjamin Noldmann's

Geſchichte
der
Aufklärung in Abyſſinien,

oder

Nachricht von ſeinem und ſeines Herrn
Vetters Aufenthalte an dem Hofe des
großen Negus, oder Prieſters
Johannes.

Zweyter Theil.

Mit kaiſerl. Abyſſiniſchem allergnädigſten Privilegio.

Göttingen,
bey Johann Chriſtian Dieterich.
1791.

Erſtes Kapitel.

Vermiſchte Reiſe-Nachrichten. Ankunft in Deutſchland.

Da ich den erſten Theil dieſes Buchs mit der Nachricht von meiner Abreiſe aus Gondar beſchloſſen habe, ſo werden nun wohl die Leſer ſich zum Voraus vor einer weitläuftigen Reiſebeſchreibung fürchten, oder (wie denn der Geſchmack ſehr verſchieden iſt) ſich zum Theil darauf freuen. So viel möglich, möchte ich gern beiden Parteyen gefallen; ich will daher zwar einige Nachrichten von demjenigen, was uns bis zu unſrer Ankunft in Heſſen begegnet iſt, aus meinem Tagebuche auszeichnen, ſie aber mit einer ausführlichen Reiſebeſchreibung verſchonen.

Der Weg, welchen ich mit dem Kronprinzen und unſerm ganzen Gefolge machen ſollte, war mir folgender Maßen vorgeſchrieben: Wir reiſeten zu Lande durch einen großen Theil des Abyſſiniſchen Reichs, um den Thronfolger den getreuen Unterthanen zur Schau auszuſtellen. Da wurden dann in Städten und Dörfern Ehrenpforten ohne Zahl errichtet und Reden gehalten, und Gedichte überreicht; der arme Handwerksmann hohlte ſeinen kleinen Geldbeutel hervor, gab die Hälfte daraus dem drohenden Contributions-Einnehmer hin, und kaufte für die andre Hälfte ein Paar Lichter, womit er ſeine Fenſter erleuchtete, hinter welchen er mit hungrigem Magen ſtand und ſich die Thränen trocknete, als wir in einem prächtigen Zuge auf Elephanten und Cameelen durch die Gaſſen zogen.

Wir hatten auf der Reiſe gewaltig viel von der Hitze auszuſtehen, beſonders unter der Linie. Gegen Ende des May-Monaths erreichten wir die Grenze von Unter-Guinea. Man hat in dieſen Gegenden vom April an, bis zum September, in welchem der Sommer eintritt, faſt immer Regenwetter; das verleidete uns ein wenig das Vergnügen der Reiſe: doch, da es unſre Abſicht war, die Könige dieſes Landes zu beſuchen; ſo hatten wir Gelegenheit, uns von Zeit zu Zeit von den Beſchwerlichkeiten des Wegs auszuruhen, und an den Höfen ſindet man ja ſtets dasſelbe Wetter.

Wir hielten uns einige Tage in der Reſidenz des Monarchen von Loango auf. Er war aber ein gar wunderlicher Herr, der uns wenig Gaſtfreundſchaft erzeigte. Nach den Landes-Geſetzen darf, bey Todesſtrafe, niemand ihn ſpeiſen ſehen; wir wurden alſo an beſondern Tafeln, und zwar ziemlich mager bewirthet. Bey den Audienzen redete der König nicht ein einziges Wort, weßwegen ihn dann das Volk für einen ſehr weiſen Herrn hielt und ihm göttliche Verehrung bezeugte. Man wollte uns zumuthen, die Füße dieſes gekrönten Sterblichen zu küſſen. Da hiervon nichts in meiner Inſtruction ſtand und ich es abgeſchmackt fand, dieſe ekelhafte und lächerliche Unterwürfigkeit einem Erdenſohne zu beweiſen, ſo vergingen vier Tage mit Forderungen von ſeiner und Proteſtationen von unſrer Seite. Unſer Hofnarr war der Einzige, der ſich aus Scherz entſchloß, dem Könige ein Mahl den Fuß zu küſſen, da er dann zu einer Audienz zugelaſſen und mit einem Ordensbande beſchenkt wurde. Uebrigens reiſeten wir ziemlich unzufrieden und ohne Abſchied zu nehmen von dannen.

Den Hof in Congo fanden wir viel glänzender und geſelliger. Der König und die erſten Kron-Bedienten, Edelleute und Ritter waren prächtig in Gold und Seide gekleidet, trugen weiße Halbſtiefel und große Mützen. Man bewies uns ausgezeichnete Höflichkeit, die uns viel lange Weile machte, und uns prächtige Geſchenke an die hungrigen, ſchlecht beſoldeten Hofleute koſtete. Die Einwohner in Congo waren indeſſen ſehr artig und geſittet; wir fanden viel catholiſche Chriſten unter ihnen; ſogar der ganze Hof war der Römiſchen Kirche zugethan. Bey Gelegenheit, da wir einige in dieſem Reiche von den Portugieſen angelegte Feſtungen-beſahen, hatte ich viel Mühe, dem Prinzen das Recht zu beweiſen, das die Europäer hätten, in allen Gegenden des Erdbodens, ohne gutwillige Erlaubniß der Einwohner, ſich niederzulaſſen, Beſitz von Grundſtücken zu nehmen, und mit den Producten des Landes zu ihrem Vortheile zu wuchern.

In Angola gefielen mir die Orang-Outang vorzüglich wohl. Man konnte ſie kaum von den übrigen Hofleuten unterſcheiden; denn auch das in der Naturgeſchichte angegebne Kennzeichen, daß ſie keine Waden und keine Hinterbacken haben, paßte eben ſo wohl auf die dortigen Cammerjunker. Es iſt aber jene Affenart mehr in Congo, als in Angola einheimiſch.

Uebrigens iſt ganz Unter-Guinea ein fruchtbares, reiches und angenehmes Land.

Bey der Inſel Loanda beſtiegen wir ein portugieſiſches Schiff, und fuhren damit, ohne große Widerwärtigkeiten, nachdem wir zum zweyten Mahl den Aequator durchſchnitten hatten, Cabo Verde vorbey, bis Liſſabon. Da es nun unſer Zweck nicht war, uns in andern Europäiſchen Reichen lange aufzuhalten, ſo ſuchte ich ſogleich ein Schiff auf, das nach Deutſchland ſegeln wollte, verdung uns ſämmtlich mit unſern Päckereyen darauf, und kam, nach einer ziemlich beſchwerlichen Reiſe, in Hamburg im Hafen an.

Zweytes Kapitel.

Reiſe des Kronprinzen von Abyſſinien und ſeines Gefolges durch Deutſchland.

Eine ſo volkreiche und in allem Betrachte ſo intereſſante Handelsſtadt, wie Hamburg, verdiente wohl, daß wir uns eine Zeitlang hier aufhielten; ich nahm alſo auf vierzehn Tage Quartiere für unſre ganze Suite in zwey großen Gaſthöfen am Jungfernſtiege, und führte meinen Prinzen, in Begleitung ſeiner Cavaliers und meines Feundes des Hofnarren und Ritters, in der Stadt herum.

Es war eine unbeſchreiblich angenehme Empfindung für mich, als wir in Hamburg an das Land ſtiegen, nach ſo langer Zeit den vaterländiſchen Boden wieder zu betreten; und dieß Gefühl wurde verſtärkt durch die Ueberlegung, daß es grade der erſte freye, von Deſpotismus aller Art unentweihte Staat war, den ich dem Kronprinzen von Abyſſinien zeigen konnte. "Hier, mein Prinz!" ſagte ich, als er beym Blockhauſe, wo man nach unſerm Nahmen fragte, auf den

alber=

albernen Einfall gerieth, ſich für einen Grafen, oder dergleichen ausgeben zu wollen, “hier bedarf es keines Incognito; hier ſind wir Alle gleich, und niemand bekümmert ſich um Ihren Fürſtenſtand. Kaum wird Ihr ſchwarzes Geſicht in einer Stadt Aufſehen erregen, wo man gewöhnt iſt, allerley Arten von Figuren zu ſehen, wo jedermann, unbeſorgt um fremde Händel, ſich nur um ſeine eignen Geſchäfte bekümmert; wo kein Haufen müſſiger Tagediebe und beſoldeter Ausſpäher, den Schritten der Fremden auflauert, um dem neugierigen Fürſten, oder ſeinem mißtrauiſchen Miniſter Nachricht davon zu geben, ſo bald ein fremdes Geſicht ſich in der Stadt blicken läßt.”

Ich nahm überhaupt Gelegenheit, dem Prinzen richtige Begriffe von der Glückſeligkeit einer, nicht dem Nahmen nach, ſondern in der That republicaniſchen Verfaſſung beyzubringen. Gewiß kann der kleine Staat von Hamburg den übrigen Deutſchen reichsſtädtiſchen Gebiethen zum Muſter dienen. Unſre Deutſchen Schriftſteller declamiren zum Theil ſo gewaltig zum Vortheile der Monarchien, und behaupten, früh oder ſpät arte doch ein Freyſtaat in eine Oligarchie aus, und dann ſey man ſchlimmer daran, als unter der unumſchränkten Herrſchaft eines Einzigen. Wenn doch die guten Leute nur einen Blick auf die Regierungsform in Hamburg werfen, und ſagen wollten, ob es möglich iſt, bey der größten Ordnung und ſtrenger Aufrechthaltung der Geſetze, freyer, ungekränkter zu leben, als dort! Und dieſe Verfaſſung hat nun unverändert, ſo manches Menſchenalter hindurch, alſo fortgedauert. Man hört von keinen Klagen, von keinen Bedrückungen; man hat keine ſtolze Patrizier-Familien, die, wie in andern Reichsſtädten, den Ton angeben, die kleinen Fürſten ſpielen, und vor deren unmündigen Knaben der beſſere Bürger ſclaviſch den Hut abzieht. Man würde in Hamburg kaum wiſſen, daß es einen Adel in Deutſchland gibt, wenn nicht einige Menſchen dieſer Art dort wohnten, die auf ihre Kutſchen allerley bunte Beſtien gemahlt haben, wodurch ſie ihre Abſtammung beweiſen. Man läßt dieſen Leuten ihren Werth; ſind ſie übrigens verſtändige Menſchen, ſo wird ihnen mit Achtung begegnet, ohne daß man ihnen den elenden Vorzug einer adligen Geburt beneidet. Ich habe nie gehört, daß ſich ein Hamburgiſcher Bürger einen Adelsbrief gekauft hätte — und dennoch bemerkt man einen feinen Ton in allen Geſellſchaften; und dennoch gehen alle Geſchäfte ihren ordentlichen

lichen Gang; es herrſcht keine Anarchie; die kleine Republik ſteht bey auswärtigen Mächten in hohem Anſehen; Kaiſer und Könige ſchicken ihr Geſandten, und ſie bleibt ungekränkt von ihren eiferſüchtigen Nachbarn. -- Warum ſollte es unmöglich ſeyn, daß dieſe wohlthätige Verfaſſung in allen Deutſchen Staaten nach und nach, wenigſtens in den Reichsſtädten allgemein eingeführt würde?

Wir ſahen des Abends die Bürgerwache aufziehen, die des Nachts, zu Bewachung der Stadt, die Lohn-Soldaten ablöſet. Mein junger Prinz erlaubte ſich einige muthwillige Scherze über die Verſchiedenheit der Kleidung und Bewaffnung dieſer guten Leute; ich hielt es für Pflicht, ihm hierüber einen kleinen Wink zu geben: “dieſe Menſchen” ſprach ich, “ſcheinen mir tauſend Mahl ehrwürdiger, als die bezahlten Krieger in den einförmigen Sclaven-Röcken, mit ihren mechaniſchen Uhrwerks-Bewegungen. Jene bewachen ihr und ihrer Brüder Eigenthum und ihre Rechte, und es iſt ziemlich einerley, in welchem Rocke ſie das thun; es iſt wahrlich ein närriſches Vorurtheil, daß man denjenigen höher achtet, der ernährt und gekleidet wird, als denjenigen, welcher ihn ernährt und kleidet; allein ich begreiſe wohl, daß es zum Syſteme des Deſpotismus gehört, da man nun ein Mahl dieſer künſtlichen Werkzeuge ſo nothwendig bedarf, einen hohen äußern Werth darauf zu legen, um, durch den Reiz der Ehre, freye Menſchen anzulocken, ſich für wenig Geld zu Unterjochung ihrer Brüder mißbrauchen zu laſſen. Der von Vorurtheilen freye Mann nennt die Sache bey ihrem rechten Nahmen; er verlangt nicht umzuſtürzen, was auf Ein Mahl nicht zerſtört werden kann; aber er will, daß man das nothwendige Uebel (wenn es denn wirklich nothwendig iſt) nicht höher ſchätze, als das urſprüngliche Gute; daß man nicht hochmüthig mit ſeinen Ketten prale, und nicht diejenigen höhne, die ſo glücklich ſind, dieſes traurigen Schmucks nicht zu bedürfen."

Ich merkte wohl, daß, außer Soban (ſo hieß der Hofnarr) und mir, nur wenige von unſrer Geſellſchaft Sinn für ſolche Wahrheiten hatten, und daß die Hofſchranzen mächtig die Naſen rümpften; aber ich hielt es für Pflicht, ſo zu reden, und werde es immer für Pflicht halten. Man bekehrt die Deſpoten und ihre Kinder nicht; aber man erweckt doch ernſthafte Gedanken in ihnen, daß ſie ſich vielleicht ſcheuen, noch weiter zu greiſen, indem ſie ahnden, es könne ein Mahl dem ganzen Volke einfallen, ihre Rechte und Pflichten ein wenig näher zu beleuchten. Erlangt man das, ſo hat man doch wahrhaftig ſchon viel gewonnen; es wird dann wenigſtens nicht ärger, als es jezt iſt; und am Ende muß man doch auch dafür ſorgen, daß gewiſſe natürliche Begriffe unter dem Haufen von conventionellen nicht gänzlich verloren gehen.

Ich habe oben geſagt, daß wenige von unſerer Geſellſchaft Sinn für kühne, unverſtellte Wahrheit hatten. Ich muß doch aber hiervon den geheimen Secretair des Kronprinzen ausnehmen, der Manim hieß, ein ſehr verſtändiger Mann und richtiger Beobachter war. Er fing in Hamburg ein Tagebuch an, in welchem er alles aufzeichnen wollte, was ihm in Deutſchland im Guten und Böſen merkwürdig vorkommen würde, und ich werde zuweilen etwas daraus anführen.

Dem Plane gemäß, den ich zu unſrer Reiſe entworfen hatte, wollten wir von Hamburg über Braunſchweig und Berlin, durch einen Theil von Sachſen, nach Frankfurth am Mayn; dann in den Rhein-Gegenden umher; hierauf nach Bayern und Oeſterreich reiſen, und zulezt zurück bis Caſſel, wo der Kronprinz in Kriegsdienſte treten und zwar, nach Peter des Großen Beyſpiele, von unten auf dienen ſollte. Da ich indeſſen Vollmacht hatte, dieſen Plan nach Gutdünken zu verändern, ſo beſchloß ich, die Reiſe zu theilen, gleich von Berlin aus nach Caſſel zu gehen, und dort den Prinzen in Thätigkeit zu bringen. Ich hatte oft gehört, welche klägliche Rolle zuweilen die Fürſtenſöhne ſpielen, wenn ſie unmittelbar aus der väterlichen Reſidenz in die große Welt kommen und ſich an fremden Höfen zeigen, welche lächerliche Prätenſionen ſie dann mit ſich herum tragen, und wie wenig Nutzen ſie von ihren Reiſen ziehen. Da ich doch gern einige Ehre mit meinem Prinzen einlegen wollte, ſo hielt ich es für beſſer, daß er erſt im Dienſte ein Bißchen geſchmeidig gemacht, mit verſchiednen menſchlichen Verhältniſſen bekannt und an militairiſche Subordination gewöhnt würde. Wenn die Leſer ſich zu erinnern belieben, welche Schilderung ich im funfzehnten Kapitel des erſten Theils dieſes Buchs von Sr. Hoheit gemacht habe; ſo werden Sie meinen Entſchluß nicht anders als billigen können. Wir beſuchten auch desfalls auf dieſer Reiſe gar keine Höfe, ſondern beſahen nur andre Merkwürdigkeiten, Hoſpitäler, Philantropine, Werk- und Spinnhäuſer und dergleichen in den Städten, durch welche wir reiſeten.

Nicht weit von Dresden ſtießen wir auf einen Haufen großer und kleiner Knaben, begleitet von einigen erwachſenen Leuten; alle zu Fuße und ſämmtlich einförmig gekleidet. Sie ſchienen ſehr munter zu ſeyn und machten allerley Bocksſprünge, weßwegen wir ſie denn für eine Geſellſchaft von Seiltänzern oder etwas ähnliches hielten, die einen Jahrmarkt beſuchen wollten. Indeſſen erfuhren wir, bey genauer Erkundigung, daß es die Zöglinge eines Erziehungs-Inſtituts nebſt ihren Lehrern waren, die jetzt eine Luſtreiſe von zwanzig Meilen unternommen hatten, um ſich in Sachſen umzuſehen. Das Wetter war angenehm, und ich ſchlug meinem ſchwarzen Prinzen, mit welchem ich in einer zweyſitzigen Kutſche allein ſaß, vor, auszuſteigen, den Reſt des Wegs bis Dresden in Geſellſchaft dieſes fröhlichen Haufens zu machen, und indeß das Gefolge voraus zu ſchicken. Er willigte ein, und wir ſahen uns bald umgeben von dieſen artigen Kindern, die ſich an unſern ausländiſchen Figuren nicht genug ergetzen konnten, und, nachdem wir uns mit ihnen in Geſpräche eingelaſſen hatten, uns tauſend neugierige, doch beſcheidne Fragen vorlegten, deren Beantwortung einige von ihnen auf der Stelle in ihre Tagebücher aufzeichneten.

Da ich ſo lange Zeit aus Deutſchland entfernt geweſen war, und ſich unterdeſſen der Ton in den öffentlichen Erziehungs-Anſtalten und überhaupt die Grundſätze der Pädagogen ſehr verändert hatten, ſo war mir alles, was ich ſah und hörte, neu. Ich geſellte mich zu einem der Lehrer und erkundigte mich genau nach der Art, wie jetzt die Jugend in ſolchen Philanthropinen (der Nahme gefiel mir ungemein) gebildet und unterrichtet würden. Die Erläuterungen, die er mir darüber gab, ſetzten mich wirklich in einige Verwunderung, weil ſie ſich gar nicht zu meinen altväteriſchen Begriffen von Erziehung paſſen wollten; doch da ich, ohne mich zu rühmen, wohl behaupten kann, daß ich nicht eigenſinnig auf meiner Meinung beſtehe, ſondern mich gern eines Beſſern belehren und von Vorurtheilen zurück bringen laſſe, ſo wagte ich nur behutſam einige Einwürfe und ließ mir die Zurechtweiſung des Pädagogen wohl gefallen.

Ich meinte nähmlich, dieſe Art von Erziehung paſſe nicht ſo recht eigentlich zu unſern übrigen bürgerlichen Verfaſſungen; es könne doch wohl nicht ſchaden, wenn man die Jugend an ein wenig mehr Zwang und Pedanterie gewöhnte, da ſie in der Folge in allen Verhältniſſen ſich dergleichen gefallen laſſen müßte.

Ich hörte ferner mit Verwunderung, daß es den ſtärkern Knaben erlaubt ſey, die ſchwächern zu Leiſtung der niedrigſten Dienſte zu zwingen; daß die, welche mehr Taſchengeld als andre bekämen, die ärmern als Lackeyen beſoldeten (denn wirklich ſahe ich einen armen kleinen Grafen, der dem baumſtarken Sohne eines Bierbrauers ein ſchweres Bündel nachtragen mußte); daß, weil man alſo durch Geld ſich große Gemächlichkeiten, oder nach den Umſtänden, Befreyung von Mißhandlungen erkaufen konnte, die jungen Leute unter ſich einen Handel trieben, wobey nicht ſelten Einer den Andern übervortheilte. Die Lehrer machten mir aber begreiflich, wie nützlich es wäre, daß die Kinder mit dieſen Verderbniſſen, die im Großen in der Welt, wo doch Reichthum und Stärke die Haupt-Triebräder wären, aller Orten herrſchten, früh bekannt würden.

Von einer andern Seite fürchtete ich, der Freyheitsſinn, den ich an ihnen wahrnahm und die Hinwegſetzung über allen Zwang, den Conventionen, Stand und eine gewiſſe im Leben nöthige Geſchmeidigkeit auflegen, möchten die Knaben in eine ſolche Stimmung ſetzen, daß ſie hernach im Zwange des bürgerlichen Lebens ſich ſehr unbehaglich und unglücklich fühlten.

Ich fand es zwar ſehr gut, daß die Kinder nicht verzärtelt, ſondern an Wind und Wetter gewöhnt, auch zu mäßigen Bewegungen und nützlichen körperlichen Uebungen angehalten werden; aber das konnte ich nicht faſſen, warum man Menſchen, die ſich den Wiſſenſchaften widmen und einen großen Theil ihres Lebens am Schreibpulte hinbringen ſollen, mit ſo viel Sorgfalt in den brotloſen Künſten des Schwimmens, Springens, Ringens und Kletterns unterrichtet, wodurch ihnen eine ſitzende Lebensart verhaßt gemacht wird, und wovon ſie in unſern Tagen nie Gebrauch machen können, auch wohl, wenn der Fall der Noth eintritt, mehrentheils von ihrer Geſchicklichkeit verlaſſen werden.

Ich erfuhr mit Mißvergnügen aus einzelnen Geſprächen der Knaben unter einander, die ſich von mir nicht beobachtet glaubten, daß, ungeachtet der ſtrengen Aufſicht im Erziehungs-Hauſe, welche der Herr Pädagoge ſo hoch pries, die Kinder zuweilen Gelegenheit fänden, des Nachts hinaus zu ſchleichen, die Garten- oder Hof-Mauern zu erſteigen um, wenn ſie nicht noch etwas Aergers treiben, wenigſtens — Obſt zu ſtehlen.

Ich warf die Frage auf, ob es nicht gut ſeyn würde, wenn man das Gedächtniß der Kinder, ein wenig mehr, als jetzt üblich ſey, mit einigem mechaniſchen Auswendiglernen ſchärfte, und wenigſtens Eine Sprache, zur Grundlage der übrigen, nach Regeln lernte?

Ueberhaupt kam es mir vor, als wenn das Studium der todten Sprachen bey dieſem Manne in keinem ſo großen Anſehen ſtünde, als ich wünſchte und aus eigner Erfahrung heilſam gefunden hatte.

Der Pädagoge machte mich auch mit einer neuen von einem gewiſſen Herrn Baſedow erfundnen Methode, die Kinder das Leſen zu lehren, bekannt, die ich Anfangs für Scherz, oder unwürdige Spielerey hielt, nachher aber den großen Nutzen davon einſah. Herr Baſedow hatte nähmlich Bräzel backen laſſen, welche die Figur von Buchſtaben hatten. An dieſen, den Kindern ſo intereſſanten Gegenſtänden nun zeigte er ihnen, aus welchen Zügen ein A ein B ꝛc. beſteht, und wie man zum Beyſpiel aus einem lateiniſchen W ſogleich ein V machen kann, wenn man die Hälfte davon herunter beißt. Dieß iſt in der That recht artig und wurde von mir in mein Tagebuch notirt. Uebrigens aber waren wir doch darin einig, daß es beſſer iſt, wenn man die Kinder gewöhnt, ernſthafte Sachen ernſthaſt zu treiben, Vergnügen an Ueberwindung von Schwierigkeiten zu finden und nicht an allen Dingen die leichteſten Seiten aufzuſuchen.

Was nun das Reiſen des ganzen Inſtituts betrifft, ſo fürchtete ich, es könnten manche Leute glauben, die Lehrer hätten mehr Vergnügen und Nutzen davon, als die Zöglinge; die Aeltern koſtete das unnützes Geld; die Knaben wären in dem Alter doch noch nicht im Stande zweckmäßige Beobachtungen zu machen; auf der Reiſe ſey es unmöglich, die jungen Leute ſo genau zu bewachen; ſie könnten alſo in den Wirthshäuſern und ſonſt manches ſehen und hören, das ſie beſſer nicht hören und nicht ſehen ſollten.

Ueberhaupt aber glaubte ich zu finden, daß die Erziehung in ſolchen Philantropinen zu viel Koſten-Aufwand erforderte; folglich dachte ich, käme dieſe Wohlthat ärmern Aeltern nicht zu Statten, und die reichen thäten beſſer, ihre Kinder unter ihren Augen erziehen zu laſſen.

Alle dieſe Zweifel nun hob mir der Lehrer mit Höflichkeit, Gründlichkeit und Beſcheidenheit, drey Eigenſchaften, die man, nebſt der Uneigennützigkeit, wie ich höre (jedoch vermuthlich mit Unrecht) einigen neuern Pädagogen zuweilen hat ſtreitig machen wollen.

Im Ganzen waren wir beide doch der Meinung, daß nicht alles Neue gut und nicht alles Alte zu verachten ſey; daß die Menſchen in Deutſchland, wie aller Orten, ſehr geneigt ſeyen, von einer Uebertreibung in die andre zu fallen; daß in der Erziehung durchaus keine allgemeine Vorſchriften Platz haben können; daß alſo die Pädagogik nie eine poſitive Wiſſenſchaft werden könne; daß es jedermann frey ſtehen müſſe, über dieß Geſchäft, über dieſe allgemeine Menſchen-Angelegenheit, ſeine Meinung zu ſagen; daß die Methoden in ſolchen Inſtituten immer höchſt mangelhaft bleiben werden, ſo lange die Aufſeher derſelben entweder ſich dadurch bereichern wollten, dieſe Unternehmung als eine Finanz-Operation anſähen, oder aus Mangel an Fonds gezwungen wären, nach einer großen Anzahl Zöglinge, deren Aeltern reich wären, zu ſtreben, ihre Einrichtungen anzupreiſen, auszupoſaunen, die Fehler derſelben zu bemänteln und denen mit Grobheiten das Maul zu ſtopfen, die mit Recht oder Unrecht etwas daran tadelten; endlich, daß die alte Erziehung doch auch ſehr viel große Männer gebildet hätte, und daß wir beiden ſelbſt, die wir davon redeten, Urſache hätten, die Methoden unſrer ehmahligen Lehrer nicht zu verachten; daß man übrigens, was die neuere Erziehung geleiſtet hätte, erſt gegen Ende dieſes Jahrhunderts nach dem Erfolge würde beurtheilen können.

Ich geſtehe, daß ich mich freundſchaftlich hingezogen fühlte zu dem wackern Erzieher, und da ich von meinem allergnädigſten Könige Auftrag hatte, auch ein Paar Pädagogen mit dem nächſten Transporte nach Abyſſinien zu ſchicken, ſo that ich meinem neuen Freunde den Antrag, einer von dieſen zu ſeyn und überließ ihm die Wahl des Andern. Allein er ſchlug mein Anerbiethen aus, ſo verführeriſch es auch, wie er ſagte, für ihn war. Dagegen aber empfohl er mir zwey andre Männer, wovon der Eine kürzlich ſich mit dem Director eines ſolchen Inſtituts verunwilligt hatte, wobey es zu einigen Schlägen gekommen war, der Zweyte aber das Unglück gehabt hatte, zu bekannt mit einem Fräulein zu werden, in deren Aeltern Hauſe er Erzieher geweſen war, weßwegen er denn hatte flüchten müſſen. Da mein Freund beiden Männern übrigens ein ſehr gutes Zeugniß gab, ſo nahm ich keinen Anſtand, ihm die Bedingungen mitzutheilen, unter denen ich ſie annehmen dürfte, und wir verabredeten, daß ſie ſich binnen vier Wochen in Caſſel bey mir einfinden ſollten.

Indeß wir nun alſo mit einander plauderten, hatten ſich die Knaben mit meinem Prinzen unterredet. Dieſer war, wie man weiß, über ſiebenzehn Jahre alt; aber ſehr verzärtelt und ſchwach an Kräften. Er hatte, wie es ſchien, bey den jungen Leuten ſeinen Fürſtenſtand gelten machen wollen; ſie aber waren nicht gewöhnt, darauf etwas gut zu thun; auf einige Stichelreden, die man desfalls gegen ihn vorgebracht hatte, war er grob geworden; ein nervichter Junge nahm dieß krumm, und ehe ich es hindern konnte, ſahe ich den Prinzen von ſeinem Gegner zur Erde geſtreckt. Ich ſprang herzu, und erlöſete ihn, dem dieſe Lection ſehr mißbehagte, und hielt mit Mühe ein Paar herbeyeilende Bediente des Prinzen ab, ſich in das Spiel zu miſchen. Da übrigens hier an keine Beſtrafung des Verbrechens der beleidigten Majeſtät zu denken war, ſo blieb uns nichts übrig, als in den Wagen zu ſteigen, und von dannen zu fahren; und ſo kamen wir in einer Stunde in Dresden an.

Drittes Kapitel.

Fortſetzung des Vorigen.

Wir hielten uns nicht lange in Dresden auf; es war die Zeit der Leipziger Buchhändler-Meſſe, und ich hatte eine doppelte Urſache, gern alsdann dort ſeyn zu wollen. Ich war nähmlich, durch meine Abweſenheit, ein wenig verhindert worden, in der Kenntniß der Deutſchen Literatur mit fortzurücken; hier, wo einige hundert Buchhändler alle neuern Producte vaterländiſcher Gelehrſamkeit und des Geſchmacks gegen einander austauſchen, konnte ich hoffen, in wenig Tagen deutlichere Begriffe von dem gegenwärtigen Zuſtande der Cultur und dem literariſchen Tone in Deutſchland zu bekommen, als andrer Orten in langen Monathen. Da ich ferner den Auftrag, Gelehrte und Schriftſteller aller Art für Abyſſinien anzuwerben, nie aus den Augen verlor, ſo dachte ich, Leipzig ſey zur Zeit der Meſſe grade der Ort, wo ich theils einige derſelben perſönlich kennen lernen, theils von den Buchhändlern erfahren könnte, welche unter ihnen in vorzüglich großem Rufe ſtünden. Die jungen reiſenden Prinzen müſſen, wie bekannt, daran Geſchmack finden, was ihre Hofmeiſter wählen; alſo war auch mein ſchwarzer Prinz ſogleich bereit, meinem Plane zu folgen.

Wir kamen gegen Abend an und traten in einem großen Gaſthofe ab. Indeß die Tafeln für Se. Hoheit und uns alle bereitet wurden, ging ich hinunter in das allgemeine Gaſtzimmer und unterhielt mich ein wenig mit den dort ſitzenden Gäſten. Es waren auch, wie ich bald merkte, Gelehrte und Buchhändler darunter. Einer von ihnen zeigte mir den großen Meß-Catalogus. — Mein Gott! wie erſchrack ich! Gegen Ein Werk von nützlichem Inhalte, zehn dickleibichte Romane, deren Titel nicht ein Mahl von Sprachfehlern und Albernheiten frey waren; eben ſo viel in acht Tagen verfertigte Luſt- und Trauerſpiele, eben ſo viel Werke über Freymaurerey, Taſchenſpielerkünſte, Geiſterſehen und Goldmachen; eben ſo viel Schmähſchriften gegen den perſönlichen Character ſolcher Männer, die man, bey ihrer erſten Erſcheinung in der gelehrten Welt, zur Ungebühr auspoſaunt hatte, an denen man nun ſeine eigne Blödſinnigkeit beſtrafte, alles wirklich Gute an ihnen mit Füßen trat und auf die unwürdigſte Weiſe kleine Anecdoten aus ihrem Privatleben, die niemand nichts angingen, hervor ſuchte, um den Mann öffentlich zu beſchimpfen und preis zu machen, der im Grunde nichts weiter verſehen, als daß er das Unglück gehabt, einſt, mehr als er gefordert hatte, hochgeprieſen zu werden; eben ſo viel Mährchen-Sammlungen, in welchen Geſchichtchen, die ſchon hundert Mahl gedruckt waren, ja! deren einige in aller Ammen Munde waren, neu aufgeſtutzt erſchienen. — Und endlich Muſenalmanache, Blumenleſen! — Einer von den Gäſten hohlte ein ſolches Büchelchen aus der Taſche hervor; ich blätterte darin, und erſtaunte. "O Himmel!" rief ich, "ſind das Verſe? Iſt es genug, daß man ſeinen Unſinn in kurzen, langen und mittelmäßig langen Zeilen abſetze, um das ein Gedicht zu nennen? So kann ja jeder Knabe ſeine Schul-Exercitia, wenn er ſie auf dieſe Weiſe ſchreibt, zu Verſen erheben! Wo man verlegen iſt, eine lange Sylbe zu finden, da nimmt man ſtatt deſſen fünf kurze; oder macht auch nach Belieben zu kurzen Sylben, ſolche, in denen ſechs rauhe Conſonanten, zwey doppelte m und dergleichen vorkommen. Was in aller Welt" fragte ich, indem ich weiter blätterte, "will dieſer Barde aus Wien mit ſeinem holprichten reimloſen Gewäſche, voll Provinzialiſmen? Kann etwas als Gedicht wohlklingen, was ſchon als Proſa das Ohr beleidigen würde? Und welch eine unwürdige Veranlaſſung zu dieſem kleinen Liede? Kann man in Dichterfeuer geſetzt werden, von einem Gegenſtande, der der Aufmerkſamkeit jedes verſtändigen Mannes unwerth iſt? Und dieß platte Sinngedicht! Iſt ein Einfall, deſſen ſich ein Knabe von einigen Anlagen ſchämen ſollte, werth, in der erhabnen Sprache der Begeiſterung vorgetragen zu werden? Und dieſe Kleinigkeit von dem edeln Gleim! Kann der würdige Sänger der Kriegslieder ſich, aus Gefälligkeit gegen ein entnervtes Publicum, zu ſolchen wäßrichten Spielereyen herab laſſen? Lieſet denn niemand mehr unſre alten Lehrer, Hagedorn, Gerſtenberg, Leſſing, Kleiſt, Uz, Gellert, Ramler, Wieland, Klopſtock und andre, um zu lernen, was Versbau, Wohlklang, Erhabenheit heißt? Und was ſagen unſre Critiker dazu?" Als ich der Critiker Erwähnung that, ſahe ich, wie ein Paar von den Buchhändlern ſchelmiſch einander anlächelten. Ich bat ſie, mich zurecht zu weiſen, wenn ich etwas Albernes ſollte geſagt haben. "Nein!" antwortete der eine, der ein ſtattlicher Mann aus Hamburg war, "Sie würden vollkommen Recht haben, von der Critik zu verlangen, daß ſie Schriftſteller und Dichter vor Vernachläſſigung weiſer Regeln warnte, wenn unſre Kunſtrichter bekannte Männer von Kenntniſſen und Ruf wären. Wenn aber jeder unbärtige Knabe, der ein wenig Lectur hat, ſich mit einer Geſellſchaft von Halbgelehrten ſeines Gleichen vereinigt, und dann hinter der Maske der Anonymität, die Werke der größten Männer von entſchiednem Rufe mit Machtſprüchen für loſe Waare erklärt, ſeiner unbedeutenden Freunde unreife Geburten hingegen als Meiſterſtücke ausposaunt; oder wenn ein elender Zeitungsſchreiber ſeinen intereſſanten Nachrichten von den geſchmackloſen Feſten, welche die Fürſten und Geſandten gegeben haben, von Univerſal-Arzeneyen und von Couriern, deren Depeſchen noch niemand geleſen hat, größern Gewinnſtes wegen, auch einen ſo genannten gelehrten Artikel anhängt, das heißt, ein leeres Blatt, beſtimmt, um darauf gegen gute Bezahlung die Lobes-Erhebungen abzudrucken, welche wir Verleger, oder die Schriftſteller ſelbſt, von ihren eignen Büchern ihnen einſchicken; oder wenn ein Dutzend junger Leute, unter der Firma eines Mannes von einigem Rufe in der gelehrten Welt, in einem critiſchen Journale, ſtatt unparteyiſch die herauskommenden Werke nach dem innern

Gehalte zu beurtheilen, den darin herrſchenden beſtimmten Begriffen Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen, die ſchwankenden hingegen zu widerlegen, wenn ſie, ſage ich, ſtatt deſſen, die Lieblings-Meinungen ihres Anführers allgemein zu machen ſuchen, und jedes Buch tadeln müſſen, in welchem gegentheilige Sätze vorgetragen werden; oder wenn nun gar, unter dem Nahmen von gelehrter Critik, der perſönliche Character der Schriftſteller hämiſcher Weiſe angegriffen wird; wenn man ehrliche, harmloſe Leute dem Publico verdächtig zu machen ſucht; Scenen aus ihrem Privatleben, die niemand nichts angehen, auf die gehäſſigſte Art hervor zieht, um dem Manne, deſſen literariſche Verdienſte man vielleicht beneidet, die öffentliche Achtung zu rauben, von welcher ſein bürgerliches Glück abhängt — ſagen Sie mir, mein Herr! ob dann noch die Critik bey uns in Anſehen ſtehen kann, und ob nicht die Recenſionen auch der unparteyiſchten, kenntnißvollſten Journaliſten verdächtig werden müſſen?"

Dieſe Schilderung gefiel mir nicht; ich faßte aber Zutrauen zu dem Manne, welcher ſie mir entwarf, und eröffnete ihm meinen Vorſatz, in Leipzig einige Gelehrte, Künſtler und einen Buchhändler anzuwerben, die ſich entſchließen könnten, nach Abyſſinien zu reiſen, wobey ich ihm dann die vortheilhaſten Bedingungen bekannt machte, unter denen ſie ſich in Adova niederlaſſen könnten. Der redliche Buchhändler ſagte mir grade heraus, daß ſchwerlich Männer von einigem Rufe, und die in Deutſchland ihr Auskommen hätten, ſich zu dieſer weiten Reiſe verſtehen würden; doch verſprach er, die Sache in Leipzig bekannt zu machen.

Am folgenden Tage nun hatte ich einen großen Ueberlauf von Leuten aller Art, die ſich für Dichter, Philoſophen, Tonkünſtler, Mahler und dergleichen ausgaben, und mir, zum Beweiſe ihrer Geſchicklichkeit, ihre Werke überreichten. Von Buchhändlern meldete ſich niemand, als Herr Schulz aus Hanau. Dieſer ſchien ein ganz guter Mann zu ſeyn, und wir wären gewiß unſers Handels einig geworden, wenn er nicht noch an demſelben Tage die Nachricht bekommen hätte, daß man einen Buchhändler-Umſchlag in Hanau anlegen wollte, bey welchem für ihn viel zu gewinnen ſeyn würde; er zog alſo ſein Wort zurück. Dagegen wollte mir Herr Schmieder aus Carlsruhe einen ſeiner Freunde empfehlen, allein man warnte mich, mich mit dieſem nicht einzulaſſen.

"Sie werden ſich" ſagte man mir, "unangenehmen Vorfällen ausſetzen, wenn anders Policey in Abyſſinien iſt; denn dieſe Leute, ſo wackre Männer ſie auch ſonſt ſind, können das vermaledeyte Nachdrucken nicht laſſen, und dagegen hat man nun ein Mahl das Vorurtheil, es für Dieberey zu halten." Endlich wurde ich mit einem jungen Manne aus Berlin einig, der einen Buchladen in Adova anzulegen verſprach.

Ich wollte nun auch gleich ein großes Sortiment von Deutſchen Büchern mit nach Abyſſinien ſchicken, und ging desfalls mit dem redlichen Hamburgiſchen Buchhändler, wegen der Wahl dieſer Schriften, zu Rathe. Er ſtellte mir folgendes vor: "Ich weiß nicht" ſprach er, "ob in Abyſſinien, wie etwa in England, ein beſtimmter, feſter Geſchmack herrſcht, oder ob, wie bey uns, eine Mode-Seuche von der andern verdrängt wird. In Deutſchland machen zum Beyſpiel jetzt alle Schriften über Freymaurerey und Jeſuiten ihr Glück; in der folgenden Meſſe kauft dieſe Waare kein Menſch mehr, weil die Periode von Empfindeley eingetreten iſt, welche Herr Miller in Ulm mit ſeinen Romanen voll Mondenſchein angegeben hat; ein halbes Jahr nachher muß Sturm und Drang aus allen Producten der neueſten Literatur hervor brauſen; die Leute müſſen dann Alle reden, als wenn ſie im Fieber-Paroxysmus lägen; dieſer Geſchmack wird wieder von einem andern überwältigt, und wenn grade gar keine ſolche Thorheit herrſchend iſt, ſchreibt man über Padagogik. Auf allen Fall werden Sie indeſſen am beſten thun, wenn Sie von jedem Sortimente einige Centner mitſchicken. Als Ballaſt können Sie die größte Anzahl Artikel brauchen, die bey den Gebrüdern Korn in Breslau heraus kommen. Wo am mehrſten von den Schiffsmäuſen zu beſorgen iſt, dahin legen Sie die Erziehungs-Schriften und die Anecdoten- und Mährchen-Sammlungen. Wenn auch einige Alphabethe davon weggefreſſen werden, ſo ſchadet das nichts, weil das mehrſte von dem, was darin ſteht, doch ſchon oft anderwärts gedruckt iſt. Die Muſenalmanache und dergleichen müſſen Sie vor der Näſſe bewahren, ſonſt verderben die Bilder, und die ſind das Beſte darin. Die Romanen, die ein gewiſſer geiſtlicher Herr heraus gibt, bedürfen weniger Sorgfalt; ſie ſind ziemlich weitſchweifig geſchrieben, ſo daß ohne Nachtheil aus jedem zwanzig Bogen ausfallen können, und zudem wiederhohlt er ſich ja in jedem ſeiner neuen Producte; folglich kann nicht leicht etwas von dem, was er je geſagt hat, verloren gehen. Die theologiſchen Schriften würde ich ſorgfältig von andern verſtändigen Werken abſondern; es gibt ſonſt Streit. Die juriſtiſchen können Sie ſtatt der Matratzen in die Hangematten legen; es ſchläft ſich gut darauf. In die Journale mögen Sie die übrigen Waaren einwickeln. Wollen Sie Ueberſetzungen mitſchicken, ſo müſſen Sie zwey Schiffe ausrüſten. Die wenigen guten Geſchichtsbücher, die wir ſeit kurzer Zeit gewonnen haben, einige philoſophiſche, mathematiſche und cameraliſtiſche Aufſätze, und die Schriften unſrer geſchickteſten Aerzte und Naturkündiger will ich Ihnen aufzeichnen; dieſe bitte ich in Ehren zu halten; ſie haben alle in der Cajüte Platz. Meines lieben Bürgers Geſänge und drey unſrer andern neuern Dichter will ich Ihnen, nebſt Wielands Meiſterſtücken, in Franzband einbinden laſſen, damit Ihre Leute unterwegens darin leſen und darüber die Beſchwerlichkeiten der Reiſe vergeſſen mögen."

Ich dankte dem ehrlichen Buchhändler für dieſen Unterricht und folgte pünctlich ſeinem Rathe. Was aber die Gelehrten und Künſtler betraf, die ich in Leipzig in Sold nehmen wollte, ſo war ich doch in einiger Verlegenheit über die Wahl, welche ich unter der Menge derer, die ſich gemeldet hatten, treffen möchte. In meiner Inſtruction ſtand, daß ich durchaus zwey Philoſophen vom Handwerke liefern ſollte; dieß ſchien mir aber leichter zu befehlen, als auszuführen. "Wer wahrhaftig den Nahmen eines Philoſophen verdient" ſagte ich, als ich mit Manim, dem geheimen Secretär, darüber ſprach, "der wird da, wo er lebt, zufrieden ſeyn, und ſich nicht durch den Wink eines Fürſten verleiten laſſen, nach Abyſſinien zu wandern. Indeß nennt ſich heut zu Tage jeder Menſch, der ein Bißchen quer Feld ein raiſonnirt, einen Philoſophen; aber mit ſolchen ſo genannten Philoſophen würde ich wenig Ehre einlegen." Zwey Männer hatten ſich bey mir unter dieſem Titel gemeldet; der Eine ſchien ein etwas ungeſchliffener Geſelle zu ſeyn, der allem widerſprach, was man in ſeiner Gegenwart vorbrachte, übrigens aber beynahe ſo vernünftig redete, wie ein Menſch, der kein Philoſoph iſt. Das Einzige, was mir an ihm mißfiel, war, daß er auf alle ſolche Dinge ſchimpfte, zu deren Beſitz er entweder, ſeinen bürgerlichen Verhältniſſen nach, nicht gelangen konnte, zum Beyſpiel Rang und Ehrenſtellen, oder wozu er keine Neigung in ſich empfand, und daß er ſich über alle Conventionen der geſellſchaftlichen Verbindung hinaus ſetzte, von welcher er doch nicht gänzlich unabhängig leben konnte, auch die Vortheile vorlieb nahm, die ihm ihre Einrichtungen gewährten. Uebrigens hatte er einen Widerwillen gegen den Wein und empfohl daher die goldne Mäßigkeit. Die Philoſophie des andern Mannes, der ſich bey mir angab, war in ein lächelndes Gewand gehüllt; ſeine Weisheit beſtand eigentlich darin, alles von der luſtigen Seite anzuſehen; er genoß, wo er Gelegenheit hatte und Trieb dazu fühlte; er ſpottete über das, was er nicht verſtand, floh alle beſchwerliche Arbeit und Anſtrengung und war kein Feind von einer wohlbeſetzten Tafel. Ich war lange Zeit unſchlüſſig, ob ich dieſe beiden Philoſophen nach Abyſſinien ſchicken ſollte, oder nicht; endlich aber, und da mir ohnehin keine Wahl übrig blieb, beſtimmte ich mich dazu, und gab ihnen die Anweiſung, zu eben der Zeit, wie die von mir in Sold genommnen Pädagogen und der Buchhändler, nach Caſſel zu kommen.

Was die Dichter betraf, ſo hatte ich unter Ein hundert und drey und vierzig Poeten, die ſich bey mir meldeten, die Wahl. Dieß waren insgeſammt junge Leute, an welche die Aeltern zum Theil den Reſt ihres Vermögens gewendet hatten, um ſie in Leipzig Brot-Studien lernen zu laſſen, damit ſie einſt die Stützen ihrer Familien und nützliche Bürger im Staate werden ſollten. Weil ſich aber Neigungen nicht zwingen laſſen, ſo waren die Söhne ihrem Hange zu dem bequemern Studium der ſchönen Wiſſenſchaften und Künſte gefolgt, und hatten ſich vorzüglich auf das Verſemachen gelegt. Ich hielt es vier Tage lang mit aller möglichen Geduld aus, mir von ihnen Producte in aller Art Poeſie vorleſen zu laſſen, und die Manuſcripte, welche ſie mir, zur Probe ihrer Geſchicklichkeit, überreichten, durchzublättern; endlich aber wurde mir's zu viel; ich mußte mich wohl für zwey unter ihnen entſcheiden. Einen jungen Menſchen, welcher Hexameter machte und ein Heldengedicht, betitelt: **Herkules Arbeiten**, in zwölf Geſängen verfertigt, und einen Andern, der mir funfzehnhundert Sinngedichte, einen dicken Stoß Trinklieder und ein Trauerſpiel: **Achab und Jeſebell** in Alexandrinern überreicht hatte; dieſe beiden nahm ich an. Die übrigen verdroß der Vorzug, den ich dieſen gab; ſie machten Pasquillen auf mich und den Abyſſiniſchen Hof, den ſie nicht kannten, beſangen die Freyheit des Dichterlebens und die Schande, von den Großen der Erde Penſionen anzunehmen, und Einer von ihnen warf mir gar in der Nacht die Fenſter ein.

Ich wollte Leipzig nicht verlaſſen, ohne einen Mann kennen zu lernen, der damahls dort war, und der mir eben ſo merkwürdig wegen ſeines edeln Herzens, als wegen der unverkennbaren, großen Verdienſte um die Deutſche Literatur ſchien. Auch ein Buchhändler, aber nicht von gemeinem Schlage; ein Mann, der Studium, Geſchmack, echte Philoſophie und unbeſtechbaren Eifer für Wahrheit in gleich hohem Grade beſitzt; ich meine Nicolai, der nun ſeit einer langen Reihe von Jahren, mit den beſten Köpfen Deutſchlands in Verbindung, vernünftige und gründliche Critik in ihrer Würde zu erhalten ſucht, und den falſchen Geſchmack und die jedesmahligen Thorheiten des Zeitalters muthig bekämpft. Ich hatte das Glück, mich ein Paar Stunden lang mit ihm zu meiner Belehrung zu unterhalten. Wirklich bedurfte ich dieſer Belehrung, denn ich war gar nicht mehr zu Hauſe in der Deutſchen Literatur. Als ich mein Vaterland verlaſſen hatte, warf man unſern Gelehrten mit Recht Pedanterey vor; jetzt hatte man Urſache gegen den allgemein einreiſſenden Mangel an Gründlichkeit und Anordnung in Gedanken und Vortrag zu eifern.

Um den erſten Transport von Gelehrten und Künſtlern, die ich nach Abyſſinien ſchicken ſollte, vollſtändig zu machen, fehlten mir noch einige Tonkünſtler; auch hierzu hoffte ich in Leipzig Gelegenheit zu finden. Es gaben ſich viel Leute bey mir an; aber ſoll ich meinen altväteriſchen, verdorbnen Geſchmack anklagen, oder waren die Künſtler daran Schuld? genug! keiner von dieſen Herren wirkte mit ſeiner Muſik auf mein Herz. Derjenige, welcher als Capellmeiſter angenommen zu werden verlangte, ſpielte mir auf dem Clavier etwas von ſeiner eignen Compoſition vor, und phantaſirte nachher noch ein Stündchen; allein ich hörte nichts, als ein verwirrtes Gewühl von Tönen unter einander — das war keine Sprache menſchlicher Empfindung, menſchlicher Leidenſchaft. Ausweichungen in entfernte Tonarten, durch Verwandlungen von × in b, die nur dazu dienen konnten, die Ohren für den feinen Unterſchied zwiſchen Dis und Es, Eis und Des u. ſ. f. ſtumpf zu machen und Verhältniſſe unter Harmonien zu finden, die nichts mit einander gemein haben; ungeheuer ſchwere Paſſagen und Finger-Kunſtſtückchen, die luſtiger anzuſehen, als ihre Wirkungen reizend zu hören waren. Mit dem Allem aber hatte der Mann ſich doch einen gewiſſen Namen gemacht, und man würde meiner geſpottet haben, wenn ich ihn nicht angenommen hätte.

Der zweyte Tonkünſtler, den ich für die Capelle meines gnädigſten Königs anwarb, war ein Violiniſt, der eine bewunderungswürdige Fertigkeit in ſeiner linken Hand hatte. Er fuhr damit jeden Augenblick bis an den Steg hinauf; ich kann nicht ſagen, daß er immer ganz rein intonirt hätte; allein das bemerkt man auch bey dieſen ſchnellen Späſſen und Sprüngen nicht, und empfinden konnte man nun freylich nicht mehr dabey, als bey dem Anblicke eines Seiltänzers; immer aber war ſeine Kunſt merkwürdig zu ſehen. Ich brachte eine kleine muſicaliſche Geſellſchaft zuſammen; unſer Virtuoſe ſpielte ein Violin-Concert. Das erſte Allegro war erhaben und ſchön; faſt im hohen tragiſchen Style geſchrieben; ein Bißchen verdarb er es durch die letzte Cadenz, in welcher er das Katzengeſchrey, obgleich ſehr natürlich, nachahmte. Dann kam ein Adagio, deſſen langſame, melodiſche Fortſchreitung er durch eine Menge unnützer Läufe und Schnörkel, dem Gange eines Hundes gleich machte, der denſelben Weg zehn Mahl hin und her läuft. Zuletzt folgte ein artiges Rondeau, wovon das Thema die Melodie des Liedes war: Meine Mutter, die hat Gänſe; fünf graue, ſechs blaue; ſind das nicht Gänſe? Alle Zuhörer, mich ausgenommen, bewunderten dieß allerliebſte

Stück; ich konnte es nicht faſſen, wie man Vergnügen daran finden könnte, ein elendes Gaſſenlied, das ſchon Ekel erweckt, wenn es Ein Mahl geleyert wird, auf vielfache Art, mit allerley armſeligen Veränderungen wiederhohlen zu hören. Indeſſen erſchallte, ſo oft der Virtuoſe durch ein Paar Semitone wieder in das Thema fiel, und wieder anhub die Melodie: Meine Mutter, die hat ꝛc. ein lautes Bravo, Braviſſimo! Er zeigte mir auch die Partitur eines von ihm componirten muſicaliſchen Hochamts. Die Ouvertüre war im Dreyviertel-Tacte geſchrieben; ein Bißchen geſchwinder geſpielt, ſo würde man ſie für eine von den Wieneriſchen Wirthshaus-Minuetten gehalten haben, womit der große Haydn leider! ſeine erhabenſten Werke buntſchäckicht macht. Alle übrigen Theile der Meſſe waren im galanten Theater-Styl geſchrieben und das Agnus dei war eine Art von Paſtorale. Ich hatte von jeher ganz andre Begriffe von der Würde der gottesdienſtlichen Muſik gehabt, als daß ich hätte glauben können, daß dergleichen Spielereyen darin angebracht werden dürften, und ich erinnerte mich noch recht wohl, wie herzlich ich ein Mahl in meiner Jugend lachte, als ich in Goßlar, von dem Cantor unſrer Schule (der, im Vorbeygehen geſagt, da es ihm an Sängern fehlte, zwey Stimmen zu übernehmen pflegte, indem er bald einen fürchterlichen Bierbaß, bald eine unangenehme *fiſtula ani* ſang) als ich von dieſem Cantor des guten Schwindels Oratorio: **Die Hirten bey der Krippe in Bethlehem** aufführen hörte. In dieſer Cantate ließ er es im Stalle, wo die Mutter Gottes doch wohl keine engliſche Wand-Uhr ſtehen gehabt hat, zwölf ſchlagen, und jeden Glockenſchlag beantworteten die Violinen mit einem Accord. Das war nun wohl auch Spielerey geweſen; allein im Ganzen hatte doch vor zehn Jahren mehr Ernſt im Kirchenſtyl geherrſcht, als ich jetzt fand. Ich äußerte meine Verwunderung darüber; man verſicherte mich aber, das ſey jetzt der neueſte Geſchmack und man fände, beſonders in catholiſchen Kirchen-Muſiken, nicht nur äußerſt ſelten einfachen edeln Geſang, ohne melismatiſche Verzierungen, ſondern es wäre auch nichts ungewöhnliches, den Organiſten, während der Wandlung, das Thema eines Liedchens aus einer *Opera buffa* leyern zu hören; überhaupt forderte man jetzt von der Muſik nichts, als daß ſie das Ohr kitzeln, und von dem Spieler und Componiſten nichts, als daß ſie überraſchen, ſich durch irgend eine Bizarrerie auszeichnen ſollten. Die Italiener ſingen ſchon wieder an, die Recitative, dem

Nahmen und Zwecke dieſer Gattung gänzlich entgegen, ſtatt eines einfachen, der gewöhnlichen Sprache, bis auf die ſtärkere Accentuirung nach, ſo nahe als möglich kommenden Vortrags, mit Manieren, Läufen und Paſſagen zu überladen. Kürzlich wäre eine vortreffliche Sängerinn, die aber zu reine Begriffe von ihrer Kunſt gehabt hätte, um jenen verdorbnen Geſchmack anzunehmen, in einer großen Reſidenz angekommen; man hätte es ihr aber unmöglich gemacht, ſich ſo viel Zuhörer zu verſchaffen, als zu Beſtreitung der Unkoſten eines Concerts erforderlich geweſen wären. Bald nachher hätte ein reiſender Charlatan angekündigt, er wolle ſich auf der Maultrommel öffentlich hören laſſen, und da hätte nicht nur die Policey den Kerl nicht zur Stadt hinaus gejagt, ſondern er wäre mit einem beſpickten Beutel weiter gereiſet.

Am mehrſten Beyfall fand damahls, wie ich merkte, die Muſik der Italieniſchen Opere buffe. Deutſche Männer, die Talente zu beſſern Dingen gehabt hätten, fingen an, dieſe elenden geſchmack- und ſittenloſen Farcen zu überſetzen, der Italieniſchen Compoſition, ohne Rückſicht auf Vernunft, Wohlklang und echte Declamation, holprichte, Deutſche Worte unterzulegen, und das

Publikum tödtete in dieſem abſcheulichen Schauſpiele ſeine beſten Stunden, hörte nur auf das Geleyer und überſah den Unſinn — als wenn es unmöglich wäre, Vernunft und Geſchmack zu vereinigen. — Die welſchen Poſſenſpieler hatten Zulauf in Menge und unſre einländiſchen Meiſterſtücke wurden vor leeren Bänken aufgeführt.

Da es denn nun ein Mahl mit der Tonkunſt in Deutſchland nicht anders ausſah, und ich doch Deutſche Tonkünſtler anwerben ſollte, ſo ſchloß ich mit dem Capellmeiſter und dem Violiniſten meinen Contract, und nahm noch einen Virtuoſen auf einem ganz neuen Inſtrumente an, welches man das Baſſet-Horn nannte und das viel Aehnlichkeit mit dem Geſchrey einer wilden Gans hatte.

Auf dieſe Weiſe waren nun meine Geſchäfte in Leipzig beendigt, und ich reiſete mit meinem Prinzen und ſeinem Gefolge weiter.

Viertes Kapitel.

Ankunft in Caſſel. Transport der Gelehrten und Künſtler nach Abyſſinien. Der Kronprinz tritt in den Dienſt.

Es würde die Leſer ermüden, wenn ich Ihnen eine längere Beſchreibung von demjenigen liefern wollte, was wir auf dieſer erſten Reiſe bis zu unſrer Ankunft in Caſſel ſahen und beobachteten; deßwegen will ich meine Erzählung nun von unſerm Einzuge in dieſe leztere Stadt wieder anfangen.

Hier war es, wo mein Prinz in Kriegsdienſte treten und zwar von unten auf anfangen und ſo von Stufe zu Stufe bis zu den höchſten militäriſchen Ehrenſtellen fortrücken ſollte, welches, wie bekannt iſt, bey Fürſtenſöhnen, ihrer angebornen Verdienſte wegen, ziemlich ſchnell zu gehen pflegt.

Ich glaubte nicht, daß man dieſem Plane das geringſte Hinderniß in den Weg legen würde, denn er war ja wahrlich ſo gut Prinz als Einer, und wollte nur der Ehre wegen dienen; allein es fiel ſehr gegen meine Erwartung aus. Des Königs von Abyſſinien Majeſtät hatten mich als Geſandten an dem Hofe des damahls regierenden Landgrafen acreditirt und Se. Hoheit der Thron-Erbe befand ſich in meiner Suite incognito. Unſer Gefolge war prächtig und ich zweifelte keinesweges daran, daß man uns mit ausgezeichneter Ehre am Hofe empfangen würde. Um deſto größer war mein Befremden, als man uns für Abenteurer hielt, gar nichts von einem Königreiche Abyſſinien wiſſen wollte, und mich, den Geſandten eines großen Monarchen, lächerlich zu machen ſuchte. Der damahlige Bibliothecar in Caſſel, ein Franzoſe, bekam Auftrag in Reiſebeſchreibungen nachzuſehen, ob und wo in der Welt das Königreich Abyſſinien gelegen ſey? Ich war zuweilen bey ſeinen mühſamen Nachforſchungen gegenwärtig, und fand, zu meiner Verwunderung, Sophiens Reiſen von Memel nach Sachſen mit unter die Reiſebeſchreibungen geſtellt. War nun der Umſtand daran Schuld, daß der gute Mann kein Deutſch verſtand, oder wußte man wirklich in Caſſel nichts von Abyſſinien und hatte auch keine Bücher darüber; genug! das Reſultat blieb, daß man mir ankündigte, man wollte uns zwar erlauben, in der Reſidenz als

Fremde unſer Geld zu verzehren, könne mich aber keineswegesals den Geſandten eines fremden Hofes anerkennen, und den Prinzen ſchon deßwegen nicht in Kriegsdienſten anſetzen, weil ſein ſchwarzes Geſicht gar zu ſehr gegen die Phyſionomien der ſchönen jungen Leute, woraus des Landgrafen Armee beſtand, abſtechen würde. Indeſſen fand ſich ein Mittel, dieſen letzten Einwurf zu heben; es hatte nähmlich der Landgraf beſchloſſen, bey ſeiner erſten Garde Mohren zu Trommelſchlägern anzunehmen; da nun mein Prinz, wie Peter der Große, von unten auf dienen ſollte, und Trommelſchläger zu werden in der That von unten auf dienen heißt; ſo that man mir den Vorſchlag, den Thron-Erben von Abyſſinien das Kalbfell ſchlagen zu laſſen. Ein gewiſſer Italieniſcher Graf Bollo galt damahls ſehr viel am Hofe; ein würdiger Mann, der einſt in Polen eine wichtige Rolle geſpielt, einer kleinen kühnen Unternehmung wegen aber, die in dem kalten Polen für nicht ſo unbedeutend angeſehen wird, als in dem wärmern Italien, aus dem Lande gejagt worden war. Dieſer rieth mir, den Antrag vorerſt anzunehmen, indeß aber nach Abyſſinien zu ſchreiben, mir Verhaltungs-Befehle und wichtigre Documente zu meiner Beglaubigung ſchicken zu laſſen, wobey er mir dann

Hoffnung machte, daß in der Folge mein Prinz doch noch wohl, trotz ſeines ſchwarzen Antlitzes, zu den höchſten kriegeriſchen Ehrenſtellen gelangen könnte. Ich ließ alſo Se. Hoheit Tambour werden, und miethete für mich und unſer Gefolge ein großes Haus. Hier lebten wir als reiche Privatleute, gaben oft große Schmauſereyen und hatten das Glück unſre Tafel immer von Gäſten, beſonders von Fremden, deren eine Menge dort wohnten, umringt zu ſehen, unter welchen ſich vorzüglich einige Franzöſiſche Marquis, zum Beyſpiel der Chevalier de Vatincourt, der mit den erſten Häuſern in Frankreich in Verhältniſſen ſtand, fleiſſig einfanden.

Während dieſer Zeit nun kamen die von mir in Sold genommenen Gelehrten und Künſtler, der Verabredung gemäß an. Ich beſchloß, ſie, begleitet von einigen unſrer Leute, zu Schiffe auf der Fulda bis Münden, dann auf der Weſer bis Bremen, und von da zur See weiter ſpediren zu laſſen. Mein luſtiger Freund, der päbſtliche Ritter und Hofnarr Soban. gab ihnen, als ſie abreiſeten, einen comiſchen Frachtbrief mit, der in dem gewöhnlichen Kaufmanns-Styl verfaßt, an den Miniſter Wurmbrand addreſſirt war, und ſich anfing: Unter Geleite Gottes und durch den Schiffer N. N. liefern wir Ew. Edeln zehn Stück Deutſcher Gelehrten und Kunſtſtückmacher, welche wir hier für Se. Majeſtät eingekauft haben, und zwar Nro. 1 et 2 ein Paar Poeten, wovon der Eine Lieder und Reime, der Andre ganz ungereimte Verſe macht; Nro. 3 et 4 zwey wohlconditionirte Menſchen-Erzieher u. ſ. f.

Nachdem ich dieſen meinen Auftrag nach beſtem Vermögen ausgerichtet hatte, war nun meine ganze Sorgfalt auf den mir anvertraueten Kron-Erben gerichtet; allein da erlebte ich bald die unangenehmſten Vorfälle, die im folgenden Kapitel erzählt werden ſollen. Der Prinz war, wie alle Fürſtenkinder, mit hohen Begriffen von ſeinem Stande auferzogen worden; Subordination war ſchon an ſich ein Ding, woran er gar nicht gewöhnt war, und nun vollends einer ſo ſtrengen Zucht ſich zu unterwerfen, als unter welcher ein Trommelſchläger bey der Heſſiſchen Garde zu ſtehen pflegt, das war etwas unleidliches für Se. Hoheit; doch ging es ein ganzes Jahr hindurch ziemlich gut. Zwar wollte man von ſeinem Fürſtenſtande nichts wiſſen, weil die Mohren gewöhnlich da, wo man ihre Genealogie nicht unterſuchen kann, ſich für Prinzen auszugeben pflegen, die man in ihrer Jugend ihren durchlauchlauchtigen Aeltern geraubt hätte; allein man behandelte ihn doch ziemlich freundlich; die jungen Officier ſcherzten mit ihm; der Dienſt war nicht ſchwer, und man erlaubte ihm, wenn er nicht auf der Wache war, in unſerm Hauſe zu leben, wo er ſeinen Hofſtaat bereit fand, alles zu ſeinem Vergnügen und zur Entſchädigung für die ertragnen Ungemächlichkeiten beyzutragen. Ja! was ſonſt unerhört, von ihm aber in ſeiner Capitulation ausbedungen war, man gab ihm, während der Landgraf ſich in Paris aufhielt, die Erlaubniß, mit mir eine Reiſe zu machen. Wir gingen zur Meſſe nach Frankfurth, ſahen noch andre merkwürdige Städte, beſuchten einige Bäder und blieben vier Monate lang aus.

Dieſe Reiſe hatte auf die Sitten des Prinzen keine ſo vortheilhaften Einflüſſe, als ich gewünſcht hätte. Durch die freyen, zum Theil zügelloſen Reden, die der junge Herr in der Wachtſtube in Caſſel gehört, und durch muthwillige Scherze, die man dort mit ihm getrieben hatte, war der Keim zu allerley unregelmäßigen Begierden in ihm rege, und ſein Sinn für Trunk, Spiel und Weiber erweckt worden. Seine Hofleute hatten bald gemerkt, zu welchem Grade von Aufklärung der Prinz gekommen war, und hatten, um ſich ihm gefällig zu machen, ihm heimlich Gelegenheit verſchafft, auszuſchweifen. Mein ehrlicher Manim machte mich aufmerkſam darauf; aber was ſollte ich thun? Der Prinz war kein Kind mehr; es war mir unmöglich, ihn ſo ängſtlich zu bewachen; auch hatte ich manche andre Geſchäfte. Jetzt, auf dieſer Reiſe, fanden ſich der Gelegenheiten, irre zu gehen noch weit mehr. Er kam in Frankfurth ein paar Mahl betrunken zu Hauſe; ich machte ſanfte und ernſte Vorſtellungen; man antwortete leichtſinnig und ſpöttiſch. In Maynz hatten ſich ein Paar junge Domherren ein Feſt daraus gemacht, ihn in ein berüchtigtes Haus zu führen, wo er ſich eine ekelhafte Krankheit hohlte. Ich ahndete dieß bald an ſeiner Geſichtsfarbe, ließ einen Arzt rufen und hoffte, dieſer Unfall ſollte ihn von Ausſchweifungen zurück bringen; allein kaum war er hergeſtellt, ſo ging wieder das vorige Leben an. Nun hatte ich freylich unumſchränkte Gewalt über die Perſonen ſeines Hofſtaats und hätte ſeine Haupt-Verführer fortjagen können; aber ich geſtehe es, dazu hatte ich den Muth nicht. Was hätten dieſe verſtoßnen Elenden mitten in Deutſchland anfangen wollen? Wer weiß ferner, ob ich nicht ihre heimliche Rache hätte fürchten müſſen! Bey einem, ein Mahl an

Zügelloſigkeit gewöhnten Prinzen würden auch bald andere ihre Plätze eingenommen haben. Und wer kann ſagen, was endlich meiner erwarten, was Verleumdung und Ahndung, von Seiten des Kronprinzen ſelbſt, mir zubereiten konnte, wenn wir nach Abyſſinien zurück kamen? Alſo, ich bekenne es zu meiner Schande, ſahe ich durch die Finger; und Ihr, die Ihr oft die armen Prinzen-Hofmeiſter tadelt, wiegt ein wenig dieſe Gründe ab, und ſetzet Euch in unſre Stelle!

Bey einem Orte, deſſen Bäder und Brunnen-Quellen eine Menge Leidende hinziehen, denkt man ſich einen ruhigen, friedevollen Aufenthalt, wo die armen Kranken, neben dem Gebrauche der Heilmittel, Leib und Seele durch zwangloſe Geſelligkeit und durch Entfernung von allen häuslichen Sorgen, von tobendem Geräuſche und leidenſchaftlichem Tumulte, zu ſtärken und zu erheitern ſuchen. Um deſto auffallender muſte den Beſſern unter unſern Abyſſiniſchen Reiſe-Gefährten, die mit den Europäiſchen Sitten noch nicht völlig bekannt waren, der Anblick der Lebensart in den Bädern ſeyn, die wir beſuchten. Pracht, Aufwand, Reſidenz-Ton, Hof-Etikette, Schmauſereyen, Ueppigkeit, Bachanten-Unfug, bis in die ſpäte Nacht hinein; die heftigſten Ausbrüche der Liebe, des Zorns, der Rache, der Eiferſucht; Intriguen, Cabalen, hohes Spiel, das ſo manchen um ſeine und der ſeinigen ganze zeitliche Glückſeligkeit und um ſeine Gemüthsruhe brachte; Völlerey; Wolluſt — und kurz! alles, was Leidenſchaften und Begierden im Tumult erhalten kann, das fand man hier. — "Und hierher reiſet man ſeiner Geſundheit wegen?" rief Manim aus. "Und was treibt man an jenem grünen Tiſche, den Leute mit Sternen und Ordensbändern nun ſchon ſeit ſechs Stunden umringen? Auf den Geſichtern der Umſtehenden leſe ich abwechſelnd ängſtliche Erwartung, Schadenfreude, Verzweiflung, Wuth. — Hier müſſen wichtige Sachen verhandelt werden, denn ich ſehe da Männer von Jahren und Erfahrung, ja! Regenten ſitzen, die gewiß ihre Zeit nicht mit Kleinigkeiten, oder gar mit ſchädlichen Dingen verderben werden. Sehen Sie nur an! jetzt führt man auch unſern Prinzen hin. Nun! das iſt doch ein Mahl gut, daß er ſich auch den beſſern Leuten zugeſellt." — O Himmel! wie ſehr irrte Manim! Es war ein Pharao-Tiſch. Man hatte Se. Hoheit verleitet, ſich an dieß abſcheuliche Spiel zu geben; er ſpielte, wie jeder reiche Neuling, und dabey machte man ſeinen Ehrgeiz rege. Ein Fürſt hieß es, müſſe großmüthig ſpielen. — Großmuth und Spiel? — wie herrlich die beiden Dinge zuſammen paſſen! — Das Ende vom Liede war, daß ich am folgenden Tage eine ungeheure Summe bezahlen mußte. "Pfui!" rief ich aus, "Freylich macht Sie dieſer Verluſt nicht arm; aber können Sie, ohne zu erröthen, hier, in fremden Ländern, Tauſende auf Eine Karte ſetzen, indeß Sie in Ihren Staaten, mit der Hälfte der Summe, zehn Familien vom Untergange erretten könnten? Und vergeſſen Sie denn, daß dieß Geld, welches Sie hier vergaunern, gar nicht Ihr, ſondern der guten Abyſſinier Eigenthum iſt, die es im Schweiß ihres Angeſichts erworben haben?"

"Hier ſcheint alles recht luſtig herzugehen;" ſprach Soban, als wir einſt dem Tanze in einem groſen Saale zuſahen; "aber woher kömmt es, daß dieſe Menſchen, mitten in den Freuden des Tanzes, ſo gezwungen, ſo ernſthaft ausſehen, als wenn ſie ein verdrießliches, wichtiges Geſchäfte trieben? Heiſt das Tanzen? Woher kömmt es überhaupt, daß hier in Deutſchland die Jünglinge, wenigſtens in den Städten und in den Zirkeln der höhern Stände, ſo feyerlich, ſo kalt, ſo kränklich, ſo gelehrt, ſo erfahren, ſo untheilnehmend, ſo verſchloſſen ſcheinen?" —

“Ach!” erwiederte ich, “daran iſt leider! die Erziehung Schuld. Sie werden zu früh mit der Welt und ihren Verderbniſſen bekannt, werden zu früh klug, leſen zu viel Romane und Bücher, zu Beförderung der Menſchenkenntniß. Und wenn ſie nun in die wirkliche große Welt treten, dann bringen ſie ſchon Widerwillen, Ekel und überſpannte Forderungen mit. Alles iſt ihnen zu alltäglich; ſie kennen alles ſchon aus Büchern; es ekelt ſie an. Vererbte Krankheiten nagen am Körper; der einfache Genuß hat keinen Reiz der Neuheit für ſie; ſie jagen alſo dem erkünſtelten nach; Ausſchweifungen aller Art erſchlaffen die Nerven, in den Jahren ſchon, wo die Natur ihre Kräfte zum Wachsthume braucht. Kränklichkeit und böſe Launen folgen ihnen dann ohne Unterlaß; ſie machen ſich und andern das Leben ſauer. — Laſſen Sie mich dieß Bild nicht weiter ausmahlen! Wo iſt jezt noch ein Plaz auf dem Erdboden, der nicht die Originale zu dieſem Gemählde bey Tauſenden liefert?”

Die Zeit unſers Urlaubs war nun bald verſtrichen und wir reiſeten nach Caſſel zurück. Wir hatten große Summen verſchwendet — mit wie viel Nutzen, das können ſich die Leſer ſelbſt ſagen. Der Kronprinz war nicht mehr der blühende, ſtarke Jüngling, und ſeine Launen wurden mir oft unerträglich. Er war auffahrend, ungeſtüm, dann ein Mahl ausgelaſſen munter und offenherzig, und gleich nachher herabgeſpannt, mißtrauiſch, bitter, heimtückiſch.

Was dabey noch meinen Verdruß vermehrte, war ein Brief von meinem Herrn Vetter aus Abyſſinien, den ich in Caſſel fand, und aus welchem ich hier einige Auszüge liefern will.

"Was zum Henker!" ſchrieb er mir, "was für Kerl hat mir der Herr Vetter da aus Deutſchland geſchickt? Wenn ich nicht glaubte, daß ſie alle toll geworden, indem ſie die Linie paſſirt ſind, ſo würde ich nicht wiſſen, was ich zu des Herrn Vetters Auswahl ſagen ſollte. Die beiden Philoſophen haben ſich ſchon unterwegens auf dem Schiffe gewaltig proſtituirt. Der Eine war faſt immer beſoffen, und da der Andre ſehr jähzornig iſt, ſo gab es zuweilen fürchterliche Auftritte. Einſt geriethen ſie über die echte Toleranz in Streit, und da Jener behauptete, daß man Jedem ſeine Privat-Meinungen laſſen müſſe, Dieſer hingegen für das Gegentheil eiferte, wurde der Zwiſt ſo lebhaft, daß der Duldungs-Prediger, als er ſeinen Gegner gar nicht überzeugen konnte, ihn bey den Ohren faßte; da kam es dann zu einer ſolchen Prügeley, daß ſie mit verbundnen Köpfen hier ankamen. Die Pädagogen ſind noch ärger; Herr Ilſenberth läuft allen Mädchen und Knaben nach, und der Magiſter Löffler ſchreibt, ſtatt ſich um das Erziehungsweſen zu bekümmern, über Politik. Er hat kürzlich ein Werk heraus gegeben, in welchem er gegen alle Regenten eiſert, ungeachtet er doch von dem unſrigen die ſchöne Penſion einſtreicht; er nennt die Fürſten geſalbte Henker, und ermuntert das Volk zum Aufruhre und zu Grürdung einer freyen Republik. Von den beiden Dichtern mahlt der Eine die Freuden der Wolluſt mit den reizendſten Farben, und der Andre ſingt in rauhen Barden-Geſängen die aufrühreriſchen Grundſätze, die der politiſche Pädagoge in Proſa ausbreitet. Der Buchhändler verlegt und empfiehlt allen dieſen gefährlichen Unſinn und hat heimlich eine Menge irreligioſer und unſittlicher Bücher mitgebracht. Die unſchädlichſten Narren ſind Eure drey Muſiker; aber die Kerl machen ein ſolches Geleyer, daß der alte Obermarſchall neulich im Hof-Concerte die Strangurie davon bekommen hat. Se. Majeſtät waren im Begriffe ſehr ungnädig auf Euch zu werden; ich habe alle Mühe gehabt, Sie zu überzeugen, daß alles dieß zur Aufklärung gehörte; daß die Männer, welche Ihr uns geſchickt hättet, im Grunde ſehr geſchickte Leute wären, denen man aber, nach den Regeln der Toleranz, Denk- und Preßfreyheit, ihre kleinen Eigenheiten überſehen müßte. Indeſſen bitte ich doch den Herrn Vetter, bey dem nächſten Transporte recht vorſichtig in der Wahl der Subjecte zu Werke zu gehen, und vor allen Dingen die Speditionen über das Mittelländiſche Meer her zu machen, damit ſie nicht die Linie zu paſſiren brauchen, denn ich merke wohl, das verträgt kein Deutſcher Gelehrter. Uebrigens rückt es nun mit der Univerſität in Adova ziemlich gut fort. Die beiden Erzieher ſind auch dahin geſchickt worden, haben ein Inſtitut angelegt, und ſchon ziemlich viel Zöglinge. Bezahlen laſſen ſie ſich nicht ſchlecht, geben ſich aber auch viel Mühe mit den Kindern, lehren ſie unter andern allerley Sprünge, und baden ſie täglich in dem Fluſſe Rieberaini."

Dieß war der Haupt-Inhalt des Briefes, der mir einige Unruhe verurſachte, und mich zu dem Entſchluſſe bewog, künftig vorſichtiger in der Wahl der Leute zu ſeyn, die ich nach Abyſſinien ſenden würde.

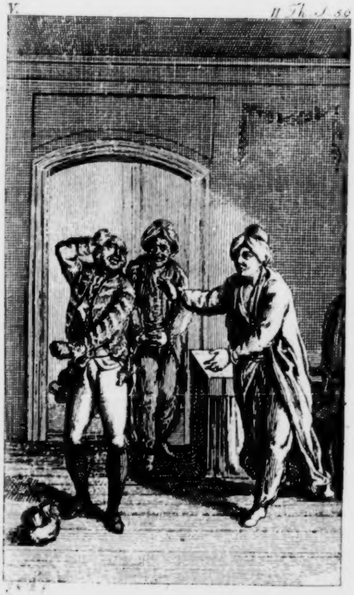
Fünftes Kapitel.

Der Kronprinz erlebt einen verdrießlichen Vorfall, verläßt die Heſſiſchen Dienſte und geht wieder auf Reiſen.

Ich habe vorhin geſagt, daß unſre letztre Reiſe keine lobenswerthe Veränderung in der Gemüthsart und in den Sitten des Kronprinzen von Abyſſinien bewirkt hatte, und daß dieß unangenehme Vorfälle nach ſich zog; jetzt komme ich zu der Erzählung dieſes Umſtandes.

Die Ausſchweifungen, denen ſich Se. Hoheit ergab, hatten ſeine Natur geſchwächt. Er war nicht mehr ſo leicht aus dem Schlafe zu wecken, als ehemahls, und mehrentheils übler Laune, wenn er aus dem Bette aufſtand. Eines Tages, da ſein Kammerdiener vergebens ſich bemüht hatte, ihn zu gehöriger Zeit auf die Beine zu bringen, erſchien er vor ſeines Hauptmanns Hauſe, als die Compagnie ſchon nach dem Paradeplatze marſchirt war. Der Capitän, ein Herr von Natzmer, der überhaupt den Ruf hatte, ein wenig

V. II Th. S. 50



ſtrenge im Dienſte zu ſeyn, fragte den Prinzen, als er ſich endlich bey der Colonnade am Schloſſe einfand, warum er ſo ſpät käme? Se. Hoheit nahmen dieß ſehr ungnädig, antworteten etwas naſeweis, und wurden (es thut mir leid, daß ich es erzählen muß) nachdem man ihnen erſt zwanzig derbe Stockprügel hatte zumeſſen laſſen, verurtheilt, einige Stunden krumm geſchloſſen zu werden.

Sobald ich Nachricht von dieſer unehrerbiethigen Behandlung erfuhr, begab ich mich zu dem Herrn General, Commendanten und Oberſten der erſten Garde, bat, verſprach, drohete ſogar mit der ſtrengſten Ahndung von Seiten Sr. Abyſſiniſchen Maieſtät, mußte aber die Demüthigung erleben, daß auf dieß alles nicht geachtet, und mir ſogar bedeutet wurde, ich ſollte mich beſcheidner ausdrücken, wenn ich nicht Luſt hätte, an mir ſelber eine kleine Execution vollziehen zu laſſen. Was war alſo zu thun? der Prinz mußte ſeine Strafe aushalten.

Wüthend kamen Se. Hoheit aus der Wachſtube in ihr Hotel zurück; ich that alles, um den Prinzen zu tröſten. "Man muß" ſagte ich, "aus jedem widrigen Vorfalle im menſchlichen Leben nützliche Lehren zu ziehen ſuchen. Unſers allergnädigſten Königs Majeſtät haben gewünſcht, daß Sie mit der militäriſchen Subordination bekannt werden möchten; und Sie haben dieſe Bekanntſchaft, obgleich freylich auf ſchmerzliche Art, gemacht. Wer einſt befehlen will, muß gehorchen lernen; auch dieſe Lection haben Ew. Hoheit heute erhalten. Endlich aber kann Sie dieſer Vorfall noch auf wichtige Betrachtungen leiten. Sie ſind von königlichem Stamme; in ganz Africa macht man Ihnen das nicht ſtreitig; hier hingegen will niemand Sie für einen Prinzen anerkennen; man behandelt Sie bloß als einen Menſchen in den Verhältniſſen von Unterwürfigkeit gegen ſtärkere Menſchen. Dieß, denke ich, müßte Ew. Hoheit auf den Gedanken führen, daß es doch wohl nicht eigentlich ein allgemeines Naturgeſetz iſt, was gewiſſe Sterbliche zu Fürſten macht, ſondern daß man die Rückſicht auf den Unterſchied der Stände nur der Uebereinkunſt zu danken hat; daß die Menſchen, was in ihrer Macht ſteht zu geben und einzuräumen, auch wieder nehmen können; daß es alſo höchſt wichtig und nöthig iſt, ſich Eigenſchaften zu erwerben, die nicht von der willkührlichen Beſtimmung des größern Haufens abhängen, ſondern deren Werth von jedem Erdenſohne anerkannt werden muß. Setzen Ew. Hoheit nun den Fall, daß, ſo wie man hier nichts von Ihrer königlichen Abſtammung wiſſen will, auch die Völker in Africa plötzlich auf den Einfall kämen, Sie nicht mehr für vornehmer halten zu wollen, als jeden andern Bürger im Staate; dann, gnädigſter Herr! würden Sie doch wirklich aufhören, Fürſt zu ſeyn, weil Sie nur dadurch Fürſt ſind, daß man Sie dafür anerkennt, weil nicht die Natur, ſondern die Convention Fürſten ſchafft. — Was würde Ihnen dann übrig bleiben, womit Sie ſich Unterhalt, Schutz und Achtung erwerben könnten, wenn Sie nicht dafür geſorgt hätten, ſich zu einem beſſern Menſchen zu bilden? Sie ſehen hier, daß man in der Welt Schläge austheilt und Schläge bekömmt, je nachdem die äußern Umſtände es mit ſich bringen, und daß die Natur es nicht iſt, die manche Menſchen-Gattungen geboren werden läßt, um ewig geprügelt zu werden, und andre, um immer zu prügeln."

Sehr kräftige dauernde Eindrücke machte dieſe meine Predigt nun wohl nicht auf den Prinzen; aber ich tröſtete mich damit, meine Pflicht erfüllt zu haben; übrigens war doch auch mir dieſer Vorfall ſehr ärgerlich, und da ohnehin nie zu erwarten war, daß Se. Hoheit in Deutſchland zu höhern militäriſchen Ehrenſtellen hinauf rücken würden, ſo glaubte ich es verantworten zu können, daß ich den Prinzen ſeinen Abſchied fordern ließ, welcher ihm, ſeiner Capitulation gemäß, nicht verweigert werden durfte. Die Begebenheit ſelber aber berichtete ich, mit einiger Vorſicht, nach Abyſſinien, und meldete dem Könige, daß wir nun unſre Reiſe durch Deutſchland fortſetzen und auch die Höfe beſuchen würden.

Von dieſer Reiſe werde ich, wie von der vorigen, keine weitläuftige Beſchreibung liefern, ſondern wiederum nur einzelne Bemerkungen mittheilen, die meine Abyſſinier über die Sitten und Einrichtungen in Deutſchland machten, und hie und da irgend einen Vorfall erzählen, der uns begegnete. Wir durchſtreiften übrigens dieß Mahl den größten Theil der weſtlichen und ſüdlichen Provinzen meines Vaterlandes, und nahmen dann, wie man hören wird, den Rückweg durch die Preußiſchen Staaten.

Aeußerſt auffallend war meinen Reiſegefährten die Menge und Mannigfaltigkeit der Geſetze, die Verſchiedenheit des Münzfußes, des Maßes, des Gewichts, der Regierungsform, der Lebensart und der Gebräuche. Sie meinten auf unſern Reichstagen, wo doch wohl manche wichtige

Dinge verhandelt würden, möchte es der Mühe werth ſeyn, dieſe Buntſcheckigkeit endlich abzuſchaffen. "Für Fremde und Einheimiſche iſt das alles gleich unbequem" ſagte Manim, "in manchem Deutſchen Staate, der kaum drey Quadrat-Meilen groß iſt, gibt es mehr, zum Theil ſich widerſprechende Verordnungen, als ein Menſch, erreichte er auch Methuſalem's Alter, im Gedächtniſſe faſſen kann. Jeder Stand, jeder Ort hat ſeine eignen Sitten und mit der feinen Lebensart, mit welcher man in Einer Geſellſchaft allgemein gefällt, gilt man in der andern für einen abgeſchmackten Menſchen. Die Verſchiedenheit des Maßes, Gewichtes und Münzfußes macht unbeſchreibliche Verwirrung und Erſchwerung im Handel. Ihr rechnet nach Geld-Sorten, die gar nicht exiſtiren. Der Kaufmann, der ſein Hauptbuch ſchließen will, muß ſich den Kopf zerbrechen, um die Procente mit courenten, mit den Species- mit den Banco-Thalern, leichten und ſchwerern Gulden, Kreuzern, Stübern, guten Groſchen, Marien-Groſchen, Albus, Dreyern, Batzen, Pfennigen, Hellern, Lübiſchen, Däniſchen, Flämiſchen Schillingen und Groten, Petermännchen und Gott weiß! mit welchem Zeuge zu vergleichen, ſeine Agio-Rechnung und ſeinen Abſchluß zu machen. Poſt-Anſtalten, Meilen-

Berechnung, Wege, Zölle, alles iſt unendlich verſchieden. Man verliert Geduld, Zeit und Geld dabey."

Was die Poſt betrifft, ſo hatten wir damit einen ſonderbaren Vorfall. Einer unſrer Bedienten hatte, ich weiß nicht mehr wo, der öffentlichen fahrenden Poſt einen Koffer, worin ſeine ſämmtliche Wäſche war, weil kein Raum mehr dafür auf unſerm Bagage-Wagen geweſen, anvertrauet. Der Addreſſe nach ſollten wir ihn in Frankfurth finden; allein es kam die Nachricht, der Koffer ſey vom Wagen geſtohlen worden, und man könne ihm nichts dafür vergüten, weil in dem Lande, wo er ihn auf die Poſt gegeben, eine Verordnung ſtatt habe, nach welcher man nur dann den Werth der von dem Poſtwagen geſtohlnen Sachen erſetzte, wenn dieſer Werth von dem Eigenthümer vorher wäre angegeben worden. Wir ſtellten dagegen vor: es ſey albern von einem Fremden zu verlangen, daß er jede Verordnung eines Landes kennen ſollte, beſonders ſolche Verordnungen, die gegen alle Begriffe von Billigkeit und Recht ſtritten. Ein Landesherr ſollte überhaupt, ſo viel er kann, für die Sicherheit der Heerſtraßen einſtehen, und ſelbſt dann, wenn die Poſt mit Gewalt angefallen und beſtohlen würde, den Schaden erſetzen; weil die Poſt ihm eine Revenüe gewährte, weil man theures Porto bezahlen müßte, weil es einem Reiſenden in dieſem Lande nicht ein Mahl frey geſtellt ſey, ob er mit der Poſt, oder mit anderm Fuhrwerke reiſen wollte; allein dieß Mahl ſey gar nicht der Fall einer gewaltſamen Beraubung geweſen, ſondern man hätte denen Leuten den Koffer unter den Händen weggeſtohlen, welchen er anvertrauet geweſen. Die Poſt-Direction ſey doch alſo wenigſtens gewiß als ein negotiorum gestor anzuſehen, und müſſe für dasjenige haften, was durch Vernachläſſigung ihrer Leute verloren ginge. Die Verordnung, daß der Werth der Sachen vorher angegeben werden müßte, ſey dem Fremden, bey Ablieferung des Koffers, nicht bekannt gemacht worden; woher ſollte er ſie alſo wiſſen? Man könne ſich leicht einbilden, daß, wenn er ſie gewußt hätte, er, da es nicht wohl möglich ſey, ſeine Wäſche u. d. gl. genau zu taxiren, den Werth zehn Mahl höher würde angegeben haben, da dieß doch nichts mehr koſtete; und wäre das geſchehen, ſo müßte ſie nun mehr bezahlen, als gerecht wäre. Dieſe eben ſo unbillige, als zweckloſe Verordnung könne alſo nur dazu dienen, die Poſtknechte zu verleiten, daß ſie unerfahrne Reiſende beſtöhlen, und Fremde zu beſtimmen, ein Land zu fliehen, wo man ſeines Eigenthums nicht ſicher ſey, wenn man nicht zehn tauſend Verordnungen in der kurzen Zeit ſeines Aufenthalts durchſtudieren könne. — Alle dieſe Vorſtellungen halfen nichts, und der arme Bediente erhielt keine Vergütung für ſeinen Verluſt.

In einer Stadt, die ich nicht nennen will, waren wir Zeugen einer Scene, die mich innigſt rührte, weil ſie mir bewies, daß noch nicht alle Stände in Deutſchland den Sinn für Tugend und Keuſchheit verloren hatten. Dem regierenden Fürſten daſelbſt, der ein ſehr ausſchweifendes, ſittenloſes Leben führte, war einſt die Tochter eines Bürgers begegnet; ſie hatte ihm gefallen, und er hatte ihr den Antrag thun laſſen, ſeine Buhlerinn zu werden. Das Mädchen verwarf mit Würde dieſen entehrenden Antrag, und ihr Vater, ein nervichter Bierbrauer, warf den Unterhändler zur Thür hinaus. Kurz darauf ſtarb das ehrliche Mädchen; und nun beeiferte ſich jedermann, ihren Sarg mit atlaßnen Kiſſen, mit Kronen und Blumen zu ſchmücken, und vor des Fürſten Schloß vorbey führte man den Leichenzug, dem unzählige gutgeſinnte Einwohner aus allen Ständen folgten. Wir hatten das

Glück, grade um dieſe Zeit in der Stadt zu ſeyn, und ich nützte die Gelegenheit, um meinem Prinzen eine kleine Lection zu geben, die aber leider! auf ſeinem polirten Fürſten-Herzen abgleitete.

Auf der benachbarten Univerſität hielten wir uns einige Tage auf, und beſuchten da einige berühmte Männer, von denen ich hier keine Schilderung entwerfe, weil ich es für unverſchämt halte, dem Beyſpiele unſerer neuern Reiſenden zu folgen, die ſich in die Studierzimmer der Gelehrten eindrängen, ihnen da eine Menge platter Schmeicheleyen vorſagen, und wenn dann die gutmüthigen Männer das für baares Geld annehmen, in froher Herzens-Ergießung irgend ein nicht ganz weiſes Wort fallen laſſen, oder in Augenblicken der Zerſtreuung und Ueberraſchung ein wenig unzuſammenhängend reden, oder das Unglück haben, nicht grade ſo zu ſeyn und auszuſehen, wie es den Reiſenden gefallen hat, ſich den Mann zu denken, das Unglück erleben müſſen, eine ſchiefe Schilderung von ſich, oder eine wörtliche Wiederhohlung ihrer vertraulichen Geſpräche, in irgend einem Journale gedruckt zu leſen.

Man behandelte uns ſehr ehrenvoll auf dieſer Univerſität, und ich beſchloß, mit meinem Prinzen ſechs Wochen da zu bleiben, und einigen Vorleſungen beyzuwohnen.

Einſt hatte ich mit einem Profeſſor der Statiſtik ein Geſpräch über die Sitten einiger wilden Völker. Ich wagte es, zu behaupten, daß nicht eigentlich die Natur, ſondern nur gewiſſe, durch Vorurtheil erzeugte Begriffe uns einen ſo großen Abſcheu gegen das Eſſen des Menſchenfleiſches einflößten. Ob Menſchenfleiſch ein appetitlicher Biſſen ſey, ſagte ich, das wüßte ich nicht; aber das glaubte ich nicht, daß ein allgemeiner Inſtinct in uns einen größern Ekel gegen das Fleiſch eines friſch getödteten Menſchen erzeugte, als gegen das Fleiſch irgend eines andern Thiers. Dieß war eine Hypotheſe, die ich nur ſo hinwarf; aber ich war nicht wenig verwundert, als ich kurz nachher in einer hiſtoriſchen Zeitſchrift, die dieſer Profeſſor heraus gab, die Nachricht las, daß die Abyſſinier Menſchenfreſſer wären.

Man that kurz vor unſrer Abreiſe von da dem Kronprinzen den Antrag, die Doctorwürde in der Rechtsgelehrſamkeit anzunehmen. Ich hatte Mühe, Sr. Hoheit begreiflich zu machen, wozu eigentlich dieſe pedantiſche Poſſe dienen könnte; und als es ihm deutlich wurde, da konnte ich doch weder ihn, noch einen von ſeinen Hofleuten bewegen, dieſe Farce mit ſich ſpielen zu laſſen, welche ſie wirklich als ein Ueberbleibſel der Barbarey und als eine Satyre auf die wahre Gelehrſamkeit anſahen. Der einzige Soban entſchloß ſich endlich, dieſe Mummerey mit ſich vornehmen zu laſſen. Zu dieſem Endzwecke ſchrieb ich ihm eine ſehr gelehrte Diſſertation. Ich wählte einen Gegenſtand aus der Lehre von den Teſtamenten, und bewies, wie philoſophiſch, billig und vernünftig das Geſetz in Anſehung der Quadrigae wäre. Dieß Geſetz nähmlich, welches vielleicht manchen meiner Leſer unbekannt iſt, verordnet, daß, wenn jemand in ſeinem Teſtamente, einem Freunde einen Zug von vier Pferden vermacht, und indeß eines von den vier Pferden ſtirbt, der Freund — gar nichts bekömmt, weil der Erblaſſer ihm nicht drey ſondern vier Pferde habe ſchenken wollen. In der That kann man nichts weiſeres erſinnen, als dieß Geſetz; auch fand meine Diſputation allgemeinen Beyfall; der Ritter und Hofnarr Soban wurde Doctor juris darüber; las Reden und Antworten her, die ich ihm aufgeſetzt hatte; ich und der Reiſe-Stallmeiſter opponirten, und alles ging vortreflich von Statten, denn bey dem Examen wurde alter Rheinwein herum gereicht. Zwey Tage nach dieſer Feyerlichkeit reiſeten wir weiter.

Sechſtes Kapitel.

Fortſetzung der Reiſe-Nachrichten.

Sobald wir über den oberrheiniſchen Kreis hinaus kamen, beſchloß ich, meinen Prinzen an die zahlreichen großen und kleinen Höfe in dortiger Gegend zu führen. Sie ſind wirklich, jeder in ſeiner Art, ſehr merkwürdig zu ſehen; dennoch aber übergehe ich, um nicht zu weitläuftig zu werden, die Schilderung derſelben mit Stillſchweigen. Nur ſo viel muß ich aus Dankbarkeit erwähnen, daß man uns aller Orten äußerſt höflich und artig behandelte, ſobald man erfuhr, daß Se. Hoheit ein Königsſohn, wir Andern Abyſſiniſche echte Edelleute und dabey überflüſſig mit Gelde verſehen wären. Uebrigens mußten wir immer gewaltig viel von Africa erzählen, und wurden, beſonders von den Prinzeſſinnen und Hof-Damen, reichlicher gefragt, als geſpeiſet.

In Mannheim konnte Soban der Verſuchung nicht widerſtehen, ſich einen Geheimenraths-Titel zu kaufen. Er wurde um neunhundert Gulden einig, konnte aber nicht die Erlaubniß erlangen, dieſen Titel auf ſeinen ſiebenjährigen Sohn, der in Gondar geblieben war, vererben zu dürfen, indem in der Pfalz nur die wirklichen Bedienungen, nicht aber die Titel auch Kindern verſichert und gegeben werden.

In derſelben Stadt warb ich auch zwey Mahler, einen Bildhauer, einen Baumeiſter und noch einen Tonkünſtler für Abyſſinien an. Mit Vergnügen ſahe ich, in welchem blühenden Zuſtande hier die ſchönen Künſte waren. Vor zwanzig Jahren ſchien man in Deutſchland ſo ſorglos über dieſen Punct, und überlegte nicht, welchen Einfluß der beſtändige Anblick von falſchen Schnörkeln, überladnen Zierrathen, zweckloſen Kleinigkeiten und die Gewohnheit, Mißtöne zu hören und verzeichnete Carricaturen und bunten Popanz zu ſehen, auf den Geſchmack, auf die Denkungsart und auf die Einfalt des Characters haben, ſchöne Formen und allgemein herrſchende Harmonie hingegen Kopf, Herz und Sinn veredeln. Die Entdeckung der Monumente des ſchönern Alterthums in Italien hat einigen wohlthätigen Einfluß auf den Geſchmack und das Gefühl der Deutſchen gehabt. Leider! aber reißt jetzt, da ich dieß ſchreibe, wieder die elende Augenluſt an bunten Arabesquen und kindiſchem

Firlfanz bey uns ein; und ſo werden wir denn wohl bald wieder in die Zeiten der Gothiſchen Barbarey zurück ſinken.

Die Menge der Bettler, die uns in manchen Städten, beſonders in ſolchen, wo catholiſche geiſtliche Fürſten regierten, haufenweiſe anfielen und auf allen Spatziergängen das unſchuldige Vergnügen des Genuſſes der ſchönen Natur durch den Anblick des Elendes verbitterten, gaben meinen Reiſegefährten ſehr üble Begriffe von der Policey in Deutſchland und von der Menſchenliebe der Regierungen. Niemand ging in ſeinem Tadel unbilliger Weiſe weiter, als der Geheimerath, Ritter, Doctor und Hofnarr Soban. Einſt ſah ich ein Heft von ſeinem Reiſe-Journale liegen, blätterte darin und fand folgende bittre Stelle:

“Die Schauſpiele und andre öffentliche Vergnügungen ſind in manchen Deutſchen Städten ſehr prächtig; die Hoſpitäler, Waiſen- und Findelhäuſer hingegen elend und jämmerlich. In großen Reſidenzen geht man unentgeldlich in die Oper, muß aber ſeinen Platz in der Kirche und alle gottesdienſtlichen Handlungen, Trauung, Taufe, Beichte ꝛc. bezahlen. Ein Tänzer, oder ein verſchnittner Welſcher Sänger, bekömmt jährlich funfzig Mahl mehr Gehalt, als ein Volkslehrer und Kinder-Erzieher. Jener wird bey den Großen des Reichs zur Tafel gebeten, wenn ſie ſich ſelber ehren, für Kenner der Kunſt gelten wollen; dieſen hingegen bittet höchſtens dann ein Miniſter ein Mahl zum Eſſen, pflanzt ihn neben der Thür hin, und redet kein Wort mit ihm, wenn er, außer ſeinen Kindern und dem Informator, grade niemand an der Tafel hat, als etwa ſeinen Advocaten und den Gerichtshalter von ſeinem Gute. Sammle in einer Geſellſchaft von reichen Leuten zu einer Summe, wofür Philadelphia, oder irgend ein andrer Gaukler ſeine unnütze Künſte zeigen ſoll — und es wird Ducaten in Deinen Hut regnen; ſammle ein Almoſen für eine fleiſſige, in Dürftigkeit gerathne Familie — und man wird mit Verdruß Groſchen hinein werfen. Die müſſigen Hofſchranzen fahren in vergoldeten Kutſchen; der nützliche Handwerker und Künſtler muß zu Fuße umher ſchleichen, um vergebens die Rechnungen in die Palläſte zu tragen, die ihm jene Windbeutel zu bezahlen ſchuldig ſind. Er wird von groben Lakkeyen zurück gewieſen, die in Kleidern ſtecken, welche bey ihm auf Credit ausgenommen ſind. Die Fürſten laſſen in die Zeitungen und Journale einrücken, wie ſehr ſie einländiſche Fabriken und Manufacturen unterſtützten, und tragen nichts an ihrem Leibe, was nicht außer Landes gekauft und verfertigt iſt. Die Noth des armen Landmannes rührt nicht die hartherzigen Miniſter; ſie leſen Franzöſiſche Romane und werfen die Suppliken der jammernden Unterthanen in die Ecke. Es bekümmert ſie wenig, ob das Volk ſie ſegne, oder ihnen fluche; aber ein erkauftes oder erbetteltes Ordensband von einem fremden Könige, der nie ihren Nahmen gehört hat, halten ſie für den wahren Stämpel ihres Verdienſtes; und wenn ſie ihr kaltes Herz mit einem ſilbernen Stern beklebt haben, ſo ſehen ſie voll Zuverſicht und Unverſchämtheit auf beſſre Menſchen herab. Willſt Du, daß der Präſident, wenn er um zehn Uhr des Morgens ſich aus dem Bette erhebt, beym Frühſtücke, unter der Menge von Briefen, die unerbrochen da liegen, Deiner Klage einige Aufmerkſamkeit widmen ſoll, ſo fange Deine Bittſchrift mit den Worten an: durch den Fuhrmann N. N. ſchicke Ew. ꝛc. ein Fäßchen mit Auſtern; und Du wirſt ſehen, wie ſich ſein Geſicht erheitert. Schwätzer, Windbeutel und unverſchämte Ignoranten machen ihr Glück; das beſcheidne Verdienſt wird überſehen. Verwandtſchaft, niedrige Schmeicheley und gewiſſenloſe Gefälligkeit ſind die Mittel, ſich empor zu ſchwingen. Wenn der ohne ſeine Schuld Arme einige Thaler ſtiehlt, ſo wird er geſetzmäßig aufgeknüpft; wer aber im Handel und Wandel überfordert, ſchlechte Waare für theures Geld liefert; den nennt man einen ſchlauen Mann. Der Richter, der Sachwalter und der Deputirte dürfen ihre Geſchäfte unnützer Weiſe in die Länge ziehen, um deſto mehr Gebühren und Diäten zu bekommen; der Tagelöhner darf faullenzen, ſo bald der Aufſeher die Augen wegwendet; verdungne Arbeit darf liederlich von der Hand geſchlagen werden; der Schneider darf doppelt ſo viel Zeug zum Kleide berechnen, als er gebraucht hat; zu ſeiner Rechtfertigung iſt es genug, daß es alle übrige Schneider auch ſo machen."

"Nein! das iſt zu arg!" rief ich aus, als ich dieß las, "gibt es nicht edle Fürſten, ſorgſame Landesväter, wohlthätige, aufmerkſame Regierungen in Deutſchland?"

Soban. Nun ja! dieſe ſind alſo Ausnahme; aber iſt darum jenes weniger wahr? Soll man darum von den Gebrechen ſchweigen, weil ſie nicht ganz durchaus allgemein ſind?

Ich. Allein das ſind ja Gebrechen, die man in allen Staaten, in allen bürgerlichen Einrichtungen des Erdbodens antrifft.

Soban. Vielleicht! doch ſind ſie darum nicht nothwendig, nicht unvermeidlich. Man rede um deſto öfter und lauter davon, um zu bewirken, daß endlich zu ihrer Abſtellung Anſtalten getroffen werden!

Ich. Was hat Dir denn das arme Deutſchland gethan, daß Du das Original zu dieſem abſcheulichen Gemählde grade daher entlehnſt?

Soban. Närriſcher Kerl! ich ſchreibe ja ein Journal von meiner Reiſe durch Deutſchland und nicht durch Spanien, oder Marocco. Biſt Du doch, wie die mehrſten Menſchen, die es übel nehmen, wenn man die Wahrheit ſagt, und wenn ſie die Thatſachen nicht leugnen können, mit der elenden Ausflucht gegen uns zu Felde ziehen, daß es andrer Orten nicht beſſer hergeht.

Ich ſah wohl, daß Soban nicht zu bekehren war, und daß man Ritter, Doctor und Rath ſeyn und dennoch übereilt und unbillig von den Sitten, die in Ländern und Städten herrſchen, urtheilen kann.

Da ich immer fortfuhr, zu dem zweyten Transporte der Gelehrten und Künſtler, welche ich nach Abyſſinien ſchicken ſollte, Subjecte aufzuſuchen und anzuwerben, ſo hatte ich auch in

Regensburg einen Mann bewogen, dieſe weite Reiſe zu machen, der mir als ein großer Chymiker gerühmt wurde. Er trieb hauptſächlich den pharmacevtiſchen Theil der Scheidekunſt, und bewies mir durch Zeugniſſe und Documente, daß er mit gewiſſen Wundertropfen alle Krankheiten zu heilen im Stande wäre. So ſehr auch der Vorfall, den mein Vater mit dem Grafen St. Germain erlebt hatte, und deſſen ſich die Leſer noch aus dem erſten Theile dieſes Buchs erinnern werden, mich hätte von meinem Glauben an Univerſal-Arzeneyen ablenken können, ſo geſtehe ich doch, daß ich nicht im Stande war, der einleuchtenden und überzeugenden Beredſamkeit dieſes Mannes zu widerſtehen. Ich hielt es vielmehr für ein großes Glück, ihn mit nach Abyſſinien ſpediren zu können, wo es doch wirklich noch in dem Fache der höhern geheimen Natur-Wiſſenſchaften ſehr dunkel ausſah. Wir nahmen dieſen Mann mit uns, da wir grade noch einen Platz in der dritten Kutſche übrig hatten; allein der arme Schelm war ſo ſchwächlich, daß wir ihn in München zurück laſſen mußten, wo er auch vier Wochen nachher ſtarb.

Siebentes Kapitel.

Ein neuer Transport von Gelehrten wird nach Abyſſinien geſchickt. Unerwartete Nachrichten nöthigen zur Rückreiſe.

Bis jetzt waren wir Alle, die wir aus Abyſſinien gereiſet waren, immer geſund und munter geweſen, den Kronprinzen ausgenommen, der ſich, wie ich oben erzählt habe, durch ſeine Ausſchweifungen allerley Uebel zuzog; dennoch aber führten wir zwey Aerzte in unſerm Gefolge, nicht ſowohl, um uns ihrer Hülfe unterwegens zu bedienen, als vielmehr, weil ich den Auftrag hatte, ein Paar tüchtige Männer in dieſem Fache nach Abyſſinien zu ſchicken, und ich doch dieß Mahl gern die Subjecte, die ich nach Africa überſchiffen ließ, erſt genauer kennen lernen wollte. Ich weiß wohl, daß man einem gewiſſen großen Manne vorwirft, er habe, bey einem ähnlichen Auftrage, nicht ſo gewiſſenhaft in Rückſicht auf ein fremdes Reich gehandelt, ſondern dahin ein ſolches Sortiment von elenden Aerzten ſpedirt, daß ſeit dieſer Zeit die Sterblichkeit in Deutſchland

land bey weitem nicht ſo groß geweſen, als vorher. Dem ſey wie ihm wolle! ich that das Meinige, nahm jene beiden Männer auf dringende Empfehlung einer ganzen Facultät an, und ſuchte auf der Reiſe, durch Geſpräche mit ihnen (in ſo fern ein Laye dazu im Stande iſt) mich von ihren Talenten und Kenntniſſen zu überzeugen. Jetzt indeſſen fand ſich auf ein Mahl eine Gelegenheit, wo ſie ihre Geſchicklichkeit practiſch zeigen konnten.

Wir wurden nähmlich in Wien zu ſo viel herrlichen Gaſtereyen eingeladen und dann mit einer ſolchen Menge von nahrhaften Speiſen verſehen, daß Manims, des geheimen Secretärs, Africaniſche Conſtitution dieß Uebermaß des Guten nicht zu ertragen vermochte; wenigſtens ſchoben wir nachher die Schuld auf die in Wien geführte Lebensart, als er in Prag von einem heftigen Fieber befallen wurde, das Anfangs die Wirkung aller Arzneymittel, welche ihm unſre Aerzte reichten, vereitelte. Endlich wurde er hergeſtellt, und dieß gab mir, da ich meinen Freund ſchon für verloren gehalten hatte, in der That ſehr große Begriffe von der Geſchicklichkeit der beiden Aeſculapen. Soban, der ein Erz-Spötter war, dachte ganz anders darüber. Er hatte ſchon vorher ſeinen Hohn über die unter Aerzten übliche Terminologie gehabt. Er fand es lächerlich, daß ſie etwas mit dem Nahmen der erſten Wege belegten, was, ſeiner Meinung nach, offenbar die letzten Wege wären, und daß ſie von zwölf außerordentlichen Dingen redeten, um die allernatürlichſten Dinge von der Welt auszudrücken. Als aber der gute Manim hergeſtellt wurde, da erzählte Soban noch, auf Unkoſten der beiden Aerzte, ein Mährchen, dem ich aber keinen Glauben beymeſſen mochte. Er behauptete nähmlich, er hätte zu Anfange der Krankheit ein Mahl die beiden Herren belauſcht, als ſie ſich, beynahe bis zum Schlagen, über den Sitz des Uebels gezankt hätten. Der Eine hätte behauptet, es ſtecke in der Leber, der Andre, in der Lunge. Nun hätten ſie gegenſeitig gedroht, einander als Ignoranten der Welt bekannt zu machen, endlich aber, um die Hoffnung auf die ſchönen Penſionen in Abyſſinien nicht zu verlieren, ſich dahin verglichen, daß ſie den Kranken auf ein Magen-Fieber, folglich auf eine Krankheit, von der ſie beide glaubten, daß er ſie nicht hätte, curiren wollten; — und ſiehe da! das Glück habe ihre Unwiſſenheit begünſtigt und Manim ſey gerettet worden.

Noch ein Mahl! ich hielt dieß für einen muthwilligen Scherz, glaubte dankbar an die Geſchicklichkeit der beiden Aerzte, und als im nächſten Frühjahre der zweyte Transport von Gelehrten und Künſtlern abging, ſchickte ich ſie, nebſt den Mahlern, Bildhauern, Baumeiſtern, einem Apotheker, zwey Wundärzten, noch einigen Tonkünſtlern und verſchiednen Fabrikanten und Manufacturiſten, nach Italien, woſelbſt ſie eingeſchifft wurden, glücklich nach Cairo und von da zu Lande weiter nach Abyſſinien kamen.

Das Heer der Mönche, die wir in den catholiſchen Gegenden, durch welche wir reiſeten, antrafen, fiel unſern Abyſſiniern ſehr auf. Sie wünſchten alle, man möchte dieſe völlig unnütze Menſchenclaſſe gänzlich ausſterben laſſen. Ich konnte nicht anders, als dieſen Wunſch billigen, nur fügte ich die Bemerkung hinzu, es möchte, wenn es ein Mahl dahin kommen ſollte, die unnützen Stände ganz oder zum Theil aufzuheben, doch auch die Reihe ſolche treffen, die wenigſtens eben ſo unnütz und vielleicht viel ſchädlicher wären, und da dachte ich denn freylich, obgleich ich ſelbſt einſt Sachwalter geweſen war, an das ungeheure Heer der Advocaten und an manche andre Menſchenclaſſen, die ihren Unterhalt von den Thorheiten und Verderbniſſen der Leute ziehen.

Die Menge religioſer Gebräuche und der zum Theil geſchmackloſe, kleinliche Prunk, welcher in den catholiſchen Kirchen herrſcht, war gleichfalls ein Stein des Anſtoßes für meine Reiſegefährten, die an keinen andern Gottesdienſt, als an kurze, feyerliche Gebethe gewöhnt waren. Nicht beſſer aber waren ſie von den proteſtantiſchen Kirchen-Gebräuchen zufrieden. "Etwas für die Sinne muß jedoch der äußere Gottesdienſt haben" ſagte Manim, "eben weil es äußerer Gottesdienſt iſt, und die Menſchen ſinnlich, durch ſinnliche Mittel zu rühren ſind, und für höhere Eindrücke empfänglicher gemacht werden. Eine bloße Verſtandes-Religion, bey welcher gar nicht auf das Gefühl Rückſicht genommen wäre, würde daher aller äußern Feyerlichkeiten entbehren können. Sollen aber gottesdienſtliche Gebräuche ſtatt finden, zu welchen ſich Menſchen aus allen Volksclaſſen verſammeln, ſo müſſen dieſe Gebräuche nicht kindiſch, aber auch nicht langweilig ſeyn. Eine Predigt, das heißt, eine Rede, über irgend einen religioſen Gegenſtand, iſt eine gute Sache; aber ſie kann nicht als ein gottesdienſtlicher Gebrauch angeſehen werden, und wirkt nur bey denen, welche, ihrer Gemüthsſtimmung nach, grade zu der Zeit an dem verhandelten Gegenſtande Theil nehmen können, und nur bey denen, welchen der Vortrag gut und geſchmackvoll vorkömmt, alſo bey einer ſehr kleinen Anzahl von Zuhörern, einige Rührung; wirkt durch den Verſtand auf das Herz, ſtatt daß das Weſen des äußern Gottesdienſtes gewiß darin beſtehen ſoll, durch das Gefühl, durch das Herz, durch die Sinne, auf den Verſtand, auf den Willen zu wirken. Sollte nun aber ein kalter Raiſonneur, oder ſo genannter Philoſoph alle äußern ſinnlichen Mittel, nähmlich Feyerlichkeit, einfache Pracht, Zauber der Muſik, der Baukunſt und der Mahlerey für unwürdige Mittel halten, das Herz zur Gottesverehrung zu ſtimmen, ſo wird er doch zugeben müſſen, daß es noch viel unverſtändiger und unwürdiger ſey, Eindrücke von ganz entgegengeſetzter Art zu bewirken, und ſolche gottesdienſtliche Gebräuche einzuführen, die jeden Mann von edelm Geſchmack, von feinem Gefühle und von geſunder Vernunft empören, ihm lange Weile machen, und dem höchſten Weſen, wenn es ſich herab ließe, dieß Unweſen zu beſchauen, äußerſt mißfällig ſeyn müßten. Nun beſuche man aber ein Mahl Eure proteſtantiſchen Kirchen, beſonders auf dem Lande, und erſtaune über die Verkehrtheit der Menſchen! In dem geſchmackloſeſten, feuchteſten, kälteſten und ſchmutzigſten Gebäude des ganzen Städtchens oder Dorfs verſammelt ſich das Volk beiderley Geſchlechts und ſetzt ſich, theils wie in den Schulen auf Bänken, theils in kleinen hölzernen Kaſten, den Tollhaus-Kojen gleich, theils auf andern erkauften, oder nicht erkauften Plätzen, in groteskem Anputze hin. Dann beginnt ein Geſang, deſſen Poeſie oft platt und comiſch, die Muſik abſcheulich und die Begleitung einer verſtimmten Orgel unerträglich iſt. Ein Schulmeiſter gibt mit gräßlich verzerrtem Geſichte die Melodie an, und wiederhohlt durch die Naſe die letzten Worte jedes Verſes. Einige hundert unmuſicaliſche Menſchen brüllen aus Leibeskräften mit. Und ſolcher Geſänge muß man vielleicht ſechs in Einer Sitzung hören. Wollt Ihr durchaus Muſik geben, ſo gebet gute Muſik! Soll geſungen werden, ſo laſſet doch Menſchen ſingen, die ſingen können! Zwiſchendurch werden von einem Manne in einer großen Perücke, in heulendem Tone, Stellen aus der Bibel verleſen; es werden Gebethe geſprochen, die jedermann auswendig weiß. Dann tritt der Geiſtliche in einen kleinen, erhaben geſtellten Kaſten, und hält eine Rede, die nur auf den Gemüthszuſtand weniger Zuhörer paßt. Hierauf geht das Gebrülle noch ein Mahl an, und am Ende ſpielt der Organiſt ein luſtiges Stückchen, worauf die Verſammlung, wovon die Hälfte geſchlafen hat, im Winter durch und durch gefroren, im Sommer von den Dünſten faſt erſtickt iſt, aus einander geht. — Und das ſoll ein dem erhabenſten Weſen gefälliger, zu wahrer Andacht erweckender Gottesdienſt ſeyn? Verſammelt Euch doch lieber in einfach verzierten, reinlichen Gebäuden, wo geſunde, gemäßigte Luſt herrſcht! Laſſet vier Menſchen, die gute Stimmen haben und muſikaliſch ſind, kurze, erhabne Hymnen ſingen! Euer Prieſter trete in einem anſtändigen und geſchmackvollen Gewande auf, und bethe aus der Seele! Fallet auf Eure Knie und bethet ihm in der Stille nach! Laſſet ihn eine kurze Rede in kunſtloſer, aber warmer Herzensſprache über die Schönheiten der Natur und die Herrlichkeiten der Schöpfung halten! Das Ganze daure nicht zu lange und komme nicht zu oft, damit Ihr mit Vergnügen und Wonne die Tempel beſuchet und in froher, heitrer Stimmung wieder heraus gehet!"

Ich glaubte, daß Manim Recht hatte; aber was iſt zu thun? Einzelne Fürſten, beſonders die Regenten kleinerer Staaten, könnten freylich nach und nach, mit Vorſicht und ohne das gegen jede Neuerung eingenommene Volk zu empören, zweckmäßige Verbeſſerungen in der Liturgie einführen, und ſo würde der Nachbar dem Beyſpiele folgen; eine allgemeine Veranſtaltung dieſer Art von Seiten aller proteſtantiſchen Fürſten hingegen iſt wohl weder zu erwarten, noch auszuführen; allein das iſt gewiß, daß die täglich mehr einreiſſende Gleichgültigkeit gegen Religion, größtentheils mit von der geſchmackloſen Einrichtung unſers äußern Gottesdienſtes herrührt, und daß man es wahrlich, bey immer mehr zunehmender Aufklärung und Ausbreitung eines eklern Geſchmacks in allen Ständen, einem Manne, der kein Heuchler iſt und nicht etwa, ſeiner bürgerlichen Lage nach, Andern ein Beyſpiel geben muß, nicht übel deuten kann, wenn er ſelten die Kirchen beſucht, wo er nicht nur weniger als zu Hauſe zur Andacht geſtimmt wird, ſondern auch tödtende lange Weile und Empörung ſeines Sinnes für alles was ſchön und groß iſt, ſeiner wartet.

In einem Sächſiſchen Dorfe ſahen wir auf dem Gute des Edelmanns einen Auflauf von Menſchen; wir fragten nach der Urſache und erfuhren, daß der Beſitzer dieſes Guts kürzlich geſtorben war; der, welchen jedermann für den rechtmäßigen Erben hielt, befand ſich außer Landes. Nun nützte ein Andrer, der Anſprüche auf die Verlaſſenſchaft machte, dieſen Augenblick, um ſich vorerſt in den Beſitz zu ſetzen. — "Und wie fängt der Mann das an?" fragte Manim. "Er läßt," antwortete man ihm, "von einem Notarius und Zeugen einen Splitter aus der Hausthür ſchneiden, Feuer auf dem Heerde anzünden, den Schafen ein Bißchen Wolle abſchneiden; und nun erlangt er dadurch den Vortheil, daß er in Poſſeſſion des Guts bleibt, ſeine Anſprüche mögen auch noch ſo ungegründet ſeyn, daß ſein Gegner klagen muß, und vielleicht das Ende des Streits nicht erlebt." — "Aber" rief Manim, und wendete ſich gegen mich, "iſt dieſer Gebrauch allgemein in Deutſchland eingeführt?" "Nichts weniger" ſprach ich, "und ich denke, er ſollte nirgends Platz finden, wo man Billigkeit und geſunde Vernunft reſpectirt; allein" fügte ich hinzu, "es gäbe noch wohl wichtigre Mißbräuche in der Juſtiz-Verfaſſung einzelner Deutſchen Staaten abzuſchaffen, wenn ſich das eben ſo leicht thun ließe, als man darüber raiſonnirt. Glaubſt Du zum Beyſpiel wohl, daß es bey uns Länder gibt, in welchen die Tortur, das Monument der grauſamſten Barbarey noch jetzt im Gange bleibt?"

Manim. Tortur? Was iſt das?

Ich. Eine Reihe von körperlichen Peinigungen, durch welche man dem Verbrecher das Geſtändniß ſeiner verübten Schandthaten zu entlocken ſucht.

Manim. Aber wenn nun der Böſewicht ſo ſtarke Nerven hat, daß er die Martern aushält, und dennoch nicht bekennt? oder wenn der unſchuldig Angeklagte von der Grauſamkeit der Schmerzen überwältigt, Verbrechen geſteht, die er nie begangen hat.

Ich. Von dem leztern Falle hat man, wenigſtens in Deutſchland, nur ſehr ſeltene Beyſpiele.

Manim. Ich dächte eines wäre genug, um dieſen ſchändlichen Gebrauch abzuſchaffen.

Ich. Es wird aber auch nicht eher jemand zur Tortur verurtheilt, als bis er ſchon des Verbrechens überwieſen iſt. Bekennt er dann nicht, ſo wird er doch nicht frey gelaſſen. Höchſtens kann er der Todesſtrafe entgehen; ein lebenslängliches Gefängniß erwartet nichts deſto weniger ſeiner.

Manim. Nun! ſo dächte ich doch, es ſey hundert Mahl menſchlicher, einen Böſewicht mit einer geringern Strafe davon kommen zu laſſen, als ein einzig Mahl ſich dem erſchrecklichen Falle auszuſetzen, einen Mitbürger unverdienter Weiſe zu peinigen.

Ich. Die Geſetze fordern das eigne Geſtändniß.

Manim. Das iſt thöricht, wenn man die Sache ſchon gewiß weiß.

Ich. Und der Verbrecher ſoll die Mitſchuldigen angeben.

Manim. Meine geſunde Vernunft getrauet ſich, zu beweiſen, daß dieß die höchſte Grauſamkeit iſt. Der Staat kann den Bürger, welcher in dieſem Staate leben will, zwingen, nach den moraliſchen Grundſätzen zu handeln, die der größere Theil des Volks als richtig und heilſam erkannt und ihnen geſetzliche Kraft gegeben hat. Er kann den, welcher dagegen handelt, beſtrafen, ausſtoßen, einſperren; er kann offenbar gewordne Handlungen richten, nie aber kann er, ohne die höchſte Tyranney, das Bekenntniß verborgen gebliebner Uebertretungen, durch grauſame Martern erzwingen.

Ich. Ich ſehe, Du biſt kein Juriſt.

Manim. Nein! ich bin ein Mann, der geſunde Vernunft und Freyheit und Menſchenwürde reſpectirt. Reden wir nicht mehr davon!

Allein ich will auch die Leſer nicht länger mehr mit den Bemerkungen meiner Abyſſiniſchen Reiſegefährten über ſolche Dinge, welche ihnen in Deutſchland auffielen, ermüden; was ich davon erzählt habe, das ſollte ihnen nur zeigen, aus welchen ſonderbaren Geſichtspuncten zuweilen die Leute, denen Europäiſche Verfaſſungen fremd ſind, dergleichen Gegenſtände anſehen. Daß es übrigens unbillig ſeyn würde, wenn man ihre verkehrten Meinungen auf meine Rechnung ſchreiben wollte, das verſteht ſich, wie ich glaube von ſelber. Kürzer aber habe ich mich unmöglich faſſen können. Ich bin in ſieben Kapiteln einen Zeitraum von mehr als fünf Jahren durchlaufen; denn ſo lange waren wir jezt aus Abyſſinien abweſend geweſen, und nun bin ich ſchon im Begriffe von unſrer Rückreiſe zu reden.

Im Auguſt des Jahrs 1777 nähmlich bekam ich, eben als ich mit dem Kronprinzen und ſeinem Gefolge in Berlin war, einen Brief von meinem Herrn Vetter, dem Miniſter von Wurmbrand. Dieſer Brief enthielt den Befehl, gleich nach Empfang deſſelben Anſtalt zu unſrer Rückkehr nach Abyſſinien zu machen, ſo ſchnell als möglich zu reiſen, und den kürzeſten Weg zu nehmen. "Se. Majeſtät der König," ſchrieb mir mein Vetter, "befinden ſich in ſehr bedenklichen

Geſundheits-Umſtänden, und wünſchen den Thron-Erben hier zu ſehn. Ihr müßt alſo die Rückreiſe Sr. Hoheit ſo viel ſich's nur irgend thun läßt, beſchleunigen. Allein der Weg iſt weit, und ich zweifle ſehr, daß der Prinz ſeinen Herrn Vater noch lebendig antreffen wird. Indeſſen hoffe ich, mein lieber Vetter! es wird ſich unſer künftiger Monarch unter Eurer Anleitung ſo gebildet haben, daß die Länder, welche nun unter ſeinem Scepter ſtehen werden, ſich blühende, glückliche Zeiten verſprechen können. Ich darf dabey Eurer Klugheit und Redlichkeit zutrauen, daß Ihr nichts werdet verſäumt haben, nicht nur Euch Sr. Hoheit Gunſt, Gnade und Vertrauen zu erwerben, ſondern auch, bey ſchicklichen Gelegenheiten, dem Prinzen meine eifrigen und treuen Dienſte von einer ſolchen Seite zu ſchildern, daß ich ruhig und ohne Beſorgniß der nahe bevorſtehenden Regierungs-Veränderung entgegen ſehen könne."

So bald ich dieſen Brief erhielt, machte ich dem Kronprinzen den Haupt-Inhalt deſſelben bekannt, und zwey Tage nachher befanden wir uns ſchon auf der Rückreiſe nach Abyſſinien.

Achtes Kapitel.

Etwas über den Prinzen. Rückkunft nach Gondar.

Der letzte Theil von meines Herrn Vetters Briefe, nähmlich was den Kronprinzen und meinen Einfluß auf denſelben betraf, machte mir in der That unruhige Nächte, und meine Beklemmung nahm zu, je mehr ich ihn, nachdem er die Nachricht von des Königs gefährlichen Geſundheits-Umſtänden erhalten hatte, auf der Reiſe beobachtete. Der Miniſter erwartete, wie ich aus ſeinen Aeußerungen ſah, nun bald einen, durch meine Sorgfalt und durch eigne Erfahrungen gebildeten würdigen Fürſten auf Abyſſiniens Thron zu ſehen — und ach! wie wenig Urſache hatte ich, ſeinen Hoffnungen einen guten Erfolg zu verſprechen!

Ich habe ſchon im funfzehnten Kapitel des erſten Theils dieſes Buchs, als ich den Character der beiden königlich Abyſſiniſchen Prinzen ſchilderte, ein Bild von dieſem älteſten entworfen, das leider! zu erkennen gab, welche ſchlimme

Anlagen dieſer Königs-Sohn ſchon in ſeiner frühen Jugend verrieth, und was ich von ſeiner Aufführung in Caſſel, und überhaupt auf der Reiſe erzählt habe, paßt vollkommen zu jenen Zügen. Daß ich es an Eifer, Fleiß und Ermahnungen nicht mangeln ließ, um beſſere Geſinnungen und Gefühle in ihm zu erwecken, das kann ich auf meine Ehre verſichern; aber ich muß es geſtehen, als ich ſah, daß alle meine Vorſtellungen vergebens waren, daß die Schmeicheleyen der Hofſchranzen, die man uns mitgegeben hatte, nebſt den böſen Beyſpielen, die er an den Höfen und in den Städten, welche wir beſuchten, ſahe, mächtiger auf ihn wirkten, als meine Lehren, und oft in Einer Stunde alles vereitelten, was ich durch wochenlange Predigten bewirkt zu haben glaubte; da verlor ich den Muth, und wurde, um mich ihm zuletzt nicht durchaus verhaßt zu machen, nachſichtiger gegen ihn, und — wenn man glaubt, daß es Pflicht ſey, auch da zu arbeiten, wo man gewiß weiß, daß alle Arbeit verloren iſt — nachläſſiger in Erfüllung meiner Pflichten.

Die kalte, untheilnehmende Seele des Prinzen war ſchlechterdings durch nichts, was gute Menſchen intereſſirt, zu rühren. Glaubte ich zuweilen wohlwollende Aufwallungen in ihm zu bemerken, ſo erfuhr ich doch bald nachher, daß dieſe entweder nur von ſchwachen Nerven herrührten, die manchen unwillkührlichen Eindrücken nicht zu widerſtehen vermochten, oder daß er, wie das bey ſanguiniſchen Temperamenten nicht ungewöhnlich iſt, ſich hingab, wo dieſe Hingebung ihm eignen Genuß gewährte, auch keine Art von Aufopferung koſtete, und daß er aus langer Weile Freundſchaften ſchloß, wobey ſein Herz nicht war.

Eitel im höchſten Grade und nur dann herablaſſend, gefällig und höflich, wenn er Schmeicheley und niedrige Gefälligkeit dafür einzuernten hoffen durfte, hatte er keinen Sinn für fremdes Verdienſt, ſchätzte niemand, betrachtete alle Menſchen als geborne Sclaven, und ſich von der Natur beſtimmt, hoch über ſie alle da zu ſtehen, und ſie zu Werkzeugen ſeiner thörichten Unternehmungen zu machen. Er hielt jedermann für eigennützig, glaubte ſo wenig Andre fähig, aus Liebe zum Guten, ohne Nebenabſichten zu handeln, als er ſelbſt in ſich fühlte, wie wenig er im Stande war, etwas aus edlern Trieben zu unternehmen. Der Gedanke, daß jedermann Plane auf ſeine Schätze machte, trieb ihn zu dem ſchmutzigſten Geize; wo es aber Befriedigung ſeiner Lüſte, oder ſeiner kindiſchen Eitelkeit galt, da warf er große Summen weg.

Sein Hang zu Ausſchweifungen und ſinnlichen Vergnügungen aller Art nahm mit jedem Jahre zu, und bald wurde ihm eine ununterbrochne Reihe von wollüſtigen und betäubenden Freuden zum Bedürfniſſe.

Nicht eine Spur von wahrhafter Feſtigkeit war in ſeinem Character; momentane Eindrücke, Launen und Grillen beſtimmten ihn; aber in dem Augenblicke, daß er etwas wollte, durfte nichts der Erfüllung ſeiner Wünſche im Wege ſtehen; allein er hob die Schwierigkeiten nicht, ſondern ertrotzte es von Andern, daß dieſe ſie aus dem Wege ſchaffen mußten.

Ich ſah bald, daß dieſer Jünglings-Character einen Mann ankündigte, der einſt als kalter Tyrann und ſchwacher Wollüſtling viel tauſend Menſchen elend machen würde, und mit traurigem Herzen wurde ich gewahr, daß er aus jeder fremden Stadt, die wir beſuchten, neue Laſter, verſtärkte Eindrücke zu Ausbildung ſeiner unglücklichen Gemüthsart mit ſich nahm. Wo Verderbniß der Sitten herrſchte und die Gelegenheit zu Ausſchweifungen häufig war, da ergab er ſich blindlings ſeinem Hange zur Wolluſt und Völlerey. Wo der Deſpotismus am höchſten getrieben wurde, da beſtärkte er ſich in ſeinen Grundſätzen von unbedingtem Gehorſame, den er forderte. Statt in den Preußiſchen Staaten die unermüdete Wachſamkeit und Thätigkeit des großen, unſterblichen Friedrichs zum Wohl ſeiner glücklichen Unterthanen anzuſtaunen und zum höchſten Ideale eines Vorbilds für ihn zu machen, freuete er ſich nur, wenn er hörte, daß der weiſe Monarch nicht litte, daß man ihm widerſpräche, und nahm die Idee aus Berlin mit, daß ein König nie irren könne. Er ahmte nicht die Einfalt, Gradheit, Prunkloſigkeit und Popularität des edeln, für die gute Sache ſo warmen Joſephs nach; aber er legte die Art zu handeln des Kaiſers nach ſeiner Weiſe aus, und bildete ſich daraus übel verſtandne Grundſätze zu Unterdrückung und Demüthigung aller höhern Stände, und zu willkührlicher Anwendung einer unumſchränkten Gewalt, die keine Geſetze, keine Meinungen, kein Eigenthum reſpectirt; und ſtatt von Carl Theodor zu lernen, wie ein Fürſt Talente, Wiſſenſchaften und Künſte ermuntern und belohnen ſoll, nährte er in Mannheim und in München ſeinen Hang zur Unkeuſchheit, zur Unmäßigkeit und zur Pracht.

Kurz! er kam an Leib und Seele ſehr viel verderbter zurück, als er ausgereiſet war; dennoch aber war es mir gelungen, ihm eine gewiſſe Furcht vor meinen ſtrengen Grundſätzen einzuflößen, in ſo weit nähmlich, daß er ſich doch ſcheuete, in meiner Gegenwart ſich ganz ſo zu zeigen, wie er war, ganz ſo zu handeln, wie er gern gehandelt hätte. Allein auch dieſer Ueberreſt von Scham verſchwand, als er den Brief geleſen hatte, den ich aus Abyſſinien erhielt. Nun ſahe er ſich ſchon in Gedanken auf dem Throne eines großen Reichs, über jede Einſchränkung, jede Rückſicht hinaus; von dieſem Augenblicke an veränderte ſich ſein Geſicht gegen mich, und er behandelte mich, als wenn ich der geringſte ſeiner Sclaven geweſen wäre.

Wie wenig er ſich nun noch um meinen Beyfall und meine Achtung bekümmerte, davon gab er mir, als wir uns in Venedig einſchifften (denn wir nahmen den Weg durch Tyrol dahin) eine auffallende Probe. Er hatte nähmlich in Caſſel Bekanntſchaft mit einer verbuhlten und ränkevollen Franzöſiſchen Schauſpielerinn gemacht, und dieſe während der ganzen Zeit ſeines Aufenthalts in dieſer Stadt unterhalten. Ich habe oben erzählt, daß ſeine Hofleute, ſo bald ſie merkten, daß er ſich dergleichen Ausſchweifungen ergäbe, ihm allen Vorſchub dazu leiſteten; unter dieſen Kupplern und Gelegenheitsmachern war aber keiner ſo geſchäftig, als der erſte Cammerjunker Sr. Hoheit, welcher Stilky hieß. Dieſer Menſch machte mir unerhört viel Kummer; er war unerſchöpflich an Ränken und Niederträchtigkeiten, und der Einzige, der ſich durch ſchändliche Gefälligkeit dem Prinzen nothwendig zu machen verſtand.

Als wir Caſſel verließen hatte Stilky die Veranſtaltung getroffen, daß die Franzöſiſche Schauſpielerinn uns nachreiſen mußte. Es befremdete mich ein wenig, in Frankfurth am Mayn und nachher in Mannheim im Schauſpiele und an andern öffentlichen Oertern ein Frauenzimmer-Geſicht wahrzunehmen, das ich ſchon öfter geſehen zu haben glaubte; allein ich dachte nicht weiter daran, bis ich dieſelbe Perſon wiederum in München, in der Oper und zwar mit Sr. Hoheit im Geſpräch begriffen fand. Da merkte ich nun wohl, daß dieß Zuſammentreffen nicht von ungefähr kam. Der Prinz ſchlich oft gegen Abend, allein von Stilky begleitet, aus, und kam dann erſt gegen die Morgen-Dämmerung wieder zu Hauſe. Es wurden mir von den

Oertern her, durch welche wir gereiſet waren, Wechſel, die der Prinz ausgeſtellt hatte, zur Zahlung vorgelegt, ohne daß ich deutlich ſah, wozu er dieſe Summen angewendet haben konnte. — Das alles war mir ſehr unangenehm; aber was ſollte ich thun? Vorſtellungen halfen nicht; er war kein Knabe mehr, gegen den ich heftigre Mittel hätte anwenden, ihn etwa einſperren können; am Ende war es auch wohl für ſeine Geſundheit wenigſtens beſſer, wenn er doch nun ein Mahl ausſchweifen wollte und mußte, daß er ſich an ein einziges Frauenzimmer hing, als wenn er aus einem berüchtigten Hauſe in das andere gelaufen wäre. Wenn wir Europa verlaſſen, dachte ich, ſo wird doch die Dame zurück bleiben müſſen, und habe ich den Prinzen erſt in Gondar abgeliefert, dann mögen Andre die Sorge übernehmen, auf ſeine Schritte Acht zu geben!

Allein, wie ſoll ich mein Erſtaunen ſchildern, als er in Venedig in mein Zimmer trat, und mit einem hohen, befehlenden Ton und Blicke mir ankündigte, daß ich dafür ſorgen müßte, eine Dame, welche ihn nach Abyſſinien begleiten würde, nebſt ihren Domeſtiken mit an Bort zu nehmen, und ihnen alle Gemächlichkeiten zu verſchaffen? Jetzt glaubte ich reden zu müſſen, und ich that das mit Nachdruck. Von ernſten Vorſtellungen und männlichen Weigerungen ließ ich mich zu den dringendſten, flehentlichſten Bitten herab — alles umſonſt! Ich miſchte Spott und Satyre hinein, ſuchte ſeine Eitelkeit rege zu machen, ihm vorzumahlen, wie ſchimpflich es für einen Fürſten ſey, ſich in den Feſſeln einer feilen Dirne zu ſchmiegen — alles vergebens! Endlich erklärte er mir mit dem frechſten Ungeſtüm, daß die Zeiten vorüber wären, wo ich ihn hätte als ein Kind behandeln dürfen, und daß, wenn Einer von uns beiden, die Franzöſinn oder ich, in Europa bleiben müßte, die Reihe mich treffen würde.

Nun ſchwieg ich, aber ich warf einen Blick auf ihn, der ihn hätte erröthen machen müſſen, wenn Africaniſche Fürſten erröthen könnten. — Die Buhlerinn wurde, nebſt zwey Kammermädchen und zwey Livree-Bedienten, eingeſchifft, und wir ſegelten mit günſtigem Winde aus dem Golfo di Venezia ab.

Nie iſt mir eine Reiſe unangenehmer, langweiliger geweſen, als dieſe Seereiſe von Venedig bis Alexandrien. Unſer Schiff glich einem ſchwimmenden Bordelle. Vom frühen Morgen bis in die ſpäte Nacht wurden Bachanale gefeyert, und die zügelloſeſte Frechheit herrſchte in Reden und Handlungen. Soban's und Manim's Geſellſchaft waren mein einziger Troſt. Wir ſaßen, ſo oft wir konnten, in einer kleinen Cajüte, oder auf dem Verdecke zuſammen, ſuchten zu vergeſſen, von was für Menſchen wir umgeben waren, unterredeten uns mit einander, oder laſen, und hatten die Ehre, ſpottweiſe von der ausgelaſſenen Bande, die Philoſophen genannt zu werden.

In Alexandrien fanden wir alles zu der Landreiſe durch Aegypten und Nubien in Bereitſchaft. Mein Herr Vetter hatte dafür geſorgt; Kameele und Elephanten nebſt allen Lebensbedürfniſſen und einer zahlreichen Bedeckung hatten ſchon ſeit zwey Monathen auf uns gewartet; bey Abreiſe des Zugs hatte der alte Negus noch gelebt.

Hier nun theilte ich mit des Kronprinzen Erlaubniß die Caravane in zwey Theile. Die Wahrheit zu geſtehen, ſo ſchämte ich mich, mit dem Gefolge dem Könige und dem Miniſter unter die Augen zu treten; ich wollte alſo voraus reiſen und ſie erſt vorbereiten zu dem, was ſie ſehen würden. Mit mir reiſete Soban, der ein herzliches Verlangen hatte, Weib und Kind wieder zu ſehen. Wir nahmen nur wenig Leute mit; Manim blieb, mit dem Reſte der Suite, bey dem Prinzen, und führte den zweyten Zug. Wir kamen zu Anfange des Februars im Jahre 1778 in Gondar an; der Kronprinz hielt zehn Tage ſpäter ſeinen Einzug in der Reſidenz.

Neuntes Kapitel.

Schilderung des Zuſtandes, in welchem der Verfaſſer den Hof von Gondar fand. Betragen des neuen Königs.

Sobald ich die Grenzen des Abyſſiniſchen Reichs betrat, erfuhr ich, daß der gute alte König vor vier Wochen geſtorben wäre. Nach allem, was ich von dem Kronprinzen und meinen Verhältniſſen mit ihm geſagt habe, wird man leicht begreifen, daß dieſe Nachricht mich recht ſehr niedergeſchlagen machte. Ich trat in Gondar ſogleich in dem Hauſe meines Herrn Vetters, in welchem, wie man weiß, auch ich wohnte, ab, und wurde von ihm, der mich längſt ſehnlich erwartet hatte, liebreich empfangen. Zwiſchen Furcht und Hoffnung ſchwebend, legte er mir tauſend Fragen über die Erwartungen vor, die man von dem neuen Monarchen hegen dürfte, und ich hielt es für Pflicht, ihm offenherzig zu geſtehen, wie wenig Glück ich dem Lande von dieſer Veränderung verſprechen könnte.

Ich habe im erſten Theile dieſes Buchs den alten Negus ſo treu als möglich geſchildert. Das war freylich nicht das Gemählde eines großen Regenten; aber doch eines Mannes, der das Gute mit Wärme zu lieben, zu wünſchen und zu befördern im Stande war; der ſich gern unterrichten, gern etwas in der Welt ausrichten wollte, das nützlich und lobenswerth wäre; der dabey, obgleich er eine zu hohe Meinung von ſich ſelber hatte und gern glänzen wollte, dennoch auch fremdem Werthe Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen, guten Rath anzunehmen, nützliche Dienſte zu erkennen und zu vergelten wußte; endlich der, ſo viel er auch auf ſeinen Fürſtenſtand und auf unumſchränkte Gewalt hielt, doch kein eigentlicher Tyrann war.

Wie der Kronprinz von allen dieſen Zügen nicht einen einzigen hatte, wie er dagegen alle Fehler ſeines Vaters in dem höchſten Grade und Uebermaße mit unzähligen Laſtern vereinigte, wovon in des alten Negus Character keine Spur zu finden war; das wiſſen die Leſer nun auch. — Meinem Vetter aber entfiel der Muth, als er dieſe Umſtände erfuhr. Indeſſen war es der Klugheit gemäß, dieß gegen niemand zu äußern, und ruhig abzuwarten, welche Wendung das

Ganze nehmen, und wie ſich der neue König bey ſeiner Ankunft gegen jedermann betragen würde.

Das Volk in allen Ländern iſt, wie bekannt, nie von der gegenwärtigen Regierung vollkommen zufrieden, verſpricht ſich unter dem Scepter des Thronfolgers ein goldnes Zeitalter, und hegt immer von den Kronprinzen gewaltige Hoffnungen, von welchen es dann gewöhnlich, nach Jahres Friſt, wenn der neue Herr nicht jeden unruhigen Kopf zufrieden ſtellt, tief wieder herab ſinkt, und den hochſeligen Fürſten wieder aus dem Grabe hervor wünſcht. So ging es auch hier! Noch ehe der Prinz nach Gondar kam, lief ſchon der Ruf ſeiner großen Tugenden, ſeiner Menſchenliebe, Huld, Weisheit und Gerechtigkeit vor ihm her, und die Zeitungen waren voll Anecdoten von edeln Zügen und Proben der liebenswürdigſten, erhabenſten Denkungsart, die er auf ſeiner Reiſe hätte blicken laſſen, und wovon ich freylich nichts geſehen hatte. Als er nun aber vollends ſeinen feyerlichen Einzug in der Reſidenz hielt, ſchön geſchmückt auf einem Elephanten ſaß, und von beiden Seiten mit fürſtlicher Herablaſſung und Freundlichkeit den herzudringenden Haufen anlächelte, die Glückwünſche in Proſa und Verſen und die leeren

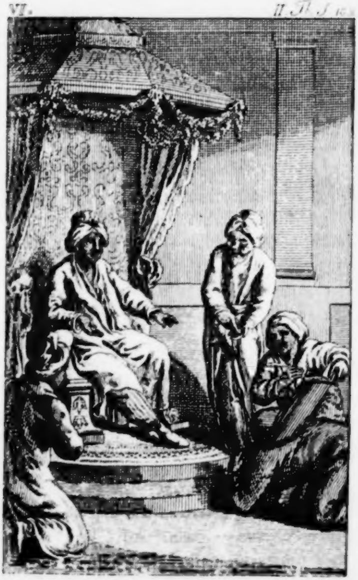
Complimente ſo gnädig annahm und ſo artig beantwortete; da erſchallten aus allen Ecken die Ausrufungen: o! der gute Herr! der gnädige Herr! das iſt ein Herr! wie wird nun das Land ſo glücklich ſeyn!

Es koſtet die Fürſten ſehr wenig, die Herzen des Pöbels zu ihrem Vortheile zu ſtimmen; das eingewurzelte Vorurtheil, daß dieſe Menſchen-Claſſe aus Weſen höherer Art beſteht, wirkt, daß man alles, was ſie menſchliches thun, für Herablaſſung erklärt. Durch dieſe ſclaviſche Anbethung hat man wirklich den mehrſten von ihnen ſo den Kopf verdreht, daß ſie glauben, was Andre ihnen erwieſen, das wäre ſtrenge Pflicht, was ſie hingegen für Andre thäten, bloße willkührliche Gnade. Man ſollte ihnen doch von Jugend auf ſagen, daß Titus ein eitler Narr war, wenn er ausrief: der Tag ſey verloren, an welchem er nicht eine gute Handlung begangen, eine Wohlthat erzeigt hätte. Das iſt bey allen Menſchen in der Welt der Fall, daß die Tage verloren ſind, an welchen man nichts Gutes thut; aber bey Fürſten iſt es keine Kunſt, Wohlthaten zu erzeigen, denn ſie nehmen die Mittel dazu aus fremden Geldbeuteln. Was ſie geben, gehört nicht ihnen, ſondern dem Staate; was man von ihnen erbittet, in ſo fern man es mit Gerechtigkeit von ihnen erbitten kann, iſt nicht mehr und nicht weniger, als was man ſich ſelbſt geben oder nehmen würde, wenn man nicht darüber einig geworden wäre, einem gemeinſchaftlichen Ausſpender und Verwalter ſich anzuvertrauen, und dieſer hat Urſache dem Volke dafür zu danken, daß es ihm erlaubt, auf ſo wohlfeile Art Gutes zu thun, und Menſchen froh zu machen, ohne daß es ihm etwas koſtet. — Man verzeihe mir dieſe Ausſchweifung! Das ſind Wahrheiten, die man nicht oft genug ſagen kann. — Kehren wir nun zu unſerm neuen Könige zurück!

Jedermann war nun in Erwartung, wodurch der junge Negus den Antritt ſeiner Regierung bezeichnen würde. Die erſten Monathe verſtrichen mit Feyerlichkeiten, Krönungen, Huldigungen, mit Ertheilung von Titeln, Orden, und Ausſpendungen von Geſchenken an allerley gute, ſchlechte und unbedeutende Menſchen. Da Se. Majeſtät ſich nicht gern mit Arbeiten abgaben, und mein Herr Vetter als ein fleiſſiger, der Geſchäfte kundiger Mann bekannt war, dem Negus auch als Kronprinzen nie etwas zu Leide gethan hatte, ſo blieb es Anfangs mit ihm beym Alten, und er behielt ſeine Stellen und Würden. Was mich betrifft, ſo hätte ich freylich eine Beförderung zu höheren Ehrenämtern erwarten können; denn es hatte mir der alte Negus dergleichen verſprochen, wenn ich den Prinzen glücklich zurück brächte. Allein man weiß ja, wie wenig ich mich bey dem jungen Herrn und ſeinen Günſtlingen eingeſchmeichelt hatte; ich blieb alſo, was ich war, Balomaal, und konnte froh ſeyn, daß ich nicht verabſchiedet wurde. Einige ſchiefe Geſichter, die ich zuweilen bekam, und je ein Mahl einen matten Spott über langweilige Philoſophen abgerechnet, ging mir's alſo nicht ſchlimm. Manim wurde Finanz-Rath, Soban aber erhielt eine Penſion und die Erlaubniß, oder vielmehr den Wink, mit ſeiner Familie nach Sire zu ziehen, woher er gebürtig war. Sein Hofnarren-Amt würde ihm den Freybrief gegeben haben, ungeſtraft derbe Wahrheiten zu ſagen, und die hatte man nicht Luſt zu hören.

Der neue König wurde nun mit Bitten und Klagen aller Art beſtürmt, wie denn bey ſolchen Regierungs-Veränderungen alles Alte wieder aufgerührt zu werden pflegt, und nun Jeder das durchſetzen zu können hofft, was ihm bis jetzt nicht hat glücken wollen. Die meiſten dieſer Bittſchriften wurden dem Miniſter zur Prüfung

VI. II. Th. S. 10



und um das Nöthige zu verfügen, von Sr. Majeſtät übergeben, und dieß gab meinem Herrn Vetter wirklich Gelegenheit, manche nützliche Abänderung zu machen, wovon der alte Negus, aus einem kleinen Eigenſinne, oder irgend einem Vorurtheile, nichts hatte hören wollen. Die Räthe in allen Departements ſuchten ſich angenehm zu machen, und kamen mit nützlichen Vorſchlägen, die zum Theil ausgeführt wurden. Wo irgend in Geſchäften Schläfrigkeit eingeſchlichen war und Sachen liegen geblieben waren, da trat nun neue Thätigkeit ein. — Die Ehre von dieſem Allen fiel auf den jungen König, und da hieß es wieder: Sehet! das iſt ein Herr! der ſorgt für ſein Land!

Es war unter der vorigen Regierung den Unterthanen eine gewiſſe Auflage zugemuthet worden, die ein wenig drückend für einige Claſſen der Bürger ſchien. Die Summen waren zum Theil nicht einzutreiben geweſen, aber immer in den Rechnungen liquidirt worden. Man legte dem neuen Könige ein langes Verzeichniß dieſer inexigibeln Poſten vor, und Se. Majeſtät hatten die hohe Gnade, zu befehlen, daß ein Strich dadurch gemacht werden ſollte — Sie ſchenkten den Unterthanen, was doch nie zu erlangen war — und alle Zeitungen poſaunten, es habe der huldreiche Monarch dem Lande einen groſsen Theil der rückſtändigen Abgaben erlaſſen.

Weiter fiel in dem erſten halben Jahre eben nichts Neues vor; nun ſchwiegen nach und nach die Stimmen der Lobredner; mancher hatte auch nicht erlangt, was er gehofft und erbeten hatte; da fing man denn an, Se. Majeſtät mit kälterm Blute in der Nähe zu beobachten, und wir werden künftig hören, was man bemerkte.

Zehntes Kapitel.

Nachricht von den Fortſchritten, welche indeß die Aufklärung in Abyſſinien gemacht hatte.

Es iſt Zeit, daß wir nun ſehen, wie weit das edle Aufklärungsgeſchäft in Abyſſinien bis zu der Thronbeſteigung des neuen Königs vorgerückt war.

Wir haben gehört, daß der gute alte Negus ſehr ernſtlich darauf bedacht war, Wiſſenſchaften und Künſte in ſeinem Lande blühen zu machen, daß er dabey dem Rathe meines Herrn Vetters folgte, und alles auf Europäiſchen Fuß einzurichten ſich beſtrebte. Die Univerſität in Adova kam bald in großen Flor; die von mir nach Abyſſinien ſpedierten Gelehrten und Künſtler ſuchten, jeder in ſeiner Art, ſich Ruhm, Anhang, Schüler und Zöglinge zu verſchaffen. Wo ſie in den niedern Ständen einen Knaben entdeckten, in dem ein Funken eines höhern Genius loderte, da zogen ſie, wie ſie das nannten, das verborgne Talent aus dem Staube hervor; der Bauer-Junge lief vom Pfluge weg, und ſetzte ſich an den Schreibtiſch, oder hinter die Staffeley, und der Gärtner warf das Grabſcheit in die Ecke, um die Geige zur Hand zu nehmen; der Schuſter machte Verſe und beſchmutzte ſeine Dichter-Werkzeuge nicht mehr mit garſtigem Pechdrahte; Academien der bildenden Künſte wurden geſtiftet, Preiſe ausgetheilt, und der alte Negus freuete ſich herzlich, in Proſa und Verſen als ein zweyter Auguſt geſchildert zu werden, und von einheimiſchen Künſtlern hundert Mahl ſein Antlitz auf Leinwand getragen und in Marmor gehauen zu ſehen.

Die ſchönen Künſte haben etwas ſehr Verführeriſches; bald wurde im ganzen Reiche in allen Ecken gepinſelt, gefiddelt, geleyert, gedichtet, und wer auch über dieſe angenehmen Zeitvertreibe nicht jede bürgerliche und häusliche Beſchäftigung aufgab, der theilte doch ſeine Zeit zwiſchen nützlicher Thätigkeit und dem Umgange mit den gefälligen Muſen. Man fing an einzuſehen, daß es zu einer guten Erziehung gehörte, nicht fremd in den ſchönen Künſten zu ſeyn, ſich angenehme Talente zu erwerben; die jungen Mädchen ließen die einförmige Spindel ruhen, und ſangen und ſpielten ſüße Abyſſiniſche Lieder.

Man weiß, welchen Einfluß Poeſie und Muſik auf das Herz und die Sitten haben; auch in Abyſſinien wurde dieſer Einfluß ſichtbar. Süßes Schmachten und zärtliche Sehnſucht ſchwammen nun in den Blicken der cultivirtern Bürger-Töchter; nun erſt ſahen ſie, welch ein liebliches, holdes Geſicht der beſcheidne Mond hätte, und wie traulich er auf ſie herab lächelte, wenn ſie der langweiligen Spinnſtube entſchlichen und Arm in Arm mit den Nachbars-Söhnen in ſtillen Garten umher ſchlenderten. Der kleine, loſe Liebesgott nützte dieſe glücklichen Stimmungen; der Schalk war aller Orten, und ließ den bedächtlichern Hymen zu Hauſe. Man kam zurück von den altväteriſchen Begriffen von übertriebner Sittſamkeit und Keuſchheit. — Sich des Lebens zu freuen, zu genießen, hier, wo ſo reiche Fülle iſt, die ſchöne Jugend nicht zu verträumen und eine Hand voll kurzer Jahre nicht mit ernſthaften Grillen zu verderben — das war die beſſere Philoſophie, welche jetzt die weiſer gewordnen, aufgeklärten, gebildeten Abyſſinier ſtudierten und in Ausübung brachten.

Die Großen des Hofs, und überhaupt die Edelleute, die Affen des Monarchen, die ehemahls ſich's faſt zu einer Ehre rechneten, nicht leſen und ſchreiben zu können, affectirten nun, wie Er, Beſchützer der Gelehrten und Künſtler zu ſeyn; Landjunker forderten von einem Manne, den ſie als Verwalter annehmen wollten, daß er auch ein Bißchen Baßgeige ſpielen mußte, ſchickten ein Fuder Korn in die Stadt, und gaben ihrem Advocaten Auftrag, für das daraus zu löſende Geld Bücher für ihre Weiber und Töchter zu kaufen, die nun auch anfingen von Wonne und Lebensgenuß und Mondenſchein zu reden, Cicisbei zu halten, und Romane zu ſpielen.

Als die Leute merkten, daß der Stand eines Gelehrten und Künſtlers in Abyſſinien in Anſehen kam, und etwas dabey zu gewinnen war, da wollte nun jedermann ſtudieren; der Schneider ſchämte ſich ſeiner Nadel, und ſchickte ſeinen Tölpel von Jungen in die Stadt-Schule, um einſt die Ehre zu haben, ihn einen Degen tragen zu ſehen, und der Bauer verkaufte einen Theil ſeines Erbguts, um ſeinen Knaben nach Adova zu ſenden, damit dort in den gelehrten Treibhäuſern die Keime des Genius aus ſeiner bäuriſchen Natur hervor gejagt würden.

Die Folgen von dieſem allgemeinen Drange zur ſo genannten Gelehrſamkeit wurden nach zehn Jahren, ja! ſchon, als ich nach Abyſſinien zurück kam, ſehr ſichtbar. Man wird ſich hierüber um ſo weniger wundern, wenn man ſich erinnert, daß ich im eilften und zwölften Kapitel des erſten Theils dieſes Buchs erzählt habe, wie weit es damit ſchon gekommen war, ehe wir Deutſche in Abyſſinien unſer Weſen trieben. Die nützlichſten Stände im Staate, die erwerbenden Claſſen der Bürger, kamen in Verachtung und Abnahme und die glänzendere, verzehrende Claſſe in Flor. Da jetzt auch ſehr viel mittelmäßige und ſchiefe Köpfe ſich in die Studien warfen, ſo verlor man nach und nach die Idee, daß ein Mann, der ſich einen Gelehrten nennte, gründliche Kenntniſſe in ſeinem Fache haben müßte; und ſo erntete denn oft der unwiſſende Schwätzer und Windbeutel den Preis ein, zog die Vortheile, die dem wahren Verdienſte gebührten. Die Menge der jungen Gelehrten, die ſich zu den öffentlichen Aemtern drängten, war ſo groß, daß, um auf der Verſorgungsliſte in die Reihe zu kommen, man früher anfangen mußte, als der Verſtand reif war, und ein Vater, um noch in ſeinem Alter die Freude zu erleben, ſeinen Sohn in einer Bedienung zu ſehen, ſich gezwungen ſah, ihn ohne Vorkenntniſſe auf Univerſitäten zu ſchicken, und beynahe eben ſo unwiſſend von da zurück in ein Amt zu rufen. Daraus entſtand dann eine ſtillſchweigende Convention, keine gründliche Kenntniß in einzelnen Fächern zu fordern, ſich mit oberflächlichem Wortkram zu begnügen; aber dagegen auch in allen Zweigen der Gelehrſamkeit herum zu pfuſchen. — Doch, ich habe ja ſchon den größten Theil dieſer Verkehrtheiten beſchrieben, als ich von dem Zuſtande der Wiſſenſchaften bey meiner erſten Ankunft in Gondar redete, und füge alſo nur hinzu, daß dieß alles im höchſten Grade zugenommen hatte, ſeitdem die Regierung die ſo genannten Gelehrten und Künſtler vorzüglich zu unterſtützen, Aufklärung zu befördern, Academien, Buchdruckereyen und Buchläden anzulegen und Preßfreyheit einzuführen anfing.

Nun wetteiferten die Bücherſchreiber in Abyſſinien mit einander um den Preis, wer die größte Menge von Geiſtes-Producten liefern könnte, um die Wuth aller Stände, nach täglich neuer Lectur, zu ſtillen. Man kann ſich wohl einbilden, was für Zeug dann zum Vorſchein kam; allein die unbeſchreibliche Veränderlichkeit der literariſchen Moden, die eine ſichere Folge des Mangels an gründlichen Kenntniſſen und an echtem Geſchmacke iſt, bewirkte gewiſſe Perioden, wovon ich doch einige nahmhaft machen will.

Am fruchtbarſten waren die Romanſchreiber. Anfangs nannte man einen Roman ein Buch, in welchem die Sitten guter und böſer Menſchen aus verſchiednen Ständen, ſo, wie ſie in der wirklichen Welt beſchaffen zu ſeyn pflegen, durch Erzählung und lebhafte Darſtellung ihres Betragens, in erdichteten, aber wahrſcheinlichen, doch nicht immer alltäglichen Begebenheiten, zum Beyſpiele, zur Warnung und überhaupt zu Vermehrung der Menſchenkenntniß, geſchildert wurden. — Und ſo war dann ein Roman ein nützliches Buch für junge Leute, die in die große Welt treten wollten, und noch unbekannt waren in dem, was die Menſchen, mit allen ihren Leidenſchaften und Thorheiten, in derſelben treiben, wirken, wünſchen und begehren. Allein bald waren ihnen die gewöhnlichen, wirklichen oder möglichen Begebenheiten zu gemein, und die mit Wahrheit dargeſtellten Menſchen zu alltäglich. Da ſchafften die Herren Romanſchreiber für ihr Publicum eine neue Welt, arbeiteten ins Wunderbare hinein, ſtellten Ideale von Menſchen dar, wie ſie nun freylich der Schöpfer nicht zu liefern im Stande iſt, und ließen ihre Helden die unerwartetſten, unerhörteſten Schickſale, Freuden und Leiden erleben. Nun wurde die Phantaſie der Jünglinge und Mädchen hoch über die gewöhnliche Welt hinaus erhoben; nun war alles, was ſie umgab, ihnen zuwider; alles ekelte ſie an; der gemeine Gang der Dinge war nichts für ſie. Ein Mädchen hielt ſich für verloren, wenn ſie, ohne vorhergegangne Entführung, mit Beyſtimmung ihrer braven Aeltern, einem ehrlichen Kerl die Hand als Gattinn reichen ſollte, und ein Jüngling, in dem der Geiſt der Aventüre in Brand gerieth, lief ohne beſtimme Urſache in die weite Welt hinein, um zu ſehen, was die wohlthätigen Feen da für ihn thun würden.

Als die Ideale, welche auf dieſe Weiſe den jungen Leuten in den Kopf geſetzt waren, ſich nirgends realiſirt finden wollten, da ging das Winſeln über die erbärmliche Alltagewelt los. — So nannte man die Welt, welche der Schöpfer ſelbſt recht gut fand, als er ſie fertig hatte! Nun ſchrieben die Herren Büchermacher nur klägliche, rührende Geſchichten; alles jammerte, empfindelte, ſeufzte. Dieſe empfindſame Periode griff dann die Nerven gewaltig an; jedermann klagte über Kränklichkeit und Vapeurs, beſchwor ſeinen Freund, ihm einen Dolch in das Herz zu ſtoßen, um dem Leben voll Jammers ein Ende zu machen, und beſchwor die Sterne, mitleidig auf das Elend dieſes Erdenlebens herab zu blicken.

Aber bald erwachte der Geiſt andrer Schriftſteller voll Drang und Kraft. Dieſe ſprachen der Jugend Muth ein, ermunterten ſie, nicht zu verzweifeln, ſondern das Uebel mit der Wurzel auszureiſſen. Die leidigen Conventionen und Regeln und Moralien — das waren die Feſſeln, in denen die freye Menſchheit ſeufzte, und die man brechen mußte. — Fort alſo mit dem Zwange, den ſo genannter Anſtand, unnatürliche Geſetze, eingebildete Regeln auflegen! Dem Herzen, der Natur, den innern Trieben gefolgt und umgeſtürzt, was dem Genuſſe, für welchen wir geſchaffen ſind, und der Entwicklung größerer Kraft entgegen iſt! — Das war die Parole, mit welcher nun das Reich des Genieweſens anfing. Nun trotzte der Jüngling kühn den langweiligen Vorſchriften des Sittenpredigers, warf das Joch des bürgerlichen Zwanges und der feinern Lebensart weg, ließ die Haare um den Kopf hängen, nahm ſeinen Knotenſtock in die Hand und ging, wohin ihn zu gehen gelüſtete, wäre es auch in das Ehebette ſeines Bruders und Freundes geweſen. Er folgte ſeinen Trieben, und die Schriftſteller bewieſen ihm, daß kein Menſch anders handeln könne, als er handelt, daß oft der, welchen die ganze Welt für einen Böſewicht, Verwüſter und Zerſtörer der öffentlichen Ruhe gehalten hätte, ein größerer Mann geweſen, als der hochgeprieſene Wohlthäter des Menſchengeſchlechts; und daß alles gut und groß ſey, wozu Kraft gehörte. Vergebens ſuchten einige ernſthafte Männer zu beweiſen, daß Auflodern nicht erwärmendes Feuer, Stoß nicht Kraft genannt werden dürfe; daß wahre Kraft und Feſtigkeit und Muth im Ausdauern, in conſequentem, regelmäßigem, beſtimmtem Fortrücken, zu reinen verſtändigen Zwecken beſteht. — Man ſpottete der Pedanten und raſete darauf los. Auch in den Wiſſenſchaften und Künſten warf man alle Regeln zur Seite und verſchrie die Vorſchriften, welche aus der Natur geſchöpft waren, als ſchändliche Feſſeln des höhern Genies.

Dieſe Periode erhielt ſich bis zu der größern Revolution, wovon ich in der Folge reden werde, und ſchien auch in der That äußerſt paſſend für die Abyſſinier, wie ſie jetzt waren. Weichlichen, verzärtelten Menſchen, mit äußerſt reizbaren Nerven und dabey gewöhnt an Ueppigkeit und Wohlleben und ſinnlichen Kitzel, deren Phantaſie immer mit der geſunden Vernunft davon lief, und die dabey jede dauernde Anſtrengung flohen; ſolchen Menſchen war freylich ein Syſtem willkommen, nach welchem ihre Ausſchweifungen gerechtfertigt wurden, ihre Fieber-Wuth für Kraft, ihre Unverſchämtheit und Regelloſigkeit für angeborne natürliche Freyheit und ihr polyhiſtoriſches Geſchwätz für Gelehrſamkeit galt.

Es iſt nun Zeit, auch zu ſagen, wie ſich die Prieſter hiebey betrugen. Aus der neuern Geſchichte von Abyſſinien, die ich im erſten Theile dieſes Buchs vorgetragen habe, wird man ſich noch erinnern, daß das Anſehen der Geiſtlichkeit und der edeln Orthodoxie unter der Regierung des zuletzt verſtorbnen Negus nicht eben ſehr groß war. Als nun die Aufklärung ſo mächtige Fortſchritte machte, man allen Zwang abſchüttelte, und eine gewiſſe Kühnheit in Grundſätzen und Handlungen allgemein wurde; da kam denn auch die Reihe an das Kirchen-Syſtem. Die Zeiten waren vorbey, wo man ſich mit unnützen Grübeleyen über Glaubenslehren abgab; aber auch die Zeiten waren vorbey, wo man ſich von dem Prieſterſtande vorſchreiben ließ, was man glauben und denken ſollte. Jetzt, da es auf alle Weiſe, wegen des unangenehmen Gedränges, in welches zuweilen die jetzige Moralität mit dem Religions-Syſteme kam, bequemer war, auch dieſes wegzuwerfen, machte man dazu Anſtalt. Allein es war dem Genius des Zeitalters zuwider, dieß mit einigem Forſchungsgeiſte zu unternehmen; leichter war es, auch in dieſem Fache, wie in allen übrigen, mit Spott und Perſiflage das anzugreifen, was zu mühſam mit Gründen zu bekämpfen war, und da der alte Negus die Pfaffen nicht ſchätzte, und ſelbſt immer aufgeklärter und toleranter wurde, ſo mußten die geiſtlichen Herren dieß wohl geſchehen laſſen. Um jedoch nicht allen Einfluß zu verlieren, dreheten die Feinſten unter ihnen den Mantel nach dem Winde, fingen ſelbſt an, Duldung zu predigen und die Glaubenslehren nach Zeit und Umſtänden zu modificiren. — Wie conſequent dieß gehandelt war, und ob nicht die weniger eifrigen Zeloten weiſer handelten, die auch nicht Ein Tittelchen ausgelöſcht haben wollten, und, in Erwartung beſſerer Zeiten, nicht aufhörten die Kanzel zu pauken, den Unglauben zu anathematiſiren, Verderben und Untergang zu prophezeyen und mit Feuer vom Himmel zu drohen — das überlaſſe ich dem geneigten Leſer zu entſcheiden.

Eilftes

Eilftes Kapitel.

Fortſetzung des Vorigen.

Ich habe eben geſagt, daß der alte Negus täglich toleranter und aufgeklärter geworden wäre; doch darf ich nicht behaupten, dieſe Vervollkommnung ſey das Werk eines tiefen, reiflichen Nachdenkens über dergleichen Gegenſtände geweſen; vielmehr riß ihn der allgemeine Strom des Lichts unmerklich mit ſich fort. Wir haben gehört, daß er eine Bücher-Cenſur errichtet hatte; dieſe wurde freylich nicht aufgehoben; aber das konnte er doch nicht ändern, daß die Cenſoren ſelbſt allmählich anfingen, die Grundſätze ihres Zeitalters anzunehmen. Nach und nach ſtarben denn auch die alten, ungeſchmeidigen Männer und junge, freyer denkende kamen, in dieſem Departement, an das Ruder. Man wird immer weniger empört durch kühne Sätze, je öfter man ſie hört, und zuletzt kommen ſie in allgemeinen Cours und erhalten durch vieljährigen Beſitz die Rechte der Wahrheit. Dieß haben diejenigen wohl gewußt, welche den Menſchen Thorheiten und Irrthümer aufheften wollten. Sie haben ſo lange dieſelben Fratzen gepredigt, geſungen, geſchrieben, gemahlt, bis zuletzt kein Menſch mehr das Herz hatte, ſich ſelber zu fragen, ob auch wohl ein geſunder Begriff in dem allen liege; und beobachten wir mit philoſophiſchem Auge, auf welche Weiſe, mitten in aufgeklärten Zeiten, gewiſſe Betrüger ſich großen Anhang zu verſchaffen wiſſen; ſo werden wir finden, worauf die Kunſt dieſer Leute beruht; ſie wiſſen, daß wenn ſie nur nicht müde werden, den Unſinn zu behaupten, der Anfangs verlacht, nachher überſehen, dann geduldet, hierauf vertheidigt wird, und endlich Märtyrer findet, ſie doch zuletzt ihren Zweck erreichen; und daß, wenn es erſt ſo weit iſt, dann wenig Leute den Muth haben, ſich allgemeinen Meinungen zu wiederſetzen. Dieſe Bemerkung könnten ſich, wie ich glaube, diejenigen zu Nutzen machen, welchen es darum zu thun iſt, edle, große und nützliche Wahrheiten auszubreiten. Noch ein Mahl! Das ganze Geheimniß, um alles in der Welt durchzuſetzen, beruht in dieſen vier Worten: **nicht müde zu werden.**

Bey dieſer kleinen Ausſchweifung habe ich nur die Abſicht gehabt, begreiflich zu machen, wie es zuging, daß die Aufklärung in Abyſſinien ſo ſchnelle Fortſchritte machte. In der That brachte man kurz vor dem Tode des alten Negus, in öffentlichen gemiſchten Geſellſchaften, an Tafel und ſonſt geſprächsweiſe Sätze vor, die man zehn Jahre früher kaum würde zu denken gewagt haben; und die Großen des Hofs, ja! der Monarch ſelbſt, glaubten jetzt ſchon den Ruf vorurtheilfreyer Beförderer der Aufklärung auf das Spiel zu ſetzen, wenn ſie, ſo ungern ſie auch manches hörten, die natürliche Befugniß der Leute, über alles ihre Meinung zu ſagen, einſchränkten. Es ſchlich ſich alſo unvermerkt eine gänzliche Denk- und Preß-Freyheit ein, von welcher denn auch, wie von allen guten Dingen in der Welt, vielfältig Mißbrauch gemacht, und weder die häusliche Ruhe der Bürger, noch die wohlthätigen Vorurtheile der Schwächern, noch der Ruf der Edlern, noch das Vertrauen der Freundſchaft, noch das Familien-Geheimniß — kurz nichts geſchont, ſondern alles an das Tageslicht gezogen, beurtheilt, verdächtig gemacht, angegriffen, verſpottet und ohne Erſatz vertilgt wurde.

Unmittelbar aber traf dieſe Folge auch den erſten Beförderer der Aufklärung, den König ſelber. Das Licht, welches er angezündet hatte, leuchtete weiter, als ſeine Abſicht geweſen war. Nachdem man lange genug frey und kühn über Moral, Religion und Privat-Verhältniſſe geredet und geſchrieben hatte, fing man auch an, eben ſo ungezwungen über Menſchen- und Völker-Rechte, über Fürſten-Anſprüche und Befugniſſe, über Sclaverey und Freyheit zu raiſonniren.

So ſtanden die Sachen, als meine Deutſchen Philoſophen und Pädagogen nach Abyſſinien kamen. Dieſe, beſonders die letztern, hätten nun viel dazu beytragen können, alles in ein vernünftiges Geleiſe zu bringen. Unglücklicher Weiſe aber thaten ſie das Gegentheil. Ich habe immer geglaubt, daß ſich über Erziehung keine allgemeine Regeln geben ließen, ſondern daß ſich dieſe nach Zeit und Umſtänden richten müßten, weil doch ihr Hauptzweck iſt, Menſchen zu bilden, die in ihr Zeitalter paſſen, und als nützliche Bürger zu Ihrer und ihrer Mitbürger Vervollkommnung und Glückſeligkeit alles mögliche beytragen ſollen. In einer Periode alſo, in welcher die Abyſſinier ausſchweifende Begriffe von Freyheit und Zwangloſigkeit hatten, jede ernſthafte Anſtrengung ſcheuten, ſehr vorlaut und egoiſtiſch waren, alle Conventionen und alle Rückſichten auf Stand, Alter und Erfahrung verachteten und, über ihren Geſichtskreis hinaus, über alles im Himmel und auf Erden raiſonnirten, ſchien es der Klugheit gemäß, die Jugend an mehr Ordnung, Pünctlichkeit, Gehorſam, Beſcheidenheit, Mißtrauen in eigne Fähigkeiten, emſigen Fleiß, Ueberwindung von Schwierigkeiten, und Aufopferung zum allgemeinen Beſten zu gewöhnen; allein daran dachten leider! meine Pädagogen nicht. Sie ermunterten vielmehr in den Knaben den übel verſtandnen Freyheitsſinn, declamirten gegen Pedanterie, Autorität, Sclaverey und Deſpotismus und erzogen die jungen Leute ſo, daß ſie ſich hernach durchaus nicht in den Zwang des bürgerlichen Lebens fügen wollten, und die frohen, im Spielen hingetändelten Stunden, welche ſie in den Erziehungs-Inſtituten genoſſen, nachher durch manche unbehagliche, bittre büßen mußten, folglich die Summe der unzufriednen, unruhigen Bürger vermehrten.

Noch etwas verſtärkte dieſe allgemeine Gährung, und das waren die geheimen Verbindungen, wovon ich doch auch noch ein Wort ſagen muß. Nachdem die Abyſſinier in allen Gebiethen wiſſenſchaftlicher Kenntniſſe herum geirrt waren, und über alles nachgedacht zu haben glaubten, was den Menſchen wichtig ſeyn kann, fanden ſie, was man auf der letzten Seite jedes Syſtems findet, daß unſer Wiſſen und Wollen und Wirken Stückwerk, unvollkommen und dunkel bleibt. In dieſen Grenzen irdiſcher Weisheit und Thätigkeit aber ſich einpfählen zu laſſen, das dünkte Menſchen von ſo reizbaren Nerven, ſchwärmender Phantaſie und unruhigem Thätigkeitstriebe, zu gemein; weil indeſſen ihre Begriffe nicht gehörig geordnet, ſondern verwirrt und ſchwankend waren; ſo nährten ſie unaufhörlich heimliche Wünſche und dunkle Ahndungen. Hie und da theilten ſich Menſchen, in denen dieß kochte und wurmte, ſolche Empfindungen mit, und freueten ſich, wenn ſie ſahen, daß ſie einander verſtanden, oder zu verſtehen glauben durften, obgleich ſie nicht im Stande waren, mit Worten deutlich zu machen, was ſie eigentlich wollten und ſuchten. Sie wurden aber über gewiſſen Hieroglyphen, Zeichen und Phraſen einig, wodurch ſie in einander ihre dunkle Ideen wieder erwecken konnten und der Gedanke, daß dieß nun eine Sprache war, die nicht Jeder verſtand, hatte etwas angenehmes, kitzelndes. Bald hielten ſie dieſe neue Tropen für wirkliche neue Sachen, für neu erfundene Wahrheiten, täuſchten ſich ſelbſt, ſprachen von ihren geheimen Kenntniſſen, nahmen andre in dieſen Bund auf, welche auch dieſe Bilder lernten, einen Sinn damit zu verbinden glaubten, aber eigentlich nichts beſtimmtes darüber zu ſagen wußten, als daß ſich ſo etwas mit gemeinen Worten gar nicht ausdrücken ließe. Der gemeinſchaftliche Beſitz eines Geheimniſſes bindet die Bewahrer deſſelben enge zuſammen, und in einem Zeitalter, wo alle natürliche Bande locker geworden ſind, und den Menſchen zu alltäglich und langweilig vorkommen, erweckt eine neue Art von Verhältniß, das gar nicht auf den gewöhnlichen Conventionen beruht, den doch zur Geſelligkeit geſchaffenen Menſchen zu neuer Wärme für ſeine Nebenmenſchen. Er vergißt dann, daß er dieß Glück auf eine viel natürlichere Weiſe finden könnte, ſchimpft auf die Mängel der bürgerlichen Einrichtungen, ohne Vorſchläge zu ihrer Verbeſſerung zu thun, und ſchafft ſich neue Verbindungen, die noch größere Mängel, aber den Reitz der Neuheit und das Verdienſt haben, daß er ſelbſt ihr Schöpfer iſt. Dieß alles wohl überlegt; ſo darf man ſich darüber nicht wundern, daß in kurzer Zeit die Wuth zu geheimen Bündniſſen in Abyſſinien ſehr hoch ſtieg, und daß deren eine Menge von allerley Art errichtet wurde.

So lange die erſten Stifter noch lebten, verband man doch einigen dunkeln Sinn mit der

Bilder-Sprache und den myſtiſchen Gebräuchen dieſer Geſellſchaften; nachher fing man an, ſich nicht viel um die Deutung zu bekümmern, ſondern hielt ſich an die geſelligen Zwecke; als aber die Gährung in den Köpfen und Gemüthern der Abyſſinier unter allen Ständen ſo allgemein wurde, und Aufklärer, Reformatoren und Aufrührer von vielfacher Art im Volke hervor traten, und ſich Parteyen zu machen ſuchten, da nützten dieſe Menſchen, zu guten und böſen Zwecken, den Schleyer und das Vehiculum geheimer Verbindungen, und weil die Hieroglyphen und Gebräuche alle mögliche Auslegungen litten, ſo war dieß ein herrliches Mittel, jedes Syſtem darauf zu bauen. Noch konnten ſolche Verbindungen an Ehrwürdigkeit viel gewinnen, wenn man ihnen ein hohes Alterthum andichtete; zum Glück war auch dazu Rath zu ſchaffen. Man unterſuchte die Pyramiden und Obelisken in Aegypten, (die, im Vorbeygehen zu ſagen, der übrigens gelehrte Herr Profeſſor Witte kürzlich für vulcaniſche Producte und die innere Einrichtung der Zimmer ꝛc. für Arbeiten gewiſſer Schnecken erklärt hat) und fand mit Freuden, daß darauf, ſo wie auf den Ruinen der Stadt Axum, Figuren eingegraben waren, die mit den Hieroglyphen der geheimen Verbindungen ſehr viel Aehnlichkeiten hatten; und da war denn bald eine zuſammenhängende Geſchichte der verborgnen Weisheit heraus buchſtabirt, die jede Partey zum Vortheile ihrer Lehre auslegte, und die übrigen Practicanten verketzerte. Schwärmer und Betrüger aller Art, Geiſterſeher, Goldmacher, Diebe, politiſche Reformatoren, Stifter neuer Religions-Secten — alle hingen dieß Gewand um, und ſetzten phantaſtiſche Menſchen, ſchwache Denker und unruhige Köpfe in Bewegung, lockten ſie von nützlicher Thätigkeit ab, und erfüllten ſie mit Reformations-Geiſte. — Doch, ich habe ſchon zu viel von dieſen Armſeligkeiten geſagt; wir werden bald hören, was am Ende aus dieſer allgemeinen Gährung entſtand.

Zwölftes Kapitel.

Nachricht von dem, was in den erſten Regierungsjahren des neuen Landesvaters vorging.

Wir haben am Ende des neunten Kapitels gehört, daß die abgöttiſche Verehrung, welche man in den erſten Monathen der neuen Regierung dem jungen Könige erwieſen hatte, nach und nach der kältern Ueberlegung wich. Und dieſe kältere Ueberlegung lehrte die Abyſſinier bald, wie viel ſie bey der Veränderung gewonnen oder verloren hatten. Kaum war der erſte Taumel der Feyerlichkeiten vorüber, und der Gang der Geſchäfte wieder in die gewöhnliche Ordnung gekommen, als der junge Deſpot ſich durch einige willkührliche Verordnungen ankündigte, die jedermann furchtſam und muthlos machten. Er führte das Kniebeugen und das alte ſclaviſche Ceremoniel wieder ein, beſchränkte die Freyheit der Preſſe, verſtattete nicht mehr jedem aus dem Volke freyen Zutritt zu ſeiner Perſon, ſondern ſchloß ſich mit ſeiner Franzöſiſchen Buhlerinn und ſeinen Lieblingen in dem Pallaſte ein, lebte dort in Völlerey und Unthätigkeit, erſchien dann nur Ein Mahl in der Woche, und zwar, nach alter Abyſſiniſcher Weiſe, verhüllt, von Trabanten umgeben, in dem Zirkel ſeiner verachtungswerthen Günſtlinge, wovon die Niederträchtigſten in alle Departements eingeſchoben, den verdienſtvollen Männer vor und an die Seite geſetzt, und zu Geſchäften gebraucht wurden, wovon ſie nichts verſtanden. Dieſe machten dann den Negus mißtrauiſch gegen ſeine treueſten Diener, welche er nicht mehr hörte, nicht mehr um Rath fragte, ſondern ſie kalt und rauh behandelte. Es wurden Einrichtungen gemacht, die nicht in die Landes-Verfaſſung paßten, alle natürliche Freyheit einſchränkten und ſehr drückend für die Unterthanen waren. Er nahm keine Gegenvorſtellungen an; ſein Wink war ſtrenger Befehl; ſein Wille die Urſache; die geringſte Weigerung, oder auch nur ein beſcheidner Einwurf, war hinreichend, den würdigſten Mann um Bedienung und Freyheit zu bringen. Es ſchlichen Ausſpäher, Auflaurer und Horcher in allen öffentlichen und Privathäuſern herum, und ſammelten jedes Wort auf, das einem Manne in guter oder böſer Laune entwiſchte. Dann wurde auf ein Mahl ein ſorgloſer, unſchädlicher Mann durch Wache des Nachts aus ſeinem Bette gehohlt und, ohne öffentlichen Proceß, ſeiner Bedienungen entſetzt, oder eingekerkert, oder des Landes verwieſen, oder verſchwand, ohne daß man wußte, wohin. Zuweilen wurde bey Todesſtrafe verbothen, von gewiſſen Dingen, oder von gewiſſen Perſonen zu reden. Gab jemand ein Mahl ſeinen Freunden ein fröhliches Mahl, oder vergnügte ſich in ſeinem Hauſe mit Muſik und Tanz, oder kaufte ſich ein ſchönes Cameel, ſo wurde dieß dem Negus hinterbracht. Es hieß, dem Manne ſey zu wohl, und es wurde ihm ein Theil ſeines Gehalts genommen. Allgemeine Muthloſigkeit herrſchte nun, niemand trauete dem Andern; Geſelligkeit, heitre Laune und Gaſtfreundſchaft verſchwanden, und wer einen guten Biſſen eſſen wollte, verſchloß ſich in ſein Cabinet.

Deſto üppiger und wollüſtiger aber lebte das Kebsweib des Negus mit ſeinem Anhange. Palläſte und Luſtſchlöſſer wurden für dieſe mit ungeheuren Koſten erbauet, oder gekauft, oder den Eigenthümern abgenöthigt, und nichts glich der Pracht, die in ihrem Putze und Hausrathe herrſchte. Unerſättlich waren die Begierden des abſcheulichen Weibes, in deſſen räuberiſchen Händen Glück und Unglück von Millionen edler Menſchen lag. Nun gab es kein andres Mittel, als dieſen Götzen anzubeten und ihm Geſchenke zu bringen, wenn man etwas erlangen wollte. Ihr Vorzimmer wimmelte von den Großen des Reichs, denen ſie mit Uebermuth und Spott begegnete; Generale mußten ihr den Fußſchämel nachtragen; ehrwürdigen Greiſen äffte ſie vor dem verſammelten Hofe die körperlichen Schwachheiten ihres Alters nach, und machte ſie zum Gegenſtande des allgemeinen Gelachters. Sie beherrſchte deſpotiſch ihren Negus; gab ihm nicht die Erlaubniß mehr Weiber zu nehmen, ja! nur eine einzige freundlich anzublicken, und wenn er mit ihr und einem Paar Günſtlingen allein war, dann trieb ſie muthwillige Franzöſiſche Scherze mit ihm, und nöthigte ihn zu kindiſchen Spielen, die ſonderbar mit der Majeſtät des Throns contraſtirten, worauf man ſo ſtrenge hielt.

Nach dem Beyſpiele der königlichen Buhlerinn waren auch die von ihr beſchützten Lieblinge nicht unthätig zu Vermehrung ihrer Gewalt und ihres Vermögens. Auch ſie ließen ſich Güter ſchenken, welche Andern gehörten; auch ſie ließen ſich beſtechen, um durch ihr Vorwort einen Schurken auf einen Platz zu ſtellen, auf welchen ein redlicher Mann Recht hatte, Anſprüche zu machen.

Juſtiz wurde verkauft, ja! man mußte dafür bezahlen, daß man von ſeinen Nachbarn in Ruhe gelaſſen würde.

Bey dieſer abſcheulichen Wirthſchaft konnte es freylich mit den Finanzen nicht beſſer ausſehen, als mit der Moralität. Die ungeheure Verſchwendung, die am Hofe herrſchte, erſchöpfte die Caſſen; man nahm ſeine Zuflucht zu allen Mitteln, welche in ſolchen Fällen angewendet zu werden pflegen; man forderte Abgaben von allen, auch von den nöthigſten Bedürfniſſen des Lebens; man erfand Auflagen, wovon in Abyſſinien noch kein Beyſpiel war, und trieb dieſe mit einer grauſamen Strenge ein, die die Menſchheit empörte.

So ſtanden die Sachen, als ein verderblicher Krieg mit dem Könige von Nemas, das Werk, die Abyſſiniſchen Unterthanen zu Grunde zu richten, vollendete. Dieſer Krieg hatte einer elenden Grenz-Streitigkeit wegen ſeinen Anfang genommen; beide Monarchen wurden von ſchelmiſchen Lieblingen regiert, die voraus ſahen, daß ſie dabey im Trüben fiſchen könnten und daher das Feuer anblieſen, das außerdem leicht zu dämpfen geweſen wäre. Man verwarf alſo von beiden Seiten alle Vergleichs-Vorſchläge, und rüſtete ſich zum Feldzuge. Die beiden Könige brauchten ja nicht mitzugehen, ſondern konnten ſich's bey

Weibern und Flaſchen wohl ſeyn laſſen, indeß ihre Unterthanen die Ehre hatten, ſich die Hälſe zu brechen.

Nun wurde durch ganz Abyſſinien eine gewaltſame Werbung vorgenommen; einzige Söhne, die Stützen ihrer Familien, Greiſe und Knaben mußten mit in den Krieg. An die Spitzen der Regimenter und des ganzen Heers aber wurden die Günſtlinge der Buhlerinn geſtellt, die weder militäriſche Kenntniſſe, noch Muth beſaßen, aber deſto beſſer die Kunſt verſtanden, ſich zu bereichern. Der Ausgang dieſes Kriegs war leicht voraus zu ſehen. Die Soldaten ſtritten mit Unluſt, liebten ihre Anführer nicht, wurden ſchlecht behandelt, dabey betrogen und durch die Unwiſſenheit der Generale aufgeopfert; am Ende des dritten Feldzugs erfolgte ein für Abyſſinien ſehr nachtheiliger Frieden, durch welchen, ohne die ungeheuren Summen zu rechnen, die der Krieg gekoſtet hatte, mehr verloren ging, als vor demſelben der König von Nemas je in Anſpruch genommen hatte.

Allein wie verhielten ſich denn der Herr Miniſter Joſeph von Wurmbrand und der Balomaal Benjamin Noldmann bey dieſem Allen? — Das werden wir im nächſten Kapitel erfahren.

Dreyzehntes Kapitel.

Wie es dem Verfaſſer und ſeinem Herrn Vetter geht.

Ich habe bis jetzt die Fehler nicht verſchwiegen, welche man meinem Herrn Vetter, als Staatsmann betrachtet, vorwerfen könnte. Einer der hauptſächlichſten war gewiß der, daß er den alten Negus in deſpotiſchen Grundſätzen beſtärkte, oder vielmehr, durch Verpflanzung der Europäiſchen Einrichtungen nach Abyſſinien, die Ausübung des dortigen Deſpotismus erleichterte und in ein zuſammenhängendes Syſtem brachte, ohne dennoch ernſtlich genug auf Einführung weiſer Grundſätze zu denken, nach welchen man deſpotiſch regieren wollte. Was mich ſelber betrifft; ſo habe ich gleichfalls nicht verhehlt, daß ich mir einige Unvorſichtigkeiten in der Wahl der nach Abyſſinien geſchickten Gelehrten und Künſtler und einigen Mangel an Feſtigkeit, bey Leitung des Kronprinzen, habe zu Schulden kommen laſſen; allein mit eben dieſer Aufrichtigkeit und Wahrheitsliebe darf ich doch auch behaupten,

ten, daß wir beide uns, als unter der neuen Regierung nur Schelme und Schmeichler, auf Unkoſten der Beſſern, ihr Glück machen konnten, gewiß ſo betragen haben, wie es redliche Männer ziemt. — Auch wird man mir das glauben, wenn ich nun erzähle, daß wir das Opfer davon wurden.

So lange die Einrichtungen, welche der neue Monarch machte und ſeine raſchen Schritte, nur Unkunde, jugendliche Uebereilung und Schwäche verriethen; hofte der Miniſter immer noch, Zeit, Erfahrung und ſanfte Vorſtellungen würden in der Folge das Ihrige thun. Er verbarg oft ſeinen Unwillen, ertrug manche Demüthigung, beruhigte ſich, wenn er nach Gewiſſen geredet hatte, und ließ dem Dinge ſeinen Lauf. Als aber endlich der Haufen der niederträchtigen Creaturen, in allen ihm anvertraueten Fächern, nach Willkühr ſchaltete und waltete; man dann von ihm verlangte, daß er Befehle unterſchreiben und ausfertigen laſſen ſollte, die tyranniſch und unvernünftig waren; da wagte er endlich einen Schritt, wovon er voraus ſah, daß er ihm theuer zu ſtehen kommen würde, den er aber ſich ſelber, der Redlichkeit und ſeinem Rufe ſchuldig zu ſeyn glaubte. Er weigerte ſich grades

Wegs, die Hände zu ſolchen Grauſamkeiten zu biethen, und forderte, daß man ihm folgen, oder ihm den Abſchied geben ſollte. Hierauf hatte man gelauert; das hatte man gehofft und voraus geſehen. Er bekam nicht nur den Abſchied, ſondern auch Befehl, ein kleines Jahrgeld, welches man ihm ausſetzte, in den Gebirgen von Waldubba zu verzehren. Sein Sturz (wenn man den Triumph der Rechtſchaffenheit alſo nennen muß) zog den meinigen nach ſich: mein Urtheil war dem ſeinigen gleich; und Stilky, der bekannte Liebling und Kuppler des Negus, wurde erſter Miniſter.

Ich meine, geſagt zu haben, daß die Dörfer, welche in den Gebirgen von Waldubba liegen, woſelbſt auch viel Einſiedler-Mönche wohnen, wie das Ruſſiſche Sibirien, zu einem Exil für die in Ungnade gefallnen Staatsbedienten beſtimmt ſind, daß man ferner die jüngern Prinzen, welche nicht auf den Thron kommen ſollen, dahin zu ſenden pflegt, und daß alſo auch der jüngere Bruder des neuen Negus mit ſeinem Hofmeiſter, den ich als einen edeln und weiſen Mann beſchrieben habe, dort lebte. Die Einrichtung, die jüngern königlichen Kinder auf dieſe Weiſe aus aller Verbindung mit dem Hofe und dem Volke zu ſetzen, rührte aber eigentlich aus ältern Zeiten her, und war das Werk herrſchſüchtiger Miniſter, die auf dieſe Weiſe unter den Prinzen den ſchwächſten zum Thronerben auswählen, und die übrigen in Dunkelheit vergraben konnten. Als nun mein Herr Vetter an das Ruder der Geſchäfte trat, und dieſer in der That die beſten, uneigennützigſten Abſichten hatte, wenn gleich er nicht immer glücklich in der Wahl der Mittel war, bat er den alten Negus, jene grauſame Gewohnheit, die Prinzen als Gefangne zu behandeln und in Unwiſſenheit zu erhalten, abzuſchaffen. Er erhielt ohne Mühe von dem gutmüthigen Könige, zugleich mit dem Befehle, den Kronprinzen unter meiner Führung auf Reiſen zu ſchicken, auch für den andern Negus-Sohn die Erlaubniß, nebſt ſeinem einſichtsvollen Mentor, den Aufenthalt in Walduba mit Adowa zu vertauſchen, wo nun die neue Univerſitat gegründet und der Umgang mit Gelehrten fähig war, ſeinen Geiſt vollends auszubilden, und ihn ſein Leben angenehm hinbringen zu machen. Seit fünf Jahren wohnte alſo der junge Herr nebſt ſeinem kleinen Hofſtaate in Adowa.

Als nun meinem Herrn Vetter und mir angekündigt wurde, daß wir jene rauhe und zugleich

gleich ungeſunde Gegend zu unſerm künftigen Aufenthalte wählen ſollten; da wurde uns in der That das Herz ſchwer. Unſer Umgang würde ſich haben auf die dort wohnenden heuchleriſchen und ausſchweifenden Mönche einſchränken müſſen — und welch ein elendes Leben war das! Nach Europa zurück zu reiſen, daran war jetzt nicht zu denken. Die Jahrszeit ſchien dazu nicht günſtig; man würde uns nicht erlaubt haben, etwas von dem Vermögen, welches wir uns geſammelt hatten, mitzunehmen, und als Bettler in unſer Vaterland wieder zu kommen, nach der Rolle, die wir geſpielt hatten — das war ein bittrer Gedanke. Hierzu kam noch, daß, ohne beſondre Empfehlung und Sorgfalt der Abyſſiniſchen Regierung, worauf wir doch jetzt nicht rechnen durften, dieſe weite Reiſe für uns gefährlich, ja! unmöglich wurde.

In dieſer Verlegenheit hielten wir es für Pflicht gegen uns ſelber, den Umſtänden nachzugeben, und uns zu guten Worten herab zu laſſen. Wir demüthigten uns alſo und baten, daß man uns geſtatten möchte, ruhig in Adowa uns niederzulaſſen, wo jetzt eine große Anzahl unſrer Landesleute wohnte, an denen wir in unſern glänzenden Tagen ſo viel auszuſetzen gefunden hatten, und nach deren Umgang wir uns nun innigſt ſehnten. Nicht ohne Schwierigkeit erlangten wir dieſe Vergünſtigung; doch gab man endlich nach, und wir zogen im Anfange des Jahres 1781 nach Adowa.

Undankbar müßte ich gegen das Schickſal ſeyn, wenn ich nicht laut bekennen wollte, daß die ſechs Jahre, welche ich dort im Exil zugebracht habe, mit zu den glücklichſten meines Lebens gehört haben. Wir kauften, mein Vetter und ich, ein kleines artiges Häuschen, nebſt Hof und Garten, richteten uns nicht prächtig, aber gemächlich ein, ſchloſſen uns auf gewiſſe Weiſe an den kleinen Hof des liebenswürdigen Prinzen an, von welchem ich in der Folge noch ſo viel werde ſagen müſſen, und genoſſen den lehrreichen Umgang ſeines mir unvergeßlichen Führers Alwo. (Wie kommt es, daß ich den Nahmen dieſes vortrefflichen Mannes noch nicht genannt habe?) Aber auch die Geſellſchaft der Deutſchen Gelehrten und Künſtler, die dort wohnten, gewährte uns manche angenehme Unterhaltung. Es waren darunter doch gute Köpfe, wenn auch hie und da ein wenig Verſchraubtheit mit unterlief. — Unſer Leben war den Wiſſenſchaften, der Gemüthsruhe und geſelligen Freuden gewidmet; die

Ausbildung meines Geiſtes und Herzens habe ich dieſer ſechsjährigen Periode zu danken.

Was nachher in Abyſſinien vorging, und ich in den folgenden Kapiteln erzählen werde, das habe ich größtentheils in der Entfernung, mit kaltem Blute, ohne thätige Theilnahme beobachtet, und um deſto unparteyiſcher wird nun der Reſt meiner Geſchichte ausfallen.

Vierzehntes Kapitel.

Aufruhr in Nubien. Wirkung davon im Abyſſiniſchen Reiche.

Obgleich die willkührlichſte, höchſt tyranniſche und drückendſte Regierung in Abyſſinien herrſchte, und allgemeines Verderbniß der Sitten täglich mehr Ueberhand nahm, ſo war es dem Negus doch unmöglich, den ein Mahl angezündeten Funken von Freyheit im Denken und Reden gänzlich auszulöſchen. So allgemein war denn auch wirklich die Corruption nicht, daß nicht, beſonders in den Mittelſtänden und unter ſolchen Leuten, die bey Hofe nichts zu ſuchen hatten, nach Tugend, Weisheit und Gradheit geherrſcht hätten. Brachte die übereilte Aufklärung in ſchiefen und aufbrauſenden Köpfen verkehrte Wirkungen hervor, ſo gab ſie doch auch in den beſſer organiſirten Anlaß zu einer nützlichen Gährung, regte manche ſchlafende Kraft auf, und erweckte auch wohl den echten Sinn für Wahrheit und Freyheit. Ich möchte wünſchen, daß diejenigen, welche ſo geneigt ſind, wegen des Mißbrauchs einer

Sache, die Sache ſelbſt zu verwerfen, und die daher auch iezt iede Anſtalt zur Aufklärung verdächtig zu machen ſuchen, weil das Wort Aufklärung ſo oft mißverſtanden wird, und zur Firma ſchädlicher Zwecke dient; ich möchte doch wünſchen, daß dieſe Leute recht wohl calculirten, ob es beſſer gethan ſey, bey ausgemacht tödlichen und anſteckenden Krankheiten, der Natur alles zu überlaſſen, oder Mittel zu wählen, unter denen, wenn ſie auch ein wenig gewagt ſind, doch wohl Eines anſchlagen kann, und woran wenigſtens kein Einziger ſtirbt, der nicht ohne daſſelbe auch geſtorben wäre, oder einen ſiechen Körper behalten hätte.

Je ſtrenger der Negus iedes kühne Wort, das gegen ihn ausgeſtoßen und ihm hinterbracht wurde, beſtrafte, um deſto größer (wie immer das Verbothene ſüßer ſchmeckt) wurde der Reitz, heimlich über die neue Regierung zu raiſonniren. Aber es war nicht bloß vom Raiſonniren die Rede, ſondern das Elend, die Armuth, der Jammer der Völker rührten jedes gefühlvollen Mannes Herz, und erzeugten den leiſen Wunſch in ihm: möchte doch die Vorſehung Hülfe ſchicken! Er ſuchte dann unter dem Haufen einen Freund, dem er ſich vertrauen konnte, dem, wie ihm, die allgemeine Noth des Landes die Seele erſchütterte, und er fand bald einen ſolchen, da nach einem Paar Jahren ſchon, außer dem glänzenden Pöbel, der in den Ringmauern des Pallaſtes ſein Weſen trieb, kein Menſch mit zufriedner, heitrer, froher und freyer Mine umher wandelte. Wenn dann zwey ſolcher Unzufriednen ſich gegen einander aufſchloſſen, dann ſtieß auch wohl Einer von ihnen das Wort heraus: nein! das kann ſo nicht bleiben; es muß anders werden!

Die geheimen Verbindungen, welche ſeit einiger Zeit jeder Anführer einer Partey, jeder Erfinder eines Syſtems, jeder Reformator, zu ſeinen Zwecken nützte, waren auch bey dieſer Gelegenheit nicht unthätig. Man ſtiftete dergleichen, in welchen, unter dem Siegel der Verſchwiegenheit, kühne politiſche Grundſätze gepredigt und die Mitglieder mit Wärme und Enthuſiasmus für Freyheit erfüllt wurden.

Der allgemeine Haß, der in allen Claſſen der Bürger gegen den corrumpirten Hof herrſchte, erweckte einen ſehr wohlthätigen Widerwillen gegen verderbte Sitten; und dieſelben Menſchen, welche bis dahin ſich von dem allgemeinen Strome zu einem üppigen, wollüſtigen und müſſigen Leben hatten hinreiſſen laſſen, ſuchten nun eine

Ehre darin, eine Lebensart zu führen, die von jener abſtach. Man ſahe nun wieder, wenigſtens äußerlich, Eifer für Keuſchheit, Mäßigkeit, Simplicität und für alle geſellige Tugenden erwachen.

Bittre Spötter, die, ohne wahre Wärme für das Gute, nur jede Gelegenheit, etwas Witziges und Beiſſendes zu ſagen, begierig ergriffen, ſchrieben Satyren auf den König, auf das Kebsweib und die Günſtlinge. Man hört auf zu fürchten, was man ein Mahl gewagt hat, in verächtlichem, burleskem Lichte anzuſehen. Dieſe Spöttereyen lieſen abſchriftlich aus Hand in Hand und wurden endlich gar heimlich gedruckt. Einländiſche und auswärtige Dichter, Blätter-Schreiber, Mahler und Kupferſtecher wählten den Abyſſiniſchen Hof zum Gegenſtande ihres Witzes. Bald circulirte eine ungeheure Menge ſolcher Pamphlete. Nun wollte die Regierung größern Ernſt brauchen, Unterſuchungen anſtellen, ließ einen armen Pasquillanten einkerkern — das ſicherſte Mittel, das Uebel ärger zu machen! Wer bis dahin noch nicht frey geſchrieben, geleſen, geredet hatte, der fing jetzt erſt an, und unter Menſchen, die außerdem vielleicht geſchworne Feinde waren, entſtand eine ſtillſchweigende Verabredung, ſich einander nicht zu verrathen; die Buchhändler aber wurden reich dabey und ſorgten für geheime Austheilung aller ſo genannten rebelliſchen Schriften. Das Volk wurde immer kühner; der Miniſter Stilky fand auf ſeinem Schreibtiſche, unter den Supliken, Schandſchriften und Drohungen gegen ihn, und des Morgens prangten an den Thorpfeilern des Schloßhofs Pasquillen auf Se. Majeſtät.

Vielleicht hätte dennoch dieſe allgemeine Gährung weiter keine entſcheidende Folgen gehabt, wenn nicht auf ein Mahl die große Revolution, welche in Nubien anfing und vielleicht noch jetzt nicht gänzlich zu Stande gekommen iſt, in Abyſſinien eine Haupt-Cataſtrophe herbey geführt hätte. Man wird ſich erinnern, welche Schilderung ich im fünften und ſechſten Kapitel des erſten Theils dieſes Buchs von dem Deſpotismus in Nubien entworfen habe; die Völker ſeufzten dort alle unter dem abſcheulichſten Drucke; aber noch war die Unzufriedenheit zu keinem thätlichen Ausbruche gekommen. Ein kleiner Umſtand, dergleichen mehrentheils in dieſer Welt die größern Begebenheiten zu erzeugen pflegt, reizte die Unterthanen des blödſinnigen Königs von Sennar zu einem Aufruhre gegen ſeine Statthalter. Man wählte verkehrte Mitkel, um die Unruhen zu dämpfen, die dann bald weiter um ſich griffen, und ſich den mehrſten Nubiſchen monarchiſchen und republicaniſchen Staaten mittheilten. Der Pöbel, der keine Grenzen kennt, wenn er ein Mahl die erſte Linie überſchritten hat, wurde nun in allen Reichen unbändig; Könige und Fürſten wurden aus ihren Ländern vertrieben, die Volks-Unterdrücker ermordet, Gefängniſſe erbrochen, Palläſte geſchleift, Magazine geplündert, ganze Städte verwüſtet. — Freylich gingen dabey fürchterliche Grauſamkeiten und Ungerechtigkeiten vor; aber an wem liegt denn die Schuld, wenn abſcheuliche Mißbräuche, verzweiflungsvolle Mittel unvermeidlich machen?

Die Abyſſiniſchen Zeitungen waren voll von den Erzählungen dieſer Empörungen in Nubien, und ſo vorſichtig ſie auch waren, dergleichen Unfug als verderblich, unglücklich und unerlaubt darzuſtellen; ſo machten doch dieſe Erzählungen dem Abyſſiniſchen Volke die Wahrheit einleuchtend: daß tauſend vereinigte Menſchen ſtärker ſind als ein Einziger, und daß jene ſich nur ſo lange von dieſem mißhandeln zu laſſen brauchen, als es ihnen beliebt. Dieſe an ſich ſehr einfache Wahrheit wurde jetzt laut und öffentlich geſagt und geſchrieben.

Noch war der Zeitpunct da, wo der Negus alles hätte gut machen können, wenn er weiſe und redliche Rathgeber gehabt hätte; und ſollten je ähnliche Scenen in einem Europäiſchen Staate vorfallen (*); ſo möchte ich wünſchen, daß die benachbarten Fürſten ſich an dieſen Africaniſchen Begebenheiten ſpiegeln möchten, um beſſere Maßregeln zu nehmen, als damahls der Negus nahm. Ein ganzes Volk iſt nicht ſo leicht zum Aufruhre geneigt, als man gewöhnlich glaubt. Jeder Einzelne liebt ſeine Ruhe, bauet, bey Revolutionen, nicht ſo ganz feſt auf den Beyſtand des Nachbars, hofft noch immer auf beſſere Zeiten. Viele ſind dann auch durch Privat-Intereſſe an die jetzige Regierungsform geknüpft; ſieht die Nation nur guten Willen von Seiten des Hofs und darf ſich nur vergleichungsweiſe weniger gedrückt halten, als das benachbarte Volk, ſo trägt ſie mit Geduld das Joch, wenn dieß Joch irgend ein wenig ausgefüttert, ausgepolſtert iſt. Nur dann, wenn die Unterthanen faſt aller Claſſen, durch Tyranney aller Art, ſo auf's Aeußerſte gebracht ſind, daß ſie, deren Leben, Freyheit und Eigenthum ja ohnehin jeden Augenblick von der Willkühr ihres Despo-

---

(*) Vermuthlich hat Herr Noltmann dieß vor dem Jahre 1787 geſchrieben.

Deſpoten abhängen, bey dem Aufruhre nichts mehr verlieren und alles gewinnen können; nur dann greifen ſie zu dieſem verzweifelten Mittel.

Hätte daher der Negus Deputirte aus allen Ständen verſammelt, und, ohne von ſeiner wahren Würde etwas zu vergeben, noch kindiſche Furcht oder böſes Gewiſſen zu verrathen, ihnen vorgeſtellt, ſie ſähen, welche ſchreckliche Unruhen in den benachbarten Ländern herrſchten, und wie nichts weniger als beſſere Ordnung, ſondern allgemeine Anarchie die Folgen der willkührlichen, gewaltſamen Schritte des großen Haufens wären; es ſey aber billig, daß das Volk mit ſeinen Klagen über die Regierung gehört werde, und daß man ihm Rechenſchaft von der Staatsverwaltung ablege; der Fürſt ſey doch eigentlich nur der Vorſteher des Staats; es ſey dieß ein beſchwerliches, gewiß weder angenehmes, noch leicht zu verwaltendes Amt. Auch Er, der Negus, könnte vielleicht manches darin verſehen; gern wollte er einem Würdigern den Platz auf dem Throne überlaſſen, auf welchem ſich's wahrlich nicht ſo weich und ruhig ſitzen ließe, als wohl mancher glaubte. Wollten ſie aber fernerhin Zutrauen zu ihm faſſen; ſo ſey er bereit, allen billigen Beſchwerden abzuhelfen, und, gemeinſchaftlich mit den Repräſentanten, Grundſätze zu beſtimmen, nach welchen dann unabänderlich verfahren werden ſollte u. ſ. w. — Ich ſage, hätte er das gethan; ſo wäre alles gut gegangen.

Wenn doch nur die Fürſten weiſe genug ſeyn wollten, einzuſehen, daß ſie ſichrer und unumſchränkter ein Volk regieren können, das ſich für frey hält, ſich ſelber zu regieren glaubt, als einen Haufen immer unzufriedner, immer murrender Sclaven, denen man nie Rechenſchaft gibt, ſie nicht ein Mahl dann, wenn man ihnen Gutes erweiſet, genug würdigt, um ihnen die Urſache zu ſagen, warum man es ihnen erweiſet! Ein guter Fürſt kann doch nur die Abſicht haben, ſein Volk glücklich zu ſehen, von den weiſeſten, treueſten und beſten Menſchen umgeben und geliebt zu ſeyn, und für ſich und die Seinigen eine frohe, bequeme, auch wohl ein wenig glänzende Exiſtenz zu haben. Das alles kann er ja erlangen, wie es der gute Vater Georg erlangt, und dennoch ſelbſt den Geſetzen unterworfen ſeyn. Wo dieſe Geſetze regieren, dieſe Geſetze von der Nation ſelbſt gegründet ſind, der König aber nur die ausübende Macht hat, alles Gute und nichts

Böſes thun kann; da darf ſich niemand an ihn halten, wenn nicht alles geht, wie es gehen ſollte, und man wälzt nicht wie in unumſchränkten Regierungen, die Schuld von allem, was Schickſal, Zeit und Umſtände herbey führen, auf den, welcher ſich als allmächtig ankündigt. Allein die kleinen Unter-Tyrannen, die ſind es, welche den Fürſten ſolche verkehrte Begriffe einprägen. Sie fürchten, ihren Einfluß zu verlieren, und von beſſern Menſchen aus dem Sattel gehoben zu werden, wenn ihr Herr ein Mahl zu der Erkenntniß käme, daß ſein und des Landes Intereſſe ein einziges und daſſelbe iſt.

Unſer alberner Negus hatte für dieſe Wahrheiten keinen Sinn; auch ſagte ſie ihm niemand. Wie er ſich betrug; davon will ich in den nächſten Blättern Bericht erſtatten.

Funfzehntes Kapitel.

Fortſetzung des Vorigen. Großer Sturm in Abyſſinien. Des Negus Flucht und Tod.

Als zuerſt die Unterthanen des Königs von Sennar die Waffen gegen ihre Tyrannen ergriffen, und man ſich gezwungen ſahe, die benachbarten Könige um Hülfsvölker anzuſprechen; da ſchrieb mir Manim, man affectire am Hofe zu Gondar, von dieſem Aufruhre gar nicht zu reden; ſo ſehr wolle man das Anſehn haben, dieß als eine Kleinigkeit zu verachten. Allein die Gährung breitete ſich bald weiter aus; in Dequin, Bugia und in einigen kleinern Nubiſchen Staaten griff das Feuer der Empörung gleichfalls um ſich, und nun wurde auch unſer Negus gebeten, eine Armee zu Hülfe zu ſchicken. Er war ſogleich dazu bereit, zog die Achſeln über die Schwäche ſeiner nachbarlichen Könige, weil ſie das rebelliſche Lumpen-Geſindel (ſo nannte man die Leute, welche ihre Menſchenrechte gegen ſchändliche Unterdrücker vertheidigten und Macht durch Macht vertilgten!) noch nicht zu

Paaren getrieben hätten; und ſo ließ er denn ein Heer ausrüſten, das einer von des würdigen Stilky's Brüdern anführte, der übrigens kein ganz ſchlimmer Menſch war.

Anfangs ſchrieben die Officier von der Armee, ſie hofften bald wieder nach Gondar zu kommen, die Rebellen wären nur zuſammengelaufner, buntſcheckiger Pöbel, ohne Diſciplin und Waffen-Uebung; man hätte kaum Ehre davon, gegen ſolches Pack zu ſtreiten; ſie liefen in die Wälder, ſo bald ſich nur ein tapfrer Abyſſinier ſehen ließe.

Ganz anders lauteten die Briefe im folgenden Jahre. Da bekamen die tapfern Abyſſinier, wo ſie ſich zeigten, von jenem ſo genannten Pack derbe Schläge; ganze Corps wurden gefangen genommen, und da verwandelte ſich dann des Negus Verachtung in bittern Grimm, vermiſcht vielleicht mit einer kleinen Ahndung, daß der Geiſt des Aufruhrs wohl über die Grenze nach Abyſſinien herein ſchleichen könnte. In der That hatte es auch dazu allen Anſchein; kühne Unternehmungen, beſonders wenn ſie vom Schickſale begünſtigt werden, erwecken immer Bewundrung; man ſprach jezt, in Gondar ſelbſt, laut, mit Intereſſe und Wärme, zum Lobe der Tapferkeit jener braven Nubier, die mit kleinen Haufen ungeübter Leute ganze Armeen erfahrner Krieger in die Flucht ſchlügen. Es fanden ſich Dichter, die dreiſt genug waren, dieſe Thaten zu beſingen; man las mit Eifer die neuen Zeitungen von daher, und murrte unter der Hand darüber, daß der Negus, mit Aufopferung ſo vieler wackern Abyſſinier, ſich in Händel miſchte, die ihn nichts angingen.

Ich merkte in Adova, wo ich dieß alles in der Entfernung beobachtete, daß meinen Deutſchen Gelehrten, beſonders den republicaniſch geſinnten Pädagogen, die Finger juckten, etwas Kühnes über dieſen Gegenſtand ſchreiben zu können; allein ich ſuchte dieß zu verhindern, zeigte ihnen die Unzweckmäßigkeit und Gefahr eines ſolchen Unternehmens. "Man muß," ſagte ich, "der wohlthätigen Hand der Zeit die Sorge überlaſſen, dergleichen Revolutionen zur Reiſe zu bringen; vielleicht kömmt der Augenblick, wo Sie, wenn das Feuer auch hier ausgebrochen iſt, ihre ſchriftſtelleriſche Talente auf eine würdigere Art anwenden können, zur allgemeinen Ruhe etwas beyzutragen und mit philoſophiſchem Geiſte Volk und Monarchen über ihre gegenſeitigen Pflichten aufzuklären. Und denken ſie denn nicht daran, welcher Gefahr Sie ſich ſelber, den edeln Prinzen, und uns Alle ausſetzen würden, wenn der Negus glauben müßte, daß, von Adova aus, der Geiſt des Aufruhrs, vielleicht aus Privatrache von mir und meinem Vetter angereizt, in Abyſſinien erweckt würde?“ — Meine Vorſtellungen bewirkten, was ich gehofft hatte, und nirgends vielleicht im ganzen Reiche wurde mit ſo viel Mäßigung und Nüchternheit von dieſen Angelegenheiten geredet, als grade da, wo ein kleiner Haufen von Menſchen lebte, die ſich nicht wenig über den Monarchen zu beklagen hatten, und deren Einfluß nicht geringe geweſen ſeyn würde, wenn ſie ihn hätten anwenden wollen.

Bald nachher erſchienen von Seiten des Hofs die ſtrengſten Verordnungen, über den Aufruhr in Nubien nicht zu reden, nebſt einem Verbothe aller Schriften, welche davon handelten und aller ausländiſchen Zeitungen. — Wie wenig dieſe Befehle fruchteten, das wird man leicht begreifen; man ſah nun, daß ſich der Negus fürchtete, und das verſchlimmerte das Uebel.

Das nächſte Frühjahr kam heran, und es ſollte eine große Recruten-Ausnahme für die Armee in Nubien vorgenommen werden; aber da weigerten ſich, als ſey deßwegen eine allgemeine Verabredung getroffen worden, die ſämmtlichen Dorfſchaften, ihre junge Mannſchaft auf die Schlachtbank zu ſchicken. Man ließ Regimenter gegen die widerſpenſtigen Bauern anrücken — aber die Soldaten wurden zurück geſchlagen.

In dieſer Noth rief man das ziemlich geſchmolzene Heer aus Nubien zurück. Es kam; aber Anführer und gemeine Soldaten hatten dort Freyheit und Menſchenwürde reſpectiren gelernt; alle weigerten ſich einſtimmig, gegen ihre Mitbürger die Waffen zu führen; und der armſelige Negus ſtand, nebſt dem Haufen ſeiner Lieblinge, in vernichteter Majeſtät, verlaſſen da.

Nun wollte er anfangen, mit dem Volke zu capituliren; allein es war zu ſpät; die Partey war jetzt zu ungleich. Ein zahlreiches Heer hatte ſich unter Anführung eines vom Könige übel behandelten, zurück geſetzten und beſchimpften alten Generals zuſammen gezogen, wurde täglich durch neuen Zulauf verſtärkt, und rückte ſchnell gegen Gondar an.

Was war zu thun? Se. Majeſtät lagen damahls an einer Entkräftung krank, die Sie ſich durch allerhöchſtdero viehiſche Ausſchweifungen zugezogen hatten; Schreck und Aergerniß vermehrten das Uebel; und doch mußte eilig ein Entſchluß gefaßt werden. Der Haufen der Hofſchranzen ſelbſt fing nun an, da die Altäre der Götzen wankten, dem Negus und ſeinem Kebsweibe nicht mehr mit jener ſclaviſchen Ehrerbiethung zu begegnen; ſie wären gern Alle davon gelaufen, wenn ſie nicht geahndet hätten, daß ſie bey der Armee mit dem Staubbeſen würden empfangen werden.

In dieſen Augenblicken von Verzweiflung hatte mein Herr Vetter, der Exminiſter, den Triumph, einen Courier vom Könige in Adova ankommen zu ſehen, welcher ihm einen Brief von dem Monarchen brachte, der ihn in den herablaſſenſten Ausdrücken bat, alles Vergangne zu vergeſſen, und ihn beſchwor, ſich ſogleich zum Kriegsheere zu begeben und alles anzuwenden, das unruhige Volk zufrieden zu ſtellen, indem er die Bedingungen gänzlich ſeiner Klugheit und Großmuth überließ. Der König ſelbſt hatte ſich indeß nebſt ſeinem Hofſtaate nach einer Feſtung führen laſſen, wo er wenigſtens vor den kleinen wilden Haufen, die jetzt ohne Zucht und Ordnung durch das ganze Reich rennten, ſicher ſeyn konnte.

Mein Vetter genoß dieſen Triumph, wie es einem verſtändigen und redlichen Manne zukömmt; er vergaß den alten Groll und begab ſich, begleitet von meiner Wenigkeit, unverzüglich in das Lager der Inſurgenten.

Allein die Zeiten, Vergleichs-Vorſchläge anzunehmen, waren vorbey. Wir wendeten unſre ganze Beredſamkeit vergebens an; die Nation drang auf gänzliche Abſchaffung der monarchiſchen Regierung, auf Vernichtung des Adels, auf Abdankung des ſtehenden Heers, auf Auslieferung der Volks-Unterdrücker, um ſie gebührend zu beſtrafen, verlangte endlich, daß der Negus ſelbſt den Thron verlaſſen und in den Stand eines Privatmannes zurück treten ſollte.

Das waren nun harte Bedingungen; weil wir aber keine Hoffnung vor uns ſahen, dieß National-Urtheil zu mildern, ſo wollten wir wenigſtens den unglücklichen König nicht verlaſſen. Der jüngre Prinz war großmüthig genug, ſeines Bruders Schickſal mit ihm theilen zu wollen; und ſo zogen wir denn, der gute Prinz, ſein vortrefflicher Lehrer, mein Herr Vetter und ich, im Frühjahre 1787 zu dem Negus in die kleine Feſtung, um dort den Ausgang der Sache zu erwarten.

Als wir dahin kamen, fanden wir ſeinen Geſundheits-Zuſtand ſo ſehr verſchlimmert, daß wir bald ſahen, er würde den Schimpf, welcher ihm bevorſtand, nicht erleben. Wirklich ſtarb er wenig Tage nachher, wie ſolche unbedeutende Menſchen zu ſterben pflegen, und wir ließen ihn in der Stille begraben.

Jetzt harrte freylich der Buhlerinn und des ganzen Anhangs ein ſehr trauriges Looß. Der Pöbel, welcher bey ſolchen Revolutionen ſich nie in den Schranken der Gerechtigkeit und Mäßigung hält, hatte ſchon in Städten und Dörfern alle diejenigen auf die grauſamſte Weiſe ermordet, welche er für Creaturen des Hofs hielt; was für ein Schickſal die Haupt-Gegenſtände des allgemeinen Haſſes zu erwarten hatten, das ließ ſich leicht voraus ſehen. Wir wollten doch gern, ſo viel an uns lag, allem fernern Blutvergießen ſteuren; und ſo ſorgten wir dafür, daß dieſer ganze Haufen in der Nacht verkleidet die Feſtung verließ, und durch unbekannte Wege in das Königreich Congo flüchtete; da wir dann weiter nichts mehr von dieſen unwürdigen Menſchen gehört haben.

Sechzehn-

Sechzehntes Kapitel.

Erſte Anſtalten, zu Gründung einer neuen Regierungsform. National-Verſammlung.

Als die Nachricht von des Negus Tode und der Entweichung ſeiner Lieblinge im Lande bekannt wurde, war die Volks-Armee nur noch wenig Meilen von der Feſtung entfernt, in welcher wir uns mit dem Prinzen befanden. Eine unbeſchreibliche Freude bemeiſterte ſich der Gemüther; allein zugleich ſchien auch der Pöbel zu glauben, mit der Vernichtung der Tyranney ſey aller Zwang der Geſetze aufgehoben. Allgemeine Unordnung herrſchte, beſonders auf dem platten Lande; der Stärkere griff zu, um ſeine Habſucht, ſchlug zu, um ſeine Rachſucht zu befriedigen. Gewaltthätigkeiten aller Art und Sittenloſigkeit nahmen die Oberhand; es war Zeit ſchleunige Mittel zu wählen, um dieſem Unweſen Einhalt zu thun; allein wer ſollte hierzu Anſtalt treffen, da kein Oberhaupt an der Spitze ſtand, und die Menſchen beſſerer Art ſelbſt unter ſich uneinig waren, welche Gattung von Regierungsform ſie künftig wählen und gründen ſollten? Das Abyſſiniſche Reich iſt groß; wie in den entfernten Provinzen die Gemüther geſtimmt waren, und ob dort das gebilligt werden würde, was man nun in Gondar vornahm, das konnte man nicht wiſſen. Hier, wo man die liebenswürdigen Eigenſchaften des jüngern Prinzen kannte, ſchien der größte Theil des Vols geneigt, dieſem die Regierung zu übertragen; mißtrauiſchere, vorſichtigere und ſehr republicaniſch geſinnte Leute hingegen wollten dieß theils nur unter gewiſſen Einſchränkungen zugeben, theils durchaus nichts von Herrſchaft eines Einzigen hören. Indeſſen war die Armee groß, und es ließ ſich voraus ſetzen, daß, wenn dieſe ſich einſtimmig für ein Syſtem erklären würde, es nicht ſchwer halten könnte, daſſelbe durchzuſetzen.

In dieſer Lage baten wir alle inſtändigſt den Prinzen, ſich an die Spitze des Heers zu ſtellen, davon der größte Theil ihm ſchon ergeben war, und wovon er den Reſt leicht durch ſeine Leutſeligkeit und edle Beredſamkeit gewinnen würde; allein er wollte ſich durchaus nicht dazu entſchließen, bis endlich die Generale zu ihm gekommen waren, und ihn im Nahmen aller Corps angefleht hatten, ſie nicht zu verlaſſen, ſondern durch ſeine Gegenwart den Gewalthätigkeiten im Lande zu ſteuren und Ruhe und Ordnung wieder herzuſtellen. Da machte ſich denn der Prinz, begleitet von ſeinem ehrwürdigen Mentor und uns Andern, auf, und begab ſich in das Lager, woſelbſt er mit lautem Jauchzen empfangen wurde.

So bald wir bey der Armee angekommen waren, ließ der Prinz allen Truppen ankündigen, daß er ihnen etwas vorzutragen hätte, weſwegen er ſie erſuchte, von jedem Regimente, oder (da das Heer zum Theil nur aus zuſammengelaufenen Haufen beſtand) je aus tauſend Mann, zwey auszuwählen, die man ihm als Abgeordnete ſchicken möchte, damit er dieſen ſeine Abſichten und Plane eröffnen könnte. Dieß geſchahe mit aller Ordnung und Bereitwilligkeit, worauf er denn den Deputirten eine Rede hielt, die, ſo wenig ſie ſtudiert war, für ein Meiſterſtück männlicher, einfacher und erhabner Beredſamkeit gelten konnte. — Ich will nur etwas von dem Haupt-Inhalte derſelben hier herſchreiben; es hieß darin, ihn blende nicht der Glanz der Krone; er habe gelernt die Süßigkeit eines den Wiſſenſchaften und der nützlichen Thätigkeit in kleinern Kreiſen gewidmeten Lebens zu ſchmecken. Er habe oft gefühlt, und fühle noch, wie ſchwer es ſey, ſich ſelber, ohne den Rath eines weiſen Freundes, zu regieren — welche Thorheit alſo, Millionen Menſchen, nach den Einſichten ſeines eignen beſchränkten Kopfs und nach den Gefühlen ſeines leicht irre zu führenden Herzens lenken, und, ohne fremden Beyrath, unumſchränkt beherrſchen zu wollen! — Ihm ſey daher ſchon der Gedanke einer willkührlichen Alleinherrſchaft unerträglich. Nur nach beſtimmten, mit reifer Ueberlegung verfaßten Geſetzen müßten vernünftige Weſen ihre Handlungen einrichten, nicht nach den Winken eines Einzigen unter ihnen. Indeſſen ſey jezt ein ſo ſtürmiſcher Zeitpunct, wo es nicht möglich ſey, über Gründung dieſer Geſetze ſogleich einig zu werden. Er wollte alſo, doch nur auf Ein Jahr, das Ruder des Staats in ſeine Hände nehmen, nicht als ſein Eigenthum, ſondern als ein ihm anvertrautes Pfand, bis er es würdigern Händen übergeben könne. Es ſey hier nöthig, raſche, entſchloſſene Schritte zu thun, um der Anarchie zu ſteuern und Anſtalt zu einer feſten Conſtitution zu machen. Wenn die Abgeordneten der Armee dieß billigten; ſo ſollten dieſe dann ſogleich ſich an die Spitze einzelner Corps ſtellen, mit dieſen in alle Provinzen des Reichs marſchieren und dort mit vollem Ernſt einer militäriſchen Strenge die

Ordnung und Ruhe herſtellen. Sie ſollten hierauf Sorge tragen, daß jedes Dorf und jede Stadt Einen, oder, nach Verhaltniß der Größe, mehr Deputirte, zu welchem die Gemeinen oder Kirchſpiele das größte Zutrauen hätten, ohne allen Unterſchied der Stände, wählten; ſolche Deputirten aus allen den Oertern, welche zu einem Amte gehörten, ſollten wiederum unter ſich zwey Männer auszeichnen, zu deren Vortheil ſich das Urtheil der mehrſten unter ihnen vereinigte; mehrere Aemter, aus welchen eine Provinz beſtehe, ſollten nach eben dieſem Maßſtabe verfahren; und ſo würde denn aus zwölf Provinzen eine Anzahl von vier und zwanzig Menſchen zuſammen kommen — grade nicht zu viel, um wichtige Gegenſtände mit Ordnung und Ruhe verhandeln zu können, und nicht zu wenig, um doch die Verſchiedenheit der Meinungen und Einſichten zu nützen! Dieſe vier und zwanzig Perſonen ſollten ſich in Gondar verſammeln, und ein National-Collegium ausmachen, deſſen Präſident er, der Prinz, vorerſt zu ſeyn, ſich verbindlich mache. Der Zweck dieſer Verſammlung müßte ſeyn, eine auf beſtimmte Geſetze gegründete Staats-Verfaſſung zu Stande zu bringen. Einen Plan hierzu hätte der Prinz, unter Anführung ſeines weiſen Lehrers, ſchon ſeit einibetrachten, weil das National-Collegium nicht Zeit haben würde, neben der Geſetzgebung, ſich noch mit Regierungs-Angelegenheiten zu befaſſen. Er wolle dafür ſorgen, daß die Geſchäfte einen ordentlichen Gang gingen, nach der Weiſe, wie es unter ſeines Vaters Regierung geweſen ſey. Man möge nur nicht den Einwurf machen, ein Jahr ſey nicht hinreichend ein ſo großes Werk zu Stande zu bringen; ſobald man über Grundſätze einig geworden wäre, (und das hoffte er bald zu bewirken) würde die weitre Ausarbeitung nicht viel Zeit wegnehmen; denn die Menge der Geſetze mache ein Land nicht glücklich, ſondern ihre Einfalt, Beſtimmtheit und pünctliche Befolgung. Auch dürfe man nicht einwenden, daß die Prüfung und Beyſtimmung aller, auch der weniger cultivirten Stände, weder nützlich, noch erforderlich zu dieſem Geſchäfte wären, Jeder volljährige Menſch ſey cultivirt genug, um über das zu urtheilen, was er thun oder laſſen müſſe, oder vielmehr, es ſey ungerecht, verlangen zu wollen, daß ein Mann etwas leiſten oder unterlaſſen ſollte, wenn man ihm nicht ein Mahl ſo viel Verſtand zutrauete, einzuſehen, warum man dieß von ihm forderte. Menſchen im Staate ſeyen ja keine Kinder, welche im Blinden zu leiten und gegen ihren Willen ihre

Handlungen zu lenken, andre gewiſſe Menſchen, und noch obendrein die wenigſten an Menge, das Privilegium haben könnten. Wenn alſo der mögliche Fall angenommen werden könnte, daß die größere Anzahl der Bürger in einem Staate Thoren wären; ſo würde es ſehr viel natürlicher ſeyn, dort, mit Einwilligung Aller, thörichte Geſetze zu geben, als einigen Klügern, oder ſich klüger dünkenden zu geſtatten, jenen mit Gewalt ihre Weisheit aufzudringen.

Dieſe Vorſchläge fanden allgemeinen Beyfall, wurden niedergeſchrieben und von den ſämmtlichen Deputirten der Armee, welche mit ihren Corps in alle Gegenden des Reichs zogen, im Lande bekannt gemacht. Hierauf ſchritt man ſogleich zu den Wahlen und binnen wenig Wochen waren die vier und zwanzig National-Deputirten in Gondar verſammelt. Der Prinz aber übernahm, unter dem Titel eines Regenten, die Interims-Regierung, ſchaffte vorerſt die drückendſten Mißbräuche ab, machte aber übrigens keine wichtige eigenmächtige Veränderungen.

Da ich hoffe, daß es den Leſern nicht unangenehm ſeyn wird, wenn ich Sie mit ſeinen Regierungs-Begriffen bekannt mache; ſo will ich in den folgenden Kapiteln den ganzen Plan, welchen er der ehrwürdigen Verſammlung von Deputirten aus allen Ständen vorlegte, ſtückweiſe abſchreiben.

Siebenzehntes Kapitel.

Entwurf der neuen Staats-Verfaſſung. Richtige allgemeine Begriffe von bürgerlicher Freyheit und Geſetzgebung.

Der Menſch in dieſer Welt ſucht Glückſeligkeit, ſucht ſie vorzüglich, wenn er mit andern Menſchen in Verbindung tritt; allein fühlt er ſich hülflos und unbehaglich; um die Summe ſeiner Glückſeligkeit zu vermehren, ſchließt er ſich an ſeines Gleichen an.

Glückſeligkeit iſt Lebens-Genuß, und um des Lebens genießen zu können, muß man frey ſeyn. Lebt man aber in Verbindung mit andern Menſchen, ſo kann nicht jeder Einzelne verlangen, Alles zu genießen; er muß auch den Uebrigen erlauben, ihren Antheil Genuß von den allgemeinen Lebens-Gütern und Vortheilen zu ſchmecken; er muß alſo ſeiner Freyheit gewiſſe Grenzen ſetzen; doch nur ſolche Grenzen, in welchen er, mit der allgemeinen Glückſeligkeit, ſeine eigne, durch einzelne Aufopferungen befördert; denn ſind die

Grenzen der Freyheit zu enge gezogen, die Aufopferungen zu groß, ſo fühlt ſich der Menſch in Verbindung unglücklicher, als im iſolirten Zuſtande; und ſo fällt alſo die Urſache weg, weßwegen er ſich an Andre angeſchloſſen hat. Jedermann wünſcht daher, auch als Staatsbürger, noch immer ſo viel von der natürlichen Freyheit zu behalten, als mit der Wohlfarth des Ganzen beſtehen kann. Es kömmt desfalls darauf an, richtige Begriffe von der bürgerlichen Freyheit feſt zu ſetzen, damit wir, die wir das Joch der Tyrannen abgeſchüttelt haben, um freye Bürger zu werden, uns unter einander verſtehen und wiſſen mögen, was wir ſuchen und was wir erlangen können.

Die Syſteme des Natur- und Völkerrechts, die bey den Europäiſchen Nationen im Gange ſind, und die ich ſtudiert habe, finde ich voll verdrehter, conventioneller Ideen, die nichts weniger als aus der Natur entlehnt, nicht von der nüchternen, vorurtheilsfreyen Vernunft eingegeben ſind; ich finde künſtliche, ja! ſogar religioſe Begriffe mit eingemiſcht, die gar nicht dahin gehören, wovon der Menſch im Stande der Natur nichts wiſſen kann.

Die Freyheit des Menſchen, im natürlichen, rohen, wilden Zuſtande, beſteht darin, daß jeder Einzelne alle ſeine Handlungen willkührlich einrichten, thun darf, was ihm beliebt und wozu er Kräfte hat, und nehmen, was ihn gelüſtet und was er bekommen kann.

Der Menſch im geſelligen Zuſtande unterläßt manche willkührliche Handlung, verſagt ſich manchen Beſitz und Genuß, um Andern dergleichen zu überlaſſen, in der Abſicht, daß dieſe ein Gleiches in Rückſicht ſeiner thun werden, oder er gibt etwas hin, um wieder zu erhalten, und deſto ſichrer das Uebrige zu beſitzen; allein dieſe Aufopferungen ſind willkührlich, ſind das Werk wohlwollender Empfindungen, oder Speculation des Eigennutzes.

Die Menſchen im bürgerlichen Leben bringen dieſe Regeln der Geſelligkeit und gegenſeitigen Aufopferung in gewiſſe Syſteme, ſetzen, mit Uebereinſtimmung Aller, Vorſchriften darüber feſt, die man Geſetze nennt, nach welchen dann jeder handeln muß, zu deren Befolgung man jeden zwingen kann, der im Staate geduldet ſeyn will. Nun fallen alle willkührliche Handlungen weg, weil keine Handlung erdacht werden mag, die nicht Einfluß auf die Wohlfarth des Ganzen haben könnte. Wollte man, wie es von vielen geſchieht, gewiſſe Handlungen davon ausnehmen und dieſe der freyen Willkühr der Einzelnen überlaſſen, ſo würden ſich bald Urſachen und Vorwände für jede Handlung finden. Dieß nun, nähmlich daß jede Handlung des Bürgers vom Staate eingeſchränkt werden darf, ein Gegenſtand der Geſetzgebung werden kann, klingt ſehr deſpotiſch; doch wird das wegfallen, wenn ich mich deutlicher erkläre. Deſpotiſmus beſteht in der Befugniß, die Einem oder Mehrern verſtattet, von Einem oder Mehrern genommen wird, Andern willkührlich vorzuſchreiben, was ſie in einzelnen Fällen thun oder unterlaſſen ſollen; die Gewalt einer vernünftigen Staats-Verfaſſung hingegen beruht auf der Befugniß des ganzen Corps der Bürger, unter ſich, durch Mehrheit der Stimmen, Regeln feſt zu ſetzen, nach welchen jeder einzelne Bürger ſeine Handlungen einrichten ſoll, ſo lange er im Lande leben will, und in der Befugniß der Vorſteher des Staats, mit aller Strenge auf Befolgung dieſer Regeln oder Geſetze zu dringen und zu halten.

Nach dieſen allgemeinen Begriffen beſtimme ich folgende beſondere Sätze:

1) Alle Handlungen eines Bürgers im Staate können ein Gegenſtand der Geſetzgebung ſeyn, weil ſie alle Einfluß auf das Ganze haben können; eine andre Frage aber iſt, ob es gut ſey, über alle Handlungen Vorſchriften zu geben? Es iſt alſo keinem Zweifel unterworfen, daß der Staat ſich zum Beyſpiel in das Erziehungsweſen miſchen und darüber Geſetze geben dürfe, weil es ihm nicht einerley ſeyn kann, was für Bürger ihm die folgende Generation liefert; allein es iſt noch nicht ausgemacht, ob es zweckmäßig und vortheilhaft ſey, oder nicht, ſich in das Geſchäft der Privat-Erziehung zu miſchen. Ganz gleichgültige Handlungen einzuſchränken, wäre nun vollends Thorheit.

2) Neue Geſetze aber, welche die Freyheit gewiſſer Handlungen einſchränken, können nur mit Wiſſen und Willen aller erwachſenen Bürger im Staate gegeben werden.

3) Da nicht zu erwarten ſteht, daß Tauſende leicht einerley Meinung ſeyn werden; ſo muß, bey einer ſolchen Geſetzgebung, die Mehrheit der Stimmen entſcheiden. Die weiſeſte Meinung iſt nun aber freylich nicht immer die Meinung des größern Haufens; allein jeder kann ſich für den Weiſeſten halten; und wer darf dann entſcheiden?

Es bleibt daher kein anderes Mittel übrig, als die Meinung der mehrſten für die beſte Meinung zu halten; und am Ende muß es ja auch von dem größten Hauſen abhängen, unweiſe Geſetze zu geben, wenn er nun ein Mahl keine andre haben will, weil der größere Hauſen der ſtärkſte Theil iſt, und das Recht der Stärkern in der ganzen Natur die Oberhand hat.

4) Es muß jedermann erlaubt ſeyn, wenn ihm dieſe Geſetze nicht gefallen, das Land zu verlaſſen, in welchem man gezwungen wird, nach denſelben zu handeln. Ein Geſetz alſo, welches den Bürgern im Staate das Auswandern verbiethet, iſt ein tyranniſches Geſetz; denn die bürgerliche Einrichtung ſoll eine Wohlthat für einzelne Menſchen ſeyn, und man darf niemand zwingen, wider ſeinen Willen Wohlthaten anzunehmen.

5) Durch das Recht des Stärkern, folglich auch durch Vereinigung der größern Anzahl gegen die kleinere, folglich auch durch Entſcheidung der Mehrheit der Stimmen, könnten ungerechte Befehle gegeben werden; die bloße Freyheit aber, ſich dieſen Ungerechtigkeiten durch Auswanderung aus dem Lande zu entziehen, ſcheint manchen guten und nützlichen Bürger in die Verlegenheit ſtürzen

zu können, des Eigenſinns vieler ſchiefen Köpfe wegen, mit ſeinem gradern Kopfe, das Land zu verlaſſen und die Früchte ſeines Fleiſſes darin mit dem Rücken anzuſehen, ein Land, in welchem er manche andre Gemächlichkeit fand und auf vielfache Weiſe Gutes ſtiften konnte. Um auch dieſen Nachtheil vom Staate abzuwälzen, muß man jedem erlauben, die Gemüther der größern Anzahl zum Vortheile ſeiner Meinung zu lenken. Da doch am Ende alles auf dem Recht des Stärkern beruht, ſo darf man auch niemand die Mittel benehmen, durch Stärke des Geiſtes, durch die Uebermacht, welche höhere Verſtandeskräfte gewähren, der andern Macht das Gleichgewicht zu halten. Es muß daher jedem unverwehrt bleiben, frey über zu machende und zu verändernde Geſetze ſeine Meinung zu ſagen und zu ſchreiben, und alle Künſte der Ueberredung und jedes andre Mittel anzuwenden, um den großen Haufen, welcher entſcheidet, auf ſeine Seite zu bringen. Wendete er unedle Mittel an, und ließen ſeine Mitbürger ſich durch unedle oder ſophiſtiſche Gründe lenken, ſo wäre das ein Zeichen, daß die mehrſten dieſer Leute ſchlechte, unvernünftige Menſchen wären; und da würde dann erfolgen, was ſie verdienten und der Ordnung der Dinge angemeſſen iſt — ſie würden eine ſchlechte Staats-

Verfaſſung bekommen. Dieß wird aber ſchwerlich je der Fall ſeyn, und wenn man nur zwanglos der Ordnung der Natur den freyen Lauf läßt, ſo wird auf die Länge immer die Sache der geſunden Vernunft die Oberhand behalten.

6) Iſt ein Geſetz ein Mahl gegründet, ſo muß freylich die heranwachſende Generation ſich demſelben unterwerfen, obgleich ſie nicht ihre Stimme dazu gegeben hat; denn ſie hat ja keinen neuen Staat zu errichten, ſondern der Staat iſt ſchon gegründet, in welchem zu leben die Neuhinzukommenden entweder die Freyheit behalten, und ſich dann den Vorſchriften unterwerfen müſſen, oder aber auswandern mögen. Allein auch dieß könnte zu einer Art von Ungerechtigkeit werden; nach Verlauf eines Jahrhunderts lebt ja keiner von den Geſetzgebern mehr; auch verändern ſich die Zeiten und Umſtände; da iſt es dann unbillig, daß Menſchen ihren freyen Willen nach Vorſchriften einſchränken ſollen, die in alten Zeiten Perſonen gegeben haben, welche gar keine Gewalt über die Handlungen ſolcher Menſchen haben konnten, die damahls noch nicht exiſtirten. Um auch dieſen abzuhelfen, muß jedem Bürger im Staate frey ſtehen, nicht nur über zu gebende Verordnungen ungeſtört ſeine Meinungen zu

ſagen und ſie auf alle Art gelten zu machen, ſondern dieſe Freyheit muß ſich auch auf ſein Urtheil über ſchon exiſtirende Geſetze und Einrichtungen erſtrecken, die er abgeſchafft zu ſehen wünſcht. — **Frey und ungehindert muß alſo jeder Bürger über Regierung und Staatsverwaltung reden und ſchreiben dürfen.**

7) Da der Ton des Zeitalters, da Lebensart und Sitten, Verhältniſſe der Einwohner gegen einander und gegen Fremde, das Land ſelbſt, kurz! alles, in einem Zeitraume von einem Menſchenleben ſich verändert, ſo werden manche heute gegebene Geſetze, nach funfzig Jahren unnütz und zwecklos ſeyn. Es iſt daher der Klugheit gemäß, daß die Volks-Verſammlung, nach Ablauf einer gewiſſen, zu beſtimmenden Zeit, die ſämmtlichen Landesverordnungen auf's neue durchgehe, unterſuche, Einwendungen dagegen und nützliche Vorſchläge zu Abänderungen und Neuerungen, von jedem Bürger im Staate ſich vorlegen laſſe, und darnach ein neues Geſetzbuch verfertige.

8) So gewiß jede Handlung eines Bürgers durch Geſetze beſtimmt oder eingeſchränkt werden darf, wie ich das ſchon bewieſen habe, ſo ſehr befördert es die allgemeine und die Privat-Glückſeligkeit, daß man bey der Geſetzgebung darauf

Rückſicht nehme, ſo wenig als möglich die natürliche Freyheit einzuſchränken, ſich unter einander keinen unnützen, oder gar ſchädlich werdenden Zwang aufzulegen. Es werden daher bey unſrer Legislation eine Menge kleiner Verordnungen wegfallen, die bey andern Völkern ganze Bände füllen.

9) Da die Gewalt der Geſetzgebung ſich nur auf Handlungen erſtreckt, ſo können Gedanken und Meinungen gar nicht, offenbare Abſichten ſehr ſelten ein Gegenſtand derſelben ſeyn.

10) Was der Menſch beſaß, ehe er in die bürgerliche Verbindung trat, was er ohne ſie beſitzen kann, was er ihr nicht zu verdanken, von ihr nicht zu erwarten hat, wovon ſie ihm den Beſitz nicht zuzuſichern vermag, endlich was er ihr nicht aufopfern kann, weil er ſelbſt nicht Herr darüber iſt; das darf eben ſo wenig ein Gegenſtand der Geſetzgebung werden.

11) Weil es jedermann erlaubt ſeyn muß, auch über die wichtigſten Dinge frey und offenherzig ſeine Meinung zu ſagen, und nur Handlungen der Gegenſtand der Geſetzgebung ſind, ſo dürfen alſo geſprochene und geſchriebene Worte, von welcher Art ſie auch ſeyn mögen, nie durch Geſetze eingeſchränkt werden.

12) Da auf dieſe Weiſe der Staat den Bürgern Gelegenheit gibt, öffentlich alles Gute zu thun und zu reden, zum Beſten des Ganzen und zu ihrer eignen Wohlfarth alle redliche Mittel anzuwenden, ſie auch gegen Beeinträchtigung dieſer Freyheit kräftig ſchützt; ſo darf er dagegen deſto ſtrenger jede geheime Machination, jede verſteckte Meuterey, jede im Finſtern ſchleichende Wirkſamkeit einzelner und verbundner Menſchen, jede anonyme Verunglimpfung, Schmähung und Anklage, verdächtig ſinden und ahnden; denn da, wo man der Vernunft der Ausbreitung nützlicher Kenntniſſe und der Ausführung nützlicher Zwecke keinen Zwang auflegt, da kann es keine erlaubte geheime Künſte und keine redliche geheime Plane geben. — So viel von der bürgerlichen Freyheit und den Grenzen der geſetzgebenden Macht im Allgemeinen!

Achtzehntes Kapitel.

Fortſetzung. Staatsbediente und Vorſteher; Aemter; Stände.

Ich ſehe voraus, daß, bey den beſondern Vorſchlägen, die ich nun zu Errichtung einer neuen Staatsverfaſſung wagen will, von allen Seiten der Einwurf mir entgegen geſtellt werden wird, ſolche gegen alle bisher herrſchend geweſene Ideen ſtreitende Einrichtungen ließen ſich, ohne gänzlichen Umſturz der ganzen Verfaſſung und ohne unabſehliche Verwirrung, nicht einführen. — Ich will dieß zugeben; allein meine Abſicht iſt auch nur, meinen Mitbürgern das Ideal einer vollkommnen Verfaſſung, wie ich ſie mir denke, hinzuſtellen. Betrachten Sie dieß Ideal genau, unterſuchen Sie, ob es ganz oder zum Theil zu erreichen iſt! und wenn Sie dann auch nur einige meiner Vorſchläge nützlich und anwendbar finden, ſo werde ich meine Mühe nicht verloren zu haben glauben. Allein ich muß Sie zugleich ermuntern, ſich nicht durch Vorliebe für das Alte, nicht durch Privat-Eigennutz, noch durch

Schwierigkeiten abſchrecken zu laſſen, das wahrhaftig Gute, dem Ganzen Nützliche, mit Hinwegwerfung alles deſſen, was auch durch verjährte Vorurtheile gleichſam geheiligt ſcheint, mit Wärme und unverdroſſen zu ergreifen. Iſt man ein Mahl von der Güte eines neuen Syſtems und von der Mangelhaftigkeit des bisherigen überzeugt, ſo iſt es beſſer, das alte mit Stumpf und Stiel auszurotten, als ewig zu flicken und nie ein vollkommnes Ganzes zu Stande zu bringen. Was helfen Palliativ-Curen, wenn man voraus ſieht, daß, früh oder ſpät, ohne gewaltſamen Schnitt, der Tod unvermeidlich iſt? — Rücken wir der Sache näher!

Ohne Haupt-Triebfeder kann keine Maſchine beſtehen, ohne Oberhaupt keine Geſellſchaft Beſtand haben; es muß alſo das Ruder des Staats gewiſſen Händen anvertrauet werden; nur muß dafür geſorgt ſeyn, daß der Mechanismus des Ganzen ſo geordnet ſey, daß die dirigirende Kraft darin dem Gange keine willkührliche Richtung geben, nichts mehr thun könne, als grade was eine Feder in einem Uhrwerke bewirkt, nähmlich, alle übrigen, nach gewiſſen Regeln fortlaufenden Räder und Walzen die erſte Bewegung zu geben. Je einfacher dieß erſte Reſſort iſt, deſto weniger

Verwirrung wird zu beſorgen ſeyn; nach dieſer Analogie halte ich es für beſſer, daß Eine, als daß mehrere Perſonen die mechaniſchen Bewegungen des Staats-Cörpers dirigiren. — Ich rathe Euch alſo Einen Mann — nennt ihn König, oder wie Ihr wollt! — zu wählen, der für Ausübung Eurer Geſetze und Aufrechthaltung Eurer Einrichtungen ſorge. Man weiß dann, an wen man ſich zu halten hat, und Er fühlt, daß Ehre und Schande und Verantwortung auf ihn allein fällt, ſtatt daß da, wo Mehrere die Hände am Ruder haben, Verſchiedenheiten in den Characteren, Zwiſt, Mißverſtändniſſe, die Einheit des Ganzen ſtören, die Geſchäfte aufhalten und, indem Einer die Schuld auf den Andern ſchiebt, die Laſt dem Andern aufladet, nichts mit Eifer und Ordnung betrieben wird.

Unſern König müſſen wir aus dem ganzen Volke wählen, und das ganze Volk muß ihn wählen, und zwar einen Mann, der ſchon der Nation bekannt iſt, folglich einen unter den Statthaltern, von denen ich nachher reden werde. Er bekleidet ſeine Stelle, ſo wie alle übrige höhere Staats-Bediente, nur ſechs Jahre lang, und tritt dann in den Privatſtand zurück, wenn man ihn nicht etwa auf's Neue wählt. Während ſeiner Amtsführung kann niemand ihn zur Verantwortung ziehen; ſo bald ſeine Zeit verfloſſen iſt, kann die National-Verſammlung Rechenſchaft von ihm fordern. Eine Art, aller mannbaren Bürger Stimmen zu ſammeln, habe ich vorgeſchlagen, als ich den Häuptern des Kriegsheers meinen erſten Entwurf zu Errichtung einer National-Verſammlung vorlegte.

Der König hat, ſo lange ſeine Regierung dauert, unumſchränkte Gewalt, die Geſetze der Nation mit aller vorgeſchriebenen oder erlaubten Strenge, in Ausübung bringen zu laſſen. Er wacht über die Ordnung im Ganzen; an ihn laufen die Berichte der Statthalter; bey eiligen, in den Geſetzen nicht beſtimmten Fällen, befiehlt er vorerſt, was geſchehen ſoll; iſt die Sache wichtig, betrifft ſie zum Beyſpiel Krieg und Frieden; ſo beruft er die National-Verſammlung, oder erbittet ſich ſchriftlich ihre Stimmen. Dieſe National-Verſammlung kömmt ordentlich zwar nur alle ſechs Jahre ein Mahl zuſammen, weil dann die Mitglieder, woraus ſie beſtehen ſoll, aus allen Provinzen gewählt werden; allein dieſe ſechs Jahre hindurch bleibt doch jeder von den National-Räthen in dem Verhältniſſe, daß er bereit ſeyn muß, mit ſeiner Perſon oder ſeinem

Gutachten ſich einzuſtellen. In allen Fällen, die ein Mahl in den Landes-Geſetzen beſtimmt ſind, bedarf es weiter keiner Anfragen, der König darf darin nichts willkührlich thun, muß immer pünctlich auf Befolgung derſelben halten, darf eigenmächtig keine Strafen verhängen, aber auch keine Strafen erlaſſen, noch mildern.

Im Kriege iſt der König kein Heerführer, ſondern bleibt, ſo wie alle Staatsbediente, im Lande. Die Generale werden von der National-Verſammlung ernannt und mit Inſtructionen verſehen.

Er iſt verpflichtet, jeden Morgen drey Stunden lang jedermann, der ihn ſprechen will, vor ſich zu laſſen, Klagen anzuhören, oder ſchriftliche Aufſätze darüber zu fordern, wenn das nöthig iſt, und dann die Sachen den verſchiednen Gerichtshöfen zur Beſorgung zu übergeben. Sechs untergeordnete Staats-Räthe arbeiten unter ſeiner Anweiſung in dieſen Geſchäften.

Mit ihm zugleich wird ein Vice-König erwählt, der aber nicht eher etwas mit Staats-Geſchäften zu thun hat, als bis der wirkliche König krank, zur Arbeit unfähig wird, oder ſtirbt.

Die Reſidenz des Königs und des Staatsraths wird gleichfalls alle ſechs Jahre, nach der Reihe.

Reihe, aus einer der zwölf Hauptſtädte des Landes in die andre verlegt.

Des Königs Perſon iſt nicht heiliger als die eines jeden andern nützlichen Bürgers; ihm wird keine Art von äußerer, ſclaviſcher Verehrung bewieſen; er iſt kein Geſalbter und kein Statthalter Gottes; er hat keine Leibwachen, keine ausgezeichnete Kleidung; ſeine Kinder und Verwandte ſind Privat-Leute, wie wir Alle; er iſt niemand in Gnaden gewogen, und niemand iſt ihm unterthänig. Er erhält während der ſechs Jahre ſeiner Amtsführung, da er nicht Muße übrig hat, durch Betreibung andrer Geſchäfte ſeinen Unterhalt zu gewinnen, ein anſehnliches, doch nicht das Einkommen eines reichen Privatmannes überſchreitendes Jahrgeld; allein der Staat beſoldet ihm keine Hofſchranzen, keine Müſſiggänger, hält ihm keine Spielwerke. — Unſer König ſoll ein weiſer Mann ſeyn, und ein weiſer Mann iſt über Flitterſtaat, unnütze Bedürfniſſe und Thorheiten hinaus.

Der König kann keinen, auch den geringſten Diener des Staats nicht, weder ernennen, befördern, noch abſetzen. Alle werden entweder von ihren Untergebenen, oder von ihres Gleichen gewählt, oder, beſonders die, welche Beſoldung

[illegible]

erhalten, von dem Collegio ihrer Vorgeſetzten ernannt. Zu allen dieſen Aemtern aber die Subjecte, ſo wie überhaupt alles, was der König nöthig und nützlich findet, in Vorſchlag zu bringen, das iſt ſeine Pflicht; und ſeine Mitbürger werden gewiß gern, wenn ſie können, auf ſeine Empfehlungen Rückſicht nehmen, da ſeine Geſchäfte ihn in den Stand ſetzen, die Bedürfniſſe des Landes und die Fähigkeiten einzelner Perſonen genauer kennen zu lernen.

Wundert Euch nicht, meine lieben Mitbürger! wenn ich meinem Könige ſo wenig willkührliche Macht einräume, ihn ſo gänzlich den Geſezen und der Nation unterwerfe! Ihr habt es hier geſehen, welche ſchreckliche Dinge der Deſpotismus anſtellen kann; und wenn Ihr überlegt, wie groß der Reitz eines ehrgeizigen Mannes iſt, ſeine Gewalt über andre Menſchen immer weiter auszudehnen; wenn Ihr einen Blick in die Geſchichte werfet und da leſet, wie die Beherrſcher der Völker in allen Zeitaltern ſtufenweiſe weiter gegriffen haben, von einer Gewaltthätigkeit zur andern fortgeſchritten ſind, bis zuletzt ganze Völker ſich und Gottes Erdboden, den ſie bebauet hätten, als das Eigenthum eines höchſt elenden Menſchen anſahen, der ihnen nach

Belie=

Belieben Geſetze gab, die er ſelbſt nicht hielt, und, wenn er ein Mahl einen Ueberreſt von Menſchlichkeit und Pflicht-Erfüllung zeigte, dieß denen Leuten, welche ihn ernährten und beſchützten, fur überſchwengliche Gnade und Huld verkaufte — wenn Ihr das alles überlegt; ſo denke ich, Ihr werdet die Nothwendigkeit einſehen, bey Gründung einer neuen Conſtitution, auch die entfernteſte Möglichkeit, wiederum unter das Joch der Tyranney zu kommen, aus dem Wege zu räumen. Wem ſchaudert nicht die Haut, wenn er lieſet, wie Philipp der zweyte von Spanien und ſein Herzog von Alba mit der Exiſtenz der Menſchen geſpielt haben; wie gegen Sclaverey unempfindlich gewordene Menſchen den kleinen, verachtungswerthen Ludwig den Vierzehnten, der ſeiner niedrigen, kindiſchen Eitelkeit Millionen Leben und den Flor des Reichs aufopferte — den Großen nannten; wie das Oberhaupt eines Standes, der den Eid der Keuſchheit ſchwören muß, der Chef einer Religionsparthey, die Hurer und Ehebrecher zur Verdammung verurtheilt, wie der Pabſt Alexander der Sechſte ſeine anerkannten Baſtarte zu Herzogen erhob, und in öffentlicher Unzucht und Blutſchande lebte; wie endlich noch jezt in allen Ländern Europens große und kleine Fürſten mit Verordnungen und Straſen Unfug treiben, und Todes-Urtheile über Verbrechen unterzeichnen, die ſie und ihre Lieblinge täglich begehen! — Und dieſe Beyſpiele ſollten uns nicht die Augen öffnen? — Doch, laſſet uns jetzt von den übrigen Staats-Bedienten reden!

So lange ein Mann Mitglied des Nationalraths, oder des höchſten Volks-Tribunals iſt, kann er kein Amt im Staate bekleiden, denn er kann nicht zugleich Herr und Diener ſeyn.

Die Staatsräthe des Königs haben keine Stimme, ſondern beſorgen nur, unter ſeiner Anweiſung, das Mechaniſche der Geſchäfte. Sie ſind alſo eigentlich keine Staats-Bediente, obgleich die Nation ſie beſoldet; der König allein wählt ſie ſich, kann ſie nach Willkühr annehmen und verabſchieden, denn er allein hat mit ihnen zu arbeiten.

Das ganze Reich iſt in zwölf Provinzen getheilt; jede Provinz hat eine große Stadt, die, wie ich ſchon geſagt habe, abwechſelnd die Reſidenz des ganzen Reichs wird. In jeder dieſer Städte wohnt ein Statthalter, der in ſeiner Provinz die Stelle bekleidet, welche der König im ganzen Reiche verſieht, doch alſo daß er an den König berichten muß. Der Statthalter iſt der Präſident des Provinzial-Tribunals, das, außer ihm, aus ſechs Räthen beſteht, und Juſtiz- Finanz- und alle andre Angelegenheiten der Provinz dirigirt. Jeder Rath hat eine Stimme; der Statthalter nur dann, wenn die Meinungen getheilt ſind. Der Statthalter und dieſe Räthe werden aus den Municipal-Magiſtraten und von denſelben gewählt, und von der Nation beſoldet. Weiter hinunter muß jeder Staats-Bediente ſein Amt unentgeltlich verwalten. Nur die unbeträchtlichſten kleinen Stellen, wie zum Beyſpiele die der Aufſeher über Straßen und Dämme, Nachtwächter und ſo ferner ſind mit Gehalt verknüpft. Alle wichtige Aemter werden nur ſechs Jahre lang von denſelben Perſonen bekleidet.

Außer der großen Provinzial-Stadt ſind in jeder Provinz nur noch drey kleinere Landſtädte und drey große und neun kleinere Dörfer. Es iſt vorgeſchrieben, aus wie viel Häuſern und Familien höchſtens dieſe Städte und Dörfer beſtehen dürfen. Dieß iſt nach der möglichſt zu erwartenden Bevölkerung beſtimmt. Nimmt irgendwo die Volks-Menge über dieſe Grenze hinaus zu, ſo wird den übrigen Familien in einer andern Gegend, wo die Anzahl noch nicht vollſtändig iſt, ein Aufenthalt angewieſen.

In jeder der kleinern Städte iſt ein Municipal-Magiſtrat, der aus einem Vorſteher und vier Beyſitzern beſteht; dieſe werden aus und von der Bürgerſchaft gewählt.

Drey kleinere Dörfer ſtehen unter einem Beamten, der zwey Gehülfen hat, und mit dieſen in dem größern Dorfe wohnt. Er und ſie werden von den Landleuten gewählt. Es müſſen aber Männer ſeyn, die in dem größern Dorfe anſäſſig ſind.

Jedes kleinere Dorf hat einen Richter, den die Einwohner wählen.

Alle kleinere Stellen werden durch Wahlen in den Stadt-Quartiren und Dorf-Gemeinen alle drey Jahre beſetzt. Berichte, Anfragen und Forderungen gehen von unten hinauf, doch alſo, daß die Dorf-Angelegenheiten durch die Beamten, die Stadt-Sachen durch die Magiſtrate an das Provinzial-Collegium gehen. Eben ſo laufen die Antworten und Beſcheide von oben herunter. Was in den Geſetzen klar beſtimmt iſt, darüber wird nicht angefragt, ſondern es wird kurz abgethan. Die letzte Inſtanz für jemand, der auf dieſem Wege keine Befriedigung findet, iſt der König, der, wenn die Sache wichtig iſt, ſie dem National-Collegio vorträgt.

Da die Regierungsgeſchäfte auf dieſe Weiſe gar nicht verwickelt ſeyn werden, ſo bedarf es nicht für jeden Zweig derſelben eines eignen Collegiums. Die Haupt-Regierung, die Provinzial-Directionen, die Stadt-Collegia und die Dorf-Obrigkeiten haben zugleich das Juſtiz- Finanz- Kriegs- und Policeyweſen, kurz! alles zu beſorgen.

Jeder Abyſſinier in der Stadt und auf dem Lande iſt verbunden, noch außer den Jahren, da er die Waffen tragen muß, wovon in der Folge geredet werden wird, wenigſtens drey Jahre ſeines Lebens hindurch unentgeltlich ein kleineres bürgerliches Amt zu verwalten — gleichviel welches! Er muß es annehmen, wenn das Zutrauen ſeiner Mitbürger ihn dazu erwählt.

Alle Aemter, Stände und Gewerbe im Staate aber ſehen wir für gleich wichtig und vornehm an. Das Wort Rang wird bey uns gänzlich unbekannt werden. Der Staat bedarf eben ſo nothwendig eines Nachtwächters, als eines Beamten, eben ſo nothwendig eines Schuſters, als eines Gelehrten. Wer kann beſtimmen, wie viel eignes Verdienſt der Mann, und wie viel mehr oder weniger Nutzen das gemeine Weſen davon zieht, daß dieſer Mann grade Talente zu dem und nicht zu jenem Geſchäfte von der Natur erhalten, oder ausgebauet hat? Und welcher Mann verdient wohl mehr Achtung und Vorzug, der, welcher, mit beſondrer Fertigkeit und mit unausgeſetztem Fleiße, Jahr aus Jahr ein, Schwefelhölzer ſchnitzelt und davon ſeine Familie ernährt, oder der Bücherſchreiber, der ein Mahl vortreffliche Dinge hat drucken laſſen, die übrige Zeit ſeines Lebens aber gefaullenzt und, bey der Ungewißheit, ob er mit ſeiner Schriftſtellerey wirklich etwas Gutes geſtiftet, die Gelegenheit und Pflicht, unmittelbar ſeine Kräfte dem gemeinen Weſen zu widmen, verabſäumt hat? Vom Schuſter kaufe ich Schuhe, weil er das Schuhmachen gelernt hat, vom Arzte eine Vorſchrift für meine Geſundheit, weil er ſich darauf verſteht. Der Eine kann ſich glücklicher fühlen in dem Beſitze einer edlen Kunſt, als der Andre mit ſeiner bloß mechaniſchen Geſchicklichkeit; das iſt ſeine Sache; aber ich, der ich beider bedarf, warum ſoll ich weniger tief den Hut abziehen vor dem, der meine Blöße bekleidet, damit ich nicht durch Verkältung krank werde, als vor dem, der mir, wenn ich krank bin, zu helfen ſucht? Mit der innern Ehrerbiethung und Achtung, ja! da iſt es ganz etwas anders; wenn wir dieſe zum Maßſtabe unſrer äußern Behandlung annehmen wollen, ſo bin ich gern zufrieden. Da wird man denn aber auch dem ehrlichen Tagelöhner oft eine tiefe Verbeugung machen müſſen, indeß der ſchelmiſche Miniſter, wie er es verdient, über die Schulter angeſehen wird. In deſpotiſchen Staaten hält ſich der geringſte Fürſten-Sclave, und wäre er auch nur ein gemeiner Schreiber, für ein Weſen beſſerer Art, als der freye, unabhängige Handwerksmann. — Fort mit dieſen Armſeligkeiten! Fort mit Rang und Titeln! Die Rückſichten, welche man auf höheres Alter, auf beſſere Erfahrungen, auf Weisheit, Güte, feinere Sitten und Herzens-Sympathie nimmt und im äußern Betragen zeigt, die werden nie wegfallen; aber vor falſchem Glanze und eingebildeten Vorzügen wollen wir nicht länger die Knie beugen. Der redliche und verſtändige Bauer ſtehe in unſrer Achtung hoch über den nichtswürdigen Sohn des Staatsraths. Der Vorgeſetzte im Amte iſt nur in Amts-Geſchäften vornehmer, als ſein Untergeordneter; außerdem gilt er nicht mehr, als was er, als Menſch betrachtet, werth iſt. Sollten wir Geſandten an fremde Höfe ſchicken, ſo müſſen dieſe in Geſellſchaft andrer Bothſchafter allen Rangſtreit aufgeben. Sie ſind nicht Stellvertreter eines Deſpoten, ſondern Geſchäftsträger einer Nation; und ein Volk iſt nicht vornehmer, als das andre.

Noch viel alberner als die Idee von Rang und Titel überhaupt, iſt der Begriff von ererbten oder erkauften, oder von einem Menſchen dem andern verwilligten Range und Titeln — mit einem Worte! der Begriff von erblichem und ertheiltem Adel. Wie kann ein Fürſt, und wäre ſeine Macht auch unbegrenzt, ein ganzes Volk zwingen, einen Menſchen für edel zu halten? Wie kann er die Nachkommenſchaft dieſes Mannes, die noch nicht exiſtirt, ſchon zum voraus für edel erklären? Wie kann der, welcher Verdienſte um ſein Vaterland hat, die größere Achtung ſeiner Mitbürger auf einen Andern übertragen, der vielleicht gar keine Verdienſte hat, gar keine Achtung verdient? Wie ſchreyet man über Ungerechtigkeit, wenn in einem Lande der rechtſchaffne Sohn eines ſchlechten Vaters einen Theil der Verachtung und Strafe mit tragen muß, die ſein Erzeuger verwirkt hat? — Und dennoch findet man es billig, daß ein verachtungswerther, dummer Menſch auf die größte äußere Ehre, auf die höchſten Staats-Bedienungen, auf Freyheiten, Vorrechte, Exemtionen, Einkünfte und andre Vortheile Anſpruch machen dürfe, weil das Ungefähr ihn muthmaßlich hat von einer Familie abſtammen laſſen, von welcher ein Mahl ein Mann von vorzüglich guten Eigenſchaften das Oberhaupt geweſen iſt, vielleicht auch nur dieſe Vorrechte für ſich und die Seinigen erkauft oder erſchmeichelt hat!

Alſo kein Adel und keine Titel mehr unter uns! Iſt es aber nicht grauſam und gewaltthätig, einer ganzen Claſſe von Bürgern Vorrechte zu rauben, in deren langjährigem Beſitze ſie ſind? — Nichts weniger! denn nach dieſer Lehre dürften ja gar keine verjährte Mißbräuche abgeſchafft, keine durch Uſurpation erſchlichene Rechte vernichtet werden. Und hätten unſre Vorfahren ihren Tyrannen und deren Gehülfen jene Privilegien, die wir nun aufheben, durch die heiligſten Eide, auf ewig zugeſichert; — was kümmert das uns? Durften ſie etwas verſchenken, was nicht ihr Eigenthum war? durften ſie Geſetze geben, die den erſten Geſetzen der Menſchheit widerſprechen?

Allein ich ſehe auch ſchon voraus, wie wenig Verwirrung dieſe Abſchaffung der erblichen Vorzüge, dieſe Vernichtung eines falſchen Stämpels des Verdienſtes ſtiften wird. Die Edeln unter den Edelleuten werden ſich nun freuen, wenn ſie überzeugt ſeyn können, daß ſie die Achtung, welche ihnen ihre Mitbürger vor wie nach beweiſen werden, nun wirklich ihrem wahren Werthe und nicht dem Vorurtheile zu danken haben; ihre Kinder werden ſich beſtreben, ſich zu guten nützlichen Mitgliedern der Geſellſchaft zu bilden, um nicht die Demüthigung zu erleben, geringere Vorrechte, als ihre Aeltern zu genießen. Nur die ſo genannten Parvenüs, die ſo lange nach dieſen elenden Vorzügen gekämpft haben, und die Unwürdigſten unter den jetzt lebenden Edelleuten werden murren und ſchreyen, beſonders die letztern, darüber, daß man ihnen das Einzige nimmt, was ſie noch ein wenig empor heben konnte — aber denen geſchieht ſchon recht.

Daß Sclaverey und Leibeigenſchaft von jetzt an auf immer in Abyſſinien aufhören müſſen, verſteht ſich wohl von ſelber. Wir ſind alle freye Menſchen, und wer bey dem Andern in Dienſte tritt, kann ſich jeden Augenblick wieder frey machen, ſobald er Mittel findet ſich häuslich niederzulaſſen und ſein eigner Herr zu werden.

Neunzehntes Kapitel.

Fortſetzung. Ehen. Kinder-Erziehung. Väterliche Gewalt.

Das erſte und natürlichſte Band unter den Menſchen, iſt das zwiſchen Mann und Weib; auch dieſe Verbindung muß die bürgerliche Geſellſchaft veredeln, feſter knüpfen und durch weiſe Geſetze den Unordnungen ſteuern, die den Eheſtand verbittern oder trennen könnten, ohne ihn jedoch durch drückenden Zwang zu einem beſchwerlichen Joche zu machen.

Im rohen Stande der Natur ſuchen beide Geſchlechter, wenn ſie ſich verbinden, nichts, als Befriedigung ihrer körperlichen Triebe; im bürgerlichen Leben ſoll die Frau des Mannes treue Gefärthinn, Gehülfinn, Geſellſchafterinn, Theilnehmerinn an ſeinen Leiden und Freuden, Mitregentinn ſeines Hausweſens und Mutter und Mit-Erzieherinn ſeiner Kinder ſeyn. Vernunft, Gefühl und Kenntniß der menſchlichen Natur ſagen uns daher ſehr laut, daß Ein Mann nicht zugleich mehr Weiber, Ein Weib nicht zugleich mehr Männer haben ſoll, und daß das ehliche Bündniß nicht willkührlich, jeden Augenblick, wenn es einem der beiden Theile gefällt, wieder getrennt werden darf. Von einer andern Seite aber würde es hart ſeyn, wenn der Staat zwey Menſchen, die in jugendlicher Uebereilung ſich verbindlich gemacht haben, mit einander zu leben, nachher aber finden, daß ihre Gemüthsarten durchaus nicht zu einander paſſen, und daher beiderſeits unter ſich darüber einig geworden ſind, ſich wieder zu trennen, wenn er dieſe zwingen wollte, einander zur Qual, ein unzertrennliches Paar auszumachen. Folgende Geſetze über den Eheſtand wird man daher der Vernunft und Billigkeit gemäß finden:

Es muß ein dem Clima angemeſſenes Alter beſtimmt werden, unter welchem Jünglinge und Mädchen nicht heirathen dürfen.

Er und ſie melden ſich bey der Obrigkeit, laſſen ſich als Mann und Weib einſchreiben, und geben zugleich an, welche Art von Gewerbe oder Beſchäftigung ſie künftig treiben wollen.

Es gibt keine Verwandtſchafts-Grade, die ein ehliches Bündniß unter Blutsfreunden unerlaubt machten.

Die Aeltern der jungen Leute haben nicht das Recht, der Wahl ihrer Kinder bey den Heirathen Zwang aufzulegen.

Werden aus der Verbindung zweyer Perſonen, die ſich nicht als Mann und Weib bey der Obrigkeit angekündigt haben, Kinder erzeugt, ſo entſteht die Frage: ob der Mann verehlicht oder ledig iſt? In beiden Fällen trift das Kind nicht der geringſte Nachtheil von dieſer Unregelmäßigkeit, ſondern dieß erbt den Vater wie jedes andre ehliche Kind. Er muß es in ſein Haus aufnehmen, und die Obrigkeit wacht darüber, daß er ihm eben ſo viel Sorgfalt, als den Söhnen und Töchtern widme, die in öffentlicher Ehe erzeugt werden. — Der Nahme Baſtart iſt alſo bey uns gar nicht ſchimpflich. Wo man den zufälligen Umſtänden der Geburt und Abſtammung keine Vortheile einräumt, da muß man ihnen auch keine nachtheiligen Einflüſſe geſtatten.

Iſt nun der Vater des Kindes unverehlicht, oder Witwer, ſo werden beide Aeltern vor Gericht gefordert und befragt, was ſie abgehalten haben kann, ſich auf geſetzmäßige Weiſe zu verbinden? Zeigen ſich ökonomiſche Hinderniſſe, ſo ſucht man dieſe aus dem Wege zu räumen. Wollen aber beide Theile oder will einer von ihnen ſich auf keine ehliche Verbindung einlaſſen, ſo wird der Vater angehalten, ſich des Kindes vollkommen ſo anzunehmen, als wenn er es in rechtmäßiger Ehe erzeugt hätte. Außerdem legt ihm das Gericht noch eine nach den Umſtänden zu beſtimmende Strafe auf, die, wenn der Fall öfter eintritt, verſtärkt wird. Das Mädchen wird nicht beſtraft, theils in Rückſicht der Schwäche des Geſchlechts, theils um nicht Gelegenheit zu Verheimlichung und Kindermord zu geben.

Iſt der Vater ein Ehemann, ſo muß er das Kind in ſein Haus aufnehmen, und es wird ihm eine ſchwere Strafe auferlegt, doch keine Geldbuße, weil dadurch ſein Weib und ſeine andern Kinder am mehrſten geſtraft ſeyn würden.

Eheſcheidungen können Statt haben, wenn entweder, beide Theile es verlangen, oder wenn nur der eine Theil darum anhält. In beiden Fällen wird die Klage nicht eher angenommen, als nachdem Mann und Frau drey Jahre lang mit einander gelebt haben, es müßte dann ein bewieſener Ehebruch, oder Lebensgefahr von einer Seite die Urſache der verlangten Scheidung ſeyn.

Halten Eheleute, die nach dreyjährigem Eheſtande durchaus nicht länger mit einander leben zu können glauben, gemeinſchaftlich um die Trennung an, ſo wird ihnen noch ein halbes Jahr Bedenkzeit gegeben. Melden ſie ſich dann wieder, ſo werden ſie geſchieden, dürfen wieder heirathen; dem Mann liegt die Verſorgung der Kinder ob, und die Frau muß ſich zu ernähren ſuchen, ſo gut ſie kann.

Bittet einer von den beiden Theilen um die Eheſcheidung, ſo kömmt es auf die Urſache an, weßwegen er die Trennung fordert. Bey einem Ehebruche, welcher erwieſen der Frau zur Laſt fällt, darf der Mann ſogleich wieder heirathen; die Frau wird auf eine nach den Umſtänden zu beſtimmende Zeit entweder in ein Straf-Arbeitshaus oder gar in ein Gefängniß geſetzt, und darf nach Verlauf dieſer Zeit, wenn ſich ein Mann findet, der Ihrer begehrt, wieder heirathen. Sie kann ſich gebeſſert haben und es wäre grauſam, ſie lebenslang den Qualen eines heftigen Temperaments auszuſetzen. Die Kinder, welche der Mann nicht für die ſeinigen erkennen kann, nimmt der Staat in die Waiſenhäuſer auf.

Fordert die Frau die Scheidung wegen eines erwieſenen Ehebruchs von Seiten des Mannes, ſo muß dieſer die Frau lebenslang unterhalten.

Seine Strafe wird eben ſo beſtimmt wie im vorigen Falle.

Eheſcheidungs-Klagen wegen Unfruchtbarkeit werden nicht angenommen.

Unvermögenheit oder ſolche Kränklichkeit, die den vertrauteſten Umgang unter Eheleuten unmöglich oder gefährlich macht, muß von Aerzten beſtätigt werden. Die Scheidung geſchieht dann auf gute Weiſe; beide Theile treten in die Rechte unverheiratheter Perſonen zurück. Sind Kinder da, ſo muß ſie der Mann ernähren. Iſt die Frau während der Ehe kränklich geworden, ſo muß der Mann für ihren Unterhalt ſorgen.

Eheleute, die über ſechs Jahre lang, ohne gerichtliche Klage gegen einander, zuſammen gelebt haben, können, auf Verlangen des Einen Theils, nicht ſo leicht, nach zehnjähriger ruhiger Ehe aber, gar nicht geſchieden werden; es ſey dann, daß bewieſener Ehebruch, oder Lebensgefahr die Urſache wäre.

Eheſcheidungs-Klagen von Einem Theile, wegen Verſchiedenheit der Gemüthsart oder dergleichen, werden nicht angenommen; aber gegen Mißhandlungen, Verſchwendung des Vermögens ꝛc. ſchützen die Gerichte und können, wenn gar kein andres Mittel da iſt, ex officio ſcheiden.

Geſchiedene Eheleute, die ſich zum zweyten Mahle mit einander verheirathen, können nie wieder getrennt werden.

Da bey uns, wie man in der Folge ſehen wird, jeder arbeitſame Menſch mit Weib und Kindern Unterhalt finden, folglich im ganzen Reiche kein Bettler geduldet werden kann; alſo auch die Schwierigkeit, eine Familie zu ernähren, niemand abhalten darf, ſich zu verheirathen, ſo kann man deſto ſtrenger alle Hurerey beſtrafen. Deßwegen werden Perſonen beiderley Geſchlechts, welche überwieſen ſind, daß ſie ſich einer liederlichen, ausſchweifenden Lebensart ergeben haben, bey der erſten Ertappung ſcharf gezüchtigt und, wenn ſie zum zweyten Mahl eines ſolchen Lebenswandels überwieſen werden, ſowohl wie Kuppler und Kupplerinnen, nach den Umſtänden, zu kurzer, langer oder immerwährender Gefängniß-Strafe, oder zur Landes-Verweiſung verurtheilt.

Es kann dem Staate nicht gleichgültig ſeyn, wie die Kinder der Bürger im Phyſiſchen, Intellectuellen und Moraliſchen erzogen und gebildet werden. Ein großer Theil der Möglichkeit, unſre neue Staats-Verfaſſung einzuführen und dauerhaft zu machen, beruht auf der Hoffnung, daß die folgende Generation ſo geartet ſeyn ſoll, daß geſunde Vernunft, gemäßigte Begierden, veredelte Leidenſchaften und einfache Sitten, bey ihnen die Oberhand über Vorurtheile, Phantaſie, Sinnlichkeit, Reitzbarkeit, Kränklichkeit und Corruption aller Art gewinnen werden, ſo daß es kaum des Zwanges der Geſetze bedürfen, wird, um ſie zu ſolchen Handlungen und Unterlaſſungen zu bewegen, die verſtändiger, an Leib und Seele geſunder Menſchen würdig ſind. Obgleich nun alſo wirklich der Staat ſich als den gemeinſchaftlichen Vater ſeiner jungen Mitbürger anſehen kann; und, wenn es ihm obliegt, dafür zu ſorgen, daß ſie nicht Noth leiden, und daß ſie Genuß des Lebens und der Freyheit haben, ihm auch das Recht zugeſtanden werden muß, dafür zu ſorgen, daß ſie nützliche, verſtändige Menſchen werden, die dieſe Sorgfalt nicht erſchweren und vereiteln: ſo iſt es doch der Klugheit und Billigkeit gemäß, ſich in das Erziehungs-Geſchäft nur grade ſo viel zu miſchen, als zweckmäßig iſt; die ſüßen häuslichen Verhältniſſe nicht zu trennen; den Aeltern die Freude nicht zu rauben, ihre Kinder unter ihren Augen aufwachſen zu ſehen; nicht zu veranlaſſen, daß die Eigenheiten, kleinen Familien-Sonderbarkeiten, Verſchiedenheiten und Mannigfaltigkeiten, die dem geſelligen Leben ſo viel Reitz geben, gänzlich ausgelöſcht und alle Menſchen im Lande pedantiſch nach einerley Norm und Form gemodelt werden — ohne zu erwähnen, daß wirklich eine vernünftige häusliche Erziehung manche unverkennbare Vorzüge vor der öffentlichen hat. Um hier die Mittelſtraße zu halten, ſchlage ich folgende Einrichtungen vor:

Da wir allen Unterſchied der Stände aufheben, ſo muß man dafür ſorgen, daß künftig in ganz Abyſſinien wenigſtens kein eigentlicher Pöbel gefunden werde, daß folglich alle Bürger im Staate zu einem gewiſſen Grade von Aufklärung gelangen, ohne jedoch die Einzelnen zu hindern, dieſen Grad noch zu erhöhen. Unter dieſer Aufklärung verſtehe ich: eine Sammlung von klaren Begriffen über Menſchen-Verhältniſſe, geſellige und bürgerliche Pflichten, eine nicht gelehrte, aber richtige Kenntniß von dem Erdboden und beſonders von dem Vaterlande, endlich einige Fertigkeit in ſolchen Dingen, die uns bey Erlernung und Ausübung jeder Kunſt, Wiſſenſchaft und Handthierung zu Hülfe kommen. Deßwegen ſollen in allen Städten und Dörfern, auf Koſten des Staats, öffentliche Schulen angelegt werden, in welchen allen Kindern, ſie mögen künftig beſtimmt ſeyn, zu welcher Lebensart es auch ſey, unentgeltlich, ein gleicher Unterricht im Leſen und Schreiben der Mutterſprache, ſo wie im Rechnen ertheilt werde; dabey mache man ſie mit einigen Hauptſätzen der Naturlehre und Naturgeſchichte, des Landbaues und der Meßkunſt bekannt; lehre ſie ein wenig Geſchichte und Erdbeſchreibung; rede mit ihnen von den verſchiednen Temperamenten der Menſchen, von den Regeln der Klugheit und Redlichkeit, die man im Umgange mit dieſen verſchieden geſtimmten Leuten zu beobachten hat, von den natürlichen und geſelligen Pflichten, von den Mitteln zu Beförderung eigner und fremder, innerer und äußerer Glückſeligkeit, und lege ihnen endlich einen Auszug aus den wichtigſten Geſetzen des Landes vor, wobey der vernünftige Grund jedes Geſetzes erklärt werden muß! Dieß ſind die wichtigſten Vorkenntniſſe für jeden Bürger eines gut eingerichteten Staats. Was die Religion betrifft; ſo rede man mit Ehrfurcht von dem unbegreiflichen Weſen Gottes, des Schöpfers und Erhalters; lehre ſie, daß treue Berufs-Erfüllung die beſte Weiſe ſey, ſich ſeiner Wohlthaten werth zu machen; verbinde mit dem Studium der Geſchichte eine Nachricht von den verſchiednen Meinungen verſchiedner Völker über das

Weſen Gottes und der Art, ihm äußere Verehrung zu bezeugen, und überlaſſe ihnen, ſich bey reiferm Alter eine von dieſen Methoden zu wählen!

So bald einem Vater ein Kind geboren wird, iſt er verbunden der Obrigkeit Anzeige davon zu thun, damit das Kind, unter dem Nahmen, den ihm der Vater gleich bey der Geburt gibt, in die Liſten eingetragen werde.

Bis in das zehnte Jahr bleiben die Kinder der Sorgfalt der Eltern einzig überlaſſen, und der Staat miſcht ſich nicht in ihre Erziehung.

Hinterläßt ein Hausvater bey ſeinem Tode unmündige Kinder, ſo werden denſelben Vormünder geſetzt, und zwar jedem Kinde ein eigner. Von den Vormündern hängt es ab, ob ſie die Kinder in ihre Häuſer aufnehmen und mit ihren Söhnen und Töchtern erziehen, oder aber, beſonders wenn öconomiſche Rückſichten dieß nothwendig machen, ſie dem Staate übergeben wollen. Im letztern Falle werden die Kinder, welche unter zehn Jahre alt ſind, dem Waiſenhauſe anvertrauet, diejenigen aber, welche dieß Alter ſchon erreicht haben, bey einem Mitbürger in die Koſt gegeben. Der Staat bezahlt eine beſtimmte, im ganzen Reiche gleichförmige Summe dafür, und die Kinder beſuchen die öffentliche Schule des Orts, wovon ſchon vorhin iſt geredet worden, und woſelbſt ſie unentgeltlich in den, jedem Bürger nöthigen Kenntniſſe unterrichtet werden.

Unter einem Waiſenhauſe darf man ſich keine ſolche Anſtalt denken, darin armer Leute Kinder dürftig ernährt, unterrichtet und zu den niedrigſten Beſtimmungen im Staate zubereitet werden, ſondern ein öffentliches Gebäude, worin die Kinder aus allen Claſſen der Bürger, wenn ſie früh ihre Aeltern verlieren, aufgenommen und nicht weniger ſorgſam als alle übrige Kinder gebildet und gepflegt werden.

Von den Schulanſtalten iſt noch folgendes zu ſagen. So bald ein Kind das zehnte Jahr erreicht hat, ſo iſt der Vater oder Vormund verbunden, der Obrigkeit anzuzeigen, ob er demſelben häuslichen Privat-Unterricht geben und geben laſſen, oder es in die öffentliche Schule ſchicken will. Im erſten Falle hält die Obrigkeit ein wachſames Auge darauf, daß auch in der Privat-Erziehung nichts vernachläſſigt werde. Zu dieſem Endzwecke wird jährlich an gewiſſen Tagen die Jugend, welche die öffentliche Schule nicht beſucht, verſammelt, und in Gegenwart eines Richters und einiger Zeugen von den öffentlichen

lichen Lehrern und Lehrerinnen geprüft. Dieſe Prüfung erſtreckt ſich, wie ſich das verſteht, nicht eigentlich auf gelehrte Kenntniſſe; auch wird dabey Rückſicht auf Fähigkeiten, Temperamente und Umſtände genommen. Findet ſich's aber, daß der Vater oder Vormund ſich eine auffallende Nachläſſigkeit in der Bildung des Kindes hat zu Schulden kommen laſſen, ſo wird er ernſtlich zu größerer Sorgſamkeit ermahnt, und, wenn dann die nächſtjährige Prüfung nicht beſſer ausfällt, gezwungen, das Kind in die öffentlichen Lehrſtunden zu ſchicken. Hat der Vater Vermögen, oder, wenn er nicht mehr lebt, dergleichen hinterlaſſen, ſo muß er das feſtgeſetzte jährliche Schulgeld in die Staats-Caſſe bezahlen, wo nicht, ſo bleibt es bey der Einrichtung, daß die Kinder unentgeltlich die Wohlthat des Unterrichts genießen.

Die Wahl der Lehrer und Lehrerinnen liegt der Obrigkeit ob. Es gehören aber dieſe Perſonen zu der geachtetſten Claſſe unſrer Mitbürger, und wenn wir nicht alle Rang-Ordnungen abgeſchafft hätten, ſo würden ſie gewiß zu dem erſten Range gerechnet werden müſſen. Sie werden vom Staate ſo beſoldet, daß ſie gemächlich und ohne häusliche Sorgen leben können. Unverheirathete Perſonen werden nie zu öffentlichen

Lehrern und Lehrerinnen gewählt, wohl aber Witwer und Witwen.

Es verſteht ſich, daß in jedem Dorfe und jeder Stadt wenigſtens Eine beſondre Schule für Knaben und eine andre für Mädchen errichtet werde. In letztern wird der literariſche Unterricht als Nebenſache, die Anweiſung zu aller Art weiblichen häuslichen Handarbeit als der Hauptgegenſtand betrachtet.

Um aber auch in männlichen Schulen die Kinder an Arbeitſamkeit zu gewöhnen, ſo iſt mit denſelben eine Induſtrie-Schule verknüpft. Ein mehrere Stunden lang fortdaurender trockner Vortrag ermüdet; recht bequem kann nebenher und in den Zwiſchenfriſten eine nützliche Handarbeit getrieben werden, und es iſt ein abgeſchmacktes Vorurtheil, daß dergleichen für das männliche Geſchlecht, beſonders für die, welche ſich den Wiſſenſchaften widmen, unanſtändig wäre. Die Arbeiten, welche hier verfertigt werden, liefert der Lehrer in die öffentlichen Magazine ab, und erhält von daher die Materialien und Werkzeuge. Was in den Mädchen-Schulen gearbeitet wird, kömmt gleichfalls dahin. Man wird in der Folge hören, wozu dieſe Magazine genützt werden.

Der Unterricht in den öffentlichen allgemeinen Schulen wird vom zehnten bis zum funfzehnten Lebensjahre der Kinder fortgeſetzt. So bald ein Kind dieß Alter erreicht hat, ſo iſt der Vater oder Vormund verbunden, der Obrigkeit anzuzeigen, zu welcher Lebensart er den jungen Menſchen beſtimmt. (Die Mädchen bleiben als Gehülfinnen bey ihren Müttern oder Verwandten oder andern guten Leuten, bis ſie Gelegenheit finden, ſich zu verheirathen.) Leiden es die öconomiſchen Umſtände, ſo ſorgt nun der Vater oder Vormund dafür, daß der junge Menſch, je nachdem er aus ihm einen Handwerker, Gelehrten, Künſtler, Kaufmann, Landmann, oder was er aus ihm machen will, auf eigne Koſten ſeine Lehrjahre in der neuen Laufbahn antrete; wo nicht, ſo übernimmt der Staat dieſe Sorgfalt; dann aber wird der Knabe erſt geprüft, und es hängt von der Obrigkeit ab, wenn man ihn zu einem Geſchäfte untauglich findet, ihm dazu keine Unterſtützung zu geben. Gezwungen wird niemand zu irgend einer Lebensart; aber dem Staate kann man auch nicht zumuthen, Koſten zu verwenden, um Menſchen auf Plätze zu ſtellen, auf welchen ſie ſich und Andern zur Laſt ſind, und immer eine ſchlechte Rolle ſpielen.

Zwingen darf auch kein Vater den Sohn, eine Lebensart zu ergreifen, zu welcher er keine Neigung hat. Beklagt ſich der Sohn desfalls bey der Obrigkeit, ſo wird die Sache unterſucht, und findet man, daß er Geſchick und Luſt zu einem andern Studium hat, als wozu ihn der Vater beſtimmt, ſo wird dieſer angehalten, ſo viel herzugeben, als er ſeinem Plane nach verwenden wollte, der Sohn folgt ſeinem beſſern Berufe, und der Staat trägt den Reſt der Unkoſten.

Bis in das funfzehnte Jahr der Kinder leidet die väterliche Gewalt weiter keine Einſchränkung, als die, von der vorhin in Anſehung des Unterrichts iſt geredet worden; es müßte denn ſeyn, daß grauſame, durch Zeugen bewahrheitete Mißhandlungen von Seiten der Aeltern, die Obrigkeit nöthigten, ſich in ihre häuslichen Geſchäfte zu miſchen. Nach dem funfzehnten Jahre hingegen gehören die Kinder ſchon mehr dem Staate, als ihren Aeltern, können ſich gänzlich der väterlichen Gewalt entziehen und ſich in den Schutz des Staats begeben. Dann aber iſt der Vater auch nicht mehr verbunden, den Sohn zu unterhalten, und dieſer muß ſich's gefallen laſſen, welche Art von Laufbahn ihm der Staat anweiſen will, damit er nicht dem gemeinen Weſen zur Laſt falle. Iſt hingegen der Vater von dem Sohne unzufrieden, ſo kann er gleichfalls (jedoch nicht vor dem funfzehnten Jahre) ſeine Hand von ihm abziehen. Indem er ihn aber dem Staate übergibt, muß er zugleich eine zu beſtimmende Summe zu Abkaufung ſeiner Verbindlichkeiten in den öffentlichen Schatz erlegen.

Mit dem zwanzigſten Jahre des Jünglings hört alle Gewalt des Vaters über ihn, aber auch alle Verbindlichkeit deſſelben, ihn zu ernähren, auf.

Zwanzigſtes Kapitel.

Fortſetzung. Eigenthum. Erbſchaften. Verſorgung der Bürger.

Beynahe eben ſo vernunftwidrig, als der Begriff von geerbten Ständen, Titeln und Würden, iſt die Idee von geerbtem Vermögen. Es iſt billig, daß der, welcher durch ſeinen Fleiß ſich Vermögen erworben hat, in dem ruhigen Beſitze dieſes Vermögens geſchützt werde und, ſo lange er lebt, frey mit dem Erworbnen ſchalten und walten dürfe; aber daß er auch nach ſeinem Tode einen Willen haben und berechtigt ſeyn ſoll, die Schätze der Erde an wen er will auszutheilen und den Beſitz derſelben, der nur dem Arbeitſamen zukömmt, wenn er nicht mehr lebt, auf einen Andern auf einen faulen, unthätigen Menſchen zu übertragen; daß dieſer anfangen kann, wo Jener aufgehört hat; daß er ohne Mühe und Arbeit freye Macht erhält, Tauſende zu verwenden, indeß ſein würdigrer und fleiſſiger Nachbar Hunger leidet; endlich, daß dieſer vom blinden Ungefähr ihm zugetheilte Vortheil, ihm in allen andern Verhältniſſen ein Uebergewicht über beſſere Menſchen gibt — das iſt doch wohl höchſt widerſinnig und ungerecht. Ließe ſich nicht der mögliche Fall denken, daß auf dieſe Weiſe zuletzt aller Reichthum eines Landes, und ſogar das Land ſelbſt, in die Gewalt eines einzigen ſchlechten Menſchen käme, indeß alle Edeln darben, oder ſeine Sclaven werden müßten? Freylich ſorgt das Schickſal dafür, und auf einen Geizhals folgt in der Familie gewöhnlich ein Verſchwender, der den väterlichen Schatz wieder zerſtreuet und eine Art von Gleichheit herſtellt; allein das iſt nur zufällig, iſt hundert Mahl auch nicht der Fall, und indeſſen ſtiftet doch der unmäßige Unterſchied zwiſchen zufällig reich und arm gewordnen Leuten unendlich viel Unheil. Wie ſchön wäre es daher, wenn man eine neue, gleiche Vertheilung der Güter vornehmen und dann das Recht, ſein Vermögen auf Andre zu vererben, gänzlich aufheben könnte! Der Staat wäre verbunden, jeden ſeiner Bürger, ſo bald er mündig würde und ſeinen Haushalt anfangen wollte, auszuſtatten; dagegen fielen ihm auch alle von Verſtorbnen beſeſſene Güter wieder zu. Ich weiß wohl, welche Einwürfe man dagegen machen kann: wer wird Muth haben, zu arbeiten, etwas zu erwerben, wenn er nicht voraus ſieht, für wen er arbeitet, wenn er vielmehr voraus ſieht, daß ſeine Kinder, ſo bald er todt iſt, ſein ſauer erworbnes Eigenthum mit dem Rücken anſehen müſſen? Ich halte dieſen Einwurf für ſehr unbedeutend; denn mancher gute Mann wird viel ruhiger ſchlafen, wenn er weiß, daß ſeine Kinder dem Staate gehören, daß dieſer ſie verſorgen wird und muß, wenn auch Unglücksfälle ihm ſein ganzes Vermögen raubten; und er wird doppelt eifrig arbeiten, den Schatz des Landes zu vermehren, der zu ſo wohlthätigen Zwecken verwendet wird. Der thätige, betriebſame Mann wird darum nicht faul und nachläſſig werden; denn ihm iſt Arbeit ein Bedürfniß. Der Verſchwender wird darum nicht mehr verpraſſen; im Gegentheil! er weiß ja, daß er auf keine Erbſchaft je rechnen darf und daß, wenn das väterliche Vermögen durchgebracht iſt, der Staat ihn zwingen wird, (wie das in der Folge gezeigt werden ſoll) in einem öffentlichen Werkhauſe zu arbeiten, um Brot zu haben. Auch wird niemand ſeine Verſchwendung dadurch begünſtigen, daß man ihm Geld liehe, und ihm hülfe, ſeine Güter mit Schulden belaſten, die nachher der Sohn bezahlen muß. Und der Geizhals? — der ſammelt Geld, aus Liebe zum Gelde, nicht aus Sorgfalt für die Erben. Er glaubt nie genug zu haben; er hofft hundert Jahre zu leben und zittert nur davor, daß es ihm noch einſt am Nothwendigſten fehlen könnte. Aber der Sohn des reichen Mannes wird nun nicht mehr die Naſe ſo hoch tragen gegen ärmere beſſere Menſchen; er wird nicht, voll Zuverſicht auf die zu erwartende Erbſchaft, die Gelegenheit verabſäumen, Kopf und Herz zu bilden, ſondern, da er nun weiß, daß er, wenn zwey Augen ſich ſchließen, nichts zu erwarten hat, als was er ſich durch Fleiß und Geſchicklichkeit erwirbt, ſich anſtrengen, geſchickt und gut zu werden. Und der reiche Vater, der ſein Kind liebt, wird, weil er doch dem Sohne ſonſt nichts hinterlaſſen kann, als eine gute Erziehung, einen Theil ſeiner Schätze anlegen, um dieſen in allen Wiſſenſchaften und Künſten geſchickt zu machen, die ihm einſt ſichern Unterhalt und Wohlſtand verſprechen können. Freylich aber würde eine neue gleiche Vertheilung der Glücksgüter in einem ſchon errichteten Staate ſchwer zu Stande zu bringen ſeyn — ich ſage ſchwer, denn unmöglich iſt ſie ganz gewiß nicht. Laſſet uns daher eine Mittelſtraße wählen! jedoch muß ich nochmahls erinnern, daß alle meine Vorſchläge mehr auf eine gänzlich neu zu gründende, als auf eine nur in einzelnen Nebentheilen zu verbeſſernde Regierungs-Verfaſſung abzielen. Ich muß das ganze Gemählde mit allen Haupt- und Neben-Figuren ausmahlen; von meinen lieben Mitbürgern hängt es ja ab, nur einzelne Gruppen daraus zu copiren.

Ich theile alſo die Ländereyen aller Provinzen des ganzen Reichs in gleiche Theile, von ſolchem Umfange, daß der Ertrag einer ſolchen Portion, nach einem Durchſchnitte von guten, ſchlechten und mittelmäßigen Jahren, grade hinreiche, eine Familie, die aus acht Perſonen beſteht, bequem zu ernähren. Es verſteht ſich, daß bey dieſer Eintheilung auf das Verhältniß des beſſern gegen den weniger fruchtbaren Boden Rückſicht genommen werden muß. Von dieſen Portionen dürfen die Stadt-Einwohner keine beſitzen; ihnen werden nur Gartenplätze verſtattet; Dörfern allein kömmt es zu, die Landwirthſchaft zu treiben; dagegen wohnen aber auch alle feinere Handwerker, Künſtler, Manufacturiſten, Kaufleute ꝛc. nur in den Städten. Jede Familie in den kleinen und großen Dörfern bekömmt vom Staate eine ſolche Portion nebſt dem dazu erforderlichen Viehe, dem übrigen Inventarium und den nöthigen Gebäuden in gutem Stande überliefert, und muß dann für ihr weitres Fortkommen ſorgen; die übrig bleibenden Portionen und die, welche dem Staate durch Ausſterben ꝛc. heimfallen, werden unter Aufſicht des in dem größern Dorfe wohnenden Beamten und der in den kleinern Dörfern angeſetzten Dorfrichter auf Rechnung des Staats adminiſtrirt, bey Zunahme der Volksmenge aber, oder wenn ein junges Paar einen Haushalt anfangen will, werden dieſe vacante Portionen wieder ausgetheilt.

Die Wieſen bleiben ungetheilt dem Dorfe; die Waldungen dem Amte gemeinſchaftlich, und weiſet der Beamte jedem Bauer jährlich eine gleiche Menge Holz an. Steinbrüche und Bergwerke werden zum Vortheile der Staats-Caſſe genützt; Jagd und Fiſcherey dürfen nur von ſachkundigen Perſonen betrieben werden. Jede Gemeine hat ihren Dorf-Fiſcher und Dorf-Jäger; von dieſen werden Fiſche und Wildbret nach einer beſtimmten geringen Taxe verkauft und das Geld wird in die Staats-Caſſe geliefert.

Kein Einwohner in Abyſſinien darf mehr als Eine ſolche Landportion beſitzen und nach ſeinem Tode fällt ſie dem Staate wieder anheim, der ſie auf's Neue austheilt. — Kein Grundſtück kann alſo um Geld verkauft, noch auf jemand vererbt werden, aber das, was man mit ſeinem Fleiße verdient, folglich der Erwerb aus den verkauften Früchten dieſer Ländereyen, das baare Geld; davon erben die Kinder ihr Theil. Es wird daher jeder gute Hausvater ſein Land, obgleich es nach ſeinem Tode an einen fremden Beſitzer kömmt, dennoch möglichſt zu verbeſſern ſuchen, um durch den Verkauf der Producte, Schätze für ſeine Nachkommen zu ſammeln. Es fällt alſo nicht aller Unterſchied zwiſchen armen und reichen Leuten weg; aber die Reichen können nun nicht mehr die Gewalt des Geldes zu Unterdrückung ihrer Mitbürger anwenden, viel Grundſtücke zuſammen kaufen, große, mächtige Herren im Lande werden und viel Menſchen zu Sclaven und Knechten machen.

Keinem Dorf-Bewohner wird geſtattet, auf ſeine Landportion mehr als Einen Knecht und Eine Magd zu halten. — Laſſet uns aber das Wort Knecht abſchaffen und dieſe Leute Gehülfen oder Arbeiter nennen! Iſt ſeine Familie ſtark, ſo ſind dagegen die älteſten ſeiner Kinder auch gewiß ſchon im Stande, ihm und der Mutter in der Land-Arbeit zu helfen.

Wer ſein Gut anſehnlich verbeſſert oder den Werth des Inventariums und der Gebäude zweckmäßig erhöht, dem oder deſſen Erben bezahlt der Staat, wenn ihm das Gut heimfällt eine Vergütung.

Auf kein Grundſtück darf Geld geliehen werden.

Wer dem Andern Geld leiht, darf keine Zinſen nehmen. Hierdurch wird allem Wucher, aller Uebermacht des Capitaliſten geſteuert und doch behält der reiche Mann einen Wirkungskreis, indem er mit ſeinem Gelde Handel treiben, Manufacturen anlegen darf u. ſ. f.

Es iſt im vorigen Abſchnitte geſagt worden, daß die jungen Leute im funfzehnten Jahre ſich zu einer Lebensart beſtimmen müßten. Wählen ſie nun die Landwirthſchaft zu ihrem Fache; ſo haben ſie Gelegenheit, ſich in derſelben zu vervollkommnen, indem ſie als Gehülfen bey andern Landleuten oder auf den Aemtern dienen. Haben ſie aber das zwanzigſte Jahr erreicht, verheirathen ſich und wollen einen eignen Haushalt anfangen, ſo übergibt ihnen der Staat eine Land-Portion und ſie können ihre Geſchäfte ohne alle häuslichen Sorgen anfangen. Durch die Menge der Kinder wird kein Hausvater zurückkommen, weil der Staat auf die bisher beſchriebne Weiſe für ſie ſorgt; der arbeitſame Mann kann alſo nie verarmen. (Von Erleichterung in Unglücksfällen ſoll in der Folge geredet werden.)

Wie wird es aber mit dem Verſchwender? Ihm wird niemand Geld leihen, (weil bey dem

Geld=

Geldleihen nichts zu gewinnen iſt. Kömmt er nun ſehr zurück, laſt ſein Land unbebauet liegen, ſeine Gebäude verfallen und verkauft ſein Vieh, ſo greift endlich der Staat zu, nimmt ſein Gut in Beſitz, verſorgt ſeine Kinder und gibt ihm ſeine Stelle in einem Werkhauſe, oder bey andern öffentlichen Arbeiten. Hier wird er zur Thätigkeit angehalten, aber ſein Schickſal iſt doch noch immer ſehr milde. (Seine Frau muß freylich dieß Schickſal mit ihm theilen.) Zeigt er aber Beſſerung, ſo wird er auf's Neue in den Beſitz eines Guts geſetzt, oder vorerſt auf den Amtsgütern angeſtellt.

Nichts von dem, was Pachtung heißt, findet hier im Lande Statt; denn wer ein Gut verwalten kann, dem übergibt man es ja gern zum lebenslänglichen Eigenthume.

Die Regierung bemüht ſich nach und nach alle Gegenden des Reichs urbar, fruchtbar zu machen, Holz anzupflanzen und neue Land-Portionen einzurichten.

Wenn ein Mann zu einem öffentlichen Amte gewählt wird, welches ihn verhindert, ſeinem Gute vorzuſtehen, ſo läßt der Staat daſſelbe verwalten, bis die Jahre ſeiner Amtsführung vorüber ſind.

Die Mädchen in Abyſſinien haben gar keinen Antheil, weder an den Gütern der Väter, noch an ihrer baaren Verlaſſenſchaft, alſo überhaupt kein Vermögen. Indeſſen iſt doch auch für ſie geſorgt: ſo lange ſie Kinder ſind, leben ſie in den Häuſern ihrer Aeltern oder Vormünder, oder in den Waiſenhäuſern und werden in allem frey gehalten; nach dem funfzehnten Jahre aber haben ſie ja Gelegenheit, als Gehülfinnen in einer Privat- oder Amts-Haushaltung, oder in den Städten ihren Unterhalt zu finden. So bald ein Mädchen dieß Alter erreicht hat, iſt der Staat verbunden, ihm eine Ausſtattung an Kleidungsſtücken und Wäſche zukommen zu laſſen. Dieſe wird aus den öffentlichen Magazinen genommen und iſt für alle Mädchen in Abyſſinien gleich groß.

Man ſage nicht, daß bey dieſer Einrichtung, nähmlich wenn die Töchter nicht miterben, häßliche Frauenzimmer, die außerdem vielleicht des Brautſchatzes wegen aufgeſucht werden, keine Männer bekommen würden. Schönheit iſt ein vergänglicher Vorzug und iſt dabey ein ſehr relativer Begriff. Manchem gefällt ein Geſicht, das der Andre unerträglich findet; häßliche Perſonen können etwas ſehr Angenehmes in ihrem Betragen, und was noch mehr als das iſt, ſehr ſchäzbare Eigenſchaften haben, die mehr, als ein glattes Geſicht, das Glück der Ehe befördern. Heirathen, die bloß des Reichthums wegen geſchloſſen werden, pflegen ja ohne hin ſelten glücklich auszufallen; reiche Mädchen ſind mehrentheils ſchlechte Wirthinnen, lieben Aufwand und Putz, und verſchwenden ihren Brautſchatz in den erſten Jahren der Ehe. Iſt aber ein Frauenzimmer ſo äußerſt häßlich und ungeſtaltet, daß ſich der Fall gar nicht denken läßt, daß man ſie ihrer Perſon wegen heirathen könnte, ſo ſcheint eine ſolche von der Natur zu keiner ehlichen Verbindung beſtimmt. Sie thut beſſer, ledig zu bleiben, und würde, wäre ſie auch noch ſo reich, nicht glücklich als Hausfrau an der Seite eines Mannes ſeyn. Sie kann in einem öffentlichen Arbeitshauſe ein angenehmes und nützliches Leben führen. Alle Witwen finden in dieſen Häuſern, wovon in der Folge noch mehr geredet werden ſoll, gleichfalls ihren Unterhalt, oder können, wenn ſie Talente dazu haben, öffentliche Lehrerinnen werden.

So viel von den Landleuten! Was die Einwohner der Städte betrifft, ſo wird, wenn der Knabe, welcher das funfzehnte Jahr erlebt hat, ein ſtädtiſches Gewerbe zu ſeiner künftigen Lebensart wählt, entweder von dem Vater, dem

Vormunde, oder dem Staate dafür geſorgt, daß er an einen Ort gebracht werde, wo er Gelegenheit hat, die zu dem gewählten Fache nöthigen Kenntniſſe zu erlangen. Wird hierzu ein Koſten-Aufwand erfordert, und es iſt kein baares Vermögen da, um dieſen zu beſtreiten, ſo hilft der Staat. Hat der Jüngling das zwanzigſte Jahr erreicht, will heirathen, oder ſonſt ſeinen eignen Stadt-Haushalt anfangen und ſein Gewerbe treiben, ſo wird ihm ein vacant gewordnes Haus in der Stadt, nebſt dem dazu gehörigen Garten und Inventarium, und, je nachdem das Geſchäft iſt, wovon er ſich künftig ernähren will, werden ihm auch die nöthigſten Geräthe und Werkzeuge unentgeltlich vom Staate überliefert. Man überläßt ihm dann, für ſein weiteres Fortkommen zu ſorgen, und wenn er durch ſchlechte Wirthſchaft zurück kommt, findet er, wie in demſelben Falle der Landmann, in den öffentlichen Werkhäuſern noch immer ſeine Verſorgung.

Es bleibt mir nun übrig, von dem baaren Vermögen der Mitbürger zu reden. Jedermann kann, mit dem, was er ſich erworben hat, ſo lange er lebt, ſchalten und walten wie er will, in ſo fern er die vorgeſchriebnen Abgaben entrichtet. So bald ein Hausvater ſtirbt, wird ſein Nachlaß von der Obrigkeit unterſucht; der zehnte

Theil fällt dem Staate anheim und das Uebrige wird zu gleichen Theilen unter ſeine Söhne vertheilt.

Kein Vater darf einen Sohn enterben, noch ſonſt ein Teſtament machen, deſſen Inhalt dieſer Einrichtung widerſpräche; allein man kann ihm die Freyheit nicht rauben, bey ſeinen Lebzeiten ſo viel zu verſchenken, als er will. Bey der Erziehung, die wir unſern Kindern geben und bey der Ueberzeugung, die ſie haben müſſen, daß die gewählten Obrigkeiten nur für das Beſte des Ganzen ſorgen, läßt ſich der Fall nicht denken, daß künftig ein Abyſſinier, durch betrügeriſche Schenkungen bey Lebzeiten, dem Staate das entziehen ſollte, was ihm gebührt und was er zu Verſorgung der Mitbürger anwendet. Erwieſene Betrügereyen von der Art würden mit Confiſcation des Vermögens beſtraft werden.

Wo kein Sohn iſt, da fällt die ganze Erbſchaft dem Staate anheim; Brüder, Aeltern, Seiten-Verwandte und andre Perſonen können nie erben.

Obgleich die Stadt-Gewerbe manchen Hausvater in die Nothwendigkeit ſetzen, mehr Bediente oder Gehülfen anzunehmen, als den Landleuten geſtattet ſind, ſo muß doch dafür geſorgt werden, daß dieſe Freyheit nicht in einen unnützen

Aufwand ausarte, und nicht jedem eiteln Manne erlaubt ſey, eine Menge Müſſiggänger zu ſeiner Bedienung zu unterhalten. Man ſetzt alſo voraus, daß ein gewöhnliches bürgerliches Gewerbe ungefähr ſo viel, als eine gemeine Land-Portion eintragen, folglich, außer den Perſonen, die zur Familie gehören, noch zwey Gehülfen, männlichen oder weiblichen Geſchlechts, ernähren könne; hält nun ein Stadt-Einwohner mehr als dieſe, ſo wird angenommen, daß er reicher ſey, und er muß von jedem Gehülfen jährlich ſo viel dem Staate bezahlen, als von einer halben Land-Portion geſteuert wird.

Es iſt noch Ein Fall zu beſtimmen übrig: Wie, wenn nun ein Mitbürger ſeine Lebensart verändern, und aus einem Stadt-Einwohner ein Landmann werden will, oder umgekehrt? — Auch dieſe Freyheit mag ihm geſtattet werden; dann aber muß er ſich gefallen laſſen, daß die Obrigkeit unterſuche, ob er zu der neuen Lebensart die nöthigen Kenntniſſe habe, und nicht etwa bloß ein ſchlechter Wirth ſey, der, nachdem das, womit ihn der Staat ausgeſtattet hatte, verzehrt iſt, nun auf's Neue darauf loszehren will. Iſt dieß der Fall, ſo kann man ihm darum die Freyheit nicht rauben, ſeine Lebensart zu verändern; aber der Staat vertrauet ihm weder Grundſtücke, noch Geld, noch Hausrath und Geräthe an.

Ein und zwanzigſtes Kapitel.

Fortſetzung: Auflagen; Abgaben; Staats-Einkünfte; öffentliche Anſtalten.

Man ſieht aus dem, was bisher iſt geſagt worden, daß unſer Staat große Laſten übernimmt, daß ihm die Ausſtattung und Verſorgung faſt aller ſeiner Bürger allein obliegt, daß alſo auch für beträchtliche Einnahme geſorgt werden muß, wenn die Verfaſſung Beſtand haben ſoll. Freylich fällt eine Menge unnützer Ausgaben weg, die in andern Ländern erfordert werden, als: Beſoldungen, Pracht am Hofe und dergleichen; immer aber bleiben die Bedürfniſſe ſehr beträchtlich. Auf folgende Weiſe wird nun dafür geſorgt, daß die Caſſen im Stande ſeyen, dieß zu beſtreiten und jeder Mitbürger verhältnißmäßig dazu beytrage.

Eine Haupt-Einnahme zieht der Staat, wie man weiß, aus dem Ertrage der Amtsländereyen und der vacanten Güter. Die Früchte werden in den öffentlichen Magazinen aufbewahrt, in wohlfeilen Zeiten aufgehäuft und in theuren zu einem immer gleichen, mäßigen Preiſe verkauft, damit dieſer nie zu hoch ſteigen und der jüdiſche Wuchrer ſich nicht auf Unkoſten des ärmern Landmanns bereichern könne Dagegen kann aber auch jeder Dorf-Bewohner ſein Getreide in dieſe Magazine liefern, und baares Geld dafür empfangen.

Die Bergwerke, Steinbrüche, die Münze, die Jagden und Fiſchereyen ſind gleichfalls beträchtliche Hülfsquellen für den Staat.

Sodann der zehnte Theil von allen Erbſchaften und das Vermögen derer, die keine Söhne hinterlaſſen.

In die öffentlichen Waaren-Lager werden die Arbeiten aus den Werkhäuſern abgeliefert, und dann theils verkauft, theils zu Ausſtattung der Jünglinge und Mädchen angewendet.

Manufacturen und Fabriken, deren Anlage die Kräfte eines Privat-Vermögens überſteigt, werden auf öffentliche Koſten betrieben. Der Vortheil daraus, beſonders durch den ausländiſchen Handel, fließt in die Staats-Caſſe.

Allein dieß alles würde zu den Abgaben bey weiten nicht hinreichen; es müſſen alſo auch Auflagen und Abgaben Statt finden, und um dieſe ſo einfach, ſo billig als möglich, und zugleich ſo einzurichten, daß ihre Hebung nicht ſchwer falle, ſchlage ich folgendes vor:

Von jeder Land-Portion wird jährlich der zehnte Theil deſſen, was ſie in mittelmäßig guten Jahren eintragen kann, in die Staats-Caſſe geliefert. — Das iſt die einzige Abgabe, die der Landmann zu bezahlen hat. Der Stadt-Bewohner entrichtet dieſelbe runde Summe jährlich, und, wie ſchon iſt erwähnt worden, für jeden Hausgenoſſen, den er über die verwilligte Anzahl hält, ſo viel, als wenn er noch eine halbe Land-Portion beſäße. Wenn ein ähnliches Geſetz in Anſehung des Viehes, das jemand halten darf, verfaßt wird; ſo trägt der Reichere oder der, welcher größern Aufwand macht, als nöthig wäre, verhältnißmäßig mehr, als der Aermere und niemand wird Urſache zu klagen haben.

Außer dieſen Auflagen iſt nur noch eine Zoll-Abgabe beſtimmt, nähmlich der zehnte Theil des Werths von allen ausländiſchen Waaren ohne Unterſchied, die in das Reich eingeführt werden; von den ausgehenden Waaren wird nichts entrichtet.

Die Poſten ſollen dem Staate keine Einkünfte tragen, ſondern nur eine wohlthätige Anſtalt zur

Gemächlichkeit des Publicums ſeyn; Jedem aber ſteht frey, ſich ihrer auch nicht zu bedienen.

Große Straßen, Dämme und dergleichen öffentliche Werke anzulegen, dazu werden die Soldaten in Friedenszeiten genützt und bekommen dafür eine gewiſſe Vergütung. Da nun jeder Mitbürger eine Zeitlang in der Armee dienen muß; ſo iſt auch keiner von dieſer Arbeit befreyt. — Handarbeit ſchändet niemand, und ſtärkt den Körper.

Von den Waiſenhäuſern iſt ſchon vorhin geredet worden; die Kinder werden darin mit der größten Sorgſamkeit, die bey öffentlichen Anſtalten irgend möglich iſt, erzogen, in allerley Art Arbeit unterrichtet; ſie beſuchen die allgemeinen Schulen, und wenn ſie das funfzehnte Jahr erreicht haben, wird für ſie, wie für alle andre Mitbürger geſorgt.

Die übrigen Arbeitshäuſer ſind von dreyerley Art: In einigen finden einzelne bejahrte Perſonen beyderley Geſchlechts und Witwen einen Zufluchts-Ort und Gelegenheit, ein ihren Kräften und Kenntniſſen angemeſſenes Geſchäft oder Handwerk zu treiben. Wer Vermögen hat, kauft ſich ein, und kann ſich zugleich mehr Gemächlichkeit ausbedingen; wer kein Vermögen hat wird auf den gewöhnlichen, anſtändigen, reinlichen, aber freylich einfachen, nicht prächtigen Fuß behandelt und muß ſich gefallen laſſen, beſtimmte Stunden des Tags für die Manufacturen, oder was ihm ſonſt, ſeinen Talenten gemäß, aufgetragen wird, zu arbeiten.

In die zweyte Art von Arbeitshäuſer werden Menſchen aufgenommen, die durch ſchlechte Wirthſchaft zurück gekommen ſind. Sie genießen hier wie billig, nicht ſo viel Gemächlichkeit und Freyheit, als in den vorhin beſchriebnen Werkhäuſern, müſſen gröbere Arbeit verrichten, werden genauer beobachtet, aber doch keineswegs ſtrenger behandelt.

Die Arbeitshäuſer der dritten Gattung ſind für Verbrecher beſtimmt. Sie ſind die eigentlichen Gefängniſſe. Die Art der dieſen Leuten obliegenden leichten oder ſchweren Arbeit richtet ſich nach dem Grade ihrer Vergehungen. Viele unter ihnen werden, gefeſſelt und bewacht, auch außer den Gebäuden, bey beſchwerlichen und unangenehmen Arbeiten angeſtellt, wozu freye, gebildete Menſchen ſich ungern brauchen laſſen; doch wird auf alle Weiſe auch für ihre Geſundheit geſorgt.

Alle dieſe öffentlichen Anſtalten ſind von der Art, daß der Staat, durch die darin verfertigten Arbeiten, mehr, oder wenigſtens eben ſo viel Vortheil zieht, als die Unterhaltung derſelben koſtet; Hoſpitäler und Tollhäuſer hingegen erfordern mehr Aufwand; doch muß für diejenigen, welche Vermögen haben und darin aufgenommen werden wollen, eine beſtimmte Summe eins für alles in den öffentlichen Schatz niedergelegt werden.

Damit der Staat von richtiger Einnahme der feſtgeſetzten Abgaben gewiß ſey, und nicht zuweilen Haupt-Unglücksfälle einzelne Familien oder ganze Gegenden inſolvent machen, ſo ſind im ganzen Reiche Aſſecuranz-Caſſen errichtet, durch welche alle Mitbürger ſich einander nicht nur für erlittenen Brandſchaden, ſondern auch für Mißwachs, Hagel-Schlag, Viehſterben, Verluſt von Schiffen und dergleichen entſchädigen.

Auf dem Lande und in den Städten ſind Aerzte, Wundärzte, Apotheker und Hebammen angeſtellt, denen jede Familie jährlich eine gewiſſe von der Obrigkeit einzuſammelnde kleine Summe bezahlt, wogegen ſie aber auch ohne Unterſchied jedermann, ohne weitre Forderungen zu machen, mit Rath und That beyſtehen müſſen; ſo wie denn auch alle von den beſoldeten Aerzten verſchriebne Arzneymittel denenjenigen, welche nur einfache Taxen entrichten (das heißt, ſo viel, als von einer einzelnen Land-Portion bezahlt wird) unentgeltlich verabfolgt werden.

Obgleich jedem Mitbürger erlaubt iſt, das Land zu verlaſſen, ſo fällt doch, wenn er ſein baares Vermögen mit aus Abyſſinien nehmen will, die Hälfte davon der Staats-Caſſe anheim. Dieß iſt ſehr billig; dem Ertrage des vaterländiſchen Bodens, der ihn ernährt hat, verdankt er ſeinen Reichthum, dem Staate ſeine Bildung und Sicherheit aller Art. — Kann er ſich beklagen, wenn man, was ſein eigner Fleiß dabey bewirkt hat, auf die Hälfte des Erworbnen anſchlägt? Es iſt ſehr begreiflich, daß dieß Geſetz leicht zu täuſchen ſeyn würde; allein ſollen wir denn gar nichts auf den Erfolg der beſſern moraliſchen Bildung unſrer Bürger und darauf rechnen, daß ſie nicht geneigt ſeyn werden, aus Leichtſinn ein Land zu verlaſſen, in welchem ſie ſich freyer und glücklicher fühlen, als ſie in irgend einem andern ſeyn können?

Zwey und zwanzigſtes Kapitel.

Fortſetzung: Religion; Juſtiz; Strafen und Belohnungen; Policey.

Die Religion kann eigentlich gar kein Gegenſtand der Geſetzgebung ſeyn. Die innere Gottes-Verehrung und die Begriffe, die man ſich von dem göttlichen Weſen und ſeinen Verhältniſſen gegen daſſelbe macht, richten ſich nach den Fähigkeiten und Empfindungen jedes Einzelnen, und es kann vom Staate nichts darüber beſtimmt werden, weil dieſer nur über Handlungen, nicht aber über Gedanken und Meinungen Richter iſt. Die moraliſchen Vorſchriften, zu denen man die Gründe aus religioſen Sätzen herleitet, müſſen gleichfalls der innern Ueberzeugung eines Jeden überlaſſen bleiben; der Staat ſoll nur dafür ſorgen, daß keine Handlungen geduldet werden, die ſolchen moraliſchen Regeln zuwider ſind, auf welchen die Geſetzgebung beruht. Eben ſo wenig darf die Regierung den Mitbürgern verbiethen, laut und öffentlich ihre Meinung über dieſe, ihnen wichtige Dinge zu ſagen und zu ſchreiben, weil überhaupt Worte keinem Zwange unterworfen ſind. Was endlich die religiöſen und gottesdienſtlichen Gebräuche betrifft, ſo darf ſich der Staat nur in ſo fern darein miſchen, als ſie die befohlnen Handlungen hindern und die verbothnen befördern könnten, zum Beyſpiel, wenn ſie anſtößig, unſittlich wären, oder die Bürger von nützlicher Thätigkeit abhielten. Uebrigens alſo iſt die ſpeculative, theoretiſche und practiſche Religion keinem Zwange unterworfen; wir wiſſen nichts von einer Landes-Religion; jedermann kann glauben, was er will, und ſeinen Gott verehren und ihm dienen, wie es ihm beliebt. Wollen mehrere Familien zuſammen treten und nach ihrer Weiſe gottesdienſtliche Verſammlung halten, auch aus ihrem Vermögen Leute beſolden, die ſie Prieſter oder Prediger nennen; ſo ſteht ihnen auch das frey; nur mit der Einſchränkung, daß zu dieſen Zuſammenkünften niemand der Zutritt verſagt werden darf, weil überhaupt in einem Lande, wo alles Gute und Gleichgültige öffentlich geſchehen kann, jede geheime Verſammlung, jede heimliche Unternehmung unerlaubt iſt. Auch iſt es jeder Secte verſtattet, auf nicht ungeſtüme, aber auf öffentliche Weiſe, Proſelyten zu machen, ſo viel ſie will.

Es erkennt aber der Staat die Prieſter und Prediger, die ſich übrigens kleiden mögen, wie es ihnen beliebt, für gar keinen beſondern Stand, nimmt keine Wiſſenſchaft von ihrem geiſtlichen Berufe, ſondern behandelt ſie nach der Rückſicht auf das bürgerliche Gewerbe, zu welchem ſie ſich als Jünglinge haben einſchreiben laſſen, befreyet ſie von keinen Abgaben und Dienſten, weiſet ihnen keine beſondre Einkünfte an, und entſcheidet nie in ſo genannten geiſtlichen Dingen. Die Lehren einer echten göttlichen Religion müſſen durch ihre innere Kraft über Irrthümer ſiegen, und deßwegen muß es erlaubt ſeyn, dieſe wie jene, laut zu predigen, ſie der freyen Prüfung zu unterwerfen; der Stifter des erhabnen Chriſtenthums legte es nie darauf an, ſeine Religion zu einer Staatsſache zu machen, und die erſten Prediger derſelben verlangten weder Exemtionen, noch Beſoldungen, noch Titel, noch Pfründen, noch die Freyheit, müſſige Mitglieder im gemeinen Weſen zu ſeyn.

Um aber das Volk zuweilen zu gemeinſchaftlicher Gottesverehrung zu ermuntern und durch edle, religiöſe Empfindungen die Herzen zur Liebe, Dankbarkeit, zum Wohlwollen und zur brüderlichen Eintracht zu ſtimmen, wird jährlich Ein

Mahl an einem feſtgeſetzten Tage, in der ſchönſten Gegend jeder Provinz ein großes Volks-Feſt veranſtaltet, woran Jeder ungezwungen mit ſeiner Familie Theil nehmen darf. Unter freyem Himmel werden dann herzerhebende, ſchöne Hymnen, welche die Kinder in den Schulen vollſtimmig aufführen lernen, mit Begleitung muſicaliſcher Inſtrumente geſungen. Gute Redner, denen die Obrigkeit dieß Geſchäft aufträgt, halten kurze, rührende Anreden an das Volk und ermahnen es zu Erfüllung ſeiner Pflichten; die andre Hälfte des Tages verſtreicht unter geſelligen, gaſtfreundſchaftlichen und geſitteten Freuden. Die Obrigkeit ſorgt dabey für Beobachtung des Anſtandes und der Ordnung.

Die Juſtiz wird in Abyſſinien unentgeltlich verwaltet; wie die Land- und Stadt-Obrigkeiten erwählt werden, das iſt in einem der vorigen Abſchnitte geſagt worden; ſie bekommen keinen Gehalt und dürfen keine Sporteln nehmen. Nebſt denen ihnen obliegenden gewöhnlichen Amts-Verrichtungen, ſind ſie auch verbunden, jeden Vormittag gewiſſe Stunden hindurch jedermann vorzulaſſen, der Klage zu erheben hat. Da wir nicht eine Menge dunkler, ſich durchkreuzender Geſetze haben, und unſre Staats-Verfaſſung nicht Gelegenheit zu mannigfaltigen, verwickelten Streit-Fragen und Händeln gibt, die Haupt-Fälle aber ſehr klar in den Geſetzen beſtimmt ſind, ſo kömmt weniger darauf an, daß unſre Richter ſehr gelehrte Leute, als daß ſie verſtändige, hell ſehende, erfahrne und unverführbar rechtſchaffne Leute ſeyen.

Alle Rechtshändel werden mündlich verhandelt, worüber jedoch Protocolle geführt werden. Die Parteyen müſſen ihre Nothdurft, nebſt den Gründen, ſelbſt einfach vortragen, und kein Advocat, noch Vorſprecher wird geduldet.

Jeder Proceß muß wenigſtens nach Ablauf eines Jahres beendigt ſeyn.

Wenn zwey Perſonen mit einander in Streit gerathen, ſo muß jeder von ihnen, bevor ſie ſich bey der Obrigkeit melden dürfen, ſich einen Schiedsrichter wählen. Dieſe beiden Schiedsrichter treten zuſammen, und ſuchen einen Vergleich zu Stande zu bringen. Gelingt dieſer Vergleich nicht, ſo ſtellen ſich die Parteyen, begleitet von ihren Schiedsrichtern, vor die Obrigkeit. Dieſe hört ihre Klagen und Vertheidigungen, hört, wenn es nöthig iſt, die Zeugen ab, auf welche man ſich beruft, und entſcheidet dann, nach Geſetzen, Billigkeit und geſunder Vernunft und mit Rückſicht auf Umſtände und Menſchenkenntniß. In dieſem Gerichte haben die beiden Schiedsmänner, ſo wohl wie die obrigkeitlichen Perſonen, Sitz und Stimme.

Nur in wenig Fällen, die beſtimmt werden müſſen, findet eine Appellation Platz. Dieſe geht an den Statthalter, und in äuſerſt wichtigen, gleichfalls zu beſtimmenden Fällen, noch von da an den König und den National-Rath.

Alle Eide ſind als unnütz abgeſchafft. Wie falſche Zeugniſſe beſtraft werden, das wird in der Folge vorkommen.

Es iſt oben geſagt worden, daß es nicht erlaubt ſey, Geld auf Zinſen auszuleihen. Jedoch findet davon folgende Ausnahme ſtatt: wenn jemand zu einer nützlichen Unternehmung, wobey etwas zu gewinnen iſt, mehr Geld braucht, als er vorräthig hat, und ein Andrer zeigt ſich geneigt, ihm das Geld vorzuſchießen, ſo kann nicht verlangt werden, daß dieſer dieß umſonſt thue, indem er ja ſelbſt durch Handel oder auf andre Weiſe mit ſeiner Baarſchaft ſich erlaubte Vortheile verſchaffen könnte. In dieſem Falle nun, melden ſich beide Theile bey der Obrigkeit, und werden über die Bedingungen einig, welche der Richter beſtätigt.

Nur ſolche, mit Bewilligung der Obrigkeit ausgeliehene Gelder, ferner die bedungne Summe für erhandelte Waare und dergleichen, Erbſchaftsgelder, und endlich alle Arten von Arbeits-Tagelohn ꝛc. dürfen gerichtlich eingetrieben werden; wegen aller übrigen Schulden wird keine Klage angenommen.

Strafen können nur dreyerley Zweck haben: entweder das verübte Unrecht wieder gut zu machen, und den dadurch erlittnen Verluſt zu erſetzen, oder die Verbrecher zu beſſern, oder endlich böſe Menſchen außer Stand zu ſetzen, die bürgerliche Ruhe ferner zu ſtören (jedoch nur durch ein ſolches Mittel, das Gegenſtände trifft, über welche ſich der Staat ein Recht anmaßen kann). Aus dieſen Vorausſetzungen, und aus dem, was in der Einleitung über die Grenzen der geſetzgebenden Macht iſt geſagt worden, folgt natürlich, daß weder Tod noch Verſtümmlung der Gliedmaßen eine bürgerliche Strafe ſeyn kann, ſelbſt nicht zur Ahndung eines begangnen Mordes. Und dieß auch ſchon darum nicht, weil hierdurch das vollbrachte Unglück nicht ungeſchehen gemacht, nicht gehoben, der Verluſt nicht erſetzt wird;

weil der Staat nichts nehmen darf, was er weder geben noch zuſichern kann; weil es andre Mittel gibt, einen Verbrecher außer Stand zu ſetzen, ferner zu ſchaden; endlich weil Strafe nie Rache werden ſoll; alle übrige Arten der Strafen ſind für rechtmäßig zu halten, in ſo fern ſie mit den Verbrechen in richtigem Verhältniſſe ſtehen.

Wo Erſatz möglich iſt, da iſt Erſatz des Schadens und der Unkoſten, nebſt billiger Vergütung für Verſäumniß, Verdruß, Schmerz u. d. gl. die natürlichſte Strafe.

Selbſtvertheidigung und erwieſene unvermeidliche Nothwehr werden nicht geahndet, wohl aber Rache und thätige Erwiderung des Uebels.

Thätige Rache für *wörtliche* Beleidigung wird beſtraft.

Bloße Worte, ſelbſt wenn es Gottes-Läſterungen wären, können, unſern Haupt-Grundſätzen gemäß, nicht beſtraft werden. Nur um Handlungen kann ſich der Staat bekümmern. Es iſt ein elendes Vorurtheil, zu glauben, daß Schimpfwörter und Verleumdungen einem wirklich unſchuldigen, ehrlichen, feſten Manne je Schaden thun, ihn kränken, oder erniedrigen könnten. Uebrigens ſteht es in jedermanns Macht, ein von ihm ausgeſprengtes nachtheiliges Gerücht, öffentlich zu widerlegen, und wird dann offenbar, daß der, welcher ihm eine Schandthat Schuld gegeben, aus Bosheit gelogen hat, und der Beleidigte beweiſet dieß, und verlangt gerichtlich ſeine Genugthuung, ſo wird der Verleumder dadurch beſtraft, daß er in den öffentlichen Blättern, die unter Aufſicht der Regierung herauskommen, dem Publicum als ein Lügner bekannt gemacht wird. Dieſe Strafe iſt, unter einem Volke, das nach den Grundſatzen der wahren Ehre und Redlichkeit erzogen wird, an ſich ſchon ſehr hart; ſie hat aber auch noch ſchlimme Folgen im bürgerlichen Leben; denn ein ſolcher kann kein öffentliches Amt im Staate verwalten, kein Zeugniß vor Gericht ablegen, kein Geld leihen ꝛc.

Dieß iſt dann auch die Strafe, womit erwieſenes falſches Zeugniß geahndet wird.

Wir ſehen aber dieſelbe für ſo hart an, daß ſie immer nur auf gewiſſe Jahre verhängt wird, und zwar auf mehr oder weniger Jahre, je nachdem die Verleumdung oder das falſche Zeugniß boshaft, oder der Gegenſtand von Wichtigkeit war. Nach Verlauf dieſer Zeit wird der Beſtrafte öffentlich wieder in die Rechte eines glaubwürdigen Mannes eingeſetzt.

Ein Menſch, der zum dritten Mahl dieſe Strafe verdient, wird, als ein unnützes Mitglied in einem Staate, deſſen Wohlfarth auf Treue und Glauben beruht, des Landes verwieſen.

Wer den Andern mit Schlägen mißhandelt, der muß ihm nicht nur, für erlittnen Schmerz und Schimpf, eine Summe Geldes bezahlen, oder, wenn er das nicht kann, auf gewiſſe Zeit im Gefängniſſe büßen; ſondern es wird auch, in ſo fern der gekränkte Theil es verlangt, der Thäter, durch einen Gerichtsdiener, grade eben ſo öffentlich, als er jene Handlung verübt hat, wiederum mit Schlägen beſtraft.

Menſchen, die gar zu oft die bürgerliche Ruhe ſtören, und die Geſetze des Staats höhnen, in welchem ſie dennoch immer fortleben, obgleich ſie auswandern könnten, werden denn endlich, entweder auf viel Jahre, oder auf immer, eingeſperrt.

Ein Landes-Verwieſener, der ſich wieder im Abyſſiniſchen Reiche blicken läßt, wird, wenn man ſeiner habhaft geworden, auf ſeine Lebenszeit eingekerkert.

Wer ſich unberufen thätig in fremde häusliche oder andre Geſchäfte miſcht, wird, wenn Klage darüber entſteht, von der Obrigkeit beſtraft.

Da bey Kauf und Verkauf beide Theile ihren freyen Willen haben, und man von einem verſtändigen Manne billiger Weiſe fordern kann, daß er ſich in keinen Handel einlaſſe, wenn er nichts von dem Werthe der Waaren und ihren Preiſen verſucht; ſo werden keine Klagen wegen Uebervortheilung im Handel angenommen. Es ſteht indeſſen dem Betrognen frey, den Betrug, zur Warnung Andrer, öffentlich bekannt zu machen. Wird aber gerichtlich erwieſen, daß der Verkäufer ſeine Waare ſelbſt für etwas ausgegeben, was ſie nicht iſt, oder, auf Treue und Glauben, ein falſches Maß oder Gewicht angegeben, welches der Käufer auf ſein Wort alſo angenommen; dann wird vorausgeſetzt, daß dieſer mehr auf jenes Redlichkeit, als auf ſeine eigne Einſicht und Vorſicht gebauet habe, und der Betrüger muß dem Betrognen nicht nur den Schaden erſetzen, ſondern noch den hundertfältigen Werth obendrein in die öffentliche Caſſe bezahlen.

Todtſchlag wird mit lebenslänglichem Gefängniſſe von der ſchwerſten Art beſtraft; ein mißlungner Angriff auf daß Leben eines Menſchen, nicht weniger mit lebenslänglichem, doch gelindern Gefängniſſe. In ſehr ſeltnen Fällen kann der Umſtand, daß der Angriff in der Blindheit des Zorns geſchehen, einige Milderung bewirken. Wer ſeine Leidenſchaften ſo wenig im Zügel zu halten vermag, der muß dafür büßen.

Diebſtahl wird nach den Umſtänden ſtrenger, oder gelinder beſtraft. Strenger ein Haus-Diebſtahl, ein Raub, den man an dem Eigenthume ſeines Freundes begeht, eine Vergreifung an anvertrauetem Gute, die Beraubung eines Armen, ein Diebſtahl aus bloßem Geitze, ohne den Antrieb der dringenden Noth, ein ſolcher, wobey Gewalt angewendet worden, u. ſ. f.

Da bey uns überhaupt kein Unterſchied der Stände ſtatt hat, ſo iſt es faſt überflüſſig, zu ſagen, daß auf die Härte und Milde der Strafen der Stand des Verbrechers gar keinen Einfluß haben kann; es darf alſo bey uns der, welcher einſt das höchſte Amt im Staate bekleidet hat, zu der ſchimpflichſten Strafe verurtheilt werden, wenn er ein ſchimpfliches Verbrechen begeht. Soll man Rückſicht auf ſein feineres Ehrgefühl nehmen, ſo zeige er dieß feinere Ehrgefühl durch beſſere Handlungen! Uebrigens aber bringt eine weiſe Obrigkeit, bey Beſtrafung der Verbrechen, Alter, Temperament, körperliche Conſtitution u. d. gl. mit in Anſchlag.

Der Klugheit unſrer Richter bleiben die Arten der zu verhängenden Strafen, ſo wie ihre Stufen und Dauer, nach Maßgabe der Größe der Verbrechen und der damit verbunden geweſenen Umſtände, überlaſſen.

Alle Gefängniſſe ſind zugleich Werkhäuſer; keiner der Gefangnen iſt müſſig; ſie arbeiten theils im Kerker, theils werden ſie, geſchloſſen und bewacht, auf die öffentlichen Arbeits-Plätze geführt. Nach Verhältniß der Größe ihrer Vergehungen, werden ihnen leichtre oder ſchwerere, angenehmere oder unangenehmere Arbeiten auferlegt, und nach eben dieſem Verhältniſſe werden ſie auch nachſichtiger oder ſtrenger, bequemer oder weniger gemächlich gehalten, beſſer oder ſchlechter geſpeiſet, und wird ihnen mehr oder weniger Freyheit geſtattet, zum Beyſpiel: in den Erhohlungsſtunden ihre Verwandten zu ſehen, oder ſich andre unſchuldige Vergnügungen zu machen. Aber dafür wird bey Allen gleich gewiſſenhaft geſorgt, daß Reinlichkeit und geſunde Luft in den Kerkern herrſchen, und daß, wenn die Gefangnen erkranken, es ihnen nicht an Pflege fehle.

Keine Strafe beſchimpft, wenn ſie überſtanden iſt.

So viel von Strafen! Belohnungen für gute Handlungen kann der Staat eigentlich gar nicht austheilen, und am wenigſten möchten wir unſre Mitbürger daran gewöhnen, eitles Lob, äußere Ehrenzeichen, Ordensbänder, Monumente, oder andre Narrheiten von der Art, für Belohnungen zu halten. Jede gute Handlung belohnt ſich ſelber durch das innere Bewußtſeyn, ſeine Pflicht erfüllt zu haben, durch die Freude an dem Guten, das man geſtiftet hat, durch den lauten oder ſtillen Dank, den man einerntet, durch den guten Ruf und durch die Achtung und Liebe edler Menſchen, die ſich ein redlicher, nützlicher, wohlthätiger Mann ſicher erwirbt. — Ein Abyſſinier bedarf weiter keiner andern Belohnungen; allein dafür muß doch die Regierung ſorgen, daß große, ſchöne Thaten nicht unbekannt, nicht unbemerkt bleiben, und daß nicht dem, welcher ſie ausübt, ein Theil jener natürlichen Belohnungen entzogen werde. Desfalls nun werden ſolche Handlungen in den Staats-Zeitungs-Blättern öffentlich bekannt gemacht. Dieſe Blätter dienen überhaupt im ganzen Lande zu allgemeiner Verbreitung und Bekanntmachung deſſen, was in den einzelnen Provinzen vorgeht und alle Mitbürger intereſſiren kann. Was ſich in unſerm Lande zuträgt, das iſt uns wichtiger, als was auswärts geſchieht. Wir nehmen wenig Theil an fremden politiſchen Händeln; es kümmert uns ſehr wenig, in welchem Luſtſchloſſe ein müſſiger Europaiſcher Fürſt nebſt ſeinem elenden Hofgeſindel ſeinen Wanſt gefüllt hat; aber ob Bevölkerung, Fleiß, Tugend, Einfalt der Sitten bey uns zu oder abgenommen haben; das liegt uns ſehr am Herzen zu erfahren, und das iſt der Inhalt unſrer Landes-Zeitung. Sie kömmt in der Reſidenz heraus und die Materialien dazu liefern, von unten hinauf, alle Obrigkeiten, durch monatliche Berichte; die Zeitung iſt gleichſam der Haupt-Bericht an das Volk.

In dieſer Zeitung werden auch alle Haupt-Urtheilſprüche und verhängte Strafen bekannt gemacht. Auch werden darin nützliche Bemerkungen und neue Entdeckungen, zu Verbeſſerung des Landbaues, zu Erhaltung der Geſundheit ꝛc. der Nation mitgetheilt. — Dieß alles ſo kurz und deutlich, als möglich.

Die Policey, in den Städten, wie in den Dörfern, ſorgt, ſo viel ſie kann, für die Sicherheit, Freyheit, Ruhe, Geſundheit und Gemächlichkeit der Mitbürger. Zur Reinhaltung, Sicherheit und Erleuchtung der Straßen, Hinwegſchaffung der Unreinigkeiten durch Canäle,

Anla-

Austrecknung ſtehender Sümpfe, Ausbeſſerung der Wege, Nachtwachen, Vorkehrungen gegen Feuers-Gefahr, Löſchungs-Anſtalten und was dahin gehört, werden die beſten Vorkehrungen getroffen.

In unſerm Staate wird niemand geduldet, der nicht irgend ein bürgerliches Geſchäft treibt und zu treiben verſteht, womit ſich Unterhalt erwerben läßt; eine bloß verzehrende Claſſe kennen wir nicht. Ob er übrigens in dieſem Berufe ſehr fleißig ſey, oder ob er nicht mehr Zeit auf Nebendinge, mit denen er ſich lieber beſchäftigt, verwendet; darum kann ſich die Regierung nicht genau bekümmern; auch hieße das zu ſehr die natürliche Freyheit einſchränken. Nur davon wollen wir gewiß ſeyn, daß, wenn ein ſolcher ein Mahl durch ſeine Faulheit verarmt, und nun von dem Staate Hülfe fordert, dieſer ihn nicht umſonſt zu füttern brauche, ſondern ihn bey irgend einer Arbeit, die er verſteht, anſtellen könne. Leute alſo, die, ohne andre Geſchäfte, bloß von ihren Renten leben, werden bey uns nicht geduldet, und wollten fremde Müſſiggänger von der Art mit großen Schätzen nach Abyſſinien ziehen, ſo würden wir ſie nicht aufnehmen; es iſt uns weniger daran gelegen, ſehr reiche, als fleißige, thätige Mitbürger zu haben.

Auch bloß ſpeculirende Gelehrte dulden wir nicht; wir wiſſen recht gut, daß die höchſte Geiſtes-Anſtrengung und das emſigſte Studium ſich vortrefflich mit einiger nützlicher Thätigkeit im bürgerlichen Leben vereinigen läßt. Derſelbe Fall iſt mit Menſchen, die ſich mit ſchönen Künſten beſchäftigen; ein Mahler, ein Tonkünſtler, ein Dichter zu ſeyn, das gilt bey uns für keinen Stand. Wir glauben nicht daran, daß die Begeiſterung, welche den Künſtler beleben muß, durch die Aufmerkſamkeit auf die kleinen Details, die bey bürgerlichen Geſchäften vorfallen, verſcheucht werde.

Wir leiden nicht, daß Gaukler, Springer und überhaupt Menſchen, die eine Kunſt üben, welche weder der bürgerlichen Geſellſchaft nützlich iſt, noch wohlthätigen Einfluß auf Kopf oder Herz hat, bey uns ihr Weſen treiben; ſie werden ſogleich des Landes verwieſen. Daß kein einziger Bettler in einem Reiche ſich blicken laſſen dürfe, wo jeder arbeitſame Menſch bequem Unterhalt finden kann; das verſteht ſich wohl von ſelber.

Es ſind bey uns alle Zünfte abgeſchafft; Jedermann kann frey eine Hantierung, ein Gewerbe treiben, welches er will und worin er ſich geſchickt glaubt, und kann ſeine Arbeit ſo hoch taxiren, als ihm beliebt. Es wird ſich bald ausweiſen, ob er ſein Handwerk verſteht, oder nicht, und der Pfuſcher wird gewiß nicht lange dem geſchickten Arbeiter das Brot vor dem Munde wegnehmen. Fordert aber jemand, zu Betreibung ſeines Handwerks oder ſeiner Kunſt, Unterſtützung vom Staate; dann muß er freylich erſt Beweiſe ſeiner Geſchicklichkeit geben.

Der Lohn für Geſinde, für Arbeitsleute, Tagelöhner ꝛc. iſt im ganzen Abyſſiniſchen Reiche beſtimmt; wer mehr nimmt, oder mehr bezahlt, wird beſtraft.

Aller Aufwand bey Begräbniſſen iſt verbothen. So bald ein Abyſſinier ſtirbt, ſind ſeine Verwandte oder Freunde verbunden, es dem vom Staate angeſetzten Arzte anzuzeigen. Dieſer begibt ſich in das Sterbehaus, beſichtigt den Körper und ſtellt, wenn er ihn wirklich todt findet, darüber ein Zeugniß aus. Dieß Zeugniß wird der Obrigkeit vorgezeigt, die den Befehl zur Beerdigung nach Verlauf einer beſtimmten Anzahl Tage, ausfertigt. Länger darf dann auch der Leichnam nicht liegen bleiben. Die allgemeinen Begräbnißplätze ſind weit genug von den Wohnungen der Lebendigen entfernt. Der Todte wird unbekleidet in einen Kaſten von gemeinem Holze, ohne alle Zierathen, gelegt. Bevor der Kaſten vernagelt wird, öffnet man dem Verſtorbnen eine Pulsader; der Todte wird in der Stille fortgebracht. Es iſt beſtimmt, wie tief der Kaſten in die Erde eingegraben werden muß; vor funfzig Jahren darf kein altes Grab umgegraben werden. Die Begräbnißplätze ſind daher in Quartiere eingetheilt, deren jedes die Todten aus einem Jahrzehend umfaßt. Monumente und dergleichen Spielwerke der Eitelkeit werden nicht geduldet. Das Andenken unſrer edeln Männer verewigt ſich in der Wirkung ihrer guten Handlungen, und kein großer Nahme geht verloren, wenn er auch nicht in Marmor oder Erz eingegraben ſteht.

Jedermann hat bey uns die Freyheit, ſeine Lebensart, ſeine Kleidung und dergleichen nach ſeinem Geſchmacke und ſeiner Phantaſie einzurichten; es findet darin durchaus kein Zwang Statt. Wäre es möglich, ſo wünſchten wir, daß unſre ganze Nation darüber einig würde, alles, was Mode und Convention heißt, abzuſchaffen, und daß Jeder, ohne ſich um den Andern zu bekümmern, thäte und trüge, was er wollte. Mancher kann vielleicht ſeiner Geſundheit und ſeinem Körperbau eine lange Türkiſche, oder eine Armeniſche Kleidung angemeſſen finden; er kleide ſich alſo Türkiſch, oder Armeniſch! Einem Andern behagt mehr eine kurze Spaniſche, oder irgend eine andre von den albernen Europäiſchen Trachten; auch dieſer folge ſeiner Phantaſie! Geſetze gegen den Luxus haben wir gar nicht. Unſre Mitbürger werden ſo erzogen, daß ſie über zweckloſe Thorheiten und über Flitterprunk hinaus ſeyn werden; und da wir Alle gleich ſind; ſo fällt die Haupt-Urſache eines glänzenden Aufwandes, nähmlich die Abſicht, für einen vornehmen Mann angeſehen zu werden, weg; wir haben ja unter uns keine vornehme Männer.

So wie Jeder die Freyheit hat, ſich zu kleiden, wie er will und ſo viel Aufwand zu machen, als ihm beliebt, ſo bleibt es auch ſeiner Willkühr überlaſſen, ſein Haus ſo zu bauen und auszuzieren, wie es ihn am beſten und zierlichſten dünkt. Weil doch aber wirklich der Geſchmack in Verzierungen und dergleichen ſehr viel mehr Einfluß auf die Denkungsart der Menſchen hat, als man glauben ſollte, ſo iſt die Obrigkeit jedes Orts bereit, jedem Mitbürger, der ſich an ſie wendet, Riſſe und Zeichnungen, nach den edelſten und einfachſten Planen und Formen, zu

Gebäuden aller Gattung, ſo wie zu aller Art Hausrath, unentgeltlich mitzutheilen. Auch werden ſolche Aufriſſe von Zeit zu Zeit in Kupfer geſtochen und öffentlich angeſchlagen. Die Baumeiſter, welche der Staat beſoldet, und die über die öffentlichen Gebäude die Aufſicht haben, ſind angewieſen, den Mitbürgern mit Rath und That beyzuſtehen, und in den öffentlichen Fabriken wird dafür geſorgt, daß nur nach den einfachſten und edelſten Muſtern und Formen gearbeitet werde.

Da uns daran gelegen iſt, daß unſre Sitten nicht durch Ausländer verderbt werden, daß man uns nicht fremde Thorheiten und Laſter von außen herein ſpedire, und daß nicht eine Menge vorwitziger, müſſiger, neugieriger Reiſender, welche die lange Weile aus ihrem Vaterlande jagt, unter uns herum renne; ſo ſehen wir uns gezwungen, zu fordern, daß jeder Fremde, der unſre Grenze betritt, ſich ſogleich erkläre, was für ein Geſchäft er bey uns habe, auch wie lange und in welchen Gegenden er ſich aufzuhalten gedenke. Werden ſeine Verrichtungen erlaubt und wichtig genug befunden, ſo erhält er von der Obrigkeit einen Paß, der nach dieſen Umſtänden eingerichtet iſt. Dieſen muß er aller Orten in Abyſſinien, wohin er kömmt, vorzeigen. Ertappt man ihn auf einem Nebenwege, oder in einem Geſchäfte, das er nicht angezeigt hat, oder bleibt er über die beſtimmte Zeit, ſo wird er ſogleich über die Grenze gebracht.

Der Policey liegt auch ob, ein wachſames Auge auf die Buchdruckereyen zu halten, das heißt, dafür zu ſorgen, daß die Preß-Freyheit nicht gemißbraucht werde. Es iſt nähmlich im Vorhergehenden geſagt worden, daß jedermann frey und offen über alle Gegenſtände und über alle Perſonen ſeine Meinung ſagen und ſchreiben dürfe, und daß er von der Regierung in dem Beſitze dieſer Freyheit geſchützt werde; daß ihm deßwegen von niemand ein Haar gekrümmt werden dürfe, in ſo fern er die Wahrheit geſagt habe, und nicht vom beleidigten Theile dargethan würde, daß er ein Verleumder ſey. — Doch dieß alles unter der Bedingung, daß der Nahme des Schreibers nicht verſchwiegen ſey. Die Policey nun wacht darüber, daß durchaus keine anonyme Schriftſteller auftreten dürfen, und forſcht, wenn dergleichen Blätter dennoch zum Vorſchein kommen, genau nach dem Urheber, um denſelben zu beſtrafen. Doch iſt ein Fall ausgenommen, wo der Nahme des Schreibers nicht erfordert wird, nähmlich, wenn jemand

Facta bekannt macht, die auf öffentlichen Documenten beruhen, oder von deren Grund oder Ungrunde ſich jedermann durch den Augenſchein, oder bey der geringſten Erkundigung überzeugen kann; zum Beyſpiel, wenn er den ungerechten Gang eines Proceſſes öffentlich rügte, da dann, wenn die Angabe falſch wäre, ein von den Richtern, Schiedsrichtern und Zeugen unterſchriebner Auszug aus den Acten, das Publicum ſogleich von der wahren Lage der Sachen unterrichten könnte.

Wirthshäuſer, in welchen müſſige Leute ſich bloß zum Trinken verſammeln, werden bey uns gar nicht geduldet; den Gaſtwirthen, die Fremde beherbergen, ſind genaue Taxen vorgeſchrieben.

Drey und zwanzigſtes Kapitel.

Kriegsweſen. Handlung.

Wir können nie in den Fall kommen, einen offenſiven Krieg zu führen. Zufrieden mit unſerm Zuſtande, wenn Fleiß, Induſtrie, Einfalt der Sitten und Frieden bey uns herrſchen, bauen wir unſre Felder, verarbeiten unſre Producte, und begehren nichts von dem, was fremde Völker beſitzen. Unſer Land iſt groß genug, um doppelt ſo viel arbeitſame Menſchen zu ernähren, als jetzt darin leben; alſo ſuchen wir auch unſre Grenzen nicht zu erweitern. Ueber dieß halten wir es für unnatürlich und den erſten Rechten der Menſchheit zuwider, daß ein Staat ſich die Befugniß anmaße, durch Eroberung, Tauſch oder Vertrag, ein anders Land an ſich zu bringen, wenn er nicht weiß, ob die Einwohner deſſelben damit zufrieden ſind, daß ſie nun von andern Menſchen regiert werden ſollen. Denn wenn nun auch alte Uſurpationen gegen die heiligen Menſchen-Rechte ewig gültig bleiben, und Völker, die vor tauſend Jahren

ihren

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-51468-9
KNIGGE,A.F.F.L.VON FN. 03736/035

ihren Nacken unter das Joch eines Einzelnen gekrümmt haben, immerfort auch noch den ſpäten Nachkommen dieſes Einzelnen ſclaviſch gehorchen ſollen, ſo empört doch das alle geſunde Vernunft, daß dieſe Herrſchers-Familien das Recht haben ſollen, ſich einander Länder und Völker zu ſchenken, zu verkaufen, oder zu rauben, wie man Heerden Vieh veräußert.

Wir führen alſo keine offenſive Kriege; allein wir müſſen uns in einem ſolchen Stande erhalten, daß wir, ſo bald ein unruhiger Nachbar uns angreift, gerüſtet ſeyen, ihm mit einem ſtarken und geübten Heere die Spitze zu biethen.

Zu dieſem Endzwecke bleibt jeder Bürger bis in ſein ſechzigſtes Jahr Soldat, und muß in das Feld, ſobald die Noth es erfordert, iſt in ſeinem Provinzial-Regimente eingeſchrieben, hat in ſeinem Hauſe eine vollſtändige Kriegs-Kleidung und Bewaffnung liegen, und wohnt jährlich vierzehn Tage lang, wenn die Waffen-Uebungen vorgenommen werden, denſelben bey. Die übrige Zeit kann er ruhig zu Hauſe bleiben.

Drey Jahre ſeines Lebens hindurch muß aber jeder Abyſſinier, auch in Friedenszeiten, fortgeſezt als Soldat dienen. Dieſe fangen mit ſeinem zwanzigſten Jahre an, das heißt, bevor er ſich häuslich niederläßt. Ihm wird dann vom Staate eine vollſtändige Kleidung gegeben, die er aber hernach auf ſeine Koſten unterhalten muß; er lernt den Dienſt, und muß alles thun, was einem Soldaten obliegt; der Staat gibt ihm nur Brot; allein da er, wie man nachher hören wird, in ſeiner Heimath bleibt, und nebenher ſeinen Unterhalt erwerben kann, man ihn auch für die öffentlichen Arbeiten, wozu das Heer gebraucht wird, zum Beyſpiel, Straßen, Dämme, Waſſer-Leitungen ꝛc. anzulegen, beſonders bezahlt; ſo kann er keinen Mangel leiden. Dieſer Dienſt iſt aber nicht ſchwer, und wird ein Jüngling dadurch gewiß nicht in der Wiſſenſchaft, der Kunſt oder dem Handwerke, das er gewählt hat, binnen dieſen drey Jahren zurück kommen, indem ihm Zeit genug übrig bleibt, ſehr viel nebenher zu arbeiten. Nach Verlauf der drey Jahre geht er nach Hauſe, und iſt, außer den jährlichen vierzehn Tagen, wo die Waffen-Uebungen getrieben werden und außer dem Falle, wenn Krieg entſteht, völlig frey.

Jede Provinz hält in Friedens-Zeiten nur Ein Regiment, das aus zwölf Compagnien, drey zu zweyhundert, und neun zu hundert Mann beſteht. In jedem der drey großen und neun kleinen Dörfer liegt eine dieſer zwölf Compagnien, die aus den Jünglingen deſſelben Dorfs zuſammen geſetzt iſt, ſo daß alſo keiner durch ſeinen Soldaten-Dienſt ſich von ſeiner Heimath entfernt. Dieß macht zuerſt, in den zwölf Provinzen, ein Kriegsheer von achtzehntauſend Mann, das in Friedens-Zeiten auf den Beinen, und zur innern Sicherheit und den öffentlichen Arbeiten hinlänglich iſt. So bald eine Armee zur Vertheidigung des Reichs zuſammen treten, und nun jeder Bürger unter ſechzig Jahren die Waffen ergreifen muß, werden aus jedem kleinen Regimente vier ſtärkere gemacht. Dann haben wir ein furchtbares Heer, furchtbarer noch, weil es nicht aus Miethlingen und Fremden, ſondern aus freyen Menſchen beſteht, die für ihr Eigenthum und ihre Ruhe fechten.

Die Städte liefern die Artilleriſten, Ingenieurs, Pontoniers und Pioniers. Jeder Stadt-Einwohner muß ſich gleichfalls im zwanzigſten Jahre zu einem von dieſen Corps einſchreiben laſſen, und bekömmt, während ſeiner drey Dienſtjahre, unentgeltlich Unterricht in den dazu erforderlichen Kenntniſſen.

Nur wenn Krieg entſteht, ſchafft der Staat Cameele und Elephanten an, und beſetzt dieſe mit einem Corps von Freywilligen, die bald eine Fertigkeit erlangen, mit dieſen Thieren gegen den Feind zu operiren, da überhaupt die Abyſſinier zu Leibes-Uebungen ſehr geſchickt ſind. Uebrigens machen wir, weil wir nur Vertheidigungs-Kriege führen, wenig Gebrauch von Reiterey.

Das bleibende Heer der Jünglinge übt ſich, Jahr aus Jahr ein, täglich eine Stunde in den Waffen. In einer Jahrszeit aber, wo der Landmann am wenigſten Geſchäfte hat, wird die vorhin erwähnte größere Uebung, vierzehn Tage hindurch, von allen Mitbürgern unter ſechzig Jahren vorgenommen. Alsdann zieht ſich in dem Mittelpuncte jeder Provinz das kleine Provinzial-Corps, welches dann aus vier Regimentern beſteht, zuſammen, zu welchem die Corps aus den vier Städten ſtoßen, und mit jenen gemeinſchaftlich allerley Kriegs-Evolutionen machen.

Wir halten es nicht für zweckmäßig, in unſern eigentlichen Schulen, den Kindern Anweiſung in körperlichen Uebungen geben zu laſſen. Bis zum funfzehnten Jahre kann man die Stunden beſſer anwenden, und ſo lange der Körper noch im erſten Wachsthume iſt, können Anſtrengungen

gungen von der Art gefährlich werden. In jeder Stadt aber unterhält die Obrigkeit ein Paar Männer, die in einem öffentlichen Gebäude Unterricht im Ringen und beſonders im Reiten und ſchnellen Lenken der Cameele geben. Hier wird kein Schüler, der unter funfzehn Jahre alt iſt, angenommen. Wer Vermögen hat, muß dafür bezahlen, eine gewiſſe Anzahl Aermerer aber wird Ein Jahr lang unentgeltlich unterrichtet. Auf dieſe Weiſe kann doch nach und nach die ſämmtliche Jugend in den Städten ſich in Leibes-Uebungen geſchickt machen. Monathlich an einem gewiſſen Tage ſtehen die dazu beſtimmten Gebäude jedermann offen; dann können auch die, welche grade zu der Zeit keinen Unterricht mehr genießen, den Platz betreten und mit den Schülern wetteifern. Für die Landleute halten wir eine ſolche Anſtalt überflüſſig. Die Beſchäftigungen, die bey dem Ackerbaue vorfallen, ſtärken den Körper hinlänglich; doch ermuntert die Obrigkeit das junge Volk in den Dörfern, an den beiden monathlichen Ruhetagen, die künftig, ſtatt des ehemahligen wöchentlichen Sonntags, in ganz Abyſſinien einzuführen ſind, ſich mit allerley körperlichen Uebungen, im Laufen, Springen, Ringen, nach dem Ziele werfen und dergleichen, zu beluſtigen, und theilt dann Preiſe an die Geſchickteſten aus. Was aber jenen monathlichen Tag in den Städten betrifft, ſo pflegen da viel Zuſchauer gegenwärtig zu ſeyn, und reiche Mitbürger machen ſich das Verdienſt, kleine Preiſe für diejenigen Jünglinge zuſammen zu legen, die ſich dabey vorzüglich auszeichnen. — Das ſind unſre Schauſpiele! Jährlich aber iſt in jeder Stadt ein Feſttag angeſetzt, an welchem jene Gebäude von Innen verziert, und dann, bey dem Klange muſicaliſcher Inſtrumente, große Wett-Uebungen vorgenommen werden. Hier bezahlt jeder Zuſchauer einen freywilligen Beytrag, und von dieſem Gelde werden denen, die an dem Tage beſondre Ehre einlegen, Geſchenke gereicht. Auf ſolche Weiſe erlangen wir, daß unſre Krieger keine unbehülfliche, bloß nach dem Stocke abgerichtete Maſchinen ſind, ſondern daß ihr Körper ſtark und biegſam wird.

Ich muß nun ſagen, auf welche Weiſe wir unſre Officiers-Stellen beſetzen. Da die ältern Mitbürger, binnen den vierzehntägigen jährlichen Waffen-Uebungen, Gelegenheit haben, die Fähigkeiten der einzelnen jungen Leute kennen zu lernen; ſo beruft jede Orts-Obrigkeit, an dem letzten dieſer vierzehn Tage, die zwölf Aelteſten unter jenen Männern zuſammen, und läßt durch dieſe, aus der Compagnie des Orts, vier Unter-Officier, unter den Jünglingen, für das folgende Jahr wählen. Es muß aber ein ſolcher, der Unter-Officier werden ſoll, ſchon zwey ſeiner Dienſt-Jahre zurück gelegt haben. Die übrigen Unter-Officier, nähmlich die, welche, wenn die ganze Compagnie von alten und jungen Leuten beyſammen iſt, erforderlich ſind, werden gleichfalls auf dieſe Weiſe gewählt, bekleiden aber lebenslang ihre Stellen, und treten in Verrichtung, ſo bald ſich die Compagnie zuſammen zieht.

Jede Compagnie des bleibenden Heers der Jünglinge hat einen Hauptmann, zwey Lieutenante und einen Panier-Träger. Dieſe werden von der Orts-Obrigkeit, mit Zuziehung der zwölf Aelteſten, ernannt und behalten ihre Stellen lebenslänglich; denn auf ihre Erfahrung, Uebung und Geſchicklichkeit muß ſich der Staat bey Bildung der jungen Mannſchaft verlaſſen. Sie werden beſoldet und avanciren unter ſich, bis zum Hauptmanne. Zu der größern Armee werden gleichfalls die Compagnie-Officier ernannt, die auch ihre Stellen lebenslang behalten, aber, da ſie nur in der Exercier-Zeit und im Kriege in Function treten, nicht beſoldet werden.

Die Stabs-Officier wählt das Provinzial-Collegium, aus den Hauptleuten der Provinz. Sie bleiben immer in ihren Stellen, bekommen aber in Friedenszeiten keinen Gehalt.

Die Heerführer wählt die National-Verſammlung, ſo bald ein Krieg entſteht.

Jeder Hauptmann erſtattet Bericht von dem Zuſtande ſeiner Compagnie an die Obrigkeit des Orts, die auch bey den Haupt-Waffen-Uebungen gegenwärtig iſt. Da alle Abyſſinier geübte Soldaten ſind, ſo iſt nie zu befürchten, daß unſre Magiſtratsperſonen unwiſſend in dieſem Fache ſeyn ſollten.

Wenn Krieg entſteht, ſo müſſen zwar alle Mitbürger ſich fertig halten, die Waffen zu führen; allein Städte und Dörfer dürfen deßwegen nicht leer ſtehen, die Felder nicht unbebauet bleiben, noch die Geſchäfte der Handwerker und Künſtler ruhen. Die Obrigkeiten ſorgen alſo dafür, daß, außer den Fällen der äußerſten Noth, niemand in's Feld rücke, der ſeinem Hausweſen unentbehrlich iſt.

Im Kriege werden alle Soldaten aus der Staats-Caſſe beſoldet, und wenn dieſe den Aufwand nicht beſtreiten kann, ſo werden ſich's die

Mitbürger gefallen laſſen, eine außerordentliche Steuer zu bezahlen.

Es iſt vorhin von einer Kriegs-Kleidung geredet worden. Man muß ſich dabey aber keine Europäiſche bunte Soldaten-Röckchen denken, die dem Auge den lächerlichen Contraſt zwiſchen Armſeligkeit und Flitterglanz darſtellen. Unſre Soldaten ſollen nicht glänzen; ihre Kleidung iſt bequem, zweckmäßig, dem Clima angemeſſen, ſo wohlfeil, als jede andre bürgerliche Kleidung, und zeichnet ſich nur dadurch aus, daß ſie gleichförmig iſt, die Provinzen ſich aber durch die Farben unterſcheiden. — Dieß ſey genug von unſerm Kriegsweſen: Reden wir nun von dem Handel!

Wir kennen alle die ſchönen Floskeln, die ſich über die Glückſeligkeit, den Reichthum und den Wohlſtand eines Landes, das einen vortheilhaften großen auswärtigen Handel treibt, ſagen laſſen; allein da wir uns feſt vorgenommen haben, bey Einrichtung unſrer Staats-Verfaſſung, von Grundſätzen auszugehen, die nur auf geſunder Vernunft beruhen und über alle conventionelle Ideen und verjährte Vorurtheile hinaus gehen ſollen; ſo geſtehen wir, daß, wenn wir ſo glücklich ſind, Abyſſinien zu dem innern Flor zu bringen, nach welchem wir ringen, wir den Nationen,

nen, die durch auswärtigen Handel reich werden, ihre Glückſeligkeit nicht beneiden. Wenn alle unſre Felder bebauet und fruchtbar ſind; wenn wir dann Früchte genug ziehen, um, auch bey zunehmender Bevölkerung, uns reichlich zu ſättigen; Wenn wir alle unſre rohen Produkte ſelbſt bearbeiten, alle unſre Bedürfniſſe befriedigen können; kurz! wenn unſer Land, wie es denn wirklich dazu im Stande iſt, uns alles liefert, was zur Nothdurft und Annehmlichkeit des Lebens gehört; ſo begnügen wir uns gern mit dieſem innern wahrhaften Reichthume, und wollen lieber die echte Arbeitſamkeit unſrer Mitbürger, als ihre Habſucht ermuntern. Wir möchten lieber auf die hochgeprieſenen Vortheile, die der Handel gewähren ſoll, auf die Vermehrung und Ausbreitung ſo mancher nützlichen Kenntniſſe, Vervollkommnung der Künſte und dergleichen Verzicht thun, um nicht zugleich ihr trauriges Gefolge, den übertriebnen Luxus, die Entſtehung ſo mancher unnützen Bedürfniſſe, Unmäßigkeit, Corruption der Sitten, Verſtimmung des Characters, Verluſt der Originalität, ausländiſche Krankheiten und Thorheiten, Wucher-Geiſt, Untreue und unzählige andre Verderbniſſe mit aufnehmen zu müſſen. Der Staat wird alſo nie den geringſten Schritt thun, um den

Handel der Privatleute in fremde Länder zu befördern; doch will er euch nicht hindern, daß unſre Mitbürger ihre überflüſſigen Producte und diejenigen Waaren und Fabricate, deren man im Lande nicht bedarf, an fremde Nationen verkaufen.

Es ſteht alſo jedermann frey, einen uneingeſchränkten Handel, in und außer Lande, zu treiben und jedes Landes-Product aus dem Abyſſiniſchen Reiche auszuführen.

Von den ausgehenden Gütern wird nicht der geringſte Zoll entrichtet. Ausländiſche Waaren hingegen dürfen der Regel nach durchaus nicht in das Land eingeführt werden, bey Strafe der Confiſcation. Sollten vorerſt, bis alle unſre Fabriken in vollem Gange ſind, einige Artikel davon ausgenommen werden müſſen; ſo wird von dieſen der zehnte Theil des Werths als Zoll abgegeben.

Der Staat ſelbſt aber treibt in und außer Lande einen Handel, der für das Reich höchſt vortheilhaft iſt. Er läßt durch Agenten den Ueberfluß der in den öffentlichen Fabriken und Manufacturen verfertigten Waaren fremden Nationen für baares Geld verkaufen. Er häuft in den Magazinen Früchte und Waaren aller Art auf, und ſchlägt dieſe, ſo bald die Wucherer eine

Theurung verurſachen wollen, zu billigen Preiſen los, ſo daß alle Artikel der Nothdurft und der Gemächlichkeit ſtets in ganz Abyſſinien in einem Mittelpreiſe bleiben. In dieſe Magazine kann auch Jeder ſeine guten Waaren ſtatt ſie mit Unkoſten auf fremde Märkte zu bringen, jedoch zu einem niedrigern Preiſe, abliefern, und empfängt baares Geld dafür.

Die größten und wichtigſten Magazine dieſer Art haben wir an den vornehmſten Grenzörtern angelegt. Dort werden auch zu gewiſſen Zeiten im Jahre große Märkte gehalten, wodurch wir zu bewirken hoffen, daß die Fremden die Kaufmannsgüter, deren ſie bedürfen, dort abhohlen, und daß nicht, unter dem Vorwande des Handels, müſſige Ausländer in dem Innern unſers Reichs herum ſchleichen.

Vier und zwanzigſtes Kapitel.

Wiſſenſchaften und Künſte.

Wie viel Wiſſenſchaften und Künſte zur moraliſchen Bildung einer Nation, zu Beförderung wahrer menſchlicher Geſelligkeit, zu Erweckung wohlwollender Geſinnungen, und überhaupt zu Gründung der bürgerlichen Glückſeligkeit beytragen, davon liefert die Geſchichte aller Zeitalter die Beweiſe; und es kann keinem Zweifel unterworfen ſeyn, ob es zu den Pflichten einer weiſen und ſorgſamen Regierung gehöre, Wiſſenſchaften und Künſte zu befördern und wahre Gelehrte zu unterſtützen. Allein wir machen billiger Weiſe, ohne einem einzigen Studium ſeinen Werth benehmen zu wollen, einen Unterſchied unter den verſchiednen gelehrten und andern Kenntniſſen und Talenten. Wir halten diejenigen hauptſächlich unſrer Aufmerkſamkeit und Unterſtützung würdig, die einen unmittelbar vortheilhaften Einfluß auf das Wohl des Staats und überhaupt der menſchlichen Geſellſchaft haben. An den Fortſchritten der bloß ſpeculativen Wiſſenſchaften hingegen und ſolcher Künſte, die nur zur angenehmen Unterhaltung oder Beſchäftigung der Phantaſie dienen, nehmen wir weniger thätigen Antheil.

Es iſt vorhin geſagt worden, daß wir den Stand eines Gelehrten nicht eigentlich für einen beſondern Stand im Staate anerkennen, ſondern dafür halten, daß der, welcher ſich den Wiſſenſchaften widmet, ſchuldig ſey und auch Muße genug übrig behalte, nebenbey ſeine Pflichten im geſelligen und bürgerlichen Leben zu erfüllen und irgend ein Geſchäft zu treiben, das ihn in die Reihe der arbeitenden Mitbürger claſſificirt. Wenn indeſſen ein Mann von großen Gaben, Fähigkeiten und Kenntniſſen, durch ſeine Schriften oder durch Unterricht der Jugend, eine lange Reihe von Jahren hindurch vortheilhaft auf ſein Zeitalter gewirkt, oder eine Wiſſenſchaft mit neuen Entdeckungen bereichert, darneben aber auch treulich ſeine Pflichten als Mitbürger erfüllt hat, ſo hält es die Regierung für gerecht, einem ſolchen ein ruhiges Alter zuzubereiten. Zu dieſem Endzwecke ſind in drey der größten Städte des Reichs geräumige Häuſer erbauet, die theils auf Koſten des Staats, theils von den freywilligen Beyträgen unterhalten werden, welche man an dem jährlichen, zur allgemeinen Gottes-Verehrung beſtimmten Tage, unter allen Claſſen des Volks einſammelt.

In dieſe Gebäude werden zuerſt überhaupt alle Greiſe, die durch Alter und Schwachheit außer Stand geſetzt ſind, ihr Gewerbe ferner zu treiben, nebſt ihren Weibern aufgenommen. Doch wird ein großer Theil dieſer Veteranen auch zu Aufſehern in den öffentlichen Arbeitshäuſern, Fabriken und Manufacturen angeſtellt. Sodann nimmt man darin diejenigen auf, die im Kriege verſtümmelt worden. (Die wirklich Kranken finden in den Hoſpitälern ihre Verpflegung.) Endlich werden jene Häuſer, wie geſagt worden, von Gelehrten bewohnt, denen man in ihrem Alter, zum Preiſe ihrer Verdienſte um das Menſchengeſchlecht, eine glückliche Muße verſchaffen will. Sie werden an großen Tafeln geſpeiſet, haben in den angrenzenden Gärten Gelegenheit friſche Luſt einzuathmen und ſich eine geſunde Bewegung zu machen, und werden überhaupt, bey einem kleinen Jahrgelde, das ſie erhalten, in Wohnung, Kleidung und allem, was zu einem von Sorgen freyen, angenehmen, doch philoſophiſch mäßigen Leben gehört, ſo gepflegt, daß ſie Zufriedenheit und Ruhe genießen können. Hat Einer von ihnen baares Vermögen, ſo muß er bey ſeinem Eintritte eine Summe, die ſehr geringe angeſetzt iſt, welche aber zu erhöhen, ſeiner Großmuth überlaſſen bleibt, zu dem Fond dieſer wohlthätigen Anſtalt zuſchießen.

Ein Theil der Einkünfte dieſer Häuſer wird verwendet, Bücher-Sammlungen, Naturalien-Cabinette, Maſchinen, Modelle und dergleichen anzuſchaffen.

Eine gewiſſe Anzahl junger Leute, die ſich den Wiſſenſchaften widmen, die Bibliotheken und den Umgang erfahrner Männer nützen wollen, und denen es ein Ernſt iſt, in ihrem Fache groß zu werden, erhalten die Erlaubniß, wenn ſie Zeugniſſe ihres bisherigen Fleißes beybringen können, gegen Erlegung eines gewiſſen Koſtgeldes, drey Jahre lang in dieſen Häuſern zu wohnen. Die Greiſe ſind nicht verbunden, ihnen Unterricht zu geben; es müſſen aber die Jünglinge, durch beſcheidnes Bitten und Fragen, durch Proben von Lehrbegierde und durch edle Aufführung, zu erlangen ſuchen, daß ihnen die Wohlthat eines guten Rathes und einer belehrenden Zurechtweiſung nicht verſagt werde.

Es iſt erwähnt worden, daß bey uns alle junge Leute bis in ihr funfzehntes Jahr in den öffentlichen Schulen eine gleiche Art des Unterrichts genieſſen, folglich alle gleich vorbereitet ſind, neben dem Gewerbe, dem ſie ſich alsdann widmen, auch die gelehrte Laufbahn zu betreten. Zu Fortſetzung der Studien nun für diejenigen, welche ſich den Wiſſenſchaften ergeben wollen, iſt das zweckmäßigſte Mittel, daß ſie einen Gelehrten, zu deſſen Kenntniſſen, in dem Fache, das ſie gewählt, ſie das gröſte Zutrauen haben, bewegen, ſie als Schüler anzunehmen; denn wir haben keine Univerſitäten, und ſo wenig als wir Handwerks-Zünfte haben, ſo wenig gibt es bey uns Gelehrten-Zünfte, oder Facultäten.

Die Urſache, weßwegen wir keine Facultäten haben können, iſt ſehr begreiflich. Die Theologie iſt in Amerika keine poſitive, autoriſirte Wiſſenſchaft: die Rechtsgelehrſamkeit iſt gleichfalls bey uns kein beſondres Studium, da jeder Mitbürger verbunden iſt, ſich mit den ſehr einfachen Landesgeſetzen bekannt zu machen, wozu er ſchon in der Schule die erſte Anweiſung erhält. Eine philoſophiſche Facultät oder Zunft iſt vollends eine Albernheit, da Philoſophie auf freyem Nachdenken beruht, und jeder vernünftige, nachdenkende Mann ſich ſein eignes beſondres philoſophiſches Syſtem, wie es für ſeinen Kopf und

ſein

ſein Herz paßt, bauen wird. Mathematiſche, phyſicaliſche und alle dahin einſchlagende Wiſſenſchaften werden täglich durch neue Entdeckungen bereichert, und werden am beſten aus den ältern und neuern Schriften, verbunden mit eignen Verſuchen, erlernt. Es bliebe alſo noch die Arzeneykunſt übrig, von der nachher geredet werden ſoll.

Was nun die Univerſitäten betrifft, ſo lehrt uns die Erfahrung, daß dort die Jünglinge mit einer Menge unnützer Dinge geplagt werden, die ſie nachher wieder vergeſſen müſſen; daß der dort herrſchende Syſtemgeiſt, Schlendrian, Autoritätszwang, Pedantismus und dergleichen, manchen guten Kopf verſchraubt und vom Selbſtdenken ableitet.

Es fehlt aber darum dem jungen Gelehrten bey uns nicht an Gelegenheit, ſich in ſeinem Fache zu vervollkommnen. Männer, die in einer Wiſſenſchaft groß ſind, pflegen Freude daran zu finden, von dem zu reden, womit ſie ſich immer und gern beſchäftigen, pflegen mit Vergnügen ihre Kenntniſſe mitzutheilen. Ein junger Menſch alſo, dem es ein Ernſt iſt, mehr zu lernen, und dieß gründlich zu lernen, wird leicht einen Gelehrten bereit finden, ihn als Schüler, vielleicht auch als Koſtgänger, auf gewiſſe Jahre anzunehmen. Er wird dann gewiß von einem ſolchen practiſchen Gelehrten, mit geringerm Aufwande, in kürzerer Zeit weiter geführt werden, als ihn auf einer Univerſität die Stuben-Gelehrten mit ihren unnützen Spitzfindigkeiten und ihrem critiſch-hiſtoriſchen Wort-Krame leiten können. Jener wird dieß alles linker Hand liegen laſſen, und dem Schüler überlaſſen, einſt wenn er erſt in dem Weſentlichen ſeines Faches feſt iſt, durch Lectüre ſich auch damit bekannt zu machen, und ihn indeß immer auf die einfachen Grundſätze und das Practiſche der gewählten Wiſſenſchaft lenken.

Dieß iſt beſonders von der Arzeneykunſt wahr, und ein geſchickter Arzt und Wundarzt, welcher ſeinen Zögling mit zu ſeinen Kranken führt, und ihm dann, bey den wirklichen Fällen, die Natur dieſer und der damit verwandten Krankheiten und die Wirkung der Arzneymittel erklärt, ihm auch darneben zu Hauſe einigen theoretiſchen Unterricht gibt und ihm die beſten Bücher empfiehlt, wird einen geſchicktern Mann aus ihm bilden, als die Univerſität.

Durch Schriftſtellerey kann unendlich viel Gutes bewirkt werden; wir ehren alſo diejenigen Männer unter uns, die durch ihre literariſchen

Producte, welche nützliche, der menſchlichen und bürgerlichen Geſellſchaft intereſſante Gegenſtände behandelt, auf ihr Zeitalter vortheilhaft gewirkt, oder große bis jetzt verſteckt oder verdunkelt geweſene Wahrheiten, in Cours gebracht und in ein helleres Licht geſetzt haben. Wir ehren ſie; aber wir verderben ſie nicht durch Schmeicheleyen, durch übertriebne Lobeserhebungen, und ſetzen nicht den Mann, welchen die Natur mit hinreißender Beredſamkeit, lebhafter Einbildungskraft und einem hellen Blicke ausgerüſtet hat, ſo daß er Sätze, die in manches Biedermanns Kopfe und Herzen ruhen, klar, lichtvoll und rührend vorträgt, dieſen ſetzen wir nicht in unſrer Achtung weit über den hinaus, der ein langes Menſchenalter hindurch in der Stille und unbemerkt, ohne Bücher geſchrieben zu haben, immer gleich edel, verſtändig, conſequent und feſt gehandelt und durch Rath, That und Beyſpiel viel Gutes um ſich her verbreitet hat. Endlich, da wir allen Prunk, alle Spielereyen haſſen, und uns der Gedanke empört, daß man wahre Tugend und wahres Verdienſt belohnen und krönen könne, ſo iſt bey uns an keine Preiſe für literariſche Verdienſte und an keine Bildſäulen und dergleichen Thorheiten zu denken. Unſre Jünglinge ermuntern wir durch Preiſe, ſich in körperlichen

Uebungen geſchickt zu machen; aber Tugend und Weisheit laſſen ſich nicht taxiren, noch bezahlen. Das mittelmäßige Genie wird dadurch nicht groß, und das erhabene bedarf ſolcher Ermunterungen nicht, ſondern arbeitet ſich ſogar durch Schwierigkeiten und Hinderniſſe empor.

Ueber die Grenzen der Preßfreyheit und Publicität iſt im Vorhergehenden ſchon genug geſagt worden.

Dem Buchhandel geſtattet die Regierung alle mögliche Freyheit; allein aus Urſachen, die hier zu weitläuftig zu entwickeln wären, kann ſie den Nachdruck nicht durch ein beſtimmtes Geſetz verbiethen. Sie hält ihn für eine moraliſche Unthat und alle Nachdrucker für Schelme; als bürgerliche Verbrecher aber kann ſie dieſe Schleichhändler nicht betrachten.

Eine vernünftige Critik ſtiftet gewiß für die Gelehrſamkeit großen Nutzen und eine unvernünftige richtet gar keinen Schaden an. Da nun überhaupt jedermann frey ſteht, über alles ſeine Meinung zu ſagen; ſo muß es auch Jedem erlaubt ſeyn, fremde, öffentlich gedruckte Geiſtes-Producte öffentlich zu beurtheilen. Freylich wäre zu wünſchen, daß dieß immer in einem beſcheidenen, höflichen Tone geſchähe; allein auch das läßt ſich nicht von Obrigkeits wegen befehlen. Dafür aber ſorgt die Policey, daß erſtlich keine Critik oder Recenſion erſcheinen dürfe, ohne daß der Beurtheiler ſeinen Nahmen nenne, und zweytens, daß in dieſe Critiken auf keine Weiſe der geringſte Angriff auf den perſönlichen Character eines Schriftſtellers mit eingemiſcht werde. Beydes wird, wenn es auskömmt, ſtrenge beſtraft.

Wir wünſchten, daß die Herren Gelehrten das Publicum mit ihren, oft in Grobheit ausartenden, für den dritten Mann ſehr unintereſſanten Streitigkeiten verſchonen möchten. Jedoch läßt ſich auch das durch kein Geſetz bewirken; die Regierung wird aber bey Unterſtützung und Verſorgung der Gelehrten vorzüglich auf diejenigen Rückſicht nehmen, die ſich zugleich als beſcheidene, ſanftmüthige und weltkluge Männer bekannt gemacht haben.

Die ſchönen Künſte verfeinern den Geſchmack, mildern die Sitten, rühren das Herz, machen es zum Wohlwollen geneigt und ſtimmen es zu allerley ſanften und edeln Empfindungen; allein die Freuden, welche ſie gewähren, müſſen keuſch und vorſichtig genoſſen werden. Ihr Mißbrauch macht weich, weibiſch, wollüſtig, erhitzt die Phantaſie,

taſie, bringt die Sinnlichkeit in Aufruhr und lenkt von ernſthafter Anſtrengung ab. Deßwegen nun machen wir es nicht eben zu einer Staats-Angelegenheit, den Flor der ſchönen Künſte thätig zu befördern, ſondern überlaſſen dieß der Zeit und der zunehmenden Cultur. Dafür aber ſucht doch die Regierung zu ſorgen, daß ein edler, einfacher Geſchmack herrſchend werde und weder das Kleinliche, Spielende, Winſelnde, noch das Wilde, Unregelmäßige, Ungeſtüme, noch das Luxurioſe, die gröbere Sinnlichkeit Reizende die Oberhand gewinne. Was für Anſtalten in Anſehung der Baukunſt getroffen ſind, das iſt vorhin erwähnt worden. Für Muſik und Poeſie iſt in ſo fern geſorgt, daß man die Verfertigung der Hymnen, welche an großen feyerlichen Tagen abgeſungen werden, ſolchen Dichtern und Tonkünſtlern aufträgt, von deren reinem Geſchmacke man überzeugt iſt; ſie werden für ihre Bemühung belohnt; in den Schulen werden, wie ſchon i [illegible]
die jungen Leute auch in de [illegible]
tet; und auch auf dieſen [illegible]
gierung ein wachſames [illegible]
ſterſtücke unſrer beſten [illegible]
in den Schulen Vor [illegible]
Geſchmack der Jugend z [illegible]

den auch die beſten Werke von der Art auf Koſten des Staats gedruckt und eine große Anzahl Exemplare in allen Gegenden des Reichs unter den Mitbürgern ausgetheilt.

Schauſpiele werden bey uns nicht geduldet. Wir können uns von ihrem überwiegenden Nutzen nicht überzeugen, ſind aber ſehr gewiß von dem nachtheiligen Einfluſſe, den ein mittelmäßiges Schauſpiel und ein ſolches, deſſen Inhalt nicht mit ſo viel Strenge geſäubert iſt, als es faſt nicht möglich ſcheint, ohne ihm das Intereſſe zu benehmen, wir ſind gewiß von dem nachtheiligen Einfluſſe, den ein ſolches Schauſpiel auf die Jugend haben kann. Was die großen National-Schauſpiele betrifft, zu deren Vertheidigung man uns ſo viel von den Wirkungen der alten Griechiſchen Schauſpiele erzählt; ſo verlangen wir gar nicht, ſo gar gewaltſame Eindrücke auf die Herzen und die Phantaſie unſrer Mitbürger zu machen. Sie ſollen zu keinen Handlungen angefeuert werden, die eine Art von Berauſchung erfordern, ſondern wir wünſchen Alle, immer recht nüchtern, in der ruhigſten Gemüthsſtimmung und nach Vernunft handeln zu können, und unſer Enthuſiasmus ſoll nie von kochendem Blute und erhitzter Phantaſie, ſondern von unwiderſtehlicher Bewunderung und feſter Ueberzeugung von der Schönheit der Tugend und Weisheit herrühren.

Dieß, meine lieben Mitbürger! wäre dann die Skizze meines Plans zu einer neuen Verfaſſung von Abyſſinien. Wie manches kleine Detail ich übergangen bin; wie oft meine Einrichtungen ſich in unbedeutenden Nebenſachen zu durchkreuzen, zu widerſprechen ſcheinen; wie Manches wohl vorerſt noch ganz unausführbar iſt; das wird Euch freylich leicht in die Augen fallen. Allein laſſet Euch dadurch nicht abſchrecken, den Haupt-Inhalt meiner Vorſchläge zu prüfen! Verwerfet, verbeſſert, ſichtet; aber wenn Ihr denn doch geſtehen müßt, daß die Hauptſätze meines Syſtems aus der geraden, natürlichen, geſunden Vernunft entlehnt ſind; ſo laßt Euch nicht durch Vorurtheile und Schwierigkeiten davon abhalten, das Uebel bey der Wurzel anzugreifen und auszurotten! Jetzt iſt der Zeitpunkt da — ſo vortheilhaft kömmt er gewiß nie wieder; begnügt Ihr Euch aber jetzt mit halben Verbeſſerungen, ſo habt Ihr ewiges Flickwerk.

Fünf und zwanzigſtes Kapitel.

Des Verfaſſers Geſpräch mit dem Prinzen.

Bevor der edle Prinz dieſen Entwurf den verſammelten vier und zwanzig Deputirten der Nation vorlegte, war er ſo gütig, ihn meinem Herrn Vetter und mir zum Durchleſen zu geben. Ich war ſo entzückt über den Inhalt — er war ſo ganz aus meiner Seele hingeſchrieben — daß ich mich in dem Drange meiner Empfindungen dem Prinzen zu Füßen warf und ausrief: Erhabenſter Monarch! Wie iſt es möglich, daß ein Fürſtenſohn ſo den heiligen Natur-Geſetzen und Menſchenrechten das Wort reden kann? Du allein biſt würdig, als König und Kaiſer über Abyſſinien, ja! über die ganze Welt zu herrſchen. O! erlaube mir, daß ich dieſen Entwurf in Deutſchland drucken laſſe, damit meine Landsleute gewahr werden, daß noch ein Plaz auf dem Erdboden iſt, wo die geſunde Vernunft nicht ganz durch die conventionellen, erkünſtelten Begriffe iſt verdrängt worden! Erlaube, großer Monarch! daß ich zugleich die Geſchichte dieſes

Reichs und die Erzählung deſſen, was ich ſelbſt nebſt meinen Deutſchen Gefährten hier erlebt habe, der Welt mittheile! Erlaube endlich, daß ich mein Buch unter Deinem Schutze, mit Deinem Privilegio verſehen, heraus gebe! Vielleicht reſpectiren die räuberiſchen Nachdrucker mehr dieſen Abyſſiniſchen Schutzbrief, als die Privilegien, welche unſre Fürſten ertheilen, gegen die ſie ſo wenig Achtung bezeugen. Ich will dieß Werk in einem Lande heraus geben, das von einem edel denkenden, großen Könige regiert wird, der Menſchenwürde ehrt; in deſſen Staaten die Rechte des Eigenthums heilig gehalten werden; wo perſönliche Sicherheit unangetaſtet bleibt; wo auch der geringſte Unterthan, geſchützt vor jeder Gewaltthätigkeit, ſelbſt gegen die Landes-Regierung frey ſeine Rechte verfechten darf; wo Geſetze, nicht Willkühr, das Schickſal der Unterthanen beſtimmen, wo man der Wahrheit, die mit Beſcheidenheit vorgetragen wird, kein Stillſchweigen auflegt — dort will ich mein Werk drucken laſſen, und es wird gewiß Beyfall finden.

Prinz. Stehe auf, Noldmann! Ich ſehe wohl, daß Du den Europäer nicht ganz vergeſſen kannſt, ſo viel Sinn Du auch für Wahrheit und Freyheit zu haben ſcheinſt. Du glaubſt mich zu ehren, indem Du mich zum Monarchen von Abyſſinien erheben willſt, und überlegſt nicht, daß mir dein Lob tauſend Mahl willkommner ſeyn würde, wenn Du mir ſagteſt, daß Du mich würdig hielteſt, ein Privatmann in einem freyen Staate zu ſeyn. Du glaubſt mit der Bekanntmachung meines Entwurfs in Deutſchland große Ehre einzulegen, und bedenkſt in dem Augenblicke nicht, daß Eure ſchiefköpfigen Rechtsgelehrten ihn um ſo alberner und phantaſtiſcher finden werden, je mehr geſunde Vernunft darin herrſcht. — Doch führe immerhin Deinen Plan aus; aber laß uns jetzt von Deiner und Deiner Landesleute künftigen Beſtimmung reden! Ihr könnt nicht in Abyſſinien bleiben; ich ſehe voraus, daß, von allen meinen Vorſchlägen, der, keine Ausländer unter uns zu dulden, den allgemeinſten Beyfall finden wird. Und wollten wir auch zu Eurem Vortheile eine Ausnahme machen, ſo weiß ich doch gewiß, daß Ihr bald anfangen würdet, Euch unbehaglich zu fühlen. Reiſet alſo, begleitet von meinen beſten Wünſchen, in Euer Vaterland zurück! Noch habe ich, aber wie ich hoffe nicht lange mehr, unumſchränkte Gewalt in dieſem Reiche; ich glaube es verantworten zu können, daß ich Euch nicht mit leerer Hand von hier ziehen laſſe. Ich will

Euch ſo viel Gold und Edelgeſteine mitgeben, daß ihr den Reſt Eures Lebens bequem und ruhig in Deutſchland ſollt hinbringen können. Rüſtet Euch alſo zur Reiſe! Für Eure Sicherheit und Bequemlichkeit bis an den Hafen von Cairo in Aegypten ſoll geſorgt werden; dort werdet ihr leicht ein Europäiſches Schiff finden, das Euch aufnehmen kann. Es thut mir leid, mich von Euch trennen zu müſſen; aber unſer Verhängniß will es ſo. Ihr könnt vielleicht Eurem Vaterlande noch ſehr nützlich werden; es ſcheint, als wenn bald Zeiten kommen würden, wo man auch dort des Raths und der Hülfe verſtändiger, vorurtheilsfreyer und vorſichtiger Männer bedürfen wird. Dann habt Ihr einen großen und würdigen Geſichtskreis vor Euch. Lebet alſo wohl! — Doch wir ſprechen uns noch vor Eurer Abreiſe. Mit dieſen Worten verließ uns der gute Prinz ohne unſre Antwort zu erwarten.

Sechs und zwanzigſtes, letztes Kapitel.

Abreiſe der Europäer aus Abyſſinien. See-Sturm. Nur der Verfaſſer und ſein Herr Vetter retten ihr Leben, und laſſen ſich in Deutſchland nieder. Schluß.

Ich geſtehe, daß es meinem Herrn Vetter und mir ein Bißchen wehe that, ein Reich verlaſſen zu müſſen, in welchem, nachdem wir ſo manche unangenehme und unruhige Scenen darin erlebt hatten, wir nun erſt recht glückliche und heitre Tage zu ſehen hofften; doch erwachte auch in unſern Herzen die Vaterlandsliebe, und das großmüthige Verſprechen des Prinzen, uns reichlich zu beſchenken, eröffnete uns die frohe Ausſicht, in Deutſchland ohne Nahrungsſorgen das Alter herbey kommen zu ſehen. Dieß Verſprechen blieb nicht lange unerfüllt; wir bekamen, Herr Wurmbrand und ich, jeder an Golde und Diamanten für mehr als dreyßig tauſend Thaler zugetheilt, welches uns in der That, nebſt dem was wir nun erſpart hatten, zu reichen Leuten machte. Nach Verhältniß wurden auch unſre übrigen Landsleute ſehr großmüthig ausgeſtattet. Die Pädagogen hatten noch außerdem Gelegenheit gefunden, ſich hübſche Capitälchen zu ſammeln, die Philoſophen und Künſtler hingegen waren hie und da, beſonders in den Wirthshäuſern ſchuldig; der Prinz bezahlte aber auch dieſe Rückſtände; der Tag unſrer Abreiſe wurde angeſetzt, und kam endlich herbey.

Mit Thränen in den Augen nahmen wir von unſerm edeln Fürſtenſohne und ſeinem vortrefflichen Mentor Abſchied und wünſchten ihnen tauſendfachen Segen zu ihrem großen Vorhaben; dann machten wir uns auf die Reiſe. Unſre Caravane war groß und anſehnlich; wir zogen längs dem Ufer des Nils fort. Für unſre Sicherheit und Gemächlichkeit war ſo ſehr geſorgt, daß wir keine Art von Unbequemlichkeit fühlten und nichts entbehrten, was dazu dienen konnte, uns die kleinen unvermeidlichen Beſchwerden eines ſo weiten Weges in dieſen zum Theil unbewohnten Gegenden vergeſſen zu laſſen. Uebrigens hatten wir alles, was das Reiſen angenehm machen kann, Geſundheit, einen beſpickten Beutel und gute Geſellſchaft. Unſre Unterhaltung war mannigfaltig; bald ſpielten uns ein Paar Tonkünſtler auf ihren Inſtrumenten ein ſchönes Duetto, und beſeelten von ihren Camelen herunter das ſtille Thal durch ihre Harmonien; bald verkürzten uns unſre gelehrten Gefährten die Zeit durch Socratiſche Geſpräche, indeß wir, um auszuruhen, unter Zelten gelagert, die vollen Becher aus Hand in Hand rings umher gehen ließen. Und wenn ein Mahl eine kurze Friſt hindurch alles ſchwieg, dann beſchäftigten Jeden für ſich angenehme Plane für die Zukunft.

Auf dieſe Weiſe kamen wir glücklich in Cairo an, und ſchickten unſer Gefolge mit ſchriftlichen Zeugniſſen unſrer wärmſten Dankbarkeit nach Gondar zurück.

Wir brauchten hier nicht lange auf Gelegenheit zu harren, nach Europa zu kommen. Ein Genueſiſcher Schiffer, der außerdem faſt ganz leer hätte zurück ſegeln müſſen, nahm uns ſämmtlich mit unſern ſehr geringen Päckereyen (denn das mehrſte davon beſtand in Gold und Juwelen) an Bord.

Unſre Fahrt war Anfangs ſehr glücklich; wir hatten das ſchönſte Wetter, bis wir ſchon von fern die reizenden Italieniſchen Küſten erblicken konnten. Da aber erhob ſich ein fürchterlicher Sturm, der mit jeder Viertelſtunde zunahm. Die Leſer erinnern ſich vermuthlich aus Reiſebeſchreibungen mancher Schilderung eines See-Sturms; ich will Sie alſo mit Ausmahlung des unſrigen verſchonen. Lange hatten wir in der ſchrecklichſten Gefahr geſchwebt und alle unſre Kräfte erſchöpft; zwey Maſten waren gekappt; die wenigen Kanonen und was noch etwa von ſchweren Gütern auf dem Schiffe geweſen, war über Bort geworfen worden, um die Laſt zu erleichtern, und zu Verſtopfung eines großen Lecks Anſtalt machen zu können, den das Schiff, durch einen heftigen Stoß an einen Felſen, bekommen hatte — als auf ein Mahl ein klägliches Geſchrey, es ſey Feuer im Raume, unſer Elend aufs höchſte trieb und einen großen Theil der Equipage zur Verzweiflung brachte. Nun rief jedermann, man ſolle die Schaluppe ausſetzen und, ſo gefährlich dieß Unternehmen war, ſo wurde es doch mit Gewalt in's Werk geſetzt. Kaum aber war dieß geſchehen, ſo drängte ſich alles hinzu, um in dieß kleine Fahrzeug zu ſpringen und ſein Leben zu retten. Wir ſahen, mein Herr Vetter und ich, voraus, welchen kläglichen Ausgang dieß nehmen würde, beſchloſſen daher, das Schiff nicht zu verlaſſen, und ſuchten auch unſre Gefährten von ihrem tollen Vorhaben abzuhalten, allein vergebens. Niemand verlor früher die Gegenwart des Geiſtes, als unſre beiden Philoſophen, und ihrem Beyſpiele folgten bald alle übrigen Deutſchen; jeder ergriff ſein

Bündel, und eilte hinunter in die Schaluppe. Allein die ſtürmiſche Bewegung des Meers legte dieſem Vorhaben gewaltige Schwierigkeiten in den Weg. Verſchiedne von denen, die dieſen Sprung wagten, erreichten das Bort nicht, ſondern wurden von den Wellen verſchlungen, und die Uebrigen beſchwerten das kleine Fahrzeug ſo, daß es vor unſern Augen unterſank. — Und ſo waren denn von allen nach Abyſſinien gereiſeten Deutſchen nur wir beide noch übrig, und auch uns umſchwebte faſt unvermeidliche Todesgefahr.

Alles kam jetzt auf Gegenwart des Geiſtes an, und dieſe fehlte dem größten Theile des Schiffsvolks, das noch obendrein betrunken war, indem es ſich, in der Verzweiflung und allgemeinen Verwirrung, der Branntweinsfäſſer bemächtigt, und dieſe faſt ganz ausgeleert hatte. Selbſt das Feuer war auf dieſe Weiſe entſtanden, indem ein Matroſe einem noch angefüllten Faſſe mit dem Lichte zu nahe gekommen war, und den Branntwein angeſteckt hatte. Unſer Schiffs-Capitän, ein entſchloßner Mann, traf die beſten Anſtalten zum Löſchen, und war ſo glücklich, in kurzer Zeit ſeinen Zweck zu erreichen. Indeß ſtrengten auch wir unſre letzten Kräfte an, und verſammelten bald einige Matroſen um uns, (denn nun hatte die dringende Noth alle wieder nüchtern gemacht) mit denen wir ohne Unterlaß pumpten, bis es endlich auch dem Schiffs-Zimmermann gelang, den Leck zu finden und nothdürftig zu verſtopfen.

Um die Hoffnung zu unſrer Rettung zu erhöhen, fing auch der Sturm an, ſich allmählich zu legen; und bald ſahen wir über uns den heiterſten Himmel, und um uns her die ruhige Spiegelfläche des beſänftigten Meers — ja! wir hatten die Freude, durch unſre Gläſer von fern die Genueſiſche Küſte zu erblicken. Dieſe glücklichen Umſtände belebten eines jeden Muth wieder. Man flickte noch einen kleinen Maſt zuſammen, brachte das Segelwerk ein wenig in Ordnung, und ſo erreichten wir bald den Hafen. Wir dankten, gewiß ſehr inbrünſtig, Gott für unſre Rettung, widmeten unſern verlornen Gefährten eine Thräne, und eilten, unſre Reiſe zu Lande fortzuſetzen, nachdem wir zuvor Europäiſche Kleidung angelegt hatten.

Unſer Plan war, durch den obern Theil von Italien über die Alpen, durch Oeſterreich, Baiern, Schwaben, Franken und Sachſen zu gehen; mein Herr Vetter machte mir einige Hoffnung, an meiner Seite den Reſt ſeines Lebens in meiner lieben Vaterſtadt Goßlar hinzubringen; und ſo begaben wir uns dann getroſt auf den Weg. Was für Empfindungen aber unſre Seelen durchſtrömten, als wir zuerſt den Fuß auf Deutſchen Boden ſetzten — o! wer könnte es unternehmen wollen, das zu beſchreiben?

Wir waren, ohne alle Unfälle, bis Bopſingen gekommen, als meinen armen Vetter eine Krankheit befiel, die ihn nöthigte, vier Wochen lang das Bette zu hüten. Gefährlich war dieſe Krankheit nicht, aber beſchwerlich und ſchmerzhaft, denn ſie beſtand in gichtiſchen Zufällen. Ich wich ſelten von ſeinem Bette, und wir verkürzten uns mehrentheils die Zeit durch Rückerinnerungen an die erlebten außerordentlichen Vorfälle, durch Geſpräche über Abyſſinien, und waren oft ſo ſtolz, uns zu ſchmeicheln, wir hätten doch auch, durch Beförderung der Aufklärung, unſer Scherflein zu der erwünſchten Revolution beygetragen, die jetzt dieſem Reiche bevorſtünde.

Wir hatten uns in Bopſingen in einem Gaſthofe niedergelaſſen, in welchem die Wirthinn die Witwe eines Notarius und noch in ihren beſten Jahren war. Die gute Frau bezeugte meinem Herrn Vetter in ſeiner Krankheit ungewöhnlich viel zärtliche Sorgfalt und Aufmerkſamkeit, und dieß ſtimmte, wie ich bald merkte, ſein Herz zum Vortheile der artigen Witwe.

Eines Morgens nun, als ich zu ihm in das Zimmer trat, begann folgendes Geſpräch unter uns:

Wurmbrand. Sagt mir doch, mein lieber Vetter! habt Ihr nie Luſt gehabt, zu heirathen?

Ich. Ey nun, mein lieber Vetter! Jeder hat ſeine ſchwachen Augenblicke, und wenn dann eine gute Mahlzeit und ein Glas voll alten Weins —

Wurmbrand. Ihr verſteht mich unrecht; ich meine ob Ihr nie daran gedacht habt, zur Pflege in Eurem Alter und überhaupt zur Annehmlichkeit des Lebens, Euch eine Gefärthinn zuzugeſellen. —

Ich. Damit ich nachher doppelte Laſten zu tragen hätte? Nein! dazu habe ich nie Luſt gehabt, tadle aber niemand, der dieſen Schritt thut, und auch Euch nicht, mein Vetter! der Ihr, wie ich merke, im Begriff ſeyd, ſo ein Stückchen zu wagen. Ich will Euch die Mühe erſparen, mir Eure Abſichten mit allen den Bewegungsgründen vorzutragen. Mir gefällt die Frau; auch hat ſie Vermögen; Ihr fügt das Eurige hinzu; die Gaſtwirthſchaft wird aufgegeben und Ihr lebt hier als Privatmann von Euren ſchönen Renten. — Das alles ſinde ich recht gut und wohl ausgedacht.

Wurm

Wurmbrand (mich umarmend). Nun! ſo hebt Ihr mir doch einen ſchweren Stein vom Herzen; ich dachte ſchon, Ihr würdet die Sache nicht billigen. Aber nun tritt noch ein gar curioſer Umſtand ein; die gute Frau will nähmlich durchaus, weil ihr erſter Mann Notarius geweſen, auch jetzt niemand heirathen, als einen ſolchen, der dieſen Titel führt. Nun wäre der freylich leicht zu erhalten; aber wenn man denn wieder bedenkt: in Gondar erſter Miniſter und hier Notarius. — Doch was iſt am Ende aller eitler Glanz, alle Titelſucht?

Ich. So gefallt Ihr mir, Herr Vetter! Die Hand her! Ihr werdet Notarius und ich, der ehemahlige Baalomaal ziehe wieder nach Goßlar, lebe dort als Advocat und führe nur fur Arme und Unterdrückte Proceſſe.

Wurmbrand. Nein! Ihr müßt bey mir bleiben; ich kann den Gedanken nicht ertragen, mich wieder von Euch trennen zu ſollen.

Ich. Das kann nicht geſchehen, daß ich bey Euch bleibe. Meine liebe Vaterſtadt muß ich wiederſehen; ich will da begraben werden, wo meine Augen zum erſten Mahl das Licht des Tages erblickt haben; aber was hindert uns, uns von Zeit zu Zeit zu beſuchen und Monathe mit einander hinzubringen? —

Mein Herr Vetter fuhr fort, mich zu bitten; allein ich weigerte mich ſtandhaft. Am folgenden Tage gingen wir zuſammen, (denn er war nun ſo weit wieder hergeſtellt, daß er ausgehen durfte) zu meinem Comes Palatinus, woſelbſt er ſich, gegen die Gebühr, zum Notarius umſchaffen ließ, und, zum Andenken an ſeine vorigen Begebenheiten, in ſein Notariats-Siegel einen Africaner in Abyſſiniſcher Kleidung ſtechen ließ, mit der Unterſchrift: Olim meminiſſe juvabit. Hierauf blieb ich noch vierzehn Tage lang bey ihm, binnen welcher Zeit ſeine Hochzeit ohne großen Aufwand vollzogen wurde. Gleich hernach trennte ich mich von ihm. Seit dieſer Zeit ſind nun anderthalb Jahre verfloſſen. Wir ſtehen im fortgeſetzten Briefwechſel mit einander; ſeine Frau hat ihn mit einem jungen Sohne beſchenkt, und ich denke ihn im nächſten Frühjahre zu beſuchen.

Im Junius 1789 kam ich hierher, nach Goßlar; mein Herz pochte vor Freude, als ich die alten Thürme zuerſt wieder erblickte. Meine Mitbürger, und ſelbſt der hochweiſe Magiſtrat, nahmen mich ſehr liebreich auf, beſonders als ſie hörten, daß ich ein hübſches Vermögen mitgebracht hätte. Ich wurde in der erſten Zeit täglich in irgend ein Haus zu Gaſte geladen, und mußte dann gewaltig viel von Africa erzählen. Die gar zu läſtigen Fragen verwies ich auf dieſes mein Werk, an welchem ich damahls ſchon anfing zu arbeiten.

In der Herbſtmeſſe des vorigen Jahrs reiſete ich nach Leipzig, und verkaufte dort ziemlich theuer meine Diamanten an Polniſche Juden. Den größten Theil meines Vermögens habe ich zu Ankauf meines kleinen Guts, eine Meile von hier entlegen, verwendet. Dort bringe ich die angenehmſten Monathe des Jahrs hin. Im Winter ziehe ich nach Goßlar, wo ich ein Haus gekauft habe. Ich advocire nicht für Geld; wendet ſich aber ein armer Mann an mich, ſo diene ich ihm, wie es Chriſtenpflicht iſt.

Dieß Büchelchen wird nun in der Oſter-Meſſe erſcheinen, und ich kann wohl ſagen, ich freue mich darauf; denn ich habe noch nie etwas drucken laſſen, und ich meine, es ſtünde doch manches darin, was man nicht alle Tage zu hören bekömmt. Uebrigens empfehle ich mich dem geneigten Leſer ergebenſt.

Geſchrieben in Goßlar im December 1790.

Ende des zweyten und lezten Theils.

Des
ſeligen Herrn
Etatsraths
Samuel Conrad
von Schaafskopf

hinterlaſſene Papiere;

von
ſeinen Erben herausgegeben.

Breslau 1792.
Auf Koſten der Herausgeber.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

„Die Narren ſollten einem Schriftſteller „danken, wenn er ihre Thorheiten ſo ſchildert, „daß ſie ſelbſt in allen Ehren darüber mitlachen „können; aber ſie verrathen ſich mehrentheils „durch Zorn.“

I.

Bruchſtücke
aus der Lebensbeſchreibung
des Herrn
Etatsraths von Schaafskopf;
von ihm ſelbſt geſammelt.

Meine Familie iſt bekanntlich eine der älteſten, angeſehenſten und ausgebreitetſten in unſerm Vaterlande; ein Zweig derſelben aber hat ſich in Dännemark niedergelaſſen und dort vorzüglich ſein Glück gemacht. In Teutſchland ſind, beſonders an einige kleinern Höfen im ober- und niederrheiniſchen Kreiſe, oft die wichtigſten Hof- und Staats-Bedienungen mit meinen Verwandten beſetzt, ja! ſo wie in manche Domſtifter nur Perſonen aus gewiſſen Familien aufgenommen werden; ſo wie der Kaiſer, wenn er bey ſeiner Crönung Ritter ſchlagen will, erſt fragen muß: „iſt

„kein Dalberg da?“ ſo giebt es Provinzen, in denen niemand zu einer Ehrenſtelle gelangen kann, der nicht, durch Geburth oder Heyrath, zu dem Stamme Derer von Schaafskopf gehört. Die mehrſten meiner Verwandten aber leben, als Land-Edelleute, auf ihren Gütern. Dies war auch bey meinem wohlſeligen Herrn Vater der Fall. Er wohnte mit den Seinigen auf unſerm Gute Hammelsburg, war in ſeiner Jugend Cadet in holländiſchen Dienſten geweſen, hatte ſich aber hernach, als er vier und zwanzig Jahre alt war, in Ruhe geſetzt, und für hundert Ducaten einen Cammerherrn-Schlüſſel gekauft, wodurch er dann General-Majors Rang bekam.

Ich war in meiner erſten Jugend ein wenig ſchwächlich, wurde desfalls ſorgfältig gewartet und gepflegt, ſehr warm gehalten, auch vor friſcher Luft und vor körperlicher Bewegung bewahrt. Bis in mein vierzehntes Jahr erhielt ich meine Erziehung von meiner Mutter und vier alten Tanten, die würdige Frauenzimmer waren und die ſich gewiß in ihrer Jugend würden verheyrathet haben, wenn ſie nicht unglücklicher Weiſe verwachſen geweſen wären — Lieber Gott! Seine Geſtalt hat man ſich nicht ſelber gegeben; aber heut zu Tage ſieht man leider! immer bey dem Heyrathen auf das Aeuſſere — Sobald ich confirmirt war, verſchrieb mein wohlſeliger Herr Vater einen Informator für mich. Es war ihm daran gelegen, einen Mann von exemplariſcher Rechtgläubigkeit zu finden; desfalls miethete er einen jungen Gottesgelehrten aus dem Würtembergiſchen, der in einem der dortigen Seminarien der Geiſtlichkeit war abgerichtet werden. Er gab Dieſem einen guten Lohn und ließ ihn, wenn wir keine Fremde hatten, mit an unſerm Tiſche ſpeiſen. Mein Gedächtniß iſt von je her nicht ſehr gut geweſen; allein meinem Herzen gab der Magiſter Pſalmann immer das beſte Zeugniß. Der gute Menſch bekam aber bald einen Ruf in ſein Vaterland und heyrathete meiner wohlſeligen Frau Mutter Cammermädchen, worauf denn mein Herr Vater ſeliger beſchloß, mich auf die Schule nach Kloſter Bergen zu ſchicken. Hier ließ ich es, ohne mich zu rühmen, unter Gottes Segen, an gutem Willen und Fleiſſe nicht fehlen, war aber faſt immer mit Schnupfen und Huſten geplagt. Als endlich mein Vater ſeliger glaubte, daß ich alt genug wäre, auf Univerſitäten zu gehn, zog ich mit einem Bedienten nach Rinteln und, anderthalb Jahre nachher, nach Kiel. Ich habe viel Collegia gehört, beſonders in Rinteln; In Kiel waren die mehrſten Profeſſoren damals verreiſt. Ich hielt mir auch einen Repetenten und ließ alles in Hefte aufſchreiben, die ſich noch unter meinen Papieren finden müſſen; Mein alter Bedienter Jacob weiß Beſcheid, wo ſie liegen.

Grade als ich lange genug ſtudiert hatte, ſtarben meine wohlſeligen Eltern beyde. Bey meinem Herrn Vater ſeliger waren wohl Hämorrhoidal-Umſtände mit im Spiele; was aber der Mama gefehlt hat, weiß ich nicht. Der Paſtor Rehbock hat beyden die Parentationen gehalten, die gedruckt ſind und ſich noch unter meinen Papieren finden müſſen. Jacob weiß auch, wo ſie liegen, und daß ich damals honett dafür bezahlt habe.

Der eine Profeſſor in Kiel (Sein Name iſt mir wieder entfallen; ſie ſagten aber Alle, er wäre ein ſehr geſchickter Mann) rieth mir, auf Reiſen zu gehn und gab mir ſieben Briefe mit. Ich reiſte erſt im Osnabrückſchen und Weſtphäliſchen herum, auch über Bremen, wo der groſe Roland auf dem Markte ſteht, und gieng denn ganz hinauf bis nach Straßburg, wo ſogar die gemeinen Leute Franzöſiſch ſprechen können. Was ich Merkwürdiges ſah; das ſchrieb ich alles auf, in ein Buch; Das Buch wird ſich auch noch wohl finden, wenn Jacob nachſucht.

Am beſten gefiel mir's auf dieſer Reiſe in Manheim. Das iſt des Churfürſten von der Pfalz ſeine Reſidenz und die ſchönſte Stadt, die ich je geſehn habe; Lauter kleine niedliche Häuſer! Da hatte ich nun einen Brief abzugeben an einen Profeſſor, der ein Jeſuit war, aber ſonſt ein ſehr ehrlicher Mann. Derſelbe rieth mir, in pfälziſche Dienſte zu treten, welcher Vorſchlag mir ungemein wohl anſtand. „Es taugt nicht“ ſagte mein Herr Vater ſeliger immer „wenn ein junger Menſch ſich nicht „erſt eine Zeitlang in der Welt umher verſucht, „ehe er ſich zur Ruhe begiebt.“ Nun hatte er, wie ich ſchon erzählt habe, in Kriegsdienſten geſtanden; allein dies unruhige Leben paſſte nicht für mich; ich wollte lieber ſo im Civil etwas werden, hauptſächlich, weil ich doch auf Univerſitäten geweſen war. Da jedoch mein Gedächtniß ſchwach iſt, wie ich auch ſchon erzählt habe; ſo konnte ich mich eben nicht immer auf das beſinnen, was ich gelernt hatte und wollte mich daher nicht gern examiniren laſſen, wie es in einigen Ländern üblich iſt. Das war aber hier nicht nöthig. Der Herr Profeſſor in Manheim machte mich mit einem Juden bekannt, und Dieſer brachte es durch ſein Vorwort dahin, daß ich Hof-Cammerrath wurde. Mit der Arbeit gieng es nun Anfangs nicht ſonderlich, bis ich erſt in die Gewohnheit kam; aber der Herr Profeſſor half mir, und zuletzt konnte ich ganz ohne Verſtand fertig werden und habe drey Jahre hinter einander die neue Auflage vom pfälziſchen Staats-Calender ganz allein beſorgt.

Der Herr Profeſſor führte mich auch in einem Hauſe ein, wo ich ein hübſches Fräulein fand, welches mir bald ausnehmend gefiel. Mein einziger Anſtoß war, daß ſie ſich zur catholiſchen Religion bekannte; aber der Herr Jeſuit benahm mir gänzlich den Widerwillen dagegen und vermogte mich, um das Fräulein anzuhalten, welche mich auch heyrathete. Er machte mir begreiflich, daß bald Ein Hirt und Eine Heerde unter den Chriſten ſeyn würde. Hernach war ich bey den Catholiken, wie zu Hauſe, und wenn in Heidelberg um Oſtern die Proceßion gehalten wurde, lieh ich immer meinen damaſtnen Bräutigams-Schlafrock an Den, welcher den Moſes mit den Hörnern vorſtellte.

Meine Frau Liebſte hatte viel Freunde unter den Vornehmen. Der Herr Miniſter ſelbſt war uns ſehr gewogen und bewürkte, daß ich in München eine gute Stelle erhielt. Als nun die Unterſuchung gegen die ſchändlichen Illuminaten angieng, wurde ich auch dabey gebraucht und erwarb mir das Zutraun des Herrn von Kraitmayer, von Dummhof und des hochwürdigen Paters Frank. Es war in der That Zeit, daß dieſe Leute ausgerottet wurden, ſonſt würde es bald in Bayern ausgeſehn haben, wie es leider! in andern Ländern, zum Beyſpiele im Preuſſiſchen, Hannöverſchen, Braunſchweigiſchen und in Sachſen ausſieht. Kaum war auch dies Illuminaten-Neſt zerſtöhrt; ſo fanden die Angeſehenſten unter den Verführern, die mit der Rotte Coran, Datan und Abyram vergleiche, aller Orten, ſogar in Wien, Schutz und Ehrenſtellen — So verderbt iſt die Welt, auſſer Bayern.

In München hatte ich auch das Glück, in die gebenedeyete Brüderſchaft der teutſchen Gold- und Roſencreuzer aufgenommen

zu werden, und es bey ſelbiger in kurzer Zeit, durch Gottes Segen, ziemlich weit zu bringen. Dieſe erhabne Brüderſchaft beſitzt das natürlich-magiſche Urim und Thummim, das rechte Urimaeda, Aſch-Jah, oder das Feuer Gottes, durch welches ſie der ganzen Natur ins Herz ſehen, Kunſt, Weisheit und Tugend erlangen, Gott gefallen und den Menſchen dienen können, und dieſes, von böſen Menſchen verfolgte Häuflein iſt es, wovon Jeſaias, Cap. LIV. Vers 11. ſagt:
„Du Geplagte, von allen Wettern Zerrüttete,
„und Du Troſtloſe! Siehe, ich bin, der
„Deine Steine nach der Reihe in Puch ſetzt
„und will Dich gründen mit Saphyren;
„Deine Thore ſollen Carbunkel ſeyn und alle
„Deine Grenzen Steine des Verlangens.“

Es konnte aber meine Frau Gemahlinn die Luft in München und das Bier nicht vertragen; deswegen bat ſie mich, dieſen Ort zu verlaſſen und brachte es dahin, daß ich wieder in Manheim und zwar beym Lotto angeſetzt wurde. Vorher machten wir, Ihrer Geſundheit halber, eine Reiſe nach dem Wilhelmsbade. Dies iſt ein berühmter Brunnen-Ort, bey Hanau. Man ſpeiſt vortreflich da und kann auch allerley mineraliſche Waſſer bekommen.

Dort machten wir die Bekanntſchaft eines artigen jungen Officiers unter einem kaiſerlichen Frey-Bataillon. Derſelbe war, wie ſich's fand, ein Vetter von meiner Frau Gemahlinn und bezeugte ihr und mir deßfalls viel Freundſchaft. Da ich mit ihm zuweilen von geheimen Bündniſſen redete; ſo lenkte er meine Aufmerkſamkeit auf den alten, berühmten Pinſel Orden und verſprach, mir zu der Aufnahme in denſelben zu verhelfen. Ich hatte dieſe Verbindung nie, wenigſtens unter dem Nahmen nicht, gekannt, obgleich meine hochwürdigen Roſencreuzer-Obern, wie ich nachher erfuhr, mit ihr in genauen Verhältniſſen ſtanden und größtentheils nach gleichförmigen Planen handelten. Was mich noch mehr für dieſes Bündniß einnahm, war, daß mir auch mein Freund, der Jeſuit und Profeſſor in Manheim, als ein Mitglied deſſelben genannt wurde. Ich muſſte aber, um zur Aufnahme zu gelangen, eine Reiſe nach Nürnberg machen, welche Mühe und Unkoſten ich mich auch nicht verdrieſſen ließ. Der Lieutenant, welcher mir Empfehlungsbriefe an einige Patrizier und andre angeſehene Mitglieder des Ordens in Nürnberg mitgab, hatte noch die Gefälligkeit, während meiner Abweſenheit, meiner Frau Gemahlinn, die in Manheim blieb, Geſellſchaft zu leiſten.

Die ganze Einrichtung nun dieſes hochverehrten Pinſel-Ordens fand ich, meinem ſchlechten Verſtande nach, vortreflich. Ich habe alle Papiere, welche die Verfaſſung deſſelben betreffen und mir mitgetheilt wurden, ſorgfältig aufgehoben. Jacob hat ſie mir neulich noch in ein Bündel binden müſſen, und wenn ich einmal aus dieſem Jammerthale abgerufen und in das himmliſche Jeruſalem verſetzt werde, woſelbſt ich zu den Füßen des großen Zoroaſters, Athanaſii, Kircheri, Aſch-Mezareph und andrer Weiſen-Meiſter, das ächte Buch Jazirah und die Alphabethe des Notariakon und der Gematria ſtudieren werde; dann ſollen meine Erben, will's Gott, jene Papiere, zur Belehrung der argen Welt, in Druck herausgeben. *)

* * *

So weit reichen die von dem Herrn Etatsrathe von Schaafskopf ſelbſt zu Papier gebrachten Nachrichten von ſeinem Lebenslaufe. Wir,

---

*) welches in den folgenden Blattern hiemit geſchieht.

die Herausgeber, fügen denſelben nur noch die Erzählung folgender Umſtände hinzu: Unſer wertheſter Herr Vetter bekam, nachdem er einige Jahre der wohlthätigen Anſtalt des Lotto in Manheim vorgeſtanden hatte, vermuthlich durch Mitwürkung der geheimen Bündniſſe, in welchen er zu ſtehn das Glück hatte, einen Ruf nach Heſſen, welchen er annahm. Hier widmete er ſich vorzüglich den ſo genannten höhern Wiſſenſchaften, als da ſind: Alchymie, Troſophie, Erfindung der Univerſal-Arzeney und Geiſterzwang. In dieſem Lande behauptete er nun, wie er zu ſagen pflegte, recht in ſeinem Elemente zu ſeyn. Dennoch verließ er dies Goſen, weil er ſich, durch Familien-Verhältniſſe und höhere Protection, eine Ausſicht in Dännemark eröfnet hatte. Dahin zog er alſo, bekam den Titel als Etatsrath, kaufte ſich ein Gut im Hollſteiniſchen und ſtarb auf demſelben in vorigem Jahre an der Waſſerſucht. Seine Kinder ſind ſämtlich auf's beſte verſorgt.

2.

Umſtändliche Nachricht

von

der verbeſſerten Einrichtung

des

uralten Pinſel-Ordens.

Erſter Abſchnitt.

Von dem Zwecke dieſes Ordens.

Der große Hauptzweck des ehrwürdigen, alten, nunmehro auf die feſteſten Grundſätze zurückgeführten und durch freundſchaftliche Aſſociation mit andern Verbindungen und Brüderſchaften zu einem hohen Grade von Macht geſtiegnen Pinſel-Ordens, iſt der: **der einreißenden Zuverſicht zu der trüglichen menſchlichen Vernunft und deren Herrſchaft entgegen zu arbeiten; die alte Würde eines auf Autorität und Tradition geſtützten Glaubens wieder herzuſtellen; dem mühſamen und beunruhigenden Unterſuchungs und Forſchungs-**

geiſte zu ſteuern; das Reich der ſo genannten Aufklärer auf immer zu zerſtöhren: Diejenigen, die über ihre Brüder ſich erhaben glauben könnten, auf alle Weiſe zur Demuth zu bringen, um die goldne Mittelmäßigkeit unter den Menſchen zu erhalten; das abſcheuliche Laſter der Toleranz zu bekämpfen; und gegen die vermaledeyete Publicität, Denk- Sprech- und Preß-Freyheit muthig zu ſtreiten.

Zweyter Abſchnitt.

Auszug aus der Geſchichte des Ordens.

Es iſt der ehrwürdige Pinſel-Orden ſo alt, wie die Welt, obgleich er nicht immer in einerley Geſtalt exiſtirt, bald als politiſches Syſtem, bald als Religions-Parthey und herrſchende Kirche, bald als gelehrte Geſellſchaft und Facultät, bald als geheime Verbindung gewürkt und ſich offenbahrt hat. Aber ſeine Spuren waren unverkennbar in allen Zeitaltern; ihm haben wir unzählige landesherrliche Edicte, Bullen, Abhandlungen, Kunſtwerke, Methoden in der Arzeneykunſt, Kriege und Friedensſchlüſſe zu verdanken.

So wie dieſer Orden nicht immer in derſelben Form thätig geweſen iſt; ſo ſind auch ſeine Macht und ſein Einfluß nicht in allen Perioden ſich gleich geblieben. Zuweilen bekam die verführeriſche Vernunft in einzelnen Provinzen die Oberhand; aber ſtets erhielt in irgend einem Winkel des Erdbodens ein Häuflein ächter Brüder ſeine Gewalt; ja! in manchen europäiſchen Ländern ſind uns, alle Jahrhunderte hindurch, Monarchen, Staatsmänner, Gelehrte, Prieſter und Layen treu geblieben.

Unſer erſter Stifter war der hochwürdige, nun verklärte Bruder Adam! allein durch die abſcheuliche Liſt des Erzvaters aller Aufklärer, Satanas, wurde er und wir Alle in namenloſes Unglück geſtürzt.

Unter den nachfolgenden Patriarchen halfen Manche dem Orden ein wenig wieder auf. Bey der Sündfluth wurden die Documente deſſelben glücklich gerettet; unſer hochwürdiger Meiſter Noah hielt ſie in einem Käſtlein in der

Cajüte ſeines Transportſchiffs aufbewahrt. Durch die bekannte Sprach-Verwirrung bey dem Thurmbaue in Babylon, welcher nützliche Bau eigentlich durch unſre Meiſter war veranſtaltet worden, würden unſre Brüder auf immer zerſtreuet und getrennt worden ſeyn, wenn nicht, durch Hülfe unſrer geheimen, einem Eingeweyheten unverkennbaren Zeichen, von denen in der Folge gehandelt werden ſoll, bald nachher die getrennten Mitglieder ſich einander wieder gefunden und vereinigt hätten. Abraham war einer unſrer beſten Leute; Die Art, wie er ſein Weib Sarah zweymal für ſeine Schweſter ausgab und ſich dadurch öconomiſche und politiſche Vortheile verſchaffte, war ganz in unſrer Manier. Lot war ſo eifrig für unſre Verbindung, daß er ſogar ſeine Töchter den Männern in Sodom preisgab, um dadurch ein Paar reiſende beſuchende Brüder von unangenehmen Zudringlichkeiten zu befreyn. Iſaac gehörte gleichfalls zu der Verbrüderung, dagegen der Spötter Ismael es offenbar mit den Illuminaten der damaligen Zeit hielt. Unſerm Jacob gelang es, über den unruhigen Weltbürger Eſau zu triumphiren und ihm die Erſtgeburth und des Vaters Segen abzugewinnen, weswegen er von den hochwürdigen Obern ſehr gelobt wurde. Hingegen wurde er von ſeinem Schwiegervater, der ein Weltkind war, in Heyraths-Angelegenheiten überliſtet. Allein im Schaafhandel und durch Wegnahme ſeiner Hausgötzen drängte er es dem alten Laban wieder ein und rettete dadurch die Ehre des Ordens. Die zehn älteſten Söhne des alten Israel würkten treulich für den Orden und ſchafften den unruhigen Kopf Joſeph fort; aber Dieſer ſchwung ſich durch ſeine geheimen Wiſſenſchaften in Egypten empor, und als er nachher ſeine Familie zu ſich berief und ſich mit dem Orden wieder ausſöhnte, legte er in die höhern

Grade deſſelben die Kunſt der Traumdeutung und andre geheime Wiſſenſchaften, die er den Magiern abgelernt hatte, hinein, zeigte auch einen eifrigen Ordensgeiſt, indem er alle Unterthanen des Königs Pharao durch Finanz-Operationen, zu Leibeignen machte.

Das jüdiſche Volk, welches nun im Beſitze der hohen Myſterien war, nahm, bey ſeiner Abreiſe aus Egypten, die goldenen und ſilbernen Logen-Geräthſchaften ihrer bisherigen unrechtmäßigen Obern mit. Auf der Reiſe zeichnete ſich unſer groſer Clericus Aaron durch die Geſchichte mit dem goldnen Kalbe ſehr vortheilhaft aus. Bey der Ankunft im gelobten Lande gaben unſre Brüder warnende Beyſpiele für Die, welche ſich etwa wollten einfallen laſſen, ſich dem abſcheulichen Laſter der Toleranz zu ergeben. Bey Eroberung der Stadt Jericho giengen auch allerley Dinge von unſrer Art und Kunſt vor. Joſuas Firmaments-Arbeiten bewieſen ſeine Fortſchritte in höhern Wiſſenſchaften. Die mehrſten der folgenden Richter waren Mitglieder unſers erhabnen Ordens. Von Simſon braucht wohl kaum erwähnt zu werden, daß er alle die herrlichen Thaten mit den Füchſen und ſo ferner nicht verrichtet, das geiſtreiche Räthſel nicht erfunden, ſich aber auch von ſeiner Gutmüthigkeit nicht würde haben verführen laſſen, der ſchönen Deilla ſein Geheimniß zu entdecken, wenn er nicht in den Grundſätzen unſers Ordens wäre erzogen worden. Was Samuel über die Rechte der Könige ſagt, beweiſt ſeine tiefen, auf unſre Grundſätze des Natur- und Völkerrechts geſtützten Einſichten. Nach dieſen Grundſätzen handelte denn auch die ganze Reihe der jüdiſchen Könige, unter denen David durch den kleinen Fürſten-Spaß, den er ſich mit Uriah machte, Solomon, durch ſeinen ſcharfſinnigen Richterſpruch, durch ſeine großen Kenntniſſe in reiner Architectur und durch ſeine tauſend Gemahlinnen, die nachfolgenden Könige in Juda und Iſrael. Alle aber durch Anwendung unſrer Syſteme, im Moraliſchen und Politiſchen, ſich hervorthaten.

Unterdeſſen war unſre vortrefliche Verbindung auch unter andern Völkern ausgebreitet worden, und nachdem das jüdiſche Volk in die babyloniſche und nachher in die perſiſche Gefangenſchaft gerathen war, blühete eine Menge der ſchönſten Logen unſers Syſtems in Ninive, Babylon, Sardes, in ganz Egypten, Medien und Perſien. Nebukadnezar, Sardanapal, Cröſus, Kambyſes, Pſeudo-Smerdis, die Xerxeſſe, Ochus und viel andre Monarchen waren Alle unſre durchlauchtigſte Brüder.

In den mehrſten Provinzen Griechenlands wollte es Anfangs mit unſrer Praxis nicht fort. Die Verfaſſung der freyen Republiken iſt uns von jeher ungünſtig geweſen. Da war kein Syſtem-Geiſt, weder im Politiſchen, noch Wiſſenſchaftlichen. Die unglücklichen Begriffe von Freyheit, der Mangel an Subordination, die Abſchaffung der unumſchränkten königlichen Gewalt und Würde, die philoſophiſchen Schulen, darinn Jeder lehren durfte, was er wollte — Du lieber Gott! das alles muſste nothwendig unſre Operationen hindern, bis endlich der große Alexander dem Unweſen ein Ende machte, und vorzüglich in den letzten Jahren ſeiner glorreichen Regierung, ſich als ein würdiges Mitglied unſrer Verbrüderung zeigte. Wir müſſen bey dieſer Gelegenheit nochmals die Bemerkung machen, daß von Anbeginn der Welt her bis auf unſre Zeiten unter allen Selbſtherrſchern und unumſchränkten Herrn unſer erlauchter Orden immer geblüht hat, und ſchon das allein kann ſeinem innern Werthe und umgekehrt wieder den Vorzügen einer monarchiſchen Verfaſſung das Wort reden.

Daß aber dieſe Behauptung wahr iſt, wird ſich zeigen, wenn wir die ächten Grundſätze des Ordens entwickeln, die, wie man ſehn wird, durchaus nicht da gedeyn können, wo ſogenannte Freyheit herrſcht.

Unter den Römern gieng es uns herrlich, ſelbſt in den Zeiten der vermeintlichen freyen Republic, denn da waren doch noch Patrizier, Sclaven, Luxus, ſtehende Armeen, Prieſter, Auguren; und nun vollends unter den Cäſarn und Kaiſern — welch' ein Paradies für unſre Ordens-Brüder! Wie viel verdanken wir nicht den durchlauchtigſt-hochwürdigen Brüdern Auguſt, den die Weltleute einen kalten, eiteln Pedanten ſchimpfen; Hadrian; Conſtantin dem Großen, welcher ein Concilium wider die Arianer veranſtaltete; Juſtinian dem Großen, welcher die herrliche Sammlung geiſtvoller Geſetze, das vortrefliche Corpus Juris verfertigen ließ, ſeiner Baaſe Amalaſuntha wegen Krieg anfieng und in Regierungs-Geſchäften dem weiſen Rathe der Damen folgte — und unter den Kaiſern im Orient und Occident ſo Vielen, die unſrer Verbindung Ehre machen?

Das ganze türkiſche Reich iſt bis auf den heutigen Tag nach unſern Grundſätzen regiert worden.

Nicht ſo glücklich, beſonders ſeit Peter des Großen Zeiten, ſind wir in Rußland geweſen.

Spanien und Portugal ſind noch gegenwärtig unſre beſten Pflanzſchulen und waren es von je her.

In Frankreich war eine unſrer glänzendſten Perioden die der Regierung Ludwigs des Vierzehnten; die Dankbarkeit, welche ihm der Orden ſchuldig iſt, hat unſer großer Bruder Boſſuet unter andern durch ſeine herrliche Lobrede auf die Dragonaden an den Tag gelegt.

Mit Untergange des Hauſes Stuart bekamen wir in England einen groſen Stoß; doch iſt Hofnung da, daß, wenn Luxus, Einfluß des Geldes bey den Wahlen, Titelſucht, Sectengeiſt und Hang zur Myſtic fortfahren, ſo wohlthätig, wie ſeit einiger Zeit geſchehn, in Groſbrittanien ſich auszubreiten, wir dort wieder ein neues Reich gründen werden.

In Dännemark ſind unſre ſtärkſten Colonien; in Schweden, Norwegen, Polen und den Niederlanden fehlt es nicht an muthigen Kämpfern für die gerechte Sache.

In der Schweiz ſind uns wenigſtens einige gröſſere Cantons treu geblieben.

Von Italien iſt es bekannt genug, wie groß dort das Anſehn unſers Ordens iſt. Was hätten auch die Päbſte, beſonders der unvergeßliche Alexander der Sechſte, ohne unſern Beyſtand ausrichten wollen?

Von allen Jahrhunderten iſt vorzüglich das ſogenannte mittlere Zeitalter reich an unſern Thaten. Die vermaledeyete Reformation drohete uns den Untergang; aber zum Glück ſind ihre Folgen nicht ganz ſo ausgedehnt geworden, als zu befürchten war und unſre hochwürdigen Obern arbeiten mit Eifer daran, daß es dahin nicht komme.

So viel aber lehrt uns die Geſchichte, daß von Anbeginn der Welt her in allen Ländern, auſſer in denen, wo die bürgerliche Verfaſſung auf die gefährlichen Grundſätze von Freyheit und Gleichheit und bloßer geſetzlicher Unterwerfung beruhte, die Völker immer nach unſern Grundſätzen ſind regiert worden. Auch hat allein uns die Welt die größten und herrlichſten Anſtalten zu danken, welche aber nur in deſpotiſchen Staaten gedeyen können, als da ſind: Inquiſitionen, Tortur, Leibeigenſchaft, Bücher-Cenſur, lettres de cachet, Stiftung von Ritter- und Mönchs-Orden, Bluthochzeiten, Religions-Kriege u. d. gl.

Da wir uns billiger Weiſe aller Schmeicheleyen enthalten; ſo wollen wir hier nicht namentlich die jetzt lebenden hohen Potentaten nennen, die wir vorzüglich als durchlauchtige Brüder verehren; (Sie mögten uns einige Empfindlichkeit über ihre beleidigte Beſcheidenheit zeigen) können jedoch zum Troſte jedes Aufzunehmenden, auf unſre Ehre verſichern, daß noch jetzt viel gecrönte Häupter, große und kleine Fürſten, die eifrigſten Mitglieder unſrer Verbindung ſind.

Leider! nur haben wir in manchen Ländern heftig zu kämpfen, werden aber überwinden, ja! überwinden. Von dem abtrünnigen Frankreich wollen wir gar nicht reden; allein man nehme nur einmal, wie es jetzt in Teutſchland, beſonders in den unglücklichen ober- und niederſächſiſchen Kreiſen ausſieht! wie frey dort die Menſchen reden, ſchreiben, denken und athmen dürfen! wie ſehr ſich in Preuſſen die Denkungsart verändert hat, wenn man ſich dagegen in die Zeiten von Friedrich, dem erſten Könige von Preuſſen, zurückdenkt, welcher deswegen die Vermählung mit der Prinzeſſinn von Naſſau nicht vollzog, weil ihre Mutter ihr, an dem feyerlichen Tage, die Schleppe nicht nachtragen wollte, und deswegen die Holländer mit Zurückziehung ſeiner Armee bedrohete, weil die Geſandtinn, eine Frau von Lintlo, der Gräfinn von Wartemberg in Berlin am Hofe mit Fauſtſchlägen den Rang ſtreitig machen wollte — O! wo ſind jene goldnen Zeiten hin? — Doch ſie werden ad majorem dei gloriam wiederkommen; allein es iſt Zeit, Ernſt zu zeigen, ſonſt windet man uns hochwürdigen Pinſeln das Ruder, das wir ſo lange in der ganzen policirten Welt geführet haben, aus der Hand

Wir haben bis dahin nur von der Geſchichte des Ordens in Rückſicht auf die politiſche Verfaſſung der Welt geredet; was nun die Gelehrſamkeit und Literatur betrift; ſo hätten wir ein weites Feld vor uns, wenn wir entwickeln wollten, welchen Einfluß unſer erhabner Orden darauf von Anbeginn der Welt her und vorzüglich ſeit Erfindung der Buchdruckerkunſt gehabt hat. Hieran kann niemand zweifeln, wenn er bedenkt, daß gewiß von jeden zwölf Bogen, die jemals ſind gedruckt worden, eilf mit unſern Grundſätzen angefüllt ſind. Man betrachte doch nur, beſonders in Teutſchland, Frankreich und Holland, die herrliche Menge theologiſcher, beſonders polemiſcher, exegetiſcher, homiletiſcher, aſcetiſcher Schriften; die Legenden; die Werke unſrer lieben Kirchenväter; die Arbeiten der ſcholaſtiſchen Philoſophen; die Commentarien über die römiſchen Geſetze; die philologiſchen und meditiniſchen Streitſchriften; die myſtiſchen, magiſch-cabaliſtiſch-theoſophiſch-theurgiſchen, alchymiſtiſchen und aſtrologiſchen Bücher; die Producte mancher Freymaurer-Secten; die zahlloſen Romane, Märchen, Schauſpiele, critiſchen und andern Journalen und Verſe-Sammlungen! — Und wer dann noch unſre Einwürkung miskennt; der iſt mit ſehenden Augen blind. Vorzüglich thätig aber haben ſich unſre Mitglieder in den neuern Zeiten in der ſchönen Literatur gezeigt. Sie haben die Kunſt verſtanden, bald dieſen, bald jenen einförmigen Ton anzugeben, den dann alle junge Schriftſteller ganze Perioden hindurch fortgeleiert haben. Bald war es Tändeley; bald Sturm und Drang; bald Anacreontismus; bald unbändiges Genieweſen; bald Empfindſamkeit; bald Phyſiognomie; bald Myſtic; bald Weltbürgergeiſt; bald Bardenton; bald Idyllen-Sprache, bald altteutſches Ritterweſen. Und ſo künſtlich wiſſen dies unſre erhabnen Obern zu veranſtalten; daß ſie ſelbſt die Gedanken, Form, Art und Weiſe der Werke ſolcher verruchten Weltkinder, als Shakeſpear, Yorik, Göthe, Wieland, Geßner, Klopſtock, Schiller und Andre ſind, zu nützen wiſſen, um durch Nachahmung derſelben, die Manier dieſer Unholde nach unſerm Fuße zu behandeln und zu unſern Zwecken zu nützen.

Dritter Abſchnitt.

Von Ausbreitung und Vermehrung des Ordens.

Unſer Haupt-Augenmerk, zu Erhaltung und Vermehrung der Gewalt des Ordens, muß auf die Ausbreitung deſſelben und alſo auf die Aufnahme würdiger Mitglieder abzielen. Wir haben aber drey Gattungen von Mitgliedern: zuerſt ſolche, die von der Natur ſchon für unſern Orden geſchaffen zu ſeyn ſcheinen. Sie würken aus Inſtinct zu unſern Zwecken, ohne der geſetzmäßigen Aufnahme zu bedürfen. — Wir nennen ſie **gebohrne Pinſel.** Dann zweytens ſolche Männer, die, ſey es auch aus kleinem Privat-Eigennuze! (denn welche menſchliche Tugend iſt ganz unvermiſcht?) unſre Fortſchritte befördern, und unſre Feinde, die Aufklärer und dergleichen Geſindel, verfolgen, weil Dieſe zugleich ihren Planen im Wege ſtehen. Auf ſolche Weiſe können wir uns rühmen, an den mehrſten geiſtlichen Corps, beſonders an den Jeſuiten, ſodann an den myſtiſchen Geſellſchaften, vorzüglich den Roſencreuzern, endlich an ſehr viel unumſchränkten Beherrſchern der Völker und überhaupt an allen Denjenigen eifrige Freunde zu haben, denen das freye Unweſen der menſchlichen Vernunft hinderlich iſt — und ſolche Mitverwandte nennen wir unſre reſpective **Affilirte, Ordens-Freunde und Beſchützer.** Die dritte Gattung iſt die der **würklich aufgenommenen Mitglieder,** und von Dieſen wollen wir noch etwas weitläuftiger reden.

Um allen Misverſtändniſſen vorzubeugen, erinnern wir, der Schwachen wegen, daß, wenn wir gewiſſen Ständen, Nationen und

Menſchenclaſſen eine vorzügliche Empfänglichkeit für unſer Syſtem zuſchreiben, wir damit keinesweges geſagt haben wollen, daß grade alle Perſonen aus dieſer Claſſe für unſre Verbindung taugten. Nein! ſo eitel dürfen die Herrn nicht ſeyn. Nehmen wir zum Beyſpiel gern Geiſtliche auf; haben wir an dem Pater Cochem und Buſenbaum und Götz in Hamburg die größten Stützen unſers Ordens gehabt; ſo darf doch nicht etwa ein Mann, wie Zollikoffer oder Zaubſer, ſich einfallen laſſen, an die Aufnahme zu denken. Eben ſo wenig dürfen, wenn wir unſern Widerwillen gegen Leute äuſſern, die ſich mit Erforſchung der Natur abgeben und ſich gewöhnt haben, nichts für wahr anzunehmen, als wovon Vernunft und Erfahrung ihnen den Beweis geben, wie zum Beyſpiel Aerzte und Mathematiker; ſo dürfen doch, ſagen wir, darum einzelne Subjecte aus dieſen Claſſen nicht daraus verzweifeln, den Zutritt zu uns zu erlangen. Auch unter ihnen giebt es hie und da würdige Mitglieder des Ordens, beſonders wenn ſie ſich auf eine Bahn verſteigen, die auſſer ihrer Sphäre iſt; und noch neulich haben wir einen großen, berühmten Arzt aufgenommen, der, nachdem er lange unſer abgeſagteſter Feind geweſen war, ſich auf einmal bekehrte, von Staatsſachen ſchrieb, alle ſeine bisherigen Freunde, die Anhänger der gefährlichen Vernunft, mit Ungeſtüm von ſich ſtieß und zu unſrer Fahne übergieng. Allein bey dieſen letztern iſt die äuſſerſte Vorſicht anzuwenden, wie überhaupt bey der Aufnahme neuer Mitglieder. Ein einzelner Pinſelſtreich qualificirt noch nicht zum Eintritte in unſre Verbrüderung. Hätte unſer lieber geiſtlicher Bruder St*** ſich nicht weiter hervorgethan, als daß er ſich im achtzehnten Jahrhunderte zum Clericus eines Ordens aufnehmen ließ, der ſchon im vierzehnten gänzlich erloſchen war, und hätte er dann, als dies ruchtbar wurde, offenherzig geſagt: „ich bin getäuſcht worden, ſo gut, wie Ihr“ ſo wäre er ein ſehr unbrauchbares Subject für uns geweſen; aber er beharrte, der Gute, der Edle, achtete nicht auf Spott und Schimpf der Weltkinder, und das ſtempelte ihn zu einem der würdigſten Mitglieder. Wir ſind ſtolz darauf, ihn den Unſrigen nennen zu dürfen; Unſern theuren Gönnern, den Vätern der Geſellſchaft Jeſu, haben wir freylich dies Glück zu danken; aber daraus folgt noch nicht, daß der liebe Bruder St*** deswegen ein Jeſuit wäre, wie es die Weltkinder haben ausſprengen wollen, ſollten auch einmal allerley artige Aufnahme-Cäremonien mit ſeinem äuſſerlichen Menſchen vorgenommen worden ſeyn. Nein! uns, und nur uns allein, gehört er an; wir laſſen uns ihn nicht nehmen. Ueberhaupt bemerken wir, daß die leidigen Aufklärer oft dieſe beyden Verbindungen verwechſeln, und Leute, die nur bey uns aufgenommen ſind, und vielleicht einmal gelegentlich jenem Orden einen kleinen Dienſt geleiſtet haben, in den Ruf des Jeſuitismus bringen.

Uebrigens ſoll man vorzüglich bey Anwerbung neuer Mitglieder auf folgende Menſchenclaſſen ſein Augenmerk richten, weil die Erfahrung lehrt, daß größtentheils Dieſe am mehrſten Empfänglichkeit für unſer Syſtem haben und uns am nützlichſten in der Welt werden können; nämlich auf ſehr vornehme und reiche Leute; Fürſten; Edelleute, vor Allen Hofleute und Landjunker; Juriſten, beſonders bloße Civiliſten; Patrizier in Reichsſtädten; ſchöne Geiſter, vorzüglich die, welche die Verfertigung kleiner Lieder und Epigrammen zu ihrer Lieblings-Beſchäftigung machen; Domherrn, Canonici, Ordens-Ritter und Mönche; Reſidenz-Stadt-Prediger; ſolche Aerzte, die mehr die Palläſte der Großen und die Tolletten der Damen, als die Hütten der Armen beſuchen, mit Fürſten in Briefwechſel ſtehen und auf keine Anfrage antworten, die nicht ein Goldſtück zur Beylage hat; Prinzen-Hofmeiſter; Stallmeiſter; Jäger; Tanzmeiſter; Virtuoſen, die herumreiſen und ſich vor Geld hören laſſen; Sprachmeiſter; Mitglieder frommer Secten und myſtiſcher Geſellſchaften. In welchen europäiſchen Ländern und Provinzen aber unſre Arbeiten vorzüglich zu gedeyen pflegen, das iſt theils ſchon geſagt worden, theils braucht man nur noch zu bemerken, daß dies beſonders da der Fall iſt, wo die eben genannten Menſchen-Claſſen über die andern Bürger ein entſchiednes Uebergewicht haben, ſo daß Dieſe auf keine Weiſe dahin gelangen können, irgend eine bedeutende Rolle zu ſpielen.

Vierter Abſchnitt.

Von Erhaltung der Einigkeit und des Zuſammenhangs unter den Mitgliedern und der Gewalt über die Feinde des Ordens.

Ein Haupt-Augenmerk unſrer hochwürdigen Obern iſt die Erhaltung wahrer, brüderlicher Einigkeit unter den Mitgliedern des Ordens. Sie biethen daher alle Kräfte auf, um jedes ächten Bruders beſcheidne Wünſche auf eine ſolche Weiſe zu befriedigen, daß ſein Vortheil mit dem Intereſſe der Uebrigen nie in Streit gerathe. Und was wünſcht denn auch ein wahrer, vollendeter Pinſel in dieſer Welt anders, als Gemächlichkeit und zeitliche Güter? Die zahlloſe Menge der beſchwerlichen geiſtigen Bedürfniſſe überläßt er gern den Weltkindern —

ja! wenn er auch gar nichts von jenen erlangen kann; ſo iſt er doch zufrieden, in ſo fern er nur weiß, daß kein Andrer mehr davon beſitzt, als er. Wo wir daher einmal ein Uebergewicht im Staate erlangt haben; da pflegen wir uns beſcheiden und brüderlich in die ſchlechtern irdiſchen Vortheile zu theilen und die ſtolzen Geiſtes-Gaben und Güter den armen Vernunftmenſchen preis zu geben.

Kein ärgerlichers Schauſpiel aber kann erdacht werden, als wenn zwey Pinſel ſich, wie ein Paar Philoſophen, vor dem Publico zanken und ſchimpfen. Dergleichen haben wir noch kürzlich erleben müſſen, da gegen einen unſrer würdigſten Brüder, der mit allen Weltkindern in Teutſchland in Streit gerathen war, weil ſie ihm ſchnöde Ruhmräthigkeit und dabey grobe Tücke Schuld gaben, ein anders, obgleich heimliches Mitglied unſers Ordens unter erborgten Nahmen eine Epiſtel in Verſen ſchrieb, Solche Irrungen aber rühren gewöhnlich daher, daß die Brüder nicht immer wiſſen, wer zu dieſer ausgebreiteten Verbindung gehört; denn wir haben nicht nur Stufen und Grade, ſondern auch beſondre Neben-Abtheilungen, ſo daß ein Mann in einem beſtimmten Fache für den Pinſel-Orden arbeiten kann, der im Uebrigen zu den ſchnöden Vernunftmenſchen gehört. Das aber müſſen wir allen Brüdern, den Aufgenommenen, Affilirten und Ordens-Freunden zum Ruhme nachſagen, daß alle Misverſtändniſſe unter ihnen aufhören und ſie Ein Herz und Eine Seele ſind, ſobald es darauf ankömmt, gegen einen gemeinſchaftlichen Feind zu operiren. Wir wollen nun einige Vorſchriften geben, wie dies am behendeſten und ſicherſten anzufangen iſt.

Die Haupt-Unternehmung gegen unſre Feinde muß darin beſtehn, daß man ihnen die Achtung des Publicums, den Muth und die

Zuverſicht zu ſich ſelber benehme. Wenn daher jemand den Verdacht auf ſich ladet, daß er ſehr thätig und würkſam ſey, ſich gern durch Gemeinnützigkeit und nicht alltägliche Handlungen auszeichne, ſich über wohl hergebrachte alte Gewohnheiten hinausſetze, ſich einfallen laſſe, gewiſſe Meinungen, wovon man nicht grade den Grund angeben kann, Vorurtheile zu nennen oder das, was ſo mancher ehrliche Mann auf Authorität glaubt, bloß deswegen nicht ohne Beweis annehmen zu wollen, weil es mit der ſo genannten geſunden Vernunft ſtreitet, endlich, daß er gern über kleine Thorheiten lache und ſatyriſire; ſo ſoll man vor einem Solchen, als vor einem unruhigen Kopfe, neuerungsſüchtigen, höchſt gefährlichen, feindſeligen, keine Subordination vertragenden Subjecte, das Gott und Menſchen nicht ſchone, die ganze Chriſtenheit treu-fleißig warnen, und dies nicht nur mündlich und durch bedeutende Mienen und Achſelzucken, ſondern auch durch Briefe an alle Mitverbündeten in ſolchen Gegenden, wo er etwa ſein zeitliches Glück machen könnte, damit er zu nichts in der Welt gelangen möge. Doch ſoll dies auf gerechte und liebreiche Weiſe geſchehn, nämlich alſo, daß man dabey das ſo genannte Gute nicht verſchweige. Man kann daher immer ſagen: „Es iſt wahr, der Mann hat Verſtand; „Schade, daß er ihn nicht beſſer anwendet" oder: „Es fehlt ihm nicht an Kenntniſſen; aber „leider! taugt ſein Herz nicht." u. ſ. f. Dies pflegt ſelten ſeiner Würkung zu verfehlen; ſollte es aber nicht helfen; ſo darf man auch, der guten Sache wegen, die Sitten des Mannes verdächtig machen; ärgerliche Anecdoten von ihm ausbreiten, wozu kleine, in der Jugend begangne Uebereilungen leicht Stoff liefern. Es giebt dann eine Kunſt, die Facta durch die Art der Darſtellung umzumodeln und

Bewegungsgründe, die er hätte haben können, anzuführen, als wenn er ſie würklich gehabt hätte, welches alles man verſtehn muß. Kann man die Eitelkeit und Neugier der Frauenzimmer, den Stolz und Eigennutz der Geiſtlichen zur Rache gegen ihn aufbringen; ſo iſt man des Siegs gewiß. Es findet ſich ja auch wohl die Veranlaſſung, ihn als einen Religions-Spötter abzuſchildern. Hat er etwa einmal über die jüdiſchen Geſchichtsbücher, die freylich mit der chriſtlichen Lehre nichts gemein haben, oder über die Patriarchen im Orient, die uns in der That nichts angehen, ein wenig frey geurtheilt; ſo giebt das Gelegenheit, ihn, als einen Verächter des göttlichen Worts, bey dem Volke anzuſchwärzen. Sollte aber ein ſolcher Wiederſacher zu vorſichtig im Reden und Handeln ſeyn, als daß man ihm im gemeinen Leben etwas anhaben könnte; ſo ſucht man freundlich ſein Zutraun zu gewinnen, ihn treuherzig zu machen und ſammelt dann, wenn er ſich aufſchlieſſt, ſeine übereilten Reden, um, wie er es verdient, ſeine geheimen Tücke der Welt bekannt werden zu laſſen. Wenn man auf ſolche Art Jahre hindurch ſeinen Feind unaufhörlich geneckt und beunruhigt hat; ſo müſſte es wunderſam zugehn, wenn er nicht endlich in Zorn geriethe und in dieſem Zorn etwas redete und thäte, **was würklich nicht recht wäre** — und dann hat man ja auf alle Weiſe gewonnen. Ueberhaupt muß man den erhabnen Grundſatz nie aus den Augen verliehren, daß man durch Ausdauren, wenn man dabey alle Demüthigungen und Erniedrigungen nicht achtet, am Ende immer ſeinen Zweck erlangt — Und man ſage, was man will, dies eigentliche Ausdauren verſtehen wir beſſer, als die Kinder der eiteln Vernunft. Auf Männer die ſich durch Schriften, in welchen die verblendeten

Weltmenſchen Weisheit oder Witz bewundern, bekannt machen, ſoll man vorzüglich aufmerkſam ſeyn. Dieſe können großes Unheil ſtiften. Es ſtehen deren jetzt Viele in Teutſchland bey uns auf dem ſchwarzen Brette, und Lichtenberg, der Sohn der Finſterniß, an ihrer Spitze. Wir wollen unter der Menge der Andern nur den einzigen verſtockten Nicolai anführen, der ſo wohl mit ſeiner ſündlichen allgemeinen deutſchen Bibliothek, als auch mit ſeinen eignen Schriften, uns ſeit einer langen Reyhe von Jahren und auf alle nur erſinnliche Weiſe verfolgt. Nagende Schriftſteller, die es wagen, gegen uns zu Felde zu ziehn, kann man ſchon zu Paaren treiben, indem man feile Rezenſenten an ſie hetzt, oder ſie als gefährlich verſchreyet, oder affectirt ſie als unbedeutend zu verachten. Die Schriften unſrer Leute hingegen läßt man ausposaunen, und im Nothfalle für Geld eine vortheilhafte Rezenſion derſelben in den gelehrten Artikel des hamburgiſchen Correſpondenten einrücken. Im Ganzen aber taugt das Bücherſchreiben nicht; Es kömmt nichts dabey heraus, als daß allerley naſeweiſe Wahrheiten unter ſolchen Menſchenclaſſen ausgebreitet werden, die ohne dieſen Unfug gänzlich in unſrer Gewalt bleiben würden. Auch giebt es Gelegenheit, daß Leute, die wir ſorgfältig unterdrückt, von öffentlichen Aemtern ausgeſchloſſen und als unbrauchbare Subjecte geſchildert haben, uns zum Trotze, ſich durch die Schriftſtellerey einen größern Nahmen in der Welt machen, als unſre vornehmſten Mitglieder, die am Ruder ſitzen. Das muß nicht ſeyn; Zuletzt ſollten ja wohl der ſchnöde Verſtand und Witz und Talente und Philoſophie in der Welt eben ſo viel gelten, als Rang, Geburt und Sitz und Stimme im Staatsrathe! Daß übrigens die verruchte Preß-Freyheit aller Orten gehindert, für ſtrenge Cenſur geſorgt werden, und daß man beſonders Diejenigen züchtigen müſſe, die es wagen, über Geſetze, Verordnungen, öffentliche Anſtalten und landesväterliche Einrichtungen ihre Meinung zu ſagen, das verſteht ſich wohl von ſelber. Zu dieſem Endzwecke iſt es gut gethan, die Cenſur in die Hände der Geiſtlichkeit, oder ſolcher Männer zu legen, die ehemals ſich dem geiſtlichen Stande gewidmet haben. Ein glorreiches Beyſpiel davon ſehen wir an unſerm hochwürdigen Bruder — Doch, wir nennen ihn lieber nicht; wir beleidigten ſonſt die Beſcheidenheit dieſes von den ruchloſen Vernunftmenſchen allgemein verhöhnten Märtyrer unſers Ordens.

Wie dem einreiſſenden Freyheitstriebe, dieſer Peſt, die zu uns aus Frankreich herüber gekommen iſt, entgegengearbeitet werden müſſe, davon giebt uns der ſehr ehrwürdige Bruder

General-Procurator des Ordens, Herr von Sch**ch, in ſeinem p. J. das Muſter. So muß man die Facta verdrehn, die Nachrichten verſtümmeln, ſo einſeitig urtheilen, ſo die Fürſten ſchmeicheln, ſo die Schwachen in Furcht ſetzen — o, unnachahmlicher Sch**ch! wenn Dir das keine Vermehrung Deiner Penſion und Deiner Titel einbringt; ſo iſt keine Gerechtigkeit mehr auf Erden.

Nie kann endlich der Orden, um ſeine Macht zu erhalten und ſeine Feinde zu ſtürzen, aufmerkſam genug auf die Beſetzung aller Bedienungen im Staate ſeyn. Unſre Vettern, Freunde und Bundesverwandte müſſen aller Orten in die erſten Stellen eingeſchoben werden, und wo das Häuflein derſelben nicht groß genug iſt; da ſetze man wenigſtens Solche an, die ſich im Verborgnen lenken laſſen, denen es nicht einfällt, Aufſehn zu erregen, damit die goldne Mittelmäßigkeit aufrecht erhalten werde; Sela!

Fünfter Abſchnitt.

Von der geiſtigen und ſittlichen Bildung der Mitglieder.

Es iſt nicht genug, daß unſer ehrwürdiger Orden aus einer groſſen Menge von Mitgliedern beſtehe; Sie müſſen auch auf Einen Ton geſtimmt und zu unſern gemeinnützigen Zwecken gehörig gebildet werden.

Mit dem ſicherſten und beſten Erfolge geſchieht dies in der frühern Jugend, und deswegen ſollen unſre Mitglieder ſich beſtreben, nicht nur ihre eignen Kinder den Grundſätzen des Ordens gemäß zu behandeln, zu unterrichten und zu bilden, ſondern auch aller Orten Einfluß auf die Erziehung der Jugend zu erhalten. Da aber die Zeiten ſich leider! verändern; ſo können auch unſre Educations-Syſteme nicht immer dieſelben bleiben. Auch dafür haben unſre lieben, väterlichen Obern geſorgt und beſonders ſeit zwanzig und einigen Jahren eine ganz neue Norm eingeführt, denn Norm muß nun einmal Statt finden; Gleichförmigkeit in der Erziehung iſt nothwendig; alle Kinder müſſen auf denſelben Fuß behandelt werden, und es iſt eine Einwendung, worauf man nicht achten muß: „daß ſich keine allgemeine Vorſchriften für die Erzieher geben lieſſen, daß nur Erfahrung und Studium der einzelnen Charactere uns lehren müſſten, welche Methode bey dieſem oder jenem Kinde anwendbar wäre; daß die Natur ihre Gaben mannigfaltig austheilte und eben ſo mannigfaltig auch die Behandlung der einzelnen Subjecte ſeyn müſſte.“ — Das Alles gilt bey uns nichts, und grade unſre einförmige Methode allein kann uns dafür bürgen, daß wir dem Staate Menſchen liefern, welche nicht die Grenzen der goldnen Mittelmäßigkeit überſpringen. Dies iſt der groſe Hauptzweck, und will man wiſſen, ob unſer Orden in irgend einem Philantropin, oder andern Inſtitute von der Art das Uebergewicht habe! ſo beleuchte man die daraus hervor in die Welt tretenden Zöglinge! Findet man darunter keine unruhige Köpfe, die in der Welt unnützes Aufſehn machen; ſo iſt die Anſtalt gut und empfehlungswerth, und gottlob! das iſt bey den mehrſten neuern Anſtalten von der Art der Fall. Wir wollen aber von der ältern und neuern Pinſel-Erziehung, von jeder insbeſondre reden.

Vormals hielten wir die Kinder in den erſten Jahren ſehr warm; ſie durften auch nicht zwecklos den Cörper bewegen. Man wickelte ſie desfalls feſt ein, gab ihnen nachher Schnürbrüſte und lies ſie, wenn ſie gehn konnten, welches ſie aber nicht zu früh lernen durften, nicht, wie die Thiere auf dem Felde, herumſpringen, ſondern gewöhnte ſie bey Zeiten, ſich, wie erwachſene Perſonen ſittſam aufzuführen, auch nicht zu reden, als wenn ſie gefragt wurden. Die Kleidung war feſt an den Leib anſchlieſſend und die Haare wurden bey Zeiten gekräuſelt. Man gab dem ſchwachen Magen nur weiche und wärme Speiſen und Süßigkeiten, aber deſto öfter des Tags. Auch ließ man ſie fein lange ſchlafen und Morgens und Abends, ſo wie vor und nach den Mahlzeiten, auch wenn die Bethglocke ſchlug und bey Gewittern, die erforderlichen, auswendig gelernten Gebete herſagen. Der Unterricht beſtand in dem Auswendiglernen, und wenn ſie ihre Lection nicht ordentlich wußten; ſo bekamen ſie die gehörigen Schläge. Allein man quälte ſie nicht über eine beſtimmte Zeit in der Schule und ſobald die Glocke ſchlug, kamen ſie los. Der Haupt-Unterricht gieng in den erſten vierzehn Jahren auf die dogmatiſchen Lehren der Kirche hinaus. Man litt nicht, daß ſie raiſonnirten und nach den Urſachen oder dem Beweiſe von dieſem oder jenem Befehle und Satze fragten, ſondern es muſſte ihnen genug ſeyn, wenn man ihnen ſagte: „es iſt ſo „und nicht anders.“ Man litt aber nicht, daß ſich der Lehrer herausgenommen hätte, ſie für Unarten zu beſtrafen, die mit dem Lernen nichts gemein hatten, ſondern das blieb ein Vorrecht der Eltern. Der Informator wurde angehalten, jungen Herrn von Stande mit der gebührenden Achtung zu begegnen. Ueberhaupt wurde es den Kindern bey Zeiten eingeprägt, was die gemeinen Leute denen von vornehmer Geburt ſchuldig wären. In der Eltern Gegenwart durften die Kinder nicht reden. So wie die Strafen in Schlägen beſtanden; ſo wurden hingegen Folgſamkeit und Fleiß durch Geld und andre Geſchenke, an

Spielſachen und Eßwaaren, belohnt. Die Strafe erläßt man, wenn ein Fremder für die Kinder bat.

Die neuere Pinſel-Erziehung muß ganz anders tractirt werden, weil ſich Zeiten und Menſchen verändert haben. Sobald der Knabe in die Welt guckt, wird er in kaltes Waſſer getaucht und das ſo fort alle Tage. Ja! kreiſche Du nur! Warum haben Deine Eltern ſo eine papierne Puppe an den Tag gefördert? Darunter kann unſre Methode nicht leiden. Steht der Junge ab; ſo wäre er doch früh oder ſpät geſtorben; und was iſt der Menſchheit mit einem ſolchen Breyklumpen gedient? Die Mutter muß dem Kinde ſelbſt die Bruſt geben; Iſt ſie ſchwächlich; Da ſehe ſie zu! Wir wollen nicht, daß unſre Kinder mit der Ammen-Milch die unanſtändigen Gewohnheiten der Bauermenſcher einſaugen; und das kann doch nicht fehlen. Kein Gängelband! Müſſen doch andre Thiere ſo lange auf Gottes Erdboden herumkriechen, bis ſie ſich ſelber helfen können. Fallen ſie ſich Löcher in den Kopf; ſo wird die Wunde mit kaltem Waſſer gewaſchen; Narben verunſtalten nicht. Weite Kleider! Der Knabe muß ſpringen, Purzelbaum ſchlagen, — Brüche laſſen ſich heilen — ſich mit andern Jungen raufen, ſich im Schnee und Kothe herumwälzen — kurz! thun, was er will. Kein Zwang in den glücklichen Jahren der Kindheit! Früh genug wird er das Joch tragen lernen. Er ſoll den Frühling des Lebens genieſſen; Kömmt er nachher in Lagen, wo er ſeinen eignen Willen verleugnen muß; ey nun! ſo mag er ſich fügen und gewöhnen, ſo gut er kann. Er muß reden dürfen, was er will, nach allen fragen, nichts thun, nichts glauben, als wovon er Grund und Urſache einſieht. So viel uns daran gelegen iſt, daß **Männer** mehr glauben, als ſelbſt denken; ſo unſchädlich, ja! zu unſern

Zwecken dienlich iſt es, **Knaben** raiſonniren zu laſſen; denn das giebt ihnen eine Zuverſicht zu ihren eignen Einſichten, die vor tiefen Grübeleyen bewahrt. Schläge gehören für Thiere, nicht für vernünftige Weſen, und wenn gleich ein Kind noch kein vernünftiges Weſen iſt; ſo ſoll es doch dies einſt werden. Zudem kann man leicht zu viel ſtrafen, und wenn eine Sache gemisbraucht werden könnte; ſo wirft man ſie lieber ganz weg. Auf Alter, Erfahrung und Stand ſollen die Kinder noch gar keine Rückſicht nehmen; Wenn ſie einſt in die menſchliche Geſellſchaft treten; ſo wird ihnen das ſchon gewieſen werden, und paſſen ſie ſich dann nicht da hinein; ſo mögen ſie ſich von bürgerlichen Verhältniſſen losmachen, für ſich leben, oder als Schriftſteller, Pädagogen ꝛc. ganz für unſre Zwecke würken! Das Gedächtniß ſoll in der Jugend geſchont werden; alſo nichts auswendig gelernt! Fremde Kenntniſſe ſind nichts werth; man muß alles ſelbſt erfinden. Ueberhaupt aber ſind die mehrſten ſogenannten Wiſſenſchaften unnütze Pedanterey. Regeln ſind Feſſeln und Feſſeln taugen nicht. Von Sprachen faſſt man ſo viel auf, als nöthig iſt, um ſich darinn verſtändlich machen zu können; Was man das Genie, die Philoſophie der Sprache nennt, das dient zu nichts und iſt ſehr mühſam zu erlernen; Alles Mühſame aber ſoll man fliehn. Der Knabe muß nur dann arbeiten, wenn er Luſt dazu fühlt; zum Mühſamen aber hat er nie Luſt; alſo bleibt das Mühſame weg. In ſpätern Jahren iſt noch immer Zeit, ſich an Anſtrengung und Ueberwindung von Schwierigkeiten zu gewöhnen, ohne welche freylich leider! nichts zu erlangen iſt, ſo lange wir nicht in allen Ländern das Uebergewicht erhalten. Eine goldne Methode beym Unterrichte der Jugend iſt die von uns allein erfundne Art, im Spielen zu lehren; Wer früh an dieſe ſo nützliche Spielerey gewöhnt worden iſt, der wird uns gewiß nie untreu. Ueberhaupt, ſo ſehr auch die neuere Pinſel-Erziehungs-Methode mit der ältern im Widerſpruche zu ſtehn ſcheint; ſo führen doch beyde Extreme ſicher zu einem Zwecke, zu der goldnen Mittelmäßigkeit. Der Unterſchied beſteht nur darinn, daß man ehemals den Menſchen zu ihrem Beſten die Füße band, damit ſie ein gewiſſes ſchädliches Ziel nicht erreichten, ſtatt daß man ſie jezt an Bocksſprünge gewöhnt, damit ſie darüber hinaushüpfen. Ja! dieſe lezte Art iſt gewiß die zweckmäßigſte. Ein unruhiger Kopf kann Mittel erfinden, ſeine Bande zu löſen; und dann hat er das Ziel noch immer **vor ſich**; aber wer einmal einen Sprung **überhin** gethan hat, der ſieht nichts mehr vor ſich und geräth auf ſo viel kleine Nebenwege, daß er nie wieder auf den Haupt-Pfad zurückkommen kann.

So viel von Erziehung unſrer Jugend! Auf welche Weiſe auch erwachſene Mitglieder mit dem Geiſte des Ordens genährt werden und nach welchen Grundſätzen im Moraliſchen, Intellectuellen, Politiſchen, Oeconomiſchen u. ſ. f. ein ächter Pinſel handeln und nicht handeln müſſe; das ſoll in den folgenden Abſchnitten gelehrt werden.

Sechſter Abſchnitt.

Von dem äuſſern Anſtande, der Lebensart, Diät und den Gewohnheiten eines ächten Pinſels.

Die Mitglieder unſers ehrwürdigen Ordens müſſen ſich im Aeuſſern und Innern, im Thun und Laſſen, von der Rotte der gefährlichen Vernunftmenſchen unterſcheiden. Ein ächter Pinſel geht ſtill und demüthig einher, wenn vornehme, oder ſolche Perſonen gegenwärtig ſind, die von den Weltleuten für klug, witzig oder gelehrt gehalten werden. Er heftet dann entweder die Augen auf die Erde, oder wirft ſeine Blicke ungewiß und flüchtig umher, damit niemand erforſche, ob etwas und was in ihm vorgeht. Doch kann es nicht ſchaden, wenn er zuweilen bedächtlich ausſieht, ſollte er auch nichts denken, beſonders ſobald von etwas die Rede iſt, worüber er gar nichts zu ſagen weiß. Nach und nach pflegen ſich dann der Stirne gewiſſe Falten einzudrücken, die ein ehrwürdiges Anſehn geben. Ganz anders aber iſt ſein Betragen, wenn er keine Feinde wittert; Dann blickt Zuverſicht und Selbſtzufriedenheit aus ſeinen Augen; dann ſpricht er viel, laut und entſcheidet über alles — Doch davon in der Folge mehr! Seine Stimme ſey übrigens ein wenig ſingend, gedehnt; Er rede alſo langſam! Das Tragen des Kopfs richtet ſich nach den Leuten, die er vor ſich hat, ſo, daß er ihn entweder auf die Seite hänge, oder wanken und wackeln laſſe, oder zurückwerfe, oder zwiſchen die Schultern ziehe, oder die Füße beſchaue. Er gehe ein wenig ſchiebend, langſam und mit gebognen Knien, wobey er auch die Arme bewegen mag;

wenn nur überhaupt alles, was einer Anspannung im Phyſiſchen und Geiſtigen ähnlich ſieht, ſorgfältig vermieden wird.

Man kann den Mitgliedern nie genug empfehlen, alles bedächtlich und langſam zu thun. „Was lange dauert, wird gut“ — Das iſt ein goldner Spruch. Fällt etwas auf die Erde; ſo laſſe man es liegen, bis noch etwas dazu fällt; dann iſt es, wie man zu ſagen pflegt, Ein Aufheben und vermeidet man, ſich doppelte Mühe zu machen.

Schlaf und Ruhe ſind dem Menſchen nothwendig; doch ſoll man darinn auch nicht zu viel thun. Zwölf Stunden in einer Reyhe fort geſchlafen, ſind einem geſunden Menſchen zur Erquickung hinlänglich. Man braucht desfalls aber nicht gleich aufzuſtehn. Vielmehr iſt es ſehr wohlthätig, ſein Frühſtück im Bette zu nehmen und dabey die Tranſpiration fortzuſetzen. Mehr als dreymal aber ſoll man ſich nicht wecken laſſen; Wer dann wiederum einſchläft, der verſündigt ſich an ſeinen Domeſtiken, die man nicht unnützerweiſe quälen muß. Die Nacht hindurch braucht das Ofen-Feuer in der Schlaf-Cammer nicht unterhalten zu werden, und wenn nur des Abends ein Vorrath von Holz eingelegt wird; ſo bleibt es bis zum Morgen warm.

Bey der Wahl ſeines Anzugs iſt es gut, Frauenzimmer zu Rathe zu ziehen; Dieſe wiſſen am beſten, was uns gut kleidet und was die neueſte Mode fordert.

„Eſſen und Trinken“ pflegt man zu ſagen: „hält Leib und Seele zuſammen“ und „am „Tiſche wird man nicht älter.“ Man geize und ſpare alſo nichts bey den Ausgaben für die Tafel und übereile ſich nicht, wenn man am Tiſche ſitzt, denn das iſt ſehr ungeſund; auch kann man viel mehr genieſſen, wenn man langſam ſpeiſt. Man halte aber ſeine ordentliche

Zeit zu den Mahlzeiten, nämlich: das Frühſtück; und nachher gegen Mittag einen Biſſen, doch nicht zu viel, zu den Magentropfen; dann die Haupt-Mahlzeit; Nachmittags, beym Kaffee, nach Apetit; hierauf das Veſperbrod, und Abends die ordentliche Mahlzeit; auſſerdem aber nichts, es müſſte denn ein wenig Obſt und ein Glas Wein ſeyn. Auch zu der Verdauung und den nöthigen Ausleerungen ſoll man die gehörige Zeit nehmen und ſich dabey durch keine Art von Geſchäften ſtöhren laſſen; denn Geſundheit geht vor alles. Iſt man nicht reich; ſo muß man freylich mit ſchlechten, wohlſeilen und wenig Schüſſeln vorlieb nehmen; aber ſobald man Fremde bey ſich bewirthet, beſonders wenn ſehr vornehme Gäſte uns beehren, darf es an nichts fehlen; Man kann ſich nachher, wenn man wieder allein iſt, dagegen deſto einfacher behelfen. Da manche Leute bey Tiſche blöde ſind und nicht zugreifen, ſo verſäume man nicht, ſeine Gäſte zum Eſſen und Trinken zu nöthigen. Endlich, was den Rang am Tiſche betrifft; ſo muß derſelbe wohl beobachtet werden.

Die beſten und größten Zimmer im Hauſe hält man, wie ſich's verſteht, verſchloſſen, und werden dieſelben nur dann gebraucht, wenn man Fremde bey ſich ſieht; die ſchlechtern werden bewohnt. Kutſcher und Informatorn werden gewöhnlich in's Hinterhaus logiert, damit man keinen Lerm und Tabacks-Geſtank in ſeiner Nachbarſchaft habe.

Bey Garten-Anlagen iſt der holländiſche und franzöſiſche Geſchmack zu empfehlen.

Wenn Fremde kommen, muß alles rein im Hauſe ſeyn.

Erwartet man jemand, ſo pflegt man oft das Fenſter zu öfnen, um zu ſehn, ob er noch nicht kömmt, oder ihm aus Ungeduld entgegen zu gehn. Es iſt wohl wahr, daß er dadurch um nichts früher erſcheint; allein es kann doch wenigſtens nicht ſchaden.

Bekömmt man einen Brief und erkennt nicht gleich die Hand, welche die Aufſchrift geſchrieben; ſo pflegt man denſelben wohl mehrmals umzudrehn und hin und her zu rathen, von wem der Brief herrühren könnte, ſtatt daß die eiligen Weltleute, ihn geſchwind erbrechen, um dies zu erfahren. Wir ziehen, als Prüfung der Geduld, die erſte Methode vor.

Wenn man mit jemand redet und ihn etwa dabey an einem Rockknopfe oder Aermel feſthält; ſo hat das den Nutzen, daß er uns nicht entwiſchen kann, ſondern aufmerkſam zuhören muß.

Man klagt zuweilen über uns, wenn wir gewiſſe Dinge zu mechaniſch treiben, zum Beyſpiel: alle Thüren, auch die, welche andre Leute mit Vorſatz geöfnet hatten, hinter uns zuziehen, oder immer etwas zum Spielen zwiſchen den Fingern haben, auch alles in die Hand nehmen und zuſammendrücken, was wir liegen finden. Allein man überlegt nicht, wie mühſam es ſeyn würde, wenn man bey jeder kleinen Handlung, die Urſache, warum man ſie unternimmt, vorher überdenken ſollte; und warum läſſt man denn Sachen, welche man nicht will betaſtet noch zerdrückt haben, umherliegen?

Siebenter Abſchnitt.

Noch etwas über die Reden, Gewohnheiten, feine Lebensart, Vergnügungen und Liebhabereyen unſrer Mitglieder.

Wenn, theils durch Inſtinct, theils durch Bildung, unſre Mitbrüder dahin gelangen, daß ſogar in allen ihrem äuſſern Thun und Laſſen die genaueſte Gleichförmigkeit herrſcht; ſo muß um ſo mehr bey wichtigern Gegenſtänden, nämlich in ihren Beſchäftigungen, Reden, Vergnügungen und Liebhabereyen, ein einförmiger Geſchmack und eine gemeinſchaftliche Methode gefunden werden.

Was den Vortrag in der Rede betrifft; ſo pflegen die Böſen das Weitſchweifigkeit und

Unordnung zu nennen, wenn wir die Sache, welche wir erzählen, mit allen Umſtänden auseinanderſetzen und kleine Nebendinge, die uns dabey einfallen, mit einmiſchen; Allein dieſe Art dient ſehr zur Erläuterung und es vergeht manche Stunde damit.

Seine Mutterſprache rein ſprechen zu wollen, das iſt eine unnütze Pedanterey. Die Leute verſtehen uns ja doch, beſonders, wenn wir die, in der Gegend, wo wir leben, üblichen Provinzialismen nicht verwerfen.

Es iſt nützlich, einen gewiſſen Vorrath Lieblings-Hiſtörchen und kleiner Schwänke, ſo viel es das Gedächtniß leidet, in Bereitſchaft zu haben, die man dann erzählt und wieder erzählt, ſo oft ſich eine Veranlaſſung dazu findet. Sind ſie artig und luſtig; ſo hört man ſie gern oft wiederholen. Räthſel, Kunſtſtückchen und Sprüchwörter, zu rechter Zeit angebracht, beſonders in Männer-Geſellſchaften, wo ſonſt leicht der Ton ernſthaft wird, thun auch Wirkung.

Pfandſpiele, Schenken und Logieren und Cämmerchen Vermiethen ſchärfen den Witz. Kurze Sprüchwörter-Commödien, die man auswendig lernen und in Geſellſchaft ſpielen kann, haben einige gute Leute ausdrücklich dazu drucken laſſen; doch kann man davon nur in größern Geſellſchaften Gebrauch machen. Was aber die gewöhnliche Unterhaltung betrift; ſo wollen wir einiger ſehr intereſſanten Gegenſtände derſelben Erwähnung thun;

So oft jemand zu uns kömmt; ſo fragt man, wie er ſich befinde; Die Antwort braucht man nicht zu erwarten, ſondern man fügt gleich hinzu: man freue ſich, ihn wohl zu ſehn (denn man ſetzt voraus, daß ihm wohl ſey) Dann kann man ihm ſagen, wie das Wetter beſchaffen iſt.

Es iſt angenehm, ſich zu erkundigen, wie die Leute mit einander verwandt ſind und unerwartet weitläuftige Vetterſchaften zu entdekken. Nicht weniger unterhaltend ſind die Geſpräche über Aehnlichkeiten in der Geſichtsbildung mit Dieſem oder Jenen, die man ausfündig macht.

Die Welt wird immer ungeſchliffner; unſre Mitglieder ſollen ſich beſtreben, die Höflichkeit, die man jezt verächtlich leere Complimente und Cäremonien nennt, aufrecht zu erhalten. Vornehmern Leuten ſoll man immer etwas Verbindliches und Schmeichelhaftes ſagen.

Von Verſtorbnen muß man ſtets Gutes reden; ſie können uns ja nicht mehr ſchaden.

Man ſage nie gradezu ſeine Meinung, bevor man gehört hat, wie die Mehrſten und Vornehmſten in der Geſellſchaft über die Sache denken, denn das wäre unbeſcheiden. Sagt ein angeſehener Mann etwas, das witzig ſeyn ſoll; ſo lache man darüber, wenn man auch nicht eigentlich verſtehn ſollte, wovon die Rede iſt.

Kömmt man in die Nothwendigkeit, über etwas zu diſputiren; ſo rede man ſo viel und ſo laut und miſche, wenn man dazu aufgelegt iſt, ſo viel Spott hinein, daß dem Andern die Luſt vergehe, mit ſeinen ſo genannten Vernunftgründen hervorzurücken.

Wenn jemand Dir ſein Bildniß zeigt; ſo muſſt Du immer antworten: es habe zwar einige Aehnlichkeit mit ihm, ſey aber gar nicht geſchmeichelt; er ſey da viel zu alt dargeſtellt!

Wenn uns Eltern ihre Kinder vorführen; ſo muß man ihnen bezeugen, daß ſie dem Vater auſſerordentlich gleichen, und daß ſie für ihr Alter ſehr groß wären. Die kleinen Knaben pflegt man denn zu fragen, was ſie einſt werden wollen? Immer aber muß man die

Kinder in Gegenwart der Mutter loben und vertheydigen, wenn ſie ſich Verweiſe vom Vater zuziehen.

Für ſeine eignen Kinder pflegt man zu antworten, oder ihnen eine verſtändige Antwort in den Mund zu legen, wenn Fremde ſie anreden.

Bittet Dich jemand, zu rathen, wie alt er ſey; ſo rathe immer zehn Jahr weniger, als er ſichtbarlich hat!

Wenn man in den Fall kömmt, ſich rühmen zu müſſen; ſo ſage man doch immer dabey: „ohne mich zu rühmen!“

Dergleichen Floskeln und die Ausdrücke: **unmaßgeblich, wenn ich fragen darf, mit Erlaubniß** u. dgl. und ſolche allgemein eingeführte Bemerkungen, wie zum Beyſpiel: „daß die Zeit ſchnell hingehe; daß das „Schlittenfahren ein kaltes Vergnügen, Muſic ein angenehmer Zeitvertreib ſey“ u. ſ. f.

muß man ſich eigen machen, denn ſie gehören zur guten Lebensart.

Es kann nicht ſchaden, wenn man ungewiſſe Gerüchte und Anecdoten nacherzählt. Wenn dadurch auch mancher Unſchuldige auf eine Zeitlang in böſen Ruf kömmt; ſo bleibt doch die Wahrheit nicht immer verborgen; und ganz ohne Grund pflegt doch auch dergleichen nicht zu ſeyn.

An fremden Tiſchen lobſt Du alle Gerichte, und wenn man Dich zum Eſſen nöthigt, verſicherſt Du: „Du habeſt ſchon des „Guten zu viel genoſſen.“

Man giebt ſich bey den Leuten einiges Anſehn, wenn man ſie zuweilen durch ſeine Reden in Verlegenheit ſetzt und auf Sachen anſpielt, die ſie nicht gern hören.

Es giebt uns eine Art von Wichtigkeit, wenn wir in Geſellſchaft unſerm Nachbar in's

Ohr flüſtern, ſollten wir ihm auch nichts Geheimes zu ſagen haben.

Es bedarf wohl keines Beweiſes, daß für Leute unſrer Art das Kartenſpiel eine ſehr anſtändige Unterhaltung iſt. Der Nachmittag, an welchem man ohnehin zu keiner Arbeit aufgelegt iſt, wird dazu vorzüglich beſtimmt.

Im Sommer dienen uns das Kegelſchieben und Scheibenſchieſſen zu einer angenehmen Erholung.

Doch ſoll man nicht bloß cörperliche Freuden ſuchen; eine Sammlung von adelichen Pettſchaften; von Blumen, die man in Töpfen ſtehn hat; Vögel, in Bauern, die dazu abgerichtet ſind, gewiſſe Stücke zu ſingen; Hunde, die Kunſtſtücke machen — Das alles beſchäftigt, neben dem Vergnügen, das es gewährt, auch zugleich den Geiſt und iſt ſehr anzuempfehlen.

Solche mechaniſche Arbeiten, als da ſind: pappene Käſtlein zu machen, zu ſchnitzeln und allerley weibliche Arbeiten, dienen zu einer artigen Erholung.

Auf großen Märkten und Meſſen — Man pflegt oft die ſcharfſinnige Bemerkung zu machen, daß es aller Orten faſt immer regne, wenn Markt gehalten wird. Es wollen zwar einige Leute behaupten, das ſey eine alberne Bemerkung; vielmehr werde umgekehrt faſt allgemein zu der Zeit Markt gehalten, wenn es der Jahrszeit nach zu regnen pflege, nämlich im Frühlinge und Herbſte; allein es kann doch nicht ſchaden, jenen alten Satz zuweilen anzubringen — Doch wir kommen von unſerm Gegenſtande ab! Auf großen Märkten alſo und Meſſen ſoll man ſich im Kaufen nicht übereilen, ſondern ſich die Zeit nicht verdrieſſen laſſen, manche Stunde der bloſen Beſchauung zu widmen. Es pflegen wohl Spottvögel ſich darüber aufzuhalten, und die Kaufleute ungeduldig zu werden, wenn man für tauſend Thaler Waaren beſichtigt und befühlt und nur für Einen Thaler kauft; allein es hat doch ſeinen Nutzen und die Zeit geht angenehm damit hin.

Bey dem Reiſen kömmt eigentlich überhaupt nicht viel heraus und ein gutes altes Sprüchwort ſagt: „bleibe im Lande und nähre „Dich redlich!" Soll und muß man aber reiſen; ſo nehme man gute Empfehlungsbriefe mit, ſonſt währt uns die Zeit lang; und wem iſt es immer gegeben, ſich unter ganz fremden Menſchen ſelbſt bekannt zu machen? Kann man an entfernten Oertern Landesleute antreffen; ſo halte man ſich zu denen; ſo braucht man ſich um die dortigen Menſchen nicht viel zu bekümmern. Man gehe auch auswärts nur mit Perſonen ſeines Standes um, beſuche vorzüglich die Höfe und die Cirkel der Nobleſſe!

Auf Reiſen ſpare man nichts im äuſſern Aufwande, damit man, in den Wirthshäuſern und ſonſt, ſeinen Landesleuten Ehre mache! Weiter als von der einen Seite nach Straßburg, von der andern nach Wien und etwa den Rhein hinunter bis Cöln, braucht man nicht zu reiſen; Man iſt dann doch auf gewiſſe Weiſe in Frankreich, Oeſterreich und den Niederlanden geweſen, wenn davon die Rede iſt. In Wetzlar hält man ſich einige Zeit auf. Wo Bibliotheken ſind, läſſt man ſich dieſelben zeigen und ſieht die Wachtparaden aufziehn; Wo ſich Menagerien, Cabinette und dergleichen befinden, und was ſonſt zu ſehn iſt, das kann man am beſten von den Lehnlakayen erfahren. Man findet auch auf Reiſen die bequemſte Gelegenheit, mit den Regeln der Hof-Etikette, des Geſandten-Caremoniels und dergleichen bekannt zu werden, welches alles ſehr nützlich und angenehm zu wiſſen iſt. Zuweilen trifft ſich's ſehr glücklich, daß man grade zu der Zeit reiſt, wenn in den Gegenden, die man beſucht, etwas Merkwürdiges vorfällt, zum Beyſpiel: eine Revüe; eine Kaiſerwahl, wo ein ganzer Ochſe am Spieſſe gebraten wird und ſo viel fremde Geſandten gegenwärtig ſind; das Aufſteigen eines Luftballs; ein Feuerwerk; eine hohe Vermählung; oder, in Kriegszeiten, ein Lager, oder daß Victoria geſchoſſen wird, welches oft geſchieht, wenn auch die Schlacht nicht gewonnen iſt — Dergleichen pflegt luſtig anzuſehn zu ſeyn, in ſo fern keine Gefahr dabey iſt.

Gegen Vornehme und Reiche betrage man ſich mit derjenigen Ehrerbiethung und Unterwerfung, die man ihnen ſchuldig iſt; die Geringern und Untergebnen gewöhne man, daß ſie nicht vergeſſen, wer ſie und wer wir ſind! Leute, die nichts als Talente, Geſchicklichkeit und was man Verſtand nennt, aber keinen Rang und Titel haben, mögen ganz gute Leute ſeyn, aber ſie gehören nicht in vornehme Geſellſchaften. Sie vergeſſen ſich leicht und können es nicht übel nehmen, wenn man ſie nicht zuläſſt. Wollen ſie in der Welt etwas gelten; ſo mögen ſie ſich einen Adelsbrief, einen Titel, oder in Reichsſtädten ein Doctor-Diplom kaufen!

Achter Abſchnitt.

Moraliſche Grundſätze und Vorſchriften, wonach unſre Mitglieder in wichtigen Fällen handeln ſollen.

Das Haupt-Augenmerk der ächten Mitglieder des ehrwürdigen Pinſel-Ordens muß auf das gerichtet ſeyn, was andre Leute von ihnen ſagen. Was hilft die hochbelobte innere Ueberzeugung, daß man recht und nach Grundſätzen gehandelt habe? Kann man doch dafür keine Nuß kaufen! Und was iſt in dieſer Welt das werth, was nichts einbringt? Vox populi eſt vox dei; Man muß ſich alſo nach den allgemeinen Meinungen richten und kömmt hier auf Erden mit ſo genannten Grundſätzen nicht durch. Die Grundſätze müſſen ſich nach den Umſtänden fügen; da können ſtündlich Fälle kommen, wo man aus Gefälligkeit Ausnahmen machen, oder, um ſein zeitliches Glück zu gründen, ganz anders handeln muß, als man für recht erkennt.

Ueberhaupt gehören Gefälligkeit und Geſchmeidigkeit im höchſten Grade zu den Principal-Tugenden eines vollendeten Ordens-Mitglieds. Das, was die hochfahrenden Weltmenſchen Originalität nennen, iſt eine eigenſinnige alberne Gemüthsart, womit man nicht weit kömmt. Leute, die ſo etwas Eignes vorſtellen wollen, ſoll man auf alle Art demüthigen. Aber ach! man hat nur gar zu viel mit den bösartigen Vernunftmenſchen zu kämpfen. Man muß ihnen mit vereinten Kräften die Stange halten — Keine Duldung gegen ſie und gegen ihre Meinung! Verderben ſey den beyden neumodiſchen Coboldēn, der ſo genannten Toleranz und der Aufklärung geſchworen! Ihre Namen müſſen verächtlich und ſtinkend werden unter allen ächten Brüdern; Sela!

Man halte feſt an den alten Sitten und Meinungen unſerer Väter, welche die Weltmenſchen abſcheulicherweiſe Vorurtheile und Bocksbeutel zu nennen pflegen! Die Neuern ſuchen allen Glauben an Ueberlieferungen, allen Credit der Autorität und alles Zutraun zu übernatürlichen Würkungen zu Schande zu machen; aber gottlob! noch haben wir in der Schweiz, in Berlin, in München und in ſo viel Gegenden von Europa erhabne und berühmte Kämpfer für die fromme Sache. „Ein „guter Mann (das ſind ſelbſt eines Spötters, des berüchtigten Rabelais Worte, welche ihm die Wahrheit wider Willen auspreſſt) „Ein „guter Mann glaubt alles, was ihm geſagt „wird, beſonders, wenn er gedruckte Zeugniſſe darüber in Händen hat, bis man ihm

,,das Gegentheil darthut; und die Theologen
,,lehren uns, es liege in dem Glauben ſelber
,,das kräftigſte Argument für ſolche Dinge,
,,die gar keine Wahrſcheinlichkeit haben.“

Der groſe Kampf aber wider die Weltmenſchen muß mit Politic und Sanftmuth geführt werden, und auf unſern Geſichtern müſſen ſie immer die ſüßeſte Liebes-Brüderlichkeit und Leidens-Demuth leſen, wenn wir am heftigſten ihren verruchten Werken, Grundſätzen und Machenſchaften entgegenarbeiten — ,,der
,,Sachen Feind, der Menſchen Freund!“ ſagt ein altes, bewährtes Sprüchwort.

Durch äuſſere chriſtliche gute Werke ſuche man die wohlverdiente Achtung des Volks zu gewinnen. Wen der himmliſche Vater mit irdiſchen Gütern geſegnet hat, der vergeſſe nicht Kirchen zu beſchenken, Altäre zu bekleiden und öffentliche Armen-Anſtalten zu unterſtützen! Bey andern Armen und Bettlern, die in die

Häuſer ſchleichen und uns allerley Klagen über die Menge zu ernährender Kinder, theure Zeiten und dergleichen Litaneyen vorwinſeln, ſoll man vorſichtig zu Werke gehn. Man pflegt ſie ſchamhafte Armen zu nennen; denn es hat gemeiniglich einen Haken, warum ſie ſich ſchämen müſſen. Da ſoll man erſt ſtrenge unterſuchen, ob ſie auch unſrer Wohlthat würdig ſind und ſolchen Herumläufern, ſtatt des geforderten Geldes, tüchtige Wahrheiten auf den Weg geben. Am beſten aber iſt es, bey ſeinen Bedienten zu beſtellen, daß ſie uns vor ſolchen Leuten verleugnen, die armſelig gekleidet ſind; denn Die haben immer ein Anliegen.

Da wir Alle ſchwache Menſchen ſind und man ſich leicht durch ſeine Gutherzigkeit verleiten laſſen kann, gegen die Klugheit zu handeln; ſo ſoll man ſich lieber, wenn man ſich nicht Stärke genug zutrauet, vor dem Anblicke des Elendes hüten. Ueberhaupt, da uns der liebe

Schöpfer in dieſe Welt geſetzt hat, um uns in derſelben froh zu machen; ſo entferne man von ſich und den Seinigen alle trüben Gedanken und Bilder von Noth und Tod und Kummer, damit man nicht in Mismuth verfalle, oder ſein Gut an Bettler verſchwende!

Allein zu milden Stiftungen, zu Collecten für Auswärtige, zu Erbauung von Kirchen und dergleichen, weigre man nicht, ſein Schärflein zu reichen! Da ſieht man doch, wo es hinkömmt!

Auch in Ertheilung guten Raths, ſelbſt wenn man nicht darum gebeten wird, zeige man ſeine Wohlthätigkeit! Man ſuche die kleinen häuslichen Verhältniſſe und Familien-Zwiſtigkeiten zu erfahren, um, wenn es nicht etwa zu Beſſerung der Menſchen nothwendig ſeyn ſollte, die Uneinigkeit zu unterhalten, Frieden zu ſtiften! Man empfehle auch gute Hausmittel, Recepte, Mirakel-Pflaſter und allgemeine Arzeneyen! Unſer lieber Bruder der Redacteur des hamburgiſchen Correſpondenten iſt angewieſen, dergleichen Mittel in ſeiner Zeitung zu recommandiren und anzukündigen.

Da viel daran gelegen iſt, dem Orden Glanz, Macht, Gewalt und Anſehn zu verſchaffen; ſo ſollten die Mitglieder jeder Gelegenheit, ſich emporzuſchwingen, ſich geachtet zu machen, Einfluß und Glücksgüter zu erlangen, nachſtreben. Aller Orten ſoll man es mit der herrſchenden Parthey halten und in jedem Streite das Intereſſe des ſtärkern Theils ergreifen.

Weil das weibliche Geſchlecht ſehr viel Einfluß in alle Welthändel zu haben pflegt; ſo iſt es ſehr wichtig, die Damen, beſonders die alten Matronen, auf ſeine Seite zu lenken, und iſt dies eine Kunſt, die beſonders ſtudirt werden muß, man ſoll aber auch ihrem

Rathe, in allen wichtigen Fällen, treulich folgen.

Um mit Anſtande und Gewichte in der großen Welt zu erſcheinen, iſt es ſehr nützlich, Titel, Orden, Adelsbriefe und dergleichen zu kaufen, wenn man das Geld an eine ſolche Standes-Erhöhung zu wenden irgend vermag.

Das blinde Glück pflegt Leuten unſrer Art nicht ungünſtig zu ſeyn; nur muß man die Wege betreten, die es uns bahnt. Lotterien und Lotti ſind wahre Gold-Gruben für uns; man verſäume ja nicht, fleißig einzuſetzen!

Große, mühſame Entwürfe hingegen, womit Mancher ſich, oder andre Menſchen, oder die Welt im Allgemeinen recht weit zu bringen denkt, ſind nichts für uns — Das ſind lauter Schwärmereyen! Es iſt nicht zu begreifen, wie Leute, welche ihre Ruhe lieben, für ſo etwas Sinn haben können.

Damit man ſich nie in Entſchlüſſen übereile; ſo faſſe man deren keinen einzigen ſchnell und auf der Stelle, ſondern frage erſt immer Andre um Rath, ſo geht man ſicher, und kann gewiß ſeyn, daß man nachher nicht getadelt wird. Sind die Rathgeber nicht einerley Meynung; ſo iſt es am ſchicklichſten, dem Letzten zu folgen, der gewöhnlich Recht zu haben pflegt. Freylich geht darüber zuweilen der günſtige Zeitpunct verlohren; aber das iſt doch nicht immer der Fall.

So oft Dich daher jemand um etwas bittet; ſo ſage es nicht gleich zu, ſondern erkläre! Du wolleſt Dich darauf beſinnen, und dann höre erſt fremde Meinungen darüber!

Alle menſchliche Unternehmungen werden am wichtigſten nach dem Erfolge beurtheilt. Deswegen iſt es gefährlich, eher Parthey zu ergreifen, ehe man weiß, wie eine Sache ausfallen wird. Iſt es zum Beyſpiel nicht gewiß, daß die Nord-Amerikaner allgemein für ſchändliche Rebellen anerkannt werden würden, wenn ſie im Kriege mit England den Kürzern gezogen hätten? Wie weiſe hat ſich nicht deswegen unſer lieber Bruder Schirach bis dahin in Anſehung der franzöſiſchen Revolution betragen! Nur jetzt ſcheint es faſt Zeit zu ſeyn, daß er andrer Meinung werde, ſonſt mögten ſeine Prophezeyhungen nicht eintreffen — Doch wer weiß, wie es noch kommen kann!

Die wenigſten Leute pflegen es gern zu ſehn, daß man über Dinge, die nun einmal geſchehn, und nicht mehr zu ändern ſind, weitläuftig redet und klagt, oder, wenn ſie Fehler begangen haben, die ſich nicht mehr verbeſſern laſſen, ihnen darüber hinterher gute Lehren giebt. Ja, ja! ſo etwas ſchmeckt nicht; aber wer kann dazu ſchweigen? Das Gegenwärtige und Künftige iſt in des Himmels Hand; aber über das Vergangne können wir recht paſſend und verſtändig raiſonniren und es laſſen ſich darüber viel gute Sachen ſagen, beſonders, wie es hätte kommen können, wenn es nicht ſo gekommen wäre, wie es gekommen iſt.

Im vorigen Decennio kamen ein Paar unſrer Mitglieder auf den Gedanken, ſich zu ſtellen, als wollten ſie ſich ein wenig nach dem Geſchmacke der Weltkinder richten. Sie heckten alſo ein Syſtem aus, welches unter dem Namen des Weltbürger-Syſtems bekannt iſt und welches das Eigenthümliche hatte, daß man beym erſten Anblicke glauken ſollte, es habe ein Vernunftmenſch den Plan dazu angelegt; Bey genauerer Einſicht aber merkte man leicht, daß das Ganze einer Satyre auf die hochfahrenden Entwürfe unſerer Feinde nicht unähnlich ſah. Die anſcheinende Größe davon lag nur in den Worten und bewies, was für ein edles Ding die menſchliche Phantaſie iſt. Dies Syſtem diente eigentlich dazu, unſre Halbbrüder herbeyzulocken. Es wurde ihnen nemlich darin bewieſen, daß die natürlichen Bande unter den Menſchen, als da ſind: die zwiſchen Eltern und Kindern, zwiſchen Landesleuten, zwiſchen Geſchwiſtern, Freunden und dergleichen nichts werth wären; daß man dieſe alle der großen Wärme für das allgemeine Beſte aufopfern müſſe. Die guten Narren merkten es nicht, daß das allgemeine Beſte ein Unding ſeyn würde, wenn es nicht auf Uebereinſtimmung der einzelnen häuslichen und andern Privat-Glückſeligkeiten gebauet wäre, und daß die Wärme für jenes nur dann Stich halten könnte, wenn wir es als Mittel betrachteten, das uns näher liegende Privatwohl zu befeſtigen. Das Ganze war in die Form einer geheimen Verbindung gebracht und darauf abgeſehn, den Leuten ſo die Köpfe zu verwirren, daß Die, welche auf halbem Wege waren, uns untreu zu werden, dadurch gänzlich zu uns zurückgeführt würden. Allein es gelang nicht; Ein vermaledeyeter Vernunftmenſch ſchrieb ein Buch, betitelt: Enthüllung des Syſtems der Weltbürger-Republic — und die Mehrſten von Denen, die ſchon angekörnt waren, giengen wieder ab.

Ueberhaupt will es jetzt mit den geheimen Verbindungen, die uns lange Zeit hindurch ſo herrliche Dienſte geleiſtet haben, gar nicht mehr fort. Noch haben wir einige Eiſerer für die gute Sache, die ſonſt nichts zu thun haben und ſonſt zu nichts nützen. Der Eine ſchreibt ſo gelehrt und verwirrt, als möglich, über die Nothwendigkeit geheimer Bündniſſe und der Andre rezenſirt dieſe Bücher und lobt — aber kein Menſch lieſt ſie. Ein Dritter ſchickt Hirtenbrieſe in die ganze Chriſtenheit umher — aber er bekömmt keine tröſtliche Antworten — Doch die Zeiten werden ſich ja auch ändern, wenn wir nur ausdauern.

Neunter Abſchnitt.

Von den Wiſſenſchaften und Künſten, welche unſre Mitglieder treiben.

Man kann ſich in der heutigen Welt nicht ernſtlich auf ein einzelnes Fach legen, ſondern muß, wenn man irgend fortkommen will, von allem etwas wiſſen. Man nennt das Polyhiſtorey; zu teutſch: die Pinſel-Gelehrſamkeit — ein herrliches Ding! Journale und Encyclopedien ſind die Quellen, aus denen wir dieſe Eſſenz ſchöpfen, und ſchon von früher Jugend an wird es heut zu Tage darauf angelegt, daß unſre Leute von allem — ein wenig lernen.

Allein nicht jedes Mitglied des Ordens hat die nöthigen Anlagen, um es zu dieſer Allgemeinheit von Kenntniß zu bringen; manche wählen ſich daher beſondre einzelne Fächer, denen ſie ſich widmen. Es pflegen ſich aber unſre Brüder unter allen Wiſſenſchaften, hauptſächlich in folgenden hervorzuthun: in der dogmatiſchen Theologie; römiſchen Jurisprudenz; Heraldic; Genealogie; dem Jagdweſen; der Nelken- und Tulpen-Kenntniß; dem Fracturſchreiben; Silhouetten-Schnitzeln u. d. gl. und unter den Handwerken: (denn wir haben Mitglieder aus allen Ständen) in dem Fenſtermachen und allen ſolchen, in welchen, wie in dieſem, die Anzahl der erforderlichen Lehrjahre in einem ſo weiſen Verhältniſſe mit den Schwierigkeiten, das Handwerk gründlich zu erlernen, ſteht.

Was die ſchönen Künſte betrifft; ſo dienen ſie nur zur Beluſtigung; Wer daher ſein Brod nicht damit verdienen muß, der hat nicht nöthig einer großen Vollkommenheit darinn nachzuſtreben, ſondern kann ſich mit der Mittelmäßigkeit begnügen. Wir haben auch unter Schauſpielern, Muſikern und Malern vom Handwerke eine Menge würdiger Mitglieder. Wer indeſſen dergleichen nur als Liebhaberey nebenher treibt; der begnüge ſich, was Muſic betrifft, ein wenig Clavierſpielen zu lernen — Ein hübſches Adagio auf einem Flügel geſchlagen, iſt überaus angenehm zu hören. Hat man es einmal ſo weit gebracht, daß man auch allenfalls in einem Concerte ſich auf dieſe Weiſe vernehmen laſſen darf; ſo braucht man weiter keine große Fortſchritte zu machen, wenn man nur nichts verlernt.

Bey der Zeichenkunſt halte man ſich an das Copieren! In der Malerey iſt das Portrait-Malen den übrigen Gattungen vorzuziehn. Das Lackiren, Illuminiren und die engliſche Glas-Malerey ſind auch recht hübſche Zeitvertreibe und laſſen ſich in wenig Stunden lernen.

Es kann nicht ſchaden, wenn man ſich übt, einen guten, flieſſenden Vers zu machen. Unſre Muſen-Almanachs liefern die beſten Muſter, wenach man ſich bilden kann. Wer ungereimte Verſe liebt, die recht poltern; der verſuche es, zwey wieneriſchen Dichtern nachzuahmen, deren Namen ſchon ſo klingen wie ihre Verſe.

Lectur bildet den Geſchmack; Man leſe nicht nur die Schriftſteller unſrer Nation, ſondern auch die Ausländer! Von Voltairs Werken ſind ſeine ernſthaften philoſophiſchen und hiſtoriſchen allen andern vorzuziehn;

denn er iſt ein eben ſo zuverläſſiger Geſchichtsſchreiber, als tiefer Denker. Mercier und Linguet kann man ſich zu Muſtern wählen, wenn man ſich einen gedrungenen, kernichten Styl eigen machen will. Von italiäniſchen Proſaiſten iſt der Conte Roberti der Vorzüglichſte. In Straßburg wird am beſten überſetzt.

In Werken des Geſchmacks, beſonders was die Würde des Ausdrucks und die Gabe, neue überraſchende Dinge in einer nicht gedehnten, gefälligen Schreibart vorzutragen, betrifft, werden wir den Holländern noch lange nachſtehn; doch fehlt es auch uns nicht an Schriftſtellern, welche die reinſte, edelſte Philoſophie in das gefällige Gewand, ſelbſt eines Schauſpiels, eines Romans oder andern Kunſtwerks dieſer Art zu hüllen verſtehen, und wir ſind ſtolz darauf, die mehreſten dieſer vorzüglichen Genies als Mit glieder unſers erhabenen Ordens verehren zu dürfen. Unvergeßlich werden uns immer bleiben die Namen: Vulpius; Maſius; Geſellius; Seifried; P von B...; von B....ck; (der ſich ſeit einiger Zeit den Freyherrn von B....ck nennt) L...dz in X; unſer lieber Kotzebue, der von dem Freyherrn Knigge ſo unbilligerweiſe öffentlich für einen Schurken erklärte Verfaſſer des Schauſpiels: **Barth mit der eiſernen Stirne, und der gefährlichen Wette**; von R.... in Z; ein gewiſſer Prediger, der viel Romane ſchreibt und auch der franzöſiſchen Sprache überaus mächtig iſt; eine Dame, die wir längſt, zur Dankbarkeit für die Menge ihrer geiſtreichen Schriften, als Mitglied des Ordens aufgenommen haben würden, wenn unſre Geſetze nicht das weibliche Geſchlecht von der Verbindung ausſchlöſſen — und viel Andre.

Das beſte Werk über die teutſche Sprache, welches ſelbſt das vortheilhafteſte Zeugniß von des Verfaſſers Stärke in derſelben giebt, iſt das, eines Mitglieds der berühmteſten Academie; Es führt den Titel: **Ueber das Studium der Sprache, beſonders der Mutterſprache.**

Von den theatraliſchen Werken ſind die Ueberſetzungen der italiäniſchen Opere buffe, dem Inhalte und der Einkleidung nach, das Sinnreichſte und Geſchmackvollſte.

Unter den critiſchen Schriften zeichnet ſich die **frankfurther gelehrte Zeitung** vortheilhaft aus.

Man kann alle politiſche Blätter entbehren, wenn man das, mit eben ſo viel Beſcheidenheit als Unpartheylichkeit geſchriebene **politiſche Journal** fleißig lieſt, und man muß erſtaunen, wenn man ſieht, wie alles ſo pünctlich eintrifft, was der Prophet Schirach voraus verkündigt.

Unter den übrigen Zeitſchriften hat keine ſo wohlthätige Einflüſſe auf die Moralität und die häusliche Glückſeligkeit, wie das **Mode-Journal.**

Aechter philoſophiſcher Geiſt, gründliche Gelehrſamkeit, wahre Toleranz und der beſcheidenſte Ton herrſchen in den mehrſten neuern **Erziehungsſchriften.**

Wer in Erkenntniß der Natur und ihrer Kräfte Licht ſucht; für den ſind des ſeligen Superintendenten am Blocksberge Prophezeyhungen von den bevorſtehenden großen Revolutionen und des halbgeiſtlichen Herrn in Hildesheim Anweiſung zu Erzeugung der Knaben und Mädchen höchſt wichtige Werke.

Die neuerlich erſchienene Beſchreibung eines gewiſſen Feldzugs lehrt uns, wie man kleine Dinge mit großen Worten ſagen, oder beſſer, wie man unwichtigen Begebenheiten durch wichtige Darſtellung Wichtigkeit geben kann.

Eine herrliche Erfindung der neuern Zeiten iſt die abgekürzte Ortographie, welche einige gute Leute haben einführen wollen. Man wirft nemlich einige unnütze Buchſtaben weg, als da ſind: y. h, c, und andre. Dies hat folgende vortrefliche Würkungen: Erſtlich fährt man damit den klügelnden Weltmenſchen durch den Sinn, die zuweilen behauptet haben, man ſollte uns vielmehr noch aufmerkſamer auf den feinen Unterſchied in der Ausſprache eines y und i, einer durch das h gedehnten und ohne daſſelbe trocknen Sylbe machen, weil dadurch Wohllaut und Kraft der poetiſchen Diction gewönnen. Zweytens erſpart man damit viel goldene Zeit — Es lieſſe ſich ungefehr berechnen, wie viel Mi-

Minuten in einem Menſchenleben darauf hingehen, ſo oft die Figur eines h zu zeichnen; Drittens werden die Wörter, die aus fremden Sprachen in die unſrige übergegangen ſind, dadurch ganz unkenntlich und einheimiſch, wenn man, zum Beyſpiel, ſtatt **Capitel**, **Kapitel** ſchreibt. Endlich erſchweren wir damit dem vorwitzigen Ausländer die Mühe, unſre Sprache zu lernen. Wenn er ſieht, daß Wörter, auf einerley Art geſchrieben, auf verſchiedne Weiſe ausgeſprochen werden müſſen; daß **Meer** und **mehr** und die letzte Sylbe von **immer**, ferner: **Rath**, **Rad**, und **hat** und **ehr**, **Ehre** und **er**, alles mit denſelben Zeichen: **er** und **at** geſchrieben werden; ſo kann er doch nicht ſo geſchwind den Abſtammungen der Wörter nachſpüren, weiß nicht, wohin er den Accent legen ſoll, und ſieht alſo, daß es keine ſolche Kleinigkeit iſt, unſre Sprache zu ſtudieren.

Wiſſenſchaften und Künſte, die in unſer Fach ſchlagen, werden von dem Orden kräftig unterſtützt. Unſer würdiger Bruder Blanchard würde, wenn nicht in allen Städten von Teutſchland eine ſo große Menge unſrer Mitglieder wohnte, nicht ſo viel nützliche Luftreiſen haben machen können. Die Höhe, welche er, ſeinen gedruckten Berichten nach, jedesmal erreicht hat, iſt auch nur von uns gemeſſen worden, und unſer Einfluß verſchaffte dieſem großen Manne die Ehre, in öffentlichen Schauſpielen gekrönt zu werden, obgleich ſo mancher Vernunftmenſch darüber die Achſeln zuckt und ſich zu ſagen erlaubt: „ein ſolcher elender, unwiſſender und unnützer Windbeutel müſſte von „Policey wegen zum Thore hinaus gejagt „und die Schauſpiel-Directoren, welche ihn „krönen, verurtheilt werden, drey Stücke „von Vulpius aufzuführen.“

Das Pränumerationen-Sammlen iſt ein angenehmes Geſchäft und zugleich ein gutes Werk, durch welches man ſich um Autorn, die auſſerdem ſchwerlich einen Verleger, oder kein Honorarium bekommen würden, ein groſſes Verdienſt macht. Nebenbey trägt es noch den Gewinnſt ein, daß uns die Leute für Beförderer der Wiſſenſchaften halten, und, wie wir ſchon erwähnt haben, das iſt der Punct, worauf alles ankömmt, daß uns die Leute für etwas halten, das ihnen achtungswerth ſcheint.

Mitglieder unſrer Verbindung, die von vornehmern Stande ſind, haben noch kräftigere Mittel in Händen, für Mäcenaten zu gelten. Nur merke man Folgendes: nie laſſe man einen Menſchen, der mit uns gleiches Standes iſt, ſich aber durch ſeine wiſſenſchaftliche Kenntniſſe auszuzeichnen ſucht, emporkommen! Man rede mit Mitleiden von einem Edelmanne, der ſich mit Bücherſchreiben abgiebt und unterhalte bey dem Volke die Idee, daß ein Solcher zu keinen bürgerlichen Geſchäften tauge! Wir haben ferner zwar geſagt, daß man auch Leute, **ohne** Stand und Rang, die nichts als Talente haben, an Demuth gewöhnen und nicht emporkommen laſſen müſſe; allein das gilt doch nur von Solchen, die ſich gar zu ſehr über das Mittelmäßige erheben wollen und ſich einfallen laſſen könnten, dieſe ſo genannten Geiſtes-Vorzüge gegen unſre ererbten, oder theuer erkauften Verdienſte in Anſchlag zu bringen. Demüthige Poeten hingegen und ſolche Autorn, die auf nichts Anſpruch machen, als ihr beſchriebnes Papier gegen Brod umzuſetzen, ſoll man ſeiner Protection würdigen. Das giebt uns ein Anſehn von Kennerſchaft und eigner Gelehrſamkeit, die man in manchen Gegenden ſelbſt einem Edelmanne nicht ſchimpflich hält. Es pflegen dann ſolche, nach Schutz und Mahlzeiten ſtrebende Schriftſteller, uns dafür in Gedichten und Zueignungsſchriften zu lobpreiſen, wodurch wir auch auswärts einen Namen erhalten. Man kann ſogar in den Fall kommen, ſich ſelbſt herablaſſen zu müſſen, als Autor aufzutreten; Da iſt es dann gut, ſo einen Büchermacher von Profeßion an der Hand zu haben, der das Ding ausarbeitet, wenn man ihm ſagt, wovon es handeln ſoll. Wir kennen einen General, der auf dieſe Weiſe in ganz Teutſchland ſich als Verfaſſer eines Buchs berühmt gemacht, zu welchem er nichts als das reine Papier hergegeben hat.

Es können alſo würklich Umſtände eintreten, die es nützlich machen, daß ein Mann von Stande auch für einen Beförderer der Gelehrſamkeit gelte; und weil es nun zu viel Zeit wegnehmen würde, ſich mit den Pedantereyen der Wiſſenſchaften ernſtlich abzugeben; ſo iſt in dieſen Fällen die Journal-Lectur und dabey eine groſe Vorſicht in Geſprächen über litterariſche Gegenſtände zu empfehlen. Der vorhin erwähnte General beſitzt dieſe ſeltne Gabe, die hauptſächlich darinn beſteht, daß man einen Brocken, der aus der kräftigſten Fleiſchbrühe der Gelehrſamkeit geholt zu ſeyn ſcheint, zu rechter Zeit hinwerfe und dann wieder mit bedeutender, wichtiger, oder beſcheidner Mine ſchweige, wenn uns ein Gegenſtand zu weit führen könnte — Damit kann man die ſo genannten größten Männer irre machen.

Academien und gelehrte Geſellſchaften, wovon die mehrſten Mitglieder vornehme

Herrn ſind, werden häufig von unſern durchlauchtigen Beſchützern geſtiftet und die Verzeichniſſe derſelben den Staats- und Addreß-Calendern einverleibt.

Steinerne Denkmäler verſtorbnen Gelehrten zu ſetzen, das iſt unſern Grundſätzen gar nicht entgegen. Die Hofnung auf dieſe Art von Unſterblichkeit kann nur Mitglieder unſrer Brüderſchaft reizen, und die hochfahrenden Vernunftmenſchen pflegen dafür keinen Sinn zu haben, ſondern zu wähnen: „es ſey dergleichen eine Satyre auf wahrhaftig groſe Männer, wie es eine Beleidigung für unſern Wohlthäter ſeyn würde, wenn wir ſeinen Namen, um ihn nicht zu vergeſſen, in unſre Schreibtafel notirten. Zudem würden ſolche Denkmäler gewöhnlich mehr deswegen geſetzt, um den Namen der Stifter zu verewigen, oder

„einen Platz zu zieren, der grade keinen
„Springbrunnen hätte, als um einen großen
„Mann zu ehren.“ — Allein das alles iſt
nur Gewäſche.

Bey Preiſen die man auf die Beantwortung gewiſſer gelehrter Fragen ſetzt, iſt nur zu bemerken, daß zu Gegenſtänden derſelben theoretiſche und ſpeculative Sätze den practiſchen vorzuziehn ſind.

Kann und will man durchaus etwas aus eignem Kopfe ſchreiben; ſo folge man wenigſtens der Manier irgend eines bekannten und beliebten Schriftſtellers und enthalte ſich der Thorheit, durch beſondre Eigenheit ſich auszeichnen zu wollen!

Uebrigens ſorgt unſer ehrwürdiger Orden dafür, daß nicht allerley kühnes Zeug in die Welt hinein geſchrieben werden darf und da, wo die ſchädliche Preß-Freyheit herrſcht, wo man laut über öffentliche Anſtalten, Verordnungen, Weltbegebenheiten, oder gar über ſolche Gegenſtände reden darf, die in das Gebieth des Glaubens und nicht der Vernunft gehören — da iſt unſer Orden noch nicht am Ziele ſeiner Unternehmungen.

Zehnter Abſchnitt.

Politiſche Grundſätze des Ordens.

Es iſt ſchon geſagt worden, daß wir uns beſtreben müſſen, in allen Ländern für uns und unſre Mitverbundnen zeitliche Vortheile, Geld, Rang und Ehrenſtellen zu erlangen; In den geheimen Inſtructionen unſrer Mittel-Obern aber ſind noch beſondre Vorſchriften gegeben, wie man ſich dabey, nach Zeit und Umſtänden, verhalten ſoll. Es iſt ferner geſagt worden, daß unſre Art zu würken nur in monarchiſchen Staaten anwendbar iſt. Die politiſchen Grundſätze, welche wir hier entwickeln wollen, und für deren Ausbreitung und Vertheydigung die Mitglieder eifrig ſorgen ſollen, ſind daher keine andre, als die, welche allen getreuen Unterthanen in monarchiſchen Staaten tief in die Seele geprägt werden müſſen, um, beſonders in dieſen heilloſen Zeiten, dem einreiſſenden Freyheits-Drange zu ſteuern und zu verhindern, daß die trügliche Vernunft ſich nicht anmaße, über die Rechte der Herrſcher, Vornehmen und Reichen zu raiſonniren, indem das Fundament dieſer Rechte blos allein auf Glauben, Autorität und uralten Beſitz beruht, folglich keiner weitern Beleuchtung bedarf.

Laſſet es Euch doch an das Herz legen, Ihr treuen Mitglieder des ehrwürdigen Pinſel-Ordens! wie ſehr Euer eignes Intereſſe dabey obwaltet, daß alles mit dem Regierungsweſen in der Welt ſo bleibe, wie es iſt! Sehet doch das Beyſpiel an dem abtrünnigen America, wo man jetzt nicht einmal mehr weiß, was für ein Ding ein Edelmann iſt; wo die Leute, unempfindlich gegen Glanz, Titel, äuſſere Ehre, Orden und Stand, an nichts denken, als an Handel, Wiſſenſchaften, Künſte, Ackerbau und dergleichen bürgerliche, gemeine Gegenſtände, wo alſo, und da noch obendrein an keinen Krieg zu denken iſt, niemand ſein Glück machen kann, der nicht im Schweiß ſeines Angeſichts ſein Brod eſſen, oder ſeine beſten Jahre mit den trockenen Pedantereyen der Wiſſenſchaften verderben will! Es iſt unbegreiflich, wie bey ſolchen Einrichtungen ein ſo großes Land beſtehn kann, da man bis jetzt wenigſtens immer gehofft hatte, es würden nur kleine Staaten ſich einfallen laſſen, bey einer republicaniſchen Verfaſſung gedeyen zu können. Werfet einen traurigen Blick auf Frankreich, wo die vermaledeyten Vernunftmenſchen es, allem Widerſtande ungeachtet, auch dahin gebracht haben, daß wir ganz auſſer Brod geſetzt ſind und Tauſende unſrer lieben Mitglieder, unter Anführung der durchlauchtigſten Brüder, die jetzt in Coblenz Pinſel-Loge halten, am Rheine mit leeren Taſchen herumwandern und ſich mit dem Gedanken an eine Armee begnügen müſſen, wozu ſie leider! nichts als die Röcke und Flinten zuſammenbringen können, über welche ſie mit blutendem Herzen Muſterung halten! Was würde aus uns werden, wenn es in allen Ländern ſo hergienge? wenn es keinen geerbten Adel, keine Hofleute, keine Mönche Domherrn und Ritter mehr gäbe? wenn jedermann **verdienen** müſſte, was er genieſſt? wenn die Fürſten andre Grundſätze annähmen und ſelbſt auf den Gedanken geriethen, ihre Macht nur der Sanction der Geſetze, perſönlicher Erhabenheit und Tugend, der allgemeinen Liebe und freywilligen Hingebung ſich glücklich dünkender, froher, nicht unterjochter Menſchen zu verdanken? Was würde aus uns werden?

Nie genug zu beſtreiten ſind folgende ketzeriſche, vom Satanas eingegebene, neumodiſche Sätze: „daß Fürſten und Regenten „nur von der freywilligen Wahl und Uebertragung des geſammten Volkes ihre Rechte „auf die Herrſchaft zu Lehn tragen; daß niemand ſich wider Willen in des Andern Schutz „und Bothmäßigkeit begeben könne, als wenn „er dazu mit Gewalt gezwungen würde; daß „nun aber unmöglich Ein Menſch Tauſende „mit Gewalt zwingen könne, ſondern vielmehr der Eine ſich nach dem Willen der Tauſende richten müſſe; daß, wenn aber dieſe „Tauſende untereinander darüber einig würden, ſich von dem Einzigen regieren zu laſſen, die Würkung dieſer Uebereinkunft ſogleich aufhören müſſte, ſobald der größere „Haufen die Rechte, welche er übertragen gehabt, wieder zurücknähme; daß die Macht „des Einen über Viele alſo immer nur con-

„ventionell und allein durch die allgemeine Gewalt exiſtire, folglich von dieſer abhängig ſey; daß, wenn eine ſolche Uebereinkunft auf unumſchränktes Zutraun zu den Vorzügen, Tugenden und Kräften des gewählten Herrn beruhete, der Contract aufhörte, ſobald das Zutraun wegfiele; daß dies perſönliche Zutraun und die daraus entſtehende Herrſchaft eben ſo wenig von dem Herrſcher auf Andre übertragen und vererbt werden, als die Unterthanen die Verbindlichkeit, zu gehorchen, ihren Kindern und Andern, die nichts verſprochen, ja! die zur Zeit des Vertrags noch gar nicht exiſtirt hätten, auflegen können; daß Verträge, welche mit den älteſten, heiligſten Geſetzen der geſunden Vernunft ſtreiten, niemand binden, und daß ſich nichts verſchenken laſſe, was uns nicht eigen ſey.“ — Dieſe in der Hölle ſelbſt erfundnen Sätze müſſen wir ohne Unterlaß beſtreiten, und dagegen nachſtehende ächte Glaubenslehren treuer Unterthanen in monarchiſchen Staaten allgemein ausbreiten.

Die Gewalt und Würde der Könige und Fürſten ſtammt gar nicht von einem geſellſchaftlichen Vertrage oder dem freyen Willen der Nationen, ſondern noch aus den Zeiten des jüdiſchen Volks her, dem Gott ſelbſt Könige gab, die geſalbt wurden. Folglich iſt die königliche Würde göttlichen Urſprungs, welches auch ſchon daraus erwieſen werden kann, weil noch heut zu Tage die mehrſten Könige geſalbt werden. Ihre Perſon iſt alſo heilig, unverletzlich, denn ſie ſind Statthalter Gottes. Die Unterthanen und deren Leben und Güter, alles iſt in ihre Hände gegeben, und ſo wie ein Vater Herr iſt über das Vermögen ſeiner unmündigen Kinder, welches ihm eigen gehört, und ſo, wie er ihnen zu

Vormündern nach ſeinem Tode beſtellen kann, wen er will; ſo darf ein König ſeinem Volke Beherrſcher geben, darf die Unterthanen mit allem, was ihnen angehört, vertauſchen und verkaufen. Auf dieſen unleugbaren Satz beruht denn auch die größere und mindere Macht aller unſrer kleinern Herrn, Fürſten, Grafen und Edelleute, welche ihnen von den Königen durch Verträge und Friedensſchlüſſe iſt übertragen worden. Dieſe Verträge, obgleich freylich nur einzelne Menſchen ſie geſchloſſen haben, ſind dennoch, ohne Beyſtimmung des Volks, gültig, weil die Könige in ihren hohen Perſonen den ganzen Staat vorſtellen und die Unterthanen mit Haut und Haare ihr Eigenthum ſind.

Zur gerechten Züchtigung der Völker läſſt es der Himmel zuweilen geſchehn, daß die Beherrſcher der Nationen die verächtlichſten und ſchwächſten Geſchöpfe ſind. Da könnte nun freylich ein vorlauter Vernunftmenſch meinen, es ſey erlaubt, in dieſem Falle einen andern Herrn zu wählen; allein mit Nichten! Statthalter iſt Statthalter, er ſey auch qualificirt und conditionirt, wie er wolle, und ſolche Zuchtruthen und Geduldproben ſind dem Pöbel ſehr heilſam. Sie pflegen dann Werkzeuge der Strafgerichte zu werden, auch aus Privat-Leidenſchaft Kriege anzufangen (wie, zum Beyſpiel, um nicht von neuern Zeiten zu reden, der König Lothar von Lothringen, des Kaiſers Lothars mittelſter Sohn, einen blutigen Krieg bloß deswegen führte, weil man ihn zwingen wollte, keine Beyſchläferinn zu halten). Freylich koſtet dergleichen auch viel tauſend Unſchuldigen das Leben; aber was iſt das gegen das Beſte des Ganzen? Es ſind Fügungen des Himmels, gegen deſſen Geſalbten man nicht murren darf.

Nun mögte wohl ein naſeweiſer Klügler anheben und ſagen: „was uns die Könige in „Paleſtina angiengen, und wie der König Rehabeam in Juda ſeine Geſalbtheit und Monarchen-Rechte auf den König Ludwig von „Frankreich habe vererben können?“ Aber dieſen Aufrührern dient zur Nachricht, daß, ohne Rückſicht auf jene ebräiſchen Majeſtätsrechte, der langjährige Beſitz und die Unterwerfung unſrer Vorfahren die heutigen unumſchränkten Herrn zu Ausübung jeder willkührlichen Gewalt berechtigen. Mögte denn auch das alles auf einen Vertrag beruhn; ſo müſſen doch die Kinder der Väter Verträge halten. Froh können wir ſeyn, wenn unſre Vorfahren noch ſo ziemlich leidliche Bedingungen für uns gemacht haben, zum Beyſpiel: daß ein Fürſt Keinen von uns hängen laſſen darf, wenn — er ihn nicht habhaft werden kann, und daß doch in den mehrſten Ländern Parlamente, Landſchafts-Collegia und Gerichtshöfe geſtiftet ſind, die das, was der Herr befiehlt, erſt in eine ordentliche methodiſche Form bringen. Geſetzt, es wäre in Friedensſchlüſſen zwiſchen zwey Königen ausgemacht worden, daß der eine dem andern jährlich zehntauſend Paar Ohren und Naſen ſeiner Unterthanen liefern müßte; ja! ſo wollte ich doch ſehn, ob die Nachkommenſchaft nicht verbunden wäre, ſolche theuer beſchworne Friedensſchlüſſe zu halten, die überhaupt jedermann verbinden; auſſer Diejenigen, welche ſie geſchloſſen haben, weil Dieſe an keinen Eid, der nur gemeine Leute feſſelt, gebunden ſeyn können.

Doch warum wollten wir uns bemühn, ſolche ſonnenklare Sätze noch zu beweiſen und weitläuftiger auseinander zu ſetzen? Wir ſchreiben ja nur für treue Pinſel-Seelen, denen es nicht einfällt, ſich von den Aufrührern im Volke verleiten zu laſſen.

Indeſſen kann keine Art von Vorſichtigkeit von Seiten der Regenten ſchaden, um zu bewürken, daß das gemeine Volk weder Muth noch Zeit gewinne, auf unruhige Gedanken zu kommen. Desfalls muß darüber gewacht werden, daß die ſo genannte Aufklärung, dieſe fürchterliche Hyder, nicht in die niedern Claſſen eindringe und dafür geſorgt, daß die Erziehung und der Unterricht der verſchiednen Stände gehörig gegen einander abſtechen! Man ſteure der gefährlichen Denk- und Preß-Freyheit, und da die erwerbende Claſſe, beſonders der Baurenſtand, eigentlich allein beſtimmt iſt, die Einkünfte des Staats aufzubringen; ſo belege man dieſe Claſſe ſo zweckmäßig mit Abgaben und Arbeit, daß dieſen Leuten der unnütze Kitzel vergehe! In den mittlern Ständen hingegen befördre man den Luxus! Der Bürger wird leicht übermüthig, wenn man ihm erlaubt, im Wohlſtande zu leben, und fängt an, ſich frey zu fühlen und zu glauben, er könne Unſrer entbehren, wenn er geſund, mäßig und ohne große Bedürfniſſe iſt. — Und das ſey nun genug über die politiſchen Grundſätze des Ordens.

Eilfter Abſchnitt.

Von den Kennzeichen der Mitglieder

Wir bedürfen nicht, wie andre Orden, ſolcher Zeichen, Worte und Griffe, durch welche man ſich ſeinen Brüdern pflegt zu erkennen zu geben. Unſre Grundſätze, unſer äuſſerer Anſtand, unſre Lebensart, unſre Studien und Beſchäftigungen — alles verräth uns. Süß iſt es, auf dieſe Weiſe, unter einem Haufen unbekannter Menſchen, ſeine treuen Mitarbeiter von den Kindern der Welt zu unterſcheiden. In einer zahlreichen Geſellſchaft fremder Perſonen hört man zu ſeinem großen Aergerniſſe einen Mann lobpreiſen, der den Ruf vorzüglicher Aufklärung, Thätigkeit oder Wohlthätigkeit erhaſcht hat. Die Vernunftmenſchen ſtimmen allgemein ein Chor zu ſeiner

Ehre an; Man muß das ſo mit anhören, ſeufzt innerlich und kann nicht zu Worte kommen. Auf einmal aber dringt aus der Ecke ein diſſonirender Ton „ja! ja! wenn Sie dieſen Mann wie ich, vor zehn Jahren gekannt „hätten, als er noch in Wien wohnte: Sie „würden eine andre Meinung von ihm haben. „Nichts als Heucheley ſteckt hinter ſeinen „großen Handlungen.“ — Willkommen Bruder! Du biſt Einer der Unſrigen. Oder an einer Wirthshaustafel iſt die Rede von der franzöſiſchen Revolution; Alle Gäſte ſind von der Parthey der Democraten; nur Einer declamirt feurig zum Vortheile des Adels und der Geiſtlichkeit — Wahrlich! der gehört uns an; wir umarmen ihn brüderlich.

So grüne und blühe dann immerdar der alte ehrwürdige Pinſel-Orden und zerſtöhre die loſen Werke der Aufklärer von nun an bis in Ewigkeit!

Ueber den
Bücher-Nachdruck.

An den Herrn
Johann Gottwerth Müller,
Doctor der Weltweisheit
in Itzehoe.

von
Adolph Freyherrn Knigge.

Hamburg 1792,
bey Benjamin Gottlob Hoffmann

Als ich meine Geſchichte der Aufklärung in Abyſſinien ſchrieb, und im zweyten Theile Ideen zu Gründung einer neuen Staats-Verfaſſung hinzuwerfen wagte; da nahm ich mir feſt vor, die conventionellen Begriffe linker Hand liegen zu laſſen, und, wenn das möglich wäre, alles zu vergeſſen, was ich geleſen und gelernt hatte, um bey den Betrachtungen über die Vereinigung der Menſchen zu einem Staate, nur ſolche Regeln feſtzuſetzen, die auf gerade geſunde Vernunft, auf die natürlichſten, keines künſtlichen oder gelehrten Beweiſes bedürftigen Begriffe von Recht und Unrecht, von Billigkeit und Unbilligkeit, von Nützlichkeit und Schädlichkeit und auf eigne Erfahrungen geſtützt wären.

Bey Gelegenheit nun, da vom Bücher-Nachdrucke die Rede war, gegen welchen ich ſo oft geeifert, weil man einige meiner Schriften nachgedruckt hatte, war ich ſehr geneigt, da doch nun einmal meine Phantaſie das Glück der Völker Africas in meine Hände legte, gnädig zu reſolviren, daß aller Nachdruck in meinen weitläuftigen Staaten verbothen werden ſollte. Würklich habe ich nie an den Herrn Schmieder und Conſorten denken können, ohne mit dieſer Vorſtellung zugleich die von Galgen und Brandmark zu verbinden — das ſcheint ja auch ſo natürlich! Allein in meinem Abyſſinien ſollte nichts befohlen noch verbothen werden, wovon nicht jeder Mitbürger den Entſcheidungsgrund klar einſehn könnte. Ich gab mich alſo an die Unterſuchung der Frage: “Kann der Büchernachdruck erlaubt ſeyn, oder nicht? und “hat der Staat das Recht, ihn zu unterſagen?„ Was vor und gegen den Nachdruck war geſchrieben worden, davon hatte ich nur wenig geleſen; um deſto freyer und unbefangner glaubte ich urtheilen zu können. Ich wog, ſo weit meine Einſichten reichten, alle Gründe ab, und erſtaunte, daß ich keinen einzigen finden konnte, der mich in den Stand ſetzte, dem Staate die Befugniß einzuräumen, den Bücher-

Nachdruck gradehin zu verbiethen. Es blieb mir keinen Augenblick zweifelhaft, ob das Nachdrucken eine unredliche Unternehmung wäre; aber Horchen, anvertraute Geheimniſſe verrathen, den Inhalt von Privat-Briefen, die uns ein Ungefähr in die Hände ſpielt, öffentlich bekannt machen: das alles ſind auch unredliche Unternehmungen; eine andre Frage aber war: ob der Staat dergleichen unmoraliſche Handlungen mit Strafe belegen dürfte? — Ich glaubte dies verneinen zu müſſen; und ſo ſchrieb ich denn hin: “Der Staat kann, aus guten Gründen, “den Bücher-Nachdruck nicht beſtimmt “verbiethen.„ Dieſe Gründe in jenem Buche auseinander zu ſetzen, davon hielten mich folgende Ueberlegungen ab: 1) Hätte ich, neben den Urſachen, warum ich dieſe und jene Geſetze vorſchlug, auch noch dies ausführen wollen, warum ich gewiſſe Geſetze nicht vorſchlug; ſo würde mein Buch zu einer ungeheuern Dicke angewachſen ſeyn. 2) Die Zergliederung deſſen, was ſich vor und gegen die Geſetzmäßigkeit des Nachdrucks ſagen ließ, konnte allein ein Buch ausfüllen; als Epiſode war mir dieſer Gegenſtand zu reichhaltig. 3) Ich fürchtete, das Diebsgeſindel in Carlsruhe, Wien ꝛc. mögte mich misverſtehn, und als einen Advocaten ihres Unfugs betrachten; und das würde mich unendlich gedemüthigt haben — und alſo verſchwieg ich meine Gründe.

Jetzt aber, da ich von Ihnen, werthgeſchätzter Herr! gütig aufgefordert werde, mich deutlicher über dieſen Gegenſtand zu erklären; da Sie mir mit Ihrer neuen Schrift: über den Verlagsraub ein angenehmes Geſchenk und mir's zugleich zur Pflicht machen, Ihnen die Gründe zu entwickeln, die mich bewegen, andrer Meinung, als Sie, zu ſeyn; jetzt will ich noch einmal alles in mein Gedächtniß zurückrufen, was ich damals hierüber gedacht habe und es Ihnen im Zuſammenhange vortragen.

Drey Haupt-Fragen habe ich mir zu beantworten vorgenommen:

Was für nachtheilige Folgen hat das Nachdrucken der Bücher; und für wen?

Iſt das Nachdrucken eine moraliſch unſchuldige Handlung, oder nicht?

Iſt es ein Verbrechen, das der Staat mit bürgerlicher Strafe belegen darf?

Zuerſt alſo von dem Nachtheile! Wer leidet durch die Operationen der Nachdrucker? Die Schriftſteller? Die Buchhändler? Die Leſewelt? Der Staat? Ich glaube, im Ganzen keine von dieſen Partheyen. Daß mancher Schriftſteller, der mit ſeinem Manuſcripte eine namhafte Summe zu gewinnen dachte, jetzt mit einem geringern Honorario vorlieb nehmen muß, weil der Verleger, aus Furcht vor dem Nachdrucke, nicht ſo viel Geld an die Unternehmung wagen darf; das iſt freylich ein Schaden für Jenen, ſo wie es ein Schaden für den Kaufmann iſt, der eine Waare auf Speculation aufkauft, wenn dieſe nachher unerwartet im Preiſe fällt, oder nicht geſucht wird; aber wer heißt Beyde darauf rechnen? Wer hat einen Preis auf Geiſtes-Producte geſetzt? Sehr übel iſt es, daß Schriftſtellerey in unſern Zeiten als ein Handwerk getrieben wird, wovon man leben will. Und grade weil man leider! mit einigem Talente oder ſavoir faire würklich von Schriftſtellerey leben kann; ſo wird ſo viel ſchlechtes Zeug geſchrieben; ſo laufen ſo viel Müſſiggänger in der Welt herum, die ſich allen bürgerlichen Geſchäften entziehen, und ohne Talent und Behuf dazu, für Geld Bücher machen; ſo feilt niemand mehr an ſeinen Werken, ſondern ſorgt nur dafür, daß er viel Bogen beklekſt und früh fertig werde, um bald das Geld einzuſtreichen; ſo modeln ſich ſelbſt gute Köpfe, nach dem verderbten

Gei